Menſchenhaß und Reue.

Schauſpiel in fünf Aufzügen

von

Auguſt von Kotzebue.

Ich verzeihe dir!

Berlin, 1790.

bey Chriſtian Friedrich Himburg.

Menſchenhaß und Reue.

Schauſpiel

in fünf Aufzügen.

Menſchenhaß und Reue.

Schauſpiel

in fünf Aufzügen.

Personen.

General Graf v. Wintersee.

Die Gräfin.

Major von der Horst, Bruder der Gräfin im französischen Diensten.

Lotte, Kammermädchen der Gräfin.

Ein Kind der Gräfin von 4 bis 5 Jahren.

Bittermann, Haushofmeister und Verwalter des Grafen.

Peter, sein Sohn.

Madam Müller oder Eulalia.

Ein Unbekannter.

Franz, sein alter Diener.

Zwey Kinder von 4 bis 5 Jahren.

Ein Greis.

Erſter Aufzug.

(Eine ländliche Gegend. Tief im Hintergrunde eine armſelige Hütte, zwiſchen einigen Bäumen verſteckt.)

Erſter Auftritt.

Peter (jagt einem Schmetterling nach, den er endlich mit dem Hute erhaſcht.)

Aha! — dich hab ich erwiſcht. Ey, der iſt gewaltig ſchön, roth und blau und gelb. (Er ſpießt ihn an eine Nadel und ſteckt ihn auf den Hut.) Sapperlot! ich bin doch ein geſcheiter Junge, wenn gleich mein Vater immer ſpricht: dummer Peter! Der Peter iſt aber gar nicht dumm. Da hat er ſeinen Hut aufgedonnert, daß jeder Bauerdirne das Herz im Leibe lachen wird. — Der Vater will immer ſo geſcheut ſeyn, will immer alles beſſer wiſſen; bald red' ich zu viel, bald zu wenig, und wenn

ich einmal mit mir selbst rede, so nennt er mich gar einen Narren: und ich rede doch am liebsten mit mir selbst, denn ich versteh' mich am besten; und ich selbst lache mich auch niemals aus, wie die andern wohl zu thun pflegen. Das Auslachen ist eine abscheulich ärgerliche Gewohnheit. Ja, wenn Madam Müller mich auslacht, das laß ich noch hingehn; die verzieht das Mäulchen dabey so süß und artig, daß man meint, sie lecke an einer Zuckerpuppe. — (im Begriff zu gehn und wieder umkehrend.) Ach pez Velten! da hätt' ich beynahe vergessen, warum ich kam. Nun ja, da wäre wieder auf meine Kosten gelacht worden. (er zieht einen Beutel heraus.) Das Geld soll ich dem alten Tobies bringen, und Madam Müller hat mir befohlen, nicht ein Wörtchen davon auszuplaudern. Nun, nun, da kann sie ganz ruhig seyn: aus meinem Munde kommt keine Silbe. — Schön ist Madam Müller, sehr schön! aber dumm, entsetzlich dumm! denn mein Papa sagt: wer sein Geld verthut, der handelt unvernünftig; aber wer es gar verschenkt, den muß man je eher je lieber ins Tollhaus bringen.

Zweyter Auftritt.

Der Unbekannte. Franz. Peter.

Unbek. (mit verſchränkten Armen und niederhangendem Kopfe. Als er Petern erblickt, bleibt er ſtehn und betrachtet ihn mißtrauiſch.)

Peter. (ſteht ihm gegenüber und ſperet das Maul auf. Endlich zieht er den Hut ab, macht eine linke Verbeugung und geht in die Hütte.)

Unbek. Wer iſt der Menſch?

Franz. Der Sohn des Verwalters.

Unbek. Auf dem Schloſſe?

Franz. Ja.

Unbek. (nach einer Pauſe) Du ſprachſt geſtern Abend —

Franz. Von dem armen Bauer?

Unbek. Ganz recht.

Franz. Sie antworteten mir nicht.

Unbek. Sprich weiter!

Franz. Er iſt arm.

Unbek. Woher weißt du das?

Franz. Er ſagt es.

Unbek. (bitter) O ſie ſagen und klagen viel.

Franz. Und betrügen viel.

Unbek. Richtig.

Franz. Dieſer nicht.

Unbek. Warum nicht?

Franz. Das fühlt ſich beſſer, als es ſich ſagt.

Unbek. Narr!

Franz. Ein gefühlvoller Narr iſt mehr werth, als ein eiskalter Klügler.

Unbek. Das iſt nicht wahr.

Franz. Wohlthaten erzeugen Dank.

Unbek. Das iſt nicht wahr.

Franz. Und beglücken mehr den Geber als den Empfänger.

Unbek. Das iſt wahr.

Franz. Sie ſind ein wohlthätiger Herr.

Unbek. Ich?

Franz. Ich bin hundertmal Zeuge davon geweſen.

Unbek. Ein wohlthätiger Menſch iſt ein Thor.

Franz. O gewiß nicht.

Unbek. Sie verdienens nicht.

Franz. Die meiſten freylich nicht.

Unbek. Sie heucheln.

Franz. Sie betrügen.

Unbek. Sie weinen ins Angeſicht.

Franz. Und lachen hinter dem Rücken.

Unbek. (bitter) Menſchenbrut!

Franz. Es giebt Ausnahmen.

Unbek. Wo?

Franz. Dieſer Bauer.

Unbek. Hat er dir ſein Unglück geklagt?

Franz. Ja.

Unbek. Ein wahrhaftig Unglücklicher klagt nicht. (nach einer Pauſe) Aber ſo erzähle!

Franz. Man nahm ihm ſeinen einzigen Sohn.

Unbek. Der Fürſt?

Franz. Ja. Zum Soldaten.

Unbek. Pfuy!

Franz. Der Alte darbt.

Unbek. Schändlich!

Franz. Iſt krank und verlaßen.

Unbek. Da kann ich nicht helfen.

Franz. Doch.

Unbek. Wodurch?

Franz. Durch Geld. Er kauft ſeinen Sohn los.

Unbek. Ich will den Alten ſelbſt ſehn.

Franz. Thun Sie das!

Uebek. Aber wenn er lügt — —

Franz. Er lügt nicht.

Unbek. O die Menschen sind gebohrne Lügner.

Franz. Leider.

Unbek. Dort in der Hütte?

Franz. Dort in der Hütte.

(Unbek. geht in die Hütte.)

Dritter Auftritt.

Franz (allein.)

Ein guter Herr — aber das Reden verlernt man fast bey ihm. Ein braver Herr — aber ich kann nicht klug aus ihm werden. Auf jedes Menschen-Antlitz schimpft er, und kein Armer geht hülflos von seiner Thüre. Schon drey Jahre bin ich bey ihm, und noch weiß ich nicht, wer er ist. Ein Menschenfeind, das ist klar; aber ich wette, seine Mutter hat ihn nicht dazu gebohren. Der Menschenhaß ist in seinem Kopfe, nicht in seinem Herzen.

Vierter Auftritt.

Franz. Der Unbekannte. Peter (aus der Hütte.)

Peter. Spazieren Sie nur voran!

Unbek. Narr!

Franz. So bald zurück?

Unbek. Was ſoll ich da?

Franz. Fanden Sie es nicht, wie ich ſagte?

Unbek. Dieſen Burſchen fand ich.

Franz. Was hat der mit ihrer Wohlthätigkeit zu ſchaffen?

Unbek. Er ſpielt mit dem Alten unter einer Decke. — Wie würden ſie lachen, wenn ſie mich einmal wieder zum Narren meines Herzens gemacht hätten!

Franz. Aber woher? —

Unbek. Der Burſche und der Alte, was thaten ſie zuſammen?

Franz. (kopfſchüttelnd und lächelnd) Nun wir werden es hören. (zu Peter) Junger Herr, was haben Sie dort in der Hütte gemacht?

Peter. Gemacht? — nichts.

Franz. Nun, umſonſt ſind Sie doch nicht da geweſen?

Peter. Umſonſt? warum nicht? Meiner Six! ich bin umſonſt da geweſen. Pfuy, wer wird ſich denn alles bezahlen laſſen? Wenn Madam Müller mir ein freundlich Geſicht macht, ſo lauf ich wohl umſonſt und um nichts bis an den Hals in den ſchlammigten Schloßgraben.

Franz. Also hat Madam Müller Sie geschickt?

Peter. Nun ja; man spricht nicht gerne davon.

Franz. Wie so?

Peter. Ja seh' er nur, Madam Müller sagte: Musje Peter, seyn Sie so gut und laßen Sie sich nichts merken. (mit vieler Behendigkeit.) Musje Peter — seyn Sie so gut — hä! hä! hä! Da wärs mir gerade, als ob mich eine rothbackigte Bauerdirne kneifte.

Franz. Es das ist ein anders. Dann müssen Sie auch fein verschwiegen seyn.

Peter. Das bin ich auch. Ich sagte dem alten Tobies, er sollte nicht etwa denken, daß Madam Müller ihm das Geld geschickt hätte; denn das würde ich in meinem Leben nicht ausplaudern.

Franz. Daran thaten Sie sehr wohl. — Brachten Sie ihm viel Geld?

Peter. Nun, ich hab' es nicht gezählt. Es war in einem grünen seidenen Beutelchen. Ich denke, es mochten wohl die Milchpfennige seyn, die sie sich seit vierzehn Tagen zusammen gespart hat.

Franz. Warum denn eben seit vierzehn Tagen?

Peter. Ey vor vierzehn Tagen muß ich ihm ja auch Geld bringen, und vor einer Woche auch. Es war gerade an einem Sonntage — nein, es war an einem Montage — aber ein Festtag muß es gewesen seyn, denn ich hatte meinen Sonntags-Rock an.

Franz. Und all' das Geld kam von Madam Müller?

Peter. J Herr Je, von wem denn sonst? Mein Papa ist nicht so ein Narr; der sagt, man muß das Seinige zu rathe halten, und besonders im Sommer muß man gar keine Almosen geben; denn da hat der liebe Gott Kräuter und Wurzeln genug wachsen lassen, von denen der Mensch satt werden kann.

Franz. Ey der liebe Papa!

Peter. Aber Madam Müller lacht den Papa aus. Als vor Weihnachten die Kinder der alten Liese die Blattern hatten — nein, es war nach Weihnachten. —

Franz. Nun, gleichviel!

Peter. Ja, da wollte Madam Müller mich auch hinunter schicken ins Dorf, zu der alten Liese nehmlich. Aber das schlug ich ihr rund ab; denn

es hatte damals geglattet, und die Kinder sahen so schmutzig aus.

Franz Und was that denn Madam Müller!

Peter Meiner Sir! Sie ging selber hin. Ha! ha! ha! und da hat sie sich mit den schmutzigen Kindern so viel abgegeben und geschwazt ha! ha! ha!

Franz. Eine sonderbare Frau.

Peter. Ja, sie ist manchmal gar zu wunderlich. Zuweilen weint sie den ganzen Tag, ohne zu wissen warum. Und wenn sie dann nur mich zufrieden ließe! aber wenn sie weint, so schmeckt mir kein Bissen; ich muß mit weinen, ich mag wollen oder nicht.

Franz. (zu dem Unbek.) Sind Sie nun beruhigt?

Unbek. Schaff mir den Schwätzer vom Halse!

Franz. Ich empfehle mich, Mussje Peter.

Peter. Wollen Sie schon fort?

Franz. Madam Müller wird auf Antwort warten.

Peter. Ach der Gever! Sie haben Recht (er zieht vor dem Unbek. den Hut) Gott befohlen, Herr!

Unbek. (nickt mit dem Kopfe).

Peter. (halb leise zu Franz) Der ist gewiß böse, daß er nichts von mir heraus kriegt?

Franz. Es ſcheint beynahe.

Peter. Ja, ich bin keine Plaudertaſche. (ab)

Fünfter Auftritt.

Der Unbekannte. Franz.

Franz. Nun, Herr?

Unbek. Was willſt du?

Franz. Sie hatten Unrecht.

Unbek. Hm!

Franz. Sie können noch zweifeln?

Unbek. Ich will nichts mehr hören. Dieſe Madam Müller: wer iſt ſie? warum ſind ich Sie immer auf meinem Wege? Wo ich hinkomme, da iſt ſie ſchon geweſen.

Franz. Sie ſollten ſich deſſen freuen.

Unbek. Freuen?

Franz. Daß es der guten wohlthätigen Seelen noch mehrere in der Welt giebt.

Unbek. O ja.

Franz. Sie ſollten ihre Bekanntſchaft ſuchen.

Unbek. (trotzig) Warum nicht lieber ſie heurathen?

Franz. Auch das, wenn Sie Lust dazu haben. Ich sah sie einigemal im Garten; sie ist eine schöne Frau.

Unbek. Desto schlimmer! Schönheit ist Larve.

Franz. Bey ihr scheint sie Spiegel der Seele. Ihre Wohlthaten —

Unbek. Ach, rede mir nicht von ihren Wohlthaten! Glänzen und schimmern wollen Sie alle; eine Frau in der Stadt durch ihren Witz, eine Frau auf dem Lande durch ihr Herz. Oder sie ist eine Betschwester, und dann ist es eitel Gleisnerey.

Franz. Gleichviel wie das Gute gestiftet wird.

Unbek. Nicht gleichviel.

Franz. Für den armen Alten wenigstens.

Unbek. Desto besser. So kann er meiner Hülfe entbehren.

Franz. Das fragt sich noch.

Unbek. Wie so?

Franz. Seinen dringendsten Bedürfnissen hat Madam Müller abgeholfen: ob Sie ihm aber so viel gab, oder geben konnte, um sich auch die Stufe seines Alters zurück zu erkaufen —

Unbek. Schweig! ich will ihm nichts geben. (hämisch) Du intreſſierſt dich ja recht warm für ihn? Willſt du vielleicht mit ihm theilen?

Franz. Pfuy! Das kam nicht aus ihrem Herzen.

Unbek. (ſich beſinnend, reicht ihm die Hand) Vergieb mir!

Franz. (küßt ſie) Armer Herr! wie muß Ihnen mitgeſpielt worden ſeyn, ehe es der Welt gelang, dieſen fürchterlichen Menſchenhaß, dieſe ſchauerlichen Zweifel an Tugend und Redlichkeit in ihr Herz zu pflanzen.

Unbek. Du haſt's errathen. Laß mich zufrieden. (Er wirft ſich auf eine Bank, zieht einen Theil von Zimmermanns Buche über die Einſamkeit aus der Taſche und lieſt)

Franz. (für ſich, ihn betrachtend) Nun wieder geleſen. So geht es den ganzen Tag. Für ihn hat die ſchöne Natur keine Freude und das Leben keinen Reiz. Ich hab ihn in drey Jahren nicht ein einziges mahl lachen ſehen. Was ſoll daraus werden? ein Selbſtmörder! — Wenn er ſich doch nur an irgend ein lebendes Weſen in der Welt ketkete, und wär' es auch nur ein Hund, ein Canarienvogel! Denn etwas muß der Menſch doch lie-

ben. Oder wenn er Blumen zöge, oder Schmetterlinge sammelte! — Nein, er thut nichts, als lesen. Und wenn er einmal den Mund öfnet, so sprudelt ein Fluch über das ganze Menschengeschlecht heraus.

Unbek. (lest) „Da veraißt man nichts. Da „blutet jede alte Wunde, da rostet kein Dolch. „Alles was einst die Nerven spannte und mit tiefen Spuren sich einprägte in die Imagination, „ist ein Gespenst, das dich mit unermüdeter Wuth „in deiner Einsamkeit verfolgt." (der Greis tritt hervor).

Franz. Ja, ja, der ehrliche Mann hat Recht. Aber eben deswegen fort! fort aus der Einsamkeit! fort in einen Wirbel von Zerstreuungen und Geschäften!

Unbek. (hört ihn nicht).

Sechster Auftritt.

Der Greis (aus der Hütte.) **Vorige.**

Greis. O wie wohl das thut, sich so nach sieben langen Wochen einmal wieder von Gottes Sonne beschienen zu lassen! Fast hätt' ich im Rausch der Freude dem Schöpfer zu danken vergessen.

geſſen. (Er faltet ſeine Mütze zwiſchen beyden Händen, blickt gen Himmel und betet).

Unbek. (läßt das Buch ſinken und wird aufmerkſam auf ihn).

Franz. (zu dem Unbek.) Dem Alten iſt wohl wenig Freude in der Welt beſcheert, und doch dankt er Gott auch für das wenige.

Unbek. Weil die Hofnung ihn noch immer an ihrem Gängelbande leitet.

Franz. Deſto beſſer! Hofnung iſt des Lebens Amme.

Unbek. Die größte Betrügerinn auf dem weiten Erdboden.

Greis. (hat indeſſen ſeine Mütze wieder aufgeſezt und nahert ſich).

Franz. Glück zu, Alter! Du biſt, wie ich ſehe, dem Tode entronnen.

Greis. Für dieſes mal, ja. Gott und die Hülfe teuer braven Frau haben mir auf ein paar Jahre das Leben gefriſtet.

Franz. Nun freylich, lange wirſt du nicht mehr mitlaufen. Du ſcheinſt mir ein alter Knabe.

Greis. Nahe an die siebzig. Habe auch wohl nicht viel Freude mehr zu hoffen. — Je nun, es giebt ja noch ein anderes Leben!

Franz. Du solltest mit dem Schicksal zürnen, das dich, so nahe dem Grabe, wieder in die Welt zurückwirft. Für den Unglücklichen ist der Tod kein Uebel.

Greis. Bin ich denn so unglücklich? Genieß ich nicht diesen schönen Morgen? Bin ich nicht wieder gesund? — Glaubt mir, Herr, ein Genesener, der zum erstenmale wieder in die freie Luft tritt, ist in diesem Augenblick das glücklichste Geschöpf unter der Sonne.

Franz. Ein Glück, an welches sich der Mensch nur allzuleicht gewöhnt.

Greis. Freylich wohl. Doch weniger im Alter. Da wird man haushälterisch mit der Gesundheit. Man kürzt den Wein nicht mehr hinunter, schlurft die lezten Tropfen. Und so ists auch mit der Freude. Ich habe freylich viel in der Welt gelitten und leide noch, aber ich würde darum doch nicht gerne sterben. Als mir vor vierzig Jahren mein Vater diese Hütte hinterließ; da war ich ein junger rascher Kerl, nahm ein gutes flinkes

Weib; Gott segnete meine Wirthschaft reichlich, und mein Ehebette mit fünf Kindern. Das dauerte so neun Jahr oder zehn. Ein paar von meinen Kindern starben; ich verschmerzte das. es kam die große Hungersnoth; mein Weib half sie mir ehrlich tragen. Aber vier Jahre darauf nahm Gott sie zu sich, und auch von meinen fünf Kindern blieb mir bald nachher nur ein einziger Sohn. Das war Schlag auf Schlag. Ich konnte mich lange nicht erhohlen. Zeit und Gottesfurcht thaten endlich das Ihrige. Ich gewann das Leben wieder lieb. Mein Sohn wuchs heran und half mir arbeiten. Nun hat mir der Fürst auch diesen einzigen Sohn weggenommen und ihm eine Muskete zu tragen gegeben. Das ist freylich hart. Arbeiten kann ich nicht mehr; ich bin alt und schwach. Wäre Madam Müller nicht gewesen, ich hätte verhungern müssen.

Franz. Und doch hat das Leben noch Reiz für dich?

Greis. Warum nicht? So lange noch etwas in der Welt ist, das an meinem Herzen hängt. Hab' ich denn nicht einen Sohn?

Franz. Wer weiß, ob deine Augen ihn je wiedersehen?

Greis. Er lebt aber doch.

Franz. Er kann auch wohl schon todt seyn.

Greis. Ach warum nicht gar! Und wenn auch; so lange ich dessen nicht gewiß bin, so lange lebt er in meinen Gedanken, und das erhält mir mein eigenes Leben. Ja, Herr, selbst wenn mein Sohn todt wäre, so würd' ich darum doch nicht gern sterben. Denn hier ist noch eine Hütte, in der ich gebohren und erzogen bin; hier ist noch eine alte Linde, die mit mir aufwuchs, und — fast schäm' ich mich, es zu bekennen: ich hab' auch noch einen alten treuen Hund, den ich liebe.

Franz. Einen Hund?

Greis. Ja, einen Hund. Lach' er, wie er will! Madam Müller, die Herzensgute Frau, war selbst einmal in meiner Hütte. Der alte Fidel knurrte, als sie kam. „Warum schafft er den garstigen großen Hund nicht ab? fragte sie mich; „er hat ja kaum Brodt für sich." Lieber Gott! gab ich ihr zur Antwort: wenn ich ihn abschaffe, wer wird mich dann lieben?

Franz. (zu dem Unbek.) Nehmen Sie mir's nicht übel, gnädiger Herr! ich wollte, Sie hätten zugehört.

Unbek. Das hab' ich.

Franz. Nun so wollte ich, Sie nähmen ein Beyspiel an diesem Alten.

Unbek. (nach einer Pause, giebt ihm das Buch) Da, lege das auf meinen Schreibtisch. (Fr. ab).

Unbek. Wie viel gab dir Madam Müller?

Greis. Ach! die gute, englische Seele hat mir so viel gegeben, daß ich dem kommenden Winter ruhig entgegensehen darf.

Unbek. Nicht mehr?

Greis. Wozu denn mehr? — Freylich: um meinen Haus loszulaufen, könnt' ich's wohl brauchen; — aber sie mag wohl selbst nicht mehr entbehren können.

Unbek. (drückt ihm einen vollen Beutel in die Hand). Da! Kaufe deinen Haus los! (Er entfernt sich schnell).

Greis. Was war das? (Er ofnet den Beutel und findet ihn voller Goldstücke.) Ach Gott! (Er zieht die Mütze ab, kniet nieder und dankt im Stillen).

Siebenter Auftritt.

Franz. Der Greis.

Greis. (ihm entgegen) Nun, sieht er wohl, Herr? Vertrauen auf Gott läßt nicht zu Schanden werden. (ihm den Beutel vorhaltend). Hier ist Gottes reicher Seegen.

Franz. Glück zu! aber wer gab dirs?

Greis. Ein braver Herr, dem der Himmel dafür lohnen wolle.

Franz. Amen! — Der sonderbare Mann! Also deßwegen mußt' ich das Buch hineintragen? Er wollte keinen Zeugen seiner Wohlthätigkeit.

Greis. Auch wollt' er nicht einmal meinen Dank mit sich nehmen. Er war fort, eh' ich noch reden konnte.

Franz. Das sieht ihm ähnlich.

Greis. Nun, Herr, nun will ich gehn, so schnell mich die alten Füße tragen wollen. Ach! ein süßer Gang! — ich gebe meinen Hans loszukaufen. Wie wird der gute Junge sich freuen! — Er hat auch ein Mädchen unten im Dorfe, eine brave Dirne. — Welche Freude! welche Freude! —

Gott, wie gütig bist du! Jahrelange Leiden vermögen die Rückerinnerung an ehemalige Freuden nicht auszulöschen, aber ein einziger froher Augenblick tilgt Jahrelange Leiden aus unserm Gedächtniß. — Ich gehe; beschreib' er seinem Herrn meine Freude; das wird ihm lieber seyn, als mein Dank. — (im Gehen) Ach! warum kann ich nicht laufen? warum nicht fliegen? — (er steht plötzlich stille). Halt! das war unrecht. Mein alter Gesellschafter muß mit mir gehen. Er hat mit mir gehungert und gewinselt; er soll sich auch mit mir freuen. Er und mein Sohn sind alte gute Freunde. O wie wird der gute Fidel vor uns herspringen! (er geht in die Hütte).

Franz. (ihm nachsehend) Warum bin ich nicht reich? oder ein Fürst? Augenblicke, wie diese, sind es, in welchen ich Fürsten Reichthum beneide.

(er geht ab).

Achter Auftritt.

(Ein Zimmer im Schloß.)

Eulalia (tritt auf, mit einem Briefe in der Hand.)

Das ist mir nicht lieb. Ich hatte mich so gewöhnt an die stille Einsamkeit. Ruhe wohnt freylich nicht immer in der Brust des Einsamen, denn ach! du nimmst dein Gewissen mit in Klöster und Wüsteneyen! Aber ich konnte doch weinen, wenn mir der Kummer das Herz nagte, und niemand sah mein rothgeweintes Auge, und niemand fragte: warum haben Sie geweint? Ich konnte durch Thal und Flur umherschweifen und niemand sah, daß mein Gewissen mich jagte. — Nun werden Sie mir auf den Hals kommen, werden mich in Ihre Gesellschaften ziehen; da werd' ich reden und lachen sollen, an schönen Tagen mit ihnen spatzieren gehn, und bey Regenwetter wohl gar Karte spielen. — Nimmt man einmal ein Buch in die Hand, so heißt's gleich: was lesen Sie da? erzählen Sie doch! was steht in dem Buche? oder: werfen Sie das einfältige Buch auf die Seite! wer wird im-

mer leſen? — Ach! ich wollte, ſie wären in der Stadt geblieben, auf ihren Bällen und Clubbs, auf ihren Aſſembleen und Promenaden, und hätten ſich da begafft und verläumdet, und betrogen und verführt. — Und heute ſchon! — (in den Brief ſehend) ach! das iſt mir gar nicht lieb! und ich kann nicht recht klug aus dem Briefe werden, ob die Reiſe aufs Land nur ſo eine Grille war, Laune eines Augenblicks, oder Plan auf längere Dauer. Faſt befürcht' ich das letztere: und dann — gute Nacht, Einſamkeit, die du ſo oft mit deinem magiſchen Stabe Ruhe in dieſes Herz zurückbrachteſt! Gute Nacht, Lectüre! Schales Plaudern wird dich verdrängen. Hier, wo die Morgenſonne ſich nur in meiner Thräne ſpiegelte, hier wird Jagdgetöſe und Hundegeheul ſie begrüßen. — Ach! alles wollt ich gern ertragen; aber wenn nun die edle Gräfin mir Beweiſe ihrer Zuneigung, wohl gar ihrer Hochachtung giebt, und ich alle Augenblicke fühlen muß, daß ich das nicht verdiene — o wie wird dann mein Gewiſſen mich peinigen! — Oder — ich bebe vor dem Gedanken! — wenn dieſes Schloß nun ein Tummelplatz von Geſellſchaften würde, unter welche das Ohngefähr wohl gar einige mei-

ner ehemaligen Bekannten mischte! — ach! wie elend ist man, wenn auch nur zwey Augen in der Welt sind, deren Blick man scheuen muß.

Neunter Auftritt.

Peter. Lalalia.

Peter. Nun, da bin ich.

Lalal. Schon zurück?

Peter. Gelt, ich bin flink? und ich habe unterweges noch obendrein einen Schmetterling gehascht, und auch wohl ein Viertelstündchen verplaudert.

Lalal. Plaudern laß ich gelten; nur nicht ausplaudern.

Peter. Ey bewahre der Himmel! Nein, ich sagte dem alten Tobies, das würde er in seinem Leben nicht erfahren, daß das Geld von Ihnen käme.

Lalal. Allerliebst!

Peter. Und den Music Franz, hi! hi! hi! den ließ ich auch mit einer langen Nase abziehn.

Lalal. Sie fanden den alten Tobies völlig wieder hergestellt?

Peter. J freylich; er will heute zum erstenmale wieder heraus, in die frische Luft.

Eulal. Gott sey Dank! — (für sich.) Bin ich nicht ein Kind? ich freue mich, wie ein Mensch, der hunderttausende schuldig ist, und dem es endlich gelang — Einen Thaler abzubezahlen.

Peter. Er saate, das alles hätt' er Ihnen zu danken; er wollte noch vor dem Essen selbst heraufkriechen und Ihre Kniee umfassen.

Eulal. Lieber Musje Peter, wollen Sie mir einen Gefallen thun?

Peter. J Herr Je! hundert für einen. Wenn Sie mir nur auch erlauben wollen, Sie recht lange anzusehen.

Eulal. Herzlich gern. Geben Sie Achtung, wenn der alte Tobies kommt, und lassen Sie ihn nicht herauf. Saaen sie ihm, ich hätte keine Zeit, ich wäre krank, ich schliefe, oder was Sie sonst wollen.

Peter. Gut, gut. Und wenn er nicht geht, so will ich die Hofhunde auf ihn hetzen.

Eulal. Ey bewahre Gott! Sie müssen ihm kein Leid zufügen, hören Sie? den alten Mann ja nicht kränken.

Peter. Wohl! wohl! alles wie Sie befehlen. Sonst ist der Sultan ein tüchtiger Hund, und der Caro hat wohl eher manchen Bauerlümmel in die Waden gebissen.

Zehnter Auftritt.

Bittermann. Die Vorigen.

Bitterm. Guten Morgen, guten Morgen, meine liebe scharmante Madam Müller; ich freue mich recht herzlich, Sie wohl zu sehen. Hochdieselben haben mich rufen lassen. Vermuthlich etwas Neues aus der Residenz? — Ja, ja, es gehn wichtige Dinge vor; ich habe auch Briefe. —

Lulal. (lachend) Freylich, lieber Herr Bittermann; Sie correspondiren ja mit der ganzen Welt.

Bitterm. (wichtig) Wenigstens habe ich in den Hauptstädten von Europa meine sichern Correspondenten.

Lulal. Und doch zweifle ich, ob Sie wissen, was heute hier im Hause vorgehen wird?

Bitterm. Hier im Hause? Nichts von Bedeutung. Wir wollten heute ein Paar Tonnen Gerste aussäen; aber die Witterung ist mir zu trocken.

Ich hatte gestern Briefe aus Siebenbürgen; auch da mangelt der liebe Regen. Die allgemeine Klage durch ganz Europa! Doch ein Plaisirchen können Sie sich heute machen, wir haben Schafschur.

Peter. Und die Eier der großen Glucke müssen heut auskommen. Und der wilde braune Hengst —

Bitterm. Schweig, Tölpel!

Peter. Nun da haben wir's! ich darf das Maul nicht aufthun. (er setzt seinen Hut auf und geht maulend ab).

Lulal. Unser Graf wird heute hier seyn.

Bitterm. Wie? Was?

Lulal Nebst seiner Gemahlin und seinem Schwager, dem Major von der Horst.

Bitterm. Spas apart?

Lulal. Sie wissen, lieber Herr Bittermann; ich bin eben nicht sehr spashaft.

Bitterm. Peter! — Du lieber Gott! Seine Hochgebohrne Excellenz, der Herr Graf, in eigener hoher Person — Peter! — und die gnädige Frau Gräfin — und seine Hochwohlgebohrnen Gnaden, der Herr Major — und hier ist nichts in der gehörigen Ordnung — Peter! Peter!

Peter. Nu, was giebt's schon wieder?

Bitterm. Ruf doch geschwind die Leute zusammen; schick nach dem Förster; er soll ein Reh in die herrschaftliche Küche liefern — und Liese soll die Zimmer fegen und den Staub von den Spiegeln wischen, damit die gnädige Frau Gräfin sich darin besehen kann — und der Koch soll in der Eil ein paar Kapaunen schlachten — und Hans soll einen Hecht aus dem Teiche hohlen — und Friedrich soll meine Sonntagsperücke frisiren. (Peter ab).

Eulal. Vor allen Dingen lassen Sie die Betten lüften und die Sophas aufklopfen. Sie wissen, der Herr Graf hat es gern ein wenig bequem.

Bitterm. Freylich freylich, meine liebe scharmante Madam Müller, das muß sogleich geschehen. Verzweifelt! da hab' ich im grünen Zimmer Erdäpfel aufgeschuttet; die können nicht so eilig transportirt werden.

Eulal. Ist ja auch nicht nöthig.

Bitterm. Lieber Gott! wo soll denn der Herr Major von der Horst logiren?

Eulal. Geben Sie ihm das kleine rothe Zimmer an der Treppe; das ist ein niedliches Zimmer und hat eine herrliche Aussicht.

Bitterm. Recht gut, liebe Herzens-Madam Müller; aber da hat sonst immer der Haus-Secretair des Herrn Grafen gewohnt. Zwar, den brauchen Seine Excellenz eben nicht nothwendig; er hat alle Jahr kaum ein paar Briefe zu schreiben. Mann könnte ihm — halt! es kommt mir da ein vortreflicher Einfall. Sie kennen das kleine Häuschen am Ende des Parks? Da wollen wir den Herrn Secretair hinstopfen.

Eulal. Sie vergessen, lieber Herr Bittermann, da wohnt der Fremde.

Bitterm. Ach, was geht uns der Fremde an? Wer hat ihn heißen hineinziehen? er muß heraus.

Eulal. Das wäre unbillig. Sie selbst haben die Wohnung ihm eingeräumet, und ich denke, er bezahlt sie Ihnen gut.

Bitterm. Er bezahlt wohl, und so ein Accidens für einen armen Verwalter ist freylich nicht zu verachten; aber —

Eulal. Nun, aber?

Bitterm. Aber man weiß doch nicht, wer er ist; kein Teufel kann klug aus ihm werden. Ich habe den Henker von seinem Gelde, wenn er mich für jeden Groschen quälen will.

Eulal. Er quält Sie? wodurch?

Bitterm. Zerbrech' ich mir denn nicht schon seit ganzen Monaten vergebens den Kopf, um hinter das Geheimniß zu kommen? Zwar hatt' ich vor kurzem einen Brief aus Spanien, in welchem man mir meldet, daß sich in hiesigen Gegenden ein Spion aufhalte; und der Beschreibung nach —

Eulal. (lachend) Leicht möglich! Der König von Spanien hat von Ihrer vortreflichen Schafzucht gehört, und da seine eigenen Schafe nicht viel taugen, so will er Ihnen die Kunstgriffe ablauren lassen. Nein, lieber Herr Bittermann, lassen Sie den fremden, geheimnißvollen Mann zufrieden. Er ist mir zwar noch nie in den Wurf gekommen, und ich bin auch eben nicht neugierig, ihn zu sehen; aber alles, was ich von ihm höre, charakterisirt ihn als einen Menschen, den man allenthalben wohl dulden mag. — Er lebt still und friedlich.

Bitterm. Das thut er.

Eulal. Er erzeigt manche Wohlthat im Verborgenen.

Bitterm. Das thut er.

Eulal. Er beleidigt kein Kind.

Bitterm.

Bitterm. Nein, das thut er nicht.

Eulal. Er fällt niemanden zur Last.

Bitterm. Nein, das auch nicht.

Eulal. Nun, was wollen Sie mehr?

Bitterm. Ich will wissen, wer er ist. — Und wenn er einem nur Rede stünde, daß man ihn bey Gelegenheit fein aushohlen könnte! Aber wenn er mir auch einmal im dunklen Lindengange, oder unten am Bache aufstößt — das sind so seine beyden Lieblingsspaziergänge — so heißt es: guten Tag und guten Weg, und damit holla! — Ich habe ein paarmal angefangen: es ist heute schönes Wetter. — Ja. — Die Bäume fangen schon an auszuschlagen. — Ja. — Der Herr machen sich, wie ich sehe, eine kleine Bewegung. — Ja. — Nun so geh du und der Teufel! Und wie der Herr, so der Diener; gerade so ein Star. Ich weiß nicht eine Sylbe von ihm, als daß er Franz heißt.

Eulal. Sie ereifern sich, lieber Herr Bittermann, und vergessen ganz darüber die Ankunft unsers Grafen.

Bitterm. Ach der Teufel! Gott verzeih mir die Sünde! Da sehn Sie nun, liebe Madam Mül-

ler, was für Unglück daraus entsteht, wenn man die Leute nicht kennt.

Lukas. (noch der Uhr sehend) Schon neun Uhr! Wenn der Herr Graf sich ein Stündchen von seinem Schlafe abgebrochen hat, so kann die Herrschaft bald hier seyn. Ich gehe das Meinige zu thun; thun Sie das Ihrige.

(ab.)

Eilfter Auftritt.

Bittermann (allein)

Ja ja, ich will das Meinige schon thun. Die ist mir auch so eine; man weiß ja auch nicht, wer sie ist. Madam Müller! Ja lieber Gott! Madam Müller. Es giebt der Madam Müllers viele in der Welt. — Das weiß ich wohl, daß die gnädige Frau Gräfin mir vor drei Jahren die Madam Müller so unvermuthet ins Haus gesetzt hat, wie einen Dintenkleks auf einen Bogen Papier; aber woher? warum? weswegen? ja, da haperts. — „Sie soll die innere Wirthschaft führen", sagte die Frau Gräfin. Je du lieber Gott! hab' ich denn

nicht etwa der innern und äußern Wirthschaft zwanzig Jahre lang mit Ruhm vorgestanden? — Freylich, ich werde alt, und das muß ich ihr nachsagen, sie giebt sich viele Mühe. Aber hat sie nicht alles von mir gelernt? Wie sie herkam — Gott verzeih mir meine Sünde! — Sie wußte ja nicht einmal, daß man aus Flachs Leinewand webt.

Ende des ersten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Der Major von der Horst (hereingeführt von Bittermann und Peter, welcher während dieser ganzen Scene das Echo und der Affe seines Vaters ist.)

Bittermann.

Ich habe die Ehre, Ew. Hochfreyherrlichen Gnaden in meiner geringen Person den Herrn Haushofmeister Bittermann vorzustellen, welcher die Stunde selig preist, da ihm das Glück zu Theil worden, den Hochfreyherrlichen Herrn Schwager Seiner Hochgräflichen Excellenz von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen.

Peter. Kennen zu lernen.

Der Major. O, schon mehr als zu viel, lieber Herr Bittermann! Ich bin Soldat, wie Sie

sehen; ich mache wenig Umstände, und begehre dergleichen auch nicht von andern.

Bitterm. Bitte, bitte, Herr Major; wenn man gleich auf dem Lande lebt, so kennt man doch seine tiefe Schuldigkeit gegen hohe Personen.

Peter. Man kennt seine Schuldigkeit.

Der Major. Nun, nun, wir werden schon noch bekannter werden. Sie sollen wissen, Herr Bittermann, daß ich wenigstens ein paar Monate lang die Einkünfte von Wintersee werde verzehren helfen.

Bitterm. Warum nicht Jahre lang, Ew. Hochfreyherrlichen Gnaden? Dem alten Bittermann ist's eben recht. Der hat, ohne Ruhm zu melden, zusammen gescharrt und gespart, daß Se. Hochgräfliche Excellenz darüber erstaunen werden.

Der Major. Desto besser! Ein Sparer will einen Verthner, und da finden Sie an meinem Schwager Ihren Mann. Sie wissen doch, daß er den Dienst quitiret hat, und in Zukunft sein Leben in Fried' und Ruhe hier auf Wintersee zu beschliessen gedenkt?

Bitterm. Was Sie mir sagen! Nein, nicht eine Sylbe ist mir zu Ohren gekommen.

Peter. Mir auch nicht.

Der Major. Sie haben unsern alten Fürsten gekannt? Der war kein Liebhaber von Soldaten, hielt deren nur gerade so viel, als nöthig war, um die Wache vor seinem Schlosse und an den Thoren zu besetzen. Daran that er auch, nach meiner Meinung, sehr wohl: denn sein Land vermag für Ernst zu wenig, und ein paar tausend Mann sind für Spas zu viel. Andere Zeiten, andere Sitten. Der Alte starb, und der junge Fürst vertauschte seine hölzernen Puppen mit lebendigen. Da ging es nun an ein Exerciren und Marschiren den lieben langen Tag. Früh um vier Uhr saß der Fürst schon zu Pferde. Das stand meinem Schwager, dem Herrn General, nicht an. Er hatte sich immer im Lehnsessel die Rapports bringen lassen, war höchstens in jeder Woche einmal auf der Parade erschienen, und nun sollt' er dem Kinderspiel seine Bequemlichkeit aufopfern: — flugs nahm er seinen Abschied.

Bitterm. Ey! ey!

Peter Ey! ey!

Bitterm. Wunderlich, aber vortreflich: besonders in Rücksicht auf meine Wenigkeit. Nun wird der alte Bittermann erst recht zu leben anfangen.

Peter. Und der junge Peter auch.

Bitterm. Der Herr Graf erhalten poſttäglich, wie ich mich noch ganz wohl erinnere, den Hamburgiſchen unpartheyiſchen Correſpondenten und den luſtigen Erlanaer. Nichts neues, Herr Maier, aus der politiſchen Welt?

Der Major. Nichts, als daß der Krieg zwiſchen den benachbarten Mächten wahrſcheinlich bald ausbrechen wird.

Bitterm. (sehr wichtig) O, das wiſſen wir ſchon ſeit zwey Monaten.

Peter. Ja, das wiſſen wir ſchon.

Der Major. (lächelnd) Nicht möglich, Herr Bittermann! Vor zwei Monaten wußten die kriegführenden Mächte ſelbſt noch nichts davon.

Bitterm. Ha! ha! ha! das iſt eben der Spas von der Sache. Man hat Freunde im Miniſterium — man hat Correſpondenten — man erhält Briefe von allen Seiten.

Der Major. (welchem die Unterhaltung dergleichen Langeweile machte, für ſich) Ich merke wohl, es wäre beſſer geweſen, ein paar Stunden auf der Straße die Langeweile zu ertragen. Da hat man doch Bäume um ſich, und den blauen Himmel über ſich.

Bitterm. Bedaure nur, daß nicht im Stande bin, dem gnädigen Herrn die Zeit zu paſſiren.

Peter. Bedaure recht ſehr.

Bitterm. Weiß gar nicht, wo Madam Müller ſtecken mag. Das iſt eine Frau, die Rundwerk hat.

Der Major. Madam Müller? Wer iſt dieſe Madam Müller?

Bitterm. Ja, lieber Gott! wer ſie iſt, das weiß ich ſo eigentlich nicht zu ſagen.

Peter. Ich auch nicht.

Bitterm. Keiner meiner Correſpondenten hat mir darüber Nachricht geben können. Sie iſt hier quaſi Haushälterin. — Mir deucht, ich höre ihre Silberſtimme auf der Treppe. Ich werde ſogleich die Ehre haben, Sie herauf zu ſchicken.

Der Major. Bemühen ſie ſich nicht.

Bitterm. Was bemühen! Ich bin Ew. Gnaden allezeit bereitwilliger Diener. (mit vielen Verbeugungen ab.)

Peter. (murmelt auch ſein Bereitwilliger Diener zwiſchen den Zähnen, macht viele Kratzfüße und geht.)

Der Major. Nun werden ſie mir gar ein altes Weib auf den Hals ſchicken. — Die wird mich zu Boden ſchwatzen! — O köſtliche Geduld!

Zweyter Auftritt.

Eulalia. Der Major.

Eulal. (tritt mit einer ſehr anſtändigen Verbeugung in das Zimmer.)

Der Major. (erwidert ſie ein wenig verwirrt, für ſich) Nein, alt iſt ſie nicht. (er wirft noch einen Blick auf ſie.) Beym Henker, nein! und häßlich auch nicht.

Eulal. Ich freue mich, gnädiger Herr, in Ihnen den Bruder meiner Wohlthäterin kennen zu lernen.

Der Major. Madam — jeder Titel iſt koſtbar, wenn er Anſpruch auf ihre Bekanntſchaft giebt.

Eulal. (ohne das Kompliment weder durch Blick noch durch Stellung zu erwidern) Die ſchöne Jahreszeit hat den Herrn Grafen vermuthlich aus der Stadt gelockt?

Der Major. Das wohl eben nicht. Sie kennen ihn. Ihm gilt es gleichviel, ob wir Regen oder Sonnenſchein, Frühling oder Winter haben, wenn nur in ſeinem eignen Hauſe ein ewiger Sommer herrſcht. Das heißt nehmlich: eine freundliche Frau, eine gut beſetzte Tafel und ein paar lachende Freunde.

Eulal. Der Graf iſt ein liebenswürdiger Epikuräer; immer gleichlaunigt, immer genießend jede

Minute seines Lebens — tropfenweise, wie das erste Glas Rheinwein, welches der Arzt einem Kranken erlaubt. Aber gestehn Sie, Herr Major, der Graf ist ein Schooskind des Glücks. Nicht um Geburt und Reichthum, nein, um der gesunden Mischung seiner Säfte willen. Ein gesunder Körper ist gerne gepaart mit einer heitern Seele. Kranke Nerven, trägefließendes Blut, würden den Grafen elend machen, selbst in den Armen Ihrer liebenswürdigen Schwester.

Der Major. (der immer sichtbarer betroffen wird, so wie Eulaliens Verstand sich mehr und mehr ihm entwickelt) Sehr wahr, Madam! — und mein guter bequemer Schwager scheint sein Glück zu fühlen und festhalten zu wollen. Er hat den Dienst verlassen, um ganz sich selbst zu leben.

Eulal. Wirklich? Das macht seinem Kopfe Ehre.

Der Major. Wenn nur die Einsamkeit ihm nicht am Ende lästig wird.

Eulal. Ich denke, Herr Major, für den, der ein unbefangenes Herz in die Einsamkeit mitbringt, erhöht sie jede Freude des Lebens.

Der Major. Zum ersten Male hör' ich das Lob der Einsamkeit aus einem schönen Munde.

Eulal. Sie ſagen mir da eine Schmeicheley auf Koſten meines Geſchlechts.

Der Major. Iſt die Einſamkeit ſchon lange im Beſitz einer ſo liebenswürdigen Vertheidigerin?

Eulal. Ich wohne hier ſeit drey Jahren.

Der Major. Und nie ein leiſer Wunſch nach Stadt und Menſchengewühl?

Eulal. Nie, Herr Major.

Der Major. Das zeugt entweder von einer ſehr rohen oder von einer ſehr ausgebildeten Seele. Ihr erſter Blick läßt keinen Zweifel übrig, zu welcher Claſſe man ſie rechnen darf.

Eulal. (mit einem Seufzer) Es giebt vielleicht noch einen dritten Fall.

Der Major. Wirklich, Madam — ohne ihrem Geſchlechte zu nahe treten zu wollen — Die Weiber ſchienen mir immer weniger für die Einſamkeit geſchaffen, als die Männer. Wir haben tauſenderley Beſchäftigungen, tauſenderley Zerſtreuungen, welche Ihnen mangeln.

Eulal. Darf ich fragen: welche?

Der Major. Wir reiten, wir jagen, wir ſpielen, wir leſen, wir ſchreiben Briefe, wir ſchriftſtellern wohl gar ein wenig —

Eulal. Die edle Jagd und das noch edlere Spiel räum' ich Ihnen willig ein; aber ich fürchte, dabey haben Sie wenig gewonnen.

Der Major. In der That, Madam, ich wünschte einen Tag lang Zeuge ihrer Beschäftigungen zu seyn.

Eulal. O, Sie können nicht glauben, Herr Major, wie schnell die Zeit vorbeyeilt, wenn eine gewisse Einförmigkeit in unserer Lebensart herrscht. Ein Tag, wie der andere; die heutige Morgenstunde, wie die gestrige; o, da fragt man sich so oft: haben wir heute schon Sonnabend? ist der Montag schon zu Ende? — Wenn ich an einem heitern Morgen mir den Caffee auf den grünen Hofplatz hinaustragen lasse, dann ist mir das süße Bild der auflebenden Geschäftigkeit und Thätigkeit um mich her immer neu. Die Schwalben schwirren, die Enten und Gänse schnattern, das Vieh wird ausgetrieben, der Bauer zieht hinaus aufs Feld, und wünscht mir im Vorbeygehen einen freundlichen, guten Morgen, alles lebt und webt und ist froh. Wenn ich nun ein paar Stunden lang Zeuge dieses erquickenden Schauspiels gewesen bin, dann geh' ich an meine Geschäfte, und eins,

zwey, drey, iſt der Mittag da. Gegen Abend fang ich an herum zu ſchwärmen, aus dem Garten in den Park, aus dem Park auf die Wieſen. Ich füttere mein Feder-Vieh, ich begieße meine Blumen, ich pflücke Erdbeeren, ſchüttle Kirſchen von den Bäumen, oder ich ſehe den Bauerknaben zu, wie ſie ſpielen.

Der Major. Alles das ſind Freuden des Sommers. Aber der Winter! der Winter!

Lulal. O, wer wird ſich nun gerade den Winter immer denken, als einen Greis, in Pelz gehüllt, mit dem Muff in der Hand? Der Winter hat ſeine eigenen Freuden. Wenn draußen Schnee und Hagel an die Fenſter ſtürmt, ſo thut einem ſchon der Gedanke ſo wohl: ich ſitze hier am warmen Ofen. Und dann iſt's Zeit, den Bücherſchrank zu öfnen, durch Leſen die Seele zu erheitern, bis die Frühlings-Sonne wieder wärmer ſcheint. Oder ich laſſe mir mein Clavier ſtimmen, ſo gut unſer Schulmeiſter das verſteht, und ſpiele mir ſelbſt eine Sonate von Mozart, oder ſinge mir eine Arie von Paiſiello.

Der Major. Selig, wer den Faden ſeiner Beſchäftigungen ſo ganz aus ſich ſelbſt zuſpinnen vermag!

Eulal. Und, lieber Gott! wie unersättlich frißt das Stadtleben die kostbare Zeit! Da muß ich heute Visiten geben, morgen lästige Besuche empfangen, heute mir eine Haube stekken, morgen mir ein Kleid garniren. Hier fragt Niemand darnach; für die Frau Pastorin ist meine Haube noch immer nach dem neuesten Geschmack.

Der Major. Aber man will doch zuweilen ein Menschen-Antlitz sehen.

Eulal. Fehlt es mir etwa daran? O Herr Major, ich sehe Menschengesichter, die gesunder und froher um sich blicken, als Ihre städtischen Gerippe. Und dann hab' ich, außer dem Herrn Bittermann und seinem Peter, noch so eine ganz eigene Gesellschaft, die mich zuweilen herzlich belustiget, nemlich die Bauerweiber aus dem Dorfe. Die kommen im Winter mit ihren Spinnrädern; da setz' ich mich mitten unter sie, und da erzählen sie mir und belehren mich, über Flachs und Hanf, über Milch und Butter, und was dergleichen mehr ist. Die guten Seelen haben mich alle lieb, weil ich sie immer um Rath frage, und weil sie sich dabey so wichtig fühlen.

Der Major. Gewiß, Madame, wenn jemand auf der Welt verſteht, aus jeder Blume Honig zu ſaugen, ſo ſind Sie es.

Eulal. (ſeufzt einen unwillkührlichen Seufzer aus).

Dritter Auftritt.

Peter. Die Vorigen. bald nachher der Greis.

Peter. Ja, ich kann ihn nicht halten; er iſt ſchon auf der Treppe.

Eulal. Wer?

Peter. Der alte Tobies. Hätten Sie mir erlaubt, den Sultan auf ihn zu hetzen; meiner Six! er wäre nicht über die Schwelle gekommen. (ab).

Greis. (ſich hereindrangend) Ich muß — guter Gott! ich muß! —

Eulal. (ſehr verlegen) Ich habe jezt keine Zeit, Alter. Ihr ſeht, ich bin nicht allein.

Greis. Ach! der gnädige Herr wird mir verzeihen.

Der Major. Was wollt Ihr?

Greis. Danken will ich! Empfangene Wohlthaten ſind ja auch eine Bürde, wenn man nicht danken darf.

Eulal. Morgen, lieber Alter, Morgen.

Der Major. Keine falsche Bescheidenheit, Madam! Erlauben Sie ihm, daß er seinem Herzen Luft mache, und gestatten sie mir, Zeuge eines Auftritts zu bleiben, welcher redender als ihr Gespräch mich belehrt, wie edel Sie Ihre Zeit zubringen. — Rede, Alter, rede!

Greis. O, daß jedes meiner Worte Seegen auf Sie herunter beten könnte! — Verlassen lag ich in meiner Hütte, Fieberfrost klapperte mir in den Zähnen. Der Wind sauste durch die Spalten meiner zerfallenen Wohnung, und der Regen schlug durch die zerbrochenen Fenster. Da hatt' ich keine Decke, meine Füße drein zu wickeln; nur mein alter treuer Hund wärmte mich und wedelte mir Trost zu. Aber nicht einmal ein Bissen Brodt war mir übrig geblieben für den treuen Gefährten meiner alten Tage. Ach! da erschienen Sie mir in der Gestalt eines Engels, reichten mir Arzeneyen, und Ihre tröstende liebliche Stimme wirkte kräftiger, als Ihre Arzeneyen, kräftiger als die Hühnerbrühen, die Sie mir täglich schickten, und der Wein, womit Sie mich labten. Ich bin genesen; ich habe heute zum ersten Male, im Angesicht

ſicht der Sonne, Gott meinen Dank dargebracht, und nun komme ich zu Ihnen, edle Frau. Laſſen Sie mich meine Thränen auf Ihre wohlthätige Hand weinen! Laſſen Sie mich Ihre Kniee umfaſſen! (er will niederfallen, Eulal a verhindert es) Um Ihrent-willen hat Gott mein Alter geſegnet. Der fremde Herr, der dort in meiner Nachbarſchaft wohnt, hat mir heute einen Beutel mit Gold geſchenkt, um meinen Hans loszukaufen. Ich bin auf dem Wege nach der Stadt; ich kaufe meinen Hans los; dann giebt er mir eine brave Schwiegertoch-ter; dann ſchaukele ich vielleicht noch Enkel auf meinen Knieen — und Sie, wenn Sie dann vor meiner glücklichen Hütte vorübergehen — o wie wohl muß Ihnen zu Muthe werden, wenn Sie ſich ſagen: das iſt mein Werk!

Eulal. (bittend) Genug, Alter, genug!

Greis. Ja wohl genug! denn ich kann's doch nicht ſo von mir geben, wie es hier in meinem Herzen geſchrieben ſteht. Gott weiß das beſſer. Gott und Ihr Herz mögen es Ihnen vergelten!

(ab).

Vierter Auftritt.

Eulalia. Der Major.

Eulal. (ſchlägt die Augen nieder und kämpft mit der Verwirrung einer ſchönen Seele, welche man auf einer guten That ertappt hat).

Der Major. (ſteht ihr gegenüber und wirft von Zeit zu Zeit Blicke auf Sie, in welchen ſein Herz ſchwimmt).

Eulal. (bemüht ſich ein anderes Geſpräch anzuknüpfen). Mir deucht, der Herr Graf könnte nun bald hier ſeyn.

Der Major. Nicht doch, Madam. Er mag immer langſam fahren; die Wege ſind holpericht. Sein Außenbleiben hat mir eine Unterhaltung verſchaft, die ich nie vergeſſen werde.

Eulal. (lächelnd) Ey, Herr Major, Sie machen eine Satore auf die Menſchen.

Der Major. Wie ſo?

Eulal. Weil dergleichen Auftritte Ihnen ſelten ſcheinen.

Der Major. Wirklich, Madam, Sie haben's errathen. — Und heute — ich geſtehe es — ich war ſo wenig vorbereitet auf eine Bekanntſchaft, wie die Ihrige — ich fühle mich ſo ſehr überraſcht —

Als mir Bittermann Ihren Namen nannte; — wer hätte glauben ſollen, daß hinter einem ſo alltäglichen Namen —

Eulal. (ſchnell einfallend) Ein nicht ganz alltägliches Weib verborgen wäre? — (ſcherzend) Darum rathe ich Ihnen — was ſchon mancher Sittenlehrer ohne Erfolg angeprieſen hat — einen guten Menſchen ohne Namen immer höher zu ſchätzen, als einen Thoren, deſſen Name dreyhundert Jahre alt iſt. — Verzeihen Sie! Ich werde muthwillig. Weiber kommen ſo leicht ins Plaudern.

Der Major Und wiſſen ſo fein von der Straße abzulenken. — Von Ihrem Namen war die Rede.

Eulal. Nun ja, ich denke ihn nicht berühmter zu machen, als er iſt.

Der Major. Verzeihen Sie meine Neubegier. Sie waren — (ſchüchtern) oder ſind verheurathet?

Eulal. (plötzlich aus ihrer muntern Laune in traurigen Ernſt fallend) Ich war verheurathet, Herr Major.

Der Major. (deſſen neugierige Aeußerungen doch immer in den Grenzen des feinſten Anſtandes bleiben) Witwe alſo? —

Eulal. Ich bitte Sie — es giebt Saiten im menſchlichen Herzen, deren Berührung zuweilen einen ſo traurigen Mißton hervorbringt — ich bitte Sie —

Der Major. Ich verſtehe. (erſchwelgt ehrerbietig)

Eulal. (nach einer Pauſe ihre vorige Laune wieder erkünſtelnd) Wahrhaftig, ich werde anfangen, dem Herrn Bittermann ſeine Kunſtgriffe abzulernen. Nichts Neues aus der Reſidenz, Herr Major?

Der Major. Nichts von Bedeutung. Doch — ich kann nicht wiſſen, was Sie dort intereſſirt, welche Bekanntſchaften Sie haben.

Eulal. Ich? nicht eine einzige.

Der Major. Alſo wohl gar nicht einmal in unſerm Lande gebohren?

Eulal. Weder gebohren, noch erzogen.

Der Major. Darf ich fragen, welcher Himmelsſtrich —

Eulal. So glücklich geweſen, meine Wenigkeit hervorzubringen? Ich bin eine Deutſche; das heilige römiſche Reich iſt mein Vaterland.

Der Major. Wirklich, Sie wiſſen alles in einen geheimnißvollen Schleier zu hüllen; nur Ihre Vorzüge nicht.

Eulal. Das müſſen Sie ſchon der weiblichen Eitelkeit zu Gute halten.

Fünfter Auftritt.

Bittermann und Peter reißen die Thüren auf. Es treten herein der Graf und die Gräfin mit ihrem Kinde an der Hand.

Der Graf. Nun, da wären wir. Gott ſegne unſern Ein- und Ausgang! — Madam Müller, ich bringe Ihnen einen Invaliden, der in Zukunft zu keiner andern Fahne ſchwören will, als zu der Ihrigen. (er umarmt ſie).

Eulal. Meine Fahne weht für die Einſamkeit.

Der Graf. Und iſt mit Liebesgötterchen auf allen Seiten bemahlt.

Gräfin. (welche indeſſen auch Eulalien freundſchaftlich umarmt und von ihr bewillkommt wird). Sie verlaſſen, Herr Gemahl, daß ich dabey bin.

Der Graf. Zum Henker! Frau Gemahlin, ich kann doch nicht weniger thun, als ihr ſüßer Herr Bruder. Der hat meine vier Schimmel halb todt gefahren, um nur ein paar Minuten früher anzukommen.

Der Major. Hätt' ich alle Reize dieſes Aufenthalts gekannt, ſo möchten Sie wohl recht haben.

Gräfin. (zu Eulal.) Iſt mein Wilhelm nicht recht groß geworden?

Eulal. Das ſüße Kind! (Sie kauert ſich zu ihm nieder und tiefe Melancholie überſchattet ihr Geſicht).

Der Graf. Nun, Bittermann, ich denke, er hat für eine gute Mahlzeit Sorge getragen?

Bitterm. So gut ſichs in der Eile hat wollen thun laſſen.

Der Graf. (läßt ſich ſeinen Oberrock ausziehen; indeſſen zieht der Major die Gräfin auf die Seite).

Der Major. Ich bitte dich, Schweſter, welche Perle haſt du da auf dem Lande verſcharrt?

Gräfin. Ha! ha! ha! Herr Weiberhaſſer! iſt er gefangen?

Der Major. Gieb Antwort!

Gräfin. Nun, Sie heißt Madam Müller.

Major. Das weiß ich; aber —

Gräfin. Aber mehr weiß ich auch nicht.

Major. Scherz bey Seite! ich wünſchte zu wiſſen —

Gräfin. Scherz bey Seite, Herr Bruder! ich wünſchte, du ließeſt mich in Ruhe. (laut) Mein

Gott! ich habe ja noch zehnmahl hunderttauſend Dinge zu beſorgen. Das erſte und wichtigſte, mein Kopfputz. Ich wette, daß der Paſtor und der Amtmann mir noch heute ihre unterthänige Aufwartung machen werden; nun, da muß man wohl den Spiegel ein wenig zu Rathe ziehen. Komm, Wilhelm, wir wollen uns ankleiden. Auf Wiederſehn, liebe Madam Müller! (Sie geht mit dem Kinde ab).

Major. (für ſich) Ich bin in einer ſonderbaren Stimmung. (Er will gehen).

Graf. Wohin, Herr Schwager?

Major. Auf mein Zimmer.

Graf. Ey ſo bleiben Sie doch! Wir wollen vor dem Eſſen noch einen Spaziergang in den Park machen.

Major. Verzeihen Sie! Es ſpazieren mir ſo viele Dinge im Kopfe herum, daß ich an keinen andern Spaziergang denken kann.

(ab).

Sechster Auftritt.

Der Graf. Bittermann. Peter. Eulalia.

Graf. (hat sich behaglich in einen Sessel geworfen.)

Eulal. (steht an der Seite, hat ihren Strickstrumpf hervorgezogen und wischt sich dann und wann eine Thräne aus den Augen).

Graf. Nun, Bittermann, er ist doch immer ein närrischer Kerl.

Bitterm. Ewr. Hochgräflichen Excellenz unterthänigst aufzuwarten.

Graf. Ich denke, wir wollen recht viel Spas mit einander haben.

Bitterm. Das wollen wir, geliebt es Gott!

Graf. (auf Peter zeigend) Wer ist denn der große Maulaffe da?

Bitterm. Das ist, mit Respect zu melden, mein leiblicher Sohn, mit Namen Peter.

Peter. (macht Kratzfüsse).

Graf. So so. — Wie sieht's in der Wirthschaft aus?

Bitterm. Alles wohl und gut. Hab, ohne mich zu rühmen, gearbeitet, wie ein Pferd.

Graf. Warum nicht gar, wie ein Esel?

Bitterm. Oder wie ein Esel, wenn Ew. Hochgräfl. Excellenz so befehlen. — Das Heu ist dieses Jahr vortreflich gerathen. Dem Roggen hat der Wurm Schaden gethan.

Graf. Wie steht's mit der Jagd aus?

Bitterm. Federwildpret in Menge, und die Hasen haben im Frühjahr dem Roggengras weidlich zugesprochen.

Graf. Ist er auch ein Jäger?

Bitterm. Vor diesem wohl: aber seit vier Jahren, als mir das Unglück begegnete, daß ich drey zahme türkische Gänse schoß, die ich für Trappen ansah, habe ich keine Flinte wieder losgebrannt. Mein Peter schießt zuweilen Sperlinge.

Peter. Ich schieße Sperlinge.

Bitterm. Ich habe lieber nebenher für Ew. Hochgräfl. Excellenz hohes Plaisirchen gesorgt. Den Park sollen der Herr Graf sehen, wie ich den zugestutzt habe; Sie werden ihn nicht wieder kennen. Eine Einsiedeley, krumme Gänge, ein Obelisk, Ruinen eines alten Raubschlosses. Und alles mit Oekonomie, alles mit der sparsamsten Sparsamkeit. Hä! hä! hä! Da hab ich, zum Beyspiel, über den kleinen Fluß eine chinesische Brücke ge-

baut. Was meynen der Herr Graf, wo ich das Holz dazu hernahm? Hä! hä! hä! von dem alten eingefallenen Hühnerstall.

Graf. Das mußte ja mürbes Holz seyn. Und die Brücke steht noch?

Bitterm. Sie steht noch bis auf den heutigen Tag.

Graf. (aufstehend) Nun, ich will doch die Herrlichkeiten besehen. Laß er unterdessen die Tafel decken!

Bitterm. Ist schon besorgt. Ich werde die Ehre haben, Ew. Hochgräfl. Excellenz in Unterthänigkeit zu begleiten.

Peter. Werde auch die Ehre haben.

Graf. (im Abgehn) Sie sind ja so fleißig, liebe Madam Müller, als ob Sie ihr Brod mit Stricken verdienen müßten. ((ab mit Bitterm. und Peter.)

Siebeenter Auftritt.

Eulalia. (allein).

Was ists, das mich so fürchterlich erschüttert hat? Mein Herz blutet; meine Thränen fließen. Schon war es mir gelungen, Herr über meinen Kummer zu scheinen, und mindestens jene frohe

Laune zu erheucheln, die einſt mir ſo eigen war. Ach! da ſchlägt der Anblick dieſes Kindes mich tief, tief zu Boden. — Als die Gräfin den Namen Wilhelm nannte — ach! ſie wußte nicht, daß ſie mir einen glühenden Dolch durchs Herz ſtieß. — Ich habe auch einen Wilhelm! Er muß iezt ſo groß ſeyn, als dieſer, wenn er noch lebt — ja, wenn er noch lebt! Wer weiß, ob er und meine kleine Amalia nicht ſchon lange vor Gottes Richterſtuhl Wehe! über mich ſchreyen! — Warum quälſt du mich, marternde Phantaſie? warum kreiſcheſt du mir ihr hülfloſes Wimmern in die Ohren? warum mahlſt du mir die armen Kleinen, kämpfend gegen Maſern- und Blatterngift, lechzend mit dürrer Zunge nach einem Trunck, den die Hand eines Miethlings ihnen darreicht — vielleicht auch verſagt. — Denn ach! Sie ſind ja verlaſſen von ihrer unnatürlichen Mutter. — (bitterlich weinend) O ich bin ein elendes, verworfenes Geſchöpf! Und daß eben heute dieß ganze ſchreckliche Gefühl in mir rege werden mußte! eben heute, da mein Geſicht einer Larve ſo bedürftig war!

Achter Auftritt.

Lotte. Eulalia.

Lotte. (im Hereintreten, zur Thür hinaus helfend) Nun ja, das wäre mir eben recht. Warum nicht lieber gar in den Stall? — Ihre Dienerin, Madam Müller. Ich bitte mir ein Zimmer aus, wie es ſich für eine honette Perſon geziemt.

Eulal. Ich denke, man hat Ihnen ein recht artiges Zimmerchen eingeraumt.

Lotte. Ein artiges Zimmerchen? ſeht doch! hinten an der Treppe, gerade über dem Kuhſtall. Fy! Da könnt' ich vor Geſtank kein Auge zu thun.

Eulal. (ſehr ſanft) Ich habe ſelbſt ein ganzes Jahr lang da geſchlafen.

Lotte. Wahrhaftig? Nun ſo rathe ich Ihnen, je eher je lieber wieder hinein zu ziehen. Meine liebe Madam, es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen gewiſſen Perſonen und gewiſſen Perſonen; es kommt gar viel darauf an, wie man es von Jugend auf gewohnt geweſen. Mein ſeeliger Papa war Hofkutſcher, und trug die Livree Sr. Durchlaucht. Gewiſſe Perſonen ſind ſo aus der Luft heruntergeſchneyt, und mögen freylich wohl ihre Naſen von

Kindheit auf an den Geruch von Kuhſtällen gewöhnt haben. — Ich dächte, Madam, Sie träten mir Ihr Zimmer ab.

Eulal. Wenn die Frau Gräfin es befiehlt, recht gern.

Lotte. Wenn die Frau Gräfin es befiehlt? Seht doch! Wer wird denn hohe Herrſchaften mit ſolchen Bagatellen überlaufen? Ich werde meinen Koffer dahin bringen laſſen, wohin es mir beliebt.

Eulal. Das mögen Sie thun; nur nicht auf mein Zimmer.

Lotte. Auf Ihr Zimmer, Madam.

Eulal. Ich trage den Schlüſſel in meiner Taſche.

Lotte. So bitt' ich mir ihn aus.

Eulal. Auf Befehl der Frau Gräfin augenblicklich.

Lotte. Verdammt! Doch warum ſuch ich auch Lebensart unter Hühnern und Gänſen?

Neunter Auftritt.

Peter. Die Vorigen.

Peter. (ſtürzt athmenlos herein) Ach Herr Jemine! ach Herr Jemine!

Eulal. Was giebts?

Peter. Der gnädige Herr iſt ins Waſſer gefallen! Die Excellenz iſt erſoffen!

Eulal. und Lotte. (zugleich) Wer? Was?

Peter. Der gnädige Herr Graf —

Eulal. Iſt ertrunken?

Peter. Ja.

Eulal. Todt?

Peter. Nein, todt iſt er nicht.

Eulal. Nun ſo ſchreyen Sie nur nicht ſo, daß die Frau Gräfin nichts davon erfährt.

Peter. Ich nicht ſchreyen? Ach Herr Jemine! Herr Jemine! Die Excellenz trieft, wie ein Budel, am ganzen Leibe.

Zehnter Auftritt.

Die Gräfin. Der Major. (von verſchiedenen Seiten)

Die Vorigen.

Gräfin. Was giebts?

Major. Welch Geſchrey?

Eulal. Ein Zufall, gnädige Gräfin; ich vermuthe, ein unbedeutender Zufall. Der Herr Graf iſt dem Waſſer zu nahe gekommen und hat ſich die Füße ein wenig naß gemacht.

Peter. Die Füße? ja, proſit die Mahlzeit! Er iſt bis über den Kopf hineingeplumpt.

Gräfin. Barmherziger Gott!

Major. Ich eile —

Eulal. Bleiben Sie, Herr Major; beruhigen Sie ſich, gnädige Frau! Es ſey geſchehen, was da wolle, der Herr Graf iſt zum mindeſten gerettet. Nicht wahr, Musie Peter?

Peter. Meiner Six! die Excellenz iſt eben nicht todt, aber ſie iſt ſehr naß.

Gräfin. Rede, junger Menſch, rede!

Major. Erzähle alles, was du weißt!

Peter. Von Anfang bis zu Ende?

Gräfin. Ja, ja, nur geſchwind.

Peter. Nun, ſehn Sie nur, wir waren alle drey hier im Zimmer; ich, mein Papa, und der Herr Graf.

Eulal. Ich merke wohl, auf dieſe Art wird Monſieur Peter vor Abend mit ſeiner Erzählung nicht fertig. Kurz und gut, Sie waren hier im Zimmer, und begleiteten den Herrn Grafen hinaus —

Peter. Richtig.

Eulal. In den Park —

Peter. Richtig.

Eulal. Und da gingen Sie spatzieren —

Peter. Ganz recht! ich glaube, Sie können hexen.

Eulal. Nun, was trug sich ferner zu?

Peter. J Herr Je! Wir gingen am Bache hinunter und kamen an die chinesische Brücke, die mein Papa aus dem alten Hühnerstall zusammengeschlagen hat. Da ging nun der Herr Graf auf die Brücke, und da sagte er, es wäre recht fein und lieblich anzusehen, wie der Fluß sich durch den Busch schlängelte, und da lehnte er sich ein wenig auf das Geländer; krach! brach das Geländer entzwey; plumps! lag die Excellenz im Wasser.

Eulal. Aber Sie zogen ihn doch gleich wieder heraus?

Peter. Ich nicht. —

Eulal. Aber der Papa?

Peter. Der Papa auch nicht. —

Eulal. Sie ließen ihn also liegen?

Peter. Wir ließen ihn liegen. Aber wir schrieen alle beyde aus Leibeskräften. Ich glaube, man hat es bis hinunter ins Dorf hören können.

Eulal. Und da eilten Leute herbey?

Peter. Der fremde Herr kam, der dort unten neben dem alten Tobies wohnt, und immer kein

Wort

Wort ſpricht. Das iſt ein Teufelskerl! Mit einem Sprung war er im Waſſer; da patſchte er drin herum, wie eine Ente, erwiſchte die Excellenz bey den Haaren, und ſchleppte ſie glücklich ans Ufer.

Gräfin. Gott ſegne den fremden Mann!

Major. Wo bleiben ſie denn alle?

Peter. Sie kommen die Alles herauf.

Lulal. Auch der Fremde?

Peter. Meiner Six! Der lief davon. Der Herr Graf wollte ſich bey ihm bedanken; aber er war ſchon über alle Berge.

Eilfter Auftritt.

Der Graf. Bittermann. Die Vorigen.

Gräfin. (ihrem Gemahl entgegen, ihn in ihre Arme ſchließend) Ach mein Beſter!

Graf. Drey Schritt vom Leibe! Sie ſehen ja, daß ich triefe.

Gräfin. Um Gottes willen! geſchwind trockene Wäſche!

Graf. Nun ja, ja! Seyn Sie ruhig; es hat keine Gefahr. Ein alter Soldat iſt wohl eher ein bischen in der Schwemme geweſen. Aber es hätte

übel ablaufen können, wenn nicht der großmüthige Fremde — Wer ist der Mann? wer kennt ihn? Bittermann hat mir da allerley verworrenes Zeug vorgeschwazt.

Lulal. Man kann nicht klug aus ihm werden. Er kam vor einigen Monaten in diese Gegend und miethete von Bittermann das kleine Haus am Ende des Parks. Da lebt er ganz im Stillen; er sieht niemand, er spricht mit niemand; ich selbst sah ihn nur ein paarmal von ferne. Scheu und gebückt schleicht er umher und weicht jedermann aus; aber er thut viel Gutes im Verborgenen.

Graf. Lotte, geh hin und bitt' ihn auf den Abend zum Essen. Er möchte vorlieb nehmen, hörst du? er käme in das Haus eines Freundes.

Gräfin. Sie vergessen sich umzukleiden.

Graf. Gleich, gleich.

Gräfin. Und niederschlagendes Pulver einzunehmen.

Graf. Ich habe den Henker von Ihrem niederschlagenden Pulver. Ein Glas Malaga, um das Blut ein wenig lebhafter durch die Adern zu jagen. — Hör er, Bittermann, das muß ich ihm nachsagen, er hat eine helle durchdringende Stimme;

er kann brüllen, daß mans bis unter das Waſſer hört.

Bitterm. Ew. Hocharäſtichen Excellenz unterthänigſt aufzuwarten.

Graf. Aber mit ſeiner chineſiſchen Brücke kann er zum Teufel gehn. (ab.)

Gräfin. Komm, Bruder, wir müſſen ihn überreden, daß er ein paar Theelöffel voll Unzeriſch Pulver einnimmt. Sie haben doch welches im Hauſe, liebe Madam Müller?

Eulal. Augenblicklich. (Sie greift nach ihren Schlüſſeln und geht ab.)

Gräfin und **der Major** (folgen dem Grafen.)

Zwölfter Auftritt.

Bittermann. Peter. Lotte.

Lotte. Ha! ha! ha! mein lieber Herr Bittermann, Sie haben ſich ein wenig blamirt.

Bitterm. Lieber Gott! hochedle Mamſell, man will doch alles ökonomiſch einrichten; die hohen Herrſchaften ſehen das ſelbſt gern.

Lotte. Ja, aber man muß doch keine Brücken von faulem Holz bauen.

Bitterm. Nun, so gar sehr verfault war es doch auch eben nicht. Seine Excellenz, der Herr Graf, sind nur ein wenig schwer bey Leibe.

Lotte. Aber warum sprangen Sie denn nicht selbst ins Wasser, um den gnädigen Herrn zu retten?

Bitterm. Gott behüte! Ich wäre untergesunken, wie ein Stück Bley. Nein, was deines Amts nicht ist, davon laß deinen Fürwitz. Und ich hatte überdies eben einen wichtigen Brief in der Tasche; der wäre mir ja ganz naß und unleserlich geworden; einen Brief aus Frankreich vom Chevalier — wie heißt er doch nun gleich? (er zieht den Brief hervor, steckt ihn aber gleich wieder ein) Sehn Sie, Sie könnten denken, es wäre nicht wahr. O! der enthält interessante Dinge. (Peter macht ihm den Brief aus der Tasche) Die Welt wird erstaunen, wenn das öffentlich bekannt wird, und kein Mensch wird auf den Einfall gerathen, daß der alte Bittermann die Hand mit im Spiele hatte.

Lotte. Nein, wahrlich nicht.

Bitterm. Ich muß doch gehen und die chinesische Brücke ein wenig repariren lassen, wenn etwa die Frau Gräfin Lust haben sollte —

Lotte. Sich auch ein wenig zu baden?

Bitterm. Nicht doch, nicht doch! wir wollens ſchon befeſtigen. Gehorſamer Diener, hochedle Mamſell!

Lotte. (ſtolz) Ihre Dienerin! (Bitterm. ab.)

Peter. (entfaltet den Brief) Da iſt der Brief aus Frankreich. Den hat mein Vetter geſchrieben.

Lotte. Ihr Vetter? Wer iſt der?

Peter. I Herr Je, kennen Sie den nicht? Der Schneider Fummel in der Reſidenz.

Lotte. Ihr Vetter ein Schneider? Ha! ha! ha! Mein Vater war Hofkutſcher. (ab.)

Peter. Nun, da war er auch was rechts. Aber warum ſagt denn der Papa, der Brief käme aus Frankreich? Hm! hm! Was er nun da davon hat? (ab.)

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

(Die Bühne iſt wie zu Anfang des erſten Aufzugs.)

Erſter Auftritt.

Der Unbekannte (ſitzt auf der Raſenbank und ließt. **Franz** kommt).

Franz.

Das Eſſen iſt fertig.

Unbek. Ich mag nicht eſſen.

Franz. Junge Erbſen und ein gebratenes Huhn.

Unbek. Für dich, wenn du willſt.

Franz. Sie ſind nicht hungrig.

Unbek. Nein.

Franz. Die Mittagshitze benimmt allen Appetit.

Unbek. Ja.

Franz. Ich werde das Hühnchen verwahren. Vielleicht auf den Abend —

Unbek. Vielleicht.

Franz. (nach einer Pauſe) Gnädiger Herr, darf ich reden?

Unbek. Rede.

Franz. Sie haben eine ſchöne That gethan.

Unbek. Welche?

Franz. Sie haben einem Menſchen das Leben gerettet.

Unbek. Schweig.

Franz. Wiſſen Sie auch, wem?

Unbek. Nein.

Franz. Dem Grafen von Winterſee.

Unbek. Gleichviel.

Franz. Wahrlich! ſo was kann einem alten Auge Thränen entlocken.

Unbek. Altes Weib!

Franz. Ein ſo edler, ein ſo braver Herr —

Unbek. (voie) Willſt du mir ſchmeicheln? Pack dich fort!

Franz. Bey meiner armen Seele! es geht mir von Herzen. Wenn ich ſo im Stillen zuſehe, wie Sie um ſich her Gutes wirken, wie Sie ſo die Noth eines jeden zu Ihrer eigenen machen und doch ſelbſt nicht glücklich ſind — ach! da blutet mir das Herz.

Unbek. (weich) Ich danke dir.

Franz. Lieber Herr, nehmen Sie mirs nicht übel! Sollte vielleicht nur dickes, ſchwarzes Blut

Sie so schwermüthig machen? Ich hörte einmal von einem berühmten Arzt: der Menschenhaß habe seinen Sitz im Blute, oder in den Nerven, oder im Eingeweide.

Unbek. Das ist nicht mein Fall, guter Franz.

Franz. Also wirklich unglücklich? und doch so gut! Das ist ein Jammer!

Unbek. Ich leide unverschuldet.

Franz. Armer Herr!

Unbek. Hast du vergessen, was der Greis diesen Morgen sagte? „Es giebt noch ein anderes, besseres Leben!“ Laß uns hoffen — und muthig tragen!

Franz. Amen!

Zweyter Auftritt.

Lotte. Die Vorigen.

Lotte. Mit Permission, Sie sind doch der fremde Herr, der meinen gnädigen Grafen aus dem Wasser gezogen?

Unbek. (sieht sie stumm an.)

Lotte. (zu Franz) Oder sind Sie es?

Franz. (macht ihr ein unfreundlich Gesicht.)

Lotte. Sind die Herren beyde stumm? (sie betrachtet sie wechselsweise; beyde sehen ihr starr ins Gesicht.)

Nun, das iſt luſtig, ha! ha! ha! (wieder eine Pauſe) So lachen Sie doch wenigſtens mit. — Nein wahrlich! nicht eine Miene, nicht eine Falte. Ein paar Puppen, in Wachs formirt. Ich möchte lachen oder weinen, ſeufzen oder ſchreyen; das bringt die Herren ſo wenig aus ihrer Faſſung, als den Tom Pipes im Percarine Pickle. — Sollte der ſpashafte Herr Bittermann ein paar Bildſäulen aufgeſtutzt haben? (Sie nahert ſich Franzen.) Aber nein, das lebt, das holt Athem, das verdreht die Augen. (ihm ins Ohr ſchreyend) Guter Freund!

Franz. Ich bin nicht taub.

Lotte. Und auch nicht ſtumm, wie ich endlich ein wenig ſpät erfahre. Iſt jener Lebloſe dort ſein Herr?

Franz. Jener brave Mann iſt mein Herr.

Lotte. Der nehmliche, der —

Franz. Der nehmliche.

Lotte. (ſich zu dem Unbek. wendend) Meine gnädige Herrſchaft, der Herr Graf von Winterſee und die Frau Gräfin, laſſen ſich Ihnen ſchönſtens empfehlen und angelegentlich bitten, dieſen Abend auf dem Schloſſe mit einem Gerichte Gemüſe vorlieb zu nehmen.

Unbek. Ich esse nicht.

Lotte. Nun, so kommen Sie wenigstens.

Unbek. Ich komme nicht.

Lotte. So trocken werden Sie mich doch nicht abfertigen? — Kein Wort weiter? — Der Herr Graf ist durchdrungen vom Gefühl der Dankbarkeit. Sie haben ihm das Leben gerettet.

Unbek. Ist gern geschehen.

Lotte. Und wollten nicht einmal ein kahles Gottvergelt' es! dafür in Empfang nehmen?

Unbek. Nein.

Lotte. Wirklich, mein Herr, Sie sind grausam. Ich muß Ihnen sagen, daß unser drey Frauenzimmer im Schlosse sind, und daß wir alle drey vor Begierde brennen, zu wissen, wer Sie sind.

Unbek. (steht auf und geht ab.)

Lotte. Der Herr ist ein sauertöpfischer Grobian. Ich muß sehen, wie weit ich es mit dem Bedienten bringe.

Franz. (kehrt sich den Tellern zu.)

Lotte. Der Anfang verspricht blutwenig. Guter Freund! warum sieht er mich nicht an?

Franz. Weil ich lieber grüne Bäume, als grüne Augen sehe.

Lotte. Grüne Augen? Verflucht! Wer hat ihm denn gesagt, daß meine Augen grün sind? Man hat wohl eher Verse auf meine Augen gemacht. Doch an seinem Beyfall ist mir wenig gelegen. Aber wenn er mich nicht ansehen will, so sprech' er wenigstens mit mir.

Franz. Ich spreche mit keiner Meerkatze.

Lotte. Hör er, mein Freund! ich dächte, er ließe sich an eine Kette legen und wie ein polnischer Bär für Geld sehen. Etwas so Grobes, Ungeschliffenes sieht man nicht alle Tage. Aber er soll wissen, das ich von gutem Hause bin, und daß meine Erziehung mich dergleichen Sottisen verachten lehrt.

Franz. Das freut mich.

Lotte. Also kurz und gut zur Sache: wer ist sein Herr?

Franz. Ein Mann.

Lotte. Nun freylich ist er kein Weib: denn sonst wäre er höflicher, und ließe sich auch nicht von einem solchen Grobian bedienen. Aber wie heißt er?

Franz. Man nannte ihn nach seinem Vater.

Lotte. Und der war? —

Franz. Verheurathet.

Lotte. (ironisch) Mit einem Frauenzimmer vermuthlich.

Franz. Getroffen!

Lotte. Vielleicht hat er im Duell —

Franz. Einen Hasen geschossen.

Lotte. Oder als falscher Münzer —

Franz. Pasteten gebacken.

Lotte. Oder er ist als Deserteur —

Franz. Seinem Mädchen entlaufen.

Lotte. Oder er ist —

Franz. Ein Jesuit.

Lotte. (entrüstet) Guter Freund! wer sein Herr ist, werd' ich wohl freylich nicht erfahren, und muss auch nun nicht wissen; aber wer Er ist, das weiß ich.

Franz. Nun?

Lotte. Er ist ein Tölpel. (sie läuft fort.)

Franz. Schönen Dank! Wer den Weibern ihren Willen thut, der ist ein homme comme il faut, und wer sich nicht von ihnen zum Narren brauchen läßt, der ist ein Tölpel. Aber Sie mögen dich nun bezahlen in dieser oder in jener Münze; du bist immer betrogen.

Dritter Auftritt.

Der Unbekannte. Franz.

Unbek. Iſt das Weib fort?

Franz. Ja.

Unbek. Franz!

Franz. Gnädiger Herr!

Unbek. Wir müſſen auch fort.

Franz. Wohin?

Unbek. Das weiß Gott!

Franz. Ich folge Ihnen.

Unbek. Allenthalben?

Franz. In den Tod.

Unbek. Wollte der Himmel! Dort iſt Ruhe.

Franz. Ueberall iſt Ruhe. Mags von außen ſtürmen, wenn nur das Herz nicht tobt. Und dann iſts hier wohl noch immer eben ſo gut, als in einem andern Winkel der Welt. Die Gegend iſt herrlich, die einladende Natur verſchwenderiſch mit Schönheiten und Früchten.

Unbek. Aber ich bin kein fremdes Thier; ich will mich nicht begaffen laſſen.

Franz. Wie Sie dem Dinge nun wieder eine Deutung geben, nach Ihrer eigenen Manier! Daß

ein Mensch, dem man das Leben gerettet hat, einen zum Essen bitten läßt, das find' ich sehr natürlich.

Unbek. Aber man soll mich nicht zum Essen bitten.

Franz. Seyn Sie ruhig! Man wird es schwerlich zum zweiten Male versuchen.

Unbek. Die Schranzen! Sie bilden sich ein, der nichtigste Dienst sey vergolten, wenn man einmal das Glück haben darf, mit Ihnen zu speisen.

Franz. Recht, Herr! Lieber Kartoffeln zu Hause, wo man nicht jeden Bissen mit Schmeicheleyen verzollen muß, wo man nicht gezwungen ist, über frostige Späßchen zu lachen, oder den ehrlichen Namen eines Dritten zu zerreißen.

Unbek. Wir wollen fort.

Franz. Aber Geduld, gnädiger Herr! Vielleicht zerstreut sich das Menschengewühl wieder. Die kommen alzumal aus der Residenz, werden's im Schatten der einfachen Natur bald satt kriegen, finden hier weder Karten noch Hanswürste, wenn sie nicht selbst welche mitgebracht haben. Denn heut zu Tage hat jeder Narr seinen Hanswurst bey der Hand. Geben Sie Acht, Herr, das sind die Drohnen aus dem Bienenstocke des Hofes: die sind

ausgeflogen, nicht um hier in der Einſamkeit Honig zu ſammeln; nein, um der lieben Mode willen. Wenn der Herbſt herbeykommt, fliegen Sie alle wieder zurück und treiben dort ihr Weſen.

Unbek. Dein Scherz wird bitter.

Franz. Was iſt Speiſe ohne Salz?

Unbek. Und es läßt ſich vermuthen, daß, wenn jenes Ziel deines Spottes dir aus den Augen gerückt worden, du deinen Herrn zum Ziele nehmen werdeſt. Ich kannte dich noch nicht von der Seite.

Franz Schon wieder menſchenfeindliches Mistrauen! Lieber Herr, ich will Ihnen gerne ohne Lohn dienen, aber halten Sie mich für einen ehrlichen Kerl.

Unbek. Ohne Lohn? Alſo läßt dein ehrlicher Name ſich tariren. Ohngefähr ſo hoch, als dein Lohn?

Franz. Nein, das iſt zu arg.

Unbek. Thu ich dir Unrecht?

Franz. Wahrlich.

Unbek. Du biſt mein einziger Freund.

Franz. Der Titel, den Sie mir da geben, macht alles wieder gut.

Unbek. Siehst du, Franz? Schimmern dort nicht schon wieder Uniformen und Kopfzeuge die Allee herauf? — Nein, ich muß fort. Hier ist meines Bleibens nicht mehr.

Franz. Wohl, ich schnüre mein Bündel.

Unbek. Je eher, je lieber. Da muß ich an dem herrlichen Tage mich zwischen vier Mauern sperren, um den Maulaffen aus dem Wege zu gehen. Und ist es wahres Hofgeschmeiß, so sind sie wohl keck genug, sich bis in mein Zimmer zu drängen. (im Abgehen) Franz, ich verriegle meine Thüre.

Franz. Und ich halte Schildwacht von außen.

Unbek. (ab.)

Franz. Wenn die Herrschaften eben so neugierig sind, als das Kammermädchen, so werd' ich meinen Vorrath von Impertinenz wieder auskramen müssen. Aber sie haben gut fragen und ich habe gut antworten. Von mir werden sie wenig erfahren; denn ich weiß selbst nichts.

Vierter Auftritt.

Die Gräfin am Arm des Majors. Franz.

Gräfin. Sieh da, ein fremdes Geſicht! Vermuthlich der Diener.

Major. Mein Freund, kann man ſeinen Herrn nicht ſprechen?

Franz. Nein.

Major. Nur auf wenige Minuten.

Franz. Er hat ſich eingeſchloſſen.

Gräfin. Sag er ihm, daß eine Dame hier auf ihn warte.

Franz. Dann macht er gar nicht auf.

Gräfin. Haßt er unſer Geſchlecht?

Franz. Er haßt das Menſchengeſchlecht überhaupt, und das weibliche insbeſondere.

Gräfin. Warum denn?

Franz. Er mag wohl betrogen worden ſeyn.

Gräfin. Ey, da iſt er aber nicht galant.

Franz. Galant iſt mein Herr nicht, aber wenn es darauf ankommt, einem Menſchen das Leben zu retten, ſo thut er es mit Gefahr ſeines eigenen.

Major. Und das iſt mehr werth, als kahle Galanterie. Er hat Recht. Auch uns führt Ga-

lanterie nicht hieher. Die Frau und der Schwager des Geretteten wünschten seinem Herrn ihre Erkenntlichkeit zu bezeugen.

Franz. Er liebt das nicht.

Major. Ein sonderbarer Mann!

Franz. Der keinen andern Wunsch hegt, als den, in Ruhe und Friede zu bleiben.

Gräfin. Er scheint sich mit dem Schicksal überworfen zu haben.

Franz. So scheint es.

Gräfin. Vielleicht eine Ehrensache, oder unglückliche Liebe?

Franz. Vielleicht.

Gräfin. Oder er ist ein Schwärmer?

Franz. Kann seyn.

Gräfin. Dem sey wie ihm wolle, ich wünschte zu wissen, wer er ist.

Franz. Ich auch.

Gräfin. Wie? er kennt ihn selbst nicht?

Franz. O ihn kenn' ich wohl, das heißt, sein eigentliches Ich, sein Herz, seine Seele; oder glauben Sie, daß man die Menschen kennt, wenn man ihren Namen weiß?

Gräfin. Brav! er gefällt mir, und nun wünſchte ich auch ſeine Bekanntſchaft zu machen. Wer iſt er denn?

Franz. Ihr gehorſamer Diener. (er geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Die Gräfin. Der Major.

Gräfin. Bizarrerie! Sucht ſonderbar zu ſcheinen! Jedermann will ſich unter ſeinen Brüdern auszeichnen; der eine umſegelt die Welt, der andere verkriecht ſich in eine Hütte.

Major. Und der Diener äfft dem Herrn nach.

Gräfin. Komm, Bruder, wir wollen meinen Mann aufſuchen; er ging mit Madam Müller über die Wieſe.

Major. Vorher ein paar Worte. — Schweſter, ich bin verliebt!

Gräfin. Zum wie vielſten Male?

Major. Zum erſten Male in meinem Leben.

Gräfin. Gratulire.

Major. Du biſt mir ausgewichen bis jetzt. Wer iſt ſie? Ich bitte dich, Schweſter, ſey ernſthaft! Lachen hat ſeine Zeit.

Gräfin. Um aller Grazien willen, du siehst aus, als wolltest du Geister citiren. Rolle deine wilden Augen nicht so auf mir herum; ich gehorche schon. Ernsthaft also über die närrischste Materie von der Welt, über die Liebe! Wer Madam Müller ist, weiß ich nicht, das hab' ich dir schon gesagt. Was ich aber sonst noch von ihr weiß, das soll dir unverholen bleiben. Es mögen nun ungefähr drey Jahre seyn, als man mir eines Abends in der Dämmerung ein fremdes Frauenzimmer meldete, welches mich allein zu sprechen begehre. Ich nahm den Besuch an, und Madam Müller erschien, mit all' dem Anstande, all' der Bescheidenheit, welche auch dich bezaubert haben. Doch trugen ihre Züge damals noch das sichtbare Gepräge der Angst und Verwirrung, welche jetzt in sanfte Melancholie verschmolzen sind. Sie warf sich zu meinen Füßen und bat mich, eine Unglückliche zu retten, die der Verzweiflung nahe sey. Sie versicherte, man habe ihr viel Gutes von mir gesagt, und erbot sich, mir als Kammermädchen zu dienen. Ich forschte vergebens nach der Ursache ihrer Leiden, sie verschleyerte ihr Geheimniß, entfaltete aber mit jedem Tage immer mehr und mehr ein Herz, von der Tu-

end zum Tempel erkohren, und einen Verſtand, durch die ausgeſuchteſte Lectüre gebildet. Ich ließ ab, mich in ihr Vertrauen eindrängen zu wollen; aber ſie war nun nicht mehr mein Kammermädchen, ſie ward meine Freundin. Als ſie mich einſt auf einer Spazierfahrt hieher begleitete, und ich in ihren Augen das ſtille Entzücken las, mit welchem ihre Seele an den Schönheiten der Natur hing, that ich ihr den Vorſchlag, hier zu bleiben, und ſich der häuslichen Wirthſchaft anzunehmen. Sie ergriff meine Hand, und drückte ſie an ihre Lippen mit ungewöhnlichem Feuer. Ihre dankbare Seele ſchwamm in ihren ſtummen Thränen. Seitdem iſt ſie hier, und wirkt unzähliges Gute im Verborgenen, und wird angebetet von jedem Geſchöpfe, das ſich ihr nähert. (mit einer Verbeugung) Ich bin fertig, Herr Bruder.

Major. Zu wenig, um meine ganze Wißbegierde zu befriedigen, aber doch genug, um den Vorſatz zur That werden zu laſſen. — Schweſter, ſteh mir bey! — ich heurathe ſie.

Gräfin. Du?

Major. Ich.

Gräfin. Baron von der Horſt?

Major. Pfuy! — wenn ich dich recht verstehe.

Gräfin. Nur nicht gleich so bitter! Die großen, erhabenen Grundsätze von Gleichheit aller Stände, und so weiter, sind herrlich in einem Roman; aber wir leben nun einmal nicht in der Ideenwelt. Der Herr Baron will seine Gemahlin nach Hofe führen, das geht nicht an; er will seine Söhne zu Domherrn machen, das geht nicht an; er will seine Töchter in einem Stift versorgen, das geht wieder nicht an.

Major. Predige mir nicht Gemeinsprüche! Ich dürfte dir nur antworten, daß ich liebe, leidenschaftlich liebe, und du müßtest schweigen; denn die Liebe kehrt sich weder an Domherrn, noch an Stiftsfräulein. Aber ich bin kein brausender Jüngling mehr; du hast einen Mann vor dir, der —

Gräfin Der eine Frau nehmen will.

Major. Nein, der vernünftig und kalt Vortheil gegen Nachtheil abgewogen, häusliche Ruhe und Zufriedenheit gegen Glanz des Hofes, Glück des Lebens gegen eitle Convenienz. Ich kenne die Verhältnisse in der bürgerlichen Gesellschaft; ich kenne und ehre sie. Sie waren einst sehr nothwendig, und sind es vielleicht noch. Ich werde nie

thöricht genug seyn, zu verlangen, daß man um meinetwillen auch nur ein Tüttelchen an der wohlhergebrachten Hofetikette ändre, oder ein Quentchen vom uralten Adelswahn fahren lasse. Meine Frau wird also nicht bey Hofe erscheinen; und da fragt sichs nur noch, ob wir dabey gewinnen oder verlieren werden?

Gräfin. Darum mußt du den alten Hofmarschall fragen; der kann dir das am besten erklären.

Major. Meine Söhne werden weder Domherrn, noch meine Töchter Stiftsfräulein seyn. Das heißt mit andern Worten: meine Söhne werden da nicht erndten, wo sie nicht gesäet haben, und meinen Töchtern — wenn sie die Tugenden ihrer Mutter erben — wird es nie an braven Männern fehlen.

Gräfin. Besonders, wenn sie sich nach ihrer Tante bilden.

Major. Ich ziehe aufs Land; ich bin mir selbst genug. Um meine Bauern glücklich zu machen, bedarf ich keines Titels, und mein eignes Glück zu fühlen, lehrt mich mein Herz. Eine Frau, wie diese — einst Vater von Kindern, die ihr gleichen — reich genug, um Wohlstand um mich her zu verbreiten — was will der Mensch mehr? Oder wenn

du mich nun auch für ein so gar geselliges Thier hälst, daß ich selbst meiner Frau gegenüber, dann und wann Langeweile empfinden müßte; hab' ich denn nicht Freunde? eine zärtliche, muthwillige Schwester? einen jovialischen Schwager? — oder — wie? — wäre diese Schwägerin der Frau Gräfin vielleicht nicht anständig?

Gräfin. Du wirst unartig.

Major. Nun, was hindert denn noch?

Gräfin. Das ist alles sehr schön und rührend. Der Plan ist vortreflich; nur einen kleinen Umstand hast du vergessen.

Major. Der wäre?

Gräfin. Ob Madam Müller dich haben will.

Major. Das ist es eben, liebe Schwester, wozu ich deinen Beystand nöthig habe. (sie bey der Hand fassend) Gute Henriette! du kennst mein Herz, du weißt, daß ich nicht faisele. In französischen Diensten aufgewachsen, unter geschminkten, verbuhlten Weibern, ward euer Geschlecht mir verhaßt. Der Hof bot mir ein ewiges, ekelhaftes Einerley, und in Privathäusern fand ich, wenns hoch kam, Eheleute, die sich ertrugen, weil sie mußten, und einander liebkosten, weil es nun ein-

mal ſo Sitte iſt. Ueberall Bilder des Ueberdruſſes und der Reue; überall eitle Weiber und zu Grunde gerichtete Männer, thörichte Mütter und verzogene Kinder.

Gräfin. Ein ſauberes Gemählde! aber — nimm mirs nicht übel, — mit Hogarths Pinſel entworfen — Carricatur.

Major. Ach liebe Henriette, auch meine Stunde iſt gekommen.

Gräfin. Es geſchieht dir ſchon Recht. Nur Schade, daß du eben an eine ſanfte holde Seele gerathen biſt. Eine Xantippe hätte den Herrn Bruder an ihren Triumphwagen ſpannen ſollen.

Major. Nur eine ſolche Seele vermochte dieß widerſpenſtige Herz zu feſſeln. Und nun — liebe Henriette — du, mit der ich an einer Bruſt lag —

Gräfin. Um Verzeihung! Ich hatte eine Amme.

Major. Grauſamer Muthwille!

Gräfin. Wunderlicher Menſch! wozu denn ſtöhnen und ſeufzen, da ſich dir die reizendſte Ausſicht öffnet? Hier haſt du meine Hand! Ohne glänzendes Wortgepränge, ich thue, was ich vermag. St! beynahe wären wir überraſcht worden. Sie kommen. Weg mit der Eheſtands-

Falte. Warte dein Spiel ruhig ab; ich will die Karten schon mischen.

Sechster Auftritt.

Eulalia am Arm des Grafen. Die Vorigen. Zuletzt Peter.

Graf. Potz Stern! Madam, Sie sind gut zu Fuße. Mit Ihnen mag ein Anderer um die Wette laufen.

Eulal. Die Gewohnheit, Herr Graf. Sie dürfen nur vier Wochen hintereinander alle Tage einen solchen Spaziergang machen.

Graf. O ja! wenn ich Lust habe, meinen Windhunden ähnlich zu werden.

Gräfin. Wo war't ihr? Wir suchten euch.

Graf. Wo wir waren? Ja sieh nur, mein Schatz! wenn man mit Madam Müller geht, so weiß man nicht so eigentlich, wo man ist.

Eulal. Ich führte den Herrn Grafen auf jenen Hügel, von dessen Spitze man das ganze Thal und den Fluß, der sich unten im Thale schlängelt, übersehen kann.

Graf. Ja, ja, die Aussicht ist schön, und so neben Madam Müller zu stehen, und zuzuhören, wie sie die Reize der Schöpfung ein wenig dichterisch und schwärmerisch beschreibt, das ist noch schöner; aber nehmen Sie mir's nicht übel! mich kriegen Sie doch nicht wieder hinauf. Meine Füße sind klagbar geworden, und haben wahrlich die gerechteste Sache von der Welt.

Major. So lassen Sie uns nach Hause gehen. Ein wohlgepolsterter Sopha ladet Sie ein.

Graf. Der bloße Gedanke ist erquickend. Aber ich bin so müde und so durstig, daß ich durchaus erst Rasttag halten, und meinen trockenen Gaumen durch eine Libation auf seinem Grund und Boden aussöhnen muß. Wie wär's, Herr Schwager, wenn wir uns dort in die Laube ein paar Pfeifen und eine Bouteille englisch Oel bringen ließen?

Gräfin. Thut das! Wir Weiber laufen indessen noch ein wenig herum. (Sie giebt ihrem Bruder einen Wink.)

Major. (zum Grafen) Ich bin von der Parthie.

Graf. Schön! He da! — Verdammt! nun haben wir niemand zu schicken. Ich kann es vor den Henker nicht leiden, wenn auf Spaziergängen

immer ein groſser Maulaffe hinter mir hertritt; aber diesmal wäre mir's doch lieb, wenn ich einen Bedienten mitgenommen hätte. (allenthalben in die Ferne ſchauend) Seht doch, iſt das nicht Peter, der dort unten am Wege den Birnbaum ſchüttelt? Ja, er iſt's. Peter! He! Peter!

Peter. (von weitem) He! holla! he!

Graf. Hieher! Friß auf einander mal mehr!

Peter. (kommt) Da bin ich ſchon.

Graf. Spring geſchwind aufs Schloß, und hohle Pfeifen für uns und eine Flaſche engliſch Oel. Geſtopfte Pfeifen für uns; hörſt du?

Peter. Geſtopfte Pfeifen für uns; ich höre. (ab.)

Graf. Kommen Sie, Herr Schwager, wir wollen uns indeſſen einen Lagerplatz ausſuchen. Die Damen ſcheinen nicht Luſt zu haben, uns zu folgen. Ihre feinen Naſen können den Tabacksdampf nicht vertragen. (ab.)

Major. (folgt ihm, nachdem er noch einige verſtohlne Winke mit ſeiner Schweſter gewechſelt.)

Siebenter Auftritt.

Die Gräfin. Eulalia.

Gräfin. Nun, liebe Madam Müller, wie gefällt Ihnen der Mann, der eben von uns ging?

Eulal. Wer?

Gräfin. Meine brüderliche Liebe.

Eulal. Er verdient, ihr Bruder zu seyn.

Gräfin. (vermeint sich nei) Unterthänige Dienerin! Das schreib ich in mein Taschenbuch.

Eulal. Ohne Schmeicheley, gnädige Frau, ich halte ihn für einen wackern Mann.

Gräfin. Und für einen schönen Mann.

Eulal. (stotternd) O ja.

Gräfin. O ja? Das klang beynahe wie: o nein! Aber ich muß Ihnen sagen, daß er Sie für eine schöne Frau hält. (Eulal. lächelt) Sie sagen nichts dazu?

Eulal. Was soll ich sagen? Spott kann nicht aus Ihrem Munde kommen; also Scherz war es; und ich bin so wenig dazu gemacht, einen Scherz zu unterhalten. —

Gräfin. Eben so wenig, als ihn zu veranlassen. Nein, es war Ernst. — Nun?

Eulal. Sie ſetzen mich in Verlegenheit. Nun ja, ich will mich nicht zieren. Es war eine Zeit, wo ich mich ſelbſt für ſchön hielt; aber der Kummer hat an meiner Geſtalt genagt. — Ach! die Herzensruhe iſt es, die den ſchönſten Zauber über ein weibliches Geſicht gießt. Der Blick, der brave Männer feſſelt, iſt nur der Abglanz einer ſchönen Seele.

Gräfin. Nun, Gott gebe mir immer ein ſo reines Herz, als aus Ihren Augen leuchtet.

Eulal. (wild und rasch) Ach! Gott behüte Sie dafür!

Gräfin. (erſtaunend) Wie?

Eulal. (mit verhaltenen Thränen) Verſchonen Sie mich! — Ich bin eine Unglückliche. — Dreyfache Leiden geben mir zwar keine Anſprüche auf Freundſchaft einer edlen Seele, — aber auf Mitleid! — Verſchonen Sie mich! (ſie will gehen.)

Gräfin. (ſehr verbindlich) Bleiben Sie, liebe Madam Müller! Wirklich, Sie müſſen bleiben. Was ich Ihnen zu ſagen habe, iſt vielleicht des Anhörens werth. Ihre Selbſtanklage ſchreckt mich nicht ab. Mich dünkt, Sie ſehen, wie der gute Paſcal, neben Ihrem Stuhl eine Hölle; aber die Teufelchen exiſtiren nur in Ihrer Einbildung.

Eulal. Wollte Gott, ich ſähe die Hölle nur neben meinem Seſſel! — Ach! ich trage ſie raſtlos im Herzen mit mir herum.

Gräfin. Freundſchaft hat Balſam für manche Wunde. Ich bitte zum erſten Male um Ihr Vertrauen. Sie wiſſen, ob ich in dieſen drey Jahren unſerer Bekanntſchaft Ihnen je durch unbefugte Neugier läſtig wurde. Heute treibt mich ein edleres Intereſſe. Ich bitte mit Schweſterliebe um Ihr Vertrauen. Mein Bruder liebt Sie.

Eulal. (fährt zuſammen, und ſieht der Gräfin ernſthaft ins Geſicht) Für Scherz zu viel — für Ernſt zu traurig!

Gräfin. Ehe ich weiter in Sie dringe, erlauben Sie mir, Ihnen den Charakter meines Bruders zu ſchildern, und ich gebe Ihnen mein Wort: nicht die Hand der Schweſter ſoll den Pinſel führen. — Sie möchten ihn leicht für einen Leichtſinnigen halten; denn ſah' er Sie nicht heute zum erſten Male? und ſchon Liebe? — Aber, liebe Freundin! er iſt ein ernſter Mann, von geprüften Grundſätzen. Schon zählten ihn die Damen unſers Hofs unter die Claſſe der Hageſtolze; denn unter ihnen fand er nicht, was er ſuchte; verzweifelte oft daran, es je zu finden. Nicht Geſtalt, nicht

Reichthum und Rang sollten seine Wahl bestimmen; er wollte ein Herz, von der Natur, einen Geist, durch Erziehung gebildet. Von beyden gaben Sie ihm Proben. Ihre geheime Wohlthätigkeit blieb unverborgen, und Ihr Verstand — ich ehre diese bescheidene Schaamröthe — genug, mein Bruder ist ein Kenner in diesem Punkt. — Hier haben Sie mein Creditiv. Entscheiden Sie, ob ich berechtigt bin, um Ihr Zutrauen zu bitten. Entdecken Sie sich mir! Sie wagen nichts. Schütten Sie Ihren Kummer in den verschwiegenen Busen einer Schwester aus!

Eulal. Ach! ich fühl' es: das höchste Opfer, welches wahre Reue zu bringen vermag, ist freywilliger Verzicht auf die Hochachtung einer schönen Seele. Ich will dieses Opfer bringen — und hab' ich dann genug gebüßt? (stockend) Hörten Sie sie — verzeihen Sie mir! — hörten Sie nie — o, es ist sehr schwer, eine Täuschung zu zerstören, welcher allein ich bis jetzt ihre Güte verdankte. — Aber es muß seyn; — Pfuy Eulalia! Ziemt Stolz dir? — Hörten Sie nie von einer gewissen Baronesse Meinau reden?

Gräfin.

Gräfin. Am benachbarten Hofe? Mich dünkt, ich hörte von einer solchen Creatur. Sie soll einen sehr braven Mann höchst elend gemacht haben.

Eulal. O Gott! — Ja, einen sehr braven Mann.

Gräfin. Sie lief mit einem Landstreicher davon.

Eulal. Ja, das that sie. — — (Sie stürzt außer sich zu den Füßen der Gräfin.) Verstoßen Sie mich nicht! — Nur ein Plätzchen, auf welchem ich sterben kann! —

Gräfin. Um Gottes willen! Sie sind —

Eulal. Ich bin diese Creatur.

Gräfin. (sich unwillig wegwendend) Ha! (Sie geht einige Schritte, ihr Herz zieht sie zurück.) — Aber sie ist unglücklich — sie büßt streng — weg mit dem Kopfe, der immer bereit ist, ein Verdammungsurtheil zu sprechen! — (Sie blickt wehmüthig nach ihr.) Ach! sie ist so unglücklich! — Stehn Sie auf! ich bitte Sie, stehn Sie auf! Mein Mann und mein Bruder sind nicht weit. Diese Scene leidet keine Zeugen. Ich gelobe Ihnen Verschwiegenheit. (Sie hebt sie auf.)

Eulal. Ach mein Gewissen! mein Gewissen! das wird nie schweigen. (Mit beyden Händen die Hand der Gräfin ergreifend.) Verstoßen Sie mich nicht!

Gräfin. Nein, ich verstoße Sie nicht. Ihr Betragen in den letzten drey Jahren, Ihr stiller Kummer,

Ihre Reue, tilgen freylich nicht ihr Verbrechen; aber eine Freyſtatt wird mein Herz Ihnen nie verſagen; eine Freyſtatt, wo Sie ungeſtöhrt um den Verluſt Ihres Gemahls weinen dürfen. — Ach! ich fürchte, ein unerſetzlicher Verluſt!

Eulal. (mit der Kalte der Verzweiflung) Unerſetzlich!

Gräfin. Armes Weib!

Eulal. (immer im nehmlichen Ton) Ich hatte auch Kinder.

Gräfin. Genug!

Eulal. Gott weiß, ob ſie leben oder todt ſind.

Gräfin. Arme Mutter!

Eulal. Ich hatte einen liebenswürdigen Gemahl.

Gräfin. Faſſen Sie ſich!

Eulal. Gott weiß, ob er lebt oder todt iſt.

Gräfin. Ihr Blick wird gräßlich.

Eulal. Für mich iſt er todt.

Gräfin. Sie büßt ſtrenge.

Eulal. Ich hatte einen alten Vater.

Gräfin. O, um Gottes willen! Hören Sie auf!

Eulal. Der Gram um mich hat ihn gemordet.

Gräfin. Wie ſchrecklich rächt ſich die beleidigte Tugend!

Eulal. (endlich in laute Thränen ausbrechend, und mit beyden Händen ihr Geſicht verhüllend) Und ich lebe noch!

Gräfin. Wer könnte dieſe Büßende haſſen? (Eulalien in ihre Arme ſchließend.) Nein, Sie ſind nicht laſterhaft. Der Augenblick Ihrer Verirrung war ein Traum, ein Rauſch, ein Wahnſinn.

Eulal. O verſchonen Sie mich! Wenn Sie wüßten, daß jede Milderung meiner Verbrechen mir ein Dolchſtich iſt — daß mein Gewiſſen nie mich heftiger martert, als wenn mein Kopf nach Entſchuldigungen grübelt. — Nein, ich kann mich mit gar nichts entſchuldigen! und die einzige, traurige Beruhigung meines Herzens iſt die, mich ohne alle Einſchränkung ſtrafbar zu bekennen.

Gräfin. Dieſer Zug iſt echte Reue.

Eulal. O wenn Sie ihn gekannt hätten! — als ich ihn zum erſten Male ſah, den ſchönen, den edlen Mann — ich war damals kaum vierzehn Jahr alt —

Gräfin. Und ihre Verbindung?

Eulal. Wenig Monden nachher.

Gräfin. Und Ihre Flucht?

Eulal. Zwey Jahre war ich ſeine Gattin.

Gräfin. O meine Liebe! dann laſſen Sie Ihre Jugend büßen, was nicht Ihr Herz verbrach.

Eulal. Das iſt die Sprache meines Kopfes in Stunden, wo Sehnſucht und Liebe den Sieg über die Reue davon tragen. — Nein, meine Jugend entſchuldigt mich nicht. (den Blick gen Himmel) Alter, ehrwürdiger Vater! Das hieße dich anklagen! Du hatteſt mir Grundſätze der Ehre und Tugend ins Herz gepflanzt. Du hatteſt mich gewarnt vor dem Gift der Schmeicheley und Verführung. —

Gräfin. Was vermag Erziehung gegen einen Lovelace?

Eulal. Ach! Sie ſtoßen da auf eine Unbegreiflichkeit in meiner Geſchichte. Nein, er war kein Lovelace, dieſer Menſch, in jeder Rückſicht tief, tief unter meinem Gemahl. Nur daß dieſer nicht mehr tändelte, nicht mehr jeder meiner Launen und Grillen ſchmeichelte, mir neue Equipagen, Livreen und Schmuck verſagte, wenn der Aufwand unſre Kräfte überſtieg. Alles das bot mir des Verführers Schlangenzunge, und ich war Kind genug, mich an den bunten Bildern zu ergötzen; war verblendet genug, Kinder, Vater und Gemahl zu verlaſſen, um einem Nichtswürdigen zu folgen, der — doch genug! er ſteht nun vor Gott, wo meine ge-

morbete Tugend das Maas ſeiner Bubenſtücke bis an den Rand füllen wird.

Gräfin. Schrecklich! aber mit dieſem Herzen konnte meine Freundin nicht lange irren.

Eulal. Lange genug, um nie es büßen zu können. Freylich verflog der Rauſch in wenig Wochen; ich rief den Namen meines biedern Gatten — vergebens! — ich horchte auf das Lallen meiner Kinder — umſonſt! Ach! was ich damals empfand, als der Nebel vor meinen Augen zerfloß! —

Gräfin. Weg mit dieſer Rückerinnerung! — Ich errathe das Ende Ihrer Geſchichte. Sie verließen Ihren Verführer.

Eulal. Das that ich — und flüchtete zu einer edlen Seele, die mir ein Plätzchen gab, auf dem ich weinen darf — und mir auch ein Plätzchen geben wird, auf dem ich ſterben könne.

Gräfin. (Sie in ihre Arme ſchließend) Hier, nur hier an meinem Buſen ſollen in Zukunft Ihre Thränen fließen, und möcht' es mir gelingen, dich, arme Leidende! wieder mit der Hoffnung vertraut zu machen!

Eulal. Ach nein! ach nein!

Gräfin. Hörten Sie seitdem gar nichts von Ihrem Gemahl?

Eulal. Er verließ die Stadt, niemand weiß wohin.

Gräfin. Und Ihre Kinder?

Eulal. Die nahm er mit sich.

Gräfin. Wir müssen Erkundigungen einziehen; wir müssen — Stille! mein M[illegible] und mein Bruder. Ach! mein armer Bruder; den hatt' ich ganz vergessen. — Geschwind, liebe Madam Müller, ein anderes Gesicht!

Achter Auftritt.

Der Graf. Der Major. Etwas nachher Peter. (alle drey Toback rauchend). Die Vorigen.

Peter. (bleibt ein wenig im Hintergrund stehen.)

Graf. Frisch, Kinder! ich wittre Abendluft. Wir müssen nach Hause.

Gräfin. Es ist ja kaum sechs Uhr.

Graf. Nun, so ist's Zeit, Thee zu trinken. Und meynt Ihr denn, ob ich gleich Soldat war, daß ich heute noch nicht genug Strapazen ausgestanden? Erst die Reise, dann das kalte Bad, dann

der forcirte Marſch unter Commando der Madam Müller.

Gräfin. Wohlan, wir ſind bereit.

Graf. Da, Peter, bring' die Pfeifen zurück. — Was zum Henker! Du rauchſt ja gar ſelbſt?

Peter. Ja freylich rauch ich ſelbſt. Es wird mir ſauer genug.

Graf. Wer Teufel hat dir's geheißen?

Peter. Die Excellenz hat mir's geheißen.

Graf. Ich?

Peter. Ja; ſagten Sie nicht, ich ſollte Pfeifen hohlen für uns?

Graf. Für mich und den Major.

Peter. Nun, ich ſtand ja auch dabey.

Graf. Burſche, du biſt ein Eulenſpiegel. — Vorwärts! Marſch! — Apropos! Wie iſt's mit dem Fremden? Wird er kommen?

Gräfin. Nein. Er hat es der Lotte rund abgeſchlagen.

Graf. Ein wunderlicher Heiliger! Aber das geht doch nicht an; ich muß ihm doch meine Dankbarkeit auf irgend eine Art an den Tag legen. — Wiſſen Sie was, lieber Major, ich kann Ihnen nicht

helfen; führen Sie meine Frau nach Hause, und kommen Sie dann zurück, ihn selbst zu holen.

Major. Wenn Ihnen ein Gefallen dadurch geschieht, recht gern.

Graf. Ich muß dem Manne doch einen Bissen Brod verschaffen. (Er giebt Eulalien den Arm, der Major der Gräfin. Sie gehen ab.)

Neunter Auftritt.

Peter allein.

(Seine Pfeife wegwerfend.) Nun, da will ich doch jeden vernünftigen Christenmenschen zum Schiedsrichter nehmen! wenn ihrer drey beysammen stehn, und die Excellenz spricht: „hebt Pfeifen für uns", ob ich nicht auch mit unter die uns gehöre? Daß ich auch so ein autherziger Narr war! Ich habe in meinem Leben noch nicht geraucht, und thue es da der Excellenz zu Gefallen. Pfuy! das Zeug schmeckt abscheulich; es ist mir ganz übel darnach geworden. (ab.)

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Franz tritt auf mit einem Stück Brod und Käſe in der Hand, wovon er ſich dann und wann einen Biſſen herunterſchneidet. Gleich darauf **der Major.**

Franz.

Als ich noch in der Stadt auf'm Kaffeehauſe diente, da war ich ein lockerer Geſelle: Karten und Würfel mein Zeitvertreib vom Abend bis an den Morgen; Braten und Wein zu jeder Stunde, wenn es mir beliebte den Speiſeſchrank heimzuſuchen. Und doch ſchmeckte mir kein Biſſen! Dem Braten fehlte das Salz der innern Zufriedenheit, dem Wein mangelte das Zuckerbrod eines guten Gewiſſens. — Wie anders, ſeit ich dieſem Herrn diene! Ich habe heute nichts Böſes gethan; ich habe mein Tagewerk redlich vollbracht. Du guter Käſe! du ſchwarzes Brod! vortreflich ſchmeckt ihr mir! (Er erblickt den Major in der Ferne.) Pfuy, daß ich ſchon wieder ge-

führt werde. Ich dachte mein Abendbrod unter freyem Himmel zu verzehren; aber sie sind wie die Spürhunde hinter uns drein. (er will gehen.)

Major. Pst! guter Freund!

Franz. (für sich) Lieber Gott! welch eine Mäckeley die Menschen treiben mit dem Titel: guter Freund.

Major. Ich muß seinen Herrn sprechen.

Franz. Kann nicht dienen.

Major. Warum nicht?

Franz. Ist mir verboten worden.

Major. (will ihm Geld in die Hand stecken) Da! melde er mich.

Franz. Brauche kein Geld.

Major. Nun, so melde er mich nur.

Franz. Ich will Sie melden, gnädiger Herr; aber was kann das helfen? ich werde ausgescholten, und Sie bekommen eine abschlägige Antwort.

Major. Wer weiß? Sag' er ihm, ich bäte nur um eine einzige Minute: ich wollte ihm auf keine Weise beschwerlich fallen; kurz, sag er ihm alles, was man bey dergleichen Gelegenheiten zu sagen pflegt. Wenn sein Herr ein Mann von Erziehung

iſt, ſo wird er mich nicht hier unter freyem Himmel vergebens auf ſich warten laſſen.

Franz. Nun, in Gottes Namen, wir wollens verſuchen. (geht.)

Major. (ruft ihm nach) Hört er? nur um eine halbe Minute laß ich bitten.

Franz. Schon gut. (ab.)

Major. Aber wenn er nun kommt; wie ſoll ich ihn behandeln? Ein Menſchenfeind iſt mir im Laufe meines Lebens noch nicht vorgekommen. Knigge hat ein ſchönes Buch über den Umgang mit Menſchen geſchrieben; aber wie man mit einem ſolchen Geſchöpf umgehen ſoll, dem die ganze Welt und ſein eigenes Ich zur Laſt geworden, darüber hat er Vorſchriften zu ertheilen vergeſſen. Wohlan! auf gut Glück! Ein offenes, freundliches Geſicht, nicht zu blöde, nicht zu dreiſt, damit kommt man ſo ziemlich bey jedermann fort.

Zweyter Auftritt.

Der Unbekannte. Der Major.

Unbek. Was ſteht zu Befehl?

Major. Verzeihen Sie, mein Herr — (ihn plötzlich erkennend) Meinau!

Unbek. Horst! (Sie stürzen sich in die Arme.)

Major. Bist du es wirklich, alter Freund?

Unbek. Ich bins.

Major. Mein Gott, wie hat der Gram dich entstellt!

Unbek. Die Hand des Unglücks liegt schwer auf mir. — Stille! — Wie kommst du hieher? was willst du?

Major. Wunderlich! Ich stehe hier und sinne, wie ich den einsiedlerischen Fremden anreden, was ich ihm sagen soll — er erscheint — und siehe da, ich finde meinen braven Meinau.

Unbek. Du hast mich also nicht ersersicht? Du wusstest nicht, dass ich der Bewohner dieser Hütte sey?

Major. So wenig, als ich weiß, wer auf der Spitze des Kaukasus wohnt. Du hast diesen Morgen meinem Schwager das Leben gerettet; eine dankbare Familie wünschte dich in ihrer Mitte zu sehen; du schlugst es dem Kammermädchen meiner Schwester ab, und um der Einladung mehr Gewicht zu geben, sandte man mich selbst. Siehe da das Vehikel, dessen sich der Zufall bedient hat, mir den Freund wieder zu schenken, dessen mein Herz

ſo lange entbehrt, und deſſen es gerade in dieſem Augenblick ſo ſehr bedarf.

Unbek. Ja, ich bin dein Freund, dein wahrer Freund. Du biſt ein guter Menſch, ein ſeltner Menſch. Mein Herz iſt unverändert gegen dich. Iſt aber dieſe Verſicherung dir lieb und werth — ſo — Horſt! — ſo verlaß mich und komme nie wieder zu mir.

Major. Alles, was ich von dir ſehe, alles, was ich von dir höre, iſt mir ein Räthſel. Du biſt es, dein Geſicht ſchwebt vor mir, aber das ſind nicht die Züge, welche einſt unſere franzöſiſchen Mädchen bezauberten, Freude in jede Verſammlung brachten, dir Freunde erwarben, ehe du noch den Mund aufthateſt.

Unbek. Du vergiſſeſt, daß ich ſieben Jahre älter geworden bin.

Major. Freylich, dann biſt du ein paar Jahre über dreyßig. — Warum vermeideſt du mich anzuſehn? iſt Freundesantlitz dir zuwider geworden? oder biſt du ſcheu, dein Auge zum Spiegel deiner Seele zu machen? Wo iſt der offene Feuerblick, der ſonſt in aller Herzen las?

Unbek. (bitter) Mein Blick las in aller Herzen? Ha! ha! ha!

Major. O Gott! lieber hätt' ich gewünscht, dich nie lachen zu hören, als in diesem Tone. — Freund, was ist dir widerfahren?

Unbek. Alltägliche Dinge — der Welt Lauf — Begebenheiten, wie man sie auf allen Straßen hört. — Herst! wenn ich dich nicht hassen soll, so verschone mich mit Fragen; und wenn ich dich lieben soll, so verlaß mich!

Major. Pfui, wie das Schicksal einen Menschen verhunzen kann! Ich bitte dich, wecke die schlummernden Ideen von Freuden der Vergangenheit, daß dein Herz wieder warm werde, und fühle, daß ein Freund ihm nahe ist. Erinnere dich unserer froh durchlebten Tage im Elsaß, nicht jener tollen Schwärmereyen im lärmenden Gewühl unserer Kriegskameraden; nein, jener heitern sanften Stunden, wo wir uns von allem, was uns umgab, losrissen, wo wir einsam wandelten, Arm in Arm, auf den Wällen von Strasburg, oder am Ufer des Rheins, wo die Schönheiten der Natur unsere Herzen öfneten, und sie für Wohlwollen und Freundschaft empfänglich machten. In jenen seligen Au-

genblicken ward der Bund geknüpft, der unſere Seelen an einander kettete: in einem jener ſeligen Augenblicke gabſt du mir dieſen Ring zum Pfande deiner Liebe. Erinnerſt du dich deſſen noch?

Unbek. O ja.

Major. Bin ich ſeitdem deines Vertrauens unwerth geworden?

Unbek. Nein, nein.

Major. Waren wir je bloße Alltagsfreunde, durch Laune, Zufall und Luſtbarkeiten an einander geknüpft? Haben wir uns nur in bunten Zirkeln mit einander herumgetrieben? oder haben wir auch dem Tode unter den Batterien von Gibraltar, Hand in Hand, getrotzt? — Karl! es thut mir weh, daß ich meine Rechte auf dich ſo geltend machen muß. — Kennſt du dieſe Narbe?

Unbek. Bruder! Es war der Hieb, der mir den Kopf ſpalten ſollte. Ich hab' es nicht vergeſſen. Ach! du wußteſt freylich nicht, welch ein elendes Geſchenk du mir machteſt.

Major. So rede, ich bitte dich!

Unbek. Du kannſt mir doch nicht helfen.

Major. So kann ich mit dir trauren.

Unbek. Pfuy, das mag ich nicht. Auch hab' ich selbſt ſchon lange keine Thränen mehr.

Major. So gieb mir Worte ſtatt Thränen; beyde erleichtern das Herz.

Unbek. Das meinige iſt gleich einem lange verſchloſſenen Grabe. Laß faulen und verweſen, was dort verſcharrt wurde! Warum es öfnen und die Luft umher verpeſten?

Major. Lüften wollen wirs und reinigen, damit das ganze Gebäude ein anderes Anſehen gewinne. — Wie du ausſiehſt! Schäme dich! Ein Mann von deinem Kopfe, von deinen Talenten; ein Mann wie du, der immer die Weltweisheit praktiſch übte; und ſich ſo unter dem Pantoffel des Schickſals zu beugen! — Biſt du von Schurken verfolgt und von Buben geneckt worden, ſo mags hingehn; haſt du Jahre lang in Ketten geſeſſen, ſo will ich dir verzeihen.

Unbek. Horſt, du thuſt mir Unrecht. Zwar glaubt' ich, es ſey mir gleichgültig geworden, was irgend ein Menſch in der Welt von mir denken mag; aber ich fühle in dieſem Augenblicke, es iſt nicht ganz ſo. Der Freund ſoll den abgeſchiedenen Schatten des Freundes nicht verlaſſen, ohne zu erfahren,

wie

wie die Hand des Schickſals ihn für jede Freude des Lebens mordete. — Wohlan! — Ja, in ein paar Worte läßt ſich viel Unglück faſſen. — Bruder! ich verließ dich und die franzöſiſchen Dienſte; von jenem Augenblicke an floh mich das Glück. Mir winkte mein Vaterland. Was träumt' ich mir nicht für ſüße Bilder, wie ich da leben und wirken wollte, manchen alten Schlendrian verbeſſern, manche Thorheit, die ſich in hundertjährigen Nebel hüllt, zu Schanden machen. O wem ſeine Ruhe lieb iſt, der wage ſie nicht an die Thorheiten der Menſchen! Ich wurde verfolgt, geneckt, für einen gefährlichen Menſchen ausgeſchrieen „Wiz hat er", ſo ſprach man überall, „aber ein böſes Herz". Das ärgerte mich. Ich ſchwieg, tadelte nichts mehr, lobte alles, buhlte um das Zutrauen der Menſchen — vergebens! Sie konnten mir's nie vergeſſen, daß ich einſt hatte klüger ſeyn wollen, als ſie. Ich zog mich in mich ſelbſt zurück, war mir ſelbſt genug, und lebte einſam mitten in der Reſidenz. Man hatte mich zum Obriſtlieutenant gemacht; denn man wollte mein Vermögen gerne im Lande behalten. Ich verſah meinen Dienſt mit Pünktlichkeit und Eifer, ohne empor zu ſtreben, ohne Auszeich-

nung zu beachten. Mein Obriſter ſtarb: es gab eine Menge Obriſtlieutenants, die weit längere Zeit gedient hatten, als ich. Ich erwartete einen von dieſen befördert zu ſehen, und das ließ ich mir gern gefallen. Aber ſiehe da, der Fürſt hatte eine Mätreſſe, und dieſe hatte einen Vetter, einen albernen eingebildeten Laffen, der ſeit ſechs Monaten die Uniform trug; der wurde mein Obriſter. Es verſteht ſich, daß ich den Abſchied foderte und erhielt. — Einige Spöttereyen über den Einfluß der Dame machten mich zum Gefangenen auf der Feſtung. Da ſaß ich ein halbes Jahr und kaute an den Nägeln. Man gab mir meine Freyheit. Ich raffte mein Vermögen zuſammen und ging aus dem Lande. Mit Menſchenkenntniß gewaffnet — ſo bildete ich mir ein — ſollte es mir nun leicht werden, mit und unter den Menſchen fortzukommen. Ich wählte Caſſel zu meinem Aufenthalte. Alles ging vortreflich. Ich fand Freunde, die mir liebkoſeten, mich verhätſchelten, mir mein Geld abborgten und meinen Wein austranken. Endlich fand ich auch ein Weib, ein ſchuldloſes, herrliches Geſchöpf, von kaum funfzehn Jahren. O wie liebt ich ſie! ja, damals war ich glücklich! Sie gehör

mir einen Sohn und eine Tochter; beyde hatte die Natur mit der Schönheit ihrer Mutter gestempelt. O wie liebt' ich mein Weib und meine Kinder! ja, damals war ich recht glücklich! (er wischt sich die Augen) Sieh da, noch eine Thräne; hätt' ich's doch kaum gedacht. Willkommen, ihr alten Freunde! wir haben uns lange nicht gesehen. — Nun, Bruder, meine Geschichte ist gleich zu Ende. Der Eine meiner Freunde, den ich für einen ehrlichen Kerl hielt, betrog mich um mein halbes Vermögen. Ich verschmerzte das, ich schränkte mich ein; Zufriedenheit bedarf wenig. Da kam wieder ein anderer Freund, ein Jüngling, an dem ich Behagen gefunden, den ich mit meinem Gelde unterstützt, dem ich durch mein Ansehen empor geholfen, der verführte mir mein Weib — und lief mit ihr davon! — Ist dir das genug, um mir meinen Menschenhaß, meine Abgeschiedenheit von der Welt zu verzeihen? — Bin ich etwa ein Phantast, der Verfolgung ahndete, wo niemand an ihn dachte? Oder bin ich blos ein Opfer der Gewalt eines Einzelnen? Wollte Gott! Ein König kann nur in Fesseln schmieden, oder tödten: ach! was sind Fesseln und Tod gegen die Untreue eines geliebten Weibes!

Major. Das deiner unwerth war. Pfuy, Meinau! Daß ein Mann ſich um ein *antes* Weib quälen kann, — iſt ſchon eine Thorheit; aber um ein *untreues* Weib auch nur *eine* Thräne vergießen, iſt Raſerey.

Unbek. Nenn es wie du willſt, ſprich was du willſt, das Herz kehrt ſich an kein Vernunftgeſchwätz. Ach! ich liebe ſie noch.

Major. Und wo iſt ſie?

Unbek. Das weiß ich nicht, verlang' es auch nicht zu wiſſen.

Major. Und deine Kinder?

Unbek. Die ließ ich in einem Landſtädtchen nicht weit von hier bey einer Bürgerswittwe, die mir ehrlich genug ſchien, weil ſie dumm genug war.

Major. Schon wieder ein menſchenfeindlicher Seitenhieb! Doch warum behieltſt du deine Kinder nicht bey dir? Sie würden dir manche ſchwermüthige Stunde weggegaukelt haben.

Unbek. Daß die Aehnlichkeit mit ihrer Mutter mir täglich das Bild entflohener Freuden zurückgerufen hätte? Nein! ich habe ſie in drey Jahren nicht geſehen. Ich mag keinen Menſchen um mich haben, weder Kind noch Greis; das Kind iſt ein

werdender Böſewicht, und der Greis ein vollendeter Schurke! Wahrlich! hätte unſere vornehme Erziehung mir nicht einen Bedienten zum Bedürfniß gemacht; ich würde den meinigen längſt weggejagt haben, ob er gleich nicht der ſchlechteſte unter den ſchlechten iſt.

Major. Das kommt dabey heraus, wenn man eine Frau von unſern ſogenannten guten Familien heurathet; die beobachten von Jugend auf in ihren Eheſtandsbegriffen die late Obſervanz. Drum, Reinald, ſiehſt du mich entſchloſſen, ein Weib aus dem Bürgerſtande zu heurathen.

Unbek. Du heurathen? Ha! ha! ha!

Major. Du ſollſt ſie ſehn. Komm mit mir! Meine Familie erwartet dich mit Sehnſucht.

Unbek. Ich mich wieder unter Menſchen herumtreiben! Hab' ich mich noch nicht beſtimmt genug erklärt?

Major. Das haſt du freylich. Aber ich erkläre dir hiemit feyerlich, daß du alle Zartheit der Empfindung beleidigen würdeſt, wenn du nicht wenigſtens dieſen Abend kämeſt, eine Suppe bey meinem Schwager zu eſſen. Jemand eine Wohlthat erzeigen und keinen Dank fodern, iſt edel und ſchön;

aber diesem Dank so geflissentlich ausweichen, daß die Wohlthat dem andern zur Last wird, ist Affectation.

Unbek. Gilt das mir?

Major. Ich will gern glauben, daß es nicht dein Fall ist: denn ich kenne dich besser: aber ich bitte dich, was sollen die Meinigen von dir denken? Es giebt schöne Dinge in der Welt, die man nicht zu weit treiben darf; Dinge, die anfänglich Bewunderung erregen, hinterdrein Verdruß, und am Ende eine Art von bittrer Gleichgültigkeit.

Unbek. Bruder, es giebt auch Dinge in der Welt, die sich besser predigen, als befolgen lassen. Wenn du wüßtest, wie mich jedes fremde Menschengesicht anekelt, wie ich lieber auf Millionen Nadeln sitzen möchte, als auf einem gepolsterten Stuhle in euren eleganten Zirkeln; wie mir das auf den ganzen Tag meine beste Laune verderbt, wenn ich nur von ferne einen Menschen auf mich zukommen sehe, dem ich nicht mehr ausweichen kann, und vor dem ich also meinen Hut ziehen muß. — O laß mich! laß mich in Ruhe! — Jeder Mensch sucht um sich her sich einen eigenen Zirkel zu bilden, dessen Mittelpunkt er selbst ist: so ich den

meinigen. So lange noch eine Vogelkehle in diesem Walde ist, welche die Morgensonne begrüßt; so lange wird mir's an Gesellschaft nicht fehlen.

Major. Thu morgen und übermorgen, was dir gefällt; aber leere heute ein Glas Wein mit mir.

Unbek. (ist) Nein! nein!

Major. Auch dann nicht, wenn du vielleicht im Stande wärest, durch diesen einzigen Besuch das Glück deines Freundes zu gründen?

Unbek. (stutzend) Dann — ja! Aber laß hören!

Major. Du sollst mein Freywerber seyn bey Madam Müller.

Unbek Ich? — Guter Horst! wenn ich auch einst Talente zu solch einem Auftrage hatte, so sind sie schon lange verrostet.

Major. Nicht doch. Sieh, Bruder, ich liebe ernstlich, und meine Liebe ist eine Frucht der Hochachtung. Sie ist ein herrliches Weib! Und wenn ich so vor ihr stehe; von allem kann ich mit ihr schwatzen, nur nicht von meiner Liebe. Denn sie hat da einen Blick in ihrer Gewalt — einen Blick, der die Zunge fesselt. Zwar hatte meine Schwester übernommen — aber das frommt nicht; ihr Lob klingt partheyisch. Du hingegen — einem so sauer-

typischen Gesicht, wie das Deinige, glaubt man am ersten. Bruder, wenn du meine rar guten Eigenschaften ein wenig gegen sie herausstreichest —

Unbek. Sieh da, wieder ein Mensch, der betrügen will.

Major. Nun, ich denke nicht, daß sie übel mit mir fahren soll. Ich bitte dich, Meinau; es gilt Wohl und Weh deines Freundes. Ich schaffe dir Gelegenheit, sie allein zu sprechen. Willst du?

Unbek. (nach einer Pause) Ich will. Aber unter einer Bedingung.

Major. Sprich!

Unbek. Daß du mich morgen ohne Widerrede abreisen lässest.

Major. Abreisen? Wohin?

Unbek. Wohin Gott will! unter Menschen, die mich nicht kennen.

Major. Halsstarriger!

Unbek. Du versprichst das — oder ich komme gar nicht.

Major. Wohlan, ich verspreche es. Vielleicht sind deine Ideen heiterer beym Aufgang der Sonne. (Ihm die Hand reichend) Folge mir!

Unbek. Ich muß mich doch erst ein wenig ankleiden.

Major. So erwarten wir dich in einer halben Stunde. Du gabſt mir dein Wort.

Unbek. Ich gab es.

Major. Leb' wohl! (ab.)

Dritter Auftritt.

Unbekannter. Gleich darauf Franz.

Unbek. (geht einigemal auf und nieder, ſein Blick iſt in ſich gekehret und trübe. Endlich bleibt er ſtehn, und ruft) Franz!

Franz. (kommt) Herr!

Unbek. Morgen reiſen wir.

Franz. Mir recht.

Unbek. Vielleicht in ein anderes Land.

Franz. Mir auch recht.

Unbek. Vielleicht in einen andern Welttheil.

Franz. Mir alles recht.

Unbek. Ihr friedlichen Inſulaner der Südſee! zu euch will ich; ihr ſeyd noch unverderben. Eure einzige Schwachheit iſt Stehlen. — Immerhin! ich bringe keine Schätze mit. Das köſtlichſte Kleinod, das ich hatte, meine Ruhe, hat man mir in Europa geſtohlen. — Oder zu euch, ihr wackern Bewohner von Visnapore; zu euch, deren verführeriſches Gemählde Raynal mit unnachahmlichem

Pinsel uns darstellt — oder — nun ja, wohin Gott will! Fort! fort aus diesem cultivirten, moralischen Lazareth! — Hörst du, Franz? morgen mit dem frühesten.

Franz. Ganz wohl.

Unbek. Doch vorher, Franz, noch ein kleines Geschäft für dich. Geh hinunter ins Dorf, miethe dir Pferde und Wagen von einem Bauern, und eile in das benachbarte Städtchen. Du kannst vor Sonnenuntergang noch zurück seyn. Ich will dir einen Brief an eine Bürgersfrau mitgeben, die ich kenne. Dort wirst du zwey Kinder finden; es sind meine Kinder —

Franz. (erstaunt) Ihre Kinder, Herr?

Unbek. Nimm sie, packe sie auf den Wagen, und bringe sie hieher.

Franz. Ihre Kinder, Herr?

Unbek. Nun ja doch, meine Kinder; ist denn das so unbegreiflich?

Franz. Ich begreife wohl, daß Sie Kinder haben können: aber daß ich nun schon drey Jahre in Ihren Diensten bin, und noch nie ein Wörtchen davon erfuhr, das ist doch sonderbar.

Unbek. Viel von ſeinen Kindern ſprechen, iſt Narrheit.

Franz. Es iſt ein Unterſchied zwiſchen viel und gar nicht. Sie waren alſo verheurathet?

Unbek. Beläſtige mich nicht mit unnützen Fragen! Geh, mach dich reiſefertig!

Franz. Dazu brauch ich fünf Minuten. (er geht.)

Unbek. Ich folge dir ſogleich, um den Brief zu ſchreiben.

Franz. (ab.)

Vierter Auftritt.

Unbekannter allein.

Ich will ſie mit mir nehmen. Ich will mich an ihren Anblick gewöhnen. Die unſchuldigen Geſchöpfe ſollen nicht vergiftet werden, weder durch ein Philanthropin, noch durch eine Penſion. Mögen ſie lieber auf irgend einer wüſten Inſel ihren täglichen Unterhalt mit Bogen und Pfeil erjagen, oder ſich, wie die Hottentotten, in einen Winkel kauern und die Spitze ihrer Naſe betrachten. Beſſer nichts thun, als Böſes. — Narr, der ich war! Mir das Verſprechen entlocken zu laſſen, mich noch einmal unter die Affengeſichter zu mengen. Welch'

eine lächerliche Figur werd' ich da ſpielen! Und gar als Freywerber. Ha! ha! ha! — Nun, ich habe ſo manches ertragen; warum ſollt' ich nicht, einem Freunde zu Liebe, eine böſe Stunde mehr in den Kalender meines Lebens ſchreiben? (ab.)

Fünfter Auftritt.

(Zimmer im Schloß.)

Lotte allein.

Nein, Frau Gräfin, wenn Sie ſich hier auf dem Lande einſperren wollen; ſo bin ich Ihre gehorſame Dienerin. Ich bin nicht für das Landleben geſchaffen; ich bin in der großen Welt erzogen. (ſie gähnt.) Wahrhaftig, ich habe in den paar Stunden ſchon öfter gegähnt, als in allen Predigten zuſammen genommen, die ich in meinem Leben gehört habe. — Unerträglich! Nicht einmal ein vernünftiger Kammerdiener, der mir die Cour machte. Und wenn ich vollends an die Madam Müller denke: da möchte ein Mädchen von Stande ſich die gelbe Sucht an den Hals ärgern.

Sechster Auftritt.

Bittermann. Lotte.

Bitterm. (der die letzten Worte gehört hat) Ey, ey, warum nicht gar? Wer hat Ihnen Leides gethan, mein schönes Kind?

Lotte. (verächtlich) Mir, Herr Bittermann? Ich bin nicht die Person, die sich von irgend jemand in der Welt etwas zu Leide thun läßt. Wenn auch gewisse Leute, die ich nicht nennen will, sich gegen gewisse Leute übermüthig betragen, denen sie kaum werth sind, die Schuhriemen aufzulösen; so habe ich doch zu viel Erziehung genossen, um mir auch nur ein graues Haar deshalb wachsen zu lassen.

Bitterm. Die hochedle Mamsell sprachen auch vorhin nicht von grauen Haaren, sondern von der gelben Sucht.

Lotte. Nun ja, ich meynte, es wäre Schade, daß Madam Müller, die sonst eine ganz erträgliche Figur macht, eine so gelbe Haut hat.

Bitterm. Lieber Gott! es giebt gelbe, schwarze und bronzirte Menschen in der Welt. Ich habe darüber noch vor kurzem Briefe vom Vorgebirge der guten Hoffnung gehabt; und wenn Madam

Müller gelb ist, so mag das vielleicht in ihrem Vaterlande so gebräuchlich seyn.

Lotte. In ihrem Vaterlande? Allerliebster Herr Bittermann! Sie können mir also sagen, wer diese Creatur ist? und ob sie in Ansehung ihrer Geburt und Herkunft sich mit gewissen Personen messen darf?

Bitterm. Nein, hochedle Mamsell, ich habe darüber keine Briefe, weder aus Europa, noch aus irgend einem andern Welttheile.

Lotte. Wenn eine hochgetragene Nase immer das Zeichen eines vornehmen Standes ist; wirklich, so muß sie eine Prinzessin seyn.

Bitterm. In der That, wenn man sie zuweilen reden hört, sollte man denken, man habe eine Hochwohlgebohrne Frau Baronin vor sich.

Lotte. Aber wer ist Schuld daran, als die hohen Herrschaften selbst? War das auch heute eine Aufführung für einen Grafen? er tritt kaum in die Thüre — ich stand auf dem Vorsaal — so läuft er auf Madam Müller zu und umarmt sie, recht als ob sie seines Gleichen wäre.

Bitterm. Ja, ja, davon bin ich Zeuge gewesen.

Lotte. Eben so die Frau Gräfin. Sie speist mit den Herrschaften, sie geht mit ihnen spatieren,

und jetzt in diesem Augenblick sitzt sie mitten unter ihnen am Theetische.

Bitter. Leider alles wahr.

Lotte. Schickt sich das für einen Grafen?

Bitterm. Ganz und gar nicht.

Lotte. Muß ein Graf nicht immer einen gewissen Stolz, eine edle Selbstgenügsamkeit in allen seinen Handlungen blicken lassen, wenn er auch sonst nichts auf der Welt wäre, als Graf?

Bitterm. Ey freylich! freylich!

Lotte. Eben so, als wenn ich, die Tochter eines Hofkutschers, mich mit den Bauern im Dorfe familiarisiren wollte.

Bitterm Bewahre der Himmel!

Lotte. Nein, das leide ich durchaus nicht. Morgen früh beym Ankleiden werde ich mit der Gräfin sprechen. Eine von uns beyden muß das Feld räumen, entweder ich oder Madam Müller

Bitterm. (welcher den Major kommen sieht) St!

Siebenter Auftritt.

Der Major. Die Vorigen.

Major. (welcher im Hereintreten den Namen der Madam Müller hat nennen hören) War hier nicht die Rede von Madam Müller?

Bitterm. (in einiger Verlegenheit) Ja, so vel quasi.

Major. Lotte, sage Sie meiner Schweſter, ich wünſchte mit ihr zu ſprechen, ſobald der Theetiſch abgeräumt worden.

Lotte. (ab.)

Major. Darf man erfahren, was geſprochen wurde?

Bitterm. Wir ſprachen ſo hin und her, dieß und jenes, herüber und hinüber.

Major. Bald ſollt' ich vermuthen, es ſtecke ein Geheimniß dahinter.

Bitterm. Ein Geheimniß? Behüte der Himmel! Da müßt' ich Briefe haben. Nein, es bleibt alles in den Grenzen der Publicität.

Major. Um ſo eher darf ich bitten, Theil am Geſpräche zu nehmen.

Bitterm. Viel Ehre, Hochwohlgebohrner Herr Major, viel Ehre! Je nun, wir machten anfänglich

lich einige ganz alltägliche Bemerkungen. Die hochedle Mamsell vermeinte, jeder Mensch habe seine Fehler, und da sagte ich ja. Bald darauf merkte ich an, daß auch der beste Mensch auf der Welt seine kleinen Schwachheiten habe, und da sagte die Mamsell ja.

Major. Ist das eine Einleitung in die Fehler und Schwachheiten der Madam Müller, so bin ich begierig mehr zu hören.

Bitterm. Ja, lieber Gott! Madam Müller ist wohl eine kreuzbrave Frau, aber sie ist doch auch noch lange kein Engel. Als einem alten treuen Diener des Hochgräflich Winterseeischen Hauses, liegt es mir ob, der gnädigen Herrschaft allerley ins Ohr zu raunen, was den Einkünften merklichen Schaden und Nachtheil bringt.

Major. (neugierig) Nun?

Bitterm. Der Herr Graf zum Beyspiel wird denken, er habe da zum wenigsten noch ein vierzig bis funfzig Bouteillen von dem alten sechs und zwanziger Rheinwein im Keller liegen. Ja prosit die Mahlzeit! Kaum zehn oder funfzehn mögen noch übrig seyn. Ueber meine Zunge ist nicht ein Tropfen gekommen, nicht einmal an hohen Festtagen.

Major. (lachend) Madam Müller wird ihn doch wohl nicht ausgetrunken haben?

Bitterm. Sie selbst nun wohl eben nicht; denn sie trinkt keinen Wein. Aber wenn ein Kranker im Dorfe ist, der sich doch wohl mit einem Schluck Branntewein behelfen könnte, da schickt sie flugs eine Flasche von dem köstlichen Sechsundzwanziger hin. Ich habe ihr verschiedentlich und wiederholentlich Vorstellungen darüber gemacht; aber sie antwortet mir immer ganz schnippisch: „ich will es schon verantworten."

Major. Ich auch, lieber Herr Bittermann.

Bitterm. In Gottes Namen! Mich geht es nichts an. Ich habe dem Keller zwanzig Jahre lang vorgestanden; von mir haben die Armen nicht einen Tropfen bekommen. — Und wenn sie auf der einen Seite verschwendet, da knausert sie wieder auf der andern zur unrechten Zeit. Als ich im vergangenen Herbst einen Brief aus Ungarn erhielt, in welchem man mir die Einnahme von Novi durch den Feldmarschall Laudon meldete, da wollt' ich, als ein Mitglied des heiligen römischen Reichs, meine Freude an den Tag legen. Ich bat den Herrn Pfarrer und den Herrn Gerichtshalter zu

mir, um in Fröhlichkeit des Herzens ein paar Flaſchen alten Wein mit ihnen auszuſtechen. — Denken Sie nur, Hochwohlgebohrner Herr Major, da ſpeiſ'te ſie mich mit Frankenwein ab.

Major. Unerhört!

Bitterm. Man kann überhaupt gar nicht aus der Frau klug werden. Der Umgang der Frau Paſtorin und der Frau Gerichtshalterin iſt ihr nicht gut genug, und dann ſitzt ſie doch zuweilen wieder mitten unter den Bauerweibern. Wir beyde vertragen uns noch ſo ziemlich; denn, unter uns, ſie hat ein Auge auf meinen Peter geworfen.

Major. Cy, cy!

Bitterm. Ja, der Peter iſt ein vertrakter Junge; er lernt vom Schulmeiſter ſchreiben. Wenn der Hochwohlgebohrne Herr Major belieben tragen, ein Pröbchen zu ſehen; er mahlt ſeine Buchſtaben, daß es eine Art hat.

Major. Ein andermal, lieber Herr Bittermann, ein andermal. Für jetzt empfehle ich mich Ihnen.

(**Bitterm.** verbeugt ſich ohne zu gehen; der Major blättert in einem Buche, das auf dem Tiſche liegt.) Ich finde da eben ein ſehr intereſſantes Buch. Wirklich, das muß ich leſen; leben Sie wohl!

Bitterm. (ohne den Wink zu verstehen) Unterthäniger Diener.

Major. Das ist zu arg. Herr Verwalter, ich wünschte allein zu seyn.

Bitterm. Der gnädige Herr haben zu befehlen. Wenn Ihnen einmal die Zeit lang werden sollte, und Sie wünschten, die neuesten Neuigkeiten vom ungarischen Kriegestheater zu erfahren, so dürfen Sie sich nur an mich wenden. Ich habe Briefe —

Major. Gehen aus.

Bitterm. (indem er mit vielen Verbeugungen abgeht) Briefe aus dem Bannat, Briefe von der türkischen Grenze, Briefe aus Rußland, Briefe vom Pacha von Scutari — (ab.)

Major. Unerträglicher Schwätzer! — Doch nein! Sprach er nicht von Madam Müller? Verziehen sey ihm seine politische Wuth!

Achter Auftritt.

Die Gräfin. Der Major.

Gräfin. Wahrhaftig, die Verliebten denken, man hungere nicht, man dürste nicht, weil sie selbst von Rosenduft und Mondschein leben. Kaum

hab' ich ein paar Taſſen Thee hinunter geſchlürft, ſo läßt mich der Herr Bruder ſchon abrufen; und was ſteht zu Befehl?

Major. Du kannſt noch fragen? Haß du mit Madam Müller geſprochen?

Gräfin. Ja.

Major. Nun?

Gräfin. Nichts.

Major. Nichts?

Gräfin. Das heißt, wenn der Herr Bruder nicht bald einen andern Hafen ſucht, ſo wird er bis ans Ende ſeines Lebens auf einer See herumtreiben müſſen.

Major. Iſt ſie verheurathet?

Gräfin. Das weiß ich nicht.

Major. Iſt ſie von guter Geburt?

Gräfin. Das darf ich nicht ſagen.

Major. Kann ſie mich etwa nicht leiden?

Gräfin. Darauf muß ich dir die Antwort ſchuldig bleiben.

Major. So ſo, ich bewundere deine ſchweſterliche Zuneigung; ſie iſt exemplariſch. Gut, daß ich gleich Anfangs nicht ſehr darauf baute. Gut, daß ich

einen Freund wieder fand, der die Frau Schweſter beſchämen wird.

Gräfin. Einen Freund?

Major. Aufzuwarten. Der Fremde, der dieſen Morgen deinem Manne das Leben gerettet, iſt mein alter Freund.

Gräfin. Wie heißt er?

Major. Das weiß ich nicht.

Gräfin. Iſt er von guter Geburt?

Major. Das darf ich nicht ſagen.

Gräfin. Wird er herkommen?

Major. Darauf muß ich dir die Antwort ſchuldig bleiben.

Gräfin. Du biſt unerträglich.

Major. Maaſt du denn deine eigene Compoſition nicht einmal da Capo hören?

Neunter Auftritt.

Der Graf. Eulalia. Die Vorigen.

Graf. Zum Henker! denkt ihr denn, ich bin ein Xenokrat, oder ich habe ein paar marmorne Spindelbeine, wie der arme Sultan Uzim Oſchanty? Da laſſen Sie mich immer, in Gottes Na-

men, mit Madam Müller allein, und bedenken nicht, daß mein Herz kein Kieſelſtein iſt. Ich ſage es Ihnen, Frau Gemahlin, wenn es noch einmal geſchieht, ſo habe ich meine Liebeserklärung ſchon in petto.

Gräfin. Vermuthlich von Ihrem Kammerdiener entworfen.

Graf. Nein, Madam, aus einem von Ihnen aufgefangenen Liebesbriefchen entlehnt.

Gräfin. Alſo doch immer geborgt?

Graf. Nicht doch! Alte einkaſſirte Schuld, abgeſchrieben von einem Billet doux, das Sie vor ſechs Jahren von mir erhielten.

Gräfin. Wie ökonomiſch! und das wollen Sie nun zum zweyten Male brauchen? Wiſſen Sie denn nichts neues zu ſagen?

Graf. Sie haben mich erſchöpft, Madam.

Gräfin. Ein trauriges Bekenntniß in Gegenwart Ihrer neuen Geliebten!

Graf. (komiſch) Verdammtes Weib! ich komme nicht gegen ſie auf. — Herr Schwager, wie ſtehts? wird der Fremde kommen?

Major. Ich erwarte ihn jeden Augenblick.

Graf. Das ist mir lieb. Wieder eine Gesellschaft mehr! Auf dem Lande kann man deren nicht zu viel haben.

Major. Durch diesen Fremden wird unser Zirkel eben nicht erweitert werden. Er reiset morgen ab.

Graf. *Das soll er wohl bleiben lassen.* Nun, Frau Gräfin, nun einmal alle Ihre Reize aufgeboten! Es ist keine Kunst, sich an einem Ehemanne zu reiben; der ist schon abgeschliffen; aber so ein fremder Sonderling, der hat scharfe Ecken. Da versuchen Sie Ihr Heil.

Gräfin. Wahrhaftig, die Eroberung wäre schon der Mühe werth. Aber was Madam Müller in vier Monaten nicht zu Stande gebracht hat, wird mir nie gelingen.

Eulal. (lächelnd) Doch, gnädige Frau. Er hat mir nie Gelegenheit gegeben, meine Reize auf ihn wirken zu lassen. Wir haben in diesen vier Monaten einen sehr geistigen Umgang mit einander gehabt; denn wir haben uns auch nicht ein einziges Mal gesehen.

Graf. Er ist ein Narr, und Sie sind ein Närrchen.

Bitterm. (tritt herein) Der fremde Herr will die Ehre haben aufzuwarten.

Graf. Herzlich willkommen! Immer herein!

Zehnter Auftritt.

Der Unbekannte. Die Vorigen.

Unbek. (tritt mit einer ernsthaften Verbeugung in das Zimmer.)

Graf. (geht mit offenen Armen auf ihn zu.)

Eulal. (erblickt ihn, ſtößt einen lauten Schrey aus, und fällt in Ohnmacht.)

Unbek. (wirft einen Blick auf ſie; Schrecken und Staunen in ſeinen Gebehrden, rennt er ſchleunig zur Thüre hinaus.)

Graf. (ſieht ihm voll Verwunderung nach.)

Gräfin und der Major. (beſchäftigen ſich um Eulalien.)

Ende des vierten Aufzugs.

Fünfter Aufzug.

(Zimmer im Schloß.)

Erſter Auftritt.

Der Graf allein, geht herum und ſchlägt Fliegen todt.

Ehemals zog ich gegen Menſchen zu Felde, und nun gegen Fliegen. Beyde ſind impertinentes Geſchmeiß. Den heutigen Feldzug eröffne ich blos aus langer Weile, wie es die großen Herrn gewöhnlich zu machen pflegen, wenn ſie nichts beſſers zu thun wiſſen. — Kayſer Domitian ſchlug Fliegen todt, ſo gut, als ich; darüber lacht die ganze Welt: aber daß Kayſer Karl der Große Menſchen todt ſchlug, wie Fliegen, weil ſie nicht beten wollten wie er, darüber lacht niemand; und es iſt doch, bey Gott! ſehr lächerlich. — Guter Domitian! deine Aſche ruhet in Frieden, die Seelen der ermordeten Fliegen laſſen dich ungehudelt. Selig iſt der Kayſer, der fein zu Hauſe bleibt und Fliegen todt ſchlägt.

Zweyter Auftritt.

Bittermann. Der Graf.

Bitterm. Ich habe die Ehre, Ew. Hochgräfl. Excellenz zu vermelden, daß die Tafel servirt iſt.

Graf Womit iſt die Tafel servirt?

Bitterm. Fürs erſte ſind da delicate junge Hühner und zuckerſüße junge Erbſen. Alsdann ein Hecht, ſo lang als ein Wallfiſch, ein gebratener Kapaun, ſo zart als ein Milchbrey, und Krebſe, ſo groß als die Schildkröten.

Graf. Lieber Bittermann, wenn er auch noch zwanzig der ſchmackhafteſten Schüſſeln auf die Tafel ſetzt, ſo wird er meinen Appetit doch nicht eher rege machen, als bis er die Tafel auch mit einigen Menſchen servirt. Allein ſchlafen kann ich zur Noth; aber allein eſſen iſt mir unmöglich. Je mehr Menſchen um mich her ſitzen, je voller ſie die Backen ſtopfen, je begieriger ſie einhauen, deſto beſſer ſchmeckt es mir ſelbſt.

Bitterm. Da könnt ich Ew. Hochgräfl. Excellenz meinen Peter recommandiren; der frißt, als wollt' er die Schüſſeln zuſammt den Speiſen verſchlingen.

Graf. Wo bleibt denn meine werthe Hausgenossenschaft? — Liegt Madam Muller noch in Ohnmacht?

Bitterm. So viel ich im Vorbeygehen am Schlüsselloch erlauschen konnte, ist sie nunmehro wieder zu sich selbst gekommen. Ist das nicht ein gezwirntes, geschraubtes, gedrechseltes Wesen mit so einem verlaufenen Dämchen! Da wurde nach Hirschhorn geschickt, nach Riechspiritus, nach weissem Pulver; die arme hochedle Mamsell Lotte läuft Treppe auf, Treppe nieder, daß sie ihre allerliebsten Beinchen kaum mehr fühlt. Ein paar Kannen kaltes Wasser über den Kopf gegossen, das ist das kräftigste Mittel gegen alle Ohnmachten. Ich wundere mich nur über die gnädige Frau Gräfin und über den Hochwohlgebohrnen Herrn Major; die sind so emsig und ängstlich um sie her beschäftigt, als ob das Frauenzimmerchen zu Ew. Hochgräfl. Excellenz hoher Familie gehörte.

Graf. (lachend) Wer weiß!

Bitterm. Bey meiner armen Seele! ich glaube, wenn ein alter treuer Diener, der seit zwanzig Jahren die Ehre hat, Ew. Hochgräfl. Excellenz aufzuwarten, einmal das Unglück hätte, in

Ohnmacht zu fallen; es würde nicht halb so viel Lärm entſtehen.

Graf. Das glaub' ich beynahe ſelbſt.

Bitterm. Und lieber Gott! niemand weiß doch, wer das Frauenzimmer iſt. Ich habe Briefe über Briefe geſchrieben, ich habe Antworten über Antworten erhalten; keiner meiner Correſpondenten kann mir Auskunft geben.

Graf. Weiß er was, Bittermann? Da will ich ihm einen guten Rath ertheilen.

Bitterm. (sehr begierig) Ich bin ganz Ohr

Graf. Ich ſchließe aus dem heutigen Vorfall, daß Madam Müller und der Fremde ſich ziemlich genau kennen müſſen. Wenn er alſo nur von dem Fremden nähere Nachricht einziehen könnte!

Bitterm. (wehmüthig) Ach theurer Herr Graf! habe ich mir denn nicht ſchon die unſäglichſte Mühe deshalb gegeben? Seit vier Monaten iſt all' mein Dichten und Trachten auf dieſen wichtigen Gegenſtand gelenkt; aber da iſt egyptiſche Finſterniß, undurchdringlicher Nebel. Und ohne Ruhm zu melden, was ich nicht zu Tage fördere, das muß im tiefſten Schacht vergraben liegen. Ich habe meine Correſpondenten weit und breit, und dann

habe ich so meine eigene Manier, ein Geheimniß unter die Leute zu bringen. Mit meinen Briefen in der Tasche halte ich die Leute auf den Straßen an; ich lese sie in der Canzeley des Herrn Gerichtshalters vor, ich publicire sie in der Kirche —

Graf. Ja, ja: und wenn er keine Briefe bekommt, so schmiedet er sie selbst.

Bitterm. Auch wohl mit unter, Ew. Hochgräfl. Excellenz. Die Correspondenten sind zuweilen saumselig.

Dritter Auftritt.

Der Major. Die Vorigen.

Graf. (ihm entgegen) Nun, endlich kommt doch einer, der die Krebse wird verzehren helfen, die so groß sind, als die Schildkröten. — Aber mein Himmel! welch ein O Jeminesgesicht! Kommen Sie, Herr Schwager, ein Glas Burgunder auf den Schrecken!

Major. Verzeihen Sie! ich habe weder Hunger noch Durst.

Graf. Hören Sie! unter allen Dingen auf der Welt verzeihe ich das gerade am wenigsten, wenn man in meinem Hause nicht lustig und froh ist.

Wenn ich ein König wäre, ich würde meine Unterthanen glücklich machen, ſo viel in meinen Kräften ſtünde; wen ich aber nicht glücklich machen könnte, der müßte über die Grenze.

Major. Alſo würden Sie die Menſchen nur glücklich machen, um keine traurigen Geſichter um ſich her zu ſehen?

Graf. Allerdings.

Major. Ein ſehr egoiſtiſcher Grundſatz.

Graf. Ach lieber Herr Bruder! Egoiſten ſind wir alle; der eine mehr, der andere weniger; der eine läßt ſeinen Egoismus nackend laufen, der andere hängt ihm ein Mäntelchen um.

Major. Daß ich jetzt nicht geſtimmt bin, mit Ihnen darüber zu diſputiren!

Graf. Auf ein anderes Mal, bey einer Pfeife Toback. — Apropos! was macht Madam Müller?

Major. Apropos? ein allerliebſtes Apropos!

Graf. Nun dann, ohne Apropos!

Major. Sie hat ſich erbohlt.

Graf. Wird ſie zum Eſſen kommen?

Major. Nein.

Graf. Meine Frau auch nicht?

Major. Ich zweifle.

Graf. Nun so hohl euch alle der Henker! Komm er, Bittermann, er soll mir bey Tische ein paar von seinen Briefen vorlesen.

Bitterm. Mit dem größten Vergnügen, Ew. Hochgräfl. Excellenz. (Graf und Bitterm. ab.)

Major. (einige Kommandoworte vor sich hinstarrend) O die täuschende Hoffnung! — Wolkenbild von seliger Zukunft! ich breite die Arme nach dir aus — und du zerfließest in Luft. — Armer Horst! die Räthsel sind gelöst. Sie ist das Weib deines Freundes. — Wohlan! nicht durch trockene Wortzänckerey, durch That will ich widerlegen, was der Graf da eben herdeclamirte. Ich kann nicht selbst glücklich seyn, aber es steht vielleicht in meiner Macht, zwey schöne Seelen wieder zu vereinigen, die des Schicksals tückische Laune trennte. — Auf, Horst! kleine Geister jammern über mißlungene Plane; ein Mann erstickt in edler Thätigkeit den Kleinmuth, der ihn zu Boden drücken will.

Vierter Auftritt.

Die Gräfin. Eulalia. Der Major.

Gräfin. In den Garten, liebe Freundin, in die frische Luft!

Eulal Mir iſt recht wohl — Wenn Sie ſich nur um mich nicht beunruhigten; (zitternd) wenn Sie mich lieber ganz allein ließen! —

Major. Nicht doch, gnädige Frau, die Zeit iſt koſtbar. Er will fort, morgen ſchon. Laſſen Sie uns gemeinſchaftlich auf Mittel denken, Sie mit Ihrem Gemahl auszuſöhnen.

Eulal. Wie, Herr Major? Sie ſcheinen mit meiner Geſchichte bekannt zu ſeyn.

Major. Das bin ich. Meinau iſt mein Freund ſeit meinen erſten Jugendjahren; wir haben vom Cadet bis zum Hauptmann mit einander gedient. Seit ſieben Jahren waren wir getrennt: der Zufall führte uns heute wieder zuſammen, und ſein Herz ſchloß ſich mir auf.

Eulal. Nun fühl' ich, was es heißt: den Blick eines ehrlichen Mannes nicht ertragen zu können! — O Gräfin! verbergen Sie mich vor mir ſelbſt! (Sie verbirgt ihr Geſicht am Buſen der Gräfin.)

Major. Wenn ungeheuchelte Reue, ein Leben ohne Tadel, nicht einmal Anspruch auf Verzeihung der Menschen geben; was hätten wir denn einst vor Gott zu hoffen? — Nein! Sie haben genug gebüßt. Der schlummernden Tugend entriß das Laster auf einen Augenblick die Herrschaft in Ihrem Herzen. Die erwachte Tugend bedurfte nur eines Blicks, um es für ewig daraus zu verscheuchen. — Ich kenne meinen Freund. Er denkt stark wie ein Mann, und fühlt fein, wie eine Frau. Ich eile zu ihm, Madam, als ihr Geschäftsträger. Mit dem Feuer der Freundschaft will ich das Werk beginnen, damit ich, wenn ich einst auf den Lauf meines Lebens zurückblicke, verweilen könne bey einer guten That, die mir Zufriedenheit im Alter gewähre. — Auf fröhliches Wiedersehen. (Er will gehen.)

Eulal. Was wollen Sie thun, Herr Maier? — Nein, nimmermehr! — Die Ehre meines Gemahls ist mir heilig. Ich liebe ihn unaussprechlich; aber ich kann nie wieder seine Gemahlin werden, selbst wenn er großmüthig genug wäre, mir verzeihen zu wollen.

Maier. Ist das Ernst, gnädige Frau?

Eulal. Nicht diese Benennung: ich bitte Sie. Ich bin kein Kind, das sich der Strafe entziehen will. Was wäre meine Reue, wenn ich einen andern Vortheil dadurch zu erlangen hoffte, als den, eines minder tobenden Gewissens?

Gräfin. Aber wenn nun Ihr Gemahl selbst —

Eulal. Das wird er nicht, das kann er nicht.

Major. Aber er liebt Sie noch.

Eulal. Nun so muß er nicht! er muß sein Herz von einer Schwachheit losreißen, die ihn entehrt.

Major. Unbegreifliche Frau! Sie haben mir also gar keinen Auftrag zu ertheilen?

Eulal. Doch, Herr Major. Ich habe zwey Bitten, deren Erfüllung mir sehr am Herzen liegt. Oft, wenn ich im Uebermaaß meines Kummers an jedem Trost verzweifelte, kam es mir vor, als würd' ich dann ruhiger seyn, wenn das Schicksal mir den Wunsch gewährte, meinen Gemahl nur noch ein einziges Mal zu sehen, ihm mein Unrecht zu bekennen, und dann auf ewig von ihm zu scheiden. — Das also meine erste Bitte. Eine Unterredung von wenig Minuten, wenn er meinen Anblick nicht verabscheut. Aber daß er ja nicht wähne, ich wolle auch nur den mindesten Versuch

machen, seine Verzeihung zu erhalten. Daß er zu überzeugt sey, ich wolle meine Ehre nicht auf Kosten der seinigen wieder herstellen. — Meine zweyte Bitte — ist — um Nachricht von meinen Kindern.

Major. Wenn Menschlichkeit und Freundschaft etwas über ihn vermögen, so wird er keinen Augenblick anstehn, in Ihr Verlangen zu willigen. (mit einer Verbeugung) Ich eile —

Gräfin. Gott sey mit dir!

Eulal. Und mein Gebet!

Major. (ab.)

Gräfin. Ihm nach, liebe Freundin! Einen Gang im Schatten der Linden, bis er mit Hoffnung und Trost zurückkehrt.

Eulal. (vor sich hinstarrend) Wie sich das in meinem armen Herzen durchkreuzt! Hier mein Gemahl, dort meine Kinder. — Hier entflohene Freuden und Schrecken der Zukunft — dort die mütterliche Wonne des Wiedersehens. — Ach! theure Gräfin! es giebt Augenblicke, in welchen man Jahre durchlebt; Augenblicke, welche schwarzes Haar in grau zu wandlen vermögen, und tiefe Runzeln auf jugendliche Wangen furchen.

Gräfin. Das heißt: der Kummer zerſtöhrt mächtiger, als das Alter. Aber ſolchen Augenblicken muß man aus dem Wege eilen. Fort! hinunter in den Lindengang! Die Sonne wird bald untergehen. Ein ſolches Schauſpiel der Natur zerſtreut.

Eulal. Recht! Die untergehende Sonne iſt ein Schauſpiel für einen Unglücklichen.

Gräfin. (indem ſie, von Eulalien begleitet, abgeht) Der des kommenden Morgens nie dabey vergeſſen darf. (ab.)

Fünfter Auftritt.

(Die Bühne verwandelt ſich wieder in den Platz vor Meinaus Wohnung.)

Der Major allein.

Unter Sonn' und Mond iſt nur ein ſolches Paar. Sie dürfen nicht getrennt werden: er muß ihr verzeihen. — Aber die Rolle, die ich zu ſpielen übernommen habe, iſt ſchwerer, als ich anfangs dachte. Was werd' ich ihm antworten, wenn er mir das Phantom der Ehre entgegenſtellt? wenn er mich fragt, ob ich ihn zum Spott der bürgerlichen Geſellſchaft herabwürdigen will? was werd' ich ihm

antworten gegen meine eigene, bessere Ueberzeugung? Denn bey Gott! Er hat Recht. Ein ehebrecherisches Weib ist ein Schandfleck ihres Geschlechts, und ihr verzeihen, heißt ihre Schande theilen. Wenn auch ein Weib, wie Eulalia, hier eine Ausnahme macht, ein funfzehnjähriges, verführtes Geschöpf, das so lange, so strenge, so aufrichtig büßte, so kehrt sich doch die Welt nicht daran. — Die Welt? Nun, die muß er fliehen; der muß er auf immer entsagen. Eulalia gewährt zehnfachen Ersatz für sie. Sie herrscht noch in seinem Herzen, und auf diese Herrschaft gründ' ich den glücklichen Ausgang meines Unternehmens.

Sechster Auftritt.

Franz. (mit den beyden Kindern) Wilhelm. Malchen. Der Major.

Wilhelm. Ich bin müde.

Malchen. Ich auch.

Wilh. Haben wir noch weit bis nach Hause!

Franz. Nein, wir sind gleich da.

Major. Halt! was sind das für Kinder?

Franz. Die Kinder meines Herrn.

Wilh. Iſt das der Papa?

Major. Wie ein Blitzſtrahl fährt mirs durch den Kopf. — Ein Wort, Alter! Ich weiß, du liebſt deinen Herrn. Hier ſind wunderliche Dinge vorgefallen.

Franz. Zum Exempel?

Major. Dein Herr hat ſeine Frau wieder gefunden.

Franz. So? Das iſt mir lieb.

Major. Madam Müller.

Franz. Iſt die ſeine Frau? Das iſt mir noch lieber.

Major. Aber er will ſich von ihr trennen.

Franz. O weh!

Major. Man muß das zu hindern ſuchen.

Franz. Ey freylich.

Major Der unvermuthete Anblick der Kinder könnte dem Dinge vielleicht noch eine andere Wendung geben.

Franz. Wie das?

Major. Nimm die Kleinen und verbirg dich mit ihnen dort in der Hütte. Ehe eine Viertelſtunde verläuft, ſollſt du mehr erfahren.

Franz. Aber —

Major. Ich bitte dich, Alter, frage nicht viel; die Zeit iſt koſtbar.

Franz. Nun, nun, fragen iſt ſo eben meine Sache nicht. Kommt, Kinder! (er geht mit ihnen in die Hütte)

Major. Herrlich! Ich verſpreche mir viel von dieſem kleinen Kunſtgriff. Wo der ſanfte Blick der Mutter nicht durchzudringen vermag, da wird das unſchuldige Lächeln der Kinder den Weg zu ſeinem Herzen finden.

Siebenter Auftritt.

Der Unbekannte. Major.

Major. (ihm entgegen) Ich wünſche dir Glück, Reinau.

Unbek. Wozu?

Major. Du haſt ſie wieder gefunden.

Unbek. Zeig' einem Bettler den Schatz, den er ehemals beſaß, und nenn' ihn glücklich! Wie albern!

Major. Warum nicht? wenn es nur an ihm liegt, wieder eben ſo reich zu ſeyn, als ehemals.

Unbek. Ich verſtehe. Du biſt ein Abgeordneter meiner Frau. Daraus wird nichts.

Major. Lerne deine Frau beſſer kennen! Ja, ich bin ein Abgeordneter von ihr; doch ohne alle Vollmacht, Frieden zu ſtiften. Sie, die dich unausſprechlich liebt, die ohne dich nie glücklich ſeyn kann und wird, ſie entſagt deiner Verzeihung, weil — ſo drückt ſie ſich aus — deine Ehre mit einer ſolchen Schwachheit nicht vereinbar ſey.

Unbek. Poſſen! mich fängt man nicht.

Major. Meinau, beſinne dich wohl! Sie iſt ein herrliches Weib.

Unbek. Soll ich dir ſagen, Bruder, wie das alles zuſammenhängt? Seit vier Monaten wohne ich hier; das wußte Eulalia —

Major. Das wußte ſie? Sie ſah dich heute zum erſten Male.

Unbek. Das mag ſie einem Narren weiß machen. Höre nur weiter! Sie wußte ferner recht gut, daß ich kein ganz gewöhnlicher Schlag von Menſchen bin, daß auf der großen Heerſtraße meinem Herzen nicht beyzukommen iſt. Deshalb legte ſie einen feinen, tief verſteckten Plan an. Sie ſpielte die Wohlthätige; doch ſo, daß ich es jedesmal erfahren mußte. Sie ſpielte die Fromme, die Sittſame, die Eingezogene, um meine Neugier rege

zu machen. Und endlich heute spielt sie die Spröde; sie schlägt meine Verzeihung aus, um mir durch diesen künstlichen Edelmuth meine Verzeihung zu entlocken.

Major. Meinau, ich habe dir mit Bewunderung zugehört. Verzeih mir; nur einem Menschen, der so oft in der Welt betrogen wurde, verzeiht man solchen Unsinn. Schade, daß das ganze scharfsinnige Gebäude durch einen Hauch über den Haufen fällt. Deine Frau hat sich ausdrücklich und standhaft erklärt, sie werde deine Verzeihung nie annehmen; auch dann nicht, wenn du selbst schwach genug seyn könntest, die Ehre der Liebe aufzuopfern. Wozu denn also der tief versteckte Plan? Wahrlich, Bruder! solche Maschinerie kann nur der Kopf eines Menschenfeindes ersinnen.

Unbek. So sag' mir doch, warum bist du denn eigentlich hier?

Major. Aus mehr, als einer Ursach. Zuerst in meinem eigenen Namen, als der Freund meines alten Kriegskameraden, dich feyerlich zu beschwören, dieß Weib nicht von dir zu stoßen; denn bey Gott! du findest ihres Gleichen nicht wieder.

Unbek. Gieb dir keine Mühe!

Major. Aufrichtig, Meinau, du liebst sie noch.

Unbek. Leider ja!

Major. Ihre ungeheuchelte Reue hat ihre Schuld längst getilgt. Was hält dich ab, wieder so glücklich zu seyn, als du einst warst?

Unbek. Ein Weib, das fähig war, einmal die eheliche Treue zu verletzen, ist es auch zum zweyten Male.

Major. Nicht so Eulalia. Vergieb mir, Bruder, wenn ich den größten Theil ihrer Schuld auf dich selbst zurück schiebe.

Unbek. Auf mich?

Major. Auf dich. Wer hieß dich, ein junges, unerzogenes Mädchen heurathen? Von einem Manne von fünf und zwanzig Jahren fodert man kaum feste Grundsätze; und du suchtest dergleichen bey einem weiblichen Geschöpf von vierzehn Jahren? Doch das bey Seite. Sie hat gefehlt, sie hat gebüßt, und in einer Zeit von drey Jahren sich so untadelich betragen, daß auch die schwärzeste Verleumdung durch ihr vergrößerndes Sehrohr in dieser Sonne keinen Flecken entdecken würde.

Unbek. Und wenn ich auch das alles glaube — denn ich gestehe dir, ich glaube es gern — so kann

sie doch nie wieder die Meinige werden. (bitter) Ha! ha! ha! Das wäre ein Schmaus für die geschminkten Weiber und all' das fade Hofvolk, wenn ich so wieder mitten unter sie träte, mit meinem verlaufenen Weibe am Arm. Wie sie hohnlächeln, sich in die Ohren wispern, mit Fingern auf mich zeigen würden. O das wäre ein Schauspiel, um des Teufels zu werden!

Major. Nun, jenem abgeschmackten Zirkel zu entsagen, wird doch wohl meinem Freunde Meinau keinen Seufzer kosten? Ich denke, wer drey Jahre lang sich selbst genug war, der kann in Eulaliens Armen kühn der Einsamkeit sein ganzes Leben weihen.

Adelbert. Ich begreife. Ihr habt ein Complot gemacht, habt euch mit meinem Herzen gegen meinen Kopf verschworen: aber vergebens! Ich bitte dich Bruder: kein Wort weiter, oder ich gehe.

Major. Wohlan, so hab' ich als Freund meine Pflicht erfüllt. Jetzt erscheine ich als Abgeordneter deines Weibes. Sie bittet dich um eine letzte Unterredung; sie will Abschied von dir nehmen. Diesen Trost kannst du ihr nicht versagen.

Unbek. O ich verſtehe auch das. Sie ſchmeichelt ſich mit dem Gedanken, meine Standhaftigkeit werde vor ihren Thränen hinwegſchmelzen; aber ſie irrt ſich: ſie mag kommen!

Major. Und dich fühlen laſſen, wie ſehr du ihren Charakter verkennſt. Ich hohle ſie. (will gehen.)

Unbek. Noch eins, Horſt. Hier, gieb ihr dieſen Schmuck; er gehört ihr zu.

Major. Das magſt du ſelbſt thun. (ab.)

Achter Auftritt.

Der Unbekannte allein.

Nun, Meinau, der letzte glückliche Augenblick deines Lebens nahet heran. Du wirſt noch einmal ſie ſehen; ſie, an der deine ganze Seele hängt. O daß ich ihr nicht entgegen fliegen, an dieß klopfende Herz ſie drücken darf! — Pfuy! iſt das die Sprache des beleidigten Gatten? Ach, ich fühl' es: das Hirngeſpenſt, das wir Ehre nennen, iſt nur in unſerm Kopfe, nicht in unſerm Herzen. — Standhaft! es darf nun einmal nicht anders ſeyn. — Ernſt will ich mit ihr reden; aber ſanft. — Hüte dich, daß kein Vorwurf deinem Munde entwiſche! Ja, ihre Reue iſt wahrhaftig; mein argwöhniſches

Gehirn mag dagegen einwenden, was es will. — Nun, so soll wenigstens ihr Schicksal erträglich seyn. Sie soll nicht dienen dürfen um des Bischen täglichen Brods willen. Sie soll unabhängig leben, und noch so viel übrig behalten, ihren wohlthätigen Hang zu befriedigen. (Er dreht um sich und fährt zusammen.) Ha! Sie kommen! Beleidigter Stolz, erwache! gekränkte Ehre, schütze mich!

Neunter Auftritt.

Der Unbekannte. Eulalia. Die Gräfin. Der Major.

Eulal. (welche langsam und bebend herbei schwankt, zu der Gräfin, welche sie unterstützen will) Lassen Sie mich, gnädige Frau! Ich hatte einst Stärke genug zu sündigen; Gott wird mir heute Kraft verleihen zu büßen." (Sie naht sich dem Unbekannten, welcher mit weggewandtem Gesicht in großer Bewegung ihre Anrede erwartet.) Herr Oberster —

Unbek. (mit sanfter zitternder Stimme und stets abgewendetem Gesicht) Was willst du von mir, Eulalia?

Eulal. (sehr erschüttert) Nein — um Gottes willen! — darauf war ich nicht vorbereitet. — O, dieser Ton schneidet mir durchs Herz! — Dieses

Du — dieſes vertrauliche Du — nein! — um Gottes willen! — großmüthiger Mann! einen rauhen, harten Ton für das Ohr der Verbrecherin!

Unbek. (sucht seiner Stimme mehr Freundlichkeit zu geben) Nun, Madam —

Eulal. Ach! wenn Sie mein Herz erleichtern, wenn Sie ſich herablaſſen wollten, mir Vorwürfe zu machen —

Unbek. Vorwürfe? — Hier ſtehn ſie auf meiner blaſſen Wange, hier in meinem eingefallenen Auge: dieſe Vorwürfe konnt' ich Ihnen nicht erſparen — mein Mund ſchont Ihres Elends.

Eulal. Wär' ich eine verhärtete Verbrecherin; ſo würde dieſes Schweigen mir Wohlthat ſeyn: aber ich bin eine reuige Büßende, und dieſes edelmüthige Schweigen drückt mich ganz zu Boden. — Ach! ſo muß ich denn ſelbſt der Herold meiner Schande werden! Denn wo wäre Ruhe für mich, ehe dieß Bekenntniß von meinem Herzen abgewälzt worden?

Unbek. Kein Bekenntniß, Madam! Ich weiß alles, und erlaſſe Ihnen jede Demüthigung. Doch werden Sie ſelbſt einſehen, daß nach dem, was vorgefallen iſt, wir uns auf ewig trennen müſſen.

Eulal. Ich weiß es. Auch kam ich nicht hieher, Verzeihung zu erflehen; auch regte sich nicht die leiseste Hoffnung in mir, Verzeihung zu erhalten. Es giebt Verbrechen, welche doppelt schänden, wenn man auch nur den Gedanken hegen kann, sie jemals ganz auszulöschen. Alles, was ich zu hoffen wage, ist: die Versicherung aus ihrem Munde zu hören, daß Sie meinem Andenken nicht fluchen wollen.

Unbek. (weich) Nein, Eulalia, ich fluche dir nicht. — Deine Liebe hat mir in bessern Tagen so manche süße Freude gewährt. — Nein, ich werde dir nie fluchen!

Eulal. (in grosser Bewegung) Mit dem innigen Gefühl, daß ich Ihres Namens unwerth bin, hab' ich schon seit drey Jahren einen andern, unbekannten getragen. — Aber das ist noch nicht genug. — Sie müssen einen Scheidebrief haben — der Sie in den Stand setze, eine würdigere Gattin zu wählen — in deren Armen Gott seinen mildesten Segen auf Sie herabschütten wolle! — Dazu wird dieses Papier Ihnen nothwendig seyn; — es enthält ein schriftliches Bekenntniß meiner Verbrechen. (Sie reicht es ihm zitternd dar.)

Unbek.

Unbek. (nimmt es und zerreißt es) Es ſey auf ewig vernichtet! Nein, Eulalia! Du allein haſt in meinem Herzen geherrſcht, und — ich ſchäme mich nicht, es zu bekennen — Du allein wirſt ewig darin herrſchen! Dein eigenes Gefühl für Tugend und Ehre verbietet dir, dieſe Schwachheit nutzen zu wollen; und wär' es — nun bey Gott! dieſe Schwachheit iſt meiner Ehre untergeordnet. Aber nie, nie wird ein anderes Weib mir Eulalien erſetzen!

Eulal. (zitternd) Nun, ſo bliebe mir nichts weiter übrig — als Abſchied von Ihnen zu nehmen.

Unbek Halt! Noch einen Augenblick. Wir haben einige Monate lang, ohne es zu wiſſen, einander ſehr nahe gelebt; ich habe viel Gutes von Ihnen erfahren; Sie haben ein Herz, weich geſchaffen für die Noth Ihrer armen Brüder. Das freut mich. Es muß Ihnen nie an Mitteln fehlen, dieſen Hang zu befriedigen — auch Sie ſelbſt müſſen nie Mangel leiden. Dieſe Schrift verſichert Ihnen eine Leibrente von tauſend Thalern, welche der Banquier Schmidt in Caſſel Ihnen alljährlich auszahlen wird.

Eulal. Nimmermehr! Die Arbeit meiner Hände muß mich ernähren. Ein Bissen Brod, von einer Thräne der Reue befeuchtet, wird mir mehr Ruhe gewähren, als das Bewußtseyn, von dem Vermögen eines Mannes zu schwelgen, den ich einst so schändlich verrathen konnte.

Unbek. Nehmen Sie, Madam, nehmen Sie!

Eulal. Ich habe diese Demüthigung verdient — aber ich flüchte zu Ihrer Großmuth. Verschonen Sie mich!

Unbek. (bey Seite) Gott! welch ein Weib hat der Bube mir entrissen! (Er steckt das Papier wieder zu sich.) Wohl, Madam, ich ehre Ihre Gründe, ich stehe ab von meinem Begehren: doch nur unter der Bedingung, daß, wenn es Ihnen je an etwas mangelt, ich der erste und Einzige sey, an den Sie sich freymüthig wenden.

Eulal. Ich verspreche es.

Unbek. Und nun darf ich wenigstens verlangen, daß Sie Ihr Eigenthum zurücknehmen, Ihren Schmuck. (Er reicht ihr das Schmuckkästchen.)

Eulal. (sehr bewegt, öffnet das Kästchen, und ihre Thränen stürzen darauf) Ach! da schwebt es vor meiner Seele, das süße Bild jenes schönen Abends,

an welchem Sie mir dieſen Schmuck ſchenkten. An jenem Abend legte mein alter Vater unſere Hände in einander, und froh ſprach ich ihn aus, den Schwur ewiger Treue. — Er iſt gebrochen! — Damals hatt' ich ein reines, ſchuldloſes Herz — ach! dieß Gefühl kauft keine Reue zurück! — Dieß Halsband ſchenkten Sie mir vor fünf Jahren an meinem Geburtstage. Das war ein glücklicher Tag. Sie hatten ein kleines, ländliches Feſt veranſtaltet. O! wie waren wir alle ſo heiter und froh! — Dieſe Schmucknadel erhielt ich, als ich meinen Wilhelm geboren hatte. — O wie ſchwer drückt die Erinnerung an entflohene Freuden, wenn du ſelbſt ihr Mörder warſt! — Nein, auch dieſen Schmuck kann ich nicht behalten; — es müßte denn Ihre Abſicht ſeyn, mir durch ſeinen Anblick endloſe Vorwürfe zu bereiten. — Nehmen Sie ihn zurück! (Sie reicht ihm den Schmuck, nachdem ſie vorher nur die Nadel herausgenommen.)

Unbek. (in eben ſo großer Gemüthsbewegung, als Eulalia, welche er aber zu verbergen ſucht, nimmt den Schmuck mit weggewandtem Geſicht und ſteckt ihn ein.)

Eulal. Nur dieſe Nadel ſey mir ein Andenken an die Geburt meines Wilhelms.

Unbek. (bey Seite) Nein, länger halte ich's nicht aus. (Er wendet sich zu ihr, sein Ton ist nicht rauh und nicht sanft, nicht fest und nicht weich, sondern schwankt zwischen allen diesen.) Leben Sie wohl!

Eulal. O nur noch eine Minute, nur noch Beantwortung einer Frage; Beruhigung des Mutter-Herzens! — Leben meine Kinder noch?

Unbek. Sie leben.

Eulal. Und sind gesund?

Unbek. Gesund.

Eulal. Gott sey Dank! — Mein Wilhelm ist wohl schon recht groß geworden?

Unbek. Ich vermuthe.

Eulal. Und Malchen — ist sie noch Ihr Liebling?

Unbek. (Den diese ganze Scene sichtbar tief erschüttert, bleibt stumm im Kampf mit Ehre und Liebe.)

Eulal. O großmüthiger Mann! ich bitte Sie, lassen Sie mich meine Kinder noch einmal sehen, ehe wir scheiden, daß ich sie an mein Herz drücke, daß ich sie segne, daß ich die Züge ihres Vaters in ihnen küsse.

Unbek. (schweigt.)

Eulal. (fährt nach einer Pause fort) Ach! wenn Sie wüßten, wie in diesen drey fürchterlichen Jahren mein

Herz an meinen Kindern hing; wie mir die Thränen in die Augen ſchoſſen, ſo oft ich einen Knaben oder ein Mädchen gleiches Alters erblickte; wie ich zuweilen in der Dämmerung in meiner einſamen Kammer ſaß, mich an den Zauberbildern meiner regen Phantaſie letzend, bald Wilhelm, bald Malchen auf meinem Schooße wiegend. — O! erlauben Sie mir immer, ſie noch einmal zu ſehen! nur eine mütterliche Umarmung! und wir trennen uns dann auf ewig.

Unbek. Gern, Eulalia — noch dieſen Abend — ich erwarte die Kinder jeden Augenblick — ſie wurden im nächſten Städtchen erzogen — ich habe meinen Bedienten dahin geſandt — er könnte ſchon zurück ſeyn — ich gebe ihnen mein Wort, ſo bald ſie kommen, ſende ich ſie aufs Schloß. Da mögen ſie, wenn es Ihnen gefällt, bis zum Anbruch des morgenden Tages bey Ihnen bleiben — dann nehme ich ſie wieder mit mir. — (Pauſe.)

(Die Gräfin und ihr Bruder, welche, wenig Schritte von da, der ganzen Unterredung mit innigſter Theilnahme zuhorten, geben ſich verſtohlne Winke. Der Major geht in die Hütte, und kommt bald darauf mit Franz und den beyden Kindern zurück. Er übergiebt den Kna-

den ſeiner Schweſter, welche ſich hinter Eulalien ſtellt; er ſelbſt tritt mit dem kleinen Mädchen hinter Meinau.)

Eulal. So hätten wir uns denn in dieſem Leben nichts weiter zu ſagen. (Mit ihrer Entſchloſſenheit zuſammenraffend.) Leben Sie wohl, edler Mann! (Sie ergreift ſeine Hand.) Vergeſſen Sie eine Unglückliche, die Sie nie vergeſſen wird! (Sie kniet nieder.) Laſſen Sie mich noch einmal dieſe Hand an meine Lippen drücken; dieſe Hand, die einſt mein war!

Unbek. (ſie aufhebend) Keine Erniedrigung, Eulalia! (Er ſchüttelt ihr die Hand.) Leben Sie wohl!

Eulal. Auf ewig.

Unbek. Auf ewig!

Eulal. Wir ſcheiden ohne Groll —

Unbek. Ohne Groll.

Eulal. Und wenn ich einſt genug gebüßt habe; wenn wir in einer beſſern Welt uns wiederſehen —

Unbek. Dort herrſchen keine Vorurtheile; dann biſt du wieder mein! (Beyder Hände liegen in einander, beyder Blicke begegnen ſich wehmüthig. Sie ſtammeln noch ein Lebewohl! und trennen ſich, aber indem ſie gehen wollen, ſtoßt Eulalia auf den kleinen Wilhelm, und Meinau auf Malchen.)

Malchen. Vater —

Wilhelm. Mutter —

(Vater und Mutter drücken sprachlos die Kinder in ihre Arme.)

Malchen. Lieber Vater —

Wilhelm. Liebe Mutter —

(Vater und Mutter reißen sich los von den Kindern, sehen einander an, breiten die Arme aus, und stürzen sich einer in des andern Arme.)

Unbek. Ich verzeihe dir!

(Die Gräfin und der Major heben die Kinder in die Höhe, welche sich an ihre Eltern anklammern, und: lieber Vater! liebe Mutter! rufen.)

Ende.

Verzeichniß

einiger meiner Verlagsbücher aus der angenehmen Lectüre.

Abentheuer Philipp Quarls. Aus dem Engliſchen. Mit einem Frontiſpiz. 8. 1790. 20 gr.

Auszug des engliſchen Zuſchauers, nach einer neuen Ueberſetzung des Hrn. Ramlers und Penzlers. 8 Bände 8. 1784. 6 thlr. 16 gr.

Blumenleſe, romantiſche, aus verſchiedenen Sprachen. Mit einem Frontiſpiz von Chodowiecki. 8. 1789. 1 thlr.

Comödien. Maſaniello von Neapel. Original-Trauerſpiel in fünf Aufzügen. 8. 1789. 12 gr.

— — Menſchenhaß und Reue. Schauſpiel in fünf Aufzügen von Anaus von Kotzebue. 8. 1790. 12 gr.

— — Otto von Wittelsbach. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Mit einem Frontiſpiz. 8. 1789. 10 gr.

— — Toilette, die große. Luſtſpiel in fünf Aufzügen. 8. 1788. 10 gr.

De Fontenelle, Bernhard, Dialogen über die Mehrheit der Welten. Aus dem Franz. Mit vielen Anmerkungen und Kupfern. 2te vermehrte und verbeſſerte Auflage. 8. 789. 1 thlr. 4 gr.

Kandide, oder die beſte Welt. Aus dem Franz. des Hrn. von Voltaire. 2te neu überſetzte Auflage. Mit Kupfern von D. Chodowiecki. 8. 1785. 1 thl. 4 gr.

Klimms (Niels) unterirdiſche Reiſen. Neu überſetzt. 8. 788. 1 thlr. 8 gr.

Der Mann von Gefühl. 2te Auflage. Mit Kupfern. 8. 1785. 20 gr.

Narr Jak, Welt und Hof, ein ſatyriſcher Roman, voll Wahrheiten aus dem 18ten Jahrhundert. 2 Bände. 8. 1788. 1 thlr. 8 gr.

Peregrine Pickle. Neu überſetzt in 4 Bänden. 2te verbeſſerte Auflage. 8. 1789. 2 thlr.

Thomſons, Jakob, die Jahreszeiten. Neu überſetzt von Ludwig Schubart. Mit 5 Landſchaften von Benelly nach Woollett in Kupfer geſtochen. gr. 8. 1789. 2 thlr. 8 gr.

M. Kolmann f.

Die Nonnen Jungfrau.

Die
Sonnen-Jungfrau
ein
Schauſpiel in fünf Aufzügen.

Von
Auguſt von Kotzebue.

1791.

UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK
LEIPZIG
67 - 6259
D

Personen.

Ataliba, König von Quito,
Der Oberpriester der Sonne.
Xaira, Sonnenpriester.
Telayko, ein Greis aus der Familie der Yncas.
Zoral, sein Sohn.
Cora, seine Tochter, Sonnenjungfrau.
Rolla, vormals Feldherr.
Die Oberpriesterin der Sonne.
Idali und Amazili, Sonnenjungfrauen.
Dom Alonzo Molina.
Dom Juan Velasquez, sein Freund.
Diego, sein Waffenträger.
Ein Kämmerling des Königs.
Priester. Sonnenjungfrauen. Höflinge.
Soldaten. Volk.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Die ganze Bühne iſt mit verwahrſenem Geſträuch beſetzt. Im Hintergrunde ſchimmert ein wenig von altem verfallenen Gemäuer durch, und noch weiter die Kupel des Sonnen-Tempels. Im Vordergrunde rechter Hand eine Höle — links ein Hügel, deſſen Gipfel aus dem Gebüſch hervorragt. — Abenddämmerung.

Rolla und der Oberprieſter winden ſich durchs Geſträuche.

Oberprieſter.

Das alſo, das iſt der Weg zu Rolla's Wohnung? — Ach ſo wild, ſo unzugangbar, als der Weg zu Rolla's Herzen!

Rolla. Schont meiner, Oheim! Ich bitte Euch: ſchont meiner und laßt mich! — Wenn Ihr mich verſtündet — begriffet —

Oberpr. Sollt ich das nicht? Aber Dich verstehen, heißt, Deinem Abgott huldigen; Dich begreiffen, Deiner Leidenschaft schmeicheln.

Rolla. Ich Unglücklicher! — Ich bin ein ungepaartes Wesen: ein Tropfen, der mit keinem andern Tropfen je zusammenfließen soll; eine Stimme, die in der allbelebten Natur keinen Wiederhall findet! — Das Würmchen, das auf diesem Blatte kriecht; — sieh! schon kommt ein anderes Würmchen ihm entgegen: — nur ich! nur ich! — O ihr Götter! ist es euer strenger Wille, im Gewimmel eurer Schöpfung mich, nur mich allein zu lassen — — (mit einem unglücklichen Blick auf den Oberpriester) nun dann, ihr Menschen; so laßt mich allein.

Oberpr. Rolla! Rolla! Ich bin ein Greis; aber wenn nur Liebe — Liebe Deinem Herzen mangelt: so findest Du sie hier in diesem treuen Busen. — Jüngling! Ich liebe Dich, wie ein Vater.

Rolla. Wohlan! So sey die Ruhe Eures Sohnes Euch theuer! Laßt ihn nach eigenem Gefallen leben. In dieser Höle hier bin ich glücklicher als Tausende in prunkvollen Pallästen. Sie sey mein Grab! — Dann, Oheim, dann versprecht mir dies Eine: Führt an einem dunkeln trüben Tage Cora an den Eingang dieser Höle, laßt sie schauen Rollas Ueberrest, wie er auf feuchtem, kalten Boden, sein liebesieches Leben ausgehaucht, wie auf seiner Lippe noch der Name

me der geliebten Mörderin schwebt, wie ein letztes Lächeln ahnden läßt, daß er, Cora segnend, aus der Welt ging. Dann wird vielleicht, geführt von diesem Bilde, Cora neben meinem Leichname stehen, und eine Blume — oder — o entzückender Gedanke! eine Thräne auf mich fallen lassen, und diese Thräne — ach, sie wird mich von den Todten erwecken!

Oberpr. Schwärmer!

Rolla. Wie Ihr wollt! ich bin nun einmal so. Für große Leidenschaften war dieses Herz geboren; das alltägliche Ameisengewimmel war mir schon als Knabe zuwider. Wenn meine Gespielen rund um mich her lustig und fröhlich waren — nun ja, ich spielte mit, aber ich hatte Langeweile, und wußte selbst nicht, wo mirs fehlte. Aber wann am Horizont die Wolken sich thürmten; wenn um Mitternacht unsere Berge Feuer spieen, oder unterirrdisches Getöse ein Erdbeben verkündete: o dann wurde mir das Herz so leicht und groß, mein schmachtender Geist bekam Nahrung, und welkende Pflanze hob ihr Haupt empor. Als der Knabe nun zum Jünglinge ward, o da reizte kein entfesselter Busen mein Auge, da sah ich starr und gierig in den Sonnenglanz der Ehre, verblindet für jede Schönheit der Natur; mein Herz, mein pochendes Herz glühte nach Thaten und Ruhm, jeder erfochtene Sieg war kaum ein lindernder Tropfen, der die zischende Flamme höher noch Himmel an

trieb. — Ach da sah ich Cora wieder!

Oberpr. Und verloschen war die Flamme, deren gewaltiges Auflodern ewige Dauer versprach, verloschen, als ob ein Knabe eine Lampe ausbläßt.

Rolla. Nicht also! die Flamme blieb, nur daß sie von anderer Nahrung zehrte. Es war eine wilde brennende Flamme, verwandelt in sanftes, wärmendes Feuer. Die Ehre wich der Liebe.

Oberpr. Ein sanftes, wärmendes Feuer! Wie schön die Worte tönen. Aber wem leuchtet oder wen erwärmet Dein Feuer?

Rolla. (gleichgültig) Ich fühle, was Ihr sagen wollt.

Oberpr. Du fühlst es, und erröthest nicht? Junger Mann, mit edler Thatkraft ausgerüstet, vielleicht zum Besten einer halben Welt, Du zeichnest Dir Deinen Wirkungskreis — in eine Höle? — Ynca! von Kindern der Sonne geboren, berechtigt des Thrones erste Stuffen zu befestigen, Du fliehst — in eine Höle? — Feldherr, von Deinem Vaterlande an die Spitze des Heeres berufen, und durch dies ehrenvolle Vertrauen ihm zu großen Thaten verschuldet, Du begräbst Dich — in eine Höle?

Rolla. Wollt Ihr mich zu Pralereyen verleiten? Als Ynca und als Feldherr hab ich meine Pflicht gelößt, durch Siege und Wunden. Alle meine Schulden sind bezahlt, bezahlt an jen

nem heißen Tage, als Atalida's Thron, durch Huascar's Macht erschüttert, wankte, und Rollas Schwerdt mit seiner Feinde Blut die Felder von Tumibamba düngte. (mit edler Hitze) Weißt Du die Geschichte jenes Tages? mir flog ein Pfeil in meinen linken Arm, und wieder einer in den Busen, ein Schwerdtstreich spaltete mir die Wange, und ein Keulenschlag betäubte mein Gehirn, da seht die Wunden hier, und hier und hier — und ich wich doch nicht aus dem Treffen! — — Hab ich meine Schulden abbezahlt? —

Oberpr. (bewegt) Braver Jüngling! — Doch der Segen Deines Vaterlandes, und des Königs Freundschaft, und die Liebe und das Jauchzen Deines Heeres; war es Deinem Herzen keine Belohnung?

Rolla. (mit einem Seufzer) Es war!

Oberpr. Und ists nicht mehr?

Rolla. Nein.

Oberpr. So verdammet, ihr Götter, diese nichtswürdige Liebe! die in der Brust des Menschen jeden großen Keim erstickt.

Rolla. Nicht so rasch mit Eurem Urtheil! Liebe ist, gleich der Ehre, großer Thaten Nahrung: — aber ich — für wen soll ich fechten? — Wem wird es Freude machen, wenn ich noch länger auf den Pfaden des Ruhms herumklimme? — Cora liebt mich nicht! — (bewegt) Und ich habe weder Vater noch Mutter! weder Bruder noch Schwester! — Ich bin allein in der Welt! —

Oberpr. (schließt ihn in seine Arme) Mein Sohn! mein Sohn!

Rolla. Laßt mich Oheim! laßt mich! Ich kann das nicht erwidern. Ihr mit Euren grauen Haaren, im Priestergewande, so feyerlich und ehrwürdig, Ihr könnt nicht der Vertraute meines Herzens werden. Ich kann in Euch die Priesterwürde nicht vom Menschen scheiden. — Ach, daß ich noch eine Mutter hätte! Das Weib schuf Gott zu des Mannes Vertrauten. Kannst Du Deinen Kummer nicht mit der Geliebten theilen, nun so theile ihn mit der Mutter. — Ich habe keine Geliebte! — Ich habe keine Mutter! —

Oberpr. So flieh zu den Göttern!

Rolla. Die Götter hassen mich, weil ich ein Mädchen liebe, ihrem Dienst geweiht; weil ich dies Mädchen mehr liebe, als die Götter! — Die Sonne geht auf, oder Cora erscheint, beydes gilt meinen Sinnen gleich, und meinem Herzen — ach! dem gilt das leztere mehr!

Oberpr. Diese Schwärmerey verzeihn Dir die Götter. Rolla, es ist so menschlich gerade das mit brennendem Verlangen zu begehren, dessen Wächter die Unmöglichkeit ist. Cora, das Mädchen, hat Dir nur gefallen, Cora, die Sonnenjungfrau, liebst Du.

Rolla. (auffahrend.) Was? — (er hält an sich und wirft einen verächtlichen Blick auf den Oberpriester.) Gute Nacht Oheim! (er will in seine Höhle.)

Oberpr.

Oberpr. Wohin, Jüngling? Soll Dein Freund denn nichts, gar nichts über Dich vermögen? — Lebe, wie es Dir gut dünkt! Entferne Dich, wenn Du willst, von den Menschen; aber flieh nur aus dieser Wüste, wo sich unwillkührlich in der Seele die Bilder eben so, wie vor den Sinnen dieses wilde Gesträuch verwirren. Komm in meine Wohnung; Du kennst den einen Flügel, der sich am Seegestade herunter zieht, wie man da so heimlich und allein mitten im Gewimmel leben kann, und kein Ueberlästiger Dir liebgewordene Träumereyen raubt. Mir selbst sey Deine Thür verschlossen, Dir nicht die Meinige.

Rolla. Ich dank Euch Oheim! ich fühls, Ihr meynt es gut mit mir, auch kenn ich Eure Wohnung, sie hat der stillen Reize viele; aber Rolla lebt und stirbt in dieser Höhle! Dort wo die Kuppel des Tempels über den Bäumen hervorragt, dort wohnt Cora — und Rolla lebt und stirbt in dieser Höhle. — Gute Nacht!

Oberpr. Halsstarriger! Gedenke mindestens am morgenden feyerlichen Tage Deiner Pflicht. Das große Fest der Sonne heischt Deine Gegenwart im Pallast des Königes, und im Tempel.

Rolla. Entschuldigt mich! Sagt dem Könige, was Ihr wollt; sagt ihm, ich sey gestorben. Ich komme nie wieder unter Menschen. Doch den Göttern will ich morgen opfern. —

Tempel oder Höhle, das gilt den Göttern gleich!
Gute Nacht! — (ab in die Höhle.)

Zweyter Auftritt.

Der Oberprieſter allein.

O Jüngling! Jüngling! Du ahndeſt nicht, wie nahe dieſem Herzen Deine Ruhe iſt. Noch ſtrahlet von der goldnen Kuppel des Tempels die Abend-Sonne wieder, und ſchon iſts hier im Geſträuche Nacht. Kaum werd ich den Schlangenpfad aus dieſer Wildniß finden. — (indem er gehen will ſtößt er auf Diego.)

Dritter Auftritt.

Der Oberprieſter. Diego.

(Diego taumt durchs Geſträuche und erſchrickt mächtig, als er den Oberprieſter vor ſich ſtehen ſieht.)

Oberpr. Wo kommſt Du her? Wo willſt Du hin?

Diego. Wohin der Zufall einen Spaziergänger führt.

Oberpr. Gehſt Du hier auf ungebahnten Pfaden luſtwandeln?

Diego. (dummdreiſt) Ja.

Oberpr. Du haſt Dich vermuthlich verirrt?

Diego. So ſcheints beynahe, denn ich finde mich auf Euren Wegen.

Oberpr. Biſt Du nicht Alonzos Waffenträger?

Diego. Ihr ſeyd der Wahrheit ziemlich auf der Spur.

Oberpr. Wenn Du der Gegenden hier herum nicht kundig biſt, ſo wirſt Du Dich immer tiefer in den Buſch verirren. Begleite mich, und Du biſt in wenig Augenblicken auf dem rechten Wege.

Diego. (mit verſtellter Entrüſtung) Wer ſagt Euch denn, ich ſey auf unrechtem Wege. — Herr Oberprieſter, Ihr ſollt wiſſen, daß in Caſtilien und Aragonien, in Grenada und Murcia, und wie die Länder meines Königs alle heißen, kein Mutterkind den ſtolzen Diego an Tapferkeit und Tugend übertrifft.

Oberpr. (lächelnd) Ich glaub es gerne; und was der Zuſicherung noch größern Werth giebt, iſt Dein eigenes Bekenntniß.

Diego. Das Ihr meiner Beſcheidenheit mit Gewalt entrißen habt.

Oberpr. Vergieb! doch löſe mir das Räthſel, wie ich Dich hier bey Nacht, in wildem Gebüſche, und doch auf rechtem Wege finde? Biſt Du allein? Iſt vielleicht auch Dein Herr in der Nähe? Was machſt Du hier? Denn daß es auf einen bloßen Spaziergang angeſehen ſey, wirſt Du mich nie überreden.

Diego.

Diego. (ſtockend) Weil Ihr denn ſo in mich dringt — ſo — ſo muß ich Euch nur geſtehen — daß ich liebe.

Oberpr. (lächelnd) Du liebſt?

Diego. (mit Carrikatur) Ja ich liebe! und mit einer Eiferſucht! einer Verzweiflung! Bald trieb es mich auf die Spitzen der höchſten Berge, bald in die tiefſten Abgründe des Meeres! bis ich denn endlich hier in dieſem zärtlichen Gebüſche mich verlohren habe, um einſam mit der Turteltaube zu girren.

Oberpr. Scheint doch beynahe dieſer Buſch von den Göttern auserſehen, verliebte Thoren zu beherbergen!

Diego. Hier will ich mein Leid den ſtillen Bäumen klagen, und meine Seufzer hinauf zum keuſchen Monde ſenden.

Oberpr. Du biſt ein Geck! (er geht fort.)

Diego. Ein Geck? — Deſto ſchlimmer für Euch! ſo hat ein Geck dem Oberprieſter der Sonne eine Naſe gedreht. Es lebe der Witz! er gilt in der neuen Welt ſeinen Preis, wie in der alten. — Iſt er wirklich fort? — Ich höre nichts mehr. (ſich nach der andern Seite kehrend.) Ei! — Ei!

Vierter Auftritt.

Dom Alonzo. Dom Juan. (im Mantel verhüllt.) Diego.

Juan. Sind wir ſicher, Diego?

Diego. Schöne Frage! So ſicher, als Menſchen ſeyn können, die unter freyem Himmel, des Nachts, im Walde, auf einen Bubenſtreich ausgehn. Beym Sanct Barnabas! ich glaube wir ſind nicht ſicherer als ein Trunkenbold, der über den Amazonenfluß auf einem Drate wandelt.

Juan. Haſt Du etwas geſehn?

Diego. Ich ſehe wenig, wenns finſter iſt, aber gehört hab ich! —

Alonzo. Was — was haſt Du gehört?

Diego. Die leibhaftige Stimme des Oberprieſters.

Alonzo. Des Oberprieſters? was wollt er hier?

Diego. Mich auf den rechten Weg führen; ſonſt nichts. Das iſt ſo unter allen Völkern, daß die Prieſter die rechten Wege wiſſen.

Alonzo. Aber was konnt ihn in dieſe Wildniß führen? Velasquez, rede!

Juan. Wozu das Reden? Das Schwerdt blank, die Augen zugedrückt, und ſo in den dickſten Haufen geſtürzt; das iſt bey jeder Gefahr meine Maxime. Reden ſchwemmt den Muth

nur weg, wie ein Regenguß das Bischen Erde vom nakten Felsen. Da kann keine gefahrvolle That mehr keimen. — Ja, wenn ich reden wollte, da wäre viel zu reden.

Alonzo. Und was?

Diego. O redet Herr! ich bitt Euch. Wenns dunkel ist, hör ich für mein Leben gern reden.

Juan. Es sey. Wärs auch nur, um Dir Alonzo die Zeit zu vertreiben, bis Dein Stern aufgeht. Bey einer verliebten Zusammenkunft ist das Warten verzweifelt langweilig. Also, ich will reden, bis Du mich bittest stillzuschweigen. Und der Text — Freund! dies Abentheuer taugt nicht! glaube mir, es taugt den Teufel nicht!

Diego. Er hat Recht.

Alonzo. Eine fremde Sprache in Deinem Munde! Wann kehrte Dom Juan Velasquez ein neu gefährliches Abentheuer den Rücken? —

Juan. Da haben wirs! — Höre, Mensch! wenn Du fähig wärst, an meinem Muthe zu zweifeln, ich könnte mit der nächsten Klapperschlange anbinden, um Dir den zu beweisen. Du kennst meine Grundsätze. Ich achte mein Leben nicht höher, als einen frohen Augenblick, und froh ist jeder Augenblick, den ich der Freundschaft opfere. Also wenn Du mich lieb hast, nichts mehr davon! Mein Arm und Schwerdt gehören Dir, ich folge Dir blind in die Finsternis; aber nur sey es mir vergönnt, indem ich Dir folge, zu denken: es ist doch albern, daß

wir

wir da herum tappen, indeſſen wir etwas beſſers thun könnten.

Alonzo. Etwas beſſeres? Laß hören!

Juan. Wer etwas ſchlechtes thut, kann etwas beſſers thun, und bey allen Rittern, deren Blut in meinen Adern fließt — oder nicht fließt — wir ſind auf ſchlechten vermaledeyten Wegen. Ich ſchweige von dem Schwerdte, das an einem Haare über unſerm Scheitel hängt. Leben geht vor Leben. Du liebſt Cora, ich liebe Dich, und Diego liebt uns beyde.

Diego. Ja, ja, aber — nehmt mirs nicht übel! — Leben geht vor Lieben.

Juan. Geſetzt alſo, es koſtet uns dreyen die paar unruhigen Jahre — je nun, wer froh gelebt hat, hat lange gelebt.

Diego. Verdammte Grundſätze!

Juan. Aber Alonzo, dieſes froh ſeyn — ſo was ich froh ſeyn nenne — dieſe Geſundheit der Seele iſt von Rechtſchaffenheit und Tugend unzertrennlich. Die Hand aufs Herz! wie iſt Dir in Augenblicken der Nüchternheit? Dom Alonzo Molina verließ die wilden Schaaren des Pizarro, weil er ihre Grauſamkeiten verabſcheute, weil er in jedem Indianer einen Bruder liebte. Das war brav! Ich will hingehen, ſprach er, der Freund und Lehrer dieſes gutmüthigen Volkes zu werden. Ich will ihren Geiſt bilden, ihnen nützliche Künſte mittheilen, ich will ihr Wohlthäter ſeyn. — Das war ſehr brav! Du

giengeſt wirklich; der König dieſes Landes öfnete Dir ſeine Arme und ſein Herz; Dich liebte das Volk; Dich ehrte die Familie der Incas; in Dir ſahen ohne Neid die Großen dieſes Reichs den Günſtling ihres Fürſten; Du theilteſt ſeine Sorgen, aber auch ſeine Freuden, ſeine Schätze; Du hörteſt auf ein Fremdling zu ſeyn, und ohne Murren ſahen ſelbſt die Prieſter Dich bey ihrem Götterdienſt erſcheinen. — Was geſchieht? An einem dieſer feyerlichen Tage ſieht mein edler Freund Alonzo im Tempel eine Sonnenprieſterin, die dem König das Opferbrod reicht. Sie iſt jung, ſie iſt ſchön, Alonzo entbrennt, und plötzlich ſegeln alle ſeine große Entwürfe über Hals und Kopf ins Meer der Vergeſſenheit hinunter. Der Ritter für die Rechte der Menſchheit entſchlummert. Das ſchöne Sinnbild auf ſeinem Schilde: die verſchlungnen Hände unter einem Kreuze von Sonnenſtrahlen umgeben, weicht einem brennenden Herzen vom Liebespfeile durchbort. Will ich mit Alonzo reden, wo muß ich ihn ſuchen? unter den Räthen des Königs? unter den Richtern des Volks? unter den Lehrern der Jugend? — Ja, da fand ich ihn ſonſt; aber nun — nun ſchleicht er leiſe bey nächtlicher Weile um die Mauern, und hinter den Mauern, vergräbt ſeine Naſe tief in den Mantel, verſteckt ſich vor ſeinem Gewiſſen, und geht mit ſeinen großen herrlichen Entwürfen um, wie ein

muth-

muthwilliger Knabe, der die Eyer der Bruthenne zerbricht.

Alonzo. (unwillig) Velasquez!

Juan. Weg! weg mit dem drohenden Blicke! Er ziemt Dir nicht. Sieh, nicht einmal böse darf man werden, wenn das Gewissen nicht rein ist. Du wunderst Dich, wie der lustige Velasquez auf einmal zum Sittenprediger geworden? Merk es Dir: Velasquez ist immer lustig, immer guter Dinge, weil er immer ein ehrlicher Mann ist. — Aber laß mich jezt fortpredigen, ich bin einmal im Zuge. Du, dem sonst jeder kleine Volksaberglaube heilig war, weil doch immer an jedem die Ruhe irgend eines schwachen Menschen hängt, Du überspringst ohne Bedenken das heiligste Gesetz einer Nation, welche Dich gastfrey in ihrem Schoose aufnahm; Du verführst ein keusches Mädchen, dem Dienst ihrer Götter geweiht. Die empörte Natur selbst muß Dir zu Hülfe kommen, ein Erdbeben muß diese unzugangbaren Mauern erschüttern, um Dir kühnen Frevler einen Weg in Ceras Arme zu bahnen, und mitten unter diesem Kampf der Elemente ermordest Du eine Unschuld.

Alonzo. Du bist unbarmherzig. Glaube mir, mein Gewissen schläft nicht.

Juan. Nun so ist es taub, und man muß ihm zudonnern: Atalida ist Dein Wohlthäter! dies liebenswürdige Volk hat Dich aufgenommen,

als einen Bruder, und Du — Du bohrst ihm einen Dolch in den Rücken.

Alonzo. Hör auf, Velasquez! ich erkenne die Stimme des Freundes, ich danke Dir! Aber was verlangst Du von mir?

Juan. Nun Gott sey Dank! endlich fängt er an zu erwachen. Ich verlange, daß Du diesem gefährlichen, verbrecherischen Umgange entsagest.

Alonzo. Ich will mit Cora reden.

Juan. Vortrefflich! Cora ist gültige Richterin in dieser Sache! (höhnisch) O ich sehe, es ist Dir Ernst.

Alonzo. Nein, wahrlich! ich will ihr alles vorstellen, alles, was ängstliche Liebe mir eingiebt: den Zorn des Königs, die Wuth des Volks, meine Gefahr —

Juan. Deine Gefahr? Vergieb mir Freund! Du kömmst hier wenig in Betrachtung. Deine Gefahr gegen die ihrige, ist eine Flaumfeder gegen eine Goldstange. Du wagst nur Dein Leben —

Diego. Zum Henker! ist das noch nicht genug?

Juan. (fortfahrend) Sie hingegen, sie wagt ihre Ehre, ihre Ruhe, den Segen ihres Vaters, die Liebe ihrer Familie, ihre Aussichten auf Seligkeit! Und endlich! welch ein schrecklicher Tod ist ihr Loos, wenn Du vielleicht einem

Geſchöpfe das Daſeyn gabſt, das an eurer Liebe zum Verräther wird.

Alonzo. O Nein! nein! das iſt nicht.

Juan. Dem Himmel ſey Dank, wenn es noch nicht iſt! Aber wer ſteht Dir dafür, daß es nie ſeyn wird? Und dann — welchen grenzenloſen Jammer bereiteſt Du ihr und Dir! Sie muß ſterben! — O das wäre wenig, aber wie muß ſie ſterben? Lebendig in ein unterirdiſches Gewölbe verſperrt, deſſen Oeffnung über ihr verſchüttet wird; da ſitz ſie bey einem Lämpchen und einem Brode und ſchnappt nach Luft — pfui! mir ſchaudert die Haut. Ich bin dem Tode in tauſend Geſtalten begegnet, aber ſo hatt ich ſeinen Anblick nicht aus.

Alonzo. (an ſeinem Halſe) Ich will Cora nie wieder ſehen. —

Juan. Wohlan! ſo iſts recht — laß uns eilen. (er will ihn mit ſich fortziehn.)

Alonzo. Nur noch Abſchied von ihr nehmen.

Juan. Schreib ihr ein Briefchen, das werfen wir über die Mauer. Du ſchwankſt? o, es iſt Dir nicht Ernſt mit Deinem Entſchluſſe. — Hu! ich ſehe die arme Cora ſchon in der ſchrecklichen Grube, von Leibes- und Seelenangſt zermalmt, wie ſie ſich das Fleiſch von den Armen nagt — Gotteslaſterungen ausſtößt, und in Raſerey ihre von Dir vergiftete Seele aushaucht. — Wenn ſie dann dort eben ſteht, vor dem,

der den Peruaner wie den Spanier richten wird! Dich anklagt, daß Du eine Kindermörderin aus ihr gemacht haſt — —

Alonzo. (ihn raſch fortziehend) Komm, komm, laß uns fliehen.

Juan. Von Herzen gern! (indem ſie alle drey gehen wollen, hört man hinter der Mauer in die Hände klatſchen)

Alonzo. (kehrt plötzlich um) Ach Velasquez! das iſt das Zeichen. Meine Cora! meine Cora! (er läßt ſeinen Freund ſtehen und klettert haſtig über die Mauer)

Fünfter Auftritt.

Dom Juan. Diego.

Juan. (ſieht Alonzo ſtaunend und unwillig nach)

Diego. (nach einer Pauſe) Nun ſage mir einer mehr, es gebe einen leeren Schall in der Welt. Da hat der Wohlehrwürdige Dom Velasquez eine Predigt gehalten, wie man ſie nicht alle Tage von den Kanzeln in Salamanca hört, und kaum machen ein paar heidniſche kleine Hände Patſch! Patſch! — ſo führt der Böſe die ganze ſchöne Wirkung davon in die Lüfte.

Juan. (ein wenig bitter) Fahre wohl, guter Freund! ich waſche meine Hände. — Verdammter Brauskopf! wo andere ſich wärmen, da brennt er! wo andere gemächlich einher ſchreiten,

ten, da ſiegt er! — Nun, nun, wenns nur gut geht! Die Freundſchaft hat ſich ihrer Pflicht entladen; geht es ſchief, ſo kann ſie nichts als mit dem Freunde leiden. Bis dahin luſtig. Diego! Wie befindeſt Du Dich?

Diego. Wie ein Fiſch auf trocknem Lande.

Juan. Du lügſt. Wo dumme Streiche gemacht werden, da iſt jeder Narr in ſeinem Elemente! wir machen hier dumme Streiche.

Diego. Nur mit dem Unterſchiede, daß ich muß, wie Ihr wollt, und Ihr nicht wollt, wie Ihr doch von Gott und Rechtswegen müßtet.

Juan. So? laß Deine Weisheit hören!

Diego. Wär ich an der Stelle des tapfern Ritters Dom Juan Velasquez, ſo würde ich fürs erſte eine Predigt halten, ohngefehr wie die Eurige, und wenn das nicht helfen wollte, ſo würde ich ſprechen: mein lieber Freund Alonzo, du wirſt nicht begehren, daß ich deinetwegen mich lebendig braten laſſe. Gehab Dich wohl! ich gehe nach Hauſe und nehme unſern lieben Diego mit; wir wollen einen Roſenkranz für Dich beten.

Juan. Das können wir auch hier thun. —

Diego. Hier? auf heidniſchem Grund und Boden? im Angeſicht eines Heidentempels?

Juan. Dumkopf! unſer Gott iſt überall! aber durch heilige, brüderliche Freundſchaft dient man ihm beſſer, als durch Roſenkränze; und darum will ich jetzt keinen Roſenkranz beten. Ich

bin hier als der Wächter meines verirrten Freundes.

Diego. So? und was bin ich denn?

Juan. Sein Waffenträger.

Diego. Nun so bin ich hier überflüssig, denn ich bin offenbar hier, als sein Waffenträger.

Juan. Dir ziemts zu gehorchen. Fort Bursche! nimm diese Pfeife, schleich Dich links um die Rinkmauern des Tempels, ich thue das nehmliche rechts, jenseit treffen wir zusammen. Stößt Dir unterwegens etwas verdächtiges auf, so pfeife. Da nimm! —

Diego. (nimmt zitternd die Pfeife) Links herum, sagt Ihr?

Juan. Links herum! —

Diego. Ganz allein? —

Juan. Ganz allein.

Diego. Ich verirre mich in dem Gesträuche.

Juan. Narr, kannst Du die Mauer nicht sehn? und die Kuppel des Tempels? —

Diego. Bin ich denn eine Nachteule?

Juan. Scheint der Mond Dir nicht hell genug?

Diego. Nein.

Juan. Nein? — Aha! — Ich merke, Senner Diego ist furchtsam.

Diego. Ich will Euch nur gestehen, Herr; die Nacht ist zur Ruhe bestimmt, und wenn der Mensch nicht schläft, so schlafen doch seine innern

nern Kräfte. Meine Herzhaftigkeit geht mit Sonnenuntergang zu Bette.

Juan. (ernſthaft auf ihn zugehend) Freund Diego, wir werden ſie mit Fauſtſchlägen wecken.

Diego. (ſich zurückziehend) O ſie ſchläft leiſe; ſie iſt ſchon erwacht.

Juan. Fort dann, Du Narr! (er ſtößt ihn nach einer Seite und geht ſelbſt auf der andern ab.)

Sechster Auftritt.

(Alonzo ſpringt über die eingefallene Mauer, und reicht Cora welche ihm folgt, die Hand.)

Alonzo. Nur ein kleiner Sprung, liebe Cora! Wirf Dich kühn in meine Arme) (indem er ſie hervorführt) Hier findeſt Du ein ſtilles, heimliches Plätzchen, geſchaffen für die Liebe und von Freunden bewacht. Hier iſt es nicht ſo weit und groß und öde, als in euren ſchattenleeren Gärten, wo der verrätheriſche Mond überall hindringt und jede Geſtalt verdoppelt. (er drückt ſie an ſein Herz) Endlich hab ich Dich wieder!—

Cora. (ſeine Umarmung erwiedernd) Endlich hab ich Dich wieder! —

Alonzo. Ach! das waren drey ewig lange Wochen!

Cora. Drey Wochen nur?

Alonzo. Monden für die Liebe.

Cora. Jahre für mein Herz.

Alonzo. Jeden Abend mit der Dämmerung war der arme Alonzo hier, und wartete auf das Zeichen, und lauschte, ob Du ihn nicht endlich einmal zu den heimlichen Freuden einer seligen Nacht riefest.

Cora. Jeden Abend hab ich geweint, daß ich nicht kommen durfte.

Alonzo. Du bist doch nicht krank gewesen?

Cora. Ach, ich bin immer krank, wenn ich nicht bey Dir bin.

Alonzo. Sprich! was hielt Dich ab? Du versprachst ja weit eher'—

Cora. Ich versprach; das war unrecht von mir. Ich konnte doch nur hoffen. Immer leiht die Liebe der Hoffnung ihre Wünsche, und macht zufrüh sie zur Gewißheit. Mich trifft nur selten die Reihe, den nächtlichen Dienst im Tempel zu verwalten; aber ich baute auf die Krankheit einer meiner Gespielinnen deren Stelle ich vertreten wollte. Sie ward gesund und dankte mir für meinen guten Willen. Die arme Cora war so traurig und die schlummerlosen Nächte wurden ihr so lang.

Alonzo. Auch mich floh die Ruhe. Der Morgenthau fand mich unter diesen Bäumen, wenn meine Kleider noch feucht von dem Thau des entwichenen Abends waren, mein Körper

von

von der Kälte der Mitternacht noch ſchauderte. — Sieh, unter jener Palme ſtand ich Nacht für Nacht, und ſchielte hin nach Eurem Tempel. Da ſah ich denn zuweilen dort, wo das ewige Lämpchen flimmert, im Schatten eine Geſtalt hin und her wandeln, und dünkte mich immer Deine Geſtalt zu ſeyn.

Cora. Mich Einſame, mich konnte kein Schatten täuſchen; aber doch ſah ich überall Deine Geſtalt; ich lief mit langen Schritten auf und nieder, es trieb mich ſo raſtlos aus einem Winkel in den andern. — O ſage mir, iſt das immer ſo, daß man ſo ungeduldig wird, wenn man eines Mannes Bild im Herzen trägt? Ehemals war ich ſanft und ſtill; ich konnt es wohl ertragen, wenn dieſer oder jene Wunſch mir fehlſchlug, wenn ein Regengus mir einen Spaziergang verdarb, oder der Wind mir eine ſelbſtgezogene Blume brach. Nun iſt das alles ganz anders, ich bin nicht mehr dieſelbe. Jezt, wenn ich bey meinem Tagewerke ſize und ſpinne oder webe, und es reißt mir nur einmal der Faden; o da kann ich gleich ſo ärgerlich werden, daß ich zuweilen über mich ſelbſt erſchrecke (ſich an ihn ſchmiegend) Alonzo, macht die Liebe beſſer oder ſchlechter?

Alonzo. Wahre Liebe beſſert.

Cora. Ach nein! nein! In meinem Herzen wohnt wahre Liebe, und doch bin ich ſchlechter, als ich war.

Alonzo. Nicht doch! Dein Blut läuft nur wenig schneller.

Cora. Oder bin ich krank? Ja, lieber Alonzo — ich bin jetzt oft krank.

Alonzo. Im Ernst?

Cora. Im Ernst! ich bin recht oft krank! Aber das muß seyn, dann bald, bald werd ich nicht Dich allein mehr lieben.

Alonzo. (betreten) Nicht mich allein?

Cora. (lächelnd) Nicht Dich allein.

Alonzo. Deine Worte enthalten ein Räthsel, oder ein Verbrechen. — Cora! Liebe ist allumfassend und doch untheilbar. Nicht mich allein? — (er sieht sie starr an) Nein, es ist nicht möglich! Du blickst mir ja so ruhig ins Auge.

Cora. Nun ja, warum nicht? Was ich empfinde ist süß; kann es denn strafbar seyn? — Eine unbekannte Wehmuth ist Meisterin meines Herzens geworden, ein nie gefühltes Streben — Als ich jüngst am Fest der Sonnenwende die Halle mit Blumen schmückte, da sah ich auf den Stufen des Tempels ein junges Weib sanft entschlafen; an ihrer Brust lag ein kleiner lächelnder Engel. Mir ward so warm und weich ums Herz: unwillkührlich streckt ich meine Arme nach dem Kinde aus, wollt es leise der Mutter nehmen, und es an meinen Busen drücken. Aber was ist leiser, als der Schlummer einer zärtlichen Mutter? Kaum hat ich das Kind berührt

rührt, so fuhr sie ängstlich auf, drückt ihr Kleinod fest an ihr Herz, und sah mir mißtrauisch ins Auge. Nicht wahr, Alonzo; eine Mutter ist doch ein ehrwürdiges Geschöpf? —

Alonzo. (befremdet) Wie kömmst Du darauf?

Cora. Ahndest Du noch nicht? (mit der reinsten schuldlosesten Freude) Ja, ich werde Mutter seyn!

Alonzo. (ganz betäubt) Großer Gott!

Cora. Was ist Dir? Fürchte nichts! ich liebe Dich, wie immer. — Sieh, ich glaubte ehmals, man könnte nicht feuriger lieben; auch hätt ich wohl recht; denn ich sah in Dir, Alonzo, den schönsten Jüngling. Du Zauberer hast indessen in einer neuen Gestalt Dich in mein Herz gestohlen, ich sehe heute in Dir den Vater meines Kindes.

Alonzo. Cora! Cora! mir sträubt sich das Haar gen Himmel! Und Du so ruhig? —

Cora. Was fürchtest Du? Ist Mutter werden ein Verbrechen? Gewiß nicht! Mein alter Vater hat mich immer gelehrt: wer ein Verbrechen begeht, dem ist nicht wohl zu Muthe! Und mir — mir ist wohl!

Alonzo. Wie! kennst Du nicht die Pflichten Deines Standes? welche Gesetze hast du beschworen, als man dies Bild der Sonne auf Dein Gewand heftete?

Cora. Die Gesetze unsers Tempels.

Alonzo. Und was geboten sie Dir?

Cora. Das weiß ich nicht. Mein Vater spricht: Wem die Tugend heilig ist, der bedarf keines Gesetzes, er erfüllt ein jedes, ohne es zu wissen. — Mir ist die Tugend heilig.

Alonzo. Weißt Du auch, was Tugend ist? Ach, Du kennst noch nicht den traurigen Unterschied zwischen Tugend, in den ewigen Gesetzen der Natur gegründet, und Tugend, die nach seinem Gefallen irgend ein Schwärmer dazu erhob: — (er faßt sie in seine Arme) Cora, was haben wir gethan! — In jedem Stande ist Liebe und Freude der Lohn für die Schmerzen der Gebährerin; nur in dem unsrigen der Tod!

Cora (erschrocken) Der Tod?

Alonzo. (verzweifelnd) Und ich — ich bin Dein Mörder!

Cora. (beruhigt) Wie Du doch so um nichts Dich martern kannst! Wunderlicher Mensch! wer wird mich tödten? Und warum?

Alonzo. Du hast — so sprechen Eure Priester — Du hast die Götter beleidigt.

Cora. Ich die Götter? Nein wahrlich! ich liebe die Götter!

Alonzo. Sey es, Cora! Ach Du wirst dennoch des alten Aberglaubens Opfer werden. Uns bleibt nur Rettung in der Flucht. — Aber Flucht — Gott! wohin in einem fremden Lande?

Cora. Lieber ängstlicher Schwärmer! ich falle auf ein Mittel, Dich zu beruhigen.

Alonzo. So hat es Dir Gott offenbart!

Cora. Es ist einfach und sicher. Ob mein inneres Gefühl mich trügt, ob die Götter auf mich zürnen, das soll der kommende Morgen entscheiden. Unsere nächtliche, verstohlne Liebe sahen bis auf diesen Augenblick nur der Mond und die Sterne; wohlan! ich mache den größten der Götter, ich mache die Sonne zu ihrem Zeugen! Noch ists Nacht, ich darf hier nicht länger weilen; fort zum Dienst der ewigen Lampe des Tempels! Du, mein Alonzo, bleib hier und schlummere unter diesen Bäumen. So bald die Morgendämmerung den östlichen Horizont färbt — bin ich wieder bey Dir, und wir steigen auf diesen Hügel. Dann kehren wir unser Antlitz gegen Osten, schlingen Arm in Arm — heften Lippe auf Lippe, und stehen so da, der Sonne Aufgang kühn erwartend. Verstehst Du mich? —

Alonzo. Nur halb.

Cora. Begreifst Du nicht? Hat Cora übel gethan; so wird die Sonne sich verhüllen, oder ihr erster Strahl, der herab auf Cora fällt, wird die Verbrecherin vernichten. — Wenn aber — o Alonzo! wenn er heiter heraufsteigt, mein Vater und mein Gott! wenn er einen lächelnden Blick auf das liebende Paar wirft, und uns wohl dabey zu Muthe ist, dann sey ruhig und unbesorgt, lieber Jüngling! dann wird kein Paar

mir gekrümmt; wir ſind ſchuldlos vor dem Antlitz der Sonne; weſſen Antlitz darf Cora ſcheuen?

Alonzo. Gutes Mädchen! Rührende Einfalt!

Cora. Noch mehr! noch mehr! Morgen iſt das groſſe Feſt der Sonne; morgen iſt der Tag, der, wenn ſie unverſchleyert in ihrer Majeſtät am Horizont heraufſteigt, uns allen ein frohes Zeichen iſt, daß die Götter dem Lande gnädig ſind. Hinauf Alonzo, Deinen Blick gen Himmel! Sieh! noch flimmern die Sterne; rings umher iſts blau, kein Wölkchen droht, kein Lüftchen weht, wir werden einen ſchönen Morgen haben! — Küſſe mich! — Lebwohl! — Hier unter dieſem Baume wird Dich Cora ſchlummernd wieder finden, und mit einem Kuſſe den ſüßen Schläfer wecken. (ſie eilt zurück über die Mauer.)

Alonzo. (der alles was Cora ihm geſagt, nur halb gehört und deſſen Geiſt in ſtaunendes Entſetzen verſunken iſt) Armes gutherziges Geſchöpf! — O ich bin ein arger, arger Böſewicht! — Rette ſie, rette ſie! — ehe die Flamme über ihr zuſammen ſchlägt. — Ach! zu ſpät! — Ich kann nur mit ihr ſterben! Sie iſt verloren! — (er lehnt ſich beyde Hände vor die Stirn geſchlagen, mit der Stirn an einen Baum.)

Siebenter Auftritt.

Alonzo. Dom Juan. Diego.

(Diego ſchleicht ſich zitternd von der rechten Seite herbey, und als er Alonzo's Geſtalt erblickt, pfeift er aus Leibeskräften.)

Alonzo. (ſich wild umkehrend und nach dem Schwerte greifend) Was giebts?

Dom Juan. (von der andern Seite herzu ſpringend) Was giebts?

Diego. Seyd Ihr es, Dom Alonzo? Warum ſagt Ihr nicht gleich, daß Ihr es ſeyd? —

Juan. (ihn auf die Schulter klopfend) Laß einen geflügelten Haſen auf Dein Schild mahlen.

Diego. Beſſer als einen blinden Löwen. Die Herren Ritter halten es für Ritterpflicht, die Vorſicht Furchtſamkeit zu ſchelten; ſo wie wir andern, die wir nicht ſchreiben können, die Gelehrten ſpottweiſe Federhelden nennen. Habt Ihr mir nicht ſelbſt befohlen zu pfeifen, ſo bald ich etwas Verdächtiges erblicken würde?

Juan. Narr! ſeit wann iſt Dein eigner Herr Dir verdächtig?

Diego. Euch die Wahrheit zu geſtehen, Dom Velasquez, er iſt mir ſehr verdächtig Seht ihn nur an, wie er da ſteht. (auf Alonzo zeigend, der ſeine vorige Stellung wieder angenommen.)

Juan. (Alonzo beym Arm schüttelnd) Guter Freund! war das Lebewohl so herzbrechend?

Alonzo. (an seinem Halse) Ach, Velasquez! Deine Warnung kam zu spät!

Juan. (ihn von sich haltend) Nimmermehr! Was? Sie ist —

Alonzo. Sie ist Mutter! —

Juan. (ihn fortstoßend) Nun so sind wir alle dem Himmelreich näher als dem morgenden Tage. — —

Alonzo. (Dem Juan die Hand reichend) Verlaß mich nicht, mein Gefährte! mein Freund! mein Waffenbruder!

Juan. (ihm die Hand schüttelnd) Alonzo! es ist meine Art nicht, dem Knaben, der im Wasser liegt, zuzurufen: Du hättest nicht hinein fallen sollen. Ich zieh ihn lieber heraus, wenn ich kann. — Aber beym Teufel! hier kann ich nicht! Hätten wir ein Schiff, oder einen Zaubermantel, der uns durch die Luft führte; dann wäre Velasquez unter den Fliehenden nicht der letzte. So aber, (indem er eine feste Stellung annimmt) waffnet sich Velasquez mit Muth, weil er muß, hüllt sich in seinen Mantel bis an die Zähne, und läßt es um sich her donnern und blitzen.

Alonzo. (die Hände ringend) Alles verloren? gar kein Mittel mehr übrig?

Juan. Nun, nun; alles ist nie verloren, so lange man den Verstand nicht verliert. Laß uns gehn essen, trinken und schlafen. Morgen früh

früh haben Geiſt und Körper neue Kräfte; morgen früh, dann ein Mehrers!

Diego. Eine Blume der Ritterſchaft!

Alonzo. Bleib! — Sie kömmt zurück — in der Morgendämmerung verſprach ſie mir —

Juan. (umkehrend) So? — ey! — Kein unbequemeres Amt auf der Welt, als der Verſtraute von Verliebten. Und daran denken ſie gar nicht, daß man menſchliche Bedürfniſſe hat, daß man ſchlafen muß —

Diego. Daß man eſſen muß — daß man trinken muß —

Alonzo. Vergieb mir!

Juan. Ja, ja, ich vergebe Dir, aber ſchreib mirs an in Deinem Herzen, denn beym Himmel! ich ſchlage mich lieber einmal herum, als daß ich meine nächtliche Ruhe miſſe. (indem er ſeinen Mantel unter einen Baum breitet und ſich darauf legt) Doch Noth muß für Tugend gelten. Müdigkeit iſt das beſte Hauptkiſſen. Gute Nacht, Alonzo! Wer ein reines Gewiſſen hat, der ſchläft auch auf einem Baumſtrunk mit den Siebenſchläfern in die Wette. (er ſchließt die Augen)

Diego. (der ſich auch eine Lagerſtäte bereitet.) Wenn es nur hier herum keine Klapperſchlangen giebt. Oder keinen Tyger, der ſo hungrig iſt, als ich. Halt! da fällt mir was bey. (er zieht einen Roſenkranz hervor, den er an den nächſten Baum hängt) So, nun ſind wir ſicher. (er legt ſich nieder) Ach! wenn ich diesmal ſchla-

se — so schlafe ich ein Meisterstück — denn mein Kopf ist voll Gedanken — mein Herz voll Furcht, und mein Magen leer. (er entschlummert.)

Alonzo. (auf beyde herabblickend, nach einer Pause) Glückliche Menschen! (er lehnt sich sorgenvoll an einen Baum.)

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

(Dom Juan und Diego noch immer schlafend, Alonzo schleicht unter den Bäumen herum.)

Alonzo.

Eine ewig lange Nacht! Die Sterne flimmern noch so hell und der Mond wird nicht blässer. — Alles finster und still um mich her! — Lärm und Geräusch sind für den Verbrecher Wohlthat, sie dienen sein Gewissen zu übertäuben. — Wie sagte neulich der Narr Diego? — „Mit „dem Gewissen ists wie mit dem Magen; so bald „Du sein Daseyn fühlst, bist Du nicht mehr ge„sund.“ — Der Narr sprach Wahrheit. — Meine gute Mutter! Deine goldenen Lehren sollten mich einst in eine bessere Welt führen, ach! nicht einmal in einen andern Welttheil haben sie mich

mich begleitet. — Du liegſt vielleicht in dieſem Augenblick auf Deinen Knieen und beteſt für Deinen gefallenen Sohn. — Bete! bete! er bedarf der Fürbitte einer Heiligen. — Ach! weg! weg! es kann noch alles anders werden. Auf Nacht folgt Dämmerung — auf Dämmerung der erſte Strahl der Sonne. (gegen Morgen deutend) Sieh da das Bild der wiederkehrenden Freude! Schon ein Purpurſtreif in Oſten, und nur die großen Sterne noch ſichtbar. — Horch! dort in der Ferne zwitſchert auch ſchon ein Vogel. Der Augenblick iſt nahe, der mir Cora zurück bringt. So lange ich ſie in meinen Armen halte, iſt das Gewiſſen taub und die Gefahr ein Scherz. — Ich will die Schläfer wecken. (er rüttelt Diego) Diego! erwache! es wird ſchon Tag.

Diego. (reibt ſich die Augen) He! — Ach, Ihr ſcherzt: es iſt ja noch finſter.

Alonzo. Nicht doch, der Mond iſt untergegangen, die Sterne verſchwinden.

Diego. (gähnend) Gebt acht! dann wirds erſt recht finſter werden. (er wälzt ſich auf die andre Seite, murmelt noch einige unverſtändliche Worte und ſchläft wieder ein.)

Alonzo. Wenn der nicht geſchlafen, und nicht den Wanſt voll hat, ſo iſt das eine abgelaufene Uhr. (er rüttelt Dom Juan) — Velasquez! der Tag bricht an!

Juan. (ſich ermunternd und umherſchauend) Ja. Und was weiter?

Alonzo. Willst Du nicht des schönen Morgens genießen?

Juan. Mache Du ein Gedicht auf den Morgen, und mich laß schlafen. (er will sich wieder niederlegen.)

Alonzo. Hast Du vergessen, daß Cora kommt?

Juan. Was geht das mich an? Kommt sie zu mir?

Alonzo. Und den Engel zu sehn, dünkt Dich nicht der Mühe werth, die Augen ein paar Minuten früher aufzuriegeln?

Juan. (entschlummernd) Ich will von ihr träumen.

Alonzo. Da liegen sie und schlafen, meinem unruhigen Herzen zum Hohne. Ihr Geist erholt sich vom Nichts thun. — Ach! ich finde, der Mensch ist um so glücklicher, je mehr er Thierisches an sich hat. Glücklicher — wenn auch nicht in den Augen des Weisen; doch in seinen eigenen; und was bedarfs mehr? (man hört hinter der Mauer in die Hände klatschen) (entzückt) Sie kommt! — Es ist falsch, was ich da plauderte. Ein Augenblick, wo das Herz genießt, wiegt Stunden auf, wo nur der Körper schwelgte! (er eilt ihr entgegen)

Zweyter Auftritt.

Cora. Vorige.

Cora. (in ſeine Arme hüpfend) Da bin ich, Liebſter! — Aber Du haſt Cora eine Freude verdorben. Ich wollte Dich in ſüßem Morgenſchlummer begraben finden und hinter einem Baume mich verſtecken, Dich mit Blättern werfen, Dich träge ſchelten — hörſt Du? oder träumſt Du wachend? Den Arm um meinen Nacken geſchlungen, kann Alonzo mit ſtierem Auge etwas anders denken, als ſeine Cora? —

Alonzo. Holde Seele! thu mir nicht Unrecht! In meinem Herzen herrſcht nur eine Cora, wie am Himmel nur eine Sonne. — Aber die Entdeckung dieſer Nacht — meine Ruhe! meine Ruhe iſt verloren! — Angſt, Gewiſſen, Schreckenbilder — Der Tod in ſeiner gräßlichſten Geſtalt, mit ausgeſtreckter kalter Hand mir Cora vom Herzen reißend —

Cora. (ihm die Hand auf den Mund legend) Schweig, und vertraue den Göttern! ſieh hinauf! o mein Herz iſt voll Jubels! wie hell und blau! wie blau und hell rings umher! Bald wird die Sonne heraufſteigen. Geſchwind! geſchwind mir nach auf den Hügel! (ſie klettert eilig den Hügel hinauf — Alonzo folgt ihr) Sieh da, noch eine Minute und wir wären zu ſpät gekommen. Siehſt Du den goldnen, flimmernden Rand?

(mit erhabnem Gefühl) Blick um Dich, wie die Berge und Wälder aus der Dämmerung hervorgehn! Blick um Dich, wie schön und groß das ist! Sieh, wie tausend Thautropfen funkeln! Höre, wie tausend Kehlen zwitschern! — O Alonzo! mein Gott ist groß — meine Brust ist eng und voll — herauf, ihr Thränen in mein Auge! herauf, ihr wollüstigen Thränen! — O freue Dich, freue Dich Alonzo! kein Wölkchen trübt meines Gottes Antlitz! Er zürnet nicht! — (sie kniet nieder) Vater, dessen Dienst ich mich weihte! Vater! dessen Bild ich hier an meinem Busen und in meinem Herzen trage! wirf Eines von Deinen tausend Augen auf mich herab! Sey Zeuge meiner Liebe zu diesem Jünglinge, sey mein Richter! — Ist, was ich fühle ein Verbrechen, so laß Deine flammende Stirn sich in Finsterniß hüllen! oder gebeut den Wetterwolken, sich vor Dir aufzuthürmen, und sende einen Blitz herab, den Diener Deiner Rache! (mit Inbrunst) Gieb mir ein Zeichen, mein Vater! ein Zeichen Deines Zorns oder Deiner Liebe! (nach einer Pause) O wie freundlich und warm er auf mich niederblickt! Wie mild und segnend! (sie steht auf) Wohlan, ich wage es! im Angesichte meines Gottes — Alonzo komm in meine Arme! (sie umarmen sich) Es ist geschehen! nun bin ich ruhig. Vernichtet hätte er uns beyde in dieser Umarmung, wenn sie strafbar wäre. — O mein Herz ist voll Dank

und

und Freude! — Komm, kniee neben mir nieder! laß uns anbeten und danken.

Alonzo. Ich anbeten? — Liebe Cora, die Sonne ist nicht mein Gott.

Cora. O ja! ja! sie ist auch Dein Gott! sie scheint über uns alle! Sie giebt uns Nahrung und Licht und Wärme. — Ich bitte Dich, kniee nieder an meiner Seite!

Alonzo (sich sträubend) Liebe Cora! —

Cora. Undankbarer! wer gab Dir Cora? — Soll ich im Angesichte meines Gottes mich Deiner schämen? — Guter Alonzo! wenn Du mich liebst — (sie knieet nieder und zieht ihn bey der Hand nach sich)

Alonzo. Wer mag der süßen Schwärmerin widerstehen? (er kniet neben sie)

Cora. Stiller Dank! stilles Opfer unsrer Herzen!

Alonzo. Das bringe ich Dir, Gott aller Götter! — (beyde in schweigender Anbetung versunken)

Dritter Auftritt.

Rolla tritt aus der Höhle. Vorige.

Rolla. Noch so frühe? Kaum ist es Tag geworden. Die Sonne geht auf und unter und findet mich immer wach. Geduld! es wird eine Zeit kommen, wo sie mich immer schlafend finden wird. — (er erblickt Dom Juan und Digo) Was

ist das? Zwey von den Fremdlingen, die unter uns leben? Verirrte ohne Zweifel, die hier im Gebüsch von der Nacht überfallen worden. Ich will sie wecken und mit Speise erquicken. Doch vorher mein Morgengebet zu Dir, mein Vater! — (er kehrt sich nach Osten und indem er Hände und Augen gen Himmel hebt, erblickt er die beyden Liebenden auf dem Hügel! Ihm entfährt ein Ausruf des Entsetzens. Er bleibt eingewurzelt, als wenn er einen Geist gesehen hätte und an den Platz gebannt wäre, auf dem er steht.) (Cora und Alonzo, erheben sich langsam immer gegen die Sonne gekehrt, und sinken in eine stumme Umarmung)

(Rolla, von Schmerz und Wuth überwältigt mit erstickter Stimme) Cora!

(die Liebenden fahren schrecklich zusammen, wenden sich und blicken herab Cora sinkt mit einem Schrey am Abhang des Hügels ohnmächtig nieder.)

(Alonzo, einen Augenblick schwankend, ob er herunterstürzen oder Cora zu Hülfe eilen soll, wird von der Liebe für das lezte bestimmt und kniet jieder neben Cora, welche er zu erwecken sucht).

(Rolla heftig zitternd, doch ohne Platz oder Stellung zu verlassen, blickt mit starrem Auge hin nach dieser Gruppe).

Alonzo. (der die ohnmächtige Cora nicht verlaſſen will, ſchreit.) Velasquez! Diego! zu den Waffen! zu den Waffen!

Juan und Diego. (ſchlaftrunken aufſpringend) Was giebts? was giebts?

Alonzo. Haut ihn nieder!

Juan und Diego. (noch herumtaumelnd und ihre Schwerdter ziehend) Wen? wo? —

Alonzo. Haut zu! ehe er Euch entwiſcht!

Juan. (ſich begreifend und auf Rolla zeigend) Dieſen einzelnen Mann?

Diego. (ſein Schwerdt ſchwingend) Zwey über Einen? ich bin dabey.

Alonzo. Nieder mit ihm! wir ſind verrathen!

Juan. (ganz kalt) Dieſen einzelnen unbewehrten Mann? (er ſteckt ſein Schwerdt in die Scheide.)

Alonzo. (überläßt die noch immer ohnmächtige Cora ihrem Schickſal, zieht ſein Schwerdt und ſtürzt vom Hügel herab, auf Rolla, der unabläßig ſein ſtieres Auge auf Cora heftet.) So muß ich denn ſelbſt —

Juan. (ihm in den Arm fallend) Halt Freund! — oder Feind wenn Du noch einen Schritt thuſt.

Alonzo. Mein Gott, Velasquez, wo haſt Du Deine Sinne? wir ſind verrathen! Es gilt Cora's Leben! — (er will ſich losreißen.)

Juan. (ihn heftig zurückstoßend) Zaum und Gebiß für Deine Tollheit, junger Mensch! (auf Rolla zugehend) Mich dünkt, ich sah Dich schon öfter. Bist Du nicht Rolla?

Rolla. (zu sich kommend) Ich? — wer ich bin? — Ja, so nennt man mich.

Juan. Der Feldherr Rolla! richtig, Du bists. (ihm die Hand reichend) Und so grüß ich in Dir einen der edelsten, der tapfersten Männer dieses Landes.

Rolla. Wie ist mir? es ist noch sehr frühe — (sich den Kopf haltend) Hab ich geträumt? (nach einer Pause wieder starr auf Cora blickend) Nein bey den Göttern! ich habe nicht geträumt.

Juan. Kein Traum, wenn ich gleich ein strenges Urtheil in Deinem Auge lese, wenn gleich die Wahrheit Dich ein Greuel dünkt. Vermuthlich erkennst Du jenes Mädchen, an dem Bilde Eurer Gottheit, das ihren Busen schmückt. Sie ist eine Sonnenjungfrau.

Rolla. Ja — sie heißt Cora.

Juan. Und dieser Fremdling, der Liebling Deines Königs, der einst bey Cannara ihm das Leben rettete, indessen Du für seinen Thron unter den Mauern von Cuzko stritteſt; erkennst Du auch ihn?

Rolla. (Alonzo die Hand reichend) Er ist Alonzo.

Juan. Nun, Rolla, bist Du der Mann, für den ich Dich halte, so wirst Du anders

denken

denken und fühlen, als Euch Prieſter, die nur immer in die Sonne ſtarren, und wenn ſie einmal herniederblicken, alles flimmern und flammen ſehn, daß ſie nicht wiſſen, wie ihnen iſt. Du kennſt die Welt, Du kennſt den Menſchen, wie das in ſeinem Herzen ewig auf und nieder wogt, und hundert Leidenſchaften um die Herrſchaft kämpfen. Unter allen iſt die trotzigſte die Liebe! Ihr widerſteht nur der, den ſie nie des Kampfes würdigte. — Sie dieſe Jungfrau — ſie iſt ſchön —

Rolla. Wem ſagſt Du das?

Juan. Sieh dieſen Jüngling; er iſt feurig. Daß er ſie ſah — daß er ſie liebte, iſt ſein Verbrechen.

Rolla. Iſt kein Verbrechen.

Juan. So hab ich mich nicht in Rolla geirrt.

Alonzo. Und Du willſt ſchweigen? willſt namenloſen Jammer von der armen Cora abwenden?

Rolla. Ich Cora verrathen? — Wiſſe Jüngling! ſchon ſind es Jahre daß ich ſie liebe! daß ich ſie vergöttere!

Alonzo und Juan. (zugleich höchſt erſtaunt) Du?

Rolla. O der albernen Worte! Nicht in meiner Sprache, nicht in Eurer Spache, nicht in den Sprachen der ganzen Welt kann ichs Euch mittheilen, was ich für Cora fühle! Sie war

noch

noch halbes Kind, als ich zum erstenmale gegen die empörten Völker zog, die die Gefilde am Fuße des Sangai bewohnen. Damals weinte sie als wir uns trennten, und seit jenem Augenblicke kenne ich keine andre Freude, als den Gedanken an diese Thränen. Ich kam zurück, ach! da war alles anders geworden. Nicht mehr das liebe unbefangene Mädchen, eine Vertraute der Götter fand ich wieder. Ich wollte sie zu meinem Weibe machen. Sie sah das reine Feuer, die Innbrunst meiner Liebe, aber sie schwärmte, nannte die Sonne ihren Gemahl, und blickte schnöde auf mich hernieder. Bald kam der Tag, an dem ein feyerlicher Schwur sie auf ewig zur Priesterin der Sonne, und mich zum Schlachtopfer des Elends machte. — Da hab ich noch ein paar Jahre mich herumgeschleppt, habe mir da und dort den Ruhm der Tapferkeit erfiegt, weil ich den Tod suchte; und nun seit wenig Wochen ist diese Höhle meine Wohnung; diese Höhle, die mich vor der Sonne verbirgt, welche mir Cora raubte.

Alonzo. (der während dieser Erzählung der ohnmächtigen Cora aufs neue aber vergebens zu Hülfe geeilt, geht jezt auf Rolla zu und faßt ihn bey der Hand) — Glaube mir, Du dauerst mich von Herzen. Aber wie darf ich Dir trauen, Dir meinem Nebenbuhler? Schwöre mir!

Rolla. Ich Dir schwören? und was?

Alonzo.

Alonzo. Daß der Zorn der Götter über Dich komme, wenn Deine Zunge zum Verräther an dem Geheimniß wird, das Dir heut der Zufall entdeckt hat.

Rolla. Ich schwöre nicht.

Alonzo. Nicht? und Du liebst Cora?

Rolla. Eben weil ich sie liebe. Was bedarf es des Schwurs?

Alonzo. Um meiner Ruhe willen!

Rolla. Was geht mich Deine Ruhe an?

Alonzo. Ich bitte Dich! willst Du mich mit ewigen Qualen foltern? willst Du mich zum Verbrecher machen? Denn sieh, es giebt Fälle, wo Verbrechen Tugend wird.

Rolla. (spöttisch) Wirklich?

Alonzo. So lange der leiseste Verdacht mir zuflüstert, Du könntest Cora verrathen — sieh, Rolla, ich ehre Dich; aber bey meinem und Deinem Gott! ich haue Dich nieder! —

Rolla. Ich schwöre nicht. —

Alonzo. Ich bitte Dich, Rolla! Was soll ich von dieser Weigerung denken? Sieh, wie ich durch und durch erschüttert bin, wie ich bebe, wie meine Adern schwellen, wie ich vor Angst kaum mehr athme. Aus Barmherzigkeit schwöre mir!

Rolla. Ich schwöre nicht —

Alonzo. (wüthend sein Schwerdt ziehend und auf Rolla eindringend) Nun so stirb denn!

Juan. (ihm in die Arme fallend) Sehen wieder die Vernunft aus dem Gleise? Zurück! zurück! bist Du ein Ritter?

Alonzo. Laß mich, oder ich durchbore auch Dich! (er kämpft sich loszureißen — Rolla steht ruhig auf seinem Platze.)

Juan. Der Wüthende wird mir zu mächtig — (er hat inzwischen einen Augenblick Zeit gefunden, sein Schwerdt von der Seite zu reissen, welches er Rolla hinwirft) Rolla! nimm! ich halt ihn nicht länger! vertheidige Dich selbst.

Rolla. Laß ihn! Ich sterbe gern für Cora.

Cora. (ist während dieses Tumults erwacht, ihr erster Blick fällt auf die Kämpfenden und zeigt ihr die Gefahr. Sie rast mit wilder Angst sich auf — eilt herab und stürzt sich gerade in Rolla's Arme.) Alonzo! was willst Du thun! —

Alonzo. (läßt sein Schwerdt sinken) Wie! Du selbst, Du selbst? — um Deinetwillen — Wenn er Dich verräth bist Du verloren! —

Cora. (mit unschuldigem Zutrauen) Er mich verrathen? Rolla, mein Freund, mich verrathen! Er mein Vertheidiger, mein Vertreter, da ich noch Kind war! — Wie oft hat er, wenn meine Mutter auf mich zürnte, sie besänftigt! — Weißt Du noch, Rolla? —

Rolla. (sehr bewegt) O ja!

Cora. Und er, er mich verrathen?

Alonzo. Aber warum verfügt er mir den Schwur, den ich fodre?

Cora.

Cora. Wozu ein Schwur? Sieh in sein Auge, da stehts geschrieben, daß er unser Freund ist.

Rolla. (drückt sie an sein Herz) Jetzt möcht ich sterben! — O in diesem Augenblicke, ihr Götter laßt mich sterben! er ist so glücklich! so selig! Cora hat Zutrauen zu mir. — Ich halte Dich in meinen Armen, ich rede zu Dir, ich höre Deine liebe Stimme wieder. Fünf Jahre sind es nun seit ich Dich nur von fern erblickte.

Cora. (mit Herzlichkeit) Gewiß, ich freue mich auch, Dir wieder so nahe zu seyn; alle die frohen Tage meiner Jugend flattern in Deiner Gegenwart wieder vor mir vorüber — ach! in so lieblichen Bildern! —

Alonzo. (auf sein Schwerdt gestützt mit einer eifersichtigen Bewegung) Cora! Du beunruhigst mich.

Cora. Wodurch? o Du weißt nicht, wie gut ich diesem Manne bin. Er liebte mich schon als Jüngling. Wir waren für einander bestimmt. Nicht wahr, Rolla?

Rolla. (sehr bewegt und verwirrt) Ja, ja — wir waren — denn Deine rechtschaffne Mutter — ach! wäre sie nicht so früh gestorben — wer weiß —

Cora. Und sieh, Alonzo, damals hab ich seiner oft gespottet, weil ich noch nicht wußte, was lieben heißt. Vergieb mir das, guter Rolla! Jetzt weiß ichs besser. Gewiß hab ich Dich oft bitter gekränkt!

Rolla.

Rolla. Bitter! bitter! aber es ſey vergeſſen! denn dieſer Augenblick iſt ſo ſelig!

Cora. (zu Alonzo) Höre, wie gut er iſt! O meine Mutter ſagte mirs immer: „Rolla iſt gut; liebe ihn, werde ſein Weib und ich will ruhig ſterben.“ — Aber als ſie ſtarb, war Rolla in den Krieg gezogen, und ein heiliges Feuer loderte in meinem Herzen auf. Er kam zurück, ich konnte ihn nicht lieben, mein Herz gehörte den Göttern, ich ſeufzte nach dem Tage, an welchem ich der Sonne vermählt wurde.

Rolla. Und dieſe Schwärmerey riß dich hin zu der Natur? Du liebſt?

Cora. Ich liebe! Ja Rolla, ſey Du mein Vertrauter! — Ich liebe dieſen ſchönen Jüngling! Im Tempel ſah ich ihn zum erſten Male an des Königs Seite, und faſt wäre mir die Opferſchaale aus der zitternden Hand gefallen. Sein glühender, auf mich gehefteter Blick, verrieth mir bald, was auch er für mich fühlte. Doch ich, verſchloſſen in dem Bezirk des Sonnentempels, und er, von außen um die Mauer ſchleichend; wir entſagten beyde hoffnungslos dem Glück uns je zu umarmen. Das ſahen die Götter und hatten Mitleiden mit uns. Erinnerſt Du Dich jenes fürchterlichen Tages, als vor wenig Monden die Gebürge umher Feuer ſpien, und das Meer kochte, und die Erde bebte? Mancher Pallaſt wurde zum Schutthaufen, ſelbſt das heilige Gebäude des Sonnentempels barſt

an zwey Stellen, die Ringmauer drohte den Einſturz. Wir armen, wimmernden Geſchöpfe rannten hin und wieder, eine gegen die andre: Tod war in unſern Zellen; Tod unter freyem Himmel. Wir miſchten unſer Gekreiſch in das Heulen der empörten Natur. Da erlauſchte der kühne Alonzo hier im dickſten Gebüſch einen Riß in der Mauer, wagte ſich hinauf, ein Stein um den andern ſchoß unter ſeinen Füßen herab, hier öffnet ſich die Erde, und dort mein Arm, ihn zu empfangen. Der Schleier unſrer Liebe war die Finſterniß, wir blieben unbemerkt. Und ſeit jenem Abend hat mein Alonzo öfter den Weg über dieſe Trümmer gefunden.

Rolla. Ich zittre Cora! welch ein kühnes Wageſtück!

Alonzo. Sag ihm alles! die Folgen Deiner Schwachheit — meines Verbrechens — ſag ihm — —

Cora. (ſehr unſchuldig zu Rolla) Ja, lieber Rolla —

Rolla. (mit Entſetzen) Was? was? Unbeſonnene! (zu Alonzo) Und Du Fremdling in unſern Sitten und Gebräuchen, war Dirs unbekannt, daß — o ihr Götter! Ihr müſt fliehen!

Juan. Aber wohin?

Alonzo. Ach Rolla, rette ſie!

Cora. (erſchrocken) So iſts denn doch wahr? Die Götter da oben zürnen nicht, und hienieden iſts ein Verbrechen?

Rolla. Wie mich das erschüttert hat! Ich bin meiner Besinnung noch nicht mächtig. — Höre Cora, liebst Du ihn?

Cora. Wie meine Seele.

Rolla. Wirklich? Fühlst Du, daß in seinen Armen Dich keine Reue nagen wird? Willst Du als sein Weib Dein Leben endigen?

Cora. Ich will.

Rolla. (zu Alonzo) Und Du — fühlst Du den Werth des Opfers, das sie Dir bringt?

Alonzo. Ich fühl ihn.

Rolla. Nun wohlan! Ich will Euch retten! — (er tritt zwischen sie) Kommt her! nehmt mich zu Eurem Bruder an! Cora, meine liebste Schwester! (er legt ihre Hand in Alonzo's Hand) Ich vermähle Dich mit diesem Manne! Der Schatten Deiner Mutter umschwebt uns in diesem Augenblicke! ihr Segen folge Dir! bist Du glücklich, so bin ich es. (er wendet sich und wischt sich eine Thräne aus dem Auge.)

Alonzo und Cora. (an ihm hängend) Unser Bruder!

Rolla. (sie beyde in seine Arme schließend) Euer Bruder! ich will mit Euch ziehen. Ich habe da in einer wüsten Gegend, hoch jenseits der blauen Gebürge, einen Freund, er ist Cazique über ein sanftes, gutes Völkchen, Unterthan des Beherrschers von Cuzko, dem er mit seinen streitbaren Männern im letzten Kriege folgte. Damals nahm ich seinen schwer verwundeten Sohn

ge-

gefangen, einen hoffnungsvollen Jüngling. Unter meiner Pflege ward er geheilt, und ich sandte ihn ohne Lösegeld dem Vater zurück. — Seit jenem Augenblicke wissen die guten Menschen nicht wie sie mir ihre Dankbarkeit bezeugen sollen. Mit Entzücken wird man uns aufnehmen und in ihren fernen Wäldern findet Eure Liebe eine sichere Freystatt. Dort will ich unter Euch wohnen, Eure Kinder pflegen und erziehen, froh und glücklich seyn, weil Cora glücklich ist, und einst von Euch, brüderlich und schwesterlich beweint, heiter hinauf zu unserm Vater gehen.

Cora. Mein guter Rolla! wie wird Dir dort meine Mutter danken!

Alonzo. Kaum wag ichs, edler, großer Mann! Dir ins Auge zu sehen.

Juan. (halb für sich, indem er eine Thräne verbergen will) Bey allen Heiligen! ist der kein Christ, so bin auch ich ein Heide.

Rolla. Jetzt laßt uns unsre Sinne zusammen nehmen. Die Flucht ist beschlossen, aber wie? und wann? Da bleibt noch so manches zu überlegen.

Diego. (der während dieser ganzen Scene meistens im Hintergrunde gelauert hat, ob auch alles sicher sey, kömmt ängstlich hervor.) Ich höre rascheln, ich höre hinter der Mauer ein paar weibliche Stimmen zischeln.

Rolla. Fort, fort in meine Höhle! (indem sie gehn wollen sind Idali und Amazili schon

durch den Riß in der Mauer gekrochen und lauschen neugierig.)

Vierter Auftritt.

Idali. Amazili. Vorige.

Alonzo. Zu spät! da sind sie schon.

Idali. (ruft) Cora! wir suchen Dich!

Cora. Ich komme! —

Rolla. Halt! noch einen Augenblick! sie haben uns gesehn und gehört, laßt um aller Götter willen sie so nicht laufen! Wir müssen ihre scheue Bangigkeit in den Schlummer wiegen, wir müssen sie auf unsere Seite ziehen.

Juan. Das wär ein Meisterstück für einen Staatsminister. Führt ers aus, so trau ich ihm zu, daß er Provinzen ohne Schwerdtstreich erobert.

Rolla. Nichts leichter. Schmeichelt ihnen; sie sind Weiber.

Juan. Wollt Ihr nicht näher kommen, schöne Kinder?

Idali. (zu Amazili) Ich glaube, er meynt uns.

Amaz. Sieh nur, wie er uns anstarrt. Laß uns fliehen!

Idali. Cora komm! uns schickt die Oberpriesterin Dich zu suchen. —

Alonzo. (bittend) Tretet näher fromme Jungfrauen!

Juan. Laßt uns Euren Reizen huldigen.

Idali.

Idali. (zu Amazili) Sollen wir weglaufen?

Amaz. Ja, laß uns fliehen! (ſie gehn beyde nicht von der Stelle.)

Cora. Ich gehe gleich mit Euch. Warum verſteckt Ihr Euch ſo ſcheu dort hinter die Bäume? Hieher liebe Schweſtern!

Idali. Ey nicht doch. Du ſtehſt ja mitten unter Männern.

Juan. Wir wären Männer? wofür hältſt Du uns ſchönes Mädchen? Wir drey ſind Spanier. Der eine dort thut uns wohl den Gefallen, und geht, wenn Ihr Euch vor ſeiner Gegenwart ſcheuet. (er giebt Rolla einen Wink.)

Rolla. Von Herzen gern. (er zieht ſich zurück in den Eingang ſeiner Höhle)

Juan. Nun Ihr lieblichen Mädchen, noch immer furchtſam?

Amaz. (zu Idali) Was meynſt Du? ſollen wir näher gehen?

Idali. Thu Du den erſten Schritt, ich folge Dir.

Amaz. Nein, Du biſt älter, als ich.

Idali. Aber Du biſt zuerſt durch die Mauer gekrochen.

Amaz. Aber Du haſt den Riß in der Figuer zuerſt geſehn.

Juan. Der Streit iſt bald entſchieden. (er läuft zwiſchen ſie und zieht ſie beyde nach ſich) — Nun könnt Ihr ſchwören, daß keine von beyden den erſten Schritt that.

Amas. (ganz erſchrocken) Ach Idali! er hat mich angefaßt.

Idali. Mich auch.

Juan. Ruhig, ruhig, ihr allerliebſten Kinder, Euch ſoll kein Leid geſchehen. (Idali unters Kinn faſſend) Du blüheſt wie eine Roſe — (ſich zu Amazili wendend) und Du — wie — wie — (er iſt um ein Gleichniß verlegen.)

Diego. (mit vieler Galanterie) Wie eine Sonnenblume.

Juan. (zu Idali) Deine Augen ſind ſo ſanft und blau.

Diego. (zu Amazili) Deine Blicke ſind ſo ſchallhaft.

Juan. Das Lächeln Deines Mundes iſt ſo ſüß.

Diego. Deine Purpurlippen ſind ſo anlockend.

Juan. (Idali bey der Hand faſſend) und dieſe Hand, wie warm und weich!

Diego. (Amazili um den Leib faſſend) und dieſer Wuchs, ach wie ſchlank!

Amas. (zu Idali) Sollen wir weglaufen?

Idali. Ich denke, wir bleiben noch ein wenig.

Amas. Aber iſt es auch gewiß, daß Ihr nicht Männer ſeyd. Wir müſſen ſterben, wenn Ihr uns hintergeht.

Juan. Seyd unbeſorgt. In unſern Armen wohnt die Freude.

Diego.

Diego. In unſerm Herzen die Liebe.

Idali, (mit Dem Juans Haar ſpielend) Sieh, ſein lockiges Haar.

Amaz. (Diego die Backen ſtreichelnd) Und ſeine friſche Wange.

Juan und Diego. (geben ein jeder ſeinem Mädchen einen Kuß.)

Idali und Amazili. (zu gleicher Zeit erſchrocken auffahrend) Ach was war das? —

Idali. (tief Athmholend) Ach ich kann kaum zu Athem kommen.

Amaz. (eben ſo) Mir drang es bis in die Fingerſpitzen.

Cora. Schweſtern kommt! man wird uns vermiſſen.

Idali. Und die Oberprieſterin wird ſchelten.

Amaz. Und wir ſollen uns zu dem heutigen Feſte ſchmücken.

Idali. Und niemand iſt im Tempel; die heilige Flamme wird verlöſchen.

Diego. Laßt ſie immer verlöſchen. — Ihr könnt ſie an Euren ſchönen Augen wieder anzünden.

Cora. Sage mir Idali, was trug Euch die Oberprieſterin auf?

Idali. Ey wir kamen dieſen Morgen in den Tempel herunter, um Dich abzulöſen, und da fanden wir Dich nicht, und da giengen wir zur Oberprieſterin, ihr das zu melden, und da ſagte ſie, wir ſollten Dich im Garten ſuchen.

Cora. Weiter nichts?

Amaz. Und wenn wir Dich gefunden, sollten wir Dich zu ihr bringen.

Juan. Wenn sie Euch nun fragt? wo Ihr Cora getroffen? was denkt Ihr zu antworten?

Idali. Wir werden ihr erzählen von Euren weichen Locken und Euren süßen Worten —

Juan. Ums Himmelswillen! thut das nicht, schöne Kinder! Sie möchte zürnen, daß Ihr so lange weggeblieben und Euch verbieten uns wieder zu sehn. (ihr liebkosend) Wollt Ihr nicht gern zuweilen ein wenig mit uns plaudern? —

Diego. (zu Amazili eben so) Ich habe Dich lieb gewonnen, Du kleine Schalkhafte! Willst Du nicht wiederkommen?

Amaz. (zu Idali) Was meynst Du Idali?

Idali. Wir wollen sehn.

Juan. Sprecht lieber, Cora habe in einem Winkel des Tempels geschlafen, und in der ersten Morgendämmerung habe der Schatten eines Pfeilers sie Euren Blicken entzogen.

Diego. Oder der Schatten einer Palme im Vorhof des Tempels.

Amaz. O schön!

Idali. Ein guter Einfall!

Cora. So laßt uns eilen!

Idali. (zu Amazili) komm fort!

Amaz. Komm! (beyde gehen nicht von der Stelle.)

Juan. Geh, süßes Mädchen!

Diego.

Diego. Geh, geh, kleine Hexe!

Idali. (zaudernd) Ich gehe schon — aber kannst Du nicht machen — daß mir doch einmal so wunderlich bekommen wird, wie vorhin?

Amas. (zu Diego) Versuch es doch, ob ich wieder so erschrecke?

(Juan und Diego küssen sie)

Idali und Amas. (schreyen) Ach! (mit einem tiefen Seufzer) Nun lebt wohl! lebt wohl! (sie trippeln fort.)

Cora. (Alonzo umarmend) Lebe wohl, Geliebter!

Alonzo. Bald mein Weib!

(sie trennen sich.)

Fünfter Auftritt.

Alonzo. D. Juan. Diego. Rolla.

Rolla. (hervortretend.) Habt Ihr sie kirre gemacht?

Diego. Um einen Finger zu wickeln.

Juan. Rolla kennt ihr Geschlecht.

Rolla. Vom Hörensagen.

Diego. Das Abentheuer fängt an mir zu gefallen. Das kleine Geschöpfchen war allerliebst.

Juan. Doch scheint die donnerschwangre Wolke immer tiefer und drohender über unsern Häuptern zu schweben.

Alonzo. (Rolla bey der Hand fassend) Du unser Bruder, eile, eile uns zu retten.

Rolla. Seyd ruhig! wir wollen das gemeinschaftlich überlegen. O in meine Gebeine ist neue Lebenskraft gegossen! Ich bin ein anderer Mensch geworden! ich würke wieder! hänge wieder an der Welt! mir ist nicht mehr alles gleich! ich begehre und verwerfe wieder! — Dank Dir, Cora! für den milden Regen, der die dürre Pflanze erquickte. (voll edler Hitze.) Ja wir wollen fliehen! Gefährlich ist die Flucht, aber desto besser! Wenn die Verfolgenden uns auf den Fersen sitzen, und ihr Geschrey in unsre Ohren tönt, und die Pfeile um uns schwirren — ha! das wird ein Leben seyn! (immer feuriger) Für Cora fechten! das Schwerdt für Cora schwingen! — dann sollt Ihr sehen, was Rolla vermag! Ihr nanntet mich tapfer unter den Mauern von Cuzko? auf den Gefilden von Tumibamba? — Possen! ich habe noch nie für Cora gestritten! für sie und unter ihren Augen — Ha! ich werde ein Gott seyn!

Alonzo. (an seinem Halse) Grosser Mann! o sieh mir freundlich ins Auge! daß ich gewiß sey, Du habest dem tollen Jüngling verziehen.

Rolla. Nein, Alonzo, schreib nicht mehr auf meiner Rechnung mir zu gute, als darauf gehört. Alles für Cora! nichts für Dich! gar nichts für Dich! — Aber sieh, wenn Cora eine verwelkte Blume ins Wasser fallen ließe, und spräche: „die Blume möcht ich wieder haben,“ so sprüng ich nach und holte sie ihr mit Gefahr

meines

meines Lebens. Also bin ich vor der Hand Dein Freund, und also hab ich Dir verzieben.

Alonzo. Laß mir dann mindeſtens die Hofnung, Du werdeſt einſt um meinetwillen mich Deiner Freundſchaft werth finden.

Rolla. Dich liebt Cora! was brauchſt Du mehr? — O wenn mich Cora liebte! Götter müßten meine Freundſchaft ſuchen. — Doch da plaudern wir und plaudern und ſollten handeln. Kommt herein, in meine Höhle, dort ſind wir vor jedem Horcher ſicher. — — Laßt uns das wie und wo und wann beſtimmen, und dann eins mit einander zechen, denn heute will ich trinken, mich berauſchen, — o ich bin ſchon trunken! Freudetrunken! von der Scheitel bis zur Fußzeh wirbelts auf und nieder! alle meine Kräfte ſind geſpannt wie ein ſtarker Bogen! Heute wollt ich die Welt regieren! — (er ergreift Alonzo bey der Hand und geht mit ihm in die Höhle.)

Juan. (indem er ihnen folgt) Wohl dem Könige von Quito daß dieſer Mann verliebt iſt. Lieben oder ihn vom Throne ſtürzen iſt die Beſtimmung dieſes Helden. (ab.)

Diego. Trinken? — uns berauſchen? — ich bin dabey. Wir wollen ſehen, wer ſeinem Mädchen zu Ehren die Becher am fleißigſten leert. (ab.)

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Zimmer der Oberprieſterin in dem ſogenannten Hauſe der Sterne. Verſchiedene Käfigte mit Turteltauben, Papagayen, und andern zahmen Vögeln, hängen oder ſtehen an den Wänden. Die Oberprieſterin iſt ſehr beſchäftigt, dieſe Thiere nach der Reihe zu füttern.

Da haſt du, kleine Bibi, nimm! nimm! nimm! du Schalk haſt alles aufgefreſſen. — — Die Mädchen bleiben lange. Das ſteht gewiß einmal wieder in einem Winkel beyſammen und plappert, und weiß ſelbſt nicht was. — Ja, ja, Lulu! warte, warte, du wirſt auch bekommen. Da, da, — Möchte man nicht ungeduldig werden über die faulen Geſchöpfe! der Himmel weiß, wo ſie nun herumwatſcheln mögen. Dumm ſind ſie wie die Auſtern, und langſam wie die Schildkröten. — Komm her kleiner Dudu, komm her! komm her! (ſie ſchnalzt und klatſcht mit dem Munde) Da nimm und gieb deinem Weibchen auch etwas davon. (die Hand ſchnell zurückziehend, Ach, du Schelm! kannſt du auch beißen?

beißen? — Nein, das iſt zu arg. Die Sonne iſt ſchon hinter dem Berge herauf. — Die heiß loſen Dirnen verlaſſen ſich auf mein ſanftes, gutes Herz. — Nicht wahr, Bibi? ich ſehe ihnen zu viel durch die Finger. — Nicht wahr, Lulu? — Einſperren und hungern laſſen, das macht zahm und geſchmeidig. Nicht wahr, Dudu? —

Zweyter Auftritt.

Idali und Amazili. (halb Athemlos hereinſtürzend, beyde zugleich) Die Oberprieſterin.

Idali und Amazili. Da ſind wir ſchon! —

Oberpr. Gemach, gemach Jungfern! — Biſt du erſchrocken arme Bibi? — Alſo wirklich, ſeyd Ihr ſchon da.

Idali. Ja wir ſind recht gelaufen.

Oberpr. Wo kommt ihr denn her?

Idali. Aus dem Garten.
Amaz. Aus dem Tempel. } zugleich.

Oberpr. Eine von Euch beyden lügt.

Idali und Amaz. (zugleich erſchrocken) Ich habe gelogen.

Oberpr. Ey, ey! eine von Euch beyden hat ſchon wieder gelogen. Was ſteckt mir denn dahinter? Idali, ſtell Du Dich da in die Ecke. So — Amazili, komm her. (ſie führt ſie auf die andre Seite der Bühne heimlich) Sage

mir

mir aufrichtig, kommt ihr wirklich aus dem Tempel?

Amaz. Ja.

Oberpr. Nun bleib hier stehn. (sie geht zu Idali) Ich kanns noch nicht glauben. Amazili behauptet steif und fest, ihr kämt aus dem Garten. Du wirst mir die Wahrheit sagen.

Idali. Ja wir kommen aus dem Gärten.

Oberpr. Ey, ey! ihr scheint mir beyde ein paar große Spitzbübinnen. — Ich muß doch horchen, wo das hinaus will. — Bleibt mir fein in Euren Winkeln. — Was soll das Zuwinken mit den Augen bedeuten? wozu das Kopfschütteln und Kopfnicken? — Verdreht die Hälse nicht! Seht vor Euch nieder auf die Erde. So. (sie geht zu Amazili) Habt ihr Cora gefunden?

Amaz. Ja.

Oberpr. Wo traft ihr sie an?

Amaz. Im Schatten der dicken Palme, die vor der Pforte des Tempels steht; da war sie eingeschlafen.

Oberpr. So. Nun rühre Dich nicht von der Stelle, und nagle Dein Auge an den Boden. (sie geht zu Idali) Habt ihr Cora gefunden?

Idali. Ja.

Oberpr. Wo traft ihr sie an?

Idali. Im Schatten einer Säule des Tempels, da hatte sie sich hingekauert und war

eins

entſchlummert. Wir waren wohl ſchon zwanzigmal an ihr vorüber gelaufen, ohne ſie zu ſehen.

Oberpr. Ey, ey! — Kommt beyde hieher! (ſie faßt ſie bey den Händen und ſieht ihnen wechſelsweiſe ſtarr ins Geſicht) Ihr lügt. Du ſagſt, ſie habe geſchlummert im Innern des Tempels, im Schatten einer Säule; und Du: vor den Pforten des Tempels im Schatten einer Palme.

Idali und Amaz. (ſehr erſchrocken und verlegen, huſten und räuſpern ſich)

Oberpr. He? — Werd ich Antwort erhalten?

Idali. (zu Amazili) Einfältigs Ding! Du haſt auch alles vergeſſen.

Amaz. Nein Du!

Idali. Nein Du!

Amaz. Ich weiß recht gut, daß meiner ſagte: im Schatten einer Palme, ſoll ich ſprechen.

Idali. Du lügſt. Meiner gab den guten Rath: im Schatten einer Säule.

Oberp. Deiner und Deiner? was will das ſagen? —

(Idali und Amazili ſtocken.)

Oberpr. Wollt ihr nicht im Guten bekennen; ſo hab ich Mittel Euch die Zungen zu löſen.

Idali. (zu Amazili) Da haben wirs! das iſt Deine Schuld.

Amas. Mein, Deine.

Idali. Seht doch! ich hätte seiner gewiß nicht zuerst erwähnt.

Oberpr. Seiner? — Wessen? wessen? ihr gottlosen Kinder; — Mögen uns die Götter vor allem Greuel bewahren! Ich glaube wahrhaftig ihr seyd unter Männern gewesen!

Idali und Amas. (zugleich) O nein! o

Idali. Männer waren es nicht.

Amas. Nur Spanier.

Oberpr. (ausser sich) Spanier? was? Spanier? (plötzlich sehr gelassen) Also Spanier nur? Nun, das mag noch hingehn. Wären ihrer viele?

Amas. (sehr vergnügt und geschwätzig) Drey — einer für Cora, einer für Idali und einer für mich. Der Meinige hatte schönes bräunliches Haar und eben solche Augen.

Idali. Der Meinige hatte so lockigtes schwarzes Haar und einen so freundlichen Blick.

Amas. Der Meinige war doch der schönste.

Idali. Das ist nicht wahr. Der Meinige war schöner.

Oberpr. Ruhig! ruhig, Kinder! wir wollen das auf ein anders Mal entscheiden. Jetzt sagt mir, durch welche Zauberey sind die Spanier bis in den Tempel gedrungen?

Idali. Im Tempel waren sie nicht.

Oberpr. So wären sie über die hohen Mauern des Gärtens hinüber geflogen?

Idali. Im Gärten wären sie auch nicht.

Amaz. (verlaut) Aber sie hätten wohl im Gärten seyn können, so gut als wir ausserhalb des Gärtens wären.

Oberpr. Ihr ausserhalb des Gartens? Ey, ey! laßt doch hören! wie fingt ihr das an?

Idali. Wir gingen und suchten Cora, wie Ihr uns befohlen, und rannten hin und her, und riefen ihren Namen, aber immer vergebens. Als wir nun so lauschten und horchten, und die Ohren jedem kleinen Geräusch entgegen hielten, da kam es uns plötzlich vor, als hörten wir jenseits der Mauer allerley Stimmen. Es war nicht weit von da, wo die Laube steht, und der kleine Bach sich im Gebüsch verliert. Wir folgten dem Schalle, wir krochen gebückt und leise durch das verwachsene Gesträuch, die Zweige schlugen um Nas und Ohren; plötzlich standen wir vor einem großen, großen Riß in der Mauer, eine Spalte von oben bis unten so breit und bequem, daß Amazili und ich nur über die paar Steine hüpfen durften, um draussen zu seyn.

Oberpr. Ey, ey! und da hüpftet ihr denn auch drüber?

Amaz. Wir mußten ja wohl, wenn wir Cora finden wollten.

Oberpr. Ja freylich. Und da fandet ihr Cora?

Idali. Mitten unter den dreyen Spaniern. Wir glaubten anfangs es wären Männer und wollten weglaufen. Als wir sie aber ein wenig näher betrachteten und hörten daß sie nur Spanier wären, so ließen wir uns überreden, mit ihnen zu schwatzen und zu tändeln.

Amaz. Wir mußten auch versprechen wieder zu kommen.

Oberpr. So? Und versprecht Ihr das wirklich?

Idali. So halb und halb.

Oberpr. Nun Ihr werdet doch Wort halten?

Amaz. Was meynst Du, Idali?

Idali. Vielleicht. Wenn Ihr es gerne seht.

Oberpr. O warum das nicht? Geht, geht, ruft mir Cora hieher. Ihr schmückt Euch unterdessen, brecht das Opferbrod, und füllt es in die Körbe! —

Idali. (Amazili bey der Hand fassend.) Komm Schwesterchen, ich habe Lust zu tanzen.

Amaz. Und ich zu lachen und zu singen. (beyde ab.)

Oberpr. Tanzt nur — lacht nur — singt nur! Euch schützt vor meinem Zorn eure Einfalt. Aber den Riß in der Mauer sollt ihr nicht wieder finden. — Doch Cora — sollte das freche

Geſchöpf Umgang mit Männern haben? Keuſche Hello! ſey uns gnädig! — Schon lange hab ich bemerkt, daß ſie das Köpfchen hängt; daß ſie gedankenlos, zerſtreut, nie ſieht, mit wem ſie ſpricht, nie hört, wovon man redet; daß ihre rothen Wangen bleichen — ey! ey! das hat nichts gutes zu bedeuten! Nicht wahr Dudu? — —

Dritter Auftritt.

Cora. Die Oberprieſterin.

Oberpr. Wagſt Du, Unverſchämte, vor meinem Antlitz zu erſcheinen?

Cora. (ruhig) Ich komme aus dem Antlitz unſers Gottes.

Oberpr. So dank ihm, daß er ſeinen Donner nicht meinen Händen anvertraute.

Cora. Was wollt Ihr von mir? warum zürnt Ihr auf mich?

Oberpr. Meynſt Du, Dein zügelloſes Leben ſey verborgen? man wiſſe nicht, wie Cora dieſe heiligen Mauern, ihre Ehre und die Ehre ihrer Schweſtern ſchändet?

Cora. Ich habe nichts Böſes gethan.

Oberpr. Aug in Auge! Du haſt Umgang mit Männern.

Cora. Ich habe die Götter nicht beleidigt.

Oberpr. Sieh mich an, Cora! Du liebſt einen Spanier.

Cora. Ich bin unſchuldig.

Oberpr. Noch dieſen Morgen haſt Du ihn geſehen und geſprochen?

Cora. Die Sonne war Zeuge meiner Handlungen.

Oberpr. Bekenne Dein Verbrechen!

Cora. Ich verbrach nichts.

Oberpr. Verblendete! — Verirrte!

Cora. Der Weg auf dem ich wandle, iſt der Weg der Natur und Unſchuld.

Oberpr. Hartnäckige! Du biſt eine Sonnenprieſterin, zittre vor den Martern, welche Dir unſre ſtrengen Geſetze beſtimmen.

Cora. So leid ich ſie unverdient.

Oberpr. Du haſt mir nichts zu vertrauen!

Cora. Nein.

Oberpr. Willſt nicht bekennen?

Cora. Nein.

Oberpr. Zum letztenmale, Cora, ich warne Dich! noch ſind wenig Augenblicke Dein; nutze ſie! Ich bin unterrichtet. Ich weiß alles. Ich verſammle die Jungfrauen im Tempel. Ich fodre die Schaar der Prieſter auf. Sie werden Dich richten, und ſtrenge richten! Tod iſt Dein Loos! und mehr als Tod: Schande! — Jezt ſind wir allein. — Beharrſt Du auf Deinem Schweigen?

Cora. Ja.

Oberpr. (den Ton ändernd) Nicht doch; so weit wird Cora es nicht kommen lassen. Ich kannte Deine Mutter, als Du noch ein kleines Mädchen warst, ich habe vielen Umgang mit ihr gehabt. Meine Cora, sprach sie oft, hat ein gutes, biegsames Herz; darum hab ich sie so lieb.

Cora. Sprach sie das? o es war eine gute Mutter! Sie nahm die Freuden meines Lebens mit sich ins Grab.

Oberpr. Gewiß ist Dir ihr Andenken noch heilig?

Cora. Das fragt Ihr? Ach! ihr fließt so manche stille Thräne.

Oberpr. Und Du wolltest noch im Grabe Deine Mutter Thaten strafen? „Ein gutes, biegsames Herz" sprach das blinde Mutterliebe? oder ists Wahrheit?

Cora. Gewiß, es ist Wahrheit.

Oberpr. So beweise es mir! der Mutter Freundin hat ein Recht auf das Zutrauen der Tochter.

Cora. Ach! —

Oberpr. Noch hör ich von ihren blassen Lippen die letzten Worte tönen: „meine Cora ist jung und unerfahren, wenn es ihr zuweilen an mütterlichem Rathe fehlt, so nimm Dich ihrer an" So sagte sie und drückte mit ihrer kalten Hand die meinige.

(Cora iſt unentſchloſſen und kämpft mit ſich ſelbſt.

Oberpr. (nach einer Pauſe) Und Dein alter, würdiger Vater, als er Dich meinen Händen übergab: da ſprach er, „nehmt ſie hin! ſie iſt ein wackres Mädchen; ſie wird Euch keinen Kummer machen.“ Und als er den letzten Kuß auf Deine Stirne drückte, und eine Thräne über ſeinen grauen Augenwimpern zitterte, erinnerſt Du Dich ſeiner Worte? „Ehre ſie als Deine Mutter!“

Cora. (zu ihren Füßen) Ich liebe!

Oberpr. (mit Entſetzen) Du liebſt?

Cora. Ich will nicht länger Sonnenprieſterin ſeyn.

Oberpr. Nicht länger Sonnenprieſterin?

Cora. Ich will mich vermählen.

Oberpr. Dich vermählen?

Cora. Die Götter gaben mir ein Herz —

Oberpr. Um es den Göttern zu weihen,

Cora. Ich ward für einen Mann geboren.

Oberpr. Die Sonne iſt Dein Gemahl.

Cora. Ihr, mein Gebeth! meinen Dank! Dem Manne meine Liebe! mein Herz!

Oberpr. Cora, beſinne Dich! Steh auf. Komm zu Dir; Du biſt berauſcht.

Cora. Ich hab es von meinem Herzen herab gewälzt; und nun — wenn Ihr die Mutter noch in der Tochter liebt, ſteht mir bey!

Oberpr.

Oberpr. Ein Spanier also?

Cora. Ein Spanier.

Oberpr. Sein Name?

Cora. Alonzo.

Oberpr. Wie, wo und wann sahst Du ihn zum erstenmale?

Cora. Im Tempel an des Königs Seite.

Oberpr. Und welches Wunder führte Euch zusammen?

Cora. Das Wunder der Natur, das den Tempel erschütterte und seine Ringmauern zerriß.

Oberpr. Wohl! ich mag nichts weiter wissen. Was geschehen ist, sey auf ewig vergessen. Du siehst, daß die letzte Bitte Deiner sterbenden Mutter mir heilig ist. Ich schweige, und den Zorn der Götter wirst Du durch strenge Buße versöhnen. Tilge sein Bild aus Deinem Herzen, vergiß seine glatten Worte, vermeide an ihn zu denken, bethe und arbeite.

Cora. Ihr habt gewiß nie geliebt?

Oberpr. Dank sey es den Göttern!

Cora. Nun so laßt Euch sagen, daß alles, was Ihr mir da vorschreibt, nicht mehr in meiner Macht steht. Sein Bild aus meinem Herzen tilgen? nicht an ihn denken? Gute Mutter Ihr habt nie geliebt! Wenn ich erwache, so ist er mein erster Gedanke; wenn ich im Tempel niederkniee, so unterbricht sein Name mein Gebeth; wenn ich in das Bild der Sonne sehe, so sehe ich ihn! wenn ich an Gott denke, so denk ich an ihn!

Oberpr. Schwere Verbrechen, Cora! — bethe! faste! büße!

Cora. Ich kann nicht bethen, als mir seinen Besitz zu erflehen. — Ach es ist ein so sanftes, so herzinniges Gefühl, die Liebe; meynt Ihr denn in der That, sie sey sträfbar?

Oberpr. Strafbar, meine Tochter! Verabscheuungswürdig!

Cora. Seyd denn Ihr so ganz frey von Liebe?

Oberpr. (fromm) Ich habe mich ganz den Göttern geweiht.

Cora. Ihr betrügt mich oder Euch selbst. Hab ich nicht oft gesehn, wie Ihr diese Vögel hier zärtlich füttert? bald diesen, bald jenen aus seinem Käficht lockt, ihn auf die Hand nehmt, streichelt, mit ihm schwatzt, ihn küßt?

Oberpr. Ach die armen Geschöpfen! Eine so unschuldige Neigung. —

Cora. Unschuldig ist meine Liebe.

Oberpr. Liebe zu einem Manne?

Cora. Ist das nicht eins? Lieben muß des Herz. Euch genügt an einer Taube. Ists meine Schuld, wenn ich minder genügsam bin? —

Oberpr. Täusche Dich nicht, Cora! Ist es gleichviel, ob Du die Flamme brauchst, zu opfern, oder den Tempel in Flammen zu setzen?

Cora. Ich verstehe mich nicht auf Eure Gleichnisse, mein Herz spricht einfach und deutlich: Liebe! Du darfst lieben! Liebe ist den Göt-

tern

tern wohlgefällig. Und der Erfolg rechtfertigt den Ausſpruch meines Herzens. Wenn Cora im Tempel dient, iſt es je trübe? verbirgt ſich die Sonne hinter Wolken?

Oberpr. Weil Du nur im Finſtern ſündigteſt; weil die Strahlen des großen Lichts nie Zeugen Deiner Verbrechen waren.

Cora. Doch, doch; ſie waren. Noch dieſen Morgen hab ich meinen Alonzo im Angeſicht der Sonne feyerlich umarmt.

Oberpr. (mit Entſetzen) Umarmt?

Cora. Meine Lippen auf die ſeinigen gedrückt.

Oberpr. Deine Lippen?

Cora. Meine Bruſt an die ſeinige.

Oberpr. Deine Bruſt?

Cora. Und unſer Gott lächelte.

Oberpr. Schweig Elende! Geh und verbirg Dich, ehe es mich reut, Dir Verſchwiegenheit gelobt zu haben. Nun iſt es nicht mehr Deine Ehre, die ich ſchone; es iſt die Ehre unſers Ordens. Geh! und mög es Dir ſauer ankommen oder leicht, ihn zu vergeſſen, darüber verleiche Dich mit Dir ſelber. Du ſiehſt ihn nie wieder.

Cora. (ſtandhaft) Ich will nicht mehr Sonnenprieſterin ſeyn.

Oberpr. Du mußt! Von ihrem Dienſt befreyt Dich nur der Tod.

Cora. Aber Ihr ſagt, ich ſey eine Verbrecherin: wie mag ich denn noch länger der Son-

ne dienen? Wenn ich nun an meiner Stelle ihr ein schuldloses Geschöpf weihe, rein und ohne Sünde; würde das der Sonne nicht wohlgefällig und ich nicht meines Schwurs, meiner Pflicht entbunden seyn?

Oberpr. Ich verstehe Dich nicht.

Cora. Ich will ihr die Unschuld opfern, die ich unter meinem Herzen trage.

Oberpr. (bebt zurück — sie will sprechen und kann nicht — sie zittert und hält sich an einen Sessel)

Cora. Was fehlt Euch? habt Ihr mich verstanden? Ich will der Sonne die Unschuld opfern, die ich unter meinem Herzen trage.

Oberpr. (sinnlos umherlaufend) Idali, Runa! Amazili! herbey! herbey, ihr Töchter der Sonne! — Ach, ich kann nicht mehr! ich vergehe! — (sie sinkt auf einen Sessel)

Vierter Auftritt.

Idali. Amazili. Mehrere Sonnenjungfrauen von verschiedenen Seiten.

Alle. (auf einmal schnattern durch einander) Was giebts hier? — Was ist vorgefallen? Sie ist ohnmächtig. — Cora erkläre uns, was will sie? warum tobt sie?

Cora. (so ruhig als zuvor) Ich weiß es nicht.

Oberpr.

Oberyx. (ſich erholend) Auf, ihr Töchter der Sonne! ſperrt dies verworfene Geſchöpf in den finſterſten Kerker, daß ihr ſcheußlicher Anblick die Strahlen unſeres Gottes nicht entheilige? Du, Odila und Runa, Ihr ſteht mit Eurem Leben für die Gefangene, bis zum Augenblick des Gerichts. Ihr andern mit Euren Schweſtern, hüllt Euch tief in Trauer und folgt mir in den Pallaſt des Königs! Die Sonne zürnt! die Götter ſind ergrimmt! Sünde ruht auf uns, Fluch auf Peru, Gottes rächender Arm wird uns heimſuchen! Auf! löſcht die Lichter im Tempel aus! zerreißt die Blumenkränze! Heute wird kein Feſt gefeyert; heute iſt ein Tag der Trauer! Fort zu den Stufen des Thrones! Rache! Rache über die Verbrecherin! (ſie ſtürzt hinaus)

(verwirrtes Getöſe)

(Alle durch einander.) Was haſt Du gethan, Cora? — Erzähle! erzähle!

Cora. Ich habe nichts Böſes gethan. (rus hig ab.)

Alle. (durch einander, indem ſie ihr folgen) Gebt wohl auf ſie acht. Es gilt Euer Leben. Fort! Fort! — (alle ab.)

Fünfter Auftritt.

(Die Bühne verwandelt sich in einen Saal des königlichen Pallastes, mit einer Prunkwache versehn.) Nach einigen Augenblicken erscheint ein Kämmerling des Königs.

(zur Wache) Oeffnet die Thore! Laßt alle herein treten, die am heutigen Feste den Sohn der Sonne zu grüßen, und ihn in den Tempel zu begleiten, kommen. So bald der Inca seinen königlichen Schmuck angelegt, wird er selbst erscheinen. (er giebt einen Wink — die Wache öffnet die Thore — es treten nach und nach herein)

Sechster Auftritt.

Der Oberprieſter. Xaira. Alonzo. Dom Juan. Mehrere Hofleute und Prieſter.

(stumme Complimente werden gewechselt. Man flüstert leise mit einander — man geht auf und nieder. Verschiedene Höflinge versammeln sich um den Kämmerling)

Xaira. (zum Oberprieſter) Was wollen die Fremdlinge hier? —

Oberpr. Vermuthlich den König begleiten, wenn er zu opfern geht.

Xaira. Verdammt! Es ist nicht recht, daß man Fremdlingen gestattet, Zuschauer unsrer heiligen Gebräuche zu seyn, vielleicht gar unsers Götterdienstes zu spotten.

Oberpr.

Oberpr. Zu spotten? Das wäre Albernheit, und ich traue jenem braven Jünglinge keine Albernheit zu. Hast Du vergessen, daß unser König ihm sein Leben verdankt? Daß er die Völker von Quito zum Schrecken ihrer Feinde machte, indem er sie in geschlossenen Gliedern fechten lehrte? daß er uns auch in mancher nützlichen Kunst des Friedens unterwiesen hat? —

Kaira. Possen! er hat unsre Bedürfnisse vermehrt; wir waren glücklicher ohne ihn.

Oberpr. Rauher Mann! —

Kämmerling. Wissen denn die Herren keine Neuigkeit zu des Königs Unterhaltung? —

Ein Höfling. Nichts, als daß der alte Tezlasko gestern Abends aus seiner Provinz hier angekommen ist.

Ein Anderer. Er hat seinen Sohn Zorai bey sich, um ihn dem Ynca vorzustellen.

Kämmerl. Wie lange ists doch, seit wir den würdigen Greis hier zum leztenmal sahen? —

Erster Höfling. Zwey Jahre sind es, als er seine Tochter Cora in das Haus der Sterne brachte.

Alonzo. (fährt zusammen) Hörst Du? Velasquez! Coras Vater ist hier! —

Juan. Ich höre.

Alonzo. Auch ihr Bruder.

Juan. Ich höre.

Alonzo. Das fehlte noch! wie wird ihr unbedeutendster Blick mein Gewissen foltern

(Juan

(man hört hinter der Scene einen kurzen Marsch von kriegerischen Instrumenten.)

Die sämmtlichen Höflinge. Der König kommt! —

Siebenter Auftritt.

Ataliba mit Gefolge. Vorige.

(Alle bezeigen dem Könige ihre Ehrerbietung.)

Ataliba. (sich zuerst an den Oberpriester wendend) Ich freue mich, mein guter Alter, zu sehen, wie eure Kräfte der Last der Jahre spotten.

Oberpr. Unter einem solchen Beherrscher verjüngt man sich!

Atal. Was ich bin, bin ich durch Euch; das werd ich nie vergessen. — zu Kaira) Wir haben einen schönen Tag, Kaira, die Götter sind uns gnädig.

Kaira. (bedenklich) Doch haben traurige Vorbedeutungen mein Herz beunruhigt.

Atal. Wie so?

Kaira. Das Lamm, das ich um Mitternacht den Göttern opfern wollte, sträubte sich unter dem Opfermesser.

Atal. Sehr natürlich

Kaira Und die herausgerißne Lunge, die, wenn sie noch ein wenig zuckt und bebt, uns Freude und Wohlstand für das kommende Jahr verkündigt, lag still und ohne Bewegung.

Atal.

Atal. Ich danke Dir für den Bericht, doch ſtreu ihn nicht unter das Volk aus, hörſt Du? (zum Oberprieſter lächelnd und halb leiſe) Wir haben Tyger genug, die uns beunruhigen, warum ſollen wir auch noch vor Lämmern zittern? —

Oberpr. Dem Volke iſt ein ſolches Lamm furchtbarer, als ein Tyger, und der König iſt dem Volksglauben Achtung ſchuldig.

Atal. Recht, guter Alter. Auf ihn gründete Manco Capac ſeine Herrſchaft. (ſich zu Alonzo wendend) Nun, mein lieber Alonzo, biſt Du noch immer gern unter uns? —

Alonzo. So lange Du mich gerne hier ſiehſt, Inca.

Atal. Das heißt, ſo lange ich meine Freunde liebe. (zu Velasquez) Wie ſteht es, Dom Juan? wie läßt die Schaar ſich an, die Du in den Waffen übſt? —

Juan. Brave Männer! Arme von Eiſen und Herzen von Wachs.

Atal. Möchte doch ein ewiger Friede mir vergönnen, ihre ſtarken Arme nur dem Feldbau zu widmen. (ſich zum Oberprieſter wendend) Ich denke es wird Zeit uns in den Tempel zu begeben.

Oberpr. Wir ſind bereit.

Kämmerl. (welcher während dieſer Scene von der Wache abgerufen wurde, und nun zurückkehrt) Herr, der alte Tclaſko, der Statthalter der Gebürge Antis iſt angekommen, und wünſcht

zu

wünscht den erstgebohrnen Sohn der Sonne zu grüßen.

Atal. Mein alter ehrlicher Telasko? Laß ihn kommen!

Alonzo. (zu Juan) Ach Freund! Mein Herz — mein Herz —

Juan. Verrathe Dich nicht.

(auf den Wink des Kämmerlings öffnet die Wache die Thüre)

Achter Auftritt.

Telasko. Zorai. Vorige.

Atal. (ihm entgegen gehend und ihn umarmend) Willkommen, würdiger Greis! was führt Dich aus Deiner neidenswerthen Einsamkeit in das Getümmel des Hofes? Einen Sessel für den Alten!

Telasko. Laß mich, guter Prinz, laß mich stehen! So ziemt es dem Bittenden.

Atal. Hast Du etwas zu bitten? Rede! —

Telasko. Vor zwey Jahren war ich hier mit meiner Tochter Cora. Ich weihte sie dem Dienst der Götter, weil sie es selbst so wollte. Es fiel mir schwer, ich kann es nicht leugnen. Ich hatte mich an ihren Umgang so gewöhnt. Seit meines Weibes Tode bin ich schwach und kränklich; sie war denn immer um mich her und pflegte meiner, und da ging es freylich nicht ohne Thränen ab, als wir uns trennten. Dieser

Jüng-

Jüngling blieb nun mein ganzer Reichthum. Er iſt zum Mann herangewachſen; ſeine Schweſter dient den Göttern, ihn weih ich dem Vaterlande. Dir, Inca, übergeb ich ihn. Meine wenigen Jahre ſind gezählt. Sey Du ſein Vater wenn ich ſterbe! Der Jüngling wird ſich brav halten, das weiß ich. Er wird es nie vergeſſen, daß das Blut der Yncas in ſeinen Adern fließt. Nimm mein Geſchenk gnädig auf! ich bringe Dir das Koſtbarſte was ich habe — bringe Dir Alles.

Atal. Er ſey mein eigner Sohn. — Tritt näher, Jüngling! (Zorai kniet vor ihm nieder) Erbe Deines Vaters Tugend, und Du ſollſt Deines Vaters Würden erben.

Zorai. Vergieb mir, wenn ich nicht rede! Nur die Zeit muß es lehren, ob ich werth war, dieſen Augenblick zu erleben.

Atal. Steh auf! Ich zähle Dich zu meiner Leibwache und übergebe ihn, Alonzo, Deiner Sorgfalt. Lehre Du ihn an Deiner Seite fechten und ſiegen.

Alonzo. (verwirrt) König! ich werde mich bemühen, ſein Zutrauen zu gewinnen.

Teaoko. (zu Alonzo) Alſo biſt Du der Mann, in dem die Völker von Quito den Retter ihres Königs ſegnen? Vergönne, daß dieſe alten Arme Dich umfaſſen! (er umarmt ihn) Dein Ruhm wohnt unter uns in den fernen Gebürgen; Deinen Namen lallen unſre Kinder ſchon

Ter. Heil meinem Sohne, daß Du sein Führer bist!

Alonzo. (sehr verwirrt und gerührt) Er soll mein Bruder seyn.

Telasko. (zum Könige) Du hast mir eine sanfte Todesstunde zubereitet. Ich danke Dir. (man hört abermals den Marsch hinter der Scene.)

Atal. Nun meine Kinder! Fort in den Tempel! — Komm, Telasko, geh zu meiner Rechten, und wenn Dir das Gehen beschwerlich wird, so stütze Dich auf mich. Habe doch ich mich oft auf Dich gestützt.

Telasko. Segen über Dich, guter Inca! (sie wollen gehen, als plötzlich die Musik mitten im Takte verstummt.)

Atal. (stutzt) Was ist das?

Kämmerling. (stürzt bleich, zitternd und außer Athem) Herr, die Oberpriesterin der Sonne nähert sich mit einem langen Gefolge, seufzend und gehüllt in Trauerschleyer. Ihre Wehklagen dringen durch Mark und Bein. Stumm und bebend zieht das Volk hinter ihr her und ahndet ein großes Unglück.

(die ganze Versammlung ist in Bestürzung. Der König allein bleibt ruhig.)

Atal. (zum Kämmerling) Führe sie her zu mir! —

Alonzo. (zu Juan) Gott! — Velasquez, was ist das?

Juan.

Juan. Pfui! ich glaube Du zitterst? Sey ein Mann!

Neunter Auftritt.

(Die Thore öffnen sich.)

Die Oberpriesterin an der Spitze der Sonnenjungfrauen, alle in Schleyer verhüllt und gebückt, treten langsam feyerlich herein. Während sie sich dem Könige nahen, lauscht alles in ängstlicher stummer Erwartung. Die Vorigen.

Oberpr. (nachdem sie ihren Schleyer zurückgeschlagen) Wehe! Wehe! Wehe! —

Atal. (etwas erschüttert) Ueber wen rufst Du Wehe?

Oberpr. Der Tempel ist verunreinigt! die Altäre sind geschändet! die heilige Lampe ist verloschen! Wehe! Wehe! —

Atal. Nenne die Verbrecher, daß der Götter Rache meine Rache werde!

Oberpr. Sohn der Sonne! laß den festlichen Gesang, laß das Saitenspiel verstummen. Laß den Tempel seines Schmucks berauben und die Opferthiere ihrer Blumenkränze, denn heute wird kein Fest gefeyert! Klage sey unser Gesang und Trauerkleider unser Schmuck! Eine Natter hat mit ihrem Gifte das Haus der Sterne verunreinigt! eine Sonnenjungfrau hat das Gelübde der Keuschheit gebrochen. (sie hält inne — —

Alles ſchaudert — Alonzo iſt niedergedonnert. (Sie fährt fort) Wehe! wehe über Cora! —

(dem Könige entfährt bey dieſem Namen ein Ausruf des Schmerzes. Der alte Telasko hält ſich zitternd an ſeinem Stabe. Zora verbirgt ſchaamvoll ſein Geſicht. Alonzo will in die Knie ſinken und wird von Don Juan unterſtützt. Verwirrtes Getümmel unter der übrigen Verſammlung.)

Die Oberpr. Rache! Rache an dem Tugendmörder! an dem Frevler der das Gaſtrecht eines friedlichen Volkes mißbrauchte, und die heilige Freyſtadt der Gemahlinnen der Sonne verſetzte! Wehe! Wehe! über Alonzo —

(der König erſchrickt noch heftiger. Alonzo ſteht mit todtenblaſſer Wange und niedergeſchlagenem Auge. Aller Blicke ſind auf ihn gerichtet. Der alte zitternde Telasko ſieht mit ſtarren nichtsbedeutenden Blicken um ſich herum.)

Die Oberpr. Erſtgebohrner Sohn der Sonne! Bild unſers Gottes auf Erden! Hier ſteh ich, und fordre von Dir blutige Gerechtigkeit.

Atalibe. (finſter) Sie ſoll Dir werden.

Die Oberpr. Tod und Schande über die Verbrecher! Tod und Schande über die Verbrecher! Tod und Schande über Cora's Geſchlecht!

(der alte Telasko knirſcht das Wort „Schande" zwiſchen den Zähnen und fällt um.

Zora,

Zorari wirft ſich über ihn her.)

Ataliba. Barmherzige Götter! Kommt dem armen alten Mann zu Hülfe! (die Höflinge richten Telasko auf — die Oberprieſterin will fortfahren, der König winkt ihr zu ſchweigen) Genug, ihr frommen Weiber! ich kenne meine Pflichten und werde thun, was Manucos Geſetze von mir heiſchen. — Dich, Alonzo frag ich nicht, ob es wahr ſey, was dieſe wieder Dich zeugen; Dein Bekenntniß ſteht auf Deiner todtsbleichen Wange. — Du biſt verloren! ich kann Dich nicht retten! — Hätteſt Du meine Provinzen aufgewiegelt, mir mein halbes Reich mit dem Schwerdt entriſſen, ich wollte die Hand Dir gereicht und geſagt haben: Du haſt mir einſt das Leben gerettet, ich theile gerne mit Dir — aber — hier hör ich auf König zu ſeyn, und der Freund muß ſchweigen. — Du biſt verloren! ich kann Dich nicht retten! (ſchmerzvoll) Alonzo, was haſt Du gethan? —

Alonzo. Laß mich ſterben! — ich habe ſo viel Gutes in Deinem Reiche genoſſen — und hab es Dir mit Undank vergolten — laß mich ſterben! (auf die Knie ſtürzend) Aber rette Cora! Sie iſt unſchuldig! Nur ich der Verführer bin ſchuldig.

Ataliba. Steh auf! meine Macht hat Schranken, am engſten auf der Seite, wo ſie mit der Religion gränzt. (er ſteht einen Augenblick finſter in ſich gekehrt, mit ſich kämpfend,

dann mit weggewandtem Gesicht) Wache! fesselt ihn! (zum Oberpriester) Versammle Du Deine Priester im Vorhof des Tempels, und richte die Verbrecher nach unsern heiligen Gesetzen und Gebräuchen. Noch ehe sich die Sonne ins Meer taucht, rufe man mich in den Tempel, dem Urtheil seine Kraft zu geben. — (er will sich entfernen)

Zaira. Herr, es wird nöthig seyn, daß man auch den Vater und den Bruder in Fesseln schlage.

Alzeliba. Den armen alten Mann? Ach, er wird euch nicht entlaufen.

Zaira. Den Bruder wenigstens.

Alzeliba. Sey es, weil es seyn muß! — O wie traurig ist es, König zu seyn, wenn man strafen soll! — (geht ab)

(Zaira läßt Zorai fesseln.)

Die Oberpr. (zum Oberpriester) Auf! Du unsers Gottes erster Diener! bestätige die Rache, daß noch an diesem Abend der Sonne letzte Strahlen auf das Grab niederblicken, das Cora verschlungen hat! Fort, ihr Töchter der Sonne! krümmt euch im Gebeth, waschet den Altar mit euren Thränen, und verbergt eure schaamrothe Wangen in siebenfache Schleyer, bis die Schande getilgt ist, womit jener ruchlose Fremdling unsern Orden brandmarkte. (ab mit den Sonnenjungfrauen.)

Der

Der Oberpr. (für ſich) Armer Roſſa! (ab.)

Xaira. (zu einigen andern Prieſtern) Begebt euch durch das Thor gegen Norden, bis ihr jenſeits der Mauer den wüſten, unfruchtbaren Platz findet, den mancher Steinhaufen bezeichnet. Dort bereitet ein Grab.

Telasko. Und mich legt zuerſt hinein.

(die Prieſter gehn ab.)

(Diego hat ſich gleich zu Anfang dieſer Scene entfernt.)

Xaira. (zur Wache) Führt die Gefangenen hinweg!

Alonzo. (zu Dom Juan) Lebe wohl, Velasquez! Wenn Du in unſer Vaterland kehrſt, ſo grüße meine Mutter — und verſchweig ihr meine Geſchichte.

Telasko. (von der Wache ergriffen) Wo wollt ihr hin mit mir armen alten Manne?

Alonzo. Ach! dieſer Greis, Velasquez — dieſer unglückliche Greis —

Telasko. Gebt mir meine Tochter, meine Tochter wieder!

Xairr. Fort mit ihnen allen.

Telasko. (indem er abgeführt wird) Gebt mir meine Tochter, meine Tochter wieder!

Vierter Aufzug.

(Ein wüſter Platz auſſerhalb den Mauern des Tempels.)

Erſter Auftritt.

Vier Prieſter graben ein Grab. Während ſie die erſte Strophe ſingen, erſcheint auch Rolla auf der Bühne.

Chor der Prieſter. (langſam und feyerlich)

Grabet mit fleißigen Händen!
Grabet um von uns zu wenden
Tod und Verderben!
Laßt die Verbrecherin ſterben!

Rolla. (ſtuzt) Was iſt das? — he! was iſt das!

Chor der Prieſter.

Grabet die Götter zu rächen!
Grabet daß Cora's Verbrechen
Tief in die Erde
Verſcharret werde.

Rolla. Cora's Verbrechen! — Redet! Gebt Antwort!

Ein Prieſter. Hinweg von dieſem Platze! Er iſt verflucht um Coras willen.

Rolla. Fluch über Dich ſelbſt! verwaledeyter Schwätzer! was thuſt Du hier? redt! was bedeutet dies Grab?

Chor der Prieſter.

Auf Brüder! das Grab iſt bereitet!
Auf! führet Cora herbey!
Daß Sterben im Schooße der Erde
Der Sünde Söhnopfer ſey!

Rolla. Ihr Götter! mir fällt ein Berg auf die Bruſt. (die Prieſter ſammeln ihre Werkzeuge und ſchicken ſich an wegzugehn) Redet hartherzige Menſchen! redet! redet! es iſt Rolla, der euch bittet! — Rolla bittet! ſo gut iſts euch noch nie geworden. Was giebts hier? was iſt vorgefallen? was bedeutet dies Grab und euer Rabengeſang? — (die Prieſter wollen gehn) (mit dem Fuße ſtampfend) Bleibt und redet, oder ich vergreife mich an euch!

(die Prieſter gehn ab. — Er will ihnen nach, und ſtößt auf den ſchluchzenden Diego.)

Zweyter Auftritt.

Rolla. Diego.

Rolla. Ha Du! ich kenne Dich. Du warst auch dabey. — Was ist vorgefallen, seit Dein Herr mich verließ? Rede! rede! —

Diego. Ach, ich zittre an allen Gliedern. Mein armer, unglücklicher Herr — ach! er schmachtet in Ketten.

Rolla. Und Cora? Cora?

Diego. Wahrscheinlich theilt sie sein Schicksal. — Dem Juan muß mehr wissen, der war zugegen, und hieb —

Rolla. Dem Juan? — Dank Dir, daß Du ihn nanntest! Wo ist er? — Fort! Fort! Such ihn diesen Augenblick! Führe ihn zu mir! Auf diesem Platz hier will ich ihn treffen. Fort! Fort! Die Minuten sind kostbar. (Diego geht) Ich brenne Alles zu wissen! Die Angst raubt mir den Athem! — Wo find ich nun meinen Oheim? (er will fort)

Dritter Auftritt.

Rolla indem er abgehn will, stößt auf den Oberpriester.

Rolla. Ha! da ist er! — Ja oder Nein? Wahrheit oder Lüge?

Oberpr.

Oberpr. Deine Worte verſteh ich nicht, wohl aber Deine wilden Blicke. (mit einem Seufzer) Alles wahr!

Rolla. (auf das Grab zeigend) Und hier? —

Oberpr. (ſein Geſicht abwendend) Ach!

Rolla. Nun ſo ſchaudere Erde, und verſchlinge Deine ganze Oberfläche! mauret ihr Gebürge rings umher! Feuer! Feuer aus euren Eingeweiden in die Thäler! daß Alles untergehe! kein Gras mehr wachſe! und die Welt ausſehe, wie eine große Brandſtätte! — Auf, ihr Schrecken der Natur! Donnergebrüll und Sturmgeheul! umgebt mich, daß ich freyer athme! daß meine Stimme mit der eurigen kämpfe, und mein Arm ſchnelle werde als eure Blitze! —

Oberpr. Um aller Götter willen! — Rolla! —

Rolla. (nach einer Pauſe) Nein ſie wird nicht ſterben! ehe ſoll der Tempel zur Einöde werden, und die ewige Lampe verlöſchen! — Glaube mir Oheim, ſie wird nicht ſterben! — Du möchteſt ſagen, das Grab da ſey ſchon fertig? hahaha! Das Grab iſt fertig, aber Rolla lebt noch!

Oberpr. Du biſt fürchterlich!

Rolla. Erſt Rollas Grab! erſt ihn auf den Boden geſtreckt, daß er kein Glied mehr rühre, daß kein Muskel mehr zucke. Und unterſucht es wohl, ob er auch wirklich tod iſt? Denn wiſſe Oheim! ſo lange noch ein Lebensfunken in mir

mir iſt, ſo lang ich dieſe Hand noch zur Fauſt ballen kann! — wer wagt es Cora anzutaſten? Ich ermorde die Prieſter! und Dich! und den König! und wer mir in den Weg tritt!

Oberpr. Unſinniger! wüthe nur! wagt es Deine Raſerey mit den Göttern aufzunehmen?

Rolla. Mit den Göttern? o nein! die Götter denken wie ich; ihr Blitz iſt in meiner Hand, ihr Schild vor meiner Bruſt. — Kurzſichtige Sterbliche! die Liebe iſt der heilſte, wärmſte Strahl unſers Gottes; er entfaltet die Roſenknospe und das Herz des Menſchen. Wehe dem, der in einem kalten, feuchten Winkel ein Auſterleben führt und nie ſich dieſem Strahle öffnet! — Cora iſt beſſer noch ſeit ſie liebt. Sie mußte lieben, denn konnten die Götter ihr Meiſterſtück unvollendet laſſen? Und ein Menſch, ohne Liebe, was iſt er? Eine Lampe ohne Licht. Ein Auge ohne Sehkraft — Aber freylich, guter Oheim, das verſteht Ihr nicht.

Oberpr. Du thuſt mir Unrecht, Rolla.

Rolla. Unrecht? Ihr hättet Sinn für das himmliſche göttliche Gefühl der Liebe? Und Euer Mund verdammt Cora?

Oberpr. Mein Mund verdammt Cora.

Rolla. Nicht Euer Herz?

Oberpr. Nicht mein Herz.

Rolla. O ſo kommt in meine Arme! Ich wünſch Euch Glück! Ihr ſeyd ein Menſch —

Ober

Wer was ſteht Ihr da ſo kalt und ſo unthätig? Rettet ſie!

Oberpr. Ich kann nicht.

Rolla. Muth, lieber Oheim! Muth! Euer graues Haar, Eure ſanfte Beredſamkeit, mein Schwerdt, und Gottes Hülfe! gewiß, wir retten ſie!

Oberpr. Ach Jüngling! Dein Eifer macht Dich blind gegen die ſteilen Felſen, die vor uns liegen.

Rolla Ich fühle Kraft in mir, ſie zu erklimmen.

Oberpr. Alter Volkswahn — hundertjährige Gebräuche —

Rolla. Die Natur iſt älter!

Oberpr. Aber nicht mächtiger.

Rolla. Ausflüchte!

Oberpr. Wenn ich durch die Handvoll Jahre, die mir noch übrig iſt, Coras Leben erkaufen könnte; feſten Tritts wollt ich in die Grube hinunter ſteigen.

Rolla. Geſchwätz!

Oberpr. Iſt dieſe Thräne auch Geſchwätz?

Rolla. Heucheley. Plaudre nicht, handle!

Oberpr. Was kann ich für ſie thun?

Rolla. (die Hände gen Himmel) Nun ſo rette Du ſie, mein Vater! Dulde nicht, daß das Vollkommenſte vertilgt werde, worauf Deine Strahlen hienieden blicken! rette Du ſie, dieſen fühlloſen Prieſtern zum Spotte! — Was

ſuch ich auch in einer ſolchen Schaale ein Herz? Es darf ja nicht unter dieſem Gewande ſchlagen. Das hat nur Sinn für eitle, hirnloſe Gebräuche; lügt ſich zum Gotte, und iſt blutdürſtig wie ein Tyger.

Oberpr. Ach Rolla! Rolla! Du verſündigſt Dich an mir

Rolla. Eure Väter und Mütter haben Euch ſorgfältig gelehrt, jede Blume, die um Euch her wuchs, zu zerrupfen, jedem Vogel, der in Eure Hände fel, den Hals umzudrehen, und wer denn das am beſten konnte, in dem lag ein künftiger Oberprieſter verborgen.

Oberpr. Rolla! das aus Deinem Munde?

Rolla. Der ganze Reichthum ihres Herzens iſt Ihr eigenes feiſtes Ich. Schönheit iſt für ſie ein ſtumpfer Pfeil und Liebe ein ungereimtes Mährchen. Für die Leiden ihren Brüder haben ſie ein Achſelzucken. Freywillig würde nie eine Thräne des Mitleids in ihr Auge ſteigen, ſie müſſen ſie herauf pumpen. Ihrenthalben mag die Welt untergehen, wenn nur ſie leben, und ſich mäſten und ſich wohl befinden! —

Oberpr. Jüngling! Du brichſt mir den Mund auf. — Ich werde reden und Du Dich ſchämen.

Rolla. Ja reden, reden! das verſtehn ſie — und auch das nicht immer.

Oberpr. Lerne ſchweigen, wenn ein Greis ſpricht! und willſt Du nicht mein Alter ehren, ſo ehre mein Unglück! — Daß ich Prieſter bin, war es freye Wahl? iſt des Königs nächſter Blutsverwandte nicht geborner Oberprieſter? Hätteſt du vor fünfzig Jahren mich gekannt — ich war ein rüſtiger Jüngling, begieriger ein Schwerdt zu ſchwingen, als ein Opfermeſſer. — Iſt es meine Schuld, daß mich die Laune des Zufalls an die Altäre der Sonne ſtellte, Tauben zu ſchlachten, aus Eingeweiden der Lämmer zu wahrſagen und Träume zu deuten? O glaube mir, es ſtehen wenig Menſchen an ihrem Platze, am wenigſten da, wo die Geburt den Platz beſtimmt.

Rolla. (kalt und gezwungen) That ich Euch zu viel, ſo verzeiht mir. Ich kenne mich nicht vor Schmerz und Wuth.

Oberpr. Dieſe Würde, die Du mir zum Vorwurf machſt. — Tauſendmal hätt ich ſie von mir werfen mögen, wie ein preſſendes Gewand, denn ſie war die Quelle vierzigjähriger Leiden! — Wahrlich, Jüngling! ich dulde nicht länger dieſe froſtige Falte auf Deiner Stirn, dieſe kalte Verachtung in Deinem Blicke. Du Einziger, an dem noch mein Herz hängt! Du Einziger nach deſſen Liebe ich ringe! höre meine

trau

traurige Geſchichte! — Ach! ſie iſt der Deinigen ſo ähnlich. — Auch mein Kummer iſt Kummer des Herzens! auch meine Leiden ſind Leiden hoffnungsloſer Liebe! auch ich liebte einſt eine Sonnenjungfrau! —

Rolla. (erſtaunt) Wie? —

Oberpr. Als Oberprieſter war es mir geſtattet, im Hauſe der Sterne nach Gefallen ein- und auszugehen. Täglich weilte mein Auge auf dieſer Blumenflur, wo heute hier, morgen da ſich eine Knoſpe entfaltete. Lange blieb dies Spiel eine Beluſtigung meiner Sinne; das Herz nahm keinen Theil daran, bis endlich unter ihren Schweſtern Zulma hervorſtrahlte, ein Bild des Gottes, dem ſie diente. Ich ſah ſie oft und gern, und wußte nicht warum. Ich warf einen Blick in mein Herz und erſchrack. Auch ſie mochte darin geleſen haben; denn ſie fing an mich zu vermeiden; aber ich ſah daß es ihr ſchwer ward. Ich wollte ihrer Tugend den Kampf erleichtern, und vermied auch ſie. Da ſchlichen wir beyde von Kummer und Liebe gefoltert, Mondenlang ſchweigend umher, unſre Wangen bleichten, in unſern hohlen matten Augen wohnte der Gram, ihr ſchwächerer Körperbau unterlag, ſie ward krank, rang mit dem Tode und ich — — Du biſt gerührt? —

Rolla. (ihm mit weggewandtem Geſicht die Hand reichend) Ich that Euch Unrecht, ich ſchäme mich. Sprecht weiter Oheim! — Sie ſtarb?

Oberpr.

Oberpr. Ich eilte zu ihrer Hülfe, kletterte Tag und Nacht auf schroffen Felsen umher, suchte heilsame Kräuter in Hölen und Wäldern, ließ die ältesten Priester im Reiche aufbieten, die durch ihre Kräuterkunde berühmt waren, und — Zulma ward gerettet. Dankbar sank sie in meine Arme, wir sprachen nicht, aber wir verstanden uns, wir weinten beyde. — (sehr bewegt) Sieh, ich bin so alt geworden, und wie mich das noch heut erschüttert! —

Rolla. (ihn umarmend) Guter, lieber, bester Oheim!

Oberpr. Höre das Ende meiner Geschichte! Der Liebe lange verschloßnes Feuer lohete nun in wilden Flammen auf, spottete über Vernunft und Pflicht! Wir vergaßen uns — Zulma ward Mutter — und gebahr mir — Dich! — (Rolla bebt zurück und sieht den Oberpriester starr an.) (Oberpriester breitet die Arme aus.) Du bist mein Sohn!

Rolla. (in großer Bewegung) Alter Mann! Ihr spottet meiner!

Oberpr. Du bist mein Sohn!

Rolla. (stürzt sich sprachlos in seine Arme — Pause: sich plötzlich losreissend — hastig) Lebt meine Mutter noch?

Oberpr. (gen Himmel blickend) Sie sieht von dort auf uns nieder.

Rolla. (läßt Haupt und Arme sinken und heftet sein nasses Auge an den Boden)

Oberpr. Fühle nun, wie weh es meinem Vaterherzen that, wenn Du es durch Bitterkeiten kränktest! Erkläre Dir nun, warum ich immer so an Dir hieng, Dir überall folgte, mich zu Dir drängte, oft Mißhandlungen von Dir erduldete. Enträthsele Dir nun meine Angst, meinen Kummer, wenn Du in den Krieg zogst: meine Freude, wenn Du als Sieger zurück kehrtest.

Rolla. (ihn an sein Herz drückend) Also hat doch jemand, Freude an mir gehabt! — Mein Vater! — mir ist dieser Name noch so neu — und die Empfindung noch so neu — Oft, wenn ich an der Spitze des Heeres euren priesterlichen Segen empfing, und eure Hand auf meinem Haupte fühlte, wie sie zitterte — o hätte ich gewußt, warum sie zitterte — gewußt, es sey der Segen eines Vaters — Mein Vater! warum verbargt Ihr Euch so lange einem Herzen, wie das meinige, das an jeder Freude Mangel litt? —

Oberpr. Wer konnte Deinem wilden Jugendfeuer trauen?

Rolla. Aber — noch ist alles mir so dunkel; reißt den Schleier ganz von meinen Augen.

Oberpr. Was keinem möglich ist, noch je seyn wird, ward mir, dem Oberpriester, möglich. Die Geschichte Deiner Mutter blieb ein Geheimniß. Dich Neugebohrnen sandte ich an die Grenze des Reichs, unter die Völker von Ibsara,

ra, deren Statthalter mein Bruder war. Du wurdeſt als ſein Sohn erzogen, Du warſt ein junger Knabe als er ſtarb, ſein Tod lieh mir einen Vorwand Dich ohne Aufſehn von jenen rohen Völkern weg, an den Hof von Quito unter die Obhut Deiner Verwandten zu bringen. So viel ohne Argwohn zu erregen möglich war, nahm ich ſelbſt mich Deiner Erziehung an. Deine Mutter gieng ein Jahr vorher an den Ort der Ruhe. Ich — ich ſchleppe noch immer mein graues Haupt, und mein freudenleeres Daſeyn mit mir herum.

Rolla. Freudenleer? — Und Ihr habt einen Sohn? — Bis jezt hielt ich mich für elend; aber ſchelte mich einen Nichtswürdigen, wenn ich je wieder murre, denn ich habe einen Vater! Ja, ich bin wieder ausgeſöhnt mit der Welt. Ihr und ich, ganz glücklich können wir nie werden; doch ein erträgliches Leben, ſelbſt von mancher ſüßen Stunde gewürzt das verſpreche ich Euch. Hört wie meine Phantaſie ſich das frohe Bild träumt. Cora und Alonzo fliehen; wir begleiten ſie; ich bringe euch ferne von hier zu einem Freunde, der um meinetwillen euer aller Freund ſeyn wird. Dort leben wir ruhig und vergnügt, einen Tag wie den andern, in ſorgloſer Heiterkeit, und wenn auch dann und wann einmal Cora's Liebkoſungen, Alonzo's Glück, meinem Herzen wehe thun, daß ich nicht länger hinzuſehn vermag; ſo wink ich euch; wir laſſen

die Liebenden allein, setzen uns draußen vor die Hütte, und ihr erzählt mir von meiner Mutter.

Oberpr. Du bedenkst nicht, Rolla — fliehen ist unmöglich! — beyde in Fesseln, beyde von tausend Augen bewacht! und in wenig Stunden sprechen die versammleten Priester ihr Urtheil! — ach! täusche Dich nicht. — Cora ist ohne Rettung verlohren!

Rolla. Nein, Vater, nein! Ihr müßt sie retten! wahrlich Ihr müßt! — Seyd Ihr nicht Oberpriester, der Erste unter ihren Richtern?

Oberpr. Was bin ich Einzelner gegen die empörte Menge? — ich höre schon den Eiferer Kaira brausen. Schrei Dich in den Sturmwind heiser, Du wirst ihn nicht hindern den jungen Baum mit seiner Wurzel auszureissen.

Rolla. So habt Ihr doch das Eurige gethan, und Gott und meinem Schwerdte überlaßt das übrige. Denkt, Vater, wenn die ermordete Cora dort eben meine Mutter träfe, und spräche zu ihr: ich bin eine Sonnenjungfrau, zum Tode verurtheilt, weil ich liebte, durch den Oberpriester und seine Schaar —

Oberpr. Warum mich martern, mein Sohn? Ich will ja gerne thun, was ich kann; ich will reden, bitten, alles versuchen, was in der Ohnmacht eines Greises steht. (mit einem Seufzer) Sie naht heran, die Stunde des Gerichts.

Rolla. So eilt! haltet Wort! thut, was Ihr könnt! mein Leben hängt an Cora's Leben!

Ist

ſt aber alles vergebens, nun ſo ſollt Ihr finden, daß ich indeſſen nicht müßig war. Geht!

Oberpr. (ihm traurig die Hand reichend) Möchten wir uns freudiger wiederſehn! Leb wohl! (ab.)

Vierter Auftritt.

Rolla allein. (nach einer Pauſe.)

Rolla. Du weißt nicht was hier brütet, guter Alter! Deiner Rednergabe traue ich wenig — Gewalt! Gewalt! das iſt die wahre Ueberredung. — Wo bleibt Velasquez? daß er ſeine Hand in die meinige ſchlage, und meine Glut in ſeine Bruſt übergehe. — Ha! ich will ſie retten! ich muß ſie retten! — — Meine Mutter war eine Sonnenjungfrau? — ich darf ihren Namen nicht laut nennen. — Cora's Rettung iſt meiner geopferten Mutter Rache! — — Dank euch, ihr Götter! wie weiſe habt ihr die Zügel des Schickſals gelenkt! Eure Schuld iſt es nicht, wenn Rolla arm an Heldenthaten bleibt. Freyheit der Geliebten, ein Todtenopfer der Mutter: wenn das nicht in Flammen jagt, der iſt aus dem ewigen Schnee zuſammen geknetet, der auf der Spitze der Cordilleras ruht.

Fünfter Auftritt.

Rolla. Dom Juan.

Rolla. Willkommen! ich warte auf Dich, brauche Dich.

Juan. Hier bin ich. Was willst Du?

Rolla. Haſt Du Muth Dein Leben für einen Freund zu wagen?

Juan. Wenns frommt, warum nicht?

Rolla. Gieb mir Deine Hand.

Juan. Hier iſt ſie.

Rolla. Cora und Alonzo ſind verloren.

Juan. Leider! —

Rolla. Wir müſſen helfen.

Juan. Wenn wir können.

Rolla. Ein kühner Streich. — Ein tolles Wagſtück —

Juan. Sey es! Nur kein Verbrechen.

Rolla. (betroffen) Verbrechen? Pfui, da ſchlägſt Du mich auf einmal nieder. — Ja es iſt ſo ein Stück von einem Verbrechen.

Juan. Dann ſuche Dir einen andern.

Rolla. Oder — wie man das nimmt. Sprich! welches Verbrechen iſt größer: ein unmenſchliches Geſetz geben oder es aufheben?

Juan. Das letztere iſt eine Tugend.

Rolla. Die wir üben wollen.

Juan. Wir? — Haben wir Recht dazu? Dieſe Tugend zu üben ſteht nur in der Macht des Königs.

Rolla. Wir wollen dem Könige rathen.

Juan. Das wollen wir.

Rolla. Mit gewafneter Hand.

Juan. So ein Rath wäre Aufruhr.

Rolla. Was liegt am Namen? Wenn nur das Gute bewirkt wird.

Juan. Nicht also! Atalida hat mich gastfrey aufgenommen, er ist mein Wohlthäter.

Rolla. Dein Freund schwebt in Gefahr.

Juan. Ich begehe kein Verbrechen zu seiner Rettung.

Rolla. Aber wenn ich Dir verspreche, daß weder dem Könige, noch irgend einem seiner Diener ein Haar gekrümmet werden soll? daß wir nur durch Furcht siegen wollen? — Du weißt, ich war Feldherr; noch liebt mich das Heer, denn es hat oft unter mir gesiegt, und im Felde war der geringste unter ihnen mein Bruder. Auch Dir vertraute der König eine tapfre Schaar. Ein Wink, so sammelt alles, was die Waffen trägt, sich um uns her. Wir fordern nichts für uns; der Thron ist uns heilig; Leben und Eigenthum eines jeden einzelnen sind uns heilig; nur Freyheit fordern wir; Freyheit für Coya und Alonzo! —

Juan. Edler Rolla! Dich blendet die Liebe. Greif in Deinen Busen Du wirst Dich vielleicht zum erstenmale in Deinem Leben auf einem bösen Willen ertappen.

Rolla. Ich habe keine Ohren für Dein Geſchwätz. — Tugend iſt Spielwerk, wenn keine Leidenſchaft dabey ins Gedränge kommt.

Juan. Wohlan! je ſchwerer der Sieg, deſto edler.

Rolla. Nein! nein! nein! ich will nichts fühlen, als Cora's Gefahr! ich will nichts hören, als Cora's hülferufende Stimme! — Sieh! dort iſt Cora's Grab. — — Kalter Menſch! ſieh, dort iſt Cora's Grab! — — Doch, was geht Dich Cora an? — (er ergreift ihn haſtig bey der Hand) — Komm fort! komm fort! zum Scheiterhaufen, den man für Deinen Freund bereitet. Wenn auch dort Dein Herz Deinem Kopfe Zeit läßt zu vernünfteln; wenn auch dort meine Angſt, meine Wuth Dich nicht anſtecken; nun ſo laß ich Dich ſtehen, und ſuche das Grab meiner Mutter. Und beym erſten Blick darauf, wenn ich ſehe, wie der Wind das Gras bewegt, ſchwinden alle Deine Plaudereyen aus meiner Seele. Komm fort! fort! —

(er zieht ihn nach ſich.)

Sechster Auftritt.

(Der Vorhof des Tempels.)

Xaira mit andern Prieſtern im Geſpräch begriffen.

Xaira. Er bleibt lange.

Ein Prieſter. Sehr lange.

Ein Anderer. Die Zeit verſtreicht.

Ein Dritter. Der Mittag iſt vorüber.

Xaira. Was kann der König von ihm wollen?

Ein Prieſter. Der Bote wußte nichts zu ſagen.

Ein Anderer. Als daß Er mit dem Oberprieſter zu reden verlange, noch ehe das Urtheil über Cora geſprochen werde.

Xaira. Sonderbar.

Ein Prieſter. Der Bote war ſehr eilfertig.

Xaira. Alſo wohl gar ein Geſpräch über dies Urtheil? Alſo wohl gar Theilnahme an dem Verbrechen? — Ach Freunde! ich fürchte dieſer Inca iſt lau bey der Rache der Götter. Schon dieſen Morgen — wie ſauer ihm der Befehl ankam, den jungen Zorai zu feſſeln; wie mitleidig er auf den gottloſen Fremdling blickte, ſich ſo gar herabließ mit ihm zu reden. O ſein Vater war ein anderer Mann!

Ein Prieſter. Das war er.

Ein Anderer. Verſäumte kein Opfer.

Ein Dritter. Zitterte wenn er in den Tempel trat.

Zaira. Und ehrte unſre Weisheit.

Ein Prieſter. Unſern nähern Umgang mit den Göttern.

Zaira. Schlug furchtſam die Augen nieder, wo ſein Sohn unbefangen lächelt. Aber wer iſt Schuld daran? ſein Lehrer, ſein Erzieher, kurz: unſer Oberprieſter! Ich will nicht reden, es iſt hier weder Ort noch Zeit, aber ich kenne ſeine Grundſätze. Gebt acht, gebt acht —

Ein Prieſter. (ihn unterbrechend) Er kömmt. —

Zaira. Endlich.

Siebenter Auftritt.

Der Oberprieſter. Vorige.

Zaira. (ihm entgegen.) Wir erwarten Dich mit Verlangen.

Oberpr. Der Inca ließ mich rufen.

Zaira. Iſt Euer Geſpräch kein Geheimniß für uns? —

Oberpr. O nein. Des Königs Wille heiſcht von Cora's und Alonzo's Richtern eine ſtrenge Unterſuchung: ob der Jüngling und das Mädchen beyde gleich ſchuldig ſind, ob nicht Eines das Andere gereizt, verführt, im Taumel mit ſich fort geriſſen? —

Zaira.

Zaira. (ihm ungeduldig ins Wort fallend.) Nun? und geſezt, daß es ſo wäre?

Oberpr. So ſoll man den Verbrecher ſtrafen und des Verräthers verſchonen.

Zaira. Darf ich meinen Ohren trauen? hat der König ſo geſprochen? und wagt der Oberprieſter der Sonne, ſo ihm nachzuſprechen?

Oberpr. Warum nicht?

Zaira. Die Uebertreter des Geſetzes ſollen beyde ſterben! So ſpricht Gott!

Oberpr. Haſt Du Gott ſprechen hören? oder war es nicht der erſte Ynca, durch deſſen Mund er ſprach?

Zaira. Gleichviel.

Oberpr. Du haſt Recht. Der Ynca iſt der Gottheit Bild auf Erden. Doch der lezte Ynca ſo gut als der Erſte. Und wo der Ahnherr unter rohen Völkern Strenge nöthig fand, da mag der Enkel doch wenigſtens mildern? —

Zaira. (ſpöttiſch) Warum nicht gänzlich losſprechen?

Oberpr. Ich geſtehe Dir, ich fand den König ſehr geneigt dazu. Doch, er iſt der Ruhe des Volks ein Beyſpiel ſchuldig.

Zaira. Eines nur? und welches? „der Schuldige ſoll ſterben" welche irrdiſche Weisheit vermag das zu ergründen? werden ſie nicht beyde von ihrer Unſchuld ſchwazen? immer einer auf den andern den erſten Fehltritt wälzen.

Oberpr.

Oberpr. (die Achseln zuckend) Sehr mögs lich.

Kaira. Und unser Urtheil dann?

Oberpr. Davon hernach. Für jezt heischt unsre Pflicht dem Ynca zu gehorchen. Man führe Cora und Alonzo herbey.

(Ein Priester ab.)

Kaira. Nein, ich will mein Gewissen nicht befleken, auch nicht dem Ynca zu Gefallen. Sie sind des Todes schuldig! Beide! verführt oder nicht, das gilt, hier gleich. Ich will es dem Könige unter die Augen sagen, ich will es dem Volke ins Ohr raunen, und wenn Atalida nicht mehr vor den Göttern zittert, so mag er vor seinen Unterthanen zittern!

Oberpr. Das Gewissen ist sein Gesetz und auch das Deinige. Wir werden über Cora und Alonzo richten, doch vergiß nicht, daß Gott einst über uns richten wird. — Genug, nehmt eure Plätze.

(Der Oberpriester steht in der Mitte, Kaira zu seiner Rechten, die übrigen Priester zu beyden Seiten.)

Achter Auftritt.

Eine Wache führt von verſchiedenen Seiten Cora und Alonzo gefeſſelt herbey. — Cora iſt der Sonne auf ihrer Bruſt und des feuerfarbenen Gürtels beraubt.

Cora. (als ſie Alonzo erblickt, liebevoll und unbefangen) Mein Alonzo! —

Alonzo. Gott! auch Du in Feſſeln! —

Cora. Traure nicht. Du und ich — wir werden zuſammen ſterben.

Alonzo. Und ich — Dein Mörder!

Rahra. Schweigt! —

Oberpr. (ernſt aber ſanft) Wir, die Knechte der Gottheit, ihres heiligen Willens Vollſtrecker, ſind hier verſammelt zu richten, über Cora, die Tochter Telaſkos, und über Alonzo, den Fremdling. Sende deine Strahlen hinab in unſer Herz, du unſer Vater! der du die Welt mit einem Blick überſchauſt! Du haſt uns zu Richtern geſetzt über Leben und Tod, über Ehre und Schande! Ergründe unſer Inneres, daß nicht Partheyſichkeit uns leite, nicht Eigennutz oder Rache! (er kniet nieder, mit ihm alle Prieſter) Wir ſchwören gerecht zu richten nach deinem Geſetz, o Sonne! das Manco Capac uns verkündigt hat! Wir ſchwören gnädig zu richten, wenn deines Tempels Entweihung Gnade zu üben verſtattet! Rufe heute oder morgen deine Knech-

te

te zu dir, so schwören wir, dir Rechnung abzulegen von dieser feyerlichen Stunde! —

Alle Priester. Wir schwören!

(sie stehn auf.)

Oberpr. Hast Du, Cora, Dein Gelübde gebrochen?

Cora. Ja.

Oberpr. Kennst Du diesen Jüngling?

Cora. Er ist mein Gemahl.

Oberpr. Kennst Du, Alonzo, dieses Mädchen?

Alonzo. Sie ist mein Weib.

Kaira. Ihr seyd des Todes schuldig.

Oberpr. Ehe wir das Bluturtheil sprechen, liegt noch eine süße Pflicht mir ob: in unsers Königs Namen demjenigen Gnade zu verkündigen, der ein Opfer der Verführung ward. Atalida der Sohn der Sonne, unter dessen Herrschaft das Reich von Quito blüht, verlangt von Euch ein freyes, ehrliches Bekenntniß: wer unter euch ist der Verführer? wer der Verführte?

Cora. Ich habe ihn verführt.
Alonzo. Ich habe sie verführt } zugleich.

Cora. (ängstlich, hastig) Glaubt ihm nicht, er lügt.

Alonzo. (eben so — immer sehr schnell auf einander) Glaubt ihr nicht, sie hintergeht euch.

Cora. Ich, ich allein trage die Schuld.

Alonzo. Mich, mich verdammt zum Tode.

Cora. Laßt ihn los! Sprecht ihn frey!

Alonzo.

Alonzo. Habt Mitleid mit dem ſchwachen Weibe! laßt den Mann büßen.

Cora. Nein! nein! nein!

(Oberprieſter wendet ſich gerührt weg.)

Xaira. Schweigt! wer kann in dieſem Gewirre die Wahrheit ergründen? Legt Euer Bekenntniß einzeln ab!

Oberpr. Schweig, Alonzo! Rede, Cora!

Cora. Als ich dieſen Jüngling zum erſtenmal im Tempel ſah, verweilte ich immer am längſten, da wo er ſtand, machte mir immer etwas um ihn her zu ſchaffen; verſchob meinen Schleyer, ſo oft ich an ihm vorüber ging, und meine brennenden Blicke forderten ſein Herz auf.

Alonzo (haſtig einfallend) Falſch! Falſch! Du ſchlugſt die Augen nieder.

Xaira. Schweig, Fremdling! bis die Reihe zu reden Dich trifft.

Cora. Meine glühende Wange — mein liebbekennender Blick reizten ihn zur Kühnheit. Er überſprang unſere heilige Mauern; doch erſchreckend vor der That, als ſie kaum begangen war, wollt er wieder umkehren, ohne mich geſehn zu haben. Ich erblickte ihn von ferne; ich hätte fliehen ſollen; mir war ja der Umgang mit ihm verboten, nicht ihm der Umgang mit mir. Aber ich floh nicht, ich rief, ich winkte, er blieb ſchüchtern und unentſchloſſen ſtehen, bis ich auf ihn zueilte, meine Arme um ſeinen Hals ſchlang, meine Lippen auf die ſeinigen drückte. Er wollte

fort,

fort, ich hielt ihn; er wollte nie wiederkommen, ich bat ihn; er mahlte mir die Gefahren, ich beruhigte ihn. Mich, mich verdamme, ihr gekechten Richter! ich habe diesen Jüngling verführt! —

Alonzo. Die Natur straft Dich Lügen. Schaamhaftigkeit ist die Schwester der Schönheit. Der Mann bekennt Liebe, das Weib erwiedert Liebe. War ich es nicht, der zuerst sein freches Auge im Tempel auf Dich warf? war ich es nicht, dessen buhlerischer Blick Feuer auf Deine Wangen jagte, und Deinen Frieden, Deine Ruhe störte? Wer erstieg ohne Scheu vor Göttern und Menschen eure heilige Mauern? hattest Du mich eingeladen? wußtest Du um das Bubenstück? bebtest Du nicht zurück, als Du mich erblicktest? lag ich nicht zu Deinen Füßen und hielt Dich fest beym Saum Deines Gewandes? o was red ich viel? ihr Richter kennt den Menschen; es versteht sich ja von selbst, daß ich, ich der Verführer war.

Cora. Schont seiner! er hat dem Ynca das Leben gerettet! Und er ist unschuldig.

Alonzo. Sie weiß nicht, was sie spricht. Ich bin schuldig.

Cora. Wollt Ihr einen Beweis, daß ich allein die Schuldige bin? Wohl! hier ist er. Ihm ist sein Verbrechen leid, mir nicht; ich bereue es nicht; mir ist meine Schuld lieb geworden, und hier — in Gegenwart der Götter — in Eurer aller Gegenwart — (sie fliegt auf Alon-

ſo zu) umarme ich ihn als meinen Gemahl. — Seht dieſes Schrecken! Es zeugt gegen ihn, er windet ſich von mir los — ich bin es, die ihn umſchlingt —

Alonzo. Cora, was thuſt Du?

Cora. Hört, wie er mich zurückweißt, wie er mich warnt! So hat ers immer gemacht; aber ich folgte ihm nicht — gehorchte ihm nicht, ich zog ihn mit mir in den Abgrund.

Kaira. Verwegne! reißt ſie weg von ihm!

Cora. (geht wieder auf ihren Platz — ruhig und gelaſſen) Sprecht nun das Urtheil!

Kaira. Ich ſchaudere!

Oberpr. Führt ſie fort!

Alonzo. (breitet ſeine Arme nach Cora aus) Leb wohl.

Cora. (lächelnd) Bald, bald ſehn wir uns wieder.

Kaira. In der Stunde des Todes!

Cora. Deſto beſſer! An die letzte Stunde hienieden knüpfte eine höhere Macht die erſte eines beſſern Lebens.

Kaira. Führt ſie fort.

Alonzo. Leb wohl!

Cora. (wehmüthig freundlich) Mit einer Thräne ſcheiden wir, mit einem Lächeln ſehn wir dort uns wieder! (beyde ab.)

Kaira. Bedarf es noch mehr? mein Spruch iſt Tod! — Tod über beyde!

Oberpr. (traurig) Folgt mir in das Innere des Tempels! Opfert den Göttern, und bewegt in euren Herzen, was ihr gesehn und gehört habt. Dann laßt uns als Menschen über Menschen ein Urtheil sprechen.

Fünfter Aufzug.

Das Innere des Sonnentempels. — Im Hintergrunde das Bild der Sonne auf einem Altar zu welchem einige Stufen führen.

Erster Auftritt.

Der Oberpriester. Xaira. Verschiedene andere Priester. (welche leztere im Hintergrunde räuchern und opfern.)

Oberpriester (Xaira verführend.)

Noch ein Wort, Xaira, ehe wir durch einen raschen Spruch den heiligen Namen entweihen, den wir tragen. Sind wir nicht die Diener der göttlichen Gnade?

Xaira. Und der göttlichen Rache!

Oberpr. Nicht doch! laß das den Pöbel glauben. Nur der Beleidigte kann sich rächen, und Gott kann nie der Beleidigte seyn. — Wir,

die Geheimniſſe einer reinen Lehre eingeweiht;
, die wir unſre Kniee vor dem unſichtbaren
it beugen, wir dürfen ſchon ein Wort im
trauen reden.

Xaira. Wozu? warum in dieſer Stunde?

Oberpr. Weil dieſe Stunde ſich einſt dort
uns in kummervolle Jahre ausdehnen könnte.

Xaira. Meine Richtſchnur iſt meine Ueber
gung.

Oberpr. Das iſt nicht, das kann nicht ſeyn.
wach und gebrechlich ſchuf Gott den Men
n: ſiehe da Deine und meine Ueberzeugung!
vollkommen iſt dieſe Erde, und alles was
auf lebt und webt. So ſollt es ſeyn. Der
it, der den Tyger duldet, wenn er ein Lamm
reißt; ſollte der nicht auch den ſchwachen Men
n dulden, wenn er der Stimme der Natur
orcht? —

Xaira. Aber wir, wir Menſchen tödten
Tyger, und wir thun recht daran; wir ſtra
den ſchwachen Menſchen, und wir thun Recht
an.

Oberpr. Wenn ſeine Schwachheit den
aat zerrüttet: dann —

Xaira. Und iſt das hier nicht der Fall?

Oberpr. Nein.

Xaira. Nicht?

Oberpr. Nein! nein! Du ſelbſt ſprachſt ja
von Rache der Götter? —

Kaira. Und Du könnteſt das Wort dem zügelloſen Leben reden, deſſen Quelle unſre Nachſicht ſeyn würde? —

Oberpr. Am Urſprung einer reinen Quelle denkt man wenig an den Schlamm, den ſie einſt mit ſich führen mag. — Ich bitte Dich, laß uns unſerm Berufe treu ſeyn! Laß uns dem Gotte gleichen dem wir dienen, deſſen Strahlen Leben und Wärme überall verbreiten! laß uns Cora freyſprechen! Der König mag dann thun was ihm gut dünkt. Verwirft er unſer Urtheil, nun ſo haben wir das unſrige gethan, und die armen Schlachtopfer werden mit ihrem lezten Seufzer uns unſern guten Willen danken.

Kaira. Was willſt Du von mir? Du ſprichſt, als beruhe die Entſcheidung allein auf mir. Biſt Du nicht Oberprieſter? Heiſcht nicht Dein Amt der ganzen Prieſterverſammlung den Gegenſtand des Urtheils vorzutragen? Ich habe dann nur eine Stimme.

Oberpr. Ach! Du weißt zu gut, daß mir das Geſez verbietet, meinen Vortrag zu ſchmücken. Einfach und ungekünſtelt muß er ſeyn. Wahr iſts, Du haſt nur eine Stimme: aber Du biſt der älteſte, biſt nach mir Oberprieſter, wann ich ſterbe; auf Dich ſehen die jüngern Prieſter alle, und neigen ſich wohin Du Dich neigſt.

Kaira. Mag ſeyn! Doch nicht ſo der Yuca. In ſeiner Macht ſtehts dann noch immer, zu begnadigen.

Oberpr.

Oberpr. Du ſpotteſt. Seit Jahrhunderten hat jeder Yuka vom Vater zum Sohne den prieſterlichen Spruch beſtätigt. Wird Ataliba nicht nach ſeiner Väter Weiſe handeln?

Xaira. Genug! — Es läuft wider Deine Pflicht mir mein Urtheil abzudringen; es läuft wider meine Pflicht, Dich länger zu hören. (er will ihn verlaſſen)

Oberpr. (hitzig) Nun wohlan! ihr Blut komme über Dich!

Xaira. (kalt) Ihr Blut komme über mich!

Oberpr. Herbey ihr Prieſter! (die Prieſter ſammeln ſich um ihn) — (für ſich) O ich leſe ihr Urtheil ſchon in ihren Mienen. (er ſucht ſich zu faſſen. Nach einer Pauſe) Ihr kennt die Verbrecher und das Verbrechen. Entſcheidet! —

Xaira. Wie ſpricht das Geſetz? — (Oberprieſter ſchweigt) Ich frage Dich: wie ſpricht das Geſetz?

Oberpr. (nach einigem Kampfe mit leiſer Stimme) Tod!

Xaira. (laut und feyerlich) Das Geſetz ſpricht Tod über Cora und Alonzo! —

Alle. Tod! —

Oberpr. (nach einer Pauſe, entſchloſſen) Ich willige nicht in dieſes Bluturtheil! meine Stimme ruft Gnade! denn ich fühle, daß ich ein Menſch bin, wie jene. Greift in Euren Buſen, Brüder! prüft Euer Herz! und ruft Euch

das leise, leise Gnade zu; so ruft Alles mit mir Gnade! —

Xaira. (kalt) Wie spricht das Gesetz? Tod über Cora und Alonzo!

Alle. Tod!

Oberpr. Nun wie Ihr wollt, Du siehst mich unbekannter Gott! meine Hand befleckt kein Tropfen dieses Blutes! — Führt sie her, die unglücklichen Opfer Eures blinden Eifers. (zwey Priester auf verschiedenen Seiten ab) Ihr andern legt das Schwerdt, und einen frisch gebrochnen Palmenzweig auf den Altar. — (es geschieht) Du Xaira, folge mir zum Könige. (ab mit Xaira.)

Zweyter Auftritt.

Cora, und Alonzo von verschiedenen Seiten. Die Priester gehen während dieser und der folgenden Scene ab und zu, und sind im Hintergrunde um den Altar beschäftigt.

Alonzo. (der einige Augenblicke früher erscheint als Cora) Ich schaudere! — Ist es doch nur ein Götzentempel — aber Gott wohnt überall! auch hier, wo unter dem Bilde der Sonne das Geschöpf den Schöpfer anbetet. Und diesen Tempel hab ich entweiht! Cora's Mörder! der Mörder eines ehrwürdigen Greises, der mich

mir

nie beleidiget! der Friedensſtörer eines guten Volkes, das mich freundlich aufnahm! — — O verſchlinge Erde das Ungeheuer mit allen ſeinen Schandthaten! Auf meinem Grabe wachſe kein Gras! nicht der Thau des Himmels befeuchte es, kein Wanderer müſſe da ausruhen und kein Kind darauf ſpielen. (Cora tritt herein) Ach Cora! wie war mir ſonſt ſo wohl, wenn ich Dich ſah — wie iſt mir jetzt ſo weh! —

Cora. Wie Alonzo? Du ſprichſt nicht ſo wie Du denkſt. Hab ich nicht oft Dich ſagen hören; wenn ich mit Cora nicht leben ſoll, ſo will ich mit Cora ſterben? Auch Cora dachte ſo — denkt noch immer ſo. Mit Dir leben, mit Dir ſterben, um dort mit Dir zu leben.

Alonzo. Das iſt die Ruhe der Unſchuld. Du wußteſt nicht was Du thatſt; aber mich — mich begleitet ein böſes Gewiſſen zum Tode.

Cora. Nicht doch. Wir haben beyde nichts Böſes gethan. Wir liebten und wir mußten ja lieben, nicht wahr? — Stand es in Deiner Macht, mich nicht zu lieben? — in der meinigen ſtand es nicht. Wer trägt denn die Schuld? — Der Zufall der uns zuſammen führte — oder die Gottheit, die uns zuſammen führte! — Nein, es iſt alles gut ſo. Ich bin mit meinem Schickſal zufrieden. Auch die Menſchen ſind gut. Sie wollen uns mit einander vereinigen. Als Sonnenjungfrau darf ich mich nicht mit Dir vermählen — aber der Tod, der Tod vermählt uns. —

Sey gutes Muths, lieber Alonzo! wie oft bin ich mit Dir über die rauhen Steine gesprungen, dort bey der eingestürzten Mauer. Nun, der Tod ist ja auch nur ein Sprung über ein paar rauhe Steine. Ist man hinüber, so ists vorbey, und Lieb und Freyheit hüpfen uns dort entgegen.

Alonzo. Süßes Geschöpf! mit Deiner schuldlosen Seele blickt man ruhig in Vergangenheit und Zukunft. Aber ich! —

Cora. Und wenn ich Dir nun beweise, daß gerade Du ruhiger als Cora in die Zukunft blicken darfst? Deine Mutter ist weit, weit von hier, und wenn sie nichts mehr von Dir hört, so wird sie glauben, Du seyst durch Schiffbruch, durch Krankheit, so oder so aus der Welt gegangen, und wird sich trösten, und ihre geschäftige Mutterphantasie wird ihr alles Schöne und Rare vermahlen, was Du schon gethan und noch hättest thun können; aber ich — ich hab einen Vater — zwar fern von hier in einer entlegenen Provinz; aber doch muß ers bald erfahren, wie und warum ich sterben müssen. Ach! das allein macht der armen Cora den Tod schwer! Der alte Mann hat mich so lieb — und ist ein so guter alter Mann — wär er hier, sein Herz würd ihm brechen.

Alonzo. (beyseite) Himmel! so weiß nicht —

Cora. Ich habe in dieser letzten Stunde auf meinen Knien gelegen, und inbrünstig für meinen

meinen Vater gebetet, daß ein sanfter Tod ihn der Welt entrücke, ehe seiner Tochter Schikſal bis zu seinen Ohren dringt. Plötzlich, Alonzo, verbreitete sich in meiner Seele eine Heiterkeit, als ob der Morgen anbräche, und ich hoffe, ich ward erhört! — Nun ist mein letzter Wunsch, daß was mit mir geschehen soll, nur bald geschehe! nur bald und rasch! Fort aus der Welt, daß nicht die feyerlichen Anstalten meine Sinne empören und meinen Muth erschüttern.

Alonzo. Ach! alles was Du gelitten hast — — und Alles was Du noch leiden wirſt, liegt schwer auf meiner Seele! —

Cora. Ich sage Dir, ich werde nicht mehr leiden. —

Dritter Auftritt.

Der alte Telasko und der gefesselte Zorai, treten herein. Die Vorigen.

Cora. (schreyt laut und zittert.) Ah! — ich bin erhört — diser Geiſt — das ist meines Vaters Geiſt — aber — sein Blick ist unwillig — (ihr Gesicht verbergend) sein Blick ist fürchterlich! — Alonzo hilf mir aus diesem Traume — —

Alonzo. Wollte Gott, es wäre nur Deines Vaters Schatten! Er ist es selbst! O der bittern Stunde! —

Cora. (schüchtern nach Telasko blickend) Mein Vater? —

Telasko. (zu Zorai) Warum führt man mich hieher? gerade hieher? — Ich diente doch dem Vaterlande so lange; bin ich denn gar keiner Schonung werth? — Geh, frage die Priester, ob das so seyn muß, daß ich hier mit ihr zusammen komme? — Geh! geh! ich will mich indessen an diesen Pfeiler halten.

Cora. (sich ihm schüchtern nahend) Mein Vater —

Telasko. (ängstlich) Rette mich, Zorai! rette mich!

Zorai. (stößt sie weg) Fort, Schlange! Schone des alten Mannes wenigstens in seinen letzten Augenblicken.

(Telasko wendet sein Gesicht ab.)

Cora. (fällt auf die Knie und hebt ihre Hände bittend empor) Bruder!

Zorai. Ich Dein Bruder? — doch ja; diese Fesseln sagen mir, daß ich Dein Bruder bin.

Cora. Vater!

Telasko. (abgewendet) Wer ruft mich? ich kenne Deine Stimme nicht.

Cora. Bruder! Vater! — Ach! das ist mehr als Todesangst! — (die Hände ringend.)

Telasko. Ach Zorai! mein Vaterherz bricht! es ist die Stimme ihrer Mutter — (einen Blick auf sie werfend) und die Gestalt ihrer Mut-

Mutter. — Cora! Cora! ich bin mit Ehren grau geworden, und Du deckſt mein Grab mit Schande! — Wenn das Deine Mutter wüßte! — Wohl ihr, daß ſie dieſen Tag nicht erlebt hat! Fort von mir! zähle nicht auf Barmherzigkeit! Haſt Du ſie um mich verdient? Hab ich Dich gezwungen, Deine Jugendtage dem Dienſt der Sonne zu weihen? Hab ich Dir nicht oft geſagt: Tochter! Tochter! beſinne Dich wohl, was Du thuſt! es giebt Freuden die Du noch nicht kennſt, die Du vielleicht einſt ahnden wirſt, und ſchon dieſes Ahnden wird ein Verbrechen, das Entbehren Dein Unglück ſeyn. Noch am letzten Abend, ehe die Götter den unwiederruflichen Schwur hörten, noch am letzten Abend bat ich Dich — und Gott weiß wie mir dabey zu Muthe war! Ich bat Dich: Liebe, liebe Tochter! noch iſt es Zeit umzukehren! Die Zukunft ſchwebte damals trübe vor meiner Seele, wie das Meer an einem neblichten Tage. Auch Du — Du weinteſt, Dein Herz war Dir ſo voll, Du wußteſt nicht warum, Dich warnte Dein Schutzgeiſt: aber Du beharrteſt in Deiner Schwärmerey, träumteſt nähern Umgang mit den Göttern. — Nun ſtehen wir hier, ich alter Mann mit meinen grauen Haaren, zu Boden geſchlagen die Ehre meines Hauſes! Dieſer Jüngling voll Kraft und Vaterlandsliebe, ſchuldlos in Dein unſeliges Verhängniß verwickelt! Gemordet beyde durch die Hand der Tochter! der Schweſter! — Und der Gefähr-

te

te unſers Todes iſt Schande! Ach! daß ich dieſen Tag erleben mußte! Selig! ſelig Deine Mutter, daß ſie ſtarb, ehe dieſer Morgen anbrach.

(Cora, zermalmt durch ihres Vaters Verwürfe, ſinkt mit einem ſchwachen Seufzer zu Boden.)

Telaske. (mit einer Bewegung von Zärtlichkeit) Ach Zorai! ſteh ihr bey!

Zorai. (richtet ſeine Schweſter auf — auch Alonzo will ihr zu Hülfe kommen. — Zorai ſtößt ihn weg) Fort mit Dir, Tugendmörder! — O wie werden doch die Helden ſo klein, wenn man ſie in der Nähe erblickt! wie liebt ich in der Ferne dieſen Mann, als ich ſo viel Gutes von ihm hörte! wie wallte mein junges Herz! wie oft wünſcht ich mich an ſeine Stelle! Ich Thor! ſeine Thaten waren Werke des Zufalls; er iſt ein ſchwacher Menſch, wie wir alle. Sieh her, und weide Dich an dieſem Schauſpiel; es iſt Dein Werk! — Ha! dank es dieſen Feſſeln, daß ich nicht ſelbſt im Tempel unſers Gottes blutige Rache an Dir nehme.

Alonzo. Wüßtet ihr, wie mein Herz zerfleiſcht iſt, wie unnennbar ich leide, ihr würdet mich bedauern! —

Telaske. Laß ihn, Sohn! Er iſt elender, als wir. Wir haben noch einen Schatz, den wir mit hinüber nehmen: unſer Gewiſſen. Er iſt ärmer als wir; er hat alles verlohren.

Cora.

Cora. Ach Vater! laß mich nicht in Verzweiflung sterben! Kannst Du Deinen Segen mir in der Todesstunde versagen? (sie fällt ihm zu Füßen) Ich will Deine Knie umklammern, meine Angst muß Dich rühren! Erbarme Dich! erbarme Dich! Segne mich mein Vater! vergieb mir, mein Bruder! —

— (Telasko und Zorai sind bewegt)

Cora. Seht, ich winde mich wie ein Wurm — ich leide unaussprechliche Pein — Erbarmen! ach! ich kann nicht mehr —

Telasko. (sehr bewegt) Sohn! Sohn! laß uns den Tod nicht schwerer machen — einem Unglücklichen verzeiht man so leicht — hebe sie auf in meine Arme! (Zorai gehorcht)

Telasko. (drückt Cora an sein Herz) Stirb ruhig! — ich verzeihe Dir!

Cora. (sehr schwach) Mein Bruder —

Telasko. Auch er, auch er! — komm, komm Zorai! keinen Groll! — vergieb der Büssenden! — Nenne sie Schwester! —

Zorai. (Cora umarmend) Unglückliche — Schwester!

Cora. (noch immer sehr schwach) — Dank den Göttern! die Bitterkeit des Todes ist vorüber.

Alonzo. Eure Herzen sind erweicht — ach! — darf ich Alonzo wagen — Euer Mitleid anzu-

zuſtehen? — Du nanntest mich einen ſchwachen Menſchen Zorai. Schwach bin ich — aber kein Böſewicht! — Das Elend knüpft ja ſonſt die Menſchen ſo leicht an einander. — Laßt uns verſöhnt zum Tode gehn!

Telasko. Fremdling, ich hege keinen Groll gegen Dich. Wie könnt ich ſchöner aus der Welt gehn, als indem ich meinem Beleidiger verzihe. — Haſt Du auch noch Eltern?

Alonzo. Ich habe noch eine alte Mutter.

Telasko. Nun — um Deiner alten Mutter willen — komm her, daß ich an ihrer Statt Dich ſegne! (er ſchließt ihn in ſeine Arme.)

Alonzo. O eine ſchwere Laſt gleitet von meinem Herzen. Auch Du, Zorai? — (ihm die Hand bietend)

Zorai. Laß mich! Ich bewundre meinen Vater, aber ſeinem Beyſpiel folgen — das kann ich nicht.

Alonzo. Gieb einem Sterbenden die Ruhe!

Zorai. Ich kann nicht. Soll ich Dir Verſöhnung heucheln? Du biſt mir verhaßt. — Laß mich! ich will verſuchen, ob ich dies bittre Gefühl das gegen Dich ſpricht, bekämpfen kann, und gelingts mir, nun ſo will ich, indem wir zum Tode gehn, Dir die Hand reichen, und Du weißt dann was das bedeutet.

Alonzo.

Alonzo. Habe Dank auch für dieſes Wolſen! es iſt ſchon mehr als ich werth bin.

Cora. (hat ſich während des lezten Diaſoge an einen Pfeiler gelehnt um ſich zu erholen.)

Vierter Auftritt.

Der Oberprieſter. Kaira. Mehrere Prieſter. Gleich darauf der König mit ſeinem Gefolge.

Kaira. Der König kommt!

(Die Prieſter ſammeln ſich an den Stufen des Altars. — Cora, Telasko und Zorai bleiben im Vordergrunde an einer Seite. — Alonzo an der andern.)

Ataliba. (tritt langſam und finſter herein, kniet nieder vor dem Bilde der Sonne, und bleibt einige Augenblicke in einer betenden Stellung — Alles iſt ſtill. — Er wendet ſich darauf zu Alonzo — halb leiſe und haſtig) Rette Dich, Alonzo! ſprich, du ſeyſt ein Fremdling — hier weiß nicht gewußt — Dir ſey Geſetz und Strafe unbekannt geweſen. Berufe Dich auf Deine Verdienſte um den Staat, um mich, um das Volk — rede, was die Gefahr Dir eingiebt — Dein Freund iſt Dein Richter. Mach es mir nur möglich Dich zu retten, ohne den Verdacht der Partheylichkeit auf mich zu laden.

(Alonzo

(Alonzo bückt sich schweigend, den Ausdruck des Dankes im Gesicht)

Atal. (zu Telaske) Du Greis mit Deinen Silberlocken bist frey. Wer tausendmal sein Leben dem Vaterlande opferte, der hat es schon den Göttern geopfert; ich wag es nicht mich an Dir zu vergreifen.

Telaske. Wie, Yuca, Du könntest so grausam seyn, dem alten Stamme seine Blüthen zu rauben, und ihn nicht selbst mit abzuhauen.

Atal. (zu Zorai) Auch Du, Jüngling, bist frey!

(Gemurmel unter den Priestern; der König hört es und spricht laut, indem er scharf nach ihnen hinsieht)

Denn es ist der Wille meines Vaters, der Sonne, daß hinfort nur der Schuldige leide. Tröste Deinen alten Vater, Zorai, pflege sein bis er hinübergeht; dann komm zu mir, zu Deinem ältern Bruder! (Zorai will sich ihm zu Füßen werfen. Er verhindert es und wendet sich zu Cora) Für Dich Cora — — kann ich nichts thun —

Cora. (mit warmer Dankbarkeit) Ach Du hast eben so viel für mich gethan.

Atal. (theilnehmend) Du stehst unmittelbar unter dem Gesetz — und auch der König ist dem Gesetz unterworfen. (er wendet sich — be-

ſteigt die Stufen des Altars — bleibt auf der oberſten ſtehn — neigt ſich nochmals gegen das Bild der Sonne und kehrt ſich dann gegen die Verſammlung) Oberprieſter! verwalte Dein Amt!

Oberpr. Vergieb mir, Inca — ſchone meines Alters — meiner ſchwächlichen Geſundheit — meines beklemmten Herzens — erlaube — daß heut Zaira an meiner Statt —

Atal. Es ſey!

Zaira. (nähert ſich feyerlich) Erſtgebohrner Sohn der Sonne! Eine Jungfrau den Göttern geweiht, hat ihr heiliges Gelübde gebrochen. — Cora! tritt hervor! — Ein Fremdling auf dieſer Küſte iſt Mitſchuldiger der Verbrecherin — Alonzo! tritt hervor! — Wir Prieſter des erzürnten Gottes, wir Diener des entweihten Tempels, getreu den Geſetzen Deiner Ahnherrn, haben Urtheil und Recht über beyde geſprochen, und unſer Spruch iſt Tod!

Atal. (nach einer Pauſe) Könnt Ihr Euch vertheidigen?

(Cora und Alonzo ſchweigen)

Ich rede zu Euch, Cora und Alonzo. Könnt Ihr Euch vertheidigen?

Cora. Nein.

Alonzo. Nein.

Atal. (bestürzt) Wie, Alonzo? Du weißt nichts zu Deiner Entschuldigung vorzubringen?

Alonzo. Nichts.

Atal. Besinne Dich! ich gebe Dir Bedenkzeit — besinne Dich, Fremdling! —

Alonzo. Ich habe den Tod verdient und ich leide ihn willig.

Atal. (sehr unruhig) Bedenke, was Du thust — nur noch wenig Augenblicke sind Dein! — Ihr um mich Versammleten! ich halte hier Gelindigkeit für Pflicht, denn er ist ein Fremdling, ihm ward nicht als Knabe schon der heilige Schauer vor den Göttern eingeprägt, den die Lehren unserer Priester in die Brust der Peruaner pflanzen. Er wußte nicht — er kannte nicht — er sah nicht mit unsern Augen — — noch einmal Alonzo! rede, sprich ein Wort! die Götter sind gerecht — und billig — und gnädig —

Alonzo. Ich habe den Tod verdient.

Atal. (nach einer Pause) Ist das Dein letztes Wort?

Alonzo. Mein letztes.

Atal. (stützt sich mit dem Ellbogen auf den Altar und verbirgt sein Gesicht in der Hand. Nach einigen Augenblicken sich ermannend) Priester! thut Eure Pflicht!

(zwey Priester nähern sich langsam feyerlich dem Altare — steigen zu beyden Seiten

des Königs hinauf, nehmen der Eine das Schwerdt, der Andere den Palmenzweig vom Altare, steigen eben so wieder herunter, und stellen sich neben Zaira)

Zaira. (überreicht dem Könige das Schwerdt) Sohn der Sonne! nimm aus meinen Händen das Sinnbild der Gerechtigkeit! (er macht es eben so mit dem Palmenzweig) Sohn der Sonne! nimm aus meinen Händen das Sinnbild der Gnade! — Die Götter leiten Dein Urtheil!

Atalida. (kniet nieder) Gott! Du siehst mein Herz! es blutet in dieser Stunde! o laß mich nie wieder eine so traurige Königspflicht erfüllen! — Ihr Geister meiner Voráltern! Eure Weisheit schwebe auf mich herab! und hab ich meine Pflicht vollbracht — so laßt in dem Gedanken — mich Ruhe finden! (er steht auf. — Cora und Alonzo, Telasko und Zorai knieen nieder mit gesenkten Häuptern.)

(Atalida steht einige Augenblicke im Kampfe mit sich selbst; hebt dann das Schwerdt auf und ist im Begriff zu reden, als plötzlich.

Fünfter Auftritt.

(der Kämmerling haſtig und erſchrocken hereinſtürzt) Vorige.

Kämmerling. Vergieb mir, Inca, ich bringe ſchlimme Bothſchaft. Die Flamme des Aufruhrs wüthet. Das Volk tobt die Straßen auf und nieder. Mit Kriegsgeſchrey ſammelt ſich das Heer von allen Seiten, Trommeln und Hörner tönen, Waffen klirren, ein Wald von Lanzen zieht herauf, Alles läuft und ſchreyt durch einander: keine Antwort auf tauſend Fragen; nur den Namen Rolla tragen zehntauſend Stimmen gen Himmel! Der Fremdling Velasquez mit ſeiner Schaar hielt ſeitwärts auf der Wieſe, ich ſah ihn, wie er von einem zum andern lief, aus ſeinen Geberden ſchloß ich, daß er bat und drohte, um das Häuflein zuſammen zu halten, aber vergebens! Einer nach dem andern ging zu Rolla über.

(die ganze Verſammlung, der König ausgenommen, zeigt Beſtürzung und Unruhe.)

Atal. Was iſt das? — weiß mir niemand zu ſagen was das bedeutet? (Alles ſchweigt) (zum Kämmerling) Rolla ſagſt Du an der Spitze des Heeres? Das kann nicht Aufruhr ſeyn. Rolla und Aufruhr! nein, Du irrſt. Haſt Du ihn ſelbſt geſehn?

Kämmerl.

Kämmerl. Nur von ferne. Die Anführer der kleinen Haufen hatten einen Kreis um ihn geſchloſſen. Er redete laut und eifrig, ſein Geſicht glühte, ſein Feuer zündete rings umher, ſtürmiſches Zujauchzen unterbrach ſeine Worte. Sie ſchwangen die Schwerdter über den Häuptern und ſchüttelten die Lanzen. Drauf bewegte ſich der ganze unabſehbare Haufe und fing an ſich nach dem Tempel zuzuwälzen. Ich eilte ihm zuvor zu kommen.

Atal. (ohne ſeine Miene zu verändern) Nun ſo wird ſich ja das Räthſel bald löſen. (er ſieht umher) Ich leſe Furcht auf euren Geſichtern: warum zagt ihr? Wer ſeinem Volke Gutes that, darf ſein Volk nicht ſcheuen. Meine Ruhe iſt in meinem Herzen. Sie mögen kommen!

(Getöſe hinter der Scene — Verwirrtes Rufen auf der Bühne)

„Sie kommen! da ſind ſie ſchon!“

Sechster Auftritt.

Rolla ſtürzt herein, ein entblößtes Schwerdt in ſeiner Rechten, einen Wurfſpieß in ſeiner Linken — Köcher und Bogen um den Nacken. Hinter ihm noch mehrere Anführer der Truppen. Die Vorigen.

Rolla. Nur mir nach, Freunde!

Kaira. (laut rufend) Entweihung des Tempels!

Rolla. Den habt Ihr durch Blutschuld entweiht.

Laira. Rache, ihr Götter! (Verwirrtes Getöse)

Atal. (ruft Laira zu) Schweig! — und macht eine Bewegung mit der Hand gegen die versammelte Menge, daß er reden will — plötzlich wird alles still) (zu Rolla) Wer bist Du?

Rolla. Kennst Du mich nicht?

Atal. Ich hatte einst einen Feldherrn, der Dir ähnlich sah. Er hieß Rolla, und war ein edler Mann. — Aber wer bist Du?

Rolla. Keinen Spott, Ynca! um Gottes willen keinen Spott! — Doch Du magst Recht haben, ich bin nicht mehr Rolla — ich kenne mich selbst nicht mehr — ein Sturm jagt mich — ein Strom reißt mich fort! Habe Mitleiden mit mir! Ich ehre Dich, Ynca, ich ehre und liebe Dich —

Atal. Du mich? Vormals träumt ich so etwas — Rolla dacht ich immer, mein Vetter Rolla so lange ich den noch habe, mag der Beherrscher von Cusko toben, mögen aufrührerische Provinzen freveln; sein Heldenmuth ist ein Baum, in dessen Schatten ich ruhig schlummre.

Rolla. Aber ich bitte Dich, was kann der Baum dafür, in dessen Schatten Du schlummerst,

wälzt, wenn ein Wirbelwind ihn mit der Wurzel ausreißt, und über Dich herwirft? —

Atal. Welcher Wirbelwind hat Dich ergriffen? was willst Du? rede! und dank es dem, was Du vormals für mich gethan, daß Du so zu mir reden darfst. Ich habe Deine Heldenthaten nie nach Würden belohnt; ich thu es in diesem Augenblick — ich erlaube Dir zu reden.

Rolla. Ich habe nur ein Wort zu meiner Vertheidigung. Laß es gelten, Inca, wenn Du mehr Mensch als Götterſohn bist! — Ich liebe! Als ich noch ein Knabe war, schlich sich das schon in mein Herz, so freundlich, so behaglich, so ohne alle Unruh, daß ichs mit Wohlgefallen hegte und pflegte. Damals war die Liebe ein heiterer Tag in meiner Seele, bis das Jünglingsalter dazwischen stürmte. Da sollte alles biegen oder brechen! Da sollte alles nach meinem brausenden Kopf gehn! Liebe war da mein ganzes Streben! und Gegenliebe, und süße Trunkenheit und Schwelgerey in Coraé Armen, ohne Gedanken an Vaterland und Ehre, an den edlen Stamm der Yncas, von dem auch ich ein Zweig bin. Mein guter Oheim wollte den Strom dämmen, oder in ein anderes Bett leiten, da sandt er mich in den Krieg, da sollt ich austoben, auf der Leiter der Ehre emporklimmen, und auf die Liebe herunterblicken. Vergebens! die Liebe wars, die mit mir emporklimmte; die Liebe wars, die mir

Heldenmuth gab! Alles Große und Gute, was ich für Dich gethan haben mag, das hat durch mich die Liebe gethan. Sie war meine Gefährtin auf jedem Schlachtfelde. Wenn hier und da und dort, der Tod mir die Zähne wies, ich! ich dachte nie an Dich, Ynca, nie Deinen Thron, nie die Wohlfahrt des Vaterlandes, ich dachte nur Cora! Cora sollte mich bewundern! Mir bist Du nichts, alles der Liebe für Cora schuldig. Und dieser Liebe sollst Du heute verzeihen, Sieh, ich bin ein Mann geworden, aber in meinem Herzen ist noch Alles wie es war: der Sturm der Jünglingsjahre, der schöne Traum des Knabenalters! und so ist das ein Baum geworden, dessen Wurzeln so innig mit meinem Leben verwachsen sind, daß Du ihn nicht ausreißen kannst, ohne mich zu vernichten. Sey gnädig, Ynca! sey menschlich! ich bitte knieend um ihr Leben! (er kniet nieder) Seit Cora den verlaßnen Rolla Bruder nannte, ist Rolla stolz geworden; aber doch bitt ich knieend um meiner Schwester Leben!

Atal. (der so viel ihm möglich war seine Rührung verbarg und seine Würde behauptete) Steh auf! —

Rolla. Gnade! —

Atal. Steh auf! Lege Deine Waffen hier zu meinen Füßen nieder! laß das Heer auseinander gehn, und dann erwarte still und unterwürfig Deines Königs Urtheil!

Rolla.

Rolla. Gnade! — Oheim! — Schweſter! helft mir bitten! Ich habe in meinem Leben ſo wenig gebeten, ich verſteh es nicht recht.

Atal. Ein Bittender in Waffen? Willſt Du Deines Königs ſpotten?

Rolla. (aufſtehend) Wahrlich nein! aber Du begehrſt Unmöglichkeiten — Schlummer von einem Fieberkranken. Cora in Feſſeln! und Rolla ohne Schwerdt, ohne Lanze! — nein, beym Himmel! das geht nicht!

Atal. Ich befehl es Dir! lege die Waffen nieder!

Rolla. Befreye ſie, Ynca! Sprich ſie los von dem verhaßten Gelübde, und meine Waffen und mein Leben liegen zu Deinen Füßen.

Atal. Ohne Bedingung! Nieder die Waffen!

Rolla. Ich kann nicht! Komm in meine Arme, Cora! meine Bruſt ſey Dein Schild! mein Schwerdt ſoll Deine Ketten zerhauen! —

Atal. Aufrührer! Thu, was Dir gefällt und die Götter geſtatten; aber wiſſe daß Atalida nicht eher ein Urtheil ſpricht, bis er knieend und unbewaffnet Dich zu ſeinen Füßen ſieht. Du ſollſt nicht ſagen, Du habeſt dem König ſeine Gnade abgetrotzt. — (mit Pathos) Ihr Völker von Quito! Hört eures Herrſchers Stimme! Hört ſie vielleicht zum leztenmale! denn in dieſem

Augenblicke leg ich den Scepter nieder; und mein Vater mög euch richten! — Seit sieben Jahren war ich euer König — ich stehe hier im Tempel; mich sieht Gott! — Wer mag mich einer wissentlichen Ungerechtigkeit zeihen? der trete auf! — Wer gieng hülflos von meinem Throne, wo ich helfen konnte? — der trete auf! — Ich habe Länder erobert und Könige besiegt! Doch das ist wenig — ich habe meine gefüllten Scheuren geöffnet, als vor wenig Jahren der Zorn der Götter das Land mit Unfruchtbarkeit schlug; ich habe den Hungrigen gespeißt, und den Kranken erquickt; manche Nacht mich schlummerlos auf meinem Lager gewälzt, weil euer Elend an meinem Herzen nagte, und ich nicht allen helfen konnte. — Ihr Völker von Quito! ich habe das nicht um Euch verdient. — Greift ihn! fesselt ihn! oder ich lege den Scepter nieder.

(Verwirrtes Gewurmel)

Rolla. (sich zu den Seinigen wendend) Ihr mich greifen? Ihr mich fesseln? welcher unter Euch? Ha Du vielleicht? mein alter Kriegsgefährte, mit dem ich einst meinen lezten Bissen theilte, als uns Alles mangelte. — Oder Du, dem ich in der Schlacht von Tumibamba das Leben rettete? oder Du, dessen Sohn ich befreyte, als eben die Feinde ihn niederhauen wollten? Welcher unter Euch will mich greifen? Sprecht!

Oberpr. (mit Wehmuth) Rolla! mein Pflegesohn! wie Du mich beugst! willst Du mich alten Mann zu Deinen Füßen sehen?

Rolla. Ich ehre in Euch den Vater, aber breitet Eure Arme nicht in den Sturm aus. Es ist vergebens. (der Oberpriester will bittend fortfahren) (Rolla kömmt ihm ungeduldig zuvor) Laßt mich, Oheim! das Loos ist geworfen! Es gehe, wie es gehe! ich will Cora retten oder mit ihr sterben! —

Cora. (geht auf Rolla zu und schlingt ihren Arm um seinen Hals) Diese Thräne, dankt Dir Deine Liebe zu mir, Bruder! nimm diesen Kuß Deiner Schwester. (sie küßt ihn) Du bist ein grosser Mann! erst seit heute kenne ich Dich. Aber ein so großer, ein so guter Mann muß auch seines Königs Freund seyn. Cora hat ein Verbrechen begangen, und Du, um Cora zu retten willst ein neues Verbrechen begehen? Das käme denn auch auf mein Gewissen, und mein Gewissen ist schon belastet genug. (süß und schmeichelnd) Nein, Rolla, thu das nicht! reiße nicht den Göttern die Zügel aus der Hand, die gewiß mein Schicksal lenkten. Laß mich sterben! mein Vater und mein Bruder haben mir verziehen, und mit mir stirbt Alonzo: ich sterbe gerne. — Unsere Seelen werden um Dich schweben, werden sich an Dir ergötzen, wenn Du Deinem König treu, dem Vaterlande Deine Kräfte weihst. Trage das bischen

chen Leben ohne mich! — willſt Du, lieber Roſ-
ſa? Lieber, guter Rolla! wenn Dich meine Bit-
ten rühren; ſieh, ſo geh ich noch mit einer gu-
ten That aus der Welt, und auch das verdanke
ich dann Dir. — O ja, ich ſeh es, Deine Stirn
entwölkt ſich, Dein Auge wird feucht — ſchlu-
cke ſie nicht nieder, dieſe Thräne, ſie macht dem
Krieger keine Schande. — Gieb mir, Dein
Schwerdt — mir Deinen Wurfſpieß. (ſie windet
ihm ſanft Schwerdt und Lanze aus der Hand
und giebt ſie weg) Da ſteht der Held! und mit
der Thräne, die ihm da über die Wange zittert,
hat er den Flecken von ſeinem Ruhme und ſei-
ner Tugend hinweggewaſchen. Ich danke Dir,
Rolla. Ich bin ſtolz auf Deine Liebe. — Und
nun zu unſers guten Königs Füßen! komm! o
komm! daß Dein Triumph der Tugend nicht halb
gefeyert werde. (ſie zieht ihn ſanft nach ſich bis
vor den König, knieet nieder und Rolla neben
ſie) Ich bringe Dir Deinen Helden zurück. Ver-
zeih ihm! Er verdient es, daß Du ihm verzei-
heſt. (ſie ſteht auf und begiebt ſich auf ihren
Platz) Nun, Ynca, ſprich unſer Urtheil!

(Rolla bleibt knieend vor dem Könige)

Telasko. (Cora umarmend) Meine Toch-
ter! o nun mögt ihr es alle hören! nun darf ich
ſie wieder ohne Schaam meine Tochter nennen.

Ataliba. Rolla unterwirft ſich ſeinem Könige?

Rolla. Ich unterwerfe mich.

Ataliba. Du haſt das Leben verwirkt.

Rolla. Ich weiß es.

Ataliba. Ich verzeihe Dir.

Rolla. (raſch aufblickend) Und Cora — ?

Ataliba. Ich verzeihe Dir!

Rolla. (läßt das Haupt wieder ſinken) Ach! —

Ataliba. Steh auf!

Rolla. Laß mich knieend Cora's Urtheil hören; Du ſprichſt dann auch das Meinige.

Ataliba. Wohlan! (er ergreift von neuem das Schwerdt und den Palmenzweig, welches beydes er als das Getümmel entſtand wieder auf den Altar gelegt hatte)

Oberpr. (wirft ſich ihm plötzlich zu Füßen) Vergieb ihnen!

Ataliba. (zu ihm herabſteigend und ihn gütig aufhebend) Auch Du mein Vater? ward Dir der Götter Wille offenbart?

Oberpr. Gnade! iſt der Götter Wille. Jene Zeiten als Dein erlauchter Ahnherr den Dienſt der Sonne ſtiftete, jene rohe Zeiten ſind nicht mehr

mehr. Unbekleidet, gleich den Thieren des Waldes, wohnten einſt die Menſchen unter dem Dach des Himmels. Ihre Weiber behandelten ſie, wie die Frucht der Palme, die jeder brechen durfte, und ſo lebte das wilde Volk immer nur den heutigen Tag, ohne Religion, ohne Eigenthum und Geſetz. Da erſchien Manco Capac, mit allen Gaben eines Götterſohnes ausgerüſtet. Was er ſagte, was er that, iſt in unſre Herzen geſchrieben. Er baute der Sonne einen Tempel, und weihte Jungfrauen ihrem Dienſt. Er ſchuf das Geſetz der Keuſchheit, denn damals, da nur noch Sinnlichkeit herrſchte, und die Vernunft ein Kind war, wäre ohne dieſes Geſetz der Tempel an feſtlichen Tagen ein Tummelplatz der Wolluſte geworden. So zwang ihn die Noth, der Natur in ihr groſſes Rad zu greifen. Aber eine lange lange Reihe von Jahren hat das Geſetz des Schicklichen in das Gefühl des Schicklichen verwandelt. Wo dieſes herrſcht, iſt jenes nicht mehr nöthig. Drum, Ynca, ſtehe ich hier, im Namen der Götter, und rufe Dich auf, Dich Wohlthäter meines Volkes! kröne Deine ſchöne Thaten durch das Opfer, welches Du der Vernunft, und in ihr der Gottheit bringſt. — Wanke nicht! — Thue raſch das Gute! und wo noch etwas Deiner Ueberzeugung mangelt, da laß das Flehen eines Greiſes Dich rühren — der Dich erzog — der Dich als ſeinen eignen Sohn liebte — der

uner-

unermüdet Sorgenvoll an Deinem Lager wachte, wenn Du kindisch süß entschlummert warst — besohne mir heut alle meine Sorgen! — (er wirft die Stirnbinde herunter und zeigt ihm sein graues Haupt) Um meiner grauen Haare willen! in Deinem Dienst grau geworden.

Ataliba. Genug! — Tritt näher, Cora! auch Du, Alonzo!

Oberpr. O ihr Götter! lenkt sein großes Herz!

(Cora und Alonzo, wanken vor den König)

Telasko. (zu Zorai) Halte mich, mein Sohn! halte mich! —

(Alles steht in banger Erwartung)

Ataliba. (nach einer Pause indem er das Schwerdt mit der rechten Hand gegen die Erde staucht, daß es zerbricht, und mit der linken Cora die Palme reicht) Vernichtet sey das Gesetz! Cora frey!

(Cora sinkt in Ohnmacht)

(Alonzo wirft sich neben ihr nieder)

(Rolla springt auf und drückt den König wild an sein Herz)

(Oberprieſter ſtreckt ſeine Hände dankbar gen Himmel)

(Telasko wankt auf Zorai geſtützt ſeiner Tochter zu)

(Das Volk ruft zu wiederholtenmalen) Es lebe der Ynca!

Meine

Flucht nach Paris

im Winter 1790.

Für bekannte und unbekannte Freunde

geschrieben

von

August von Kotzebue.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer, 1791.

24./III.41

1 - 11

Liebe Leſer!

Dieß kleine Buch iſt von keinem Nutzen, vielleicht auch nur wenig unterhaltend. Ich ſchrieb es um mein Herz zu erleichtern, ich ſchrieb es in den unglücklichſten Tagen meines Lebens. Der Verluſt einer Gattinn, die ich unausſprechlich liebte, trieb mich fort in die Welt. Ich floh den Ort, wo ich meines Lebens Ruhe verlohr, und Engel ihre Schweſter wieder zu ſich nahmen. Ach! den Ort konnte ich fliehen, aber das Bild meiner Friederike folgt mir überall, und nur dem Tode gebe ich es zurück, wenn er mir einſt das Original wieder giebt.

Es iſt mir Bedürfniß geworden, immer von ihr zu ſprechen, und immer an ſie zu denken. Der Wunſch, meinen Kummer zu mildern, gab mir die Feder in die Hand — ſiehe da! das Bild meiner geliebten

liebten Gattinn schwebt vor mir auf dem Papiere, ich weiß nicht mehr was ich schreiben wollte, ich sehe nur sie, und schreibe von ihr!

Gute Menschen! die ihr zuweilen sanfte Thränen in meinen Schauspielen vergossen habt, wenn ich ein kleines Verdienst um euch mir erwarb, so lohnt mir das jezt durch eine Thräne um meine gute Friederike! oder wenigstens scheltet nicht, wenn ihr dieß kleine Buch in die Hand nehmt, und nicht darinn findet, was ihr sucht. Laßt mich von ihr reden! recht viel von ihr reden und erzählen! sehe nicht scheel drein, wenn jeder, auch der entfernteste Gegenstand, mich, Gott weiß wie! immer wieder zu meinem Weibe führt. Gott behüte euch alle für einem solchen Verlust! kommt es aber mit euch auch einmal dahin, so sollt ihr mich auch nicht vergebens um eine Thräne des Mitleids bitten.

Jeder Gatte, der in diesem Augenblicke seine geliebte Gattinn noch besizt, der drücke sie herzlich an seine Brust wenn er die-

dieſes lieſt, und danke Gott dafür! von ihm verlange ich nur Rührung, nicht Thränen. — Aber ihr, die ein gleiches Schickſal näher an mich kettet, ihr, die ihr Mann oder Weib verlohrt, vor kurz oder lang, und euren Verluſt noch nicht vergeſſen habt, o laßt uns zuſammen weinen! wir ſind Geſchwiſter! euch mache ich keine Entſchuldigung, daß ich ein Buch ſchrieb, einzig für' mich ſelbſt, für mein wundes Herz, und für ein paar Freunde.

Ich wollte meiner Friederike ein Denkmal errichten, ſo gut ich kann, aber nicht in dieſem Buche, jezt kann ich noch nicht. Ich will einſt die Geſchichte unſerer Liebe und Ehe ſchreiben. Welch' ein ſchöneres Denkmal für die ſchönſte Seele, als das Wegnehmen der beſcheidenen Hülle von allen ihren Tugenden. Sie war ſo ſehr, ſo unausſprechlich gut, nicht nach Grundſäzen, ſondern ſie meynte, es könne nicht anders ſeyn. Ihre Empfindungen waren immer edel, denn es war kein Plätzgen in ihrem Herzen, eine unedle Empfindung zu

herbergen; aber bey jedem sanften, guten Tone klang ihre reingestimmte Seele immer mit. Herz und Hand meiner Friederike waren für Nothleidende immer offen, sie gab gern, und gab, wie man geben soll, wie eine Schwester dem Bruder giebt.

Noch ist es kein Jahr, als ich mir den Scherz erlaubte, ihr am ersten April einen kritzlichen, unleserlichen Brief zu schreiben, als komme er von einer armen Wittwe, die mit ein paar halbnackten Kindern, in einer ziemlich weiten Entfernung von der Stadt, auf einem kalten Boden verschmachte, und ihre Hülfe anflehe. Es war ein kalter, windiger Tag, meine gute Friederike war damals nicht einmal ganz gesund, aber sie suchte in Eil alte Wäsche und Kleider zusammen, und ließ anspannen. Ich lief voraus an den bezeichneten Ort, ich sah den Wagen von weitem kommen, er hielt still vor einem Hause am Ende der Vorstadt. Ich erschrack, und glaubte meinen Scherz verrathen. Ach nein! sie war ausgestiegen um Semmeln zu kaufen für die hungrigen Kinder,

der, welche sie anzutreffen glaubte. So trat sie in das ihr bezeichnete Haus, mit einem Bündelgen Wäsche, einem Schnupftuch voll Semmeln, und zwey Rubeln zwischen den Fingern, halb erfroren, und doch weniger unwillig über meinen grausamen Muthwillen, als darüber, daß sie wieder wegfahren sollte, ohne eine gute That vollbracht zu haben. In Gottes Augen war sie vollbracht! — nie wird der erste April wiederkehren, ohne Thränen in meinem Auge zu finden! nur diesen einen Zug gab ich euch unter Tausenden. Solch' ein Weib habe ich besessen — und verlohren! ach! darum scheltet nicht, daß ich von ihr rede, und nichts anders reden möchte.

Ihr aber, meine Freunde und Bekannte, denen ich nichts weiter zu schreiben vermogte, als: meine Frau ist tod! ihr werdet dieß kleine Buch gütig aufnehmen, denn es giebt euch Rechenschaft von dem was ich war und bin, seit das Schicksal mir Alles raubte, und doch mir das Leben ließ. O ich glaubte vormals, ich hätte meinen

gröſsten Schatz verlohren, als ich meine Gesundheit einbüſste — ich habe mich geirrt. Selbst in dem für mich schrecklichen Winter von 1788. habe ich stille häusliche Freuden an der Seite meines Weibes genossen, die kein Gold und kein Ordensband zu kaufen vermag. Um meinetwillen mied sie alle Gesellschaften, um meinetwillen genoſs sie keine Lustbarkeit, und schloſs sich mit mir in mein Krankenzimmer, und rechnete es mir nie als Opfer an. Ich war aber auch so glücklich, wenn nur einen Augenblick lang mein Körper von Schmerzen frey, und meine Seele heiter war; ich fühlte so innig, daſs nur eheliches Glück das einzige wahre Glück sey! ihr Kuſs, ihr Händedruck, würzte mir meine elende Grütze und meine Pflaumen.

So hat sie redlich bey mir ausgehalten, als mich oft Alles verlieſs; und nun, da ich wieder ein leidliches Daseyn mit mir herumschleppe, nun hat sie mich verlassen! — War es vielleicht nur ein guter Geist, zu meiner Rettung gesandt? der sein Geschäft voll-

vollbrachte, und dann in ſeine ſeligen Wohnungen zurückkehrte? war es mein Schutzgeiſt, der nur eine liebliche irrdiſche Geſtalt annahm? ſchwebt er jezt unſichtbar um mich? wird er ſich einſt wieder mit mir vereinigen? — o ſüße Schwärmerey! verlaß mich nicht! du biſt ein Geſchenk des Himmels und Balſam für meine Wunden! —

Ich weiß nicht, wie ich das nennen ſoll, was ich da geſchrieben habe. Es ſollte eine Vorrede werden, aber ich ſehe wohl, es iſt keine Vorrede. Das iſt auch im Grunde einerley. Sey es was es wolle, wenn es nur von Friederiken handelt! —

Eigentlich habe ich darinn ſagen wollen, was es mit meiner Winterflucht für eine Bewandniß hatte, und was der Leſer in dieſem Buche erwarten darf. Eine Reiſe nach Paris, und doch ſo unähnlich einer Reiſebeſchreibung; denn was ich überall ſah, war mein geliebtes, verlohrnes Weib! daher iſt ſie es auch von der ich überall ſpreche.

Ich

Ich habe in Paris eine Zeitlang gewohnt, aber ich weiß von Paris blutwenig. Auch wäre es überflüssig, viel oder wenig darüber zu sagen, da unser Liebling Schulz diesen Gegenstand erschöpft hat. Was mir so aufstieß, habe ich in Form eines Tagebuchs niedergeschrieben. O es hat mir frohe Stunden gemacht! es hat mir oft Thränen gegeben, wenn ich diese wohlthätige Quelle vertrocknet glaubte. Wenn ich mich zum Schreiben niedersezte, so konnte ich wieder weinen. Der Zweck dieses Buches ist erreicht, es hat meine Verzweiflung in Schwermuth verwandelt.

Paris, am 1sten Januar 1791.

Meine
Flucht nach Paris
im Wintermonat 1790.

Es ward ihr von Gott geheissen,
Trotz Verblutung oder Schmerz,
Von dem Meinigen zu reissen
Ihr ihm ein verwachsnes Herz.

Bürger.

Als im entwichnen Sommer meine Kränklichkeit mich zum zweytenmale zu den wohlthätigen Quellen von Pyrmont führte, da ließ ich meine theure Gattinn, welche bereits eine fünfmonatliche Bürde trug, in Weimar zurück. Jeder ihrer Briefe — sie schrieb mir wöchentlich zweymal und ich ihr viermal — jeder ihrer Briefe enthielt frohe, beruhigende Nachrichten. Sie war gesund, heiter, und hatte keinen andern Wunsch, als nur mich bald wieder in ihre Arme zu schließen. Wie herzlich theilte ich diesen Wunsch mit ihr! wie hastig entschlüpfte ich endlich dem medicinischen Joche, und flog an ihr Herz! es war im Anfang des Septembers. In Gotha trafen wir uns, sie war mir bis dahin entgegen gefahren. Unser Wiedersehn, unsere erste Umar-

mung, das Plätzgen vor dem Gasthofe zum Mohren; wo dieß geschah; meine Freude über ihr blühendes Aussehn, ihre vollen Wangen; über die Heiterkeit die aus ihren Augen blitzte — ach! alles das, so gern meine Phantasie dabey verweilt, so rasch und lebhaft sie mir jene süßen Bilder hinzaubert, so träge und unbehülflich ist meine Sprache, die lieblichen Züge aufzuhaschen, und so wieder zu geben, wie sie da vor meinem geistigen Auge stehn.

Noch zwey Monate verflossen. Ohne Bangigkeit sahen wir dem nahen Zeitpunkt entgegen, der ein neues Pfand der Liebe uns geben sollte. Ich that Alles was in meinen Kräften stand, um die Gefahr dieses Augenblicks zu mindern. Der schöne Herbst begünstigte meine Absichten. Oft zog ich mit sanfter Gewalt meine zuweilen ein wenig phlegmatische Friederike aus dem Zimmer, um

einen

einen Spaziergang mit mir in dem herrlichen Park bey Weimar zu machen. Sie liebte diesen reizenden Aufenthalt, sie gieng gern dahin. Da sind wir fast täglich Arm in Arm herumgewandelt, da haben wir geschwatzt, Schlösser in die Luft gebaut, die Zukunft errathen, die Vergangenheit gemustert und die Gegenwart genossen. Oder wir kosten mit unsern abwesenden Freunden, dachten und erriethen, was sie wohl in diesem Augenblicke thäten und trieben, was und wann sie uns schreiben, wo und wann wir sie wiedersehen würden. Dort in der Hütte von Baumrinden, dort am Wasserfall; dann oben auf dem Berge, wo die drey Säulen stehn, und weiter hin, wo man die Wiese im Thale wie eine Schaubühne übersieht — o! möge jeder schöne Morgen den erquickendsten Thau auf euch herabträufeln, ihr Blumen und Bäume! die ihr Zeugen meines Glückes waret! wachse frisch und lustig

du grüner Rasen, den der Fuß meiner Gattin betrat, wo mein Wilhelm Purzelbäume vor uns herschlug, und meine Friederike lächelnd ihm nachsah, wenn der kleine Hund die ungewöhnliche Gestalt mit komischem Eifer anbellte. Nie wird ein glücklicheres Paar dich betreten, reizender Garten!

Oft fuhren wir auch nach Belvedere oder Tiefurth, Lustschlösser bey Weimar. Dort setzten wir uns ins Grüne unter die Bäume, und assen eine frische Milch, und meine Friederike freute sich, daß es noch so warm sey hier zu Lande, und daß man im October auch den Schatten suchen müsse, wenn man bey uns den Ofen sucht. Die kleinen Ausfahrten bezogen ihr immer so wohl; alles war schön und gut.

Noch vier Wochen vor ihrer Niederkunft nahm ich sie mit auf die Leipziger Messe. Nie habe ich sie munterer gesehen als damals. Als

wi

uns wieder nach Hause fuhren, versicherte sie mich, sie sey in ihrem Leben nicht so vergnügt gewesen. — O welche grössere Wollust giebt es auf der Welt! als die, der Geliebten eine Freude zu machen! —

So rückte unter steten Ergötzungen und Abwechselungen der Augenblick heran, den zu fürchten wir weit entfernt waren. Meine Frau genoß einer ununterbrochenen Gesundheit; ihre einzige Arzeney waren Erdbeeren, und seit ihrem Aufenthalte in Weimar hatte sie die Apotheke nicht um einen Dreyer bereichert.

Die ersehnte Stunde kam endlich. Am 11ten November wurde meine geliebte Gattinn des Morgens früh, glücklich und leicht von einer Tochter entbunden. Sie befand sich in den ersten drey Tagen außerordentlich wohl, war munter und vergnügt, scherzte, lachte, lobte die Hebamme; versicherte, ein solches

Wochenbette sey nur Spas, sie habe sich noch nie so wohl befunden, habe noch nie gleich in den ersten Tagen nach ihrer Niederkunft Lust zum Essen gehabt, kurz, der Berg schien überstiegen, die kleine Wolke, die den Horizont vor uns getrübt hatte, war über uns hingezogen, so wähnten wir — o! und wer war froher als ich! die ganze Schöpfung war mein und ich war König darinn. Ich ahndete nicht, daß es die letzten frohen Tage meines Lebens, wären!

Am 14ten war sie krank. Wir schoben die Schuld auf das gewöhnliche Milchfieber und blieben ruhig. Die Krankheit erklärte sich auf verschiedenen Wegen. Am 15ten war sie wieder recht wohl. Noch sehe ich sie, wie ich des Morgens früh um fünf Uhr leise in ihr Zimmer trat, und ein wenig besorgt nach ihrem Bette hinschielte, weil ich sie Abends vorher verdrüßlich und leidend verlassen hatte.

Sie

Sie ſtreckte mir lächelnd beyde Arme entgegen, und richtete ſich auf. O ſeliger Augenblick! — ich las ihr nachher eine Scene aus einem Schauſpiele vor, das ich eben unter der Feder hatte, denn ihr Lob oder Tadel, ihr unverdorbenes Gefühl war immer der Prüfſtein meiner Arbeiten. Was ihrem Auge keine Thräne entlockte, das ſtrich ich weg. Ach! weſſen Gefühl wird in Zukunft mich leiten! mein Genius hat mich verlaſſen, und mein Feuer iſt verloſchen! —.

Sie hörte auch an dieſem Morgen mir gern zu wie immer, ſie ſprach darüber wie ſonſt, ihr Geiſt war völlig heiter und unbewölkt. Ach! ich werde das Stück, zu welchem dieſe Scene gehört, wohl nie vollendet! ich erſchrecke wenn mir das Blatt in die Hand fällt, ich fürchte mich dafür, es kömmt mir vor, als ſey es ein Verbrechen, weiter daran zu ſchreiben, auch könnte ich es nicht für alle

Schatze der Welt! da wo ich zu lesen aufhörte, wo sie mir freundlich zunickte, wie konnte ich fortfahren! was konnte ich da anders denken, als ihr letztes freundliches Blicken! Am 16ten klagte sie über grosse Mattigkeit. Von diesem Tage an verschlimmerte sich ihr Zustand. Ich fieng an ängstlich zu werden, und bat meinen alten Universitätsfreund, den Hofmedicus Huseland, auch mit seinem Rath beyzustehn, da bis jezt der Herr Bergrath Buchholz allein unser Hausarzt gewesen war. Die Krankheit gieng aus dem ersten Grade in die zweyten, das Fieber wurde immer heftiger, die Wachsamkeit immer grösser, sie phantasirte sehr oft. So krochen drey traurig lange Tage, mit meiner Angst beladen, ins Meer der Zeit hinab.

Am 20sten fuhr ich des Morgens früh nach Jena, um den berühmten Hofrath Stark herüber zu holen; denn so gros auch mein Zu-

Frauen zu den beyden braven Aerzten war, die ich zugleich unter meine Freunde zählen darf; so glaubte ich doch nichts vernachlässigen zu dürfen, was meine theure Gattinn zu retten, und mich zu beruhigen im Stande sey. Ich litt auf diesem Wege schreckliche Angst, meine Phantasie arbeitete fürchterlich, und peinigte mich mit trüben Bildern der Zukunft, die leider! nun in Würklichkeit übergegangen sind. Herr Hofrath Stark war so gütig, gleich mit mir zu kommen, in fünf Stunden war ich hin und her gefahren. Er fand meine Frau sehr krank, aber noch lange nicht ohne alle Hoffnung, und ich holte zum Erstenmale wieder freyer Athem. Ausleerende und Schweistreibende Mittel wurden vereinigt. Mein armes, krankes Weibgen war jezt sehr eigensinnig und mürrisch. Sie wollte sich, zum Beyspiel, die Lavements die man ihr verordnet hätte, von Niemand sonst beybringen

lassen

lassen als von mir; ich that es also zum erstenmale in meinem Leben mit zitternden Händen. Hofrath Stark gab mir einige Anweisung dazu, die Liebe that das übrige, es gieng recht gut, meine Frau küßte mich herzlich dafür. Seitdem that ich es immer. O wie leicht wird der Liebe Alles! Ich hoffe nicht, daß jemand bey dieser Stelle spotten wird. Wer anders als gutmüthig drüber lächeln könnte, den würde ich bitter belachen, und für ihn würden diese Blätter nicht geschrieben. An diesem Tage wurde Menschenhaß und Reue aufgeführt. Natürlich verließ ich [illegible] aber ich kann nicht umhin, eines Zuges zu erwähnen, der mir Freude gemacht hat. Es waren nemlich wohl achtzig Studenten aus Jena herüber gekommen, uns das Stück zu sehn. Sie pflegen dann gewöhnlich nach dem Schauspiel sich noch einige Stunden lustig zu machen, und so

so

ſodann gegen Mitternacht, nicht ohne Lärmen, Schreyen und Klatſchen wieder abzuziehn. Ihr Rückweg führt ſie durch die Straße, welche ich bewohnte; aber in dieſer Nacht zogen ſie alle einen andern Weg durch entfernte Straſſen, kein einziger Wagen oder Pferd paſſirte meine Wohnung, um die Ruhe meiner kranken Frau nicht zu ſtören. Ich erzählte es meiner Friederike am andern Morgen, ſie ſchien ſich drüber zu freuen, und ich danke dieſen Herren hier öffentlich für ihre ſchonende Gefälligkeit.

Am 21ſten und 22ſten blieb es mit meiner Frau wie es war. Ich ſchickte jeden Morgen einen Expreſſen an den Hofrath Stark, mit dem Bericht, wie die Kranke ſich befinde. Ich kam wenig von ihrem Lager. Sie ſelbſt ſchien nicht zu fürchten, daß ſie ſterben werde. Aber als ich ſie einmal umarmte, und meine Wange an der ihrigen lag, da konnte ich mei-

ne Thränen nicht verschlucken, ich fieng heftig an zu weinen, und da schien auch sie einen Augenblick lang eine ängstliche Besorgniß zu äußern, die aber gleich wieder verschwand, als ich meine Augen geschwind trocknete, und Hoffnung und Heiterkeit log. Gewöhnlich war sie nicht bey sich, und phantasirte viel. Doch wenn sie zu sich kam, hatte sie am liebsten mich an ihrem Bette.

Am 23sten war sie ruhiger und besser, welches auch mir eine große Erleichterung gab. Ich gieng mit frohen Hoffnungen zu Bette, und schlief nach langer Zeit einmal wieder sanft ein. Aber am 24sten, um halb vier Uhr des Morgens, weckte mich das Kammermädgen, mit der Nachricht, meine Frau sey sehr schlecht. Ach Gott! mit welchem schrecklichen Gefühl sprang ich aus dem Bette, und stürzte zu ihr hinüber! Ich fand sie äußerst unruhig, sie klagte über Schmerzen in der Herzgrube, auf

der

der Bruſt, im Kreuz, und beſonders in der rechten Seite, in der Gegend, wo die Lunge liegt. Dabey hatte ſie einen ſehr kurzen Athem und rothe Backen. Schon ſeit einigen Tagen hatte ich dieſes Symptom öfter bemerkt, und meine Beſorgniſſe darüber geäußert, war aber immer vertröſtet worden.

Ich zitterte, daß ich mich kaum auf den Füßen halten konnte, denn ich glaubte das ſey ihre letzte Stunde, und wußte nicht wie ich helfen ſollte. Bey mir war Niemand als das Kammermädgen und die Wärterin. Ich ſchickte zu dem Herrn Bergrath Buchholz, er war auch ſo gütig gleich ſelbſt zu kommen. Bald eilten auch meine Mutter, und die Frau Profeſſorinn Muſäus herbey. Die Kranke wurde mit Flanell am ganzen Körper gerieben, beſonders die ſchmerzhaften Stellen, Blaſenpflaſter gelegt, u. ſ. w. Bald fand ſie ſich

erleich-

erleichtert, die Schmerzen verflögen, sie wur-
de ruhiger.

Ach! wie ist in diesen bangen Stunden mein armes Herz zwischen Furcht und Hoffnung herumgeworfen worden! Noch dachte ich mir den unersetzlichen Verlust, der mich bedrohte, noch immer nicht als möglich. Es war mir immer, als flüsterte eine leise Stimme mir zu: es kann nicht seyn! das Unglück wäre allzugroß! das Schicksal wird nicht mehr dir auflegen, als du zu tragen vermögst, wird dir lieber alle deine Kinder, und Alles was du hast nehmen, nur nicht dein Weib! ach! wenn man so mit dem Schicksal handeln, wenn man dem Tode seine Opfer abkaufen oder austauschen dürfte! —

Die Aerzte hofften auf den Ausbruch eines Frieseln. Ich beluckte mein liebes Weib alle Minuten, ob noch kein Frieseln sich zeigen wolle? und siehe da! Mittags fand ich, nach

oft

oft wiederholten Beſichtigungen, das Frieſel ſey da! — O meine Freude bey dieſer Entdeckung war unbeſchreiblich! ich lief gleich ſelbſt zu beyden Aerzten, und erzählte es ihnen, und weinte dabey wie ein Kind. Sie theilten meine frohen Hoffnungen, und befahlen nun um Gotteswillen die Kranke nicht aus dem Bette zu laſſen, denn ſie ließ ſich vorher oft in ein friſches Bett bringen, ſie war eigenſinnig in dieſem Punkte, und ſchwer davon abzuhalten. Ich wich alſo nun gar nicht mehr von ihr, weil ſie mir zu Liebe doch Alles that; wenn ich ſie recht zärtlich bat, ſo ließ ſie ſich Alles gefallen, ihre Liebe war ſtärker als ihre Krankheit. Die Nacht legte ich mich zwar nieder, aber unausgekleidet, und die Frau Profeſſorin Muſäus, die auch hier ſich als eine treue biedere Freundinn bewieß, blieb bey ihr, und ich hatte befohlen, ſobald ſie unruhig werde, mich ſogleich zu wecken.

Um fünf Uhr stand ich auf. Man gab mir die frohe Nachricht, die Kranke habe die ganze Nacht ruhig zugebracht. So fand ich sie auch, als ich ihr meinen Morgenkuß und Gruß brachte, und meine süßen Hoffnungen wurden immer lebendiger.

Da sie sich so wohl befand, so gieng die Frau Professorinn Musäus auch früh nach Hause, und ich zündete wohlgemuth meine Morgenpfeiffe an, und gieng ein wenig im Nebenzimmer auf und nieder, um der Kranken durch den Rauch nicht beschwerlich zu fallen. Plötzlich tritt das Kammermädchen herein, und hält in der Hand ein Schnupftuch voll Blut, welches meine arme Friederike eben ausgeworfen hatte. Gott! welch ein neuer Schrecken! ich eilte zu ihr, sie hatte einen kurzen Husten, und warf immer von Zeit zu Zeit blutigen Schleim aus. Ueber Hals und Kopf eilte ich zum Arzt, er verordnete etwas beruhigen-

liegendes, ich brachte es ihr, der Huſten ſtillte ſich wieder, ſie fieng an zu ſchlummern.

Meine Kräfte waren ſehr erſchöpft. Die Morgenſonne beſchien den Erker mir gegenüber; die Luft war warm, der Himmel heiter. Ich beſchloß den Schlummer meiner geliebten Gattin zu nutzen, und ein wenig hinaus ins Freye zu gehn. Ich wählte den Weg nach Belvedere. Könnte ich Alles beſchreiben, was ich auf dieſem Wege gedacht, empfunden, gebetet, gefürchtet und gehofft habe, es müßte ein dickes Buch werden. Sollte das nicht auch ein Beweiß ſeyn für die Fortdauer unſerer Seele, daß unſere Empfindungen keine Zeit bedürfen? daß das vollſte Maas derſelben über einen einzigen Augenblick ausgeſchüttet werden kann? daß der Menſch nicht ſagen darf: „in ſo und ſo vielen Minuten ver„mag ich ſo und ſo viel zu empfinden;“ ſondern daß Menſchenalter ſich zuſammenpreſſen,

in Ein blitzschnelles Gefühl, und doch so deutlich, so bestimmt und gegenwärtig. Was ist denn das in uns, das weder Raum noch Zeit bedarf, um allumfassend und gewaltig zu würken? ist es nicht ein Geist? —

Mächtig ist der Reiz der Natur! selbst an diesem schrecklichen Tage würkte ihr Zauber auf meine Sinne, und schläferte endlich meine Angst ein. Der heitere warme Sonnenschein gesellte sich zu dem, was er in meinem Busen ihm gleichartig fand, zu der Hoffnung! er entfaltete sie gleichsam, und sie erhob sich über den Wirrwarr der übrigen Gefühle, und ragte hervor. „Ach" sagte ich plötzlich laut — mir war als ob ich laut sprechen müßte — „es kann noch Alles gut werden!" und siehe da, von diesem Augenblicke an verwaltete meine Phantasie ihr wohlthätiges Amt. Ich sah meine Friederike gesund; ich sah sie wieder im Zimmer auf und nieder wanken, nur noch

noch ein wenig matt; ich unterſtützte ſie, ich führte ſie ſpazieren, ich gab ihr alten Rheinwein zu ſchlürfen, und nachdem ich ſie ſo nach und nach ganz wieder hergeſtellt hatte, ſo dachte ich mir auch ein Feſt aus, um ihre Geneſung zu feyern. Der älteſte Bube ſollte ein Gedicht auswendig lernen, und ein paar Waiſenkinder wollte ich kleiden, und eine kleine frohe Geſellſchaft zuſammen bitten; wenn wir dann bey Tiſche ſäßen, ſollte plötzlich im Nebenzimmer eine Muſik ertönen! Herr Gott dich loben wir! da ſollten die Pauken drein wirbeln! und wir wollten die vollen Gläſer in die Höhe heben, ich meinen Arm um den Nacken meines Weibes geſchlungen, und ſo wollten wir ſingen: Herr Gott dich loben wir!

Liebe, wohlthätige Phantaſie! du haſt in jenem Augenblicke mich ſo glücklich gemacht! du reichteſt mir den Becher der Stärkung zu neuen Leiden.

So war ich unvermerkt bis nach dem Lustschloß Belvedere gegangen, welches eine halbe Stunde von Weimar liegt. Ich kaufte für mein krankes Weibgen einen Strauß Blumen, und einen Rosenstock im Topfe, denn sie war immer eine große Blumenfreundinn. Den Strauß nahm ich selbst mit nach Hause. Als ich kam, es war halb zwey Uhr, schlummerte sie noch, und hatte die ganze Zeit hindurch nicht gehustet. Um zwey Uhr erwachte sie, ich brachte ihr die Blumen, sie freute sich drüber, aber nur einen Augenblick lang, denn gewöhnlich war ihr Alles sehr gleichgültig; auch ihren kleinen Lieblingshund hatte sie seit einigen Tagen gar nicht zu sehen, oder auf dem Bette zu haben verlangt. Das Frieseln war indessen keinesweges zurückgetreten, und also lebte auch immer meine Hoffnung noch. Aber Nachmittags fieng der Bluthusten von neuem an, und dauerte lange und heftig. Gegen

Abend

Abend lieſs er zwar etwas nach, aber ſie lag röchelnd, ſehr ſchwer Athem ziehend, und kannte ſelten jemand. Man ſetzte ihr Blutigel unter die rechte Bruſt — ſie ſchien es gar nicht zu fühlen. Man brachte mir von Belvedere den blühenden Roſenſtock, ich trug ihn hinein zu ihr und hielt ihn ihr hin — ſie ſchien es gar nicht zu bemerken. Von meinem Zuſtande ſchweige ich, es wäre vermeſſen ihn zu beſchreiben.

Gegen zehn Uhr lag ſie in den letzten Zügen, röchelte ſtärker, das Auge war gebrochen, und, wie auch die Aerzte eingeſtanden, alle Kennzeichen des nahen Todes vorhanden. Man bat mich, ſie nicht ſterben zu ſehn; man erinnerte mich, daſs ich die Erhaltung meines Lebens meinen Kindern ſchuldig ſey. Ich war ſo betäubt, daſs ich ſelbſt nicht wuſste was ich that. Ich nahm Abſchied von meiner Frau, die mich weder hörte noch ſah. Nur

als ich mich außer mir über sie warf, und meine brennenden Lippen auf ihren kalten Mund drückte, da schien sie auf einen Augenblick zu sich zu kommen, und erwiederte meinen Kuß ganz schwach, und kaum fühlbar. Dieses letzte Zeichen ihrer Liebe gab mir plötzlich Thränen, ich weinte nun heftig, deckte sie noch einmal mit meinen Küssen und stürzte aus dem Zimmer, in der traurigen Ueberzeugung, das sey der letzte Kuß meiner unaussprechlich geliebten Gattin gewesen.

Man wollte, ich sollte das Haus verlassen, aber das konnte ich nicht. Ich begab mich auf ein anderes Zimmer, und warf mich aufs Bett, und durchwachte die schrecklichste Nacht meines Lebens! Bey meiner Friederike hatte ich meine Mutter gelassen.

Wenn ich diese lange, schaudervolle Nacht beschreiben könnte! Jeden Augenblick erwartete ich die Todesbotschaft. So oft ich die

Thür

Thür des Krankenzimmers gehen, oder nur einen leisen Tritt hörte, so oft glaubte ich, das Herz werde mir die Brust durchschlagen, und die Angst lähmte alle meine Glieder. Um Mitternacht ungefähr hörte ich in der Küche Kaffee mahlen. Ach! dachte ich, nun ist sie schon tod! weil die Wachenden sonst so früh nicht Kaffee zu trinken pflegten.

Tausendmal war ich im Begriff, durch die paar Zimmer, die uns trennten, hinzugehn, und selbst zu sehn, wie es stehe; aber immer hielt mich die Angst zurück, und die Furcht, ihren entseelten Leichnam zu finden. Jezt, dachte ich immer, ist doch noch eine leise Hoffnung in mir, die raube ich mir dann ganz durch die schrecklichste Gewißheit. So blieb ich immer wieder auf meinem Bette liegen, und stand Quaalen der Hölle aus. Nein warlich! einem Verbrecher, der den andern

Morgen zum Tode geführt werden ſoll, kann nicht ſchrecklicher zu Muthe ſeyn!

Doch gab es auch noch Augenblicke wo ich hoffte. Einigemal drohte mein Nachtlämpgen zu verlöſchen, und flammte doch hernach wieder hell auf. Das ſchien mir ein Bild des Lebens. Auch das Leben meiner theuren Gattinn könnte wieder aufflammen, wie dieſes Lämpgen.

Es hatte vier Uhr geſchlagen, als ich die Thür des Krankenzimmers öffnen, und den Fußtritt meiner Mutter auf mein Zimmer zukommen hörte. Ich war einer Ohnmacht nahe, ich konnte mein Herz klopfen hören. Ich blickte ſtarr nach ihr hin, als ſie hereintrat. Sie lebt! war ihr erſtes Wort, und ein wohlthätiger Thränenſtrom ſtürzte aus meinen Augen. Ich konnte nicht reden und nicht fragen, aber meine Mutter erzählte mir mit einem tröſtlichen Geſichte, gleich nach

Mit-

Mitternacht habe der ſchreckliche Zuſtand aufgehört, ſie ſey ruhig geworden, habe die ganze Nacht gar nicht gehuſtet, kenne wieder Alles um ſich her, und habe auch ſchon ein paarmal nach mir gefragt. Mit einem Sprunge lag ich in ihren Armen. Ach Gott! welch eine Seligkeit! ſie kannte mich, ſie lächelte, ſie erwiederte meine Küſſe, und ſagte dabey: „ich küſſe dich ſo gern, es wird mir aber jezt „ſchwer.“ Sie war ganz vernünftig, meynte auch, ſie befinde ſich beſſer. Ich brachte ihr den Roſenſtock, ſie hatte viel Freude drüber, und zog recht den Geruch in ſich.

O! ich war außer mir für Freuden! und dankte Gott mit einer Inbrunſt, mit der vielleicht noch wenig Menſchen zu ihm gebetet haben. Ich hielt meine Frau für gerettet. Was am höchſten ſtieg, dachte ich, muß wieder fallen; gewiß hatte geſtern Abend die Krankheit den höchſten Gipfel erſtiegen, und nun fällt

ſie

sie wieder. Rasch warf ich meine Kleider über, ungeduldig erwartete ich den Anbruch des Tages, kaum war es ein wenig hell auf den Straßen, da flog ich zu meinem Arzte, und wie sehr erstaunte dieser, als er hörte, meine Frau lebe noch. Er nannte mir nun alle die Kennzeichen, die gestern Abends spät ihren nahen Tod verkündeten, wagte es mit mir, die Möglichkeit der Besserung zu hoffen, und verordnete, unter andern Mitteln, sogleich auch wiederum Lavements. Von den letztern, ich gestehe es, ahndete mir kein guter Erfolg. Erstlich glaubte ich in meiner Laien-Einfalt, es sey wohl unnöthig, da meine Frau diesen Morgen, wider alles Vermuthen, eine freywillige, so starke Ausleerung gehabt hatte, als während der ganzen Krankheit kein Lavement und keine Arzeney hatten bewürken können; und das war eine von den Hauptstützen meiner wiederkehrenden Hoffnung.

Zwey-

Zweytens hielt ich es für gefährlich, durch die Bewegung des Umwendens, u. ſ. w. ihren Bluthuſten vielleicht aufs neue zu reizen; da aber meine beyden würdigen Aerzte darinn übereinſtimmten, ſo blieb mir nichts anders übrig als zu gehorchen.

Ich lief ſogleich wieder nach Hauſe, ließ das Lavement zubereiten, und ſtand bereits, um mein neues Amt zu verwalten am Bette, erwartend, daß die Kranke ſanft und behutſam gewendet werde — aber ach! was ich befürchtet hatte, erfolgte! die Bewegung reizte zu ſehr, der Bluthuſten kam wieder. Ich ließ ſogleich inne halten, eilte zum Arzt, nicht ſo froh als das Erſtemal, ſagte ihm was vorgefallen, und er ſtand nun ſelbſt von dem Lavement ab.

Ach! ich kann den Gedanken nicht verſcheuchen: hätten wir ſie ruhig liegen laſſen, und ſie mit gar keiner Arzeney mehr gequält, ihre

ihre Jugend und ihre gute Natur, die eben so vortreflich war, als ihr Herz, würden die Krankheit endlich doch noch überwunden haben. Das soll warlich kein Vorwurf seyn! meine braven Aerzte thaten gewiß was sie konnten. Aber wem seine Wohnung abbrännte, der meynt denn doch immer, jeder der Umstehenden habe wohl hie oder da einen Tropfen Wasser mehr zuschütten können, um den Brand zu löschen. Man muß das dem armen Unglücklichen nicht verargen.

Ich sandte diesesmal meinen Eigenthumsbedienten zu Pferde nach Jena, schärfte ihm ein so schnell zu jagen, als ihm möglich sey, und den Hofrath Stark selbst wieder mitzubringen. Der gute Mensch, der meine Frau liebte, weil jedermann sie liebte, war schon in drey und einer halben Stunde wieder zurück. Er brachte mir ein Billet vom Herrn

Hof-

Hofrath Stark, worinn er auf den Nachmittag selbst zu kommen versprach.

Es war jezt Mittag. Ich hatte seit einer Stunde, erschöpft durch Alles was in mir und ausser mir vorgieng, auf dem Sofa gelegen, und vergebens etwas zu schlummern versucht. Jezt, da ich das Pferd meines Bedienten von weitem die Strasse herauf galloppiren hörte, jezt sprang ich wieder auf, und eilte mit dem empfangenen Billet in der Hand in das Krankenzimmer — ach! da fand ich es wieder wie gestern Abend! die nemlichen Kennzeichen des nahen Todes, das nemliche Röcheln, die gebrochenen Augen, des Ueberspringen der Flechsen; verschwunden jede Hoffnung auf den Gesichtern der Umstehenden; in den Augen des Arztes das Bekenntniß, daß seine Kunst hier nichts mehr vermöge! —

Ach! er konnte nicht! und Gott wollte nicht! — — warum er eine der glücklich-

sten

sten Ehen trennte — warum er ein paar Menschen von einander riß, die sich mit jedem Tage lieber wurden — o! wer wird es mir zur Sünde anrechnen, daß ich murre! Gott gab sie mir! Gott nahm sie mir! aber — der Name des Herrn sey gelobt — nein, das kann ich nicht hinzufügen, ich bin kein Heuchler.

Was ich in dieser und den nächstfolgenden Stunden gethan, davon habe ich nur noch eine dunkle Erinnerung. Wie ich sie zum letztenmale küßte, ohne jedoch wie gestern auch nur eine schwache Erwiederung zu fühlen; wie ich aus dem Zimmer stürzte, um nicht den letzten Kampf mit dem Tode zu sehen; wie ich über die Straße, einige Häuser davon, zu meinem Freunde G. eilte, und welche schreckliche Gefühle dort mein Herz zerfleischten, Alles das ist mir nur wie ein schwerer Traum.

Ich

Ich hatte schon seit länger als acht Tagen diesem meinem alten treuen Freunde auf einem Spaziergange gesagt, daß ich alle meine Besinnung verlieren würde, im Fall das Schicksal das größte Unglück, den Verlust meines theuren Weibes über mich verhängt habe: ich hatte ihn gebeten, auf diesen Fall für mich zu denken und zu handeln, um wenigstens meinen unmündigen mutterlosen Kindern einen Vater zu erhalten, der selbst seit drey Jahren sein Grab immer offen zu sehen glaubte; ich hatte ihn gebeten, sobald das Leben meiner Frau ohne Rettung verlohren sey, in höchster Eil eine Postchaise anspannen zu lassen, und mit mir in die weite Welt zu fahren, wohin er wolle, nur so weit weg als möglich von dem Orte, wo alle meine Freuden starben und die Ruhe meines Lebens begraben liegt. Er versprach es, und hielt Wort in dieser schrecklichen Stunde. Er

ging selbst, meine Frau noch einmal zu sehn, er sah ihren letzten Todeskampf, kam still zurück, hoffnungslos zu der Hoffnungslosen, und schickte nach der Post.

Ich wiederhole es, meine Empfindungen sind keiner Beschreibung fähig. Es war eine Betäubung, es war ein innres Toben, es war eine Angst und Unruhe, ich konnte nicht eine Minute lang ruhn, nicht einen Augenblick lang auf einer Stelle stehn, meinen konnte ich auch nicht, in dem Zimmer zu bleiben war mir auch nicht länger möglich. Ich lief fort auf die Straße, es fiel ein feiner Novemberregen, es war mir da draußen zu eng. Ich hatte meinem Freunde gesagt, ich wolle vor dem Thore auf ihn warten, ich kam auch wirklich hinaus vor das Thor, ich weiß selbst nicht wie, ich weiß auch nicht, ob mit Bekannte unterwegens begegnet sind; nur das erinnere ich mich, weil es meinen Schmerz

ver-

vermehrte, daß mit der Kutſcher begegnete, der vor einigen Wochen meine Frau und mich nach Leipzig gefahren hatte.

Vor dem Thore blieb ich wohl ein paar Stunden allein, mit meinem Schmerz und meiner Sinnloſigkeit. Es war ein regnigt kalter Tag, ich habe es nicht gefühlt. Ich gieng immer am Rande eines Grabens auf und nieder, und bemühte mich etwas zu denken, ich habe aber gar nichts gedacht. Ein paarmal kamen doch Thränen, aber wenige; das Herz wollte mir ſpringen! Gott war karg mit ſeinen lindernden Thränen.

Ein alter Mann in einer Soldaten-Uniform, den ich für einen Bewohner des in dortiger Gegend gelegenen Hoſpitals halte, hatte mich ſchon lange beobachtet, und kam endlich auf mich zu mit der Frage: ob ich krank ſey? — Ich ſagte ja und gieng vorbey. „Das ſieht

„man Ihnen wohl an“ hörte ich ihn noch hinter mir ſagen. Ich weiß nicht, ob es die Theilnehmung dieſes Mannes war, die mich rührte und überraſchte, zu einer Zeit, wo ich mir in der ganzen Schöpfung verlaſſen vorkam, genug, das gab mir Thränen; ich weinte einige Augenblicke lang ſehr heftig, hernach war es aber wieder vorbey, und ich fiel zurück in eine Art von dumpfer Betäubung.

Endlich, gegen Abend, ſah ich von ferne meinen Reiſewagen kommen, den nämlichen Wagen, den noch vor wenig Wochen meine Friederike mit mir theilte, wo ich ſo oft ſie ein- und ausgehoben, an ihrer Seite ſo manche frohe Stunde genoſſen. Ich ſtieg hinein, und der kleine Hund wedelte mir entgegen, der meiner Frauen Liebling war, und nun der Meinige geworden iſt. In dem Wagen war mir Alles ſo bekannt, überall ſah ich meine Friederike! oder etwas das mich an ſie erinnerte.

An

an der einen Tasche ein Flecken von einem Arzeney-Glase, welches sie einst da zerbrochen hätte, hier und dort noch eine Stecknadel oder ein wenig Puder; ach! und das was nicht da war, erinnerte mich am meisten an sie! ich hatte nämlich schon in Reval bey unsrer Abreise ein paar kleine weiche Kissen machen, und mit Leder überziehen lassen, um sie auf der Reise unter den Kopf zu legen. Diese Kissen ließ meine Frau während ihrer Krankheit sich geben, da die Federbetten ihr zu warm unter dem Kopfe waren — auf diesen Kissen starb sie! —

Wir fuhren, die Wolken flogen, der Mond schien, wir sprachen nicht. Mein Freund fühlte wohl, daß man mich jezt nicht trösten müsse, er schwieg, und ich danke ihm dafür. Ich starrte hinaus in die Wolken, die der Wind zu mancherley Gestalten zusammenballte. Es sah gar abentheuerlich in meinem Kopfe aus,

ich setzte mir aus den Wolken Geschichten zusammen; die eine sah aus wie ein Sarg, die andre wie ein Hut mit einem langen Trauerflor. Ich fand Alles am Himmel was ich suchte, nie hat mir meine Phantasie so fürchterlich treue Dienste geleistet. Um acht Uhr des Abends kamen wir nach Erfurt.

Bald nach unserer Wegreise war Hofrath Stark von Jena gekommen, und hatte meiner Friederike noch eine Ader geöffnet, aber vergebens! nichts konnte das beste, sanfteste Geschöpf ins Leben zurück rufen. Sie betrübte mich zum Erstenmale seit unserer Verbindung — — —

theure Friederike mir in diesem Augenblicke das Zeugniß vor jenem großen Richter, daß ich Alles gethan habe, um sie zu retten, was die zärtlichste Liebe zu thun vermag; aber doch bilde sich mir immer ein: wenn doch noch das oder das geschehen, oder jenes unterlassen worden wäre! so oft hängt ja das Leben eines Menschen nur an einem Faden, an dem kleinsten, unbedeutendsten Zufall. Da verfolgt mich zum Beyspiel die Erinnerung, daß meine geliebte Gattinn in den lezten Tagen ihrer Krankheit sehr oft, aber freylich nur immer in einer Art von Phantasie, die russische Medizin von mir verlangte. Sie wollte sich immer deutlicher ausdrücken, sie gab sich alle Mühe sich mir verständlich zu machen, konnte sich aber nie auf den rechten Namen besinnen, immer kam wieder: die russische Medicin. Ich konnte mich durchaus nicht besinnen, was sie damit sagen wollte, nachher aber ist mir

eingefallen, daß sie vielleicht das Allhaudische Pulver darunter verstanden, dessen man sich in unsern Gegenden häufig bedient, und das, die Herren Aerzte mögen nun so viel dagegen schwazen, als sie immer wollen, oft schon Wunder gethan hat. Da ich selbst diesem Pulver das Leben eines vom Arzte bereits aufgegebenen Sohnes verdanke, so ist es leicht möglich, daß der Mutter dieß beyfiel, und — ach Gott! wer weiß ob damals, als ihre Brust noch frey war, nicht eine starke Purgahz den ganzen Gang der Krankheit verändert haben würde. Doch wo hätte ich den Muth gefunden, es ihr einzugeben! — und wenn sie dann doch gestorben wäre, würde ich mich nicht als ihren Mörder angeklagt haben? und noch elender gewesen seyn als jezt?

Ach! es war nun einmal beschlossen, daß es so und nicht anders seyn sollte, und das große Rad unserer Schicksale, vom Verhängniß

hängniß getrieben, läßt ſich durch keinen Strohhalm aufhalten. Sie iſt todt! alle meine Freuden und Hoffnungen ſind todt! dieſſeits des Grabes iſt für mich kein wahres Glück mehr! ich werde vielleicht noch oft lachen, aber nie wieder frölich ſeyn; ich werde vielleicht noch lange nicht ſterben, aber nie wieder leben, denn die beſſere Hälfte meines Lebens iſt von mir geſchieden! die zurückgebliebne ſehnt ſich nach Wiedervereinigung, und hofft Wiedervereinigung! das iſt der einzige Troſt meines zermalmten Herzens.

Zeuch mich dir, geliebte Fromme,
an der Liebe Banden nach!
daß auch ich zu Engeln komme,
zeuch, du Engel, dir mich nach!

* * *

Ehe ich weiter rede, muß ich vorher noch eine Art von Vertheidigung meines Betra-

gens übernehmen. Meine Freunde quälen mich, und machen mir einen Vorwurf daraus, daß ich weggereist bin. Ich hätte in Weimar bleiben sollen, sagen sie alle — warum? — ja das kann ich mir nicht erklären. Ein Brief nach dem andern verfolgt mich auf meiner Flucht, sie sind alle gleichlautend. Der eine sagt „nicht hoffe, daß „wenn die Zeit deinen Schmerz nur erst gelindert hat, du dich eines bessern besinnen, „und zurückkommen wirst.“ — Der andre sagt: „du bist es deinem guten Rufe schuldig, zurück zu kommen, denk mein wird „sonst glauben, du habest nur jede unangenehme Empfindung fliehen, jeden traurigen „Gegenstand aus deinem Gesichtskreis verbannen wollen.“

Ich hasse dieß man sage, man glaubt, tödtlich, habe mich auch so viel darum bekümmert, so lange mein Gewissen seine Stimme

Stimme nicht in die des Publicums miſchte; aber nie hat mich ein Urtheil ſo unerwartet überraſcht als dieſes; nie konnte ich eines weniger vorausſehn, als dieſes.

Was ſoll ich in Weimar? wer antwortet mir auf dieſe Frage? wer hätte nicht an meiner Stelle eben ſo gehandelt, wenn ihn kein Verhältniß mehr an den Ort band, wo das Grab alle ſeine Freuden verſchlang? O! ich bedaure den armen Unglücklichen, den vielleicht Amt oder Armuth zwingen, das Fleckgen Erde nicht zu verlaſſen, wo man ſeine Geliebte einſcharrte; ich bedaure ihn, und danke Gott, daß das nicht mein Fall war! Ich diene der Kaiſerinn von Rußland. Dieſe große und gute Frau gedachte mitten im Gewimmel ihrer Siege und Schlachten, eines einzelnen kranken Dieners, deſſen Geſundheit ſchon ſeit Jahren litt, und den die feuchte, kalte Luft des baltiſchen Meers zu tödten drohte.

Sie

Sie schenkte mir ein Jahr, um mich zu erholen. Ich brachte den Sommer in den Bädern zu, und kehrte im Herbst aus freyer Wahl nach Weimar zurück, in der Hoffnung, dort einen frohen Winter, an der Seite meiner Friederike, im Schooße meiner Familie zu verleben. Froh kann dieser Winter nun nicht mehr seyn, und unter allen Orten, die ein theilnehmender Arzt mir vorschlagen könnte, meine wankende Gesundheit zu befestigen, müßte, dächte ich, Weimar gerade der lezte seyn.

Noch einmal, was soll ich da? warum soll ich dahin zurückkehren? — O! ich fühle recht gut, wie ich da ungefähr leben würde. Der Kirchhof würde mein täglicher Spaziergang, meine Wohnung seyn. Da, in diesem Gewölbe, ruht mein Vater, den ich zwar nie kannte, denn er starb, als ich kaum gebohren war, den aber Alles was ich von ihm weiß, mir

lieb

lieb und ehrwürdig macht. Dort, an jener Mauer, ſchlummert Muſäus — O mein guter lieber Muſäus! wenn du noch lebteſt, du hätteſt deinen armen Freund und Zögling billiger beurtheilt! — Endlich dort iſt das Grab meines Weibes! dort hat man mein einziges Kleinod verſcharrt! dort ruht das Glück meines irrdiſchen, die Hoffnung meines himmliſchen Lebens. Vater, Lehrer, Freund und Gattin ſind begraben auf dieſem Kirchhofe, und mich armen ſchwachnervigten Kranken will man da Tage lang ſeinem Kummer überlaſſen? —

„Ey du mußt nicht hingehn“ höre ich wohlweiſe und mit belehrender Kaltblütigkeit einwenden.

Würde das in meiner Macht ſtehen? würde ich mich durch Vernunft oder Freundſchaft zurückhalten laſſen? würde ich meinen

Schmerz

Schmerz nicht mit jedem Tage lieber gewinnen? und vielleicht gar noch am Ende ein unempfindlicher Thor gescholten werden?

Und wo sollte ich denn hingehn? wo ist ein Plätzgen in Weimar, das ich nicht mit meiner Friederike betreten? und nun soll ich allein gehn? — allein in den schönen Park, der sonst mein und ihr Lieblings-Aufenthalt war? da ist kein Gang', den ich nicht mit ihr durchwandelt, keine Bank, auf welcher ich nicht mit ihr gesessen, keine reizende Aussicht, von welcher ich nicht mit ihr geschwazt habe. Dort am Flüsse haben wir die türkischen Tauben gefüttert; hier auf der Schaukel haben wir unsern Wilhelm hin und her geschleudert; dort an der Brücke haben wir Fische gekauft, und selbst aus dem Fischkasten herausgesucht; überall eine Erinnerung, überall das Bild meiner geliebten Friederike!

also auch dahin darf ich nicht! der Park und der Kirchhof — beyde würden meinem wunden Herzen wohl thun — aber es brechen.

Das Haus meiner Mutter! — ach! da habe ich mit ihr gewohnt! da ist jeder Gegenstand Zeuge meiner verlohren Freuden gewesen. An diesem Tischgen frühstückte sie des Morgens mit mir; auf diesem Stuhle ließ sie sich frisiren, vor diesem Spiegel kleidete sie sich an, aus diesem Klaviere lockte sie Töne sanft wie ihr Herz! dieß war ihr Platz beym Essen, auf diesem Sofa hat sie mir vorgelesen, wenn ich kränkelte und nichts hören mogte, als ihre weiche Stimme; dort war ihre Schlafstätte, und — dort ist sie auch gestorben! — nein! nein! nein! der hat nie geliebt, der mir zumuthen kann, auch nur eine Stunde in diesem Hause zu verweilen. Dieß Haus ist für mich ein offenes Grab!

und hat gleich das Leben keinen Reiz mehr für mich, so habe ich doch Kinder.

Welcher Aufenthalt bleibt mir nun noch übrig? — unter die Menschen zu gehn? o, wer mag in meiner Lage Menschen sehen! wenigstens keine bekannte Menschen, keine solche die mich bedauern, mich fragen wie mirs geht, mich trösten, mir die weisen Rathschlüsse des Himmels zu Gemüthe führen, u. s. w. Ich weiß wohl, daß ich dort auch Freunde habe, die von Herzen mit mir weinen würden, aber niemand könnte doch den unberufenen Trostern wehren, von denen ich gleich im Geist auf jeder Straße angezapft sehe.

Ich will überhaupt gar nicht getröstet seyn, ich will gar nicht, daß man mit mir weine, denn das letztere ist doch größtentheils nur eine schöne Phrase, und kann doch Niemand so herzlich weinen als ich, weil ich Alles verlohr,

verlor, und weil ich weiß und fühle was ich verlor. Mir iſt am leichteſten zu Muthe, wenn ich unter einer Menge ganz unbekannter Geſichter ſtehe, deren Keines meinen Verluſt ahndet, deren Keines Intereſſe für mich hat, dann bin ich mit meinem Weibe allein, und gedenke Ihrer nie herzlicher und inniger, als wenn mich Niemand an ſie erinnert.

Sonderbar! zum Vorwurf macht man mir das, daß ich „die traurigen Empfindungen fliehe“ ey mein Gott! wer flieht ſie denn nicht? — man räth mir dieſen Verdacht durch meine Zurückkunft zu vernichten — nein, nein, dieſer Verdacht iſt ſehr gegründet, ich kann und mag ihn nicht widerlegen. Ich fliehe Weimar, um meinem Schmerz nicht ewig neue Nahrung zu geben. Wie dieß ganz natürliche, vollkommen menſchliche Benehmen, meinem guten Rufe ſchaden könne, ſehe ich nicht ein. Daß ich aber nicht floh, um meine ge-

liebte Gattinn zu vergeſſen, o! das möge euch dieß kleine Buch beweiſen, welches treue Rechenſchaft giebt, von dem was ich that und empfand, ſeit jenem unglücklichen Tage. Um meiner Friederike zu gedenken, bedarf es nicht der Nähe ihres Grabes; wer wird ſich in die Flammen ſtürzen, wenn er ſich nur wärmen will?

„Aber," ſagt man, „du haſt Kinder in W. die deiner bedürfen." Eben weil ſie meiner bedürfen, will ich mein ſieches Daſeyn für ſie erhalten ſo lange ich kann. Denn jezt, und unter dieſen Umſtänden bedürfen ſie meiner nicht. Der älteſte iſt ſeit wenig Wochen in Schnepfenthal, unter der Aufſicht eines verehrungswürdigen Mannes, der mehr Kraft und Willen hat, ſich ſeiner anzunehmen, als ich jezt thun könnte. Das jüngſte bedarf noch keines Vaters, ſondern nur einer Amme. Auch geſtehe ich gern, daß der Anblick

blick dieſes Kindes eine Quaal mehr für mich ſeyn würde. Ach! es hat meiner Friederike das Leben gekoſtet! es wird lange währen, ehe es mir möglich ſeyn wird es zu lieben! — in dem Hauſe der Groſsmutter kann es übrigens auch dieſer kleinen Waiſe an nichts mangeln.

Meine Flucht ſtreitet alſo gegen keine meiner Pflichten, und ſo iſt es denn feſt beſchloſſen: ich ſehe den unglücklichen Ort meiner Geburt nie wieder! Dank allen denen, die mich dort freundſchaftlich aufnahmen! Dank allen denen, die meine Friedrike ſchäzten und liebten! Dank meinen braven Aerzten für jede Schmerzenserleichterung, für jede gelinderte Minute, die ſie der guten Kranken verſchafften! — Dank auch dir lieber G! du biſt ein ſeltner Menſch, denn du biſt ein Freund in der Noth. Ich kann nicht viele Worte machen, aber du verſtehſt mich, es bleibt beym Alten. —

So nehme ich denn auf ewig Abſchied von dir Vaterſtadt, die die Freuden des Knaben und die Leiden des Mannes ſah! in dir erhielt ich das Daſeyn — in dir verlor ich es wieder! — Hoffnung und Fröhlichkeit geleiteten mich in deine Thore, die Verzweiflung trieb mich hinaus! —

Möge keiner deiner Bewohner jemals ſo elend werden, als ich es in deinen Mauern geworden bin!

* * *

In Erfurt traten wir im Schleendorn ab. Als ich das leztemal hier war, wohnte ich im römiſchen Kaiſer. Meine Frau war mit mir — ich werde nie wieder im römiſchen Kaiſer wohnen.

Im Schleendorn trafen wir den Herrn v. D, einen angenehmen und ſehr inſtruirten jungen Mann, dem Kopf und Herz auf dem rech-

rechten Flecken sitzen. Ich bat ihn uns Gesellschaft zu leisten. Mein Zustand rührte ihn. Er ist ganz sein eigner Herr, er bedurfte nur einer Minute sich zu entschließen, er reiste mit uns. Noch in dieser Nacht fuhren wir weiter.

Am 30sten

langten wir in Maynz an. Den Gegenden rings umher vermag selbst der Winter nicht ihren zauberischen Reiz abzustreifen. Wer den Berg bey Hochheim herunter fährt, den Rhein und Mayn im Thale vor sich hinschwimmen sieht, sieht wie der Rhein seine Braut empfängt, und stolz an ihrer Seite hinabwallt; wie die Stadt an den blühenden Ufern sich ausbreitet; wie die Weinrebenhügel all das so lieblich bekränzen — wer dann, trotz aller Leiden die sein Herz pressen mögen, nicht wenigstens einmal heiter aufblickt und lächelt,

o! der iſt ein armer Menſch! er iſt noch elender als ich!

Am 2ten December

reiſte mein B. wieder nach Weimar zurück. Gott lohne ihm ſeine Freundſchaft! er hat auch eine Frau die er liebt, Gott laſſe ſie ihm, ſo iſt er belohnt. — Ich gab ihm meinen Reiſewagen wieder mit, denn dieſer Wagen iſt ein Zimmer, welches ich mit ihr bewohnte. Alles entbehrliche ſandte ich zurück, weil ich entſchloſſen bin, mit Herrn v. O. ſo leicht als möglich und mit der Diligence zu reiſen. Auch den kleinen Hund wollte ich ihm wieder mitgeben, aber ich konnte mich nicht von ihm trennen. — Sonderbar! ich habe ſonſt die kleinen Hunde nie leiden mögen.

Am 3ten.

Ein melancholiſcher Morgen. Das Bild meiner Friederike hat mich nicht einen Augenblick

blick verlaſſen. Ich fieng heute an die Geſchichte ihrer Krankheit zu ſchreiben. Das hat mich ſehr angegriffen, und doch will ich es fortſetzen, denn es iſt mir eine bitterſüße Beſchäftigung.

Ich lernte heute einen Mann kennen, der mir als Schriftſteller ſchon lange liebenswürdig war, und es mir nun auch als Menſch wurde: Profeſſor Heinſe, Verfaſſer des Ardinghello.

Am 4ten

beſah ich, von ihm geführt, die churfürſtliche Bibliothek, welcher er vorſteht. Die Zimmer ſind ſehr geſchmackvoll, neu erbaut. Wir ſahen da die älteſten Monumente der Buchdruckerkunſt, die erſte Bibel von Guttenberg, eine ſehr ſchön gedruckte Sammlung von Proben aller Schriftarten in der Welt, herrliche Ausgaben der Claſſiker, die Ruinen von Palmyra und Balbeck, die größten und koſt-

kostbarsten Werke aus der Naturgeschichte u. s. w.

Was aber alles dieß weit übertraf, war die göttliche Aussicht vom Balcon. Unter uns der Rhein, die große Schiffbrücke, und das lebendige Gewimmel der Schiffe; jenseits des Rheins die Vorstadt Cassel, in der Ferne Hochheim, rechts hinunter die Bergstraße, und der Zusammenfluß des Rheins und Mayns, links eine stille liebliche Insel im Rhein, weiter hinunter das Schloß Biebrich, und im Hintergrunde den ganzen Rheingau. Ich habe nie etwas schöneres gesehn. Wer wissen will, ob sein Beruf zum Mahler oder Dichter habe, der trete auf diesen Balcon. Bleibt ihm hier sein Beruf noch zweifelhaft, so ist er nicht dazu gebohren. — Hätte Friederike neben mir gestanden und mit mir genossen, ich würde in diesem Augenblicke unaussprechlich glücklich gewesen seyn.

Diesen

Diesen Morgen bekam Hr. v. O. Briefe aus Weimar. Er sagte mir: in meinem Hause sey Alles ruhig. — O! wie mir das durch Mark und Bein schnitt! — ruhig? — ja freylich! Tod ist auch Ruhe. Meine Frau schlummert — ach! welch ein Schlummer für diejenigen, die umher stehn und wachen müssen! — Hr. v. O. meynte es gut, er glaubte mir etwas Tröstliches zu sagen. Ich antwortete ihm nichts darauf, aber immer! immer! mitten unter Geräusch und Zerstreuung, ergreift mich seitdem schrecklich der Gedanke: in meinem Hause ist Alles ruhig.

Am 5ten Abends, fand ich auf meinem Zimmer einen Brief aus Weimar. Ein Zittern überfiel mich als ich ihn sah. Ich wagte es nicht ihn noch heute zu lesen, aber das half doch nichts. Ich hatte eine schreckliche Nacht! — und einen traurigen Morgen! —

Am 7ten

fuhren wir des Morgens um 8 Uhr mit einem Miethkutscher nach Mannheim. Wir hatten einen herrlichen Tag, die Sonne stand unbewölkt am Himmel, und spiegelte sich im stillen, glatten Rhein, an dessen Ufern wir hinfuhren. Die Aussichten rings umher, trotz des Winters, immer lächelnd, bald Weinberge, bald Inseln im Rhein, bald Klöster, die immer in die lachendste Gegend gebaut waren, den Horizont linker Hand schlossen hohe Berge, durch welche hin die Bergstraße sich windet. Millionenmal stieg der heisse Wunsch in meiner Seele auf: mögte doch meine Gattinn mir hier zur Rechten sitzen, wie sie sas als wir nach Deutschland reisten, und ich oft meinen Kopf in ihren Schoos oder auf ihre Schulter legte, um zu schlummern, oder ihre liebe Hand Stundenlang in der Meinigen hielt, sie hundertmal an meine Lippen drückte, und

dafür einen ſanften Druck empfieng. Ach! ich werde nie wieder ganz glücklich ſeyn! —

Meine lebendige Phantaſie, die treuſte Freundinn, welche die Natur mir gab, hat mich auch heute nicht verlaſſen. Ich habe mir ein Schloß in die Luft gebaut, ſo ſchön und lieblich, ich habe mich wohl eine Stunde lang daran ergötzt. Die Gelegenheit dazu gab eine der reizenden Inſeln, welche der Rhein umarmt. Ich dachte mir einen Gott oder Halbgott, der meine Friederike ins Leben zurückrief, und ſie mir unter der Bedingung wieder ſchenkte, meine Tage auf dieſer Inſel zuzubringen, ohne jemals einen Fuß an das jenſeitige Ufer zu ſetzen, oder Beſuch von dorther zu empfangen. Ich ſah den Nachen der uns hinüber führte, wir ſtiegen aus, der Nachen ſtieß wieder ab, und wir blieben allein. Nicht ganz allein. Die Liebe war mit uns herüber geſtattert, Achtung und Gewohnheit

beſchnitten ihr die Flügel, ſie mußte bey uns bleiben.

Nun richtete ich unſere Wirthſchaft ein. Dort wo die Gruppe von Bäumen ſteht, baute ich ein kleines Haus, meine Friederike legte ihren Garten an, wir ſäten und pflanzten, begoſſen und erndteten. Dort auf der Wieſe, die ſich bis ans Ufer hinunter zieht, ſollte das Vieh weiden, da ſollten auch die Kinder ſpielen; aber daß ja keines von ihnen ins Waſſer fällt! wir machen einen Zaun um die Wieſe. — Lächelt nur — aber gönnt mir die Freuden, die meine Phantaſie mir verlügt — ich habe keine andern!

Wir kamen gegen Abend nach Mannheim.

Am Steif.

Ich war dieſen Mittag zu Iffland eingeladen. Ich war krank und konnte nicht hingehn. Da ich aber einmal durch ſeine Einla-

dung

dung gerechten Anſpruch auf den Genuß ſeiner Unterhaltung hatte, ſo bat ich ihn um das Manuſcript des Herbſttages, und erhielt es. Ein vortreffliches Stück, ganz ſeines Verfaſſers würdig.

Abends wurde das Kind der Liebe aufgeführt. Ich gieng nicht hin, weil ich feſt entſchloſſen bin, dieß Schauſpiel nie wieder zu ſehn, weil meine liebe liebe Friederike auf unſerm Geſellſchaftstheater, die Amalie darinn geſpielt hat, weil ich ſie die Rolle damals ſelbſt gelehrt habe, weil alſo die wehmüthigſte Erinnerung mich bey jedem Worte foltern würde; und endlich, weil auch in dem Munde des Pfarrers einige Stellen vorkommen, die ich jezt nicht ohne die heftigſte Rührung würde hören können. Ich blieb alſo ganz allein und widmete dem Andenken meiner Gattinn einen melancholiſchen Abend. Man hatte mir Bücher aus dem Buchladen gebracht, aber ſie

blieben

blieben unangerührt, ich gieng im Zimmer auf und nieder, und schwärmte. Unter andern beschwor ich mit Thränen den Geist meiner Friederike mir zu erscheinen. Meine Einbildungskraft spannte sich dabey so hoch, daß ich mich wirklich wundere, nichts gesehn zu haben.

Hernach machte ich den Entwurf zu einem Denkmal, welches ich ihr künftig in meinem Zimmer errichten will. Es waren sehr traurige, aber auch sehr fesselnde Stunden.

Am 9ten.

Heute erhielt ich Briefe von meiner Mutter und aus Reval, die meine Wunden wieder aufrissen. Meine Mutter schreibt mir, sie habe das kleine, neugebohrne Mädchen unter dem Bilde seiner Mutter taufen lassen. Ach! warum mußte sie mir das schreiben! —

In H—s Briefe aus Reval liegt ein Brief von seiner Frau, der besten Freundinn

der

der meinigen, addreſſirt: „an meine liebe Friederike.“ Die Thränen ſtürzten mir aus den Augen, als ich die Addreſſe las. Ich habe meine Ruhe auf immer verlohren!

Man ſändte mir heute ein Gedicht von unbekannter Hand, auf die geſtrige Vorſtellung des Kindes der Liebe, des Innhalts: die Kunſt habe die Natur auf ein Meiſterſtück eingeladen, und die Natur habe geantwortet: das müſſe von mir verfertigt, und von Iffland, Beck und der Witthöft geſpielt werden. Dergleichen grobe Schmeicheleyen ſind unausſtehlich ekelhaft. Ueberhaupt iſt es ſonderbar, daß jeder, der meine Bekanntſchaft macht, gleich meynt, er müſſe mit einem Lob meiner Stücke gegen mich debütiren. Muß man ſich denn einem Dichter immer mit vollem Maule nähern, wie den morgenländiſchen Königen mit vollen Händen? wenn die Leute nur wüßten,

wie einem dabey zu Muthe, und wie jämmerlich verlegen man ist, immer die gewöhnlichsten Gemeinsprüche herstottern zu müssen: „ich bitte gehorsamst! Sie erzeigen mir diese Ehre! Ihr Beyfall ist mir eine Aufmunterung u. s. w.“ Man glaube indessen ja nicht, daß mir die Achtung der Menschen gleichgültig sey; nur mit ihren Hofworten sollen sie mich verschonen.

Diesen Mittag machte ich die Bekanntschaft der Frau v. D., einer Dame von vielem Geist, in deren Hause ich speiste. Nur eine Probe ihres Witzes, weil diese zugleich eine sehr wahre Bemerkung enthält, die mancher wohl thun wird, sich zu Nutze zu machen. Man sprach davon, daß die Schauspieler auf der Bühne sich oft durch ein O! oder Ach! aushelfen. „Das ist ein dramatischer Stock,“ sagte ihr Gemahl, „auf den sich die Herren ein wenig stützen.“

„Ein

„Ein dramatiſcher Prügel, verſezte ſie, den die Zuſchauer wacker fühlen müſſen.“

Am 10ten

beſahen wir den ſogenannten Antikenſaal. Der Benennung nach erwartete ich eine Sammlung von würklichen Antiken zu finden, es gieng mir aber wie einigen Einwohnern von Erlangen, die haufenweiſe ein Haus beſuchten, an welchem geſchrieben ſtand: Hier iſt ein Elephant zu ſehen! ein luſtiger Student beſas den Kupferſtich eines Elephanten, welchen er den Neugierigen vorzeigte.

Der Antikenſaal alſo enthält nichts als Abgüſſe in Gips, die man gröſtentheils auch in der Roſtiſchen Kunſthandlung in Leipzig findet und zwar weit beſſer als hier, doch haben mir Hercules, Laocoon, der berühmte Torſo u. ſ. w. recht gut gefallen.

Ein gemeiner Kerl, welcher der hieſigen Academie zum Modell dient, gab ſich das Anſehn

sehn uns herum zu führen und zu belehren. „Dort, sagte er, steht auch Voltaire, der in „Paris gestorben ist.“

„Wer war denn der Voltaire?“ frug ich. „Er war so ein Poet, ein Rechtsgelehrter, der „nichts glaubte, aber wie es zum sterben kam, „da glaubte er Alles.“

Wie viele Mühe sich doch die Pfaffen gegeben haben, auszusprengen, Voltaire habe sich auf dem Todtenbette bekehrt.

Von hier giengen wir in die Bildergallerie, die sehr schön ist. Ach! ich suchte überall unter den vielen tausend gemahlten Gesichtern, ein Gesicht, das meiner Friederike ähnlich sey; ich fand keines. — Diese Gallerie enthält besonders viele Stücke aus der niederländischen Schule. Vorzüglich gefallen hat mir die Versöhnung der Römer und Sabiner nach dem famösen Weiberraub, von Rembrand, wo ich nicht irre. Es ist angenehm, daß die Na-

men

ſien der Künſtler hier immer über dem Rahmen des Bildes angebracht ſind. Ich habe das weder in Dresden noch in Düſſeldorf, Caſſel und Sansſouci gefunden.

Abends gab man die Sonnenjungfrau. Iffland ſpielte den Oberprieſter ganz vortrefflich, und gab dem Dichter einen Beweis, daß auch die gröſten Erwartungen noch übertroffen werden können. Auch Demoiſell Wittböft, ob ſie gleich als Idall nur eine ſehr kleine Rolle hatte, zeigte, daß eine groſſe Schauſpielerinn in jeder Rolle groß iſt. Decorationen und Kleidungen waren geſchmackvoll und prächtig. Nur weiß ich nicht, warum der Rolla eine Keule trug? ein Volk, das ſolche Tempel baut, ſchlägt ſich nicht mehr mit Keulen herum.

Am 11ten,

Mittags fuhren wir mit der Diligence nach Strasburg. Ich hatte dieſes Fuhrwerk, das

ich nur vom Hörensagen kannte, theils aus Oekonomie gewählt, größtentheils aber, um mehr Zerstreuung zu finden. Es waren bereits fünf Personen darinn, und da wir ein wenig spät kamen, so mußten wir mit den schlechtesten Plätzen vorlieb nehmen. Unsere Reisegefährten waren:

No. 1. ein junger Kaufmann, der in alle Ecken des Wagens Champagner-Bouteillen gestopft hatte, und sehr gesund aussah, weil er sehr wenig zu denken schien.

No. 2. neben ihm saß ein allerliebstes Mädgen aus Landau, das deutsch und französisch sprach, und gern mit sich schwätzen ließ. Sie und Nummero 1. gaben sich zuweilen für Mann und Frau aus. Da verschiedene Kleinigkeiten zwischen ihnen vorfielen, die ich dem Leser zu errathen überlasse, so hätte das freylich die Vermuthung, als wären sie Eheleute, bestätigen sollen; sie waren es aber doch nicht.

No.

No. 3. Ein Officier aus der Mannheimer Garniſon, der mir, trotz des Verbots in Diligencen zu rauchen, ſeinen Tabak oft ziemlich unverſchämt ins Geſicht blies. Uebrigens ſchien er eine gute Haut, erzählte aber zuweilen langweilige Geſchichten, worüber er von Nummero 4. geſchraubt wurde.

No. 4. ſah aus wie ein helländiſcher Prediger und hatte unſtreitig den meiſten Verſtand unter unſrer Reiſegeſellſchaft.

No. 5. Ein unbedeutendes, häßliches, ſtummes Frauenzimmer.

Der Officier beluſtigte mich, indem er mir erzählte, Herr von Kotzebue ſey Tages vorher in Mannheim geweſen, und habe die Sonnenjungfrau ſpielen ſehn. Er ſchwazte noch Allerley von mir und meinen Schriften, da ihm aber Niemand darauf antwortete, ſo machte er das Geſpräch allgemeiner, durch

einige Bemerkungen über die schlechte Beschaffenheit des Mannheimer Trinkwassers, wobey der Kaufmann lächelnd nach seinen Champagner-Bouteillen schielte.

Sehr beinstigend war auch die Verlegenheit meines Bedienten. Zum Erstenmal in seinem Leben fuhr er mit mir in einem Wagen, sein Knie an dem Meinigen. Ueberhaupt war ihm das ganze achtspännige Fuhrwerk, und das introduciren seiner kleinen Person in eine honette Gesellschaft, etwas so neues, daß man die Verwunderung deutlich auf seinen dicken Backen las. Ich habe ihn auf dieser Reise auch oft mit mir an einem Tische essen lassen, und gefunden, daß diese Art von Vertraulichkeit, oder Herablassung, wenn ihr es so benennen wollt, zwar wohl die Liebe der Bedienten zu ihrer Herrschaft vermehrt, ihnen auch ein gewisses Gefühl ihres Werths giebt, aber drum keinesweges die schuldige Ehrfurcht

schwächt,

ſchwächt, wenn man es nur darnach anfängt. Warum haben wir doch die gute, alte, patriarchaliſche Sitte in die Feſſeln eines albernen Hochmuths gezwungen?

Wir ſchliefen in Neuſtadt. Dieſe Reiſe, und die ganze Art zu reiſen, würde vielen Reiz für mich haben, denn die Gegenſtände ſind mir alle ſo neu, und die ſtarke Erſchütterung iſt meinem Körper ſehr zuträglich; die Witterung iſt angenehm, und die Luft ſo warm, daß ich recht fühle, wie wohl es mir thut; aber der Kummer meines Herzens verbittert mir jeden Genuß! immer foltert mich die Erinnerung: warum ich reiſe! warum ich ſo ohne Zweck und Ziel mich in der Welt herumtreibe! ich jage der Ruhe nach, die ich nie wieder finden werde!

Am 12ten

früh um vier Uhr fuhren wir weiter. Von unſern Gefährten war uns Niemand übrig geblieben,

blieben, als der Champagner Kaufmann, und das hübsche Mädgen. Um deſto bequemer waren unſre Plätze.

Um 9 Uhr kamen wir nach Landau, wo die erſte franzöſiſche Beſatzung liegt. Man gab uns nur eine halbe Stunde Zeit um zu frühſtücken, und dieſes Frühſtück mußten wir auf einem Kaffeehauſe ſuchen, und dieſes Kaffeehaus war ſehr weit vom Poſthauſe entfernt. Es iſt eine alberne Einrichtung in Frankreich, daß man nirgends als auf den Kaffeehäuſern, Kaffee trinken kann.

Wenn man auch nicht wüßte, daß man die Grenzen des franzöſiſchen Gebiets betreten hat, ſo würde man es doch gleich an der affectirten Zierlichkeit merken. Auf dem Kaffeehauſe, zum Beyſpiel, darf kein Taback geraucht werden. Ich frug, wer den Saal frequentire? — Officiers. — Und die Herren Officiers rauchen nicht? — non Monſieur. —

und können auch den Tabacksrauch nicht vertragen? — non Monsieur.

Nach einer halben Stunde mußten wir wieder fort. Wir hatten nunmehr die besten Plätze, denn auch das hübsche Mädgen blieb in Landau — Aber — o Jammer! — mit uns stiegen noch sieben Personen ein, Summa = Summarum zehen. Ich gestehe, daß mir im ersten Augenblicke so ängstlich wurde, daß ich im Begriff stand, wieder auszusteigen und Extrapost zu nehmen; denn es sieht so gefährlich aus, wenn Einer über den Andern hersteigt, ihn drückt, tritt, quetscht, den Mantel beschmirt u. s. w. und wenn man meynt, nun wären sie alle da, und es könne kein Schooshund mehr Platz im Wagen nehmen, siehe da, so schiebt sich noch ein Kopf zur Thür herein, und wieder Einer, und noch Einer, daß man denken mögte, man sey zum Häring geworden, und solle eingesalzen wer-

den; aber es ordnet sich am Ende doch Alles, und in einer halben Viertelstunde sizt man, wenigstens auf den hintern Plätzen, ganz bequem.

Unter unsern neuen Gefährten war der Maire eines benachbarten Dorfes, der gewaltig viel von seinem Office, von Decreten, Notables u. s. w. schwazte. Er war erst kürzlich gewählt worden, man hatte ihn hinter dem Pfluge weggeholt, um ihn an die Spitze der Völker zu stellen, und er that sich nicht wenig darauf zu gute. Es wurde viel Politik gesprochen. Es versteht sich, daß wir uns nicht darein mischten. So viel scheint gewiß, daß mit der neuen Einrichtung Niemand zufrieden ist, so sehr auch Jedermann der Revolution zugethan scheint. Der Baum gefällt ihnen, weil er so lustig heraufgeschossen ist, aber die sauern Früchte mögen sie nicht.

Als ich das politische Gewäsch satt hatte, ließ ich mich von dem angenehmen Schwäzer

Jean

Jean Jacques unterhalten, den ich in der Tasche trug; und als es zu dämmern begann, da machte ich mein Buch zu, drückte mich in die Ecke, und öffnete das kleine Fenstergen neben mir. Die Diligence hat nämlich acht Fenster, eines an jeder Seite, eines forne, eines hinten, und dann noch vier kleine, kaum ein paar Hände groß, an den vier Ecken. Es war ein schöner Abend, der halbe Mond stand hell am Himmel, der größte Theil der Reisegesellschaft schlief, es war Alles still, ich fieng an zu schwärmen, hinüber in bessere Welten! ich suchte das Bild meiner Friederike, ich bat ihren Geist, sich unter die Bäume an der Landstraße zu stellen, und wenn ich ihn unter dem nächsten Baume nicht fand, so guckte ich immer vorwärts, um ihn in der Ferne zu erblicken, und wenn dann von weiten ein weißer Pfahl in der Dämmerung mich täuschte, so klopfte mir das Herz hoch auf! —

war es Furcht! — o nein! die Erſcheinung der Geliebten kann dem Liebenden nicht fürchterlich ſeyn. Es iſt mein ſehnlichſter Wunſch, den Geiſt meiner Gattinn nur einen Augenblick lang zu ſehn. Mein ganzes Leben gäbe ich für dieſen Augenblick! denn er würde in Ueberzeugung verwandeln, was jezt nur Hoffnung iſt: ſie einſt wieder zu finden! ihr einſt wieder anzugehören!

Abends kamen wir nach Hagenau. Wir ſpeiſten in einem großen Saale, worinn acht gewaltige Tiſche ſtanden, alle mit Leuten beſezt, die da tranken, aßen und ſpielten. Manche waren auch betrunken. Es gieng ſehr luſtig zu, der Sonntag trug vermuthlich das ſeinige bey. Auch die Patrouille erſchien einmal, ließ ſich aber mit einem Glaſe Wein abfinden.

Ich frug einen Officier aus der Straßburger Garniſon, einen unſerer Reiſegefährten, ob

ob diese, indem ich auf die Patrouille zeigte, die National-Uniform sey? — „Mon Dieu!“ sagte er mit einem spöttischen Tone: „haben „Sie die noch nicht gesehn? die findet man jezt in jedem Winkel.“

Aus dieser Antwort schloß ich, daß die Garde nationale und das eigentliche militaire noch sehr zweydeutig für einander gesinnt sind.

Auch erzählten einige Gardes am nächsten Tische, allerley gegen Offiziere verübte Heldenthaten und Prügeleyen, die sämmtlich auf Beschimpfung des Militair abzweckten. Unser Reisegefährte schwieg weislich zu alle dem, und ehrte durch sein Schweigen das Recht des Stärkern.

Am 13ten

früh um 6 Uhr fuhren wir weiter. Unsere Gesellschaft hatte sich um eine Person vermehrt, ein ältlicher Mann mit dem Ludwigs-Kreuze, einer Flinte und einem Jagdhunde,

der

der uns eine Menge Mordgeſchichten erzählte, welche ſeit kurzem in dieſen Gegenden vorgefallen. Er dokumentirte ſeine Erzählungen durch friſch aufgeworfene Hügel und hölzerne Kreuze, welche wir hin und wieder am Wege fanden. Da jezt Alles unbeſtraft bleibt, ſelbſt dann, wenn man die Thäter weiß, ſo kann das einem armen Reiſenden wenig Muth machen, ſeinen Weg fortzuſetzen. Doch was hat der noch zu fürchten, der Alles verlohr! —

Wir kamen gegen Mittag in Straßburg an, und ſtiegen im rothen Hauſe, an dem ſchönen Parade-Platze ab. Hier iſt ſchon Alles national. Eine Pharmacopée nationale habe ich im Vorbeyfahren bemerkt, und ſogar einen Chapelier national.

Mein Unſtern wollte, daß ich, als ich das Bureau der Diligence verließ, ehe ich noch das Wirthshaus erreichte, Zeuge eines unglücklichen Zufalls ſeyn mußte. Ein paar wilde

wilde Pferde vor einem Karren, warfen ihren Führer ab, und wälzten und zertraten ihn eine ganze Straße lang. Es sah schrecklich aus. Ich wandte mein Gesicht ab, mir ward ohnmächtig zu Muthe; ich hörte nur noch hinter mir die gräßlichen Worte: il est mort (er ist todt.) Das Bild dieses Menschen hat mich den ganzen Tag nicht verlassen. Ach lieber Gott! habe ich denn nicht traurige Bilder genug in der Seele! —

Die Wache zog unter unsern Fenstern auf. Ihre Märsche waren allerliebst. Ein Marsch sollte aber eigentlich nie allerliebst seyn. Sie glichen mehr Arien als Märschen. Sehr französisch kam es mir auch vor, daß die Kanoniers zu ihren Uniformen Schuh und Strümpfe trugen, und zwar nicht einmal einerley Strümpfe.

Nachmittags besuchten wir den Buchhändler Herrn Amand König, einen höflichen, zuvorkom-

vorkommenden jungen Mann, dem ich hier für seine uneigennützige Gefälligkeit, meinen wärmsten Dank sage. Er läßt jezt eine französische Uebersetzung meiner Adelheid von Wulfingen drucken, deren Verfasserinn eine gewisse Madame de Rome in Paris ist. Diese Uebersetzung gab er mir mit nach Hause, um sie durchzublättern, und die Lectüre der französischen Adele de Wulfing hat mir viel Spaß gemacht. Es ist Alles französirt. Am Ende entwickelt es sich, daß Adele eine fille substituée, eine Tochter von dem alten Mistivel, und folglich nicht Theobalds Schwester ist. Die auffallenden Unwahrscheinlichkeiten aus dem Wege zu räumen, hat man nicht der Mühe werth gehalten.

Ich begreife überhaupt nicht, wie man erwarten darf, dieses Stück werde auf der französischen Bühne Glück machen. Herr K. aber behauptet, es komme eben zu rechter

Zeit,

Zeit, weil der Pfaffengeiſt darin gehäſſig dargeſtellt werde. Die Zeit muß es lehren.

Auch Hr. K. trug die National-Uniform, die recht artig ins Auge fällt. Auf den Knöpfen ſteht: la loi et le roi. Ich frug ihn, ob der Roi etwa nur des Reims wegen da ſtände?

Am 14ten

früh um 6 Uhr giengen wir mit der Diligence nach Paris, wo wir am 18ten des Abends um 6 Uhr ankamen.

Dieſe Reiſe war eine der unangenehmſten, die ich in meinem Leben gemacht habe. Zwar geſtehe ich gern, daß mein Trübſinn mir jetzt Alles in ſchwarzen Flor gehüllt zeigt, und daß ich mich oft ärgere, wo ich vermals gelacht haben würde aber Manches war doch auch wirklich unausſtehlich. Fürs erſte: die gerühmte Bequemlichkeit der Diligencen iſt erlogen, bedarf wenigſtens einer großen Einſchrän-

schränkung. Ja, wenn nicht mehr als vier, oder höchstens sechs Personen darin sitzen, dann lasse ich es gelten, aber sie ist für acht Personen gebaut, und wehe diesen acht Personen, wenn sie sich würklich finden! wehr ihnen, wenn sie auch nur mager sind! sterben müssen sie, wenn sie dick sind. Im Fond und rückwärts sitzen dann drey und drey, an jeder Thüre Einer. Daß die Menschen Beine haben, darauf ist gar keine Rücksicht genommen worden, Invaliden, denen Arme und Beine abgeschossen sind, würden sich so ziemlich darinn befinden. Man weiß durchaus nicht, wo man die Füße lassen soll, man findet kein Plätzgen das nicht schon von einem Paar Beinen occupirt wäre; man wird so lange getreten, die Leichdorn, die man etwa hat, dienen dem Nachbar so lange zum Schemel, bis man die Füße an sich zieht, wie ein fliegender Paradiesvogel. Natürlich hält man das auch

nicht

nicht lange aus, und man fühlt bald eine unausstehliche Steifigkeit in den Gliedern, man kann kaum aussteigen, kaum gehen.

Eben so ist es mit Armen und Händen. Ein Schnupftuch aus der Tasche nehmen, ist eine Arbeit, die ohne großen Schweisverlust nicht vollbracht wird, und einem Beutelschneider sollte es schwer werden, in einer Diligence sein Handwerk zu treiben. Sitzt man im Fond oder rückwärts, so ist die Presse am unerträglichsten, wozu noch kommt, daß die Nachbarn links und rechts nicht immer reinlich aussehn, und ihre Haare oft verdächtige Spuren tragen. Sitzt man an der Thür, so ist man mit den Armen frey, aber übrigens noch unbequemer, und überdieß der Angst ausgesetzt, den Hals zu brechen, wenn die Thür nicht fest eingeklinkt ist.

Das Einathmen von so vielen fremden Ausdünstungen ist eine neue Quaal. Zwar sind sechs Fenster im Wagen, da man aber bey schlechtem Wetter nur Eines oder ein Paar aufmacht, so ist das nicht immer hinlänglich. Sehr ängstlich ist es auch, daß man keine Thür von innen öffnen kann, man sitzt in einem Gefängniß, in einem Käficht, aus welchem nur der Conducteur (so viel als in Deutschland Schaffner) befreyt. Da führt er so einen Wagen voll Menschen von einer Stadt zur andern, wie die Bauern einen Hünerkorb voll Hüner, und oft haben wir, wenn wir auch schon an Ort und Stelle waren, eine halbe Viertelstunde lang warten müssen, ehe es ihm gefallen hat, unser Loch zu öffnen. Diese Art Gefangenschaft hat mir manche Herzensbeklemmungen verursacht, denn ich kann nichts weniger leiden, als so eingesperrt zu seyn. Will man einmal p — ssen, so ist das

eine

eine ſchreckliche Weitläuftigkeit, ehe der Conducteur gerufen wird; ehe er die Hülferufende Stimme vernimmt; ehe er dem Poſtillion den Befehl ſtill zu halten ertheilt; ehe er von ſeinem hohen Sitze herabſteigt, die Thür zu öffnen; ehe die ſämmtlichen Gepreßten ſich auf einige Augenblicke noch härter zuſammenpreſſen, um den einen Nothleidenden hinauszulaſſen, wobey ſie natürlich oft ſchiefe Geſichter ziehen; ehe die Bank aufgehoben wird, welche den Eingang verbollwerkt; ehe der Tritt herunter gelaſſen wird, auf welchem man zur Erde hinabſteigt: — nein, lieber hält man ſein bißgen Waſſer drey Stunden länger an ſich, und wagt Alles, ehe man ſich entſchließt, einen ſo gewaltigen Aufruhr zu erregen.

Es giebt viele Leute, die den Schnupfen für geſund halten. Wer ihn lange nicht gehabt hat, kann ſeine Wünſche in der Diligence ſehr bald befriedigt ſehen, denn da ein Jeder

sein Geld bezahlt, so steht es auch natürlich einem Jeden frey, die Fenster zu öffnen, wenn und wo er will, wenigstens die, denen er am nächsten sitzt, daraus entsteht denn oft ein so pfeifender Zugwind, daß ich mich wundere, wie ich so glücklich mit einem steifen Halse entwischt bin.

Des Mittags speist man schlecht und theuer. Verdammt fade Bouillons mit geweichtem Brode, unangenehm zu sehen, und noch unangenehmer zu essen, völlig kraftloses, zaserigtes Rindfleisch, Gemüse an manchen Orten mit Oel gekocht, das ist das herrliche Mittagsmahl, welches man ganz gewöhnlich mit einem halben Laubthaler bezahlt.

Die Servietten zu beschmieren ist hier unmöglich, weil sie schon beschmiert genug sind. Ungeputzte Gabeln laden wirklich nicht zum Aufgabeln ein, und Messer erhält man gar nicht, weil vorausgesetzt wird, jeder Reisende führe,

wie

wie die Bauern und Metzger in Deutschland, ſein Meſſer in der Hoſentaſche, ſchlage es auseinander, wetze es ein paarmal auf der glänzenden, ſchwarzledernen Hoſe, und haue ſodann ein. Der Wein iſt noch das beſte, ungeamtet es nur ein gewöhnlicher Landwein iſt. Man trinkt ihn überall aus Viergläſern und das gefällt mir auch nicht. Gern würde ich für ein gutes Stück Rindfleiſch und einen kräftigen Braten das Deſert ſchenken, welches jede Mahlzeit, auch in der ſchlechteſten Auberge, beſchließt, und aus allerley treckenem, elendem Backwerk, Kaſtanien und Früchten beſteht. Beſonders habe ich in meinem Leben nichts unſchmackhafteres gegeſſen, als eine Art Backwerk échaudé genannt. Es ſchmeckt wie ſehr dicke Luft.

Weit unbequemer iſt die Reiſe freylich noch, wenn ſie im Winter geſchieht. Man findet nirgends Oefen, nirgends geheizte Zim-

mer. Man wird sogleich in die Küche geführt, wo ein gutes Kaminfeuer brennt. Wer glücklicherweise unter den ersten Eintretenden ist, und überhaupt sich auf das Herzudrängen versteht, nun der kann das Vergnügen genießen, seinen H — oder sein Vordertheil zu wärmen, denn beydes auf einmal ist nicht möglich, und das ist wieder ein neuer Vortheil für die Schnupfenliebhaber, so wie auch der Fußboden diesen seltsamen Leuten nicht wenig zu statten kommt, da er nirgends gedielt, sondern überall mit Backsteinen ausgelegt ist, welche eine kalte Nässe schwitzen. Dieser Schweiß ist es jedoch nicht allein der die Fußböden nezt, sondern man findet in jeder Küche noch so viel nebenher gegossen, gesprützt, gespuckt, von Hunden gep — t, daß man seines Gleichgewichts ziemlich gewiß seyn, oder das Schlittschuhfahren gut verstehn muß, um sicher darauf zu wandeln.

Zwey Stunden hält ſich die Diligence des Mittags auf, auch des Nachts ſoll ſie eigentlich immer ſtill liegen, da aber im Winter die Wege ſchlechter ſind, und ſie doch auf den beſtimmten Tag in Paris eintreffen muß, ſo geht ſie dann oft die ganze Nacht durch, oder bleibt doch wieder nur wenige Stunden, zu wenig um auszuruhen, oder ſich ſchlafen zu legen, und doch genug um ſich zu langweilen, wenn man nicht etwa Luſt hat, gegen die gewöhnliche Lebensordnung zu verſtoßen, und, gleich den meiſten Reiſenden, mitten in der Nacht zu eſſen und zu trinken.

Trifft ſichs aber auch, daß dem Paſſagier eine Zeit von fünf oder ſechs Stunden zur Ruhe vergönnt wird, ſo muß er doch ein wenig Hexerey verſtehen, wenn er wirklich ruhen will. Denn nun führt man ihn in eine eiskalte Kammer, in welche überall der Wind pfeift, man weißt ihm ein Bette an, mit den

gröbsten Laibachen versehn, zu den Füßen hoch aufgeschüttelt, in der Mitte am tiefsten, und unter dem Kopfe sehr niedrig. Gelingt es einem müden Pilger, trotz alle dem ein wenig zu schlummern, so wird ihn bald, entweder das Getöse der schwärmenden Reisegesellschaft, oder der Wind der im Kamine heult, wieder wecken.

Am schlimmsten ist ein armer, mit seiner Gesundheit entzweyter Mensch daran, der sich etwa gewöhnt hat, gewissen unterirrdischen Gottheiten, die einst bei den Römern in grossem Ansehn standen, jeden Morgen sein Opfer zu bringen. Das ewige Rütteln des Fuhrwerks wird ihm Verstopfungen verursachen; ist er etwa gewohnt diese durch eine Tasse Kaffee und eine Morgenpfeife zu bekämpfen, so wird ihm entweder gar keine Zeit dazu gestattet, oder, gesetzt auch, er bricht sich von seiner nächtlichen Ruhe eine Stunde ab, sieht

eine

eine Stunde früher auf, als alle andere, um dieſes große Bedürfniß zu befriedigen, deſſen Vernachläſſigung, wie Montaigne ſagt, einen Seneca zum Narren machen kann; wo ſoll er Kaffee hernehmen? im Hauſe giebt man ihm keinen, er muß ihn auf dem Kaffeehauſe beſtellen, aber auf dem Kaffeehauſe ſteht man ſo früh nicht auf, und verſpräche man gleich Trinkgelder über Trinkgelder, le garçon oder la fille werden ſich des Abends zu allem anheiſchig machen, und des Morgens nichts halten. Man reiſt alſo nüchtern wieder ab, und ſchleppt die drückende Bürde wider Willen mit ſich herum.

Nach dieſer allgemeinen Beſchreibung der Diligencen, deren Gemählde ich ſehr treu entwarf, komme ich nun auf das Detail unſerer Mühſeligkeiten, die uns insbeſondere betraffen. Unſere Geſellſchafter waren theils ſolche, die von Straßburg aus bis Paris mit uns

reiſten:

reiſten; theils ſolche, die ſich unterwegens auffetzten, bis zu dieſer oder jener Stadt mitfuhren, und alſo nur ab- und zu giengen. Die erſteren waren:

1) ein Kaufmann aus G—, der, weil er ſich ſelbſt ſo außerordentlich genug ſchien, auch allen andern Menſchen genug zu ſeyn glaubte, der Alles zu wiſſen, überall geweſen zu ſeyn affectirte, und der uns immer gute Lehren gab, wie wir uns da und dort zu verhalten, was wir da oder dort zu ſehen hätten. Er beſaß unter andern den Tic ſehr gut franzöſiſch zu ſprechen, machte den Franzoſen ihr Schnarren und Ziehen nach, und immer ſtach der G—iſch thüringiſche Dialect durch. Ueberdieß alles hatte er die unausſtehliche Gewohnheit, auf Alles was man ſagte wie? oder plait il? zu antworten, ohngeachtet er nicht taub war; und wenn einmal ein elendes, froſtiges Späßchen unter ſeine

Zähne

Zähne fiel, ſo zermalmte er es ſo lange, bis es ſo ekelhaft wurde, wie der Trank den ſich die Südſeeinſulaner aus Yamswurzeln kauen. So hatte man, zum Beyſpiel, einem aus der Geſellſchaft, deſſen ich nachher erwähnen werde, den Beynahmen Monſieur le Baron gegeben, und nun that unſer Herr R — nichts anders, als immer von Zeit zu Zeit, wenn niemand mehr daran dachte, ausrufen: Monſieur le Baron! ich habe zwar meiſtentheils die Barons langweiliger gefunden als ihre Titel, aber dießmal war es umgekehrt.

2) Ein Flammänder Namens B — der ſeit zwölf Jahren in Petersburg wohnt, mit einer vollſtändigen Kalmuckenphyſiognomie. Nie habe ich einen Menſchen geſehn, der immer ſaufen, immer lachen, immer Zoten reiſſen konnte, wie dieſer. Er führte viel Ungeziefer bey ſich, und ſang Chanſons wenn es ihn juckte. Er war es den Nummero 1.

Mon-

Monſieur le Baron nannte. Der Urſprung dieſes traurigen Spaßes iſt mir verborgen geblieben.

3 et 4) ein paar ehrſame Bürger aus irgend einer kleinen Stadt in Lothringen oder im Elſaß. Der eine von beyden, ein dicker Menſch, deſſen Mund nach der Naſe hinauf einen halben Cirkel formirte, (welches ein untrügliches Kennzeichen des Hochmuths iſt,) war gleichſam der Mentor des andern, der ein braunes, verwegenes, ſtark mit Bart verziertes Geſicht hatte. Wenn er das Maul aufthat, und es wagte in den geringfügigſten Kleinigkeiten anderer Meynung zu ſeyn als der Dicke, ſchwubs! hatte er einen Hieb von dem Dicken weg. Sie gaben zu verſtehen, daß ſie in öffentlichen Geſchäften reiſten. Vermuthlich hatten ſie etwas bey der Nationalverſammlung anzubringen, und der Dicke ſollte die Rede halten, denn er lehnte ſein Haupt

oft

oft mit geſchloſſenen Augen an das eine Fenſtergen und bewegte die Lippen.

y) Ein Officier von der Nationalgarde, von dem ſich weiter nichts ſagen läßt, als daß er immer einer der Erſten vor dem Kamine war, ſich hinten und forne zu wärmen.

Außerdem fuhren noch abwechſelnd verſchiedene Menſchen mit uns. Unter andern in Nancy ein Jude, der jeden Morgen im Wagen, den Gebräuchen ſeiner Religion gemäß, ſich den Arm aufſtreifte, dieſen und den Kopf mit allerlei Dingen bewickelte, und dann, ohne ſich im geringſten um uns zu bekümmern, ſein Gebet herbabbelte.

Ein junger Officier, der auch einige Stationen weit mitfuhr, rieb ſich beſtändig an dieſem armen Menſchen auf die ungeſchliffenſte Weiſe. F— war immer ſein drittes Wort. Avouez que tous les Juifs ſont des f— coquins. Dergleichen Galanterien machte

er ihm alle Augenblicke. Ich konnte endlich meinen Unwillen nicht längrr unterdrücken. Ich ließ ein Wörtgen davon fliegen, daß es unanständig sey, einen Menschen anzugreifen, der sich nicht vertheidigen könne, und sezte hinzu, ich sey überzeugt, es gebe auch sehr brave Leute unter den Juden. Der Officier sah mich mit großen Augen an, die mir sehr deutlich sagten: „Aha! der Herr ist vermuthlich auch ein Jude.“ Mein guter Wille hätte mir einen verdrüßlichen Handel zuziehen können, aber zum Glück hatte der Officier, wie gewöhnlich, mehr Maul als Herz, und er schwieg, ließ auch von nun an den Juden mehr in Ruhe. Dieser schien indessen, wie die meisten, sein Schicksal zu verdienen, da er weder für die Beleidigungen jenes rohen Martiersohnes, noch für mein menschlicheres Benehmen dabey, Sinn zu haben äußerte.

Die

Die übrigen, welche ab- und zuflegen, verdienen keine Erwähnung. Sie haben nichts gethan, als uns noch mehr gedrückt, im phyſiſchen und moraliſchen Verſtande.

Wir giengen den erſten Tag über Saverne nach Phalsbourg, wo wir zu Mittag ſpeiſten. Dann über Sarbourg nach Blammont, wo wir einige Stunden der Nacht verweilten.

Am 15ten

über Luneville und St. Nicolas nach Nancy, wo wir des Mittags eintrafen. Hier war mir ſchon die ganze Diligence ſo äuſſerſt unausſtehlich und läſtig geworden, daß ich beſchloß, ſie wenigſtens auf vier und zwanzig Stunden zu verlaſſen. Gern hätte ich gleich Extrapoſt genommen bis Paris, aber wir hatten uns einmal in Straßburg auf drey Plätze der Diligence einſchreiben laſſen, und hätten 12 Louis neufs umſonſt bezahlen müſſen.

Ich gieng also mit meinem Reisegefährten und meinem Bedienten in einem Cabriolet nach Toul, wo wir uns gütlich thaten, und erst am andern Morgen weiter fuhren. Die Diligence war freylich unterdessen um ein gutes Stück vorgerückt. Wir giengen über St. Aubin, Barleduc und Vitry nach Chalons sur Marne, wo wir

am 16ten

um 10 Uhr des Abends, das Unglück hatten, sie einzuholen.

Wahr ist es, die Extraposten sind hier zu Lande gewaltig theuer, und die Einrichtung ist mir durchaus unerklärbar. Wenn man in Deutschland drey Pferde bezahlt, so spannt der Postmeister das vierte Pferd oft gratis an. So ist es auch in Rußland und Pohlen. In Frankreich umgekehrt. Bezahlt man drey Pferde, so werden zwey angespannt, deren jedes 25 Sous die Meile kostet. Ist man

aber

aber ſo unglücklich, durchaus drey Pferde zu ſeinem Fortkommen zu gebrauchen, ſo muß man jedes Pferd mit 30 Sous bezahlen. Mich dünkt, der Billigkeit gemäß, ſollte der Preis fallen, jemehr Pferde man braucht und bezahlt. Da wir keine eigne Chaiſe hatten, ſo mußten wir noch überdieß durchgehends die kleine unbequeme Poſtkaleſche für ein Pferd bezahlen; alſo vier Pferde und zwey gab man uns. In Vitry ſagte man uns, man habe keine andere Poſtkaleſche, als eine, die etwas ſchwer ſey, wir würden uns alſo gefallen laſſen noch ein Pferd mehr zu bezahlen. Wir thaten es, und man ſpannte uns ein Pferd weniger vor. Als wir uns darüber beſchwerten, ſagte der Maitre de poſte: Meſſieurs, c'eſt une grace qu'on Vous fait, puisqu'il falloit payer 30 Sous par lieue. (Meine Herren, man erzeigt Ihnen noch eine Gnade, weil Sie eigentlich 30 Sous für die Meile bezahlen

müßten). Ich antwortete ihm, ich hätte immer viel von der Politesse der französischen Nation gehört, nachdem er mir aber eine Gnade von fünf Sous für die Meile erzeigt habe, müsse ich billig daran zweifeln.

Man fährt hier eben so schnell als in Rußland. Ob man aber noch lange so fahren wird, ist eine andere Frage, da seit der Revolution sich niemand mehr um die Wege bekümmert, und sie folglich täglich schlechter werden.

am 17ten

des Morgens, ließen wir uns wieder in unser Gefängniß pressen, und nach Epernay kutschen, wo der vortreffliche Champagner wächst. Auch auf mich würde vielleicht dieser Göttertrank seine erheiternde Würkung nicht verfehlt haben, hätte nicht ein Zufall mich in mein Nichts zurückgeschleudert. Verschiedene Durchreisende nämlich hatten die Wände

des

des Speiſesaals mit Verſen und Namen beklecksſt, und unter andern erblickte ich, in einem Winkel am Fenſter ein verſchlungenes F. E. und ein Kreutz dabey.

E †

Weg war das biegen Laune, welches der Wein erkünſtelt hatte. Ich fiel in den düſterſten Trübſinn. Dieſe Buchſtaben und das ſchauerliche Kreutz, ſchienen mir einen Vorwurf zu machen, daß ich noch Sinn haben könne, für die Freuden des Weins, da die Freuden der Liebe auf ewig für mich verlohren ſind. Wer nie in einer ähnlichen Lage war, der wird lächeln, wenn ich ihm ſage, daß ich den Geiſt meiner Gattinn um Vergebung bat, Wein getrunken zu haben. — O Gott! was wird aus mir werden, wenn der geringfüglgſte Zufall im Stande iſt, mein Herz ſo gräßlich zu zermalmen.

Unser Nachtlager war diesmal in Chateau Thierry, wo wir schon um acht Uhr des Abends ankamen, und bis um drey Uhr des Morgens verweilten.

Ich ließ mir sogleich ein eignes Zimmer geben, und Kaminfeuer machen, weil meine Laune jetzt und nie wieder mit der rauschenden Lustigkeit meiner Gefährten stimmte. Sie giengen zum Essen und Trinken, und ich in meinem einsamen Zimmer auf und nieder, um mich mit meiner lieben Friederike zu unterhalten. Draussen wütete gerade ein Sturm, noch hörbarer in dem Zimmer, welches ich bewohnte, da Chateau Thierry überhaupt hoch liegt. Das Prasseln des Feuers, und das ewige Knarren der Thür, vereinigten sich mit dem Heulen des Sturms. Es waren ein paar süße, melancholische Stunden. Denn wenn ich so allein bin, so ist Friederike immer bey mir, ich rede mit ihr als sey sie gegenwär-

tig, und erzähle ihr Alles was ich auf dem Herzen habe. Ach! vielleicht iſt ſie auch gegenwärtig! vielleicht umſchwebt ſie mich als mein Schutzgeiſt! — aber warum erſcheint ſie mir nicht auf einen Augenblick mich ihres Daſeyns zu verſichern? — ich habe ſie an dieſem Abend wieder ſo herzlich darum gebeten.

Chateau Thierry iſt der Geburtsort des liebenswürdigen la Fontaine. Das hat mich weit mehr intereſſirt, als die berühmte, über Bergen ſchwebende Brücke bey Nancy.

Dieſe Nacht war wieder ganz ſchlaflos, und hätte es ſeyn müſſen, auch ohne die Unruhe meines Gemüths, denn ein ſolches Heulen des Sturms hörte ich noch nie. Es war als hätte Boreas ſeinen Schlauch in unſerm Zimmer geöffnet.

Am 18ten verließen wir Chateau Thierry, waren Mittags in Meaux, und kamen endlich Abends nach sechs Uhr, Reisens- und Lebensatt nach

Paris.

Unendlich leid that es mir, daß es schon dunkel war. Doch machten die niedlich aufgepuzten und erleuchteten Kramläden zu beyden Seiten der Straße, eine angenehme Würkung. Die Gewohnheit, überall mit großen Buchstaben den Namen und das Gewerbe des Bewohners an die Häuser zu mahlen, gefällt mir sehr; man findet sie, sobald man die französische Grenze betritt. Zugleich führen die meisten Häuser Schilder, und — ein sonderbarer Zug der französischen Prahlerey — fast immer ist etwas Gold dabey angebracht. La pomme d'or. La boule d'or. Au Lion d'or; à la Clef d'or u. s. w. Ehemals hielt man den Geschmack unserer Voreltern an

bunten

bunten Farben für das Zeichen der Kindheit eines Volkes. Sollte der Geschmack am Golde nicht vielleicht das Greisen-Alter eines Volkes bezeichnen, das wieder in Kindheit zurückfällt? Das Wort or wird indessen jezt zuweilen von dem Worte nation und national verdrängt, welches sie überall hinkleckſen. So sah ich vor einigen Tagen sogar ein Haus mit der Ueberschrift: traiteur de la nation. Den Henker! dachte ich, es soll dir sauer werden, das ganze hungrige Volk zu tractiren.

Am 19ten.

Wäre ich nicht im Mittelpuncte aller Zerstreuungen, so würde der heutige Tag mir sehr traurig verfließen, denn es ist der Stiftungstag unsers Liebhabertheaters. Heute ist in Reval Jubel und Freude, heute vor einem Jahre wurde meine Sonnenjungfrau zum Erstenmale dort gespielt, meine theure Friede-

rike machte die Amazili, der Kranz im Haar ſtand ihr ſo gut — o Gott! welch' eine ſchmerzliche Rückerinnerung!

Wir giengen gegen Mittag ein wenig im Palais royal ſpazieren. Schulz hat es ſehr gut beſchrieben, ich ſage alſo nichts mehr davon. Es hat einen angenehmen, aber keinen groſſen Eindruck auf mich gemacht. Das ſchöne Gebäude der Buden in Petersburg, giebt ihm wenig nach.

Ein Menſch lud uns im Vorbeygehn mit groſſem Geſchrey ein, einen homme ſauvage (wilden Mann) und eine jeune Alſacienne für 12 Sous zu ſehn. Der homme ſauvage, der Gott weiß auf welcher Inſel gefangen worden ſeyn ſollte, war eben ſo wenig ſauvage als ich. Er war ein ſchöner Kerl mit einer Chriſtusphyſiognomie, der ſich einen ſchwarzen Bart hatte wachſen laſſen, und übrigens in einem lächerlichen Aufputze erſchien! Im

Haar

Haar trug er einen Kranz von künſtlichen Blumen, und am Körper nichts als ein Netz von Bindfaden in weiten Maſchen geſtrickt. Seine ganze Wildheit beſtand darinn, daß er Steine fraß, wie es bekanntlich mehrere Menſchen giebt. Er zermalmte die Kieſel mit den Zähnen, ſperrte das Maul weit auf, um uns die kleingekauten Steine ſehen zu laſſen, ſchluckte ſie hinter, und ließ uns dann auf ſeinem Unterleibe trommeln, wo wir ein anſehnliches Depot von Steinen konnten klopfern hören. Betrug ſchien es mir nicht zu ſeyn. Der einzige Betrug war, daß er ſich ſtellte, als könne er nicht ſprechen.

Hierauf erſchien die junge Elſaſſerinn, ein Mädgen von ungefähr zwölf Jahren, geſchminkt wie ein Weyhnachtslärvgen, übrigens ſchmutzig wie ein Ferken, die uns allerley alltägliche Kunſtſtücke auf dem Drate vor-

vor machen wollte. Ich verbat mir das, zahlte meine 12 Sous, und gieng.

Ein anderer Schreyer machte uns aufmerksam auf den Saal von Wachsfiguren in Lebensgröße, der würklich sehenswerth ist. Der König, die Königinn, der Dauphin mit seiner Schwester, la Fayette, Bailli, Voltaire, Rousseau, Franklin, die berühmten beyden Gefangenen, die in ihrer Gefangenschaft so interessant, und außer derselben so langweilig sind, ich meyne Trenk und la Tude, die indianischen Gesandten die einst hier waren, Madame du Barry schlafend und halbnackend, Maria Theresia, Clermont Tonnerre, und Gott weiß wer sonst noch Alles, stehen hier in ausserordentlicher Aehnlichkeit, in ihrer gewöhnlichen Kleidung. — Was gäbe ich nicht darum eine solche Abbildung meiner Friederike zu besitzen! — Bin ich nicht ein Thor! als ob

ihr

ihr Bild in meinem Herzen nicht weit lebendiger ſtünde, als der Künſtler es nachzubilden vermag. — Aber doch! — ich würde die Figur neben mich an den Tiſch ſetzen, wie die Egyptier ihre Mumien, welches im Vorbeygehn geſagt, mir eine vortreffliche Gewohnheit zu ſeyn ſcheint.

Lächeln mußte ich darüber, daß Rouſſeau und Voltaire ſo friedlich beyſammen an einem kleinen Tiſchgen ſaßen, und ſich ganz gelaſſen etwas vorzudemonſtriren ſchienen.

Es iſt unterhaltend, ſich auf den Kaffeehäuſern im palais royal herum zu treiben. Allenthalben hängen Affichen, Annoncen, Avertiſſements, die mit unter ſehr drollig ſind. Zum Beyſpiel: es bot ſich auf einem kleinen demüthigen Zettel in Octav ein Bedienter an, der auſſer ſeiner Mutterſprache, dem franzöſiſchen, auch noch deutſch, italiä-

niſch

niſch und engliſch verſtehe, friſire, raſire, koche, die Pferde ſtriegle, ein Cabriolet kutſche &c. &c. — Ich mögte wiſſen, was er unter dem et cetera noch verſtehen konnte.

Von Freyheit, und allem was dahin gehört, wird hier und überall bis zum Ekel geſchwazt. Unſer Peruckenmacher, der auch ein Mitglied der Nationalgarde und ein gar eifriger Democrat iſt, nennt den König nicht anders, als le pauvre homme, und die Königinn la Coquine, la miſerable femme du roi; und wenn er bey guter Laune iſt: la femme de Louis XVI. und wenn er bey ſpöttiſcher Laune iſt: la femme du pouvoir exécutif. Ueberhaupt erlaubt man ſich, laut zu ſagen: es ſey Jammer und Schade, daß man die Königinn nicht am 6ten October umgebracht, da man doch ſchon ſo nahe dabey geweſen.

Das

Das Volk iſt in Unruhe, der Kaiſer Leopold werde Truppen in Frankreich einrücken laſſen. Man hat der Königinn, ſo ſagt man, einen Zettel unter die Serviette gelegt, worauf gedroht wird, ihren Kopf ihrem Bruder auf einer Pike entgegen zu tragen, wenn er es wage, die franzöſiſche Freyheit anzutaſten.

Vor einigen Tagen gab es in der Oper einen fürchterlichen Auftritt. Man ſpielte Iphigenie. Bey dem Chor: chantons, celebrons notre reine! (laßt uns preiſen unſere Königinn!) applaudirte die Herzoginn von Biron, und noch einige andere in den benachbarten Logen. Man rief bis! bis! welcher Zuruf ſonſt in der Oper nie gewöhnlich ſeyn ſoll; und als der Schauſpieler es würklich wagte, das Chor wiederholen zu laſſen, warf ihm die Herzoginn einen Lorbeerkranz auf die Bühne. Schon genug und überſatt,

um das Volk in Wuth zu jagen. Man ſchrie, man lärmte, man nahm ſich die Freyheit der Herzoginn den Ehrentitel Catin beyzulegen, alles ſtürzte hinaus, kaufte und raubte, Orangen, Aepfel und Birn, harte und weiche. Die ganze Loge war in einem Augenblicke mit Obſt, die arme Ducheſſe mit blauen Flecken bedeckt, und konnte noch froh ſeyn, daß ein Meſſer, welches mit herauf flog, ſie nicht traf. Einige unter dem Haufen, mehr muthwillig als boshaft, hatten Ruthenbündel mit herein gebracht, um ihr vor den Augen des ganzen Publicums einen derben Schilling zu geben. Sie hatte ſo viel Geiſtesgegenwart den Pöbel austoben zu laſſen, und bey alle dem ganz ruhig zu bleiben. Verließ ſie die Loge, ſo zerriß man ſie im foyer; wagte ſie ein beleidigendes Wort oder Geberde, ſo zerriß man ſie in der Loge.

Es ward endlich wieder ruhig. Die Herzoginn ließ alle die Aepfel, Birn und Oran-

gen

gen ſammeln, vergaß nicht das Meſſer beyzulegen, und überſandte das ganze Bündel dem Marquis de la Fayette, wobey ſie ihm ſagen ließ: er ſehe hier des preuves frappantes *) de la liberté française, und ſie bitte ihn, Alles dieß in ihrem Namen auf dem Altar der Freyheit nieder zu legen. — Sie ſoll gleich darauf Paris verlaſſen haben.

Der Schauſpieler Emné mußte am andern Tage das Publicum demüthig um Verzeihung bitten, und den erhaltenen Lorbeerkranz öffentlich mit Füſſen treten.

Beweiſe von dem Uebermuth der Nation kann man täglich ſammeln. Der Fiacre, der uns geſtern Abend in das hotel d' Angleterre

et

*) Dieß Wortſpiel läßt ſich kaum überſetzen. Allenfalls: treffende Beweiſe der franzöſiſchen Freyheit.

et de Russie brachte, wo wir wohnen, nannte meinen Reisegefährten im Gespräch mon ami. Dieser antwortete ihm lächelnd: „glaubst du im Ernst, daß ich dein Freund sey?“ — Ah ba! sagte der Fiaker: nous sommes tous égaux! (wir sind einander alle gleich.)

Auch unser Lohnlaquay, der uns heute einen Wagen holte, um in die Oper zu fahren, bat uns sans façon um Erlaubniß, sich mit hinein setzen zu dürfen, weil das Wetter schlecht sey.

Die Oper hat mir gefallen und weiter nichts, hundert Nebendinge aber haben mir sehr mißfallen. Als wir um fünf Uhr dahin kamen, war das Haus schon ganz voll, und wir bekamen mit Mühe noch Billets auf den Balcon, das heißt: in eine Art von großer Loge, an den beyden Seiten des Theaters.

Ein

Ein solcher Platz kostet 10 Livres, also ein halber Louisd'or, das finde ich theuer. Und wenn wir wenigstens dafür einen guten Platz gehabt hätten; aber nein! auch hier war es bereits ganz voll, und wir mußten froh seyn, ungefähr die Hälfte der Bühne übersehen zu können.

In den Logen rings umher glänzten viele, sehr viele, größtentheils künstliche schöne Gesichter. Ach! nirgends eine Friederike! nirgends ein Gesicht, das den vollen Ausdruck der Güte so in jedem Zuge trug, als das ihrige.

Ein junger höflicher Mann, der neben mir stand, zeigte mir eine gewisse Madame Gouverné, von der er mir sagte, sie sey das schönste Weib in Paris. Er mogte Recht haben. Sie schien auch mir außerordentlich schön, und hatte viel von der sanften Grazie, ohne welche kein Weib in meinen Augen schön ist.

Man gab les pretendus, Opera Comique. Musik und Sänger waren vortrefflich, und, was man bey unsern deutschen Operisten vermißt, sie spielten auch alle sehr gut. Den Beschluß machte ein Lieblingsballet des hiesigen Publikums in drey Aufzügen: Psyche. Der Total-Eindruck davon war bey mir nicht stark, aber einzelne Stellen, und Maschinen haben mir außerordentlich gefallen. Psyche, oben auf dem schroffen Felsen, vom Zephyr in einer Wolke fortgetragen, die, als sie schon dem Auge entrückt war, noch einen lichten Schein hinter sich ließ; Psyche an der Toilette, wo die Liebesgötterchen allenthalben gleichsam hervorwuchsen; Psyche als Schülerinn der Terpsichore; das Alles hat theils stark auf meine Sinne, theils sanft auf meinen innern Sinn gewürkt. Vom Tanzen, das heißt, vom bloßen Springen und Herumdrehen, und Arme und Beine aufheben, bin ich kein großer

Liebhaber, daher hat auch ſogar Veſtris als Amor mit ſeinem Solo und pas de deux mich kalt gelaſſen. Hingegen gefiel mir ſehr das leichte Schweben des Zephyrs, der würklich mehr zu fliegen als zu gehen ſchien. — Der Hercules ſah gerade aus wie der Steinfreſſer von dieſem Morgen. — Einiges war mir zu gräßlich für ein Ballet. Zum Beyſpiel das Herumwälzen und Herumzerren der Pſyche in den Armen von einem Dutzend Teufeln, ihr Herabſtürzen von einem hohen Felſen in den brennenden Phlegeton u. ſ. w. Die Tänzerinn, welche die Pſyche darſtellte, war ein reizendes Geſchöpf, und konnte ſo viel Unſchuld heucheln, als ſey ſie in ihrem Leben nicht Tänzerinn der großen Oper in Paris geweſen.

Ob das ganze Spectakel einen halben Louisd'or werth war, darüber bin ich noch nicht mit mir ſelbſt einig; daß ich aber das Nachſpiel nicht für 10 Louisd'or wieder mit-

spielen mögte, das weiß ich gewiß. Eine halbe Stunde warten zu müssen, ehe die Menge sich verlaufen habe, darauf waren wir gefaßt; aber ach! schon anderthalb Stunden hatten wir uns im Foyer gelangweilt, ehe das Gedränge dünner wurde, und wir es wagten unsern Bedienten zu suchen. Dabey standen wir von allen Seiten den schrecklichsten Zugwind aus, und retirirten wir uns in eine Loge, so jagte uns der Gestank der ausgelöschten Lichter und Lampen wieder heraus. Zum Unglück konnte der Laquay keinen Fiacre finden, und das verlängerte unsere Quaal. Ein kalter Schneewind durchpfiff uns am Eingang. Ich armer hypochondrischer Mensch sah mich im Geist schon am Rande des Grabes.

Endlich kam ein Wagen, und ein neuer Zug von der Impertinenz des französischen Pöbels, preßte mir ein Lächeln von den er-

ſtornen Wangen. Es näherte ſich mir nämlich ein Savoyard, und verlangte ein Trinkgeld dafür daß er den Wagen geholt habe. Ich ſagte ihm, das habe ja mein eigner Bedienter gethan. Der Savoyard verſicherte das Gegentheil, und der Laquay geſtand endlich, er habe, um ſeine Strümpfe nicht zu beſchmutzen, den Savoyarden an ſeiner Stelle geſchickt. Ich ſagte ihm, daß er meinetwegen ſchicken könne wen er wolle, aber auch ſelbſt bezahlen müſſe. Das that er denn auch nach einigem Widerſtand, und wir traten unſere Fahrt an.

Kaum waren wir einige Schritte vorwärts gekommen, als eine klägliche Stimme uns anhielt, und der Fiacre bat, ob wir nicht dem Monſieur da drauſſen erlauben wollten, den vierten Platz im Wagen einzunehmen (denn auf den dritten hatte ſich abermals der

Herr Lohnlaqnay gepflanzt) da sein Weg auch nach dem palais royal gehe. Wir willigten sehr gern ein, und es stieg ein gütgekleideter Herr zu uns in den Wagen, der mit französischer Leichtigkeit Bekonntschaft machte, und in einer Viertelstunde von der Sonne bis zum Hyop der an der Wand kriecht sprach.

Wir äußerten Verlangen, einer Assemblée nationale und ihren Debatten beyzuwohnen. Er sagte uns, man werde nicht ohne Billet eingelassen, er selbst aber sey Député à l'assemblée nationale, und werde sich daher ein Vergnügen daraus machen, uns Billets zu verschaffen, welches Erbieten wir mit vielen Danke annahmen. Noch weiß ich nicht, wer der höfliche Mann war, denn es ist eine von meinen Schwachheiten, daß ich Niemand um seinen Namen fragen kann, so wie ich mich auch selbst höchst ungern nenne. Indessen

deſſen habe ich ihm meine Addreſſe gegeben, und hoffe alſo mehr von ihm zu hören.

---

* Unſer Landsmann Schulz lebt hier im Hauſe, wo auch er wohnte, noch in gutem Andenken, wie überall wo er geweſen iſt. Die Wirthin ſowohl, als unſer Perückenmacher, der auch ihn friſirt hat, nennen ihn bon enfant, und glauben vermuthlich einem Deutſchen eine groſſe Ehre durch dieſe Benennung zu erzeigen.

Am 20ſten.

Blech, Leder und Papier, ſind ſchon oft in der Noth zu Münzen ausgeprägt worden. Hier findet man jezt kein anderes Geld, als Papierlappen, Aſſignate genannt, mit des Königs Bildniß. Die geringſten ſind von 200 Livres.

„Was soll ich damit machen?“ frug ich heute meinen Banquier, Monsieur Perregaux, der mir einen Wechsel von ein paar tausend Livres in dieser nicht klingenden Münze auszahlte. Er zuckte die Achseln. „Wir haben nichts anders!“

Das ist traurig!

„Sehr traurig mein Herr!“ und damit ließ er mich laufen. Ich verliere fünf Procent beym Wechseln, und wechseln muß ich doch, da es tausend kleine Ausgaben giebt, die geringer sind als 200 Franken. Nun verstehe ich die Savoyarden, die mir seit einigen Tagen zu Dutzenden am Eingang des palais royal entgegen geschrieen haben: voulez vous de l'argent Monsieur? dabey klingelten sie mir immer mit ihren vollen Beuteln um die Ohren, und ich wußte nicht, ob sie ihren Spas mit mir trieben.

Heute fuhren wir auf die Boulevards zu den grands danseurs du roi, die gar keine danseurs sind, eben so wenig Groſſes an sich haben, als der König ihr Herr, und ihren prächtigen Titel eben so wenig verdienen, als die Erzbischöffe von Chalcedonien, Tarsus, Joppen u. s. w. Wie sie zu diesem Titel gekommen sind, das mag der Himmel wissen! der König hat seine grands danseurs gewiß nie gesehn.

Das Schauspielhaus würde einer kleinen Landstadt in Deutschland Ehre gemacht haben, Die Entrée auf den ersten Platz kostet hier nur 30 Sous, also ungefähr sechs mal weniger als in der Oper. — „Und ist auch sechs mal weniger unterhaltend?“ Das kann ich eben nicht sagen. Zwar, als wir hineintraten, (es war erst halb 6 Uhr) tanzten einige sehr schmutzige, und kränklich aussehende Kinder auf dem Seile, welches sie ein Divertissement

nann-

nannten, ob es gleich Niemand divertirte. Indeſſen, über Namen wollen wir nicht ſtreiten, es geht oft ſo in der Welt.

Um 6 Uhr hub das eigentliche Schauſpiel an. Man gab la pêche aux huitres, (die Auſterfiſcherey.) Der Weiber brellten ihre Männer, und das Ganze war ziemlich indecent, aber die meiſten ſpielten allerliebſt, mit einer Leichtigkeit, Feinheit, Schnelligkeit, Natur und Wahrheit, die ich auf den berühmteſten deutſchen Bühnen nie fand. Das fiel immer ſo richtig ein, das ſtockte nie, das rollte ſo raſch fort, das warf den (freilich oft zweydeutigen) Witz ſo leicht hin, accentuirte keinen witzigen Einfall, wie unſere deutſchen Schauſpieler leider beynahe immer zu thun pflegen, kurz, es riß mit ſich fort zu beſtändigem Lächeln und Lachen. Alle hatten ihre Rollen vortrefflich einſtudirt, und das mußten ſie auch, weil ſie gar keinen Souffleur

leur hatten. Ich habe das auf mehrern Pariſer Theatern gefunden, und wo er auch noch gebraucht wird, ſizt er wenigſtens nicht in dem verdammten Bienenkorbe, ſondern ſo tief unten, daß ſeine Augen mit der Bühne parallel laufen, und er alſo ſchon durch die Lampen ganz verdeckt wird. Wieder ein großer Vorzug vor den deutſchen Bühnen. Wann wird denn einmal ein deutſcher Directeur dieſe verhaßte Gewohnheit lieber ganz abſchaffen? und dadurch die Nachläſſigen zwingen, unſere Ohren nicht durch das ewige Hapern und Stottern zu züchtigen.

Dieſe Leute waren des Converſationstons ſo ganz Meiſter, daß man ſchon in der zweyten Minute, nicht mehr vor einer Bühne, ſondern mitten in einem Zimmer zu ſitzen glaubte.

Auf die pêche aux huitres folgte l'abbé Court-diner, ein kleines Stück, in welchem

gar kein Plan war, das aber wiederum durch einzelne, sehr drollige Scenen, und durch die ungemeine Leichtigkeit des Spiels belustigte.

Darauf eine Pantomime, les metamorphoses de la fée bienfaisante, (die Verwandlungen der wohlthätigen Fee) in vier Acten, eine eigentliche italiänische Comödie mit dem Harlekin, die mir Langeweile machte, weil die Maschinerieen nichts taugten, die Kleidungen schlecht und schmutzig waren, und endlich, weil ich im Jahr 1782 den Harlekin in Petersburg weit besser gesehen hatte. Dort versäumte ich, trotz dem Gespötte meiner Freunde, selten das italiänische Lustspiel, weil man sich da immer recht satt lachen konnte, und lachen mußte, was auch die Vernunft dagegen einwenden mogte. Die ganze Welt konnte nicht begreifen, wie man über das abgeschmackte Zeug lachen könne, aber die ganze Welt gieng hin und lachte. Hinterdrein schämten

ten sie sich aber, und, ausser mir, gestanden nur wenige ein, daß ihnen das Ding würklich Spas mache.

Ich kehre zurück zu den grosten Tänzern des Königs. Den Beschluß ihrer heutigen Vorstellungen, machte ein sehr ungesittetes Stück in drey Acten, les quatre rendez vous. Ein sechzigjähriger Mann liebt das Kammermädchen seiner Frau, die sechzigjährige Gattinn den Kammerdiener ihres Mannes, nur das gute Spiel konnte diese ungeziemenden Possen erträglich machen. Endlich noch eine fête champêtre (ländliches Fest) in welcher die grands danseurs du roi sehr schlecht tanzten.

Das war doch warlich genug für 30 Sous. Hätten die Lampen nicht so wiedrig gedampft, hätte das Orchester nicht so wiedrig gespielt, und hätte man uns in der Pantomime nicht so

viel

viel Colofonium zum beſten gegeben, ſo wür-
de ich mich ganz erträglich befunden haben.

In die Loge, welche wir eingenommen hatten, ſchlichen ſich auch ein paar Freudenmädchen ein. Da ich dieſer Claſſe von Dirnen einmal erwähne, ſo muß ich bey der Gelegenheit ſagen, daß ich auch noch nicht Eine geſehen habe, die fähig wäre, einen Mann von nur etwas zartem Geſchmack zu reizen. Die Frechheit hat jedes Geſicht geſtempelt, und der Platz im Auge, den vielleicht einſt, in früheren Jahren der Unſchuld, Liebesgötter bewohnten, dient jezt der Siechheit zum Krankenbette. Dicke Schminke deckt die fahle Bläſſe, ſchwärzliche blaue Säcke hängen unter den matten Augen. Das iſt das treue Bild derer, die ich bis jezt ſah, und ich habe viele geſehn, denn im palais royal ſchwärmen ſie haufenweiſe herum. Uns gegenüber, in einer Loge,

ſaß

saß heute auch eine, die Mannskleider angezogen, aber es weislich so eingerichtet hatte, daß man sie augenblicklich für das was sie war erkennen mußte. Sie hatte Recht, denn ihr Alltagsgesicht, wurde durch den blauen Frack mit rothem Kragen sehr gehoben.

Wieder auf unsere Nachbarinnen in der Loge zu kommen, denn die guten Kinder hatten ein Auge auf uns geworfen. Sie saßen vorher in der Loge neben uns, mogten aber wohl gehört haben, daß wir deutsch miteinander sprachen, mogten uns für ein paar fremde Nigauds halten, und gesellten sich daher zu uns. Stoff zum Gespräch fand sich bald. Die Eine frug, ob wir Engländer wären?

Ja, antwortete mein Gefährte.

Ich bemerkte darauf, daß die Fragerinn zwar sehr gut französisch sprach, aber es sehr langsam zu sprechen affectirte. Ich frug sie um die Ursache.

Monsieur, sagte sie, je ne suis pas Française, je suis allemande. (Mein Herr, ich bin keine Französinn, ich bin eine Deutsche).

Aus welcher Gegend Deutschlands?

De Vienne (von Wien) war die Antwort. Eine drollige Lüge, denn wir plauderten immer fort deutsch untereinander, und sie nahm es ganz treuherzig für englisch. Ich mußte mich auf die Zunge beissen, um ihr nicht das Gesicht zu lachen. Vermuthlich glaubte sie unser Zutrauen zu vermehren, indem sie sich selbst für eine Fremde gab.

Wenn wir still schwiegen, so hörte ich sie untereinander reden, von diesem und jenem traiteur oder restaurateur, wo man des Abends vortreflich soupirt. Das war ein Avis au lecteur. Ich fuhr aber nach Hause und aß mein einfaches Aepfel-Compot.

Elende Geschöpfe! Man muß eine Gattinn besessen haben, wie die Meinige,

um das ganze Geschlecht hier nicht hassen zu lernen.

Am ersten.

Heute wird auf dem place la Greve ein armer Teufel gerädert. Ich werde mich wohl hüten, diesen Vormittag auszufahren, damit kein Zufall mich in diese gräßliche Gegend führe.

Jeden Morgen pflege ich einige Stunden im palais royal zuzubringen, auf dem Café de Chartres, wo man deutsche Zeitungen findet, oder in Cussacs Buchladen, oder im Gedränge der geschäftigen Menge, unter dem betäubenden Geschrey von tausend Ausrufern, mein Blick zerstreut durch tausend niedliche Gegenstände, welche der Luxus in jeder Boutique aufgethürmt, und die Gewinnsucht teilhaft zu ordnen gewußt hat.

Wir, wählten diesen Abend das Theater der Mlle de Montansier au palais royal. Man gab eine kleine Oper, ganz nach dem gewöhnlichen Schlage, arm an Leib und Seele, das heißt: arm an Text und Musik, oder umgekehrt, wenn man lieber will. Die einzige komische Rolle, welche dem Stücke wenigstens für Franzosen einiges Leben gab, war ein vielfressender Abbee, der sich in einer Romanze beklagte, daß man der Geistlichkeit ihre Güter genommen. Dergleichen Züge nimmt das Publicum mit wiehernder Freude auf.

Der kleinen Oper folgte: le Sourd, ou l'auberge pleine, (der Taube, oder die volle Herberge) Lustspiel in drey Acten, oder vielmehr farce, aber eine niedliche farce, die auch sehr gut gespielt wurde, und die auf der deutschen Bühne wohl Glück machen könnte. In einer Scene, welche in zwey Zimmern zugleich spielt, war die Bühne sehr gut eingerichtet.

Der Vordergrund ein Speiſesaal, im Hintergrunde führten einige Stufen ſeitwärts in eine Schlafkammer, deren eine Hälfte ſichtbar, und mit einem Fenſter verſehen war, welches durch den Speiſesaal ſein Licht erhielt. Man findet dergleichen noch hin und wieder in alten Gebäuden. Hinter dieſem Fenſter gieng ein Theil der Handlung vor, die mit der Handlung im Vordergrund genau zuſammen hieng, und gute Würkung that. Am Ende dieſer Scene zog der Taube in der Kammer ſeine Vorhänge zu, und nun war die Bühne wieder ungetheilt.

Ich lernte den Verfaſſer dieſes noch ungedruckten Stücks, Monſieur des Forges kennen. Er war ſo gütig, mir ſein Manuſcript mitzutheilen, und ich mache vielleicht Gebrauch davon.

Eine Menge Freuden-Dirnen zierten abends mals dieses Spectakel, und waren zum Theil sehr zudringlich. Eine davon steckte meinem Gefährten ihre Addresse in die Hand, die ich zum Scherz genau copiren will: Mlle Adelaide, au palais royal, nro 88. par le derrière. Wer Lust hat sie zu suchen, der mag es thun.

Am 28sten.

Diesen Morgen erhielt ich einen Besuch von Madame de Rome, Uebersetzerinn meiner Adelheid von Wulfingen. Sie hat ihre Uebersetzung den Comediens du Theatre de Monsieur übergeben, und erwartet jezt, ob diese Herren Tod oder Leben darüber beschließen werden. Ich für mein Theil bin überzeugt, daß, wenn auch das Stück, in seiner ursprünglichen Gestalt, um einiger Scenen willen zu leben verdient, es doch, französirt wie es jezt ist, den Tod redlich verschuldet hat.

Madam de Rome ſteht im Begriff, auch Menſchenhaß und Reue, in ihre Sprache zu dollmetſchen, und, mit ihrer Erlaubniß, ein wenig zu verhunzen. Une femme adultere! das geht nicht! il faut qu'elle ne ſoit qu'imprudente, — Bon! — Dann ſind zu viel Perſonen im Stück, man muß einige davon wegſchneiden. Der General, der Greis, und Bittermann, werden nicht die Ehre haben, in dem franzöſiſchen Menſchenhaß und Reue zu erſcheinen.

Mögte auch das noch hingehn. Aber es ſind ihr nicht Confidents genug im Stücke, Madam de Rome braucht noch einen Confident, und auf wen fällt ihre Wahl? ſie macht den Monſieur Peter zum Pivot der ganzen Intrigue, zum Vertrauten des Majors, zum Freunde und Kammeraden des alten Franz, die nun beyde vereinigt den Menſchenhaſſer

nach ihrer Pfeife tanzen laſſen, und den Knoten löſen.

Das wird was ſchönes werden!

Die einzige würklich überflüßige Perſon in meinem Drama, (ich meyne Lotten) die hat ſie nicht weggeſtrichen. Warlich! bey der Ehre dieſer Ueberſetzung, wird mir von Menſchenhäß und Reue nichts übrig bleiben, als die Rede es geſchrieben zu haben. Wenn es ſo wie es aus meinen Händen gieng für die franzöſiſche Bühne nicht genießbar iſt, ey nun, ſo laſſe man es lieber unüberſetzt.

„Es kann nicht ſo bleiben" ſagte ſie: les Français s'éloignent encore trop de la nature. (Die Franzoſen entfernen ſich noch zu ſehr von der Natur.) Ein Lobſpruch für mich, dachte ich, wenn ſie ſich dann zugleich vom Geiſte meiner Werke entfernen.

Uebrigens hat mich Madam de Rome intereſſirt. Sie ſcheint eine brave, vernünftige

Frau

Frau zu ſeyn, ſpricht viel und gut. Sie gehört zu der Parthey, die man hier Ariſtocraten ſchilt, denn ihr Mann war ein militaire, Ritter des Ludwigsordens, ein Greis von ſechzig Jahren, den die Unruhen der Revolution ins Grab ſtürzten. Fünf Tage und fünf Nächte, ſo erzählte ſie mir, waren ſie in ihren eignen Zimmern keinen Augenblick ihres Lebens ſicher. Bald hatte man ihren Mann todten, bald an die Spitze einer Bande Aufrührer ſtellen, bald das Haus plündern und bald es anzünden wollen. Darauf hat die National-Verſammlung ſie einer Penſion beraubt, „und — ſezte ſie mit vieler Lebhaftigkeit hinzu: „nicht einmal meines Wappens „darf ich mich bedienen! wenn ich einen Brief „zuſiegeln will, ſo muß ich den Daumen dar„auf drücken.“

Ich vermuthe, daß die arme Frau ſich jezt gröſtentheils von Schriftſtellerey nährt, ebgleich

gleich ihr Aeuſſeres ſehr anſtändig war, und auch nicht die geringſte Klage, oder Aufforderung fremdes Mitleids ihrem Munde entwiſchte. Sie verſicherte, daß ſie viel verdienen würde, wenn ſie ſich zu jenen elenden folliculaires geſellen wollte, die das Publicum mit Broſchüren gegen den Hof überſchwemmen, worin die Königinn l'execrable Antoinette und la miſerable femme du roi genannt wird. Auch Madam de Rome beſtätigte, das ſeyen die gelindeſten Titel, die man ihr gebe, ſie ſey ein Wunder von Mäßigung, ſeit es Gewohnheit man ſie blos la femme du roi nenne. Sie ſchenkte mir einen Heft von den Anecdotes de Joſephe ſecond, die ſie überſezt, und von welchen kaum hundert Exemplare verkauft worden ſind. Dieſe mißlungene Speculation ſchreibt ſie gleichfalls dem tödlichen Haſſe zu, den das Volk gegen Alles hegt, was dem Hauſe Oeſtreich verwandt iſt.

Von

Von ihr erfuhr ich auch, daß ein Schnupftabackehändler in Nancy im Begriff ſteht, ein theatre Allemand herauszugeben. Wehe uns armen Deutſchen!

Am meiſten griff mir die Frau ans Herz, als ſie von dem Verluſte ihres Mannes ſprach. Sie berührte da eine Seite, die bey mir ſehr leicht mittönt. Und doch — wie viel glücklicher iſt ſie — wie viel glücklicher ihr Mann geweſen! — Beynahe ein Vierteljahrhundert lang waren ſie vereinigt, und erſt als Matrone wurde ſie zur Wittwe. — Ich habe meine geliebte Friederike nur ſechs Jahre lang beſeſſen, und zähle noch nicht dreyßig Jahr! Alles Glück meines Lebens war zuſammen gepreßt in dieſen kurzen Zeitraum! — Aber warum ſo früh? warum gab mir das Schickſal nicht die paar Tropfen Freude am Ende meiner Tage? und da wir doch einmal Kinder ſind, Spielzeuge der Natur,

träum machte sie es nicht mit mir, wie Kinder mit ihren Eßwaaren, die sich einen Leckerbissen bis zuletzt aufheben? — oder wie? — werde ich vielleicht bald weggerufen werden, von der Tafel, an welcher für mich kein Genuß mehr ist? mußte sie nur vorangehn, um mich, der schon lange an der Pforte stand, draussen zu empfangen? und mir es leicht zu machen, die Thür auf ewig hinter mir zuzuschlagen, und nicht zu hören, wenn meine Kinder mir nachrufen! —

Siehe da! — wie mich alles auf diesen Punct führt! —

Zurück nach Paris! wo Jedermann genießt, und Niemand fühlt; wo Jedermann Theil nimmt, und Niemand sich mittheilt, und

---

Der Morgen war sehr schön, wir fuhren ein wenig spazieren, durch die gewöhnliche Straße

St. Ho.

St. Honoré, auf den Platz de Louis XV. Von da giengen wir zu Fuße in die Tuilerien. Wir fanden viele Spaziergänger, die Sonne schien freundlich. An der Mauer linker Hand hatten sich eine Menge Menschen gelagert, besonders Weiber mit kleinen Kindern, die in den matten Winterstrahlen sich wärmten. Der Anblick war so ruhig, so lieblich. Ich dachte an den Prinzen Lambesc, der auf dem nämlichen Platze die bekannten Grausamkeiten verübte. Der Gedanke contrastirte so mit der freundlichen Gruppe, die ich vor mir sah, und der Contrast that der leztern keinen Schaden.

Ich habe einmal gelesen, ich weiß nicht mehr wo, von einer kleinen ländlichen Hütte, und von dem Eindruck, den sie auf einen Reisenden machte, der sie unvermuthet zwischen prächtigen Ruinen fand, die ein Erdbeben übereinander hergewälzt hatte. Ich stelle

mir

mir vor, er hat empfunden, was ich in den Tuilerien empfand.

Wir giengen auch auf einen Augenblick in den innern Hof des Pallastes. Ueberall fanden wir Schweitzer und Nationalgarde, friedlich nebeneinander die Wache halten; aber sie sahen sich denn doch, wie mich dünkte, so scheel an, wie ein guter und böser Engel, die auf die Abfahrt einer Seele warten.

Am Ufer der schmutzigen Seine nahmen wir wieder einen Wagen, und fuhren auf den pont neuf, um Heinrich dem Vierten zu huldigen. — Guter König! — auf seinem Gesichte liest man den guten Menschen. Eines gilt wohl so viel als das andre.

Von da fuhren wir in das sogenannte Palais, wo die Urtheile publicirt werden. Wir fanden den Hof voll Garde zu Pferd, und unser Fiacre sagte uns sehr witzig:

On

On donnera à un pauvre diable à dejeuner et à diner. (Man wird hier einem armen Teufel Frühstück und Mittagsbrod geben).

Das sollte heissen: man spricht eben jezt einem armen Verbrecher sein Urtheil und wird ihn nachher hängen. Ich schauderte. Auch unser Lohnlaquay sprach so gleichgültig von einer Execution, als von den Sprüngen eines Seiltänzers.

Wir stiegen die große Treppe hinauf. Ich habe im Palais weiter nichts gesehen, als was man im jüdischen Tempel sah, ehe Christus ihn ausfegte, nämlich Käufer und Verkäufer, beynahe in eben so großer Menge als im palais royal.

Am Ende einer winkligten Gallerie fanden wir endlich den Gerichtssaal, wo jezt eben die Sentenz der armen Sünder vorgelesen wurde. Aber es wär so voll und so warm, und

das

das Ganze machte mir eine so widrige, ängstliche Empfindung, daß ich sogleich wieder umkehrte. Den Verbrecher habe ich gar nicht gesehn, und von den Richtern nur ihre spanischen Hüte.

Von da führte uns der Fiacre über den Platz la Greve, wo bereits die Blutbühne errichtet war, ein Rad und eine Leiter in Bereitschaft lagen, und eine Menge Volks sich herzudrängte. Wie froh war ich, als wir den Platz mit seinem berühmten Reverbère im Rücken hatten. Wenn man mir auf diesem Platze den prächtigsten Pallast schenken wollte, mit der Bedingung ihn zu bewohnen, so würde ich mich für das Geschenk bedanken.

Abends waren wir im Theatre italien. Ein schöner Saal, bequeme Plätze, schlechte Decorationen, gute Sänger, mittelmäßige Schauspieler. Man gab la fausse magie,

und

und Sargines. Das erſte iſt ein albernes, unleidliches Ding, mit einer ungeſalzenen Muſic von Gretry. Das letztere iſt auch in Deutſchland bekannt, es iſt unterhaltend, und die Muſic recht artig. Aber der Vater des Sargines ſah aus wie ein Peruckenmacher, und ſeine belle Couſine wie eine H —.

Da in der Rolle des Sargines hin und wieder tragiſche Stellen vorkommen, ſo bekamen wir hier ſchon ein Pröbchen, von der Art der Franzoſen ſich dabey zu benehmen. Es war ein ſo ſchreckliches Hauen, Fechten, die Luft ſäbeln, blöken, und ein über Alles unausſtehliches Athem aufziehen, welches nur die höchſte Leidenſchaft, und auch dann nur auf Augenblicke lang ſich erlauben darf.

Lieber Gott! welch' ein ſonderbares Ding iſt es doch um den Geſchmack! ich lachte bey allen ſolchen Stellen, und die Franzoſen weinten, und klatſchten, und ſchrieen bravo! —

was iſt denn das? die Franzoſen ſind ja doch geſcheute Leute, und ich glaube doch auch keinen ſchlechten Geſchmack zu beſitzen; woran liegt es denn, daß wir hier ſo himmelweit auseinander ſind? — Ich liebe die Natur, und die Franzoſen die Kunſt. Aber wie iſt es denn möglich, daß ſie mit ihren reizbaren Herzen die Natur nicht auch lieben? und wie iſt es möglich, daß ſie eine Kunſt lieben, welche nicht die Natur nachahmt? ich glaubte ſonſt immer, die Kunſt ſey nur liebenswürdig, in ſo fern ſie die Natur erreiche. — Ich bin nicht in der Stimmung Abhandlungen zu ſchreiben. Erklären kann ich es nicht, genug es iſt ſo. Ich werde nächſtens das thoatre de la nation beſuchen, um ein Trauerſpiel zu ſehn, und mich recht ſatt zu lachen.

Wahr iſt es, daß vor einem franzöſiſchen Publicum keine Sentenz, kein Tugendſpruch, keine edel ausgedrückte Empfindung verlohren

geht.

geht. Dergleichen iſt hier immer ein Funke, der den ſchallendſten Beyfall wie Pulver in die Höhe lodern macht. Aber wenn ich dann in einem ſolchen Augenblicke an den Menſchen dachte, der Todesurtheil und Hinrichtung eines armen Verbrechers mit Frühſtück und Mittageſſen verglich; ſo konnte ich doch das Volk nicht lieben, das ein Wort erſchüttert, und eine That kalt läßt.

Im Sargines ſind auch viele Stellen, die im jezigen Augenblicke groſſe Würkung auf die Zuſchauer machten, und ihre Sinnesart offenbarten. Zum Beiſpiel: il faut vaincre ou mourir pour ſon roi! (für den König ſiegen oder ſterben!) Wenn man nach dem lauteſt Beyfall urtheilen dürfte, mit welchem dieſe Stelle aufgenommen wurde, ſo ſollte man glauben, jeder Pariſer brenne für Begierde für den nemlichen König zu ſterben, welchen er einen pauvre homme nennt.

Unter den Actricen war ein allerliebſtes Geſchöpf, Roſe Renaud genannt, von kaum ſechzehn oder ſiebenzehn Jahren, mit einem ſo ſanften, unſchuldvollen Geſichte, daß ich mich nicht enthalten konnte, meinen Nachbar zu fragen: ob das Geſicht dieſes Mädchens nicht lüge? ob ſie wohl noch würklich unſchuldig ſey? Er verſicherte es mich, und ich glaubte ihm gern, ſo unwahrſcheinlich es auch klingt. Außer ihren ſchuldloſen Zügen, gab auch ihr Anſtand auf der Bühne meinem Glauben noch mehr Gewicht. Sie war außerordentlich furchtſam beſcheiden, und nur nach vielem Applaudiren des Publicums, deſſen Liebling ſie zu ſeyn ſcheint, verlor ihre Stimme nach und nach das Zittern mit welchem ſie anhub. Ich denke dieſe Furchtſamkeit kann keiner verworfenen Dirne eigen ſeyn. Und ſo ſende ich noch in dieſem Augenblicke von ganzem Herzen ein Stoßgebet für ihre Tugend gen Himmel!

iſt es auf einer franzöſiſchen Bühne möglich, ſo gehe der Kelch der Wolluſt vor ihr vorüber! — Ihr Geſang griff unwiderſtehlich an's Herz, ihre Stimme war ſo biegſam, ſo ſanft ſich anſchmiegend, ſo frey von aller Anſtrengung; aber als Schauſpielerinn war ſie noch wenig oder nichts.

Auch mein Gefährte iſt ganz von ihr bezaubert. Als wir dieſen Abend ſchon im Bett lägen, und ich meine ewige Schlafloſigkeit durch eine alte franzöſiſche Komödie zu überliſten ſuchte, ſprang er plötzlich auf, und brachte ein quatrain auf Mammſell Roſe Renaud zu Papiere, daß er ſo eben gebohren hatte.

Am 23ſten.

Dieſen Morgen ward das junge, neugebohrene quatrain an Mlle Roſe würklich abgeſchickt. Sie hat es mit einem Lächeln aufgenommen, und ich — habe den Kopf geſchüt-

schüttelt. Es war vielleicht ein Wölkgen mehr zu dem Weyhrauchsdampfe, der einst ihre Tugend umnebeln, oder gar ersticken wird.

Eben hat mir der Schneider ein Kleid gebracht. Er setzte mir nichts dir nichts seinen Hut in der Stube auf, unterhielt sich mit mir in guter Kameradschaft, und die Cocarde auf seinem Hute rief laut dazwischen: nous sommes tous égaux!

Abends besuchten wir das variétés amusantes. Der schönste Schauspielsaal den ich jemals gesehn habe. Alles darinn athmet Geschmack und Zierlichkeit. Die Schauspieler hingegen blieben unter meiner Erwartung. Man gab les deux Figaros, ein niedliches, intriguenvolles Stück, dessen Verfasser Mitglied der Bühne zu Bourdeaux ist. Es enthält eigentlich eine Critik von Beaumarchais

Figa-

Figaro, welchem man vorwirft, daß er mit all seinem Witz, doch nur dumme Teufel zu überdupeln verstehe, wie den Grafen Almaviva und den Doctor Bartholo. In diesem Stücke hingegen wird Figaro selbst, trotz seiner Pfiffigkeit, von dem andern Figaro, welches der verkleidete Cherubin ist, alle Augenblick überlistet. — Zum Beschluß l'enrôlement supposé, eine abgenuzte Idee ohne Safr und Kraft.

Da dieses Spectakel schon um halb 9 Uhr geendigt, und es noch zu früh war, um sich in das Zimmer zu sperren, so gieng ich mit meinem Reisegefährten Arm in Arm unter den starkerleuchteten Arcaden des Palais royal spazieren. Auf dem großen Platze in den Alleen vertrat der Vollmond die Stelle der Lampen. Alles wimmelte, Ausrufer blöckten, Waaren

schlimmelten, Politiker schwatzten, junge Herren liebäugelten, Freudenmädgen zupften.

Die Unverschämtheit der leztreren lernte ich an diesem Abend erst recht kennen. Sie waren heute alle ausserordentlich geputzt, man hätte die geringste unter ihnen für eine Dame gehalten. Zwei junge hübsche Dinger, welche Arm in Arm giengen, verfolgten uns unaufhörlich, und schlugen uns eine partie quarrée vor. Um sie los zu werden, sagte ich der einen, ihre Gefährtinn sey nicht hübsch genug.

Mais, sagte sie, elle est très bien composée.

Während dieses Gesprächs drängte sich eine dritte zwischen uns, und raunte mir sehr schnell ins Ohr: voulez vous venir me voir?

Das nahmen die andern beyden, die schon lange Jagd auf uns gemacht hatten,

sehr

ſehr übel. Comment Madame! ſagte die eine zu der neuhinzugekommenen: vous nous enlevez nos hommes?

Um ihrem Streite die Realität zu benehmen, ließen wir ſie alle drey ſtehen, und verſchwanden im Gedränge.

Eine vierte hatte uns vermuthlich deutſch reden hören, und drängte ſich nun beſtändig an uns heran, indem ſie das Wort deutſch! döutſch! mit einem ſehr komiſchen Accent ausſprach, welches ſie irgendwo aufgeſchnappt haben mogte.

Eine fünfte endlich, welche mein Gefährte im Schauſpiel hatte kennen lernen, ein niedliches kleines Ding von kaum ſechzehn Jahren, drollig und lebhaft, lud uns mit ſo ausgelaſſener Luſtigkeit zum Souper ein, (verſteht ſich, auf unſere Koſten) daß wir uns entſchloſſen mit ihr zu gehn, um doch einmal zu ſehn, wie es bey einem ſolchen Mädgen aus-

sehe, und auf welchen Fuß sie lebe. Weil unserer zwey waren, so wollte sie geschwind noch ein Gespielinn holen, das verbaten wir uns aber, denn für den unschuldigen Zeitvertreib, den wir bey ihr suchten, war sie uns genug.

Sie führte uns eine Treppe hoch im palais royal, wo sie einige niedliche Zimmer bewohnte. Hier wäre aber beynahe um unsertwillen ein neuer Krieg ausgebrochen. Es traf sich nemlich unglücklicherweise, daß Demoiselle Adelaide, welche neulich meinem Gefährten die erwähnte Adresse gegeben, ihre nächste Nachbarinn war, daß sie von unserm Besuche Wind bekam, und behauptete, wir hätten zu ihr kommen wollen, die Kleine aber habe uns weggefischt. Wenigstens schien sie fest entschlossen zu seyn, an dem Souper Theil zu nehmen, wir aber hatten das Gegentheil

fest

feſt beſchloſſen, und Adelaide lies uns brummend allein.

Die femme de Chambre, oder la bonne, brachte den Speiſezettel des reſtaurateurs, wir lieſſen die Kleine ſelbſt wählen, und ſie war beſcheiden genug, nicht mehr als vier Schüſſeln, ein Aepfel-Compot und gewöhnlichen Wein zu beſtellen.

Als wir ſo vor dem Kamine ſaßen, konnte ich mich nicht enthalten, einen Blick auf meine Lage zu werfen. Ich einem Freudenmädgen gegenüber! einem hübſchen, närriſchen Mädgen, das um uns her gaukelte, und durch jede ihrer Bewegungen Begierden zu wecken ſuchte — und ich ihr gegenüber, mit dieſer Ruhe, dieſem völligen Schweigen des leiſeſten Begehrens, ja ich darf ſagen, mit dieſer Langeweile. — Ach! wer ſo geliebt hat als ich, der darf ſich kühn unter Laïs und Phrynen wagen. Ein Gedanke an meine Frie-

derike —

derike! — o wie klein und albern, wie ekelhaft und langweilig kam mir Alles rings umher vor. Ein Gedanke an dich! vielleicht hat dein Geist mich umschwebt! wohl mir! ich darf deine Gegenwart nie scheuen, selbst nicht bey einem Freudenmädgen.

Ja es ist sonderbar, aber ich bekenne es gern, daß meine Begriffe von ehelicher Treue jezt noch weit schwärmerischer sind als vormals. Den Reizen eines schönen Weibes zu widerstehen, wenn sie es darauf angelegt hätte mich zu fangen, würde mir manchen Kampf gekostet haben, vielleicht manchen vergeblichen Kampf — aber jezt — ich biete der Venus Trotz, mich dem Andenken meiner Friederike untreu zu machen! Der Tod zerriß unsere Ehe, ich bin jezt wieder ihr Liebhaber, derselbe romantische Schwung meiner Ideen, dasselbe geistige an ihr hängen, das jeden Blick auf einen andern Gegenstand als Verbre-

brechen anrechnet, mit einem Worte: das ganze Feuer meiner erſten Liebe, das mich vor ſechs Jahren oft ſo glücklich, und oft ſo närriſch machte. O ich kann das nicht beſchreiben, wie mir zu Muthe iſt; aber meine Empfindungen ſind wahrlich edel! und ſo verachte ich den, der vielleicht den Mund ſpöttiſch verzieht, wenn er lieſt, daß ich bey einem Freudenmädgen war. Er an meiner Stelle wäre vermuthlich nicht ſo reines Herzens da geweſen als ich, und hätte es folglich auch nicht ſo ehrlich bekennen dürfen.

Das kleine Ding erzählte uns ihre Geſchichte, wahr oder falſch, das laſſe ich dahin geſtellt ſeyn. Ein alter Narr hatte ſie ihren Eltern in Verſailles entführt, in Paris unterhalten und eingeſperrt, ihr aber ſonſt keinen Schaden gethan. Dieſes Lebens müde war ſie ihm entflohen, und lebte nun als Madam de Vincennes auf ihre eigne Hand,

wenn man das ſo nennen kann, geſtand daß ſie oft nicht einen Sous in der Taſche habe, daß ſie ihrer bonne immer ſchuldig ſey, daß ſie bis Nachmittag im Bett liege, im Bett frühſtücke, im Bette zu Mittag eſſe, und zur Veränderung Burzelbäume ſchlage, dann ſich ankleide, einen petit ecu ihrer bonne abſchwatze um irgend ein Spectakel zu beſuchen, und Abends unter den Arcaden auf die Jagd gehe. Das iſt die gewöhnliche Lebensordnung eines ſolchen Geſchöpfs. Das arme kleine Ding ſchien von Natur ein herzensgutes Mädchen zu ſeyn. Sie warnte uns vor dem Umgang mit den Geſchöpfen im palais royal, und geſtand ſelbſt ein, daß auch nicht eine einzige unter ihnen ganz geſund ſey.

Das Souper kam. Madame de Vincennes aß mit vielem Appetit. Sie hatte vielleicht lange nicht ordentlich gegeſſen. Bald nachher legten wir ihr ein kleines Geſchenk auf

den

den Kamin und giengen. Es reut mich nicht, da geweſen zu ſeyn, weil mir das Alles ſo neu war; zum zweytenmale aber mögte ich meine Zeit nicht ſo verſchwenden.

Uebrigens dünkt es mich unwiderſprechlich, daß der Umgang mit dem andern Geſchlechte für den geſitteten Mann jeden Reiz verliert, wenn er gar keinen Widerſtand, nicht einmal den Widerſtand der Koketterie findet. Die Mädgen im palais royal könnten, was dieſen Punkt betrifft, ſogar von den Hunden lernen.

Am 24ſten.

Dieſen Morgen erhielten wir einen Beſuch von dem Abbee de R**, der nemliche höfliche Unbekannte, der uns neulich Billets für die Entree der Nationalverſammlung verſprochen hatte. Der Menſch könnte gewaltig viel fragen. In Frankreich war er ziemlich zu Hauſe,

aber

aber in allem, was außer Frankreich liegt, war der egoistische Franzose jämmerlich unwissend. Frankreich war ihm der Mittelpunct der Welt, und Paris der Mittelpunct des Himmelreichs. Rußland war ihm unbekannter, als mir das Reich des Priesters Johann. Er glaubte, Liefland gehört zu Pohlen; glaubte, man reise in Rußland im Winter mit einer Voussure, um sich durch den Schnee zu finden, weil er vermuthlich voraussezte, die Dörfer seyen bis über die Schornsteine zugeschneyt, und man binde dort, wie Münchhausen, die Pferde an die hervorragenden Kirchthurmspitzen.

Als ich gegen Mittag in Cuffacs Buchladen ein wenig herumblätterte, trat ein alter, mehr als achtzigjähriger Mann herein, dem zwar seine Füße nicht mehr die besten Dienste leisteten, der aber auf seinem Gesichte unver-

kenn-

kennbare Spuren froher Laune trug. Cuſſac freute ſich, ihn noch ſo munter zu ſehn.

„O! ſagte er, das kommt daher, que j'ai „eu dans ma vie beaucoup de regrets; „mais jamais de remords.“ (Ich habe viel Kummer in meinem Leben gehabt, aber nie Gewiſſensbiſſe.)

Der Mann gefiel mir. Ich hörte, er ſey Monſieur de la Place, Verfaſſer, oder vielmehr Ueberſetzer, einer großen Sammlung von Romanen, und mancher anderer Schriften.

Freylich gebührt ihm auch wohl der Titel Verfaſſer, wenn es wahr iſt, was mir Cuſſac ſagte, er habe nämlich den Tom Jones zum Beyſpiel, ſo ſehr verbeſſert, daß man ihn wieder aus dem franzöſiſchen ins engliſche überſezt habe. — Ich lächelte. —

Nach einer Viertelſtunde ungefähr, wollte Mr. de la Place gehen, kehrte aber, als er ſchon die Thür in der Hand hatte, plötzlich

wieder um, als ob ihn ein Einfall überraſche. Tenez, ſagt er, je m'en vais Vous dictet un impromtu *). Und ſiehe da, er brachte folgenden politiſchen quatrain zu Markte, welchen ich mir abſchrieb als er fort war.

Pour que de deux partis les noms mieux entendus,
Dans l'état diviſé peuvent moins troubler l'ordre,
Les *enragés* ſont ceux qui furent trop mordus,
Et les *enrageans* ceux qui voudroient encore mordre **).

Enragés und Enrageans ſind bekanntlich die Sobriquets der beyden herrſchenden Partheyen.

Die

*) Ich will Ihnen ein Impromtu in die Feder ſagen.

**) Daß nicht Mißverſtand über Benennungen beyder Partheyen den getrennten Staat länger beunruhige. Die Wütenden ſind die, welche beav gebiſſen worden, und die Wütigen die, welche

Die heutigen petites affiches enthalten ein paar merkwürdige Artikel. Ehe ich meine Gedanken über den ersten äussere, will ich ihn von Wort zu Wort hieher setzen:

Un jeune homme de 30 ans, bien né, reduit par les Circonstances à se retirer dans une trés jolie habitation, à une lieue d'une ville agreable, et 20 de Paris, où il jouit de 100 Louis de rente, voudroit trouver une perfonne, d'une education soignée, et d'une fortune à peu prés à moitié de la sienne, qui voulut passer ses jours avec lui, *non pour le mariage, mais pour la Societé*, &c,*). Er schließt mit der Bitte, die Ant-

 wort

che noch beissen wollen. — Ich überlasse gern einem Jeden, anders und besser zu übersetzen, wenn ihm meine Uebersetzung nicht treu scheint.

*) Ein junger Mann von 30 Jahren, guter Geburt, durch Umstände genöthigt, sich in eine kleine, niedliche Wohnung zurück zu ziehen, eine Meile von einer angenehmen Stadt, und 20 Mei-

wort in den Mercure de France einrücken zulassen.

Sind das die Begriffe der Franzosen von der Ehe? oder sind es nur die Launen eines einzelnen Menschen? ist das Erstere, so verabscheue ich dieß sittenlose Volk; ist das leztere, so bedaure ich den armen jungen Mann! und ist er würklich ein Mensch von Kopf und Herz, findet er würklich ein gutes sanftes Geschöpf, das seine Tage ohne alle Bedingung, mit ihm verleben will; so prophezeye ich ihm, daß sie in Jahr und Tag sein Weib seyn wird. Er darf nur damit anfangen, sie gern um sich zu sehn; sie darf ihn nur einigemal wahren Antheil an seinem Schicksale merken lassen,

Meilen von Paris gelegen, wo er eine Rente von 100 Louis verzehrt, wünschte eine Person zu finden von guter Erziehung und einem Vermögen ungefähr bald so groß als das seinige, welche ihre Tage mit ihm verleben wollte, nicht als Gattinn, sondern als Gesellschafterinn. u. s. w.

ſen, nach und nach wird er ſich an ſie gewöhnen, nach und nach wird ſie ihm unentbehrlich werden, nach und nach wird er ſie lieben, und endlich wird er ſich in ſie verlieben. Der Genuß? — o Poſſen! der Genuß iſt gar nichts! er erweckt keine Liebe, und vermindert keine Liebe. Wer nach dem Genuß zu lieben aufhört, der muß gar nicht ſagen, daß er geliebt habe. Liebe iſt die eigentliche Nahrung auf Hymens Tafel, der Genuß in der Ehe iſt nur ein Glas Wein, oder ein Backwerk, das man auch leicht entbehren kann.

Im Ganzen mag dieſer Zeitungs-Artikel beweiſen, welch' eine unbegrenzte Licenz hier herrſcht, und was man hier Alles laut ſagen darf. Zufälligerweiſe ſtand noch ein ähnlicher Artikel in der nämlichen Affiche, doch mit dem Unterſchiede, daß der Mann, welcher eine junge, wohlerzogene Perſon als Geſellſchafterinn und Haushälterinn zu beſitzen

wünschte, sich als très agé (sehr betagt) ausgab, und das ist den doch ein Schleier, er sey so dünn er wolle.

Der zweyte Artikel, den ich nicht umhin kann meinen Lesern mitzutheilen, enthält eine sehr rührende Anecdote. Das jetzige Freyheitsfieber hat unter andern die Würkung hervorgebracht, daß man auf den französischen Bühnen, und vorzüglich auf dem theatre de la nation (vormals theatre français) nichts zu sehn wünscht, als Trauerspiele, die einigen Bezug auf die Revolution haben, Tyrannuey oder Fanatismus mit gehässigen Farben darstellen. So giebt man jezt unzählige mal Brutus, Guillaume Tell, la Mort de César, Rome Sauvée und Jean Calas. Die tragische Geschichte des Leztern, ist sogar seit kurzem wieder von verschiedenen Verfassern bearbeitet worden. Bey dieser Gelegenheit erzäh-

len

len die öffentlichen Blätter heute folgende Anecdote:

Alle Bühnen wiederhallen von dem Namen Jean Calas, und man vergißt, welche ſchmerzliche Wunden man dadurch wieder aufreißt. Madam Calas, die arme alte Wittwe, lebt noch. Sie wohnt, nebſt ihren beyden Töchtern, ſeit funfzehn Jahren in Paris, in der Straße Poiſſonniére. Sie hat ſeit dem Tode ihres Gatten die Trauer nicht abgelegt, und die Uhr, welche an ſeinem Todestage ſtehen blieb, nicht wieder aufgezogen. So oft auf den Straßen ein Todes-Urtheil verkündigt wird, eilt die Magd ſchnell die Treppe herab, um die Ausrufer zu bitten, dieſes Haus und dieſe Gegend ſtill vorüber zu gehn, weil jeder ſolcher Ausruf ihrer armen Frau eine Ohnmacht zuzieht.

Dieſe Anecdote hat mich unbeſchreiblich gerührt. Ich mag der Aufführung des Trau-

erspielt Jean Calas nicht beywohnen. Ich kann unmöglich den Eindruck erhöhen, welchen der einzige Zug auf mich gemacht hat: „sie „zog die Uhr nicht wieder auf, welche am „Todestage ihres Mannes abgelaufen war.“

Wir besuchten diesen Abend das theatre de la nation, Ein schön gebauter Saal. Man gab Bruta und le reveil d'Epimenide à Paris, (Epimenides Erwachen in Paris). Ich fuhr mit Wiederwillen hin, und völlig befriedigt wieder hinweg. Nicht als hätten die Schauspieler weniger gesäbelt, und gehauen, und geschluchzt, als ich mir vorstellte; sondern weil ich vielleicht nie wieder Gelegenheit haben werde, die Empfindungen einer ganzen Nation so zwanglos ausbrechen zu sehn, und weil ich nie wieder, auf irgend einer Bühne, etwas so kühnes zu hören hoffen darf. Das letztere gilt eigentlich nur vom Nachspiel, denn

viele

viele Stellen im Brutus wurden nur auffallend durch die Anwendung welche man davon machte. Folgende Stellen wurden mit einer Ausgelaſſenheit beklatſcht die nahe an Wahnſinn grenzte:

Deſtructeurs des tyrans, Vous, qui n'avez pour rois,
Que les Dieux de Numa, Vos vertus et nos loix!

(Tyrannenbändiger! ihr, die ihr keine Könige habt, als Numas Götter, eure Tugenden und unſere Geſetze.)

Nous avons fait, en lui rendant hommage,
Serment d'obéiſſance, et non point d'eſclavage,

(Wir leiſteten, als wir ihm huldigten, den Schwur des Gehorſams, und nicht der Sklaverey.)

Sous un Sceptre de fer ce peuple abattu,
à force de malheurs a repris ſa vertu.

(Dieß Volk, das unter den eisernen Scepter sich beugte, fand im Uebermaaß des Elends seine Tugend wieder.)

— — je porte en mon Coeur
La liberté gravée et les rois en horreur!
(Ich trage in meinem Herzen: Freyheit und Abscheu für Königen.)

Sois toujours un héros! sois plus, sois citoyen!
(Sey immer Held! sey mehr, sey Bürger!)

Arrêter un Romain sur des simples soupçons,
C'est agir en tyrans! —
(Einen Römer verhaften, den nur der Argwohn anklagt, heißt als Tyrann handeln.)

Dieux! donnez nous la mort plûtot que l'esclavage!
(Götter! lieber Tod als Sklaverey!)

Ueber ein paar andere Stellen hingegen wäre beynahe Tumult ausgebrochen. Hier sind sie:

Quel

Quel homme eſt ſans erreur, et quel roi ſans foibleſſe?
Eſt ce à Vous de pretendre au droit de le punir!
Vous, nés tous ſes ſujets, Vous, faits pour obéir.
Un fils ne s'arme point contre un coupable pere,
Il detourne les yeux, le plaint et le revere.
Les droits des Souverains ſont ils moins precieux?
Nous ſommes leurs enfans, leurs juges ſont les Dieux.

(Wo iſt ein Mann ohne Fehler, oder ein König ohne Schwachheit? Dürft ihr Anſpruch machen auf das Recht ihn zu ſtrafen? Ihr, alle ſeine gebohrene Unterthanen, ihr, geſchaffen um zu gehorchen! — Der Sohn waffnet ſich nicht gegen den ſchuldigen Vater, er wendet den Blick weg, beklagt und verehrt ihn. Sind die Rechte der Fürſten minder heilig? Wir ſind ihre Kinder, ihre Richter die Götter!)

Kaum

Kaum ließ man den Schauſpieler dieſe Stelle vollenden. Und nun noch eine andere, die das Pulver völlig in Flammen ſezte:

Rome a changé de fers et ſous le jong des grands,
Pour un roi qu'elle avoit a trouvé cent tyrans.

(Rom hat ſeine Feſſeln vertauſcht, und unter dem Joche der Großen, fand es, ſtatt eines Königs, hundert Tyrannen.)

Bey dieſen Worten wagte es irgend ein Verwegner, königiſch Geſinnter, in den Logen des zweyten Ranges zu klatſchen. Das ganze Parterre gerieth in Bewegung, ein Jeder erhob ſich von ſeinem Platze, hier ziſchte einer, dort ſchimpfte einer: ah què cela eſt bête! (ach! wie dumm das iſt!) hier eine drohende Gruppe, dort ein Getöſe von Schreyen, Pochen und Stampfen. Alle Blicke flogen nach der Gegend wo geklatſcht worden war. Die

Schauspieler schwiegen, und warteten ab, was erfolgen werde. Aber nach und nach legten sich die stürmischen Wogen, denn wer war es gewesen? wer mogte den einzelnen Schuldigen ausfindig machen? Denn daß nur ein Klatschender in den Logen war, das hatte man deutlich unterscheiden können. Bey alle dem war dieser Eine ein unbesonnener Mensch, seine That war nicht Kühnheit, sondern Dummdreistigkeit. Was half es ihm, die Menge zu reizen? Hätte einer seiner Nachbarn ihn verrathen, so wäre er ohne Gnade an den Laternen-Pfahl gehängt worden, und sein Eifer hätte den Schatten-König der Franzosen nicht um einen Schritt vorwärts gebracht.

Nach dieser Probe, welche das Parterre von seiner republicanischen Eifersucht abgelegt hatte, wagte es Niemand mehr, sein Miß- oder Wohlbehagen, an dieser oder jener Stelle zu erkennen zu geben, wenn sie nicht

ganz orthodox democratisch war. Über eine verdammte Intoleranz blieb es denn doch immer von dem Parterre, den Logen das durch baares Geld erkaufte Recht streitig zu machen, ihr Wohlgefallen an den Tag zu legen, wann und wo es ihnen beliebte, indessen die Herren unten die entfernteste Anspielung bey den Haaren herbey zogen, sich die Hände wund klatschten und den Hals heiser riefen.

Lächerlich ist es mir gewesen, wie die armen, kleinen Franzosen Alles was die großen Römer sagten und thaten, auf sich anwandten. Ein jeder Soldat von der National-Garde glaubte aufs wenigste ein Titus zu seyn, und sah in jedem deputé à l'assemblée nationale einen Brutus. Bey den Worten:

Sois toujour un héros, fois plus, fois Citoyen!

(Sey immer Held! sey mehr, sey Bürger!)

klopfte

klopfte jedem Schneider das Herz im Busen hoch auf! es war ihnen so behäglich zu hören, daß es so leicht sey, mehr als Held zu seyn.

Genug vom Brutus! nur noch eine Bemerkung über die Vorstellung des Stücks. Sie war ganz französisch. Brutus schrie, ohne alle Uebertreibung, so, daß mir die Ohren weh thaten. Titus hatte viel empfehlendes, ein angenehmes und doch männliches Organ, auch rührte er mich in manchen Stellen, der Ausdruck des Edlen, Großen, gelang ihm gut; aber Leidenschaft ward auch bey ihm sogleich Carricatur. Der guten Tullia sah man es an, daß sie des geilen Tarquins Schwester sey, und der Gesandte des Porsenna hatte einmal wieder die verdammte Perruckenmachers Physiognomie, und die ganze Perruckenmachers Grazie, die so vielen französischen Schauspielern eigen ist, und so drollig mit dem stolzbefiederten Helm contrastirt.

Das

„Das Costum war mit Einsicht und Geschmack beobachtet. Doch gilt das nur von den Hauptpersonen. Die Toga des Brutus mit den Purpurstreifen war ganz römisch, so sein Haar, sein Bart, die Bekleidung seiner Füße, und nur die stumpfe Nase erinnerte an Monsieur tel et tel. Valerius Publicola verband mit eben so altrömischer Kleidung ein so ächt altrömisches Gesicht, ganz wie man es auf den Gemmen sieht, daß er mich auf einige Augenblicke sehr angenehm getäuscht hat. So auch die meisten übrigen. Wie aber die Statisten? die römischen Senatoren, die Lictoren u. s. w. Ist es nicht kindisch albern, so viel auf die Vorstellung eines guten Stücks zu wenden, und dann bey einer Kleinigkeit zu knausern? als der Vorhang hinaufrollte, und der römische Senat da vor mir in voller Versammlung sas, als mein Auge zuerst auf Brutus und Publicola fiel, und

die

die Worte des Erstern in meine Ohren tönten: Destructeurs des tyrans! etc. da besah ich mir die Herren Tyrannenbändiger rings umher ein wenig, und siehe da, ich fand, daß sie zwar alle mit einer Toga versehen waren, in welche sie sich beständig mit den Armen verwickelten, daß sie aber übrigens mit wohlfrisirten Locken, weissen baumwollenen Strümpfen und rothen Pantoffeln einher traten. Weg war meine Täuschung! ich dachte an das berühmte Gemählde, wo Dido sich auf den Scheiterhaufen sezt, und einer ihrer Hofleute in spanischer Tracht zuschaut.

Ich komme nun zu dem Nachspiel: Epimenidens Erwachen in Paris. Eine kurze Erzählung dieses Stücks wird den Leser nicht unangenehm unterhalten. Doch werde ich nur die auffallendsten Stellen herausheben.

Der Schauplatz ist in den Spaziergängen der Tullerien. Aristi erzählt seiner Tochter Josephine, daß Epimenide immer, nachdem er einige Zeit gelebt, 100 Jahr schlafe, und sodann zum neuen Leben erwache. Auf diese Weise habe er allen Staatsveränderungen in Griechenland und Rom beygewohnt, und sey, besonders in Frankreich, oft Zeuge gewesen,

„wie der Monarch und die Großen, zügellos und schrankenlos, die höchste Gewalt hin und her gezerrt; wie Ludwig XIV. sein Volk zum Sklaven seines Ruhms gemacht, für diesen Alles, für jenes nichts gethan, und bewundert worden sey, von Geschöpfen deren Elend sein Werk war."

Dieser Epimenide werde heute erwachen, und finden:

„weniger Prunk und mehr Wahrheit, die Albernheit und Eitelkeit im Trauer, und

„das

„s, das Volk endlich auch für etwas gerech-
„net.“ (compté pour quelque chose.)

Epimenide erscheint, und drückt seine Freude aus, den Garten wieder zu sehn, den le Nôtre für den großen Ludwig pflanzte. Schade sey es, daß jener Monarch das traurige Schloß von Versailles diesem lachenden Aufenthalte vorgezogen.

Aristi antwortet ihm, daß einer von Ludwigs des Großen Nachkommen, Frankreichs Abgott, gekommen sey, unter seinem Volke zu wohnen, daß seine Gegenwart Ruhe und Glück herbey geführt habe, daß keine fremde Garde ihn umringe u. s. w.

Diese ganze Stelle macht das Jauchzen des Publicums beynahe unhörbar. Alles schrie bis! bis! und der Schauspieler mußte sie wiederholen.

Epimenide frägt: ob man alle Mißbräuche abgeschafft habe?

Ariſt antwortete ſtockend und mit Achſelzucken: Viele.

Epim. Die Hofleute haben alſo jezt ein anderes Syſtem? täuſcheſt du mich nicht?

Hier rief das ganze Parterre non! non! non!

Ariſt. Ein weiſer Monarch frägt nicht ſeine Höflinge um Rath.

Epim. Die Parlamenter alſo?

Ariſt. Eben ſo wenig.

Epim. Wen denn?

Ariſt. Alle Biedermänner ſind ſeine Räthe. Jede Provinz ſchickt die ihrigen an den Hof. Alles kann nicht in einem Tage vollendet werden. Manche haben jämmerliche Rollen geſpielt, aber es iſt vorbey! der Himmel beginnt heiter zu werden, wer wird nun noch an den Sturm denken. Jezt geht Alles gut, das freye Volk liebt ſeinen König, gehorcht ihm

ihm, und der Monarch den Geſetzen (lauter Beyfall!).

In der ſiebenten Scene wundert ſich Epimenide, daß der Zeitungsſchreiber Gorgi ſich erlauben dürfe, falſche Nachrichten auszuſtreuen, und äuſſert ſeine Beſorgniß vor der Baſtille. Wie groß iſt ſein Erſtaunen, als man ihm ſagt, die Baſtille exiſtire nicht mehr. „Wie! ruft er, jene Veſte, gegen welche der „große Condé drey Monate lang vergebens „focht!“

Joſephine antwortet ihm ganz ſchnippiſch: man iſt in unſern Tagen geſchickter, man braucht nur eine, oder ein paar Stunden dazu. Einige brave Bürger, ſo erzählt d' Harcourt, nahmen die Mühe über ſich, die Stadt davon zu befreyen, und jene Mauern zu zerſtören, welche der Rachſucht der Tyrannen, dem Argwohn der Miniſter und den Launen der Mätreſſen fröhnten.

Die achte Scene ist drollig. Madame Brochure verkauft allerley fliegende Blätter, keinen einzigen Chanson mehr; nichts als Politik. Epimenide frägt nach den berühmten Dichtern seiner Zeit. Moliere? —

Madame Brochure. Seine Epoche ist vorüber.

Epim. Wie! man hört seine vortreflichen Verse nicht mehr?

M. Broch. Zuweilen noch im Schauspiel, das sind aber nur magere Tage.

Epim. Aber Corneille —

M. Broch. Gott bewahre!

Epim. Racine —

M. Broch. Man liest keine Verse mehr. Jedes Jahrhundert hat seine eigne Thorheit. Zehn Jahre lang spükte die Encyclopädie in den Köpfen —

Josephine. Darauf folgte die Chemie, und endlich erschien am Hofe mehr als ein Oeconomist

komiſt, aber kein Oeconom. Nun iſt die Politik an der Reihe, Jeder meiſtert den Staat, und ſelbſt die Kokette hat das Buch von den Rechten der Menſchen auf ihrer Toilette liegen.

In der zehnten Scene erſcheint Monſieur Nature, geweſener Cenſor des Königs, deſſen Stelle man eingehn laſſen, und ihm nicht einmal eine Penſion gegeben, weshalb er natürlich ſehr gegen die neue Regierung eifert. Man räth ihm, ſich um dieſen oder jenen Dienſt zu bewerben. Er geſteht endlich, daß, ob er gleich Voltaire und Jean Jaques cenſirt habe, er doch nicht einmal ſchreiben könne. — Was können Sie denn? — Cenſiren! — und damit läuft er fort.

Epimenide ſagt, er halte die Abſchaffung der Cenſur für eine der größten Wohlthaten. Sie habe nur dazu gedient, die Könige mit unglücklichen Stummen zu umringen. „Die

„Tyrannen haben nur darum die Denkkraft „gefeſſelt, um die Unterthanen zu unterjochen.“

In der vierzehnten Scene tritt ein Edelmann mit ſeinem Pachter auf, und frägt ihn, warum er nach Paris gekommen? ob er etwa einen Proceß habe?

„O ja, ſagte dieſer, wir ſämmtliche Bauern in ganz Frankreich hatten einen ſehr „groſſen Proceß, und Gottlob! wir haben „ihn gewonnen. Wir waren ehmals dumm „wie das Vieh. Die Stärkſten hatten die „Geſetze gemacht, und wir mußten uns gängeln laſſen Gott weiß wie! Heut zu Tage „iſt es anders. Wir ehren einen braven Edelmann, der ſich für uns herumſchlägt, und „arbeiten für ihn; aber wir wollen nicht, daß „ein Schurke uns unterdrücke! wir kennen „die Rechte des Menſchen!“

Der Edelmann hingegen meynt, wenn man dem Kerl ſo zuhöre, ſo ſollte man glauben,

den, sie wären einander gleich. Ehemals! ja da waren gute Zeiten in Frankreich! Der Marquis bückte sich vor dem Herzog, der Hofmann vor dem Marquis, der Landedelmann vor dem Hofmann u. s. w. Er schließt mit der Versicherung, er wolle in der weiten Welt einen Winkel suchen, wo man noch ein wenig Geschmack für Sklaverey habe, und finde er überall nur Freyheit, so wolle er sich in den nächsten Fluß stürzen.

In der sechzehnten Scene tritt ein singender Abee auf, der sich über den Verlust seiner Pfründen beklagt, und versichert, er habe die Nation, wider seinen Willen, schon bey seinen Lebzeiten zum Erben einsetzen müssen. „Ich, fährt er fort, kann allenfalls noch leben; aber was wird aus denen werden, die „von meinen Wohlthaten lebten? Ich habe immer die leidende Schönheit unterstützt, und

„monatlich 1000 Thaler meinen armen „Verwandtinnen geſchenkt.“

d' Harcourt. Verwandtinnen mein Herr? warum denn nicht Verwandte?

Der Abbee. Ich hatte keine. Nur ein paar Kouſinen, liebenswürdige Wayſen —

Und was das ärgſte iſt, man nimmt uns unſer Geld, und läßt uns unſere Pflichten.

d' Harcourt. Aber mein Herr, jeder Stand hat eine Veränderung erlitten; es iſt alſo nicht mehr als billig, daß auch die Geiſtlichkeit —

Der Abbee. Ey ja doch! man hätte ſich nur anders dabey benehmen ſollen.

d' Harcourt. Wie denn?

Der Abbee. Gerade umgekehrt; uns die Pflichten nehmen und das Geld laſſen.

In der ſiebenzehnten Scene jammert ein Tanzmeiſter über den Verfall ſeiner Kunſt. „Frankreich iſt ausgeartet! ruft er in Ver„zweif-

„zweifung: man tanzt nicht mehr! man „ſchreibt! man ſchreibt! man iſt Publiciſt „oder Soldat, und einige Hofleute ſind ſchon „als Jünglinge Staatsmänner. Wie viele „Menſchen ſind für die Tanzkunſt verlohren „gegangen! alle meine Freunde ſind zu den „Sarmaten geflohen.“

(Nota bene meine lieben deutſchen Landsleute, dieſe Sarmaten ſind wir.) „Unter den Ariſtocraten hatte ich meine beſten Schüler.“ Er ſchließt mit der Ankündigung eines Feſtes nach der Mode: ein Nationalballet, welches zu veranſtalten er forthüpft.

d'Harcourt. Es wird beſſer werden. Die ſanfte Fröhlichkeit und die liebenswürdige Urbanität werden wieder unter uns wohnen, wie vormals. Freylich haben wir uns, durch Umſtände gezwungen, ſeit 5 oder 6 Monaten ein wenig davon entfernt.

Hier konnte ich nicht umhin heimlich zu fragen: wie! nur seit 5 oder 6 Monaten? und nur ein wenig?

In der achtzehnten Scene tritt ein eifriger Democrat auf, der überall Aristocraten wittert, und auch vom Epimenide argwöhnt, er zettle eine Verschwörung an. Man sagt ihm zwar, Epimenide habe seit hundert Jahren geschlafen —

„Desto schlimmer!“ fällt er ungeduldig ins Wort; „er hat um Ludwig den Großen gelebt, jener Hof war nicht populär, und er „ist vielleicht gar ein heimlich Abgeschickter“ —

Josephine (spöttisch lachend). Aus der andern Welt.

Arist. Halt! ihr weckt ewigen Argwohn, der grausamen Menschen zum Vorwandt dient, der Gesetze zu spotten, und seine öffentlichen Schandthaten zu begünstigen, über welche Frankreich noch lange erröthen wird. —

Freys

Freyheit iſt nicht das Recht zu beleidigen; der Freyheit Mißbrauch muß nicht ihrem Gebrauch vorausgehn.

Es wird in dieſer Scene noch viel Gutes geſagt, wovon zu wünſchen wäre, daß die Franzoſen es beherzigen mögten.

In der zwanzigſten Scene erſcheinen ein Officier und zwei Soldaten von der Nationalgarde.

Epim. Was wollen dieſe Leute?

Ariſt. Sie haben ſie verlangt.

Epim. Ich? Gott bewahre! ich wünſchte einen Schneider —

Der Schneider. Hier iſt er als Füſelier.

Epim. Und einen Procureur —

Der Procureur. Er iſt Grenadier geworden.

Epim. Und einen Notarius —

Der Notarius. Sie ſehen ihn als Hauptmann.

d'Harcourt. Wir sind alle Soldaten. Der König zählt so viele Krieger als Unterthanen.

Hier schließt das Stück mit einem Rundgesang, in welchem folgende Strophe, auf lautes Verlangen des Publicums, zweymal wiederholt werden mußte!

J'aime la vertu guerriere
Des nos braves defenseurs;
Mais d'un peuple sanguinaire,
Je déteste les fureurs,
A l'Europe redoutables,
Soyons libres à jamais!
Mais soyons toujours aimables,
Et gardons l'esprit français.

(Ich liebe den Muth unserer braven Vertheidiger, ich hasse die Wuth eines blutdürstigen Volkes. Laßt uns frey seyn auf immer, furchtbar dem ganzen Europa! aber laßt uns immer liebenswürdig bleiben, treu dem Geist der Franzosen.)

Hier-

Hierauf folgt ein Ballet, von National-Garden und artigen Mädgen getanzt. Die leztern schmücken die Hüte der erstern mit National-Kokarden. Eine ganze Compagnie von der National-Garde zieht auf, präsentirt das Gewehr vor dem Publicum, schwenkt eine große weisse Fahne, worauf man das Wort Libertas liest, und der Vorhang fällt.

Ich halte dieß Stück in seiner Art für vortreflich, und wohlthätig für den Zeitpunct, in welchem es erscheint. Das Gute der Revolution ist glänzend heraufgehoben, und das Böse ohne Schonung gerügt. Der lebhafte Beyfall, mit welchem die Franzosen auch das leztere aufnahmen, ist ein Beweis, wie viel Gutes eine Bühne würken kann, wenn sie ihr Amt gehörig verwaltet, das Amt eines Sittenpredigers.

Uebrigens halte ich es für eine gewaltige Inconsequenz der Franzosen, daß sie im Bru-

tus,

tus, so oft vom Tarchin die Rede war, sich ihren König dachten, und ich Nachspiel für Freuden taumelten, daß dieser nämliche König nun nicht mehr in Versailles, sondern mitten unter ihnen wohne.

Als wir nach Hause fuhren, sahen wir ganz Paris erleuchtet. Es war der heilige Christabend, jeder hatte sein Lämpgen beygetragen. Wenn man aber eine Illumination in Petersburg gesehen hat, so kommt einem die hiesige doch etwas kleinlich und armselig vor. Dort sind weit mehr Lämpen, die Straßen breiter, die Häuser schöner, denn man stelle sich doch um Gotteswillen nicht vor, Paris sey eine schöne Stadt. Es giebt freylich auch hier Palläste genug, aber sie hängen nicht so an einander wie dort, und Paris hat keine Straße aufzuweisen, wie die große newskische Perspektive in Petersburg. Wenn man das anbeschreib-

beſchreibliche Gewühl aus den Straſſen wegnähme, wenn man alle Boutiquen zuſchlöſſe, ſo würde Paris einen traurigen Anblick gewähren, mit ſeinen engen Gaſſen, ſeinem ſchwarzen Koth, und ſeinen Haufen von Auſterſchaalen.

Die Schornſteine betreffend herrſcht hier auch eine gar ſonderbare Bauart. Sie ragen rings herum in Geſtalt von langen Mauern an den Häuſern hervor, und es ſieht aus, als habe man das Haus ins Gefängniß geſezt. Das gilt vorzüglich von den Häuſern am quay Auguſtin und in jener Gegend.

Am 25ſten.

Dieſen Morgen habe ich Madame de Rome meinen Gegenbeſuch gemacht. Ich traf ſie an bey der Ueberſetzung von — Crells chemiſchen Annalen, welche ihr von irgend einem Gelehrten aufgetragen worden. Wir

sezten uns vor dem Kamin, auf welchem viel schlechte deutsche Schriften lagen. Das Gespräch fiel, wie hier in Paris überall, sehr bald wieder auf Politik, und da Madame de Beauvine erklärte Aristocratin ist, so nannte sie die National-Versammlung in ihrem Eifer die zwölfhundert Majestäten.

Wir fuhren um vier Uhr nach Hofe, um den König und die Königinn in die Messe gehen zu sehn. Wir standen in dem Saale, wo die hundert Schweizer Wache halten, schöne große Leute, in der alten Tracht aus den Zeiten Heinrich des Vierten, mit langen Pieken. Wir warteten wohl beynahe eine Stunde. Es war der Mühe nicht werth so lange zu warten.

Endlich rauschten die Flügelthüren auf. Der König watschelte vor mir vorbey, es sah aus, als wollte er sagen: es wird mir

recht

recht sauer! die Königinn segelte vor mir vorüber, denn sie, und alle ihre Hofdamen, hatten so gewaltige Reifröcke an, daß man sie in der Ferne für wandelnde Mönchgbisteren hielt. Sie kamen vom Essen, sie giengen in die Messe, sie giengen zum Spiel, sie sezten sich zur Tafel, sie legten sich schlafen. Ach lieber Gott! welch' ein jämmerliches Leben!

Der König der Franzosen hat jezt den ruhigsten und einträglichsten kleinen Dienst in Europa. Sein Gehalt ist fünf und zwanzig Millionen, wofür er jedesmal ja sagt, wenn man ihm ein Decret zu sanctionniren unterlegt. Auch da läßt er noch oft lange genug auf sich warten.

Da heute alle Spectakel geschlossen sind, ausgenommen die Ombres Chinoises im palais royal, so giengen wir dahin, konnten es aber nicht länger als eine Viertelstunde aus-

halten. Ich glaubte, dieß kleine Schauspiel hier in seiner größten Vollkommenheit zu finden, hatte mich aber geirrt. Die Gemählde waren sehr bunt und schlecht, die kleinen Figuren steif und hölzern, sogar die Fäden oft sichtbar, mit welchen ihre Arme und Beine gezogen wurden.

Es wurde unter andern eine Scene vorgestellt, in welcher eine russische Ehefrau sich gegen ihre Freundinn beklagt, daß ihr Mann sie gar nicht mehr liebe, weil er sie schon in drey Tagen nicht geprügelt habe, worauf denn der Mann erschien, um Verzeihung bat, sich entschuldigte, daß er seinen Stock irgendwo habe stehen lassen, den er nun erst wieder gefunden, und endlich, zum Beweiß seiner Reue, auf die Frau losspaukte.

C'est bien allemand! (das ist recht deutsch) sagte Jemand hinter uns. Du lieber Gott! dachte ich, c'est bien l'ignorance fran-

Française, welche noch immer das alte Mährgen nachschwazt, daß eine russische Frau sich von ihrem Manne lieber prügeln als küssen lasse.

Das Orchester bestand aus einem Knaben, der auf einem Hackebrete trommelte. Der Saal war sehr klein und niedrig, ganz vollgepfropft von Menschen, die Luft zum Ersticken. Wir schöpften tief Athem als wir an die Thür kamen.

Um sieben Uhr nahm das Concert im Cirque national seinen Anfang. Dieser Circus ist der größte Saal, den ich jemals gesehen habe, seine Länge ist vollkommen 150 Schritt. Da er größtentheils unterirrdisch ist, so erhält er sein Licht durch eine Glasdecke von oben. Eine Gallerie läuft rings herum. Man findet daselbst ein großes Orchester, eine Menge Bänke für die Zuhörer in Form eines Am-

phitheaters, eine Art von runden Tempel, worinn man Erfrischungen bekömmt, Boutiquen, Billards, kurz! wieder eine Welt im Kleinen.

Ich schätze die Menge der Anwesenden auf einige tausend. Der Saal mag wohl 4000 fassen. Alles lief durcheinander, größtentheils nachläßig gekleidet, mit den Hüten auf den Köpfen. Als die Musik anfieng, nähert te sich mir ein Garde national, mit der Bitte, meinen Hut abzunehmen. Ich sah mich schnell um, denn ich hatte nicht bemerkt, daß alle Zuschauer bereits mit entblößten Häuptern standen; aber es kam mir lächerlich vor, daß ich gerade nun den Hut abnehmen sollte. Im Schauspielhause ist mir das sehr begreiflich, da thut man es, um den Hintenstehenden nichts von der Aussicht zu benehmen, wenigstens sind die Mannspersonen so höflich. Aber warum im Concert? wenn man ihn nicht gleich beym

Ein-

Eingange abnehmen muß, welches ich freylich sehr billig und natürlich gefunden haben würde. Ich konnte mich nicht enthalten den Garde zu fragen: ob man hier die Muse grüsse? er wußte mir nichts darauf zu antworten. Die Symphonie gieng aus b dur, es war das erste b dur in meinem Leben, vor dem ich den Hut abnahm.

Uebrigens war das Orchester lange nicht so gut besezt, als — so sagte ich zu mir selbst mit einem gewissen deutschen Stolz — das Maynzer zum Beyspiel, welches ich erst kurz vorher gehört hatte. Ich fieng an mich zu langweilen, wie mir denn das in großen Gesellschaften gar leicht begegnet, und ob ich gleich für meine 36 Sous noch einem Balle hätte beywohnen können, so reizte mich doch mehr die Einsamkeit meines Zimmers. Ich ließ meinen Gefährten zurück und fuhr nach Hause.

Ich mußte über mich selbst lächeln. Als ich mich in den Wagen sezte, sagte ich mir laut: ich will nach Hause zu meiner Friederike. Als ob ich sie da finden würde! — aber ich bin jezt so selten allein, nur des Morgens ein paar Stunden, weil ich früh aufstehe. So oft ich nun allein bin, so oft kömmt mirs vor, als sey ich bey ihr! ich rede mit ihr, ich erinnere sie an jede schöne und frohe Situation unsers Lebens, ich frage sie, ob sie um mich schwebt? ob sie mich hört? ich sehe links und rechts hinauf in die Luft, ob meine Phantasie sich nicht wenigstens ein Wolkenbild erschaffen werde.

Man sagt, es gebe keine Gespenster, aber man behauptet doch, eine lebhafte Einbildungskraft sehe dergleichen, wenn sie sie sehen wolle. Ach! so habe ich denn keine lebhafte Einbildungskraft! denn ich mag immerhin meine ganze warme Phantasie aufbieten, mich

Mädchen; es ist umsonst! ich muß immer wieder zurück in mein Herz blicken, wenn ich die Gestalt meiner Gattinn sehen will.

Am 26sten.

Ich erfuhr diesen Mittag bey unserm Gesandten, le Vaillant, der interessante Reisende in das Innere von Afrika, sey seit einigen Monaten nicht mehr hier. Paris schien ihm unerträglich. Seine Wüsten waren ihm lieber als die Champs elisées, und er zog seinen Kraal dem Louvre vor. Den größten Unterschied mogte er freylich wohl unter den Menschen finden, wenigstens suchte er im palais royal vergebens eine Marina. Herr Dubrowsky, welcher öfter mit ihm in Gesellschaft gewesen, beschreibt ihn als einen finstern, in sich gekehrten Mann, der wenig mehr aus diesem Welttheil an sich gehabt,

ohne alle Prätension, ſtill, oft ſtarr vor ſich hinſehend, Europa um ſich her vergeſſend.

Endlich ward die Sehnſucht nach ſeinen Hottentotten ſo groß bey ihm, daß er eines Morgens plötzlich verſchwand, und nur ein Billet auf dem Tiſche zurückließ, welches ſeine Frau belehrte, er ſey auf der Reiſe nach Afrika, und werde nie wieder nach Europa zurückkehren. Wenn er alſo auch in ſeinem Character wenig ähnliches mit den Franzoſen hatte, ſo war er doch wenigſtens ein Pariſer Ehemann.

Dieſen Abend im theatre de Monſieur, deſſen Aeuſſeres und Inneres nicht ſonderlich ins Auge fällt. Man gab le proces de Socrate, und l' hiſtoire univerſelle. O heiliger Socrates! wie wurde dein Andenken geſchändet! wäre Mendelsſohn unter den Zuſchauern

ſchäuern geweſen, er hätte ſich tod gelacht oder geärgert.

Socrates ſchnarrte trotz einer Berlinerin. Der ſanfte Weltweiſe durchſägte die Luft, machte ſeine Richter herunter wie die Bettelbuben, ſagte ihnen die gröbſten Impertinenzen mit dem gröbſten Anſtande, war unausſtehlich eitel, machte ſich über alle Götter luſtig, und predigte den reinen Deismus. Kurz, er ſah ſo wenig dem ächten Socrates ähnlich, als das Bild eines Greiſes mit der Weltkugel in der Hand dem lieben Gott ähnlich ſieht. Um jeden groſſen Zug aus dem Character des tugendhafteſten Mannes wegzuwiſchen, hatte man ein Drama daraus gemacht. Man ließ ihn zwar zum Tode verdammen, auch ſezte er ſchon den Giftbecher an den Mund, aber ſeine Freunde ſtürzen herein, erbieten ſich ihn zu befreyen, und er iſt auf der Bühne höflicher

und

und nachgiebiger als er im Kerker zu Athen war.

Auch gegen die griechischen Sitten und Costum war hin und wieder gewaltig verstoßen. Die Weiber liefen den ganzen Tag auf der Straße herum, als ob kein Gynäceum mehr in Athen sey. Der Oberrichter saß auf einem hölzernen Grosvaterstuhl, der einem Nachtstuhl sehr ähnlich sah. Die griechischen Soldaten erschienen in langen türkischen Beinkleidern, mit französischen Locken, wohl pomadirt und eingepudert. Am drolligsten übernahm sich ein gemahlter Kamin im Gefängniß des Socrates aus, mit dazu gehöriger Feuerzange und Schaufel, und auf dem Kamin lagen einige Tabakspfeifen.

Es könnte wohl seyn, daß bey dieser Erzählung Mancher glauben mögte, ich verschönere ein wenig meine Berichte; aber ich übertreibe wirklich nichts, es ist Alles buchstäblich wahr.

wohr: Das ſind der pfiffigen Franzoſen! das unwiſſendſte Volk auf Gottes Erdboden, und eben deshalb das eitelſte. C' eſt bien Allemand! ſagte geſtern mein Nachbar, als der Ruſſe ſeine Frau prügelte. C'eſt bien français! hätte ich heute ſagen mögen, als ich den Kamin mit den Tabakspfeifen ſah.

Auch der Ring, welchen Socrates zulezt dem Kerkermeiſter gab, war nach der allerneueſten Mode, ein länglich blauer Stein, oder Glas, in Brillanten gefaßt. Er contraſtirte ſehr niedlich mit dem übrigens gut beobachteten griechiſchen Coſtum. Xantippe hat mir am beſten gefallen, ihr Character war am fleißigſten ausgearbeitet, und treu dargeſtellt. Nicht das zänkiſche, unleidliche Geſchöpf, wie ſie in den a b c Büchern erſcheint, ſondern ein zwar ſehr lebhaftes, aber gutherziges Mättergen, wie ſie würklich war. Auch wurde dieſe Rolle ſehr brav geſpielt. Die

Natur

Natur wär der Schauspielerinn durch eine reichliche Gabe von Häßlichkeit zu Hülfe gekommen.

Die übrigen verdienen keine Erwähnung. Sie säbelten alle von der Rechten zur Linken, schrieen alle wie die Besessenen, und wurden durch den schallendsten Beyfall belohnt. Ueberhaupt ist man hier in allen Theatern mit dem Applaudiren verschwenderisch freygebig. Alle Augenblicke wird geklatscht, daß einem die Ohren gellen, alle Augenblicke bravo gerufen, und immer um nichts und wieder nichts. Lassen sich vielleicht gar einige Stellen auf die hochbelobte Freyheit beziehn, oder vielmehr, werden Königen und Ministern recht derbe Impertinenzen darinn gesagt, (wie das auch heute einigemal der Fall war) so lärmt der Pöbel zügellos, man glaubt unter einem Haufen ungesitteter Studenten zu sitzen.

Das

Das zweyte Stück entschädigte uns für die Langeweile des ersten. L' histoire universelle ist eine niedliche Oper von dem bekannten Cousin Jacques, die da beweisen soll, daß jeder Erdenbewohner, vom Reichsten bis zum Aermsten, vom Könige bis zum Bettler, über Unglück klagt und Unrecht hat. Dieses allgemeine Klagen, und die mancherley nicht seltenen Verfälle des Lebens, über welche sich hier ein Jeder beschwert, als: verlohrne Prozesse, Untreue in Freundschaft und Liebe, und gerathene Kinder u. s. w. haben dem Stücke den Titel histoire universelle zuwege gebracht. Es ist voll Witz und Laune, die meisten Arien haben drollige Refrains, und sind niedlich componirt. Ganz zuletzt erscheint ein Eremit in der Versammlung, der sie belehrt, daß man immer lustig und fröhlich seyn müsse, weil es eigentlich gar kein Unglück auf der Welt gebe, als das man sich selbst mache.

Der

Der Cousin Jacques mag mirs nicht übel nehmen, wenn ich ihm hier nicht beypflichte. Es giebt wirklich Unglück auf der Welt! freylich mag unter hundertmalen, das immer mit zufriedne Geschöpf, der Mensch, 99mal sein eigner Peiniger seyn; aber wenn nun Jemand unter der Menge aufgetreten wäre, und zu dem Eremiten gesagt hätte: „Freund! der Tod hat mir mein geliebtes Weib entrissen!“ — ich hätte doch hören mögen, was der lustige Eremit geantwortet haben würde. Vermuthlich hätte er sich durch einen Gemeinspruch aus der Sache gezogen.

Ich habe einen practischen Maasstab für das Unglück, der mich selten trügt. So bald mir etwas unangenehmes begegnet, so frage ich mich selbst: „werde ich über ein Jahr um diese Zeit noch daran denken? wird es dann noch Einfluß auf mein Schicksal haben?“ — Muß ich diese Frage mit Ja beantworten, so

nenne

nenne ich das ein Unglück. Alles andere ſchlage ich mir aus dem Sinne.

So wär mir dein Verluſt, geliebte Gattinn! ein groſſes Unglück; denn könnte ich Jahrhunderte alt werden, dich würde ich nie vergeſſen! —

Am 27ſten.

Dieſen Abend beſuchten wir die Comedieus de Beaujolois, und litten gräßliche Langeweile. Ein kleines, leeres, kaltes, unfreundliches Haus; häßliche, quäkende Schauſpieler, und die ſchlechteſten Stücke, welche zu Anfang dieſes Jahrhunderts geſchrieben worden. l'Antidramaturge, Luſtſpiel in drey Acten, von welchen nicht weniger als drey überflüßig waren. Eine eiskalte Abhandlung über die Schauſpieldichtkunſt, mit der fadeſten Liebesintrigue verflochten.

Le bon pere, Opera in einem Act, boß für seine Kinder, höchst langweilig für uns, Bierfiedler-Music, singen konnte keiner unter ihnen, und wehe ihnen! wenn sie einst Rechenschaft geben müssen, von jedem falschen Ton, den sie hienieden herausgegurgelt haben.

Den Beschluß machte endlich le deguisement amoureux, abermals Opera in zwey Acten, die abgedroschenste Intrigue, ein Zwillingsbruder des bon pere. Wir hatten den Muth auszuhalten bis fast ans Ende. Mein Verdienst dabey war eben nicht groß, denn nie habe ich weniger den Zweck erreicht, um dessen willen ich die hiesigen Bühnen besuche, ich meyne Zerstreuung. Nie war ich weniger zerstreut. Den ganzen Abend ist meine Frau bey mir gewesen, sie hat neben mir auf der Bank gesessen, und ich habe mich so selten als möglich aus der süßen Täuschung wecken lassen.

Das Publicum war auch hier, wie überall in Paris mit seinem Beyfall lächerlich verschwenderisch. Einmal waren sie gar so unverschämt, bey Gelegenheit eines abgeschmackten Chors, bis! bis! zu rufen, und dieß *bis* sprechen sie so weich und ekelhaft aus, daß man gleich dabey an ihre Fricassees denkt. Noch widerlicher klingt aber dem deutschen Ohre die Aussprache der lateinischen und griechischen Namen in einem französischen Munde. Da ist Brütüs, Titüs, Anytüs, Melitüs — o es ist zum übel werden!

Am 28sten.

Die petites affiches de Paris, wovon täglich ein halber Bogen, außer dem Supplement, und oft auch noch mehr herauskömmt, enthalten beynahe jeden Morgen etwas dem Beobachter Merkwürdiges, und wer sich die Mühe geben wollte, aus jedem Jahrgange

auch nur das zu ſammeln, was den Bewohner jedes Landes intereſſiren muß, der würde jährlich ein artiges Bändgen zu liefern im Stande ſeyn. Ich habe ſchon einige Proben davon gegeben, und ich fahre fort:

Hier iſt ein quatrain, eine Art von Lückenbüßer des heutigen Tageblatts, ſo glänzend geſagt, und doch ſo unwahr.

O bonheur! o chimere! envain l'homme
t'implore,
Hélas! pour être hereux, ſes voeux ſont
ſuperflus,
En eſpérant, il ne l'eſt pas encore,
En jouiſſant, il ne l'eſt deja plus.

(Vergebens ruft der Menſch des Glückes Göttinn! indem er hofft, iſt er noch nicht glücklich; indem er genieſst iſt er es ſchon nicht mehr)

Ich leugne beydes. Wie? Hoffnung mache nicht glücklich? — o dann wären wir arme Menſchen! Hoffnung iſt die Kindheit

und

und das Jünglingsalter des Glücks. Man wird gegängelt, in den Schlaf gesungen, mit schönen Bildergen hingehalten, und ist man endlich zu der Würklichkeit hinüber geschritten — je nun, so bunt, so lachend ist sie freylich nicht; aber daß der Augenblick des Genusses derjenige sey, in welchem die Hoffnung glücklich zu werden, mit dem Gefühl es gewesen zu seyn verschmelze, — o armer Mensch der das schrieb.

Der Himmel mag wissen, welchen Genuß der Dichter im Sinne haben mogte. Sprach er vom Becher der Wollust, oder von jeder andern Sinnlichkeit, dann mag er Recht haben. Aber — gewiß ward er nie des einzigen wahren Glücks theilhaftig, des einzigen wofür der Mensch geschaffen wurde, häusliche Ruhe und Freude! er weiß gewiß nicht, wie da die Wochen zu Stunden werden; wie einem alles so gewöhnlich, so alltäglich, und doch

immer sich ist; wie man immer vorher weiß, was man in der nächsten Stunde thun wird, und es doch gern thut; wie man immer gern nach Hause geht, und nirgends lieber ist, als zu Hause; wie man schon auf der Straße sich freut, daß man die liebe Gefährtinn seines Lebens auf dem und dem Plätzgen, so oder so beschäftigt, finden wird, ob man sie gleich alle Tage da findet; wie wohl der freundliche Empfang dann thut; wie frey man Athem holt, wenn man etwa in einer geschraubten Gesellschaft war; wie dastig man alles herausgesagt, alles mittheilt, was einem auf dem Herzen lag; man legt es nieder in das Herz eines Andern, und wird verstanden, und ist leicht und froh; wie heiter man dann zur Arbeit geht, die man sich jeden Augenblick würzen kann, durch ein freundliches Gespräch, oder einen Kuß.

O wirklich! wirklich! dann reicht man sich oft still und freundlich die Hand, und im Au-

er ſteht geſchrieben: wir ſind glücklich! Auch mein Mund hat es oft laut und dankbar bekannt. Oder iſt das nicht Genuß? und zwar der ſüſſeſte, der einzige Herz befriedigende, der uns hienieden gewährt wurde? die Aufſtufung vielleicht von irrdiſchen Freuden zu überirrdiſchen? —

Doch der Dichter war wohl kein Ehemann oder irre ich mich — nun ſo iſt ſeine Frau keine Friederike.

Ueberhaupt ſpielen die Franzoſen immer mit Worten, der Dichter mit eſperance und jouiſſance, der Pöbel mit conſtitution und fédération. Wurden doch heute ſogar bonbons à la fédération angekündigt. Frankreich kommt mir vor, wie eine groſſe bonbonniere, alle die edlen und ſchönen Geſinnungen der Franzoſen ſind überzuckerte bonbons, die ſie zwar in den Mund nehmen, abſaugen, hin- und herwerfen, und eine ſüße

Zunge davon bekommen, die aber auf ihr Inneres keine weitere Würkung hervorbringen.

Jedes Tageblatt enthält unter andern einen Artikel: effets perdus ou trouvés (verlohrne oder gefundene Sachen). Die Ueberschrift ist falsch: es sollte eigentlich nur heissen effets perdus (verlohrne Sachen) denn noch nie fand ich, daß etwas gefunden worden sey. Das ist freylich kein Lobspruch für die Ehrlichkeit der Pariser.

Um uns für die Langeweile zu entschädigen, die wir gestern bey den Comediens de Beaujolois ausgestanden hatten, giengen wir heute in die große Oper, und ich gestehe, daß ich selten einen so mannichfaltigen Genuß gehabt habe, den theils dieses prächtige Schauspiel selbst, theils Nebenumstände mir verschafften.

Wir

Wir fuhren dieſesmal ſchon um 4 Uhr hin, um einen guten Platz zu bekommen, und erreichten unſern Zweck vollkommen. Gegen die Langeweile hatten wir uns mit Büchern gewaffnet. Man gab Alceſte von Gluck, ein ſchwelgeriſches Gaſtmahl für Ohr und Auge, aber warlich keine lindernde Arzney für mein Herz! — Kaum hatte das Stück ſeinen Anfang genommen, ſiehe da, gleich arbeitete meine kranke Phantaſie, Aehnlichkeiten und Beziehungen zu ſuchen. Ja es iſt vielleicht lächerlich, aber nicht belachenswürdig: ich ſah im Admet mich ſelbſt, Admet krank, ich auch; ſein Weib opfert ihr Leben für das ſeinige, ich reiſe um meine Geſundheit wieder herzuſtellen, meine Frau begleitet mich aus Liebe, und — verliert ihr Leben auf dieſer Reiſe! hat ſie es nicht auch für mich geopfert? lebte ſie nicht vielleicht noch, wenn ich ſie zurückgelaſſen hätte? — ich lächle ſelbſt über dieſe

Schwärmerey, aber eine Thräne läuft mir dabey über die Backen, und wer bey dieser Stelle anders als lächeln kann, der schlage um Gotteswillen das Buch zu.

Orchester, Gesang und Chöre, Decorationen und Kleidungen, Alles wetteiferte in Geschmack und Pracht. Das Orchester bestand ungefähr aus achtzig Personen; und auf der Bühne waren oft mehr als hundert. Das Costum überall schön beobachtet, sowohl an Menschen als Gebäuden. Aber — warum muß denn immer durch Kleinigkeiten die Wirkung des Ganzen, wenigstens auf Augenblicke lang, verhunzt werden? ist denn Niemand da, dessen Pflicht es ist, Sänger und Tänzer vorher zu mustern? oder bin ich der Einzige, bey dem der geringste Verstoß die Täuschung sogleich zerstört? parturiunt montes, und vielleicht wird Mancher, das was nun kömmt, für eine kleine Maus halten. Ich

kann

kann mir nicht helfen. Die großen, breiten, neumodiſchen Schnallen der Tänzer, mit welchen ſie unter Admets Augen, in einem altgriechiſchen Pallaſte figurirten, haben mich gewaltig geqvält, und meine Täuſchung ſehr unſanft aus dem Schlummer geweckt. Ich wollte immer nicht hinſehen, ich wollte die großen Schnallen vergeſſen, aber ich konnte nicht. Je weniger ich hinſehn wollte, je öfter that ich es. Eine ängſtliche Unruhe bemeiſterte ſich meiner, welche mich bis in den Tempel des Apoll, und bis vor ſeinen flammenden Altar begleitete, überall ſah ich große, neumodiſche Schnallen.

Das Ballet, welches auf die Oper folgte, war nach der Geſchichte des Telemach gearbeitet, und enthielt gerade das erſte Buch des Fenelon. Es war in drey Aufzüge getheilt. der Verfaſſer iſt Monſieur Gardel, der auch die Pſyche ſchuf. Telemach und Pſyche ſind

ein

ein paar sehr reizende Kinder, doch glaube ich, daß die Ausführung des Telemachs ihm noch schwerer werden mußte, als die der Psyche; weil in dem ersteren, ausser Telemach, Mentor und dem kleinen Cupido, nicht eine einzige Mannsperson vorkömmt.

Telemach erhält, wie Psyche, alle Sinne in einer lieblichen süßlichen Spannung. Wie die hübschen Mädgen herumwimmeln, wie göttlich sie tanzen, wie wollüstig, und doch Grazienvoll jede ihrer Bewegungen, welch reizendes in einander Verschlingen, welcher süße Wirrwarr, welche Gruppen! — Für ein Raffinement von Koketterie halte ich es, daß die Unterhosen der Damen von fleischfarbner Seide gemacht sind.

Am meisten belustigte mich an diesem Abend das Erstaunen meines ehstnischen leibeigenen Bedienten, den ich mit mir genommen hatte, um auch ihm eine Zerstreuung zu verschaffen;

denn

denn da der arme Teufel nicht eine Sylbe franzöſiſch verſteht, ſo ſizt er den ganzen Tag ſich ſelbſt gegenüber, und wird von der gräßlichſten Langeweile gemartert. Ich hatte ihn neben mich ſitzen laſſen, um ſeine Empfindungen zu beobachten, die ſo ſchnell wechſelten, als die Decorationen auf der Bühne. Telemachs Schiffbruch ſtarrte er ängſtlich an, bey ſeiner Rettung lächelte er. Als die Nymphen den Wettlauf begannen, als die ſchönſte unter ihnen das Ziel oben auf dem Felſen erreichte, und gleich darauf mit ihren Pfeilen eine weiſſe Taube von der Stange herunter ſchoß, da glänzte die Luſt in ſeinen Augen, und er fieng an mit ſich ſelbſt zu ſprechen. Aber ſtarr, ſtumm und ohne Athem blieb er faſt, als Venus und Cupido ſich in einer Wolke herabließen, als das Schiff lichterloh brannte, ſich endlich in Wolken verwandelte, die ſchöne Nymphe gen Himmel fuhr, und Telemach

lemach sich vom Felsen herab in die Fluten stürzte.

Er kam sehr froh nach Hause; ich hatte ihn zwischen diesem Vergnügen und dem baaren Geld wählen lassen, er hatte das erstere vorgezogen, und seine Wahl schien ihn nicht zu gereuen.

Am 29sten.

Das heutige Tageblatt begehrt einen Hofmeister für einen jungen Herrn von Stande, der aber eine Religion declaratè besitzen müsse. Es ist aber nicht näher bestimmt, was man eigentlich unter dieser aufgeklärten Religion verstehe.

Wir fuhren gegen Mittag in das Institut der Blinden, um den öffentlichen Uebungen beyzuwohnen. Schulz hat dieses Institut so schön und umständlich beschrieben, daß mir wenig

wenig davon zu ſagen übrig bleibt. Doch ich geſtehe aufrichtig, daß, ob ich gleich ihre Art zu leſen, zu ſchreiben, zu drucken u. ſ. w. bewundere, ich es doch für eine blos unnütze Spielerey halte.

Das Leſen mit den Fingern wird ſelbſt denen, die am geübteſten darinn ſind, ſo beſchwerlich, und geht ſo langſam von ſtatten, daß gewiß kein Blinder jemals Geſchmack daran bekommen wird. Auch wäre er ſehr zu bedauern, wenn es doch geſchähe, da der Bücher für ihn ſo wenig ſind, und in hundert Jahren ſeine Bibliothek vielleicht höchſtens auf zehn Bände anwachſen könnte. Wozu alſo das blegen Leſen? unnützer Zeitverluſt.

Eben ſo das Drucken. Sie ſetzen drey Worte, indeſſen ein geübter Setzer eine Octavſeite fertigt. Alſo wieder unnütz.

Eben ſo das Muſiciren. Da ſie die Noten mit den Fingern leſen müſſen, ſo geht es natürlich

türlich sehr langsam her, ehe sie ein neues Stück lernen, wenn sie sich nicht etwa durch das Gehör helfen. Es scheint aber auch keiner groſse Freude an der Music zu haben, denn sie spielen alle schlecht, und wissen auch vermuthlich nichts anders zu spielen, als das Chor, welches sie zweymal in der Woche den neugierigen Fremden vorkrahen müssen.

Eben so die Geographie. Daſs der Blinde Länder und Städte greift, ey nun ja, ich wundere mich darüber, aber immer dringt sich mir wieder die Frage auf: cui bono? — Das Rechnen mögte allenfalls eine Ausnahme von der allgemeinen Verdammniſs machen, aber ich habe doch auch nur sehr kleine Exempel rechnen sehn, die der Blinde vielleicht noch schneller im Kopfe zusammen addiren konnte.

Am lächerlichsten ist mir der Unterricht gewesen, den die Blinden kleinen sehenden Kindern ertheilen. Im Lesen mag es noch hingehn,

gehn, das heißt, wenn das Kind die Buchſtaben ſchon kennt, und der Blinde daher nur mit den Fingern folgen darf, um zu wiſſen, ob das Kind richtig geleſen. Wie er ihm jedoch die Kenntniß der Buchſtaben beybringen könnte, das ſehe ich nicht ein.

Belachens- und erbarmungswürdig aber iſt es zu hören, wenn der Blinde einen munstern, ſehenden Knaben von höchſtens vier Jahren, in allen Theilen der Grammatik examinirt. Da muß der arme Junge alle Theile der Redekunſt nennen, muß erklären, was ein Subſtantivum, ein Adjectivum, ein Nomen, ein Pronomen iſt, und Alles das geht ſo unbeſchreiblich raſch und ſchnell, Frage und Antwort folgen immer ſo Schlag auf Schlag, daß man wohl hört, es werde nur auswendig hergebabbelt. Ich halte daher Alles, was an dieſem Inſtitut am meiſten auffällt, für bloße Charlatanerie.

Doch ferne sey es von mir, das Verdienst des Stifters und Erfinders schmälern zu wollen, der im Genuß seines guten Werkes so selig zu seyn scheint. Es bleibt auch in der That immer noch genug übrig, um einem Biedermanne das Himmelreich zu erwerben. Das Spinnen, die Seiler- und Gürtler-Arbeit, das Stricken, kurz, jede Handarbeit, die sie in ziemlicher Vollkommenheit verfertigen, ist nützlich, ernährt die armen Unglücklichen, und bewahrt sie vor Müssiggang. Für alles übrige Bewunderung, soviel ihr wollt, aber keine Achtung.

Einen kleinen Zug muß ich noch nachholen. Zwey Blinde sollten eine Probe ihrer Druckerey ablegen, und der Inspector bat, um eine ihnen vorzulegende kurze Phrase. Ich sagte: Vive la liberté! (es lebe die Freyheit!) Sogleich fiengen beyde an zu setzen. Der Eine brachte mir auch würklich sein vive

la liberté: der Andere hatte aber ſtatt deſſen gedruckt: qu'on en eſt ſans abus. (wenn ſie ohne Mißbrauch iſt.) Vielleicht hätte der Lehrer es ihm unbemerkt zugeflüſtert.

Zum Beſchluß recitirte einer von den Aelteſten unter ihnen ein Gedicht, welches er ſelbſt gemacht zu haben vorgab.

Wir fuhren von da auf den Platz, wo ehemals die Baſtille ſtand. Ihre Spur wird kaum noch gefunden. Nichts mehr von den ſchwarzen hohen Mauern, nichts gräßliches und düſteres mehr. Ein ſchöner freyer Platz, wo nur noch hin und wieder ein Steinhaufen verräth, daß er ehemals bebaut war. Auch dieſe wenigen Ueberbleibſel hinweg zu ſchaffen, fanden wir noch immer eine Menge Leute beſchäftigt.

Die Empfindungen, welche den Fremdling auf dieſem fürchterlichen Platze ergreifen,

sind, unbeschreiblich. Jeder Stein an dem man vorübergeht, diente vielleicht einem Elenden zum Kopfkissen; jede Schaufel Erde, die der Arbeiter auf seinen Karren wirft, hat vielleicht Thränen in sich gesogen.

Ich muß bey dieser Gelegenheit des durch seine Leiden auch unter uns bekanntgewordenen Monsieur de la Tude erwähnen. Er ließ vor einigen Tagen folgendes in die öffentlichen Blätter einrücken:

An die Herausgeber.

„Meine Herren.

„Die Menschen haben mich immer so übel „behandelt, daß es mir Bedürfniß wird von „meiner Dankbarkeit zu reden, wenn ich einmal das Gegentheil erfahre. Ich übergab „vor einiger Zeit ein Exemplar meiner memoires der Committé der französischen Komödie. Unsere heutigen Résultate haben so

„oft

„Luſt Geſchäftigkeit, gegen die Intriguen, und „für die Freyheit zu reden, daß ich glaubte „ihnen mittheilen zu müſſen, das, was 40 „Jahr 3 Monate und 14 Tage der Quaa„len, mir wohl das Recht gegeben haben, „die Archive des Despotismus zu nennen, [illegible]

Er dankt hierauf öffentlich für die freye Entrée, welche die Comediens du roi, ihm und ſeiner Wohlthäterin und Befreyerinn, der Madame le Gros, zugeſtanden haben. Aber mein Gott! welcher Sprache bedient man ſich noch immer mitten in Paris, in einem öffentlichen Blatte!

Motſieur de la Tude iſt Officier du genie. Welche Empfindungen müſſen dieſen Mann ergreifen, wenn er über den großen, freyen Platz geht, von welchem er ehemals einen kleinen Raum von einigen Schritten zwiſchen vier Mauern bewohnte! welche Gefühle,

wenn [illegible] sucht und hätrigt; In welcher diesen kleine Roman gelegenheit [illegible] Theil muß ihm merkwürdig scheinen, denn es ist vielleicht eine vierzigjährige Bekanntschaft [illegible]

Abends besuchten wir les ambigus comiques und fanden da so viel Belustigung und Zerstreuung, daß man immer zu finden möglich seyn mag, wenn man Lust vorher in der Oper gewesen ist. Man gab l'épreuve raisonnable in einem Act, und Bakir of Nismes, ein [illegible] Drama, in zwey Abtheilungen, beyden eine sehr einfache Fabel ziemlich glücklich behandelt, und ziemlich gut gespielt.

Den Beschluß machte eine Pantomime in vier Acten, l'homme au masque de fer. Die bekannte Geschichte der geheimnißvollen eisernen Maske, die unter Ludwig dem Vierzehnten die Bastille bewohnte, und über welche so mancherley Muthmaßungen existiren,

hatte

hätte den Stoff dazu hergegeben. Verhielte ſich die Geſchichte ſo, wie hier der Dichter träumt, ſo wären die Räthſel auf einmal gelöſt. Die eiſerne Maske in dieſer Pantomime nemlich, iſt des Königs Bruder, beyde ſind in ein Mädgen verliebt, das vermuthlich irgend eine Prinzeſſin iſt. Der König iſt der verſchmähte Liebhaber, er trift ſeinen Bruder zu den Füſſen ſeiner Schöne, ſie ſchlagen ſich, die Wache entwaffnet den Prinzen, und nun wird ihm die eiſerne Maske vorgelegt. Alle die kleinen Anecdoten, welche uns die Geſchichte darüber aufbehalten, ſind benuzt, der Gouverneur immer fertig mit der Piſtole den Gefangenen aus der Welt zu ſchaffen, im Fall er es wagen ſollte laut zu werden; der ſilberne Teller auf welchen der Gefangene ſpeiſet, und ihn einem Fiſcher zuwirft der nicht leſen kann; u. ſ. w.

Akt vom dritten Aufzuge an folgt eine Unwahrscheinlichkeit die andere. Die Maske sizt im Gefängniß, und spielt auf der Zither; man antwortet ihm von unten herauf auf der Flöte. Die Maske sinkt Gott weiß wie hinunter, und holt seine Geliebte heraus, die Gott weiß wie dahin gekommen ist. Sie hat, Gott weiß wie, erfahren, daß hinter einem Stein der Mauer ein Dolch und eine Pistole verborgen sind, mit dem ersteren bewaffnet sie sich, mit dem lezteren den Prinzen; dieser erschießt den Gouverneur, und giebt sich der Wache zu erkennen, die ihn, Gott weiß warum, für ihren König anerkennt. Er flieht nun, Gott weiß wohin; wird verfolgt; Gott weiß von wem; findet Hülfe, Gott weiß woz; schlägt sich tapfer herum, siegt, und sieht am Ende mit seiner Donna ruhig zu, wie die Bauern und Bäurinnen vor ihm herumtanzen.

Die

Die Musik fiel sehr angenehm ins Ohr, freylich nur aus hundert Opern zusammengetragen, aber was schadet das? wenn sie nur zu der Empfindung paßt, die sie eben ausdrücken soll.

Sonst ist eine Pantomime ein Ding, dem ich keinen Geschmack abzugewinnen weiß. Man muß Alles rathen, man tappt mit der Einbildungskraft immer im Finstern herum, und die spielenden Personen müßten sehr ausgezeichnete Talente, oder die Zuschauer eine starke Uebung besitzen, wenn jede Bewegung richtig ausgelegt werden sollte.

Am 30sten.

Diesen Abend lockte mich ein neues Schauspiel mit Gesängen in das theatre italien, weil ich aus den Affischen sah, daß man es in sehr kurzer Zeit sechs und zwanzigmal gegeben hatte. Es heißt Euphrosine ou lo

übrigen. Das Haus war auch diesesmal sehr voll, und ich fand, daß das Stück seinen Ruf verdient.

Drey Schwestern, arme Waysen, werden an einen Hof gebracht, wo die Laune eines Despoten herrscht, wo kein Unterthan sich dem Fürsten zu nähern wagt, wo man keine Leidenschaft kennt als Herrschsucht, und keine Freude als jagen, turnieren, kriegen; wo jedes sanfte Gefühl ein Verbrechen ist. Die ältere der drey Schwestern, Euphrosyne, übernimmt es, mit vieler Weiberlist, den wilden Despoten in einen guten Fürsten, den immer schlagfertigen Ritter in einen girrenden Liebhaber zu verwandeln, und — es gelingt ihr.

Das ist der Plan des Stücks, das einzelne, sehr niedliche Details hat, besonders die Scene, in welcher der Fürst seine neue Leidenschaft mit Schrecken gewahr wird, aber

dem

dem Dinge keinen Namen zu geben weiß; den Leibarzt rufen läßt, um zu erfahren was ihm eigentlich fehle, und mit Beben erfährt, seine Krankheit, sey die nemliche, die einst Troja verwüstet, und die Könige aus Rom verjagt — sey Liebe! und dann die Scene, in welcher der Fürst, eben im Begriff ein Treffen zu liefern, bereits gewappnet mit Helm, Schild, Lanze und Schwerdt, Euphrosynen seine Liebe bekennt, sie aber, ihn neckend, Furcht vor seinen kriegerischen Zurüstungen heuchelt, ihn Stück vor Stück entwaffnet, und als er nun ganz Waffenlos vor ihr steht, auf seine Frage: ob er ihr so gefalle? doch noch antwortet: nein, du bist mir zu groß, ich muß an dich hinaufsehn, das macht mir Halsweh. Er, den Wink verstehend, sinkt zu ihren Füßen, und nun bewaffnet sie ihn selbst wieder, und ernennt ihn zu ihrem Ritter.

Auch

Auch die Muſik iſt mehr als artig, iſt beynahe ſchön. Vorzüglich wurde ein Duett ſehr beklatſcht, bey welchem mir Ohren und Sehen verging. Eine gewiſſe welſche Gräfinn ſucht den neuverliebten Fürſten eiferſüchtig zu machen, er wird es, ſie freut ſich darüber, und dieſe Eiferſucht, und dieſe Schadenfreude geben die Veranlaſſung zu einem wütenden Duett, in welchem zuletzt, da eines das andere im Singen nicht mehr übertreffen konnte, beyde anfiengen, gräulich und roſtig zu ſchreyen, aber ſo zu ſchreyen, daß es auf die widrigſte Weiſe durch Mark und Bein drang. Das Publicum ſchien dieß für ſupérieurement bien zu halten, und miſchte ſeinen tobenden Beyfall in das gewaltige Rauſchen der Muſik, in das wütende Geſchrey der Sänger; alles zuſammen genommen, ließ die Einbildung des jüngſten Tages erwarten.

Beyde

Beyde, Acteur und Actrice, ſanken am Ende links und rechts in ein paar Seſſel, und arbeiteten ſo heftig mit der Bruſt, daß es ſchien, als wolle ſie zerſpringen. Einer meiner Nachbarn behauptete zwar, das ſey nur Grimaſſe, um die Zuſchauer zu rühren, wenn ſie ſähen, wie man ſich um ihres Vergnügens willen aufopfere; ich aber glaube gern, daß es Ernſt geweſen, denn ich wäre ja beynahe vom bloßen Zuhören krank geworden.

Einen Uebelſtand der franzöſiſchen Bühne, den ich heute nicht zum Erſtenmale bemerke, muß ich noch rügen. So oft nemlich ein franzöſiſcher Schauſpieler ſich in ſeiner Rolle gegen einen Andern ſtolz zu benehmen hat, ſey dieſer Stolz auch übrigens noch ſo edel, ſo dreht er ihm unfehlbar den Rücken zu, und ſpricht ganze Scenen lang mit der Wand, indeſſen der Andere mit ſeinem Hintertheile redet. So machte es heute der Fürſt mit

der

der Grösinn, so machte es neulich im Theatre de la nation Titus mit dem Gefandten des Porsenna, so machte es im theatre de Monsieur Sokrates mit dem Oberpriester, kurz, das abgeschliffendste Volk von der Welt, hat für den Ausdruck des edlen Stolzes keine andere Bewegung, als die, dem andern den H — zuzukehren.

Man gab noch eine kleine Oper in zwey Acten, die auch recht angenehm unterhielt, denn Gesang und Orchester sind, im Ganzen genommen, bey dieser Bühne vortrefflich. In Deutschland, wo man nicht sehr freygebig ist, hätte man das kleinere Stück gewiß weggelassen, da Euphrosyne ein Stück in drey Aufzügen ist, und volle zwey und eine halbe Stunde spielt. Aber mit zwey und einer halben Stunde läßt sich der Pariser nicht abspeisen, er muß seine vier Stunden haben, und er hat Recht. Ehemals war es bey uns auch so,

doch je höher der Gehalt unſerer Schauſpieler ſteigt, je weniger glauben ſie ſich dem Publicum verpflichtet.

Die kleine, liebe, unſchuldige Roſe Renaud ſpielte heute auch wieder mit. Ich erblicke bey dem Worte unſchuldig ein Faunslächeln auf dem Geſichte manches meiner Leſer; aber ich bitte euch, laßt mir die ſüße Täuſchung. Ich halte ſie nun kurz und gut für unſchuldig, und das macht mir Freude. Was auch Erfahrung und Weltkenntniß mir ſelbſt dagegen einwenden, das ſchlage ich mit der tröſtlichen Wahrheit nieder: es giebt Ausnahmen, und Roſe Renaud iſt eine Ausnahme. Wenigſtens hat ſie die Uniform der Tugend, die Sittſamkeit noch nicht abgelegt, und ſo lange ſie die Uniform trägt, ſo lange glaube ich, und will es durchaus glauben, ſie ſey im Dienſte der Tugend.

Aus dem heutigen Tageblatte.

Edle That des Pfarrers zu Ternan, nahe bey St. Jean d'Angely.

Der unglückliche la Tierce, Herr der Burg Varaise, hebte in der Mitte von 15 bis 1800 aufgewitzigten Meuchelmördern, die mit Messern, Sensen, Sicheln und Beilen über ihn herfielen. Plötzlich stürzt ein Geistlicher, Pfarrer des Kirchspiels zu Ternan, sich zwischen das blutende Opfer und [illegible] Seine Gegenwart hemmt auf einen Augenblick ihre Wuth. Er redet die Sprache des Gottes dem er dient, die Sprache des Friedens; er schildert das Heukermäßige ihres Verfahrens, sagt ihnen, daß nur das Gesez im Namen der Gottheit strafen dürfe, und schlägt ihnen vor, den Herrn la Tierce in ein Gefängniß zu sperren, bis man ihm sein Urtheil gesprochen.

Ums

Umsonst! das Gedränge um sie her wird immer gröſſer, die Wuth immer zügelloser.

Jezt erblickt der Geistliche die offne Thür eines Hauses, bis vor welche das heftige Drücken und Drängen des Volks, ihn und das Schlachtopfer von ungefähr gestossen und geschoben hatte; er wagt es zu hoffen, er stöſst den Gegenstand der Volkswuth rasch in das Haus, stürzt sich ihm nach, und schlägt die Thür hinter sich zu!

Alles vergebens! die Unsinnigen sprengen die Thür in einem Augnblicke, reissen la Tierce aus den Armen des Geistlichen, und schleppen ihn von neuem auf den Markt. Der Geistliche achtet nicht der Gefahr seines eignen Lebens, er drängt sich mit Gewalt mitten unter die Henker, und da man seine Stimme nicht mehr hört, da seinem unbewaffneten Arm nichts anders übrig bleibt, so schlingt er ihn um den bebenden la Tierce, drückt ihn gegen

seine Brust, und wähnt, ihm so zum Schilde zu dienen. Aber in diesem Augenblick empfängt la Tierce einen Sensenhieb über den Kopf, und eine Flintenkugel in die Brust. Der Unglückliche fällt, und besprüzt mit seinem Blute seinen edelmüthigen Vertheidiger.

Am 29sten hielt die königliche Gesellschaft des Ackerbaues ihre öffentliche Sitzung. Unter den Preisen, welche sie vertheilte, ist die silberne Medaille von 100 Livres der Madame Rattier, Frau eines Valet de Charrue, (Karrenführer) zuerkannt worden, und die Handlung, wodurch sie diesen Preis verdient hatte, versezte die ganze Versammlung in eine süsse Rührung.

Dieser edlen Frau wurde vor fünf Jahren ein Kind anvertraut, dessen Eltern sie seitdem nicht wieder ausfündig machen konnte. Sie selbst hat vier Kinder und nicht mehr als

50 Tha-

50 Thaler jährlich einzunehmen, welche ihr Mann im Schweiß seines Angesichts verdient. Doch verließ sie ihren kleinen Zögling nie. Man rieth ihr vergebens, ihn in's Findelhaus zu bringen, und selbst dann, als die immer steigende Theurung aller Lebensmittel sie in Mangel und Noth versezte, fuhr sie fort, für die arme verlassene Wayse zu thun, was sie für ihre eignen Kinder that.

Solche Züge von Herzensgüte, sind freylich, Gott sey Dank! unter allen Völkern nicht selten, aber — man muß gerecht seyn — nicht unter allen Völkern werden sie öffentlich bekannt und belohnt.

Eine neue Probe von Sittenverderbtheit in dem nämlichen Tageblatt.

Ein junges Frauenzimmer, von angenehmen Umgange, die lesen, schreiben, und mit der Wäsche umzugehn versteht, wünscht als

Gesellschafterinn bey einem einzelnen Herrn anzukommen. — In Deutschland würde man mit Fingern auf eine Person deuten, die sich öffentlich als Gesellschafterinn eines einzelnen Herrn, zu deutsch Maitresse, ausbietet.

Als ich diesen Morgen bey dem Baron G — frühstückte, ließ die Wittwe Calas ihm den Tod ihres einzigen Sohnes melden. Sein Tod ist zugleich der Fall ihrer lezten Stütze. Die unglückliche Frau! ich fühlte in diesem Augenblicke, daß es doch noch grössere Leiden giebt als die meinigen. Zwar hat sie mit dem Tode ihres Mannes gewiß nicht mehr verlohren als ich, aber sie hat es auf eine schreckliche Art verlohren. Unbegreiflich ist es mir, daß sie noch lebt, oder daß sie noch ihres Verstandes mächtig ist, und beynahe mögte ich mit Lessing ausrufen: wer über ge-

wisse

wiſſe Dinge den Verſtand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren.

Baron G — ſagte mir, ſie ſey ſchon ſeit einigen Jahren ſehr ſchwach, und faſt fühllos geworden, gegen Alles was um ſie her vorgeht.

Dieſer Baron G — deſſen Bekanntſchaft ich nicht ohne Vorurtheile machte, da ich erſt kurz vorher die Suite des Confeſſiones de Rouſſeau geleſen hatte, iſt der liebenswürdigſte Greis, ſanft und zuvorkommend, einnehmend und liebreich, bekannt in allen Fächern der Wiſſenſchaften, doch nie ſein Wiſſen auskramend, ſondern immer nur das Geſpräch auf die natürlichſte, ungeſuchteſte Weiſe durch ſeine Kenntniſſe würzend. Der gute Rouſſeau war gewiß nicht ſelten Viſionnär.

Hernach habe ich dieſen Morgen noch mancherley Dinge geſehn. Ich bin auf der Bibliothek des Königs geweſen, es iſt aber eben

so gut, als ob ich nicht da gewesen wäre. Denn wem es bekannt ist, daß man daselbst dreymalhunderttausend gedruckte Bücher, und hunderttausend Manuscripte findet, und wer übrigens weiß wie ein Buch aussieht, der weiß gerade so viel davon als ich; oder man müßte mich darum beneiden, daß ich schöne lange Säle durchwandert habe.

Eine große Bibliothek auf eine halbe Stunde lang zu besehen, kommt mir am Ende eben so zwecklos vor, als einen großen Gelehrten zu besuchen. Das seltenste Buch sieht von aussen eben so aus, als der neueste Leipziger Meßartikel, so wie der größte Gelehrte sich durch nichts äusserliches von seinen dümmern Brüdern unterscheidet. 300000 Menschen kann man allenfalls manövriren lassen, aber 300000 Bücher kann man nur ansehn.

Die Manuscripte auf Papyrus und auf Wachstafeln habe ich mit Interesse gesehn. Ist noch

noch ein Stäubgen von der Hand übrig, welche diese Züge entwarf? — Die beyden grossen Globen, von denen man viel Rühmens macht, scheinen mir doch durch den Gottorpschen Globus in Petersburg übertroffen zu werden, obgleich unser Führer das Gegentheil versicherte.

Dieser unser Führer war ein Abbee, dessen Namen ich vergessen habe. Statt uns die Merkwürdigkeiten der Bibliothek zu zeigen, oder auch nur auf unsere Fragen zu antworten, hatte ihn der Henker alle Augenblicke in der Politik. Er bewies mir, der ich ohne ihn schon davon überzeugt war, der Friede mit Schweden sey ein Meisterstück von rußischer Seite; er entwickelte den Plan einer französischen Allianz mit Rußland, zu welcher wir beyde wohl wenig beytragen werden; er berührte kürzlich die Verhältnisse der europäischen Höfe gegeneinander, kurz, er jagte mich

aus der Bibliothek des Königs mit dem flammenden Schwerdte seiner Beredsamkeit über Hals und Kopf heraus.

Die Bibliothek der Sorbonne, wohin ich nun fuhr, ist klein besizt aber auch einige seltene Manuscripte. Man hat deren in den lezten Tagen einige gestohlen, und der Aufseher, der uns herumführte, ließ uns merken, daß die Herren von der Sorbonne selbst, sie mitgehn hissen, da ein jeder von ihnen einen Schlüssel von der Bibliothek besitze, und sonst niemand hinein komme. Ich kann das den Leuten nicht verdenken, denn sie erwarten in kurzem das Decret von der National-Versammlung, Kraft dessen auch ihr Eigenthum für das Eigenthum der Nation erklärt werden soll.

Das Grabmal des Cardinal Richelieu, in der Kirche der Sorbonne, ist ein Meisterstück der Bildhauerkunst. Der Kardinal ruht in den Armen der Religion, zu seinen Füssen die

wei-

weinende, verhüllte Weisheit in Gestalt eines Weibes. Dergleichen läßt sich nicht beschreiben, man muß es sehn. Wissen mögte ich aber, warum Griechen und Römer, Franzosen und Italiäner, die Weisheit in Gestalt eines Weibes abbilden, und warum wir uns denn doch immer über gelehrte Frauen lustig machen? Nur von Stein mögen wir die weibliche Gelehrsamkeit leiden.

Da ich an dem Gewölbe der Kirche einige Arbeiter auf Gerüsten sah, so frug ich, was man da mache? — Man nimmt, war die Antwort, auf Befehl der National-Versammlung, das Wappen des Kardinal Richelieu, welches hie und da prangt, allenthalben weg.

Warum das?

Weil alle Wappen im ganzen Reiche proscribirt sind.

Das ist lustig. Richelieu hat sich einen Adel errungen, den keine National, und keine

Völker-Verſammlung ihm rauben wird, wenn man auch alle ſeine Wappen zertrümmert.

Die Façade der Kirche der heiligen Genovefa hat mich entzückt. Hätte ich mein Auge zu gleicher Zeit für alle die armſeligen Hütten rings umher verſchließen können, ſo würde meine Einbildungskraft mich nach Athen verſezt haben, denn bey dieſer Kirche erinnert auch kein ſpizig in die Wolken hinausgaffender Thurm, an den allerchriſtlichſten König und das achtzehnte Jahrhundert. Aber der ſchöne freye Platz iſt mit Häuten — wie ſoll ich es nennen? — eingezäunt.

Das theatre italien kündigte auf heute die erſte Vorſtellung eines kleinen Schauſpiels an, deſſen Titel mich unwiderſtehlich anlockte les derniers momens de Jean Jacques Rouſſeau (Rouſſeaus lezte Augenblicke.) Die

Vor-

Vorstellung dieses Sonderlings auf der Bühne hat mich ausserordentlich bewegt. Alles was er sagte, war aus seinen Schriften gezogen, Alles was er that, gründete sich auf historische Wahrheit.

Das Stück spielt in Rousseaus Zimmer in Ermenonville. Ein Klavier, ein Schreibtisch, und das Bild der Madame de Warens sind dessen Zierrathen. Therese, Rousseaus Frau, und seine alte achtzigjährige Amme, unterhalten sich von den traurigen Schicksalen dieses verfolgten Weltweisen, von der Ruhe, die er jezt genießt, und harren mit Verlangen auf seine Zurückkunft von einem gewöhnlichen Morgenspaziergange, um mit ihm zu frühstücken.

Nun erscheint Rousseau? Der Scharspieler, der ihn darstellte, hatte ihn gewiß sehr treu copirt, denn im ganzen Hause entstand auf einmal ein froher Tumult. Wahrscheinlich hatten ihn die meisten der Zuschauer selbst gekannt,

gekannt, oder doch oft gesehn, ein schallendes Bravo! tönte dem Künstler entgegen — und — Rousseaus Wittwe, die würklich im Schauspiel war, wurde ohnmächtig.

Seine Kleidung war ganz grau, auf dem Kopfe eine runde Perücke, seine Knie ein wenig gebogen, sein Gang ängstlich, sein ganzes Wesen sehr sanft und heiter. Er trug unter dem Arm ein Bündel Kräuter, und in der Hand ein Vogelnest, in welchem er seinen Hausgenossen sechs Junge zeigte. Als Thérese ihn wegen der Grausamkeit schalt, die Jungen der Mutter geraubt zu haben, da erzählte er mit rührender Naivetät, wie er seit vierzehn Tagen jeden Morgen diese Vögel belauscht, wie er heute Zeuge gewesen, als die Mutter sie gefüttert, aber gleich nachher von einem Sperber zerrissen worden sey. Da habe er denn das Nest mitgenommen, und bitte sie, die Kleinen zu erziehen.

„Was

„Was willſt du denn damit machen?“ frägt Thereſe.

„Ihnen die Freyheit geben, ſobald ſie ſie „gebrauchen können.“

Gleich dieſer erſte Zug erhielt auſſerordentlichen Beyfall, der nach und nach immer ſtärker, und ſchallender, und zügelloſer wurde. Man ließ beynahe keine Periode vorbeygehn, ohne ſie zu beklatſchen, daß einem die Ohren gellten. Ich habe gar nicht geklatſcht, aber ich habe geweint.

Darauf ſezt ſich Rouſſeau mit ſeiner kleinen Familie zum Frühſtück, und ſiehe da, es war das lebendige Bild des Frühſtücks, wie er es in ſeinen Confeſſions beſchreibt, zu der Zeit als er noch bey dem Marechal de Luxembourg wohnte. Ich kann meine innerlich ſanfte, und doch heftige Bewegung bey alle dem nicht beſchreiben. Die Thränen drängten ſich unaufhörlich in mein Auge, ich

gab

gab mich ganz der Täuschung hin, die noch weit grösser gewesen seyn würde, wenn das verdammte Klatschen sie nicht alle Augenblicke unterbrochen hätte.

Das Frühstück ist geendigt, und Rousseau empfiehlt seiner Therese, zu einer armen Frau zu gehn, die mit dem achten Kinde in den Wochen liege, und hülfsbedürftig sey. Bald nachher erscheint ein junger Tischlergesell, der einige Arbeit für Rousseau bringt. Rousseau liest Kummer auf seinem Gesicht, frägt ihn, und erfährt, sein Vater solle heute wegen einer Schuld von 300 Livres ins Gefängniß wandern, und er, der Jüngling, verliere eben dadurch ein geliebtes Mädgen, das er im Begriff gewesen sey zu heyrathen, und das der Vater ihm nun nicht geben wolle, da er seine Familie für entehrt halte. — Rousseau beklagt seine Ohnmacht ihm zu helfen. — Der Jüngling bittet, ein gutes Wort für ihn,

bey

bey Herr von Girardin dem Herrn des Gutes einzulegen. Rousseau verspricht es.

Als der junge Mensch fort, und Rousseau eben darauf denkt, ihm Wort zu halten, bringt ihm Monsieur Duval einen Brief von seinem Buchhändler Rey, und 300 Livres, als die Auszahlung der jährlichen Rente, welche Rey ihm ausgesezt hatte. (Im Vorbeygehn muß ich anmerken, daß Duval eine National-Kokarde am Hute trug, und durch diesen Anachronismus der Täuschung gewaltig schadete.)

Rousseau, höchst erfreut über diesen Zufall, hält Rath mit seiner Frau und Amme, ob sie jezt Geldes bedürftig sind? und da sie ihm Nein antworten, so schickt er sogleich wieder nach dem jungen Tischlergesellen, und giebt ihm den vollen Beutel. Dieser glaubt, Mr. de Girardin mache ihm dieß Geschenk, und — der schönste Zug — Rousseau läßt ihn bey diesem Glauben. — Der Jüngling will ihm

aus

aus Dankbarkeit für seine kräftige Fürsprache zu Füssen fallen. „Das ist erniedrigend für „dich und mich," sagt der Weltweise.

„Darf ich — darf ich" — stottert der Jüngling zitternd, indem er seine Arme gegen seinen Wohlthäter ausbreitet.

„Ey warum nicht?" sagt Rousseau, und drückt ihn an sein Herz. Wenig Augen blieben bey dieser Scene trocken.

Der Jüngling fliegt nun seinen Vater zu befreyen, und Rousseau erhält einen Besuch von seinem Freunde, Monsieur de Girardin, welchem er entdeckt, daß er seine lezte Stunde herannahen fühle, daß er diesen ganzen Morgen eine ungewöhnliche Schwäche verspürt habe, daß sein Auge dunkel geworden sey, und er umsonst versucht habe, zu lesen. Er dankt dem braven Manne, der ihm eine Zuflucht gab, wo er ruhig sterben kann, für alle seine Freundschaft, empfiehlt ihm sein Weib,

und ſchenkt ihm zum Andenken ſein eigenhändiges Manuſcript von Contrat Social, welches Girardin mit Entzücken annimmt, an ſeine Lippen drückt, und — nun kommt eine franzöſiſche Uebertreibung — behauptet, Gott habe dieſes Werk dictirt. Wir werden alſo bald einen fünften Evangeliſten haben.

Jezt erſcheint der junge Tiſchler wieder, mit ſeinem Mädgen und ſeinem Vater, welche alle den Herrn Girardin mit feurigen Dankſagungen überhäufen, die dieſer natürlich gar nicht verſteht, und nicht zu deuten weiß. Rouſſeau genießt dabey ſchweigend eines ſeligen Augenblickes, und als ſeine Thereſe den Umſtehenden das Räthſel löſt, umringen ſie ſeinen Seſſel und liebkoſen ihm.

Doch nun fühlt er immer näher und gewiſſer den lezten Augenblick ſeines Lebens. Er läßt das Fenſter öffnen, um noch einmal die Sonne zu ſehn, und bewundert zum lezten-

male die Pracht der Schöpfung. „Das ist Gott! Gott der mich zu sich ruft!“ Mit diesen Worten sinkt er zurück auf den Sessel, die Umstehenden bilden eine rührende Gruppe um ihn, und der Vorhang fällt.

Also wirklich ein Trauerspiel, und das erste französische Trauerspiel in Prosa, und das erste, worinn die Schauspieler vernünftig, natürlich, und ohne Luftsäbeln spielten. Mögte der außerordentliche Beyfall, den dieses Stück erhielt, die Franzosen belehren, daß dieser Weg der Weg der Natur ist, der einzige, um allen Völkern, in allen Zeiten zu gefallen. Als der Vorhang fiel, waren tausend Schnupftücher in Bewegung, tausend Stimmen riefen laut, und zweytausend Hände klatschten. l'Auteur! l'Auteur! erscholl es auf einmal aus allen Winkeln und Ecken, aus Logen und Parterre,

Es währte lange, ehe man auf der Bühne darauf zu achten ſchien, aber das Geſchrey verdoppelte ſich, und tobte unaufhörlich fort. Endlich rollte der Vorhang in die Höhe. Ein Schauſpieler trat auf und ſagte: „Meſſieurs, der Verfaſſer iſt Monſieur Bouilly, der nemliche, dem wir auch Pierre le grand zu verdanken haben.“

Der Vorhang fiel wieder, aber der Lärm hörte drum noch nicht auf! l'auteur! l'auteur! kreiſchte man in eins fort, und unter beſtändigem Händeklatſchen. Nach zehn Minuten ungefähr, da man ſah, das Publicum werde ſich nicht beruhigen, gieng der Vorhang abermals auf, ein Schauſpieler erſchien, und ſagte: Meſſieurs, nous avons cherché l'auteur par tout, mais il n'eſt pas ici. (Meine Herren, wir haben den Verfaſſer überall geſucht, aber er iſt nicht hier.)

Il est ici! Il est ici! (er ist hier!) schrie das ganze Haus. Woher sie das so gewiß wußten, das begreife ich nicht. Vielleicht hatte man ihn während der Vorstellung in einer Kulisse stehen sehn. Endlich, da das Publicum sich auf keine Weise abspeisen ließ, so trat der Verfasser sehr bescheiden, und sehr verlegen, wie es schien, auf die Bühne, und machte eine tiefe Verbeugung, worauf er sich unter dem tobendsten Beyfall zurück zog.

Jean Jacques! Jean Jacques! schrie nun Alles so lange, bis auch der Schauspieler, der den Rousseau gespielt hatte, hervortrat. Der Verfasser hielt ihn an der Hand, beyde verbeugten sich ehrerbietig gegen das Publicum, und darauf umarmte der Dichter den Künstler öffentlich. Beyde giengen Arm in Arm ab. Den unaussprechlichen Tumult des Publicums muß man selbst gehört haben, um sich eine Vorstellung davon zu machen.

„Die andern beyden Stücke, welche man heute gab, waren unerträglich langweilig. Lucaret Luzette, Oper in einem Act, Felix, Oper in drey Acten, fade Muſic, fader Text, fade Intriguen. Lächeln mußte ich über die alte Amme, welche im Felix vorkömmt, und eine Deutſche ſeyn ſoll. Das arme Weib hatte das Deutſche ganz vergeſſen, denn ſie radebrechte einige Worte auf das jämmerlichſte. Ja Err. *Habit* blau. Kruſe Rock.

Die Pariſer Fiſchweiber erhalten heute im Journal de Paris ein ſo ausgezeichnetes Lob, daß ich mich nicht entbrechen kann, es zu überſetzen.

„Die Dames de la Halle, heißt es daſelbſt, wurden bey Eröffnung dieſer Sitzung vorgelaſſen, und brachten ihre guten Wünſche dar, für den glücklichen Erfolg der Bemühungen der Repräſentanten der Nation.

Die Versammlung hörte diese Wünsche gern, aus welchen das Herz des Volkes sprach. Man weiß, daß die Damen der Halle schon öfter in dieser Revolution aufgetreten sind, und immer voll Vaterlandsliebe. Ihr Mundstücker, von jeher zur Unabhängigkeit geneigt, das Freye in ihren Reden, das man ihnen selbst dann verzeihen mußte, als man noch so wenig verzieh; Alles das mußte ihnen einen vorzüglichen Eifer für die öffentliche Freyheit einflößen, und wie unbekannt müßte man mit den Ursachen seyn, die auf diese Begebenheiten Einfluß gehabt haben, wenn man an dem Ihrigen zweifeln könnte."

„Vor einiger Zeit hätte eine solche Bemerkung den Leuten von gutem Ton vielleicht manche Spötterey entlockt, die ihnen sehr witzig vorgekommen seyn würde; aber was ist er denn itzt, dieser gute Ton? was ist aus ihm geworden in dem Augenblicke, wo die männ-

männliche und stolze Stimme der Freyheit sich erhub?“

Freylich, dieser gute Ton ist verschwunden. Ob aber die Fischweiber etwas besseres an seine Stelle geliefert haben, das kann jeder beurtheilen, der sich auch nur drey Tage in Paris aufhält.

Am 1sten Januar 1791.

Sey freundlich gegrüßt, erster Tag in diesem neuen Jahre! Gott sey Dank! das unglücklichste Jahr meines Lebens liegt hinter mir! ich bin gewiß, es muß besser mit mir werden, weil es nicht schlimmer werden konnte. Die Zukunft kann mir wenig rauben, aber viel wiedergeben. Ich habe keine Hoffnungen mehr für diese Welt, was ich da verlor, ist unersetzlich! aber sey willkommen du neues Jahr! ein Schritt näher zu den Hoffnungen jener Welt! —

Vor einem Jahre um diese Zeit sas ich in meinem Studierzimmer, mein Wilhelm trat herein, und recitirte keck und wohlgemuth einen niedlichen Neujahrswunsch, den die Mutter ihn gelehrt hatte, und die Mutter stand hinter der Thür und lauschte, ob er es auch recht machen werde? Ich schloß sie in meine Arme, sie weinte. „Warum weinst du?“

„Ach! daß ich dir vor einem Jahre an „diesem Tage vergebens die Wiederherstellung „deiner Gesundheit wünschte, und sie dir vielleicht heute wieder vergebens wünsche!“

„Sey ruhig,“ sagte ich, „ich bin ja glücklich, und habe frohe Tage in diesem Jahre „erlebt, und die frohsten durch dich!“

Ja freylich war ich glücklich, meinem siechen Körper zum Trotz. Ich bin seitdem gesunder geworden, aber mein froher Muth ist zu Grabe gegangen, der einzige Genuß, der mir übrig blieb, sind die Freuden

den der Vergangenheit, meine einzige Hoffnung, die Freuden der Zukunft, einer Zukunft, wo ich ſie wiederfinde! ſie, die unter Millionen Mädgen allein mich ganz glücklich machen konnte, ſie, die ich unter Millionen würklich finden mußte — um ſie zu verlieren! — Warum mußte ich ſie finden! — und doch — um alle Schätze der Welt mögte ich dieſe frohen ſechs Jahre nicht aus meinem Leben wegſtreichen, mögte nicht die kleinſte meiner Freuden vergeſſen, wenn ich es auch könnte. Der Fluß Lethe der Griechen ſcheint mir eine abgeſchmackte Erfindung zu ſeyn. Als ob nicht überall, und gewiß auch dort noch, die Rückerinnerung den größten Theil unſerer Freuden ausmachte? — Ja, mein theure angebetete Friederike! gewiß gedenkſt auch du noch meiner! vielleicht an dem heutigen Tage, wenn es anders für dich noch Tage und Stunden giebt; vielleicht in dieſem

Augenblicke, da diese Thräne deinem Andenken warm über meine Wange herunterfließt, und auf den kleinen Hund fällt, der dein Liebling war, und der nun immer auf meinem Schooße liegt, wo er, wie du weißt, sonst nicht liegen durfte.

Ich war diesen Morgen in der alten Kirche de notre Dame, ein gothisches, geschmackloses, und doch Ehrfurcht erweckendes Gebäude, inwendig mit theils vortrefflichen Gemählden geziert. Die katholischen Kirchen sind doch alle weit zweckmäßiger gebaut und ausgeschmückt, als die protestantischen. Man wird hingerissen zur Frömmigkeit, man mag wollen oder nicht, und am meisten dann, wenn es ganz still in der Kirche ist, wenn weder Gesang, noch Messe, noch Predigt, die Andacht stört, sondern nur einzelne Leute ab- und zu gehn, hier und dort hin-

hinknieen und leise beten. In protestantischen Kirchen mangelt es ganz an Stille. Man hat geglaubt, die Frömmigkeit müsse auch Zeitvertreib haben, könne nicht aus sich selbst den Faden der Andacht spinnen, darum jagt ein holprigter Gesang den andern, und Gebete und Litaneyen verfolgen sich bis zum Ekel. Ist das vorbey, so schließt man den Tempel zu, und der liebe Gott giebt weiter keine Audienz, für solche, die gern still und andächtig in einem Winkel knieen, und vor dem Schöpfer der Welten ihr Herz ausschütten mögten, ohne durch Singsang und langweilige Predigten daran gehindert zu werden. Um allen Vorwurf der Partheylichkeit von mir abzulehnen, muß ich noch hinzusetzen, daß ich ein Lutheraner bin.

In der großen hohen Kirche de notre Dame fanden wir kaum ein Dutzend Leute, die, ohne auf uns zu achten, hier und dort

auf

auf den Knieen lagen. An einem der dicken Pfeiler der Kirche saß eine Nonne, mit sechs kleinen, uniform gekleideten Mädgen. „Das sind Findelkinder, sagte unser Führer, das Findelhaus ist nur wenige Schritte von hier.“

Sogleich richteten wir unsern Weg dahin, und — Dank dir Gott! für die ersten süßen und frohen Augenblicke in diesem neuen Jahre. Wir wurden in einen großen Saal geführt, welcher in vier Reihen hundert kleine Betten faßte, in jedem Bette lag ein Kind, keines über ein Jahr alt, alle sauber gewaschen und gewickelt, bey allen das Wettzeug weiß wie gefallener Schnee, die Luft rein und temperirt, ohne den mindesten üblen Geruch.

Eine alte Nonne kam uns entgegen, und empfieng uns mit der offensten Heiterkeit. „Kommen Sie, sagte sie, meine zahlreiche Familie zu besuchen? ich bin eine glückliche

Mut-

Mutter, ich habe heute zum Neujahrsgeschenk schon zehn kleine Kinder bekommen.“ Sie zeigte sie uns, man wusch und speiste sie eben. Eine Menge erwachsener Mädgen, auch Findelkinder, saßen vor dem Kamin, reichten sich die kleinen Ankömmlinge wechselsweise zu, und vergalten so an diesen armen Dingern, was man einst an ihnen gethan hatte. Man hätte glauben sollen, hundert Kinder müßten ein gewaltiges, ununterbrochenes Geschrey machen, aber man hörte nur wenig quäken, ein Beweiß, daß sie sich wohl befinden, und ihnen nichts mangelt.

Das Findelhaus hat im verflossenen Jahre 5742 Kinder aufgenommen, es hält 17000 Ammen auf dem Lande, aber die gute alte Nonne klagte, daß es ihr jetzt so schwer werde, Ammen zu bekommen, da sie sie nicht bezahlen könne, seit man ihr kein Geld mehr auszahle, und die Nationalversammlung sich

des

des Hauſes noch nicht angenommen habe. Sie zeigte uns, wie die Kinder mit Reis und Milch gefüttert wurden, welche Methode ſie gar nicht billigte. Vor einigen Jahren hatte man alle Ammen abſchaffen, und dieſe Art, die Kinder zu ſpeiſen, durchgehends einführen wollen, aber man hatte bald von dieſem Vorhaben wieder abſtehen müſſen.

Ein Schauer hat mich überlaufen, bey der Erzählung von allen den Kindern, welche hier das veneriſche Gift ſchon mit auf die Welt bringen. Seit fünf und dreißig Jahren iſt die alte Nonne Vorſteherinn dieſes Hauſes, nie, ſagt ſie, hat es daran gefehlt, aber ſo arg, als es ſeit zehn Jahren geworden, iſt es noch nie geweſen. Zum Glück leben ſolche Kinder ſelten länger, als einige Wochen.

Mit dem ganzen Bewußtſeyn der erfüllten Pflicht, und der Sicherheit und Ruhe, welche daraus erwachſen, erzählte uns die

brave

brave Soeur de la Charité, daß, ob sie gleich täglich mit allen diesen venerischen, krätzigen und aussätzigen Kindern umgehe, sie wasche, reinige, salbe, sie selbst doch in 35 Jahren nicht ein einzigesmal angesteckt worden sey, ob sie gleich kein anderes Präservativ brauche, als reines Wasser.

Diese Nonne gehört gewiß unter die glücklichsten Menschen, nicht allein in Paris, sondern in der ganzen Welt. Eine solche süße Ruhe und Heiterkeit sah ich noch auf wenig Gesichtern. Sie trug den Himmel in ihrem Herzen, und das gab ihr den vollen Reiz der Sanftmuth und Duldsamkeit hier auf Erden. Auch mit den bereits etwas erwachsenen Kindern gieng sie um, wie die zärtlichste Mutter, alle hatten so viel Zutrauen zu ihr, waren dreist, und sprachen ohne Scheu. Sie zeigte uns ein niedliches kleines Mädgen, und bat uns,

lute, dasselbe zu fragen, wo es gefunden worden sey?

Dans la neige. (Im Schnee) antwortete das arme kleine Ding.

Ueber der Thür des Saals hängt eine Tafel mit folgender Innschrift: Mon pere et ma mere m'ont abandonné, mais le Seigneur a pris soin de moi. (Mein Vater und meine Mutter haben mich verlassen, aber der Herr hat sich meiner angenommen.)

Ein besonderes Zimmer enthielt die Wäsche dieser kleinen Verlassenen, und war vom Fußboden bis zur Decke mit weisser Wäsche vollgepfropft.

Wir schieden von der guten alten Nonne mit Thränen im Auge. Ich werde die Stunde nie vergessen, die ich dort zubrachte. O! wäre meine Friederike bey mir gewesen! welch' ein Genuß für ihre gute sanfte Seele! mich

dünkt,

dünkt, ich sehe die Thränen der Wehmuth, die sie vergossen haben würde, und die sie so gern weinte.

Das heutige Tageblatt enthält einen drolligen Scherz:

„Man hat uns folgende Neuigkeit zugesandt, deren Authenticität wir nicht verbürgen können. — In dem Dorfe Romecourt, bey Mezières-le-vic, ist eine Frau mit drey Knaben niedergekommen, denen man die Vornamen Nation, Gesetz und König gegeben hat. Nation und Gesetz sind gestorben, aber der König lebt, und befindet sich wohl."

Unser Vorsatz war, heute das theatre français comique et lyrique zu besuchen, wo man ein sehr beliebtes, und schon oft wiederhohltes Stück, Nicodemus im Monde, gab.

Aber wir hatten uns verspätet, und fanden das Haus so gepfropft voll, daß wir weiter fahren mußten.

So führte uns unser böser Genius in das theatre comique, des Associés genannt, wo wir noch mit genauer Noth ein Plätzgen fanden, wo Hitze und Gestank uns peinigten, und wo ein pöbelhafter Lärm hinter uns, und vor der Thür, uns noch die paar Brocken raubte, die wir allenfalls hätten auffchnappen können.

Aber es war auch kaum der Mühe werth zuzuhören, denn eine schlechtere Bühne ist mir auf unsern Pariser dramatischen Wallfahrten noch nicht vorgekommen. Man gab l'honnête homme, Lustspiel in einem Act. Es war etwas so gewaltig alltägliches, ich sah es zum Erstenmale, aber es kam mir vor, als hätte ich es schon hundertmal gesehn. Le triomphe de l'amour, Drama in drey Acten, ein

ein weinerliches, abgeschmacktes Ding. Nie hat wohl die Liebe einen langweiligern Triumph gefeyert. Und endlich les etrennes de la liberté conquise, (die Neujahrs-Geschenke der errungenen Freyheit). Schauspiel mit Gesang in einem Akt.

Dieß leztere war über allen Ausdruck albern. Mercur erschien und kündigte an, daß Minerva, Mars, Bachus und Cupido auf dem Wege nach Paris wären, um am Neujahrstage, der hiesigen Gewohnheit gemäß, Boutiquen zu errichten, und ihre Waaren feil zu bieten. Die angekündigten Götter erschienen auch sogleich. Jeder sang sein Gesezgen, und zwar ohne musicalische Begleitung, nur gab ihnen jedesmal vorher eine einzelne Violine Ton, Tact und Melodie an, worauf sie denn mit ächten Bänkelsängers Stimmen, ihr Couplet herausgurgelten, und auch dann noch oft ganz herauskamen.

Die vier Götter traten nun in die vier Ecken der Bühne, welche, statt einer Illumination, mit einigen gewöhnlichen Laternen behängt war, und diese vier Ecken hatten sie ihre Boutiquen.

Es erschienen allerley Käufer. Minerva bot ihre Weisheit, und Mars seine Tapferkeit, immer umsonst feil. Dem leztern sagte man, von seiner Waare habe man hier überall vorräthig, und die Franzosen wären das erste Volk, welche die Freyheit herab auf die Erde gebracht hätten. Alle Augenblicke wurde la Fayette genannt und besungen. Wohl ihm, daß er nicht zuhören durfte. Die Geistlichkeit mußte, wie jezt überall, auch hier wieder Stoff zum Lachen hergeben. Unter den Käufern nemlich, war ein Abbee, dem man seine Pfründen genommen, und den Minerva zu sich einlud, welcher er entdeckte, sein Orden habe zwar immer die Lehren der Weisheit

heit im Munde, aber nie im Herzen getragen. Er läßt sie stehen, und geht zu Bachus und Cupido, welche überhaupt die meisten Kunden hatten.

Da aber der Käufer im Grunde doch immer nur wenige waren, und die Götter sich darob verwunderten, so erschien endlich die Freyheit selbst, in Gestalt einer dicken Viehmagd, und sagte, sie wolle ihnen das Räthsel lösen. Bekanntlich liebten die Franzosen die Veränderung in ihren Vergnügungen; Weisheit, Tapferkeit, Liebe und Wein hätten sie schon seit vielen Jahrhunderten besessen, aber die Freyheit noch nie, daher laufe man jezt auch nur dieser nach. Lustig genug, daß die Frau Freyheit sich nur als ein Vergnügen betrachtete, das die Franzosen sich einmal zur Veränderung gewählt haben. Lustig genug! zumal da es mir wahr scheint.

Herzlichere Langeweile habe ich in Paris nicht empfunden als an diesem Abend.

Das palais royal war heute sehr glänzend, alle Buden auf das prächtigste und geschmackvollste verziert und illuminirt. Besonders hatten die Zuckerbecker niedliche, wunderschöne Sachen verfertigt, und die überzuckerten Franzosen wallfahrteten sehr häufig zu ihnen.

Am 2ten Januar.

Folgende Anzeige im heutigen Tagblatt liefere ich in der Ueberzeugung, sie sey nur Scherz, weil es beynahe unmöglich ist, daß ein Mensch solchen Unsinn im Ernst träumen könne.

„In den Bureaus des Foyer des Circus, „in der Straße du grand Chantier, nro. 1. „in der ersten etage, findet man eine Mahlers „Werkstatt, wo man geschickter wird, als Ra-

„phael

„Rhäel, Rubens und Michel Angelo. Für „18 Livres bis 100 Louis, kann man fünf „und zwanzig Portraits in Oelfarbe in einem „Tage mahlen, 30, 40, 240 in 8 Tagen, in „2 oder 3 Monaten aufs längste. Für Arme „ist Alles dieß gratis. Man ist völlig gewiß, „dort in wenig Tagen sein Glück zu machen, „entweder durch vortreffliche Bedienungen, „oder durch unermeßliche Lotterien, wo Nie„mand einsezt, und doch Jedermann gewinnt; „und endlich, durch Speculationen, und große, „unfehlbare Entreprisen, deren Unfehlbarkeit „in hundert neuen, und erstaunenswürdigen „Händen dargethan ist. Man läßt sich da„selbst in Oel mahlen von 12 Livres bis 100 „Louis, und eben so in allen andern Gattun„gen der Mahlerey nach Proportion.“

(Meine Leser erstaunen? o das ist noch Alles nichts.)

„Man findet daselbst Oefen von 15 Zoll im „Durchschnitt, und 25 Zoll hoch, welche eben „so viele Wärme geben, als funfzig gewöhnliche Oefen, und für 12 Sous täglich den „ganzen Circus heizen können. Ferner „Kamine von Glas, von unverbrennbarem „Papier, Oefen von Flor, Glas, Holz, Pappe, „Leinewand, von 9 Livres bis 50 Louis.“

Wenn das kein Spasvogel hat einrücken lassen, wovon man jedoch keinen Wink in den Affischen findet, so ist es vermuthlich aus dem Tollhause zum Einrücken geschrieben worden. Ich werde kein Thor seyn, hinzufahren, damit mirs nicht geht wie den Zuschauern des Hans Nord, als er versprach in eine Flasche zu kriechen.

Heute war ich so krank, daß ich nicht ausgehen konnte. Schon seit einigen Tagen fühlte ich, daß dieser Besuch mir drohe, ich

glaubte

gläubte ihn durch Zerſtreuungen zu verſcheuchen; aber vergebens! ich mußte zu den alten, treuen Freunden, die ſich mir ſchon ſeit einigen Jahren aufgedrungen haben, Kamillenthee und Pulver meine Zuflucht nehmen. Was mannigfalt alle meine körperlichen Leiden mit ſanfter Hand milderte, habe ich verlohren, und fühlte es heute wieder doppelt.

O meine Friederike! wie ungerecht war ich gegen das Schickſal, wenn ich oft die Roſe die mir blühete, ſo ganz ohne Dornen pflücken wollte. Selbſt jene Stunden des Leidens, wo ich ängſtlich und beklommen im Zimmer auf und nieder gieng, und nicht ſprechen konnte, weil mir das Sprechen ſauer wurde, und nichts denken konnte, als mich ſelbſt; — ja, ſelbſt die Rückerinnerung an jene Stunden hat jezt Reize für mich. Du ſaſſeſt dann in einem Winkel des Sofa, und ſchwiegſt, und nähteſt, und blickteſt immer verſtohlen über

dein Nähzeug weg nach mir hin, und nahmst dich wohl in acht, eine Thräne aus dem Auge zu wischen, bis ich dir etwa den Rücken gewendet hatte. So vergiengen oft Stunden. Alles Körperliche in mir war Schmerz, Alles Geistige heitere Ruhe und Gefühl häuslichen Glücks. Sobald nun die körperlichen Empfindungen nachließen, und die Geistigen die Oberhand behielten, dann reichte ich dir im Vorbeygehn die Hand, dann wußtest du schon, daß mir anfieng besser zu werden, dann legtest du flugs dein Nähzeug weg, und standest auf, und giengst mit mir Arm in Arm. O nun wurde mir so wohl! ein Kuß, und Alles war vergessen! —

Froh warf ich mich auf den Sofa, innig froh mit dir allein zu seyn, denn nie ist mir mit dir allein die Zeit lang geworden. Du nahmst ein Buch und lasest mir vor; oder du giengst an dein Klavier, ich ergriff meine Flöte, und

und wir spielten eine Sonate von Hoffmeister. — O ihr seligen Stunden! wir waren uns so ganz genug! und wenn wir uns auch einmal einbildeten, ein Ball, oder etwas dergleichen werde uns Freude machen, und wenn wir nun auch würklich hingiengen, — ja, lieber Gott! kaum schlug die Uhr zehn, so kam Friederike zu mir, oder ich zu ihr, und raunte ihr ins Ohr: „sollen wir noch nicht wegfahren?“ — „O ja“ war immer die Antwort. Wir fuhren, und die ersten Worte, mit welchen wir unser Zimmer betraten, gewöhnlich: „Gott Lob daß wir wieder zu Hause sind!“

Arme Menschen, die ihr nie eheliche Glückseligkeit schmecktet, und vielleicht gar drüber hohnlächelt; ihr seyd nur in einem Stücke zu beneiden: ihr habt nichts zu verlieren.

Gegen Abend wagte ich es doch, in die Oper zu fahren. Man gab Armide, ein herrliches,

ches, Sinne berauschendes Schauspiel. Ich sage nichts von der Musik, Ich bin nicht Kenner, aber Glucks Nahme bürgt für ihre Vortreflichkeit. Herrliche Decorationen, über allen Ausdruck schön, der feurige Regen, der zulezt vom Himmel fällt, unter welchem sich Armide in die Lüfte erhebt, und auf ihr brennendes, in Trümmern zusammenstürzendes Schloß herabblickt. Es war fürchterlich schön.

Eine Bemerkung bleibt mir noch zu machen übrig, welche vorzüglich unsere deutschen Schauspieler angeht. Die Oper war heute ungewöhnlich leer, vermuthlich weil die Comediens de Monsieur heute ihren neuen Schauspielsaal eröffnen, und Alles dort zusammenströmte. Trotz dieser Leerheit, spielte, und tanzte, und sang Alles mit der nemlichen Vollkommenheit, mit dem nemlichen Eifer wie sonst. Da sah man kein träges, unfreundliches Gesicht, dem es auf der Stirn

geschrie-

geſchrieben ſteht: „heute thue ich nur meine „bezahlte Pflicht.“ Die deutſchen Schauſpieler hingegen wollen immer ein volles Haus, und haben ſie das nicht ſo plappern ſie ihre Rollen geſchwind, und mit einer ſichtbaren Verdroſſenheit her. Sie ſind froh, wieder von der Bühne wegzukommen, und der Zuſchauer iſt auch froh, ſie weggehn zu ſehn. Ich habe das oft an unſern größten Künſtlern bemerkt, und das iſt nicht fein.

Am 3ten.

Ich mag nicht länger in Paris bleiben. Denn wenn ich auch ein Jahr lang hier wohnte, ſo würde ich doch nie hier zu Hauſe ſeyn, und wo ich nicht zu Hauſe bin, da gefällt mirs auch nicht. Eine Menge Kleinigkeiten, deren jede einzeln genommen, nichts bedeutend iſt, machen im Ganzen mir den Aufenthalt unbehaglich, und ich glaube, das

würde

würde bey jedem den Fall ſeyn, der ſich an eine gewiſſe einförmige Art zu leben gewöhnt hat, oder, warum ſoll ich es nicht gerade herausſagen? der ein wenig bequem iſt, wie ich.

Ich pflege des Morgens vor 6 Uhr aufzuſtehn. In Deutſchland kann ich mein Frühſtück zu jeder Stunde haben, hier muß ich warten, bis es dem Garçon auf dem Kaffeehauſe gefällig iſt aufzuſtehen, und an mich zu denken, und das geſchieht nie vor halb neun Uhr, alſo drey Stunden ſitze ich nüchtern, und weil ich das nicht gewöhnt bin, ſo macht mirs unangenehme Empfindungen.

Zweytens: Der Kamin wärmt mich nur von ferne, und das Zimmer erwärmt er gar nicht. Ich liebe eine gleich verbreitete Wärme, und das immer brennende Feuer im Kamin verdirbt mir die Augen.

Drittens: Ohngeachtet unsere Zimmer recht artig mit Seide und Mahagony möblirt sind, so ist doch der Fußboden nur mit Steinen ausgelegt, und das ist mir sehr zuwider, weil ich immer warme Stiefeln tragen muß, um mir nur die Füsse nicht zu verkälten.

Viertens: Da man hier erst gegen Mittag aufsteht, so speist man auch erst gegen Abend zu Mittag. Das ist unleidlich für den, der sich gewöhnt hat, sein Körper-Uhrwerk täglich zu einer gewissen Zeit aufzuziehn.

Fünftens: Wenn man nun lange genug auf die Mittagskost gewartet hat, so ist sie noch überdieß erbärmlich, und kaum genießbar; vorausgesezt, das man nicht einen Louis für die Portion zu zahlen Lust hat. Ich aber, der ich einen halben Laubthaler bezahle, und meyne, man dürfe dafür immer vier gute Schüsseln erwarten, ich habe mit fader Fleischbrüh, unzerhaubarem Rindfleisch, einem

ekel-

ekelhaften Fricassee und einem ausgetrockneten Braten vorlieb nehmen müssen, und hätten wir uns nicht täglich Kartoffeln kochen lassen, so hätten wir hungrig vom Tische gehen müssen. Der Wein ist eben so schlecht als theuer, und das Wasser, wenn es auch gleich filtrirt ist, immer milchhaft, trübe und süßlich schmeckend.

Sechstens: Die Betten sind hart wie die Bänke in einer Wachstube, und wer vollblütig ist, der mag sich hüten, denn man legt ihm nichts unter den Kopf, als ein närrisches, rundes Ding, von einer Form, ungefähr wie die Kissen, welche auf unsern Sofas dazu dienen, die Arme darauf ruhen zu lassen. Immer muß ich Mantel und Pelz unterstopfen, um nur den Kopf mit den Füssen in eine Parallellinie zu bringen, um den Schwindel zu vermeiden.

Siebentens: Der Schlafluſtige, der um zehn Uhr zu Bett geht, darf deswegen noch keine Rechnung darauf machen, um zehn Uhr einzuſchlafen, ehe und bevor er ſich nicht an das Raſſeln der Wagen gewöhnt hat, welches bis gegen zwey Uhr dauert. Es iſt immer, als ob die Olympiſchen Spiele unter ſeinen Fenſtern gefeyert würden, und alle Fiacres von Paris um den Preis wettrennten.

Das ſind die Beſchwerden innerhalb der vier Mauern, welche man bewohnt. Wagt man ſich heraus, ſo ſey man gerüſtet zum neuen Kampfe gegen tauſend Unbequemlichkeiten.

Achtens: Man geht zu Fuſſe, und da watet man in ſchwarzem Kothe, rennt hier an ein Waſſerfaß, und dort an ein Fiſchweib, hier an einen Ausrufer, und dort an einen Sänftenträger; wird beſprüzt von hundert Miethwagen, wird angezapft von hundert

Bettlern, wird eingeladen von hundert Freudendirnen, wird aufgehalten von hundert Savoyarden, die ihm dieß und jenes verkaufen wollen, und jeden Fremden dabey für so dumm halten, daß er sich durch den Titel Mylord werde übertölpeln lassen; sein Geld auf die Strasse zu werfen. Hat man sich nun ganz dicht an der Mauer eine Strasse lang hinuntergeschoben, und will man queer über die Strasse gehn, um in eine andere zu kommen, so muß man sein Tempo gut wahrnehmen, um nicht gerädert zu werden. Ich, der ich nie lieber meinen Grillen nachhänge, als wenn ich auf der Strasse gehe, finde alles dieß unleidlich.

Neuntens: Man fährt, und da hängt man alle Augenblicke in den engen winkligten Strassen mit hundert andern Wagen zusammen, da muß man geduldig sitzen und warten, sich ängstigen und frieren, oft Viertelstunden

und

und länger, ehe der Knäuel ſich loswickelt, und die Geſchicklichkeit des Miethkutſchers alle Hinderniſſe überwindet. Iſt man an Ort und Stelle, ſo wird man ſelten ohne Zank abkommen, denn immer behauptet der Fiacre eine Viertel- oder eine halbe Stunde länger gefahren zu haben, als würklich geſchehen iſt. Man weiß, daß die Fiacres nie höflich waren, und daß die Freyheit ihre Sitten nicht verbeſſert hat.

Zehntens: **Eine meiner Hauptbeſchwerden** iſt die Luft in Paris. Wenn auch der Himmel blau und heiter iſt, ſo ruht doch auf der Stadt ein ewiger Nebel, und ſelten kann man die Gegenſtände am andern Ende der Straſſe erkennen. Die Beſtandtheile dieſes Nebels ſind gröſtentheils ein beiſſender Rauch, der vermuthlich aus den vielen Garküchen aufſteigt, der meine Augen oft wund gebiſſen, und mich genöthigt hat, in meinem Wagen

Thränen zu vergießen. Ja ich fühlte endlich, daß, wenn auch die Ursache nicht mehr da war, die Würkung doch fortdauerte, und meine Augen würklich sehr angegriffen worden sind.

Eilftens: Der unausstehliche Egoismus der Menschen drückt mich.

Und endlich zwölftens: man mag sich noch so sehr vorsehen, so wird man hier und dort und überall um sein Geld geprellt, und so grob, so Gewissen- und Schaamlos geprellt, daß die tiefe Verachtung, welche man für solche Menschen fühlen muß, endlich zur lästigsten und drückendsten Empfindung wird.

Ich muß bey dieser Gelegenheit einer lächerlichen Anecdote erwähnen. Es wurde mir im palais royal eine kleine spanische Hündin zum Kauf angeboten. Da das arme kleine Thier, welches mir meine geliebte Friederike hinterlassen, jezt oft Langeweile hat, weil ich

es

es nicht allenthalben mit hinnehmen kann, ſo beſchloß ich, ihm eine Gehülfinn zu geben, und vermählte ihn mit der kleinen ſpaniſchen Pariſerinn. Das Hündgen war von einer ſchönen braunen Farbe, nach und nach aber fieng es an heller zu werden, nach und nach wurde es gelb, und endlich ſpielte die gelbe Farbe ſogar ins weiſſe: kurz, das Thier war gemahlt. Mir war das nun zwar ſehr gleichgültig, denn auf die Farbe kam es mir nicht an, und ihrem Gemahl eben ſo wenig, aber es iſt doch ein jämmerlich kleinlicher Betrug.

Das ſind die zwölf Puncte, die mich hier täglich verdrüßlich machen, und als ich dieſen Morgen das Alles in meinem Herzen bewegte, brachte es mich plötzlich zu dem Entſchluſſe, Paris morgen zu verlaſſen.

Aber Paris verlaſſen, ohne in der National-Verſammlung geweſen zu ſeyn? nein das geht nicht. Zwar hat es der Hr. Abbee de R — ge-

macht, wie alle seine Landsleute, er hat uns mit schönen Worten genarrt, von Tage zu Tage Billets zu schicken versprochen, mich dadurch gehindert sie anderwärts zu suchen, und noch bis heute nicht Wort gehalten. Zum Glück kann man für Geld Alles haben, also auch Billets in die National-Versammlung, mit welchen ein gewaltiger Handel getrieben wird, der den Repräsentanten der Nation unmöglich verborgen seyn kann, und den sie um ihrer Ehre willen nicht leiden sollten. Unser Bediente verschaffte uns sehr bald zwey Billets für 3 Livres das Stück.

Als wir noch weit von dem ehemaligen Reithause entfernt waren, welches zu den Sitzungen eingerichtet worden, mußten wir vor einem Thore aussteigen, und durch zwey bis drey Höfe waten. In einem derselben konnte man die Schuhe im Kothe stecken lassen, der andere war ganz voll Wasser, ein paar Savoyarden

voyarden hatten Bretter drüber gelegt, und ließen sich das wie billig bezahlen; vielleicht hatten sie auch das Wasser zuvor hingetragen. Alles das gab mir noch keine große Idee von der Versammlung der 1200 Majestäten.

Nun näherten wir uns dem Gebäude selbst, und horch! die Freyheit tönte uns schon von ferne entgegen, denn wenigstens auf zweyhundert Schritt von der Treppe schlug ein pöbelhaftes Gelächter an mein Ohr. Dieses Gelächter kam aus dem Versammlungssaale. Wir wurden auf eine Gallerie geführt, die bereits drey Mann hoch mit Menschen dicht besezt war, also nicht einmal bequeme Plätze für unsere 6 Livres. Der Saal ist sehr lang und breit, auf beyden Seiten, der Länge nach, erheben sich amphitheatralisch Reihen von Bänken, auf welchen die Mitglieder sitzen; viele gehen aber auch herum, wo sie wollen,

oder ſtehen in dem mittlern Gange, laufen bald hinüber, bald herüber, tragen Schreibtafeln in den Händen, und ſchreiben von Zeit zu Zeit ein paar Worte hinein.

Die Debatte war heute ſehr lebhaft. Als wir ankamen, ſtand eben linker Hand ein junger Mann, declamirte gegen die Geiſtlichkeit, und ſprach von einem Prieſter, der ſeinem Eyde die Einſchränkung beygefügt habe: „gemäß dem, was der Herr Biſchoff von Lydda „geſagt hat.“ Darüber entſtand ein gewaltiger Lärm, man ſchrie ohne alle Ordnung untereinander, man ſchraubte ſich, man ſagte bons mots, und lachte ſich alsdann ſehr unſchicklich aus. Dieſes pöbelhafte Lachen, welches ſehr oft wiederhohlt wurde, ſchien mir der Würde der Verſammlung nicht angemeſſen, und ich geſtehe, daß, wenn ich ein Mitglied derſelben wäre, mich ihre witzigen Einfälle, und ihr Lachen herausjagen würde, ſo wie

wie es mich sogar als Zuschauer herausjagte; denn nachdem man feyerlich beschlossen, „die Geistlichkeit solle ohne alle Ein„schränkung schwören," und man nun zu der Untersuchung übergieng, „wie in Zukunft die „Zeugenverhöre abgefaßt werden sollten," so interessirte mich das zu wenig, und ich gieng fort. Mit großen Erwartungen kam ich hin, mit ganz winzig kleinen Bildern in der Seele fuhr ich wieder weg.

Nachmittags packten wir unsre Koffer, und verspäteten uns darüber so sehr, daß wir keinen Platz mehr in der Oper fanden, welche wir zum leztenmale besuchen wollten. Wir fuhren also in das theatre de la nation, wo man Turcaret, ein niedliches, von Witz übersprudelndes Lustspiel, und mir die Ueberzeugung mit auf den Weg gab, daß die fran-

zösischen Schauspieler im Lustspiele von keiner Nation übertroffen werden.

Eine Anecdote, welche ich diesen Mittag von sehr guter Hand erfuhr, darf ich nicht vergessen. Als der Herzog von Orleans am Neujahrstage bey Hofe war, und sich vor dem Kamine wärmte, sagte einer von den Hofleuten zu einem Dritten, doch so, daß der Herzog es recht gut hören konnte: „Was will „dieser Ravaillac hier?“ Herr von Orleans war so klug, sich taub zu stellen.

Am 4ten.

Des Morgens um 6 Uhr fuhren wir abermals mit der famösen Diligence von Paris ab. Doch diesesmal habe ich mich zum theil wieder mit ihr ausgesöhnt, denn wir fanden nur einen einzigen Gefährten darinn, einen Buchdrucker, der nach Petersburg gieng, sehr bescheiden

ſcheiden war, und uns folglich nicht überla-ſtete. Wir hatten alſo bequeme Sitze, konn-ten uns ausbreiten nach Gefallen, konnten die Fenſter auf und zu machen wenn wir wollten, hörten keine abgeſchmackten Scherze und kein Alltagsgewäſch, hatten vortreffli-ches Wetter; Alles das verſezte uns in beſ-ſere Laune als das erſtemal, und gab uns Muth und Kraft für die übrigen Unbequem-lichkeiten, welche zu heben, nicht in unſerer Macht ſtand.

Als wir, nach einer Stunde ungefähr, Pa-ris im Rücken hatten, und zum Erſtenmale wieder friſche, ungeräucherte Luft ſchöpften, o da fiel mir ein Stein vom Herzen. Ueber-haupt ſind meine Empfindungen, wenn auch nicht froh, doch nie ſo ſanft geweſen, als in den beyden erſten Tagen unſerer Reiſe. Wir fuhren beſtändig an den Ufern der Marne, die ſo blühend, ſo angebaut, ſo reizend ſind,

und

und von einer so warmen Frühlingssonne beschienen wurden, daß ich mich wundere, wie dieses Land nicht Schaaren von Idyllendichtern hervorbringt. Ich habe immer das Fenster offen gehabt, und immer hinausgestarrt in die schöne liebe Natur, und nichts gedacht, aber viel empfunden. Dank dir ehrlicher Buchdrucker! daß du immer schliefst, und nichts sprachst.

Wir giengen dieseßmal über St. Menehoud nach Metz, wo wir am 7ten ankamen. Das Schauspiel, welches ich sogleich besuchte, soll eines der besseren in den franzöſischen Provinzen seyn; das Haus war recht artig, aber alles übrige nicht des Ansehns werth.

Wir nahmen in Metz einen Miethkutscher, der schon ein schlechtes lothringiſches Deutsch sprach, und den wir bis Maynz bedungen. Der arme Teufel, dem auch die Freyheit ein

wenig

wenig im Kopfe wirbelte, wäre in Deutschland beynahe ein Märtyrer derselben geworden; denn die braven Deutschen hängen an ihren Fürsten, wenn sie brav sind, mit Leib und Seele. Ein solcher ist der Fürst von Leiningen, von welchem unser Kutscher in einem Wirthshause ungebührlich sprach, weil er, wie er meynte, Chaussegeld habe bezahlen müssen. für eine Chaussee die noch nicht existire. Nun ist es zwar wahr, daß mit dem Chausseegelde in Deutschland gewaltiger Unfug getrieben wird, aber der Kutscher hätte denn doch bescheidner sprechen sollen. Auch bekam es ihm übel. Der Wirth, ein alter Mann, schien anfangs nicht viel darauf zu achten; sein Sohn hingegen, ein junger rascher Kerl, nahm das Ding schief, polterte und schimpfte, theils auf die ganze französische Nation, theils auf das französische Individuum, unsern Kutscher. Das brachte end-

endlich auch das träge Blut des Alten in schnellere Bewegung, er nahm Theil an der Fehde; umsonst gab der Kutscher die besten schönsten Worte, und erklärte Alles was er gesagt, für unverfänglichen Scherz; Vater und Sohn machten Anstalten, ihn derb durchzuprügeln. Es hielt schwer, Frieden zu stiften. Ohne unsere Vermittelung, hätten sie ihn gewiß auf drey Tage zum Fahren untüchtig gemacht. Ich wette, wenn der Kerl nach Hause kömmt, so sagt er: ces b-allemands? il ne vaut pas la peine, leur precher la liberté.

Kurz vor diesem Unfalle, sahen wir plötzlich, als wir zwischen Bergen und Waldungen uns durchwanden, ein niedlich gebautes Jagdschloß, in einer wilden, sehr romantischen Gegend, nicht weit davon im Gebüsch ein kleiner runder Tempel, mit der Ueberschrift:

schrift: Salomon Geßner. Der Anblick war mir ausserordentlich überraschend. Ich ließ halten, stieg aus, und wallfahrtete hinüber. Der kleine Tempel war noch nicht ganz fertig, es war auch übrigens nichts besonders da zu finden, aber die Idee ist allerliebst, und Segen dem Fürsten, der deutsche Dichtkunst ehrt.

Als wir an das obbemeldete Haus kamen, wo die Leiningischen Patrioten wohnten, und erzählten was wir gesehen hatten, rief der Alte: „o ja das kenne ich, das ist Salo„mons Tempel.“

In demselben engen Thale habe ich auf einem Berge die mahlerischsten Ruinen gesehn, die vielleicht in Deutschland gefunden werden. Man sagte mir, es sey ein Schloß, das im dreyßigjährigen Kriege zerstört wor-

den.

den. Doch mein Gewährsmann ist ein Jude, dem ich keine tiefen historischen Kenntnisse zutraue.

Am 12ten

kamen wir endlich nach Maynz, fürs Erste das Ziel meiner Reise. Hier ist das Clima sanft und mild, die Gegenden rings umher göttlich schön, und der Umgang sehr angenehm — für den der gern allein lebt. Das Schauspiel ist eines der besten in Deutschland, es besizt vortreffliche Mitglieder, die deutsche Muse ist dem Herrn Baron von Dalberg Dank schuldig. Die Herren Koch, Christ und Porsch, sind Vertraute und Lieblinge ihrer Kunst. Den ersteren sieht man nur zu selten, weil man ihn immer zu sehen wünscht. Die sanfte Madam Porsch, die schalkhafte Madam Mende, und Madam Eunike, die

gebohr-

gebohrne Gurli, sind Zierden dieser Bühne. Ueberhaupt wird man selten auf einem Theater so viele hübsche Gesichter antreffen, als auf dem hiesigen. Auch die Oper ist vorzüglich gut besezt. Ich darf nur Madam Walter und Madam Schick nennen, um dieses Urtheil zu rechtfertigen.

Was ich sonst noch von und über Maynz zu sagen wüste, das — sage ich nicht.

Nachschrift und Zueignung.

Alles was ich da geschrieben habe, habe ich aus meinem Herzen geschrieben, ungekünstelt und ohne daran zu feilen. Es sind viele Nachlässigkeiten darinn, immerhin! ich schrieb es ohne Fleiß, ich gebe es wieder, ohne eine Sylbe daran zu ändern; denn thäte ich das, so würde ich den Character dieses Buchs verwischen.

Ich wollte ein Bild meiner Empfindungen darstellen, wie sie mit tausend Zerstreuungen sich mischten, und doch immer dieselben blieben. Wer dieß kleine Buch gelesen hat, kennt mich, so gut ich mich selbst kenne. Ob es den Leser unterhalten werde? daran zweifelte ich, als ich es anfieng, und das hoffe ich, nun da ich es vollendet habe. Warum sollte man es nicht eben so gern lesen als einen Roman? hat doch Wahrheit immer den Vorzug

vor

vor Dichtung behauptet, und hier ist Wahrheit, wenn je eine geschrieben wurde.

Ich bin seit einigen Tagen sehr mächtig in meinem Vertrauen bestärkt worden. Es fiel mir die Beylage einer Hamburger Zeitung in die Hand, ich fand einen Artikel, der an mich addressirt war, ich stuzte und las: „eine Anzahl Freunde und Freundinnen in Schlesien, die mir völlig unbekannt sind, die nur das allgemeine Band gefühlvoller Seelen an mich kettet, betrauret meinen Verlust, bezeigt mir öffentlich Theilnehmung und tröstet mich.“ O! ich kann nicht ausdrücken, wie mich das überrascht, gerührt und erfreut hat! welch' ein süßer Lohn der Dichtkunst, unter einem fremden Himmelsstriche Freundschaft und Mitleid zu finden, zu einer Zeit, wo man deren so bedürftig ist.

Ich danke diesen guten Menschen hier öffentlich, und wünsche ihnen nichts, als

die Erhaltung deſſen, was ſie beſitzen, denn Seelen wie den ihrigen kann es an Freunden und Geliebten gewiß nicht fehlen; und hat man das, und behält man das — was mangelt noch zum Glücke!

Ich bin alſo ſchon eines Cirkels verſichert, der dieß Büchlein nicht wegwerfen wird, und wenn man mich in Schleſien bedauert, wo ich in meinem Leben nicht geweſen bin, warum ſollte man es nicht auch an andern Orten thun, wo ich nie war, und nie hinkommen werde.

In Gottes Nahmen! du kleines Buch, gehe hin unter die Menſchen, fliehe die Glücklichen, kette dich an die Unglücklichen, dort wirſt du Nachſicht und liebreiche Aufnahme finden. Daß ich dich ſchrieb war Gebot meines Herzens. Daß ich dich drucken laſſe, könnte mir der Kritiker verargen, und ich habe keine Entſchuldigung dafür, als den

menſch-

menschlichen Wunsch, gute Menschen für mich zu interessiren.

Auf dem Titel stand anfangs: für Freunde geschrieben. Aber seit ich jene tröstenden Zeilen in der Zeitung las, sezte ich: für bekannte und unbekannte Freunde geschrieben.

Wem soll ich nun dieß kleine Buch zueignen? wem anders als derjenigen, welche durch ihre mannichfaltigen Tugenden meiner Friederike zum Muster diente, ein Muster, welches sie fast erreicht hatte. Wem anders als Ihnen

Verehrungswürdige Frau von Rosen,

die Sie uns Mutter waren, zu einer Zeit, wo wir keine Mutter hatten. O wie süß ist es, Wohlthaten bekennen, wenn man sie Ihnen schuldig ist.

Ihre

Ihre Tochter ist hinübergeschlummert, stoßen Sie Ihren verwaisten Sohn nicht von sich. Ihre Tochter nennt jezt Ihren Rahmen dankbar vor Gott! Sie kniet dort vor dem Throne des ewigen Lichtes, an der Hand hält sie Ihren Moritz, Ihren guten, biedern Moritz! beyde flehen Segen auf Sie herab! und mein Gebet steigt hinauf, sich mischend unter das Jauchzen der Seligen! —

41-1701

Die
edle Lüge.

Schauspiel in einem Aufzuge

von

August von Kotzebue.

Fortsetzung

von

Menschenhaß und Reue.

Mariane Müllerin.
1791.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer, 1792.

Vorbericht.

Dieſes kleine Stück verdankt ſeinen Urſprung der Fortſetzung meines Schauſpiels: **Menſchenhaß und Reue**, durch Herrn Ziegler. Ich ſchätze das aufkeimende Verdienſt dieſes jungen Dichters aufrichtig, glaube aber, der gröſte Theil des Jammers, welchen er in ſo reichem Maaße über mein armes Ehepaar ausſchüttet, rühre blos daher, daß er ihm

nicht einen andern unbekannten Wohnort angewiesen, fern von der Scheelsucht der Menschen, fern von ihren Convenienzen und Zwischenträgereyen. Uebrigens war es Hr. Z. wohl erlaubt, mein Schauspiel fortzusetzen; aber nicht, Menschen vom Tode wieder zu erwecken, welche ich mit gutem Vorbedacht umgebracht hatte, und dadurch den wichtigsten Umstand zu vernichten, welchen man bey Meinau's Verzeihung nie aus den Augen verlieren muß.

A. v. Kotzebue.

Perso-

Personen.

Baron Meinau, unter dem Namen Mayfeld.

Eulalia.

Wilhelm und Malchen } ihre Kinder 6 und 7 Jahr alt.

Baron von der Horſt, Major in Franzöſiſchen Dienſten.

Der alte Diener Franz.

Röschen, Stubenmädchen.

Conrad, Jägerburſche.

Die Scene iſt in der Schweiz auf der kleinen Inſel Meinau im Conſtanzer See.

Erſte Scene.

(Ein Zimmer in Meinau's Hauſe mit einer Mittel- und zwey Seitenthüren.)

Mädchen, allein

(kehret das Zimmer und wiſcht den Staub ab, wobey ſie ganz leiſe, in einem Romanzen-Melodien ſingt)

Kehre und fege,
Armes kleines Mädchen!
ſauber und rein,
ſchmuck und fein —
Ach! du kehreſt und fegeſt
doch dein Gewiſſen nicht rein!

(Die Wanduhr ſchlägt fünfe.) Schon fünf Uhr? Nun wird die Frau gleich aufſtehn. Immerhin! ich bin fertig. Ach wenn es

doch schon Abend-rothe! und auch Alles schon vom Herzen herunter wäre! — Ja, heute oder nie! — Frisch Röschen! die Frau ist ja so gut, und der Herr ist so gut — Aber eben deswegen! Wie werde ich ihnen sagen können, daß ich nicht auch so gut bin als sie! — Einen Busen etwas besser entdecken, das scheint mir leicht. Aber wenn man die Augen nicht aufschlagen darf vor dem, mit dem man redet, o das ist eine hässliche Empfindung!

Zweyte Scene.

Röschen. Conrad (steckt den Kopf durch die Thür)

Conrad. Röschen!

Röschen. Ach Conrad! Bist du auch schon wach?

Conrad. Schon? denkst du denn ich hätte geschlafen? (er kömmt näher.) Mir ist gar wunderlich zu Muthe.

Rös-

Röschen. Geh leise, sprich leise, die Herrschaft schlummert noch.

Conrad. Ja, sie hat gut schlummern, Eines in des Andern Armen. In deinen Armen, liebes Röschen, wollt' ich schlummern bis an den jüngsten Tag.

Röschen. (weinerlich) Ja nu, Conrad, vor Gott bin ich doch schon dein Weib.

Conrad. (eben so) Das bist du.

Röschen. Und fügt uns nicht die Hand des Pfarrers zusammen, so thut es doch der Tod. Dann will ich mich neben dir begraben lassen, dann schlummern wir doch neben einander, du und ich, und unser Kind.

Conrad. Ja Röschen, auf dem Kirchhofe unter der großen Linde, wo der Hollunder über die Mauer ragt. (Beyde schluchzen. Pause.)

Conrad. (treuherzig) Aber meynst du nicht auch Röschen, es sey besser, mit dem Grabe nicht so sehr zu eilen? Wir könnten noch

manchen Spas in der Welt haben, und der Tod wird uns doch nicht entlaufen.

Röschen. Freylich wohl.

Conrad. (dessen Gesicht sich erheitert) Denk dir so ein halbes Dützend Flachsköpfe um uns herum, wie ein Jeder seinen Fladen in der Hand hält, und du dem jüngsten Drey ins Maul stopfst.

Röschen. (plötzlich heiter und in sich lachend) Und wie ich des Abends vor der Hütte auf dich warte, und dann die ältesten Buben herbey laufen und schreyen: der Vater kommt! der Vater kommt!

Conrad. Wie ich dann mit der vollen Jagdtasche hereintrete —

Röschen. Und ich dir einen Trunk Margräfler entgegen bringe —

Conrad. Und ein Stück alten Sennerkäse —

Röschen. Und wie die Kinder dann an dir hangen —

Con-

Conrad. Neugierig in die Jagdtaſche ſchielen —

Röschen. Dich auskleiden helfen —

Conrad. Mir die warmen Socken bringen —

Röschen. Sich ins Grüne mit uns lagern —

Conrad. Sich balgen und Purzelbäume ſchlagen —

Röschen. Bis die Sonne hinter den Gletſchern untergeht —

Conrad. Nun dann gehn wir in die Hütte —

Röschen. Und beten all mit einander den Abendſegen —

Conrad. Und ſingen ein Lied —

Röschen. Und legen uns wohlgemuth ſchlafen —

Conrad. Eines in des Andern Armen —

Röschen. Die Flachsköpfe rings um uns her —

Conrad. Die ſchnarchen bis an den hellen Morgen —

Beyde. Ha! ha! ha! (Pauſe.)

Röschen. (trübſelig) Aber Conrad, wir haben ja noch keine Flachsköpfe.

Conrad. I nu Röschen, wo der Eine ſich gefunden hat —

Röschen. Nein Conrad, du ſollſt mich nicht zum zweytenmal bethören.

Conrad. Ich meyne, wenn der Pfarrer erſt den Seegen drüber geſprochen hat.

Röschen. Ja das meyne ich auch.

Conrad. (trübſelig) Aber Röschen — wir haben ja noch keine Hütte —

Röschen. Keine Milch —

Conrad. Keinen Käſe —

Röschen. Keinen Wein —

Conrad. Keine Betten —

Röschen. Und wenn wir nun der Herrſchaft ſagen, wie wunderlich es uns ergangen iſt —

Conrad. Und ſie uns beyde aus dem Hauſe jagen —

Röschen. Ach Conrad!

Conrad. Ach Röschen! (beyde ſchluchzen. Pauſe.)

Röschen. (mit einem tiefen Seufzer) Heute wirds entſchieden.

Conrad. Ja heute!

Röschen. (ſeine Hand auf ihre Bruſt legend) Fühle wie mir das Herz pocht.

Conrad. (eben ſo) Mir wie ein Eiſenhammer.

Röschen. Es muß doch wohl was Böſes ſeyn, was wir gethan haben, weil uns die Herzen ſo pochen.

Conrad. (ſich hinter den Ohren kratzend) Ja was Gutes iſts freylich nicht.

Röschen. Aber es kann noch Alles gut werden.

Conrad. Wenn die Herrſchaft uns den dummen Streich verzeiht.

Rös-

Röschen. Wissen wir doch selbst nicht, wie es zugegangen ist.

Conrad. Ich wahrhaftig nicht!

Röschen. Ich auch nicht.. — Sieh nur Conrad, heute ist des Herrn Geburtstag, da ist immer Alles so froh und heiter, und da hab' ich oft sagen hören: wenn die Leute recht froh sind, so sind sie auch aufgelegt, allen Menschen Gutes zu thun.

Conrad. Zu vergeben und zu vergessen.

Röschen. Drum will ich mir ein Herz fassen, und heute dem Herrn Alles sagen, und ihn bitten, daß er bey der Frau ein gutes Wort für uns redet.

Conrad. Er wirds gewiß thun, er ist ein guter Herr.

Röschen. Und sie eine liebe freundliche Frau.

Conrad. Ja das ist sie. Gott lasse sie lange leben! (Beyde heben ihre Hände gen Himmel.)

Röschen. Auf den Sonntag wollen wir recht andächtig für sie beten.

Conrad. Alle Sonntage!

Röschen. Und weißt du was Conrad, wenn ich sehe, daß der Herr finster aussieht, so geh ich zu dem freundlichen Fremden, der gestern Abend spät ankam —

Conrad. Zu dem freundlichen Fremden? Was willst du denn bey dem thun?

Röschen. Je nun, er ist ein alter guter Freund von unserm Herrn. Sie nannten ihn Horst. Unser Herr soll ihn gar gewaltig lieb haben. Der alte Franz war ihm entgegen gegangen bis an den See, und hat ihn heimlich und verstohlen ins Haus geführt, daß der Herr ihn nicht eher sehen sollte, bis heute an seinem Geburtstage. Sie wollen ihm eine heimliche Freude machen. Den will ich bitten, dem wird der Herr nichts abschlagen. Meynst du nicht auch lieber Conrad?

Conrad. (ſich im Kopfe kratzend) Hör' einmal Röschen — wenn ich ſo hin und her ſinne — ſo denke ich — der Herr wird dem Fremden nichts abſchlagen — der Fremde wird Dir nichts abſchlagen — und du wirſt dem Fremden nichts abſchlagen. Nein! Nein! laß das lieber bleiben!

Röschen. Hah hah hah! Du biſt ein Narr!

Conrad. Ja auf dieſe Art könnte ichs am leichteſten werden.

Röschen. Geh, geh, mich dünkt ich höre die Frau. Und wo wir recht iſt, ſo befahl dir der Herr geſtern Abend, heute ſchon vor Tage auf den Anſtand zu gehen?

Conrad. Freylich befahl er es.

Röschen. Warum biſt du denn nicht gegangen?

Conrad. Dumme Frage! — Leb wohl!

Röschen. Adieu!

Conrad (wieder umkehrend) Höre Röschen — wenn du mich lieb haſt — ſo laß

den

den Fremden in Ruhe. Sieh, es ſchickt ſich nicht, du möchteſt ihm beſchwerlich fallen.

Röschen. I wenn dirs Unruhe macht —

Conrad. Ja es macht mir Unruhe.

Röschen. Nun, ſo will ich mit dem Herrn ſelber reden.

Conrad. Thu das. Leb wohl.

Röschen. Adieu. — Wo willſt du denn hin?

Conrad. Auf den Anſtand.

Röschen. (lachend) In des Herrn Schlafzimmer?

Conrad. Ja ſo (er geht durch die Mittelthür ab.)

Röschen. Ein guter Menſch, ich habe ihn recht lieb. Es iſt doch närriſch, wenn man ſich ſo lieb hat. Wer nur das zuerſt erfunden haben mag. Es muß ein geſcheuter Mann geweſen ſeyn.

Dritte Scene.

Eulalia (völlig aber sehr einfach gekleidet)
Röschen.

Eulalia. Guten Morgen Röschen, hohle meine Kinder, und die Blumen, die hinten im Gartenhause liegen. (Röschen geht ab.)

Eulalia. (blickt durchs Fenster) Ein schöner heiterer Tag. Nun Eulalia, sey auch einmal recht heiter und froh! vergiß, wenn du kannst, vergiß nur heute, daß der Genuß solcher Tage nur Lohn der Unschuld und Tugend seyn sollte. — Ach! dieser ewige Stachel in meinem Herzen! diese Dornen, die mich überall verwunden, so oft ich das kleinste Röschen brechen will, das auf meinem Wege blüht! — Hinweg! hinweg! daß nicht der frühe Morgen auf den ganzen übrigen Tag die Spur der Gewissensbisse auf meine Wange grabe. — Heute ist der Geburtstag meines Gatten! die

Natur

Natur lächelt rings um mich her. Die Gegenwart iſt ſo freundlich, hinweg mit der Vergangenheit! — (ſie geht an die eine Seitenthür und klopft leiſe.)

Horſt (inwendig) Wer klopft?

Eulalia. Ich, lieber Herr Major. Es iſt ſchon halb ſechs. Mein Mann wird bald aufſtehen, ſind Sie angekleidet?

Vierter Auftritt.

Eulalia. Horſt. (öffnet die Thür.)

Horſt. Guten Morgen, gnädige Frau. Ich habe wenig geſchlafen. Die frohen Scenen, die Sie mir geſtern Abend in der Eil mit ein paar Pinſelſtrichen hinzeichneten, ſind die ganze Nacht vor meiner Phantaſie herum gewandert.

Eulalia. Ich verſpreche mir viel Freude, und die gröſste durch die überraſchende Umarmung ſeines liebſten Freundes.

Horſt. Machen Sie mich bekannt mit der Rolle, welche ich zu ſpielen habe.

Lalalia. O nichts, gar nichts! Sie bleiben in Ihrem Zimmer und lauschen ein wenig an der Thür. Da werden Sie hören, wie meine Kinder ihn mit Glückwünschen empfangen, und wenn das vorbey ist, und er etwa ein wenig abgewendet steht, nun so kommen Sie heraus und stürzen ihm plötzlich in die Arme. — Den Mittag essen wir im Grünen, den Nachmittag rudern wir auf dem See, den Abend tanzen die Bauern auf dem Rasenplatze, und wir illuminiren mit Pechkränzen. Nun wissen Sie alles. Ich höre meine Kinder. Gehn Sie! gehn Sie! (Sie schiebt ihn in sein Zimmer.)

Ich bin so froh, daß er gekommen ist, und doch drückt mich seine Gegenwart. Sein Anblick versetzt mich wieder auf Winterser, und schärft von neuem jeden kleinen Stachel, den die Zeit abgestumpft hatte. Nein, ich ward nicht zur Verbrecherin geboren, denn ich kann mich gar nicht an den Gedanken gewöhnen, daß ichs bin. Immer ist er

mir

mir fremd, immer ſtutze ich dafür, und ſelbſt mitten im Wirrwarr froher Geſchäffte, wo ſonſt jeder Kummer ſich Stundenlang vergißt, iſt er eine Spinne, die aus dem Kelche der Blume hervorkriecht, die ich unbefangen brach.

Fünfte Scene.

Der alte Franz führt die beyden Kinder herein. Röschen bringt einen Korb voll Blumen und Blumenguirlanden, und geht ab.

Die beyden Kinder. Guten Morgen liebe Mama. (Sie küſſen ihr die Hand.)

Kulalia. Guten Morgen Kinder! Guten Morgen Franz. Haſt du alle Anſtalten auf den heutigen Tag getroffen?

Franz. Alle! O ſchon ſeit vierzehn Tagen habe ich hier und da ein Viertelſtündchen abgeſtohlen, damit es heute an nichts mangeln ſollte. Sie wiſſen, gnädige Frau, der Herr läßt mich ſelten von der Seite, weil

wir immer im Felde und im Garten mit einander zu thun haben, da habe ich ordentlich auf meine alten Tage lügen und betrügen müssen, wenn er frug: nun Franz! wo bist du so lange gewesen? Die Schnitter und die Hirten sind bestellt, die Bänder sind ausgetheilt, die Milchmädchen werden sich gar stattlich heraus putzen, und ich selbst — ja ich will heute auch noch ein Tänzchen machen.

Eulalia. Thue das, guter Franz. Wir wollen einen Reihen mit einander anführen.

Franz. Ach liebe gutdhige Frau! (er will ihr den Rock küssen, sie reicht ihm die Hand.) Nein, von einem solchen Engelleben, wie wir hier auf dieser kleinen Insel führen, hat mir nie geträumt. Solch ein Tag wie der heutige — ach! nur einen solchen Tag im Jahre, auf den man sich zwölf Monate lang freuen kann — (heimlich und vertraut) Ich habe auch ein kleines

Präſentchen für den Herrn, ich hab' es aus meiner kleinen Sparbüchſe verſchrieben, es iſt vor wenig Tagen angekommen: ein Scheffel Waſa-Roggen aus Schweden, er hat lange gewünſcht, Verſuche damit anzuſtellen.

Eulalia. Faſt wirſt du mich eiferſüchtig machen. — Nun Kinder! habt ihr heute auch ſchon für den Vater gebetet?

Wilhelm. O Ja.

Malchen. Für Vater und Mutter.

Eulalia. Aber wißt ihr auch, daß ihr heute, an des Vaters Geburtstage, Gott noch inbrünſtiger danken müßt, daß er euch einen ſolchen Vater gab? Kommt! thut das jetzt mit mir. (Sie kniet nieder, die beyden Kinder, mit gefalteten Händchen neben ihr.)

Wilhelm. Wir danken dir Gott, daß du den guten Vater uns gabſt!

Malchen. Und bitten dich, du wolleſt ihn noch lange, lange leben laſſen.

Eulalia. Höre Gott das Flehen dieser Unmündigen!

Franz. (Sehr bewegt) Erhöre es, lieber Gott! (Eulalia und die Kinder stehen auf.)

Eulalia. Nun geschwind! laßt uns die frischen Blumen ordnen. (Sie nimmt den Korb, Franz hilft ihr, die Kinder hüpfen emsig herum. Die Thür von Meinaus Schlafzimmer wird bekränzt, ein Sessel in die Mitte der Bühne geschoben, und rings um mit Blumen bestreut.)

Eulalia. Jetzt schleiche dich hinein Franz, und wenn er erwacht, so gieb uns einen Wink. (Franz ab.)

Eulalia. Da Kinder, nehme jedes von euch noch einen großen Blumenstrauß, den überreicht ihr dem Vater, ihr wißt schon wann.

Wilhelm. O wir wissen wohl.

Eulalia. Ihr habt doch eure Verse nicht vergessen?

Mal-

Malchen. O nein! willſt du ſie hören, Mutter?

Wilhelm. Lieber Papa, der Wilhelm iſt da —

Eulalia. Stille! ſtille! ich glaube euch ſchon. — Mich dünkt, ich höre ein Geräuſch.

Franz. (ſteckt den Kopf durch die Thür) Er kömmt.

Eulalia und die Kinder (zugleich) Er kömmt! Er kömmt! (Sie ergreift mit jeder Hand eines ihrer Kinder, und geht auf die Thür des Schlafzimmers zu, aus welcher Meinau in dieſem Augenblick heraustritt.)

Sechſte Scene.

Meinau. Vorige.

Alle. (ihn umringend, und an ihm hangend) Guten Morgen! guten Morgen!

Meinau. (froh verwundert) Nun? Was iſt das? Was ſoll das ſeyn? (er beſieht die Thür ſeines Schlafzimmers, wirft einen Blick

auf den mit Blumen bekränzten Sessel und auf seine festlich gekleideten Kinder) Liebe Eulalia, erkläre mir —

Eulalia. (für Freude schluchzend) Dein Geburtstag, lieber Mann!

Meinau. Mein Geburtstag? Ihr guten Seelen! (er umarmt sie nochmahls, sie ziehen ihn sanft auf den Sessel. Wilhelm stellt sich an die eine Seite, Malchen an die andere.)

Meinau. Nun, was soll das werden?

Wilhelm. Lieber Papa,
der Wilhelm ist da,
die Hände dir zu küssen,
dich freundlich zu grüssen,

Malchen. Lieber Papa,
auch Malchen ist da,
die Hand dir zu küssen,
dich freundlich zu grüssen,

Wilhelm. (ihm seinen Blumenstrauß reichend:)
Nimm diese Blumen
von uns beyden,

und

und mögen dir Freuden,
immer grün,
wie dieſe Blumen blühn.

Malchen. Nimm auch von mir,
wir bringens dir
ſo gut wirs haben,
laß unſre Gaben
und unſer Lallen
dir wohlgefallen.

Beyde. (mit gefalteten Händen gen Himmel blickend.)
Und Herr der Welt!
wenn unſer Lallen
auch dir gefällt,
ſo kehre noch oft
der Tag zurück!
der Mutter Freude!
der Kinder Glück!

Franz. (ſich die Augen trocknend) Amen!

Meinau. (ſanft bewegt, umarmt ſtumm ſeine Kinder. Dann ſpringt er auf und drückt Lalalien heftig an ſeine Bruſt.)

Siebente Scene.

Vorige. Horst (aus dem Kabinet, umarmt Meinau von hinten.)

Meinau. Gott! Horst! auch du hier? — Gute Eulalia! welche Freude hast du mir bereitet. (stumme Anklagungen) Schon lange lieber Horst, machtest du mir Hoffnung, dich wieder zu sehen, aber so bald hatte ich dich nicht erwartet.

Horst. Auch war es nicht mein Vorsatz, denn über Hals und Kopf habe ich meine kleinen Geschäffte ordnen und beendigen müssen. Zwey Monate später wollte ich hier eintreffen, aber deine liebe Frau — werde nur nicht eifersüchtig — hat schon seit einem halben Jahre heimlich Briefe mit mir gewechselt, und mich auf diesen Tag hieher beschieden, weil sie hoffte, meine Gegenwart werde die Freude dieses Tages erhöhen. Dein alter Freund ist endlich so

eitel

eitel gewesen, das zu glauben, und sieh, hier ist er.

Meinau. Vergebt mir, ihr Lieben! wenn meine Freude stumm ist. Ihr habt mich so schön überrascht — ihr habt mich so weich gemacht — Alter Franz! (er schüttele ihm die Hand) auch deine Thräne ist mir nicht entgangen. — Geht! Kinder, geht! laßt mich einen Augenblick allein. Nur du Horst, bleibe bey mir. Wir haben uns so lange nicht gesehen; aber wirst du mir verzeihen, wenn ich dir gestehe: ich habe dich selten vermißt?

Horst. Immerhin! entbehren kann man wohl zuweilen einen Freund, aber zuviel ist er nie.

Meinau. Nein, warlich, nein!

Lulalia. Wir essen diesen Mittag im Grünen, wenn dirs recht ist.

Meinau. Ey freilich ist mirs recht.

Lulalia. So komm Franz! laß uns den Tisch bereiten unter den drey großen Linden.

Die

Die Kinder. (hüpfen) Wir auch mit liebe Mama! wir wollen auch helfen. (Eulalia, Franz und die Kinder ab.)

Achte Scene.

Meinau und Horst.

Meinau. Noch einmal komm an dieses Herz! nur du hast meinem Glücke noch gemangelt.

Horst. Lieber Meinau! so finde ich in dir ganz den Alten wieder?

Meinau. Meinen Namen und meinen Kummer habe ich in Deutschland gelassen. Ja Bruder! ich bin wieder der, den du im Elsaß kanntest. O Gott sey Dank! ich bin mehr als jener! Hast du im Elsaß je Freudenthränen in meinem Auge gesehen? Sieh her! o das ist nicht die erste, die ich in dieser glücklichen Einöde vergieße.

Horst. (betrachtet ihn stumm, aber innige Freude glänzt auf seinem Gesichte.)

Mein-

Meinau. Aber du guter Horst, wie ist es dir ergangen in den beyden Jahren unserer Trennung? Du hast abgenommen, bist mager geworden, hast du Verdruß gehabt?

Horst. Je nun, wie es zu gehen pflegt in diesen fieberhaften Zeiten. Im Orient wütet die Pest, und bey uns die Freiheit. Von der Freiheit ist in unsern Tagen noch Niemand fett geworden. Wir tragen nur das Wort im Munde; dir hat die Göttin ihren Namen mit leserlichen Zügen auf die volle Wange, in das heitre Auge geschrieben. Deine Gestalt ist blühender, denn jemals.

Meinau. Ja ich bin glücklich! — o ich bin sehr glücklich!

Horst. So habe ich einst wahr gesprochen? „An Eulaliens Seite darf man „kühn der Einsamkeit sein Leben weihen?“

Meinau. Wohl hast du wahr gesprochen. Auf dieser kleinen Insel, bin ich König!

hig! und im Herzen meines Weibes bin ich König! mehr als König! denn für mich geschieht alles aus Liebe — nichts aus Pflicht. — O wie ist in diesem Augenblick mein Herz so voll! Ja die Freude begehrt noch heftiger sich mitzutheilen als der Kummer. Meinen Kummer könnte ich einst in mir verschließen, nicht so meine Freude, mein Gränzenloses Glück! — Bruder! wo soll ich anfangen? Wo soll ich enden? — Ein gutes Weib — o Gott! was kannst du dem noch dort geben, dem du hier ein gutes Weib gabst!

Horst. Süße Begeisterung!

Meinau. Wenn ich nach einem ruhigen Schlummer des Morgens erwache, so erwacht mit mir der Gedanke an einen frohen Tag. Eulalia ist dann gewöhnlich schon aufgestanden, und hat während meines Morgenschlummers sich der kleinen häuslichen Sorgen entladen. Ich öffne mein Schlafzimmer, niedlich und reinlich gekleidet

kleidet tritt sie mir entgegen, an jeder Hand eines meiner Kinder, von ihr gewaschen und angezogen. Ehemals pflegte ich, sobald ich die Augen aufschlug, immer zuerst durchs Fenster zu schielen, ob der Himmel heiter sey und die Sonne scheine? O wo ein gutes Weib im Hause ist, da scheint die Sonne immer! Wenn sie mit einem süßen Lächeln mir entgegen kömmt, so sehe ich nicht den trüben bewölkten Himmel, und höre nicht, wenn der Regen an mein Fenster schlägt. Dort auf den Sofa setze ich mich hinter den Theetisch, neben mir sitzt Eulalia, da mein Wilhelm, und dort mein Malchen. Da trinken wir und essen, und plaudern und vergessen uns, recht als ob die ganze Welt uns zugehörte, und wir allein drinn wohnten. — O Bruder! du kannst nicht glauben, wie lieb mir jenes Plätzchen ist — da sitzen wir auch in langen Winterabenden, und lesen, und spielen Schach, und tändeln mit unsern Kindern,

oder tändeln kindisch mit uns selbst. Da haben wir so manche Gedanken, so manche Empfindungen gegen einander ausgetauscht. Immer fand ich meine Seele in der ihrigen wieder, nur sanfter und gebildeter.

Horst. Warlich Meinau! du kannst Weiberfeinden Vorlesungen halten.

Meinau. Nach dem Frühstück gehe ich hinaus aufs Feld, denn ich bin Landmann geworden. Mein Franz und ich, wir sind ein paar gewaltige Oekonomen. Alles was in diesem Fache geschrieben wird, lassen wir uns aus Zürch kommen, und lesen und steuen Versuche an, die uns denn oft gar jämmerlich mißglücken; aber manches gelingt auch, und das macht uns Freude. O ich könnte dir Tagelang erzählen, wie wir stehn, und über einen Riß zu einem neu erfundenen Pflug oder Dreschmaschiene disputiren, bis wir denken es erwischt zu haben, dann zimmern wir selbst und bauen selbst, und sind so

emsig, haben auch wohl oft die Rechnung ohne den Wirth gemacht, wenn das Ding fertig ist, taugt es nicht, o das macht uns keinen Kummer, wir fangen von vorne wieder an, und haben neue Freude. Eulalia steht dann oft neben uns mit ihrem Strickstrumpfe, lacht oder lächelt, schilt oder lobt uns. — O Horst! Horst! tritt in unsern Cirkel, wenn dirs Ernst ist zu leben.

Horst. Das will ich Bruder! das will ich!

Meinau. Des Mittags erwartet uns ein frohes ländliches Mahl, von ihren Händen zubereitet, und ein jeder bringt ein fröhliches Gesicht und braven Hunger mit zu Tische. Da wird in der ersten Viertelstunde wenig oder nichts gesprochen, weil der Kohl und die Kartoffeln uns den Mund stopfen; aber in der zweyten, wenn unser Schweizerkäse auf den Tisch kömmt, und mein Malchen mir ein gut

Glas Wein credenzt, dann löst sich die Zunge, und froher Scherz, auf Niemands Unkosten, würzt die Früchte, die den Nachtisch uns beut. Oder ich pflege auch wohl meine Kinder zu examiniren, was sie gelernt haben; — verstehst du Bruder, von der Mutter gelernt haben; denn nur sie ist ihre Lehrerin — und da finde ich denn gewöhnlich, daß sie zum Beyspiel von der Naturgeschichte eben soviel wissen als ich, und von der Weltgeschichte — mehr als ich. Oder sie überraschen mich durch die besten Stellen aus den Deutschen und Französischen Dichtern, die sie nicht herplappern, denn das feine Gefühl der Mutter ging früh in die Kinder über. Auch auf dem Klaviere klimpert mein Malchen schon recht artig, und auch das hat sie von ihr. Ach! alles haben sie von ihr! und ich habe alles durch sie! Mit Zauberbanden hat sie mich ans Leben gefesselt, an welchem ich vormals nur mit schwachen Fäden hieng. Ich kenne

und

und weiß nichts beſſers, als leben! leben! ſo leben. Gieb mir Zeugniß Horſt, wie wenig ich ſonſt, mitten unter unſern Freuden, den Tod gefürchtet habe, und jetzt zittere ich vor ihm!

Horſt. Glücklicher Mann! Gott ſey Dank! daß dein gutes raſches Herz dich nicht irre führte.

Meinau. Ja ich zittre vor dem Tode! Es ſind nun gerade acht Monate, als ich mir durch eine heftige Verkältung auf der Jagd, ein ſtarkes Fieber zugezogen hatte. Ich fühlte wohl, ich ſey ſehr krank. Zwey Jahre vorher wäre der Tod mir ein willkommener Freund geweſen, und nun — o Bruder! Alles, was ich dir bis jetzt erzählte, iſt Kleinigkeit, wenn ich dir Eulalien als Krankenwärterin aufſtelle. Mag immerhin der Mann in geſunden frohen Tagen die Tugenden des Weibes verkennen, ſey ſein Herz ſo hart und ſtörriſch, als es immer wolle, in kranken Tagen preßt doch gewiß eines

Weibes sanfte Milde ihm das Geständniß ab: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey! Wenn Eulalia neben meinem Bette saß, und nicht von mir wich, mir Arzeneyen reichte und Servietten wärmte, und das Kopfkissen mir zurechte zog; wenn sie in meinen matten Blicken nach Tod oder Genesung spähte; wenn eine verschluckte Thräne ihre Furcht verrieth, und ein erzwungenes Lächeln mir Hoffnung log, wenn sie mit ihren Kindern in einer Ecke kniete, und mit Engelinbrunst mein Leben von Gott erflehte: — o Bruder! ihr laut danken konnte ich damals nicht, denn selbst ein leiser Händedruck ward mir Schwachen sauer; aber wie es mich innerlich erquickte, wie es meine Seele stärkte, und diese wiederum heilsam auf meinen Körper wirkte, nein, das läßt sich nicht in Worte fassen! (In dem er sich mit der Hand eine Thräne aus dem Auge wischt und darauf blickt:) Hier stehts geschrie-

geſchrieben — (dann aufs Herz deutend) und hier! —

Horſt. So mußt es kommen, das wußt' ich, ja davon war ich überzeugt, als ich vor zwey Jahren dir rieth, trotz dem was vorgefallen war! —

Meinau. (ein wenig unwillig) Woran erinnerſt du mich? Eulalia iſt in ihren Kinderjahren einmal gefallen und hat hier auf der Stirn eine kleine Narbe nachbehalten. Eulalia iſt aber doch ſchön, nicht wahr? Die Narbe iſt verwachſen, oder ich zum mindeſten ſehe ſie nicht mehr, habe nur Augen für ihre Reize, nur Gefühl für mein Glück — doch Eines, Bruder, damit du alles wiſſeſt, Eines mangelt noch, und miſcht zuweilen einen Tropfen Wermuth in meinen Freudenkelch.

Horſt. Und dieß Eine iſt? —

Meinau. Daß Eulalia nicht ganz ſo glücklich iſt als ich, daß ſie dann und wann ſchwermüthig herumirrt, und ihr Auge nicht

ſten, die Spuren vergoſſener Zähren trägt: O das iſt mir um ſo peinlicher, weil ich ihren Kummer kenne, und nicht theilen darf; weil ich nicht einmal zu fragen wage: was fehlt dir liebe Eulalia? Weil ich gar kein Mittel weiß, dieß Gefühl endloſer Reue endlich einmal in ihr zu erſticken.

Horſt. Wenn nicht die Zeit ꝛc.

Meinau. Die Zeit? Mein Bruder, das Gewiſſen hat keinen Begrif von Zeit. Sie fühlt ſich mir ungleich. Sie wähnt, nicht die nemlichen Rechte an allen unſern Freuden zu haben. In jeder meiner Umarmungen ſcheint für ſie eine Verzeihung zu liegen. Fühlſt du, wie das arme Weib ſich quält? — Wie auch mich das quält? — Glaube mir, wenn mir einmal der Kopf weh thut, ſo wage ich kaum ein verdrüßliches Geſicht zu machen, weil ich fürchte, ihr ſcheues Gewiſſen werde einen Vorwürf drinn leſen.

Neunte Scene.

Röschen. Vorige.

Röschen. (die schon seit einigen Minuten sich herein, und schüchtern herbey geschlichen hat) Gnädiger Herr —

Meinau. (ein wenig auffahrend) Was willst du? Hast du gehorcht?

Röschen. Ach! wenn ich immer gehorcht hätte, so stünde es jetzt besser mit mir

Meinau. Besser?

Röschen. Vater und Mutter gehorchen bringt Seegen ins Haus.

Meinau. (lächelnd) Närrin! du hast nicht gehorcht?

Röschen. Leider nein! ich bin eine arme Wayse, meine Eltern starben in einer Woche, auf heil. Bartholomäus werden es schon (sie zählt an den Fingern) 1, 2, 3, 4, 5, 6 Jahre.

Meinau. Gut mein Kind. Aber was willst du?

Röschen. Nun, heute ist des gnädigen Herrn Geburtstag —

Meinau. Und da willst du mir Glück wünschen? Ich danke dir.

Röschen. Nun, Glück wollt' ich wohl eigentlich nicht wünschen —

Meinau. (lächelnd) Recht? Was denn? Unglück?

Röschen. Ach Gott behüte! weder Glück noch Unglück. Der gnädige Herr ist ja schon glücklich.

Meinau. Du hast Recht, das bin ich.

Röschen. Der gnädige Herr hat eine gnädige Frau, die er lieb hat, und die ihn lieb hat, und kein Mensch darf ein Wort drein reden.

Meinau. Ich begreife nicht, wo du hinaus willst.

Röschen. (mit niedergeschlagenen Blicken, indem sie mit dem Schürzenzipfel spielt) Wenn Conrad auch eine Frau hätte, die er lieb haben dürfte, so würde er auch glücklich seyn.

Mei-

Meinau. Mädchen, du schwatzest so verworren, als hättest du nicht recht ausgeschlafen.

Röschen. O ja. Schon vor fünf Uhr war ich hier im Saale, und da habe ich auch mit ihm gesprochen.

Meinau. Mit wem?

Röschen. (stockend) Mit Conrad.

Meinau. Aha! nun merke ich, du bist verliebt?

Röschen. (verschämt) Ach ja!

Meinau. Und willst meine Erlaubniß haben?

Röschen. Ach nein!

Meinau. Nicht? Was denn?

Röschen. Ihre Verzeihung. Ich habe mich verliebt, ohne Ihre Erlaubniß.

Meinau. Nun, nun, das mag hingehen. Aber Conrad ist noch ein junger Laffe und du ein halbes Kind, ihr müßt warten.

Röschen. Conrad ist nicht so jung, als der gnädige Herr vielleicht denken.

Meinau. Nicht?

Röschen. Nein, gewiß nicht. Und warten wollten wir wohl gern, wenn es nur nicht zu spät wird.

Meinau. Nun ein paar Jahre —

Röschen. Ach! das ist zu spät!

Meinau. Zu spät?

Röschen. Ich meyne — weil wir so dumm gewesen sind — und haben nicht gewartet — und hätten doch warten sollen —

Meinau. Versteh ich recht, so —

Röschen. (verschämt) Ich weiß nicht was der gnädige Herr versteht.

Meinau. Du bist schon verheyrathet?

Röschen. Ach nein!

Meinau. Nur des Priesters Segen fehlt dir noch?

Röschen. Ach ja!

Meinau. So, so.

Röschen. Ach ja!

Meinau. Das hast du dumm gemacht.

Röschen. Ach ja!

Meinau. (verſinkt plötzlich in tiefes Nachdenken)

Röschen. Und da habe ich gemeynt — und Conrad hat auch gemeynt — weil ich eine arme Wayſe bin — und weil heute des gnädigen Herrn Geburtstag iſt — der gnädige Herr wird mir das heute nicht ſo übel nehmen — und wird bey der gnädigen Frau ein gutes Wort einlegen — daß ſie mich nicht aus dem Hauſe jagt — (weinend) weil ich — weil ich verhungern muß — und der arme Wurm auch — und weil ich ins Waſſer ſpringen muß — und der arme Wurm auch — (da ſie ſieht, daß Meinau nicht mehr auf ſie hört, wendet ſie ſich ängſtlich zu Horſt:) Ach lieber Herr! der alte Franz ſagt, Sie wären ein gewaltig guter Freund von unſerm gnädigen Herrn, und er halte Sie ſo lieb; reden Sie doch ein Wörtchen zu meinem Beſten, ſo will ich Sie auch recht lieb haben.

Horſt.

Horst. Gern schönes Kind. Nun Meinau, ich hoffe du wirst der lieben Natur verzeihen, daß sie da einen ihrer gewöhnlichen Streiche gespielt hat.

Meinau. (Horst bei Seite ziehend) Sagte ich dir nicht vor wenig Augenblicken, Eulalia fühle sich mir ungleich, und das sey die Quelle ihrer Schwermuth?

Horst. Wie kömmst du jetzt darauf?

Meinau. Höre Röschen! dir soll verziehen seyn, ich will dich aussteuern, und deinem Conrad zum Weibe geben; aber unter einer Bedingung —

Röschen. (will ihm die Hand küssen) Ach lieber gnädiger Herr!

Meinau. Halt! Halt! unter einer Bedingung sagte ich —

Röschen. Gern, gern, wenn ich nur Conrads Frau werde.

Meinau. Du gehst diesen Augenblick zu meiner Frau, gestehst ihr was du mir gestanden hast, nennst aber, statt Conrad, mich!

Rös-

Röschen. (verblüfft) Wie?

Horſt. Meinau! biſt du toll!

Meinau. Laß mich! nun Röschen, haſt du mich verſtanden?

Röschen. So wahr ich ein ehrliches Mädchen bin, ich habe Sie nicht verſtanden.

Meinau. Du ſollſt meiner Frau ſagen, du ſeyſt von mir verführt worden.

Röschen. Ach du lieber Gott! ich kann ja den gnädigen Herrn doch nicht heyrathen.

Meinau. Närrchen! davon iſt ja auch nicht die Rede. Du ſollſt deinen Conrad heyrathen. Du ſollſt dich nur ſo ſtellen.

Röschen. Aber das iſt ja gelogen?

Horſt. (bey Seite) Eine edle Lüge!

Meinau. Die Sünde nehme ich auf mich.

Röschen. Nun freylich, der gnädige Herr wird wohl einmal mehr bey dem lieben Gott gelten, als ich arme Bänſe. Aber

wird

wird denn die gnädige Frau sich nicht betrüben?

Meinau. Das ist meine Sorge. Nun willst du? Entweder du lügst und wirst Conrads Weib; oder du sagst die Wahrheit, und wirst aus dem Hause gejagt. Entschließe dich.

Röschen. Je nun, wenn ich die Lüge einmal dort verantworten sollte, so wollte ich doch lieber die Wahrheit sagen. Aber weil der gnädige Herr die Sünde auf sich nehmen will — so mags drum seyn.

Meinau. Wohlan! unterrichte auch deinen Conrad, daß er ja nicht plaudere. — Nun Horst, was meynst du? das, denke ich, soll ihr Gleichheit und Ruhe wieder geben.

Horst. Wunderlicher Mensch! deine Absicht ist gut, aber du vertauschest doch nur einen Stachel gegen den Andern, und du kennst die Weiber nicht, wenn du glaubst, daß dieser letztere weniger blutig verwunde.

Mei-

Meinau. Nicht doch du Weiberfeind! ich kenne Eulalien und weiß was ich thue. Komm, begleite mich hinaus aufs Feld, daß wir ihr aus dem Wege gehen, und dem Mädchen Zeit laſſen, ihre Geſchichte anzubringen. (zu Röschen) Mache deine Sachen gut, ſo feyern wir in Acht Tagen deine Hochzeit (ab mit Herſt.)

Zehnte Scene.

Röschen (allein)

In acht Tagen Hochzeit? Hi! hi! hi! ey meinetwegen Morgen ſchon. — Aber der gnädige Herr iſt doch auch an ſeinem Geburtstage gar zu wunderlich. Er muß gewaltig viel Luſt haben, ſich mit der gnädigen Frau zu zanken, weil er durchaus will, daß ich ſie gegen ihn aufhetzen ſoll. Gewiß wird ſie ſich recht ſehr betrüben — und ſie iſt ſo gut — ach! da werde ich herausplatzen müſſen. — Ey Gott bewahre! wo bliebe dann die Hochzeit? Er mag ſelbſt ſehen, wie er es wieder gut bey ihr macht.

Eilfte Scene.

Röschen. Conrad. (tritt schüchtern herein)

Röschen. (fliegt ihm entgegen) Conrad! was giebst du mir für eine gute Nachricht?

Conrad. Heraus damit liebes Röschen! seit einer Stunde ist mir die Kehle zugeschnürt. Ich wollte auf den Anstand gehen, aber es zog mich bey den Haaren zurück.

Röschen. Armer Schelm!

Conrad. Mein Morgenbrod habe ich noch in der Tasche, ich kann keinen Bissen hinunter schlucken.

Röschen. Je nun, desto besser werden dir die Hochzeitskuchen schmecken.

Conrad. Die Hochzeitskuchen?

Röschen. Was er für Augen macht. Läuft dir der Mund voll Wasser?

Conrad. Nach dem Kuchen eben nicht.

Röschen. Aber nach der Hochzeit?

Conrad. I nun freylich. Sprich doch Röschen, ists Ernst?

Röschen. Ja, ja, ja! es iſt purer lauter Ernſt. Eben ging der gnädige Herr fort, und da habe ich mit ihm geſprochen.

Conrad. Wie er fortgegangen war?

Röschen. Dummer Junge! wie er noch da war.

Conrad. Du! ſchimpfe nicht!

Röschen. Sieh, hier ſtand der gnädige Herr, und hier ſtand der fremde Herr, und hier ſtand ich.

Conrad. Der Fremde war auch dabey?

Röschen. Ja, er nannte mich ſchönes Kind.

Conrad. Schönes Kind? ey! ey!

Röschen. Er ſprach auch noch Allerley, das ich nicht verſtand.

Conrad. Allerley? ey! ey! laß doch das allerley hören.

Röschen. Zum Exempel, er ſprach von der Natur, die hätte einen Streich geſpielt.

Conrad. Die Natur? (er ſtemmt beyde Arme in die Seite) Hör einmal! was wollt' er denn damit ſagen?

Röschen Ja, das weiß ich nicht.

Conrad. Ja, ja, ich merke es wohl. Aber (eine Bewegung mit den Fäuſten machend) das ſage ich dir Röschen, ich leide es nicht!

Röschen. Was leideſt du nicht?

Conrad. Daß — daß die Natur Streiche ſpielt.

Röschen. Sey nicht lächerlich, lieber Conrad, die Natur ſoll dir nichts zu leide thun. Kurz und gut, der gnädige Herr hat uns vergeben und verſprochen, mich auszuſteuern, und über acht Tage ſoll die Hochzeit ſeyn. Aber unter einer Bedingung.

Conrad. Eine Bedingung? Laß hören!

Röschen. Ich ſoll der gnädigen Frau eine Naſe drehen, hi! hi! hi!

Conrad. Eine Naſe?

Röschen. Ja, verſtehſt du, ich ſoll ihr was aufbinden, und du ſollſt immer ja dazu ſagen.

Conrad. Ja? Weiter nichts?

Röschen. Weiter gar nichts.

Conrad. Sag' an! was iſt das, wozu ich ja ſagen ſoll?

Röschen. Stille! stille! ich höre die gnädige Frau auf der Treppe. Laß mich nur machen Conrad. Du magst indessen dort in die Ecke treten und zuhorchen, und nicht ein Wörtchen reden, bis du gefragt wirst, und wenn du gefragt wirst, so sage nur immer Ja

Conrad. (indem er sich in die Ecke neben der Thür stellt) Ein curioser Handel.

Zwölfte Scene.

Eulalia. Vorige.

Conrad. (macht ihr, als sie hereintritt, eine tiefe Verbeugung, und verarbeitet nachher, während der ersten Hälfte der Scene, seinen Hut)

Eulalia. Nun Röschen, du bist ja sonst flink genug, wie kommts, daß man dich heute suchen muß?

Röschen (seufzt tief.)

Conrad. (eben so)

Eulalia. Du seufzest? und auch du Conrad?

Conrad. (verbeugt sich und sagt:) Ja.

Eulalia. Aber warum?

Conrad. Fragen Sie nur Röschen.

Eulalia. (zu Röschen) Rede ohne Scheu. Du weißt ja wohl, daß ich kein Popanz bin.

Röschen. Ach es hat mir schon lange auf dem Herzen gelegen, aber ich habe die gnädige Frau so lieb, und da habe ich es nicht sagen wollen, weil die gnädige Frau sich betrüben, und mich nicht mehr lieb haben wird. Ach Gott! nun kann ich es nicht länger verbergen.

Eulalia. Was denn?

Röschen. (weinend) Ich — ich bin verführt worden.

Eulalia. Du? Armes kleines Ding! und wer ist denn dein Verführer? Steht er dort in der Ecke?

Conrad. (macht eine Verbeugung und sagt:) Ja.

Röschen. Nein, der ist es nicht, der soll nur mein Mann werden.

Eulalia. Nur dein Mann? Ist das wahr, Conrad?

Conrad. Ja.

Eulalia. Nun Röschen, darf ich den Namen deines Verführers wissen?

Rös-

Röschen. Ach die gnädige Frau wird böse werden.

Eulalia. Warum mehr als ich es jetzt schon bin? Was kümmert mich am Ende der Name deines Buhlers? Nur um deinetwillen, um dir Recht zu schaffen, verlange ich ihn zu wissen.

Röschen. (stockend) Der — der gnädige Herr —

Eulalia. Was hat der mit der Sache zu schaffen?

Röschen. Ey er ist es eben — er ist mein Verführer.

Eulalia. (fährt heftig zusammen. Nach einer Pause, in welcher ihr Gesicht den Kampf verschiedener Leidenschaften ausdrückt, mit fester Stimme:) Du lügst.

Röschen. Nein, nein, es ist wahr, der gnädige Herr hat es mir selbst gesagt.

(Wieder eine Pause. Man überläßt es der Schauspielerin, diese Situation durch ihr Geberdenspiel zum treuen Gemählde zu machen.)

Eulalia. Es iſt wahr? — Es kann nicht wahr ſeyn! — und doch — das Mädchen iſt ſo einfältig — keiner ſo ſchwarzen Lüge — überhaupt keiner Lüge fähig. — Warum zittre ich? — Das hat mich gewaltig überraſcht — die Situation iſt mir ſo neu — wie ſoll eine gute Frau ſich benehmen? — Wie muß Eulalia ſich benehmen? — O nur eine einſame Stunde! um mein Herz zum Schweigen zu bringen, und einig mit mir ſelbſt zu werden. — Soll ich tiefer in dies Geheimniß dringen? Soll ich nach Umſtänden und Veranlaſſungen forſchen? Nein! nein! es iſt nun einmal ſo! — es ſey! — ſieh da Thränen — was rollt ihr? — Warum fließt ihr? — Weiß ich doch ſelbſt nicht, was ich empfinde. (zu Röschen) Und an Conrad, ſagſt du will der Herr dich verheyrathen?

Röschen. Ja an Conrad, wenn die gnädige Frau es erlaubt.

Eulalia. O ich erlaube es — und du sollst bey mir bleiben. Dein Kind will ich erziehen lassen — selbst erziehn.

Conrad. (der seit der falschen Entdeckung seinen Unwillen und seine Ungeduld auf mancherley Art zu erkennen gegeben, bricht jetzt hervor und platzt heraus:) Nein Röschen, nein sieh, das taugt nicht! da mag der Henker ja sagen.

Röschen. So sey doch still du Narr! der gnädige Herr nimmt Alles auf sich, in diesem und in jenem Leben.

Conrad. Ey gehorsamer Diener! ich bin ehrlicher Leute Kind, und bin selbst ein ehrlicher Bursch, das leide ich nicht.

Eulalia. Was habt ihr?

Conrad. Pfui Röschen! daß du sehen kannst wie die gute gnädige Frau weint.

Eulalia. (ein Lächeln erzwingend) Träumst du? Worüber sollt ich weinen? Was da vorgefallen ist, habe ich längst gewußt, der Herr hat mirs selbst gesagt, das ist natürlich. Ich stellte mich nur unwissend,

um zu verſuchen, ob Röschen mir die Wahrheit ſagen würde.

Conrad. Nein, gnädige Frau, das iſt, mit Reſpekt zu melden, nicht wahr, weil der gnädige Herr das nicht geſagt haben kann, und weil Röschen, mit Urlaub zu reden, gelogen hat. Ja zupfe du nur, und zwinkre du nur. Eine Lüge taugt nun und nimmermehr, und dieſe Lüge iſt eine der ſchlechteſten, die ich in meinem Leben gehört habe. — Sieh doch! meynt denn das Jüngferchen, ich könnte ſie noch heyrathen, wenn auch nur eine Chriſtenſeele auf der Welt wäre, die da glaubte — (unwillig und verächtlich) ich könnte zum Deckel dienen? — Pfui! Conrad iſt arm, aber Armuth und Ehre wohnen auch wohl unter einem Dache.

Röschen. Ja lieber Conrad, wenn du es ſo nimmſt. Sey nur nicht böſe.

Conrad. Ey was! da müßte eine Taube zum Geyer werden.

Eula-

Eulalia. Kinder, so redet doch! ich begreife euch nicht.

Conrad. Je nun, sie hat gelogen. Ich, ich allein habe den dummen Streich gemacht, und wenn der gnädige Herr und die gnädige Frau erlauben, so will ich ihn auch wieder gut machen.

Eulalia. (zu Röschen) Du hast gelogen?

Röschen. Ja.

Eulalia. Schämst du dich nicht, deinen guten Herrn zu verleumden? Pfui! das hätte ich dir nicht zugetraut.

Röschen. Der gnädige Herr hat mirs selbst befohlen.

Eulalia. Selbst befohlen?

Röschen. Ja, er sagte, nur unter dieser Bedingung soll um acht Tage meine Hochzeit mit Conrad seyn.

Eulalia. (nach einer Pause, wie aus einem Traum erwachend) Ha! ich begreife dich edler Mann! (ihre Thränen stürzen hervor) ich

ich begreife und fühle, warum du so handeltest. — Geht Kinder! geht! laßt mich allein.

Röschen. Aber — nun wird der gnädige Herr böse auf mich seyn.

Eulalia. Ich will das schon wieder gut machen, Geht! auf den Sonntag ist eure Hochzeit.

Beyde. (ihr die Hände zerküssend) Auf den Sonntag?

Röschen. Ach, die liebe gnädige Frau!

Conrad. Juchhe Röschen! (sie laufen Arm in Arm fort.)

Dreyzehnte Scene.

Eulalia (allein)

Wie ist mir geschehen! Noch kann ich weder denken noch empfinden, Eines verdrängt das Andre. Ha! diese edle Lüge! dieses freywillige Bücken, um mich glauben zu machen, auch er trage schwer — weil er weiß, wie dem armen Lastträger seine Bürde

Bürde leichter wird, wenn ein anderer neben ihm trägt — ach ja! es iſt ſchön und edel! aber — geſteh es nur Eulalia — es iſt dir doch lieb, daß es nur eine Lüge war.

Vierzehnte Scene.

Meinau. Horſt. Eulalia.

Eulalia. (an Meinaus Hals fliegend und ihn heftig umarmend) O Meinau! lieber, edler Meinau.

Meinau. (ihre Umarmung erwiedernd) Was iſt dir Eulalia? Woher dieſer feurige Ausbruch deiner Zärtlichkeit?

Eulalia. Lies meinen Dank in dieſer Thräne.

Meinau. Dank? Wofür?

Eulalia. Röschen iſt bey mir geweſen.

Meinau. (ſich ſtellend als ob er erſchrecke) Röschen?

Eulalia. O erſchrick nicht, lieber Meinau! Werde nicht um meinetwillen zum Schauſpieler, ich weiß Alles.

Meinau. Was weißt du?

Eulalia. Die großmüthige Lüge meines edlen Gatten.

Meinau. (nun wirklich erschreckend) Das dumme Ding!

Eulalia. Nicht Röschen, lieber Meinau, sondern Conrad, der brave Bursche, der seine Ehre für gekränkt hielt, und nicht ja sagen wollte zu der seltsamen Erfindung deiner Großmuth. — O ich danke dir deine Liebe! aber laß dem Himmel seine Gerechtigkeit. Ich kann und darf nie ganz glücklich werden! und was wäre auch die Tugend wenn es anders wäre! habe ich vielleicht durch innige Reue und Buße manches wieder gut gemacht, nun so ist mir das auch vergolten worden, denn Alles ausser mir lächelt mir Freude, ich habe nur einen Feind und den trage ich in mir. — Daß Gott ein reines Glück nur an ein reines Gewissen band, o das ist gerecht und gut! wie dürft ich murren! — Beruhige dich, mein Lieber! ich bin so glücklich als ich werden konnte, und wenn mein Gemahl und meine Kinder

mir

mir einſt auf meinem Todtenbette das Zeugniß ertheilen, daß ſeit jener unglücklichen Stunde, ich nie wieder meine Pflicht vergaß, nun ſo wird einſt vielleicht jener gnädige Richter aus den Jahren meines Lebens, die dort verzeichnet ſtehen, den Tag wegſtreichen, der mich als Verbrecherin herumirren ſah — bis dahin, lieber Meinau, laß uns froh ſeyn, wie bisher, und wenn du einmal eine kleine Wolke auf meiner Stirn erblickeſt, ſo ſieh weg, thu nicht, als ob du es bemerkteſt.

Meinau. (ſie zärtlich trauend an ſein Herz drückend) Eulalia könnte mich ſo ganz glücklich machen — und will nicht!

Eulalia. Sie will — ſie konnte einſt — ſie kann nicht!

Horſt. Du biſt ganz glücklich lieber Meinau, und auch Sie Eulalia. Das fühlt mit frohem Entzücken der Freund, der euch liebt als ſeine Geſchwiſter. Ich mag mich nicht mehr von euch trennen. In mein Patent will ich Blumenſaamen wickeln, und dieſes Ordens-

kreuz an die nächste Eiche hängen. Nehmt mich unter euch auf! laßt mich unter euch zum alten Hagestolz werden! Ich will mit Meinau säen und pflanzen, mit Eulalien schwärmen, und mit euren Kindern spielen.

Meinau (ihm die Hand schüttelnd) Ich halte dich beym Wort, lieber Horst! Aber eins fehlt noch: du mußt ein gutes Weib dir suchen.

Horst. (auf den Degen schlagend) Dieß war mein Weib. (er nimmt den Degen von der Seite und legt ihn auf den Tisch.) Ich scheide mich von ihr — und fliehe in eure Arme! (Alle drey umarmen sich.)

Der Vorhang fällt.

Der
Graf von Burgund.

Ein

Schauspiel

in fünf Akten.

BIBL.
UNIVER
LIPS.

Von

August von Kotzebue.

Leipzig
bei Paul Gotthelf Kummer
1798.

Personen.

Bruder Peter, ein Einsiedler am Fuße der Alpen.
Heinrich, sein Sohn.
Ritter Cuno von Hallwyl.
Elsbeth, seine Tochter.
Mutter Gertraud, Elsbeths gewesene Amme.
Graf Hugo von Werdenberg, Schirmvoigt zu Arles.
Guido, ein Knabe.
Gräfin Mathilde von Burgund, eine Nonne.
Ritter Walther von Blonay.
Bruno.
Meister Benedix, ein Faßbinder.
Niklas, sein Gesell.
Meister Märten, ein Ochsenhändler.
Meister Block, ein Schreiner.
Ein Greis.
Eine junge Dirne.
Ein kleines Mädchen.
Trabanten, Knappen, Edelknaben, Volk.

Erſter Akt.

(Eine waldigte Gegend am Fuße der Schweizergebürge. Im Hintergrunde eine Einſiedlerhütte; gegenüber eine offene Kapelle; zwiſchen beiden ein Gartenzaun. Im Vordergrunde eine Raſenbank unter einem Apfelbaume.)

Erſte Scene.

(Peter ſizt auf der Bank, und flicht einen Korb von Weidenzweigen. Heinrich, an der andern Seite, hackt Holz und ſingt dabei:)

Und die Banner flattern
Hoch in der Luft!
Und die Schwerdter klirren
Wenn das Harſthorn ruft.

Peter. Das Lied gefällt dir?

Heinrich. Ja, Vater.

Peter.

Peter. Du ſingſt es lieber, als die Frühmetten?

Heinr. Viel lieber.

Peter (lächelnd.) Fürchteſt dich der Sünde nicht?

Heinr. Nein, Vater. Muß wohl keine Sünde ſeyn. Geht es Euch mit dem Liede doch eben wie mir.

Peter. Wie meynſt du das?

Heinr. Wenn Ihr Hora ſingt, ſo hängen Eure Backen herunter, und Eure Augen ſtehn verdroſſen. Aber wenn Ihr das Schlachtlied bei Morgarten, oder das Siegeslied bei Sempach anſtimmt, dann glühen Eure Wangen, und Eure Augen brennen wie die Kerzen vor der heiligen Jungfrau.

Peter. Haſt du mir's abgelauert?

Heinr. Mehr noch. Ihr habt ein geiſtlich Lied vom Schwerdt der Gerechtigkeit, und vom Harniſch des Glaubens, das ſingt Ihr am liebſten, weil Schwerdt und Harniſch drinn vorkommen.

Peter (lächelnd.) Bube!

Heinr.

Heinr. Ist auch eine schöne Sache um ein Schwerdt. Was den Harnisch anlangt, der läßt sich entbehren.

Peter. Meynst du, braver Junge?

Heinr. War Ritter Erlach geharnischt, wie er am Donnerbühel focht? — (Er schwingt das Beil über dem Kopfe.) Ha! mich dünkt, ich höre die Harsthörner schallen!

Peter. Und die Schweizer bei Morgarten, sie trugen leinene Kittel.

Heinr. Recht Vater! wie die funfzig vertriebenen Männer von der Gefahr des Vaterlandes hören —

Peter. Wie sie kommen und bitten: man wolle ihnen nur vergönnen, ihr Blut auf der Grenzmark zu vergießen —

Heinr. Wie sie die großen Steine auf Ritter und Herren wälzen und schleudern —

Peter. Gedenkst du auch Rudolphs von Erlach bei Laupen?

Heinr. Was sollt' ich nicht! Ich sehe ihn mit dem Banner der Stadt Bern in der Hand; ich höre ihn rufen: Freunde! wir siegen! — Da stürzt' er mit einer Schaar auserlesener

Jüng-

Jünglinge in den Feind — Jünglinge! Vater! — ach! ich war nicht dabei!

Peter (seinen Kerb wegsetzend und mit Lebhaftigkeit aufstehend.) Ist doch alles nichts gegen den Arnold von Winkelried.

Heinr. Ha, Vater! wie er bei Sempach dem Wald von Speeren trozt —

Peter. Wie er ausruft: ich will euch eine Gasse machen!

Heinr. Sorgt für Weib und Kind!

Peter. Wie er dann die Spieße mit den Armen packt —

Heinr. Und sie in seine Brust drückt —

Peter. Die Eidgenossen wallen über seinen Leichnam —

Heinr. Die Feinde pressen hinterwärts —

Peter. Die Ritter ersticken in ihren Harnischen —

Heinr. Hier sinkt die Fahne von Tyrol —

Peter. Dort das Banner von Oesterreich —

Heinr. Herzog Leopold fällt!

Peter. Sie fliehen!

Heinr. Juchhey! sie fliehen!

Peter.

Peter (ſich faſſend.) Bube! was machſt du aus mir alten Manne? geh, hacke Holz, und laß mich meinen Korb in Ruhe flechten.

(Er ſezt ſich wieder.)

Heinr. (ſchleicht zu ſeiner Arbeit.) Wollte ich doch faſt lieber, meine Knochen lägen im Beinhauſe bei Murten.

Peter. Was murrſt du, Knabe?

Heinr. Wenn ich einmal dorthin komme zu Tell und Stauffacher, werden ſie fragen: wer biſt du? werde ich antworten: ein Schweizer, — was haſt du Schweizer gethan? — ich habe Murmelthiere tanzen gelehrt.

Peter. Wer ſagt dir, daß du ein Schweizer biſt?

Heinr. Mein Herz — mein Durſt nach Thaten!

Peter. Gedulde dich, Sohn! deine Stunde wird kommen.

Heinr. Eine ſchleichende Stunde, fein langſam, wie die alte Mutter Gertraud. Ich habe Luſt, ihr entgegen zu laufen.

Peter.

Peter. Sieh die Aepfel auf diesem Baume; sind sie reif?

Heinr. Noch nicht, aber bald.

Peter. Süße Früchte, dem, der warten kann.

Heinr. Warum facht Ihr eine Flamme in mir an, die in diesen Wäldern keine Nahrung findet, und mich selbst verzehrt? — Warum erzählt Ihr mir so oft von Schlachten und Turnieren, daß Roß und Mann bei Tag und Nacht mir immer vor den Augen wimmeln? So oft unser alter Hengst im Stalle wiehert, greife ich nach der Lanze, und erwische ein Paternoster. So oft der Thurmwart auf der Burg ins Horn stößt, fahre ich nach dem Schwerdt, und ergreife eine Holzaxt. Jede schöne That treibt mir das Blut zum Herzen, und Wasser in die Augen; jeden braven Rittersmann möchte ich an meine Brust drücken, und jedem Schalk mit der Streitaxt den Schädel spalten.

Peter. So wollte ich dich haben.

Heinr. Wozu? für wen? — habt Ihr mich so manche Wissenschaft gelehrt, um sie unsern Hirten beim Kühreigen vorzusingen? —

Wer

Wer einen Falken zur Jagd erzieht, muß ihn nicht in den Käfich sperren.

Peter. So lange er die Kappe über den Augen trägt, iſt er noch zu jung.

Heinr. Laßt hören, wie alt?

Peter. Achtzehn Jahr, und drüber.

Heinr. Schaut her, Vater! (Er ſpaltet einen Klotz auf einen Hieb.) Wie alt war der Knabe, der dieſen Hieb that? Meynt Ihr, Feindes Schädel ſey härter, als dieſer Eichenſtamm?

Peter. Kraft ziemt dem Jüngling. Auch in dieſer Weidenruthe iſt Saft und Kraft, aber ſie läßt ſich biegen. Gehorſam ſchmückt den Knaben.

Heinr. Soll der Bogen ſchlaff werden, ſo netzt ihn; gebt mir Kräuter, die mein Blut kühlen.

Peter. Geh', verſuche deinen Muth an Bären und Wölfen.

Heinr. Sind es doch nur kleine Räuber, ſo lange es Menſchen giebt. Laßt mich auf die Burg. Ritter Cuno hat ſchon lange mich zum Knappen begehrt.

Peter.

Peter. Willst du den alten Vater in dieser Wildniß allein lassen?

Heinr. Ihr seyd ein frommer Mann; die ganze Gegend verehrt den frommen Bruder Peter; wer wird euch antasten?

Peter. Genug, Heinrich, es ziemt dir nicht, Ritter Cuno's Edelknecht zu werden.

Heinr. Es ziemt mir nicht? warum nicht? — ist das Geschlecht von Hallwyl nicht edel und berühmt? — und wer bin ich denn, daß ich mich schämen sollte, von Ritter Cuno die Waffen führen zu lernen?

Peter. Forsche nicht nach Dingen, die nur die Zeit enthüllt. Einen Harnisch kann der Jüngling tragen, aber kein Geheimniß.

Heinr. Vater, warum mich demüthigen? Ward ein edler Name mir zum Erbtheil, warum wollt Ihr meinen Schatz mir vorenthalten?

Peter. Ihn jezt in deine Hände liefern, hieße dich darum betrügen.

Heinr. Räthsel, und immer Räthsel. Warum hat der Vater kein Vertrauen zum Sohne? — daß Ihr vom Felde der Ehre in eine Wüste geflohen; daß Ihr den Panzer

mit

mit der Eremiten-Kutte verwechselt; zwang Euch Gewalt?

Peter. Und wenn du es errathen hättest?

Heinr. Dann gebt mir ein Schwerdt, ich räche Euch!

Peter. Dachte ich's doch. Nein, Sohn, die Rache hinkt dem Laster nach, und hat nur Flügel, um die Tugend zu ereilen. Noch zögert die erseufzte Stunde.

Heinr. So vergönnet mir indessen eine Fahrt in fremde Länder, daß ich durch Thaten mich zu Eurem Rächer weihe.

Peter. Vergäßest dann im Getümmel der Welt den alten Vater und seine Wildniß.

Heinr. Das meynt Ihr nicht im Ernst. Ich liebe Euch und die Wildniß, in der ich aufwuchs; ich liebe den Apfelbaum, den Ihr an meinem zweiten Geburtstage pflanztet; und den Grabhügel, wo Ihr zu weinen pflegt; ich liebe den Waldstrom, unser Sommerbad, und das Gärtchen, wo der Kohl unter meiner Hand gedeiht. Mehr als Alles liebe ich Fräulein Elisbeth, die an meiner Seite emper schoß, als eine junge Tanne, und deren Wangen glühen, wie

ihre

ihre Burgfenſter, wenn die Abendſonne ſie vergoldet. Auch der alte Ritter Cuno iſt mir lieb, denn Elsbeth nennt ihn Vater, und er ließ mich oft als Knabe langmüthig ſeinen Knebelbart zauſen. Auch Mutter Gertraud nicht zu vergeſſen! habe ich ſie doch manch liebes mal geneckt, zum Dank für ihre ſchöne Semmel. Ja Alles, Alles iſt mir lieb und theuer. Hinaus in die Welt führt die Bahn der Ehre; zurück in die Gebürge der ſchmale Pfad zur Ruhe. Nur Einen Lorbeerzweig laßt um meine Schläfe blühen! raſch bin ich wieder bei Euch, und lege ihn zu Elsbeths Füßen.

Peter. Begieße deinen Kohl, und wenn es dir zu warm wird, ſo kühle dich im Waldſtrom, bis die Stunde dir zu höhern Dingen ſchlägt — wer weiß wie bald! — noch eine kurze Friſt — vielleicht winkt dein Geſchick, noch ehe das Laub von dieſen Bäumen fällt. — Mein Korb iſt fertig. Du haſt über dem Geſchwätz dein Tagewerk vergeſſen. Im Garten giebt es noch Arbeit vollauf. Iſt das Holz geſpalten, ſo kömmſt du mir zu helfen.

(Er geht ab.)

Zwei-

Zweite Scene.

Heinrich allein.

(Er ſieht dem Vater nach, ſchüttelt den Kopf, und geht an ſeine Arbeit.)

Sehr begreiflich. Er hat den Becher geleert, was weiß er, wie dem Durſtigen zu Muthe iſt. — Ruhe — ein Labetrunk dem Alter, der Jugend ein Gift. — Wenn doch das Holz im Walde wenigſtens härter wüchſe, daß es mehr Kraft koſtete, es zu ſpalten. Oder wenn — (er blickt auf.) Holla! da klimmt Fräulein Elsbeth den Fußpfad herunter. — Weiß Gott, wie ſie's macht, ich darf ſie nur ſehen, und bin mit allem zufrieden. — Hüpft ſie nicht wie eine Gemſe? — Die alte Gertraud hinter ihr, hält ſich fein vorſichtig an jedem Zweige. — Soll ich das Mädel necken? — ich bin noch ihr Schuldner von neulich, als ſie den großen Stein in den Teich warf, daß ich durch und durch naß wurde. — Wo verſtecke ich mich? — Huſch! auf den Baum!

(Er wirft die Axt weg, und klettert auf den Apfelbaum.)

Dritte Scene.

(Fräulein Elsbeth hüpft auf die Bühne, und sieht sich überall neugierig um. Mutter Gertraud erscheint einen Augenblick später. Man hört sie schon in der Ferne keuchen.)

Gertraud. Mein Gott, Fräulein, lauft doch nicht so! ich bin außer Athem!

Elsbeth. Ruht hier aus, liebe Mutter.

Gertr. Dachte ich's doch! soll ich nicht abermals hier ausruhen? warum denn eben hier?

Elsb. Es ist ein freundliches Plätzchen.

Gertr. Freundlich? das ich nicht wüßte. Kann doch kaum die liebe Sonne durch die hohen Tannenwipfel scheinen.

Elsb. Nun so ist es kühl.

Gertr. Ja, wie im Burgkeller. Meynt Ihr, das Blut koche mir so in den Adern, wie Euch? — Das hüpft, wie eine Schmerle im Bache, das lebt auf tausend Füßen, wie ein Kellerwurm. Schon hundertmal hätter Ihr den Hals vom Felsen herabgestürzt, wenn die lieben Engelein nicht über Euch walteten. Kaum

tagt

tagt es eben auf der Burg, husch iſt ſie aus den Federn, vergißt Ave Maria und Roſenkranz, ſchlingt ihr Morgenſüppchen herunter, als ſey es eine bittre Arzeney; dann geht es an ein Rufen und Quälen: Mutter Gertraud, ſollen wir nicht luſtwandeln gehn? — „Ach Fräulein, der böſe Huſten“ — Die friſche Luft wird Euch wohlthun — „Ich habe meinen Morgenſegen noch nicht gebetet“ — Unter Gottes freiem Himmel betet ſich's inbrünſtiger — und ſo hängt ſie ſich an meine Kleider, zerrt mich, ſchleppt mich —

Elsb. Seyd nicht böſe, Mutterchen.

Gertr. Und wohin zerrt ſie mich? wohin ſchleppt ſie mich? — immer hieher! — Da heißt es wohl einmal: wir wollen in den Garten gehn; kaum ſind wir drinn — ich ſtehe und eſſe Johannisbeeren — husch ſchlüpft ſie zum Pförtchen hinaus, ſpringt wie eine Gemſe von Felſen zu Felſen, hüpft wie ein Eichhörnchen von Baume zu Baume, und ehe man ſich's verſieht — da ſteht ſie wieder auf dem nemlichen Platze, und die alte Mutter Gertraud mag ſich oben heiſer rufen —

Elsb. Habt Ihr nun genug gescholten, Mütterchen?

Gertr. Je, sagt mir doch: liegt hier irgendwo ein Schatz vergraben? — Ihr seyd freilich ein Sonntagskind. — Wornach schaut Ihr so ängstlich? wornach dreht Ihr das Köpfchen wie eine Drossel, die rothe Beeren hängen sieht?

Elsb. Begreift Ihr denn nicht warum ich hier bin? ich suche Kräuter.

Gertr. Ey, die wachsen am Berge besser als hier.

Elsb. Seht da, Weißwurz, die wächst nur im Schatten; und Ehrenpreis und Sauerklee für den Vater in die Suppe.

Gertr. Ey freilich! und das giftige Waldhähnlein, wollt Ihr das auch in die Suppe thun? und die Kuhblume, meynt Ihr die wachse nur hier allein? — Fräulein! Fräulein! die Kuhblume ist ein Unkraut, und der junge Bursche, der hier haust, ist auch ein Unkraut; Ihr aber seyd ein Blümlein Wunderhold, und müßt hübsch im Verborgenen blühn, daß Gott und Menschen Freude an Euch haben.

Elsb.

Elsb. Was wollt Ihr damit sagen?

Gertr. Seht doch, das arme Kind, es versteht mich nicht. Ich will es Euch deutlicher machen. Ihr lauft dem jungen Buben hier nach, dem Heinrich, versteht Ihr mich nun?

Elsb. Pfuy, Mutter!

Gertr. Ja wohl pfuy! das sage ich auch, Satanas legt der Unschuld Fallstricke. Euer Vater soll es erfahren.

Elsb. Immerhin, ich thue nichts Böses.

Gertr. Nichts Böses? Das Unglückskind! Kaum kann sie einen Psalm herbeten und ihren Namen kritzeln, so weiß sie auch schon, was Gut oder Böse ist. Meynt Ihr, das Böse erkenne man immer am Pferdefuß und Drachenschwanz? mit nichten! — Der Honig, den Jonathan vom Stocke leckte, war süß. Folgt meinem Rathe, Fräulein; ich meyne es ehrlich mit Euch; kommt der Klause nicht zu nah.

Elsb. Ihr seyd wunderlich, Mutter; warum soll ich den frommen Peter nicht besuchen?

Gertr. Ey ja doch, der fromme Peter hat einen Sohn, mit dessen Frömmigkeit sieht es

übel aus. Hat mir der Bursche neulich zugemuthet, am lieben Sonntag zu spinnen; und sogar während der Messe ertappe ich ihn oft, wie er hinter dem Hute nach Euch schielt.

Elsb. Er schielt nicht, er hat ein paar schöne große Augen.

Gertr. Desto schlimmer! Wollte Gott, er wäre blind und lahm! Hütet Euch, Fräulein! wenn Herr Walther von Bionay das erfährt —

Elsb. Was?

Gertr. Je nun, Ihr versteht mich schon!

Elsb. Mein Thun und Lassen mag ein Jeder richten; und was kümmert das den Ritter Bionay?

Gertr. Euer Bräutigam —

Elsb. O! so weit sind wir noch nicht.

Gertr. Aber wir werden mit Gottes Hülfe so weit kommen. Herr Walther ist ein stattlicher Ritter, hat drey schöne Burgen —

Elsb. Immerhin! die Sonne scheint auch in Hütten.

Gertr. Gold und Silber —

Elsb. Kann er mehr thun, als sich satt essen?

Gertr. Ihr redet wie ein unverständiges Kind; wenn Ihr aber erst die güldenen Spangen und Ketten, und das Brautgeschmeide sehen werdet —

Elsb. Hüpft man leichter in geldenen Ketten?

Gertr. Man hüpft dann gar nicht mehr. Ihr werdet stattlich einherschreiten in Schnabelschuhen, ein Bube wird Euch die Schleppe tragen, und ein Knappe den Zelter halten.

Elsb. (grämlich.) Ach laßt mich zufrieden.

Gertr. Geduld! Geduld! die Kindetschuhe sind noch nicht vertreten.

Elsb. Ey seht doch! ich bin kein Kind mehr.

Gertr. Mit funfzehn Jahren steht man noch immer mit einem Fuße in der Wiege, und hat das Fallhütlein oft nöthiger, als beim ersten Stolpern. — Fort! fort Fräulein! wenn Euer Vater von der Jagd zurückkömmt, und findet Euch nicht, so brummt er.

Elsb. Das ist nicht wahr, Mutter; mein Vater ist gut, er brummt nicht.

Gertr. Ja, ja, er ist nur allzu gut. Fort! fort! mich dünkt, ich höre schon die Hörner.

Elsb. Ich will nicht.

Gertr. Was wollt Ihr denn?

Elsb. Hier bleiben, ausruhen.

Gertr. (spöttelnd.) Und Ehrenpreiß suchen?

Elsb. Ich bin müde. (Sie setzt sich auf die Bank.)

Gertr. Eigenwilliges Kind! was soll ich machen? — (für sich.) Zum Glück ist der Bube nicht in der Nähe, jezt hat es keine Gefahr. (Laut.) Ruht denn aus in Gottes Namen! ich gehe indessen hier in die Kapelle, und bete ein Ave Maria.

Elsb. Thut das Mutter, betet auch für mich.

Gertr. Ja, ja, es thäte wohl Noth. Einen Aal festhalten, ist leichter, als eine junge Dirne hüten. (Sie trippelt fort.)

Vierte Scene.

Elsbeth und Heinrich auf dem Baume.

Elsb. (um ſich ſchauend.) Wo muß er ſtecken? ſchläft der faule Bube noch? ſoll ich ihm einen dürren Baumaſt in die Hütte werfen?

Heinr. (läßt einen Apfel auf ſie herabfallen.)

Elsb. Was war das? — ein Apfel (ſie hebt ihn auf und beſieht ihn.) iſt aber noch nicht reif.

Heinr. (wirft ſie abermals.)

Elsb. Schon wieder? (ſie ſpringt auf.) Neckt mich ein Poltergeiſt? (ſie wird Heinrich gewahr.) O du Schelm! herunter vom Baum! das ſoll dir übel bekommen. (Während Heinrich herabſteigt, rauft Elsbeth ſchnell einige Hände voll Gras und Blumen aus der Erde, ſammelt ſie in die Schürze, und als er vor ihr ſteht, wirft ſie ihm eine Handvoll nach der andern ins Geſicht.) Das iſt für den erſten Apfel — das für den zweiten — das fürs Horchen und das für dein ewiges Necken.

Heinr. (ſtrudelt.) Elsbeth! Elsbeth! hör' auf, oder ich küſſe dich.

Elsb.

Elsb. Ja, küß nur, Mutter Gertraud ist in der Kapelle, wenn sie den Kopf umdreht, kann sie uns sehn.

Heinr. Sie wird den Kopf nicht umdrehn.

(er will sie küssen.)

Elsb. Du! ich laufe auch in die Kapelle.

Heinr. (sie festhaltend.) Lauf, wenn du kannst.

Elsb. Heinrich, ich werde böse.

Heinr. Nun, böse mußt du nicht werden. (er läßt sie los.) Warum willst du mich denn nicht küssen?

Elsb. Habe ich dich nicht erst neulich geküßt, als der Bach angeschwollen war, und du den armen alten Mann über den schmalen Steg leitetest?

Heinr. Das ist schon lange her.

Elsb. Und als du den kleinen Bauerjungen aus dem Wasser zogst, habe ich dich da nicht auch geküßt?

Heinr. O! das ist noch weit länger.

Elsb. So oft du etwas Gutes thust, bekömmst du einen Kuß.

Heinr.

Heinr. Ich thäte gern immer Gutes. Iſt es meine Schuld, daß nicht alle Tage Bauerjungen ins Waſſer fallen, oder alte Männer über den Steg gehen wollen? — Küß mich.

Elsb. Ich will nicht.

Heinr. Ich weiß ſchon, warum du nicht willſt.

Elsb. Nun, warum denn nicht?

Heinr. Herr Walther von Vlonay iſt ein ſtattlicher Ritter —

Elsb. Schweig.

Heinr. Die Schnabelſchuhe — die goldenen Spangen —

Elsb. (drohend.) Heinrich! ich gehe in die Kapelle.

Heinr. Geh, geh nur; du wirſt doch bald genug dahin gehn, um Herrn Walther zu heurathen.

Elsb. Das hat dir die alte Mutter Gertraud in den Kopf geſezt.

Heinr. Iſt es etwa nicht wahr?

Elsb. Je nun, der Vater hat wohl ein Wörtchen davon fallen laſſen —

Heinr. Und das iſt dir aufs Herz gefallen?

Elsb.

Elsb. Was geht es dich an?

Heinr. Freilich — mich geht es nichts an — ich bin ein armer Bube — ich habe dich lieb, und das ist alles. — Wenn ihr nun von der Burg herunter ziehen werdet mit Pfeifen und Schalmeyen, da wirst du auf einem geschmückten Zelter sitzen, Knappen und Edelknechte um dich her. — Plötzlich wird der Zelter scheu werden und schnauben — was ist das? wirst du fragen. — Ach nichts! der arme Heinrich liegt da am Wege, und hat sich todt gegrämt.

Elsb. (sanft-verweisend) Pfuy, Heinrich! pfuy! das war schlecht von dir.

Heinr. (schluchzend) Und wenn es nun doch wahr wäre?

Elsb. Ich glaube gar du weinst? — Lieber Heinrich! küß mich.

Heinr. Nein, ich mag dich jezt nicht küssen. Du willst mich doch nur für die Schmerzen bezahlen, die ich werde dulden müssen.

Elsb. Du bist ein Narr! ich werde gar nicht heurathen.

Heinr. Versprichst du mir das?

Elsb. Lieber ziehe ich ins Kloſter, als zu Walther von Vinnay.

Heinr. Meine Augen haben den Mann nie geſehen, aber ich haſſe ihn von ganzem Herzen —

Elsb. Schäme dich! man muß Niemand haſſen.

Heinr. Wenn er einmal ins Waſſer fiele —

Elsb. Würdeſt du ihn nicht herausziehn? — ſieh mich an!

Heinr. (mit Nein ſagen ein verſtohlner Blick auf Elsbeth macht es ihm unmöglich.) Nun freilich — um deinetwillen —

Elsb. Nein, um Gottes willen! Freunden Gutes erzeigen iſt keine Kunſt, aber Feinde retten iſt ein Einlaß-Pfennig beim heiligen Peter.

Heinr. Das ſchwazt wie ein Abt.

Elsb. Sey nun wieder luſtig und wohlgemuth. Komm, laß uns Kräuter ſuchen.

Heinr. Ich muß Holz hacken.

Elsb. Ich will dir helfen.

Heinr.

Heinr. Du, mir helfen! ha! ha! ha! du kannst kaum die Axt aufheben.

Elsb. Oho! kann ich doch des Vaters Turnier-Schwerdt aus der Scheide ziehen.

Heinr. Nun da, versuche. (Er giebt ihr ein Beil in die Hand, sie thut einige ungeschickte Hiebe, indessen er mit grosser Geschwindigkeit einige Klötze spaltet.)

Elsb. (ermüdet.) Es geht doch nicht.

Heinr. Das dacht' ich wohl. Du wirst dich in den Fuß hauen. Aber sieh, wie flink es mir von der Hand geht. Wenn du dabei stehst, so kömmt es mir vor, als könnt ich Felsen spalten.

Elsb. Hast du auch gehört, Heinrich? wenn man sich lieb hat, und die Arbeit theilt, soll es weit taschengehn.

Heinr. Nein, das hab' ich nicht gehört, aber es mag wohl wahr seyn.

Elsb. Komm, und hilf mir Kräuter suchen.

Heinr. Was für Kräuter?

Elsb. Weißwurz und Ehrenpreiß.

Heinr. Ich kenne sie nicht.

Elsb.

Elsb. Ich will sie dich schon kennen lehren. Sieh, das ist Ehrenpreiß.

Heinr. O, das wächst hier genug.

(beide pflücken emsig.)

Heinr. Da hast du eine ganze Hand voll.

Elsb. Narr! das ist Wolfskirsche und Hahnenfuß. Die sind beide giftig.

Heinr. Wirf den Plunder weg, und laß uns schwatzen. Wenn ich einst in einer Schlacht verwundet werde, dann magst du Kräuter suchen und mir ein Pflaster kochen.

Elsb. Ey ja doch! das würde sich schicken. Was geht es mich an, wenn du verwundet wirst?

Heinr. So? du wolltest mich hülflos liegen lassen?

Elsb. Da ist der Pater Burkard im Kloster Einsiedeln, der versteht sich auf die Wundarzeneykunst.

Heinr. Ich mag aber keinen Pfaffen um mich dulden.

Elsb. So nimm dir ein Weib. Einer treuen Hausfrau ziemt es wohl, ihren Herrn zu pflegen.

Heinr.

Heinr. Recht Elsbeth! ich will dich zu meiner Hausfrau machen.

Elsb. Du mich? ha! ha! ha! — wie willst du das anfangen?

Heinr. Erst will ich hinausziehen nach Welschland und Deutschland, nach Burgund und Wallis, da will ich tapfer fechten, daß die Leute von mir reden sollen; ein wackerer Fürst soll mich zum Ritter schlagen, und eine schöne Prinzessin mir im Turnier den ersten Dank reichen; dann will ich vor deinen Vater treten und sprechen: gestrenger Ritter, gebt mir das holdselige Fräulein Elsbeth zum Weibe.

Elsb. Und wenn nun der Vater Ja sagt?

Heinr. Gut, so lassen wir den Burgpfaffen holen.

Elsb. So? und mich willst du gar nicht fragen?

Heinr. Du wirst doch nicht Nein sagen?

Elsb. Wer weiß.

Heinr. (zärtlich.) Wirst du Nein sagen?

Elsb. Pfuy! sieh mich so nicht an.

Heinr. (noch zärtlicher.) Liebe Elsbeth! wirst du Nein sagen?

Elsb. (sinkt in seine Arme.)

Fünfte Scene.

Mutter Gertraud. Die Vorigen.

Gertr. Nun, da haben wir's! heilige Agnes! und alle eilftausend Jungfrauen! steht mir bey!

Elsb. Was giebts, Mutter Gertraud?

Heinr. Was giebts?

Gertr. Und ihr fragt noch? ihr gottlosen Kinder! was habe ich sehen müssen?

Beide. Wo? wo?

Gertr. Lagt ihr einander nicht in den Armen?

Heinr. Nun? was mehr?

Gertr. Mehr noch? bewahre der Himmel! Bube! wolltest du den Frevel noch weiter treiben?

Heinr. Frevel?

Gertr. Während ich dort in meiner Andacht auf den Knieen liege, und Einen Rosenkranz nach dem andern abbete, treibt hier der Satan sein Spiel

Elsb. Der Satan ist gar nicht hier gewesen.

Heinr.

Heinr. Laßt es gut seyn, Mutter, Ihr wißt, wie lieb ich Euch habe.

Gertr. Du? mich? so liebt der Wolf den Hund, der bei der Heerde wacht.

Heinr. Ihr habt uns Arm in Arm gefunden, Ist das nicht besser als Hader und Zwietracht?

Gertr. Nein, es ist nicht besser, ich wollte, ihr hättet euch die Augen ausgekratzt, dabei wäre minder Gefahr.

Elsb. Welche Gefahr?

Gertr. Das verstehst Ihr nicht, Fräulein, das muß ich besser wissen; und kurz — noch heute sage ich es Eurem Vater.

Elsb. In Gottes Namen.

Heinr. Seyd doch nicht wunderlich, Mutter Gertraud. (Er hebt die beiden Aepfel auf, mit welchen er Elsbeth warf.) Da nehmt, ein paar schöne Aepfel.

Gertr. Bleib mir mit deinen sauren unreifen Holzäpfeln vom Leibe.

Heinr. (schalkhaft.) Je nun, gebt den Aepfeln etwas von Eurer Reife ab, so habt Ihr beide genug.

Gertr.

Gertr. Ich glaube gar, der Bube ſpottet noch?

Heinr. Bewahre der Himmel! iſt es meine Schuld, daß die Aepfel nicht reifer ſind? — Halt! ich beſinne mich. (Er fährt nach der Taſche.) Seht da, ein ſchönes Mutter Gottes Bildgen, fein bunt bemahlt, das ſchenk' ich Euch.

Gertr. Ich will es nicht haben. Fort, Fräulein!

Heinr. Ey, ey! iſt das die Mutter Gertraud, von der die alten Landleute mir ſo viel Gutes erzählt haben?

Gertr. Was haben ſie dir erzählt? he?

Heinr. Ihr wäret in Eurer Jugend die ſchönſte Dirne im ganzen Thale geweſen.

Gertr. Paperlapapp!

Heinr. Die Minneſänger hätten Lieder auf Eure ſchwarzen Augen gedichtet.

Gertr. Wer hat es ihnen geheiſſen?

Heinr. Man hätte Euch nur die ſchöne Gertraud genannt.

Gertr. Der liebe Gott hatte mir eine feine Geſtalt verliehen.

Heinr.

Heinr. Alt und Jung gafften, wenn Ihr Euch im Ringeltanze drehtet.

Gertr. Ja, ja, das ist wohl wahr.

Heinr. Und dabei seyd Ihr immer so züchtig und fromm gewesen, so sittsam und holdselig —

Gertr. (halb für sich.) Der Schalk! man kann ihm nicht gram seyn.

Elsb. (sie liebkosend.) Seyd Ihr nun wieder gut, Mütterchen?

Heinr. Ja doch, Mütterchen! zürnt nicht auf den armen Heinrich.

Elsb. Ich sehe ihn so gern.

Heinr. Ich habe sie so lieb.

Elsb. Ist es strafbar, sich gern zu sehen?

Heinr. Ist es eine Sünde, sich lieb zu haben?

Gertr. Kinder! Kinder! ihr versteht das nicht. Aus Gernesehen und Liebhaben knetet der Satan zuweilen ein Bubenstück zusammen. Du, Heinrich, magst ein ganz guter Knabe seyn, aber Niemand weiß, von wannen du kömmst, noch wohin du gehst. Fräulein Elisabeth hingegen ist ein Ritterbürtiges Fräulein.

Heinr.

Heinr. Ey, mein Vater war vormals auch ein Rittersmann.

Gertr. Dein Vater ist der fromme Bruder Peter; von seiner Ritterschaft ist mir nichts bewußt. Und kurz, es ist die höchste Zeit, daß man euch aus einander bringt, ehe ein Unglück geschieht.

Elsb. Welch ein Unglück kann denn geschehen?

Gertr. Fort Fräulein! fort! Ihr seyd immer so wunderschnell herabzukommen, und so träge, hinaufzusteigen —

Elsb. Seht doch, Mutter, da wandelt ein Pilgrimm den Fußsteig durch den Wald.

Gertr. Was geht Euch der Pilgrimm an? wallfahrtet er doch nicht zu Euch.

Elsb. Er kommt vielleicht vom heiligen Grabe. Ich höre gar zu gern neue Mähr aus fremden Ländern.

Gertr. Neubegier ziemt keiner sittsamen Dirne. Man erfährt oft in einer Stunde mehr, als man zeitlebens wieder vergessen kann.

Elsb. Nur noch ein Augenblickchen, liebe Mutter; vor dem alten Graubart werdet Ihr Euch doch nicht fürchten?

Sechste Scene.

Bruno in Pilgrimms-Tracht. Die Vorigen.

Bruno. Gelobt sey Jesus Christ!

Gertr. In Ewigkeit Amen!

Bruno. Könnt Ihr mich berichten, wo der fromme Klausner Bruder Peter haust?

Gertr. Ihr seyd an Ort und Stelle.

Bruno. Habt Dank, Mutter. Ich komme aus dem Kloster Einsiedeln, und als ich unsern durchs Dorf zog, hörte ich viel von seinem heiligen Wandel; da beschloß ich, einen Umweg nicht zu scheuen, um dem frommen Manne zu beichten. Wo find' ich ihn?

Gertr. Hier steht sein Sohn, er kann Euch berichten.

Bruno (freudig auffahrend und Heinrich neugierig betrachtend.) Sein Sohn! dieser Jüngling sein Sohn? (mit Feuer zu Heinrich.) Gott segne Euch! meine Augen werden wacker bei Eurem Anblick.

Heinri

Heinr. Ich danke Euch, ehrwürdiger Greiß; aber ich bin nicht so fromm als mein Vater.

Gertr. Nein, wahrlich! das ist er nicht.

Bruno (sich in Heinrichs Anschauen vergessend.) Der zarte Sprößling ist zum rüstigen Stamms aufgeschossen.

Heinr. Habt Ihr mich denn sonst gekannt?

Bruno. Vielleicht.

Heinr. War't Ihr vormals hier?

Bruno (bedeutend.) Oft war ich hier — immer!

Heinr. Eure Züge sind mir entfallen. Doch gleichviel! kann ich Euch in irgend etwas dienen?

Bruno. Wenn Ihr es gerne thut?

Heinr. Ich diene gern.

Bruno. So darf ich Euch dereinst an Euer Wort erinnern. Jezt sagt mir, wo ist Euer Vater?

Heinr. Wenn Ihr dort über den Zaun schaut, so seht Ihr ihn im Garten.

Gertr. Fort, Fräulein! mich dünkt, ich höre Eures Vaters Jagdhörner.

Elsb. Ich gehe schon. Leb' wohl, Heinrich!

Heinr. Ich begleite dich ein Stück Weges.

Gertr. Ist nicht von nöthen.

Heinr. Nur bis an die Stelle, wo das abgerissene Felsenstück den Fußpfad sperrt. Dort helfe ich Euch hinüber.

Gertr. Bin oft genug ohne Hülfe drüber weggeschritten.

— Heinr. Der Regen hat den Weg schlüpfrig gemacht, und rechter Hand der Abgrund — nein, warlich! ich lasse Euch nicht allein gehn.

Gertr. Du lieber Gott! man sollte Wunder denken, wie viel ihm daran läge, daß ich nicht ausglitsche. Aber ich merke schon — nun diesmal magst du mitgehn, doch nicht weiter als bis an den großen Stein.

Elsb. Gehabt Euch wohl, frommer Pilger! wenn Ihr zu uns auf die Burg kömmt, so will ich Euch einen Becher von unserm besten Wein kredenzen.

Bruno. Ich danke Euch, holdes Fräulein.

Heinr.

Heinr. Im Garten findet Ihr den Vater.

(Er hüpft mit Elsbeth davon.)

Gertr. (zu Bruno.) Gott behüt' Euch! — Kinder! Kinder! lauft nicht so schnell.

(Sie wackelt hinterdrein.)

Siebente Scene.

Bruno allein.

Heil dir, mein Vaterland! der wackere Knabe ist unverschroben an Leib und Seele. Kein krankes Pflänzlein aus fürstlichen Gärten; eine frische Staude voll Saft und Kraft. — Es war vielleicht ein Glück für dich, Burgund! daß es so kommen mußte. Kein Pfaff hat ihm den Nacken gebeugt, und keine Buhldirne das frische Roth von seinen Wangen gehaucht. — Doch ich vergesse ganz den lieben alten Herrn, so wonnig überraschte mich des Knaben Anblick. — Längst erwünscht ist meine Botschaft, dennoch unerwartet. — (Er nähert sich dem Gartenzaun.) Ist er das? — der dort mit dem Grabscheit so emsig in der Erde wühlt? — Es steht ihm wohl

an

an — doch ſtand das Schwerdt ihm beſſer. — O! wie haben Sorge und Alter ihn gekrümmet! — Graues Haar — tiefe Furchen auf der Stirn — iſt er es auch? — Herz! mein pochend Herz! Ja er iſt's! — (Er ruft.) Ritter Hans von Bonſtetten!

Peter (hinter der Scene.) Wer ruft?

Bruno. Ritter Hans von Bonſtetten!

Peter. Großer Gott! wer ruft?

Achte Scene.

Peter ſtürzt in großer Bewegung auf die Bühne.

Peter. Pilgersmann! wer verräth Euch meinen Namen?

Bruno. Kennt Ihr meine Stimme nicht mehr?

Peter. Gaukelbild! vor achtzehn Jahren hätte ich geſchworen, es ſey mein treuer Bruno.

Bruno (kniet nieder.) Er iſt's.

Peter (auf ihn herabſinkend) Ha! willkommen Freundesſtimme! wie klingſt du dem

ents

entwöhnten Ohr so süß! Steh auf, und laß an dieses Herz dich drücken, das noch einmal jugendlich klopft!

Bruno (in seinen Armen.) Mein guter alter Herr!

Peter. O welch ein buntes Gewimmel von Bildern erwacht bei deiner Stimme Klang! — wie ist mir — wo bin ich? — Achtzehn lange Jahre hat ein einziger bekannter Ton in einen Traum verwandelt. Ich stehe wieder im Kreis der Meinigen, sehe Brüder und Schwestern um mich her, halte mein liebes Weib in meinen Armen —

Bruno. Wo ist sie? daß ich sie begrüße.

Peter. Ach! ich habe sie begraben! jener Hügel deckt die theuern Ueberreste. Acht Jahre hat die edle Agnes meiner Hofnung welke Schatenpflanze hier in dieser Wildniß pflegen helfen.

Bruno. O! daß Gott nicht ihre Tage fristete, bis zum Aufgang einer neuen Sonne!

Peter. Rede! was führt dich hieher?

Bruno. Das kostbare Pfand, Euch vom Schicksal anvertraut, es lebt?

Peter. Es lebt.

Bruno. Nun so wapnet Euch! auf! auf nach Burgund!

Peter. Starb der Thronen-Räuber?

Bruno. Er stieg mit Fluch beladen hinab zu seinen Vätern.

Peter. So wäre es endlich Zeit? —

Bruno. Hervorzutreten. Noch fließen täglich Thränen der Volksliebe, auf dem Grabe des ermordeten Vaters.

Peter. Wohl auf, Heinrich! deine Stunde ist gekommen. Lebt Mathilde noch?

Bruno. Sie lebt in klösterlicher Einsamkeit. Ihr Mutterherz ahndet nicht, daß noch starke Bande es an diese Welt fesseln.

Peter. Bote des Himmels! du hast nach langer Dürre der Hofnung milden Thau auf mich herabgeträufelt. — So werde ich dich verlassen, traute Einöde — dich verlassen, Grab meines guten Weibes! — Ich danke dir, Gott! daß du zum Heil meines Vaterlandes die wenigen Tage mir gefristet! — Komm Bruno, komm in die Kapelle. Dem Ewigen

ein Opfer unsrer Herzen! — und dann den Harnisch blank geputzt, der seit achtzehn Jahren rostet.

(Er ergreift ihn bei der Hand, und führt ihn in die Kapelle.)

Ende des ersten Akts.

Zweiter Akt.

(Der Schauplatz bleibt unverändert.)

Erste Scene.

(Peter und Bruno mit Hacken und Spaten; sie graben unter einem Baume ein Loch in die Erde; während der Arbeit schwatzen sie.)

Peter. — Und so ist er immer: treuherzig, rasch zum Guten, voll Kraftgefühl und Durst nach Thaten. —

Bruno. Verlangt ihn nie, Euer Schicksal zu wissen?

Peter. O ja, er wird nicht müde zu fragen. Meine Antworten sind Orakelsprüche. Daß

er

er nur mein Pflegesohn war, kommt ihm nicht in den Sinn. Auch lieb' ich ihn wahrlich als mein Kind!

Bruno. Gabt Ihr ihm nicht ein zweites Leben? Ohne Euch traf ihn seiner Brüder hartes Loos.

Peter. Zum Klausner bin ich nicht geboh-ren, das hat er mir abgemerkt. Ich erzähle lieber eine Waffenthat als eine Legende. Die Geschichte seines Vaterlandes weiß er besser, als die des heiligen Antonius in der Wüste. Vom kühnen Boso und der verschmitzten Irmengard hört er gern. Er ahndet nicht, wie nah ver-wandt —

Bruno. Sei! mich dünkt, ich höre ein Geräusch. Wenn er uns belauschte —

Peter. Lauschen? Horchen? — Guter Bruno, du kömmst von einem gräflichen Hof-lager. Hier in dieser Einöde beborcht man nur Nachtigallen. Auch ist Heinrich fern genug; ich sandte ihn an den See, ein Gericht Fische zu angeln, weil mir bang war, seine Fragen möchten mir das Gefühl durchkreuzen, dem ich bei dieser Arbeit so gern nachhänge. — Genug, Bruno!

Bruno! ſiehſt du den Kaſten? Laß uns hinabſteigen und ihn heraufheben, er iſt nicht ſchwer. (Sie ſteigen in die Grube, und holen einen Kaſten heraus.) Ha! wie Arbeit und Mäßigkeit den Kräften immer wieder zulegen, was das Alter verzehrt. Warlich, Bruno! ich habe vor achtzehn Jahren den Kaſten minder leicht gehoben als heute. — Da ſteht er nun — ich ſehe ihn wieder — und gedenke des lezten Blicks, den ich darauf warf, als ich ihn mit Erde bedeckte — mein Weib ſtand damals neben mir — an dieſen Baum lehnte ſie ſich — der Baum iſt noch grün — o! — (er ſucht ſich zu faſſen.) Hier iſt der Schlüſſel — vom Roſt zernagt — wir werden das Schloß leichter mit dem Beile öfnen.

(Nach einiger Anſtrengung ſpringt der Kaſten auf. Peter läßt ſein Werkzeug fallen, wendet ſich, ſchlägt beide Hände vor das Geſicht, und weint laut.)

Bruno. Was iſt Euch, guter Herr? Ihr weint?

Peter. Ach Bruno! mein erſter Blick fiel auf das Halsgeſchmeide meines guten Weibes. Nimm es weg, und ſtecke es zu dir.

Bruno (will es wegnehmen und verbergen.)

Peter (wendet sich rasch und entreißt es ihm.) Mein! nein! Ich kann es nicht in fremden Händen sehn! (er drückt es feurig an seine Lippen.) In diesem Geschmeide habe ich sie einst zum Traualtar geführt! in diesem Geschmeide schwur sie mir vor Gottes Antlitz ewige Treue, und hat ihren Schwur redlich gehalten — bis in den Tod! — Meine holde treue Agnes! die Kette, die einst deinen Schwanenhals umringelte — (er steckt sie in den Busen.) sie soll nicht wieder von meinem Herzen kommen.

Bruno (trocknet sich die Augen.)

Peter. Du bist bewegt, guter Bruno?

Bruno. Ich gedenke ihrer Wohlthaten. Als ich vor zwanzig Jahren siech darnieder lag, hat ihre Pflege mich erquickt.

Peter. Das war nur einmal vor zwanzig Jahren, und du gedenkst dessen noch mit dankbaren Thränen. Aber ich, dem sie alles war! ich, dem sie selbst jene Hütte zum Palaste umschuf — O, welch ein köstlich Kleinod ist eine wackere Hausfrau! wo sie würkt und schafft, da verwischen Jahrhunderte nicht die Segensspur!

spur! Genug, Bruno! das Vaterland ruft — schweige mein Herz! — Sieh hier, das sind die Windeln, in welchen Heinrich lag, als er auf den Armen meiner Agnes dem Blutbad entschlüpfte. — Das ist der Siegelring des alten Grafen. — Das der Becher mit dem Burgundischen Wappen, aus dem ich fremden Fürsten und Herrn manchen Willkommen zugetrunken. — Da unten liegt mein Harnisch, sammt Helm und Schwerdt. Laß sehen, ob ich es noch zu führen vermag. (Er zieht es aus der Scheide, und schwingt es über dem Haupte.) Für Gott und Vaterland! Hier ist noch Kraft.

Bruno. Heinrichs Name wird sein Volk besiegen, nicht das Schwerdt.

Peter. Recht, Bruno, die Söhne finden den Weg zum Throne leicht, wenn überall der Väter Wohlthaten ihn bezeichnen.

Bruno (um sich schauend.) Herr, ich sehe Menschen vom Berge herabkommen.

Peter. Laß uns den Kasten in die Hütte tragen. Sind es die Weiber von der Burg, so nimmt das Fragen kein Ende.

Bruno.

Bruno. Mich dünkt, sie führen einen Greis in ihrer Mitte.

Peter. Vielleicht der alte Ritter Cuno. Ein wackerer Mann, nur ein wenig schwatzhaft. Welche Quaal, die Lippen zu bewegen, wenn das Herz bewegt ist. Komm, hilf mir tragen.

(Sie tragen den Kasten in die Hütte.)

Zweite Scene.

Fräulein Elsbeth. Gleich darauf Ritter Cuno und Mutter Gertraud.

Elsb. (lauschend.) Zwey Männer gingen in die Hütte, und trugen ein Ding, es sah aus wie ein Sarg. Aber Heinrich war nicht dabei.

Cuno (noch hinter der Scene.) Elsbeth!

Elsb. Hier, Vater!

Cuno (tritt auf.) Du springst herum, wie ein junges Füllen, das ist nicht sittsam. Du bist funfzehn Jahr alt, mußt anfangen fein züchtig und bedächtig mit kleinen Schritten einher zu wandeln.

Elsb.

Elsb. Warum iſt denn ein Schritt ſittſamer, als ein Sprung?

Gertr. Einen Ehrenſprung beim Tanz, den laſſe ich gelten.

Cuno. Auch trägſt du den Kopf ſo hoch und frey; er wackelt dir auf dem Rumpfe, wie eine Thurmfahne.

Gertr. Und die Augen! die Augen! ſie flackern hin und her, wie ein Flämmlein im Zugwind.

Cuno. Und die Hände fahren auf und nieder, wie die Flügel an einer Windmühle.

Gertr. Und die Haare hängen wild um den Nacken, wie Tannenzweige.

Elsb. Der eine muſtert mich hier, der andere dort; mein Gott! wie ſoll ich's denn recht machen?

Cuno. Eine ehrbare Jungfrau muß nicht gehn, ſondern trippeln.

Gertr. Nicht ſchauen, ſondern blinzeln.

Cuno. Die Hände müſſen ſittſam im Schooße ruhn.

Gertr.

Gertr. Die Haare nett geringelt feſt am Nacken kleben.

Elsb. (unwillig.) Mutter, laßt Euch eine Dirne aus Holz ſchnitzen.

Gertr. Böſes Kind! bin ich denn aus Holz geſchnizt? In meiner Jugend habe ich manch liebes mal bei Ehrengelagen ſo ſteif geſeſſen, daß man mir eine Feder vor den Mund halten mußte, um zu wiſſen, ob ich lebte.

Elsb. Ehrengelage ſind keine Freudengelage. Seht das Rothkehlchen da im Buſche, wie es hüpft und zwitſchert; oben ſchnattert eine Elſter, aber es kehrt ſich nicht daran, nicht wahr Vaterchen? — Euch iſt ganz warm geworden.

(Sie liebkoſt ihn, und trocknet ihm den Schweiß von der Stirn.)

Cuno. Habe ich dir doch den Berg herab nachkeuchen müſſen.

Gertr. So macht ſie's immer; an jedem Dornſtrauch läßt ſie einen Lappen hängen.

Cuno. Ich weiß auch gar nicht, warum du mich aus meinem Sorgeſtuhl gezerrt haſt?

Elsb. (klagend.) Mutter Gertraud wollte nicht mitgehn, und allein darf ich nicht.

Gertr. Ja doch, allein! wenn die Biene aus dem Korbe fliegt, sind zehn Schwalben hinter ihr her, um sie wegzuschnappen.

Elsb. (zerrt Cuno unter den Apfelbaum) Sezt Euch hieher, Vaterchen, auf die Rasenbank. So — lehnt Euch an den Baum — schlummert — ich will hier noch ein paar Zweige vorbiegen, daß Euch die Sonne nicht treffen kann — (sie ist geschäftig um den Alten, es ihm bequem zu machen.) Nun? ist's hier nicht besser, als in den kalten gewölbten Zimmern der Burg? in dem kahlen ledernen Sorgestuhl? — Jezt will ich gehn, und Kräuter zum Sallat für Euch pflücken, Kresse, Sauerampf und Löffelkraut.

(Sie hüpft fort.)

Dritte Scene.

Ritter Cuno und Mutter Gertraud.

Gertr. Fräulein Elsbeth! wo lauft Ihr hin?

Cuno. Laßt sie laufen.

Gertr. Ganz allein?

Cuno. Die Kinderjahre, Frau Gertraud; wir sind ja auch jung gewesen.

Gertr. Ey sie ist kein Kind mehr.

Cuno. Wohl ihr, wenn es ihr noch so vorkommt.

Gertr. Sie rennt in ihr Verderben.

Cuno. Die wenigen Schritte, wo wäre da Gefahr?

Gertr. Ein Fehltritt ist genug zum Fall.

Cuno. Hier unten im Thale —

Gertr. Eben hier unten im Thale! gestrenger Ritter, habt Ihr denn nichts gemerkt?

Cuno. Was gemerkt?

Gertr. Der junge Bube, des frommen Klausners Sohn —

Cuno. Nun?

Gertr. Sie sieht ihn gern.

Cuno. Ey, ey, Mutterchen, hat sie Euch das vertraut?

Gertr. Hm! so etwas vertrauen die jungen Dirnen nicht. Sie mag es wohl selbst kaum wissen.

Cuno. Nun, woher wißt Ihr es denn?

Gertr. Seht nur, gestrenger Ritter, Fräulein Elsbeth hat das Stillsitzen verlernt. Immer will sie lustwandeln.

Cuno. Nun, wenn es weiter nichts ist.

Gertr. Aber wohin? — Die Burg liegt frey und offen, gegen Norden ist das schöne Birkengehege, da geht sie nicht; gegen Süden der sanfte Abgang bis zum See hinunter, da geht sie auch nicht; gegen Westen der schöne Hügel, wo die große Linde steht, da geht sie auch nicht. —

Cuno. Nun, wo geht sie denn?

Gertr. Immer gegen Osten, wo der Felsen am rauhesten ist, und der Hals bei jedem Schritte Gefahr läuft; immer in dieses Thal, wo die Schuhe im Sumpfe stecken bleiben, und die Sonne kaum des Mittags den Thau wegleckt.

Cuno. Hm! hm!

Gertr. Des Morgens beim Erwachen ist Heinrich ihr erstes Wort; des Abends beim Auskleiden Heinrich ihr letztes.

Cuno (sein Haupt wiegend.) Hm! hm!

Gertr. Wenn ich etwa ein gutes Süpp-chen koche, oder Ihr habt ein köstlich Stück Wild mit nach Haus'e gebracht, so heißt es immer! Was meynt Ihr Mutter? ein paar Löffel oder ein paar Bissen für Heinrich.

Cuno. Hm! hm!

Gertr. Als Euch die Klosterherren neulich den schönen Wein aus Welschland sandten, wo Euer Bruder Abt ist, hu ch hatte sie eine Flasche hinter ihr Bettchen versteckt. — Für wen, Fräulein? — sie wollte es nicht sagen — aber für wen sonst als für Heinrich?

Cuno. Ey, ey, das ist fast bedenklich.

Gertr. Ein Blumenstrauß, den er ihr giebt, und wären es Gänseblümlein, kommt nicht von ihrem Busen, bis er verwelkt ist. — Ihren Namen schneidet der lose Bube in jede Baumrinde — Ja es muß nur vollends heraus — Diesen Morgen haben die gottlosen Kinder — ich schäme mich, es zu sagen —

Cuno. Nun, was haben sie denn gemacht?

Gertr. Sie haben — ich zittere noch, wenn ich daran denke! —

Cuno.

Cuno. Geſchwinde heraus damit!

Gertr. (mit einem tiefen Seufzer, indem ſie ein Kreuz vor ſich ſchlägt.) Sie haben ſich geküßt.

Cuno. Geküßt? ey! ey! das iſt zu viel.

Gertr. Wenn Herr Walther von Bionay das erführe —

Cuno. Ja wohl, Frau Gertraud, er ließe das Mädel ſitzen, und das von Rechtswegen.

Gertr. Mein Rath wäre, wir ſperrten ſie fein daheim in ihr Kämmerlein.

Cuno. Die Nadel in die Hand —

Gertr. Und den Spinnrocken —

Cuno. Und eine Heilige-Legende —

Gertr. Und ein Gebetbuch.

Cuno. Was unterfängt ſich der Bube? iſt nicht einmal Ritterbürtig. Vorlängſt wollte ich ihn als Edelknecht auf die Burg nehmen, weil mir ſein raſches keckes Weſen wohl gefiel. Ich dachte: der Vater ſey ein verkappter Ritersmann, den irgend ein Mißgeſchick gezwungen, in dieſe Einöde zu fliehen. Ich meynte, es ſey ein chriſtlich Werk, dem Knaben um Gottes willen eine ritterliche Erziehung zu geben. Als ich aber den Alten darüber ausholte, und

Bewei-

Beweise seines Standes forderte, da merkte ich wohl, daß er nur von gemeiner Herkunft ist, und keinen offenen Helm im Wappen führt.

Gertr. Der Heinrich ist übrigens wohl ein guter Knabe, das kann ich nicht anders sagen.

Cuno. Mag alles seyn, Frau Gertraud, aber er soll mir das Mädel ungeneckt lassen. Ich werde mit dem Bruder Peter ein Wörtchen darüber sprechen; er ist vernünftig und fromm, er wird schon Rath schaffen.

Gertr. Da kommt der Alte.

Cuno. So laßt uns allein, und seht indessen nach, wo Elsbeth geblieben ist. Verliert sie nicht aus den Augen.

Gertr. Ja, ja, die Augen sind gesund; aber was hilft's, die Beine wollen nicht mehr fort.

(Sie trippelt in den Busch.)

Vierte Scene.

Peter und Cuno.

Cuno. Gott grüße Euch, frommer Mann!

Peter. Ich dank Euch, edler Ritter.

Cuno. Ich hätte wohl ein freundlich Wörtchen mit Euch zu kosen.

Peter. Rehet.

Cuno. Ihr habt einen muntern Buben.

Peter. Er reist zum Manne.

Cuno. Ja, das merk' ich wohl.

Peter. Er fühlt sich.

Cuno. Ein wenig zu früh.

Peter. Wie so?

Cuno. Er läuft meiner Elsbeth nach.

Peter. Ihr scherzt, Ritter.

Cuno. Den Geyer auch. Ritterehre und Weiberzucht sind ein paar Dinge, mit denen Cuno von Hallwyl nicht scherzt

Peter. Woher glaubt Ihr denn —

Cuno. Hm! es hat sich allerlei zugetragen — sie sind so gern beisammen —

Peter. Kinder,

Cuno.

Cuno. Sie tändeln, sie spielen.

Peter. Wie die Kinder.

Cuno. Aber sie küssen sich! Thun die Kinder das auch?

Peter. Nein, das wohl nicht.

Cuno. Und folglich —

Peter. Seyd Ihr dessen gewiß?

Cuno. Mutter Gertraud hat es mit ihren leiblichen Augen gesehen.

Peter. Es hat nichts zu bedeuten.

Cuno. Nichts zu bedeuten? Poh Wetter! frommer Bruder! seyd Ihr so alt geworden, und wißt noch nicht, was ein Kuß zu bedeuten hat? Wart Ihr keusch und züchtig Euer Lebenlang, desto besser für Euch! aber nehmt mir's nicht übel, es kommt mir vor, als ob der Knabe nicht in Eure Fußtapfen treten würde.

Peter. Ich meynte nur —

Cuno. Seyd so gut, und hört was ich meyne. Ich meyne, wenn Stroh und Feuer zusammen kommen, so giebt es eine helle Flamme. Darum bitte ich Euch, sendet den Buben je eher, je lieber nach Welschland! dort ist Krieg, er kann dem Mayländer als Landsknecht dienen.

Peter

Peter (lächelnd.) Mein Heinrich ein Landsknecht?

Cuno. Nun warum denn nicht? ist er doch kein Edelmann? Besser, er schlägt dort dem Feinde Wunden, als hier einem alten Vater, der, außer seiner Tochter, weder Schätze noch Freude hat.

Peter. Seyd ruhig, edler Ritter, mein Heinrich soll Euch keine Wunden schlagen. Noch heute verlassen wir dieses Thal auf immer.

Cuno. Nicht doch! so war es nicht gemeynt.

Peter. Auch ohne diesen Zufall hätten wir, mit Dank für Eure Gastfreundschaft, uns dennoch trennen müssen.

Cuno. Redet Ihr im Ernst?

Peter (zuckt die Achseln.) Wir folgen dem Rufe unsers Schicksals.

Cuno. Wahrlich! frommer Bruder, Ihr verkündet mir üble Botschaft. Eure Gegenwart hat Segen über mein Haus gebracht. Ich lasse Euch ungern ziehen. Was ist's, das Euch so plötzlich aus diesem ruhigen Thale treibt? Hat

Hat irgend Einer meiner Unterſaſſen Euch geneckt? das ſollt' ihm übel bekommen.

Peter. Nein, edler Herr. Achtzehn Jahre hat hier des Friedens Palme meine ſtille Hütte beſchattet, das dank ich Euch. So oft es mir an irgend Etwas mangelte, wart Ihr immer hülfreich bei der Hand. Das werde ich nie vergeſſen. Beſonders als mein armes Weib das ſchwere Siechthum traf, da ſtunden Küch und Keller offen; Ihr ſelbſt wart Tag und Nacht an Ihrem Bette; Eure Thränen fielen auf ihr Krankenlager — und endlich auf ihr Grab — das ſteht in meinem Herzen! —

Cuno. Ihr macht mich weich, guter Bruder; Ihr wißt, ich bin ſelbſt arm, und hätte oft gern mehr gethan.

Peter. Um deſto redlicher von Euch. Ein Biſſen Brod und Herzensfreundlichkeit, ſind Wohlthaten, die der Reiche vergebens in ſeinen Silberkiſten ſucht. Auch ſoll es Euch, bei Gott! nicht unvergolten bleiben.

Cuno. Habt Ihr mir es doch ſo oft vergolten, durch guten Rath und frommes Gebet. (herzlich) Bleibt bei mir, Bruder Peter! wir ſind beide alt,

alt, warum wollt Ihr mich verlaſſen? Ein alter Baum wurzelt nicht mehr in fremden Boden. Ein paar alte Menſchen muß man nicht trennen, ſie hängen ſich nicht ſo leicht wieder an etwas Neues. Gefällt es Euch hier unten im Thale nicht länger? zieht hinauf zu mir auf die Burg.

Peter. Ich kann nicht, ich muß fort.

Cuno. Habt Ihr Feinde, die Euch verfolgen? dort oben ſeyd Ihr ſicher.

Peter. Mehr als Eure Bitten feſſelt mich an dieſe Einöde meiner Agnes Grab. Aber ich kann nicht bleiben; Liebe und Pflicht — bald, Herr Ritter, ſollt Ihr erfahren, was allein vermochte, in das Weltgetümmel mich zurück zu ſchleudern.

Cuno. Nun ſo geleite Euch Gott! Ihr ſeyd ein kluger erfahrner Mann, Ihr wißt am beſten, was Euch frommt. Wann brecht Ihr auf?

Peter. Noch in dieſer Stunde.

Cuno. So bald? ich wollte Euch doch vorher mit Zehrung auf die Reiſe verſehen. Da habe ich dieſen Morgen ein feiſtes Reh erlegt, ich laſſe es braten.

Peter. Dank'! wir brauchen wenig.

Fünfte Scene.

Heinrich. Die Vorigen.

Heinr. (mit einigen Fischen) Vater, die Sonne scheint heute gar zu hell, die Fische wollen nicht anbeißen. Gott grüß' Euch, edler Ritter! Ist Fräulein Elsbeth mit Euch?

Cuno. Könnte wohl seyn.

Heinr. Wo? wo? — da Vater, nehmt die Fische und laßt mich fort.

Peter. Bleib, ich habe mit dir zu reden.

Heinr. Hat es Eile?

Peter. Allerdings.

Heinr. (verdrüßlich.) Nun, so redet.

Cuno. Ich will Euch nicht stören. Auf Wiedersehn, frommer Bruder. Ihr werdet doch nicht ohne Abschiedstrunk von meiner Grenze ziehen?

Peter. Jeder Augenblick Verweilens wäre Hochverrath an meinem Vaterlande.

Cuno. So zieht mit Gott! es thut mir weh. Vergeßt mich auch in der Ferne nicht in Eurem Gebet. — Lebt wohl! — Nein,

noch

noch scheiden wir nicht. Ich suche meine Elisabeth, und komme dann hier wieder vorbei.

(Er geht ab.)

Sechste Scene.

Peter und Heinrich.

Heinr. Was plaudert er von Abschiedstrunk und Scheiden?

Peter. Wir müssen fort.

Heinr. (starrt ihn mit großen Augen an.) Vater —

Peter. Nun?

Heinr. Was kommt Euch an?

Peter. Deine Wünsche sind erfüllt.

Heinr. Welche?

Peter. Du wolltest ja hinaus in die weite Welt.

Heinr. Und es geschieht?

Peter. Noch heute.

Heinr. Ihr scherzt, Vater.

Peter. Ich rede ernstlich. Der fremde Pilger brachte mir eine Botschaft —

Heinr. Laßt hören, wie lautet sie?

Peter. Mein Vaterland ist zerrüttet — es bedarf meines Armes,

Heinr. Euer Vaterland? — ich schäme mich, daß ich fragen muß: wo ist Euer Vaterland?

Peter. Wir ziehen dahin.

Heinr. (dessen Unruhe sichtbar zunimmt.) Wirk, lich? — aber wer sorgt indessen für unsere Wirthschaft?

Peter. Die brauchen wir hinfort nicht mehr.

Heinr. Die Hütte wird einfallen. Das Gärtchen verwildern —

Peter. Freilich.

Heinr. Besser wäre es, ich bliebe hier, und hielte alles in Ordnung.

Peter. Wie? du wolltest mich allein ziehen lassen?

Heinr. Ich bin so jung, zu mir hat Euer Vaterland kein Vertrauen.

Peter. Aber ich — ich bedarf eines wackern Knaben, der im Kampfe mir zur Seite stehe, von mir fechten, siegen — sterben lerne —

Heinr.

Heinr. Sterben?

Peter. Warum nicht? um zu lernen wird der Mensch gebohren, und stirbt, um zu lehren. Im Sterben ist der schwächste Greis des stärksten Jünglings Meister.

Heinr. Ihr werdet nicht fallen, (auf seine Brust deutend) hier ist Euer Schild.

Peter. Recht, mein Sohn! du siehst, ich kann dich nicht entbehren.

Heinr. Freilich wohl — ich muß mit Euch ziehen — aber wann kehren wir zurück?

Peter. Nie.

Heinr. Nie? wie meynt Ihr das? die Fehde kann doch nicht ewig dauern. Wir fechten wacker bis der Winter kommt, dann ziehen wir heim, und pflegen der Ruhe unter unserm Strohdach.

Peter. Heinrich, was ist das? ich begreife dich nicht. Noch diesen Morgen schien dir jede Stunde drückend; noch diesen Morgen begehrtest du mit Ungestüm hinaus ins Freie; und nun, da ich dir auf halben Wege entgegen komme, nun rechnest du mir deinen Gehorsam als ein Opfer an?

Heinr. Vater, ich weiß selbst nicht — mir ist sonderbar zu Muthe — ich begreife es

nicht

nicht — Ihr seyd ein kluger Mann, erklärt mir das: warum mir bald die Welt zu enge scheint, und ich dann wieder jene Hütte nicht gegen den Kaiserthron von Trapezunt vertauschen möchte? —

Peter. Gewohnheit —

Heinr. Sey es was es wolle. Ihr müßt mir eine baldige Rückkehr versprechen — oder ich gräme mich zu Tode!

Peter. Ich kann dir nichts versprechen.

Heinr. Ihr seyd mein guter Vater — ich wollte gern gehorchen — herzlich gern — aber — ich muß es Euch nur gerade heraus sagen — das Fräulein Elsbeth ist mir gar zu lieb!

Peter. Was kümmert dich Fräulein Elsbeth?

Heinr. Sehr viel. Sie hat, ich weiß nicht, wie, sich in mein Herz genistelt. Wo ich bin, da ist sie mit mir; wo ich gehe, da schwebt sie vor mir her. Im Walde steht sie hinter jedem Baume, und in der Hütte schaut sie aus jedem Winkel. Ich lege mich schlafen, sie setzt sich vor mein Bette; ich erwache, und sie sitzt noch da.

Peter.

Peter. Die Entfernung wird dich heilen.

Heinr. Ja, wenn ich nur schon fort wäre! — aber — werdet nur nicht böse, Vater — ich kann nicht fort!

Peter. Heinrich! wenn ich dir nun sage, daß noch eine Person lebt, der die Natur weit gültigere Ansprüche auf dein Herz gab, als dieser Dirne? — wenn ich dir sage, daß du noch eine Mutter hast?

Heinr. Ich eine Mutter? deckt jener Hügel nicht ihr Grab?

Peter. Meine Agnes hat das Leben dir gerettet, aber nicht gegeben. Sie war deiner Kindheit redliche Pflegerin, doch die, die dich gebahr, lebt noch.

Heinr. Sie lebt noch? — wer bin ich denn? — wart Ihr vermählt? — verstießt Euer Weib, und nahmt eine Andere? — oder seyd Ihr nicht mein Vater?

Peter. Wenn Liebe und Sorge ein Recht auf diesen Titel geben —

Heinr. Sonst nicht?

Peter. Sonst nicht.

Heinr. Weh' mir! Ihr raubt mir einen Vater, den ich liebe, und gebt mir eine Mutter, die ich nicht kenne.

Peter. Eile in ihre Arme!

Heinr. Ich mag nicht. Ich mag keine fremde Mutter! — ich bitte Euch um Gottes willen! bleibt mein Vater! — habe ich doch schon so lange mich daran gewöhnt, Euch kindlich zu lieben, und nun soll ich mein ganzes Herz in fremde Hände legen.

Peter. In Mutterhände.

Heinr. Das klingt wohl schön, aber — (sein Herz deutend.) es tönt hier nicht wieder. Ich habe meine Mutter nie gekannt; durch welche Wohlthaten hat sie mich gefesselt? welche Rechte kann sie gegen die Eurigen geltend machen?

Peter. Die Rechte der Natur.

Heinr. Natur, Natur — ich weiß nicht was das ist. Seyd Ihr denn mit der Natur in einen Bund getreten, um mein Herz zu gewinnen? werde ich meine Mutter mehr lieben als Euch? mehr als Fräulein Elsbeth? — Um Gottes willen! wie bin ich denn auf Einmal so zur

Waise

Waiſe geworden! — Aus Barmherzigkeit! bitte mein Vater, oder ich ſtürze mich in den Strom! —

Peter. Sey getroſt, ich will dein Vater bleiben, ſo lange du mich dafür erkennen magſt.

Heinr. So lang' ich lebe! ſo lange ein Blutstropfen —

Peter. Wohlan! der Vater darf Gehorſam von dem Sohn fordern. Mache dich bereit zur Abreiſe. Noch vor Sonnen-Untergang verlaſſen wir dieſes Thal.

Heinr. Ohne meiner Elsbeth Lebewohl zu ſagen?

Peter. Du haſt in meinen Vater-Rechten mich beſtätiget. Wir haben keinen Augenblick zu verlieren. Bald ſollſt du erfahren warum?

(Er geht in die Hütte.)

Siebente Scene.

Heinrich allein.

Wie ist mir geschehen? — es war ja sonst Alles so freundlich um mich — nun auf Einmal so dunkel — der Felsen kömmt mir höher vor — das Thal enger — die hohen Bäume machen mir zu viel Schatten — ich bin ärgerlich — ich muß weinen — (Pause.) Eine Mutter? — was ist das? — wer sagt mir, was das ist? — ich habe keinen Sinn dafür — und was soll ich bei ihr? — kann sie nicht zu mir kommen? — will sie mich von Fräulein Elsbeth reißen? — das ist nicht der Weg zu meinem Herzen — nein, wahrlich nicht!

(Er bleibt in tiefen Gedanken stehn.)

Achte Scene.

Elsbeth und Heinrich

Elsb. (schleicht leise herbei, mit einem Blumenkranze in der Hand, nimmt Heinrich plötzlich den Hut vom Kopfe, und setzt ihm den Kranz auf.)

Heinr. Ach Elsbeth! liebe Elsbeth.

Elsb.

Elsb. (zieht Heinrichs Hut auf.) Seh' ich nun aus wie ein Knabe?

Heinr. Du kannst noch scherzen? und ich bin halb todt.

Elsb. Du? laß doch sehn, wie sieht man aus, wenn man halb todt ist? Rothe Backen — klare Augen —

Heinr. Voll Thränen.

Elsb. Thränen? — wahrhaftig, da drängt sich eine hervor — Heinrich, bist du krank?

Heinr. Wollte Gott!

Elsb. Pfuy, über den häßlichen Wunsch!

Heinr. Schlimm genug, wenn man so häßlich wünschen muß. Ja, wollte Gott! ich wäre krank! so müßte der Vater mich zurück lassen.

Elsb. Was redest du da? — geschwind! ehe die beiden Alten mich einholen.

Heinr. (seufzend.) Ich — ach Elsbeth! — (er nimmt den Kranz vom Kopfe.) Das wird mein Todtenkranz!

Elsb. Um Gottes willen! ängstige mich nicht.

Heinr.

Heinr. Ich muß fort!

Elsb. Wohin?

Heinr. Fort, in die weite Welt!

Elsb. Weswegen?

Heinr. (seinerseits.) Mich herum balgen — die Menschen todtschlagen —

Elsb. Was haben sie dir gethan?

Heinr. Mir? — nichts, gar nichts — meinethalben möchten sie Alle leben bis an den Jüngsten Tag.

Elsb. So laß sie leben und bleib hier!

Heinr. Ich darf nicht.

Elsb. Aber du kömmst doch bald wieder?

Heinr. Das ist es eben — ich werde nicht wieder kommen — Elsbeth! — ich werde dich nie wiedersehen! —

Elsb. Mich nie wiedersehen? — dann sähe ich dich ja auch nie wieder?

Heinr. Ach! das bricht mir das Herz!

Elsb. Lieber Heinrich! du machst mir ganz bange — weine nicht — (sie trocknet ihm die Thränen mit der Schürze.) Sieh mich doch an — rede doch vernünftig — wer will denn haben, daß du mich nie wiedersehen sollst?

Heinr.

Heinr. Mein Vater, und doch nicht mein Vater — .

Elsb. Redest du im Schlafe?

Heinr. Eben geht er von mir — eben hat er mir vertraut, daß ich sein Sohn nicht bin.

Elsb. Bewahre der Himmel! Heinrich, du wirst doch wohl einen Vater haben?

Heinr. Das gilt mir gleich. Wenn es dieser nicht seyn soll, so mag ich auch keinen Andern.

Elsb. Warum nicht? es giebt noch mehr gute Väter in der Welt. Der Meinige zum Beispiel — wenn er dich zu meinem Bruder aufnähme — das wäre lustig.

Heinr. Hm! das wäre auch eben nicht sehr lustig. Eine Schwester darf man ja nicht heyrathen.

Elsb. Willst du mich denn würklich heyrathen?

Heinr. Freilich! ich habe dich gar zu lieb — viel lieber als du mich.

Elsb. Das ist nicht wahr.

Heinr. Das ist wohl wahr. Sieh nur, meine Augen sind voll Thränen —, mein Herz voll Jammer — und du bist immer ganz wohlgemuth dabei.

Elsb. Ich denke, Heinrich, wenn du mich würklich recht lieb hast, so recht sehr lieb, so wirst du bald wieder kommen, nicht wahr?

Heinr. Wenn ich darf.

Elsb. Wer wird dich hindern?

Heinr. Meine Mutter.

Elsb. Wer ist deine Mutter?

Heinr. Was weiß ich! es ist eine Mutter, die ich in meinem Leben nicht gesehen habe.

Elsb. Aber gewiß eine gute Frau, wenn sie deine Mutter ist. Sey getrost, Heinrich! da hast du meine Hand, ich will dein Weib werden, und keines andern.

Heinr. Versprichst du mir das?

Elsb. Ich verspreche es dir.

Heinr. Schwöre.

Elsb. Wie soll ich schwören?

Heinr. Bey deiner Schutzpatronin.

Elsb. Wohlan, ich schwöre dir bei der heiligen Agathe!

Heinr. Du wirst Herrn Walther von Vlonay nicht heyrathen?

Elsb. Nimmermehr.

Heinr. Du wirst auf Botschaft von dem armen Heinrich warten?

Elsb. Gewiß! — sey nun auch wieder freundlich.

Heinr. Ach! das ist alles recht schön und gut; aber wie kann ich freundlich seyn? wir sollen scheiden —

Elsb. Wann?

Heinr. Jezt gleich. Noch vor Sonnen-Untergang, sagte der Vater, verlassen wir dieses Thal.

Elsb. Was ist das: scheiden? wie machen wir das?

Heinr. Du giebst mir die Hand — ich schüttele sie herzlich — du siehst mich traurig an — ich weine — du sagst Lebewohl — ich sage auch Lebewohl — und dann geht einer hierhin, der andere dorthin.

Elsb. Ach, Heinrich! das ist schwer!

Heinr. Centnerschwer!

Elsb. (zärtlich.) Bleib bei mir!

Heinr.

Heinr. Ja, wenn du mich vollends bittest —

Elsb. (ſich an ihn ſchmiegend.) Bleibe bei mir!

Heinr. Ja, wenn du mir ſo kömmſt — (haſtig entſchloſſen.) Elsbeth! ich bleibe bei dir!

Neunte Scene.

Peter. Die Vorigen.

Peter. (zu Heinrich.) Vater, ich kann nicht mit Euch ziehen! Elsbeth liebt mich — ſie bittet — ſie weint — mir ſchwindelt — und — kurz — ich kann nicht mit Euch ziehen!

Peter. So werde ich deiner Mutter ſagen, ſie habe einen liebloſen Sohn geboren.

Heinr. Sagt, was Ihr wollt. Wer dieſe Heilige an ſeinem Herzen trägt, iſt nicht liebloß.

Peter. Und deine Mutter?

Heinr. Warum verſtieß ſie mich.

Peter. Wenn ſie nun bis jezt dich todt glaubte?

Heinr.

Heinr. So laßt sie bei dem Glauben. Hat sie den Verlust doch schon längst verschmerzt.

Peter. Wie? du wolltest der nicht Freude geben, die dir das Leben gab? Der Vogel im Nest zwitschert der Mutter entgegen —

Heinr. Weil sie einen Wurm im Schnabel trägt, ihm zur Speise. Aber was hat meine Mutter für mich gethan?

Peter. Sie hat für dich gelitten.

Heinr. Sehnsucht, Liebe, Hofnung, Verlangen, das ist wahres Leben! All' das gab mir Elsbeth, nur sie ist meine Mutter! Drum will ich bei ihr ausharren, ihr Liebe um Liebe weihen, hoffen als ein Knabe, verlangen als ein Jüngling, und um ihren Besitz kämpfen, als ein Mann!

Peter. Wenn das Herz die Vernunft übertäubt, so gedenke mindestens der Vater-Rechte, die du mir freiwillig einräumtest. Du mußt mit mir ziehen.

Heinr. Ihr sagt: du mußt! — Elsbeth sagt nichts — sie sieht mich nur an — und doch kann ich nur ihr gehorchen.

Peter. Fräulein, ich fordre meinen Sohn von Euch.

Elsb. Werdet Ihr ihn mit wiederbringen?

Peter. Ich kann nichts versprechen.

Elsb. Zieht allein! sagt seiner Mutter, sie solle hieher kommen, hier werde sie Sohn und Tochter finden.

Heinr. Ein köstlicher Einfall! ja Vater! zieht allein!

Elsb. Euer Heinrich soll indessen an nichts Mangel leiden.

Heinr. Grüßt meine Mutter!

Elsb. Und kommt bald wieder.

Peter. Ich bin Euch lästig, wie es scheint. Wohlan, Fräulein! wenn Euer Vater nichts dagegen hat.

Elsb. Mein Vater ist ein guter frommer Mann.

Peter. Da kommt er. Fragt ihn selbst.

Zehnte Scene.

Cuno. Gertraud. Die Vorigen.

Gertr. Hab' ich es nicht gesagt? linker Hand verschwand sie hinter dem Busche, und rechter Hand treffen wir sie wieder.

Cuno. Ey! ey!

Elsb. (ihm entgegen hüpfend.) Vater, der fromme Bruder Peter will uns verlassen.

Cuno. So höre ich.

Elsb. Aber Heinrich muß hier bleiben, nicht wahr?

Cuno. Er muß hier bleiben? und warum?

Elsb. Weil ich ihn so lieb habe — fast so lieb als Euch.

Gertr. Und das sagt sie so offenherzig, wie ein Paternoster. Böses Kind!

Cuno. Elsbeth! hast du aller jungfräulichen Schaam entsagt?

Elsb. Wie so, Vater?

Cuno. Du darfst Niemanden lieben, als deinen Bräutigam, Herrn Walther von Bionay; und auch dem darfst du es nicht einmal so unverschämt in den Bart sagen.

Elsb. Der soll es auch gewiß nicht von mir hören.

Cuno. Heinrich zieht mit seinem Vater, und du bleibst fein zu Hause in deinem Kämmerlein, bis man dich zum Traualtar holt.

Heinr. (betrübt.) Hörst du, Elsbeth?

Elsb. (verstohlen.) Gräme dich nicht; gedenke meines Schwurs.

Heinr. Ach, gestrenger Ritter! behaltet mich auf Eurer Burg als den niedrigsten Knecht. Ich will Eure Rosse in die Schwemmen reiten, und Eure Hunde füttern. Liebe Mutter Gertraud, sprecht doch ein freundlich Wort für mich. Ich will Sperlinge fangen für Euren alten Kater, und Euch in den Rücken klopfen, wenn Ihr den Stickhusten habt.

Gertr. Mein alter Kater wird schon ohne dich satt werden.

Cuno. Zieh mit deinem Vater, Heinrich, so ziemt es dem Sohne. Hier ist deines Bleibens nicht.

Peter. Genug, Kinder! meine Stunden sind gezählt. Wir müssen scheiden.

Heinr. Scheiden? — hörst du, Elsbeth?

Elsb.

Elsb. (weinerlich.) Ich will nichts hören — ich will nicht scheiden —

Cuno. Du mußt! — Gehabt Euch wohl, Bruder Peter! Euer Abschied thut mir wehe, doch wer weiß, wozu es frommt. Die leichtsinnige Dirne macht mir Sorgen. Zieht mit Gott! und gedenkt meiner in Eurem Gebet.

Peter. So oft ich einen Biedermann sehe, gedenke ich Eurer Gastfreundschaft. Lebt wohl! (Er schüttelt ihm die Hände.) Vergönnet den Kindern auch ein leztes Lebewohl.

Cuno. Nun macht fort! gebt Euch die Hände!

Heinr. (schluchzend.) Es wird Ernst — Leb' wohl, Elsbeth!

Elsb. (auch schluchzend.) Vergiß mein nicht!

Heinr. Gedenke deines Schwurs!

Elsb. Bei der heiligen Agathe!

Heinr. Wenn du hieher lustwandelst, so rede mit mir, als ob ich noch da wäre.

Elsb. Sey immer wacker und liebe mich.

Heinr. Dort im Garten steht ein Rosenstock, ich habe ihn auf dein Glück gepflanzt, begieße ihn zuweilen.

Elsb.

Elsb. Mit meinen Thränen.

Heinr. Meine Turteltauben ſchenke ich dir, ſüße ſie.

Elsb. Aus meinem Munde.

Gertr. Die armen Kinder machen mir das Herz ganz weich.

Cuno. Fort, Elsbeth! nun iſt's genug!

Elsb. (fortwankend und oft zurückſchauend.) Leb' wohl!

Heinr. (heftig ſchluchzend.) Lebe wohl!

Cuno. Gottes Segen auf die Reiſe!

Gertr. Mögen die lieben Heiligen Euch überall geleiten!

Peter. Gehe, geh', mir bricht das Herz!

Elsb. (ſchon in der Scene.) Leb' wohl, Heinrich!

Heinr. (ohne um ſich zu ſchauen, mit erſtickter Stimme.) Leb' wohl, Elsbeth!

(Cuno, Gertraud und Elsbeth ſind verſchwunden.)

Peter. Faſſe dich, Sohn! ſey ein Mann!

Heinr. Wenn ein Mann nicht weinen darf, ſo will ich kein Mann ſeyn.

Elsb.

Elsb. (kömmt hastig zurück mit einem Blümchen.) Heinrich! lieber Heinrich! Vergiß-mein nicht! (sie reicht ihm das Blümchen, und verschwindet.)

Heinr. (trocknet seine Thränen, und betrachtet das Blümchen.) Hm! — was soll mir die Blume? morgen ist sie verwelkt. (er steckt sie auf den Hut.). Hätte sie mir lieber ein Tuch gegeben, oder ein Band, das hätte ich höher achten wollen, als die Reliquien vom Kloster Einsiedeln, das hätte ich um den Arm gebunden, oder an die Drathaube geheftet, und so ins dickste Gedränge. Ha, Vater! wenn wir doch nicht unter Freunden bleiben dürfen, so wollte ich, wir wären schon mitten im Gewühl der Feinde.

Peter. Wohlauf, mein Sohn! ergreife den Wanderstab! Die Sonne neigt sich in Westen, die Vögel zwitschern das Abendlied, es wird hohe Zeit.

Heinr. Wenn wir nur die Alpen schon im Rücken hätten; wenn die Burg nur nicht so hoch läge, daß man sie Meilenweit im Gesichte behält.

Peter. Schaue vorwärts. Getreſt Heinrich; wenn Zeit und Entfernung in einen Bund treten, ſo löſchen ſie Flammenſchrift aus Menſchenherzen.

Heinr. Nimmermehr, Vater! führt mich zum heiligen Grabe; ſagt mir: auf dieſem Steine ſaß der Engel der Verkündung — und meine Augen werden Elsbeth ſitzen ſehen.

Peter. Große Dinge harren dein.

Heinr. Große Dinge haben ihren Mann an mir gefunden, wenn Elsbeth der Preiß iſt.

Peter. Der Pfad aus dieſer Einöde führt dich vielleicht zum Throne.

Heinr. Ihr ſcherzt. Und ſitzt es denn auf einem Throne ſich weicher, als hier unter dem Apfelbaume? was meynt Ihr, Vater? wenn Ihr mit Eurer Linken nach dem Scepter greifen, oder mit Eurer Rechten die gute Agnes aus dem Grabe ziehen dürftet, was würdet Ihr thun?

Peter. Jüngling! dein Gefühl iſt nur der Liebe Morgenröthe; aber eheliches Glück iſt Frühlingsſonne am Mittage.

Heinr. Wohl! — auch mein Mittag wird einſt kommen! Elsbeth oder keine!

Peter.

Peter. Verdiene sie.

Heinr. Führt mich in die Schlacht! Ruhm oder Tod!

Eilfte Scene.

Bruno mit einem Bündel auf dem Rücken. Die Vorigen.

Bruno. Wir sind reisefertig.

Heinr. Unglücksbote!

Bruno. (lächelnd.) Ich ein Unglücksbote? Ha Junker! wenn Ihr wüßtet —

Heinr. Spotte nicht.

Bruno. In diesem Bündel trage ich eine Ritterkleidung für Euch.

Heinr. Für mich? was soll das heissen? wer bin ich? rede!

Peter. (unterbrechend.) Das führt uns zu weit. Geduld, mein Sohn, bis auf den Abend. In der nächsten Herberge soll dein Schicksal dir kund werden.

Heinr. Nur Eine Frage noch vergönnet mir, ehe wir aus diesem Thale scheiden: be-

gäny

günſtigt meine Geburt eine Verbindung mit Elsbeth?

Peter. (nach einer Pauſe.) Nein.

Heinr. Ich Elender! warum erblickte keiner meiner Voreltern eine Dirne wie Elsbeth! die Liebe hätte ihn zum Ritter geſchlagen.

Peter. Auch dir winken der Ehre offene Schranken. Laß uns eilen!

Heinr. Ach! (ſie gehn einige Schritte. Peter bleibt ſtehn und breitet die Arme nach der Hütte aus.)

Peter. Wie? — ſo ſollte ich dir den Rücken kehren, kleine Hütte, die mich achtzehn Jahre lang friedlich herbergte? — Nicht einmal ein feuchter Blick des Dankes fiele auf dich zurück? — Pfuy des Schiffbrüchigen, der das Bret gefühlles verbrennen kann, auf welchem er ſich ans Ufer rettete. Wie manchen frohen Augenblick haben Liebe, Hofnung, Frömmigkeit und Ruhe mir hier geſchaffen! — Mögen Blitz und Sturm dein morſches Dach verſchonen! und es oft noch müde Pilger decken! Mögen ſtets die Turteltauben in den Wipfeln dieſer Tannen girren, und ihre Speiſe aus dem Gärtchen holen, wo hinfort kein Strohmann ſie verſcheucht.

— (Er

— (Er wendet ſich und blickt in die Ferne.) Aber ach! weſſen Hand wird die Blumen pflegen, die das Grab meiner guten Agnes ſchmücken? — Agnes! — von deinem Staube mich trennen! — (raſch.) Geh' voran, Bruno, folge ihm Heinrich. Noch einen Augenblick für mein Herz! dann gehöre ich dir und dem Vaterlande.

Bruno. Wohlan, Junker! laßt uns in Gottes Namen die Wanderſchaft antreten!

Heinr. Da haben wir's! Bley in den Füßen. Gebt mir einen Stoß in den Rücken, daß ich fort taumele.

Bruno (zieht ein Schwerdt unter ſeiner Kutte hervor.) Dieſes Schwerdt iſt für Euch, Junker!

Heinr. (haſtig darnach greifend.) Für mich?

Bruno. Laßt es mich tragen, es möchte Euch am Gehen hindern.

Heinr. (reißt es ihm aus der Hand.) Alter Knabe! wenn du müde wirſt, lade ich dich ſelbſt auf den Rücken. Ha! Elsbeth! ich habe ein Schwerdt.

(Er geht raſch ab, Bruno folgt ihm.)

(Peter

(Peter betrachtet eine Zeitlang wehmüthig die Hütte, dann eben so den Apfelbaum, von welchem er einen Zweig abbricht und auf seinen Hut steckt; dann tritt er an die offene Grube, und schaut mit düsterm Blick hinab; dann wendet er sich gegen das ferne Grab, nach welchem er beide Hände ausstreckt, und endlich in die Kniee sinkt. Nach einem kurzen und stillen Gebet steht er auf, entfernt sich langsam; schaut oft zurück, und verschwindet endlich hinter den Bäumen.)

Ende des zweiten Akts.

Dritter Akt.

(Freier Platz zu Arles, mit Häusern umgeben; im Hintergrunde das Schloß der Grafen von Burgund. Im Vordergrunde das Haus eines Faßbinders, der, nebst seinem Gesellen, vor der Hausthür beschäftigt ist, Reifen um eine Tonne zu schlagen. Sie lassen oft die Arbeit ruhen, um zu schwatzen.)

Erste Scene.

Meister Benedix und Niklas.

Benedix. Du hast die Welt durchkrochen, Niklas, wo gefällt es dir am besten?

Niklas. Ist doch Arles meine Vaterstadt, und schmeckt daheim ein Trunk Quellwasser besser, als in der Fremde ein köstlicher Wein.

Bened. Gott sey Dank! wir dürfen nun auch wieder Sonntags einen Schoppen Wein trinken.

Nikl. Ihr war't die Zeit her übel berathen.

Bened. Ach, Niklas! der liebe Gott hat es wahrlich gut mit dir gemeint, daß er dich

nicht

nicht früher zurück in deine Heimath brachte. Es gieng hier Alles krunter und drüber.

Nikl. Ich war noch ein Knabe, als der böse Graf Ulrich den frommen Grafen Albrecht erschlug.

Bened. Brudermord! Hu! (Sie erbeiten.)

Nikl. Doch ist der Mörder ruhig auf seinem Bette gestorben?

Bened. Auf dem Bette ist er gestorben, aber ruhig? (er schüttelt den Kopf.) Kennt er doch nicht einmal ruhig schlummern. Der Fürst, der ohne eine gute That zu Bette geht, geht ohne Trost zu Grabe. Wenn ich des Morgens einen Schlag mit dem Hammer that, gleich erschien ein Trabant aus dem Schloße: Meister Benedix, der gestrenge Herr Graf läßt Euch das Hammern verbieten! es stört seinen Morgenschlummer. Hm! murmelt' ich in den Bart: kann er seinem Gewissen das Hammern auch verbieten? —

Nikl. Wunder, daß er Euch nicht gar aus dem Hause jagte.

Bened. Fast wäre es geschehen; „deine Hütte, sprach er einmal zu mir, verunstaltet den Schloß-

Schießplatz.“ — Gestrenger Herr Graf, antwortete ich: Redlichkeit und Fleiß bewohnen diese Hütte; wollte Gott! man könnte eben das von manchem Pallaste sagen — „ich will dir die Hütte abkaufen,“ redete er weiter. — Ich mag sie nicht verkaufen. Mein Ur-Ur-Großvater hat sie gebaut, mein Vater hat sie renovirt, ich bin darin gebohren und großgezogen. Mein alter Vater ist blind, und tappt dennoch im Hause herum, ohne Gefahr. Brächte ich ihn aber in ein fremdes Haus, so stieße er sich den Schädel ein. — Was meynst du, Nikas, welche Antwort der gestrenge Herr mir werden ließ? — „Je nun, sagte er, indem er sich den Knebelbart strich: was wäre daran gelegen?“ —

Nikl. Der Wüterich!

Bened. Kurz, es war um mein Haus geschehen, wenn nicht Gevatter Bleck der Schreiner ein guter Freund vom Hofnarren gewesen wäre, der brachte es denn wieder ins Gleis.

(Sie arbeiten.)

Nikl.

Nikl. Da war Graf Albrecht, Gott verleih' ihm eine fröliche Urstend! ganz ein andrer Mann.

Bened. Wohl war er! immer freundlich und herzensgut. Hier stand er oft und schaute meiner Arbeit zu, und wenn die Sonne brannte, litt er nicht, daß ich die Mütze bei Seite legte. Er hat manch liebes mal aus meinem silbernen Becher getrunken. — Ach Gott! ich sehe ihn noch, wenn er hier vorbei spazierte, die kleinen Junker hüpften um ihn her, zogen höflich ihr Barret vor jedem Handwerksmanne, nickten traulich jedem Obstweibe — und wenn ein Bettler ihnen anfiel, gleich waren die Händchen voll Silberpfennige ausgestreckt. — O! es stößt mir das Herz ab, wenn ich denke, wie sie Alle so schmählich ins Gras gebissen!

Nikl. Keiner entwischte?

Bened. Keiner. Hab' ich doch selbst in jener gräßlichen Mordnacht das Wimmern und Winseln aus den Fenstern der Hofburg vernommen — das Röcheln der Sterbenden — das Wehklagen des Hofgesindes — das Gekreisch der Mutter —

Nikl.

Nikl. Die alte Gräfin lebt noch?

Bened. Ihr wäre beſſer, ſie lebte auch nicht mehr. Sie verſchonen, war ärger als Mord. Die hochherzige Frau begrub ſich in ein Nonnenkloſter. Gemahl und Kinder mag ſie vergeſſen haben, aber den Glanz der Hoheit, den Durſt nach Rache, kann ſie nicht vergeſſen, wie man ſpricht. — Ich glaub's wohl, ſie war Mutter — bin ich doch nur Bürger, und wüſte ich einen der Mörder unter dieſen Hammer zu bekommen, ich wollte ihn zum Reifen um dieſe Tonne ſchlagen. (Er arbeitet heftig darauf los.)

Nikl. Der Knabe, ſagt man, den Graf Ulrich hinterließ, iſt gut geartet?

Bened. Er iſt ein Knabe. Der Dornbuſch trägt keine Pflaumen. So lange Graf Hugo von Werdenberg, der Schirmvogt, ſeine Jugend leitet — der iſt ein wackerer Ritter —

Nikl. (in die Ferne blickend.) Seht doch, Meiſter, welch ein Auflauf dort am Thore? —

Bened. Was geht es uns an? wird wohl ein Trunkener ſeyn.

Nikl. Ich ſehe Hellebarden flimmern.

Bened.

Beneb. Hat nichts zu bedeuten. Es ist nicht mehr wie vormals, wo auch der ehrlichste Mann jedem Trabanten aus dem Wege gieng.

Nikl. Das Getöse nimmt überhand — sie kommen näher —

Beneb. Nun? was soll's geben?

Zweite Scene.

(Einige Bürger rennen über die Bühne, und rufen: Läutet die Sturmglocke! (Sturmglocke! Ein anderer Volkshaufen drängt sich herbei, unter ihnen Meister Block.)

Block. Hieher, ihr Bürger von Atlas! hieher auf den Schloßplatz!

Beneb. Gevatter Block, was geht vor?

Block. Gevatter Benedix, laßt alles stehn und liegen! Gräßliche Dinge! der Tag der Rache ist gekommen!

Das Volk. Rache! Rache!

Beneb. Rache? an wem? weswegen?

Das Volk. Schleppt die Mörder hieher! laßt sie blaten unter den Fenstern des Schlosses!

Beneb. Welche Mörder?

Block.

Block. Man hat Pilgrimme gefangen, man hat den Siegelring, des Grafen bei ihnen gefunden —

Ein Andrer. Und den Becher mit dem Burgundschen Wappen.

Bened. Ha! gerechter Gott! dein Würgengel führte sie nach Arles! wo sind sie?

Block. Man schleppte sie in den Kerker. —

Das Volk. Her mit ihnen! lautet die Sturmglocke!

(Man hört die Sturmglocke lauten. Das Volksgewimmel vermehrt sich mit jedem Augenblicke. Man fragt, man ruft, schreyt, erzählt, tobt, flucht durcheinander.)

Bened. Heil mir, daß ich diesen Tag erlebte! Siehst du, Niklas, wie diese Menschen noch Alle mit heißer Liebe an ihrem ermordeten Herrn hängen? So sprossen Wohlthaten wie Blumen aus dem Grabe des Gerechten. Steig herauf, Graf Albrechts Geist! aus deiner Gruft, und siehe die Blutrache in der Liebe deines Volkes glühen.

(Die Thore des Palastes öffnen sich.)

Einige

Einige Stimmen rufen: Der Schirmvoigt! der Schirmvoigt!

Dritte Scene.

(Graf Hugo von Werdenberg tritt aus dem Schloſſe mitten unter das Volk.)

Hugo. Was habt ihr, Kinder? was geht hier vor?

(Das Volk drängt ſich um ihn, ein Jeder will erzählen, man vernimmt blos ein unverſtändliches Getöſe.)

Hugo. Ich verſtehe Euch nicht. Redet einzeln.

Das Volk. Rede du, Meiſter Märten!

(Allgemeine Stille.)

Meiſter Märten (der Ochſenhändler.) Ich war zwei Tagereiſen weit ins Land gezogen, und gieng meinem Gewerbe nach. Auf der Heimkehr überfiel mich die Nacht in einem Dorfe, eine Stunde von hier. Nachdem ich mein Vieh beſchickt hatte, legte ich mich zu andern Fremdlingen auf die Streu. Es war dunkel. Als aber die erſte Morgenröthe durch die Fenſter ſchim-

schimmerte, erwachte ich, und warf einen Blick auf die Schlummernden. Ein alter Mann in einer Pilgerkutte lag neben mir. Sein Gewand hatte sich verschoben, ich sah, daß er einen Panzer unter der Kutte trug. Das nahm mich Wunder. Ich betrachtete ihn aufmerksamer, und wurde an seiner Hand einen Siegelring gewahr, der auf ein Haar dem Ringe unsers ermordeten Grafen glich, wie ich ihn oft beschreiben hörte, als er vermißt wurde.

Das Volk. Der Mörder des Grafen Albrecht! er ist gefunden! Rache! Blut!

Hugo. Stille! stille! laßt ihn weiter reden!

Meister Märten. Es lief mir eiskalt durch alle Glieder. Doch war ich meiner Sache noch ungewiß, bis ich zu den Füßen des Alten einen großen silbernen Becher gewahr wurde — sie mochten wohl am Abend gezecht haben auf die glückliche Heimkunft — Als ich den Becher aufhob, siehe da fiel das Burgundische Wappen mir in die Augen.

Das Volk. Genug! genug! führt ihn her!

Hugo.

Hugo. Stille, meine Brüder! laßt euren Mitbürger vollenden!

Meister Märten. Schon wollte ich mein Messer zücken, um den grauen Bösewicht zur Hölle zu senden, da schlug er die Augen auf. Neben ihm lagen noch ein rüstiger Jüngling, und ein andrer Bube in Pilgerstracht. Er weckte sie, sie rafften sich eilig vom Lager, und nahmen wohlgemuth den Weg nach der Stadt. Ich gesellete mich zu ihnen, um sie nicht aus den Augen zu verlieren. Unterwegens fragte mich der Alte dieses und jenes; ob die Bürger noch mit Liebe ihres guten Grafen Albrecht gedächten? ob sie seine Mörder haßten? und was dergleichen mehr war. Auch von Euch, Herr Schirmvoigt, zog er Erkundigung ein, und schien sich zu freuen, als er hörte, daß Ihr noch lebtet und wohl auf wäret. Als wir nun ans Thor kamen, da rief ich die Trabanten zu Hülfe. Man fand in ihrem Reisesack unter andern verdächtigen Dingen, auch Windeln mit dem Burgundischen Wappen bezeichnet, und dem Buchstaben H, unter einer Grafen-Krone. Die haben gewiß einst dem armen kleinen

Grafen

Gräfen Heinrich zugehört, deſſen unſchuldiges Blut der Böſewicht vergoſſen hat.

Das Volk. Rache! Blut! ſchleppt ſie her!

Hugo. Ihr Bürger von Arles! ein ſchweres Joch hat euch gedrückt. Ihr wißt, welch Unheil ein übereiltes Machtwort ſtiften kann. Seyd langſam zu ſtrafen! unterſucht bedächtig! Entwiſchen können die Gefangenen euch nicht. Hört ſie, und richtet kalt, damit diſſer kaum entſühnte Boden nicht abermals von unſchuldigem Blute rauche.

Das Volk. Er hat Recht! — wir wollen ſie hören — bald! bald!

Eine Stimme. Schaut auf! da bringen die Trabanten ſchon den Alten!

Das Volk. Hieher, Trabanten! hieher! ins Blutgericht!

Vierte Scene.

(Peter, von einigen Trabanten begleitet und gebunden, tritt mit heiterer Miene unter das Volk.)

Hugo. Stellt ihn her in unſre Mitte.

Ein Trabant. Er verlangte ſelbſt, vor das Volk gebracht zu werden.

Eine Stimme im Hintergrunde. Seht, ob er einen Panzer unter der Kutte trägt?

Einige, (welche Petern am nächsten stehn, heben das Pilgergewand auf, und schreyen:) Ja! ja!

Eine Stimme. Schaut nach dem Siegelring an seinem Finger.

Einige (heben ihm die gebundenen Hände empor) Ja! ja!

Das Volk (schreyt gräßlich.) Haut ihn nieder! zerreißt ihn! steinigt ihn!

(Alles dringt auf den Gefangenen ein.)

Hugo (aus Leibeskräften abwehrend.) Trabanten! schützt ihn! zurück! zurück! nur noch wenige Minuten! — hört ihn! ihr Bürger von Arles! wenn ihr mich liebt! — ich beschwöre euch bei der Asche eures ermordeten Grafen!

(Die vernünftigern Bürger vereinigen sich mit Hugo und den Trabanten.)

Zurück! zurück! Er hat sich auf das Volk berufen. Laßt nun hören, was der Frevler vorzubringen wagt.

Hugo. Stille! stille! im Namen der Gerechtigkeit! laßt ihre Waage wiegen, und dann ihr Schwerdt treffen. (Es wird stille.)

(zu Peter.) Du hast vernommen, welcher schweren Verbrechen du bezüchtiget wirst.

Peter. Vergebens droht ein schimpflicher Tod mir Unschuldigen! Freudenthränen rollen über meine Wangen, und nehen die Bande, die ich mit Ehren trage. Heil mir! zu sehen, wie nach achtzehn Jahren der Bürger Liebe noch immer heiß an meinem guten Grafen Albrecht hängt. Er war mein Freund, mein Wohlthäter! Fluch seinem Mörder!

Das Volk (murmelt:) Sein Freund? — sein Wohlthäter? —

Peter. Ihr Bürger von Aries! ihr vormals geliebten Mitbürger! ist keiner unter euch, der mich erkennt?

(Dumpfes Getöse. Alle drängen sich näher, um ihm in's Gesicht zu schauen.)

Peter (sich zu Hugo wendend.) Auch du nicht, mein Waffenbruder?

Hugo (ihn aufmerksam betrachtend.) Wahrlich! mir ist diese Stimme nicht fremd!

Peter.

Peter. Mein Gott! haben Zeit und Gram meine Züge so entstellt? Ist denn keiner mehr, der Hans von Bonstetten in seiner Heimath willkommen heiße?

Das Volk. Hans von Bonstetten? — er ist's!

Hugo (in seinen Armen.) Hans von Bonstetten! mein Freund und Waffenbruder! hat das Grab dich wieder ausgespieen? —

Eine Stimme. Ja, ja, ich kenne ihn noch.

Eine Andere. Ich auch.

Eine Dritte. Ein wackerer Mann!

Eine Vierte. Der Busenfreund unsers Grafen!

Das Volk. Löst seine Bande! tragt ihn auf den Händen! traget ihn zum Grabe seines ermordeten Herrn!

(Die Trabanten entfesseln ihn. Er wirft die Kutte von sich, und steht da in ritterlicher Kleidung.)

Peter (mit Begeisterung.) Ja, zum Grabe meines guten Albrechts! Auf ihr Bürger von Arles! Krönt dort seinen einzigen Sohn zu eurem rechtmäßigen Herrn!

Das Volk. Seinen Sohn! seinen Sohn!

Peter. Bemeistert euren Taumel! hört mich! hört Freundes Stimme! In jener gräßlichen Mordnacht, als das Klirren der Säbel gedungener Mörder, und das Winseln der Sterbenden mich umgab; als mein guter Herr schon blutend vor mir lag, und seine ältern Söhne nur noch röchelten; da rief ich mein Weib, dessen Sorge das jüngste Kind in Windeln anvertrauet war: Agnes! rief ich, rette dein Kleinod! den Siegelring des Grafen zog ich dem Leichnam vom Finger, den silbernen Becher riß ich von der Tafel. Durch eine heimliche Pforte entschlüpften wir ins Freie. In finstrer Nacht, durch Sumpf und Röhrig, durch Dorn und Disteln, wandelten wir auf ungebahnten Straßen. Die Sonne gieng uns nur zum Schrecken auf, denn sie leuchtete unsern Verfolgern. Am Tage bargen wir uns in Kornfeldern, und stillten unsern Hunger mit unreifen Aehren. Gott wachte über euren Fürsten! wir erreichten die Gränze von Burgund. Dort sandte ich unsern einzigen Begleiter, meinen treuen Diener Bruno zurück;

er sollte schweigen und harren, bis er mir von bessern Zeiten Botschaft bringen könne. Am Fuße der Alpen, in einer dürftigen Einsiedlerhütte, verwahrte ich das theure Pfand, das Gott mir anvertraute. Der Säugling ist zum Knaben aufgeblüht. Der Knabe zum wackern Jüngling gereift. Ihr Bürger von Aries! ich bringe ihn euch heute zurück! nehmet ihn, und eurer Zukunft Glück aus meinen Händen!

Das Volk. (im frohen Taumel.) Wo — wo —

Peter. Er ward mit mir in den Kerker geschleppt. Die Hand, die euren Scepter führen soll, ist gebunden.

Das Volk. Fort! fort! er lebt! er lebt! Albrechts Sohn! —

(Das Volk eilt jauchzend davon, die Bühne wird plötzlich leer.)

Hugo. Wache ich? — oder träume ich?

Peter. Reiche mir deine Hand, Hugo! Auf diesem Platze sind wir est mit Händedruck geschieden, wenn wir vom frohen Mahle aus dem Schlosse heimkehrten.

Hugo.

Hugo. Ach! wo sind die schönen Zeiten!

Peter. Sie werden wiederkommen. Mein Heinrich ist ein wackerer Sprößling des alten Burgundschen Stammes. Ich erzog ihn zum Menschen, arm und niedrig; wohl dem Fürsten, der Armuth kennt!

Hugo. Wo blieb deine gute Agnes?

Peter. Trübe mir diese Stunde nicht.

Hugo. Ich verstehe dich.

Das Volk (in der Ferne.) Es lebe Graf Heinrich von Burgund!

Peter. Ha! sie kehren schon zurück! — Freue dich, Hugo! du wirst einen stattlichen Jüngling sehen.

Fünfte Scene.

(Das Volk trägt Heinrich auf den Händen herbei.)

Das Volk. Da ist er! der junge Graf! — ein Auge, wie sein Vater! — ein Lächeln, wie sein Vater! — es lebe Graf Heinrich!

Einige Stimmen im Hintergrunde. Wir wollen ihn auch sehn! wir

können ihn nicht sehn! hebt ihn in die Höhe!

Benedix. Stellt ihn da auf meine Tonne!

(Heinrich wird auf die Tonne gehoben. Ein lautes Jubelgeschrey steigt in die Luft:)

Es lebe Graf Heinrich von Burgund!

(Trompeten und Pauken vom Balkon des Schloßes.)

Heinrich (versucht zu reden. Er wendet sich hierhin und dorthin. Er kann nicht sprechen. Thränen stürzen aus seinen Augen.)

Einige Stimmen. Er weint! er weint!

Heinr. (mit erstickter Stimme.) Ihr seht mich zum Erstenmale und liebt mich schon — diese Liebe verdanke ich meinem guten Vater — sein Segen ruhe auf mir!

Das Volk (hebt die Arme gen Himmel.) Graf Albrechts Segen über seinen guten Sohn!

Heinr. Kann ich euch nicht werden, was Er euch war, — so will ich euch doch lieben, wie er euch liebte — (er hebt Hände und Augen gen Himmel.) Dankt Gott mit mir für meine wunderbare Rettung!

Das

Das ganze Volk kniet nieder.

Dank dir, Gott!

Eine Weiberstimme hinter der Scene. Wo ist er? wo? — wo?

Einige aus dem Volke. Hat seine Mutter!

Sechste Scene.

Die Gräfin von Burgund stürzt auf die Bühne.

Das Volk (schreyt ihr entgegen.) Euer Sohn! euer Sohn! (und deutet mit dem Finger auf Heinrich.)

(Sie drängt sich durch die Haufen, erblickt ihren Sohn, streckt die Arme nach ihm aus, und sinkt sprachlos in die Kniee.)

Heinr. Meine Mutter!

(Er will herabspringen, das Volk drängt sich herbei, hebt Heinrich von der Tenne und bringt ihn in die Arme seiner Mutter.)

Das Volk. Es lebe Mathilde! es lebe Heinrich!

(Trompeten und Pauken vom Balkon des Schlosses.)

Mathil-

Mathilde. Bin ich noch Mutter? — ist dieser mein Sohn? — du einzig Entronnener! — (Sie betrachtet ihn mit Wohlgefallen.) O! Alles in der Welt verlernt sich! Alles vergißt sich, nur Mutterliebe nicht.

Heinr. Gebt mir Euren Segen!

Math. Der Segen deines biedern Vaters ruhe auf dir! Einen Fürsten muß sein Volk segnen, nicht seine Mutter.

Heinr. Ich will die Liebe meines Volks verdienen, und die Eurige; bei Gott! ich will!

Math. Ha! so wird zum Erstenmale meine öde Zelle von mütterlichem Jauchzen wiedertönen! so werde ich nicht mehr vor dem Gekreuzigten um Rache! Rache! flehen! — Dank! — Dank! — O wie gern spricht eine Mutter dieses Wort zum Vater unser Aller!

Peter. Gnädige Gräfin, vergönnet einem alten treuen Diener den Saum Eures Gewandes zu küssen.

Math. Ritter Hans von Bensletten! O wie mag ich Euch vergelten! —

Peter. Wehe meinem Herzen, wenn dieses Schauspiel ihm nicht vergalt!

Math. Als Ihr mir zum leztenmale in jenen Hallen Gute Nacht botet, — wer hätte gedacht, daß der Morgen erst nach achtzehn Jahren anbrechen würde! — wo ist Eure brave Agnes?

Peter (nach einer Pause mit Wehmuth.) Ihr Morgen ist noch nicht angebrochen.

Math. Ich verstehe Euch. Wir haben beide nur noch einen Sohn.

Peter. Graf Heinrich von Burgund, vergönnet, daß ich der Erste sey, der dem neuen Herrn huldige. (Er kniet nieder.)

Heinr. (stürzt in seine Arme.) Beschämet mich nicht. Entzieht mir nicht den süßen Namen, von dem mein Herz sich nie entwöhnen wird! nennt mich Euren Sohn! schämt Euch meiner nicht im Angesicht des Volkes!

Peter (ihn in seine Arme schließend.) Mein Sohn!

Heinr. (mit edler Hitze.) Volk von Burgund! wenn ich einst deine Hofnungen erfülle, wenn es mir gelingt, dir meinen Vater zu ersetzen, so verdankst du es diesem Manne! Er nahm nichts mit in die Einöde, als was kein Tyrann ihm

ihm rauben konnte — seine Tugend! Ihn liebt' ich als Knabe, ihn bewundert' ich als Jüngling, ihm werde ich nachstreben als Mann. Er ist nicht der nächste nach mir, er ist der Erste über mir! was hinfort durch mich euch Gutes widerfahren mag, das sind nur aufgeschossene Keime, die er pflanzte. Könnt' ich je vergessen, was er mir war — ist — und bleiben wird; so vergesse Gott meiner ewiglich!

Peter. Aus edlen Keimen edle Früchte ziehen, ist ein geringes Verdienst.

Math. Sohn! was ich von dir seh' und höre, macht mich stolz darauf, dich gebohren zu haben.

Siebente Scene.

(Ein Volkshaufe drängt mit Getöse aus dem Schloße, und schleppt einen gebundenen Knaben zu Heinrichs Füßen.)

Das Volk. Rache! Blutrache!

Heinr. Was ist das?

Der Knabe. O weh! man hat mich gebunden.

Graf

Graf Hugo (tritt hervor.) Wer erkühnte sich, diesen unschuldigen Knaben zu binden? — Gestrenger Graf, Ihr werdet die erste Stunde Eurer Regierung nicht mit einer Grausamkeit beflecken? Dieser Knabe ist Ulrichs Sohn, Euer leiblicher Vetter!

Knabe (ängstlich.) Willkommen Vetter!

Hugo. Sein Vater ermordete den Eurigen. Doch der Sohn soll nicht tragen die Missethat des Vaters.

Knabe. Tödte mich nicht! ich will dich lieb haben.

Math. Ist das die Brut? — Ha! wie ihr Anblick die Schrecken der Vergangenheit zurückruft! wie mit Gras bewachsene Gräber sich wieder aufthun, vermoderte Leichname wieder bluten! — Schafft ihn mir aus den Augen, daß der Schmerz mich nicht zu unedler Rache verleite.

Knabe (zu Hugo.) Warum ist sie zornig?

Math. (den Knaben wild anschauend.) Diesen frommen Heuchlerblick erbtest du von deinem Vater, dieß verführerische Lächeln um den Mund, stahlst du deiner Mutter.

Knabe.

Knabe. Vater und Mutter sind gestorben.

Heinr. Wer könnte diesen holden Knaben hassen? bindet ihn los.

Knabe. Ich danke dir, es that so weh.

Math. Hüte dich, Sohn! wärme keine Natter in deinem Busen.

Knabe. Ich bin ein frommes Kind.

Math. Deiner Brüder Blut schreyet um Rache!

Heinr. Rache den Lebendigen! Thränen den Todten. Könnte Blut ihre Gräber öffnen, das Meinige sollte fließen. — Komm her zu mir, holder Knabe! wie nennt man dich?

Knabe. Ich heiße Guido.

Heinr. Willst du mein Bruder seyn?

Knabe. Recht gern. Wie heißest du denn?

Heinr. Heinrich.

Knabe. Also bist du mein Bruder Heinrich?

Heinr. Ja, ich schwöre es dir im Angesichte Gottes und meines Volkes!

Peter. So recht, mein Sohn!

Math.

Math. O! daß es dich nie gereue!

Knabe (zu Mathilden.) Sey auch nicht mehr zornig. Ich fürchte mich vor dir.

Math. Laß mich! nur die Zeit kann deinen Anblick mich ertragen lehren.

Knabe. Sage mir, Bruder Heinrich, was habe ich ihr gethan?

Heinr. Sey immer fromm und gut, so gewinnst du ihr Herz.

Knabe. Ja, ich will immer fromm und gut bleiben. (er zieht ihn geheimnißvoll bei Seite.) Was meynst du, wenn ich ihr diesen Rosenkranz schenkte?

Heinr. Wackerer Knabe! (er hebt ihn auf und drückt ihn an sich.)

(Das Volk giebt Zeichen der Rührung.)

Peter. Heinrich, ich bin zufrieden mit dir. Du hast dich selbst beherrscht, jezt erst verdienst du Menschen zu beherrschen.

Heinr. Noch nicht, mein Vater, ich that nur, was mein Herz gebot.

Hugo (der indessen von einigen alten Bürgern umringt, und mit ihnen im Gespräch begriffen war, tritt zu Heinrich.) Edler Graf, die Bürger von

Arles

Arles wollen Euch nach alter Sitte bewillkommen. Sie gehn, Euch Geschenke zu bringen, wie sie vor Jahrhunderten die Ersten Bürger dieser Stadt, dem Ersten guten Fürsten reichten.

Heinr. War ihr Jauchzen, waren ihre Thränen nicht die köstlichsten Geschenke?

Peter. (halb leise.) Verdirb deinem Volke nie eine Freude.

Heinr. Geht Kinder, und thut, was euch Freude macht.

Das Volk. Fort, Brüder! auf das Rathhaus! die Geschenke! das alte Herkommen! (Alles verläuft sich.)

Hugo (führt den Knaben in den Pallast.)

Der Knabe (dreht noch einmal den Kopf um.) Kommst du nicht mit, Bruder Heinrich?

Heinr. Ich folge dir bald, lieber Kleiner.

Achte Scene.

Heinrich, Peter und Mathilde.

Math. (steht mit gesenktem Haupte und gefalteten Händen, starr vor sich hinschauend.)

Heinr. (nähert sich ihr liebevoll.) Worüber sinnt meine gute Mutter?

Math.

Math. (erwachend.) Ich? — über nichts — Alle meine Sinne feſſelt der holde Traum. — Nicht einmal beten könnt' ich jezt — es wäre denn, daß dieſe Thränen dem Schöpfer für ein Dankopfer gälten! — Ich bin nicht krank, und doch ſo matt — ſo müde —

Heinr. Vergönnet, daß ich Euch in Eure alte Wohnung führe.

Math. Nicht dorthin! mein Sohn! noch nicht! — Aus jenen Pforten haben die Mörder deine Mutter bei den Haaren geſchleppt.

Heinr. Zieht die Vergangenheit nicht aus ihrer Nacht.

Math. Siehſt du das offene Fenſter? — ach! dort in jenem Saale! —

Peter. Dort, Frau Gräfin, wurdet Ihr dem edeln Albrecht angetraut.

Math. Dort hab' ich meiner Kinder Blut an den Wänden verſprizt geſehen!

Heinr. Ich bitt' Euch, Mutter, — einen Schleyer über dieſe Bilder.

Math. Nein, nicht dorthin! — laß mich mein Sohn! — auch die Freude will Athem ſchöpfen. Gönne mir Erholung! —

(Sie sinkt auf eine steinerne Bank am Thore des Palastes.)

Heinr. (macht eine Bewegung, ihr zu folgen.)

Peter. Bleib, mein Sohn. Es giebt Augenblicke, wo selbst Liebe lästig wird. Laß diese kurze Frist mich nutzen, um dich zu fragen: Wie ist dir nun zu Sinne?

Heinr. Wohl, mein Vater.

Peter. Völker-Glück an seinem Herzen tragen, es ist groß und schön! nicht wahr, mein Sohn?

Heinr. Der Himmel schuf ein Menschenherz zu eng für dies Gefühl.

Peter. Drum dünkt sich der, ein Wesen höherer Art, zu dem Millionen aufblicken.

Heinr. Nur Dank von Millionen rechtfertigt diesen Dünkel.

Peter. Ich prophezeihte dir Vergessenheit deiner Jugendgrillen. Hab' ich Wort gehalten?

Heinr. Nein, mein Vater, Ihr habt falsch prophezeiht.

Peter. Wie? — noch immer —

Heinr.

Heinr. Nun und immer! jezt mehr, als jemals! Was ein Jugendtraum mir verhieß, hat ein Wunder mir gegeben. Meine Hofnungen waren thöricht; ein Gott hat sich meiner Thorheit erbarmt! ich trage heute ein anderes Kleid, mein Herz schlägt darunter wie vormals; ihr nennt mich Graf von Burgund, und ich fühle noch immer, daß ich der arme Heinrich bin.

Peter (warnend.) Jüngling!

Heinr. Das süße Gefühl, Menschen zu beglücken, ist es untheilbar? Gewinnt es nicht höhern Reiz durch Mittheilung? darf der Fürst nicht Hausvater seyn? muß er es nicht seyn? um im Kleinen zu lernen, was er im Großen üben soll?

Peter. Er darf und muß.

Heinr. Der Fürst, der Gatte und Vater ist, — spracht Ihr nicht noch gestern so? — hat ein zärteres Gefühl für das Glück seiner Unterthanen; er wird dem Weibe nicht den Geliebten; der Mutter nicht den Sohn entreissen, um ihn in Schlachten zu führen, die vielleicht nur Laune und Uebermuth kämpfen. Indessen der Fürst den Frieden mit Sanftmuth einladet,

windet die Fürstin einen Blumenkranz, um den willkommnen Gast zu schmücken.

Peter. Recht, mein Sohn! habe ich denn von dir begehrt, daß du unbeweibt bleiben sollest?

Heinr. So laßt uns Eilboten nach Hallwyl senden.

Peter. Warum nach Hallwyl?

Heinr. Ich habe geschworen: Elsbeth oder keine!

Peter. Was Heinrich schwur —

Heinr. Das wird der Graf von Burgund halten!

Peter. Es ziemt dir nicht.

Heinr. Es ziemt nicht — ein heilloses Wort! das Böse ziemt weder dem Fürsten, noch dem Bettler. Aber Schönheit und Tugend krönen, dünkt mich fürstlich.

Peter. Jüngling! du sahst bis jezt der Dirnen wenige, und liebst in Elsbeth nur das Geschlecht.

Heinr. So laßt die Töchter des Landes nach Hofe laden; ich will sie Alle überschauen, wie ein Blumenbeet: hier eine bunte Tulpe,

dort

dort ein duftendes Veilchen: hier eine unſchuldige Lilie, dort eine würzreiche Nelke — O! es iſt doch Alles nichts gegen die Königin der Blumen, die glühende Roſe!

Peter. (lächelnd.) Wahrlich, Heinrich! du haſt Anlage zum Minneſinger. Aber höre zuvor den Wunſch deines Volkes, den Rath deiner Mutter; befolge jenen, gehorche dieſem.

Heinr. (zu Mathildens Füßen.) Verſagt mir meine erſte Bitte nicht!

Math. Stehe auf, mein Sohn, was begehrſt du?

Heinr. Ihr ſprachet Segen über Euren Sohn — ach! Ihr habt auch noch eine Tochter.

Math. Eine Tochter?

Heinr. In den Schweizergebürgen hauſt ein biederer Ritter, ſein Geſchlecht iſt edel und berühmt; doch die Edelſte ihres Geſchlechts iſt Elsbeth von Hallwyl — meine Geliebte — laßt mich ſagen: mein Weib!

Math. Hör' ich recht? du biſt vermählt?

Heinr. Nicht ohne Euren Segen. Sprecht ein freundlich Wort, und ich fliehe in die Arme der holden Braut.

Math.

Math. Steh' auf, mein Sohn. Was kann ich dir antworten? du bist nicht mehr minderjährig.

Peter. Mein Heinrich weiß, daß ein Sohn in Gegenwart der Mutter nie volljährig ist.

Heinr. Ich weiß es, und erwarte mein Urtheil.

Math. Ein Fräulein Hallwyl nanntest du?

Heinr. Diesen Namen trägt der Inbegriff alles Guten und Schönen!

Math. Ihr kennt sie, Ritter Bonstetten?

Peter. Ich kenne sie. Ihr mangelt nur die Geburt.

Heinr. Nie ward ein Geschöpf edler gebohren.

Math. Graf von Burgund! Fürstenherzen sind dem Volke unterthänig.

Heinr. Ich betrüge mein Volk um eine Mutter, wenn ich eine andere Gattin wähle.

Math. Du mußt deinen Thron durch glänzende Verbindungen stützen.

Heinr. Auch ohne Glanz ist die Tugend eine mächtige Stütze.

Math. Die reiche Erbin von Savoyen —

Heinr. Redet nicht aus, Mutter —

Math. Sie würde dir eine Grafſchaft zum Brautſchatz bringen.

Heinr. Ohne Elsbeth entſage ich auch der, die ich ſchon beſitze.

Math. Sie iſt ſchön und gut.

Heinr. (auf ſein Herz deutend.) Hier iſt kein Raum mehr für fremde Schönheit und Güte.

Math. Prüfe zuvor dein Herz.

Heinr. Ein Herz, das im Taumel des Glücks ſtandhaft blieb, iſt es nicht ſchon geprüft?

Math. Harre mindeſtens ein Jahr.

Heinr. Ich darf nicht zaudern, ein Andrer wirbt um ihren Beſitz. Ach! wenn es ſchon zu ſpät wäre!

Math. Du zerſtörſt mir liebe Wünſche, raubſt mir hohe Ausſichten.

Heinr. Der Purpur iſt kein Gewand für häusliche Zufriedenheit; ein Herz ohne Liebe bleibt kalt unter dem Hermelin.

Math. Ritter Benſtetten, ſagt redlich, was Ihr von der Sache denkt?

Peter. Soll ich als Menſch, oder als Staatsmann ſprechen?

Heinr. (ſpringt auf, und klingt ſich an ihn.) Laßt den Vater reden!

Peter. Wohlan! ich habe dieſe junge Pflanzen ihre Wurzeln in einander ſchlingen ſehn. Ich vermag ſie nicht zu trennen.

Heinr. Dank! Dank! für dies väterliche Wort. — O! meine Mutter! worauf deutet Euer ſtiller Ernſt?

Math. (nach einer Pauſe.) Achtzehn Jahre klöſterlicher Einſamkeit haben freilich manchen Schimmer von der Wahrheit mich ſcheiden gelehrt. Ich kenne die Thränen, die Sehnſucht und Liebe weinen. — Ach! ich kenne ſie! — Du haſt meinen Stolz beſiegt — geh' und gehorche deinem Herzen!

Heinr. (entzückt, umarmt wechſelsweiſe Peter und Mathilde.) Vater! — Mutter! —

Neunte Scene.

Graf Hugo tritt auf.

Heinr. (ihm entgegen.) Gut, daß Ihr kommt, lieber Graf; Ihr habt mein Zutrauen gewonnen —

Hugo. Zu früh, edler junger Herr! Zutrauen ist keine Münze für ein Würfelspiel; man muß es nicht gewinnen, sondern verdienen.

Heinr. Die Gelegenheit ist schon gefunden. Ich mache Euch zu meinem Freywerber.

Hugo. Das wäre allenfalls ein Verdienst um Eure künftige Gemahlin.

Heinr. (gutmüthig scherzend.) Graf Hugo, Ihr seyd doch ein Höfling Soll ich mich auf Euch verlassen, so muß ich selbst mit Euch ziehen. Ich selbst! — vortrefflich! — ein zahlreiches Gefolge begleitet den Gesandten von Burgund, ich verliere mich darunter als Euer Edelknabe; verstecke mich hinter Eure Trabanten; bin Zeuge von Elsbeths holder Schaam; höre,

wie

wie sie den Grafen von Burgund ausschlägt, ihrem Heinrich zu Liebe! wie der Fürstensohn vergebens den Sohn des armen Klausners aus ihrem Herzen verdrängen möchte — ich seh', ich höre das! stürze in ihre Arme, und haſche den Ruf des Schreckens mit einem Kusse von ihren Lippen! — Glücklicher Heinrich! du wirst hoch über alle Fürstensöhne strahlen! denn welcher unter ihnen kann auftreten, und sprechen: mich liebte das Mädchen, nicht meinen Purpur!

Hugo. Noch kann ich nicht errathen —

Heinr. Ihr sollt alles wissen — und wann reisen wir? morgen in der Frühstunde — nein, die Tage sind heiß — auf den Abend — sobald es kühl wird — aber — jezt gleich — die Sonne geht unter.

Peter (lächelnd.) Heinrich, es ist hoch am Mittage. Gönne doch zum mindesten deinem Volke diesen Tag.

Heinr. O der festlichste steht ihm noch bevor! wenn Elsbeth an meiner Seite durch die Thore von Arles ziehen wird, wenn Alt und Jung mit zurückgehaltenem Athem gafft; wenn die Kinder

lächelnd

lächelnd ihre Händchen emporstrecken, weil sie einen Engel zu erblicken wähnen; und die Greise mit frommer Rührung ausrufen: Nun können wir in Frieden zur Grube fahren — O Mutter! Mutter!

(Er sinkt in Mathildens Arme.)

Math. Seliges Gefühl! du verjüngst mich mein Sohn!

Zehnte Scene.

(Es beginnt ein feierlicher Marsch. Knaben und Mädchen, weiß gekleidet, erscheinen Paarweise; in ihrer Mitte führen sie ein Lamm, mit rothen Bändern geschmückt. Ihnen folgen Jünglinge und junge Dirnen, mit Sträußen und Myrthenkränzen. Einige Greise beschließen den Zug, deren Einer einen silbernen Pokal, mit Goldstücken gefüllt, trägt. Der Zug ordnet sich zu beiden Seiten. Die Musik schweigt. Der Greis, mit dem Pokal tritt hervor, und redet Heinrich an:)

Der Greis. Meine Hand zittert, aber vor Freude; mein Auge ist naß; aber es sind Freudenthränen! — Empfanget, edler Graf, nach verjährter Sitte, das kleine Geschenk unsrer Stadt.

Stadt. Es ist ein altes Herkommen. Gedenkt dabei: daß die Liebe zu unserm Fürsten auch Herkommens unter uns ist.

Heinr. (den Pokal nehmend.) Eure Liebe ist mein väterliches Erbtheil. Was ich nicht erst gewinnen durfte, werde ich wenigstens zu erhalten wissen.

Eine junge Dirne (nähert sich ihm und setzt ihm den Myrthenkranz auf.) Vater des Vaterlandes! gebt uns bald eine Mutter.

Heinr. Ich danke dir, mein Kind. Ehe noch diese Myrthen verwelken, soll dein guter Wunsch in Erfüllung gehen.

Ein kleines Mädchen (führt ihm das Lamm zu.) Nimm, edler Graf, dieses Lämmchen, das Sinnbild unsrer Unschuld. Noch kann es nur hüpfen und spielen; aber unter deiner Pflege wird es heranwachsen, und einst Milch und Wolle geben.

Heinr. (übergiebt das Lamm einem Edelknaben, umarmt gerührt das kleine Mädchen, und schüttet ihm die Goldstücke in die Schürze.) Nimm das, und bring' es deinen Eltern.

Das kleine Mädchen. Ich bin eine Waise.

Heinr. (Sie in Mathildens Arme werfend.) So schenk' ich dir eine Mutter! — Knappen! bringt mir Wein! der Pokal ist leer! Was mein Volk mir gab, floß unter mein Volk zurück. Eure Liebe ist das einzige Geschenk, das ich in meinem Busen verwahre; eure Herzen tauschtet ihr gegen das Meinige. (Der Knappe hat indessen den Pokal voll geschenkt.) Es lebe mein Volk!

(Er trinkt.)

Der Greis. (sich die Augen trocknend.) Segen über den wackern jungen Herrn!

Alle. Heil! und Segen!

(Der Vorhang fällt.)

Ende des dritten Akts.

Vierter Akt.

(Ein Zimmer in der Burg Hallwyl.)

Erste Scene.

Elsbeth allein.

(Sie spinnt. Neben ihr hängt ein Vogel in einem Käfich.)

Bist du endlich des Singens müde, kleiner Schreyer? warum hackst du so an den Stäben? möchtest gern heraus? — willst auch du mich verlassen, du einziges Geschöpf, dem ich klagen und sagen darf, was mich drückt! — Harre nur, bis Heinrich wiederkehrt — o! er kommt gewiß! — (Sie spinnt, und versucht einige Töne eines Liedes.) Gott weiß, warum ich nicht singen kann; der Hals ist mir nicht rauh, aber zugeschnürt. Ehemals, wenn ich vom Berge herabhüpfte, sang ich lauter als du, lieber Hänfling! damit Heinrich schon in der Ferne mich hören sollte. Jezt ist es immer so stille um mich, daß ich die Todtenuhr

tenuhr in der Wand klopfen hört. — Sie deutet vielleicht auf mein leztes Stündlein — immerhin! — wenn Heinrich ausbleibt — (Sie spinnt und weint.) Aus diesem Flachs soll man mir mein Todtenhemd weben; er ist mit Thränen der Liebe genezt! —

Zweite Scene.

Mutter Gertraud mit einem großen Blumenstrauße.

Gertr. Lustig, Fräulein! Alle Noth hat nun ein Ende.

Elsb. (rasch aufspringend.) Ist Heinrich hier?

Gertr. Was Heinrich! der mag wallfahrten nach Palästina, und einen Splitter vom heiligen Kreuze holen, so hat er Hülfe wider Zahnschmerzen. Nein, hier ist von ganz andern Dingen die Rede! Seht nur den schönen Blumenstrauß, bunt wie ein Specht, und riecht wie indisch Gewürz. Was meynt Ihr wohl, von wem ich ihn empfangen?

Elsb.

Elsb. Das gilt mir gleich.

Gertr. Seht doch nur, riecht doch nur.

Elsb. Meine Rose ist doch schöner, und duftet lieblicher.

Gertr. Die verwelkte Rose? ha! ha! ha! ihr habt sie ja in zehn Tagen nicht vom Busen gebracht.

Elsb. Aber ich brach sie von dem Stocke, den Heinrich pflanzte.

Gertr. Was gilt's, Ihr werdet bald ein ander Liedlein singen. Juchhey! Fräulein, Euer Bräutigam ist hier.

Elsb. Ach nein! so bald kömmt er nicht.

Gertr. Ist er doch im Waffensaale. Euer Vater redet mit ihm. Herr Walther von Bionay sandte mich unterdessen mit diesem Blumenstrauße. — Grüße mir, sprach er, die edle Jungfrau, meine holde Braut. Und da schob er mir ein Goldstück in die Hand, der liebe Herr! — Euer Vater läßt Euch wissen, Ihr sollt Eure besten Kleider anlegen.

Elsb. Gute Mutter, quäle mich nicht.

Gertr. Hat sich was zu quälen. Das arme Kind, hi! hi! hi! es schämt sich.

Elsb.

Elsb. Ist der Ritter würklich hier?

Gertr. Gewiß und wahrhaftig, warum sollt' ich Euch eine vergebliche Freude machen?

Elsb. Und ist gekommen, mich zum Weibe zu nehmen?

Gertr. Je wozu denn sonst?

Elsb. Ach nein! nimmermehr!

(Sie lehnt sich an das offene Fenster, und blickt wehmüthig hinaus.)

Gertr. Ich weiß gar nicht, wie Ihr mir vorkommt. Ich glaube die alte Hexe, unten im Dorfe, hat es Euch angethan. Das Weib thut großen Schaden an Menschen und Vieh. Die Obrigkeit sollte wachsamer seyn. Ist das nicht ein Jammer, wie das arme Kind sich abzehrt. Die Kleider werden ihr alle zu weit. Ehemals hüpfte sie immer auf Einem Beine, jezt geht sie kaum auf Zweyen. Ehemals lachte sie immer über Alles, jezt weint sie über Nichts. Aber nur Geduld, Ihr sollt wohl lachen, wenn Ihr den stattlichen Ritter sehen werdet. Er ist dick und fett geworden; ein braunes Gesicht, ein schwarzer Knebelbart, ein feines Wamms, und Reigerfedern auf dem Barret. Unten im

Schloßhofe wimmelt Alles, Knappen und Zofen; Rosse und Maulthiere, Kisten und Kasten. Was da für schöne Sachen und Brautgeschenke drinne seyn mögen! der Mund wässert mir, wenn ich nur daran denke! — So hat der Himmel doch endlich mein Gebet erhört! ich werde den frohen Tag erleben, wo ich mein süßes Fräulein in die Brautkammer führe, und ihr die Haube aufsetze. — Aber, Ihr hört mich nicht, wornach schaut Ihr so starr in die Ferne?

Elsb. Siehst du, liebe Mutter, Heinrichs Hütte unten im Thale? — ach! sie ist leer!

Gertr. Was kümmert Euch die alte morsche Hütte, denkt lieber an Herrn Walthers schöne Burg.

Elsb. Eine Hütte mit Heinrich! — ach! nur eine Hütte mit Heinrich!

Gertr. Possen, mein Kind, besser ist besser! keinen Tod stirbt die Liebe leichter, als den Hungertod. — Aber was macht Ihr denn da? der Vogel wird ja herausfliegen.

Elsb. Das soll er auch. (Sie hat den Käfig geöffnet.) Geh und suche dein Weibchen.

Gertr.

Gertr. Wunderliche Dirne! hat ſie das Vöglein nicht gehegt und gepflegt — und nun wandelt ihr plözlich die Grille an — horch! ſie kommen.

Elsb. Um Gottes willen!

(Sie entflieht)

Gertr. Wohin, Fräulein? wohin? — Doch, ſie hat Recht! ſie muß zuvor ihren Sonntagsſtaat anlegen. Bertha ſoll ihr die Haare kräuſeln. Ein Schleppkleid — ein Bügelrock — eine goldene Kette — dagegen hält ſich kein Heinrich, und wäre er auch gleich Kaiſer Heinrich der Vogelſteller.

(Sie watſchelt fort.)

Dritte Scene.

Cuno und Walther von Blonay im Geſpräch begriffen.

Walth. Wenn ich der ſchönen Elsbeth nur nicht zu alt ſcheine.

Cuno. Zu alt? wie meynt Ihr das?

Walth.

Walth. Ich bin über die Jahre hinaus, wo man den Weibern Minnelieder vorgurgelt, und sich in ihre Farben kleidet.

Cuno. Meine Elsbeth hat keine Farben. Ein blanker Schild ohne Wappen.

Walth. Auch schlimm! ich war fast noch ein Knabe, als ich mir den gekrönten Löwen in offener Feldschlacht verdiente. Damals hätte es manche schmucke Dirne gerne gesehen, wenn ich den Löwen sammt der Krone gegen ein Herz vom Pfeil durchstochen vertauscht hätte. Aber jezt —

Cuno. Nun? jezt? seyd Ihr nicht noch ein rüstiger Kempe?

Walth. Weiß nicht. Der Zug zum heiligen Grabe hat mich mürbe gemacht, die aegyptische Sonne mir Runzeln ins Antlitz gebrannt. Die Saracenen haben mir den linken Arm steif gehauen, und der Hieb über den Schädel hat einen Kahlkopf aus mir gemacht.

Cuno. Laute Zeugen Eurer Tapferkeit, der schönste Ritterschmuck!

Walth. Mag seyn für den Vater! aber die Tochter ist keine Amazone.

Cuno.

Cuno. Seyd unbesorgt. Harret allhier ein wenig, ich sende Euch Elsbeth her, so mögt Ihr in Gottes Namen Euer Wort anbringen.

(ab.)

Walth. (allein.) Muß wohl wahr seyn, was der alte Minnesinger mir vertraute: Tapferkeit verstummt vor Schönheit. Eine Heerde Araber angreifen, ist leichter, als eine hübsche Dirne ansprechen. — Sie wird kommen — was soll ich ihr sagen? — Als ich zum heiligen Grabe zog, da spielte das kleine Mädchen mit dem Federbusch auf meinem Helm — und jezt — spielt sie mit meinem Herzen — wirft es vielleicht von sich, wie ein zerbrochnes Spielwerk. — Guter Vater! ein glattes Kinn ist den Weibern lieber, als ein glatter Kopf. Wenn ein Arm nicht mehr vermag, sich um ihren Nacken zu schlingen, so fragen sie wenig darnach, ob er von Saracenen steif gehauen worden! — Walther! Walther! hüte dich! den Fesseln der Ungläubigen bist du entronnen; fällst du hier in Liebesnetze, so hilft der Ablaß dir nichts, den du sauer verdient hast.

Vierte Scene.

Elsbeth. Walther.

Elsb. (ängstlich.) Gott grüß Euch, Herr Ritter! mein Vater schickt mich her.

Walth. So wärt Ihr, ohne Eures Vaters Gebot, mir wohl nicht entgegen gekommen?

Elsb. Warum nicht? Ihr seyd ein alter Freund von unserm Hause.

Walth. Ein alter Freund ist oft willkommener, als ein neuer Liebhaber?

Elsb. (verlegen.) Ihr müßt das freilich besser verstehen.

Walth. So, so. — Wißt Ihr auch, holdes Fräulein, daß Ihr seit meinem lezten Besuch um einen halben Kopf gewachsen seyd?

Elsb. Und Ihr seyd alt geworden, Ritter.

Walth. (bei Seite.) So, so, das ist tröstlich. Wo nun den Faden wieder anknüpfen? — (laut.) Ja, ja, die Zeit nagt auch wohl einen Panzer mürbe. Kommt es

mit

mir doch vor, als ob Eure holde Munterkeit in den Kinderschuhen stecken geblieben wäre?

Elsb. Ach! ich war als Kind so glücklich!

Walth. Wird Eure Zukunft minder lachend seyn?

Elsb. Eine alte Zigeunerin hat mir viel Schönes prophezeiht, aber ich fürchte, sie hat gelogen.

Walth. So, so. — Laßt doch hören, was prophezeihte die Alte?

Elsb. Sie sah mir in die Hand, da war Liebe und Freude überall, und der lange Strich soll bedeuten: bis ins späteste Alter.

Walth. Nun, die Liebe hat sich schon gefunden —

Elsb. Ja, aber die Freude —

Walth. Ist der Liebe Leibeigene, und dient ihr gern. Ihr wißt, holdes Fräulein, warum ich hier bin?

Elsb. Mein Vater hat es mir gesagt.

Walth. Ich wollte Euer Herz hätte es Euch gesagt.

Elsb. Das wünscht mein Vater auch.

Walth. Ich bin freilich schon ein Vierzi-
ger; kann Euch nicht durch Jugendreiz gewin-
nen; auch ist meine Liebe keine Glut, aber eine
immer gleiche Wärme; kein gebrechlich Flitter-
geld, aber ein stark gewebtes Zeug auf Treu
und Glauben. Ich brause nicht mehr, weiß
nichts von Grillen und Launen, bin morgen,
wie heute, ehrlich, ohne Schminke. Mehr
weiß ich nicht vorzubringen. Jezt sagt, wie
Ihr's meynt.

Elsb. Ihr seyd ein Biedermann, ich kann
Euch nicht betrügen.

Walth. Euer frommes Auge spricht deut-
lich: Ihr würdet auch den Schein nicht hin-
tergehn.

Elsb. Ist Euch Eure und meine Ruhe lieb,
so nehmt mich nicht zum Weibe.

Walth. Nehmen? Pfuy! Ihr sollt
Euch mir zum Weibe geben.

Elsb. Das kann ich nicht.

Walth. (bey Seite.) Dacht' ich's doch!

Elsb. Mein Vater wird mich zwingen —

Walth. Das soll er nicht.

Elsb. Vergebt mir!

Walth. Wodurch habe ich Euren Haß verschuldet?

Elsb. Ich hasse Niemand, am wenigsten Euch; ich liebe alle Menschen, und Euch vor vielen.

Walth. Und dennoch —

Elsb. Ich will ins Kloster gehn.

Walth. Thut das nicht; denn so wenig ich auch werth seyn mag, so lebt es sich in meiner Burg doch immer besser, als im Kloster.

Elsb. Ein Gelübde bindet mich.

Walth. Wem thatet Ihr es?

Elsb. Der heiligen Agathe.

Walth. Seht mich an: ist das wahr?

Elsb. (unfähig zu lügen.) Nein, es ist nicht wahr.

Walth. Ein Gelübde mag Euch freilich binden, aber nicht an die heilige Agathe. Hab' ich Recht, Fräulein?

Elsb. Ich flehe um Euer Mitleid.

Walth. Ich weiß nicht, wer von uns beiden des Mitleids bedürftiger ist. Lieber hätte ich Euch doch dem Heiland gegönnt, als irgend einem neidenswerthen Jüngling. — Mit mir

ist's

Walth. Ich bin freilich schon ein Vierziger; kann Euch nicht durch Jugendreiz gewinnen; auch ist meine Liebe keine Glut, aber eine immer gleiche Wärme; kein gebrechlich Flittergold, aber ein stark gewebtes Zeug auf Treu und Glauben. Ich brause nicht mehr, weiß nichts von Grillen und Launen, bin morgen, wie heute, ehrlich, ohne Schminke. Mehr weiß ich nicht vorzubringen. Jezt sagt, wie Ihr's meynt.

Elsb. Ihr seyd ein Biedermann; ich kann Euch nicht betrügen.

Walth. Euer frommes Auge spricht deutlich: Ihr würdet auch den Schein nicht hintergehn.

Elsb. Ist Euch Eure und meine Ruhe lieb, so nehmt mich nicht zum Weibe.

Walth. Nehmen? Pfuy! Ihr sollt Euch mir zum Weibe geben.

Elsb. Das kann ich nicht.

Walth. (bei Seite.) Dacht' ich's doch!

Elsb. Mein Vater wird mich zwingen —

Walth. Das soll er nicht.

Elsb. Vergebt mir!

Walth. Wodurch habe ich Euren Haß verſchuldet?

Elsb. Ich haſſe Niemand, am wenigſten Euch; ich liebe alle Menſchen, und Euch vor vielen.

Walth. Und dennoch —

Elsb. Ich will ins Kloſter gehn.

Walth. Thut das n[illegible]n ſo wenig ich auch werth ſeyn mag [illegible] ſich in meiner Burg doch immer beſſ[illegible] im Kloſter.

Elsb. Ein Gelübde b[illegible] mich.

Walth. Wem thatet [illegible]?

Elsb. Der heiligen Ag[illegible]

Walth. Seht mich an! iſt das wahr?

Elsb. (unfähig zu lügen.) Nein, es iſt nicht wahr.

Walth. Ein Gelübde mag Euch freilich binden, aber nicht an die heilige Agathe. Hab' ich Recht, Fräulein?

Elsb. Ich flehe um Euer Mitleid.

Walth. Ich weiß nicht, wer von uns beiden des Mitleids bedürftiger iſt. Lieber hätte ich Euch doch dem Heiland gegönnt, als irgend einem neidenswerthen Jüngling. — Mit mir

iſt's

ist's aus! Fahre wohl, mein schöner Traum! statt einer lieben Hausfrau wird Niemand als der Burgpfaff um mich seyn; statt dem lustigen Gekreisch meiner Buben und Mädchen, werden die Jagdhunde in ihrem Zwinger heulen. Gute Nacht, Walther! wärst du kein Thor gewesen, in deinen besten Jahren nach dem heiligen Grabe zu wallfahrten, so würdest du auch wohl eine Dirne gefunden haben, die einst dein Grab mit Blumen bestreuet hätte. Dir geschieht Recht! warum suchtest du das Glück in Palästina? es wohnt überall bei der Liebe!

Elsb. Guter Mann! ich möchte Euch so gern glücklich sehn.

Walth. Ja, wenn es ohne Euch geschehen kann, nicht wahr?

Elsb. Ich höre meinen Vater; ach! er wird zürnen.

Walth. Hätte ich nur ein Kind! wenn ich auch gleich darüber zürnen müßte.

Fünfte

Fünfte Scene.

Cuno. Die Vorigen.

Cuno (frohes Muthes.) Nun? seyd ihr richtig?

Walth. Vollkommen.

Cuno. Hat das Mädel sich geziert?

Walth. Keinesweges.

Cuno. Das ist brav, Elsbeth. Wie gefällt er dir?

Elsb. Sehr gut.

Cuno. Bist du zufrieden?

Elsb. Wenn Ihr es seyd.

Cuno. Ja doch, ja, liebe Dirne! ich bin so froh, als ob ich selbst Hochzeit machen sollte.

Walth. Das müßt Ihr auch.

Cuno. Ich?

Walth. Wenn Ihr anders eine Hochzeit hier im Hause feyern wollt.

Cuno. Wie meynt Ihr das? — ich errathe — Ihr gedenkt auf Eurer Burg? — Das leide ich nicht! ich bin ein armer Mann, aber zu meiner Elsbeth Ehrentage gebe ich mein

letztes Loth Silber her. Der muß hier auf Hallwyl gefeyert werden.

Walth. Ihr seyd irre.

Cuno. Worinn?

Walth. Sie will mich nicht.

Cuno. Was! treibt Ihr Euren Spott mit mir?

Walth. Das sey ferne.

Cuno. Sagtet Ihr nicht eben, es sey Alles richtig?

Walth. Daß nichts daraus wird, ist richtig.

Cuno. Sie habe ohne Ziererey —

Walth. Gerade heraus gesagt, daß sie mich nicht lieben könne.

Cuno. Und du — schlägst die Augen nieder?

Elsb. Mein Vater —

Cuno. Redet er wahr?

Elsb. Zürnet nicht!

Cuno. Böses Kind! werden solche Freyer sich alle Tage melden? du bist eine arme Dirne, dein glatt Gesicht ist eine karge Mitgift. Auch weißt du wohl, daß ich dich nicht in Sammt

und

und Seide kleiden, von einem Turnier zum andern führen kann, um begafft und angeängelt zu werden. Du blühst hier im Verborgenen; Niemand sieht dich, Niemand kennt dich; meiner Freunde sind wenige, denn bei mir wird nicht geschmaußt. Du solltest deiner Schutzpatronin danken, daß sie dir einen Biedermann zugeführt, der unsere Armuth nicht schent.

Walth. Keine Ueberredung, Ritter. Ich sehe es gerne, wenn der Hopfen sich freiwillig um die Ulme schlängelt; aber ich mag es nicht leiden, daß man ihn fest bindet.

Cuno. Doch! doch! ein kurzer Zwang, und er gewöhnt sich dann von selbst. — Elsbeth! mache dich bereit: auf Aller Heiligen Tag ist deine Hochzeit mit diesem wackern Manne.

Elsb. Vater, ich kann nicht! laßt mich in ein Kloster gehn.

Cuno. In ein Kloster? ist das dein Ernst?

Elsb. O ja, Vater, je eher! je lieber! dort will ich für Euch beten.

Cuno. Was soll mir dein beten? wer nicht fromm handeln mag, der betet. — Ich bin alt und schwach, ich habe keine andere Stütze,

und

und keine andere Freude, als dich — und mich willst du verlassen? — Als ich am Todtenbette deiner Mutter wimmerte; als ich schluchzend ausrief: wer wird mich nun im Alter pflegen! da schlug der Engel noch Einmal die Augen auf, lächelte, deutete auf dich — und verschied.

Elsb. (weinend an seinem Halse.) Ach mein Vater!

Cuno. Ich vertraute der Verheissung einer Sterbenden. Dich heranwachsen zu sehn, war mein Trost, wenn ich fühlte, daß meine Kräfte abnahmen. Sie wird mich pflegen, dachte ich immer, sie und meine Enkel; wenn das böse Zipperlein mich ergreift, oder die Gicht mir den Arm lähmt, daß ich den Löffel nicht mehr zum Munde führen kann, dann wird sie mich füttern, sie und meine Enkel.

Elsb. (sich ängstlich an ihn schmiegend.) Vater! lieber Vater!

Cuno. Als mich wegen der Treue an meinem Lehnsherrn, dem Grafen von Greyerz, der Kaiser in die Acht erklärte; als meine schönsten Burgen zerstört und geschleift wurden, und ich mein Haab' und Gut verrinnen sah; da dachte ich:

ich: wie Gott will! bleibt mir doch meine Elsbeth noch! und findet sie einst einen braven, wohlhabenden Mann, so ziehe ich mit ihr, sie wird es mir auf meine alten Tage an Nichts mangeln lassen. — Armer Greis! sie geht in ein Kloster und betet, daß die Heiligen dem alten Vater helfen mögen, dem sie selbst nicht helfen mag. — Geh'! geh! Mutter Gertraud wird mir die Augen zudrücken. (er weint.)

Elsb. (außer sich.) Vater! Ihr weint? (sie kehrt sich rasch zu Walthern.) Ritter, ich bin Euer Weib!

Walth. Ich sollte von dieser Rührung keinen Vortheil ziehen; aber die Empfindung, die Euch in meine Arme führt, ist so fromm und edel, daß ich daraus süße Zuversicht für mein Glück und Eure Ruhe schöpfe. Eine solche Tochter — welch ein trefflich Weib!

Cuno. (sie in seine Arme schließend.) Sie ist meine Tochter! — Der Mutter Segen und des Vaters Dank ziehen mit ihr in die neue Wohnung. Wenn Gott frommen Kindern herrlich lohnen will, so macht er sie zu Wohlthätern ihrer Eltern!

Elsb.

Elsb. Eure Thräne und das lezte Lächeln meiner Mutter bleibe mir immer gegenwärtig.

Walth. (einen Ring vom Finger ziehend.) Darf ich diesen Ring der holden Braut — —

Cuno. Gieb mein Sohn. (Er nimmt den Ring, steckt ihn an Elsbeths zitternde Hand, und vereinigt dann beider Hände.) Gott segne Euch, und lasse Euren Stamm in späten Jahrhunderten blühn!

Elsb. (wankt.)

Cuno. Was ist dir? — Mutter Gertraud!

Elsb. Ruft nicht — habt Geduld mit mir — gleich ist's vorüber —

Cuno. Erhohle dich — geh' in dein Kämmerlein —

(Ein Trompetenstoß hinter der Scene.)

Cuno. Hal der Thurmwart stößt ins Horn. Wir bekommen Gäste zum Verlobungsmahl.

Elsb. Heute nicht, mein Vater — nur heute nicht! — ich bin außer Stande Eure Gäste liebreich zu empfangen.

Walth. Seyd ruhig, holde Braut, Euch soll kein Zwang geschehen.

Elsb.

Elsb. Mir ist nicht wohl — würklich nicht! — aber es wird besser werden. (Sie wankt fort, hebt Augen und Hände gen Himmel, und murmelt leise!) Ach Heinrich!

Waltb. (sieht ihr bedenklich nach, und schüttelt den Kopf.) Ich kann mich meines Glücks nicht freuen.

Cuno. Seyd unbesorgt, und laßt der Braut zur Zeit, Abschied von den Mädchen zu nehmen.

Sechste Scene.

Ein Knappe. Die Vorigen.

Knappe. Unten an der Brücke hält ein Abgesandter des Grafen von Burgund, und begehrt mit Euch zu sprechen, gestrenger Ritter.

Cuno. Des Grafen von Burgund? was will der von mir? — ist er vielleicht irre geritten?

Knappe. Er sucht Ritter Cuno von Hallwyl.

Cuno. Und der Name des Abgesandten?

Knappe. Graf Hugo von Werdenberg.

Cuno. Unbegreiflich. Laß die Zugbrücke fallen; hilf ihm vom Pferde, und führe ihn her. (Der Knappe geht.) Man spricht nicht viel Gutes vom Grafen von Burgund. War er es nicht, der seinen Bruder Albrecht erschlug?

Walth. Die Sage geht, er sey nicht mehr am Leben.

Cuno. Gleichviel. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Auch mit seinem Sohne habe ich nichts zu schaffen.

Walth. Der Abgesandte ist mir wohl bekannt. Wir haben in jüngern Jahren manche Lanze mit einander gebrochen. Eine Botschaft, die Graf Hugo von Werdenberg übernimmt, kann keine schlimme Botschaft seyn.

Siebente Scene.

(Graf Hugo mit einem großen Gefolge. Unter demselben Heinrich als Edelknabe, der sich im Gedränge verborgen hält.)

Hugo. Gott grüß Euch, Ritter!

Cuno. Seyd willkommen!

Hugo. Ich bitte um ein Nachtlager.

Cuno.

Cuno. So gut ichs habe.

Hugo. Seh' ich recht? ist das nicht Walther von Blenay?

Walth. Er ist's.

Hugo. (ihm die Hand schüttelnd.) Lange nicht gesehn, wie geht es Euch?

Walth. Die Sonne scheint in meinen Garten.

Hugo. Glück zu. (Er wendet sich zu Cuno.) Herr Ritter, ich habe eine Botschaft an Euch.

Cuno. Sagt an in Frieden. —

Hugo. Heinrich, Graf von Burgund, Herr zu Arles, entbietet Euch seinen freundlichen Gruß, und begehrt Eure Tochter, das edle Fräulein Elsbeth von Hallwyl zu seiner ehelichen Hausfrau.

(Nach einer Pause, in welcher Cuno und Walther sich voller Erstaunen ansehn, spricht:)

Cuno. Herr Ritter, Euer Wort in Ehren, seyd Ihr nicht in Irrthum?

Hugo. Keinesweges.

Cuno. Lautet Eure Botschaft würklich an Cuno von Hallwyl?

Hugo. An Cuno von Hallwyl.

Cuno.

Cuno. An den armen Cuno, dem die Reichsacht Haab' und Gut verschlang? und der selbst die lezte Burg, die ihm übrig blieb, von einem Pfaffen zu Lehn trägt?

Hugo. An denselben. Graf Heinrich, mein Herr, begehrt keine andere Mitgift, als das Herz Euer Tochter.

Cuno. Seltsam! bei Gott! wunderseltsam! wie kann Euer Graf Verlangen nach einer fremden Dirne tragen, die er nie sah?

Hugo. Sie ist ihm nicht fremd, er sah sie oft.

Cuno. So ist er mit den Schwalben um ihr Fenster geflattert; denn noch nie hat ihr Fuß die Gränze von Hallwyl überschritten.

Hugo. Gleichviel, er kennt und liebt sie.

Cuno. Das thut mir leid. Sagt Eurem Herrn, ich finde mich durch seinen Antrag hoch geehrt; doch die Gewährung seiner Bitte steht nicht mehr in meiner Gewalt, denn meine Tochter ist dieses wackern Mannes verlobte Braut.

Hugo. Ihr erschreckt mich. Ritter Bionay, den Preis der Waffen habt Ihr oft über mich errungen, doch blieb ich Euch immer hold,

hold, den Kranz der Minne aber mißgönn' ich Euch.

Walth. Auch habe ich seine Knospen nur gesehn, vielleicht, daß Euch die Blüthen besser gedeihen.

Cuno. Was wollt Ihr damit sagen? Setzt Ihr ein Mißtrauen in mein Ritterwort? — nie hat Cuno von Hallwyl seine Zusage gebrochen, und Elsbeth trägt Euren Ring an ihrem Finger.

Walth. Dieser Rede versah ich mich zu Euch, biedrer Ritter, und danke Euch dafür. Hier ist aber nicht die Frage: was Euch ziemt, und mir behagt? — Ich geb' Euch Euer Wort feierlich zurück; nur Fräulein Elsbeth darf entscheiden.

Cuno. Gott weiß, wie mein Vaterherz an der Dirne hängt! doch wäre sie hier im Stande, den Edelmuth zu verläugnen, den ich von ihr spreche und erwarte; so würde ich sie von meinem Herzen reißen! — Geh Knappe, und rufe meine Tochter hieher.

(Ein Knappe geht ab.)

(zu

(zu Hugo.) Herr Ritter, legt mir das nicht übel aus, Ihr wißt, was Ehre heischt. Kann ich Euren Wunsch auch nicht erfüllen, so seyd Ihr doch in meinem Hause herzlich willkommen.

Hugo. Noch entsage ich der Hofnung nicht.

Walth. Mit Gunst, Herr Ritter, wie alt ist Euer Herr?

Hugo. Neunzehn Jahr.

Walth. Glück zu! nur die Jugend pflückt der Liebe Rosen.

Cuno. Gebt Acht, sie werden zwischen Euren Lorbeern blühn.

Achte Scene.

Elsbeth. Die Vorigen.

Elsb. Ihr habt mich rufen lassen, mein Vater?

Cuno. Tritt näher. Hier steht Graf Hugo von Werdenberg.

Elsb. (verneigt sich stillsam.)

Cuno.

Cuno. Er wirbt um deine Hand, im Namen seines Herrn, des Grafen von Burgund.

Elsb. Ihr scherzt, Vater.

Hugo. Kein Scherz, mein Fräulein. Vergönnet, daß ich der Erste sey, der die neue Gräfin von Burgund, als seine künftige Gebieterin, begrüße.

Elsb. Herr Ritter, Ihr nehmt mich für ein Kind. Wer ist dieser Graf von Burgund? Kenn ich ihn? habe ich jemals von ihm gehört?

Hugo. Er liebt Euch warm und redlich.

Elsb. Wie kann er mich lieben? hat er mich im Traum gesehn.

Hugo. Wenn Ihr meinen Worten nicht traut, so empfanget hier zum Wahrzeichen diesen Schmuck. Ihn sandte die Gräfin Mathilde, seine Mutter, für Euch, ihre geliebte Schnur.

Elsb. Ergötzt Euch meine Verlegenheit? Will mein guter Vater sich eine Lust mit mir machen?

Cuno. Mit nichten! der Antrag ist Ernst, denn mit Hallwyls Tochter scherzt man nicht. Was mir zu sagen Pflicht war, habe ich bereits

reits gesagt; jetzt ist es an dir, rede, wie es dir um's Herz ist.

Elsb. Ach Vater! Ihr wißt, daß mein Herz nur an Einem hängt! dieser Eine ist für mich verlohren! — Guter Heinrich! soll ich dich nicht besitzen, so reizt mich auch kein Thron! — Euch zu Liebe, Vater, habe ich mich diesem Manne ergeben, und ich will mein Wort halten. (Sie reicht Walthern die Hand, und kehrt sich darauf zu Hugo.) Herr Ritter, sagt Eurem Herrn, Elsbeth von Hallewyl sey verlobt.

Heinrich. (aufschreiend.) Sagt es ihm nicht, Ritter! er würde vor Gram sterben!

Elsb. (um sich schauend und ohnmächtig niedersinkend.) Heinrich!

Cuno und Walth. (nach dem Gefolgt eilend.) Was war das?

Hugo. Meine Rolle ist aus. Graf Heinrich, nun mögt Ihr für Euch selbst sprechen.

Heinr. (vor Elsbeth hinstürzend.) Weg mit Eurer Grafen-Krone! hier zu Elsbeths Füßen lege ich sie nieder. Den armen Heinrich liebte sie, den armen Heinrich soll sie wieder erkennen, wenn sie die Augen aufschlägt.

Cuno. Wie ist mir? ist das nicht Heinrich? der Sohn des alten Klausners?

Hugo. Der Sohn des Grafen Albrecht von Burgund, dessen Oheim seinen Vater erschlug, und achtzehn Jahre lang ihm sein väterliches Erbe vorenthielt.

Elsb. (zu sich kommend.) Heinrich, bist du es?

Heinr. Gedenke deines Schwurs bei der heiligen Agathe!

Elsb. Mein Heinrich!

Heinr. Meiner Mutter Schmuck hast du verworfen; siehe das Blümchen liegt dazwischen, das du mir beim Abschiede reichtest.

Elsb. Bin ich gestorben? und erwache nun im Himmel?

Cuno. Wunderdinge! wo ist Bruder Peter?

Hugo. Er hat sich in den Ritter Hans von Wonstetten verwandelt.

Elsb. (auf Walthern deutend.) Vater! um Gottes willen! ich kann dieses Mannes Weib nicht werden.

Walth. Gott bewahre mich, ein solches Paar zu trennen! bleibt mir hold, edles Fräulein, tragt meinen Ring zum Andenken an eis redlichen Freund.

Heinr. (springt auf und fällt Walthern um den Hals.) Nehmt alle meine Schätze! nur diesen laßt mir!

Walth. Die Liebe gab ihn Euch.

Cuno. Es ist Gottes Finger!

Heinr. und Elsb. (sie zu Cuno's Füßen werfend.) Euren Segen, Vater!

Cuno (sie gerührt auf sie herabblickend.) Empfanget ihn in dieser Freudenthräne!

Das Gefolge: Es lebe die junge Gräfin von Burgund.

(Der Vorhang fällt.)

Ende.

Die

Versöhnung.

Ein

Schauspiel

in fünf Akten

von

August von Kotzebue.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer,
1798.

Personen.

Franz Bertram, vormals Schiffskapitain } Zwillings-Brüder.

Philipp Bertram, Steuer-Einnehmer. } Zwillings-Brüder.

Lottchen, Philipps Tochter.

Anne, dessen alte Magd.

Frau Griesgram, Franzens Haushälterin.

Hans Buller, Franzens Diener, vormals Mattros.

Doctor Pfuhm.

Advocat Eyterbösen.

Graf Sonnenstern.

Trauvott, ein Schustergesell.

Ein Apotheker Bursche.

Erſter Akt.

Der Schauplatz iſt eine abgelegene Straße in der Vorſtadt. Links eine Reihe Häuſer, vor Einem derſelben eine Bank; rechts Bäume; im Hintergrunde Wieſen und Feld. Es iſt Morgen.

Erſte Scene.

(Frauzett ſitzt auf einem Schemel unter den Bäumen, arbeitet an einem Paar Frauenzimmer-Schuhe und ſingt dabey.)

Wenn ſich in Palläſten
Tagediebe mäſten,
Sind ſie drum beglückt?
Jeder weiß am beſten
Wo der Schuh ihn drückt.

Klug wer in Beſchwerden
Sich freywillig bückt,
Denn der ſoll auf Erden
Noch gebohren werden,
Den der Schuh nicht drückt.

Zweyte Scene.

Anne kommt aus dem Hauſe mit einem Beſen, und fegt vor der Thür.

Traugott. Guten Morgen, Jungfer Anne.

Anne. Schönen Dank ehrlicher Traugott!

Traugott. Wie gehts daheim? was macht der alte Herr?

Anne. Hat gut geſchlafen, beſſert ſich von Tage zu Tage.

Traugott. Nun, mein Seel! das freut mich um der guten Mamſell willen, und auch um ihretwillen, Jungfer Anne.

Anne. Ja wohl! ſo eine brave Herrſchaft bekomme ich nie wieder. Geht es gleich ſchmale Biſſen, ſo hat ſie der Herr doch ſelbſt nicht beſſer, und wenn die Liebe das Brod ſchneidet, ſo ſieht man nicht darauf, ob die Stücke greß oder klein ſind. Manche Kammerjungfer bekommt freylich großen Lohn, geht in Flor und Seide; aber dafür ſind auch die gnädigen Frauen zuweilen ſo ärgerlich, nichts kann man ihnen recht machen; jede Stecknadel wird zehn-

mal anders gesteckt, und jede Halstuchfalte zwanzigmal verändert. Nein, da lobe ich mir meine Mamsell. Mit Einem Sprunge ist sie aus dem Bette, und husch in den Kleidern! bedarf keiner fremden Hülfe.

Traugott. Und immer ist sie freundlich, wie ein Muttergottesbild.

Anne. Noch habe ich kein böses Wort aus ihrem Munde gehört.

Traugott. Ist auch ein Mund, der gar nicht dazu gemacht scheint.

Anne. Nicht einmal ungeduldig wird das gute Kind. In der schweren Krankheit ihres Vaters hat sie redlich ausgehalten. Der Alte mochte kritteln wie er wollte, sie blieb immer freundlich, immer gelassen. In vielen Wochen hat sie keine Nacht geschlafen, sie litt nicht einmal, daß ich bey dem Alten wachte, so bald die Glocke zehnte brummte, jagte sie mich zu Bett. Anfangs traute ich nicht, ich dachte, die Mamsell ist jung, sie hat den besten Willen, aber sie schläft ein, und wenn das junge Blut Einmal ins Schlafen kommt, so mag der liebe Gott donnern so stark er will, das wacht

nicht

nicht auf. Aber großen Dank!" Mamsell Lottgen nickte wohl an ihres Vaters Bette, doch wenn er auch nur leise leise hustete, gleich war sie munter bey der Hand.

Traugott. Ich denke Jungfer Anne, so etwas bleibt nicht unbelohnt.

Anne. O! das ist noch nichts. Die Finger hat sie sich wund genäht, damit nur immer Geld im Hause seyn sollte. Der harte Winter — ich sage ihm Traugott, der Alte hätte frieren müssen ohne die wackere Tochter.

Traugott. Ist mirs doch, als ob sie mich mit erwärmt hätte.

Anne. Als der Vater so elend war — ich hätte nicht einen Kreuzer auf sein Leben verwettet — kniete sie nicht in jedem Winkel und weinte und betete! Aber wenn der Vater rief: Lottchen! husch waren die Thränen abgetrocknet, und ein freundliches Gesichtgen hergelogen, das ihr oft sauer genug werden mogte.

Traugott. Kein Wunder; daß der Alte dem Tode entronnen. So ein Gesichtgen wirkt besser als Arzeney, und schmeckt auch besser. Ist denn nun alle Gefahr vorüber?

Anne.

Anne. Ich denke, ja.

Traugott. Aber er huſtet noch immer ſtark, ich höre es zuweilen oben auf meiner Kammer.

Anne. Je nun, der Herr Doctor ſpricht: in ſeinem Alter könne man auch mit einem Stückgen Lunge immer drauf los leben, wenn nur das Herz geſund iſt —

Traugott. Ja wohl, Jungfer Anne, lieber eine halbe Lunge und ein ganzes Herz.

Anne. Daran fehlt es meinem braven Herren nicht; ich habe ihn noch ſo klein gekannt, er war immer ein frommer, gutherziger Knabe, und der Himmel hat ihn vor Reichthum bewahrt, ſonſt wäre er vielleicht auch ein Filz geworden, wie ſein Bruder.

Traugott. Iſt der Bruder reich?

Anne. Der hat im Kriege — Gott weiß am beſten durch welche Mittel — ein großes Vermögen zuſammen geſcharrt, aber der hat mehr Lunge als Herz, er läßt den armen Bruder darben.

Traugott. Hm! ich höre ihn doch überall leben.

Anne. Die reichen Leute werden immer gelobt, Alles was sie thun ist recht. Aber wenn ein armer Teufel nur einen Fußbreit aus dem Wege tritt, gleich fallen sie christlich über ihn her, und stampfen ihn in den Koth.

Traugott. Kurios, daß die Menschen sich ihre Freundschaften bezahlen lassen, und die Feindschaft umsonst geben. Man sollte denken, es müsse umgekehrt seyn, denn bey der Feindschaft ist doch nur Herzeleid.

Anne. Sage Er das nicht. Es giebt Menschen, denen man keine größere Freude machen kann, als wenn man ihnen was böses vom lieben Nächsten erzählt; das erzählen sie denn flugs dem Nachbar zur Rechten und dem Nachbar zur Linken, und dabey glänzen ihre Augen vor Freude wie Katzenaugen im Dunkeln.

Traugott. Ist es denn wahr, daß die Brüder mit einander processiren?

Anne. Leider ja! seit 15 Jahren schon, und weswegen? um den elenden Garten draussen am Berge. Der ganze Bettel ist ein paar hundert Thaler werth. Sünd' und Schande für den reichen Mann! — Hätte ich mir das

ein-

eingebildet, als er noch in der Kappe herumlief! er war freylich wild, aber gut.

Traugott. Ich dächte, wenn er Mamsell Lottchen sähe, da müßte ihm das Herz weich werden; denn ich dächte, wenn der Teufel sich mit seiner Großmutter zankte, und Mamsell Lottchen träte dazwischen, da müßte der Teufel seiner Großmutter um den Hals fallen.

Anne. Das gute Kind! er hat sie seit ihrem dritten Jahre nicht gesehn. Die Brüder gehen einander überall aus dem Wege.

Traugott. Sie sollte zu ihm gehn.

Anne. Und sich wegwerfen? oder wohl gar von der alten Haushälterin anschnauben lassen? nein, dazu ist meine Mamsell zu gut.

Traugott. Ey freylich, sie ist überall zu gut, ich meyne nur um des lieben Friedens willen.

Anne Haben wir uns doch bis jetzt ehrlich durch die Welt geholfen. Wir können arbeiten, und ein verdienter Groschen ist besser als ein geschenkter Thaler.

Traugott. Ja wohl, Annafer Anne, zumal wenn man für eine so liebe Herrschaft arbeiten

beiten darf, da geht es flink von der Hand. Sapperlot, was für Schuhe wollte ich machen, wenn es für Mamsell Lottchen wäre. „Du bist ein fauler Gesell!“ pflegte mein Vater sonst wohl zu schelten, aber seit sie hier in unserm Hause wohnt, sagt er nicht ein Wörtgen mehr, denn wenn ich das liebe Engels-Gesicht auch nur Einmal des Morgens erblicke, so ist mirs den ganzen Tag, als ob die Pfriemen in meiner Faust lebendig würden. Deshalb trage ich auch immer meinen Schemel hier heraus vor die Thür, weil ich es ihr abgemerkt habe, daß sie bey gutem Wetter gern auf der Bank da sitzt.

Anne. Ich denke, sie wird auch heute nicht lange mehr ausbleiben.

Dritte Scene.

Graf Sonnenstern, in leichter Morgentracht, hüpft trällernd über die Bühne; als er Annen erblickt, ruft er:

Ah! guten Tag, alte Hexe!

Anne. (zornig) Was! meynt der Herr mich?

Graf.

Graf. Haſt du doch den Beſen in der Hand, als ob du eben zur Walpurgis-Nacht reiten wollteſt.

Anne. Schade nur, daß ich nicht allen Unrath damit wegfegen kann.

Graf. Ha! ha! ha! du biſt witzig. Gieb dich zufrieden Muttergen, es war ſo böſe nicht gemeynt.

Anne. Muttergen? der Himmel behüte mich vor einem ſolchen Sohne.

Graf. Ey, was haſt du an mir auszuſetzen? Wäre das nicht fein, wenn du ſagen könnteſt: mein Sohn, der Graf von Sonnenſtern, Erbherr auf Adlerſchwerd und Kronenburg.

Anne. Nein wahrhaftig, mein Sohn müßte arbeiten, er möchte ſeyn wer er wollte. Aber manche Grafen müſſen wohl nicht viel zu thun haben, denn ich ſehe Sie immer ſpazieren gehen.

Graf. Ich brauche eine Frühlingskur.

Anne. Kurios, wenn die jungen Herren von der Univerſität kommen, ſo brauchen ſie Frühlingskuren.

Graf. Ist deine Mamsell schon aufgestanden?

Anne. Vielleicht.

Graf. Wird sie herunter kommen?

Anne. Vielleicht.

Graf. Hat sie das Buch schon gelesen, das ich ihr neulich lieh?

Anne. Ja, sie hat es angefangen.

Graf. Wie gefällt es ihr?

Anne. Schlecht. Sie sagt, es werde so viel darin geweint.

Graf. Desto besser! es ist ein Buch für edle, gefühlvolle Herzen.

Anne. Muß man denn immer weinen, wenn man Gefühl hat?

Graf. Alte, das verstehst du nicht. Junge Leute müssen lieben, und folglich auch weinen. Wenn du in deiner Küche frisch gehauenes Holz anzündest, nicht wahr, so schwitzt es am andern Ende?

Anne. Giebt aber mehr Rauch als Flamme.

Graf. Apropos! will euer Alter noch immer nicht sterben?

Anne. Er muß wohl eine gute Natur haben, ob er gleich in seiner Jugend keine Frühlingskur gebraucht hat.

Graf.

Graf. Hm! ein armer Teufel, der von isländischem Mooſe leben muß, thäte auch beſſer, er gienge heim.

Anne. Und vermachte Ihnen die hübſche Tochter? nicht wahr?

Graf. Recht Muttergen, wenn du mir dieſe Erbſchaft zuwendeſt, ſo nehme ich dich mit auf den Kauf.

Anne. Ey, wenn Sie meine Mamſell lieb haben, ſo giebt ſie Ihnen der Vater ſelbſt.

Graf. (ernſt) Wahrhaftig?

Anne. Und wenn Sie das nicht wollen, ſo haben Sie ſie auch nicht lieb.

Graf. Ja, man kann nur nicht immer was man will.

Anne. Wenn man das Gute nicht kann, ſo muß man auch das Böſe nicht wollen.

Traugott. (fängt während dieſes Geſprächs an ſein Lied zu ſingen, und ſo oft Sonnenſtern etwas ſagt, das ihm mißfällt, erhebt er ſeine Stimme lauter.)

Graf. Mit euren wunderlichen Begriffen —

Anne. Glauben Sie etwa, meine Mamſell ſey zu ſchlecht, um eine Gräfin aus ihr zu machen.

Graf.

Graf. O ſie würde die niedlichſte Gräfin von der Welt ſeyn.

Anne. Oder zu arth?

Graf Armuth ſchändet nicht.

Anne. Das iſt ein Sprüchwort das alle Menſchen im Munde führen, und keiner im Herzen.

Graf. Apropos! habt ihr Geld nöthig?

Anne. O jä.

Graf. Da nimm. (Er reicht ihr einen vollen Beutel.)

Anne. Solches Geld brauchen wir nicht.

Graf. Solches Geld? was willſt du damit ſagen?

Anne. Geſchenke nimmt mein Herr nicht, dazu iſt er zu ſtolz.

Graf. Aber du?

Anne. Ich bin freylich nur eine Magd, bekomme jährlich 2 Gulden Lohn, aber wenn ich Sonntags in die Kirche gehe, fehlt es mir doch nie an einem Kreuzer, ihn in den Klingelbeutel zu werfen.

Graf. Alte, ſey vernünftig. Deine Mamſell iſt ein Schatz, bey dem du das Drachenamt über-

übernommen haſt, aber du magſt nun Flammen ſprühen ſo viel du willſt, ich werde doch endlich mein Schnupftuch auf die glühenden Kohlen werfen. (er ſieht ſich um) zum Henker! was blökt der Kerl, als ſey er ein Nachtwächter?

Anne. (lachend) Er ſingt, das kann ihm Niemand wehren.

Graf. (wirft Trangott eine Münze zu) Landsmann! trinke auf meine Geſundheit. Die Kehle iſt dir verzweifelt rauh.

Trangott. (nimmt die Münze, und wagts ſie auf ſeine Schnürbrust)

Graf. Kerl! was machſt du da?

Anne. Ha! ha! ha! er macht es wie unſer Nachbar, der Gewürzkrämer, der pflegt auch die falſchen Münzen aufzunageln.

Graf. Menſch! gieb Antwort!

Trangott. (ſingt) Wenn ſich in Pallaſten, Tagediebe mäſten u. ſ. w.

Anne. (lachend) Laſſen Sie ihn zufrieden, er iſt taub.

Graf. Iſt er taub? deſto beſſer! nur Schade, daß er nicht auch ſtumm iſt — Ach! Mamſell Lottgen!

Vierte Scene.

Lottchen. Die Vorigen.

Lottchen. Bist du fertig, liebe Anne? der Vater wird gleich herunterkommen.

Anne. Selbst kommen?

Lottchen. Zum Erstenmale. Das Wetter ist so warm und schön. (freundlich) Guten Morgen, Traugott! (sittsam bescheiden) Guten Morgen, Herr Graf.

Traugott. (zieht freundlich und ehrerbietig seine Mütze ab. So lange Lottchen gegenwärtig ist, vergißt er oft seine Arbeit, um sie anzuschauen, und verräth durch Minenspiel die Theilnahme am Gespräch)

Graf. Fast sollte ich zürnen, mein schönes Kind, wenn dieser Blick nicht meinen Zorn entwaffnete.

Lottchen. Zürnen? worüber?

Graf. Daß der taube Schuster Ihren Ersten Morgen-Gruß empfieng.

Lottchen. Taub? Er ist unsers Wirths Sohn, ein guter stiller Mensch.

Graf. Sonderbar, daß man die stillen Menschen immer für gut hält.

Lottchen. Die Tugend macht wenig Geräusch.

Graf.

Graf. Und iſt eine Tochter der Liebe.

Lottchen. Dann wäre es Schade, daß ſie der Mutter ſo ſelten über den Kopf wächſt.

Graf. Ein verliebter Menſch iſt immer ein guter Menſch.

Lottchen. Würklich?

Graf. Die Sonne lockt Blumen aus der Erde, und die Liebe Tugenden aus dem Herzen.

Lottchen. Ich armes Mädgen! da hab ich mir immer eingebildet, gut zu ſeyn ohne Liebe.

Graf. Eigendünkel! was nützt Geld ohne Gepräge? Die Liebe muß die Tugend ausprägen, wenn ſie gemeinnützig werden ſoll.

Lottchen. Das gilt wohl nur von der Menſchenliebe.

Graf. Haben Sie jede Andre verſchworen?

Lottchen. Können Sie das eine liebende Tochter fragen? — O! freuen Sie ſich mit mir! mein Vater wird herabkommen, und zum Erſtenmale die friſche Luft genießen. Hier unter dieſer Linde wird er ſitzen, von der er im vergangenen Herbſt, trüber Ahndung voll, die Blätter abfallen ſah. O! ich bin ſo froh! ſo

innig froh! wenn Sie wüßten, wie viel Er gelitten! wie manches er entbehren müssen —

Graf. Entbehren? das war Ihre Schuld.

Lottchen. Die Meinige?

Graf. Allerdings Warum hatten Sie nie Zutrauen zu einem Freunde? warum verschmähten Sie meine Hülfe?

Lottchen. Sind Sie auch ein Arzt?

Graf. Sorgen quälen mehr als Krankheit; ich würde jene getheilt, und vielleicht diese gemildert haben.

Lottchen. Ich verstehe Sie nicht.

Graf. Wenn ich zum Beyspiel, was der Zufall mir gab, durch den Gebrauch veredelte? wenn ich einer guten Tochter Unterstützung anböte, um den kranken Vater zu erquicken? (er zieht seinen Beutel hervor, und wiegt ihn auf der Hand)

Lottchen. So würde Sie den großmüthigen Mann selbst zu dem geliebten Kranken führen.

Graf. Und wenn er seine fromme Gabe nur in die Hände der Tochter legen wollte?

Lottchen. Sie verbitten.

Graf. Das heißt: verachten?

Lottchen.

Lottchen. Nicht doch, Herr Graf. Es giebt eine zarte Achtung vor sich selbst, die einem Dritten zuweilen Verachtung scheint.

Graf Diese Rose werden Sie doch nicht verschmähen?

Lottchen. O nein, ich danke Ihnen. Mein Vater liebt die Rosen, und es ist heute sein Geburtstag. Ich werde ihn mit der Ersten Rose überraschen. (Sie macht eine flüchtige Verbeugung, nickt freundlich hinüber nach Traugott, und schlüpft in das Haus. Der Graf bleibt ein wenig albern stehn.)

Anne Wenn Ihnen Ihr Geld zur Last wird, Herr Graf, dort unten wohnt ein alter blinder Fischer, dem geben Sie den Beutel, dann mögen Sie mich immerhin noch zwanzigmal Ihr Muttergen, oder eine alte Hexe nennen.

(Sie geht in das Haus)

Fünfte Scene.

Graf Sonnenstern und Traugott.

Graf Die Weiber haben mich zum Narren, keine Aufklärung, keine Kultur. Wenn ich es nur erst dahin bringen könnte, daß sie Romane

läse.

läſe. Ohne Romane mag der Henker mit einem unſchuldigen Mädgen fertig werden. — Da ſitzt der taube Eſel — er wohnt mit ihr in Einem Hauſe — könnte man den zu nichts brauchen? — he! guter Freund!

Traug. (arbeitet und ſtellt ſich als höre er ihn nicht)

Graf. (ſchreyt ihm in die Ohren) Landsmann!

Traug. (rauh auffahrend) Was giebts?

Graf. Nun, nun, nur gnädig! weißt du wen du vor dir haſt? Ich bin Graf.

Traug. Kann Er Schuh machen?

Graf. Tölpel!

Traug. Nun, was kann Er denn?

Graf. Dir den Buckel voll prügeln, wenn du nicht höflich wirſt.

Traug. Hm! das kann ein Schuſter auch.

Graf. Willſt du Geld verdienen?

Traug. Geld verdienen? O Ja, wer will mir denn was zu verdienen geben?

Graf. Ich.

Traug. Auf eine ehrliche Art?

Graf. Auf die leichteſte Art von der Welt.

Traug. Die leichteste ist nicht immer die ehrlichste. Braucht Er Schuh?

Graf. Willst du wohl ein Briefgen bestellen?

Traug. Auf der Post?

Graf. Nein, hier im Hause, an Mamsell Lottchen; aber die alte Anne darf es nicht sehn.

Traug. Ganz wohl, nur her mit dem Briefe.

Graf. Wie wirst du es denn machen?

Traug. Ich werde ihn dem Vater bringen.

Graf. Warum nicht gar!

Traug. Nun, der Vater wird doch wissen dürfen, was man der Tochter schreibt?

Graf. Narr! dann brauchte ich dich nicht.

Traug. Narr? je nun, man muß keinen Narren brauchen, wo man einen Schelm nöthig hat.

Graf. Der Kerl ist auch noch zu dumm, fehlt ihm auch an Aufklärung. — Ach! da kommt ein Mann nach meinem Herzen, der versteht halbe Worte.

Sechste Scene.

Eyterborn. Die Vorigen.

Graf. Guten Morgen, lieber Nachbar
Sie kommen wie gerufen.

Eyterb. Servitör!

Graf. Ich weiß, Sie sind ein Mann, de
man zu Allem brauchen kann.

Eyterb. Ich bin ein ehrlicher Mann
das weiß die ganze Welt.

Graf. Glück zu, wenn Sie es so weit g
bracht haben, daß die Welt es weiß — ob
glaubt, denn das gilt gleich viel.

Eyterb. Wie verstehen der Herr Gr
das?

Graf. Sehn Sie, es giebt zweyerley Ge
tungen von ehrlichen Leuten, die Eine ist eh
lich für sich, und die Andere für die We

Eyterb Schlimme Grundsätze.

Graf. Aber man wird dick und fett dab
nicht wahr? Sie haben sich da einen Ba
angeehrlicht, der Sie zum Kaiser von
pan qualifizirt.

Eyterb Angeehrlicht! welch ein
deutscher Ausdruck!

Gr

Graf. Neu, aber nicht undeutsch. Soll denn Campe allein das Recht haben, neue Worte zu schaffen? Sich etwas anehrlichen, der Begriff ist unter den Deutschen neu, folglich mußte auch ein neues Wort dafür erfunden werden.

Eyterb. Sie haben Lust zu plaudern, Herr Graf, und ich habe Geschäfte.

Graf. Die ich zu vermehren gedenke. Hören Sie, lieber Nachbar, weder Ihr Bauch, noch Ihre Perücke, noch Ihre eiskalte Tugendmine schrecken mich ab: ich mache Sie zu meinem Postillion d'amour.

Eyterb. Servitör!

Graf. Als Postillion müssen Sie aber auch beritten seyn; ich schenke Ihnen meinen Schweißfuchs.

Eyterb. (hastig) Den Sie gestern ritten?

Graf. Der so stolz curbettirte.

Eyterb. Mit dem Ramenskopfe?

Graf. Und der herrlichen Mähne.

Eyterb. (freundlich) Obligirt, gar sehr obligirt! worin kann ich dienen?

Graf.

Graf. Sie kennen ja den alten Steuer-Einnehmer Bertram?

Eyterb. Der hier wohnt? Allerdings kenne ich ihn. (um ſich ſchauend) Aber reden Sie leiſe, wir ſind nicht allein.

Graf. Sie meynen den Schuſter? ſeyn Sie unbeſorgt, der iſt taub.

Eyterb. Nichts auf der Welt iſt taub, die Wände haben Ohren. Nun, was ſolls denn geben mit dem alten ſchwindſüchtigen Steuer-Einnehmer?

Graf. Er hat eine hübſche Tochter, die nichts weniger als ſchwindſüchtig iſt.

Eyterb. Ein unreifes Ding.

Graf. Unreif? wie alt war Ihre ſelige Frau, als Sie von der Mutter zu der Tochter flatterten, und den Vater zwangen, über Hals und Kopf ſeine Einwilligung zu geben?

Eyterb. Se! was wollen Sie damit ſagen?

Graf. Lieber Eyterborn, wir ſind ja Nachbars Kinder, da wird man ſo Manches gewahr —

Eyterb. Stille doch! odioſa muß man nicht berühren, zumal wenn die Welt ſie vergeſſen hat.

Graf.

Graf. Wir ſind ja unter uns. Die Larve iſt gut für den Masken-Saal, aber wenn ein paar Männer mit einander an den Punſchtiſch treten, um zu zechen, ſo nehmen ſie die Larve ab. So denke ich, iſts auch im bunten Gewimmel der Welt. Ein Satan der den Andern erkannt hat, zieht den ſeidenen Handſchuh aus, und reicht ihm die bloße Tatze.

(er ſchüttelt ihm die Hand)

Traug. (fängt wieder an zu ſingen.)

Eyterb. Sie ſind ein loſer Schelm. Um des Schweißfuchſes willen verzeihe ich Ihnen Ihre Sarcaſmen. Ich bin und bleibe doch immer ein ehrlicher Mann.

Graf. Ey freylich! ich kenne ſtarkgläubige Menſchen genug, die darauf ſchwören würden. Machen Sie nur, daß der alte Bertram Sie auch dafür halte.

Eyterb. Das thut er.

Graf. Und Lottchen?

Eyterb. Ha! ha! die hält alle Menſchen für ehrlich.

Graf. Deſto beſſer!

Eyterb. Dürfte ich bitten, ſich kurz zu faſſen.

Graf.

Graf. Kurz wie ein Spartaner? ich soll mich verheyrathen —

Eyterb. Gratulire.

Graf. Ein reiches Mädgen.

Eyterb. Bravo!

Graf. Jung —

Eyterb. Vortrefflich!

Graf. Und häßlich wie der Satan.

Eyterb. Ey!

Graf. Nun wünschte ich wenigstens, daß meine häßliche Frau Gemahlin ein hübsches Kammermädgen annähme.

Eyterb. Sehr natürlich.

Graf. Der alte Bertram ist ein armer Teufel —

Eyterb. Das ist er.

Graf. Er wird froh seyn die Tochter zu versorgen.

Eyterb. Vielleicht. Aber er ist eigensinnig, stolz, und ein großer Tugendfreund.

Graf. Ey nun, Sie müssen ihm sagen, meine Braut sey auch sehr fromm und tugendhaft, (lachend) und ich glaube wahrhaftig, es ist auch wahr.

Eyterb. Er iſt freylich in Noth, er hat Schulden, das müßte man nutzen.

Graf. Recht, ich gebe Ihnen die ausgedehnteſte Vollmacht über meine Kaſſe. Wenn es gelingt, ſo werden immer noch 50 Louisd'or für Sie übrig bleiben.

Eyterb. Nur ſtille! nur alles insgeheim! den Wohlſtand beobachtet! Sie glauben gar nicht, was man Alles in der Welt thun darf, wenn man es nur mit Art und Manier anfängt.

Graf. Recht, lieber Mentor! ich bin Ihr Telemach mit Leib und Seele.

Traug. (ſteht auf, zu dem Grafen) Der Herr haben da ein Loch in den Schuh geriſſen, ſoll ich es flicken?

Graf. Narr! ich habe es ſelbſt hineingeſchnitten, um der Hühneraugen willen.

Traug. Selbſt hineingeſchnitten? Bravo! (bey Seite) wenn das Gewiſſen zu eng iſt, und die Hühneraugen der Seele fangen an zu ſchmerzen, ſo ſchneidet man ein Loch in das Gewiſſen, und dann geht es wieder recht gut. (er ſetzt ſich an die Arbeit.)

Graf.

Graf. Ich mache Ihnen Platz zu Ihren Operationen. Lassen Sie sich umarmen, mein theurer Freund!

Eyterb. Serviter! die Freundschaft ist ein wenig jung.

Graf. Wenn ein paar ehrliche Leute sich brauchen können, so macht sie Riesen-Schritte. (er küßt sie.)

Siebente Scene.

Die Vorigen, ohne den Grafen.

Eyterb. Schlaukopf! ich muß vorsichtig mit ihm verfahren, muß mich decken. Junge Leute prahlen gern, wenn sie ihren Zweck erreichen; stehlen Früchte aus einem fremden Garten, und necken dann noch oben drein den Gärtner; zeigen ihm die gestohlenen Früchte weit ferne und rufen: Etsch! Etsch! — das könnte mir einen bösen Leumund machen. — Zwar, dem Himmel sey Dank! ich habe es so weit gebracht, daß die Leute auf meine Unschuld schwören würden, und wenn sie mich auch auf einem Einbruch ertappten. Hä! hä! hä! die Welt glaubt Alles, und lernt Alles auswendig, wenn

man

man nur Geduld hat, es ihr Millionen mal vorzusagen. „Ich bin ein ehrlicher Mann!“ spreche ich seit 20 Jahren, und siehe da, nun ruft mir jedes Kind auf der Straße nach: da geht ein ehrlicher Mann! (er stößt noch Trauern) Verfluchter Kerl mit seinem Singen!

Achte Scene.

Philipp Bertram. Lottchen mit dem Strickstrumpf. Die Vorigen.

Philipp. Hier laß mich sitzen, liebes Kind, hier ist es warm und schön.

Enterb. Serviter, Herr Steuer-Einnehmer.

Phil. Ey, ey, willkommen lieber Enterbern! wir haben uns in einigen Wochen nicht gesehn.

Enterb. Eine Reise in Geschäften — ist doch nichts vorgefallen?

Phil Viel, sehr viel! das wichtigste: ich bin gesund!

Enterb. Gratulire.

Phil. Danke, danke. Ja, Gott hat mir wieder Lust gegeben. Meine Tochter

wußte mir so eben das schöne Lied von Claudius vorsingen?

Ach! gieb mir nur ein wenig Luft!

Du hast der Luft so viel.

Enterb. Der Frühling thut denn auch das Seinige. Sie gehen in Ihren Garten —

Phil. Reden Sie mir nichts von dem Garten. Es wäre besser, ein Erdbeben hätte ihn verschlungen, als daß ein paar Brüder sich seit 15 Jahren drum anfeinden.

Enterb. Das höre ich zum Erstenmale von Ihnen.

Phil. Leider! ich mußte krank werden, um einen gesunden Einfall zu bekommen.

Enterb. Wenn man, wie Sie das strengste Recht für sich hat —

Phil. Ach, lieber Freund! wenn man, wie ich, den Pforten eines Gerichtshofs so nahe gewesen ist, wo kein Sterblicher Recht hat, sondern Alles nur aus Gnaden vertauscht wird, da giebt man der Rechthaberey gern gute Nacht. Drum hat, auf meine Bitte, der brave Doctor Pluhm es über sich genommen, den bösen Bruderzwist vor dem Gewissensgericht auszugleichen.

Ey-

Enterb. (erſchrocken) Vor dem Gewiſſensgericht? im Ernſt *)?

Phil. Schon ſeit einer Woche.

Enterb. Und ich erfahre kein Wort?

Phil. Sie waren abweſend.

Enterb. Aber mein Himmel! wofür haben wir denn die Rechte, wenn das Gewiſſen überall entſcheiden ſoll?

Phil. Die Rechte haben wir, um einander zu quälen, und das Gewiſſen, um die Qual wieder gut zu machen.

Enterb. Wenn aber Ihr Bruder ſich auf nichts einläßt?

Phil. So ſchenke ich ihm den Gatten, denn ich verlange Ruhe, und bin zu arm, um länger zu proceſſiren. Kann ich erſt wieder arbeiten, und ein paar Thaler erübrigen, ſo will ich ſie lieber an meine Tochter wenden, die braucht noch Erziehung, die iſt unverſorgt.

Lottchen.

*) Das Gewiſſensgericht war eine veranſtaltung, welche man auf ausdrückliche Einrichtung der Kaiſerin Catharina, durch welche mancher ſchlimme Rechtshandel iſt in der Geburt erſtickt worden.

Anm. d. Verf.

Lottchen. Sie haben mich denn auch arbeiten gelehrt, was bedarf es mehr?

Phil. Heutzutage weit mehr. Die jungen Herren fragen jetzt weniger darnach, ob man beten? als ob man tanzen kann?

Lottchen. Was kümmern mich die jungen Herrn?

Phil. Du taugst jetzt nicht einmal zur Kammerjungfer bey irgend einer vornehmen Herrschaft, denn auch die wird dich nicht fragen, ob du beten kannst? sondern: Jungfer, versteht sie Hauben zu stecken? oder Spitzen zu waschen und dergleichen.

Lottchen. Ich kann nähen, stricken, kochen, backen —

Phil. Und deinen Vater lieb haben, das ist aber auch Alles. Für mich sehr viel! für eine Dame in der großen Welt blutwenig.

Eyterb. Ich kenne indessen eine junge, reiche Braut, noch reicher an Tugend als an Schätzen, die ein sittsames Frauenzimmer um sich zu haben wünscht. Ich bin Ihr Freund und ein ehrlicher Mann. Kann ich der Demoiselle Tochter diese Stelle verschaffen, so —

Lottchen.

Lottchen. (ſich an ihren Vater ſchmiegend) Hier iſt meine Stelle.

Phil. Ich danke Ihnen, lieber Eyterborn, es läßt ſich mehr darüber ſprechen.

Lottchen. Nein, Sie werden mich nicht verſtoſſen!

Phil. Verſtoſſen Kind? ich wünſche dein Glück.

Lottchen. Ich bin in meinem Leben nur Einmal unglücklich geweſen; als Sie ſo krank waren.

Phil. Aber die Zukunft —

Lottchen. Mein Vater wird mich nicht fragen, ob ich Spitzen waſchen kann?

Neunte Scene.

Doctor Bluhm. Die Vorigen.

Bluhm. Ha! das freut mich, Sie zum Erſtenmale unter blauem Himmel zu finden.

Phil. Willkommen lieber Doctor, reichen Sie mir die Hand.

Lottchen. (ſehr freundlich) Guten Morgen, lieber Herr Doctor.

Phil. O wie glücklich muß ein Arzt sich fühlen, der einem Hausvater das Leben rettete, und seinen erzogenen Waysen ihren Versorger zurück gab!

Bluhm. Wenn die Kunst immer gleichen Schritt mit dem guten Willen hielte.

Phil. Ist darum die Bestimmung weniger edel, zu einer Klasse von Menschen zu gehören, die jeder Fremdling, jeder Unbekannte um Hülfe anrufen darf? — Als der Bluthusten mich zum erstenmale an das offene Grab hinwarf — ich kannte Sie nicht, aber Sie kamen bey Tag und Nacht, in Sturm und Regen, und wenn Sie nicht immer helfen konnten, so gab Ihr freundliches, wohlwollendes Gesicht doch meinem Kinde Trost, und mir Vertrauen. Ich kannte Sie nicht, ich bin ein armer Mann, nur Menschenliebe führte Sie an mein Lager. O wie selig ist der Stand, dessen einziges Geschäft Menschenliebe ist.

Bluhm. Habe ich Ihnen erlaubt, so viel zu reden?

Phil. Das volle Herz kann seine Ergiessungen nicht nach den Kräften der Lunge abmesse.

meſſen. Ich feyre heute meinen 53ſten Geburtstag, das verdanke ich Ihnen! dieſes gute Mädgen iſt noch keine Wayſe, das verdankt ſie Ihnen!

Bluhm. Würklich, braver Mann, ich muß Ihnen als Arzt das Reden verbieten. Es iſt eine Eigenheit ſchöner Seelen, daß ſie die Dankbarkeit übertreiben. Ich habe meine Pflicht gethan, wollte Gott! ſie würde mir immer ſo herrlich belohnt. — Mein heutiger Beſuch iſt der Beſuch eines Freundes, den Arzt bedürfen Sie nicht mehr. Als wir geſtern Abend von Ihrem Geburtsfeſt ſprachen, da hoffte ich Sie ſchon dieſen Morgen mit der frohen Nachricht überraſchen zu können, daß Ihr unſeliger Proceß geſchlichtet ſey.

Phil. Welch' ein köſtliches Angebinde wäre mir das!

Bluhm. Auch gebe ich die Hoffnung noch nicht auf. Unſer Gewiſſens-Richter iſt der edelſte Mann den ich kenne, der Einzige vielleicht, der die Tugend um der Tugend willen liebt. Muß ich ihn nennen, um jedem Zuhörer Vertrauen einzuflöſſen? er iſt wechſelsweiſe

Freund

Freund und Richter; Vater und Bruder. Ueberredung fließt von seinen Lippen; und Menschenliebe aus seinem Herzen. Wenn seine edlen Bemühungen fruchtlos bleiben, so macht es ihm schlaflose Nächte, und ist es ihm gelungen, Friede zu stiften, so legt er sich am Abend froher zu Bette, als die, denen er den Frieden wieder gab. Wer erkennt ihn nicht in diesem Bilde *)?

Phil. Und wer segnet ihn nicht!

Bluhm. Vielleicht erhalten Sie noch heute einen Beweiß seines unermüdeten Bestrebens, das Gute zu würken.

Eyterb. Der Herr Doctor sind rasch.

Bluhm. Im Guten kann man nie zu rasch seyn.

Eyterb. Doch! doch! der Herr Steuer-Einnehmer war auf dem besten Wege, die Sache cum expensis zu gewinnen.

Bluhm.

*) Ich kann es meinem Herzen nicht verlagen, das Original zu diesem Bilde zu nennen — Der bescheidene Mann möge es meiner Dankbegierde verzeihen — es ist der Etatsrath von Kurtel in Reval.

Bluhm. Cum expensis? Rechnen Sie die seit 15 Jahren verlohrene Ruhe auch unter die Expensen?

Eyterb. (ironisch) Man hört wohl, daß der Herr Doctor auch Romane schreiben.

Bluhm. Ist es denn etwa eine Sünde Romane zu schreiben? Man findet die Menschen in der würklichen Welt zuweilen so schlecht, daß es Einem recht wohl thut, wenn man an sein Schreibpult fliehen, und aus der Ideen-Welt bessere hervorzaubern kann. Sonderbar, daß mittelmäßige Köpfe immer mit einer Art von Hohn auf Romanenschreiber herabsehn, und die Leute gar zu gern überreden möchten, ein solcher Mensch verstehe nichts weiter.

Eyterb. Mag wohl daher kommen, weil gewöhnlich die soliden Wissenschaften dabey vernachlässigt werden.

Bluhm. Ich weiß schon was die Juristen solide nennen: barbarische Wortfügungen, undeutsche Redensarten, die kein Mensch versteht —

Eyterb. Versteht man denn Ihre Recepte?

Bluhm

Bluhm. Leider nein! und ich gebe diese medicinische Scharlatanerie herzlich gern Ihrem Spotte Preis.

Eyterb. Gefangen, Herr Doktor! jeder Stand hat seine Scharlatanerie, und muß sie haben, von Rechtswegen, um dem großen Haufen Ehrfurcht einzuflößen. Sie haben Ihr Recipe, und ich meine Clauſula vati, grati et indemniſationis. Servitör! (er gibt es.)

Bluhm. Es ſcheint ihm nicht recht, daß Sie ſich vergleichen wollen.

Phil. Soldaten und Advocaten wünſchen nie Frieden.

Bluhm. Das Gewiſſensgericht iſt ihm ſchon lange ein Dorn im Auge.

Phil. Er meynt es ehrlich.

Bluhm. So ſagt wenigſtens die ganze Stadt. Indeſſen giebt es Leute, die das Glück haben, für ehrlich gehalten zu werden, ohne ſelbſt recht zu wiſſen, wie ſie dazu gekommen ſind.

Phil. Schlimm genug, daß auch der Ruf der Redlichkeit eine Laune des Glücks, ein Spiel des Zufalls iſt.

Anne kommt. Das Frühſtück iſt fertig.

Phil.

Phil. Gleich, gleich. Die frische Luft hat mir Appetit gegeben. Wollen Sie sehen, Herr Doctor, wie es mir wieder gut schmeckt?

Bluhm. Ich habe hier in der Nähe noch einen Patienten.

Phil. O dann will ich Sie keinen Augenblick aufhalten. Ich weiß, wie sehnsuchtsvoll ein Kranker auf die Erscheinung des Arztes harrt. Auf Wiedersehn!

(er geht den Annen geleitet, in das Haus.)

Zehnte Scene.

Die Vorigen, ohne Philipp.

Lottchen. (ins schästern näkernd) Was werden Sie von mir denken, lieber Herr Doctor, daß ich vorhin so stumm war bey meines Vaters Danke? Aber Gott weiß wie es zugeht, wenn mir Jemand eine recht große Wohlthat erzeigt, da kommen immer eher Thränen als Worte.

Bluhm. Thränen sind des Herzens Dollmetscher.

Lottchen. Ich hätte so gern geweint, aber ich schämte mich vor dem Advocaten.

Bluhm.

Bluhm. Also nicht vor einzelnen Fällen?

Lottchen. Vor Ihnen? o nein! In jener fürchterlichen Nacht, als mein Vater das zweite Bein verlohr, da habe ich wohl gesehn, daß Ihnen selbst die Thränen über die Backen liefen.

Bluhm. Das sollte freylich nicht seyn. Die Herzen der Aerzte sollte die Natur panzern wie die Schildkröten.

Lottchen. Nicht doch, dann könnten Sie sich ja auch nicht freuen, wenn Sie Hülfe in eine jammernde Familie gebracht haben. O! es muß herrlich seyn, wenn man so in der bittersten Noth helfen kann. (mit Feuer) Wäre ich ein Knabe geworden, dann hätte ich auch Recepte schreiben gelernt, hätte meinen Vater selbst kurirt — und dann wäre ich so reich, so froh gewesen!

Bluhm. Ich gebe Ihnen das Zeugniß, daß Ihre liebevolle Pflege mehr gewürkt hat, als meine Mittel.

Lottchen. (erstaunt) Gewiß? ist das Ihr Ernst?

Bluhm. Mein völliger.

Lott-

Lottchen. (in Freudenthränen zerfließend) O! Sie wissen nicht, welche unaussprechliche Freude Sie mir durch diese Versicherung machen! — Nicht wahr, nun wird mein guter Vater recht alt werden?

Bluhm. Wenn er vorsichtig ist, sich vor starken Anstrengungen, vor Leidenschaften hütet —

Lottchen. Das ist meine Sorge, ich will ihn schon hüten, ich will alles entfernen, was ihm Gefahr droht.

Bluhm. Werden Sie auch immer um ihn seyn?

Lottchen. Immer! immer!

Bluhm. Aber wenn einst andere Pflichten Sie binden?

Lottchen. Andere? aber doch nicht heiligere?

Bluhm. Die Pflichten der Gattin, der Mutter —

Lottchen. Nein, ich werde nie heyrathen.

Bluhm. Nie heyrathen?

Lottchen. Wenn ich meinen Vater verlassen müßte —

Bluhm.

Bluhm. Sie würden ihm einen Sohn schenken.

Lottchen. Und der Sohn würde ihm seine Tochter rauben.

Bluhm. Wie aber, wenn ein Mann sich fände, der ihrem Vater ein ruhiges, Sorgenfreyes Alter verschaffen könnte? der, weit entfernt ihm der Tochter Pflege zu rauben, das Band der Liebe und Häuslichkeit um die gute Seele schlänge? der unter Ihrem Dache wohnte, Ihre Freuden mehrte, Ihre Sorgen theilte —

Lottchen. Ja, wenn ein Solcher sich fände —

Bluhm. Würden Sie ihn lieben?

Lottchen. Nun, wie könnte ich denn anders?

Bluhm. Und wenn Ihr Vater spräche: gieb diesem Mann Hand und Herz —

Lottchen. Mit Freuden! aber das wäre auch Alles, was ich ihm geben könnte; denn wir sind arm.

Bluhm. O! Sie wissen nicht wie reich Sie sind!

Lott-

Lottchen. Wenn Ehrlichkeit für Reichthum gilt —

Bluhm. Ja, es giebt noch Menſchen, die in dieſer Tugend-öden Welt, den Preiß der Ehrlichkeit kennen, ſo wie man in der Wüſte den Werth eines Stück Brodtes ſchätzen lernt, das in Palläſten kein Schooshund hin nimmt. — Leben Sie wohl, gutes Kind! ich vergeſſe mich bey Ihnen. Gedenken Sie unſers Geſprächs. Es könnte vielleicht bald eine Zeit kommen, wo ich Sie wieder daran erinnerte. (ab.)

Eilfte Scene.

Lottchen und Traugott.

Lottchen. (bleibt nachdenkend ſtehen) Was wollte er damit ſagen? — ich ſoll mich dieſes Geſprächs erinnern? — (nach einer Pauſe mit einem halben Seufzer) Ach! ich glaube, ich würde es ſo nicht vergeſſen haben. (ſie geht langſam auf das Haus zu.)

Traugott. (ſteht auf) Liebes Mamſellgen —

Lottchen. (freundlich) Was will Er?

Traug.

Traugott. Sie müssen mir meine Kühnheit nicht übel nehmen — —

Lottchen. Mein guter Traugott.

Traugott. Ich habe da ein Paar Schuh gemacht —

Lottchen. Das seh' ich.

Traugott. Weil nun heute Ihres Herrn Vaters Geburtstag ist, und weil Sie ihn so herzlich lieb haben, daß mir dort auf meinem Schemel die Thränen über die Backen gelaufen sind — so wollte ich mich unterstehn — Sie müssen aber nicht böse werden —

Lottchen. Warum sollte ich böse werden? er meynt es ja gut mit uns.

Traugott. (mit der Hand auf der Brust und den Blick gen Himmel) Ja, ja, wahrlich! ich meyne es gut.

Lottchen. Nun, so rede er frey.

Traugott. Ich wollte — daß Sie die schlechten Schuh — von mir zum Angebinde nähmen —

Lottchen. Ich danke ihm, lieber Traugott, und werde es gelegentlich zu vergelten suchen.

Traugott. Nein, nein, das müſſen Sie nicht. O! ich bin ſo froh, daß Sie meine Schuh nicht verachten.

Lottchen. Pfuy! ein Geſchenk aus gutem Herzen, wer könnte das verachten?

Traugott. Hexens-Mamſell! nun Sie das ſagen, nun haben Sie die Schuh reichlich bezahlt. Das Geld von dem vornehmen jungen Herrn — ich habe es wohl geſehn — Sie ſchlugen es aus; aber des armen Traugotts Schuh verſchmähen Sie nicht. Das macht, der arme Traugott meynt es ehrlich. Jener Graf oder was er iſt, hüten Sie ſich vor dem böſen Menſchen! der Advocat iſt ſein Helfershelfer. Hier auf dieſem Platze haben ſie von Dingen geredet, voll denen nur vornehme Leute ſo mir nichts dir nichts reden können, und haben ſich dabey angeſehn, und ſind gar nicht einmal roth geworden. Ich mag es nicht nachſagen: es ſchickt ſich nicht für mich. Aber hüten Sie ſich vor den Phariſäern.

Lottchen. Ich danke ihm, ehrlicher Traugott! nun nehme ich ſein Geſchenk noch lieber, und wenn böſe Menſchen mir mit glatten Worten

ten nachstellen, so will ich stets herab auf meine Schuhe sehn, und an seine Warnung denken.

(Er geht in das Haus.)

Zwölfte Scene.

Traugott allein.

(Er steht und wischt sich eine Thräne aus den Augen.)

Das ist ein Frauenzimmergen! — so gut, so herablassend — ach! wenn ihr doch nur Einmal das Haus über dem Kopfe brennte, daß ich in die Flammen stürzen und sie heraustragen könnte! — Da stand sie — „ehrlicher Traugott," sagte sie — hörst du Traugott! wenn du nun nicht bis an deines Lebens Ende ehrlich bleibst, so verdienst du baarfuß in die Hölle zu wandern.

(Der Vorhang fällt.)

Ende des Ersten Akts.

Zwey-

Zweyter Akt.

(Zimmer in Franz Bertrams Hauſe.)

Erſte Scene.

Hans Buller allein.

(Er ſitzt vor einem Tiſche, worauf Wein und ein Frühſtück befindlich) 53 Jahr — er ſoll leben! (er trinkt) wie lange? — gleich viel! wenn er nur länger lebt als ich. Den Degen ihm kreuzweis auf den Sarg legen — das Trauerpferd hinter ſeiner Leiche führen — nein, das mag ein Andrer thun.

Zweyte Scene.

Frau Grießgram und Hans Buller.

Fr. Grießgr. Du lieber Gott! iſt er ſchon wieder bey der Flaſche?

Hans. Ja Frau Grießgram, ich trinke auf meines wackern Herrn Geſundheit.

Fr. Grießgr. Das verzweifelte Geſundheit trinken! davon werden eben die Leute krank.

Wer

Wer aller Menschen Gesundheit trinkt, der vertrinkt die Seinige.

Hans. Ich trinke aber nur zwey Gesundheiten: der König und mein Herr.

Fr. Grießgr. Der König? ey, seht doch, das klingt fein patriotisch. Der alte Steuer-Einnehmer, unsers Herren Bruder, wird wohl auch den König so lange haben hochleben lassen, bis er die Schwindsucht davon bekommen hat.

Hans. (auffahrend) Was! — (er faßt sie) höre sie Frau Grießgram, sie ist übel berichtet. Ich will ihr auf ein Haar sagen, wovon er die Schwindsucht bekommen hat.

Fr Grießgr. Nun?

Hans. Er hat einmal eine böse Haushälterin gehabt, die hat den ganzen Tag mit den Mägden gekeift, und des Abends ihm geistliche Lieder vorgebrüllt.

Fr. Grießgr. Vermuthlich zum Heil seiner Seele.

Hans. Eine Xantippe, die ihm den Wein in Tröpfen zuzählte, und die Danziger Liqueur-Flaschen hinter ihr Bett versteckte.

Fr.

Fr. Grießgr. Ey! ey!

Hans Kurz, eine Xantippe, die — ſie ſoll leben, Frau Grießgram! (er trinkt) Prr! war mirs doch als hätte ich glühendes Bley hinunter gegoſſen.

Fr. Grießgr. Was trinkt er denn für häßliches Zeug?

Hans. Will ſie koſten? (er ſchenkt ein.)

Fr. Grießgr. Laß er doch ſehn. (ſie leert das Glas auf Einen Zug) Hm! das ſchmeckt ja faſt wie — ſchenke er doch noch einmal ein. (Hans thut es, ſie leert das Glas abermals) Nein, das taugt nichts.

Hans. Glaubs wohl. Koſtet auch nur 12 Kreuzer, aber 12 ehrlich verdiente Kreuzer.

Fr. Grießgr. Komm er heute Abend auf mein Kämmerlein, da will ich ihm was Delicates vorſetzen.

Hans. Danke ſchön. Ich brauche keinen Schlaftrunk, um mein Gewiſſen einzulullen.

Fr. Grießgr Er iſt und bleibt ein Murrkopf, ein widerhaariger Menſch, es iſt nichts mit ihm anzufangen.

Hans. Ich'bin schon zu alt um' etwas anzufangen.

Fr. Grießgr. Er könnte sich einen guten Tag pflegen.

Hans. Nun das thue ich ja.

Fr. Grießgr. Bey dem sauren Krätzer, hä! hä! hä!

Hans. Saurer Wein, Frau Grießgram, wird süß, wenn er durch eine ehrliche Gurgel fließt.

Fr. Grießgr. Ja, ja, er schwatzt viel von Ehrlichkeit, aber in die Kirche geht er nicht, und geistliche Lieder singt er nicht.

Hans. Und seinen Herrn bestiehlt er nicht, und seinen Nächsten lästert er nicht.

Fr. Grießgr. Wenn er wenigstens des Abends meine Betstunde besuchte —

Hans. Und ihr den Mammon zählen hülfe —

Fr. Grießgr. Und dem Herrn nicht immer vorbrummte —

Hans. Und die Augen fein zuthäte —

Fr. Grießgr. Er ist ein wunderlicher Mensch. Wofür dient man denn? Der Herr hat weder Kind noch Rind.

Hans. Er hat einen Bruder und eine Bruders-Tochter.

Fr. Grießgr. Ey ja doch! die böſen Menſchen! die ihn gefliſſentlich ärgern und quälen, denen ſollte er das ſchöne Vermögen hinterlaſſen?

Hans. (mit Beziehung) Nun, wenn ihm Gott noch langes Leben ſchenkt, ſo wird wohl von dem ſchönen Vermögen nicht viel übrig bleiben.

Fr. Grießgr. Wie lange kann der alte Murrkopf denn noch leben? man ſieht ja wohl, es geht auf die Neige.

Hans (ernſt) Meynt ſie?

Fr. Grießgr. Die Kräfte nehmen täglich ab.

Hans. (ängſtlich) Würklich?

Fr. Grießgr. Noch ein paar Monat —

Hans. Was?

Fr. Grießgr Allenfalls bis zum Herbſt, wenn die Blätter von den Bäumen fallen.

Hans. So bald? (gerührt) O nein! (unwillig) Nein! (mit dem Fuße ſtampfend) Nein! nein!

Fr.

Fr. Grießgr. Sage er noch hundertmal nein, wenn der Tod ja sagt, so behält er doch nicht das lezte Wort. Aber so geht es, hätte der Herr meine Hallische Wunder-Essenz genommen —

Hans. Wenn die Blätter von den Bäumen fallen? Hat der Doctor das gesagt?

Fr. Grießgr. Was Doctor! ich verstehe mich so gut darauf als der Milchbart von Doctor. Der Herr hat das Podagra, das tritt ihm in den Leib, und weg ist er!

Hans. Nun so wollte ich, sie müßte ins Gras beissen, ehe noch die Kirschen reif werden. (er geht ab.)

Dritte Scene.

Frau Grießgram. Gleich darauf Eyterborn.

Fr. Grießgr. Fataler Mensch! — ich muß ihn schonen — er hat sich bey dem Alten eingenistelt. Zwanzig Bediente habe ich aus dem Hause geschafft, es hat mir nur ein Wort gekostet; aber den Brummkater kann ich nicht los werden.

Eyter-

Eyterb. (leiſe auftretend) Guten Morgen, meine ehrwürdige Freundin.

Fr. Grießgr. (ſehr freundlich) Gott grüſſe Sie, lieber Herr Eyterborn! Ey woher ſo früh?

Eyterb. Ja wohl früh, und doch zu ſpät.

Fr. Grießgr. Was ſoll das heiſſen?

Eyterb. Es gehen bedenkliche Dinge vor.

Fr. Grießgr. Bedenkliche Dinge?

Eyterb. Der Alte will ſich vergleichen.

Fr. Grießgr. (erſchrocken) Mit dem Bruder?

Eyterb. Die Sache liegt im Gewiſſensgericht.

Fr. Grießgr. Unmöglich!

Eyterb. Ich komme eben daher, beyde haben Vollmachten ausgeſtellt.

Fr. Grießgr. An wen?

Eyterb. An den Doctor Bluhm.

Fr. Grießgr. An den Laſſen? Ohne mir ein Wort davon zu ſagen? ohne Sie zu Rathe zu ziehen?

Eyterb. Sachte! ſachte! Frau Grießgram, durch Hitze würden wir Alles verderben.

Fr. Grießgr. Was iſt denn nun anzufangen?

Eyterb. Contraminiren, den unberufenen Friedens-Stiffter verdächtig machen. Die Gemüther aufs neue erhitzen —

Fr. Grießgr. Und wenn das fehlſchlägt?

Eyterb. Wenn das fehlſchlägt? je nun dann werden ſie ſich vergleichen, ausſöhnen; dann wird eine rührende Theater-Scene vorfallen, die beyden alten Narren werden heiſſe Thränen vergießen, das junge Ding wird dem lieben Oheim um den Bart gehn, und die ſchöne Erbſchaft wegſchnappen.

Fr. Grießgr. Wegſchnappen? mir die Erbſchaft wegſchnappen?

Eyterb. Ja, ja, Frau Grießgram, da haben Sie ſich es nun ſo viele Jahre ſauer werden laſſen, haben ſich geplakt und geplagt, um dem albernen Mädgen einen Brautſchatz zuſammen zu ſparen,

Fr. Grießgr. Hören Sie auf! ich falle in Ohnmacht.

Eyterb. Ich wollte gern dreymal in Ohnmacht fallen, wenn ich es nur hindern könnte.

Fr.

Fr. Grießgr. Im Grunde, mein trauter Seelen-Freund, verlieren Sie freylich mehr dabey als ich. Mir war es immer nur um Ihre werthe Person zu thun.

Eyterb. Servitór!

Fr. Grießgr. Wenn ich Tag und Nacht zuſammen ſparte, und hier und da einen Groſchen durch die Finger fallen ließ, ſo geſchah es blos, um meinem künftigen Eheherrn nicht die leere Hand zu reichen.

Eyterb. Obligirt.

Fr. Grießgr. Viel habe ich freylich nicht, ein paar 1000 Thälergen, was will das ſagen? meine ganze Hoffnung ſtand auf dem Teſtament.

Eyterb. Wenn es nur ſchon unterſchrieben wäre.

Fr. Grießgr. Nun, wie Gott will! ich weiß, daß mein werther Herr mich nicht um der zeitlichen Güter willen zu ſeiner Hälfte erkohren hat.

Eyterb. So lange wir aber in der Zeitlichkeit leben, Frau Grießgram, bedürfen wir auch der zeitlichen Güter.

Fr. Grießgr. Fleiß, Sparſamkeit — (verſchämt) und Liebe —

Eyterb. Servitör!

Fr. Grießgr. Sie ſind ein ehrlicher Mann.

Eyterb. (mit der Hand auf der Bruſt) Das bin ich! und Sie eine fromme Frau.

Fr. Grießgr. Das bin ich! Drum wollen wir nicht verzagen, ſondern chriſtlich drauf losarbeiten, unſere Feinde zu Schanden machen. Soll aber die Bosheit triumphiren, nun ſo bleibt uns immer eine Hütte, wo wir in Liebe und Eintracht hauſen werden. Nicht wahr, mein ſüſſer Herr Eyterborn?

Eyterb. Ach! die Hütten, liebe Frau Grießgram, die Hütten ſind nur angenehm in Schäfer-Gedichten. Ein fettes Teſtament wäre mir lieber, als alle Hütten im ganzen römiſchen Reiche.

Vierte Scene.

Franz Bertram hinkt an einem Krückenstock herein. **Die Vorigen.**

Franz. Guten Morgen, Kinder! guten Morgen! ich habe heute verdammt lange geschlafen. Das macht der späte Besuch von gestern Abend.

Eyterb. Haben der Herr Patron Gäste?

Franz. Nur ein Gast, nur Einer, aber hohl ihn der Teufel! es ist schon an dem Einen genug. Das Podagra, mein Freund, das Podagra! (er setzt sich) Setzen Sie sich, wenn Sie wollen; stehen Sie, wenn Sie nicht sitzen mögen. Mit mir ist es leider so weit gekommen, daß es Noth thäte, ich ließe mich auf dem Stuhle annägeln.

Eyterb. Eine Krankheit, die nur vor den Thüren der Reichen anklopft.

Franz. Herr, sie klopft nicht an, sie bricht ein wie ein Dieb in der Nacht.

Fr. Grießgr. Hätten Sie nur meine Hallische Wunder-Essenz gebraucht.

Franz. (auffahrend) Höre sie, Frau G
gram, bleib' sie mir mit ihrer Wunder-G
vom Leibe; ich kann die Wunder vor den
nicht ausstehn. Neulich ließ sich ein S
hören, ein berühmter Bassist, aber ich
blos deshalb nicht hin, weil er Wunder

Fr. Grießgr. Der Mensch hat
nichts als weltliche Arien gesungen, O
Arien und solch gottloses Zeug.

Franz. Wovon schwaztet ihr denn a
kam: laßt doch hören.

Eyterb. Wir sprachen —

Fr. Grießgr. Wir bedauerten —

Eyterb. Wir verwunderten —

Fr. Grießgr. Und ärgerten uns —

Franz. Was denn? worüber denn?

Eyterb. Daß es bösen Menschen so
wird, ehrliche Leute zu überlisten.

Franz. Nichts weiter? das ist was
altes.

Eyterb. Der Herr Kapitain haben
ne Vollmacht an den Doctor Bluhm au
stellt?

Franz. Ja, das hab' ich.

Fr. Grießgr. Sie wollen sich mit Ihrem Bruder vergleichen?

Franz. Ja, das will ich.

Eyterb. Kurios! nach 15 Jahren —

Franz. Hätte es freylich 15 Jahre früher thun sollen.

Eyterb. Grade da die Sache so gut steht —

Franz. Eben weil sie immer steht und niemals vorwärts geht.

Eyterb. Der Incident-Punct wegen des Fori privilegiati wäre in dieser Woche entschieden worden.

Franz. Und was hätte ich dadurch gewonnen?

Eyterb. Die Gewißheit, vor welchen Richter die Sache gehöre.

Franz. So? und dann wäre der Proceß von vorne wieder angegangen. So weit hätte ich es also in 15 Jahren gebracht, daß ich endlich wüßte, bey wem ich klagen sollte.

Eyterb. Meine Schuld ist es nicht, ich bin ein ehrlicher Mann.

Franz. Das weiß ich.

Eyterb.

Eyterb. Die Schikanen Ihres Vaters —

Franz. Eben deswegen. Er hat Luſt, mich unter die Erde zu proceſſiren, aber nun habe ich Jagd auf ihn gemacht, habe ihn vom Ocean der Schikane in den Hafen des Gewiſſens-Gerichts gejagt, dort halte ich ihn blokirt, da ſoll er mir nicht entwiſchen.

Eyterb. Glaubs wohl, er wird froh ſeyn, ſo wohlfeilen Kaufs abzukommen.

Franz. Was nennen Sie wohlfeilen Kaufs? meynen Sie das Gewiſſens-Gericht werde ihm den Garten zuſprechen?

Eyterb. (die Achſeln zuckend) Man kann nicht wiſſen.

Franz. Und wenn auch. Der ganze Bettel iſt 300 Thaler werth, und koſtet mich ſchon eben ſo viele Tauſende.

Fr. Grießgr. Aber das ärgert mich nur, daß der böſe Menſch Recht behalten ſoll.

Franz. Recht behalten? nein, Frau Grießgram, den Garten kann er behalten, aber nicht mit Recht.

Fr. Grießgr. Ihr väterliches Erbtheil —

Franz.

Franz. Ja das war es!

Eyterb. Während Sie auf dem Meere mit tauſend Gefahren kämpfen —

Fr. Grießgr. Schnappt er den Garten weg, wie Jacob das Recht der Erſtgeburt

Franz Ja, das that er, der Bube!

Fr. Grießgr. Und dafür ſoll er nun noch Ihr Erbe werden?

Franz Mein Erbe? wer ſagt das?

Fr. Grießgr. Nun, wenn Sie ſich vergleichen —

Franz. Was folgt daraus?

Fr. Grießgr. So werden Sie ſich auch wohl förmlich ausſöhnen.

Franz. Nun und nimmermehr!

Fr. Grießgr. Das wird recht luſtig hier im Hauſe hergehn.

Eyterb. Je nun, Frau Grießgram, ſo werden wir wenigſtens für alle unſere Mühe einen Schmauß zum beſten haben.

Fr. Grießgr. Ich rühre keinen Topf an. Die Jungfer Nichte mag ſelbſt in die Küche gehn.

Eyterb.

Eyterb. Das wird sie auch recht gerne thun. Sie freut sich schon darauf, wie sie bey dem lieben Oncle wirthschaften will.

Franz. Halt er an! macht mir den Kopf nicht warm. Was redet ihr da für albernes Zeug?

Eyterb. Mamsell Bertram weiß sich einzuschmeicheln, sie weiß den Mantel nach dem Winde zu hängen. Kaum erfuhr sie, daß ein Vergleich im Werke sey, husch! brach sie alle ihre kleinen Intriguen ab, weil sie fürchtete, der Oncle möchte scheel dazu sehn, und ihr den Brautschatz verkürzen.

Franz. Was? hat das Mädgen Intriguen?

Eyterb. Ich will es grade nicht nachgesagt haben. Sie wissen, ich bin ein ehrlicher Mann, und rede lieber Gutes von meinen Nächsten. Da ist ein junger Graf Sonnenstern, ein schmucker Kavalier, der ist bey Ihrem Bruder wie zu Hause, geht mit der Mamsell spazieren —

Fr Grießgr. Spazieren? ach du lieber Himmel!

Eyterb.

Eyterb. Sizt des Abends mit ihr vor der Hausthür —

Fr. Grießgr. Des Abends? welch ein Skandal!

Franz. Blitz und der Hagel! über die unverschämte Dirne! hat eine so brave Mutter gehabt.

Eyterb. Wie hätte denn Ihr Bruder den kostspieligen Proceß aushalten können, wenn er nicht allerley Mittelgen wüste, sich Geld zu verschaffen?

Franz. Mittelgen? Pestilenz! über die saubern Mittelgen!

Eyterb. Der Herr Doctor mag vielleicht selbst ein Auge auf das Mädgen haben, aber ohne Mitgift nimmt er sie nicht; deshalb liegt ihm der Vergleich so am Herzen.

Franz Mein Herr! halt' er an! den Doctor lasse er mir zufrieden; der ist ein Mann wie eine Magnet-Nadel, dreht sich immer nach dem Pol der Tugend.

Eyterb. Möglich daß ich mich irre. Als ehrlicher Mann und als Ihr Sachwalter, war ich verpflichtet meine Meynung zu sagen.

Franz.

Franz. Danke, danke. Ich werde den Avis gelegentlich benutzen. Es ist mir auch gar nicht um meinen Bruder zu thun, wenn ich den Vergleich wünsche; ist mir nur um meiner eigenen Ruhe willen. Vor 15 Jahren, ja da hätte ich mich lieber auf einer wüsten Insel aussetzen lassen, ehe ich auch nur eine Handbreit von meinem Recht gewichen wäre. Aber jezt — ich werde alt — bin kränklich — mögte gern in Ruhe sterben, und mir die lezten Tage nicht durch Processe verbittern lassen.

Eyterb. Sehr löblich!

Fr. Grießgr. Und christlich.

Franz. Wenn aber der Herr Bruder im Trüben zu fischen meynt; wenn er, oder seine saubere Jungfer Tochter nach meiner Erbschaft lüstern sind, so haben sie die Rechnung ohne den Wirth gemacht.

Eyterb. Das ist männlich.

Fr. Grießgr. Und gerecht.

Eyterb. Wenn der Herr Kapitain etwa testamentarische Verordnungen —

Fr. Grießgr. (weinend) Ach! reden Sie doch nicht von Teſtamenten! das Herz bricht mir!

Eyterb. Nun, nun, Frau Grießgram, deswegen ſtirbt man keine Stunde früher. Der Herr Kapitain liebt die Ordnung.

Franz. Ganz recht, ich werde darauf denken.

Eyterb. Vielleicht zu frommen Stiftungen —

Franz. Mein Herr! halt' er an! damit iſt es nichts.

Eyterb. Oder für treue Dienſte —

Franz Ja, das läßt ſich hören.

Fr Grießgr Ach! wer wollte einem ſo guten Herrn nicht treu dienen, auch ohne zeitlichen Lohn. Der Himmel verleihe ihm langes Leben!

Franz Danke, Frau Grießgram, ſie ſoll nicht vergeſſen werden.

Fünfte Scene.

Doctor Bluhm. Die Vorigen.

Franz Willkommen, lieber Doctor! (auf ſeine Füße deutend) der Feind hält ſich brav.

Bluhm. Wir wollen Friede mit ihm machen.

Franz. Hätten wir nur erst Waffenstillstand geschlossen.

Bluhm. Haben Heiterkeit und Ruhe den Frieden im Kabinet der Seele beschlossen, so legen die rebellischen Unterthanen die Waffen von selbst nieder.

Eyterb. (höhnend) Siehe da, ein Arzt, der mit Sentenzen kurirt.

Bluhm. Eine herrliche Arzeney! nur Schade, daß so wenige Körper empfänglich dafür sind.

Eyterb. Die Friedensstifter machen es beyden Partheyen selten zu Danke.

Bluhm. Deshalb legen sich auch manche Menschen lieber auf das Unfriedenstiften.

Fr. Grießgr. Immer besser, als wenn man sich um ungelegte Eyer bekümmert.

Bluhm. Zumal wenn's Schlangen-Eyer sind.

Franz. Halt' er an! halt' er an! das klingt ja beynahe wie ein Scharmützel. Ich merke

merke worauf es hinausgeht. Der Eine will mich rechts führen, der Andere links; beyde meynen es gut, beyde halten ihren Weg für den besten, mögen auch wohl beyde Recht haben; aber ich bin alt und ermüdet, ich schlage mich zu dem, der mir eine freundliche Herberge zeigt, und spricht: laß uns einkehren.

Bluhm So recht, Herr Kapitain! bleiben Sie bey diesen Gesinnungen, und das Podagra wird keine Macht an Ihnen haben.

Franz. Wäre es mir auch nicht um Gesundheit und Ruhe, ich würde den Böswicht verfolgen bis ins Grab.

Bluhm. Das kam nicht aus Ihrem Herzen.

Franz. Nein, das sollte es auch nicht. Wenn das Herz Verbrechen entschuldigt, und wären es auch die Verbrechen eines Bruders, so ist es eine alte Plaudertasche.

Bluhm. Ihr Bruder ist kein Böswicht, kein Verbrecher.

Franz. Seit 11 Jahren schleppt er mich von einem Richterstuhl zum Andern —

Bluhm. Wer hat den Proceß angefangen?

Franz. Ich! und weswegen? — nicht um das lumpigte Gärtgen proceſſire ich mit ihm, ſondern um die Liebe meiner Eltern. Bruder! ſagte ich zu ihm, das geht ſo nicht; die Leute würden denken, ich ſey ein ungerathener Sohn, und der ſterbende Vater habe dir Alles zugewandt, weil dein Bruder ein Taugenichts geweſen. Begreifſt du Bruder? das geht nicht. Meine Ehre — mein Herz — mein guter Name leiden darunter. Laß uns gewiſſenhaft thei-len. — Aber das wollte er nicht; da berief er ſich auf ein erſchlichenes Teſtament; da meyn-te er, er könne ſeinem unmündigen Kinde nichts vergeben — wehe dem Menſchen, der ſein Kind durch ungerechten Mammon bereichert!

Fr. Grießgr. Ja wohl, wehe ihm!

Bluhm. Bereichern? das iſt wohl hier nicht der Fall. Der Gegenſtand iſt, wie Sie ſelbſt geſtehen, zu gering. Sagen Sie lieber, es haben ſich Leidenſchaften ins Spiel gemiſcht, denn welche Menſchen-Klaſſe nährt ſich mehr von Leidenſchaften als die Advocaten?

Eyterb. Servidr.

Bluhm.

Bluhm. Hätten Sie mit Sanftmuth gefodert — ich kenne Ihren Bruder, er hätte warlich nachgegeben! Aber Sie polterten, Sie wurden hitzig, Er wurde hitzig, die Flamme loderte empor, böse Menschen goſſen Oel dazu, und ſo wurde ein Brand daraus, der 15 Jahre dauerte, indem er ſich von Bruderliebe nährte. Jedes haſtige Wort, das Ihnen entfuhr, wurde flugs hinüber getragen; jede beißende Antwort von ihm mit ſtachligten Zuſätzen vermehrt, in Ihr Herz gedrückt. Die unbedeutendſte Aeußerung in ſeinem Munde wurde zum Pfeile geſpitzt, und ein nichts bedeutender ſeemänniſcher Fluch in dem Ihrigen, war ein Schwerdtſtreich. Ihre Freunde gaben Ihnen Recht, wie ihm die Seinigen; im Grunde hatten ſie beyde Unrecht. Aber es giebt gute Freunde, die zu Allem ja ſagen, weil ſie denken: was geht es mich an? ich will es nicht mit ihm verderben. — Es gab Andere (mit einem ernſten Blick auf Ueterborn) die den dienſtfertigen Freund gegen Sie beyde ſpielten; Sie, unter dem Vorwand ſie zu vereinigen, den Knaul immer mehr und mehr verwirrten, Miß-

trauen

trauen erweckten, Argwohn erregten, Phantome schufen, und Sie in das Labyrinth der Juris-Prudenz führten, deren wächserne Nase so leicht zu drehen, aber nie im Strahl der Menschenliebe zu schmelzen ist. — So, Herr Kapitän, so entstehn Processe; so werden Menschen-Freuden vergiftet; so wird brüderliche Eintracht gemordet. — O! könnte man jedem Processe die Nahrung entziehen, die er von Rechthaberey und Starrköpfigkeit an Einer Seite, von Anhetzen, Zwischenträgerey und Gewinnsucht an der Andern empfängt; wahrlich! die Richter würden leichte Arbeit haben, und die Advocaten verhungern.

Eyterb. Danke für das Prognesticon.

Fr. Grießgr. Schade, daß der Herr Doctor kein Prediger geworden.

Franz. Wahrheit ist gut Ding in jedem Munde.

Bluhm. Ich bringe Ihnen die frohe Hoffnung, daß Ihr Proceß noch heute beendigt wird.

Eyterb. Würklich?

Fr. Grießgr. Ey, das ist ja vortrefflich!

Franz. Herzlichen Dank, mein Freund.

Eyterb.

Eyterb. Vermuthlich wird von beyden Theilen nachgegeben?

Bluhm. Vermuthlich.

Eyterb. So wohl von dem der Recht, als von dem der Unrecht hatte?

Bluhm. Von beyden, denn es gab noch nie eine Streitsache auf der Welt, in welcher Ein Theil ganz Recht gehabt hätte.

Franz. Schon gut. Ich wünsche mir die Sache um jeden Preiß vom Halse. Und wenn es die Gärten der Hesperiden, oder der berühmte Park zu Stowe in England wäre, so gäbe ich ihn um das Vergnügen, die paar letzten Jahre meines Lebens ruhig unter der Einzigen Linde zu sitzen, die vor meinem Hause steht.

Bluhm. Ich habe Ihre Vollmacht nicht mißbraucht, und hoffe Sie werden zufrieden seyn. O! wie freue ich mich auf die süsse Stunde, wenn ich Ihren Bruder in Ihre Arme führen, und eine Freudenthräne in den Runzeln sehen werde, die Zwietracht in brüderliche Wangen grub.

Franz. Halt er an! nein Herr Doctor, daraus wird nichts. Der Proceß mag in Gottes

ktes Namen verglichen werden? aber mein Herr Bruder muß mir vom Leibe bleiben.

Bluhm. O! dann wäre das gute Werk nur halb vollbracht.

Franz. Ein schlechter Mensch, der seine eigene Tochter verkuppelt.

Bluhm. Wie! wer wagt diese Lästerung?

Franz. Der junge Graf Sonnenstern — mit dem treibt sie es, daß alle Nachbarn davon reden.

Bluhm. Eine schändliche Lüge! welche Spinne ist über diese Blume gekrochen?

Franz. Meinetwegen! ich mag es nicht untersuchen. Genug, ich hasse den Vater, und der Vater haßt mich.

Bluhm. Er Sie hassen? nein, warlich nicht! wenn Sie noch diesen Morgen Zeuge gewesen wären, mit welcher Rührung er den Glückwunsch seiner Tochter zu seinem Geburtstage empfieng, mit welcher innigen Rührung er sich erinnerte, daß er Ihr Zwillingsbruder, und folglich heute auch Ihr Geburtstag sey.

Franz. That er das?

Eyterb. Ihr Geburtstag?

Fr. Grießgr. Ach du lieber Himmel! und daran hat Niemand gedacht!

Franz. Gleichviel.

Bluhm. Ihr Bruder hat daran gedacht. Mit Entzücken sprach er von jenen glücklichen Zeiten, wo Sie in brüderlicher Eintracht an diesem Tage ein Familien-Fest feyerten.

Franz Ja, ja, es waren gute Zeiten! — und er sprach davon?

Bluhm Ihre Mutter, sagte er, sey dann immer so froh gewesen.

Franz. Ja, sie war dann immer sehr froh.

Bluhm. Sie habe Sie beyde in Ihre Arme geschlossen, und zur Eintracht ermahnt.

Franz. Ja das that sie.

Bluhm. Noch im letzten Jahre ihres Lebens habe sie gesagt: wenn ich einst schon längst tod seyn werde, so gedenkt meiner an diesem Tage, und laßt mich aufleben in eurer Bruderliebe.

Franz. (sehr gerührt) Ja, das hat sie gesagt.

Bluhm. Da wären sie einander in die Arme gesunken, und die mütterliche Thräne

sey

ken auf beyden Wangen hervorgetrieben und Sie hätten sich ewige Liebe geschworen — Ihr Bruder konnte nicht ohne Schluchzen davon sprechen.

Franz. (unwillig über seine eigene Rührung) Kann ich doch nicht ohne Thränen davon reden hören.

Eylerb. (giebt Franz Hellegram einen Wink) Empfangen der Herr Kapitain den aufrichtigen Glückwunsch eines ehrlichen Mannes —

Franz. Danke, danke.

Fr. Grießgr. (mit Devotion) Der Himmel wolle bis ins späteste Alter — seinen reichsten Segen — Gesundheit und Wohlergehen —

Franz. Halt er an! es ist schon genug.

Fr. Grießgr. Du lieber Gott! des Herrn Kapitäns Geburtstag kann doch nicht so in der Stille gefeyert werden.

Franz. In der Stille. Ist mir so am liebsten.

Bluhm. Die seeligsten Stunden der Menschen fließen stille dahin.

Fr. Grießgr. Aber eine Mandeltorte mit einem Zuckerguß, die muß doch wenigstens gebacken werden.

Franz.

Franz. Iſt nicht vonnöthen.

Fr. Grießgr. Ey was! die Freude laſſe ich mir nicht nehmen. Ein Zuckerguß, mit der Jahrzahl und Herzen von Citronat, und 5 3 brennende Wachslichtergen — ja, ja, das ſoll leuchten wie ein Weynachtsbaum.

Franz. Nun in Gottes Namen! wenn es ihr Freude macht —

Fr. Grießgr. (zum Doctor) Die Mandelterte wird doch dem Herrn Kapitän nicht ſchaden?

Bluhm. Was man mit frohem Muthe verzehrt, ſchadet nie.

Fr. Grießgr. Ihre Dienerin. Nun bringt mich vor Mittag Niemand aus der Küche. Und während dem Backen will ich ein geiſtliches Lied anſtimmen zum Lobe des Herrn! dann gedeyht alles beſſer. (im Abgehen heimlich zu Exterborn) Um 4 Uhr erwarte ich Sie in meinem Kämmerlein.

Exterb. (ſieht nach der Uhr) Ein Termin ruft mich ab. Sollte der Vergleich ſich zerſchlagen, und der Herr Kapitän der Dienſte eines ehrlichen Mannes ferner benöthigt ſeyn —

Franz.

Franz. Auch ohne Dienste ist der ehrliche Mann immer willkommen.

Eyterb. Servitör! (er geht ab.)

Sechste Scene.

Franz Bertram und Doctor Bluhm.

Franz. Es ist doch ein braves Weib, die Frau Grießgram; sie sieht aus wie eine Meerkatze, aber sie meynt es gut.

Bluhm. Wenn das Gesicht ein Spiegel der Seele wäre, wie manche behaupten — —

Franz. Possen! die Seele spiegelt sich nur in Handlungen, aber nicht im Gesichte! Ich habe wackere Männer gekannt, mit Satyrslarven, und Schurken mit Adonis-Gesichtern. Da ist die Frau Grießgram, sie läßt sichs blutsauer werden, und was hat sie davon? Tag und Nacht keine Ruhe, Plackerey, Wirthschafts-Sorgen —

Bluhm. Ich wünschte nur, daß ihre Manier etwas gefälliger wäre.

Franz.

Franz. Ey nun, lieber Herr Doctor, es geſchieht ſo wenig Gutes in der Welt, daß man froh ſeyn muß es anzutreffen, die Manier ſey welche ſie wolle. Klares Quellwaſſer erquickt, wenn es auch gleich aus einem rauhen Felſen ſprudelt. — Und iſt denn etwa meine Manier gefällig? ich peitre den ganzen Tag.

Bluhm. Eine ſchmerzhafte Krankheit entſchuldigt üble Laune.

Franz. Krankheit ſollte entſchuldigen? und Herzensgüte nicht? Nein, laſſen Sie mir die Frau Grießgram in Ehren. Gott möge es mir verzeihen, daß ich ſie zuweilen anfahre wie ein Ehemann.

Bluhm. (lächelnd) Gott verzeihe Ihnen das Gleichniß.

Franz. (aufgebracht) Ich war nie verheyrathet.

Bluhm. Deſto ſchlimmer.

Franz. Wie mans nimmt. Wenn nun meine Frau mit finſtern Blicken aus einem Winkel nach mir ſchielte, und dächte: da ſitzt er — hat das Podagra — iſt mürriſch — iſt ein Quälgeiſt — und ich muß bey ihm anhalten

ich

ich mag wollen oder nicht, ich muß! — Nein, da lobe ich mir die Frau Grießgram, die thut Alles freywillig, die ist nicht mit Ketten an mich geschmiedet, die geht und backt ihre Mandeltorte, ohne daß ein Schwarzrock das Mehl dazu eingesegnet hat.

Bluhm. Wohl ihr, daß sie einen Mann vor sich hat, dessen Herz schon eine solche Mandeltorte für ein Pfand der Liebe nimmt. Eine zärtliche Gattin würde leichtes Spiel mit Ihnen haben. Sie sind wohl nie dabey gewesen, wenn ein glücklicher Hausvater seinen Geburtstag feyerte?

Franz. Nein, nie.

Bluhm. Wenn die Kleinen an der Thür lauren, ob der Vater erwacht sey? und sich geschwind ihr Versgen noch Einmal überhören; wenn sie dann, glatt gekämmt, in ihren Sonntags-Kleidern hereintreten, die väterliche Hand küssen, und ihre Wünsche herstammeln; wenn die Mutter hinter der Gardine lauscht, und eine Freudenthräne in die Frangen fällt.

Franz.

Franz. Ja, ja, das mag wohl recht artig ſeyn.

Bluhm. Wenn die Mutter, die ſich früh von ſeiner Seite ſtahl, nun ſchüchtern hervortritt, als eine Braut in ſeine Arme ſinkt, und ihn mit einer Weſte, oder mit einem Geldbeutel anbindet, den ſie heimlich ſtrickt.

Franz. Eine Mandeltorte thut die nemlichen Dienſte.

Bluhm. O ja! das Herz kann böhmiſche Steine in Diamanten verwandeln. Ein Geſchenk aus der Hand der Liebe — da darf es der Bettler mit dem Fürſten aufnehmen.

Franz. Recht Herr Doctor.

Siebente Scene.

Hans Buller. Die Vorigen.

Hans. (treuherzig) Guten Tag, Herr Kapitän!

Franz. Guten Tag, Hans Buller.

Hans. Es iſt heute Ihr Geburtstag.

Franz. Das weiß ich.

Hans. Ich freue mich herzlich darüber.

Franz.

Franz. Das weiß ich auch.

Hans. Sie haben gestern Ihre meerschaumene Pfeife zerbrochen.

Franz. Nun Hans Taps, warum erinnerst du mich daran? es wär ein dummer Streich. — Sie müssen wissen, Herr Doctor, ich hatte gestern Abend verdammte Schmerzen in der großen Zehe; das Bad von Salzsäure, das Ihr Herr Rowley, oder wie er da heißt, empfohlen hat, wollte nicht helfen; da warf ich den Pfeifen-Kopf auf die Erde, daß er in Stücken sprang; das half freylich auch nicht. Aber merke dirs, Hans Buller! alle Menschen machen dumme Streiche, und noch habe ich keinen gefunden, der gern daran erinnert seyn möchte.

Hans. War auch nicht so gemeynt. Es sollte nur eine Einleitung vorstellen. Ich habe da einen hölzernen Pfeifenkopf gekauft, und ein Rohr von Ebenholz — wenn das Ding nicht zu schlecht wäre, — und der Herr Kapitän wollte mir die Freude machen, an seinem Geburtstage eine geringe Gabe von dem alten Hans anzunehmen.

Franz.

Franz. Ja ſo; laß doch ſehn.

Hans. Es iſt freylich kein Meerſchaum, aber der Herr Kapitän muß denken, daß meine Liebe zu ihm auch kein Schaum iſt.

Franz. Gieb her, ehrlicher Knabe.

Hans. Sollte wohl mit Silber beſchlagen ſeyn, aber ein Schelm thut mehr als er kann.

Franz. Ich danke dir.

Hans. Sie nehmen es?

Franz. Freylich.

Hans. Und werden auch daraus rauchen?

Franz. Ganz gewiß. (er greift in die Tasche.)

Hans. (der viele Bewegung bemerkt) Und werden mir doch auch nichts dafür geben?

Franz. (zieht die Hand schnell zurück) Nein, nein, du haſt Recht.

Hans. Juchhey! nun mag Frau Grießgram immerhin ihre Mandeltorte von geſtohlnen Marktpfennigen zuſammen backen.

Franz. Pfuy Hans! was redeſt du da?

Hans. Die Wahrheit. Ich komme eben aus der Küche. Sie macht groß Aufhebens von ihrer Torte, hat es aber doch erſt dieſen Morgen erfahren, daß heute des Herrn Geburts-

tag iſt. Ich habe mich ſchon ſeit vier Wochen darauf gefreut.

Franz. Und weil du ein beſſeres Gedächtniß haſt, ſo darfſt du die arme Frau läſtern? Schäme dich!

Hans. Mit Gunſt, Herr Kapitän, das Weib taugt nichts.

Franz Halt er an!

Hans. Geſtern ſollte ſie eine Weinſuppe kochen, es wurde aber eine Bierſuppe daraus; dafür backt ſie heute eine Mandeltorte.

Franz. Wirſt du ſchweigen?

Hans. Am nothwendigen läßt ſie es fehlen; der Herr muß zuweilen um reine Wäſche, als um eine Wohlthat bitten.

Franz. (hitzig) Halt das Maul! ich befehle es dir!

Hans. Als Sie voriges Jahr zur Aber ließen — ſie hat hier im Hauſe Kiſten und Kaſten voll Leinewand geſammelt, aber nicht einmal eine Aderlaßbinde gab ſie her. Ich mußte noch in der Geſchwindigkeit mein Sonntagshemde zerreißen.

Franz. Hans! du biſt ein verläumdriſcher Bube! geh zum Teufel mit deiner Pfeife! (er wirft ſie ihm vor die Füße.)

Hans. (ſieht bald ſeinen Herrn bald die Pfeife wehmüthig an) Ich ein verläumdriſcher Bube? —

Franz. Ja!

Hans. Sie wollen die Pfeife nicht?

Franz. Nein!. ich nehme nichts von einem Menſchen, der allein gut ſeyn will.

Hans. (ehrfurchtlich, hebt die Pfeife auf, und wirft ſie zum Fenſter hinaus.)

Franz. Kerl, was machſt du?

Hans. Ich werfe die Pfeife zum Fenſter hinaus.

Franz. Biſt du toll?

Hans. Was ſoll ich denn mit der Pfeife machen? Sie wollen ſie nicht, und ich könnte doch in meinem Leben nicht daraus rauchen. So oft ich den Dampf von mir bließe, würde ich denken: Hans Buller, du biſt ein elender Menſch! ein Mann, dem du 30 Jahre treu und redlich dienteſt, hat dich einen verleumderiſchen Buben genannt — und da würde ich täglich drüber weinen müſſen wie ein Kind. Iſt

aber

aber die Pfeife einmal zum Hecken, so schießt sich das übrige leicht. Ich werde denken: mein guter Herr ist krank, er hat es so böse nicht gemeynt.

Franz. (beweget) Hans, (komm her, (er reicht ihm die Hand) ich habe es so böse nicht gemeynt.

Hans. (küßt die Hand) Das wußte ich wohl. Ich meyne es ja natürlich gut! und wann ich sehn muß, daß eine alte Betschwester Sie betrügt, von Ihrem sauer erworbenen Gelde schmaußt, und Sie wohl gar noch darben läßt, da kocht mir das Blut.

Franz. Fängst du schon wieder an?

Hans. Machen Sie mit mir was Sie wollen. Das Eis ist gebrochen. Was ich auf dem Herzen trage, muß vollends herunter. Vor zwey Tagen habe ich zufälliger Weise eine Entdeckung gemacht: In meiner Dachkammer hinter dem Ofen, ist in der Diele ein Loch mit einem Schieber. Der das Haus gebaut hat, mag am besten wissen, warum er eben da ein Loch ließ. Ich stehe und krame unter alten Lumpen, da fällt mir plötzlich der Schieber in die

Augen.

Augen. Hm! denke ich, was ſoll das bedeuten? ich ſtoße mit dem Fuße das Ding auf die Seite, und ſiehe, man kann herunterſchauen in Frau Grießgrams Kämmerlein.

Franz. (hämiſch) Und horchen, wenn man Luſt dazu hat?

Hans. Und horchen, wenn man ſeinen Herrn liebt.

Franz. Nun, was haſt du denn da aufgeſchnappt?

Hans. Der Linksmacher, der Eyterborn, lehrt ſie die Bolzen drehen, die ſie auf Ihren Geldkaſten losſchießt.

Franz. (bitzig) Halt er an! Kerl! iſt der Satan in dich gefahren, daß du dich heute, wie eine unverſchämte Fliege, auf jeden blanken Spiegel ſeheſt? Eyterborn, der ehrlichſte Mann in der Stadt —

Hans. Ich meyne immer, die Ehrlichkeit, wenn ſie von ächtem Schrot und Korn iſt, müſſe ſich auch durch ein Loch in der Dachkammer belauern laſſen.

Franz. Bube! du läſſeſt mich heute in den unterſten Raum deines Herzens ſchauen.

Hans.

Hans. Desto besser! Mein Ballast ist Liebe und Treue für meinen Herrn.

Bluhm. Es wäre doch immer der Mühe werth, die Sache zu untersuchen.

Franz. Das will ich auch. Mit meinem lahmen Beine will ich auf die Dachkammer hinken, und — pfuy! wird mirs doch sauer, das elende Wort auszusprechen — ich will horchen. Aber Gnade dir Gott, Bursche! wenn du gelogen hast! ich jage dich ohne Barmherzigkeit aus dem Haus.

Hans. (treuherzig) Das thäten Sie doch nicht.

Franz. Wie?

Hans. Nein, das thäten Sie nicht.

Franz. (hitzig) Potz Element! ich sage dir aber: ja: ich werde es thun! und will es thun, und wenn du noch ein Wort räsonnirst, so thue ich es jetzt gleich auf der Stelle.

Hans. Nun so geht der alte Hans Buller ins Hospital.

Franz. (von diesem Worte ergriffen) In's Hospital? — wie? — was willst du da machen?

Hans.

Hans. Was ſonſt als ſterben?

Franz. Du willſt im Hoſpitale ſterben? — He? — meynſt du, ich könnte dich nicht verſorgen, wenn ich dich auch aus dem Hauſe jage?

Hans. O ja, Sie würden mir einen Zehrpfennig nachwerfen, daß ich genug hätte bis ins Alter; aber lieber betteln, als einen nachgeworfenen Zehrpfennig aufheben.

Franz. Lieber betteln? da haben wir den ſtolzen Buben.

Hans. Wer mich nicht lieb hat, der muß mir auch nichts ſchenken.

Franz. Hören Sie nur, Herr Doctor, iſt das nicht um das Podagra auf der Stelle zu kriegen, wenn man es noch nicht hat? Als wir vor zwanzig Jahren in die Klauen der Algierer geriethen, und mir die Korſaren mein letztes Wamms vom Leibe nahmen, da hatte der Bube ſeine paar Goldſtücke im Haarwulſt verborgen, Niemand fand ſie. Ein halbes Jahr nachher wurden wir ausgelöſt, Leben und Freyheit brachten wir davon, aber nackt und bloß trat ich wieder in die Welt, und hätte,

wie

wie ein Handwerksbursche, mich nach Hause fechten müssen, wenn (mit gerührter Stimme) der Kerl da nicht seine Goldstücke mit mir getheilt hätte. (hitzig) Und nun will er im Hospitale sterben?

Hans. (verwirrt) Herr Kapitän —

Franz. Und als mein Schiffsvolk die Meuterey gegen mich anzettelte, und er mit Gefahr seines Lebens mirs entdeckte — hast du das vergessen Bube?

Hans. Dafür bauten Sie meiner alten Mutter ein Haus.

Franz. Und als wir mit dem braven Franzmann Bord an Bord fochten, als die Säbelklinge über meinem Haupte schwebte, und du den Arm lähmtest, der mir den Kopf spalten wollte — hast du das auch vergessen? habe ich dir dafür auch ein Haus gebaut? willst du noch im Hospitale sterben? he?

Hans. Mein guter Herr!

Franz. Meynst du, man solle einst auf meinen Grabstein setzen: Da unten liegt ein undankbarer Hund? — Sage gleich, daß du

bey

bey mir ſterben willſt, du Bube! komm her, gieb mir die Hand.

Hans. (ſtürzt zu ſeinen Füßen) Ja, mein wackerer Herr! dieſe Hand wird dem alten Hans Buller die Augen zudrücken.

Franz. Halt er an! komm mir nicht an mein krankes Bein! aber wenn es denn doch ſeyn ſoll, lieber an das Bein als an das Herz.

Blum. Vortrefflich! dieſe Stimmung muß ich nützen. Wer ſo mit einem alten treuen Diener umgeht, der kann nicht unverſöhnlich gegen einen Bruder ſeyn. (er geht ab.)

Achte Scene.

Franz Bertram und Hans Buller.

Franz. Steh auf! geh hinunter und hohle mir die Pfeife.

Hans. Mit Freuden. (er ſteht auf) Aber was ſprach der Doctor von Ihrem Bruder? wird es Ernſt mit der Ausſöhnung?

Franz. Er hofft es.

Hans. Und Sie wünſchen es, nicht wahr?

Franz. Ja, wenn ich so Manches ungeschehen machen könnte!

Hans. Wer weiß denn auch, ob Alles geschehen ist, was die Leute Ihnen in den Kopf setzen. Es giebt so böse Menschen, die, wo sie nur ein wenig Rauch sehn, gleich blasen und blasen, bis eine helle Flamme daraus wird. Dann stehen sie schadenfroh dabey, und schlagen die Arme in einander, oder tragen auch wohl noch ein Stück Holz zum Feuer. Löschen würde keiner, wenn es ihn auch nur ein Glas Wasser kostete.

Franz. (nachdenkend) Ja, ja, Alter, da hast du wohl Recht.

Hans. Ich habe mannichmal bey Feuersbrünsten zugesehn, wie die Leute eine Reihe machen, vom Brunnen bis zum Feuer, und sich die Wasser-Eymer Hand in Hand reichen. Gerade so gehts auch, wo Hader und Zwietracht brennen; da laufen auch die Eymer aus einer Hand in die Andere, aber der Brunnen, aus dem geschöpft wird, ist mit Oel gefüllt.

Franz. Mag wohl so seyn.

Hans. Machen Sie den bösen Menschen einen Querstrich durch ihre Satans-Rechnung. Bieten Sie die Hand. Thun Sie einen halben Schritt entgegen. Es ist doch immer Ihr Bruder — Ihr Zwillings-Bruder,

Franz. (vor ſich hinſehend) Mein Bruder —

Hans. Segen über den braven Doctor! ich habe immer gedacht: ein Arzt könne nur den Leib curiren, aber ſo etwas ausgleichen, das müſſe ein Prediger thun. Nun auf den Rock kömmt es ja nicht an, und auf die Perucke auch nicht.

Franz. (mit einem Seufzer) Bruder! Bruder!

Hans. Was hilfts, wenn er Sie vom Podagra curirt? ſterben müſſen Sie doch Einmal. Aber wenn er Ihnen die böſe Wunde heilt, die ſonſt vielleicht im Grabe nicht zuwüchſe —

Franz. Ja, wenn er das thut —

Hans. Und wenn nun Ihr Bruder Philipp mit freundlichem Geſichte hereintritt —

Franz. (auffahrend) Hereintritt? hier hereintritt?

Hans. Ja, und wenn er die Hand ausstreckt —

Franz. Die Hand ausstreckt? (er streckt selbst unwillkührlich die Hand aus, und zieht sie wieder zurück.)

Hans. Ja, und wenn er sagte: Bruder! zieh deine Hand nicht zurück —

Franz. (ängstlich) Nun? weiter?

Hans. Und wenn er dann mit der offenen Hand immer näher kömmt —

Franz. Immer näher kömmt? (er reicht ihm die Hand zuckend entgegen.)

Hans. Ja, und wenn er sagt: Bruder Franz! unsere Mutter sieht uns —

Franz. (sehr gerührt auf seinem Stuhle hin und her rutschend) wenn er das sagt —

Hans. Und sich dabey in Ihre Arme stürzt —

Franz. (die Arme ausbreitend) Bruder Philipp!

(Der Vorhang fällt.)

Ende des zweyten Akts.

Dritter Akt.

(Der Schauplatz ist wie im Ersten Akt.)

Erste Scene.

Traugott allein.

(er arbeitet an einem großen Stiefel) Ob unser Eins Pantoffeln für ein hübsches Mädchen macht, oder ein Paar Stiefel für einen Kürassier, man sollte denken, das käme auf Eins heraus, und ist doch nicht wahr. Woran liegts? — der nemliche Draht — das nemliche Leder — nur nicht der nemliche Fuß. Da steckts eben. Wenn ich einen solchen Stiefel betrachte, so steht immer der ganze Kürassier vor mir, und da geht denn auch die Arbeit langsam und schwerfällig. Aber ein Schuh für Mamsell Lottchen — (er sieht sich um und schlägt sich auf den Mund) Stille!

Zweyte Scene.

Lottchen mit dem Strickstrumpf. Traugott.

Lottchen. Noch immer so fleißig, Traugott?

Traugott. Fleissig? ach nein! heute früh gieng es besser.

Lottchen. Wer mit Tages Anbruch zu arbeiten begann, der muß sich nach dem Essen ein wenig schlafen legen.

Traugott. Ach liebe Mamsell! mit dem Schlafen will es seit einiger Zeit nicht recht bey mir fort.

Lottchen. Wie geht das zu? er ist jung und gesund.

Traugott. Ja, das wohl. Essen und Trinken schmeckt mir auch, aber der Schlaf hat mir alle Freundschaft aufgekündigt. Wenn ich in meiner Kammer den Papa husten, oder Sie gehen höre — o ich kann Ihre Schritte gar eigentlich von den Schritten der alten Amme unterscheiden — weg ist der Schlaf!

Lottchen. Armer Traugott! also sind wir Schuld daran?

Traugott. Ach! das hat nichts zu bedeuten. Ich muß es nur gestehn: zuweilen ist es ordentlich, als ob ich mich freute, wenn Papa huſtet, denn ich weiß schon, gleich nach dem Huſten höre ich Sie herbey laufen.

Lottchen. (sich umsehend) Ach da kommt der fatale Graf schon wieder. Keinen Schritt kann man vor die Thür thun. Nun Traugott, nun werde ich an seine Schuhe denken.

Dritte Scene.

Gr. Sonnenstern. Die Vorigen.

Graf. Vortrefflich! meine Ahndung hat mich nicht betrogen.

Lottchen. Glaubt man in der großen Welt auch noch an Ahndungen?

Graf. Mein Herz flüsterte mir zu, daß ich Sie hier finden würde.

Lottchen. Sehr natürlich, denn ich bin immer um diese Zeit hier, um meines Vaters Mittags-Ruhe nicht zu stören.

Graf.

Graf. Der Himmel ſcheint Sie aber Einmal zur Ruheſtörerin beſtimmt zu haben.

Lottchen. Da thun Sie dem Himmel und mir Unrecht.

Graf. Sie ſagen das ſo gleichgültig —

Lottchen. Und bin doch wirklich ärgerlich, denn — es iſt mir da eben eine Maſche gefallen.

Graf. Ich verſtehe, Sie ſind furchtſam mich anzublicken.

Lottchen. (ſieht ihn mit großen Augen an) Warum das?

Graf. Leſen Sie nichts in meinen Augen?

Lottchen. Gar nichts.

Graf. Wie lange wird die Sprache des Herzens Ihnen fremd bleiben?

Lottchen. (mit erkünſtelter Einfalt auf ihr Strickzeug ſehend) Je nun, ſo lange, bis der rechte Sprachmeiſter erſcheint.

Graf. Sie hören die Stimme der Liebe und verſchließen Ihr Ohr.

Lottchen. Ein Mädgen muß nicht Alles hören.

Graf. Sonderbar! gerade was die Mädgen am liebſten hören, ſollen ſie nicht hören dürfen.

Lottchen. Und das wäre?

Graf. Eine Liebeserklärung.

Lottchen. In Gegenwart des Vaters darf das wohl geſchehen.

Graf. Warum denn nur in Gegenwart des Vaters? der Vater erfährt das immer noch früh genug. Ueberhaupt giebt es Dinge, die man nur unter vier Augen ſagen, wenigſtens gut ſagen kann. Wenn ſo ein Graubart dabey ſteht, mit Schnee auf der Scheitel und Eis im Herzen, da gefrieren die Worte dem Liebhaber auf der Zunge.

Lottchen. Das müſſen wohl auch nur Worte ſeyn, weil ſie ſo leicht frieren.

Graf Liebes Mädgen, das Alter iſt des Lebens Winter, die Liebe hingegen des Lebens ſchönſte und zarteſte Blume, ſie verträgt den froſtigen Hauch des Winters nicht.

Lottchen. Das iſt viel zu hoch für mich, viel zu poetiſch.

Graf. (ungeduldig) Mein Gott! Lesen Sie denn nicht wenigstens einen Musen-Almanach?

Lottchen. Ich lese nur Gellerts Fabeln.

Graf. Nun so muß ich Ihnen in platter Prose sagen, daß ich Sie liebe.

Lottchen. Dieß Epigramm hätten Sie mir auch wohl in Versen sagen können.

Graf. Wie? Sie nennen meine Liebe ein Epigramm?

Lottchen. Ja, Herr Graf, ein beissendes Spottgedicht auf Unschuld und Armuth.

Graf. Spott? — Sehen Sie mir ins Auge. Diese Thräne sey mein Fürsprecher.

Lottchen. (sieht ihn an) Eine Thräne? ich sehe nichts.

Graf. Mein klopfendes Herz, meine glühende Wange —

Lottchen. Warum gehen Sie auch in der Mittagshitze spazieren.

Graf. An mir ist jetzt die Reihe über Spott zu klagen.

Lottchen. Das Vergeltungs-Recht.

Graf. Sie weichen der Antwort auf meine Erklärung aus.

Lott-

Lottchen. Soll ich denn würklich ernſthaft antworten?

Graf. Ernſt und gütig.

Lottchen. Nun Herr Graf, ich bin ein einfältiges Mädgen, aber Einfalt und Leichtgläubigkeit ſind nicht immer beyſammen. Von Ihren ſchönen Phraſen glaube ich nicht eine Sylbe. Wie können Sie mich lieben? — ſeit zwey Monaten gehen Sie oft hier vorbey, und wenn ich vor der Thür bin, ſo reden Sie mit mir, das iſt es Alles.

Graf. Und iſt das nicht genug? man darf Sie nur ſehn —

Lottchen. O es haben mich viele Leute geſehn, und ſind ganz ruhig dabey geblieben. Aber geſetzt Sie liebten mich, was weiter?

Graf. Eine ſonderbare Frage.

Lottchen. Ich bin ein armes Mädgen, und Sie ſind ein reicher Graf.

Graf. Sie haben Recht, es giebt Vorurtheile, aber das Herz weis ſie zu überliſten. Ich habe nur Ein Herz, es gehört ganz Ihnen; ich habe zwey Hände, und darf Ihnen wenigſtens die linke bieten.

Lottchen. Die Linke? ha! ha! ha! gilt das nicht gleichviel?

Graf. Für Liebende gleichviel, für die Welt ein wenig Staub in die Augen.

Lottchen. Und für meinen Vater?

Graf. Er ist vernünftig.

Lottchen. Aber den Staub liebt er nicht. Er spricht immer: was man nicht vor den hellen, klaren Blicken der ganzen Welt thun kann, das muß man lieber gar nicht thun. (schalkhaft) Mich dünkt, ich höre ihn kommen. Wollen Sie ihn um seine Meynung fragen?

Graf. (verlegen) O ja — warum nicht — wenn nur — (bey Seite) verdammt! ich will leichter zehn Koketten besiegen, als Ein unschuldiges Mädgen. (laut) Ich bin in Verzweiflung, daß ich Sie verlassen muß. Der Baron Sommer giebt heute einen Ball — wer Henker wird in dieser Hitze tanzen? ich habe es gesagt, ich habe es hundertmal gesagt, aber da war nicht los zu kommen. Ich muß eilen mich umzukleiden. Auf Wiedersehn, schönes Lottchen! ich lasse Ihnen mein Herz zum Pfande. (Er küßt sie. Am Ausgang der Scene begegnet

tragenet ihm Enterbern) Ach! gut, daß ich Sie finde! Auf ein Wort. (Er faßt ihn unter den Arm, und geht mit ihm davon.)

Lottchen. Er mag sein Pfand immer auch mitnehmen, denn ich weiß wahrhaftig nicht, wo ich es verwahren soll. Schade, daß ich nicht früher auf den Einfall kam, ihn mit meinem Vater zu schrecken.

Traugott. (den Kopf schüttelnd) Ey! ey! wenn doch der junge Herr lieber ein ehrliches Handwerk gelernt hätte, so wäre er kein Böhnhase in der Rechtschaffenheit geblieben.

Vierte Scene.

Philipp Bertram von Annen geführt.

Die Vorigen.

Lottchen. Lieber Vater, Sie kommen zu spät, eben ist mein Liebhaber davon gelaufen.

Phil. Dein Liebhaber?

Lottchen. Er lief, weil er Sie kommen hörte.

Phil. Hüte dich vor einem Liebhaber, der des Vaters Tritte scheut.

Anne.

Anne. Gewiß iſt der junge Graf wieder hier geweſen?

Lottchen. Errathen.

Phil. Graf? junger Graf? ich will nicht hoffen —

Lottchen. Werden Sie nicht ernſthaft, es iſt nicht der Mühe werth.

Phil. Lottchen! ein liebender Vater zittert, wenn ſich auch nur im Traum ſeiner Tochter Buſentuch verſchiebt. Rede, wer iſt dieſer Graf?

Lottchen. Er heißt Sonnenſtern.

Phil. Ich kenne ſeinen Vater, er iſt reich und mächtig bey Hofe; dann taugen gewöhnlich die Söhne nicht viel.

Lottchen. Seit einigen Monaten läuft er täglich wohl zwanzig mal hier vorbey.

Phil. Laß ihn laufen.

Lottchen. So oft er mich vor der Thür findet, redet er mich an.

Phil. Er muß dich nicht vor der Thüre finden.

Lottchen. Unter dem Vorwand mir Bücher zu leihen —

Phil.

Phil. Was für Bücher?

Lottchen. Romane.

Phil. O weh! du sollst keine Romane lesen. Ich kenne deren kaum drey oder vier, die ich dir in die Hände geben mögte, und auch die haben noch das Ueble an sich, daß sie mehr zu lesen reizen.

Lottchen. Bald bringt er mir Obst oder Zuckerwerk, bald einen Blumenstrauß —

Phil. Und du nimmst es?

Lottchen. Solche Kleinigkeiten, ja.

Phil. Lottchen! das war nicht recht.

Anne. Ich habe es hundertmal gesagt. (Sie geht bald darauf ins Haus.)

Lottchen. Er hat mir oft auch kostbare Geschenke angeboten.

Phil. Ich frage nicht, ob meine Tochter sie ausgeschlagen. Hörst du? ich frage nicht.

Lottchen. Nein, mein Vater, denn es versteht sich von selbst.

Phil. Schlimm genug, daß man sich unterstand, dir welche anzubieten.

Lottchen. Heute sprach er gar vom Heyrathen.

Phil.

Phil. Vom Heyrathen? Der Menſch iſt entweder ein Narr, oder ein Böſewicht.

Lottchen. Ein Narr, lieber Vater. Er ſchwazte von einer Trauung an die linke Hand. Gilt es denn nicht gleichviel mit welcher Hand man ſein Herz verſchenkt?

Phil. Nun errathe ich. Nein, er iſt kein Narr, er iſt ein Böſewicht, Lottchen! ich verbiete dir jedes Geſpräch mit ihm.

Lottchen. Deſto beſſer!

Phil. Siehſt du ihn von ferne kommen, ſo geh ins Haus.

Lottchen. Recht gern.

Phil. Der Menſch hat dich und mich beleidigt; er hat die Achtung mit Füßen getreten, die jeder edle Mann der Armuth ſchuldig iſt.

Lottchen. Sie nehmen das ſo ernſthaft, lieber Vater; habe ich denn etwas böſes gethan?

Phil. O mein Kind! ein Mädgen thut ſchon böſes, wenn es den Schein nicht vermeidet. In der ganzen Natur giebt es keine ſo zarte Pflanze, als die Unſchuld. Der Staub auf den Flügeln eines Schmetterlings iſt minder

der vergänglich, als der gute Ruf eines Mädgens. Sein gefährlichſter Feind iſt nicht Verführung, ſondern die Eitelkeit der Jünglinge, die jeden freundlichen Blick, jedes höfliche Wort in der Stadt herumtragen, und durch leiſe Winke zu verſtehen geben: man dürfe nach Belieben das übrige hinzuſetzen. Was meynſt du, wenn dieſer Graf ſeine Geſchenke von Zuckerwerk und Blumenſträußern beym vollen Glaſe ausposaunt? wenn er zum Nachbar ſpricht: „Herr Bruder! dort in der Vorſtadt wohnt ein „kleines hübſches Mädgen, wir ſind ſchon ziemlich bekannt u. ſ. w.“ Dann ergreift der Nachbar das Glas, und antwortet: „Herr „Bruder! dein Mädgen ſoll leben!“

Lottchen. Lieber Vater, ich ſchäme mich.

Phil. Was hilft dir dann deine Unſchuld? dein Bewußtſeyn? kannſt du auf den Markt treten und ſprechen: hört ihr Leute! murmelt nicht! ich bin unſchuldig!

Lottchen. (weinerlich) Ach mein Vater!

Phil. Und eben weil du das nicht kannſt, mußt du dichten und trachten, daß man gar nicht von dir ſpreche, nicht einmal etwas Gutes,

tes, wenigſtens nicht viel; denn das Gute erweckt Neider, und die Neider finden gleich ein Aber. Wohl dem Mädgen, von dem man, wenn es Braut wird, ſagt: wer iſt ſie? ich kenne ſie nicht; ich habe nie von ihr gehört.

Lottchen. (an ſeinem Halſe) Sie ſollen nie Urſach finden, dieſe Lehren zu wiederhohlen.

Phil. (ſie umarmend) Dieß Verſprechen iſt das köſtlichſte Geſchenk, das du mir an meinem Geburtstage machen kannſt.

Fünfte Scene.

Eyterborn. Die Vorigen.

Eyterb. Servitör! ich komme ſo eben von der jungen Dame, deren ich dieſen Morgen erwähnte. Ich wünſche Ihnen Glück, die Sache iſt richtig.

Phil. Welche Sache?

Eyterb. Sie iſt erbötig, Ihre Mamſell Tochter als Geſellſchafterin zu ſich zu nehmen. Die Bedingungen ſind vortheilhaft.

Phil. Geſellſchafterin? Ach lieber Freund! meine Tochter hat wenig gelernt, und die Kunſt,

Andre

Andre zu amüſiren, verſteht ſie gerade am wenigſten.

Eyterb. Es iſt ein Haus, wo ſie ſich in kurzem bilden würde.

Phil. Lottchen, haſt du Luſt?

Lottchen. Große Luſt bey Ihnen zu bleiben.

Phil. Wer iſt denn die Dame?

Eyterb. Die Braut des jungen Grafen Sonnenſtern.

Phil. So, ſo. Hm! hm! Was meynſt du Lottchen?

Lottchen. Mein Vater ſtraft mich durch dieſe Frage.

Phil. Ey, ey, Sie haben da einen häßlichen Auftrag übernommen.

Eyterb. (verlegen) Häßlich? wie ſo?

Phil. Sind Sie Bevollmächtigter der Braut? oder vielleicht des Bräutigams?

Eyterb. Gilt das nicht gleichviel?

Phil. Nein — ich habe einige Bedenklichkeiten — meine Tochter ſpürt keine Neigung zu dieſer Lebensart — ich bin alt und kränklich — kurz! laſſen Sie uns nicht weiter davon reden.

Ey-

Eyterb. Haben Sie auch alle Vortheile erwogen, die Sie von sich ließen?

Phil. Alle.

Eyterb. Graf Sonnenstern ist reich.

Phil. Desto besser für ihn! es giebt so viele Leute, die nichts seyn würden, wenn sie nicht reich wären.

Eyterb. Sein Vater hat mächtigen Einfluß —

Phil. In seinem Cirkel, und zu dem gehöre ich nicht.

Eyterb. Er könnte Ihrem Proceß leicht eine sehr vortheilhafte Wendung geben.

Phil. Würde hoffentlich zu spät kommen.

Eyterb. Er könnte Ihnen eine Ober-Einnehmer-Stelle verschaffen.

Phil. Habe ich sie verdient?

Eyterb. Ganz gewiß.

Phil. Es ist schön, wenn die Leute sagen: Schade, daß der Mann nicht Obereinnehmer ist! er hätte es wohl verdient.

Eyterb. Ich kenne Ihre Umstände; ich weiß, Sie haben Schulden —

Phil. Doch keine Gewissens-Schuld.

Eyterb.

Enterb. Wenn Ihre Gläubiger Sie drücken ſollten —

Phil. So hilft mir ein Freund aus der Noth.

Enterb. In der Noth pflegt die Taubheit epidemiſch unter Freunden einzureiſſen.

Traugott (giebt auf) Herr Steuer-Einnehmer, hier iſt meines Vaters Quittung.

Phil. Welche Quittung?

Traugott. Für die Hausmiethe.

Phil. Guter Freund, die kann ich in dieſem Augenblick nicht bezahlen.

Traugott. Sie iſt bezahlt.

Phil. (erſtaunt) Von wem?

Traugott. Das weiß ich nicht, das geht mich auch nichts an.

Phil. Unmöglich!

Traugott. Belieben Sie nur zu leſen: zu Dank bezahlt.

Phil. Was ſoll ich davon denken?

Traugott. Alles Gutes.

Phil. Will ſein Vater mir ein Geſchenk machen?

Traugott. Behüte der Himmel! dazu ist er selbst zu arm.

Phil. Also würklich bezahlt?

Traugott. Würklich.

Phil. Und von wem? das erfährt man nicht?

Eyterh. Vielleicht hat der nemliche verschmähte Graf —

Phil. Herr! wenn ich das wüßte —

Traugott. Seyn Sie ganz ruhig, das Geld kommt von keinem Grafen. Ich glaube es ist ehrlich verdient.

Sechste Scene.

Ein Apotheker-Bursche. Die, Vorigen.

Der Bursche. (zu Phil.) Hier ist die Rechnung.

Phil. Wer ist er?

Der Bursche. Ich bin der Bursche von der Apothek.

Phil. Schon gut. Komm er in der künftigen Woche wieder, dann hoffe ich ihn bezahlen zu können.

Der

Der Burſche. Wird nicht nöthig ſeyn, die Rechnung iſt ſchon bezahlt.

Phil. Bezahlt? von wem?

Der Burſche. Das weiß ich nicht. (ab)

Phil. (entfaltet die Rechnung und lieſt) „41 Thaler 12 Groſchen, dankbarlichſt quit„tirt.“ — Was ſoll das heiſſen? — Guter Gott! habe ich denn je an Menſchenliebe verzweifelt, daß ſolche Beyſpiele nöthig waren, um mich zu bekehren? — Wem ſoll ich danken? — (zu Eyterern) Freund, ich bin arm, aber ich ſchäme mich meiner Armuth nicht. Wer mir heimlich giebt, meynt es freylich gut, er verſchmäht meinen Dank nicht, der edle Mann will mir ihn nur erſparen. Aber einem guten Menſchen iſt damit nicht gedient, ein guter Menſch nimmt nur das gern, wofür er herzlich danken darf. — Freund! ich bitte Sie, wenn Sie können, helfen Sie mir aus dem Traume.

Eyterb. (zuckt die Achſeln, und macht eine zweydeutige Miene)

Phil. Was bedeutet dies Achſelzucken? Sie können nicht? oder Sie wollen nicht?

Eyterb.

Eyterb. Wenn Sie Ihre wahren Freunde kennen, was bedarf es denn noch einer Erklärung? und wenn Sie deren viele haben, die solcher Handlungen fähig sind, so wünsche ich Ihnen Glück.

Phil. Diese Art mir auszuweichen, bringt mich fast auf die Vermuthung, daß Sie selbst der großmüthige Geber sind.

Eyterb (sich nur schwach vertheidigend) Ich? — o ich bitte — freylich, meine Freundschaft für Sie — meine Grundsätze — aber ich bin selbst nicht reich —

Phil. Um so eher. Die Reichen geben selten, und noch seltner heimlich.

Eyterb. Zu so ansehnlichen Geschenken gehört nicht blos guter Wille, sondern auch Vermögen. Beydes vereint kenne ich nur in dem jungen Grafen.

Lottchen. Vater, wenn der es ist, so will ich Tag und Nacht arbeiten, bis wir das Geld bezahlt haben.

Phil. Eher würde ich deiner Mutter Ring verkaufen, als solche Wohlthaten annehmen.

Eyter-

Eyterb. Manche Leute würden das Eigensinn schelten.

Phil. O Sie glauben nicht, wie kräftig solcher Eigensinn eine magere Suppe würzt.

Lottchen. Ich sehe unsern Doctor kommen. Vielleicht kann er das Räthsel lösen.

Eyterb. (kommt) Ey freylich! das ist ein Doctor, der Alles kann, Kranke kuriren, und Processe führen, und Romane stylisiren. (zu Phil) Maler Mensch, mit seinen starren Blicken, überall durchkreuzt er meine Wege. (zum) Servitör, Herr Steuer-Einnehmer! überlegen Sie meinen Vorschlag. Ich meyne es ehrlich, und kenne die Welt nicht aus Romanen. (ab)

Lottchen. Immer hackt er auf den braven Doctor. Das ist schlecht.

Phil. Pfuy, Lottchen! verdamme Niemand. So lange die Herzen der Menschen ohne Glasfenster bleiben, so lange darf keiner sagen: das ist schlecht! denn nur Gott schaut auf den Grund. Eyterborn ist ein ehrlicher Mann, aber ein Mensch. Der Doctor hat

ihm in's juristische Handwerk gepfuscht, und das hat ihn verdrossen.

Lottchen. Ich wette, wenn dieser Eyterborn einen Kranken kurirte, der Doctor würde sich drüber freuen, und folglich ist er ein besserer Mensch.

Phil. Das mag seyn.

Siebente Scene.

Doctor Bluhm. Die Vorigen.

Phil. Willkommen, lieber Doctor! mein Lottchen hielt Ihnen eben eine Lobrede.

Bluhm. Ich höre mich zwar nicht gern ins Gesicht loben, aber dießmal wäre ich doch gern dabey gewesen.

Lottchen. O ich denke viel mehr Gutes von Ihnen als ich sage. Wir sprachen über Sie und Eyterborn. Was haben Sie dem Manne gethan? er kann Sie nicht leiden.

Bluhm Es giebt Menschen, deren Feindschaft man blos dadurch erwirbt, daß man sie kennt und durchschaut; so wie es das sicherste Mittel ist, die Liebe der ganzen Welt

zu

zu gewinnen, wenn man jeden Menſchen für das zu nehmen ſcheint, wofür er ſich gern geben möchte.

Phil. Heute iſt es mir unmöglich, mit Ihnen über die Menſchen zu philoſophiren, denn heute kann ich ſie nur lieben. Denken Sie, lieber Doctor, da halte ich zwey bezahlte Rechnungen in meiner Hand, bezahlt und quittirt, ohne daß es mich einen Heller koſtet.

Bluhm. (als fremd ſtehend) Ey, wie das?

Phil. Ein unbekannter Wohlthäter. Helfen Sie mir rathen.

Bluhm. (nachſinnend) Ich wüßte nur Einen Mann, den ich deſſen fähig hielte —

Phil. (haſtig) Und der wäre?

Bluhm. Ihr Bruder.

Phil. Mein Bruder? Er, der ſeit funfzehen Jahren die bitterſten Schriften gegen mich eingab?

Bluhm. Jene Schriften hat ſein Advocat geſchrieben; dieſe Rechnungen hat er ſelbſt bezahlt.

Phil. Würklich bezahlt?

Bluhm. Ich vermuthe wenigstens. Er hat mich einigemal von weiten über Ihre Umstände ausgehohlt.

Phil. (verſinkt in Nachdenken.)

Traugott. (vor ſich murmelnd) Hm! wer da ſchweigen kann —

Bluhm (ihn ſchnell unterbrechend) Guten Tag, Traugott! wie geht es ihm?

Traugott. (brummend) Ich weiß auch gar nicht warum —

Bluhm. Warum die Leute ſo wenig Stiefeln tragen? das kommt daher, weil wir in einer Reſidenz leben. (Er winkt ihm mit den Augen.)

Traugott. Ja, ja; ich verſtehe. Schon gut, ſchon gut.

Phil. Freund! Sie haben eine Centnerlaſt auf mein Herz gewälzt.

Bluhm. Sollte Bruderliebe ſo drückend ſeyn?

Phil. Wohlthaten aus Feindes Hand —

Bluhm. Sind der Erſte Schritt in das Gebiet der Freundſchaft.

Lottchen. Ach! wenn ich doch endlich den Oheim lieben dürfte!

Bluhm.

Bluhm. Das werden Sie bald dürfen. Lieber Freund, ich bin ein Friedens-Bote. Der Proceß iſt geſchlichtet, ganz nach Ihrem Wunſche. Die Acten werden in die Polter-Kammer geworfen, und mit ihnen aller Groll.

Phil. Hilf mir auf, Lottchen! daß ich dem Biedermanne um den Hals falle.

Bluhm. (ihn umarmend) Gott erhalte Ihnen Geſundheit und Frieden! es ſind die größten irrdiſchen Schätze.

Lottchen. (ergreift mit beyden Händen die Seinige, und drückt ſie mit Wärme) Guter, lieber Herr Doctor! Gott ſegne Sie! wenn Ihre alte Mutter Einmal krank werden ſollte, nehmen Sie ja keine andere Wärterin, als mich.

Bluhm Ich halte Sie beym Wort.

Phil. Gott! du haſt mich nie über meine Armuth murren hören! — nur heute — warum kann ich dieſem Manne nicht vergelten!

Bluhm. Sie arm? im Beſitz einer ſolchen Tochter?

Phil. Kann ſie mehr, als ihre dankbaren Thränen mit den meinigen vermiſchen?

Bluhm. (mit Nachdruck) Sie könnte mehr.

Phil.

Phil. (ausz:) Wie — Herr Doctor —

Bluhm. Werden Sie ſchlechter von mir denken, wenn Sie mich eigennützig finden ſollten?

Phil (zweifelhaft) Ich verſtehe Sie nicht.

Bluhm. Auch Sie nicht, gutes Kind? — Sie erröthen?

Lottchen. Ja, das fühle ich — aber ich weiß wahrhaftig nicht warum?

Bluhm. Sagten Sie nicht dieſen Morgen: Sie würden den Mann lieben, der Ihres Vaters Alter ſorgenfrey machte?

Lottchen. Ja, das habe ich geſagt.

Bluhm. Und würden ihm Hand und Herz mit Freuden geben?

Lottchen. (ſchweigt und blickt vor ſich nieder.)

Bluhm. Sagten Sie das nicht auch?

Lottchen. Ich glaube faſt.

Bluhm. Werden Sie Ihr Wort nicht zurückziehn?

Lottchen Nein.

Bluhm. Auch wenn ich der Mann wäre?

Lottchen. (ſchweigt.)

Bluhm. Sehen Sie mich an.

Lott-

Lottchen. Ich kann nicht.

Bluhm. (ergreift ihre Hand) Ich habe Sie herzlich lieb.

Lottchen. Ich Sie auch.

Bluhm. Sie wollten meine alte Mutter pflegen —

Lottchen. Herzlich gern.

Bluhm. Und ich Ihren braven Vater.

Lottchen. Ach! Sie sind so gut — (mit sanften Thränen) ich verdiene das nicht.

Bluhm. Wer eine Tochter sieben Monate lang am Krankenbette ihres Vaters beobachten durfte, der kann in seiner Wahl nicht irren. — Ich bitte um Ihr Herz und Ihre Hand.

Lottchen. (von Gefühl überwältigt, reißt sich los, stürzt in ihres Vaters Arme, und verbirgt ihr Gesicht an seinem Busen) Mein Vater!

Phil (legt seine Hand auf ihr Haupt) Gott segnet mich heute um deinetwillen! du gutes, frommes Kind! dieß Glück verdankst du deiner kindlichen Liebe. O Herr Doctor! wenn meine Brust heute aufs Neue blutet, so ist es Ihre

Schuld.

Schuld. Aber Sie würden mir den ſchönſten Tod geben, den Tod der Freude.

Bluhm. (ergreift ſeine Hand) Laſſen Sie mich den väterlichen Segen theilen.

Phil. (mit innigſter Herzlichkeit) Mein Sohn! — Schäme dich nicht, Lottchen, dem Manne, der dich ſo liebt, deine glühende Wange zu zeigen.

Lottchen (eilet ſchüchtern auf.)

Phil Gieb ihm in deines Vaters Gegenwart den Erſten Kuß.

Bluhm. (umarmt mit Entzücken die ſich ſanft Sträubende.)

Phil. Mit dieſem Kuſſe hat mein Sohn jede bange Sorge der Zukunft von mir genommen. Nun Gott! gebiete über mein Leben! ich hinterlaſſe keine Wayſe. — Das Kapital meines Kindes, Unſchuld und Tugend, ſind in den Händen eines redlichen Vormunds.

Bluhm. Im erweiterten Kreiſe Ihrer häuslichen Freuden, wird Ihre Bruſt von nun an freyer athmen. Nur Einer fehlt uns noch in dieſem glücklichen Familien-Cirkel — Ihr Bruder —

Phil.

Phil. Ach!

Bluhm. Bald, hoffe ich, ſind wir am Ziele.

Phil. Keine Demüthigung, lieber Doctor.

Bluhm. Ihre Ehre iſt jetzt die Meinige.

Phil. Er wird den Erſten Schritt nicht thun, und ich kann ihn nicht thun.

Bluhm. Warum nicht?

Phil. Weil mein Bruder reich iſt.

Bluhm. Ich ehre dieſe Geſinnungen, und hatte ſie voraus geſehn, darum erklärte ich mich heute.

Phil. Welchen Unterſchied kann dieſe Erklärung —

Bluhm. Allerdings! bin ich nicht auch reich? und iſt, was ich beſitze, nicht Ihr Eigenthum!

Phil. (ſtammelt den Kopf.)

Bluhm. Sie gaben mir, was keine Erden-Schätze aufwiegen — ein gutes Weib! und wollten das wenige verſchmähen, was ich zu geben vermag? — Nein, die Gleichheit zwiſchen Ihnen und Ihrem Bruder iſt wieder hergeſtellt, und Gleichheit giebt Vertrauen.

Doch

Doch verlange ich nicht, daß Sie selbst ihm entgegen kommen, nur an meine Braut wage ich die Erste Bitte.

Lottchen. (mit kindlicher Herzlichkeit) O geschwind! wenn ich doch etwas thun könnte, das Ihnen lieb wäre.

Bluhm. Es würde mir sehr lieb seyn, bestes Lottchen, wenn Sie zu Ihrem Oheim giengen, und ihm zu seinem Geburtstage Glück wünschten.

Lottchen. Herzlich gern.

Phil. Sie ist Ihre Braut, und meine Tochter — bedenken Sie, wie tief wir beyde uns gekränkt fühlen würden, wenn er sie zurückwiese.

Bluhm. Das ist meine Sorge. Ich kenne Ihren Bruder, und kenne Lottchen.

Phil. Nun in Gottes Namen!

Bluhm. Dann müssen wir den Abend frey mit einander zubringen. Es ist ja mein Verlobungstag.

Phil. Sie bleiben bey uns, lieber Sohn.

Bluhm. Nicht hier in diesem engen Hause. Frömmigkeit und Freude haben das mit-

ein-

einander gemein, daß ſie unter Gottes freyem Himmel am lauteſten, am gerührteſten ſind. In Ihrem Garten wollen wir zuſammen kommen.

Phil. In meinem Garten?

Bluhm. Sie müſſen doch ſehn wie er ausſieht, nachdem das Unkraut des Bruder-Zwiſtes ausgerottet worden. Wir, und ein Paar redliche Freunde — wenig Menſchen, aber in jeder Bruſt ein Herz. Ich habe mir das ſo ausgedacht. Verderben Sie mir meine Freude nicht.

Phil. Ich ſollte Ihnen eine Freude verderben? da ſey Gott für! Die alte Anne ſoll mir gleich meinen braunen Rock ausbürſten — Ach Gott! wo iſt denn die alte Anne? die haben wir ganz vergeſſen. — Anne! Anne! — pfuy! daß ich auch ſo ſpät an ſie denken mußte.

Anne. (kommt aus dem Hauſe) Hier bin ich, Herr Steuer-Einnehmer.

Phil. Biſt du da? (er klopft ſie auf die Backen) Komm, komm, du gute, alte, redliche Seele! Führe mich hinein, ich will dir Wunderdinge erzählen.

Anne.

Anne. Ey, Sie ſehen ja ſo vergnügt aus.

Phil. Komm nur, komm; ich ſage dir, du wirſt vor Freuden weinen. (Anne führt ihn in das Haus.)

Bluhm. Gehn Sie, liebes Lottchen, gehn Sie zu Ihrem Oheim. Der Engel des Friedens umſchwebe Sie! (Er folgt Philipp.)

Achte Scene.

Lottchen und Traugott.

Lottchen. Wie iſt mir? — habe ich geträumt? — iſt denn Alles das wahr, was hier vorgegangen? — ich bin Braut? — die Braut des edelſten, liebenswürdigſten Mannes? —

Traugott. (naht ſich ſchüchtern) Darf ein ehrlicher Kerl ſeinen Glückwunſch — Kurios, die hellen Thränen laufen mir über die Backen.

Lottchen. Ich danke ihm, guter Traugott.

Traugott. Ich hätte wohl noch eine Bitte an Sie, Mamſell — (er ſtockt) Mamſell Braut.

Lottchen. Rede er.

Trau-

Traugott. Sie waren dieſen Morgen ſo gut, ein paar Schuh von mir anzunehmen — es ſind freylich nur ſchlechte Schuh von Leder — aber Sie könnten mir eine große Freude machen, wenn Sie — wenn Sie in den Schuhen zur Trauung giengen.

Lottchen. Das will ich. Da hat er meine Hand darauf.

Traugott. (küßt ihr die Hand ehrerbietig) Dank und Segen, liebe, gute Mamſell! Nun will ich Morgen mit dem Frühſten auf die Wanderſchaft gehn.

Lottchen. Morgen ſchon? wie fällt ihm das ſo plötzlich ein?

Traugott. Ach! der Vater hat ſchon lange davon geſprochen, aber ich weiß nicht, ich hatte immer keine rechte Luſt dazu. Nun iſt mirs aber, als müßte ich noch heute fort.

Lottchen. Will er denn nicht hier bleiben, bis zu meiner Hochzeit?

Traugott. (ängſtlich und ſchnell) Nein, nein! — nein! — Morgen ganz früh, wenn Sie noch ſanft ſchlummern, und von Ihrem braven Liebſten träumen, iſt Traugott ſchon über alle Berge.

Lott-

Lottchen. Gott laſſe es ihm auch in der Fremde wohl gehn.

Traugott. Um drey Jahre komme ich zurück, da wird wohl ſchon — (er macht eine drolligte Pantomime, doch ohne Lottchen anzuſehn) Nun leben Sie wohl! Herzens-Mamſell! ich will mein bisgen Haabſeligkeiten zuſammen packen.

Lottchen. Wo gedenkt er denn hin?

Traugott. Nach Rußland, dort ſoll es brav kalt ſeyn.

Lottchen. Vergeſſe er ſeine guten Freunde nicht in der Ferne.

Traugott. Ach nein! nein! dafür iſt mir gar nicht bange. (Er geht langſam aus, kehrt noch einmal um) Darf ich Sie denn auch beſuchen, wenn ich zurückkomme?

Lottchen. Es wird mir lieb ſeyn, ehrlicher Traugott.

Traugott. Es wird Ihnen lieb ſeyn? — gewiß? — Nun, mir wirds auch recht lieb ſeyn! — (Er wiſcht ſich die Thränen aus den Augen und geht langſam in das Haus.)

Lottchen. Nun zu meinem Oheim! — O! wenn es mir gelänge, meinem guten Vater,

ter, heute an ſeinem Geburtstage, einen Sohn und einen Bruder zu ſchenken. (Sie geht ab.)

Ende des dritten Acts.

Vierter Akt.

(Zimmer in Frahz Bertrams Hauſe.)

Erſte Scene.

Frau Grießgram ſitzt und ſchlummert, mit einem Gebetbuch in der Hand und der Brille auf der Naſe. Lottchen tritt ſchüchtern herein, und ſieht ſich überall um.

Lottchen. Draußen Niemand und hier Niemand. (Sie erblickt die ſchlafende Frau Grießgram, erſchrickt und weiß nicht, ob ſie näher treten ſoll. Endlich huſtet ſie.)

Fr Grießgr. (erwacht, gähnt und reibt ſich die Augen) War mirs doch als ob Jemand huſtete.

Lottchen. (huſtet noch einmal.)

Fr. Grießgr. (ſieht ſich um. Verdrüßlich und gezogen) Nun? wer iſt denn da?

Lott-

Lottchen. Ihre Dienerin, Madame.

Fr. Grießgr. (immer unterbrechend) Wer ist sie? was will sie?

Lottchen. Ich wünschte den Herrn Kapitain zu sprechen.

Fr. Grießgr. Was hat sie bey dem Herrn Kapitain zu schaffen?

Lottchen. Ich wollte ihm zu seinem Geburtstage Glück wünschen.

Fr. Grießgr. Kurios! Arme Leute können ein Dutzend Geburtstage im Jahre haben, kein Mensch würde darnach fragen, aber ein reicher Mann — da kommen sie wie die Ameisen aus allen Löchern; da machen sie rothe Striche im Kalender, damit sie es künftiges Jahr nicht vergessen, wo was zu holen ist. — Ach du mein Gott! Jüngfergen, was geht sie denn des Herrn Kapitains Geburtstag an?

Lottchen. Das werde ich ihm schon selbst sagen.

Fr. Grießgr. So? — ey! seht mir doch! ihm selbst sagen? — ja, wenn wir ihn nur schon gesprochen hätten. Mein gu-

tes

tes Kind, hier bin ich Frau im Hauſe, mir muß man ſein Anliegen vertrauen.

Lottchen. Ich wußte nicht, daß mein Oheim verheirathet ſey.

Fr. Grießgr. (ſtutzt) Oheim? — ich will nicht hoffen — ſie iſt doch wohl nicht — ja, ja, das Geſicht giebts beynahe — die Jungfer Bertram?

Lottchen. Die bin ich.

Fr. Grießgr. (ſie ſchief anſehend) Ja, ja, ſie iſt ihrer ſeeligen Mutter wie aus den Augen geſchnitten.

Lottchen. (ſieht freundlich und zutraulich auf ſie zu) Haben Sie meine ſeelige Mutter gekannt?

Fr. Grießgr. So vom Anſehn. Je du lieber Gott! was will ſie denn hier? weiß ſie denn nicht, daß der Herr Kapitain von der ganzen Familie nichts hören und nichts ſehen mag?

Lottchen. Das war vormals. Aber jetzt, da der böſe Proceß verglichen iſt —

Fr. Grießgr. Was? iſt er verglichen? haben ſie meinen armen Herrn doch endlich übertölpelt?

Lottchen. Ach Gott! wir sind so froh über den Vergleich —

Fr. Grießgr. Ja das glaub ich. Nun denkt ihr euch hier einzunisteln, hier ist ein warmes Nest.

Lottchen. Nein, Madam, wir denken nur, daß es schön ist, wenn ein Paar Brüder sich wieder lieb haben dürfen.

Fr. Grießgr. Die Redensart hat ihr der liebe Papa wohl einstudirt? und da kommt sie nun her, und will ihren Senf an den Mann bringen, und stört mich da in meiner Andacht; aber daraus wird nichts, Jungferchen, geh sie in Gottes Namen ihrer Wege. Der Herr Kapitain ist krank, er schläft, und hat auf das strengste verboten, Besuche anzunehmen, am wenigsten aus dem Hause.

Lottchen. Soll ich ihn denn würklich nicht einmal sehn?

Fr. Grießgr. Kind, was kann das helfen? sie würde nur ein böses, brummisches Gesicht sehn.

Lottchen. Aber ich darf doch gegen Abend wieder kommen?

Fr. Grießgr. Beyleibe nicht! ich darf nicht einmal ſagen, daß ſie hier geweſen iſt, ſonſt ärgert er ſich, und bekommt gleich wieder Anfälle vom Zipperlein.

Lottchen. Ach! das wird meinen guten Vater ſehr ſchmerzen!

Fr. Grießgr. Er muß ſich wie ein Chriſt darein finden. Hat er doch den Erſten Schritt zur Ausſöhnung gethan, das war löblich. Ach ſie glaubt gar nicht, was für ein wunderlicher Mann der Herr Kapitain iſt! man hat ſeine liebe Noth mit ihm. Den ganzen Tag gepoltert um nichts und wieder nichts. — Geh ſie, geh ſie, Jungfergen, daß er ſie ja nicht hier antrifft, denn in der erſten Hitze iſt er ein Barbar.

Lottchen. Mein Vater ſpricht doch immer: er habe ein gutes, redliches Herz.

Fr. Grießgr. Ja, ja, redlich, das wohl, aber grimmig! — Fort! fort Jungfer! grüße ſie den lieben Papa. Sage Sie, die Frau Grießgram hat ſeit funfzehen Jahren an dem harten Bruderherzen gehammert und geklopft, aber es hilft nichts, es iſt Alles vergebens.

Lott-

Lottchen. Mein armer Vater!

Fr. Grießgr. Arm? ja so höre ich. Du lieber Gott! wir können nicht Alle reich seyn. Es geht ihr wohl knapp Jungfergen? Das Fähngen da ist wohl ihr Sonntags-Staat? Nun, nun, wenn man nur ehrlich dabey ist.

Lottchen. Das sind wir.

Fr. Grießgr. Das gute Kind dauert mich, das Herz geht mir über! — Ich werde — ja gewiß ich werde —

Lottchen. (bestnungsvoll) Was liebe Madam?

Fr. Grießgr. Sie und den lieben Papa in mein Gebet einschließen.

Lottchen. Ach! ich bete auch für alle Menschen, selbst für die, die uns übel wollen. Leben Sie wohl, Madam! — (sie entfernt sich langsam.)

Fr. Grießgr. Gott befohlen! — (bey Seite) Endlich geht sie. Das wäre mir eben recht, einen solchen glatten Iltis unter meine Eyer zu lassen, über denen ich seit funfzehn Jahren so emsig brüte.

Reiſe des Grafen Johann Potozky nach Aſtrachan und in die umliegenden Gegenden im Jahre 1797.

(Aus der franzöſiſchen Handſchrift auszugsweiſe überſetzt. *)

Am 15. Mai. Die vergoldeten Thürme von Moskau verlieren ſich in blauer Ferne. Ade! du verwirrtes Europa! ich will ruhen im ſtillen, friedlichen Aſien. — Heute ahme ich die Morgenländer nach, welche die erſte Tagreiſe einer Karawane ſo kurz als möglich beſtimmen. — Was ich dem Leſer verſpreche? nichts weiter, als daß ich die Augen nicht verſchließen will. Was ſich denn ſo gelegentlich auf meiner Netzhaut abbildet, das will ich erzählen, auch wohl bisweilen mit Bemerkungen verbrämen, von denen ich mir

*) Ich ſchmeichle mir, dem Publikum mit dieſen Auszügen ein ſehr angenehmes Geſchenk zu machen. Der Herr Graf Potozky iſt bereits durch ſein Werk über Egypten u. a. m. rühmlichſt bekannt; er iſt ein eben ſo gelehrter als liebenswürdiger Mann, ein eben ſo ſcharfſinniger Denker als warm fühlender Menſch.

Die Handſchrift dieſer Reiſe habe ich der Güte des Herrn Probſt Heideke in Moskau zu verdanken, welcher dieſelbe auch bereits vortrefflich überſetzt hatte, ſo daß mir nichts weiter übrig blieb, als diejenigen Abkürzungen zu machen, die für die Leſer dieſer kleinen Sammlung mir nothwendig ſchienen.

einbilde, daß sie selbst dem Kenner nicht unwillkommen sein werden, denn ich habe sie nicht obenhin gemacht, sondern zu einer Zeit, wo ich noch glaubte, jede Wahrheit in der Menschen- und Naturgeschichte sei so wichtig, daß man ihr gern Ruhe und Vergnügen opfern müsse.

Am 16. Mai. Ich folge dem Laufe der Moskwa. Die Gegend ist lachend und so bevölkert, daß man stets mehrere Dörfer zugleich erblickt. In einem derselben wurde ein Fest gefeiert. Welche Pracht unter den Bäuerinnen! Mützen und Schleier mit Gold gestickt und so schön gearbeitet, als kämen sie aus Konstantinopel. Manche Reisende haben vom Elend der russischen Bauern gesprochen; ich beschreibe, was ich sehe, nicht was Andere gesehen haben. Freilich werde auch ich gewahr, daß man der schönen Dörfer immer weniger findet, je weiter man von Moskau sich entfernt, kleinere Häuser mit Strohdächern und Löcher mit Glas statt der Fenster. Ich denke auch, das Los der russischen Bauern hänge sehr von ihren Herren ab. Da liegt z. B. ein Dörfchen, es zählt kaum ein Dutzend Häuser, hat aber nicht weniger als vier Herren. Dabei mögen sich wohl die Leute nicht zum Besten befinden.

Am 17. Mai. Von dem letzten Dorfe vor Colomna muß ich loben, daß vor jedem Hause ein Wagen mit einer vollen Wassertonne steht, um, bei Feuersgefahr, das Wasser gleich bei der Hand zu haben.

Colomna zeigt noch Ueberbleibsel seines alten Glanzes. — Jenseits der Occa betrete ich eine andere Statthal-

terſchaft und finde eine andere Natur. Tannen und Birken verſchwinden, und machen ſüdlichern Erzeugniſſen Platz. Auch die Einwohner des Gouvernements Riäſan unterſcheiden ſich in Tracht, Wohnung und Gebräuchen von denen im Moskowiſchen. Die Weiber tragen über ihren Kleidern weiße, rothverbrämte Leibröcke, und auf den Köpfen eine Art von Biſchofsmützen, von welchen Glastroddeln herabhängen. Sie ſehen Prieſterinnen irgend einer alten Gottheit ähnlich. Ueberall treiben ſie ein Spiel, das den italieniſchen Bocetti gleicht, nur bedienen ſie ſich der Eier ſtatt der Kugeln. Das ganze Land iſt wellenförmig und fruchtbar.

Am 18. Mai. Jenſeits Riäſan ſcheinen die Weiber fliegende Drachen auf den Köpfen zu tragen; beſſer kann ich ihren Kopfputz nicht verſinnlichen. Ich wollte meine Wirthin abzeichnen, als ſie aber etwas davon merkte, kroch ſie auf ihren Ofen und in dies Boudoir konnte ich ihr nicht folgen. Im Dorfe ging es mir nicht beſſer. Alle Mädchen und Weiber liefen davon, ſobald ich Miene machte, mich ihnen zu nähern.

Am 19. Riosk iſt eine kleine Stadt, wo ich eine Verſammlung von Edelleuten aus der Nachbarſchaft fand. Es waren manche darunter, von denen man nicht ſagen konnte, wie von Azor: il a l'air noble. Ihre treuherzige Aufnahme machte das vergeſſen.

Am 20. Einen Aufenthalt von mehreren Stunden habe ich benutzt, um meine Reiſe-Bibliothek zu muſtern.

Da fand ich dann zu meinem großen Bedauern, daß ich die Schriftſteller nicht bei mir habe, welche in dieſen Gegenden mir die brauchbarſten geweſen wären, als da ſind Deguignes, Herbelot, Petit, de la Croix, Abulgaſi u. ſ. w. Zum Glück habe ich mir aus Allem einen Auszug, einen cyklographiſchen Atlas entworfen, auf den ich bisweilen mich berufen und deshalb ihn hier beſchreiben werde. Zwei tauſend Jahre vor unſerer Zeitrechnung hebt er an und führt, durch ſieben und dreißig hiſtoriſche Charten, bis auf unſere Zeiten. Jede Charte ſtellt den politiſchen Zuſtand der Welt am Ende jedes Jahrhunderts dar, am Rande ſind die regierenden Fürſten bemerkt. Je zwiſchen zwei Charten iſt eine Erzählung in chronologiſcher Ordnung eingeſchaltet. So hat jeder Welttheil ſeinen Band von ſieben und dreißig Charten. Der von Aſien allein iſt die Frucht einer fünfjährigen, unermüdeten Arbeit. Dies Werk erwarb mir die Achtung des Abbé Barthelemy, deſſen Umgang meine Erholung war, und der mich jetzt nach Aſien begleitet.

Am 21. Auf dem ganzen Wege von Koſlow bis Tambow ſah ich eine Menge alter Verſchanzungen, ohne Zweifel aus einer Zeit herrührend, wo die Nomaden noch bis hieher ſtreiften. Werke von Erde dauern Ewigkeiten. Der Grund iſt einfach. Wenn ſie unter einem Winkel von fünf und vierzig Graden aufgeworfen ſind, ſo tragen ſie den Keim der Zerſtörung nicht mehr in ſich. Bei Kaffa z. E. findet ſich eine Verſchanzung, die ganz ſicher ſchon Herodot beſchrieben hat, (?) ſprechend: ſie rühre von den

ſcytiſchen Sklaven zu den Zeiten des mediſchen Königs Cyaxares her.

Die Einwohner des Tambom'ſchen Gouvernements ſcheinen mir weniger lebhaft als die moskowiſchen Bauern. Wenn man ſie und ihre Weiber zahlreich zu ſehen wünſcht, ſo muß man kurz vor Sonnenuntergang, wenn die Herden eingetrieben werden, in der Herberge ſein. Ich verſäume das nie. Es iſt der angenehmſte und lebhafteſte Augenblick im Dorfe.

Am 22. Heute ſah ich die erſte Mogila oder Erdhügel. Es ſind die einzigen noch übrigen Denkmähler von ſo vielen Völkern, welche einſt hier wohnten, oder die Gegend durchzogen. — Weiterhin fand ich in der Steppe unzählige kleine Erdhaufen, etwa zwei Fuß hoch, drei Fuß im Durchmeſſer, und wußte anfangs nicht, wem ich die Ehre ihrer Erbauung zuſchreiben ſollte, bis ich, auf vielen derſelben, ein gelbes Thierlein mit einer ſchwarzen Schnauze erblickte, welches, auf den Hinterbeinen ſtehend, ſich in die Höhe reckte und aus allen Kräften pfiff. Meine Leute behaupteten einſtimmig, es wären Affen, und allerdings benahmen ſie ſich wie Affen; aber ich merkte nun wohl, es ſei der Baiback, oder das große Steppen-Murmelthier. Um die einzeln ſtehende Poſt von Panowa herum ſcheinen dieſe Thierchen ihre Hauptſtadt erbaut zu haben, denn weiterhin ſah ich kein einziges mehr.

Nowo Chorneskaja, eine Feſtung, iſt die letzte ruſſiſche Stadt und die Pforte in das Land der doniſchen

Kosacken. Am 23. Geschrieben auf einer Poststation. Das heißt mit andern Worten: geschrieben unter freiem Himmel, neben einem Feuer, an welchem die Kosacken ihre Fische kochen. Denn was sie Poststation zu nennen belieben, ist absichtlich von ihnen mitten in der Steppe, abwärts von der Straße, angelegt; ihre Dörfer sieht man nur von Weitem. Sie wenden vor, das geschehe blos, um ihre Pferde gleich bei der Hand zu haben, die in den Steppen dicht um sie herum weiden könnten: im Grunde fürchten sie sich wohl vor den russischen Kouriren und Reisenden, die, wenn sie in die Dörfer kommen, aus einem hohen Ton zu sprechen pflegen.

Am 24. Bei der Ueberfahrt über einige Flüsse kam ich durch zwei Kosackendörfer. Es war Sonntag, die Einwohner spazirten sämmtlich außer den Dörfern herum, die Männer gut gekleidet, singend und schon ein wenig benebelt, die Weiber sehr geputzt. Ihre Tracht ist ganz morgenländisch, ihr größter Staat sind die Hemdermel, bei Wohlhabenden von Seide, bei Aermeren von Leinwand, mit großen rothen Blumen bemalt. Auf dem Turban erheben sich zwei Hörner von seltsamen Geschmacke. — Ich übernachtete hier, und ziemlich ruhig, denn um die lästigen Mücken zu vertreiben, brachten die Kosacken einen großen Kessel voll glühender Kohlen herein, warfen ein Kraut darauf, das einen dichten Rauch und gewürzhaften Geruch verbreitete, ließen es eine Zeit lang brennen, verstopften dann alle Löcher, die sie Fenster nannten, und befreiten

mich so, wenigstens für einen Augenblick, von diesen beschwerlichen Gästen. Solche Räucherungen veranstalten die Kosacken an jedem Abend, auch im Freien, und selbst ihre Pferde, mit der Wirkung wohl bekannt, stellen sich im Kreise um das Feuer, als ob sie sich wärmen wollten. — Ich darf das Schauspiel eines Wettkampfs nicht vergessen, welches junge Kosacken vor mir aufführten. Die kunstreichste Wendung dieses Spieles besteht darin, daß man den Gegner am Gürtel faßt, sich dann mit aller Kraft zurück auf den Boden wirft, und Jenen dadurch über den Kopf wegschleudert, daß man meinen sollte, er breche Arme und Beine. Aber ein Kosack ist nicht so zart. Ich sah sie mir nichts dir nichts wieder aufstehen, als ob sie blos einen sogenannten Burzelbaum gemacht hätten. Dieses Spiel wird noch sehr merkwürdig dadurch, daß vielleicht die Kosacken ihren Ursprung ihm verdanken. Als nämlich Wladimer Cherson erobert hatte, ging sein Sohn Mstislaw über den Bosphorus auf die Insel Taman, damals der Hauptort des Königreichs Tmutarakan. Ein Fürst der Schassen und der Kasogen machte die Eroberung ihm streitig. Man kam überein, durch einen Zweikampf ohne Waffen die Sache zu entscheiden. (Eine treffliche Auskunft, deren man sich im Alterthume öfter bediente, die aber leider ganz außer Gebrauch gekommen, obgleich man denken sollte, jeder Fürst werde lieber das Blut Eines Unterthans wagen, als das Blut von hundert tausenden, denn ein Wagestück ist doch jede Schlacht so gut, wie jeder Kampf.)

Mſtislaw trug den Sieg davon. Nun meine ich, die Schaſſen ſeien die Aſſen der Reiſenden des dreizehnten Jahrhunderts (man ſehe Ramuſio); ferner meine ich, Neſtors Kaſſogen, welche Nation ſie auch ſein mochten, bewohnten das Kaſſaſchia des Konſtantin Porphyrogeneta. Aber die beſiegten Kaſſogen, ohnehin halbe Nomaden, mußten Kaſſaſchia räumen, die Sklaven des Mſtislaw traten an ihre Stelle und nannten ſich Kaſacken; denn ſo, nicht Koſacken, ſprechen ſie das Wort noch jetzt aus.

Am 25. fuhr ich wieder durch ein Koſackendorf. Die Feſttage währten noch, alles prunkte in Sonntagskleidern. Die jungen Mädchen ſpazirten truppweiſe herum, hielten ſich an den Händen und ſangen. Die Männer ſaßen in Gruppen und gaben ſich ernſthafte Mienen. Niemals grüßten ſie mich zuerſt, aber wenn ich es that, ſo ſtanden ſie alle zugleich auf und verbeugten ſich. — Die Ueberfahrt über die Medwedizze hat etwas Wildes. Für Reiſende gibt es Fähren, die Koſacken rudern in Böten hinüber und laſſen ihre Pferde durchſchwimmen. — Weiterhin wimmelte die Steppe von Susliks (Mäuſen) den gefährlichſten Feinden des Ernteſegens in jenen Gegenden.

Am 26. beobachtete ich die Koſacken an einem Werktage, ich ſah aber Niemanden bei der Arbeit. Das edle Nichtsthun ſchien ſehr bei ihnen in Gunſt zu ſtehen. Die Frömmigkeit kann man ihnen nicht abſprechen, wenigſtens nach den vielen ſchönen Kirchen zu ſchließen, die ich überall

antraf. — Ich folgte jetzt von Ferne dem Laufe des Dons, dieſes Königs aller ſcythiſchen Flüſſe, jenes in den griechiſchen Dichtern ſo berühmten Tanais, über den ich ſo oft, mit Strabo, Herodot und Ptolomäus, hin und her gefahren bin. Endlich verließ ich die Ufer des Dons, um jene Erdzunge zu betreten, welche dieſen Fluß von der Wolga ſcheidet. Von jetzt an führte der Weg, dreißig Werſte lang, merklich aufwärts, woraus man ſchließen kann, daß der alte Entwurf, einen Kanal hier anzulegen, Schwierigkeiten finden möchte. Es iſt unbeſchreiblich, wie ſehr dieſe weite, durch ihre hohe Lage der Wuth der Stürme ausgeſetzte Ebene den Stempel der Verwüſtung trägt. Selten zeigt ſich auf dem trockenen Sande ein gelber Grashalm, deſſen ſchmutzige Farbe von dem ſchönen Grün in den Hohlwegen längs der alten Koſacken-Linie widerlich abſticht. Auch trifft man keine Spur von Anbau, nicht einmal in der Gegend der Kutars, welches eine Art von Schweizer Sennhütten ſind.

Unſern Zaritzin ſah ich in der Ferne die Steppenziege, deren Oberlippe ſo lang iſt, daß ſie nur rückwärts ſchreitend graſen kann. — Plötzlich eröffnete ſich mir auf einer Anhöhe die weite Ausſicht auf die Ueberſchwemmungen der Wolga, ein außerordentliches Schauſpiel, zu erhaben für jede Feder. Ich habe den Austritt des Nils geſehen, allein der größte Theil ſeiner Gewäſſer wird von Kanälen ſo verſchlungen, daß man ſogar der Maſchinen bedarf, um die mehrſten Reisfelder zu bewäſſern. Hier liegt ein weiter Ar-

Zweyte Scene.

Hans Buller. Die Vorigen.

Hans. (der Lottchen an der Thür begegnet.) Wer iſt ſie, liebes Kind? zu wem will ſie?

Lottchen. Ach! ich wollte zu meinem Oheim, aber ich darf nicht.

Hans. Ey, Sie ſind doch wohl nicht gar Mamſell Bertram?

Lottchen. Ja, die bin ich.

Hans. Willkommen! willkommen! wenn ſo ein hübſches, frommes Kind über die Schwelle eines Hauſes tritt, ſo bringt ſie den Frieden in jeder Rockfalte mit.

Lottchen. Wollte Gott!

Hans. Und Sie dürfen nicht zum Herrn Kapitain? Wer hat es Ihnen denn verboten?

Fr. Grießgr. Ich.

Hans. Ey, ey, Frau Grießgram, mit welchem Rechte —

Fr. Grießgr. Darum laſſe er ſich unbekümmert, ich weiß wohl was ich thue. Laſſe er die Jungfer in Gottes Namen gehn, der Herr ſchläft.

Hans.

chipel vor meinen Blicken; er hängt durch Wälder zusammen, die aus dem Schooße der Gewässer hervorragen. Fische spielen um die Bäume, wie in der Sündflut, welche Ovid beschreibt.

Die kleine Stadt Zaritzin wurde vor drei Jahren fast ganz ein Raub der Flammen, ist aber herrlicher aus ihren Trümmern wieder hervorgegangen.

Am 27. Ich fuhr über den Fluß Zaritza, und stand nun auf asiatischen Boden; wenigstens machen die besten Erdbeschreiber diesen kleinen Strom zur Grenze beider Welttheile. Die Kalmucken schienen diese Meinung unterstützen zu wollen, denn sie hatten am jenseitigen Ufer ihre Zelte aufgeschlagen und diese mit ihren asiatischen Figuren besetzt. Sie sehen aus wie gemalte Chineser, ihre Mützen gleichen Schwämmen. Von ihren Scheiteln hängen lange Haarzöpfe, bei den Männern nur einer hinten, bei den Weibern zwei auf die Brust herab.

Nur drei Stunden brauchte ich, um von hier nach Sarepta zu kommen, eine Pflanzstadt, wo die friedlichen Herrenhuter ihren frommen Kunstfleiß mitten unter jenen Wilden fortpflanzen, und zugleich einer der bequemsten Orte um die Sitten und Geschichte der Kalmucken kennen zu lernen. Alle Brüder verstehen ihre Sprache, mehrere schreiben sie sogar, denn sie folgen bisweilen Jahre lang den Horden; ja es macht Manchen Vergnügen, die kalmuckischen Bücher umzuschreiben. Diese Bücher enthalten weder die Sprache noch die Schriftzüge von Tibet, son-

dern die gebräuchliche Mundart, und ſind mit mungoliſcher Schrift geſchrieben, welche in Europa faſt unbekannt, ſogar der Propaganda geblieben iſt. Eine Probe derſelben findet ſich in Thevenot's Sammlungen (nicht deſſen Reiſen); ein ſehr rar gewordenes Buch, beſonders der dritte Theil.

Die kalmukiſchen Horden nähern ſich gewöhnlich erſt im Spätjahre der Wolga, wenn die Waſſerpfützen der Steppen vertrocknet ſind. Diejenigen, die jetzt um Sarepta ihre Zelte aufgeſchlagen hatten, beſaſſen nicht Vieh genug zu ihrem Unterhalte, und faßten daher den ſchwerſten Entſchluß, den ein Kalmuck jemals faſſen kann, nämlich den zu arbeiten. Die Handarbeit iſt hier ſehr theuer, wie in allen wenig bewohnten Ländern, ſie könnten folglich mit Leichtigkeit wohlhabend werden; das iſt aber nicht leicht für ſie, die nur die bitterſte Noth zur Arbeit ſpornen kann. Ich ſah ihrer viele den ganzen Tag in der Stadt herumſpaziren, oder auch wohl in der Sonne liegen. Andere trieben ſich im Waren-Magazine herum, als ob ſie alles kaufen wollten und könnten.

Mein Hund machte einen gewaltigen Eindruck auf ſie, und ich erfuhr bei dieſer Gelegenheit, daß ſie Ideen von Seelenwanderung an dieſes Thier knüpfen und es darum für eine große Ehre halten, nach ihrem Tode von Hunden gefreſſen zu werden. Sie haben dann auch dafür geſorgt, daß dieſe Ehre ihnen beſtändig widerfährt; denn trotz ihrer Ehrfurcht für die Hunde laſſen ſie ſie brav hun-

gern, weil sie mit ihren Milchspeisen geizen. Nicht einmal die gestorbenen Thiere werfen sie ihnen vor, sondern verzehren sie lieber selber, folglich müssen die armen Hunde wohl Kalmucken-Leichname fressen, und wenn es deren keine gibt, so nähren sie sich kümmerlich von der Jagd der Susliks. Ein Einwohner von Sarepta, der mehrere Jahre mit einer Horde herumgezogen war, beschrieb mir das gräßliche Schauspiel, wenn die Hunde wüthend über einen Leichnam verfallen, ihn zerfleischen und sich um die Stücke beissen.

An der Stelle, wo Strabo von den nomadischen Scythen redet, die sich bei den Sogdiern und Bactriern erhalten haben, sagt er: »In der Hauptstadt der Bactrier hält man Hunde unter einem ganz besondern Namen, der in unserer Sprache so viel als Todtengräber bedeutet. Diese Hunde müssen alle diejenigen fressen, die des Alters Schwäche oder Krankheit befallen hat. Daher sieht man um diese Hauptstadt keine Gräber, wohl aber zwischen den Mauern eine ungeheuere Menge von Knochen. Man sagt, Alexander habe diese Gewohnheit abgeschafft.«

Cicero erzählt dasselbe von den Hirkaniern. »Dort,« sagt er, »hält das Volk öffentliche Hunde, die Vornehmern haben Haushunde — um von ihnen zerfleischt zu werden, und das gilt ihnen für das herrlichste Begräbniß. (Quaest. Tusc. I. 33.)

Am 28. Mai. Heute sah ich den Abzug einer Karawane von russischen und tatarischen Kaufleuten, die sich in

die Horde begeben, um den Kalmucken Brot, Branntwein und Möbeln zu bringen. Dieſe Möbeln beſtehen aus niedrigen ſchmalen Bänken, hölzernen mit Oelfarbe angeſtrichenen Kaſten und Thüren, die ſo eingerichtet ſind, daß man den Zelten ſie anpaſſen kann.

Dann folgte eine Karawane von mehr als dreißig tatariſchen Wagen, welche Armenier aus Aſtrachan nach Sarepta geführt hatte, und ich hörte hier zum erſten Male das ſchreckliche Knarren der Räder ihrer ſogenannten Arabus, wovon einſt ein ganzer Stamm den Beinamen die Lärmenden erhielt, ſelbſt bei den Griechen. Noch jetzt rühmen ſich die Tataren des Geräuſches, welches ihre Wagen verurſachen, und ſprechen: „nur Feige ſchmieren ihre Räder, brave Leute fürchten ſich nicht, in den Steppen von einem Ende bis zum andern gehört zu werden.“

Ich ſchreibe dies in einer Barke, die auf dem Rücken der Wolga ſchwimmt und mit mir nach Aſtrachan ſchwimmen wird. Mein Schiffspatron war ſehr bereitwillig den Handel abzuſchließen, denn man ſpricht viel von Flußräubern, und vier wohlbewaffnete Reiſende waren ihm folglich ſehr willkommen. Wir liegen am Fuße einer kleinen Kalmucken Uluſſe vor Anker, ich darf mich alſo rühmen, daß ich eine Nacht bei ihnen zugebracht habe. Sie laufen hin und her, balgen ſich, machen eine tolle Muſik auf allerlei Inſtrumenten, ſind mit einem Worte ſehr muthwillig, faſt wie junge Hunde. Ihre Lebhaftigkeit ſticht ſehr ab gegen die tatariſche Unempfindlichkeit.

Am 29. Mai. Mit Tagesanbruch waren wir segelfertig, allein der Herr Patron blieb auf dem Lande zurück, verſprechend, er werde in einer Schaluppe folgen. — Er hielt nicht Wort. Seine Abweſenheit machte die Bootsleute unachtſam und verurſachte uns in der Folge allerlei Unannehmlichkeiten. — Während einer ärgerlichen Windſtille ſahen wir eine Menge Pelikane, deren einige ſehr nahe kamen. Von den Schwänen kann man ſie nur durch ihren gewaltig großen Schnabel unterſcheiden. — Um zwei Uhr trieb uns ein ſtarker Strom gegen eine überſchwemmte mit Bäumen bedeckte Inſel. Alle Anſtrengung, die Barke los zu machen, war eine Zeit lang vergebens, und wir hielten unſern Schiffbruch für gewiß. Glücklicherweiſe berührten wir die größern Bäume nicht, die Kleinern bogen wir oder zerbrachen ſie, indem wir über ſie hinfuhren und ſo entgingen wir endlich der Gefahr, mit Verluſt unſerer Schaluppe, die zwiſchen den Aeſten einer Weide ſitzen blieb.

Bald nachher kamen wir an ein Dorf, wo ich die Ufer mit Figuren beſetzt erblickte, deren Tracht mir ganz neu war. Ich erfuhr, es ſei eine neue Kolonie von Tataren, Tſchuwaſchen und Mordwinen, die man hier verſchmolzen hatte. Meine Bootsleute gingen an's Land, um eine Schaluppe zu miethen, welche die ihrige nachholen ſollte. Ich benutzte die Gelegenheit, Völker zu ſehen, die ich nur dem Namen nach kannte. Die meiſten Einwohner waren Tataren, ſehr nachläſſig gekleidet, die Weiber hingegen ge-

putzt, und weiß und roth geſchminket. Die leinenen Kleider der Tſchuwaſchen ſind reichlich mit farbigen Stickereien verbrämt, die beſonders Kreuze von allen Formen darſtellen, ſo daß man gewiß die Ordenskreuze aller chriſtlichen Orden darunter finden wird. Die Weiber der Mordwinen, beſonders die Mädchen, kleiden ſich wild und bizarr. In den Ohren tragen ſie große Büſchel von Wolle, in die Haare flechten ſie Glöckchen, um den Hals binden ſie große kupferne Schellen. Sie ſelber ſcheinen eben ſo wild zu ſein als ihre Tracht. Kamen wir ihnen nur ein wenig zu nahe, ſo liefen ſie gleich in ihre Häuſer. — Zu dieſer ſeltſamen Miſchung von Nationen geſellten ſich auch noch ruſſiſche Fiſcher und Kalmucken, die ſich als Viehhirten vermiethen.

Nachdem ich in der Kolonie herumgegangen war, trank ich Thee bei einem Ruſſen, dem Direktor derſelben. Wir ſprachen von den Räubern auf der Wolga, und er ſchilderte mir die Gefahr als ſehr bedeutend. »Es ſind keine Bootsleute oder feige Kerle,« ſagte er, »die nur ſo gelegentlich etwas erwerben und dann heimkehren wollen; es ſind wohlbewaffnete Ausreiſſer, ihr Anführer ein aus Sibirien entſprungener Verbrecher, von deſſen ſchon begangenen Thaten die aufgeriſſenen Naſenlöcher und die gebrandmarkte Stirn zeugen.« Der Vogt (Uprawitel) fügte hinzu: »dieſe verwegenen Freibeuter griffen nicht blos die größten Barken an, ſondern beunruhigten auch ſchon die Küſten, wo ſie landeten, um zu plündern.«

Indeſſen kamen meine Leute mit der Schaluppe zurück und wir ſetzten unſere Reiſe fort. In der Barke erzählte ich ihnen, was ich vernommen. Sie wurden ängſtlich. Wir muſterten unſere Vertheidigungsmittel. Die ihrigen beſtanden aus einer Batterie von zwei Kanonen, deren eine nicht länger als eine Spanne, die andere um ein paar Zoll länger war. Zum Glück waren meine Musketen mehr werth, als ihr grobes Geſchütz. Ich beſaß einen engliſchen Sturmak mit zwei Läufen und noch ſieben andere Feuerſchlünde, ſämmtlich in gutem Stande. Ich ließ ſie in eine Art von Wachthaus ſtellen, wie alle großen Barken auf der Wolga es haben, theils um den Kompaß darin zu verwahren, hauptſächlich aber, weil es erhöht iſt, und weil der Steuermann die ſehr hohe Stange des Steuerruders nicht würde führen können, wenn er nicht einige Fuß höher ſtünde als das Verdeck.

Während wir mit dieſen Kriegsrüſtungen beſchäftigt waren, traf uns ein neuer Unfall. Wir blieben nämlich auf einer Untiefe ſitzen. Vergebens ſtrengten die Matroſen alle ihre Kräfte an, um die Barke wieder flott zu machen. Die Nacht wurde dunkel und ſtürmiſch; ſie ermüdeten und legten ſich ſo ruhig ſchlafen, als Cäſar einſt unter den ciliciſchen Seeräubern. Am andern Morgen (den 30.) wurde die Schwere der Ladung hie und da anders vertheilt, und nun gelang unſere Befreiung. Kaum waren wir aber flott geworden, als wir mit großer Beſtürzung eine Schalupe voller Menſchen erblickten, die allerlei verdächtige Bewegungen machte.

Wir griffen zu den Waffen, wir feuerten einigemal, um zu zeigen, daß wir mit Vertheidigungsmitteln wohl versehen, und auch vorbereitet wären. Endlich kamen wir an eine Krümmung des Fluſſes, wo die Gewalt des Stroms uns gerade auf die Schalupe zuführte. Wir kamen ihr ſo nahe, daß wir die Leute zählen konnten, es mochten ihrer zehn ſein. Schon zweifelten wir nicht mehr, daß es zur Schlacht kommen würde; aber zu unſerer großen Freude kehrten ſie plötzlich um, und verloren ſich in den ausgetretenen Waſſern. In unſerm Nachtquartier beſtätigte man mir alles, was ich von dieſen Flibuſtiers der Wolga ſchon gehört hatte, mit dem Zuſatze, man habe bereits zwei Truppen-Kommando's gegen ſie ausgeſandt.

Am 1. Juni erfuhren wir aus ſicherer Hand, daß wir die Räuber wirklich geſehen hatten. Eine Barke, die uns folgte, war von ihnen geplündert und die Mannſchaft ſehr mißhandelt worden. Uns hatten ſie nicht angegriffen, weil ſie, nach ihrer Ausſage, zwei Wagen auf dem Verdeck und Bewaffnete daneben geſehen. Unſer Schiffspatron, der endlich heute nachkam, hatte ſie gleichfalls auf einer Inſel erblickt, wo ſie kochten, und ſich nicht die Mühe gaben, ihm nachzuſetzen, vermuthlich weil ſein Fiſcherboot ſchlechte Beute verſprach.

Den 2. Juni fuhren wir ziemlich ſpät aus, weil unſere Matroſen betrunken waren. Wir ſteuerten zwiſchen Inſeln auf überſchwemmten Ebenen herum. Die Schaluppe machte eine Spazirfahrt, und brachte einen Gefangenen

der Wolga, einen Hasen mit zurück. Wir sahen auch Pelikane und Wasser-Raben, die sich aber entfernt hielten. Eine Wasserschlange legte sich auf unser Steuer-Ruder, und mehrere Andere schwammen um die Barke. Fischer-Hütten, an welchen wir gegen Abend vorüberfuhren, und aus welchen ich Mundvorrath zu erhalten hoffte, standen gänzlich unter Wasser und waren leer.

In der Nacht kamen wir nach Wiellansky Gorodok, einer Art von militärischer Pflanzstadt der Kosacken von Astrachan. Wir wollten landen, aber der Strom war zu reißend und unsere Mannschaft zu ungeschickt, wir mußten wider unsern Willen weiter fahren. Am 3. des Morgens versuchten wir dasselbe bei einem andern Städtchen, waren aber weder glücklicher noch geschickter als gestern. Die Matrosen fluchten, das half nichts.

Gegen Abend begegnete uns eine Barke von Astrachan, die wegen der Räuber bei uns Erkundigung einzog. Dann gingen wir endlich bei Tenolowa an's Land, aber nicht ohne Fischernetze zu beschädigen, wobei es zu einem lebhaften Umtausch von Schimpfworten kam. — Am 4. sah ich zum ersten Male in meinem Leben das Kameel mit zwei Höckern, und fand, daß die Abbildungen, die wir in Europa davon haben, schlecht sind. Die meisten sind von den Büffon'schen kopirt, die auch nicht viel taugen. Die Höcker sind sehr spitzig und der hintere scheint ein ganz fremdartiger Körper zu sein, der bald auf eine bald auf die andere Seite hängt. Ich trat bei dieser Gelegenheit auf einige

Minuten in eine kalmuckiſche Niederlaſſung, und ergetzte mich an ihrer Kindlichkeit, die in der That einnehmend iſt.

Um Tenolowa herum zeigt die Steppe eine bläuliche, oder vielmehr meergrüne Farbe, die von einer gewürzhaften Pflanze herrührt, welche den Dunſtkreis mit Wohlgerüchen ſchwängert. Es ſoll eine Art von Wermuth ſein. Springhaſen gibt es hier genug und ihre Löcher ſind unzählig. Gern hätte ich einen gefangen, um zu ſehen, ob er dem afrikaniſchen gleiche, aber ſie laſſen ſich nur im Frühjahr leicht erhaſchen.

Am 5. hatte ich das Vergnügen mit dem Grafen Valerian Subow, der aus dem perſiſchen Kriege zurückkam, einige Stunden zuzubringen. Ich hörte ihm gern zu, aber mein Herz blutete, denn ich ſah mich gezwungen, vielen Begriffen zu entſagen, die mir lieb geworden waren. Ich verfolgte, ſo gut ich konnte, die Märſche der ruſſiſchen Armee auf einer Charte von dem morgenländiſchen Theile des Kaukaſus, die, während dieſes Feldzugs, mit großer Sorgfalt aufgenommen worden. Nachdem die ruſſiſche Armee über den Koaſar gegangen war, zog ſie in die Staaten des Shemkal, deſſen Hauptſtadt Tarku iſt. Dieſer Shemkal iſt ein, Rußland unterworfener Fürſt, folglich fand Graf Subow keine Schwierigkeiten weiter vorzurücken. Die Einnahme von Derbent war die Folge. Derbent liegt faſt mitten in den Staaten eines kleinen geiſtlichen Fürſten, der ſich Cadi von Tabüſcheran nennt. Der Graf ſetzte ſeinen Marſch fort, und ſchlug endlich ſein

Hans. Er ſchläft? bin ich doch noch vor zehn Minuten bey ihm geweſen; und hat mich auch wieder beſtellt, ich ſoll ihm aus dem groſſen Buche vorleſen, wo die See-Reiſen drinn ſtehn. Warten Sie nur einen Augenblick, Mamſell, ich will Sie gleich melden.

Lottchen. Gern, gern will ich warten.

Fr. Grießgr. (tritt vor die Thür) Hans, er ſoll das bleiben laſſen! ich will es nicht haben.

Hans Frau Grießgram, ich glaube ſie hat den Teufel im Leibe. (Er ſchiebt ſie unſanft weg, und geht in ſeines Herrn Zimmer.)

Dritte Scene.

Frau Grießgram und Lottchen.

Fr. Grießgr. Was? — mich ſo weg zu ſchieben? — mir blaue Flecks in die Arme zu kneipen? Du Erz-Grobian! — Nun Mamſell, ich gratulire! (mit einer höhniſchen Verbeugung) Wiſſen Sie Ihre Rolle gut auswendig? Gehn Sie dem lieben Oncle fein um den Bart, der hat Batzen —

Lottchen. Ich verlange ja nichts als ſeine Liebe.

Fr.

Hauptquartier an der Grenze der Wüſte von Mugan auf. Auf dieſem ganzen Marſche hatten die Ruſſen eigentlich nur die Lesgier zu bekriegen, die einen ganz unzugänglichen Bergrücken bewohnen. Hinter dieſem hauſt ein Fürſt, Awar-Chan. Der Name Awar, eines alten hunniſchen Volkes, iſt wahrſcheinlich der Grund, warum in dem zu Petersburg erſchienenen Wörterbuche die Sprache dieſer Awaren gleich nach der ungariſchen geſetzt worden. Ich fand aber keine Aehnlichkeit zwiſchen beiden.

Nicht nur mit den Völkern des Kaukaſus, ſondern auch mit andern, viel weiter entfernten, blieb der Graf Subow in freundſchaftlichen Verhältniſſen, mit den Truchmenen, Bucharen und Afganen. Die Bucharen ſind die Sogdier des Alterthums, gemiſcht mit Turkomannen, vormals unter dem Namen der Usbecken bekannt. Ihr Chan, der neulich einen Geſandten und einen Elephanten nach Petersburg geſchickt hat, ſoll ſeine Staaten ſehr gerundet haben. Er hat ein kleines Korps europäiſcher Soldaten, welches beſonders aus Ruſſen beſteht, die von den Kirgiſen ſehr theuer an ihn verkauft worden ſind.

Die Afganen ſind jene kriegeriſchen Völker, welche an den perſiſchen Grenzen gegen Indien zu wohnen, und mehr als ein Mal jenes Land erobert haben. Die engliſche Akademie in Bengalen hat verſchiedene, aber nicht genügende Schriften über ihren Urſprung herausgegeben. Graf Subow ſagte mir, die Völker des Kaukaſus behaupteten, von dieſen Afganen abzuſtammen.

Endlich erfuhr ich auch, zu meiner großen Freude, daß es wirklich eine Gegend, Namens Talischa, gebe, die von einem besondern Chan beherrscht werde, und wo man eine Sprache rede, welche die Perser nicht verstehen. Von der Existenz dieses kleinen Berglandes erfuhr ich zuerst etwas durch ein deutsches Buch: Der allerneueste Staat von Casan, Astrachan, Georgien. Nürnberg 1724. Da steht Folgendes: »In Ghilan gibt es zweierlei Einwohner, die Ghilanier und die Talier, jene in Ebenen, diese auf Bergen wohnend. Jene reden eine Sprache, die blos eine Mundart der Persischen ist, diese hingegen eine ganz verschiedene, so daß beide Völker sich nur wenig verstehen. Spasch heißt in Talischa ein Hund, Persisch und Ghilanisch Sek.« — Nun erinnere man sich des einzigen medischen Wortes, welches Herodot uns aufbehalten: Spaze, Hündin, welches doch wohl die größte Aehnlichkeit mit Spasch, Hund, hat? Die Talier wären also ein Ueberrest der alten Meder? — Doch halt! schnell eingelenkt! sonst verliere ich mich auf den Steppen der Etymologie, und werde ausgelacht, wie so manche Andere. — Gmelin war sehr nahe bei Talischa, wo nicht gar wirklich dort. Aber Gmelin war Naturforscher, die Geschichte der Völker hatte nur ein Neben-Interesse für ihn. Dasselbe gilt von Güldenstädt und andern reisenden Akademikern, so, daß man wohl sagen darf, Rußland sei in Ansehung historischer Untersuchungen noch sehr arm.

Am 6. Juni kam Befehl aus Aſtrachan, einen Streifzug gegen die Flußräuber zu veranſtalten, die ſich auf der Achtuba gezeigt hatten. Die, welchen wir aufſtießen, waren alſo nur ein Theil der Bande.

Wir ſetzten unſere Reiſe bei ſtürmiſchem Wetter fort, kamen wenig vorwärts, mußten in der Nacht an einer Inſel ankern und wurden geſchaukelt, wie auf offenem Meere. Am 7. war das Wetter noch ſchlechter. Aus langer Weile ſtudirte ich in dem vergleichenden Wörterbuche von vier Bänden. Da fand ich ungefähr zwei hundert ſogenannte ſusdaliſche Worte, deren eine Hälfte rein ruſſiſch, die andere aber von keiner ſlaviſchen Mundart abſtammt. Einige dieſer letztern ſcheinen ganz griechiſchen Urſprungs zu ſein, manche unbezweifelt, z. B. Chiria, die Hand, Galimo, die Milch, Gir, ein Greis u. ſ. w. Mites die Naſe, wie im Neugriechiſchen.

Abends warfen wir die Anker bei Tſchernoi Gorod. Ich wohnte bei einem wohlhabenden Fiſcher. Von ſeinem Hauſe aus konnte ich ganz deutlich jenſeits der Achtuba die Ruinen von Seliternoi Gorod (Salpeterſtadt) erkennen. Man nennt ſie ſo von einer dort angelegten Salpeterſiederei; den eigentlichen Namen dieſer alten Stadt weiß man nicht mehr, ſo wenig als die Namen vieler andern, deren Trümmer in der Steppe zerſtreut liegen.

Den 8. fuhren wir an einer Inſel vorbei, auf welcher eine große Seltenheit uns in die Augen fiel, nämlich ein ſchönes Haus, welches von einem kalmuckiſchen Fürſten

unlängst erbaut worden. Er heißt Thumen und ist der erste Kalmuck, der einen Widerwillen gegen die nomadische Lebensart gefaßt hat. Indessen bringt er doch einen Theil des Sommers noch unter Zelten zu, ist auch der Religion des Lama treu geblieben.

Während eines Sturmes, der uns an das Ufer zu schleudern drohte und mitten im Flusse Anker zu werfen nöthigte, holten die Botsleute Wasser von einer benachbarten Insel, und ich benutzte die Muße, um meine Bemerkungen über Herodot niederzuschreiben; denn Herodot macht die Reise nach Scythien wieder mit mir, nachdem er sie vor zwei tausend zwei hundert Jahren in Person gemacht hat. Seitdem haben hundert verschiedene Völker hier gehauſt, die Trümmer ihrer Städte bedecken die Wüste, ihre Namen sind verschwunden. Tausende von mächtigen Fürsten und berühmten Kriegern haben auf diesen Steppen ihre Gräber aufgeworfen. Wer kennt sie? wer weiß noch von ihnen? Nur Herodot, der Geschichtschreiber, ist noch vorhanden! von der blutigen Bahn der Schwerter ist keine Spur mehr übrig, was seine Feder aufzeichnete, ist geblieben. Mich dünket, ein guter Schriftsteller dürfe schon ein wenig stolz sein, wenn gleich der glückliche Feldherr jetzt auf ihn herabsieht. Es kommt eine Zeit, wo dieser gleichsam nur noch von der Gnade des Schriftstellers lebt.

Am 9. verloren sich unsere Blicke in den Ueberschwemmungen eines Arms der Wolga. Dörfer schienen im Was-

ſer zu ſchwimmen, Herden blökten nach Fähren, um in höhere Gegenden zu kommen, die zu Inſeln geworden waren. Mich vergnügte die Lebhaftigkeit der Umgebungen, eine Reihe kalmuckiſcher Niederlaſſungen am rechten Ufer, der Strom mit Fiſcherbarken bedeckt. Der widrige Wind trieb uns bisweilen an Inſeln, wo Millionen Krähen geniſtet hatten, deren abſcheuliches Gekrächz mich ganz betäubte. Einige kamen ganz vertraulich auf unſere Barken und ſtahlen was ſie konnten. Ich hatte große Luſt, den lieben Gott ein wenig zu verklagen, daß er ſo viele Krähen auf die Welt geſetzt, aber die Klage verwandelte ſich in Bewunderung der Vorſehung, als ein Einwohner von Aſtrachan mir ſagte, die verfaulten Fiſche würden mehrere Striche an der Wolga unbewohnbar machen, wenn die Krähen ſie nicht auffräßen.

Nachmittags erblickten wir endlich die Thürme von Aſtrachan, und landeten daſelbſt nach einigen Stunden. Die erſte Geſtalt, die mir beim Ausſteigen entgegen trat, war die eines Indiers, der eine goldene Blume auf der Stirn trug, und nun zweifelte ich nicht mehr, daß ich in Aſien ſei. Im Hafen hörten wir die Nachricht, man habe neun Fluß-Räuber gefangen.

(An dieſer Stelle hat der Herr Graf Potozky ſehr ſcharfſinnige gelehrte Unterſuchungen über das Land zwiſchen dem obern Don und der obern Wolga eingeſchaltet, wobei Herodot ſein Führer geweſen, die aber nur für einen ſehr kleinen Theil der Leſer Intereſſe haben möchten. Doch hebe ich

die Stelle aus, wo Herodot von den Gelonen erzählt, daß ſie das Land bauen, vom Getreide leben und Gärten pflanzen; bei welcher Stelle der Herr Graf folgende Anmerkung macht:) Ich weiß aus dem Munde des Herrn Grafen Nikolai Romanzow, daß in einer ruſſiſchen Stadt — ob Roſtow oder Wladimer, iſt mir entfallen — ein Gärtner-Stamm lebte, der dieſes Gewerbe vom Vater auf den Sohn fortpflanzt, und überhaupt dem Lande, welches er bewohnt, fremd zu ſein ſcheint. Man kann hierüber noch ein, vor einigen Jahren in Petersburg gedrucktes, merkwürdiges Buch nachleſen. Der Verfaſſer, ein engliſcher Arzt, zeigt darin mehrere ſonderbare Aehnlichkeiten zwiſchen den Sitten der Ruſſen und des alten Griechenlandes, welche die Zerſtreuung der Gelonen bewirket haben kann, die, nach Zerſtörung ihrer Stadt durch den Darius, erfolgt ſein muß.

Aufenthalt in Aſtrachan. Am 15. Juni. Die erſte Horde, auf welche man öſtlich von der Wolga ſtößt, ſind nogayiſche Tataren, denen von Aſtrachan ſehr ähnlich. Jenſeits des Urals oder Zaiks findet man drei Kirgiſenhorden, die, wie man behauptet, hundert fünfzigtauſend Reiter ſtellen können; ein Beweis, daß die Werkſtatt der Völker noch nicht ganz ſo erſchöpft iſt, als man in Europa zu glauben pflegt. Nach den Turkomannen ſind die Kirgiſen die ſchlimmſten Nachbarn, die man in Aſien nur immer haben kann. Zwar bekennt ſich die Nation Rußland unterworfen, aber einzelne kirgiſiſche Abenteurer füh-

ren oft Krieg auf ihre eigene Hand. Mit zwei Pferden, die sie am Stricke nach sich schleppen, setzen sie über die Wolga oder den Zaik, und wehe dem Russen, den sie erhaschen! sie führen ihn nach Chiwa, wo sie ihn verkaufen. Freilich übt man sogleich das Recht der Vergeltung, und so befinden sich in diesem Augenblicke dreißig gefangene Kirgisen in Astrachan. Ich habe sie gesehen mit ihren eingedrückten Gesichtern, sie halten das Mittel zwischen Tataren und Kalmucken, sind aber größer und stärker gebaut als die letzteren. — Die Karakalpacken oder Schwarzmützen sind nur noch ein schwacher Stamm, der an den Ufern des Sees Ural gelagert ist, und von Tagearbeiten in der Stadt Chiwa lebt.

Die Tataren von Chiwa sind kein Nomadenvolk, sondern haben Dörfer und eine Hauptstadt. Ihre hölzernen, gut gebauten Häuser sind inwendig übertüncht und mit Malereien überladen. Der Chan von Chiwa ist immer ein Gefangener in seinem Schlosse und leiht nur seinen Namen der höchsten Gewalt. Ist man unzufrieden mit ihm, so schickt man ihn nach Buchara und läßt einen andern holen.

Den Streifzügen der Kirgisen verdanket fast jedes Haus in Chiwa einen oder zwei russische Sklaven. Werden sie Mahomedaner, so setzt man sie sogleich in Freiheit. Es heißt, daß viele diese Partei ergreifen, sich verheirathen, und so die Volksmenge und Betriebsamkeit vermehren. Ich habe diese Nachrichten von einem Russen, der län-

ger als zwanzig Jahre Sklave in Chiwa gewesen war. Kaufleute von dort sieht man hier beständig. Sie kommen so dreist nach Rußland, als ob sie nie, durch den Ankauf russischer Sklaven und die Begünstigung der Kirgisen, das Völkerrecht verletzten. Ich habe ihrer viele gesehen, aber sie sind grob und trocken, man erfährt wenig von ihnen.

Buchara gibt in ganz Turkestan den Ton an. Der Chan der Bucharei, der auch zuweilen in Samarkan residirt, ist ein mächtiger Fürst und so klug, daß er seine Macht auf etwas Theokratie stützt, indem er immer im Namen des Koran redet. Die Bucharen, die Sogdier des Alterthums, führen noch jetzt, wie damals, den Handel von ganz Hochasien. Sie holen die indischen Waren zu Multan, die chinesischen zu Kosgar, die russischen zu Orenburg. Ihr alter Namen, Sogdier, hat große Aehnlichkeit mit Sogdager, welches im Persischen einen Kaufmann bedeutet, und ich möchte fast vermuthen, es habe nie ein Land Sogdiana existirt, sondern, als die Griechen nach dem Namen der Bucharen fragten, antwortete man ihnen vielleicht, sie wären Kaufleute, woraus denn die Griechen ihre Sogdier machten. Ich finde freilich auf den Karten einen Fluß Sogd, was sind aber unsere Karten vom innern Asien?

Die Truchmanen oder Turkomannen an den Ufern des kaspischen Meeres sind bloße Nomaden wie die Kirgisen; Rauben ist ihr Hauptgewerbe; doch treiben sie auch etwas Handel zu Mangischlag, wohin russische Fahrzeuge

kommen, ihre Waren abzuholen. Aber Niemand wagt an's Land zu steigen, bevor nicht Geißeln gegeben worden, und selbst diese Vorsicht ist nicht immer hinreichend. Es wäre also sehr gefährlich, die Bekanntschaft dieses Volkes in dessen eigenem Lande zu machen, aber es gibt auch Truchmanen, die Rußland unterwürfig sind.

Jenseits Chorassan liegt Candohar, wo die Afganen die herrschende Nation sind, unter ihrem Könige Zamam Shach. Sie haben seit kurzem wichtige Eroberungen gemacht, sind nicht nur im Besitz mehrerer persischen Provinzen, sondern auch, wie man sagt, Herrn des Königreichs Kaschemir, woher die, unsern europäischen Damen wohl bekannten und von ihnen sehr verehrten Shawls kommen. Wir haben hier einen afganischen Prinzen, den Sohn jenes Assad Chan, den der Zaar Heraklius gefangen hielt, und dessen Geschichte Gmelin erzählt. Ich habe ihn aber leider nicht kennen lernen. Vielleicht würde er mir auch wenige Nachrichten von seinem Lande haben mittheilen können, da er sein ganzes Leben in Persien zugebracht hat.

Die in Astrachan angesiedelten Indier sind meist aus der Provinz Multan, Unterthanen der Afganen. Sie haben Braminen, Büssende, Wasser aus dem Ganges, kurz Alles, was zu ihrer Religion gehört, bei sich. Ich wohnte ihren Abendgebeten bei, die an Wischnu gerichtet sind. Ihr Gottesdienst ist nicht ohne äußeres Gepränge, so viel Ort und Umstände erlauben. Man wird gewissermaßen

religiös ergriffen von dem Einklang ihrer Kantilena mit den Tönen des Tamtam, und besonders von dem Ausdrucke des hohen Vertrauens in ihren Gesichtern auf die Macht der kleinen Fratzengestalten, die auf ihren Altären stehen. Die Indier zu Astrachan essen Fleisch, aber kein Rindfleisch aus Achtung vor den Kühen. Sie kaufen oft Vögel, denen sie die Freiheit schenken, füttern die Hunde auf den Straßen, und beweisen sich überhaupt sehr wohlthätig gegen Thiere. Nach beendigtem Tagewerke spaziren sie in einem Garten, den sie gemiethet haben, rauchen ihren Ballian, essen Reis, gerathen über eine schöne Blume oder einen Grashalm in Entzücken, bewundern den Schöpfer in seinen kleinsten Werken, und kehren in ihre Karawanserais (Herbergen) mit heitern Gesichtern zurück. Besonders glücklich dünken sie sich, wenn sie im Besitz eines dunkelgrünen oder scharlachrothen Kleides sind, zwei Farben, die sie sehr lieben. Sterben sie, so wird der Leichnam verbrannt und die Asche nach Indien geschickt. Vormals *kehrten sie gern noch bei Lebzeiten dahin zurück, aber jetzt* fangen sie an, den Werth der persönlichen Sicherheit zu fühlen, und ich kenne deren zwei, Namens Kainamal und Moandos, welche in Astrachan Häuser bauen wollen.

Am 8. Juli. Ich erinnere mich, daß ich in dem Alter, wo der wißbegierige Geist alle Kenntnisse auf einmal erringen möchte, in jenem glücklichen Alter voll Kraft und Feuer, die Bücher, die man damals über die Natur-

Fr. Grießgr. Ja doch, das klingt zuckersüß; aber wir wissen schon was dahinter steckt — eine honette Betteley.

Lottchen. Liebe Madam, was habe ich Ihnen zu Leide gethan?

Fr. Grießgr. Sie? mir? nichts! auf der Welt gar nichts. Meine gute Mamsell, es giebt gewisse Leute, die von gewissen Leuten gar nicht beleidigt werden können, und wenn gewisse Leute Alles sagen wollten, was die Stadt von gewissen Leuten spricht, so würden gewisse Leute vor Schaam ihre Augen nicht aufschlagen können. Aber wer in den Koth greift, besudelt sich, und eine gute Christin kann weiter nichts thun, als Gott bitten, daß er die Sünder strafe. Ich empfehle mich, Jungfer Steuer-Einnehmerin. (Sie macht einen tiefen Knix, und geht ab.)

Vierte Scene.

Lottchen allein.

Unsere alte Anne hat wohl Recht, das scheint eine bitterböse Frau zu seyn. Gut, daß sie gieng,

geſchichte hatte, in einem einzigen Sommer verſchlingen wollte. Bald darauf führte mich der Zufall in das Inſtitut von Bologna, wo ich mit Entzücken alle Gegenſtände meines Studiums aufgeſtellt und geordnet fand. Daſſelbe empfinde ich hier. Viele Jahre lang beſchäftigte mich die Geſchichte der Völker von Hochaſien, aber nur in Büchern. Jetzt ſehe ich ſie vor mir, dieſe Völker, mit ihren eigenthümlichen Zügen, ihren Verſchiedenheiten und Aehnlichkeiten, ihren Sprachen und Ueberlieferungen. Ich brauche mir nun nicht mehr ein künſtliches Gedächtniß zu erſchaffen, um ſo viele ſchwach zuſammenhängende Begriffe darin nieder zu legen. Alles, was ich darüber ſammelte, ſtellt ſich jetzt bei der leichten Anſchauung meinem Geiſte dar, und prägt ſich unvergeßlich ein. Freilich ſtoße ich auch auf neue Schwierigkeiten. Ich ſehe platte Geſichter, ſie ſcheinen mir Einem Volke anzugehören, aber ſie reden verſchiedene Sprachen. Ich ſehe im Gegentheil ſehr verſchiedene Geſichter, die einerlei Sprache reden, und Alle behaupten, die echten Tataren Gengis Chans zu ſein. (Hier verliert der Herr Graf ſich abermals in eine gelehrte Unterſuchung, über den Urſprung der tatariſchen Völkerſtämme. Einem Gelehrten, dem daran gelegen ſein könnte, bin ich gern erbötig, die Handſchrift mitzutheilen.)

Am 15. Juli. Aſtrachan. Es gibt hier ſehr viel mehr perſiſche als indiſche Kaufleute. Ich ſah ihrer zweihundert verſammelt in einer Karawanſerai, die ſie, zum Feſte Huſſeins, ausgeſchmücket hatten. Sie war durch große

bemalte Laternen, nach Art der chineſiſchen erleuchtet; es nahm ſich ſehr gut aus. Aber den ſtärkſten Eindruck machte auf mich dieſe allgemeine Duldung, die man ſchwerlich noch an einem andern Orte des Erdbodens antreffen wird. Denn während Ali's Anhänger in ihrer Karawanſerai, die Sekte Omar's verfluchten, konnten ſie dieſe zum Gebete rufen hören, die Glocken der griechiſchen Kirchen, die Tamtams der Indier, vielleicht gar das Murmeln der Lama's vernehmen, welche letztere jenſeits der Wolga eine Kapelle haben. Dazu kommen noch mehrere Sekten der ſogenannten Altgläubigen, welche von der ruſſiſchen Geiſtlichkeit als Ketzer betrachtet werden, und alle chriſtlichen Sekten von Europa und Aſien.

Aber — ſo rühmlich und ſchön das auch klingt, ſo konnte ich doch einer fatalen Bemerkung mich nicht erwehren. In der Zeit, als ich zu leſen anfing, ſchienen alle Philoſophen einen Bund geſchloſſen zu haben, um Toleranz zu predigen und zu ſchreien. Der Lärm wurde ſo arg, daß man hätte glauben ſollen, die Erde würde in demſelben Augenblicke ſich in ein Paradies verwandeln, in welchem Moſcheen neben Kirchen errichtet würden, oder Bonzen mit Kapuzinern einträchtiglich ein Chor anſtimmten. Nun iſt aber wirklich die liebe Toleranz überall im Gange, und die ganze Wirkung, die wir davon verſpüren, iſt — daß die Menſchen ſich etwas häufiger todtſchlagen als zuvor. Folglich ſind die Philoſophen keine Propheten. (Auch der Herausgeber kann hier ſich einer fatalen Bemerkung nicht

erwehren: wie kommt es doch, daß Verschiedenheit der religiösen Meinungen jetzt überall mit mehr Sanftmuth tolerirt wird als die Verschiedenheit der politischen Meinungen? hat es mit dem lieben Gotte weniger zu sagen, als mit irgend einem Fürsten auf Erden? darf dieser strafen, was Jener sich gefallen läßt? sind nicht alle die Grundsätze, auf welche man die religiöse Duldung baute, nicht auch anwendbar auf die politische? und würde nicht die letztere noch weit heilsamere Folgen hervorbringen als die erstere? nämlich: man würde sich etwas seltener todtschlagen als zuvor.)

Meine Untersuchungen über Alterthümer, Sprache und Ursprung der Perser haben mich sehr angenehm beschäftigt. Im Neupersischen fand ich die von Strabo angeführten Worte wieder, z. B. Paropanisus, mit Schnee bedecket; Saropara, Kopfabhauer; Tigres, ein Pfeil. Das führte mich auf die Vermuthung, das Neupersische sei nicht der Einmischung des Parthischen zuzuschreiben und folglich wären auch die zahlreichen europäischen Worte in dieser Sprache nicht von den Parthern herstammend. Auf Strabo gestützt halte ich die Perser für einen abgesonderten Zweig der Meder, der sich aber vor Cyrus unterworfen hat. Hingegen konnte ich nicht begreifen, warum die Meder auf einmal aus der Geschichte verschwanden, um ihr Land den Mardern abzutreten? ich vermuthete, diese Marder möchten wohl die Meder selber sein, und in dieser Vermuthung bestätigte mich Moses von Cho-

renä, der im Armeniſchen einen Meder, Mar und die Meder, Marats nennt. Jetzt hat die türkiſche Sprache faſt ganz Aderbitſchan eingenommen, man findet aber in den Gebirgen noch halb perſiſche Mundarten, vielleicht Ueberreſte der alten perſiſch-mediſchen Sprache. Moſes, der hebräiſche Geſetzgeber, ſpricht gar nicht von Perſern, ſondern nur von dem großen japhetiſchen Stamme Madai's. Sind aber die Perſer von einem japhetiſchen Stamme losgeriſſen, ſo wären ja die vielen europäiſchen Worte in ihrer Sprache kein Wunder mehr.

Ich führe den Moſes hier nicht als inſpirirten Schriftſteller, ſondern als einen in den Wiſſenſchaften Egyptens unterrichteten Mann an, wo man, nach Diodor's von Sicilien Zeugniß, die Geſchichte aller Länder kannte. Moſes ſelbſt ſagt, er ſei bei einer egyptiſchen Prinzeſſin erzogen worden, es iſt alſo ſehr natürlich, daß Strabo ihn für einen egyptiſchen Prieſter ausgibt. Hätte Moſes ſeine Nachrichten mehr von den Chaldäern als von den Egyptiern eingezogen, ſo würde er, wie mich dünket, mehr mit dem Beroſus übereinſtimmen, der uns von den Jahrbüchern Babylons einen ziemlich richtigen Begriff beibringt.

Alles dies ſoll keine Vorrede zu einem neuen Siſteme, nur ein Blick auf den Gang meiner Unterſuchungen ſein. Gelange ich durch ſie glücklich von den alten Sprachen und Völkern zu den neuen, ſo verdanke ich es beſonders dem unverhofften Glücke, einen vortrefflichen Lehrer in der Kenntniß der jetzigen Völkerſchaften und ihrer Sprachen

gefunden zu haben. Dieser Lehrer ist Abas-Chan, ein vornehmer Perser, durch Geist und Herz gleich ausgezeichnet. Ihn schätzte Aga-Mahmet-Chan so sehr, daß er ihn zum Gouverneur von Ispahan und dann von Ghilan machte. In letzterer Provinz nahm ihn Martusa Kuli-Chan gefangen, und führte ihn nach Rußland als Geißel für die Sicherheit seiner Familie, die in der Gewalt seines Bruders geblieben war. Beweises genug, welchen hohen Werth Mahmet-Chan auf meinen gelehrten Freund setzte.

Als ich in Astrachan ankam, hatte der russische Hof den Abas-Chan in Freiheit setzen lassen. Er war auf der Rückreise zu seinem alten Herrn, wünschte mich mit dahin zu nehmen, und versprach mir die gastfreieste Aufnahme. Plötzlich erfuhren wir, Aga-Mahmet-Chan sei von seinen eigenen Sklaven ermordet worden. Diese Nachricht war ein Donnerschlag für Abas-Chan, er versank in Schwermuth. Wenige besuchten ihn, vielleicht aus Furcht, dem Martusa zu mißfallen; meine Gesellschaft war seine einzige Zerstreuung. Ich erstaunte, einen Mann von seinem Charakter so betrübt über das Schicksal eines so grausamen Herrn zu sehen; aber theils schätzte er dessen Einsichten, theils betrachten alle Perser die Grausamkeit als ein unentbehrliches Hoheits-Recht: sie meinen, wer nicht grausam sei, könne Persien auch nicht beherrschen, und Viele ziehen Tirannei der Anarchie vor. (Leider haben wohl die Perser nicht ganz Unrecht.) Ueberdies hatte sich

die Menschheit an Aga-Mahmet-Chan versündigt, denn ein Feind seines Vaters machte ihn in seiner Kindheit zum Eunuchen. Seitdem blieb er ein Gefangener an Kherim-Chans Hofe, wo er in alle Ränke der persischen Staatsklugheit eingeweiht wurde. Endlich ergriff er eine günstige Gelegenheit, seine Talente an dem unglücklichen Hedalt-Chan zu entwickeln, und da man ihm keinen Nebenbuhler mehr entgegen stellen konnte, so herrschte er fast zehn Jahre lang über ganz Persien. Der Titel Schach war das Ziel seines Ehrgeizes. Er wollte sich die kaukasischen Fürsten und die von Chorassan unterwerfen, um dann mit desto größerem Glanze Nadirs Diadem um seine Schläfe zu winden. Der Tod setzte seinen ruhmsüchtigen Entwürfen ein Ziel, Persien fiel in seine vorige Anarchie zurück, und was jetzt da vorgeht (1797), wissen wir nicht.

Dem Abas-Chan verdanke ich, unter andern Kenntnissen, auch die der Talischa-Sprache, die nur eine barbarische Mundart der persischen ist. Die Perser sagen Fader (Vater), Moder (Mutter), Buroder (Bruder), die Talischaner Far, Mur, Bue. Den Hund nennen sie nicht Spack, wie ich oben anführte, sondern Sepa, welches dann auch nicht sehr von Herodot's Spack verschieden ist. Uebrigens gibt es in dem kleinen Ländchen Talischa mehrere Mundarten, mein gesammeltes Wörterbuch enthält die nahe am Meeresufer übliche, und ist mir von einem Kaufmann jenes Landes, Hudgi-Chiazem,

diktirt worden. Abas-Chan, der selbst zwei Jahre in Talischa zubrachte, war dabei gegenwärtig. — Wir haben jetzt in Astrachan einen Gesandten des Chans von Talischa; er ist aber krank und ich habe ihn noch nicht gesehen.

Reise zu dem Kalmucken-Fürsten Tumenes. Am 13. August war ich durch die Kosackenpost bis Zamian gekommen, wo ich die Leute des Fürsten antraf. Sie fuhren voraus, um ihrem Herrn meine Ankunft zu melden. Indessen fuhr ich auf einem Boote, von zwei Kosacken gerudert, die Wolga hinauf, und landete nach einigen Stunden am Fuße der Horde, wo mich der Fürst am Eingang des mir bestimmten Zeltes erwartete. Es war mit chinesischem Damast tapezirt und mit einem guten Bette versehen. Hierauf setzte man mir eine europäische Abendmahlzeit vor, und unterhielt mich in russischer Sprache, welche Tumen und sein Sohn Serwegiab sehr gut redeten; der letztere hatte sogar in Astrachan studirt und ziemlich viel begriffen.

Wenn ich für die beweglichen Wohnungen der Kalmucken mich des Wortes Zelt bediene, so ist das eben so uneigentlich, als das Wort Kibitka, welches die Russen gebrauchen; denn diese Wohnungen sind aus Flechtwerk gemacht und mit Filz bedeckt. Man bricht sie ab und ladet sie auf Kameele. Das Gitterwerk kann man, wie die stählernen Zangen, die man die Foulen zu nennen pflegt, zusammen legen. Die Kalmucken nennen eine solche Hütte Gir. Die tatarischen sind fast eben so gemacht, nur klei-

ner und laſſen ſich nicht abbrechen, ſondern werden ganz auf Wagen gepackt. Sie heißen bei den Tataren Kara-Tſchu.

Am 14. Auguſt weckte mich chineſiſche Muſik. Ich ſtand auf und ging, um die Gellongs beten zu ſehen. Ihrer dreißig, in einem Gir verſammelt, plärrten Hymnen unter Begleitung mehrerer Inſtrumente, die mir nicht ganz unbekannt waren, weil ich ſie häufig auf chineſiſchen Tapeten abgebildet geſehen hatte. Von Zeit zu Zeit machten ſie mit der Kehle eine Bewegung, als ob ſie ſich räuſperten, ſonſt unterbrach nichts die Einförmigkeit ihres Geſanges, der über eine Stunde dauerte. Am auffallendſten bei dieſer Möncherei war mir das fleiſchige, wohl genährte Ausſehen der Gellongs, welches gegen die trockene, lohfarbige Haut aller Kalmucken, ſelbſt die Fürſten nicht ausgenommen, ſeltſam abſticht.

Wir ſtatteten hierauf einen Beſuch bei dem Lama ab, der, wegen ſeines hohen Alters, bei den Gebeten nicht mehr gegenwärtig iſt. Vielleicht verſtattet es ihm auch ſeine Würde nicht. Alles in ſeinem Gir ſah chineſiſch aus, und kam auch wirklich aus China. Seine eigene Geſtalt harmonirte vollkommen damit, und erinnerte mich an die Pagoden, die man ehemals in unſern Sälen auf die Kamine ſtellte. Man betrachtet ihn als ein Muſter von Heiligkeit und die Quelle aller Weisheit. Ich überreichte Seiner Eminenz einen Band von Georgi's Werken. Hochdieſelben laſen das Tibetaniſche, welches darin vor-

kommt, mit der größten Leichtigkeit, wunderten sich, daß man in Europa Bücher in dieser heiligen Sprache besitze, und erstaunten noch mehr über das Privilegium, welches der große Lama selbst der Propaganda ertheilt hat. Hierauf stellte ich ihm meinen jungen Zögling als einen Enkel Amur-Sana's vor. Anfangs schien er an dieser Abkunft zu zweifeln, als ich ihm aber erklärte, Amur-Sana habe einen Sohn in Sibirien gehabt, dieser sei als Kind nach Polen geführt worden, habe sich dort verheirathet und diesen Knaben erzeugt, auch daß ich alle Barchane oder Götzenbilder besäße, welche der letzte Tschong-Kar mit sich genommen; so schien er tief nachzudenken, und gestand endlich, meine Erzählung sei sehr wahrscheinlich. Die Erinnerung an den glänzenden Hof des Konlaysch, wo er seine Jugendjahre verlebt hatte, bewegte den alten Mann so heftig, daß ich meinen Besuch abkürzte; auch soll er wirklich, gleich nach meiner Entfernung, bitterlich geweint haben.

Nachdem ich das geistliche Oberhaupt begrüßt hatte, stellte mir der Fürst Tumen die Fürstin Nurgiana vor, seine junge und in ihrer Art sehr schöne Gemahlin, mit einer blendend weißen Haut, welche durch zwei Haarzöpfe, schwarz wie Ebenholz, noch mehr erhoben wurde. Sie las eben in einem mongolischen Buche, welches von Gengis-Chans Thaten handelte. Dies veranlaßte mich zu fragen, ob sie von dem Volke Uigur, dem man die Erfindung der mongolischen Schriftzeichen zuschreibt, irgend ein An-

denken erhalten habe? — Tumen antwortete mir, bei den Kalmucken wisse man von diesem Volke nichts, aber man habe noch ein Sprichwort: »Ich verstehe diesen Menschen nicht, er wird wohl ein Uigur sein.«

Dann erkundigte ich mich, ob noch Spuren von der hohen Achtung übrig wären, welche vormals die Mongolen den Thürschwellen ihrer Häuser bezeigten? und die so groß war, daß einige christliche Mönche, welche das Unglück hatten, mit den Fußspitzen daran zu stoßen, derb geprügelt und mit dem Tod bedroht wurden.

Tumen versicherte, diese Achtung habe sich erhalten. Man dürfe zwar die Schwelle berühren, halte es aber für sündlich, sich darauf zu setzen. Vielleicht rührt davon der Ausdruck hohe Pforte her.

Während wir diese historischen Fragen abhandelten, beschäftigte sich die Fürstin mit ihrem vierjährigen Prinzen Huwascha. Tumen hatte von Nurgiana kein anderes Kind; es verdient seine Zärtlichkeit, denn es ist das liebenswürdigste Kalmuckchen, das man sehen kann. Vielweiberei ist zwar unter den Kalmucken erlaubt, aber man hat sehr wenige Beispiele davon.

Man bediente uns mit Branntwein aus Stutenmilch und mit Butter-Thee. Der Branntwein ist schwach und hat eine gewisse Fettigkeit, die mir nicht behagte. Der Thee, den die Kalmucken besonders für sich aus China kommen lassen, hat gar keine Aehnlichkeit mit dem unserigen. Er besteht aus großen Tafeln, fast so hart wie Zie-

gieng, so kann ich freyer sprechen. — Ob es wahr seyn mag, daß mein Oheim so hitzig, so polternd — wer weiß, sie wollte mich wohl nur furchtsam machen. — Und wenn auch; es gilt meines Vaters Freude!. Sey muthig, Lotte! eine böse Viertelstunde hat auch nur 15 Minuten. — Ich höre gehn — ach! wie mir das Herz klopft! (Sie bleibt schüchtern im Hintergrunde stehn.)

Fünfte Scene.

Franz Bertram. Hans. Lottchen.

Franz. (setzt sich auf einen Stuhl, ohne sich nach Lottchen umzusehn) Die Jungfer Nichte? was will denn die bey mir?

Hans. Ich weiß nicht, aber sie sieht so liebreich aus, daß ich wetten wollte, sie bringt gute Botschafft.

Franz. (nach einer Pause) Nun, wo ist sie denn?

Hans. Da hinten steht sie.

Franz. Ich soll ihr wohl entgegen hinken?

Hans. Kommen Sie doch näher, liebe Mamsell.

Lotte

gelstein, und mit feinem Papier überzogen, worauf viele Schriftzeichen stehen. Die Kalmucken kochen diesen Thee mit Milch und Butter, und ziehen ein gesundes kräftiges Getränk daraus, an welches man sich leicht gewöhnt. Auch haben alle Tataren den Gebrauch desselben angenommen.

Nach und nach erschienen wohl bis dreißig seltsame Figuren, und setzten sich um uns herum. Es waren Kundur-Tataren, die in der Gegend gelagert sind, und uns ihre Ehrfurcht bezeugen wollten. Tumen ließ ihnen Kumis (Branntwein) geben, schien aber sonst nicht viel Umstände mit ihnen zu machen. Sie hingegen bewiesen ihm große Ehrerbietung; ich wunderte mich, daß die stolzen Muselmänner sich gegen einen Heiden so tief herabließen. Aber sie ehren in ihm Gengis-Chans Blut, seinen Reichthum und seinen moralischen Charakter, der in der That schätzenswerth, auch von Russen und Nomaden, vom Jaik bis an den Kuban, einhellig anerkannt ist.

An der Mittagstafel gab ich aus Höflichkeit dem Pferdefleisch den Vorzug, verlangte es sogar. Ein Sänger, der zugleich auf einem Saiten-Instrumente, Jalgha, spielte, machte Tafelmusik. Das Instrument klang nicht unangenehm. Weiter kann ich nichts davon sagen, denn es hat nicht die mindeste Aehnlichkeit mit irgend einem europäischen Instrumente. Eine Arie glich sehr dem bekannten Savoyarden-Liedchen: Ramonez-ci ramonez-là. Nach dem Essen langten zwei Fürsten von der Linie Obadab-Ombo an. Der eine hieß Rukuikin, den Namen des

andern hab' ich vergeſſen. Sie verſtanden kein ruſſiſch, hatten auch gar keine andern Begriffe, als die bei ihrer Nation einheimiſch ſind.

Eine glänzende Jagd wurde nun veranſtaltet. Die Kalmukiſchen Fürſten ſprengten fort mit ihren Falken. Auch die Kundur-Tataren fanden ſich ein und die ganze Ebene war mit Reitern bedeckt. Man fing ſo viele Reiher als man wollte, und Jeder kehrte zufrieden heim.

Den Morgen des 15. brachte ich damit zu, die Burchem oder Zelt-Kapellen, nebſt allem, was zum lamaiſchen Gottesdienſte gehört, abzuzeichnen. Alles fand ich ſehr koſtbar, die Götzenbilder mit Perlen, die muſikaliſchen Inſtrumente mit Silber und feinen Edelſteinen beſetzt. Die Geiſtlichkeit iſt unverhältnißmäßig zahlreich. Dieſe Horde, die nur aus etwa tauſend Girs, das heißt, aus dreitauſend männlichen Seelen beſteht, hat zweihundert und zwanzig Geiſtliche von allerlei Gattung. Sie ſind aber doch kein unnützes Völkchen, wie wohl in manchen andern Staaten, denn zum Theil ſind ſie Jugend-Erzieher, zum Theil geſchickte Aerzte, beſonders in der Kenntniß einfacher Heilmittel. Auch brauchen dieſe Gellongs nicht zu betteln, das Volk bringt ungefordert, was ſie bedürfen. Nachmittags wohnte ich einer andern, von der vorigen ganz verſchiedenen, religiöſen Zeremonie bei. Die Gellongs trugen reiche Biſchofsmäntelchen, Schürzen von chineſiſchem Damaſt und koſtbare mit Bildern verzierte Biſchofsmützen. Die ganze Tracht glich der der chineſiſchen Bonzen. Kein Inſtrument ließ ſich

hören, nur eine kupferne Schelle hatte jeder Mönch in der linken Hand, und in der rechten ein Werkzeug, deſſen Namen und Gebrauch mir unbekannt ſind. Ferner trug jeder eine kupferne Schale und Samenkörner in ein Stück Tuch gewickelt. Ehe ſie zu beten anfingen, legten ſie ein Stück Taffet vor die Augen. Dann murmelten ſie mit gedämpfter Stimme, faſt wie unſere Pfaffen, und krächzten dazwiſchen wie Tags zuvor. Bisweilen falteten ſie die Hände, gleich uns beim Gebet; dann warfen ſie wieder Hände voll Körner in die Luft. Einer erhob ſich, zündete Weihrauch auf dem Altare an, ergriff dann ein Gefäß, worin Pflaumfedern waren, zog eine gelbe Flüſſigkeit daraus, goß ſie in eine Muſchelſchale, und aus dieſer in die Taſſen der Mönche, welche davon tranken, ihre Stirn damit befeuchteten, das übrige den Göttern darbrachten. Dem Ganzen ſchien eine ſehr genaue Ordnung vorgeſchrieben zu ſein. Da die Zeremonie ziemlich lange währte, ſo hatte ich Zeit genug, jeden einzelnen Mönch, ſammt dem Lokal, ſo gut es gehen wollte, abzuzeichnen.

Am 16. des Morgens beſuchten wir die Meierei, wo ich ziemlich hübſche Hirtinnen, welche die Stuten molken, ſah. Auf der Heimkehr wurden wieder einige Reiher gefangen, denn ohne ſeine Raubvögel thut der Kalmuck keinen Schritt. Jeder beſitzt einen, den er ſelbſt füttert, und mit dem er ſich faſt den ganzen Tag beſchäftigt.

Nachmittags wurde Strafgericht über eine Liebesgeſchichte gehalten. Die Schuldigen waren ein ſchon ziem-

lich bejahrter Kundur-Tatar, und eine sehr junge, aber außerordentlich häßliche Kalmuckin. Die Sache endigte damit, daß einige Kankruck-Hiebe auf die anständigste Weise, und ich kann sagen, zum Vergnügen aller, sowohl der Geber als der Empfänger, ausgetheilt wurden. Ich muß bemerken, daß der tatarische Verführer in der Meierei die Gefälligkeit gehabt, ein wildes Pferd zuzureiten, und dadurch die Herzen der Kalmucken gewonnen hatte. Er schien sehr erfreut, so wohlfeilen Kaufs los zu kommen, denn er mochte wohl befürchtet haben, seine Helena behalten zu müssen. Morgen speisen wir in der Horde des geschlagenen und zufriedenen Liebhabers.

Am 19. In den ersten Tagen meines Aufenthalts in der Horde hatten sehr kalte, nachher ein sehr warmer durchdringender Seewind geweht. Durch diese abwechselnde Witterung bekamen mehrere Kalmucken den Schnupfen, was ihnen sehr selten wiederfährt, andere das Fieber. Auch Tumen wurde krank und ich litt natürlich noch mehr als die andern. Darum verließ ich das Lager und bezog ein angenehmes Haus, welches mein Wirth zu seinem Winter-Aufenthalt hatte bauen lassen. Dies und die gute Pflege, deren ich mich zu erfreuen hatte, stellten mich bald wieder her, und morgen kann ich schon der Horde, welche aufbrechen wird, folgen. Wir werden auch einer Hochzeitsfeier beiwohnen. Din-Islam, der Reichste unter den Kundur-Tataren, verheirathet seine Tochter, und man versichert, daß die Pracht seiner Feste alle Vorstellungen übertreffen werde.

Am 20. begab ich mich früh zu der Horde, die ich schon auf dem Marsche fand. Eine zahllose Menge von Kameelen trug die Zelte und das Gepäcke. Sie wurden geleitet von Weibern zu Pferde, deren mehrere ein Kind vorne auf dem Sattel hatten. Die Habseligkeiten der Aermsten waren früher aufgeladen. Niemand ging zu Fuß, Niemand fuhr, alle ritten, selbst der alte Lama an der Spitze seiner betagten Synode.

Nachdem wir der Kolonne eine Zeit lang gefolgt waren, wandten wir uns rechts und betraten das Gebiet der Kundur-Tataren, wo unsere Schritte oft gehemmt wurden, denn mehrere hundert Flüßchen, die sich in die Wolga ergießen, mußten wir auf sogenannten Fähren passiren und oft genug darin schwimmen. Wir zogen durch mehrere kundursche Auls, und kamen endlich zu dem des Din-Islam, den wir schon von ferne an der zuströmenden Menschenmenge erkannt hatten.

Die erste Ehre erwiesen wir einer Gruppe junger Dirnen, die sich auf einem Hügel um eine Strickschaukel versammelt hatten. Bei unserer Annäherung verließen die scheuen Nymphen das Spiel, krochen zusammen auf einen Haufen, und wir sahen nichts als seidene Halstücher. Fürst Tumen bekomplimentirte sie in nogayischer Sprache bittend: sie möchten uns nicht scheuen, wir wären blos gekommen, um sie tanzen zu sehen. Die höflichen Worte und die Töne des Kabutz machten die jungen Schönen gefälliger; sie lüfteten ihre Schleier ein wenig und ließen

uns die Spitzen ihrer Stumpfnasen sehen. Zwei standen sogar auf und traten uns näher. Ein Musikant entwandte ihnen die Schleier, und auf dieses Signal fingen sie an zu tanzen, aber mit so züchtig niedergeschlagenen Augen, daß ich sie für ganz geschlossen hielt. Wenn sie nichts sahen, so hörten sie wenigstens den Takt sehr gut, und bewegten sich mit Grazie. Nach dem Tanze hielten sie beide Hände vor das Gesicht, um eine kindliche Verlegenheit zu verbergen. Der Musikant warf ihnen die Schleier wieder über, und sie zogen sich bescheiden zurück. Die Tracht dieser Mädchen fiel besonders auf, durch die Menge schweren Silbers an Ketten, Platten, Spangen, Knöpfen, Amuletten und dergleichen. In den Nasen trugen sie Ringe mit kostbaren Steinen besetzt.

Nun gingen wir zu den Frauen, die wir mit Ausstattung der Braut beschäftigt fanden. Bei den Zurüstungen zu dem Feste herrschte großer Ueberfluß. Man hatte vier Pferde, vier Ochsen und vier Schöpse geschlachtet. Außerdem hatten die Eltern fette Schafschwänze, Kalbaunen, Köpfe und dergleichen Leckerbissen gebracht. Ich mußte an die Hochzeit des Gamasch im Don Quirotte denken. Man hatte ein Zelt für uns bereitet, in welches ich mich begab, und mit einem kundurschen Mollah, Beg-Ali, mich unterhielt. Dieser Mann besitzt, für einen Nogoyer, viele Kenntnisse und, was bei ihnen noch seltener ist, Begierde mehr zu lernen. Man hatte ihm gesagt, daß ich eine türkische Sprachlehre bei mir hätte, und er wünschte sehr sie

zu ſehen. Wir ſprachen Mancherlei über die Geſchichte der Kunduren. Sie ſind wahre Nogoyer, haben aber jetzt den Gebrauch der kalmuckiſchen Girs angenommen, wodurch ihre Auls ein ganz anders Anſehen erhalten. Im Winter leben ſie in Häuſern um Krosnojar. Doch bedienen ſie ſich noch ihrer Gilderga's, einer Art von Karren mit Gerbedeichſeln, die ſie neben ihre Zelte ſtellen und wie Schränke gebrauchen. Dieſe ihre Sitte iſt ſehr alt. Schon die Geſandtſchaften Menander's gedenken derſelben. Auch ihre Lager unterſcheiden ſich von den aſtrachaniſchen dadurch, daß die Familien in denſelben in weiten Zwiſchenräumen wohnen.

Endlich wurde zu Mittag aufgetiſcht in großen und kleinen Trögen. In dem größten lag ein Stutenviertel, in den andern Schöpſenfleiſch, Reiß und Hirſe. Unmöglich konnte ich das Stück in der Mitte anſehen, ohne an all das Aas zu denken, welches ich an den Straßen liegen ſah. Das Pferdefleiſch verliert dieſe Aehnlichkeit nie, auch nicht, wenn es in die kleinſten Stücke zerſchnitten wird, weil das Fett in demſelben auf eine, von den andern Fleiſcharten verſchiedene Weiſe geſchieden iſt. Der übrige Theil der Mahlzeit war ziemlich ſchmackhaft, aber meine Geſundheit erlaubte mir noch nicht, ihnen gebührende Ehre zu erweiſen.

Nachmittags ſtieg Alles zu Pferde. Man gab ziemlich glänzende Wettrennen, worauf Wettkämpfe folgen ſollten. Da wir aber noch weit zu reiſen hatten, ſo beurlaubten wir uns.

Vor Sonnen-Untergang gelangten wir an die Achtuba, wo uns Kameele erwarteten, um die Vornehmſten in der Geſellſchaft überzuſetzen; die Uebrigen ſchwammen hinüber. Tief in der Nacht langten wir endlich bei der neuen Lagerſtatt der Horde an, und hatten an dieſem Tage mehr als fünf deutſche Meilen zurückgelegt; fürwahr genug für einen Geneſenden! Ich hielt mich nun ruhig, und war eben dabei den heutigen Tag zu beſchreiben, als Tumen mir ſeine Panzerhemden zeigte, deren jedes ſeinen eigenen Namen hatte, wie ehemals Roland's Schwert Darendad und der Säbel unſeres Königs Boleslaus, der Szezerbeck hieß. Die merkwürdigſte Waffenrüſtung meines Wirths heißt Kitſchin-Kilintuck (das Hemd Kitſchin-Chans). Unter allen Tataren, ja ſelbſt im Kaukaſus, iſt es bekannt.

Den 22. zu Ogid-Hadgi, welches von den Ruſſen Seliterey Gorodok (Salpeterſtädtchen) genannt wird. Die Abſicht meiner Reiſe dahin war: Ruinen tatariſcher Gebäude zu beſichtigen; aber meine Erwartung wurde gänzlich getäuſcht. Nur ungeheure Haufen von Backſteinen ſind noch vorhanden, deren einige auf der einen Seite blau, grün oder weiß glaſirt ſind. Sogar Spuren von Moſaik findet man. Die vier Thürme, die noch da ſtehen, ſind neu, und, wie die Mauern von Aſtrachan, aus alten Backſteinen erbaut. Beweiſe ihrer Neuheit ſind: der Kitt, der nur ein ſchlechter Thon und dem alten tatariſchen Kitt gar nicht zu vergleichen iſt; der neue Geſchmack am Holzwerk der Fenſter, und die glaſirten Backſteine,

die hier durcheinander gemiſcht ſind, da hingegen die Tataren ſie blos an Thüren und Karnießen gebrauchen. Es ſcheint, die Ruſſen haben ehemals einen ſchützenden Platz für ihre Schifffahrt auf der Achtuba daraus machen wollen, ſie hatten ſogar einen hölzernen Wachtthurm auf einem dieſer Thürme errichtet, der noch vorhanden iſt.

Einige Reiſende haben wohl geirrt, wenn ſie von Gräbern aus Backſteinen gewölbt ſprechen. Unter den Ausdrücken Magila, Kurgan, oder Buyor is Kirpitſch verſtehen die Ruſſen blos Ruinen, oder Hügel von Trümmern. Zwiſchen jenen vier Thürmen erblickt man auch noch neuere Ueberbleibſel von hölzernen Häuſern ohne Dächer, ohne Thüren und Fenſter, ohne Einwohner, außer Schlangen und Taranteln. Eine einzige arme, ruſſiſche Familie hat ſich noch da angeſiedelt wegen eines kleinen Handels mit den benachbarten Nomaden. Von den Schlangen begreife ich nicht, wie ſie an einem ſo hohen, trockenen Orte leben können, aber gewiß iſt, daß man keinen Schritt thun kann, ohne dieſen angenehmen Kreaturen zu begegnen. Mehrere Tataren und Kalmucken, die ſich einfanden, ſchienen ſich ſehr zu verwundern, hier Fremde anzutreffen. Abends ließen andere Gäſte ſich vernehmen, heulende Wölfe, die unter der jetzigen Garniſon dieſer alten Feſtung, nämlich einigen Hunden, großen Schrecken verbreiteten. Ich möchte keinem Hypochondriſten rathen, lange in Dgid-Hadgi zu verweilen, denn dieſe Ruinen, dieſe armſeligen Bewohner derſelben, dieſe unabſehbare Wüſte rings umher, dies

Ziſchen der Schlangen und Heulen der Wölfe, machen es zu einem der grauenvollſten Aufenthalte auf Gottes Erdboden.

Drei Tagereiſen von Ogid-Hadgi liegt ein einzelner Berg in der Steppe, den die Ruſſen Bogda-Gora, die Kalmucken Bogda-Ula nennen. Das Wort Bogda iſt mungoliſch, und bedeutet ſo viel als groß, anſehnlich. Wenn alſo das Kabinet von Petersburg dem chineſiſchen Kaiſer den Titel: Ew. Bogda-Chaniſche Majeſtät gibt, ſo heißt das nicht: der von Gott geſchenkte Chan, ſondern man bedient ſich blos eines alten Wortes, das in Rußland wahrſcheinlich zu der Zeit angenommen wurde, als die Mungolen über China herrſchten. Man erzählt hier vielerlei von dieſem Berge Bogda, unter andern: ſein Gipfel werde von einem kalmuckiſchen Genius bewohnt, der Niemanden über eine gewiſſe Höhe hinauf ſteigen laſſe, und den, der ihm trotzen wolle, in Abgründe ſtürze. Ein ſo wunderbares Abenteuer wäre ſehr reizend für mich geweſen, aber die Nächte fangen an kalt zu werden, die Tage ſelbſt ſind nicht mehr ſo warm, daß man nach einem derben Regen, oder nach naſſen Uebergängen über Ströme, ſich wieder trocknen könnte. Das kaum bekämpfte Fieber iſt mir furchtbarer als der Genius; ich thue folglich auf den Ruhm Verzicht, die ätheriſchen Einöden, welche er bewohnt, zu erklimmen.

Am 23. trat ich meinen Rückweg an, kam ziemlich ſpät zu der Horde, und ſah noch, wie die Gellongs dem Volke

Lottchen. (wankt und bleibt furchtſam auf ihrem Platze.)

Franz. (horcht ob ſie näher kommt) Ich höre nichts.

Hans. Sie zittert.

Franz. Zum Henker! warum zittert ſie denn?

Lottchen. (tritt einige Schritte näher) Ich — ich —

Franz. (zu Hans, der neben ſeinem Stuhle ſteht) Nun? kann ſie nicht reden?

Hans. Sie weint.

Franz. Zum Teufel! warum weint ſie denn?

Lottchen. (faßt ſich ein Herz) Ich komme, lieber Oheim, Ihnen Glück zu wünſchen.

Franz. (rauh) Wozu?

Lottchen. Zu Ihrem Geburtstage.

Franz. Großen Dank! Sie hat wohl erſt ſeit Jahr und Tag gehen gelernt, weil ſie heute zum Erſtenmale kommt?

Lottchen. Seit ich fühlen und denken kann, zog mein Herz mich täglich hieher.

Franz. So, ſo. Wie alt iſt ſie denn?

Lott-

mit vielen Ceremonien die Faſten, Matreg genannt, ankündigten. Abends fanden ſich Tſcherkaſſen ein, die man tanzen ließ. Daß ihr Tanz dem der Koſacken gleicht, iſt bei der Nachbarſchaft beider Völker eben nicht zu verwundern; allein wie kommt es, daß der Tanz der Norweger gleichfalls dem koſackiſchen ähnlich iſt? das vermag ich nicht zu erklären, aber geſehen habe ich es während meines Aufenthalts in Koppenhagen. Da ich eben von den Bewohnern des Kaukaſus rede, ſo will ich noch erwähnen, daß ich in Aſtrachan mehrere derſelben geſehen habe, unter andern eine Fürſtin der Tſchetſchnager; ihr dortiger Aufenthalt war eine Folge der Kriegsvorfälle. Sie iſt ziemlich ſchön und nach ihrer Art wohlerzogen, das heißt, ſie verſteht türkiſch, wie man es in Perſien redet. Uebrigens kann ſie von ihren National-Vorurtheilen ſich nicht losmachen. Ihr ſcheint ein Land ſehr langweilig, wo kein Straßenraub begangen wird, und ein geſtohlenes Band iſt ihr lieber als eine gekaufte Perlenſchnur. Sie rühmte: ſeit dem Anfang der Welt hätten die Fürſten ihres Hauſes immerwährend auf den Straßen von Tiflis und Tarku geraubt, und ſie möchte um Alles in der Welt nicht, daß ihre Verwandtinnen und Freundinnen erführen, ſie habe einen Mann geheirathet, der nicht vom Raube lebt. Ich meinte, ſie übertreibe; aber Tumen, der ihr Vaterland ſehr gut kennt, weil er mehrere Feldzüge dahin gemacht hat, erzählte mir, daß wenn ein Fürſt das edle Handwerk des Straßenräubers nicht eifrig genug triebe, die Vorübergehenden vor

seinem Hause eine Menge Steine auf eine besondere Art zusammen legten und ihn dadurch für seine Lebenszeit entehrten. Ueberhaupt stellen die Sitten des Kaukasus ein seltsames Gemisch von Wildheit und Edelmuth dar. Die Bewohner sind räuberisch, lügenhaft und treulos gegen Fremde, aber heldenmüthige Verächter des Lebens, biedere Verehrer der Gastfreundschaft und die wärmsten, wahrhaftesten Freunde.

Am 24. Heute sah man in der ganzen Horde, unter andern auch bei der Fürstin Nurgiona, große Andachtsübungen. Auf ihren Knien lag ein Buch von einzelnen Blättern, welche sie unter die Umstehenden vertheilte, die selbige wie ein geistliches Lied absangen. In den andern Girs wurde auch gesungen, oder man drehte Kurden, eine Art von Kreiseln, von welchen man glaubt, sie beten, wenn sie sich umdrehen.

Ich ging zum Lama, um Abschied von ihm zu nehmen, und leitete das Gespräch auf den Hof Galdan-Tserm't, an welchem er in seiner Jugend gelebt hatte. Er sagte mir: zu seiner Zeit habe man die Bevölkerung der vier Eleuthen-Stämme auf dreimal hundert tausend Girs angeschlagen, das heißt, nach Rechnung der Russen, auf eine Million und achtmal hundert tausend Seelen. Ueberdies möchten die, den kontayischen unterworfenen Tataren in der kleinen Bucharei, auch wohl viermal hundert tausend Seelen stark gewesen sein. Diese Tataren gleichen in Allem den astrachanischen, wohnen in

Städten und bauen Gärten. Zu seiner Zeit habe Galdan-Tserm eine Anzahl von ihnen kommen lassen, um an den Ufern des Ili Gärten anzulegen. Auch in diesem Lande gebe es einen Berg Bogda, auf welchem die Gellongs ihre Andacht verrichten. In der Gegend desselben habe er wilde Kameele gesehen, die sich von den zahmen in nichts unterscheiden, als daß ihre beiden Höcker wenig bemerkbar sind. Diejenigen, welche man jung fange, wären leicht zu zähmen, die alten aber zu nichts tauglich.

Zuletzt ging ich noch einmal zu der Fürstin, trank Thee bei ihr, und nahm Abschied von dem braven Tumen und seiner liebenswürdigen Familie.

Diesen Reisebericht will ich mit einer kleinen Predigt beschließen: ich meine, es wäre endlich einmal Zeit, die mungolischen und tibetanischen Büchersammlungen zu benutzen, sowohl die, welche in den hiesigen Horden und in Sibirien gefunden werden, als auch die kostbare Sammlung der Petersburgischen Akademie. Pallas hatte hiezu einen gewissen Jahrig bestimmt, einen Herrenhuter von Sarepta, der anfangs bei dem hiesigen alten Lama studirt, dann zu den Buräten in Sibirien sich begeben, und auch dort lange Zeit in einem Gellongskloster gewohnt hat; allein man sagt, er sei gestorben. Ist das wahr, so sollte man darauf denken, seinen Verlust zu ersetzen, und das wäre nicht unmöglich, denn es gibt sowohl zu Sarepta als in Astrachan Leute, die wohl im Stande sind, mungolische Bücher gut zu übersetzen. Mehr Schwierigkeiten macht das

Tangit oder Tibetaniſche, denn nur die Gellongs verſtehen es, aber es mangelt ihnen die Kenntniß des Ruſſiſchen. Eben ſo verhält es ſich mit dem Galliksſchen, einer Mundart, die, ſo wie ihr Alphabet, zwiſchen dem Mungoliſchen und Tangutiſchen in der Mitte ſteht. Doch ein Wort vom Hofe würde Wunder thun.

Uebrigens verlohnt es gewiß der Mühe, denn man findet philoſophiſche, aſtronomiſche, mediciniſche Schriften, Stamm-Regiſter, Geſchichten und Mährchen. Von der letztern Gattung habe ich einige Fragmente erhaſcht, ganz im Geſchmack der Tauſend und Einen Nacht, und man hat mir von einer Geſchichte Uſchunderi-Chans erzählt, die man nicht ohne Thränen anhören könne. Möchte doch ein neuer Herbelot für die mungoliſche und tungutiſche Sprache aufſtehen, und das für ſelbige werden, was der alte Herbelot für die perſiſche und arabiſche war! Amen!

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Reise des Grafen Potozky*).

(Beschluß.)

Obgleich die gelehrten Forschungen des Herrn Grafen hier nicht mitgetheilt werden sollten, so ist doch eine, auf die Kalmucken bezogene Stelle des Herodot so interessant, daß sie dem Leser nicht kann vorenthalten werden. »Am Fuße hoher Gebirge," erzählt Herodot, »leben Menschen, von denen man sagt, daß sie von Geburt an kahl sind, sowohl die Männer als die Weiber."

(Die kalmuckischen Mönche scheren ihre Köpfe ganz glatt, und die Kinder, die einst Priester werden sollen, gewöhnlich der dritte Sohn, werden geschoren, sobald sich Spuren von Haaren zeigen. Ehemals weihte man auch Mädchen zur Priesterschaft.)

»Sie haben eine stumpfe Nase, ein großes Kinn und ihre eigene Sprache."

(Hier ist die Gestalt der Kalmucken sehr deutlich bezeichnet.)

»Sie kleiden sich wie die Scythen und leben von Früchten."

(Die Gellongs dürften eigentlich, nach der Strenge ihrer Ordensregel, nur Pflanzenkost genießen.)

---

*) In der frühern Ausgabe der Clio (3 Bände) ist diese Fortsetzung im zweiten Bande abgedruckt.

Die Verlagshandlung.

»Der Baum, von welchem sie sich nähren, heißt der pontische, hat die Größe eines Feigenbaumes und trägt Früchte so groß als Nüsse, diese zerdrücken sie in ihren Kleidern, wenn sie reif werden, dann läuft ein fetter, schwarzer Saft heraus, denn sie Aschi nennen, ihn auffaugen, oder mit Milch vermischt trinken, oder auch Massen daraus bilden zur Speise.«

(Auf den Steppen an der Wolga findet man gar keine Bäume, auch sind sie viel zu weit von den Gebirgen, deren Herodot erwähnt, entlegen, als daß man den pontischen Baum da suchen dürfte. Aber zweierlei ist zu bemerken. Aski bedeutet im Tatarischen und Mongolischen alles Saure. Vermuthlich haben die Scythen dem Herodot diesen Saft als sauer beschrieben, und er hat geglaubt, das Beiwort sei der Name. Die Kalmucken an der Wolga bedienen sich der kleinen Beeren der Ephedra monostachya, von ihnen Zergen genannt, die im Sande wachsen und nicht alle Jahre gedeihen, wenn sie aber gut gerathen, so werden sie ausgesaugt, oder ein dicker Saft daraus gemacht, der, mit der Butter vermischt, ihr eine rothe Farbe gibt.)

»Jeder liegt unter einem Baume. Im Winter setzen sie weiße dichte Hüte auf diese Bäume, die sie im Sommer wieder wegnehmen.«

(Das sind doch offenbar die Zelte von weißem Filze, die sie nachher ohne Bäume zu befestigen gelernt haben.)

»Bis zu diesen Kahlköpfen hin ist alles bekannt, aber

Niemand weiß, was über ihnen liegt, weil noch Niemand die steilen Gebirge erklimmt hat."

(Aus dieser Stelle folgt, daß die Kahlköpfe nahe an den Altoi-Gebirgen wohnten, nicht aber am Jeraus und den indischen Bergen. An den Seen Bolkasch und Sassan waren folglich ihre Wohnplätze, und das ist das wahre Land der Kalmücken.)

„Die Kahlköpfe sagen," — ich glaube es aber nicht — „diese Gebirge seien von Menschen mit Ziegenfüßen bewohnt."

(Solche Fabeln haben sich nicht nur bis auf die Zeiten des Marko Paolo, sondern sogar bis auf den heutigen Tag erhalten. Als der Lama mit dem Herrn Grafen von den Merkwürdigkeiten seines Landes sprach, sagte er: man glaube dort allgemein, es gebe wilde Menschen in der Wüste Charangui.)

„Und jenseits derselben finde man Menschen, die ein halbes Jahr lang schliefen."

(Soll ohne Zweifel heißen, sie hatten eine halbjährige Nacht; ein neuer Beweis, daß die Kahlköpfe an Sibirien stießen.)

„Die Scythen sagen, es gehe bei ihnen eine Gegend, wo die Luft so voll von Federn ist, daß man nichts sehen noch weiter fortkommen kann. Ich denke aber, es schneit beständig in diesem Lande, und die Schneeflocken haben viel Aehnlichkeit mit kleinen Federn."

(Diese Stelle widerlegt den Vorwurf der Leichtgläu-

bigkeit, den man dem Herodot gemacht hat. Er las seine Geschichte bei den olympischen Spielen vor, ganz Griechenland jauchzte ihm Beifall zu, Thucidides weinte vor Freude, Bewunderung und Nacheiferungstrieb. Die Nachwelt bestätigte das Urtheil der Zeitgenossen. Aber die Menschen ermüden leicht, immer dasselbe zu bewundern. Ctesias, der Arzt des jungen Cyrus, war einer der Ersten, der sich gegen Herodot erhob, ihn einen Lügner und Märchen-Fabrikanten schalt; aber seine Beweise waren sehr armselig. Einige Jahrhunderte später wiederholte Strabo diese Verunglimpfungen, besonders in Ansehung der Scythen, von denen er doch selber nichts wußte.)

Nach dieser kleinen Abschweifung begleiten wir den Herrn Grafen auf seiner weitern Reise. Kalmuk Basar, oder der Markt der Kalmucken liegt sieben Werste von Astrachan auf dem rechten Ufer der Wolga. Hier ist der Punkt, wo die in Gesellschaft lebenden Völker mit den Nomaden sich berühren und Handel treiben. Die Russen bringen Branntwein, Brot und einige schlechte Kramwaren dahin. Die Tataren holen dort Schafe für ihren Markt zu Astrachan. Die Tscherkassier arbeiten daselbst in Eisen und Leder. Die Kalmucken verkaufen ihr Vieh, ihre Filze und ihre Arme. Da sie sehr einfältig und leicht zu betrügen sind, so drängen sich die Kaufleute häufig nach Kalmuck-Basar und beleben diesen Ort. Südlich von demselben, auf einem angenehmen Hügel, steht das Haus

der Woronier, einer sehr achtungswerthen Familie, die durch ihre Kenntniß der mongolischen Sprache und ihre Verbindungen mit den kalmuckischen Fürsten sich auszeichnet. Besonders ist Tumen ihr vertrauter Freund, welches schon ein günstiges Vorurtheil für sie erweckt.

Nicht weit von dieser Wohnung steht eine tatarische Burg, in welche der Reisende sich für eine Zeit lang einquartirte. Die Tataren hatten damals (am 15. Juli) ihre Häuser schon verlassen, und lagerten sich auf den, an die Burg stoßenden Anhöhen, von wo sie nach und nach in die Ebene hinab rückten, so wie die Gewässer der Wolga sich zurück zogen. Aber nie entfernten sie sich weiter als einige hundert Schritte von der Burg. Dieses Kampiren war also nur noch eine Rückerinnerung an ihre nomadische Lebensart, sie thaten es gleichsam nur um frische Luft zu schöpfen. Aber trotz der geringen Entfernung führten sie doch ihre Mollahs, und diese wiederum tragbare Moscheen mit sich, eine Art von Hühnerhäuschen, in welchen sie einen possirlichen Anblick gewährten. Den Frommen genügte noch nicht einmal an solchen Moscheen, denn sie schleppten auch noch kleine Kapellen aus Weidenzweigen geflochten mit sich herum, in denen gerade so viel Platz war, daß ein Mensch sich darin niederwerfen konnte. Diejenigen, deren Sitten schon etwas verfeinert sind, halten sich in einem kleinen abgesonderten Lager auf, wo die Weiber der Kalmucken ihre Stutenmilch und getrocknetes Fleisch verkaufen. Hier verbreitet oft die Dichtkunst Anmuth und Fröh-

lichkeit. Der tatariſche Troubadour begleitet ſeinen Geſang mit einer zweiſaitigen Guitarre. Der Steg an dieſem Inſtrument berührt ſein linkes Ohr, er beugt den Kopf gegen die rechte Schulter hin, und heftet das Auge an den Boden, als ob er Gedanken oder Erinnerungen ſuchte. Die meiſten dieſer Gedichte ſind eine Folge von Allegorien, deren jede in zwei Verſen ausgedrückt iſt, die aber ſonſt in gar keiner Verbindung mit einander ſtehen. Zum Beiſpiel:

»Ich ließ in meinem Garten eine Blume, die von Niemand bemerkt wurde.“ — »Ich reiſe und meine Füße ſtoßen auf einen ſteilen Hohlweg.“ — »Mein Sperber und mein Roß kennen meine Stimme nicht mehr u. dgl.“

Wir haben keinen Sinn für dieſe allegoriſchen Aphorismen, der tatariſche Zuhörer hingegen iſt ganz Ohr, ſtützt ſein Kinn auf das Knie, und ſobald der Gedanke des Dichters ihn ergriffen hat, ſo thut er ſolches durch ein kurzes aber gellendes Geſchrei kund, worauf er wieder in ſchweigende Aufmerkſamkeit verſinkt.

Manche Lieder ſind mehr Ritter-Romanzen. Daß die Guitarre in den Händen der Jünglinge ein Dolmetſcher der Liebe wird, iſt begreiflich. Da Jedermann dem Edlen far niente obliegt und die Wohnungen nur mit Weiden und Roſengebüſchen umzäunt ſind, ſo hat Amor leichtes Spiel. Die Bewohner eines Auls ſind ſämmtlich mit einander verwandt, darum nehmen ſie Weiber aus entfernteren Gegenden, aber zwiſchen Verlobung und Hochzeit verſtreichen oft Jahre, und man ſagt, daß während dieſer Zeit die

Lottchen. Siebzehen Jahre.

Franz. Ja, ja, als ich vor sechzehen Jahren zurückkam, war sie ein Ding so lang wie meine Hand.

Lottchen. Damals hat mein guter Oheim mich auf seinen Armen getragen, und mir geliebkost. Ich habe mir das recht oft von der alten Anne erzählen lassen.

Franz Ihr guter Oheim war damals ein guter Narr.

Lottchen. Ich verlohr meine brave Mutter so früh.

Franz. Die Mutter war brav, ja, sehr brav.

Lottchen. Wäre sie leben geblieben, es wäre wohl vieles nicht geschehn.

Franz. Kann wohl seyn; die hat ihren Vater von manchem dummen Streiche abgehalten.

Lottchen. Mein Vater kann sich irren, böse Menschen konnten ihn irre führen; aber die Liebe zu seinem einzigen Bruder konnten sie nie aus seiner Brust retten.

Vettern ihren hübſchen Mühmchen den Hof machen und nicht unerhört bleiben; wenigſtens hat der Graf Potozky weder zu Cadir noch Madrid ſo viele Liebeslieder die ganze Nacht hindurch ſingen hören. Der Monat Auguſt war hier eine fröhliche Zeit. Die Ernte der Waſſermelonen verbreitete überall Vergnügen und Thätigkeit; überall ſah man dieſe Frucht eſſen oder verkaufen. Die Arabos mit ihren knarrenden Rädern brachten ſie vom Lande, die Barken aus Aſtrachan führten ſie weg; Fluß und Ebene zeigten immerfort ein belebtes Gemälde. Nach dieſer Zeit wurde es immer ſtiller, und in den erſten Tagen des September bereitete ſich ein Jeder ſein bewegliches Landhaus in die Stadt zurück zu tragen. Dieſe Hütten wurden über die Mauern in den Hof geſchafft, und dort in einer Ecke aufgeſtellt, wo ſie denn wieder als Vorrathskammern dienten. Aber auch während der Auswanderung hatte die Burg immer noch einen Anſchein von Bevölkerung behalten, den ſie der Schifffahrt nach Aſtrachan, der Poſt und dem Handel verdankte. Den letzteren trieben die Tataren der Kuma, des Kuban, der fünf Berge und aller Winkel der Steppen. Kein Tag verging, wo man nicht eine ihrer Karavanen ankommen ſah. Es gab auch Koſacken von Jaik, welche die Sicherheit der Landſtraßen wieder herſtellen ſollten, und zaporogiſche Koſacken, die aus dem perſiſchen Kriege zurück kehrten. Endlich erſchien auch eine Geſandtſchaft der Kirgiſen, die freilich kein diplomatiſches Anſehen hatte. Sonſt ſtehen die Kirgiſen faſt in gar keinem

Verhältniß mit Aſtrachan, ſondern treiben ihren Handel in Orenburg. Kommt einer mit ſeinem Vieh auf den Markt, ſo ſtürzt alſobald ein Haufe ruſſiſcher Krämer und Dolmetſcher auf ihn los. Man reißt ihn vom Pferde, man zieht an Armen und Beinen ihn fort, Jeder will ihn in ſeine Bude ſchleppen. Dieſe Zudringlichkeit gefällt dem Kirgiſen, er läßt ſich aber nichts merken, ſondern beſtimmt ſich maſchinenmäßig für die Bude deſſen, der ihn am ſtärkſten zieht. Der Kaufmann kramt nun alles was er hat aus, um einen Tauſchhandel anzuknüpfen. Der Kirgiſe ſpricht kein Wort, und betrachtet alles mit Gleichgiltigkeit. Es wird Branntwein gebracht, man trinkt, man umarmt ſich, Alles umſonſt. Endlich, wenn der Krämer meint, der günſtige Augenblick ſei gekommen, ſo ergreift er den Kankruck des Kirgiſen (ſeine Peitſche), und zählt ihm aus allen Kräften ein Dutzend derbe Schläge auf. Nun entrunzelt ſich deſſen Stirn, er lächelt freundlich und der Kauf wird geſchloſſen, wobei er natürlich den Kürzern zieht.

Als der Graf nach Aſtrachan zurückkam, wohnte er einem, für ihn ganz neuen Schauſpiele bei, nämlich einem feierlichen armeniſchen Gottesdienſte, den der Erzbiſchof im prieſterlichen Schmucke hielt, und dabei eine Patriarchenmütze auf dem Haupte trug, die er, nach der Plünderung von Ararat, von den Perſern zurückgekauft hatte. Der Graf verſichert, dieſe Ceremonie habe ihn ergriffen und an die wundervolle Einfachheit der erſten Kirche erin-

nert. Einige Tage nachher kamen zwei Meliks (armeniſche Edelleute) mit mehr als fünfhundert wohlhabenden Familien, um ſich in Rußland anzuſiedeln. Dieſe Meliks waren höfliche, von den perſiſchen Angelegenheiten wohl unterrichtete Leute, und unterſchieden ſich von den gemeinen Armeniern ſehr zu ihrem Vortheil. Ehe der Reiſende Aſtrachan verließ, wünſchte er noch die Ufer des kaspiſchen Meeres zu beſuchen, und machte eine angenehme Fahrt dahin in Geſellſchaft des Admirals Achmatow und deſſen Gemahlin; allein er fand nur überſchwemmte und mit Dornen bedeckte Küſten. Der ſchöne Anblick der Fiſchereien auf den Inſeln der Wolga entſchädigte ihn dafür. Eine Linie von kleinen Hütten aus Matten oder Roſengeſträuchen, Kränze, Angelhaken, Ankerboien, Taue, Fiſchreuſen, Körbe, Alles in Form von Guirlanden aufgehängt, dann wieder Flaggen, Bilder, Barken, Feuer dazwiſchen; dieſe große Mannigfaltigkeit gewährte die maleriſcheſte Anſicht. Am 26. September trat er ſeine Reiſe nach Kislar an. Kaum hatte er Kalmuck Baſar verlaſſen, als das bewohnte Land ſich aus dem Geſichte verlor. Man ſah nichts als Himmel und Steppe, und eine Menge mit Salz bedeckte Seen. Schwäne in der Luft und einige Kalmucken, die auf Kameelen reiſten, waren die einzigen lebenden Weſen, denen der Reiſende begegnete. Die erſte Poſt fand er auf freiem Felde gelagert, weil ſie der Ueberſchwemmungen halber dahin hatte verlegt werden müſſen. Tataren von Aſtrachan bedienen

die Poſt von Uſuruk mit ſchnellen aber ſchlechten Pferden. Oeftere Unglücksfälle würden unvermeidlich ſein, wenn der Weg nicht ſo breit wäre als die ganze Steppe.

Am 27. ſah der Graf nicht weit von Baſſy, an einem See, die Herden des Fürſten Sanguſcha, mit dem er ſo lange Zeit bei Tumen zugebracht hatte. Zwei Kameele, mit Waſſertonnen beladen, begleiteten ſie. Es war da ein kleines Dorf von kaſaniſchen Tataren, die wohlhabend zu ſein ſchienen, und viel auf ſchöne Grabmähler hielten; drei derſelben waren in arabiſcher Manier recht gut ausgehauen. — Ein See, unſern Bul Ali, erſchien mit einer zahlloſen Menge von wilden Gänſen bedeckt; man ſah nichts weiter, ſo weit das Auge reichte. Auch Kraniche, Trappen u. dgl. gab es in großen Herden, und ſie waren nicht ſcheu. Da das Poſthaus von Bul Ali abgebrannt war, ſo lebten die Tataren unter Gottes freiem Himmel, und der Schreiber ſchlief in einem Hüttchen von Geſträuch.

Am 28. erblickte der Graf zu ſeinem größten Erſtaunen ein großes Schiff mitten in der Steppe. Es hatte im vorigen Jahre einige Wochen lang ein heftiger Südoſtwind geweht, der die ganze Gegend unter Waſſer ſetzte, und eine Menge Schiffe bis auf ſiebzig Werſte vom Meere wegtrieb. Man hatte ſie hernach zerlegt und fortgeſchafft, nur dies Eine war noch übrig.

Das Aeußere des Poſthauſes von Beth Aly war vielverſprechend, allein es hatte weder Dach, noch Fenſter, noch Diele, man müßte denn einige alte Breter Dielen

nennen, die den Taſten eines Klaviers glichen, wenn man ſie betrat; eine wahre Aeols-Orgel, auf welcher dieſer Tirann der Steppe den erſtarrten Reiſenden ſeine Arien vorheulte. In dieſen Gegenden zogen Kalmucken herum, die der Krone unterworfen, und, nach der Menge ihrer Kameele zu ſchließen, reich ſind. Hier fangen auch die ſogenannten Brackwaſſer an. Der Graf wollte Thee damit machen, es war aber nicht zu trinken. Zu Alabuga findet man das letzte Poſthaus, weiterhin nur Zimlanki, oder unterirdiſche Wohnungen. Menſchen, die zu Lande reiſen, werden wohl ſelten von widrigen Winden aufgehalten, das war aber jetzt der Fall unweit Belurs, denn die immer weiter ſich ausbreitende Ueberſchwemmung, die dieſer Wind verurſachte, nöthigte die Reiſenden zu großen Umwegen. Hoiduck iſt in dieſer Gegend ein bevölkerter Ort. Es wohnt nämlich da ein Lieutenant mit drei Soldaten, Aufſeher über die Salzſümpfe. Auch hat ein Armenier, der einen kleinen Handel mit Filz treibt, eine niedrige Hütte dort gebaut, die von den Tataren der kleine Palaſt genannt wird; vielleicht ſpottweiſe, ſo wie die Spötter von Chamonien die Hütte eines Ziegenhirten am Eisthal das Schloß von Montenvert nennen. Der Graf Potozky verließ die Hauptſtraße, um dem alten Bette der Kuma zu folgen. Hier entdeckte er unvermuthet ein nomadiſches Völkchen von Armeniern, deren Voreltern bereits eine Lebensart angenommen hatten, die ſich allerdings für dieſes Klima beſſer eignet, als der Ackerbau. Ihr Aul

war nicht zahlreich, und ſie hatten ſich mit einer kleinen Kalmucken-Uluſſe vereinigt. Zur Erklärung einer gewiſſen Stelle im Ptolomäus wünſchte der Reiſende zu erfahren, ob die Kuma ſich in das Meer ergieße oder nicht? In Aſtrachan hatte man ihm ſehr widerſprechende Nachrichten darüber mitgetheilt, und nach zwei Poſten von Kuma gänzlich falſch befunden; denn die Wahrheit iſt, daß die Kuma ſich ehemals durch drei Mündungen in das Meer ergoß, ſich aber jetzt in der Steppe ausbreitet, wo ihre Gewäſſer auf der großen Oberfläche, die ſie einnehmen, verdünſten. So wenigſtens erklärt er ſich dieſe Erſcheinung, die er übrigens dem Scharfſinn der Naturforſcher empfiehlt, und nur noch bemerkt, daß die Kuma der Fluß Udo des Ptolomäus iſt. Auf dem übrigen Wege bis Kislar bemerkte der Graf dann und wann Grabhügel (Mogila's), alte Denkmähler, die, wie er glaubt, zur Erforſchung der Völker dienen können, welche ehemals dieſe Gegenden bewohnten. Von der Kuma an hatte der Boden immer weniger Abwechslung, und wurde endlich zu einer, der Meeresfläche völlig gleichen Ebene; wo der Reiſende die beſte Gelegenheit hatte, jene optiſche Erſcheinung zu beobachten, deren Pallas und Gmelin erwähnen; nämlich der Sehwinkel wird erweitert, alle Gegenſtände ſcheinen weit größer, als ſie ſind, Menſchen gleichen Obelisken, Kameele den Bergen, und Haidekraut den nogayiſchen Wohnungen, die zehn Fuß hoch ſind. Oft reißet der Sturm Büſchel von ſolchem Haidekraut los, und treibt ſie auf der Steppe

herum, dann erstaunt man, die scheinbar ungeheuren Massen sich so schnell bewegen zu sehen. Die oben genannten Professoren schreiben diese Erscheinung zitternden Dünsten zu. In diesem Falle müssen sie doch nur auf ganz ebenem Boden so stark wirken. Eine ähnliche Täuschung bemerkt man zur See, bei Sonnenaufgang, wo Schiffe und Ufer in der Luft zu schweben scheinen.

Auf diesen ungeheuren Flächen wüthen die Stürme, allein man gewöhnt sich daran, besonders wenn man, wie der Graf Potozky, zwei Zergacks trägt. Dies sind Röcke aus Pferdehäuten, dem Klima sehr angemessen. Die Kirgisen tragen deren mehrere übereinander, und sehen deswegen so unförmlich aus. Die Nogayer bedienen sich auch der langen weiten Beinkleider aus Pferdehäuten, und die Reisenden würden wohl thun, diese Mode anzunehmen. Bei der Abfahrt von der letzten Station vor Kislar sieht man, seit Astrachan, zum ersten Mal wieder einen Baum. Bald nachher entdeckt man die Pappeln, welche Kislar krönen.

Eine Fähre bringt den Reisenden über den Terek, und nun befindet er sich in einer Stadt, die keiner europäischen gleicht. Die Häuser, die Mauern, die Dächer, alles besteht aus Thon. Die letztern sind so flach, daß man sie Terassen nennen könnte. Böse Fieber hatten dies Jahr fürchterlich gewüthet, entweder eine Wirkung der großen Hitze, oder der aus Persien sich verbreiteten Ansteckung. Im Posthause war noch Niemand so gesund, daß er dem Ankommenden

die Thür öffnen konnte. Er bezog eine Wohnung bei einem Armenier, wo eben erſt zwölf Kranke geneſen waren. Die Geneſenden ſind darum noch nicht außer Gefahr, denn oft folgen Ruhr und Waſſerſucht auf dieſe Fieber. Der Winter iſt die einzige Jahreszeit, wo ein Fremder hoffen darf, in Kislar geſund zu bleiben.

Ein angenehmes Gehölz ſtößt an die Stadt. Die Vogelfänger treiben da ihre Kunſt in grotesker Tracht; man möchte ſie für Waldgeiſter halten. Sie machen ſich nämlich große, abgeſtumpfte Kegel von in einander geflochtenen Zweigen, in die ſie hinein kriechen, und nur den Kopf heraus gucken laſſen; aber auch dieſen beſtreuen ſie mit Moos, Kräutern und Zweigen, und in dieſer Equipage ſpucken ſie um ihre Netze herum. Am 3. Oktober begleitete der Graf Potozky einen General nach dem Poſten Laskiuren, wo die Grenze der Kumücken iſt. Einige Kanonen und dreißig Mann Wache beſchützen ihn. Ein Koſack ſteht als Feldwache auf einem Baume, von dem er die ganze Ebene überſchauen kann. Der berühmte Schwärmer, Sheik-Manſur, eroberte einſt dieſen Poſten, was ihm freilich wenig Mühe machte, denn er wurde blos von einigen alten Invaliden vertheidigt, und die Laffetten der Kanonen waren verfault. Sheik-Manſur baute eine bewegliche Bruſtwehr von Faſchinen auf Rädern und bediente ſich derſelben mit ziemlichem Vortheil, wurde aber doch gefangen und nach Schlüſſelburg geſchickt.

Die Reiſenden begegneten ungeheuren Karavanen von

Unterthanen des Schemkals, welche Früchte nach Aſtrachan brachten. Dort werden ſie in Fahrzeuge geladen, um in Petersburg verzehrt zu werden. Vormals durften die Bergbewohner nur bis Kislar kommen, allein dieſe Stadt hat ihr Stapelrecht verloren.

Hier lernte der Graf einen tſchirkaſſiſchen Prinzen, Jeol, kennen, aus der Familie jenes Bokowitz, der, zu den Zeiten Peter des Großen, in dem Feldzuge nach China umgekommen. Es ſah ſtattlich aus, wenn er zu Pferde mit Pfeilen nach Geflügel ſchoß. Der gelehrte Reiſende, dem ſehr darum zu thun war, richtige Begriffe von der awariſchen Nation zu bekommen, fand ſeine Lage zu Kislar in dieſer Hinſicht vortheilhaft, denn ſein Wirth ſchickte oft Waren dorthin, und noch neulich hatte der Chan der Awaren, Uma genannt, eine Pendeluhr von ihm begehrt, welche die Stunden ſchlüge, ein in ſeiner Hauptſtadt Chamſey unerhörtes Wunderwerk. Sein deshalb erlaſſener Brief war in georgiſcher Sprache von einer ſeiner Frauen, einer entführten georgiſchen Prinzeſſin, geſchrieben. Die Stadt Chamſey, die ungefähr die ganze Völkerſchaft in ſich faſſen mag, zählt gegen tauſend Häuſer.

Am 5. Oktober ſah der Graf in der Feſtung die Geißeln von den Völkerſchaften Jeguſch, Iſſut und Tſchetſcheng. Die meiſten waren krank, Einige lagen in den letzten Zügen, Andere ſchienen ſich zu beſſern. Zwei Ruſſen und ein Tatar, die den Lesgiern entſprungen waren, langten zu Kislar an. Sie hatten zwölf bis fünfzehn

Jahre in der Sklaverei zugebracht, und während dieser Zeit mehrmals die Flucht ergriffen, allein man hatte sie immer wieder erwischt, geschlagen und mit glühenden Eisen gebrannt. — Der Graf besuchte die Gemahlin des Generals Goritsch, der in Polen gedient hat. Sie war eine tschirkassische Prinzessin und benahm sich sehr anständig. Der General hatte sie entführen müssen, weil er kein Prinz war.

Der wißbegierige Reisende studirte jetzt das Kumuck-tatarische, eine Sprache, die vom Terok bis an den Kaukasus, und noch weiter in ganz Dagestan gesprochen wird. Sie unterscheidet sich so sehr von allen tatarischen Mundarten, daß man in dem Volke, von welchem sie gesprochen wird, die Ueberbleibsel einer großen Nation, nämlich der Cumanier, nicht verkennen kann. Diese waren die Polowzer der russischen Jahrbücher, und ließen sich größtentheils in Ungarn nieder, wo sie ihren Namen beibehielten, und auch ihre Sprache erst in dem vorigen Jahrhundert außer Gebrauch kam.

Am 7. Oktober langten Große von des Schemkals Hofe an. Dieser Fürst ist bekanntlich Herr von Dagestan. Er heißt Mackti und residirt zu Tarku. Die Kumücken haben noch viele scythische Gebräuche beibehalten. Stirbt einer ihrer Fürsten, so werden seinem Lieblings-Gaule die Ohren abgeschnitten, und die Höflinge müssen sich das Gesicht zerfetzen. Valentin, der Gesandte des Kaisers Justin an den türkischen König Turpant, mußte mit seinem ganzen Gefolge diesem beschwerlichen Ceremo-

Franz. Er hat mir seit funfzehen Jahren saubere Beweise von dieser Liebe gegeben.

Lottchen. Es ist vorbey! Das Gewissens-Gericht hat einen Schleyer über die Vergangenheit geworfen. Geh zu meinem Bruder, sagte mein Vater, sey du der Friedensbote, dich wird er nicht von sich stoßen, du bist ja ganz unschuldig. Er hat dich als ein kleines Kind geliebt, er hat deine Mutter geliebt, er wird um deiner Mutter willen dir seine Hand reichen, und du wirst sie mit kindlicher Liebe an deine Lippen drücken.

Franz. (immer ohne sie anzusehn) Freylich, sie kann nichts dafür, sie muß wohl singen wie der Alte pfeift. Ich habe auch keinen Groll gegen sie. Geh sie in Gottes Namen. Wie heißt sie denn?

Lottchen. Lottchen.

Franz. Lottchen, ganz recht. Ich glaube gar, ich habe zu Gevatter bey ihr gestanden.

Lottchen. O! der Mann, der mich in den Bund der Christen aufnahm, der mir Liebe versprach, als ich noch nicht lallen konnte, wird mich heute nicht ohne einen freundlichen Blick aus seinem Hause weisen.

Franz.

niel sich unterwerfen. Vor nicht langer Zeit mußten noch die Sklaven ihre Ohren bei solchen Gelegenheiten hergeben; oder wurden gar, wie bei den Scythen, erdrosselt.

Am 8. Oktober kam ein Kosack, der sich aus der Gefangenschaft der Tschetscheren losgekauft hatte. Diese Wilden haben einen Tatar bei sich, der russisch versteht, und ihnen behilflich ist, den Kosacken alle nur ersinnliche böse Streiche zu spielen. Diese bleiben ihnen aber auch nichts schuldig, verkleiden sich in Kaufleute, locken die Tschetschern auf diese Weise an sich, und erschießen sie dann. Es sind gleichsam galante Wettkämpfe, in denen ihr Geist sich entwickelt. — Dem Grafen wurde Hoffnung gemacht, einen ackerbauenden Juden aus Schirwan zu sprechen, und, was ihn noch mehr interessirte, einen Bürger des Freistaates Kuberscha, eine Republik, die er das Genf des Kaukasus, den Vereinigungspunkt von Kenntnissen und Betriebsamkeit nennt.

Den 9. Oktober wollte der Graf Potozki mit dem schönsten Karmin in seine Schreibtafel bezeichnen, weil er an diesem Tage fast die Gewißheit erlangte, daß die alamische Nation noch mit ihrer Sprache, ihren Namen und vielleicht mit ihren Sitten im Kaukasus existire. Er empfing diese Nachricht von David Evistay, Fürsten von Madscha in Imirete. Dieser Mann war, als Gesandter seines Königs nach Georgien, von den Ossetten gefangen und drei Jahre in der Sklaverei gehalten worden, worauf er nach Rußland kam.

Am 10. Oktober. Paul Katuſtu, der Bruder des Mannes, bei dem der Graf Potozky wohnte, kehrte von Kubeſcha zurück. Dies iſt auch ein Freiſtaat, deſſen Einwohner ſich Franken nennen und ſehr geheimnißvoll ſind. Kaufleute werden dort gut aufgenommen und unglückliche Fürſten finden bei ihnen für ſich und ihre Reichthümer einen ſichern Zufluchtsort. (Eine Nachricht, die vielleicht in Europa manchem unglücklichen Fürſten willkommen ſein würde.) Die Kubeſchaner werden auch nie von ihren Mitbewohnern des Kaukaſus gefangen oder zu Sklaven gemacht. Sie verfertigen Feuergewehre, die in ganz Perſien ſehr geſucht werden. Paul Katuſtu ſah Häuſer, worauf Bilder von Thieren und alte Inſchriften waren. Es iſt möglich, daß dieſes Volk, durch den Namen Franken, den es ſich beilegt, nur ausdrücken will, es ſei der katholiſchen Religion zugethan. Vielleicht iſt es lesgiſchen Urſprungs; vielleicht brachten die flüchtenden Genueſer ihnen ihren Glauben und ihren Kunſtfleiß. Die Herrenhuter von Sarepta ſchickten einmal zwei ihrer Brüder nach Kubeſcha, allein die Miſſion war fruchtlos. Man ſagte ihnen: die Bürger dieſer Stadt ſind blos Manufakturiſten, treiben keinen Ackerbau, haben alſo nicht Brot genug, um neugierige Fremdlinge zu füttern. Und mit dieſem Beſcheid mußten die mähriſchen Brüder ſchnell wieder abreiſen. Es gibt bei den Lesgiern noch mehrere durch Kunſtfleiß ſich nährende Freiſtaaten, wie z. B. Djar, das viel Wein und Seide gewinnt.

Am 11. Oktober empfing der Graf einen Beſuch von dem Sohne des General Goritſch, einem Kinde von noch nicht fünf Jahren, das aber ſchon ſehr kühn ritt. Er benutzte dieſe Gelegenheit, um den Mentor des Knaben, einen jungen einnehmenden Tſchirkaſſier, diejenigen Worte ſeiner Sprache ausſprechen zu laſſen, die in dem großen vergleichenden Wörterbuche ſtehen. Es fand ſich, daß ſie da ſchlecht ausgedrückt ſind. Es ſoll aber auch außerordentlich ſchwer ſein, dieſe Sprache, die dem Gezwitſcher der Vögel gleicht, mit unſern Buchſtaben zu ſchreiben.

Am 12. gab des Grafen armeniſcher Wirth ihm zu Ehren ein prächtiges Gaſtmahl, welches durch eine, für den Gaſt ſehr angenehme Unterhaltung gewürzt wurde, denn er ließ ſich in die Geheimniſſe des politiſchen Gleichgewichts des Kaukaſus einweihen, und meint, in dieſen Gebirgen durchkreuzten ſich eben ſo verſchiedene Intereſſen, als in Europa zur Zeit des weſtphäliſchen Friedens (oder auch jetzt).

Paul Katuſtu, der an Hypochondrie litt, und den Grafen wegen ſeiner Geſundheit bisweilen zu Rathe zog, brachte mit großer Freude eine Eule von der Gattung der Schuhus, und hoffte mit Zuverläſſigkeit eine baldige Geneſung, weil die Tataren dem Fleiſche dieſer Eule eine große mediciniſche Kraft, beſonders eine ſchweißtreibende, zuſchreiben. Die Einbildungskraft mag wohl das ihrige dabei thun, denn der Graf ſpeiſte ſelbſt eine Keule von dieſem Vogel, fand das Fleiſch ſehr fett, ſpürte aber nicht die mindeſte Wirkung davon.

Am 15. hatte er endlich das, für ihn als Geschicht- und Sprachforscher köstliche Vergnügen, einen Kubeschaner zu sehen, zwar nicht aus der Stadt selbst, aber doch aus einem der acht dazu gehörigen Dörfer, wo dieselbe Sprache geredet wird. Es war ein schöner Mann, Namens Massa-Ben-Ahmed, offen, heiter, furchtlos. Er beantwortete alle Fragen mit großer Bestimmtheit. Die Kubeschaner haben keinen Herrn, führen nie Krieg, bezahlen keine Art von Auflage, haben nicht einmal eine Regierung; nur ihr Mollah ist Schieds-Richter in Prozessen (glückliches Volk). Ein wenig eitel war Massa-Ben-Ahmed, denn er sah sich gern im Spiegel. Von seiner Sprache ließ der Graf sich ein Wörterbuch diktiren, es wurde ihm aber sehr sauer es nachzuschreiben, denn die Worte klangen wie Entengeschnatter, die Zuhörenden mußten lachen und der Kubeschaner lachte selber mit. Der gelehrte Reisende beschäftigte sich nun eine Zeit lang ganz mit seiner Karte über den Herodot, die er lange in seinem Kopfe herumtrug, wie Jupiter die Minerva. Als sie jetzt daraus hervorging, fand er, daß nicht nur alle Entfernungen und Grenzen einander vollkommen entsprachen, sondern auch mit dem Zuge des Darius und der Karavanenstraße von Borysthenes übereinkamen. Er versichert, daß das ganze 4. Buch des Herodot griechisch und französisch auf seiner Karte zu finden sei, fügte aber hinzu, es mache ihm kein Vergnügen mehr, seine Werke drucken und stechen zu lassen, weshalb er nur Abschriften davon besorgen wolle, damit

sie nicht ganz verloren gingen. Schließlich bemerkt er, daß er von den Meinungen der Herren Mannert und Gatterer sich oft aus guten Gründen habe entfernen müssen.

Am 24. Oktober begleitete er den General Kischelow nach Urtschink, einem Kosacken-Posten am Terek. Hier sah er Stutereien und machte die Bekanntschaft eines Prinzen Kaituka, des ältesten Sohnes und Erben des zu Akſai herrſchenden Hauſes, denn die kumückiſchen Fürſtenthümer ſind lauter Seniorate, wie der Thron des Sultans von Konſtantinopel. Dieſer Prinz verbarg unter einem finſtern Aeußeren ein gefühlvolles Herz, und eine, nur ihm eigene Abneigung vor Räuberei; denn alle andere Fürſten des Kaukaſus, von welcher Familie ſie auch ſein mögen, ſetzen ihren ganzen Ruhm in dieſe erhabene Kunſt (die ſich leider immer weiter verbreitet). Kaituka war eine Art von Philoſophen, der nichts zu erobern trachtete als die Herzen ſeiner Unterthanen. Er blieb ſo arm als Diogenes und hatte nicht einmal eine Frau. Bald darauf kam noch ein anderer Prinz, Murtaſſali, ein Knabe von fünf Jahren, der ein ſo großes Pferd ritt, daß ſeine Füße nicht bis an das Ende des Sattels reichten. Aber dieſer Sattel war vorne und hinten mit hölzernen Andreas-Kreuzen verſehen, die wieder-um durch Stäbe mit einander verbunden waren, auf welchen des Kindes Achſeln ruhten. So eingepackt ſaß es ganz ſicher. Außerdem wurde es von einem jungen Nogoyer, ſeinem Mentor, auf jedem Schritte begleitet und bewacht. Denn die Prinzen des Kaukaſus

werden nie bei ihren Eltern erzogen. Hingegen ist dort auch nichts heiliger, als das wechselseitige Band zwischen dem Hofmeister, dem Zöglinge und dessen Eltern. Nur was das Rauben betrifft, da empfängt der Prinz die gewöhnliche kaukasische Moral, und die erste Anwendung, die er von diesem Unterrichte macht, ist, daß er seinen Hofmeister bestiehlt und davon läuft, welches der ganzen Familie die größte Freude macht. Eine lykurgische Gesetzgebung. Ueberlebt der Mentor seinen Telemach, so erbt er dessen bewegliches Vermögen, muß sich aber jedes Ohr halb abschneiden. Auch dem Lieblings-Rosse des Verstorbenen werden die Ohren abgeschnitten und Niemand kauft es.

Die Fürsten der Schaitaken — auch eine von den zahllosen Völkerschaften des Kaukasus — sind von Vater auf Sohn die grausamsten Räuber. Einer derselben ließ den Proffessor Gmelin aufheben und in Ketten umkommen. Damals führte ein großer Parteigänger, Herr von Meden, das Kommando an der Linie. Dieser rächte Gmelin's Tod, das ganze Land verwüstend und sogar die Hauptstadt desselben durch Feuer zerstörend. Seit der schönen Helena bis auf den Professor Gmelin hatte wohl keine Entführung einen Krieg zwischen Europa und Asien entzündet. Die Geschichte ist merkwürdig und der Herr Graf verspricht, einst die Annalen der Literatur damit zu bereichern.

Von den Trauergebräuchen der Kumücken bei dem Tode eines ihrer Fürstenkinder erfuhr er hier noch einiges.

Vormals mußte die Amme ſich Haare und Augenbraunen ausreiſſen und ſich lebendig begraben laſſen. (Durch Schuld der Amme wird alſo wohl nie ein Fürſtenkind umgekommen ſein.) Man ſtellte ſie in eine tiefe Grube, den Kopf mit einem durchlöcherten Topf bedeckt, und gab ihr zu eſſen. Aber ſie mußte mehrere Wochen lang in dieſer beſchwerlichen Lage verharren, und folglich ſtarben die meiſten daran. Noch jetzt verſammeln ſich alle Frauen aus der Familie ſechs Wochen lang täglich, entblößen ſich bis auf den Gürtel und zerfleiſchen ſich den Leib.

Die Jaguſchen ſind ein ſtolzes, hochherziges Volk. Sie bringen ſich lieber um, ehe ſie ſich zu Sklaven ergeben. Paul Katuſtu erzählte, als er im Bade zu Enderi geweſen, habe ein Jaguſch ein junges Mädchen ſeines Landes dahin zum Verkauf gebracht. Ein Schirwaner Jude bot zweihundertundvierzig Rubel in perſiſchen Stoffen. Der Handel wurde abgeſchloſſen und Käufer und Verkäufer entfernten ſich einen Augenblick um die Stoffe zu beſehen. Da ſagte das Mädchen zu den Umſtehenden: »Ich bin eine arme Waiſe, die jeder ungeſtraft beleidigen kann. Mein Führer hat mir die Ehe verſprochen und verkauft mich nun, um ſeidene Kleider zu bekommen. Aber dieſe Kleider ſoll er nimmermehr tragen.« Mit dieſen Worten ging ſie in den Garten und hing ſich an einen Baum. Die Jaguſchen ſind Heiden und beten Felſen an. Ihre Namen entlehnen ſie von Thieren; der Eine heißt Ochs, der andere Schwein, Hund u. ſ. w. Die Weiber führen noch drolli-

gere Namen, z. B. Assir wachara (die ein Kalb reitet) Offiali wachara (die einen Hund reitet) u. s. w. Ist ein Jaguſch Jemanden unter den benachbarten Völkern etwas ſchuldig und bezahlt nicht, ſo geht der Gläubiger zu ſeinem Kumack, das heißt: ſeinem Gaſtfreunde unter den Jaguſchen, klagt ihm ſeine Noth, fordert ihn auf, ihm die Zahlung zu verſchaffen, und droht: »Thuſt du es nicht, ſo habe ich einen Hund mitgebracht, den werde ich auf den Gräbern deiner Familie tödten.« Bei dieſer ſchrecklichen Drohung zittert der Jaguſche. Läugnet er die Schuld, ſo muß er ſie abſchwören.

Da werden Hundsknochen mit Hundskoth vermiſcht, und vor den heiligen Felſen, Jerda, gebracht. Hier ruft der Schwörende mit lauter Stimme: »Wenn ich die Wahrheit verläugne, ſo ſollen die Todten meiner Familie die Todten von der Familie meines Anklägers auf den Schultern tragen, und zwar auf dieſem Wege, wenn es geregnet hat, und die Sonne ſticht.« Dieſelbe Ceremonie findet noch öfter bei Dieben ſtatt, denn die Jaguſchen ſtehlen öfter als ſie leihen. Stirbt einem Jaguſchen ſein Sohn, ſo kommt ein anderer, dem ſeine Tochter geſtorben iſt, und ſpricht: »Dein Sohn kann in jener Welt eine Frau nöthig haben, ich gebe ihm meine Tochter, zahle mir die Mitgift.« Ein ſolcher Antrag wird nie abgewieſen, obgleich die Mitgift bis dreißig Kühe beträgt. Sie nehmen fünf und mehr Weiber. Nach des Vaters Tode heirathet der Sohn ſie Alle, außer ſeiner eigenen Mutter, die aber doch auch Einer ſei-

ner Brüder heirathen kann. Wenn man dieſe ruchloſe Sitte einem Jaguſchen vorwirft, ſo antwortet er: »Mein Vater hat bei meiner Mutter geſchlafen, warum ſollte ich denn nicht bei ſeinem Weibe ſchlafen?« Die Kunſt zu ſchreiben betrachten die Jaguſchen als ein Wunder, welches das Chriſtenthum und der Mahomedismus zum Beſten ihrer Anhänger immerfort bewirken. Dennoch ſind und bleiben ſie dieſen Religionen abgeneigt. Zwei Brüder dieſer Nation waren in die Türkei verkauft und Muſelmänner geworden, in Mekka geweſen, und hatten endlich ihre Freiheit wieder erlangt. Als ſie in ihr Vaterland zurückkamen, fanden ſie ihre Mutter noch am Leben, bekehrten ſie, wollten dann auch ihre Landsleute bekehren, und predigten mit heiligem Eifer gegen die Verehrung der Felſen. Da ſagten die Jaguſchen: »Ihr predigt eine Lehre, die ihr als Sklaven erlernt habt; wir mögen nichts davon, packt euch fort, und laßt euch nie wieder blicken.« Die Brüder zogen ungehindert in ein anderes Land, ein Beweis, daß die Religion der Jaguſchen weit toleranter iſt als die chriſtliche. Alle dieſe Nachrichten hat der Graf Potozky aus dem Munde eines tſchetſchiſchen Geſandten, Namens Urus, geſammelt, der ihm oft die Ehre anthat, ſeinem Branntwein zuzuſprechen.

Am 8. November ſchrieb der gefühlvolle Reiſende folgenden Herzens-Ausbruch nieder: »Heute ſah ich zum erſten Mal die Gipfel des ungaſtfreundlichen Kaukaſus. Horaz's Verſe brachten meiner Eigenliebe wieder in Er-

innerung, daß ich einſt durch die brennenden Syrten gekommen bin. Neunzehn Jahre ſind ſeit meiner erſten Reiſe nach Afrika, verfloſſen. Fern iſt dieſe Zeit von mir, aber dieſelben Beweggründe leiten und halten mich noch. Die Lernbegierigen gleichen mehr oder minder dem Archimedes, den ein Soldat des Metellus wohl tödten aber nicht zerſtreuen konnte. Ich ſegne dieſe Abgezogenheit der Gedanken, die, mitten in dem furchtbaren Chaos, in welches unſer Jahrhundert geſtürzt iſt, mir einſame, friedliche Ergetzungen gewährt. Wie viele Begebenheiten ſeit dieſen neunzehn Jahren! Umgeſtürzt ſind Reiche, getrennt Königreiche, andere wieder vereinigt, noch andere in ihren Grundfeſten erſchüttert und noch ſchwankend. Man glaubt, die Fabel-Felſen der Symplegaden mit fürchterlichem Geräuſch an einander ſtoßen, und die in ihren Wirbel gezogenen Vögel zermalmen zu ſehen. Heil mir, daß ich keiner der Zermalmten bin! Mit dieſem Gefühl will ich meinen Winter ruhig am Fuße jenes berühmten Gebirges, der Wiege der Menſchheit, verleben und dem Urſprung der Nationen nachſpüren. Glücklicher noch, wenn ich hier von der übrigen Welt gar nichts erführe! Doch leider iſt die wildeſte Höhle vor den Neuigkeiten des Tages nicht mehr verſchloſſen; ſie ſchallen in jeder Woche einmal von den Echo's des Kaukaſus, wie von denen der Alpen wieder!»

Am 9. November beſah der Graf die ſtolzen Scheitel des Walles von Gog, rief die Schatten Bocharts und Huets hervor, und machte einen Kommentar zu dem

Franz. (recht nachlässig das Auge nach ihr, kaum eine Minute sie das Gesicht zu fassen) Schon gut, geh sie nur. Sie soll in meinem Testament nicht vergessen werden.

Lottchen. Das war hart.

Franz. (auffahrend) Hart? warum hart?

Lottchen. Lieber, guter Oheim! in Ihrem Herzen wollte ich stehn, nicht in Ihrem Testamente.

Franz. (gutmüthig verlegen) Nun ja doch — ich muß aber doch — weil ich ihr Pathe bin — und weil sie sich zu mir bemüht hat — (Er greift in die Tasche.)

Lottchen. (schmerzhaft) Bemühe?

Franz Nehme sie da ein kleines Geschenk. (Er reicht ihr, mit abgewandtem Gesichte einige Geldstücke.)

Lottchen. (ergreift seine Hand mit Heftigkeit) Ich sehe nur die Hand, die Sie mir reichen, nicht Ihr Geschenk! Die Hand will ich behalten, Ihr Geschenk mit meinen Thränen netzen, und Sie bitten, es zurück zu nehmen.

Franz. (erschüttert) Mädgen, du bist stolz.

acht und dreißigsten Kapitel des Ezechiels, welches für die Geschichte der Scythen sehr wichtig sein soll.

Der 10. November war dem Besuche des Fürsten Kutschuk von Bragun bestimmt, eines Mannes von großem Rufe, den er auf den Heerstraßen erworben hatte. Jetzt trieben seine vier Söhne das rühmliche Handwerk mit gleichem Glücke, der Vater ruhte auf seinen Lorbeern aus, und begnügte sich damit, alle Räuber in der Gegend zu beschützen. Der Graf hatte eine Begleitung von zehn Kosacken bei sich, die ihm Respekt verschaffte. Die Residenz Bragun ist ein großes schönes Dorf an der Sundja. Kutschuck erwartete ihn am Eingang eines Pavillons, umarmte ihn sehr herablassend, ließ ihn hineintreten und nöthigte ihn, am Kaminfeuer auf die Platte vor demselben sich niederzulassen. Er selbst setzte sich in einen weiten Lehnstuhl, der fast wie ein Thron aussah, doch schlecht gearbeitet war. Daneben stand ein Sofa, vermuthlich auch das Werk eines Zimmermanns, aber mit einem Teppich bedeckt, der ihm doch ein möbelartiges Ansehen gab. Nach den üblichen Komplimenten wurde der Tisch gedeckt, das heißt: man brachte ein sehr großes rundes Bret von Messing, in dessen Mittelpunkte eine Schüssel voll Reis stand, um diese waren verschiedene Braten geordnet, und den äußersten Rand bildeten kleine viereckichte Brote, auf deren jedem ein Hammel-Rippchen lag.

Der Gast machte dieser köstlichen Mahlzeit Ehre, so viel in seinen Kräften stand. Kutschuk setzte sich nicht zur Tafel, son-

dern auf den Sofa. Der Kadi und der Molah erſchienen und nahmen ihre Plätze neben dem Fürſten. Der Letztere zeichnete ſich durch ein leinenes Band um ſeine Mütze, und durch einen langen zugeſpitzten Bart aus, der ihm bis auf den Gürtel herab hing. Des Bartes Spitze war auf eine drollige Weiſe aufwärts gerichtet, und der Mollah heftete die Augen ſtets darauf, ohne Jemanden eines Blickes zu würdigen, oder anders als einſilbig zu antworten. Der Graf errieth bald, daß dieſer geiſtliche Stolz nur in einer Wallfahrt nach Mekka ſeinen Grund haben könne, eine Reiſe, die dort ziemlich ſelten iſt. Wirklich war er über Egypten dahin gekommen. Es ſchien einmal als ob ihm Rede abzugewinnen ſei, allein er brach bald wieder ab, um ſchweigend ſeine Bartſpitze zu betrachten. Kutſchuk nahm das Geſpräch wieder auf, und erzählte, daß ſein Mollah einige Beis von Egypten recht gut kenne, welches beweiſt, daß die Mammelucken mit ihrem Vaterlande ſtets in einiger Verbindung bleiben. Dann ſprach der Fürſt von den Familien des Kaukaſus. Mit vieler Selbſtzufriedenheit verſicherte er, daß er von den Khanen der Krimm abſtamme, und im Kaukaſus keine Verwandten habe, außer dem Khan der Awaren, ſein Freund und Bundsgenoſſe und ein eben ſo großer Räuber als er ſelber. Die awariſchen Gebirge zeigte er dem Grafen aus dem Fenſter, und ſie ſchienen ſo nahe, daß dieſem eine große Begierde anwandelte dahin zu gehen, welches eben nicht ſchwierig iſt, allein die Rückkehr deſto unſicherer. Die Unterredung wurde in tür-

kiſcher Sprache geführt, deren Erlernung zur Erziehung eines Prinzen gehört. Die Dolmetſcher verſtanden ſie nicht. Der Beſuch währte bis gegen Abend, worauf Kutſchuk ſeinen Gaſt auf das linke Ufer des Terek begleitete, um dort ſeine Schafe weiden zu laſſen. Er fand aber keine gaſtfreie Aufnahme, denn man traute dem friedlichen Hirten nicht. Das Haus, welches der Graf Potozky jetzt bewohnte, war einſt das Hauptquartier des berühmten Medem, der die Linie angelegt und ſich im ganzen Kaukaſus ſo furchtbar gemacht hat, daß man, um ſchreiende Kinder zu ſchrecken, noch jetzt ſagt: Der taube General kommt! (denn er war harthörend). Es ſind noch Spuren von Befeſtigungen übrig, die von großem Nutzen geweſen ſein mögen, denn nicht ohne Schaudern betritt man das nahe Gehölze, welches mit Kreuzen und Grabſteinen überſäet iſt. Im Walde von Schedria verſteckten ſich vormals die Tſchetſchaner. Wenn ein Reiſender kam, ſo erſchoſſen ſie deſſen Führer und Pferde, legten ihm dann einen Knebel in den Mund, ein Stück Holz, das mit einem Riemen um das Genick befeſtigt wurde. Ging er nicht gutwillig, ſo wurde er, an Armen und Beinen gefeſſelt, bis an das Ufer des Terek getragen. Hier band man ihm Schläuche unter die Arme und legte ihm einen Strick mit einem beweglichen Knoten um den Hals. So wurde er in's Waſſer geworfen. Wollte er ſich nicht ſelber erdroſſeln, ſo mußte er aus allen Kräften den Strick halten. Zwei Schwimmer zogen ihn daran fort. Am jenſeitigen Ufer ſetzten ſie ihn zu

Pferde, und verloren sich mit ihm in den Gebirgen. Selten ermorden sie diejenigen, von denen sie sich ein gutes Lösegeld versprechen. Jetzt stehen, vom Monat Juli an, Kosacken-Posten auf der andern Seite des Flusses, und diese Entführungen sind seltener geworden.

Am Schluß dieser Erzählung bricht der Graf Potozky in folgende merkwürdige Apostrophe aus: »Ehre den Räubern des Kaukasus! Ihre Herzen sind mehr werth als die der europäischen Menschenfreunde. Ich las in der Hamburger Zeitung aus Konstanz vom 2. Oktober: Man hat einen Ausgewanderten todt auf der Landstraße gefunden, man öffnete ihn, und in seinem Magen fand sich Leder und Tuch. Welche Gräuel in diesen wenigen Zeilen! Gewiß würde dergleichen hier nicht geschehen, und doch hat der Tschetschener oft keine andere Nahrung als eine Hand voll Hirse.

Am 12. November trat er seine Reise nach Mozdock an. Zu Naur fand er den General Sawellion, der, unter allen Russen, den Kaukasus am besten kennt. Er bestätigt die Meinung des Grafen, daß von Derbent bis Mozdock nur drei Völkerschaften wohnen, die Lesgier, die Mischeger und die kumückischen Tataren. Allein weder er noch sonst irgend Jemand kennt die Völker, die auf der Rückseite der Gebirge und in den Thälern wohnen, und das sind gerade die historischen Völker.

Am 15. besuchte der Graf, im Geleite von zwölf Kosacken und sechs Jägern, einen tschetschanischen Fürsten,

deſſen ſchönes Dorf auf einem Hügel lag, und bei dem es in allen Stücken eben ſo herging, wie bei Kutſchuck. Nur ſetzte er ſeinem Gaſte weder Speiſe noch Trank vor. Uebrigens war er ein ſchöner Mann, hieß Alibey, kleidete ſich reinlich und that Niemanden Böſes. Seine Unterthanen folgten ſeinem guten Beiſpiel, verkauften ihre Milch und Eier zu Naur, aßen Brot, trugen Hemden und hatten, der Sage nach, aller Räuberei entſagt. Bei dem General Sawellion ſah der Graf zwei Felle von großen Panthern, die man bei Naur erlegt hatte, und ein, den Naturforſchern wenig oder gar nicht bekanntes Thier, das zwiſchen Gazelle und Gemſe in der Mitte ſteht, ſechs engliſche Fuß lang und drei Fuß hoch iſt, glänzende, gelbe, in's Orange ſpielende Haare, ohne Beimiſchung einer andern Farbe, und unter dem Kinn einen kleinen, orangefarbigen Bart hat, der ihm ſehr gut ſteht. Bei einem Geſpräch über die bekannten St. Elmo Feuer, ſagte der General, er habe öfter auf der Spitze der Koſacken-Lanzen dergleichen geſehen, wenn ſie in der Nacht bei ſtürmiſchem Wetter auf den Steppen herum geritten wären. Viele Reiſende waren dadurch in Schrecken geſetzt worden. Bei Gelegenheit der Lanzen bemerkt der Graf Potozky, daß er eine dergleichen aus den ſüdlichen Provinzen Perſiens geſehen. Die Spitze war ein ſchwarzer, vergoldeter Damascener-Stahl und das Holz ein Bambusrohr von zehn Fuß Länge, ſo leicht als eine Feder.

Am 17. ſetzte der Reiſende ſeinen Weg fort. Die Wit-

terung war so gelinde, als an einem schönen Frühlingstage, der Himmel rein, die Bedeckung munter, die Pferde sprangen. Er kam vor Untergang der Sonne nach Gatugay und zeichnete dort eine hohe Kette von Eisbergen. Vor denselben lagen andere Berge, auf welchen die Karabulacken, ein mischegisches heidnisches Volk von der Religion der Jaguschen wohnen. Als die Sonne hinter den Bergen verschwunden war, rötheten andere Feuer den Himmel und die Gewässer warfen ihren Schein zurück. Bald waren es lange Flammenstreifen, bald leuchtende Klumpen, bald Feuerströme, die sich von den Hügeln ergoßen und in den Thälern schlängelten. Dies so ungeheure Kunstfeuer kostete nichts, denn die Tschirkassier hatten nur das Gras angezündet, dessen lodernde Flammen ein so herrliches Schauspiel gewährten.

Am 18. kam der Reisende nach Mosdock, wo er die Häuser gut gebaut, aber nach tschirkassischer Art nur sechs Fuß hoch fand. Die Kameele in den Straßen schienen über sie hinweg schreiten zu wollen. Hier fand er einen Grafen von Belfort, der fünf Sprachen redete, in fünf Akademien erzogen, und von fünf Kaiserinnen (nämlich zwei russischen und drei deutschen) verzogen (?) jetzt aber Platzmajor in Mosdock war und eine italienische Seiltänzerin geheirathet hatte, die er nie anders als la Comtesse nannte, ob sie gleich sehr schmutzig aussah. Diesen Abenteurer kennen zu lernen, meint der Graf Potozky, verdiene allein eine Reise nach dem Kaukasus.

Der Biſchof von Georgien, den der Reiſende beſuchte, verſicherte ihn, die Alanen exiſtirten noch in einem Thale des Kaukaſus; doch habe er nie einen derſelben geſehen, und halte auch für unmöglich, bis zu ihnen zu gelangen. Von dem Zuſtande der Religion bei den Völkern, die nahe am Kaukaſus wohnen, erzählte er manches merkwürdige. Die Albaſas und Suonen hegen ſo große Ehrerbietung für ihre Kirchen, daß ſchon ſeit mehr als hundert Jahren Niemand wagt, ſich ihnen auf dreißig Schritte zu nähern. Sie haben auch griechiſche Meßbücher, die nie geöffnet werden, worauf ſie aber Eide leiſten. Eine Völkerſchaft am Fluſſe Tſoborin hat davon den Namen Tſcheby angenommen, und das ſind die ſogenannten Zigeuner. Die Oſſeben verehren den Propheten Elias und opfern ihm Ziegen. Die Schewſuren werden theokratiſch regiert, der heilige Georg gibt dort Orakel-Sprüche.

In dieſem Theile des Kaukaſus ſind Wörterbücher beſſer gerathen, als in dem öſtlichen, denn hier hat ſie Doktor Reineggs, nach den Diktaten von vier Gelehrten aus jeder Nation, und in Gegenwart des Grafen Raut Sergenitſch Potemkin verfertigt. Jedermann ſpricht hier von Tſchirkaſſien, und faſt ſchien es dem Reiſenden unglaublich, daß es ein ſo regirtes Land geben könne. Indeſſen lag es doch vor ihm, und er erhielt täglich Nachrichten von dort. Es iſt ſchon mehrmals erwähnt worden, daß im ganzen Kaukaſus das Rauben mit bewaffneter Hand für eine Ehre gehalten wird, doch nirgend ſo wie

in Tſchirkaſſien, wo derjenige Fürſt ſich beſchimpfen würde, der auch nur eine Woche ruhig zu Hauſe bliebe. Kommt er mit Beute zurück, ſo beſuchen ihn die Works, oder Edelleute, begehren was ihnen anſteht, und erhalten es auch. Dann geht aber der Poſchru, oder Fürſt, wieder zu ihnen, und holt ſich, was er braucht. Auf Raubzügen beobachtet er gleichſam das Inkognito, und die Edlen ſind nicht verbunden ihm zu folgen, wohl aber im Kriege, wo die nicht Erſcheinenden entehrt ſind. Nicht die Fürſten, nur die Edelleute haben Bauern. Sind dieſe mit ihrem Herrn unzufrieden, ſo ſteht es ihnen frei, ſich einen andern zu ſuchen. Die drei Stände vermiſchen ſich nie durch Heirathen. Bauern dürfen kein Waffenkleid anziehen, noch Bogen und Köcher umgürten. Zu Wagen ziehen ſie in den Krieg und fechten zu Fuß.

Jeder Prinz iſt ſo unabhängig, daß nicht einmal die Söhne ihren Eltern gehorchen. Allgemeine Landesangelegenheiten werden auf Packs debattirt. Das ſind Landtage, wo die Fürſten und Edelleute ſich in zwei Kammern theilen, deren jede ihre Redner hat, die ſich durch Deputationen beſchicken, und wo, mit einem Worte, alles ſehr anſtändig zugeht. Solche Verſammlungen finden aber blos Statt, wenn Rußland einen Vortrag zu machen hat; denn ihre innere Verfaſſung iſt eigentlich das edle Fauſtrecht. Sie haben noch alte Waffenhemden, die, der Sage nach, von gewiſſen Jungfrauen verfertigt worden,

deren Geschlecht ausgestorben ist. Solche Rüstungen sind sehr kostbar, die neueren hingegen werden nicht sehr geschätzt. Dem Grafen Potozky wurde eine Urkunde mitgetheilt, die schwer zu erhalten ist, nämlich eine Stammtafel der kobardischen Fürsten, die er in einen Stammbaum verwandelte und illuminirte, so daß sie in Deutschlands genealogischen Wäldern hätte figuriren können. Für ihren Stammvater gilt Sem, der Sohn Noah's, und sie behaupten, aus Arabien eingewandert zu sein, welches wohl möglich ist, da man bestimmt weiß, daß von dem Jahre 900 bis 1200 viele Araber nach Bolgar, Madjar, Bessarabien, und sogar bis Ungarn gekommen, wo sie Pesth erbaut haben. Damals nannte man sie Ismaeliten, und ihre Nachkommen sollen noch im südlichen Theile des Kaukasus vorhanden sein. Erst zwölf Menschenalter aufwärts wird jene Stammtafel zuverlässig. Bis dahin kennt die asiatische Unwissenheit in Konstantinopel nur den Kaiser Konstantin, in Persien den Nuschirman und in Judäa den Salomo, als ob diese Männer tausend Jahre lang regiert hätten. Ungefähr zu Anfang des vorigen Jahrhunderts herrschte eine Familie Schejunkin, deren Häupter die übrigen tschirkassischen Fürsten nicht vor sich sitzen, und sich das Waschbecken durch junge Prinzen reichen ließen. Auf den Packs oder Fürstentagen zu erscheinen, hielten sie unter ihrer Würde. Endlich wurden sie auf einem solchen Landtage für vogelfrei erklärt. Die Richter waren auch die Vollstrecker des Urtheils. Die ganze Familie wurde ausgerottet. Man

ſchonte auch der ſchwangern Weiber nicht. Dahin führt Uebermuth. Noch immer ſpricht man in ganz Cirkaſſien von dieſer Begebenheit, nach welcher vormals die Leute ihr Geburtsjahr beſtimmten.

Der Name der Provinz Kabarda iſt in Frankreich ſonderbar verſtümmelt worden. In einem Empfehlungsſchreiben Ludwig XIV. für den Jeſuiten Avril ſteht (außer den übrigen Titeln der ruſſiſchen Zaaren): Herrn aller nordiſchen Quartiere, Herzoge von Kabadin u. ſ. w.

(Hier endet das Manuſkript, welches dem Herausgeber anvertraut worden. Gern würde er den wackern, gelehrten und (was ſo ſelten beiſammen gefunden wird) gefühl- und geſchmackvollen Reiſenden auch auf ſeiner Rückkehr begleiten, wenn es ihm gelingen ſollte, ſich die Fortſetzung ſeiner reichhaltigen Bemerkungen zu verſchaffen.)

Die Memoiren des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien.

Sie wurden gefunden in dem Kabinet der verſtorbenen Fürſtin von Anhalt-Deſſau, einer gebornen Prinzeſſin von Oranien, Friedrich Heinrich's des Dritten Tochter, welche ſtets eine tiefe Verehrung für ihre Eltern hegte (ihre Mutter war eine Gräfin Solms), und jeden Brief,

Lottchen. Stolz, wenn Sie mir Ihre Liebe ſchenken. Hier kniet die Stelze an Ihrem Seſſel, und bittet nur um einen einzigen Blick. Meine gute Mutter konnte mir nichts hinterlaſſen, als ihre Züge; dieſe Züge werden Sie an eine längſt vermoderte Freundin erinnern, dieſe Erinnerung wird Ihr Herz erweichen, und mir einen zweyten Vater ſchenken.

Franz. (ſieht ſie einige mal verſtohlen und gerührt an, und kehrt ſich dann zu Hans) Hans! — ſie ſieht ihrer Mutter ſehr ähnlich — Peſt Element! Hans! hilf mir los!

Hans. (ſchluchzend) Herr Kapitain, ich kann nicht.

Franz. Ich glaube gar du greinſt? — Hans, ich ſage dir, hilf mir los!

Hans. (hebt Lottchen auf, und legt ſie dem Kapitain in die Arme)

Lottchen. Mein guter, mein lieber Oheim!

Franz. (ſich ſchwach ſträubend) Halt er an! das heißt überſegelt bey Nacht und Nebel.

Lottchen. Ich ſehe eine Thräne in Ihrem Auge, o! die können mir alle Ihre Goldſtücke nicht bezahlen!

den sie von ihnen erhielt, als ein Heiligthum aufbewahrte. Sie besaß eine ansehnliche Sammlung solcher Briefe, aber leider verordnete sie in ihrem letzten Willen, daß man das ganze Packet ihr im Sarge unter den Kopf legen sollte. Es ist wohl nicht zu zweifeln, daß diese Briefe eine Menge Anekdoten von der Geschichte jener Zeit enthielten, und ihr Verlust daher sehr zu bedauern ist. Aber wären sie nicht noch zu retten? sollte der aufgeklärte Fürst von Dessau, wenn ein Freund der Geschichte ihn darum bäte, wohl Anstand nehmen, diesen Schatz aus der Gruft hervorholen zu lassen? würde selbst die Verstorbene, wenn sie noch lebte, in unsern Tagen etwas dagegen einwenden? sollte sie nicht vielleicht selbst diese Briefe in ihrer Gruft nur deshalb so sorgfältig bewahrt haben, damit man sie zu einer Zeit wieder finden möchte, wo ihr Inhalt unbedenklich bekannt gemacht werden konnte? Die Memoiren hinterließ sie ihrem Sohne, der den Druck derselben erlaubte. Sie sind zwar nicht von dem Prinzen von Oranien selbst geschrieben (obgleich er sehr wohl dazu im Stande war; denn er studirte oft in seinem Kabinet und führte Cäsars Commentarien in der Ursprache stets bei sich), aber nicht allein gewiß von einem seiner vertrautesten Offiziere und Begleiter auf seinen Feldzügen, sondern auch gewiß von ihm selbst durchgesehen und verbessert; folglich haben sie einen hohen Werth. Sie beginnen mit dem Jahre 1621 und enden 1645, zwei Jahre vor dem Tode des Prinzen.

Staatsgeheimnisse findet man da nicht. Der Prinz er-

zählt blos seine militärischen Expeditionen, und berührt er auch hie und da Regierungsangelegenheiten, so spricht er mit außerordentlicher Vorsicht davon. Zum Beispiel: Die glänzenden Fortschritte seiner Waffen im Jahre 1632 nöthigten die Infantin Isabelle, Statthalterin der Niederlande, Friedensvorschläge zu thun. Der Prinz wollte die Unterhandlungen in Mastricht betreiben, theils um den Spaniern keine Zeit zu lassen, von der ersten Bestürzung sich zu erholen, theils, weil bei einem Friedensschluß die Gegenwart einer siegreichen Armee die Gesandten des besiegten Fürsten geschmeidiger zu machen pflegt. Allein man zog das ganze Geschäft in den Haag, weil — wie der Geschichtschreiber hinzufügte — es dort gewisse Leute gab, »die auch eine Rolle dabei spielen wollten," also aus Privat-Interesse des Prinzen klügern Rath verwarfen. — Diese Zeilen, obgleich Niemand darin genannt ist, hat der Prinz ausgestrichen, doch waren sie noch lesbar. Hingegen hat er, bei einer andern Gelegenheit, wo von der Vermählung seines Sohnes mit der englischen Prinzessin die Rede ist, und wo der Geschichtschreiber von den Hindernissen spricht, welche gewisse Personen zu machen bemüht gewesen, mehrere Perioden so dick und sorgfältig durchstrichen, daß es dem Herausgeber seiner Memoiren unmöglich wurde, sie zu entziffern. Jungen Kriegern sind diese Memoiren vorzüglich zu empfehlen (auch alten, wenn sie sie noch nicht gelesen haben). Der Herausgeber sagt, indem er von dem Nutzen spricht, den man noch jetzt aus den Commentarien

des Julius Cäsar schöpft: »Unsere Waffen sind nicht mehr dieselben, unsere Art zu befestigen ist verschieden, allein im Grunde verändert die Kriegskunst sich nie, und man bedarf immer der nämlichen Eigenschaften, um ein großer General zu werden. Es gab fürwahr nur wenige, die so viele der erhabensten in sich vereinigten, als der Prinz von Oranien. Der Fürst, der Feldherr und der ehrliche Mann trafen in ihm zusammen, und das ist selten.« (Ja wohl selten!) Friedrich Heinrich hielt streng auf Kriegszucht; er vermied Schlachten; er zog die Sicherheit dem eitlen Ruhme der Verwegenheit vor; unvermuthete Hindernisse schreckten ihn nicht, und mit allen diesen militärischen Tugenden verband er eine große Bescheidenheit.

In der That ist es sehr merkwürdig, daß Friedrich Heinrich als Feldherr nie eine Schlacht geliefert hat, und er ist vielleicht der einzige große Feldherr, von dem man das rühmen kann. Er wußte, daß auch bei den vortrefflichsten Maßregeln das Schicksal der Schlachten in der Hand des Zufalls steht, darum setzte er die Macht der Republik nie ohne Noth einer Gefahr aus. Das Glück hatte keinen oder sehr geringen Antheil an seinen Siegen; sie waren das Werk seiner Klugheit, Wachsamkeit und Tapferkeit. Wie der Zufall mit Waffen und Lorbeerkronen spielt, mag folgendes Bruchstück der Memoiren beweisen: »In dem Feldzuge von 1626 erfuhr der Graf von Berg durch Landleute, daß der Kanal, der sich von Calcar bis in den Rhein zieht, an einer gewissen Stelle zu durchwaten sei.

Hierauf beſchloß er, unſere Kavallerie auf dieſem Punkte zu attakiren, der, wie er wußte, nicht ſonderlich bewacht wurde, obgleich der Prinz in Perſon dort geweſen, und dem Grafen von Stirum befohlen hatte, jederzeit eine Kompagnie daſelbſt zu halten; auch hatte er eine Schanze ganz in der Nähe aufwerfen laſſen, die mit fünfzig Mann beſetzt war. Mit Tages Anbruch erſchien der Graf von Berg mit ſeiner ganzen Kavallerie und einigen Schützen am Kanal, und fand da blos ſechs oder ſieben Reiter, die, als ſie ihn anrücken ſahen, ſtatt Lärm zu machen oder den Grafen von Stirum zu benachrichtigen, fortſprengten. So paſſirte alſo der Graf von Berg mit zwölf oder fünfzehn Schwadronen unbemerkt den Kanal, überfiel unſere Reiterei, und nahm den Grafen Stirum gefangen. Daß er aber nur ſechs oder ſieben Reiter auf dem wichtigen Poſten fand, rührte blos von einem Mißverſtand her. Der Prinz hatte nämlich geſagt: man muß jederzeit (toujours) eine Schwadron Kavallerie an dieſem Orte auf die Wache ſtellen (au dit lieu en garde); und der Graf hatte verſtanden: man ſolle täglich (tous les jours) dieſen Ort der Wache (ce lieu de garde) mit einer Schwadron verſehen." (Die Schwadron war alſo auch wirklich in der Gegend, aber nur einige Mann derſelben waren auf der Wache). Hier noch ein Beiſpiel, wie der Zufall bisweilen Armeen ſchlägt. »Das ſpaniſche Heer, von dem Admiral von Caſtilien kommandirt, ſtand auf einem Hügel, nahe dem Quartier des Marquis de la Force, der die Avantgarde

befehligte. Er hatte zwei Schwadronen Kavallerie außer seinen Verschanzungen postirt, und sie beordert, sich ganz gemächlich zurück zu ziehen, wenn der scharmuzirende Feind auf sie anrücke. Allein als diese die Spanier auf sich los gehen sahen, wurden sie so bestürzt, daß sie sich auf einige Infanterie warfen, die zu ihrer Unterstützung hinter ihnen stand. Diese gerieth gleichfalls in Verwirrung und der ganze Haufe stürzte sich auf die Avantgarde, die, von demselben Schrecken ergriffen, ihre Waffen wegwarf und floh. Vergebens sprengte der Prinz von Conde mit mehreren Freiwilligen herbei, um die Ordnung wieder herzustellen, es war unmöglich, und er selbst mußte sich in einer Schaluppe retten. Die ganze Armee gerieth dermaßen in Allarm, daß sie sich zerstreute, ohne auch nur einen Feind gesehen zu haben. Fontarabien, welches im Begriff stand zu kapituliren, wurde durch diesen panischen Schrecken befreit."

Unter die politischen Bemerkungen, deren wenige sind, gehört, was die Memoiren bei Gelegenheit der militärischen Zurüstungen erwähnen, welche im Jahre 1615 im Haag vorgeschlagen wurden. »Während man darüber nicht einig werden konnte, geriethen die Staaten von Holland in Zwistigkeiten mit dem Könige von Dänemark wegen des Sundzolles, und fanden für gut, gegen die Meinung Vieler und selbst des Prinzen, der Königin von Schweden mit einer solchen Leidenschaftlichkeit beizustehen, daß alle übrigen Zurüstungen darüber vergessen wurden. Die Staaten

von Holland erklärten, daß wenn die übrigen nicht einwilligten, der Königin von Schweden fünfzig Kriegsschiffe und fünftausend Mann Fußvolk zu schicken, sie sich jeder andern Zurüstung, gegen wen es auch sei, widersetzen würden. Der Streit wurde sehr lebhaft und währte bis zum Monat April. Woraus man sieht, wie bisweilen um Privat-Leidenschaften die Wohlfahrt des Staats hintangesetzt wird." Von der Vermählung des Prinzen Wilhelm mit der Prinzessin Maria von England erzählen die Memoiren: »Der Prinz sei fünfzehn Jahre alt gewesen, die Prinzessin zehn bis eilf. Demungeachtet wurde die Vermählungs-Feierlichkeit zu London vollzogen, und um zehn Uhr Abends die Prinzessin, in Gegenwart des ganzen Hofes, zu Bett gebracht. Der Prinz befand sich in einem Nebenzimmer ganz ausgekleidet. Der König selbst holte ihn ab und führte ihn bis an das Bett, wo er sich zu der Prinzessin legte, zwei Stunden bei ihr blieb, und dann wieder zurück in sein Zimmer geführt wurde. Dann reiste er nach Holland ab, mit dem Versprechen, die Prinzessin baldigst nachzuholen."

Testamente.

Ueberreste der alten Geschichte, sagt Baco von Verulam, sind gleichsam aus dem Schiffbruch gerettete Wracke; aus Urkunden, Münzen, Geschlechtsregistern u. s. w., die

der Sündflut der Zeit entgangen sind, entwirft der kluge Sammler die Geschichte. Ein Engländer, Nichols, hat einen Beitrag zu solchen Denkmählern geliefert, indem er alle Testamente der Könige und Königinnen von England und mehrerer Prinzen, von Wilhelm dem Eroberer an bis auf Heinrich VII. zum Druck befördert hat. Ein glücklicher Gedanke. Der witzige Samuel Johnson sagt in seinem Abenteurer, ein guter Alterthumsforscher müsse darin dem tugendhaften Manne gleichen, daß er immer den Tod vor Augen habe. Wenn es ihm Vergnügen macht, in der Asche der Todten zu wühlen, so genießt er dabei auch das Vorrecht, aus der Glut dieser Asche heilige Ueberreste zu retten. Dahin gehören ohne Zweifel die Testamente. Gleich Homer's Helden, die in ihren letzten Augenblicken Propheten wurden, verrathen die Großen dieser Erde in ihrem letzten Willen die Geheimnisse ihrer Seele, enthüllen der fernsten Nachwelt die Geschichte ihres Lebens und die Leidenschaften, von welchen sie beherrscht wurden. — In der Vorrede sagt der Herausgeber:

»Als der große Sobiesky, dessen Tapferkeit Wien und ganz Deutschland von den Türken errettete, in seinen letzten Stunden gebeten wurde, ein Testament zu machen, da lachte er dem Bischof in's Gesicht. Nur zu oft, sagte er, gehorcht man den Königen nicht bei ihren Lebzeiten, wie mögen sie sich schmeicheln, daß man nach ihrem Tode ihnen gehorchen werde?« Wahlkönige hatten nicht die Macht, zu Gunsten ihrer Erben Verfügungen zu treffen, obschon

wiſſend, daß dieſe nun in den Privatſtand zurücktreten würden. Die Könige von England bedurften keines ſolchen Erinnerns; aber aus Gerechtigkeit, Reue oder Eifer, ihre Seele durch eine fromme Stiftung zu retten, waren ſie doch jederzeit bereit, die ſogenannte wichtigſte Handlung in dem Leben des Weiſen zu vollbringen. Allein ihre Macht erſtreckte ſich nicht weiter, als auf die Befugniß, ihre Schätze unter Verwandte, Geiſtliche und treue Diener zu vertheilen. Wilhelm der Eroberer vermachte Königreiche. Heinrich der Zweite gab ſein Geld Mönchen und Nonnen; einige Andere ihre Kleinodien und das Geräthe ihrer Paläſte. Der unglückliche Richard II., unter deſſen Regierung das Parlament den Königen erlaubte, Teſtamente zu machen, ſchrieb das ſeinige im Geiſt des Zeitalters, und kurz vor dem Ausbruch jener Revolution, die er wenig fürchtete; indeſſen der Uſurpator ſeine Verbrechen mit großer Gewiſſensangſt beichtete. Heinrich V. drückt in ſeinem Teſtamente die ganze Unruhe eines reichen Landjunkers aus, ſeines Sohnes letzter Wille hingegen ſtiftet blos zwei Kollegien. Der tapfere Prinz von Wallis läßt ſich weitläufig über den Pomp ſeines Leichenbegängniſſes aus, ſein Bruder über ſeinen Kleidervorrath, und der reiche Kardinal von England über ſein Silberzeug. Der Graf Arundel liefert ein grelles Beiſpiel der menſchlichen Eitelkeit und die Gemahlin Eduard des Vierten das Bild einer Königin im tiefſten Elend.“ Dieſe Sammlung enthält ſehr viele merkwürdige Anekdoten und Beiträge zu der Sittengeſchichte jener Zeiten; aber ihr

größter Werth beſteht darin, daß ſie treue Charaktergemälde liefert und die Falten des menſchlichen Herzens entwickelt. Man ging damals mit Verbrechen beladen zum Tode und glaubte genug zu thun, wenn man in der letzten Stunde ein halbes Dutzend Heilige anrief, und eine fromme Stiftung machte; dann überließ ein Jeder ſeine Zukunft ruhig dem Fegefeuer und den Seelenmeſſen. Der Erzbiſchof von Canterbury übte damals ein ſeltſames Vorrecht, nämlich, Teſtamente zu beſtätigen oder zu vernichten, wenn der Erblaſſer bona notabilia beſeſſen hatte, und dieſe ſogenannten anſehnlichen Güter beſtanden in den Provinzen aus fünf Pfund, in London aus zehn Pfund.

Die Halb-Inſel jenſeit des Ganges.

Sie iſt für uns noch immer eine Art von Feenland, und die Erzählungen der wenigen Reiſenden, die bis dahin gedrungen, füllen unſere Einbildungskraft mit wunderſamen Bildern. Doch die Wahrheit iſt nie ſchöner, wenigſtens nie willkommener, als wenn ſie ein wenig märchenhaft erſcheint: darum iſt zu hoffen, der Leſer werde gern — keine geographiſche Beſchreibung — aber einige auffallende Züge aus dem Gemälde jenes indiſchen Paradieſes hier zuſammengeſtellt finden. Die Bürgen ſind glaubwürdige Männer.

Wir stoßen da gleich zuerst auf einen König von Butan. In Europa bilden wir uns ein, daß wir, in der Ehrfurcht für unsere Fürsten, zum Muster dienen können, und in der That, wir haben es hie und da sehr weit darin gebracht, aber gegen die Unterthanen des Königs von Butan sind wir noch bloße Schüler. Diese braven Leute begnügen sich nicht damit, nur auf der Erde vor ihm liegend, mit der Stirn am Boden, ihm ihre Bitten zuzumurmeln und dann rückwärts gehend sich zu entfernen; nein, sie bewachen auch mit löblicher Gierigkeit den Augenblick, wo Se. Majestät ihre natürlichen Bedürfnisse abthun, sie fangen, nach vollbrachter königlicher Arbeit, die consistenten Spuren davon sorgfältig auf, trocknen sie und machen sie zu Pulver. Dann werden sie in kleine Dosen gefüllt und auf den Märkten verkauft. Man kann denken, wie viel Unterschleif damit getrieben werden mag, wie bei uns mit dem Tabac de ferme. Allein als Tabak brauchen die Butaner dieses Pulver nicht, sondern sie bestreuen ihr Fleisch damit als mit einer Würze. Zwei Kaufleute von Butan, welche dem Reisenden Tavernier Moschus verkauft hatten, zeigten ihm ihre Dosen voll dieses köstlichen Pulvers und boten ihm auch eine Prise davon an. Hier mag wohl mancher Leser die Nase gewaltig rümpfen, allein die Butaner sind doch wohl zu entschuldigen; denn erstens werden sie von ihren Priestern belehrt, daß ihr König ein Gott auf Erden ist, und zweitens möchte es doch wohl auf Eins herauskommen, ob man physischen oder moralischen

Franz. Nun ja, ja, du haſt mich überrumpelt. Geh auf deiner Mutter Grab und danke es ihr. Als du getauft wurdeſt, und als ich nachher vor ihr Bette trat, ihr die Hand reichte, da faßte ſie meine Hand mit ihren beyden, und — und ſah gerade ſo aus wie du jetzt, und ſprach zu mir: lieber Bruder, ich lege das Kind an Ihr Herz. Wenn ich ſterbe — (er kann vor Wehmuth nicht weiter reden. Endlich ſagt er haſtig) Vier Wochen nachher war ſie tod. — (Eine Pauſe, in welcher alle ſeine Muſkeln arbeiten.) Komm Mädgen! komm an mein Herz!

Lottchen. (ſinkt in ſeine Arme.)

Fünfte Scene.

Doctor Bluhm. Die Vorigen.

Bluhm. O ſchön! ich komme zu rechter Zeit.

Franz. Da ſehn Sie nur, das verdammte Mädgen! hat mich ſo weich gemacht, ſo weibiſch — (komiſch zürnend) Du! — geh mir aus den Augen!

Lott-

Unrath verehrt; ob man mit jenem die Speiſen oder mit dieſem das Gewiſſen beſtreut; das letztere iſt vielleicht noch ekelhafter, und doch kann nicht geläugnet werden, daß es bisweilen in andern Welttheilen Tirannen gegeben, deren glänzende Verbrechen man in Erz und Marmor gegraben, welches weit ſchlimmer iſt, als pulveriſirten Koth in Doſen zu verwahren. Hatte man gleich keine Prieſter, welche predigten, der Tirann ſei ein Gott: ſo fehlte es doch nicht an andern Leuten von mancherlei Gattung, welche dieſe Behauptung auf mancherlei Weiſe an den Tag legten, und folglich ihre Seelen täglich mit Unrath beſtreuten. Man denke nur an einen Nero, oder in neuern Zeiten an den grauſamen Philipp von Spanien, u. ſ. w., ſo wird man der Spöttereien über die Butaner ſich beſcheiden enthalten müſſen.

In den Gebirgen von Butan gibt es dreierlei Arten von Laſtthieren, Pferde, Böcke und — Weiber. Sie ſtehen im gleichem Preiſe. Nämlich für zwei Rupien kann man zehn Tage lang einen Bock oder eine Frau miethen. Die Böcke tragen bis hundertundfünfzig Pfund, vermuthlich die Frauen nicht weniger; denn ſie tragen auch die Männer auf dem Rücken, nicht wie die Weiber von Weinsberg aus Liebe und Treue, ſondern gleichfalls für zwei Rupien. Zu dieſem Behuf hängt ihnen ein großes Kiſſen an zwei Tragriemen über die Schultern auf den Rücken hinab, auf dieſes läßt der Mann ſich ganz gemächlich nieder, und die Frau läuft mit ihm davon. Ihr folgen zwei

andere Weiber, um sie dann und wann abzulösen. In Europa, wo die Damen nur gewohnt sind, die Männer vor sich knien zu sehen, wird diese Gewohnheit gleichfalls bespöttelt werden; doch gibt es auch manche Frau, die an den Unarten ihres Mannes so viel zu ertragen hat, daß sie wohl manchmal lieber mit einer Butanerin tauschte und ihn auf dem Rücken trüge. Es ist zu verwundern, daß noch kein spekulativer Kaufmann in Preußen auf den Einfall gerathen ist, eine Ladung Bernstein nach Butan zu schicken. Er könnte durch eine einzige glückliche Reise unermeßlich reich werden; denn die Butaner ziehen im Handel ihn dem Golde vor. Würde man vollends in Königsberg allerlei Götzenbilder daraus schnitzen lassen, so könnte man den Preis des Bernsteins nach Belieben erhöhen, und oft für ein kleines Ungeheuer Schätze eintauschen. Warum zieht Preußen so wenig Vortheil von dem ihm eigenthümlichen Produkte? warum verschifft es dasselbe nicht in Gegenden, wo es mit den Diamanten fast in gleichem Werthe steht? — vermuthlich weil eine solche Reise abenteuerlich scheint, und weil nur außerordentliche Menschen das Abenteuerliche in Begebenheiten des Tages verwandeln können. Vollbringt deren Einer etwas dergleichen, so umringen ihn die zuvor spöttelnden Gaffer, und schreien: Ei das hätten wir auch gekonnt! — Zu Tavernier's Zeiten kamen vier Armenier nach Butan, geradewegs aus Danzig, mit Bernstein beladen, aus welchem sie allerlei zu Butan verehrte Figuren hatten drechseln lassen. Sie brach-

ten sie dem Könige, um die Zahl seiner Hausgötter zu vermehren. Sie gewannen ungeheure Summen dabei, und beklagten nur, daß sie in Danzig kein so großes Stück Bernstein hatten finden können, um ein Götzenbild mit sechs Hörnern, vier Ohren und vier Händen daraus zu schnitzen, für welches Se. Majestät mit Vergnügen, Dero Schatzkammer würden ausgeleert haben.

Wir glauben uns in tausend und eine Nacht versetzt, wenn wir die Beschreibung lesen, welche Daniel Sheldon, ein Faktor der englischen Kompagnie, von einem Saale im Palaste des Königs von Arrakan macht. Dieser Saal heißt mit Recht der goldene, denn seine Wände sind wirklich über und über mit Goldplatten belegt. Dann steht ein Thron von purem Golde darin, und um diesen Thron hängen ungefähr hundert Goldklumpen, jeder zu vierzig Pfund schwer, in Gestalt von Zuckerhüten. Ferner ist der Thron von einer Menge goldener Bildsäulen in Lebensgröße umgeben, die zwar hohl, aber doch wenigstens zwei Zoll dick, und mit Rubinen, Smaragden, Saphiren und Diamanten von außerordentlicher Größe bedeckt sind. Diese kostbaren Steine hängen den Bildern an Stirn, Brust, Gürtel und Armen. Mitten im Saale steht noch ein goldener Tisch, und auf demselben ein goldenes Kästchen, in dem zwei berühmte Ohrgehänge aufbewahrt werden. Es sind zwei Rubinen, jeder so lang als der kleine Finger, und am untern Ende von der Dicke eines Hühner-Eies. Diese Ohrgehänge haben schon manchen blutigen

Krieg veranlaßt, nicht allein wegen ihres hohen Werths, sondern auch wegen der Volksmeinung, die ein Palladium aus ihnen macht, und dem Besitzer derselben den Vorrang über alle seine Mitfürsten beilegt. Darum führt auch der König oder Pakda von Arrakan unter anderm den Titel: „Besitzer des weißen Elephanten und der beiden Ohrgehänge, folglich Beherrscher der zwölf Könige, die ihre Köpfe unter seine Fußsohle beugen.“ Diese kostbaren Ohrgehänge trägt er aber nur an seinem Krönungstage, vermuthlich, weil sie ihm sonst die Ohren zerreißen würden. — Man sieht, der goldene Saal von Arrakan wäre einer militärischen Expedition werth. —

Nicht weit von Orietan, in demselben Königreiche, befinden sich ein Berg und ein See, die beide Nauma heißen, eine furchtbare Einöde, von wilden Thieren und von einigen Verbrechern bewohnt, welche letztere dahin verbannt werden, um den Ersteren Gesellschaft zu leisten. Hiebei ist merkwürdig, daß man diesen Verbrechern die Fußsohlen abhauet, damit sie nicht fliehen können. Ein so sicheres Mittel, die Flucht zu verhindern, wäre in der neuern Kriegskunst zu empfehlen. Eine ganze Armee mit abgehauenen Sohlen würde Wunder der Tapferkeit thun; denn auch der Feigste ist tapfer, wenn ihm nichts anders übrig bleibt. —

Die Begriffe der Arrakaner von Schönheit sind auch von den unserigen ein wenig verschieden. Sie lieben eine breite platte Stirn, und um diesen Vorzug zu verschaffen,

binden sie den neugebornen Kindern Platten von Blei vor die Stirn. Wenn ein Arrakaner seine Geliebte reizend finden soll, so müssen ihre Augen recht klein, ihre Nasenlöcher recht weit sein, und ihre Ohren bis auf die Schultern hängen. — Es wäre in der That ein lustiges und zugleich sehr merkwürdiges Schauspiel, wenn man einmal in einem einzigen Saale alle die Mädchen versammeln könnte, die bei ihren Nationen für die Schönsten gelten. Himmel! welche Gestalten würde man zu sehen bekommen! und wie würde eine jede dieser Damen über alle die übrigen spotten! —

Die Götzenbilder von Arrakan werden im Winter bedeckt, damit sie nicht frieren sollen. Jährlich wird einer derselben, Kiay Pora genannt, an einem gewissen Feste auf einem Triumphwagen herum gefahren, und von neunzig Priestern in gelben atlassenen Gewändern begleitet. Dann legen sich die frömmsten Arrakaner quer über die Straße, und lassen sich von dem Wagen zerquetschen. Andere rennen in eiserne Spitzen, die an diesem Wagen hervorragen, und bespritzen den Kiay-Pora mit ihrem Blute. Die weniger Herzhaften suchen mindestens einige Tropfen von diesem kostbaren Blute aufzufangen, und die Priester verwahren die eisernen Spitzen als Reliquien. Dieser Gebrauch ist uns nicht so fremd, als er auf den ersten Anblick scheint. Es haben zu jeder Zeit auch die kultivirtesten Nationen ihre kalten Götzen mit ihrem Blute besprengt, nur hält man es nicht der Mühe werth, dieses Blut aufzufangen; es düngt den Boden. —

Die Art und Weise, wie Seine arrakanische Majestät Allerhöchst Dero Beischläferinnen wählen, ist eine der seltsamsten auf Gottes Erdboden, obgleich nicht ganz verwerflich. Die Statthalter in den Provinzen, deren zwölfe sind, suchen jährlich zwölf Mädchen aus, die in demselben Jahre geboren worden, und lassen sie, auf Kosten des Hofes, bis zum zwölften Jahre erziehen. Dann werden sämmtliche, zu einer solchen Konskription gehörige Mädchen nach der Residenz gebracht, wo sie, mit einem baumwollenen Gewande bekleidet, so lange in der heißen Sonne sitzen müssen, bis ihre Gewänder ganz von Schweiß durchdrungen sind. Diese Gewänder bringt man dem Könige, der eins nach dem andern *beriecht*, und diejenigen auswählt, deren Geruch ihm am wenigsten zuwider ist. Die übrigen verschenkt er an seine Höflinge. — Unter allen Völkern dieser Halbinsel legen die *Peguanerinnen* den geringsten Werth auf die Sittsamkeit. Sie gehen fast nackend; nur um die Lenden tragen sie einen Gürtel von durchsichtigem Zeuge und nachlässig vorgebunden. Sie entschuldigten sich bei *Sheldon* damit, daß eine ihrer vormaligen Königinnen es so verordnet habe, um größere Unordnungen zu verhüten, und — die Begierden der Männer stets zu reizen. Das letztere betreffend, so bringt gewöhnlich ein solches zur Schau Stellen der weiblichen Reize gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor. Das wissen die europäischen Damen sehr gut, darum *verhüllen* sie auch, wie Jedermann weiß, ihre Reize so außerordentlich sorgfältig. — Die pe-

guaniſchen Heirathen werden ohne Umſtände auf beliebige Zeit geſchloſſen. Auch den Fremden bieten die Väter ihre Töchter ſehr dienſtfertig an, und laſſen ſich einen Preis bezahlen, der von der Dauer der Verbindung abhängt. Reiſen die Fremden wieder ab, ſo kehren die Mädchen unbeſchimpft in das väterliche Haus zurück, und finden darum nicht minder wackere Männer. Kommt aber der Fremde wieder in's Land, ſo kann er die während ſeiner Abweſenheit verheirathete Geliebte zurück fordern, und dann leiht ſie ihm der Mann für die Zeit ſeiner Anweſenheit. —

Es gibt eine Gattung von Bettelmönchen in Pegu, die einſiedleriſch in den Wäldern wohnen, und zwar auf den höchſten Bäumen, in einer Art von Käficht; doch geſchieht dies nicht, um dem Himmel näher zu ſein, ſondern nur, um ſich von der Erde, die mit reiſſenden Thieren bedeckt iſt, etwas zu entfernen. Das Volk hegt für dieſe Menſchen eine ſo abgeſchmackte Ehrfurcht, daß es ſogar mit großer Begier das Waſſer trinkt, in welchem ſie ihre Hände gewaſchen haben.

Ueber Cochinchina hat ein portugieſiſcher Jeſuit uns allerlei Seltſames berichtet. Er wurde vor etwa zweihundert Jahren vom Pabſte zum Miſſionär in Japan beſtimmt. Am Kap Comorin beſuchte er die reiche Perlenfiſcherei, und macht die Bemerkung, daß, da man einſt den Jeſuiten an dieſer Küſte ein ſchönes Kollegium entzogen, auch ſogleich die Perlen verſchwunden ſeien; als aber der König von Portugal den Seelenfiſchern ihr Kollegium

wieder gegeben, so hätten auch die Perlenfischer wiederum reiche Beute aus dem Schooße des Meeres hervorgeholt. Das erinnert an die vormalige Gazette de France, welche im Jahr 1774 aus Schweden berichtete: »Jedermann fühle den wohlthätigen Einfluß der neuen Regierung, und die Häringe wären nie so häufig an den Küsten gewesen.«

Da in Japan damals die große Christenverfolgung ausbrach, so ging der Jesuit nach Cochinchina, wo das Pfund Zucker — wie wir in unsern Tagen seufzend bemerken — zwei Pfennige kostete. Er bemühte sich vor allen Dingen, die Sprache zu erlernen, die, besonders in dem Munde der Frauen, wie ein Gezwitscher von Vögeln klingen soll. Von einem kleinen Knaben lernte er sie so fleißig, daß er nach vier Monaten schon darin predigen konnte.

Auf einer Ueberfahrt von Mallaka nach Java begegnete dem frommen Reisenden ein sonderbarer Zufall. Das Schiff stieß auf eine Klippe, die kaum sichtbar über die Oberfläche des Wassers hervorragte; es blieb fest sitzen, ein Schiffbruch schien unvermeidlich: schon lösten sich einzelne Planken vom Untertheil des Schiffes, und schwammen rings umher. In dieser äußersten Noth wandte sich der Jesuit betend an den Kopf des heiligen Andreas, des ersten Märtirers von Cochinchina, den er bei sich hatte, um ihn nach Rom zu bringen; und siehe, alsobald löste sich das Schiff vom Felsen und schwamm lustig dahin, ohne auch nur einmal ein Leck bekommen zu haben. Einige Ungläubige meinten, es könne auch wohl mit rechten Dingen zugehen, denn

das Schiff sei an vielen Stellen doppelt gefüttert, und die losgerissenen Breter möchten also wohl nur von dieser Fütterung gewesen sein. Das verhielt sich freilich so, allein das Wunder offenbarte sich dennoch, als man im Hafen zu Batavia anlangte; denn der spitze Felsen hatte allerdings ein großes Loch in den Bauch des Schiffes gestoßen, war aber abgebrochen, und das Bruchstück füllte so genau die Oeffnung, daß kein Tropfen Wasser eindringen konnte.

Cochinchina war vormals nur eine Provinz von Tunkin, einem Reiche, von welchem der Engländer Baron uns bessere Nachrichten liefert, als die jener Jesuiten. Baron war in Tunkin geboren, brachte einen großen Theil seines Lebens daselbst zu, und war ein ehrlicher, wahrheitliebender Mann. Die Tunkineser sind halbe Chineser, deren Beschränkung auf ihr Vaterland, deren Eitelkeit, Regierungsform und Schrift sie nachahmen, ob sie gleich übrigens diese ihre Nachbarn von ganzem Herzen hassen. Ihre Hauptstadt, Caſcho, ist, besonders an Markttagen, so volkreich, daß, trotz der sehr breiten Straßen, man Mühe hat, in einer halben Stunde hundert Schritte vorwärts zu kommen. — Das Volk seufzt unter harten Auflagen. Die Armen, welche diese nicht bezahlen können, müssen Gras für die königlichen Elephanten mähen, und selbiges nach der Hauptstadt schleppen, wenn sie auch noch so weit davon entfernt wohnen. — Die Adoption der Kinder ist unter den Tunkinesern sehr gewöhnlich, und selbst Fremdlinge suchen adoptirt zu werden, um dadurch mancherlei

Bedrückungen zu entgehen. Durch viele Geschenke war es auch Baron gelungen, sich von einem Prinzen adoptiren zu lassen, welches ihm aber keinen Vortheil brachte, weil dieser Prinz unglücklicherweise närrisch wurde. — Die Untreue der Damen wird in Tunkin härter bestraft als in Europa; man läßt dort nämlich die Schuldigen, sie mögen so schön oder vornehm sein als sie wollen — von Elephanten zertreten. —

Alle Besuche werden nur des Morgens abgestattet; es würde sehr unhöflich sein, eine spätere Tageszeit zu wählen. Im Gespräch müssen alle traurige Gegenstände sorgsam vermieden werden. Sogar wenn einem Kranken der Tod schon auf den Lippen sitzt, so hütet man sich sehr, ihn an seinen letzten Willen zu erinnern, weil das unhöflich wäre. Sie fragen sich auch niemals: »wie befindet Ihr Euch?" sondern: »wo kommt Ihr her? was habt Ihr gemacht?" Sieht es einer dem andern an, daß er sich nicht wohl befindet, so erlaubt er sich durchaus keine Bemerkung darüber, sondern erkundigt sich blos: »wie viel Tassen Reiß eßt Ihr zu Mittag?"

Eine ganz neue Gattung von Schmeichelei, die dem Könige viel Geld einbringt, ist der Hahnenkampf, von dem die Tunkineser große Liebhaber sind. Die Großen des Reichs lassen ihre Hähne mit den Hähnen des Königs kämpfen, und wetten große Summen; die letztern müssen aber immer Sieger bleiben. Viele vornehme Herren ruiniren sich auf diese Weise. Es wäre schon der Mühe

Lottchen. O! nun kenne ich meines guten Oheims Herz! nun iſt alle meine Furcht verſchwunden.

Franz. So? hatteſt du Furcht vor mir? Die Leute hatten dir wohl geſagt, ich ſey ein Bär?

Lottchen. Die Madam hier im Hauſe hatte mir ſo bang gemacht.

Franz. Welche Madam?

Hans. Wieder ein Stückgen von der frommen Frau Grießgram.

Franz. Das iſt Waſſer auf deine Mühle, nicht wahr?

Hans. Der Henker mag da das Maul halten. Ich trete herein, das liebe gute Kind will eben von dannen gehn, und verſchluckt ein Thrängen; das Thrängen war klein, ich mögte es aber doch nicht auf meiner Seele tragen. Ich frage: wohin? — ach! ich darf nicht zu meinem Oheim! — Je warum denn nicht? zu ihm darf jedermann, beſonders wer die Augen voll Waſſer hat. — Da ſtellt ſich die Frau Grießgram hier vor die Thür, und ſetzt ihre dicken Arme in die Seite wie ein Henkeltopf,

und

werth, die tunkineſiſche Hof-Sitte in manchen Ländern nachzuahmen. — Wenn am Neujahrstage die Europäer ſich die Füße wund laufen, um ihren Gönnern zu gratuliren, ſo verſchließen hingegen die Tunkineſer an dieſem Tage ſorgfältig ihre Häuſer, und gehen nicht über die Schwelle derſelben, um keiner üblen Vorbedeutung zu begegnen. Erſt am andern Tage ſtatten ſie ihre Glückwünſche ab. — Baron berichtigt viele Irrthümer, in welche Tavernier verfallen iſt, der z. B. die Tunkineſer als ein arbeitſames Volk rühmt; Baron nennt ſie faule Leckermäuler, und geſteht höchſtens den Weibern jenes Lob zu.

In den Wiſſenſchaften bedürfen ſie vor allen Dingen des Gedächtniſſes, denn ihre größte Weisheit beſteht in der Kenntniß einer großen Anzahl von hieroglyphiſchen Schriftzügen. Daher gibt es auch Leute unter ihnen, die zwanzig oder dreißig Jahre, und bisweilen ihr ganzes Leben lang ſtudiren, ohne es zu wagen, ſich einer Prüfung zu unterwerfen. In der Mathematik, Aſtronomie, Naturgeſchichte u. ſ. w. ſind ſie die größten Ignoranten, ihre Dichtkunſt iſt ein dunkler Schwulſt, gleich dem unſerer Myſtiker; ihre Muſik iſt ohrzerreiſſend; es iſt daher unbegreiflich, wie Tavernier ſie zu einem der aufgeklärteſten Völker des Orients hat machen können. Von den Chineſern werden ſie Barbaren genannt. Sie waren noch halbe Wilde, als jene ſie unterjochten, und einen Vicekönig dahin ſandten, der die chineſiſchen Geſetze einführte, und — nach Gewohnheit der meiſten Sieger — die Ueberwundenen

durch Uebermuth empörte. Ein tapferer Mann ſtand auf, er hieß Ki, unter deſſen Anführung griffen die Tunkineſer zu den Waffen, ermordeten den Vicekönig ſammt allen ſeinen Chineſern, und führten einen glücklichen Krieg gegen des Kaiſers Waffen, der ſie natürlich Empörer ſchalt, aber doch endlich nachgeben mußte, und einen Traktat mit ihnen ſchloß, welcher ſeit vierhundert und fünfzig Jahren treulich beobachtet wird. (Europa hat keinen einzigen ſo lange beobachteten Traktat aufzuweiſen.) Kraft desſelben ſchicken die Tunkineſer alle drei Jahre Geſchenke nach Peking, die als ein Tribut betrachtet werden, und die Geſandten erklären, daß ihr Volk die Freiheit des Kaiſers Gnade verdanke. Unter den Koſtbarkeiten, die ſie mitbringen, müſſen ſich jederzeit auch Bildſäulen von Gold oder Silber befinden, welche Verbrecher vorſtellen, die um Gnade flehen, zum Andenken an jenen, an einem chineſiſchen Vicekönige verübten Mord. Die prahlenden Chineſer empfangen die Geſandtſchaft mit großem Pomp. Wenn ſie ſelbſt bisweilen einen Geſandten dahin ſchicken, ſo wird er gleichfalls prächtig ausgerüſtet, und tritt zu Caſcho mit einem ſolchen Uebermuthe auf, daß er nicht einmal dem Könige ſeine Aufwartung macht, ſondern dieſer ihn beſuchen muß. Auch empfangen die Könige ihr Siegel von den chineſiſchen Kaiſern.

Man kann leicht denken, daß Ki, der tunkineſiſche Held, der Befreier ſeines Volks, auch deſſen erſter König wurde. Zwei Jahrhunderte regierten ſeine Nachkommen,

wurden dann durch einen Rebellen vom Throne gestürzt, und durch einen tapfern Räuber wieder darauf gehoben, aber nur als Schattenbilder; denn obgleich ihr Retter sich mit dem Titel eines Reichs-Feldherrn begnügte, so war doch alle Macht in seinen Händen; und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Der Schowa — so lautet der bescheidene Titel, unter welchem der Reichs-Feldherr herrscht — macht nach Gefallen Krieg und Frieden, gibt und vernichtet Gesetze, verdammt und begnadigt Verbrecher, verleiht die Aemter und entsetzt derselben, verordnet Auflagen u. s. w. Die Europäer nennen ihn König, und geben den Nachkommen des Ki den Kaisertitel, in der Landessprache Bowa. Diese letztern bringen ihr Leben im Innern des Palastes zu, von den Spionen des Schowa umgeben. Nur ein- oder zweimal im Jahre, an gewissen Festen, erscheinen sie öffentlich. Man hat ihnen das eitle Vorrecht gelassen, die Dekrete des Schowa durch eine Unterschrift zu bestätigen, die sie nicht verweigern dürfen. Auch die Würde des Schowa ist erblich geworden. Sie gleichen ganz unsern alten Major Domus.

Die chinesischen Gesetze sind zwar eingeführt, doch besitzen die Tunkineser auch viele eigene, alte und neue, die oft besser und menschlicher sind als jene. Kinder z. B. dürfen nicht ausgesetzt werden, wenn sie auch noch so ungestaltet wären, da hingegen dieser barbarische Gebrauch in China, dem Hungerlande, sogar durch ein altes Gesetz verordnet ist. Hingegen herrscht die Bestechlichkeit der Richter in Tunkin wie — in andern Ländern.

Der Schowa unterhält jederzeit eine Menge Beischläferinnen, bisweilen bis fünfhundert. Diejenige, welche ihm den ersten Sohn gebiert, genießt vor Allen eine große Auszeichnung; die übrigen, sammt ihren Kindern, führen den Titel Dueba und Ducong, so viel als unser Excellenz. Nur im Alter, wenn die Hoffnung, Kinder zu zeugen, verschwunden ist, vermählt sich der Schowa mit einer Frau von königlicher Abkunft, die alsdann Landesmutter genannt wird. Bei der Wahl ihrer Gattinnen sehen die vornehmen Tunkineser weniger auf Schönheit, als auf Talente in der Musik, im Tanz, Gesang und allem, was zum Zeitvertreib dient.

Die Großen des Reichs dürfen vor dem Schowa nur mit nackten Füßen erscheinen. Sie überreichen ihre Bittschriften kniend. Außer einer zahlreichen Garde ist er auch von vier- bis fünfhundert Verschnittenen umgeben, meistens junge Leute, aber so übermüthig, daß sie vom ganzen Volke verabscheuet werden. Wenn sie sieben oder acht Jahre gedient haben, so werden sie nach und nach zu den höchsten Reichswürden erhoben, oft mit Zurücksetzung der verdienstvollsten Männer, eine Sitte, deren sich auch wohl europäische Höflinge zu erfreuen haben. Nun häufen sie Schätze durch Erpressungen, wenn sie aber sterben, so ist der Schowa ihr einziger Erbe, und Baron meint, das sei wohl die politische Ursache, warum sie so begünstigt werden. Man könnte vielleicht noch die hinzufügen, daß ein physisch (oder moralisch) entmannter Mensch immer ein besserer Sklave ist.

Der Eid der Treue wird von den Großen zu Anfang jedes Jahres erneuert, und wenn die Ceremonie vorüber iſt, ſo begibt ſich ein Jeder nach Hauſe, um da die gleiche Huldigung von ſeinen Weibern, Kindern und Hausgenoſſen zu empfangen.

Alle, die ſich auf Wiſſenſchaften legen oder ein Handwerk verſtehen, ſind — ſo wie vormals bei uns — frei von Rekrutirung. An ſchön gewachſenen Soldaten trägt der Schowa eben ſo großen Gefallen, als vormals der König von Preußen. Die tunkineſiſchen Potsdamer dienen gleichfalls unter der Garde.

Die Reichen, wenn ſie alt werden, verſchwenden große Summen für koſtbare Särge. Ein Mann, welcher ſtirbt, wird mit ſieben ſeiner beſten Kleider angethan, eine Frau gar mit neun. Die Särge werden nicht zugenagelt, das wäre eine Beleidigung für den Todten; ſie werden verkittet. Bei der Beerdigung erſcheinen die Söhne des Verſtorbenen in ſehr groben Kleidern, und ſtützen ſich auf Stöcke, zum Zeichen, daß der Schmerz ſie nieder zu werfen droht. Der älteſte — wenn er ſeine kindliche Liebe recht auffallend beweiſen will — muß ſich in der That von Zeit zu Zeit niederwerfen, und den Leichnam über ſich weg tragen laſſen. Wenn er wieder aufſteht, ſo muß er verſuchen, mit beiden Händen den Sarg rückwärts zu ziehen, gleichſam als wolle er den Vater wieder unter die Lebendigen zurück führen. Ihre Trauerkleider ſind aſchfarbig; ſie ſchneiden ſich die Haare ab und tragen eine Art von Strohmützen,

alles das drei Jahre lang, während welcher Zeit sie auch kümmerlich leben müssen, und nicht einmal heirathen dürfen, wenn sie nicht ihre Ansprüche auf die Erbschaft verlieren wollen. Kein Begräbniß zu erhalten, scheint ihnen ein eben so großes Unglück, als vor alten Zeiten den Griechen.

Die Blinden stehen in hohen Ehren, denn sie sind sämmtlich Wahrsager, und man bedarf also zu ihrem Unterhalt in Tunkin keiner Institute, wie das der Quinzevingts zu Paris. Bei uns sind die neuesten Wahrsager auch blind, aber nicht an den Augen. — Der größte Reichthum der Tunkineser ist die Seide. Ihre würzreichen Vogelnester sind bekannt.

Ein Körbchen voll Blumen muß deren von allen Gattungen und von keiner zu viele enthalten; darum werde diese Skizze hier abgebrochen, um künftig in Siam fortgesetzt zu werden.

Die Göttin Magada und der Gott Schwerdt.

Es existirt in Paris eine sogenannte celtische Akademie, welche monatlich ihre Abhandlungen heftweise mit Kupfern herausgibt, also sehr fleißig arbeitet, was ihr übrigens nicht schwer fallen kann, da der ungeheure, von den Deutschen aufgespeicherte Vorrath von Alterthumskunde — meistens den Franzosen noch unbekannte Schätze — für viele Jahre hinreichen wird. In einem der neuesten Hefte hat Herr Johanneau seinen Landsleuten erzählt, daß

die alten Sachſen eine Göttin Magada verehrt haben, deren Tempel zu Magdeburg Karl der Große zerſtörte. Sie ſtand (nach Schedius) nackend auf einem Wagen, das Haupt mit Mirten gekrönt, eine brennende Fackel auf der Bruſt, die Weltkugel in der rechten und drei goldene Aepfel in der linken Hand tragend. Drei junge nackende Mädchen mit verſchlungenen Händen, eine Art von Grazien, umringten ſie und boten ihr gleichfalls Aepfel dar. Ihr Wagen erſchien mit Roſſen, Schwänen oder Tauben beſpannt.

Der Name Magada öffnet dem Verfaſſer ein weites Feld zu dem beliebten Etymologiſiren. Faſt in allen nordiſchen Sprachen ſoll es ein Mädchen, eine Jungfrau bedeuten. (Das gilt doch nur von der deutſchen Sprache und ihren Töchtern.) Magdeburg wäre alſo das Parthenopolis des Nordens, die Jungfrauenſtadt; der Name Magdalena käme her von Mägdlein, Magd, Magada. Die Reiſe der heil. Magdalena in einem Schiffe ohne Segel ſoll eine Allegorie von dem Himmelslaufe des jungfräulichen Mondes ſein. Die ſchöne Magellone (wer kennt nicht den gehörnten Siegfried?) verdanket gleichfalls ihren Namen der Göttin Magada, ſo wie eine alte Stadt Magalona, der Sitz eines Biſchofs, die von den Saracenen zerſtört und der biſchöfliche Sitz nach Montpellier verlegt wurde. Selbſt dieſes Montpellier heißt eigentlich Mons puellaris, Mont puellier, Jungfrauenberg.

Mit ähnlicher Kunſt zu finden, was man finden will,

hat Herr Louis de Musset über den Gott Schwerdt geschrieben. Herodot erzählt, daß die Scythen ein Schwert göttlich verehrten, ihre Menschenopfer schlachteten, mit deren Blute es besprengten. Wenn die gottesdienstlichen Feierlichkeiten vorüber waren, so verwahrte der Fürst des Stammes oder ein Priester das heilige Schwert. Lucian bestätigt diese Aussage Herodot's. Alle die Barbaren, welche das römische Reich überschwemmten, verehrten diese oder jene Waffe. Die Deutschen nannten den Gott Schwerdt Herr of land, Herr der Erde, (ja wohl!) und daraus sollen die Franzosen gemacht haben Creuland, Rouland, Roland (!). Zu Karl des Großen Zeiten machte man den bravsten jungen Ritter zu dieses Kaisers Schwertträger und nannte ihn Roland. In der Folge erfand man alle die bekannten Fabeln, versetzte ihn unter die Heiligen und bewahrte sein eigenes Schwert als eine Reliquie. Sogar die Türken sollen im sechszehnten Jahrhundert einem gewissen Peter Balon ein Schwerdt gezeigt haben, welches sie Roland nannten und große Ehrfurcht dafür bezeigten.

Wie ist aber Roland, Karl des Großen Neffe, ein türkischer Prinz geworden? — Unser Roland sowohl, als der der Türken, ist keineswegs der, von welchem Eginhard spricht, sondern jene Gottheit der Scythen.

Wenn alles dies gleich nur Vermuthungen sind, so kann man hingegen mit Gewißheit versichern: daß die christlichen Europäer noch bis jetzt diese höhern Gegenstände ihrer Verehrung kennen, als die Göttin Magada und

den Gott Schwerdt; besonders muß dem letztern jede andere Gottheit weichen.

Historisches Gemälde der Nationen.

Unter diesem Titel hat ein Herr Jondot eine synchronistische Universalhistorie geliefert, die höchst mittelmäßig ist, und von sehr beschränkten Ansichten zeugt, von der aber die französischen Recensenten, die oft bis zur Lächerlichkeit unwissend sind, mit vielem Prunk behaupten, sie stelle eine ganz neue, vortreffliche Manier dar, das Gemälde sämmtlicher Nationen in Einem Namen zu vereinigen, und diese Manier sei so neu, daß es bisher kein Wort dafür gegeben, und der Verfasser sich genöthigt gesehen habe, ein neues Wort zu erfinden, nämlich das Wort Synchronismus. Herr Jondot ist zu bedauern, daß er sich mit dieser Erfindung so viele Muhe gegeben; er hätte es in der ersten besten deutschen Schule erlernen können; ja, er hätte fürwahr besser gethan, wenn er, statt sein angegebenes Werk zu schreiben, die vortreffliche kleine Weltgeschichte von Pölitz übersetzt hätte, die jedem Lehrer der Geschichte empfohlen zu werden verdient. Da würde er mit Erstaunen seine Erfindung benutzt gesehen haben, noch ehe er sie der Welt mitgetheilt hatte. Uebrigens wandelt er freilich nicht mit Pölitz auf gleicher Bahn. Er hält sich besonders an die Geschichte der Juden, die er so lange als

möglich zum Mittelpunkte nahm, weil — sie die aller gewisseste sei, denn, die ersten Menschen lebten viele Jahrhunderte hindurch, die Generationen hatten freilich Zeit, sich mit einander zu besprechen und einander die Begebenheiten mitzutheilen. Von Adam bis zur Sündflut zählt man nur sechzehn hundert und sechs und fünfzig Jahre. Adam selber wurde neun hundert dreißig Jahre alt. Wie leicht ist es möglich, daß Einer seiner Söhne noch zur Zeit der Sündflut lebte, und wohl gar in derselben umkam. Natürlich wären er und Noah gute Bekannte gewesen, folglich konnte Noah sehr wohl von den Begebenheiten der Schöpfung unterrichtet sein. Sonder Zweifel lebte er auch wieder so lange, daß er das Vergnügen genießen konnte, seiner neunten oder zehnten Generation die Weltgeschichte mitzutheilen. Von da bis auf Moses ist nur noch ein Schritt und folglich erwiesen, daß Moses seine Geschichte höchstens aus der vierten und fünften Hand empfangen hatte.

In der Folge hat es dem Herrn Jondot unmöglich geschienen, die Geschichte aller Völker auf die Juden zu beziehen, und er hat also nach und nach die Perser, die Griechen, die Römer in den Mittelpunkt gestellt. Von den Römern thut er aber einen gewaltigen Sprung auf die Franzosen, um die sich, seit dem Sturz des römischen Reichs, alles drehen muß, gleich als wäre dieser Sturz vor zwanzig Jahren erfolgt.

und will mich nicht hinein laſſen, (eifrig) mich den alten Hans Buller, will ſie nicht zu ſeinem Kapitän laſſen! will mir weiß machen, er ſchlafe; mir, dem alten Hans Buller, der ſeit dreyßig Jahren weiß, daß der Herr Kapitän nach dem Eſſen niemals ſchläft. Aber ich meyne, ich ſchob ſie unſanft auf die Seite, wie einen Paſſagier, der beym Sturm auf dem Verdeck überall im Wege ſteht.

Franz. Nun ſieh nur, Hans, wie du das wieder ſchief genommen haſt. Sie hat geglaubt, ich ſchlafe; ſie hat es gut gemeynt, und wer es gut meynt, wäre er auch ein Eſel, den ſollte man immer mit Sanftmuth zurechtweiſen.

Bluhm. Mamſell Lottchen wird uns am beſten ſagen können, wie ſie empfangen wurde.

Lottchen. Ach! ich bin ſo froh! ich habe Alles vergeſſen.

Franz. Vergeſſen? Alſo war doch da was zu vergeſſen? — Heraus mit der Sprache!

Lottchen. Eines kränkte mich freylich tief. Sie ſagte, ich käme um — (mit unterdrückten Thränen) um zu betteln!

Franz. Halt er an! das war dumm!

Hans.

Eine alte Vertheidigung der Juden.

Gleich nachdem Karl I. von England Krone und Leben verloren hatte, entwarfen einige Juden den Plan, sich wieder in England niederzulassen, von welchem Lande sie durch alte Gesetze auf das Strengste ausgeschlossen waren. Cromwell hörte sie geneigt, wagte aber doch nicht, schnell zu entscheiden, denn es gab große Vorurtheile zu überwinden. Man ernannte Kommissarien, um den Plan zu prüfen, und bei diesen wurden Schriften eingereicht, die für die Juden sehr herabwürdigend waren. Ihr Abgesandter, der die Sache am eifrigsten betrieb, war ein gewisser Rabbiner, Manasseh Ben Israel, ein Gelehrter und braver Mann. Er schrieb eine Schutzschrift: Vindiciae Judaeorum oder a letter in Answer to certain objections u. s. w., die in unsern Tagen, wo man die Juden so hoch erhebt, ein neues Interesse gewinnt, theils weil man die abgeschmackten Beschuldigungen daraus kennen lernt, die damals mitunter den Juden gemacht wurden, (1656) theils weil sich Vorwürfe darunter finden, welche den Juden noch heute gemacht werden.

Die erste Anklage behauptete, daß die Juden am Osterfeste Christenkinder schlachteten, um das Blut als Sauerteig bei ihrem Brote zu gebrauchen. Manasseh glaubt, dieses alberne Gerücht sei daher entstanden, daß irgend ein Mörder, um seine That zu verheimlichen, den Ermorde-

ten in das Haus eines Juden geworfen, und dann den leichtgläubigen Pöbel verhetzt habe. Er führt an, daß es im jüdischen Gesetz ausdrücklich verboten ist, das Blut irgend eines Geschöpfes zu essen. Das gehe so weit, daß, wenn sie ein Ei fänden, in dem sich ein Blutstropfen befinde, sie das Ei wegwürfen; auch wenn ihnen, beim Abbrechen eines Stück Brotes, ein wenig Blut aus dem Zahnfleisch trete, und an dem Brote sichtbar werde, schnitten sie das befleckte Stück sorgfältig ab. Wie könne man also glauben, daß sie Menschenblut genössen? — Ferner: Du sollst nicht tödten, sei eins ihrer strengsten Gesetze, und Rabbi Moses sage ausdrücklich: »Fremde Völker betreffend, haben die Alten uns geboten, ihre Todten zu begraben wie die unserigen, ihren Armen beizustehen wie den unserigen, um des Friedens willen, und weil Gott seine Barmherzigkeit über alle Kreaturen erstreckt.« — Ich kann vor Gott bezeugen, fügt Manasseh hinzu, daß meine Brüder zu Amsterdam einträchtig und brüderlich mit den Christen leben; ich habe dreimal gesehen, daß sie sich in's Wasser gestürzt haben, um Christen das Leben zu retten.

Das Gesetz Moses verordnet: »Wer seinen Knecht oder seine Magd mit einer Ruthe schlägt, daß sie unter seiner Hand sterben, der wird mit dem Tode bestraft; leben sie aber noch einige Tage, so bleibt er ungestraft, weil sie sein Geld sind,« das heißt seine Sklaven. Im ersten Falle wurde vorausgesetzt, daß der Herr die Absicht gehabt habe, seinen Sklaven zu tödten. Wenn es einem Juden also nicht

einmal erlaubt war, einen heidnischen Sklaven umzubringen, den er gekauft hatte, der sein Geld war, um wie viel weniger einen Fremdling, mit dem er in Friede lebte? — und gesetzt, es wäre anders, warum sollte er des Ermordeten Blut verzehren? und gesetzt er thäte es, warum gerade zu Ostern? wo bekanntlich alles so rein zubereitet werden muß; wo man sich gar keines Sauerteiges bedienen darf?

Wären die Juden fähig, durch solchen schändlichen Mord sich der gerechten Rache auszusetzen, so würden sie es doch gewiß nicht ohne ein ausdrückliches Gebot ihrer Gesetze thun? man zeige uns ein solches Gebot! (Dieser Grund war schwach, denn die Christen haben oft die abscheulichsten Gräuelthaten im Namen Gottes verrichtet, ohne auf irgend ein Gebot sich berufen zu können.) Jeremias empfiehlt ausdrücklich allen, unter fremden Völkern zerstreuten Israeliten, fleißig für die zu beten, unter welchen sie wohnen, welches auch jetzt noch geschieht; folglich (so fährt er fort) kann es uns nicht einfallen, die Kinder unserer Mitbürger zu erwürgen. Man sagt, wir thäten es aus Haß gegen Jesus von Nazareth! Man sagt auch, wir entwendeten Kreuze und Heiligenbilder um sie zu schlagen, darauf zu speien und sie auf alle Weise zu mißhandeln! ist es wohl nöthig, auf solche alberne Vorwürfe zu antworten? unsere Gesetze drohen den Fluch allen denen, die ein Bild in ihre Häuser bringen, welches von fremden Nationen verehrt wird. —

Mathias Paris erzählt, daß im Jahr 1240 die Ju-

den von Norwich ein Christenkind beschnitten und ihm dem Namen Jürnin beilegten, um es nachher zu kreuzigen, welches zur Folge hatte, daß eine Menge Juden unter den grausamsten Martern sterben mußten. Aber warum beschnitten sie es denn? dadurch wurde es ja ein Jude! — Mein Volk trägt unter den Mahomedanern ein sehr viel schwereres Joch als unter den Christen; es wird gehaßt und mißhandelt; dennoch haben die Türken ihnen nie den Vorwurf gemacht, daß es ihre Kinder erwürge. Wie käme es denn, daß sie diese Gräuelthat blos an Christenkindern verübten? —

Unter dem Kaiser Friedrich war zu Wien ein Teich gefroren, drei junge Leute stürzten hinein und ertranken. Da ihre Verwandten nicht wußten, wo sie geblieben waren, so hieß es, die Juden hätten sie zu Ostern geschlachtet, und auf diese bloße Vermuthung wurden dreihundert Juden verbrannt. Als der Teich aufthaute, fand man die drei Leichname und erkannte zu spät die Unschuld der Hingerichteten.

Vor etwa dreißig Jahren lebte zu Ragusa eine Christenfrau, zu der einst das Kind eines Edelmannes kam, welches einige Diamanten trug. Um diese zu haben, ermordete die Frau das Kind, und verbarg den Leichnam unter ihrem Bette. Er wurde gefunden. Sie sagte aus, ein Jude, Namens Isaak Jeschurun, habe sie zu der That verleitet, um mit des Kindes Blute das Osterfest zu feiern. Sie wurde gehangen, der Jude in den Kerker geworfen und auf die aller unmenschlichste Weise gemartert. Als man

kein Bekenntniß von ihm erpreſſen konnte, verdammte man ihn dennoch zu zwanzigjährigem Gefängniß in Ketten, nackend, zwiſchen vier Mauern, wo er verfaulen ſollte. Er hat einen Bruder, Joſeph Jeſchurun, der noch zu Hamburg lebt. Nach drei Jahren rührte das Gewiſſen ſeinen Richter, er wurde losgelaſſen, und ging durch Italien, wo man dieſen Martirer bewunderte, nach Jeruſalem, wo er vor kurzem geſtorben iſt.

Im Jahr 1632 wurde zu Madrid bei einem Auto da fé eine ganze jüdiſche Familie verbrannt, auf die Ausſage einer unzufriedenen Magd, nach welcher dieſe Leute ein Bild ſollten gegeißelt haben, aus welchem endlich Blut gefloſſen und eine Klagſtimme erſchollen ſei: „warum geißelt ihr mich ſo grauſam?“

In Liſſabon wurde im Jahre 1631 ein ſilbernes Hoſtiengefäß aus einer Kirche geſtohlen. Jemand hatte in derſelben Nacht einem jungen Juden, Namens Solis, auf der Straße begegnet, der eine Dame beſuchte. Auf dieſe Anzeige warf man ihn in den Kerker, folterte ihn, hieb ihm die Hände ab und verbrannte ihn endlich. Nach einem Jahre bekannte ein Spitzbube unter dem Galgen, daß er jenes Gefäß entwendet habe. Der Bruder des unſchuldig Hingerichteten lebt noch jetzt zu Amſterdam.

Daß manche Juden auf der Folter alles ausgeſagt haben, was man verlangte, beweiſt gar nichts. Der Arzt eines portugieſiſchen Grafen, ein guter Chriſt, geſtand auf der Folter, daß er ein Jude ſei und wurde verbrannt. Der

Graf, der ſich vergebens für ſeine Rechtgläubigkeit hatte verbürgen wollen, dürſtete nach Rache. Er ſtellte ſich krank, und ließ den Inquiſitor zu ſich bitten. Als dieſer erſchien, befahl er ihm, auf der Stelle ein jüdiſches Glaubensbekenntniß zu unterzeichnen, wo nicht, ſich der Tortur zu unterwerfen, deren Inſtrumente er herbei bringen, und alle Anſtalten machen ließ, ſeine Drohung zu bethätigen. Da bekannte der Inquiſitor, daß er ein Jude ſei. »Siehſt du nun?« ſagte der Graf, »meinem Arzt hat die Folter das Geſtändniß ausgepreßt, und dir die bloße Furcht vor der Folter.«

Wie viel auf Gerüchte zu trauen ſei, weiß jeder vernünftige Mann. Und wären ſie tauſendzüngig, und lebte man auch zu gleicher Zeit, in derſelben Stadt, ſo wird man dennoch getäuſcht. Ein Beiſpiel liefert der jetzige Augenblick. Ganz London erzählt, die Juden hätten die Paulskirche gekauft, um eine Synagoge daraus zu machen; natürlich iſt gar nicht daran gedacht worden. Noch im vorigen Jahre hat ein gewiſſer Samuel Brett drucken laſſen, die Juden hätten im Jahre 1650 am 12. Oktober in den Ebenen von Agreda in Ungarn, eine Verſammlung gehalten, um zu entſcheiden, ob der Meſſias wirklich gekommen ſei oder nicht. Samuel Brett ſelbſt will gegenwärtig geweſen ſein, nebſt dreißig tauſend Perſonen; und doch iſt kein wahres Wort daran.

Die ganze Fabel von dem Erwürgen der Chriſtenkinder iſt durch den Grammatikus Apion zuerſt erfunden

worden (wie aus dem zweiten Buche des Joſephus erhellt), der den Antiochus dadurch entſchuldigen wollte, welcher die Juden ſchamlos beraubte. Joſephus erzählt: Nach jenes Apion's Ausſage habe Antiochus einſt im Tempel einen Menſchen gefunden, der, auf einem Bette liegend, eine Tafel mit köſtlichen Speiſen vor ſich gehabt, und den Antiochus kniend als ſeinen Befreier empfangen habe. Auf Befragen, wer er ſei? und was das Alles bedeuten ſolle? ſei die Antwort erfolgt, er ſei ein reiſender Grieche, man habe ihn plötzlich ergriffen und einſam in den Tempel geſperrt, doch ihn ſonſt mit Allem reichlich verſorgt. Sein Wärter oder Kerkermeiſter habe ihm endlich verrathen, daß die Juden, Kraft eines geheimen Geſetzes, jährlich einen Griechen entführten, denſelben ein Jahr lang köſtlich ſpeiſten, dann aber im Walde ermordeten, ſeine Eingeweide verzehrten, und dabei den Griechen ewigen, blutigen Haß ſchwüren. Joſephus hat ſich die Mühe genommen, dieſe alberne Verleumdung gründlich zu widerlegen.

Es iſt merkwürdig, daß daſſelbe Märchen von den erſten Chriſten erzählt wurde. Die Heiden beſchuldigten ſie, Kinder zu tödten und deren Blut zu ſchlürfen. Man leſe Tertullian, Euſebius und andere mehr. Der Grund dieſer Verleumdung iſt, bei einer wie bei der andern Nation, ſtets die Habſucht geweſen: die Heiden ſuchten Vorwand die Chriſten zu plündern, und eben ſo machten es wieder die Chriſten mit den Juden. Als ich kürzlich einen polniſchen Rabbiner, der nach Amſterdam kam, ſchalt, daß die

Juden in Polen und Deutſchland ſo ungeheure Zinſen von den Chriſten nehmen, da ſie doch in Holland und Italien ſich weit billiger zeigen; ſo antwortete er mir mit Achſelzucken: »wir müſſen es thun, weil man uns beſtändig durch falſche Zeugen peinigt, und uns in einer Stunde mehr wieder raubt, als wir das ganze Jahr gewinnen können.«

Bisweilen hat die göttliche Vorſehung ſich unſerer Unſchuld angenommen und unſere Verleumder entlarvt. Man lieſt in dem Buche Seebet Jehuda: Ein König von Portugall konnte in einer Nacht nicht ſchlafen; er trat heraus auf den Balkon, und gewahrte im Mondſcheine zwei Männer, die einen Leichnam trugen, und ihn vor das Haus eines Juden legten. Der König ließ dieſen Mördern ſogleich nachſchleichen und ihre Wohnung aufſpüren. Am andern Morgen umringte der Pöbel des Juden Haus, um ihn ſeiner Wuth zu opfern. Allein der König hatte bereits die Thäter verhaften laſſen, und legte ſelber Zeugniß von des Juden Unſchuld ab. Dann ließ er ein paar ihrer Aelteſten zu ſich rufen, und fragte ſie: wie ſie den vierten Vers des einhundert ein und zwanzigſten Pſalms auslegten? die Antwort war: »Siehe, der, welcher Iſrael bewacht, wird nicht ſchlummern und nicht ſchlafen.« »Wenn er nicht ſchlummert,« verſetzte der König, »ſo wird er auch noch weniger ſchlafen. Ihr überſetzt mangelhaft. Es muß heißen: »Siehe, der Herr ſchlummert nicht, und wird auch nicht zugeben, daß der, welcher Iſrael bewacht, entſchlummere. Gott, der über euch wacht, raubte mir den Schlaf.«

Endlich iſt noch zu erinnern, daß die ganze ungereimte Beſchuldigung ſchon einmal von einem Pabſte im Concilio geprüft und für grundlos erklärt worden, worauf dieſer Pabſt ſelber den Juden erlaubte, in ſeinen Staaten zu wohnen, auch die italieniſchen Fürſten und den König Alphon's den Weiſen von Spanien davon benachrichtigte. Geſetzt nun auch, es ſei jemals geſchehen, daß ein Jude ein Chriſtenkind erwürgt habe, ſoll unſere ganze Nation dafür büſſen?

Zweitens beſchuldigt man uns des Götzendienſtes, weil wir in den Synagogen unſern Geſetzbüchern tiefe Ehrfurcht beweiſen; weil wir ſtehen, wenn ſie aus dem Schranke genommen, weil wir die Häupter neigen, wenn ſie zurückgetragen werden. Uns trifft dieſe Beſchuldigung! uns, denen die Geſetze alle Bilderverehrung ſo ſtreng verbieten, daß ſogar derjenige, der ſich einen Dorn in den Fuß träte in einem Augenblick, wo er vor einem chriſtlichen Heiligenbilde vorbei ginge, ſich nicht bücken dürfte, um den Dorn auszuziehen, damit es nicht ſcheinen möchte, er habe ſich vor dem Bilde gebücket. Die Chriſten küſſen die Bibel, warum ſollten wir uns nicht vor unſern Geſetzbüchern neigen? That es doch ſogar Ptolomäus Philadelphus, der ein Heide war, als die zwei und ſiebzig Dolmetſcher ihm das Geſetzbuch brachten. Und wer weiß nicht, daß wir die Erſten waren, die da lehrten, es ſei nur ein einziger Gott?

Drittens wirft man uns vor, wir verfluchten in den

Hans. Nein, es war schlecht.

Franz. Du hast recht, Hans, es war schlecht. Das muß ihr so entfahren seyn.

Bluhm. Gleichviel, solche Regenwölkgen sollen uns diesen schönen Tag nicht trüben. Nur freuen wollen wir uns, daß diese heitere Stunde, die Erinnerung an funfzehen böse Jahre verschlungen hat. Der Leiden der Menschheit giebt es viele, aber wer könnte noch murren, wenn er sieht, daß ein einziger Sonnenblick der Freude sie alle auffangt, wie einen schweren Regentropfen, der den Blumenkelch niederbog. Heute freuen sich Engel mit uns, denn heute wurden zwey Brüder versöhnt!

Franz. Halt er an! Das Mädgen da hat mir nichts zu leide gethan. Sie ist meine Pathe, und der Mutter Sanftmuth wohnt ihr zwischen den Augenbraunen — man kann der Hexe nicht gram seyn. Aber was den Herrn Bruder betrifft, ey, der mag seine Straße wandeln, wenn wir uns nur nie begegnen.

Bluhm. Lieber Herr Kapitän! am Ende der Reise, wo alle Straßen in Eine zusammenlaufen, da muß man sich doch endlich begegnen.

aber doch, sie würden besser thun, ein anderes Wort unterzuschieben.

Weit entfernt den angeschuldigten Fluch auszustoßen, beten vielmehr die Juden an jedem Sabbath und Festtage für die Fürsten, unter deren Schutz sie leben, wie auch schon Jeremias und der Talmud ihnen vorgeschrieben haben. Als Alexander der Große nach Jerusalem kam, um den Tempel zu zerstören, ging Simeon der Gerechte ihm entgegen und sprach: »Willst du den Ort zertrümmern, wo wir täglich für dein Glück beten?" — Als Nicanor gegen Jerusalem zog, zeigten ihm die Priester das Opfer, welches sie für die Wohlfahrt seines Fürsten brachten. Dasselbe widerfuhr dem Heliodorus, einem Feldherrn des Seleucus. Selbst die Juden in der Gefangenschaft zu Babylon schickten ihr durch eine Kollekte gesammeltes Geld nach Jerusalem, um für Nebuchadnezar und dessen Sohn zu beten. Ein gleiches thaten die Juden in Asien, um dem Gebete ihres Oberpriesters Hircan das Leben Cäsar Augusts und des Antonius zu empfehlen.

Der Jude Philon, der in seinem Gesandtschaftsbericht von einem Briefe redet, in welchem Caligula begehrte, die Juden sollten ihm eine Bildsäule in ihrem Tempel errichten, erwähnt der Antwort des Agrippa: »Die Juden bringen täglich Opfer für die Wohlfahrt deines Reichs."

Dagegen verordneten auch Cyrus und Darius dankbarlich, daß man den Juden alles liefern solle, wessen sie zu ihren Opfern bedürftig wären; Artaxerxes unter-

stützte den Tempelbau; Alexander der Große stieg von seinem Wagen und warf sich zu den Füßen des Oberpriesters, ihn bittend, er wolle Opfer für ihn bringen; Ptolomäus Philadelphus schmückte den Tempel mit kostbaren Geschenken, und Antiochus untersagte allen Fremden, das Heiligthum der Juden zu verunreinigen. Pompejus der Große wagte weder den Tempel zu plündern noch dessen Schätze zu berühren. Cicero und nach ihm der heilige Augustin haben zwar gesagt, Pompejus habe das blos unterlassen, um nicht für habsüchtig zu gelten, allein es geschah aus Ehrfurcht für den Tempel (!). Aus einem Schreiben des Agrippa, welches Philon mittheilt, lernen wir, daß Cäsar Augustus täglich auf seine Kosten ein Rind und zwei Lämmer in diesem Tempel opfern ließ. Seine Gemahlin Julia sendete goldene Schüsseln und Becher zum Geschenk. (Livia muß es heißen. Der gelehrte Rabiner ist nicht sehr bewandert in der Geschichte, wie sich aus mehreren Stellen seiner Apologie ergibt.)

Cleopatra bewies sich nicht minder freigebig. Tiber ließ, während der zweiundzwanzigjährigen Dauer seiner Regierung, auf seine Kosten opfern und Nero folgte diesem Beispiel, bis Eleasar's unkluger Eifer diesen Fürsten erbittert und eine heftige Verfolgung veranlaßte. Unser Tempel ist zerstört, unsere Opfer sind aufgehoben, allein noch jetzt beten wir täglich: »Herr! erfülle die Welt mit deiner Gnade, denn alle Kreaturen sind das Werk deiner Hände,« und wir, denen Gott selbst gebot: »du sollst den Egypter

nicht haſſen, denn du warſt ein Fremdling auf Erden," wir, die wir ein Volk nicht haſſen durften, welches uns ſo viele Drangſale angethan, wir ſollten Völker verfluchen, unter denen wir freundlich geduldet werden? und ſelbſt, wo wir zu klagen hätten, müſſen wir das Beiſpiel der tugendhaften Berurir befolgen, von welcher im Talmud erzählt wird, daß, als ſie ihren Mann, den Rabbi Meir, Gott bitten hörte, ſeinen böſen Nachbar zu vertilgen, ihm zurief: »das ſei ferne in Iſrael! Bitte Gott, daß er ihn beſſere."

Die vierte Anklage machte uns gar zu Gotteslä-ſterern, weil wir beten: »wir danken dir Gott, daß du uns nicht gemacht haſt, wie die Völker der Erde, denn ſie beugen ihre Knie vor Göttern, die ihnen nicht helfen können: wir aber verehren nur den König der Könige, der Himmel und Erde erſchaffen u. ſ. w.," wo iſt da Gotteslä-ſterung? oder auch nur eine Läſterung anderer Götter?

Sultan Selim der Eroberer achtete dies Gebet ſo hoch, daß er es überſetzen ließ, und zu ſeinem Arzt Moſes Amon ſprach: »wozu habt Ihr ſo lange Gebete? Dies Einzige wäre hinreichend." — Gott ſelbſt hat uns geboten: »Du ſollſt nichts übels reden von fremden Göttern." Ueberdies wurden alle die Gebete, welche Burtorff in ſeiner rabbiniſchen Bibliothek uns vorrücket, zu einer Zeit verfertigt, wo Chriſtus noch gar nicht geboren war, können alſo nicht auf ihn gedeutet werden.

Man iſt auch ſo unverſchämt zu behaupten, daß wenn

wir den Namen Chriſti in den Synagogen ausſprechen, wir dabei ausſpucken. Sind denn in Holland und Italien unſere Synagogen nicht oft mit Chriſten angefüllt, die uns genau beobachten? haben ſie je etwas dergleichen geſehen?

Man beſchuldigt uns fünftens, daß wir Proſelyten zu machen ſuchen. Ein leeres Gerücht. Berühmte Gelehrte aus ganz Europa haben mich beſucht und ſich oft mit mir unterhalten, ſie mögen zeugen, ob es mir je in den Sinn gekommen, ſie bekehren zu wollen. Kaſpar Barleus, der Virgil unſers Jahrhunderts, hat ſogar Verſe zu meinem Lobe gemacht, welches ich nicht aus Ruhmredigkeit, ſondern als einen Beweis meiner Unſchuld anführe. Ueberdies verbinden uns die Geſetze, Jeden, der ein Chriſt werden will, zuvor ſtreng zu prüfen, ob er aus Armuth oder aus Leidenſchaft für eine Jüdin, oder ſonſt aus einem weltlichen Grunde dieſen Schritt zu thun begehre. Schon dieſe Vorſicht, und die Behutſamkeit, mit der wir es vermeiden, von der Religion zu ſprechen, erſchwert uns die Proſelytenmacherei. Ferdinand und Iſabella von Kaſtilien gründeten freilich ihren Befehl uns zu vertreiben auf dieſe Anklage, allein ſie war ein leerer Vorwand, um ihre Tirannei zu beſchönigen.

Die ſechſte Beſchuldigung betrifft den Wuchergeiſt der Juden: man äußert die Befürchtung, daß die Juden, in England eingeniſtelt, allen Handel an ſich ziehen würden. Manaſſeh antwortet darauf, man ſolle bedenken,

wie viel Zoll und Accise gewinnen würden, wenn die Juden ihre Habseligkeiten nach England brächten; wie viel die Krämer, die einen bessern Absatz ihrer Waren finden würden; wie viel das ganze Land durch die vermehrte Consumtion! die Juden, meint er, die in der ganzen Welt zerstreut wären, könnten wichtige Dienste leisten, durch die Nachrichten, welche sie mittheilten (das klingt ja fast als wären sie Spione), und durch die neuen Handelsverbindungen, welche sie eröffneten. England entbehre eine Menge der Marine nothwendige Dinge, auch Wein, Oel, Feigen, Mandeln, Rosinen und alle indischen Gewürze. (Die Engländer haben sich alles das sehr reichlich ohne die Juden zu verschaffen gewußt.) Freilich sagt man, die Juden wären Betrüger, aber dieser Vorwurf treffe nur letztere, wie unter allen Nationen. Er erzählt dabei eine Anekdote aus dem Talmud, welche wenigstens beweiset, daß die Juden wenige Nachrechnungen halten. Einige Einwohner von Alexandrien verklagten die Juden vor Alexander dem Großen, daß sie von ihnen beraubt worden, und forderten Ersatz. Aber Guebria Ben Pesria antwortete: „Als unsere Väter nach Egypten kamen, waren ihrer nur siebzig Seelen. Sie vermehrten sich bis auf sechsmal hundert tausend, und waren Sklaven der Egypter zweihundert und zehn Jahre lang. Nun wollen wir einmal gegen einander rechnen, wie viel ihr für unsere Arbeit uns noch schuldig seid." (Sie läugneten also den Diebstahl nicht, sondern schilderten ihn blos als eine Ein-

kassirung des Arbeitslohnes ihrer Väter. Unter solchen Vorwänden kann man alles in der Welt rauben. Wenn es wahr ist, was der Talmud hinzu fügt, daß Alexander der Große mit dieser Vertheidigung sich begnügt habe, so war er wenigstens als Richter nicht groß.)

Manasseh führte aus einem alten Buche noch ein Beispiel an, wo ein Jude von einem Heiden einen Esel gekauft, dessen Kappzaum ein Kleinod enthielt, wovon der Verkäufer nichts gewußt; das habe der Jude wieder zurückgegeben, weil er blos den Esel und nicht das Kleinod gekauft. Das was freilich die Handlung eines ehrlichen Mannes, beweiset aber nichts für die jüdische Nation.

Wahr ist es, fährt er fort, unter Eduard I. wurden die Juden beschuldigt, die Münzen zu beschneiden, aber nur der Haß gegen sie erregte diesen Verdacht (der doch noch immer so ziemlich allgemein ist.) Er schließt mit der Erinnerung, daß er nun seit sieben Jahren daran arbeite, die Juden nach England zu versetzen, weil Gott gesagt habe, sie sollten zerstreut werden von einem Ende des Erdbodens bis zu dem andern, und weil er Großbritannien für ein solches Ende des Erdbodens halte. Er habe ein Werk geschrieben: die Hoffnung Israels, und solches dem Parlament und dem Staatsrath überreicht, worauf er einen Paß erhalten und sich nunmehr an den Lord Protektor gewendet, den Gott erhalten wolle! Se. Durchlaucht habe zu Whitehall eine Versammlung von Theologen, Juristen und Kaufleuten veranstaltet (etwas

ähnliches geschah in unsern Tagen), und nun bitte er Gott sie zu erleuchten, und sein Volk ferner zu beschützen, auch die englische Nation recht bald die, von Sophonius prophezeiten Tage erleben zu lassen, wo alle Menschen ihnen auf gleiche Weise dienen werden.

Geschrieben den 10. April 1656.

Ueber die Stadt Nola und die Erfindung der Glocken nach Swinburn.

Nola liefert wenig Merkwürdiges, denn seine schönen Ruinen sind fast verschwunden, bis auf zwei Amphitheater von Mauersteinen. Doch einige Anekdoten geben der Geschichte dieser Stadt Interesse. Augustus starb daselbst im sechsundsiebzigsten Jahre; auch St. Paulin, von Bordeaux gebürtig, Bischof von Nola, im Jahr Christi 431. Er war ein guter Dichter. Seine Gedichte sind verhallt, nicht aber die Töne der Glocken, die er soll erfunden haben. Vielleicht führte er nur ihren Gebrauch ein. Vorher bedienten sich die Christen, um ihre Versammlungen anzukündigen, blos hölzener Schnarren (wie an vielen Orten die Nachtwächter haben) weil sie noch keine Glocken läuten durften. (Am grünen Donnerstage und Charfreitage werden diese Schnarren noch jetzt statt der Glocken gebraucht, vermuthlich weil sie mehr Frömmigkeit

andeuten, denn die Glocken werden ja auch bei weltlichen Feierlichkeiten geläutet.)

Plinius und Strabo erzählen, daß schon die Alten Glocken hatten. Es hingen deren um Porsenna's Grabmahl. Die Töne in den Tempel Dodona wurden gewiß durch eine Art von Glöcklein hervorgebracht. In Rom wurde durch eine Glocke die Badestunde angezeigt. Die Nachtwächter trugen deren; auch den Schafen band man sie um den Hals, um die Wölfe zu verscheuchen, oder als Amulette. Heutzutage werden gleichfalls solche Glöcklein, unter Protektion des heil. Antonius, eingesegnet, und den Thieren um den Hals gebunden, um sie vor Krankheiten zu schützen. Die Hirten glauben auch, daß das Geläute den Thieren angenehm sei, und daß sie besser dabei fressen.

Lucian erzählt, daß die Priester der syrischen Göttin die Freigebigkeit frommer Seelen durch solch Geklingel erweckten. In Italien thun die Einsiedler und Bittmönche dasselbe. Zonaras berichtet, daß die Verbrecher, wenn sie zur Hinrichtung geführt wurden, durch Glöcklein die Begegnenden erinnerten, ihnen auszuweichen, um sich nicht zu verunreinigen. Daher kommt es vielleicht, daß man noch jetzt in England die Glocken läutet, wenn ein armer Sünder zum Richtplatz geführt wird.

Quintilian ist der erste Schriftsteller, der sich des Wortes nola bedient, um eine Glocke zu bezeichnen, vorher nennte man sie tintinnabulum; zur Zeit des heiligen Hieronymus kam das Wort Campana in Gebrauch.

Im ſechzehnten Jahrhundert machte ein gewiſſer Giordano Bonni, zu Nola geboren, größeren Lärm in der theologiſchen Welt, als alle Glocken zuſammen genommen. Er lehrte in einem Buche, spaccio della bestia trionfante, daß alle Religionen blos menſchliche Erfindungen wären; machte ſich luſtig über Offenbarung und Wunder, und behauptete, das Naturgeſetz ſei allen vernünftigen Geſchöpfen anſtändig und genügend. Er lebte lange am Hofe der Königin Eliſabeth unter dem Schutze vieler Großen, bis er im Jahr 1600 nach Italien zurückging, von der Inquiſition verhaftet und zu Venedig verbrannt wurde.

Welches Volk zuerſt Nola bewohnt habe, iſt nicht mehr auszumitteln. Die alten Münzen beweiſen, daß es eine Zeit lang durch Griechen bevölkert war.

Bruchſtücke aus Bayle's hiſtoriſcher Abhandlung über die Schmähſchriften.

(Geſchrieben vor hundert Jahren.)

Ich wünſchte wohl zu wiſſen, aus welchen Gründen der Kaiſer Auguſtus die Schmähſchriften unter die Majeſtätsverbrechen zählte? denn vor ſeiner Zeit — wie Tacitus bemerkt — war blos der ein Hochverräther, der das Heer oder das Volk durch Aufwiegelung, oder die Majeſtät der Republik durch eine ſchlechte Amtsverwaltung ſchwächte.

»Handlungen rügte man, Worte nicht.“ (Tacitus Annalen L. I. C. LXXII.) Darum erinnert auch ein anderer Geſchichtſchreiber, daß es unerhört in Rom geweſen, was einer Dame aus dem Geſchlechte der Claudier widerfuhr. Sie kam aus dem Theater, das Gedränge war groß, ihr Wagen konnte nicht vorwärts, da wurde ſie ungeduldig und ſagte ſehr laut: »Wollte Gott, mein Bruder käme wieder auf die Welt und verlöre noch eine Flotte — (er hatte nämlich in einer Seeſchlacht großen Verluſt erlitten) — damit es in Rom weniger Volksgedränge gäbe.“ — Die Dame wurde deshalb vor dem Volke als Majeſtätsverbrecherin angeklagt, welches doppelt auffallend war: Einmal weil der Wunſch von einem Frauenzimmer kam, und zweitens, weil es doch nur ein Wunſch war. (Sueton im Leben des Tiberius.)

Satyren, ſeine eigne Perſon betreffend, geſprochene oder geſchriebene, achtete der Kaiſer nicht, und antwortete dem Tiberius, der ſich heftig darüber beklagte: »Mögen ſie doch Böſes von mir reden, wenn ſie mir nur nichts Böſes zu thun im Stande ſind.“ (Sueton im Leben des Auguſtus.)

* * *

Weit reizbarer über dieſen Punkt war Tiber. Ein gewiſſer Cremutius Cordus hatte allerlei geſchrieben, was ſeine Perſon antaſtete, und an ſehr empfindlichen Stellen verwundete, denn es war unter andern von ſeiner häuslichen Zwietracht die Rede, auch konnte er ihm nicht

Franz. Nun, dann mag der die Augen niederschlagen, dem das Gewissen schlägt.

Lottchen. Bester Oheim! ich bitte für meinen Vater.

Franz. Nichts! nichts! — Sehr doch! kaum habe ich ihr einen Winkel in meinem Herzen eingeräumt, gleich wirthschaftet sie darin, als ob ihr das ganze Haus zugehörte.

Lottchen. Wenn ich es mit Blumen der Bruderliebe schmücke —

Franz. Papperlapapp! die Blumen sind längst verwelkt.

Hans. Denken Sie nur, wie das hinfort ganz anders hier im Hause seyn würde. Dann schmauchten Sie Ihr Abend-Pfeifgen nicht mehr allein. Der alte garstige Kater würde vom Sofa herunter complimentirt. Ein Bruder säße neben Ihnen, Sie lezten sich mit ihm an Ihren Jugend-Freuden —

Franz. Laß mir meinen alten Kater zufrieden! er hat nie mit mir processirt.

Bluhm. Ich sehe wohl, wir müssen die Zeit zu Hülfe nehmen. O! wenn Liebe und Zeit in einen Bund treten, so stürzen sie ägyptischen

verzeihen, daß er des Cassius und Brutus mit einigem Lobe erwähnt hatte. Nero hingegen, so ganz Nero wie er auch war, hatte nichts dagegen, daß der Senat den Prätor Antistius — einen Satyrenschreiber gegen den Kaiser — blos verbannte und seiner Güter beraubte, ja er stellte sogar dem Senate frei, ihn gänzlich loszusprechen. (Tacit. Annal.) Einen gewissen Fabricius Vejento, der den Senat und die Priesterschaft in Rom hart angegriffen hatte, verbannte Nero blos aus Italien. Seine Schriften wurden zum Feuer verdammt und (wie gewöhnlich) um so begieriger gesucht und gelesen, so lange es gefährlich war, sie zu besitzen; so bald diese Gefahr aufhörte, bekümmerte man sich nicht mehr darum. — Sueton bemerkt als einen auffallenden Zug in Nero's Charakter, daß er gerade gegen diejenigen am gutmüthigsten war, die sich über ihn lustig machten. Es erschienen sehr bittere Verse auf ihn, er fragte nicht einmal nach dem Verfasser und litt auch nicht, daß er, entdeckt, gezüchtigt wurde; entweder — meint Sueton — weil er aller Scham, wie man zu sagen pflegt, den Kopf abgebissen hatte, oder weil er sich nicht wollte merken lassen, daß es ihn ärgere, um nicht noch mehrere Spötter zu erwecken. Ein Cyniker verhöhnte ihn einst auf offener Straße, ein Schauspieler brachte ihn sogar auf das Theater; er begnügte sich, beide aus Italien zu verbannen.

* * *

Gerechtigkeit und öffentliche Wohlfahrt erheischen, daß schlechte Handlungen vor den Richterstuhl des Rufes (do

la renommée) gezogen und da gezüchtigt werden; aber man sollte dieses Strafamt der Geschichte überlassen und die Geschichte sollten nur Männer schreiben, die von der Regierung dazu beauftragt wären. (Bayle vergißt hier, daß wir dann nie eine Geschichte haben würden, es wäre denn, daß man, wie der Sage nach in China geschieht — die Blätter einer solchen Geschichte in einen verschlossenen Kasten schöbe, der nicht eher geöffnet werden dürfte, bis der regierende Monarch gestorben wäre. Bayle hat wohl selbst gefühlt, wie zweckwidrig sein Vorschlag sei, denn er fügt hinzu: ich sage nicht, daß eine solche Einrichtung nicht auch wieder ihre großen Unbequemlichkeiten haben würde, aber die größten würden doch vermieden. (Daran steht zu zweifeln.) Wir haben jetzt gar zu viele Schriftsteller, die mit unreinen Händen die historischen Thatsachen besudeln und sie so besudelt auf die Nachwelt bringen. Der erste Eindruck währt lange. Quo semel est imbuta recens servabit odorem Testa diu, sagte Horaz.

Das gilt besonders von Begebenheiten, die schon in ihrer Geburt verdreht werden, von Zeitungsnachrichten, die man schnell und warm verbreitet. Alle Völker gleichen so ziemlich dem, von dem ein Kardinal einst sagte, indem er ihm seinen Segen ertheilte: »es will durchaus betrogen sein, nun so werde es betrogen.«

Katharina von Medicis pflegte zu sagen: »eine falsche Nachricht, wenn sie auch nur drei Tage lang geglaubt wird,

iſt im Stande, einen Staat zu retten." (d'Aubigné.) Die Häupter der Ligue erhielten ſich auf ſolche Weiſe lange in Paris. Ein Geſchichtſchreiber jener Zeit berichtet: »Als ihre Armee zertrümmert war, nahmen ſie ihre Zuflucht zu ihren gewöhnlichen Ränken, ſie machten nämlich den Pariſern allerlei weiß, was in unzähligen Flugblättern herumgetragen wurde. Bald hieß es: »die Einwohner von Dreux hätten bei einem Sturme dem Könige fünfhundert Mann getödtet, noch mehrere verwundet und der Marſchall Biron ſei dem Tode nahe;" bald wiederum: »man habe in einer gewaltigen, lange zweifelhaft gebliebenen Schlacht einen großen Sieg davon getragen, und der Branner (Heinrich IV.) ſei entweder todt oder doch nicht weit davon."

Man iſt in neueren Zeiten auch nicht ſehr gewiſſenhaft geweſen, wenn man ſchlimme Nachrichten zu erzählen hatte, und die Gewiſſenhaftigkeit wäre da auch nicht an ihrem rechten Platze. — (Wenn Bayle hier als Politiker ſpricht, und, wohl zu verſtehen, die Politik für gänzlich unvereinbar mit der Moral hält, ſo mag er Recht haben; ſonſt aber iſt es ein abſcheulicher Grundſatz, daß es Fälle geben könne, wo das Gewiſſen überflüſſig und nicht an ſeinem rechten Platze ſei. Möge immerhin Gutes durch Gewiſſenloſigkeit bewirkt werden, der Zweck heiligt doch die Mittel nicht.) — Livius wirft mit Recht dem bei Kannä geſchlagenen römiſchen Conſul vor, daß er den Abgeordneten ſeiner Bundesgenoſſen den Verluſt nicht verheimlicht habe, denn die Folge war, daß ſie zum Hannibal über-

gingen. — (Allerdings machte Livius dieſen Vorwurf mit Recht, aber ein anderes iſt, etwas verſchweigen, ein anderes, etwas falſches unterſchieben.)

Plutarch erzählt, daß ein Athenienſer grauſam gemartert wurde, weil er eine ſchlimme, obgleich ſehr wahre Neuigkeit verbreitete. Von einem, ſo eben im Hafen gelandeten Fremden hatte dieſer Menſch erfahren, Nicias ſei geſchlagen; über Hals und Kopf lief er in die Stadt, es zu verkündigen. Woher haſt du die Nachricht? fragte man ihn; und da er keinen Gewährsmann namhaft machen konnte, ſo mußte er büßen als ein Unruheſtifter, ſo lange bis die Wahrheit ſich beſtätigte. (Plutarch im Leben des Nicias.) Hätte er einen Sieg fälſchlich verkündet, man würde ihm nichts gethan haben. Das mag des Stratocles Beiſpiel beweiſen, der, wohl wiſſend, die athenienſiſche Flotte ſei derb geſchlagen, die Bürger aufforderte, den Göttern für einen Sieg zu danken. Sie thaten es und als ſie nachher den Betrug erfuhren, entwaffnete ſie alſobald die Antwort des Stratocles: »welches Leid habe ich euch zugefügt? mir habt ihr drei frohe Tage zu verdanken.“ (Eben daſelbſt.)

* * *

Aber im Grunde iſt ſolch ein Vortheil ſehr gering. Man fühlt, durch Freude getäuſcht, den Verluſt doppelt ſchmerzlich. Auch macht eine Nation ſich verächtlich und ihren Feinden lächerlich, wenn ſie eingebildete Siege feiert. Mag immerhin ein Privatmann wie Cicero ſprechen, als man

ihm den unverbürgten Tod eines Feindes meldete: „ich glaube dem Gerüchte nicht, aber ich will einstweilen die Zinsen davon ziehen." (Quintil. Instit. Orat.) Ein Staat hingegen würde sich oft großen Unfällen aussetzen, wenn er auf Gerüchte bauen wollte. Die Aetolier büßten strenge, als sie, der falschen Nachricht vertrauend, Scipio sei gefangen und das römische Heer vom Antiochus geschlagen, das Joch abschütteln wollten. (Livius l. XXXVII.)

* * *

Man denke ja nicht, daß Katharina von Medicis habe sagen wollen: ein falsches, drei Tage lang geglaubtes Gerücht könne immer den Staat retten. Solche Gemeinsprüche sind nie allgemein anwendbar. Wahrer mag sein, daß es allerdings von Nutzen ist, den in einer Schlacht erlittenen Verlust dem Volke zum Theil zu verbergen. Diese Täuschung gehört gar nicht mehr unter die politischen Feinheiten, sie ist das ABC der Staatsklugheit. Man muß in Zeitungen der rhetorischen Figuren sich bedienen, um den Verlust des Feindes zu vergrößern, den eigenen zu verkleinern. Aber es wäre zu wünschen, daß diese Zeitungen nur gehört würden, oder daß man sie wenigstens nicht druckte, denn der Druck verewigt sie, und macht sie zu Materialien für den Geschichtschreiber; dadurch wird die Geschichte in ein undurchdringliches Chaos von Unzuverlässigkeit gehüllt und der Nachwelt die Wahrheit entzogen. — Es ist sehr angenehm, Zeitungen zu lesen, wer mag das läugnen? aber die meisten sind gleichsam Klagschriften

in einem Prozesse (plaidoyers), sie zeigen nur, was ihrer Sache günstig ist und den Feind verhaßt macht. Kluge Leser werden freilich nicht getäuscht, und sehen wohl, daß man nicht Alles sagt, daß man dem öffentlichen Wohl, oder auch bisweilen den häuslichen Verhältnissen manches opfert. Zeitungsschreiber, welche die feindlichen Nachrichten zu entkräften suchen, führen auch eine Art von Krieg mit Gänsewaffen, wie ein politischer Schriftsteller sie nennt. (Arma anserina.) »Die Zeitungen,« sagt er, »kommen nicht aus den sybillinischen Büchern, sondern aus dem Gehirn der Menschen und bethören die Leichtgläubigen. Siege werden ausgeschrien, der Feind wird geschmäht. So z. B. ließ Pompejus Schreiben in alle Provinzen ergehen, prahlend mit einem gewaltigen Siege bei Dyrrachium, Cäsar sei geflohen, sein ganzes Heer vernichtet; wodurch die pompejanische Partei ansehnlich verstärkt wurde. Die Welt will betrogen sein. So machte es der Herzog von Mayenne nach der Schlacht bei Ivry u. s. w.« (Arma anserina sive armatura epistolaris a doctore militari Tacito subministrata et in dissertatione politica diducta a G. C. W.) (Es ist nicht zu läugnen, daß die Gänsewaffen noch immer im Gebrauche sind; die Erfindung der Buchdruckerkunst hat ihnen neue Stärke gegeben.) — Die Welt (so schrieb Bayle schon vor hundert Jahren) hat sich so sehr an Zeitungen gewöhnt, daß sie das Verbot derselben als eine Sonnenfinsterniß, als einen Gegenstand der öffentlichen Trauer betrachten würde.

(Michael Herz in seiner bibliotheca germanica führt ein ganzes Heer von Zeitungen an, die damals schon verschlungen wurden, und, wie er sagt, nicht blos das Geschehene, sondern auch das zu Geschehende verkündeten, so groß sei die Eitelkeit der Schreibenden oder der Glaubenden. [Tanta enim scribentium vel credentium vanitas est.] Er nennt die Zeitungen von Jena, Leipzig, Nürnberg, Hamburg, Paris, Haag, Amsterdam, Brüssel. Ein gewisser Fritsch ließ 1676 zu Jena eine Abhandlung vom Gebrauch und Mißbrauch der Zeitungen drucken.)

* * *

(Ich habe irgendwo gelesen, es sei zu wünschen, daß am Ende jedes Jahres alle die falschen Gerüchte gesammelt würden, die während des Jahres im Umlauf waren. Das wäre fast überflüssig, denn die Zeitungen widerrufen ja selbst oft genug ihre Nachrichten. Nützlicher wäre ein solches Unternehmen gewesen zu der Zeit, als man noch nicht druckte, zum Beispiel damals, als die Türken die Insel Rhodus einnahmen. Wir kennen, durch die von Ruscelli gesammelten Briefe, einige der bethörenden Gerüchte, welche damals in Italien herum liefen. Am 10. Dezember 1522 versicherten die römischen Neuigkeitskrämer, die Belagerung sei aufgehoben. Am 22. Dezember desselben Jahres wurde Rhodus wirklich erobert, und noch am 23. Februar 1523 hieß es: es sei noch gar nicht gewiß, daß Solimann die Stadt wirklich eingenommen. Trotz unserer Buchdrucker-

kunſt ſind in neuern Zeiten oft ähnliche Dinge geſchehen.) Im Jahre 1500 erzählte man zu Padua, als ein unbezweifeltes, von Rom ſelbſt geſchriebenes Factum, der Papſt ſei am Peterstage vom Blitz erſchlagen worden, und alle Bürger hätten die Waffen ergriffen. — Im Jahre 1580 hieß es in Holland zu gleicher Zeit: der König von Frankreich, der König von Spanien und der Herzog von Alba wären geſtorben. (Lipsius Epist.)

* * *

Vigneul Marville macht in ſeinen Mélanges d'histoire folgende Bemerkung über die Zeitungsſchreiber: „Nur ein Umſtand iſt ihnen nachtheilig: ſie ſind nicht Herrn ihrer Feder, ſie ſind einer höhern Aufſicht unterworfen, ſie dürfen die Wahrheit nicht mit hiſtoriſcher Aufrichtigkeit bekennen. Dürften ſie das, ſo könnten wir die Geſchichtsſchreiber entbehren.“ — Die letztere Behauptung iſt ſehr übertrieben, aber die Quelle des Uebels hat dieſer Mann allerdings entdeckt. Sie dürfen nicht, ſie ſtehen unter einer Ruthe: ſie laufen Gefahr beſchuldigt zu werden, daß ſie nicht vom beſten Geiſte beſeelt ſind (ils ne seroint hair comme des personnes mal intentionnées.) Man will nicht eben, daß ſie, zum Wohl des Vaterlandes, grob lügen (qu'ils mentent grossièrement), aber feine, ſchmeichelnde, witzig-boshafte Bemerkungen liebt und bewundert man.

* * *

Es iſt fürwahr noch nicht genug, die feilen Zeitunge-

ſchreiber mit Harpyen zu vergleichen, die Alles beſudeln, was ſie anrühren, man muß ſie ſogar Henker und Scharfrichter nennen, die der Geſchichte Hals, Arme und Beine knebeln, auch wohl abſchneiden und falſche anſetzen, oft in demſelben Augenblick, wo eine Begebenheit aus dem Schooße ihrer Urſachen hervorgeht. — Man ſagte vormals: die Muſen gäben ſich bisweilen ſogar Sklaven Preis, das gilt am meiſten von Clio, der Muſe der Geſchichte; die iſt eine wahrhafte Drei-Pfennigs-H** (Scortum triobolare), die an der Landſtraße ſitzt, und ſich dem erſten Beſten für ein Stück Brot an den Hals wirft. Ihr Handel mit den Buchhändlern iſt noch ſchlechter als der der Baudoins und der du Ryer, mit welchen verabredet war, daß ſie für dreißig Sous einen Bogen überſetzen und das Hundert großer Verſe zu vier Franken, das Hundert kleine zu vierzig Sous liefern mußten. (Baillet Iugem. des Savans.) Lucian hat, ohne es zu wiſſen, unſer Jahrhundert geſchildert, erzählend, daß durch einen Krieg das Geſchichtſchreiben zur Mode, und eine epidemiſche Krankheit wie die der Abderiten geworden. (Lucian quomodo sit conscribenda historia.) Jetzt erkennen wir, fügte er hinzu, die Wahrheit des Sprichwortes: daß der Krieg die Mutter aller Dinge iſt.

Die alten Römer hatten mehr Reſpekt vor der Würde der Geſchichte, denn vor den Zeiten des Pompejus wagte Niemand Geſchichte zu ſchreiben, der ſich nicht durch Geburt und Verdienſte auszeichnete; und als der Lehrer die-

ſes großen Mannes die Geſchichte ſeines Zöglings ſchreiben wollte, fand man eine ſolche Neuerung bedenklich. Geiſt und Kenntniſſe konnte man ihm nicht abſprechen, aber — er war nur ein Freigelaſſener (Sueton de Clar. Rhetor.) (Mich dünket, dieſe Bedenklichkeit war doch ſehr albern.) — Was würden doch die Feinde des hiſtoriſchen Pyrrhonismus anfangen, wenn ſchon zu der Griechen und Römer Zeiten dieſes Uebel im Schwunge geweſen wäre? dann würde es ihnen ſchwer fallen, uns irgend etwas zu beweiſen, ſelbſt wenn ſie Inſchriften und Denkmünzen zu Hilfe nähmen; Denkmähler, welche die Neuern ungeſtraft mißbrauchen, ohne rechtlichen Grund, blos um ihre Launen zu befriedigen.

* * *

Von der Satyre kann man wohl ſagen, was Malherbe vom Tode: que la garde qui veille aux barrières du Louvre n'en defend pas les rois. Das beweiſet das berühmte Buch: Histoire amoureuse des Gaules und les amours du palais royal. Es iſt bekanntlich von dem Grafen Buſſy Rabutin, wenigſtens das zuerſt genannte. Er wurde deswegen in die Baſtille, und, wie andere wollen, ſogar in's Narrenhaus geſetzt. Indeſſen ging es ihm doch beſſer als dem Caſſius Severus, dem Satyriker am Hofe des Kaiſers Auguſtus, der in ſeiner Verbannung kaum einen Lumpen übrig behielt, um ſeine Scham zu bedecken. Buſſy Rabutin ſtarb zwar auch vom Hofe verbannt, aber ruhig, auf einem Landgute, wo er aus Verzweiflung

ſche Pyramiden, und ſprengen die Gräber, in welche gute Herzen ſich einzuſchlieſſen ſtrebten. (zu Lottchen) Gehn Sie, liebes Kind, Ihr Vater erwartet Sie.

Franz. Bleiben ſoll ſie. Ich habe funfzehen Jahre auf ſie gewartet.

Bluhm. Ihr kranker Vater bedarf ihrer.

Lottchen Ich darf doch wiederkommen?

Franz. Dumme Frage. Freylich darfſt du wiederkommen — ſollſt auch wieder kommen, — hörſt du?

Lottchen. Mit Freuden.

Franz Nun, wann kommſt du denn wieder?

Lottchen. Morgen, alle Tage.

Franz. So geh in Gottes Namen! und wenn du wieder kommſt, ſo laß den Stolz zu Hauſe. Verſtehſt du mich? — Da liegen die Goldſtücke noch auf der Erde, du wirſt ſie nicht aufheben, das weiß ich wohl.

Lottchen. Sieht denn uneigennützige Liebe dem Stolze ſo ähnlich?

Franz. Ja, ja, du nimmſt ſie nicht auf, wenn du auch gleich wüßteſt, daß du mir eine Freude damit machteſt.

Lott-

eine Abhandlung über den Nutzen der Widerwärtigkeiten schrieb und ein Frömmling wurde. Ganz ernst mochte es ihm wohl nicht damit sein; er sah lange noch hinter sich wie Loth's Weib, versuchte alles Mögliche, um aus seinem kleinen Hafen wieder auf das stürmische Meer des Hofes geworfen zu werden, und benahm sich ganz wie Ovid, dessen Schicksal dem seinigen glich. Erst als alles vergebens war, schrieb er: »Ich habe meinem Beichtvater lange nicht glauben wollen, daß die Vorsehung zu meinem Besten dieses Unglück über mich verhängt; erst seit drei Jahren bin ich überzeugt, daß nicht blos meine ewige, sondern auch meine zeitliche Ruhe davon abhing. Gott belohnt mich schon jetzt für meine Leiden durch meine Ergebung, und ich sage nun von diesem guten Herrn, was ich in meiner thörichten Jugend von der Liebe sagte:

»Il paye en un moment un siècle de travaux
Et tous les autres biens ne valent pas ses maux.«

Bussy Rabutin war auch Mitglied der Pariser Akademie. Als er starb, wurde der Abbé Bignon an seiner Statt erwählt, der (nach einer drolligen Gewohnheit, von der sich schwerlich ein vernünftiger Grund angeben läßt), eine Lobrede auf den Verstorbenen halten mußte, zu deren fast einzigem Stoffe ihm die Reue diente, welche sein Vorgänger als Verfasser der Histoire amoureuse empfunden, die doch bei weitem nicht so boshaft aus seiner Feder geflossen war, als sie nachher durch die Zusätze einer Dame wurde, der er die Handschrift geliehen hatte.

* * *

Flechier in seiner Geschichte des Kardinal Ximenes erzählt: »Damals liefen in ganz Spanien eine unzählige Menge Schmähschriften gegen den Hof von Flandern und selbst gegen Ximenes herum. Die Flammänder, ungewöhnt an witzige Satyren, klagten bitterlich, und der Kardinal erhielt Befehl, sowohl die Verfasser als die Buchdrucker scharf zu züchtigen. Er ließ auch pro forma bei einigen Buchhändlern Nachsuchungen anstellen, aber so obenhin, daß Niemand dadurch beläſtigt wurde. Seine Meinung war: man müsse den Leuten nicht wehren, ihren Schmerz in Worten oder Schriften auszuhängen, die doch nicht länger dauern, als man sich dadurch beleidigt hält, und sowohl ihren Stachel als ihre Ergetzlichkeit verlieren, wenn man sie verachtet. — Der Gouverneur von Madrid ertappte einige solche Schriften, die gegen den Kardinal Hadrian und gegen Kaiser Karl's Gesandten, La Chaur, gerichtet waren; beide ereiferten sich gewaltig darüber, besonders war Hadrian eine Zeit lang ganz untröstlich.«

* * *

Es gab vormals eine Menge Fürsten, die unempfindlich gegen solche Beleidigungen waren. Zwar, Alexander dem (sogenannten) Großen gibt Seneka dies Zeugniß nicht, wohl aber dem Antigonus, der seinen Soldaten verzieh, als sie sich Spöttereien über ihn erlaubten. Derselbe Schriftsteller rühmt auch im ähnlichen Falle die Gutmüthigkeit Philipp's von Macedonien, und die des Kaisers Augustus, der, sammt Gemahlin und Kindern, von

einem satyrischen Geschichtschreiber, Timagenes, mit den Gänse-Waffen angegriffen wurde, und um so gereizter hätte sein können, da er wohl wußte, daß die witzigen Einfälle des Historikers von Mund zu Mund liefen; wobei Seneka sehr weislich erinnerte, daß das Publikum gar zu gern besonders solche Einfälle herumträgt, die dem Verfasser gefährlich werden können. (Man sagt, Herr Zschokke in Aarau werde eine Abhandlung über diese Bemerkung des Seneca schreiben, und Herr Geoffroy in Paris werde Noten dazu machen.) Indessen widerfuhr dem Timagenes doch eben nichts Böses.

* * *

Man kann nichts Vernünftigeres lesen, als die Gründe, durch welche Mäcen den Kaiser überredete, keine Angeber satyrischer Schriften zu dulden, und die Verfasser solcher Schriften nicht zu strafen. Dio Cassius hat uns diese Gründe aufbehalten. Derselbe Geschichtschreiber belehrt uns auch, warum Cäsar die Schmähungen des Cicero und einiger Andern nicht beantwortete. Er glaubte nämlich, daß solche Leute sich nur dadurch eben so berühmt zu machen suchten, als die, von denen sie Böses sagten, welches man dadurch verhindere, wenn man ihnen gar nicht antworte. — (Wußte denn Cäsar nicht, daß bisweilen Dinge in der Welt geschehen, die jedes rechtliche Gemüth dermaßen empören, daß es gar keines weitern Antriebes bedarf, um dagegen zu schreiben, wenn man schrei-

ben kann? Ich will hier nur an Ein ſolches Beiſpiel erinnern: die engliſche Expedition von Koppenhagen.)

* * *

Eine römiſche Dame wurde angeklagt, von Kaiſer Auguſtus, ſeiner Gemahlin Livia und dem Tiberius übel geredet zu haben. Man belangte ſie als Majeſtäts-Verbrecherin. Tiber ſagte: »was mich betrifft, ſo verlange ich keine Unterſuchung, hat ſie ſich aber gegen Auguſtus vergangen, ſo ſtrafe man ſie.“ Wegen ſeiner Mutter verfügte er am erſten Tage nichts, und erſt am andern erklärte er: ſie wünſche, daß man aus den gegen ſie gerichteten Satyren Niemanden ein Verbrechen mache. Doch hatte jene Dame (ſie hieß Apuleja Varilia) die Kaiſerin laut des Ehebruches beſchuldigt. (Tacit. Annal.)

Kaiſer Theodoſius verordnete gleichfalls in einem Edikte, daß Niemand, der ihn mit Worten oder Gänſewaffen angegriffen, mit einer Strafe belegt werden ſolle; denn, ſagte er, geſchieht es aus Leichtſinn, ſo iſt es zu verachten, oder aus Albernheit (insania) ſo iſt es zu bemitleiden.

* * *

Die neuere Geſchichte liefert nicht weniger Beiſpiele von ſolcher Nachſicht. Balzac hat einige derſelben in einem lateiniſchen Briefe aufbewahrt, doch nicht das von Ludwig XII. Caſtor erzählt: »wurde nicht unſer Ludwig, der den Titel Vater des Volkes verdiente, auf öffentlicher Schaubühne in ſeiner guten Stadt Paris verſpottet? und

wie ein unersättlicher Geizhals dargestellt, der aus einem großen Becher flüssiges Gold trank, ohne seinen Durst jemals löschen zu können? Er lobte diesen Einfall und ergetzte sich daran. Vielleicht war es ihm sogar nicht unangenehm, daß seine Liebe zu den Reichthümern, welche nie dem Geringsten seiner Unterthanen eine Thräne gekostet hatte, ihnen etwas zu lachen gab, und eine angenehme Unterhaltung gewährte." — (Freilich, wenn er das schöne Bewußtsein im Busen trug, daß seine Schätze keinem seiner Unterthanen einen Seufzer abgepreßt hatten, so mußte es ihnen leicht werden mit zu lachen; so wie hinwiederum sehr begreiflich ist, daß derjenige, dessen Besitzthümer mit Thränen und Blut befleckt sind, weit reizbarer gegen spottenden Ernst sich zeigt.) — Eben so benahm sich Ludwig, als man ihm hinterbrachte, daß die Advokaten, die Schreiber und sogar die Schüler bei ihren Spielen sich über ihn und den ganzen Hof lustig machten. »In Gottes Namen," sagte er, »sie mögen sich die Zeit vertreiben; nur meine Frau sollen sie nicht antasten, sonst lasse ich sie sämmtlich hängen."

Durch Brantome wissen wir, daß Katharina von Medicis Alles las, was gegen sie geschrieben wurde, und selber die Erste darüber lachte. Unter andern hatten die Hugenotten eine Kanone, die sie Königin Mutter nannten. Sie fragte einen ihrer Höflinge, woher diese Benennung? Er erschrack und wollte lange nicht mit der Sprache heraus, allein sie drang in ihn, da sagte er endlich

zitternd: »Madame, weil dieſe Kanone ein größeres Kaliber hat, als alle die andern.“ Die Königin Mutter lachte.

Eines Tages ſtand ſie mit dem König von Navarra am offenen Fenſter in einem Zimmer des untern Stockwerkes. Da hörte ſie, daß einige Schildwachen, die ſich eine Gans an einem hölzernen Spieße brieten, die leichtfertigſten Dinge von ihr erzählten, und zuletzt die Hündin verfluchten, von der ſie ſo geplagt würden. Der König von Navarra wollte ſogleich hinaus gehen, um die Kerls hängen zu laſſen, aber ſie hielt ihn zurück, ſtreckte den Kopf zum Fenſter hinaus und ſagte ganz freundlich: »Was hat ſie euch denn zu leide gethan? wenn ſie nicht wär, würdet ihr wohl jetzt eine Gans braten?“ — Dann wandte ſie ſich gegen den König, ſprechend: „Mein Couſin, ſo tief darf unſer Zorn nicht herabſteigen, das iſt kein Wildpret für uns.“ — Und doch war dieſe Frau aus einem Lande gebürtig, von dem man zu ſagen pflegte: Dort habe Gott die Rache, als einen Leckerbiſſen, ſich vorbehalten.

Von Franz dem Erſten erzählt Balzac, daß er gleichfalls Alles über ſich ergehen, auch auf dem Theater ſich und den Hof ungeſtraft perſifflliren ließ, nur durften die angegriffenen Perſonen nicht namentlich bezeichnet werden.

* * *

Die Römer duldeten nicht, daß die Luſtſpieldichter ihre Obrigkeiten verſpotteten, hingegen durften ſie mit den Göttern machen, was ihnen beliebte, worüber der heilige

Auguſtin ihnen große Vorwürfe macht. (August. de civitate dei.) — Kaiſer Karl V. ahmte vermuthlich die Römer nach, als er im Jahre 1522 zu Augsburg drei lutheriſche Geiſtliche abſetzte, die übel von ihm geſprochen hatten, indeſſen er allen übrigen verſtattete, mit der heil. Jungfrau und allen Heiligen nach Gefallen umzuſpringen. Vielleicht erinnerte er ſich der Worte Tibers: »Ueberlaſſen wir den Unſterblichen die Sorge, die ihnen zugefügten Beleidigungen zu rächen. Deorum injuriae diis curae.«

* * *

Ein gewiſſer du Verdier Vau-Privas hat den Satyrikern die Ehre angethan, ſie zu Urhebern von Krieg und Aufruhr zu machen, allein mit Unrecht, wenigſtens in den meiſten Fällen. Gewiſſer iſt, daß die Zunge und die Feder eines einzigen Mannes einer Sache oft mehr Nutzen bringe, als ein Heer von vierzig tauſend Mann. Franz der Erſte geſtand, daß der Biſchof von Sitten ihm durch ſeine Worte mehr Schaden zugefügt habe, als die ganze Schweiz durch ihre Waffen. (Paulus Jovius Elog.)

Bayle ſchließt mit der drolligen Bemerkung: Es gibt Thiere, welche ſtoßen, es gibt andere, welche beißen. Die letztere beißen, weil ſie Zähne haben, und ſtoßen nicht, weil es ihnen an Hörnern fehlt.

Turgot's Werke

erſcheinen in neun Bänden und möchten wohl eines der wichtigſten Geſchenke für unſere Literatur ſein. Sie enthalten zugleich Memoiren und Bemerkungen über deſſen Leben, Verwaltung und Schriften. Welcher Freund der Menſchheit wird das Andenken eines Mannes nicht lieben und ehren, deſſen Charakter dem Horaz vorſchwebte, als er mit wenigen kräftigen Zügen ſeinen justum et tenacem propositi virum ſchilderte. Freilich gibt es noch immer hartnäckige Feinde aller Neuerungen, welche glauben und ſagen, Turgot habe die Revolution vorbereitet; in ſeinen Reglemens über den Getreidehandel und über die Geſchwornen habe er den Keim jener Ideen entwickelt, die man übercin gekommen iſt liberal zu nennen und von welchen nachher eine ſo ſchreckliche Anwendung gemacht worden; er ſei mehr der Mann einer Partei als der Mann des Staats geweſen, habe die Sachen beſſer gekannt, als die Menſchen; habe zwar Gutes thun wollen, aber doch nur zerſtört, ſich verhaßt und lächerlich gemacht. Solche Leute hätten ſchon aus dem, was er als Intendant von Limoges bewirkte, wohl ſchließen können, was ihm als Miniſter gelungen ſein würde, wenn er nicht die Schwäche des Fürſten und die niedrigſten Leidenſchaften zu bekämpfen gehabt hätte.

Die ſieben bereits erſchienenen Bände ſeiner Werke machen uns bekannt mit den Arbeiten in drei Hauptepochen

ſeines Lebens, nämlich ſeiner Jugend bis zu der Intendanz von Limoges; ſeiner wohlthätigen Wirkſamkeit in dieſer tief geſunkenen, durch ihn wiederum zum Flor erhobenen Provinz und ſeines Miniſteriums. Turgot widmete ſich anfangs dem geiſtlichen Stande, doch ſchon ſeiner Jugend verdanken wir ein ſehr tiefgedachtes Schreiben über Papiergeld und über das Low'ſche Siſtem; ferner, Reden in der Sorbonne, wo die Betrachtung der, durch die chriſtliche Religion in der Welt verbreiteten Wohlthaten, und der fortſchreitenden Entwicklung des menſchlichen Geiſtes, ihn ſchon veranlaßten, ſeinen politiſchen Geſichtskreis faſt prophetiſch zu erweitern. So zum Beiſpiel ſagte er in einer dieſer Reden: »Die Kolonien ſind nur Früchte, welche nicht länger am Baume hängen, als bis ſie reif ſind.« Das wird ſich einſt in Amerika beſtätigen.«

Hierauf folgen ſehr gründliche Bemerkungen über Büffon's Irrthümer in deſſen Theorie des Weltgebäudes; eine kräftige Wiederlegung der Träume des Herrn von Maupertuis über die Sprachen; Briefe über die Toleranz, wo man die Grundſätze wieder findet, auf welchen neuerlich die Beziehungen des Thrones zum Altare und die Gewiſſens-Freiheit feſtgeſtellt worden; dann die Artikel, welche Turgot für die Encyklopädie ſchrieb; eine Abhandlung über die Münzen u. ſ. w.

In ſeiner Schrift über das Papiergeld (ein Gegenſtand, der in unſern Tagen leider das höchſte Intereſſe erwecken muß) widerlegt er vorzüglich drei, zu Gunſten

von Low's Siſtem geſchriebene Briefe des Abtes Terraſſon, in welchen dieſer zu erweiſen ſich bemühte, daß Münze nur ein Austauſchmittel ſei und nichts weiter, folglich Papier ein weit bequemeres als Metall; daß der Name oder der Stempel des Fürſten hinreiche, um dieſem Papiere die Eigenſchaft beizulegen, die Preiſe aller Waren zu repräſentiren, und daß folglich ein Reich zwar Mangel am Gelde, aber nie Mangel an Münze haben könne.

Turgot bewies die Abſurdität dieſer Behauptungen (immer in Beziehung auf Low's Siſtem), und daß jenes Papier gar nichts repräſentire. Denn, wenn z. B. der Fürſt ſein Papier für Getreide geben wollte, ſo würde Niemand es annehmen, wenn es immer und ewig Papier bliebe. Das war der Fall mit Low's Papieren, die, nach ihrer vollendeten Zirkulation, immer nichts weiter darboten, als ein Stück Papier. Doch iſt wohl die Meinung irrig, daß Turgot's hier aufgeſtellte Grundſätze Frankreich vor den Aſſignaten hätten bewahren ſollen, denn die Aſſignaten repräſentirten ja eigentlich die beſten Ländereien in ganz Frankreich, und hatten folglich einen reellen Werth. Freilich mißbrauchte man ſie, zu einer Zeit, wo Alles mißbraucht wurde, und ſobald ihre Summe den Werth ihres Pfandes überſtieg, waren ſie nicht viel beſſer, als Low's Papiere; aber vor ihrer Herabwürdigung gewährten ſie einen Vortheil, der gar nicht zu berechnen iſt, und trugen kräftig bei, ſowohl die Contre-Revolution zu hindern; als auch die Fortſchritte der koaliſirten Mächte zu hemmen.

Lottchen. (nimmt ſie auf) Ich danke Ihnen, lieber Oheim. Ich will meinem kranken Vater eine Erquickung dadurch verſchaffen. Das erlauben Sie mir doch?

Franz. Thu was du willſt.

Lottchen. Ein Gruß von Ihnen würde ihn freylich mehr erquicken.

Franz Nun zum Henker! ſo grüße ihn.

Lottchen. (küßt ihm entzückt die Hand) Leben Sie wohl. (ab.)

Franz. Hans, ſieh nach, wo ſie bleibt. Daß mir die flinke Dirne nicht etwa die ſteile Treppe herunter fällt. (Hans ab.)

Sechſte Scene.

Franz Bertram und Doctor Bluhm.

Franz. (wiſcht ſich verſtohlen eine Thräne aus dem Auge) Was halten Sie von dem Mädgen?

Bluhm. Ein Kind der Unſchuld und Natur.

Franz Ja? meynen Sie? dann ließe ſich ja wohl etwas für ſie thun. Ich glaube wahrhaftig, die kleine Hexe verſteht beſſer als Sie,

meine

Der Herausgeber klagt mit Recht, daß mehrere von Turgot's Schriften ganz verloren gegangen sind, unter andern seine drei Briefe über den Getreidehandel, die schon vor seinem Tode vermißt wurden; ferner ein großer Theil seiner verwaltenden Korrespondenz, wie auch seine Schrift über die Abschaffung der Frohnen, einer der vortrefflichsten. Alles das hat die allgemeine Plünderung verschlungen. Vielleicht findet sich noch Manches wieder; wenigstens hofft es der Herausgeber, und bittet Jeden, der etwas davon entdecken möchte, es ihm mitzutheilen, um Supplemente liefern zu können.

Indessen ist noch genug übrig geblieben, um daraus den Umfang von Turgot's Ansichten, die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse, die Gründlichkeit derselben und besonders die überall vorherrschende Neigung, das Gute zu stiften, klar zu erkennen. Er, dem so oft das Schneidende seiner Urtheile vorgeworfen wurde, zeigt sich in seiner ganzen Korrespondenz begierig nach Unterricht, genau untersuchend, alle Gründe für und wider abwägend. Sehr oft äußert er den (jetzt so ganz vergessenen) Grundsatz: »Zum Guten müsse man langsam vorwärts schreiten, besonders wenn man an die Stelle alter, eingewurzelter Mißbräuche es setzen wolle.

Herr von Machaut wurde der Rache der Geistlichkeit aufgeopfert, welche durchaus ihren Theil an den öffentlichen Lasten nicht tragen wollte. Dennoch ließ Bertin sich dadurch nicht abschrecken, ein neues Projekt zu einer gleich-

förmigen Vertheilung der Abgaben zu entwerfen, wobei der dritte Stand nicht mehr noch weniger belaſtet werden ſollte, als der Adel und die Geiſtlichkeit. Dieſe, von Turgot aufgefaßte Idee gebar ſein Memoire über die Abgaben, in welchem, neben den gründlichſten Kenntniſſen, die Liebe zu dem Fürſten, verſchmolzen mit dem redlichſten Eifer für die Wohlfahrt des Volks athmet. Während er dies Memoire verfertigte, unterlag ſchon Bertin den Kabalen; ein trauriges Prognoſtikon für Turgot.

Es gibt wenige Zweige der öffentlichen Verwaltung, welche ſeine Feder nicht beſchäftigt hätten: Unterſuchungen über Natur und Wirkung der indirekten Auflagen; über Ertrag der Bergwerke; über Manufakturen und deren Aufmunterung; über Geldanleihen; über Armen-Arbeitshäuſer u. ſ. w. Wir zeichnen hier beſonders ſeine trefflichen Betrachtungen über Entſtehung und Vertheilung der Reichthümer aus, welche klaſſiſch genannt werden können. Auch iſt merkwürdig, daß Smith, in ſeinem ſpätern Werke, in den Hauptideen mit Turgot übereinſtimmt, und daß da, wo in Einzelheiten dieſe Uebereinſtimmung mangelt, er auch am leichteſten zu beſtreiten iſt.

Der Brief an den König, mit welchem der achte Band ſchließt, iſt außerordentlich merkwürdig: »Sire!« ſagt Turgot, »ich habe geglaubt, meine Pflicht zu erfüllen, indem ich Ihnen mit unbegrenzter und beiſpielloſer Freimüthigkeit die Schwierigkeit meiner Lage, und, was ich von der Ihrigen denke, dargeſtellt habe. Hätte ich es un-

terlaſſen, ſo würde ich mich für ſtrafbar halten. Sie haben ohne Zweifel anders darüber geurtheilt. Möchten Sie — das iſt mein innigſter Wunſch! — möchten Sie immer glauben können, daß ich falſch geſehen und Ihnen eingebildete Gefahren gezeigt habe. Möchte die Zeit mich nicht rechtfertigen! und Ihre Regierung ſtets ſo glücklich, ſo ruhig ſein, als Ihre Völker von Ihren Grundſätzen der Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit ſich verſprechen dürften."

Geſchichte und Theorie der Sündflut des Ogyges oder Noah und des Unterganges der Atlantis.

Unter dieſem Titel hat ein Schwärmer, Namens Fortia d'Urban, uns ſchon den neunten Band ſeiner Träume von der Urgeſchichte des kleinen Balles geliefert, den wir zu bewohnen, und mit unſerm Blute zu düngen verdammt ſind. Im erſten bewies er uns, daß die Salier Leute geweſen, die viel Salz aſſen, und ihr Leben damit zubrachten, in den liguriſchen Salzwerken zu arbeiten. Von da verbreiteten ſie ſich überall, eroberten Italien, gaben den Römern ſaliſche Prieſter u. ſ. w. Man erſtaunt über das Salz der Weisheit, welches Herr Fortia d'Urban hier verſchwendet. Im zweiten Bande dringt er in die Geheimniſſe der Schöpfung unſerer Erde. Hat Gott

sie erschaffen und in den unermeßlichen Raum geschleudert? ist sie ewig wie ihr Schöpfer? — Der Herr Verfasser weiß es nicht; nur daß sie wirklich da ist, das weiß er. Seit wann ist sie vorhanden? wer hat sie zuerst bewohnt und beherrscht? — es gibt Menschen von allen Farben und Gestalten; haben sie einen gemeinschaftlichen Ursprung? oder sind es verschiedene Racen? — Diese Erde ist oft durcheinander geschüttelt worden; Länder wurden zu Meeren, Berge zu Thälern; wie ist das zugegangen? und wenn ist es geschehen? — Herr Fortia d'Urban ist zwar ein Mitglied der Akademie Celtique, aber darum nicht glücklicher in Lösung dieser so oft aufgeworfenen und noch nie genügend beantworteten Fragen. Er sagt uns auch nicht einmal etwas neues darüber, er plündert bald Büffon, la Mettrie, und de la Place, bald den Berosus und den Plato. Nie bleibt er eine Antwort schuldig. Fragt man z. B. warum einer unserer Welttheile Afrika heiße? so erzählt er, daß in der Sprache der Belgier Afrecken, Affricken und Affrucken so viel bedeute als zertheilen, zerreißen. Nun sei vermuthlich Afrika durch eine große Naturbegebenheit von Europa losgerissen worden, die Belgier hätten das vermuthlich erfahren, und folglich den losgerissenen Theil Afriken genannt. Vermuthlich sprachen alle übrigen Völker von Europa das Belgische sehr gut, und so wurde die Benennung allgemein.

Eben so macht er es mit Spanien. Das hieß vormals Hesperien, Celtiberien, aber nach dessen

Trennung von Afrika fand man für dienlich, es umzutaufen. Da nun Afrika zuvor gleichsam die Amme von Spanien war, so wählte man das Wort Spaanen, welches in Halma's Wörterbuche Entwöhnen bedeutet, nämlich ein Kind von der Amme Brust entwöhnen, und daraus wurde Spanien gemacht. Das nenne ich mir doch eine scharfsinnige und höchst wahrscheinliche Geschichte des Alterthums.

Eines der größten Phänomene derselben ist die große Ueberschwemmung, durch welche die Gipfel der höchsten Berge mit Wasser bedeckt wurden. Die Traditionen aller Völker sprechen davon. Wir haben die Sündflut des Noah, die Griechen die des Ogyges, die Chineser die des Yao u. s. w. Die erstere soll allgemein gewesen und blos Noah mit seiner Familie entronnen sein. Die des Ogyges war nicht allgemein, die Menschen flüchteten auf die Berge und lebten so gut sie konnten. Die des Yao währte sehr lange und der chinesische Kaiser überlegte in einer großen Rathsversammlung, wie man ihr Einhalt thun könne, allein er war sammt seinen Räthen genöthigt, so lange zu überlegen, bis die Gewässer sich von selber zurückzogen. Der Herr Verfasser verwirft die noahitische Sündflut gerade zu, und um nicht in den Verdacht der Ketzerei zu gerathen, so meint er, man könne gar wohl ein guter Christ sein, ohne eben an die Sündflut zu glauben. (Der Pater Mabillon, der doch mit Pabst Benedikt XIV. korrespondirte, hielt auch dafür, die Allgemeinheit der Sündflut sei kein Glaubensartikel.)

Dann kommt er auf den Ogyges? wer war dieser Ogyges? woher kam er? wann lebte er? wo herrschte er? Alle diese Fragen untersucht Herr Fortia d'Urban mit großem Eifer und Fleiß, und beantwortet sie folgender Gestalt: Homer spricht von einer Insel Ogygien, wo die schöne Calypso den schönen jungen Telemach empfing; Homer versichert, diese Insel habe im Ocean gelegen; dieser Ocean ist offenbar das mittelländische Meer. Wenn man das Lokal genau in Erwägung zieht, so findet man, daß Ogygien nicht weit von Malta lag — wenn man nun die Etymologie zu Hilfe nimmt, so ist klar, daß die Insel Gozo oder Gozzo darunter zu verstehen sei, eine nahe Nachbarin von Malta, denn man darf ja nur, statt Goz, Og lesen, und statt Zo, Gygien, so hat man das leibhafte Ogygien. Dort also wohnte Ogyges, der, als die Sündflut hereinbrach, sich auf ein Schiff setzte, davon segelte, in Armenien auf dem Gebirge Ararat ein wenig ausruhte, von da nach Böotien ging, und sich in Theben niederließ, welche Stadt bei den Alten oft die ogygische genannt wurde.

Das ist das Resultat von des Verfassers gelehrten Nachforschungen. Dann schwazt er von der Bewegung der Erde, der Atmosphäre, des Meeres, von der Neigung der Are, der Ursache der Winde und Ströme, der Völker Zerstreuung, des Unterganges der Atlantis, des Durchbruches der Meerenge von Messina, kurz von Allem, was in naher oder entfernter Verbindung mit Wasserfluten und

Erdbeben ſteht; aber wir erfahren durchaus nichts neues von ihm.

Die Einwohner der Inſel Formoſa.

Große, kräftige, ſchwarzgelbliche Menſchen. Kraft eines alten Geſetzes gehen ſie im Sommer drei Monate lang nackend. Die Weiber ſind klein, dick und ſtark, waſchen ſich zweimal täglich mit warmen Waſſer vor ihrer Hausthür; ſind von Natur ſanftmüthig, ziemlich treu, bauen den Acker und ertragen alle Beſchwerden der Hauswirthſchaft. Die Männer jagen mit Lanzen, Bogen und Pfeilen, haben Hunde, die das Wild aufſpüren, und hängen Glöcklein an ihre Lanzen oder Wurfſpieße, um zu vernehmen, wohin das getroffene Wild geflohen.

Sie heirathen zwei bis drei Frauen, die ſie auch nach Belieben wieder verlaſſen können. Sie ſchließen ihre Ehen nicht vor dem zwanzigſten Jahre, müſſen ſich zu jedem Beſuche bei ihren Frauen melden laſſen, und dürfen nicht eher als im fünfzigſten Jahre mit ihnen zuſammen wohnen. Die Kinder bleiben bis zum dritten oder vierten Jahre bei den Müttern, dann gehen die Knaben zu den Vätern. Das Geſetz — das allerſeltſamſte auf Gottes Erdboden — erlaubt den Frauen nicht eher in die Wochen zu kommen, als bis ſie ſechs und dreißig Jahr alt ſind. Werden ſie früher ſchwanger, ſo müſſen ſie die Frucht abtreiben. Ver-

muthlich iſt dieſes Geſetz das wirkſamſte Mittel, um den Anwachs der Bevölkerung zu hindern.)

Ihre Häuſer ſind geräumig, von Bambusrohr, Weidenzweigen und Thon erbaut. Ihre Kleider beſtehen aus Hirſchhäuten. Die Erde bearbeiten ſie mit Hacken. Lanzen, Bogen, Pfeile, Säbel, Schilde ſind ihre Waffen, ihr koſtbarſter Schmuck Hirnſchädel, Knochen und Haare ihrer Feinde.

Sie ſind Götzendiener. Ihre vornehmſte Gottheit nennt ſich Tamagiſangal und thront im Süden. An ihn richten die Männer ihre Gebete, die Weiber an ſeine Frau, welche Tecaroepoda heißt und ihren Thron im Weſten aufgeſchlagen hat. Im Norden wohnt auch ein Gott, aber ein Unheilbringender.

Die Gottesdienſtlichen Ceremonien verrichten die Weiber. Sie beſtehen in Gebeten und Opfern von Schweinen. Die Prieſterinnen bekommen Krämpfe und Verdrehungen, bis die Gottheit erſcheint, nämlich *ihnen*, denn Ungeweihten erſcheint ſie nicht. Dann kommen ſie nach und nach wieder zu ſich und erzählen, was ſie geſehen haben. Sie prophezeien auch die Zukunft oder die Witterung; ſie reinigen entweihte Orte, verjagen die böſen Geiſter durch großen Lärm auf allerlei Inſtrumenten, oder zwingen den Dämon, durch Säbelhiebe, die ſie in die Luft thun, ſich in's Meer zu ſtürzen. (Woher mag es doch kommen, daß Pfaffentrug nicht allein überall gefunden wird, ſondern auch faſt überall dieſelben Formen annimmt? Der Inſula-

ner von Formosa zum Beispiel und der alte heidnische Preuße — wie viele Länder und Meere trennten sie! und dennoch vertrieben diese, wie jene, ihre bösen Geister durch Schwertstreiche in die Luft. Solcher Beispiele könnte man eine große Menge sammeln.

Ein Rath von zwölf Männern beherrscht die Insel. Diese zwölf heißen Quaty's, sind Alle gegen vierzig Jahre alt und werden alle zwei Jahr gewechselt. Ihre Macht ist sehr beschränkt, ihre Beschlüsse muß das Volk bestätigen. Sie müssen die Befehle der Priesterinnen in Erfüllung setzen und streng darüber wachen, daß den Göttern die gebührende Ehrfurcht erzeigt werde. Uebertreter dürfen sie strafen, doch nicht körperlich, auch der Freiheit sie nicht berauben. Gewöhnlich legen sie eine Geldbuße auf.

Gegen Räuber, Mörder und Ehebrecher schafft sich ein jeder selber Recht so gut er kann. Der Bestohlene, wenn er den Dieb weiß, geht mit seinen Freunden in dessen Haus, nimmt weg, was ihm ansteht, oder vergleicht sich um Schadenersatz — (gerade wie zwei kriegführende Mächte) — oder es kommt zu Säbelhieben und der Ueberwundene hat natürlich Unrecht. Ein gekränkter Ehemann nimmt dem Galan gewöhnlich ein paar Schweine weg, und damit ist die Sache abgethan.

Ihre Leichenbegängnisse sind einzig in ihrer Art. Sie legen den Todten zwar, wie andere Völker, auf einen Scheiterhaufen, allein so hoch, daß die Flamme ihn nicht erreichen kann, sondern er nur gedörrt wird, welches, bei

wohl unterhaltenem Feuer, in neun Tagen geschieht. Dann wickeln sie ihn in eine Matte, legen ihn noch höher als zuvor in die freie Luft, und lassen ihn so drei Jahre liegen, worauf sie ihn in seinem eigenen Hause begraben.

Sie glauben an ein künftiges Leben, an Strafe und Belohnung nach dem Tode. Ihre Hölle ist ein Pfuhl voller Unreinigkeiten, in den die Bösen stürzen, den aber die Guten überspringen und in ein Paradies eingehen. Manche Verbrechen können im Leben abgebüßt werden, manche nur nach dem Tode. Zu den letztern gehört das Lügen. Ein Glück, daß sie keine Zeitungsschreiber haben.

Das Schicksal.

Tavernier erzählt eine Begebenheit, die sich vortrefflich eignet, um von einem unserer neuesten Schicksals-Tragikern auf die Bühne gebracht zu werden. Der Strom bei Amadobath in Indien hat keine Brücke; die Bauern schwimmen hinüber, nachdem sie sich zuvor ein aufgeblasenes Bockfell um den Leib gebunden haben. Ihre Kinder setzen sie in große irdene Töpfe, die sie vor sich her schieben. Zu derselben Zeit, als Tavernier in Amadobath war, wollte ein Bauer mit seiner Frau auf diese Weise über den Strom setzen. Sie hatten ein zweijähriges Kind in einem Topfe bei sich, und der Kopf des Kindes

meine Füße in Reſpect zu halten. So lange ſie da war, muckſten die rebelliſchen Unterthanen nicht. Nun fängt es wieder an zu ziehen und zu ſchneiden —

Bluhm. Wenn der Himmel Ihnen ein ſo leichtes, ſüßes Mittel zeigt, Ihre Schmerzen zu mildern, ſo würden Sie wohl thun, ſich deſſen immer zu bedienen.

Franz. Immer? ja recht gern. Aber der Vater wird mir das Mädgen nicht abtreten wie?

Bluhm. Ey, Sie müſſen den Vater dazu nehmen.

Franz. Hak er an! Daraus wird nichts.

Bluhm. Ich wünſche Ihnen Glück, der Proceß iſt verglichen.

Franz. Iſt er? Haben Sie Dank! herzlichen Dank! Dieſe Arzeney mag leicht wirkſamer ſeyn, als Ihr Bad von Salzſäure. Ich frage nicht, wie er verglichen iſt? es gilt mir gleichviel.

Bluhm. Der Garten bleibt zeitlebens Ihr Eigenthum.

Franz Ich ſchenke ihn dem Mädgen.

ragte nur eben über den Rand hervor. Ungefähr in der Mitte des Stromes fanden sie eine kleine Sandbank, auf der ein dicker, von den Wellen angetriebener Baum lag. Sie schoben den Topf dahin um ein wenig auszuruhen. Kaum hatten sie sich dem Baume genähert, als zwischen dessen Wurzeln eine sehr giftige Schlange hervorschoß und schnell in den Topf schlüpfte. Vater und Mutter waren so erschrocken, daß sie den Topf fahren ließen, den die Gewalt des Stromes sogleich mit fortriß. Zwei Meilen weiter unten badeten sich ein Banian, sein Weib und ihr Kind, nach Gewohnheit dieser Völker, die nicht eher essen, bis sie sich gewaschen haben. Sie sahen von weitem den Topf auf dem Wasser und den hervorragenden Kinderkopf. Der Banian schwamm ihm sogleich entgegen und trieb den Topf an's Land. Seine Frau eilte mit ihrem Knaben auch herzu, um dem Kinde aus dem Topfe zu helfen. Die Schlange, welche ihrem kleinen Gefährten nicht das mindeste Leid zugefügt hatte, kroch schnell heraus, umwand das Kind des Banian und tödtete es auf der Stelle durch ihren Biß. Die frommen Eltern sahen diese außerordentliche Begebenheit für eine Fügung des Himmels an, der ihnen aus weisen Gründen ihr Kind geraubt, um ihnen ein anderes wieder zu geben. Aber das Gerücht von diesem Wunder verbreitete sich schnell, die rechten Eltern forderten ihr Kind zurück, die Retter desselben, die sein Leben mit ihres Kindes eigenem Leben erkauft hatten, wollten es nicht ausliefern: es entstand ein hartnäckiger Prozeß, der

bis vor den Kaiſer gebracht wurde. Dieſer gab den Eltern das Topfkind zurück und der arme Banian blieb kinderlos.

Ueber den Begriff von Zeitgeiſt.

In der Gottinger gelehrten Zeitung ſteht eine Recenſion einer preußiſchen Geſchichte, die von einem eben ſo gelehrten als humanen, eben ſo warm empfindenden, als kühl abwiegenden Manne herrührt, deſſen Tadel mich belehrt, deſſen Lob mich ehrt und dem ich künftig zu beweiſen hoffe, daß ſeine Erinnerungen von mir beherzigt worden, und daß es mir, als Geſchichtſchreiber, ein hoher Ernſt iſt, ſeine Achtung zu verdienen. Nur in Einem Punkte kann ich nicht mit ihm einſtimmen. Er wirft mir nämlich Parteilichkeit gegen den deutſchen Orden vor; er ſagt: ich ſtellte ihn im ſchlechteſten Lichte dar und wüßte die Farben kaum dunkel genug zu wählen; der Geiſt und die Eigenthümlichkeit des Zeitalters ſei von mir nicht beachtet worden u. ſ. w. — Es iſt wahr, ich ſtelle den Orden in einem ſchlechten Lichte dar, aber nur, weil ich überzeugt bin, daß er, mit Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe, in keinem beſſern dargeſtellt werden kann; ich male ihn mit dunkeln Farben, aber dieſe Farben habe ich nicht gewählt, ſondern ſie ſind mir von der Geſchichte geliefert worden. Eine andere Parteilichkeit, als die für das Recht, läßt ſich bei mir gar nicht vermuthen; eine Parteilichkeit, die

der Geschichtschreiber nicht allein haben darf, sondern nach meiner Meinung auch haben muß.

Zwar übernimmt der Herr Recensent auch die Vertheidigung der vom Orden verübten Gräuel keineswegs: aber er meint doch, ich sei zu weit gegangen, ich hätte in dem Zeitgeist Entschuldigung finden sollen; und das führt mich eben auf die Frage: »Was verstehen wir eigentlich unter Zeitgeist?" — Mich dünket: die Art und Weise zu denken und zu handeln, die, in einem gewissen Zeitraum unter den meisten Genossen dieser Zeit im Schwange geht. Etwas anders kann ich mir darunter nicht denken. Wenn nun diese Art zu denken und zu handeln schlecht ist, warum sollte sie zur Entschuldigung dienen? — weil die damaligen Menschen sie mit der Muttermilch eingesogen haben? — Sehr wohl! das mag diese Menschen vor Gott entschuldigen, aber nicht vor dem Richterstuhl des Geschichtschreibers.

Wenn ich, um mich eines gemeinen Gleichnisses zu bedienen, einen mangelhaften Teppich betrachte, darf ich nicht sagen: der Teppich ist schlecht? ohne Rücksicht auf die einzelnen Fäden zu nehmen, welche kein besseres Gewebe liefern konnten, weil sie schlecht gesponnen wurden? — Eine Geschichte, die geschrieben werden soll, ist ein solcher Teppich: ich überschaue ihn im Ganzen, und, so wie bei Jenem kein Werkmeister sich damit entschuldigen darf, daß es zu der Zeit, als der Teppich verfertiget wurde, keine besseren Spinnerinnen gegeben, eben so wenig kann es bei

dieser einem Gewebe von Gräueln zu gute kommen, daß damals der Zeitgeist keine besseren Menschen lieferte.

Ich weiß gar wohl, daß man schon lange und bei vielen Gelegenheiten den Zeitgeist eine entschuldigende Rolle hat spielen lassen, aber man bedenke doch nur, was man eigentlich damit sagt! im Grunde nichts anders als: wenn Einer das thut, was seine meisten Zeitgenossen thun, sei es auch noch so schlecht, so handelt er sehr verzeihlich, besonders in den Augen der Nachwelt, die, weil sie von den damaligen Uebeln nichts empfunden hat, außerordentlich langmüthig ist.

Aber eben dieser Umstand sollte behutsam in solchen Urtheilen machen. Ist es nicht sehr merkwürdig, daß alle gerechte und vernünftige Menschen durch einen schlechten Geist ihrer eigenen Zeit empört werden, und denselben ihren Zeitgenossen keinesweges für Entschuldigung gelten lassen; daß aber diese nämlichen, gerechten und vernünftigen Menschen, wenn von einer Begebenheit der Vorwelt die Rede ist, ohne Bedenken aus diesem Grunde die damals schlecht handelten in Schutz nehmen? Diese Nachsicht scheint mir einzig und allein daher zu rühren, daß sie die Leiden jener Zeit nicht getheilt haben.

Mich dünket, der Geschichtsschreiber müsse sich fragen: was würde ich von der Geschichte, die ich darstelle, geurtheilt haben, wenn ich Augenzeuge davon gewesen wäre? — Zu allen Zeiten haben die besseren Menschen ihre Urtheile auf die ewig unwandelbaren Gesetze des Rechts ge-

gründet; sie mochten, Heiden oder Christen, im frömmsten Aberglauben erzogen sein, der Zeitgeist hatte keine Macht über ihr Gefühl des Rechts. Daß ein Geschichtschreiber überall und in jedem Jahrhundert zu den bessern Menschen gehöre, darf ich voraussetzen — und wehe, wenn diese Voraussetzung falsch ist! — er würde folglich auch als Zeitgenosse über den Zeitgeist sich erhoben haben, und diese Erhebung darf er aussprechen.

Gesetzt den Fall, es käme eine Zeit, wo abermals ein erobernder Orden, jenem deutschen Orden gleich, durch den abscheulichen Grundsatz: was ich kann, das darf ich auch, Macht und Gewalt verleihen Recht, alle seine Zeitgenossen ansteckte, so daß große und kleine Fürsten ihm nachahmten, und die Welt in eine erbärmliche Sklaverei versänke: dürfte da wohl nach Jahrhunderten ein Geschichtschreiber auftreten und sprechen: es war eine schlimme Zeit, die Menschen handelten wie Teufel, aber es war nicht ihre Schuld, der Zeitgeist riß sie mit fort? — auf diese Weise ließe sich alles, alles entschuldigen, und jeder Bösewicht würde aus der Geschichte eine Beschönigung seiner Unthaten schöpfen.

Der Recensent fragt: »waren denn Karl's des Großen Schlachtereien, seine Verpflanzungen in das ferne Frankreich, dem Verfasser ganz unbekannt? hat er nie die Eroberung der wendischen Lande zwischen der Saale und der Oder gelesen?« — Jene waren mir bekannt, und diese habe ich gelesen, aber eben deswegen wird auch Karl der

Große, und überhaupt nie ein Eroberer, von mir gerühmt werden. Der Beiname des Großen, den die Welt so oft verschwendet hat, blendet mich nicht. Hundert gewonnene Schlachten geben in meinen Augen keinen Anspruch auf die Huldigung der Geschichte. Wer, gleich dem deutschen Orden, oder gleich Karl dem Großen, einem friedlichen Volke mit Feuer und Schwert ein neues, unbegehrtes Glück aufdränge, der wäre mir ein Ungeheuer, er möchte sich übrigens mit zwanzig, von Furcht und Schmeichelei ersonnenen Beinamen brüsten. Das Gute und Schöne, was Karl der Große, und auch bisweilen der deutsche Orden, nachher gethan, kann die usurpirte Gewalt nicht rechtlich machen, und die Millionen Seufzer, die er seinen Schlachtopfern auspreßte, weder ersticken noch aufwiegen. Wie verächtlich hat man oft von Menschen gesprochen, die ein großes Vermögen durch unrechtliche Mittel erwarben, und nachher Kirchen und Klöster davon bauten? ist der Fall im Kleinen nicht ganz derselbe? — Wohlthaten, die auf Kosten ganzer Generationen erzeigt werden, sind sehr zweideutige Verdienste.

Ja, ich bin ein parteiischer Geschichtschreiber, aber nur für das Gute, das Gerechte, und daß ich das bin, hoffe ich auch noch künftig zu beweisen. Dem deutschen Orden habe ich kein Unrecht zugefügt, denn ich habe nur mit Urkunden in der Hand ihn angegriffen. Habe ich wirklich, wie der Recensent meint, mich hie und da der Uebertreibung schuldig gemacht, so ist es doch sicher nur Uebertrei

bung im Ausdruck gewesen, die freilich auch dem Geschichtschreiber fremd sein soll, und die ich gern verbessern werde. Ach! es ist schwer, wenn solche Gräuel das Gemüth empören, die nöthige Ruhe fest zu halten.

Und gesetzt, ich wollte dem Recensenten zugeben, daß der Zeitgeist die Ansicht des Ordens mildern müsse; war denn wirklich der Zeitgeist so verdorben? wurden denn wirklich der Ritter Unthaten gegen die heidnischen Preußen von den Zeitgenossen gebilligt? hat nicht selbst der Papst, ihr Oberhaupt, ihnen eine christliche Behandlung derselben zur Pflicht gemacht? haben sie sich wohl daran gekehrt? hat nicht selbst der Papst sie oft genug als ausgeartete, nichtswürdige Menschen geschildert und mehr als einmal in den Bann gethan? es war also nicht der Zeitgeist, sondern ihr eigener Geist, der sie beseelte, der furchtbare Geist einer unersättlichen Eroberungssucht, der leider in allen Jahrhunderten einzelne Menschen oder Korps ergriffen, und sie zu Tigern gemacht hat.

Bagdad.

Ein Mann, der viele Jahre im Orient lebte, hat eine Beschreibung der Paschaliks (Statthalterschaft) von Bagdad, nebst einer historischen Notiz über die Wechabiten (die jetzt eine so große Rolle dort spielen) und mehrere Bemerkungen über die Geschichte und Literatur des

Orients geliefert. Der Paſchalik von Bagdad an den äußerſten Grenzen des ottomanniſchen Reiches in Aſien, umfaßt einen Raum von 140 deutſchen Meilen in die Länge und 106 in die Breite, iſt folglich größer als das (vormalige) Frankreich. Das ſüdliche Meſopotamien, Kurdiſtan und Baſſora gehören mit dazu. Die Hauptſtadt, Bagdad, iſt nicht — wie einige Reiſende irrig behaupten — auf die Trümmer des alten Babilon erbaut, weil Babilon am Euphrat lag, Bagdad hingegen am Tigris liegt. Der Kalif Manſur hat ſie gegründet, und im Jahr 763 den Sitz des Saracenen-Reiches dahin verlegt. So lange dieſes Reich währte, ſchwang ſich Bagdad zu einem glänzenden Flor auf, aber unter türkiſcher Herrſchaft iſt es ſehr geſunken, doch immer noch ein Grenzwall gegen die Perſer. Seine Feſtungswerke ſind zwar, ſelbſt im Orient, ziemlich unbedeutend, aber es hat einen breiten, tiefen Graben, den, im Fall einer Belagerung, die Gewäſſer des Tigris füllen. Auf der Oſtſeite des Stromes erblickt man den Palaſt des Paſcha und die merkwürdigſten Gebäude, auf der Weſtſeite nur Hütten der Araber und Dattelgärten ſo weit das Auge reicht. Die Verbindung zwiſchen beiden Stadtthoren wird blos durch eine elende, oft zerbrochene Schiffbrücke und durch Böte unterhalten.

Die Zimmer im Serail ſind ſchön und mit aſiatiſchem Luxus möblirt; die Moſcheen und andere öffentliche Gebäude aber ſind mit denen zu Konſtantinopel, Damaskus und Aleppo nicht zu vergleichen; die Straßen ungepflaſtert,

eng und schmutzig; nur einige Märkte (Basars) ziemlich geräumig und bedeckt, um Kaufleute und Handwerker gegen die Witterung zu schützen. Die auf der Westseite von Ziegeln erbauten Häuser sind zwar nur ein Stockwerk hoch, aber bequem und angenehm, besonders wegen der vielen Gärten, die zwischen ihnen liegen. Bei den vornehmen Bewohnern dieser Häuser sieht man auch Proben von persischer Kunst, theils in Malereien, theils in Kunsttischler-Arbeit.

Das Klima von Bagdad ist sehr gesund und frei von allen ansteckenden Krankheiten, trotz der schrecklichen Sonnenhitze, vor welcher die Einwohner sich in die Keller flüchten müssen. Die Nächte schlafen sie auf ihren Terrassen, und es ist merkwürdig, daß diese beständige Abwechselung von Temperatur ihnen gar nicht schadet.

In ganz Mesopotamien herrscht der Samiel, dieser giftige Südwestwind, der einen Schwefelgeruch verbreitet, weil er über die, mit Schwefel und Harzen geschwängerten Ufer des Euphrat und Tigris hinweg fährt; allein er ist nur schädlich in der Wüste, wo bekanntlich die Araber seinem Einfluß nur dadurch entgehen, daß sie sich platt auf den Boden werfen und in ihre Mäntel sich hüllen. Ohne diese Vorsicht würden sie ersticken, aber in Städten hat man nichts zu fürchten.

Der Boden um Bagdad ist wenig fruchtbar, vermuthlich weil er schlecht angebaut wird. Korn, Weine, Gerste, Baumwolle, Tabak, Sesamöl, gedeihen mäßig, Datteln hingegen im Ueberfluß, auch allerlei andere persische

Früchte. Vieh und Wild ist reichlich vorhanden. Nach Maßgabe seiner Größe ist Bagdad schlecht bevölkert und zählt kaum neunzig bis hundert tausend Einwohner (obschon die Eitelkeit der Eingebornen von dreimal hunderttausend spricht), fast lauter Janitscharen, dabei Kaufleute oder in mechanischen Künsten erfahren. Die Sekte der Sunnis ist die herrschende, aber es gibt auch viele Anhänger des Omar (Türken) und des Ali (Perser). Sie werden von den Sunnis verketzert, aber, wegen ihrer Industrie, toleriert. Viele Perser wohnen auch in Bagdad und treiben, unter dem Schutz der Regierung, den ganzen Handel nach Iron und Kandahar. Außerdem finden sich jährlich große Haufen persischer Pilgrimme ein, die zu den Gräbern verschiedener Imans wallfahrten, und nebenher auch schachern.

Handel, Frömmigkeit und, vor allen Dingen die Gewißheit von der Regierung nicht gedrücket zu werden, locken sonst noch eine Menge Fremde nach Bagdad, Indier, Araber, Agwanen, Egyptier u. s. w. Der Christen findet man wenige; einige derselben sind Schismatiker und haben ihre eigene Kirche, andere, Katholiken, die dem chaldäischen, syrischen oder armenischen Ritus folgen, aber, auf Verhetzung der Schismatiker, ihrer Kirchen beraubt worden sind. Sie hören die Messe bei den Karmelitern, die unter französischem Schutze stehen. Sämmtliche Christen leben ärmlich, sind Krämer oder Färber oder etwas dergleichen. Nur einige Armenier haben sich, durch den Handel mit Edelsteinen und Shawls, bereichert. Die Juden

Bluhm. Nach Ihrem Tode fällt er an Ihren Bruder, oder deſſen Erben zurück.

Franz. Aber ich ſage: ich ſchenke ihn dem Mädgen, gleich auf der Stelle.

Bluhm. Deſto beſſer! das hätten Sie längſt thun ſollen.

Franz. Warum kam die Dirne nicht früher?

Bluhm. Danken wir dem Himmel, daß ſie nicht zu ſpät kam. Jetzt, lieber Herr Kapitän, hören Sie die Bitte eines Freundes, und den Befehl Ihres Arztes. Sie haben heute ſo mancherley Gemüthsbewegungen gehabt, Sie müſſen ſich zerſtreuen, die friſche Luft genießen.

Franz. Herzlich gern, wenn Sie meynen, daß es mir wohl thun wird. In die friſche Luft läßt ſich ein alter See-Mann nicht zweymal einladen.

Bluhm. Ich habe ein paar gute Freunde zu einer Collation gebeten, und der Ort, wo wir dieſen ſchönen Frühlingstag genießen wollen, iſt — werden Sie meine Kühnheit verzeihen? — iſt Ihr Garten.

Franz. Mein Garten?

leben, verachtet und von den Türken oft insultirt, in einem entlegenen Stadttheile. Dieser Stand der Erniedrigung macht sie zu Heuchlern, Spitzbuben und kurz, zu den niedrigsten Handlungen fähig; aber trotz der Geringschätzung, unter der sie seufzen, finden sie Mittel, sich im Serail, beim Zolle und in den Häusern der Großen einzuschleichen, wo es immer Leute gibt, die gewandter Spitzbuben bedürfen.

Seit undenklichen Zeiten residirt ein französischer Konsul in Bagdad, wo seine Gegenwart in diesem Augenblicke freilich von keinem großen Nutzen ist, wenigstens den Handel betreffend; aber sein Posten bleibt doch immer wichtig, weil die französische Regierung durch ihn von den politischen Angelegenheiten Asiens unterrichtet wird.

Das Gouvernement von Bagdad besteht aus dreierlei Gewalten, der bürgerlichen, gerichtlichen und militärischen. Der Kiaya, Stellvertreter des Gouverneurs, der Defterdar, Großkanzler, und der Diwan-Effendi, erster Sekretär, müssen täglich dem Pascha Bericht abstatten, dessen Hof zahlreich ist. Die Verwaltung der Gerechtigkeit ist in den Händen des Kazi, des Mufti und der Ulemma, die auch die Gesetze auslegt. Der jetzige Pascha, er heißt Ali, rühmt sich selbst ein, in den Vorschriften des Koran wohlerfahrner Molla zu sein. Er ist in der That ein wackerer, verdienstvoller Mann, vielleicht ein wenig zu bigott und fanatisch, dagegen von aller Habsucht ent-

fernt, ein muthiger Krieger: eine Eigenschaft, die ihn um so mehr auszeichnet, da sie jetzt unter den übrigen Pascha's so selten ist. Der Janitscharen Aga steht an der Spitze der Militär Macht, und ist Polizeimeister. Bagdad kann im Nothfall dreißig tausend Mann, sowohl Fußvolk als Reiterei stellen, und würde noch mächtiger sein, wenn nicht mehrere arabische Stämme zu den Wechabiten übergegangen wären und einige andere sich empört hätten, z. E. die Kurden, welche die beste Reiterei lieferten. Die Araber sind blos mit Lanzen bewaffnet, aber muthig. Ali unterhält auch fünfhundert Mann europäisch disciplinirt, und hat dreißig Kanonen, die ziemlich gut bedient werden; er bezahlt aber seine Leute schlecht, deshalb nimmt nur Gesindel Dienste bei ihm.

Die Einkünfte der Statthalterschaft fließen aus den Zöllen, den jährlichen Kontributionen der Unterbefehlshaber, dem Tribut der abhängigen Araber, und mögen etwa sieben und eine halbe Million Piaster betragen.

Auch dort leidet der Handel jetzt sehr, durch den Krieg zwischen Frankreich und England, welcher die Schifffahrt auf dem mittelländischen Meere unsicher macht; durch die Fortschritte der Russen in Persien und die innere Unruhen in diesem Reiche, in Kandahar und in Indien; durch das Monopol der Engländer in Indien; durch die Räubereien der Wechabiten; die ewige Unordnung in der Türkei; die Unsicherheit der Straßen; die Verringerung des Gehalts der Münzen; die Indolenz der ottomannischen Pforte,

welche weder Ackerbau noch Industrie beschützt. Die Produkte Arabiens, Indiens und Persiens werden nach Bassora gebracht, von da auf dem Tigris nach Bagdad, von wo aus sie sich in der ganzen Türkei verbreiten. Die arabischen Produkte sind Kaffee, Weihrauch, Harze und allerlei kostbare Arzneien; die indischen, Indigo, Shawls, Wohlgerüche, Gewürze, seidene und baumwollene Waren, Musseline, Aloe, Kampfer, Benzoe, Ambra, Ammoniaksalz u. s. w.; die persischen, seidene und wollene Waren, ein wenig Baumwolle, Teppiche, Shawls, Lämmerfelle, Tabakspfeifen, Holz, Safran, Tabak, Nitrum, trockene Früchte, köstliche Arzneien. Bagdad selbst liefert, außer Datteln, Tabak und einigen wollenen Zeugen, gar nichts zur Ausfuhr, aber sein Zwischenhandel reicht hin, um es zu einer der ansehnlichsten Handelsstädte im Orient zu erheben.

Frankreichs alte Fahnen.

Die neuen Adler dieses mächtigen Reichs sind auf dem ganzen Erdboden bekannt genug, weniger dessen alte Fahnen, die uns vor vielen Jahren Gallond in einer historischen Abhandlung hat kennen lernen. Die älteste, von der die Geschichte Meldung thut, ist das Panier mit den Lilien, dessen Ruhm doch bald durch andere verdunkelt wurde, besonders durch die sogenannte Chappe, das heißt,

den Mantel des heiligen Martin, der im Kriege vor den Königen hergetragen wurde. Martin war der Schutzpatron des Reichs; von seinem Tode zählten die Franzosen ihre Jahre; an seinem Feste eröffneten sie ihre Parlamente und an seinem Grabe wurden die heiligsten Eide geschworen. Sein Mantel war das Reichspanier der Franzosen zu der Zeit Karl's des Großen. Er wurde unter einem Zelte bewahrt, welches darum Chapelle hieß. (Daher unser heutiges Wort Kapelle.) Diejenigen, die das Zelt bewachten, nannte man Chapelains (Kapellan). Getragen wurde dies Panier vom Groß-Seneschall (Dapifer), der den nächsten Rang nach dem Könige behauptete. Diese Würde war erblich in dem Geschlechte der Grafen von Anjou. Dem Ersten dieser Grafen, Ingelgerius, wurde sie verliehen sammt einer Pfründe in der Kirche des heiligen Martin, aus Dankbarkeit, weil er den Reliquienkasten dieses Heiligen, den man, aus Furcht vor den Normännern, nach Auxerre gebracht, dort wieder aufgefunden. Die Pfründe ging auf seine Nachkommen über, Fouques le Bon hielt sich dadurch geehrt, und am Feste des Heiligen stand er im geistlichen Gewand unter den Sängern und ließ seine Stimme mit den ihrigen erschallen.

Die Zeitgenossen nennen den Seneschall, Dapifer, auch Marschall und grand maitre de France. Sein hohes Amt vereinigte Pflichten, die sonst unvereinbar scheinen. Er sorgte für die Beköstigung des Königes und des ganzen Hofes; die geladenen Gäste standen unter seiner Auf-

ſicht; allen königlichen Beamten war er ein Richter und — zugleich kommandirte er die Armeen. (Es ſcheint doch wohl, daß entweder der König ſchlecht geſpeiſt oder die Armee ſchlecht kommandirt worden.) Seit dem Tode des Grafen von Champagny, der bei der Belagerung von Acre im Jahre 1191 blieb, iſt dieſe bedeutende und bedenkliche Würde Niemanden wieder verliehen worden. Die auf derſelben haftenden Rechte und Vorzüge wurden getheilt zwiſchen dem Connetable, dem grand maitre des königlichen Hauſes und dem erſten Haushofmeiſter.

Die Zeit, wo man aufhörte, den Mantel des heiligen Martin als Fahne flattern zu laſſen, iſt unbeſtimmt. Vermuthlich wurde er verdrängt durch das Panier des heiligen Denis, Triflamme genannt von der goldenen darauf gedrückten Flamme. Ueber den Urſprung dieſer Fahne ſind die Geſchichtſchreiber nicht einig. Manche laſſen ſie ſchon bei der Taufe des Clovis erſcheinen, Andere erſt zu den Zeiten Dagobert's, noch Andere zu Karl des Großen Zeiten. Gleichviel! Gewiß iſt, daß die Könige nie in den Krieg zogen, ohne zuvor dieſes Panier mit frommer Demuth aus den Händen des Abtes von St. Denis zu empfangen. Die Grafen du Verin, als erſte Vaſallen dieſer Abtei, hatten das Recht, es zu tragen, und ſie haben dieſes Recht geübt bis zu der Vereinigung ihrer Grafſchaft mit dem Reiche unter Ludwig dem Dicken. Seit dieſer Zeit wählten die Könige den würdigſten Ritter zu deſſen Obhut. Derjenige, der dieſe Fahne empfing, bewahrte ſie unauf-

gerollt auf den Nothfall. Bisweilen hing ihm der König das Oriflamm um den Hals, dann trug er es als ein Ehrenzeichen, bis es etwa nöthig wurde, dasselbe an einer Lanze flattern zu lassen. Die Ehre, es zu tragen, war so groß, daß zu Karl des Fünften Zeiten ein Herr von Andreſon die Würde eines Marſchalls von Frankreich niederlegte, um dagegen das Oriflamm zu empfangen. Peter de Villiers, Gui de la Tremouille, Hutin d'Aumont, Wilhelm Morcel, Herr von Bacqueville trugen es zu verſchiedenen Zeiten, und es blieb im Gebrauch bis auf Karl den Sechſten. Seitdem war nicht mehr die Rede davon. Das weiße, mit Lilien beſtreute Kreuz, welches hernach mit der weißen Standarte vertauſcht wurde, blieb ſeitdem die königliche Fahne, und war das dritte Panier, unter dem die Franzoſen kämpften. Es wurde nicht blos im Nothfall aufgerollt, ſondern befand ſich ſtets im Heere, ſelbſt zugleich mit dem Oriflamm, wie z. B. in der Schlacht von Borines. Dieſes erſchien nur im dickſten Schlachtgetümmel, jenes ſtand dem Könige zur Seite. Die Standarte wurde gleichfalls nur treuen, geprüften Rittern anvertraut. Doch da ſie nie von der Perſon des Königs wich, ſo ſcheint es, daß der Vorſchneider (écuyer tranchant) ſie gewöhnlich getragen habe. Ein ſolcher war der Herr von Roddes, der in der Schlacht von Jovi unter den Augen Heinrich des Vierten getödtet wurde.

Auch die Brüderſchaften, Kompagnien und beſonders

die Kirchen hatten ihre eigenthümlichen Fahnen, deren Farben verſchieden, je nachdem ſie dieſem oder jenem Heiligen gewidmet waren. Die Farbe des heiligen Martin war blau, daher glaubt man, daß die Könige von Frankreich, als ſie die Lilien zu ihren Wapen wählten, ſelbige zu Ehren des heiligen Martin auf einen blauen Grund ſetzten.

Die Standarten der leichten Kavallerie ſollen, nach Brantome, unter Ludwig XII. aufgekommen ſein. Die Fähnlein (guidons) exiſtirten ſeit Errichtung der Ordonnanz-Kompagnien unter Karl IX. Als Heinrich IV. die Schlacht in den Ebenen von Jovi liefern wollte, zeigte er dem Heere ſeinen weißen Federbuſch und rief: »Kinder! wenn die Standarten verloren gehen, ſo ſeht hier das Zeichen der Vereinigung; ihr ſollt es immer auf der Bahn des Sieges und Ruhmes erblicken!" — Der Federbuſch dieſes edlen Königs begeiſterte gewiß die Franzoſen mit höherm Muthe als der Mantel des heiligen Martin.

Die engliſche Seemacht.

Wir beſitzen eine Geſchichte von dem Urſprung und Wachsthum dieſer jetzt ſo furchtbaren Macht. Als Cäſar die Eroberung von Britannien unternahm, hatten die Bewohner dieſer Inſeln noch keine Schiffe und wagten blos zu Lande ihre Waffen mit denen des Eroberers zu meſſen. Lange bedienten ſie ſich nur der Kähne von Weidenzweigen

mit Leder überzogen, denen so ziemlich gleich die jetzt noch in Grönland gebräuchlich sind.

Man glaubt, daß Offa, König von Murcia, damals der mächtigste Fürst in England, der Erste gewesen, der eine Art von Anspruch auf die Meeresherrschaft gemacht. Er soll sogar gewagt haben, sie Karl dem Großen streitig zu machen, der sein Bundesgenosse zu werden suchte. Alfred, der seine Unterthanen vor den Räubereien der nordischen Nationen schützen wollte, vermehrte nicht allein die Zahl seiner Schiffe, sondern verbesserte auch deren Bauart. Eine Flotte von 120 Segeln bewachte stets die Küsten. Von den Friesen lernte er die Kunst der Schifffahrt. Er schlug die Feinde zur See und vertrieb sie gänzlich aus seinem Reiche, welches durch ihn von fremder und innerer Zwietracht befreit wurde. Sterbend wünschte er noch, daß die Engländer stets so frei sein möchten als ihre Gedanken. Fürwahr ein unbesonnener, aber doch ein großherziger Wunsch.

Edgar, sein Nachfolger, hatte drei bis viertausend Schiffe, allein das größte derselben faßte nicht mehr als 50 Mann. Mehrere Jahrhunderte lang beschränkte sich die Geschicklichkeit des Admirals blos darauf, den Wind zu gewinnen und Ebbe und Flut zu benutzen. Die Schlachten wurden so ziemlich dem Zufall überlassen. Die Signale waren noch sehr unvollkommen. Dennoch nannte sich der stolze Edgar Kaiser und Herr aller Könige des Oceans und aller Völker, die er umschließt.

Als er eines Tages in Cheſter war, fuhr er auf dem Strome und zwang acht tributbare Könige ſein Boot zu rudern, deſſen Steuer er ſelber führte. Edgar's Nachfolger waren minder mächtig zur See, und darum ihre Anſprüche minder hoffärtig. Als Richard in das heilige Land kreuzfahren wollte, war England ſo arm an Schiffen, daß er deren fremde leihen mußte. Unter Eduard dem Zweiten war das Meer an den engliſchen Küſten mit franzöſiſchen Kriegsfahrzeugen bedeckt, die des ohnmächtigen Feindes ſpotteten. Eduard III. empfing die Lehen wegen Guienne von Philipp von Valois, wollte ſich aber nachher nicht für deſſen Vaſallen erkennen, ſondern, durch den berüchtigten Ueberläufer, Robert von Artois, verleitet, maßte er ſich den Titel eines Königs von Frankreich an, und begann jenen langen, ſchrecklichen Krieg, der der Keim des unauslöſchlichen Haſſes zwiſchen zwei braven Nationen wurde. Kaum war dieſer Krieg erklärt, als Bahuchet und Borbevaire, zwei tapfere franzöſiſche Seemänner, Portsmouth angriffen und in Aſche legten. Dann landeten ſie zu Southampton, wo ſie die Einwohner in der Meſſe fanden, die Stadt plünderten, Mädchen und Weiber nothzüchtigten und hierauf zu Dieppe die Beute theilten. (So erzählt Froiſſard.)

Im Jahr 1340 ſchlug Eduard die franzöſiſche Flotte, die 200 Schiffe und 3000 Mann verlor. Aber auch die Engländer hatten den Sieg durch den Verluſt von 4000 Menſchen erkauft. Wenige Jahre nach der Einnahme von

Calais war Eduard's Seemacht ganz geſchwunden. Unter Karl V. war die franzöſiſche Marine der engliſchen überlegen. Nach Eduard's Tode erſchien der franzöſiſche Admiral Jean de Vienne mit der vereinigten franzöſiſchen und ſpaniſchen Flotte an den engliſchen Küſten, zerſtörte den Hafen Rye, plünderte die Inſel Whigt und verbrannte mehrere Städte, ohne daß der Graf von Salisbury und Wilhelm Montaigu mit ihrer ganzen Macht es hindern konnten.

Richard II., Eduard des Dritten Nachfolger, konnte nimmer eine Flotte ſammeln, die im Stande geweſen wäre, jene Niederlagen zu rächen. Die Spanier beunruhigten alle engliſche Küſten. Franzoſen und Schottländer hatten ſich zu ihnen geſellt, nichts entging ihnen, was aus den engliſchen Häfen auszulaufen wagte. Fanden ſie keine Schiffe in der See, ſo machten ſie Landungen und griffen die vornehmſten Städte des Reiches an. Winchelſea legten ſie in Aſche.

Karl VI. wollte einen Einfall in England thun. Die Flotte, die er zuſammen brachte, ruinirte Frankreich. Man ſah da nichts als gemalte Schiffe, vergoldete Maſten und ſeidene Segel. Truppen, Waffen und Lebensmittel waren im Ueberfluß. Man zählte 1500 Schiffe. Alle handelnden Nationen hatten deren geliefert vom äußerſten Ende des baltiſchen Meeres bis zu der Meerenge von Gibraltar. In Bretagne erbaute man hölzerne Wälle für eine ganze Stadt, die ſtückweis mitgenommen und nach einer Landung ſogleich

Bluhm. Ich denke, es soll Ihnen lieb seyn, nach funfzehen Jahren den Ort in Frieden zu betreten, wo die ersten Freuden Ihrer Jugend noch aus jeder Hecke schielen.

Franz. Herr! es wird mir doch wunderlich zu muthe werden, wenn ich in den Garten komme. Ist denn die alte Gartenthür noch davor? Ich habe Einmal als Knabe mit Rothstift einen Husaren darauf gezeichnet.

Bluhm. Der Husar ist noch nicht ganz verloschen.

Franz. Nicht? — ey, kurios! es sind unterdessen so viele Menschen gestorben, so manche Freuden zu Grabe gegangen, und der Husar reitet noch immer frisch darauf los. Ja, ja, wir wollen hin, gleich jetzt. Es ist doch sonderbar, ich habe ordentlich eine Sehnsucht, den Husaren wieder zu sehn. — Aber sprachen Sie nicht von Fremden, die Sie eingeladen haben? Ich tauge nicht unter Fremde.

Bluhm. Nur ein paar gute freundliche Menschen; denn in groſsen Gesellschaften wird die Freude stumm wie ein kluger Mann.

Franz. Wohlan! Hans!

Siebente

zuſammen gefügt werden ſollten. Sie waren 3000 Schritt lang und 20 Fuß hoch. Von zwölf zu zwölf Schritten ſtand ein kleiner Thurm darauf, der zehn Mann faſſen konnte, beſtimmt, dieſe tragbare Feſtung zu vertheidigen.

Die Engländer, erſchrocken über dieſe Zubereitungen, ſtellten Proceſſionen an. Nur ſolche, deren Vermögensumſtände zerrüttet waren, freuten ſich und ſprachen zu ihren Gläubigern: »habt Geduld, das Geld zu eurer Bezahlung wird jetzt in Frankreich gemünzt.« — Doch die Furcht der Engländer war eben ſo übel begründet als die Hoffnung der Franzoſen, welchen letztern die zu weit vorgerückte Jahreszeit keinen Verſuch erlaubte. Die Unternehmung wurde auf den nächſten Frühling verſchoben und dann ganz aufgegeben, weil alle Vorräthe verdarben und um geringe Preiſe verkauft werden mußten. Ein Theil der berühmten hölzernen Stadt fiel ſogar den Engländern in die Hände, und das übrige ſchenkte Karl ſeinem Oheim, dem Herzog von Bourgogne.

Die Freude der Engländer war groß. Der Graf Arundel nahm an der Mündung der Themſe franzöſiſche Schiffe mit Wein beladen. Das Treffen, welches bei dieſer Gelegenheit geliefert wurde, war eines der erſten, in welchem man ſich der Artillerie bediente. Der franzöſiſche Admiral hatte drei große Kanonen. Die Einwohner von Rochelle, die das meiſte verloren hatten, dürſteten nach Rache und Erſatz. Louis de Sancerre lief zu dieſem Zwecke mit ihren Galeeren aus, die mit Geſchütz wohl verſehen waren. Der

Graf Arundel entfloh, zwei Meilen weit verfolgt und von Kanonenschüssen begleitet. Der allgemeine Gebrauch der Artillerie zur See fällt also in den Anfang der Regierung Karl VI.

Unter der unruhigen Regierung Eduard IV. war die englische Marine in einem so traurigen Zustande, daß die Korsaren der Hanseſtädte ihre Flaggen im Kanal und an der Mündung der Themse wehen ließen.

Heinrich VII., zubenamt der englische Salomon, legte den ersten Grund zu der Seemacht seiner Nation, indem er ihr die Augen für den innern Reichthum des Landes öffnete. Er errichtete Manufakturen, bahnte den Handelsweg nach der Levante, zog, während des Aufruhrs in den Niederlanden, Arbeiter aus Flandern nach England, und bevölkerte auf's neue sein fast verödetes Reich.

Heinrich VIII., grausam und verschwenderisch, belastete sein Volk mit Auflagen und mußte dennoch den Gehalt seiner Münze verringern. Unter seiner Regierung konnte die Marine sich nur eines geringen Wachsthums erfreuen. Als er Frankreich den Krieg erklärte, mußte er Schiffe von Hamburg, Lübeck, Danzig und Genua miethen. Damals lernte man zuerst eine Flotte in Linien formiren und ihre Bewegungen ordnen. Seit Ludwig XII. gerieth man auf den Gedanken, die Seitenwände eines Schiffes zu durchboren, um Kanonen hinter die Oeffnungen zu stellen. Vorher standen nur dergleichen von verschiedenem Kaliber auf dem Verdeck, bald am Schnabel, bald am Hintertheil des

Schiffes. Die Bedienung der Artillerie war gleichfalls noch sehr mangelhaft, denn in einer hitzigen Seeschlacht zwischen der französischen und englischen Flotte (die erstere unter dem Kommando eines Barons de la Garde) wurden nicht mehr als 300 Schüsse gewechselt.

Während der kurzen Regierung Eduard V. machte der Handel Fortschritte, die Marine wuchs, die großen Fischereien wurden aufgemuntert, die Engländer begannen einen Handel an den afrikanischen Küsten. Doch die eigentliche Epoche des Wachsthums der englischen Seemacht fällt in die glücklichen Zeiten der Königin Elisabeth, der man die Titel: „Wiederherstellerin des Seeruhmes der Nation und Königin der nordischen Meere" beilegte. Blos durch Zeit und Sparsamkeit erschuf sie eine Marine, die Anfangs nur aus 42 Kriegsfahrzeugen bestand, deren keines jetzt in der Linie fehlen konnte, denn die stärksten führten nur 40 Kanonen.

Damals rüstete Spanien seine berüchtigte unüberwindliche Flotte aus, woran sieben Jahre gearbeitet wurde. Zwölf Schiffe derselben trugen die Namen der zwölf Apostel, zwanzig andere die verschiedenen Beinamen der heiligen Jungfrau, ihrer Feste oder der Kirchen, wo sie besonders verehrt wurde. Die frommen Spanier hatten verboten, daß irgend ein Frauenzimmer auf der Flotte sein sollte, aber Fahrzeuge voller Freudenmädchen folgten ihr. Bekanntlich wurde sie durch einen heftigen Sturm zerstreut und Philipp II. zu drei verschiedenen Malen geschlagen. Der Tod raubte Eng-

land ſeine große Königin, ehe ſie noch Zeit hatte, die von ihr gegründete Seemacht durch einen ſichern Frieden zu befeſtigen.

Als Heinrich IV. ſeinen Freund Sülly nach England ſandte, um mit Jakob I. einen Traktat zu ſchließen, begegneten die franzöſiſchen Schiffe den engliſchen, von welchen ſie gezwungen wurden, ihre Flaggen zu ſtreichen, unter der Drohung, ſie in den Grund zu bohren. Jakob gab Genugthuung wegen dieſer Beſchimpfung. Unter ſeiner Regierung ſank die Marine. Er ließ die alten Schiffe verfaulen und baute keine neuen. Das ſtärkſte Geſchwader, welches er ausſandte, war das des Admirals Manſel gegen die Algierer. Es beſtand aus ſechs Schiffen von 600 Tonnen und 40 Kanonen, zwei Schiffen von 4 bis 500 Tonnen und 34 bis 36 Kanonen und zwölf zum Kriege ausgerüſteten Kauffartheiſchiffen.

Der unglückliche Karl I. wollte ſeines Vaters Fehler verbeſſern und befahl die Erbauung von 18 Kriegsſchiffen. Seine Unterthanen beeiferten ſich, neue Kolonien zu gründen, als da ſind Maſſachuſets, Maryland, Connecticut u. ſ. w. Dennoch ſah dieſer König ſeine Land- und Seemacht verringert durch die fruchtloſe Unternehmung gegen Cadir, die ihn 3000 Mann und mehrere Schiffe koſtete.

Die See-Expeditionen der Engländer zeigten den Franzoſen die Nothwendigkeit, eine Marine zu erſchaffen, deren ſie bis dahin entbehrten. Richelieu ſammelte Holz, baute Magazine und kaufte Schiffe. Er ließ auch deren mehrere

erbauen, unter andern die Krone von 72 Kanonen, welches damals von den erſtaunten Seeleuten als das größte Kunſtwerk betrachtet wurde. In zwei Jahren bildete ſich ein Geſchwader von 23 Kriegsfahrzeugen auf der Rhede von Breſt, wo ſich zuvor nur einige elende Fiſcher zeigten. Dieſen Anſtrengungen verdankte Frankreich unter jener Regierung mehrere ausgezeichnete Vortheile, die es über die Spanier erfocht.

Seit Eliſabeth's Tode war Neptuns Dreizack in die Hände der Holländer gefallen; Cromwell verſuchte es, ihn dieſen wieder zu entreißen, und es gelang ihm. Der berühmte Admiral Black war ſein Werkzeug. Dieſer Mann, den blos die Natur zum Seehelden gebildet hatte, entriß den Spaniern Jamaika, griff die reichen Galioten von Meriko in der Bai von Santa Cruz an und verbrannte ſie, ob ſie ſchon durch ſechs oder ſieben mit Geſchütz wohl verſehene Schanzen vertheidigt wurden. Cromwell ſtarb, nachdem er von den Franzoſen den wichtigen Platz Dünkirchen errungen, mit großen Entwürfen gegen Spanien ſchwanger. »Er war der Mann ſie auszuführen,« ſchrieb Ludwig XIV. an den Grafen von Eſtrades, »denn er beſaß eine Flotte von 160 Schiffen.«

Karl II. liebte die Marine, und hatte, für einen Souverain, wirklich große Kenntniſſe davon. Er munterte den engliſchen Adel auf, Seedienſte zu nehmen, machte ſeinen Bruder zum Großadmiral, und ließ Einen ſeiner eigenen Söhne als Matroſen auf der Flotte dienen.

Er wünschte den holländischen Uebermuth zu demüthigen, und sein Wunsch ward erfüllt, denn der Herzog von York trug einen vollständigen Sieg über die Holländer davon. Es wurden verschiedene Medaillen auf diese Begebenheit geschlagen, auf deren einer man die Worte las: **Quatuor Maria vindico**, auf einer andern: **Penes nos imperium** und auf der dritten: **Pontus serviet.** Eine zweite Niederlage der holländischen Flotte bewirkte den zu Breda unterzeichneten Frieden, durch welchen Karl nicht allein Neu-York und Neu-Jersey erlangte, sondern auch die holländischen Kriegsschiffe genöthigt wurden, die englischen zu begrüßen, durch Niederlassung des großen Segels und der Flagge am großen Maste.

Indessen trachtete auch Frankreich nach der Herrschaft über das Meer. Colbert stellte die Marine wieder her, oder schuf vielmehr eine neue. Ludwig XIV. hatte den Ehrgeiz, Gesetzgeber der Meere zu werden. Sein Seecoder von 1681 wurde selbst von den Engländern so bewundert, daß sie die mehrsten Artikel desselben nach und nach in ihre verschiedenen Reglements aufnahmen. Im Jahre 1690 schlug Tourville mit 63 Segeln die vereinte englische und holländische, 112 Segel starke Flotte, die von Herbert und Ewertz kommandirt wurde. Nach diesem Siege, der große Bestürzung in England verbreitete, landeten die Franzosen bei Tingmouth, schlugen den Feind in die Flucht, verbrannten zwölf Kriegsschiffe und acht Kauffartheischiffe. Auch damals wurde eine Medaille in Frankreich mit der

etwas voreiligen Zuschrift geschlagen: **Imperium maris assertum**; denn diese festgegründete Seeherrschaft ging sehr bald darauf in der berühmten Schlacht von la Hogue verloren, wo Tourville gänzlich geschlagen wurde. Allein da er sich zwei Tage vertheidigt hatte, so belohnte Ludwig XIV. seine Tapferkeit durch den Marschallsstab.

Die Schlacht von la Hogue ist die Epoche des englischen Uebergewichts zur See, aber nicht der Vernichtung der französischen Marine, wie man gewöhnlich glaubt, denn schon im folgenden Jahre hatte Frankreich 71 Linienschiffe und 29 Brander oder leichtere Fahrzeuge in See, welche letztere dem englischen Handel großen Schaden zufügten. Der Verfasser dieser (zu Yverdon vor etwa dreißig Jahren erschienenen) Geschichte äußert bei dieser Gelegenheit den Grundsatz, den Kaiser Napoleon angenommen, daß die Feinde Englands vor allen Dingen dessen Handel angreifen müssen, weil, wenn sie diesen verschonen, sie ihm seine Hilfsquellen lassen, und die Feindseligkeiten verewigen.

König Wilhelm, der 1702 starb, hinterließ die Marine in dem blühendsten Zustande. Sie bestand damals aus 282 Kriegsfahrzeugen, unter welchen 130 Linienschiffe, die zu bewaffnen 10,469 Kanonen und 61,119 Mann nöthig waren.

Nachdem 1704 die vereinte englische und holländische Flotte, 55 Segel stark, unter dem Kommando des Admiral Rook, Gibraltar genommen hatte, lieferte sie dem Grafen von Toulouse, der nur 49 Segel befehligte, ein

hartes Treffen. Die Nacht trennte die Kämpfer. Ein französischer, tödtlich verwundeter Offizier, de Relinque, rieth, am andern Morgen die Schlacht wieder anzufangen. Dieser Rath blieb unbefolgt, zu großer Zufriedenheit des englischen Admirals, der schon beschlossen hatte, in diesem Falle seine Schiffe in Brand zu stecken. Die Franzosen zogen sich nach Toulon zurück wegen der großen Anzahl ihrer Verwundeten. Im Jahre 1707 versuchte der Admiral Schowal mit einer Flotte von 46 Linienschiffen und 29 Fregatten, Brandern u. s. w. in den Hafen von Toulon einzudringen, während der Herzog von Savoyen es zu Lande belagerte. Aber beide wurden genöthigt, die Belagerung aufzuheben. In demselben Jahre nahm der berühmte Dugay-Trouin im Kanal eine englische, von fünf großen Schiffen escortirte Konvoi, und als er mit seiner Beute im Hafen von Brest einlief, schrie das Schiffsvolk spottend, indem es die englischen Gefangenen zeigte: »Platz! Platz! für die Herren des Meeres!« Trotz alles Verlustes zählte die englische Flotte im Jahre 1707 doch noch 100 Linienschiffe, unter welchen mehrere Dreidecker, die schönsten und stärksten in Europa, von Harding, Lea und Andern erbaut, wodurch der Ruf der Engländer in dieser schweren Kunst sehr hoch stieg. In Frankreich wetteiferte darin der Chevalier Renau mit ihnen.

Nach dem Tode Ludwig XIV. schloß der Regent ein Bündniß mit England, und sein ganzes Benehmen befestigte das englische Uebergewicht zur See. Ihn selbst trafen

die erſten Folgen, da er gezwungen wurde, die Arbeiten von Mardick zu vernichten. Das Miniſterium von Verſailles, faſt ohne Marine, mußte alles dulden. Spanien befand ſich ſo ziemlich in gleichem Falle. Der Kardinal Alberoni wollte die ſpaniſche Marine wieder in Anſehen bringen. Ein unglücklicher, gegen England geführter Krieg zerſtörte ſie in der Geburt, und die Engländer, auf dieſe Weiſe von allen Seiten ſicher, ſchrieben dem Norden Geſetze vor. Ihre Grauſamkeit wuchs mit ihrer Macht. (Wie das gewöhnlich auch unter Landmächten der Fall iſt.) Ein einziges Beiſpiel mag zum Beweiſe hinreichen. Ein engliſcher Seekapitän lud, unter dem Vorwand des Handels, zwei ſpaniſche Edelleute an ſeinen Bord, wo er ſie zwei Tage hungern ließ, um ein Löſegeld zu erpreſſen. Als ihm das nicht gelang, ſchnitt er dem Einen Naſe und Ohren ab, und zwang ihn, mit dem Meſſer auf der Bruſt, ſie aufzueſſen. Zur Ehre der Menſchheit möchte man dieſe Anekdote gern für ein Mährchen halten, allein ſie ſteht in einer, auf Befehl des britiſchen Miniſteriums 1739 bekannt gemachten Schrift mit der hinzugefügten Bemerkung: »Wenn alle unſere, in den amerikaniſchen Meeren begangenen Räubereien bekannt wären, die Nation würde erſtaunen, ſo viele Böſewichter hervorgebracht zu haben, welche die heiligſten Völkerrechte mit Füßen treten.« (Schade, daß das britiſche Miniſterium nach der Kopenhagner Expedition nicht abermals eine ſolche Schrift publicirt hat.)

Als der Graf von Maurepas in Frankreich am Ruder saß, erzwang er Ehrfurcht vor der französischen Flagge. Im Meerbusen von Meriko und im mittelländischen Meere wurden die Engländer zurückgetrieben, und der Marquis von Roquefeuille, der im Kanal kreuzte, zwang alle englische Schiffe, ihn zuerst zu begrüßen. Allein das Treffen bei Mahon war für die französische Marine die einzige glückliche Begebenheit in diesem Kriege. Die Franzosen erlitten eine Niederlage nach der andern. Es schien damals (wie jetzt), daß man nur französische Schiffe für die Engländer baue, denen keines entrann. Endlich verzweifelte der Minister Berryer, die Marine jemals wieder herzustellen, und ließ alle Vorräthe verkaufen. Die Kolonien und die Küsten blieben ohne Vertheidigung, jene mußten sich dem Feinde unterwerfen, diese erduldeten ungerochene Beleidigungen. Spanien verlor Havannah und Manilla sammt dem größten Theil seiner Schiffe, und seine Marine war fast eben so vernichtet, wie die französische.

Die Begebenheiten des amerikanischen Krieges sind noch in frischem Andenken, so wie die neuesten. Der Verfasser hat keinen Wahrsagergeist, denn er prophezeit, daß die amerikanische Revolution dem Wachsthum der englischen Seemacht für immer Grenzen setzen werde. Das ist nicht geschehen; vielmehr hat das Uebergewicht derselben zugenommen; doch wenn kein deus ex machina in's Mittel tritt, so werden unsere Jünglinge es noch erleben, daß die englische Flagge vor der französischen wird gestrichen werden.

Siebente Scene.

Hans. Die Vorigen.

Franz. Laß den Wagen anspannen.

Bluhm. Iſt nicht nöthig, mein Wagen iſt vor der Thür.

Franz. Hans, wir fahren aus; und kannſt du rathen wohin? — in meinen Garten. Es iſt Alles vorbey, Alles ausgeglichen. Ich fahre in meinen Garten.

Hans. (zu Bluhm) Schenke Ihnen der Himmel dafür den ewigen Paradies-Garten.

Franz. Gieb mir meinen Hut.

Hans. Hier im Hauſe wäre wohl vorher noch eine kleine Expedition zu machen.

Franz. Eine Expedition?

Hans. Der Advocat Eyterborn hat ſich eben zur Frau Grießgram geſchlichen.

Franz. Ey was geht es mich an?

Hans. Mich aber ſehr viel, werther Herr Kapitän. Als Sie mich dieſen Morgen einen Lügner ſchalten, da hat mein Herz geblutet. Ich bin nur ein armer Teufel, aber es muß Ihnen daran liegen, zu wiſſen, ob ich ein ſchlechter

Kerl

Die Ausbreitung des Christenthums ohne Wunder.

(Nach Gibbon bearbeitet.)

Zu schildern, wie die Religion in ursprünglicher Reinheit als eine Himmelstochter uns erschienen, ist ein süßes Geschäft ihrer Lehrer; doch zu enthüllen, wie oft jene Himmlische durch Nebel des Irrthums und Flammen der Leidenschaft über die Erde habe schreiten müssen, das ist des Geschichtschreibers ernste Pflicht. Jener zählt die Ausbreitung des Christenthums ohne Bedenken zu den Wundern; dieser muß dem Wunderglauben entsagen; nur in den Denkmählern der Geschichte und in den Herzen der Menschen darf er den Leitfaden suchen.

Fünf wirkende Ursachen stellen sich ihm dar. Die erste: der Christen Unduldsamkeit, von den Juden auf sie verpflanzt. Alle andere Völker des Erdbodens stritten nicht um den Glauben, ehrten selbst den der Feinde, mischten ihn wohl gar unbedenklich zu dem ihrigen. Nur Ein Volk, das jüdische, verabscheute jeden, der dessen Lehren verwarf. Unter dem harten Joche der Assyrer und Perser hatten die Juden lange geschmachtet; unter Alexander's Nachfolgern traten sie aus der Dunkelheit hervor, und, schnell sich ausbreitend in Morgen- und Abendländern, erregten sie bald die staunende Aufmerksamkeit der Nationen. Ihre seltsamen, mit Hartnäckigkeit beobachteten Gebräuche und ihre Ungeselligkeit, schienen sie als Feinde

des übrigen Menſchengeſchlechts auszuzeichnen. Auch lehrte wirklich noch in ſpätern Zeiten Einer ihrer mildeſten Rabbinen, Maimonides, daß ein Jude nicht ſchuldig ſei, den Götzendiener aus Lebensgefahr zu retten. Weder des Antiochus Gewalt, noch des Herodes Schlauheit, noch der Nachbarn Beiſpiel konnten ſie je bewegen, der Griechen zierliche Fabellehre mit dem Geſetz Moſes zu verbinden.

Die Römer, duldſam aus Grundſätzen, ſchützten den Aberglauben, den ſie verachteten. Auguſtus befahl ſogar, im jüdiſchen Tempel für ihn zu opfern. Welcher Abſcheu würde einen Enkel Abrahams getroffen haben, wenn er dem capitoliniſchen Jupiter geopfert hätte! — Allein des Siegers Mäßigung konnte den Geiſt des Aufruhrs in dieſem Volke nicht dämpfen. — Als Caligula in tollem Uebermuth begehrte, man ſolle ſeine Bildſäule im Tempel zu Jeruſalem aufſtellen, da wollten lieber alle Juden ſterben, als ſolche Abgötterei erdulden, und die bloße Zumuthung warf ihren König, Agrippa, in eine dreitägige Ohnmacht. So lange der Himmel Wunder für ſie that, das Meer um ihretwillen in eine Mauer von Kriſtall verwandelte, den Lauf der Geſtirne hemmte, ſo lange hinkten ſie fremden Göttern nach; als aber der erzürnte Himmel den Undankbaren ſeinen Schutz entzog, da wuchs ihr eigenſinniger Glaube. Die Zeitgenoſſen eines Moſes, eines Joſua waren gleichgiltige Zeugen von den erſtaunlichſten Wundern: doch ihre Nachkommen bauten, im Widerſpruch mit eigenen Sinnen und dem menſchlichen Verſtande, ihre Beharr-

lichkeit auf jene Ueberlieferungen der leichtſinnigen Vorfahren. Ihr Nationalgott ſonderte ſie eiferſüchtig von den übrigen Menſchen ab. Sie zwangen die benachbarten Völker zu unverſöhnlicher Feindſchaft. Sie rotteten, auf göttlichen Befehl, mit blutiger Grauſamkeit ganze Stämme von Götzendienern aus. Kein Band der Liebe, noch der Freundſchaft durften ſie mit Fremden knüpfen. Kein Geſetz machte ihnen zur Pflicht, den Heiden die moſaiſche Religion zu predigen. Sie allein waren die Erben des Bundes. Ihre Kenntniſſe mehrten ſie durch Berührung mit andern Völkern, doch ohne ihre Vorurtheile zu mindern. Selbſt nach Zerſtörung ihres Tempels beharrten ſie mit unbiegſamer Strenge auf allen den Gebräuchen, die den andern Nationen Ekel oder Widerwillen einflößten. Schon die ſchmerzhafte und gefährliche Beſchneidung mußte ſonſt willige Proſelyten von der Pforte der Synagoge zurückſcheuchen.

Unter ſolchen Umſtänden kam das Chriſtenthum in die Welt, bewaffnet mit der Strenge des moſaiſchen Geſetzes, aber frei von ſeinen Feſſeln. Einheit Gottes lehrte es mit gleichem Eifer wie jenes, und gründete gleichermaßen die Wahrheit ſeiner Lehren auf das göttliche Anſehen Moſes und der Propheten. Durch des Meſſias Opfertod wurden die unvollkommenen Opfer im Tempel aufgehoben. Ein reiner, geiſtiger Gottesdienſt, allen Ständen, allen Himmelsſtrichen zuſagend, trat an die Stelle der Vorbilder und Gebräuche: die blutige Einweihung wich der mildern durch Waſſer. Nicht blos den Nachkommen Abrahams,

allen Völkern des Erdbodens, Griechen, Barbaren, Juden, Heiden, den Sklaven wie den Freien wurde die göttliche Gnade verheißen. Doch nur durch das Chriſtenthum ſie zu erlangen, wurde eine Pflicht; wer ſie auf dieſem Wege verſchmähte, dem verſchloß ſich der Himmel. Den Neubekehrten ward auferlegt, unter Verwandten und Freunden die heilbringende Lehre zu predigen, aber auch des Ungehorſams Strafen anzudrohen, wenn ſie ihre Ohren verſchloſſen.

Freilich hingen die bekehrten Juden noch immer feſt an ihren alten Gebräuchen, vorwendend, Chriſtus ſelber habe ſie nicht aufgehoben, ſondern treulich beobachtet, und darum blieb das Chriſtenthum ſo viele Jahre mit den jüdiſchen Sekten heimlich vermiſcht. Die fünfzehn erſten Biſchöfe zu Jeruſalem waren ſämmtlich beſchnittene Juden, und ihre Gemeinden verbanden das Geſetz Moſes unbedenklich mit der neuen Lehre, und ſo blieb es auch, ſo lange die Kirche zu Jeruſalem als die Mutter aller übrigen betrachtet und verehrt wurde. Nachdem aber in den vornehmſten Städten des römiſchen Reichs begüterte Gemeinden entſtanden waren, minderte ſich jene Ehrfurcht. Die Zahl der Nazarener — ſo nannte man jetzt die bekehrten Juden — wurde von der Zahl der getauften Heiden weit überwogen, und dieſe — das Joch der moſaiſchen Gebräuche mit Zuſtimmung ihrer eigenen Apoſtel abwerfend — wollten die gewiſſenhaftern, halbjüdiſchen Brüder nicht mehr dulden. Aus den Trümmern von Jeruſalem flohen die Nazarener

nach Pela, einer kleinen Stadt jenseit des Jordans, wo dieſe älteſte chriſtliche Kirche länger als 60 Jahre in Dunkelheit ſchmachtete. Erſt als Kaiſer Hadrian auf dem Berge Sion eine neue Stadt, Aelia Capitolina, gründete und alle Juden mit harten Strafen bedrohte, wenn ſie deren Mauern ſich zu nähern wagten; dann erſt trat der zeitliche Vortheil mit der Wahrheit in Bund. Die Nazarener wählten den Markus, einen gebornen Heiden, zu ihrem Biſchof, und von ihm geleitet entſagten die meiſten dem ſeit mehr als 100 Jahren beobachteten, moſaiſchen Geſetz, durch dieſes Opfer den Zutritt zu Hadrian's Kolonie erringend.

Die wenigen, noch übrigen Nazarener blieben zu Pella, breiteten ſich in Dörfern um Damaskus aus, und errichteten eine kleine Kirche zu Aleppo in Syrien. Um ihrer Armuth willen an Geiſt und Vermögen gab man ihnen den Spottnamen die Ebioniten, die Armen. Viele ſprachen ihnen die Seligkeit ab, viele achteten ſie unwerth, irgend eine Pflicht der Menſchenliebe an ihnen zu erfüllen. Die Juden verwarfen ſie als Abtrünnige, die Chriſten als Ketzer. Doch beharrten ſie bis in's vierte Jahrhundert bei ihren, durch den Druck nur ſtörriſcher gewordenen Meinungen, bis nach und nach ihre Spur aus der Geſchichte verſchwindet. Nur die abyſſiniſchen Chriſten erinnern noch an ihre Lehren. Dieſe Ebioniten veranlaßten ſonder Zweifel die erſte, feindſelige Abſondernng der Chriſten von den Juden, und die Erbitterung der erſtern zeigte ſich um

ſo heftiger, je kräftiger in der That die Vertheidigungsgründe der letztern waren.

Denn ſo ſprachen die Ebioniten: bekennt ihr nicht ſelber den göttlichen Urſprung des moſaiſchen Geſetzes? iſt Gott nicht ewig derſelbe Gott? kann er ändern was er einmal beſchloſſen? hat er nicht oft die ewige Dauer unſerer Religion verheißen? und geſetzt er habe ſein Gebot wiederrufen wollen, würde ein ſolcher Widerruf nicht eben ſo klar und feierlich, als vormals die Offenbarung auf Sinai geſchehen ſein? und war nicht Chriſtus ſelber ein beſchnittener Jude? hat er nicht alle jüdiſchen Feſte und Gebräuche gewiſſenhaft beobachtet? —

Der damaligen Chriſten unvollkommene Weisheit vermochte nicht, ſolche Fragen gnügend zu beantworten; darum bildete ſich eine neue Sekte, die der Gnoſtiker, welche den Knoten zerhieb, indem ſie lieber, aus der Unvollkommenheit der jüdiſchen Religion, den Schluß zog, ſie ſei nicht göttlichen Urſprunges. Als Feinde der Sinnlichkeit ſpotteten ſie über David's Liebeshändel und Salomo's Vielweiberei. Sie nannten unmenſchlich die Eroberung des Landes Canaan, die Ausrottung der argloſen Bewohner desſelben; ſie fanden jedes Blatt der jüdiſchen Annalen mit Blut befleckt. Eine Religion, ſo ſprachen ſie, die nur blutige Opfer, unbedeutende Gebräuche verordnet, deren Strafen und Belohnungen immer nur am Irdiſchen haften, kann weder Tugend lieben noch Leidenſchaften zügeln lehren. Die Schöpfungsgeſchichte entging ihrem

Spotte nicht. Ein Gott, der von einer sechstägigen Arbeit ruhen muß, die Rippe Adams, das Paradies, der Baum des Lebens, die verbotene Frucht, die redende Schlange, und endlich das Verdammungsurtheil über das ganze menschliche Geschlecht um eines Apfels willen, den die ersten Eltern gespeist — alles das bot ihnen Stoff zu vernünfteindem Unglauben. Den Gott Israels schilderten sie als Leidenschaften und Irrthümern unterworfen, launenhaft in seiner Gunst, unversöhnlich in Strafen, eifersüchtig auf abergläubische Verehrung und seine Vorsehung beschränkend auf ein einziges Volk, auf ein irdisches Leben.

Diese Gnostiker — Weise, Aufgeklärte, so nannte sie der eigene Stolz oder der Feinde Spott — waren in der That die reinsten, gelehrtesten und reichsten unter den Christen, fast alle von heidnischer Abkunft. In ihren neuen Glauben mischten sie erhabene, dunkle Lehren der orientalischen Philosophen, wodurch ihre Einbildungskraft entzügelt wurde, und sie nach und nach in mehr als 50 Sekten sich theilten. Jede derselben rühmte sich ihrer Bischöfe, Gemeinden und Märtirer. Sie breiteten sich aus in Asien und Egypten; sie hatten ihren Sitz in Rom und blühten das dritte Jahrhundert hindurch, bis im vierten oder fünften neue Meinungskämpfe und überlegene Macht sie erdrückten.

Doch so verschieden auch die Rechtgläubigen, die Ebioniten und die Gnostiker von der Verbindlichkeit des mosaischen Gesetzes denken mochten, so beseelte doch sie alle der-

ſelbe Abſcheu gegen Abgötterei, durch den die Juden vor allen Völkern der alten Welt ſich auszeichneten. Alle betrachteten den Teufel als den Urheber des Götzendienſtes. Aber dieſer Dienſt, deſſen unzählige Feſte und Gebräuche, waren ſo innig mit dem Privatleben, mit den Geſchäften und Vergnügungen des Volkes verkettet, daß der Nichtbeobachter derſelben gezwungen war, auf allen Umgang mit Menſchen, auf alle Aemter und geſellige Freuden Verzicht zu leiſten. Wenn auch die öffentlichen Schauſpiele — ein weſentlicher Theil von der fröhlichen Andacht der Heiden — mit frommem Abſcheu von den Chriſten vermieden wurden, ſo waren ſie doch bei jedem freundſchaftlichen Gaſtmahl den Verſuchungen des Satans blosgeſtellt, wenn der Wirth, auf aller Gäſte Wohlergehen, den geheiligten Wein ausgoß. Wenn die zum Schein ſich ſträubende Braut über die Schwelle der neuen Wohnung gezogen wurde, wenn Hochzeitlieder ertönten, oder Trauergeſang den Todten zum Scheiterhaufen begleitete, ſo mußten die Chriſten von Freunden und Verwandten ſich abwenden, um der Theilnahme an abgöttiſchen Gebräuchen ſich zu entziehen. Jede Kunſt, jedes Gewerbe, das nur von ferne zu Darſtellung der Götzenbilder mitwirkte, war in ihren Augen befleckt. Selbſt Muſik, Malerei, Dicht- und Redekunſt floſſen für ſie aus unreinen Quellen. Apoll und die Muſen waren nur Werkzeuge, Homer und Virgil nur Diener des hölliſchen Geiſtes. Sogar in die Volksſprache der Griechen und Römer hatten ſo viele gottloſe Redens-

arten sich eingeschlichen, daß ein Christ dieser Sprachen sich bedienend, oder auch nur sie anhörend, leicht sündigen konnte. An öffentlichen Festen, bei welchen sich oft die Tugend mit dem Vergnügen paarte, wuchs die Gefahr der Gläubigen. Die Gewohnheit der Alten, an solchen Tagen ihre Hausthüren mit Lampen und Lorbeerzweigen, ihre Häupter mit Blumen-Kränzen zu schmücken, schien ein schuldloser Gebrauch; aber — die Hausthüren standen unter dem Schutz der Hausgötter, der Lorbeerbaum war dem Apoll geheiligt, und die Kränze wurden ursprünglich dem Aberglauben gewidmet. Wenn nun Landessitte oder eine Verordnung der Obrigkeit den Christen verleiteten, solche Gebräuche mit zu machen, so straften ihn sein Gewissen, der Vorwurf seiner Kirche und die Furcht vor göttlicher Rache. Aus allen dem entstand eine immer strengere Absonderung von den Heiden und ein Religionseifer, der oft in unbesonnene Widersetzlichkeit ausbrach. Der Widerstand befestigte den Glauben, vermehrte die Beharrlichkeit und immer leidenschaftlicher führten die Christen den heiligen Krieg gegen das Reich der Dämonen.

Die zweite Ursache von der Ausbreitung des Christenthums war die bestimmte Lehre von einem zukünftigen Leben. Die heidnischen Weltweisen, unter ihnen selbst Cicero, schwankten in ihrem Glauben an Unsterblichkeit der Seele. Die Furcht vor dem Tode wußten viele blos durch den armseligen Trost zu entfernen, daß der letzte Augenblick das Ziel und Ende aller Leiden sei. Nur

wenige Philoſophen erhuben ſich über dieſe gemeine Vorſtellungsart, nur wenige erklügelten jene gewünſchte Unſterblichkeit; aber ſie blieben Menſchen; ihre Weisheit konnte Schüler, doch ihr Anſehen nicht das Volk überzeugen. In Indien zwar, in Aſſyrien, Egypten und Gallien wurde jene große Wahrheit feſter geglaubt, denn die Prieſter bedurften ihrer, um für Tugend und Ehre die Herzen zu entflammen. Neu war ſie alſo nicht. Nur den Juden hatte Gott, aus unbekannten Gründen, ſie ganz verborgen. Erſt nachdem Cyrus ihnen vergönnt hatte, nach Paläſtina zurück zu kehren, entſtand die Sekte der Phariſäer, welche von den Morgenländern Engel, Geiſter und Schickſal, auch Strafen und Belohnungen nach dem Tode lieh, da hingegen die Saducäer nicht von dem Buchſtaben ihres Geſetzes wichen und folglich dieſe Lehren verwarfen. Unter ihren Anhängern gab es viele der reichſten und vornehmſten Juden, indeſſen die Phariſäer kräftiger auf das Volk wirkten, und für den Glauben an ein künftiges Leben bei dieſer reizbaren Nation eine ſchnelle, warme Theilnahme erweckten. Doch blieb dieſe tröſtliche Lehre immer noch unbekräftigt durch ein göttliches Anſehen. Dieſes verlieh ihm Chriſtus. Wer die Gebote des Evangeliums erfüllte, der durfte eines ewigen Daſeins ſich erfreuen. Was Wunder, daß in allen Provinzen des römiſchen Reiches die neue Religion eine günſtige Aufnahme fand? das irdiſche Leben wurde von den alten Chriſten ſo gering geſchätzt, daß wir in unſern Tagen nur ſchwache Begriffe

Kerl bin oder nicht; denn wenn ich Sie dreyſſig Jahre lang betrogen habe, ſo rathe ich Ihnen, in den nächſten dreyßig Jahren keinem Menſchen wieder zu trauen. Drum laſſen Sie ſichs gefallen, mit mir auf meine Dachkammer zu ſteigen.

Franz. Narr! ich glaube ja, daß du es ehrlich meynſt.

Hans. Sie ſollen aber auch glauben, daß meine Ehrlichkeit mit der Wahrheit Bruderſchaft getrunken hat. Lieber Herr Kapitän! ich kann nicht eher wieder ruhig ſchlafen, bis ich Sie überzeugt habe.

Franz. Nun ſo komm! es wird mir ſauer genug werden, die Treppe zu ſteigen.

Bluhm. Ich gehe indeſſen voraus, meine Gäſte zu empfangen. Auf Wiederſehn! (ab.)

Achte Scene.

Franz Bertram und Hans Buller.

Franz. (bereits im Gehen begriffen, bleibt plötzlich ſtehn) Hans, ich denke eben, was kann das helfen? — Geſetzt den Fall, ich hörte mit meinen

von ihrer Sehnsucht nach dem Himmel uns bilden können. Dazu kam noch der Glaube an das nahe, von Christus und den Aposteln verkündete Welt-Ende. Es sollte erscheinen, ehe noch das lebende Geschlecht in's Grab gesunken wäre. Es ist nicht erschienen. Doch so lange jener Glaube währte, brachte er die heilsame Wirkung hervor, daß die Christen — jeden Augenblick dem letzten Gericht entgegen sehend — durch Furcht und Hoffnung um so fester an ihre Religion gefesselt wurden.

Auch die fast allgemein verbreitete Lehre vom tausendjährigen Reiche beförderte den Wachsthum des christlichen Glaubens. Nach den sechs Schöpfungstagen sollte die Welt, wie sie damals war, sechstausend Jahre zählen, und dann ein freudenvoller Sabbath von tausend Jahren folgen, wo Christus, in Gesellschaft der Auserwählten, bis zu der letzten allgemeinen Auferstehung auf dem Erdboden herrschen würde. Da erbaute die Einbildungskraft der Gläubigen ein neues Jerusalem von Gold und köstlichen Steinen, umgab es mit Korn und Wein im Ueberfluß und träumte sich ein herrliches Leben; bis das vollendete Gebäude der Kirche der morschen Stützen nicht mehr bedurfte. Dann erst suchte man Allegorien in jenen Träumen der Kirchenväter und endlich nannte man sie gar Ketzerei oder Schwärmerei.

Während den Jüngern Christi alle jene Herrlichkeiten verkündigt wurden, bedrohte man Rom — das mystische Babylon — mit dem Untergang durch Feuer und Schwe-

fel, Hunger und Peſt; Kometen und Sonnenfinſterniſſe, Erdbeben und Ueberſchwemmungen ſollten vorausgehen, dann die Flammen Alles verzehren und das neue Jeruſalem aus den Trümmern hervorſteigen. Die Erfüllung dieſer Prophezeiung erwarteten die Chriſten mit Zuverſicht und betrachteten jedes, dem Reiche zugeſtoßene Unglück als einen Vorboten von der Welt Ende.

Die Furcht vor den hölliſchen, unvermeidlichen Qualen, mit welchen die Chriſten alle Götzendiener bedrohten, mag auch Manchen derſelben ihren Gemeinden zugeführt haben. Sie ſchilderten dieſe Qualen oft mit rachgieriger Schadenfreude: »Ihr liebt die Schauſpiele," rief Tertullian, »harret nur des letzten, größten Schauſpiels, des ewigen Weltgerichts! Wie werde ich dann lachen und mich hoch erfreuen, wenn die ſtolzen Fürſten und die falſchen Götter im Abgrund heulen und winſeln; wenn die Obrigkeiten, die uns verfolgten, in heftigerer Glut verzehrt werden, als ſie gegen die Chriſten angeſchürt; wenn die Philoſophen und ihre betrogenen Schüler in feuerrothen Flammen ſchamroth brennen; wenn die berühmten Dichter, nicht vor Minos, ſondern vor Chriſtus zittern u. ſ. w." Mit der fühlloſeſten Witzelei wurden auf ſolche Weiſe die ehrwürdigſten, tugendhafteſten Heiden dem Teufel zu ewigen Martern überliefert. Mitleidige Chriſten ſuchten dieſe Qualen von heidniſchen Verwandten und Freunden abzuwenden, indem ſie die Ueberredungskraft der Liebe, der Furcht und des frommen Eifers zu ihrer Be-

kehrung aufboten. Mancher Heide, dem sonst nie ein Zweifel in den Sinn gekommen, vermochte den öftern Versuchen zu Erschütterung seines Glaubens nicht zu widerstehen, und wenn er nur erst einmal den Gedanken faßte: es sei doch möglich, daß die christliche Religion Wahrheit predige; so war er auch bald ganz gewonnen.

Die dritte Ursache des Wachsthums der Christenheit war der Glaube an die wunderthätige Macht der ersten Kirche. Die Gabe der Sprachen, der Geschichte und Weissagungen, die Kraft den Teufel auszutreiben, Kranke zu heilen, Todte zu erwecken, wurden von den Aposteln und ihren Nachfolgern in Anspruch genommen; göttliche Eingebungen und Erscheinungen nicht blos Bischöfen, sondern allen Gläubigen, Weibern, Greisen und Knaben zugeschrieben. Die Austreibung der Teufel war ein sehr gewöhnlicher Triumph der christlichen Religion, und geschah fast immer in Gegenwart zahlreicher Zuschauer. Man zwang den Teufel, selber zu bekennen, daß er Einer von den fabelhaften Göttern des Alterthums sei. Selbst die Auferweckung der Todten war, noch gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts kein ganz seltenes Schauspiel; es wurde durch strenge Fasten und vereintes Gebet der Kirche bewirkt. Fast scheint unglaublich, daß dennoch manche verstockte Philosophen in ihren Zweifeln beharrten. Ein edler Grieche versprach dem Bischof von Antiochien, Theophilus, alsobald ein Christ zu werden, wenn man nur einen vom Tode wirklich erweckten, Menschen ihm zeigen

würde. Es ist merkwürdig, daß dieser Prälat der ersten morgenländischen Kirche, der um die Bekehrung seines Freundes so hoch bekümmert war, doch für besser hielt, eine so ehrliche, vernünftige Aufforderung abzulehnen.

Es hat auch in spätern Zeiten Zweifler genug an den gerühmten Wundern gegeben, aber die neugierigsten und leichtgläubigsten unter den Heiden traten gern zu einer Gemeinde, der diese Gabe verliehen war, und die ersten Christen — auf mystischem Boden einherschreitend und durch Uebung längst gewöhnt, das Außerordentlichste zu glauben — kämpften oft mit Dämonen oder wurden durch Erscheinungen gestärkt, oder erlebten noch größere Wunderdinge, welche sie laut verkündeten und ihre eigene Ueberzeugung dem erschütterten Zuhörer mittheilten.

Vielleicht nicht minder wirksam war die vierte Ursache: die reine strenge Moral der Christen. Sie entsprang freilich wohl zuerst aus der göttlichen Lehre, die, den Verstand erleuchtend, auch das Herz reinigte; aber es gab noch zwei Bewegungsgründe, die zu einem tugendhaften Leben sie anreizen mußten: die Reue über begangene Sünden, und das löbliche Verlangen, den Ruhm ihrer Gemeinde zu erhöhen. Es ist ein alter Vorwurf, daß oft die ärgsten Verbrecher, die in den Tempeln ihrer Götter keine Verzeihung hoffen durften, zu den Christen flohen und die Schande ihres vorigen Lebens durch das Taufwasser abwuschen. Viele der größten Heiligen waren vor ihrer Taufe die größten Sünder. Nach dem Beispiel

ihres göttlichen Meisters wandten sich die Boten des Evangeliums oft an Männer, besonders auch an Frauen, deren Gewissen unter der Last schwerer Verbrechen seufzte. Diese, bekehrt, widmeten sich einem reuevollen Leben, und das Streben nach christlicher Vollkommenheit wurde die Leidenschaft ihrer Seele.

Eine kleine, von der herrschenden Religionspartei argwöhnisch beobachtete Gemeinde mußte um so strenger über die Reinigkeit des Wandels ihrer Neubekehrten wachen; ein Jeder theilte Ruhm oder Schande derselben. Durch ihre Absonderung gewöhnten sich die ersten Christen an die stillen, häuslichen Tugenden; im Handel und Wandel suchten sie (gleich unsern Herrenhutern) den Ruf der Redlichkeit zu erlangen. Die Verachtung der Welt übte sie in Demuth, Sanftmuth und Geduld. Verfolgung knüpfte sie nur fester an einander. Ihr argloses Vertrauen blieb nicht unbemerkt und wurde nicht selten gemißbraucht. Mit edlem Bewußtsein durften sie in Bithynien, vor dem Richterstuhl des jüngern Plinius, sich rühmen, daß ein feierliches Gelübde vor allen, die Ruhe störenden oder das Eigenthum gefährdenden Verbrechen sie behüte, und mit gerechtem Stolz durfte Tertullian, noch fast hundert Jahre später, erinnern, daß, außer den Märtirern, nur sehr wenige Christen durch Henkers Hand gefallen wären.

Die Kirchenväter — oft die strengen Gebote Christi und seiner Apostel im buchstäblichsten Sinne fassend — trieben die Pflichten der Selbstverläugnung, der Reinigkeit und

Geduld zu einer für die Menschheit kaum erreichbaren Höhe. Alles das mußte nothwendig dem Volke Ehrfurcht einflössen.

Ein von der Vernunft geregelter Hang zum Vergnügen und Liebe zur Thätigkeit scheinen vereint die Quelle des menschlichen Glückes zu bilden; da hingegen ein unempfindliches, unthätiges Gemüth weder sich noch Andern Freude oder Nutzen schafft. Aber es war ja auch nicht diese Welt, in der die Christen jenes Glück suchten; darum verdammten sie alle Ergetzlichkeiten, und verachteten jede weltliche Kenntniß. Der Gebrauch der Sinne wurde sündlich, sobald eine Spur von Vergnügen sich dazu gesellte. Der fromme Christ mußte sein Ohr der Harmonie der Töne verschließen, und an vollendeten Kunstwerken gleichgiltig vorübergehen. Zierliche Kleidung, Wohnung oder Hausgeräth galten für verdammlichen Hochmuth. Nur ein weißes Gewand war vergönnt; falsches Haar erregte Unwillen; musikalische Instrumente, silberne und goldene Gefäße, auch Federkissen wurden verbannt, die letztern weil Jakob auf einem Stein geruht. Weißes Brot, fremde Weine blieben dem Christen versagt; er mußte sich der öffentlichen Begrüßung und des Gebrauchs der warmen Bäder enthalten; er durfte seinen Bart nicht abnehmen, weil solches, nach Tertullian's Behauptung, eine Lüge gegen unser eigenes Antlitz und ein gottloser Versuch ist, die Werke des Schöpfers zu meistern. Freilich überließen in spätern Zeiten die höhern Stände solche Strenge den heiliger sich

Dünkenden, das hieß gewöhnlich den Aermern, die, was sie entbehren mußten, sich gern als Tugend anrechneten: Gleich den Sitten der ersten Römer wurden die der ersten Christen durch Armuth und Unwissenheit geschützt.

Aus dem Abscheu der Kirchenväter gegen die Sinnlichkeit entsprang auch ihre oft unsinnige Keuschheit. Wäre Adam dem Schöpfer gehorsam geblieben — meinten sie — so würde der Stand jungfräulicher Unschuld immerwährend sein Los gewesen und die Fortpflanzung auf eine minder bedenkliche Weise geschehen sein. Der Ehestand war ihnen blos eine nothwendige Unvollkommenheit des gefallenen Menschen, ein schwacher Zügel gegen Ausschweifungen; sie schrieben ihm die seltsamsten Gesetze vor, die ein Theil der Leser nicht ohne Lächeln, ein anderer nicht ohne Schamröthe würde lesen können. Nur eine erste Ehe hielten sie für erlaubt und unauflöslich, selbst durch den Tod; die zweite nannten sie gesetzlichen Ehebruch. Wer solches Aergerniß gab, dem wurden Ehrenstellen und Almosen der Kirche versagt. Ehelosigkeit wurde die nächste Stufe zu einer himmlischen Vollkommenheit. Rom zählte nur sechs Vestalinnen und hatte noch Mühe genug ihre Keuschheit zu bewachen, unter den ersten Christen hingegen gab es eine große Menge, die das Gelübde einer ewigen Enthaltsamkeit freudig ablegte, und, wie man versichert, auch hielt. Einige wenige, unter ihnen der gelehrte Origenes, die der Herrschaft über ihre Sinne nicht mächtig genug sich glaubten, vertilgten für immer, trotz der Schmerzen und Gefahr, die

Möglichkeit zu sündigen. Aber Jungfrauen, unter dem warmen afrikanischen Himmelsstriche, hielten es für schimpflich, der Versuchung auszuweichen; sie theilten ihr Bett mit Priestern und Diakonen, sich rühmend, mitten in den Flammen unversehrt geblieben zu sein. Freilich behauptete bisweilen die verhöhnte Natur ihre Rechte zu großem Aergerniß der frommen Asceten; so nannte man jene Märtirer, die keinen andern Zweck des Lebens kannten, als ihr Fleisch zu kreuzigen. Ihnen ersetzte der geistliche Stolz die Vergnügungen der Sinnlichkeit. Die unbefleckten Bräute Christi wurden in Reden und Schriften hoch erhoben, und hier finden wir die ersten Spuren der Grundsätze, aus welchen das Mönchthum entsprang.

Das Gebot, welches den Christen auferlegt, alles Unrecht zu dulden und zu vergeben, machte ihnen jeden Krieg zum Gräuel. Der Glanz obrigkeitlicher Aemter stand im Widerspruch mit der christlichen Einfalt. Sie gehorchten den heidnischen Obrigkeiten, aber sie wollten nimmer Theil an bürgerlicher Verwaltung oder bewaffneter Vertheidigung des Reiches nehmen, wodurch sie freilich den Vorwürfen, auch wohl der Verachtung der Heiden sich blos stellten. Welches Schicksal würde das Reich bedrohen, fragten diese, wenn, von allen Seiten, durch Barbaren angegriffen, jeder Unterthan solche Gleichgiltigkeit gegen das öffentliche Wohl bewiese? — Aber wenn die Christen solche Fragen nicht genügend beantworten konnten, so trösteten sie sich im Stillen mit der Ueberzeugung, daß ohnehin der letzte Tag

bald anbrechen und allen Regierungen, wie allen Kriegen, ein Ende machen werde.

Endlich die fünfte Urſache, welche den Wachsthum des Chriſtenthums mächtig beförderte, war die Einigkeit und Kirchenzucht der chriſtlichen Republik, durch welche nach und nach ein Staat im Staate errichtet wurde. Die Thätigkeit, welche die erſten Chriſten in Weltgeſchäften zu üben verſchmähten, trugen ſie bald, ſammt allen daraus entſpringenden Leidenſchaften, auf die Regierung der Kirche über, mit der dann auch die zeitliche Regierung des chriſtlichen gemeinen Weſens verbunden war. Sicherheit, Ruhm und Vergrößerung ihrer Geſellſchaft erweckten auch in den andächtigſten Gemüthern einen Gemeingeiſt, dem der erſten Römer gleich, und bisweilen mußte der Zweck die Mittel heiligen. Das Trachten nach Aemtern und Ehrenſtellen verbarg ſich hinter dem Eifer für das allgemeine Beſte. Die empfohlene Schlangen-Klugheit verdrängte nicht ſelten die Tauben-Einfalt, und die Leidenſchaften der Führer der Gemeinde wurden oft noch bitterer und ſtörriſcher durch den Einfluß ihres geiſtlichen Stolzes oder Eifers. Unter den Apoſteln herrſchte völlige Gleichheit und Freiheit der Kirche. Nur durch das Band des Glaubens und der Liebe waren die verſchiedenen Gemeinden mit einander verknüpft. Den Mangel der Kirchenzucht und weltlichen Gelehrſamkeit erſetzten gelegentlich die Propheten, das heißt, Alle, ohne Unterſchied des Alters oder Geſchlechts, die ſich berufen fühlten, in den Verſammlun-

gen aufzutreten, den Gottesdienſt plötzlich zu ſtören, und die empfangenen Gaben des heiligen Geiſtes mitzutheilen. Allein ihr Hochmuth und übelverſtandener Eifer, veranlaßte nicht ſelten, z. B. in der Kirche zu Korinth, anſtößige Unordnungen. Da ſetzte man an ihre Stelle die Biſchöfe und Aelteſten, zwei Benennungen anfangs gleich bedeutend. Das Wort Presbyter bezeichnete Alter, Ernſt und Weisheit; der Titel Biſchof die Aufſicht über Glauben und Sitten der Chriſten. Bald aber ſchien es nothwendig, die Biſchöfe zu Vorſitzern der Aelteſten zu ernennen und ihnen wenigſtens das Recht der Stimmenſammlung und Vollſtreckung der Beſchlüſſe einzuräumen. So erhoben ſich nach und nach die Biſchöfe über die Aelteſten und verwalteten Zeitlebens das anvertraute Amt; allein noch fern von dem Prunke, der in ſpätern Zeiten dieſe Würde umgab. Geiſtlich, doch auch mitunter weltlich, war ihre Gerichtsbarkeit. Sie verwalteten die Kirchenzucht und Sakramente; ſie wachten über die unendlich zahlreicher werdenden Religionsgebräuche; ſie weihten die Kirchendiener; in ihren Händen lag der öffentliche Schatz; ſie ſchlichteten alle die Streitigkeiten, welche man vor abgöttiſche Obrigkeiten zu bringen Bedenken trug. Doch waren ſie noch immer nur die Erſten unter ihres Gleichen, die geehrten Diener eines freien Volks; die ganze Gemeinde wählte ſie unter den Aelteſten.

Das währte länger als hundert Jahre nach dem Tode der Apoſtel. Jede Gemeinde bildete für ſich eine kleine, un-

meinen eigenen Ohren, daß die Frau Grießgram eine Bestie ist, was soll ich denn machen?

Hans. Sie aus dem Hause jagen.

Franz. Hans, ich fürchte, das wird mir weher thun als ihr. Ich bin immer acht Tage vorher verdrüßlich, wenn ich Jemanden aus dem Hause jagen soll. Wir sind doch alle arme Sünder, und der liebe Gott jagt Niemanden aus der Welt. Hernach denke ich auch: ich habe so wenig zu verlieren; wenn ich mir einbilde, daß ein Mensch mich lieb hat, so thut mir der einen schlechten Gefallen, der mich vom Gegentheil überzeugt.

Hans. Heute können Sie schon was wagen; Sie haben eine Nichte gewonnen, die wohl besser ist, als neun und neunzig Frau Grießgrams.

Franz (im Abgehn) Du hast Recht, Hans. Sprich mir von dem lieben Mädgen, während wir die Treppe hinauf steigen; so wird mirs nicht so sauer. (Beyde ab.)

Ende des vierten Akts.

Fünf-

abhängige Republik, nur durch Briefe oder Boten ſich freundlich beſchickend und beſprechend. Es gab noch keinen Mittelpunkt, keine oberſte Macht, keine geſetzgebende Verſammlung. Als aber die Zahl der Gläubigen ſich mehrte, gewahrte man den Vortheil, der aus einer engern Verbindung entſpringen mußte. Da entſtanden zu Ende des zweiten Jahrhunderts die Provinzialſynoden in den Kirchen Griechenlands und Aſiens, vermuthlich nach dem Muſter der Amphiktyonen oder des achäiſchen Bundes. Jährlich im Frühling und Herbſt verſammelten ſich die Biſchöfe der verſchiedenen Kirchen in der Hauptſtadt der Provinz; von den Aelteſten unterſtützt, von zahlreichen Zuhörern in Schranken gehalten, rathſchlagten ſie über wichtige Streitigkeiten in Sachen des Glaubens oder der Kirchenzucht. Man ſetzte mit Recht voraus, daß der heilige Geiſt über eine ſo ehrwürdige Verſammlung ſich in reichem Maße ergieße; daher wurden ihre Beſchlüſſe, Kanon's genannt, mit Ehrfurcht und Gehorſam aufgenommen. Die Einrichtung der Synoden, dem Wohl des Ganzen wie dem Ehrgeiz Einzelner günſtig, verbreitete ſich ſchnell im ganzen Reiche. Die Provinzial-Concilien traten durch Briefwechſel in Verbindung mit einander, und die katholiſche Kirche gewann Form und Stärke einer großen, verbündeten Republik. Die Gewalt der Biſchöfe dehnte ſich willkürlich aus; ewig verbunden unter ſich, nach gleichem Ziele ſtrebend, griffen ſie die urſprünglichen Rechte der Gemeinden an, verwandelten nach und nach die Ermahnun-

gen in Befehle, ſtreuten Samen künftiger Anmaßungen aus, und erſetzten die Vernunft durch Allegorien und Redekünſte. Die Macht der Fürſten und Obrigkeiten nannten ſie irdiſch vergänglich, nur die des Biſchofs göttlich, ewig. Sie waren die Statthalter Chriſti, die Nachfolger der Apoſtel, die myſtiſchen Stellvertreter der Hohenprieſter des alten Teſtaments. Nicht mehr das Volk, nicht mehr die Geiſtlichen, nur ſie beriefen zum Prieſterthum. Wenn ſie auch noch bisweilen die Aelteſten zu Rathe zogen, ſo ließen ſie dabei bemerken, daß es freiwillig aus Herablaſſung geſchehe. Das höchſte Anſehen räumten ſie zwar den Kirchenverſammlungen ein, doch Jeder in ſeinem Sprengel forderte von ſeiner Herde einen ſo blinden Gehorſam, als ob er wirklich ein Hirt über Schafe wäre. Alles das geſchah nicht ohne Widerſtand auf der einen, nicht ohne Gewalt auf der andern Seite, aber die Biſchöfe ſiegten durch die Thätigkeit ſolcher Männer, die, ſo wie Cyprian zu Karthago, die Ränke des ehrgeizigſten Staatsmannes mit den Tugenden des Heiligen und Märtirers zu verbinden wußten.

Aehnliche Urſachen führten nun auch eine Rangordnung unter den Biſchöfen, ein höheres oder geringeres Anſehen ihrer Gerichtsbarkeiten ein. Die Biſchöfe der Hauptſtadt wurden beſtändige Vorſitzer in den Concilien der Provinzen, und brüſteten ſich ſchon mit den Titeln Metropolit, Primas. Auch unter dieſen erhub ſich wiederum Einer über den Andern, je nachdem ſein biſchöflicher Sitz

durch weltliche Ehre, durch Zahl und Wohlstand der Einwohner, durch die Menge der gelieferten Heiligen und Märtirer, oder durch eine lang bewahrte Rechtgläubigkeit sich auszeichnete. Es war leicht vorauszusehen, daß Rom in allen diesen Hinsichten gar bald den ersten Rang und mit ihm Anspruch auf Gehorsam behaupten würde. Die dort befindliche Gemeinde war die zahlreichste und älteste im Abendlande, von zweien der vornehmsten Apostel und Märtirer gestiftet. Man räumte ihrem Bischofe ohne Widerspruch die erste Stelle in der Versammlung ein. Doch dessen Oberherrschaft über die Kirche wurde lange und heftig bestritten, besonders durch Cyprian, der, in Verbindung mit seinen morgenländischen Brüdern, standhaft und glücklich gegen die Anmaßungen des römischen Bischofs kämpfte. Wenn in diesem Kampfe kein Blut vergossen wurde, so hinderte solches nur die Schwäche der streitenden Parteien. Scheltworte und Bannstrahlen waren ihre Waffen, von beiden Theilen mit unchristlicher Wuth geschleudert.

Aus dem Wachsthum des geistlichen Ansehens entsprang nun auch der den Griechen und Römern völlig unbekannte Unterschied zwischen Geistlichen und Laien. Zwar wurde die Herrschsucht der Erstern noch durch keine weltliche Macht unterstützt, allein sie hatten sich schon der beiden stärksten Hebel der Regierung bemächtigt, der Belohnungen und Strafen. Die Freigebigkeit der Gläubigen und ihre andächtige Furcht waren beider Quellen.

Die Gemeinschaft der Güter, Plato's schöner Traum, war der ersten Kirche Schmuck, doch nicht lange. Die Neubekehrten legten ihre irdischen Güter fröhlich in die Hände der Apostel, und begnügten sich, bei allgemeiner Spende mit gleichem Antheil. Doch nur die Apostel konnten eine solche Einrichtung in ihrer Reinheit erhalten. Mißbrauch war unvermeidlich. Darum blieben in der Folge die Neubekehrten im Besitz ihrer Güter, und lieferten blos freiwillige Beiträge nach Maßgabe ihrer Kräfte, doch fand man ersprießlich, das mosaische Gesetz vom Zehnten, als ein noch bestehendes, einzuschärfen, hinzufügend: daß es den Christen gezieme, auch in der Freigebigkeit die Juden zu übertreffen. Diese Ermahnung blieb nicht ohne Frucht, und manche Kinder wurden zu Bettlern, weil ihre Väter Heilige gewesen waren. Der Kirchenschatz mehrte sich. Zwar verbot ein römisches Gesetz, liegende Gründe, ohne des Kaisers oder des Senats ausdrückliche Erlaubniß, besondern Gesellschaften zu schenken oder zu vermachen, allein es wurde umgangen oder bisweilen aufgehoben, denn schon unter Alexander Severus durften die Christen Ländereien im römischen Gebiet besitzen, und noch vor Ablauf des dritten Jahrhunderts beschenkte man sie, in den großen Städten des Reiches, mit den ansehnlichsten Gütern. Diese verwalteten die Bischöfe nur zu oft mit Untreue. Der Eine verschwendete, der Andere wucherte. Wem aber seine Pflichtenerfüllung am Herzen lag, der besoldete zuerst die Kirchendiener, bestritt die Kosten des

öffentlichen Gottesdienſtes und die der ſogenannten Liebesmahle (Schmauſereien, die einen ſehr angenehmen Theil der Gottesverehrung ausmachten) und, was übrig blieb, war der Armen heiliges Eigenthum, wobei minder das Verdienſt als die Noth des Empfängers in Betrachtung gezogen wurde. Dieſe Wohlthätigkeit, ſelbſt von Heiden geprieſen, bekehrte Manche ſchneller als die neue Lehre.

Die Strafe der Kirche war ihr Bann. Der Chriſt, gegen den er ausgeſprochen wurde, ging verluſtig aller Anſprüche auf die Gaben und Opfer der Gläubigen. Die Bande der Liebe und Freundſchaft wurden gelöſt, und das Paradies verſchloſſen. Wenn man die Reuigen wieder aufnahm, ſo mußten ſie, durch Faſten ausgemergelt, mit einem Sack bekleidet, vor den Thüren der Verſammlung liegen, ihre Schuld laut bekennen, und mit Thränen um Vergebung flehen, oft mehrere Jahre lang. Wer einen Rückfall ſich zu Schulden kommen ließ, den traf der Ausſpruch einer ewigen Verdammniß. Um dieſes fürchterliche Urtheil zu verwirken, war es in Spanien unter andern ſchon genug, einen Prieſter verleumdet zu haben.

Zu dieſen fünf Haupturſachen, welche ohne alle Wunder die Fortſchritte des Chriſtenthums auffallend begünſtigten, mögen noch als mitwirkend gezählt werden: der laue Götzendienſt; die Zweifelſucht der heidniſchen Welt; der unter allen ihren Ständen eingeriſſene Unglaube; das Bedürfniß der zur Frömmigkeit Geneigten, den leeren Platz in ihren Herzen mit würdigern Gegenſtänden aus-

zufüllen; die Leichtigkeit, mit welcher die Prediger des Evangeliums auf den von den Römern gebahnten Straßen von einem Ende des Reiches bis zum andern reisen konnten; die Sicherheit, deren sie in einem solchen Staate genossen; und selbst die Verachtung der aufgeklärtesten Römer, welche die neue Sekte keiner Aufmerksamkeit, daher auch keiner Verfolgung würdigten. Fast möchte es also scheinen, daß nicht vonnöthen sei, des Himmels Wunderkraft in einer Sache zu bemühen, die, aus der Verkettung aller Umstände, sich so genügend erklärt.

Die Amazonen.

Es ist wohl kein Wunder, daß die Existenz der Amazonen, die vor mehreren tausend Jahren gelebt und geherrscht haben sollen, noch immer so zweifelhaft ist, da man sogar vor kurzem noch darüber gestritten, ob unser Zeitgenosse, der berühmte Chevalier d'Eon, eine Mannsperson oder ein Frauenzimmer gewesen. Vor 115 Jahren untersuchte ein Philosoph und Arzt, Petrus Petitus, mit großem Ernst in einer lateinischen, sehr gelehrten Disputation, ob wirklich jemals das Zwittergeschlecht der Amazonen vorhanden gewesen? und entschied zu dessen Gunsten. Eine Thatsache, von der die ganze Welt gesprochen und geschrieben, könne, so meint er, nicht ganz grundlos sein. Derselbe Beweis würde auch für die Existenz der Wunder und der Ge-

ſpenſter gelten. Er hätte lieber das Beiſpiel der Saporoger Koſacken für ſich anführen ſollen, denn wenn es Männer gab, die ſich ohne Weiber beholfen, warum nicht auch Weiber, die der Männer entbehren könnten?

Strabo läugnete die Exiſtenz der Amazonen, weil es höchſt unwahrſcheinlich ſei, daß eine Republik von Weibern ſo lange beſtehen, glückliche Kriege führen, und ſogar weit ausſehende Unternehmungen veranſtalten könne. Dieſer Grund iſt weit vernünftiger als der eines gewiſſen Palä-phatus, welcher die Amazonen blos deswegen aus dem Buche der Lebendigen ſtreichen will, weil man jetzt keine mehr findet; denn Alles, was vormals geſchehen ſei, geſchehe auch noch und werde in alle Ewigkeit geſchehen. Noch lächerlicher iſt ſeine Behauptung, die Amazonen wären verkappte Soldaten geweſen. Eher möchte man vermuthen, jene ſeltſame Republik habe zwar aus einer Miſchung von Männern und Weibern beſtanden, doch ſo, daß die Weiber geherrſcht, und auch ſogar im Kriege kommandirt hätten. Weiber als Generale möchten wohl leicht vor weibiſchen Generalen den Vorzug verdienen, und es iſt eine große Frage, ob Magdeburg und Stettin ſich ſo leicht ergeben hätten, wenn ſie von Weibern wären vertheidigt worden. Plinius und Pomponius Mela erwähnen allerdings eines ſcythiſchen Volkes, wo die Weiber die Männer beherrſchten (das Volk der Sauromaten), und das, ſagen ſie, war das Reich der Amazonen. Hippokrates ſpricht auch von dieſem Völkchen, und

fügt einen Umstand hinzu, der das Räthsel der weiblichen Tapferkeit so ziemlich löst. Es gab nämlich ein Gesetz, welches jedes Mädchen zur Jungfrauschaft verdammte, bis es eigenhändig drei Feinde erle[illegible] hatte. Dann erst wurde die Heldin verheirathet, und war der damaligen Konskription nur im höchsten Nothfalle unterworfen. Dieses Mittel scheint allerdings klug gewählt, um tapfere Soldatinnen zu bilden. Es gleicht dem, dessen sich die alten Bewohner der Insel Majorka bedienten, um ihre Kinder zu geschickten Bogenschützen zu machen; sie hingen das Frühstück dieser Kinder an einen Baumast, von wo sie es selbst mit ihren Pfeilen herunter schießen mußten. Jener Petrus Petitus, der Philosoph, läugnet nicht geradezu, daß es auch Männer unter den Amazonen gegeben, er meint aber doch, diese Weiber müßten zu einer gewissen Zeit eine unvermischte Republik gebildet haben, und beruft sich auf eine Stelle im Justin, welche den Ursprung dieses Staates erzählt, und endlich auf ein Zeugniß des Aeneas Sylvius, welcher versichert, daß in Böhmen sieben Jahre lang eine Amazonen-Republik unter Anführung der tapfern Walasca existirt habe. Auch Cardanus spreche von einem solchen Reiche in der neuen Welt. Natürlich vergißt er den Amazonen-Fluß in Amerika nicht, und erwähnt auch eines ähnlichen Staates in Afrika, wo die Weiber zwar dann und wann Umgang mit den Männern der benachbarten Völker pflegen, aber alle Knaben, die sie gebären, tödten. Er citirt ferner einen portugiesischen Jakobiner, Johann

dos Santos, der in Aethiopien Amazonen gefunden haben will; er citirt auch Thevenot, der, in seinen Nachrichten von Mingrelien, versichert, es gebe in den kaukasischen Gebirgen kriegerische Weiber, die sich oft mit den Kalmucken herum schlagen. Er fühlt aber doch am Ende, daß alle diese Beweise noch nicht hinreichen, darum fügt er deren noch philosophische und naturhistorische hinzu. Das Klima im Lande der Amazonen soll vorzüglich ihre Tapferkeit befördert haben. (Warum denn nicht auch die der Männer?) Richtiger vermuthete er sonder Zweifel, wenn er den Grund derselben in der Erziehung sucht. Wer weiß, was geschehen würde, wenn Plato's Republik einmal irgendwo zu Stande käme, und man die Kinder beiderlei Geschlechts auf gleiche Weise gymnastisch übte.

Herr Petrus Petitus strebt die Ursachen zu erforschen, warum man Plato's Ideen noch nirgend realisirt habe? und meint, es sei aus drei Gründen nicht geschehen: Erstens, weil schon bei der jetzigen Erziehung die Weiber nur allzugeneigt zum Herrschen wären, und ihren Männern oft die Köpfe warm genug machten. Zweitens, weil sie, das Kriegsgewand anziehend, wohl leicht die Scham ausziehen möchten, und ihre Treue noch unverbürgter als bisher bliebe. Drittens, weil die Männer sich den Genuß ihrer Reize nicht haben schmälern wollen, die freilich beim marschiren, bivouaquiren und scharmuziren nicht wenig leiden würden. Im zweiten Theile dieser Dissertation erfahren wir, wie die Amazonen sich gekleidet

und bewaffnet. Auf einigen Medaillen erblickt man sie in männlicher Kleidung, auf andern in weiblicher. Einige Schriftsteller haben behauptet, sie hätten sich die rechte Brust durch Feuer vertilgt, andere, sie hätten nur deren Wachsthum gehemmt und in der Schlacht sie entblößt. Der Verfasser ist nicht der drolligen Meinung des Hyppokrates, welcher sagt, das sei geschehen, damit diejenige Nahrung, welche sonst der Brust bestimmt war, dem rechten Arm zu gute komme und ihn stärkte. Wenn die Amazonen ihre Knaben nicht todtschlugen, so verbogen sie ihnen doch wenigstens die Beine, um dann die heranwachsenden Krüppel leichter in der Unterwürfigkeit zu erhalten. Einst führten sie Krieg mit den Scythen; diese wünschten den Zwist gütlich beizulegen, und glaubten, ihre schönen Feindinnen bei der schwachen Seite zu fassen, wenn sie ihnen vorstellten, daß sie, nach erneuerter Freundschaft, von wohlgebauten Männern würden geliebkost werden. Allein die Amazonen antworteten höhnisch: »Die Lahmen sind recht tüchtige Männer;" eine Aeußerung, welche nachher unter den Griechen zum Sprichwort wurde. Nachdem der Verfasser nun noch die Waffen seiner Heldinnen durch verschiedene Medaillen bestimmt, auch jene geheimnißvollen Schilde beiläufig erklärt hat, welche die Römer ancylia nannten, so kommt er auf die Geschichte der vornehmsten kriegerischen Unternehmungen der Amazonen; ihren Angriff des Königs Priamus; die Hilfstruppen, die sie während der Belagerung von Troja ihm zuführten, und der Einfall in Attica,

Fünfter Akt.

Frau Grießgrams Schlafzimmer. Im Hintergrunde ein Bett mit Gardinen. Rechts ein Tisch, worauf zwey volle Weinflaschen, eine Torte, und eingemachte Früchte; daneben ein eiserner Geldkaſten.

Erſte Scene.

Franz Bertrams und Hans Bullers Stimmen, oben über der Decke.

Hanſens Stimme. Wir ſind entweder zu früh, oder zu ſpät gekommen.

Bertrams Stimme. (etwas entfernter) Wie ſo?

Hanſens Stimme. Das Zimmer iſt leer, ich höre ſie im Vorſaale murmeln.

Bertr. St So laß uns gehn.

Hanſ. St. Halt! halt! ſie ſind noch nicht hier geweſen. Da ſtehen volle Flaſchen, und ein ganzer Tiſch voll Kuchen.

Bertr. St. Laß mich das auch ſehn.

Hanſ St. (entfernt ſich) Rechter Hand neben dem eiſernen Kaſten.

um sich an Theseus zu rächen, der die Antiope entführt hatte. Ihre Expedition nach der Insel des Achilles an der Mündung der Donau ist ein Mährchen des Philostrat und gereicht ihnen nicht zum Ruhme, denn er schildert sie so gottlos, als man schwerlich das schöne Geschlecht selbst unter den Waffen sich denken kann. Auch Apollonius beschreibt sie als Teufelskinder, oder als die Pariser Hallenweiber während der Revolution.

Bei Aufsuchung der Denkmähler, welche das ehemalige Dasein der Amazonen beweisen sollen, hat der Verfasser großen Fleiß und Gelehrsamkeit verschwendet. Er spricht von ihrer Hauptstadt Themiscira, in Cappadocien an einem Flusse Thermodon gelegen. Ephesus und dessen ersten Dianen-Tempel sollen sie erbaut haben; auch erzählt Dionysius Afer, sie hätten dieser Göttin einen Tempel auf dem abgehauenen Stamme einer Ulme errichtet. Ferner sollen Smyrna, Thiatira, Cuma, Magnesia von ihnen gegründet worden sein, welches der Verfasser aus mehreren, in seinem Werke abgebildeten Medaillen zu beweisen sucht. (Ein gewisser Peter Menétrier hat, nach Erscheinung dieser Dissertation, den schlauen Gedanken geäußert, daß das Götzenbild der Diana von Ephesus wohl nur deswegen mit so vielen Brüsten geziert gewesen, weil ihr die Amazonen ihre abgeschnittenen Brüste geopfert hätten.) Nachdem Herr Petrus Petitus noch zuletzt von den Grabmählern der Amazonen, und von den Ursachen Bericht erstattet, warum sie lauter griechische Namen ge-

führt, schließt er mit der berühmten Reise der Thalestris zu Alexander's Heere, an der er keineswegs zweifelt. Warum sollte man überhaupt daran zweifeln, daß es wirklich einmal einen Amazonen-Staat gegeben? ich glaube, man hat bisher blos in den Vermuthungen gefehlt, auf welche man ihren Ursprung gründen wollte. Diesen denke ich mir so:

Es gab eine Zeit, wo die Männer unaufhörlich Eroberungskriege führten, ihre Heere nach und nach unmäßig vergrößerten, Alles zur Schlachtbank schleppten, was sechzehn Jahre und darüber zählte, und endlich dadurch eine solche Entvölkerung bewirkten, daß die Weiber das Feld bauen und sich den härtesten Arbeiten unterziehen mußten. Als diese nun gewahr wurden, daß sie den Männern an Zahl unendlich überlegen waren, so beschlossen sie in einer Verschwörung, jenen Rasenden das Heft zu entwinden, künftig selber zu regieren, und, wenn es die Noth erheische, auch selber Krieg zu führen; überzeugt, daß es dann weit vernünftiger und weit menschlicher in der Welt hergehen werde. Der Erfolg lehrte, daß sie sich nicht geirrt hatten. Gleiche Ursachen bringen gleiche Wirkungen hervor. Wer weiß, ob wir nicht bald die Entstehung eines neuen Amazonenreiches erleben werden.

Quodlibet.

Unter den neueſten merkwürdigen Rechtshändeln, die jetzt heftweiſe in Paris erſcheinen, findet ſich auch einer, der Schauder erreget. Ein Jüngling wird eines ſchwarzen, abſurden und phyſiſch unmöglichen Verbrechens angeklagt, und — zum Tode verurtheilt. Claude Vuillaume, aus dem Arrondiſſement von Toul, ſoll ſeine Frau umgebracht haben. Ein Pächter, bei dem er diente, und der ihm wohl wollte, hatte ihn mit einer reichen, aber ſchon ziemlich betagten Witwe verheirathet. Die Ehe war freilich nicht glücklich, denn es gab Stürme der Eiferſucht, und man ſprach ſchon von Trennung, als Vuillaume, wegen eines Jugendſtreiches, in Toul auf drei Tage in's Gefängniß geſetzt wurde. In der erſten Nacht, welche auf den erſten dieſer Tage folgte, wurde ſeine Frau, zu Bulligny, ihrem Wohnort, umgebracht. Die Umſtände ſind merkwürdig. Es war der 11. Februar; ſie hatte bei einer Nachbarin bis 11 Uhr gearbeitet. Als ſie nach Hauſe kam, brachte ſie ihre Tochter, ein Kind aus der erſten Ehe, zu Bette, und ſagte ihr, ſie werde gleich nachfolgen. Das Kind ſchlief ein. Bei ſeinem Erwachen ſah es die Mutter nicht, aber auch ſonſt nichts im Hauſe in Unordnung. Die Nachbarn werden herbei gerufen, ſuchen überall, erblicken in dem Brunnen eines benachbarten Hauſes ein Kopfzeug oben auf ſchwimmen, ſteigen hinunter und finden den Leichnam

mit einer leichten Verletzung am Halse, die aber gar nicht tödtlich war. Sie hat sich also höchst wahrscheinlich selbst ersäuft. Vuillaume war unterdessen im Gefängniß. Einer seiner Feinde beschuldigt ihn des Mordes und nimmt das Publikum gegen ihn ein. Um seine Frau zu erwürgen, soll er aus dem Gefängniß entkommen sein, in der Nacht, bei dem schrecklichsten Wetter, in fünf oder sechs Stunden sechs Meilen gemacht haben; man nimmt an, daß die Frau sich gar nicht gewehrt, gar nicht geschrien, weder ihr Kind noch die Nachbarn aufgeweckt hat; man nimmt an, daß, ob sie gleich sehr groß und stark war, sie sich aus ihrem Hause bis zu dem Brunnen des Nachbars habe schleppen lassen, ohne irgend eine Spur dieser Gewaltthätigkeit zu hinterlassen.

Trotz aller dieser Unmöglichkeiten, trotz der Beweise, daß Vuillaume das Gefängniß nicht verlassen; trotz des gänzlich mangelnden Verdachts der nothwendigen Mitwissenschaft des Kerkermeisters, wird der Unglückliche, auf zwei widersprechende Zeugnisse und die Klatschereien einiger Gevatterinnen, welche bisweilen Zeugen der ehelichen Zwistigkeiten gewesen waren — zum Tode verurtheilt. Er appellirte an eine andere Jury, und es ist zu hoffen, daß diese weniger verblendet gewesen.

* * *

Der neueste Band der Annales dramatiques erzählt: Der große Sänger Farinelli kam nach Spanien, als Philipp V. verrückt war, ganze Wochen und Monate im

Bette lag, sich den Bart nicht abnehmen ließ und mit Niemanden ein Wort sprach. Vergebens hatte die Königin schon alle Mittel versucht, um ihn zu heilen. Jetzt beschloß sie, die Macht der Tonkunst an ihm zu prüfen, die sonst immer große Gewalt über ihn gehabt hatte. Farinelli wurde zu einem Konzert geladen, und gebeten, seine schönsten, rührendsten Arien zu singen. Der König schien anfangs überrascht, nach und nach bewegt, und, nach Endigung der zweiten Arie, ließ er den Sänger in sein Zimmer kommen, überhäufte ihn mit Liebkosungen, ersuchte ihn noch einmal zu singen, wurde entzückt, als Farinelli dieses Mal sich selber übertraf, verlangte, er solle sich eine Gnade ausbitten, versichernd, daß er ihm nichts abschlagen werde.

Da bat Farinelli, von der Königin unterrichtet, daß Se. Majestät geruhen wollen, sich den Bart scheren und ankleiden zu lassen, um wieder im geheimen Rath zu erscheinen. Der König folgte ihm. Seitdem verminderte sich die Krankheit mit jedem Tage; der Sänger wurde dem Monarchen unentbehrlich; er machte ihn zum Ritter und gab ihm eine Pension von achtzig tausend Franken. (Dem Herausgeber ist auch ein Beispiel bekannt, wo ein, die Musik liebendes Frauenzimmer, welches im Wochenbette wahnsinnig geworden, nach vielen vergeblich gebrauchten Mitteln, zum ersten Male wieder gleichsam aus einem tiefen Schlummer erwachte, als der Arzt im Nebenzimmer, bei offenen Thüren, eine ihrer Lieblingssonaten auf dem Flü-

gel spielen ließ. Sie hatte seit mehreren Wochen kein Wort gesprochen und immer vor sich hingestarrt. Kaum vernahm ihr Ohr die ersten Töne, als Leben in ihre Augen kam, sie sich freundlich aufrichtete, still zuhörte, und endlich ausrief: Ach! wie schön!)

* * *

Auf der Akademie zu Pavia hat unser Landsmann, Herr Hager, Professor der orientalischen Sprachen daselbst, eine Abhandlung über die orientalische Bussole (memoria sulla Bussola orientale) vorgelesen. Ueber die Erfindung des Kompasses gibt es die widersprechendsten Behauptungen. Einige wollen, sie sei im Orient schon seit zwei tausend Jahren bekannt gewesen; Andere, sie rühre von einem Bürger von Amalfi her, und sei bei weitem nicht so alt. Die Ehre dieser wichtigen Erfindung wird wechselsweise den Chinesern, Arabern, Italiänern, Engländern, Deutschen und Franzosen zugeschrieben; die Beweise sind aber lauter Vermuthungen, ausgenommen die für die Chineser. Es erhellt, nach Hager's gelehrten Forschungen, aus ihrer Geschichte, Sprache, Philosophie, Religion, Astronomie, ja sogar aus ihren Sitten und Gebräuchen, daß sie auf unserm Erdboden die ältesten Besitzer des Kompasses sind, so wie sie auch das Schießpulver, die Buchdruckerkunst und das Porzellan zuerst erfunden haben. Von ihnen bekamen vermuthlich die Araber den Kompaß, denn sie handelten schon im neunten Jahr-

hundert nach China. Die Amalfitaner, die ſchon vor den Kreuzzügen in Syrien, Egypten und Paläſtina Handel trieben, konnten ihn von den Arabern entlehnen. Er war anfangs ſehr unvollkommen, und beſtand noch im dreizehnten Jahrhundert blos aus einer kleinen eiſernen, magnetiſirten Platte, welche auf dem Waſſer ſchwamm.

* * *

Ein Gelehrter, deſſen Fleiß und Beharrlichkeit man bewundern muß, hat einen Verſuch über das bekannte Hazardſpiel trente-un geſchrieben, wo er in tauſend und vier und zwanzig Taillen den Spieler lehrt, wie er gewinnen könne und werde. Um dieſe großen Wahrheiten zu begründen, hat er die ungeheure Geduld gehabt, 60,000 Taillen auf ſeine eigene Hand durchzuſpielen, welche ungefähr aus einer Million und 560,000 Abzügen beſtehen und einer Zeit von etwa vier Jahren bedürfen. Aus dieſen koſtbaren Materialien hat er ſeine Berechnungen zuſammengeſetzt, und der Spielerwelt, durch ein Opfer von vier Jahren, eine der größten Wohthaten erzeigt. Wenn dieſer Mann einſt vor Gott erſcheint, um von dem Gebrauch ſeiner Zeit Rechenſchaft zu geben, ſo wird er ſonder Zweifel die Engel erſuchen, einen großen Spieltiſch vor den Richterſtuhl zu ſetzen, und dann, zum Erſtaunen der himmliſchen Heerſcharen, ſeine ſechzigtauſend Taillen auskramen.

* * *

Wir haben Palliſot's Werke erhalten. In den beigefügten Memoiren ſeines Lebens erklärt er den Haß der Philoſophen gegen ihn, der durch ſein Luſtſpiel: die Philoſophen und durch ſeine Dunciade veranlaßt wurde.

„Der Rath zu Nancy," ſagte er, »verlangte von mir, zu Eröffnung eines neuen Theaters, ein kleines Stück, welches als Vorſpiel zu den Feierlichkeiten dienen ſollte, die bei Gelegenheit der Einweihung der Bildſäule Ludwig XV. veranſtaltet waren. Dies Stück, es hieß der Zirkel, wurde auf Befehl des Königs Stanislaus und in deſſen Gegenwart aufgeführt. Es kam eine Perſon darin vor, die den berühmten Bürger von Genf (Rouſſeau) bedeutete. Man weiß, daß zwiſchen ihm und dem Publikum, wegen einiger ſeiner Paradoxen, eine Art von Krieg ausgebrochen war. Dieſe Paradoxen machte mein Luſtſpiel lächerlich, keineswegs ſeine Perſon oder ſeine Sitten. Die nämlichen Philoſophen, die nachher ſeine grauſamſten Feinde geworden ſind, waren damals ſeine enthuſiaſtiſchen Verehrer. Sie ließen dem Könige von Polen eine heftige Klagſchrift gegen mich einreichen, unter dem Vorwand, Rouſſeau zu rächen. Ich erlaubte mir keine andere Vertheidigung, als die Herausgabe meiner kleinen Briefe über große Philoſophen, in welchen ich die Ränke aufdeckte. Dieſe Briefe wurden viel und gern geleſen. Daher die Animoſität, mit welcher dieſe Herren mich beehrt haben und noch beehren. — Die kleinen ſchönen Geiſter, die ſich an jene hochmüthige Sekte anlehnten, um doch auch

eine Exiſtenz zu haben, erſchienen als Hilfstruppen. Auf dieſe Weiſe entſtanden meine Luſtſpiele, die Philoſophen, 1760, und die Dunciade vier Jahre ſpäter. — So viele Neckereien und Verdruß flößten mir endlich Geſchmack für die tiefſte Einſamkeit ein. Schon in der Stadt lebte ich als Einſiedler, jetzt zog ich mich 1763 auf das Land zurück."

(Wohl iſt eine ländliche Einſiedelei der ſicherſte Aufenthalt, wo alle die ſtumpfen oder vergifteten Pfeile von der Bruſt desjenigen abprallen, der im Schatten eines Baumes unter ſeinen Kindern oder ſeinen Büchern ruht.)

* * *

Ein alter Reiſender, Cadamoſto, erzählt von den Azanaghis, einer afrikaniſchen Nation, einen ſonderbaren Gebrauch. Sie wickeln ſich ein Tuch um den Kopf, welches ihnen Naſe und Mund bedeckt, weil beide ſehr unreine Kanäle wären, und eben ſo ſorgfältig verſteckt werden müßten, als andere Theile des Körpers, die man in civiliſirten Ländern zu verhüllen pflegt. Faſt ſollte man glauben, die Europäer hielten das Herz für einen ſolchen Kanal, denn ſie verbergen es mit großer Sorgfalt.

* * *

Die afrikaniſchen Damen haben ganz andere Begriffe von der Schönheit als die europäiſchen, die ſich des Fiſchbeins und der Gürtel bedienen, um ihre Buſen ſo hoch

als möglich unter das Kinn hinauf zu drängen. Jene hingegen, wenn sie sechzehn oder siebzehn Jahre alt sind, binden den Busen an Stricke und ziehen ihn herunter, so daß er bisweilen bis auf die Knie hängt. Ein Liebhaber folglich, der sich ihnen zu Füßen wirft, kann zugleich seine Lippen auf ihren Busen drücken.

Vertr. St. (näher) Ja, ſo, ich ſehe wohl, aber mich ſo bücken, und auf die Erde zu kauren, das iſt keine Sache für einen Podagriſten. (Bey den letzten Worten entfernt ſich die Stimme wieder etwas) Komm du her.

Hanſ. St. (näher) Eine Torte, wie ein Maſtkorb; Ihnen brachte ſie eine, die kaum ſo groß war als ein Kompaß-Käſtgen. — St! ſie kommen.

Vertr. St. Laß mich an das Loch.

Zweyte Scene.

Frau Grießgram und Eyterborn.

Fr. Grießgr. Die heilloſen Menſchen! ich will Tag und Nacht beten, daß der Zorn des Himmels erwache.

Eyterb. Hochgeſchätzte Frau Grießgram, mit dem Beten werden wir nicht weit kommen.

Fr. Grießgr. Ach! es gab eine Zeit, wo man durch frommes Gebet es dahin bringen konnte, daß Feuer aus der Erde loderte, und ganze Rotten verſchlang. Damals waren ſchöne Zeiten!

Eyter-

Inhalt.

	Seite
Reiſe des Grafen Johann Potozky nach Aſtrachan und in die umliegenden Gegenden im Jahre 1797	9
Die Memoiren des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien	97
Teſtamente	103
Die Halb-Inſel jenſeit des Ganges	106
Die Göttin Magada und der Gott Schwerdt	123
Hiſtoriſches Gemälde der Nationen	126
Eine alte Vertheidigung der Juden	128
Ueber die Stadt Nola und die Erfindung der Glocken nach Swinburn	144
Bruchſtücke aus Bayle's hiſtoriſcher Abhandlung über die Schmähſchriften	146
Turgot's Werke	165
Geſchichte und Theorie der Sündflut des Ogyges oder Noah und des Unterganges der Atlantis	170
Die Einwohner der Inſel Formoſa	174
Das Schickſal	177
Ueber den Begriff von Zeitgeiſt	179
Bagdad	184
Frankreichs alte Kähnen	190
Die engliſche Seemacht	194
Die Ausbreitung des Chriſtenthums ohne Wunder	208
Die Amazonen	233
Quodlibet	240

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Auguſt's von Kotzebue

ausgewählte

proſaiſche Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Einunddreißigſter Band.

BIBL
VNIVERS
LIPS

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Clio's Blumenkörbchen.

Von

August von Kotzebue.

Zweiter Theil.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Clio's

Blumenkörbchen.

Bruchstücke aus den Memoiren der Madame de Motteville.

Italien und Spanien fürchteten Erschütterungen, wenn Frankreichs Ruhe getrübt würde. Dem vorzubeugen, ließ der Gesandte des Großherzogs von Toskana am Hofe zu Madrid die ersten Worte von einem Doppel-Bündniß zwischen den beiden Prinzen und Prinzessinnen von Frankreich und Spanien fallen. Sie wurden wohl aufgenommen, und besonders in Frankreich mit solcher Freude, daß man zu Paris, schon drei Jahre früher, als die Vermählung wirklich vollzogen wurde, ein prächtiges Carrousel veranstaltete. Es war zu Burgos, wo die französische Prinzessin Elisabeth ihre Hand Philipp dem Vierten reichte (1615), und zu Bordeaux vermählte sich Ludwig XIII. mit der Infantin von Spanien, Anne von Oesterreich, damals fünfzehn Jahre alt und fünf Tage älter als ihr Gemahl. Daß die Prinzessin außerordentlich schön war, habe ich von der alten Marquise von Moray, die, als sie ihr zum ersten Male vorgestellt wurde, sie, nach spanischer Sitte, mitten unter ihren zahlreichen Damen auf einem Polster sitzend fand. Sie trug ein spanisches Kleid von grünem Atlas mit Gold und Silber gestickt, ihre hängenden Ermel waren auf der Schulter mit großen Diamanten aufgeknöpft; ein kleiner Hut, von gleicher Farbe wie das Kleid, schmückte ihr

Haupt, und eine schwarze Reiher-Feder, die von diesem Hute herab nickte, erhob die Schönheit ihres blonden, in großen Locken wallenden Haares. Der König, ein brünetter, wohl gebauter Jüngling, mißfiel der jungen Königin nicht und ich habe sagen hören, daß sie ihn geliebt haben würde, wenn ein trauriges Verhängniß, dem besonders Fürsten so selten ausweichen können, nicht über beiden gewaltet hätte.

Bald nachher entfernte man von ihr alle die spanischen Damen, ihre Begleiterinnen, das schmerzte sie tief. Niemand blieb ihr übrig, als eine gewisse Donna Estefania, ihre Erzieherin, jetzt ihre erste Kammerfrau, und zärtlich von ihr geliebt. Auch an meine Mutter schloß sie sich mit Liebe, weil sie lange in Spanien gewesen war, und das Spanische sehr gut sprach und schrieb; denn in den ersten Jahren ihres Aufenthalts in Frankreich machte der Prinzessin nichts Freude, als was sie an ihr Vaterland erinnerte. Meine Mutter wurde ihre Vertraute in dem zwar unschuldigen, aber doch geheimen Briefwechsel mit ihrem Bruder, dem Könige, der ihr einziges Vergnügen und auch ihr einziges Verbrechen war. Des Königs Günstling, der Herzog von Luines, machte ihr auch trübe Stunden, in welchen sie Trost am Busen meiner Mutter suchte. Man sagt, er habe sogar die Kühnheit gehabt, den König von seiner Gemahlin trennen zu wollen, um eine seiner Verwandtinnen auf den Thron zu setzen, die nachmalige Prinzessin von Guimené, das schönste Weib am Hofe. Doch mag ihm der Gedanke wohl nur durch den Kopf geflogen

sein, denn die Herzogin von Luines, die sehr gut mit ihrem Manne lebte, wurde bald darauf eine Favorite der Königin, die anfangs, wegen des Abscheues gegen den Herzog, sie wenig leiden konnte, und nur aus Gefälligkeit für den König an ihren Umgang sich gewöhnte.

Wenn man damals am Hofe die Klugheit bisweilen vermißte, so fehlte doch die Lustigkeit nicht, die sich an Jugend und Schönheit schmiegte. Das beweist der kleine Zufall, daß die Königin, welche schwanger zu sein glaubte, sich Schaden zufügte, weil sie mit Frau von Luines um die Wette lief und sie haschen wollte. Dieses Reich des Vergnügens endete mit dem Tode des Günstlings, nach welchem Marie von Medicis, die mit ihrem Sohne entzweite Mutter, sich mit ihm aussöhnte, und dieser Friede brachte Unfrieden in die königliche Ehe; denn die Mutter meinte, um ihren Sohn ganz zu beherrschen, dürfe er seine Frau nicht lieben. Jetzt blieb der jungen fremden Fürstin keine andere Freude als der Umgang mit der Herzogin von Luines — die sich auf's neue mit dem Herzog von Chevreuse vermählt hatte — eine stets heitere Frau, welche den ernstesten Dingen eine lustige Seite abzugewinnen wußte.

Einige Jahre verstrichen, ohne daß man eigentlich sagen könnte wie? wenn man auch dabei gewesen wäre. Ich weiß davon weiter nichts, als was die Königin selbst mir später bisweilen erzählt hat. Doch das darf ich sagen: sie wurde *geliebt*; die Ehrfurcht, welche die Majestät einflößt, wurde von dem Eindrucke überwogen, den ihre

Enterb. Fuimus Troes! wären jene Zeiten noch, ſo müßte vor allen Dingen die Schriftſteller-Rotte verſchlungen werden. Was hilft das Klagen! ſie lachen ins Fäuſtgen. Der Vergleich iſt geſchloſſen.

Fr. Grießgr. Setzen Sie ſich, mein trauter Seelen-Freund! wir wollen unſern Gram durch leibliche Wohlthaten ein wenig zu mildern ſuchen. (ſie ſchenkt fleißig ein, und präſentirt Kuchen, beyde laſſen ſichs gut ſchmecken)

Enterb. An dem lumpigten Garten wäre endlich wenig gelegen — ein delicates Weingen — aber das führt weiter. Der romanhafte Doctor wird es dabey nicht laſſen — eine liebliche Mandeltorte — er wird ſo lange predigen und declamiren, bis er die gutherzigen Narren zuſammen gepredigt und declamirt hat. Und wenn das geſchieht — gute Nacht, Erbſchaft!

Fr. Grießgr. Herzens-Mann! Sie machen mir angſt und bange. Was iſt dabey zu thun?

Enterb. Sie müſſen alle Beſuche von dort her zu verhindern ſuchen.

Fr.

Schönheit machte, und es gab Leute, die es wagten, ihre Leidenschaft nicht zu verbergen. Zu diesem gehörte der Herzog von Monmorency, ein schöner, tapferer, prachtliebender Mann. Er hatte zuvor die Marquise de Sablé geliebt, eine der schönsten Damen des Hofes, ehe die Königin erschien. Aber sie wußte es auch, daß sie schön und liebenswürdig war, und ihre Eigenliebe machte sie ein wenig zu empfänglich für die Liebe der Männer. Damals gab es in Frankreich noch Ueberreste von jener Artigkeit, welche Katharina von Medicis aus Italien dahin gebracht hatte. Alle die neuen Lustspiele und Gedichte, die aus Spanien kamen, athmeten eine so große Zartheit, daß sie sich eine hohe Idee von der Galanterie machte, welche die Spanier den Mauren verdankten. Sie war überzeugt, daß die Männer, ohne ein Verbrechen zu begehen, den Damen zärtlich huldigen dürfen; daß der Wunsch, ihnen zu gefallen, große, schöne Handlungen erzeugt, den Geist erweckt, Freigebigkeit und manche andere Tugend einflößt; daß hingegen die Damen, geschaffen um die Welt zu zieren, und von den Männern angebetet zu werden, nur deren Verehrung dulden dürfen. Ich habe sie sagen hören, ihr Stolz gegen den Herzog von Monmorency sei so groß gewesen, daß im ersten Augenblicke, als sie dessen neue Liebe bemerkte, sie allen Umgang mit ihm aufgehoben, und seine Huldigung auch mit keiner Königin theilen wollen. Die Letztere hat mir nachher gesagt, indem sie sich selbst über ihre vormalige Eitelkeit lustig machte, sie habe über die Empfindungen

des Herzogs für sie nie nachgedacht, und gemeint, sein Betragen sei blos ein ihrer Schönheit gebührender Zoll; auch sei des Herzogs Leidenschaft eben nicht heftig gewesen.

Der Herzog von Bellegarde, obgleich schon alt, zählte sich auch zu ihren Liebhabern. Er war Günstling zweier Könige gewesen, und stand noch in so großem Ansehen, daß die Königin einen Weihrauch nicht verschmähte, dessen Dampf ihren Ruf nicht beflecken konnte. Sie litt es, daß er mit ihr umging, wie es zu seiner Zeit Mode gewesen, den Damen zu huldigen. Er wagte es wirklich, seine Liebe zu erklären. Man sagt, die Königin habe gezürnt, es wurde bald ein Scherz daraus gemacht, an dem selbst der König Theil nahm, obschon er sonst ziemlich eifersüchtig war.

Nur der Herzog von Buckingham war so verwegen, einen Angriff auf ihr Herz zu wagen. Er kam im Namen des Königs von England, um Madame, des Königs Schwester, für seinen Herrn sich antrauen zu lassen. Er war schön, wohl gebaut, prächtig, freigebig, besaß Größe der Seele und galt für den Günstling eines großen Monarchen, dessen Schätze er verschwenden, mit dessen Diamanten er sich schmücken durfte. Was Wunder, daß er gefiel und sich dessen bewußt war. Allein die Königin hat mir erzählt, daß, ob sie gleich nicht läugnen könne, Gefallen an ihm gefunden zu haben, sie doch in aller Unschuld geglaubt, es bedeute nichts mehr und nichts weniger als eine honnete Galanterie. Die spanischen Damen, sagte sie, leben am Hofe wie die Nonnen, und sprechen mit Männern

nur in Gegenwart des Königs und der Königin; dennoch rühmen sie sich recht gern ihrer Eroberungen, die, statt ihrem Rufe zu schaden, ihnen Ehre bringen. Die Herzogin von Chevreuse that freilich alles Mögliche für solche Zeitvertreibe ihrer erhabenen Freundin, deren Eitelkeit geschmeichelt wurde, deren Tugend aber unbefleckt blieb. Man hat viel von einem Spazirgang der Königin gesprochen, als sie ihre Schwägerin nach Amiens begleitete. Er geschah mit ihrem gewöhnlichen Gefolge. Personen, welche sich darunter befanden, haben mir die Wahrheit erzählt. Der Herzog von Buckingham sprach mit ihr, Putange, ihr Stallmeister, entfernte sich ein wenig, um nicht unbescheiden zuzuhören. Da führte sie der Zufall in einen gekrümmten Gang des Gartens, wo ein Pfosten sie den Blicken des Publikums entzog. Die Königin, erschrocken, sich allein zu finden, vielleicht auch durch die Leidenschaft des Herzogs ein wenig gedrängt, rief den Stallmeister, und verwies ihm seine Entfernung. — Als der Herzog ihr beim Abschied den Rock zu küssen kam, befand sie sich im Wagen neben der Prinzessin von Conti. Er verbarg sein Gesicht hinter dem Vorhang, gleichsam um ihr einige Worte zu sagen, eigentlich um seine Thränen zu trocknen. Die Prinzessin von Conti, eine geistreich scherzende Frau, sagte nachher: sie wolle dem Könige wohl die Tugend der Königin verbürgen, aber nicht ihre Grausamkeit, denn es habe sich, bei den Thränen des schönen Engländers, eine Spur von Mitleid in ihren Augen blicken lassen.

Den Herzog verleitete die Liebe noch zu einem kühnen Schritt, den ich aus dem Munde der Königin habe, und den die Königin von England mir nachher bestätigt hat. Er war schon von Amiens abgereist mit Madame Henriette, die er seinem Könige zuführen sollte, er war schon nicht fern mehr von Calais, als er — um die Königin noch einmal zu sehen, wäre es auch nur ein Augenblick — plötzlich vorgab, Befehle aus England erhalten zu haben, die ihn nöthigten, nach Hofe zu gehen. Er ließ Madame Henriette zu Boulogne, eilte zurück, sprach mit der Königin Mutter von seinen vorgeblichen Geschäften, und begab sich dann zu der jungen Königin, die er im Bette ziemlich allein fand. Durch einen Brief der Herzogin von Chevreuse, welche Henrietten begleitete, war sie auf diesen Besuch vorbereitet und sprach lachend davon. Aber sie erstaunte, als er nun hereintrat, sich neben ihrem Bette auf die Knie warf, und mit allen Zeichen einer die Vernunft besiegenden Leidenschaft das Bettlaken an seine Lippen drückte. Die Königin hat mir selbst gesagt, sie sei sehr verlegen geworden, und habe lange nicht reden können. Die Gräfin von Lannoi, ihre alte, strenge Ehrendame, die neben ihrem Kopfkissen stand, fand des Herzogs Stellung sehr anstößig, und sagte ihm mit großem Ernst, das sei nicht Sitte in Frankreich. Er aber, ohne aus der Fassung zu kommen, behauptete, er sei ein Fremder, und brauche nicht alle Gesetze der französischen Etikette zu beobachten. Dann wandte er sich an die Königin und sagte ihr ganz laut die

zärtlichſten Dinge von der Welt. Im Grunde war ſie wohl nicht erzürnt darüber, allein ſie nahm ſich zuſammen, klagte über ſeine Kühnheit, und befahl ihm zu gehen. Er gehorchte, und nachdem er ſie am andern Morgen noch einmal in Gegenwart des ganzen Hofes geſehen, reiſte er ab, feſt entſchloſſen, ſo bald als möglich wieder nach Frankreich zu kommen.

Dem Könige wurde alles dies zum Nachtheil ſeiner Gemahlin hinterbracht. Er nahm es ſehr übel auf. Ihr Stallmeiſter, ihr Arzt und mehrere ihrer Höflinge wurden exilirt. Durch ſeinen Beichtvater ließ er ihr ſolches zu wiſſen thun, wobei Donna Epefania ſich nicht enthalten konnte, ihm dieſe Bitterkeiten zu ſagen.

Einige Zeit nachher wünſchte die Königin von England ihre Mutter zu beſuchen, allein ohne Buckingham's Begleitung konnte ſie die Einwilligung ihres Gemahls zu dieſer Reiſe nicht erhalten. Das ſchrieb ſie ihrer Mutter und bat um Erlaubniß den Herzog mitzubringen. Es wurde abgeſchlagen, und nun beſchloß die Wuth des Verliebten, beide Kronen zu entzweien, damit wenigſtens die Nothwendigkeit eines Friedens-Traktats ihn einſt nach Frankreich zurückführen möchte. Er wollte Siege erfechten; er kam dem, von Ludwig XIII. belagerten Rochelle mit einer mächtigen Flotte zu Hilfe; er berühmte ſich öffentlich ſeiner Leidenſchaft für die Königin; aber ſeine ſtolzen Entwürfe mißlangen.

Die Königin hat mir ſelbſt geſtanden, daß die Her-

zogin von Chevreuſe (vielleicht auch ihr Herz) ſie damals verleitet haben, ſich Wünſche für die engliſchen Waffen zu erlauben, doch meinte ſie, dieſe Wünſche wären nur aus Haß gegen den Kardinal Richelieu entſprungen, der, als eine Kreatur ihrer Schwiegermutter, ihren Gemahl gegen ſie einnahm.

Ein anderes, ernſteres Abenteuer begegnete der jungen Königin auf Anſtiften des Kardinals und ihrer Schwiegermutter. Der Ober-Garderobemeiſter, Chalais, wurde einer Verſchwörung gegen den Staat und gegen das Leben des Königs angeklagt, die Königin ſelber als deſſen Mitſchuldige genannt. Die, mit den Begebenheiten jener Zeit Vertrauten haben mich verſichert, Chalais ſei unſchuldig geweſen, und habe höchſtens eine Intrigue gegen den Kardinal geleitet, an der des Königs Bruder Theil nahm, deſſen Vermählung mit Mademoiſelle Monpenſier man zu hindern wünſchte. Wahr iſt es, daß auch die Königin dieſe Vermählung gern hintertrieben hätte, wie ſie mir ſelbſt geſagt hat, aber nur weil ſie glaubte, wenn jene Prinzeſſin Kinder bekäme, ſo würde ſie, die Kinderloſe, nicht mehr geachtet werden.

Von andern habe ich gehört, gewiſſe Sterndeuter hätten dem Könige prophezeit, er werde nicht lange leben, und, um das Märchen zu verſchönern, habe man die Königin beſchuldigt, ſie wolle nach dem Tode ihres Gemahls den Bruder desſelben heirathen, und darum ſei jene Verbindung ihr ſo mißfällig. Um ſie gänzlich zu verderben, ließ

der Kardinal den Gefangenen Chalais Begnadigung, wenigstens Rettung seines Lebens hoffen, wenn er aussagen würde, die Königin sei mit ihm einverstanden gewesen. Da er aber nicht alles sagte, was man zu hören verlangte, so erweiterte der Kardinal nach seinem Gefallen die mangelhafte Aussage und hinterbrachte sie dem Könige, der sich darob entsetzte. Er ließ seine Gemahlin im Geheimenrath erscheinen, wo er ihr geradezu vorwarf, sie habe gegen sein Leben sich verschworen, um einen andern Mann zu nehmen. Die Königin — zwar vom tiefsten Schmerz über eine solche Anklage ergriffen, aber stark im Bewußtsein ihrer Unschuld — sprach mit Festigkeit und edler Kühnheit: »warum ein so schwarzes Verbrechen?« sagte sie ihm (wie ich von ihr selbst weiß) »ich würde bei dem Tausch zu wenig gewonnen haben.« Dann wandte sie sich an ihre Schwiegermutter, und, mit dem ganzen Stolz einer spanischen Prinzessin beschwerte sie sich über die Verfolgungen, welche sie von ihr und dem Kardinal erdulden müsse. Doch weder der König noch das Publikum würden von ihrer Unschuld überzeugt worden sein, wenn nicht glücklicherweise Chalais selbst, da er, das Schaffot besteigend, von Richelieu sich betrogen sah, es laut bereut hätte, durch zweideutige Aeußerungen den Ruf der Königin in Gefahr gesetzt zu haben. Er trug seinem Beichtvater auf, sie in seinem Namen um Verzeihung zu bitten, und dem Könige die Wahrheit zu hinterbringen. Auch Chalais Mutter kam in gleicher Absicht zu der Königin.

Indessen entfernte man doch die Herzogin von Chevreuse von ihr, die Chalais Geliebte, und gewiß auch die einzige Ursache alles Unheils gewesen war. Allein die Königin, die mit großer Zärtlichkeit an ihr hing, wurde durch diesen Verlust tief gekränkt und gegen ihren Gemahl erbittert.

Manche wollen, der Kardinal habe im Grunde mehr Liebe als Haß für die Königin gehegt, und, als er sich verschmäht gesehen, aus Rache gehandelt. Gewiß ist, daß er ihr, bis an seinen Tod, keine andere Merkmahle seiner Liebe gegeben, als Verfolgung und Störung ihrer Ruhe. Aber sie selber hat mir erzählt, daß er eines Tages, in ihrem Kabinet, wirklich sehr galant und sogar leidenschaftlich mit ihr gesprochen; sie sei eben im Begriff gewesen, ihren Zorn und Verachtung zu äußern, als der König herein getreten und ihr Gespräch unterbrochen. Nachher habe sie ihre Empfindungen nicht wieder äußern wollen, weil sie geglaubt habe, ihm zu viel Ehre anzuthun, wenn sie zeige, daß sie jenes Augenblickes sich noch erinnere. Aber ihr verachtendes Stillschweigen antwortete ihm hinlänglich. Sie gab sich gar nicht die Mühe ihren Haß zu verbergen, und erwarb sich dadurch eine Menge Anhänger, nämlich alle die Feinde des Kardinals, deren er unzählige hatte (eigentlich wohl nicht Feinde, sondern Neider). Er verdiente dieses Schicksal nicht, denn er war der größte Mann seiner Zeit, und auch die verflossenen Jahrhunderte haben nichts, ihn Uebertreffendes, aufzuweisen. Er hatte die Grundsätze aller berühmten Tirannen; seine Entwürfe, Gedanken und Be-

ſchlüſſe waren ſämmtlich auf Heil des Staats und öffentliches Wohl berechnet, nur daß er das letztere blos dann beförderte, wenn des Königs Anſehen und Schätze dadurch vermehrt wurden. Der König ſollte das Volk regieren aber er wollte den König beherrſchen. Leben und Tod der Menſchen intereſſirten ihn blos in Rückſicht auf ſein Vermögen und ſeine Größe, von welchen beiden, nach ſeiner Meinung, Reichthum und Größe des Staates abhingen. Unter dem Vorwande, eins durch das andere zu ſchützen, trug er gar kein Bedenken, ſeiner eigenen Erhaltung alles aufzuopfern, und die evangeliſchen Grundſätze waren ihm fremd, ob er gleich ein Buch geſchrieben hat, das Leben des Chriſten betitelt. Daß er jene nicht befolgte, brachte ſeinen Feinden Unheil, dem Staate Heil, ſo wie Kinder ein erwuchertes Vermögen froh genießen, für welches der Vater vielleicht in der Hölle brennt.

Die Königin war ſehr liebenswürdig, der König zur Frömmigkeit geneigt; es iſt daher ſehr wahrſcheinlich, daß wenn der Miniſter nicht als ein böſer Dämon zwiſchen ſie getreten wäre, Ludwig mehr Anhänglichkeit an eine Gemahlin bewieſen haben würde, die deren in jeder Rückſicht ſo würdig war. Manche behaupten, er habe ſie nie geliebt, und die Königin ſelbſt glaubte es, da er ſie ſo gleichgiltig behandelte; allein ich weiß, aus dem Munde eines ſeiner Günſtlinge, daß er ſie ſchön fand, und daß er eines Tages, von ihrer Schönheit im Vertrauen ſprechend, hinzufügte: er wage es nicht, Zärtlichkeit gegen ſie zu äußern, aus

Furcht, ſeine Mutter und den Kardinal beleidigen, deren Rath und Dienſte ihm nöthiger wären, als das Vergnügen mit ſeiner Frau in zärtlicher Eintracht zu leben.

Der Königin Anhänglichkeit an das Vaterland und an ihren Bruder waren auch Gefühle, die man ihr zum Verbrechen machte. Sie hatte in der That Grund zu fürchten, daß ihr Gemahl ſie verſtoßen werde, und auf dieſen Fall hoffte ſie, nach dem Tode ihrer Tante, der Infantin Klara Eugenia, die Regierung der Niederlande zu erhalten.

Ich war ſieben Jahre alt, als die Königin mir, um meiner Mutter willen, eine Penſion von ſechshundert Livres gab, bald darauf fügte ſie einen Gnadenbrief (brevèt) hinzu, durch welchen mein Schickſal auf immer an das ihrige gefeſſelt wurde. Ihre Freundſchaft für meine Mutter, und das Vergnügen, welches ich ihr zu machen ſchien, weil ich ſchon ſpaniſch mit ihr plaudern konnte, mißfielen dem Herrn Kardinal, und ich erhielt einen königlichen Befehl, mich von ihr zu trennen. Schon hatte Madame du Fargis, ihre Dame d'atour, einen ähnlichen Befehl empfangen, und das war der Königin minder aufgefallen, aber daß man ihr nun gar ein Kind wegnahm (denn ich war höchſtens zehn Jahre alt), das ſchmerzte ſie tief. Meine Mutter führte mich in die Normandie, von wo aus ich doch einmal mit einer Verwandtin zurückkam und der Königin insgeheim vorgeſtellt wurde.

Im Jahre 1624 hatte ſie die Abtei Val de Grace geſtiftet, um dort bisweilen, in Abgeſchiedenheit von der

Fr. Grießgr. Je du lieber Gott! habe ich denn nicht die junge Dirne mit Spott, und Hohn zurückgewiesen? Aber der Kettenhund, der Hans Buller, hat sie doch herein geführt, und ich glaube, sie sitzt noch bey dem Alten, und greint ihm was vor.

Eyterb. Wer?

Fr. Grießgr. Die Jungfer Steuer-Einnehmerin.

Eyterb. Sie ist bey ihm?

Fr. Grießgr. Leider ja! (nachspottend) Sie wollte dem lieben Oheim zum Geburtstag Glück wünschen.

Eyterb. Und Sie ließen sie bey ihm allein?

Fr. Grießgr. (mit einem zärtlichen Seitenblick) Weil ich meinen Trauten erwartete.

Eyterb. Servitör! hochgeschätzte Frau Grießgram, da haben Sie einen Bock geschossen. Ich kenne das Mädgen, es ist eine Schmeichel-Katze.

Fr. Grießgr. Was? eine solche unreife Dirne sollte mich um den Lohn meiner sechzehnjährigen Strapazen bringen? Bin ich desto-

gen

Welt, sich zu erbauen. Der Kardinal, welcher wußte, daß sie so oft als möglich an ihren Bruder schrieb, war so boshaft dem Könige zu rathen, daß er die Abtei plötzlich solle durchsuchen lassen, weil man vermuthlich Beweise eines strafbaren Einverständnisses mit dem spanischen Hofe entdecken werde. Plötzlich erschienen, auf königlichen Befehl, der Erzbischof von Paris und der Kanzler Seguier an der Klosterpforte; sobald sie eingetreten waren, geboten sie den erstaunten Nonnen, bei Strafe des Bannes, kein Wort miteinander zu sprechen, dann forderten sie alle Schlüssel, durchsuchten alle Zellen und jeden Ort, wo sich Papiere vermuthen ließen, vor allen Dingen die Zelle der Königin; aber sie fanden nichts als Bußwerkzeuge, Gürtel mit eisernen Spitzen, und härene Hemden, bei deren Anblick der Kanzler sich nicht enthalten konnte, ehrfurchtsvoll auszurufen: wir haben gerade das Gegentheil von dem gefunden, was wir suchten. Es hieß, ein Mädchen der Königin habe dem Kardinal hinterbracht, daß ein verschlossenes Kästchen in der Zelle der Königin stehe. Dies Kästchen fand sich auch, aber es war angefüllt mit — englischen Handschuhen, die ihre Schwägerin ihr geschickt hatte. Es ist sehr begreiflich, daß ein solches Verfahren das Gemüth der Königin äußerst empören mußte. Sie konnte noch lange nachher nicht ohne große Bewegung davon reden hören.

Gleich nach dem Tode des Kardinals Richelieu sandte sie mir einen Befehl zu, an den Hof zurück zu kehren, den ich mit Freuden erfüllte. Ich eilte mit meinem Bruder nach

Paris, die Königin empfing uns sehr gnädig und sagte: die Kinder meiner Freundin sind zurück gekommen. Sie war noch immer so schön als irgend eine Dame von ihrer Umgebung. Damals, als ich sie verlassen mußte, trug sie, nach damaliger Mode, ein rundes klares Kopfzeug und viel Puder, nachher ging sie blos in Locken. Ihr sehr starkes Haar war ein wenig brauner geworden. Ihre Gesichtsfarbe war nicht zart, ihre Nase auch wohl zu groß, und nach spanischer Sitte schminkte sie sich ein wenig zu stark; aber sie war weiß und nie gab es eine schönere Haut als die ihrige. In ihren schönen Augen vereinten sich Sanftmuth und Würde. Die Farbe derselben fiel etwas in's Grünliche, allein das machte ihren Blick nur lebhafter. Ihr Mund war klein und rosenroth, ihr Lächeln außerordentlich einnehmend und ihre Lippen hatten von dem Hause Oesterreich nur so viel als nöthig war, um sie zu verschönern. Ihre Stirn war wohl gebildet, so wie der ganze Schnitt ihres Gesichts. Der Ruf der Schönheit ihrer Hände und Arme ist durch ganz Europa erschollen; sie waren wirklich weiß wie Schnee und die Dichter konnten das Lob derselben nicht übertreiben. Ihr Busen war schön, obschon nicht vollkommen, ihr Wuchs hoch, ihre Miene majestätisch ohne Stolz. Ihre ganze, mit so vielen Reizen begabte Gestalt flößte Jedem, der sie sah, Liebe und Ehrfurcht ein. Ihre Seele war nicht minder geschmückt, und von ihrer Mutter hatte sie den Hang zur Frömmigkeit eingesogen.

Es gab der schönen Damen viele am Hofe. Eine der

ſchönſten war noch immer Madame de Guiméné, zumal da ſie es kaum zu wiſſen ſchien. Die Königin hat mir lange nachher erzählt, daß ſie an Balltagen, mit ihrer Favorite, der Herzogin von Chevreuſe, alle mögliche Künſte der Toilette aufgeboten, um von der Prinzeſſin Guiméné nicht verdunkelt zu werden; wenn aber nun dieſe erſchien, und die eiferſüchtigen Damen ſich ſelber geſtehen mußten, ſie ſei doch die Schönſte, ſo gingen ſie, eine nach der andern, zu ihr hin und ſagten ihr: Ach mein Gott! wie ſehen Sie heute ſo übel aus! dann erſchrack die reizende Prinzeſſin, und ſtatt einen Blick in den Spiegel zu werfen, fuhr ſie nach Hauſe.

Unter Allen, die in ihrer erſten Jugendblüte erſchienen, erwarb ſich Mademoiſelle d'Hautefort, eine Hofdame der Königin, den Preis. Kaum ſah ſie der König, als er Neigung für ſie faßte. Die Königin bemerkte alſobald, was in dem Herzen dieſes Weiberfeindes vorging, und ſuchte den Funken anzufachen, weil ſie meinte, durch dieſe Gefälligkeit ihn zu gewinnen. Aber er war zu fromm, um ſich recht ernſtlich zu verlieben, und ich ſelbſt habe Mademoiſelle d'Hautefort ſagen hören: er ſpreche von ſonſt nichts als Hunden und Falken und Jagd mit ihr, und wage es gar nicht, ihr nahe zu kommen. Er ließ ſich auch darum nicht öfter als ſonſt in den Zimmern der Königin blicken.

Marie von Medicis herrſchte damals unumſchränkt. Richelieu war ihre Kreatur, von ihr erhoben. Ich weiß nicht, warum ſie unzufrieden mit ihm wurde, und we-

nige Perſonen haben es erfahren; aber auf einer Reiſe nach Lyon, wo der König ſo krank war, daß man für ſein Leben fürchtete, und der Kardinal ſich verloren glaubte, bat die Königin Mutter ihren Sohn, ihn zu verbannen. Ludwig verſprach es, nur wünſchte er noch einen kurzen Aufſchub wegen ſeiner italieniſchen Angelegenheiten. Dieſen gewährte die Mutter, auf des Sohnes Wort bauend, und dadurch wurde ſie ſelbſt ein Opfer von Richelieu's Ränken. Sie, die Frankreich einen König, Spanien und England Königinnen und Savoyen eine Fürſtin gegeben hatte, ſie, die Beherrſcherin des Reichs, mußte plötzlich alle ihre Größe verſchwinden ſehen. Nach vollendeter Reiſe erinnerte ſie den König an ſein Verſprechen, und war nicht wenig erſtaunt, Widerſtand zu finden, er bat ſie ſogar, dem Kardinal zu verzeihen. Vergebens machte ſie dem Sohne Vorwürfe, vergebens bot ſie Thränen auf, er war mit Richelieu einverſtanden, der in demſelben Augenblicke hereintrat, ſich an beide wandte und ganz kalt ſagte: er ſei gekommen, weil er vermuthet habe, daß man von ihm ſpreche. Die gereizte Königin, noch mehr erbittert durch ſeine unvermuthete, von ihr nicht bewilligte Erſcheinung, nannte ihn, in Thränen ſchwimmend, einen Verräther, und überließ ſich dem heftigſten Ausbruche ihres Zorns. Noch bitterer behandelte ſie deſſen Nichte, die Herzogin von Aiguillon, die gegen das Ende der Unterredung dazu kam. Richelieu, ohne aus der Faſſung zu kommen, warf ſich zu ihren Füßen und bat dringend um Verzeihung. Auch der König,

den dieser Auftritt sehr zu bewegen schien, kniete vor ihr und vereinte seine Bitten mit denen des Günstlings, allein vergebens. Der König, dadurch gekränkt, begab sich nach Versailles, der Kardinal folgte ihm dahin, und wußte sich seiner so ganz zu bemächtigen daß er ohne Zweifel schon damals beschloß, was er nachher zu Compiegne gegen seine Wohlthäterin ausführte. Viele, die mit der Königin Mutter im Einverständniß waren, und auf den Sturz des Kardinals ganz sicher gezählt hatten, empfanden die traurigen Folgen dieser Täuschung, und darum nannte man jenen Tag la journée des dupes. Marie von Medicis verdarb Alles dadurch, daß sie in Paris blieb, wo die Feinde des Kardinals eine große Rathsversammlung hielten, und nachher von ihm gerade so behandelt wurden, als sie ihn selber hatten behandeln wollen. Der Marschall von Marillac zum Beispiel hatte für seinen Tod gestimmt, sobald der König ihn nicht mehr schützen würde; den ließ Richelieu sehr ungerechter Weise hinrichten; der Marschall Bassompierre hatte gemeint, man solle ihn nur in's Gefängniß werfen; dafür brachte er selber zwölf Jahre im Kerke zu. Kurz, diese Begebenheit war der erste Grund aller der Verfolgungen und Proskriptionen, welche damals so viele Personen von großem Ansehen in's Unglück gestürzt haben.

Einige Zeit nach dieser journée des dupes begab sich der Hof nach Compiegne, die beiden Königinnen in der besten Eintracht, denn beide haßten nun den Kardinal, und ihr Schicksal fing an sich zu gleichen. Der König, der mit

dem Vorſatz ſchwanger ging, ſeine Mutter verhaften zu laſſen, war ſehr unruhig, weil ſein natürliches Gefühl ſich noch empörte. Der Miniſter bot alles auf um ſeine Rache zu vollſtrecken. Endlich — wenige Tage nach der Ankunft des Hofes — wurde plötzlich, ſehr früh des Morgens, an das Zimmer der jungen Königin geklopft — (ſie ſelbſt hat mir das Folgende erzählt.) Erſchrocken fuhr ſie aus dem Schlafe und rief ihre Kammerfrauen. Sie meinte, der König ſei an der Thür, da ſonſt wohl Niemand ſich unterſtehen könne, auf dieſe Weiſe bei ihr einzudringen. Als ſie den Bettvorhang wegzog und ſah, daß es kaum Tag wurde, durchkreuzten ſchnell trübe Ahnungen ihre Seele. Der Abneigung ihres Gemahls nur allzugewiß, fürchtete ſie, man komme ihr anzukündigen, daß ſie Frankreich verlaſſen ſolle. Sie raffte ſich zuſammen und bot alle ihre Standhaftigkeit auf. Die Thür wurde geöffnet. Da meldete ihr die erſte Kammerfrau den Groß-Siegelbewahrer im Namen des Königs. Dieſer ungewöhnliche Beſuch beſtärkte ſie noch in ihrer Vermuthung. Allein er kündigte ihr blos an, daß der König, aus gewiſſen Staatsurſachen, ſich genöthigt geſehen, ſeine Mutter hier unter Aufſicht des Marſchalls d'Etrées zu laſſen; er bitte ſie aufzuſtehen, die Gefangene aber nicht zu beſuchen, ſondern zu den Kapuzinern zu kommen, wo er ſie erwarte. Man denke ſich die Beſtürzung der jungen Königin. Sie ſtand ſogleich auf, aber es war ihr unmöglich ſich hinweg zu begeben, ohne ihre Schwiegermutter noch einmal zu ſehen. Um jedoch

nicht geradezu den Gehorsam gegen ihren Gemahl zu verletzen, ließ sie der Gefangenen sagen, sie wünsche sehr sie zu sprechen, allein aus gewissen Ursachen könne sie dieselbe nicht besuchen, ohne zuvor von ihr darum gebeten zu sein. Die alte Königin schickte augenblicklich ihre erste Kammerfrau mit der verlangten Bitte. Ihre mitleidige Schwiegertochter warf blos einen Schlafrock über das Hemd und eilte zu ihr. Sie saß im Bett, ihre Knie umfassend, und rief der Kommenden entgegen: Ach meine Tochter! ich bin todt oder eine Gefangene! was will der König mit mir machen? Die junge Königin warf sich sehr bewegt in ihre Arme, und vergaß in diesem Augenblick allen Verdruß, den sie ihr vormals angethan. Sie trennten sich als warme Freundinnen, sie hatten sich zum letzten Mal gesehen. Marie entfloh aus ihrem Kerker und ging nach Flandern, wo die Infantin Clara Eugenia sie sehr wohl aufnahm, und wohin auch ihr Sohn, des Königs einziger Bruder sich flüchtete, nachdem er Drohungen gegen den Kardinal ausgestoßen. Nach dem Tode der Infantin suchte Marie eine Zuflucht in England, wo die damaligen Volksbewegungen sie wiederum vertrieben. Sie ging nach Holland und von da nach Köln, wo sie bekanntlich zu Richelieu's ewigem Schimpfe, im tiefsten Elend starb.

Nach dem Besuche, den der jungen Königin ihr Herz geboten, begab sie sich zu den Kapuzinern, wo sie den König fand und mit ihm zurück nach Paris fuhr. Damals

war es, daß er ihr Madame d'Hautefort präsentirte, und sie bat, aus Liebe zu ihm, dieses schöne Mädchen zu lieben und gut zu behandeln. Solche Empfehlungen sind nicht allen Gattinnen angenehm; die Königin zwang sich zu einer freundlichen Aufnahme, liebte aber Madame d'Hautefort bald um ihrer selbst willen (denn sie verdiente es) und wurde von ihr herzlich wieder geliebt. Als der König das bemerkte, erkaltete nicht allein seine Neigung, sondern die täglich wärmer werdende Freundschaft zwischen seiner Gemahlin und seiner Geliebten war ihm so zuwider, daß die letztere endlich ganz in Ungnade fiel und in die Provinz zurückkehren mußte. Die erstere hingegen empfing jetzt mehrere und freundlichere Besuche von ihm als vormals, vielleicht um das Volk zu besänftigen, dem die Gefangenschaft der Königin Mutter sehr anstößig schien, so wie die gegen mehrere Personen verübte, grausame Strenge. Hingegen liebte es die junge Königin sehr, und sah mit Vergnügen das bessere Vernehmen zwischen ihr und ihrem Gemahl. Um sie zu gewinnen, rief der Kardinal auch die Herzogin von Chevreuse aus ihrer Verbannung zurück. Ohne Zweifel versprach sie ihm alles was er begehrte. Im Grunde hatte er sie nie gehaßt, ihre Reize hatten Eindruck auf ihn gemacht, und ihr Schicksal war eigentlich nur eine Folge des Hasses der Königin Mutter. Da er nun mit dieser zerfallen war, so wünschte er, durch Vermittlung der Favorite, sich mit der jungen Königin auszusöhnen. Auch den Chevalier de Jars, der gleichfalls ihret-

wegen entfernt worden war, ließ er aus England zurückkommen.

Madame de Chevreuſe ſchien nunmehr in vertrauten Verhältniſſen mit dem Kardinal zu ſtehen, blieb aber darum nicht minder der Königin ergeben, und warb auch für ihre Partei den Groß-Siegelbewahrer Chateauneuf, der in ſie verliebt war.

Der ſchlaue Miniſter merkte aber bald, daß eine neue Verſchwörung gegen ihn ſich entſpann. Er zerhieb den Knoten auf der Stelle. Madame de Chevreuſe mußte abermals den Hof verlaſſen, und ging nach Spanien, wo ſie ehrenvoll aufgenommen wurde, und wo ſogar der König gegen ihre Reize nicht unempfindlich ſoll geweſen ſein. Der Groß-Siegelbewahrer wurde nach Angoulême geſchickt. Dem Chevalier de Jars ging es am ſchlimmſten. Er iſt nachher einer meiner vertrauteſten Freunde geworden, und daher kenne ich ſein Schickſal genau, in welchem er einen ſo großen und biedern Charakter entwickelte. Eilf Monat ſaß er in der Baſtille in ein Loch geſperrt. Es war im Winter als man ihn arretirte, und das ſchwarze Sammtkleid, welches er in dieſem Augenblicke trug, kam während der ſchrecklichen eilf Monate nicht von ſeinem Leibe. Man verhörte ihn fünfzigmal mit der größten Strenge; er antwortete ſtets mit Verſtand und Feſtigkeit, ohne ſich je zu verwickeln oder zu irgend Jemandes Nachtheil zu ſprechen. Man brachte ihn endlich nach Troyes wie einen Verbrecher, den man zum Tode führt. Als er durch den Hof der Baſtille geſchleppt

wurde, erblickte er den Marſchall Baſſompierre und einige andere Gefangene, die man gelinder behandelte. Er rief ihnen zu: »Lebt wohl! ich weiß nicht wohin ich gehe, aber ſeid verſichert, es möge mir auch begegnen was da wolle, ich bleibe ein Mann von Ehre, und werde nie, weder an meinen Freunden noch an mir ſelber zum Verräther werden.« Zu Troyes fand er in einem gewiſſen Laffemas denſelben Richter wieder, der ihn ſchon in der Baſtille gequält hatte, und den man nur des Kardinals Henkersknecht zu nennen pflegte. Man wollte falſche Zeugen erkaufen. Der Prévôt de l'Ile, der ihn auf der Reiſe von Paris nach Troyes begleitet hatte, ſollte ausſagen, der Chevalier habe unterwegs aufrühreriſche Reden gegen den Staat ausgeſtoßen, allein der ehrliche Mann verſtand ſich durchaus nicht dazu. Laffemas wußte, daß Richelieu den Tod des Gefangenen nicht wollte, weil er ihn ſelber für unſchuldig hielt und durchaus keine Beſchönigung eines Todesurtheils finden konnte, allein er hoffte durch die Furcht dafür, und durch alle ſonſt nur erſinnlichen Qualen, ihm die Geheimniſſe der Königin und ihrer Vertrauten abzulocken. Der Kardinal pflegte zu ſagen: man gebe mir nur zwei Zeilen, die der unſchuldigſte Menſch geſchrieben, ſo will ich ihm den Prozeß machen, denn in zwei Zeilen kann man Alles finden, was Einem beliebt.

Eines Tages, am Feſte aller Heiligen, begab ſich ein ſonderbarer Auftritt. Laffemas hatte dem Chevalier erlaubt, die Meſſe zu hören, und ihn unter ſtarker Bedeckung zu

gen dem alten Narren ſo lange um den Bart gegangen? habe ihm Süppgen gekocht, die Arzeney mit meinem eigenen kleinen Finger eingerührt, die kranken Beine in Haſenfelle gewickelt, und ſeine abgedroſchenen Heldenthaten hundert mal erzählen hören —

Bertr. St. (gedämpft) Beſtie!

Eyterb. (ſieht ſich um) Was war das? Es kam mir vor als ſpräche Jemand?

Fr. Grießgr. Nicht doch, hier ſind wir ganz ſicher. Dieß iſt mein Schlafgemach. Kein Sterblicher iſt ſo verwegen, ohne meine Erlaubniß in dieſes Heiligthum zu dringen. (Sie zeigt auf den eiſernen Kaſten) Sehn Sie, hier ſteht mein kleiner Narr, mein Liebling, mein Geldkaſten; der lacht in ſorgenvollen Stunden mich immer freundlich an. (Sie ſchließt ihn auf, Eyterborn wirft gierige Blicke hinein) Die großen Säcke da unten, lauter Silber! und hier — (Sie holt zwey kleine Säcke heraus, und ſetzt ſie auf den Tiſch) ein paar liebenswürdige Närrgen, ganz voll Gold.

Eyterb. (ſtreichelt die Säcke) Niedliche Dingergen! man fühlt ſich ſo ſympathetiſch angezogen.

Fr.

den Jakobinern führen lassen. Da erblickte der Gefangene den Herrn Intendanten Laffemas, nebst seiner Frau, wie sie am Hochaltar das Abendmahl empfingen. Plötzlich riß er sich los von seiner Wache, stürzte hin zum Altare, packte den Schurken bei der Brust und schrie: »Mensch! du hast deinen Gott jetzt auf den Lippen! jetzt sage die Wahrheit vor Gott und den Menschen! bekenne meine Unschuld und deine Verfolgungswuth! bist du ein Christ, wie du in diesem Augenblick heuchelst, so bekenne laut, daß du ein Schurke gewesen! ich nehme diese ganze Versammlung zum Zeugen, daß ich dich nicht für meinen Richter erkenne!"

Man denke sich den bleichen, bebenden Sünder. Das Volk drängte herzu und fing an zu murren. Der Prévôt de l'Ile, der gegenwärtig war, wollte die Feinde trennen, aber der Chevalier ließ seinen Mann nicht los. »Du sollst antworten!" schrie er und schüttelte ihn. Da ermannte sich Laffemas endlich und sprach mit großer Kälte: »Mein Herr, worüber beklagen Sie sich? ich versichere Sie, daß der Herr Kardinal Sie liebt." Und als der Chevalier fortfuhr, auf eine Antwort wegen seiner Unschuld zu dringen, sagte er: »Sie werden damit abkommen, nach Italien zu gehen. Indessen will ich Ihnen einige kleine Briefchen von Ihrer Hand geschrieben zeigen lassen, aus welchen Sie sehen werden, daß Sie schuldiger sind, als Sie sich einbilden."

Nach dieser, in ihrer Art einzigen Scene glaubte der Chevalier sich verloren, und beschloß, seinem Tode muthig entgegen zu gehen. In der That führte man ihn auf den

Armen-Sünderstuhl, wo er abermals den Lassemas als seinen Richter verwarf, ihn wiederholentlich einen Böse-wicht nannte, und den übrigen Richtern dessen Schelmen-streiche erzählte. Bei einem zweiten Verhöre ließ man ihn drei Stunden auf jenem beschimpften Stuhle sitzen, allein er vertheidigte sich mit unerschütterlicher Standhaftigkeit, und man hoffte vergebens, daß er einen seiner Freunde verrathen werde. Beim Weggehen näherte sich ihm der Prévôt de l'Ile und flüsterte ihm zu: »fassen Sie Muth, ich hoffe das Beste, denn man hat mir befohlen, Sie in Ihr Gefängniß zurückzuführen, da man sonst diejenigen, die man zum Tode verdammen will, an einen andern Ort bringen läßt."

Der Chevalier antwortete ihm in seinem gewöhnlichen Tone: »Mein Freund, diese Spitzbuben werden mich hin-richten lassen, ich sehe es an ihren Gesichtern. Man muß sich d'rein ergeben, und der Kardinal soll wüthend werden, wenn er hört, daß ich mich weder um ihn noch um seine Tortur bekümmere." —

Sobald der Chevalier abgetreten war, zeigte Lassemas den Richtern einen Brief vom Kardinal, oder vielmehr vom Könige selber, in dem es hieß: »wird er zur Folter verurtheilt, so soll man ihm die Instrumente zeigen, aber ihn nicht foltern. Wird er zum Tode verdammt, so soll das Urtheil aufgeschoben werden." — Das letztere geschah. Man führte ihn auf das Schaffot. Er erschien mit all dem Muthe, der einem solchen Ehrenmanne geziemt. Er sprach mit tie-

ſer Verachtung von ſeinen Richtern und von ſeinen Feinden. Mir hat er nachher bekannt, daß er in ſeinem Innern viel gelitten habe, aber Gott habe ihm die Kraft verliehen, ſich ſelbſt getreu zu bleiben. Schon war er bereit, den Todesſtreich zu empfangen, als man ihm ſeine Begnadigung ankündigte. Von Andern hab ich gehört, daß er lange nicht ſprechen konnte, und faſt ohnmächtig war; auch in dem Helden empört ſich das Leben gegen die Vernichtung. Er ging nach Italien, wo er ſeine Zeit angenehm verlebte. Nach dem Tode des Kardinals war er ſo billig zu bekennen, daß er ihm das Leben verdanke, »denn,« ſagte er, »wenn er gewollt hätte, die Schurken hätten mich wahrhaftig köpfen laſſen.«

Der König überließ ſich nun ganz ſeinem Günſtling, und führte mehrere Jahre lang ein trauriges, einförmiges Leben zu St. Germain, und, während ſeine Armeen Schlachten gewannen und Städte eroberten, fing er Vögel. Er war ein unglücklicher Fürſt, denn er liebte Niemanden, auch ſich ſelbſt nicht einmal. Auf die Größe ſeines Miniſters war er eiferſüchtig und konnte doch nicht ohne ihn leben. Die Königin gewöhnte ſich an die Einſamkeit ſo gut ſie konnte, war fromm und zerſtreute ſich höchſtens durch einige Neuigkeiten, die ihre Vertrauten ihr zukommen ließen. Zwar verſuchte ſie noch mitunter gegen den Kardinal Intriguen zu ſpinnen, aber er machte ſich nur luſtig darüber und war mächtiger als jemals.

Aus langer Weile verliebte ſich der König auf's neue in

Mademoiſelle Lafayette, auch eine Hofdame der Königin, eine hübſche Brünette, wiewohl nicht ſo ſchön als Madame d'Hautefort. Sie war ein ſtolzes und doch liebenswürdiges Mädchen. Ihr vertraute auch der König ſeinen Verdruß über Richelieu's allzugroße Macht. Sie beſtärkte ihn darin und ließ ihn fühlen, daß er ſich dadurch entehre. Der Kardinal that alles Mögliche um ſie zu gewinnen, aber ſie zeigte mehr Charakter als die übrigen Schranzen, die ihm treulich Alles zutrugen, was der König gegen ihn ſprach. Theils thaten ſie das aus Eigennutz, theils weil ſie befürchten mußten, daß der ſchwache König ſelber ſie verrathen werde, und es daher beſſer ſei, ihn zu verrathen. Mademoiſelle Lafayette hingegen trotzte Allem und war heimlich entſchloſſen, im ſchlimmſten Falle eine Nonne zu werden. Da der König ſie ſo zuverläſſig fand, ſo liebte und achtete er ſie wahrhaft, denn er hatte doch nun Jemanden auf der Welt, dem er ſich vertrauen konnte, und ich weiß, daß er Geſinnungen für ſie hegte, die ſich hoch über die gewöhnlichen Neigungen der Menſchen erhuben.

Mit der Königin ging die Favorite, aus ähnlichen Gründen, ſehr zurückhaltend um. Des Königs ſittſame, keuſche Liebe verpflichtete ſie zur Dankbarkeit und treue Bewachung ſeiner Geheimniſſe. Der Königin mißfiel dieſe Liebe, obſchon ſie längſt an das Unglück gewöhnt war, von ihrem Gemahl nicht geliebt zu werden.

Als der Kardinal ſah, daß er die Favorite nicht gewinnen konnte, ſo ſuchte er das Glück der ſchuldlos Lieben-

den zu vernichten. Er bediente ſich dazu der Beichtväter, die in beider Gewiſſen ſo viele Scrupel erregten, daß Mademoiſelle Lafayette ſich entſchloß in ein Kloſter zu gehen, und der König es duldete. Im Grunde war es wirklich ihr Beruf, wie ich aus den Memoiren erſehen habe, die der Pater Cauſſin, des Königs Beichtvater, hinterlaſſen, und die mir der Graf von Maure gezeigt hat. Aus dieſen erhellt, daß Cauſſin ſelber ihr gerathen, nicht in's Kloſter zu gehen, weil er ſich ihrer bedienen wollte, um die Zurückberufung der Königin Mutter zu bewirken, und den König zu bewegen, das Joch des Kardinals endlich abzuſchütteln. Aber ſie beſtand auf ihrem Entſchluß, und bat Cauſſin, ihr des Königs Erlaubniß auszuwirken. Cauſſin that es mit Widerwillen, und erzählt, wie betrübt der König bei dieſer Nachricht geweſen. Er warf ſich auf ſein Bett und weinte und klagte, daß ihn Jedermann verlaſſe. Doch die Frömmigkeit beſiegte endlich den Widerſtand ſeines Herzens. „Ja, ſie iſt mir ſehr theuer," ſagte er, »aber wenn Gott ſie ruft, ſo will ich nicht widerſtreben."

Mit großer Standhaftigkeit verließ ſie den Hof, nicht achtend weder des Königs Thränen, noch die Schadenfreude ihrer Feinde, das einzige — wie ſie mir nachher geſtanden — was ſie Ueberwindung koſtete. Beim Abſchied ſprach ſie lange mit dem Könige in Gegenwart des ganzen Hofes. Ihr Geſicht blieb unverändert, ſie war ſo ſtark, keine Thräne zu vergießen, indeſſen der König vor allen Zuſchauern laut weinte. Aber ſie war nicht unempfindlich;

denn nachdem sie auch von der Königin Abschied genommen, und in ihr Zimmer kam, dessen Fenster auf den Hof gingen, hörte sie des Königs Wagen vorfahren, und lief an's Fenster, um ihn — der sich zerstreuen wollte — einsteigen zu sehen. Als der Wagen fortrollte, wandte sie sich zu der Gräfin von Flex, die eben bei ihr war, und sagte mit dem tiefsten Schmerz: »Ach! ich werde ihn nicht wiedersehen!«

Doch sie sah ihn noch oft wieder, denn der König besuchte sie sehr bald in ihrem Kloster, und blieb die ersten Male so lange an das Sprachgitter gefesselt, daß der Kardinal auf's neue unruhig wurde und Alles aufbot, um ihn ganz von der Geliebten zu trennen. Es gelang ihm endlich, seinem Könige die einzige Freundin, und mit ihr den einzigen Trost zu rauben, den er auf der Welt hatte.

So unschuldig nun auch diese ganze Liebschaft endete, so hatte es doch einen Augenblick gegeben, wo die Tugend beider Liebenden wenigstens strauchelte. Mademoiselle Lafayette, die nachher meine Freundin wurde, hat mir das selbst in Chaillot erzählt. In den letzten Tagen nämlich ihres Aufenthalts am Hofe, und ehe sie noch fest entschlossen war, eine Nonne zu werden, wurde des Königs Leidenschaft sinnlich und er drang in sie, ganz die Seinige zu werden, worauf er sie in Versailles einrichten wollte. Der Schrecken über diesen Vorschlag beschleunigte ihren Entschluß, im Kloster Schutz vor dem Geliebten und vielleicht vor ihrem eigenen Herzen zu suchen. Auch der fromme Kö-

nig schämte sich nachher seiner Sinnlichkeit, und, wäre diese Scene nicht vorher gegangen, er würde nie darein gewilligt haben, daß sie den Schleier nehme. Das Beispiel ihrer Tugend wirkte so stark auf ihn, daß er nun selber die Frömmigkeit zu weit trieb, und wenn er im Sprachzimmer mit ihr sich unterhielt, so erwähnte er oft eines Planes, der, wenn er zur Ausführung gekommen wäre, ganz Europa würde in Erstaunen gesetzt haben.

Es trug sich aber nun eine Begebenheit zu, welche wohl fähig war seine Schwermuth zu zerstreuen. Die Königin — mit der er seit zwei und zwanzig Jahren in einer unfruchtbaren Ehe lebte — wurde schwanger. Man sagt, es sei an einem Tage geschehen, wo er bis zum späten Abend im Kloster gewesen war. Als er nach St. Germain zurückkehren wollte, fand er das Wetter so schlecht, daß er sich entschloß, im Louvre zu übernachten, wo für ihn kein anderes Bett war, als das der Königin. Dieser, für ganz Europa so folgenreiche Zufall gab Ludwig XIV. das Dasein und das Volk nannte ihn den von Gott Gegebenen (Dieudonné).

Die Königin selbst verdankte diesem Zufall ihre Rettung, denn kurz vorher hatte sich eine sehr unangenehme Begebenheit zugetragen, wo sie ihrem gänzlichen Verderben nur dadurch entrinnen konnte, daß sie mit eigener Hand ein Bekenntniß ihrer Schuld niederschrieb, den König in den demüthigsten Ausdrücken unter Thränenströmen um Verzeihung bat, und sich selber deren unwürdig erkannte.

Dennoch war sie unschuldig in Rücksicht auf den König, aber schuldig, wenn es anders ein Verbrechen war, daß sie an ihren Bruder, den König von Spanien, und an Madame de Chevreuse geschrieben hatte. Laporte, im Dienst der Königin, hat mir selbst alle Einzelheiten dieser unangenehmen Begebenheit erzählt, und zwar zu einer Zeit, wo er bei seiner Gebieterin in Ungnade gefallen war, und keine Ursache hatte mit ihr zufrieden zu sein, folglich sprach er gewiß die Wahrheit. Er wurde zu der nämlichen Zeit verhaftet, da der Kanzler jenen berichtigten Besuch in der Abtei Val de Grace abstattete; er war der Briefträger der Königin. Man verhörte ihn dreimal in der Bastille, er läugnete standhaft. Da wollte der Kardinal ihn selbst verhören, und ließ ihn, in Gegenwart des Kanzlers, in sein Zimmer kommen. Er blieb dabei, es sei ihm unbewußt, daß die Königin nach Spanien, oder an Madame de Chevreuse, auf einem andern Wege als durch die Post geschrieben (denn das letztere war ihr erlaubt). Umsonst ersuchte man ihn zu bestechen, umsonst versprach ihm der Kardinal große Belohnungen, er erklärte, daß er lieber sterben wolle, als eine falsche Anklage gegen seine Gebieterin auf sein Gewissen laden. Richelieu, der gewiß wußte, daß er die Unwahrheit sagte, bewunderte seine Treue, und rief aus: »möchte ich doch so glücklich sein, einen solchen Menschen zu besitzen!«

Es trat noch ein schlimmer Umstand ein. Man hatte einen Brief in Ziffern aufgefangen, den man der Königin

vorwies. Sie konnte ihn nicht abläugnen, kehrte ihn aber zum Besten so gut es gehen wollte. Nur war durchaus nöthig, daß Laporte von dem, was sie ausgesagt, unterrichtet wurde, damit er ihr nicht widerspräche. Aber wie sollte man ihm beibringen, was er wissen mußte? — Hier trat Madame d'Hautefort, die damals noch bei Hofe war, großmüthig dazwischen. Sie verkleidete sich in ein Kammermädchen und ging selbst nach der Bastille, um Laporte einen Brief zu bringen. Aber diesen in seine Hände zu spielen würde noch sehr schwer gewesen sein, wenn nicht glücklicherweise der Chevolier de Jars eben damals in der Bastille gesessen und viele Leute zu gewinnen gewußt hätte. Kurz, Laporte erhielt den Brief glücklich und ersah daraus, was die Königin bekannt hatte. Als man ihn nun, beim nächsten Verhör, mit der Tortur bedrohte, auch die Werkzeuge derselben ihm zeigen ließ, da stellte er sich erschrocken, und sagte, wenn man ihm einen rechtlichen, zu der Dienerschaft der Königin gehörigen Mann zuführe, so wolle er dem Alles sagen, was er wisse.

Laffemas ermahnte ihn, selbst einen solchen Mann zu wählen, zu dem er Vertrauen habe. Da wählte der schlaue Laporte einen gewissen La Rivière, einen Freund von Laffemas und den er gar nicht für einen ehrlichen Mann hielt. Laffemas, sehr erfreut über diese Wahl, meldete es sogleich höhern Orts; der König und der Kardinal ließen La Rivière kommen, und gaben ihm den Auftrag, Laportes Geständnisse anzuhören und zu berichten. Als La

Riviere zu dem Gefangenen hinein trat, befahl er ihm, im Namen der Königin Alles zu sagen, was er von ihren Angelegenheiten wisse. Laporte stellte sich, als glaube er an diese Botschaft seiner Gebieterin, machte zum Schein noch einige Umstände, und vertraute dann dem Abgesandten nichts mehr und nichts weniger, als was die Königin bereits bekannt hatte. Da stand der Kardinal verblüfft und der König schien sehr zufrieden.

Der ehrliche Laporte hat mich versichert, daß es ihm noch immer unbegreiflich sei, wie man aus diesen Briefen, deren Inhalt er kannte, der Königin habe ein Verbrechen machen können, denn sie hätten nichts weiter als Spöttereien über den Kardinal enthalten, aber durchaus keine Silbe weder gegen den König noch gegen den Staat.

Der Sturm ging also vorüber; doch ehe der König mit seiner Gemahlin sich aussöhnte, verlangte er noch, sie solle eigenhändig an Laporte schreiben, und ihm befehlen, Alles zu sagen, was er von ihr wisse. Sie mußte gehorchen, aber Laporte war schlau genug zu merken, daß dieser Brief ihr war diktirt worden, und änderte nichts an seiner Aussage. Der Königin antwortete er sehr ehrerbietig, sie könne aus dem Protokoll ersehen, daß er bereits ihre Befehle erfüllt habe, und daß weder der Verlust seines Dienstes noch seines Kopfes ihn bewegen könne, Unwahrheiten zu sagen. Diese Antwort bestätigte den König in der Meinung, daß seine Gemahlin nicht so schuldig sei als er geglaubt, und das gute Vernehmen wurde wie-

Fr. Grießgr. Das, mein süßer Freund, bringe ich Ihnen in die neue Wirthschaft. Aber was will das sagen? Ich hätte weit mehr bey Seite schaffen können. In Hoffnung auf das Testament habe ich meiner Betriebsamkeit Schranken gesetzt. Ich habe hier und da ein Vortheilgen fahren lassen, wenn ich wußte, daß er es bemerken würde, um ihn sicher zu machen. Der alte Narr läßt sich auf meine Gewissenhaftigkeit tod schlagen. — Noch ein Gläsgen, mein trauter Freund.

Eyterb. Sie sollen leben, meine wackere Frau Grießgram!

Fr. Grießgr. Ach! in Ihren Armen werde ich erst recht zu leben anfangen.

Eyterb. Ja, ja, Servitör! wenn nur das Testament —

Fr. Grießgr. Bringen Sie das Testament nur verabredetermaaßen in Ordnung. Sie können ja auch allenfalls ein Legat für die Nichte vorschlagen, das hat den Schein der Menschenliebe. Morgen in der Frühstunde will ich den Hans Buller entfernen, und dann dem Alten auf seine eigene Manier einheitzen; ein

Schau-

der hergestellt. Es war zu Chantilli, wo dieser große Zwist sich ereignete, an den die Königin nie ohne Entsetzen zurückdenken konnte. Man sagte, der Kardinal habe dadurch bewirken wollen, daß sie entweder nach Spanien zurückgehen oder sich mit ihm aussöhnen müßte. Der Streich mißlang, und da sie vollends bald nachher schwanger wurde, so bezeigte ihr der König sogar eine Art von Zärtlichkeit.

Leider währte das nicht lange. Als sie entbunden war, mußte man ihm zureden, sich ihr zu nähern und sie zu umarmen. Man glaubte, nun, nachdem sie einen Dauphin geboren, werde ihr Einfluß sich vermehren, aber es blieb beim Alten. Sie hatte das Glück, dem Könige noch einen zweiten Sohn zu schenken, dessen Geburt ihn fast noch mehr zu erfreuen schien, als die des Dauphin. Der letztere war kaum drei Jahr alt, als der König schon eine Art von Eifersucht und Widerwillen gegen ihn zu verrathen schien. Die Königin hat mir selbst erzählt, daß, als ihr Gemahl eines Tages von der Jagd zurückgekommen, mit einer Nachtmütze auf dem Kopfe, der kleine Prinz, der nicht gewohnt war, ihn so zu sehen, sich vor ihm gefürchtet und geweint habe; über diese Kleinigkeit sei der Vater sehr erzürnt gewesen, und habe ihr vorgeworfen, sie flösse dem Kinde Furcht und Widerwillen gegen ihn ein, habe sie auch mit vieler Härte bedroht, ihr beide Kinder wegzunehmen.

Der Kardinal hatte ihm, in der Person des Oberstallmeisters Cinqmars, einen neuen Günstling gegeben,

gleichsam um ihm die entrissene Geliebte zu ersetzen. Vielleicht geschah es auf dessen Rath, daß der König, als er nach Narbonne reiste, sich freundlicher benahm, und beim Abschied zu der Königin sagte: sie solle ihre Kinder wohl in Acht nehmen und sie nicht aus den Augen lassen; ein Befehl, den er ihr nicht einzuschärfen brauchte, da diese Kinder ihre einzige Freude waren.

Sobald der Oberstallmeister wirklich das Vertrauen des Königs gewann, sobald wurde Richelieu eifersüchtig auf sein eigenes Geschöpf, sprach verkleinernd von ihm zu dem Könige, hinderte dessen Erhebung zum Herzog und Pair des Reichs, wie auch dessen Eintritt in den geheimen Rath. Dadurch wurde Cinqmars so erbittert gegen seinen Wohlthäter, daß er sich zu dessen Feinden gesellte und, wenn der König, nach seiner Gewohnheit, über des Ministers Allmacht klagte, so stimmte Cinqmars ein, reizte ihn immer mehr, und soll ihn wirklich bestimmt haben, sich des Kardinals zu entledigen. So entstand denn abermals eine gefährliche Verschwörung gegen diesen großen Mann, eine der seltsamsten Verschwörungen, denn der König selber stand schweigend an der Spitze, der Herzog von Orleans, des Königs einziger Bruder, lieh den Namen dazu, Cinqmars war die Seele und der Herzog von Bouillon der Rath derselben. Dieser letztere bestimmte Sedan zum Sicherheitsplatz, und es wurde sogar schon ein geheimer Traktat mit Spanien geschlossen, im Fall der Kardinal, der alle Festungen in seiner Gewalt hatte, Widerstand

leiſten ſollte. Er war damals krank, das mehrte die Hoffnung der Verſchwornen; ſie meinten er habe nur noch wenige Tage zu leben, und vertheilten bereits die höchſten Würden unter ſich. Der König nahm von der Krankheit des Miniſters wenige Kunde und vernachläßigte ihn. Jedermann glaubte ihn geſtürzt, ganz Frankreich jubelte darüber, theils aus Hang zur Veränderung, theils wegen vieler von ihm begangenen Grauſamkeiten.

Aber der kranke Löwe ſchüttelte plötzlich ſeine Mähnen. Er hatte Alles erfahren, was gegen ihn geſchmiedet wurde, auch den Traktat mit Spanien hatte Chavigni ihm verrathen. Dieſen gewandten Unterhändler ſchickte er zum Könige, der damals zu Narbonne war, und ſich leicht überreden ließ, daß das Heil ſeiner Staaten von dem Sturz der Verſchwornen abhänge. Der ſchwache Ludwig überließ ſeinen Günſtling der Strenge der Geſetze, und, was mehr iſt, dem Haſſe des Kardinals. In wenigen Stunden ging eine gänzliche Verwandlung am Hofe vor. Cinqmars, zum letzten Male vom Könige kommend, der wie gewöhnlich mit ihm umgegangen war, erhielt einen Wink, auf ſeine Sicherheit zu denken. Er ſchickte einen ſeiner Leute aus, um zu ſehen ob die Stadtthore offen wären; dieſer Menſch begnügte ſich, die Leute auf der Straße darum zu fragen, die ihm zufällig Nein antworteten. Das benahm ſeinem Herrn den Muth zu fliehen. Er verſteckte ſich bei einer Dame von ſeiner Bekanntſchaft im Heu, wo er einige Tage, man kann denken in welcher Pein, verlebte, bis

man ihn fand, und im Namen des Königs verhaftete, auf deſſen Freundſchaft er noch immer ſeine Rettung baute. Er wurde in den Kerker geworfen nebſt ſeinem Freunde de Thou, der letztere blos, weil er um den Traktat mit Spanien gewußt, ihn zwar mißbilligt, aber nicht entdeckt hatte, eigentlich wohl nur, weil er den Miniſter haßte.

Richelieu lag noch immer krank zu Taraſcon, wenige Meilen von des Königs Aufenthalte, noch immer wurde er von Ludwig vernachläßigt; aber nach dem über ſeine Feinde errungenen Triumphe wollte er nun auch über ſeinen König triumphiren, und zwang ihn wirklich, obgleich er damals auch krank war, ſich zu ihm tragen zu laſſen. Sie brachten einige Stunden beieinander zu, dem Scheine nach erfolgte eine gänzliche Verſöhnung, ſogar vergaß der König ſich ſo weit, ihm ſeine eigenen Kinder als Geißeln anzubieten; die Königin mußte ſie ihm ausliefern; ſie that es ſeufzend, aber ſchweigend. Gleichen Uebermuth bewies Richelieu gegen die Gefangenen, die nach Lyon geführt wurden. Er ließ an das Boot, auf dem er ſelber krank und faſt ſterbend die Rhone hinauf fuhr, dasjenige befeſtigen, auf welchem die Gefangenen ſich befanden, und ſo ſchleppte er ſie im Triumph hinter ſich her, wie vormals die römiſchen Konſuln beſiegte Könige. Beide ſtarben auf dem Schaffot. Beim Anblick der Folter war Cingmars ſo ſchwach, zu bekennen, daß de Thou um den Traktat gewußt, wodurch er das Publikum ſehr gegen ſich aufbrachte, übrigens

aber ging er herzhaft zum Tode. Er war ein sehr schöner Mann. An seinem Todestage kleidete er sich so sorgfältig, als ob er nach Hofe gehen müsse. Er schrieb noch einen kindlichen Brief an seine Mutter, der er seine Leute und sich selbst ihrem Gebet empfahl. Nachdem er sein Todesurtheil angehört, wurde er noch ruhiger und beichtete mit vieler Andacht. Im Gespräch mit seinem Beichtvater äußerte er, daß ihn nichts mehr in Erstaunen gesetzt und gekränkt, als von allen seinen Freunden sich verlassen zu sehen, da er doch, während der Dauer seiner Gunst, unaufhörlich bemüht gewesen sei, sich deren zu erwerben, allein er sehe nun wohl, wie wenig man auf Dankbarkeit zählen könne. „O was ist die Welt!" rief er öfter mit Bitterkeit.

Der König wünschte in der That ihn zu retten, sprechend, er sei vom Herzog von Bouillon verführt worden, und nur dieser habe den Tod verdient, aber Richelieu verlangte dies Opfer und der König brachte es. Cinqmars wurde von ganz Frankreich bedauert, dessen Wünsche seine Unternehmung begleitet hatten. Die Damen besonders beweinten ihn als einen ihrer eifrigsten Verehrer, und eine große Prinzessin, die ihn geliebt hatte, mußte sich herablassen, von der Nichte des Kardinals die Zurückgabe ihrer Briefe zu erbitten.

Auch de Thou starb standhaft. Er war ein Mann von großen Verdiensten. Seinen Richtern sagte er: sein ganzes Verbrechen bestehe darin, daß er Ohren gehabt habe. Aus Redlichkeit hatte er sich aus allen Kräften dem Traktat wi-

versetzt, aber aus Redlichkeit hatte er auch geschwiegen, da er nicht durchdringen konnte. Auf dem Blutgerüste umarmten er und Cinqmars sich brüderlich, de Thou umarmte auch seinen Henker als ein verzeihender Christ. Es war am 12. Dezember 1642, als sie hingerichtet wurden.

Der Strafbarste von allen war Fontrailles, der den Traktat in Spanien geschlossen hatte, aber schlauer als die übrigen entging er dem Tode. Den Tag vor dem Ausbruch der großen Begebenheit erfuhr er von dem Oberstallmeister, daß Chavigni sich mit dem Könige eingeschlossen habe, und daß man nicht wisse, wovon die Rede sei. Da schüttelte Fontrailles den Kopf, sprechend: »Mein Herr, Sie müssen am besten wissen, wie weit Sie dem Könige trauen dürfen. Mir ist die Sache verdächtig. Sie sind schön gewachsen, und wenn man Sie um einen Kopf kleiner machte, so bleiben Sie immer noch groß genug; ich aber, der ich ohnehin klein bin, kann nichts verlieren, ohne ein Zwerg zu werden. Erlauben Sie daher, daß ich meinen Kopf vor den Beilen in Sicherheit bringe.« Mit diesen Worten schwang er sich auf sein Roß und flüchtete nach Spanien, von wo er so eben erst zurückgekommen war. Den Traktat soll er in der Tasche gehabt haben; es gab aber schon so viele Abschriften davon, und die Theilnehmer gingen so unvorsichtig damit um, daß es ein Wunder gewesen wäre, wenn der wachsame Kardinal nicht auch eine derselben zu erhalten gewußt hätte.

Die Verblendung aller, besonders des Oberstallmei-

sters, war unbegreiflich. Während Chavigni mit dem Könige eingeschlossen war, vertrieb er sich die Zeit mit einem Roman im Vorzimmer.

Kurz vor des Königs Reise nach Narbonne hatte Monsieur, dessen Bruder, der Königin die Verschwörung entdeckt, ihr auch die Verschwornen genannt und sie zur Theilnahme überreden wollen. Allein obgleich ihr eigener Gemahl an der Spitze stand, so fürchtete sie dennoch, durch Erfahrung weise geworden, die Macht des Kardinals, weigerte sich Theil zu nehmen und bat ihren Schwager inständigst, Niemanden zu verrathen, daß sie darum wisse. Er versprach es ihr und hielt Wort. Auch der Oberstallmeister fragte sie vor seiner Abreise, ob sie keine Nachricht von ihrem Bruder habe? sie merkte, daß er ein Gespräch über die Verschwörung einleiten wolle und brach kurz ab, antwortend: sie werde sich wohl hüten, mit ihrem Bruder Briefe zu wechseln, da es ihr so streng verboten sei. Alles das habe ich aus ihrem eigenem Munde.

Während dieses Trauerspiel zu Narbonne aufgeführt wurde, war Monsieur zu Bourbon, sich krank stellend, aber er täuschte Niemanden. Man wollte ihn verhaften, er floh nach Auvergne, wo er sich in den Gebirgen herumtrieb und den Ort seines Aufenthalts oft verwechselte, um nicht gefunden zu werden. Den Abbé de la Rivière, einen feinen Unterhändler, schickte er zum Kardinal, um eine Aussöhnung zu bewirken. Der schlimmste Punkt war die Verabredung, welche Richelieu zu Ohren gekommen, daß Cinq-

mars ihn in Gegenwart von Monsieur ermorden sollte. Das läugnete aber der Abbé gänzlich und wußte seine Rolle so geschickt zu spielen, daß der Kardinal, nachdem er weggegangen, zu seinen Freunden sagte: »Ueberzeugt hat er mich nicht, doch wenigstens Zweifel in mir erregt.«

Als der Abbé zum Könige kam, und damit anfing, ihn der Treue und Ergebenheit seines Bruders zu versichern, unterbrach der König ihn zornig, und verbot ihm von Treue zu sprechen, da seines Bruders Treulosigkeit gegen ihn nur allzu bekannt wäre. Nachdem der Abbé seinen Herrn so gut als möglich entschuldigt hatte, forderte der König, er solle alles, was er gesagt, schriftlich von sich geben. Dessen weigerte er sich standhaft. Vergebens bedrohte man ihm mit dem Gefängniß, vergebens hielt man ihn wirklich eine Stunde lang eingesperrt, er blieb dabei, er dürfe nichts niederschreiben, weil er nicht einmal auf Befehl seines Herrn, sondern nur auf den Rath des Kardinals eine Audienz bei Sr. Majestät erbeten habe, wie auch der Wahrheit gemäß war. Diese Ausflucht verwirrte den König, dem man für diesen Fall keine Lektion einstudirt hatte, und so zog sich der Abbé aus der Schlinge. Mit Richelieu legte er alles glücklich bei, obschon dieser sich verlauten ließ: Monsieur habe eine Handlung begangen, die einen französischen Prinzen beschimpfe und den Tod verdiene. Erstaunt fragte la Rivière, welche Handlung das sei?

»Der König selber wird sie Ihnen sagen,« antwortete der Kardinal, »gehen Sie noch einmal zu ihm, und sein

Sie eines gnädigen Empfanges gewiß.“ Der König nahm ihn diesmal freundlicher auf, zeigte ihm den Traktat mit Spanien und sprach sonst noch von Manchem, wodurch sein Bruder ihn beleidigt hatte. Als Monsieur erfuhr, daß Alles entdeckt sei, weinte er vor Verdruß oder Scham, bat um Barmherzigkeit und war froh, daß der Kardinal ihn in Ruhe ließ.

Der Herzog von Bouillon kommandirte damals in Italien mit vielem Ruhme. Er erwartete täglich den Kourier mit der Nachricht von der Ermordung des Ministers, statt dessen sollte er ihm die Botschaft von dem Umsturz aller seiner Hoffnungen bringen. Der Kourier sprach unterwegs bei dem Vicomte de Turenne, des Herzogs Bruder, ein, um die Pferde zu wechseln, und, ohne zu verrathen warum er so eile, erzählte er diesem blos, daß der Oberstallmeister verhaftet worden sei. Türenne, Richelieu's Freund, und nicht fern von dem Orte, wo dieser krank lag, glaubte ihm ein Vergnügen zu machen, wenn er diese Nachricht ihm schnell mittheilte. Der Kardinal wußte sie wirklich noch nicht, errieth aber natürlich, daß Chavigni thätig gewesen, ließ gleich dem Kourier nachsetzen (der auch eingeholt wurde) und sandte einen eigenhändigen Befehl des Königs an den Marquis du Plessis-Praslin, in dem blos die Worte standen: »Mein Wille ist, daß Ihr Euch des Herzogs von Bouillon lebendig oder todt bemächtigt.“ — Der Marquis war sehr verlegen, wie er diesen Befehl in der Mitte eines Heeres ausführen sollte. Zu seinem Glücke machte der Her-

zog einen Spazirritt nach Casal, der Marquis folgte ihm insgeheim, und kam, als eben der Kommandant dem Herzog die Festungswerke zeigte. Der Marquis ließ den Kommandanten abrufen, wies ihm des Königs Befehl vor und übertrug ihm dessen Ausführung. Er übernahm es und wollte den Herzog, der bei ihm gespeist hatte, in seinem Kabinet verhaften. Doch Bouillon hatte bereits Wind davon bekommen, er war auf seiner Hut, und umgab sich mit fünf oder sechs seiner getreuesten und entschlossensten Edelleute. Der Kommandant ersuchte ihn, das Kabinet zu verlassen, weil Jemand mit ihm sprechen wolle. „Ich weiß schon, was es bedeutet," antwortete der Herzog, „allein ich werde mich nicht eher gefangen geben, bis ich des Königs Befehl sehe." Der Kommandant ging um diesen zu holen. Der Herzog benutzte diesen Augenblick, folgte ihm auf dem Fusse, blies die Lichter aus, und suchte sein Heil im Laufen, obgleich er hinkte. Am Tage hatte er, auf seinem Spazirgange, mit Einem Blicke den niedrigsten Ort der Festungswerke bemerkt, dort wollte er seine Rettung suchen, verfehlte aber die rechte Straße, kehrte um, hörte seine Verfolger schon hinter sich, floh in das Wirthshaus einer kleinen Straße ohne Ausgang und versteckte sich im Heu. Hier fanden ihn Schweizer, die ihn mißhandelten. Sobald Praslin erfuhr, daß er gefunden sei, befreite er ihn aus den Händen der Schweizer. „Ich habe mich sehr übel unter diesen Leuten befunden," sagte er ohne alle Verlegenheit. Er wurde nach Lyon geführt, wo er seinen Kopf nur

Schandgericht von Edelmuth — eine Sauce von Thränen — bis er ſich entſchließt nach Ihnen zu ſchicken. Dann ſchmieden wir das Eiſen, weil es warm iſt, und hat er einmal unterſchrieben, ſo mag ſein letztes Stündlein ſchlagen, je eher je lieber!

Franz. (mit lauter Stimme) Halt er an! Ottern-Gezücht! euch ſoll das Donnerwetter — ! (man hört eben ein polterndes Geräuſch.)

Eyterb. (ſpringt ängſtlich auf.)

Fr. Grießgr. (zitternd) Ach! — wie wird mir — das war der Alte — er hat uns behorcht — wir ſind verlohren — der Satan iſt im Spiele — mein Riechfläſchgen — trauter Seelenfreund! — dort auf dem Fenſter — das Spiritus-Gläsgen — (ſie ſinkt ohnmächtig zurück.)

Eyterb. Servitör! ich mache mich aus dem Staube. Aber umſonſt will ich meine Zeit bey der alten Hexe nicht verlohren haben. (Er nimmt einen von den Beuteln mit Geld, verbirgt ihn im Buſen, und wiſcht davon.

Nach einer kurzen Pauſe kehrt er wieder zurück) Alle Teufel! ſie ſind ſchon unten an der Treppe. Nun iſt guter Rath theuer. (Er ſieht ſich ein-

durch Abtretung seiner Stadt Sedan rettete, noch mehr aber durch die Verwendung des Prinzen von Oranien, seines Oheims, dem Richelieu Verbindlichkeiten schuldig war.

Die beiden Unglücklichen, die mit ihrem Leben büßten, würden dasselbe auch gerettet haben und nachher begnadigt worden sein, so gut wie Bouillon und Fontrailles, wenn sie sich nur für einige Monate, oder höchstens für ein Jahr der Gefahr entzogen hätten, denn der Kardinal starb bald darauf und der König ein Jahr nachher. Richelieu war noch auf dem Todtenbette so erfreut, triumphirt zu haben, daß sein Beichtvater ihn erinnern mußte, seinen Feinden zu verzeihen. „Ich habe keine andern Feinde," antwortete er, „als die Feinde des Staats."

Die Königin, die seinen Tod nicht beweinte, fing jetzt an, ihre künftige Größe zu ahnen, denn alles drängte sich zu ihr. Zwar behandelte sie der König nicht besser als zuvor, aber sie war die Mutter zweier Prinzen und die Gemahlin eines kränklichen Monarchen; sie stand einer Regentschaft am nächsten, die lange dauern sollte, und Jedermann bemühte sich, auf diesen Fall in ihrer Gunst zu stehen. Der kranke König erklärte, er wolle nun selbst regieren. Er begnadigte Verbrecher, öffnete Gefängnisse, rief Verbannte zurück, und that alles, um das Volk zu überreden, daß die bisherigen Grausamkeiten nicht auf seine Rechnung kämen. So hatte er wenigstens das Vergnügen, gesegnet zu sterben. Doch zuvor rief er den Kardinal Mazarin in's Ministerium, einen Italiener von Geburt, aber auch ein hal-

der Spanier durch seinen langen Aufenthalt daselbst; ein Freund von Richelieu. Vermuthlich würde auch er eine große Gewalt über den König errungen haben, wenn dieser länger gelebt hätte. Allein er unterlag seinem Kummer, seinen Mühseligkeiten, seinen Arzneien und seinen angreifenden Jagdpartien. Das Leben war ihm zur Last, er warf diese Bürde gern von sich, denn er war immer unglücklich gewesen. Jetzt bereute er auch sein Verfahren gegen seine Mutter, und bat Gott öffentlich deshalb um Verzeihung. Sterbend erklärte er seine Gemahlin zur Regentin. Sie wurde in den Geheimenrath eingeführt, wo der König, in Gegenwart des Parlements und aller Großen des Reichs, diese Erklärung vorlesen ließ. Sie mußte schwören, alle Punkte derselben getreulich zu beobachten; sie schwur, aber mit geheimen Vorbehalt, diejenigen Personen, die ihre Freundschaft oder ihren Haß verdient hatten, nach ihrem Willen zu behandeln. Zu den letztern gehörte Chavigni, der sich, durch den Entwurf der königlichen Erklärung, ein großes Verdienst um sie erworben zu haben glaubte, und von einer Gunst träumte, die er nicht gewann. Der König hatte verordnen wollen, daß der Groß-Siegelbewahrer, Chateauneuf, und Madame de Chevreuse nie wieder an den Hof zurückberufen werden sollten, allein es wurde ihm ausgeredet, weil Jedermann der künftigen Regentin gefallen wollte.

Als Ludwig den Herzog von Beaufort in seinem Zimmer erblickte, sagte er zu seinen Vertrauten: »diese Leute

kommen um zu sehen, ob ich nicht bald sterben werde.» Heftig fügte er noch hinzu: »wenn ich davon komme, so sollen sie mir das Verlangen nach meinem Tode theuer bezahlen.»

Seine Kinder empfahl er der Königin und starb sechs Wochen lang täglich. Es gab herzlose Spötter, welche meinten, er mache den Zuschauern lange Weile. Eines Tages ließ er die Fenster nach der Seite von St. Denis öffnen, sah hinaus und sagte: »Dort werde ich lange wohnen. Mein Körper wird verzweifelt gerüttelt werden, denn die Wege sind schlecht.» Seguin, der erste Arzt der Königin, hat mir erzählt, daß der König, zwei Stunden vor seinem Tode, ihn an das Bett gerufen und ihm gesagt habe: »Seguin, fühle mir an den Puls, und sage mir, wie viele Stunden ich noch zu leben habe? täusche mich aber nicht.» — Da der Arzt ihn sehr gefaßt sah, so antwortete er: »Sire, Sie haben noch zwei oder drei Stunden zu leben.» Da faltete der König die Hände, richtete seine Augen gegen Himmel und sprach sehr gelassen: »Wohlan, mein Gott! ich bin es von Herzen zufrieden.» Er starb am 14. Mai 1643 im zweiundvierzigsten Jahre seines Alters.

Die Betrübniß der Königin war unerkünstelt. Man mußte sie von seinem Bette wegreißen, wo sie beständig auf ihren Knien gebetet hatte. Sie selbst hat mir gesagt, daß, als sie ihn sterben gesehen, ihr zu Muthe gewesen sei, als ob ihr das Herz aus dem Leibe gerissen würde. In solchen Augenblicken vergißt eine schöne Seele alle erlittenen

Kränkungen. Sie begab sich sogleich zum Dauphin, der nun König geworden, und umarmte ihn weinend als ihren Sohn und Monarchen.

Ich kann von Ludwig XIII. nicht scheiden, ohne ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er hatte Fehler, die ihm die Herzen seiner Unterthanen und seiner Familie entfremdeten, aber, er besaß auch große, zu wenig gekannte Tugenden. Er war fromm aber auch tapfer und einer der besten Generale in seinem Reiche, wie einer seiner Vertrautesten mich versichert hat; in Gefahren furchtlos, den Muth schätzend und belohnend. Sein größter Verdruß über Richelieu war, daß dieser, unter allerlei Vorwand, ihn stets abhielt, seine Armeen selbst zu kommandiren. Er hatte viel Geist und Kenntnisse. Der Kardinal selbst bekannte, daß im Geheimenrath des Königs Meinung gewöhnlich die beste wäre, und daß er oft in den schwierigsten Fällen die glücklichsten Auswege fände. Vom Herzog von St. Simon weiß ich, daß er, in den Händeln mit seiner Mutter, den Kardinal blos aus Gerechtigkeitsliebe geschützt habe. Zwar hatte sie den König sehr zu Unwillen gereizt, als sie ihn vergebens vor sich knien ließ, dennoch sagte er gleich darauf zu Versailles, als der Kardinal sich erbot, seine Würden nieder zu legen: „Nein, Herr Kardinal, ich will das nicht, weil Sie gegen meine Mutter sich nicht vergangen haben; hätten Sie das gethan, ich würde Sie nie wieder sehen. Da aber alles nur Kabale gegen Sie ist, so würde ich nicht gerecht handeln, wenn ich Sie verließe.“ Damals hegte er

noch keinen Gedanken von dem Auftritte zu Compiegne. Richelieu überredete ihn, seine Mutter auf einige Zeit zu verhaften, bis die Kabale gänzlich vernichtet sei, dann könne er sie zurück berufen. Als aber Marie nach Flandern entfloh (wozu Richelieu selbst die Hände soll geboten haben), da wurde es dem Minister leicht, den König zu überreden, daß die Abwesenheit seiner Mutter der Ruhe des Staates zuträglich sei. Das ist alles, was sich zur Entschuldigung dieser bösen Stunde seines Lebens sagen läßt. Er ist darum doch der Gerechte zubenamt worden. Außer seinen königlichen Eigenschaften, der Tapferkeit und Gerechtigkeit, besaß er auch Talente, die den Privatmann zieren. Er liebte die Musik und alle mechanischen Künste, die er selbst mit großer Fertigkeit übte.

Am andern Morgen nach des Königs Tode verließ der ganze Hof St. Germain. Nur der Leichnam blieb zurück, und niemand bei ihm, als die wenigen, die ihr Amt dazu nöthigte. Alle die Höflinge, die noch am Abend zuvor sich zu ihm drängten, kehrten ihm jetzt gleichgiltig den Rücken, und eilten nach Paris, um der Regentin zu huldigen. Das Volk lief hin, den Leichnam anzugaffen, nicht bekümmert, nur neugierig. (Die Egypter pflegten Gericht zu halten über ihre verstorbenen Könige. Das war wohl unnöthig, denn an jedem fürstlichen Paradebette richtet das Volk.)

Für die unbefangenen Beobachter gewährte der Hof schon in den letzten Tagen Ludwig des XIII. ein seltsames Schauspiel. Auf allen Gesichtern neue Spekulationen.

Ueberhaupt viele neue Gesichter. Die Prinzen von Geblüt sahen einander etwas mißtrauisch an, und erschienen mit zahlreicherem Gefolge. Die Königin verdoppelte aus Vorsicht ihre Wachen. Alle waren in höchster Spannung. Alle, mit der werdenden Regierung mißvergnügt, oder die an Richelieu sich zu rächen wünschten, schlossen sich an die Königin, nicht zweifelnd, daß auch sie, die so viel gelitten, nach Rache dürste. Aber sie ahmte Ludwig XII. nach, der, als er den Thron bestieg, erklärte: der König wisse nichts mehr von den Händeln des Herzogs von Orleans. Diese Milde hat manches Uebel während ihrer Regentschaft veranlaßt.

Die Königin fand die Straße nach Paris mit jauchzendem, segnenden Volke bedeckt. Jedermann sah mit Entzücken den jungen König in ihren Armen. In der Hauptstadt kamen die Gerichtshöfe ihr entgegen; die Prinzen huldigten ihr, und niemand wagte, ihre glückversprechende Regentschaft anzutasten. Zum Ersten Mal übte sie die neue Gewalt, indem sie einige um ihretwillen verbannte Damen zurück berief, unter andern Madame de Hautefort, der sie ihre eigene Sänfte schickte, und ihr eigenhändig ein sehr zärtliches Billet dabei schrieb. Der letzte Wille des Königs hatte der Regentin einen geheimen Rath bestimmt, der ihre Gewalt beschränkte, und dessen Mitglieder zum Theil verhaßte Kreaturen Richelieu's waren. Das Parlament ergriff die günstige Gelegenheit, um sein altes Ansehen wieder herzustellen; es erbot sich, diese Anordnung zu ver-

nichten: ein der Königin willkommenes Erbieten. Oeffentlich und feierlich wurde die Regentschaft ohne Einschränkung ihr übertragen. Als die Stimmen gesammelt wurden, gab Monsieur, des verstorbenen Königs Bruder, ihr die seinige ohne alles Bedenken; der Prinz von Condé hingegen schien ein wenig zu schwanken, doch erklärte auch er seine Zustimmung, weil man es wünschte. Nun war die Königin freigebig und fast verschwenderisch mit Gnadenbezeugungen, besonders schien der junge Herzog von Beaufort eine Zeit lang Herr am Hofe, denn in des Königs letzter Krankheit hatte sie ihm die Obhut ihrer Kinder anvertraut, eine Auszeichnung, die ihm plötzlich großes Ansehen erwarb. Anfangs glaubte jedermann, der Bischof von Beauvais würde an die Spitze der Geschäfte treten, zumal da die Königin ihm den Kardinalshut kommen ließ; allein er besaß weder Kraft noch Fähigkeit dazu, und sie, von Natur bequem, jetzt mit einer so großen Bürde plötzlich belastet, fühlte, daß ein anderer Mann ihr nothwendig sei. Damals wußte der schlaue Kardinal Mazarin ihr Vertrauen zu gewinnen. Vielleicht war es ein Engländer, der damals durch ein einziges Wort das Schicksal Frankreichs auf lange Jahre bestimmte. Mylord Montaigu nämlich gehörte schon lange zu dem engern Zirkel der Königin, und wurde von ihr geschätzt. Eines Tags fragte sie ihn: was er von Mazarin halte? — Er ist in allem das Gegentheil von Richelieu, war seine Antwort, welche zum Theil den Entschluß der Königin bestimmte. Einer der

ersten und fürwahr scharfsinnigsten Rathschläge, den er ihr gab, war: die Kreaturen Richelieu's nicht zu verderben (wie sie anfangs wollte), weil diese, von Jedermann gehaßten Menschen jetzt keinen andern Schutz hätten, als den ihrigen, und ihr folglich um so treuer dienen würden. Sie befolgte seinen Rath, und befand sich wohl dabei. Unter den Damen am Hofe gingen manche Veränderungen vor, die oft wichtiger schienen und wichtiger behandelt wurden, als Staatsgeschäfte. So zum Beispiel verlor Madame de Brassac ihren Posten als Ehrendame, obgleich die Königin große Achtung für sie hegte, die sie ihr noch zuletzt auf eine besondere Art bewies. Madame de Brassac nämlich befand sich bei ihrem Lever, als zufällig die neue Ehrendame nicht zugegen war. Darum brachte die erste Kammerfrau ihr das Hemde, um es der Königin zu überreichen; aber die Bescheidene weigerte sich, die Ehre anzunehmen. Da wurde die Königin ganz gerührt von ihrer Demuth, nahm selbst das Hemd aus den Händen der Kammerfrau, und gab es sehr verbindlich der Madame de Brassac, um es von ihr wieder zu empfangen. Das bewegte diese bis zu Thränen, und mit weinenden Augen erfüllte sie noch einmal die erhabene Pflicht. An ihre Stelle war nun die zurückberufene Marquise de Senecey getreten, um die in ihrer Verbannung sich nie[illegible]nd bekümmerte, die aber just so zahlreiche Besuche, und zwar im Bette liegend, empfing, daß sie sich in allem Ernst beklagte, der Ellenbogen, auf dem sie während dieser Besuche sich stützen mußte, sei ihr geschunden.

Dieſe Dame und Madame de Hautefort — an welche die Königin eigenhändig geſchrieben hatte: »Kommen Sie, liebe Freundin! ich ſterbe vor Ungeduld, Sie zu umarmen,« glaubten ſich feſt in ihrer Gunſt, zumal da ſie beide dem ſpaniſchen Hofe anhingen; aber ſie fanden bald, daß man auf die Herzen der Großen nicht bauen darf. Anna von Oeſterreich war jetzt Regentin und Mutter zweier Prinzen, folglich keine ſo liebevolle Schweſter mehr. Madame de Hautefort nahm ſich die Freiheit, die Wahl der Königin in der Perſon des Kardinals Mazarin laut zu mißbilligen. Anna erfuhr und empfand es ſchmerzlich. An einem ſehr ſchwülen Abend ſtand ſie im Louvre am offenen Fenſter in ihrem großen Kabinet, ſprach ſehr lange mit einigen Vertrauten über dieſen Gegenſtand, und trug ihnen auf, ihrer alten Freundin mehr Geſchmeidigkeit einzuflöſſen. Dieſe befand ſich eben mit Frau von Motteville in dem anſtoßenden Kabinet, und, gewöhnt alle Geheimniſſe ihrer Gebieterin zu theilen, äußerte ſie die ungeduldigſte Neubegier. Frau von Motteville, die auch erſt kürzlich wieder am Hofe erſchienen war, noch keine Rolle ſpielte, ſondern nur als Zuſchauerin ſich an den mannigfaltigen Hofkabalen ergetzte, ließ ſie endlich allein, um ſich ſchlafen zu legen. Da benutzte Madame de Hautefort die Dunkelheit (denn die Königin hatte kein Licht im Zimmer), um ſich horchend näher zu ſchleichen. Sie vernahm die Klagen ihrer erhabenen Freundin, ſie vernahm die Antwort derer, die ſie nur ſchwach vertheidigten. Das konnte die boshafte Frau nicht länger

ertragen. Plötzlich trat sie hervor, und vertheidigte sich selber mit großer Heftigkeit, die sogar in Vorwürfe gegen ihre Gebieterin ausbrach. Die Königin stutzte anfangs über ihre Kühnheit, faßte sich aber und sagte: es sei ihr lieb, daß Madame de Hautefort sich zum sprechen herabgelassen, und dadurch erfahren, was man an ihr tadle. Die Angeklagte begriff endlich, daß auch die zärtlichste Freundschaft der Großen erkaltet, wenn man nicht ihrer Meinung ist. Sie fügte sich in die Zeit, und gelobte Besserung. Die Königin reichte ihr freundlich die Hand zum Versöhnungskusse, und fügte lachend hinzu: »damit unser Friede vollkommen sei, müssen Sie mir auch den kleinen Finger küssen, denn es ist der Herzensfinger.« — Dies huldvolle Betragen hätte Madame de Hautefort für immer geschmeidig machen sollen; allein ihr war unmöglich, sich zu verstellen, und diese am Hofe so lästige Tugend der Aufrichtigkeit kostete sie bald nachher die Gunst der Königin. Indessen stand der Kardinal noch immer nicht allzufest auf dem Gipfel der Größe; aber ein kleines Abenteuer — (guter Gott! woran knüpfst du doch bisweilen das Schicksal eines Staates!) — verschaffte ihm den Sieg über seine wichtigsten Feinde. Frau von Motteville meinte, und sie hat Recht, die Grundursachen des Umsturzes der Reiche finden sich entweder in der Schönheit oder in der Bosheit der Damen. Madame de Chevreuse hatte eine Stieftochter, die Herzogin von Mombazon, eine sehr schöne und galante Dame. Der oberwähnte Herzog von Beau-

nen Augenblick zweifelhaft um) da hat ſie der Henker ſchon im Vorſaale. (Er wirft ſich auf das Bett der Frau Griesgram, und zieht die Vorhänge zu.)

Dritte Scene.

Franz Bertram. Hans Buller. Die Vorigen.

Franz. Poz Element! ihr Korſaren! — — da! da liegt das Beeſt, und ſtreikt alle viere von ſich. Wenn ſie ſtirbt, ſo betrügt ſie auch noch den Galgen. (Er ſieht ſich um) wo iſt denn der ſaubere Helfershelfer geblieben?

Hans. Er kann nicht entwiſcht ſeyn; ich war wie der Blitz unten an der Treppe. (Er ſucht im Zimmer)

Franz. Laß ihn laufen. Das böſe Gewiſſen wird ihn ſchon einholen.

Hans. Siehe da ein Schuh. (Er ſchlägt die Bett-Gardine ein wenig zurück) Und in dem Schuh ein Fuß. Wo ein Fuß iſt, da findet ſich auch wohl mehr. (Er zieht Enterbern bey den Beinen aus dem Bette) Gehorſamer Diener, Herr Advocat!

Enterb. Servitör!

Franz.

fort, ein jüngerer Prinz aus dem Hause Vendôme, war in die Mutter verliebt, und das knüpfte beide Damen an die den Kardinal hassenden Vendômes, welche man les importans zu nennen pflegte. Hingegen begünstigte Madame la Princesse (so nannte man die Gemahlin des Prinzen von Condé) den Kardinal, weil sie den Großsiegelbewahrer Chateauneuf haßte. Ihre Tochter, die Herzogin von Longueville, hatte wieder mancherlei Ursache, Madame de Mombazon zu hassen, denn erstens waren beide sehr schön, und zweitens machte ihr Gemahl jener den Hof. Alle diese kleinen, armseligen Verhältnisse muß man wissen, um den Faden zu entwirren, aus dem das Folgende sich entspann. Es war eines Tags große Gesellschaft bei Madame de Mombazon. Eine ihrer Damen fand im Zimmer einen Brief, den sie aufhub und ihrer Gebieterin brachte. Es war ein zärtliches Liebesbriefchen von Frauenzimmerhand geschrieben. Natürlich gewährte es der Gesellschaft eine sehr angenehme Unterhaltung. Man wurde neugierig, man vermuthete, man argwöhnete, und endlich kam man darin überein, ein gewisser Colligni habe ihn verloren, der kurz zuvor hinaus gegangen, und von dem man sich in's Ohr flüsterte, er sei in die Herzogin von Longueville verliebt, die ihn auch nicht hasse.

Zwar stand diese Dame bisher im Rufe einer unbefleckten Tugend, und die flüsternde Gesellschaft mochte wohl selber nicht glauben, was ihre Bosheit ausgebrütet hatte; aber es war doch einem Jeden so angenehm, die Vermu-

thung im Vertrauen weiter zu erzählen; sie lief von Munde zu Munde, und gelangte endlich bis zu den Ohren der Hauptperson, die sehr geneigt war, keinen Lärm davon zu machen. Ihre Mutter hingegen wüthete. Das königliche Geblüt schien ihr beschimpft, diese Beschimpfung ein Majestäts-Verbrechen; sie forderte laut Genugthuung von der Königin. Siehe da plötzlich den ganzen Hof getheilt; die Damen für Madame la Princesse, die Herren für Madame de Mombazon, die bei dieser Gelegenheit von nicht weniger als vierzehn Prinzen besucht wurde.

Aber es trat ein Ritter auf, der sie alle vierzehn überwog: der Herzog von Enghien, der Bruder der schönen Beleidigten, der eben eine wichtige Schlacht gewonnen hatte, und der mit Achtung und Schonung behandelt werden mußte, aus Furcht er könne die Ruhe der Regentschaft trüben. Die Königin selber besuchte seine Schwester, um sie zu trösten. Da warfen Mutter und Tochter sich ihr zu Füßen und baten mit Thränenströmen um Gerechtigkeit. Die Königin versprach es, und de. schlaue Kardinal ergriff die Gelegenheit, um die Vendômes zu stürzen. Es wurde entschieden, daß Madame de Mombazon sich zu der Prinzessin begeben, und ihr öffentlich Entschuldigungen machen sollte. Aber wie? in welchen Ausdrücken? das zu ordnen war noch eine der wichtigsten Staats-Angelegenheiten. Da sah man die Königin und die tobende Prinzessin in dem einen Zimmer, Madame de Chevreuse und den Kardinal in dem andern, und der Herr Premier-Mi-

niſter machte in ſeine Schreibtafel den Entwurf von dem, was Madame de Mombazon ſprechen ſollte; dann überlegte er es mit ihrer Stiefmutter, dann ging er wieder zu der Königin und trug es dort vor; jedes Wort, jede Silbe wurde ſo ängſtlich abgewogen, als ob das Heil von Frankreich daran liege. Endlich kam das große Werk zu Stande. Die Verbrecherin ſollte am andern Tage bei der Prinzeſſin erſcheinen und laut erklären: »Das Geſchwätz über den Brief ſei falſch, von boshaften Menſchen erfunden; Sie habe nie daran geglaubt, da ſie die Tugend der Herzogin von Longueville kenne, und wohl wiſſe, daß ſie ihr Reſpekt ſchuldig ſei.“ Dieſe Anrede wurde auf einen kleinen Zettel geſchrieben, und an den Fächer der Madame de Mombazon befeſtigt, damit ſie dieſelbe ohne Anſtoß ableſen könnte. Sie gehorchte, aber mit einer Miene, als wollte ſie ſagen: Ich mache mich doch nur luſtig darüber.“ Madame la Princeſſe bat hierauf die Königin, ihr zu erlauben, daß ſie nie an einem Orte erſcheine, wo ſie Madame de Mombazon zu finden fürchten müßte. Es wurde ihr zugeſtanden, ohne die Schwierigkeit der Ausführung zu bedenken. Wenige Tage nachher gab Madame de Chevreuſe der Königin ein kleines Feſt im Regnard's Garten am Ende der Tuillerien. Die Prinzeſſin wurde von der Königin überredet, mit zu fahren, weil man wußte, daß Madame de Mombazon an dieſem Tage Arznei eingenommen hatte. Sie war aber dennoch gegenwärtig, und zwar um die Honneurs zu machen. Die Prinzeſſin wollte um-

kehren, allein die Königin hielt sie zurück, und ließ der verhaßten Wirthin sagen, sie möchte eine Unpäßlichkeit vorschützen, um sich mit guter Manier zu entfernen. Der Trotzkopf gehorchte nicht. Das empfand die Königin sehr übel, fuhr sogleich zurück, und verbannte die Widerspenstige am andern Morgen auf ihre Güter; eine Ungnade, auf welche die der sämmtlichen Importans erfolgte. Der Herzog von Beaufort wurde angeklagt, er habe den Kardinal ermorden wollen. Zweimal soll er es versucht haben. Das erste Mal als Mazarin auf einem Landhause speisen wollte, lauerten die Mörder an der Straße. Aber zu seinem Glücke begegnete ihm der Herzog von Orleans, da er eben in den Wagen stieg; dem fiel es ein, mit von der Partie zu sein, er setzte sich zu ihm und seine Gegenwart hinderte die Ausführung des Anschlags. Das zweite Mal sollte Mazarin aus einem Fenster erschossen werden, wenn er nach dem Louvre führe. Er wurde gewarnt. Am andern Morgen war der ganze Hof in Bewegung. Die Königin sagte mit funkelnden Augen zu Frau von Motteville: »Ehe noch vierundzwanzig Stunden verfließen, sollst du sehen, wie ich an diesen bösartigen Freunden mich rächen werde.« Sie hielt Wort.

Es war noch am selbigen Abend, als der Herzog von Beaufort von der Jagd zurückkam, und sich nach dem Louvre begab. An der Pforte begegnete ihm seine Mutter und Schwester, die ihn baten, nicht hinauf zu gehen, sondern sich lieber auf einige Tage zu entfernen. Allein er antwortete, wie einst der Herzog von Guise auf die Nachricht,

daß man ihn tödten wolle: »Man wird es nicht wagen.« Er hatte die Königin noch am Morgen, oder am Abend zuvor, gesehen, sie hatte ihn mit der gewohnten Vertraulichkeit behandelt, und er konnte sich gar nicht vorstellen, daß die hohe Gunst, in der er stand, so schnell verschwinden könne. Auch jetzt noch empfing ihn die Königin sehr freundlich, und fragte: ob er gute Jagd gehabt habe? Die Kunst sich zu verstellen hatte sie von ihrem Gemahl gelernt.

Während dieses ungezwungenen Gespräches trat der Kardinal herein. Die Königin stand auf und winkte ihm ihr zu folgen, als ob sie Geschäfte mit ihm habe. Als hierauf der Herzog von Beaufort sich entfernen wollte, trat Guitaut, der Hauptmann von der Garde, zu ihm, und arretirte ihn im Namen des Königs und der Königin. Der Herzog, ohne zu erschrecken, sah ihn starr an: »Sehr wohl,« sagte er, »doch ich finde es sonderbar.« Darauf wandte er sich zu den gegenwärtigen Damen: »Sie sehen, meine Damen, die Königin läßt mich arretiren.«

Er folgte dem Gardehauptmann in dessen Zimmer, wo er zu essen begehrte, mit großem Appetit aß und gut schlief. Indessen waren, bei der ersten Nachricht seiner Verhaftung, seine Mutter und Schwester nach dem Louvre gefahren, um seine Begnadigung zu erflehen; aber die Königin hatte sich eingeschlossen. Der Gefangene wurde nach Vincennes geführt, wo man ihm einen Koch und Kammerdiener vom Hofe zugab. Er ließ durch seine Freunde um Erlaubniß bitten, seine eigenen Leute kommen zu lassen, allein die

Königin antwortete trocken: das sei nicht gebräuchlich. Die ganze Familie Vendôme erhielt Befehl, sich aus Paris zu entfernen. Als der Herzog von Vendome, Krankheit vorschützend, diesem Befehl ausweichen wollte, schickte die Königin ihm ihre eigene Sänfte. Ein anderer ihrer Diener, Barriere, der auch dem Hause Vendôme ergeben war, sollte am selbigen Tage arretirt werden. Die Königin hatte sich vormals seiner in Geschäften bedient, wo Verschwiegenheit und Entschlossenheit erforderlich waren, und ihn dagegen zum Lieutenant ihrer Gensdarmen zu machen versprochen. Allein Mazarin wußte, daß er sich einst erboten, den Kardinal Richelieu zu ermorden, und hielt nicht für rathsam, ihm einen solchen Posten zu vertrauen. Seine Freiheit rettete er zwar diesesmal, auf Vorsprache des Kardinals, doch als er sich an die Königin um Erfüllung ihrer Zusage wandte, erinnerte sie ihn an Richelieu, sprechend: »Ihr wißt, wie oft ich Euch gesagt habe: er ist ein Priester, ich kann nicht darein willigen.« (Wäre also Richelieu kein Priester gewesen, so würden Ihro Majestät keinen Abscheu vor dem Meuchelmorde empfunden haben.)

Nicht grundlos klagte man die Königin bei dieser Gelegenheit der Undankbarkeit an, da ihre Strenge wegen unerwiesener Beschuldigungen gerade diejenigen traf, die zur Zeit ihrer höchsten Bedrängniß ihr die edelste Treue bewiesen hatten. Frau von Motteville versucht sie zu entschuldigen, aber schwach. Die Regentin eines großen Reiches meinte sie, müsse alle ihre Neigungen dem öffentlichen

Wohl opfern, und habe nun ganz anders denken und handeln müſſen, als damals, da ſie noch keine Kinder hatte, und alle Augenblicke bedroht wurde, nach Spanien zurück geſchickt zu werden. Am Morgen nach des Herzogs Verhaftung — ſo erzählt Frau von Motteville — als die Königin ſich kämmen ließ, vertraute ſie mir und ihren beiden Kammerfrauen, was er in jenem Augenblick zu Guitaut geſagt, bewunderte ſeine Standhaftigkeit im Unglück, und verſicherte, ſie habe ſich mit unſäglichem Schmerz zu dieſem Schritt entſchloſſen; in der Minute, wo ihr Befehl vollzogen wurde, habe ihr das Herz geklopft." Zwei oder drei Tage vorher ſei ſie mit ihm auf einem Spazirgange zu Vincennes geweſen, und, da ſie ihn ſehr fröhlich geſehen, habe eine Wehmuth ſie ergriffen, und der Gedanke: »In drei Tagen wird der Unglückliche vielleicht wieder hier ſein, und nicht lachen." Sie habe ihn oft genug gewarnt, ſein Betragen zu ändern, allein vergebens. — Die Kammerfrau erzählte noch, daß die Königin am ſelben Abend beim Schlafengehen Thränen vergoſſen.

Auch die vormals ſo beliebte Madame de Chevreuſe wurde jetzt der Regentin durch ihre Klagen läſtig. Sie ſollte vergnügt leben, ſagte ihr die Königin, ſich aber um nichts bekümmern, ſonſt könne ſie ihr nichts weiter verſprechen, als daß ſie die Letzte ſein ſolle, die das Los der Verbannung träfe. Da Madame de Chevreuſe dieſen Wink nicht gehörig nutzte, und in die neue Ordnung der Dinge ſich nicht fügen konnte, ſo mußte auch ſie den Hof verlaſſen, und in Flandern herum irren.

Alle diese Verbannungen schienen dem Kardinal noch immer nicht Sicherheit genug zu verschaffen. Es war noch ein Bischof von Lizieux übrig, ein frommer, freimüthiger Greis, ein trefflicher Prediger, ein Heiliger am Hofe. Er pflegte die Königin seine gute Tochter zu nennen, und sie hegte große Hochachtung für ihn. Um ihn mit guter Manier zu entfernen, gab es kein anderes Mittel, als sämmtlichen Bischöfen den Befehl zu ertheilen, sich in ihren Kirchensprengeln aufzuhalten. Der Bischof von Lizieux merkte sehr wohl, daß es nur ihm gelte, der ein Freund der Vendômer war, und in deren Hause wohnte. Er gehorchte, und kam, um von der Königin Abschied zu nehmen, als sie eben an ihrer Toilette war. Sehr verlegen, was sie ihm sagen sollte, bat sie ihn, in seinem Gebet sich ihrer zu erinnern. Er sprach nicht ein Wort, und gab durch sein Schweigen zu erkennen, daß er zwar gehorche, aber den Befehl nicht achte. Das mehrte die Verlegenheit der Königin. Sie sagte nachher zu einer Dame im Kloster Val de Grace, wo sie eben das Abendmahl empfangen hatte: »Ich schwöre Ihnen, so wahr ich Gottes Leib genossen, daß ich ihn so ungern entfernt habe, als ob er mein Vater wäre.«

Ungefähr um dieselbe Zeit sah man einen Zweikampf auf dem Königsplatze zwischen dem Herzog von Guise, einem der vornehmsten Vertheidiger der Madame de Mombazon, und jenem Coligni, von dem man fälschlich glaubte, daß er den berüchtigten Liebesbrief verloren habe (denn es

war ein gewisser Maulevrier, an den eine Dame ihn geschrieben hatte, die in keiner Hinsicht mit der Herzogin von Longueville verglichen zu werden verdiente). Der Zweikampf war eine Folge jener Begebenheit; denn obgleich der Herzog von Guise keinen Antheil an den Spöttereien hatte, so konnte doch Coligni der schönen Madame de Longueville die Bitte nicht abschlagen, ihn öffentlich zu fordern. Sie stand, wie man sagt, bei der alten Herzogin von Rohan hinter einem Fenster, und sah zu. Estrade war Coligni's Sekundant, Bridieu der des Herzogs. Der Letztere verwundete seinen Gegner so gefährlich, daß er bald darauf starb. Indessen schlugen sich auch die Sekundanten nach damaliger Gewohnheit. Bridieu empfing einen Stoß, der ihn außer Stand setzte, weiter zu fechten. Allein auch Estrade's Blut floß. Dennoch erbot er sich, den Kampf zu erneuern, Coligni gab es nicht zu. Die Pariser, nach ihrer Gewohnheit, machten sogleich einen Gassenhauer auf diese Begebenheit, in dem sie der Herzogin von Longueville riethen, ihre Thränen zu trocknen, weil Coligni nur sein Leben zu erhalten gewünscht, um ewig für sie zu leben. — Der Herzog von Guise war ein Roué der damaligen Zeit. In seiner Jugend liebte er die Prinzessin Anna von Gonzaga, versprach ihr die Ehe und verließ sie, um in Flandern eine reiche Gräfin de Bossu zu heirathen, der er fünfzig tausend Thaler durchbrachte, und dann nicht weiter an sie dachte, als um sie zu kränken.

Von den Importans war jetzt nur noch eine Person

übrig, Madame de Hautefort, und auch diese mußte dem Kardinal weichen. Schon lange war ihre Tadelsucht der Königin sehr mißfällig gewesen, und die vormalige Vertraulichkeit gab ihr gleichsam ein Recht, sich Frechheiten heraus zu nehmen, welche den Großen bald lästig werden. Mazarin schürte und blies aus allen Kräften, um den Funken des Unwillens in eine Flamme des Zorns zu verwandeln. Eines Tages, als die Königin eben zu Bette gehen wollte, und nur noch ihr letztes Gebet zu verrichten hatte, zog Madame de Hautefort ihr die Strümpfe aus, und bat bei dieser Gelegenheit um eine Gnade für einen alten Edelmann, der lange und treu gedient hatte. Da sie aber die Regentin nicht sogleich bereitwillig fand, sagte sie — und verbitterte was sie sagte noch durch ein hämisches Lächeln — man müsse alte Diener nicht vergessen. Die Königin, die vielleicht nur auf eine Gelegenheit wartete, um sich derjenigen zu entledigen, die sie sonst meine liebe Freundin nannte, ließ, gegen ihre Gewohnheit, ihren Zorn ausbrechen, und antwortete: sie sei der ewigen Vorwürfe müde, und überhaupt mit ihrem ganzen Betragen sehr unzufrieden. Mit diesen Worten warf sie sich in's Bett, befahl der Madame de Hautefort die Vorhänge zuzuziehen, und keine Silbe weiter zu sprechen. Die Erschrockene warf sich auf die Knie, faltete ihre Hände, und rief Gott zum Zeugen ihrer Unschuld und Aufrichtigkeit an. Am andern Morgen wurde ihr angekündigt, daß sie den Hof verlassen solle. Frau von Motteville besuchte sie,

Franz. Ey, ey, mein wackerer Eyterborn! wie kommen Sie in dieß keuſche Wittwen-Bett?

Eyterb. Es überfiel mich eine Schläfrigkeit. Die Frau Grießgram hat mir da ein Gläsgen alten Wein vorgeſetzt — ich kann nicht viel vertragen —

Hans. (wird den Zipfel des Beutels gewahr, und zieht ihm das Säckgen aus dem Buſen) Vermuthlich haben Sie im Rauſch dieß Beutelgen ergriffen?

Eyterb. (mit ängſtlicher Standhaftigkeit) Mein Freund, was unterſteht er ſich? ich bin ein ehrlicher Mann, das weiß die ganze Welt.

Franz. Herr! er iſt ein Schurke! das weiß ich. Packe er ſich aus dem Hauſe, und danke er es meinem Podagra, daß ich die betrogene Welt nicht fühlbar an ihm räche.

Eyterb. Ein Schurke? Ha! ha! ha! Servitör! verſuchen Sie es einmal, das laut zu ſagen; es glaubt Ihnen doch kein Menſch. Wer Einmal reich iſt, den ehrt die Welt, und Niemand fragt, wie er zu ſeinem Reichthum gekommen. Eben ſo auch mit dem Ruf der Ehrlichkeit.

Franz.

wagte auch für sie zu sprechen, richtete aber nichts weiter aus, als daß die Königin gegen sie selber eine Zeit lang kälter schien, und daß sie dem Minister sich verdächtig machte. Die in Ungnade Gefallene konnte am ersten Tage den Befehl ihrer zürnenden Gebieterin nicht erfüllen, denn der Schmerz hatte sie so heftig ergriffen, daß sie ernstlich krank wurde, und zweimal zur Ader lassen mußte. Endlich verließ sie den Palast, von jedermann bedauert, denn eine, durch kein Verbrechen verwirkte Ungnade versöhnt selbst Feinde, deren Neid dann schweigt, und fesselt die Freunde nur noch stärker. Sie ging in ein Kloster, und lebte sehr eingezogen. Der Groll der Königin ging so weit, daß, als Frau von Motteville sie um Erlaubniß bat, die Unglückliche besuchen zu dürfen, sie ihr sehr kalt antwortete: sie könne thun, was ihr beliebe; worauf denn freilich auch sie sich zurückziehen mußte. Dasselbe that der Kommandeur von Jars, sonst ein braver, zuverlässiger Freund.

Im Anfang der Regentschaft hatte die Königin ein Konseil errichtet, welches sie zu Rathe zog, wenn sie Pfründen an verdienstvolle Männer vergeben wollte. Dieses Konseil war dem Kardinal zuwider, denn nur seine Hand sollte Pfründen spenden, und nur ihm Ergebene sollten sie empfangen, wenn sie auch sonst dem lieben Gott nicht sehr ergeben waren. Daher wurde das Konseil bald nur noch in dem Fall benutzt, wenn die Bitte um eine Pfründe abgeschlagen werden sollte, um blos das Gehässige der Verweigerung auf selbiges zu laden. Endlich wurde es

ganz abgeschafft, nicht ohne Gewissensbisse der Königin, denn an der Spitze desselben stand einer der redlichsten, frommsten Männer, Pater Vincent, der unbestechlich war, um keine Hofgunst sich bewarb, und, wegen seines abstechenden Tones, den Spott der Höflinge sich zuzog. So lange er lebte, fragte ihn die Königin insgeheim um Rath, wenigstens bei der Wahl der Bischöfe.

Auf gleiche Weise entfernte Mazarin nach und nach alle Minister, die sich nicht ganz von ihm regieren ließen, und besetzte ihre Stellen mit unterwürfigen Kreaturen.

Hier schaltet Frau von Motteville eine Erzählung von dem Privatleben der Königin ein. Sie erwachte um zehn oder eilf Uhr, und betete lange, ehe sie diejenige rief, die bei ihr geschlafen hatte. Sobald ihr Erwachen kund gethan worden, machten die vornehmsten Beamten ihr den Hof, wohl auch andere, und besonders gewisse Damen, die mit ihren Wohlthaten beauftragt waren, denn sie spendete deren viele in ganz Frankreich, ja sogar außer Landes. Mit den Männern sprach sie oft lange von allen Geschäften, die man ihr vortragen wollte. Der König und sein Bruder fehlten auch nie zu dieser Stunde, und verließen sie den ganzen Tag nicht, außer wenn sie zur Tafel gingen, denn als Kinder speisten sie noch nicht mit der Mutter. Alle diese ersten Audienzen gab sie im Bett. Dann stund sie auf, warf einen Schlafrock über, betete abermal, und frühstückte mit großem Appetit. Dann zog sie ein Hemd an, welches der König ihr überreichte, indem er es zärt-

lich küßte; eine Gewohnheit, die lange beibehalten wurde. Nachdem ſie das Negligee angezogen, und ſich gekämmt hatte, hörte ſie die Meſſe; dann ging ſie an ihre Toilette. Es war ein Vergnügen ſonder gleichen, ſagt Frau von Motteville, zu ſehen wie ſie ſich ankleidete, und ihr Haar ordnete, wobei ihre eben ſo ſchönen als geſchickten Hände bewundert wurden. Sie hatte die ſchönſten Haare von der Welt, die ihr auch bis in's Alter blieben. Sie kleidete ſich ſorgfältig, doch ohne Pracht, ohne Gold und Silber und ohne Schminke. Ein wenig Eitelkeit leuchtete doch aus ihrer Sittſamkeit hervor. Das Schminken unterließ ſie ſeit dem Tode des Königs, und verlor nichts dabei. Die Damen ſahen ſich genöthigt, ihrem Beiſpiel zu folgen. Bisweilen blieb ſie einige Tage in ihrem Zimmer um auszuruhen, und ſich blos mit ihren Vertrauten zu unterhalten. Sonſt aber gab ſie leicht jedermann Audienz, ſowohl in öffentlichen als Privatgeſchäften, ſprach über beide gradſinnig und mit Güte, und erregte bei jedem den Wunſch, daß ſie doch immer nur ihrem eigenen geſunden Urtheil folgen möchte. Sie ſelbſt hatte oft bei Lebzeiten ihres Gemahls erklärt, ſie wolle nie wie er durch andere regieren, aber ihr Hang zur Bequemlichkeit und Ruhe verleitete ſie bald zu dem nämlichen, unter Fürſten ſo häufigen Fehler.

Selten ſpeiſete ſie öffentlich mit dem gebührenden Prunke, ſondern faſt immer in ihrem kleinen Kabinet, blos von ihren Frauen bedient. Nach der Tafel war Cercle, oder ſie beſuchte irgend ein Kloſter. Dann brachte ſie noch

einige Zeit mit den Prinzessinen und ersten Damen des Hofes zu. Auch die Prinzen von Geblüt und der Kardinal erschienen gegen Abend, wo der Hof sehr glänzend war, und das Gespräch allgemein wurde. Dann zog sich die Königin zurück. Der Herzog von Orleans hatte noch eine geheime Unterhaltung mit ihr, und machte dann dem Minister Platz, der bisweilen eine Stunde, bisweilen noch länger bei ihr blieb, während dem die Thüren des Kabinets offen standen. Hierauf entließ die Königin die sogenannte große Welt mit einem guten Abend! Die vornehmen Herrn und Höflinge begaben sich in das große Kabinet, welches nun ein Schauplatz der Galanterie und der Intriguen wurde. Bei der Königin blieben nur vier oder fünf Damen und einige Männer, gewöhnlich der Kommandeur von Jars, Beringsen und die Hauptleute der Garde. Bisweilen mischten sich auch wohl andere darunter, und die Königin beklagte sich dann lächelnd, daß diese Leute Wurzel faßten.

Wenn auch hier wiederum ein guter Abend das Zeichen zum Aufbruch gegeben hatte, so ging sie in ihr Betzimmer, wo sie länger als eine Stunde im Gebet verharrte. Dann speisete sie zu Abend um eilf Uhr. Wenn sie von der Tafel aufstand, so aß die Gesellschaft die Ueberreste, ohne alle Ordnung und ohne eine andere Serviette als die der Königin. Ein sehr schlechtes Souper, zu dem sich aber doch jedermann drängte, denn das Bewußtsein, mit der Monarchin auf einem so vertrauten Fuß umzugehen, würzte ihres Brotes karge Ueberreste.

Nach der Tafel folgte die Gesellschaft in das Kabinet der Königin, wo eine muntere, freimüthige Unterhaltung fortgesetzt wurde, die oft bis Mitternacht und noch länger dauerte. Wenn sie ausgekleidet war, auch wohl schon im Bette lag, und eben einschlafen wollte, dann erst verfügten ihre Gesellschafter sich zur Ruhe.

Diese Lebensart setzte sie pünktlich auch in unruhigen Zeiten fort. Montags und Donnerstags hielt sie Konseil, und war dann sehr belagert. Die Fasttage beobachtete sie sorgfältig, und ob sie gleich jederzeit einen vortrefflichen Appetit hatte, so erlaubte sie sich doch während der ganzen Fasten keine Ueberschreitung der Kirchengesetze. Sonnabends hörte sie Messe in der Kirche Notre Dame. An allen Sonn- und Festtagen empfing sie regelmäßig das heilige Abendmahl. An den Vorabenden der hohen Feste schlief sie in Val de Grace (wo sie noch ein neues, prächtiges Kloster bauen wollte), blieb dort einige Tage ganz eingezogen, und unterhielt sich mit den Nonnen, bisweilen mit den unbedeutendsten unter ihnen, wenn sie nur im Rufe der Heiligkeit standen. Die strengsten Prediger gefielen ihr am meisten. Bisweilen, doch selten, besuchte sie auch die Gefängnisse als Kammermädchen verkleidet. Sie hatte auch eine Kammerfrau, die sich Abends mit ihr in ihr Betgemach einschloß, sie in allen frommen Pflichten unterrichtete, und für Hilfsbedürftige Geld von ihr empfing.

Allen Vergnügungen hatte sie doch auch nicht entsagt. In ihrer Jugend liebte sie die Bälle. Dieser Geschmack

verlor sich mit den Jahren, aber sie ging in die Komödie, und setzte sich da auf eine Tribune, halb hinter einer von ihren Damen versteckt, denn während der Trauerzeit wollte sie nicht an ihrem gewöhnlichen Platze erscheinen. Sie liebte das Schauspiel, besonders die Stücke von Corneille, der damals lebte.

In allen ihren Handlungen und Gesprächen war sie ernst und diskret. Geheimnisse durfte man ihr sicher vertrauen. Sie bewies denen, die sie liebte, Theilnahme und Verschwiegenheit. Auch freigebig war sie, und gab mit guter Art, aber nicht oft, weil sie nicht daran dachte. Man mußte sich ein wenig aufdringen, um Wohlthaten von ihr zu erhalten. Im Anfang ihrer Regentschaft wurde ihre Güte sehr gerühmt; als man aber sah, mit welcher Leichtigkeit sie alte, treue Freunde fallen ließ, sprach und schrieb man sehr laut gegen sie. Am Ende des Jahres 1611 legte sie die Trauer ab, die sie verschönert hatte. Doch ein Alter von vierzig Jahren, welches (nach einer Bemerkung der Frau von Motteville) so abscheulich (affreux) für die Damen ist, hinderte sie nicht, noch sehr liebenswürdig zu sein, denn die Fülle ihrer Formen gab ihr noch lange ein frisches jugendliches Ansehen.

Damals entwickelten sich die ersten Keime einer Widerspenstigkeit des Parlaments, welche, einige Jahre später, dem königlichen Ansehen Gefahr drohten. Man murrte darüber, daß der Kanzler im Konseil alle Parlamentsbeschlüsse vernichtete; man hielt Versammlungen, man tadelte alles,

und die Folge war, daß der Präsident Barillon verwiesen wurde. Er war ein wackerer Mann, und alter, treuer Diener der Königin, aber er gehörte zu den Leuten, die alle diejenigen hassen, die hohe Aemter verwalten, und eine Ehre darin suchen, nur Elende zu lieben. (Les misérables, sagt Frau von Motteville, und scheint wohl gar das Volk darunter zu verstehen. Freilich kann man die Völker zu manchen Zeiten les misérables nennen, nur in anderer Bedeutung.) So lange der König lebte, billigte Barillon jeden Schritt der Königin, sobald sie aber Regentin war, konnte sie ihm nichts recht machen. Das Parlament, über seine Verbannung noch aufgebrachter, beschloß, sich klagend zu der Königin zu verfügen, und zwar, ohne vorher um eine Audienz zu bitten. Es wählte den Augenblick, wo Monsieur auf dem Lande, und der Kardinal auf einer kleinen Reise sich befand. Die Königin, im Palais royal, war allein im Bett, Frau von Motteville eben bei ihr, als man ihr meldete, das ganze Parlament komme zu Fuß, um den Präsidenten Barillon zurück zu fordern. Sehr begreiflich sollte dieser Schritt das Volk in Bewegung bringen. Jedermann bei Hofe war erschrocken; nur die Königin nicht; die auch nicht einmal, wie man ihr rieth, die Pforte sperren, sondern sagen ließ: „da die Herren vom Parlament nicht, wie es ihre Schuldigkeit gewesen, zuerst um eine Audienz gebeten, so möchten sie für jetzt wieder umkehren; sie habe Arznei genommen, und könne sie nicht sprechen. Sie mußten gehorchen; und die Königin machte sich lustig über Frau

von Motteville, der die Graubärte großen Schrecken eingejagt hatten. Einige Tage nachher gab man ihnen die verlangte Audienz, und half einigen ihrer Klagen ab, doch ihres Präsidenten Zurückberufung konnten sie nicht bewirken; der starb in seiner Verbannung.

Während die schöne Jahrszeit die Prinzen in's Feld rief, begab sich die Königin nach Ruel, einem Landsitze der Herzogin von Aiguillon, wo vormals ihr Feind, Richelieu, den Weihrauch von ganz Frankreich um sich hatte dampfen lassen; eine Erinnerung, die, in ihrer jetzigen Lage, ihr vielleicht Vergnügen machte. Sie ging dort viel spazieren, ließ auch die Signora Leonora, eine Virtuosin, die der Kardinal aus Italien hatte kommen lassen, oft vor sich singen. Eines Tages, als sie in einer Kalesche durch die Gänge des Gartens fuhr, bemerkte sie den Dichter Voiture, der in Gedanken herum spazirte. Sie hielt, und fragte ihn, woran er denke? — Da antwortete er ihr durch Verse aus dem Stegreife (die von Frau von Motteville aufbewahrt worden) in welchen er das Schicksal gerecht nannte, welches, nach so vielen Leiden, sie gekrönt habe:

Mais que Vous etes plus heureuse,
Lorsque Vous etes entre'hais.
Je ne veux pas dire, Amoureuse!
La rime le veut toute fois.

Dann klagte er, daß die Liebe, die der Königin doch stets ihre Waffen geliehen, nun von ihrem Hofe verbannt sei; so behandle sie diejenigen, die ihr treu gedient hätten. Und-

lich fragte er — weil doch einem Dichter erlaubt sei, mit seiner Einbildungskraft auszuschweifen — was sie thun würde, wenn in diesem Augenblick der Herzog von Buckingham erschiene? und ob der oder Pater Vincent ihre Ungnade tragen würde? — Man muß bekennen, daß es uns heut zu Tage etwas verwegen ankömmt, eine Königin an ihre alten Liebschaften zu erinnern, um ihr, wenn gleich auf die galanteste Weise von der Welt, in's Gesicht zu sagen, daß sie gegen alte, treue Diener undankbar sei. Aber Anna von Oesterreich zürnte keineswegs, sondern fand die Verse so artig, daß sie sie lange aufhob, sie auch der Frau von Motteville mittheilte.

Die Königin mußte dieses Mal über Hals und Kopf nach Paris zurück eilen, um eine Volksbewegung zu unterdrücken, die wegen einer gewissen Auflage entstanden war. Heinrich der Dritte soll gesagt haben: der Kopf des Reichs, nämlich Paris, sei zu groß und angefüllt mit Dünsten, welche die Ruhe der übrigen Glieder beeinträchtigen, darum von Zeit zu Zeit eine Aderlaß nothwendig sei. (Diese Aderlaß ist während der Revolution sehr oft wiederholt worden.)

Um diese Zeit mußte die hoch schwangere Königin von England von ihren aufrührerischen Unterthanen in einen Winkel ihres Reiches flüchten, und war von ihrer Höhe so tief herab gesunken, daß die Königin ihr eine Hebamme und Kinderzeug schicken mußte. Noch sehr krank kam sie in ihr Vaterland, Frankreich, um ihr Leben zu sichern, und wurde mit Achtung empfangen, sowohl vom Volke, wel-

ches in ihr eine Tochter, Schweſter und Tante ſeiner Könige verehrte, als auch von der Regentin, welche vergaß, wie manchen Verdruß ſie einſt durch ihren Haß erlitten. Frau von Motteville ſchaltet hier eine lange Erzählung von den engliſchen Unruhen ein, die von nicht geringem Werthe für den Geſchichtſchreiber iſt, da die Königin von England ſelber, in einem Kloſter zu Chaillot, ſie ihr diktirte. Dieſe Fürſtin ging dabei ſo ſehr in's Einzelne, daß ſie ſogar die Geſtalt des unglücklichen Grafen von Strafford, und ſeine ſchönen Hände beſchrieb. Sie verſicherte, um ihn zu retten, habe ſie jede Nacht mit ſeinen hartnäckigſten Feinden Konferenzen gehalten. Sie kamen durch eine Winkeltreppe in das Zimmer einer ihrer Damen, die verreiſt war, und die Königin ſchlich ganz allein, mit einem Lichte in der Hand, in dieſes Zimmer, wo ſie vergebens alle Mittel der Beſänftigung erſchöpfte. Strafford mußte ſterben, bitterlich von ihr beweint. Bald darauf forderte das Parlament, in Abweſenheit des Königs, ihre Kinder von ihr, weil ſie doch bei ihr nichts lernen könnten, und vielleicht gar Papiſten würden. Man wollte ſie ſelber entführen, und hatte bereits einen Edelmann in dem Dorf, welches ſie bewohnte, beauftragt, ſeine Bauern zu bewaffnen, und um Mitternacht im Park von Datland bereit zu ſein, wo er einen Offizier mit einem Detaſchement Kavallerie finden würde. Der treue Edelmann warnte die Königin, die alle ihre Leute bis auf die Küchenjungen bewaffnen ließ, und ſich mit heiterm Anblick im Parke zeigte. Es erſchie-

Franz. Leider!

Eyterb. Drum rathe ich Ihnen zu schweigen. Die Frau Grießgram hat Sie betrogen; und ich habe die Frau Grießgram betrogen, denn ein Hageſtolz und ein altes verliebtes Weib verdienen es nicht beſſer.

Hans (guckt in die Hände) Herr Kapitän, ich bitte um Erlaubniß —

Franz. Laß ihn laufen. Er hat mir zum Erſtenmal in ſeinem Leben die Wahrheit geſagt, und dafür bin ich ihm Dank ſchuldig.

Eyterb. Ich könnte mich rächen; ich könnte den ganzen Vorfall zu Ihrem Nachtheil verbreiten, denn mir wird die Welt mehr Glauben beymeſſen als Ihnen; aber ich will großmüthig ſeyn, ich will ſchweigen. Servitör! (ab.)

Vierte Scene.

Die Vorigen, ohne Eyterborn.

Franz. Poz Element! der Spitzbube hat Recht. Unverſchämtheit iſt die beſte Waffe gegen einen ehrlichen Kerl. Man wird verblüfft, man wird ganz confus — und ehe man ſich

noch

nen nicht mehr als etwa zwanzig ſchlecht berittene Menſchen, die von ferne lauerten, und nichts wagten. Indeſſen ließ ſie doch aus Vorſicht auf dem Wege nach Portmore Pferde bereit halten, um im Nothfall zu entfliehen.

Der König, aus Schottland zurückkehrend, hielt eine Art von triumphirenden Einzug in London, denn er wurde von dem Volk mit dem feilen: Es lebe der König! begrüßt. Die Königin mit ihren Kindern nahm Theil an dieſem kurzen Triumphe, der Prinz ritt neben ſeinem Vater, der durch den Volksjubel getäuſcht, beſchloß, durch einen kühnen Schritt drei oder vier Häupter der Aufrührer in ſeine Gewalt zu bringen. Mitten im Parlamente ſollte das geſchehen, ein tiefes Geheimniß wurde beobachtet, und der Tag zu dieſer wichtigen Unternehmung anberaumt. Er erſchien. Der König trennte ſich männlich entſchloſſen von der Königin, die in ihrem Zimmer betend zurück blieb. Auf ſeinem Wege wurde er durch eine Menge Supplikanten aufgehalten, die ihm Bittſchriften überreichten. Da es nicht ſcheinen ſollte, als ob er große Eile habe, ſo hörte er ſie alle gelaſſen an, und ſprach mit einem jeden. Bei der letzten Umarmung hatte er zu ſeiner Gemahlin geſagt: er hoffe, in einer Stunde mit größerer Macht bekleidet, ſie wieder zu ſehen. Wie oft ſah ſie während dieſer Stunde nach der Uhr! wie oft lauſchte ſie auf jeden Tritt der Kommenden! Als endlich die wichtige Stunde abgelaufen war, und ſie die Sache nunmehr entſchieden glaubte, ſagte ſie zu der Gräfin Carliſle, die eben herein trat: »Freuen Sie ſich

mit mir, denn eben in dieser Stunde wird der König Herr in seinen Staaten; die und die Personen sind ohne Zweifel arretirt." — Die Gräfin stutzte. Sie hatte einen Verwandten oder vertrauten Freund unter den Bedrohten. Sie faßte sich, zeigte keine Bestürzung, ging unter einem Vorwand hinaus, schrieb ein Billet und sandte es schnell ab. Es kam an, als der König eben erst in's Parlament trat, welches sogleich sich murrend erhob, und auseinander ging. Hätte die Königin noch zehn Minuten geschwiegen, wer mag berechnen, welche Folgen das für ganz Europa gehabt haben würde? Sie selbst bekannte den begangenen Fehler, verheimlichte ihn auch nicht vor ihrem Gemahl, und es ist ein schöner Zug von ihm, der ihn wenigstens als liebenden Gatten darstellt, daß er es ihr nicht entgelten ließ; nur durch ihre Reue, nicht durch seine Vorwürfe hat sie gelitten.

Aber eben diese, unter Fürsten leider oft unzeitige Liebe, brachte ihm ein zweites Mal Unheil. Viele tausend Aufrührer, mit Stöcken bewaffnet, an deren Spitze auf Zetteln das Wort Freiheit zu lesen war, zwangen die königliche Familie, London zu verlassen. Die Königin ging nach Holland, unter dem Vorwand, ihre, dem Prinzen von Oranien vermählte Tochter dahin zu begleiten; eigentlich um ihrem Gemahl, der sie bis Dover begleitete, Gelegenheit zu verschaffen, sich Hull zu nähern, einem für ihn sehr wichtigen, festen Platz und Hafen, wo er den vom Parlament eingesetzten Gouverneur überraschen wollte. Statt dessen verlor er seine Zeit damit, eine Meile weit an der

Küſte hin zu reiten, um das Schiff der Königin ſo lange als möglich zu ſehen. Zwar ſchickte er den Herzog von York nach Hull voraus, der auch willig aufgenommen wurde; ehe er ſelber aber nachkam, war bereits ein Warnbrief eingetroffen; man verſchloß ihm die Thore und ließ den Herzog von York nicht mehr hinaus.

In Holland wurde die Königin ſehr wohl empfangen, es fiel ihr aber ſehr auf, daß die Herren Bürgermeiſter ſich zu ihr ſetzten und mit ihr ſprachen, als ob ſie ihres Gleichen wäre. Sie traten auch wohl mit den Hüten auf den Köpfen herein, ſahen ſie eine Weile an, und gingen wieder fort ohne ſie zu grüßen. Sie mußte hier ihren Schmuck verpfänden, um Geld für den bedrängten Gemahl zu ſchaffen. Mit eilf Schiffen voller Waffen und Kriegsbedürfniſſe ging ſie wieder in See, und wurde von einem neuntägigen, ſchrecklichen Sturm überfallen, während deſſen ſowohl ſie als ihre Frauen in kleinen Boten angebunden waren und einigen Kapuzinern, in Gegenwart aller, ihre verborgenſten Sünden laut beichteten. Endlich wurde ſie wieder in einen kleinen holländiſchen Hafen verſchlagen, wo man, da ſie an's Land ſtieg, kaum ſich ihr nähern konnte, ſo übel rochen ihre Kleider, denn während der ſchrecklichen neun Tage, und bei dem fürchterlichen Schwanken des Schiffes, war ſie mit allen möglichen Unreinigkeiten überſchüttet worden. Sie und ihre Frauen konnten ſich kaum auf den Füßen halten, und der Kapuziner, der am Lande ihr die erſte Meſſe leſen ſollte, mußte von zwei Menſchen unter den Ar-

men gehalten werden. Zwei Schiffe hatte sie verloren. Dennoch ging sie, nach vierzehn Tagen, muthig mit den noch übrigen neun Schiffen wieder in See, und kam diesmal glücklich in einem kleinen englischen Dorfe an's Land, wo sie einige Tage auf königliche Truppen zu ihrer Begleitung wartete. Aber die Armee des Parlaments war ihr lauernd gefolgt. Plötzlich wurde sie in der Nacht durch Kanonenschüsse geweckt, die ihre niedrige Wohnung durchbohrten. Kaum gewann sie Zeit, einen Schlafrock überzuwerfen, und sich in eine Höhle außerhalb des Dorfes zu retten. Doch ehe sie noch dahin gelangte, erinnerte sie sich, daß sie eine häßliche, aber geliebte Hündin, Namens Mitte, in ihrem Bette zurückgelassen, und trotz aller Warnungen kehrte sie wieder um und holte ihre häßliche Mitte.

Es gelang ihr endlich, eine Menge Leute um sich zu sammeln, die sie mit den mitgebrachten Waffen ausrüstete, mit ihnen lebte, wie etwa Alexander mit seinen Soldaten gelebt haben mag, (meint Frau von Motteville), und an ihrer Spitze, stets zu Pferde, ihrem Gemahl entgegen zog. Im heißen Sonnenschein auf bloßer Erde aß sie mit den Soldaten ohne alle Umstände, behandelte sie als Brüder, und wurde natürlich sehr von ihnen geliebt. Indessen verrichtete sie doch keine Heldenthaten, allein der König empfing sie mit großer Freude, Liebe und Bewunderung.

Alles ging bekanntlich ihren Wünschen und Hoffnungen zuwider. Als nach einem Jahre die Königin schwanger wurde, trennte sie sich abermals von ihrem Gemahl, und

zwar für immer. Bei ihrer Ueberfahrt nach Frankreich wurde sie von den Schiffen des Parlaments verfolgt und beschossen. Um vor den Kugeln sicher zu sein, mußte sie in den untersten Schiffsraum kriechen, und von da aus befahl sie, Feuer in das Pulver-Magazin zu werfen, wenn alle Hoffnung zu entrinnen verschwunden sei. Das Geheul ihrer Weiber machte sie in diesem Vorsatz nicht wankend; finster schweigend erwartete sie ihr Schicksal. Sie entkam glücklich. Als sie die französischen Küsten erblickte, warf sie sich in ein Boot, landete zwischen Klippen, und wurde von den Bauern in eine Hütte geführt, bis benachbarte Edelleute ihre Ankunft erfuhren und Wagen sandten, die sie nach Bourbon führten.

Hieher schickte Anna von Oesterreich ihr zwanzig tausend Pistolen, die sie, ohne sie zu berühren, sogleich an ihren Gemahl übermachte. Das Volk umringte sie überall, um die Tochter seines vielgeliebten Heinrich IV. zu sehen. Kummer und Krankheit hatten sie sehr verändert. Sie war nicht mehr jene muntere Prinzessin, die einst den Hof schmückte. Sie weinte fast immer, und sagte eines Tages zu ihrem Arzte: sie fürchte den Verstand zu verlieren. »Was fürchten!« antwortete er ihr, »Sie haben ihn schon verloren.« Einige Milderung ihrer körperlichen Leiden fand sie doch in der Luft und den Heilquellen ihres Vaterlandes.

Damals starb die Königin von Spanien (1644) Isabelle, auch eine Tochter Heinrich IV., eine schöne Prinzessin, die Anfangs in Spanien ein glückliches Leben führte,

denn ihr schöner, junger Gemahl schien sie zu lieben, und von ihrem Schwiegervater wollte man sogar wissen, er empfinde mehr für sie, als einem Vater gezieme. Nachher hatte ihr Gemahl so viele Maitressen, daß sie ihr Leben in den Qualen der Eifersucht hinschmachtete. Die Königin von England erzählte der Frau von Motteville, daß der König, als Prinz von Wallis, in Spanien gewesen und Isabellen sehr gern gesehen habe; aber es wurde ihm nicht einmal erlaubt, französisch mit ihr zu reden, und als er in der Komödie sie zu oft und lange anschaute, gab man ihm zu verstehen, daß man in Spanien die Liebhaber der Königinnen zu vergiften pflege, worauf er dann gar nicht mehr mit ihr redete. Sie ließ sich auch nicht mehr unverschleiert vor ihm sehen, und ging im Schauspiel nur in eine vergitterte Loge.

Es wurde ihr in Frankreich eine prächtige Leichenfeier angeordnet, bei welcher Gelegenheit sich ein Rangstreit erhob, der die oftmalige Kleinigkeit der sogenannten Großen in ihrer Blöße darstellt. Da war erstens Mademoiselle, die Tochter des Herzogs von Orleans und Enkelin des Königs, die den Rang vor der Prinzessin von Condé begehrte; zweitens der Herzog von Enghien, der eben als Sieger aus dem Felde zurückkehrte, und für seine Gemahlin gleiche Rechte verlangte; drittens die Herzogin von Longueville, die zwar durch eine Mißheirath die Rechte ihrer Geburt verloren, sie aber durch ein Brevet des Königs wieder bekommen hatte, und ähnliche Ansprüche machte.

Die Königin entschied für den Herzog von Enghien. Da wollte Mademoiselle gar nicht bei der Feierlichkeit erscheinen, sondern stellte sich krank. Die Königin und ihr Vater zwangen sie, sich einzufinden. Sie kam und hatte befohlen, daß zwei Standes-Personen ihr die Schleppe tragen sollten. Als der Herzog von Enghien das gewahr wurde, winkte er einem der Seinigen, der sich schnell noch zu dem einen gesellen mußte, der bereits die Schleppe seiner Gemahlin trug. Nun setzten sich die Damen in die Chorherren-Stühle. Mademoiselle wollte zwischen sich und der Herzogin von Enghien einen leeren Stuhl lassen, aber Madame de Longueville schob die Letztere vor sich her, und beide setzten sich in die nächsten Stühle.

Mademoiselle empfand das alles so übel, daß sie viele Thränen darüber vergoß und vielen Lärm machte, erinnernd an alle ihr zukommende Vorrechte, als da sind: im Hause des Königs einen Thronhimmel zu haben; sich einer Carrosse cloué zu bedienen — (dem Uebersetzer ist unbekannt, was unter einem solchen vernagelten Wagen zu verstehen sei) — ihre Leute mit aufgestreiften Unterkleidern gehen zu lassen — (à chausses rétroussées; auch hier mag man nicht für die Richtigkeit der Uebersetzung haften) — den Prinzessinnen von Geblüt nur Stühle zu präsentiren, während sie selber in einem Armsessel sitze — und was dergleichen köstliche Vorrechte mehr waren. Diese Angelegenheit des Streites wurde mit großer Mühe beigelegt. (Sie beweiset den niedrigen, oft neidischen Erdensöhnen,

wie theuer die Großen ihr sogenanntes Glück erkaufen, indem sie, um solcher Erbärmlichkeiten willen, sich von Leidenschaften verzehren lassen.)

Um diese Zeit kam auch die Königin von England nach Paris. Die Regentin fuhr mit ihren Söhnen ihr entgegen, umarmte sie schwesterlich, gab ihr eine Wohnung im Louvre, ein Landhaus, St. Germain, und zehn bis zwölf tausend Thaler monatlich. Sie war am Morgen ihres Lebens schön gewesen, da aber schon am Mittag dieser Vorzug ihr entschwunden war, so pflegte sie zu behaupten, kein Frauenzimmer könne mehr schön sein, wenn es sein zweiundzwanzigstes Jahr überschritten habe. Indessen war sie doch noch immer sehr liebenswürdig und fast noch mehr durch den Ernst, den ihr Unglück erzeugte, als durch ihre vormalige Munterkeit. In bessern Zeiten kannte man sie als freigebig, ja wohl bisweilen verschwenderisch. Ihr Günstling, der, wie man sagt, zum Theil das Unglück Englands verschuldet hatte, schien ein ganz ehrlicher Mann, aber von beschränktem Geiste zu sein. Sie setzte großes Vertrauen in ihn, ließ sich aber doch nicht ganz von ihm regieren.

Frau von Motteville macht den Eingang zu der folgenden Liebesgeschichte mit der Bemerkung, daß die an den Höfen aufgeführten Schauspiele bisweilen komisch, bisweilen tragisch sind; daß die Hauptbegebenheiten der letztern immer aus Kleinigkeiten entspringen, und daß die Liebe, die hier eine folle passion genannt wird, oft großes Unheil anrichtet. Alle diese Bemerkungen sind nichts

weniger als neu, allein es war der Verfasserin um einen Uebergang zu thun.

Dandelot, aus dem Hause Coligni, liebte Fräulein Boutteville-Montmorency und wurde von ihr geliebt; aber sie war nicht reich und eine Katholikin, Dandelot's Eltern hingegen, gute Hugenotten, wünschten ihn mit einer reichen, ihrer Lehre zugethanen Person zu vermählen. Die beiden Liebenden thaten alles Mögliche, um die Hindernisse ihrer Vereinigung zu überwinden, allein vergebens. Der Herzog von Enghien, mit beiden verwandt und ihr Vertrauter, rieth dem jungen Manne, seine Geliebte zu entführen und meinte, er wolle es schon verantworten. Freilich hatte er sehr gute Ursachen diese Entführung zu wünschen, denn der Unüberwindliche auf dem Schlachtfelde war von Mademoiselle de Vigean auf dem Rosenfelde der Liebe überwunden worden, und gerade diese Mademoiselle de Vigean war von ihrem Vater bestimmt, Dandelot's Gemahlin zu werden. Andere sagen wiederum, der Herzog habe sich, auf Befehl seiner Herzensdame, in Mademoiselle de Boutteville verliebt stellen müssen, um seine wahre Leidenschaft zu verbergen; allein Jene habe diesen Befehl gar bald bereut und widerrufen, da die Schönheit der letztern fürchten ließ, es könne Ernst daraus werden; der Herzog habe sogleich gehorcht, allen Umgang mit Mademoiselle Bouteville abgebrochen und Dandelot's Flamme geschürt.

Sie brannte ohnehin hell genug und er entführte seine Geliebte mit ihrer Einwilligung. Es geschah nach einem

Besuche bei ihrer Schwester und von dieser nach Hause begleitet. Als sie aus dem Wagen stieg, wurde sie ergriffen und schrie. Ihre Leute, die nicht wußten, daß sie nur Anstandshalber schrie, wollten sie vertheidigen, bei welcher Gelegenheit der Schweizer ihrer Schwester getödtet wurde. Dandelot jagte mit seiner schönen Beute in einem Wagen mit sechs Pferden bespannt davon. Außerhalb Paris bestiegen sie schnelle Rosse, und eilten nach Fleury, wo ihr Beschützer kommandirte, und wo vermuthlich die Vermählung vor wenigen Zeugen gefeiert wurde. Die Königin hatte an diesem Abend sich schon ausgekleidet, und wollte sich eben zu Bette legen, als man ihr meldete, die Prinzessin von Condé verlange sie zu sprechen. Sie erstaunte über diesen ungewöhnlichen Besuch um Mitternacht, und befahl die Thüren zu öffnen. Da stellte die Prinzessin ihr die schluchzende Mutter der Entführten vor, die sich mit zerstreuten Haaren und zerrissenem Halskragen der Königin zu Füßen warf, und Gerechtigkeit gegen Dandelot, Grafen von Chatillon, begehrte, mit einem Geheul, als sei er ein Straßenräuber, und habe ihrer Tochter Gewalt angethan. Ein des Todes würdiges Verbrechen nannte sie diese Beschimpfung ihres Hauses, und schilderte mit den stärksten Farben die schreckliche Lage ihrer Tochter, die, bei ihrer Tugend und Sittsamkeit, sich ohne Kammerfrauen in der Gewalt einer Mannes befände, den sie nie ohne mütterliche Erlaubniß angesehen. Die Königin tröstete sie mit sanften Worten, zog aber die Prinzessin bei Seite, spre-

noch beſinnen kann, ob man lachen oder zuſchlagen ſoll, hat der Schurke ſeinen Kopf ſchon aus der Schlinge gezogen.

Hans. Was machen wir nun mit der?

Franz. Iſt ſie tod?

Hans. Ey warum nicht gar! die hat ein Katzen-Leben.

Franz. Wenn ich fort bin, ſo wirf ſie aus dem Hauſe. Hörſt du? daß ſie mir nicht wieder vor die Augen kommt.

Hans. Dem Himmel ſey Dank! das iſt eine Commiſſion, auf die ich ſeit ſechzehen Jahren gelauert habe. Aber wo bleibt der ungerechte Mammon?

Franz. Den ſchenke ich dir.

Hans. Bewahre mich der Himmel vor dem Sünden-Gut!

Franz. Du kannſt ein Hoſpital davon ſtiften.

Hans. Damit der liebe Gott durch die Finger ſehe, und gleichſam Theil am Raube nehme? — Nein, der Teufel lacht ins Fäuſtgen, ſo oft geſtohlnes Geld zu frommen Stiftungen verwandt wird.

Franz.

chend: »Liebe Couſine, mir ſcheint, Mademoiſelle de Boutteville würde es mir eben nicht Dank wiſſen, wenn ich ihr Vergnügen ſtörte; und ſelbſt die Mutter ſo außer ſich wie ſie da iſt oder ſcheint, wird wohl ſchwerlich wünſchen, daß der Graf von Chatillon zurück gebracht werde, ohne ihr Eidam zu ſein.« — Da kehrte ſich die Prinzeſſin gegen die Wand und ſagte:

»Ich bitte Sie um's Himmelswillen, machen Sie mich nicht lachen, es wird mir ſauer genug, meine Rolle gut zu ſpielen. Mein verdammter Sohn hat die ganze Geſchichte veranſtaltet. Jedermann iſt zufrieden. Ich möchte der Mutter gern in's Geſicht lachen, und darf nicht.« — Beide wandten ſich nun wieder zu der heulenden Mutter, die Königin gab ihr zu verſtehen, ſie werde ſich wohl einſt über dieſe Begebenheit tröſten, und verſprach ihr, für Genugthuung zu ſorgen. In dieſem Augenblick trat der Herzog von Cheville herein, ein Verwandter der Entführten, und zu ſeinem Unglück heftig in ſie verliebt. Ihm war es voller Ernſt mit ſeinen Klagen. Er bat die Königin, ihre Garden den Fliehenden nachzuſenden. »Mein armer Freund,« ſagte ſie leiſe zu ihm, ich ſehe wohl, daß ſie am ſchlimmſten daran ſind, aber was iſt zu thun? Ihrer Couſine würde die Hilfe ſchwerlich willkommen ſein, und Sie müſſen, als ein guter Vetter, ihre Neigung begünſtigen.«

Die Sache wurde beigelegt. Die Mutter war jedoch die Letzte, die ihrer Tochter verzieh, deren Ehe nicht glücklich war, denn Dandelot's Leidenſchaft verrauchte bald.

Er machte einer Dame den Hof, die weit weniger schön war, als seine Gemahlin. So lange er lebte, wurde sie durch Eifersucht gequält, und nach einigen Jahren raubte ihn ihr der Tod. Die schöne junge Witwe eroberte nachher den Herzog von Enghien, dessen Geliebte in ein Karmeliterkloster ging. Dieser Held gewann im folgenden Jahr die große Schlacht bei Nordlingen. Als der Kardinal der Königin den umständlichen Bericht darüber abstatten wollte, und sah, daß sie mit freudefunkelnden Augen ihm entgegen kam, sagte er sehr ernst: »Madame, es sind so viele der Unsrigen geblieben, daß Ihro Majestät keine Freude über diesen Sieg empfinden können.“ Vermuthlich wollte er nur die Umstehenden durch diese Aeußerung für sich einnehmen, denn sonst war ihm zur Genüge bekannt, was Fürsten in solchen Augenblicken empfinden. Die Freude wurde blos durch Geldmangel gestört, und, um diesen abzuhelfen, beschloß die Königin, sich in Person in's Parlament zu verfügen, um einige neue Auflagen durchzusetzen.

Dem Parlament schien eine günstige Gelegenheit zu winken, sein gesunkenes Ansehen wieder herzustellen; es fing damit an, der Königin das Recht streitig zu machen, in dessen Mitte zu erscheinen, aber sie spottete dieses Einwurfs, und berief sich auf das Beispiel der Königin Marie von Medicis. Der Tag wurde anberaumt. Der Gardekapitän besuchte zuvor, wie gewöhnlich, die Gefängnisse, und nahm die Schlüssel des Gerichtshofes. Die Königin

ſtand ſehr früh auf, und ſchmückte ſich mehr, als ſie ſonſt pflegte. Prächtige Ohrgehänge, ein koſtbares Kreuz auf ihrem Buſen, und ein ſchwarzer Schleier gaben ihr ein ſehr edles Anſehen. Mit großem Pomp, umgeben von den Garden und Schweizern, Chevaurlegers und Mousquetairs, trat ſie, nebſt dem jungen Könige, der damals außerordentlich ſchön war, den Zug an. Viele Prinzen und große Herren folgten. Vier Präſidenten empfingen ſie in der heiligen Kapelle, wo ſie Meſſe hörte. Der König, noch im Kinderrocke, wurde von ſeinem erſten Stallmeiſter auf den Thron getragen. Die Königin ſtand zu ſeiner Rechten; der Herzog von Orleans und der Prinz von Condé neben ihr; dann folgten die Herzoge, Pairs und Marſchälle von Frankreich. Zur Linken des Thrones ſtand der Kardinal Mazarin mit einigen geiſtlichen Pairs. Zu des Königs Füßen auf den erſten Stufen ſaß der Herzog von Joieuſe, deſſen erſter Kammerherr; unter ihm der Kanzler von Frankreich; neben ihm zu ebener Erde befanden ſich die Präſidenten. Madame de Senecey, des Königs Gouvernante, ſtand dicht neben ihm, die vier Garde-Kapitäns mit ihren Stäben umringten ihn. Die vier Staats-Sekretärs, einige Prinzeſſinnen und die Hofdamen der Königin ſaßen auf verſchiedenen Bänken.

Der junge König hatte ſeine Rolle gut einſtudirt. Nachdem alles ſich geordnet, begrüßte er die Verſammlung, warf dann einen Blick auf ſeine Mutter, gleichſam ihre Einwilligung heiſchend, und ſagte ſehr laut: „Meine Herren, ich

bin hieher gekommen, um von meinen Angelegenheiten mit Ihnen zu reden. Mein Kanzler wird Ihnen meinen Willen ankündigen." — Er sprach diese wenigen Worte mit so vielem Anstand, daß die ganze Versammlung ihm laut und lange zujauchzte. Dann hielt der Kanzler eine kräftige Rede, von dem erworbenen Ruhme in gewonnenen Schlachten, von dem Wunsche der Regentin Frieden zu schließen, von der Nothwendigkeit die Feinde dazu zu zwingen, und endlich, — denn darauf zweckte alles ab — von dem Geldbedürfniß. Der erste Präsident Molé äußerte sich sehr schmeichelhaft für die Königin und ihren Minister, aber auch sehr herzlich für das arme Volk; seine Rede schien darauf berechnet, Allen zu gefallen. Der General Advokat Talon hingegen sprach sehr kühn von Bedrückung des Volkes, für welches er kniend mit rührendem Pathos um Gnade flehte, zugleich aber auch einige, nicht wohl aufgenommene Winke über die grenzenlose Gewalt der Günstlinge gab. Die Königin fragte an demselben Tage die Frau von Motteville um ihr Urtheil über diese Rede. Die Befragte rühmte die Freimüthigkeit des General-Advokaten. »Sie haben Recht," sagte die Königin, »ich billige die Wärme, mit der er das arme Volk vertheidigte; ich achte ihn darum hoch, denn man schmeichelt uns nur zu oft; allein für mich, die ich mein Volk so gern erleichtern möchte, hat er doch wohl ein wenig zu viel gesagt."

Die Erzählerin springt nun, nach ihrer Gewohnheit, auf einen sehr entfernten Gegenstand über, nämlich auf

eine Liebes- und Heirathsgeschichte der Mademoise de Rohan, an der nichts merkwürdig ist, als daß diese schöne reiche Dame die Hand des Herzogs von Weimar ausgeschlagen, von dem Frau von Motteville sagt, daß er an Ruhm so reich gewesen, als Cäsar und Alexander. Eine andere Vermählung machte mehr Aufsehen. Der König von Polen warb um die Hand von Mademoiselle, die seine Anwerbung mit Hohn aufnahm, wegen seines podagrischen Alters und der Barbarei seines Landes. Darauf wandte er sich an die Prinzessin Marie, Tochter des Herzogs von Mantua, die, nach ihres Vaters Tode, in Paris ein stilles angenehmes Leben führte. Ihr Ruf war nicht der beste, denn sie hatte schon mehrere Intriguen, unter andern eine ziemlich anstößige mit dem Oberstallmeister Cinqmars gehabt. Sie mochte also wohl sehr zufrieden mit dieser unverhofften Wendung ihres Schicksals sein. Als die polnischen Gesandten zu Fontainebleau Audienz bei der Königin hatten, versteckte sich die Prinzessin Marie hinter Frau von Motteville; allein die Polen, die alle französisch gekleidet waren und sich von Franzosen nicht unterschieden, bemerkten sie doch, und begrüßten sie sehr ehrerbietig als ihre künftige Königin. Es wurde ihnen ein großes Souper gegeben, bei welchem, durch eine Zänkerei der Küchenbeamten, kein Rindfleisch war, das heißt: der ganze erste Gang fehlte, und beim Weggehen mußten die Gesandten bis an die große Treppe im Dunkeln tappen. Die Königin war anfangs aufgebracht über diese dum-

men Streiche (bévues) hernach aber sagte sie lachend: »Frankreich könne weder in großen noch in kleinen Dingen eine gewisse Ordnung halten, und man müsse Geduld haben.« — Eine zweite Gesandtschaft der Polen im nächsten Winter gab den Parisern einen Begriff von der alten Pracht der Meder und Perser. Man hatte den Herzog von Eboeuf mit Staatswagen entgegen geschickt, aber diese erschienen ärmlich gegen die der Polen, die so weit herkamen. Der feierliche Einzug war ein imposantes Schauspiel, und die Franzosen, die anfangs Lust hatten zu spotten, verstummten und gafften. Eine Kompagnie Fußgarde in roth und gelber Uniform mit großen goldenen Schleifen eröffnete den Zug. Alle zeigten sich in ihrer Nationaltracht, die Knöpfe der Offiziere bestanden aus Diamanten und Perlen. Auf diese folgten noch einige andere Kompagnien, immer prächtiger gekleidet, der Diamanten blitzten immer mehrere, die Rüstungen der Pferde waren damit bedeckt. An die Garden schlossen sich unsere Studenten, die bei dieser Gelegenheit, zur Ehre der Fremden und zur Schande ihres Vaterlandes, entgegen geritten waren; aber sie stachen armselig ab mit ihren Bändern und Federn von allen Farben. Hinter ihnen ritten viele polnische Herren in Gold und Silberstoff gekleidet und mit Diamanten besäet. Man muß gestehen, sagte Frau von Motteville, daß die Pracht dieser Fremdlinge noch viel Wildes hat. Sie tragen keine Hemde und schlafen nicht zwischen Laken, sondern auf Thierfellen. Sie tragen Pelzmützen auf geschornen Köpfen.

In der Regel ſind ſie ſo dick, daß einem übel wird, wenn man ſie anſieht (qu'ils font mal au coeur), auch ſind ſie ſehr unreinlich. Jeder Pole hatte einen Franzoſen neben ſich. Der Zug war lang. Einige Polen erſchienen mit Hahnenfedern, als Zeichen ihrer Würde geſchmücket. Einige Pferde waren roth angemalt, und dieſe Mode, ſo wunderlich ſie iſt, wurde nicht unangenehm gefunden. Die Geſandten ſelbſt, der Biſchof von Ermeland und der Palatin von Poſnanien, kamen zuletzt. Der Palatin war ein ſchöner Mann, mit einem ziemlich langen und dicken Barte. Der Biſchof unterſchied ſich in nichts von den franzöſiſchen Biſchöfen. Nun folgten ihre Wagen, an denen alles von Silber war, was an den unſerigen von Eiſen zu ſein pflegt. Den wohlgenährten, ſchönen Roſſen ſah man die weite Reiſe nicht an.

Die Geſandtſchaft wurde in den Palaſt Vendôme einquartirt, und auf königliche Koſten prächtig unterhalten. Die Vermählung ſollte mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten vollzogen werden, um dieſen Barbaren die ganze Größe Frankreichs zu zeigen; allein es erhoben ſich bei dieſer Gelegenheit wieder ſo viele Rangſtreitigkeiten, die auf keine Weiſe zu beſeitigen waren, daß man für beſſer hielt, ſie ganz im Stillen zu feiern. Die Prinzeſſin Marie hatte nicht einmal das Vergnügen, den polniſchen Königsmantel, weiß mit großen goldenen Flammen, dabei zu tragen, woher es denn kam, daß ihr Rock von Silberſtoff, der nur als Unterkleid dienen ſollte, zu kurz für eine ſolche ernſte

Feierlichkeit war. Dagegen trug sie einen Schmuck von den Diamanten der Krone, den die Königin eigenhändig geordnet hatte, und eine Krone auf dem Haupt von großen Diamanten und Perlen. Als sie angekleidet war, ging sie, um sich der Königin zu zeigen, und machte bei dieser Gelegenheit dem Kardinal das Kompliment, »er solle urtheilen, wie ihr die Krone stünde, die er ihr auf das Haupt gesetzt.“ Nach der Trauungs-Ceremonie führte die Regentin die neue Königin zum Essen, und ließ sie vor sich hergehen, welches von vielen gemißbilligt wurde, weil Polen nur ein Wahlreich sei. Die prächtige Tafel, bei der es viele Gebäude von Zucker gab, währte lange und war sehr langweilig. Als nachher der Hof der neuen Königin Glück wünschte, sagte ihr der Abbé de la Riviere, der Günstling des Herzogs von Orleans, sie würde besser gethan haben, als Madame in Frankreich zu bleiben. Dies unbescheidene Kompliment bezog sich auf eine alte Liebesgeschichte zwischen der Prinzessin und dem Herzog von Orleans, von dem sie war verlassen worden. Auch antwortete sie stolz: »Ihr Herr ist bestimmt Monsieur, und ich Königin zu sein. Ich bin mit meinem Schicksale zufrieden.“ — Einige Tage nachher wurde ein Ball gegeben, dessen Pracht der polnische Gesandte sehr gleichgiltig anzusehen schien. Der König tanzte mit der neuen Königin und zwar ganz vortrefflich. Die Abreise dieser liebenswürdigen Dame war allen ihren Freunden sehr schmerzlich. Sie veränderte als Königin nichts in ihrem Betragen; sie ließ ihre Freundin-

nen ſogar ſitzen, wenn ſie allein bei ihr waren. Beim Abſchied küßte ſie alle Damen von Stande. Ueberall, wo ſie durchreiſte, empfing ſie die größten Ehrenbezeugungen; aber Glanz und Freude verloren ſich ſchnell, als ſie in ihrer Hauptſtadt anlangte, und nun den König erblickte, zu dem ſie ſo weit herkam — alt, podagriſch, übermäßig fett, übel gelaunt. Er empfing ſie in einer Kirche auf einem Stuhle ſitzend, von dem er nicht einmal aufzuſtehen die Miene machte. Sie kniete vor ihm nieder und küßte ihm die Hand. Er ſah ſie ſteif an und ließ ſich die Hand küſſen, ohne ein Wort zu ſagen. Dann wandte er ſich zu dem franzöſiſchen Ambaſſadeur Bregi, der neben ihm ſtand, laut ſprechend: »Iſt das die große Schönheit, von der Sie mir ſolche Wunderdinge erzählt haben?" Die arme Prinzeſſin ſtand verſteinert. Endlich erhob ſich der podagriſche Herr Gemahl, ließ ſich noch einmal trauen, und führte ſie dann zur Tafel, wo ein abſcheuliches Stück Fleiſch ſervirt wurde. Am Abend flüſterte die erſchrockene Prinzeſſin ihrer Begleiterin in die Ohren, es wäre wohl beſſer nach Frankreich umzukehren. So verſtrich der erſte Tag. Seine podagriſche Majeſtät ſprachen gar nicht mit der Gemahlin, gaben ihr nicht das geringſte Zeichen von Zärtlichkeit, und ließen ſie ſogar wider ihre Erwartung allein ſchlafen gehen. Die Marſchallin von Guebriant, die mit ihr gekommen war, beſchwerte ſich beſonders über den letzten Punkt, der Verachtung anzudeuten ſchien. Vielleicht waren es die Klagen, die den König nach und nach zu einer mildern Behandlung bewegten, und

als Madame de Guebriant abreiſte, ſchien die Prinzeſſin ſchon zufriedener mit ihrem Schickſal, beſonders da ſie von allen Seiten, nach Gewohnheit des Landes, reiche Geſchenke empfing und Schätze zu ſammeln hoffte.

In Frankreich machte ſich Mazarin immer verhaßter, und die einſt geliebte Regentin theilte den Volkshaß, weil ſie von dieſem Manne ſich ganz beherrſchen ließ. Um in dieſem blinden Vertrauen ſie zu erhalten, ſuchte er ſie und den Hof durch allerlei neue Schauſpiele zu zerſtreuen. Er ließ Maſchinerien aus Italien kommen, und eine Oper, die vielen Kennern ſehr gefiel, aber nicht das Glück hatte, der Frau von Motteville zu gefallen, der dieſe Art von Schauſpielen zu lang und die Recitative mehr für den Geiſt, als für das Ohr gemacht ſchiene. In der Faſtnacht dieſes Jahres (1646) ließ die Königin eine ſolche Oper in dem kleinen Saale des Palais royal aufführen, wobei keine andere Zuſchauer gegenwärtig waren, als der König, die Königin, der Kardinal und die wenigen, zum innerſten Zirkel gehörigen Perſonen, etwa zwanzig oder dreißig in allem. Wir meinten, ſagte die Erzählerin, daß wir vor Kälte und langer Weile ſterben würden, denn im Theater müſſen Menſchen ſein, ſonſt findet man da kein Vergnügen.

Der König wuchs heran, man mußte an ſeine Erziehung denken. Die Königin that es, doch nur, indem ſie dem Kardinal die ganze Sorge dafür übertrug, und ſogar deswegen einen neuen Titel erſchuf, nämlich: **Intendant der königlichen Erziehung** wodurch denn auch die

Franz. Nun, so thue damit was du willst. Jetzt hilf mir in den Wagen, und dann expedire das Weibsstück. Deinen Rapport bringst du mir in den Garten. Peter soll mit mir fahren.

Hans. Wohl. (Er geleitet seinen Herrn.)

Franz. (bleibt an der Thür noch Einmal stehn, und wirft einen unruhigen Blick auf Frau Griesgram) Hm! es ist kurios. Glaubst du mir, Hans, daß es mir sauer wird, das Beest zu verstossen?

Hans. Die lange Gewohnheit —

Franz. Die Gewohnheit ist des Schicksals Zaubertasche. Ich glaube, um den Teufel lieb zu gewinnen, darf man nur zwanzig Jahr mit ihm an Einem Tische essen.

(Beyde ab.)

Fünfte Scene.

(Sobald Frau Griesgram sich allein merkt, schlägt sie die Augen auf, schielt nach der Thür, dann nach den Beuteln auf dem Tische, dann nach dem eisernen Kasten. Endlich faltet sie andächtig die Hände.)

Die

Zukunft des Reiches, so wie bisher die Gegenwart, in Mazarin's Hände gelegt wurde. Zwar wählte er zum Gouverneur Ludwig des Vierzehnten den Marquis de Villeroi, den wackersten Mann am Hofe, der nicht allein Armeen kommandirt hatte, sondern auch das Innere des Reiches sehr gut kannte und Staatsgeschäften wohl gewachsen war; allein er ließ ihn nicht freie Hand und Villeroi bat bisweilen seine Freunde, eine etwa fehlerhafte Erziehung ihm nicht zuzurechnen; der Boden sei vortrefflich, allein es stehe nicht in seiner Macht, ihn zu rechter Zeit zu bearbeiten. Indessen stellte er dem jungen Könige doch gern alle die Männer vor, die durch Wissenschaften und Künste sich auszeichneten. Sein Instruktor hingegen, der Abbé de Beaumont, ein Doktor der Theologie, entfernte solche Leute so viel möglich aus einer Art von Eifersucht. Ueberhaupt war er zwar ein ehrlicher Mann, aber zu diesem Posten nicht geschaffen; lateinisch konnte er den König lehren, doch dessen Geist nicht zieren. Der Knabe, der einst eine so große Rolle spielen sollte, übersetzte jetzt den Cäsar, lernte tanzen, zeichnen, reiten, und that sich in allen körperlichen Uebungen sehr hervor. Lehren der Tugend und Frömmigkeit gab ihm seine Mutter.

Im Sommer dieses Jahres zogen die Prinzen wieder zu Felde. Frau von Motteville klagt, daß damals viele Freunde Abschied von ihr genommen, die sie zum letzten Male gesehen, weil sie in diesem mörderischen Feldzuge ihr Leben verloren, und macht dabei die Bemerkung, nichts

auf der Welt sei so schön als die Tapferkeit, aber nichts auf der Welt schlimmer als der Krieg. In diesem Zeitpunkte schwebte sie selber in einer Gefahr, die für Höflinge furchtbarer ist als der Tod, nämlich in der, vom Hofe entfernt zu werden. Eine gewisse Mademoiselle de Beaumont hatte, ihrer Freimüthigkeit halber, dem Kardinal mißfallen, und, da es nicht schwer ist, den Großen diejenigen Personen, die viel reden, gehässig darzustellen, so wurde es ihm leicht, ihre Verbannung auszuwirken. Sie war eine Freundin der Frau von Motteville, die deswegen ein gleiches Schicksal treffen sollte; allein die Königin hatte die Güte, sich bei ihrem Minister für sie zu verbürgen, und so zog das Ungewitter vorüber. Sie wußte von nichts, und erstaunte nicht wenig, als ihr das Schicksal der Mademoiselle de Beaumont zu Ohren kam. Ihre Freunde hielten auch sie für verloren. Nicht ohne Bangigkeit trat sie vor die Königin, deren Gesicht allerdings etwas verändert war. Sogleich sahen die Höflinge sie nur von weitem an und zischelten sich in die Ohren. Sie wagte es dennoch in das Kabinet der Königin zu treten, die eben in's Bad ging und sie freundlich aufnahm. Sie kniete an der Badewanne und nahm sich die Freiheit zu fragen: wodurch ihre Freundin die Ungnade der Königin verwirkt habe? da antwortete diese: »Sie hat meine Handlungen getadelt; sie gehört zu der Klasse von Menschen, die über alles schwätzen und alles mißbilligen, nicht aus guten Absichten, sondern aus Stolz und Unwissenheit.“ — Frau von Motteville wagte es doch sie zu entschuldigen,

wenigſtens ihre gute Abſicht in Schutz zu nehmen. Da zog die Königin ihre Hand aus dem Waſſer, und legte ſie ganz naß auf die der Frau von Motteville, die ſie drückte, ſprechend: »Sie ſind zu gut. Ich verſichere Sie, daß ſie nicht eben das für Sie thun würde, und ich weiß, was ich ſage.«

Der Kardinal ſprach auch mit ihr über dieſen Gegenſtand, und gab ihr zu verſtehen, daß die Verbannte ſie oft kompromittirt habe, indem ſie bei den bitterſten Ausfällen gegen die Königin zu ſagen pflegte: »Frau von Motteville und ich meinen oder urtheilen ſo und ſo.« Da es jedoch der Verfaſſerin ſchien, als wolle der Kardinal ſie nur mit ihrer Freundin entzweien, ſo fuhr ſie dennoch hin zu dieſer, um ihr Beileid zu bezeigen; ſie nahm ſogar mit Thränen Abſchied von ihr, und that ſich keinen Zwang an, weil ſie glaubte, alle die dabei gegenwärtigen Perſonen wären brave, zuverläſſige Leute. Aber noch am ſelbigen Abend wußte Mazarin alles, und machte ihr Vorwürfe über die bezeugte Rührung, welche gewiſſermaßen die Königin einer zu großen Strenge anklage. Allen Gefühlen muß ein Höfling entſagen, ſobald ſie dem Gebieter mißfallen. Frau von Motteville nahm ſich wohl in Acht, noch länger den Advokaten ihrer unglücklichen Freundin zu machen; ſie begleitete die Königin nach Fontainebleau, wo, wie ſie ſagt, alle Vergnügungen der Damen auf das Bett der Seine eingeſchränkt waren, denn der ganze Hof badete ſich täglich mehrere Stunden, auch der König und ſein Gouverneur; doch blieb alles in den Schranken des ſtrengſten Wohlſtandes,

denn jeder Badende trug ein langes, graues Hemde, und alle Mannspersonen unter sechzig Jahren waren bei der Armee. Ein schwedischer Gesandte fand sich damals ein, der Graf de la Gardie, kein großer Minister, aber ein liebenswürdiger Mann, von dem es hieß, er stehe bei seiner Monarchin in großen Gnaden. Auch benahm er sich wie ein Günstling und sprach von ihr in den leidenschaftlichsten Ausdrücken. Er versicherte, daß sie ganz nach ihrem eigenen Kopfe regiere, und ihre Zeit zwischen dieser Sorge und dem Studiren theile; daß sie, von Gestalt und Geist, männlich sei, und die Männer nicht aus Liebe, sondern aus Verdruß sterben lasse, wie solches dem großen Philosophen Descartes widerfahren, dessen Philosophie sie mißbilligte. Die Briefe, welche sie an den französischen Hof geschrieben hatte, wurden bewundert wegen der galanten Wendungen und der Leichtigkeit, in einer fremden Sprache sich auszudrücken. Man lieh ihr damals alle mögliche Heldentugenden, man stellte sie den berühmtesten Frauen des Alterthums gleich, und sagte: die tiefesten Wissenschaften wären ihr, was andern Frauenzimmern Spindel und Nähnadel sind. Der Ruf ist eine große Schwätzerin. Wir haben einige Zeit nachher erfahren, sagt Frau von Motteville, daß diese gothische Königin nur sehr mittelmäßige Verdienste besaß, noch weniger christliche Tugenden, und daß, wenn sie die moralischen übte, es mehr aus Laune als Empfindung geschah. Aber gelehrt war sie trotz Einem, und damals noch ein Gegenstand der Bewunderung von ganz Europa. Die

Verfaſſerin, der nichts kleinlich dünkt, was einem Hofe zur Zierde gereicht, vergißt nicht anzumerken, daß der Graf de la Gardie einen mit Gold und Silber geſtickten Wagen zur Schau herum fahren laſſen, umringt von zwölf Pagen in der Livree ſeiner Königin, ſchwarz und gelb mit ſilbernen Borten.

Damals ſtarb der, im vorigen Jahrhundert wegen ſeiner Galanterie ſo berühmte Baſſompierre. Heinrich IV. hatte ihn geliebt, Marie von Medicis ihn begünſtigt, der ganze Hof ihn bewundert, und doch wurde er jetzt nicht bedauert. Die jungen Leute ſpotteten ſeiner, ſagten, er wäre aus der Mode, erzähle immer neue Geſchichtchen, ſpreche immer von ſich ſelber, und halte gern für andere eine leckere Tafel, während er ſelber kaum zu eſſen habe; vor allen Dingen wolle er noch immer gefallen, und mache nach alter Weiſe den Damen den Hof. Das war wohl ſein größtes Verbrechen, zu einer Zeit, wo Ehrſucht und Habſucht die vornehmſten Tugenden der Großen und der ehrlichſten Leute des Jahrhunderts waren. Die ſtrenge Regierung des verſtorbenen Königs und die Gemüthsart des Kardinal Mazarin hatte mit zu dieſer Stimmung beigetragen. Der Letztere verachtete die wackerſten Frauen, und ſchätzte die ſchönen Wiſſenſchaften gering, ſo wie alles, was Männer abſchleift. Daher hielten es die jungen Leute gleichſam für eine Schande, den Damen Artigkeit zu beweiſen, und waren folglich mit aller ihrer Jugend weniger werth, als die Ueberreſte des Marſchalls von Baſſompierre. (Dieſe Zeiten ſind wieder gekommen!)

Der König von Spanien hatte damals das Unglück, in kurzer Zeit seine Gemahlin, die Kaiserin, seine Schwester, und seinen einzigen Sohn zu verlieren. Anna von Oesterreich schien gerührt von den Leiden ihres Bruders, sie schrieb ihm einen theilnehmenden Brief, und erhielt eine herzliche Antwort, in der er unter andern sich beklagte, daß er nur durch Kaufleute Nachrichten von ihr erhalte. »Wenn wir gleich als Könige uns Schlachten liefern,« schrieb er, »so können wir doch als Geschwister uns lieben.« — In einem andern Briefe bot er die Hand zum Frieden, und fügte hinzu: »Ich glaube nicht, daß Ihro Majestät die Mauern vergessen hat, in welchen sie geboren ist.« Aber Anna von Oesterreich war jetzt Regentin von Frankreich und Mutter eines Prinzen, auf dessen Haupte sie gern alle Kronen vereinigt hätte. Mitten unter den Klagen über ihres Bruders Unglück ließ sie sich doch die Bemerkung entschlüpfen, daß, wenn etwa auch die Infantin, die einzige noch übrige Tochter des Königs von Spanien sterben sollte, sie die nächste Thron-Erbin sei. Von dem Prinzen von Condé, dem Vater des tapfern Herzogs von Enghien, der um diese Zeit starb, entwirft die Verfasserin ein Gemälde, welches nahe an Karikatur grenzt. Seine Vorfahren waren Hugenotten, er hingegen ein großer Feind dieser Sektirer; einst von Heinrich IV. für seinen vermuthlichen Nachfolger erklärt; damals so arm, daß seine Einkünfte sich kaum auf zehntausend Livres beliefen; jetzt eine Million jährlicher Einkünfte hinterlassend. Er war habsüchtig, und, wenn man

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
KOTZEBUE,A.F.F.VON
3-598-51521-9
FN. 14779/157

es recht gelinde ausdrücken will, unglücklich im Kriege. In seiner Jugend soll er schön gewesen sein, im Alter sah man ihn nur schmutzig und häßlich, mit großen rothen Augen, vernachläßigtem Barte und sehr fett geschmierten Haaren, die er immer hinter die Ohren strich, eine widerliche Gestalt. Aber er hielt streng auf die Gesetze, nahm im Konseil stets die gerechte Sache in Schutz, und war die Geißel der Parteimacher. In seinem Hause herrschte eine pünktliche Ordnung. Er selbst gab Acht, daß seine Leute an Sonn- und Feiertagen in die Messe gingen, und um zu dieser Pflicht sie noch mehr aufzumuntern, schenkte er zu Ostern einem Jeden einen — Viertelthaler. Bisweilen ging er selbst auf die Märkte und fragte nach den Preisen der Lebensmittel, um zu erfahren, ob die Polizei ihre Schuldigkeit thue, vielleicht auch um das Volk zu gewinnen, und es im Nothfalle gegen den Minister zu gebrauchen, dessen Handlungen er mißbilligte. Im Konseil widersprach er gewöhnlich, doch immer nur aus Eifer für das Wohl des Staates. Das sagte er auch sterbend dem Minister, den er um Verzeihung bat. Mit seiner Gemahlin lebte er, als ob er sie stets geliebt hätte, im Grunde achtete er sie wenig und sie war auch nicht in Verzweiflung über seinen Tod. Madame de Rambouillet sagte damals: die Prinzessin habe nur zwei schöne Tage mit ihrem Gemahl erlebt, nämlich den Hochzeitstag und seinen Sterbetag. Man bediente, wie gewöhnlich, sein Bild noch drei Tage nach seinem Tode mit großer Feierlichkeit, und die Höflinge spotteten

über den Schmerz, den seine abgeschiedene Seele bei den vielen unnützen Kosten empfinden würde.

Der Herzog von Enghien wurde nun erster Prinz vom Geblüt, und, wie zuvor sein Vater, Monsieur le Prince genannt. Die Königin machte eine Condolenz-Visite bei seiner Mutter, doch mehr um sich mit ihr zu freuen.

Das erste große Trauerjahr um den verstorbenen König war verflossen, und seine Witwe, die das Schauspiel liebte, brauchte sich nun nicht mehr im Theater zu verstecken. Einen Tag um den andern war französische und italienische Komödie. Der Pfarrer von St. Germain schrieb deshalb an die Königin, und machte es ihr zur Gewissenspflicht, solche Gräuel zu verbieten, besonders die italienische Komödie, die sich größere Freiheiten herausnahm. Sie wurde wirklich in ihrem Gewissen durch diesen Brief beunruhigt und fragte viele Bischöfe um Rath, welche meinten: wenn ernsthafte Begebenheiten dargestellt würden, so habe es nichts zu bedeuten; die Höflinge würden nur noch etwas Schlimmers thun, wenn sie nicht in die Komödie gingen u. s. w. Es blieb also beim Alten. Aber der Pfarrer von St. Germain beruhigte sich dabei nicht. Er kam nun in Person zu der Königin, wiederholte, daß das Schauspiel eine Todsünde sei, und brachte ihr diesen Urtheilsspruch von sieben Doktoren der Sorbonne unterzeichnet. Neue Gewissens-Skrupel. Sie schickte deshalb den Abbé de Beaumont an die Sorbonne ab, um zu vernehmen, ob alle Glieder derselben gleiche strenge Gesinnungen hegten? da fand es sich,

daß zehn oder zwölf andere Doktoren meinten: wenn in der Komödie nichts vorkäme, was Aergerniß erweckte, und gegen die guten Sitten liefe, so könne man sie immer mit ansehen. Es blieb also doch beim Alten, und der eifernde Pfarrer von St. Germain erntete blos den Spott der Höflinge. Die wichtigste Person am Hofe schien jetzt der neue Prinz von Condé, der Sieger bei Rocroi und Freiburg, der Eroberer von Dünkirchen. Wenn er zu der Königin kam, so füllte sein Gefolge ihr Zimmer mit den vornehmsten Herren des Reichs. Seine Günstlinge waren junge Leute, die seine Feldzüge mitgemacht hatten, und nun seinen Ruhm theilten. Man nannte sie die kleinen Herren (les petits maitres) sie machten die Importans vergessen. Der Prinz selber ließ keine Gelegenheit vorbeigehen, seinen neuen Rang zu behaupten. Seit dem Tode seines Vaters war er Mitglied des Konseils. Als er dort bemerkte, daß der Herzog von Orleans gewöhnlich einen Sekretär hinter seinem Stuhle stehen hatte, so maßte er sich dasselbe Recht an. Allein der Herzog ließ ihn durch eine dritte Hand wissen, sein Vater habe das nie gethan, und, wenn er den Sekretär nicht von seinem Stuhle entfernte, so werde man es mit Gewalt thun. Der stolze Prinz fügte sich, weil sein Vater sich darin gefügt hatte, sagte aber doch beim Weggehen zu dem Herzog: „in wichtigen Dingen habe er allen Respekt vor ihm, darum hätte er wohl bei dieser Kleinigkeit ihm auf eine mildere Weise einen Wink geben können.“ Der Herzog machte eine Entschuldigung,

Die Gottloſen triumphiren! Was ich durch Arbeit und Gebet ſauer erworben, damit ſoll der rohe Lümmel, der Hans Buller, thun was er Luſt hat? — ich dachte, ich müßte zum zweyten male in Ohnmacht ſinken, als ich das hörte — Du lieber Gott! wenn du deiner Magd dieß mal gnädig durchhilfſt, ſo verſpricht ſie dir ein rothſammtnes Altar-Tuch mit goldenen Frangen, in der Kirche der heiligen Urſula! — Et! ich höre ſchon den plumpen Fußtritt. (Sie ſtellt ſich wieder ohnmächtig.)

Sechste Scene.

Hans Buller. Frau Grießgram.

Hans. Noch immer in Ohnmacht? da wollen wir bald helfen. (Er nimmt einen Beutel vom Tiſch, und klingelt ihr damit um die Ohren. Frau Grießgram öffnet die Augen.) Aha! ſie ſchlägt ſchon die Augen auf. (Er klingelt noch Einmal, ſie ſtreckt die Hand nach dem Beutel aus) Jetzt kommt ſie zu ſich.

Fr. Grießgr. Wo bin ich?

Hans.

und beide blieben gute Freunde, so wie es nämlich Fürsten sein können, deren Verstand und Gefühl nur die Politik beherrscht.

Gegen Ende des Karnevals (1647) gab Mazarin dem Hofe ein großes Fest, eine schöne Oper mit Maschinerien nach italienischer Weise. Er hatte die besten Musiker, die besten Maschinisten aus Rom verschrieben. Die Garderobe war prächtig. Die Weltkinder ergetzten sich, die Frömmlinge murrten. Die Zubereitungen hatten so viel Zeit geraubt, daß die erste Vorstellung nicht früher als am Sonnabend gegeben werden konnte, und noch dazu spät anfing. Das war der Königin nicht recht, die am Sonntag ihre Andacht verrichten wollte, und an solchen Tagen sich immer sehr zeitig zurückzog, um am andern Morgen früh aufzustehen. Ganz wegbleiben wollte sie doch nicht, um den Kardinal nicht zu kränken, aber sie verließ das Schauspiel, als es erst zur Hälfte aufgeführt war, woraus ein kleines Schmollen zwischen ihr und dem Minister entstand, welches den ganzen Hof einige Tage lang sehr ernsthaft beschäftigte. Es hatte doch weiter keine Folgen. Die Kreaturen des Ministers erhoben seine Oper bis in den Himmel; sie wurde am Montag zum zweiten Male gegeben, die Königin wohnte ihr dieses Mal bis zu Ende bei, und es folgte ein Ball auf dem Theater, welches, wie durch Zauberei, in einen prächtig möblirten und durch vier Kronleuchter von Kristall erleuchteten Saal verwandelt wurde, so daß es schien, man sei in die Feenzeiten der Urganda

und Armida versetzt — sagt Frau von Motteville, die auch bei dieser Gelegenheit den Putz der Damen und Herren, ihre Brillanten, ihre Perlen, und die Farben ihrer Bänder und Federn sehr umständlich beschreibt. Am Fastnachtsdienstage wurde dasselbe Schauspiel noch einmal wiederholt, und da es spät endigte, blieben die Hofdamen ohne Abendessen. Der Kardinal bot ihnen das seinige an; es war das erste und letzte Mal, daß sie bei ihm speisten, aber sie wurden schlecht bedient, sehr kühl von ihrem weiberscheuen Wirthe unterhalten, und trennten sich unzufrieden von ihm.

In der Fasten, die nun eintrat, beschäftigte sich Hof und Stadt aus langer Weile mit den Zänkereien der Jansenisten und Molinisten über die Wirkungen der Gnade. Jansenius, Bischof von Ypern, hatte ein Buch geschrieben, welches die Meinung des heil. Augustin über dieses große Geheimniß enthalten sollte; Molina hingegen, ein spanischer Gottesgelehrter, hatte es widerlegt, und Pabst Urban VIII. fünf Sätze jenes Buches als ketzerisch verdammt. Aber die Jansenisten behaupteten, diese fünf Sätze stünden gar nicht in dem Buche, und der Streit wurde heftiger geführt als der Krieg in Deutschland. Es gab keinen Franzosen, der nicht Partie genommen hätte; die Damen warfen ihre Romane bei Seite, und studirten den Jansenius; die Königin erklärte sich für denselben; Frau von Motteville aber meinte, daß es sehr mißlich sei, von Dingen zu sprechen, von welchen der heil. Augustin

ſelber nichts verſtanden hätte. Sie hält ſich auch lieber bei kleinen Intriguen auf, deren ihr keine entgangen iſt. Der Herzog von Orleans hatte ſchon lange einem Hof-Fräulein der Königin, Mademoiſelle du St. Megrin, eine beſondere Zuneigung bewieſen, doch die ſtärkſte Probe derſelben war ein Halsband von Perlen, durch welches er das Recht erkauft zu haben glaubte, keinen andern Anbeter bei ihr zu dulden. Sie hingegen hatte mehr Hang zum Vergnügen als zum Geize, ſie lachte gern und unterhielt ſich gern mit einem gewiſſen Gerſé, einem muntern, geiſtreichen Manne. Der Herzog, der weder munter noch geiſtreich war, empfand das ſehr übel, und als Gerſé eines Morgens nach dem Palais Luxemburg kam, um ihm den Hof zu machen, befahl er ohne Umſtände ſeinem Garde-Kapitän, er ſolle ihn zum Fenſter hinauswerfen. Der Abbé de la Rivière wurde ſein Retter, da er ihm entgegen lief und von der drohenden Gefahr unterrichtete. Der ganze Hof erſtaunte nicht wenig, daß eine ſo ſchwache Neigung (denn einer ſtarken Leidenſchaft war der Herzog unfähig) eine ſo gewaltſame Handlung blinder Eiferſucht hervor bringen könnte. Er hatte Gerſé und das Fräulein eines Tages mit einander ſchwätzen und lachen ſehen, und geglaubt, ſie lachten über ihn. Das war Alles. (Man muß geſtehen, daß die vormaligen Großen in Frankreich oft ſehr kleine Menſchen waren. Man lernt ſie aber auch nirgend beſſer kennen, als aus den Memoiren der Frau von Motteville. Es wäre zu wünſchen, daß man von jedem Hofe ſolche

Memoiren hätte; wie oft würden sich die größten Weltbegebenheiten daraus aufklären lassen! und wie oft würden wir entfernt Stehenden erröthen über unsere Freigebigkeit, mit der wir den Handlungen der Großen die erhabensten Motive unterschieben!)

Es gibt viele hübsche Damen, die durch ein ewiges kränklich thun sich interessant zu machen glauben, ohne zu ahnen, wie lästig und lächerlich sie dadurch werden. Man sollte glauben, es müßte ihnen selber bisweilen höchst beschwerlich sein, aber die Eitelkeit für recht zart gelten zu wollen, überwiegt alles. Sie bedienen sich der Kränklichkeit wie eine Mode, sie putzen sich damit, oder glauben doch sich damit zu putzen. So schildert auch Frau v. Motteville die Herzogin von Orleans, eine Prinzessin von Lothringen, die ihr Gemahl während seiner Verbannung geheirathet hatte. Damals mochte sie noch eine gemeine Gesundheit gehabt haben, denn als Nancy erobert wurde, rettete sie sich als Page verkleidet auf einem Karren. Ludwig XIII., ihr Schwager, drang oft in ihren Gemahl, eine Verbindung zu zerreissen, die gegen des Königs Willen geschlossen worden, allein vergebens. Nun kam sie fast nicht aus ihrem Zimmer, behauptete, die geringste Bewegung verursache ihr Ohnmachten, konnte sich nicht einmal entschließen, ein paar Schritte nach ihrer Kapelle zu thun, und nahm lieber das Abendmahl im Bette. Wenn sie der Königin einen Besuch abstatten wollte — welches in zwei Jahren einmal zu geschehen pflegte — so ließ sie sich in

BIBL. UNIVERS. LIPS.

einem Seſſel tragen, oder mit ſo viel Umſtänden, daß es immer als ein Wunder gefeiert wurde, wenn ſie glücklich bis zum Palais royal gelangte. Oft war ſie kaum drei Schritte von ihrem Palaſt entfernt, ſo ſchrie ſie ſchon, man ſolle ſie zurückbringen, ſie könne es nicht länger aushalten, obgleich man nichts an ihr gewahr wurde. Sie aß trockenes Brot und hatte immer einen Vorrath davon in der Taſche. Gegen rothlederne Stiefeln trug ſie einen entſetzlichen Abſcheu. Sie hatte ſchöne Züge, und war doch nicht ſchön; Verſtand, und ſchien doch keinen zu haben. Sie war fett und mager zu gleicher Zeit; denn Geſicht und Buſen erſchienen voll, Arme und Hände entfleiſcht. Der Herzog liebte ſie, und liebte ſie auch nicht; oft ſpöttelte er über ſie und ſagte, ſie ſpreche nur mit ihrem Beichtvater, den ſie um Rath frage, mit welchem Fuße ſie zuerſt aus dem Bette ſteigen ſolle. Sie liebte ihren Gemahl mit der Eiferſucht des Stolzes und trennte ſich nie von ihm. Als daher eine Reiſe in's Bad ihm angerathen wurde, entſchloß ſie ſich ihn zu begleiten, und nun konnte ſie auf einmal jede Bewegung recht gut vertragen, denn ſie wich während der ganzen Reiſe nicht aus ſeinem Wagen. —

Ein pikantes Gegenſtück zu dieſem Gemälde möge die Gemahlin des däniſchen Geſandten liefern, der damals (1647) nach Frankreich kam, um der Königin für die Bemühungen zu danken, die ſie angewandt, um den Frieden zwiſchen Dänemark und Schweden wieder herzuſtellen. Dieſe Dame, die nicht genannt iſt, war eine Tochter ihres

Königs von einer Mutter, die ihm an die linke Hand getraut worden, eine Gewohnheit, welche Frau v. M. mit Recht bizarr nennt. Sie bildete sich nicht wenig darauf ein, und trug deshalb einen kleinen Hut von schwarzem Sammt, behauptend, daß in Dänemark nur die Königstöchter ein solches Hütlein tragen dürften. Sie war sehr hübsch und wußte einen gewissen Ernst mit einer fast naiven Ungezwungenheit sehr gut zu paaren. Die Königin zeigte ihr die innern Zimmer, die Bäder, die Kapelle. Sie betrachtete alles ohne Bewunderung, und lobte sparsam aber mit Kenntniß. Frau v. Motteville war zugegen, und da sie wohl wußte, wie eitel die Königin auf ihre schönen Hände war, so sagte sie zu der Gesandtin, vermuthlich werde sie weit begieriger sein, diese zu bewundern, als alle die schönen Sachen die man ihr gezeigt. Ohne Umstände ergriff die Fremde die Hand der Königin, zog ihr den Handschuh aus, lobte und küßte die Hand, hob ihr auch ganz vertraulich das Halstuch auf, um ihren Busen zu sehen. Heutzutage würden dergleichen Manieren wohl kein Glück bei Hofe machen, allein die geschmeichelte Königin fand sie allerliebst, und sprach den ganzen Tag von nichts als von der artigen Dänin, die mit gleicher Zwanglosigkeit die Königin von England umarmte. Frau v. Motteville macht bei dieser Gelegenheit die echt französische Bemerkung, daß es doch wohl in allen Ländern liebenswürdige Leute geben möchte.

Das Murren gegen den Liebling der Königin, den

Kardinal Mazarin, wurde jetzt immer ſtärker. In ſeinem eigenen Vorzimmer murmelte man ſich Verwünſchungen gegen ihn in die Ohren, weil er ſich vor Niemanden ſehen ließ. Er kannte dieſe Stimmung und lachte darüber. Ich laſſe ſie reden, ſagte er, wenn ſie mich nur handeln laſſen. Eine Maxime, die nicht alle Machthaber befolgen, obgleich ſie ſo gut wie jener Kardinal wiſſen, daß diejenigen, die am meiſten hinter dem Rücken ſchelten, am tiefſten kriechen, wenn der Gefürchtete erſcheint. Frau v. Motteville ſagt ein ſchreckliches Wort von ihm, aber leider ein Wort, welches von den meiſten geſagt werden kann, die am Ruder ſtehen: Er liebte keine Tugend und haßte kein Laſter. Vielleicht ſollte man fragen, ob Männer, deren Ziel des Staates Wohlfahrt iſt — ein Ziel, welches zu erreichen, jedes Mittel gut ſein muß — irgend eine Tugend lieben, irgend ein Laſter verabſcheien dürfen? Tugend und Laſter ſind in ihren Händen nur Werkzeuge. Wer möchte ſie darum beneiden! Die Königin war nach Compiegne gegangen und der Kardinal folgte ihr einige Tage nachher. Als er in den Wagen ſtieg, war der ganze Hof voll blauer Ordensbänder, die ſich ſchon glücklich ſchätzten, ihn nur von weitem geſehen zu haben. Alle Menſchen ſind Sklaven des Glücks, fügt Frau v. Motteville hinzu, und ich kann ſagen, daß ich am ganzen Hofe Niemanden geſehen habe, der nicht ein Schmeichler geweſen wäre, der eine mehr der andere weniger. Manche ſchämen ſich ihrer Schwachheit aber wenn ihr eigenes Intereſſe in's Spiel kommt, ſo han-

deln sie doch in der nächsten Viertelstunde wieder eben so. Während die Kriegsflamme an den Grenzen wüthete, und die Königin selber in der Nähe war, beschäftigte man sich an ihrem Hofe mit einer wichtigen Angelegenheit. Mademoiselle nämlich war außer sich, daß die Prinzessin von Condé in der Kirche ihren Fußteppich gerade in der nämlichen Art ausbreiten ließ, als Mademoiselle den ihrigen. Das gab einen heftigen Rangstreit. Der Herzog von Orleans und die Königin selbst hatten alle Hände voll zu thun, um ihn zu schlichten.

Man muß gestehen, daß Frau v. M. eine vollendete Hofdame war, wie folgender Zug beweisen mag. Sie war dem Hofe diesesmal nicht gefolgt, da sie aber einen Besuch in die Normandie abstattete, so machte sie einen Umweg von einer starken Tagreise, um die Königin zu überraschen. Sie hatte dazu ihre guten Ursachen. »Man argwöhnte," so erzählt sie, »ich sei mit meinem Los nicht zufrieden, und die Königin behandle mich nicht so gut als mein Ehrgeiz es wünsche. Ich war dem Minister verdächtig; er beurtheilte mich nach der allgemeinen Verderbniß, und glaubte ich mischte mich in allerlei Händel, die ihm zuwider waren. Er sagte mir das selber eines Tages und bewies es dadurch, daß ich ihm nie Böses von andern vorschwatzte, daß ich die Unzufriedenen anhörte, in ihrem Vertrauen wäre, und von ihnen als eine zuverlässige Person gerühmt würde, welches doch nichts anders heißen könne, als: bei mir könne man ohne Gefahr murren. Welch' ein Elend, daß

wir unter der Gewalt eines Mannes leben mußten, dem Ehrlichkeit ein Verbrechen war. Ich sagte ihm, daß er seinen Ohrenbläsern gerade am wenigsten trauen dürfe, daß hingegen Leute wie ich, die Niemanden Böses zufügen wollen, ihren Pflichten stets treu bleiben werden. Diese Explikation söhnte uns zwar nicht mit einander aus, aber ich vermied dadurch große Unannehmlichkeiten, die mir drohten. Um den Höflingen zu zeigen, daß ich bei der Königin noch immer in Gunst sei, überraschte ich sie, weil ich wußte, sie würde mich mit einem heitern Gesicht empfangen, und das war mir genug. Denn am Hofe ist nichts leichter als die Zuschauer zu blenden, und man muß ihnen niemals das Vergnügen machen, sie merken zu lassen, daß wir nicht so glücklich sind, als sie sich einbilden, oder so unglücklich als sie wünschen. Es gelang mir vollkommen. Ich fand die Königin an ihrem Näherahm u. s. w." Diese wenigen Zeilen verdienten schon eine Stelle im Balthasar Gracians Höfling.

Im Vorbeigehen erzählt Frau v. Motteville, daß der Herzog von Anjou, des Königs Bruder, nicht allein in seiner Kindheit, sondern auch als er schon erwachsen war, sein größtes Vergnügen darin fand, die Damen, die ihm gefielen zu putzen, ihnen selber die Kopfzeuge aufzusetzen, Schmuck anzulegen u. s. w. und daß er sich besser darauf verstand als die Damen. Welch' ein hoffnungsvoller Prinz! Der Kardinal ließ um diese Zeit drei Nichten und einen Neffen aus Italien kommen, die, ob sie gleich noch Kin-

der waren, mit vielen Umständen empfangen wurden. Der Graf von Nogent wurde ihnen entgegen geschickt, ein Höfling, von dem Frau v. Motteville bei dieser Gelegenheit ein treffendes Bild entwirft. Er spielte den Spaßmacher bei Hofe und sprach unaufhörlich, ohne daß man ihm vorwerfen konnte, daß er wirklich etwas sage. Er war witzig auf seine Weise, dabei nicht bösartig, denn er redete von Niemanden auf der Welt übels. Nie hatte er einen Unglücklichen beschützt, aber auch nie einen gestürzt. Man konnte ihm nicht achten aber auch nicht hassen. In der Kunst zu schmeicheln war er Meister und er machte die Honneurs der ganzen Welt. Das sind eben die rechten Menschen, um bei Hofe Glück zu machen, auch hatte er das seinige über alle Erwartung gemacht. Jetzt präsentirte er die kleine Familie des Kardinals der Königin, die sie sehr artig fand und sehr freundlich gegen sie war. Dann erschienen die kleinen Mädchen bei Hofe, Jedermann drängte sich um sie, fand sie schön, reizend, allerliebst; es war ein solches Gedränge, daß der Herzog von Orleans der Frau von Motteville zuflüsterte: »ich fürchte, das Leben der armen Kinder ist hier in Gefahr, man wird sie ersticken.« Und der Marschall von Villeroi sagte: »Jetzt haben die kleinen Mädchen noch nichts, aber wir werden sie bald genug mit Reichthümern und Würden überschüttet sehen. Was den Knaben betrifft, so braucht er mehr Zeit um groß zu werden, und es könnte sich wohl treffen, daß er sein Glück nur gemalt zu sehen bekäme.« Er wollte damit sa-

Hans. Wo sie sechzehen Jahre zu lange gewesen ist. Aber in fünf Minuten wird sie draussen vor der Thüre seyn.

Fr. Grießgr. So werden treue Dienste belohnt?

Hans. Dem Teufel hat sie gedient, der wird sie schon belohnen.

Fr. Grießgr. Gottloser Mensch!

Hans. Fromme Frau! packe sie ihren gestohlnen Kram zusammen, und gehe sie flugs aus dem Hause.

Fr. Grießgr. Er ist ein Grobian! von ihm lasse ich mir nichts befehlen.

Hans. Frau Grießgram, sey sie gescheit, wir wissen Alles, wir haben Alles mit angehört. Der Herr Kapitän läßt sie freundlichst um die Gefälligkeit ersuchen, ihm nicht wieder vor die Augen zu kommen.

Fr. Grießgr. Das mag er mir selbst sagen, wenn er Herz dazu hat.

Hans. Er meynt, sein Herz sey dazu nicht vonnöthen. Hans Bullers Mund, und im Nothfall Hans Bullers Fäuste —

Fr.

gen, daß der Oheim wohl fallen könnte, ehe der Neffe im Stande sei, von der jetzigen Größe desselben Vortheil zu ziehen. Seine Prophezeiungen trafen richtig ein, denn die Nichten wurden große Damen, der Neffe starb. Ein Italiener sagte der Frau v. M., man könne sich zu Rom nicht genug verwundern, daß man in Paris aus diesen Kindern so viel Wesens mache, denn dort habe sich Niemand um sie bekümmert. Er spöttelte über die Franzosen, daß sie von solchen Günstlingen sich beherrschen ließen.

Der Kardinal spielte bei der Ankunft seiner Familie eine sehr ernste Rolle. Er war im Kabinet der Königin, als die Kinder gebracht wurden, ging aber sogleich fort und legte sich schlafen. Er spottete selber über alle die Aufmerksamkeiten, die man seinen Nichten erwies, und im Grunde hatte er doch große Absichten mit ihnen. Er selber vertraute der Prinzessin Palestrina, einer Italienerin, daß schon die Größten des Reichs sich um die Ehre bewürben, die kleinen Römerinnen zu heirathen. (Lieber Gott! muß nicht der Weise sich glücklich schätzen, an keinem Staatsruder zu stehen, wenn es auch nur deshalb wäre, weil man da die Menschen nothwendig muß verachten lernen?) Uebrigens strafte der Herr Kardinal sich selber Lügen, indem er seine Nichten kommen ließ, denn er hatte einige Jahre zuvor, als ein Transport von Statuen aus Rom anlangte, zu seinen Freunden gesagt, daß diese die einzigen Verwandten wären, die er nach Frankreich verpflanzen wolle. Freilich ließ er sich nachher von der Königin selber bitten, seinen Entschluß zu

ändern. — Es ist ein drolliges Gefühl, welches den Leser ergreift, wenn er die Kleinlichkeiten der Höfe liest. Man möchte sagen, es sei nicht der Mühe werth, sich einen Augenblick damit zu beschäftigen, aber warum macht es denn Vergnügen? vielleicht weil man in solchen Augenblicken sich nicht blos den Großen gleich, sondern auch wohl noch ein wenig über sie stellt. Madame d'Hautefort, die vormalige vertraute Freundin der Königin, war nun Herzogin von Schomberg, und hatte auf das Ehrenamt einer Dame d'Atour für zweimal hundert tausend Livres Verzicht geleistet; aber noch immer nicht auf die Hoffnung, die Gunst der Königin wieder zu gewinnen. Es ist in der Ordnung, daß die Ehrendame der Königin das Hemd überreicht, wenn nicht etwa eine Prinzessin vom Geblüt gegenwärtig ist, der sie diesen schmeichelhaften Vorzug überläßt. Ist die Dame d'Atour zugegen, so theilt die Ehrendame mit ihr gewisse Funktionen. Nun bemächtigte sich aber eines Tages die Herzogin von Schomberg des beneideten Hemdes in Gegenwart der Prinzessin von Condé und der Marquise von Senecey; die letztere war Dame d'Atour. Da sagte die Königin sehr ernst zu ihr: »Madame, Sie werden nicht gewahr, daß Frau von Senecey hier ist, und daß Sie ihr Amt verwalten.« Frau von Schomberg antwortete ziemlich lebhaft: sie habe jene wohl gesehen, aber es komme ihr zu. Die Königin antwortete mit gleicher Lebhaftigkeit: »Ihnen, Madame? haben Sie nicht Verzicht darauf geleistet? Habe ich Ihnen nicht zweimal hundert tausend Livres dafür geben

müssen?" »O ja," erwiederte Frau von Schomberg, »aber ich habe das Geld noch nicht empfangen, und folglich glaubte ich auch ein Recht zu haben." — »Mit nichten," sagte die Königin, »Sie sollen bezahlt werden. Dazu ist noch Geld genug in Frankreich, und Sie sollen wissen, daß, wenn man einmal mein Herz verloren hat, es schwer wieder zu gewinnen ist." Jetzt fing Frau von Schomberg an zu weinen, und begleitete die Königin den ganzen Tag in Thränen schwimmend. Der ganze Hof kam endlich in Bewegung, in allen Winkeln wurde geflüstert, die Sache pro und contra erwogen; mit Gesichtern, auf welchen Begebenheiten zu lesen waren, die dem Staate Gefahr zu drohen schienen, zog man einander bei Seite, und fragte: Wissen Sie schon? Was halten Sie davon? — Die Aufhebung der Belagerung von Lerida machte bei weitem nicht so viel Geräusch. — Um diese Zeit kam der Landgraf von Hessen nach Frankreich, und wurde sehr wohl aufgenommen, besonders wegen seiner Mutter, die, troz aller Gefahren, die sie umringten, der französischen Partei stets treu geblieben war. Ganz Europa verehrte diese edle Fürstin, und die Königin vergalt ihr jetzt in ihrem pockennarbigen Sohne, indem sie ihn in ihrer Gegenwart — sitzen ließ. — Die gute Königin! sie war vielleicht abhängiger, als irgend eine Frau in Frankreich. Das beweiset folgende Anekdote. Ihr Sohn, der Herzog von Anjou, befand sich nicht recht wohl, während sie in Fontainebleau war. Die Aerzte, nach damaliger Sitte, gaben ihm eine Menge Purganzen und trieben das

ſo lange, bis ſie ihm die Ruhr ankurirt hatten. Indeſſen wurde bei der Königin von ſeiner Krankheit immer als von einer Kleinigkeit geſprochen, bis eines Abends ein Kourier die Nachricht brachte, ihm ſei zur Ader gelaſſen worden. Das war ein Zeichen, daß er ein heftiges Fieber hatte. Die beſtürzte Mutter erklärte augenblicklich, ſie wolle am andern Morgen nach Paris fahren. Meint man, ſie habe das thun dürfen? die Mutter habe ihr todtkrankes Kind beſuchen dürfen? o nein! der Herr Kardinal kam ſehr früh am Morgen und gab ihr einen großen Verweis, daß ſie ſich unterfangen, einen ſolchen Gedanken zu faſſen, deſſen Ausführung nur allgemeines Schrecken verbreiten würde. Man müſſe, ſagte er, für das Wohl des Staates den mütterlichen Kummer zu unterdrücken wiſſen. Kurz, ſie durfte nicht fahren, die arme Königin! denn der Herzog von Orleans hätte ja einen Augenblick glauben können, daß er dem Throne nun bald um einen Schritt näher treten werde. — Drollig erzählt Frau von Motteville den Tod des braven Marſchalls de Gaſſion, der auf dem Bette der Ehre ſtarb, und noch ſterbend Seelen-Größe bewies. »Er war ein Hugenott,« ſagte ſie, »folglich kann ich ihn doch nicht loben und ihm keinen Theil an dem Blute unſers Erlöſers geben, ob man mich gleich verſichert hat, daß er in ſeinen letzten Augenblicken Chriſti Barmherzigkeit angerufen.«(!) Sie hatte ihn ſelbſt gekannt und aus ſeinem Munde gehört, daß er im fünfzehnten Jahre mit zwanzig Sous in der Taſche und ſeinen Schuhen an einen Stock gebunden, das

väterliche Haus verlassen und gemeiner Soldat geworden. Blos durch seine Tapferkeit schwang er sich bis zum Marschall von Frankreich empor, und wenn er ja einem Günstling zu nahe kam, so war es blos um Lob von diesem einzuernten. Richelieu verglich ihn mit Bertrand du Guesclin, meinte aber, er sei nicht so grob als jener Held gewesen. Die ganze Armee trauerte um ihn, der Hof hingegen nicht; er war ja kein Höfling. Es war bekannt, warum der Kardinal ihn nicht leiden konnte. Gassion hatte einst einen Brief von ihm empfangen, der unausführbare Befehle enthielt. Er wurde hitzig, warf den Brief auf die Erde, und sagte: Der Kardinal wolle den General spielen. Das vergaß Mazarin ihm nie. Im November dieses Jahres bekam der junge König die Blattern. Alle die nur irgend auf Jugend und Schönheit Anspruch machten, flüchteten aus dem Palais royal, und Frau von Motteville rühmt es sich selber zum großen Verdienste an, daß sie bei dieser Gelegenheit die Königin nicht verlassen. Das Verdienst war eben nicht groß, denn sie hatte die Pocken schon gehabt, sie meinte aber, man bekomme sie oft zweimal. Diesesmal ließ die Königin sich ihre Muttergefühle nicht wegvernünfteln; ihr Bett wurde in dem Zimmer des Kranken aufgeschlagen, sie verließ ihn keinen Augenblick und wurde selber krank davon, denn allerdings schwebte sein Leben einige Tage in Gefahr. Die Pocken waren zurückgetreten, man ließ ihm viermal zur Ader. Seine Mutter fiel in Ohnmacht. Die kindlichen Aeußerungen seiner Liebe vermehrten noch ihren Schmerz.

Alle Augenblicke rief er sie, bittend, sie wolle bei ihm bleiben, er empfinde seine Krankheit weniger, wenn er sie nur sähe. Auch versicherte die Königin nach seiner Genesung der Frau von Motteville, daß sie während ihrer Angst um ihn nicht ein einziges Mal daran gedacht habe, daß sie in dem Sohne einen König, sondern nur, daß sie einen geliebten Sohn verliere, welches wir der zärtlichen Mutter gern glauben wollen. Wenn er gesund war hingegen, dachte sie ein wenig zu oft an die Königswürde dieses Kindes. Nicht allein mußte ihm Jedermann sagen, daß er der Herr sei, sondern sogar, wenn er mit seinem jüngern Bruder spielte, und irgend ein kleiner Zwist zwischen ihnen entstand, mußte dieser nachgeben und gehorchen, der König mochte Recht haben oder nicht. Welche Erziehung für einen Prinzen! war es denn ein Wunder, daß Ludwig XIV. ein Despot wurde?

Der Herzog von Orleans hatte, während der Krankheit des Königs, einmal einem Souper beigewohnt, und ein andersmal freundlich geduldet, daß man von Prophezeiungen sprach, die auf seine künftige Größe deuteten. Die Königin erfuhr beides und zeigte ihm deshalb einige Kälte. Der Prinz von Condé war vorsichtiger. Obgleich die Königin ihm Kouriere über Kouriere schickte, um seine Zurückkunft von der Armee zu beschleunigen, so kam er doch nicht eher, als bis die Gefahr des jungen Königs vorüber war, damit es nicht scheinen möchte, als ob er begierig sei, die etwa eintretende neue Ordnung der Dinge zu benutzen. Die Königin schwebte in Gefahr, die Regent-

ſchaft zu verlieren, wenn ihr älteſter Sohn ſtarb. Freilich wäre dann ihr zweiter Sohn auf dem Throne gefolgt, allein ſie hätte von neuem zur Regentin gewählt werden müſſen, welches ſchwerlich geſchehen wäre, da man ſie nicht mehr ſo liebte als vormals. Ueberhaupt würde es wohl ſehr wenige Fürſten auf der Welt geben, die, wenn ſie auch unter dem lauteſten Volksjubel die Regierung angetreten hätten, nach einigen Jahren noch einmal durch desſelben Volkes Stimme gewählt werden würden; daraus folgt aber noch gar nicht, daß ſie ſchlecht regiert haben müßten, ſondern nur die Unmöglichkeit, es den meiſten recht zu machen, und die ewige, verdammte Sehnſucht nach Veränderung.

Der ſchlaue Kardinal hatte natürlich auch ſchon ſeine Maßregeln genommen auf den Fall, daß der König ſtürbe; er hatte dem Günſtling des Herzogs von Orleans, dem Abbé de la Rivière den Kardinalshut und Theil an der Herrſchaft zugeſagt, wenn er den Herzog nach des Miniſters Willen ſtimmte. Kurz, der ganze Hof war geſchäftig wie ein Ameiſenhaufen, bis die Wiederherſtellung des Königs alle dieſe Intriguen plötzlich abſchnitt. — Das neue Jahr 1648 erſchien. Die Königin freute ſich darüber am letzten Abend des alten Jahres, hoffend, das neue werde ihr mehr Glück bringen als ſie im alten genoſſen, aber ein kluger Höfling, Sanneterre, flüſterte der Frau von Motteville in's Ohr, er fürchte das Gegentheil, denn die Gemüther wären alle ſo verſtimmt, daß Unruhen ſich vorausſehen

ließen. Er hatte nur zu wahr prophezeit, denn sie begannen wirklich schon am 5. Januar, wo achthundert Kaufleute in Paris wegen einer neuen Auflage sich empörten, bis in die Zimmer des Herzogs von Orleans drangen, Hilfe von ihm begehrten, und zu verstehen gaben, sie würden, wenn er ihr Begehren abschlüge, sich selber Hilfe schaffen. Er versprach ihnen mit der Königin zu reden, erinnerte sie an ihre Pflicht, und entließ sie mit den gewöhnlichen Fürstenworten: Wir wollen sehen. (On verra.) Am andern Morgen versammelten sie sich auf's neue, insultirten den Sohn des Finanzministers, und sogar den ersten Präsidenten, der sie mit muthigem Ernst bedrohte, Galgen aufrichten zu lassen und die Rädelsführer daran zu hängen. Allein sie antworteten ihm keck: er solle die Galgen nur aufrichten lassen, sie würden die schlechten Richter daran knüpfen, die ihnen Gerechtigkeit verweigerten und Sklaven der Hofgunst wären. An demselben Tage empörten sich auch die Requetenmeister, weil man deren zwölf nur machen wollte. Sie hatten sämmtlich ihre Stellen gekauft und fürchteten, daß der Werth derselben durch diese Maßregel verringert werden möchte. Sie weigerten sich ihre Aemter zu verwalten, schwuren auf die Bibel, in jeder Verfolgung standhaft zu bleiben, gingen zum Kardinal, und Einer derselben, Domin, sprach so stark und dreist, daß Se. Eminenz in keine geringe Verlegenheit geriethen. Man hielt geheimen Rath, es wurden donnernde Arrêtés erlassen, allein der Minister war nicht ruhig, denn er sah nun

wohl, daß er der Gegenstand des öffentlichen Hasses geworden sei. In der Nacht vom 10. auf den 11. Januar schossen die Bürger auf den Straßen, und auf die Anfrage der Polizei, was das bedeuten solle? antworteten sie keck; sie versuchten ihre Gewehre zum Dienst des Königs, wenn man aber noch mehr Geld von ihnen erpressen wolle, so würden sie es machen wie die Neapolitaner, die damals im Aufruhr begriffen waren. Auch gab es Leute, die in dieser Nacht den Bürgern ansagten, sie möchten ihre Häuser mit Brot versorgen. Am Morgen, es war ein Sonnabend, ging die Königin, nach ihrer Gewohnheit, in die Kirche Notre Dame, um die Messe zu hören, da folgten ihr ein paar hundert Weiber, Gerechtigkeit! schreiend. Sie wollten ihr sogar in den Weg knien, die Garden verhinderten es. Bei ihrer Zurückkunft sagte die Königin: sie sei in Versuchung gewesen, das Volk anzureden, aber sie habe die Insolenzen dieser Kanaille gefürchtet.

Es wurde wiederum Rath gehalten. Das Garderegiment mußte unter den Waffen bleiben. Man vertheilte Wachen in alle Viertel der Stadt. Der Marschall von Schomberg stellte die Schweizer auf. Paris glich in dieser Nacht einem Lager. Es wurde wieder viel geschossen. Am 12. ging der König wieder zum ersten Male aus, um in der Kirche Notre Dame Gott für seine Genesung zu danken. Schon seit acht Tagen hatte die Königin es gewünscht, und man wollte es nicht länger aufschieben, um nicht den Schein zu geben, als fürchte man sich. Aber seine Garden

wurden verdoppelt, alle Sicherheitsmaßregeln genommen, auch der gewöhnliche Prunk vermehrt, um dem Volke zu imponiren, fast der ganze Hof begleitete ihn zu Roß und zu Fuß.

Im geheimen Rathe wurde indessen beschlossen, daß der König noch einmal im Parlament erscheinen sollte, um die gehässigen Edikte mit Gewalt durchzusetzen. Das geschah am 15. Der Kanzler und der erste Präsident hielten Reden, die dem Hofe und der königlichen Gewalt schmeichelten, der Generaladvokat Talon hingegen sprach mit Wärme und Würde für das Volk, schilderte dessen Elend, bat die Königin, sich dessen in der Stunde ihres Gebetes zu erinnern; sagte, sie beherrsche keine Sklaven, sondern ein freies Volk, das mit Abgaben dermaßen belastet sei, daß es nur noch die Seele sein nennen dürfe, weil man doch Seelen nicht an den Meistbietenden verkaufen könne; daß die im Felde errungenen Lorbeern kein Brot wären, welches die Unterthanen essen könnten u. s. w. Daß eine solche Kühnheit dem Minister höchlich mißfiel, kann man denken. Die Edikte wurden gemässigt, aber die Gemüther nicht beruhigt. Man schrie über die Verschwendung des Hofes, die Habsucht des Ministers. Dem letztern that man Unrecht. Frau von Motteville sagt, der Herzog von Orleans und der Prinz von Condé wären die eigentlichen Verschwender gewesen. »Mazarin,« fügt sie hinzu, »war nur ein Korsar, jene Fürsten aber die großen Räuber, wie Alexander.« — Man schrie auch sehr laut über die Verzöge-

Fr. Grießgr. Lieber Hans, er iſt ein Spaßvogel. Hier hat er einen Gulden, trinke er auf meine Geſundheit.

Hans. Lieber wollte ich verdurſten, als auf ihre Geſundheit trinken. Marſch! fort! den Kaſten da mag ſie verſchließen, und die Thüre verſiegeln. Jetzt muß ich zu meinem Herrn und habe nicht Zeit auf ihr Gepäcke zu warten.

Fr. Grießgr. (die ihren Kaſten ſorgfältig verſchließt) Je da mein Gott! bis Morgen früh werde ich doch im Hauſe bleiben dürfen?

Hans. Nicht eine Minute länger. Es ſoll heute Abend noch geräuchert werden. Lichte ſie ihre Anker und packe ſie ſich aus unſerm Hafen, oder wir ſchießen aus der Feſtung.

Fr. Grießgr. Aber meine Haabſeligkeiten, meine Gebetbücher —

Hans. Schicke ſie Morgen nach dem ganzen Kram. Alles was den Geruch von ihrer Frömmigkeit hat, ſoll richtig abgeliefert werden.

Fr. Grießgr. Das geht nicht, ich muß ſelbſt dabey ſeyn.

Hans,

rung des Friedens. Ein Italiener erzählte bei dieser Gelegenheit der Frau von Motteville, daß der Papst (als man ihm gesagt habe, die Franzosen wünschten den Frieden und würden die Wahrscheinlichkeit glücklicher Erfolge gern der allgemeinen Wohlfahrt opfern) spöttelnd geantwortet habe: »Um Frieden zu erlangen voi altri francesi non volete donare che quelche non havete.« (Ihr Franzosen wollt nur geben was ihr nicht besitzt.) (Es scheint in der That, als ob das Urtheil über diese berühmte Nation seit mehreren Jahrhunderten immer dasselbe gewesen sei. Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit einer merkwürdigen Stelle in der Vorrede zu Leibnitzens Codex juris gentium, die also lautet: Gallia certe inter regnandi hodie artes habet, ubi vix ictum intulit, statim de pace verba jacere; ita simul et belli commoda percipiuntur, et ad pacifici animi laudem aspiratur.)

Am 16. ließ die Königin sämmtliche Requetenmeister vor sich kommen und empfing sie mit großem Pomp. Der Kanzler hielt eine Rede, welche die Königin aus eigner Bewegung unterbrach, sprechend: sie wären seltsame Leute, daß sie sich einbildeten, die königliche Gewalt beschränken zu können, und sie werde ihnen wohl zeigen, daß es in ihrer Macht stehe, so viele neue Stellen zu erschaffen, als ihr beliebe. Dann fuhr der Kanzler fort, gab ihnen einen derben Verweis, und befahl ihnen, das Papier, auf dem sie sich zu gegenseitigem Beistand durch ihre Unterschrift verpflichtet hätten, auszuliefern, oder schriftlich

zu versichern, daß kein solches Papier vorhanden sei. Da warfen sie die Köpfe in die Höhe, machten eine tiefe Verbeugung und entfernten sich, aber nur um sich in Corpore in's Parlament zu begeben, und gegen die Registrirung des sie betreffenden Edikts zu protestiren. Das Parlament empfing diese Protestation, obgleich das Edikt in Gegenwart des Königs durchgegangen war, und behauptete, es habe ein Recht dazu, es dürfe dem Könige Vorstellungen machen, auch wenn eine Sache bereits durchgegangen wäre. Nun ließ die Königin das Parlament vor sich berufen, sagte, sie gestehe jenes Recht ihm zu, aber weiter als bis zu Vorstellungen solle es nicht zu gehen wagen. Das wirkte auch nichts. Das Parlament versicherte mit schönen Worten seine Treue, that aber nach wie vor was ihm beliebte. Gern hätten die Mißvergnügten den Herzog von Orleans, des Königs Oheim, in ihr Interesse gezogen, allein er hielt sich still und blieb der Königin ergeben aus Grundsätzen oder aus Schwäche. Dasselbe that der Prinz von Condé. In solchen unruhigen Zeiten wurde das Carneval diesmal sehr still gefeiert. Der Zwist mit dem Parlament dauerte fort. Die Königin berief es abermals nach Hofe und wollte da in dessen Gegenwart das Blatt zerreißen lassen, auf welchem es sich eine Modifikation des königlichen Edikts erlaubt hatte. Sie war deswegen früher wie gewöhnlich aufgestanden, mußte aber, zu ihrem nicht geringen Erstaunen, die Botschaft vernehmen, daß das Parlament um Erlaubniß bitte, sich nicht einfinden

zu dürfen. Es wurde dennoch auf den Nachmittag beschieden, war aber schon nicht mehr versammelt, als dieser Befehl ankam, welches denn abermals wieder sehr respektswidrig befunden wurde. Am andern Morgen erschien es endlich, machte Entschuldigungen und erhielt auf's neue die strenge Weisung, spätestens binnen acht Tagen alles in Ordnung zu bringen. Da die Requetenmeister noch immer auf ihrem Starrsinn beharrten, so mußten die Staatsräthe ihre Geschäfte verrichten, um zu zeigen, daß man ihrer entbehren könne; aber alle Gerichtshöfe vereinten sich, um sie zu schützen.

Hier schaltet Frau v. Motteville ein Intermezzo ein, welches nicht weniger als Lafontaine's schöne Erzählungen: die Gewalt der Liebe, beweiset. Der Herzog von Guise, ein berühmter Held, liebte Mademoiselle de Ponts noch immer auf das zärtlichste. Er hatte schon drei Frauen genommen, ohne eigentlich zu glauben, daß er vermählt sei. Die aufrührerischen Neapolitaner hatten ihn an ihre Spitze berufen. Er war auf einem kleinen Fahrzeug nach Neapel abgegangen, drei Galeeren entwischt, die ihn jagten, hatte sich unter Begünstigung der Nacht durch die ganze feindliche Flotte geschlichen, war ohne Truppen, ohne Geld, ganz allein an's Land gestiegen, mit großem Jubel empfangen worden, und hatte bereits manche von den Parisern bewunderte Heldenthat verrichtet. Während seiner Abwesenheit hatte er die Geliebte einem nicht strengen Kloster anvertraut, wo sie, wie Frau v. Motteville meint, sich

mit den Gedanken wiegte, Königin von Neapel zu werden, und übrigens ziemlich locker lebte. Die Mutter des Herzogs ersuchte die Königin, aus Furcht Mademoiselle de Ponts möchte ihrem Sohne folgen, sie in strengere Verwahrung bringen zu lassen, worauf ihr das Kloster der Nonnen der Jungfrau Maria zum Aufenthaltsort angewiesen wurde. Als ihr Liebhaber das erfuhr, schrieb er einen Brief an die Königin, den Frau v. Motteville vom Original kopirte. Hier ist er. »Madame! Ich habe mein Leben für Sie gewagt, indem ich Ihnen Königreiche und Provinzen eroberte. Ich habe durch meine bloße Gegenwart, ohne Geld, ohne Brot, Völker Ihnen treu erhalten. Ich habe den Krieg geführt ohne Pulver und ohne Soldaten. Ich habe mich täglich der Verrätherei und dem Gifte bloß gestellt, und nie einen andern Lohn erwartet als den, nach so vielen Mühseligkeiten mein Leben mit Mademoiselle de Ponts beschließen zu dürfen. Wie hätte ich nicht hoffen sollen, daß Ew. Majestät um meinetwillen ihr mehr Achtung beweisen würde! es hat mich sehr geschmerzt, zu erfahren, welche Strenge Sie gegen dieselbe verübt, und ich bitte Ew. Majestat, in Rücksicht alles dessen, was ich bereits für Ihren Dienst gethan habe und noch zu thun entschlossen bin, Mlle. de Ponts auf andere Weise zu behandeln, wenn Ihnen anders daran gelegen ist, das Leben Ihres treuesten Dieners zu erhalten.« Auch an den Kardinal schrieb er: »Meine Leidenschaft für Mlle. de Ponts ist treuer und heftiger als jemals, welches Ew.

Eminenz zur Genüge bekannt ist. Sie werden sich wundern, daß ich Sie nicht von Geschäften, sondern blos von meinem Unglück unterhalte. Das ist eine Wirkung meiner Verzweiflung. Ich habe für nichts auf der Welt Sinn, und ich schwöre Ihnen, daß weder Ehrgeiz noch der Wunsch meinen Namen unsterblich zu machen, mich zu den gefährlichen Unternehmungen getrieben, die ich begonnen, sondern allein der Gedanke, etwas zu thun, was mich der Liebe der Mlle. de Ponts würdiger machen könnte, und dadurch die Königin zu vermögen, daß sie ihr und mir mehr Achtung bewiese. Diese Hoffnung hat mich getäuscht. Auch über Ew. Eminenz habe ich mich zu beklagen. Unter so vielen Gefahren, in denen blos mein Herz mich aufrecht erhalten, nach allem, was ich gethan, kränkt man mich in dem, was mir das liebste auf der Welt ist. Man sperrt meine Geliebte ein, man mißhandelt sie, und gibt mir dadurch den stärksten Beweis des Hasses gegen mich selbst. Ha! mein Herr! wenn Sie noch einen Funken der Freundschaft für mich hegen, die Sie mir oft zugesagt, so nehmen Sie mir diesen Kummer vom Herzen, sonst haben Glück und Größe und selbst das Leben keinen Reiz für mich. Ich werde mich der Verzweiflung überlassen und den Tod suchen, da mein Schmerz mir Ruhe und Vernunft raubt." Manche Leserin wird die schöne Mademoiselle de Ponts mit Recht beneiden, so von einem Helden geliebt worden zu sein. Frau v. Motteville gibt zwar zu verstehen, sie sei dessen nicht würdig und ihm nicht ganz treu ge-

weſen, man weiß aber wohl, daß die Damen, wenn ſie eine ihrer Schweſtern von einem berühmten Manne angebetet ſehen, immer nicht begreifen können, wie das zugeht, und die Glückliche ſo viel als möglich herab zu würdigen ſtreben. Das Zeugniß der Frau v. Motteville möchte alſo auch hier verdächtig ſein. Sie meint, die Vorfahren des Herzogs von Guiſe würden um eines Mädchens willen nicht ſo außer ſich gerathen ſein. Vermuthlich würde ſie milder urtheilen, wenn ſie ſelbſt dieſes Mädchen geweſen wäre. Den feurigen Liebhaber traf bald nachher ein Blitz nach dem andern. Er wurde gefangen, nach Spanien geführt und ſchwebte in Gefahr, den Kopf zu verlieren. Seine Mutter und Geſchwiſter warfen ſich der Königin zu Füßen, um ſeine Rettung flehend. Sie ſandte auch ſogleich einen Kourier nach Spanien. Das Leben wurde ihm erhalten, allein er ſchmachtete lange im Gefängniſſe und erduldete Mißhandlungen. Und was that indeſſen Mlle. de Ponts? — Auf des Herzogs Bitten hatte man ihr vergönnt, das läſtige Kloſter zu verlaſſen, wo ſie jetzt, bei dem Unglück ihres Geliebten, aus freier Wahl hätte bleiben ſollen. Wenn dem Bericht der Frau v. Motteville zu trauen iſt, ſo bediente ſie ihrer Freiheit ſich nur, um treulos zu werden. Der abweſende Herzog wurde von ſeinem gegenwärtigen Stallmeiſter verdrängt und als er zurück kam, endigte ſich die ganze heroiſche Liebesgeſchichte mit einem Prozeß, indem er ſie beſchuldigte, ſie habe ihm ſeine Diamanten geſtohlen. Von ihrem neuen Liebhaber wurde ſie auch bald wieder verlaſſen

und sie sah sich endlich genöthigt, nach Flandern zu entweichen, um dort, wo man sie noch nicht kannte, vielleicht noch einige Eroberungen zu machen. Eine andere Geschichte machte um diese Zeit großen Lärm am Hofe. Ein Edelmann, Namens Saujeon, wurde plötzlich verhaftet, Niemand wußte warum. Er stand im Dienst von Mademoiselle, seine Schwester war Ehrenfräulein der Herzogin von Orleans und der Herzog sah sie gern. Um so mehr wunderte man sich. Die Sache blieb ein Geheimniß zwischen der Königin, ihrem Minister, dem Herzog von Orleans und dessen Günstlinge; folglich war der ganze Hof in Bewegung, um zu errathen, was er nicht wissen sollte; man erschöpfte sich in Muthmassungen, doch lange vergebens. Der Gefangene wurde insgeheim verhört. Einer seiner Verwandten, ein Freund der Fr. v. Motteville entdeckte ihr endlich den wahren Grund: er hatte eine Vermählung zwischen Mademoiselle und dem Erzherzog zu Stand bringen wollen, sonder Zweifel mit ihrer Zustimmung. Das war dem Minister verrathen worden, der ohnehin die Prinzessin nicht leiden konnte, folglich stellte er der Königin die Sache im dunkelsten Schatten vor. Sie entrüstete sich und sprach so lebhaft darüber mit Monsieur, dem Vater der Angeklagten, daß auch dieser sie nicht zu vertheidigen wagte. Die Prinzessin erfuhr etwas von dem Ungewitter, welches über ihrem Haupte schwebte, machte aber gute Miene zum bösen Spiel, und sagte lachend, sie wisse von nichts. Die Königin hielt eine geheime Raths-

verſammlung; am Schluß derſelben wurde Mademoiſelle gerufen. Niemand war gegenwärtig als die Königin, der Kardinal, ihr Vater und deſſen Günſtling der Abbé de la Riviére, welcher letztere ihr in's Ohr raunte, ſie werde einen ſcharfen Verweis bekommen, und das einzige Mittel ſich zu retten, ſei demüthige Unterwerfung. Sogleich brach auch die Königin los, warf ihr vor, daß ſie geheime Verſtändniſſe mit den Feinden des Staates unterhalte; daß ſie ſich vermählen wollen ohne weder ſie, die Königin noch ihren Vater um Erlaubniß zu fragen, und daß ſie folglich gegen beide ſehr reſpektwidrig gehandelt habe. Dann nahm ihr Vater das Wort und gab ihr einen derben Verweis. Aber ſie ließ ſich nicht aus der Faſſung bringen, behauptete ſtandhaft, ſie habe von der ganzen Sache nichts gewußt und machte noch obendrein ihrem Vater Vorwürfe, daß er bei dieſer Gelegenheit ſich ihrer nicht annehme, da doch ſeine Ehre ſo gut als die ihrige dabei kompromittirt ſei. Die Königin ſagte Abends zur Frau v. Motteville, wenn ſie eine Tochter hätte, die ſolche kecke Reden ſich erlaubt, ſo würde ſie dieſelbe vom Hofe verbannt und in ein Kloſter geſperrt haben.

Die Damen vom Hofe hatten im nächſten Zimmer wohl gehört, wie lebhaft die Unterredung war und vor Begierde gebrannt, etwas davon zu vernehmen. Sie ſahen aber blos die Prinzeſſin wieder herauskommen mit einem Geſichte, das mehr Stolz als Scham, mehr Zorn als Reue ausdrückte. Am andern Morgen wurde ihr eine Art

von Arreſt angekündigt; ſie ſollte Niemanden ſehen, bis ſie alles geſtanden hätte. Man nahm ihr ſogar eine ihrer Kammerfrauen, die man für ihre Vertraute hielt. Sie bekam ein Fieber und Ohnmachten, aber ſie geſtand doch nichts. Frau von Motteville hatte den Muth, der Königin zu ſagen, die Prinzeſſin habe Recht nicht zu bekennen, daß ſie durch geheime Intriguen einen Gemahl zu erhalten geſucht, denn das ſei ein Fehler minder ſchimpflich zu begehen, als ihn öffentlich zu bekennen, und es ſei hart, daß ihr Vater ſich ihrer nicht angenommen. Die Königin, die ſich ſo laut über dieſe Sache erklärt hatte, nahm die Freimüthigkeit der Frau v. Motteville etwas übel, ſagte es auch dem Herzog von Orleans wieder, der es gleichfalls ungnädig vermerkte. Frau v. Motteville ließ ſich aber dadurch nicht abſchrecken; ſie wandte ſich an des Herzogs Günſtling, erklärte ihm, daß Jedermann ihn tadeln würde, wenn er die Sache noch weiter triebe, und ſchloß mit den Worten: »es iſt wahr, die Prinzeſſin hat gefehlt, ſie hat vielleicht zu viel gewagt, indeſſen kann doch dieſer Schritt ihrem Rufe nie nachtheilig werden, denn Jedermann weiß, wie alt der Erzherzog iſt, welche große Ohren er hat und daß er ſich blos mit Beten beſchäftigt.« Man ſah endlich ein, daß es doch wohl beſſer ſein würde, mildere Maßregeln zu ergreifen. Am eilften Tage der Gefangenſchaft der Prinzeſſin brachte ihr der Abbé de la Rivière die erſten freundlichen Worte von ihrem Vater, wiewohl immer noch von ſehr ernſten Ermahnungen begleitet. Sie durfte zur Köni-

gin fahren, von der sie sehr kalt empfangen wurde. Indessen kamen die Sachen bald wieder in's alte Gleis, zu großem Vergnügen des Hofes, dem diese Geschichte schon viel zu lange währte.

Um diese Zeit flüchtete der Herzog von York, der zwölf oder dreizehn Jahr alt war, auf Befehl seiner Mutter aus England nach Holland. Er selbst erzählte der Frau von Motteville, daß er ein ganzes Jahr den Entschluß zu fliehen mit sich herum getragen, ihn aber Niemanden vertraut habe, weil es so schwer gewesen ihn auszuführen. Endlich, als er eines Tages seine Wachen in's Spiel vertieft sah, entschlüpfte er durch eine Hinterthür in den Park, wo der getreue Bediente, den seine Mutter ihm geschickt hatte, mit Frauenzimmerkleidern auf ihn wartete. Er zog sie an, und blieb einige Tage als Mädchen in London, dann schiffte er sich ein auf ein Schiff, das nach Holland segelte, und dessen Matrosen ihn für eine hübsche leichtfertige Dirne hielten. Man ließ ihm nachsetzen und fast wäre er im Angesicht des Hafens von Vliessingen erwischt worden. Die Landung war gefährlich, der Schiffer fürchtete zu stranden, aber jetzt warf der junge Herzog schnell seine Frauenkleider von sich, entdeckte seinen Stand, und zwang den Schiffer mit der Pistole in der Hand auf jede Gefahr zu landen. In Frankreich wurde er als ein Enkel Heinrich des Vierten sehr gut aufgenommen. — Noch ein Gefangener entschlüpfte am ersten Pfingsttage dieses Jahres, und seine glückliche Entweichung erregte bei Hofe ganz andere Em-

Hans. Ich sage aber Nein! es läuft wider meine Ordre.

Fr. Grießgr. Ich sage aber Ja! und gehe nicht von der Stelle.

Hans. Was? sie geht nicht von der Stelle?

Fr. Grießgr. Nein!

Hans. Auch wenn ich sie bitte?

Fr. Grießgr. Und wenn er mir zu Füssen fiele. Ich will doch einmal sehn —

Hans. Unmöglich! die fromme Frau Grießgram sollte meinen Bitten widerstehn? (er geht auf sie zu, schließt sie fest in seine Arme, und spricht, indem er sie, trotz aus Leibeskräften, langsam nach der Thüre schiebt:)

Meine theure Frau Grießgram! — lassen Sie sich erweichen! — haben Sie die Güte sich aus dem Hause zu packen! — O! ich sehe, Ihr gutes Herz fängt schon an gerührt zu werden — Aber

Fr. Grießgr. (zu gleicher Zeit) Unterstehe er sich! — laß er mich zufrieden! — Hans, ich kratze ihm die Augen aus! — Hans! ich beiße ihn in die Nase! — lieber

pfindungen als die des Herzogs von York. Es war nämlich der Herzog von Beaufort, dessen Abenteuer bereits erzählt worden, und der noch immer im Schloß von Vincennes den Haß des Kardinals trug. Seine Befreiung war ein halbes Wunder, denn er hatte keinen Einzigen von seinen eigenen Leuten bei sich, sondern wurde blos von des Königs Leuten bedient. Ein Gardeoffizier mit sieben oder acht Gardisten schliefen beständig in seinem Zimmer und verließen ihn keinen Augenblick. Ueberdies war Chavigni Gouverneur des Gehölzes von Vincennes, und nicht sein Freund. Noch mehr! der Kardinal hatte Wind davon bekommen, daß ein Anschlag zu Beaufort's Befreiung im Werke sei, er hatte daher dem Gardeoffizier, der la Ramée hieß, seinen Gefangenen nochmals auf die Seele gebunden, und dieser hatte geantwortet, wenn der Herzog sich nicht in einen kleinen Vogel verwandeln könne, um zum Fenster hinaus zu fliegen, so sei dessen Entweichung unmöglich. Aber der Herzog verwandelte sich in keinen Vogel und entfloh dennoch. Das ging so zu: La Ramée hatte zu Bewachung der Gefangenen unter andern einen Menschen mit sich genommen, der ihn, unter dem Vorwand, daß er einen unglücklichen Zweikampf gehabt, sehr gebeten hatte, ihm eine Freistatt in Vincennes zu verwilligen. Es geschah, und der neue Ankömmling schien den Herzog schärfer zu bewachen als alle seine Kameraden, ja sogar eine besondere Härte gegen ihn zu äußern; aber in's geheim verstand er sich mit ihm, benachrichtigte des Herzogs Freunde von allem was

geſchehen ſollte, und man wählte den erſten Pfingſttag zur Ausführung des Anſchlags, weil Jedermann an dieſem Tage mit dem feſtlichen Gottesdienſt beſchäftigt war. In der Stunde, in welcher die Garden zu Mittag ſpeiſten, verlangte der Herzog in einer Gallerie ſpaziren zu gehen, die zu dieſem Behuf ihm verwilligt war. Sie lag weit niedriger als ſein Gefängniß, aber von da bis in den Feſtungsgraben war doch immer noch ein ungeheurer Abgrund.

La Ramée machte keine Schwierigkeit, begleitete ihn jedoch in eigener Perſon. Indeſſen begab ſich der Mitverſtandene zu den übrigen Garden in den Speiſeſaal, trank aber nur ein Glas Wein, gab vor, er befinde ſich nicht wohl, ging hinaus und ſchloß unvermerkt die Thür des Saales hinter ſich zu. Gleichergeſtalt verſchloß er noch einige andere Thüren, die ſich zwiſchen jenem Saale und der Gallerie befanden, auch die Gallerie ſelbſt verriegelte er hinter ſich, und plötzlich fielen nun er und der Herzog über La Ramée her, knebelten ihn, banden ihm Hände und Füße, und ließen ihn ſo liegen. Dann befeſtigten ſie ein Seil an das Fenſter, an welchem der Bediente ſich zuerſt herabließ, weil es ihm am ſchlimmſten ergangen ſein würde, wenn die Flucht mißlungen wäre. Der Herzog folgte. Allein der Graben war ſehr tief, das Seil etwas kurz. Er mußte ſich fallen laſſen auf die Gefahr, die Beine zu brechen. Der Fall war ſehr heftig, er blieb lange ohnmächtig liegen. Vier oder fünf von ſeinen beſtellten Leuten, die an der andern

Seite des Grabens auf ihn warteten, sahen ihn liegen, hielten ihn für todt und schwebten in der peinlichsten Unruhe. Endlich ermannte er sich wieder. Sie warfen ein Seil hinab, welches der Bediente zuerst um den Leib band, denn der Herzog hätte ihm versprochen, daß immer für ihn zuerst gesorgt werden solle, und er hielt pünktlich Wort. Dann kam die Reihe an den Herzog, der, als er oben war, zum zweiten Male ohnmächtig wurde, denn außer den Schmerzen, die ihm der Fall in den Graben verursacht, hatte auch das um seinen Leib gebundene Seil ihm den Magen fürchterlich zusammengeschnürt. Indessen erholte er sich auch jetzt wieder, und der Gedanke, die Frucht aller seiner Anstrengungen zu verlieren, wenn er länger hier verweile, gab ihm neue Kräfte. Er schleppte sich bis in das nächste Gehölz, wo fünfzig Reiter ihn erwarteten. Ein Augenzeuge erzählte nachher der Frau v. Motteville, daß, sobald der Prinz von seinen Getreuen sich umringt gesehen, er plötzlich alle Schmerzen vergessen, sich fröhlich auf ein Roß geschwungen und gerufen habe wie Franz der Erste, als er, aus spanischer Gefangenschaft zurückkehrend, den französischen Boden betrat, ha! ich bin frei! Er gab seinem Pferde die Sporn und verschwand wie ein Blitz. In einem Garten am Rande des Grabens hatten eine Frau und ein Knabe, welche Kräuter pflückten, alles mit angesehen, aber, von den Reitern bedroht, geschwiegen. Da sie auch nicht das mindeste Interesse dabei hatten, die Flucht des Prinzen zu hindern, so blieben sie ganz ruhig, bis Alles vorbei war.

Dann rief die Frau ihren Mann, einen Gärtner, der sogleich zu den Garden lief, aber es war zu spät. Der Kardinal ließ sich nicht merken, wie verdrießlich dieser Zufall ihm war, und die Königin, die dem Herzog vormals sehr wohl gewollt, sagte lachend, er habe recht gethan. —

Es herrschte damals, dem Zeitgeist gemäß, eine drollige Mischung von Galanterie und Frömmigkeit am Hofe, und man muß lächeln, wenn Frau v. Motteville erzählt, daß, um einen Ablaß zu gewinnen, die Königin am 3. Juni nicht weniger als siebenunddreißig Kirchen zu Fuß besuchte, und daß sie, obgleich sehr ermüdet, dennoch die halbe Nacht im Garten des Palais royal zubrachte, von drei Damen und zwei Herren begleitet, die in frommen Gesprächen eine Art von allgemeiner Beichte ablegten. Man sprach von dem, was man Gott pflichtmäßig schuldig sei, und von dem, was man den Kreaturen aus Neigung gebe, und man fand, daß man gegen die letztern weit freigebiger sei als gegen Gott. »Wir bekannten freimüthig im Namen unsers Geschlechts," sagt Frau v. Motteville, »daß auch die tugendhafteste Frau, wenn sie noch in dem Alter ist, in dem sie sich selbst gefällt und andern gefallen will, Augenblicke hat, wo sie weder christlich noch weise ist." Auch die Herren beichteten einen Theil ihrer Laster (une partie de leurs crimes), und das Resultat war, daß Herren und Damen, die in der großen Welt für weise gelten wollen, es nur selten sind. Man legte sich erst mit Tagesanbruch schlafen, und vermuthlich stand man, trotz dieser frommen Nacht, eben so

weltlich gesinnt wieder auf. Die Zänkereien mit dem Parlament währten fort. Die Königin verbot dessen Mitgliedern, sich zu versammeln, sie kehrten sich nicht daran. Fünf Schatzmeister wurden verhaftet, weil sie die neue Auflage nicht bezahlen wollten. Ein sechster beklagte sich bitterlich, daß man ihm nicht auch die Ehre anthue ihn zu verhaften. Da ließ man die fünfe wieder los. Die Königin schickte einen Staatssekretär mit Truppen, um ihr einen aufrührerischen Parlamentsschluß zu holen, aber alle schwuren, sich eher niedermetzeln zu lassen als ihn heraus zu geben, und der Staatssekretär mußte unverrichteter Sachen zurückkehren. Nun wurde das Parlament abermals nach Hofe berufen, mit großem Pomp und mit sehr zornigen Gesichtern empfangen, in weitläufigen Reden ihm sein Unrecht vorgestellt, ihm durchaus verboten, sich künftig in Staatsgeschäfte zu mischen, als die nur dem Könige zu verwalten gebührten, und zuletzt dem Protokollisten streng befohlen, binnen vierundzwanzig Stunden den mißfälligen Parlamentsschluß zu bringen, damit er vernichtet werde. Der Präsident wollte antworten, allein die Königin hieß ihn schweigen und bedrohte die Ungehorsamen, sie an ihren Personen und Gütern, ja in ihren Kindern zu bestrafen.

Das half Alles nichts. Das Parlament versammelte sich gleich Nachmittags wieder, verbot seinem Protokollisten ausdrücklich, die begehrte Akte nach Hofe zu bringen, erklärte, daß es ein Recht habe, sich in die Administration der Finanzen zu mischen, und daß der Staat übel regiert

werde. Die Königin wüthete und ſagte zu ihren Vertrauten, ſie werde nie zugeben, daß ſolche Kanaillen das königliche Anſehen ſchmälerten. Aber dem Kardinal war nicht wohl dabei zu Muthe, er ſagte, die Königin ſei kühn wie ein Soldat, der die Gefahr noch nicht kenne. Er gab nach und verſprach, daß das Parlament alle ſeine angefochtenen Rechte behalten ſolle, wenn es wenigſtens zum Schein ſich unterwürfe. Allein vergebens! es beharrte auf der Forderung, daß alle gegen dasſelbe ergangene Dekrete kaſſirt werden ſollten. Nicht beſſer ging es dem Kardinal mit den Requetenmeiſtern, denen er zu verſtehen gab, man werde ſie ſogleich in alle ihre Rechte wieder einſetzen, wenn ſie nur bitten wollten. Sie bedankten ſich und blieben halsſtarrig. Der Parlamentspräſident ſagte der Königin öffentlich in einer langen kühnen Rede: daß die Fürſten mehr durch Liebe als durch Furcht herrſchen ſollten; daß Gerechtigkeit das einzige Band zwiſchen dem Fürſten und dem Volke ſei, daß aber eben dieſe Gerechtigkeit jetzt von allen Seiten angetaſtet werde; daß man Aenderung von der Zeit gehofft habe, daß man aber ſehen müſſe, wie täglich alles immer ſchlimmer gehe und dergleichen mehr.

Die Königin erſchrack und verſtummte. Es war zu ſpät, um ſtrenge Maßregeln zu ergreifen. Das Volk, unter Auflagen ſeufzend, war für das Parlament geſtimmt und der Miniſter allgemein verhaßt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Xenophon's Feldzug *).

Als Darius, der Monarch von Persien, dem Tode sich nahe fühlte, berief er die Söhne vor sein Krankenlager; Artaxerres, den Aeltesten am Hofe gegenwärtig, und

*) Gelehrte, der griechischen Sprache kundig, lesen das Original und sind entzückt. Gelehrte, der griechischen Sprache unkundig, lesen die Borheck'sche Uebersetzung, die mehr treu als schön ist. Die Bearbeitung, welche hier geliefert wird, ist ein Versuch, von Xenophon's berühmten Werken auch solchen Lesern einen hellen Begriff zu geben, die sonst durch trockene Weitschweifigkeit und eine holprichte Sprache sich abschrecken lassen. Diese werden versichert, daß sie weder etwas Wesentliches hier vermissen, noch etwas dem Xenophon Untergeschobenes finden sollen.

Lesern, die etwa von Xenophon noch gar nichts wissen, und überhaupt mit der Geschichte nicht vertraut sind, diene zur Einleitung, daß der Feldzug des Prinzen Cyrus etwa vierhundert Jahr vor Christi Geburt unternommen wurde. Damals hatte bereits Athen seinen höchsten Flor erreicht und überlebt. Sparta eroberte es, und beherrschte ganz Griechenland. Die Perser waren in üppige, unkriegerische Weichlinge ausgeartet; ihre Könige ein Spiel der Weiber und Günstlinge; ihre Satrapen despotisirten; ohne griechische Miethlinge hatten sie keine Soldaten. Aegypten hatte sich von Persien losgerissen. In Thracien war das Reich der Odryser in zwei Staaten zerfallen. — Die Karducher sind die heutigen Kurden. Die Chalyber waren vermuthlich Chaldäer, die Tarcher,

Cyrus, den Jüngsten, damals Statthalter von Lydien, Phrygien und Cappadocien. Der eilte zu dem sterbenden Vater, in Begleitung des Satrapen der jonischen Städte, Tissaphernes, den er für seinen Freund hielt. Darius starb, Artaxerres bestieg den Thron, und öffnete sein Ohr der Verleumdung jenes falschen Tissaphernes, der den Bruder ihm verdächtig machte. Den ließ er fahen und wollte ihn tödten, allein der Mutter, Parysatis, Bitten erhielten des Prinzen Leben; er durfte grollend in seine Statthalterschaft zurückkehren. Dort erwog er den erlittenen Schimpf und die Gefahr, welcher kaum er entronnen, und beschloß die Gewalt des Bruders abzuschütteln, ja, wo möglich, ihm die Krone zu rauben. Seine Mutter war einverstanden, denn mehr als den König liebte sie ihn.

Mit großer Schlauheit spann er den Plan, wer vom Hofe zu ihm kam, wurde so liebreich aufgenommen, daß er sein Herz dem Könige nicht zurückbrachte. Die von ihm regierten fremden Völker gewann der Prinz, und machte sie geschickt zum Kriege. Bald insgeheim, bald unter dem Vorwand, der Städte Besatzungen vollzählig zu machen,

---

Georgianer, die Skythier, kappadocische Völker, wie auch die Matronen. Die Kolcher wohnten in Mingrelien, die Driter im Pontus, die Mosynöken in Cappadocien am schwarzen Meere, die Phosianer an der westlichen Grenze von Armenien. Byzant ist bekanntlich das heutige Konstantinopel.

ließ er griechiſche Truppen werben, die beſten Peloponneſier. Alle joniſchen Städte fielen ihm zu, nur in Miletos, der berühmteſten von allen, vereitelte Tiſſaphernes ein gleiches Vorhaben, durch Hinrichtungen und Verbannungen. Die Flüchtigen nahm Cyrus auf, und belagerte Milet mit einem Heere, das nur zum Schutz der Unterdrückten geſammelt ſchien. Dann bat er den König, ihn, als Bruder, auch über die joniſchen Städte zu ſetzen, und Artaxerres, von der Mutter bewogen, bewilligte es; zumal da Cyrus deren Tribut nach wie vor entrichtete, und ſeine Truppen vorgeblich nur den Tiſſaphernes bekriegen ſollten.

Damals war Klearch von Lacedämon vertrieben. Dem ſchmeichelte Cyrus und ſendete ihm zehn tauſend Dariken. Mit dieſem Gelde warb er ein Heer in der Krimm und bekriegte die Thracier. So blieb es verborgen, daß ſeine Völker dem perſiſchen Prinz zu Gebote ſtanden. Gleiche Unterhandlungen trieb er mit dem flüchtigen Theſſalier Ariſtipp, den er mit vier tauſend, von ihm beſoldeten Kriegern nach Theſſalonien ziehen ließ, bedingend, daß er ohne ſeinen Rath keinen Frieden ſchließen ſolle. Abermal ein Heer, das insgeheim nur ſeines Winkes harrte.

Vorwendend, er wolle die Piſidier, ein barbariſches Gebirgsvolk, bekriegen, bot er ſeinen Freund, den Böoter Prorenos, und für die Mileſier noch andere ſeiner Gaſtfreunde auf, nach Kräften für ihn zu werben. Sie alle gehorchten mit Eifer. So vorbereitet dünkte es ihm Zeit,

den großen Kampf zu wagen. Ein Wink, und von allen Seiten strömten die bereit gehaltenen Völker in Sardes, der lydischen Hauptstadt, zusammen. Es gelte die Pisidier, wurde noch immer vorgespiegelt, allein Tissaphernes, ungetäuscht, zog eilig mit fünfhundert Reitern zum Könige, der, jetzt gewarnt, sich rüstete.

Cyrus brach auf. Als er im Thiergarten der königlichen Burg Kolänä die Griechen musterte, bestand ihre Zahl aus eilftausend Mann und zweitausend Leichtbewaffneten. Schon hatte er den Fluß Mäander auf Schiffbrücken überschritten, und war sieben Tagmärsche bis in die sogenannte Ebene des Kaisers vorgerückt, da murrten die Soldaten wegen rückständigen Soldes, kamen häufig zu seinem Zelte, und empfingen nur Hoffnungen von dem sichtlich Verwirrten, der sonst ungern schuldig blieb. Aus diesem Bedrängniß rettete ihn die Königin der Cilicier, Eryara, die Gold und, wie man sagt, auch ihre höchste Gunst ihm brachte. Ihr zu Ehren stellte sich das Heer in Schlachtordnung. Sie fuhr auf einem leichten Wagen durch die Reihen. Die Nichtgriechen (Xenophon nennt sie Barbaren) trugen kupferne Helme, rothe Waffenröcke, Beinharnische und glänzende Schilde. An den Griechen bewunderte sie den Glanz und die kunstreiche Gewandtheit. Mitten vor diesen Kerntruppen ließ Cyrus den Wagen halten, und durch einen Dolmetscher die Griechen auffordern, das Schauspiel eines Angriffes darzustellen. Sie gehorchten. Die Trompeten schmetterten. Mit Eilschritten,

Aber eilen Sie nicht ſo — vergönnen Sie mir einen herzbrechenden Abſchied — wie? Sie ſind ſchon an der Thüre? — nun leben Sie wohl, meine holde Freundin! — der Teufel wolle Sie geſund erhalten, und Ihnen noch viele Freuden ſchenken.

lieber Hans! ich ſchenke ihm einen Louisder — Guter Hans! — ehrlicher Hans! — Teufelskerl! — grobe Beſtie! — (Man hört die letzten Worte nur noch in der Ferne.)

Siebente Scene.

(Ein Garten. Zu beyden Seiten Lauben.)

Philipp Bertram und Anne.

Phil. Laß mich, gute Anne, laß mich bey jedem Schritt die Erinnerung an meine Jugendfreuden haſchen. So manches Jahr war mir der Ort zuwider, weil ſelbſt an heitern Tagen, der Bruderzwiſt, wie eine Gewitter-Wolke, über dieſem Garten ſchwebte. Endlich iſt am

Abend

vorgestreckten Waffen und großem Geschrei stürmten sie gegen das Lager an. Die erschrockenen Barbaren flohen, die Königin selbst jagte auf ihrem Wagen davon, die Krämer, ihre Waren im Stiche lassend, mischten sich unter die Flüchtigen, die Griechen lachten laut und Cyrus freute sich des Schreckens, den ihr ungestümer Angriff den Barbaren einflößte. Unter griechischer Bedeckung sandte er die Königin auf dem kürzesten Wege in ihr Land zurück. Er selber rückte vor, gab Lykaonien, ein feindliches Land, der Plünderung Preis, und ließ zu Dara, einer blühenden Stadt, den Purpurbereiter des Königs, nebst einem mächtigen Befehlshaber verrätherischer Nachstellungen halber tödten.

In Cilicien einzudringen vergönnte nur ein steiler Paß, einer Wagenspur breit, und oben, hieß es, stehe der gerüstete König Syennesis, Eryara's ungleich gesinnter Gemahl. Cyrus stutzte und blieb einen Tag in der Ebene. Indessen war die Königin mit ihrem griechischen Geleite schon durch andere Wege über die Gebirge gekommen und eine griechische Flotte segelte herüber. Als Syennesis dies erfuhr, wich er von den Anhöhen, und Cyrus folgte ihm ungehindert, eroberte dessen Lager und stieg herab in eine weite, lachende Ebene, wo der Weinstock prangte und mancherlei Getreide üppig wuchs. Bei seiner Annäherung verließ der König die Hauptstadt Tarsos, und alle Einwohner mit ihm flohen in die sichern Gebirge.

Eryara hatte Tarsos fünf Tage früher als Cyrus er-

reicht, aber von ihrem Geleite waren hundert Griechen verloren, vielleicht plündernd von den Ciliciern erschlagen, vielleicht verirrt und umgekommen. Um diesen Verlust zu rächen, plünderten die Uebrigen Tarsos, selbst das königliche Schloß nicht verschonend.

Nachdem aber Cyrus in die Stadt eingezogen, ließ er den Syennesis zu sich entbieten. Nie — war dessen Antwort — habe er in der Gewalt eines Mächtigeren sich befunden, darum er zu erscheinen sich weigerte, bevor nicht die Königin ihm Sicherheit verbürgt. Das mag geschehen sein, denn er kam und spendete große Summen zu dem Feldzuge, und Cyrus beschenkte ihn königlich. Auch sollte sein Land ferner nicht verheert werden, und er die geraubten Sklaven, wo er sie fände, wieder nehmen.

Zwanzig Tage blieb Cyrus hier, denn die Soldaten erriethen nun, der Zug sei gegen den persischen Monarch gerichtet, und weigerten sich ihn fortzusetzen, weil sie keineswegs dazu sich verdungen. Klearch wollte seine Truppen anfangs zwingen, allein sie warfen mit Steinen nach ihm. Als er nun sah, daß Gewalt hier nicht zum Ziele führe, so trat er weinend in ihre Mitte. Alle stutzten und schwiegen, er aber redete also: »Wundert euch nicht, ihr Krieger, mich so bekümmert zu sehen; war doch Cyrus mein Gastfreund, der mich, den Flüchtigen, gütig aufnahm und mir zehn tausend Dariken schenkte. Mit diesem Golde habe ich weder mich bereichert noch ergetzt, sondern es auf euch verwandt und mit eurer Hilfe Griechenland an

den Thraciern gerächt. Dann aber, von Cyrus gerufen, führte ich seinem Dienste euch zu, weil ich des Guten viel von ihm empfangen. Nun, wollt ihr nicht weiter ziehen, so muß ich entweder euch oder meinen Freund verlassen. Das wird mir schwer, doch nun soll irgend Einer mich beschuldigen dürfen, ich hätte Griechen unter Barbaren geführt und sie dort verrathen. Ihr wollt mir nicht gehorchen? mir nicht folgen? Wohlan, so folge ich euch, und will, was über uns verhängt sein mag, mit euch tragen und erdulden. Denn ihr seid mir das Vaterland, ihr Freunde und Mitstreiter gewährt mir den Ruhm; von euch verlassen kann ich weder mich noch andere schützen. Darum, wohin ihr ziehen möget, ich ziehe mit euch." So sprach er. Die Soldaten, eigene sowohl als fremde, rühmten seinen Entschluß; mehr als zweitausend verließen andere Fahnen, mit Waffen und Gepäck in sein Lager übergehend.

Cyrus, hoch bekümmert, sandte nach Klearch, der zu kommen sich weigerte, doch insgeheim durch einen Boten ihm Muth einsprechen ließ. Dann versammelte er die Krieger auf's neue und redete sie an: »Soldaten! Gegen uns ist Cyrus gesinnt wie wir gegen ihn. Wir sind seine Krieger nicht mehr, wenn wir von ihm weichen, und so wird er auch den Sold uns länger nicht bezahlen. Für treulos hält er uns, das weiß ich; darum ging ich nicht zu ihm, als er mich berief, denn ich schäme mich, weil ich ihn betrogen habe. Fürchten mußt' ich, daß er mich verhaften, meine Unredlichkeit strafen würde. Ihr seht, wir dürfen jetzt nicht

ſchlummern noch unbekümmert ſein, wir müſſen unſere Lage in ernſte Betrachtung ziehen. Mögen wir bleiben oder gehen, ſo thut Noth auf unſere Sicherheit zu denken, und wie wir unſere Bedürfniſſe erlangen mögen; denn was iſt ein Heer, wo dieſe mangeln?"

»Seinen Freunden iſt der Prinz ein treuer Freund, aber auch ſeinen Feinden ein harter Feind. Ihr kennt ſeine Macht zu Lande und zur See, unſer Lager ſteht dem ſeinigen nahe. So dünket es mich hohe Zeit, daß Jeder ſeine Meinung ſage."

Er ſchwieg. Einige redeten, andere, von ihm unterrichtet, erinnerten, wie ſchwierig es ſei, ohne des Prinzen Willen zu bleiben oder zu gehen. Einer trat auf mit ſchlauer Verſtellung, der meinte, man ſolle zurück nach Griechenland eilen, und wenn Klearch ſie nicht führen wolle, flugs einen andern Feldherrn wählen; die Lebensmittel kaufen; — (der Markt war aber mitten unter den Barbaren) — das Gepäck zuſammen bringen; den Cyrus um Schiffe bitten; gäbe er dieſe nicht, um ſicheres Geleit zu Lande ihn erſuchen, und wolle er auch das nicht zugeſtehen, ſo müſſe man ſich ſchnell in Schlachtordnung ſtellen und die Gebirge beſetzen, ehe Cyrus oder die Cilicier zuvorkämen, denn auch der Letzteren Rache ſei zu fürchten, da man ſo viele Menſchen und Güter ihnen geraubt. Klearch nahm das Wort: »Ich kann und mag aus vielen Gründen auf dieſem Zuge euer Führer nicht ſein; doch werde ich dem gehorchen, den ihr wählt, damit ihr ſeht, daß ich ſo gut als irgend Einer zu gehorchen weiß."

Da sprach ein Anderer: es sei thöricht, Schiffe oder ein Geleit zu begehren, von dem Fürsten, dessen Unternehmen man vereitle, und wolle man diesem Geleite sich vertrauen, so möchte Cyrus immer auch die Gebirge zuvor besetzen. »Ich, fuhr er fort, möchte seine Schiffe nicht besteigen, aus Furcht, er ließe uns alle versenken. Ich möchte seinem Geleitsmanne nicht folgen, aus Furcht, er werde uns in die Irre führen. Besser wäre es, heimlich zu entweichen; aber wo ist die Möglichkeit? — Darum meine ich, wir befragen ihn, wozu er uns gebrauchen wolle? ob als Söldner wie bisher? zu Unternehmungen wie die schon gelungenen? so möchten wir ihm muthig folgen. Ob zu anderen, die mehr Gefahr und Mühseligkeit drohen? dann möge er uns überreden, oder abzustehen von uns sich überreden lassen, damit wir als Freunde ihn freiwillig begleiten, oder sicher heimkehren. Seine Antwort werde uns gebracht, und dann, was frommt, beschlossen.«

Dem Rathe stimmten alle bei. Klearch, an der Spitze auserlesener Männer, begab sich zum Cyrus, und trug des Heeres Anliegen vor. Der Prinz antwortete: sein Feind Abrokomes, ein Feldherr des Königs, stehe am Eufrat, noch zwölf Tagmärsche entfernt. Gegen diesen sei der Zug gerichtet, ihn wolle er züchtigen, und, wenn er flöhe, dann weiter mit den Griechen berathschlagen. Diese vernahmen die Antwort gerne, denn sie war von dem Versprechen einer sechsfachen Soldeserhöhung begleitet, und obwohl sie, durch sein Vorgeben ungetäuscht, vermutheten wohin er sie führen

wolle, so sprachen sie doch nicht mehr laut davon, sondern rückten nun bereitwillig mit ihm vor.

Zu Issos, einer blühenden Seestadt an Ciliciens Grenze, fand Cyrus eine Flotte von sechzig Schiffen, die der Lacedemonier Pythagoras, und auf ihr noch sieben hundert schwer Bewaffnete ihm zuführte. Die Schiffe ankerten neben seinem Zelte. Hier empfing er auch vierhundert griechische Söldner, die von Abrokomes abgefallen waren. Als er an die Pässe kam, die aus Cilicien nach Syrien führen, fand er durch zwei Festungen sie gesperrt; die eine hatte cilicische, die andere persische Besatzung; zwischen beiden floß ein Strom hundert Fuß breit, und man konnte durch den engen Zwischenraum mit Gewalt nicht dringen, denn die Mauern reichten bis an's Meer und lehnten sich an unersteigliche Felsen. Dennoch machte Cyrus Vorbereitungen zu Wasser und zu Lande, um diesen furchtbaren Paß zu überwältigen, denn er meinte, Abrokomes, der, wie es hieß, an der Spitze von dreimal hundert tausend Mann stand, habe nicht versäumt die Pforte von Syrien zu besetzen. Allein der hatte sich zurückgezogen, und der Prinz kam ungehindert nach Myriandros, einer volkreichen phönicischen Seestadt, wo eben ein Jahrmarkt gehalten wurde, und viele Kauffahrer geankert hatten. Hier entflohen zu Schiffe einige griechische Feldobersten mit ihrer besten Habe, vielleicht aus Eifersucht, weil ihrer Soldaten viele zum Klearch übergegangen und es von Cyrus nicht mißbilligt wurde; es hieß, der Prinz lasse die Flüchtlinge ver-

folgen. Des Heeres Stimmung war ungleich; ein Theil wünschte deren Bestrafung, ein anderer bedauerte sie. Aber Cyrus berief die Feldherren und sprach in ihrer Mitte: »Xenias und Posion haben uns verlassen; ich weiß, wohin sie geflohen, meine Schiffe würden leicht ihre Nachen ereilen, doch das sei ferne. Ich schwöre bei den Göttern, sie sollen unverfolgt bleiben, damit Niemand sagen möge: daß ich der Gegenwärtigen mich bediene, dann aber, wenn sie sich entfernen wollen, sie ergreife und beraube. Sie mögen fliehen mit dem Bewußtsein, daß sie uns, nicht wir sie, beleidiget haben. Sind doch ihre Weiber und Kinder in Lydien noch in meiner Gewalt; auch diese mögen sie zurücknehmen zum Lohn ihrer vormals mir bewiesenen Tapferkeit.«

So sprach er, und die Griechen, seinen Edelmuth preisend, folgten ihm freudiger als zuvor. Am Eufrat endlich that er ihnen kund, der Zug gehe nach Babylon gegen den großen König. Da murrten die Griechen, warfen ihrem Feldherrn vor, sie hätten das längst gewußt und verheimlicht, wollten auch nicht fürder ziehen, wenn der Prinz nicht abermals ihren Sold vermehrte. Cyrus versprach fünf Silberminen jedem Krieger, der nach Babylon käme, dazu den ganzen Sold bis er die Griechen alle nach Jonien zurückgebracht. Das beruhigte die meisten, und ehe ihr Entschluß noch bekannt wurde, versammelte Menon seine Haufen abgesondert, sprechend: »Laßt uns flugs über den Eufrat setzen, so werdet ihr, wenn die Uebrigen folgen,

als des muthigen Entschlusses Urheber betrachtet und vom dankbaren Fürsten ausgezeichnet werden. Auch dann, wenn eure Brüder es anders beschließen, wird er euren guten Willen erkennen und vergelten.“ Sie thaten was er vorschlug, und der erfreute Cyrus ließ ihnen entbieten: »Ich rühme euch, wackere Männer. Daß ihr mich wieder rühmen müsset, sei meine Sorge, so wahr ich Cyrus heiße!“

Da hofften alle und vertrauten seinem Glücke. Menon erhielt kostbare Geschenke. Das ganze Heer watete durch den Strom, dessen Wellen nur die Brüste der Krieger bespülten, obgleich, nach Aussage der Uferbewohner, man bisher nur zu Schiffe übergehen dürfen, weshalb Abrokomes die Schiffe verbrannt hatte. Darum schien des Stromes Seichtigkeit ein göttliches Wunder; es hieß, der Eufrat habe den Cyrus für seinen Beherrscher erkannt. Der Marsch ging nun durch Syrien neun Tage lang, dann durch Arabien den Eufrat zur Rechten, auf einer Ebene ohne Bäume, wo aber jede Pflanze würzhaften Geruch verbreitete, und wo die Reiter bald wilde Esel, bald Strauße jagten, doch die letzteren nie erhaschten. In einer Wüste, ohne Gras und Bäume, durch die das Heer sich dreizehn Tage lang schleppend zog, verschmachteten viele Lastthiere. Auch den Menschen gebrach es an Nahrung. Das wenige Mehl wurde im Lager der Barbaren um hohe Preise verkauft. Oft mußte ein Tagmarsch unmäßig verlängert werden, um Wasser oder Gras zu finden. Oft, wenn tiefer Koth oder enge Straßen die Fuhrwerke hemmten, mußten des Prinzen

ungriechiſche Völker ſie vorwärts ſchieben, und wenn es ihm dünkte, es geſchehe ſäumig, ſo befahl er wohl gar den edlen, ihn umgebenden Perſern, ſelbſt Hand anzulegen. Dann ſah man die Wirkung einer ſtrengen Kriegszucht: denn freudig warfen ſie die purpurnen Gewänder ab, erklimmten um die Wette, als gelte es einen Preis, ſteile Klippen, ſprangen mit koſtbaren Kleidern, bunten Schärpen, Hals- und Armketten in den Sumpf, und hoben die Wagen heraus.

Nirgends verweilte Cyrus, wenn nicht die Verſorgung mit Lebensmitteln es erheiſchte; denn er berechnete, je ſchneller das Heer dem Ziele nahe, je unvorbereiteter werde er den König finden, der zwar ein volkreiches Land, doch wegen des Reiches Größe eine zu vertheilte Macht beſaß. Jenſeits des Eufrat lag eine große Stadt, Karmanda, woher die Soldaten häufig Hirſenbrot und Palmwein holten. Die Häute, ihre Decken, füllten ſie mit leichten Kräutern, nähten ſie dicht zuſammen, und brauchten ſie als Flöſſe über den Strom zu ſetzen. Bei dieſer Veranlaſſung gerieth ein Soldat des Menon mit einem des Klearch in Streit, und, weil er Unrecht hatte, ließ Klearch ihn ſchlagen. Das erzählte der Geſchlagene unter ſeinem Haufen, der laut zu murren begann. Als nun Klearch am ſelbigen Tage, vom Markte zurückkehrend, durch Menon's Lager ritt, warf einer, der eben Holz ſpaltete, ſeine Axt nach ihm, verfehlte ihn zwar, doch andere ließen Steine fliegen, und es entſtand ein Getümmel. Da floh Klearch erbittert zu den Sei-

nen, ließ die Waffen sie ergreifen, und mit thracischen Reitern rückte er hastig vor. Menon erschrack. Die Seinigen waffneten sich zitternd. Viele standen, nicht wissend was zu thun.

Da warf zu rechter Zeit sich Prorenos mit seinem Haufen zwischen beide Theile, den Klearch ermahnend, abzulassen. Doch der Zornige befahl ihm, sich zu entfernen, bis endlich Cyrus selbst erschien, was geschah vernahm, und die Erbitterten trennte, sprechend: »Ihr wißt nicht was ihr thut! Wollt ihr gegen euch selber fechten, so werden wir alle zu Grunde gehen, und die Barbaren, die mein Heer bilden, uns gefährlicher werden als des Königs Macht.“ Klearch kam zu sich. Die Ruhe wurde hergestellt, man legte die Waffen nieder.

Das Heer brach wieder auf, und fand Rosses Spuren. Einige tausend feindliche Reiter zogen vor ihm her, alles verheerend und verbrennend. Da kam Orontes, ein vornehmer Perser, mit dem Könige verwandt, ein tapferer Krieger, vormals des Prinzen Feind, nun aber mit ihm versöhnt, der erbot sich, wenn man tausend Reiter ihm geben wolle, jene Schar zu überfallen, zu vertilgen, oder doch zu hindern, daß sie ferner den Zug beobachten, ihn dem Könige verrathen, oder alles vor ihm her vernichten könnte. Cyrus vertraute ihm und gab die nöthigen Befehle. Orontes aber schrieb an den König, seiner Treue ihn versichernd, und meldend, er werde mit einer starken Reiterei zu ihm übergehen, weshalb er bitte, als Freund ihn zu

Abend meines Lebens der Horizont entwölkt. Ich athme frey, ich darf ihn wieder lieben! — mir ist zu Muthe, als hätte ich hier im Herbst ein Kleinod verlohren, der Winterschnee habe es bedeckt, und nun, da die Frühlings-Sonne den Schnee wegschmelzen, fände ich unverhofft mein Kleinod wieder.

Anne Er hat Mamsell Lottchen so freundlich empfangen. Nun bin ich ihm auch wieder gut. Er ist doch noch der alte Franz.

Phil O gewiß! er ist gut! er ist immer gut gewesen! Böse Menschen können einen Spiegel wohl anhauchen, doch die warme Hand der Liebe verwischt den giftigen Hauch über kurz oder lang, und er wirft dann, wie zuvor, das Brüderbild zurück. — Siehst du die Namenszüge in dieser Linde? F. und F. Sie sind seit dreyßig Jahren mit der Rinde verwachsen, doch ihre Spuren bleiben unvertilgbar.

Anne. Auf diesem Platze habe ich oft Kaffe gekocht, und die jungen Herren suchten dürres Reisigholz zum Feuer.

Phil. Laß uns hier in der Laube sitzen, wo ich so oft meinen Katechismus auswendig ge-

lernt

empfangen. Der Bote, auf deſſen Treue er ſich verließ, brachte ſeinen Brief dem Cyrus, der den Verräther alſobald verhaftete, ſieben der Perſer zu ſich berief, und ſein Zelt mit griechiſchen Truppen umgab. Klearch, der in den Rath gezogen wurde, weil der Prinz vor allen Griechen ihn ſchätzte, erzählte nachher ſeinen Freunden was vorgegangen.

»Dieſer Mann,« ſo hatte Cyrus geſprochen, »war mein Unterthan durch den Willen meines Vaters. Dann hat er mich bekriegt auf meines Bruders Befehl. Ich bekämpfte ihn, wir ſchloſſen Friede; ich reichte ihm meine Rechte und er gab mir die Seinige. Sprich, Orontes, habe ich dich beleidigt?« Nein; antwortete dieſer.

»Biſt du nicht dennoch zu den Myſiern abgefallen und haſt mein Gebiet verheert wo du konnteſt?« Ja; bekannte Orontes. Und als ich meine Macht dich abermals fühlen ließ, haſt du nicht an Dianen's Altare bereut, und mir Treue geſchworen?« Ja; erklärte Orontes. »Was hab ich dir denn gethan, daß du zum dritten Male mir nachſtellſt?« Nichts; war die Antwort. »So bekennſt du dein Unrecht?« Ich muß es wohl. »Wirſt du mir künftig treu gegen meinen Bruder dienen?« Wenn ich es auch wollte, du wirſt es nicht mehr glauben. Da wandte ſich Cyrus zu der Verſammlung: »So hat der Mann gehandelt, und ſo ſpricht er. Jetzt Klearch, ſage du zuerſt deine Meinung. Er muß fort, meinte der Grieche, damit wir länger nicht vor ihm uns hüten müſſen. Alle ſtimmten bei, auch ſeine Verwandten, und griffen, nach ihrer Sitte, an

den Gürtel des Verräthers, dadurch sein Todesurtheil sprechend. Die Henker führten ihn hinaus. Wer ihn sah, bezeugte ihm die gewohnte Ehrerbietung, obschon man wußte, er gehe zum Tode. In dem Zelte eines treuen Höflings verschwand er. Niemand hat ihn wieder gesehen, Niemand sein Grab gefunden.

* * *

Nun ging der Zug durch Babylonien drei Tage lang, und am dritten Tage musterte Cyrus sein ganzes Heer um Mitternacht auf einer Ebene, denn der König war ihm jetzt so nahe, daß er mit Tages Anbruch einen Angriff vermuthete. Auch kamen schon am Morgen Ueberläufer, nach deren Berichten der Prinz die Feldherren der Griechen zu sich berief, und also sprach:

»Nicht aus Mangel an Kriegsvolk habe ich euch mir zugesellt, sondern weil ihr tapferer seid als die Barbaren. So beweiset euch nun würdig der Freiheit, die ihr besitzt, um die ich euch so glücklich preise und die ich selber nicht für alle meine Schätze opfern würde. Hört, welch' ein Kampf euch bevorsteht. Die Feinde sind zahlreich und mit großem Geschrei greifen sie an. Doch wenn euch dieses nicht erschüttert, so muß ich fast mich schämen zu bekennen, wie ihr meine Landsleute finden werdet. Seid tapfere Männer, so will ich einem Jeden in seiner Heimath eine glückliche Zukunft bereiten. Doch hoffe ich, daß viele die Heimath vergessen und bei mir bleiben werden.«

Da sprach Gaulites, ein vertriebener Samier und

treuer Anhänger des Cyrus: »Prinz, man fürchtet, du versprecheſt viel, weil dir Gefahr droht, allein du werdeſt im Glücke deiner Worte nicht gedenken. Manche ſagen: auch bei gutem Willen fehle dir die Macht.«

Da erwiederte Cyrus: »Meines Reiches Grenzen erſtrecken ſich ſo weit, daß im Süden vor Hitze, im Norden vor Kälte ſie Niemand bewohnen kann. Von den Satrapen meines Bruders werden die mittleren Provinzen regiert; ſiegen wir, ſo tretet ihr an deren Stelle. Mir wird es nicht an Belohnungen, eher an Empfängern derſelben fehlen. — Jedem Griechen ſchenke ich überdies eine goldene Krone.«

So entließ er ſie alle bereitwillig durch Hoffnungen geſpornt. Und ſie ermahnten ihn nicht ſelber zu kämpfen, ſondern hinter ihren Gliedern zu halten.

»Glaubſt du wohl,« ſprach Klearch, »daß dein Bruder ein Gefecht wagen werde?« — »Beim Zevs!« erwiederte der Prinz, »wenn er ein Sohn des Darius und der Paryſatis, wenn er mein Bruder iſt, ſo wird er mir die Herrſchaft nicht ohne Schwertſtreich überlaſſen.«

Noch einmal wurden jetzt die Griechen gezählt. Es waren deren vierzehntauſend vierhundert mit großen Schilden, und zweitauſend vierhundert leicht Bewaffnete, der Barbaren einmal hunderttauſend, mit etwa zwanzig Sichelwagen. Dagegen hieß es, die Zahl der Feinde ſei eine Million und zweimal hunderttauſend Mann mit zweihundert Sichelwagen. Sechstauſend Reiter umgaben den

König als Leibwache. Vier Feldherren befehligten jeder dreimal hundert tausend Mann. Doch wußte man durch Ueberläufer, daß Abrokomes nicht zugegen. Er kam zu spät aus Phönicien fünf Tage nach der Schlacht; es waren folglich nur neunmal hundert tausend Mann und hundertfünfzig Sichelwagen im Gefecht. Doch vergebens rückte Cyrus noch einen Tagemarsch weiter in Schlachtordnung vor. Er fand keinen Feind, nur einen breiten tiefen Graben, der durch die Ebene bis an die medische Grenzfestung lief, und den der König, bei seines Bruders Annäherung, hatte aufwerfen lassen, so daß ein enger Paß zwischen diesem Graben und dem Eufrat blieb, aber unvertheidigt. Man ging hinüber und sah nur die Fußtapfen zurückschreitender Mannschaft und Rosse. Ein Wahrsager hatte dem Cyrus prophezeit, daß in den nächsten zehn Tagen keine Schlacht vorfallen werde, und der Prinz — vermeinend, wenn so viel Zeit verstriche, so werde dann nie eine geliefert — hatte drei tausend Dariken ihm versprochen, im Fall sein Wort sich bewähre. Die Zeit war nun verflossen und das Geld wurde ausbezahlt.

Da der König seines Bruders Uebergang nicht gehindert, so schien es in der That, er wolle nicht fechten, weshalb Cyrus am folgenden Tage sorglos hinzog, und am dritten auf seinem Wagen fuhr, unter geringer Begleitung von Bewaffneten. Das Heer marschirte ohne Ordnung, Lastthiere und Wagen trugen die meisten Waffen. Aber gegen Mittag, schon nahe dem Lagerplatze, sprengte plötzlich der

Perſer Potagyas, ein treuer Freund des Prinzen heran. Sein Roß trieſte, und allen Begegnenden rief er auf perſiſch und griechiſch laut zu, der König ſei im Anzuge mit einem großen geordneten Heere. Da entſtand ein gewaltiger Lärm. Alle eilten zu den Waffen, um nicht unvorbereitet überfallen zu werden. Cyrus ſprang vom Wagen, legte den Panzer an, beſtieg das Streitroß und faßte die Wurfpfeile. Eilig bildete Klearch mit ſeinen Griechen den rechten Flügel am Euſrat, tauſend paphlagoniſche Reiter geſellten ſich zu ihm, und neben ihm ſtand Prorenos; auf dem linken Flügel abermals Griechen unter Menon durch Barbaren verſtärkt. Und Cyrus hielt in der Mitte mit ſechshundert Reitern umgeben, alle gepanzert, Hüftharniſche tragend und Helme auf den Häuptern. Nur Cyrus ſtellte ſich mit bloßem Haupte zum Kampfe. Die Roſſe waren geſchützt durch Stirn- und Bruſtſchilde, die Reiter führten griechiſche Säbel. Es wurde Mittag und noch erſchien kein Feind. Aber bald nachher ſah man Staub wie weiße Wolken, die Ebene überzog ſich ſchwarz, und als die Feinde näher rückten, blitzten die kupfernen Schilde und Helme, die Lanzen blitzten und man konnte deutlich die Glieder unterſcheiden. Die Reiter auf dem linken Flügel waren weiß beharniſcht. Es hieß, Tiſſaphernes befehlige ſie. Dann folgten andere mit leichten perſiſchen Schilden, dann ſchwere Truppen (man ſagte, es wären Egyptier) mit hölzernen, bis auf die Füße ragenden Schilden; dann Reiter und Bogenſchützen, alle völkerweis, und jedes Volk

bewegte sich in einem dichten Viereck. Die Sichelwagen, mit Zwischenräumen, zogen sich längs der Fronte. An die Achse waren die Sichel befestigt und bogen sich zur Erde, um alles vor sich wegzumähen. Sie sollten die Glieder der Griechen trennen und niedermetzeln.

Unwahr hatte Cyrus berichtet, die Perser thäten mit Geschrei den Angriff, denn sie rückten still und langsam, wohlgeordnet heran. Der Prinz, an seiner Fronte hinabreitend, rief dem Klearch laut zu, er solle gegen die Mitte des feindlichen Heeres aufbrechen, dort sei der König, und dort siegend, sei alles gewonnen. Aber Klearch, fürchtend umringt zu werden, wollte sich vom Strome nicht trennen, und antwortete nur, er werde schon sorgen, daß alles gut von Statten gehe.

Die Feinde rückten allgemach näher, die Griechen standen noch und ordneten sich; der Prinz ritt vor zwischen beide Heere, doch dem seinigen etwas näher bleibend, und beobachtete beide. Da folgte ihm Xenophon, fragend, ob er noch etwas befehle? »Sage allen," war die Antwort, »daß die Opferzeichen uns begünstigen."

In diesem Augenblicke hörte er Lärmen durch alle Glieder. »Was ist das?" rief er. Die Losung geht herum, erwiederte Xenophon. — »Wer gab sie? und welche?" — Zevs der Erretter und Sieg! — »Es sei," sprach Cyrus, »ich nehme die Losung an." Mit diesen Worten sprengte er wieder an seinen Platz. Und als die Heere nicht ferne mehr von einander waren, da stimmten

die Griechen ihren Schlachtgesang an und setzten sich in Bewegung. Alle stießen zu gleicher Zeit ein lautes Geschrei aus, schlugen auch wohl die Spieße und Schilde aneinander, um die Rosse scheu zu machen, und setzten sich im vollen Lauf zum Angriff. Doch ehe noch ihr Bogenschuß den Feind erreichen konnte, wichen schon die persischen Reiter von den Griechen verfolgt, die einander zuriefen, nicht zu laufen, sondern in geschlossenen Gliedern den Fliehenden nachzusetzen. Die Sichelwagen, ohne Ordnung, rannten hin und her, bald durch die Feinde selber, bald durch die Griechen, die aber standen, und sie geschickt vermieden. Nur einer wurde ergriffen, weil er verwundert, gleichsam wie bei einem Wagenrennen dem Schauspiel zusah; doch soll auch dieser unbeschädigt geblieben sein, und von allen Griechen wurde nur einer auf dem linken Flügel erschossen. Als der Prinz gewahrte, daß die Griechen auf dieser Seite schon siegreich den Feind verfolgten, wuchs ihm der fröhliche Muth, und schon begrüßten, die um ihn waren, ihn als König. Doch die Freude machte ihn nicht sorglos. Er wußte, daß sein Bruder im Mitteltreffen stehe; was der jetzt unternehmen werde, beobachtete er mit sechshundert Reitern. Aber des Königs Heer war dem des Prinzen an Zahl so weit überlegen, daß eben dieses Mitteltreffen noch immer dem linken Flügel seines Bruders gegenüber stand, und er mit seinem rechten, weit ausgedehnten Flügel durch eine Schwenkung, die er jetzt befahl, die Griechen umringen konnte. Cyrus, die Folgen schnell übersehend, brach mit

seiner Schar mitten in den Feind, warf alles nieder, was den König deckte, trieb sechstausend Reiter in die Flucht und erlegte mit eigener Hand deren Obersten Artagerses. In der Hitze des Verfolgens hatten seine Begleiter sich zerstreut; nur wenige, fast nur seine Tafelgenossen, blieben um ihn. In diesem Augenblicke gewahrte er den König, vermochte nicht sich zu halten, rief: Ich sehe ihn! rannte auf ihn zu und stieß ihn durch den Panzer in die Brust, wie Ktesias, der Leibarzt, berichtet, der diese Wunde heilte. Doch zu gleicher Zeit empfing auch Cyrus durch einen Wurfspieß eine tiefe Wunde unter dem Auge. Beide Brüder und ihre Leibwachen kämpften jetzt mit einander. Viele stürzten um den König her, aber auch Cyrus fiel, und acht der Edelsten wurden auf seinem Leichnam niedergehauen. Artoxares, der treueste und geliebteste seiner Höflinge, als er seinen Herrn fallen sah, sprang vom Rosse, warf sich über ihn, und wurde, auf des Königs Befehl, getödtet, oder wie andere wollen, stieß sich selber das goldene Schwert in die Brust. So endete Cyrus, ein tapferer Prinz, den alle, die ihn gekannt, für den würdigsten hielten, jenes Ersten Cyrus Krone zu tragen; der schon als Knabe vor Allen sich hervorthat, befehlen und gehorchen konnte; ein Rossebändiger, ein wackerer Kriegsmann und kühner Jäger, der einst sogar mit einem Bären kämpfte und ihn tödtete, von welchem Kampfe er noch die Narben trug. Reich belohnte der Dankbare den Mann, der damals ihm zu Hilfe eilte. Als Statthalter wußte er allen

Städten Vertrauen einzuflössen, denn nie brach er sein Wort, selbst nicht gegen Feinde. Seine Freundschaft war unwandelbar. Gutes oder Böses vergalt er ohne Maß, und wünschte nur so lange zu leben, bis er an Freunden und Feinden solches erwiesen. Versöhnung duldete er nicht, sondern züchtigte unerbittlich. In seinen Staaten war jeder Reisende sicher, denn die Frevler lagen verstümmelt an den Landstraßen.

Die Tapfern, die Gerechten, ehrte er hoch, und machte sie reich, darum hatte er das beste Heer, die redlichste Gerichtspflege, und die Feldherren der Griechen hingen an ihm nicht um des Soldes willen, sondern weil sie für höheren Gewinn es achteten, einem solchen Fürsten zu gehorchen. Sah er Männer, die auf redlichen Wegen sich Reichthum erwarben, so gab er ihnen noch mehr dazu; nur deren Gold benutzte er, die es verheimlichten. Seinen Freunden war er der treueste Freund, und theilte gern empfangene Geschenke mit ihnen. »Mich können diese Kostbarkeiten nicht schmücken,« pflegte er zu sagen, »eines Mannes größte Zierde sind geschmückte Freunde.«

Daß er, der Mächtige, im Wohlthun die Seinigen übertraf, ist nicht seltsam; daß sie aber auch in Liebe und freundschaftlichem Eifer ihm nachstanden, bringt fürwahr ihm Ruhm. Oft sandte er diesem oder jenem Wein von seiner Tafel, entbietend: »Dieser Wein ist süß, wie ich schon lange keinen genossen, darum sollst du ihn heute trinken mit denen, die du am meisten liebst. »Oder es

waren Speisen von seinem Tische, durch die Botschaft gewürzt: »Hieran hat Cyrus sich vergnügt, darum sollst auch du davon kosten.« Also wurde er von allen geliebt, wie kein Grieche oder Barbar vor ihm, und keiner fiel von ihm ab (den Orontes ausgenommen), wohl aber gingen viele zu ihm über, die der König für seine treuesten Freunde gehalten. Auch sein Tod bewies, daß er tapfer war, und die tapfersten wohl kannte: denn alle, die ihn umgaben mischten ihr Blut mit dem seinigen.

Ihm wurde das Haupt und die rechte Hand abgehauen. Der König drang in sein Lager, plünderte es, nahm auch des Cyrus Geliebte gefangen, Phokais, ein schönes kluges Mädchen. Milesia, die Jüngere fiel den Soldaten in die Hände, rettete sich aber nackend zu den Griechen, die noch beim Gepäcke unter den Waffen standen, viele der Plünderer tödteten, selbst einige der ihrigen verloren, dennoch nicht zurück wichen, sondern das Mädchen und ihre eigene Habe schützten.

Der König plünderte und verfolgte, als sei der Sieg bereits entschieden; doch vernehmend, daß die Griechen seine Truppen geschlagen, sammelte er sie wieder und erneuerte die Schlachtordnung. Da berieth sich Klearch mit dem Prorenos, der ihm am nächsten stand, ob sie vorrücken, oder das Lager vertheidigen sollten? Artaxerxes schien die Griechen umgehen zu wollen; dem kamen sie durch eine Schwenkung zuvor. Schon früher hatte Tissaphernes vor ihnen mit Verlust sich zurückziehen müssen. Jetzt vereinte

lernt, und bey meinem Exercitium geſchwitzt habe. (Sie gehen in die eine Laube, Philipp setzt ſich. Pause.) Wer darf ſagen, das Alter habe keine Freuden, wenn es in der Rückerinnerung an frohe Jugend-Tage ſchwelgt? — Die Jugend genießt weniger die Gegenwart, als das Alter die Vergangenheit.

Achte Scene.

Franz Bertram von einem Bedienten geleitet. **Die Vorigen.**

Franz. (noch im Hintergrunde) Halt er an! (Er ſteht ſich ſtill und wehmüthig um, und iſt bemüht ſeine Rührung zu verbergen. Endlich ſagt er zu dem Bedienten mit weggewandtem Geſicht:) Geh zum Teufel!

Der Bediente. (ſieht ihn zweifelhaft an)

Franz. (lauter) Geh, ſage ich; bleib indeſſen vor der Thür. Ich kann mir ſchon allein helfen, bis Hans kommt.

(Der Bediente geht ab.)

Franz. Der Menſch ſoll meine Thränen nicht ſehn. Solche Leute lachen, wenn ein al-

er sich mit seinem Monarchen, und die Menge wollte den linken Flügel der Feinde umzingeln; der dehnte sich aber, den Fluß im Rücken aus, stimmte den Schlachtgesang an, und schritt munterer als vorher zum Angriff. Die Perser hielten nicht Stand, flohen in Unordnung und wurden von den Griechen verfolgt bis zu einem Flecken hinter dem ein Hügel lag, auf dem die persische Reiterei sich setzte; doch nur so lange, bis die Griechen ihr nacheilten; dann verschwanden alle. Des Königs Fahne wollte man sogar gesehen haben, einen fliegenden goldenen Adler, auf eine Lanze befestigt. Klearch ließ vom Hügel herab die Fliehenden beobachten, und, weil die Sonne schon zum Untergang sich neigte, machten die Griechen Halt, entwaffneten sich und ruhten aus. Es befremdete sie, weder den Cyrus noch einen Boten von ihm zu sehen, denn daß er gefallen war, wußten sie nicht. Sie wähnten ihn noch im Verfolgen begriffen, oder zur Eroberung einer Feste vorausgezogen. Sollten sie nun bleiben, wo sie standen und ihr Gepäck dahin tragen? oder in das Lager zurück kehren? das Letztere wurde beschlossen. Gegen die Zeit des Abendbrotes erreichten sie die Zelte, und so endete dieser Tag.

Im Lager fanden sie alles geplündert, Speisen und Getränke, vier hundert Wagen voll Mehl und Wein, die des Prinzen Vorsicht für den Nothfall gespart hatte. Die Griechen, noch ungespeiset — denn der Feind erschien ehe das Heer zum Mittagsmahl sich lagern konnte — mußten jetzt hungrig die Nacht zubringen. Bei Tages Anbruch,

als noch immer weder Cyrus noch ein Bote vom ihm erblickt wurde, beschlossen die Feldherren sich zu wapnen und vorzurücken, bis sie mit dem Prinzen sich vereinigen würden. Endlich, schon auf dem Zuge begriffen, erfuhren sie durch Nachgesandte, Cyrus sei gefallen; nur Ariäos, der Oberste von dessen Reiterei, auf dem linken Flügel stehend, habe sich fliehend mit dieser gerettet, als er des Prinzen Tod vernommen, und stehe jetzt, sammt den Barbaren, in dem am vorigen Tage verlassenen Lager, harrend ob die Griechen ihm folgen würden. Doch am nächsten Morgen wolle er aufbrechen und nach Jonien zurückkehren.

Bestürzt vernahm das Heer die Trauerbotschaft, und Klearch sprach: „Wollte Gott, der Prinz lebte noch! nun er aber gefallen, so berichtet dem Ariäos, daß wir die Perser besiegt und kein Feind mehr gegen uns ficht. Wäret ihr nicht gekommen, wir schritten noch immer vorwärts. Darum verkündet dem Ariäos: Er komme, wir wollen ihn zum Könige erheben, denn dem Sieger gebührt die Herrschaft.

Während die Boten, und mit ihnen Menon, des Ariäos Gastfreund, diesen Auftrag zu berichten gingen, machten die Griechen Halt und schlachteten zur Speise ihre Lastthiere. Auf der Wahlstatt sammelten sie die Pfeile und hölzernen Schilde und leeren Wagen, um bei diesem Holze ihr Fleisch zu braten. Gegen Mittag erschienen Herolde von Tissaphernes, unter ihnen ein Grieche Phali-

nos, der viel bei diesem Perser galt, weil er in der Kriegskunst erfahren zu sein vorgab. Den versammelten Feldherren wurde entboten: durch den Tod des Cyrus sei der Sieg dem Könige verblieben, der nun den Griechen beföhle, ihre Waffen auszuliefern, und an seinem Hofe um Gnade zu bitten. Das hörten die Griechen unwillig. »Sieger,« sprach Klearch, »pflegen ihre Waffen nicht auszuliefern. Doch antwortet ihr übrigen, wie es euch am rühmlichsten dünkt.« Mit diesen Worten entfernte er sich, um die Eingeweide der eben geopferten Thiere zu beschauen.

Da antwortete Kleanor, ein Arkadier und der Aelteste: »Lieber sterben, als die Waffen ausliefern!« und Prorenos sprach: »Fordert der König unsere Waffen als Sieger, so komme er sie zu holen; erbittet er sie als ein Geschenk, was soll uns dafür werden?« Phalinos erwiederte: »Der Monarch hat den Cyrus erlegt und hält sich darum für den Sieger; denn wer möchte noch um die Krone mit ihm kämpfen? euch hält er für seine Gefangene, denn ihr steht mitten in seinem Lande, zwischen undurchgänglichen Strömen, und er kann durch ein großes Herr euch umzingeln.«

Da nahm Xenophon das Wort: „Wir haben nichts gerettet, als unsere Waffen und unseren Muth. Beide verbürgen uns Sicherheit. Darum wähne nicht, wir würden jemals unser letztes Gut überliefern; es reicht wohl noch hin, um eure Güter damit zu erkämpfen.«

Lachend versetzte Phalinos: »Junger Mann, du redest

wie ein Philoſoph, doch thöricht iſt die Einbildung, durch eure Tapferkeit der Macht des Königs zu widerſtehen.“ Andere ſprachen gelinder: ſie wären dem Cyrus treu geweſen, und, wenn der König nun ihr Freund ſein wolle, ſo könnten ſie auch ihm recht nützlich werden zu irgend einer Unternehmung, etwa Egypten zu erobern. Hier kam Klearch zurück und fragte: ob die Antwort ſchon erfolgt?

„Erkläre du ſelber deine Meinung,“ erwiederte Phalinos, „denn hier ſpricht Einer dies, der Andere das.“

Da ſprach Klearch: „Phalinos, ich und wir alle ſehen dich hier gern, denn du biſt ein Grieche und wir alle ſind es. So rathe du uns nun. Bei den Göttern! du ſollſt uns rathen, was dich am beſten und rühmlichſten dünkt, was dir Ehre bringen mag, wenn in künftigen Zeiten erzählt wird, Phalinos, der Grieche, habe einſt im Namen des perſiſchen Monarchen ſeinen Landsleuten befohlen ihre Waffen auszuliefern, und, auf ihr Verlangen, ihnen Rath ertheilt. Sprich! du weißt, ganz Griechenland wird erfahren, was du jetzt geſprochen.“

Der ſchlaue Klearch meinte, wenn Phalinos ſelber die Unterwerfung widerriethe, ſo würden die Griechen um ſo muthiger bleiben; doch ſeine Erwartung täuſchte ihn, denn nach einigem Bedenken ſagte dieſer: „Dürft ihr hoffen, wie eins gegen tauſend, daß ihr fechtend entrinnen werdet, ſo rathe ich euch zu fechten; iſt aber keine Rettung möglich ohne des Königs Willen, ſo helft euch, wie ihr könnet.“

»Das ist deine Meinung,« erwiederte Klearch, »die unserige hinterbringe deinem Monarchen mit folgenden Worten: Wir, seine Freunde, können bewaffnet ihm nützlicher sein als unbewaffnet; wir, seine Feinde, bedürfen der Waffen um gegen ihn zu fechten, darum in beiden Fällen es unberathen wäre, sie auszuliefern.«

»Wohl,« sprach Phalinos, »wir werden so berichten. Doch Eines noch befahl der Monarch zu sagen: Bleibt wo ihr steht, so werde euch Waffenstillstand vergönnet; schreitet ihr aber vor- oder rückwärts, so ist Krieg die Losung. Was entscheidet ihr?« »Sage deinem Herrn,« antwortete Klearch, »wir sind seiner Meinung.«

»Welcher?« fragte Phalinos. »Waffenstillstand, wenn wir bleiben; Krieg, wenn wir vor- oder rückwärts schreiten.« Jener wiederholte die Frage, dieser dieselbe Antwort, denn seine Gedanken offenbarte er nicht, und die Herolde zogen ab.

* * *

Jetzt kamen die Boten aus dem Lager des Ariäos zurück, nur Menon war dort geblieben. Sie brachten die Antwort jenes Feldherrn: es würden die Perser, deren viele eines höheren Standes als er, ihn nicht für ihren König erkennen, darum wiederholte er den Vorschlag, in der kommenden Nacht mit ihnen sich zu vereinigen; geschähe es nicht, so würde er doch am Morgen zum Rückzug aufbrechen. Da sprach Klearch: »Thut was euch das Beste dünkt.« Doch was er thun wollte, sagte er nicht.

Aber am Abend berief er die Oberſten und redete ſie alſo an: »Männer! ich habe geopfert, ob wir gegen den König anrücken ſollten? die Vorbedeutungen waren ungünſtig und mit Recht. Denn ich weiß nun, daß zwiſchen uns und dem Feinde der ſchiffbare Tigris ſtrömt, den zu überſchreiten uns Fahrzeuge mangeln. Hier dürfen wir auch nicht verweilen, denn uns gebrechen die Lebensmittel. Wollen wir uns aber zu des Cyrus Freunden begeben, ſo weisſagen die Opfer, es werde gelingen. Darum gehet und eſſet was ihr habt. Wird mit dem Horne das Zeichen der Ruhe gegeben, ſo bereitet euch zum Aufbruch. Ertönt das Horn zum zweiten Male, ſo beladet die Laſtthiere, und beim dritten Rufe ſetzt euch in Bewegung. Das Gepäcke zieht längs dem Strome, die Bewaffneten decken es.« Alle gehorchten ihm, nicht als dem Erwählten, ſondern als dem, der Feldherren-Pflichten am kundigſten. Sie waren aber von Epheſos in Jonien bis auf das Schlachtfeld bei Kunara drei und neunzig Tage gezogen und von Babilon noch etwa zwanzig Tagmärſche entfernt.

Als es finſter geworden, ging ein Thracier mit vierzig Reitern und drei hundert Mann zum Könige über. Klearch brach auf und führte das Heer wie beſchloſſen worden. Um Mitternacht erreichte er das Lager des Ariäos. Hier ſchwuren ſich die Perſer und Griechen den Eid, einander nicht zu verrathen und treulich beiſammen zu halten. Sie fingen das Blut der Opferthiere in den Schilden auf, die Perſer tauchten ihre Spieße, die Griechen ihre Schwerter in das Blut.

Dann befragte Klearch den Ariäos, welche Straße er zu ziehen gesonnen? dieselbe auf der sie kamen? oder eine bessere? »Auf jener,« antwortete Ariäos, »müssen wir verhungern, denn schon in den letzten siebzehn Tagen litten wir Mangel und, was noch da war, zehrten wir auf. Darum stimme ich für einen längeren, doch mit allen Bedürfnissen wohl versehenen Weg. Wenn wir in den ersten Tagen durch beschleunigte Märsche uns so weit als nöthig vom Feinde entfernen, so wird er dann uns nie erreichen; denn mit geringer Macht uns zu folgen, wagt er nicht, und ein großes Heer bewegt sich langsam, und ist schwer zu versorgen.«

Dieser Meinung folgend begann der Zug. Man hoffte, mit Sonnen Untergang babilonische Dörfer zu erreichen und man irrte nicht. Aber gegen Abend erschienen Reiter in der Ferne. So kam es den Griechen vor, und sie eilten sich zu ordnen, und Ariäos, fahrend wegen einer Wunde, sprang vom Wagen sich zu rüsten. Doch ausgesandte Kundschafter berichteten: es wären nur Lastthiere auf der Weide. Da merkten alle, das persische Heer sei nahe, auch wurden rauchende Dörfer gesehen. Klearch wollte die ermüdeten, nüchternen Truppen nicht im Dunkel gegen den Feind führen, doch auch den Schein der Flucht vermeiden. Er lagerte sich mit dem Vortrab in den nächsten, durch die Perser verödeten Dörfern. Sogar die Balken hatten sie fortgeschleppt. Die Nachkommenden wählten im Finstern eine Lagerstatt, wie der Zufall sie an

wies, erhuben ein Geſchrei und rieſen einander zu, daß die nächſten Feinde es vernahmen und erſchrocken aus ihren Zelten flohen. Am andern Morgen ſah man weder Lager noch Rauch, noch Laſtthiere mehr, und den König ſelber hatte Furcht ergriffen.

Aber auch unter den Griechen verbreitete ſich in der folgenden Nacht ein paniſcher Schrecken, das Getümmel wurde groß, die Verwirrung nahm überhand. Da ließ Klearch durch einen Herold Stille gebieten und verkünden: Des Schreckens Urſach ſei nur ein Eſel, den irgend ein Uebelwollender in das Heer gelaſſen; wer den Thäter angeben könne, ſolle zur Belohnung ein Silbertalent empfangen. Das beruhigte alle.

Jetzt ſandte der König, der noch vor Kurzem die Waffen der Griechen ſo trotzig begehrt hatte, neue Herolde mit Vergleichs-Vorſchlägen. Die Vorpoſten meldeten ihre Ankunft, als eben Klearch das Heer muſterte. Sie ſollten warten, ließ er ſagen, bis er Zeit haben werde. Dann ſtellte er das Heer in einen ſchönen, dichtgeſchloſſenen Phalanx, und als die Waffen überall blitzten, ließ er die Boten rufen und empfing ſie an der Spitze ſeiner anſehnlichſten Krieger. Was wollt ihr? fragte er. Sie ſprachen vom Vergleich, als des Königs Bevollmächtigte. »Sagt ihm,« antwortete Klearch, »wir müſſen uns ſchlagen, denn wir haben kein Brot. Wer mit Griechen vom Vergleich reden will, muß zuvor ſie ſpeiſen.«

Die Herolde gingen und kehrten ſo ſchnell zurück, daß

wohl zu erkennen war, der König oder sein Beauftragter sei in der Nähe. Der Griechen Forderung, hieß es, scheine dem Monarchen billig; Wegweiser sollten, nach geschlossenem Waffenstillstand, sie an Orte führen, wo Lebensmittel zu finden. »Sind wir alle in diesem Vertrag begriffen?" fragte Klearch, »oder nur die, an jene Orte Gehenden und von da Zurückkehrenden?" Alle, war die Antwort. Da ließ er sie hinausgehen und hielt Rath. Es wurde beschlossen, eilig einen Waffenstillstand einzugehen, um Nahrungsmittel zu erlangen. Doch zögerte Klearch mit seinem Worte gegen die Boten, um sie in Furcht zu erhalten; gab es endlich und befahl, das Heer versprochenermaßen zu führen. Er selber folgte mit dem Nachtrab. Auf diesem Wege fand er Gräben und Kanäle voller Wasser, vermuthlich Ueberschwemmungen vom Könige angeordnet, um die Straße zu verdecken, denn in dieser Jahreszeit pflegte man die Felder nicht zu wässern. Es wurden Palmbäume umgehauen, Brücken und Stege daraus bereitet. Klearch, den Spieß in der Linken, den Stab in der Rechten haltend, war überall befehlend und hilfreich, sprang selber in den Schlamm, arbeitete selber unermüdet und beschämte alle. Nur junge Männer hatte er angestellt, aber als die Alten seinen Eifer sahen, griffen auch sie munter zu. So erreichte man die Dörfer, wo Erquickung bereit war, Getreide und Palmwein und Essig aus solchem Weine gekocht. Die schönsten Palmfrüchte, dem Börnstein ähnlich, wurden den Herren vorgesetzt, die geringeren den Knech-

ten, die getrockneten als Nachtisch. Speise und Trank fanden die Griechen süß und kräftig, doch viele erkrankten von dem Genuß.

Drei Tage verweilten sie hier, da kamen Tissaphernes und der Königin Bruder, und noch drei andere Perser, mit großem Gefolge von Sklaven. Als die Feldherren ihnen entgegen gingen, sprach Tissaphernes durch einen Dolmetscher also:

»Griechische Helden! ich bin euer Nachbar, und mich schmerzt es, euch in dieser verzweifelten Lage zu erblicken. Darum bat ich den Monarchen, um meiner treuen Dienste willen mir zu vergönnen, daß ich nach Griechenland euch zurückführe, wodurch ich euren, und den Dank aller Griechen zu verdienen hoffe. Er versprach mir, meine Bitte zu überlegen, doch sollte ich zuvor euch befragen: warum ihr gegen ihn ausgezogen? ich rathe euch zu einer milden Antwort, damit ich um so leichter Gutes für euch wirken könne."

Die Griechen traten ein wenig bei Seite um sich zu berathen, dann brachte Klearch die Gegenrede: »Wir sind nicht gekommen um den König zu bekriegen. Mancherlei Vorwand brauchte Cyrus um uns herzuführen. Als Gefahr ihm drohte, schämten wir uns vor Göttern und Menschen, ihn zu verlassen, nachdem wir so manches Gute von ihm empfangen. Nun er todt ist, so trachten wir nicht nach des Königs Herrschaft und Leben, oder nach Verheerung seines Landes. Man vergönne uns nur, unbeleidigt heim zu

ter Kerl weint. (Er steht auf seine Krücke gelehnt, und beschaut den Garten von allen Seiten.)

Phil. So wohl war mir lange nicht.

Franz. (in die Ferne blickend) Siehe da der alte Birnbaum! Pox Element! der alte Birnbaum lebt auch noch — und ist voller Blüten — wie oft habe ich mit meinem Bruder da oben gesessen — Verdammt! daß ich das Podagra habe! ich möchte gar zu gern noch Einmal da oben sitzen.

Phil. Spricht da nicht Jemand?

Anne. (schaut aus der Laube) Ein alter Herr geht spazieren.

Phil. Wird wohl Einer von des Doctors Gästen seyn.

Franz. War nicht hier meiner Mutter Blumenstück? Der Platz ist ganz verwildert. Sieh, da kriecht wohl gar eine Kröte. Fort! du Bruder Zwietracht! (er schleudert sie mit der Krücke fort.)

Anne. Wie die Spinnen hier überall ihre Netze ausspannen.

Phil. Wo Eintracht flieht, da nisten Spinnen.

Franz.

ziehen. Wohlthaten wissen wir zu vergelten; doch, angetastet, werden wir, mit der Götter Hilfe, uns vertheidigen."

Tissaphernes versprach, diese Antwort zu berichten. Bis zu seiner Wiederkunft sollte der Waffenstillstand gehalten, und der Markt versorgt werden. Am andern Tage erwarteten die Griechen ihn vergebens und wurden bekümmert. Allein am dritten brachte er des Königs Genehmigung, obschon, wie er sagte, viele widersprochen hatten, der Majestät verkleinerlich es darstellend, Leute ziehen zu lassen, die gegen den Monarchen die Waffen geführt. »Aber nun schwören wir euch," so beschloß er seine Rede, »ihr sollt im Frieden ziehen und an Lebensmitteln keinen Mangel leiden. Ihr schwört hinwiederum Haltung strenger Manneszucht und bare Zahlung für unsere Lieferungen. Nur wenn diese nicht erfolgen, mögt ihr nehmen was ihr bedürft." Dieser Vertrag wurde beschworen, und sie reichten einander die Rechte. Dann begab sich Tissaphernes wieder zum Könige. Sobald er seine Geschäfte vollbracht, wollte er kommen, die Fremdlinge nach Griechenland führen und in seine Statthalterschaft zurückkehren. Doch länger als zwanzig Tage ließ er auf sich warten. Ariäos und die Griechen standen während dieser Zeit einander nahe im Lager. Zu jenem kamen seine Brüder und Verwandte, unter seine Soldaten mischten sich Perser, ihnen zusichernd, der Monarch werde des Vergangenen nicht gedenken. Das machte sie kühler gegen die Griechen und diese merkten es wohl, gingen unwillig zu ihrem Feldherrn und sprachen:

»Warum ſollen wir noch warten? iſt nicht klar, daß der König uns zu Grunde richten will, damit alle Griechen ſich fürchten ſollen gegen ihn in's Feld zu rücken? Noch ſucht er uns aufzuhalten, weil ſein Heer zerſtreut iſt; hat er es geſammelt, ſo wird er ungeſäumt uns überfallen. Vielleicht daß er auch durch Gräben oder Schanzen uns die Wege ſperren läßt. Denn nimmer werden wir mit ſeinem guten Willen in der Heimath erzählen, wie unſere geringe Zahl ſeine ganze Macht vor ſeinen Thoren überwunden, und wie wir, ſeiner ſpottend, heim gezogen.« »Das ſind auch meine Gedanken,« erwiederte Klearch, »doch, brechen wir auf, ſo laden wir auf uns den Schein gebrochener Verträge. Zufuhr und Wegweiſer werden uns mangeln. Ariäos wird ſich von uns wenden, kein Freund uns übrig bleiben, die vormalige Zuneigung in Feindſchaft ſich wandeln. Auch iſt mir unbekannt, ob wir ſonſt noch Flüſſe antreffen werden. Daß wir gegen der Feinde Willen den Eufrat nicht überſchreiten dürfen, wißt ihr alle. Kommt es zum Gefecht, ſo mangelt uns Reiterei. Die Perſer haben eine treffliche. Was könnte ſelbſt der Sieg uns nützen? doch geſchlagen würde ſchwerlich Einer von uns entrinnen. Auch dünket mich unwahrſcheinlich, daß der König, eines zahlreichen Heeres Meiſter, geſchworen, ſeine Rechte uns dargereicht, die Götter zu Rächern des Meineides würde angerufen haben, wenn er uns vertilgen, an Griechen und Barbaren meineidig werden wollte.«

Das und noch mehr dergleichen gab Klearch zu beden-

ken. Endlich kam Tiſſaphernes mit ſeinen Truppen, und des Königs Eidam, Orontes, mit den ſeinigen, und der Rückzug begann, von Tiſſaphernes geführet, der auch mit Lebensmitteln die Griechen verſorgte. Ariäos und die Barbaren, die unter Cyrus gedient, zogen mit den Perſern, lagerten ſich auch unter ihnen, während die mißtrauiſchen Griechen ſtets entfernt ſich hielten, und, als gegen Feinde, auf ihrer Hut blieben. Das verſtimmte die Gemüther. Bisweilen kam es auch, wenn Holz oder Futter geſammelt wurde, zu Thätlichkeiten zwiſchen Einzelnen; das erregte Groll.

Nach drei Tagen ließen ſie die mediſche Grenzmauer hinter ſich. Sie war aus Ziegelſteinen erbauet, zwanzig Fuß breit, hundert Fuß hoch und reichte viele Meilen weit faſt bis Babylon. Zwei Tage ſpäter gingen ſie auf Schiffbrücken über Kanäle, die aus dem Tigris abgeleitet waren, und wiederum durch Nebenzweige, erſt große, dann immer kleinere, in die Felder ſich ergoßen, gleichwie in Griechenland die Hirſenfelder gewäſſert werden.

Dann kamen ſie am Tigris zu einer großen, volkreichen Stadt, Sitoke, wo die Griechen in einem ſchönen Garten unter dichten Bäumen ſich lagerten, die Barbaren hingegen über den Tigris gingen und nicht mehr geſehen wurden. Von ungefähr luſtwandelten Prorenos und Xenophon nach der Abendmahlzeit, da trat ein Fremdling ſie an, fragend, wo er den Prorenos und Klearch finden könne? Er kam vom Ariäos, Menon's Gaſtfreunde, doch ſuchte er den

Menon nicht. »Ich bin es,« sagte Prorenos, »den du zu sprechen begehrest.« — Da hub der Fremdling an: »Mich senden Ariäos und Artabazes, des Prinzen Getreue und euch Gewogene; ihr sollt in dieser Nacht euch hüten vor Ueberfall, denn es liegt viel Volkes in den benachbarten Gärten. Auch rathen sie euch, die Brücke über den Tigris zu besetzen, weil Tissaphernes damit umgeht, in der Nacht sie abzubrechen, um zwischen dem Kanal und diesem Strom euch einzuschließen.«

Alsobald wurde der Fremde zum Klearch geführt, welcher heftig erschrack. Doch ein Jüngling nahm nach kurzem Bedenken das Wort. Ihm schienen Ueberfall und Zerstörung der Brücke widersprechende Entwürfe. »Denn,« sprach er, »wenn sie bei jenem siegen, wozu diese vernichten? Gäbe es auch noch mehrere Brücken, keine würde uns Rettung schaffen. Werden sie aber geschlagen, so können, bei zerstörter Brücke, sie weder fliehen noch vom andern Ufer Hilfe erwarten.«

Klearch beherzigte das und fragte den Boten: »Wie groß ist das Land zwischen dem Tigris und dem Kanal?« — »Sehr groß,« war die Antwort, »es liegen der Städte und Flecken viele darin.« — Da merkte man, er sei von den Persern abgeschickt, die etwa fürchten mochten, wenn die Griechen auf der Insel blieben, durch den Tigris auf der einen, den Kanal auf der andern Seite geschützt, in einem Lande, welches reichlichen Unterhalt gewährte, so möchten sie dort als Feinde sich festsetzen. So legten es die

Feldherren aus, begaben sich zur Ruhe, ließen aber doch eine Wache auf der Brücke, wo während der Nacht kein Feind sich blicken ließ, auch wurden sie nicht überfallen, sondern zogen mit der Morgenröthe behutsam über den Strom. Siebenunddreißig Böte trugen die Brücke. Zwar hatten einige Griechen aus dem Gefolge des Tissaphernes berichtet, daß man bei diesem Uebergang sie angreifen werde; aber fälschlich, denn nur einige Reiter beobachteten das Heer in der Ferne, und, von dessen Zuge vergewissert, sprengten sie alsogleich zurück.

Die Griechen stießen nach vier Tagmärschen auf einen unechten Bruder des Königs, der von Susa und Ekbatana herauf ein mächtiges Heer ihm zu Hilfe führte. Er machte Halt. Sie zogen an ihm vorbei, und Klearch wußte seine Haufen so zu ordnen und auszudehnen, daß ihre Zahl dem erstaunten Perser groß vorkam.

Nach sechs Tagen gelangten sie, durch medische Wüsten, an einige der Parysatis unterthänige Ortschaften. Um den Cyrus noch in seiner Mutter zu verhöhnen, wurde den Griechen Plünderung verstattet. Sie fanden viel Getreide, Schafe und andere Güter, nur Sklaven durften sie nicht rauben.

Abermals fünf Tage zogen sie durch eine Wüste, den Tigris zur Linken. Jenseits lag Känä, eine große, reiche Stadt, aus der die Perser auf ledernen Böten Brot, Käse und Wein zuführen. Dann gelangten sie an den Fluß Zabatos und ruheten drei Tage. Obgleich offenbare Nach-

ſtellungen hier nicht zu fürchten ſchienen, ſo nährte man doch ſtets Verdacht, weshalb Klearch, um endlich alles aufzuklären, eine Unterredung mit Tiſſaphernes begehrte, die ihm augenblicklich zugeſtanden wurde. Da ſprach er alſo: „Wir haben einander geſchworen, uns nicht zu beleidigen. Doch ſtehſt du gegen uns auf deiner Huth wie vor Feinden. Dies bemerkend, thaten wir ein Gleiches. Weil ich aber, ſtreng geprüft, nicht finde, daß du uns ſchaden wollen, ſo wenig als wir dir, ſo meinte ich, eine Unterredung zwiſchen uns könne das wechſelſeitige Mißtrauen zerſtören; denn ſchon manche, die ich gekannt, fürchteten einander, durch Verleumdung oder Argwohn gereizt, und fügten, um Uebel abzuwenden, Schuldloſen viel Böſes zu. Darum komme ich freundlich zu dir, und ſage dir: es iſt nicht recht, daß du dein Vertrauen uns entzieheſt. Wir haben dir geſchworen, welcher Meineidige findet Glück auf Erden? wie könnte er den Göttern entfliehen? in welches Dunkel ſich verbergen? welche Freiſtatt hoffen? überall herrſchen die Götter! bedenke dies Wichtigſte. Doch nicht genug: du biſt uns jetzt über Alles theuer. Mit dir wird unſere Heimkehr gelingen, kein Mangel uns drücken. Ohne dich ziehen wir im Finſtern, der Wege unkundig; jeder Strom wird unſere Schritte hemmen, jedes Volk uns furchtbar werden, am ſchrecklichſten die Einöden! — Wollten wir in blinder Wuth nach deinem Leben trachten, das wäre Mord an unſerm Wohlthäter. Ich war des Cyrus Freund, weil er die Macht, Gutes zu thun, beſaß. Jetzt

ſehe ich die Macht in deinen Händen, und deine Herrſchaft iſt geſichert: wer möchte denn ſo raſend ſein, dich anzufeinden? — Allein auch du haſt Gründe, unſer Freund zu werden. Die Myſer, die Piſider, vor allen die Egyptier beweiſen euch Tücke; mit unſerer Hilfe könnt ihr leicht ſie demüthigen oder züchtigen. Jedes benachbarte Volk würden wir unter deinen Scepter beugen, und nicht um Sold, nein, aus Dankbarkeit für unſere Rettung dir eifrig dienen. Darum ſcheint mir ſeltſam, in Mißtrauen dich befangen zu ſehen. Nenne mir den Mann, der ſolches dir einflößen dürfte."

Da antwortete Tiſſaphernes: »Ich freue mich, ſo weiſe dich reden zu hören. Wohl würdeſt du dein eigenes Unglück ſchmieden, wenn du mir nachſtelltest. Allein auch ihr hegt ungerechten Argwohn. Wollten wir euch verderben, es wäre uns ein leichtes, und mit keiner Gefahr verknüpfet. Uns ſteht ein mächtiges Heer zu Gebote. Ihr zieht durch Länder, deren Bewohner unſere Freunde; über Gebirge, die wir beſetzen und für euch ſperren; über manche Flüſſe, wo wir nach Belieben die Zahl der Eurigen, dem Tode Geweihten, beſtimmen könnten. Andere Ströme würdet ihr nimmer ohne unſere Hilfe überſchreiten. Und geſetzt, ihr bliebet uns dennoch überlegen, ſo dürften wir nur durch Feuer alle Früchte zerſtören, und den Hunger für uns fechten laſſen, den auch ihr Tapferen nicht überwindet. Warum ſollten wir denn, unter ſo vielen gefahrloſen Wegen, gerade nur den erwählen, der ruchlos vor Göttern,

und ſchimpflich vor Menſchen iſt? der nur Verzweifelnden geziemt, die in höchſter Noth durch Meineid und Treubruch ſich retten wollen? Nein, Klearch, ſo feige, ſo vernunftlos ſind wir nicht. Wir konnten euch vertilgen, warum geſchah es nicht? weil ich euch liebe, euch Treue beweiſen, und die Völker, die dem Cyrus um Sold dienten, durch Wohlthaten an mich feſſeln wollte. Was ihr einſt mir werden könnet, haſt du ſchon berührt, doch ich weiß ein Wichtigeres: nur dem Monarchen iſt vergönnet, den Königs-Schmuck auf dem Haupte zu tragen, allein in eurer Mitte darf auch wohl ein Anderer ihn im Herzen tragen.»

Klearch, dieſen Worten vertrauend, ſprach: »Wohlan! die härteſten Strafen gebühren den Verleumdern, die ſolche Freunde zu entzweien ſtreben.»

»Kommt Alle zu mir, öffentlich,» erwiederte Tiſſaphernes, »ihr Feldherren und Oberſte, ſo will ich den Mann euch nennen, der Hinterliſt euch aufgebürdet.»

»Mit Allen will ich kommen,» verſprach Klearch, »und dann auch dir entdecken, woher ich den Verdacht geſchöpft.» Nach dieſer Unterredung zeigte Tiſſaphernes ungezwungene Vertraulichkeit, bat den Griechen, da zu bleiben, und zog ihn an ſeine Tafel. Als Klearch am folgenden Tage zurückkehrte, war es wohl zu merken, wie ganz der Perſer ihn gewonnen. Daß man auf deſſen Verlangen zu ihm gehen müſſe, erklärte er laut, und wer dort von den Griechen der Verleumdung überführt würde, der ſollte den Tod des Verräthers ſterben. Sein Argwohn traf Menon, ſeinen

Feind, weil er wußte, dieser strebe nach der Perser Freundschaft, um der Erste im Heere zu werden. Das war auch sein Ziel, er suchte alle zu gewinnen und die Murrenden zu entfernen.

Einige Soldaten äußerten bedenklich, man solle dem Tissaphernes nicht trauen, und die Anführer der Griechen nicht alle zu ihm senden. Allein Klearch stritt heftig dafür, und bewog fünf der Feldherren, zwanzig der Obersten, mit ihm zu gehen. Unter dem Vorwand, einzukaufen, folgten ihm noch etwa zweihundert Soldaten. Als sie nun des Persers Zelt erreichten, wurden die Feldherren hinein gerufen, Prorenos und Menon, Agios, Klearch und Sokrates. Die Obersten blieben draußen. Plötzlich, auf ein gegebenes Zeichen, wurden die im Zelte verhaftet, die vor demselben niedergehauen. Persische Reiter sprengten zugleich in die Ebene, alle Griechen tödtend, die sie fanden. Die im Lager sahen jene Reiter, und blieben zweifelhaft, was zu thun, bis der Arkadier Nikarchos fliehend kam. Ihm war der Unterleib aufgerissen, er hielt die Eingeweide mit den Händen, und erzählte, was geschehen. Da griffen die bestürzten Griechen hastig zu den Waffen, erwartend, daß man augenblicklich ihr Lager überfallen werde. Allein nur Ariäos erschien mit noch Zweien von des Cyrus Getreuesten, und einem Gefolge von dreihundert geharnischten Persern, unter denen der griechische Dolmetscher auch des Tissaphernes Bruder erkannte. Sie forderten, es solle ein Feldherr oder Oberster hervortreten, wenn einer vorhanden sei, um

des Königs Befehle zu vernehmen. Da trat behutsam der alte Kleanor mit einigen Andern hervor, unter ihnen auch Xenophon.

»Ihr Griechen!" sprach Ariäos, »um Meineids willen ist Klearch mit dem Tode bestraft; Prorenos und Menon aber, die Entdecker seiner Hinterlist, werden hoch geehrt. Von euch fordert der Monarch die Waffen, denn Cyrus war sein Knecht, und dem gehörten sie." Kleanor nahm das Wort:

»Schändlichster aller Menschen! Du, Ariäos! und ihr Andere, einst Freunde des Cyrus! Ihr scheut nicht Götter noch Menschen. Geschworen habt ihr, unsere Freunde und Feinde sollten auch die eurigen sein; jetzt verrathet ihr uns dem Tissaphernes, dem ehrlosesten, gottlosesten Manne! und nachdem ihr die ermordet, an die ein Schwur euch band, wollt ihr auch uns vernichten."

Ariäos sprach: »Klearch ist zuerst an uns Allen zum Verräther geworden." Da sagte Xenophon: »Wenn dem also ist, so litt er mit Recht des Meineids Strafe. Doch Prorenos und Menon, die, euch warnend, eure Wohlthäter wurden, die sendet uns zurück. Als Freunde beider Theile können sie uns am besten rathen."

Hierauf besprachen sich die Perser eine Weile mit einander, und gingen endlich ohne Antwort. Aber die Gefangenen wurden nach Hofe gesandt und dort enthauptet. Klearch war, nach Aller Zeugniß, ein großer Feldherr, nur dem Kriege allzu geneigt. Einst diente er den Spartanern

Franz. Ich will mich doch in die Laube ſetzen, wo ich immer den Robinſon las. (Er ſetzt ſich in die andere Laube.)

Phil. Der Fremde wird auf den Doctor warten. Wo er nur bleiben mag?

Anne. Mamſell Lottchen ſucht Veilgen auf der Wieſe. Er wird ihr wohl ſuchen helfen.

Franz. Wer mag der arme kranke Mann ſeyn? er ſieht übel aus.

Phil. Höre doch Anne! das Geſicht des alten Mannes dort kommt mir bekannt vor.

Franz. Ich muß ihn ſonſt ſchon irgendwo geſehn haben.

Phil. Kannſt du dich nicht auf ſeine Züge beſinnen?

Franz. Auch die Alte ſieht aus, als ob ich Einmal von ihr geträumt hätte.

Anne. Es iſt mir wohl ſo, als ob es ein alter Bekannter wäre. Da kommt der Doctor, der wird am beſten wiſſen —

gegen die Athenienſer. Nach dem Frieden wußte er jene zu überreden, die Griechen wären von den Thraciern beleidigt. Man ſandte ihn gegen dieſe. Doch als die Ephoren bald anderen Sinnes wurden, beriefen ſie ihn zurück. Er gehorchte nicht, und Sparta verdammte den Ungehorſamen zum Tode. Damals floh er zum Cyrus. Krieg war ihm lieber als ruhiger Beſitz ſeiner Güter. Wenn andere durch ihr Gold ſich Vergnügen ſchufen, ſo verwandte er das Seinige auf Soldaten, denn nur Krieg war ſein Vergnügen. Gefahren ſcheute er nicht, bei Tag und Nacht ſuchte er den Feind. Den Soldaten wußte er Vertrauen einzuflößen, er ſorgte für ihre Bedürfniſſe. Doch war er ſtreng, ſeine Miene ernſt, ſeine Stimme rauh. Er ſtrafte hart, auch wohl in der Hitze, das gereute ihn bisweilen. Die Kriegszucht hielt er für unentbehrlich, und pflegte zu ſagen: ein Soldat müſſe den Befehlshaber mehr als den Feind fürchten, damit er ſeine Pflichten treu erfülle. Am liebſten gehorchten ihm die Seinen in Gefahren; dann ſchien ſein Ernſt ihnen Sanftmuth, ſeine Härte nur dem Feinde furchtbar. Konnten ſie aber, nach überſtandener Gefahr, zu andern Feldherren übergehen, ſo thaten es viele, denn er wußte ihre Liebe nicht zu gewinnen; ſie waren gegen ihn geſinnt wie Knaben gegen ihre Lehrer. Nur in der Noth folgten ſie ihm gerne. Er ſelber mochte ungern andern gehorchen. Als er umkam, war er ein Mann von etwa fünfzig Jahren.

Prorenos, der Böoter, entbrannte ſchon als Knabe

von der Begier nach großen Thaten, und schonte kein Geld um sich Kenntnisse zu erwerben. Nach Ruhm, Macht und Reichthum strebte er, doch nur auf redlichen Wegen. Er wußte ein Herr gegen den Feind zu führen, nicht aber den Soldaten Ehrfurcht einzuflößen. Er scheute ihren Haß mehr, als sie den Ungehorsam gegen ihn. Die Tapfern zu loben, die Feigen blos nicht zu loben, schien ihm genug; darum liebten jene ihn, während diese ihm Fallstricke legten, seine Leichtgläubigkeit mißbrauchend. Er fiel als er kaum dreißig Jahre zählte.

Menon, der Thessalier, herrsch- und habgierig, betrachtete den Ruhm nur als ein Erwerbsmittel, schloß sich an Mächtige um ungestraft Böses zu thun. Ihm waren Meineid, Lug und Trug die kürzesten Wege zu jedem Ziele; Aufrichtigkeit hieß ihm Einfalt. Niemand liebte er, seine Freundschaft schützte nicht vor seinen Nachstellungen. Der Feinde spottete er nur hinter ihrem Rücken. Ihre Güter zu rauben hatte er nicht den Muth, wohl aber die der Freunde, weil unverwahrtes Gut leichter genommen wurde. Böswichter fürchtete er gleich Bewaffneten, Redliche hingegen hielt er für unmännlich und bequem zu seinem Dienst. Menschen ohne Argliſt schienen ihm ungebildet. Betrug, Erdichtung, Spott über Freunde vergnügte ihn. Durch Verleumdung suchte er sich einzuschmeicheln, die Soldaten zu gewinnen durch Theilnahme an bösen Streichen. Geehrt wollte er sein, weil er schaden konnte. Solchen, die ihn verließen, rechnete er als Wohlthat an, daß er zuvor in seinem Dienste sie nicht um-

gebracht. Von dem Perſer Ariäos ließ er ſchon als Jüngling zu vertrautem Umgang ſich gebrauchen, während er ſelber mit dem bärtigen Tharyros der Wolluſt nachhing. Er wurde nicht enthauptet, wie die Uebrigen, ſondern ſchleppte noch ein Jahr ſein verächtliches Daſein zur eigenen Marter umher. Dann ward er hingerichtet.

Agios, der Arkadier, und Sokrates, der Achäer, fielen wie ihre Gefährten, beide in einem Alter von vierzig Jahren. Nie hat Jemand ihren Muth bezweifelt, noch ihrer Freundſchaft mißtraut.

Hoch bedrängt waren jetzt die Griechen. Von Feinden umringt; ohne Zufuhr; vom Vaterlande mehr als zehn tauſend Stadien entfernt; *) ohne Wegweiſer; durch tiefe Ströme abgeſchnitten; von den Perſern, die unter Cyrus dienten, verrathen; von allen Freunden dieſes Prinzen allein noch übrig; der Reiterei entbehrend, ohne welche nicht einmal ein Sieg nützen konnte. Alle waren tief bekümmert, aßen und tranken nicht; wenige zündeten Feuer an, wenige erſchienen bewaffnet in dieſer Nacht. Jeder legte ſich nieder wo er eben ſtand, keiner konnte ſchlafen. Der Gedanke an das Vaterland, an Eltern, Weiber und Kinder, die ſie nimmer wieder zu ſehen fürchteten, verſcheuchte den Schlummer. So verfloß die Nacht. Aber im Heere war auch Xenophon, der Athenienſer, ein Freiwilliger nur, des Proreno's Gaſtfreund, von dieſem ſchriftlich eingeladen,

*) 200 deutſche Meilen.

mit dem Verſprechen, ihm des Cyrus Freundſchaft zu erwerben, die, mehr als ſein Vaterland, ihm nützen könne. Als Xenophon den Brief geleſen, fragte er den Sokrates um Rath. Die Athenienſer, meinte dieſer, möchten ihm den Zug verübeln, weil Cyrus den Spartanern gegen ſie beigeſtanden; darum ſolle er lieber zu Delphi das Orakel befragen. Xenophon ging hin um zu erfahren, welchem Gott er opfern müſſe, um Glück und Ruhm auf ſeiner Fahrt zu erringen. Das tadelte Sokrates. Er hätte fragen ſollen: ob zu bleiben oder heimzuziehen beſſer ſei? Doch mußte er nun, Apoll's Befehl erfüllend, den angezeigten Göttern opfern. Dann ſchiffte er ſich ein und kam nach Sardes, wo Prorenos und Cyrus, eben aufbrechend, ihn wohl empfingen, wetteifernd begünſtigten, und der letztere verſprach, nach geendigtem Feldzuge ihn heim zu ſenden. Man wolle gegen die Piſider fechten, wurde auch ihm vorgeſpiegelt. Doch täuſchte Prorenos ihn nicht, denn kein Grieche, außer Klearch, wußte um des Prinzen Vorhaben. Erſt in Cilicien merkten es alle, ſcheuten den Weg und äußerten Unwillen, ſchämten ſich aber umzukehren; ſo auch Xenophon. Jetzt in Traurigkeit verſunken wie alle, entſchlummerte er ein wenig und ſah im Traume, wie ein Blitzſtrahl ſein väterliches Haus entzündete. Erſchrocken wachte er auf, zweifelnd, ob der Traum ihm Gutes oder Böſes bedeute. Mancherlei Gedanken ergriffen ihn. Warum liege ich hier? die Nacht verſtreicht. Sicher kommt der Feind mit Tages-Anbruch. Fallen wir in des Königs Hände, ſo

ist, nach harten, erduldeten Beschwerden, schimpflicher Tod unser Lohn. Keine Rettungsanstalt wird begonnen, keiner denket einmal daran; da liegen sie alle in tiefer Ruhe. Welcher Feldherr wird sich das erlauben? und ich, welche Zeit soll ich erwarten? muß ich heute mich ergeben, so sind meine Jahre gezählet.

Er stand auf und berief die Obersten des Prorenos. »Ich kann nicht schlafen,« sagte er: »könnt ihr es? schwerlich. Länger kann ich auch nicht liegen und diesen Zustand betrachten. Daß die Perser sich entlarvten, beweiset mir die Vollendung ihrer Zurüstungen, und von uns denkt niemand auf eine rühmliche Vertheidigung. Welch Schicksal, meint ihr, steht uns bevor? der Mann, der seines Bruders Leichnam verstümmelt an das Kreuz schlug, wie wird er mit uns verfahren, die wir den Monarchen zum Sklaven machen, ihn tödten wollten? wir müssen alles aufbieten, um seiner Gewalt zu entrinnen.«

»Immer schien der Waffenstillstand mir beklagenswerth. Die Feinde hatten alles, genoßen alles, während wir alles kaufen mußten, und nur wenige vermochten das; während Schwüre uns banden, auf andere Weise der Griechen Bedürfnisse zu erlangen. Wahrlich, da schien die Waffenruhe mir furchtbarer als der Krieg, den wir jetzt beginnen. Denn die Perser haben den Vertrag gebrochen, ihr Uebermuth ist offenbar, unser Verdacht gerechtfertigt. So liegen nun alle ihre Güter als Siegespreise vor uns, den Tapfersten bestimmt: die Götter sind Kampfrichter und werden mit uns

ſein, die Meineidigen nicht ſchützen. Wir haben unſern Schwur gehalten. Wir ſind abgehärteter und minder verwundbar als jene, auch, ſo Gott will, beſſer als ſie. Sollen wir denn warten, bis andere zu rühmlichen Thaten uns ermuntern? Auf! gebt das Beiſpiel! beweiſet euch als die Tapferſten und Würdigſten! ich will euch folgen. Doch begehrt ihr von mir, an eurer Spitze zu fechten, ſo will ich meine Jugend nicht vorſchützen, denn ich fühle Kraft in mir, das Unglück abzuwehren." So ſprach er, und die Oberſten alle verlangten ihn zum Anführer. Nur Apollonides meinte, es ſei thöricht, eine andere Rettung zu hoffen als von des Königes Gnade. Schon hub er an, die Schwierigkeiten aufzuzählen, da unterbrach ihn Xenophon mit den Worten:

»Seltſamer Menſch! deine Augen ſehen nicht; was du gehört, haſt du vergeſſen. Der König, durch des Cyrus Tod ermuthigt, hat unſere Waffen gefordert, dann einen Vertrag mit uns geſchloſſen, drei unſerer Feldherren geſchlagen, verwundet, geſchmäht, daß ſie umſonſt den Tod ſich wünſchen. Das alles weißt du, und darfſt noch thöricht ſchelten, die zu Vertheidigung rathen? und darfſt von Unterwerfung ſprechen? Dieſes Menſchen Seele beſchimpft ganz Griechenland. Nehmt ihm ſeine Würde und legt ihm Gepäck auf."

Ein anderer ſprach: »Was kümmert ihn Griechenland? er trägt, wie ein Lydier, beide Ohren durchbohrt." Hierauf ſtießen ſie ihn aus ihrer Mitte, und gingen durch das Lager, und beriefen alle Feldherren, alle Oberſten, die noch lebten,

vor die Fronte; ihrer sammelten sich bei Hundert und es war gegen Mitternacht. Xenophon wurde aufgefordert, seinen Antrag zu wiederholen. Er that es und fügte hinzu: »Auf euch sind jetzt die Blicke der Soldaten gerichtet. Zeigt ihr Muth, so werden auch sie ihn zeigen. Im Frieden habt ihr Gold und Ruhm voraus, so ziemt euch auch, daß ihr, dieses Vorzugs würdig, für sie denkt und handelt. Wählt eilig andere Führer an die Stelle der Ermordeten, denn ohne Ordnung kann nichts Rühmliches gedeihen. Ermuntert die Soldaten durch kräftige Zusprache. Nicht die Menge, Gott und Muth verleihen Sieg! Oft fallen unrühmlich, die ihr Leben ängstlich zu erhalten streben; doch wer dem Tode, dem unvermeidlichen, entschlossen unter die Augen tritt, erreicht oft ein hohes, glückliches Alter. So laßt uns denken, hievon andere überzeugen.« Er schwieg und Cheirisophos redete:

»Ich wußte bisher nichts von dir, als, du seist ein Athenienser. Nun kenne ich dich ganz, und rühme dich und wünschte nur, daß alle dir glichen. Wohlan! ohne Zaudern, laßt uns die Anführer wählen, dann die Soldaten berufen, und, sammt den Erwählten, mitten unter sie treten.« Es geschah, und Xenophon wurde der fünf neuen Feldherren einer. Fast war der Tag nun angebrochen. Es wurden Vorposten ausgestellt, das Heer versammelt und Cheirisophos sprach, die bedenkliche Lage nicht verschleiernd: »Wir müssen siegen oder sterben! denn fielen wir lebendig in der Feinde Gewalt, so würden wir erdul-

den müſſen, was ich von den Göttern ihnen wünſche.“ Und Kleanor erinnerte an der Perſer Meineid; an den, den gaſtfreundlichen Zevs verſpottenden Meuchelmord; an den Undank des Ariäos, den auf den Thron man heben wollen. Und Xenophon, im ſchönſten kriegeriſchen Schmucke trat auf, denn er meinte, es zieme ſich, geſchmückt zu ſiegen oder zu ſterben. Er bekräftigte Kleanor's Worte, vor neuer Leichtgläubigkeit warnend, und, wenn der Krieg muthig begonnen werde, der Götter Beiſtand verheißend.

Als er ſo ſprach, nießte Einer, und die Soldaten, für ein glückliches Zeichen es haltend, dankten einſtimmig den Göttern. Und Xenophon gelobte dem Zevs ein Rettungsopfer, ſobald ſie unfeindlichen Boden beträten, und auch andern Göttern Opfer nach Vermögen. »Wer ſo denket wie ich,“ rief er aus, »der ſtrecke ſeine Hand empor!“ Da ſtreckten alle ihre Hände empor und beteten und ſangen das Kriegslied.

Und Xenophon ſprach weiter: »Von unſern Hoffnungen will ich reden, die fürwahr nicht geringe ſind. Denn redlich haben wir unſern Schwur gehalten, jene den ihrigen gebrochen, darum werden mit uns die Götter ſein, denen es ein leichtes iſt, die Großen klein zu machen und die Kleinen aus Gefahr zu retten. Das haben ſie ſchon an unſern Vätern bewieſen; als mit zahlloſen Heeren die Perſer Athen zu zerſtören drohten, und beſiegt wurden. Damals hatten die Athenienſer Dianen für jeden erlegten Feind das Opfer einer Ziege gelobt, weil aber ſo viele Ziegen nirgend zu ſin-

den waren, so opfern sie deren noch jetzt jährlich fünf hundert. Noch einmal wagte Xerres Griechenland zu bedrohen, noch einmal wurden die Vorfahren dieser Perser von unsern Vorfahren besiegt zu Wasser und zu Lande. Das bezeugen die Trophäen, und mehr noch die Freiheit der Städte, in welchen ihr geboren seid. Denn keinen Herrn, nur die Götter betet ihr an. Von solchen Vätern stammt ihr ab, und habt noch vor wenigen Tagen dieser Abkunft euch würdig bewiesen. Da fochtet ihr doch nur für einen Fremden und wußtet zu siegen; welche höhere Zuversicht muß euch jetzt beleben, da ihr in den Kampf für eigene Wohlfahrt geht. Zum ersten Male erblicktet ihr damals ihre ungezählten Scharen und drangt unverzagt auf sie ein; wie solltet ihr jetzt sie fürchten, nachdem ihre Feigheit von euch erprobt worden? Meint ihr geschwächt zu sein durch den Abfall der Barbaren, die dem Cyrus gehorchten? O die sind feiger noch als jene Ueberwundenen, denn sie konnten uns verrathen, zu jenen entweichen; und Flüchtlinge mögen lieber uns gegenüber, als in unsern Reihen stehen."

»Sollte es euern Muth schwächen, daß Reiterei uns mangelt? die Feinde hingegen auf die Zahl der ihrigen trotzen? O so bedenket, daß zehn tausend Reiter doch nur zehn tausend Menschen sind. Durch Rosses Huf oder Gebiß fiel noch keiner in der Schlacht. Wir fechten zu Fuß weit sicherer. Sie müssen nicht allein uns, auch ihrer Rosse Straucheln fürchten; wir stehen fest und schlagen sicher zu. Nur Eines wird ihnen leichter, die Flucht."

»Manche möchte es bekümmern, daß Wegweiser uns mangeln. Doch was dünket euch beſſer? daß der tückiſche Tiſſaphernes uns führe? oder Einer, den wir zwingen, und der mit ſeinem Leben die Treue uns verbürgen muß? — Keine Zufuhr von den Perſern iſt mehr zu hoffen; doch was dünket euch beſſer? auf dem Markte wenig für vieles Geld zu kaufen? oder nach Belieben zu nehmen was wir brauchen?"

»Scheut ihr die Ströme? Mögen ſie auch, entfernt von ihren Quellen, nicht zu durchwaten ſein, was hindert, eben dieſen Quellen uns zu nähern, wo ſie kaum das Knie beſpülen? — Geſetzt aber auch, die Ströme hemmten unſere Schritte, wohlan, ſo bleiben wir mitten in Perſien. Sind denn die Myſer und Piſider tapferer als wir? und wohnen ſie nicht hier in großen, reichen Städten dem Könige zum Trotz? Haben wir nicht ſelbſt geſehen, daß die Lykaonier Feſtungen erobert und des Landes Früchte geerntet haben? — Ich meine, wir müſſen uns ſtellen, als wollten wir uns hier anbauen. Gern würde der König den Myſern Wegweiſer und Geiſeln geben, und all' ihr Gepäck auf ſeinen eigenen Wagen fortſchaffen, wenn ſie nur gehen wollten. Gern würde er auch unſer auf ſolche Weiſe ſich entledigen, wenn er ſähe, daß wir zu bleiben Anſtalten treffen."

»Doch ich fürchte, wenn wir im Müſſigang und Ueberfluß der Feinde Güter verzehren, mit ihren Weibern und Mädchen in Wolluſt ſchwelgen, ſo möchten wir dann,

Neunte Scene.

Doctor Bluhm. Die Vorigen.

Bluhm. (geht zu Franz) Willkomen, lieber alter Freund! wie gefällt es Ihnen hier?

Franz. Es gefällt mir so gut, daß ich wohl hier sterben mögte. (Er zieht ihn zu sich) Hören Sie doch, lieber Doctor, ist der kranke Mann dort Einer von Ihren Gästen?

Bluhm. Ja.

Franz. Ich glaube, Sie wollen hier ein Hospital anlegen? Haben Sie lauter Kranke gebeten?

Bluhm. Um sie Alle gesund zu entlassen.

Franz. Wer ist der Mann?

Bluhm. Kennen Sie ihn nicht?

Franz. Wenn Sie mir ihn nennen, so erinnere ich mich wohl wieder.

Bluhm. Fragen Sie Ihr Herz um seinen Namen.

Franz. (stutzt) Mein Herz?

gleich jenen Lotos-Essern beim Homer, den Weg nach der Heimath vergessen. D'rum dünkt mich rechtlicher, wir ziehen in's Vaterland, unsern Mitbürgern beweisend, daß wir dort lieber freiwillig arm sind, als hier des Sieges Früchte genießen."

»Nun noch ein Wort von unserer Sicherheit auf diesem Zuge. Alle Wagen, alle Zelte müssen wir verbrennen, kein Gepäck darf uns hindern. Nur Kriegsgeräth und was zur Speise und Trank wir nothwendig bedürfen, werde mitgeführt, auf daß der Unsrigen so Viele als möglich bewaffnet erscheinen. Sieger finden überall was sie brauchen, und siegen wir, so mögen die Feinde unsere Packträger werden."

»Ihr habt gesehen, daß die Perser dann erst Muth gegen uns gefaßt, nachdem sie der Feldherren uns beraubt, wähnend, ohne Häupter, ohne Ordnung müßten wir verderben. Darum thut Noth Kriegszucht und Vorsicht zu verdoppeln. Den Ungehorsamen darf nicht der Feldherr allein, jeder müsse auf frischer That ihn züchtigen, so wird der betrogene Feind am Morgen, statt eines Klearch, zehntausend erblicken. — Ich habe geredet. Was ihr gut gefunden, das genehmigt schnell. Wer das Bessere weiß, der trete auf und rede frei, wäre er auch nur ein gemeiner Soldat, denn hier gilt es unser aller Rettung!" Xenophon schwieg und Cheirisophos hub an:

»Laßt uns seine Worte schnell bekräftigen durch Aufhebung der Hände." Und alle reckten ihre Hände empor.

Und Xenophon verglich die Perſer mit furchtſamen Hunden, die den Weichenden verfolgen und beißen, den Verfolgenden aber fliehen; alſo würden ſie auch jetzt den aufbrechenden Griechen vermuthlich nachſetzen; darum ordnete er das Heer in ein Viereck, den Troß in deſſen Mitte. Den Spartaner Cheiriſophos an die Spitze, und zwei der älteſten Feldherren zu beiden Seiten. Er und Timaſion, als die Jüngſten, wollten den Nachzug decken. Zum letzten Male erinnerte er, daß nur der Tapfere ſiegen und leben, die Heimath wieder ſehen und mit des Ueberwundenen Gütern ſich bereichern werde.

Jetzt wurden die Wagen und Zelte verbrannt. Wer noch mehr beſaß, als er bedurfte, theilte es dem Gefährten mit und warf den Ueberfluß in's Feuer. Dann hielten ſie eine Mahlzeit, nach welcher Mithridates mit etwa dreißig Reitern erſchien, vorgebend, als ein Freund des Cyrus, lebe er in ſteter Furcht, und wolle gern mit allen den Seinen zu den Griechen übergehen, wenn ſie ihre Anſchläge ihm vertrauen wollten. Unverholen theilte man den gefaßten Beſchluß ihm mit, den er als unausführbar zu ſchildern ſuchte; wodurch er Verdacht auf ſich lud. Beſſer ein offener Krieg, meinten die Feldherren, als dieſe tückiſchen Beſuche im Lager, die nur auf Verführung der Soldaten abzwecken. Wirklich ging ein Oberſter, Nikarch aus Arkadien, mit etwa zwanzig Mann in der Nacht zu den Perſern über.

Die Griechen aber ſchritten in Schlachtordnung über

den Fluß Zabatos. Nicht lange so erblickten sie auf's neue jenen verrätherischen Mithridates, der mit einem Haufen Reiterei, Bogenschützen und Schleuderern, erst freundlich anrückte, dann in der Nähe durch Wurf und Geschoß mehrere verwundete. Der Griechen Nachtrab litt und konnte nicht vergelten, denn es flogen der Kreter Pfeile minder weit, als die der Perser, und sie mußten, weil sie ungeharnischt waren, unter die schweren Truppen sich bergen. Auch die Wurfspieße erreichten die Schleuderer nicht. Da setzte Xenophon sich an des Nachtrabs Spitze und verfolgte die Feinde, deren keiner gefangen werden konnte, weil er keine Reiter hatte, auch nicht zu weit vom Heere sich entfernen wollte. Die fliehenden Perser aber schoßen noch rückwärts von den Rossen herab und die Griechen mußten fechtend sich zurückziehen, Xenophon aber Vorwürfe hören, daß er ohne Nutzen sich zu weit gewagt. So konnten sie an diesem Tage nicht mehr als fünfundzwanzig Stadien (wenig über dreitausend Schritte) zurücklegen bis zu einigen Dörfern.

Hier bewies Xenophon aus dem Vorgefallenen, daß Schleuderer und berittene Mannschaft den Griechen unentbehrlich wäre. Es gab Rhodier im Heere, die, besser als die Perser, auch mit bleiernen Kugeln zu schleudern verstanden, da jene nur der Steine sich bedienten; diese schlug er vor, auszuheben, reichlich zu besolden und noch durch andere Freiheiten zu dem nöthigen Dienste sie willig zu machen. Auch Pferde waren vorhanden, Klearch hatte

deren zurückgelaſſen, Xenophon ſelber beſaß einige, manche waren erbeutet, manche trugen Gepäck. Dieſe alle ſollte man eilig beritten machen. Es geſchah, und noch in derſelben Nacht erſtand ein Haufe von zweihundert Schleuderern, einer Schar von fünfzig geharniſchten Reitern, deren Führer Lykios, der Athenienſer, wurde.

Die Griechen ruhten einen Tag und zogen dann durch einen Moraſt, früher als gewöhnlich aufbrechend, weil ſie Ueberfall befürchteten. Doch erſt als der Sumpf hinter ihnen lag, erſchien Mithridat mit tauſend Reitern und viertauſend Bogenſchützen und Schleuderern. Uebermüthig durch ſein Glück beim letzten Angriff, hatte er dieſe Mannſchaft von Tiſſaphernes erbeten, ſich rühmend, jetzt wolle er die Griechen in ſeine Hände liefern. Aber kaum wurden dieſe ihn gewahr, als auf den erſten Trompetenſtoß, die Reiterſchar, von leichten und ſchweren Truppen unterſtützt, muthig einhieb, den flüchtigen Feind bis in den Moraſt verfolgte, wo der Perſer viele den Tod fanden und achtzehn Reiter lebendig gefangen wurden. Die Sieger zerfetzten und verſtümmelten die Gebliebenen, um durch ihren Anblick den Feind zu ſchrecken, und ſetzten ihren Marſch nun ruhig mehrere Tage fort. Den Tigris hatten ſie erreicht, auch eine verlaſſene Burg, Meſpilo genannt, und als ſie von da weiter gingen, erſchien plötzlich Tiſſaphernes mit ſeinem ganzen Heere. Doch ſcheute er ſich ſie anzugreifen; nur ſeine Bogen, ſeine Schleudern ſandten Steine und Pfeile herüber; als aber die Rhodier ihre Blei-

kugeln hinüber schleuderten und die scytischen Bogenschützen keinen Fehlschuß thaten, da zog er sich zurück. Die Kreter sammelten die persischen, sehr langen Pfeile, mit denen sie weit schießen lernten, und in den Dörfern fanden die Schleuderer Blei und Riemen so viel sie bedurften. So rückten die Griechen langsam fort, ruhten hie und da, wo sie Getreide fanden, brachen wieder auf und die Perser folgten in der Ferne.

Aber jene erkannten jetzt, daß eine viereckigte Schlachtordnung in dieser Lage gefährlich sei; denn durch Brücken, Berge oder enge Pässe, wo jeder zuerst hinüber oder hindurch wollte, wurde sie leicht getrennt und gerieth in Verwirrung. Da bildeten die Feldherren kleine Haufen von zehn bis hundert Mann, die überall bereit waren, entstehende Zwischenräume auszufüllen. Am fünften Tage nach dieser neuen getroffenen Ordnung erblickten sie eine Burg auf hohen Felsen, und stiegen fröhlich hinan, weil die feindlichen Reiter dahin nicht folgen konnten. Doch zwischen den Bergen lagen Thäler, und Feinde standen auf den höhern Felsenspitzen, die durch ihr Geschoß viele verwundeten. Tapfer und unermüdlich erstiegen die Griechen einen Hügel nach dem andern, bis sie endlich siegreich oben standen, wo sie der Satrapen gehäufte Vorräthe an Wein, Mehl und Gerste erbeuteten, drei Tage sich gütlich thaten, die Verwundeten, deren viele, durch acht Wundärzte pflegen ließen, und am vierten Tage wieder in die Ebene hinabstiegen. Tissaphernes holte sie ein. Viele

Genesende waren noch untauglich zum Gefecht, mußten sammt ihren Waffen getragen werden, das verminderte die Streitkraft. Da nun der Marsch zugleich ein steter Kampf war, so besetzten die Griechen, um davon zu ruhen, das erste von ihnen erreichte Dorf, wurden zwar auch dort vom Feinde beschossen, trieben aber durch Ausfälle ihn leichter zurück. Der Abend befreite sie jedesmal ganz von ihnen; denn aus Furcht im Dunkeln überfallen zu werden, lagerten die Perser sich niemals näher als sechzig Stadien. Und, welch ein Lager! die angebundenen Pferde mit den Füßen gekoppelt, damit die etwa sich losreißenden nicht entlaufen könnten. Bei entstehendem Lärm sie entkoppeln, satteln, zäumen, sich harnischen und aufsitzen, war im Dunkeln so beschwerlich, daß man lieber fern blieb. Diese Gewohnheit benutzten die Griechen; ihre Herolde riefen laut zu den Waffen, als die Perser abziehen wollten. Da machten jene Halt und brachen später als gewöhnlich auf, denn die volle Nacht mochten sie nicht erwarten. Sobald die Griechen dessen vergewissert waren, zogen sie alsobald noch sechzig Stadien weiter, dadurch einen Vorsprung gewinnend, der in den nächsten drei Tagen des Feindes Anblick ihnen gänzlich ersparte.

Am vierten aber hatten die Perser, in der Nacht zuvorkommend, einen hohen Berg besetzt, der die Straße beherrschte. Cheirisophos meinte, es sei nur ein einzelner Haufe, und rief den Xenophon vom Nachtrabe, daß er mit den leichten Truppen den Berg reinigen sollte. Dieser

hingegen erblickte das ganze feindliche Heer, zugleich einen Weg, der auf des Felsens unbesetzte Spitze führte, die zu erklimmen ihm nothwendig dünkte, weil, im Besitz derselben, man die niedriger Stehenden zwingen werde, ihre Stellung zu verlassen. Xenophon erbot sich es zu unternehmen, oder, wenn Cheirisophos lieber wollte, an seiner Statt zu bleiben. Da sein Waffengefährte ihm die Wahl ließ, ging er, als der Jüngere, von auserlesener Mannschaft begleitet, zum Sturme. In möglichster Eile begann der Aufmarsch. Kaum sahen die Perser diese nach der Bergspitze gerichtete Bewegung, als sie vorzukommen strebten. Beide Theile um die Wette ermunterten sich durch lautes Geschrei. Xenophon ritt hin und her, den Seinen zusprechend: »Denket, es ginge nach Griechenland zu Weibern und Kindern! Müht euch nur noch eine kurze Frist, so werdet ihr des Weges Ueberrest ohne Kampf zurücklegen.«

»Du hast gut reden,« sprach Soteridas, ein Sikyoner »du bist zu Pferde, ich aber kann meinen Schild kaum schleppen.« — Da sprang Xenophon hastig vom Pferde, riß ihn aus dem Gliede, nahm ihm den Schild, stellte sich für ihn, und, obgleich sein Reiter-Harnisch ihn drückte, so schritt er doch munter in der Reihe, die vor und hinter ihm Gehenden zur Schnelligkeit ermahnend. Da wurde Soteridas geschlagen, geworfen, beschimpft, bis er gezwungen den Schild ergriff, und seine Stelle wieder einnahm. Xenophon zu Pferde steigend ritt so lange voran, als der beschwerliche Pfad es vergönnte; dann verließ er

ſein Roß und klimmte zu Fuß hinan. Alſo kam er den Feinden auf der Bergſpitze zuvor. Die Folge war der Perſer eilige Flucht, der Griechen ungehindertes Hinabſteigen in die Ebene am Tigris, wo ſie reiche Dörfer und große Herden auf der Weide fanden.

Doch, als um Beute zu machen, die Soldaten ſich zerſtreuten, brachen die Feinde wieder aus der Ebene hervor, tödteten einige und ſteckten die Dörfer in Brand. Beſtürzt ſahen die Griechen die Hoffnung ihres Unterhalts von den Flammen verzehren. Xenophon wollte ſie ermuthigen. »Ihr ſeht,« ſprach er, »die Feinde betrachten dieſes Land ſchon als unſer Eigenthum, ſonſt würden ſie es nicht verwüſten. Doch zu ihren Vorräthen ſteht auch uns der Weg offen.« Seine Meinung war, man ſollte den Bauern löſchen helfen; Cheiriſophos aber wollte, den Feinden trotzend, die Flammen ſchüren. Doch Alle fanden ihre Lage mißlich, eingeſperrt zwiſchen hohen Gebirgen und einem tiefen Strome, deſſen Grund ihre Spieße nicht erreichten. Es erbot ſich zwar ein Rhodier, viertauſend ſchwer Bewaffnete über den Fluß zu führen, wenn man ein Talent ihm verſpreche. Die Häute von einigen tauſend Schafen, Ziegen und Rindern wollte er zuſammen nähen, aufblaſen, mit hängenden Steinen als Anker ſie verſehen, im Waſſer zuſammmenfügen, Strauch und Erde darauf legen, und ſo meinte er, könne jeder Schlauch, ohne zu ſchwanken, zwei Männer tragen. Der Einfall ſchien den Feldherren nicht verwerflich, doch unausführbar, weil die Feinde am

jenseitigen Ufer den Uebergang hindern würden. Darum bogen sie plötzlich von der bisherigen Straße ab und hemmten, durch angezündete Dörfer, des Feindes Verfolgung. Staunend sahen die Perser ihnen nach und begriffen ihr Vorhaben nicht. Sie aber forschten von den Gefangenen die Gegend aus. »In Süden, sprachen diese, »woher ihr gekommen, liegen Babylon und Medien; in Osten Susa und Ekbatana, des Königs Sommer-Aufenthalt; in Westen Lydien und Jonien; über die Gebirge in Norden führt der Weg zu den Karduchern, einem freien kriegerischen Volke, welches in seinen Bergen einst ein persisches Heer von hundert zwanzig tausend Mann vertilgte, daß auch nicht Einer entkam. Die Satrapen in der Ebene suchten durch Verträge den Verkehr zu unterhalten. Hinter den Karduchern liegt Armenien, ein reiches offenes Land, wo man des Tigris Quellen durchwaten oder umgehen mag. Da beschlossen die Feldherren diese Straße zu wählen, opferten und geboten, wenn das Horn ertöne, zum Aufbruch sich bereit zu halten.

* * *

Still zogen sie ab, im Dunkeln durch die Ebene. Mit Tagesanbruch erklimmten sie bereits die Berge, ehe noch der Feind ihren Marsch bemerkte, und ergoßen sich in Thäler und Klüfte, wo die Karducher mit Weib und Kind aus ihren Dörfern flohen. In den verlassenen Hütten fanden die Griechen Lebensmittel, die zu rauben der Hunger sie zwang; doch das kupferne Geräthe nahmen sie nicht,

verfolgten auch keinen Fliehenden, sprachen vielmehr ihnen freundlich zu, hoffend, einen friedlichen Durchzug auf solche Weise zu erlangen. Allein die Karduchen hörten nicht auf ihre Stimme, vermieden alle Gemeinschaft mit den unwillkommenen Gästen, und als es dunkel wurde, fielen sie mit Waffen und Steinen den Nachtrab an, verwundeten und tödteten einige Griechen. Doch waren, zum Glücke, dieser neuen Feinde nur noch wenige, denn die Ankunft der Fremdlinge überraschte sie. In den Dörfern übernachteten die Griechen, und rings umher auf den Gebirgen zündeten die Karduchen ihre Feuer an.

Um den Marsch zu erleichtern, beschlossen die Feldherren am Morgen, alle Gefangenen zu befreien, und nur die stärksten, unentbehrlichsten Lastthiere mitzuführen. Herolde verkündeten das Gebot und auf dem Zuge ließen die Führer bei einem engen Passe halten, forschend, ob Ungehorsame noch etwas verborgen hielten? Doch alle hatten gehorcht, nur Einer hie und da von schönen Mädchen oder Knaben sich noch nicht getrennt.

Bald unter Gefechten, bald in Ruhe, verstrich dieser Tag. Am folgenden mußten sie weiter, trotz eines heftigen Sturmes, denn sie litten Mangel. In engen Schluchten wurden sie hart vom Feinde bedrängt. Cheirisophos eilte mit dem Vortrab, und gehorchte nicht, als Xenophon im Hintertreffen den Befehl zu stehen gab, wodurch dieses gezwungen wurde, gleichsam flüchtig nachzueilen. Zwei tapfere Männer fielen, konnten nicht fortgetragen, nicht einmal

Zehnte Scene.

Lottchen. Die Vorigen.

Lottchen. (kommt mit einer Schürze voll Blumen.)

Franz. Sieh da, Lottchen! bist du auch hier?

Lottchen. (streut ihre Blumen von einer Laube bis zur Andern.)

Franz. Was machst du da?

Phil. Lottchen! was machst du da?

Lottchen. Ich streue Blumen auf einen Weg, der so lange mit Dornen bestreut war.

Franz. Was soll das heissen?

Phil. (winkt Bluhm zu sich) Lieber Doctor, sagen Sie mir um Gottes willen, wer ist der fremde Mann?

Bluhm. Ich habe ihn eingeladen, weil heute sein Geburtstag ist.

Phil. (erschüttert) Sein Geburtstag?

Franz. (unruhig) Lottchen, komm her. Kennst du den Fremden dort?

begraben werden. Als darauf im Lager Xenophon alsobald den Cheirisophos zur Rede stellte, deutete dieser auf die steilen Gebirge und auf den einzigen, dahin führenden, aber schon von Karduchern besetzten Weg. Diesen, wo möglich, früher als die Feinde zu erreichen, sagte er, mußt' ich so eilen, denn die Wegweiser sprachen, es gebe keine andere Straße. Da ließ Xenophon zwei Männer herbei führen, die er an diesem Tage gefangen, und befragte Jeden insbesondere. Trotz aller Drohungen blieb der Eine trotzig bei der Aussage: jener Paß könne nicht umgangen werden. Da wurde er, vor des Andern Augen, getödtet. Und nun erbot sich dieser, einen Weg zu führen, der auch für Lastthiere gangbar, und den der Getödtete nicht habe verrathen wollen, weil in der Gegend seine Tochter verheirathet sei. Nur eine Stelle werde man treffen, wo unmöglich vorbei zu kommen, wenn der Feind den Berg früher als die Griechen besetze. Da wurden Freiwillige aufgefordert, diesen Posten während der Nacht zu ereilen. Viele erboten sich und fast zweitausend zogen muthig hin, während eines starken Regens, den gefesselten Wegweiser in ihrer Mitte. Sie sollten, wenn sie den Gipfel erreichten, ihn behaupten, mit Tagesanbruch in die Posaunen stoßen, und dann von oben herab fechten, während die Nachgebliebenen fechtend von unten herauf klimmten. Um ihren Zug zu decken und zu verheimlichen, machte Xenophon eine Bewegung gegen die offenliegende Straße. Die Feinde rollten Steine und Felsenstücke von den Bergen; die ganze Nacht hindurch hörte man das Krachen.

Indeſſen umgingen die Freiwilligen den Paß, trafen Wachen beim Feuer, tödteten einige und beſetzten die Anhöhe, von welcher ſie am Morgen, durch einen dichten Nebel begünſtigt, ſtill auf den Feind herabrückten, dann in ſeiner Nähe plötzlich die Poſaunen erſchallen ließen, mit Geſchrei ihn angriffen und vom Wege verjagten. Als die Griechen den Schall der Trompete vernahmen, erklimmten ſie von allen Seiten die Berge, mit Hilfe ihrer Spieße. Nur Xenophon ſtand in Gefahr, von den übrigen getrennt zu werden, weil er, der Laſtthiere halber, einen Weg einſchlagen müſſen, der von einem, noch durch Feinde beſetzten Hügel beherrſcht wurde. Aber den Seinen Muth einſprechend, ging er gerade auf den Hügel los, und ohne einen Pfeil abzudrücken, flohen die Karducher. Um den langen Zug der Laſtthiere zu decken, ließ er eine Beſatzung auf dem eroberten Hügel zurück, und erſtürmte deren, mit gleichem Muth und Glücke, noch zwei andere. Doch hatten die Feinde indeſſen den erſten wieder genommen und manchen wackeren Krieger getödtet. Da forderte Xenophon durch einen Dolmetſcher die Gebliebenen. Man wolle ſie ausliefern, war die Antwort, wenn die Griechen keine Dörfer niederbrennen würden. Das verwilligte Xenophon, und, während dieſer Unterhandlung, vereinte ſich das griechiſche Heer.

Doch neue Gefahren harrten ſeiner beim Herabſteigen. Die Feinde beſetzten jeden von den Griechen verlaſſenen Hügel, und rollten zerſchmetternde Felſenſtücke herab. Xenophon ſelber ſchwebte in Gefahr, wenn nicht Eurylochos aus

Arkadien mit seinem Schild ihn deckte. Endlich fanden die Griechen Ruhe und Erquickung in einem wohlgebauten Orte, wo der Wein in gemauerten Kellern aufbehalten wurde. Hier entließen sie den Wegweiser und empfingen dagegen ihre Todten, denen sie nach Möglichkeit, was tapfern Männern gebührt, bewiesen.

Unter stetem Kampfe zogen sie am folgenden Tage weiter und mußten auf- oder absteigen, und jeden engen Paß mit Gewalt eröffnen. Die Karduchen waren leicht zu Fuß, treffliche Bogenschützen und Schleuderer, ihre Pfeile maßen mehr denn zwei Ellen, Schild und Harnisch durchbohrten sie damit. Die etwa aufgelesenen brauchten die Griechen als Wurfspieße. Hier wurden die Kreter am nützlichsten.

Sieben Tage hatte dieser gefährliche Zug gewährt, und mehr Uebel dem Heere zugefügt, als die ganze Macht des Tissaphernes. Jetzt erreichten die Griechen einen Fluß, der Armenien vom Lande der Karduchen trennt, ruhten auf einem angenehmen Lagerplatze, mit Lebensmitteln wohl versehen, gedachten frö. lich der überstandenen Mühseligkeiten, und erquickten sich durch süßen Schlaf. Doch schon am andern Morgen erblickten sie ein Heer in Schlachtordnung am jenseitigen hohen Ufer, bereit den Eingang in Armenien ihnen zu verwehren. Es waren die Söldner der Satrapen, auch Chaldäer, die als freie, streitbare Männer geschildert wurden. Die Griechen versuchten den Uebergang, doch das Wasser reichte bis unter die Arme; in des

reißenden Stromes Grunde lagen schlüpfrige Steine; wurden die Waffen in's Wasser gehalten, so drohten die Wellen sie fortzureißen, wurden sie auf den Köpfen getragen, so blieben diese den Pfeilen blosgestellt. Da kehrten sie zurück und lagerten sich bekümmert am Fluße. Denn auf den Bergen hinter ihnen sammelten die Karduchen sich mit Macht; vor ihnen lag der tiefe Strom, und am jenseitigen Ufer lauerte ein neuer Feind.

Xenophon träumte in dieser ängstlichen Nacht, er sei gefesselt und seine Ketten zersprängen von selber. Dieser Traum ermuthigte sie Alle. Auch die Opferthiere gaben günstige Zeichen. Xenophon setzte sich zur Tafel, da leuchten zwei Jünglinge herein (denn Jedermann durfte mit ihm sprechen zu jeder Zeit, er mochte essen oder schlafen), die hatten einen Furth im Strome gefunden, wo jenseits ein Felsenufer der Reiterei den Zugang sperrte; sie waren mit bloßen Dolchen hinüber und herüber gewatet, und kaum hatte das Wasser ihre Lenden benetzt. Das hörend, goß Xenophon fröhlich den Opferwein aus, befahl den Jünglingen einzuschenken, ermahnete sie zum Gebet um ferneres Gelingen, berief die Feldherren und beschloß den Durchgang, so, daß die Hälfte des Heeres, von Cheirisophos geführt, hinüber gehen, die andere unter Xenophon zurück, der Troß in der Mitte bleiben sollte. Die Jünglinge zeigten den, eine Stadie vom Lager entfernten Furth.

Kaum begann der Zug, als die Reiter jenseits in Schlachtordnung erschienen. Cheirisophos, am bezeichneten

Orte angelangt, legte sein Oberkleid ab, und bekränzte sich, und ordnete den Durchgang. Die Wahrsager schlachteten Opfer im Flusse, die Zeichen waren günstig. Der Schlachtgesang wurde angestimmt. Die Soldaten erhuben ein großes Geschrei, die Weiber wiederholten es, denn es gab der Lustdirnen viele im Heere. Die Feinde warfen und schoßen auf die Durchziehenden, doch ohne zu treffen.

Indessen machte Xenophon mit den leichten Truppen vom Nachtrabe eine Schwenkung, als wolle er vom Lagerplatze aus über den Strom gehen, und dadurch die Reiter gegenüber von zwei Seiten umringen. Das brachte sie zur Flucht, auf der die griechischen Reiter und das leichte Fußvolk, die schon jenseits waren, bis in die Gebirge sie verfolgten, und schöne Kleider und Trinkgeschirre erbeuteten, indessen Cheirisophos das vor ihm liegende hohe Ufer vom Feinde reinigte. Nun schwenkte sich Xenophon gegen die Karduchen, die schon in die Ebene herabstürzten, um den Nachtrab anzugreifen. Er deckte durch seine Schlachtordnung den übergehenden Troß. Die Karduchen brüllten ein unbekanntes Kriegslied und griffen an. Cheirisophos, jenseits schon sicher, sandte seine Schleuderer und Bogenschützen zurück, die, auf Xenophon's Befehl, schußfertig im Strome stehend, den Rückzug erwarten sollten. Die Seinen führte er zum hastigen Angriff, gebietend, wenn der Feind fliehe und auf dem Flusse ein Trompetenstoß erschalle, sich schnell zu wenden und laufend, doch in guter Ordnung, durch den Strom zu gehen. Der am ersten das jenseitige Ufer erreichte,

sollte gerühmt werden. Und so wurde es vollbracht, denn es hielten die Karduchen den griechischen Ungestüm nicht aus. Zwar kehrten einige der Fliehenden um, als sie den Uebergang gewahrten, und im neuen Anlauf gegen den Strom verwundeten sie Manchen; allein schon hatte sich das Heer jenseits vereinigt, zog in Schlachtordnung durch die armenische Ebene, erquickte sich in einem großen Dorfe, wo eine Burg des Satrapen und auf den Häusern Thürme prangten, überschritt nach zwei Tagen die Quelle des Tigris und erreichte den Teleboos, einen Arm des Eufrat, der eine schöne, wohlangebaute Landschaft wässer e. Hier begehrte Teribazos, der Statthalter von West-Armenien, eine Unterredung mit den Feldherren, die sich ihm näherten, bis sie dessen Stimme vernehmen konnten. Er versprach, sie ruhig ziehen zu lassen, wenn sie nicht brennen und plündern wollten. Das wurde gerne zugesagt; er folgte ihnen mit seiner Macht in einer Entfernung von zehn Stadien.

Nach drei Tagmärschen erreichten sie des Satrapen Wohnsitz, von vielen, mit Lebensmitteln reich versehenen Dörfern umgeben. Als sie da im Lager standen, fiel in der Nacht ein tiefer Schnee. Darum vertheilten die Feldherren am Morgen ihre Truppen in die Dörfer, wo sie Opferthiere, Getreide, alte Weine von würzhaftem Geruch, Rosinen und mancherlei Hülsenfrüchte, alles im Ueberflusse fanden, und sich, des tiefen Schnees halber, für sicher hielten. Als aber einige Herumschweifende benachrichtigten, daß sie ein Heer und in der Nacht viele Feuer gesehen, da zogen sich

die Griechen wieder zusammen auf das freie Feld, und wurden dort, sammt ihren Waffen, vom Schnee bedeckt, und die erstarrten Lastthiere konnten sich kaum vom Boden erheben, und die Soldaten jammerten, liegend unter dem ungeschmolzenen Schnee. Doch als Xenophon unbewaffnet aufsprang und Holz zu spalten begann, folgten sie ermuthigt seinem Beispiele, zündeten Feuer an und salbten sich. Dann rückten sie, auf der Feldherren Gutbefinden, mit großem Freudengeschrei wieder in die Dörfer. Nur Einige, die, beim Auszug, muthwillig die Häuser in Brand gesteckt, mußten jetzt zur Strafe alles Ungemach erduldend, unter freiem Himmel liegen.

Durch ausgesandte Kundschafter wurde ein Perser von des Teribazos Heere gefangen. Von dem erfuhren die Griechen, es wolle der Satrap mit seiner ganzen Macht in den Gebirgen sie überfallen, wo nur ein enger Paß den Uebergang verstatte. Sogleich mußte der Perser zum Wegweiser dienen. Sie überrumpelten das feindliche Lager, tödteten was nicht floh, erbeuteten zwanzig Pferde und das Zelt des Teribazos, wo sie Betten auf silbernen Füßen, Trinkgeschirre, Becher- und Wein-Kredenzer fanden. Dann gingen sie schnell am folgenden Tage durch tiefen Schnee über die Berge, ehe der zerstreute Feind sich wieder sammeln, und die Engpässe sperren konnte.

Nach drei Tagmärschen durch Wüsten erblickten sie den Eufrat und durchwateten ihn glücklich. Dann zogen sie, abermals drei Tage, durch eine beschneite Ebene, wo der

Sklaven und Lastthiere viele, auch wohl dreißig Soldaten ihr Grab fanden. Ein heftiger Nordwind blies, alle erstarrten. Ein Opfer, diesem Winde gebracht, schien ihn zu besänftigen. An Holz mangelte es nicht, in der Nacht loderten überall Feuer empor. Nur die Nachzüglinge hatten kein Holz, und mußten, wenn sie kamen, den Platz am Feuer durch Mittheilung ihrer Lebensmittel erkaufen. Noch am folgenden Tage ging der Zug durch tiefen Schnee. Viele ermatteten vor Hunger, die Xenophon am Wege liegend fand, und sie nach Möglichkeit erquickte; feindliche, nachsetzende Haufen raubten die ermüdeten Lastthiere. Manche vom Heere blieben mit erfrornen Füßen zurück, oder mit Augen vom Schnee geblendet. Wer diese schützen wollte, mußte im Gehen auf einen schwarzen Punkt sie heften. Wer in der Nacht sich der Schuhe nicht entledigte, dem drückten sich die Riemen in die Füße und die Sohlen froren an. Wo um eine Quelle her der Schnee geschmolzen war, dahin eilten die Soldaten, warfen sich auf den Boden, wollten nicht weiter gehen, und vergebens bat, schalt und drohte Xenophon; lieber möchte er sie tödten, war ihre Antwort, denn sie könnten nicht weiter.

Damit nun die Ermüdeten nicht in des Feindes Hände fallen möchten, schwenkten sich die noch Rüstigen und griffen die Perser im Dunkeln an, da sie eben, der Beute halber, mit einander haderten. Sie wurden in das beschneite Thal getrieben, und man vernahm nichts weiter von ihnen. Doch je weiter Xenophon mit dem Nachtrab vorrückte, je

mehr der erſtarrten Haufen fand er im Schnee begraben, und mußte endlich ſelber ſo übernachten, ohne Feuer, ohne Speiſe. Indeſſen hatte Cheiriſophos ein bequemes Dorf erreicht; dieſe frohe Botſchaft vernehmend ermannten ſich alle, und ehe noch zwanzig Stadien zurückgelegt waren, ſah das Heer ſich abermals vereinigt.

In den Dörfern rings umher, wo jetzt die Griechen ruhten, waren die Wohnungen unter der Erde, das Vieh ging durch Gräben hinein, auf Leitern ſtiegen die Menſchen hinunter; wo Raum genug für beide, ſammt allem Vorrath an Futter und mancherlei Lebensmitteln war; auch ſtarker Gerſtenwein (Bier) in Krügen, für die daran Gewöhnten angenehm zu trinken. Es ſteckte Rohr in den Krügen, und wenn Einem dürſtete, ging er hin und ſog durch das Rohr. Xenophon ließ den Herrn des Dorfes mit ſich ſpeiſen und ſprach ihm Muth ein: Er ſollte ſeiner Kinder nicht beraubt, das Verzehrte ihm erſetzt werden, wenn er nur den ſichern Weg zu andern Völkern zeigen könne und wolle. Er verſprach es und zum Zeichen ſeiner Aufrichtigkeit verrieth er, wo Wein vergraben worden. Da thaten die Gäſte in dieſer Nacht ſich gütlich, doch ließen ſie den Wirth ſammt ſeinen Kindern nicht aus den Augen. Am andern Tage ging Xenophon mit ihm zum Cheiriſophos, und wurde unterwegs in allen Dörfern gaſtfrei aufgenommen, mit Fleiſch, Geflügel, Waizen- und Gerſtenbrot reichlich bewirthet. Wer dem Andern zutrinken wollte, führte ihn zu dem Gefäß mit Gerſtenſaft, wo er ſchlürfen

mußte wie ein Thier. Dem Herrn des Dorfes bewiesen Alle große Achtung.

Auch die Truppen des Cheirisophos thaten sich gütlich, saßen, mit dürren Kräutern bekränzt, zu Tisch und wurden von armenischen Knaben bedient, denen sie durch Winke sich verständlich machten. Hier forschten die Feldherren von dem Begleiter Xenophon's durch einen persischen Dolmetscher nach des Landes Namen und dem Eigenthümer der Stutereien, die sie angetroffen hatten. Er nannte Armenien. Die Pferde, hieß es, würden für den König als Tribut erzogen. Die nächsten Nachbarn wären die Chalyber, zu denen er den Weg andeutete. Xenophon schenkte ihm ein altes, entkräftetes Beutepferd, um, nach dortigem Brauch, es der Sonne zu opfern. Hingegen nahm er junge Pferde für sich und die übrigen Anführer. Sie waren kleiner als die persischen, aber muthiger. Er sollte ihnen die Füße dick umwinden, wurde ihm gerathen, denn ohne diese Vorsicht würden sie im Schnee bis an den Bauch versinken.

Sieben Tage verweilten die Griechen hier, am achten brachen sie auf, jenen Dorfältesten als Wegweiser und dessen Sohn als Geisel für seine Treue mit sich nehmend; denn ungefesselt ging er vor ihnen her und führte sie durch den Schnee. Als aber nach drei Tagmärschen noch kein Dorf erschien, wurde Cheirisophos ungeduldig, und, obschon der Mann ihm sagte, es gäbe in dieser Gegend keine Dörfer, mißhandelte er ihn dennoch, worauf er in der

Lottchen. O ja, recht gut.

Franz. Wer ist er?

Lottchen. Vor funfzehen Jahren hätten Sie das nicht gefragt.

Franz. Pox Element! wer ist er?

Lottchen. (fliegt hinüber nach der andern Laube, und wirft sich an ihres Vaters Hals) Er ist mein Vater!

(Stumme Pause. Die Brüder sind bewegt, und blicken verstohlen nach einander hin. Bluhm betrachtet beyde forschend und mit geheimer Freude.)

Franz. (für sich) Wie krank er aussieht!

Phil. (für sich) Wie alt er geworden!

Franz. (für sich) Wie armselig sein Anzug! — Er hat wohl Noth gelitten, indessen die Frau Grießgram mich bestahl.

Phil. (für sich) Pfuy der falschen Schaam, die mich abhält in seinen Arm zu sinken.

Lottchen. (kniet in der Mitte der Bühne auf die Blumen, streckt ihre beyden Hände nach den Lauben aus, und blickt wechselsweise mit freundlicher Wehmuth auf Vater und Oheim.)

Nacht entlief, seinen Sohn im Stiche lassend. Xenophon mißbilligte laut des Cheirisophos Uebereilung, und es war das Einzigemal auf dem ganzen Zuge, daß beide sich entzweiten.

Neun ungehinderte Tagmärsche brachten die Griechen zu den Chalybern, welche ihre Gebirgspässe zu vertheidigen sich anschickten. Da mußte das Heer einen Phalanx bilden und Kleanor wollte sogleich zum Angriff eilen, ehe jenes Volk an der Griechen Anblick sich gewöhnte, oder dessen Zahl sich mehrte. Xenophon aber, um der Seinen Blut zu schonen, stimmte für heimlichen Uebergang bei Nacht. »Ihr Lacedämonier,« sagte er spottend zum Cheirisophos, »übt euch ja von Kindheit an im Stehlen und nur der Ertappte wird gepeitscht. So zeigt nun eure Geschicklichkeit, denn um hier ungeschlagen durchzukommen, müssen wir über die Berge uns stehlen.«

»Ihr Athenienser,« antwortete Cheirisophos empfindlich, »seid geschickt im Stehlen der öffentlichen Gelder, besonders die Vornehmen unter euch; darum ist die Reihe an dir.« Xenophon erklärte sich bereit. Doch es schien nützlicher, daß er beim Hintertreffen bliebe. Freiwillige erklimmten die unbesetzten Höhen und zündeten das Feuer an. Der Morgen brachte ein hitziges Gefecht, in dem die Griechen der fliehenden Feinde viele erschlugen, auf den Höhen opferten und ein Siegesdenkmal errichteten.

Fünf Tagemärsche führten sie zu den Taochern, die zum Theil in festen Städten ihre Vorräthe gesichert hat-

ten, während die Landbewohner mit Weibern, Kindern und Vieh auf die Berge geflüchtet waren, von deren Gipfeln sie unaufhörlich Steine herabwälzten, Manchen zerschmetternd oder verstümmelnd. Aber die Griechen wetteiferten in Muth und Schnelligkeit, trotzten den Felsenstücken, eroberten einen solchen Zufluchtsort, von dem alsobald Männer und Weiber — ein schauderhafter Anblick! — die Kinder von sich werfend, hinabstürzten. Ein Grieche, der einen kostbar gekleideten Taocher beim Gewand ergriff, wurde von diesem mit in den Abgrund gezogen, wo Beide den Tod fanden. Nur einige Gefangene, aber eine Menge Vieh erbeuteten die Sieger.

Noch einmal mußte das Heer sieben Tage lang durch die Chalyber ziehen, das streitbarste Volk unter allen, die dem Zuge sich entgegen stellten. Sie trugen linnene Panzer, Stiefeln und Helme und am Gürtel ein Schwert, gleich einem lakonischen Säbel, und Spieße fünfzehn Ellen lang mit eisernen Spitzen. Jeder Gefangene wurde von ihnen getödtet, und dessen abgehauener Kopf jauchzend im Angesichte der Feinde herumgetragen. Stets fechtend mußten die Griechen sich hier durchschlagen und von dem den Taochern geraubten Viehe nähren; denn die Chalyber hatten alle Lebensmittel in ihre festen Städte geschafft. Gefälliger oder schwächer waren die Skythier, deren Dörfer in der Ebene das Heer nach vier Tagen, und dann, in gleicher Frist, eine volkreiche Stadt, Gymnios, erreichte, deren Statthalter einen Wegweiser sandte, doch, wie es

ſich bald ergab, minder aus Geneigtheit für die Griechen, als aus Haß gegen Nachbarn, deren Land ſie mit Feuer und Schwert zu verwüſten gereizt wurden. Der Wegweiſer hatte ſein Leben verbürgt, daß ſie in fünf Tagen das Meer erblicken ſollten, und er hielt Wort, denn am fünften erreichten ſie einen heiligen Berg, und als die Vorderſten den erſtiegen, vernahm Xenophon beim Nachtrabe ihr Geſchrei, hielt es Anfangs für ein Zeichen, daß neue Feinde ihnen aufgeſtoßen, ſchwang, bei zunehmendem Getümmel, ſich auf ſein Roß und ſprengte mit den Reitern zu Hilfe. Doch als er näher kam, hörte er deutlich das Wort Meer! Meer! und wie die Soldaten einander Glück wünſchten. Die frohe Nachricht verbreitete ſich ſchnell, Alles eilte den Berg hinan und oben umarmten ſie ſich mit Thränen, errichteten ein Denkmal von Steinen und erbeuteten Schilden, und ſchenkten dem Wegweiſer ein Pferd, eine ſilberne Schale, perſiſchen Schmuck und zehn Dariken. Ehe er ging, zeigte er ihnen noch den Weg zu den Makranern, die, gleichfalls gerüſtet, dem Zuge ſich widerſetzen wollten. Aber unter den Griechen war Einer, der ihre Sprache verſtand. Er mußte fragen: warum ſie als Feinde erſchienen? — weil ihr in unſer Land fallet, war die Antwort. Auf die Verſicherung, man kehre aus einem Kriege gegen die Perſer zurück, wolle Niemanden Leides zufügen, ſondern friedlich bis zum Meeresufer ziehen, um nach Griechenland ſich einzuſchiffen, begehrten ſie Geiſeln. Man war bereit dazu, wenn es gegenſeitig verwilligt würde. Da

wurden, nach ihrer Sitte, unter Anrufung der Götter, zwei Spieße ausgetauscht, und nun halfen die Makraner Bäume fällen, damit die Griechen einen Fluß, an dem sie eben ſtanden, überſchreiten könnten, brachten ihnen nach Vermögen Lebensmittel zum Verkauf und führten ſie drei Tage lang bis zu den kolchiſchen Gebirgen, auf welchen die Kolcher drohend in den Waffen ſtanden. Aber Xenophon ritt hin und her, den Griechen zuſprechend, es wären die letzten Feinde, die ihre Schritte nach der Heimath hemmen wollten, man müſſe ſie vertilgen. Nicht in Schlachtordnung, ſondern in achtzig Haufen, jeder zu hundert Schwerbewaffneten, und mit den leichten Truppen auf den Flügeln, geſchah der Angriff, nachdem zuvor gebetet und das Kriegslied angeſtimmt worden. Die Feinde wichen bald, und die Griechen vereinten ſich auf den Bergen in vielen Dörfern, wo Ueberfluß herrſchte, und was ſie ſahen, ihnen nicht mehr fremd war. Viele Bienenſtöcke wurden da gefunden, deren gierig verzehrter Honig Erbrechen und Durchfall, ja eine Art von Wahnſinn erregte. Die, welche mäßig davon genoſſen hatten, taumelten gleich Betrunkenen, die Unmäßigen fielen in Raſerei. Einige ſtarben, viele krümmten ſich am Boden als nach einer Niederlage. Die Geſunden waren hoch bekümmert. Doch am folgenden Tage ſtarb keiner mehr, und der Wahnſinn wich. Am dritten oder vierten ſtanden ſie wieder auf, nur matt, als wären ſie vergiftet geweſen.

Nur noch zwei Tage und endlich erreichten ſie das

ſchwarze Meer und Trapezunt, eine von Griechen bewohnte Stadt, wo ſie, gaſtfrei aufgenommen, dreißig Tage verweilten, und theils von Geſchenken, zum Theil aus der kolchiſchen Beute Zevs dem Erretter, dem Herkules und andern Göttern die angelobten Opfer brachten und bald am Wettrennen, bald an Kampfſpielen ſich ergötzten.

* * *

Dann wurde berathſchlagt, wie am beſten des Weges Ueberreſt zurückzulegen ſei. Antileon trat auf und rief: »Ich bin der ewigen Beſchwerden müde; laßt uns Schiffe beſteigen, um, wie Odyſſeus, ſchlafend in der Heimath zu landen.» Ihm wurde Beifall zugejauchzt, und Cheiriſophos, ein Freund des ſpartaniſchen Admirals Anaribios, an dieſen abgeſendet, um zu der Ueberfahrt die nöthigen Schiffe zu erlangen. Bis er wieder käme, ſollten die Griechen hier im Lager bleiben, und durch Streifereien in der Kolcher feindliches Gebiet ſich Unterhalt verſchaffen. Mit gewohnter Vorſicht brachte Xenophon dies Plünderungs-Vorhaben in gewiſſe Ordnung. Wer auf den Raub ausgehen wollte und wohin, mußte angezeigt, das Lager ſtets hinreichend bewacht werden. Auch ſchlug er vor, ſelbſt Schiffe zu bauen, weil doch des Cheiriſophos Hoffnungen zweifelhaft wären, oder er nicht genug der Fahrzeuge mitbringen möchte. Man ſollte ferner von den Trapezuntern einige Schnellſegler leihen, die an der Küſte vorbeifahrenden Schiffe damit auffangen, ihnen die Steuerruder nehmen und ſie in Verwahrung bringen, doch den Schiffern

die Fracht bezahlen, und während ihres erzwungenen Aufenthaltes auf gemeinschaftliche Kosten sie unterhalten. Das Alles wurde gebilligt. Als er aber meinte, auch die Küstenbewohner sollten ersucht werden, die Wege zu bessern, damit, wenn alles fehlschlüge, der Zug landwärts könne fortgesetzt werden; da schrien Alle laut dagegen, und er durfte nur insgeheim die Städte willig dazu machen. Er hatte Recht zu vermuthen, sie würden gern die Hand zum baldigen Abzug ihrer Gäste bieten.

Das erste von den Trapezuntern geliehene Schiff mit fünfzig Rudern wurde einem Verräther, Derippos, anvertraut, der, die Griechen ihrem Schicksale überlassend, damit entfloh. Nun bestieg der Athenienser Polykrates ein zweites Schiff mit dreißig Rudern, und brachte redlicher die aufgefangenen Schiffe zum Lager, wo sie ausgeladen und bewacht wurden.

Die Streifereien zu Lande waren nicht ergiebig. Darum führte Xenophon die Hälfte des Heeres gegen die Driler, ein tapferes Gebirgsvolk, die ihre Dörfer selbst in Brand steckten, den Feinden nur das, den Flammen entronnene Vieh zur Beute ließen, und auf ihre Hauptstadt trotzten, die einen tiefen, breiten Graben, Wälle, Palliſaden und hölzerne Thürme hatte. Man hielt sie für unüberwindlich, und leichte Truppen, die zu weit sich vorgewagt, wurden umringt. Xenophon eilte zu Hilfe in wohlersonnener Schlachtordnung. Die Trompete schmetterte, das Kriegslied ertönte, Pfeile, Wurfspieße, Lanzen und

Steine schwirrten durch die Lüfte, manche legten Feuer an, die bedrängten Driler wichen aus den Verschanzungen, kühne Krieger warfen ihre Harnische von sich und erkletterten sie; der Platz schien erobert, alles drängte sich zu den Thoren um zu plündern. Aber bald kehrten Verwundete zurück, denn mitten in der Stadt erhob sich noch eine befestigte Burg, aus welcher eine tapfere Besatzung blutige Ausfälle that; von den Dächern der Häuser wurden Blöcke herabgerollt; es schien gefährlich, in der Stadt zu bleiben und eben so gefährlich, sie zu verlassen. Die einbrechende Nacht mehrte die Bestürzung. Da wurde Feuer angelegt und alles niedergebrannt, außer jenem festen Schlosse, dessen Besatzung durch die Flammen gehindert wurde, die mit Beute beladenen Griechen zu verfolgen. Nach einem unbedeutenden Gefecht erreichten sie das Lager. Cheirisophos wurde längst vergebens erwartet; die Zahl der aufgebrachten Schiffe war zu gering; die Gegend umher durch Raub erschöpft; folglich mußte endlich beschlossen werden, landwärts aufzubrechen. Kranke, Weiber, Kinder und Alte wurden eingeschifft; die Uebrigen zogen auf gebesserten Wegen, in drei Tagen nach Kerasunt, auch eine griechische Pflanzstadt am Meere, wo sie das Heer musterten. Achttausend sechshundert waren noch übrig, die Fehlenden durch Krieg, Kälte oder Krankheiten weggerafft. Hier verweilten sie zehn Tage, theilten die Beute und vergassen die Götter nicht; denn in spätern Zeiten stellte Xenophon zu Delphi ein Denkmal auf, in welches, neben

ſeinem Namen, er den des ermordeten Gaſtfreundes, Prorenos, graben ließ. Der epheſiſchen Diane erbauete er Tempel und Altar und kaufte einen Acker, deſſen Früchte da geopfert wurden. In Kerafunt ſchiffte ſich abermals ein Theil des Heeres ein, die zu Lande Ziehenden ſtießen zuerſt auf die Moſinöker, deren Zwieſpalt unter ſich ſie benutzten, mit dem einen Theile ſich verbündeten, des andern feſte Stadt eroberten, plünderten, anzündeten und deſſen König in einem hölzernen Thurm verbrannten. Dann führte ſie ihr Weg zu den Völkern in dem heutigen Mingrelien und Georgien, deren Sitten ſie am meiſten abweichend von den griechiſchen fanden, denn hier geſchah öffentlich, was Ehrbarkeit zu nennen verbietet.

Friedlich zogen ſie, weil die Zeichendeuter es wollten, durch das Land der Tibarener, bis Kotyora, einer Pflanzſtadt von Synope. Von dem Schlachtfelde in Babilonien bis hieher hatten ſie in hundert zwei und zwanzig Tagmärſchen, mehr als tauſend achthundert Stadien in acht Monaten zurückgelegt. Nun verweilten ſie fünf und vierzig Tage lang bei Opfern und Spielen, und, was ſie bedurften, mußte Paphlagonien liefern, denn Kotyora brachte keine Waren auf den Markt der beſchwerlichen Gäſte, nahm auch die Kranken nicht auf, und von Synope erſchienen Abgeordnete, beſorgt für ihre Pflanzſtadt, und ſprachen alſo:

„Uns ſendet die Republik von Synope um euch Glück zu wünſchen, weil ihr Griechen, Ueberwinder der Mor-

genländer, unter großen Beschwerden vielen Gefahren entronnen seid. So bitten wir nun, ihr wollet Gutes, nicht Böses uns erzeigen, denn wir haben euch nicht beleidigt. Kotyora ist uns zinsbar, wie Kerasunt und Trapezunt, folglich, was ihr Böses den Bewohnern zufügt, betrachten wir als von uns erlitten. Nun vernehmen wir aber, daß ihr mit Gewalt in die Stadt gedrungen, Häuser besetzt, und von ihren Aeckern die Früchte geraubet. Das dürfen wir nicht billigen, und wo ihr ferner solches thut, so werden wir gezwungen, mit Korylas, dem Könige der Paphlagonier und andern Feinden uns gegen euch zu verbinden."

Xenophon trat auf und erwiederte: »Männer von Synope! kaum haben wir das Leben und die Waffen gerettet. So gelangten wir endlich zu griechischen Städten. Trapezunt brachte uns seine Waren, wir kauften und bezahlten sie. Wir wurden geehrt und ehrten wieder. Selbst die Barbaren, ihre Freunde, schonten wir, und von ihnen geführt, bekämpften wir ihre Feinde, fragt ihre Wegweiser, die noch bei uns sind. Wo aber Griechen oder Barbaren nichts verkaufen wollten, da nahmen wir, nicht aus Uebermuth, sondern aus Noth. So auch hier. Denn Kotyora verschloß uns seine Thore, brachte nichts auf unsern Markt, gewährte nicht einmal unsern Kranken ein Obdach, die Schuld auf euren Statthalter wälzend. Was blieb uns übrig als mit Gewalt einzudringen? Doch haben wir nur die Kranken in ihre Häuser gelegt und deren Unterhalt er-

zwungen; nur die Thore haben wir beſetzt, damit jene nicht verlaſſen blieben. Wir andern ſind unter freiem Himmel gelagert, wie ihr ſeht, und bereit, Gutes mit Gutem, Böſes mit Böſem zu vergelten. Eure Drohungen achten wir nicht. Haben wir doch oft gegen zahlreichere Völker geſtritten. Können doch auch wir mit dem Paphlagonier uns verbinden und ihm die Seeküſte, nach deren Beſitz er ohnehin ſtrebt, erobern helfen."

Hier ſchwieg Xenophon. Die Geſandten mißbilligten laut ihres Redners harte Ausdrücke, verſicherten dem Heere, wenn es nach Synope käme, eine freundliche Aufnahme, und befahlen den Einwohnern von Kotyora zu bringen was ſie vermöchten. Man beſchenkte einander wechſelſeitig und die Eintracht war hergeſtellt. Xenophon benutzte ſie um des Heeres weiteren Zug mit denen von Synope zu berathſchlagen. Denn man mochte zu Waſſer oder zu Lande ihn fortſetzen wollen, ſo bedurfte man im erſten Falle ihrer Schiffe, im zweiten ihrer Wegweiſer durch Paphlagonien. Als Griechen forderte er ſie auf, andern Griechen beizuſtehen. Da ſprach der Redner, nachdem er die geſtrigen Worte entſchuldigt: »Heil widerfahre mir, wenn ich den beſten, Unheil, wenn ich üblen Rath ertheile. Uns wird beſchwerlicher ſein, Schiffe zu rüſten, um euch zu Waſſer fortzubringen, dennoch muß ich dieſen Weg rathen. Ich kenne Paphlagonien, es iſt ein gebirgiges Land von ſchönen Thälern durchſchnitten. Nur ein Engpaß zwiſchen ſteilen Felſen führt hinein. Von Wenigen vertheidigt, iſt er undurch-

Phil. (ſteht auf und thut einen Schritt aus der Laube.)

Franz. (ſehr unruhig) Potz Element! ich glaube, er kömmt.

Lottchen. Zu mir! lieber Oheim!

Franz. (ſteht auf) Zu dir? — was ſoll ich denn bey dir?

Lottchen. Zu mir! mein Vater!

Phil. Gern, meine Tochter. (Er tritt zu ihr, und faßt ihre Hand.)

Lottchen. (mit ſüſſer bittender Stimme) Zu mir! lieber Oheim!

Franz. Nun ja doch! (er tritt näher.)

Lottchen. Ihre Hand —

Franz. (weggewandt) Da iſt ſie ja.

Lottchen. Näher! näher! (ſie zieht beyde Hände zuſammen.)

Phil. (mit tiefſter Wehmuth) Bruder!

Franz. (ſieht ihn an, wirft die Krücke weg, und breitet die Arme aus.)

Phil. (ſinkt an ſein Herz.)

Lott-

dringlich, jenseits alles eben und ihr findet eine Reiterei, die selbst die Morgenländer der persischen vorziehen. Gelänge es euch auch, den Engpaß in der Stille zu besetzen, so stoßt ihr auf ein Heer von hundert zwanzig tausend Mann, ihr stoßt auf Flüsse, die nicht durchwatet, zum Theil nur überschifft werden können; wo nehmet ihr aber die Schiffe her? Darum halte ich den Zug landwärts für schwer, ja für unmöglich. Schifft ihr hingegen nach Synope und von da nach Heraklea, so könnt ihr dann nach Belieben zu der Heimath euch wenden."

Einige meinten, er spreche so als Gastfreund des Korylas, Andere, er hoffe ein Geschenk durch seinen Rath zu erschmeicheln, oder fürchte, der Marsch zu Lande könne Synope Schaden bringen. Indessen wurde sein Rath doch gebilligt, unter der Bedingung, so viele Schiffe herbei zu schaffen, daß nicht Einer zurück bleiben dürfte; denn ehe das Heer sich theilen möchte, wollte es lieber zu Lande sich durchschlagen. Auf Begehren der Gesandten wurden sie von Abgeordneten nach Synope begleitet.

Damals hegte Xenophon den Gedanken, mit der kriegserfahrnen Menge, die er befehligte, eine neue Stadt zu gründen, das schien ihm rühmlich und ein Zuwachs der Macht seines Vaterlandes. Doch ehe er sein Vorhaben kund thäte, wollte er zuvor die Götter befragen durch Silanos, des Cyrus Opferdeuter. Allein dieser noch im Besitz der drei tausend Dariken, die der Prinz ihm schenkte, wünschte bald nach Griechenland zu kommen, darum ver-

lautbarte er, Xenophon wolle, um Macht und Ruhm zu erwerben, eine Stadt erbauen. Die Wenigsten hörten es gerne. Synope und Heraklea zitterten und bestachen den Dardanen Timasion, daß er das Heer, ihm hohen Sold versprechend, zu überreden suchte, mit ihm nach Troja sich einzuschiffen; ein Anderer, Thorax, der um die Feldherrnwürde stets mit Xenophon gestritten, wollte nach der Krimm es führen, die er reizend schilderte. Dann, sagte er, könne nach Belieben Jeder bleiben oder gehen. Es sei thöricht, so lange Griechenland die herrlichsten Ländereien besitze, deren in der Fremde zu suchen.

Xenophon schwieg, bis einige den Vorwurf erregten, er habe geopfert ohne das Heer zu befragen. Da trat er auf und redete: „Ja, ich habe geopfert für euch und mich, um zu erfahren, was am meisten Ruhm und Nutzen bringen möchte; ob ich von der Sache mit euch reden oder sie nicht berühren sollte? Silanos erklärte die Opferzeichen für günstig. Er mußte wohl, da ich, solcher Dinge kundig, selbst zugegen war. Nur wollte er auch Zeichen von Trug und Hinterlist gesehen haben, und mit Recht, denn er selber streute verleumderische Gerüchte unter euch aus, als hätte ich ohne euren Rath etwas beschlossen. Wohl dünkte es mich ersprießlich, wenn ich den Mangel im Heere sah, zuvor eine Stadt mit euch zu besetzen, wo Jeder sich erwerben könnte, was bei der Heimkehr den Seinigen nützte. Nun aber Synope und Heraklea euch Schiffe senden, und Einige sogar euch Sold versprechen, so stimme ich selber

dafür, dies Erbieten anzunehmen und will meines Vorhabens nie mehr gedenken. Nur müssen wir beisammen bleiben, und wer das Herr verlassen wollte, ehe es in Sicherheit ist, der müsse für treulos gehalten werden. Ist diese Gesinnung auch die eurige, so hebt die Hände empor." Alle thaten es; nur Silanos wurde laut, und wollte beweisen, es müsse Jedem frei stehen sich vom Heere zu trennen. Aber die Soldaten unterbrachen ihn, drohend, wenn er entliefe und ertappt würde, ihn, jedem andern gleich, zu strafen.

Die Schiffe kamen, aber das Geld kam nicht, mit welchem Timasion und Thorax die Truppen zu besolden versprochen hatten; da fürchteten sie des Heeres Unwillen, gingen mit ihrer Partei zum Xenophon, bereuten was sie gethan, und hielten nun für das beste, den Phasis hinaufzuschiffen, um des Landes der Phasianer sich zu bemächtigen. Xenophon begehrte, es dem Heere vorzutragen, sie aber meinten, es sei genug, wenn jeder Feldherr seine Obersten zu überreden suche. Mit diesem Vorsatz trennte man sich. Aber Neon, der Stellvertreter des abwesenden Cheirisophos, verrieth das Vorhaben den Soldaten, und verhetzte sie gegen Xenophon, daß sie rottenweis heimliche Zusammenkünfte hielten, und man fürchten mußte, es möchte ein blutiger Ausbruch erfolgen, wie schon zweimal geschehen war. Um dem vorzubeugen, ließ Xenophon den Herold zur Versammlung rufen, auch eilten Alle gern herbei und er sprach:

»Soldaten! ich vernehme, daß von mir die verleumderiſche Rede geht, als wolle ich hinterliſtig den Phaſis euch hinauf führen. Ich beſchwöre euch bei den Göttern! hört mich! und werde ich ſchuldig erfunden, ſo laßt mich dieſen Platz nicht ungeſtraft verlaſſen. Sind aber meine Ankläger die Schuldigen, ſo ſtraft ſie nach Verdienſt. — Ihr Alle wißt, wo die Sonne auf- und wo ſie untergeht; daß man nach Griechenland gegen Abend, zu den Barbaren gegen Morgen ſchiffen müſſe; daß der Nordwind uns in die Heimath, der Südwind aber in den Phaſis führt; wer könnte euch denn überreden, die Sonne gehe in Oſten unter? oder mit Südwind müſſe man zu Schiffe gehen? — und thäte ich das, ſo wäre ich doch nur auf Einem Schiffe, ihr auf hundert andern; wie ſtünde es dann in meiner Macht, euch mit Gewalt zu entführen? und gelänge es mir auch durch Betrug, euch in den Phaſis zu bringen, ſo würdet ihr beim Landen doch gewahr werden, daß ihr der Heimath Boden nicht betretet. Dann wären eurer faſt zehn tauſend Bewaffnete gegen einen einzelnen Mann; wie könnte ich eurem Zorn entrinnen?"

„Es ſind alſo Thoren und Neider, die mich verleumden. Und warum beneiden ſie mich? Wen hab' ich je gehindert zu reden oder zu thun, was euch frommt? Wem trete ich in den Weg, wenn ihr zum Anführer ihn erwählen wollt? Gern weiche ich einem Jeden, wenn er zu rühmlichen Thaten ſich berufen fühlt. — Genug davon! Wer ſich noch betrogen wähnt, der trete hervor und rede. Jetzt aber

laßt mich noch von einem Unheil sprechen, welches, ferner einreißend, bei Göttern und Menschen, bei Freunden und Feinden uns Haß und Verachtung zuziehen wird.» Die erstaunten Soldaten begehrten, er solle sich erklären. Da hub er wieder an: »Ihr wißt, in den Gebirgen wohnten Barbaren, die, mit den Kerasuntern befreundet, zu uns herabkamen, Opferthiere und allerlei Bedürfnisse verkaufend. Manche von euch sind selbst um Handels willen dort gewesen. Da beschloß der Oberste Klearatos insgeheim, einen solchen, wegen vermeinter Sicherheit und Freundschaft unverwahrten Ort bei Nacht zu überfallen und zu plündern, dann auf Schiffen, mit deren Besatzung es verabredet war, mit dem Raube zu entfliehen. Doch auf dem Zuge übereilte ihn der Tag, es wurde Lärm, er fand heftigen Widerstand, wurde selber mit Vielen der Seinigen getödtet, und nur wenige entkamen nach Kerasunt. Das geschah an demselben Tage, an dem wir landwärts aufgebrochen waren. Drei alte Männer von dem so feindlich behandelten Volke kamen, um mit uns Allen zu sprechen, hörten es gern, daß nur ein kleiner Theil der Unsrigen das Böse verübt ohne unser Wissen, wollten zu uns schiffen, was geschehen erzählen, und sich erbieten, unsere Todten auszuliefern. Jene Flüchtlinge, um zu hindern, daß ihre That uns kund würde, steinigten die drei alten Männer. Das berichteten uns die Kerasunter. Wir Feldherren, aufgebracht, rathschlagten eben in ihrer Mitte, wie das Begraben der Gebliebenen zu veranstalten sei; da hörten wir plötzlich ein Geschrei:

Schlag zu! Wirf zu! und sahen viele mit Steinen in den Händen herbei eilen. Die Kerasunter flohen zu ihren Schiffen. Beim Zevs! auch Einige der Unserigen wurden von Furcht ergriffen. Ich aber trat den Anstürmenden entgegen, fragend, was das bedeute? Da waren Manche, die es gar nicht wußten, und doch in den Händen Steine trugen. Einer klagte über die Theuerung der Lebensmittel, und als er eben den Zelarchos, einen von den Vorraths-Meistern, nach dem Meere zuschreiten sah, schrie er laut, mit seinen Gefährten ihn verfolgend, als jage er ein wildes Thier. Die Kerasunter, fürchtend, es sei der Angriff gegen sie gerichtet, stürzten sich in's Meer, wo, wer nicht schwimmen konnte, ertrank."

»Urtheilt nun. Sie hatten nichts verbrochen, sie flohen als vor tollen Hunden. In solchem Zustande ist das Heer. Nicht ihr Alle vereint, sondern Jeder nach Belieben führt einzelnen Krieg, wo und wie es ihm gefällt. Gesandte fremder Völker werden umgebracht, ehe sie noch geredet haben. Den von euch erwählten Anführern versagt man Gehorsam. Jeder gehorcht wem er will, Jeder darf schreien: Wirf zu! und unvermuthet Jeden ermorden."

»Bedenkt was ihr begonnen. Hat der Vorraths-Meister Unrecht gethan, so ist er unbestraft nun davon gesegelt, war er schuldlos, so mußte er aus Furcht vor ungerechter Todesstrafe entweichen. Bei Kerasunt dürft ihr nun, wegen Steinigung der Gesandten, nur bewaffnet erscheinen. Selbst kein Herold wird hin zu gehen wagen, um die Aus-

lieferung der Todten zu erbitten, die man zuvor freiwillig antrug. Indeſſen werden, auf unſer Geſuch, die Kerafunter ſie begraben. Iſt das nun recht, daß Jeder von uns gezwungen wird, ſein Zelt zu einer Feſtung zu machen? Ziemt das Menſchen oder Thieren? Dürfen wir, mit ſolchen Unthaten belaſtet, den Göttern opfern oder in irgend einen Kampf uns wagen? wer wird nach ſolchem verübten Frevel uns gaſtfrei aufnehmen? wer unſern Markt verſorgen? und welchen Nachruhm dürfen wir hoffen?"

Da riefen Alle, die Unruhſtifter ſollten beſtraft, künftig dergleichen bei Verluſt des Lebens nicht geduldet werden. Strenge Richter ſollten unterſuchen, was irgend Einer, ſelbſt die Feldherren nicht ausgenommen, nach Cyrus Tode verbrochen. Zu ſolchen Richtern ſetzte man die Oberſten, und, auf Xenophon's Ermahnung, auf den Rath der Prieſter, wurde eine Reinigung des Heeres beſchloſſen und veranſtaltet.

Die erwählten Richter ſchonten nicht. Den Einen verurtheilten ſie: unterſchlagene Schiffbaugelder zu erſetzen, ein Anderer mußte die Weigerung ein Geſchäft zu übernehmen, wozu die Wahl ihn berief, durch Strafgelder büßen. Auch Xenophon wurde angeklagt. Einige beſchuldigten ihn des Uebermuthes und daß ſie von ihm geſchlagen worden. Er forderte ſogleich den Erſten auf, zu ſagen, wann und wo es geſchehen.

Damals, war die Antwort, als wir vor Kälte erſtarrten. »Ha!" rief Xenophon, »wenn es damals geſchah, im harten Winter, als Brot uns mangelte, und wir keinen

Tropfen Wein mehr hatten, um auch nur durch den Geruch uns daran zu erquicken, als Viele muthlos wurden und die Feinde uns auf den Ferſen folgten; wenn ich damals gewaltthätig war, ſo bekenne ich, daß mein Uebermuth den eines Eſels übertrifft. Aber ſage mir doch, warum ſchlug ich dich? was forderte ich von dir? warſt du mir ſchuldig? oder haderte ich um Ausſchweifungen? oder Trunkenheit?"

Der Kläger ſtockte. Da fragte Xenophon ihn weiter: „Bei welchen Truppen dienſt du? bei den ſchweren oder leichten?"

„Weder bei jenen noch bei dieſen," war die Antwort. „Ich bin ein freier Mann, aber ich mußte, weil mich die Reihe traf, einen Maulеſel treiben." Jetzt erkannte ihn Xenophon. „Biſt du der, dem ein Kranker, um ihn fortzuſchaffen, anvertraut war?"

„Ja, der bin ich. Du zwangſt mich dazu."

„Die Begebenheit verdient," ſprach Xenophon, „daß ich ſie umſtändlich erzähle. Ein Kranker konnte nicht mehr gehen. Die Feinde verfolgten uns. Damit er nicht umkomme, zwang ich dieſen Mann, ihn fortzubringen. Iſt's nicht ſo?" Der Kläger bekannte es. „Und als ich dich voraus geſandt, mit dem Nachtrabe dir folgend, fanden wir dich nicht beſchäftigt, für den indeß Verſtorbenen ein Grab zu graben? Trat ich nicht zu dir und lobte dich darum? Doch als wir ſo da ſtanden, bewegte der vermeinte Todte das Knie, und Alle ſchrien, er lebe noch. Du aber

bedienteſt dich leerer Ausflüchte und wollteſt ſchlechterdings ihn nicht weiter ſchaffen. Da ſchlug ich dich, das iſt wahr, denn ich mußte vermuthen, dir ſei wohl bewußt, der Menſch lebe noch.“

»Iſt er nicht doch bald darauf geſtorben?“ entgegnete der Soldat. »Freilich,“ ſagte Xenophon, »wir Alle müſſen einmal ſterben, doch ſollte man darum nicht uns lebendig begraben.“ Da ſchrien alle, die Züchtigung ſei noch zu gering geweſen. Nun ſolle ein Anderer auftreten und erzählen, warum er geſchlagen worden? Aber alle ſchwiegen. Da nahm Xenophon noch einmal das Wort: »Ja, ihr Männer, ich bekenne es frei, Viele habe ich geſchlagen, wenn ſie aus den Gliedern wichen, das Fechten uns überließen und um zu plündern ſich zerſtreuten. Wären Alle dieſem Beiſpiel gefolgt, ſo lebte keiner mehr von uns. Manchen Ermüdeten hab' ich auch wohl geſchlagen, damit er nicht ein Raub der Feinde, oder gar des Todes werden ſollte. Denn an mir ſelbſt erfuhr ich bei ſtrenger Kälte, daß, nach kurzem Niederſetzen, ich kaum wieder aufſtehen und die Füße bewegen konnte. Sah ich nun Einen ſitzen und erſtarren, ſo zwang ich ihn zu gehen zu ſeiner Rettung. Bewegung bringt das Blut in Umlauf, gibt Wärme und Munterkeit. Ihr ſelber wißt, daß Vielen von euch im Stillſitzen die Zehen von den Füßen gefroren.“

»Ich habe auch wohl manchem, zur Unzeit Ruhenden, wenn er im Marſche uns hinderte, mit der Hand einen Schlag gegeben, damit kein feindliches Schwert ihn er-

ſchlagen möchte. Alle dieſe Geretteten mögen nun mich ſtrafen, wenn ich Unrecht that. Was hätten ſie aber in feindlicher Gewalt erleiden müſſen, ohne es rächen zu können? — Ich will offen mit euch reden. Soldaten! hab' ich dieſen oder jenen unter euch zu ſeinem Beſten gezüchtigt, ſo verdiene ich wie ein Vater von ſeinen Kindern, wie ein Lehrer von ſeinen Schülern geſtraft zu werden. Auch Aerzte ſchneiden und brennen, wo es heilſam iſt. Wollt ihr Uebermuth es nennen, ſo ſeht doch nur, wie viel mehr Vertrauen, mit der Götter Beiſtand, ich jetzt in meine Kraft ſetze, als damals; wie viel mehr Wein ich jetzt trinke; und doch ſchlage ich Keinen, denn ich ſehe euch jetzt in Ruhe. Aber im Sturme muß der Steuermann mit Strenge über das kleinſte Verſehen wachen, denn Aller Heil iſt an ſein: Obhut geknüpfet."

„Habt ihr nicht ſelber mein Verfahren gebilligt? denn ihr ſtandet ruhig dabei, nicht mit Täfelchen, ſondern mit Waffen in den Händen, und hättet leicht mir wehren können. Aber beim Zevs! ihr rührtet euch nicht, ſchlugt auch nicht ſelber auf die Strafbaren, und eben darum habt ihr deren Uebermuth geweckt. Unterſucht es nur: die jetzt am lauteſten ſchreien, waren ſicher damals die Feigſten unter uns. Da ſeht jenen Klopffechter aus Theſſalien! er ſchützte Krankheit vor, um ſein Schild nicht tragen zu dürfen; nun hat er, wie ich höre, die Kotyoriter beraubt. Seid ihr klug, ſo thut mit ſolchen Leuten umgekehrt, wie man böſen Hunden zu thun pflegt, die man bei Tage ankettet, bei

Lottchen. (springt auf und wirft sich in Pluhms Arme) Dank! guter Mann!

Franz. (faßt Philipps Kopf mit beyden Händen) Sieh mich an, Bruder! Auge in Auge! Laß mich sehn, ob da noch ein Funke von Groll unter der Asche glimmt?

Phil. Siehst du nicht die Thräne, die den letzten Funken auslöschte?

Franz. (immer in heftiger Bewegung, faßt ihn bey beyden Armen) Mensch! du siehst aus wie ein Jammerbild. Du hast Noth gelitten, deine Gestalt wirft mir das vor.

Phil. Ich bin krank gewesen.

Franz. So sey nun wieder gesund, sonst komme ich dir nicht über die Schwelle.

Phil. Guter Bruder! du hast, trotz unserer Verhältnisse, mich wohlthätig unterstützt!

Franz. Was? willst du mich verhöhnen?

Phil. Bist du es nicht, der meine Rechnungen bezahlte?

Franz.

Nacht los läßt; schmiedet sie bei Nacht in Fesseln und laßt bei Tage sie los."

„That ich Einem unter euch zu viel, so nimmt mich Wunder, daß er dessen gedenkt und nicht zugleich in sein Gedächtniß ruft: Wie ich vor Kälte ihn geschützt, in Krankheit und Mangel ihm beigestanden, den Feind von ihm abgetrieben; wie ich den Tapfern gerühmt und nach Vermögen geehrt habe? — ist es nicht gerechter und frömmer, bringt es nicht mehr Ruhm und Vergnügen, des Guten als des Bösen zu gedenken?"

Xenophon schwieg. Alle standen auf und erinnerten einander an seine treue Vorsorge, und so endete dieser Zwist ehrenvoll für ihn.

Während die Griechen hier die Schiffe erwarten mußten, raubten sie die Lebensmittel oft aus Paphlagonien, dessen streitbare Bewohner nicht selten blutige Rache sie empfinden ließen. Korylas entbot durch Gesandte, die kostbare Geschenke brachten: er wolle die Griechen ferner nicht beunruhigen, wenn ein Gleiches ihm zugesagt werde. Die Gesandten wurden köstlich bewirthet und mit mancherlei Spielen unterhalten. Die Thracier hielten einen Waffentanz nach dem Schall der Flöte, sprangen leicht und hoch, schwangen die Schwerter, hieben aufeinander ein, streckten sich als todt zu Boden und der Sieger trug, ein Triumphlied anstimmend, den Besiegten fort. Andere Flöten ließen sich hören und die Thessalier tanzten den Ackertanz. Ein Unbewaffneter pflügte, erst schüchtern um sich blickend, als

fürchte er die Räuber. Sie kamen, er griff zu den Waffen, kämpfte für seine Ochsen, wurde überwunden und fortgeschleppt, oder siegte und spannte den Räuber mit vor den Pflug. Ein Myser tanzte mit einem runden Schilde und ergötzte durch Gaukeleien. Die Mantineer und Arkadier zogen, unter Flötenschall, wohl gerüstet im Kriegsschritt einher, tanzten und sangen Kriegslieder wie bei Götterfesten. Die Paphlagonier staunten über alle die leichten Tänze in schweren Waffen. Zuletzt trat eine Tänzerin köstlich gerüstet mit einem leichten Schilde auf und tanzte die Pyrrhichie, einen kunstreichen Waffentanz, in welchem ihre Fertigkeit lauten Beifall erntete. Streiten auch Weiber unter euch? fragten die Fremdlinge. Auch Weiber, hieß es, würden den König aus seinem Lager treiben.

Die Gesandten wurden friedlich entlassen und die Griechen schifften nun nach Synope, wo sie, im Hafen von Armene, Geschenke der Gastfreundschaft empfingen, auch Cheirisophos mit dreirudrigten Schiffen zu ihnen stieß, doch wider Verhoffen mit leeren Händen. Nur daß der Admiral Anaribios sie rühme, und nach ihrer Heimkunft ihnen Sold verspreche, das erfuhren sie durch ihn.

* * *

Doch je näher die Griechen ihrem Vaterlande kamen, je heftiger wurde ihr Verlangen, nicht so arm dort zu erscheinen. Das brachte sie auf den Gedanken, nur Einem Feldherrn die oberste Gewalt zu vertrauen, damit er, durch das Stimmrecht der Uebrigen ungebunden, wann und wie

er wolle, das Heer gebrauchen dürfe, auch seine Anschläge um so geheimer blieben. Dem Xenophon trugen sie den Oberbefehl mit dringenden Bitten an. Geneigt, aber unschlüssig opferte er den Göttern, und alle Opferzeichen widerriethen ihm den bedenklichen Schritt. Da weigerte er sich standhaft den gefährlichen Posten zu übernehmen, und nach vielem Geschrei wählten sie an seiner Stelle den Cheirisophos, der sie nach Heraklea führte. Auch hier wurden sie gastfreundlich aufgenommen, meinten aber, von diesen freiwilligen Geschenken könne man kaum drei Tage das Leben fristen, und beschlossen, von den Einwohnern eine große Steuer zu fordern. Cheirisophos oder Xenophon sollten als Abgeordnete es bewirken, aber Beide lehnten den schwierigen Auftrag ab, überzeugt, es sei Unrecht, eine griechische, befreundete Stadt auf solche Weise zu brandschatzen. Andere gingen hin, forderten und drohten sogar. Gleich brachten die Herakleoten alle ihre Güter vom Felde in die Stadt, legten auch den Markt hinein, verschlossen die Thore und besetzten die Mauern. Da entstand im Lager ein großes Getümmel. Das Mißlingen wurde den Feldherren beigemessen. Am lautesten schrien die Arkadier und Achäer, aus welchen des Heeres größere Hälfte bestand. Sie wollten, hieß es, keinem Athenienser folgen, der nicht einmal Truppen zum Heere gebracht; sie allein hätten die Beschwerden, andere den Gewinn: sie hätten Alle errettet, die Uebrigen wenig oder nichts gethan. So tobend wählten sie Anführer aus ihrer Mitte, trennten sich vom

Heere und schifften nach Bithynien, um dort beim Plündern die Ersten zu sein. Ihrer waren mehr als viertausend fünfhundert. Cheirisophos, der den Oberbefehl kaum sechs oder sieben Tage geführt hatte, jetzt kränklich und verdrießlich war, zog mit tiefem Groll gegen das Heer im Herzen und einigen tausend Mann zu Lande weiter. Xenophon wollte Anfangs die Arkadier begleiten, dann wieder ganz allein zu Schiffe gehen; als aber Herkules, dem er opferte, anzudeuten schien, daß er die bei ihm Gebliebenen nicht verlassen solle, so schiffte er mit zwei tausend Mann und etwa vierzig Reitern nach der thracischen Küste und führte sie dann mitten durch das Land.

So hatte sich nun das Heer dreifach getheilt. Die Arkadier landeten in dem Hafen Kalpe, machten Anfangs große Beute und trieben die Thracier in die Flucht. Diese aber sammelten sich wieder, tödteten viele Griechen bei wiederholten Angriffen und umzingelten endlich die Uebrigen auf einer Anhöhe. Xenophon, der indessen zu Lande sich genähert hatte, erfuhr seiner alten Kriegsgefährten bedrängte Lage und überredete sein kleines Heer, ihnen zu Hilfe zu eilen, uneingedenk ihres nun bestraften Uebermuthes, und dann im Hafen Kalpe auch mit Cheirisophos sich zu vereinend, der, an der Küste heraufziehend, dort gefunden werden möchte.

Es wurde gebilligt. Sie brachen auf und steckten Alles hinter sich in Brand, wodurch ihr Heer dem Feinde zahlreich schien. Als der nicht mehr fern war, (denn sie konn-

ten in der Nacht seine Wachtfeuer sehen) setzten sie mit Tagesanbruch sich in Marsch, erreichten auch die Anhöhe, fanden aber weder Griechen noch Feinde mehr, nur einige zurückgelassene Alte, von welchen sie erfuhren, daß die Thracier in der Nacht gewichen und die Griechen am Morgen abgezogen wären; wohin? das wußte Keiner. Schnell rückte Xenophon weiter. Auf der Straße nach Kalpe erblickte er bald die Spuren der Arkadier, endlich sie selber, und die Freude war so groß, daß die Soldaten beider Haufen als Brüder sich umarmten. Zu Kalpe fanden sie auch die Schar des Cheirisophos, doch er selber war gestorben, und Neon an seine Stelle getreten. Hier verweilten sie mehrere Tage, begruben die Todten so prächtig als es die Umstände vergönnten, und beschlossen, nie sich mehr zu trennen; wer einen solchen Vorschlag thäte, sollte das Leben verwirkt haben. Die alte Ordnung wurde hergestellt, die alten Feldherren traten wieder an ihre Plätze. Doch ob der Zug aus Mangel an Schiffen zu Lande fortzusetzen, darüber wurden die Götter befragt, ein Opfer nach dem andern geschlachtet, und immer versagten die Götter ihre Zustimmung. Anfangs glaubten die Soldaten, es sei von Xenophon also verabredet, um zu Erbauung einer Pflanzstadt sie zu zwingen, er aber ließ sie alle um die Opfer versammeln, damit sie selber Zeugen wären. Die Götter blieben unerbittlich.

Der Mangel war im Lager groß. Neon bot Freiwillige auf, mit ihm in die nächsten Dörfer auf Plünderung zu

ziehen; faſt zwei tauſend liefen ihm zu, wurden aber von den phrygiſchen Reitern des Pharnabazos, dem Bundesgenoſſen der Bithynier, ſo übel empfangen, daß ihrer fünf hundert auf dem Platze blieben. Als ein Flüchtling das dem Xenophon berichtete, ſchlachtete er den letzten Stier von ſeinem Wagen, aus Mangel an Opferthieren; endlich waren die Zeichen günſtig, er eilte den Geſchlagenen zu Hilfe und führte ſie zurück in's Lager. Kaum hatten die Griechen ſich muthlos zur Tafel geſetzt, als ſchon die Bithynier auf's Neue die Vorpoſten überfielen. Man durfte im Dunkeln, der waldigen Gegenden halber, das Lager nicht verlaſſen, und mußte die Nacht hindurch unter den Waffen bleiben.

Mit Tagesanbruch verſchanzten ſich die Griechen. Ein Fahrzeug aus Heraklea brachte Mehl, Opfervieh und Wein. Günſtige Vorbedeutungen bewogen Xenophon, mit dem Heere auszurücken, nur die Alten blieben im Lager zurück. Die Todten, die er bald auf ſeinem Wege fand, ließ er begraben. Den Feind erblickend in der Ferne verordnete er einen Hinterhalt, den er ſelbſt befehligte, und gebot den Uebrigen, zum Angriff vorzudringen. Ein dichter Wald hemmte deren Schritte; ſie zagten und zauderten. Xenophon ſprengte vor: »Ohne Kampf,« hub er an, »iſt keine Sicherheit für uns. Weichen wir, ſo verfolgen uns die Feinde. Weichen iſt unrühmlich, Angreifen gibt auch dem Feigen Muth. Beſſer mit geringer Macht angreifen, als mit einem großen Heere ſich zurückziehen. Ihr ſelber

wißt, unſern Angriff halten die Feinde nicht aus, wohl aber haben ſie Herz genug, uns zu verfolgen. Der dichte Wald wird euch den Rücken decken. Sind wir doch an weit gefährlicheren Orten kühn durchgedrungen. Ohne Sieg können wir weder vor- noch rückwärts. Wir haben weder Schiffe, um zu gehen, noch Lebensmittel, um zu bleiben. Jetzt ſind wir geſättigt, darum dünkt mich beſſer, jetzt zu ſtreiten als morgen nüchtern. Auf Soldaten! die Opferzeichen ſind vortrefflich. Laſſen wir den Feinden nicht Zeit zu eſſen oder zu ruhen." Die Oberſten riefen: Vorwärts! Niemand widerſprach. Xenophon ging voran. Schon lag der Wald hinter ihnen. Da ritt er noch einmal die Fronte hinab, ſprechend: „Jetzt gedenket unſerer Siege und daß wir vor Griechenlands Thoren ſtehen. Herkules ſei unſere Loſung. Muntert einander männlich auf, damit ihr einſt an dieſe Stunde euch gern erinnern möget."

Nach dieſen Worten ſtellte er ſich an die Spitze, griff an und ſiegte. Selbſt die Reiterei des Pharnabazos wich dem Ungeſtüm der Griechen. Doch da es Abend wurde, ſo verfolgte er die Fliehenden nicht, errichtete ein Siegesdenkmal und kehrte mit Sonnenuntergang nach dem Meere zurück. Von hieraus wurden täglich eine Menge Lebensmittel erbeutet: Getreide, Wein und Feigen, denn Alles lieferte das Land, außer Oel. Die griechiſchen Städte brachten ihre Waren zum Verkauf; die Vorbeiſegelnden landeten gern, weil ſie vernommen hatten, es werde eine Stadt hier gegründet. So herrſchte Ueberfluß im Lager. Auch die

nächsten Einwohner des Landes warben schon um Xenophon's Freundschaft als ihres künftigen Nachbars.

Jetzt kam Kleander, ein Lacedämonier, mit zwei Dreiruderschiffen; in seinem Gefolge jener Derippos, der mit dem Schiffe der Trapezunter entwichen war. Bald nach seiner Ankunft geriethen die Griechen, geraubter Schafe wegen, mit den Seinigen in Streit. Kleander befahl einen Mann zu ergreifen; Agasios, der Oberste, zu dessen Haufen er gehörte, riß ihn wieder weg; die Soldaten griffen zu Steinen, die Schiffsleute flohen und Kleander selbst. Xenophon entschuldigte das Vorgefallene, doch Kleander gereizt, und vielleicht auch grollend mit sich selber, daß er Furcht bewiesen, erklärte, er werde abschiffen und alle griechischen Städte gegen das Heer aufwiegeln, wenn man nicht den Mann ihm ausliefere, der den ersten Wurf gethan, so wie den, welcher den ergriffenen Soldaten wieder befreite. Der Letztere war Agasios, Xenophon's treuer Freund.

Manche verachteten Kleander's Drohungen; allein er war ein Spartaner und Lacedämon führte damals die Oberherrschaft in Griechenland; deshalb achtete Xenophon den Handel nicht gering, die Seinen erinnernd, daß jeder Spartaner in jeder griechischen Stadt jetzt befehlen könne. »Werden uns die Thore von Byzant und anderer griechischen Städte verschlossen," fuhr er fort, »schildert man uns dem Admiral Anaxibios als treulos gegen den Staat, der jetzt zu Wasser wie zu Lande herrscht; so möchten wir

ſchwerlich weder hier bleiben, noch abſegeln können. Sollen wir, um zweier Männer willen, die Rückkehr in's Vaterland uns Allen verſperren? lieber laßt uns gehorchen nach dem Beiſpiel unſerer Vaterſtädte. Man hat dem Kleander Botſchaft hinterbracht, es habe Agaſios auf meinen Befehl gehandelt. Ihn ſelber und euch Alle fordere ich auf, die Wahrheit zu erklären, bin ich ſchuldig, ſo ſtrafe man mich."

Agaſios trat auf und ſchwur, er habe aus eigenem Antriebe gehandelt, weil Derippos, der verrätheriſche Flüchtling und Xenophons alter Feind, einen wackern Mann von ſeiner Schar fortſchleppen wollen. Doch ſei unnöthig, ihn auszuliefern, er ſelber wolle ſich ſtellen, und ſeine Gefährten weder in Krieg mit Sparta verwickeln, noch ihrer ſichern Heimkehr hinderlich ſein. Nur möge man ihm vergönnen, einige Fürſprecher mit zu nehmen.

Die Wahl ſolcher wurde ihm freigeſtellt. Da begleiteten ihn die Feldherren und ſprachen zu Kleander: Hier ſind wir, unterſuche und beſtrafe die Schuldigen. Jeder, den du forderſt, ſoll dir ausgeliefert werden. Und Agaſios trat heran, auf den Mann deutend, welchen er gewaltſam befreite: »Ich bin es," ſprach er, »der dieſen braven Soldaten einem Verräther entriß; denn Derippos entfloh mit einem, von den Trapezuntern erbetenen, fünfrudrigen Schiffe, machte uns einen böſen Namen und ließ ein Heer in der Noth, mit dem er ſelber ſo weit gekommen. Ob wir Alle verderben würden, das kümmerte ihn nicht. Dieſer

Mensch hat meinen Zorn gereizt. Hättest du oder ein Anderer den Soldaten ergriffen, ich würde geschwiegen haben. Tödtest du mich, so tödtest du einen wackern Mann um eines schlechten, feigen Menschen willen."

Kleander rühmte den Derippos nicht, doch meinte er, auch Bösewichter müsse man nicht ungehört verdammen. Den Agasias behielt er zurück sammt jenem Soldaten, über den der Streit entstanden, und der sich auf den Beschluß des Heeres berief, daß alle Beute gemeinsames Gut sei, weshalb er die Schafe, durch Derippos entführen zu lassen, verhindern wollen; doch habe er Niemanden weder geschlagen noch geworfen. Im Lager wurde eine Vorbitte für diese Beiden beschlossen. Die Feldherren kehrten zurück und Xenophon sprach also: »Sie sind nun in deiner Gewalt, o Kleander! und das Heer stellt dir frei, sie zu strafen nach deinem Gefallen. Jetzt aber bittet es, durch uns, dich flehentlich, du wollest zwei Gefährten ihm wieder schenken, die so lange für dasselbe gekämpft und gelitten haben. Gewährst du den Soldaten diese Bitte, so wollen sie hinwiederum, wenn du sie anführen willst, dir gern beweisen, daß sie den Gehorsam gegen ihren Feldherren, nicht aber die Furcht vor Feinden kennen. So komm und werde ihr Feldherr, und prüfe dann einen Jeden, auch den Derippos, nach Verdienst."

Da gab Kleander die Gefangenen zurück, wurde Xenophon's vertrauter Gastfreund und übernahm die Feldherrnstelle. Als aber die Opfer das Letztere nicht zu billi-

Franz. Halt er an!

Phil. Den Hauszins, die Apotheke —

Franz. Philipp, ſchlag mir lieber ins Geſicht!

Bluhm. Verzeihen Sie mir, beſter Vater, den frommen Betrug. Ich dachte auf Mittel, Ihre Herzen einander zu nähern, und handelte im Namen Ihres Bruders.

Franz. Herr! Sie ſtrafen mich hart, aber ich danke für die Lection.

Phil. O Tochter! welch einen Sohn haſt du mir geſchenkt!

Franz. Sohn? was iſt das?

Phil. Dieſer edle Mann, dem Unſchuld und Herzensgüte für Reichthum gelten —

Franz. Ich verſtehe. Das iſt brav! Aber arm iſt das Mädgen nicht. Sie iſt ja meine einzige Erbin. Nicht wahr, Lottchen? O wir kennen uns ſchon. (Auf Annen deutend) Nun, was heult denn die dort?

gen schienen, bestätigte er die alten Anführer, ermuthigte sie, den Zug anzutreten, und versprach dem Heere bei dessen Heimkehr den freundlichsten Empfang. Dankbar beschenkte es ihn mit Schafen, die er annahm, doch als ein Gegengeschenk sogleich zurückgab und unter Segel ging, worauf das Herr durch Bithynien zog, viele Sklaven und Vieh erbeutete, und nach sechs Tagen Chrysopolis in Chalcedonien erreichte, wo es eine Woche verweilte, um die Beute zu verkaufen.

Der Admiral Anaribios war eben zu Byzant. Ihn beschickte Pharnabazos, der Griechen Einbruch in sein Gebiet fürchtend, und ersuchte ihn dringend, das Herr aus Asien übersetzen zu lassen. Es geschah, unter Versprechung eines Soldes bei dessen Ankunft. Allein der Admiral hielt nicht Wort, sondern ließ mit Waffen und Gepäcke die Soldaten ausrücken, um sie zu überzählen und heim zu senden. Kaum waren sie bis auf Wenige aus dem Thore gezogen, als dieses hinter ihnen verschlossen, und der Schlagbaum vorgeworfen wurde. Wegen ihres Unterhaltes verwies er sie auf die thracischen Dörfer und wegen des Soldes vertröstete er sie. Da murrten die Truppen. Einige griffen zu den Waffen, rannten gegen die Thore und drohten sie zu sprengen. Andere liefen nach dem Meere, erstiegen die Mauern, über Schutt klimmend, und sprangen in die Stadt. Als ihre Gefährten, die noch in selbiger sich befanden, gewahrten, was vorging, hieben sie die Schlagbäume entzwei, öffneten mit Gewalt die Thore und Alle

ſtürzten hinein. Die Byzantier flohen vom Markte in die Häuſer, auf die Schiffe; Anaxibios ſelber fuhr in einem Boote nach der feſten Burg, und ſchickte eilig nach Hilfstruppen von Chalcedonien. Xenophon, befürchtend, man werde Byzant plündern, der Stadt und ihm großes Unheil zubereiten, drang ſelber unter den dichten Haufen in das Thor. Als die Soldaten ihn erblickten, umringten ſie ihn und riefen: Jetzt zeige daß du ein Mann biſt. Die Stadt, die Schiffe ſind dein, du haſt Geld und Truppen. Jetzt kannſt du uns glücklich machen und wir wollen dich hoch erheben.

„Recht ſo!“ erwiederte Xenophon, »doch ſtellt euch zuvor in Schlachtordnung.“ Es geſchah ohne Widerrede auf einem freien Platze. Hier redete er ſie an: »Gefährten! ihr murret über Betrug und mit Recht. Doch wolltet ihr, um an den gegenwärtigen Spartanern Rache zu verüben, dieſe ſchuldloſe Stadt plündern, ſo bedenkt die Folgen. Welch ein Krieg mit Lacedämon und deſſen Bundesgenoſſen! Die Athenienſer, in blühenden Zeiten ihrer Macht, vermochten nicht zu widerſtehen, was dürft ihr hoffen? Jetzt ſind die Achäer und die Athenienſer Verbündete der Spartaner; Tiſſaphernes und alle an der See wohnenden Barbaren unſere Feinde, der perſiſche Monarch unter Allen der beſtigſte. Wer iſt ſo thöricht, daß er einen glücklichen Ausgang hoffen dürfte? — Bei den Göttern beſchwöre ich euch, ſeid nicht unſinnig! laßt uns nicht ſchimpflich ſterben als Feinde unſerer Eltern, Freunde und Verwand-

ten! Lieber möchte ich zehn tauſend Schuh tief unter der Erde liegen! Folgt meinem Rathe: Gehorcht als Griechen der griechiſchen Obrigkeit! Dieſer tragt eure Beſchwerden vor, und wird euch auch das Recht verſagt, ſo dürft ihr darum das Vaterland doch nicht auf immer meiden. Laßt dem Anaribios wiſſen, ihr ſeid nicht in die Stadt gekommen um Gewalt zu üben, ſondern zu zeigen, daß ihr zwar der Hinterliſt trotzen, aber gehorſam ausziehen wollt."

Es wurde verwilligt. Die Boten gingen ab, und brachten des Admirals freundliche Antwort: der Gehorſam ſolle ſie nicht gereuen, er werde es ſeinen Obern berichten, und, wo er könne, ihnen nützlich ſein. Indeſſen hatte ein Thebaner, Cyrotades, ein kriegsluſtiger Abenteurer, dem Heere vorgeſpiegelt, er wolle es mit Speiſe und Trank wohl verſorgt, in das ſogenannte Thraciſche Delta führen, wo es reiche Beute finden würde. Da zog es ihm als Heerführer nach. Alſobald verſchloß Anaribios die Thore wieder, und ließ ausrufen, wenn noch ein Soldat in der Stadt ſich fände, ſo ſolle er zum Sklaven verkauft werden. Mit großer Mühe erlangte Xenophon durch ſeinen Gaſtfreund Kleander die Erlaubniß, allein in die Stadt zu kommen, unter der Bedingung, daß er alſobald ſich einſchiffen wolle. Da nahm er Abſchied und trennte ſich vom Heere, welches, nach wenigen Tagen, auch den Cyrotades wiederum verjagte, weil er ſein Wort nicht halten und Lebensmittel genug herbeiſchaffen konnte.

Die noch übrigen Anführer entzweiten sich. Einige wollten zu Seuthes, dem Könige der Thracier ziehen, der hatte durch schöne Pferde und schöne Mädchen sie bestochen; ein Anderer wollte nach dem Chersones, ein Dritter nach Asien hinüber. Die Zeit verstrich. Viele Soldaten verkauften die Waffen, schifften einzeln in ihr Vaterland oder ließen in den Pflanzstädten sich nieder.

Anaribios hörte gern, daß die Truppen sich zerstreuten, denn er meinte Pharnabazos werde den geleisteten Dienst ihm reich vergelten. Er wurde bald darauf von seinem Posten abgelöst, begegnete unterwegs dem neuen Statthalter von Byzant, Aristarchos, und rieth ihm, gleich nach seiner Ankunft die zurückgebliebenen Kranken nachher genesenen Soldaten des Cyrus zu verkaufen. Bis dahin hatte Kleander's Mitleid es verhindert und für sie gesorgt. Jetzt fielen an vier hundert Mann in Sklaverei. Aber Anaribios erntete nicht die Frucht seiner Tücke, denn als er, beim schiffend, den Pharnabazos an sein Versprechen mahnen ließ, vernahm dieser kaum, er sei nicht mehr Admiral, als er seiner auch nicht weiter achtete. Da bat der Gereizte den Xenophon eilig zum Heere abzusegeln, die noch vorhandenen Truppen nicht ferner zerstreuen zu lassen, die schon zerstreuten wieder zu sammeln und Alle zurück nach Asien zu führen. Xenophon ging und wurde von dem Heere mit Freuden aufgenommen. Der Thracier Seuthes versuchte, unter mancherlei Verheißungen, ihn anzuwerben, allein vergebens. Nur Neon mit achthundert Mann

trennte sich von den übrigen Griechen, als sie unter den Mauern von Perinthos angekommen waren. Doch zu der Ueberfahrt nach Asien fehlte es an Schiffen und als Xenophon deren zu miethen suchte, erschien Aristarchos, der neue Statthalter (gleich dem vorigen durch Pharnabazos gewonnen), verbot den Schiffern und Soldaten diese Ueberfahrt; und Xenophon auf des Admirals Befehl sich berufend, mußte von Aristarchos hören: »Er ist nicht mehr Admiral. Fällt mir ein Ungehorsamer in die Hände, so lasse ich in's Meer ihn versenken.« Mit diesen Worten ging er in die Stadt, und ließ am folgenden Tage die Anführer zu sich entbieten. Sie gingen und waren bereits den Thoren nahe, als dem Xenophon verrathen wurde, man werde in der Stadt ihn verhaften, auf der Stelle bestrafen, oder dem Pharnabazos ausliefern. Da ließ er die Gefährten voran gehen unter dem Vorwand noch zu opfern. Sie kehrten bald zurück mit dem Befehl am Abend wieder zu kommen. Xenophon merkte wohl, der Anschlag sei auf ihn gerichtet, darum erforschte er jetzt durch Opfer, ob er zum Seuthes dem Thracier ziehen solle? denn des Statthalters Kriegsschiffe machten die Ueberfahrt unsicher, und in Chersones (der Krimm) fürchtete er Mangel und des Aristarchos Obergewalt.

Durch günstige Opferzeichen ermuthigt, begab er sich bei Nacht mit wenigen Getreuen in das nicht ferne Lager des Seuthes, wurde von den Thraciern jubelnd, und von ihrem Könige nach alter Sitte, mit einem vollen Trink-

horn empfangen, und befragte diesen, ob er noch gesonnen, das Heer in Sold zu nehmen, wie er schon zweimal ihm entbieten lassen? und wozu er es gebrauchen wolle?

»Um," war die Antwort, »das Land wieder zu erobern, aus dem mein Vater vertrieben worden." Jedem Soldaten versprach er einen Kyzikrant, den Obersten doppelten, den Feldherren vierfachen Sold, dazu so viele Aecker und Vieh als sie begehren würden, und einen festen Platz am Meere.

»Allein gesetzt," fragte Xenophon weiter, »unser Vorhaben würde durch die Furcht vor Sparta vereitelt, würdest du denn wohl einen Flüchtling in dein Gebiet aufnehmen?" Seuthes gelobte jeden Fliehenden als Bruder zu empfangen. Dem Xenophon wollte er seine Tochter geben, und dessen Tochter, wenn er eine habe, nach thracischer Sitte kaufen, seine beste Seestadt ihr zum Wohnsitz einräumen. Da reichten sie einander die Hände.

Noch vor Tage kamen die Griechen zurück in das Lager. Einer neuen Vorladung des Aristarchos gehorchten die Anführer nicht, sondern versammelten das Heer, welchem Xenophon die bedenkliche Lage schilderte, und trotz Neon's Abrathen es bewog ihm zu folgen. Seuthes kam entgegen, führte es am Mittage in wohlversehene Dörfer, wiederholte seine Versprechungen, und erklärte, daß er die Griechen weiter nicht als sieben Tagreisen führen wolle. Da gelobten sie ihm Beistand. Er zog die Anführer an seine Tafel. Ein Höfling ging zuvor von Einem zum

Andern, jedem zuflüsternd, die Sitte erheische, wenn man bei dem Könige speise, ihn zu beschenken. Das thaten viele als der Becher kreiste. Der eine verehrte ihm ein Roß, der andere einen Knaben, oder köstliche Gewänder für seine Gemahlin; Timasion einen silbernen Becher und kostbare Teppiche. Gersippos, ein Athenienser, sagte: wer es vermöge, beschenke die Könige nach alter Sitte um sie zu ehren, die Unvermögenden aber würden von den Königen beschenkt.

Jetzt traf die Reihe den Xenophon, der, als der Geehrteste, dem Seuthes am nächsten saß und durch diesen Auftritt in Verwirrung gerieth, denn als er von Asien überschiffte, hatte er nichts als einen Knecht und sein Reisegeld. Jetzt that er einen starken Zug aus dem Horne, und sprach mit Zuversicht: »Mich selber schenke ich dir, o Seuthes! ich und Alle, die du siehest, wollen als deine Freunde Gefahren und Beschwerden mit dir theilen und, mit der Götter Hilfe, dein väterliches Reich erobern helfen.« Seuthes stand auf, leerte mit ihm das Horn und reichte es dem Nächsten. Spielleute und Gaukler traten herein, ergetzten die Versammlung und der König selber tanzte fröhlich.

Um den, des neuen Bündnisses noch unkundigen Feind unvorbereitet zu überfallen, traten sie in derselben Nacht, mit der Losung: Die Athenienser, den Zug über das beschneite Gebirge an, stürzten in die Ebene hinab, plünderten Dörfer, und erbeuteten gegen tausend Sklaven, zwei tausend Ochsen, zehn tausend Schafe. Die Dörfer steckten

ſie in Brand, um die Feinde zu ſchrecken. Die ſämmtliche Beute hatte ſich der König vorbehalten, und ließ durch ſeinen Höfling Heraklides zu Perinthos ſie verkaufen, um den Sold der Griechen aus dem gelöſten Gelde zu entrichten.

Bei weiterem Vorrücken litten ſie viel durch heftigen Froſt. Naſen und Ohren erſtarrten und der Wein fror in den Schläuchen. Nun begriffen die Fremdlinge, warum die Thracier Fuchs-Kappen über Kopf und Ohren und lange, warme Kleider trugen.

Durch die Drohung, alle durch die Flucht der Einwohner verödeten Dörfer zu verbrennen, bewog Seuthes die Greiſe, Weiber und Kinder zurück zu kehren, nur die junge Mannſchaft blieb auf den Gebirgen. Wer von dieſen gefangen wurde, den ließ der König durch Wurfpfeile tödten. Eben ſollte dieſes Schickſal auch ein ſchöner Jüngling erfahren, als Epiſthenes, der Knaben-Liebhaber, um deſſen Leben bat. »Willſt du für ihn ſterben?" fragte Seuthes. Alſobald rief Jener ſeinen Hals darbietend: »Schlag zu, wenn der Knabe es will, und Dankbarkeit gelobt."

»Willſt du," fragte Seuthes den Knaben, »daß dieſer an deiner Statt getödtet werde?" — Demüthig bat der ſchöne Jüngling, ihrer Beider Leben zu ſchonen. Da umarmte ihn Epiſthenes, ſprechend: »Nun laſſe ich ihn nicht! du mußt mit mir dich um ihn ſchlagen." Seuthes lächelte und gab nach.

Die Thracier aus den Gebirgen kamen herab, ſuchten Frieden, brachten Geißeln, doch nur um den Feind zu ver-

kundschaften. Denn in der Nacht überfielen sie die Dörfer, in welchen die Griechen der Ruhe pflegten, schoßen und warfen in die Häuser, zündeten sie an und riefen bei Namen den Xenophon, dessen Haus schon brannte, er solle kommen um zu sterben, wenn er nicht in Flammen den Tod finden wolle. Aber ein Jüngling stieß in's Horn und alle Griechen stürzten aus den Häusern, die Thracier flohen, wurden theils gefangen, kehrten doch einzeln im Dunkeln zurück, und verwundeten Manchen, den des Feuers Helle verrieth.

Erschrocken eilte Seuthes mit seinen Reitern herbei. Die Geißeln übergab er dem Xenophon. Es waren die Aeltesten und Angesehensten der Bergbewohner.

Man beschloß die Berge zu erklimmen, denn schon war des Seuthes Macht durch Ueberläufer dreifach verstärkt worden. Als die Feinde das gewahrten, kamen sie herab, baten demüthig um Frieden, versprachen, ihren Gehorsam zu verbürgen. Seuthes verweigerte den Frieden, wenn Xenophon den Ueberfall noch rächen wolle. Aber dieser sprach: Die Rache sei bitter genug, wenn sie Sklaven würden. Nur sollten künftig junge, rüstige Männer als Geißeln ausgehoben, die Alten daheim gelassen werden. So wurde der Vertrag geschlossen, das Heer rückte weiter und Heraklides kam zurück mit dem aus der Beute gelösten Gelde, wovon doch nur der Sold auf zwanzig Tage bestritten werden konnte. Xenophon machte ihm Vorwürfe, daß er nicht theurer verkauft, und im Nothfalle seine eigenen Kleider veräußert hätte. Da entrüstete sich Heraklides, fürchtete

auch wohl des Königs Gunst einzubüßen. Um dem vorzubeugen, verleumdete er den Xenophon bei seinem Herrn, und erregte dessen Unwillen, weil Jener immerfort auf den Sold der Griechen drang, obgleich selber, bei der Theilung, für jetzt auf jeden Lohn verzichtete. Schon schwankte er, bei des Königs Kälte, ob er noch ferner ihm dienen solle. Schon wurden auch die übrigen Anführer, unter dem Versprechen baldiger Zahlung eines mehr als zweimonatlichen Soldes, ermuntert, sich an des Heeres Spitze zu stellen; allein sie erklärten sämmtlich: keine glänzende Zusage werde sie bewegen, den Zug ohne Xenophon fortzusetzen. So kam Alles wieder, dem Scheine nach, in das alte Gleis. Siegreich zogen sie weiter, aber des Königs Vertrauen blieb geschwächt. Von den Seestädten, die er dem Xenophon zu übergeben versprochen, war nicht mehr die Rede, und wenn dieser mit ihm sprechen wollte, wandte er Geschäfte vor. Auch die murrenden Soldaten äußerten Argwohn gegen ihren Feldherrn.

Zwei Monate mochten auf diese Weise verstrichen sein, als Spartaner anlangten, um das griechische Heer in einem Kriege gegen Tissaphernes, für ihren Staat in Sold zu nehmen. Der Thracier, dessen Macht indessen so angewachsen, daß er die Verbündeten entbehren zu können vermeinte, willigte gern darein, sie abzutreten, theils um der Zahlung des Soldes dadurch enthoben zu werden, theils um mit Sparta sich zu befreunden.

Gastfrei bewirthete er die Abgeordneten, doch weder den

Phil. Die gute Alte freut sich.

Franz. Es ist doch wohl nicht gar — die alte Anne?

Phil. Freylich ist sie es.

Franz. Anne! bist du es? gieb mir die Hand, die mir so manches Butterbrod geschnitten hat. Hast redlich ausgehalten — nun, dafür sollst du auch gefüttert werden, wenn dir kein Zahn mehr übrig ist.

Anne. (schluchzend) Ich kann — noch nicht reden —

Franz. So halt das Maul! man sieht es ja wohl, daß dir die Thränen aus dem Herzen kommen. — Aber zum Henker! Herr Doctor, wo ist denn mein Podagra geblieben? Ich glaube, das ist in die Krücke gefahren.

Letzte Scene.

Hans. Die Vorigen.

Hans. Glück zu! Herr Kapitän, die Frau Grießgram ist transportirt.

Franz.

Xenophon noch die übrigen Feldherren lud er ein. Auf die Frage der Ankömmlinge: welch ein Mann dieser Xenophon sei? schalt er ihn nicht, nannte ihn blos einen Soldaten-Freund, dem das Heer anhänge. Sollte er unserm Auftrage zuwider sein? fragten sie weiter.

Versprecht nur den Truppen Sold, erwiederte Heraklides, so werden sie euch zulaufen, ohne seiner zu achten. Wirklich führten am andern Morgen Seuthes und sein Höfling die Gesandten zu dem Heere, welches, da es von Dariken hörte, sogleich bereitwillig war. Auch trat alsobald ein Arkadier als Xenophon's Ankläger auf. Seuthes, der das Griechische ziemlich verstand, auch einen Dolmetscher bei sich hatte, blieb, um den Ausgang zu erlauern.

Der Arkadier hub an: »Längst schon wären wir bei euch, ihr Lacedämonier, hätte nicht Xenophon durch glatte Worte zu einem harten Winter-Feldzug uns verleitet, von dem wir allein die Beschwerden getragen, er allein den Vortheil gezogen. Ihn hat Seuthes reich gemacht, uns nicht einmal den Sold gezahlt. Gern wollte ich diesen entbehren und alle Beschwerden vergessen, wenn ich nur den Xenophon steinigen sähe.« Aus gleichem Tone sprachen Mehrere.

Da erhub sich Xenophon: »Was muß der Mensch nicht erfahren! angeklagt werde ich für meine Wohlthaten. Schon war ich auf dem Heimwege, da kehrte ich plötzlich um zu euch, nicht weil es euch wohl ging, nein, beim Zevs! weil ihr in Noth wart und ich helfen wollte wo ich könnte. Ihr

wißt, wie dieſer Seuthes mich vergebens durch große Zuſagen gelockt; ihr wißt, daß ich nach Aſien euch führen wollte; ihr wißt, wie der Statthalter es gehindert; einmüthig beſchloßt ihr, dem Thracier zu folgen. Was hab' ich denn nun verſchuldet? Hab' ich ihn noch gerühmt, ſeit er um den Sold euch betrogen? dann mögt ihr mich haſſen und verfolgen. Doch wenn ich meine Geſinnung gegen ihn geändert, bin ich ſtrafbar, daß ich lieber euer Freund ſein wollen als der ſeinige? — Ihr meint, ich wäre von ihm beſtochen und wolle das Eurige nun euch vorenthalten? — Verſucht es, fordert euern Sold von ihm, dann muß er ja zurückfordern, was er mir gegeben? Allein er gab mir nichts. Ich ſchwöre bei allen Göttern! nicht einmal, was mir gebührt, hab' ich empfangen. Da ſteht er und hört meinen Schwur. Er bezüchte mich des Meineids, wenn er kann. Vernehmt's und erſtaunt noch mehr! nicht einmal gleich den übrigen Feldherren und Oberſten bin ich von ihm begabt worden. Und warum begehrte ich nichts? um den Freund, deſſen Mangel ich theilte, mir im Glücke feſter zu verbinden. Jetzt iſt er im Glücke und ich erkenne ſein Gemüth."

»Doch ſchämſt du dich nicht — hör' ich fragen — von ihm ſo hintergangen zu ſein? — Ja, beim Zevs! ich würde mich ſchämen, wenn es mir vom Feinde widerfahren wäre, aber von Freunden betrogen zu werden, iſt minder ſchimpflich als ſie zu betrügen. Euern Sold zu verweigern bleibt ihm kein gerechter Vorwand, denn wir ha-

ben ihm treu gedient und gehorcht. Man hätte, werdet ihr sagen, gegen seinen Betrug euch sicher stellen sollen, damit er, auch mit bösem Willen, es nicht vollführen können? — Hört meine Antwort, die euer Undank mir in seiner Gegenwart auspreßt. Gedenket der Lage, aus der ich euch errettet! Aristarchos verschloß die Thore. Unter freiem Himmel mußtet ihr im Winter bleiben; wenig brachte man euch zu kaufen, und ihr hattet kein Geld, auch dies Wenige zu kaufen."

»Wegschiffen konnten wir nicht, und wenn wir blieben, so standen wir in Feindes Gebiet, ohne Reiterei noch leichtes Fußvolk, die er in Menge uns entgegen stellte; wir konnten in die Dörfer dringen: doch durch Schnelligkeit Sklaven oder Vieh erbeuten, das konnten wir nicht. Durch die Verbindung mit Seuthes hob ich alle diese Schwierigkeiten; that ich denn Unrecht? und hab' ich den Tod verdient, weil ich keinen Sold euch schaffen konnte?"

»Wie verlaßt ihr Thracien? Ihr habt den Winter im Ueberfluß auf fremde Kosten verlebt, habt von des Seuthes Gaben noch etwas erspart und von euren Gefährten keinen sterben sehen, keinen vermißt. Der alte in Asien erworbene Ruhm ist euch erhalten und in Europa noch vermehrt worden. Mich dünkt, ihr solltet, statt auf mich zu zürnen, den Göttern danken. Schaut hingegen auf mich, wie anders *meine* Lage! Als ich zum ersten Mal von euch nach Hause schiffte, war ich berühmt im Heere und durch euch bei allen Griechen; selbst die Spartaner vertrauten mir,

denn sie waren es, die mich unter euch zurücksandten. Jetzt gehe ich zu ihnen als ein Angeklagter, und Seuthes, bei dem ich einst für mich und meine Kinder eine Freistatt zu finden hoffte, ist um euretwillen auch mein Feind geworden. Ihr aber, für die ich leide, zu deren Vortheil ich noch jetzt nach Kräften handle, ihr hegt eine widrige Meinung von mir! Habt ihr doch nicht als einen Flüchtling mich aufgerafft. Tödtet ihr mich, so raubt ihr einem Manne das Leben, der viele Nächte für euch durchwacht, Mühseligkeiten und Gefahren mit euch getheilt, oft mehr als seine Pflicht gethan; der unter den Barbaren, durch der Götter Gnade und mit eurer Hilfe, Siegesdenkmäler errichtet und endlich noch verhütet hat, daß Griechen eure Feinde würden. Ihr dürft gehen wohin ihr wollt, zu Wasser und zu Lande; ihr lebt im Ueberfluß und schifft nach dem lange ersehnten Ziele; die mächtigen Lacedämonier nehmen euch in Sold, stellen treffliche Feldherren an eure Spitze, und — es dünket euch an der Zeit, mich eilig hinzurichten. So wart ihr nicht gesinnt in der Noth, ihr, denen das Gedächtniß so treu ist. Damals nanntet ihr mich Vater, wolltet meiner stets als eines Wohlthäters gedenken. Welche Meinung sollen diese Spartaner von euch fassen? Sie mögen richten."

Er schwieg. Chereminos, der Lacedämonier, trat auf, nannte den Haß der Soldaten ungerecht, und bezeugte, daß Seuthes nichts an ihm zu tadeln gewußt, als daß er den Truppen zu sehr ergeben sei, wodurch er des Königs Neigung verscherzt, und die der Spartaner nicht gewinnen würde.

Dann forderte ein Arkadier von dieſen, daß ſie, zum erſten Mal als Feldherren ſich beweiſend, von Thracien den Sold mit Güte oder Gewalt zu erlangen ſtreben, und die Griechen eher nicht hinweg führen ſollten. Und der Athenienſer Polykrates nahm das Wort, auf den Heraklides deutend: »Dieſer Mann hat die von uns erkämpften Güter empfangen, verkauft, und das gelöſte Geld unterſchlagen. Von ihm allein müſſe es gefordert werden, denn er iſt kein Thracier, ſondern ein Grieche, der Griechen betrogen hat.«

Heraklides, erſchrocken, flüſterte dem Seuthes zu, es ſei gefährlich, hier länger zu verweilen. Beide warfen ſich auf die Roſſe und flohen zu ihrem Lager. Von dort aus unterhandelte Seuthes noch einmal mit Xenophon. Die alten Zuſagen erinnernd, wollte er ihn bewegen, mit tauſend Schwerbewaffneten bei ihm zu bleiben, warnte ihn auch insgeheim vor den Lacedämoniern, die ihn würden hinrichten laſſen. Gleiche Warnungen empfing er von mehreren Gaſtfreunden. Aber die Opfer entſchieden, daß er den Seuthes verlaſſen ſolle.

Dieſer entfernte nun ſein Lager von dem der Griechen, die, bis zu ihrer Einſchiffung, in Dörfern zehrten, welche Medoſades, einer ſeiner Günſtlinge, beſaß. Der kam erbittert, ſammt einem mächtigen Odryſen, aus dem Gebirge herab, ſtellte Xenophon zur Rede wegen Verwüſtung ſeiner Dörfer, und ſprach: »Wir deuten euch an, ich im Namen des Seuthes, und dieſer Mann im Namen des Medokas,

Königs von Oberthracien, daß ihr aus dem Lande weichet; wo nicht, so werden wir euch vertreiben."

„Kaum mag ich dir antworten," sagte Xenophon, »doch es geschehe um dieses Fremdlings willen, damit er euch und uns kennen lerne. Ehe wir eure Freunde wurden, durchzogen wir dieses Land und hausten darin nach Gefallen. Ihr zeigtet euch nur verstohlen, und bei Nacht blieben eure Pferde gesattelt als im Lande eines Mächtigeren. Nun ihr unsere Freunde geworden, und durch unsere Waffen es besitzt, nun wollt ihr uns heraus treiben. Statt mit Geschenken uns zu entlassen, mißgönnt ihr uns sogar den Lager-Platz."

„Du lebtest nur vom Raube, ehe wir dich reich gemacht, und nun schämst du dich weder vor den Göttern, noch vor diesem Manne, so zu reden? Warum wendest du dich an mich? bin ich doch kein Feldherr mehr; habt ihr doch die Truppen, ohne meine Zustimmung, den Lacedämoniern überlassen. Mir hätte dies gebührt, um dadurch die Liebe derer wieder zu erlangen, deren Haß mich trifft, weil ich sie zu euch geführt."

Der Odryser, das vernehmend, sprach: „Medosades, ich schäme mich vor dir. Hätte ich das zuvor gewußt, nimmer würde ich dich begleitet haben. Jetzt scheide ich von dir, denn mein König mag seine Wohlthäter nicht vertreiben."

Mit diesen Worten ritt er davon. Medosades wollte nun an die Spartaner sich wenden; Xenophon gab ihnen

Nachricht davon und ermahnte sie, auf dem Solde zu bestehen. Sie thaten es drohend. Da versprach Medosades demüthig, ihre Forderung zu unterstützen, wenn sie selber mit zum Könige sich verfügen, oder den Xenophon abordnen wollten. Das Letztere geschah. Und Xenophon sprach zu Seuthes: »Ich komme nicht, um zu bitten, sondern um deinen ungerechten Zorn durch Ueberredung zu entwaffnen. Denn ich habe für das Heer nur gefordert, was du freiwillig versprochen hattest. Dir würde es nicht minder vortheilhaft gewesen sein, zu bezahlen, als den Truppen, bezahlt zu werden. Sie und die Götter haben dich auf einen glänzenden Thron erhoben. Deine guten oder bösen Thaten können da nicht verborgen bleiben. Einem großen Manne ziemt Undank nicht, am größten erscheint er, wenn er nie sein Wort verletzt. Ohnmächtig und verachtet sind die Wortbrüchigen; allein der Wahrhafte wirkt durch sein Wort mehr, als Jene durch Gewalt; seine bloße Drohung ist gefürchteter als die Strafen Jener; durch ein Versprechen erlangt er mehr, als Jene durch Gaben. Du hast uns nichts gegeben, sondern nur versprochen, und dadurch ein Heer bewogen, dir eine Herrschaft zu erobern, die wohl von höherem Werthe ist, als die fünfzig Talente, welche wir zu fordern haben. Auf Treue und Glauben haben wir dir beigestanden, und Treue und Glauben verkaufst du jetzt für jene Summe. Möchtest du die erworbene Herrschaft dagegen vertauschen? oder scheint sie dir nicht wichtiger als dies Geld, wär' es auch noch mehr? — Sie nicht

zu behaupten wäre schimpflicher, als sie nie erlangt zu haben; so wie es leichter ist, arm zu sein als zu werden, leichter, nie geherrscht zu haben, als vom Throne herabzusteigen. Nicht Neigung, sondern Zwang hat dein Volk dir unterworfen, nur die Furcht erhält es dir. Was sollen sie aber fürchten, wenn deine Treulosigkeit jetzt und künftig uns und Andere verscheucht? Ihnen mangelt nicht Muth, sondern ein tapferer Anführer. Wie? wenn sie Einen der von dir beleidigten dazu wählen? oder wenn die mächtigen Spartaner ihre neuen Söldner vertreten? — Lieber werden die Thracier gegen dich, als für dich streiten, denn als deine Ueberwinder hören sie auf, deine Sklaven zu sein. — Und liegt dir nicht ob, für das Land zu sorgen, dessen Herr du geworden? und meinst du, es werde minder leiden, wenn die Griechen, das Ihrige empfangend, friedlich abziehen, als wenn sie bleiben und feindlich es rauben? Du aber, um mit Gewalt ihrer los zu werden, mehr Truppen, als sie zählen, besolden mußt? — Heraklides nennt die geforderte Summe groß. Zahlen bestimmen das nicht, sondern das Vermögen des Gebers. Deine Einkünfte sind in diesem Jahre größer, als der Werth aller deiner vorigen Besitzungen, und du kannst die ganze Summe jetzt leichter zahlen, als zuvor den zehnten Theil. Ich rede als dein Freund. Zeige dich der Götter Gaben würdig und stelle meinen Ruhm beim Heere wieder her. Ich fordere dich selbst und die Götter zu Zeugen, daß ich, was den Truppen gebührt, nie für mich begehrt, ja

nicht einmal um das mir Verſprochene dich gemahnt habe. Nur zugleich mit Jenen wollt' ich es empfangen, das ſchwör' ich dir!"

»Doch alles Deſſen achtet Heraklides nicht, wenn er nur Gold, gleichviel wie, zuſammen ſcharren kann. Aber die höchſten Güter eines Mannes, vor allen eines Königs, ſollen Tugend, Gerechtigkeit und Edelmuth ſein. Mit dieſen iſt er reich an Freunden. Alle freuen ſich ſeines Glückes, alle helfen ihm gern im Unglücke."

»Daß ich dein wahrer Freund geweſen, haben meine Handlungen dir bewieſen, und ſelbſt die Klagen, welche, in deiner Gegenwart, die Soldaten gegen mich erhoben, ſind Beweiſe davon. Denn würden ſie argwöhnen, du hätteſt mich beſtochen, wäre nicht meine Neigung zu dir unverholen geweſen? Du, der du mich ſo freundlich aufgenommen mit Worten, Blicken und Gaſtgeſchenken, ehe ich noch für dich gefochten, du könnteſt jetzt, nachdem ich deine Größe, ſo viel in meinen Kräften ſtand, befördert, der Verachtung meiner Kriegsgefährten mich preisgeben? Du könnteſt ungerührt die Klagen deiner Wohlthäter hören? — Nein, du wirſt Wort halten, und thuſt du es, ſo bitte ich dich, ſo zu verfahren, daß ich die Achtung wieder gewinne, in deren Beſitz ich war, als ich zu dir kam."

Beſchämt ergrimmte Seuthes gegen den, der ihn verleitet, mit dem Sold zu zögern. »Ich will ihn zahlen," ſagte er, »und war nie geſonnen, euch zu betriegen."

»So zahle durch mich," ſprach Xenophon, »auf daß

mein Ansehen im Heere wieder hergestellt werde." Seuthes gelobte ihm, seine Ehre nicht zu kränken, und wiederholte glänzende Erbietungen, wenn er mit tausend Schwerbewaffneten bei ihm bleiben wolle, das auch wegen seiner Sicherheit für ihn am gerathensten sei. Aber Xenophon lehnte es dankbar ab, und gelobte künftig ihm nützlich zu werden, wo sein Ansehen es verstatte.

Nicht mehr als ein Talent hatte Seuthes bar, das gab er, und sechshundert Ochsen, viertausend Schafe und hundert zwanzig Sklaven. Alles brachte Xenophon zu den Griechen, unter denen schon das Gerücht sich verbreitet hatte, er bleibe dort und habe alles Versprochene für sich empfangen. Darum strömten sie jetzt freudig ihm entgegen, und er übergab, was er gerettet, den Lacedämoniern, um es zu vertheilen. Das geschah, doch nicht ohne Murren der Soldaten gegen die Beuteverkäufer.

Xenophon, der nicht dabei erschien, wollte nun heimreisen, wurde jedoch von seinen Freunden überredet, das Heer nicht eher zu verlassen, bis er dem spartanischen Feldherrn Thimbro es übergeben hätte. Sie schifften nun nach Lampsakos, wo ein Wahrsager dem Xenophon zu seiner Rettung Glück wünschte, und nicht glauben wollte, als dieser ihm betheuerte, er könne nicht einmal heim reisen, ohne seine Pferde und Gepäck zu verhandeln. Wirklich verkaufte er hier aus Noth sein Lieblingsroß, welches jedoch von seinen Freunden zurückgekauft und ihm geschenkt wurde. Er führte nun das Heer bis Pergamos, wo er in Er-

Franz. Ist sie? — Glück auf die Reise! — nun, ehrlicher Hans, habe ich Niemanden mehr als dich.

Phil. Und mich.

Lottchen. Und mich.

Blahm Und mich.

Franz. Ja? — euch Alle? — kommt doch einmal her — laßt sehen, ob ich euch Alle mit einem Arme umfassen kann? — was schadet das? mein Herz umfaßt euch!

Hans. Herr Kapitän, seh ich recht? Ihr Herr Bruder?

Franz. Freylich alter Knabe! Alles vergessen! sie haben mich Alle wieder lieb! — weißt du noch, wie ich die französische Prise nahm? wie ich in Einer Stunde so reich wurde? — O! ich bin jetzt in Einer Minute weit reicher geworden! — Komm her, Bruder Philipp! (er nimmt ihn in seinen Arm) Nenne mich auch einmal wieder Franz.

Phil. Mein Franz!

Franz. So ists recht! her zu mir, Lottchen! (er nimmt sie in den andern Arm) Du weißt,

was

fahrung brachte, daß ein reicher, vornehmer Perſer, Aſiodotes, mit Weib und Kind und Schätzen nicht fern hauſe und in der Nacht wohl könne aufgehoben werden. Dieſes letzte Abentheuer unternahm er mit den Getreueſten. Es mißlang zum erſten Mal, trotz der günſtigen Opferzeichen, glückte aber zum zweiten Male, und die Beute war ſo reich, daß er nun auch Andern wohlthun konnte. Zu Pergamos übergab er dann dem Thimbro die Truppen, der ſie zu dem gegen Perſien verſammelten Heere ſtoßen ließ. In fünfzehn Monaten hatten ſie zweihundert fünfzehn Tagemärſche zurück gelegt.

Nachſchrift.

Als Geſchichtſchreiber mag Xenophon wohl groß erſcheinen, als Feldherr bleibt er nur ein Räuberhauptmann, dem Gewalt immer auch Recht war. Ob er eine Bande von zehn oder von zehn tauſend Mann kommandirte, das gilt gleich. Alle, die nicht für eine gerechte Sache kämpfen, ſind nicht Soldaten, ſondern Räuber. Xenophon und ſeine Griechen unterſcheiden ſich in nichts von den Söldnern des Mittelalters, die auch nie fragten: warum ziehen wir aus? Sondern, wer bezahlt uns? und wurde dieſe Frage genügend beantwortet, ſo ſchlugen ſie zu, gleichviel warum? für wen? und gegen wen?

Die Perſer hatten ganz Recht, ſolche Vagabunden vertilgen zu wollen. Jeder Monarch in unſern Tagen würde an des Artaxerxes Stelle eben ſo gehandelt haben. Daß

Tiſſaphernes die Feldherren auf ſolche tückiſche Weiſe in ſeine Gewalt brachte, war freilich ein ſchlechter Streich; daß aber der König ſie hinrichten ließ, daran geſchah ihnen ganz recht, ſogar nach Xenophon's eigener Erzählung; wie würde die Sache uns erſt erſcheinen, wenn wir ſie in einem guten, perſiſchen Geſchichtſchreiber läſen! Da würde ſich vielleicht finden, daß Klearch wirklich mit Verrath umging. Xenophon mag nichts davon gewußt haben, denn Klearch war verſchwiegen in ſolchen Dingen, das hatte er ſchon bewieſen, da er der einzige Grieche war, der um des Cyrus brudermörderiſchen Vorſatz wußte. Ein Mann, der, gleich nach dem Tode des Cyrus, einen General dieſes Prinzen auf den Thron heben wollte, konnte auch noch einige Monate ſpäter einen ähnlichen Gedanken faſſen und blieb immer ein ſehr gefährlicher Mann. Alle ſeine Betheuerungen, daß er blos dem Cyrus angehangen, nun aber durchaus nichts Feindliches gegen den König im Schilde führe, mußten, durch ſeine Unterhandlung mit Ariäos, den Glauben verlieren, und es war nicht zu zweifeln, daß er ſeinen Arm einem jeden Wagehalſe vermiethen würde, der ihn bezahlen konnte. Nach ſeinem Tode war und blieb das griechiſche Heer nichts weiter als eine Räuberbande, denn nicht die Zahl der Streitenden, ſondern die Rechtlichkeit des Kampfes machen den Unterſchied zwiſchen Räubern und Soldaten. Darum nennen auch die Franzoſen in unſern Tagen die Spanier Banditen, wenn ſie gleich viele tauſend Mann ſtark ſind.

Ja, wenn die Griechen nur aus Noth geraubt und ge-

plündert hätten, so möchte es noch hingehen; aber Xenophon, dieser Schüler des Sokrates, ist unverschämt genug, an mehreren Stellen zu bekennen, daß die infamsten Raubzüge blos deshalb unternommen wurden, um nicht mit leeren Händen nach Hause zu kommen; ja seine letzte Heldenthat, der nächtliche Einbruch beim Asiodotes, geschah blos in dieser Absicht, denn man erfährt durchaus nicht, daß dieser Mann die Griechen auf irgend eine Weise beleidigt habe. Er war ein Perser, das ist Alles, was Xenophon gegen ihn vorbringen kann.

Nur in einer Rücksicht scheint mir dies Büchlein von Nutzen für den Krieger; nämlich, es ist daraus zu lernen, wie man den Soldaten am Gängelbande führen kann; denn es ist nicht zu leugnen, daß Xenophon's Reden von tiefer Menschenkenntniß zeugen. Sonst aber möchte seine Geschichte (deren Wahrhaftigkeit wir nicht einmal beprüfen können) in jeder andern Rücksicht schädlich sein, da sie so laut den verfluchten Satz predigt, daß man Alles kann und darf, wozu man die Gewalt in Händen hat.

Auch die Verdienste Xenophon's als Feldherr waren wohl bei weitem nicht so groß, als man sie aus langer Gewohnheit zu machen pflegt, denn es muß auch einem Laien in der Kriegskunst auffallen, daß alle Völker, die sich ihm entgegen stellten, durch Feigheit oder Dummheit ihm sehr leichtes Spiel machten. So ist denn die Nachwelt blos durch eine geschickte Feder und durch den Namen der Griechen bestochen worden.

Fragmente aus der Geschichte der Insel Borneo.

Wir verdanken dieses Bruchstück dem berühmten Fontenelle, der aus einem von Batavia den 27. November 1684 geschriebenen Briefe es bekannt machte. Sie wissen, hebt dieser Brief an, daß bei unsern Nachbarn in Borneo nur Frauenzimmer den Thron besteigen können. Diese Insulaner halten sehr viel auf die Echtheit des königlichen Geblütes, und, weil sie wissen, daß selbst ihren Königinnen nicht immer zu trauen ist, so müssen die Vornehmsten des Landes bei deren Niederkunft gegenwärtig sein. Vor einigen Jahren starb die Königin Mliseo, der ihre Tochter Mneo folgte. Anfangs wurde sie geliebt, als sie aber mancherlei Neuerungen einführte, murrten die Unterthanen. So z. B. mußten alle ihre Minister halb verschnitten sein, was zuvor nie gewöhnlich gewesen, und doch die eifersüchtigen Männer nicht ganz sicher stellte. Die Theuerung der Lebensmittel unter ihrer Regierung schrieb man gewissen Zauberern zu, die von ihr besoldet wurden. Sie beschränkte die öffentlichen Feste, baute neue Gefängnisse, warf Unschuldige hinein, erpreßte Geld von ihnen u. s. w. Doch nichts war den Insulanern von Borneo anstößiger, als der Saal der Leichname mitten im Palaste der Königin, obgleich dies Uebel im Grunde nur eingebildet war. Sie ließ nämlich die Leichname ihrer Günstlinge einbalsamiren, stellte sie in diesem Saale mit großem Prunke auf, und verlangte,

daß, ehe man zu ihr käme, man zuvor diesen Mumien Ehrerbietung beweisen solle. Das verursachte eine große Gährung unter dem Volke. Und, siehe da, plötzlich trat eine neue Königin auf, diese Stimmung der Gemüther benutzend. Sie nannte sich Cenega, gab sich für eine Tochter der Mliseo aus, entthronte ihre Schwester, und fing damit an, alle Neuerungen abzuschaffen. Dies Benehmen, und ihre Aehnlichkeit mit ihrer vorgeblichen Mutter, sprachen sehr zu ihrem Vortheil; denn die Einwohner von Borneo stehen in dem festen Glauben, daß echte Kinder ihren Eltern stets ähnlich sein müssen, und es kam ihnen schon längst verdächtig vor, daß Mneo keinen Zug von Mliseo hatte, sich auch ungern öffentlich sehen ließ, und sogar alle Bilder ihrer Mutter so viel möglich bei Seite schaffte. Hingegen war sie unbezweifelt in Gegenwart der Großen von Borneo geboren, Cenega aber nicht, welchen Mangel diese bald durch unglaubliche Märchen, bald durch die Behauptung bemänteln wollte, die Großen wären bestochen gewesen. In solchen Fällen nun geht es auf Borneo gerade so zu, wie in Europa und in der übrigen Welt, man führt nämlich den Beweis durch das Schwert. Das Volk theilte sich zwischen beiden Königinnen und ein blutiger Krieg entstand, welche von den beiden Damen Siegerin geblieben, ist unbekannt.

Aethiopien.

In dem Aufsatze: Die Amazonen *), ist einer Geschichte von Aethiopien von dem portugiesischen Dominikaner Johann dos Santos erwähnt worden. Aus dieser möge hier noch ein kurzer Auszug stehen, theils zur Gemüths-Ergetzung des Lesers, theils um zu beweisen, daß der Philosoph Petrus Petitus in der Wahl seiner Gewährsmänner eben nicht ekel war. Der portugiesische Herr Pater erzählt, daß er sich als Missionär auf der Flotte eingeschifft habe, welche der König von Portugall, Emanuel, im Jahre 1586 auf neue Entdeckungen aussandte. Sie lief am 13. August von Lissabon aus, steuerte nach Brasilien, und konnte, der heftigen Stürme wegen, das Vorgebirg der guten Hoffnung nicht eher als am 25. Julius desselben Jahres umschiffen. Man muß bekennen, daß schon diese Geographie und Chronologie kein günstiges Vorurtheil für die Glaubwürdigkeit des Verfassers erregt. Die erste Heldenthat der Portugiesen bestand darin, daß sie Sofala durch den schändlichsten Betrug einnahmen, nachdem der König dieses Landes sie sehr gastfrei aufgenommen hatte. Solche Beispiele in der alten Geschichte sind um so fluchwürdiger, da sie leicht in der neuen zur Bemäntelung ähnlicher Unthaten dienen können. Man sagt, die Christen der ersten Jahr-

*) Band 20, Seite 233, dieser Ausgabe.

hunderte hätten ihre vornehmſten Glaubensſätze den Heiden verborgen; jetzt würde man wohl thun, ihnen die ganze Geſchichte des Chriſtenthums zu verheimlichen; denn wenn ſie wüßten, wie die Chriſten untereinander ſeit mehr als tauſend Jahren ſich erwürgen, ſie würden keines dieſer Raubthiere einen Fuß an ihre Küſten ſetzen laſſen, ſondern alle ſo vernünftig werden, als die Chineſer und Japaner, welchen der Himmel die Freiheit, nach ihrer Art glücklich zu ſein, noch lange erhalten wolle.

Wunderliche Dinge kramet der Herr Pater dos Santos über Aethiopien aus. Ein König von Quiteve kann nach Belieben ſeine Töchter und ſeine Schweſtern heirathen. — Am Hochzeitstage eines Caffern muß der Bräutigam ſich von einem andern nach der Wohnung ſeiner Braut tragen laſſen, und der Träger darf nicht ein einziges Mal unterwegs ausruhen, denn ſobald er ermüdet, ſo gibt es für dieſen Tag keine Hochzeit, ſondern ſie wird verſchoben, bis ein Athlete ſich findet, der, ohne zu verſchnaufen, den Bräutigam an Ort und Stelle bringt. — Viele Kinder werden von Männern geſäugt, die in ihren Brüſten eben ſo viel Milch haben als die Weiber. — Es gibt dort Raubvögel, deren ausgebreitete Flügel die Luft verfinſtern, und die einen, mit Ketten an einen Baum geſchmiedeten Affen losreißen und in die Luft führen. — An dem Strome von Sofala wächſt ein Kraut, welches gegen den Biß der Krokodille ſchützt; denn wenn dieſe Unthiere einen Menſchen, der ſich mit jenem Kraute gerieben hat, beißen, ſo werden ihnen

die Zähne weich wie Wachs. — Der Herr Verfasser citirt auch den Marco Paolo, der auf der Insel St. Lorenzo einen Vogel will gesehen haben, welcher einen Elephanten mit unglaublicher Geschwindigkeit in die Lüfte führt. Vermuthlich war es derselbe, dessen Abbildung man in Bertuch's Bilderbuche findet. — Von allen diesen Herrlichkeiten wünschen wir uns blos das Kraut, welches die Zähne weich macht, denn es gibt jetzt in Europa Krokodille so gut als in Afrika, und sie haben vortreffliche Zähne.

Historisches Quodlibet.

Als im vorigen Jahre der unglückliche Andreas Hofer den Tiroler Damen befahl, ihr Arm- und Brustfleisch zu bedecken, und in keinen durchsichtigen Hadern ihre Reize blos zu stellen, da lachte man in Europa über ihn, und er that doch nur, was manche Päpste vor ihm gethan hatten. Schon im Jahre 1635 schrieb der päpstliche Nuntius in den Niederlanden, auf Befehl Urban VIII., an alle Bischöfe, daß sie gegen die Weltfrauen Strenge üben sollten, „die den Busen und die Schultern entblößen, und das Gesicht mit Schönpflästerchen besäen." Sogar der Eintritt in die Kirche sollte ihnen versagt werden. Papst Innocenz XI. gab sich gleichfalls viele Mühe, jenem Unwesen zu steuern, und als er sah, daß nicht

einmal die Furcht vor den Türken, die damals Wien belagerten, die Damen beſſern konnte — obgleich ganz Italien zitterte — ſo verordnete er am 30. November 1683 mit großem Ernſt: »daß alle Weiber und Mädchen ſich den Buſen und die Schultern bis an den Hals hinauf, und die Arme bis an die Bruſt hinunter bedecken ſollten, und zwar mit einem dichten, ja nicht durchſichtigen Stoffe.“ Diejenigen, die binnen ſechs Tagen dieſem Befehl nicht gehorchten, ſollten ispo facto excommunicirt ſein, und, ausgenommen auf dem Todbette, ſollte nur der Papſt dieſen Bann löſen können. Beichtväter, die ſich etwa unterfangen würden, zu abſolviren, wurden mit gleicher Strafe bedroht, ſo wie auch die Familien-Häupter, die bei dem Unfug durch die Finger ſähen. Bald nachher (1685) ließ ein Geiſtlicher ein Sendſchreiben an die Nonnenklöſter drucken, in welchen junge Mädchen erzogen wurden. Hier legt er ſowohl den Nonnen als ihren Zöglingen mit heiligem Eifer eine keuſche Kleidung an die Herzen, und ermahnt ſie »jenen verdammten Moden zu entſagen, die gleichſam mit offener Gewalt ſträfliche Begierden durch die Augen in ſonſt wohl diſponirte Herzen eindringen laſſen.“ Aber weder dieſer Geiſtliche, noch Urban VIII. mit ſeinen Drohungen, noch Innocenz XI. mit ſeinen Bannſtrafen, noch der ehrliche Andreas Hofer haben auf die Toiletten unſerer Damen den mindeſten Einfluß bewieſen, und faſt ſollte man glauben, daß ſie beſtändig in Bereitſchaft wären, Eide nach der Vorſchrift des Se-

neka abzulegen, welcher meint, man sollte eigentlich nur nackend schwören. (de Ben. l. 7 c. 9. it. epist. 90.)

* * *

Ein gewisser Almeloveen, in seinen opusculis, sucht den Ursprung der heidnischen Alterthümer aus der heil. Schrift zu erweisen. Die Bildsäulen des Priap z. B. sollen aus Feigenholz bestanden haben, weil Adam im Paradiese sich mit Feigenblättern bedeckte. Auch die heidnische Gewohnheit, die Götter unter Bäumen und in heiligen Hainen zu verehren, leitet er aus dem Paradiese ab; denn da standen ja zwei ganz besondere Bäume, und überdies ohne Zweifel viel Gebüsch, weil Adam glaubte, er könne sich darin verstecken. Der Verfasser beweist aus vielen Stellen, daß, da die Unendlichkeit Gottes nicht von uns begriffen werden kann, man von jeher Schweigen und Dunkelheit für angemessen seinem Dienste gehalten. Schon Plinius hat gesagt: »Weniger die Bilder von Gold und Elfenbein, als die Haine, und in diesen das Schweigen, beten wir an.«

Aus dem Beispiel der Rebecca, die, sammt ihrer Amme, den Boten des Abraham überliefert wurde, schließet der Verfasser, daß die Hebräer, wie die Heiden, ihre jungen Mädchen bis zu ihrer Verheirathung unter die Obhut ihrer Ammen gestellt. Diese waren denn auch so sorgsam, daß sie an jedem Morgen den Umfang des Halses ihrer Pflegbefohlnen maßen, um daraus zu erkennen, ob ihnen noch zu trauen sei.

was ich deiner Mutter verſprochen habe? — was meynſt du Philipp? ich hoffe, ſie iſt hier mitten unter uns. (er blickt andächtig gen Himmel.)

Bluhm (mit hoher Rührung) O! wenn doch alle Menſchen wüßten, wie ſelig belohnend es iſt, Frieden zu ſtiften!

Hans. (von wehmüthiger Freude zu Annen) Nehme Sie mirs nicht übel — ſie mag ſeyn wer ſie will — ich muß ihr um den Hals fallen. (Er umarmt die ſchluchzende Anne.)

(Der Vorhang fällt.)

Ferner untersucht er: ob es jederzeit Hebammen gegeben? welche die ersten gewesen? und ob die Männer vor alten Zeiten sich, wie heutiges Tages mit dieser Kunst befaßt haben? Er führt eine lange Stelle aus dem Hyginus an, die uns belehrt, daß bei den Alten viele Frauen aus Mangel der Hebammen starben, und weil sie sich schämten, ihre Zuflucht zu Männern zu nehmen. In Athen verbot ein Gesetz den Weibern, Arzeneikunst zu treiben. Ein junges Mädchen, Namens Agnodice, spürte einen besonderen Beruf in sich, dies Gesetz zu übertreten. Sie zog Mannskleider an, studirte die Arzneikunst, und ging zu den Weibern in Kindesnöthen, denen sie ihr Geschlecht entdeckte und dann half. Die Aerzte machten ihr einen Prozeß, und beschuldigten sie eines unerlaubten Umganges mit den Weibern, deren manche blos deshalb krank würden, um den hübschen jungen Arzt rufen zu lassen. Sie brachten es wirklich dahin, daß Agnodice von den Areopagiten verurtheilt wurde. Allein sie beschämte die graubärtigen Richter durch Enthüllung ihres Busens. Sogleich öffneten die Aerzte eine andere Batterie, und bestanden auf der Beobachtung des erwähnten Gesetzes. Aber nun rüttelten sich die atheniſchen Damen, das Gesetz wurde abgeschafft, und allen freien Weibern erlaubt, die Arzneikunst zu studiren.

So wie noch jetzt die Christen mit dem Worte Abracadabra die Zahnschmerzen vertreiben, so schrieben auch die Heiden manchem sinnlosen Worte große Kräfte zu. So

ſetzten ſie z. B. über ihre Hausthüren: Arse verse, und über die Thüren ihrer Speiſeſäle S. T., welche der Verfaſſer durch sed tace, oder silentium tene als eine Ermahnung zum Schweigen erklärt.

Ein von den Chriſten erfundenes Mittel, um Schnecken und Raupen von den Feldern zu vertreiben, ſtehe hier zur Freude aller Landwirthe. Man darf nur die Worte Joels auf Pergament ſchreiben: »Die Ueberreſte der Kohlraupe (eruca) frißt die Heuſchrecke (locusta) und die Ueberreſte der Heuſchrecke frißt wiederum eine Heuſchrecke (bruchus).« Dieſe Pergamentſtreife wickelt man um hölzerne Stäbe, und ſteckt ſie an den vier Ecken des Feldes in die Erde. Das iſt das große Geheimniß, alles Ungeziefer zu verbannen.

* * *

In einem Buche von Menage, gli origini della lingua italiana findet man die Etymologie vieler Namen, ſowohl von Städten als Familien, mit intereſſanten Anekdoten durchwebt. In Rom z. B. lebte ein dem heil. Gregorius verwandtes Geſchlecht. Einer aus dieſer Familie theilte bei einer Hungersnoth Brot unter die Armen aus, und ſeitdem bekamen ſie den Namen Frangipani. Gewiß ein ſehr ehrenvoller Urſprung; aber lächeln muß man, wenn man lieſt, daß unter der Regierung Ludwig XIII. eine gewiſſe Gattung von wohlriechenden Handſchuhen Frangipani genannt wurden, weil ein Nachkömmling von jenem edlen Frangipani, der ſeinem Ahnherrn ſchwerlich

glich, damals solche Handschuhe nach Frankreich brachte. Cerisantes, ein guter lateinischer Dichter, zählte es unter die Kennzeichen seiner hinsterbenden Galanterie, daß er keine Handschuhe à la Frangipani mehr trüge. Die Stelle ist in einer Ode an Voiture enthalten.

Menage erzählt uns auch, daß die China Anfangs das Pulver des Kardenal de Lugo genannt wurde, und daß die Engländer sie Jesuiten-Pulver nennen. — Man weiß, daß die Gelehrten vormals gar zu gern ihre Namen in's Lateinische und Griechische übersetzten. Hier werden die wahren Nahmen von Wörtern wieder an's Licht gezogen, die freilich unter beiden Namen längst vergessen sind. Ein gewisser Petau nannte sich Kercoëtius, welches im Griechischen der Bedeutung eines Affen ziemlich nahe kommt. Der berühmte Salmasius, der von ihm beißend kritisirt worden war, benutzte diesen Umstand, um ihn mit einer Gattung von Affen zu vergleichen, die auf die Spitzen der Bäume klettern, um — ihren Hintern zu zeigen. (Herr Merkel ist auch so ein Kercoëtius.) Nach Montaigne's Zeugnisse hat der Kanzler Olivier diesen Gedanken sogar auf seine Nation angewendet. Mit welchem Rechte? das dürfen wir heut zu Tage nicht entscheiden.

* * *

Wenn zu den Zeiten des heil. Gregorius, der auch Pabst war, ein Geistlicher Bischof werden wollte, so befragte man ihn insgeheim und auf sein Gewissen; ob er

seine Junggesellenschaft noch habe? Konnte er diese Frage nur stockend beantworten, so rieth man ihm freundlich, lieber in ein Kloster zu gehen. War er vermählt gewesen, so mußte er wenigstens eine lange Zeit in keuscher Witwerschaft zugebracht haben. Bei solchen Vorkehrungen sollte man denken, es müsse damals ein großer Mangel an Bischöfen, oder die Kandidaten eben nicht sehr gewissenhaft in ihren Antworten gewesen sein.

* * *

Ein französischer Erzbischof sagte einst zu der Königin Marie von Medicis: »die Wahrheit wäre nun seit fünfzig Jahren nicht über die Schwelle ihres Kabinets gekommen," und ein anderer Prälat predigte bald nachher vor dem Könige: »die Wahrheit schleiche nur verstohlen und durch die Fenster in die Paläste der Könige." Ach! es ist noch immer ein Glück, wenn wenigstens die Fenster ihr offen stehen. Zu gewissen Zeiten wird sie blos zum Fenster hinaus geworfen.

Bayle machte irgendwo die Bemerkung, daß Milde und Strenge sehr relative Eigenschaften wären, deren Größe man blos nach gewissen Organen beurtheilen müsse. Ein Schmied gewohnt mit glühendem Eisen umzugehen, finde nur warm, woran eine zarte Dame sich schon verbrenne. Von Natur hartselige Menschen halten ein Verfahren gegen Ketzer (ich meine die politischen) für sehr milde, wenn dabei nicht gleich vom Erschießen die Rede ist.

* * *

Der Geschichtschreiber Zosimus versichert, Kaiser Konstantin sei blos deshalb ein Christ geworden, weil die heidnischen Priester sich geweigert hätten, ihn von seinen schweren Sünden zu absolviren, die christlichen hingegen ihm ohne alles Bedenken das Himmelreich aufgeschlossen hätten. Eben so erzählt man von der Herzogin von Etampes, der Maitresse Franz des Ersten, sie sei dem Lutherthum sehr geneigt gewesen, weil sie gute Ursachen gehabt habe, die Ohrenbeichte zu vermeiden. Gott bedient sich sehr verschiedener Wege um Herzen zu erleuchten. Auch die Maitresse Eduard's III. soll aus gleichen Gründen Wicleff's Ketzereien begünstigt haben.

Inhalt.

	Seite
Bruchstücke aus den Memoiren der Madame de Motteville .	7
Xenophon's Feldzug	143
Fragmente aus der Geschichte der Insel Borneo	272
Aethiopien	274
Historisches Quodlibet	276

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Zweiunddreißigster Band.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Clio's Blumenkörbchen.

Von

August von Kotzebue.

Dritter Theil.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Clio's

Blumenkörbchen.

Octavia, die Schweſter des Auguſtus.

Octavia hat als Heldin eines Trauerſpiels ſo manchen gefühlvollen Zuſchauer intereſſirt, daß ich glaube, man werde ihre wahre Geſchichte nicht ungern leſen. Von ihrer erſten Jugend iſt wenig bekannt. Daß ſie eine vortreffliche Erziehung genoß, darf wohl vermuthet werden. Ihr Bruder Octavius, adoptirter Sohn des Julius Cäſar, der ſein Großoheim war, wurde erzogen, wie es dem Erben unermeßlicher Güter zukam, der wahrſcheinlich eine große Rolle ſpielen würde. Sonder Zweifel bewies Cäſar der Schweſter dieſelbe Sorgfalt, da er ſogar in einem gewiſſen Zeitpunkt den Vorſatz faßte, ſie mit dem Helden Pompejus zu vermählen, um ſeine Verbindung mit ihm noch feſter zu knüpfen. Die Geſchichtſchreiber ſagen, ſie ſei ſehr ſchön geweſen und habe mit dieſer Schönheit den eigentlichen Zauber derſelben, Beſcheidenheit und Sanftmuth verbunden. Nie dachte ein Weib zarter über ihre Pflichten. Um ſie zu erfüllen, brauchte ſie blos ſie zu kennen. Sie ſtand faſt allein in einer verdorbenen Welt, aber ſie ſtand erhaben und ohne Makel da. Das vielgerühmte Jahrhundert des Auguſtus war Anfangs nicht ſo ruhig, nicht ſo blühend, als Horaz es ſchilderte: die Trümmer des Triumvirats rauchten noch.

Die junge Octavia verſäumte keine Gelegenheit, um Schlachtopfer zu retten, ohne zu fragen, ob ihres Bruders Vortheil vielleicht erheiſche, Niemanden zu verſchonen. Man weiß, welche Grauſamkeiten die drei Ehrgeizigen begingen, um die höchſte Macht an ſich zu reißen. Wenn auch ein dem Tode Geweihter entrann oder ſich verbarg, ſo hatten ſie tauſend Handlanger, um ihn auszuſpähen: der Feinde Rache, der Sklaven Furcht, der Weiber Eiferſucht, der Kinder Habgier — die heiligſten Bande löſeten ſich. Doch leuchteten auch einzelne große Züge einer heldenmüthigen Treue hie und da hervor. Sklaven zogen die Kleider ihrer Herren an, um von den ausgeſandten Mördern für dieſe gehalten zu werden. Väter und Söhne ſtritten mit einander um den frühern Tod. Weiber trugen ihre Männer auf den Schultern hinweg, und lebten in Höhlen an ihrer Seite. Die berühmteſten Männer verbargen ſich unter der Erde, oder in elenden Hütten. Senatoren und Tribunen irrten flüchtig umher, eine Freiſtatt gegen die Mörder ſuchend. Der Abſcheu des Volkes gegen ſolche Grauſamkeit traf am meiſten den Antonius, denn Auguſtus war zu jung und Lepidus beſaß nicht Macht genug, um ein ſolches Unternehmen zu leiten. Während dieſer Blutſcenen wurden Octaviens Mitleid und Einfluß öfter angefleht, nie vergebens. Unter denen, die als Schlachtopfer der Herrſchſucht fallen ſollten, war auch ein gewiſſer Binius, deſſen treues Weib ihn in einen Kaſten ſperrte, dieſen Kaſten zu einem ſeiner Freigelaſſenen trug,

und die Nachricht von dem Tode ihres Gatten ausſprengte. Es wurde geglaubt, doch lebte ſie in ſteter Angſt, und mußte die peinlichſte Vorſicht beobachten. Da nahm ſie einen Zeitpunkt wahr, wo Einer ihrer Verwandten dem Volke öffentliche Spiele gab, wandte ſich an Octavien und die Edle wurde von der Edlen leicht gewonnen. Octavia wußte zu veranſtalten, daß bei jenen Spielen kein anderer Triumvir erſchien als ihr Bruder. Dieſem warf im Theater die Gattin des Vinius ſich zu Füßen, geſtand was ſie gethan, ließ den Kaſten bringen, öffnete ihn, und zitternd ſtieg ihr Gemahl heraus.

Alſobald nahm Octavia das Wort, und ſchilderte mit ſo rührender Beredſamkeit die Tugend des treuen Weibes, daß Auguſtus, der ohnehin der geliebten Schweſter nichts verſagen konnte, in ihr Lob einſtimmte und dem Vinius das Leben ſchenkte. Das genügte Octavien noch nicht, denn nun erhob ſie den Muth des Freigelaſſenen, der, auf die Gefahr ſeines eigenen Lebens, ſeinen vormaligen Herrn verborgen hatte; ihr Bruder mußte ihm die römiſche Ritterwürde verleihen. Nachdem die Triumviren ihren dreifachen Thron auf Leichen gegründet hatten, und es nun endlich ruhiger wurde, ſtand Octavia mit Widerwillen unter den vornehmſten Frauen eines Hofes, der von verworfenen Weibern wimmelte. Die gleichzeitigen Schriftſteller ſchildern dieſe Schamloſen als Urheberinnen aller Ausſchweifungen in Rom. Zu jenen verbrechenſchwangeren Zeiten, ſagen ſie, begann das Verderbniß durch eheliche Treuloſigkei-

ten, ein Gift, das bald alle Familien und das ganze Volk ergriff. Mannbare Mädchen ergötzten sich noch an Kinderspielen und lernten die schlüpfrigen Tänze der Jonier; sie übten sich von der zartesten Jugend an in verführerischen Stellungen der Wollust. Die Ehe machte sie nicht sittsamer. Nichts war ausgelassener als ihre Mahlzeiten, keiner Begierde widerstanden sie und ihre bequemen Männer sahen es gefällig mit an. Galba lud den Mäcen zur Abendmahlzeit, und als er gewahrte, daß der Gast die Wirthin lüstern anschaute, stellte er sich als überwältige ihn der Schlaf. Ein Anderer, der sein Weib im Ehebruch ertappte, strafte sie nicht, nach alter Sitte, durch die Geißel oder das Schwert, sondern ließ sich abfinden durch eine Summe Geldes. Bei der Wahl eines Liebhabers sah man weder auf Geist noch Schönheit, weder auf Rang noch Tapferkeit, sondern einzig auf dessen Reichthum; und Horaz sagt, ein reicher Kaufmannsdiener sei am willkommensten gewesen.

Es gab drei Klassen von galanten Weibern, Damen vom Stande, Freigelassene und Freudenmädchen. Schon damals verstand eine Komödiantin ihre Liebhaber in wenigen Jahren auszuplündern. Koketten theilten ihre Gunst geschickt zwischen Mehrere. Villius war stolz darauf für den beglückten Liebhaber von Sulla's Tochter zu gelten, und achtete es nicht, daß er oft an ihrer Thüre fror, während sie mit einem gemeinen Menschen sich eingeschlossen hatte. Mit solchen Weibern mußte Octavia leben. Aber

sie wurde vom Gift nicht angesteckt. Man vermählte sie dem Marcellus, einem Manne, der Konsul gewesen und im großen Ansehen stand. Sie gebar ihm zwei Töchter, die sie noch inniger an einen geachteten Gatten knüpften. Ihn raubte ihr der Tod, als sie eben ihr drittes Kind unter dem treuen Herzen trug. Dieser Verlust beugte sie tief, allein sie trug ihn mit jener Würde, die sie in allen Stürmen des Lebens bis an's Ende behauptet hat. Sie zog sich in die Einsamkeit zurück, und würde freiwillig sie nie verlassen haben; die Politik forderte ein großes Opfer und sie brachte es mitten in ihrem Schmerze.

Nachdem das Triumvirat aufgelöst worden, weil der armselige Lepidus der Rolle nicht gewachsen war, theilten Augustus und Antonius die Herrschaft der Provinzen, geriethen dabei oft in Streit, und Bürgerkriege zerrissen den Schooß der Republik. Des Antonius verwegene, herrschsüchtige Gattin, Fulvia, veranlaßte nicht selten diese Unruhen. Sie mißbrauchte ihr Ansehen um den Krieg zu schüren, während Octavia durch das ihrige den Frieden zu erhalten strebte. Wenn die Schriftsteller von Fulvia sagen, sie habe nichts von ihrem Geschlecht besessen als den Körper, so wollen sie damit ihre ausschweifenden Sitten bezeichnen. Politische und kriegerische Entwürfe beschäftigten sie unaufhörlich. Während der kurzen Zeit, in der Antonius, nach Cäsar's Tode, Alleinherrscher in Rom war, verkaufte sie in ihrem Schlafzimmer Königreiche, Provinzen und Staatsämter an den Meistbietenden Sie

umgürtete sich mit dem Schwerte, sie stellte sich an die Spitze der Senatoren und Ritter von ihrer Partei; sie befehligte die Soldaten, hielt Reden an sie und berieth sich mit den Anführern. Während des Triumvirats war sie bisweilen so kühn, Leute, über die das Todes-Los nicht geworfen war, zu ermorden, blos weil sie diese Leute haßte; und sie trieb die Unverschämtheit so weit, die Köpfe derselben vor den Antonius bringen zu lassen, der sie oft nicht einmal kannte. Den Kopf des ehrwürdigen Cicero nahm sie auf ihren Schooß, spuckte darauf, und durchstach des großen Redners Zunge zu wiederholtenmalen mit einer Nadel aus ihrem Haar. Für den Antonius brannte sie in Liebeswuth; seine Leidenschaft für Kleopatra brachte sie oft zur Raserei. Auch gemeine Nebenbuhlerinnen konnten ihren eifersüchtigen Zorn erregen. Als sie erfuhr, daß Antonius in Kappadocien durch ein Freudenmädchen Glapsyra gefesselt sei, bot sie alle ihre Reize auf, um den Augustus, ihren Schwiegersohn, zu bewegen, sie an ihrem treulosen Gatten auf gleiche Weise zu rächen; sie ging so weit ihm zu drohen, daß sie mit ihren Truppen ihn angreifen werde, wenn er ihre Wünsche nicht befriedige. Allein wie tief Augustus sie verachtete, erhellt aus einem Epigramm von ihm, das unter denen des Martial sich findet. Denn nachdem er sich die Wahl gestellt, ob er Fulvien lieben oder gegen sie fechten sollte, so schließt er mit dem Zuruf: Trompeter blas! Als darauf diese Furie ihm ernstlich den Krieg erklärte, gab er ihr ein neues Zei-

chen seiner Verachtung, indem er ihre Tochter verstieß und schwur, sie nie berührt zu haben. Jetzt reihte Fulvia Intriguen an Intriguen, und ließ täglich neue, von ihr entzündete Flammen in Italien aufsteigen, blos damit Antonius genöthigt würde zurückzukehren. Sie beherrschte diesen Helden so ganz, daß, als Kleopatra in ihrem Netze ihn fing, sie ihn schon gewohnt fand, die Fesseln der Weiber zu tragen.

Nachdem die Truppen des Augustus die Stadt Perusa erobert hatten, in welcher Fulvia sich aufgehalten, floh sie nach Brindisi, von da nach Athen, wo sie mit ihrem Gemahl sich vereinte und ihn nach Sicyon begleitete. Hier endlich hatte Antonius den Muth das schändliche Joch abzuschütteln. Er machte ihr die heftigsten Vorwürfe, daß sie Schuld an allem Unheil sei, welches ihn betroffen, er behandelte sie mit der bittersten Verachtung und verließ sie. Diesen Glücks-Wechsel konnte sie nicht vertragen, ihre Leidenschaften verzehrten sie und sie starb bald nachher von Niemanden bedauert, nicht einmal von ihren Kindern. So lange diese Furie lebte und den Antonius beherrschte, so lange war Augustus unversöhnlich. Nun aber neigte er sich gern zum Frieden, und wie konnte dieser Friede fester besiegelt werden, als durch eine Vermählung Octaviens mit dem Antonius?

Im Vertrauen auf Octaviens Schwester- und Vaterlandsliebe, schlug Augustus der jungen Witwe, die erst seit sechs Monaten ihren Gemahl in der Einsamkeit betrauerte, diese Verbindung vor. Mit schwerem Herzen

willigte sie ein. Welch' einen Gatten hatte sie besessen! und welchem sollte sie zu Theil werden! Ein schöner Mann war Antonius, voll boshaften Witzes, kein großer Politiker, aber ein guter General, den seine Soldaten liebten; verschwenderisch wenn es sein Vergnügen galt; ein Trunkenbold; gierig nach fremdem Gute; rasch im Belohnen wie im Bestrafen, doch lieber Gutes als Böses übend; eben so fröhlich Spott ertragend als fröhlich er Anderer spottete. Ein Herr der Welt hätte er werden können, wenn er nicht lieber Kleopatra's Sklave geworden wäre. So schildern ihn die, welche am günstigsten von ihm urtheilen, und vergessen hinzu zu fügen, daß er ausschweifende Pracht liebte, thöricht eitel, launenhaft ehrgeizig, und den niedrigsten Wollüsten so ergeben war, daß er von allen Rechtlichen verachtet wurde. Eine kleine Komödiantin, Namens Cytheride, hatte ihn einst so gefesselt, daß, wie Cicero ihm vorwirft, er in einem offenen Tragsessel von Lictoren umgeben sich mit ihr öffentlich zeigte, und auf einer Reise, auf der sie ihn begleitete, seinen Wagen von Löwen ziehen ließ. Was aber mit Recht Octavien am meisten gegen diese Verbindung empören mußte, war das Joch der Kleopatra, welches er so schamlos trug. Doch ihres Bruders Bitten und das Glück ihres Vaterlandes ließen ihr keine Wahl. Die Sache mußte beschleunigt werden. Was auch ihre zarte Sittsamkeit leiden mochte, nicht einmal ihre Niederkunft abwarten, nicht einmal die zehn Monate der Witwenschaft einsam ver-

trauern zu dürfen, ſie war willig das große Opfer zu bringen. Der Senat diſpenſirte ſie von der vorgeſchriebenen Zeit, binnen welcher keine Witwe zur zweiten Ehe ſchreiten durfte, und ſie wurde des Antonius Gemahlin. Dieſer begab ſich nebſt dem Auguſtus nach Rom, um die Vermählung zu feiern.

Ihr Einzug war ein Triumph. Das Volk jauchzte ihnen zu, die Segnungen des Friedens von dieſer Verbindung hoffend. Niemand zweifelte, daß die alternde Kleopatra der reizenden jungen Octavia werde weichen müſſen. Es wurden glänzende Feſte gegeben, deren holde Königin ſie war. Antonius erklärte mehr als einmal laut, ſie übertreffe Kleopatra an jedem Liebesreiz und ſein Entzücken ſchien ſo unverſtellt, daß die Friedens-Mittler ſtolz auf ihre ſo ganz gelungene Unterhandlung waren. Zwei Monate nachher gebar Octavia einen Sohn, denſelben jungen Marcellus, den die Geſchichtſchreiber ſo hoch preiſen. Sie lebte nun eine Zeit lang einträchtig mit ihrem Gemahl, der in der Entfernung von Kleopatra, weniger abhängig von dieſer Buhlerin war, und deſſen Sinnlichkeit in dem Beſitz des ſchönſten Weibes noch vollen Genuß fand. Die beiden Triumvire machten jetzt eine neue Theilung, Auguſtus erhielt den Occident, Antonius den Orient. Als aber die Schiffe des jungen Pompejus die Küſten von Italien beunruhigten, zogen Beide aus, dieſen ſchwachen, den Ruhm ſeines Vaters nicht behauptenden Feind zu bekämpfen. Doch weil man nicht hindern konnte, daß ſeine Kaper dem

Volke die Lebensmittel abschnitten, so verglich man sich endlich mit ihm. Sicilien und Sardinien wurden ihm abgetreten, und nun bewirtheten sich die Versöhnten wechselsweise. Octavia, die ihrem Gemahl bereits eine Tochter geboren hatte, war ihm in's Lager gefolgt, und nun gegenwärtig bei diesen Festen. Als Pompejus auf seinen Galeeren das erste Gastmahl gab, war die Rede von einer künftigen Verbindung zwischen dessen Tochter und dem jungen Marcellus, allein der Gedanke hatte keine Folgen. Antonius wurde bei diesen fröhlichen Gelagen oft mit Kleopatra geneckt und vertheidigte sich schlecht in Gegenwart der edlen Octavia.

Er und Augustus waren im Grunde noch immer so gereizt gegen einander, daß sie bei den geringsten Veranlassungen in Zwist geriethen. Octavia fürchtete, solche Funken möchten einen Brand verursachen, wenn die beiden ehrgeizigen Nebenbuhler noch länger beisammen blieben, sie war daher so klug ihrem Gemahl eine Reise nach Athen vorzuschlagen, um dort den Winter mit ihm zuzubringen. Er willigte gern ein, schickte seinen General Ventidius gegen die Parther, nahm auf das freundlichste Abschied vom Augustus, empfahl ihm sein Haus, und zog mit Octavien nach Griechenland. Die Athenienser, die damals nur Vergnügen athmeten, sahen mit Freuden in ihrer Stadt den glänzenden Hof des Antonius erscheinen. Sie stellten herrliche Feste an, weniger dem großen Feldherrn als seiner schönen Gemahlin zu Ehren, deren Grazie,

Klugheit und Geschmack sie zu bewundern nicht ermüdeten. Die Ehrenbezeugungen, die man ihr erwies, glichen fast dem Götterdienst und waren nur die Sprache der Herzen. Sie, mit allen Musen vertraut, mußte ja wohl den Aufenthalt in einer Stadt lieben, welche die Wiege der Wissenschaften, Künste und Gesetze war, von wo aus Philosophie und Kultur auf andere Völker sich verbreitet hatten, und die noch immer von ihrem alten Glanze herrliche Ueberreste zeigte. Aber am merkwürdigsten war das Betragen des Antonius während dieses ganzen Winters. Er, sonst so ausschweifend und ungeschliffen, schien durch Octaviens Umgang in den sanftesten Weisen verwandelt zu sein. Man sah ihn auf den Srtaßen einfach wie jeden Bürger, gekleidet in die Landestracht, ohne irgend ein Zeichen der Herrschaft vor sich her tragen zu lassen, und nur von ein paar Freunden oder Bedienten begleitet. Er wohnte den Versammlungen der Philosophen bei, nahm Theil an ihren Gesprächen, aß mit den Griechen, feierte ihre Feste nach ihrer Weise, und überall stand ihm Octavia zur Seite, an der sein Auge liebevoll hing, und deren Wille der seinige war. Aber dieser glückliche Winter verstrich, und Alles wurde anders. Er hielt jetzt lange Berathschlagungen mit seinen Generalen, deren Briefe er zuvor kaum flüchtig gelesen hatte; er fing an den Imperator zu spielen, machte große Vorbereitungen zum Kriege, rückte jedoch spät in's Feld und fand, daß der Ventidius indessen die Parther schon zweimal geschlagen hatte. Auf einer andern Seite

hörte er viel von den großen Unternehmungen des Augustus, dessen kleinste Schritte er argwöhnisch beobachtete. Plötzlich entschloß er sich, nach Italien zurückzugehen und schiffte sich ein mit Octavien auf dreihundert Galeeren an der Spitze eines Heeres. Als Augustus erfuhr, sein Schwager komme mit einer solchen Macht, verschloß er ihm den Hafen von Brindisi, wodurch Antonius genöthigt wurde, bei Tarent zu landen. Man versagte ihm den Durchzug, da gerieth er in Wuth. Augustus hingegen beklagte sich, daß, als Pompejus den Frieden gebrochen, sein Schwager ihm keinen Beistand geleistet.

Dieser neu ausbrechende Zwist betrübte Octavien tief. Sie bat ihren Gemahl ihr zu vergönnen, daß sie zu ihrem Bruder sich begebe, um Versöhnung zu stiften. Sie war zum zweitenmale schwanger, allein das hinderte sie nicht, die Reise anzutreten. Schon unterwegs stieß sie auf den Augustus, der an der Spitze seiner Truppen vorrückte. Zuerst hatte sie eine geheime Unterredung mit Mäcenas und Agrippa, den Günstlingen ihres Bruders, die sie auf die rührendste Weise beschwor, den Frieden zu vermitteln. »Denn,« sprach sie, »auf welche Seite sich auch der Sieg neigen möchte, so wäre ich immer das unglücklichste Weib und müßte einen Bruder oder einen Gemahl beweinen.« Dann ging sie, auf Anrathen beider Günstlinge, zu ihrem Bruder selbst, und — so erbittert auch dieser gegen Antonius, so störrisch seine Politik war — so konnte er doch den Bitten der holden Schwester nicht widerstehen. Er sandte sie zu-

rück mit der reinſten Freude im Herzen, denn er hatte ihr verſprochen, ſogleich nach Tarent zu kommen, um den Antonius zu ſehen. Sie eilte, dieſe wichtige Zuſammenkunft vorzubereiten, und die Art wie ſie geſchah, bewies zur Genüge, welch eine Mittlerin hier waltete. Denn Auguſtus rückte mit allen ſeinen Truppen vor, und als man von der Rhede bei Tarent ihn kaum von ferne erblicken konnte, ſetzte ſich Antonius auf ein Boot und kam ganz allein ihm entgegen. Dieſes edle Vertrauen verfehlte ſeine Wirkung auf Auguſtus nicht. Er ließ ſogleich ſein Heer Halt machen, warf ſich gleichfalls allein in ein Boot, und begegnete dem Antonius. Im Angeſicht der beiden erſtaunten Heere, deren Jubelgeſchrei jetzt nur in den Lüften mit einander kämpfte, umarmten ſich beide mitten auf dem Meere, und Octavia, vom Ufer dem Schauſpiel zuſehend, ließ köſtliche Perlen aus ihren Augen fallen. Ein ſchöner Streit erhob ſich zwiſchen den verſöhnten Schwägern, ein Jeder wollte mit dem Andern umkehren, und an deſſen Seite landen. Antonius mußte endlich nachgeben, weil Auguſtus, unter dem Vorwand, ſeine Schweſter in Tarent zu ſehen, darauf beſtand, dort an's Land zu treten. In der Fröhlichkeit ſeines Herzens blieb er die Nacht dort ohne alle Wachen, und dasſelbe Vertrauen bewies ihm Antonius am andern Tage, die Nacht bei ihm verweilend.

Octavia veranſtaltete, daß Antonius ihrem Bruder das erſte Feſt gab, welches dieſer noch glänzender erwiederte — daß beide ſich anſehnliche Geſchenke machten — daß Au

guſtus dem Antonius zwei Legionen gegen die Parther lieh, und dieſer hingegen ſeinem Schwager hundert der mitgebrachten Galeeren. Die treueſte Freundſchaft wurde wechſelſeitig zugeſagt, und ſo trennten ſich die beiden Imperatoren. Antonius begab ſich auf den Weg nach Aſien, Auguſtus wandte ſich gegen Sicilien. Octavia, ihre Niederkunft erwartend, konnte diesmal ihrem Gatten nicht in's Kriegsgetümmel folgen. Unter einer Bedeckung von tauſend Kriegern, die er ſelbſt aus den Truppen des Auguſtus wählen durfte, ging ſie nach Rom. Ach! ſie hatte ihre letzten ſchönen Tage verlebt! Sobald ſie nicht mehr als ein Schutzengel um Antonius ſchwebte, erwachte ſeine Leidenſchaft für Kleopatra heftiger als jemals. Kaum hatte er den Fuß in Syrien geſetzt, als die Verführerin herbei eilte und das alte Joch ihm über den Nacken warf. Nicht lange ſo beſchenkte er ſie mit mehreren Provinzen, die er mit ihrem Reiche vereinigte. Der Senat vernahm es mit höchſtem Unwillen. Wie durfte er ſo mit Staatsgütern ſchalten? Auguſtus ſah in ihm nur noch den Feind Roms und ſeines Hauſes: die ſeiner geliebten Schweſter angethane Schmach empörte ſein Innerſtes. Octavia hingegen ſchien unbewegt. Sie rechtfertigte die Schenkung der Provinzen nicht, denn das beleidigte den Staat; ſie rechtfertigte aber ſeine Anhänglichkeit an Kleopatra, denn das beleidigte nur ſie. An einem für die Liebe ſo reizbaren Manne, meinte ſie, ſei eine ſolche Schwachheit zu entſchuldigen. Der Feldzug des Antonius gegen die Parther bewährte den Ruf des

großen Feldherrn nicht, denn um nur seine Rückkehr nach Alexandrien zu beschleunigen, wo er den nächsten Winter zu verschwelgen hoffte, that er eilige Angriffe, und verwickelte sich in gefährliche Unternehmungen. Hunger, Kälte, Krankheiten, verwegene Scharmützel rieben seine Truppen auf, und ohne die Warnung eines Ueberläufers, würde er selbst den Tod gefunden haben. Er ging nach Syrien zurück. Kleopatra brachte ihm Gold, er vertheilte es unter den Rest seiner Truppen und er rühmte es laut, daß Kleopatra es ihm geliehen. Den Römern wurde er immer mehr und mehr verhaßt, Augustus dürstete nach Rache. Nur Octavia blieb dem Treulosen getreu, und erhob sich hoch über ihre Pflichten. Da sie hörte, daß er gegen die Parther einen unglücklichen Feldzug geendet, entriß sie ihrem Bruder die Erlaubniß, zu ihm zu eilen, und ihm neue Unterstützung zu bringen. Im Grunde wünschte Augustus, die Mißhandlungen, denen sie nach seiner Ueberzeugung entgegen ging, möchten sie endlich empören und ihm einen Vorwand leihen, den Schwager nicht länger zu schonen. Octavia ging zu Schiffe. Viele Fahrzeuge mit Mannschaft, Erfrischungen und Reichthümern beladen, folgten ihr. Sie wiegte sich vielleicht eben mit dem süßen Gedanken, nun bald, was ihre Liebe gesammelt, vor ihm auszubreiten, als ein Bote ihres Gemahls ihr den Befehl brachte, nicht weiter als bis Athen zu gehen und ihn dort zu erwarten. Obgleich dieser Befehl, der ohne Zweifel von Kleopatra diktirt worden, ihr in Gegenwart Vieler über-

reicht wurde, so empfing sie ihn doch ohne die mindeste Bestürzung zu verrathen. Die Gefühle, die ihr Herz zerreißen mochten, verbarg sie, zur Bewunderung aller Zuschauer. Mit freundlichem Ernst antwortete sie dem Boten: »Ich bringe meinem Gemahl Rosse und Kriegsgewänder, und Geschenke für seine Freunde und Soldaten, und eine ansehnliche Summe Geldes und zweitausend wohlgerüstete Krieger. Sage ihm das, und bitte ihn mir zu melden, wohin ich das Alles ihm senden solle?«

Als Antonius diese Antwort vernahm, konnte er sich nicht enthalten, ihrem Edelmuth warme Lobsprüche zu theilen. Da zitterte Kleopatra und nahm ihre Zuflucht zu neuen Künsten. Bisher hatte sie durch den Rausch der Sinne, durch Pracht und Schwelgerei ihn gefesselt, jetzt erschien sie plötzlich schwermüthig und bleich, entzog sich allen Vergnügungen, nahm, um abzumagern, fast keine Speise mehr zu sich, und heftete nur finstere, in Thränen schwimmende Blicke auf ihn. »Mich, eine Königin,« pflegte sie zu sagen, »nennt man deine Buhlerin, und ich ertrage es aus Liebe zu dir, während Octavia, die du nicht zu lieben versicherst, der du mit deiner Hand nur ein Opfer der Staatskunst gebracht, mit dem Namen deiner Gemahlin prunkt.« Nie hatte das heuchelnde Weib dem Antonius reizender geschienen, als in dieser Schwermuth. Er vergaß Octavien, die zu Athen seiner harrte; er vergaß, daß noch Parther zu bekämpfen waren; er verschob den Krieg auf das künftige Jahr, und, aus Furcht, Kleopatra könne er-

Die Corsen.

Ein

Schauspiel

in vier Akten.

Von

August von Kotzebue.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig
bei Paul Gotthelf Kummer
1799.

kranken, wohl gar ſterben, ging er mit ihr nach Egypten zurück.

Noch immer blieb Octavia zu Athen und nährte ihren ſtillen Kummer mit den verwundenden Nachrichten, die ſie von allen Seiten empfing. Kein Gedanke an eine unwürdige Rache kam in ihre hohe Seele. Viele fremde Fürſten brachten damals ihre Jugendjahre in Athen zu, Manche fühlten die Macht ihrer Reize, manche ſchienen ihrer Gunſt nicht unwürdig, doch keiner konnte ſie erringen; während Antonius ſich Bacchus nennen ließ, und mit Epheu umſchlungen, einen Thyrſus in der Hand, eine goldene Krone auf dem Haupte, auf einem Triumphwagen in Alexandrien einzog, den gefeſſelten König von Armenien hinter ſich herſchleppend. Endlich mußte Octavia ſich bekennen, daß ihr Gemahl ſie verachte. Sie ging zurück nach Rom, wo Auguſtus ihr befahl, das Haus des Antonius zu verlaſſen. Aber ſie gehorchte nicht. Sie bat ihren Bruder, die ihr zugefügten Mißhandlungen nicht zu achten, und nicht zum Vorwand eines neuen Bürgerkrieges zu machen. »Es wäre den Römern ſchimpflich, wenn Freundſchaft für ein Weib und Liebe für ein anderes die beiden Imperatoren entzweien ſollten.« Sie fuhr fort, ihre Kinder ſorgfältig zu erziehen, und ſelbſt die der Fulvia, als ob es ihre eigenen wären. Kamen Offiziere vom Antonius nach Rom, um vom Senat irgend etwas zu erlangen, ſo nahm ſie freundlich ſie auf, verwandte ſich für ſie, und beſtürmte den Auguſtus, bis er zugeſtanden, was ſie wünſchten.

Aber dies erhabene Betragen empörte jeden Rechtlichen nur noch mehr gegen ihren unwürdigen Gemahl, der indeſſen zu Alexandrien in den Stricken der Buhlerin lag und ihr eine Königskrone nach der andern aufſetzte. Endlich berichtete Auguſtus dem Senat dieſen kläglichen Wahnſinn, deſſen Gräuel er lebhaft ſchilderte. Antonius hingegen ſandte Machtboten mit einer Gegenklage. Er ſelbſt ging mit Kleopatra nach Epheſus und rüſtete ſich zur offenen Fehde. Geld und Schiffe lieferte ſeine Buhlerin, damit er, wo möglich, der Macht Roms eine gleiche Macht entgegen ſtellen möchte. Es gab wohl Augenblicke, in denen Antonius ſich nicht verhehlte, welch ein ſchwerer Kampf ihm bevorſtand, und er wünſchte bisweilen den Pflichten des Feldherrn ſich ungetheilt zu widmen; er wünſchte, Kleopatra möchte den Ausgang des Feldzuges in Egypten erwarten, er bat ſie oft und dringend darum; allein ſie wollte ihn durchaus nicht verlaſſen; ſie fürchtete Octaviens Reize und die Gewalt ihrer Tugenden. Lieber führte ſie den Verblendeten nach der, wegen Ueppigkeit und Wolluſt berüchtigten, Inſel Samos, wo er von Königen und Völkern der umliegenden Gegenden die üblichen Beiträge zum bevorſtehenden Kriege, aber auch die geſchickteſten Tänzer, Schauſpieler und Tonkünſtler empfing, und während die ganze römiſche Welt bei den Zurüſtungen ſtutzte, ſprach man zu Samos nur von neuen Liedern, Komödien und Balleten, und hatte keinen andern Kummer, als den, nach erfochtenem Siege noch neue Feſte zu erfinden, da man ſich ſchon

jetzt in diesem edlen Bestreben erschöpfte. Endlich verließ Antonius die schwelgerische Insel und kam nach Athen, immer in Begleitung der Circe, die ihn bezaubert hielt. Aber in Athen war noch Jedermann von Octaviens Ruhme voll und alle die Ehrenbezeugungen, welche die Herzen der Athenienser unaufgefordert ihr erwiesen, mußte Kleopatra durch Geschenke erkaufen. Antonius selbst trat vor sie an der Spitze von abgeordneten Bürgern der Stadt, um sie für die Beherrscherin der Welt zu erklären und das schändliche Gelübde abzulegen, daß er sich nie mit Octavien versöhnen, sie ferner nicht als seine Gemahlin betrachten wolle. Er sandte auch sogleich Octavien den Befehl zu, sein Haus in Rom zu verlassen. Und sie verließ es in Thränen schwimmend, Thränen, welche minder durch den Schmerz der tief gekränkten Gattin, als durch die Furcht der edlen Römerin floßen, daß nun um ihretwillen ein Bürgerkrieg wüthen werde. Sie nahm ihre Kinder mit sich, auch die der Fulvia, deren verblendeten Vater zu retten sie noch nicht verzweifelte. Die wenigen Freunde, die zu Rom ihm noch übrig geblieben, sammelte sie um sich, berathschlagte mit ihnen und es ward beschlossen, daß einer der gewandtesten Unterhändler sich nach Athen begeben solle, um dem Antonius das Schwert zu zeigen, das an Einem Haare über seinem Haupte schwebte, um ihn zu bewegen, den schimpflichen Fesseln der Buhlerei sich zu entreißen, weil er nur in diesem Fall hoffen dürfe, den Titel und die Macht eines Imperators im Orient sich zu erhalten. Ja, dieser Gesandte

wurde auf Octaviens Bitten abgefertigt, gleich nachdem er ſie verſtoßen hatte.

Der Abgeordnete entledigte ſich ſeines Auftrags mit Klugheit und Muth. Nur in Kleopatra's Gegenwart wurde ihm vergönnt, den Antonius zu ſprechen; aber das feſſelte ſeine Zunge nicht; kühn trug er Alles vor, was ihm zu ſagen geboten worden. Vergebens! denn ſie wußte ihren Sklaven zu überreden, daß man ihm nur Fallſtricke lege; und hätte ſich der Bote nicht eilig von Athen entfernt, ſo würde er ihrer Rache nicht entgangen ſein.

Nun gab der Senat auf des Auguſtus Verlangen ein Dekret, welches der Königin von Egypten, als Uſurpatorin römiſcher Provinzen, den Krieg und ihren Buhlen aller ſeiner Würden verluſtig erklärte. Auguſtus verließ Rom, um ſeine Schweſter und das Vaterland zu rächen. Die klügſten Generale des Antonius riethen, den Feind zu Lande zu erwarten, allein Kleopatra ſtimmte für ein Seetreffen, obgleich die Flotte des Auguſtus der ihrigen weit überlegen war. Sie drohte, im Rauſch des Glücks, das Kapitolium und das ganze Reich in Brand zu ſtecken. Als beide Kämpfer bei Actium einander gegenüber ſtanden, bedeckten ſie die Gewäſſer mit einer ſolchen Menge von Schiffen, daß es ſchien, die Cykladen und alle Inſeln des Archipel hätten vom Grunde ſich losgeriſſen, um auf dem Meere zu ſchwimmen. Jedes Schiff trug Thürme, aus welchen die Soldaten brennende Pfeile auf die feindliche Flotte abdrückten. Der Ausgang der Schlacht bei Actium

iſt weltkundig. Kleopatra floh zuerſt, und ehe noch die Schlacht entſchieden war. Sie ſegelte ſo eilig nach Egypten, als gebiete der Schrecken den Winden.

Kaum ſah Antonius ihre Galeeren von ſeiner Flotte ſich trennen, da dünkte ihm geziemender ſeine Geliebte zu begleiten, als mit den Seinigen im Treffen Stand zu halten. Dieſe vertheidigten ohne Haupt ſich dennoch lange und tapfer. Während der Feldherr als der ſchlechteſte Krieger unter ihnen ſich zeigte, ſchien jeder gemeine Krieger ein braver General zu werden. Doch endlich unterlagen ſie. Als die fliehende Kleopatra den fliehenden Antonius hinter ſich erblickte, ließ ſie ihn auf ihre Galeere holen. Hier ſaß er auf dem Verdeck, den Kopf in beide Hände geſtützt, und ſprach lange kein Wort mit der Buhlerin, bis ihre Weiber ſie mit einander ausſöhnten. Von Alexandrien aus wurde ein Bote geſchickt, der vom Auguſtus die Gnade begehren ſollte, Egypten der Kleopatra und ihren Kindern zu erhalten, dem Antonius aber zu vergönnen, daß er als Privatmann zu Athen ſein Leben beſchließe. Es wurde abgeſchlagen, doch Kleopatra Hoffnung gemacht, daß man ſie ſchonend behandeln werde, wenn ſie den Feind des römiſchen Reichs tödten oder vertreiben wolle. Derjenige, der dieſen Auftrag ihr hinterbrachte, war ein ſchöner, geiſtreicher Mann, der ſchnell ihre Gunſt, aber auch die Eiferſucht des Antonius erweckte. Schimpflich mit Ruthen gepeitſcht ſandte dieſer ihn zurück. Die Königin verdoppelte ihre Liebkoſungen, um den böſen Eindruck zu verlöſchen,

und die üppigen Feſte begannen auf's Neue in Alexandrien. Aber ſchon verließen nach und nach die letzten Anhänger den entarteten Helden, und ſeine Galeeren gingen zu dem Feinde über.

Als er dieſe Schreckenspoſt vernahm, glaubte er von ſeiner Buhlerin ſich verrathen und wollte ſich umbringen. In dieſer Stimmung verließ ſie ihn, vielleicht fürchtend, er werde ſeine Wuth endlich gegen ſie ſelbſt kehren. Mit zweien ihrer Weiber verſchloß ſie ſich in das prächtige, von ihr erbaute Grabmal, und ließ dem Antonius hinterbringen, ſie ſei todt. Dieſe Nachricht konnte er nicht überleben, er ſtürzte in ſein Schwert. In Blut gebadet trug man ihn zu dem verſchloſſenen Grabmal, wo Kleopatra und ihre Weiber ihn an Stricken mühſam hinaufzogen, und er in ihren Armen ſtarb. Auguſtus weinte in ſeinem Zelte der alten Freundſchaft eine Thräne und beſeufzte die Verblendung eines ſolchen Mannes. Zu der Verführerin des Beſiegten ſprach der Sieger Gnadenworte, um ihren Selbſtmord zu verhüten, denn er wollte für ſeinen Triumph ſie aufſparen. Einer ſeiner Offiziere kam noch zu rechter Zeit in das Grabmal, da ſie eben einen Dolch ſich in die Bruſt ſtoßen wollte. Sie wurde von nun an ſtreng bewacht.

Noch einmal hoffte ſie Rettung von ihren Reizen. Hatten doch Antonius und der junge Pompejus, hatte doch ſelbſt Cäſar ihr nicht widerſtanden. Sie bat den Imperator um eine geheime Unterredung, weil ſie wichtige Dinge ihm zu vertrauen habe. Durch alle Künſte ihres Putztiſches

bereitete sie sich zu dieser Unterredung vor. Augustus fand sie liegend auf einem Ruhebette, umgeben von Gemälden des Cäsar, und in den Briefen blätternd, welche dieser große Mann ihr einst geschrieben hatte. In Trauerkleidern lag sie da, erhob sich beim Eintritt dieses jungen Imperators, trat ihm schwermüthig entgegen, wurde von ihm zurück auf das Ruhebette geführt und erschöpfte nun vergebens alle die Zauberkünste, durch die sie vormals über Männerherzen so unbeschränkte Gewalt übte. »Dein Vater,« sprach sie, »hat mir die Krone Egyptens auf das Haupt gesetzt. Könnte ich dir schildern, wie er gegen mich gesinnt war. — Doch hier sind seine Briefe, lies. Er schrieb sie alle mit eigner Hand.« Augustus, des Triumphes gedenkend, der seiner Schwester Rache vollenden sollte, sprach ihr Trost zu, versicherte, sie habe nichts zu fürchten, entzog ihr nichts von ihrem königlichen Staate. Allein die Schlaue durchschaute sein Vorhaben; und als sie sah, daß ihre letzten Hoffnungen an des Jünglings kaltem Unwillen scheiterten, gab sie sich den Tod, einen Zettel an Augustus hinterlassend, in welchem sie bat, neben dem Antonius begraben zu werden. Eilig sandte der Imperator hin, um ihren Tod zu verhüten. Man fand das Grabmal fest versperrt, und als es mit Gewalt erbrochen wurde, lebte Kleopatra schon nicht mehr. In ihrem kostbarsten Schmuck lag sie auf dem Ruhebette, zu ihren Füßen der Leichnam einer ihrer Vertrauten, die Andere, sterbend, konnte noch berichten, wie ihre Gebieterin die That vollbracht.

Freudetrunken empfingen die Römer den jungen Sieger in ihren Mauern. Nur Octavia trauerte und erfüllte jede Pflicht des Wohlstandes, doch mehr mit Ernst als kummervoll, wie es einer solchen Witwe geziemte. Sie entzog sich aller Theilnahme an Staatsgeschäften und lebte blos für ihre Kinder aus beiden Ehen. Ihr Liebling war der junge Marcellus. Er war auch der Liebling seines Oheims und des ganzen römischen Volkes, das in ihm den Bürgen der Dauer seines Glückes sah, denn Augustus verhehlte es nicht, daß nach ihm dieser Jüngling, den schon jetzt jede Tugend schmückte, der Herr der Welt sein werde. Was Wunder, daß Octavia stolz auf diesen von ihr gebildeten Sohn war und einst von ihm Ersatz für alle Leiden hoffte. Schon in seinem fünfzehnten Jahre machte man ihn zum Aedilis curulis; ein wichtiges Amt, zu dem sonst sieben und dreißig Jahre erforderlich waren. Denn unter dessen Obhut standen die Tempel, die Schauspielhäuser, die öffentlichen Spiele, die Stadtmauern und die Gerichtssäle. Marcellus verwaltete das Amt als ein erfahrner Mann, freilich von seiner Mutter geleitet, welche die Gelegenheit ergriff, des Volkes Vergnügen mit Pracht und Geschmack zu befördern und die öffentlichen Plätze mit herrlichen Denkmälern zu zieren.

Augustus beschloß, den Marcellus mit seiner reizenden, aber leichtsinnigen Tochter Julie zu vermählen, und Alles schien sich zu vereinigen, um diesen Jüngling auf den höchsten Gipfel des Glückes zu erheben, auf dem so selten

der Würdigſte ſteht. Aber plötzlich wurde er von einer Bruſtkrankheit befallen. Man rieth ihm nach Bajä zu gehen, um des dortigen heilſamen Waſſers ſich zu bedienen. Mit ihm zugleich befand ſich dort ein Arzt der Livia, der ihm den Gebrauch der warmen Bäder widerrieth, hingegen den der kalten ihm empfahl. Man argwöhnte, es habe Livia den Arzt dazu vermocht aus Eiferſucht, weil ihr eigner Sohn einſt den Thron nicht beſteigen ſollte.

Marcellus ſtarb, Rom trauerte, die Welt klagte, Octavia war vernichtet. Der Leichnam wurde nach Rom gebracht und auf dem Marsfelde verbrannt, eine Ehre, die nur den ausgezeichnetſten Männern widerfuhr. Sein Grab am Ufer der Tiber umgaben die Bildſäulen der größten Helden. Prachtvoll feierte man ſein Leichenbegängniß. Dichter und Geſchichtſchreiber wetteiferten zu ſeinem Ruhme, und Properz in ſeinen Elegien verwünſchte das, leidenden Kranken ehemals ſo wohlthätige Bajä, machte es zum Aufenthalt einer feindſeligen, neidiſchen Gottheit.

Octavia hatte den Kelch der Leiden bis auf den letzten Tropfen geleert. Nie verſiegten ihre Thränen um Marcellus. Jeden Troſt verſchmähte ſie und am letzten Tage ihres Lebens war ihr Schmerz nicht milder als an dem Tage, da der geliebte Sohn begraben wurde. Sie begehrte kein Bildniß von ihm, es war in ihr Herz gegraben; ſie wollte ſeinen Namen nicht nennen hören, und doch ſchwebte er immer auf ihren Lippen. So ſchildert ſie Seneca. Eines Tages hatte ihr Bruder ſie eingeladen, einer Vorleſung des

Virgil von deſſen ſechſten Buche der Aeneide beizuwohnen. Der Dichter beſchreibt darin, wie Aeneas in die Unterwelt hinabſteigt, und wie deſſen Vater Anchiſes in einer langen Weiſſagung die berühmteſten Römer an ihm vorüberführt. Zuletzt erſcheint auch der große Marcellus, der Beſieger Hannibal's und der Gallier. Ihm folgt ein ſchöner Jüngling in glänzender Waffenrüſtung, doch mit niedergeſchlagenem Blick. Erſtaunt bemerkt Aeneas das jauchzende Gefolge, welches den Jüngling umgibt, deſſen auffallende Aehnlichkeit mit dem Helden, dem er folgt und vor Allem einen widrigen Schatten, der um ſein Haupt ſchwebt. Weinend fährt Anchiſes fort, erzählend, wie die Götter dieſen jungen Fürſten der Welt nur gezeigt und ſchnell wiederum entzogen, aus Furcht, Rom möchte im längern Beſitz eines ſo koſtbaren Geſchenkes übermüthig werden. Er ſchilderte den lauten Schmerz auf dem Marsfelde und längs der Tiber, weil des Vaterlandes Stütze, die Tugend und Treue der alten Zeit fallen würde. »Unglücklicher Sohn!« rief er aus, »könnteſt du dem unerbittlichen Schickſale dich entziehen, ach du würdeſt einſt Marcellus ſein!« Bei dieſen Worten ſank Octavia in eine lange Ohnmacht. Auguſtus weinte und verbot dem Dichter, weiter zu leſen. Nie wollte hinfort die trauernde Mutter wieder etwas zum Ruhme ihres Sohnes hören; doch belohnte ſie den Virgil mit zehn Seſtertien für jeden Vers der Stelle, von der ſie ſo tief bewegt worden. Es waren ein und zwanzig Zeilen, für welche der Dichter mehr als fünf tauſend Goldthaler em-

Personen.

Der Graf **, ein Ungarischer Magnat.
Franz, sein Sohn, Rittmeister in kaiserl. Diensten.
Natalie, seine Tochter.
Ottilie, die Gemahlin des Grafen Franz.
Wacker, des Grafen Verwalter.
Felix, sein Sohn.
Röschen, des Gärtners Tochter.
Bediente.

Die Scene ist in Ungarn, auf dem Gute des Grafen. Das Stück spielt in der Ersten Hälfte dieses Jahrhunderts.

pfing. Octavia zog ſich nun ganz in die Einſamkeit zurück und wohnte nicht einmal mehr den öffentlichen Feierlichkeiten des Götterdienſtes bei. Die Kinder des Antonius von der Fulvia hatte ſie mütterlich erzogen, aber dieſe Großmuth genügte ihr noch nicht. Sie nahm ſich jetzt auch der Kinder an, die er mit Kleopatra erzeugt hatte. Sie vermählte die jüngere Kleopatra mit dem Könige von Mauritanien, einem durch Geiſt und Kenntniſſe berühmt gewordenen Manne. Ihr Bruder, deſſen einzige Tochter durch den Tod des Marcellus verwitwet worden, konnte für Julien keinen zweiten würdigen Gatten finden, wenn er nicht mit Agrippa ſie vermählte. Aber dieſer Agrippa war bereits mit Marcella, Octavien's Tochter verbunden. Doch kaum gewahrte die edle Römerin, daß der Imperator um einen würdigen Eidam bekümmert ſei, als ſie, wie immer, ſich ſelbſt vergeſſend, den Agrippa nöthigte, ihre eigene Tochter zu verſtoßen, die ſie dann mit dem jungen Antonius, dem Sohn der Fulvia vermählte.

Das Glück ihrer Familie war noch das einzige Geſchäft, dem ſie ſich widmete. Zwei Töchter hatte ſie noch, Beide Antonia genannt. Die Eine wurde die Gattin des Domitius, die Andere die des Druſus. Die Letztere wurde von Octavien vorzüglich geliebt, denn ſie glich der edlen Mutter an Körper und Seele; auch war ihr, wie jener, eine volle Leidensſchale zugemeſſen, denn ſie mußte den Tod ihres Sohnes Germanicus, des liebenswürdigſten Fürſten ſeiner Zeit, beweinen und ſtarb von Gram

verzehrt, eine Zeugin der Ausschweifungen ihres Enkels Caligula. Octavia verließ ihre Einöde nicht wieder. Der Glanz, mit dem ihr Bruder seinen Thron umgab, war ihr zuwider. Sie legte die Trauerkleider nie wieder ab, überlebte aber den Liebling ihres Herzens noch dreizehn Jahre. Bei ihrem Begräbniß hielt Augustus selbst die Leichenrede im Tempel des Julius Cäsar. Ihrem Andenken widmete er einen Portikus, eine Bibliothek, einen öffentlichen Platz und einen Tempel, die Alle den Namen der geliebten Schwester führten.

Abenteuer eines Negerfürsten.

Der Engländer Bluet, ein vertrauter Freund dieses unglücklichen schwarzen Fürsten, hat dessen Schicksale aufgezeichnet. Zwischen den Flüssen Falomeh und Gambia liegt ein kleiner Negerstaat Bunda genannt, dessen Fürst oder Königlein zugleich Alfa, Hoherpriester ist. Ayub Ibn Soleyman oder Job Ben Salomon, Erbprinz von Bunda, war kaum fünfzehn Jahre alt, da sein Vater ihn schon als Jenan, oder Unterpriester sich zugesellte; zu gleicher Zeit vermählte er ihn mit der Tochter des Oberpriesters von Tombucto, die erst eilf Jahre zählte. Im dreizehnten gebar sie ihrem jungen Gatten einen Sohn, Abdallah, und nachher noch zwei andere Kin-

der. Einige Jahre ſpäter heirathete Soleyman noch eine Frau, die Tochter des Oberprieſters von Tomga, von welcher er eine Tochter Fatime hatte. Beide Frauen und ihre vier Kinder waren am Leben, als er im Februar 1730 auf Befehl ſeines Vaters, eine Reiſe an die Ufer des Gambia machte, begleitet von zwei Bedienten, um Sklaven an ein engliſches, auf dieſem Strome angekommenes Schiff zu verkaufen und einige Waren einzuhandeln. Der alte Oberprieſter hatte ihn ausdrücklich gewarnt, ja nicht über den Fluß zu gehen, weil die Bewohner des jenſeitigen Ufers feindliche Mandingo-Neger waren. Soleyman kam glücklich bis zu dem engliſchen, von Kapitän Pyke geführten Schiffe, da aber ſeine Handelsgeſchäfte nicht ſo ſchnell und gut gingen als er vermuthet hatte, ſo ſchickte er die beiden Bedienten nach Hauſe, um ſeinem Vater Bericht zu erſtatten, und meldete zugleich, daß ihn ſelber die Neugier treibe, noch ein wenig weiter zu reiſen. In dieſer Abſicht miethete er einen Kaufmann, der die Sprache der Mandingos verſtand, und der ihm als Dolmetſcher und Wegweiſer dienen ſollte. Mit dieſem ging er nun über den Gambia, wo er ſeine Neger für einige Kühe verkaufte. Eines Tages, bei großer Hitze, lagerte er ſich im Kühlen, und hing ſeine Waffen an einen Baum. Dieſe beſtanden aus einem Säbel mit goldenem Griff, einem Dolche von eben dieſem Metall und einem koſtbaren Köcher voller Pfeile, den der Sohn des Königs von Futa, mit welchem er erzogen worden, ihm zum Geſchenk gemacht hatte. Sein

Unglück wollte, daß ein Trupp räuberiſcher Mandingos eben vorüber zog und ihn unbewaffnet erblickte. Sieben bis acht derſelben ſtürzten ſich auf ihn und banden ihn ſammt ſeinem Dolmetſcher. Sie fingen damit an, ihm das Haar vom Kopfe und vom Kinne zu ſcheren, eine Behandlung, die Soleyman als den höchſten Schimpf betrachtete, obſchon eigentlich nicht ihre Abſicht war ihn zu beſchimpfen, ſondern blos, ihn für einen Kriegsgefangenen gelten zu laſſen.

Am 27. Februar verhandelten ſie ihn, ſammt dem Dolmetſcher, an den Kapitän Pyke, und am 1. März lieferten ſie ihn wirklich an Bord. Als der Schiffskapitän erfuhr, Soleyman ſei derſelbe Prinz, mit dem er einige Tage vorher Handelsgeſchäfte gemacht, und der blos durch Zufall in Sklaverei gerathen, ſo erlaubte er ihm, ſich und ſeinen Gefährten wieder los zu kaufen. Alſobald ſchickte Soleyman zu einem Freunde ſeines Vaters, der nahe bei dem engliſchen Komptoir von Joar wohnte, und ließ ihn bitten, ſein Unglück nach Bunda zu melden. Aber Bunda war fünfzehn Tagreiſen weit entfernt, der Kapitän konnte ſo lange nicht warten, und beſaß auch nicht Menſchlichkeit genug, um den Prinzen auf ſein bloßes Wort in Freiheit zu ſetzen, ſondern lichtete die Anker, und fuhr nach Maryland, wo er, in der Stadt Anapolis, den unglücklichen Soleyman gleich andern Sklaven verkaufte, und zwar an Michael Denton, den Faktor des reichen Kaufmanns Hunt zu London. Durch ſpäter gekommene Schiffe aus

Afrika erfuhr der Prinz, daß sein Vater, sobald er des Sohnes Sklaverei erfahren, eine Menge Sklaven abgeschicket hatte, um ihn auszulösen, die aber zu spät eintrafen, worauf der König von Futa, um ihn zu rächen, den Mandingos den Krieg erklärt hatte. Denton verhandelte den Prinzen wieder an einen gewissen Tolsey, der ihn zuerst in seiner Tabaks-Plantage arbeiten ließ, als er aber gewahr wurde, daß sein Sklave einer so harten Arbeit nicht gewachsen sei, so erleichterte er dessen Schicksal, und gab ihm die Herden zu hüten.

Bei dieser Beschäftigung fiel der arme Soleyman in tiefe Schwermuth, die er durch Gebet zu verscheuchen suchte. Betend fand man ihn täglich im Gebüsch, wo ihn öfter ein weißer Jüngling erblickte, der vermuthlich von Kindheit auf gewöhnt worden war, die Neger als Thiere zu betrachten, gegen die man sich jede Grausamkeit erlauben dürfe, denn er ermangelte nicht, so oft er Soleyman betend antraf, ihm Koth in's Gesicht zu werfen. Diese schändliche Behandlung und die Unmöglichkeit, sich darüber beklagen zu können, weil er die Landessprache nicht verstand, brachten ihn zur Verzweiflung. Schlimmer, dachte er, kann es doch mit mir nicht werden, und so beschloß er zu entfliehen. Auf gut Glück durchstrich er die Wälder und kam, nach vielem ausgestandenen Elend, bis in die Grafschaft Kent in der Bay Delavare. Hier wurde er als ein Flüchtling ergriffen, weil er keinen Paß hatte, und sich auch nicht verständlich machen konnte. Hier sah ihn

aber auch Bluet zum erſten Male, der aus Neugier in ſein Gefängniß gegangen war. Er und einige andere engliſche Kaufleute ſprachen durch Zeichen mit ihm und verſuchten, indem ſie ihm Papier und Bleiſtift reichten, ob er vielleicht ſchreiben könne. Er ſchrieb ſogleich einige Zeilen arabiſch, ſprach auch die Worte Allah und Mahomed mehrere Male deutlich aus. Man reichte ihm ein Glas Wein, welches er zu trinken ſich weigerte. Nun war man überzeugt, daß er ein Mahomedaner ſei, aber wer? und woher? das blieb ein Räthſel. Nur ſo viel ließen ſeine Geſtalt und ſein Anſtand errathen, daß er nicht zu den gemeinen Sklaven gehöre.

Man gab ſich alle Mühe einen Neger aufzutreiben, der des Fremdlings Sprache redete und endlich war man ſo glücklich, einen alten Jalof-Neger zu finden, dem die Sprache von Bunda nicht unbekannt war.

Soleyman's Freude als er endlich wieder die wohlbekannten Töne vernahm, als er endlich ſeine Leiden einem menſchlichen Weſen klagen konnte, war höchſt rührend. Er erzählte ſeine Schickſale, nannte ſeinen letzten Herrn und erklärte, warum er die Flucht ergriffen. Man ſchrieb an Tolſey, welcher ſelbſt kam ihn abzuholen und ihn ſehr menſchlich behandelte. Zwar führte er ihn zurück in die Plantage, räumte ihm aber einen ſichern und bequemen Ort zum Beten ein, und that was in ſeinen Kräften ſtand, um das Schickſal des Unglücklichen zu erleichtern, auch erlaubte er ihm, an ſeinen Vater zu ſchreiben. Der Brief

wurde seinem ersten Herrn, Denton, abgegeben, um ihn bei erster Gelegenheit durch den Kapitän Pyke nach Afrika zu befördern. Da sich aber Pyke damals in England befand, so schickte Denton den Brief an Hunt nach London.

Unglücklicher Weise mußte Pyke schon wieder nach der afrikanischen Küste abgesegelt sein, als der Brief in London ankam, Hunt sah sich also genöthigt, eine andere Gelegenheit abzuwarten. Der Brief war in arabischer Sprache geschrieben, dies gab Gelegenheit, ihn dem berühmten Oglethorpe zu zeigen, der ihn auf der Universität Oxford übersetzen ließ, und durch Lesung desselben so sehr gerührt wurde, daß er, vermittelst einer Summe Geldes, Hunt vermochte, Soleyman nach England kommen zu lassen. Hunt schrieb sogleich an seinen Faktor, der den merkwürdigen Sklaven loskaufte, und ihn auf dem Schiffe William, Kapitän Whrigt, einschiffte. Hier erneuerte Bluet, als Reisegefährte, dessen Bekanntschaft.

Während der Reise lernte Soleyman englisch genug, um sich so ziemlich verständlich zu machen. Sein Betragen gewann ihm die Achtung und Freundschaft der ganzen Schiffs-Equipage. Als er im April 1733 zu London ankam, war der großmüthige Oglethorpe verreist, aber Hunt empfing ihn gütig und gab ihm eine anständige Wohnung.

Bluet brachte einige Zeit auf dem Lande zu, bei seiner Zurückkunft besuchte er den Prinzen und fand ihn sehr niedergeschlagen, weil mehrere Personen ihn hatten kaufen

wollen, (vermuthlich aus Eitelkeit um einen Fürſten in ihren Dienſten zu haben) und weil er fürchtete, man werde das Löſegeld für ihn entweder allzuhoch ſteigern, oder ihn wohl gar einem neuen Herrn überlaſſen, der ihn abermals in entfernte Länder führen würde. Bluet erbat ſich die Erlaubniß, ihn mit in ſeine Wohnung in der Grafſchaft Hertfort zu nehmen, wo Soleyman Jedermann für ſein Schickſal intereſſirte. Man beſchenkte ihn reichlich und es war im Werke, eine Subſkription zu eröffnen, um ſeine Feſſeln zu zerbrechen. Unbegreiflich iſt, daß der reiche Herr Hunt dieſes Vergnügen ſich verſagte.

Den Tag vor des Prinzen Rücklehr nach London empfing er einen Brief unter ſeiner Adreſſe, welchen die afrikaniſche Kompagnie für ihn erhalten hatte. Der Biograph ſagt nicht, von wem der Brief kam; vermuthlich von Oglethorpe. Dem zufolge erſuchte die afrikaniſche Kompagnie den Herrn Hunt, ihr alle die Koſten anzugeben, welche er für Soleyman aufgewandt hatte. Der Filz ermangelte nicht, den letzten Pfennig zu berechnen, und doch betrug die ganze Summe nicht mehr als neunundfünfzig Pfund Sterling, welche die Kompagnie bezahlte. Bald darauf kam auch eine Subſkription zu Stande, wodurch jene Auslage erſetzt und der Prinz von aller weitern Furcht befreit wurde. Die Kompagnie übernahm ſeinen Unterhalt bis zu ſeiner Abreiſe. Da dieſe ſich noch verzögerte, ſo brachte er ſeine Zeit ganz angenehm damit zu, daß er ſeine Freunde und Wohlthäter fleißig beſuchte. Zu dieſen gehörte auch

der Ritter Hans Sloane, der sich seiner oft bediente, um arabische Handschriften oder Inschriften auf Münzen zu übersetzen.

Eines Tages äußerte er gegen den Ritter ein lebhaftes Verlangen, die königliche Familie zu sehen. Es wurde ihm zugesagt, sobald er anständig genug gekleidet sein werde, um bei Hofe zu erscheinen. Seine Freunde ließen ihn sogleich in die Tracht seines Landes kostbar kleiden, und so wurde er dem Könige, der Königin, den Prinzen und Prinzessinnen präsentirt. Die Königin schenkte ihm eine schöne goldene Uhr. Am nämlichen Tage speiste er bei dem Herzoge von Montague und die dort anwesenden Großen schossen eine ansehnliche Summe für ihn zusammen. Er benahm sich bei allen diesen Gelegenheiten mit so würdevoller Bescheidenheit, und seine naiven Ausbrüche des Kummers über die Trennung von Vaterland und Familie waren so rührend, daß Jeder, der ihn sah und sprach, sein Freund wurde.

Der Herzog von Montague nahm ihn oft mit sich auf sein Landhaus, wo er ihm die Acker- und Garten-Geräthschaften zeigen und von seinen Leuten im Gebrauch derselben ihn unterrichten ließ. Bei seiner Abreise ließ der Herzog eine Menge solcher Werkzeuge für ihn verfertigen und wohl eingepackt auf das Schiff bringen. Durch die Geschenke seiner Wohlthäter belief sich sein kleiner gesammelter Schatz auf fünf hundert Pfund Sterling, und so bestieg er endlich, dankbare Thränen weinend, aber doch voll der süßesten Hoffnungen, im Juli 1734 das Schiff der Kompagnie,

welches ihn an die Ufer des Gambia zurück führen sollte. Am 8. August landete er bei dem englischen Fort und trat fast ohnmächtig an's Land, so heftig griff die Freude ihn an. Er war dem Gouverneur durch die Direktoren der Kompagnie ganz besonders empfohlen worden, daher empfing man ihn mit großer Achtung. Er verweilte nicht lange, sondern schiffte sich schnell wieder auf einer Schaluppe ein, welche nach dem Komptoir von Joar bestimmt war. Da dieses nur sieben Tagreisen von Bunda entfernt liegt, so hoffte er dort einen seiner Landsleute anzutreffen. Am 26. Abends ankerte die Schaluppe bei Damosensa, wo der Prinz, als er nebst den Engländern unter einem Brunnen ruhte, sechs bis acht Neger von derjenigen Nation vorüber gehen sah, welche ihn, kaum dreißig englische Meilen von demselben Orte, zum Sklaven gemacht hatte. So sanftmüthig er sonst war, so konnte er doch bei ihren Anblick sich kaum halten. Er griff heftig nach seinem Säbel; die Engländer stellten ihm die Gefahr vor und besänftigten ihn. Man ließ die Neger näher kommen, man fragte sie, was aus ihrem Könige geworden? — sie erzählten, er habe gewöhnlich eine Pistole am Halse getragen, die er von einem englischen Schiffs-Kapitän erhalten, diese sei einmal zufällig losgegangen und habe ihm den Kopf zerschmettert.

Soleyman sah hierin Gottes Finger. Dieser König, sein Feind, der Urheber aller seiner Leiden, konnte diese Pistole von Niemand Anderem empfangen haben, als vom Kapitän Pyke, und vermuthlich hatte sie zu den Waren gehört, die

Erſter Akt.

(Ein Saal im gothiſchen Geſchmack, mit großen Familiengemählden behangen.)

Erſte Scene.

Ottilie allein.

(Sie ſtrickt einen Kinderſtrumpf, und ſieht vor dem Blide eines jungen Officiers, welches ſie wehmüthig betrachtet.) Du ſiehſt mich ſo freundlich an — lebſt du noch mein Franz? — (Sie ſeufzt, trocknet ſich die Augen, und ſtrickt. Dazwiſchen läßt ſie die Hände in den Schooß ſinken, und ſchaut wieder hinauf nach dem Bilde.) Das iſt der Blick, der dir mein Herz gewann — ſo heiter lächelteſt du am Morgen unſers Hochzeittages — ſo wirſt du lächeln, wenn du zurückkehrſt — (ſchwermüthig) wirſt du zurückkehren? — ach! —

(Ein Bedienter geht ab und zu, deckt den Theetiſch, bringt Frühſtück u. ſ. w.)

Ott. Johann!

der Preis seiner Freiheit gewesen waren. Er dankte dem Propheten laut für diese himmlische Gerechtigkeit, doch fügte er auch sogleich sanfter hinzu: »Ich verzeihe meinen Feinden, denn wäre ich nicht verkauft worden, so würde ich weder das Englische gelernt haben, noch alle die kostbaren und nützlichen Dinge besitzen, mit welchen man mich beschenket hat; auch hätte ich dann weder England gesehen, noch so viele vortreffliche Menschen kennen lernen.«

Am 1. September landete die Schaluppe zu Joar und der Prinz schickte sogleich einen Boten nach Bunda, um seine Zurückkunft zu melden. Dieser Bote war ein Fuli-Neger, ein alter Bekannter von Soleyman, der sich, bei Erblickung des Heimkehrenden, fast närrisch vor Freuden geberdete, denn noch nie hatte man einen Afrikaner aus der Sklaverei zurückkehren sehen. Soleyman ließ seinen Vater bitten, ihm nicht entgegen zu kommen, weil die Reise zu lang sei, und weil es den jungen Leuten gezieme, den Alten entgegen zu gehen. Er gab dem Boten einige Geschenke für seine Frauen mit, und trug ihm auf, ihm seinen jüngsten Sohn zu bringen, den er am zärtlichsten liebte.

In der Zwischenzeit nahm er jede Gelegenheit wahr, um die Engländer gegen die Neger zu rühmen, und ihnen den Wahn zu benehmen, als würden die Sklaven getödtet und gefressen, ein Wahn, der sich auf die Bemerkung gründete, daß nie einer zurückkam. Nach langem ängstlichen Harren kam endlich der Bote mit Briefen von Bunda, brachte aber betrübte Nachrichten. Sein Vater war gester-

ben, wiewohl er noch ſterbend den Troſt gehabt hatte, die Zurückkunft ſeines Sohnes zu erfahren. Eine von ſeinen Frauen hatte ſich, während ſeiner Abweſenheit wieder verheirathet, und ihr zweiter Mann war davon gelaufen, als er die Ankunft des erſten vernommen. Seit drei oder vier Jahren hatte der Krieg das ganze Land ſo verheert, daß alles Vieh vertilgt war. Einer von Soleyman's älteſten Freunden langte zugleich mit dem Boten an; der Prinz empfing ihn zwar freudig, war aber auch ſehr niedergeſchlagen durch den Tod ſeines Vaters und dem Jammer des Vaterlandes. Er betheuerte, daß er ſeiner ungetreuen Frau, und ſelbſt ihrem zweiten Manne verzeihe. »Sie hatten wohl Recht mich todt zu glauben,« ſagte er, »denn ich war ja in einem Lande, von wo noch nie ein Juli zurück gekehrt iſt.« Vier Tage unterhielt er ſich mit ſeinem Freunde, und nur ein kurzer Schlummer unterbrach ihre Geſpräche. Dann machte er Anſtalten zu ſeiner Abreiſe. Einem gewiſſen Moore, der eben Afrika verlaſſen wollte, gab er dankbare Briefe an ſeine Wohlthäter in England mit. Von ſeiner Geſchichte iſt nichts weiter bekannt geworden.

Er beſaß die vortrefflichſten natürlichen Eigenſchaften, klare Begriffe, eine geſunde Beurtheilungskraft, ein glückliches Gedächtniß. Redlichkeit und Wahrheitsliebe leuchteten aus allen ſeinen Geſprächen hervor. Seine leichte Faſſungsgabe wurde bei vielen Gelegenheiten erprobt. Den Mechanismus der Inſtrumente begriff er ſchnell. Man zeigte ihm z. B. eine Wanduhr und einen Pflug, dann zerlegte man

beide, und er ſetzte ſie wieder zuſammen ohne fremde Beihilfe.

Sein Gedächtniß war bewundernswürdig; er hatte den Koran im fünfzehnten Jahre auswendig gelernt, und ſchrieb ihn in England eigenhändig dreimal nieder, blos aus dem Gedächtniß, bediente ſich auch nicht einmal ſeiner erſten Handſchrift bei der zweiten und dritten Abſchrift. Wenn man von der Möglichkeit zu vergeſſen mit ihm ſprach, ſo pflegte er zu lächeln, als über etwas Unbegreifliches. Er war gefühlvoll und mitleidig. In der Unterhaltung liebte er den Scherz. Seine Sanftmuth benahm ſeinem Muthe nichts. Er erzählte, daß er eines Tages mit vier Begleitern im Lande der Araber von fünfzehn Räubern angegriffen worden und ſie zur Flucht gezwungen habe, wobei er blos leicht verwundet worden. Ein andermal fand er eine Kuh ſeines Vaters zerriſſen und halb verſchlungen. Er beſtieg einen Baum neben der Kuh, ſah in der Dämmerung zwei grimmige Löwen erſcheinen, drückte ſeine vergifteten Pfeile auf ſie ab, und hatte das Glück, ſie beide zu tödten.

Gemälde konnte er nicht leiden. Es koſtete Mühe, ihn zu überreden, daß er ſich malen ließ. Als der Kopf fertig war, fragte man ihn: in welcher Kleidung er gemalt ſein wolle? — In meiner Landestracht, war die Antwort. Man wandte ein, der Maler könne dieſe nicht abbilden, ohne ſie geſehen zu haben. Ei, ſagte er, ihr malt ja ſogar den lieben Gott, den ihr nie geſehen habt. Obgleich er ein

Mahomedaner war, so glaubte er doch nicht an Mahomed's Paradies der Sinnlichkeit und andere dergleichen türkische Alfanzereien. Er bekannte einen einzigen Gott und sprach dessen Namen nie ohne besondere Ehrfurcht aus. Ueber die Dreieinigkeit konnte er nie ganz ruhig sprechen hören. Man gab ihm eine Bibel in arabischer Sprache. Er las sie, bezeugte seine Achtung für den Inhalt, behauptete aber, nicht ein Wort von der Dreieinigkeit darin gefunden zu haben. Er aß kein Fleisch irgend eines Thieres, wenn er es nicht selbst getödtet hatte; Schweinfleisch nie, wohl aber Fische. Seine Erziehung war so gut gewesen, als sie in Afrika nur immer sein konnte. Er kannte alle Bücher seines Landes, ihrer sind aber kaum dreißig, arabisch geschrieben, und blos die Religion betreffend. Den historischen Theil der Bibel wußte er sehr gut, und sprach mit Hochachtung von Christus, einem Propheten, der, wie er sich ausdrückte, eines längeren Lebens würdig gewesen wäre. Mahomed sei nach ihm gekommen, um seine Lehre zu verbessern. Oft verglich er sich mit Joseph, dem Sohne des Patriarchen Jakob. Als er vernahm, daß Sambo, König von Futa, den Mandingos um seinetwillen den Krieg erklärt habe, versicherte er, es sei ihm leid, denn nicht die Mandingos, sondern Gott selber habe sein Schicksal gelenkt. Es ist zu bedauern, daß wir nicht erfahren, wie es in der Folge diesem lobenswürdigen Neger-Fürsten in seinem Vaterlande ergangen; ob er die mitgebrachten Ackerwerkzeuge hat eingeführt, und welchen Einfluß überhaupt seine erworbenen

Kenntniſſe auf ſeine Nation gehabt haben mögen. Die Herren Schiffs-Kapitäns der afrikaniſchen Kompagnie haben, als echte Sklavenhändler, ſich weiter nicht um ihn bekümmert.

Gemälde menſchlicher Schwachheiten.

Das iſt der Titel eines mehr als hundertjährigen Büchleins, welches auch wohl ein mehr als tauſendjähriges Buch ſein könnte, denn in welchem Jahrhundert, das unſrige ausgenommen, gab es nicht menſchliche Schwachheiten? Eine Dame hat es geſchrieben, einſt Mademoiſelle des Jardins, hernach Madame de Villedie, und endlich Madame de Chare. Es ſcheint faſt, daß ſie für ihre eigenen Schwachheiten der Entſchuldigung bedurfte, denn ſie wühlt emſig in der Geſchichte, um zu beweiſen, daß auch die größten Männer des Alterthums nicht frei davon waren. Sie ſtellt uns den Perikles vor, der ein Freudenmädchen heirathete, nachdem er von ihr ſelbſt ihren vorigen Wandel erfahren. Sie zeigt uns den Lykurg, der, von Jugend auf in die Philoſophie begraben, doch lieber einer Krone als einem geliebten Mädchen entſagte. Das merkwürdigſte Beiſpiel, welches ſie anführt, iſt das des Paulus Aemilius, der ſeine erſte Gattin, trotz ihrer Keuſchheit, ihres Reichthums, ihrer Schönheit und Fruchtbarkeit verſtieß, blos weil ſie Launen hatte, und eine andere nahm,

die gleichfalls von ihrem Manne wegen Ausschweifungen verstoßen worden. Paulus Aemilius wußte das recht gut, aber er raisonnirte so: Diese Frau wird um so gelehriger und geschmeidiger sein, weil sie der Nachsicht für ihren Lebenswandel bedarf. Ausschweifungen zu ertragen schien ihm weit leichter, als der Stolz und die ewige Rechthaberei einer robusten Tugend. Er hatte sich aber doch verrechnet, denn er verlor durch die Nachlässigkeit dieser Frau zwei Kinder. Zwar antwortete sie nicht eine Silbe, wenn er ihr Vorwürfe machte, aber sie wurde auch nicht im mindesten davon gerührt, denn kaum hatte er nach der schönsten Predigt ihr den Rücken gewendet, so verschwelgte sie luslig die ganze Nacht. Paul Aemil bereute seine Wahl zu spät, und grämte sich zu Tode.

Rudbeck's Träume.

Daß die Menschen alles beweisen können, was sie wollen, und wobei sie irgend ein Interesse haben, es zu beweisen, davon haben vor alten Zeiten die Religions-Streitigkeiten und in neuern die politischen Memoiren, auch wohl die Kriegsmanifeste Beispiele genug geliefert. Was ist in unsern Tagen nicht Alles bewiesen worden! Doch weder der Eifer eines Zeloten, noch die Gewandtheit eines Staatsministers kommen der unerschöpflichen Kunst gleich, mit welcher ein Gelehrter eine Lieblings-Hypothese zu un-

terſtützen weiß. Das ganze Magazin der gelehrten Baukunſt wird durchſtöbert und geplündert. Der erſte Gedanke war vielleicht nur parador und ſchien ſeinem Urheber ſelbſt noch zweifelhaft; aber nach und nach arbeitet er ſich hinein, gewinnt immer mehr neue fantaſtiſche Anſichten, findet Vergnügen an den mannigfaltigen Uebungen und Anſtrengungen ſeines Geiſtes; nach eben dieſen Anſtrengungen fängt er an, den Werth ſeiner Hypotheſe zu beurtheilen, und überzeugt ſich nun täglich mehr von deren Wahrheit. Die kindiſche Freude, der Erſte zu ſein, der etwas Neues zu erzählen weiß, dieſe angeborne Eitelkeit, die ſich ſchon im Knaben äußert, wenn er über Hals und Kopf rennt, um der Mutter das Neue, es ſei fröhlich oder traurig, zu verkünden; dieſer faſt immer zufällige Vorzug, durch den ſich die thörichten Menſchen in jedem Alter wichtig zu machen glauben, lockt auch den Gelehrten auf die ſeltſamſten Irrwege, und je abenteuerlicher eine Behauptung iſt, je ſanfter ſchmeichelt es ihm, ſie beweiſen zu können. Es würde eines der unterhaltendſten Bücher werden, wenn man alle die ſeltſamen Hypotheſen zuſammen ſtellte, an welche ſeit vielen Jahrhunderten die Gelehrten Zeit und Kraft verſchwendeten, und in dieſer Gallerie von weiſen Thoren würde ſicher Olaus Rudbeck, ein gelehrter Schwede, ſtets einen Ehrenplatz behaupten.

Er war Profeſſor zu Upſala und hat ein dickes lateiniſches Werk, Atlantica, geſchrieben, welches Schweden, ſein allzugeliebtes Vaterland, zum Mittelpunkt der

Welt, zur Wiege aller Völker, Thaten, Künste und Wissenschaften macht. Nicht lange nach der Sprachenverwirrung ließen Japhet's Nachkömmlinge sich in Schweden nieder. Vor dieser Begebenheit war die Erde noch unbewohnt, den kleinen Theil ausgenommen, wo der babylonische Thurm gebaut wurde; denn alle damals lebenden Menschen hatten sich versammelt um jenes stolze Gebäude aufzuführen. Es mochten ihrer etwa zwanzig tausend sein. Um nun den Erdboden schnell zu bevölkern, theilten sie sich in kleine Haufen von acht bis zehn Personen, deren jeder seine Wohnung so entfernt als möglich von dem andern aufschlug. Vielleicht gab es aber auch nur zwei und siebzig solcher Haufen, nach der Anzahl der Sprachen, die am Verwirrungstage sich bildeten. In diesem Falle würde jeder aus zwei hundert siebzig Personen bestanden haben. Freilich stimmt es weder mit der Erfahrung noch mit den Neigungen der Menschen überein, daß sie aus freien Stücken ferne, unbekannte Wüsten sollten aufgesucht haben; allein Rudbeck belegt seine Behauptung mit Stellen aus der heiligen Schrift und bemerket unter Andern, daß fast alle Völker sich rühmen, Ureinwohner ihres Landes zu sein. Es war nun einmal Gottes Wille, daß nach der Sündflut die Menschen sich zerstreuen und den Erdboden so schnell als möglich wieder bevölkern sollten; darum erschracken jene Menschenhäuflein gar nicht vor Wanderungen von einigen tausend Meilen, auf Wegen und durch Länder, die ihnen gänzlich unbekannt waren, zu einer

Zeit, wo die ganze Oberfläche der Erde mit Wäldern und Moräſten bedeckt war.

Manche glauben, Noah ſelbſt habe ſich auf dem ſchwarzen Meere eingeſchifft, die Küſten des mittelländiſchen Meeres links und rechts beſucht, überall einige ſeiner Begleiter an's Land geſetzt, die aſiatiſchen Küſten vom Don bis zum Nil den Kindern Sem's verliehen, die afrikaniſchen vom Nil bis Cadix den Kindern des Ham und die europäiſchen, von Cadix bis wieder zum Done den Kindern Japhet's. So ſagt Philo, den Rudbeck zwar nicht citirt, deſſen Meinung ihm aber wohl zu Statten käme; denn wenn Noah auf der europäiſchen Seite des ſchwarzen Meeres eine Kolonie zurück ließ, die ſich wiederum in mehrere Haufen theilte, ſo konnte ja leicht Einer derſelben bis nach Schweden vordringen, wo die Oſtſee, die Ströme und Seen den Ankömmlingen reichlich Fiſche lieferten; denn die Jagd nährte ihren Mann noch nicht, weil alle Landthiere in der Sündfluth umgekommen waren, die Fiſche hingegen ſich recht wohl dabei befanden. Oder Noah konnte auch von Cadix aus nach dem baltiſchen Meere geſteuert haben, wenn es anders ſchon exiſtirte. Ueberhaupt wäre es das bequemſte Mittel, ſich die räthſelhafte Bevölkerung von Amerika und Auſtralien zu erklären, wenn man annimmt, daß Noah, der ſonder Zweifel ein ſehr erfahrner Schiffer war, einige Jahre von den Dreihunderten, die er noch nach der Sündflut lebte, darauf verwandte, von Küſte zu Küſte die ganze Welt zu umſchiffen und überall

einige Pärchen an's Land zu ſetzen. Nichts konnte wohl dem ſchnellen Anwachs der Bevölkerung günſtiger ſein, denn die Erfahrung lehrt, daß, wo wenige Menſchen beiſammen leben, die Sterblichkeit überhaupt, und beſonders die der Kinder, lange nicht ſo groß iſt, als wo viele zuſammen gepfropft ſind; gleich wie ein mit Früchten überladener Baum deren eine Menge unreif fallen läßt; oder wie die nämliche Anzahl Körner auf geräumigem Boden weit mehrere ſtärkere Halme treibt, als im engen Raume.

Auf dieſe Weiſe hätte Gott zu Noah's Zeiten wie ein kluger Gärtner gehandelt, oder das Naturgeſetz bei Ernährung der Thiere befolgt, kraft deſſen das Blut vom Herzen zu den äußeren Theilen getrieben wird, und dann wieder zurück kommt.

Folglich, meint Rudbeck, müſſe Schweden ſehr bald nach der Sprachenverwirrung bewohnt worden ſein, denn die Weiber ſind daſelbſt ſehr fruchtbar und die Leute werden ſehr alt. Jene haben ganz gewöhnlich ſieben bis vierzehn Kinder und es iſt ſogar nicht ſelten, daß ſie deren vier und zwanzig bis dreißig erzeugen. Der Bruder des Verfaſſers, der Biſchof von Aroſia, hat ihm Auszüge aus den Kirchenbüchern mitgetheilt, aus denen erhellt, daß in den erſten drei und ſiebzig Jahren des ſiebzehnten Jahrhunderts, in nicht mehr als zwölf Kirchſpielen, zwei hundert zwei und dreißig Menſchen ein Alter von neunzig bis einhundert vierzig Jahren erreicht hatten; auch ſoll ein Mann einhundert ſechs und ſünfzig Jahre und ein anderer

Bed. Gnädige Gräfin.

Ott. Hast du diese Nacht auch schießen gehört?

Bed. Nein. (Pause. Der Bediente setzt seine Tassen in Ordnung.)

Ott. Hast du würklich gar nichts gehört?

Bed. Gar nichts.

Ott. Ich meyne in der Entfernung — an der Donau — gleich nach Mitternacht — es war eine starke Kanonade.

Bed. Kann wohl seyn. Wenn ich schlafe, so können sie mir die Kanonen vor den Ohren losbrennen, ich höre es nicht. (er geht ab.)

Ott. Alles schlief! — nur in meiner einsamen Kammer war die Liebe wach — nur mich verfolgte überall dieser ferne Donner.

Zweyte Scene.

Natalie und Ottilie.

Nat. Guten Morgen Schwestergen. Haben die Lerchen dich geweckt? oder du die Lerchen?

Ott. Ach liebe Natalie! hast du auch nichts gehört?

Nat.

sogar zwei hundert sechzig Jahre (!) gelebt, und seine Nachkommen bis in das siebente Glied gesehen haben. In den nämlichen Kirchspielen lebten noch zu des Verfassers Zeiten acht hundert sechzig Menschen zwischen siebzig und achtzig Jahren. In Schweden also mußte die Pflanzschule der Menschen errichtet werden, um von dort aus von Zeit zu Zeit zahlreiche Kolonien gegen den Mittelpunkt zu senden, um das Blut der mittägigen Nationen zu veredeln, die gewöhnlich klein, schwach und weibisch sind, Folge des Klima's, des Luxus und der Wollüste. Man möchte einwenden, daß Menschen, denen es frei steht, einen Aufenthalt zu wählen, wohl schwerlich das kalte Schweden mit dessen langen Nächten verziehen würden. Diesem Einwurf zu begegnen, zählt der Verfasser alle Vortheile der nordischen Länder auf: die Fische vermehren sich da unglaublich; die Vögel ziehen aus fernen Ländern herbei, um dort zu nisten, gleichsam als habe die Natur ihnen kund gethan, daß sie hier ihren Unterhalt am leichtesten finden würden. Nimmt man nicht auf Jahreszeiten Rücksicht, sondern zählt man alle Tage im Jahre zusammen, so genießen diese Länder des Lichtes länger, als die südlichen; der Schnee leuchtet den Reisenden hinlänglich, und verstärkt das schwächste Mondlicht dermassen, daß man grobe Schrift dabei lesen kann. Man reist bequem und lustig auf dem Eise, welches die Straßen abkürzt, man ist gesunder, frischer, ansteckenden Krankheiten weniger unterworfen; man lebt länger, ißt besser u. s. w. In der That tristige

Beweggründe um die Wahl des Aufenthalts zu bestimmen. Die Kälte, die den Bewohnern der mittägigen Länder so fürchterlich scheint, ist es den Nordländern so wenig, daß, wenn es nicht wenigstens zwei Monate im Jahre friert, daß die Steine entzwei springen möchten, sie sagen, es sei ein schlechter Winter. Alle diese Gründe scheinen indeß nur für diejenigen triftig, die nun einmal in einem solchen Lande wohnen, und durch Erfahrung die Vortheile kennen, werden aber wohl schwerlich einen Neapolitaner bewegen, nach Schweden zu ziehen. Das fühlt auch Rudbeck und nimmt zu historischen Beweisen seine Zuflucht. Mit großer Gelehrsamkeit suchte er sie in den Schriften der Alten, und mit vielem Geist macht er deren Anwendung auf seine Hypothese. Dahin gehören die Stellen aus dem Strabo, wo dieser versichert, daß die nördlichen europäischen Länder Scythien genannt wurden, und daß sie den Griechen früher bekannt waren als die westlichen. Den ersten historischen Beweis des Alterthums der schwedischen Nation liefert Rudbeck aus dem alten Bauern-Kalender, und nimmt davon Gelegenheit, mehrere astronomische Sätze und alte Gewohnheiten zu erklären. Den zweiten Beweis zieht er aus den alten Gräbern. Eine gewisse schwarze Erde in Schweden soll sich aus verfaulten Baumblättern und aus dem Staube bilden, den der Wind zusammen führt und der Schnee beim Schmelzen zurück läßt. Aus der Dicke dieser Erde, sagt er, könne man berechnen, wie viele Zeit erforderlich gewesen, um eine solche Schichte her-

vor zu bringen. Nun habe man Menschenknochen gefunden, auf welchen diese Erde sieben bis acht Zoll hoch gewachsen, woraus nach untrüglichen Berechnungen folge, daß diese Knochen vor viertausend Jahren begraben worden; denn jeder Zoll jener Erde bedürfe fünfhundert Jahre zu seiner Bildung. Folglich war Schweden im zweiten Jahrhunderte nach der Sündflut schon bewohnt. Ueber die erwähnte Mischung des Staubes mit dem Schnee führt Rudbeck Erfahrungen an, und macht sich lustig über Adam von Bremen, der in seiner Beschreibung von Dänemark erzählt, es gebe dort einen schwarzen, trockenen Schnee, der so alt sei, daß er wie eine Kohle brenne. Das sei nicht Schnee, sagte er, sondern die unter ihm befindliche fette Erde. Alles, was die alten egyptischen, griechischen und römischen Schriftsteller von gewissen, durch verschiedene Namen bezeichneten Ländern angeführt haben, das bezieht der Verfasser auf Scandinavien, Schweden, besonders die Beschreibung der Insel Atlantis in Plato's Gesprächen. Freilich hatte er den Bailly nicht gelesen. Indessen gab es auch schon zu seiner Zeit Leute, welche die Atlantis in Amerika suchten. Er beweiset aber mit einhundert zwei Gründen, daß diese Meinung falsch ist, daß Plato nur von dem nördlichen Europa habe sprechen wollen, und daß er wirklich in vielen Dingen sehr richtig davon gesprochen. Man kann in der That weder dem Fleiße noch der Einbildungskraft des Verfassers seine Bewunderung versagen, wenn man sieht, daß es ihm gelingt, in

den Umgebungen des alten Upsala, gerade dieselbe Lage und Größe zu finden, welche Plato der Hauptstadt der Insel Atlantis beimißt. Im Schweiß seines Angesichtes und durch mühselige körperliche Anstrengungen hat der selige Herr Professor das gefunden. Er sagt ferner in diesem Kapitel viel Merkwürdiges über die alte, in der Edda enthaltene Mythologie der nordischen Dichter, und über die Säulen des Herkules, die nach seiner Behauptung, nicht in Westen, sondern in Norden gesucht werden müssen. Im folgenden achten Kapitel beweist er, daß Homer, Plutarch und Maximus von Tyrus, die Insel Ogygien beschreibend, wo Ulysses nach siebenjährigen Irrfahrten zurückgehalten wurde, blos von Schweden gesprochen haben. Folglich blieb Ulysses nicht blos im mittelländischen Meere. Auch der Berg Atlas lag — einer Stelle des Apollodorus und den Schilderungen der Dichter zufolge — nicht in Afrika, sondern in Norden, um so mehr da Virgil die Himmelsachse ihm auf die Schultern bürdet, welche Achse bekanntlich an den Polen endet. Auch bekränzen die Dichter den Atlas mit Fichten, Eis und Schnee; hätte er in Afrika gelegen, so würden sie Pomeranzen und Citronen darauf gesetzt haben. Die Sagen der Alten von den Hyperboräern sollen gleichfalls nur auf Schweden passen. Es ist albern, wenn Diodor von Sicilien sagt, die Hyperboräer würden so genannt, weil sie über den Wind Boreas hinaus gewohnt hätten. Rudbeck will, der Beherrscher des Landes sei jederzeit aus der Familie Bo-

reas gewesen, das Wort Hyperboreo sei gothisch, und bedeute keinesweges die Wohnung, sondern das edle Geschlecht. Im zehnten Kapitel beweist er, daß auch das eigentliche Scythien nur in Schweden zu suchen ist, und daß, wenn es zwischen dem schwarzen und baltischen Meere noch Scythen gab, es blos von jenen Schweden überwundene und abhängige Völker waren. Er erwähnt noch mancher Namen, durch welche man vor alten Zeiten Schweden bezeichnete, und bemerkt im Vorbeigehen, daß das Wort Germani, welches die Einwohner von Deutschland bedeutete, schwedischen Ursprungs ist, woraus er denn ganz keck den Schluß zieht, daß Deutschland von den Schweden erobert worden. Das Guerra der Italiener und Guerre der Franzosen soll auch von Germani abstammen. Das möchte Alles noch hingehen; aber daß der Herr Professor sogar die sogenannten glücklichen Inseln der Alten in Schweden wieder findet, muß Lächeln erregen. Er spottet derjenigen, welche unter diesen Inseln die canarischen verstanden wissen wollen, vielleicht weil es dort warm ist und allerlei edle Früchte gibt. Darauf, meint er, sahen die Alten nicht, sondern auf Tugend und Sitten, die bei den Hyperboräern heimisch waren. Weit leichter war es, das räthselhafte Thule der Alten nach Schweden zu versetzen. Ein gewisser Grieche, Antonius Diogenes, hat, kurz nach dem Tode Alexander's, vier und zwanzig Bücher von den unglaublichen Wundern dieser Insel geschrieben, wozu er den Stoff in den Grabmä-

lern von Tyrus, nach dessen Einnahme, auf Denkmälern von Cypressen gefunden haben wollte, und welche unter Andern auch die Reisen der Tyrier nach Thule bewiesen. Das Zeugniß dieses Griechen scheint dem Verfasser eine mächtige Stütze. Er nimmt den fabelhaften Pytheas in Schutz. Er sträubt sich gegen den gelehrten Pontanus, welcher Island für Thule hielt. Eben so heftig bestreitet er die Meinung, daß unter dem cimbrischen Chersones Jüttland zu verstehen sei. Auch diese Benennung soll blos Schweden gelten, wo er endlich gar die Hölle und den Acheron der Alten wieder entdeckt. Nämlich die Gerechtigkeitspflege der nordischen Völker habe den Dichtern das Original zu den Richterstühlen des Minos, Aeakus und Rhadamantus geliefert. Ferner lagen in Schweden die hesperischen Gärten und das Elisium. Wen die Beweise von alle Dem nicht überzeugen, der wird wenigstens die Belesenheit des Verfassers und seine Kenntnisse bewundern. Den deutschen Waffenruhm im Kampfe gegen die Römer sucht er zu schmälern, indem er behauptet, daß die Sueven, welche zu den Zeiten des Julius Cäsar einen großen Theil von Deutschland bewohnten, Schweden waren, die sich durch Eroberungen festgesetzt hatten. Darum bekannten auch die deutschen Abgesandten vor Cäsar, sie wären wider ihren Willen über den Rhein gekommen, weil sie von den Sueven vertrieben worden, einem Volke, dem weder Menschen noch Götter widerstehen könnten.

Da Rudbeck einmal im Zuge iſt, alles in der alten Geographie Zweifelhafte nach Schweden zu verſetzen, ſo wird man ſich nicht wundern, daß er auch die riphäiſchen Gebirge zu ſchwediſchen Bergen macht.

Der Argonautenzug liefert ihm abermals Stoff, ſich auf der Steppe der Hypotheſe zu tummeln. Er will, daß die Argonauten von Kolchis über den Ocean zurückgekehrt und durch die Meerenge von Gibraltar in das mittelländiſche Meer eingelaufen ſeien. Daher nimmt er an, daß ſie erſt ſo lange als möglich den Don hinauf gefahren und dann ihre Schiffe zu Lande nach einem benachbarten Strome gezogen, der ſie in das nördliche Meer geleitet habe. Dieſe Vorausſetzung gründet er auf das Zeugniß des Diodor von Sicilien, welcher ſagt, daß mehrere alte Geſchichtſchreiber dieſen Weg bezeichnen, der auch ſo ziemlich zu der Erzählung des Orpheus, Eines der Argonauten paßt. Andere wollen freilich, die Eroberer des goldenen Vließes wären die Donau hinauf gegangen und hätten ihre Schiffe zu Lande in's adriatiſche Meer gezogen. Noch Andere ſuchen ihren Landweg in Afrika, aber Rudbeck glaubt ſich auf beſſere Beweiſe zu ſtützen.

So rühmlich auch alles bisher Geſagte und Behauptete für Schweden iſt, ſo wird es doch von dem Folgenden noch weit übertroffen. Sämmtliche griechiſche Gottheiten ſollen aus dem Norden gekommen ſein, wenn gleich aus den Schriften der Alten erhellet, daß ſie aus Syrien einwanderten. Rudbeck hingegen ſammelt wieder andere, in ſeinen

Kram taugliche Stellen, aus welchen hervorgeht, erſtens: daß die Griechen Anfangs ihren Göttern gar keine Namen beigelegt; zweitens: daß ſie verſchiedene egyptiſche Gottheiten unter demſelben Namen verehrten, die ſie in Egypten führten; drittens: daß die Egyptier von den Bewohnern der Inſel Atlantis eine Menge Namen liehen, die ſie ihrer Sprache anpaßten und die hernach wieder von Solon der griechiſchen Sprache angepaßt wurden; viertens: daß die Atlantiker ſich rühmten, in ihrem Lande ſeien die Götter entſprungen, und Uranus, ihr erſter König, habe den größten Theil der Welt beherrſcht, beſonders in Weſten und Norden; fünftens: daß zwei nordiſche Jungfrauen ihre Götter nach der Inſel Delos brachten; ſechstens: daß Apoll zuerſt von den Scythen göttlich verehrt wurde, ſein Dienſt nachher ſich ringsum verbreitet und endlich bis zu den Einwohnern von Dodona drang; die erſten Griechen, die den Apoll als eine Gottheit aufnahmen.

Man ſieht ſchon, wo es hinaus will. Die Alten haben ihre vornehmſten Gottheiten, den Saturn, Jupiter, Neptun, Pluto, Herkules und Apollo von den Hyperboräern, von den Schweden entlehnt, und der Herr Profeſſor findet ſelbſt die Namen dieſer Götter in ſeiner Landesſprache wieder. Noch ein Wort von den kriegeriſchen Unternehmungen der alten Schweden. Die Erſte ſetzte Rudbeck in das Jahr der Welt 2571, als Othoniel, Joſua's Nachfolger, Richter in Iſrael war, und meint, der Hunger

habe ſie damals aus ihrem Lande getrieben. Was Plato von den Bewohnern der Inſel Atlantis erzählt, daß ſie nämlich ihre Eroberungen bis nach Hetrurien und Egypten ausgedehnt, ſoll zu jener Zeit von den Schweden vollbracht ſein. Sie gründeten damals das trojaniſche Reich, denn — Homer's Beſchreibung des Berges Ida paßt ganz auf die ſchwediſchen Gebirge, aber keineswegs auf die Ebene von Troja. Dieſen triftigen Beweis unterſtützt er noch durch einen andern, von der phrygiſchen Sprache geliehenen. Alle Worte nämlich, die von dieſer Sprache uns noch übrig ſind, ſollen ſchwediſch ſein, und noch jetzt dieſelbe Bedeutung in Schweden haben. (Aus derſelben Sprache bewies einſt Bochart, daß die Römer nicht von Aeneas abſtammten, weil ſich im Lateiniſchen kein einziges phrygiſches Wort findet.)

Den zweiten Kriegszug der Vorfahren des Herrn Profeſſors nennt er den galliſchen; erſtens: weil in Schweden eine Provinz geweſen, die Gallien geheißen; zweitens: weil mehrere Geſchichtſchreiber, die von den Einfällen der Gallier geſprochen, dieſe Krieger aus Norden kommen laſſen. Die Gallier waren alſo eigentlich Schweden, und ſo bemächtigt ſich Rudbeck, ohne Umſtände, aller ihrer Thaten, der Einnahme von Rom, des Angriffes auf den Tempel zu Delphos, der Eroberung ſo vieler Provinzen nicht allein in Europa, ſondern auch jenſeits des Helleſpont. Das mag er mit einem Herrn Audigier ausmachen, der ſchon im Jahre 1670 ein Buch über den Urſprung der

Franzoſen geſchrieben. Außer mehreren wichtigen Citaten, auf die Rudbeck ſich gründet, zeigt er auch die Gleichheit der Sitten und der Sprache zwiſchen den alten Galliern und den alten Schweden. Man wird ihm vielleicht ohne Bedenken zugeben, daß Kriegerſcharen, aus dem Norden hervor gebrochen, Europa überſchwemmt und verwüſtet haben; aber man wird nicht wenig ſtutzen, wenn man im achtunddreißigſten Kapitel lieſt, daß die Schweden auch die Kunſt zu ſchreiben nach Griechenland brachten. Hier kommt er auf die Runenſchrift der alten nordiſchen Völker, von der ſchon Olaus Wormius in ſeinen däniſchen Denkmälern weitläufig gehandelt hatte. Bis dahin glaubte man, Kadmus habe die Griechen ſchreiben gelehrt. Das leugnet Rudbeck, theils weil die Jonier ſchon vor der Reiſe des Kadmus Buchſtaben gehabt, theils weil das Alphabet der Griechen, zur Zeit der Belagerung von Troja, nur aus ſechzehn Buchſtaben beſtand, da hingegen die Phönicier deren zwei und zwanzig zählten. Nun aber war ja Kadmus ein Phönicier, wenn alſo die Buchſtaben von ihm herrührten, ſo hätten deren auch zwei und zwanzig ſein müſſen. Beſſer ſtimmen jene ſechzehn mit den Buchſtaben der alten nordiſchen Völker überein, die gerade auch ſechzehn gehabt haben ſollen; folglich haben ſie ſie entweder von den Griechen, oder die Griechen haben ſie von ihnen entlehnt. Daß das Letztere anzunehmen ſei, beweiſt der Herr Profeſſor durch folgendes Raiſonnement: Die Runen ſind von gröberer Form als die griechi-

Nat. Was denn?

Ott. Das Schießen bis gegen Morgen?

Nat. Wo?

Ott. Weiß ich das? an der Donau hinab, oder jenseits der Donau, Schuß auf Schuß.

Nat. Nun?

Ott. Franz ist dein Bruder, und du fragst noch?

Nat. Ist das Schießen denn hier zu Lande etwas Neues. Unser Frühling wird schon längst nicht mehr vom Guckuck verkündigt; die Kanonen sind unsre Frühlingsboten.

Ott. Gewiß war Franz dabey!

Nat. Leicht möglich. Dann hat er sich wieder brav gehalten, eingehauen; Prinz Eugen hat ihm zugesehen, ihn bewundert, avancirt —

Ott. Und wenn sein Muth ihn zu weit führte — wenn er tod ist —

Nat. Possen! Frage nur unsern alten Tafeldecker: so oft aus unserm hochgräflichen Hause jemand stirbt, so fällt die Nacht vorher sein Bild von der Wand. Nun siehst du wohl, Bruder Franz hängt noch hier.

Ott.

schen Buchstaben; nun ist bekannt, daß diejenigen, welche eine Sache von Andern annehmen, sie verfeinern und vervollkommnen, da hingegen diejenigen, bei welchen die Sache heimisch ist, sich um deren Ausbildung wenig kümmern, ergo u. s. w. (Der gelehrte Verfasser hätte sich doch erinnern sollen an das, was Diodor von Sicilien erzählt, daß nämlich einige Griechen im Lande der Hyperboräer kostbare Geschenke im Tempel opferten und selbige mit griechischen Buchstaben bezeichneten.) Er träumt aber noch weiter. Die goldenen Aepfel, die Herkules rauben mußte, waren nichts Anderes, als die Buchstaben der Hyperboräer. Er beruft sich dabei auf eine Stelle des Apollodorus, welche sagt: Als Herkules jene Aepfel der Minerva dargeboten, sei die Göttin der Meinung gewesen, daß man sie augenblicklich zurückgeben solle. (Der oben erwähnte Gelehrte Audigier hingegen zeigt aus einer Stelle des Archilochus und aus einer andern des Xenophon, daß die griechischen Buchstaben von den Galatern und Mäoniern entlehnt waren.)

Das sei genug um zu beweisen, daß die Wahrheit des biblischen Spruches: Wer da sucht, der wird finden, noch nie sich auffallender bewährt hat, als an dem Upsalaschen Herrn Professor Rudbeck, denn ich zweifle nicht, daß, wenn es ihm nur darauf angekommen wäre, den Vitzli-Putzli der Mexikaner und ihre Bilderschrift aus Schweden abzuleiten, er Beides dort gesucht und auch gefunden haben würde.

Bericht von dem Tode des Marquis Monaldeschi, Oberſtallmeiſters der Königin Chriſtine von Schweden.

(Aufgeſetzt von dem Pater Le Bel, Prieſter des Ordens der heiligen Dreifaltigkeit des Kloſters zu Fontainebleau, deſſen Beichtvater, den 16. November 1657.)

Die Hinrichtung des Marquis Monaldeschi, welche auf Befehl der Königin von Schweden zu Fontainebleau geſchah, hat vielen Streit über die Frage veranlaßt: ob ein Souverän, der ſich außer ſeinen Staaten befindet, das Recht habe, ſeine Leute aus eigener Macht zu ſtrafen? — Das gute Vernehmen, welches zwiſchen Schweden und Frankreich ſtets beſtanden, hat ohne Zweifel gehindert, daß die Sache nicht weiter getrieben worden, und es ſcheint, der König habe durch ſein Schweigen andeuten wollen, daß die königliche Macht demjenigen überall folge, der einmal damit bekleidet geweſen, ſo daß er, wo er ſich auch befinde, dieſe Macht ausüben darf über alle ſeine Leute, wenn ſie nicht Unterthanen des Fürſten ſind, in deſſen Staaten er ſich aufhält. Doch es iſt nicht meine Abſicht, und ich bin auch nicht kühn genug, über eine ſolche Frage entſcheiden zu wollen, ſondern ich werde mich begnügen, treulich alle Umſtände der Begebenheit zu berichten. Am 6. November 1657, um ein Viertel auf zehn Uhr Vormittags, ſchickte die Königin von Schweden, die damals im

Schloſſe von Fontainebleau wohnte, einen Bedienten zu mir, der mich fragte: ob ich der Superior des Kloſters wäre? und als ich es bejahte, ſagte er mir, er habe Befehl, mich zu Ihrer Majeſtät zu führen, die mit mir ſprechen wolle. Ich nahm mir nicht die Zeit, einen Begleiter zu ſuchen, um die Königin nicht warten zu laſſen, ſondern folgte dem Bedienten bis in ihr Vorzimmer, wo man mich einige Augenblicke ſtehen ließ. Dann kam der Bediente zurück und ließ mich in das Zimmer der Königin treten. Ich fand ſie allein. Nachdem ich ihr meine Ehrfurcht bewieſen, fragte ich, was Ihro Majeſtät von Dero Knecht verlange? — Sie ſagte, ich möchte ihr folgen, um ſich ungeſtörter mit mir unterhalten zu können. Wir gingen in die ſogenannte Hirſch-Gallerie, wo ſie mich fragte: ob ſie ſchon ſonſt mit mir geſprochen habe? — Ich antwortete, ich hätte die Ehre gehabt, ſie unterthänigſt zu bewillkommnen, ſie habe das gnädig aufgenommen, und das ſei alles. Hierauf ſagte die Königin: ich trüge ein Gewand, welches ihr Vertrauen einflöſſe, und begehrte von mir, unter dem Siegel der Beichte geheim zu halten, was ſie mir jetzt entdecken werde. Ich erwiederte: Geheimniſſe betreffend, ſei ich von Natur blind und ſtumm, und da ich dieſen Karakter gegen Jedermann behaupte, um wie weit mehr gegen eine ſolche Fürſtin; und fügte hinzu: die heilige Schrift ſagt: Sacramentum regis obscondere bonum est. (Es iſt gut, die Geheimniſſe der Könige zu verhehlen.) Hierauf gab ſie mir ein Packet ohne Ueberſchrift mit drei

Siegeln, und befahl mir, es ihr in Gegenwart eines Dritten wieder zuzustellen, wenn sie es verlangen würde. Ich möchte, sagte sie, Tag, Stunde und Ort wohl wahrnehmen, da sie dieses Packet mir eingehändigt, und so verließ ich die Königin in der Gallerie.

Sonnabends am 10. November um ein Uhr Nachmittags, ließ mich die Königin abermals durch einen Kammerdiener rufen. Ich ging in mein Kabinet, um das mir Anvertraute zu mir zu stecken, weil ich vermuthete, daß sie es zurück verlangen werde; dann folgte ich dem Kammerdiener, der mich in die Hirschgallerie führte, und, sobald wir hinein getreten waren, die Thür hinter sich mit so vieler Hastigkeit verschloß, daß ich ein wenig darüber stutzte. Da ich die Königin in der Mitte der Gallerie erblickte, im Gespräch begriffen mit Einem aus ihrem Gefolge, den man den Marquis nannte (ich habe nachher erfahren, daß es der Marquis Monaldeschi war), so näherte ich mich mit einer tiefen Verbeugung. Sie begehrte ziemlich laut, in Gegenwart des Marquis und noch drei anderer Herren, das Packet von mir, welches sie mir anvertraut habe. Zwei von den Dreien standen vier Schritt von der Königin entfernt, der dritte (ihr Garde-Kapitän) ihr ziemlich nahe. Sie bediente sich folgender Ausdrücke: »Mein Vater, geben Sie mir das Packet zurück, welches ich Ihnen überliefert.« Ich trat näher und überreichte es ihr. Sie nahm es, betrachtete es einige Zeit, öffnete es und zog die darin enthaltenen Briefe und Schriften hervor, die sie dem Marquis

leſen ließ, ihn befragend mit ernſter Stimme und zuverſichtlichem Anſtand: ob er ſie wohl kenne?

Er leugnete es, jedoch erblaſſend. »Wie? Sie wollen dieſe Briefe und Schriften nicht erkennen?" fragte ſie. Es waren in der That nur Kopien von der Königin eigener Hand. Nachdem ſie dem Marquis Zeit gelaſſen, über dieſe Kopien nachzudenken, zog ſie endlich die Originale hervor, zeigte ſie ihm, nannte ihn Verräther, und zwang ihn, ſeine Handſchrift und ſein Petſchaft anzuerkennen. Sie befragte ihn mehrere Male, der Marquis entſchuldigte ſich ſo gut er konnte, und ſchob die Schuld auf verſchiedene Perſonen. Endlich aber warf er ſich der Königin zu Füßen, und flehte um Verzeihung. In dieſem Augenblicke zogen die drei Gegenwärtigen ihre Degen.

Da ſtand er auf, drängte die Königin aus einem Winkel der Gallerie in den andern, ſie immer fort bittend, ihn zu hören. Ihro Majeſtät ſchlugen ihm das nie ab, ſondern hörten ihn mit großer Geduld an, und ohne das mindeſte Zeichen von Aufwallung oder Zorn zu geben. Auch wandte ſie ſich einmal zu mir, als er eben wieder ängſtlich flehte, ſie möchte ihn doch nur geduldig anhören, und ſprach: »Mein Vater, Sie ſind Zeuge, daß ich nichts gegen dieſen Menſchen vor habe, und daß ich dem Verräther, dem Treuloſen ſo viel Zeit laſſe, als er will, und mehr als er von einer Beleidigten fordern könnte, um ſich zu rechtfertigen, wenn er es vermag." Sie näherte ſich bei dieſen Worten dem Marquis, und ſtützte ſich auf einen

kleinen Stock von Ebenholz mit rundem Knopf. (Der Herr Pater vergißt, wie man sieht, auch die unbedeutendste Kleinigkeit nicht, allein ich habe, um den Karakter seiner Schrift treu wieder zu geben, nichts unterdrücken mögen.) — Endlich übergab der Marquis, von der Königin dazu aufgefordert, ihr einige Papiere und zwei oder drei kleine zusammengebundene Schlüssel, die er aus der Tasche zog, bei welcher Gelegenheit zwei oder drei kleine Geldstücke auf die Erde fielen. Es mochte höchstens eine Stunde verflossen sein. Da er nun durch sein Antworten die Königin nicht befriedigte, so näherte sich Ihro Majestät mir und sagte ziemlich laut, aber gesetzt und gelassen: »Mein Vater, ich gehe und lasse Ihnen diesen Menschen. Bereiten Sie ihn zum Tode und sorgen Sie für seine Seele.«

Wenn dieses Urtheil gegen mich selbst wäre gesprochen worden, so würde ich nicht heftiger erschrocken sein. Bei diesen fürchterlichen Worten stürzte der Marquis zu ihren Füßen, und ich selbst kniete nieder und bat für den armen Menschen um Gnade. Sie antwortete mir: „sie könne ihn nicht begnadigen; der Verräther sei weit strafbarer, als Manche, die zum Rade verdammt würden; er wisse wohl, daß sie ihm, als einem getreuen Unterthan, ihre wichtigsten Geschäfte und geheimsten Gedanken vertraut habe. Sie wolle ihm nicht einmal alle die Wohlthaten vorrücken, die er von ihr empfangen; sie habe an ihm stets wie an einem Bruder gehandelt, und habe ihn auch wirklich als ihren Bruder betrachtet. Sein eigenes Gewissen müsse sein Henker sein.“

Mit diesen Worten entfernte sie sich und ließ mich bei den drei Männern, die noch immer mit bloßen Degen da standen, um die Hinrichtung zu vollziehen. Als die Königin fort war, fiel der Marquis mir zu Füßen, und beschwur mich, ihr nachzugehen und um Gnade für ihn zu bitten. Indessen ermahnten ihn die drei Männer sehr dringend zu beichten, und hielten ihm dabei die Degenspitzen gegen den Leib, doch ohne ihn zu berühren; und ich, mit Thränen in dem Auge, ermahnte ihn gleichfalls, Gott um Vergebung zu bitten. Da ging der Anführer der drei Männer noch einmal zu Ihrer Majestät, um deren Barmherzigkeit für den armen Marquis zu erflehen, kam aber traurig zurück mit dem Befehl, die Hinrichtung zu beschleunigen, und sagte weinend: »Marquis, denken Sie an Gott und an Ihre Seele, Sie müssen sterben.« Da gerieth der Marquis außer sich, warf sich noch einmal zu meinen Füßen, und beschwor mich den letzten Versuch zu machen, um die Königin zu bewegen. Ich that es, fand sie allein in ihrem Zimmer, mit einem heitern Gesicht ohne die mindeste Wallung. Ich kniete nieder. Mit Thränen und Schluchzen bat ich sie, um der Wunden Christi willen, den Marquis zu begnadigen. Sie sagte mir, es thue ihr sehr leid, daß sie meine Bitte nicht erfüllen könne. Da der Verbrecher die höchste Grausamkeit und Treulosigkeit an ihrer eigenen Person ausüben wollen, so dürfe er nie Gnade hoffen; und wiederholte, es wären Viele gerädert worden, die es weit weniger verdient hätten, als dieser Verräther. Da ich sah, daß meine Bitten nichts

vermochten, ſo nahm ich mir die Freiheit, ihr vorzuſtellen, daß ſie in einem Schloſſe des Königs von Frankreich ſich befinde und wohl bedenken ſolle, was ſie thue, und was der König dazu ſagen werde. Worauf ſie mir antwortete: »ſie nehme Gott zum Zeugen, daß ſie allen perſönlichen Haß gegen den Marquis unterdrücke, und ſich blos an deſſen Verbrechen halte, welches nie ſeines Gleichen haben werde, und die ganze Welt angehe. Der König von Frankreich habe ihr ſein Schloß nicht als einer flüchtigen Gefangenen eingeräumt; ſie ſei Herr ihres Willens und dürfe Gerechtigkeit an ihren Leuten üben überall, zu jeder Zeit, ohne Jemanden Rechenſchaft ſchuldig zu ſein, als Gott allein; auch ſei, was ſie thue, nicht ohne Beiſpiel.» Ich antwortete, der Fall möchte doch verſchieden ſein, und wenn Könige dergleichen gethan hätten, ſo wäre es nicht in fremdem Lande geſchehen. Kaum hatte ich dieſe Worte ausgeſprochen, als ich fürchtete, zu weit gegangen ſein, und ich fügte noch hinzu: »Madame, bei der Ehre und Achtung, die Sie in Frankreich ſich erworben, bei der Hoffnung, die alle gute Franzoſen auf Ihre Unterhandlung ſetzen, bitte ich demüthigſt, Eure Majeſtät wolle eine Handlung vermeiden, die, wenn ſie auch in Rückſicht Ihrer gerecht iſt, doch von den Menſchen als heftig und übereilt betrachtet werden wird. Sein Sie lieber großmüthig und barmherzig gegen den armen Marquis, oder übergeben Sie ihn den königlichen Gerichten und laſſen ihm ſeinen Prozeß in aller Form machen. Dadurch werden Sie nicht allein

Ihre eigene Zufriedenheit befördern, ſondern auch den Beinamen der Bewundernswürdigen ſich erhalten, den Jedermann Ihnen beilegt."

»Wie, mein Vater?" antwortete ſie, »ich, die ich unbeſchränkte Gewalt über meine Unterthanen habe, ſoll mich herablaſſen, Gerechtigkeit zu erflehen gegen einen verrätheriſchen Bedienten, von deſſen Verbrechen ich die Beweiſe, von ihm ſelbſt geſchrieben und beſiegelt, in meinen Händen habe? — — Nein, nein, mein Vater! Ich werde den König davon unterrichten. Gehen Sie und ſorgen Sie für ſeine Seele. Mein Gewiſſen verbietet mir, Ihren Bitten Gehör zu geben." Und ſo ſchickte ſie mich zurück. Ich merkte indeſſen wohl an der Veränderung ihrer Stimme bei den letzten Worten, daß, wenn ſie die Sache hätte aufſchieben und einen andern Ort wählen können, ſie es gewiß gethan haben würde; aber jetzt war ſie ſchon zu weit gegangen, und ſie konnte ihren Entſchluß nicht mehr ändern, aus Furcht, der Marquis möchte entwiſchen und vielleicht ihr eigenes Leben in Gefahr gerathen. In dieſer Noth wußte ich nicht, was ich thun ſollte. Fort konnte ich nicht, und wenn ich es auch gekonnt hätte, mein Gewiſſen und meine Barmherzigkeit hielten mich zurück, um den Marquis zum Tode zu bereiten. Ich trat alſo wieder in die Gallerie, umarmte den armen Unglücklichen, badete ihn in meinen Thränen, und ermahnte ihn ſo gut ich konnte und es Gott gefiel mir einzugeben, ſich zum Tode zu entſchließen und an das Heil ſeiner Seele zu denken, da auf dieſer Welt

weder Hoffnung noch Leben mehr für ihn sei. Bei dieser traurigen Botschaft entfuhren ihm einige Laute des Schmerzes, dann kniete er vor mir, der ich auf einer Bank in der Gallerie saß, und hub seine Beichte an. Als er aber schon weit damit gekommen war, stand er plötzlich wieder auf, und schrie laut vor Schmerz. Es gelang mir, ihn zurück zu bringen. Er vollendete seine Beichte in lateinischer, französischer und italienischer Sprache, so wie ihm in der Angst die Ausdrücke einfielen. Als ich eben über einen Zweifel ihn befragte, trat der Almosenier der Königin herein. Sobald der Marquis ihn gewahr wurde, lief er auf ihn zu, ohne die Absolution abzuwarten, denn die Hoffnung Gnade zu erlangen war erwacht. Sie sprachen lange leise mit einander, sich bei den Händen haltend, und in einer Ecke der Gallerie zurückgezogen. Als die Unterredung geendigt war, ging der Almosenier hinaus und nahm den Anführer der drei Männer mit sich; der kam aber einige Augenblicke nachher ohne den Almosenier zurück und sagte: »Marquis, bitte Gott um Vergebung, du mußt sterben. Hast du gebeichtet?" Bei diesen Worten drängte er ihn gegen die Mauer am Ende der Gallerie, wo das Gemälde des heil. Hermann hängt, und ich konnte mein Gesicht nicht so ganz abwenden, daß ich nicht gesehen hätte, wie er einen Stoß nach dem Unterleibe führte, und der Marquis, um den Stoß zu pariren, den Degen mit der rechten Hand faßte, und der Andere, den Degen zurückziehend, ihm drei Finger zerschnitt, und der Degen blieb gebogen. Da rief er seinen Helfershelfern zu: der Marquis

Ott. Nimm mirs nicht übel, Schwester, dein Scherz ist unzeitig.

Nat. So wie deine Seufzer. Doch von etwas anderm. Ist Rösgen —

Ott. Wär' er auch nur verwundet oder gefangen.

Nat. Gefangen nehmen läßt er sich nicht. Nur Ottilie konnte dem Hitzkopf Fesseln anlegen. Jezt sage mir, ist Rösgen schon hier gewesen?

Ott. Ich habe eine fürchterliche Nacht durchwacht. Jeder Schuß traf mein Herz. Ich hüllte mich in die Betten, da sauste es mir vor den Ohren; wenn ich die Augen schloß, sah ich Säbel blitzen. Ich sprang auf, und öfnete das Fenster nach dem Garten. Die Nachtigall wollte ich beborchen — da donnerte es wieder, und ich fuhr bebend zusammen! — Ach! dieser Schuß stürzte vielleicht meinen Franz zu Boden!

Nat. Hofnung und Furcht sind beyde zügellos in der schwachen Hand der Liebe.

Ott. Mein Knabe schlummerte so süß. Die Angst machte mich hartherzig und trieb mich,

ſei gepanzert. Er trug in der That ein Panzerhemd, welches neun bis zehn Pfund wog. Und in demſelben Augenblicke wiederholte Jener den Stoß nach dem Geſichte, da ſchrie der Marquis: »Mein Vater! mein Vater!" — Ich näherte mich und die Andern zogen ſich ein wenig zurück. Er kniete nieder, bat Gott um Vergebung, ſagte mir noch einige Dinge und ich ertheilte ihm die Abſolution, ihm als Buße auferlegend, daß er den Tod um ſeiner Sünden willen geduldig leiden, und allen denen verzeihen ſolle, die ihn umbrächten. Da warf er ſich auf den Boden und im Fallen gab ihm ein anderer einen Hieb über den Kopf, der den Hirnſchädel entblößte. Er lag auf dem Bauche und machte ein Zeichen mit der Hand, daß man ihm den Hals abſchneiden ſolle. Derſelbe Menſch verſetzte ihm darauf noch zwei oder drei Hiebe auf den Hals, aber ohne ihm großen Schaden zuzufügen, weil das Panzerhemd, welches bis unter den Kragen heraufſtieg, die Streiche abhielt. Ich ermahnte ihn immerfort, an Gott zu denken, und zu Tilgung ſeiner Sünden geduldig zu leiden. Da fragte mich der Anführer, ob er ihn vollends umbringen ſolle? Ich fuhr ihn rauh an und ſagte: es wäre meines Amts nicht ihm zu rathen; ich begehrte das Leben des Unglücklichen und nicht ſeinen Tod. Er bat mich um Verzeihung und geſtand, er habe Unrecht gehabt, mich ſo zu fragen.

Der arme Marquis erwartete indeſſen den Gnadenſtoß, als er aber die Thür aufgehen hörte, faßte er noch einmal Muth, wandte ſich um, und da er den Almoſenier

erblickte, kroch er zu ihm hin so gut er konnte, indem er sich an den Wänden hielt, und begehrte mit ihm zu sprechen. Der Almosenier trat ihm zur Linken, ich stand zur Rechten. Der Marquis faltete die Hände und sagte leise etwas zu jenem, der aber nichts weiter antwortete, als: „Bitten Sie Gott um Vergebung," worauf er, nachdem er mich um Erlaubniß gebeten, ihm die Absolution ertheilte, mich bat bei ihm zu bleiben, und zu der Königin zurück kehrte.

In demselben Augenblicke stach derjenige, der ihm die Hiebe auf den Hals versetzt hatte, und dem Almosenier zur Linken stand, ihm einen langen schmalen Degen durch die Brust. Da stürzte der Marquis zu Boden auf die rechte Seite, sprach nicht mehr, röchelte aber noch länger als eine Viertelstunde, während der ich ihm, so gut ich konnte, Trost zusprach. Nachdem er all sein Blut verloren, starb er drei Viertel auf vier Uhr Nachmittags.

(Die Hinrichtung des Unglücklichen hatte also fast drei Stunden gedauert.) Ich sprach ein de profundis und Vater unser. Der Anführer der drei Männer bewegte einen Arm und einen Fuß des Leichnams, knöpfte ihn auf, suchte in den Taschen, fand aber nichts als ein kleines Gebetbuch und ein kleines Messer. Dann gingen alle drei, und ich folgte, um Ihro Majestät Befehl zu vernehmen. Als die Königin von dem Tode des Marquis vergewissert wurde, wiederholte sie, wie schmerzlich es ihr sei, daß sie gezwungen gewesen, dergleichen zu thun, daß sie aber blos gerecht

gehandelt habe, und Gott bitte, ihm zu verzeihen. Sie empfahl mir, die Leiche wegbringen zu laſſen und zu begraben; ſie wolle mehrere Meſſen für ſeine arme Seele anordnen. Ich ließ einen Sarg machen, und die Leiche auf einen Karren ſetzen, weil ſie ſehr ſchwer, das Wetter neblig und der Weg ſchlecht war. So wurde ſie von meinem Vicarius und Kapellan nach dem Kirchſpiele gebracht, und dort in der Kirche neben dem Weihkeſſel eingeſenkt. Dies geſchah Montags den 12. November Abends um drei Viertel auf ſechs Uhr. Die Königin ſchickte mir durch zwei Kammerdiener hundert Livres in's Kloſter, um Gott für die Seele des Marquis zu bitten. Am 13. des Monats wurde bei Glockengeläute die Todtenfeier für ihn verkündigt, und am 14. mit allem Anſtand in der Kirche von Avon, wo er begraben liegt, gehalten. Die verordneten Meſſen laſen wir, und baten die göttliche Langmuth, die Seele des armen Verſtorbenen in ſeinem Paradieſe aufzunehmen. So weit der Pater le Bel. Man hat behauptet: Monaldeſchi habe ein Pasquill auf die Königin geſchrieben, und ihre galanten Abenteuer aufgedeckt. Mit Freuden habe ſie die Gelegenheit ergriffen, einen Günſtling los zu werden, den ſie nicht mehr liebte; ſie habe ihn zu ihren Füßen ſchleppen laſſen, ihn entlarvt und dann ihrem Garde-Kapitän und zwei neuen Günſtlingen befohlen, ihn umzubringen. Nach vergeblichem Widerſtande ſei er unter deren Streichen gefallen. Die Königin, die ihn ſchon todt geglaubt, ſei zu ihm hingetreten, ihn noch verhöhnend. Als

er ihre Stimme vernommen, habe er noch einmal die Arme nach ihr ausgestreckt, worauf sie gerufen: »Wie? du lebst noch?" Die Mörder hätten ihre Streiche wiederholt, Christine aber geschrien: »Nein, meine Wuth ist noch nicht gesättigt! Vernimm, Verräther! daß die Hand, die so viele Wohlthaten dir gespendet, dir jetzt den letzten Stoß gibt!" worauf sie ihn selbst vollends ermordet. Dem allen widerspricht des Paters treuherzige Erzählung. Der Kardinal Mazarin schrieb an die Königin: »daß eine so abscheuliche Handlung Ihro Majestät für immer von dem Hofe Ludwigs entfernen müsse, da sowohl der König, als er selbst und alle rechtliche Leute dadurch empört worden wären."

Sie antwortete: »Monsieur Mazarin. Diejenigen, die Ihnen das Detail von dem Tode meines Stallmeisters Monaldeschi erzählt haben, waren übel unterrichtet. Ich finde es sehr seltsam, daß Sie so viele Menschen aufbieten, um das Faktum aufzuklären. Ich sollte freilich über Ihr Verfahren mich nicht wundern, so närrisch es auch ist; aber ich hätte nie geglaubt, daß Sie oder Ihr junger hochmüthiger Herr es wagen würden, mir die geringste Empfindlichkeit darüber zu zeigen." »Wisset denn, Ihr Alle, so viel Eurer sind, Knechte und Herren, Kleine und Große, daß es mir beliebt hat, so zu handeln, und daß ich Niemanden Rechenschaft von meinen Handlungen schuldig bin, am wenigsten einem Prahlhans (Fanfaron) von Ihrer Gattung. Sie spielen eine seltsame Rolle für einen Menschen Ihres Standes; aber was Sie auch für Ursachen

gehabt haben mögen, mir zu schreiben, so bekümmere ich mich nicht im mindesten darum. Sie sollen wissen, und es Jedermann wieder sagen, der Lust hat, es zu hören, daß ich nichts nach Ihrem Hofe frage und am wenigsten nach Ihnen; daß, um mich zu rächen, ich nicht nöthig habe, zu Ihrer furchtbaren Macht meine Zuflucht zu nehmen. Meine Ehre hat es verlangt, mein Wille ist ein Gesetz, welches Sie respektiren müssen. Schweigen ist Ihre Pflicht, und Viele, die ich nicht höher achte als Sie selbst, werden wohl thun, zu lernen, was sie ihres Gleichen schuldig sind, ehe sie ungeziemenden Lärm machen. Erfahren Sie endlich, Mons. le Cardinal, daß Christine überall Königin ist, wo sie sich befindet, und daß, wo es ihr auch belieben möge, sich aufzuhalten, die spitzbübischsten Menschen (fourbes) immer noch besser sein werden, als Sie und Ihre Vertrauten. Der Prinz Condé hatte wohl Recht, auszurufen, als Sie ihn unmenschlicher Weise zu Vincennes gefangen hielten: Der alte Fuchs, der bis jetzt Gott und den Teufel betrogen hat, wird nie aufhören, die guten Staatsdiener zu mißhandeln, wenn das Parlament ihn nicht verabschiedet, oder diesen illüstren H** (faquin) de Piscina streng bestraft. Glauben Sie mir also, Julius, führen Sie sich so auf, daß Sie mein Wohlwollen verdienen. Hüten Sie sich, jemals ein unbescheidenes Wort über mich laut werden zu lassen! und wäre ich am Ende der Welt, ich werde es erfahren; denn ich habe

Freunde und Höflinge, die eben ſo ſchlau ſind als die Ihrigen, obgleich ſchlechter beſoldet." Man kann leicht denken, daß, nach einem ſo ungezogenen Schreiben, Chriſtine Frankreich ſchnell verlaſſen mußte. So ſagt ein übel unterrichteter Schriftſteller (La Place), der die Erzählung des Pater le Bel hat abdrucken laſſen, ſammt den Briefen des Cardinals und der Königin.

Aber dieſe beiden Briefe ſind ſicher nie geſchrieben worden; denn ſo erzählt Frau von Motteville, eine unverdächtige Zeugin, in ihren Memoiren: »Um dieſe Zeit (1657) machte die Königin von Schweden unvermuthet und gleichſam wider des Königs Willen, eine zweite Reiſe nach Frankreich, die ihr nicht ſo gut gelang als die erſte. Sie wurde genöthigt zu Fontainebleau zu bleiben, wo ſie viel Langeweile hatte, denn ſie empfing wenig Beſuche. Auch begnügte ſie ſich nicht, allen ihren Launen zu folgen, ſondern ſie zeigte auch, daß ſie ſehr grauſam ſei." Nun erzählt Frau von Motteville die Hinrichtung des Monaldeſchi, faſt ganz ſo wie der Pater le Bel, nur fügt ſie noch einige Umſtände hinzu. Der Garde-Kapitän habe Sentinelli geheißen, deſſen Bruder ſei Chriſtinen's Günſtling geweſen, und von Monaldeſchi aus Eiferſucht vieler Verbrechen fälſchlich angeklagt worden; doch habe man den eigentlichen Grund der Geſchichte nie erfahren. Als Sentinelli für den Verurtheilten gebeten, habe die Königin ſich luſtig darüber gemacht, daß er den Tod fürchte, ihn einen Poltron genannt und geſagt: »Er muß ſterben! und damit er zu beichten ge-

zwungen werde, so verwundet ihn." Nach der Hinrichtung habe diese barbarische Prinzessin in ihren Zimmern eben so ruhig gescherzt und gelacht, als ob sie die löblichste Handlung vollbracht hätte. »Die Königin Mutter," fährt Frau von Motteville fort, »und der ganze Hof verabscheuten diese That, verhöhnten aber auch zugleich den armen Todten, daß er nicht den Muth gehabt habe sich zu retten oder zu vertheidigen; denn was half ihm sein Panzerhemd? er hätte wenigstens einen guten Dolch bei sich führen sollen. Man ließ die Königin von Schweden sich sehr lange zu Fontainebleau langweilen, um ihr Geringschätzung zu zeigen, aber sie bat den Minister so wiederholentlich, sie nach Paris kommen zu lassen, daß man es endlich nicht mehr abschlagen konnte. Sie kam also zu dem Ballet, welches der König in diesem Jahre in Karneval tanzte, 21. Februar 1638 (also länger als ein Vierteljahr nach der That). Sie wäre auch gern ganz in Paris geblieben, allein man gab ihr zu verstehen, daß man sie nur wenige Tage da dulden würde. Man logirte sie auch deswegen im Louvre in die Zimmer des Kardinals Mazarin, um ihr zu zeigen, daß sie sie bald wieder verlassen müsse. Sie blieb aber doch während den Karnevals-Lustbarkeiten, die sie gern mitmachte." »Ihr Betragen war in nichts der Ehre zuwider, ich meine der Ehre, die von der Keuschheit abhängt, denn wenn sie über diesen Punkt Blössen gegeben hätte, so würden die Höflinge nicht ermangelt haben es auszuposaunen. Allein übrigens zeigte sie wenig Klugheit, wenig

Lebensart und groſsen Hang zum Vergnügen. Sie lief auf die Maskenbälle, ging, blos in männlicher Begleitung, in alle Komödien in dem ersten besten Wagen, den sie antraf und von Philosophie war nicht eine Spur an ihr zu finden. Sie reiste endlich in den ersten Tagen der Fasten ab, nachdem sie einiges Geld vom Könige empfangen, und kehrte nach Rom zurück, wo die That, welche sie in Frankreich verübt hatte, ihr keine Achtung erwarb.«

Das klingt ganz anders als jener Bericht. Wenn der französische Hof irgend einen Schritt gethan hätte, um die That laut zu mißbilligen, so würde Frau von Motteville es gewiß erfahren und mit ihrer gewöhnlichen Freimüthigkeit berichtet haben. Daß man den Grund von Christinens Zorn gegen Monaldeschi nie mit Gewißheit entdeckt hat, gesteht auch sie. Andere wollen, der Pater le Bel habe die Briefe selbst gelesen, die Monaldeschi gegen die Königin geschrieben, und ausgesagt, dieser Günstling habe es aus Liebe und Eifersucht gethan, einer römischen Dame zu gefallen, in die er sterblich verliebt gewesen. Ein junger Kardinal, ein Freund von Monaldeschi und Günstling Christinens, habe das galante Abenteuer entdeckt, und ihr die Briefe ihres Stallmeisters zugeschickt. Wie er aber zu diesen Briefen gekommen? das weis Niemand. Es bleibt immer sehr sonderbar, daß bis jetzt der Schleier von einer so laut gewordenen Begebenheit noch nicht hat weggezogen werden können. Möge noch hier stehen, was d'Alembert von dieser Amazone sagt: »Der wenige Anstand, mit dem

ſie Alles that; die wenigen Vortheile, die ſie, um Menſchen zu beglücken, aus ihren Kenntniſſen und ihrem Geiſte zog; ihr oft übel angebrachter Stolz; ihre zweideutigen Reden über die Religion, welche ſie verlaſſen, und über die welche ſie angenommen hatte; endlich die herumirrende Lebensart, die ſie unter Fremden führte, von denen ſie nicht geliebt wurde; Alles das rechtfertigt mehr als ſie ſelbſt geglaubt hat, die Kürze ihrer Grabſchrift: Vixit Christina, Ann. 72.

Schreiben der deutſchen Urgroßmütter an die deutſchen Urenkelinnen.

Liebe Kinder! wenn wir ſo mit unſern Spinnrädern und Webeſtühlen Abends im Paradieſe ſitzen und die feinſten Hemden für die lieben Engelein verfertigen, ſo laſſen wir uns wohl bisweilen von euch da unten, von eurem Thun und Treiben vorerzählen und ſchütteln nicht ſelten die Köpfe, und ihr ſollt wiſſen, daß es ein gar wunderſamer Anblick iſt, wenn ſo viele Millionen Urgroßmütter auf Einmal die Köpfe ſchütteln. Endlich haben wir beſchloſſen an euch zu ſchreiben, und haben die Nonne Roswitha gebeten, unſere Gedanken auf ein himmliſches Palmenblatt zu verzeichnen. Wir haben ihr diktirt, was uns eben einfiel. Alles durcheinander, wie es Urgroßmüttern geziemt.

Vielleicht erwartet ihr auch eine Beſchreibung von unſerm hieſigen Aufenthalt, der mitunter etwas langweilig iſt; aber da müßt ihr warten, bis Frau von Stael zu uns herauf kommt, die wird euch Alles fein ordentlich beſchreiben, denn wir hören, daß ſie weder ſpinnt noch webt, ſondern ſchreibt.

Hört, liebe Kinder! es will verlauten, ihr wäret lauter Mamſelles und Madames geworden, und es wäre keine Jungfrau, keine Hausfrau, ja nicht einmal eine Metze mehr unter euch zu finden; ihr ſollt ſogar das Wort Metze als ein Schimpfwort gebrauchen, und es übel nehmen, wenn man euch Jungfer nennt; wir wollen nicht hoffen, daß ein zartes Gewiſſen euch dazu treibt, ſondern aus chriſtlicher Liebe vermuthen, daß euch unbekannt geblieben, welch ein Ehrentitel in unſern Zeiten der Titel einer ehrbaren Jungfrau war. Wir hatten Druidinnen und Alrunen, die zwar keine Gavolte tanzen konnten, hingegen die Rathgeberinnen ganzer Völker, und ſelbſt von dem römiſchen Kaiſer hochgeehrt wurden. Was die Metze betrifft, ſo dürft ihr ja nur eure Bibel nachſchlagen — leider will man behaupten, es wären jetzt gar Wenige unter euch, die noch eine Bibel hätten, ihr leſet nur kleine, närriſche Büchlein, die alle Jahr zum Vorſchein kommen und am Ende jedes Jahres wieder vergeſſen würden — wir wollen das aber nicht glauben, ſondern euch auf das Buch der Richter, das fünfte Kapitel, den dreißigſten Vers verweiſen, da werdet ihr ſehen, daß noch zu

mich, ihn zu wecken. Es ſollte doch irgend ein Geſchöpf um mich wach ſeyn. Ich nahm ihn auf und ſchütteite ihn, ich meynte, er ſollte ſchreyen. Gott werde ſein Geſchrey hören, und den Vater ſchützen! aber der kleine Bube war ſo ſchläfrig, immer fielen ihm die Augen wieder zu.

Nat. Armes Kind!

Ott. Arme Mutter!

Nat. Quäle dich nicht vor der Zeit. Iſt etwas vorgefallen, ſo erfahren wir es noch heute. Jezt antworte mir —

Ott. Laß uns nach dem Frühſtück hinab gehn auf die Landſtraße. Vielleicht begegnet uns ein Bote, oder ein Flüchtling —

Nat. Ja doch, ja. Iſt Rögen noch nicht hier geweſen?

Ott. Nein.

Nat. Weißt du auch, daß der junge Wacker geſtern zum Erſtenmale das Zimmer verlaſſen?

Ott. (ohne Theilnahme) So?

Nat. Er hat vor der Thür geſeſſen.

Ott. So?

Nat.

Luther's Zeiten eine Metze keine leichtfertige Dirne war, und wir könnten euch manches Beispiel anführen, wo das Wort Metze in rühmlicher Bedeutung sogar von euren Urgroßvätern gebraucht worden. Also liebe Kinder! thut die Mamselles bei Seite und werdet wieder Metzen, das wird euch frommen an Leib und Seele. —

Wir hören auch, daß ihr zwar fleißig auf Tanzgelage, aber gar nicht mehr in die Kirchen geht, vielleicht weil euch nicht vergönnt wird, in den Kirchen mit zu sprechen. Freilich ist es nicht mehr wie vor alten Zeiten, da ohne uns kein Gottesdienst vollbracht werden konnte, und wir wollen euch auch nicht verhalten, daß der Ausspruch des Apostels: »die Weiber sollen in der Kirche schweigen" unter Allem was er gesagt hat, uns eben nicht das Klügste zu sein scheint; es mag wahr sein, daß wir bisweilen in der Begeisterung ein wenig zu viel geredet haben; darum sollt ihr aber doch fein züchtiglich die Kirchen besuchen, denn es bleiben euch noch Orte genug übrig, wo ihr reden könnt so viel euch beliebt, zum Exempel in den sündigen Theatern während des Spiels. Wir vernehmen, daß ihr da sehr laut zu schwatzen pflegt, und das rühmen wir, denn so wird das Böse vom Theater nicht gehört. Am meisten hat uns geschmerzt zu hören, daß ihr öft euch schämt, deutsche Frauen zu sein und daß ihr den Minnesold am liebsten Fremdlingen spendet. Ei! ei! liebe Metzen! was sollen wir dazu sagen? — Wir wollen lieber nichts sagen, sondern euch blos erzählen, in welchen hohen Ehren wir,

ſowohl bei Fremden als bei unſerm eigenen Volke geſtanden, damit ihr gebührlich nach gleichem Ruhme trachten möget. Uns fragte man in bedenklichen Fällen um Rath; wir ſetzten uns als Richterinnen Fürſten zur Seite; wir entſchieden in den verworrenſten Händeln und die Streitenden waren zufrieden mit unſerm Spruch. Durch feierliche Verträge haben die Celten und Karthaginenſer uns zu Schiedsrichterinnen erwählt. Ihr möchtet glauben, wir dürften nur der uralten Zeiten uns rühmen? — O nein! hier ſitzt noch manche jüngere Schweſter unter uns, die gleicher Ehre würdig erfunden worden. Hier ſitzt eine Herzogin Eliſabeth von Baiern, die in einem Handel ihres Gemahls mit dem Biſchof von Freiſingen gerichtet, und aus rechtlichem Gemüthe gegen ihren Eheherrn geſprochen — eine heſſiſche Prinzeſſin Sophie, die von den verbrüderten Grafen von Waldeck vor Kurzem, nämlich vor ſechshundert Jahren zur Schiedsrichterin erkohren worden — eine thüringiſche Prinzeſſin Eliſabeth, der von zwei heſſiſchen Landgrafen gleiche Ehre widerfuhr. Solche Beiſpiele könnten wir euch bei Hunderten zu Gemüthe führen. Bedenkt nun ſelber, was wir waren und was ihr ſeid. Warme Patriotinnen waren wir, und um euch das zu beweiſen, ſoll unſere Schweſter Roßwitha euch eine Rede abſchreiben, die unſere Schweſter Bunduica vor mehr als tauſend ſieben hundert Jahren gehalten, da ſie ihren Landsleuten das römiſche Joch verhaßt machten wollte. Da werdet ihr eine Probe von weiblicher Beredſamkeit leſen, die euch gar ſehr in Verwunderung ſetzen wird.

*) Schön war unsere Bunduica, schön und von erhabener Gestalt ernsten Angesichts voll tönender Stimme, ihr gelbes Haar wallte bis zu den Schenkeln hinab. Sie trug eine lange goldene Kette, ein vielfarbiges weites Gewand und einen Speer in der Rechten. So geschmückt hub sie an in der feierlichen Volksversammlung: „Ist noch Einer unter euch, dem Knechtschaft köstlicher dünket als Freiheit? — Gab es auch Manchen, den die schmeichelnden Versprechungen der Römer täuschten, so ist doch diese Täuschung längst verschwunden; ihr alle erkennt, wie sehr wir fehlten, als wir die väterlichen Sitten und Rechte gegen die fremde Herrschaft vertauschten. Denn ich bitte euch, was gibt es noch Drückenderes und Schändlicheres, das uns nicht widerfahren wäre, seit diese Römer unser Land zum ersten Mal erblickt? Sind wir nicht unserer besten Kräfte beraubt? Müssen wir nicht die noch übrigen für sie opfern? müssen wir nicht — außer Allem was wir geben, außer den Aeckern, die wir für sie pflügen — auch mit unsern Körpern ihnen zinsbar sein? — Besser einmal unser Heil versuchen, als Jahr für Jahr die falschen, trügerischen Freiheitsnamen erkaufen. Besser ehrlich sterben, als ein zinsbares Haupt umher tragen! — Doch was rede ich, da sie nicht einmal vergönnen, umsonst zu sterben; denn wie mancherlei Abgaben wir selbst für die Todten zahlen müssen, wisset ihr Alle. Die Knechte anderer Völker werden mindestens durch den Tod frei, nur

*) Jo. Xiphilin. Epit. Dion. in vit. Neron l. 6.

bei den Römern leben die Todten zu der Römer schnödem Gewinn, und die Lebenden gleich den Todten, werden beraubt und geplündert. Was dürfen wir denn von künftigen Zeiten hoffen, da sie uns gleich Anfangs so gierig behandeln? — Gefangenen wilden Thieren wird geschmeichelt, um sie zu zähmen, uns Menschen nicht."

„Doch ich will mehr reden: wir selbst haben unser Elend geschmiedet, als wir den ersten Fuß auf unsere Insel ihnen zu setzen vergönnten; nicht alsobald sie vertrieben, gleich jenem Julius Cäsar; ihnen, da sie noch fern waren, nicht die Gefahren der Schifffahrt zeigten, wie dem Augustus und Caligula. Besitzen wir deshalb eine so große Insel, und sind wir deshalb durch das Meer von andern Völkern getrennt, daß wir unter einem andern Himmel, in andern Ländern wohnen sollen, deren Namen zuvor die Weisesten unter uns nie gehört? sollen wir uns verachten und zertreten lassen von Menschen, die sonst nichts verstehen, als die Herren zu spielen? — Auf ihr Bürger! Freunde und Verwandte! Denn wir bewohnen ja Alle dasselbe Land, wir tragen ja Alle Einen Namen, darum seid ihr Alle mir verwandt — auf! das Versäumte nachzuholen, jetzt, da wir der Freiheit uns noch erinnern, thut, was eurer würdig ist, auf daß wir nicht blos den leeren Namen der Freiheit unsern Nachkommen hinterlassen. Denn wenn wir — edel und in Freiheit erzogen — unser Glück vergessen können, was dürfen wir von denen erwarten, die in der Knechtschaft aufwachsen? — Ich brauche euch nicht zu

ermahnen: Haßt euern jetzigen Zuſtand; denn ihr haßt ihn ſchon; ich brauche euch nicht zu erinnern an Alles, was ihr künftig noch zu fürchten habt, denn ihr fürchtet es ſchon. Doch rühmen und danken will ich euch, wenn ihr ſelbſt des Nöthige beſchließt; wenn ihr euch ſelbſt und mir ſchnelle Hilfe gewährt; wenn ihr euch nur nicht einbildet, euch vor den Römern zu fürchten. Weder an Zahl noch Stärke ſind ſie euch überlegen. Sind eure Zelte nicht ſicherer als ihre Mauern? ich achte eure Schilde ſtärker als alle ihre Waffen. Siegen wir, ſo werden wir leicht ſie fangen; müſſen wir fliehen, ſo haben wir Berge und Sümpfe, wohin ſie uns nicht folgen können, denn ſie hindert die ſchwere Rüſtung ſowohl am Fliehen als am Verfolgen. Hunger, Durſt, Kälte und Hitze können ſie nicht ſo ertragen wie wir. Mangelt ihnen Brot, Wein und Oel, ſo ſterben ſie, uns aber iſt jede Wurzel eine Speiſe, jeder Saft ein Oel, jedes Waſſer ein Wein, jeder Baum ein Haus. Uns ſind dieſe Gegenden bekannt, ſind gleichſam unſere Kriegsgefährten, ihnen unbekannt und feindlich. Wir ſchwimmen und waten durch Ströme, ſie wiſſen kaum der Schiffe ſich zu bedienen. Drum auf mit Gott! laßt ſie erfahren, daß Haſen und Füchſe nicht ſo verwegen ſein dürfen, Hunden und Wölfen zu gebieten. Wir ſind nicht egyptiſche, durch Nutocris beherrſchte Laſtträger, noch aſſyriſche Krämer unter dem Scepter einer Semiramis; wir wollen keiner Meſſaline, keiner Agrippine, noch jetzt einem Nero gehorchen, der ein Mann genannt wird, ob er gleich nur ein

Weib iſt, da er ſich weibiſch ſchmückt und zu der Cither ſingt; wir ſind Britten, welche nicht gelernt haben, den Acker bauen, noch Schätze ſammeln, wohl aber Krieg zu führen für Vaterland, Weib und Kind!"

»Göttin! ich flehe von dir den Sieg gegen die ſchändlichen, gottloſen, unerſättlichen Männer, wenn man anders diejenigen Männer nennen darf, die ſich mit warmen Waſſer waſchen, bei der Tafel ſchwelgen, nach Salben riechen, mit Knaben auf weichen Polſtern ſich wälzen. Kein Nero ſoll künftig über uns herrſchen! er beherrſche ſingend den Römer, der es würdig iſt, einem ſolchen Weibe zu dienen, deſſen Tirannei er ſchon ſo lange erträgt!" Seht, liebe Metzen, ſo ſprach Bunduica. Dafür ſitzt ſie auch hier unter uns in großen Ehren; aber euer Ruhm iſt nicht fein, und wir mögen gar nicht nachſagen, was man euch Schuld gibt. Ihr werdet es noch dahin bringen, daß man ein Weib wieder nur halb ſo hoch achten wird als einen Mann, wie im Sachſenſpiegel, der nur das halbe Wehrgeld für den Todtſchlag eines Weibes verordnet. In den alemanniſchen und baieriſchen Geſetzen hingegen war es gerade umgekehrt, da galten wir doppelt ſo viel als ein Mann, vermuthlich weil wir es verdient hatten. Wir ſpendeten unſere Gunſt am liebſten Helden, aber den Helden unſeres Volks, die wir gern auf halsbrechende Proben ſtellten, wie die ſchöne Lathgertha den tapfern Regner Lodbrog*). Wir nahmen auch ſelber Theil an den Kriegs-

*) Saxo. hist. Dan. l. VIIII. p. 169.

gefahren, wie ihr schon im Tacitus lesen könnt, und wenn unsere Männer geschlagen wurden, so streuten wir den Siegern keine Blumen, sondern hiengen uns allenfalls an die Deichseln unserer Wagenburg auf. Merkt euch das, liebe Metzen, und wisset, daß wir von nun an keine einzige Mamsell oder Madame mehr unter uns aufnehmen werden.

Die Geschichte der Weiber.

Wenn die guten Urgroßmütter die Geschichte der Weiber (ich meine the history of Woman von William Alexander) gelesen hätten, so würden sie die Köpfe auch manch liebesmal geschüttelt haben. Wenn man die Griechen und Römer liest, so findet man höchst selten die Weiber von einer sehr vortheilhaften Seite dargestellt. Dichter, Redner, Geschichtsschreiber drücken um die Wette satyrische Pfeile auf sie ab. Homer läßt in der Odyssee den Agamemnon sagen, es gebe nichts Boshafteres und Schamloseres als ein Weib. Freilich hatte Agamemnon sehr gerechte Ursachen, sich über seine eigene Frau zu beklagen, denn sie war ihm nicht allein, während er vor Troja lag, untreu, sondern sie ermordete ihn auch bei seiner Zurückkunft; was Wunder! daß Agamemnon im Reiche der Schatten auf die Weiber schimpft? Das mag den Homer bei den Damen entschuldigen. Aber man findet dieselben Bitterkeiten gegen

das schöne Geschlecht auch in andern Schriftstellern, die keine solche Veranlassung dazu hatten. Ein Sektenstifter, Namens Severus, trieb die Unverschämtheit gar so weit, zu behaupten, ein böser Geist sei der Stammvater der Weiber. Aber es ging ihnen wie den Diamanten, die bald in hohem, bald in geringem Werthe stehen, und für denjenigen, der sie nicht kennt, gar keinen Werth haben. Je aufgeklärter und geschliffener die Männer wurden, je mehr galten die Weiber. Da wetteiferten Dichtkunst und Geschichte, um sie zu preisen, wie sie denn auch wohl verdienen. Der Verfasser der oben genannten Geschichte betrachtet sie in allen Ständen und Lagen ihres Lebens; er spricht von ihrer Erziehung, ihren Zeitvertreiben, Arbeiten, Fehlern und Tugenden, Rechten und Vorrechten, Putztischen und Heirathsgebräuchen. »Drei tausend Jahre lang,« sagte er, »waren die Weiber ein Gegenstand der Satyre, als das Ritterwesen entstand und mit ihm eine gänzliche Umwälzung in den Urtheilen und Empfindungen über und für das schöne Geschlecht, welches nunmehr fast den himmlischen Wesen gleichgestellt wurde; es mißhandeln war eine Gottlosigkeit, es verleumden eine Blasphemie, und doch war die Zeit des Ritterwesens nicht die der Wissenschaften. Als diese vollends anfingen, sich mit der Galanterie zu vereinigen, da begnügte man sich nicht mehr gegen denjenigen Lanzen zu brechen, der sich unterfing, die Weiber zu schmähen, sondern man bestrebte sich, die Erhabenheit des schönen Geschlechts über das unsrige darzuthun, und der

zarten Liebe unter allen irdiſchen Glückſeligkeiten den erſten Rang anzuweiſen."

In den älteſten Zeiten beſangen die Dichter nur Heldenthaten, oder reiche Fürſten, die ihnen Brot gaben. In den Ritterzeiten begannen ſie ihre Leier der Schönheit und Liebe zu widmen. Bald erlaubten ſie ſich die ausſchweifendſten Hyperbeln. Sie verglichen ihre Geliebten nicht mehr blos mit Engeln — die waren ihnen ſchon viel zu gering — ſondern mit Gott ſelbſt, und ſetzten ſie auch wohl noch ein wenig über ihn. Bocaz läßt in allem Ernſt den lieben Gott ſich bei den Damen bedanken, daß ſie ihm ſo kräftigen Beiſtand gegen ſeine Feinde leiſten. Ein anderer Dichter erklärt, daß er gar nicht wünſche, in's Himmelreich zu kommen, wenn er dort ſeine Geliebte nicht finden ſollte. Aus dieſem Tone ſangen und ſprachen nicht blos Troubadours, nein, alle Männer aus allen Ständen, wenn ſie nur ſingen und ſprechen konnten. Das war eine goldene Zeit für die Damen.

Bocaz ſcheint der Erſte geweſen zu ſein, der, zu Ehren des ſchönen Geſchlechts, etwas mehr als Lieder ſchrieb. Er gab ein Buch von berühmten Frauen in lateiniſcher Sprache heraus, wozu die heilige wie die profane Geſchichte, und ſelbſt die Fabel ihm Beiſpiele liefern mußten. Er fand ein Heer von Nachahmern. Franz Sordonati ſammelte noch hundert und zwanzig Beiſpiele von berühmten Frauen, die ihnen entſchlüpft waren. Dieſe Art von Büchern wurde Mode, und in wenigen Jahren gab es mehr

als zwanzig Schriftſteller, die den Ruhm der Weiber verkündeten. Man beſchränkte ſich nicht auf die höhern Stände, Fama ſtieg mit ihrer Trompete ſogar bis in die Küche hinab. Hilario da Coſta beſchloß, alle ſeine Vorgänger zu übertreffen. Er ſchrieb zwei Bände in Quart, jeden Band acht hundert Seiten ſtark. Sie enthielten das Lob aller Frauen des fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts, die nur irgend durch Talente oder Tugenden ſich ausgezeichnet hatten. Viel Rühmens machte er von der Königin Marie von England, ſchwieg aber gänzlich von ihrer Schweſter Eliſabeth.

Hundert und ſechzig Ehrendenkmäler hatte Hilario geliefert. Ein gewiſſer Paul de Ribeira ließ ihn weit hinter ſich, denn er ſchrieb ein ungeheures Werk unter dem Titel: Triumphe und Heldenthaten von acht hundert Weibern. Dieſe Mode ging vorüber wie alle Moden und es ſchlichen ſich wieder allerlei ketzeriſche Urtheile über die Weiber ein. Man betrachtete ſie als bloße Werkzeuge unſers Vergnügens, man ſprach ihnen alle wahre Empfindung ab und vermied, ſich ernſtlich an ſie zu feſſeln. In England hatte die Verderbtheit des Hofes Karl's des Zweiten alle Weiber angeſteckt und die Männer fingen an ſie zu verachten. Da wurde es wieder Mode gegen ſie zu ſchreiben. Der Graf von Rocheſter gab das Beiſpiel, welches bald von Pope nachgeahmt wurde, auch von Swift, Young und vielen Andern. In neuen Zeiten hat man ſie wechſelweiſe geſcholten und geprieſen. Eine

Nat. Heute, hat er gemeynt, werde er wohl wieder ausgehen können.

Ott. So?

Nat. So! so! was das für ein So ist.

Ott. Vergieb mir Schwester, ich habe heute nur Einen Gedanken.

Nat. Retter meines Lebens! du bist der Gefahr entrissen! Gott sey Dank! er ist gesund. Arme Natalie! welche Belohnung darfst du dem großmüthigen Jüngling bieten!

Ott. Ich denke, sein Vater wird ihn wohl versorgen.

Nat. Was nennst du versorgen? ihn an ein Amt schmieden? — ihm irgend einen elenden Schreiberdienst verschaffen? daß er todte Buchstaben mahle, und seinen hohen Geist in die vier Species der Rechenkunst inferkere?

Ott. (lächelnd) Seinen hohen Geist?

Nat. (empfindlich) Ja! ja! seinen hohen Geist. Liebe Ottilie, ärgere mich nicht. Du bist gerade wie mein Vater, der wird auch immer so kalt, wenn von der Belohnung eines Menschen die Rede ist, der sich in einen gewissen

ſehr gelehrte Lobſchrift hat Gottfried Schütze auf ſie geſchrieben; Schade, daß ſo viel Lateiniſch darin vorkommt. Die Schriften unſers Meiner's ſind bekannt, wiewohl nicht ſehr lesbar. Hingegen iſt Segur, sur les femmes in Jedermanns Händen. Des Engländers Buch, von dem hier die Rede iſt, mag man auch wohl weitſchweifig nennen, doch läßt er ſich nie zu kleinlichen Details herab; ſeine Bemerkungen ſind verſtändig, in ſeinem Styl behauptet er durchgehends eine gewiſſe Würde. Bei Gelegenheit ſtellt er auch recht intereſſante Unterſuchungen über allerlei Gegenſtände an, die, bald näher, bald entfernter, Bezug auf die Geſchichte der Weiber haben, zum Beiſpiel über den Urſprung der Magie und der Verſchnittenen, über den Gebrauch der Diamanten und der Seide.

Ich gebe die letztere zur Probe. „Die Seide ſoll aus Perſien nach Griechenland gebracht worden ſein drei hundert drei und zwanzig Jahre vor Chriſtus, und aus Indien nach Rom zwei hundert vier und ſiebzig Jahre nach Chriſtus. Unter Tiber's Regierung verbot der Senat den Männern, ſich durch Tragen ſeidener Stoffe zu entehren, die nur für die Weiber gemacht wären. Man glaubte damals, die Seide wäre ein vegetabiliſches Produkt wie die Baumwolle. Im Jahre 555 brachten zwei Mönche die Eier von Seidenwürmern aus Indien nach Konſtantinopel. Man brütete ſie auf Dünger aus, man ernährte die Inſekten mit den Blättern des Maulbeerbaumes und ſie vervielfältigten ſich dermaſſen, daß man bald zu Konſtantinopel,

Athen, Theben und Corinth Seiden-Manufakturen anlegen konnte. Der König Roger von Sicilien ließ im Jahre 1130 Fabrikanten von Konstantinopel nach Palermo kommen, von diesen lernten die Sicilianer die Kunst. Aus Sicilien kam sie nach Spanien und Italien; einige Zeit vor Franz I. wurde sie in den mittägigen Provinzen Frankreichs eingeführt. Heinrich IV. errichtete Seidenmanufakturen, aber mit vieler Mühe, denn sein Minister Sülly war ganz dagegen. Im Jahre 1286 sah man die ersten seidenen Kleider in England, und erst 1620 lernte man dort deren selbst verfertigen. 1719 wurde die berühmte Maschine von Combe erfunden, die zum Drehen der Seide dient. Sie ist aus sechs und zwanzig tausend fünf hundert sechs und achtzig Rädern zusammen gesetzt, die alle durch ein Einziges, und dieses hinwiederum durch Wasser, in Bewegung gesetzt werden." „So wurde die Seide in Europa bekannt, aber noch war sie viel zu selten und viel zu theuer, um häufig gebraucht zu werden. Heinrich II., König von Frankreich, war der erste Monarch in Europa, der seidene Strümpfe trug. Unter der Regierung Heinrich VIII. von England hatte man dort noch keine gesehen. Sir Thomas Grasham machte seinem Nachfolger, Eduard VI., ein Geschenk mit ein Paar seidenen Strümpfen, und das waren die ersten, die in England getragen wurden. Im ganzen Lande sprach man von diesem Geschenk als von einer großen Seltenheit." Hier ist doch Einiges zu ergänzen, und manches Irrige zu berich-

tigen. Die Alten hielten die Seide nicht für ein vegetabiliſches Produkt, ſondern glaubten, eine Art von Spinne oder Schnecke ziehe ſie aus ihrem Leibe und wickele ſie um die kleinen Zweige der Bäume. Sie nannten dieſes Inſekt Ser, von Seres, dem Namen eines ſcythiſchen Volkes, bei dem es gefunden wurde. Daher heißt auch die Seide auf lateiniſch Sericum. Aber dieſe Ser hat ſehr wenig Aehnlichkeit mit dem Bombir oder Seidenwurm. Dieſer ſtirbt jährlich, jene lebt fünf Jahre. Auf der Inſel Cos wurde die Kunſt erfunden, die Seide zu verarbeiten, die Erfinderin war ein Mädchen, Pamphilie, ihr Vater hieß Platus. Man ſollte ihr doch wenigſtens zu Lyon einen Altar errichten. In Rom wog man die Seide lange mit Gold auf. Vopiscus erzählt, der Kaiſer Aurelian habe ſeiner Gemahlin ein ſeidenes Kleid, welches ſie inſtändigſt von ihm begehrte, abgeſchlagen, weil es zu theuer ſei. Die Seidenarbeiter, welche König Roger nach Sicilien und Calabrien verpflanzt, waren nicht gutwillig gekommen, ſondern ſie machten einen Theil der Beute aus, die er, auf ſeinem Zuge zum heiligen Grabe, in Athen, Korinth u. ſ. w. erobert hatte. Jakob I. König von England, gab ſich viele Mühe, die Seidenwürmer dort einzuführen, und empfahl ſeinen Unterthanen mehreremal vom Thron herab Maulbeerbäume anzupflanzen, allein es gelang ihm nicht. Die Franken trugen ſehr früh ſeidene Kleider, wie aus der Lebensbeſchreibung des heiligen Eligius zu erſehen iſt. In Deutſchland gab es ſchon unter

den ſächſiſchen Kaiſern Seidenwebereien; ſie waren in den Händen der Frauenzimmer, weshalb auch Otto II. in einer Urkunde ſie weibliches Kunſtwerk (artificium femineum) nennt. In Lyon ſelbſt, dieſer großen Seidenmanufaktur-Stadt, wird wenig Seide gebaut, aber ſehr viel eingeführt. Vor der Revolution betrug dieſe Einfuhr jährlich ſechs tauſend Ballen, jeden Ballen zu einhundert ſechzig Pfund gerechnet. Von dieſen kamen eintauſend vier hundert aus der Levante, eintauſend ſechs hundert aus Sicilien, eintauſend fünf hundert aus Italien, drei hundert aus Spanien, und eintauſend zwei hundert aus Languedoc, Provence und Dauphiné. Als die Manufakturen im höchſten Flor dort waren, zählte man achtzehn tauſend Arbeiter, aber ſchon im Jahre 1698 war ihre Zahl bis auf vier tauſend geſchmolzen. Wie viele deren jetzt ſind, iſt mir unbekannt. In Tours gab es ſieben hundert Seidenmühlen, acht tauſend Webereien und vierzig tauſend Arbeiter; aber auch hier verminderten ſich die Mühlen bis auf ſiebzig, die Webereien und Arbeiter bis auf eintauſend zwei hundert und viertauſend.

Die türkiſche Seide kommt vorzüglich aus Aleppo, Tripolis, den Inſeln Kandia, Cypern u. ſ. w., die perſiſche aus Smyrna, wohin ſie durch Caravanen gebracht wird. Ein holländiſcher Schriftſteller verſichert, daß drei perſiſche Städte am caſpiſchen Meere allein jährlich dreißig tauſend Ballen Seide liefern. Vergebens haben die Ruſſen einigemal verſucht, Smyrna dieſen wichtigen Handel zu

entreißen und ihn durch die Wolga und Dwina nach Archangel zu verpflanzen. Ein Genueſer that dieſen Vorſchlag dem Zaar Waſili. Die Franzoſen hatten dieſelbe Idee im Jahre 1626; auch der Herzog von Holſtein ſchickte deshalb 1633 eine Geſandtſchaft nach Perſien. Der Zaar Alexis erneuerte den Verſuch im Jahre 1668, allein der Aufruhr der Koſacken und die Einnahme von Aſtracan ſtörten dies Projekt. Ein Erdbeben, welches um eben dieſe Zeit Smyrna zerſtörte, wirkte mehr, und es war um den Seidenhandel dieſer Stadt geſchehen, wenn nicht die Türken Alles aufgeboten hätten, um ihn zu erhalten. China iſt ſo reich an Seide, daß eine einzige ſeiner Provinzen, Aſchekiong, nicht allein das ganze Reich, ſondern auch einen großen Theil von Europa damit verſorgen könnte. Die Seide iſt der vorzüglichſte Handelsartikel der Chineſen und beſchäftigt dort die meiſten Menſchen.

Auch Japan würde eine ungeheure Menge Seide liefern, wenn die Japaner uns nur Zutritt in ihr Land geſtatteten. Man ſchilt ſie deshalb Barbaren, allein mich dünkt, ſie thun ſehr wohl daran. Das Beiſpiel aller der Staaten in fremden Welttheilen, in welchen die Europäer ſich eingewurzelt haben, iſt nicht anlockend, ſondern hat bewieſen, daß ſie überall nur die Herren ſpielen wollen. Die Stadt Kaſem Baſar, ungefähr im Mittelpunkt der vormaligen Staaten des großen Moguls gelegen, ſoll jährlich zwei und zwanzig tauſend Ballen Seide, jeden zu hundert Pfund, liefern.

Auch im Norden von Europa, und zwar im Brandenburgiſchen, hat man vor einem halben Jahrhundert angefangen, Seidenwürmer zu erziehen und ſchon im Jahre 1774 wurden daſelbſt gegen ſieben tauſend Pfund Seide gewonnen. Sie ſoll aber an Güte der nicht gleichkommen, die in wärmern Gegenden erzielt wird. Im Jahre 1709 verſuchte ein gewiſſer Präſident Bon in Montpellier Seide aus den Fäden der Spinnen zu gewinnen, doch nicht aus den Fäden, aus welchen ſie ihr Gewebe machen, ſondern aus denen, in welche ſie ihre Eier wickeln und die weit ſtärker ſind. Es gelang ihm, eine graue Seide zu erhalten, die ſich leicht ſpinnen ließ, und deren Fäden feiner und ſtärker waren, als gewöhnliche Seide. Man behauptete, die Spinnen würden viel mehr Seide liefern als die Seidenwürmer, weil ſie weit fruchtbarer ſind, denn eine einzige Spinne legt fünf bis ſechshundert Eier, ein Seidenſchmetterling hingegen nur etwa hundert. Von ſieben bis achthundert Spinnen ſtirbt kaum eine jährlich, aber von hundert kleinen Seidenwürmern bringen es bei aller Vorſicht kaum vierzig ſo weit, ihren Cocon zu bilden. Die Eier der Spinnen hingegen werden ohne alle Sorgfalt ausgebrütet. Die Mütter ſterben einige Zeit nachher; die Jungen bleiben zehn bis eilf Monate in ihren Cocons ohne Nahrung. Wenn ſie auskriechen, ſo thut man ſie in Papierdüten oder Töpfe, über welche man ein mit Stecknadeln durchſtochenes Papier bindet. Man füttert ſie mit Fliegen. Die Spinnencocons liefern nach Maßgabe ihrer

Leichtigkeit, mehr Seide als die der Seidenwürmer, nämlich dreizehn Unzen geben vier Unzen reine Seide, und drei sind schon hinlänglich, um das größte Paar seidene Strümpfe zu verfertigen, die von gewöhnlicher Seide hingegen wiegen sieben bis neun Unzen.

Der Präsident Bon zeigte der Gesellschaft der Wissenschaften zu Montpellier ein Paar Strümpfe von Spinnenseide vor, die nicht mehr als zwei und eine viertel Unze wogen, und ein Paar Handschuh dreiviertel Unzen an Gewicht. Sie waren eben so stark und fast eben so schön als gewöhnliche, aber grau wie Mäuse. Er schickte dergleichen auch nach Paris an die Akademie der Wissenschaften, welche dem berühmten Reaumur auftrug, die Erfindung zu prüfen.

Dies geschah und Reaumur fand, daß alle Fliegen in ganz Frankreich nicht hinreichen würden, so viel Spinnen zu ernähren, als nöthig wären, um die Manufakturen mit Seide zu versorgen. Und überdies, wie sollte man es anfangen, um täglich so viele Fliegen zu fangen? — Die Spinnen fressen zwar auch Raupen, Schmetterlinge, Tausendfüsse u. dgl., aber wo sollte man die wieder hernehmen? — Reaumur kam auf den Einfall, ihnen Regenwürmer in Stücken zerschnitten zu geben. Sie frassen auch die, und es schien leichter, deren in großen Quantitäten zu sammeln, da man nur bei Nachtzeit mit einer Laterne über die Felder gehen darf. Sie frassen auch die weiche Substanz aus den Federn junger Vögel und zwar fast am

liebſten. Solcher Federn würden die Gaſtwirthe in Menge liefern können, auch könnte man ſie bisweilen lebendigen Vögeln ausreißen, ohne ihnen zu ſchaden. Folglich wären die Spinnen, durch Regenwürmer und Federn, in Anſehung ihrer Nahrung ſchon mehr geſichert als die Seidenwürmer, da die Maulbeerbäume ſo oft vom Froſte leiden. Aber es ergibt ſich eine andere Schwierigkeit. Wie und wo ſoll man ſo viele Spinnen beherbergen? — Thut man ſie zuſammen in Ein Behältniß, ſo leben ſie Anfangs ganz einträchtig, arbeiten an Einem Geſpinnſte, freſſen von Einer Feder; allein ſehr bald werden ſie uneinig, die Großen freſſen die Kleinen, und von einigen Hunderten bleibt am Ende nur Eine übrig. Will man jede einzeln logiren? — Wie viel Zeit würde erforderlich ſein, einer Jeden täglich ihr Futter zu geben! Alle Arten von Spinnen liefern auch nicht brauchbare Seide. Die kurzbeinigen geben die beſte, behauptete Bon, aber Reaumur beweiſet, daß viele kurzbeinige gar keine Seide liefern, und viele wiederum eine Seide die zu ſchwach iſt.

An Verſchiedenheit der Farben würde die Spinnenſeide den Vorzug haben, denn die der Seidenwürmer iſt nur gelb oder weiß, hingegen die der Spinnen gelb, weiß, grau, himmelblau und ſehr ſchön kaffeebraun. Die Spinne, welche die letztere liefert, findet man auf dem Ginſter. Ein Faden eines Spinnegewebes kann aber nur zwei Gran tragen, ohne zu zerreißen, vom Cocon genommen trägt er ſechs und dreißig Gran; hingegen der Faden eines Sei-

denwurms bis zwei und ein halbes Quentchen, folglich ist er viermal stärker: auch fast viermal dicker ist er. Wenn man also vier oder fünf Fäden der Spinne zu einem machte, so würde er um nichts dicker sein als der Faden eines Seidenwurms, allein nie den Glanz haben, weil die vereinigten Fäden Zwischenräume werfen würden, die einen Widerschein geben. Reaumur stellte hiernach eine Berechnung auf. Der feinste Seidenfaden, dessen man sich zum Nähen bedient, besteht aus zweihundert Fäden, wie sie vom Cocon gehaspelt werden, und müßte von einer Spinne aus sechs und dreißig tausend Fäden bestehen, wenn er eben so stark sein sollte. (Die Berechnung ist zu weitläuftig, um sie hier mitzutheilen.) Es würde nicht möglich sein, diese ungeheure Anzahl von Fäden so zu vereinigen, daß sie nicht leere Zwischenräume ließen, und daher würden die Fabrikate von Spinnenseide immer sehr viel dicker sein, als die von gewöhnlicher Seide: jene liefert folglich mehr Umfang aber nicht mehr Stärke.

Zwölf Spinnen geben nicht mehr Seide als Ein Wurm, ja man kann zwanzig Spinnen annehmen, da sich viele Männchen darunter befinden, die keine Cocons liefern. Also würden fünf und fünfzig tausend zweihundert sechs und neunzig Spinnen dazu gehören, um Ein Pfund Seide hervorzubringen, und das müßten noch die dicksten Spinnen im ganzen Lande sein; denn von der gewöhnlichen Gattung würde man sechsmal hundert drei und sechzig tausend fünfhundert zwei und fünfzig bedürfen blos zu Einem

Pfunde. Dieſe Billionen Spinnen müßten Jede einzeln gefüttert werden, und Jede einzelne eine ſo geräumige Wohnung erhalten, daß ſie bequem ihr Geſpinnſt machen könnte; die Spinnen-Seide würde alſo viel theurer ſein als die gewöhnliche, es wäre denn, daß man ſehr dicke Spinnengattungen aus Amerika verſchriebe, die vielleicht hier eben ſo einheimiſch werden würden, als die Seidenwürmer.

Nach dieſem Bericht Reaumur's verloren die Spinnen ihren Prozeß gegen die Seidenwürmer und es war nicht mehr die Rede von ihnen. Ich hoffe, die Damen werden mir verzeihen, daß ich ſie ſo lange von einem Gegenſtande unterhalten habe, der ihnen nicht gleichgiltig ſein kann, da die Seide ſo oft zu ihrem Schmucke dient, obſchon ich behaupten möchte, daß ſie am ſchönſten ſind in weißen feinen Gewändern, wenn man von Seide nichts an ihnen erblickt, als ihr ſeidenes Haar.

Biron's Verhaftung.

Es fehlt uns nicht an Denkſchriften von Augenzeugen vieler merkwürdigen Begebenheiten (und für das inwendige Räderwerk der Geſchichte ſind ſolche Denkſchriften immer am wichtigſten). Schade nur, daß ſie gewöhnlich ſo ſchlecht geſchrieben ſind, daß man Leuten, die nicht gerade zur gelehrten Zunft gehören, unmöglich zumuthen kann ſie zu leſen. Wenn Clio's Blumenkörbchen auch kein anderes

wiſſen Tod ſtürzte, um das Leben ſeiner einzigen Tochter zu retten.

Ott. Er wagte freylich viel.

Mar. (mit Feuer) O Schweſter! wenn du geſehen hätteſt, wie die ſechs Neapolitaner Meißaus mit mir nahmen — wie der Kutſcher herabgeworfen, — und der Vorreuter geſchleift wurde — wie ſie ſchnaubend den Bergrücken hinan über Stock und Stein ſetzten, und immer näher und näher dem ſteilen Donau-Ufer zurannten — warlich! Ottilie, es war um mich geſchehen, wenn dieſer muthige Jüngling mein hülfloſes Geſchrey nicht hörte. Ha! noch ſehe ich ihn, wie er aus dem Buſche ſtürzte, ſein Buch von ſich ſchleuderte, ſich mitten unter die wilden Hengſte warf, und mit beyden Händen in die Strengen klammerte. So ſchleppten ſie ihn über Wurzeln und Felſen, und er ließ nicht los. In Strömen ſah ich ſein Blut fließen — die Sinne vergiengen mir — ich ward ohnmächtig — aber er ließ nicht los. — Als ich erwachte, ſtanden die Pferde am Rande eines Abgrunds, leblos lag er unter ihnen, und hatte das Gebiß des Sattelgauls krampf-

Verdienſt hat, als daß es bequemen Leſern Blumen vor das Ruhebett bringt, die ſie ſelbſt auf den Steppen nie geſucht haben würden, ſo möchte das gerade nicht das geringſte Verdienſt ſein.

Zu der Klaſſe von Schriften, von welchen hier die Rede iſt, gehören auch Mannſtein's Nachrichten von Rußland von 1727 bis 1744. Der Verfaſſer war Generaladjutant des berühmten Grafen Münnich, ſah alſo vieles mit eignen Augen und gibt es treulich wieder. Theils fehlt ihm aber die Darſtellungsgabe gänzlich, theils beſteht die Hälfte ſeiner Nachrichten aus trocknen Tagebüchern von Kriegsbegebenheiten. Bei der Verhaftung des berüchtigten Biron, Herzogs von Kurland, ſpielte er eine Hauptrolle. Der Großvater dieſes Biron hieß eigentlich Bieren, war Stallmeiſter des Herzogs von Kurland, beſaß ein kleines, ihm von ſeinem Herrn geſchenktes Bauergut und hatte zwei Söhne, deren Einer als Oberförſter ſeines Vaters Gütchen erbte. Dieſer hinterließ drei Söhne. Zwei derſelben ſind Generale in ruſſiſchen Dienſten geworden, der Dritte ſtudirte in Königsberg, kam 1714 nach Petersburg und wünſchte Kammerherr bei der Braut des Prinzen Aleris zu werden. Man ſtutzte über ſeine Vermeſſenheit, wies ihn verächtlich ab, und rieth ihm warnend, Petersburg zu verlaſſen. Da ſchmeichelte er ſich in Mietau bei Beſtuſcheff, dem Vater des nachmaligen Großkanzlers ein, der viel am Hofe der Herzogin Anna galt, die eine Tochter Peters des Erſten war. Durch ſeinen Gönner gelang es

ihm, hier Kammerherr zu werden, und nun war sein erstes Bestreben, seinen Wohlthäter zu stürzen. Als ein schöner, einnehmender junger Mann wurde er bald der Günstling der Herzogin, ohne den sie nicht leben konnte. Das weckte die Eifersucht des kurländischen Adels, der oft Händel an ihn suchte. Darum wünschte er mit einem Fräulein aus irgend einer alten Familie sich zu verbinden, empfing aber manches Körbchen, bis er endlich ein Fräulein Dreyden, Hofdame der Herzogin, überredete, ihm, selbst ohne Einwilligung ihrer Verwandten, die Hand zu reichen. Nun meinte er, es könne ihm nicht fehlen, in die kurländische Ritterschaft aufgenommen zu werden, allein er wurde dennoch unfreundlich zurückgewiesen. Auch in Moskau hatte seine Undankbarkeit gegen Bestuscheff ihn verächtlich und verhaßt gemacht, und als die Herzogin einst Geld begehrte, antworteten die Minister ohne Umschweife: ihr werde man gern alles zugestehen, man wolle aber nicht Bieren dadurch bereichern.

Nach des Kaisers Tode wurde die Herzogin Anna zur Kaiserin gewählt, doch unter mehreren Bedingungen, ihr auch diese vorgeschrieben, ihren Günstling nicht mit nach Rußland zu bringen. Sie versprach es, hielt aber nicht Wort, denn er folgte ihr auf dem Fuße, wurde Graf, Oberkammerherr und erhielt das blaue Band.

Daß keine große Seele in diesem Emporkömmling wohnte, mag schon der einzige Umstand beweisen, daß er nicht einmal den Stolz besaß für den Ersten seines Stam-

mes gelten zu wollen, sondern daß er jetzt den Namen und das Wappen der französischen Herzoge von Biron annahm, gleich als sei er ein Sprößling aus dieser Familie. Er liebte ausschweifende Pracht und besonders die schönsten Pferde. Der kaiserliche Gesandte, Graf Ostein, pflegte zu sagen: »Biron raisonnirt über Pferde wie ein Mensch, und über Menschen wie ein Pferd.« Er war hochmüthig, grob, geizig, unversöhnlich und grausam. Als erster Höfling gab er sich viele Mühe, die Verstellungskunst zu lernen, allein es gelang ihm nicht.

Als der letzte Herzog von Kurland aus dem Hause Kettler starb (1737), ließ die Kaiserin Truppen aus Riga in Kurland einrücken, welche den Adel überreden mußten, denselben Bieren, den er nicht in sein Korps hatte aufnehmen wollen, jetzt zu seinem Herzog zu wählen. Der Adel begab sich in die Hauptkirche, singend komm heiliger Geist! während die russischen Truppen die Kirche umzingelten, worauf denn der heilige Geist nicht ermangelte, die begehrte Wahl zu inspiriren. Ehe die Kaiserin 1740 starb, ernannte sie diesen Biron zum Reichsverweser, mit Uebergehung ihrer Nichte, der Prinzessin Anna, die sie an den Herzog Anton Ulrich von Braunschweig vermählt hatte. Er war allgemein verhaßt, dennoch blieb anfangs alles ruhig, und man murrte nur leise. Aber ihn peinigte der Argwohn. Er hatte überall seine Spione: durch sie erfuhr er, daß die Prinzessin mißvergnügt sei und daß einige Gardeoffiziere verächtlich von ihm gesprochen

hatten. Er ließ ſie verhaften, ihnen die Knute geben, Andere nach Sibirien ſchicken; ſelten verging ein Tag, an dem nicht einige Unglückliche ſeinem Mißtrauen wären geopfert worden. Prinz Anton Ulrich ſelbſt bekam Befehl, ſeine Aemter niederzulegen und ſich nicht öffentlich ſehen zu laſſen. Man kann denken, in welcher Unruhe der Prinz und ſeine Gemahlin lebten. Doch nun erhob ſich der Feldmarſchall Münnich, ein ehrgeiziger Mann, ſtolz auf ſeine Siege und der ſchon, als die Kaiſerin noch lebte, bald Hoſpodar von der Moldau, bald Herzog von der Ukraine werden wollte. Er hatte gehofft, unter Biron's Verwaltung die erſte Rolle zu ſpielen, da aber dieſer ihm nicht traute, ihm nichts verwilligte, ſo beſchloß er deſſen Sturz. Oft hatte er ſchon, im Namen des Staatsverweſers, der Prinzeſſin Anna unangenehme Botſchaften bringen müſſen; einſt, als er abermals eine ſolche Botſchaft ausrichtete, und die Prinzeſſin klagte: man quäle ſie; unter Birons Herrſchaft habe ſie nur Unglück zu erwarten, und gern wolle ſie mit ihrer Familie ſich nach Deutſchland begeben; da ergriff Münnich den Augenblick und erbot ſich, wenn ſie ihn wolle ſchalten laſſen, ſie von des Herzogs Tirannei zu befreien. Sie nahm den Vorſchlag mit Freuden an, und überließ ihm ganz deſſen Ausführung. Münnich fuhr fort, dem Staatsverweſer zu ſchmeicheln und wurde hinwiederum von ihm ſehr höflich behandelt, oft zur Tafel geladen und Abends in vertraulichen Geſprächen zurück gehalten.

Das geſchah auch am 18. Dezember, als der Feldmar-

ſchall bereits mit der nächtlichen Ausführung ſeines Plans ſchwanger ging. Der Herzog war den ganzen Abend unruhig und zerſtreut. Von ungefähr fragte er den Grafen Münnich: ob er in ſeinen Feldzügen nie etwas Wichtiges bei Nacht unternommen habe? — Faſt wäre der Feldmarſchall aus der Faſſung gekommen, denn er mußte vermuthen, der Herzog habe Argwohn geſchöpft. Indeſſen hatte er, als ein vollkommener Hofmann, ſein Geſicht in ſeiner Gewalt, und antwortete gleichgiltig: »Er erinnere ſich keiner großen Unternehmung bei Nacht, aber ſein Grundſatz ſei, jede gute Gelegenheit zu ergreifen, die ſich darbiete.« Dieſer kleine Zufall beſtimmte ihn, die Kataſtrophe zu beſchleunigen. Abends um eilf Uhr verließ er den Staatsverweſer und als er heim kam, ſagte er zu Mannſtein, ſeinem Generaladjutanten, er ſolle ſich um zwei Uhr in der Nacht bereit halten, weil er ihn brauchen würde. Um dieſe Zeit ließ er ihn rufen, und fuhr mit ihm in den Winterpalaſt zu der Prinzeſſin. Hier ſchlief Alles. Münnich ließ Fräulein Mengden, die Hofdame und Favoritin der Prinzeſſin, wecken; dieſe ſprach einen Augenblick mit ihm und weckte dann die Prinzeſſin nebſt ihrem Gemahl. Doch nur die Erſtere kam heraus und hatte eine kurze Unterredung mit dem Feldmarſchall, worauf dieſer durch den Adjutanten alle Offiziere rufen ließ, die im Palaſt die Wache hatten. Sie kamen. Die Prinzeſſin redete ſie an, ſchilderte alles Ungemach, welches ſie durch Biron erleiden müſſe, erklärte, ſie halte für ſchimpflich, es länger zu ertragen, darum ſolle der

Feldmarschall den Herzog verhaften, und sie hoffe, die Herren Offiziere würden, an der Spitze ihrer Mannschaft, dessen Befehlen gehorsamen.

Alle waren augenblicklich bereit. Sie gab einen Jeden die Hand zu küssen, umarmte Einen nach dem Andern; dann stiegen sie sämmtlich, von dem Feldmarschall angeführt, die Treppe hinab, und ließen die Wache in's Gewehr treten. Der Graf erklärte den Soldaten kurz, wovon die Rede sei, und alle riefen einstimmig, sie würden ihm folgen, wohin er sie führe. Man ließ die Gewehre laden. Ein Offizier mit vierzig Mann blieb bei der Fahne zurück. Die übrigen achtzig zogen mit dem Feldmarschall nach dem Sommerpallast, den der Herzog bewohnte. Etwa zweihundert Schritte vom Pallast machten sie Halt! Graf Münnich schickte Mannstein an die Offiziere ab, die bei dem Staatsverweser die Wache hatten, und ließ ihnen den Willen der Prinzessin andeuten. Auch diese machten keine Schwierigkeit, erboten sich sogar behilflich zu sein; so schnell wird ein ungerechter Machthaber von Allen verlassen! Hierauf erhielt Mannstein Befehl, nebst einem Offizier und zwanzig Mann in den Palast zu dringen, den Herzog zu verhaften, und, wenn er die geringste Gegenwehr thäte, ihn ohne Barmherzigkeit niederzustoßen. Mannstein betrat den Palast, ließ aber, um nicht Aufsehen zu erregen, seine Leute von ferne folgen. Da alle Schildwachen ihn kannten, so ließen sie ihn Alle unbedenklich passiren, denn er konnte ja, als Generaladjutant des Feldmarschalls

mit irgend einem wichtigen Auftrage an den Herzog abgeschickt sein. So kam er glücklich durch den Garten bis in die Zimmer. Nun war ihm aber Biron's Schlafzimmer unbekannt, er wußte nicht, wo er es suchen sollte, und gerieth einen Augenblick in große Verlegenheit. Mehrere Bediente in den Vorzimmern traf er wohl an, allein er wollte nicht zu früh Lärm machen.

Endlich entschloß er sich, auf gut Glück immer vorwärts zu gehen, in Hoffnung daß er am Ende das Zimmer wohl finden werde. Nicht lange so stand er vor einer verschlossenen Thür. Die Bedienten hatten vernachlässigt, die Riegel des einen Flügels derselben oben und unten einzuschieben, die ganze Thür war daher leicht aufzusprengen und diesem so geringfügig scheinenden Zufalle verdankte vielleicht die ganze Unternehmung ihr unblutiges Gelingen; denn wäre Biron früher erwacht, vielleicht hätte er sich gerettet, und wer weiß, welch ein Aufruhr dann entstanden wäre.

Jetzt hingegen stand Mannstein plötzlich vor seinem Bette, in dem er, nebst seiner Gemahlin so fest schlief, daß nicht einmal das Aufsprengen der Thüre ihn erweckt hatte. Mannstein zog die Bettvorhänge auf, und begehrte mit dem Staatsverweser zu sprechen. Plötzlich fuhren nun Beide schlaftrunken in die Höhe, und schrien aus Leibeskräften, da natürlich ein so überraschender Besuch ihnen nichts Gutes weissagte. Von ungefähr stand Mannstein an derjenigen Seite des Bettes, wo die Herzogin lag. Diesen Umstand machte sich Biron zu Nutze, sprang auf

der andern Seite hinaus, und wollte unter das Bett kriechen. Aber Mannſtein eilte um das Bett herum, warf ſich auf ihn, umklammerte ihn mit beiden Armen, und hielt ihn feſt, bis die Wache herzu kam. Als Biron endlich auf ſeinen Füßen ſtand, wollte er ſich wehren und ſchlug mit den Fäuſten um ſich, allein die Soldaten erwiederten ſeine Fauſtſchläge mit derben Stößen ihrer Flintenkolben. Sie warfen ihn zu Boden, verſtopften ihm den Mund mit einem Schnupftuch, banden ihm die Hände mit einer Schärpe, und trugen ihn ſo nackend in die Wachtſtube, wo er mit einem Soldatenmantel bedeckt und in des Feldmarſchalls ihn erwartenden Wagen geſetzt wurde. Ein Offizier ſtieg zu ihm hinein und brachte ihn nach dem Winterpalaſte. Seine Gemahlin war im bloßen Hemde ihm bis auf die Straße gefolgt. Hier nahm ein Soldat ſie auf die Arme und fragte Mannſtein, was er mit ihr anfangen ſolle? Dieſer befahl ihm, ſie zurück in ihr Zimmer zu tragen, eine Mühe, die dem Soldaten zu beſchwerlich ſchien, weshalb er ſie mitten in den Schnee warf und davonging. In dieſem elenden Zuſtande fand ſie der Hauptmann der Wache, ließ ihr Kleider bringen und führte ſie in ihr Zimmer zurück. Es ſcheint unbegreiflich, und Mannſtein ſelbſt geſteht, es ſei ein halbes Wunder, daß eine ſolche Unternehmung mit nicht mehr als achtzig Mann ſo leicht ausgeführt werden konnte. Biron's Wachen hatten Befehl, ſobald er ſich ſchlafen gelegt, Niemanden einzulaſſen, und Jeden, der mit Gewalt eindringen wolle, auf

der Stelle niederzustoßen. Auch im Garten unter seinem Fenster stand ein Offizier mit vierzig Mann, und der ganze Palast war mit Wachen umgeben. Nur die stärkste Wache fehlte, die Liebe und Treue, und so wurde der Unwürdige in wenigen Minuten gestürzt, zu großem Jubel des ganzen Volkes. Man führte ihn zuerst nach Schlüsselburg, wo einige Senatoren ihn verhörten und ihm das Leben absprachen. Doch die Prinzessin schenkte ihm das Leben und verwies ihn blos nach Sibirien. Ein Ingenieuroffizier wurde vorausgeschickt, um dort ein Gefängniß für ihn zu erbauen. Es ist sehr merkwürdig, daß der Feldmarschall Münnich den Riß zu diesem Gefängniß mit Bleistift entwarf, ohne zu ahnen, daß er selbst es einst bewohnen werde; denn die Kaiserin Elisabeth berief Jenen zurück und schickte diesen an seine Stelle. Der Herzog bekam Erlaubniß, in Jaroslaw zu wohnen, durfte auch, acht Meilen im Umkreis, mit der Jagd sich erlustigen. Ich hebe noch einige unterhaltende Anekdoten aus Mannstein's Nachrichten aus. Der kurländische Adel, der unter seinen alten Herzogen große Freiheiten genossen hatte, konnte sich unter Biron's Tirannei an den Zwang nicht gewöhnen, sprach und murrte oft zu laut, und viele Glieder desselben zogen sich dadurch Verweisungen nach Sibirien zu. Man bediente sich dabei eines sonderbaren Verfahrens. Verlarvte Personen ergriffen den Schuldigen, wenn er es sich am wenigsten versah, warfen ihn in einen wohl verschlossenen Wagen und entführten ihn. So wurde einst ein Sacken, der

an der Thür seines Landhauses stand, plötzlich entführt. Fast zwei Jahre lang fuhr man mit ihm der Kreuz und Quer durch verschiedene Provinzen. Keine Menschenseele bekam er zu sehen, und selbst seine Begleiter erschienen ihm nur verlarvt. Endlich spannte man eines Abends die Pferde vom Wagen und ließ ihn stehen. Der Gefangene rührte sich nicht die ganze Nacht hindurch und erwartete am Morgen, daß man, wie gewöhnlich weiter mit ihm fahren werde. Aber es war schon heller Tag und Niemand bekümmerte sich um ihn. Aus dem Wagen schauen konnte er nicht und wußte also nicht wo er war. Indem er noch über das Räthsel nachsann, hörte er plötzlich in der Nähe seine Landessprache reden. Nun klopfte er, man öffnete den Wagen, und siehe, er befand sich auf derselben Stelle, von der man, vor fast zwei Jahren, ihn entführt hatte.

Er klagte nun bei dem Herzog, der, das Gaukelspiel vollendend, auch nicht ermangelte, seine Klage dem Hofe vorzulegen. Da kam der Bescheid, sobald Sacken die Thäter anzeigen könne, sollten sie streng bestraft werden.

Von der dortigen Pracht am Hofe erzählt Mannstein, man habe vergebens unermeßliche Summen aufgewandt, um es andern Höfen gleich zu thun. Umsonst hätten sich die Höflinge in Gold- und Silberstücke gewickelt, der russische Geschmack habe überall hervorgeleuchtet; eine schlecht gekräuselte Perücke bei einem kostbaren Kleide, oder eine elende Equipage bei dem prachtvollsten Anzuge. So auch die Damen, unter welchen man viele schöne Gesichter, aber

krampfhaft gefaßt. Mit Angstgeschrey sprang ich aus dem Wagen. Ich war ganz allein. Ich wollte ihn herausziehen — seine Hände frey machen — aber er war halb todt und ließ nicht los! — Endlich kamen Leute. Man trug ihn nach Hause. Fünf Wunden hatte er am Kopfe, einen Fuß zerquetscht, die Hände geschunden — eine ganze Woche lang war sein Leben in Gefahr —

Ott. (lächelnd) Ja, ja, du hast mir Alles das schon oft erzählt.

Nat. (ärgerlich) Und immer ohne Würkung auf dein Herz.

Ott. Wer sagt dir das?

Nat. Dein Lächeln, deine Kälte.

Ott. Du irrest. Ich habe sogar schon eine Belohnung für deinen jungen Ritter ausgegrübelt.

Nat. (spöttisch) Würklich? laß doch hören.

— Ott. Sein Vater ist alt; man setzt ihn in Ruhe, macht den Sohn zum Verwalter auf euern Gütern —

Nat. Ein grosses Glück!

Ott. Und giebt ihm Röschen zur Frau.

Nat.

ſelten einen edlen Wuchs finde. In den Häuſern wäre Gold- und Silbergeſchirr, aber auch Schmutz gehäuft anzutreffen geweſen. (Wie anders iſt das Alles jetzt!) Ein Galanteriehändler, ſagt Mannſtein, wurde in wenigen Jahren reich, wenn er auch nichts als einigen Kredit mitbrachte. (Hierin möchte ſich wohl nichts geändert haben.) Bei Hofe wurde hoch geſpielt, oft in wenigen Stunden bis zwanzig tauſend Rubel gewonnen und verloren. Die Kaiſerin ſelbſt hielt bisweilen Bank, dann durften aber nur die Eingeladenen pointiren, man zahlte blos mit Marken; die verlornen löſte die Kaiſerin mit barem Gelde aus, die gewonnenen hingegen gab ſie unentgeltlich zurück. Ein wahrhaft kaiſerliches Spiel. Sie liebte Muſik und Schauſpiel. Es gab italieniſche und deutſche Komödie, die ſich gemeiniglich mit Prügeln endigten. Im Jahre 1736 wurde die erſte Oper in Petersburg aufgeführt, fand aber weniger Beifall als die Komödie. Getrunken wurde jetzt nicht am Hofe wie zu Peter des Erſten Zeiten, die Kaiſerin konnte den Anblick eines Betrunkenen nicht ertragen. Nur der Fürſt K*** hatte die Erlaubniß, ſo viel zu trinken als ihm beliebte. (Mannſtein ſagt nicht warum.) Doch wurde Einmal im Jahre, am 29. Januar, am Thronbeſteigungstage der Kaiſerin, ein Bacchusfeſt gefeiert. Da trank Jeder, vor der Kaiſerin kniend, einen großen Becher voll ungariſchen Wein aus.

Hofnarren waren noch ſehr beliebt. Peter der Erſte ſoll ihrer bisweilen über ein Dutzend zu gleicher Zeit gehabt

haben. Die Kaiserin Anna hatte deren sechs, von welchen zwei Ausländer, la Costa und Pedrillo, die übrigen vier aus angesehenen russischen Familien waren. (Mannstein nennt sie auch.) Die Schwänke, an welchen sich die Kaiserin ergötzte, würden heutzutage kein Glück mehr machen. Die Narren mußten einander die Beine unterschlagen, sich bei den Haaren raufen, sich blutig kratzen u. s. w. wobei der ganze Hof sich todt lachen wollte.

La Costa war ein portugiesischer Jude, den schon Peter der Erste zum Könige der Samojeden ernannt hatte. Pedrillo war ein Italiener, der nach Petersburg kam, um in der Oper den Baß zu spielen. Er fand aber, daß die Narrheit mehr eintrage, als die Musik, ernarrte sich in neun Jahren über zwanzig tausend Rubel, und war so klug, mit diesem Gelde davon zu gehen. Die ersten zehn tausend Rubel ernarrte er auf eine komische Art. Biron neckte ihn einst, sprechend er sei mit einer Ziege verheirathet. Pedrillo verbeugte sich tief, sagte, der Herzog habe Recht, seine Frau werde nächstens in die Wochen kommen, und er lade hiermit den ganzen Hof ein, die Wöchnerin zu besuchen. Man versprach es. Nun herrschte damals der Gebrauch in Rußland (und ich glaube er herrscht noch), daß Jeder, der eine Wöchnerin besucht, ihr ein Geschenk machen muß. Pedrillo schlug das Wochenbett auf dem Theater auf, legte sich sammt seiner Ziege hinein, und ließ den Vorhang aufziehen. Dieses Schauspiel belustigte den ganzen Hof ungemein, die Kaiserin beschenkte die Wöch-

nerin reichlich, alle Großen folgten ihrem Beispiel, und Pedrillo steckte lachend seine zehn tausend Rubel in die Tasche. Die Kaiserin stiftete auch einen Narrenorden für Pedrillo und la Costa, den sie den Orden von Sanct Benedetto nannte. Eines russischen Gebrauchs erwähnt Mannstein, von dem ich nie gehört, vielweniger Zeuge davon gewesen, der folglich ohne Zweifel nicht mehr existirt. Wenn man einen verheiratheten Mann besucht, sagt er, und dessen Gattin zugegen ist, so muß der Mann den Gast bitten, seiner Frau einen Kuß zu geben. Dieser bittet hingegen, ihm mit gutem Beispiel vorzugehen, und nun wird die Frau von der ganzen Gesellschaft geküßt. Sie muß auch den Gästen allerlei starke Getränke präsentiren, »daß man bersten möchte,« sagt der Verfasser. Will Jemand nicht trinken, so gibt sie ihm die schönsten Worte, und wirft sich endlich gar ihm zu Füßen. 1741 kam eine persische Gesandtschaft nach Petersburg. Thomas Kuli Chan hatte sie abgefertigt, und zwar mit sechzehn tausend Mann und zwanzig Kanonen, um die Nachricht von seinen Siegen über den großen Mogul dem russischen Hofe zu melden. Ein so großes Gefolge fand man doch bedenklich. Man ließ schnell Truppen gegen Astracan vorrücken, und an der persischen Grenze ein Lager aufschlagen. Dann erklärte man dem Gesandten, daß der Weg nach Moskau durch eine große Wüste ginge, wo seine sechzehn tausend Begleiter Mangel an Lebensmitteln leiden würden, er möchte folglich nur drei tausend mitbringen. Das geschah.

Er zog im Juli zu Pferde in Petersburg ein und ihm folgten, außer den drei tausend Mann, vierzehn Elephanten, die sein Herr den russischen Großen zum Geschenke machte. Der Kaiserin überreichte er eine Menge große, aber ungeschliffene Diamanten. Anfangs befürchtete man, Thomas Kuli Chan möchte wohl im Schilde führen, Astracan zu erobern, allein er hegte viel freundlichere Gesinnungen, denn er wünschte, die Prinzessin Elisabeth, nachmalige Kaiserin, zur Gemahlin zu erhalten, und soll sich sogar erboten haben, unter dieser Bedingung die christliche Religion in seinem Reiche einzuführen. Die Regentin war nicht abgeneigt, allein sie wagte den Schritt doch nicht.

Von dem Feldmarschall Münnich urtheilt Mannstein, daß er, wie gewöhnlich die großen Feldherren, mehr Glück als Verstand gehabt. Bei der Belagerung von Oczakow im Jahr 1737 habe er die größten Fehler begangen und hätte von Rechtswegen geschlagen werden müssen. Er fing den Sturm an, ohne die Lage der Stadt rekognoscirt zu haben, und ohne zu wissen, auf welche Art sie befestigt sei. An der Seeseite wurde sie blos durch eine einzige, beschädigte Mauer gedeckt, und wäre da leicht zu erobern gewesen, allein er ließ gerade an der stärksten Seite Sturm laufen, und ohne alle Mittel über den Graben der Contrescarpe zu kommen, von dessen Dasein man nichts eher wußte, bis man vor ihm stand.

Ich habe schon bei einer andern Gelegenheit von den Gefahren gesprochen, die bisweilen durch einen falschen

Lärm in einem Lager entstehen. Auch Mannstein erzählt davon ein merkwürdiges Beispiel, welches sich in dem Kriege gegen Schweden 1741 zutrug. Es war Nachts um eilf Uhr. Die russische Armee war still und unbemerkt bis gegen Willmanstrand vorgerückt. Der Oberst, der dort kommandirte, hatte vier Mann ausgeschickt, um, von der Dunkelheit begünstigt, die Russen zu rekognosciren. Aber ein Vorposten im Walde wurde sie gewahr, und gab Feuer. Kaum war der Schuß gefallen, so griffen plötzlich zwei Regimenter von der zweiten Linie zu den Waffen, und feuerten eine halbe Stunde lang immer darauf los, ohne daß man ihnen Einhalt thun konnte. Sogar ihre Kanonen lösten sie einige Mal. Dadurch wurden in der ersten Linie ein Offizier und siebzehn Mann theils getödtet, theils verwundet. Die Generale Lascy und Keith waren in großer Lebensgefahr, denn sie hatten zwischen beiden Linien kleine Zelte aufschlagen lassen, in welchen sie schliefen, und mehrere Kugeln waren durch diese Zelte gegangen. Ungefähr zweihundert Dragonerpferde wurden durch das Feuern scheu, rissen sich los, und rannten auf die Landstraße nach Willmanstrand. Ein schwedischer Vorposten zu Pferde, der eine halbe Meile von den Russen stand, hörte das Feuern, und zugleich das Getrappel der losgerissenen Pferde, die auf ihn zukamen, meinte, es wäre eine feindliche Partei, nahm die Flucht, wurde von den leeren Pferden gejagt, und diese kamen mit ihm zugleich in die Stadt, ehe noch die Schweden die Brücke aufziehen konnten.

Durch dieſen friſchen Lärm erhielt der General Wrangel die erſte Nachricht von der Annäherung der Ruſſen, und rückte mit Tagesanbruch ihnen entgegen. Fürwahr, ſeit Erfindung des Pulvers liegt Mars nicht mehr in den Feſſeln der Venus, ſondern Fortuna iſt ſeine Göttin.

Antoinette Bourignon.

Es wäre zu verwundern, wenn in unſern Zeiten, wo die Myſtik an der Tagesordnung iſt, und Swedenborg wieder eine Rolle ſpielt, nicht auch die chriſtliche Schwärmerin Antoinette Bourignon wieder an's Licht gezogen würde. Ich zweifle, daß die Nüchternen unter meinen Leſern ſie kennen, und nehme mir daher die Freiheit, ſie ihnen vorzuſtellen, zuerſt ſo wie ſie ein gewiſſer Poiret in einem 1685 geſchriebenen Memoire ſchildert. Er verſichert, daß er ſeine Nachrichten nicht blos aus ihrer gedruckten Lebensbeſchreibung und aus ihren Schriften gezogen, ſondern daß ſie ihm von Leuten mitgetheilt worden, die perſönlich mit ihr umgegangen. Antoinette wurde 1616 in Flandern geboren. Schon im vierten Jahre (!) fing ſie an, gewahr zu werden, daß dieſe Welt nicht die beſte ſei. Sie bemerkte nämlich, daß die Menſchen alt wurden und ſtarben. Das gefiel ihr nicht, und flößte ihr ſchon damals Verachtung für unſere Zeitlichkeit ein. Sie hatte vom Paradieſe reden hö-

brai erkannt und zurück gebracht. Allein der Erzbischof erfüllte dennoch ihren Wunsch und gab ihr eine Einsiedelei. In der Folge erlaubte er ihr, auf dem Lande in Gesellschaft einiger andern Mädchen zu leben, die von ihrer Schwärmerei angesteckt waren, sich aber keine anderen Regeln vorschrieben, als das Evangelium und die Liebe Gottes. Der Verfasser meldet nicht, ob diese Mädchen hübsch oder häßlich waren. Nur im ersten Falle wäre es zwar nicht verdienstlich, aber doch schwer gewesen, der irdischen Liebe zu entsagen. Die Jesuiten widersetzten sich der Stiftung dieser frommen Gemeinschaft. Antoinette machte die Erfahrung, daß weder Geistliche noch Weltliche, weder Vornehme noch Geringe christlich leben wollten, und verschloß sich vier Jahre lang in ihre Kammer, wo sie, durch unaufhörliches Beten, sich immer mehr exaltirte. Nach dem Tode ihrer Eltern hatte sie eine Herrschaft (Seigneurie) und zwanzig oder dreißig Häuser geerbt, das Alles schenkte sie einem von ihr gegründeten Hospitale, wo sie neun Jahre lang sich beschäftigte, dreißig bis fünfzig arme Mädchen als wahre Christinnen zu erziehen. Sie war entschlossen, ihr ganzes Leben hier zuzubringen; allein gewisse Unordnungen, die sie aufdecken wollte, zogen ihr so heftige Verfolgungen zu, daß sie genöthigt war, einen andern Zufluchtsort zu suchen. Sie irrte eine Weile herum, und machte bei dieser Gelegenheit Bekanntschaft mit manchen frommen, gelehrten Theologen, die ihr anlagen, ihre Offenbarungen über mancherlei Gegenstände niederzuschreiben.

Da ſchrieb ſie drei Bände unter dem Titel: Das Licht der Welt, ihr Meiſterwerk, wie behauptet wird.

Drei andere Bände führen den Titel: Akademie der Theologen, und handeln vorzüglich von der Gnade, von der Prädeſtination und dergleichen hohlen Dingen, die leider oft genug auch Männerköpfe verrückt haben.

Als die Janſeniſten in Frankreich am heftigſten verfolgt wurden, beſchloſſen ſie, eine Inſel an der holſteiniſchen Küſte zu kaufen, und hatten bereits einen Theil derſelben an ſich gebracht; aber den größten Theil hatte ſich Antoinette vorbehalten, um dort, nach ihrem Lieblingsausdrucke, chriſtlich zu leben. Sie machte jedoch bald die Erfahrung, daß die praktiſche Moral der Janſeniſten ſehr verſchieden von der theoretiſchen war, wenigſtens behauptete ſie das in mehreren Briefen an den Herzog von Holſtein, den Magiſtrat von Amſterdam und Andere mehr. Sie hatte viele Verfolgungen auszuſtehen von den Jeſuiten, den Lutheranern und den ſogenannten Vätern de l'Oratoire. Sie mußte Holland verlaſſen, von Stadt zu Stadt nach Holſtein entweichen, von da nach Hamburg, von Hamburg nach Oſtfriesland, und endlich ſtarb ſie 1680 in Franecker, faſt aller ihrer Güter beraubt. Soviel und nicht mehr berührt Herr Poiret von ihrem Leben. Es bleiben folglich eine Menge Lücken auszufüllen.

Bayle ſagt in ſeinem Diktionnäre, ſie ſei ſo häßlich geboren worden, daß ihre Familie einige Tage zu Rathe

ging, ob es nicht beſſer ſei, ſie als ein Monſtrum zu erſticken. Dieſer Umſtand erklärt zum Theil ihren himmliſchen Beruf. Es iſt bekannt, daß die ſchönſten, galanteſten Damen aus ſehr natürlichen Urſachen im Alter Betſchweſtern werden; Antoinette hatte dieſes Alter ſchon als Kind erreicht. Ihre Mutter lebte in keiner glücklichen Ehe mit ihrem Vater, Antoinette war oft Zeuge ſeiner Härte, und betete deshalb ſchon als ein kleines Mädchen: „Lieber Gott! gib mir nie einen Mann!“ — Wenn ſie nicht reich geweſen wäre, ſo hätte ſie darüber ganz ruhig ſein können, aber freilich heirathen die Männer auch Mißgeburten, wenn ſie nur Geld haben, und die arme Antoinette hatte über dieſen Punkt von ihrer Mutter viel zu erdulden, die ſie durchaus verheirathen wollte. Antoinette ſelbſt verſicherte, von Jugend auf ſo keuſch geweſen zu ſein, daß ſie auch nie einen Gedanken gehabt habe, der der reinſten Jungfrau ungeziemend geweſen wäre. Ihr Lobredner fügt hinzu, ihre Keuſchheit habe auch nach außen auf alle die Perſonen gewirkt, die mit ihr umgegangen. Das iſt eben kein Wunder, da ſie ſo außerordentlich häßlich war. Der Vater wollte Antoinetten einen Mann aufdringen, und das war die Veranlaſſung zu ihrer Flucht in Mannskleidern. Aber ein muthwilliger Soldat erkannte ſie für ein Mädchen, und nie ſchwebte ihre Keuſchheit in größerer Gefahr als damals. Ein Geiſtlicher rettete ſie kaum aus den Armen des Soldaten. Nachdem der Erzbiſchof von Cambrai ſich ihrer nicht mehr annahm, lebte ſie wieder eine Zeit lang ſtill und

Nat. (mit Verbindlichkeit) Rösgen? Sie? des Gärtners Tochter?

Ott. Ja, ja, des Gärtners Tochter.

Nat. (ärgerlich) Du bist nicht wohl gescheit.

Ott. Der Gärtner und der Verwalter sind doch so weit nicht auseinander.

Nat. Röschen ist ein Kind.

Ott. 14 Jahre und 7 Wochen.

Nat. Ohne alle Bildung.

Ott. Aber hübsch und wirthschaftlich.

Nat. Ist das genug für einen Mann wie Wacker?

Ott. Kennst du ihn so genau?

Nat. Wenigstens genauer als du.

Ott. Das will nicht viel sagen, denn ich kenne ihn gar nicht.

Nat. Eben darum. Wärst du länger als vier Wochen im Hause; wärest du schon vor jener Begebenheit hier gewesen; so würdest du ihn oft im Park, und nie ohne Buch getroffen haben.

Ott. Was liest er denn?

Nat. Das weiß ich nicht. Genug, er liest, und Rösgen, buchstabirt kaum.

Ott.

eingezogen in Flandern, und doch begegnete ihr hier ein Abenteuer, welches die nach außen wirkende Kraft ihrer Keuſchheit eben nicht bewies. Ein gewiſſer P. Saulieu, eines Bauern Sohn, verliebte ſich in ſie oder in ihr Geld. Er war ein ſchlauer Gaſt, der bald merkte, daß auf den gewöhnlichen Wegen ihr nicht beizukommen ſei; deshalb ſtellte er ſich ſehr heilig, ſpielte ſogar den Propheten, den Inſpirirten, verſicherte, daß er keine Begierden kenne, daß er den Krieg mitgemacht und eben ſo rein als eine Jungfrau wieder zurückgekommen ſei, ob es gleich an Verführerinnen nicht gemangelt, die ſich ſogar zu ihm in's Bett gelegt; daß er keinen Sinn für leckere Speiſen und Getränke habe; daß er Bier und Wein vom Waſſer nicht zu unterſcheiden wiſſe, und dergleichen mehr. Nachdem er auf dieſe Weiſe Antoinetten ſicher gemacht zu haben glaubte, fing er an von Liebe zu ſprechen. Man ſchalt ihn brav aus, er bereute, man vergab, er machte neue Verſuche und wurde endlich ſo ungeſtüm, daß man ihm das Haus verbieten mußte. Da zückte er ein Meſſer gegen ſie und drohte, die Thüren zu erbrechen, zum Fenſter hinein zu ſteigen; Antoinette mußte es endlich der Obrigkeit anzeigen, die während des Prozeſſes ihre Keuſchheit durch zwei handfeſte Kerls bewachen ließ, denn Saulieu hatte geſchworen ſie zu beſitzen, wenn er auch auf dem Markte von Lille gehangen werden ſollte.

Er verlor den Prozeß und mußte verſprechen, nie einen Ort zu betreten, wo Antoinette ſich aufhielt. Aber er ſpielte

ihr doch einen häßlichen Streich, der vielleicht am meiſten dazu beitrug, ſie gegen ihn zu erbittern. Eine ihrer frommen Jungfrauen nämlich, mit der ſie in chriſtlicher Gemeinſchaft lebte, und von der ſie ſelbſt ſagt, ſie habe ein Spiegel der Vollkommenheit zu ſein geſchienen, befand ſich plötzlich in geſegneten Leibesumſtänden und erklärte Saulieu für den Vater ihres Kindes, der ſie auch nachher heirathete. Alſo zu derſelben Zeit, da er ſo verliebt in Antoinetten zu ſein vorgab, daß er lieber hängen als ohne ſie leben wollte, unterhielt er mit Einem ihrer Mädchen einen ſo ſkandalöſen Liebeshandel; das mochte weh thun, denn die frömmſten Damen ſind doch im Grunde die eitelſten. Sie erzählt noch eine andere Geſchichte — denn alte Jungfern erzählen dergleichen ſehr gern — wie der Neffe eines Geiſtlichen ſie geliebt, während ſie in der Nachbarſchaft eine Einſiedelei bewohnte, wie er beſtändig um ihre Wohnung geſchlichen, ihr ſeine Liebe auf mancherlei Weiſe zu erkennen gegeben; wie ſie bei dem Oheim ſich deshalb beklagt, dieſer ihn verſtoßen, und der junge Menſch in der Wuth mehrere Male Flintenkugeln durch ihre Hütte geſchoſſen. Endlich machte er überall bekannt, ſie werde ihn heirathen, ein Gerücht, welches von den Kanzeln widerlegt werden mußte, weil alle Betſchweſtern ſchwuren, ſie würden Antoinetten auf der Straße inſultiren. — Es iſt unbegreiflich, wie ein Monſtrum den Männern ſo heiße Begierden einflöſſen konnte. Leider iſt die ſchöne Anekdote, die Herr Poiret von ihr anführt — daß ſie nämlich ihr ganzes Vermögen einem Ho-

ſpitale geſchenkt — nicht der Wahrheit gemäß. Sie faßte zwar einmal den Gedanken, ihrem väterlichen Erbe zu entſagen, allein ſie beſann ſich bald eines Beſſern; ſie behielt es nicht allein, ſondern es vergrößerte ſich auch unter ihren Händen. Das Letztere ging ſehr natürlich zu. Sie brauchte wenig und gab keinem Menſchen einen Heller. Man wird ſich wundern, daß die fromme Dame Bourignon nicht wohlthätig war, allein das hatte ſeine guten Urſachen, die ſie ſelbſt folgendergeſtalt angibt: „Ich ſchlage die Zinſen zum Kapital, weil ich keine wahre Armen finde, denn die wahren Armen ſind ſo ſelten, daß man ſie in einer andern Welt ſuchen muß. Wollte ich in unſerm erbärmlichen Jahrhundert Almoſen austheilen, ſo würden ſie nur dazu dienen, noch mehrere Sünden zu begehen.“ Eine Maxime, die alle Geizhälſe mit goldenen Buchſtaben oder wenigſtens mit Kreide über ihre Thür ſchreiben ſollten. Das Hoſpital, von welchen Poiret ſpricht, exiſtirte jedoch wirklich eine Zeit lang, Antoinette war deſſen Vorſteherin, und hatte als ſolche Regel und Kleidung des heiligen Auguſtin angenommen, auch eine Menge frommer Jungfrauen um ſich verſammelt, aber Gott weiß es wie es zuging, es währte nicht lange, ſo hatte eine jede dieſer Jungfrauen ein Engagement mit dem Teufel. Die Folge war, daß man Antoinetten für eine Hexe hielt. Der Magiſtrat von Lille miſchte ſich darein und ſie entfloh nach Gent. Als etwas Außerordentliches verdient noch angemerkt zu werden, daß, ſo oft ihre Reden und Ermahnungen ein Weltkind bekehrten, es gleichſam neu geboren wurde.

Die Geſchichte vom Ankauf der Inſel Nordſtrand zum Wohnſitz der Gläubigen iſt ſehr verworren. De Cort wandte große Summen darauf, Antoinette kaufte auch ein Gut daſelbſt; de Cort verhandelte ſeinen ganzen Antheil wieder an die Janſeniſten; es entſtanden aber ſchwere Prozeſſe daraus, er wurde in's Gefängniß geworfen und mußte von einem Biſchof den Vorwurf hören, er ſei gierig nach Weltgütern, habe beim Handel betrogen, ſei dem Trunk ergeben, und führe mit einem Mädchen von Lille (nämlich mit Antoinetten) ein ſkandalöſes Leben. De Cort ſtarb 1669 und ſetzte ſie zu ſeiner Erbin ein. Das mehrte die Zahl ihrer Verfolger, denn ſie mußte um dieſe Erbſchaft viele Prozeſſe führen. Sie ſchrieb in Amſterdam mehr Bücher, als ſie Proſelyten machte. Sie haderte mit allen Sekten und alle Sekten haderten mit ihr. Die Carteſianer nannte ſie die abſcheulichſten Atheiſten. Da ſie eben ſo ſchnell ſchrieb als andere Leute ſprechen, ſo ſchaffte ſie ſich eine eigene Buchdruckerei für ihre Werke an, die ſie in franzöſiſcher, flämiſcher und deutſcher Sprache ausgehen ließ. Auf die Geiſtlichkeit ſchimpfte ſie wacker, das blieb natürlich nicht unvergolten. In Flensburg wurde der Pöbel gegen ſie als eine Hexe aufgewiegelt, und ſie hatte von Glück zu ſagen, daß ſie ihm entſchlüpfte. In Hamburg war ſie auch nicht länger ſicher, als bis man ihre Ankunft erfuhr. Man wollte ſich ihrer bemächtigen, ſie entfloh abermals. In Oſtfriesland nahm ein Baron Lützelburg ſie in Schutz. Sie wurde dort wieder Vorſteherin eines Hoſpitals, doch unter der

ausdrücklichen Bedingung, daß sie nichts zu den Kosten hergeben wolle, »denn,« sagte sie, »alle menschlichen Dinge sind so unbeständig, daß man gar nicht wissen kann, ob diejenigen, denen wir heute Wohlthaten erzeigen, sie morgen noch verdienen werden.« Das war freilich eine vortreffliche Ausflucht, um sich für immer das Almosengeben zu ersparen. Poiret selbst gesteht in seinem Memoire, sie habe zu viel Gutes von sich selbst und zu viel Böses von Andern gesprochen. Das möchte noch hingehen, aber sie war überhaupt so gallsüchtig und zänkisch, daß keine Magd bei ihr aushalten konnte. Ihre Jünger selbst gestanden, man müsse einen guten Magen haben, um Alles zu verdauen. »Wenn diejenigen, die bei ihr wohnten, nicht recht starke Zähne gehabt hätten, um gewisse harte Rinden zu zermalmen, sie würden sie Tausendmal für Einmal im Stich gelassen haben.« Auch gab es unter allen ihren Jüngern nicht vier, die bei ihr bleiben mochten. Sie selbst beliebte diese ihre Gemüthsart eine bloße Liebe zur Gerechtigkeit zu nennen, behauptete, der Zorn sei eine Tugend und stützte sich auf die Beispiele der Apostel und Propheten. Einst machte sie ihren Freunden bittere Vorwürfe, daß sie einige Bauern, die ihr eine Kleinigkeit gestohlen hatten, nicht gerichtlich verfolgten, und als diese ihr vorstellten, sie hätten gefürchtet, ihrem eigenen Herzen wehe zu thun, wenn sie die Sache zu weit getrieben hätten, antwortete sie zornig: »Das sind nur Ausflüchte einer verdorbenen Natur, die jede Mühe scheut. Wie oft soll ich es wiederholen: man muß ohne

Barmherzigkeit das Böſe hindern wo man kann.“ Dieſe, allen Betſchweſtern eigene Gallſucht bekam ihr übrigens ſehr wohl, denn ſie war ſchon ſechzig Jahr als man ſie kaum für vierzig halten konnte, und nie gebrauchte ſie eine Brille. In den Gegenden, wo ſie gelebt hatte, hinterließ ſie wenige oder gar keine Anhänger, aber nicht lange nach ihrem Tode breiteten ſich ihre Lehren in Schottland aus, und es wird zu allen Zeiten Schwärmer geben, die aus ihren Schriften himmliſche Weisheit zu ſchöpfen ſich überreden werden. Habe ich doch ſelbſt vor fünfzehn Jahren eine ſchöne, liebenswürdige, geiſtreiche Dame aus der groſſen Welt gekannt (die Gräfin S**), bei der ich Werke der Mll. de Bourignon auf dem Sofa fand, und die auf gutem Wege war, trotz meiner Spöttereien, eine vollkommene Proſelytin zu werden. Dem Leſer einen kurzen Begriff von Antoinettens Lehren zu geben, iſt ſchwer, da ſie, wie alle Inſpirirte, ſehr verworren ſchrieb. Um von der wahren Chriſtlichkeit ganz durchdrungen zu werden, muß man, nach ihrer Meinung, unvernünftig ſein, oder, welches auf Eins herauskommt, die Vernunft unterdrücken und blos von Gott ſich erleuchten laſſen. Das iſt ihr, ſchon von vielen Myſtikern aufgeſtellter Hauptgrundſatz.

Als ein Beiſpiel, welche Art von Erleuchtungen Gott ihr bisweilen zu Theil werden ließ, möge hier noch ihre Beſchreibung des erſten Menſchen ſtehen, wie er vor dem Sündenfall geweſen. »Sein Körper war reiner und durchſichtiger als Kryſtall, ſehr leicht und gleichſam fliegend. In

den Adern dieſes durchſichtigen Leibes ſah man Ströme von Licht, die aus allen ſeinen Poren hervordrangen, auch Ströme von allerlei andern Flüſſigkeiten von verſchiedenen Farben, alle ſehr lebhaft und transparent. Da floß nicht allein Waſſer, ſondern auch Milch, Feuer, Luft und mehr dergleichen. Wenn Adam ſeine Glieder bewegte, ſo ertönte ein liebliches Konzert. Er war größer als die heutigen Menſchen, trug kurzes, geringeltes, ſchwärzliches Haar, auf ſeiner Oberlippe leichten Flaum.

Die Sibylle.

Der Ideenſprung von Antoinette Bourignon auf die Sibylle iſt ſehr natürlich, denn ſicher wäre Jene vor ein paar tauſend Jahren eine Sibylle, und dieſe in unſern Zeiten eine Bourignon geworden. Es hat ein gewiſſer Peter Petit im Jahre 1686 ein Buch de Sibylla geſchrieben, welches ſehr intereſſante Unterſuchungen über dieſes räthſelhafte Frauenzimmer enthält. Schon vor ihm hatten Manche den Gegenſtand bearbeitet, bald als Kritiker, bald als Theologen und es war unter andern viel darüber geſtritten worden, ob das Evangelium durch die Orakel der Sibylle beſtätigt werde oder nicht. Petit war der Erſte, der die Sibylle mit philoſophiſch-hiſtoriſchen Augen betrachtete. Da ſein Buch lateiniſch, folglich nicht für Jedermann lesbar iſt, ſo liefert es mit Recht ein Blatt aus dem hiſtoriſchen

Herbarium für Clio's Blumenkörbchen. Es ist seltsam, daß in Ansehung der Zahl der Sibyllen eine so große Verschiedenheit der Angaben herrscht. Varro spricht von zehn, Suidas von vierzehn, Aelian hingegen nur von vier, Solinus und Ausonius nur von drei, Martianus Capella von zwei; endlich beweiset Petit, daß es doch nur eine Einzige gewesen ist, und zwar aus sehr vielen Stellen der Alten, wo nur von Einer geredet wird. Ganz bündig scheint dieser Beweis noch nicht, denn die Alten haben auch sehr oft von Einem Gott gesprochen und hatten doch viele Götter. Wir selbst reden gewöhnlich nur von Einem Teufel und glauben doch an Viele (zumal heutiges Tages). Es gäbe hier noch ein weites Feld für unsern gelehrten Böttiger. Alle sibyllinischen Schriften sollen, nach Aussage des Lactantius, in griechischer Sprache gewesen sein, darum zweifelt Petit an der Existenz der Sibyllen von Phrygien, Babylon und Cumä, denn, sagt er, warum hätten sie griechisch prophezeit? warum nicht in ihrer Landessprache? — Uebrigens war der Name Sibylle nicht allen Prophetinnen gemeinschaftlich, wie viele Grammatiker behaupten, denn es gab eine Menge, durch Wahrsagergabe berühmte Frauenzimmer, die man nicht Sibyllen nannte. In der Folge wird die Frage untersucht: ob der Mensch von Natur die Gabe zu prophezeien besitze? — Plutarch hat es behauptet, denn, sagt er, die Seele hat klare Begriffe von dem, was nicht mehr da ist; warum könnte sie deren nicht auch haben von dem, was noch nicht da ist? —

Er beruft ſich auf Beiſpiele von Menſchen, die in ihrer Todesſtunde zukünftige Dinge vorher geſagt und auf den Dunſt, der aus der Delphiſchen Höhle ſtieg und zum Wahrſagen, gleichwie der Wein zu ſo manchen andern Dingen begeiſterte. Petit widerlegt ihn, doch gibt er zu, daß man, um Prophet zu werden, an Leib und Seele ganz beſonders organiſirt ſein müſſe. Beſonders, aber nicht vorzüglich, denn zur Delphiſchen Prieſterin, zum Beiſpiel, wurde immer das unerfahrenſte, einfältigſte Mädchen erwählt, und man weiß ja überhaupt aus der Geſchichte, daß die Propheten gewöhnlich keinen Ueberfluß an Geiſt beſaßen. Der Dunſt der Delphiſchen Höhle mag allerdings von großer, wenn gleich nicht von prophetiſcher Wirkung geweſen ſein. Der Verfaſſer erzählt von einer italieniſchen Kirche, in welcher ein ganzes Jahr lang ein ſo ſeltſamer Dunſt aufſtieg, daß alle, die in dieſer Kirche verweilten, von einem Zittern am ganzen Körper ergriffen wurden, und, wenn ſie nicht ſchnell das Freie ſuchten, wider Willen tanzen und allerlei Verdrehungen machen mußten. Wenn ſolche Dünſte die Einbildungskraft erwecken, ſo verſchloß ſich vielleicht Demokrit deshalb in Gräber und Euripides in eine Höhle der Inſel Salamin. Der Verfaſſer, der den Geiſt ſeines Jahrhunderts nicht abzuſchütteln vermag, unterſucht auch ſehr ernſtlich, ob die Keuſchheit der Sibylle dazu beigetragen, ihr die prophetiſche Gabe zu verleihen? — Der heil. Hieronymus zweifelt nicht daran, ſondern verſichert ſehr beſtimmt, die Gabe der Weiſſagung ſei der

Sibylle als eine Belohnung der bewährten Jungfrauſchaft zugeſtanden worden, unter deren Privilegien ſie gehöre. Die Kabaliſten lehrten dasſelbe, und es gab ſogar Leute, die ſich einbildeten, der Stein der Weiſen könne nur von keuſchen Perſonen gefunden werden. (Ein ſchlimmes Zeugniß für die Keuſchheit der Menſchen, da noch Niemand ihn gefunden hat.) — Der Verfaſſer wendet ein, daß die berühmteſten jüdiſchen Propheten verheirathet waren. Die Delphiſche Prieſterin mußte eine Jungfrau ſein; man wählte ſie Anfangs ſehr jung und unter den Bäuerinnen, zum Beweis, daß ſchon damals die Sitten der Städter nicht im beſten Rufe ſtanden. In der Folge fand man doch beſſer, daß ſie ein gewiſſes Alter habe. Es war ein ſeltſamer Widerſpruch der Heiden, daß ſie ihren Apoll nur von einer keuſchen Jungfrau bedient wiſſen wollten, und doch zugleich die ſkandalöſeſten Liebesgeſchichten von dieſem Apoll erzählten, Abenteuer, die ihm gelungen oder mißlungen waren. Zu den letztern gehörte beſonders auch der Verſuch, ſeine eigene Sibylle zu verführen, der ihm nicht gelang, ob er ihr gleich das für ein Frauenzimmer lockendſte Geſchenk anbot, nämlich eine ewige Jugend. Sie wollte lieber eine alte Jungfer werden, und viele Jahrhunderte hindurch einen langen Bart tragen. Petit behauptet, die Sibylle ſei von Erythrea in Jonien gebürtig geweſen, oder habe zum mindeſten ſich lange dort aufgehalten, denn er führt alle die übrigen Sibyllen auf die Eine zurück, welche man Eriphyle oder die Erythreiſche nannte. Ihr langes

Ott. Iſt ihm daran gelegen, ſo wird er ſie ſchon leſen lehren.

Nat. Nein! nein! ſage ich dir, es iſt ihm nichts daran gelegen.

Ott. Aber ſie beſucht ihn doch täglich?

Nat. Weil ich ſie hinſchicke; weil ich doch wiſſen muß, ob es ihm an nichts fehlt.

Ott. Aber bey der Gelegenheit —

Nat. Es iſt keine Gelegenheit.

Ott. Könnte ſich leicht etwas anſpinnen —

Nat. Warum nicht gar!

Ott. Und wirklich ſcheint es mir —

Nat. (haſtig) Was ſcheint dir?

Ott. Als ob Rösgen nicht ganz gleichgültig —

Nat. Mein Gott, das Kind ſieht ihn für eine Puppe an.

Ott. Wenn dein Vater ihr eine gute Ausſteuer gäbe —

Nat. (ärgerlich) Ich bitte dich, ſchweig! man hört an deinem ganzen Geſpräche, daß du nicht ausgeſchlafen haſt.

Ott.

Leben und ihre vielen Reisen hält er für die Ursache, daß man mehrere Personen aus ihr gemacht. Hier wäre also gerade das Gegentheil von dem geschehen, was dem Thebanischen Herkules widerfuhr, dem die Griechen alles zuschrieben, was fünf oder sechs andere Helden gethan hatten. Plinius und andere erzählen bekanntlich, die sibyllinischen Bücher wären zur Zeit des ältern Tarquinius nach Rom gebracht, oder von diesem nur zum Theil gekauft worden, weil die Verkäuferin derselben, ein altes Weib, zwei Drittel davon verbrannte. Aber es wird so verschieden berichtet, daß Petit den ganzen Bericht ohne Bedenken für eine Fabel erklärt. Viel Unterhaltendes tischt er uns über die Grotten der Sibylle auf, und kommt bei der Gelegenheit auf die Höhle der Nymphen, die vom Homer so schön beschrieben worden, und die, wenn man dem Porphyrius glaubt, ein mystisches Räthsel in sich schließt. Dann spricht er von dem, was die Sibylle von ihrer Natur und ihrem Tode zu sagen pflegte. Sie rühmt sich im Pausanias einer Mittelnatur zwischen Göttern und Menschen, und im Plutarch: daß der Tod ihr die Gabe der Weissagung nicht rauben, sondern daß die Sibylle nur in das Gesicht verwandelt werde, welches wir auf der Mondscheibe erblicken. Ihr Geist, in Luft aufgelöst, werde, sammt ihren Prophezeiungen, sich überall verbreiten, und aus ihrem Körper würden Kräuter hervorwachsen, die, von Opferthieren verzehrt, den Eingeweiden derselben prophetische Kennzeichen einprägen würden. Das ging in Erfüllung, denn ein

gewiſſer Theſpeſius (beim Plutarch) hörte die Sibylle von ihrem Throne im Monde herab den Tod des Veſpaſian verkünden. Juſtin hat uns eine ſchöne Beſchreibung von der Sibyllenhöhle hinterlaſſen, die man ihm zu Cumä zeigte, wo er auch ihr Grab geſehen haben will. Dieſes Grab fand man aber auch in der Gegend von Troja, und es ging damit, wie mit unſern heutigen Reliquien, von welchen es oft ſo viele Exemplare gibt. Im dritten Buche ſeines Werks ſpricht Petit von der Verſchiedenheit in den Weiſſagungen der Sibylle und andern Propheten. Sie war weder an Zeit noch Ort, noch an gewiſſe Gegenſtände gebunden, ſie umfaßte alle Jahrhunderte; da hingegen die Delphiſche Prieſterin Apoll's gute Laune abwarten mußte, um ſich auf ihren Dreifuß über die Dunſthöhle zu ſetzen; auch hatten ihre Prophezeiungen gewöhnlich nichts Allgemeines zum Gegenſtande, wie die der Sibylle, welche unter andern die verſchiedenen Weltalter nach Abſtufung der Metalle, auch einen allgemeinen Erdbrand prophezeite. Sie wurde von den Römern weit höher geachtet, als von den kleinen griechiſchen Republiken, auch hat uns Plutarch ein Paar ihrer berühmten Weiſſagungen, die Römer betreffend, aufbehalten. Die Verſe, die unter ihrem Namen herumliefen, werden von Vielen für untergeſchoben gehalten, von dem Verfaſſer nicht, der es dem Cicero nicht zugeben will, daß ein Menſch, der Verſe in Silbenmaßen drechſelt, unmöglich beſeſſen ſein könne, denn — der Teufel iſt mächtig. Es gab ſibylliniſche Prophezeiungen, die man ſorgfältig

verbarg, und andere, deren Sammlung wir noch beſitzen, die aber ohne Zweifel untergeſchoben ſind, beſonders alle die, in welchen von Chriſtus die Rede iſt; denn ſelbſt der heilige Auguſtin geſteht, daß dieſe von Chriſten geſchmiedet worden.

So weit Petit. Neuere haben ihm oft widerſprochen. Sie ſagen, man müſſe alle Zeugniſſe des Alterthums umſtoßen, wenn man nicht zugeben wolle, daß es mehrere Sibyllen gegeben. Plato nennt die Pythya, die Prieſterinnen von Dodona, und die Sibylle. Diodor von Sicilien ſagt, Daphne, die Tochter des Tireſias, ſei in der Wahrſagerkunſt eben ſo erfahren geweſen als ihr Vater, habe zu Delphos viele Orakel gegeben und ſei Sibylle genannt worden. Strabo erwähnt der erythreiſchen Sibylle, und noch einer andern, Athenais, welche zu Alexander's Zeiten gelebt haben ſoll. Er ſpricht auch von einer noch ältern. Pauſanias erzählt lang und breit von der Sibylle Erophile, die vor der Belagerung von Troja lebte. Auch Ariſtoteles, der die prophetiſche Begeiſterung für eine Gattung des Wahnſinns erklärt, nennt Bacis und die Sibylle. Man könnte noch zwanzig Zeugen hinzufügen, Varro, Cicero, Virgil, Plinius u. ſ. w. Am leichteſten würden die verſchiedenen Meinungen ſich vereinigen laſſen, wenn man, wie Heraclit den Plutarch citirt, annehmen dürfte, daß die Sibylle tauſend Jahre gelebt habe. Zu den Zeiten des Aeneas ſoll die Sibylle von Cumä ſchon ſieben hundert

Jahre alt gewesen sein, und doch erst in ihren besten Jahren, denn sie hatte noch drei Jahrhunderte vor sich. Da konnte sie freilich in verschiedenen Ländern gewohnt haben, unter verschiedenen Geschlechtern gewandelt sein, und ihren Namen sehr oft verwechselt haben. Doch was kümmert uns diese ganze Untersuchung? Genug, durch den Namen Sibylle bezeichnete man Weiber, die, ohne Priesterinnen zu sein, oder einem gewissen Orakel anzugehören, sich für begeistert ausgaben und die Zukunft vorher sagten. Diese Prophezeiungen sammelte man. Keusch waren die Sibyllen nicht immer; wenigstens gab es eine sehr berühmte, die stolz darauf war, eine große Menge Liebhaber gehabt zu haben und doch nie verheirathet gewesen zu sein. Mille mihi lecti, connubia nulla fuere. Das alte Weib, welches dem Tarquin die neun sibyllinischen Bücher brachte, soll wie ein Schatten verschwunden sein. Man hielt sie selbst für die Sibylle, man versammelte die Auguren, brachte den Schatz in den Tempel des capitolinischen Jupiter, machte neue Priester, um ihn zu bewachen, und glaubte in allem Ernst, sie enthielten Roms künftige Schicksale. Indessen verbrannten sie doch in dem großen Brande des Capitols, im Jahre 671, unter der Dictatur des Sulla. Allein man eilte den Verlust zu ersetzen, man sammelte die Prophezeiungen auf's Neue zu Erythrea und wo man sonst deren finden konnte. Augustus verschloß sie in einem vergoldeten Kasten, den er unter einem von ihm erbauten Tempel des Apollo verwahrte. Dort blieben

dieſe Bücher bis zur Zeit des Honorius, vier hundert fünf Jahre nach Chriſti Geburt, wo, der Sage nach, dieſer Kaiſer dem Stilicho befahl, ſie in's Feuer zu werfen. Zu allen Zeiten, in allen Ländern, haben die Menſchen begierig die Zukunft zu erforſchen geſucht. Griechen und Römer kannten lange kein anderes Mittel hiezu, als den Flug der Vögel und die Eingeweide der Thiere. Selbſt die klügſten und muthigſten Männer fühlten die Macht der religiöſen Eindrücke ihrer Erziehung. Julius Cäſar war doch gewiß ein Mann von Geiſtesgröße, und doch — als er einſt mit dem Wagen umgeworfen hatte — ſtieg er nie wieder hinein, ohne vorher gewiſſe Worte zu murmeln, von welchen man glaubte, ſie könnten einen ſolchen Zufall verhüten. Plinius, der das erzählt, fügt hinzu, daß zu ſeiner Zeit Jedermann ſich dieſer Worte bediente. Zu den Zeiten des Homer und Heſiod kannte man die redenden Orakel noch nicht. Das zu Delphos war das erſte dieſer Art, es gab aber ſeine Orakelſprüche nur Einmal im Jahre, nämlich am ſiebenten des Monats Buſios, ein Gebrauch der ſich lange erhielt. Da ſammelte man, zur Bequemlichkeit derer, die nicht ſo lange warten wollten, ſchriftliche Weiſſagungen, die, gleich den Orakeln, aus dunkeln, zweideutigen Phraſen beſtanden. Sogleich entſtand auch ein neuer Erwerbszweig: es gab nämlich Chresmologen, Ausleger jener Sprüche. Die Alten ſprachen von drei ſolchen Sammlungen, der des Muſäus, der des Bacis und der der Sibylle, welche Letztere zwar

von den Griechen geringer geschätzt wurden, als von den Römern, aber doch den Athenienſern ſehr bekannt geweſen ſein müſſen, weil Ariſtophanes in zwei ſeiner, uns noch übrigen, Komödien darüber ſpottet. Die beiden Magiſtratsperſonen oder Prieſter, welche, auf Tarquin's Anordnung, die ſibylliniſchen Bücher bewahrten, durften ſie nicht befragen ohne des Königs, und in der Folge ohne des Senats Befehl. Sie verwalteten dieſes Amt lebenslänglich und es war mit großen Vorzügen verbunden. Als, drei hundert ſechs und ſechzig Jahre vor Chriſti Geburt, den Plebejern gleiche Rechte mit den Patriciern zugeſtanden wurden, vermehrte man die Zahl dieſer Ausleger der Schickſale der Nation (wie Decius beim Livius ſie nennt) bis auf zehn, und in der Folge bis auf fünfzehn. Sie allein durften die Bücher leſen, ihr Bericht galt, ohne weitere Unterſuchung, für wahr und der Senat baute ſeine Maßregeln darauf. Man befragte jedoch die Bücher nur in Fällen, wo eben bedenkliche Anzeigen die Gemüther beunruhigten, oder die Republik von einer Gefahr bedroht wurde. Die Antwort war gewöhnlich, man müſſe, um die Götter zu beſänftigen, dieſes oder jenes neue Feſt veranſtalten, oder alten Feſten neue Ceremonien beifügen u. ſ. w. Zuweilen begehrten die Ausleger ſogar Menſchenopfer, wie davon in den erſten beiden puniſchen Kriegen Beiſpiele vorkommen. Unter andern hatte man in den ſibylliniſchen Büchern auch geleſen, daß die Gallier und die Griechen ſich Roms bemächtigen würden. Um dem vorzu-

beugen, und doch den Spruch zu erfüllen, mußten auf einem öffentlichen Platze ein Mann und ein Weib von diesen Nationen lebendig begraben werden, und nun hieß es, sie hätten Besitz von der Stadt genommen. Auf eine so kindische Weise unterhandelte man mit den Göttern, die sich aber nicht täuschen ließen, denn die Gallier haben dennoch auf eine ganz andere Art von Rom Besitz genommen.

Augustus ließ alle Prophezeiungen, sowohl griechische als lateinische, die sich in den Händen von Privatleuten befanden, sorgfältig zusammen treiben, damit nicht etwa Mißvergnügte sie mißbrauchen könnten, um seine Herrschaft zu erschüttern. Es sollen deren bei zwei tausend Bände gewesen sein, die man sämmtlich verbrannte, die sibyllinischen Verse ausgenommen, die doch auch zuvor einer neuen Revision unterworfen wurden. Da das zu Zeiten des Sulla geschriebene Exemplar alt und unscheinbar zu werden begann, so veranstaltete Augustus durch die fünfzehn Männer eine neue Abschrift, und um dieser ein ehrwürdiges, altes Ansehen zu geben, schrieb man sie auf eine zubereitete Leinwand, deren man sich bediente, ehe das egyptische Papier bekannt, und das Pergament zu Pergamus erfunden wurde. Vopiscus erzählt einen merkwürdigen Fall, wo die sibyllinischen Bücher, auf Befehl des Kaisers Aurelian, um Rath gefragt wurden, zwei hundert siebzig Jahre nach Christi Geburt. Die Markomannen bedrohten damals Rom. Da schrieb der Kaiser

an den Senat, er wundere ſich, wie ſie ſo lange zögern könnten, bei jenen Büchern ſich Raths zu erholen; es ſchiene ja faſt, daß ſie nicht in dem Tempel aller Götter, ſondern in einer chriſtlichen Kirche ihre Sitzungen hielten. Der Senat befahl darauf den ſibylliniſchen Prieſtern, ſich zu reinigen, heilige Gewänder anzulegen, in den Tempel zu ſteigen, deſſen Lorbeerzweige zu erneuern, dann die Bücher mit geweihten Händen zu eröffnen und das Schickſal des Reichs zu erforſchen. Es geſchah, und das Reſultat war, daß man ſingende Prozeſſionen um Stadt und Felder anſtellte. Der Kaiſer hatte ſich erboten, zu den Opfern beizutragen, ſelbſt, wenn es ſein müßte, Gefangene aller Nationen; ein neuer Beweis, daß, trotz der kaiſerlichen Edicte, man ſich berechtigt hielt, in außerordentlichen Fällen Menſchen zu opfern. Zu den Zeiten der erſten chriſtlichen Kaiſer wurde der Tempel des Apollo noch nicht der ſibylliniſchen Bücher beraubt. Sie befanden ſich noch dort unter Julian, der ſie, im Jahre 363, wegen ſeines Zuges gegen die Perſer um Rath fragte. Aber im März dieſes Jahres verbrannte der Tempel des Apollo; man rettete ſeinen koſtbarſten Schatz, die Bücher, mit vieler Mühe, und ſonder Zweifel vertraute man ihn einem andern Tempel, denn als Alarich 403 in Italien einfiel, wurden unter Honorius die Bücher befragt. Wenn alſo Stilicho ſie nachher in's Feuer warf, ſo kann das nicht früher als im Jahre 406 oder 407 geſchehen ſein. Wer weiß aber auch, ob es jemals geſchehen iſt, denn man hat keinen an-

dern Bürgen dafür, als den Rutilius Numatianus, ein Dichter, der ein eifriger Heide war, und der den Stilicho in Einem Athem beschuldigte, er habe die Barbaren in's Land gerufen, und den Umsturz des Reichs beabsichtigt, indem er, durch Vernichtung der sibylliniſchen Verse, ihm das Pfand seiner ewigen Dauer geraubt habe. Das Erstere war nicht wahr, folglich kann auch das Letztere eine Verleumdung sein, und wer weiß, ob nicht bei den häufigen Nachgrabungen, die jetzt zu Rom geschehen, man diese berühmten Bücher wieder finden wird, die sonder Zweifel sogleich tausend Federn in Bewegung setzen, aber sonst zu nichts auf der Welt nützen würden.

Es gab noch andere sibylliniſche Verse in acht Büchern, die aber augenscheinlich im zweiten Jahrhundert nach Christus durch frommen Betrug einiger platoniſchen Christen entstanden sind. Die Sibylle von Cumä pflegte, nach Virgil's Erzählungen, ihre Orakel auf Baumblätter zu schreiben, und vor ihrer Höhle ein Blatt neben das andere zu legen. Man mußte sehr geschickt, oder doch sehr schnell sein, um die Blätter in derselben Ordnung aufzusammeln, denn das geringste Lüftchen konnte einige Blätter verwehen, und wenn das geschah, so war Alles verloren, denn sie gab sich nicht die Mühe, zum zweiten Mal zu antworten. Die erythreiſche Sibylle, die berühmteste von Allen, die sich bald Gemahlin, bald Schwester, bald Tochter des Apollo nannte, wurde in den trojaniſchen Gefilden im Haine dieses Gottes begraben, und eine Marmorsäule

trug folgende Inſchrift: „Ich bin die berühmte Sibylle, die Apollo zum Dolmetſcher ſeiner Orakelſprüche wählte, vormals eine beredte Jungfrau, jetzt ſtumm unter dieſem Marmor und zu ewigem Schweigen verdammt. Dennoch, durch die Gunſt der Götter, iſt mir die ſüße Geſellſchaft des Merkur und der Nymphen, meiner Geſpielinnen, vergönnt.“ Wie waren denn nun eigentlich die Prophezeiungen der Sibyllen abgefaßt? — Von der erſten, verbrannten Sammlung wiſſen wir gar nichts mehr. Die zweite iſt uns, durch Varro, ein wenig beſſer bekannt. Sie enthielt Anfangs nicht mehr als eintauſend Verſe, vielleicht noch weniger, nachdem Auguſtus eine Reviſion damit vorgenommen. Sie mußten ganz nothwendig aus lauter Akroſtichen beſtehen, das heißt: die Buchſtaben, aus welchen der erſte Vers beſtanden, mußten in derſelben Ordnung zu Anfang jeder folgenden Zeile wiederholt ſein, ſo, daß am Ende alle dieſe Anfangsbuchſtaben wieder den erſten Vers bildeten. Fanden ſich andere Zeilen dazwiſchen, ſo galten ſie für untergeſchoben.

Dieſe dunkeln Prophezeiungen beſtimmten weder Zeit noch Ort, daher ſchon Cicero ſagte, ſie hätten auf Alles gepaßt. Plutarch hat uns, im Leben des Demoſthenes, Eins dieſer Orakel aufbewahrt, welches bei Gelegenheit der Schlacht bei Chäronea gegeben worden war und die Athenienſer in große Unruhe verſetzte. Es lautete wie folgt:

„Könnte ich von der Schlacht von Thermodon mich entfernen, und, gleich einem Adler, aus den Wolken

Ott. Ey, ey, Schweſterchen, kommt mirs doch beynahe ſo vor, als ob du ihn ſelbſt heyrathen wollteſt?

Nat. (ſeufzend) Ach nein! ich weiß leider wohl, daß ich eine Gräfin bin.

Ott. Noch weißt du es; aber ich fürchte, du wirſt es vergeſſen.

Nat. Könnte ich das, ſo würde ſeine Ehrfurcht mich daran erinnern.

Dritte Scene.

Rösgen. Die Vorigen.

Rösgen (mit einem Körbchen voll Blumen) Einen ſchönen guten Morgen. Da bringe ich Blumen für die gnädigen Gräfinnen, Roſen und Veilchen, Geranium Muscatum, und auch Salbey für die Zähne.

Nat. Was macht dein Kranker?

Rösg. Mein Kranker iſt gar nicht mehr krank; nur noch ein wenig blaß, aber das kleidet ihn recht gut.

Nat. Wird er heute ausgehn?

Rösg.

dem Treffen zuſehen, wo der Ueberwundene weinen und der Sieger ſeinen Untergang finden wird.“ Es war ſehr ſchwer, dies Orakel auf die verlorne Schlacht bei Chäronea anzuwenden, denn man mußte erſtens ein Thermodon in der Nähe des Schlachtfelds finden, und Plutarch, der doch ſelbſt von Chäronea gebürtig war, geſteht, daß in der ganzen Gegend kein Bach noch Fluß dieſes Namens befindlich ſei. Zweitens fand der Sieger ſeinen Untergang nicht in dieſer Schlacht, und wurde nicht einmal verwundet. Da bekanntlich die Politik keine Art von Mitteln verſchmäht, ſo wurden auch die ſibylliniſchen Prophezeiungen oft gemißbraucht, um irgend ein Verbrechen zu beſchönigen. P. Lentulus Sura, Eins der Häupter der catilinariſchen Verſchwörung, ſchmiedete ſelbſt eine Weiſſagung, die er der Sibylle unterſchob. Nach dem Inhalt derſelben ſollten drei Sprößlinge aus der corneliſchen Familie die höchſte Gewalt in Rom erringen. Sulla und Cinna, die beide aus dieſer Familie abſtammten, hatten bereits einen Theil der Prophezeiung wahr gemacht, und wer weiß, ob es nicht dem dritten Sprößling, Lentulus, gelungen wäre, eine ähnliche Rolle zu ſpielen, wenn nicht Cicero's Vorſicht dieſesmal das Orakel zu Schanden gemacht hätte. Als Pompejus den König von Egypten, Ptolemäus Auletes, wieder in ſein Reich einſetzen wollte, brachten ſeine Widerſacher eine ſibylliniſche Weisſagung zum Vorſchein, Kraft deren die Römer einem Könige von Egypten, der ſie um Hilfe anſpreche, zwar beiſtehen möchten, aber ohne

Truppen. Cicero, der sehr wohl merkte, woher das Orakel kam, fand doch besser Täuschung mit Täuschung zu vergelten, als es anzutasten. Er ließ dem Statthalter von Afrika befehlen, in Egypten einzurücken. Als Julius Cäsar, unter dem Titel eines Diktators, die höchste Gewalt in Rom usurpirt hatte, und seine Freunde ihn zum Könige machen wollten, verbreiteten sie ein Orakel der Sibylle, nach welchem nur ein König von Rom die Parther besiegen konnte. Der Plan war seiner Ausführung nahe, und der Senat unterzeichnete schon das Dekret, aber an demselben Tage, an welchem Cäsar ermordet wurde. Die Mode, Prophezeiungen zu schmieden, wurde nach und nach so häufig, daß Tiber, fürchtend, man könne deren auch gegen ihn verbreiten, allen Privatleuten ihre Sammlungen wegnahm. Die Orakel gehören also unter die ältesten konfiszirten Bücher. Zum Schluß noch eine Bemerkung: Es ist bei weitem nicht so sonderbar, daß die Römer an diese Albernheiten glaubten, (denn das gebot ihre Religion), als daß noch im vorigen Jahrhundert die Theologen darüber stritten, ob die Orakel übernatürlich gewesen oder nicht? — Die Meisten behaupteten das Erstere und schrieben sie dem Teufel zu.

Vornehme Klatschereien.

(Originalbriefe von J. B. Rousseau an den Grafen Bonneval, die Sache betreffend, welche den Letztern zwang, in die Türkei zu flüchten.)

Diese Briefe, die sowohl in Rücksicht der Personen, von welchen sie geschrieben worden, als auch in Rücksicht der Sache, von welcher sie handeln, ein hohes Interesse haben, blieben, nach Rousseau's Tode, in den Händen eines alten Bedienten, der, aus Erkenntlichkeit für ein Amt, welches ihm der Vicomte de Saudrouins in Brüssel verschaffte, sie diesem einhändigte. Durch den Sohn des Vicomte, den Kammerherrn des Prinzen von Lothringen, bekam sie der Herr de la Place, der sie, in seinen pièces intéressantes pour servir à l'histoire, zum ersten Male abdrucken ließ, und dann die Originale in der königlichen Bibliothek niederlegte. So viel zur Einleitung.

1. Rousseau an den Grafen D***. Brüssel den 27. November 1723. Ich habe meine Antwort auf Ihr geehrtes Schreiben verzögert, weil ich immer hoffte, Ihnen die Ankunft des Grafen Bonneval melden zu können, die ich täglich erwarte. Auch sein Bruder erwartet ihn mit Ungeduld und will, nachdem er einen Prozeß gegen ihn verloren, ihm nun seinen Sohn anvertrauen. Ich weiß nicht, ob diese späte brüderliche Zuneigung unsern Freund bewegen wird, irgend einen schlechten Vergleich einzugehen. So weit ich ihn kenne, wäre er dessen wohl fähig.

wenn nicht die Familie Biron ihn gegen seine hundische Güte (contre la bonté de son chien de coeur) standhaft erhält. (In diesem Briefe kommt nichts weiter von Bonneval vor; ich übergehe daher das Uebrige.)

2. Rousseau an denselben, den 10. März 1724. — — — Ich habe hier viele Freunde, brave Leute, aber nicht sehr umgänglich. Zum Ersatz hat mir Gott den Grafen Bonneval gesandt. Ich bringe zwölf Stunden vom Tage mit ihm zu, ohne es gewahr zu werden. Er hat jetzt ein sehr gutes Haus, welches er nicht verläßt, weil Jedermann zu ihm kommt, sogar der Herr Plenipotentiaire, und dessen Familie — (der Marquis de Prié, Statthalter des Kaisers), dessen Besuche den Grafen eben nicht sehr ergetzen, da er, gleich mir, gewohnt ist, die Leute nach ihrem innern Werth und nicht nach ihren Titeln zu schätzen u. s. w.

3. An denselben vom Grafen Bonneval. Brüssel den 17. August 1724. Ich muß Ihnen, lieber Cousin, meine Händel und den tiefen Unwillen beichten, der gegen das Haus Prié mich ergriffen, da Rousseau Ihnen bereits einen Wink davon gegeben, und ich nicht Lust habe, während des vom Papste verwilligten Jubiläums, mir einen Ablaß zu den Füßen eines Mönchs zu holen. Es ist nicht möglich, infamere Verleumdungen gegen die junge Königin von Spanien zu verbreiten, als die Frau Marquise de Prié und ihre Tochter, die Gräfin d'Aspremont in gewissen Gesellschaften, bei der Tafel, beim Spieltisch und unter vier

Augen ſich erlauben, meiſtens in Gegenwart des Marquis de Prié, der, weit entfernt, die Unverſchämtheit ſeiner Frau und Tochter zu zügeln, wohl noch froſtige Späßchen und boshafte Anwendungen über den Ruf unſerer Prinzeſſin hinzufügt. Da ſeit fünf oder ſechs Tagen mir dieſe Klatſchereien täglich zu Ohren kommen, ſo wollte mir ſchon oft die Galle überlaufen; indeſſen hielt ich doch immer noch an mich, hoffend, das Geſchwätz werde von ſelbſt verhallen. Aber es ſind eine Menge Engländer, Holländer und Deutſche hier und die Verleumdungen haben ſich bereits in den Niederlanden ſo allgemein verbreitet, daß ein gewiſſer Hauptmann Oliſi mir neulich ſagte, man ſpreche zu Gent von nichts Anderm und ſein ehrlicher Gaſtwirth erzählte ſie ihm ſogar gleich bei ſeiner Ankunft. Dasſelbe ſagte mir der Prinz von Naſſau, als er neulich Abſchied von mir nahm. Kurz, aus Furcht zu platzen, mußte ich endlich ausbrechen, es entſtehe daraus was da wolle. Ich ſchicke Ihnen hier eine Abſchrift von dem, was ich in Brüſſel bekannt gemacht. Zwanzig ſolcher Abſchriften laufen in der Stadt herum, da ich ſie geſtern Abend in der bei mir anweſenden Geſellſchaft ausgetheilt habe. Sie werden ſagen, ich ſei ein Narr? — Aber Sie ſollen wiſſen, daß ich ſchon in Deutſchland einem preußiſchen General eine derbe Ohrfeige auf ſein breites Geſicht gab, weil er ſich unterſtand, bei dem Herzoge von Gotha in meiner Gegenwart zu ſagen: unſer guter alter König Ludwig XIV. ſei ein J**ſ**, und daß ich durch dieſe Händel, die ich ziemlich glücklich been-

digte, von ähnlichen nicht abgeſchreckt worden bin. Da nun einmal das Faß angezapft iſt, ſo will ich es auch bis auf den letzten Tropfen leeren und nimmer dulden, daß da, wo ich bin, die Ehre unſers königlichen Blutes angetaſtet werde. Alles, was zwiſchen mir und dem Hauſe Prié ſeit vier und zwanzig Stunden vorgefallen, iſt ſo weltkundig, daß ich nicht mehr zurück treten kann, auch nicht die mindeſte Luſt dazu habe. Man ſoll bekennen, von wem man die Neuigkeiten erfahren? oder ob man ſie ſelbſt geſchmiedet hat? Die Urheber müſſen gezüchtigt werden, ſonſt bliebe der Ehre der jungen Königin eine böſe Narbe, und eine ſo niederträchtige, allgemein verbreitete Verleumdung kann nur durch eine derbe Züchtigung ihrer Urheber wieder ausgelöſcht werden.

Bedenken Sie, lieber Couſin, daß es nicht allein meine Pflicht iſt, die Ehre unſers königlichen Blutes gegen Jedermann zu vertheidigen, ſondern daß ich auch ſogar, durch die Häuſer Foix und Albret, demſelben verwandt bin. Unſer großer Heinrich ſelbſt hat das bezeugt in einem Schreiben an das Parlament von Pau, welches ſich in den Händen meines Stiefvaters befindet. Er empfiehlt darin mit Wärme die Sache ſeines Couſin, des Herzogs von Biron, den er ſeinen nahen Verwandten durch das Haus Bonneval nennt. Ich wiederhole Ihnen die eigenen Worte dieſes großen Monarchen, nicht aus Eitelkeit, ſondern um Ihnen zu zeigen, daß die Ehre meiner Familie mich zu Allem, was ich gethan habe, be-

rechtigte. Sollte man zu Wien es übel deuten, weil ich in kaiſerlichen Dienſten ſtehe, ſo kann man es doch einem Verwandten der Königin von Spanien nicht verargen, obſchon ich dieſer ehrenvollen Ausflucht mich nur im höchſten Nothfall bedienen werde. Hätte ich vollends die Erlaubniß dazu von Sr. Hoheit dem Herzog, ſo wollte ich dem Sch— von Piemonteſer noch ganz anders zuſetzen. Es wird überhaupt ſehr gut ſein, den Fremden auf dieſe Weiſe ein wenig mehr Reſpekt für unſer königliches Geblüt einzuflößen, denn die Holländer und Deutſchen ſchwatzen bisweilen ſehr frech. Ich bin u. ſ. w.

4. Oeffentliche Erklärung des Grafen Bonneval, die Verleumdungen gegen die Königin von Spanien betreffend. Die Marquiſe von Prié und ihre Tochter, die Gräfin d'Aſpremont, haben in ihrem Hauſe, in Geſellſchaft und in Gegenwart des Marquis de Prié, Progubernators der öſterreichiſchen Niederlande, Gemahls der obgenannten Marquiſe, geſagt und wiederholt: ſie hätten Briefe, welche berichteten, daß ein gewiſſer Marquis des Caur, ein Flamänder, in Madrid ermordet worden, weil man ihn bei Nacht bei der Königin gefunden, und das ſei die die Urſache der Ungnade, in welche dieſe junge Fürſtin bei ihren Gemahl und Schwiegervater gefallen. Dieſe Reden ſind dem Grafen Bonneval, General von der Infanterie in kaiſerlichen Dienſten, zu Ohren gekommen, der in ganz Brüſſel bekannt gemacht

hat, daß Alle diejenigen, die sich dergleichen Geschwätz erlauben, Schurken sind, und die Weiber Huren, welche verdienten, daß man ihnen das Kleid am Hintern wegschnitte, weil es Niemanden gebührt, den Ruf einer so großen Prinzessin anzutasten. Der Graf Bonneval nimmt kein Haus und keinen Menschen in ganz Brüssel davon aus, wäre es auch der Marquis de Prié selbst, oder seine Frau oder seine Tochter, ob er gleich kaiserlicher Progubernator der österreichischen Niederlande ist; wofern er nicht unwiderlegliche Beweise von dem beibringt, was so öffentlich und schamlos verbreitet worden.

5. Rousseau an denselben, den 18. August 1724. Es sind hier Dinge vorgegangen, die ernsthafte Folgen haben können. Vor sechs Tagen erhielt die Gräfin d'Aspremont Briefe mit der Nachricht, daß Einer ihrer alten Bekannten, der Marquis des Caur, in Spanien ermordet worden. Diese Nachricht war ohne alle weitere Anmerkungen und Vermuthungen mitgetheilt worden. Allein am andern Tage beliebte es der Frau Marquise de Prié in einer Assemblee zu erzählen, dieser Mord sei die Folge einer Galanterie zwischen dem Marquis und der Königin von Spanien; er sei gewarnt worden, habe nicht darauf geachtet, und so habe man ihm einen Dolch in die Brust gestoßen, und zwar in demselben Palaste, wohin die Königin verwiesen worden. Der Rheingraf, der gegenwärtig war, hinterbrachte die Geschichte ganz warm dem Grafen Bonneval, der sie als eine Impertinenz betrach-

tete, die, weil ſie von ſelbſt fallen würde, nicht verdiene, daß man ſie aufmutze. Am andern Morgen erzählte ihm Graf Lanoy dasſelbe. Dieſer hatte der Marquiſe geantwortet, ſie ſolle doch nicht glauben, daß das Bett einer Königin von Spanien eben ſo zugänglich ſei, als das einer Madame d'Aſpremont.

Dennoch erfuhren wir Abends, daß Frau von Prie während der ganzen Mittagstafel von nichts Anderm geſprochen; eben ſo hatte ſie am andern Morgen wiederum den Prinzen von Naſſau unterhalten, und ſogar hinzugefügt, es wundere ſie am meiſten, daß ein ſo ſchöner Mann wie der Marquis des Caur, ſich in ein kleines Ungeheuer habe verlieben können, das der Auswurf des menſchlichen Geſchlechts ſei. Nun wurde Bonneval hitzig. Noch hielt er an ſich; als aber Abends die ganze Stadt voll von dem Mährchen war, ſo glaubte er als ein geborner Franzoſe, die Unverſchämtheit nicht länger dulden zu dürfen, und erklärte laut, in der Aſſemblee, welche zweimal wöchentlich bei ihm gehalten wird, die Urheber dieſer Klatſcherei, im Fall es Männer wären, für Schurken, fügte auch hinzu, daß man nur in einem Bordell ſo unverſchämt von einer franzöſiſchen Prinzeſſin und Königin von Spanien reden könne. Er bat alle ſeine Freunde, dieſe Erklärung von ſeinetwegen in allen Häuſern zu wiederholen, und da er viele Freunde hat, ſo iſt kein Zweifel, daß ſie bald genug an die Behörde, der es gilt, gelangen wird. Da aber doch ſehr ernſthafte Weitläufigkeiten daraus entſtehen

können, so hat er für gut gehalten, seinem Gegner zuvorzukommen und den Wiener Hof von der ganzen Sache zu unterrichten. Gewiß wird man dort das Abscheuliche jener schamlosen Klatscherei empfinden und Genugthuung dafür geben, wenn es der Mühe verlohnte sie zu begehren. Ich habe für Pflicht gehalten, Ihnen den ganzen Vorfall zu berichten, damit, wenn der französische Hof Nachricht davon erhält, Sie im Stande sein mögen, Ihren Freund und Verwandten zu vertheidigen, wie er es verdient. Ich zweifle nicht, daß man in andern Ländern ihm gleiche Gerechtigkeit werde widerfahren lassen. In einem andern Brief vom 22. August, wiederholt Bonneval seine Erzählung, und fügt noch einige Umstände hinzu. Die Gräfin d'Aspremont sollte vor ihrer Witwenschaft in vertrauten Verhältnissen mit dem ermordeten Marquis gelebt haben. Den Brief hatte sie von einer Prinzessin von Hohenzollern, Stiftsdame zu Metternich, empfangen, welche diese Neuigkeit wiederum von einer andern Stiftsdame erfahren hatte, deren Bruder sich in Spanien befand. Der Leichnam des Marquis des Saur sollte aus den Fenstern geworfen worden sein u. s. w. Das drolligste von der ganzen Geschichte, fährt er fort, ist, daß die Stiftsdame, an die man deshalb einen Kourier geschickt hatte, erklärte: „sie wisse nicht, was man von ihr wolle, sie habe seit fünf Monaten keinen Brief aus Spanien erhalten." Die ganze Geschichte ist ein neuer Beweis, daß nichts so boshaft ist, als die Narren, und nichts so närrisch als die Boshaften.

Rösg. Freylich, er ist gestern schon in der Kastanienallee dreymal auf und nieder spaziert.

Nat. Gestern? und das sagst du mir heute?

Rösg. Ich konnte nicht abkommen.

Nat. Was hatte denn die Jungfer für wichtige Geschäfte?

Rösg. Ich mußte mit ihm gehn.

Nat. Mit ihm gehn? du mußtest?

Rösg. Ey, er wollte es so haben, und ich that es auch recht gern.

Nat. Würklich?

Rösg. (treuherzig betheuernd) Würklich! würklich! was er haben will, thue ich immer gern.

Ott. Du scheinst ihm recht gut zu seyn?

Rösg. Von ganzem Herzen! er ist so hübsch, und die Narben verstellen ihn gar nicht.

Nat. Hat er Narben?

Rösg. Eine große auf der Stirne, und eine kleine auf der Backe, und die kleine Narbe macht gerade ein Grübchen, wenn er lächelt.

Ott.

6. Schreiben eines Ungenannten (L. C. du C.) an Milain, erſten Sekretär des Herzogs von Bourbon, den 23. Auguſt 1724. Meiſt Wiederholung; doch iſt zu merken, daß der Schreiber, der zwar von Bonneval ſagt, er habe geglaubt, den Don Quirote ſpielen zu müſſen, doch auch geſteht, die Marquiſe de Prié und ihre Tochter wären Beide (unter uns geſagt) große H**, und der Ruf der Redlichkeit des Herrn Marquis de Prié rieche nicht wie Balſam. In einer Nachſchrift fügt er hinzu: Weder der ſpaniſche Hof, noch das Haus Orleans haben ſich gerührt, um Bonneval zu ſchützen, obgleich ſein Schwiegervater, der Herzog von Biron, und mehrere große Herren Alles deshalb in Bewegung geſetzt haben. Dem widerſpricht Bonneval ſelbſt im folgenden Briefe, in dem er berichtet, daß die ſpaniſchen Miniſter auf dem Kongreſſe zu Cambray, der damals gehalten wurde, Feuer und Flammen gegen den Marquis de Prié geſpien haben.

7. Rouſſeau an den Grafen D***, den 31. Auguſt. — — Die Sache macht großen Lärm und wird deſſen vermuthlich noch mehr machen. Die piemonteſiſche Excellenz iſt ohnehin in Wien nicht gut angeſchrieben. Graf Bonneval hat an den Kaiſer ſelbſt geſchrieben, und ihm die Zeugniſſe aller derjenigen überſandt, welche die Verleumdung mit angehört haben. 8. Aus Wien, wohin Rouſſeau nunmehr gegangen war, ſchrieb er Folgendes an denſelben: »Ich hoffe, daß die Sache des Gra-

ſen Bonneval zu deſſen Zufriedenheit endigen werde, denn Herr von Prié (welcher den Grafen indeſſen hatte verhaften laſſen) hat ſeine Sache nur noch verſchlimmert, und wenn auch unſer Freund wegen ſeiner Lebhaftigkeit getadelt werden ſollte, ſo wird man doch den Herrn Progubernator noch weit mehr tadeln, weil er ſich unterfangen, eigenmächtig eine nur bedingungsweiſe zugefügte Injurie durch ſolche Perſonal-Injurien an einem Manne vom Range des Grafen Bonneval zu rächen. Man iſt ohnehin jetzt damit beſchäftigt, ſeine ganze Adminiſtration ſehr ſtreng prüfen zu laſſen, und zwar durch Leute, die ihn nicht ſchonen werden.

9. Graf Bonneval an den Grafen D***. Vom Schloße Auvers (wo er gefangen ſaß), den 29. September 1724. — — Ich bitte den Herzog von Biron, meinen lieben Couſin, Ihnen alles das mitzutheilen, was ich in meiner Sache an den Kaiſer und an den Hofkriegsrath geſandt habe. Ich bin ſchlau genug geweſen, die Sache dem Prinzen Eugen aus den Pfoten (pottes) zu ſpielen, denn es beliebte mir nicht, mich von ihm necken zu laſſen (turlupiner) um ſeiner Günſtlinge willen, die gewöhnlich die größten Schurken im ganzen türkiſchen und römiſchen Reiche ſind. Ich kann Ihnen auch ſagen, daß der Kaiſer ſich im Vertrauen für mich erklärt hat, und mir ſolches durch den Prinzen von Cardonna melden läßt, der mich anſpornt, den ſchlechten Kerl in die Enge zu treiben (à pousser le vilain). Erzählen Sie Alles dem

Herzog von Brancas, meinem Freunde, und ſagen Sie ihm, er könne meinetwegen ganz ruhig ſein.

10. Allein Bonneval hatte doch zu viel auf ſeine gerechte Sache vertraut, denn am 17. Januar 1725 ſchrieb Rouſſeau dem Grafen D*** ſehr betrübt: Das Urtheil des Kriegsgerichts gegen den Grafen iſt, nachdem es drei Wochen auf des Kaiſers Tiſche gelegen, geſtern publicirt worden. Se. Majeſtät entlaſſen ihn aller ſeiner Bedienungen und verdammen ihn zu fünfjährigem Gefängniß. Das iſt ſehr hart, indeſſen iſt doch ſeine Ehre dabei geſchont worden, indem das Wort Caſſation in dem Urtheil nicht vorkommt. Seine Freunde ſind hier weniger beſtürzt, als ſie es in Frankreich ſein werden, denn man hat Grund zu hoffen, daß dieſe Genugthuung die Beleidigten beſänftigen werde, wenn er ſich nur mäßigen kann und nicht neue Veranlaſſung zur Erbitterung gibt. Man wird Sorge tragen, daß es ihm da, wo er iſt, an nichts fehle. Er beſitzt Muth und Zuflucht in ſich ſelbſt. Vielleicht wird er in der Folge nicht ſo unglücklich ſein, als er es jetzt ſcheint. Das iſt Alles, was ich mit Gewißheit zum Troſt der Frau von Bonneval ſagen kann. Mein Herz blutet, indem ich Ihnen ſchreibe. 11. In einem andern Briefe, der in Regensburg auf die Poſt gegeben wurde, ließ Rouſſeau ſich deutlicher heraus: Der Sturz des Marquis de Prié, der durch ſeine Geſchichte mit Bonneval verurſacht worden, würde auch dem Zorn des Prinzen Eugen allen Vorwand geraubt haben, ohne den fatalen Brief,

für welchen er Genugthuung forderte. (Den Brief nämlich, in welchem Bonneval dem Prinzen eine blinde Anhänglichkeit für den Marquis de Prié in einem Tone vorwarf, der so ziemlich einer Ausforderung glich.) Der Kaiser hatte vergebens Alles gethan, um ihn zu beſänftigen und als er ihm endlich die verlangte Genugthuung zugeſtehen mußte, ſchonte er wenigſtens dabei der Ehre des Grafen, löſte das Kriegsgericht auf, ohne ihm einen Spruch zu erlauben und verabſchiedete Bonneval durch eine eigene Reſolution, die ſeine Gefangenſchaft auf ein Jahr beſchränkt. Prinz Eugen hat über dieſe Sache drei Wochen lang ein Fieber gehabt, und iſt noch nicht ganz wieder hergeſtellt. Ich ahne mit Unruhe die Folgen der Stimmung, in der ich dieſen Hof gefunden. Bonneval hat vielleicht durch ſeine Unbeſonnenheit ſich beſſer empfohlen, als durch alle ſeine Dienſte. Es iſt gewiß, daß der Kaiſer ihn liebt, und ſeine Verdienſte kennt. Ich kann Ihnen nicht mehr ſagen. Das ſei genug zum Troſte der Frau von Bonneval, der Sie dieſen Brief mittheilen werden, ehe Sie ihn in's Feuer werfen.

12. Die Gräfin Bonneval an den Grafen D***, à la Roquette den 8. November 1725. — — Es ſcheint mir, daß der Wiener Hof meinen Gemahl gemißhandelt hat, indem er ihm den Spielberg zur Wohnung anwies. Indeſſen bin ich doch noch weit unruhiger über Bonneval's Aufenthalt im Haag — denn er hat ſein Wort gegeben. Haag iſt ein freier Ort, folglich verdächtig, und mächtige Feinde können ſich dieſes Umſtandes be-

dienen, um ihn zu ſtürzen. Ich habe einen Kourier an ihn abgeſchickt, um ihm meine Bedenklichkeiten mitzutheilen.

13. Rouſſeau an denſelben, Wien den 18. November 1725. Mit großer Beſtürzung habe ich vernommen, daß Graf Bonneval entſchloſſen iſt, im Haag zu bleiben. Dieſer Schritt hat ſeine Sache hier ſehr verſchlimmert, uns die Hände gebunden und den Mund verſtopft. Unglücklicherweiſe iſt beides nicht ſein Fall. Er hat geſchrieben wie ein Raſender, und damit ſeine Briefe ja in die rechten Hände kämen, hat er ſie gerade an ihre Adreſſe geſchickt, aus Furcht, wir möchten ſie unterdrücken. Freilich hatte der Herzog von Aremberg das, aus kluger Freundſchaft, ſchon öfter gethan, nur abgeliefert, was nützen konnte, und auf dieſe Weiſe Alles ſo gut eingeleitet, daß, trotz der furchtbaren Protektion, deren ſein Gegner genießt, Bonneval nur auf dem Spielberge anlangen durfte, wo man ihn nicht länger als vier und zwanzig Stunden würde gelaſſen haben, um doch dem Prinzen Eugen zum Scheine Genugthuung zu geben. Alles das hatte der Herzog von Aremberg ihm unter der Hand gemeldet, urtheilen Sie daher von unſerm Erſtaunen, als wir ſeinen Entſchluß erfuhren, und von unſerer Verlegenheit, als wir die Briefe ſahen, die er recta dem Prinzen Eugen und dem Herrn von Zinzendorf geſchrieben, in welchen er ſich geradezu auf uns beruft.

Wir haben ihm einen zweiten Kourier, einen vertrauten, verſtändigen Mann geſchickt, können aber vor Sonn-

abend nicht erfahren, was er ausgerichtet. Die Frau Gräfin Bonneval hat mir geschrieben. Ich habe ihr geantwortet, daß ihrem Gemahl kein anderer Weg übrig bleibt, als zu gehorsamen, wenn er in kaiserlichen Diensten bleiben will. Gehorcht er nicht, so wird er kassirt. Kommt er, so hat er es mit dem Prinzen zu thun, den er vom Haag aus persönlich angegriffen hat, und Sie begreifen leicht, daß ein Fürst, der ganz allein einen von aller Welt verabscheuten Mann (den Marquis de Prié) zu schützen im Stande war, sich selbst noch besser gegen den allein stehenden Bonneval zu erhalten wissen wird. Also von allen Seiten Bedrängnisse. Das kleinste Uebel ist aber immer noch, zu gehorchen.

Seine Geschichte mit Prié war eine Kleinigkeit, denn der hatte so viele dumme Streiche gemacht, daß die ganze Welt Steine gegen ihn aufhob. Aber nun hat der Graf gewissermaßen dessen Angelegenheiten eine günstigere Wendung gegeben und nur seine eigenen verdorben. Er kannte weder den französischen, noch den Wiener Hof, aber am letztern hat er sehr viele Freunde, welche seufzen, daß er selbst ihnen die Zunge gefesselt, und von Herzen wünschen, daß er sie wieder entfessele. Wollte Gott, er hätte sich keine anderen Feinde gemacht als die Priés.

Von Rousseau finden sich weiter keine Briefe. Es folgt nur noch ein Einziger von dem Bassa Bonneval an seinen Bruder in Paris, der an ihn geschrieben hatte. Der Titel Bassa beweiset schon, daß Bonneval alle die

wohlgemeinten Rathſchläge ſeiner Freunde verwarf, ſich nicht auf den Spielberg ſtellte, ſondern in die Türkei flüchtete, wo er mit offenen Armen aufgenommen wurde. Schon der Anfang des Briefes iſt voll der muthwilligſten Scherze, welche zu überſetzen der Wohlſtand nicht erlaubt. Dann fährt er etwas ernſter fort: Du beklagſt dich, daß ich dir nicht geſchrieben, ſeit ich in der Türkei bin? — Aber du ſelbſt und alle meine Verwandten, meine Frau ausgenommen, habt ihr mir wohl ein Lebenszeichen gegeben, während ich in Deutſchland im Gedränge war? hat Einer von euch mir den kleinſten Dienſt geleiſtet? oder ſich auch nur dazu erboten? — und doch, worin beſtand mein ganzes Verbrechen? — Darin, daß ich den Prinzen Eugen herausgefordert hatte, weil er, mit dem ich zuvor achtzehn Jahre in vertrauter Freundſchaft gelebt hatte, jetzt ein elendes Mährchen gegen mich in Schutz nahm, blos aus einem hartnäckigen Widerwillen gegen das franzöſiſche Königshaus, den ich, in den Zeiten unſerer Vertraulichkeit, ihm oft als ſeiner unwürdig vorgeworfen habe. Darum, und nicht um des Marquis von Prié willen, bin ich zur Gefangenſchaft auf ein Jahr und zum Verluſt meiner Bedienungen verurtheilt worden, mit der angehängten Weiſung, ſtets in einer Entfernung von zwei Meilen vom Hofe zu bleiben; eine Vorſicht, die man gegen meine natürliche Lebhaftigkeit nahm. Vom Verluſt meines Kopfes iſt aber nicht die Rede geweſen, obgleich gewiſſe Verſchönerer (Joliveurs) in meinen vorgeblichen Memoiren es behaup-

ten. Ihr Alle, meine Herren, habt mein Verfahren gegen den Prinzen Eugen als höchſt unbeſonnen und verwegen betrachtet, obgleich in Deutſchland es ſehr gewöhnlich iſt, daß die größten Fürſten ſich ſelbſt muthig erbieten, Männern vom hohen Adel, die ſie beleidigt haben, Genugthuung zu geben. (Heutzutage iſt das in Deutſchland gar nicht mehr gewöhnlich.) Ihr Franzoſen werdet doch die alberne Gewohnheit nie ablegen, die Gebräuche fremder Länder nach den eurigen zu beurtheilen. So wiſſet denn, daß Frankreich das einzige Land auf der Welt iſt, wo die kleinen vornehmen Herren es wagen dürfen, ihre Feigheit mit dem Mantel ihrer Würde zu bedecken. Als der Herzog von Lothringen, Schwager des Kaiſers Leopold und deſſen Statthalter im ganzen Reiche, als dieſer Prinz, der in jeder Rückſicht den Prinzen Eugen wohl aufwog, in Ungarn an der Spitze der Armee war, hat er ſich recht brav gegen einen ſimpeln Kavallerielieutenant geſchlagen, den er, bei einer Fouragirung, ohne ihn zu kennen, beleidigt hatte, und ſolcher Beiſpiele gibt es tauſende. (Das möchte doch wohl zu bezweifeln ſein.) Uebrigens hat der Prinz durch ſeine Klage beim Hofkriegsrath nichts weiter über mich gewonnen, als was man auch dem geringſten Offizier aus der Arme würde zugeſtanden haben; denn es mußte nach den beſtehenden Verordnungen geurtheilt werden — auf die man ſich aber in Deutſchland ſehr ſelten beruft — und obgleich die Ausdrücke meiner Ausforderung etwas zweideutig waren, ſo mußte man, nach den Geſetzen, ſie

doch für eine ſolche gelten laſſen. Darum kann ich mich auch über nichts beklagen, und der Kaiſer hat in der ganzen Sache mir weder Gnade noch Unrecht bewieſen. Allein warum behandelt man mich denn, als hätte ich eine Handlung meiner Herkunft unwürdig verübt? — Ich habe meinen Degen mit dem Degen eines der bravſten Fürſten auf der Welt meſſen wollen, weil er, aus freien Stücken, von einem alten, ungerechten Eigenſinn getrieben, Verleumdungen gegen eine franzöſiſche Prinzeſſin in Schutz nahm. Wenn die ganze Geſchichte noch einmal von vorne anzufangen wäre, ſo würde ich ſie gerade wieder eben ſo anfangen, wenn auch alles dasſelbe daraus erfolgen ſollte; denn ſchon die Sache, die ich vertheidigte, ſtellte mich dem Prinzen wenigſtens gleich, und in Rückſicht der Verſchiedenheit unſerer Geſinnungen werde ich ihm nicht einmal die Ehre anthun, ihn mit mir zu vergleichen. Wenn es in unſerm Vaterlande unter dem Adel niedrige Seelen gibt, die anders denken, ſo ſind ſie ihres Ranges unwürdig, und können ſich mit dem ſtolzen Deutſchen nicht meſſen. Ich weiß auch ganz gewiß, daß viele Könige und Fürſten in Deutſchland das Verfahren des Prinzen Eugen ſehr gemißbilligt haben. Dieſer Prinz hat wohl gezeigt, daß er nicht zu jener edeln Nation gehört. Er würde fürwahr ſeine Lorbeern nicht befleckt haben, wenn er ſich mit einem General des Kaiſers von berühmter Herkunft, und der ſich einigen Ruf bei der Armee erworben, geſchlagen hätte. Kurz, ich ſage wie Phaeton in der Oper: »es iſt ſchön, daß ein Sterbli-

cher bis zu den Wolken ſich erhebe, es iſt ſelbſt dann noch ſchön, wenn er fällt.“ Alle dieſe Verfolgungen haben mir weder meinen guten Appetit, noch meine gute Laune geraubt. Glücklich diejenigen, die ihre Philoſophie im Blute haben! So bin ich denn nun von Stufe zu Stufe in der Türkei geſtiegen, trage einen Turban vier Pfund ſchwer auf dem Kopfe, einen langen Bart und Kaftan. Ich möchte mich todt lachen, wenn ich an die Urſache dieſer Maskerade denke, die mich von Rechtswegen nie ſo weit hätte führen ſollen. Indeſſen bin ich meiner ganzen Familie eine Rechtfertigung deshalb ſchuldig, und ich richte ſie an dich, mein Bruder, als den Aelteſten der Familie, doch unter dem Siegel der Verſchwiegenheit. Als ich von Venedig nach Bosnien kam, eine Grenzprovinz des Sultans, ſo wurde ich dort arretirt auf Verlangen eines kaiſerlichen Offiziers, der eben dort war. Die Deutſchen wandten große Summen auf, damit man, als einen Deutſchen, mich ausliefern ſollte. Nachdem ich fünfzehn Monate gefangen geſeſſen — (urtheile, was ich während dieſer Zeit gelitten!) — kam endlich der Befehl, mich meinen grauſamſten Feinden zu übergeben, und in dieſer Noth vertauſchte ich den Hut gegen den Turban, der allein mich retten konnte. Wenn der franzöſiſche Geſandte bei der Pforte mich als Franzoſen reklamirt hätte, man würde mich augenblicklich ihm überliefert haben; allein das hat er nie thun wollen, und ich habe mir ſein Betragen nur daraus erklären können, daß er von einem Juden abſtammt, und folg-

Okk. (mit Schalkheit) Was doch Kinder Alles beobachten.

Rösg. Augen hat er wie Veilchen, und Lippen wie Apfelblüten, und Zähne wie Narcissen.

Nat. Kind, es wäre besser, du lerntest deinen Katechismus, als daß du ihm so oft in die Veilchenblauen Augen guckst.

Rösg. Ja, er überhört mich zuweilen meinen Katechismus. Aber das ist drollig, zu Hause fehlt mir nicht eine Spibe, und wenn Er mich fragt, so weiß ich kein Wort.

Nat. Er überhört dich deinen Katechismus?

Rösg. Alle Woche ein paar Mal.

Nat. Er könnte auch etwas Klügeres thun.

Rösg. Er hat mir eben versprochen, mich klüger zu machen.

Nat. Für dein Alter bist du klug genug.

Rösg. Das meynt' ich sonst auch, aber in seiner Gegenwart komme ich mir zuweilen recht dumm vor. Ein Glück, daß er so gut ist, und mich dennoch lieb hat.

Nat. (rasch) Woher weißt du das?

lich hoch erfreut war, einen Chriſten verkaufen zu können, da er nun einmal zu ſpät auf die Welt gekommen, um den Meſſias kreuzigen zu helfen. Ihm verdanke ich alſo den Turban, aber du ſollſt wiſſen, daß man mich keiner der Ceremonien dabei unterworfen hat, von welchen der Verfaſſer meiner angeblichen Memoiren, um ſeine Leſer zu beluſtigen, zu reden beliebt. Du wirſt auch eben ſowohl als ganz Europa leicht den Schluß machen, daß ein Menſch von meinem entſchiedenen Charakter nicht fünfzehn Monate lang ſich beſonnen haben würde, ein Türke zu werden, wenn ich mit dieſer Abſicht in die Staaten des Sultans gekommen wäre. Noch weniger würde ich den Augenblick abgewartet haben, in dem man mich den Oeſterreichern ausliefern wollte. Es gab kein anderes Mittel, mich aus ihren Klauen zu retten. Ich hätte mich lieber zum Teufel gemacht, als mich ihrer Willkühr Preis gegeben.

Die Urſachen meiner Reiſe nach der Levante waren ſehr vernünftig, und ich kann mit mehr Wahrheit als mancher Andere ausrufen: Der Menſch denkt's, Gott lenkt's. Mehr kann ich darüber nicht ſagen, weil ich gewiſſe Perſonen von hohem Range nicht compromittiren darf. Du ſollſt blos wiſſen, daß ich, unſern ſeufzenden Heuchlern zum Trotz, lieber hier bin und bleibe was ich bin, als daß ich in Deutſchland als ein guter Chriſt mich lebendig ſollte ſchinden laſſen. —

Nach dieſer ernſthaften Rechtfertigung wird Bonneval wieder muthwillig, und erklärt in einem Liedchen: er ſei

noch gar nicht so hinfällig als Narren behauptet hätten; sein Wein und seine Schöne würden die Stützen seines Alters bis zum Tode sein. Er habe, wie Alexander, sich alle die Orte unterworfen, wohin er gekommen. Er sei, wie Alcibiades, ungerechterweise aus seinem Vaterlande vertrieben worden, und werde nun, gleich Jenem, überall geliebkost. Seine Gesinnungen habe er von den alten Philosophen entlehnt, die Nachbarschaft ihrer Gräber bringe ihm ihre Maximen wieder in's Gedächtniß, und Plutarch, sein altes Breviarium, verlasse auch jetzt ihn nie. Man sei nur dann meineidig, wenn man die Gesetze der Natur nicht befolge. Nach dem Beispiel des Anakreon, und eben so alt wie dieser, leere er am Bosphorus oft sein Gläschen Wein und werde von Ceres, Bacchus und den Liebesgöttern nie verlassen. Er zweifle nicht, daß diese Moral für einen Mann seines Alters ein wenig leichtfertig scheinen werde, zumal, wenn man nicht die Kraft habe, die gebrechliche Maschine zum Grabe sich neigen zu sehen, und dabei mit der Seele hoch über dem Abgrunde zu schweben, vollkommen ruhig das unvermeidliche Schicksal betrachtend, dem Jeder vom Weibe Geborne unterworfen ist. Sein Glaube sei: Gott habe nichts verordnet, was nicht gut und nützlich, folglich sei der Tod nicht nur ein eingebildetes Uebel, sondern gewiß ein Gut, weil ihn der Schöpfer in der allgemeinen Ordnung der Dinge mit aufgenommen habe. Uebrigens — fährt er fort — befinde ich mich vollkommen wohl, habe weder Podagra, noch Husten, noch Stein, reite als wäre ich zwan-

zig Jahre alt, und gehe auch noch brav zu Fuße. Nur der Satan, der den heiligen Paul ſo quälte, daß er ihm ſogar Ohrfeigen gab, hat mich verlaſſen, welches mir ſehr leid thut. Dann und wann freilich, des Morgens beſucht er mich wohl noch einmal, aber — passons là-dessus. Meine alte Neigung zum Kriege erwacht wohl noch bisweilen, denn ich bin noch rüſtig genug, um mehrere Kampagnen zu machen, allein der letzte Herr, dem ich gedient, hat mir faſt alle Höfe auf der Welt verleidet; ich müßte mir einen Souverain wählen dürfen, und vielleicht würde der, den ich wählen möchte, mich nicht wollen.

Hier thue ich was ich will, lebe wie mir beliebt, nichts mangelt mir, ich habe ſogar genug, um den Hang zur Verſchwendung zu befriedigen, den man mir ſo oft vorgeworfen hat. Geſtehen muß ich freilich, daß mein Leben ein wenig allzueinförmig iſt, und daß ich, ohne meine Bücher, wenig Zeitvertreib nach meinem Geſchmack finden würde. Indeſſen bin ich doch gar nicht unzufrieden mit meinem Schickſale. Die größten und edelſten Männer in Deutſchland beweiſen mir noch immer viele Theilnahme; ſelbſt die Oeſterreicher haben, bei den Miniſtern des Sultans, mir Lobſprüche ertheilt, die gewiß nicht erbettelt waren, ja ſogar Kardinäle und Biſchöfe, die vormals meine Freunde waren, ſind es geblieben. Gekrönte Häupter erzeigen mir gleiche Ehre. Nur mit dem kleinen franzöſiſchen Ambaſſadeur kann ich mich nicht vertragen, wir denken zu ungleich. Dennoch habe ich bei jeder Gelegenheit das franzöſiſche

Intereſſe wahrgenommen; die ſchwediſchen und türkiſchen Miniſter können mir bezeugen, daß ich es bin, der die Annahme der Mediation unſers großen Monarchen bewirkt hat u. ſ. w. Leb wohl! mein Bruder! und vergiß nie, daß es in dieſer Unterwelt blos Thorheiten gibt, die in luſtige, ernſthafte, politiſche, theologiſche, gelehrte, traurige ꝛc. ꝛc. eingetheilt werden, aber daß nur die luſtigen den Leib immer offen erhalten und ein langes, fröhliches Leben gewähren.

(Das Einzige Empörende in dieſem ganzen Briefe iſt; daß Bonneval ſeiner braven Gattin mit keiner Silbe gedenkt.)

Die Ehetrennungen der vormaligen Monarchen von Frankreich.

(Ein hiſtoriſcher Verſuch.)

Es iſt dem Verfaſſer nicht unbekannt, daß ſchon vor einigen Jahren ein ähnlicher Verſuch eines Ungenannten im Druck erſchienen iſt, allein er ſchmeichelt ſich, mehr aus den echten Quellen geſchöpft zu haben, und vielleicht auch ein lebhafteres Gemälde zu liefern. Dem Leſer, dem die häuslichen Begebenheiten der alten franzöſiſchen Könige nicht ganz gegenwärtig ſind, wird dieſe Skizze hoffentlich Vergnügen gewähren.

Der erſte franzöſiſche Monarch, der ſeine Gemahlin von ſich entfernte, war Clotar I. Sie hieß Inegunde und wird als ein ſehr ſanftes, in ihr Schickſal ſich ergebendes Frauenzimmer geſchildert. Sie wurde mehrere Jahre lang, dem Anſcheine nach, von ihrem Gemahl zärtlich geliebt und auf dieſe Liebe vertrauend, ſprach ſie eines Tages zu ihm: (Greg. v. Tours lib. 4. n. 3.) »Der König, mein Herr, hat mit ſeiner Magd gethan nach ſeinem Gefallen, und hat ſie in ſein Bett aufgenommen. Jetzt bitte ich meinen Herrn und König wohl zu vernehmen, was ſeine unterthänige Magd ihm vorzutragen hat. Wenn er mir die höchſte Gunſt erweiſen will, ſo beſchwöre ich ihn, meiner Schweſter Aregunde, ſeiner Magd, einen Mann zu verſchaffen, deſſen Rang und Verdienſt demjenigen Stande und Range gleich komme, zu welchem er mich erhoben hat, um durch ſolch' eine Verbindung mich wo möglich noch näher an die Perſon meines Königs zu feſſeln.«

Auf dieſe demüthige Bitte erhob ſich Clotar ſogleich nach dem Landhauſe, welches Aregunde bewohnte, und machte ſie ohne weitere Umſtände zu ſeiner eigenen Frau. Das war nun wohl gar nicht die Meinung der guten Inegunde, die nicht wenig erſtaunen mochte, als Clotar zurückkehrte und ſie folgendergeſtalt anredete: »Ich habe dein Begehren erfüllt. Du wollteſt einen mächtigen und reichen Mann für deine Schweſter, ich habe ſie ſelbſt geheirathet, welches dir ſonder Zweifel viel Vergnügen machen wird.«

Der gute Clotar kannte ſchwerlich die Weiber, auch

leuchtet aus Ingundens Antwort eben kein groſses Vergnügen hervor. »Ich werde mich bemühen,« ſagte ſie, »nichts zu thun, was meinem Herrn mißfallen könnte. Die einzige Gnade, die ich noch erflehe, iſt, daß ſeine Magd nicht die Ehre ſeiner Hochachtung verliere.« — Sie fand ſich alſo mit vieler Sanftmuth in ihr Schickſal, und lebte für ihre ſechs Kinder.

Das zweite, nicht minder auffallende Beiſpiel hat derſelbe Clotar geliefert. Waldrade war die Tochter eines Königs der Longobarden und Schweſter einer Königin von Auſtraſien, mit deren Sohn ſie ſich vermählte. Die auſtraſiſche Linie ſtarb aus, und nun nahm der alte Clotar die Witwe deſſen zur ſechſten Gemahlin, deſſen Groſsoheim er war, blos um ſich des Königreichs Auſtraſien zu bemächtigen und ſeinen Brüdern nichts davon zu geben. (Es geſchah im Jahr 555.) Die Geiſtlichkeit fand aber dieſe Ehe unzuläſſig, und Clotar verſtieß ſie wieder, nachdem er ſeinen Zweck erreicht hatte.

Das dritte Beiſpiel wird von Cherebert erzählt, einem Sohne von Clotar I. und Jurgunden. (Gregorius von Tours, lib. 4. c. 6.) Er war vermählt mit Ingoberge, verliebte ſich aber nebenher in ein Paar hübſche Mädchen auf einmal, zwei Schweſtern von niedriger Herkunft, in Dienſten der Königin. Ihr Vater war ein Wollenweber und dieſen ehrlichen Handwerksmann ließ die eiferſüchtige Königin zu ſich kommen, und gab ihm Arbeit, die er in ihren Zimmern anfangen mußte. Dann holte ſie ihren Ge-

mahl und verſprach, ihm ein ganz neues Schauſpiel zu zeigen. Als der König die Thür öffnete, und den Wollenweber erblickte, ſtutzte er und wollte umkehren.

„Ei," ſagte Ingoberge, »warum wollt Ihr nicht ſehen, wie geſchickt Euer Schwiegervater die Wolle miſcht?" — Der bittere Schmerz bekam ihr ſehr übel, denn Cherebert verſtieß ſie und heirathete des Wollenwebers Tochter.

Das vierte Beiſpiel meldet Gregorius vom König Guntram, deſſen Gemahlin Veneranda hieß und nur die Tochter eines Leibeigenen des Königs war. Guntram wurde ihrer Reize überdrüſſig und nahm noch eine zweite Frau. Dieſe Untreue ertrug Veneranda nicht mit ſo vieler Sanftmuth als ehemals Ineguude. Noch erfreute ſie ſich des Vorzugs, einen Prinzen geboren zu haben, als aber ihre Nebenbuhlerin den König gleichfalls mit einem Prinzen beſchenkte, da entbrannte ihr Haß, und man gibt ihr Schuld, dieſes Kind aus dem Wege geſchafft zu haben. Auch ihr eigner Sohn ſtarb bald darauf und Guntram, der ſie als die Urheberin alles dieſen Unheils hielt, verſtieß ſie. Seine zweite Gemahlin war zwar von edler Geburt, allein er behandelte ſie nicht zärter als die erſte, denn er verliebte ſich in eine ihrer Kammerfrauen, Auſtregilde oder auch Boſile genannt, die er, als die Königin ſtarb, gleichfalls heirathete. Die Boſile war ein Ungeheuer. Als ſie ſich dem Tode nahe fühlte, behauptete ſie, die Aerzte hätten ſie umgebracht (Greg. v. Tours lib 5. n. 36), und bat deshalb den König, gleich nach ihrem Hinſcheiden ihre

Mörder zu vertilgen, »damit,« wie sie sich ausdrückte, »die Seufzer derer, von denen sie geliebt werde, sich mit den Thränen derer mischen möchten, welche jenen Aerzten zugethan wären.« — Mit dieser gräßlichen Bitte auf den Lippen starb sie, und Guntram fand auch nichts billiger, als die armen Aerzte, Nikolaus und Donat sogleich erdrosseln zu lassen; welches denn wohl ein wenig sündhaft sein mochte, fügt der ehrliche Gregor hinzu. (Quod non sine peccata factum fuisse multorum censet prudentia.)

Das fünfte Beispiel hat Childerich aufgestellt. Seine Gemahlin war eine sanfte, eben nicht mit großem Geist begabte Frau, aber sehr schön, wiewohl ein Neuerer (Le Gendre) behauptet, sie sei nur eine schöne Bildsäule gewesen. Indessen besaß sie doch das Verdienst einer großen Fruchtbarkeit, hatte bereits drei Prinzen geboren und war zum vierten Mal schwanger, als Childerich einen Feldzug gegen die Sachsen antrat. Während seiner Abwesenheit wurde sie von einer Prinzessin entbunden. Eine ihrer Hofdamen, die nachmals so berühmte Fredegunde, ein schlaues Weib, das bereits mit dem Könige einen Liebeshandel angesponnen hatte, überredete die gutmüthige und arglose Königin, das Kind selbst zur Taufe zu halten, unter dem Vorwand, daß der König bei seiner Zurückkunft eine gewaltige Freude darüber haben würde. Die in ihrer Religion schlecht unterrichtete Mutter that was die Freundin ihr rieth. Aber nun trat Fredegunde dem Könige

bewillkommend entgegen, wünſchte ihm Glück zu der neugebornen Tochter, beſeufzte jedoch, daß er in dieſer Nacht ein großes Verbrechen begehen, nämlich bei ſeiner Frau Gevatterin ſchlafen würde. Sobald Childerich vernahm, daß zwiſchen ihm und ſeiner Gemahlin eine geiſtliche Verwandtſchaft eingetreten ſei, erlaubte ſein Gewiſſen ihm nicht, ſie zu umarmen, ſondern er erzeigte dieſe Ehre auf der Stelle Fredegunden und verſtieß die Frau Gevatterin. Die Betrogene wurde in ein Kloſter geſteckt, aber auch dahin verfolgte ſie Fredegundens Haß, denn ſie wurde auf deren Befehl im Jahre 580 erſäuft oder erdroſſelt.

Derſelbe Childerich oder Chilprich hat auch das ſechſte Beiſpiel einer Ehetrennung geliefert, bei der es noch gewaltſamer herging. Fredegunde nämlich hoffte damals noch vergebens durch ihre Verbrechen den Thron zu erringen. Der König behielt ſie zwar zur Maitreſſe, aber zur Gemahlin verlangte er durchaus eine Prinzeſſin, und warf ſein Auge auf Galſonten, die älteſte Tochter des Königs der Weſtgothen. Galſonte war nicht ſchön, aber geiſtreich und voll Grazie. (Le Gendre t. 1. p. 225.) Weder ihr noch ihrer Mutter, von der ſie zärtlich geliebt wurde, war Childerich's Antrag willkommen, da er in einem ſehr üblen Rufe ſtand; allein der Vater kehrte ſich daran nicht, die Politik ſieht mit andern Augen. Galſonte, mit großen Reichthümern ausgeſtattet, wurde dem franzöſiſchen Monarchen zugeführt. Ihre Abreiſe war ein Tag der Trauer

für das ganze Volk; sie wurde von den Thränen ihrer Mutter und von eigenen schwarzen Ahnungen begleitet. Die Pracht, mit welcher sie durch Narbonne und Poitiers ging, war außerordentlich; Fortunatus in seinen Gedichten sagt, daß die Räder ihres Wagens von Silber waren. In Rouen wurde die Vermählung vollzogen. Der geizige Chilprich, als er den Brautschatz sah, fand Galsonten sehr liebenswürdig, und in der That schien es eine Zeit lang, daß ihre Tugend, ihr Verstand, ihre Gefälligkeit den flatterhaften König endlich gefesselt hätten. Vielleicht glaubte Galsonte es selbst, doch nur zu bald erkannte sie ihren Irrthum. Die schlaue und blutdürstige Fredegunde behauptete nach wie vor ihren gefährlichen Einfluß auf des schwachen Childerich's Herz. Galsonte, vom ganzen Hof angebetet, und im Bewußtsein ihrer hohen Geburt und ihrer Tugenden, erlaubte sich Klagen, Vorwürfe und verlangte endlich geradezu, daß man entweder Fredegunden entfernen oder sie nach Spanien zurück senden solle. Childerich, der weder mit ihrem Vater zerfallen, noch ihren Brautschatz wieder ausliefern wollte, schmeichelte ihr auf's Neue und besänftigte sie, ließ sie aber bald nachher in ihrem Bett erdrosseln. Dadurch wurde das Band der Ehe getrennt und Fredegunden Platz gemacht.

Das siebente Beispiel. Ein ähnliches Schicksal wie Galsonte hatte Blichildis, die erste Gemahlin Theobert des Zweiten, Königs von Austrasien. Seine Mutter, die berühmte Brunhildis oder Brunehaud, kaufte sie

Rösg. Je nun, so dumm bin ich nicht, daß ich das nicht merken sollte. Mannichmal sitzt er ganz traurig im Winkel, aber wenn ich hereintrete, gleich wird er heiter.

Nat. Liebes Ding.

Rösg. Dann nimmt er mich bey der Hand, und schwatzt Stunden lang.

Nat. Wovon denn?

Rösg. Hm! von allerley; meistentheils von Ihnen, gnädige Gräfin.

Nat. Von mir?

Rösg. Ich muß ihm erzählen, was Sie machen? wovon Sie mit mir reden? ob Sie auch Seiner oft erwähnen?

Nat. Und was sagst du ihm dann?

Rösg. Ich sage, daß Sie viel, recht viel von ihm sprechen.

Nat. Schwätzerin.

Rösg. Dann will er wissen, wann Ihr Geburtstag ist?

Nat. Was geht ihn mein Geburtstag an?

Rösg. Als neulich der fremde Herr hier war, dem Sie so viel auf dem Klavier vorspielten,

zu Metz als eine sehr schöne und geistreiche Sklavin. Sie wollte nicht, daß ihr Sohn sich mit einer Prinzessin verbinden sollte, aus Furcht, daß eine solche Schwiegertochter den Einfluß der Schwiegermutter verringern möchte; hingegen meinte sie, eine Sklavin, die sie selbst aus dem Staube auf den Thron erhöbe, werde diese Wohlthat Zeitlebens dankbarlich erkennen. Allein sie irrte. Blichildis gewöhnte sich bald an ihren neuen Rang, die Vormundschaft der Schwiegermutter wurde ihr lästig; ohnehin haßten die Großen die Königin Mutter wegen ihres Stolzes, Blichildis hingegen hatte durch ihre liebenswürdige Herablassung alle Herzen gewonnen. Es entstanden zwei Parteien am Hofe, die Damen wurden immer mehr und immer heftiger erbittert gegen einander, vergebens bemühte sich der König sie auszusöhnen. Brunhildis mußte endlich weichen. Sie ging zu ihrem Enkel. Damals also, im Jahre 599, liebte Theodebert seine Gemahlin mehr als seine Mutter; zehn Jahre später aber (609) ermordete er sie, um eine Andere zu heirathen. Zwar bürdet Mezeray diesen Mord der Schwiegermutter auf, allein Fredegarius, der weit älter ist als Mezeray, und gar keine Vorliebe für Brunhildis äußert, sagt ausdrücklich, der König habe seine Gemahlin getödtet, um sich ein junges Mädchen, Namens Teudechildis, zuzulegen, also nur um eine Lust zu büßen.

Das achte Beispiel. Dietrich II., mit dem Beinamen der Junge, König von Burgund und Austrasien,

Enkel der berühmten Brunhildis, vermählte ſich mit Ermengard, einer Tochter des Königs der Weſtgothen. Die Braut wurde zu Chalons ſur Saone mit großer Pracht empfangen. Vergebens hatte ſich die herrſchſüchtige Großmutter dieſer Verbindung aus denſelben Gründen widerſetzt, aus welchen ſie die der Blichildis befördert hatte. Allein da Dietrich ein ſehr ausſchweifender Fürſt war, der der Reize der neuen Königin bald überdrüſſig wurde, ſo gelang es der Brunehaud in ſehr kurzer Zeit, ihren Enkel dahin zu bringen, daß er Ermengard nach Spanien zurückſchickte, trotz der Eidesſchwüre, welche ſeine Geſandten, unter denen ſich ein Biſchof von Lyon befand, in ſeinem Namen hatten leiſten müſſen. Vergebens berief ſie ſich auf dieſe Schwüre, nicht einmal ihren Brautſchatz gab Dietrich zurück. Er verwickelte ſich dadurch in ſehr ſchlimme Händel, da der beleidigte Schwiegervater ein Bündniß gegen ihn mit mehreren Fürſten ſchloß, und durch einen Einfall in ſeine Staaten ſich rächte.

Neuntes Beiſpiel. Dagobert I., der Gründer der Abtei St. Denis, vermählte ſich mit Gomatrude, einer Schweſter der vortrefflichen Königin Bertrude, der allgemein verehrten Gemahlin Clotar's des Großen, der auch der Vermählung ſeiner Schwägerin im Jahr 625 beiwohnte. (Fredegarius c. 53. u. 58.) Drei Jahre nachher wurde ſie verſtoßen, unter dem Vorwand der Unfruchtbarkeit. Allein die franzöſiſchen Geſchichtſchreiber ſtimmen darin überein, daß jene Unfruchtbarkeit ein

bloßer Vorwand war, denn Dagobert hatte ſich in eine Hofdame ſeiner Gemahlin, Nantilde, verliebt, die er auch heirathete, obgleich der heilige Amandus, Biſchof von Maſtricht, aus allen Kräften ſich der Scheidung von Gomatruden widerſetzte. Dagobert, einer der ausſchweifendſten Wollüſtlinge, blieb aber auch Nantilden nicht getreu, denn Fredegarius nennt noch drei andere Beiſchläferinnen, (deren wenigſtens Eine, Ragnetrude, gleichfalls den Titel Königin führte) und fügt hinzu: ſeiner übrigen Liebſchaften wären ſo viel geweſen, daß er ſeine Erzählung durch ihre Namen nicht anſchwellen möge.

Obige neun Beiſpiele ſind aus der Geſchichte der Könige der erſten Dynaſtie gezogen. Wir wenden uns jetzt zu der zweiten Dynaſtie, zu der der Karolinger, und da ſtoßen wir zuerſt auf Karl den Großen, der das zehnte Beiſpiel geliefert hat, und der unter die bewundertſten und geliebteſten franzöſiſchen Monarchen gehört. Die Bewunderung will ich ihm nicht abſprechen, daß er aber geliebt wurde, daran zweifle ich aus guten Gründen, die ich bei einer andern Gelegenheit hiſtoriſch und moraliſch auseinander ſetzen werde. Hier ſei blos die Rede von ſeiner Vermählung mit Ermengard (oder Bertha, wie Andere ſie nennen), der Tochter des Longobardiſchen Königs Deſiderius, die im Jahr 770 vor ſich ging, nachdem er ſeine erſte Gemahlin verſtoßen hatte, Papſt Stephan II. widerſetzte ſich derſelben aus allen Kräften, allein vergebens. Indeſſen wurde Karl ſeiner zweiten

Gemahlin auch bald überdrüſſig, und ſchickte ſie wieder nach Hauſe. Man könnte nun freilich vermuthen, und mehrere franzöſiſche Geſchichtſchreiber thun das auch, Karl habe es aus Politik gethan; Einige ſagen auch, er habe dabei den Rath der Biſchöfe befolgt; Andere, (beſonders der Mönch von St. Gallen) behaupten, Bertha ſei unfruchtbar geweſen. Allein Erſtens konnte Karl von ihrer Unfruchtbarkeit noch nicht überzeugt ſein, da er ſie kaum ein Jahr beſeſſen; Zweitens gilt das Zeugniß Eginhard's, ſeines gleichzeitigen Biographen, hier wohl mehr als jedes andere, und dieſer ſagt ausdrücklich (in Carol. M. p. 8.) die Urſache ſei ungewiß. (Incertum qua de causa post annum repudiavit.)

Auch kommt eine merkwürdige Stelle vor, beim Paſchaſius Radebertus im Leben Adelards, (ſiehe Mabillon Acta S. S. Ord. S. Ben. T. IV. P. I. p. 310) die ſich mit den Worten ſchließt: — atque rex inlicito uteretur thoro propria sine aliquo crimine repulsa uxore. Schmidt, in ſeiner Geſchichte der Deutſchen, T. I. p. 401, iſt gleichfalls weit entfernt, die Trennung von Karl's Ehe der Politik zuzuſchreiben, ſondern er ſagt ganz trocken: Karl habe geglaubt, eben das thun zu dürfen, was mehrere von ſeinen Vorfahren gethan hätten.

Wenn man nun, auf dieſe unverwerflichen Autoritäten geſtützt, noch den Umſtand hinzurechnet, daß Karl dadurch den Zorn ſeiner Mutter reizte, welche die Verbindung geſtiftet hatte, und daß viele vornehme Franken — beſon-

ders diejenigen, die ſich nach der damaligen Gewohnheit eidlich verbürgt hatten, daß Ermengard nie verſtoßen werden ſollte — höchſt unzufrieden mit dieſem Treubruch waren, und daß endlich Karl's dritte Gemahlin, Hildegard, aus einer eben nicht bedeutenden deutſchen Familie abſtammte; ſo darf man wohl mit Recht behaupten, daß die Trennung von Karl's Ehe blos ein Werk ſeiner königlichen Laune war.

Eilftes Beiſpiel. Karl der Dicke vermählte ſich mit Richarde, der Tochter eines ſchottiſchen Königs, im Jahre 877. Er war bekanntlich ein ſehr ſchwacher Fürſt, welches er, unter Anderm, auch dadurch bewies, daß er, nach einer zehnjährigen Ehe, Richarden des Ehebruchs und eines unerlaubten Umgangs beſchuldigte mit einem Manne, der Luitgard hieß, und lange ſein vertrauteſter Miniſter geweſen war, jetzt verbannte er ihn vom Hofe, und berief eine Verſammlung (ſiehe Reginon bei dem Jahre 887, p. 482 der Ausgabe von 1609 hinter dem Abbas Urspergensis), in welcher er, in Gegenwart der Kaiſerin, ſeine eigene Schande proklamirte, doch zugleich verſicherte, daß er die Ehe mit Richarden nie wirklich vollzogen habe. So unglaublich dies, nach zehn verfloſſenen Jahren, ſcheinen mochte, ſo bekräftigte es doch Richarde ſelbſt, betheuerte aber zugleich, daß ſie auch nie einem andern Manne erkannt habe, erbot ſich, jeder Unterſuchung ſich zu unterwerfen, auch die Feuerprobe zu beſtehen, oder einen Kämpfer für ſich zu ſtellen. Es ſcheint nicht, daß man auf dieſes Anerbieten

Rückſicht genommen. Die Ehe wurde getrennt, und Richarde ging in ein Kloſter, welches ſie ſelbſt bei Straßburg erbauet hatte.

Das zwölfte Beiſpiel. Ludwig der Stammler vermählte ſich aus Liebe, und zwar Anfangs insgeheim ohne Wiſſen ſeines Vaters, Karl's des Kahlen, mit der ſchönen Ansgarde. Sie lebten ſehr glücklich mit einander, bis Karl der Kahle, man weis nicht warum, die Trennung dieſer Ehe gebot. Ludwig mußte gehorchen. Nach ſeines Vaters Tode wollte Ansgarde ihre Rechte auf's Neue giltig machen, der Erzbiſchof Hinkmar von Rheims unterſuchte die Sache und entſchied, daß Ludwig ſie wieder zur Gemahlin nehmen ſollte, obgleich er ſich indeſſen ſchon mit einer andern, Adelheid, verbunden hatte. Ludwigs alte Liebe erwachte, und er war bereit, die Ehe mit Ansgarden zu erneuern, Adelheid zu verſtoßen, allein der berüchtigte Erzbiſchof von Paris, Gozelin, duldete es nicht, und der wankelmüthige Ludwig wurde auch bald wieder andern Sinnes. — Soviel von der zweiten Dynaſtie.

Das dreizehnte Beiſpiel, das erſte aus der dritten Dynaſtie. Robert der Fromme, Sohn des Hugo Capet, verband ſich durch die zärtlichſte, dem Throne gewöhnlich ſo fremde Liebe, mit Bertha, der Witwe eines Grafen von Blois. Sie war mit Robert weitläufig verwandt, und unglücklicher Weiſe war er noch überdies in eine geiſtliche Verwandtſchaft mit ihr gerathen dadurch, daß

er Eines ihrer Kinder aus der erſten Ehe zur Taufe gehalten hatte. Gründe genug, um in der damaligen Zeit dieſe Ehe für gottlos zu halten. Robert ſelbſt wurde unruhig darüber und befragte die Geiſtlichen, was zu thun ſei? ſie riethen ihm, einen Synod zuſammen zu berufen, in welchem die franzöſiſche Geiſtlichkeit kraft ihrer zu allen Zeiten ausgeübten Macht, ihn diſpenſiren könne, ohne den Papſt darum zu fragen. Das geſchah auch wirklich, und die Ehe wurde vollzogen. Aber die päpſtliche Gewalt hatte damals ſchon große Fortſchritte gemacht und Gregor V. wollte die ſchöne Gelegenheit nicht verlieren, ſie noch weiter auszubreiten. Hätte Robert ſich gleich an ihn gewandt, er würde ſicher die erwünſchte Diſpenſation erhalten haben, nun aber zeigte ſich Gregor gleich erbittert ſowohl gegen den Fürſten, als gegen die Geiſtlichkeit, die, ohne ſeine Zuſtimmung, einen ſolchen Schritt gewagt hatte. Er verſammelte ein Concilium zu Rom, in Gegenwart des Kaiſers Otto, excommunicirte die Biſchöfe, welche die Verbindung gut geheißen, und excommunicirte auch das liebende Fürſtenpaar, wenn es nicht auf der Stelle ſich wieder trennen würde. Robert und Bertha kehrten ſich Anfangs wenig an ein Urtheil, welches dem Wohl des Staates, der Majeſtät des Thrones und den Grundſätzen der gallicaniſchen Kirche ſo gänzlich zuwider war. Sie lebten und liebten ſich nach wie vor. Allein der Papſt, um ſeinem Bannſtrahl Wirkung zu verſchaffen, wagte zum erſten Mal einen unerhörten Schritt, und legte das ganze Reich in den Bann. Alſobald

ſah man den Gottesdienſt gehemmt, keinem Lebenden wurde das Sakrament gereicht, kein Todter wurde begraben. Das erſchrockene Volk zitterte und murrte. Der König wurde ſogar von allen ſeinen Bedienten verlaſſen; kaum blieben zwei oder drei bei ihm, aber auch dieſe wurden ſo überzeugt von der Gottloſigkeit ſeiner Ehe, daß ſie Alles, was er berührt hatte, als unrein betrachteten, die Schüſſeln, von welchen er geſpeiſt, auf die Straße warfen, und, was er von Speiſen übrig ließ, den Hunden gaben.

Welche rührende Zärtlichkeit mußte nicht Robert für Bertha empfinden, da er die Kraft aus ihr ſchöpfen konnte, nicht allein alle dieſe Unwürdigkeiten zu ertragen, ſondern auch wohl gar einen noch wankenden Thron auf das Spiel zu ſetzen! — Eine zu frühe Niederkunft überraſchte die Königin; alſobald verbreitete ſich das Gerücht, die Strafe Gottes habe ſich an ihr offenbart, ſie ſei von einer Mißgeburt mit einem Gänſekopf und Gänſehals entbunden worden. (Damianus lib. VII. epist. 19.)

Robert mußte endlich nachgeben. Das Volk glaubte, das Strafgericht Gottes, das durch den Gänſekopf über ihn verhängt worden, habe ſeine Halsſtörrigkeit überwunden; allein der berühmteſte franzöſiſche Geſchichtſchreiber, Mezeray, ſagt, er ſei durch die Lage der Angelegenheiten dazu gezwungen worden.

Die unglückliche Bertha behielt nicht allein den Titel einer Königin, ſondern ſogar die Hoffnung, nicht auf immer von ihrem Robert getrennt zu ſein, denn ſie kannte

sein Herz, wußte, daß er sie noch liebte, und daß er der redlichste Mann in seinem ganzen Reiche war. Selbst die Vermählung mit Constantia von Arles schlug ihren Muth nicht ganz nieder, und als sie erfuhr, daß er, mit Zurücklassung seiner zweiten Gemahlin, eine Reise nach Rom gemacht habe, folgte sie ihm dahin, hoffend, ihn noch treu und den jetzigen Papst geneigter zu finden, ihre Ehe als giltig anzuerkennen, da sich indessen mehrere ihrer Anhänger für sie verwendet hatten. Allein das durch Gregor V. erregte Aufsehen war zu groß, die Schritte konnten nicht mehr zurück gethan werden, und Bertha starb als ein Opfer der päpstlichen Herrschsucht.

Das vierzehnte Beispiel. Eine andere Bertha — der Name schien von einer ungünstigen Vorbedeutung für das Glück der Ehe — eine Gräfin von Holland, vermählte sich mit Philipp dem Ersten im Jahre 1071. Auch hier stand eine weitläufige Verwandtschaft im Wege, deren aber in den ersten zwanzig Jahren dieser Ehe gar keine Erwähnung geschah, nicht einmal dann, als Unfruchtbarkeit den König zu einer Trennung zu berechtigen schien. Er ließ in allen seinen Staaten öffentliche Gebete anordnen, um den Ehesegen vom Himmel zu erflehen, und — Bertha gebar einen Prinzen im zehnten Jahre ihrer Verbindung. Philipp war entzückt. Er machte in offenen Briefen dieses frohe Ereigniß allen seinen Unterthanen bekannt; überall wurde die Geburt des Thronfolgers durch glänzende Feste gefeiert. Die Geburt einer Tochter und

eines zweiten Sohnes ſchien das Band immer feſter zu knüpfen, um ſo mehr, da Bertha's nachſichtsvolle Sanftmuth dem wollüſtigen Monarchen gern verzieh, wenn er an einem, durch Sittſamkeit eben nicht berühmten Hofe, ſeinen Begierden den Zügel ſchießen ließ. Aber — ſagt der verſtändige Mezeray — »die Vergnügungen trüben ſich ſelbſt, werden oft zu Geſchäften und veranlaſſen deren ſehr gefährliche.“ Bertha's Beſitz hatte keinen Reiz mehr für Philipp, und nun erſt erwachte ſein Gewiſſen, ihm die Verwandtſchaft vorrückend. Nachdem er drei Kinder mit ihr erzeugt hatte, fand er auf Einmal, daß er Blutſchande triebe. Die unglückliche Königin wurde vorläufig nach Montreuil-ſur-Mer verbannt, die Scheidung aber erſt im Jahre 1090 förmlich proklamirt, und zwar auf Bitten der ſchönen Bertrade von Montfort, in die der König verliebt war. Bertha ſtarb drei Jahre nachher in Kummer und Armuth.

Das fünfzehnte Beiſpiel. Bertrade von Montfort, ſchilderte der Abbé Suger, Geſchichtſchreiber und Miniſter Ludwig des Dicken, mit angenehmern Zügen. Ihm zufolge war Bertrade eben ſo ſchön als geiſtreich und muthvoll. Sie wußte ohne Zwang die Herzen zu beherrſchen. Man befahl Andern weniger gern als man ihr gehorchte. Ihren Willen, ſelbſt ihre Launen befolgend, glaubte man doch nur den eigenen Willen zu vollbringen. (Suger im Leben Ludwig des Dicken c. 17.)

Sie war noch ſehr jung, als man ſie zur Gemahlin des

ten, da mußte ich ihm erzählen, was Sie gesungen hatten. Aber damals war er ganz mürrisch.

Nat. Warum?

Rösg. Das weiß ich nicht. Seine Wunden mochten ihn wohl schmerzen. Hernach hat er wohl noch drey Tage lang von nichts als von dem fremden Herrn gesprochen.

Nat. Kennt er ihn?

Rösg. Nein, aber er meynte — es würde wohl bald eine Hochzeit hier im Hause geben.

Nat. Und was antwortetest du ihm?

Rösg. Ich sagte, das wäre wohl möglich.

Nat. Dummes Ding! es ist aber nicht wahr.

Rösg. Das wußte ich nicht. Ich will ihm noch heute sagen, daß es nicht wahr ist.

Nat. Laß das nur bleiben, es geht ihn doch nichts an.

Rösg. Er würde sich aber sehr freuen, wenn Sie glücklich wären, das sagt er oft.

Nat. Sagt, er das?

Rösg. Einmal weinte er sogar dabey.

Nat. Er weinte?

widerlichſten Mannes beſtimmte, eines Grafen von Anjou mit dem Beinamen der Zänker. Außer der Eigenſchaft, welche ihm dieſen Beinamen erworben hatte, war er auch ſehr häßlich, in Ausſchweifungen grau geworden, mit dem Zipperlein behaftet, und nur Geburt und Reichthum bedeckten, wie gewöhnlich, alle ſeine leiblichen und geiſtigen Gebrechen. Auch hatte er ſchon drei Frauen gehabt, deren zwei Verſtoßene ſogar noch lebten. Dennoch wurde Bertrade, eine arme Waiſe, von ihrem Oheim dieſem Unhold ausgeliefert. Was war natürlicher, als daß ſie ihn von ganzem Herzen haßte und auf Mittel dachte, ihre Freiheit wieder zu gewinnen, oder ſie wenigſtens um einen höhern Preis zu verkaufen?

Sie wußte, daß der König von ſeiner Gemahlin getrennt lebte, ſie wußte, wie empfänglich der König für weibliche Reize war, und vor allen Dingen war ſie ihrer Schönheit ſich bewußt. Warum ſollte es ihr nicht gelingen, den franzöſiſchen Thron zu beſteigen? Das Verlangen nach dieſem und der Wunſch, ſich von ihrem alten Zänker zu befreien, wurden ſo heftig, daß ſie ſogar die weibliche Sittſamkeit überwanden. Bertrade ſchickte insgeheim eine Botſchaft an den König, ihn zu komplimentiren und ihm ihre Hochachtung anzubieten. Der Funke fiel augenblicklich in Philipp's Bruſt und ſein Herz loderte. Seine Antwort war die eines feurigen Liebhabers. Man beſtimmte eine Zuſammenkunft zu Tours, am Pfingſtabend im Jahre 1092. Die Einverſtandenen ſahen ſich, der Etikette gemäß,

einige Augenblicke öffentlich, dann nahm Bertrade den Zeitpunkt wahr, wo ein neuer Taufstein in der Kirche des heil. Johannes geweiht wurde und die ganze Stadt dahin sich drängte, um die Ceremonie anzugaffen; sie entschlüpfte während derselben, von ihrem Gemahl unvermißt, und kam, unter Bedeckung einer königlichen Reiterschar, glücklich nach Orleans. Jetzt boten die Liebenden Alles auf, um von beiden Theilen förmlich geschieden zu werden. Philipp bewies seine Verwandtschaft mit Bertha und Bertrade erklärte: sie sei zu der Verbindung mit dem podagrischen Zänker gezwungen worden, auch wären noch zwei Frauen desselben am Leben, von welchen er sich eigenmächtig geschieden. Der Papst war diesmal nachgiebig; die Liebenden sahen sich frei und wähnten um so mehr, daß ihre Vermählung nichts mehr hindern könne, da Bertha um diese Zeit starb.

Der König lud die Großen und die Prälaten seines Reiches zu der Hochzeitsfeier. Alle billigten, laut oder schweigend was geschah. Die Verbindung wurde zu Paris durch den Bischof von Senlis eingesegnet. Nur Yvo, der Bischof von Chartres, war nicht erschienen, und hatte, auf des Königs schriftliche Einladung geantwortet: »sein Gewissen verstatte ihm solches nicht, weil zuvor ein Concilium über die Rechtmäßigkeit der Trennung von Bertha und des neuen Bündnisses entscheiden müsse, und lieber wolle er mit einem Mühlstein am Halse in das Meer versenkt werden, als sein zartes Gewissen beflecken.» (Yvonis Epistolae. XV.) Am Schluß seines Briefes erinnerte er

den König an Adam, Simson und Salomon, deren Namen hier nicht in dem mindesten Zusammenhange mit der verhandelten Sache standen. Er schrieb auch an die Bischöfe (ep. XIV. u. XXV.) »sie sollten keine stummen Hunde sein, die nicht bellen könnten, sondern, als wachsame Vorposten beim Anblick des Feindes in die Trompete stoßen.« — In andern Briefen nannte er den König einen Herodes, einen Balac, einen Nero und Bertraden eine Jesabel, eine Herodias.

Vergebens versuchte Philipp alle glimpflichen Mittel, um den blinden Eiferer zu besänftigen, vergebens berief er sich auf die Legaten des Pabstes, welche seine Trennung von Bertha im Namen ihres Herrn proklamirt hatten. Yvo's Ränke bewirkten die Ernennung eines neuen Legaten, welcher im Jahre 1094 ein Concilium versammelte und den König, wegen seiner Vermählung mit Bertraden, in den Bann that. Philipp kehrte sich nicht daran, allein er hatte, außer Yvo, noch zwei erbitterte Feinde zu bekämpfen, den Pabst Urban den Zweiten, und den Grafen von Anjou, der mit Wuth die schöne Bertrade in des Königs Armen sah. Philipp erklärte, er wolle sich auf einem Concilium zu Clermont persönlich rechtfertigen. Es wurde gehalten, der ränkevolle Yvo war dessen Seele, und der Zänker trat als Kläger auf, seine Klage stützend auf die Verwandtschaft zwischen ihm und dem Könige, welche dem Letztern verbiete, des Grafen gewesene Gattin zu ehelichen.

Philipp und Bertrade wurden nochmals in den Bann gelegt, und zugleich alle Diejenigen damit bedroht, welche ihn für ihren König und Souverain erkennen würden. Die schöne Bertrade nannte man die Verfluchte (maledicam, Wilh. Malmesbury, de gest. reg. Anglor. L. IV. c. 2.). Sehr merkwürdig ist dabei, daß man nicht blos wagte, ein solches Urtheil fast unter den Augen des Königs zu fällen, sondern, daß es von einem Pabste ausgesprochen wurde, der als Flüchtling eine Freistatt in Frankreich und Schutz gegen den Kaiser suchte. Indessen wurde wenigstens, was den Punkt des zu verweigernden Gehorsams betraf, diesem unsinnigen Spruche nicht gehorcht, nicht einmal von der Geistlichkeit, welche ihre alten Gerechtsame gekränkt sah, und sogar sich verlauten ließ, daß man den König absolviren müsse. Trotz der Drohungen des Pabstes, behandelten sie Philipp nach wie vor als den ältesten Sohn der Kirche und hätte er nur mehr Festigkeit des Charakters besessen, er würde als Sieger aus diesem Kampfe hervorgegangen sein. Philipp hatte nicht den Muth, einen entscheidenden Schritt zu thun, sondern begab sich nach Rismes, und empfing die Absolution des Pabstes unter der schimpflichen Bedingung, sich von der geliebten Bertrade zu trennen und nur in Gegenwart von Zeugen sie zu sehen oder mit ihr zu sprechen. Das geschah im Jahre 1096, und ein Jahr später war Alles wieder auf dem alten Fuße, denn länger konnte Philipp die Trennung von Bertraden nicht ertragen. Das

vorige Spiel begann nun auf's neue. Urban II. ſtarb, und vergebens hoffte Philipp, daß ſein Nachfolger, Paſcal II. ihn ſchonender behandeln würde. Der Bannſtrahl wurde abermals geſchleudert. Philipp beſchloß, ſelbſt nach Rom zu gehen und Alles aufzubieten, um eine Diſpenſation zu bewirken. Yvo kam ihm zuvor durch ein Schreiben an den Papſt, in welchem er dieſen beſchwor, dem Könige nichts zu gewähren, wenn er ſich von Bertraden nicht trenne. Des Königs Reiſe unterblieb und ein neuer Legat ſchrieb abermals ein Concilium aus, auf welchem Philipp und Bertrade in Perſon erſchienen (1104). Hier willigten B. de auf's Neue in die Trennung, und beſchworen auf das Evangelium, ſich künftig nur in Gegenwart unverdächtiger Zeugen zu ſehen, bis der Papſt ihnen die Diſpenſation zugeſtehen würde. Und nun nahm endlich Yvo ſelbſt des ſo unwürdig geneckten Ehepaares ſich an, veränderte plötzlich ſeinen Ton und ſchrieb an den Pabſt (ep. CLIV): »das Sprichwort ſage: wer ſich die Naſe zu ſtark ſchnäuze, der locke Blut hervor; nach den Worten des heil. Cyrillus ſei eine modificirte Diſpenſation der Klugheit nicht zuwider; man müßte Rückſicht nehmen auf die menſchliche Schwachheit u. ſ. w.«

Ob die Diſpenſation des Pabſtes wirklich erfolgte, iſt ungewiß, gewiß hingegen, daß Bertrade nicht aufhörte, Philipp's Gemahlin und Königin zu ſein, ob er ihr gleich zweimal feierlich entſagt hatte. Nach ſeinem Tode wurde ſie eine Nonne, und zwar in dem, von Robert d'Arbriſſel geſtifteten, ſtrengen Orden.

Das sechzehnte Beispiel. Luciane von Rochefort wurde schon in ihrem zehnten Jahre mit Ludwig dem Dicken vermählt, (1104) dem vermuthlichen Thronerben. Ihr Vater Graf Guy von Rochefort, hatte jederzeit an Vertrakens Schicksal die lebhafteste Theilnahme bewiesen, und dadurch sich auf den Gipfel einer Gunst geschwungen, die ihn nicht selten übermüthig machte. Luciane war erst dreizehn Jahre, als der junge König beschloß, sich von ihr zu trennen. Es fand sich leicht mehr als ein Vorwand. Die Jugend der Braut hatte die Vollziehung der Ehe bis jetzt verhindert, und es wurde auch, wie gewöhnlich, eine weitläufige Verwandtschaft ausgespürt. Im Grunde wollte Ludwig blos den Grafen von Rochefort demüthigen, weil er, bei der Belagerung von Montlhéry sehr eigenmächtig und ehrfurchtswidrig gehandelt hatte. Luciane verlor dadurch die Krone, vertauschte den Titel einer Königin von Frankreich mit dem einer Frau von Beaujeu, und war vielleicht glücklicher in den Armen ihres Guichard's, Herrn von Beaujeu, als sie auf dem Throne gewesen sein würde.

Siebzehntes Beispiel. Wir kommen jetzt zu der romantischen Geschichte der schönen Eleonore von Guyenne, der Gemahlin Ludwigs des VII. Sie war kaum sechzehn Jahre alt, ein Liebling der Grazien und des Glücks. Zu der Geburt im Fürstenpurpur und ihrer reichen Aussteuer gesellten sich alle Reize des Körpers und des Geistes. Freilich war sie auch etwas zu lebhaft, ge-

fallſüchtig, unbeſonnen; doch daß ſie, wie alle guten Weiber nur der Liebe bedurfte, um vollkommen zu ſein, hat ſie in der Folge als Gattin des Königs von England bewieſen.

Ludwig, in gleichem Alter mit ſeiner Braut, war ein ſchwacher Prinz. (Vir colombinae simplicitatis — — Simplicior quam deceret principem ſagt Duchesne Tom. IV. pag. 410 u. 428.) nicht ohne Kühnheit im Unternehmen, oft aber ohne Klugheit, daher faſt ſtets die Reue folgte. Nur ſeine Geſtalt ſchien Eleonorens würdig, denn man ſchildert ihn als einen ſchönen wohlgewachſenen Jüngling. Mit einem prächtigen Gefolge ſchickte ihn ſein ſterbender Vater, Ludwig der Dicke, nach Bordeaux, wo die Vermählung (1137) unter dem lauten Jubel von ganz Frankreich vollzogen wurde. (Suger in vita Ludov. Crassi.)

Ludwig war entzückt von der Schönheit ſeiner Braut und auch Eleonore ſchien mit der Wahl ihres Vaters zufrieden; Beide nahmen den erſten jugendlichen Rauſch für Liebe. Ihr Aufenthalt in Guyenne währte bis zu dem Tode Ludwig des Dicken, worauf die ſchöne junge Königin einen triumphirenden Einzug in Frankreich hielt. Während der erſten zehn Jahre dieſer Ehe lebte das königliche Paar, wenigſtens dem Anſcheine nach, friedlich und freundlich miteinander; nur die vielen Andachtsübungen des Königs mochten der fröhlichen jungen Frau und der unbegrenzte Einfluß des Miniſters Suger, der ehrgeizigen Königin zuwider ſein. Nun aber hatten die Sarazenen

Edeſſa erobert, das heilige Land ging verloren, und Bernhard, der Abt von Clervaux, predigte mit ſo hinreiſſender Beredſamkeit einen Kreuzzug, daß Ludwig Einer der Erſten war, der ſich das Kreuz auf den königlichen Mantel heften ließ, theils um Ruhm auf Erden und das Paradies im Himmel zu erlangen, theils um eine That abzubüßen, die ſein Gewiſſen ihm vorrückte, da er bei der Einnahme von Vitry 1143 mit kalter Grauſamkeit ein tauſend dreihundert Menſchen hatte verbrennen laſſen. Eleonore folgte dem Beiſpiel ihres Gemahls und nahm das Kreuz. Vielleicht machte ſeine Eiferſucht es ihr zur Pflicht; vielleicht wollte der Miniſter ſie entfernen, um keiner läſtigen Regentin untergeordnet zu ſein; vielleicht war es auch nur eine Laune der hübſchen jungen Frau, der das Kreuzlein von rothem Tuch eben ſo ſchön ſtand als die Krone von Diamanten und die ſich wohl von einer Reiſe nach Aſien allerlei Vergnügen verſprach. Ihr Beiſpiel wirkte wie ein elektriſcher Funke auf die Damen ihres Hofes, deren eine Menge das Kreuz nahmen, um ihre Gatten zu begleiten, Manche auch ihre Liebhaber. Dieſe Damen bedurften wiederum vieler Kammerfrauen und ſo entſtand ein Heer von Frauenzimmern, welches die Zahl des männlichen Heeres zwar verdoppelte, aber deſſen Stärke nicht vermehrte. Man nahm ſogar Dichter mit, um die Siege, die man davon tragen würde, ſogleich an Ort und Stelle zu beſingen. An ſtrenge Kriegszucht war in einer ſolchen Armee nicht zu denken. Man vergaß die Beſchwerden der Reiſe bei fröh-

lichen Gelagen, die gar bald in unſittliche Schwelgereien ausarteten.

Die Folge von alle Dem war, daß das buntſcheckige Heer in Syrien geſchlagen wurde, und mit Mühe nach Antiochien entkam. Dort herrſchte Raimund, Eleonorens Oheim, der den König und ſeine Nichte mit großer Freude und großer Pracht empfing, weil er von den Sarazenen hart bedrängt wurde und von den franzöſiſchen Kreuzfahrern ſeine Rettung hoffte. Allein Ludwig erklärte ſehr beſtimmt, er könne ſich durchaus nicht eher in einen Krieg einlaſſen, bis er, ſeinem Gelübde gemäß, in Jeruſalem geweſen. Raimund wähnte, ſeine ſchöne Nichte werde ihren Gemahl eines Beſſern überreden, auch bot Eleonore Alles auf, um ihres Oheims Wünſche zu erreichen, doch vergebens. Natürlich mußte es die ſchöne, ehrgeizige Königin ſchmerzen, unter lauter Fremden und im Angeſicht eines nahen, geſchätzten Verwandten, einen Beweis ihres geringen Einflußes abgelegt zu haben, und der Erzbiſchof von Tyrus gibt ihr Schuld, ſie habe ſich zu Antiochien durch eine zügelloſe Lebensart gerächt. Dem ſei wie ihm wolle, dem Könige blieb das Gerücht von ihren Galanterien weder verborgen noch gleichgiltig. Er verlangte, daß ſie Antiochien verlaſſen ſollte, ſie weigerte ſich deſſen. Da ließ er ſie mit Gewalt entführen.

Welche Stimmung nach ſolchen Vorfällen zwiſchen dem königlichen Paare herrſchen mußte, iſt begreiflich. Nicht blos ſchweigende Kälte, ſondern auch öftere Aus-

brüche der Eifersucht und des Widerwillens erbitterten die Gemüther immer heftiger. Die Verwirrung, die am Hofe herrschte, pflanzte sich auf das Heer fort, dessen Anführer mehr ihren persönlichen Vortheil, als den Ruhm im Auge hatten, und so mußten die wohlangelegtesten Entwürfe scheitern. Die Belagerung von Damascus, dessen Eroberung den Besitz von Syrien gesichert haben würde, hob man unverantwortlicher Weise auf; Ludwig rettete sich mit Mühe vor den Nachstellungen des griechischen Kaisers Manuel, schiffte sich wieder ein, ging nach Sicilien, von da nach Rom und kehrte im Jahre 1150 in seine Staaten zurück.

Hier war sein erstes und größtes Geschäft eine Trennung von Eleonoren zu unterhandeln, die er wahrscheinlich schon zu Rom bei dem Pabst Eugen III. eingeleitet hatte. Vermuthlich bestärkte der allmächtige Abt und Vicekönig Suger den Monarchen in seinem Vorhaben, so schädlich auch eine solche Trennung dem Staate war. Zwei Monate nach Suger's Tode, folglich sonder Zweifel noch als eine Folge seiner Rathschläge, wurde zu Baujency eine Versammlung gehalten, bei der jeder im Staate oder in der Kirche ausgezeichnete Mann in Person erschien. Der König selbst war gegenwärtig, die Königin aber nicht, entweder weil sie sich dessen geweigert hatte, oder weil man es für unanständig hielt. Zum Schein hatte man jedoch den Erzbischof von Bordeaux zu ihrem Vertheidiger ernannt.

Rösg. Ich sah es wohl, ob er es gleich verbergen wollte.

Nat. (verwirrt für sich) Er weinte!

Rösg. Als ich ihm neulich die eingemachten Früchte brachte — er wollte sie kaum ansehen; als er aber hörte, daß sie von Ihnen kämen, da wurde er feuerroth — und — und —

Nat. Nun? und? —

Rösg. (verschämt) Und da gab er mir einen Kuß.

Nat. Einen Kuß? — ey! nun, es wird wohl mehr als Einer gewesen seyn.

Rösg. Ach nein! es war nur Einer. Der Vater kam gleich dazu.

Nat. Also, wenn der Vater nicht dazu gekommen wäre? —

Rösg. Der ist ein garstiger rauher Mann, brummt und poltert, und sieht immer aus wie mein Vater, wenn ihm die Maulwürfe in die Mistbeete gekommen sind. Zuweilen reden sie auch eine kauderwelsche Sprache unter einander, wie die Zigeuner, kein Christenmensch versteht ein Wort davon.

Nat.

Der Kanzler nahm das Wort. (Belleforèt, Geſchichte von Frankreich bei dem Jahre 1152.) Er ſagte, es ſei überflüſſig, der Verſammlung die Klagepunkte weitläufig auseinander zu ſetzen. Keiner ſei gegenwärtig, dem die Aufführung der Königin in Antiochien nicht zur Genüge bekannt ſei. Zwar habe Ludwig keine entſcheidenden Beweiſe darüber, auch wolle er nicht aus Rache die Ehre einer Fürſtin vernichten, mit der er fünfzehn Jahre lang ſein Bett und ſeine Krone getheilt und die aus dem erlauchten Hauſe der Herzoge von Aquitanien abſtamme, aber er ſei auch in einem verbotenen Grade mit ihr verwandt, wie Eleonore zu Antiochien ſelbſt erklärt habe; bis jetzt ſei ſie blos Mutter von zwei Prinzeſſinnen, in welchen er ſein eigenes Blut ehre, wenn ſie ihm aber auch Prinzen gebären ſollte, ſo würden dieſe ſeine Nachfolger in den Augen der Kirche aus blutſchänderiſcher Ehe erzeugt ſein. Um dieſem Unheil vorzubeugen, begehre er die förmliche Scheidung.

Der Erzbiſchof von Bourdeaux, ein geborner Unterthan Eleonorens, trat nun als ihr Vertheidiger auf, betheuerte ihre Unſchuld, und erklärte, die Trennung könne nimmermehr Statt finden, wenn der König blos unerwieſene Gerüchte zum Grunde ſeines Begehrens mache. Was hingegen die Verwandtſchaft betreffe, ſo ſei ſolche allerdings nicht zu läugnen, nur werde es dem Könige leicht werden, eine Diſpenſation zu erhalten, eine Maßregel, zu welcher auch die Königin weit lieber die Hände bieten werde,

als zu einer gänzlichen Trennung. Vielleicht sagte er das Letztere nur des Wohlstandes halber, auch wurde keine Rücksicht darauf genommen, sondern die Scheidung wirklich proklamirt, und beiden Theilen vorbehalten, sich wieder zu vermählen. Der Annalist von Aquitanien (T. III. bei dem Jahre 1152) und nach ihm viele Andere, haben behauptet, Eleonore sei vom Stuhl in Ohnmacht gefallen und mehrere Stunden sprachlos gewesen, als man ihr die Nachricht überbracht. Ist das wirklich geschehen, so hat das schlaue Weib Komödie mit den Deputirten gespielt; denn theils sagen Andere ausdrücklich, die Trennung sei mit beiderseitiger Einwilligung beschlossen worden (per consensum partium. Gesta Ludovici Grassi c. 30.), theils ist wohl nicht zu zweifeln, daß Eleonore schon damals den Gedanken und die Hoffnung nährte, Heinrich von Anjou, nachmaligen König von England zu heirathen. Sie willigte also mit guter Art in die Scheidung, unter der Bedingung, daß Aquitanien und Poitou ihr und ihren Erben verblieben. Der König ließ sich das gefallen, zum großen Mißvergnügen von ganz Frankreich, und mit Recht werfen fast alle französischen Geschichtschreiber ihm vor, er habe, wenn Eleonore schuldig war, sie in ein Kloster verbannen und Guyenne im Namen ihrer ältesten Tochter als väterlicher Vormund verwalten, oder, wenn sie unschuldig war, sie nicht verstoßen und zwei für Frankreich so wichtige Provinzen aufopfern sollen. Selbst wenn sie schuldig war, meinen Einige, hätte er lieber sich ver-

ſtellen und blos Maßregeln zu Verhütung eines Rückfalls treffen, als ein ſolches, dem Staate ſo nachtheiliges Opfer bringen müſſen.

Achtzehntes Beiſpiel. Philipp Auguſt war Witwer und erſt ſechs und zwanzig Jahre alt, da er, im Jahre 1193, die däniſche Prinzeſſin, Ingelberge oder Iſemburge, eine Enkelin des heiligen Canut und Tochter Waldemar I., zur Gemahlin nahm. (Die Dänen nennen ſie Ingeborg.) Der König Canut IV., ihr Bruder, willigte nur auf vieles Zureden in dieſe Verbindung, denn Philipp Auguſt wollte mit ſeiner Hilfe den König Richard aus England vertreiben, Canut hingegen in keinen ſo fernen Krieg ſich einlaſſen. (Gebhardi Geſchichte von Dänemark pag. 511.) Doch wenn gleich nur die Politik um Ingelbergen geworben hatte, ſo ſchien es, als wäre dieſesmal die Liebe unter ihrem Gefolge verſteckt geweſen; denn als die verlobte Prinzeſſin zu Amiens landete, bezauberte ſie durch ihre Schönheit den König auf der Stelle und wenige Tage nachher wurde die Vermählung mit großem Pomp vollzogen. Mit feurigem Verlangen führte Philipp Auguſt die ſchöne Braut in die Hochzeitkammer, mit Abſcheu gegen die Unglückliche trat er am Morgen wieder aus derſelben. Die Gründe dieſes Abſcheues ſind ein Geheimniß geblieben, der König hat ſich nie darüber erklärt. Man vermuthet, daß die junge Königin ein verborgenes, Ekel erregendes Gebrechen an ihrem Körper trug. Gläubige Schriftſteller (unter Andern Anto-

ninus P. II. tit. 17. c. 9.) meinten, daß instigante diabolo der König behext worden sei.

Die Zeitgenossen schildern Ingeborg als eines der vollkommensten weiblichen Wesen. Stephan von Tournay ermüdet nicht in ihrem Lobe; Geschichte und Fabel müssen ihm Züge zu seiner Schilderung liefern. »Wir haben hier,« so schreibt er an den Erzbischof von Rheims, »einen kostbaren Edelstein, den die Menschen mit Füßen treten und die Engel verehren; er ist würdig eines königlichen Schmuckes, würdig eines Palastes, würdig des Himmels. Ich rede von der Königin, welche in der Abtei Cisoin fast wie im Kerker lebt, alle Leiden der Verbannung und des Mangels duldend. Wir dürfen sie nur beklagen und ihr Schicksal Gott anheim stellen. Nur ein Herz von Marmor und Erz könnte nicht gerührt werden durch den Zustand einer Fürstin, die so erhaben durch ihre Geburt, so verehrungswürdig durch ihre Sitten und ihr Betragen ist, dabei von bewundernswürdiger Schönheit, im Glauben untadelhaft, sehr jung, aber reifen Geistes. Mit einem Worte: eine Fürstin, klüger als Sara, sittlicher als Rebecca, liebenswürdiger als Rahel, frömmer als Anna, keuscher als Susanna, und, für diejenigen, welche der Schönheit kundig sind, so schön als Helena und so edlen Anstandes als Polixena. Ihre gewöhnlichen Beschäftigungen sind Gebet, Lesen und Handarbeit; Spiele und Zeitvertreib kennt sie nicht. Vom frühen Morgen bis um neun Uhr betet sie, weniger für sich als für den König; sie thut

es ſtehend oder kniend, nie erlaubt ſie ſich zu ſitzen. Ach! wenn dieſer Ahasverus die Verdienſte ſeiner Eſther recht kennte, er würde ihr bald ſeine Liebe, ſein Vertrauen und den geraubten Thron wieder ſchenken; er würde in ihre Arme fliegen und mit Salomo zu ihr ſprechen: Kehre wieder, meine geliebte Sunamitin! — Dieſe Königin, dieſe Königstochter und Enkelin von heiligen Märtirern, muß ihre Möbeln, ja ſogar ihre Kleider verkaufen, um Brot zu haben, ſie muß um Almoſen betteln. Ich habe ſie oft weinen ſehen und mit ihr geweint. Ich habe ſie ermahnt, ſich dem Herrn in die Arme zu werfen. Sie thut es, aber ſeufzend: Meine Freunde, meine Verwandte haben mich verlaſſen!"

Der ſchale Vorwand, deſſen Philipp ſich bediente, um ſeine Ehe zu trennen, war die Verwandtſchaft, und dieſe wurde gar von dem ruſſiſchen Zaar Jaroslaw hergeleitet, deſſen Tochter Anna franzöſiſche Königin geweſen. Eine Enkelin von dem Bruder dieſer Anna ſollte Ingeborg's Großmutter ſein. (Mezeray T. III. p. 157.) Schamlos wurde eine ſolche Stammtafel aufgeſtellt und beſchworen, worauf der König ſogleich mit Agnes von Meranie ſich verband. Ingeborg's Bruder klagte lange vergebens am päpſtlichen Hofe, die Falſchheit der beſchwornen Stammtafel beweiſend. Die ſchöne Unglückliche blieb ungebeugt. Alles duldete ſie, aber ihre Rechte als Königin und Gattin behauptete ſie ſtandhaft. Die empörendſten Mißhandlungen, die erniedrigendſte Ar-

muth entriſſen ihr keine Entſagung auf jene Rechte. Der Erzbiſchof von Rheims nahm ſich ihrer treulich an, wenigſtens insgeheim. »Ihr allein,« ſchrieb ſie ihm, »habt meine Schwachheit unterſtützt, meine Thränen getrocknet, meine Verbannung erleichtert, Ihr allein habt in meinem ſchweren Kummer mich getröſtet. Verſtattet nicht, o ich bitte Euch! daß ich jemals einem andern Gemahl überliefert werde; das wäre der gefürchtete Gipfel meines Elends.« (Stephan von Tournay, CCLXIII. Brief.) Am Schluß dieſes rührenden Briefes erwähnt ſie eines kleinen Geſchenkes, welches ſie dem Erzbiſchof überſendet und »welches ſeiner zwar nicht würdig ſei, aber ihn an die traurige Lage der Geberin erinnern ſolle.« —

Endlich wurde auch der Papſt für das unſchuldige Schlachtopfer gewonnen. Cöleſtin III. erklärte die Scheidung für null und nichtig. Sein Nachfolger, Innocenz III., folgte ſeinem Beiſpiel, befahl dem Könige, Agneſen zu entfernen, und Ingeborg, ſeine rechtmäßige Gemahlin, wieder aufzunehmen. Alle franzöſiſchen Prälaten ſtimmten ein. Der widerſpenſtige Philipp und ſein ganzes Reich würden in den Bann gelegt. Wüthend vertrieb er die Biſchöfe von ihren Sitzen, die Geiſtlichen aus ihren Kirchen und confiscirte deren Güter. Zugleich drückte er alle Stände durch neue Auflagen, und machte die Juden zu Generalpächtern. Ganz Frankreich ſeufzte unter dieſem Monarchen. Ingeborg mußte in das Bisthum Tournay flüchten. Aber auch dieſer Freiſtatt der bitterſten Armuth entriß er ſie, und

sperrte sie in das Schloß von Etampes, wo sie alle Leiden einer strengen Haft ertrug und doch standhaft blieb.

Indessen wurde die Lage der Dinge mit jedem Tage ernsthafter. Seit sieben Monaten war aller Gottesdienst unterbrochen, die Todten blieben unbegraben. Die Geistlichkeit ergriff mit Wärme Ingeborg's Partei; der Adel klagte über Verletzung seiner Vorrechte; das Volk, durch Eigennutz und Vorurtheil stets geleitet, schloß den höhern Ständen sich an; es bildeten sich schon gefährliche Parteien, der Königsthron wankte. Da beugte endlich die Furcht den stolzen Philipp, er ließ sich herab zu bitten, und der Papst hob das Interdict auf, jedoch nur unter der Bedingung, daß der König die verstoßene Gemahlin wieder aufnehmen, und binnen sechs Monden, sechs Wochen, sechs Tagen und sechs Stunden in Gegenwart der Königin und ihrer Verwandten, wegen der Trennung seiner Ehe vor dem päpstlichen Legaten sich stellen solle. Den Ort zu bestimmen, wo dieser große Prozeß geführt werden sollte, wurde Ingeborg überlassen, und sie wählte Soissons. Ihr Bruder sandte die geschicktesten Männer seines Reiches, um seine Schwester zu vertheidigen. Im Jahre 1201 versammelte sich der hohe geistliche Gerichtshof. Einige Wochen verstrichen unter wechselseitigen Schikanen und Förmlichkeiten. Aber Philipp merkte bald, daß ein Urtheil gegen ihn würde gesprochen werden. Um dem zuvorzukommen, drang er eines Morgens plötzlich in Ingeborg's Wohnung, setzte sie hinter sich auf sein Roß, ritt mit ihr davon

und ließ dem Legaten ſagen: er möge ſich weiter mit dem Urtheil nicht bemühen, weil er die Königin für ſeine Frau erkenne und ſie wieder zu ſich nehme. So erzählt es Mezeray (T. III. p. 177.) und ſo klingt es auch am wahrſcheinlichſten. Doch einige andere Schriftſteller (Paul Emil L. VI. in Phil. Aug. J. Pineda P. III. von der geiſtlichen Monarchie und Johann de Serres T. I.) fügen ſo intereſſante romantiſche Umſtände hinzu, daß ich ſie den Leſerinnen, die gewiß für Ingeborg laut ſich erklärt haben, nicht vorenthalten mag.

Philipp's Sachwalter ſprachen mit einer Beredtſamkeit, die um ſo leichter den Sieg verhieß, als Niemand wagte, für die Unglückliche aufzutreten. Dreimal rief der Herold mit lauter Stimme: Iſt kein Vertheidiger der Königin vorhanden? — Tiefes Schweigen herrſchte, nur durch einen Seufzer der Unvertheidigten unterbrochen. Schon wollten die Richter zu den Stimmenſammeln ſchreiten, als plötzlich ein Jüngling durch die Volksmenge ſich drängte und um Gehör bat. Die Verſammlung ſtutzte. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, der Königin dankbare Blicke hingen bethränt an ihm. Er wandte ſich zuerſt an den König, verbeugte ſich anſtändig und bat um Erlaubniß, gegen ihn zu ſprechen, indem der Monarch dieſelbe Ehrfurcht, die man ihm beweiſe, den Geſetzen ſchuldig ſei. Der überraſchte Philipp konnte des Jünglings edlem Stolze und kluger Kühnheit ſeinen Beifall nicht verſagen, er erlaubte ihm, Alles vorzubringen, was er, zu Inge-

borg's Vertheidigung, für dienlich halten möchte. Und nun sprach der Fremdling — er sprach nicht, es strömte von seinen Lippen; er rührte, erschütterte, überzeugte — die ganze Versammlung klatschte ihm Beifall zu — der König selbst erröthete, erbleichte und sprach im Innern sein eigenes Urtheil. Fast im Tumult erhoben sich die Richter, um es zu bestätigen, als Philipp klüglich ihrem Spruch zuvorkam und Ingeborg freiwillig in ihre Rechte wieder einsetzte. (Dipl. Philippi in Gruberi Livonia p. 115.)

Allein wer war der großmüthige Fremdling? — Kaum hatte er die günstige Wirkung seiner feurigen Beredsamkeit gespürt, als er unter der Menge sich verlor und verschwand. Vergebens suchte man ihn, Niemand hatte ihn gesehen, Niemand gekannt. Es war ein Engel vom Himmel! riefen die Gläubigen, ihn sandte Gott selbst zum Vertheidiger der unterdrückten Unschuld. Die Königin richtete ihr dankbares Gebet an den Schutzgeist, dessen Gestalt sie nie vergaß.

Aber war sie denn nun glücklich? wurden achtjährige, namenlose Leiden durch die Wiederkehr der Liebe ihres Gemahls vergolten? — O nein! Der Titel Königin wurde ihr zwar nicht mehr streitig gemacht, aber Philipp's Neigung, oder auch nur Hochachtung, konnte sie nie gewinnen. Sie mußte nach wie vor das Schloß zu Etampes bewohnen, wenn auch nicht mehr als eine Gefangene, doch als eine Verlassene. Im Jahre 1210 erbot Philipp sich sogar, die Tochter eines Landgrafen von Thüringen zu ehe-

lichen, wenn ſie nur nicht ganz häßlich wäre, und wenn ihr Vater den Papſt bewegen könne, den König von Ingeborg zu ſcheiden. Da dieſer Plan mißlang, ſo nahm er 1213 die verhaßte Gemahlin wieder zu ſich, ohne darum ſein Betragen gegen ſie zu ändern. Sie überlebte ihn, denn ſie ſtarb erſt 1236, etwa ſechzig Jahre alt, und hatte folglich die ſchönſten Jahre ihres Lebens, vom ſiebzehnten bis in's fünf und zwanzigſte, im höchſten Elend verweint.

Neunzehntes Beiſpiel. Margarethe von Burgund, die erſte Gemahlin Ludwig des X., war noch ſehr jung, als ſie im Jahr 1289 vermählt wurde. Sie verband eine ungemeine Lebhaftigkeit mit blendender Schönheit. Die Galanterie, welche ſeit der Regierung des heiligen Ludwig am franzöſiſchen Hofe Wurzel gefaßt, und wie ein ſchön blühendes Unkraut ſich verbreitet hatte, artete nicht ſelten in Ausſchweifungen aus, wie man aus der Schilderung der damaligen Frauen ſchließen mag, welche Guillaume de Lorris und ſein Fortſetzer Jean de Meun in dem berühmten Roman de la Roſe geliefert haben. Margarethens Jugend und Temperament widerſtanden dem böſen Beiſpiel nicht. Sie ſowohl als ihre beiden Schwägerinnen wurden des Ehebruchs überwieſen. Die Abtei Moubuiſſon war der Schauplatz ihrer Abenteuer. Ludwig ließ die beglückten Liebhaber und ihre Helfershelfer auf das grauſamſte hinrichten, ja ſogar zuvor lebendig ſchinden. (Gaguin in Philippo pulchro, L. VII.) Die unglückliche Margarethe wurde mit einer Serviette erdroſ-

Nat. Geh Röegen, und ſage ihm, wenn er ausgeht, ſoll er nicht vergeſſen nach dem Schloſſe zu kommen, hörſt du?

Rösg. Wer? der Vater?

Nat. Nicht doch, der Sohn.

Rösg. Ey, der wird ſchon von ſelbſt kommen. Er ſprach geſtern davon, daß er ſich bey Ihnen bedanken müſſe.

Nat. Bedanken? wofür?

Rösg. Für die Arzneyen und Kraftſuppen, Früchte und Blumen —

Ott. Haſt du ihm Alles das geſchickt?

Nat. Allerdings. Sollte ich etwa den Retter meines Lebens Mangel leiden laſſen?

Rösg. Ich will aber doch flugs gehn, und ihm ſagen, die gnädige Gräfin hätten befohlen —

Nat. Freylich, bey der Gelegenheit ſiehſt du ihn.

Rösg. Ach ja! ich ſehe ihn gar zu gern. (ſie hüpft fort.)

ſelt. Bei dieſer gewaltſamen Ehetrennung handelte nicht der König, ſondern der beleidigte Gatte.

Zwanzigſtes Beiſpiel. Johanna von Burgund, Gemahlin Philipp V., hatte gleiche Schuld wie Margarethe auf ſich geladen, allein ihr Gatte, ein ernſter, ſanfter Mann und ſogar ein Dichter (denn die Provençalpoeſie war damals bei Hohen und Niedern beliebt) ſchien nicht geneigt, das Beiſpiel der Strenge zu befolgen, welches ſein Bruder ihm gegeben hatte. Er verwies Johannen auf ein Schloß, und verzieh ihr ſogar nach einiger Zeit.

Ein und zwanzigſtes Beiſpiel. Blanca von Burgund, Gemahlin Karl's des Schönen, wurde gleichfalls des Ehebruchs angeklagt und überwieſen, allein auch ſie büßte nur durch Gefangenſchaft. Der Papſt trennte ihre Ehe auf Karl's Verlangen, der, um ihren Ruf zu ſchonen, ſich blos eines immer in Bereitſchaft ſtehenden Vorwandes, nämlich der Verwandtſchaft bediente. Blanca erhielt Erlaubniß, in der Abtei Moubuiſſon den Schleier zu nehmen, und ſich durch ſtrenge Andachtsübungen mit Gott und der Welt zu verſöhnen. Allerdings bedurfte ſie deſſen gar ſehr, wenn es wahr iſt, was einige Schriftſteller von ihr erzählen, daß ſie nämlich ihre begünſtigten Liebhaber von einem Thurme herab in den Strom ſtürzen laſſen. Selbſt der holländiſche Dichter, Johannes Secundus, der im Jahre 1532 in Paris war, hatte ſich dieſen Thurm zeigen laſſen, und Eines ſeiner ſchönſten Epigramme bei dieſer Gelegenheit gedichtet (Bayle Dictionaire unter dem

Artikel Buridan), allein dennoch iſt es ſehr zweifelhaft, daß dieſe Blanca ſolch ein Ungeheuer geweſen. Ein ſehr junges, ſehr hübſches, außerordentlich lebhaftes, durch Beiſpiele verführtes Weib, ſo ſchildern ſie die zuverläſſigern Geſchichtſchreiber. Froiſſard nennt ſie eine der ſchönſten Damen auf der Welt. Man erzählt, (und es ſieht ihr wohl ähnlich) ſie habe einſt, ſammt ihren Hofdamen, beſchloſſen, den Dichter Jean de Meun oder Mehun höchſt eigenhändig mit Ruthen zu ſtreichen, weil er in ſeinem Roman von der Roſe ſo viel Böſes von den Frauenzimmern geſagt. Den armen Teufel, der bereits zum Empfang der diktirten Strafe entkleidet war, verließ die Gegenwart des Geiſtes nicht; er unterwarf ſich der Züchtigung, doch unter der Bedingung, daß die Unkeuſcheſte unter dieſen Damen ihm den erſten Streich geben ſolle. Keine wollte dafür gehalten ſein, und Jean de Meun entſchlüpfte auf dieſe Weiſe der Rache der beleidigten Schönen.

Zwei und zwanzigſtes Beiſpiel. Johanne von Frankreich, eine Tochter Ludwig des XI., war die erſte Gemahlin Ludwig des XII. Geiſt und Herz werden an ihr gerühmt, allein ſie war häßlich und ſogar bucklig. Ihr Vater konnte ſie nicht leiden, und vernachläſſigte ihre Erziehung; dennoch gab er ſie dem erſten Prinzen ſeines Geblüts zur Frau, vielleicht weil er dieſe Prinzen alle haßte, und weil die Vermuthung ihm angenehm war, daß Johanna, bei ihrem Körperbau, unbeerbt bleiben werde. Wenigſtens ſchrieb er ſelbſt an den Grafen Dammartin:

das künftige Ehepaar werde in keine Verlegenheit wegen Verſorgung der Kinder gerathen, aber, was man auch davon ſagen möchte, die Vermählung ſolle dennoch vor ſich gehen. Und ſie ging vor ſich, obgleich die Braut erſt zwölf Jahre, der Bräutigam vierzehn zählte. Der Letztere betheuerte, daß er nur aus Zwang gehorche. (St. Gelais lo Montlieu hist. de Louis XII.) Einige behaupten ſogar, er habe eine Proteſtation vor dem Notarius niedergelegt. Indeſſen, ſo lange Ludwig XI. lebte, mußte er ſeine Geſinnungen ſorgfältig verbergen, ja ſogar alle Pflichten eines Ehegatten erfüllen, denn es galt nichts weniger als ſein Leben, und der Schwiegervater hatte ihn ſo mit Spionen umringt, daß er aus Furcht wohl den Liebhaber ſeiner Gemahlin ſpielen mußte. Nach Ludwig's Tode that er ſich weniger Zwang an, doch ſprach er noch nicht von Trennung, aus Achtung für ſeinen Schwager, Karl VIII. Aber nur zu deutlich ſah Johanne voraus, daß ihr Gemahl, nach erlangter Freiheit, dieſen Schritt ſogleich thun werde. Sie hielt um ſo feſter an ihrer Tugend, erfüllte jede Pflicht der Gattin mit der zärtlichſten Aufmerkſamkeit, ertrug ſeine Launen und Behandlung mit der bewundernswürdigſten Geduld und Sanftmuth, ja ſie hatte das Unglück, ihn wahrhaft zu lieben. Ob ſie gleich ſeine Freuden nie theilte, ſo verließ ſie ihn doch nie im Unglück. Nach dem Verluſt der Schlacht von St. Aubin und während ſeiner Gefangenſchaft zu Bourges ließ ſie nicht ab mit Bitten bei ihrem Bruder, Karl VIII. und ihrer Schweſter,

der Herzogin von Bourbon; ihrem beharrlichen Flehen verdankte er zum Theil seine Freiheit.

Gewiß erkannte er diesen Edelmuth, denn sein eigenes Herz war empfänglich dafür, allein er liebte schon längst Annen von Bretagne, die Witwe Karl's VIII., und die Trennung seiner Ehe wurde von ihm beschlossen, sobald er den Thron bestiegen hatte. Johanne that keinen Schritt, um es zu hintertreiben. Der König erklärte in seinem Rathe, »er sei mit Gewalt zu dieser Verbindung gezwungen worden, in einem Alter und zu einer Zeit, wo er des Widerstandes unfähig gewesen sei.« Auch eine gewisse Verwandtschaft machte er geltend, denn sein Schwiegervater hatte ihn aus der Taufe gehoben. Endlich behauptete er auch noch, die Ehe sei nie wirklich vollzogen worden. — Mit gänzlicher Ergebung, aber auch mit großer Würde, antwortete die befragte Königin: »Die geistliche Verwandtschaft sei ihr unbekannt gewesen; von erzwungener Einwilligung habe sie nichts bemerkt, und das Andenken ihres Vaters sei ihr zu ehrwürdig, als daß sie glauben könne, er habe sich unrechtlicher Mittel bedient.« Auf den letzten Punkt, als den entscheidendsten, erklärte sie: »die Schamhaftigkeit verbiete ihr, sich bestimmt auszudrücken, aber ihr Gewissen erlaube ihr nicht, ihn zuzugestehen (d'en demeurer d'accord.)

Folglich standen der Trennung große Schwierigkeiten im Wege, denn der angeführte Zwang entschuldigte nicht länger, wenn die Ehe nachher freiwillig war vollzogen

worden, und von der geiſtlichen Verwandtſchaft konnte diſpenſirt werden. Aber Ludwig XII. ſchämte ſich nicht, ſeine Ausſage zu beeidigen, und auf dieſen Eid erklärten die Richter die Verbindung für null und nichtig.

Ludwig eilte, die Früchte ſeines Meineides zu ernten, und erſtickte ſein Gewiſſen in den Armen der ſchönen Anna von Bretagne. Aber mehrere Theologen der damaligen Zeit tadelten ſein Verfahren laut, und Johann Standonk, Rector der Univerſität, ſagte ihm in's Geſicht: »es ſei unerlaubt, eine tugendhafte Gattin zu verſtoßen und bei ihren Lebzeiten eine andere zu nehmen; auch ſei es unerlaubt, des Bruders Witwe zu heirathen.« — Man ließ den ehrlichen Standonk reden und ſchickte ihn gelegentlich in's Exil. (Histoire de l'Université T. V. p. 900.) Johanne ſchwieg und vertraute nur Gott ihre Leiden. Der König wies ihr ein reichliches Auskommen an, und ſie ſtiftete ein Nonnenkloſter, in dem ſie ſelbſt ſich einkleiden ließ. Die Gläubigen behaupten ſogar, ſie habe Wunder verrichtet. Ihre beharrliche Sanftmuth und edles Schweigen waren allerdings eine Art von Wunder.

Drei und zwanzigſtes Beiſpiel. Claudine von Frankreich, die erſte Gemahlin Franz des Erſten, iſt freilich von ihrem Gemahl nicht eigentlich geſchieden, auch nicht von ihm ermordet worden, doch leider iſt es nur zu gewiß, daß er ihre Tage, ſo wie ſeine eigenen, verkürzte. Sie ſtarb im vier und zwanzigſten Jahre. Der König war der Urheber ihres Todes und folglich der Tren-

nung ihrer Ehe. (Brantôme. Belleforêt Annalen bei dem Jahre 1524.) Der zuletzt hier angeführte Schriftſteller nennt ſie die Blume und Perle ihrer Zeitgenoſſinnen, einen Spiegel der Sittſamkeit, Frömmigkeit und Unſchuld, von Jedermann geliebt, nur beſchäftigt Gutes zu thun, Gott zu dienen und ihrem Gemahl gefällig zu ſein. Man betete nach ihrem Tode zu ihr als zu einer Heiligen. An ihrem Hochzeittage war ſie und der ganze Hof in Trauer um Anna von Bretagne, und dieſer düſtere Anblick ſchien gleichſam ihr bevorſtehendes Schickſal zu weiſſagen.

Ihre Nachfolgerin, eine öſterreichiſche Prinzeſſin, fand auch das Glück nicht auf dem franzöſiſchen Throne, denn Brantôme ſagt, der König habe ſie ſchlecht behandelt und dieſe Verbindung oft verflucht. (Dames galantes T. II.)

Vier und zwanzigſtes Beiſpiel. Margarethe von Valois, erſte Gemahlin Heinrich des IV., des Guten, des Vielgeliebten, des Unvergeßlichen, war eines ſolchen Gatten unwürdig; denn ſie beſaß faſt alle Fehler und Laſter der Fürſten ihres Hauſes, obgleich vereint mit allen ihren Tugenden und Talenten: die gefälligen Sitten und die Gutherzigkeit Ludwig XII., aber auch ſeine Schwachheit für Lieblinge, ſein blindes Vertrauen, ſeinen Mangel an Klugheit in frühern Jahren; das Genie Franz des Erſten, ſeine Neigung für Künſte und Wiſſenſchaften, ſeine natürliche Beredſamkeit, aber auch ſeine Eitelkeit, ſeine Ruhmſucht; die Leutſeligkeit Heinrich II.,

ihres Vaters, aber auch seine Unbeständigkeit in der Freundschaft; den majestätischen Anstand Heinrich III., aber auch seinen Leichtsinn, mit dem er von Andachtsübungen zu den sinnlichsten Freuden überging. Sie kniete vor allen Altären, hörte mehrere Messen an Einem Tage, und floh aus der Kirche in die Arme der Wollust. Sie war außerordentlich schön, und ein sanftes Feuer leuchtete aus ihren schwarzen Augen; dabei wußte sie durch die gewählteste Kleidung ihre Reize zu erhöhen. Ihre Anbeter hatten sie so oft eine Göttin genannt, daß sie endlich selbst glaubte, es zu sein, und sich gern Urania nennen hörte. Man behauptet, sie habe schon in ihrem zwölften Jahre einen sehr vertrauten Umgang mit dem jungen Entragues und mit einem gewissen Charins gepflogen. Im siebzehnten Jahre wurde sie von dem Herzog von Guise geliebt. Sogar die enge Verbindung mit ihrem eigenen Bruder, dem Herzog von Anjou, soll strafbar gewesen sein, und freilich war die Verderbtheit des französischen Hofes damals so groß, daß das Gerücht dadurch Wahrscheinlichkeit erhält. Der Herzog von Guise wollte sie heirathen, als der König von Portugall um sie warb. Es scheint nicht, daß sie etwas dagegen hatte, allein der König von Spanien hintertrieb diese Verbindung.

Einige Zeit nachher beschloß man, sie mit Heinrich IV., damals Prinzen von Navarra, zu vermählen. Die Königin Mutter nämlich hatte wahrgenommen, daß die protestantische Partei, obschon der Prinz von Condé nicht mehr

lebte und viele der ersten Häupter gefallen waren, dennoch von ihrer Stärke nichts verloren hatte; sie wollte den Stamm mit der Wurzel ausrotten, und wußte kein besseres Mittel, um alle Protestanten am Hofe zu vereinigen, als Margarethens Verbindung mit dem Haupte derselben. Das fromme Mädchen hatte weiter nichts einzuwenden, als ihre Anhänglichkeit an die katholische Religion. Indessen verstand sie sich doch dazu, aus den Armen des rechtgläubigen Herzogs von Guise in die Arme eines ketzerischen Prinzen überzugehen; man ersuchte den Papst nicht einmal um Dispensation, obgleich Heinrich und Margarethe Geschwisterkinder im zweiten Grade waren, und die Vermählung wurde mit der größten Pracht vollzogen. (Margarethens eigene Memoiren.) Alle Hugenotten hatten sich auf Treu und Glauben eingefunden. Der 18. August 1572 war ein Tag des Glanzes und der rauschendsten Fröhlichkeit, und schon am vier und zwanzigsten brach die abscheuliche Bartolomäusnacht herein (de Thou). Margarethe wußte nichts davon. Sie selbst erzählt treuherzig: sie sei bei ihrer Mutter, der Königin, gewesen, als diese zu Bett gehen wollen, und Katharina habe ihr gesagt: sie möge sich nur schlafen legen. »Als ich mich verneigte,« das sind ihre eigenen Worte, »nahm meine Schwester von Lothringen mich beim Arm, hielt mich zurück, weinte sehr, und sagte: Mein Gott, Schwester, geh nicht weg. Ich erschrack. Die Königin, meine Mutter, wurde es gewahr, rief meine Schwester, war zornig gegen sie, und verbot ihr, mir etwas

zu ſagen. — Ich ſah wohl, daß ſie mit einander flüſterten, aber ich verſtand ihre Worte nicht. Die Königin befahl mir noch einmal ſehr herbe, ich ſollte ſchlafen gehen. Meine Schweſter, in Thränen ſchwimmend, wagte nichts weiter zu ſagen, als gute Nacht, und ich ging, ganz verwirrt und erſchrocken, ohne begreifen zu können, was ich zu fürchten hätte. Der König von Navarra war ſchon im Bett, umgeben von dreißig oder vierzig Hugenottiſchen Herren, welche die ganze Nacht hindurch von der Wunde ſprachen, die der Admiral Coligny erhalten. Als es Tag wurde, ſtand Heinrich auf, um ſich ſo lange mit dem Ballſpiel die Zeit zu vertreiben, bis der König Karl (IX.), den er um Gerechtigkeit in dieſer Sache anſprechen wollte, ſichtbar ſein würde.»

Jetzt fühlte Margarethe ſich vom Schlafe überwältigt, ließ ihre Thür zuſchließen und entſchlummerte. Aber kaum war eine Stunde verſtrichen, als ſie plötzlich aufgeſchreckt wurde durch einen Menſchen, der mit Händen und Füßen an die Thüre ſchlug und dabei ſchrie: Navarra! Navarra! — Margarethens Amme, die mit in demſelben Zimmer ſchlief, glaubte, es ſei der König und öffnete ſchnell. Es war ein Edelmann, Namens Tejan. Er ſtürzte herein, vier Häſcher hinter ihm. Sein Blut floß, denn er hatte bereits durch Degen und Hellebarde zwei Wunden am Arm empfangen. Seine Todesangſt veranlaßte eine der ſeltſamſten Scenen, denn er warf ſich geradezu auf das Bett der jungen Königin, die ſich, als die Häſcher ihn von da weg-

reißen wollten, hinter das Bett warf. Allein Tejan umfaßte sie, und klammerte sich fest an sie an; vergebens wollte sie sich losreißen, er schrie, sie schrie, Beide waren gleich erschrocken.

Jetzt drang der Gardekapitän Nansay herein, der, trotz der Gräßlichkeit des Schauspiels, dennoch sich des Lachens nicht enthalten konnte. Er befahl den Trabanten, sich zu entfernen und bewilligte Margarethen das Leben des armen zitternden Tejan, der nicht mehr von ihrer Seite wich und den sie in ihrem Kabinet verbinden und pflegen ließ, bis er geheilt war. Durch Nansay erfuhr sie Alles, was vorging. Er versicherte sie, daß der König, ihr Gemahl, in dem Kabinet ihres Bruders sei, und daß er nichts zu befürchten habe. Sie warf einen Nachtmantel über und eilte zu ihrer Schwester, wo sie mehr todt als lebendig ankam. In dem Augenblicke, als sie das Vorzimmer betrat, wurde ein Edelmann, Namens Bourse, drei Schritte von ihr, von einer Hellebarde durchbohrt. Fast ohnmächtig fiel sie dem Gardekapitän in die Arme. Endlich gelangte sie zu ihrer Schwester. Auch bis dahin folgten ihr der erste Edelmann und der erste Kammerdiener ihres Gemahls, sie anflehend, ihnen das Leben zu retten. Sie ging und warf sich zu den Füßen des Königs und der Königin Mutter, aber nur mit vieler Mühe wirkte sie Beiden Begnadigung aus.

Diese, von Margarethen selbst niedergeschriebene Erzählung beweiset, welche Abscheulichkeiten die Mörder sich erlaubten, und wie wahr der Spruch ist: »Ein Fürst, der

Vierte Scene.

Natalie und Ottilie.

Ott. Ey, du Schwesterchen —

Nat. Was soll das bedeuten?

Ott. Wenn ein Fremder das mit anhört hätte —

Nat. In Gottes Nahmen!

Ott. Der würde darauf schwören, du seyst verliebt in den Sohn eures Verwalters.

Nat. Und würde sich möchtig irren.

Ott. Das gebe der Himmel!

Nat. Ich würde mich hassen, wenn ich anderster seyn könnte.

Ott. Dankbarkeit ist zuweilen ein Incognito der Liebe.

Nat. Und wenn es wäre? ist es denn meine Schuld, daß man die Gräfinnen nicht in den Styx taucht, wie den Achill, um sie unverwundbar zu machen?

Ott. Wenn es wäre? Ach Natalie! welchen endlosen Jammerfaden würdest du dir spinnen! dein Vater ist ein Biedermann, aber stolz

das Verbrechen will, findet überall Handlanger.» Sie beweiſet aber auch, daß einige Zeitgenoſſen ſchlecht unterrichtet waren, wenn ſie das Mährchen ausſprengten: Margarethe habe den König, ihren Gemahl, unter ihrem Reifrock verborgen, und ihm dadurch das Leben gerettet. Figürlich geſprochen, mochte es wahr ſein, denn der Gemahl Margarethens von Frankreich und Schwager des Königs wurde um dieſer Verbindung willen geſchont, und in demſelben Sinne drückte Karl IX. ſich aus, wenn er zu ſcherzen beliebte: »Der Unterrock ſeiner Schweſter ſei das Netz geweſen, mit dem er die Hugenotten gefangen.»

Aber ſeine blutdürſtige Mutter, Katharina von Mediçis, und ihre Kreaturen, die Guiſen, knirſchten, daß Heinrich, der Hauptgegenſtand des Haſſes, dem Blutbad entgangen war, und, um ihm die Freiſtatt zu rauben, die er in der nahen Verwandſchaft mit dem königlichen Hauſe fand, beſchloſſen ſie, die Ehe wieder zu trennen. Allein woher den Vorwand nehmen? — Die ſkandalöſe Königin fragte Margarethen: ob ihre Ehe wirklich vollzogen ſei? das drückte ſie mit folgenden Worten aus: »ob ihr Gemahl ein Mann ſei, weil, im Fall ſie ſich darüber zu beſchweren hätte, man Mittel finden würde, das Band zu löſen.» — Margarethe hätte wohl antworten können, wie Heinrich ſelbſt ſpäter geantwortet hat: es ſei eben nicht wahrſcheinlich, daß, bei ihrem beiderſeitigen Temperament und Hange zum Vergnügen, ſie in den erſten Tagen ihrer Ehe ſich freiwillig zur Enthaltſamkeit verurtheilt hätten; allein,

wenn wir Margarethens eigenen Worten trauen, so verstand sie den Sinn der Frage gar nicht, sondern versetzte ehrerbiethig: »ihre Frau Mutter wolle geruhen zu glauben, daß sie in solchen Dingen ganz fremd sei, aber daß sie mit dem Gemahl, den man ihr gegeben, verbunden bleiben wolle.« »Denn ich merkte wohl,« fügt sie hinzu, »daß unsere Scheidung der Wink zu seinem Verderben sein würde.« Uebrigens betheuert sie in ihren Memoiren, daß sie bei der Frage: ob Heinrich ein Mann sei? sich in dem nämlichen Falle befunden habe, wie jene Römerin, die von ihrem Manne gescholten wurde, daß sie ihm seinen übelriechenden Athem verheimlicht habe, und die auf Treu und Glauben versichern konnte, sie habe dafür gehalten, alle Männer wären mit einem solchen Athem behaftet, weil sie sich nie einem andern als ihm genähert habe. Das wäre denn zugleich eine vollkommene Rechtfertigung und Widerlegung aller der satyrischen Anklagen gegen Margarethen, wenn nur nicht unglücklicherweise ihr ganzes Leben ihre Aussage Lügen strafte.

Dem sei nun wie ihm wolle, sie bezeigte nicht die mindeste Lust sich scheiden zu lassen, entweder aus Herzensgüte, oder weil sie nicht Lust hatte, den Feinden ihres Gemahls zu gefallen, den Titel einer Königin zu entsagen.

Bald nachher wurde der Herzog von Anjou, ihr Bruder, zum Könige von Polen erwählt. Die polnische Gesandtschaft, welche ihn abzuholen kam, hatte auch eine Audienz bei der jungen Königin von Navarra, und war

von ihren Reizen so entzückt, daß Einer der Gesandten erklärte: »wenn man sie gesehen habe, so müsse man nichts mehr sehen, sondern, gleich den frommen Pilgrimen, die zu Mekka das Grab ihres Propheten erblickten, sich die Augen ausstechen.» (Brantôme Dames illustres.)

Dieses schöne Weib hing zu jener Zeit noch mit ganzer Seele an ihrem Gemahl. Zwar verrieth sie einst die Flucht, zu der er sich vorbereitet hatte, doch nur unter der Bedingung, daß ihm kein Leides geschehe; und ein anderes Mal setzte sie selbst eine Vertheidigungsschrift für ihn auf, die von den Zeitgenossen und von der Nachwelt bewundert wurde. Ja sie steckte ihn sogar einmal in ihre eigenen Kleider und gab ihm ihren eigenen Wagen zur Flucht. Der Anschlag nißlang, allein der Tod Karl's IX. verschaffte ihm endlich die Freiheit. — Wunderbar, doch mit dem weiblichen Herzen nicht unvereinbar, ist der Umstand, daß zu derselben Zeit, als sie für Heinrich Alles wagte, sie auch einen Edelmann aus der Provence, Namens la Mole, heftig liebte. Gern hätte sie ihn gerettet, denn er wurde als Staatsverbrecher angeklagt, unter andern auch wegen eines Wachsbildchens, welches man bei ihm fand, und dem das Herz mit einer Nadel durchstochen war. Das sollte ein Zaubermittel sein, um Karl IX. aus dem Wege zu schaffen, der wirklich an einer abzehrenden Krankheit litt. La Mole verlor seinen Kopf auf dem Schaffot. (de Thou ad ann. 1574.) Man sagt, Margarethe habe dieses geliebte Haupt entwenden lassen, und es eigenhändig in der Kapelle des heil. Martin begraben.

Noch manches andere galante Abenteuer wurde von ihr erzählt, besonders schien Büssy d'Amboise, einer der vollkommensten Männer seiner Zeit, ihre Gunst in einem hohen Grade zu besitzen. Er wurde verbannt, und man nahm ihr sogar ihre Vertraute, eine gewisse Torigny. Diesen doppelten Verlust ertrug sie nicht mit Standhaftigkeit. Sie selbst gesteht in ihren Memoiren: »Die Klugheit verließ mich, der Kummer überwältigte mich. Ich konnte mich nicht entschließen, dem Könige, meinem Gemahl, ferner entgegen zu kommen; wir schliefen nicht mehr beieinander und redeten nicht mehr miteinander.« — Die Noth brachte sie einander wieder näher.

Heinrich III. hatte den Thron bestiegen. Margarethens geliebtester Bruder, der Herzog von Alenson, wurde am Hofe gering geschätzt. In gleicher Lage befand sich der König von Navarra. Beide entflohen. Heinrich III. wüthete und Margarethe sollte Alles entgelten. Sie bekam Arrest auf ihrem Zimmer. Ohne ihre Mutter würde ihr Schicksal noch härter gewesen sein. Ihre Vertraute, Torigny, wollte der König ersäufen lassen; sie war bereits ergriffen, als einige Offiziere, die dem Herzog von Alenson zu folgen im Begriff standen, herzusprengten und sie ihren Henkern entrissen.

Der König von Navarra hatte zwar von seiner Gemahlin keinen Abschied genommen, allein er schrieb ihr einen freundlichen Brief, und bat sie um ihren Beistand am Hofe. Die Königin Mutter begab sich selbst zu dem Herzog

von Alenſon, der bereits an der Spitze einer anſehnlichen, täglich wachſenden Macht ſtand, und ſuchte ihn zu beſänftigen, allein er ſchwur, daß er ſich in nichts fügen werde, wenn man nicht ſeine Schweſter in Freiheit ſetze. Das geſchah. Der wankelmüthige König ließ ſich ſogar zu einer Art von Entſchuldigung herab. Margarethe erzählt, ſie habe in ihrem Gefängniß zuerſt Geſchmack an dem Leſen frommer Bücher gefunden. »Traurigkeit und Einſamkeit" ſagt ſie, »verliehen mir dieſe Wohlthat."

Nach ihrer Befreiung befand ſie ſich in der glänzendſten Lage: der Herzog von Alenſon, ihr Bruder, hatte ſie gleichſam zum Friedensſtifter in der königlichen Familie erwählt, ihre Mutter ging ſehr freundlich, der König ſehr ſchonend mit ihr um, und ihr Gemahl bewies ihr Achtung. Sie war gegenwärtig und eine mitwirkende Perſon bei der bald darauf erfolgten Ausſöhnung. Der König von Navarra blieb in Guyenne. Sie bat Heinrich III. um Erlaubniß, ihm dahin zu folgen. Ihrem Begehren wurde eine Zeitlang ausgewichen, und endlich empfing ſie die trockne Antwort: »man wolle nicht, daß ſie mit einem Ketzer leben ſolle." — Sie mußte ſchweigen; um aber doch nicht am Hofe zu ſein, während die katholiſche Ligue geſchloſſen wurde, reiſte ſie in's Bad nach Spaa. Dieſe ganze Reiſe war ein Triumph für ſie, denn ſie wurde überall mit der größten Auszeichnung empfangen. Der Tragſeſſel, deſſen ſie ſich bediente, wird als ſehr koſtbar und auffallend geſchildert, er beſtand aus rothem Sammt mit Gold und

Seide gestickt und es waren vierzig verschiedene Devisen daran angebracht. Drei andere Tragsessel ihrer vornehmsten Begleiterinnen folgten, zehn junge Hofdamen zu Pferde mit ihren Gouvernanten ritten zur Seite, und noch sechs Wagen voll Damen beschlossen den Zug. Dieser Theil ihrer Memoiren ist der unterhaltendste und man sieht, daß sie mit besonderm Vergnügen daran geschrieben hat. Bei ihrer Zurückkunft fand sie lauter freundliche Gesichter am Hofe, konnte aber doch erst sechs Monat später die Erlaubniß erringen, sich zu ihrem Gemahl zu begeben, der ihr entgegen kam und anderthalb Jahr mit ihr in Guyenne lebte. Auch Katharina von Medicis hatte sich zu ihm gesellt, mit dem ganzen Heer von schönen Hoffräulein, die sie um sich zu versammeln pflegte, und deren Zahl bisweilen auf dreihundert stieg. Hier war es, wo der König von Navarra sich in Eine derselben, Namens Davelle, verliebte. Margarethe soll dagegen eine Eroberung an ihrem ehrbaren Kanzler Pybrac gemacht haben.

Nach diesem Zeitraum begab sich der Hof nach Pau in Bearn, wo das gute Vernehmen zwischen Heinrich und Margarethen nicht lange dauerte. In Ansehung der Galanterie hatten sie einander nichts vorzuwerfen. Aus den Armen der schönen Griechin Davelle, (sie war von der Insel Cypern gebürtig), warf er sich in die Arme einer gewissen Rabours, die er dann wieder, um einer gewissen Fosseuse willen, verließ. Margarethe behandelte alle seine Maitressen mit Güte und Nachsicht, vielleicht um ähnliche

Schonung für sich zu erwerben. Die verliebten Abenteuer entzweiten folglich das königliche Paar nicht; aber die Frömmigkeit — wer sollte es glauben! — war ein härterer Stein des Anstoßes. Zu Pau wurde kein katholischer Gottesdienst gehalten, höchstens erlaubte man Margarethen, die Messe in einer kleinen Kapelle lesen zu lassen, in der kaum sieben bis acht Personen Platz hatten, und wenn das geschah, so zog man noch obendrein die Zugbrücke des Schlosses auf, damit kein Katholik sich herzudrängen sollte. Indessen hatten sich am Pfingstfeste 1579 doch Einige mit eingeschlichen, die von einem intoleranten Sekretär des Königs, in Gegenwart der Königin, gemißhandelt und arretirt wurden. Margarethe beklagte sich darüber bei ihrem Gemahl, der Sekretär vertheidigte sich mit Unverschämtheit und Mangel an Ehrerbietung gegen die Königin. Heinrich, statt ihn dafür zu züchtigen, nannte sein Betragen blos einen indiscreten Religions-Eifer, versprach ihr Genugthuung, zog es aber in die Länge, und erbitterte Margarethen dadurch so sehr, daß sie erklärte, sie werde sich entfernen, wenn er den Sekretär (er hieß le Pin) nicht wegjage. Heinrich that es endlich, aber er liebte den Menschen, und behielt daher einen Groll gegen seine Frau, den er nicht verbarg und der nach und nach immer mehr um sich griff. Zwar bewies sie, in einer Krankheit, in welche er verfiel, ihm so viel zärtliche Sorgfalt, daß ihr gutes Vernehmen dadurch wieder hergestellt wurde und noch fünf Jahre währte — allein im Jahre 1580 brach der Krieg

zwiſchen den Katholiken und Proteſtanten wieder aus, Margarethe mißbilligte es laut und Heinrich nahm das übel auf.

Nach geſchloſſenem Frieden glaubte der König von Frankreich den von Navarra und den Herzog von Alenſon um ſo leichter an ſeinen Hof locken zu können, wenn er Margarethen zurück kommen ließe. Das Mißvergnügen mit ihrem Gemahl machte ſie dazu bereitwillig, und ſie reiſte ab. Schade, daß ihre eigenen Memoiren hier endigen.

Am Hofe ihres Bruders warteten ihrer traurige Tage. Ihre enge, dem Könige höchſt mißfällige Verbindung mit dem Herzog von Alenſon zog ihr eine harte Beſchimpfung zu. Denn als eines Tages ein Kourier, den Heinrich III. nach Rom an ſeinen Liebling Joinville ſandte, von vier maskirten Reitern ermordet und ſeiner Depeſchen beraubt wurde, fiel ſein Argwohn deshalb auf ſeine Schweſter. In der Wuth vergaß er Alles, was er ihr, als ſolcher, und als Königin ſchuldig war, und warf ihr öffentlich ihr ausſchweifendes Leben vor.

Die beſtürzte Margarethe ſchwieg, und Heinrich herrſchte ihr zu: »ſie ſolle augenblicklich Paris verlaſſen, um den Hof von ihrer Gegenwart zu befreien.« — Sie gehorchte und entfloh, ohne Gefolge, ſogar ihrer nothwendigſten Bedienung beraubt. »Gibt es auch zwei unglücklichere Fürſtinnen,« rief ſie aus, »als mich und Maria Stuart?« — Nur zwei Damen, ihre Lieblinge, waren ihr gefolgt, allein ſie wurden von Gensdarmen eingeholt, der Offizier ließ die Sänfte halten, zwang die Königin ſelbſt ihre Larve abzunehmen, (denn die Damen pflegten

damals nur mit Masken vor dem Gesicht zu reisen) und trieb die Unverschämtheit so weit, der Herzogin von Jaras und der Demoiselle de Bethune Ohrfeigen zu geben, worauf er sie aus der Sänfte riß und als Gefangene fortschleppte. Diese Damen verhörte der König selbst, und die Fragen, die er ihnen vorlegte, hatten sämmtlich die Beschimpfung seiner Schwester zum Zweck. Indessen hielt er doch für nöthig, bei seinem Schwager dem üblen Eindruck zuvorzukommen, den ein so rasendes Verfahren nothwendig machen mußte: er schrieb an den König von Navarra, erwähnte mit keiner Silbe der von der Königin erduldeten Beschimpfung, sondern meldete blos, er habe die Ausschweifungen ihrer Damen entdeckt und sie weggejagt. (Memoires de Duplessis Mornay.) Da der König von Navarra nichts weiter von der Sache wußte, als was sein Schwager ihm schrieb, so dankte er ihm noch obendrein für seine Sorgfalt. Als er aber nachher die nähern Umstände erfuhr, so schickte er einen Vertrauten an Heinrich III., forderte Erklärung und guten Rath, was dabei zu thun sei? (d'Aubigné Tom. II. l. V. c. 3.) Die Antwort war ausweichend, keine Genugthuung erfolgte und daher nicht zu verwundern, daß Margarethe von ihrem Gemahl zwar aufgenommen, aber nicht mehr mit der gewöhnlichen Achtung behandelt wurde, zumal es ziemlich weltkundig war, daß sie mit dem sogenannten schönen Chauvallon in Verhältnissen gestanden.

Dieser Chauvallon war nun zwar verschwunden, allein Margarethens Herz konnte nie leer bleiben; sie spann neue

Intriguen, bis die täglich sichtbarer werdende Verachtung ihres Gemahls sie zu dem Entschluß brachte, nach Agen zu entfliehen, eine Stadt, die ihr als Mitgabe angewiesen worden, wo es von Katholiken wimmelte, und wo man sie daher mit Freuden aufnahm. Hier gab sie als den Grund ihrer Trennung an, sie habe mit einem vom Papste excommunicirten Ketzer nicht länger leben können. Aber bald machte sie auch hier durch ihre Ausschweifungen sich aller Welt gehässig. Die Protestanten eroberten Agen im Einverständniß mit den Einwohnern, und Margarethe hatte kaum so viel Zeit, sich hinter einen Edelmann auf das Roß zu schwingen, der sie nach Carlot, einer Festung in den Gebirgen von Auvergne, brachte. Aber auch hieher verfolgte sie der Haß ihres Bruders. Die Einwohner von Carlot wollten sie dem Könige ausliefern; sie erfuhr es, entwischte, wurde eingeholt, und auf dem Schlosse Usson in Auvergne eingesperrt. Noch einmal versuchte sie die Macht ihrer Reize, denn sie war noch immer sehr schön, obgleich schon fünf und dreißig Jahre alt. Der Kommandant wurde der Sklave seiner Gefangenen; er überlieferte ihr das sehr feste Schloß, wo man sie nicht anzugreifen wagte, oder vielmehr, man überließ sie, an diesem traurigen Verbannungsorte, dem Kummer, der Langenweile, und sogar dem Mangel, denn sie mußte, um Geld zu haben, ihr Silberzeug einschmelzen und ihren Schmuck in Venedig verpfänden. Eine Zeitlang besaß sie wirklich nichts als die Luft, die sie einathmete, hoffte wenig, fürchtete Alles und sah Alles um

Nat. Ich könnte antworten: auf solch einen Schwiegersohn dürfe er auch stolz seyn. Aber sey ruhig, ich werde nicht vergessen, was ich meinen Vater und der Welt schuldig bin.

Ott. Eigene Erfahrung macht mich mißtrauisch.

Nat. Dein Fall war sehr verschieden.

Ott. Ich liebte wie du, ehe ich es wußte, und trotzte, wie du auf meine Kräfte.

Nat. Hätten nur die Vorfahren dieses Jünglings ein Raubschloß besessen, oder ein paar Saracenen todt geschlagen —

Ott. (lächelnd) Vielleicht sind sie selbst Saracenen. Was hältst du von der fremden Sprache dieser räthselhaften Menschen?

Nat. Es wird französisch gewesen seyn.

Ott. Schwerlich. Das hätte Rösgen — zwar nicht verstanden — aber, da sie es täglich hier im Schlosse hört, doch auch nicht für Zigeunersprache erklärt. Ich vermuthe zuweilen —

Nat. Was?

Ott. Wenn ich mehrere kleine Anmerkungen neben einander stelle —

Nat.

ſich her in Flammen. Ohne die hilfreiche Hand ihrer Schwägerin, der Eleonore von Oeſterreich, war ſie der äußerſten Armuth Preis gegeben.

Als Heinrich IV. den Thron beſtiegen hatte, bot ſie vergebens Alles auf, um mit dem ihr gebührenden Range wieder bei Hofe zu erſcheinen. Dieſen Rang — das war die harte Bedingung — ſollte ſie der ſchönen Gabriele d'Eſprées überlaſſen. Ihr Unglück hatte ſie noch nicht ſo ſehr gebeugt, um, ſo lange als dieſe Nebenbuhlerin lebte, darein zu willigen, nach deren Tode jedoch Furcht und Langeweile ſie vermochten, ſelbſt bei dem Papſt Clemens VIII. die Bitte um Scheidung einzureichen. Ihre Ehe wurde 1599 für null und nichtig erklärt, doch blos unter dem Vorwande, ſie ſei dazu gezwungen worden. Heinrich IV. vermälte ſich mit Marien von Medicis, und erſt fünf Jahre nachher (1605) erhielt ſie endlich die ſo ſehnlich gewünſchte Erlaubniß, an den Hof zurückzukehren.

Ihr Ehrgeiz mußte wohl ganz verſchwunden und der Aufenthalt auf ihrem Schloſſe ganz unerträglich ſein, da ſie ſich entſchließen konnte, in Paris, wo ſie vormals angebetet wurde und die erſte Rolle ſpielte, jetzt als geweſene Königin der regierenden Königin den Hof zu machen, ja ſogar ihrer Krönung beizuwohnen, und bei dieſer Ceremonie auch noch der Schweſter des Königs den Vorrang zu laſſen.

Das Gefühl für alle dieſe Kränkungen erſtickte ſie auch jetzt noch, in ihrem vierundfünzigſten Jahre, in rauſchen-

den Vergnügungen. Heinrich IV. mußte sie bitten — und in der That aus freundlicher Besorgniß für ihre Gesundheit — nicht so verschwenderisch zu leben und nicht aus Nacht Tag zu machen; allein sie antwortete: der Hang zur Verschwendung sei ein Familienfehler, den sie nun nicht mehr ablegen könne. Sie hatte wieder einen jungen Liebling, Namens Datte, der von einem andern Jüngling, Vermond, dicht neben ihrem Wagen ermordet wurde. Das machte ihre bisherige Wohnung ihr verhaßt, sie kaufte einen andern Palaſt, und legte bald darauf den Grundstein zu dem Auguſtinerkloſter, von welchem die Straße bis auf den heutigen Tag den Namen trägt.

„Hier," — ſagt Mezeray (T. VI. p. 537.) — „verlebte ſie den Reſt ihrer Tage von einem kleinen Hofſtaat umgeben, immer Luxus und Eitelkeit mit der Liebe zu den Wiſſenſchaften, Muſik und Tanz mit ernſten Studien, die chriſtliche Freigebigkeit mit der Ungerechtigkeit vereinend; ſie beſuchte die Kirchen fleißig, gab den Zehnten ihrer Einkünfte den Armen, und hatte Gelehrte in ihrem Gefolge, denen ſie Penſionen gab; ſie machte ſich aber auch eine Ehre daraus, immer noch galante Abenteuer zu haben, immer noch neue Vergnügungen zu erfinden und ihre Schulden nie zu bezahlen."

Sie ſchrieb nicht allein vortrefflich in Proſa, wie ihre Memoiren beweiſen, ſondern ſie machte auch recht artige Verſe. So vertrieb ſie ſich die Zeit bis in ihr zwei und ſechzigſtes Jahr, wo ſie ſtarb (1615). Von einigen Schriftſtel-

lern iſt ſie bis in den Himmel erhoben worden, zum Beiſpiel von Brantome und Hilarion de Coſte, Andere haben, mit mehr Wahrhaftigkeit, die dunkeln Schatten dem lichten Gemälde beigefügt, zum Beiſpiel Dupleix und Mezeray.

Heinrich IV. war unter den franzöſiſchen Königen der letzte, der ſich von ſeiner Gemahlin trennte.

Penſylvanien und die Quäker.

(Nach Raynal)

Die menſchenfreundliche Sekte der Quäker entſtand in England während der blutigen Bürgerkriege, die das Haupt eines Königs dem Beile des Henkers überlieferten. Ihr Stifter war Georg Fox, ein Handwerksmann von niedriger Herkunft, ein Religions-Schwärmer, der ſeine Werkſtatt verließ und, um ſich ganz dem Irdiſchen zu entziehen, jede Verbindung mit ſeiner Familie abbrach. Selbſt der Verſuchung, neue Verbindungen anzuknüpfen, wich er durch ein herumirrendes Leben aus. Oft verbarg er ſich in die Wälder, blos von ſeiner Bibel begleitet, und auch dieſer glaubte er nicht mehr zu bedürfen, nachdem er durch die Propheten und Apoſtel ſich hinlänglich begeiſtert fühlte. Nun ſuchte er Proſelyten zu machen, ein leichtes Unternehmen in Zeiten, wo Religionsſchwärmerei ſo viele Köpfe

verwirrte. Bald ſah er ſich von Jüngern umringt. Die Einfachheit ihrer Kleidung fiel zuerſt auf. Sie duldeten weder Treſſen noch Stickereien, weder Spitzen noch Manſchetten, kurz, keinen überflüſſigen Zierrath, keine Falte im Kleide, keinen Knopf am Hute. Ihr Anſtand war beſcheiden. Alle Auszeichnungen, die der Hochmuth erfunden hat, waren ihnen gehäſſig; ſie wollten weder Herren ſein noch Knechte haben. Alle hochtönenden Titel verdammten ſie, nannten den übermüthig, der ſie trug, und niederträchtig den, der ſie nachſprach. Sie erkannten weder Excellenz noch Eminenz. Der Titel Freund, meinten ſie, gezieme jedem Bürger und Chriſten. Eine Verbeugung ſchien ihnen zwangvoll und lächerlich. Das Abnehmen des Hutes hieß ihnen, ſich ſelbſt herabſetzen, um Andere zu ehren. Keine Obrigkeit konnte ihnen ein äußeres Zeichen von Achtung abgewinnen. Sie duzten Jedermann, ſelbſt Könige, weil man ja ſelbſt Gott und die Heiligen duze. Die Würde ihrer Moral veredelte das Seltſame ihrer Gebräuche. Waffen tragen, nannten ſie ein Verbrechen; geſchah es um anzugreifen, ein Verbrechen an der Menſchheit; um ſich zu vertheidigen, eines gegen das Chriſtenthum. Allgemeiner Friede war ihr Evangelium. Der Quäker, der einen Backenſtreich empfing, hielt ſogleich den andern Backen hin, und forderte man ſein Kleid, ſo gab er auch die Weſte. Hatten dieſe Gerechten irgend einen Lohn verdient, ſo begehrten ſie nie mehr als ihnen gebührte, nahmen aber auch nie weniger. Schwören vor Gericht, geſchehe es auch um die Wahrheit zu beſchwö-

ren, nannten ſie eine Beſchimpfung des höchſten Weſens, um elender Händel der Sterblichen willen.

Die Höflichkeitsgebräuche des bürgerlichen Lebens verachteten ſie nur; die kirchlichen Ceremonien aber verabſcheuten ſie. Den Sonntag feierten ſie nicht durch Ruhe, weil Müßiggang ſchädlich ſei. Sie lächelten über Taufe und Abendmahl; die Kirchen nannten ſie Marktſchreier-Buden, auch mochten ſie keine Geiſtlichen, da jeder Gläubige unmittelbar vom heiligen Geiſte inſpirirt wurde, folglich hoch erhaben über die Prieſter ſtand. In ihren Verſammlungen ſprach, wer ſich begeiſtert fühlte; gleichviel ob Mann oder Weib. Bisweilen ſprachen Mehrere zugleich, doch weit öfter herrſchte tiefes Schweigen in der ganzen Verſammlung.

Dieſe Schwärmerei machte die Nerven ſo reizbar, daß Krämpfe und Zuckungen daraus entſtanden, und davon empfing die Sekte den Namen der Quäker, ſoviel als Zitterer. Hätte man ſich begnügt, auf dieſe Weiſe die Thorheit zu verſpotten, ſo würde man ſie nach und nach geheilt haben; allein während jede andere neue Sekte aufgemuntert wurde, verfolgte man dieſe und quälte ſie. Narrenhaus, Gefängniß, Peitſche und Pranger wurden Leuten zu Theil, die kein anderes Verbrechen begingen, als daß ſie über alle Maßen vernünftig und tugendhaft ſein wollten. Ihre Standhaftigkeit im Leiden weckte Mitleid und bald Bewunderung. Cromwell ſelbſt — der einer ihrer heftigſten Verfolger geweſen war, weil ſie, in die Lager ſchleichend, die Soldaten von ihrem blutigen Berufe

abwendig machten — Cromwell ſelbſt gab ihnen öffentliche Zeichen der Achtung, und war ſo ſchlau, ſie zu ſeinen Anhängern machen zu wollen, um ſelbſt dadurch dem Volke mehr Ehrfurcht einzuflößen. Allein ſie wichen dem aus und er geſtand nachher, das ſei die einzige Religion, von der er durch Guineen nichts habe erhalten können.

Doch unter allen dieſen Sektirern war nur Einer, deſſen Name auf die Nachwelt zu kommen verdient: Wilhelm Penn, der Sohn des Admirals Penn, eines Mannes, der ſehr klug oder ſehr glücklich war, denn er beſaß nicht allein das Vertrauen Cromwells, ſondern auch der beiden Stuarte, die ihm folgten. Bei verſchiedenen See-Expeditionen hatte er anſehnliche Vorſchüſſe gemacht, und die Zeiten waren ſo ſchlecht, daß man bei ſeinen Lebzeiten ihn nicht bezahlen konnte. Als nach ſeinem Tode die Schatzkammer um nichts reicher war, that man ſeinem Sohne den Vorſchlag, ihm, ſtatt baren Geldes, einen unermeßlichen Landſtrich in Amerika einzuräumen; eine Gegend, die zwar längſt entdeckt und von engliſchen Kolonien umringt, aber immer vernachläßigt worden war.

Von der Leidenſchaft der Menſchlichkeit ergriffen, nahm Penn mit Freuden dieſes Erbe an, in dem er faſt als Souverain auftreten ſollte. Er beſchloß, einen Wohnſitz der Tugend und eine Freiſtatt des Unglücks daraus zu machen. Mit dieſem edlen Vorhaben reiſte er im Jahre 1681 nach dem Lande, welches hinfort Penſylvanien genannt wurde. Alle Quäker, die von der Geiſtlichkeit verfolgt wurden, weil

ſie den Zehnten und andere, von Geiz und Betrug erſonnene Auflagen nicht entrichten wollten, verlangten ihm zu folgen, allein aus kluger Vorſicht nahm er Anfangs deren nur zweitauſend mit. Er bezeichnete ſeine Ankunft in der neuen Welt durch eine Handlung der Gerechtigkeit, die alſobald ihm und ſeinen Grundſätzen Liebe und Achtung erwarb; er kaufte nämlich von den Eingebornen das Land, welches abzutreten, nach ſeiner Meinung, das britiſche Miniſterium kein Recht hatte, da es nicht dieſem, ſondern den Eingebornen zugehörte. Und ſo ſtellte er ein Beiſpiel auf, wie man eines Volkes Rechte ehren muß, welches weder vor noch nach ihm in Europa geſehen worden, wo man gewöhnlich die Menſchen ſammt ihrem Lande, wie Viehherden ſammt ihrer Weide, verkauft. Der Preis, den die Wilden forderten, iſt unbekannt. Penn ſuchte durch manche Rechtsformen ſeinen Beſitz zu befeſtigen, und was dieſen Formen abging, erſetzte er durch den edlen Gebrauch, den er von ſeinem Rechte machte. Die Amerikaner faßten eben ſo viel Zuneigung für ſeine neue Kolonie, als Abneigung ſie den übrigen bewieſen, die ohne Achtung für ihre Rechte in ihrer Nachbarſchaft entſtanden waren. Ein wechſelſeitiges Vertrauen knüpfte ein ſchönes, nie locker gewordenes Band zwiſchen beiden Völkern. Penn's Menſchenliebe erſtreckte ſich auf alle, die ſein neues Reich zu bewohnen kamen. Da das Glück ſeiner Gefährten von einer weiſen Geſetzgebung abhängen ſollte, ſo gründete er die ſeinige auf die beiden Grundpfeiler des

Glanzes der Staaten und der Glückſeligkeit der Bürger: Eigenthum und Freiheit.

Wenn es vergönnt wäre, bei einer Begebenheit, die fürwahr fabelhaft, beſonders in unſern Zeiten, ſcheint, der Sprache der Fabel mich zu bedienen, ſo würde ich ſagen: Aſträa, ſchon ſo lange den Sterblichen entrückt, ſei vom Himmel herabgeſtiegen, um das Reich der Unſchuld und Eintracht noch einmal unter den Menſchen zu gründen. Hier athmet jeder Rechtliche frei! hier findet er Erſatz für alle den Kummer und Abſcheu, den die neuere Geſchichte, und beſonders die der Europäer in der neuen Welt, ihm eingeflößt hat. Bis dahin verſtanden dieſe Barbaren nur zu entvölkern, ehe ſie Beſitz ergriffen, nur zu verwüſten, ehe ſie anbauten.

Der tugendhafte Geſetzgeber legte einen Grundſtein, die Toleranz. Er wollte, daß jeder Menſch, der einen Gott erkannte, des Bürgerrechts, und jeder Chriſt der Regierung theilhaftig würde. Uebrigens mochte Jeder nach ſeiner Weiſe Gott verehren; es gab keine herrſchende Kirche in Penſylvanien, keine gezwungenen Beiträge zum Bau eines Tempels, und den Gottesdienſt beſuchte Jeder nur freiwillig.

Das Eigenthum des Landes wollte Penn ſeiner Familie hinterlaſſen, doch ſollte ſie nie entſcheidenden Einfluß in öffentlichen Angelegenheiten, nie ohne Zuziehung der Volksdeputirten irgend eine Machthandlung ausüben. Alle Bürger waren Wähler und wahlfähig. Um ſo viel möglich

Bestechung zu vermeiden, wurden die Stimmen heimlich gegeben, deren Mehrheit das Gesetz schuf; war aber von Auflagen die Rede, so mußten zwei Dritttheile sie bestimmen und billigen. Dann schien die Auflage nur ein freiwilliges Geschenk.

So dachte Penn, der Philosoph. Den bemittelten Ankömmlingen verkaufte er Ländereien, den Unbemittelten schenkte er sie. Ein Familienvater erhielt für sich, sein Weib, seine Knechte und Kinder über sechzehn Jahre, für Jeden fünfzig Hufen Landes gegen einen geringen Grundzins. Richterstühle wurden gegründet, die das Eigenthum beschützen, nicht aussaugen sollten, darum empfing kein Richter irgend einen Lohn oder Sold. Drei Schiedsrichter oder Friedesstifter suchten in jedem Bezirk zu bewirken, daß Mißhelligkeiten nicht einmal bis zu den Richterstühlen gelangten. Um Verbrechen zu verhüten, wollte man deren Quelle verstopfen: Armuth und Müßiggang. Jedes Kind über zwölf Jahre, von welcher Geburt es auch sein mochte, mußte ein Handwerk lernen. Das verbürgte dem Armen seinen Unterhalt, und dem Reichen eine Zuflucht im Unglück; auch schuf es mehr Gleichheit zwischen den Menschen, indem es an ihre allgemeine Bestimmung, Arbeit, sie erinnerte.

Nie vielleicht hatte die Tugend kräftigere Mittel ersonnen, um Glückseligkeit herbeizuführen. Meinungen, Empfindungen, Sitten, verbesserten das etwa Mangelhafte, und ersetzten das etwa Unvollkommene. Auch machte Pensylvaniens Wohlstand reißende Fortschritte. Diese Republik

— ohne Kriege, ohne Eroberungen, ohne Anſtrengurg, ohne irgend eine jener Revolutionen, die den Pöbel blenden, ſtellte der Welt ein einziges Schauſpiel dar. Ihre wilden Nachbarn wurden durch Sanftmuth gefeſſelt. Die entfernten Völker ehrten ihre Tugenden trotz eigener Verderbtheit. Alle Nationen freuten ſich, die alten Zeiten erneuert zu ſehen, die ſie, getäuſcht durch europäiſche Sitten und Geſetze, bisher für fabelhaft gehalten hatten. Man fing endlich an zu glauben, daß ein Volk ohne Herren und ohne Prieſter auch glücklich ſein könne. Der Menſch bedarf des Einen wie des Andern, ſo ſagt die Schmeichelei in Kirchen und an Höfen. Ja, ohne Zweifel bedürfen böſe Fürſten grauſamer Götter, um im Himmel Beiſpiele ihrer Tirannei zu finden; ſie bedürfen der Prieſter, um den grauſamen Göttern Anbetung zu erzwingen. Aber der gerechte, freie Menſch verlangt nur einen Gott, der ſein Vater ſei, Gleichheit unter Menſchen, die ihn lieben, und Geſetze, die ihn beſchützen.

Penſylvanien wird rings umher von befreundeten Nachbarn und im Innern durch die Tugend ſeiner Bewohner geſchützt und iſt in eilf Grafſchaften getheilt; der Himmel iſt heiter, das Klima geſund, durch Urbarmachung des Bodens noch verbeſſert. Die erſten Europäer, die hier landeten, ſahen nur Brennholz uud Eiſenminen. Als aber die Wälder gelichtet wurden, und der Pflug über die alten Baumwurzeln ging; da keimten und reiften mannichfaltige Früchte, Flachs, Hanf, und alle Gattungen von Getreide, vor

Nat. Liebe Ottilie, was vermuthest du?

Ott. In deinem jungen Ritter einen Landsmann zu finden.

Nat. Einen Corsen?

Ott. Vielleicht. Dein Vater pflegt dann und wann die Politik mit seinem Verwalter abzuhandeln. Durch ein zufälliges Gespräch über Corsika, wurde der Alte neulich so warm, er schimpfte so herzlich auf die Genueser — und dann schien er plötzlich so erschrocken, als ob er sich verrathen habe —

Nat. Ach! Felix sey gebohren wo er wolle, sein Vaterland darf stolz auf ihn seyn!

Fünfte Scene.

Der Graf. Die Vorigen.

Graf. Guten Morgen Kinder! (Natalie küßt ihm die Hand. Ottilie will das nemliche thun; er zieht seine Hand zurück und küßt sie auf die Stirn.) Seht nur, wie mich die Mücken zerstochen haben. Ich schlafe so gern bey offenem Fenstern, aber man muß die frische Luft mit Blut bezahlen.

Nat. Haben Sie die Nachtigallen gehört?

Ott.

Allem Weizen und Mais. Nach allen Seiten hin kultivirte man den Boden mit einer Kraft und einem Erfolge, der alle Nationen in Erstaunen setzte.

Dieser Fleiß war doch nur eine Folge der Freiheit und Toleranz, welche Schweden, Holländer, Franzosen und vor Allen die arbeitsamen Deutschen nach Pensylvanien zogen. Quäker und Wiedertäufer, Anglikaner und Methodisten, Presbyterianer und mährische Brüder, Lutheraner und Katholiken vereinigten sich, um immer neue Blüten und Früchte aus dem jungfräulichen Boden hervorzulocken. Unter so zahlreichen Sekten unterschied sich Eine, die Dumplers. Ihr Stifter war ein Deutscher, den die Welt anekelte, und der fünfzig Meilen von Philadelphia eine angenehme Einsiedelei bewohnte, wo er sich ganz der geistigen Anschauung widmete. Neubegier zog andere Deutsche zu ihm hin, seine Frömmigkeit und Einfachheit fesselte sie an ihn. Es entstand ein Städtchen, welches die Stifter derselben Euphrat nannten, eine Anspielung auf die Juden, die an den Ufern dieses Flusses ihre Psalmen plärrten. Das neue Euphrat ist im Dreieck gebaut, von Apfel- und Maulbeerbäumen symmetrisch umgeben, im Mittelpunkt derselben ein großer Obstgarten: zwischen diesem und jenen Alleen stehen die einzelnen Häuser, in welchen jeder Dumpler, durch keine Nachbarschaft zerstreut, sich seinen Betrachtungen überläßt. Ihrer sind höchstens fünf hundert. Ihr kleines Gebiet enthält nicht mehr als zwei hundert fünfzig Hufen Landes (acres), ein Fluß, ein Teich, ein

waldichter Berg ſind deſſen Grenzen. Männer und Weiber wohnen abgeſondert, ſehen ſich nur in der Kirche. Verſammlungen finden blos in öffentlichen Angelegenheiten Statt. Zwiſchen Arbeit, Gebet und Schlaf iſt ihr Leben getheilt. Zweimal am Tage und zweimal in der Nacht verlaſſen ſie ihre Zellen, um Gott zu dienen. Gleich den Quäkern und Methodiſten hat Jeder, der ſich begeiſtert glaubt, das Recht zu predigen. Demuth, Mäßigkeit, Keuſchheit ſind die Lieblingsgegenſtände ihrer Redner. Nie entweihen ſie den Sabbat. Sie fürchten eine Hölle und hoffen ein Paradies, allein ſie verwerfen mit Recht die Ewigkeit der Höllenſtrafen. Die Lehre von der Erbſünde verabſcheuen ſie als Gotteslästerung. Da ſie nur freiwilligen Handlungen ein Verdienſt zuerkennen, ſo taufen ſie auch nur Erwachſene. Nach ihrer Meinung beſchäftigen ſich die Seligen in jener Welt mit Bekehrung derer, die nicht als Chriſten geſtorben ſind. Dieſe frommen Enthuſiaſten ſprechen Gott von allen Grauſamkeiten und Ungerechtigkeiten frei, mit welchen ſo viel fromme Verleumder ihn belaſtet haben.

Sie ſind noch uneigennütziger als die Quäker, denn ſie prozeſſiren nie. Man kann ſie betrügen, berauben, mißhandeln, ſie rächen ſich nicht und klagen auch nicht. Die Religion macht ſie zu Stoikern.

Ihre Kleidung iſt die einfachſte. Im Winter ein langes weißes Gewand mit einer Kappe ſtatt des Hutes, ein grobes Hemd, weite Beinkleider, dicke Schuhe. Im Sommer dieſelbe Tracht, nur von Leinwand ſtatt der Wolle. Wie

die Männer ſind faſt auch die Weiber gekleidet. Kein Geſetz verbindet ſie, blos aus dem Pflanzenreiche ſich zu nähren, aber ſie thun es, um nie Blut zu vergießen.

Jeder arbeitet fröhlich, was ihm angewieſen worden. Der Ertrag aller ihrer Arbeiten iſt ein gemeinſchaftliches Gut, von dem ſie alle ihre Bedürfniſſe beſtreiten. Sie erwerben aber durch Landbau und Manufakturen nicht blos das Nothwendige, ſondern auch einen kleinen Ueberfluß zum Austauſch.

Die ſich verheirathen wollen, verlaſſen die Stadt und ziehen auf's Land, doch immer auf Koſten der Gemeinde, für die ſie fortwährend arbeiten. Ihre Kinder werden in der Stadt erzogen. Ohne dieſe Einrichtung würden die Dumplers nur Mönche ſein, und nach und nach ausarten, wie dieſe.

Erbaulich und wundervoll zugleich iſt der Geiſt der Eintracht, der unter allen Sekten Penſylvaniens herrſcht, ſo verſchieden auch ihre religiöſen Meinungen ſein mögen. Sie lieben ſich alle wie Kinder eines Vaters und leben als Brüder, weil ſie frei denken dürfen als Menſchen. Dieſer köſtlichen Eintracht vorzüglich iſt das ſchnelle Wachsthum der Kolonie zuzuſchreiben. Sie zählte im Jahre 1774 dreimal hundert fünfzig tauſend Einwohner. Es ſoll nicht verſchwiegen werden, daß dreißig tauſend Neger dazu gerechnet werden, doch in milder Sklaverei, wenn es eine ſolche gibt.

Noch ſind die Sitten in Penſylvanien rein, ſogar

ſtreng. Welchem Grunde verdankt es dieſen herrlichen Vorzug? Dem Klima? den Geſetzen? der Religion? der Nacheiferung der Sekten? oder eingeführten Gebräuchen? —

Die Penſylvanier ſind im Ganzen wohl gebaut, ihre Weiber von angenehmer Geſtalt. Dieſe werden früher Mütter als in Europa und bleiben länger fruchtbar. Die Unbeſtändigkeit der Witterung ſchwächt ſie nicht, obſchon dieſe wirklich ſo groß iſt, daß ſie bisweilen fünf bis ſechsmal in einem Tage wechſelt. Sie hat auch weder auf Thiere noch Pflanzen ſchädlichen Einfluß. Selten verurſacht ſie Mißwachs. Reiche Ernten verbreiten allgemeinen Wohlſtand. Die ärmſten Familien haben Brot, Fleiſch, Cyder, Bier, Branntwein und Zucker. Man findet keinen einzigen Bettler. Die ganz Verarmten erhält der Staat. Die edelſte Gaſtfreiheit herrſcht überall. Ein Reiſender darf einkehren und verweilen wo er will, man wird blos ungern ſehen, wenn er wieder geht.

Die Abgaben ſind gering. Nur Eine Ungerechtigkeit hat ſich eingeſchlichen: die Nachkommen Penn's, von dem Geiſte ihres edlen Ahnherrn minder beſeelt, tragen keine Abgaben in Verhältniß zu ihren großen Beſitzungen.

Kaum wird man in der ganzen Provinz Einen Hageſtolz finden. Der ruhige, ſichere Beſitz einer, den Fleiß belohnenden Erde vervielfältigt die Ehen, bei deren Schlieſſung Richter oder Prieſter eigentlich nur Zeugen ſind. Wird die Verbindung zweier Liebenden etwa von der Familie gehindert, ſo ſetzen ſich beide zu Pferde, der Jüngling hin-

ter das Mädchen, das ihn vor den Richter bringt, und erklärt, es habe ihn entführt. Dagegen wird nichts eingewendet. In andern Fällen iſt die väterliche Gewalt ausſchweifend. Ein verſchuldeter Vater kann ſeine Kinder den Gläubigern verpfänden. Der Erwachſene dient ein Jahr für eine Schuld von hundert zwölf Livres. Das Kind unter zwölf Jahren muß bis zum ein und zwanzigſten für dieſelbe Summe dienen. Raynal nennt das ein Bild der patriarchaliſchen Sitten des Orients, und meint, dieſe Strafe ſei ein Sporn zu Fleiß und Ordnung für den zärtlichen Vater, damit er nie in den ſchrecklichen Fall komme, ſeine Kinder verpfänden zu müſſen.

Es gibt einige Städte und Flecken in der Kolonie, doch die meiſten Familien leben iſolirt auf dem Lande. Daher hat jedes Kirchſpiel wohl zwölf bis fünfzehn Meilen im Umfang. In ſo großer Entfernung von den Kirchen haben religiöſe Ceremonien wenig Einfluß. Die Kinder werden oft erſt Monate und Jahre lang nach ihrer Geburt zur Taufe gebracht. Unſchuld und Unwiſſenheit bewahren die Sitten.

Die Abneigung für den Luxus ſcheinen die Penſylvanier nur ſterbend zu verläugnen, denn ihre Leichenbegängniſſe ſind prächtig, faſt verſchwenderiſch. Im Allgemeinen ſind die einfachen, tugendhaften, ſelbſt die wilden und armen Völker eiferſüchtig auf ihr Begräbniß, denn ſie betrachten dieſe letzte Ehre als eine Pflicht, und dieſe Pflicht als einen Theil der Liebe ihrer Verwandten, eine

Liebe, die immer am wärmſten iſt, je mehr die Geſellſchaft dem Stande der Natur ſich nähert. Die Leichenbegleitungen ſind immer zahlreicher in kleinen Geſellſchaften als in großen, denn es gibt da wenigere aber größere Familien; es herrſcht da mehr Eintracht und folglich mehr Kraft. Das iſt die Urſache, warum kleine Völker große Nationen überwunden haben, und warum die Griechen die Perſer beſiegten.

Aus eigenem Hanf und Flachs und aus der Baumwolle des mittägigen Amerika fabrizirt Penſylvanien eine große Menge Zeuge, aus der Wolle ſeiner Schafe grobe Tücher. Um fremde Waren einzutauſchen, bringen deſſen Schiffe nach fremden Inſeln Zwieback, Mehl, Butter, Waizen, Talg, Früchte, geſalzenes Fleiſch, Cyder, Bier und alle Gattungen von Bauholz. Bis jetzt war die Handelsbilanz nicht günſtig für die Provinz, die nur den Landbau und Vermehrung der Heerden zum Ziele ihres Fleißes macht; ſie wird daher zwar ſpäter ihren Wohlſtand begründen, aber ſicherer und dauerhafter. Was ihre Fortſchritte aufhalten könnte, ſind die zerſtreuten Anpflanzungen. Die Familie Penn, als Eigenthümerin aller Ländereien, vertheilt deren gegen den üblichen Grundzins, wo und ſo viel man will. Darum mangelt der Kolonie ein gewiſſes Ganzes, ihre zerſtreuten Einwohner werden ein Raub des geringſten Feindes, der ſich nicht ſcheut ſie anzugreifen. Im Jahre 1769 betrug die Ausfuhr aus Penſylvanien über dreizehn Millionen Livres, und ſie iſt ſeitdem ſehr geſtiegen.

Philadelphia oder die Bruderstadt, ist der Mittelpunkt aller dieser Betriebsamkeit. Sie liegt am Zusammenfluß des Delaware und Shuilkill. Nach Penn's Bestimmung sollte sie zwei Meilen lang und eine Meile breit sein, man hat aber bis jetzt nur an den Ufern des Delaware gebaut, doch ohne von dem Plane des Stifters abzuweichen. Die Straßen sind nach der Schnur gezogen, fünfzig bis hundert Fuß breit, auf beiden Seiten mit Trottoirs versehen. Die Häuser sind von Ziegelsteinen erbaut und mit vielfarbigem Marmor geschmückt, der nahe bei der Stadt gebrochen wird. Jedes Haus hat seinen Garten. Die meisten Sekten haben Kirchen, manche auch keine, ohne darum weniger tugendhaft oder glücklich zu sein. Das Rathhaus ist prächtig. Da versammeln sich jährlich Ein auch mehrere Male die Repräsentanten der Kolonie, um das gemeine Beste zu berathen. Neben dem Rathhause ist eine vortreffliche Bibliothek, welche der berühmte Franklin 1732 gestiftet hat. Sonnabends steht sie dem Publikum offen, aber denen, die zu ihrer Gründung beitrugen, täglich. Die übrigen erlegen ein Miethgeld, und, wenn sie die Bücher zur rechten Zeit nicht wiederbringen, eine Strafe. Aus diesem Fond wird die Bibliothek noch stets vermehrt, und schon ist eine Sammlung von mathematischen und physikalischen Instrumenten, wie auch ein naturhistorisches Kabinet hinzugefügt worden.

Ein weiser, freigebiger Bürger, Logan, hat 1752 dem Publikum eine vortreffliche Bibliothek aller Klassiker

vermacht, die er während eines langen, arbeitsamen Lebens gesammelt hatte. Die 1749 gegründete Schule verdankt gleichfalls ihre Entstehung Franklin, dessen Name sich mit allem Großen und Guten mischt. Hier wird nie über Worte gestritten werden; hier wird man sich nie wegen unbegreiflicher Geheimnisse hassen. Wenn Despotismus, Aberglaube oder Krieg einst Europa in die Barbarei zurückgestürzt haben, aus welcher Künste und Philosophie sie hervorgezogen hatten, dann werden diese Fackeln des menschlichen Geistes die neue Welt erleuchten, und das Licht wird zuerst in Philadelphia erscheinen.

Die Bevölkerung dieser Stadt läßt sich nicht genau angeben, weil viel Sekten ihre Kinder gar nicht taufen lassen und die Todtenlisten nicht pünktlich geführt werden. Gewiß scheint aber, daß 1766 sie zwanzig tausend Einwohner zählte, die sich fast alle vom Handel nährten, der sie wohlhabend und reich machte. Dieser Wohlstand wird immer wachsen, da bis jetzt nur der sechste Theil der ganzen Provinz urbar gemacht worden. Philadelphia ist eine offene Stadt. Das ganze Land ist offen, gemäß den Grundsätzen der Quäker, der bescheidensten, redlichsten, arbeitsamsten und wohlthätigsten Menschen. Vielleicht darf man nur ihre Gesetzgebung der Unbesonnenheit und Verwegenheit anklagen, denn sie hat, bei aller Sorgfalt für das Innere, nichts gethan, um ihr Werk von Außen zu schützen. Ja, wenn die Welt aus lauter Quäkern bestünde, dann würde Pensylvanien nie einen Feind haben; so aber hat

man die Lämmer dem Wolf, die Bürger dieſes friedlichen Staates dem erſten beſten Tirannen geliefert, dem es einfällt, ſie zu unterjochen. Doch was würde er gewinnen? — Geht nur, ihr kriegeriſchen Völker! all' ihr Sklaven und Tirannen! zieht hin nach Penſylvanien, ihr werdet alle Thüren offen, alle Güter in eurer Gewalt, keinen einzigen Soldaten, nur Landbauern und Kaufleute finden. Aber wenn ihr ſie peinigt, ſo werden ſie flüchten, ihre Brachfelder, ihre zerſtörten Fabriken und Magazine euch hinterlaſſend; ſie werden ein neues Land bevölkern und anbauen; ſie werden die Welt umkreiſen und eher auf ihrem Wege ſterben, als euch erwürgen oder gehorchen. Was würdet ihr gewonnen haben? Den Abſcheu der Mitwelt und den Fluch der Nachwelt!

Atticus.

Vor Kurzem fand ich in einem alten Büchlein — Le retour des piéces choisies, ou Bigarrures curieuses — einen heftigen Ausfall gegen ein anderes noch älteres Büchlein, betitelt, Césarion ou entretiens divers, weil der Verfaſſer dieſes Letztern den Charakter des Pomponius Atticus angegriffen. Es gibt keinen Mann im ganzen Alterthum, ſagt der Verfaſſer des Erſtern, deſſen Ruf beſſer begründet wäre. Gleichzeitige Schriftſteller preiſen ihn, und haben das Urtheil der Nachwelt beſtimmt. Dennoch iſt ſein

alter, gleichsam grau gewordener Ruhm von einem neuen Kritikus angetastet worden, das hat eine Menge Leser empört. Der Angreifer behauptet: Atticus sei weder durch seine Geburt, noch durch seine Bedienungen, noch durch irgend ein ausgezeichnetes Talent berühmt geworden. Der Vertheidiger antwortet: er sei römischer Ritter gewesen, und zwar von einer der ältesten Familien dieses Ordens, also von vornehmer Geburt, denn die römischen Ritter hätten bei weitem nicht so tief unter dem Senate als hoch über dem Volke gestanden; überdies sei Atticus von mehreren Seiten mit der Familie des Augustus verwandt gewesen. Der Angreifer selbst gestehe: es würde schwer sein, mehr Geist zu besitzen als Atticus, und sich auf Zeiten, Menschen und Geschäfte besser zu verstehen — ferner: er habe außerordentliche Talente zum Dienst des Vaterlandes besessen. Wie könne man folglich behaupten: er habe sich durch kein besonderes Talent ausgezeichnet? — Man müsse überdies, um den Atticus zu verkleinern, auch den Cornelius Nepos, seinen warmen Lobredner, herunter setzen u. s. w.

Nachdem ich dieses gelesen, glaubte ich allerdings, Cesarion sei eine Art von Garlieb Merkel und habe, blos um mit Paradoxen zu glänzen, den Atticus angegriffen, wie Jener neulich den Cicero. Doch als ich auch dieses Büchlein durchblätterte, fand ich bald, daß Cesarion schwerer zu widerlegen sei, als Garlieb Merkel, und, da seine Betrachtungen mir sehr interessant, seine Bemer-

Ott. Und die Kanonen?

Graf. Da merkt man gleich, daß die Eine noch ein Mädgen iſt, und die Andre einen Officier geheyrathet hat; dieſe hört Nachtigallen, und Jene Kanonen. Ich habe keines von beyden gehört.

Ott. Ach! dann waren Sie glücklicher als ich.

Graf. Im Ernſt? — (er ſieht ſie genauer an) Entweder die Mücken haben Ihre Augen verwundet, oder ich ſehe Thränenſpuren?

Ott. Meine Angſt — die heftige Kanonade —

Graf. Wo?

Ott. Aus der Gegend der Donau, die ganze Nacht hindurch.

Graf. Würklich? — ſchon wieder? — hm! hm! (er ſchüttelt den Kopf und ſetzt ſich an den Tiſch.) Ich dächte, ſie hätten noch Todte genug zu begraben.

(Ein Bedienter bringt ihm eine Pfeife Tabak.)

Graf. Johann, haſt du nichts gehört? die Kanonen ſollen dieſe Nacht gedrummt haben?

Bed.

kungen größtentheils sehr wahr schienen, so pflückte ich diese vergessene Blume für Clio's Körbchen.

Von den Sitten der Alten, so hebt er an, scheint mir keine rührender als die Regelmäßigkeit ihrer Freundschaften. Wer heutzutage sie darin nachahmen wollte, würde für lächerlich gehalten werden. Die honnetesten unter seinen Freunden würden, ohne zu spotten, sich blos die unendlichen Vortheile zu Nutze machen, die daraus entspringen, wenn man so geliebt wird; die übrigen würden ihn ungestraft auslachen; aber alle insgesammt ihn als eine Art von Tirannen betrachten, wenn er verlangte, daß sie ihn eben so behandeln sollten als er sie.

So war es nicht in Griechenland zu Xenophon's Zeiten. Diese, uns so fremde Regelmäßigkeit war damals unerläßliche Pflicht, eine der wesentlichsten Eigenschaften des Mannes von Ehre, die eben so viel Ruhm erwarb als große Thaten. Xenophon sagt, bei Gelegenheit des Mordes, den die treulosen Perser an den griechischen Heerführern verübten: »Sie starben, nachdem sie tadellos gelebt hatten, sowohl im Krieg als in der Freundschaft.« Wer könnte heutzutage, bei einem Leichenbegängnisse unserer Generale, diesen Lobspruch wiederholen?"

Möge die Freundschaft immerhin jetzt noch eben so warm sein, allein sie ist minder zart. Auch in unsern Tagen haben wir Handlungen von Uneigennützigkeit, Treue und Muth bewundert, die den glänzendsten des Alterthums an die Seite gesetzt werden dürfen; aber ich zweifle,

daß man Beiſpiele der Sanftmuth und Geduld finden wird, wie die Alten deren ſo oft bei den Klagen und Vorwürfen ihrer Freunde gaben, ſelbſt wenn dieſe Klagen und Vorwürfe ungerecht waren; von der ſchonenden Nachſicht, die ſie gegen unbezwingliche Leidenſchaften derer, die ſie liebten, bewieſen; und endlich von der Pünktlichkeit, den Aeußerungen der Achtung und Empfindung, die ſie nie gegen ihre Freunde vernachläßigten. Hier iſt ein Beweis davon:

Atticus war Schiedsrichter geweſen in der Sache eines Mannes, der ein gemeinſchaftlicher Freund von ihm und Cicero war. Mit dem Ausſpruch, welchen Atticus gefällt, war er unzufrieden, und es ſcheint, er habe wohl Urſache dazu gehabt. Denn Atticus, der kurz darauf nach Griechenland ging, ſchrieb deshalb an Cicero: »Wenn Jemand auf mich zürnt, ſo iſt es an dir, ihn zu beſänftigen.«

Cicero antwortete: »Du brauchteſt mich nicht daran zu erinnern, ich habe ohnehin nichts vernachläßigt. Allein er iſt noch ſehr gegen dich aufgebracht. Ich habe Alles geſagt, was zweckmäßig ſchien, doch vor der Hand nicht weiter gehen mögen, bis ich deinen Willen vernommen.«

Einer unſerer Zeitgenoſſen an Cicero's Stelle wäre gewiß ſogleich weiter gegangen, und vielleicht viel weiter als Atticus wünſchte, denn die meiſten Leute dienen ihren Freunden weniger um dieſen, als um ſich ſelbſt ein Vergnügen zu machen und fragen nicht, wie weit ſie gehen

dürfen. Es ist nichts gefährlicher, als von solchen Freunden einen Dienst zu begehren. Sie thun immer mehr als man gewollt, und man darf sich nicht einmal beklagen, ohne von aller Welt verdammt zu werden, denn sie meinten es ja so gut. Cicero fiel nicht in diesen Fehler. »Wenn du mir schreibst,« fuhr er fort, »was du wünschest, so sollst du erfahren, daß ich eben so dringend, aber auch eben so zurückhaltend sein werde, als du selbst bestimmen wirst.«

Er hatte auf diesen Brief noch keine Antwort erhalten, als er in einem zweiten Schreiben wiederholte: »Unser Freund ist noch sehr aufgebracht gegen dich. Melde mir, wie viel oder wenig das dich bekümmert, so werde ich den Grad meiner Bemühungen darnach abmessen.«

Er begriff also, daß Atticus wohl einen Preis auf die Versöhnung setzen könnte, ohne sie eben um jeden Preis zu wünschen. Er besaß also nicht die unter uns so gewöhnliche Eitelkeit, seinen Freunden vorschreiben zu wollen, was sie thun oder lassen sollten, statt ihnen blos zu rathen; denn heutzutage spielen die meisten Freunde die Hofmeister und affektiren eine gewisse Ueberlegenheit, welche die tödtlichste Pest der Freundschaft ist.

Wie viele gibt es jetzt wohl, die da fähig wären, in einer Sache ganz nach den Ansichten ihrer Freunde sich zu verwenden, wenn sie glauben, daß diese Ansichten nicht die rechten sind? — Es wäre schon viel, wenn sie in einer solchen Stimmung sich lieber gar nicht damit abgäben, aber

die Wenigſten können das über ſich gewinnen. Sie wollen ihre Freunde in der Noth nicht zu verlaſſen ſcheinen, oder ſie fürchten, die Sache könnte durch Andere, ihren Anſichten zuwider, ausgeführt werden. Lieber miſchen ſie ſich darein und ſehen es nicht ungern, wenn alles fehlſchlägt, denn ſie haben es ja voraus geſagt. Sie haben das Ihrige gethan, ſie haben es gut gemeint, aber ſo ging es nun einmal nicht.

Der wahre Freund iſt nur dann mit ſich ſelbſt zufrieden, wenn der Freund mit ihm zufrieden iſt. Keine andere Art von Intereſſe, keine Eitelkeit miſcht ſich in ſeine Handlungen. Er vergißt ſich ſelbſt und vernichtet ſich gleichſam, um blos in der Seele des Freundes zu leben. Der falſche Freund hingegen kann ſeine Perſönlichkeit nie ganz aus dem Spiele laſſen.

Nach erhaltener Antwort ſchrieb Cicero: »Ich verſpreche dir, unſern Freund zu beſänftigen und vielleicht ihn dir ganz wieder zu gewinnen. Ich hatte ſchon aus eigenem Triebe daran gearbeitet, nun aber, da ich aus deinem Briefe ſchließe, daß du es eifrig wünſcheſt, werde ich meine Bemühungen verdoppeln. Er iſt freilich auf's Aeußerſte erbittert, aber da es mir vorkommt, als hätte er eben keine wichtige Urſache dazu, ſo denke ich ihn wohl zu bewegen.«

Er betrog ſich in dieſer Hoffnung, und das ging ſehr natürlich zu, denn er war nicht gründlich mit der Sache bekannt. „Es iſt Alles vergebens," ſchrieb er nach einiger Zeit an Atticus, ich habe nicht einmal die eigentliche Ur-

ſache ſeiner Sinnesänderung gegen dich herausbringen können. Denn was er auch von deinem ſchiedsrichterlichen Ausſpruch und einigen andern Dingen ſagt, die mir ſchon bekannt waren, ſo gibt es doch noch etwas Anderes, das ihm augenſcheinlich mehr am Herzen liegt als alles Uebrige. Weder deine Briefe noch meine Verwendung wird bewirken, was du ſelbſt, gegenwärtig, durch deine Geſpräche, durch deine einſchmeichelnden Manieren am Beſten bewirken kannſt, wenn du es nämlich der Mühe werth hältſt. Du wirſt es aber auch der Mühe werth halten, wenn du meinem Urtheil vertrauſt und deiner Redlichkeit treu bleiben willſt. Wundere dich übrigens nicht, daß ich dir nichts weiter verſprechen kann, denn er iſt hartnäckiger in ſeinem Zorne als jemals.

Cicero hatte folglich ſehr wohl gethan, daß er nicht zu weit gegangen war, denn Atticus würde es ihm vielleicht ſchlechten Dank gewußt haben.

Warum wollte aber der Mann die eigentliche Urſache ſeines Unwillens nicht entdecken? — Vielleicht weil die gerechteſten und empfindlichſten Urſachen ſich oft am wenigſten ſagen laſſen, eben weil ſie die klarſten ſind, und keine Entſchuldigung verſtatten. Die Größe einer Beleidigung iſt immer nur dem bekannt, der ſie empfangen und dem, der ſie angethan hat, denn ſie iſt abhängig von der Stimmung des Beleidigten in dem Augenblicke, wo ſie ihm widerfuhr und von der Kenntniß, die der Beleidiger von eben dieſer Stimmung hatte, eine Kenntniß, die er viel-

leicht ausschließlich besaß, die er aber gegen jeden Andern, nur nicht gegen den Beleidigten, abläugnen und folglich dem Letztern das Unrecht aufbürden kann. Darum scheinen die grausamsten Beleidigungen denen oft so unbedeutend, die sie nicht empfangen haben. Meistens läßt sich auch nicht Alles erklären, ohne zugleich Dinge aufzudecken, die man verheimlichen will. Wenn der Beleidiger das weiß, so fordert er den Andern kühn auf, seine Gründe zu sagen, wohl wissend, daß er schweigen muß.

Auffallend ist, was Cicero in der Folge hinzufügte: »Ihr mögt euch nun versöhnen oder nicht, und welcher von euch auch Recht oder Unrecht haben möge, so wird er sich immer am übelsten dabei befinden.«

Das scheint nicht sehr vernünftig, war aber doch sehr wahr. Atticus genoß eines solchen fest begründeten Rufes der Rechtlichkeit und Klugheit, daß Jedermann in Rom ihm würde Recht gegeben haben, ob er gleich seinen Ruf nicht immer verdiente.

Er gehörte zu der Gattung von berühmten Leuten, die es weder durch ihre Geburt, noch durch ihre Bedienungen, noch durch irgend ein ausgezeichnetes Talent geworden sind, sondern nur durch eine gewisse Art zu leben und sich in der großen Welt geltend zu machen, die nicht schwer zu täuschen ist. Es gehört dazu weiter nichts, als daß man viel Geld und viel Verstand habe, ohne heftige, weder gute noch böse Leidenschaften geboren sei und so gleichgiltig für Wahrheit und Gerechtigkeit, daß man ohne Herz-

klopfen die Unterdrückung dieſer Tugenden mit anſehen, ſie auch allenfalls, wenn es nützt, ſelbſt unterdrücken könne. Dabei muß man aber nicht von Natur ungerecht oder ein Betrüger ſein, auf daß man die meiſte Zeit hindurch dieſelben Tugenden mit Leichtigkeit auszuüben im Stande ſei, weil der Fall weit häufiger iſt, daß es Vortheil bringt, gerecht und wahr zu ſein, als daß es Schaden ſtiftet. Man muß ferner vieler Menſchen Freund, aber keines Menſchen wahrer Freund ſein; wenig mit ſeines Gleichen umgehen, ſie aber auch nicht verachten. Mit dieſen Eigenſchaften iſt nichts leichter als den Umgang und das Vertrauen der Großen zu gewinnen, beſonders wenn man keinen Rang hat, dem ſie eine gewiſſe Achtung beweiſen müſſen. Wenn nun ein Mann von dieſem Charakter ſeinen Verſtand mißbrauchen will, um den Lächerlichkeiten der Großen zu ſchmeicheln, die gerade ihre empfindlichſten Seiten ſind; wenn er diejenigen Eigenſchaften an ihnen lobt, die ſie wirklich beſitzen, die aber von Jedermann ſonſt getadelt werden; oder diejenigen, die ſie zu beſitzen ſich einbilden, die aber Jedermann ihnen abſtreitet; o dann kann er es ſehr weit bringen! vollends wenn er verſteht, die Freundſchaft zweier Großen ſich zu erhalten, die einander tödtlich haſſen, und dadurch beiden Parteien ſich gleich nothwendig zu machen. Dann werden ſie um die Wette ihn rühmen und preiſen, und Fremde, welche dieſen Ruhm von ſo verſchieden geſinnten Männern vernehmen, werden natürlich glauben, daß nur die Macht der Wahrheit ihre

Stimmen vereinigen konnte. So wird der Schlaue bald allgemein bewundert, und so entsteht nach und nach das Fantom eines erschlichenen Ruhmes.

Ein solcher Mann ungefähr war Atticus. Sein Freund hingegen besaß einen ganz verschiedenen Charakter, und ein gründliches, von jenem erkünstelten eben so verschiedenes Verdienst. Er nannte sich Lucius Luccejus, war aus einem guten Hause gebürtig, und schrieb die Geschichte seines Jahrhunderts mit einer Beredsamkeit, die man nach den dringenden Bitten des Cicero abmessen mag, durch die er ihm anlag, sich der Geschichte seines Consulats besonders zu widmen, zugleich mit einer ihm gewöhnlichen Freimüthigkeit. In einer berühmten Rede des Cicero (pro Coelio) werden die Sittenreinheit, die Redlichkeit, Güte und Gelehrsamkeit des Luccejus hoch gerühmt. Selbst in den Briefen an Atticus konnte Cicero sich nicht enthalten zu erklären: »Luccejus sei ein vortrefflicher Mann (Vir optimus) und sein wärmster Freund (Amicissimus.)«

Es ist derselbe Luccejus, der nachher, zugleich mit Cäsar und Bibulus, sich um das Consulat bewarb, und nur deshalb es nicht erhielt, weil er mit Cäsar gegen Bibulus im Einverständniß gewesen. Denn diese Verbindung machte ihn Cäsar's Feinden verdächtig, und da sie diesen großen Mann selbst nicht ausschließen konnten, so wollten sie ihm wenigstens nicht den Collegen geben, den er wünschte; sie setzten Himmel und Hölle in Bewegung und brachten es endlich dahin, daß Bibulus erwählt wurde.

Es ſcheint, daß Luccejus nach dieſer fehlgeſchlagenen Hoffnung ſich zurückzog, auch, zu Folge ſeiner Gewiſſenhaftigkeit, die Verbindung mit Cäſar abbrach, denn dieſer bediente ſich ſeiner nicht in dem Bürgerkriege, wie ſeiner übrigen Freunde; Luccejus blieb während dieſer Zeit auf dem Lande oder zu Rom verborgen, ſeinen Studien obliegend.

Um ihn noch näher kennen zu lernen, darf man nur den Brief leſen, den er an Cicero über den Tod von deſſen geliebten Tochter Tullia ſchrieb; Herzensgüte, Klugheit und Beſcheidenheit leuchten daraus hervor. Hier iſt er:

Luccejus an Cicero. Biſt du geſund, ſo freut es mich. Mit mir ſteht es wie gewöhnlich, vielleicht noch etwas ſchlechter. Ich habe dich öfter beſuchen wollen und bin erſtaunt, daß du Rom verlaſſen, gleich nachdem du von mir gegangen. Ich kann noch jetzt nicht begreifen, was dich dazu nöthigte. Willſt du in der Einſamkeit dich ergetzen, ſchreiben oder dich ſonſt auf deine Weiſe beſchäftigen, ſo freue ich mich darüber und bin weit entfernt, es zu tadeln; denn man kann nichts Angenehmeres thun, nicht allein in dieſer elenden Zeit, in der wir leben, ſondern ſelbſt in den ruhigſten, glücklichſten Zeiten. Vor Allen ein Geiſt wie der deinige, der, nach großen Anſtrengungen, Erholung ſucht und immer aus ſich ſelbſt etwas hervorbringt, was Andern köſtlich und ihm ſelber rühmlich iſt. Biſt du aber hingegangen, um dich deinem Schmerz zu überlaſſen, wie du hier thateſt, ſo traure ich, weil du lei-

deſt; doch, wenn ich freimüthig reden darf, ich billige dein Betragen nicht. Denn du, deſſen Scharfſinn das Verborgenſte entdeckt, begreifſt du nicht, daß deine ewigen Klagen fruchtlos ſind? daß du ſelbſt nur deinen Schmerz verdoppelſt? hingegen, daß es klug wäre, dich zu zerſtreuen? — Vermögen meine Ueberredungen nichts gegen dich, ſo gib meinen Bitten nach. Ich beſchwöre dich bei der Achtung, die du mir beweiſeſt, gib dies trauernde Leben auf, kehre zu deinen Freunden zurück! oder, wenn du die Einſamkeit vorziehſt, ſo lebe zum wenigſten mit dir ſelbſt wie vor deinem Unglück. Es wird mir weh thun, wenn mein Eifer dir mißfällt, und doch kann ich mir nicht helfen, ich muß zudringlich werden. Bewillige meine Bitte, wenn du kannſt, oder vergib mir dieſe Zudringlichkeit, wenn du nicht kannſt.

Luccejus war ein Mann aus der guten alten Römerzeit, er paßte nicht mehr in die letzten Jahre der Republik, wo Sittenverderbniß mächtig eingeriſſen war; was Wunder, daß der geſchmeidige Atticus mehr gerühmt wurde als er? — Die meiſten Menſchen beurtheilen, was geſchieht, nach den Perſonen, durch die es geſchieht, ſtatt daß ſie umgekehrt die Perſonen nach ihren Handlungen beurtheilen ſollten. Aber freilich, dann müßten ſie dieſe Handlungen gründlich unterſuchen und dazu ſind ſie zu träge; hingegen iſt weit leichter über Handlungen abzuſprechen, je nachdem man für oder wider die Perſon eingenommen iſt. In dieſem Falle vermeidet man ohnehin, irgend etwas zu er-

Bed. So eben sind zwey Couriere durchgekommen. Es ist eine Aktion vorgefallen.

Graf. Eine Aktion?

Bed. Es soll scharf hergegangen seyn.

Graf. Nun, nun, wie scharf denn?

Bed. Von unserer Seite 500 Todte, 500 Blessirte —

Graf. Schweig!

Bed. Eine Menge Gefangene, 30 Offiziers —

Graf. Halt das Maul!

Bed. Die werden wohl von den Türken — (er macht die Pantomime des Kopfabschneidens)

Graf. Geh zum Teufel! (er wirft ihm die Pfeife vor die Füße.)

Bed. (sammelt die Scherben und geht.)

Ott. (rauft die Haare) Ach mein Gott!

Graf. Ruhig, ruhig, es wird so arg nicht gewesen seyn. (er sucht seine eigene Angst zu verbergen, und schenkt sich Wein ein, aber seine Hand zittert.)

Nat. Lassen Sie mich, lieber Vater —

Graf. Warum?

Nat. Sie zittern —

Graf.

gründen, was eine Täuschung vernichten könnte, denn man mag nicht der Betrogene sein.

Wenn also Cicero an Atticus schrieb: daß, wenn auch Luccejus Recht habe, doch die Welt nur ihm Unrecht geben werde; so ist dabei blos zu verwundern, daß er dem Atticus so freimüthig in's Gesicht sagte, er könne auch wohl Unrecht haben, diesem Manne, der nie Unrecht haben wollte.

Ob Luccejus und Atticus sich jemals versöhnten, und wie, ist unbekannt. Aber es erhellt aus Cicero's Briefen, daß sie zwölf Jahre nachher wieder mit einander umgingen. So geht es gewöhnlich, wenn man mit Leuten von dem Charakter des Atticus zu thun hat. So innig man auch von ihrer Treulosigkeit überzeugt sein möchte, so kann man doch am Ende den Zudringlichkeiten gemeinschaftlicher Freunde nicht widerstehen: denn immer sind diese dem Beleidiger geneigter, als dem Beleidigten.

Atticus ist nicht der einzige Mann in der Geschichte, der einen großen Ruf usurpirt hat. Man könnte noch hundert alte und neue Beispiele anführen. Es scheint, daß sein Biograph der Stimme des Volkes vertraute, die nicht immer die Stimme Gottes ist. Es gibt leider keinen großen Ruf, zu dem man nicht durch Geld, Verstand und Eitelkeit gelangen könnte. Hohe Verdienste ohne wahre Rechtlichkeit erkenne ich nicht an, und eben diese Letztere besaß Atticus nicht, obgleich man ihm übrigens zugestehen muß, daß er mit sehr viel Geist und Klugheit die feinste Kenntniß der Menschen, Zeiten und Geschäfte verband.

Cornelius Nepos war weniger sein Biograph als sein Panegyrist; ein mittelmäßiger Kopf, wie aus Allem hervorleuchtet, was von ihm uns übrig geblieben; er nahm auf Treu und Glauben Alles an, was er, zum Ruhme des Atticus, vom Atticus selbst erfahren hatte. Er rühmt sich, so vertraulich mit seinem Helden umgegangen zu sein, daß er sogar das Tagebuch seiner Ausgaben gesehen. Er hat ihm seine Lebensbeschreibungen dedicirt, und auch einige derselben auf dessen Bitten geschrieben. Uebrigens scheint es nicht, daß dieser Schriftsteller so viel in der Welt gegolten habe, als die meisten seiner gelehrten Zeitgenossen. Vielleicht war die Freundschaft des Atticus das, was ihm die meiste Ehre erwarb, und er folglich dabei interessirt, ihn so hoch als möglich zu erheben. Dabei ging er aber so ungeschickt zu Werke, daß gerade die glänzendsten Handlungen, die er berichtet, entweder von andern, glaubwürdigern Schriftstellern geradezu widerlegt, oder so von ihnen dargestellt werden, daß er selbst das Verdienst derselben vernichtet, indem er ihre wahren Motive aufdecket. Wenn er z. B. zeigen will, daß sein Held nur auf rechtlichen Wegen seine Reichthümer vermehrt habe, so behauptet er kühn, Atticus habe nie, weder mittelbar noch unmittelbar, sich in öffentliche Geschäfte gemischt, gleich andern römischen Rittern. Aus Cicero's Briefen aber — die doch Nepos, seinem eigenen Bekenntnisse zufolge, gesehen hatte — erhellt gerade das Gegentheil, denn in diesen nennt er ihn Publicanus, (Pachter der Staatseinkünfte), und gibt ihm

Nachricht von einem Senatsbeschluß gegen die Gläubiger der freien Völker, wobei Atticus interessirt war, weil er dem Volke von Sicyon große Summen vorgeschossen hatte.

Es wäre auch unbegreiflich, wie er so außerordentliche Reichthümer erwerben können — da er sehr gut lebte und sehr viel verschwendete — wenn er nie ein Amt verwaltet oder sonst auf irgend eine Weise etwas gewonnen hätte.

(Hierauf antwortet der Verfasser des zuerst genannten alten Büchleins, man müsse in Cicero's Briefen nicht **Publicanus**, sondern **Publicanis** lesen, so bekomme die Stelle einen ganz andern Sinn. Atticus habe durch den Tod seines Oheims, Quintus Coecilius, mehr als eine Million geerbt, und sei zuvor schon reich gewesen.)

Ein gewisser Bosius, ein gelehrter französischer Kritiker, hat aus einigen dunkeln Worten, die Atticus an Cicero schrieb, die Entdeckung gezogen, daß er eine Leihbank in Rom hielt, aber nicht unter seinem eigenen Namen, sondern unter dem Namen Anderer, die Oppius hießen, in seinem Solde standen, und sich öffentlich damit abgaben. Daß Nepos das nicht wußte, mag ihm zu verzeihen sein, denn aus der räthselhaften Art, wie Atticus darüber sich ausdrückte, läßt sich schon schließen, daß er diesen Umstand mit großer Sorgfalt verheimlichte, und ihn wohl am wenigsten seinem Biographen mittheilte.

Wenn dieser in einer andern Stelle die hohe Achtung recht auffallend machen will, die Jedermann für seinen Helden hegte, so versichert er sehr bestimmt, Pompejus

habe es ihm nicht verübelt, daß er während des Bürgerkrieges in Italien blieb, ohne Partei zu nehmen, ob er gleich des Pompejus vertrauter Freund war. Indessen mußte Cicero das doch besser wissen als Nepos, denn er war gerade damals mit Pompejus in Thessalien, und schrieb sehr bestimmt an Atticus, nach dem Tode des Pompejus: dieser habe alle diejenigen für seine Feinde gehalten, die sich nicht laut für ihn erklärten: „Dich eben sowohl als die andern," fügt er hinzu, »denn man war entschlossen, dich sehr grausam zu behandeln." Man könnte noch viele dergleichen Beispiele von des Nepos Mangel an Wahrhaftigkeit anführen, allein es sei genug an einem letzten.

Er versichert, Atticus habe dem Cicero eine unwandelbare Treue in allen Gefahren bewiesen, und doch beklagt sich Cicero bitterlich in seinen Briefen über das Gegentheil, und macht dem gerühmten Freunde die gerechtesten Vorwürfe. Die Freundschaft zwischen diesen beiden Männern ist so berühmt geworden, daß bisher Niemand zu zweifeln sich unterstanden, sie sei von beiden Theilen gleich warm und treu gewesen; aber man darf nur des Atticus ganzes Leben durchgehen, so wird man nicht ein einziges Merkmal wahrer Gutmüthigkeit finden. Man kann auch nicht zu seiner Entschuldigung anführen, die große Welt habe ihn verdorben, denn er war schon in früher Jugend, was er in spätern Jahren gewesen. Sein Vater, den er früh verlor, hinterließ ihm ein für seinen Stand ansehnliches Vermögen; er gehörte nämlich zum Ritterstande, das heißt,

er war von guter bürgerlicher Abkunft. Schon im Jünglingsalter, wo ſonſt wohl die Schüchternſten kühn ſind, verließ er Italien, und zog ſich, unter dem Vorwand zu ſtudiren, nach Athen zurück, eigentlich aus Furcht, weil man zu Rom einen aufrühreriſchen Tribun hingerichtet hatte, mit dem er verwandt war. Dieſer Zug verrieth bereits ſeine trefflichen Anlagen zum Epikuräer, deſſen Lehren er ſich in der Folge ganz ergab. Ohne dieſe Sekte ſchmähen zu wollen, muß man doch bekennen, daß es eine ſonderbare Weisheit iſt, ſein Vaterland ohne alle Theilnahme am Rande eines Abgrundes zu ſehen, zumal mit Talenten begabt, ihm zu dienen; und Alles d'runter und d'rüber gehen zu laſſen, um ſich nur nicht der kleinſten Gefahr auszuſetzen. Solon's Geſetze erklärten denjenigen für einen Niederträchtigen, der in einem öffentlichen Aufruhr keine Partei ergriff.

Dieſe gänzliche Gleichgiltigkeit und Unempfindlichkeit, welche Atticus ſein ganzes Leben hindurch für Alles bewies, was ihn nicht perſönlich anging, war die Quelle ſeines ununterbrochenen Glücks, und dieſes Glück wiederum die Quelle der Bewunderung für ihn. Aber es iſt ſehr leicht, glücklich zu ſein, wenn man viel Geld, Verſtand und Geſundheit beſitzt, und ſich um Niemanden bekümmert.

Es iſt wahr, er lieh ſeinen Freunden gelegentlich Geld, ohne Hoffnung, es wieder zu erhalten, und in Zeiten, wo ſie von aller Welt verlaſſen waren; aber es geſchah aus Eitelkeit, aus Prahlſucht, nur bei Gelegenheiten, wo es

Aufſehen erregen konnte. Er ſchickte dem jungen Marius, der einſt ſein Schulkamerad geweſen, Geld, als er verbannt vor Sulla flüchten mußte; allein der Name Marius war damals der größte in Rom, und man konnte noch gar nicht wiſſen, ob er nicht in Kurzem wieder mächtiger ſein würde als jemals, nach dem noch friſchen Beiſpiele ſeines Vaters. Er lieh den Athenienſern große Summen ohne Intereſſen, um ihre Schulden zu bezahlen, ließ ſie ſich aber zur beſtimmten Zeit pünktlich wieder geben. Er konnte ſeine Freigebigkeit nicht ſchlauer beweiſen, als gegen die berühmteſte Stadt der Welt, die er, zu einer Zeit, wo es in Rom ihm nicht ſicher dünkte, zu ſeiner Freiſtatt erwählt hatte, und wo man ihm auch aus Erkenntlichkeit alle nur mögliche Ehre erwies, ihm ſogar, wider ſeinen Willen, Bildſäulen auf öffentlichen Plätzen errichtete. Man könnte einwenden, daß auf dieſe Weiſe jede großmüthige Handlung ſich verſchreien, und der Eitelkeit beimeſſen ließe. Allein Atticus hat deren, dem Anſchein nach, noch weit großmüthigere vollbracht, gegen die Cicero doch Manches zu ſagen wußte; und wenn man bedenkt, wie ſchonend der Letztere in allen Stücken mit ſeinem Freunde umging, ſo darf man wohl kühn behaupten, daß deſſen Freigebigkeit ihm ſehr verdächtig war, da er ſich gegen ihn ſelbſt folgendergeſtalt darüber ausdrückt: »Iſt es wahr, daß du den Athenienſern ein Geſchenk an Getreide gemacht? Gefällt dir das?" (oder hältſt du es für gut?)

Nach Cäſar's Tode wurde vorgeſchlagen, die römiſchen

Ritter ſollten einen Fond zuſammenſchießen, um Cäſar's Mörder zu unterhalten, wegen des großen Dienſtes, den ſie der Republik geleiſtet. Einer der Ritter, der mit der Leitung des Geſchäfts beauftragt war, glaubte ſich gleich Anfangs an Niemand beſſer wenden zu können, als an Atticus, den beſten Freund des Brutus, der das Haupt der Verſchwornen geweſen. Was that Atticus nach des Nepos eigenem Zeugniß? »Er machte das Projekt ſcheitern, erklärend, es zieme ſich nicht, ſeinen Freunden aus Parteigeiſt zu dienen.«

So ſprach er, als die ganze Welt die Handlung des Brutus als eine Heldenthat erklärte. Als aber das Blatt ſich wendete und Brutus flüchten mußte, ſchickte er ihm anſehnliche Summen zum Geſchenk. Dies Geſchenk konnte aber doch nie ſo viel betragen, als die ganze Ritterſchaft ihm gegeben haben würde, wenn Atticus es nicht verhindert hätte. Und warum hatte er es verhindert? Blos um ſich auszuzeichnen und um den Ruhm einer guten Handlung nicht mit ſeines Gleichen zu theilen.

(Faſt ſcheint es, der Verfaſſer behaupte manches in den Tag hinein, auch nur um ſich auszuzeichnen. Es gab noch eine andere Handlung des Atticus, die ſchwerlich einer Mißdeutung unterworfen ſein kann und zu den großmüthigſten gehört, die jemals verübt worden, nämlich ſein Betragen gegen Antonius. Er hätte einen prophetiſchen Geiſt beſitzen müſſen, wenn er, zur Zeit der Belagerung von Modena, das Triumvirat vorausgeſehen hätte, folglich

kann auch nicht der fernſte Eigennutz ihm aufgebürdet werden. Antonius, vom Senat für Roms Feind erklärt, geſchlagen und gezwungen die Belagerung aufzuheben, nach Gallien zum Lepidus flüchtend, von ſeinen beſten Freunden verlaſſen, von Einigen ſogar feindlich verfolgt, ſeine Gattin und Kinder täglich Mißhandlungen ausgeſetzt — in dieſer ſchrecklichen Lage nimmt Atticus alle diejenigen bei ſich auf, die dem Antonius treu geblieben, unterſtützt ſie mit Allem, was ſie bedürfen, begleitet deſſen Gemahlin Fulvia überall, führt ihre Prozeſſe, verbürgt ſich für ſie, leiht ihr Geld ohne Intereſſen und ohne Handſchrift. Um alles das zu thun, muß man, wie mich dünkt, nicht allein ſehr wohlthätig, ſondern auch ſehr brav ſein. Ceſarion hat dieſe Einwendung nicht widerlegen wollen oder können. Er möge nun im Ganzen Recht oder Unrecht haben, ſo beweiſet leider ſeine Schrift auf's Neue, daß es ein ſehr zweideutiges Ding um den hiſtoriſchen Nachruhm iſt. — Uebrigens iſt es Cornelius Nepos nicht allein, dem man vorwerfen kann, nicht immer wohl unterrichtet geweſen zu ſein. Ein gelehrter deutſcher Profeſſor, Sagittarius, hat ſchon vor mehr als hundert Jahren in dem Leben der Tullia, Cicero's Tochter, bewieſen, daß Plutarch in Cicero's Leben Dinge ſagt, welche durch Cicero's Briefe widerlegt werden.)

Die Zeitrechnungen der Griechen.

Wer die ganze chronologiſche Ordnung der Olympiaden, Pythiaden, Iſthmiaden und Nemeaden kennen lernen will, der findet Alles beiſammen in dem Werke eines Biſchofs, Wilhelm Lloyd, der im Jahre 1700 zu Oxfort eine Series chronologica herausgab und nebenher noch mit großer, undankbarer Mühe die Namen aller derer auszuſpähen ſuchte, die etwa einmal in jenen Spielen den Preis davon getragen hatten. Die hiſtoriſchen Handlanger ſind brave nützliche Menſchen, aber oft tragen ſie auch Schutt herbei. Erſt 776 Jahre vor Chriſti Geburt fing man an, jene Namen aufzuzeichnen und darum zählte man auch die Olympiaden erſt von dieſem Jahre an. Der erſte, auf dieſe Weiſe geehrte Sieger hieß Koröbus, und war eines Schuſters Sohn.

Eine Olympiade iſt bekanntlich ein Zeitraum von vier Jahren, nach welcher Ablauf die olympiſchen Spiele wieder gefeiert wurden. Eine Pythiade hingegen umſchloß acht Jahre. Apollo ſelbſt hatte zuerſt die pythiſchen Spiele angeordnet. Ein gewiſſer Adraſt feierte ſie ſchon im Jahre 1264 vor Chriſti Geburt und Pauſanias hat die Namen der Sieger aufbehalten. Aber weit ſpäter wurde beſchloſſen, die Sieger mit Lorbeern zu krönen, und von dem Jahre an, wo das zum erſten Male geſchah, zählte man die Pythiaden.

Die iſthmiſchen Spiele erfand ein König von Korinth

zu Ehren einiger Meergötter, allein sie glichen mehr Mysterien als Spielen, denn sie wurden bei Nacht gefeiert.

Die nemeischen Spiele wurden 1224 Jahre vor Christus von den Anführern der Argier dem Jupiter und Herkules gewidmet. Sie wurden alle drei Jahre gefeiert. Uebrigens behielt die olympiadische Zeitrechnung, des höhern Alters wegen, stets den Vorzug. So ganz ausgemacht ist aber das erste Jahr derselben nicht. Petavius nimmt das Jahr 777 vor Christus an. Calvisius 774. Usser 772. Es wird wohl keinem meiner Leser etwas daran gelegen sein, die Gründe aller dieser verschiedenen Meinungen zu wissen.

Aehnliche Spiele sind in unsern Tagen wieder hergestellt worden, aber ohne ähnliche Zwecke. In einem großen Reiche, wo im Glanze des Alleinherrschers Alles verschwindet, können solche Anstalten nur zur Belustigung dienen. In Griechenland vereinten sie die Bürger so mancher kleinen eifersüchtigen Staaten, die sich dort sämmtlich als Bürger Eines Staates betrachten lernten, sich liebgewannen, Gastfreundschaft mit einander errichteten, manches Vorurtheil ablegten, manche Streitigkeiten ausglichen; auch wurden da Bündnisse, Friedensschlüsse und dergleichen öffentlich bekannt gemacht. Wenn Deutschland, als es noch eine große Republik war, alle drei oder vier Jahre germanische Spiele gefeiert hätte, so würde es sie vielleicht noch jetzt feiern dürfen; denn alle die Vortheile, welche Griechenland aus seinen olympischen Spielen zog, würde auch Deutschland gewonnen, der Süd- und Nord-

Graf. Was geht es dich an? Ich habe oft genug dem Feinde die Zähne gewiesen, ich habe nie gezittert — aber damals hatte ich keine Kinder.

Ott. (ſinkt ab, in voller Angſt) Ach mein Gott!

Graf. (ſchenkt noch ihr hin und ſetzt ſeine Taſſe weg.) Da ſchlinge Einer, wenn er kann, ſein Frühſtück hinunter. — Hab' ich nun nicht Recht? die Weis iſt ein Ding, das irgend ein Affe unter den Engeln unſerm Herr Gott nachgepfuſcht hat. Der Kornwurm frißt die Saat; die Raupe nagt an der Blüthe; der Hagel zerknickt die Aehren; im Winter erfrieren die Weinſtöcke, und im Frühjahr ſchießen ſich die Menſchen todt, um das Plätzgen zu occupiren, wo die erfrornen Weinſtöcke geſtanden haben.

Ott. Gewiß iſt mein Franz dabey geweſen!

Graf. Nun ja, er wird doch wohl nicht bey der Bagage geblieben ſeyn?

Ott. 300 Todte!

Graf. Beſſer todt als feigherzig.

Ott. 300 Bleſſirte!

Graf.

deutſche ſich nicht ſtets angefeindet, ſie Alle ſich als Bürger Eines Staates betrachtet haben, und dann hätte es nicht blos Deutſche, ſondern auch eine deutſche Nation gegeben, mit der, kraft ihrer Spiele, Niemand hätte ſpielen dürfen.

Hiſtoriſches Quodlibet.

In der Geſchichte des cypern'ſchen Krieges (die ich im Original nicht kenne, von der aber Pelletier zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts eine Ueberſetzung geliefert hat) werden unter Andern die feinen Kabinetsintriguen eben ſo fein enthüllt, und beſonders gezeigt, daß König Philipp II. blos aus eigennützigen Abſichten dem Bunde gegen die Pforte beitrat; er wollte die Venetianer ruiniren laſſen, um ſich einen Weg zur Eroberung von Italien zu bahnen. — Das hat ſich Philipp wohl nicht träumen laſſen, daß die Nachwelt das einſt erfahren würde. Aber eben dieſe Nachwelt hat einen vortrefflichen Zollviſitator, die Zeit, der die Ware, die man Ruhm nennt, nicht ungeprüft durchläßt und ſie gar oft unecht befindet.

Jenes Beiſpiel beweiſt, wie unnütz alle Vorſichtsmaßregeln ſind, durch welche man die Nachwelt zu betrügen gedenkt. Was haben die ſchlechteſten Kaiſer des alten Roms nicht Alles gethan, um die Kenntniß ihrer Verbrechen der Nachwelt zu entziehen! wie viele Menſchen brachten ſie

deshalb um! Die Sklaverei des römiſchen Volkes war ſo groß, daß man ſich nicht einmal zu beklagen wagte. Wenn es eben ſo möglich geweſen wäre, das Elend zu vergeſſen, als nicht davon zu ſprechen, ſo würde man die Erinnerung daran ganz verloren haben. Das ſind Worte des Tacitus. Und doch — was haben jene Kaiſer dabei gewonnen? Haben wir nicht Alles erfahren, iſt nicht derſelbe Tacitus, der mit unter ihre Sklaven gehörte, der Herold ihrer Schande geworden? Er hatte wohl Recht, in ſeinen Annalen L. IV. alle die Anſtalten zu verſpotten, die auf Täuſchung der Nachwelt abzweckten. Quo magis socordiam eorum irridere libet, qui praesenti potentia credunt extingui posse etiam sequentis aevi memoriam. Daher thun die Fürſten, die eines wohlklingenden Nachruhmes nicht ſo recht gewiß ſind, freilich am beſten, daß ſie ſich bei Lebzeiten nach Herzensluſt loben laſſen, denn es kommt eine Zeit, wo vor der Sonne der Wahrheit die tauſend Fakeln der Schmeichelei verſchwinden.

* * *

Da die Naturphiloſophie bereits erklärt hat, daß ſie künftig in der Geſchichte eine Rolle ſpielen werde, ſo iſt nicht zu zweifeln, daß auch die Myſtik ſich bald wieder einfinden, und man wohl gar, wie vormals, in den Zahlen große Geheimniſſe ſuchen und finden wird. Die dreihundert und achtzehn Knechte des Abraham z. B. ſollten eine myſtiſche Figur der Kreuzigung Chriſti vorſtellen, weil, um dieſe

Zahl zu schreiben, man sich der drei Buchstaben T I H bedienen mußte, wovon der Erste ein Kreuz darstellt, die beiden Letztern aber die griechischen Anfangsbuchstaben des Namens Jesu Christi sind. Einige Kirchenväter haben auch behauptet, diese dreihundert und achtzehn Knechte, mit welchen Abraham die Könige schlug, die Sodom verheert hatten, bedeuteten die dreihundert und achtzehn Bischöfe des Nicäischen Conciliums.

* * *

Morhof in seinem Büchlein de patavinitate Liviana, stimmt die, nach ihm tausendmal wiederholte Klage über den Verlust eines großen Theils des Livius an; denn wir besitzen nichts von ihm, als die erste, dritte und vierte seiner Decaden und die fünf ersten Bücher der fünften. Dann spricht Morhof von den Hoffnungen, welche man nährte, das Uebrige in der Bibliothek des Großsultans wieder zu finden, nachdem man in dem Bericht des Pietro de la Valle gelesen, daß der türkische Bibliothekar dem französischen Gesandten de Sanci versprochen hatte, ihm für zehn tausend Dukaten einen vollständigen Livius zu liefern. Es wurde aber nichts daraus, denn der Bibliothekar fand nicht, was er suchte. Man schob das auf Rechnung seiner Unwissenheit und hoffte auf bessere Gelegenheit, als 1665 eine Feuersbrunst im Serail auch die Bibliothek des Sultans ergriff, und nun fürchtete man, der Schatz sei verbrannt. Aber plötzlich meldete sich ein Kaufmann von der Insel Chio, mit Namen Justiniani, der im Jahr 1684

oder 85 nach Paris kam, und dem Könige des Livius sämmtliche Werke anbot. Er gab vor, er habe sie von einem Türken gekauft, der, als man während des Brandes alle Bücher aus dem Fenster geworfen, sie glücklich aufgerafft habe. Man versprach dem Justiniani fünfzig tausend Dukaten, und zwar jedesmal zehn tausend, wenn er zwei Decaden liefern würde. Allein er ließ nichts weiter von sich hören, und das fromme Gebet, welches der berühmte Erasmus in einem seiner Briefe an Gott und alle Fürsten richtet, um diesen Schatz zu entdecken, blieb abermals unerhört.

Fast wäre er gefunden worden, wo man ihn am wenigsten suchte, nämlich in Norwegen; denn man erfuhr aus einer alten Handschrift des Bremischen Kapitels, daß ein gewisser Martin Grönning, der 1521 starb, den ganzen Livius aus der Bibliothek von Drontheim erhalten und ihn der vatikanischen angeboten hatte, die ihm auch gern tausend Pistolen dafür geben wollte. Allein Grönning starb während des Handels und das Manuskript ging verloren. Morhof meint, es möchte wohl das Exemplar gewesen sein, welches ein König der Schotten bei der Eroberung Roms durch Alarich mit sich nahm. Wenn die in Pompeji gefundenen Bücherrollen uns nicht endlich einen ganzen Livius liefern, so werden wir wohl der Hoffnung, ihn zu besitzen, entsagen müssen.

* * *

Die Römer hatten einen Sprachgebrauch, der ihre Geschlechtsregister sehr verwirrte. Geschwisterkinder nämlich

nannten ſie Schweſtern und Brüder und fügten ſelten das Wort patrueles hinzu. Ein gelehrter Jeſuit Schotus läugnete dieſen Gebrauch, aber ein anderer Gelehrter, Perizonius, in ſeinen Animadversiones Historicae, hat ihm durch eine Menge Citaten bewieſen (unter denen ſich auch klare Stellen aus dem Cicero und Ovid befinden), daß er wirklich exiſtirte. Die Entſtehung desſelben ſchreibt er der Gewohnheit zu, daß in den älteſten Zeiten die Väter ihre verheiratheten Kinder bei ſich im Hauſe behielten, folglich deren Kinder wiederum, da ſie alle Einem Familienhaupte unterworfen waren, als Brüder und Schweſtern miteinander aufwuchſen und ſo auch genannt wurden. Bei den Griechen war es anders.

* * *

Wer möchte es dem Jeſuiten Papebroche nachthun, der die Thaten aller Heiligen beſchrieben hat? Die meiſten Gelehrten würden lieber in den ſibiriſchen Bergwerken arbeiten, oder die Strafe erdulden, welche Dionis, der Tirann von Syrakus, dem Dichter auflegte, der ſeine Verſe durchaus nicht loben wollte. Aber der Geſchmack iſt verſchieden. Ein anderer Jeſuit, Roſſweide, fing in ſeinem ſechzigſten Jahre eine ähnliche Kompilation an, und hoffte, noch vor ſeinem Ende die Thaten aller Heiligen in achtzehn Foliobänden zu liefern. Der Kardinal Bellarmin meinte aber, ein zweihundertjähriges Leben würde nicht hinreichen, ein ſolches Werk würdig zu vollbringen. Auch ſtarb Roſſweide, ehe noch ſein erſter Band erſchienen war. Ihm folgte der Pater Bollandus, der nebſt einem Gehülfen, Namens Henſche-

nius, nach einer fürchterlichen Arbeit von vierzehn Jahren die Heiligen des Monats Januar in zwei Bänden lieferte. Fünfzehn Jahre nachher erschienen die Heiligen des Monats Februar in drei Bänden. Nun starb Bollandus im siebzigsten Jahre, um Gott Rechenschaft zu geben von jedem unnützen Worte, was er hienieden gesagt oder geschrieben. Der rüstige Henschenius fuhr fort, gesellte sich aber einen neuen Gehülfen, eben jenen Papebroche zu, und so rückte das Werk langsam vorwärts. Die schreibseligen Helden, welche der Tod von der Arbeit rief, wurden immer wieder durch Andere abgelöst. — Wenn man einen guten Kopf im Gefängnisse etwa auf eine unverdächtige Weise aus der Welt schaffen wollte, so müßte man ihn verdammen, diese Acta Sanctorum zu lesen.

* * *

Stephan Morini hat acht Dissertationen über Alterthümer geschrieben. In der ersten sagt er seine Meinung über eine Stelle im ersten Buche der Maccabäer, K. 12. v. 21. wo Arius, König der Lacedämonier, dem Hohenpriester schreibt: »Wir finden in unsern alten Schriften, daß die von Sparta und die Juden Brüder sind, dieweil beide Völker von Abraham herkommen.« — Das hätte man sich wohl kaum träumen lassen, daß die Griechen von Abraham abstammten. Grotius wußte sich das nicht anders zu erklären, als indem er annahm, daß die Pelasger, die Stammväter der Lacedämonier, die aus Arabien nach Griechenland kamen, vielleicht Nachkömmlinge Eines der Kinder Abrahams von der Kethura waren. Morini

widerlegt das. Er sagt, die Pelasger wären schon vor Abrahams zweiter Vermählung nach Griechenland gekommen und er läßt sie lieber von Esau abstammen. In Thracien gab es ein Volk, Edones oder Edonii, das möchte wohl eine Kolonie von Idumäern gewesen sein (Kindern Esau's). Nun hält man für ausgemacht, daß die Pelasger, ehe sie im Peloponnes sich verbreiteten, Thracien und Thessalien besetzt hatten, folglich können sie wohl mit den Edomitern zu Einem Volke sich verschmolzen haben; eine Verschmelzung, aus der die Spartaner hervorgingen. — Wem würde es einfallen, wenn er eben die Geschichte des Leonidas gelesen hätte und gleich darauf mit einem Juden schacherte, daß jener Held und dieser Jude Einen Ahnherrn hatten? —

* * *

(Aus der fünften Dissertation desselben Verfassers.) Die Egyptier hielten es für außerordentlich wichtig, den Körper vor Verwesung zu bewahren, darum balsamirten sie ihn sorgfältig ein. Die Römer glaubten hingegen, es sei der Seele sehr viel daran gelegen, ihn sobald als möglich zu vernichten, darum verbrannten sie ihn zu Asche. Die alten Perser warfen ihre Todten den Hunden vor (wie noch jetzt die Kalmucken) und meinten, diejenigen, die nicht bald verzehrt wurden, hätten gottlos gelebt. Die heutigen Griechen bilden sich ein, daß die Körper der Bösen, besonders der im Bann Gestorbenen nicht verwesen, weil der Teufel sich deren bediene, um die Menschen zu quälen. Das Concilium von Eliberi verbot, am Tage Wachskerzen auf

Kirchhöfen anzuzünden, damit die Seelen der Heiligen nicht beunruhigt würden; woraus sich schließen läßt, welche dunkle Begriffe die Christen der ersten Jahrhunderte von dem Zustande der Seele nach dem Tode hatten.

* * *

Die sechste Dissertation handelt von der Ehescheidung. Die jüdischen Casuisten hatten die strenge Moral des Moses so elockert, daß sie sogar behaupteten, man könne eine Frau verstoßen, wenn sie das Fleisch zu lange habe kochen lassen, oder wenn man eine andere hübscher fände. Der Geschichtsschreiber Joseph gesteht ganz naiv, er habe sich von seiner Gattin getrennt, weil ihre Manieren ihm nicht gefallen hätten. — Das Concilium von Eliberi verordnete, daß ein Kirchendiener, dem es bekannt geworden, daß seine Frau die Ehe gebrochen und der sich doch nicht von ihr scheide, das Abendmahl nicht empfangen solle, selbst nicht auf dem Sterbebette. Nach dem Beschluß des Conciliums von Neocäsarea mußte er in einem solchen Falle wählen, ob er seine Frau oder sein Priesteramt behalten wolle.

Die republikanischen Römer dachten minder streng, wenn es wahr ist, daß Cato seine Frau dem Hortensius lieh. Unter den Kaisern hingegen wurden die Männer hart bestraft, die den Ausschweifungen ihrer Frauen geduldig zusahen. Man verbannte sie, man peitschte sie, und hatten sie etwa gar Geld dafür genommen, so war die Strafe noch härter. (Der heilige Augustin erzählt in seinem ersten Buche de Sermone domini in Monte, vor

etwa fünfzig Jahren habe ein Gouverneur von Antiochien einen Mann mit dem Tode bedroht, wenn er nicht an einem gewiſſen Tage ein Pfund Gold in den Schatz brächte. Der arme Mann konnte das Geld nicht auftreiben. Da entdeckte ihm ſeine Frau, die ſehr ſchön war, es habe ihr Jemand ein Pfund Gold geboten, wenn ſie ſeine Begierden befriedigen wolle. Sie ſei auch willig dazu, wenn ihr Gatte, dem ihr Körper zugehöre, es billige. Er dankte ihr außerordentlich für dieſe gütige Bereitwilligkeit und war Alles zufrieden. Der verliebte Jemand kam alſo zu ſeinem Zwecke, gab aber der Frau, ſtatt eines Beutels mit Gold, einen mit Erde gefüllt. Sie klagte es dem Gouverneur, der ihr Recht ſchaffte.)

* * *

Die Heiden pflegten die Chriſten zu beſchuldigen, ſie beteten einen Eſelskopf an. Den Grund dieſer Beſchuldigung ſucht Morini in ſeiner ſiebenten Diſſertation. Die Heiden verwechſelten ſehr oft die Chriſten mit den Juden (denn bekanntlich waren die Chriſten lange nur eine jüdiſche Sekte) und das geſchah auch hier. Es bleibt alſo nur zu unterſuchen übrig, was die Juden mit dem Eſelskopf zu ſchaffen hatten? — Morini meint, es müſſe Eines von den Dingen, die im Allerheiligſten des Tempels aufbewahrt wurden, eine etwas ähnliche Geſtalt gehabt haben. Die Cherubim konnten das nicht ſein, denn ob man gleich nicht eigentlich weiß, wie ſie abgebildet wurden, ſo iſt doch gewiß, daß die Cherubim keinen Eſelsköpfen glichen. Die Arche konnte es auch nicht ſein, eben ſo wenig die Ruthe

Aarons, das Rauchfaß, die Geſetztafeln; bei allen dieſen Dingen ließ ſich an keinen Eſelskopf denken. Alſo das Gefäß, in welchem das Manna aufbewahrt wurde. — Warum denn dieſes? — Weil es im Hebräiſchen Chomer hieß, welches Wort ſo viel Aehnlichkeit mit Chamor, ein Eſel hat, daß man beide Worte im erſten Buch Samuel, K. 16. v. 20. verwechſelte. Die Heiden mochten alſo von einem Gefäſſe Chomer gehört und es für einen Eſel Chamor gehalten haben, und zwar nur für den Kopf eines Eſels, weil ein Gefäß mit ſeinen beiden Handhaben einem Eſels-Schädel ähnlicher ſieht als einem ganzen Eſel.

* * *

Paul Merula erzählt in einer Abhandlung von den römiſchen Geſetzen, daß Eines derſelben dem Manne erlaubte, ſeine Frau umzubringen, wenn er ſie — nicht etwa auf Ehebruch — ſondern bei einem Gläschen Wein ertappte. Und Plinius bezeugt in der That, daß ein gewiſſer Egnatius Mecennius, der ſeine Frau aus dieſer Urſache ermordet hatte, von Romulus für unſchuldig erklärt wurde. — Es iſt wahr, eine betrunkene Frau gibt einen empörenden Anblick, aber es war in dem Geſetz nicht einmal von Trunkenheit, ſondern nur vom Trinken die Rede, und da ſchien es doch ſehr hart, daß Wein und Liebe ſo ganz getrennt bleiben ſollten.

* * *

Derſelbe Merula handelt auch von den militäriſchen Strafen und Belohnungen der Römer. Für leichte Vergehungen mußten die Soldaten Gerſte eſſen, oder ſich zur

Graf. Ist mein Sohn bleſſirt, ſo wette ich, die Wunden ſind nicht auf dem Rücken.

Ott. 30 Officiers gefangen!

Graf. Wer weiß auch ob alles ſo wahr iſt. Ein Courier und ein Lügner ſind Geſchwiſterkind.

Ott. Ach! der Krieg! der Krieg!

Graf. Es wäre freylich beſſer, wenn der Abbee Saint Pierre die Armee commandirte, ſo feyerten wir bald einen ewigen Frieden.

Sechſte Scene.

Der alte Wacker. Die Vorigen.

Graf. Willkommen, mein lieber Verwalter; was bringt er Gutes?

Wacker. Herr Graf, der alte Steffanſon muß ins Loch geſteckt werden.

Graf. Der alte Mann? warum das?

Wacker. Wegen Verſäumniß und Ungehorſam.

Graf. Ich habe ſeit 20 Jahren keinen Bauer ins Loch ſtecken laſſen.

Aber laſſen, oder ſtehend ihre Mahlzeit verzehren. Belohnungen ertheilte blos die Ehre. Ein Triumph, ein Beiname, ein Rang, eine Bildſäule, das genügte den Helden. Von großen Güterſchenkungen wußte man nichts. — Bei Gelegenheit der Bildſäulen erwähnt Merula, daß dieſe Ehre auch bisweilen Gelehrten widerfuhr. Auf den öffentlichen Plätzen zu Rom ſah man die Bildſäule des Hermodorus, Auslegers der zwölf Tafeln, die des Pythagoras und des Auſonius. Aber das waren doch ſeltene Ausnahmen. Ein tapferer Heerführer wird immer höher geachtet werden als ein friedlicher Lehrer der Menſchen. — In Rotterdam hat man dem Erasmus eine Bildſäule errichtet, in Hannover dem Philoſophen Leibnitz, in Thorn will man den Kopernikus auf gleiche Weiſe ehren, und von Doktor Luther's Denkmal iſt wenigſtens ſchon lange die Rede. Das iſt aber auch Alles. Berlin hat große Männer hervorgebracht, deren Namen und Werke bei künftigen Geſchlechtern auch ohne Bildſäulen leben werden; hingegen findet man da einen Seidlitz, Schwerin u. ſ. w., von welchen man nach hundert Jahren ſich fragen wird: wer waren dieſe Herren?

* * *

Johnſton in einem kleinen Büchlein de naturae constantia, behauptet, der Kanzler du Prat ſei ein unwiſſender Menſch geweſen, und erzählt, als Heinrich VIII. einſt acht engliſche Doggen an Franz I. geſchickt habe, ſo habe du Prat geglaubt, es wären acht Mauleſel, weil er in dem

Briefe des Königs von England geleſen hatte: mitto tibi octo molossos. Als er ſeine Albernheit gewahr wurde, beſchönigte er ſie durch eine neue Albernheit, ſprechend: er habe Molossos pro Muletis geleſen. — Varillas hingegen, in ſeiner Geſchichte Franz I., ſchildert ihn als einen ſehr geſchickten Mann und ſchlauen Unterhändler. Er wurde zuletzt ſo dick, daß man einen großen Halbzirkel in ſeinen Tiſch ſchneiden mußte, um Platz für ſeinen Bauch zu ſchaffen.

* * *

Der Jeſuit Vavaſſor, in ſeiner poesis multiplex et varia, ſpricht unter andern von der Gewohnheit der Römer in den Briefen, welche ſie ſchrieben, ſich immer zuerſt zu nennen, gleichviel ob der, an den ſie ſchrieben, vornehmer war oder nicht. Dieſer Gebrauch exiſtirte noch zu den Zeiten des Auſonius, der ſich gegen den Paulinus ausdrücklich entſchuldigte, daß er ſeinen eigenen Namen nicht voran geſetzt, es ſei um des Verſes willen geſchehen. Immerhin mache man es jetzt umgekehrt, aber närriſch iſt es doch, daß man das Vos oder Te in einem lateiniſchen Briefe jetzt mit einem großen Anfangsbuchſtaben ſchreiben muß, gleich als ſäße die Ehre in einem ſolchen Buchſtaben. Auch von den Titeln wußten die Römer nichts, ſie nannten die vornehmſten Perſonen blos bei ihren Namen. Darum ſchrieb ein Biſchof einſt an den Kardinal Richelieu: Latine ad te scribo, Armande Cardinalis, ut majestate linguae liberem me a formulis servitutis. (Balzac's Briefe.)

* * *

Mir iſt nur Ein Beiſpiel bekannt, wo ein Papſt einem Bruder erlaubte, ſeine Schweſter zu heirathen. Es war der Papſt Calixtus III., der 1455 den Stuhl Petri beſtieg. Die Diſpenſation wurde einem gewiſſen Johann Grafen von Armagnac ertheilt, der ſich mit Iſabelle von Armagnac, ſeiner leiblichen Schweſter, vermählte. Das erzählt Pierre Matthieu im Leben Ludwig XI. Es würden ſicher manche große Vortheile daraus entſpringen, wenn Brüder und Schweſtern ſich heirathen dürften. Alle Nachtheile wären leicht zu verhüten, nur der Einzige nicht, daß die Racen gewaltig ausarten würden, zwar nicht in Rückſicht auf den Körper, aber auf den Geiſt. Denn fürwahr, die ewigen Vermählungen unter nahen Verwandten ſind die einzige Urſache des jetzigen Zuſtandes von Europa.

* * *

Dagobert, der Franken König, liefert ein Beiſpiel, wie man durch einen Schreibfehler in üblen Ruf kommen kann. Man hat viele Jahrhunderte hindurch geſagt und geglaubt, er habe eine Nonne geheirathet, ſie war aber nur ein Hoffräulein. Die Abſchreiber hatten geſagt: Nanthildem unam ex puellis de Monasterio in matrimonium accipiens sublimavit. Dagegen fand man aber in einer alten Handſchrift des Fredegarius: Nantechildem unam ex puellis de Ministerio accipiens reginam sublimavit. Die Druckfehler ſind heutzutage bisweilen eben ſo ſchlimm.

* * *

Es gibt eine außerordentlich gelehrte, lateiniſche Rede

von einem gewiſſen David le Clerc, über einen der wichtigſten Gegenſtände des menſchlichen Wiſſens, nämlich über — die Seiltänzer. Man erfährt daraus, daß Hippokrates, der ſechs hundert und vierzig Jahre vor Chriſtus lebte, ſchon dieſer hohen Kunſt Erwähnung gethan, und daß der Erſte, der ſie zu Rom, ungefähr fünf hundert Jahre nach Gründung der Stadt, einführte, Meſſala Corvinus hieß. Dann werden diejenigen genannt und geprieſen, welche die gefährlichſten Sprünge gemacht haben, die Furioſo's der Alten. Zu dieſen darf man ohne Zweifel auch jene Egyptier zählen, welche zu den Zeiten des Andronikus Paläologus in Konſtantinopel ſich ſehen ließen.

* * *

Ein Jeſuit, Cantelius, hat in einer Geſchichte der biſchöflichen Sitze (metropolitanorum urbium historia) der Schickſale von Neapel erwähnt, die in der That merkwürdig ſind, da es wohl wenig Länder in der Welt geben wird, die ihre Beherrſcher ſo oft gewechſelt haben. (Sieht man aber dabei auf die Kürze der Zeit, ſo möchte Salzburg in unſern Tagen Neapel den traurigen Vorzug ſtreitig machen.) Neapel wurde bei Cumä von einigen Einwohnern der Inſel Euböa erbaut. Im zweiten puniſchen Kriege eroberten es die Römer. Im Jahre 493 Theodorich, König der Oſtgothen, nachdem er die Heruler geſchlagen. Hierauf folgten nach und nach die Oſtrogothen, die Griechen, die Lombarden, die Franzoſen, die Sarazenen. Die Letztern behielten es bis 1041, wo die Normannen ſie verjagten. Dieſen folgten die ſchwäbiſchen Fürſten,

welche hinwiederum im Jahre 1266 durch Karl von Anjou vertrieben wurden, dessen Nachkommen Alfons, König von Arragonien, vertrieb. Die Begebenheiten der neuern Zeiten sind bekannt.

* * *

Wenn der Admiral Coligni, das Haupt der Hugenotten, wirklich die Grundsätze gehegt hätte, die Varillas in seiner Geschichte Ludwig XI. ihm unterschiebt, so wäre er mit Recht unter den Dolchen der Mörder gefallen. Er soll nämlich behauptet haben: »daß die Souverainität einem Jeden gebühre, der derselben würdig sei, und daß derjenige, der sie über andere ausübt, ohne für sich ganz allein mehr Verdienste zu besitzen, als alle die übrigen zusammen genommen, als ein Usurpator behandelt zu werden verdient.« Auf diese Weise gäbe es keinen einzigen rechtmäßigen Souverain auf Gottes Erdboden, denn Coligni würde das Unmögliche gefordert haben. Eine solche Albernheit ist ihm aber auch sicher nicht in den Sinn gekommen. Verlangt man denn von einer Uhrfeder, daß sie die Eigenschaften aller in der Uhr befindlichen Räder und Stifte besitze?

* * *

Die gefährlichsten und zugleich die niederträchtigsten Schmeichler sind diejenigen, welche einen gewissen Anstrich von Rauhheit affektiren, um die Wahrheit nachzuäffen. Als Boileau unter die Vierzig der Pariser Akademie aufgenommen wurde (von welchen der drollige Piron zu sagen pflegte: Messieurs les quarante ont de l'esprit comme quatre) und der König ihn zugleich zu seinem Historio-

graphen ernannt hatte, sagte er unter andern in seiner Rede: daß der König wohl einigen Grund gehabt habe, gerade ihn zu seinem Geschichtsschreiber zu wählen, denn da Se. Majestät täglich Thaten verrichteten, die zwar wahr, aber unwahrscheinlich wären, so sei es gut, sie durch einen Mann beschreiben zu lassen, der im Rufe stehe, nicht zu schmeicheln. — Und darauf berief sich Boileau in einem Augenblicke, wo er die derbste Schmeichelei sagte!

* * *

Bayle sagt von der Geschichte ein leider nur allzuwahres Wort; nämlich sie werde in den Küchen der verschiedenen Nationen, wie das Fleisch, auf verschiedene Weise zubereitet, und jedes Land mache sein eigenes Ragout aus ihr. Jedes Volk, jede Religion oder Sekte, nehme dieselben rohen Thatsachen zur Hand, würze sie aber nach ihrem Geschmacke, und dann erschienen sie einem jeden Leser wahr oder falsch, je nachdem sie seinen Vorurtheilen zusagten oder widersprächen. Ja, man könne die Vergleichung noch weiter treiben; denn so wie es gewisse Speisen gäbe, die in einigen Ländern durchaus unbekannt wären, und die man auch dort nicht möchte, es sei mit welcher Brühe es wolle, so gebe es auch Thatsachen, die von manchen Völkern anerkannt, von andern für Trug und Verläumdung erklärt würden. — Man könnte noch hinzu fügen: wenn auch die Völker der Wahrheit nichts in den Weg legen, so thun es leider die Geschichtsschreiber selber aus Schmeichelei oder Rachsucht. Man kennt das Beispeil, welches Herodot, der Vater der Geschichte

uns gegeben. Um an den Korinthern ſich zu rächen, unterdrückte er nicht allein vieles, ihnen Ehre Bringendes, ſondern er beſchuldigte ſie auch ohne allen Grund, daß ſie bei Salamis die Flucht ergriffen hätten. — Die Geſchichte wimmelt von ſolchen Verfälſchungen, und beſonders von Beweiſen falſcher Scham mancher Nation, die, wenn ſie geſchlagen iſt, ihre Niederlage, bisweilen auf die lächerlichſte Weiſe als einen Sieg darzuſtellen ſtrebt. Das erinnert an den Geſchichtſchreiber Sandoval, der den Spaniern den Sieg bei Cerisalles zuſchreibt, obgleich unbezweifelt die Franzoſen ihn davongetragen hatten. Die ſiegreichen Spanier, ſagt er, wurden von dem franzöſiſchen General überredet, ſich zu ergeben.

* * *

Zwiſchen König Philipp Auguſt von Frankreich und König Richard von England, der zugleich Herzog von Aquitanien war, erhob ſich einſt ein großer Streit über eine Antike, die ein Soldat in Limouſin gefunden hatte. Dieſe Antike war von Gold, und ſtellte einen Kaiſer dar, der mit ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern zur Tafel ſaß. Philipp machte Anſpruch darauf als König Richard als Oberlehnsherr, allein der Letztere wurde getödtet, als er das Schloß belagerte, in welchem die Antike gefunden worden. Die Rechtsgelehrten entſchieden, wie le Bret berichtet, daß ein verarbeitetes Kleinod dem Könige zugehöre. In unſern Tagen erregen die Antiken keine Kriege mehr, ſondern ſie ſind, ohne Widerſpruch ein Eigenthum des Siegers.

* * *

Zu derſelben Zeit ſchrieb die Königin Chriſtine von Schweden, die damals ſchon katholiſch geworden war, folgenden Brief an den Chevalier Terlon:

»Da Sie meine Meinung über die vorgebliche Ausrottung der Ketzerei in Frankreich zu hören wünſchen, ſo ſage ich Ihnen — gewohnt Niemanden zu fürchten oder zu ſchmeicheln — daß ich an das Gelingen dieſes großen Entwurfes noch nicht glaube, ſo wenig als an den Vortheil der unſrer heiligen Religion daraus erwachſen ſoll; vielmehr ſehe ich manche Nachtheile voraus. Im Ernſt, was ſoll man von der Aufrichtigkeit der Neubekehrten hoffen? ich möchte die Sünden nicht auf meinem Gewiſſen haben, die durch ſolche Miſſionärs veranlaßt werden. Kriegsleute ſind ſeltſame Apoſtel, ich halte ſie für geſchickter zu morden, zu ſchänden und zu rauben, als zu überreden. Auch erfahren wir, durch Berichte, deren Wahrhaftigkeit nicht bezweifelt werden kann, daß ſie ihren Auftrag ganz nach ihrer Manier ausrichten. Ich beklage die armen Menſchen die ihnen Preis gegeben ſind; ich beklage ſo viele ruinirte Familien, ſo viele brave Leute die zu Bettlern geworden; ich beklage ihre Irrthümer; aber nicht um die Herrſchaft der Welt möchte ich Schuld an ihrem Unglücke ſein. Ich betrachte das heutige Frankreich als eine Kranke, der man Arme und Beine abhacket, um ſie von einem Uebel zu heilen, welches durch ein wenig Geduld und Sanftmuth von ſelbſt geheilt ſein würde. Ketzer bekehren wollen iſt ſehr löblich, aber die Art und Weiſe, wie man ſich dabei nimmt, muß doch wohl nicht die beſte ſein, da Jeſus Chriſtus ſich

deren nicht bedient hat. Ich bewundere dieſen Eifer und dieſe Politik; aber ich begreife ſie nicht, und bin recht froh ſie nicht zu begreifen. Darf man ſich wohl ſchmeicheln, gute Katholiken aus den Hugenotten zu ſtempeln, zu einer Zeit, wo man in Frankreich die der römiſchen Kirche ſchuldige Ehrfurcht ſo ungeſcheut aus den Augen ſetzt? u. ſ. w.“

* * *

Als Druſus ſehr krank war, machte ein römiſcher Ritter, Lutorius Priscus, vorläufig ein Gedicht auf ſeinen Tod und las es einigen Damen vor. Druſus wurde wieder geſund, hingegen ſtarb Germanicus, und der Dichter überreichte nun ſein Werk dem Kaiſer Tiber, als ſei es auf den Verſtorbenen gedichtet, erhielt auch eine Belohnung dafür. Aber jene Damen verriethen den kleinen unſchuldigen Betrug, und der arme Priscus büßte ſeine Eitelkeit mit dem Leben, entweder weil er den Kaiſer hintergangen, oder weil er ſich unterſtanden hatte, den Druſus voreilig für todt zu halten. (Dieſe Stelle beim Tacitus iſt etwas dunkel.) — Auch in ſpätern Zeiten hat man es zum Verbrechen gemacht, an die Sterblichkeit der Fürſten zu glauben. Der Arzt Duval wurde auf die Galeeren geſchickt, weil er prophezeit hatte, Ludwig XIII. werde noch vor den Hundstagen 1631 ſterben.

* * *

Es wäre hart, wenn die Meinung des heil. Irenäus wahr wäre, daß nämlich die Seelen der Böſewichter nach ihrem Tode vernichtet würden. Die kühnſten Böſewichter, die Geißeln der Menſchheit, ſind ſo glücklich, und dabei

ſo zufrieden mit ſich ſelber, daß in der That Jedermann mit Vergnügen ein Böſewicht werden möchte, wenn er wüßte, daß keine Strafe nach dem Tode ſeiner harret.

* * *

Man ſollte in jeder Stadt einen redlichen Mann beſolden, um ein Tagebuch über alle die falſchen Neuigkeiten zu halten, welche ſteif und feſt geglaubt worden ſind, wie auch von allen Prophezeiungen, welche von den politiſchen Kannegießern in Umlauf gebracht werden. Ein ſolches Tagebuch könnte viel Gutes ſtiften, denn es wäre doch möglich, daß die Welt endlich einmal ihrer albernen Leichtgläubigkeit ſich ſchämte. Vor einiger Zeit wurde in Rußland für ganz gewiß erzählt, der König von Preußen werde ſeine Krone niederlegen, und der Kronprinz unter ruſſiſcher Vormundſchaft den Thron beſteigen.

* * *

Jeder gute Kopf, der achtzehn Jahrhunderte und einmal hundert tauſend Bände vor ſich hat, kann in der Politik behaupten oder widerſprechen, was ihm beliebt, an Beweiſen wird es ihm nicht fehlen.

* * *

»Glücklich iſt der Mann,« ſagt Plinius, »welcher Thaten verrichtet, die aufgezeichnet zu werden verdienen; glücklich auch der, welcher ſie aufzeichnet; am glücklichſten, der Beides vereinigt.«

* * *

Cicero hat, an manchen Stellen ſeiner Werke, Gering-

Wacker. Daher kommt es auch, daß jeder Bauer den Herrn ſpielt.

Graf. Wohl möglich, er ſpielt ihn aber doch nur.

Wacker. Es muß ein Exempel ſtatuirt werden.

Graf. Lieber Wacker, ich habe nur Ein Gefängniß. Wenn der Schlüſſel nicht verlohren worden, ſo muß es wenigſtens erſt ein paar Tage gelüftet werden, ehe man einen Menſchen hinein ſperren kann.

Wacker. So läßt man dem Kerl ein paar Dutzend Stockprügel aufzählen.

Graf. Ich bin kein Liebhaber von Stockprügeln.

Wacker. Ich auch nicht, aber wer kann Menſchen regieren ohne Steck?

Graf. Mache er doch die Menſchen nicht ſo ſchlimm.

Wacker. Sie taugen nichts.

Graf. Ich bin zufrieden mit ihnen. Aber die Welt, lieber Wacker, die Welt taugt nichts.

Wacker. Die Welt wäre ein Paradies, wenn keine Menſchen darauf wohnten.

Graf.

ſchätzung für Malerei und Bildhauerei geäußert, und doch beſaß er vierzehn Landgüter, deren koſtbarſte Zierden die Kunſtwerke jener Gattung waren.

* * *

Die griechiſche Sprache war in Rom ſo gemein, als jetzt die franzöſiſche in den meiſten Ländern. Juvenal ſpottete ſehr beißend darüber. Indeſſen gab es doch nur wenige lateiniſche Schriftſteller, die griechiſch ſchrieben, ſo wie es jetzt nur wenige Deutſche gibt, die franzöſiſch ſchreiben. Aelian war einer jener Wenigen, ein Prieſter und Sophiſt. Der letztere Titel war damals rühmlich. Er ſprach das Griechiſche ſo rein als ein Athenienſer. Dabei war er ein ſehr beſcheidener genügſamer Mann. In dem Buche über die Thiere, welches wir noch von ihm haben, erzählt er, daß es ihm ein Leichtes geweſen ſein würde, ſein Glück bei Hofe zu machen, daß er aber eine Unze wahrer Gelehrſamkeit allen Schätzen des Cröſus und des Craſſus vorgezogen habe. Wer jetzt ſo ſpräche, würde ausgelacht werden; denn jetzt kann Niemand begreifen, daß es noch etwas Beſſeres auf der Welt gibt, als reich und mächtig ſein, wäre es auch auf Koſten des Gewiſſens. Das Menſchengeſchlecht iſt gleichſam mit einem dreitägigen Fieber erſchaffen worden, von dem es nie geheilt wird. Es hat nur bisweilen freie Tage, wir aber leben im Paroxismus.

Cicero lebte auch an einem ſolchen Fiebertage, denn er ſagt in ſeiner Rede pro Coelio: wenn es zu ſeiner Zeit einen Menſchen gebe, der dem ſogenannten Glück ent-

ſagte, ſo würden die Leute glauben, die Götter hätten ihre böſe Laune an ihm ausgelaſſen.

* * *

Woher mag es doch kommen, daß die Alten den Quintus Curtius gar nicht gekannt zu haben ſcheinen? denn vor der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hat Niemand ſeiner erwähnt.

* * *

Die Wahrheit iſt ein Schatz und die Zeit ein furchtbarer Schatzgräber. Sie enthüllet auf einer Seite die Erbärmlichkeit ſo vieler Schmeichler, und auf der andern die Fruchtloſigkeit aller Verſuche, die Nachwelt zu betrügen. Was thaten nicht alles die ſchlechten Kaiſer des alten Roms, um die Erinnernng an ihre Verbrechen zu erſticken! Wie viele Bücher ließen ſie verbrennen! wie viele Menſchen ermorden! Die Sklaverei der Römer war ſo tief, daß man nicht einmal den Mund zu klagen öffnen durfte. Wenn es eben ſo leicht möglich geweſen wäre, den Jammer zu vergeſſen, als die Zunge zu feſſeln, das Andenken daran würde gänzlich erloſchen ſein. So ſagt Tacitus: **Dedimus profecto grande patientiae documentum, at sicut vetus aetas vidit quid ultimum in libertate esset, ita nos quid in servitute, adempto per inquisitiones et loquendi audiendique commercio memoriam quoque ipsam cum voce perdidissemus, si tam in nostra potestate esset oblivisci quam tacere.** Und was haben jene Kaiſer dabei gewonnen? Wiſſen wir nicht doch die Wahrheit? und iſt nicht eben dieſer Tacitus mitten in der

Sklaverei ein Herold der Wahrheit geworden? mit Recht macht er ſich luſtig über die Tirannen. (Annal. l. 4.) qui praesenti potentia credunt extingui posse etiam sequentis aevi memoriam.

* * *

Der Herzo von Rohan ſchrieb vor ein hundert fünf und zwanzig Jahren ein Büchlein, welches (wie ſo manche andere noch heutigen Tages) unter dem verdächtigen Schilde von Peter Hammer in Kölln erſchienen iſt. Es führt den Titel: Nouveaux interêts des Princes de l'Europe, où l'on traite des maximes qu'ils doivent observer pour se maintenir dans leurs états et pour empêcher qu'il ne se forme une Monarchie universelle. Wenn der Verfaſſer wieder aufſtünde, ſo würde er Europa ſehr verändert, und ſein Syſtem ſehr überflüſſig finden. Er beginnt mit Betrachtungen über die damaligen, zum Vortheil der Franzoſen eingetretenen Veränderungen, und ſagt: Frankreich verdanke ſeine Größe allerdings zum Theil der Weisheit ſeines Königs und ſeiner Miniſter, aber auch größtentheils den dummen Streichen (bévûës) ſeiner Nachbarn.

* * *

Es gibt Leute, die ſich einbilden, ſolche Feſte, wie jetzt gegeben werden, um, mit der größten Wahrhaftigkeit, Liebe und Bewunderung für einen Monarchen auszudrücken, wären vormals nie gegeben worden. So ſehr aber auch die Erfindungskraft der Menſchen ſeit ein paar hundert Jahren geübt und geſchärft worden, ſo ſcheint es mir doch, als

ob ſie, dieſen Gegenſtand betreffend, nicht die mindeſten Fortſchritte gemacht hätte. Man leſe z. B. in einer kleinen Schrift: Récit de ce qui s'est fait à Caen u. ſ. w. wie am 5. September 1685 der Geburtstag des Königs zu Caen gefeiert worden. Zuerſt wurde Gottesdienſt, und, während der Meſſe, eine Lobrede auf den König, durch den Rector der Univerſität gehalten; dann vom Gouverneur ein prächtiges Diner gegeben; dann ein Konzert, in welchem nichts anders geſungen wurde, als was in den Prologen der Opern zum Ruhme des Königs vorkam. Dann folgte abermals eine Lobrede von dem Prior der Jakobiner, nachdem zuvor Motetten geſungen worden, die aus lauter auf den König anwendbaren Stellen der Bibel zuſammengeſetzt waren. Dann erſchallte ein Te Deum. Dann wurde eine Statue des Königs aufgedeckt, und dabei ein Freudenfeuer angezündet; dann verſammelten ſich die Damen zu einem prächtigen Souper auf dem Stadthauſe; dann wurde ein koſtbares Feuerwerk abgebrannt, und endlich mit einem glänzenden Balle der Tag beſchloſſen. — Gleicht dieſe Feierlichkeit nicht allen, die wir jetzt ſo häufig beſchrieben leſen? ausgenommen etwa, daß man keinen Saal dabei erbaute, der in fünf Minuten in Flammen ſtehen konnte.

* * *

Von Vereinigung der chriſtlichen Sekten iſt ſeit einiger Zeit viel geſchrieben worden, doch gewöhnlich nur Wiederholungen deſſen, was ſchon zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts der preußiſche lutheriſche Prediger und Geſchicht-

forſcher, Prätorius, in ſeiner Tuba pacis darüber ſagte. Er ſchickte ſie dem Papſte mit einem ſo ſchmeichelnden Briefe, als ob ein Mönch ihn geſchrieben hätte. Auch dem Kaiſer, allen Königen, Churfürſten und Reichsſtänden ſandte er ſie zu, und ermahnte Alle, zu jener Vereinigung die Hände zu bieten. Dabei pries er die römiſche Kirche, als ob er einen Kardinalshut ſuchte. Als Grundſatz ſtellte er feſt: daß jeder Chriſt verbunden ſei, ſich dem zu unterwerfen, was in einem allgemeinen Concilio ausgemacht worden. In einem ſolchen ließ er den Papſt präſidiren, und verlangte, was Gott ſelber nicht gewähren kann, ohne das Menſchengeſchlecht umzuſchaffen, nämlich, daß jedes Mitglied desſelben vollkommen frei von Vorurtheilen und Parteilichkeit ſein ſollte. Ueber vierzehn widerſprechende Meinungen ſollte dann entſchieden werden, und dieſe Entſcheidungen ſchlug er vor, z. B. den Kelch im Abendmahl betreffend; er ſollte denen gereicht werden, die es wünſchten; die Uebrigen möchten immerhin nur das Brot empfangen. Den Papſt erkannte er als Primas, und kurz, er ſpielte mehr den Bekehrer als den Mittler.

* * *

Wenn er ſich aber auch anders dabei benommen hätte, ſo würden ſeine Bemühungen doch eben ſo fruchtlos geblieben ſein, als die der heutigen Vermittler, weil es die größte Chimäre von der Welt iſt, gleich dem Stein der Weiſen und der Quadratur des Zirkels, die Religionen vereinigen zu wollen. Wenn der unter den Waffen grau gewordene Turenne einmal einen ſolchen Einfall hatte, (wie man

ſagt) ſo iſt da ſehr verzeihlich, aber ein Gelehrter, ein Philoſoph, ſollte die Rechthaberei der Menſchen beſſer kennen.

* * *

Das vierte lateranenſiſche Concilium unterſagte den Prieſtern die Ausübung der Wundarzneikunſt, weil man ſich dabei des Eiſens und des Feuers bedienen, auch Arme und Beine abſchneiden müſſe. Die Herren Paters vergaßen, daß ihre Herren Mitbrüder, die ſpaniſchen Inquiſitoren, in dieſer Rückſicht die größten Wundärzte waren.

* * *

Iſaac Voſſius in ſeinem liber variorum observationum gibt den Umfang des alten Roms, ohne die Vorſtädte, zu fünfzig tauſend Schritt an, mit dieſen zu zwei und ſiebzig tauſend, folglich größer als Babylon das nur ſechzig tauſend im Umfang hatte. Dabei iſt noch nicht einmal der Theil der Stadt jenſeits der Tiber gerechnet, weil man dieſen nicht eigentlich als zur Stadt gehörig betrachtete.

Da befand ſich aber unter andern Nero's Palaſt, der, nach Voſſius Behauptung einen größeren Raum bedeckt haben ſoll, als irgend eine Stadt in Europa. Daß man heut zu Tage die Spuren von Roms ungeheurer Größe nicht mehr findet, widerlegt, nach des Verfaſſers Meinung, deſſen Behauptung nicht; denn, ſagt er, man müßte ſechzig Fuß tief graben, um ſich zu überzeugen, und wollte man die Trümmer von Ninive in Babylon aufſuchen, ſo müßte man gar zwei hundert Fuß tief graben, weil ſie auf

feuchtem Grund gebaut waren. — Voſſius liefert auch Liſten von der Zahl der römiſchen Bürger; die erſte Zählung unter Servius Tullius gab einmal hundert dreißig tauſend, die letzte, im Jahr 667, viermal hundert ſechzig tauſend. Die Einwohner ſind nie gezählt worden, wenn aber das Verhältniß der Sklaven zu den Bürgern in Rom dasſelbe war, wie in Athen (wo man auf zwanzig tauſend Bürger viermal hundert tauſend Sklaven rechnete), ſo würden ſich zu Rom acht Millionen Sklaven befunden haben. Voſſius verſichert, daß, vor Sulla's Tirannei, Rom mehr Einwohner enthielt als das halbe Europa zu ſeiner Zeit; und doch nimmt er ihre Zahl nur zu vierzehn Millionen an. Er ſchrieb in der letzten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts, und damals rechnete er auf Spanien nicht mehr als zwei Millionen, Frankreich fünf, Italien ſammt den Inſeln zwei, Großbritannien zwei, die Niederlande zwei, Deutſchland mit Böhmen und Ungarn fünf, u. ſ. w. Dem ganzen Erdboden gibt er höchſtens fünf hundert Millionen, und meint, wenn man ſie Alle neben einander ſtellte, ſo hätten ſie auf einer deutſchen Quadratmeile Platz, da keiner mehr als einen Quadratfuß brauche um zu ſtehen. Deshalb habe der Dichter Lucanus ganz recht gehabt zu behaupten, daß in Rom das ganze menſchliche Geſchlecht Platz haben würde. Denn Rom habe wenigſtens zwanzig Quadratmeilen bedeckt.

* * *

Derſelbe Voſſius ſagt von den Chineſen, ſie feierten

das Andenken ihrer kriegeriſchen Fürſten nicht, ſondern ſparten allen Ruhm für die friedfertigen und gerechten auf. Eroberungen wären ihnen ein Greuel; wenn benachbarte Völker, durch ihre weiſe Geſetzgebung angelockt, ſich ihnen unterwürfen, ſo nähmen ſie wohl gern ſie auf, allein ſie zwängen Niemanden, an ihrem Glück Theil zu nehmen.

Wäre dieſe Schilderung ganz wahr, ſo wären die Chineſen das beſte und weiſeſte Volk auf Erden.

* * *

Der Konſul Valerius Publicola ſtiftete zu Rom im Jahre 245 die **Sekular-Feier**, um die Stadt von der Peſt zu befreien. Drei Tage ſollte ſie währen, und alle hundert Jahre wiederholt werden. Aber unter den Kaiſern beobachtete man die Zeit nicht genau, denn Auguſtus veranſtaltete ſie im Jahre 737, Klaudius im Jahre 800, und Domitian im Jahre 840. Dennoch wurde ſie ſtets durch Herolde nach der alten Formel ausgerufen: „Jedermann ſolle ſich einfinden, um Spiele zu ſehen, die er noch nie geſehen habe, und auch nie wieder ſehen würde.“ Man lachte darüber, allein Monarchen fragen wenig darnach, ob man lacht, wenn man nur gehorcht. (Dissertation sur douze Medailles par Rainssart.) Die Ceremonien bei dieſem Feſte hatte die Sibylle vorgeſchrieben. Der Verfaſſer macht gelegentlich die Bemerkung, daß Julius Cäſar ſelbſt (jener große Mann und kleine Geiſt) nach dem Berichte des Macrobius wenigſtens ſechzehn Bücher von

den Vorbedeutungen aus den Eingeweiden der Opferthiere geschrieben habe. Es wäre zu wünschen, daß jeder Eroberer nichts anderes thäte.

* * *

Varillas macht, in seinen geheimen Anekdoten des Hauses Medicis, folgende tröstliche Bemerkung: der letzte Alphons, welcher die Krone von Neapel trug, versuchte alles Mögliche, um die besten Schriftsteller seiner Zeit zu gewinnen oder zu bestechen. Jeder berühmte Mann, er mochte wohnen in welchem Winkel von Europa er wollte, empfing von ihm Geschenke und Pensionen; dennoch hat es wohl kaum einen Monarchen gegeben, dessen Schwachheiten so ohne alle Schonung waren aufgedeckt worden. Pontanus, Panormus, Benediktus und vier und sechzig andere Geschichtsschreiber, mochten loben oder preisen so viel sie Lust hatten, man glaubte dennoch dem kühnen Bernhard Cerico. Hinwiederum ist wohl nie einem Helden von dreißig berühmten Geschichtsschreibern, und unter diesen von dem furchtbaren Macchiavel, so übel mitgespielt worden, als dem Castruccio und doch hat Nikolaus Tegrinus ihm Ruf und Ruhm gerettet. (Schade nur, daß solche Bemerkungen Tirannen nicht zügeln, und daß jenes alte Märchen: Der Löwe erzittere vor dem Hahnengeschrei, immer nur ein Märchen bleibt.)

Inhalt.

	Seite
Octavia, die Schweſter des Auguſtus	7
Abenteuer eines Negerfürſten	31
Gemälde menſchlicher Schwachheiten	47
Rudbeck's Träume	48
Bericht von dem Tode des Marquis Monaldeſchi, Oberſtallmeiſters der Königin Chriſtine von Schweden	61
Schreiben der deutſchen Urgroßmütter an die deutſchen Urenkelinnen	81
Die Geſchichte der Weiber	89
Biron's Verhaftung	103
Antoinette Bourignon	118
Die Sibylle	129
Vornehme Klatſchereien	145
Die Ehetrennungen der vormaligen Monarchen von Frankreich	166
Penſylvanien und die Quäker	225
Atticus	241
Die Zeitrechnungen der Griechen	261
Hiſtoriſches Quodlibet	263

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Graf. Ein saubres Paradies! hier ein feuerspeyender Berg, und dort ein Aschenregen; hier ein Ocean, und dort Erdbeben —

Wacker. Auf den Ruinen stehn ein paar tausend Ratten und schlagen sich todt.

Graf. Eine angenehme Abwechslung von ewigem Eis und schmelzender Sonnenglut.

Wacker. Elemente sind leichter zu zähmen als Menschen.

Graf. Lehrt die Erfahrung ihn so sprechen, so bedaure ich ihn. Es giebt ein treffliches Mittel, die Menschen zu regieren —

Wacker. Furcht und Strenge.

Graf. Wohlthaten, mein guter Wacker, die verpflichten sich durch Liebe

Wacker. Die Liebe gehorcht nicht.

Graf. Das braucht sie auch nicht, denn sie handelt ehe es befohlen wurde.

Wacker. Bey diesem Grundsatz —

Graf. Haben sich meine Unterthanen wohl befunden, und ich noch besser. Als nach der Schlacht bey Peterwardein ein Trupp flüchtiger Türken mein Schloß in Brand steckte, da hat der nemliche alte Stiffanson mich drey

Tage

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

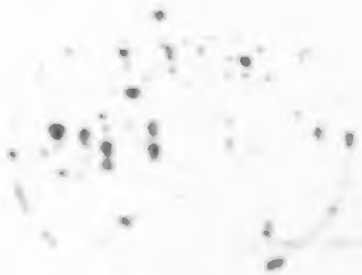
Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Dreiunddreißigster Band.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.



Die Biene,

oder:

Neue kleine Schriften

von

August von Kotzebue.

Erster Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien, 1823.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

An die Leſer.

Wer dies Büchlein kaufen und leſen will, muß eben nicht glauben, daß er lauter Honig darin finden werde. Die Biene ſammelt auch Wachs und ſelten gelingt es ihr, den Bienenkorb ganz von Schimmel rein zu erhalten.

Ohne Allegorie: dieſes Allerlei enthält, was ich in Nebenſtunden gedacht, geleſen, gedichtet, umgeſchmolzen, erzählt und nacherzählt habe. So ſind nach und nach kleine Sammlungen entſtanden, die ſolchen Herren und Damen, deren Geſchmack nun gerade mit dem meinigen übereinſtimmt, auch wiederum in Nebenſtunden eine angenehme Unterhaltung gewähren können.

Andere Anſprüche macht dieſes Büchlein nicht, und ob auch dieſe nicht ſchon zu weit getrieben ſind? — Das muß der erſte Ausflug der Biene lehren.

Der Herausgeber.

Die Biene.

Tage beherberget; und nun soll ich ihn ins Loch stecken lassen?

Wacker. Er hat den Frohndienst verabsäumt.

Graf. Was führt er zu seiner Entschuldigung an?

Wacker. Hm! seine Tochter ist in die Wochen gekommen.

Nat. Nun, lieber Hr. Verwalter, dann ist er ja auch entschuldigt.

Wacker. So? was geht den Vater das Kindbett der Tochter an?

Graf. Vielleicht ist sie in Gefahr gewesen.

Wacker. Das sagt er freylich.

Graf. Ey, dann wollen wir ihm durch die Finger sehn.

Wacker. (bitter lächelnd) Um einer Tochter willen —

Graf. Er ist kein Liebhaber von Töchtern wie es scheint?

Wacker. Nein wahrlich! die gnädigen Gräfinnen mögen mir das nicht übel nehmen, ich bin kein Liebhaber von Töchtern.

Nat. Warum nicht?

Wacker.

Briefe eines reisenden Lübeckers.

(Geschrieben aus den westlichen Hebriden im Jahre 1807.)

Erster Brief.

Lieber Freund!

Entweder Lessing hat Unrecht, wenn er behauptet: »Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren,« oder wir Deutsche sammt und sonders, die wir noch immer herumgehen, essen, trinken und Geschäfte treiben wie zuvor, hatten schon längst keinen mehr zu verlieren. Nun, desto besser. Es leben alle Narren! Denn, wenn man gleich nicht mehr wie vormals behaupten kann, daß es ihnen wohl gehe auf Erden; so sind sie doch geschmeidig und vergeßlich; zwei Eigenschaften, die allein in unsern Tagen äußere und innere Ruhe gewähren. Ich selbst, mein Freund, habe ich nicht zitternd vor Wuth und im Innersten empört über alle die Gräuel, von welchen ich Zeuge sein müssen, vor Ihnen gestanden und geschworen, ich wolle aus der bewohnten Welt laufen, weil es nicht mehr darin auszuhalten sei? — Nun ja, ich habe meinen Schwur gehalten, ich sitze hier auf den westlichen Hebriden, das heißt fürwahr an der Welt Ende; aber will ich denn hier bleiben? quält mich der Satan nicht schon wieder mit Sehnsucht nach der geschändeten

Heimath? nach dem Vaterlande, wo ich weder von dem letzten Goldstücke in meiner Tasche, noch von der Gattin in meinem Ehebette, einen Augenblick mit Sicherheit behaupten kann: sie sind mein! — Was folgt daraus? ich muß mein eigenes Urtheil sprechen: entweder ich habe den Verstand verloren, oder ich hatte keinen zu verlieren. — Doch ich vergesse, daß ich Ihnen versprochen, Sie in eine unbekannte Welt zu führen, weil es in der bekannten gar nicht erfreulich aussieht. Ich will versuchen, Wort zu halten; nur erwarten Sie keine Ordnung in meinen Erzählungen; ich werde bisweilen einige Blätter aus meinem Tagebuche schütteln, und damit gut oder schlecht, wie es sich eben trifft. Wundern Sie sich auch nicht, wenn ich überall Vergleichungen anstelle, die oft hinken mögen. Mein Maßstab des Menschenwerths und Menschenglücks, der Moralität u. s. w. war aus Philosophenholz geschnitzt, welches, wie Sie wissen, in Deutschland häufig wächst, und gewöhnlich für unbiegsam gehalten wird; aber es hat sich in der Höllenglut unserer Tage dermaßen geworfen, daß der schiefe Maßstab nirgends mehr passen will.

Soll ich Ihnen mit zwei Worten die Hebriden beschreiben? — es ist eine lange Inselkette, wo westlich im Sande östlich in Morästen und auf rauhen Felsen die Armuth thront. Man sagt aber, diese gewaltige Fürstin werde nächstens ihren Thron verlassen, um ihre deutschen Staaten in Besitz zu nehmen, die sich immer mehr und mehr

ausbreiten. Die kleinen Inseln unter den Hebriden sind mit Schiefersand bedeckt, den die Stürme zu großen Hügeln zusammenwehen. Eine große heißt die lange Insel, und sie mag in der That wohl fünf und zwanzig Meilen lang sein. Durch eine furchtbare Felsenkette wird sie in zwei Hälften getheilt; Harris, die südliche Hälfte, ist eine Naturfestung, ihre Wälle sind Klippen, ihre Graben Moräste, der Donner ihres Geschützes die schreckliche Brandung der Meereswellen. Gethürmter Schiefersand bedeckt hier jeden Pfad. Die einzigen glücklichen Bewohner dieser unzugänglichen Freistatt sind Dammhirsche. Wohl ihnen! sie wissen nichts von den Wundern unserer Zeit. — Die östliche Hälfte wird Lewis genannt, ist fruchtbar, trägt Gerste und Kartoffeln; man findet auch hie und da Wege, doch nicht häufig. Die meisten Gegenden tragen keine Spur eines Fußpfades. Zu der Betreibung des geringen Verkehrs pflegt man zu warten, bis die Flüsse und Moräste Wasser genug haben, um sie mit Böten befahren zu können. Die sandige Ebene zu durchreiten, ist für einen Fremden oder Trunkenbold ein gefährliches Vergnügen, denn es gibt da so viele breite Fuhrten, über welche sich die Fluth oft so schnell ergießt, daß der schnellste Reiter Mühe hat zu entrinnen. Ein Flecken, er heißt die Nonnenstadt, wird in vier und zwanzig Stunden zweimal zur Insel, und zwar so vollkommen zur Insel, daß bisweilen ziemlich große Schiffe heran segeln können. Kein Obst gedeiht hier, selbst Jo-

hannisbeeren und Stachelbeeren trauern, wenn gleich durch hohe Gartenmauern vor Stürmen und Fluthen geschützt. Die karge Natur hat dagegen ein paar andere Pflanzen, die sie eben sonst nirgends brauchen konnte, hieher geworfen; die Eine heißt Rur, man kann wollenes Garn roth damit färben; die Andere Brisgran, man kann ihre Wurzel, wenn man hungrig ist, wie Kartoffeln kochen. Das thaten auch die Einwohner sonst häufig, weil sie immer hungrig waren, und wenn sie sich satt an der Brisgran gegessen hatten, färbten sie ihr Garn mit der Rur; aber beides ist nun landesväterlich verboten, weil man fürchtet, das Auswühlen dieser Pflanzen möchte den Winden ihr böses Spiel erleichtern, die Felder mit Sand zu überschwemmen. Holz gibt es nicht, aber Torf genug, und die Leute dürfen ihn auch graben, wenn sie nur etwas dabei zu kochen hätten. Land- und Wassergeflügel flattert auch überall umher, unter andern Adler — nun Sie wissen wie furchtbar die Adler heutzutage sind — und fürwahr, die der Hebriden geben an Größe, Stärke und Raubsucht keinem Andern etwas nach. Sie entführen, gerade wie bei uns, das Lamm der Mutter, das Schaf der Herde, das Reh der Weide, sie binden sogar mit Kühen, Pferden und Hirschen an.

Der häufige Schaden, den dieser Raubvogel den Einwohnern zufügt, hat sie eine verdammt sinnreiche Industrie gelehrt, von der ich wünschte, daß wir sie nachahmen könnten. Wagehälse erkletterten die Nester der Adler, und nähen

dort den Jungen das Ende des Mastdarms zu. Nun leiden die jungen Räuber natürlich an Verstopfungen, und schreien den ganzen Tag. Die Alten glauben, daß sie hungern, und schleppen unaufhörlich frisches Futter herbei. Der Wagehals lauert indessen, und sobald die Alten wieder fortgeflogen sind, holt er den Braten in seine Küche. Es gibt Gutsbesitzer, die diesen Kunstgriff als eine Grausamkeit bestrafen. Mich däucht, mit Unrecht. Dem Schwachen, Beraubten, ist gegen den starken Räuber Alles erlaubt, und stände es nur in unserer Macht, unsern Adlern die Mastdärme zuzunähen, Sie sollten mich beständig mit Nadel und Zwirn in der Hand finden. — Neulich ereignete sich ein artiges Schauspiel. Einer der größten Adler schien auf der See stehend zu schwimmen, hatte seine gewaltigen Flügel wie Segel ausgespannt, und wurde vom Winde gerade in einen Hafen getrieben. Sie können denken, mit welcher Neugierde die Leute ihn ankommen sahen. Es fand sich, daß er seine Krallen in einen großen Fisch, eine sogenannte Theerbutte — die schlafend auf der Oberfläche des Wassers zu schwimmen pflegt — so fest eingeschlagen hatte, daß er sie nicht wieder los wickeln konnte. Man fing ihn lebendig.

Es gibt auch eine gewaltig große Gans auf den Hebriden, die nicht fliegen kann, und den drolligen Namen führt, Bischof Carara. Ich habe mich vergebens bemüht, zu erfahren, wer diese Gans zum Bischof gemacht hat. Ferner findet man Enten, die von den Ein-

wohnern um der lieblichen Musik willen geschätzt werden, denn sie sitzen scharenweis beisammen und singen, daß man es eine Viertelstunde weit hört. Wenn ein Sturm im Anzuge ist, läßt sich die Regengans vernehmen.

Daß Häringe und Stockfische hier zu Hause gehören, wissen Sie. Ein Glück, daß das Meer so freigebig gegen diese armen Insulaner ist, sonst würden sie alle verhungern müssen.

Zweiter Brief.

Nun werden Sie auch zu wissen verlangen, welche Gattung von Menschen hier haust? — Eigentlich gibt es nur wenige Menschen unter diesen Menschen. Da sind ein halbes Dutzend sogenannter Lairds, die vornehmen Grundeigenthümer, deren einige gut und vernünftig, andere schlecht und dumm sind, deren Besitzungen sich bisweilen siebzig englische Meilen weit erstrecken, die große Einkünfte haben, und sie in London verzehren. Da gibt es übermüthige Pächter, die sich mästen; Pfarrer, die nicht den Acker ihres himmlischen Vaters, sondern nur ihren eigenen bearbeiten; Einnehmer, die den Stab Wehe schwingen; Unterpächter, die gedrückt und ausgesaugt werden; Sklaven, die hungernd und in Lumpen gehüllt, vor den Einnehmern kriechen, den Blick zur Erde senken, ihr Ackergeräth über Felsen und Sandhügel viele Meilen weit hin und her tragen, um für ihre Tirannen zu arbeiten, mit welchen sie doch sämmtlich aus Einem Stamme entspros-

sen sind; die in nassen Kleidern die ganze Nacht in einer schmutzigen Küche oder gar im Schweinstalle schlafen; die für des Einnehmers Schuhe Leder gerben, für seine Strohdächer Haide flechten, für seine Oefen Torf stechen, für seine Schmiede Kohlen liefern, sein Vieh hüten, seine Schafe scheeren, seine Wolle spinnen; zwei Monate hintereinander aus verkalchtem Meergrase Salz für ihn ziehen müssen u. s. w. Außerdem sind sie gehalten, der Frau Einnehmerin jährlich so und so viel Hühner, Butter und Käse zu bringen. Um fünf Uhr Morgens, es sei dunkel oder hell, ist schon alles bei der Arbeit. Die Weiber drehen ihre Handmühlen, die Männer verrichten andere Arbeiten, bis Tagesanbruch sie in's Feld oder an die Seeküste ruft, wo sie, während der Ebbe, eine bestimmte Menge von Meergras schneiden müssen. Wehe ihnen, wenn sie in der vorgeschriebenen Zeit nicht damit fertig werden! Da gilt keine Entschuldigung, weder unfreundliches Wetter, noch die Steile der schroffen Felsen, noch sonst ein Unfall; kommen sie nur um eine Stunde zu spät nach Hause, so wartet ihrer die grausamste Züchtigung. Da wird geschlagen, gestoßen, gepeitscht, gleich viel ob Männer oder Weiber; viele Unglückliche schleichen als Krüppel heim. Ich habe ein armes Mädchen gesehen, dem ein Einnehmer die Rippen entzwei gebrochen, weil sie eine Arbeit für ihre Gebieterin, die sie eben untern Händen hatte, erst vollenden wollte, und darüber für die von ihm befohlene Arbeit sich etwas verspätete.

Ein solcher Satan von Einnehmer hat unter andern auch ein altes, schon längst nicht mehr beobachtetes Gesetz wieder in Gang gebracht, kraft dessen ihm jedes Lamm seiner Unterthanen zugehört, welches zur Zeit der Schafschur ungezeichnet herum läuft. Der Grund dieses Gesetzes war: damit kein Dieb, unter dem Vorwande, es habe sich eines seiner Lämmer unter des Einnehmers Heerde verirrt, Schafe stehlen könne. Aber neulich erging es jenem Satan übel. Er wollte ein starkes, ungezeichnetes Lamm wegnehmen lassen, welches einer alten Frau zugehörte, die das Zeichnen blos deshalb unterlassen hatte, weil sie keinen solchen Hund besaß, wie man sie hier abrichtet, um das Lamm zu haschen. Daß sie aber rechtmäßige Eigenthümerin sei, bewies sie klärlich durch ihr Mutterschaf, an dessen Brüsten das Lamm sog. Daran kehrte sich aber der Herr Einnehmer nicht, er befahl seinen Knechten, das Lamm zu greifen. Die Knechte zauderten, denn die alte Amazone zeigte ihre Fäuste. Der wüthende Einnehmer setzte sich nun selbst in Bewegung; er und die Alte jagten das Lamm, erwischten es zu gleicher Zeit; aber sie hielt fester als er, riß es ihm glücklich aus den Händen, und spottete in ihrer galischen Sprache: »Ein alt Weib hält fester, als ein alter Kerl zieht.« Diesmal mußte er ablassen, und das Recht des Stärkeren anerkennen.

Ein anderer Einnehmer, der sogar Pfarrer ist, verurtheilte einen armen Teufel, den Sohn einer Hühnerfrau, der ein Stück Gerstenkuchen aus einer alten Kiste gestohlen

hatte, zum Schandpfahl und Peitſchenhieben. Alle ſeine Pächter wurden zuſammen berufen, der Vollſtreckung des Urtheils beizuwohnen. Es fand ſich aber keiner unter ihnen, der das Amt des Büttels verwalten wollte; da ergriffen der Herr Pfarrer ſammt der Frau Pfarrerin ſelbſt die Geißel, und peitſchten den Delinquenten ſo fürchterlich, daß ſeine Mutter, die Hühnerfrau, heulend ihr Haar zerraufte und endlich in Ohnmacht fiel. Alle Umſtehenden weinten. Damit war es aber noch nicht abgethan. Der Burſche mußte am folgenden Sonntage, mit einem Mehlſack um den Hals, Kirchenbuße thun. — Sind dieſe Menſchen Leibeigne? oder Neger? hör' ich Sie fragen. Sie ſind beides, nur unter einem andern Namen. Sie heißen Skallags. Viele waren zuvor Unterpächter. Wenn ſie nun aus irgend einem Grunde ihre Pachtung verlieren, und ihr geweſener Herr ihnen keine Empfehlung mitgibt, ſo nimmt kein Anderer ſie auf, und ſie ſehen ſich gezwungen, zu den ſogenannten Skallags oder Gutsſklaven herabzuſinken. Nun bauen ſie ihre Hütten von Baumzweigen, und bedecken ſie mit Farrenkraut; arbeiten fünf Tage in der Woche für den Herrn; bauen am ſechſten für ſich ein wenig Kohl, Gerſte und Kartoffeln, fangen einige Fiſche, haben kein Salz, ihre magere Speiſe zu würzen, und wiſſen nichts von Brot. Der Herr gibt ihnen nichts, gar nichts, als ein Paar ſchlechte Schuhe, gewürfelte wollene Strümpfe, einen groben Rock und einen Mantel. Iſt es denn ein Wunder, daß ſie den jungen Adlern den Maſtdarm zuná-

hen? — Der Neger arbeitet doch nur von sechs Uhr Morgens bis sechs Uhr Abends; auch werden ihm in der Zwischenzeit noch zwei Stunden zum Ausruhen vergönnt; der Skallag hingegen muß von vier Uhr Morgens bis acht, und auch wohl bis zehn Uhr Abends ununterbrochen arbeiten. Der Neger bekommt reichlich zu essen, der Skallag muß hungern. Sonntags,-oder wenn er krank ist, bekümmert sich Niemand darum, wo er etwas her bekommt; den alten kranken Neger muß der Herr füttern; den alten kranken Skallag jagt der Herr in die weite Welt, er muß von Thür zu Thür betteln, bis er vor der letzten niedersinkt. Ich mag die Parallele nicht weiter ziehen. In allen Stücken, wo es die Skallags nicht schlechter haben als die Neger, haben sie es auch fürwahr nicht besser.

Und doch sind sie an Geistesfähigkeiten ihren westindischen Brüdern weit überlegen. Sie begreifen schnell, sind vorsichtig, thätig, gefällig; erwerben sich durch ihre vertraute Bekanntschaft mit den Gefahren des Meeres Muth und Gewandtheit; haben Anlage zu Musik und Dichtkunst; machen oft aus dem Stegreife beißende Satyren; lassen oft in weichen Lauten Gefühle der Liebe oder Klagen um verlorne Freunde ertönen. Ja fürwahr, wäre die galische Sprache bekannt genug, manche ihrer Gesänge würden auf unsern Bühnen Bewunderung erregen. Ohr und Auge werden ergetzt, wenn ihre vollen Stimmen im Chor zu Nationalinstrumenten erschallen, und sie dabei im Kreise stehen, bald die Hand, bald ein Tuch bewegen. Im leich-

Wacker. Je nun, was hat man denn von ihnen? wenn ſie groß werden, heyrathen ſie —

Graf. Deſto beſſer!

Wacker. Und wenn ſie heyrathen, ſo vergeſſen ſie ihre Eltern.

Nat. Das iſt hier in Ungarn nicht Sitte.

Graf. Ein Vater, der mit Liebe und Sorgfalt für ſeine Kinder wählte —

Wacker. Ja doch, die Väter wählen auch immer. Zuweilen laufen die Töchter mit Landſtreichern davon. Des Vaters Thränen löſchen keine Liebesflammen. Ob der Alte daheim ein ödes Daſeyn hülflos fortſchleppt; ob er für ſein Kind betet, oder ihm flucht — darnach fragt ein verliebtes Mädgen wenig.

Ott. (wird von dieſem Geſpräch ſichtbar gemartert.)

Nat. Sie ſchildern ein ungerathenes Kind.

Wacker. Es giebt deren genug.

Nat. Haben Sie ſelbſt eine Tochter?

Wacker. Ich? — (mit Nachdruck) Nein, ich habe keine Tochter.

Nat. Wenn Sie Eine hätten, ſo würden Sie anders ſprechen.

Wacker.

ten, lebendigen Tanz übertreffen sie vielleicht alle andern Völker. Sie tanzen gewöhnlich nach der Geige. Der Dudelsack wird mehr auf dem Felde gebraucht, oder bei Hochzeiten, Begräbnissen und andern feierlichen Gelegenheiten. Dann muß der Pfeifer einen Nationalmarsch aufspielen, den man sehr weit vernimmt, und der augenblicklich eine ganze Gesellschaft lebendig macht. Kurz, es sind liebenswürdige Naturmenschen, die unter der schmählichsten Herabwürdigung seufzen. Aber sie genießen doch eines, wiewohl kümmerlichen Trostes: ihre Tirannen sind wenigstens ihre Landsleute, sogar ihre Verwandte, unter ihnen geboren und erzogen, indessen andere Skallags — Sie verstehen mich — einem fremden Laird gehorchen müssen.

Dritter Brief.

Ich fange an diese Menschen zu lieben, und bleib' ich noch einige Monate hier, so wird es mir schwer werden, mich wieder von ihnen zu trennen. Wenn man sie nur ohne Ekel in ihren Hütten besuchen könnte; allein da sieht es nur gar zu schmutzig und erbärmlich aus. Nach irgend einer Bequemlichkeit sieht man sich vergebens um. Einige Holzblöcke, von der See an's Ufer getrieben, oder auch wohl nur Steine, dienen zu Sitzen um das Feuer; höchstens haben sie Strohsäcke. Zum Schlafen hat Jeder ein Betttuch, das breitet er aus, wo es ihm beliebt; am Morgen wird alles auf einen Haufen gelegt. Sämmtliches Vieh ist Mitbewohner der Hütte des Hebriders und hat seinen Platz am

Feuer so gut, wie die Menschen, auch wohl besser, denn das jüngste oder zarteste Vieh bekommt die nächsten Stellen. Ausgemistet wird jährlich nur einmal, da jedoch immer trocken untergestreut wird, so erreicht dieser Misthaufen nach und nach beinahe die Höhe des Hauses; da sitzen nun die Menschen unten am Feuer, und das Vieh schaut und blökt von oben auf die Gesellschaft herab, die sich ganz wohl dabei befindet. Tritt ein Nachbar herein, so nennt man ihn Freund, lieber Freund und Nachbar, rücket schnell zusammen, um ihm den Ehrenplatz zu räumen und lezt sich traulich mit ihm. Gegen Fremde sind sie Anfangs zurückhaltend, doch fragen sie gern viel, und wenn man ihnen Neuigkeiten zu erzählen weiß, so ist man sicher willkommen. Jedes Wort, das der Fremde sprach, wird dann in der ganzen Nachbarschaft herumgetragen. Ich hatte leider sehr viele Neuigkeiten zu erzählen, bei welchen die guten Menschen schauderten, und meinten, ihre Einnehmer wären doch noch barmherziger, als die Helden, unter deren Geißel wir stöhnen.

Von Fenstern und Thüren weiß man hier wenig oder nichts. Der Schornstein und ein paar Löcher im Strohdach liefern das Tageslicht. Gibt es eine Hausthür, so wird sie wenigstens nie verschlossen, denn zu stehlen ist da nichts; den Weberstuhl wird Niemand forttragen. Höchstens stiehlt ein kecker Jüngling bisweilen die Gunst eines hübschen Mädchens, deren Tugend ohnehin in steter Gefahr schwebt, denn Männer und Weiber schlafen beständig ohne alle Auf-

ſicht unter einander. Daher kommt es denn auch, daß es einem armen Mädchen oft ſehr ſchwer wird, den eigentlichen Vater von ſeinem Kinde anzugeben. Gewöhnlich beehren ſie mit dieſem Titel den reichſten und vornehmſten unter ihren Liebhabern, und wo möglich einen unbeweibten, denn haben ſie einem verheiratheten Manne ſich ergeben, ſo müſſen ſie ſammt ihm in einem weißen Hemde Kirchenbuße thun. Das hat übrigens wenig zu bedeuten. Man erzählt Fälle, wo mehrere Liebhaber, ſtatt die ſchwangere Dirne ſitzen zu laſſen, ſich um deren Beſitz geſtritten und geprügelt haben.

Nirgends auf der Welt begegnet man den Bettlern mit ſo vieler Achtung als hier. Sein Betttuch muß er freilich in einem von Gras geflochtenen Sacke, von Haus zu Haus auf dem Rücken tragen, aber ſonſt hat er auch nichts nöthig, denn wo er hinkommt, ißt er mit den Leuten im Hauſe aus einer Schüſſel. Das kommt daher, weil Jeder fühlt und weiß, wie leicht er ſelbſt zum Bettler werden kann. Dieſelbe Urſache wird ſonder Zweifel auch in Deutſchland künftig das Schickſal der Bettler erleichtern, denn welcher Deutſche iſt jetzt ſicher vor dem weißen Stabe?

Ein Fremder, der ſich recht beliebt auf den Hebriden machen will, muß immer Tabak bei ſich führen und freigebig vertheilen. Männer und Weiber ſind große Liebhaber von dieſem Kraute, und wenn ſie Einem begegnen, den ſie für vornehm halten, ſo ſprechen ſie ihn ſicher um ein wenig Tabak an. Die Männer kauen ihn, ſtecken auch

kleine Rollen Tabak in ihre Naſenlöcher, und wenn ſie ſie endlich wegwerfen, ſammeln noch ärmere Leute ſie begierig auf, um ſich ihrer zum zweiten Male zu bedienen. So ſuchen die Bettelbuben in Neapel die abgenagten Melonen-Schalen aus dem Kothe hervor, um ſie noch einmal zu benagen. Die Weiber ſchnupfen den Tabak und verwahren ihn in einer Art von Seenüſſen, die auf dem Schilfe wachſen. Die Männer lieben auch den Branntwein und brennen ihn ſelbſt aus Haber, nicht aus Heidekraut, wie Pennant in ſeiner Reiſe vorgibt. Das möchte wohl einen elenden Branntwein geben.

Der alte Stolz der Hochländer iſt noch nicht ganz unter dieſem armſeligen Volke erloſchen, und äußert ſich bisweilen ſehr komiſch. Sie begrüßen einander mit Junker und Fräulein, nehmen die Mützen ab und umarmen ſich. Wird um eine Dirne geworben, ſo ſpricht der Freiwerber ein Langes und Breites von dem vornehmen Stamme, und hofft, man werde dem Fräulein eine Mitgabe verſprechen, die ihrer Familie Ehre mache. Da werden denn auch gewöhnlich ſehr viel mehr Kühe verſprochen, als die Eltern ſelbſt beſitzen, — denn in Vieh beſteht die Mitgabe — und wenn auch keine einzige Kuh im Hauſe iſt, ſo muß wenigſtens eine runde Zahl genannt werden, ſonſt würde ſich der Vater für beſchimpft und der Freiwerber für beleidigt halten. Mit der wirklichen Auslieferung des Verſprochenen nimmt man es denn ſo genau nicht. Statt der erſten Kuh gibt man zum

Exempel ein Kalb; ſtatt der zweiten ein Paar Schafe; ſtatt der dritten einen Spinnrocken; die vierte wird durch ein Paar Betttücher, die fünfte durch eine Kiſte erſetzt, u. ſ. w. bis die angelobte Zahl voll iſt. Vor den Leuten heißt es denn aber: Ich habe meiner Tochter zwanzig oder dreißig Kühe mitgegeben. — Bei der Trauung gibt der Bräutigam der Braut einen herzlichen Kuß, und das gefällt mir. Sogleich ſtürmen aber auch alle anweſende junge Männer herbei, um den zweiten Kuß zu erhaſchen, und das mag der ſittſamen Braut wohl nicht gefallen: Kurz vor der Trauung ſchnüren Braut und Bräutigam alles los, was feſt an ihnen ſitzt, Schuhe, Strumpfbänder u. dgl; ſie bilden ſich ein, ich weiß nicht, welche Zauberei dadurch abzuwenden.

Auf den Hochzeiten muß geſchwelgt werden, und ſollte auch für den andern Tag kein Biſſen übrig bleiben. — Bei Kindtaufen herrſcht eine holde Sitte. Der Vater bringt das Kind einem Nachbar, mit dem er vorher in Unfrieden lebte, und begrüßt ihn als Gevatter. Dieſer wird dadurch auf der Stelle verſöhnt, küßt und ſegnet das Kind, bringt es der Mutter wieder, und iſt von dieſem Augenblicke an dem Kinde ein zweiter Vater, deſſen Eltern ein treuer Freund.

Bisher habe ich Ihnen die Einnehmer nur als Barbaren gegen ihre Unterthanen geſchildert; jetzt will ich noch eine Thatſache hinzufügen, die ſie auch als herzloſe Barbaren gegen ihre eignen Kinder darſtellt. In manchen

Ländern müſſen die armen Bauern die Jagdhunde ihrer Herren groß füttern, hier ſogar die Kinder ihrer Tirannen.

Wird dem Herrn Einnehmer ein Kind geboren, ſo ſchickt er es ohne Umſtände zu Einem ſeiner wohlhabendſten Unterpächter, der ſich für die Ehre und das Vertrauen demüthig bedanken muß. Dieſer unfreiwillige Pflegevater heißt von nun an Eddigh (Stiefvater) und ſeine Frau Muimme (Stiefmutter); ſo nennt ſie auch das Kind, welches ſie ernähren, kleiden, und mehr Sorge dafür tragen müſſen, als für ihre eignen Kinder. Iſt die junge Brut zehn bis zwölf Jahre lang gefüttert worden, ſo wird ſie endlich in das Haus der Eltern zurückgebracht, um nun eine vornehme Erziehung zu erhalten. Aber wehe dem armen Pächter, wenn er den Knaben mit leeren Händen heim ſchickt; er muß ihm nach Vermögen und über Vermögen Kühe, Schafe, Kleider mitgeben, um zu zeigen, daß er der hohen Ehre würdig war, ſeinen künftigen Herrn gefüttert zu haben, hätte er auch deshalb den eigenen Kindern oft den Biſſen aus dem Munde reißen müſſen.

Wenn dieſe Sitte auf einer Seite die Herz- und Schamloſigkeit der vornehmen Eltern begünſtigt, ſo ſollte man doch auf der andern Seite glauben, ſie werde in der Folge oft einen glücklichen Einfluß auf das Schickſal der geweſenen Pflegeeltern haben; allein nichts weniger; die junge Brut beſteht aus lauter Guckgucks. Ich könnte Ihnen hundert Beiſpiele von der ſchändlichſten Undankbarkeit dieſer Pfleg-

kinder anführen, doch ein einziges wird hinreichen, Ihr Gefühl zu empören. Ein gewisser Monro Macandy war ein wohlhabender Unterpächter, und seine Gattin, eine sehr rechtliche Frau, fütterte mehrere Kinder des Einnehmers, unter andern den jetzigen Einnehmer selbst, mit aller Sorgfalt groß. Nun sind diese Leute verarmt, und haben ihre Pachtstelle verloren. So lange sie noch eine Kuh oder ein Schaf übrig hatten, wurde ihnen die Erlaubniß, in einer elenden Hütte zu liegen, theuer verkauft. Jetzt haben sie gar nichts mehr und sind beide blind geworden. Wovon sollten sie nun die Miethe bezahlen? Der Alte hatte in bessern Tagen ein wenig Geld gesammelt, und es dem Herrn gegen eine Verschreibung geliehen. Jetzt sah er sich genöthigt, um die Zurückgabe dieses Geldes zu bitten, um seinen harten Gläubiger befriedigen zu können. Allein vergebens! die vornehme Mutter selbst, deren Kind er groß gezogen hatte, wies ihn höhnisch zurück. Ich habe diese beiden eisgrauen, blinden, kraftlosen Alten in ihrer Hütte liegen sehen, ohne eine Ziege, ohne ein Stückchen Brot zu ihrem Unterhalt. Sie konnten auch nicht, wie andere Bettler ihr Bett auf den Rücken nehmen, und von Haus zu Haus Nahrung suchen, denn sie waren blind, und fristeten ihr elendes Dasein nur durch die Wohlthätigkeit armer Nachbarn, die ihnen dann und wann etwas schickten.

Sie schaudern schon wieder? — Ach, lieber Freund, werfen Sie einen Blick um sich her; wie mancher muß die

Söhne eines fremden Vaterlandes füttern, und es wird ihnen fürwahr nicht beſſer vergolten.

Was ſagen ſie aber zu folgender ſchamloſen Bettelei? — Wenn die Tochter eines Einnehmers Braut wird, ſei ſie noch ſo reich, ſei ihr künftiger Gatte noch ſo wohlhabend, ſo geht ſie mit einem Bedienten bei den armen Unterpächtern von Haus zu Haus, und bittet um eine Beiſteuer zu der Einrichtung ihrer neuen Wirthſchaft. Ich wollte dem ärmſten Manne nicht rathen, ſie leer fort zu ſchicken, es würde ihm ſicher übel bekommen. Auch thut es keiner, und wenn er nur noch zwei Schafe hat, deren Milch ſeine Kinder nährt, ſo gibt er Eins davon der gnädigen Dame, die ſich herabgelaſſen hat, ſeine Schwelle zu betreten. — Die vornehmen Kinder ahmen ſchon in zarter Jugend das Beiſpiel der liebenswürdigen Eltern nach; dieſe rauben das vierfüßige Vieh, jene das zweifüßige. Kein Hahn und keine Henne iſt ſicher vor ihnen. »Die Hähne brauchen wir zu Hahnengefechten" geben ſie vor, nehmen ohne Umſtände weg, was ſie finden, und verkaufen es oft hinterdrein dem Eigenthümer wieder. — Ja, mein Freund, unter ſolchem gräßlichen Drucke ſeufzt die Menſchheit in einem Winkel von Europa. Dennoch bin ich Egoiſt ſchlecht genug geweſen, mit einer Art von Vergnügen Monate lang hier zu verweilen. Ich ſah und hörte doch nichts von meinem unglücklichen Vaterlande; ich konnte mir einbilden, ich hätte ein Recht, die armen Skallags zu bemitleiden; ich konnte mir einbilden, wenn

ich nach Hause käme, würde ich meinen Mitbürgern unerhörte Grausamkeiten erzählen können. Ach! ich vergaß die gräßlichen Seitenstücke, die wir aufzustellen vermögen! — Morgen reise ich ab und unterhalte Sie vielleicht künftig mit angenehmern Gegenständen.

Volksaufruhr in England, im Jahre 1381.

La Bruyere sagt irgendwo ein wahres Wort: »wenn ein Volk ruhig ist, so begreift man gar nicht, wie es in Aufruhr gerathen könne; ist es aber Einmal empört, so begreift man abermals nicht, wie es wieder ruhig werden könne.« — Beides geschieht plötzlich. Die stürmische See braucht mehrere Tage, um sich wieder zu ebnen; ein stürmisches Volk ist oft in diesem Augenblicke ein Tiger, im nächsten ein Lamm.

England genoß eines tiefen Friedens, als die Brutalität eines einzigen, unbedeutenden Beamten beinahe den Umsturz des Reichs bewirkt hätte. Es war eine Kopfsteuer ausgeschrieben worden, von der man jedoch die Kinder ausnahm. Ein harter Einnehmer dieser Auflage in der Grafschaft Kent kam in das Haus eines Dachdeckers. Der Mann, der sich Tyler nannte, war nicht zu Hause, allein die Frau bereitwillig, für ihn, sich und ihre erwachsene Familie die Kopfsteuer zu entrichten, nur bestand sie mit Recht darauf, daß eine Tochter, die kaum zwölf Jahre

zählte, unter dieser Auflage noch nicht begriffen sei. Das Mädchen mochte für ihr Alter schon ziemlich erwachsen scheinen, der Einnehmer wollte daher nicht glauben, daß sie noch so jung sei, und um sich zu überzeugen, that er einen unverschämten Griff. Die Mutter tobte; ihr Geschrei zog die Nachbarn herbei; der Vater, der nicht weit davon ein Dach deckte, sprang herzu, stellte den Einnehmer zur Rede, erhielt schnöde Antworten, gerieth in Wuth, und schlug ihm mit seinem Hammer die Hirnschale entzwei.

Diese That war das Signal zum Aufruhr. In wenigen Tagen sah sich der Dachdecker an der Spitze von hunderttausend Mann, die einen gräßlichen Eid schwuren, alle Einnehmer, alle Rechtsgelehrte, mit Einem Wort, Jeden der lesen und schreiben könne, umzubringen. Wer das Unglück hatte, mit einem Schreibzeug in der Tasche ihnen zu begegnen, dessen Kopf war verloren. Sie zogen gerade nach London. Unterwegs begegneten sie der Prinzessin von Wallis, des Königs Mutter, die eben von einer Wallfahrt nach Canterbury zurückkam, griffen ihr Gefolge an, zwangen sie selbst ihnen Küsse zu geben, zum Beweis der allgemeinen Gleichheit, und ließen sie dann ihre Reise ruhig fortsetzen.

Der König Richard II., ein Jüngling von sechzehn Jahren, flüchtete bei ihrer Annäherung in den Tower. Das Volk zu London empfing sie mit offenen Armen. Der Palast des Herzogs von Lancaster, damals das schönste Gebäude in der Stadt, wurde zerstört; damit man aber nicht

Wacker. Dann wär' ich ein Thor, wie der alte Steffanson, der seiner verdienten Strafe entrinnt. Es bleibt also dabey, Herr Graf?

Graf. Es bleibt dabey.

Wacker. Dem Kerl geschieht nichts?

Graf. Nichts.

Wacker. Nun, in Gottes Nahmen! (er geht ab.)

Siebente Scene.

Die Vorigen, ohne den Verwalter.

Graf. Der Mann ist ein vortreflicher Landwirth, aber ein Menschenfeind. Das gefällt mir nicht.

Nat. Warum weinst du liebe Ottille?

Ott. (seufzet und kann nicht antworten.)

Nat. Mein Gott, Schwester, was ist dir?

Graf. Wie kann man nun so dumm fragen? sie ängstigt sich um deinen Bruder.

Nat. Nein, nein, hier geht sonst etwas vor.

Ott. Und das errätst du nicht? du kennst mich ganz und fragst noch?

Nat.

glauben ſollte, ſie wären gekommen, um zu plündern, ſo erging ein ſtrenger Befehl, nichts von der Beute ſich zuzueignen, ſondern das viele dort gefundene Silberzeug in Stücke zu hauen, und in die Themſe zu werfen. Einer unter ihnen, der ein Stück Silber in ſein Hemd verbarg, wurde augenblicklich niedergeſtoßen. Alle Bücher und Papiere, die ſie in der Bibliothek des Tempels fanden, wo viele Rechtsgelehrte wohnten, ſchleuderten ſie in die Flammen. Die Häuſer aller Höflinge ſtanden in Feuer. Sie bedrohten den Tower ſelbſt, und begehrten eine Unterredung mit dem Könige. Die Beſatzung war zu ſchwach, um etwas zu unternehmen, der Vorrath an Lebensmitteln zu gering, um eine Belagerung auszuhalten. Der König ließ daher die Thüre öffnen und trat ihnen entgegen. Sie drangen in großen Haufen herein, gingen ungehindert hin und her, vertheilten ſich auch einzeln ohne Furcht, kamen bewaffnet bis in des Königs Zimmer, ſprangen auf ſein Bett, wälzten ſich darauf herum, und führten mit der Königin Mutter ſehr unanſtändige Geſpräche.

Andere ſuchten den Erzbiſchof von Canterbury, um ihn zu ermorden. Dieſer ehrwürdige Greis wußte, welches Schickſal ihm drohte; er hatte die ganze Nacht mit ſeinem Beichtvater gebetet. Sie fanden ihn in der Kapelle, wo er eben das Abendmahl genoſſen hatte, riſſen ihn vom Altar, und ſchleppten ihn auf einen freien Platz. Tauſend Schwerter waren gegen ihn gezückt. »Meine Kinder,« redete er ſie ſanft an, was habe ich euch gethan? hütet euch, daß ihr

eure Hände nicht mit dem Blute eines Gesalbten befleckt.“ — Umsonst, sie spalteten ihm den Kopf, den sie auf der Londoner Brücke auf einen Pfahl steckten. Gleiches Schicksal hatten die Schatzmeister und mehrere der angesehensten Personen. Sogar die Fremden, besonders die Flammänder, wurden auf das grausamste ermordet. Um sie zu erkennen, mußten sie einige englische Worte nachsagen, die für einen Fremden schwer auszusprechen sind, und sprach der zitternde Mund nicht wie Jener Ohren es verlangten, so flog der Kopf.

Aus großem Uebermuth forderten die Aufrührer vom Könige allgemeine Vergebung; Abschaffung der Leibeigenschaft und der Frohndienste; Handels-Freiheit ohne Zölle. Richard sah sich gezwungen nachzugeben und einen förmlichen Freibrief auszustellen, worauf ein großer Theil der Empörer sogleich nach Hause zog. Allein der Dachdecker war so leicht nicht zu befriedigen; er begehrte eine persönliche Unterredung mit dem Könige; sie wurde ihm zugestanden; beide waren zu Pferde. Tyler hatte seinen Anhängern befohlen, auf ein gegebenes Zeichen des Königs Gefolge zu ermorden und ihn selbst gefangen zu nehmen. Dann ritt er vorwärts, und näherte sich dem Monarchen so sehr, daß die Köpfe ihrer beiden Pferde sich berührten. »Herr König,“ sagte der Uebermüthige, »siehst du alle das Volk da unten?“ — Wohl sehe ich es. — »Alle,“ fuhr er fort, »haben geschworen mir zu gehorchen bis in den Tod, und werden nicht eher weichen bis du Alles bewilligt

haſt, was wir verlangen.“ — Zu dieſen geforderten Bewilligungen gehörte unter andern eine ſchriftliche königliche Erlaubniß, allen Rechtsgelehrten die Köpfe abzuſchneiden.

Um den Sturm zu beſchwören, verſprach Richard, er wolle ihnen eben ſolche Freibriefe ausfertigen laſſen, wie ihren heimgezogenen Brüdern. Der Unſinnige war nicht zufrieden, tobte, ſchmähte, fand es ſogar ſehr keck von dem Ritter John Newton, des Königs Schwertträger, daß er, in Gegenwart eines Feldherrn des Volkes, ſich unterſtehe zu Pferde zu ſitzen, und nannte ihn einen Verräther. Du lügſt, ſagte der kühne Ritter. Da zog Tyler wüthend ſeinen Dolch und würde ihn ermordet haben, wenn nicht der König, um ſein Leben zu retten, ihm befohlen hätte, abzuſteigen. Der Dachdecker, durch Richard's Nachgiebigkeit immer kühner gemacht, forderte nun auch des Königs Schwert, welches der Ritter trug. »Nimmermehr!“ ſagte Newton, »du biſt nicht würdig des Königs Schwert zu berühren, und wären wir allein, du würdeſt nimmer eine ſolche Zumuthung wagen.“ — »Meinſt du?“ erwiederte Tyler ſchäumend, »nun ſo ſchwöre ich, keinen Biſſen eher in meinen Mund zu ſtecken, bis ich deinen Kopf habe ſpringen laſſen.“

Bei dieſen Worten wollte der Blutdürſtige ſich auf das Schlachtopfer ſtürzen. Da rief Watworth, der Lordmajor von London, ein braver unerſchrockener Mann, der ſchon lange mit Mühe ſeine Zunge im Zaume gehalten:

»Herr König, duldet nicht, daß ein so edler Ritter in Eurer Gegenwart von diesem Auswurf des Pöbels ermordet werde.«

Verhafte ihn! fuhr der König heraus. Alsobald versetzte Watworth dem Rebellen-General einen so gewaltigen Streich über das Haupt, daß er betäubt vom Pferde stürzte; Richard's Gefolge sprang herzu und tödtete ihn vollends. Da die Empörer ihren Anführer fallen sahen, erhoben sie ein gräßliches Geschrei, schüttelten die Schwerter, und setzten sich in Bewegung, um des Dachdeckers Tod blutig zu rächen. Jetzt war der Augenblick gekommen, in welchem Richard beweisen mußte, daß er des Thrones würdig sei, und er bewies es. Unerschrocken ritt der sechzehnjährige Jüngling mitten unter den wüthenden Haufen. »Was wollt ihr thun, meine Freunde?« rief er laut. »Wollt ihr euren König umbringen, um den Elenden zu rächen, der euch betrog?« — »Nehmt mich an seiner Stelle zu eurem Anführer, ich sage euch jede billige Forderung zu.«

Und siehe, überrascht durch des Jünglings Kühnheit, besänftigt durch seine Worte, legten sie plötzlich Alle die Waffen nieder. Stolz ritt er vor ihnen her, führte sie hinaus auf das freie Feld, ließ sie von Truppen umringen, aber kein Leides ihnen zufügen; ja, er verwarf mit Unwillen jeden Vorschlag, sein königliches Wort zu brechen. Mit eben den Freiheitsbriefen, die ihre Brüder erhalten, zogen sie ruhig heim. Der junge Monarch, ehe er seinen trium-

phirenden Einzug in London hielt, ſchlug den Lordmajor zum Ritter, und verordnete dankbar, daß alle ſeine Nachfolger im Amte die Ritterwürde empfangen ſollten. Um ferner das Andenken dieſer Begebenheit zu verewigen, ſetzte er einen Dolch in das Wappenſchild der Stadt London.

O hätte der Geiſt dieſes unerſchrockenen Jünglings auf Ludwig dem Sechzehnten geruht! Europa genöſſe noch heute das verlorne, ſchmerzlich beweinte Glück.

Die räthſelhaften Gäſte.

(Eine wahre Begebenheit.)

Eines Tages, vor etwa ſechzig Jahren, kamen zwei Engländer mit dem Paquetboot von Dower nach Calais, ſtiegen nicht bei dem, durch Yoriti berühmt gewordenen Monſieur Deſſein, ſondern bei einem unbedeutenden Gaſtwirth Namens du Long ab, ließen ſich die beſten Zimmer geben, verzehrten viel Geld, fanden des Wirths ſchlechte Küche ſehr ſchmackhaft und ſeinen geſchwefelten Wein ſehr echt. Von einem Tage zum andern vermuthete du Long, ſie würden weiter reiſen, die Hauptſtadt beſuchen; denn daß ſie blos gekommen wären, um Calais zu beſehen, konnte ſich doch Niemand einbilden. Aber ſie reiſten nicht weiter, und beſuchten die Hauptſtadt nicht, beſahen auch nicht einmal die Merkwürdigkeiten von Calais, ſondern gingen höchſtens

dann und wann auf die Schnepfenjagd, saßen übrigens daheim, aßen, tranken und hatten Langeweile.

»Es mögen wohl Spions sein,« dachte der Wirth, »oder Flüchtlinge, oder Narren. Gleichviel. Was geht es mich an? sie bezahlen honnet.« Wenn er mit seinem Nachbar und Gevatter, dem Gewürzkrämer, Abends bei einem Schoppen Wein saß, so pflegten sie wohl die Köpfe über die räthselhaften Fremden zusammen zu stoßen: »Es sind Spions,« meinte der Gewürzkrämer, »der Eine schielt mit dem linken Auge.«

»Man kann schielen ohne ein Spion zu sein,« entgegnete der Gastwirth; »eher möchte ich sie für Flüchtlinge halten, denn sie lesen alle meine Zeitungen, vermuthlich um der Steckbriefe willen.«

Dann bewies aber der Gevatter, daß alle Engländer wenigstens den zwölften Theil ihres Lebens damit zubringen, Zeitungen zu lesen. Gewöhnlich kamen die beiden Zechbrüder am Ende darin überein, daß, da besagte Fremdlinge weder Spione noch Flüchtlinge zu sein schienen, sie durchaus nichts anders als Narren sein könnten; und dabei blieb es; ja in dieser Meinung wurde du Long noch mehr befestigt, als, nach einigen Wochen Einer der beiden Engländer, ein ältlicher Mann, ihn folgendergestalt anredete: »Mein lieber Herr Wirth, es gefällt uns bei Ihnen, und, wenn Sie sich in eine gewisse Grille fügen wollen, so könnte es leicht geschehen, daß wir unser Geld noch recht lange in Ihrem Hause verzehrten.«

»Ew. Gnaden haben zu befehlen; ein Gaſtwirth iſt ein geborner Knecht aller Grillen, die aus den vier Welttheilen bei ihm zuſammen ſtrömen.«

»Sie haben,« fuhr der Engländer fort, »zwar eine ſehr große Beſtie, nämlich einen Elephanten auf Ihr Aushängeſchild malen laſſen, allein Ihr Haus iſt doch nur eine Mücke unter den Wirthshäuſern; kaum finden ſich drei erträgliche Zimmer, und die gehen zum Unglück alle auf die Straße hinaus. Wir lieben die Ruhe, wir wollen ſchlafen. Ihr Nachtwächter hat eine verdammt helle Stimme, und die Wagen raſſeln die ganze Nacht auf der Straße, daß alle Fenſter klirren. Wir erwachen alle Augenblick, um zu fluchen, und ſchlafen wieder ein, um nach einer Viertelſtunde zu erwachen. Sie begreifen, mein lieber du Long, daß man dabei Geſundheit und Geduld verliert.«

Der Wirth zuckte die Achſeln. »Wie ſteht's zu ändern?«

»Ganz leicht,« meinte der Gaſt, »wenn Sie eine kleine Ausgabe nicht ſcheuen, die wir ſogar zur Hälfte tragen, und bei unſerer Abreiſe nicht den geringſten Anſpruch auf Erſatz machen wollen.« — Du Long, deſſen dürrer Acker, ſeit dem Aufenthalt der Engländer, täglich durch einen Guineen-Regen befruchtet wurde, verſprach, was in ſeinen Kräften ſtehe, zur Befriedigung der hohen Gäſte beizutragen, nur könne er den Wagen das Raſſeln, und dem Nachtwächter das Singen nicht verbieten.

»Iſt auch nicht vonnöthen,« ſagte der Fremde. »Sie haben da hinten im Hofe einen kleinen Garten, ſind aber

wohl kein Liebhaber von der Gärtnerei, denn, außer ein wenig Peterſilie für Ihre Waſſerſuppen, ſehe ich nichts als Neſſeln darin. Auch droht die alte Gartenmauer den Einſturz, trotz ihrer Dicke. Wie wär' es, wenn Sie den Platz benutzten, um ein kleines Gebäude aufzuführen, eine Art von Luſthaus, wenn es auch nicht mehr als zwei Zimmer enthielte? Man könnte es an die alte Mauer anlehnen, ſo ſparte man noch einen großen Theil der Koſten, und die Mauer ſelbſt würde dadurch geſtützt. Wie geſagt, um eine ruhige Wohnung zu beſitzen, tragen wir gern die Hälfte der Unkoſten, und ſind wir fort, ſo bleibt Ihnen das Gebäude, Sie haben dann ein Paar bequeme Zimmer mehr zu vermiethen. Finden Sie aber Bedenken, unſern Vorſchlag einzugehen, ſo müſſen wir ausziehen."

Allein der Wirth fand nicht das geringſte Bedenken, ob er gleich im Herzen dachte: mein Gevatter und ich hatten wohl Recht zu vermuthen, daß die Leute Narren ſind. Er ließ ſogleich einen Baumeiſter rufen, der Platz wurde beſehen, die Engländer beſchrieben, wie ſie es gern haben möchten, Balken und Ziegelſteine wurden ſchnell angefahren, drei leichte Seitenwände ſtiegen ſchnell empor, die alte Gartenmauer bildete die vierte, von ihr ſenkte ſich ein halbes Dach herab; das Ganze ſah einem Holzſtall ähnlicher als einer Wohnung; aber die Gäſte waren zufrieden und der Wirth lachte in's Fäuſtchen.

Zwei Monate verſtrichen unter dieſer wechſelſeitigen Zufriedenheit; die Guineen-Quelle floß reichlich, obgleich

der Wein täglich ſchlechter wurde; die beiden Engländer verließen ihre Wohnung ſelten, aßen, tranken und laſen die Zeitungen. Das Einzige, was dem Wirthe zum goldenen Elephanten auffiel, war, daß ſie, um der nächtlichen Ruhe willen, ſich ein eigenes Haus erbaut, und daß er nun doch ſehr oft die ganze Nacht hindurch Licht bei ihnen erblickte. Einmal gerieth er auf den Einfall, ſie möchten wohl falſche Münzer ſein; da aber alle ihre Ausgaben durch ſeine Hände gingen, und ihre Guineen bei der ſorgfältigſten Prüfung ſtets echt befunden wurden, ſo blieb dem Herrn Gevatter und ihm abermals keine andere Vermuthung übrig, als: ſie ſind Narren.

An einem ſchönen Herbſttage ſah er ſie mit Flinten über die Achſeln gehängt hervortreten; ſie erklärten, ſie wollten ſich mit der Schnepfenjagd beluſtigen, und nahmen auf drei Tage Abſchied von ihm. Die drei Tage verſtrichen und der vierte dazu, allein die Gäſte kamen nicht wieder. Am fünften ſchüttelte du Long den Kopf; am ſechſten ſchüttelte ſein Gevatter ihn gleichfalls; am ſiebenten meldete er den bedenklichen Vorfall der Polizei, am achten wurde die verlaſſene Wohnung gerichtlich erbrochen. Da fand man auf dem Tiſche einen Zettel folgenden Inhalts:

»Lieber Herr Wirth. Wenn Sie ein wenig in der Geſchichte bewandert wären, ſo würden Sie wiſſen, daß einſt die Engländer während eines Zeitraumes von zweihundert und zehn Jahren Calais beſaßen, daß endlich der Herzog von Guiſe ſie daraus vertrieb, und es eben ſo mit ihnen

machte, wie einst Eduard III. mit den Franzosen, das heißt, er jagte sie mit dem Bettelstabe in der Hand zum Thore hinaus. Vor Kurzem waren wir so glücklich, in einem Kasten voll alter Pergamente Beweise zu entdecken, daß Einer unserer Vorfahren in Calais ein großes Haus besessen, auf einem Platze, den jetzt drei Häuser einnehmen. Eins von diesen dreien ist das Ihrige. Als unser Ahnherr fliehen mußte, vergrub er sein Gold und Silber am Fuße einer dicken Mauer, die noch heute existirt. Wir fanden unter seinen Papieren eine Zeitung, welche uns von der ganzen Lage der Gebäude genügenden Unterricht ertheilte, wir schifften sogleich selbst nach Calais, fanden glücklicherweise ein Wirthshaus auf dem für uns so interessanten Platze, mietheten uns ein, erforschten Alles, und dachten auf Mittel, das uns von Gott und Rechtswegen gebührende Erbe, ohne Aufsehen zu erregen, in Besitz zu nehmen. Auf welche Weise wir alle Schwierigkeiten gehoben haben, ist Ihnen bekannt. Das große Loch und der leere eiserne Kasten, welche Sie in unserm Schlafzimmer unter der Mauer finden werden, sind Beweise, daß es uns gelungen ist. Wir schenken Ihnen den Kasten, rathen Ihnen, das Loch wieder zuzumachen, und sich weiter nicht um uns zu bekümmern. Alle Nachforschungen würden doch vergebens sein, da wir unter fremden Namen uns bei Ihnen aufgehalten. Leben Sie wohl!"

Da stand der Wirth zum goldenen Elephanten mit offenem Munde. Der Herr Gevatter kam, beide guckten tief

Nat. (halb leise) Ich will nicht hoffen, daß der alte Murrkopf —

Ott. Er hat mein Herz zermalmt!

Graf. Wer? mein Verwalter? —

Ott. Er hat mein schlummerndes Gewissen unsanft geweckt!

Graf. Wer? der alte Wacker?

Ott. Was er von den liebiosen Töchtern sagte —

Graf. Was geht das Sie an?

Nat. (ihr mit den Augen winkend) Allerdings, Schwesterchen, was geht das dich an?

Ott. Ach! es war vielleicht der Wiederhall von meines Vaters Worten!

Graf. Frau Tochter, ich glaube, die Kanonade hat Sie ein wenig verwirrt gemacht.

Nat. (sie unter den Arm fassend) Laß uns spazieren gehn.

Ott. Nein, es geschehe was da wolle, ich kann in diesem Augenblicke nichts verschweigen.

Graf. Haben Sie mir denn etwas verschwiegen?

Ott. Auch ich hatte einen Vater —

Graf.

in das Loch, dann wieder in den leeren Kaſten, ſahen einander an und meinten, die Leute wären doch wohl keine Narren geweſen.

Vondel.

So hieß der Shakeſpeare der Holländer. Er wurde 1587 geboren. Seine Eltern gehörten zu der Sekte der Wiedertäufer, er aber ſtarb als ein guter Katholik im ein und neunzigſten Jahre ſeines Alters. In ſeiner Jugend handelte er mit Strümpfen, überließ aber bald den Kram ſeiner Frau, um ſich ganz der dramatiſchen Dichtkunſt zu widmen. Vielleicht hat dieſe Verwandlung dem humoriſtiſchen Muſäus Veranlaſſung zu der witzigen Vorrede zu ſeinem zweiten Grandiſon gegeben, wo er bekanntlich das menſchliche Leben mit einem Strumpfe vergleicht. — Genie kann man dieſem Vondel nicht abſprechen, aber den Parnaß erklimmte er nicht auf den eingehauenen Stufen einer wiſſenſchaftlichen Bildung, ſondern wie eine Gemſe von Klippe zu Klippe ſpringend. Im dreißigſten Jahre lernte er Latein, nachher auch Franzöſiſch, und im ſechs und dreißigſten fing er erſt an Logik zu ſtudiren. Das Letztere hätte er lieber unterlaſſen ſollen, denn die damalige Logik konnte den geſunden Menſchenverſtand eher verfinſtern als erleuchten. Den Stoff zu ſeinen meiſten Trauerſpielen nahm er aus der heiligen Schrift. Man findet in ſeinen

Werken ein Osterfest, oder die Erlösung des Volkes Israel, worin Gott der Vater selbst die Hauptrolle spielt. Ein anderes seiner Trauerspiele heißt: die Brüder, wo David die Kinder Saul's den Gabaonitern überliefert, von welchen sie gefangen werden. Ein drittes: die Empörung der bösen Engel und ihr Fall, verursacht durch eine heftige Leidenschaft, welche der Satan für Eva gefaßt. Das Stück sollte mit vielem Pomp aufgeführt werden, und man hatte bereits in Amsterdam ein prächtiges Himmelreich dazu verfertigt; aber die eifrigen Theologen wußten es zu verhindern. In Vondel's Werken ist es unter dem Titel Lucifer gedruckt. Ein viertes: das zerstörte Jerusalem, ist eine der seltsamsten Ausgeburten eines regellosen Genies. Nach dem Titel zu urtheilen, sollte man vermuthen, die Einnahme von Jerusalem mache den Knoten des Stücks; allein nichts weniger; Jerusalem ist bereits zerstört, wenn das Trauerspiel anhebt. Das übrige enthält blos allerlei hochtrabende Deklamationen, Grausamkeiten der Römer, Grausamkeiten der Juden, ohne irgend eine das Ganze verbindende Handlung. Joseph spricht einen Monolog, dann treten auf Titus selbst und dessen Centurio Librarius (ein seltsamer Name für einen römischen Hauptmann), blos um dem Sieger Komplimente zu machen; und zwar wartet Titus nicht einmal, daß sein Centurio das Rauchfaß vor ihm schwinge, sondern er selbst bewundert sich in mehr als hundert Versen, worauf dem armen Hauptmann nichts weiter hinzu zu fügen

übrig bleibt, als: daß der große Cäsar mit dem großen Titus gar nicht verglichen werden könne. — Dann erscheint eine große jüdische Prinzessin, die Tochter Zions genannt, von einer Menge heulender Hofdamen begleitet. Der Sieger verschließt seine Ohren vor ihren Jammerklagen; die Prinzessin Tochter Zions verbirgt sich unter den Trümmern der Stadt, aus welchen die römischen Soldaten sie ohne Barmherzigkeit hervorziehen, um den grausamen Titus zu verherrlichen. Am Ende scheint der Dichter, der nun einmal gar keinen Knoten geschürzt hatte, sehr verlegen um eine Entwicklung gewesen zu sein. Der ganze fünfte Akt besteht nur aus einer einzigen Scene. Simeon, der Bischof von Jerusalem, der entflohen war, kehrt seufzend zu den Ruinen seiner Kirche zurück. Ein Centurio, der ihm begegnet, hält ihn für einen Spion, wird aber durch die Erklärung befriedigt, Simeon gehöre zu der stillen Sekte der Christen. Dann erscheint ein Engel, der, um den frommen Prälaten zu trösten, ihm erzählt, die Zerstörung Jerusalems sei schon längst von den Propheten geweissaget worden, und sei eine Rache Gottes wegen der Verhärtung der Juden. Nach dieser erbaulichen Predigt, welche gedruckt nicht weniger als neun große Quartseiten füllt, verneigt sich der Bischof und der Vorhang fällt.

Den Stoff zu einem fünften Trauerspiele lieferte die Eroberung von Amsterdam durch die Anhänger Florent V., Grafen von Holland, der durch Gerhard von

Valſen ermordet wurde. Der Mörder war ein Neffe Gisbert's von Arnſtel, des Herrn der Stadt, und die Veranlaſſung des Meuchelmordes eine mit Gewalt befriedigte Leidenſchaft des Grafen von Holland für Gerhard's Gemahlin. Das ſchuldloſe Amſterdam mußte für die That büßen. Es wurde faſt wie Troja erobert, denn die Belagerer machten einen verſtellten Rückzug, und hinterließen ein großes Schiff, in welchem ihre tapferſten Krieger verſteckt lagen. Das Schiff wurde jauchzend in die Stadt gezogen, und — das übrige erräth man leicht. Die Begebenheit trug ſich in der Weihnachts-Nacht zu, ein Umſtand, den der Dichter nach ſeiner Gewohnheit benutzt, um Biſchöfe, Aebte, Aebtiſſinnen, Mönche und Nonnen mit frommer Salbung ſprechen und ſingen zu laſſen. Die Gemahlin Gisbert's von Arnſtel erblicket man, ihr Sonntagskleid anlegend, um in die Kirche zu gehen; man hört die feſtlichen Kirchen-Geſänge, und der Biſchof von Utrecht ſtimmt in ſchönen holländiſchen Verſen das Lied des alten Simeon an. — Dann plündert und wüthet der Feind gleich den Griechen in Troja, oder — um das ſtärkſte zu ſagen — gleich den Franzoſen in Lübeck; Gisbert will Weib und Kinder einſchiffen, um ſie zu retten, allein die heldenmüthige Frau will durchaus das Schickſal ihres Gemahls theilen, welches Veranlaſſung zu einer ſehr rührenden, pathetiſchen Scene gibt, die aber ſo lange dauert, daß Gott der Vater endlich für nöthig findet, den Engel Raphael zu ſchicken, der dem zärtlichen Paar befiehlt, nach

Preußen zu fliehen, wo eine dauerhafte Glückſeligkeit ſeiner harre. (Ich habe in meiner preußiſchen Geſchichte gezeigt, daß die Sage, der Mörder des Grafen von Holland habe Preußiſch Holland gegründet, mit der Chronologie nicht vereinbar iſt.) Um die Vertriebenen noch kräftiger zu tröſten, weiſſagt ihnen der Engel die künftige Größe von Amſterdam, und die Religionsveränderung daſelbſt, nach deſſen Befreiung vom ſpaniſchen Joche; wobei er ſie jedoch ermahnet, dem Glauben ihrer Voreltern treu zu bleiben. — Dies Trauerſpiel ſoll noch jetzt auf der holländiſchen Bühne mit großem Beifall gegeben werden.

Ein allegoriſches Trauerſpiel verfertigte Vondel, um die bekannte Hinrichtung des Großpenſionaire Olden Barnepelt durch den Prinzen Moriz von Oranien verabſcheuungswürdig darzuſtellen. Es enthält den Tod des von Ulyſſes angeklagten Palamedes, und die Allegorie iſt größtentheils gut durchgeführt, nur iſt, um die Aehnlichkeit zu vergrößern, der noch junge Palamedes zum Greis gemacht worden, und die griechiſchen Prieſter erſcheinen im holländiſchen Prediger-Koſtüme. Durch dieſes Stück lud Vondel den Zorn des Prinzen von Oranien auf ſich. Man wollte ihm ſogar den Prozeß machen, und er hatte von Glück zu ſagen, daß er mit einer Strafe von drei hundert Gulden davon kam.

Man glaube übrigens nicht, es ſei meine Abſicht geweſen, durch dieſen Auszug Vondel's Verdienſte herab zu würdigen. Er beſaß allerdings ein großes Genie und eine

feurige Einbildungskraft. Die Letztere allein ist es, die der Dichter Werke im Strom der Zeiten nicht untersinken läßt. Wenn Form und Sprache längst veraltet sind, wird dieser göttliche Funken von einem verwandelten Geiste wieder hervorgezogen, um nur Formen durch ihn zu beleben.

Wer kann für sich stehen!

(Eine wahre Begebenheit.)

Muth ist nur Bekanntschaft mit der Gefahr. So spricht Guido im Julius von Tarent, allein der Spruch ist falsch. Muth, behauptet Gall, ist eine angeborne Eigenschaft; wem am Hinterkopfe ein paar Erhöhungen der Hirnschale fehlen, der ist und bleibt ewiglich ein Poltron. Gall zeigt den Schädel des General Wurmser, an welchem diese Erhöhungen sehr fühlbar sind. Gall's schöne Entdeckung würde auch für das praktische Leben von unabsehbarem Nutzen sein, wenn sie uns verbürgte, daß der Mensch nicht blos diese oder jene hervorstehende Eigenschaft besitze, sondern daß er auch, so oft die Gelegenheit sich darbietet, sie üben werde. Allein so ist es nicht. Das ausgebildetste Organ eines Menschen steht doch immer wieder unter tausend zufälligen Einflüssen; man kann Vormittag muthig und Nachmittag ein Poltron sein; umgekehrt erheben oft ein paar Gläser Wein oder ein paar Tropfen Opium den Feigherzigen zum Helden.

Einige Tage nach der Schlacht bei Malplaquet, im Jahr 1709, wurde die Witwe eines Edelmanns, die auf einem Landgute wohnte, Abends von der Tafel abgerufen, weil ein Fremder im Vorsaal sie zu sprechen begehre. Sie kam, erblickte einen alten Offizier mit dem Ludwigskreuze, der bleich, bebend, mit rollenden Augen vor ihr stand, und in dem sie endlich einen geliebten Verwandten erkannte, den sie seit vielen Jahren nicht gesehen; einen Mann, der, in einem der ersten französischen Regimenter, sich von den untersten Stufen bis zum Oberstlieutenant und Ritter durch Tapferkeit empor geschwungen hatte. Erschöpft, kaum seiner Stimme mächtig, bat er sie um eine Freistatt für diese Nacht. Erstaunen, Rührung, Neubegier wechselten in ihrer Seele; sie wollte ihn herein in den Kreis der Familie ziehen, er flehte ihn zu verschonen: sie bot ihm Erquickungen an, er schlug Alles aus und begehrte nur ein einsames Zimmer. Morgen, sagte er, sollen Sie Alles wissen, heute bin ich unfähig, Ihre Neubegier zu befriedigen. —

Die Dame erfüllte sein Verlangen. Als sie am andern Morgen nach ihm fragte, erfuhr sie, daß er die ganze Nacht in seinem Zimmer auf und nieder gegangen, daß er um zwei Uhr des Morgens einen Brief geschrieben, um drei Uhr einen Bedienten geweckt, und durch ein Geschenk vermocht habe, den Brief auf die eine Meile weit entfernte Post zu tragen. Sie hatte keine Zeit, über alle diese Räthsel nachzudenken, denn schon trat er selbst herein.

»Madame", sagte er, »ich bin Ihnen Vertrauen schuldig. Freiwillige Verzichtleistung auf Ihre Hochachtung sei meine erste Strafe. Wissen Sie also, daß ich vor der letzten Schlacht beordert wurde, mit hundert Grenadieren einen Vorposten, wenn auch nur eine Stunde lang zu vertheidigen, weil der Ausgang der Schlacht von der Behauptung dieses Postens abhängen konnte. Der General hatte das ehrenvolle Vertrauen zu mir, zu mir, einem alten, mit Wunden bedeckten Krieger, der noch nie seine Pflicht verletzt hatte. O Gott! kaum ließ der Feind sich blicken, so floh ich Elender, floh, der Himmel weiß, von welcher Furie gejagt. Erst nach drei Stunden fand ich meinen Kopf wieder, meine Ehre war auf immer verloren! — Ich eilte zu Ihnen, ich wollte Sie bitten, mich zu beherbergen, bis ich mit Sicherheit nach England entweichen und dort, unter fremdem Namen, meine Schande verbergen könnte. Allein, Gottlob! noch bin ich nicht so tief gesunken. Die Stille der Nacht hat mir die Besinnung wieder gegeben; meine Ehre ist dahin, aber nicht mein Ehrgefühl; es hat mir vorgeschrieben, was ich thun müsse, und ich habe sein Gebot rasch befolgt. Ein Brief an den General ist bereits auf der Post. Er enthält das Bekenntniß meiner Feigheit, und die Bitte, mir Zeit und Ort zu bestimmen, wo ich vor einem Kriegsrechte mich stellen, und die verdiente Strafe empfangen könne. Gern will ich mit meinem Leben die verlorne Achtung meines Feldherrn, das Mitleid meiner braven Kameraden erkaufen."

Tief bewegt hatte die Dame ihm zugehört. Umsonst

versuchte sie den alten Mann zu trösten, oder gar Hoffnung der Verzeihung in ihm zu erwecken. »Nein! rief er wild, nimmer kann ich mir selbst verzeihen! die Nachsicht des Generals würde mich nur noch unglücklicher machen!» — Eine Woche verstrich, in welcher der brave, in seinen eigenen Augen entehrte Kriegsmann sein Zimmer nicht verließ, und vor jedem Bedienten die Augen niederschlug. Endlich kam die Antwort des Marschalls Villars, geschrieben zu Quesnoy den 26. September 1709. Sie lautet also:

»Es ist sehr traurig für die Menschheit, daß ein Mann von einem seit mehr als vierzig Jahren erprobten Muthe plötzlich vergessen konnte, was er seiner heiligsten Pflicht und sich selbst schuldig war: es ist aber nicht minder schön, daß derselbe Mann, so bald die Geistesverwirrung, die ihn fortriß, von ihm wich, freiwillig seinen Kopf darbietet, um sein Vergehen und das böse durch ihn gegebene Beispiel zu büßen. Das sind meine Gesinnungen, armer, unglücklicher P**! das sind die Gesinnungen aller Braven in der Armee; und wenn gleich die Kriegsgesetze nicht verstatten, Sie frei zu sprechen, oder auch nur Ihren Fehltritt zu bemänteln, so beklagen wir Alle Sie doch viel zu aufrichtig, um das heldenmüthige Anerbieten anzunehmen, zu welchem die bitterste Reue Sie vermocht hat. — Also, mein armer P**, empfangen Sie meine aufrichtigen Wünsche, vereinigt mit denen Ihrer alten Freunde, daß die Zeit Sie über ein Unglück trösten möge, welches wir fast eben so schmerzlich empfinden, als Sie selbst.»

Fand der Unglückliche Troſt in dieſem menſchenfreundlichen Briefe? — Nein! — Da die Gerechtigkeit ihn nicht ſtrafen wollte, ſo beſchloß er nun, ſich ſelbſt zu ſtrafen, und wahrlich härter, als hätte er, vom Kriegsrecht verdammt, mit verbundnen Augen vor ſeinen vormaligen Grenadieren gekniet. Er ſandte ſein Ludwigskreuz zurück, ging nach Calais, wo ſich ſtets eine ſtarke Garniſon befand, zeigte ſich da täglich in der Uniform ſeines Regiments, aber ohne Degen, und weihte ſo ſich ſelbſt dem Schimpf, vor den Augen der Soldaten als ein warnendes Beiſpiel herum zu wandeln. Gebückt unter der Laſt der Jahre und der Schande hat man ihn noch lange dieſe, für einen Mann von Ehre ſchreckliche Buße tragen ſehen.

Wohl hatte der Marſchall Villars Recht: es iſt traurig für die Menſchheit, daß ſie oft in den gefährlichſten Augenblicken auf keine erworbene Tugend mit Sicherheit zählen darf. Was war es denn, das am 9. September den grau-gewordenen Helden plötzlich muthlos machte? — Man muß ſich ſchämen, eine Vermuthung nieder zu ſchreiben, die gar zu ſchimpflich für die Menſchheit klingt, und doch iſt ſie die wahrſcheinlichſte: er hatte vielleicht am Abend zuvor wider ſeine Gewohnheit zu viel gegeſſen.

Plato's Republik.

Die ſchlechten neuen Bücher werden geleſen, die guten alten vergeſſen. Was älter als zwei Leipziger Meſſen

Graf. Nun freylich, aber er ſtarb, als Sie noch ein Kind waren.

Ott. Ich hoffe — er lebt noch!

Graf. (erſtaunt) Wie?

Ott. (ergreift ſeine Hand) Ich habe Sie hintergangen —

Graf. Das war nicht recht.

Ott. Ich bin keine Wayſe —

Graf. Warum verheelen Sie mir das?

Ott. Hatten wir nicht ſchon genug zu bekennen?

Graf. Beſſer Alles auf Einmal.

Ott. Verbunden ehe Ihr Wiſſen —

Graf. Das war freylich ſchlimm genug.

Ott. Sollten wir noch hinzufügen: ohne meines Vaters Willen?

Graf. Ohne ſeinen Willen? — hm! das verdrießt mich. Was hat er an meinem Sohn auszuſetzen? kennt er ihn?

Ott. Ach! er kennt nicht einmal ſeine Tochter.

Graf. Wie verſteh' ich das?

Ott. Seit dem Tode meiner Mutter, ſeit meinem vierten Jahre, wurde ich in Frankreich bey einer alten Tante erzogen —

Graf.

ist, das verschmäht die Lesewelt. Vollends ein paar tausend Jahre alt, wie Plato's Republik, da schaudert sie! man muß froh sein, wenn man ihr zuweilen einzelne Brocken von so nahrhafter Speise, mit einer andern Brühe zugerichtet, wieder vorsetzen darf. Hier ist ein solcher Brocken aus einem Gespräch des Sokrates mit Thrasymach dem Sophisten, welcher Letztere keck behauptete: was man gerecht zu nennen pflege, sei nichts anders, als der Vortheil des Stärkern. Gesetze, sagte er, sind überall nur nach Belieben des Machthabers verfertigt; in Demokratien begünstigen sie das Volk, in Aristokratien den Adel, in Monarchien den Fürsten. Ueberall strafen die Gesetzgeber den Ungehorsam gegen ihren Willen als eine Ungerechtigkeit, also halten sie nur das für gerecht, was ihnen Vortheil bringt. Glaubst du im Ernst, fuhr er fort, daß der Hirt, der sich die Mühe nimmt, seine Herde auf die Weide zu führen, und sich jedem Ungemach der Witterung auszusetzen, es um der Schafe willen thue? nein, mein Freund, um der Wolle willen. So machen es auch die Beherrscher. Wenn der Schwache sich für den Starken opfert, und wenn der Starke den Schwachen mit Füßen tritt, so thun beide, was sie müssen. — Betrachte zum Beispiel einen Tirannen, einen auf dem Throne wohl befestigten Despoten; er bedient sich ohne Bedenken der Gewalt wie der List, um seine Zwecke zu erreichen. Er raubt fremdes Eigenthum, verschont weder das Heilige noch das Profane, es möge dem gemeinen Wesen oder einem Privatmanne zugehören. Es kommt blos darauf an, glück-

lich genug zu sein, um den Augen der Welt die Verbrechen zu entziehen, oder stark genug, um ihrem Urtheil zu trotzen; verwogen genug, um Alles zu wagen; klug genug, um nichts halb zu thun. Freilich, wem diese Vortheile mangeln, der wird blos ein Beutelschneider oder Straßenräuber, und am Ende gehangen. Aber hat man muthvoll einen großen Staat unterjocht, Königreiche erobert, Nationen in Fesseln geschlagen, ja, dann, mein guter Sokrates, verschwinden jene gehässigen Namen, verwandeln sich in prächtige Ehrentitel, und die ganze Welt, von Bewunderung ergriffen, segnet die glänzenden Verbrechen. Wenn man bisweilen der Ungerechtigkeit Böses nachsagt, so geschieht es nicht, weil man etwa sie verabscheute und selbst nicht ausüben möchte, sondern blos weil man sich fürchtet, man werde, als Gegenstand derselben, sie erdulden müssen. — Begreifst du nun den großen Sinn der Maxime: daß Alles gerecht ist, was dem Stärkern Vortheil bringt? und daß der Schwächere sehr ungerecht handelt, wenn er sich weigert, Jenem seine Ehre, Güter, Gesundheit und Leben zu opfern? —

So raisonnirt der Sophist Thrasymach immer fort, und der göttliche Sokrates antwortet ihm zwar durch manche schöne Redensarten; aber man muß bekennen, daß, wenn gleich Sokrates sich einbildet, und recht viel darauf zu Gute thut, den Thrasymach widerlegt zu haben, er selbst doch leider durch die tägliche Erfahrung widerlegt wird.

Uebrigens wird hoffentlich Niemanden untersagt sein, Plato's Republik ganz oder theilweise zu übersetzen, und

daß die oben ſtehende Ueberſetzung getreu iſt, wird jeder Gelehrte finden, der ſich die Mühe geben will, das erſte Buch nachzuſchlagen.

Fielding's Portrait.

Hogarth, ein vertrauter Freund von dem Verfaſſer des Tom Jones, beweinte deſſen Tod um ſo ſchmerzlicher, da er ihn lebend nie hatte bewegen können, ſich von ihm malen zu laſſen. Eines Morgens, in ſeiner Werkſtatt arbeitend, hört er plötzlich aus dem anſtoßenden Geſellſchaftszimmer eine hohle Stimme, die er augenblicklich für Fielding's Stimme erkennt, und die ihm zuruft: Hogarth! male mich! — Der Künſtler, der an Geſpenſter nicht glaubte, ſtutzt, ſchüttelt den Kopf, lächelt über ſeine lebhafte Einbildungskraft und fährt fort zu arbeiten. Aber die Stimme läßt ſich zum zweiten Male hören. Jetzt glaubte Hogarth, man wolle ihn foppen, ſpringt auf, reißt die Thür auf und ſchaudert zurück, denn Fielding's Geiſt ſteht vor ihm, gelehnt an die offene Saalthür, ſprechend: »Fürchte dich nicht, male mich ſchnell, ich darf nicht lange weilen.« — Hogarth ermannt ſich, betrachtet das Geſpenſt, wagt aber doch nicht, es zu betaſten. »Sei, wer du willſt,« ſagt er endlich, »du ruffſt mir die Züge meines Freundes zurück und biſt mir willkommen.«

Flugs ergreift er Pinſel und Pallet und ſkizzirt Fielding's Geſtalt. Das Geſpenſt nickt ihm Beifall zu und

verschwindet. — »Verschwinden nennt es meine Furcht — (so raisonnirt Hogarth mit sich selbst) — allein der seltsame Besuch kann auch eben so wohl mit einem einzigen Schritt in den dunkeln Vorsaal zurückgetreten sein.« — Er klingelt, seine Leute kommen, er fragt, keiner will einen Fremden gesehen haben. Er schweigt endlich, ohne sich näher zu erklären, geht eine Stunde auf und nieder, sucht sich selbst die Erscheinung weg zu spotten, glaubt, es sei ihm gelungen, wirft einen Blick auf das angefangene Bild und schaudert unwillkürlich, denn die Aehnlichkeit ist auffallend.

Die Stunde war gekommen, in der seine Werkstatt jedem Kunstliebhaber offen stand. Die Neugierigen versammeln sich zahlreich, Jeder, der Fielding's Portrait gewahrt, erkennt es auf den ersten Blick. Das Geheimniß quält den Künstler, und doch fürchtet er verspottet zu werden, wenn er es kund macht. Endlich vertraut er es seinem Freunde Garrik, der ihn lächelnd anhört und gesteht, er selbst habe den Geist gespielt, weil er Hogarth so oft und rührend klagen hören, daß er Fielding's Portrait nicht besitze. Der Künstler — obgleich selbst einer der wärmsten Bewunderer des großen Schauspielers — will ihm nicht glauben, hält eine so vollkommene Täuschung für unmöglich; allein Garrik überzeugt ihn bald, indem er am andern Morgen dieselbe Scene wiederholt. Ein bestochener Bedienter hatte ihm unbemerkten Zutritt verschafft. Jetzt umarmte Hogarth den Geist und bat ihn um Verschwiegenheit, vermuthlich aus Künstlereitelkeit, um das Pub-

likum zu überreden, es verdanke das Portrait eines ſeit acht Jahren Verſtorbenen blos Hogarth's lebhafter Einbildungskraft. — Nach des Malers Tode befand ſich Garrik einſt in Paris (1764), wo er dem bekannten Schriftſteller de la Place ein Geſchenk mit Fielding's Werken machte, und dieſem — als er des Verfaſſers Portrait vor dem erſten Bande betrachtete — die Anekdote mittheilte. La Place erzählte ſie weiter, niemand wollte ſie glauben. Irgend ein Graf oder Marquis ſagte ihm lächelnd: „Ich beſuche Sie morgen auf einen Augenblick, wenn ich nach Hofe fahre; Sie ſollen mir das famöſe Portrait doch zeigen.“ Alſobald gab la Place ſeinem gefälligen Freunde Garrik Nachricht von dieſer Verabredung. Der Marquis kam, trat mit der Lorgnette vor das Bild und ſpöttelte über die Begebenheit, die er eine ſinnreiche Fabel nannte. Plötzlich ließ ſich eine hohle Stimme hinter einem Bettſchirme vernehmen: Hier iſt Fielding ſelbſt! — Der Marquis wendet ſich und erblickt mit Erſtaunen, über den Rand des Bettſchirms hervorſchauend, das Original des Gemäldes.

Wir beſitzen in Deutſchland einen Veteran der Schauſpielkunſt, der — mit eben dem Glück, mit welchem Garrik Fielding's Geſtalt log — Friedrich den Großen darſtellt; er heißt Chriſt.

Die Republik St. Marino.

Es möchte wohl von Staaten wie von Weibern gelten, daß diejenigen die beſten ſind, von denen am we-

nigsten gesprochen wird. Eine Frau und ein Staat, die viele Eroberungen machen, beglücken selten, jene ihren Mann, dieser seine Bewohner; jene wie dieser haben nicht Zeit, an ihre Kinder zu denken, die sind daheim dem Gesinde preisgegeben.

Von der kleinen, glücklichen Republik St. Marino wird so wenig geredet, daß ich sie, während meines Aufenthalts in Italien, auch nicht einmal habe nennen hören. Schade, daß ich nicht zufällig an sie erinnert wurde. Ich war in Rimini, nur wenige Meilen von ihr entfernt, und hätte den Ameisenhaufen lieber besucht, als manche brennende Revolutionssteppe. Diese verlorne Gelegenheit bedaure ich heute zweifach, da mir die Reise des berühmten Addison in die Hände fällt, der unter andern von dieser winzig kleinen Republik eine reizende Beschreibung liefert. Existirt sie noch? ist sie nicht auch verschlungen worden? — ich erinnere mich, vor mehreren Jahren in den Zeitungen gelesen zu haben, daß ihre Bürger den siegenden Franzosen entgegen eilten, ihrem Schutze sich empfahlen und dessen Zusicherungen erhielten; aber ist es auch dabei geblieben? — Das Schicksal von Frankfurt a. M., Nürnberg u. s. w. berechtigt wohl zu dieser Frage. Ohnehin stützten damals — wo ich mich recht besinne — die St. Mariner ihre Bitte auf einen Grund, der längst nicht mehr gilt; sie rühmten nämlich schon seit vielen Jahrhunderten die Freiheit zu besitzen, welche die Franzosen erst erworben zu haben glaubten. Ist ihnen wirklich ihre Rettung bis jetzt gelungen, so verdanken sie es wohl einzig ihrer Unbedeu-

tendheit, die freilich so auffallend ist, daß wohl nicht einmal ein französischer Divisionsgeneral Prince de St. Marino werden möchte.

Etwa drei deutsche Meilen von Rimini liegt St. Marino auf einem hohen Berge, dessen in Wolken verhüllter Gipfel einen großen Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt ist. Die ganze Republik besitzt nicht einen einzigen Brunnen, sondern behilft sich mit Regen- und Schneewasser in Cisternen gesammelt. Der Wein, der am Abhange des Berges wächst, ist der beste auf dieser Seite der Apenninen. Wenn die Einwohner aus ihrer in Wolken schwimmenden Stadt sich an den Fuß des Berges begeben, so haben sie auch die Grenzen ihres Gebiets erreicht. In diesem engen Kreise zählen sie drei Schlösser, drei Klöster und fünf Kirchen. Zu Addison's Zeiten bestand die Bevölkerung nur aus fünf tausend Seelen.

Der Sage zufolge gründete der heilige Marino, ein Dalmatier von Geburt, den kleinen Staat. Er war ein Maurer, der vor ein tausend drei hundert Jahren lebte, in Rimini sein Handwerk trieb, und endlich auf diesen damals unbewohnten Berg sich begab, um in der Einsamkeit den Rest seines Lebens strengen Religionsübungen zu widmen. Der Ruf seiner Heiligkeit bewog die Beherrscherin des Landes, ihm den Berg zu schenken. Bald gesellten sich mehrere Gefährten zu ihm, und das ist der Ursprung der Republik, die seinen Namen trägt, ein Ursprung, edler als der des von Räubern gegründeten Roms. Die schönste Kirche ist dem Heiligen gewidmet, dessen Gebeine sie bewahrt; seine

Bildsäule steht auf dem Hochaltar, in der Hand einen Berg mit drei Schlössern haltend, das Wapen der Republik. Seinem Schutz glauben die Bewohner die lange Dauer ihres Staates zu verdanken; ihnen ist er, nach der heiligen Jungfrau, der erste Heilige im Himmel, und eines ihrer Gesetze belegt denjenigen, der verkleinerlich von ihm zu sprechen wagt, mit gleicher Strafe, wie den Gotteslästerer.

Während alle Staaten von Italien wohl zwanzigmal Regierungsform und Herren gewechselt haben, behauptete St. Marino vierzehnhundert Jahre lang seine Unabhängigkeit. Freilich ist dessen Geschichte mager. Ein paar kleine, zu verschiedenen Zeiten gemachte, friedliche Erwerbungen und ein Krieg, in welchem es dem Papste gegen einen Herrn von Rimini Hilfstruppen lieh, das sind die ausgezeichneten Begebenheiten alle, die seine Annalen schmücken. Im Jahre 1100 kaufte es ein benachbartes Schloß, und ein zweites im Jahre 1170. Die Kaufkontrakte werden im Archive aufbewahrt, und sind durch einen besondern Umstand merkwürdig; denn die unterzeichneten Namen des Verkäufers, des Bevollmächtigten der Republik, des Notarius und der Zeugen, sind in beiden dieselben, obgleich siebenzig Jahre zwischen beiden liegen. Ein Irrthum in der Jahrzahl kann nicht vermuthet werden, denn man hat nicht allein die Namen der damals regierenden Päpste und Kaiser, sondern sogar ihr Regierungsjahr in der Urkunde angeführt; jener Umstand möchte also eher einen Beweis für das hohe Alter liefern, welches der Genuß dieser reinen

Bergluft gewährte. — Der Krieg, deſſen ich erwähnte, an dem die St. Mariner Theil nahmen, wurde dreihundert Jahre ſpäter zwiſchen Papſt Pius dem Zweiten und einem Mabateſta, Herrn von Rimini, geführt. Der Papſt blieb Sieger und ſchenkte aus Dankbarkeit der Republik St. Marino vier kleine Schlöſſer. Dieſer Zeitpunkt iſt der glänzendſte in ihrer Geſchichte; ihre Herrſchaft erſtreckte ſich damals bis auf den halben Weg zu einem benachbarten Berge; allein in folgenden Zeiten wurde ſie wieder auf ihre alten Grenzen beſchränkt. Dieſe zu vertheidigen wird ihr leicht, denn es führt nur ein einziger ſchmaler Weg auf ihren ſchroffen Felſen, und es iſt ſehr ſtreng verboten, andere Wege anzulegen. Jeder Bürger übt ſich in den Waffen.

Das Regiment verwaltete urſprünglich ein großer Rath, Arengo genannt, zu welchem jedes Haus einen Repräſentanten ſchickte. Allein die Menge der Stimmenden verurſachte Verwirrung, weshalb man den Rath auf ſechzig Mitglieder beſchränkte, und nur bei außerordentlichen Gelegenheiten den Arengo zuſammen berief; aber dann durfte auch keiner ausbleiben, bei Strafe ungefähr eines Pfennigs, und dieſe angedrohte Strafe, hieß es, ſoll nicht aus Gnaden vermindert werden, (sine aliqua diminutione aut gratia). Glückliches Ländchen, wo ein Pfennig hinreicht, um verletzte Bürgerpflichten zu beſtrafen! — Die laufenden Geſchäfte thut der Rath der Sechziger ab, der aber nur aus vierzig Perſonen beſteht, Adelichen und Bürgerlichen zu gleichen Theilen. Ein Alter von fünfundzwanzig Jahren iſt erforderlich, um Mitglied die-

ſes Rathes zu werden, in welchem Stimmenmehrheit entſcheidet. Er iſt es, der die Beamten der Republik ernennt.

Bis hieher wird man die Aehnlichkeit zwiſchen ihm und dem vormaligen großen Rath von Venedig bemerken, allein die Gewalt des Erſtern iſt noch ausgebreiteter. Kein Urtheil kann vollzogen werden, wenn nicht zwei Dritttheile des Raths es beſtätigt haben. — Die Mitglieder werden gewählt ohne Rückſicht auf Rang oder Geburt, nur können nicht zwei Perſonen aus Einer Familie im Rathe ſitzen, und kein Sohn darf bei Lebzeiten ſeines Vaters eine ſolche Stelle bekleiden. Die vollziehende Gewalt ruht in den Händen zweier ſogenannten Kapitäns, die den alten römiſchen Konſuln an Macht gleichen, doch immer nach ſechs Monaten gewechſelt werden. Nicht ſelten findet man Leute, die ſechs und ſiebenmal Kapitäns geweſen ſind, obgleich Niemand zweimal hinter einander gewählt werden darf.

Die vornehmſte Perſon nach dieſen iſt der Richter, der ſowohl die Civil- als Criminaljuſtiz verwaltet; aber um alle Uebel zu vermeiden, die in einem ſo kleinen Staate aus vielfältiger Verwandtſchaft entſpringen könnten, muß der Richter ein Fremder ſein, und zwar ein Doktor der Rechte von unbeſcholtenem Rufe. Er bekleidet ſein Amt drei Jahre, und wird, während dieſer Zeit, auf Koſten der Republik unterhalten. — Die vierte Perſon im Staate iſt der Arzt, der gleichermaßen ein Fremder, wenigſtens dreißig Jahre alt, in Religion und Sitten unverdächtig ſein muß. Auch ihn unterhält die Republik und löſt ihn nach

Graf. Nun ja, das weiß ich schon.

Ott. Dort lernt' ich meinen Franz kennen und lieben —

Graf. Ist mir bewußt. Statt ganz Europa zu durchreisen, blieb er in einem französischen Landstädchen; alle seine Briefe datirte der Bube bald aus Rom, bald aus Neapel.

Ott. Ich kannte meines Vaters Haß gegen alle Ausländer —

Graf. Der verdammte Nationalstolz!

Ott. Zitternd ließ ich manches bedeutende Wort in meine Briefe fließen, um seine Gesinnungen zu erforschen —

Graf. Und er verstand Sie?

Ott. Nur zu gut! denn, nach einigen väterlichen Warnungen, erklärte er mir plötzlich, daß ich seit meinem zwölften Jahre für Einen seiner Freunde bestimmt sey.

Graf. Plötzlich und doch zu spät? nicht wahr?

Ott. Ich wagte noch Einen Versuch. Ich bat — er drohte. Ich wollte in ein Kloster

gehn

drei Jahren durch einen andern ab; doch hält sie, den Arzt betreffend, vernünftigerweise minder streng über diesen Punkt; denn sie hatte denjenigen, den Addison in St. Marino fand und sehr rühmt, schon seit vielen Jahren beibehalten. — Auch der Schulmeister ist eine angesehene Person im Staate, und verdient es zu sein, wenn, wie Addison versichert, kaum ein Bürger gefunden wird, der nicht einigermaßen mit den Wissenschaften vertraut wäre.

Die Gesetze der Republik bewahrt ein lateinisches Buch in Folio, betitelt: Statuta illustrissimae reipublicae Sti. Marini, gedruckt zu Rimini auf Befehl der Regierung. Von diesen Gesetzen, von seinen Felsen und Schneetriften geschützt, lebte das Völkchen von St. Marino glücklicher, als die Bewohner der blühenden Thäler Welschlands; freilich auch so unbekannt, daß wohl viele gebildete Deutsche sich dessen blos lächelnd aus Lessing's Minna von Barnhelm erinnern, wo der Windbeutel Riccaut de la Marliniere sich rühmt, der Republik St. Marino gedient zu haben.

Piron und der Blinde.

Auf der in der Revolutionszeit berühmt gewordenen Terrasse des feuillans saß vormals ein blinder Bettler, der, um die Vorübergehenden zu rühren, schlechte Verse an seine Hütte genagelt hatte. Eines Tages klagte er laut, daß seine Muse ihm so wenig einträge, da rieth ihm ein schlauer

Freund, ſich an Piron zu wenden, der täglich hier vorbeigehe, ſelbſt blind ſei, und ihm gewiß die Bitte um einige beſſere Verſe nicht abſchlagen werde. Der Blinde machte ſich den guten Rath zu Nutze, ließ ſich zupfen, als Piron des Weges kam, und trug dem Verfaſſer der Metromanie ſein Anliegen vor. Auf der Stelle diktirte ihm Piron folgende Zeilen:

Chretiens, au nom du Tout-puissant,
Faites moi l'aumone en passant,
L'Aveugle, qui Vous la demande,
Ignore, qui la lui fera,
Mais Dieu, qui voit tout le saura,
Il le priera, qu'Il Vous la rende.

Die Begebenheit wurde ſchnell bekannt. Alles lief hin, um Piron's Verſe zu leſen, und keiner las ſie, ohne eine Gabe in den Hut des Blinden fallen zu laſſen. — Mit Wehmuth erinnere ich mich hiebei des ſchönen Liedes, welches mein unglücklicher Freund Eckerdt für einen Blinden dichtete, und welches, zu der Harfe geſungen, jetzt ſchon ſeit fünfzehn Jahren dem armen Blinden Brot verſchafft.

Politiſche Unterredung.

Vor ſechsundzwanzig Jahren iſt bei Cadell in London ein Buch erſchienen, welches den Titel führt: Political conferences u. ſ. w. Darin ſteht unter andern ein Geſpräch zwiſchen Cromwell, Fleetwood und Desbo-

rough, gehalten im Park von St. James, den 25. April 1657. Cromwell berathſchlagt ſich mit ſeinen Freunden, ob er den Königstitel annehmen ſoll, den das Parlament ihm angeboten. Des Uſurpators Ehrgeiz, Eitelkeit und Heuchelei ſind mit ſtarken Farben gemalt. Anfangs ſtellt er ſich abgeneigt, weil er hofft, daß Fleetwood und Desborough ihm zureden werden; als er aber andere Geſinnungen bei ihnen ſpürt, wendet er alle Ueberredungskünſte an, um zu ſeiner Meinung ſie zu bekehren. Hier iſt ein Fragment dieſes Geſprächs.

Cromwell. Morgen ſoll ich meinen Entſchluß kund machen. Ich habe den Herrn Tag und Nacht angerufen, mich zu erleuchten, allein vergebens; darum verſammelte ich euch, meine klugen, getreuen Freunde, um eure Gedanken zu vernehmen.

Fleetwood. Ich denke, daß deine Feinde dir einen Fallſtrick legen. Meinen Dienſt muß ich dir aufſagen, wenn du dein Ohr ſolchen Einlispelungen leihſt. Haben wir nicht geſchworen der Republik getreu zu bleiben? keinen König mehr zu dulden? welche Macht auf Erden kann dies Gelübde löſen?

Cromwell. Das Parlament, als Repräſentant des Volkes, iſt allmächtig. Die den Schwur von uns gefordert, können uns auch von deſſen Erfüllung losſprechen. Beruhige dein Gewiſſen und widerſtrebe nicht ſelbſt deiner künftigen Erhebung. Ich werde, in einem gewiſſen Range, mehr für meine Freunde thun können; ich werde,

unter einem gewiſſen Namen, die Ruhe des Staates, deren er ſo ſehr bedarf, kräftiger befördern können.

Fleetwood. Nimmſt du den Königstitel an, ſo ſtellſt du dich und deine Familie ſelbſt an den Abgrund, und vernichteſt die Hoffnungen der rechtlichen Leute, deren Beiſtand zu dem gefährlichen Range eines Lord Protektors dich erhoben hat.

Desborough. Haben wir nur deswegen die monarchiſche Gewalt ſo lange bekriegt? haben wir Karl Stuart nur deswegen auf die Henkerbühne geführt, um dich zum Könige zu machen?

Cromwell. Ich haſſe ſo wie ihr den königlichen Deſpotismus, aber ich haſſe nicht die vier Buchſtaben, die das Wort König (King) bilden. Iſt es meine Schuld, daß Pack und Jephſon dem Parlamente den Vorſchlag gethan, mir die Krone anzubieten. Ich habe dem Letztern ſeine Verwegenheit vorgeworfen, und was hat er mir geantwortet? er bedürfe meiner Erlaubniß nicht, um zu thun, was ſein Gewiſſen ihm vorſchreibe. Er beruft ſich alſo auf denſelben Richter, an den ihr mich aus zwei andern Gründen verweiſt. Des Parlaments bewegende Urſachen werden nicht ſtets verborgen bleiben; das Volk fordert laut einen König; die Rechtsgelehrten ſagen laut: der König ſterbe nie, und, eigentlich zu reden, habe ſeit dem Anbeginn der Monarchie nur Ein König regiert.

Desborough. Die Kunſtgriffe eigennütziger Rechtsgelehrten führen dich auf einen ſchlüpfrigen Pfad. Ich hoffe

es noch zu erleben, ſie Alle, bis auf den Letzten, aus dem Parlamente geſtoßen zu ſehen. Gibſt du ihnen Gehör, ſo verwickelſt du dich in ein Labyrinth, aus dem du nimmer den Rückweg finden wirſt.

Cromwell. Aber nicht ſie allein, auch hundert Andere, die du wohl kennſt, und die mit den Rechtsgelehrten nichts zu ſchaffen haben, drängen mich den Königstitel anzunehmen und verbürgen mir einen glücklichen Erfolg. Ihr wißt, das Volk klebt an Gewohnheit; warum ſollte ich es nicht unter einem Titel regieren, an den ſein Ohr gewöhnt iſt?

Desborough. Wie? der Titel König und die damit verbundene Gewalt wären noch nicht vergeſſen? iſt der verhaßte Titel nicht aus allen öffentlichen Akten ausgeſtrichen worden? trägt unſere Münze nicht ein anderes Bild? eine andere Umſchrift? war England nicht eine Republik bis zu dem Augenblicke, wo du den Protektor an deren Stelle geſchoben? hat dieſe Republik nicht zu Waſſer und zu Lande ſich durch Kriegsthaten hohen Ruhm erworben? ich proteſtire feierlich gegen deinen gefährlichen Anſchlag.

Cromwell ſucht nochmals alles hervor, um ſeine hartnäckigen Freunde zu widerlegen, und ſchließt mit der Verſicherung, der eitle Titel habe zwar in ſeinen Augen keinen Werth, doch könne und werde auch das Volk nicht über einen Titel murren, der ein freiwilliges Geſchenk des Volkes ſei. »Der, den ich jetzt trage,« fügt er hinzu, »hindert mich, Aller Wünſche zu befriedigen, und ich möchte doch ſo gern, nachdem ich dem guten engliſchen

Volke Bewunderung abgezwungen, nun auch von ihm geliebt werden."

Ludwig XIV., ein Physiognomiker.

Es ist wohl nur Wenigen bekannt, daß irgendwo in einem französischen Haus-Archiv eine sehr merkwürdige Briefsammlung vorhanden ist, wenigstens vor der Revolution noch vorhanden war, die jenen berühmten Monarchen Frankreichs, der dem Jahrhunderte, in welchem er lebte, seinen Namen gab, als einen eifrigen Physiognomiker darstellt. Wie würde der gute Lavater sich gefreut haben, wäre dieser sonderbare Umstand ihm bekannt geworden. Der Briefwechsel ist geführt zwischen dem Könige und seinem Arzte de la Chambre. Dieser Mann, der 1594 geboren wurde, war Mitglied der französischen Akademie, ergab sich in Nebenstunden der Philosophie und den schönen Wissenschaften, starb im fünf und siebzigsten Jahre, und hinterließ mehrere Schriften, die nicht alle vergessen zu werden verdienen. Hier sind die Titel von einigen derselben: Die Kennzeichen der Leidenschaften, in vier Theilen (zu Amsterdam gedruckt), die Kunst, die Menschen zu kennen. — Das System der Seele. — Die Kenntniß der Thiere u. dgl. m. Schon die Titel dieser Bücher machen es wahrscheinlich, daß er auch mit der Physiognomik sich abgegeben. Aus dem Briefwechsel erhellt, daß er nicht blos den Charakter der Men-

schen in ihren Gesichtszügen las, sondern auch ihre Fähigkeiten, und zu welchem Amte sie brauchbar wären, und Ludwig XIV. baute so sehr auf diese trügliche Kunst, daß er keine Wahl traf, ohne zuvor sein Orakel befragt zu haben.

Am Schlusse der genannten Sammlung von Original-Briefen hat de la Chambre noch eigenhändig Folgendes hinzugefügt: »Wenn ich früher als Se. Majestät sterbe, so werden Se. Majestät künftig viele schlechte Wahlen treffen.“ — Er starb in der That weit früher, und das Seltsamste ist, daß seine Prophezeihung nur allzuoft in Erfüllung ging.

Wenn jene merkwürdigen Blätter vom Sturm der Zeit nicht verweht worden sind, so wäre deren Bekanntmachung sehr zu wünschen, da sie ohne Zweifel viele unbekannte, auffallende Anekdoten enthalten.

Fragment aus einer spanischen Chronik.

Don Pedro, Graf von Barcellona, der siebente König von Arragonien, vermählte sich mit einer schönen jungen Gräfin, liebte sie aber nicht, sondern hielt sich zu andern Frauen, darob die gute Königin sich hoch betrübte, zumal da sie keinen Erben hatte. Eines Tages gelang es ihr, mit Hülfe eines Kämmerlings, sich unter fremdem Namen in das königliche Bett zu schleichen. Die Nacht verstrich in stiller Freude. Bei anbrechendem Tage wollte Pedro sie entfernen, allein sie öffnete ihren Mund und sprach: »Mein

Herr und Gemahl, ich bin nicht die Ihr glaubt. Ihr habt bei Eurer Frau geschlafen. Thut mir was Ihr wollt, aber ich gehe nicht von hier, bis Ihr Zeugen herbei gerufen, auf daß, wenn durch Gottes Gnade mein Leib gesegnet wird, Jedermann Euch als den rechten Vater erkennen möge." — Und der König zürnte nicht über den ehrlichen Betrug, sondern rief zwei Edelleute als Zeugen herbei. Zu rechter Zeit gebar die Königin einen Sohn; da erhob sich ein Streit, welchen Namen man dem erschlichenen Kinde beilegen solle. Endlich kam man überein, zwölf Fackeln anzuzünden, jede dieser Fackeln trug den Namen eines Apostels, und von der zuerst verlöschenden sollte der kleine Prinz den Seinigen entlehnen. So wurde er Jakob getauft. Er war in der Folge ein trefflicher Fürst, ein tapferer Feldherr, der siegreich die Mauren bekämpfte, von den Sarazenen die Insel Minorca eroberte, und im zwei und siebzigsten Jahre, in eine Mönchskutte gekleidet, starb. Die Begebenheit trug sich zu im zwölften Jahrhundert.

Wer hat Recht?

Viel, sehr viel sprechen und schreien die Franzosen heutzutage über die Engländer, aber Alles, was sie sagen, sind nur Wiederholungen dessen, was sie schon seit Jahrhunderten gesagt haben. So zum Beispiel erschien vor etwa einem Vierteljahrhundert eine Broschüre, betitelt: Influence du despotisme de l'Angleterre sur les deux mondes,

(Einfluß des engliſchen Deſpotismus auf beide Welten), in der die folgende Stelle vorkommt, die ungefähr Alles in ſich faßt, was jetzt der Argus in jedem Blatte ſprudelt.

»Die engliſchen Geſetze ſind ſehr mangelhaft, weil ſie den Keim innerer Volksunruhen entfalten, und den Privat-Vortheil nicht blos mit dem der Nation, ſondern ſogar mit dem aller andern Völker überhaupt in Widerſpruch ſetzen. Dieſe Geſetze ſind ungerecht und grauſam, weil ſie Haß oder Verachtung gegen alle andere Staaten einflößen. Durch die Navigations-Akte von 1660 maßten die Engländer ſich das Recht an, Tirannen des Handels und der Meere zu ſein. Der Geiſt dieſer Akte iſt der Eroberungsgeiſt. Nun iſt aber jeder Eroberungsgeiſt Räuberei. (Or, tout esprit de conquête est brigandage. Das Buch iſt in Paris herausgekommen.) Seit jener Epoche haben die Engländer einen Theil der Nationen verſchlechtert, (corrompu), um die übrigen unglücklich zu machen. Sie haben ſich ſelbſt verſchlechtert, indem ſie unaufhörlich den Mißbrauch mit der Macht verwechſeln, die Zügelloſigkeit mit der Freiheit, das Geſetz mit dem Eigenſinn, die Gewalt mit dem Rechte. Sobald ſie dieſe Stufe der Schlechtheit erklimmt hatten, durchbrachen ſie alle Dämme, verletzten alle Rechte, ſpielten mit Freiheit, Ehre und den heiligſten Privilegien, um nur ihre Raubſucht zu befriedigen. Seit jener Epoche liefert ihre Geſchichte blos eine abenteuerliche Verkettung von anſcheinender Freiheit und wahrer Knechtſchaft; von verwegenen oder ungerech-

ten Unternehmungen, vorübergehendem Ruhm, dauerndem Unglück, Fehltritten, Ausschweifungen und Verbrechen.»

»In diesem neuen Carthago erblicket der rechtliche Mann nur ein habsüchtiges, egoistisches, undankbares, ungerechtes, wildes, mit Königsblut beflecktes, seine Mitbürger unterdrückendes Volk, dessen studirter Ehrgeiz nur dahin zielt, die alte wie die neue Welt zu unterjochen. Er erblickt in dem Betragen dieses Volkes nichts als Kunstgriffe, Abscheulichkeiten, grenzenlosen Stolz, zügellose Habsucht, gefräßige Angst (Sollicitudes voraces), treulose Unterhandlungen, eitle oder falsche Vorwände, Bruch der feierlichsten Tractaten, Schändung der heiligsten Gesetze, Verachtung aller Mächte, Beleidigung aller Flaggen. Endlich, um auch in den Herzen ihrer Kinder ihren Uebermuth, Unverschämtheit, Verwegenheit und Haß gegen das Menschengeschlecht fortzupflanzen, wenden sie alle nur ersinnlichen Mittel an, in Schulen, Kirchen, in öffentlichen und Privatversammlungen, vor den Richterstühlen, auf den Bühnen; unverständige Farcen, Pamphlets, Philippiken, beleidigende Deklamationen, zu welchen alle europäischen Völker wechselsweise den Stoff liefern müssen. So sieht der Leopard aus, der sich mit dem Raube der ganzen Welt mästen will; das ist der Feind, bei dessen Verderben alle Nationen frohlocken sollten.»

Ich glaube dem Argus, dem Publicisten u. s. w., die oft um einen Stoff zum Schimpfen verlegen sind, einen Gefallen zu erzeigen, indem ich sie auf diese zum Aufwärmen dienliche Broschüre aufmerksam mache. Auch ein Eng-

gehn — er ſpottete. An meine Tante ſchrieb er, er werde mich abholen, ſo bald es auf unſrer Inſel ruhiger geworden.

Graf. Ich errathe das übrige. Sie hatten nicht Luſt ſeine Erſcheinung abzuwarten?

Ott. Als nun vollends meine gute, mitleidige Tante unvermuthet ſtarb, da verleiteten Angſt und Gefahr, Liebe und Ueberredung, mich zu einem Schritte, den ich ſelbſt im Schooſe des Glücks mir nie verzeihen werde!

Graf. Auch bleibt es immer eine groſſe Unbeſonnenheit. Ich würde mich härter ausdrücken, Frau Tochter, aber leider fürchte ich wohl, daß mein Sohn ſchuldiger iſt, als Sie.

Ott. Wir wurden heimlich verbunden — ein Kloſter nahm mich auf —

Graf. Warum kamen Sie denn nicht geradeS Weges hierher?

Ott. Mein Franz wollte ſeinen guten Vater vorbereiten —

Graf. Und der gute Vater war auch ſo ein Narr, einen Komplimentenbrief an die todte Tante zu ſchreiben.

länder hat ſie kürzlich aufgeſpürt, und in einem Flugblatte davon geſprochen. Wie er davon geſprochen hat? erräth man leicht. Er kehrt nämlich den Spieß um, und meint ganz treuherzig: man dürfe nur ſtatt der Worte Meer, Flagge, Leopard andere Worte an die Stelle ſetzen, und etwa vor der Hand das Unglück weglaſſen; ſo paſſe Alles ganz vortrefflich auf ſeine Feinde. —

Wer hat Recht? — das weiß ich nicht. Aber wer Recht behält? das weiß ich wohl. Der Stärkere.

Die Glücks-Quelle.

(Eine wahre Begebenheit.)

Vor etwa hundert Jahren war ein junger Soldat mit ſeiner Kompagnie in einer irländiſchen Kirche, ſetzte ſich nieder, zog ein Spiel Karten aus der Taſche, und legte es Blatt für Blatt ſehr ernſthaft vor ſich hin. Sein Korporal verwies ihm die Gottloſigkeit, und als er nicht darauf achtete, führte man ihn nach geendigtem Gottesdienſte zum Friedensrichter. »Wer biſt du?« fragte dieſer in einem ſtrengen Tone, »und warum haſt du dich unterſtanden, die öffentliche Andacht zu ſtören?«

»Ach mein Herr!« ſagte Richard mit beſcheidener Dreiſtigkeit, »ich bin ein Unglücklicher, von armen Eltern geboren, die während unſerer bürgerlichen Kriege im Dienſt des Königs ihr Leben opferten und mich hilflos hinterließen.

Ich ſchämte mich, dem Kirchſpiel zur Laſt zu fallen, da nahm ich vor drei Monaten Dienſte in einem durch unſer Dorf ziehenden Regimente. Das iſt in zwei Worten meine Geſchichte. — Was mein Betragen in der Kirche betrifft, ſo wird der Herr Korporal ſelbſt bekennen, daß ich mit meinen Karten mich in den fernſten Winkel geſetzt habe."

»Gleichviel!" donnerte der Richter, der eben Geſellſchaft bei ſich hatte und gern zur Tafel gehen wollte, »gleichviel! wer hat jemals erhört, daß man in der Kirche Karten ſpielt, und wenn man auch ganz allein darin wäre?"

»Ich bitte mich zu hören," erwiederte Richard, »ich bin ſehr arm und kann mir nicht einmal ein Gebetbuch kaufen. Daneben bin ich jung und zerſtreut. Um nun meine frommen Gedanken, wie ſich's gebührt, beiſammen zu halten, bediene ich mich eines unſchuldigen Mittels, nämlich dieſer alten Karten. (Bei dieſen Worten zog er ſie aus der Taſche.) Sehen Sie das Aß — dabei erinnere ich mich, daß nur Ein Gott iſt, Schöpfer und Erhalter aller Dinge. Die Zwei bedeutet die Verkündigung Mariä; die Drei die heilige Dreieinigkeit; die Vier, die vier Evangeliſten; die Fünf, die klugen und thörichten Jungfrauen; die Sechs, die Zahl der Schöpfungstage; die Sieben, den Ruhetag; die Acht und Neun, die Heilung der Ausſätzigen, deren nur Einer dem Herrn dankte; die Zehn, die zehn Gebote; der Bube — o!" rief er aus, indem er ihn beiſeite warf, »der iſt ein Schurke! in der Dame (fuhr er fort) erblicke ich die Königin von Saba, die zu Salomon kam,

und in dem König den Herrn des Himmels und der Erden."

Der Richter lächelte. »Aber warum haſt du den Buben geſchimpft?"

»Weil ich darunter den gegenwärtigen Herrn Korporal verſtehe," flüſterte der junge Menſch ihm in's Ohr, »der mich bei jeder Gelegenheit mißhandelt. Uebrigens dienen meine Karten mir nicht blos zum Gebetbuch, ſondern auch zum Kalender, denn wenn ich die Augen zuſammenzähle, ſo kommen gerade drei hundert fünfundſechzig heraus; folglich kann man einem armen Teufel eine ſolche Bibliothek wohl gönnen."

Der Richter verbiß das Lachen, legte die Sache ſo ernſthaft als möglich bei, beſchenkte den Jüngling, um ſich ein Gebetbuch und einen Kalender zu kaufen, ließ ſich ſeinen Namen ſagen, und ging dann zur Geſellſchaft, die er mit dem Schwanke unterhielt. Zufällig befand ſich unter den Gäſten der berühmte Swift, der, als er den Namen des jungen Menſchen hörte, ſich alſobald erinnerte, daß er Verwandte gleichen Namens habe. Es wurde nachgefragt, und fand ſich in der That, daß Richard ſein Vetter war. Da Swift mit allen Großen und Miniſtern auf einem vertrauten Fuße lebte, ſo wurde es ihm leicht, dem frommen Kartenſpieler ſeinen Abſchied auszuwirken. Er ſelbſt vollendete dann deſſen Erziehung, und verſchaffte ihm eine einträgliche Stelle in Indien. Dort vermählte ſich Richard mit einer reichen, liebenswürdigen Frau, kam nach fünfzehn Jahren nach England zurück, verheirathete ſeine Kinder in

die erſten Familien, und ein noch jetzt lebender Lord verehrt in ihm ſeinen Ahnherrn.

Fragment aus den Memoiren der Madame de Motteville.

(Vermählungsgeſchichte Ludwig XIV.)

Männer und Frauen beobachten auf ganz verſchiedene Weiſe, und weichen auch eben ſo ſehr in der Darſtellung ihrer Beobachtungen von einander ab. Unter ſonſt gleichen Umſtänden ſind die Bemerkungen einer Frau ſtets treuer, ſchärfer, feiner, mannichfaltiger, als die eines Mannes. Der Letztere wird ſchon früh vor Zerſtreuung gewarnt, daher fällt es ihm ſchwer, im Nothfall ſeine Augen zu verdoppeln. Auch von Natur beſitzt er dieſe Gabe in weit geringerem Grade als die Frau, die überdies von Jugend auf durch tägliche Uebung ſie ausbildet. Es iſt bekannt, daß eine Frau in den ſchönen Jahren des Gefallens, ohne die mindeſte Anſtrengung, mehrere Männer zu gleicher Zeit, die ihr den Hof machen, zu beobachten verſteht; ihr wird nichts Bedeutendes entſchlüpfen; ſie bewacht mit Einem Auge den Mann zur Rechten, mit dem andern den zur Linken, und behält immer noch Sehkraft genug übrig, um auch gerade vor ſich hin zu ſehen, was ſie ſehen will; ja — es verdient der Triumph der Kunſt genannt zu werden — daß ſie Alles das oft ſogar mit niedergeſchlagenen Augen bewirkt. Wenn ein Mann die erſte Minute

zum Sehen, die zweite zum Fühlen, die dritte zum Nachdenken braucht, so thut hingegen eine Frau das Alles zu gleicher Zeit. Und nicht genug, daß keine Thorheit der zunächst sie Umgebenden ihren Blicken entgeht, sie sieht auch zugleich was die übrigen Anwesenden thun und denken; ihre allgegenwärtigen Augen sind stille Zuhörer jedes Minnegesprächs, in welchem Winkel es auch geführt werde; sie sitzen beständig vor dem Klavier der Seele, und spielen von jeder Stirn die Noten ohne Fehlgriff gleichsam vom Blatte weg. Es ist nicht etwa Liebe allein, welche der Frau die äußern und innern Sinne schärft, es ist Weiblichkeit, nichts als angeborne Weiblichkeit — Instinkt. Diese Gabe ist die stärkste Schutz- und Trutzwaffe, welche die Natur ihrer Schwäche verliehen, die gefährlichste für ihren gebornen Feind, den Mann, denn sie weiß ihn auswendig, ehe er sich selbst noch kennt.

Den Mann schuf die Natur zum Handeln, darum bringt er es im Beobachten selten weit; der Höfling freilich noch am weitesten, theils weil er selten handelt, theils weil er stets von Feinden umringt ist, die ihn freundlich hassen, und die er eben so freundlich wieder haßt; nichts aber schärft — (die Liebe ausgenommen) — den Beobachtungsgeist mehr als der Haß, der stets mit Furcht verknüpft ist; denn Haß ohne Furcht ist eigentlich nur Neid. Dennoch wird der männliche Höfling nie so sicher beobachten als der weibliche. Nur verliebte Frauen selbst die klügsten, nehme ich von dieser Behauptung aus, liebende nicht. Einer verliebten Frau ist freilich nicht

mehr zu trauen, sie sieht nur was sie zu sehen wünscht; die blos liebende hingegen bewahrt sich Freiheit des Geistes genug, um allenfalls auch den Geliebten richtig zu würdigen.

Tritt sie nun endlich in die Jahre, wo sie der Liebe seufzend Abschied gibt, oder geben muß, so trägt sie ihre ganze, lange geübte Beobachtungskunst auf andere Gegenstände über; die Thörin auf Kleinigkeiten, die Kluge auf Begebenheiten, und wenn die letztere ihre Beobachtungen aufzeichnet, so zaubert sie jeden Leser, wenn er auch Jahrhunderte nach ihr geboren wurde, in ihre Gegenwart, und macht ihn, nicht blos zum Augenzeugen, sondern auch selbst zum Beobachter, was er, im Ernst gegenwärtig schwerlich gewesen wäre. Freilich wird sie dem Anschein nach, mehr Kleinigkeiten erzählen, als ein Mann an ihrer Stelle gethan haben würde, aber man prüfe nur diese Kleinigkeiten, und man wird finden, daß es lauter Tropfen aus der Quelle sind, welche dem Geschichtsforscher — der die in einer Urkunde aufgestellten unmotivirten Resultate anstaunt, verborgen blieb. Immerhin halte sich der Gelehrte, dem es blos um Thatsachen und Jahrzahlen zu thun ist, an jene Urkunden, für ihn schrieb keine Frau. Wem es aber Vergnügen macht, durch den getheilten Nimbus des Hofes, die handelnden Personen in ihrer wahren oft sehr menschlichen Gestalt zu erblicken; wem es Vergnügen, oder auch Schauder erregt, zu sehen, wie die wichtigsten Begebenheiten — nicht bisweilen, nicht oft, sondern immer — aus

solchen Fäden sich hervor spinnen, die von kleinen Leidenschaften der Großen erzeugt, von unbedeutenden Neben-Personen regiert werden; der lese die Memoiren einer klugen Frau. Eine solche war Madame de Motteville.

Ich kenne in Deutschland eine Dame, die durch Scharfsinn, Beobachtungsgeist, Wahrheitsliebe, und durch die Verbindungen, in welchen sie von Jugend auf gelebt hat, fähig wäre, vortreffliche Memoiren zu liefern, und wenn sie es nicht thut, so begeht sie einen Raub an der Nachwelt. — Bis also Frau von S** sich entschließt, die Feder zu ergreifen, verweise ich auf die Memoiren der Madame de Motteville, als einen Beleg zu meinen obigen Behauptungen. Man muß sich nicht daran kehren, daß etwas zu viel Frömmigkeit und etwas zu viel Respekt ihre Urtheile bisweilen irre leiten, ihre Beobachtungen hingegen bleiben immer trefflich; sie war ein Günstling der Königin Anna von Oesterreich, durch die, während der Minderjährigkeit Ludwig des Vierzehnten, der Kardinal Mazarin Frankreich beherrschte; sie war Augenzeuge, und sehr oft Vertraute, von den wichtigsten Begebenheiten. Nach dem Tode ihrer Gebieterin ging sie in ein Kloster, und schrieb dort ihre Memoiren mit unverkennbarer Wahrheitsliebe. Sie sind in fünf Bänden gedruckt, die ganz zu übersetzen, vielleicht verdienstlich wäre, doch schwerlich vom großen Publikum dafür erkannt werden würde. Ich begnüge mich daher, dann und wann pikante Fragmente daraus zu liefern. Zu diesen zähle ich die Vermählungsgeschichte Ludwig des Vierzehn-

ten, die man nirgends so umständlich und lebhaft dargestellt findet, denn hier war das Frauenzimmer in seinem Elemente.

Der junge König flatterte von einem hübschen Mädchen zum andern, oft war es auch nicht Schönheit, die ihn fesselte. Während des Hofes Aufenthalt zu Fontainebleau im Jahre 1658 schien er sich vorzüglich mit Mademoiselle Mancini, einer Nichte des Kardinal Mazarin, zu beschäftigen, trotz ihrer Häßlichkeit, die damals auffallend war. Ein kühner, heftiger Geist beseelte dieses Mädchen; sie liebte den König wirklich, das milderte ein wenig ihre Heftigkeit, die, wenn sie auch bisweilen ausbrach, nur für einen Beweis ihrer Leidenschaft galt und dem dankbaren Geliebten nicht unwillkommen war. Indessen blieb diese Leidenschaft doch in gewissen Grenzen. Man behauptet wenigstens, viel Sittsamkeit, oder vielmehr viel Ehrgeiz, hätten ihr Vertrauen zu sich selbst eingeflößt, und wenn sie etwa an den tugendhaften Absichten des Königs zweifelte, so hätten solche Zweifel doch keine Furcht bei ihr erregt. Sie sah das Beispiel ihrer Schwester der Gräfin von Soissons, die Ludwig auch geliebt hatte, und die, statt ihren guten Ruf zu verlieren, die Hand eines angesehenen Mannes dadurch erwarb. Daß ihr wenigstens Gleiches wiederfahren werde, durfte sie hoffen. Geist und Liebe ersetzten den Mangel der Schönheit. Es gibt keine stärkere Fesseln für eine edle Seele, als das Bewußtsein geliebt zu werden. Dieses Bewußtsein knüpfte den König so fest an Mademoiselle Mancini, daß,

ohne die Standhaftigkeit der Königin Mutter und die Mäßigung des Kardinals, die außerordentlichſten Folgen zu befürchten ſchienen.

Indeſſen war ganz Europa aufmerkſam, und alle Prinzeſſinnen erwarteten mit unruhiger Neubegier, welcher unter ihnen das Glück beſchieden ſei, zu Ludwig's Gemahlin erkohren zu werden. Die Herzogin von Savoyen warb bei dem Kardinal für ihre Tochter Margarethe, die nicht ſchön war, und bereits die Kränkung erleben mußte, daß der Herzog von Baiern die jüngere, ſchönere Schweſter ihr vorzog. Ludwig hatte zwar oft erklärt, er begehre eine ſchöne Frau, allein es ſchien doch, er werde ſich mit der häßlichen Margarethe begnügen müſſen, denn der Miniſter, der ihn überhaupt nicht eher vermählen wollte, bis er dazu gezwungen würde, ertheilte im Nothfall dieſer Prinzeſſin den Vorzug, vielleicht weil er ſelbſt, durch ſeine Nichte, die Gräfin von Soiſſons, mit ihr verwandt war. Er gab der Herzogin von Savoyen zwar keine entſcheidende Antwort, allein er verſprach ihr doch eine Zuſammenkunft mit dem jungen Könige. Deſſen Mutter hingegen, Anna von Oeſterreich, wünſchte ſehnlichſt den Frieden mit Spanien, den eine Vermählung mit der Infantin von Spanien für immer befeſtigen konnte. Die Art, mit der ſie davon ſprach, verrieth freilich, daß ſie wenig Hoffnung hatte, ihren Wunſch erfüllt zu ſehen. Auch ſchien bis jetzt dieſes Ziel unerreichbar, ſo lange der König von Spanien keinen Sohn hatte, folglich die Infantin Erbin

aller ſeiner Staaten war. Vor Kurzem hatte die Geburt eines Prinzen dieſe Schwierigkeit gehoben; die Königin von Spanien erwartete abermals ihre Niederkunft; nur das unerſchütterliche Mißtrauen der Spanier ſtand noch im Wege.

Wenn die Infantin Ludwig's Gemahlin nicht werden konnte, ſo hätte ſeine Mutter am liebſten die Prinzeſſin von England, die Tochter des enthaupteten Karl I. dazu erkohren, denn dies liebenswürdige Geſchöpf ſchien der Königin nicht weniger als ihrer eigenen Mutter ergeben. Allein theils war Ludwig der einzige Mann in Frankreich, der keinen Geſchmack an ihr fand, theils hatte der Kardinal kein Intereſſe, auf dieſe Seite ſich zu neigen. Die Königin bedauerte oft, daß die Prinzeſſin nicht drei Jahre älter ſei, denn es ging dem Könige wie allen Jünglingen, er liebte nur völlig erwachſene Mädchen; dieſe war ihm noch zu jung.

Der ſchlaue Miniſter, die Abſichten der Herzogin von Savoyen begünſtigend, veranſtaltete eine Reiſe des Hofes nach Lion, unter dem Vorwand, den König von Spanien zu einer Erklärung zu nöthigen, wenn er ſehen werde, daß man den jungen Monarchen von Frankreich mit Margarethen vermählen wolle; im Grunde hoffend, daß Ludwig, der vor Begierde brannte eine Frau zu haben, die erſte beſte von ſeiner Hand empfangen werde, zumal da Margarethe den Mangel der Schönheit durch Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens bedeckte. Genug, der Kardinal verlangte eine Königin, die ihm allein ihre Erhebung

Ott. Ach! wenn Sie wüſten, welche Freude dieſer Brief in meine klöſterliche Einſamkeit brachte! ich empfieng ihn wenige Tage nach der Geburt meines Sohnes.

Graf. Sehr wohl, aber was wurde aus Ihrem Vater?

Ott. Ach! was wurde aus ihm! ich weiß es nicht.

Graf. Wie? Sie haben ſich gar nicht weiter um ihn bekümmert?

Ott. Seit Jahr und Tag iſt kaum eine Woche vergangen, da ich nicht die zärtlichſten Briefe an ihn geſchrieben. Hat er ſie empfangen — ich weiß es nicht.

Graf. Sie erhielten keine Antwort?

Ott. Keine.

Graf. Die Genueſer hauſen auf Corſika; Ihr Vater war Patriot, wer weiß wohin er ſich geflüchtet.

Ott. Auch mein Bruder ſchweigt!

Graf. Bruder? die Familie wird immer größer.

Ott.

verdankte, deshalb nahm er auch keine Rückſicht auf die Wünſche des Publikums, die ſich ziemlich laut für Mademoiſelle, die Tochter des Herzogs von Orleans, erklärten, eine ſchöne Prinzeſſin, älter als Ludwig. Auch die Königin von Portugall hatte eine häßliche Tochter, von der ſie ein ſchönes Portrait nach Paris ſandte, und dem franzöſiſchen Geſandten, Cominges, große Schätze bot, wenn er dieſe Vermählung zu Stande bringe; allein vergebens. Als die Reiſe nach Lion ruchbar wurde, konnte ſie ihre Kränkung nicht verbergen, ſondern ſagte dem Geſandten mit dürren Worten: ſie wundere ſich, daß ſein Herr eine ſo ſchlechte Wahl treffe. — Unter allen dieſen erlauchten Nebenbuhlerinnen ſtand zwar Mademoiſelle Mancini im Hintergrunde, doch an Hoffnung war ſie nicht die ärmſte unter ihnen. Sie ging dem Könige nicht von der Seite, der hinwiederum ſie ſo auffallend auszeichnete, daß ſeine Mutter damals Kummer und Mißfallen oft laut gegen ihre Vertrauten äußerte. Zurückhaltender blieb ſie die Prinzeſſin Margarethe betreffend, von der ſie mit Achtung ſprach, erklärend ihres Sohnes Glück werde auch das ihrige ſein.

Anfangs hatte ſie keine Luſt mit nach Lion zu reiſen, beſann ſich aber anders, in Hoffnung, dort Gelegenheit zu finden, die Vermählung zu hintertreiben. Man wird in der Folge ſehen, daß dieſes Schwanken in ihrem Entſchluſſe eine Fügung des Schickſals war, denn, um ihr Reiſegeräth in Stand zu ſetzen, mußte die Abreiſe von Paris vierzehn Tage verſchoben werden, und dieſer Aufſchub

bewirkte große Veränderungen. Madame de Motteville bedauerte sie eines Tages, daß sie, in der rauhen Jahreszeit eine so weite Reise wagen wolle. „Sehen Sie denn nicht," erwiederte Anna, ihr den Arm drückend, „daß ich reisen muß!" — und als die Gräfin Fler, die zurückblieb, sie bat, wenn des Königs Vermählung entschieden sei, ihr sogleich Nachricht davon zu geben, erwiederte sie kopfschüttelnd: „Sein Sie ganz ruhig, ich hoffe keine Nachrichten für Sie zu haben." — Oeffentlich hingegen schien sie gar keinen Theil an der Sache zu nehmen.

Am 25. Oktober reiste der Hof endlich ab. Die Herzogin von Savoyen war zwar auch nicht frei von Unruhe, doch sie vertraute auf den Vortheil des Ministers, die geringe Wahrscheinlichkeit einer Verbindung mit Spanien und die Verdienste ihrer Tochter. Alle, die die Prinzessin gesehen hatten, sprachen vortheilhaft von ihr, erhoben ihre Tugend, ihren Verstand, und beschrieben sie zwar nicht schön, aber sehr liebenswürdig. Die Herzogin schmeichelte sich, da der ganze französische Hof, durch die angetretene Reise, ihr einen solchen Schritt entgegen that, man werde nun nicht mehr zurücktreten können. Die bescheidene Prinzessin dachte anders, wie man nachher erfahren. Sie fürchtete die Kränkung, verschmäht zu werden; sie suchte sich von der Reise los zu machen, stellte sich sogar krank, doch alles vergebens. Indessen erwarb sie sich durch ihr Betragen allgemeine Hochachtung und Jedermann erklärte, wenn sie nicht Königin werde, so sei sie wenigstens würdig es zu sein.

Der französische Hof kam am 23. November nach Lion, der savoyische am 25. Sobald man die Annäherung des letztern erfuhr, eilte der Kardinal Mazarin ihm drei Meilen weit entgegen; Monsieur, des Königs Bruder, empfing die Gäste eine Meile von der Stadt, der König selbst, nebst seiner Mutter, fuhren eine halbe Meile. Dann setzte sich der König zu Pferde, und ritt bis auf zehn Schritt dem ankommenden Wagen entgegen. Die Herzogin mit ihren Töchtern stieg aus. Der König bewillkommte sie mit hochklopfendem Herzen, und starren Blicken auf die ihm bestimmte Braut, sprengte dann zurück an den Wagen seiner Mutter, und rief mit großer Fröhlichkeit: „Sie ist sehr angenehm, sie gleicht ihrem Portrait vollkommen. Ein wenig braun ist sie freilich, aber sehr schön gebaut."

Jetzt stieg auch die Königin aus, die Herzogin küßte ihr, das Knie ein wenig beugend, ehrfurchtsvoll die Hand, die Prinzessinnen begrüßten sie kniend; Alle wurden von der Königin dem Anschein nach zärtlich umarmt. Sämmtliche hohe Personen stiegen jetzt in Einen großen Wagen. Ludwig saß neben Margarethen, unterhielt sie sehr lebhaft und sprach, wider seine Gewohnheit, viel; auch sie blieb ihm keine Antwort schuldig. Anna vertraute nachher der Frau von Motteville, sie habe das junge Paar ängstlich beobachtet, und sich der Unruhe, über diese schnelle Vertraulichkeit, nicht erwehren können, zumal da sie, gleich den übrigen Augenzeugen, bekennen mußte, Margarethe sei schön gewachsen, reizend gebaut, habe schöne Augen und fein gezeichnete Augenbraunen. Hängende Wangen

hatte sie von ihrer Mutter geerbt, ihr Mund war ein wenig groß, ihre Nase nicht schön, ihre Farbe braun, doch nicht häßlich bei Licht. Ihr Anstand war edel, fast stolz; sie schien nicht verlegen, Aller Augen auf sich geheftet zu sehen.

Mit großem Pomp hielt die glänzende Gesellschaft ihren Einzug in die Stadt, und stieg bei der Königin Mutter ab. Hier dankte die Herzogin öffentlich dem Könige und dem Kardinal für die Zurückgabe der Citadelle von Turin, und erhob diese Gefälligkeit mit einem solchen Schwall von Schmeichelworten, daß es der Königin mißfiel. Uebrigens schien an diesem ersten Abend sich Alles zum Vortheil der Prinzessin zu neigen.

Allein das Schicksal hatte es anders bestimmt. Die Infantin von Spanien selbst erzählte in der Folge der Frau von Motteville, daß, als ihr Vater von der Reise nach Lion gehört, er ausgerufen habe: »Das kann nicht sein, und wird nicht sein.« — Sie selbst gestand, sie habe diese Begebenheit sehr ungern, ihres Vaters Worte hingegen sehr gern vernommen, und zu ihrem Troste sie oft leise wiederholt. Schnell wurde Dom Antonio Pimentel nach Frankreich abgefertigt, um Frieden und die Hand der Infantin dem Minister anzutragen. Er eilte, ohne Pässe, auf die Gefahr gefangen zu werden, nach Lion, und an demselben Tage, in derselben Stunde, wo die Herzogin von Savoyen durch das eine Thor dieser Stadt fuhr, kam er verkleidet durch das entgegengesetzte. Doch sah er den Kardinal an diesem Abend vermuthlich noch

nicht, aber er vertraute ſich Colbert, der ihn am andern Morgen bei dem Miniſter einführte. Seine Sendung hatte den erwünſchten Erfolg. Die Vortheile, die er bot, waren zu überwiegend; der Kardinal gab den Gedanken an die savoy'ſche Prinzeſſin augenblicklich auf.

Noch wußte die Königin Mutter nichts; ihr Herz wurde von Kummer zernagt, denn als ſie am Abend zuvor, den jungen, feurigen Ludwig von Margarethen abwendig zu machen verſuchte, erklärte ſich dieſer ſehr beſtimmt, und ließ ſich ſogar die Worte entſchlüpfen: er ſei nun endlich Herr. Seine Mutter, die ſelten weinte, vergoß häufige Thränen, und ließ in allen Klöſtern von Lion um Erfüllung ihrer Wünſche beten. Beringhen, der erſte Kammerdiener, gegen den ſie ihren Schmerz laut äußerte, ging noch ſpät zum Kardinal, um ihn wo möglich umzuſtimmen. Allein Mazarin erwiederte trocken: »meine Schuld iſt es nicht, wenn der König ſich verliebt hat, und die ganze Sache geht mich nichts an.« — Das war gewöhnlich ſeine Antwort, wenn er etwas abſchlagen wollte, er, ohne deſſen Zuſtimmung ſonſt nichts geſchehen durfte.

Man denke ſich nun das frohe Erſtaunen der Königin, als der Kardinal am andern Morgen zu ihr in's Zimmer trat, wo ſie eben kummervoll, in tiefen Gedanken, den Kopf auf den Arm geſtützt ſaß, und ihr lächelnd zurief: »eine gute Neuigkeit, Madame! ich bringe Ihnen den Frieden ſammt der Infantin.« — Wie durch einen Zauber-

ſchlag verſchwand der düſtre Wolkenvorhang, der die ſchöne, heitere Zukunft ihr verhüllt hatte.

Der junge König erfuhr an dieſem Tage noch nichts, obgleich ſein Betragen gegen die Prinzeſſin, aus ganz andern Urſachen, bereits verwandelt erſchien. Mademoiſelle Mancini nämlich — die jetzt etwas weniger mager und häßlich war, auch durch die aus ihren Augen ſtrahlende Liebe verſchönert wurde — nahm ſich die Freiheit, eiferſüchtig auf Margarethen zu werden, machte dem Geliebten bittere Vorwürfe über den Geſchmack, den er an der ſavoyiſchen Fürſtentochter zu finden ſchien, und brachte es wirklich ſo weit, daß der ganze Hof ſeine Kälte gegen die Prinzeſſin bemerkte. Nun glänzte Zufriedenheit in den Augen der unwürdigen, aber ſiegenden Nebenbuhlerin, und ſie folgte dem Könige überall, wie ſein Schatten. Dieſe Kränkung diente doch nur, um Margarethen Aller Hochachtung, ſelbſt die der Königin Mutter zu erwerben; denn — Ludwig mochte ſie bemerken oder nicht — die Enkelin Heinrich's des Vierten blieb ſich immer gleich, freundlich, höflich gegen Jedermann, ohne die mindeſte Spur von Gefallſucht. Da der Kardinal der Herzogin, ihrer Mutter, wirklich ſchon zu viel verſprochen, auch die Reiſe nach Lion ſelbſt eine Art von Verbindlichkeit war, die er gleichſam im Angeſicht von ganz Europa übernommen, und die Herzogin ſehr dringend ihn daran erinnerte; ſo gab es Tage, wo Margarethens baldige Vermählung außer Zweifel ſchien, und wiederum andere, wo der Einfluß des ſpaniſchen Unterhändlers, von den Wünſchen der Königin Mutter leb-

haft unterſtützt, das angeknüpfte Band zu zerreißen drohte; aber es mochte nun jenes oder dieſes geſchehen, auf Margarethens Geſicht war nichts davon zu leſen, und ihr edler Stolz verließ ſie keinen Augenblick. Der Kardinal eröffnete endlich der Herzogin, daß man hoffe, ſie werde es nicht übel deuten, wenn, um Frieden für Frankreich zu erlangen, die Infantin ihrer Tochter vorgezogen werde: er ſagte ihr aber nicht, wie weit dieſe Unterhandlung ſchon gediehen ſei, ließ ſie vielmehr hoffen, ſie habe wenig davon zu befürchten, und ertheilte ihr die beſtimmte Verſicherung, daß, im Fall jene Ausſicht verſchwinde, keine andere als Margarethe den Thron von Frankreich beſteigen ſolle. Dasſelbe wiederholte ihr die Königin und damit war die leichtgläubige Fürſtin zufrieden. Der Herzog von Savoyen, ihr Sohn, kam jetzt auch nach Lion, und erwarb ſich auf einem glänzenden Balle den Beifall der Königin Mutter in einem hohen Grade, durch eine Galanterie im Geſchmack der alten Ritterzeiten, die der Eitelkeit der alten Dame ſehr behagte. Sie hatte nämlich noch ſehr ſchöne Hände und zeigte ſie gern. Als ſie nun, da der Herzog gerade neben ihr ſtand, den Handſchuh auszog, warf ſich dieſer mit einem Ausruf der Bewunderung auf die Knie, ergriff die ſchöne Hand, und drückte ſie mit verliebter Ehrfurcht an die Lippen. Er ſtand im Rufe eines Wollüſtlings, allein die fromme Königin war ſo weit entfernt, ſich über ſeine Verwegenheit zu ärgern, daß ſie vielmehr der Frau von Motteville vertraute, ſie habe in ihrem Leben keinen liebenswürdigern Mann geſehen. Auch Margarethe bewies

auf diesem Balle, daß sie nicht blos liebenswürdig, sondern bisweilen sogar schön sein könne. Die vielen Lichter waren ihrer bräunlichen Gesichtsfarbe günstig, sie hatte sich sehr geschmackvoll gekleidet, und tanzte zum Entzücken.

Nach vielen gewechselten Höflichkeiten und glänzenden Lustbarkeiten trennten sich endlich beide Höfe. Die Herzogin von Savoyen nahm ein schriftliches, vom Könige selbst unterzeichnetes Versprechen mit, Margarethen seine Hand zu reichen, im Fall der Friede mit Spanien und die Hand der Infantin nicht zu erlangen wären. Die Königin, von ihrer Reise sehr zufrieden, äußerte gegen ihre Vertraute, daß, ohne ihre Zwischenkunft, Ludwig höchst wahrscheinlich mit Margarethen sich rasch verbunden haben würde. Der König selbst schien erfreut, durch keinen übereilten Schritt sich gefesselt zu haben; der Kardinal arbeitete mit laulichem Eifer an der Aussöhnung mit Spanien, die er noch entfernt genug glaubte; und Alle waren zufrieden.

Nur Ludwig's fortwährende Anhänglichkeit für Mademoiselle Mancini machte der klugen Mutter noch manche Sorge. Sie haßte dieses Mädchen von ganzem Herzen, weil es sogar ihre Gegenwart nicht scheute, den König keinen Augenblick verließ, und die Kühnheit so weit trieb, ihm, vor der Mutter Augen, mit Vernachlässigung der geziemenden Ehrfurcht in die Ohren zu zischeln. Vergebens ermahnte die Königin ihren Sohn ernstlich, er hörte diese Ermahnungen nicht mit der gewohnten kindlichen Gelehrigkeit; er schmollte sogar darüber. Der Wollust Funke

hatte in der jungen Bruſt gezündet, und es war bereits vorauszuſehen, daß er kein Cato werden würde.

Eine Unterredung mit dem Kardinal verwandelte den mütterlichen Haß gegen die ſchlaue Verführerin bald in Abſcheu. Mademoiſelle Mancini nämlich, trunken von ihrer täglich wachſenden Gewalt über den gekrönten Geliebten, entdeckte ihrem Oheim, daß ſie Königin zu werden hoffe, wenn er durch ſeine Macht ſie unterſtützen wolle. Der ehrſüchtige Mazarin konnte dieſer glänzenden Lockung nicht widerſtehen, er ſprach davon mit der Königin Mutter, freilich nur ſo, als ob er über die Träume ſeiner Nichte lächle, doch war leicht zu merken, daß er die Geſinnungen der Mutter ſchlau ergründen wollte. »Ich glaube nicht, Herr Kardinal,« ſprach die ſtolze Anna von Oeſterreich, »daß mein Sohn einer ſolchen Handlung fähig iſt; doch wäre es, ſo würde ſicher ganz Frankreich ſich empören, und ich ſelbſt, ſammt des Königs Bruder, mich an die Spitze der Empörten ſtellen.« — Dieſe Unterredung hatte bittere Folgen für die Königin, denn der Miniſter konnte jene Worte ihr nie verzeihen. Zwar verbarg er ſeinen Groll, allein er hegte ihn bis an ſeinen Tod, und die Wirkungen desſelben, deren Urſache Niemand kannte, waren oft ſehr fühlbar.

Pimentel kam jetzt inkognito nach Paris, auch die Königin ſprach ihn insgeheim. Die Monarchin von Spanien gebar einen zweiten Sohn, und dadurch wuchs die Hoffnung, die Infantin bald auf Frankreichs Throne zu erblicken, indeſſen der Kardinal noch immer der Herzogin

von Savoyen mit Hoffnungen ſchmeichelte, die ſein eigenes Intereſſe erzeugte. Er verhehlte ſeinen Freunden nicht, daß er befürchte, die Infantin — die ihre Erhebung nicht geradezu ihm zu verdanken haben werde — möchte wohl, nach dem Beiſpiel ihrer Tante, die den Kardinal Richelieu gehaßt, Intriguen gegen ihn anſpinnen. Darum betrieb er die Sache ſo laulich; darum war es ihm ſehr zuwider, als der ſpaniſche Feldherr, Dom Juan von Oeſterreich, inkognito durch Paris reiſte, und die Königin darauf beſtand, ihn zu ſprechen. Es geſchah in einem Kloſter in Gegenwart ſehr weniger Zeugen, unter welchen ſich auch Frau von Motteville befand, die den berühmten Helden ſehr genau beſchreibt: klein von Geſtalt, aber wohl gewachſen, ſchwarzes Haar, blaue Augen voll Feuer, ſchöne Hände, eine geiſtreiche Phyſiognomie. Er trug ein graues Kleid und eine Weſte von ſchwarzem Sammt mit ſilbernen Knöpfen nach franzöſiſcher Mode. Ob er gleich nur ein Baſtard war, ſo befanden ſich doch in ſeinem Gefolge die vornehmſten ſpaniſchen Edelleute. Die Königin ſchien hoch erfreut, einen Sprößling ihres erlauchten Stammes zu ſehen, ſie trat mit ihm in einen Winkel des Zimmers, wo beide ſtehend wohl eine Stunde mit einander ſprachen. Dann ging er zum Kardinal, wo er prächtig bewirthet wurde. Jedermann lief hin, ihn zu ſehen, auch die Damen ſahen ihn ſpeiſen, und da er keine derſelben kannte, ſo ließ er ſein Auge frei auf ihnen herum ſchweifen, ohne ſie anzureden, oder ihnen Stühle anzubieten; doch wenn Eine mit ihm ſprach, antwortete er ſehr verbindlich. Die

Ott. Mein einziger Bruder! ein trefflicher Jüngling!

Graf. Sie kennen ihn?

Ott. Es sind nun fast drey Jahr als er mich in Frankreich besuchte. Vorher kannte ich weder Vater noch Bruder. Aber wenige Wochen waren genug, um das Band der zärtlichsten Geschwisterliebe zwischen mir und Camillo zu knüpfen. — Nein, er hat mich nicht vergessen! meine Briefe sind verlohren gegangen, das ist der einzige elende Trost, an den ich mich halte.

Graf Und wahrscheinlich kein leerer Trost.

Ott. Ein Gericht sagt, meines Vaters Güter seyen confiscirt, er selbst verbannt. Ach! er irrt vielleicht in Armuth und Dürftigkeit von Land zu Land! — vergebens suche ich seinen Nahmen in den Zeitungen — Ach! der Gram um Vaterland und Tochter warfen ihn aufs Krankenlager — ich sehe ihn verlassen von aller Welt — ich höre seine Seufzer — seinen Fluch! —

Graf. Ruhig, ruhig. Wir wollen schreiben, spioniren, Boten aussenden —

Ott.

Königin ließ ihn noch Einmal durch eine Hinterpforte nach dem Louvre kommen, und führte ihn in ihr schönes Badezimmer, wo er auch den König einen Augenblick sah, und, den Soldaten vergessend, den Höfling spielte, indem er ausrief: Ludwig verdiene ein erwählter König zu sein, wenn er nicht schon ein geborner wäre. Dom Juan reiste nach zwei Tagen wieder ab; die Königin war entzückt von ihm, und hatte nichts weiter an ihm auszusetzen, als daß er, sammt seinem ganzen Gefolge, beständig Fleisch aß, ohne sich an die Fastenwoche zu kehren.

Es wurde nun ein Waffenstillstand mit Spanien geschlossen. Der Kardinal und der spanische Minister Ludwig de Haro kamen auf der Grenze zusammen, um an dem erwünschten Frieden zu arbeiten. Doch kurz vor der Abreise des Kardinals hatte die Königin noch eine sehr ernstliche Unterredung mit ihm wegen seiner Nichte. Sie stellte ihm vor, daß es sich nicht gezieme, um die Hand der Infantin zu werben, während Ludwig daheim in unwürdigen Fesseln schmachte, und sie bestimmte ihn endlich zu einer Handlung, die ihm große Ehre brachte. Er entfernte Mademoiselle Mancini vom Hofe, mit dem strengen Verbot, an keinem Orte zu erscheinen, wo der König sich befinden werde. Der verliebte junge Monarch wurde durch diese heftige Maßregel so erschüttert, daß er, im Ausbruch der Leidenschaft, dem Kardinal vorschlug, dessen Nichte zu heirathen. Welche Versuchung für den ehrsüchtigen Mazarin! aber auch welche Bedenklichkeiten! der entschiedene Widerwille der Königin Mutter; das Murren des Volks; die weit

vorgerückten Unterhandlungen mit Spanien; alles das bestimmte seinen Entschluß. »Ihr Vater,« sprach er, »und Ihre Mutter haben mich zu Ihrem Rathgeber bestimmt. Lange habe ich Ihnen treu gedient, sollte ich jetzt Ihre Schwachheit mißbrauchen? Lieber wollte ich meiner Nichte einen Dolch in die Brust stoßen, als zum Verräther werden.«

Weinend und schluchzend willigte der König endlich in die Abreise der Geliebten. Bei der Trennung soll sie ihm gesagt haben: Sie weinen? und sind doch hier der Herr? — Allein ihr Oheim zeigte, daß er der Herr sei, und schickte sie nach Brouage, dem Orte ihrer Verbannung. Ludwig zeigte sich edel, indem er — wohl wissend, wie viel seine Mutter zu dieser Verbannung beigetragen — doch nicht über sie, sondern nur mit ihr klagte. Den Abend vor der Trennung kam er zu der Königin, äußerst niedergeschlagen. Sie nahm selbst ein Licht vom Tische und zog ihn in ihr Badekabinet, wo sie sehr lange mit ihm sprach. Beide hatten nach dieser Unterredung verweinte Augen. »Ich bedaure den König,« sagte Anna von Oesterreich zu der Frau von Motteville, »er ist leidenschaftlich und vernünftig zu gleicher Zeit. Ich hoffe, es sei mir gelungen, ihn zu überzeugen, daß er mir einst für das Uebel, welches ich ihm jetzt zufüge, danken wird.« — Am andern Morgen begleitete Ludwig unter Thränenströmen Mademoiselle Mancini bis zu ihrem Wagen, und scheute sich nicht, seinen heftigen Schmerz allen Umstehenden zu zeigen. Dann nahm er hastig Abschied von der Königin und eilte nach Chantilly, um sich zu zerstreuen.

Einige Tage nach der Abreiſe des Kardinals empfing die Königin einen Brief von ihrem Sohne, bei deſſen Leſung ſie Thränen vergoß. »Der König iſt gut,« ſagte ſie zu ihrer Vertrauten, »ich verſichere Sie, der König iſt gut.« Sie theilte darauf den Inhalt des Briefes mit. Ludwig bezeugte hohe Achtung für den Muth, mit dem ſie ſeine Leidenſchaft bekämpft; er brannte vor Verlangen, ſie wieder zu ſehen; er meldete, daß der Kardinal in einem langen Schreiben ihn ermahnt habe, mit ſeinen königlichen Pflichten ſich vertraut zu machen, und daß er entſchloſſen ſei, dieſe Ermahnungen zu befolgen. Aechter Ernſt war es ihm noch nicht damit, denn er unterhielt noch immer, durch einen gewiſſen Grafen, einen geheimen Briefwechſel mit Mademoiſelle Mancini. Die Königin erfuhr es von der Schwiegermutter des Vertrauten, und theilte dieſe beunruhigende Nachricht ſogleich dem Kardinal mit, der einen ſehr ſtarken Brief an den König ſchrieb, ſeine Nichte für eine Närrin erklärte, und den Unterhändler vom Hofe verbannte.

In Fontainebleau kamen Mutter und Sohn wieder zuſammen, und ſchieden zufrieden von einander. Ludwig zwar noch trauernd über ſeinen Verluſt, doch ſchon in mancherlei Zerſtreuungen Troſt ſuchend. Eine derſelben, in der er nicht wenig Beſchäftigung fand, waren die neuen Livreen, die er zu ſeiner Vermählung machen ließ.

Einige Zeit nachher trat der Hof die Reiſe nach der ſpaniſchen Grenze an, um das große angefangene Friedenswerk zu vollenden. Auf dem Wege nach Bordeaux — in

der Nähe von Brouage, wo Mademoiselle Mancini in Verbannung schmachtete — konnte Ludwig dem Verlangen, sie wieder zu sehen, nicht widerstehen, und die Königin wagte es, seinem heftigen Wunsche nachzugeben. Die Zusammenkunft geschah zu Cognac und war sehr rührend, hatte aber weiter keine Folgen. Der König setzte seinen Weg fort, Mademoiselle Mancini kehrte in ihre Einsamkeit zurück und der Roman hatte seine Endschaft erreicht.

Der Marschall von Grammont war schon vorläufig als außerordentlicher Gesandter nach Spanien abgereist, um förmlich um die Hand der Infantin zu werben. In seinem glänzenden Gefolge befand sich auch der Bruder der Frau von Motteville, der seiner Schwester sehr umständliche Nachrichten von der Aufnahme des Gesandten mittheilte. In Burgos war ihm zu Ehren ein Stiergefecht. In Alcobendas, drei kleine Meilen von Madrid, schickte der König ihm einen Gardeoffizier entgegen mit einem Geschenk von allerlei Seltenheiten. Eine halbe Meile vor der Residenz erwartete ihn der Postmeister mit acht schön gekleideten Postillons und einer Menge königlicher Rittpferde, deren Sättel und Zäume mit silbernen Spitzen besetzt waren. Das ganze Gefolge im größten Pomp, mit Stickereien, Bändern und hohen Federbüschen herrlich geschmückt. So hielt der Gesandte seinen Einzug und ritt im kleinen Galopp durch die mit Menschen und Kutschen angefüllten Straßen; die zahlreichen Balkons waren voller Damen. Die Luft ertönte von des Volkes Freudengeschrei. Der Zug gelangte auf den Schloßplatz, den eine zahllose

Menge prächtiger Wagen rings umgab, und alle Fenster des Palastes wimmelten von Herren und Damen. Der Gesandte stieg ab, der Admiral von Kastilien empfing ihn. Man zog durch einen mit Menschen voll gestopften Vorhof, wo die Zuschauer an den Federbüschen und Bändern der Franzosen so großes Behagen fanden, daß sogar die Damen sich nicht scheuten, sie ihnen abzureißen. Nachdem sie viele, mit Gemälden und Statuen verzierte Säle durchwandelt hatten (die größtentheils sehr dunkel waren, weil, wegen Seltenheit des Glases, manche nur sehr kleine und manche gar keine Fenster hatten), traten sie endlich in einen großen Saal, wo der König, umgeben von den Großen seines Reiches, sich befand. Er war sehr einfach gekleidet, und stand unter einem mit Gold und Silber gestickten Thronhimmel. Beim Eintritt des Gesandten faßte er an den Hut, als aber der Marschall sich näherte, blieb der König unbeweglich, selbst dann, wenn Jener, bei Ueberreichung seines Kreditivs, den Hut von Zeit zu Zeit abnahm. Nur als der Gesandte sich wieder entfernte, berührte der König seinen Hut noch einmal.

Zur Linken des Saales hinter einer Glasthür, befand sich die Königin mit den beiden Infantinnen. Nach der Audienz bei dem Könige verfügte der Marschall sich zu ihnen. Sie hatten sich gleichfalls unter einen Thronhimmel begeben. Die Königin zählte damals vierundzwanzig Jahre, die Infantin etwa zwanzig. Beide hatten so entsetzlich große Reifröcke an — (die man drollig genug Infantin-

nen-Wächter (Guard Infante) nannte) — daß sie, neben einander stehend, die ganze Breite des um einige Stufen erhabenen Platzes einnahmen, und die jüngere kleine Infantin kaum noch ein Plätzchen auf dem Rande fand. Den Franzosen schien ihres Königs Braut weit schöner als alle ihre Portraits. Sie hatte blaue, nicht große aber feurige Augen, aus welchen die Freude strahlte. Ihre breite Stirn war, durch die Art ihr Haar zu tragen, ein wenig zu sehr entblößt. Eine schöne Nase, rosenrothe Lippen, eine blendend weiße Farbe, zierten ihr Gesicht. Sie hatte sich geschminkt, doch weniger als die übrigen Damen. Ihr schönes blondes Haar hatte sie an diesem Tage unter falschen Haaren verborgen, die mit vielen Bändern aufgeflochten waren. Sie schien nicht groß, aber von üppigem Wuchse.

Der Gesandte sprach einige Zeit zu der Königin mit bedecktem Haupte, doch nachdem er auf diese Weise die Würde seines Herrn behauptet, nahm er den Hut ab, und, während er die Infantin begrüßte, blieb er stets unbedeckt. Er sagte ihr, daß der Brief der Königin von Frankreich, sein Schweigen und seine Ehrfurcht, ihr den Zweck seiner Reise deutlicher als seine Worte ankündigen würden.

Sehr auffallend war den Franzosen, daß hinter den zahlreichen Hofdamen eine Menge von Herren mit bedeckten Häuptern standen, die auch nicht einmal beim Eintritt des Gesandten ihre Hüte abnahmen. Man glaubte Anfangs, es wären lauter Grands von Spanien; allein man erfuhr bald, daß bei solchen feierlichen Gelegenheiten jede Dame das Recht habe, zwei ihrer Verehrer mitzunehmen, die

nicht einmal vor der Königin den Hut abziehen dürften; und der Grund dieser seltsamen Gewohnheit — weil man voraussetzt, daß sie ganz verloren in dem Anschauen ihrer Damen sind; und nichts von alle dem gewahr werden, was um sie herum vorgeht.

Einige vom französischen Gefolge gingen nachher, um die Königin speisen zu sehen; eine schwer zu erlangende Vergünstigung, auch durften sie nur von ferne an der Thür stehen. Die Königin saß ganz allein an der Tafel. Wenn sie trinken wollte, so brachte ein Page das Glas einer von ihren Damen, die es kniend überreichte. Auch der Page mußte hin knien, und auf der andern Seite des Sessels kniete noch einer, die Serviette haltend. — Als der König in die Messe ging, herrschte nicht weniger Steifheit. Drei Frauenzimmer mit Bittschriften vertraten ihm den Weg; er nahm ihre Papiere, hörte auf ihre Klagen, blieb aber so unbeweglich als eine Statue. Mit dem Gesandten, der ihn begleitete, sprach er kein Wort. Nach der Messe wurden die Franzosen bei dem Admiral bewirthet. Man zählte sechs und achtzig Personen; die Spanier saßen Alle an einer Seite der Tafel, die Gäste an der andern. Es wurden sieben bis achthundert Schüsseln aufgetragen. Nach dem Essen hörte man Gesang von der Harfe und Guitarre begleitet. Dann war Schauspiel, mit possenhaften Zwischenspielen, auch Balleten, in welchen die Weiber mit Castagnetten tanzten.

Einige Tage darauf überbrachte man dem Marschall

Grammont Antwortsschreiben vom Könige, der Königin und der Infantin. Ein im Geruch der Heiligkeit stehender Mönch, welcher Zutritt im Palast hatte, erzählte dabei, er habe die Prinzessin mit »Ihro Majestät" angeredet, und sie habe gelacht. Die Franzosen schmeichelten sich daher, nun schon eine Königin zu besitzen. Bei der Abschieds-Audienz that der König endlich auch einmal den Mund auf, und sagte dem Gesandten: er habe sich gefreut ihn kennen zu lernen. Als die Söhne des Marschalls ihn begrüßten, sagte er: »schöne Knaben" und das war Alles.

Bei der Königin gab der Marschall sich alle Mühe, um die Infantin zum Reden zu bewegen, konnte jedoch nichts weiter aus ihr bringen, als: »Sagen Sie der Königin, meiner Gebieterin und Tante (mi Sennora y mi Tia), daß ich stets ihren Füßen unterworfen sein werde." — Zum Beschluß wurde noch ein Schauspiel im Palast aufgeführt, wobei nicht mehr als sechs große Wachslichter auf ungeheuren silbernen Leuchtern brannten. Zu beiden Seiten des Saales befanden sich zwei vergitterte Logen, eine derselben für die kleinen Prinzen, die andere für den Gesandten. Längs dieser Logen standen blos zwei lange Bänke mit persischen Teppichen bedeckt. Zehn oder zwölf Damen setzten sich auf die Teppiche, den Rücken an die Bänke lehnend. Einige Herren standen. Als der König, die Königin und die Infantin eintraten, leuchtete ihnen eine Dame mit einer Wachskerze. Der König zog den Hut vor den Damen ab, und setzte sich dann neben einen Schirm. Während des ganzen Schauspiels rührte er weder Kopf, noch Hand, noch Fuß;

nur die Augen verdrehte er bisweilen nach beiden Seiten. Außer einem Zwerg war Niemand bei ihm. Als das Schauspiel geendigt war, standen die Damen auf, gingen gravitätisch eine nach der andern bei dem Könige vorbei und machten tiefe Verbeugungen, welches eine halbe Viertelstunde währte. Dann faßten sie sich paarweis bei der Hand und verließen den Saal. Der König blieb während dieser Ceremonie unbedeckt. Endlich stand auch Er auf und machte der Königin eine Reverenz, die Königin machte der Infantin eine Reverenz, dann faßten sich alle drei bei den Händen und gingen.

Der französische Hof hatte zu Bayonne verweilt, und erhob sich nun nach St. Jean de Luz an die spanische Grenze. Auf einer kleinen Insel war ein sehr schönes Gebäude errichtet, ein Saal, dem zwei Gallerien zu Ausgängen dienten, die Eine derselben führte nach Frankreich, die Andere nach Spanien. Im verflossenen Jahre hatte der Kardinal und Dom Ludwig de Haro in diesem Saal den Frieden unterhandelt, jetzt sollte er, noch köstlicher geschmückt, die beiden versöhnten Monarchen aufnehmen. Der spanische Hof war zu St. Sebastian angekommen. Viele Franzosen gingen dahin, um den König speisen zu sehen, und drängten sich bisweilen so um ihn her, daß seine Tafel in Gefahr gerieth, umgestoßen zu werden. Ludwig ließ sich oft nach dem Befinden der Infantin erkundigen, erhielt aber stets nur sehr kurze Antworten, seiner Mutter hingegen ließ sie die zärtlichsten Dinge sagen. Der Bischof von Frejus wurde hinüber gesandt, um im Namen des Königs

Zeuge der Vermählungs-Ceremonien zu sein. Ludwig gab ihm auch einen Brief an die Infantin, als an seine versprochene Braut, mit. Weil aber noch einige Grenzstreitigkeiten zu berichtigen waren, sagte ihm der König von Spanien, er möchte den Brief nur noch behalten, es sei noch nicht Zeit. Der schlaue Bischof wollte wenigstens der Infantin seines Herrn Ungeduld zu erkennen geben, trug deswegen, bei einer Audienz, die sie ihm ertheilte, den Brief versiegelt in der Hand, und nach einigen lauten Komplimenten fügte er leise hinzu: »Aber, Madame, ich habe Ihnen noch ein Geheimniß zu vertrauen.“ — Bei dem Worte Geheimniß blickte sie um sich, um zu sehen, ob ihre Damen fern genug wären. Der Bischof fuhr fort, indem er ihr verstohlen den Brief zeigte: »Da der König, mein Herr, bereits glücklicher zu sein glaubte, als er wirklich ist, so hat er mir diesen Brief anvertraut, den Ihr Vater zu überreichen mir verboten.“ — Sie erwiederte leise: »Ohne meines Vaters Erlaubniß darf ich ihn nicht annehmen, allein er hat mir gesagt, daß Alles bald berichtigt sein werde.“

Als hierauf der Bischof in sie drang, ihm doch ein Wörtchen für den König aufzutragen, sagte sie: »Alles was ich der Königin, meiner Tante, versichere, gilt auch für ihn.“

Indessen wurden spanischer Seits noch allerlei Schikanen wegen einiger Dörfer gemacht. An beiden Höfen war man sehr verdrießlich darüber und zischelte sich bereits in die Ohren, es könne wohl noch Alles wieder abgebrochen

Ott. O! wie ſchrumpft jedes Erdenglück zuſammen, wenn der Eltern Fluch es drückt! (ſie geht weinend ab.)

Achte Scene.

Der Graf und Natalie.

Graf. Wahr! ſehr wahr! und eben darum, gutes Kind, verdienſt du deine Quaalen. — Aber du dauerſt mich doch.

Nat. Sie leidet unausſprechlich.

Graf. Franz! Franz! wo war deine Ehre — dein Gewiſſen —

Nat (entſchuldigend) Die Liebe —

Graf. Ey was Liebe! beſchimpft mir doch nicht das einzige Ding, das hienieden von göttlicher Abkunft iſt. Da nehmt ihr eine Puppe, behängt ſie mit euren elenden Leidenſchaften, ſtellt ſie an den Pranger, und ſprecht: das iſt die Liebe. — Die Liebe, meine werthe Fräulein Tochter, iſt mit Tugend und Edelmuth ſo innig verbunden, als der Geruch mit der Roſe.

Nat.

werden. Endlich, nach vielen Botschaften hin und her, kam die frohe Nachricht, daß Alles beigelegt sei, und der spanische Monarch am 25. Juni (1660) in Fontarabien eintreffen werde, um am 3. die Vermählung seiner Tochter zu feiern. Sie sollte dem spanischen Minister, Dom Ludwig de Haro, in Ludwig's Namen angetraut werden. Am bestimmten Tage fuhren eine Menge neugierige französische Damen (unter ihnen auch Frau von Motteville) nach Fontarabien, um der Ceremonie beizuwohnen. Sie fanden die Garden bereits in der Kirche aufgestellt, die müßig standen, weil kein Gedränge war, und die fremden Damen erstaunten nicht wenig, an einem solchen Tage die Kirche so leer zu finden. Der Platz des Königs, um die Messe zu hören, glich einem Bett mit Vorhängen, die nur vorne gegen den Altar zu aufgezogen waren, so daß man gewöhnlich ihn gar nicht sah. Ehe die Messe ihren Anfang nahm, unterhielten die spanischen Priester die französischen Damen so galant, daß die fromme Frau von Motteville sich fast darüber ärgerte, und es nur durch das heiße Klima zu entschuldigen wußte. Nach dreiviertel Stunden ungefähr kam der König und führte die Infantin an der linken Hand. Er nahm seinen Platz ein, die Prinzessin setzte sich ihm zur Linken. Die Vorhänge blieben diesmal offen, vielleicht weil Mademoiselle, die Tochter des Herzogs von Orleans, sich inkognito unter den Fremden befand. Der König sah oft nach ihr hin. Die Grands von Spanien begaben sich auf ihre Plätze, und berührten im Vorübergehen den Vorhang ihres Monarchen. Der Bischof von Pampe-

luna las die Meſſe, aber ohne alle Pracht. Der Biſchof von Frejus ſaß als Zeuge neben dem Hochaltar. Nach der Meſſe näherte ſich der Biſchof von Pampeluna ſammt Dom Ludwig de Haro der Infantin, die ein wenig vortrat. Die Vollmacht des Königs von Frankreich wurde verleſen, dann ſprach der Biſchof die Trauungsformel. Als die Prinzeſſin das feierliche Ja ausſprechen ſollte, wandte ſie ſich zuvor an ihren Vater, dem ſie eine tiefe Verbeugung machte, und dann ein leiſes Ja von ſich gab. Das zweite Mal vernahm man es etwas deutlicher; nach völlig beendigter Ceremonie kniete ſie vor ihren Vater nieder, der ſie aufhob, zärtlich in ſeine Arme ſchloß, und, aller Etikette zum Trotz, väterlich weinte. Alle Zuſchauer weinten mit.

Das Urtheil der ſcharf bemerkenden franzöſiſchen Damen über ihre neue Königin war ſehr vortheilhaft. Eine blendend weiße Haut, blaue Augen voll ſanften Feuers, Purpurlippen, ſilberblondes Haar, um einen vollen Buſen wallend, das waren die Schönheiten, die man ihr zugeſtand; nur etwas größer, meinte man, und mit ſchönern Zähnen begabt, würde ſie eine der ſchönſten Frauen in Europa geweſen ſein. Ihre Kleidung hingegen fand man abſcheulich. Die ſpaniſchen Damen trugen damals nichts feſt Anſchließendes um den Leib; die Schultern ganz blos — (und ach! die meiſten hatten ſchwarze magere Schultern) — ihre kleinen Aermel aufgeſchnitten und ohne Geſchmack, ihr Leinenzeug ſparſam, ihre Spitzen häßlich, ihre hängenden Ermel abſcheulich, ihre Reifröcke fürchterlich, denn es ſah gerade ſo aus, als ob man Tonnen-Reife unter ihre

Röcke genäht hätte, nur etwas mehr oval. Wenn sie gingen, oder vielmehr wackelten, so bewegte sich diese Maschine auf und nieder, wie ein Balken, auf dem die Gassenbuben schaukeln. Ihr Kopfzeug war sehr breit, mit falschen Haaren ausstaffirt, die Stirn ganz frei. Einige trugen die Haare geflochten und mit häßlichen Bändern aufgesteckt. Da diese Mode der Natur näher kam, so war sie auch weniger unangenehm. Die Infantin erschien an ihrem Vermählungstage breit frisirt, ihr weißes Kleid mit Talkstein gestickt (denn Silberstickerei war in Spanien verboten), ihre Diamanten in sehr viel Gold gefaßt, ihr schönes Haar unter eine Art von Mütze gesteckt, die sie verstellte.

Nach der Trauung speiste die neue Königin ganz allein, und ließ zuvor die französischen Damen zum Handkuß. Bei der Tafel unterhielt sie sich mit Frau von Motteville, weil sie spanisch verstand, und gewährte ihr sogar die Bitte, ihr verstecktes blondes Haar zu zeigen. Der König, ihr Vater, hatte unterdessen auch ganz allein gespeist; Mademoiselle, die Tochter des Herzogs von Orleans, war unter den Zuschauern, und kam nachher zu der neuen Königin, hinter deren Sessel sie trat. Es entspann sich ein sehr verbindliches Gespräch, wobei Frau von Motteville die Dollmetscherin war. Da Mademoiselle stets inkognito blieb, so sagte die junge Königin lächelnd nach aufgehobener Tafel: »Ich wünsche Sie inkognito zu umarmen,« und führte sie in ihr Zimmer. Vorher aber hatte sie zu ihrem Vater geschickt, und sich erkundigen lassen, welche Etikette sie mit der Prinzessin beobachten sollte.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
KOTZEBUE,A.F.F.VON
3-598-51521-9
FN. 14780/158

Der spanische Hof war weit minder zahlreich als der französische; die Kleidung der Grands, ohne Stickerei, minder prächtig scheinend, doch im Grunde weit kostbarer, nämlich mit Edelsteinen besetzt. Ihre engen Unterkleider waren das Extrem von denen der Franzosen, welche sie damals entsetzlich weit trugen.

Am andern Tage war eine Zusammenkunft zwischen dem Könige von Spanien, der Neuvermählten und der Königin Mutter beschlossen; Ludwig sollte sich zu Pferde unter den Fenstern des Saales zeigen; und beide Könige nur Einmal mit großer Feierlichkeit zusammenkommen, nämlich an dem Tage, wo sie den Frieden beschwören würden. Als die Königin Mutter, die leibliche Schwester des Königs von Spanien, ihren Bruder erblickte, den sie seit fünf und vierzig Jahren nicht gesehen hatte, flog sie in seine Arme. Er erwiederte die Umarmung sehr gravitätisch, und bog den Kopf zurück, als sie ihn küssen wollte, welches sie verschiedene Mal vergebens versuchte. Die Infantin warf sich vor ihr auf die Knie, und wollte durchaus ihre Hand küssen, wurde aber statt dessen zärtlich von ihr umarmt. Zu Monsieur, Ludwig's Bruder, sagte der König, daß er erfreut sei, Seine Hoheit kennen zu lernen. Dem Kardinal ertheilte er große Lobsprüche, erklärend, daß Europa ihm den Frieden verdanke. Die königlichen Geschwister ließen sich Sessel reichen, die gerade auf die Grenzlinie der beiden Königreiche gesetzt wurden. Die junge Königin erhielt nur ein Polster (Carreau) und Monsieur einen gewöhnlichen Stuhl (siège pliant). Die Königin

Mutter ſprach herzlich, ihr Bruder mit ſteifem Ernſt. Als jene eine Klage über den langen, nun beendigten Krieg fallen ließ, ſagte er: »Ach, Madame! der Teufel hat ihn angeſtiftet!« — Bald darauf ließ er ſich vernehmen: »Nun werden wir bald Enkelchen haben.« — Während ſie noch dergleichen unbedeutende Worte wechſelten, näherte ſich der Kardinal, anzeigend, daß ein Unbekannter an der Thür ſtehe, welcher um Erlaubniß bitte, ſie zu öffnen. Es wurde zugeſtanden, die Thür halb geöffnet, und ſo ſah Ludwig ſeine Gemahlin zum erſten Male. Er ragte über die beiden Miniſter, Mazarin und de Haro, welche die Thür offen hielten, um einen ganzen Kopf hervor. Die junge Königin betrachtete ihn erröthend, und ihr Vater ſagte: »Ein ſchöner Eidam.« — Die Mutter wünſchte zu wiſſen, wie er ihrer Schwiegertochter gefalle? aber der unerſchütterliche König antwortete: »es iſt noch nicht Zeit, davon zu reden.« — Und wenn wird es denn Zeit ſein?« fragte die Mutter ein wenig ungeduldig. »Sobald ſie über die Schwelle jener Thür wird geſchritten ſein,« erwiederte der ernſte Monarch. — »Was dünkt Ew. Majeſtät von jener Thür?« flüſterte Monſieur der Infantin zu. — »Sie gefällt mir ſehr wohl,« verſetzte ſie lächelnd.

Ludwig zog ſich wieder zurück, und ging an das Ufer, um die Infantin einſchiffen zu ſehen. Dort ſagte er zum Prinzen Conti: anfangs habe er geſtutzt über die Häßlichkeit der Kleidung und des Kopfzeuges, aber, das abgerechnet, habe er ſie ſchön gefunden, und fühle, daß es ihm leicht ſein werde, ſie zu lieben. — Die Spanier drängten

sich dermaßen um Ludwig, daß sie ihn wirklich trugen, und wo er sich zeigte, erschallte die Luft von Segenswünschen. Eben so ging es der jungen Königin, als sie ihr prächtiges Boot bestieg; die Hände wurden ihr fast entzwei geküßt; besonders schien ein Graf Pugnoen roſtro, der ihr Page gewesen, ihre Hand verschlingen zu wollen. Als sie nun endlich überschiffte, galoppirte Ludwig längs dem Ufer mit dem Hut in der Hand. Die Neuvermählte gestand nachher ihrer vertrauten Kammerfrau, daß sie ihn sehr schön gefunden habe.

Am 6. Juni kamen nun auch beide Monarchen, im größten Pomp zusammen, und beschwuren den Frieden, wobei sie vor einer Tafel knieten, und die Hand auf die Bibel legten. Dann umarmten sie sich mit der Versicherung, daß sie auch ewige Freundschaft beschwören wollten. Jeder König hatte seine Hälfte des Insel-Saales möblirt, und den Andern in Pracht zu übertreffen gesucht. An beiden Ufern paradirten die Garden, die Spanischen in gelb und rothen Uniformen, die zwar schimmerten, allein von den in blau und Gold gekleideten Franzosen verdunkelt wurden.

Am andern Morgen trennte sich der Vater von seiner Tochter, die er nun zum letzten Male sah; und hier triumphirte abermals die Natur über die Etikette, der König weinte bitterlich, die Infantin war außer sich. Dreimal warf sie sich vor ihm auf die Knie, und bat um seinen Segen, den er ihr schluchzend ertheilte. Die Grands von Spanien drängten sich um sie, Jeder wollte ihre Hand, ihren Rock noch einmal küssen. Man hob sie in einen mit

Gold und Silber-Stickerei bedeckten Staatswagen, und brachte sie nach Jean de Luz, begleitet von Garden, Chevaurlegers, Gensdarmes, Mousquetaires und dem ganzen Hofstaat zu Pferde in der schimmerndsten Kleidung. Sie stieg bei der Königin ab, die, von diesem Tage an, sich Königin Mutter nennen ließ. Gegen Abend wurden alle Mannspersonen aus dem Hause getrieben, ausgenommen den Garde-Kapitän und die Pförtner. Nun entkleidete sich die junge Königin; Ludwig besuchte sie zum ersten Male, und wollte ihr das Souper im Bette serviren lassen. Da sie aber wünschte, mit ihm und seiner Mutter zu speisen, so führte er sie hinüber, wo sie hold erröthend in die Arme der Schwiegermutter flog, sie bald Tante, bald Mutter nannte, und mit gleicher Zärtlichkeit empfangen wurde. Anna von Oesterreich wollte ihren Sohn bemerken lassen, wie schön seine Gemahlin im Nachtkleide sei, nachdem sie den abscheulichen Reifrock abgelegt; eine überflüssige Bemerkung, die er längst selbst gemacht hatte. Es war nur ein einziger Stuhl im Zimmer, den sie der Schwiegertochter reichen ließ, die ein wenig verlegen und verschämt, dem Könige neben sich Platz machen wollte; allein er war zu galant, um es anzunehmen. Während der Mahlzeit (bei welcher blos Monsieur noch gegenwärtig war, und keine andern Zeugen als Frau von Motteville und einige Kammerfrauen), war das Gespräch so traulich, als habe man sich längst gekannt, und die junge Königin küßte ihrer Schwiegermutter sehr oft die Hände. Nach der Tafel führte Ludwig seine Gemahlin in ihr Schlafzimmer, durfte aber

noch immer nicht bei ihr bleiben. Sie hatte eine üble Nacht, ſchlief gar nicht, und rief ihrer Kammerfrau oft ſeufzend zu: »Ach Molina! mein Vater!« — Am andern Tage ging ſie mit dem Könige in die Meſſe, beſah alsdann die ihr beſtimmten Kleider, Wäſche und Toilette, kleidete ſich auch zum erſten Male nach franzöſiſcher Mode, und ertrug ſanftmüthig den Zwang, den es ihr verurſachte. Sie bat den König um einen Kourier, den ſie an ihren Vater ſchicken wollte, gab aber zuvor den offenen Brief ihrem Gemahl zu leſen. Ludwig beſuchte ſie gegen Abend wieder, und es fand ſich, daß er, der bis jetzt ſich geſtellt hatte, als verſtehe er kein Spaniſch, dieſe Sprache recht geläufig redete. Die Königin ging zeitig ſchlafen, um ſich auf den folgenden Tag vorzubereiten.

Am neunten Juni erſchien ſie mit der Krone auf dem Haupte, im königlichen, mit goldenen Lilien beſäeten Gewande, und dem königlichen Mantel mit einer langen Schleppe. Ludwig war ſchwarz gekleidet, ohne Brillanten. Durch eine bedeckte Gallerie, die von der Wohnung der Königin Mutter bis zum Eingange der Kirche erbaut war, verfügte ſich das Brautpaar dorthin, und ſtand unter einem Thronhimmel von violettem Sammet mit goldenen Lilien. Teppiche, Stühle, Polſter, Alles war mit goldenen Lilien beſäet. Ehe der Biſchof Meſſe las, überreichte er dem Könige den Trauring, den Ludwig, ſammt dem gewöhnlichen Geſchenk an Goldmünzen, auf einer goldenen Schüſſel der Braut darbot. Als die Königin ihr Opfer zum Altar brachte, trugen die Prinzeſſinnen von Geblüt ihre Schleppe, und

die vornehmſten Herren des Hofes trugen wiederum die Schleppen der Prinzeſſinnen. Dasſelbe geſchah, während das Brautpaar unter das Tuch geſtellt wurde. Der Kardinal empfing den Kuß des Friedens, und brachte ihn der Königin Mutter, die zur Rechten unter einem Thronhimmel von ſchwarzem Sammt ſaß, und deren Geſicht durch innere Heiterkeit ſo verſchönert wurde, daß ſie im neun und fünfzigſten Jahre ſich noch mit ihrer Schwiegertochter hätte vergleichen dürfen.

Nach geendeter Ceremonie ruhte die Neuvermählte aus, und kleidete ſich dann in Silberſtoff, der ihrer Schönheit neuen Glanz lieh. Der ganze Hof zeigte ſich dem Volke auf dem Balkon, der König ſelbſt warf Schau-Münzen aus. Gleich nach dem Abendeſſen verlangte der König ſchlafen zu gehen. Mit Thränen in den Augen flüſterte die Neuvermählte der Schwiegermutter zu: »es iſt noch zu früh.« Als ſie aber hörte, daß der König ſchon ausgekleidet ſei, that ſie ein Gleiches, ſchien ſich ſelbſt zu ermuthigen, und ſagte: »geſchwind, geſchwind, der König erwartet mich.« — Von der Schwiegermutter eingeſegnet beſtieg ſie nun das Brautbett.

Die innigſte Eintracht und Liebe folgten dem mütterlichen Segen. Ludwig bat ſeine Gemahlin, die Gräfin von Priego, ihre ſpaniſche Ehrendame zurückzuſenden, weil die Sitte des franzöſiſchen Hofes nicht verſtatte, dieſen Platz einer Fremden zu überlaſſen. Sie antwortete: »ſie habe keinen Willen als den ſeinigen; ſie habe Vater und Vaterland verlaſſen, um ſich ihm ganz zu ergeben, und

Nat. Doch wird ſie vielleicht öfter durch Grillen und Vorurtheile, als durch Leidenſchaften entweiht. Jene ſind es, die oft Liebende zwingen, weniger edel zu ſcheinen.

Graf. Du ſprichſt wahrhaftig, als ob du auch Luſt hätteſt davon zu laufen.

Nat. Bewahre der Himmel! mein guter Vater hat mich keinem ſeiner Freunde verſprochen.

Graf. Das kannſt du nicht wiſſen.

Nat. Er wird mein Herz zu Rathe ziehn.

Graf. Mädgen-Herzen ſind ſchlechte Rathsherrn.

Nat. Freylich, wenn die Rathsherrn immer auch Ja-Herrn ſeyn müſſen.

Graf. Kurz, Natalie, wenn du je im Stande wäreſt mir einen ähnlichen Streich zu ſpielen, ſo wollte ich lieber, meine Neapolitaner hätten dir den Hals gebrochen.

Nat. Sie erinnern mich da an eine Begebenheit, die mir drückend iſt.

Graf. Drückend? warum?

Nat. Ohne den Beyſtand jenes edlen Jünglings war es um mich geſchehn, und noch immer

sie bitte blos um die Vergünstigung, nie von seiner Seite zu weichen.“ Augenblicklich befahl Ludwig dem Reise-Marschall, ihn auf der Reise nie von der Königin zu trennen, das Haus möchte noch so klein und unbequem sein. Seine Mutter war außer sich vor Freuden über sein Betragen, denn da sie ihn ein wenig kalt und ernst kannte, so hatte sie das Gegentheil befürchtet. Jetzt dankte er ihr sogar noch einmal förmlich, daß sie Mademoiselle Mancini ihm aus dem Herzen gerissen.

Als die Gräfin von Priego abreiste, schickte die Königin Mutter ihrem erlauchten Bruder eine prächtige, mit großen Brillanten bedeckte Tischuhr, schämte sich aber, als sie blos spanische Handschuhe zum Gegengeschenk erhielt, die nicht einmal gut waren.

Auf der Reise des Hofes bis Fontainebleau trug sich nichts Merkwürdiges zu. Die Städte Bordeaux, Orleans u. s. w. empfingen ihre neue Königin, welche die schönste Morgengabe, den Frieden, brachte, mit allen ersinnlichen Ehren- und Freudenbezeigungen. Einige Wochen nachher ging der feierliche Einzug in die Hauptstadt vor sich. Die Königin saß auf einem Triumphwagen, der an Pracht und Glanz mit dem Sonnenwagen stritt. Sie selbst war schwarz gekleidet, mit Gold und Diamanten bedeckt, ihre Schönheit beschämte Gold und Diamanten. Der König ritt auf einem muthigen Rosse, und glich einem Halbgott. Das Volk jauchzte. Die Königin Mutter stand auf einem Balkon und vergoß Freudenthränen.

Bericht der Hebamme, welche Heinrich dem Vierten sein erstes Kind brachte.

Wenn der Leser ohne Zweifel oft über jene steife Etikette gelächelt hat, die jedem wahrhaft großen Monarchen eben so lästig als seinen Unterthanen, und nur von solchen erfunden oder nachgeahmt worden, welchen ihr Gefühl sagte, daß sie keinen Anspruch auf freiwillige Ehrfurcht machen dürften; so wird bei der folgenden Beschreibung, die ich des Kontrastes wegen hieher stelle, jenes mitleidige Lächeln sich in angenehme Rührung verwandeln. Es ist von Heinrich dem Vierten die Rede, von diesem als König und Mensch gleich liebenswürdigen Manne, der seinen Ruhm nie im Zertreten, nie sein Vergnügen in elenden Schmeicheleien fand; der statt jener seinen Bauern ganz gleichgiltigen Ehre, hundert oder tausend Quadratmeilen Landes mehr zu Frankreich zu rechnen, lieber einem Jeden ein Huhn in den Topf zu verschaffen suchte; dessen Bildsäule niedergerissen und noch nicht wieder aufgerichtet; dessen entweihte Gebeine aus der Grube neben der Kirche von St. Denis, wo ein ehrlicher Greis sie verscharrte, noch nicht wieder in den prachtvoll hergestellten Tempel begraben worden. Dieser Heinrich, den noch heute die Nachwelt mit Entzücken nennt, wußte nichts von Etikette, legte nie eine kalte Rinde um sein Herz; aber freilich, er hatte auch ein Herz; es sprach aus

jeder seiner Handlungen; es spricht laut aus der folgenden Erzählung einer Hebamme, die ihm sein erstes Kind brachte. Sie hieß Bourſier und ließ ihren ungekünſtelten Bericht zu Paris im Jahre 1625 drucken. Ein Auszug aus dieſer Schrift wird bei keinem Leſer von Gefühl Langeweile erregen. Die ehrliche Frau mag ſelber reden.

Als die Königin mit ihrem erſten Kinde ſchwanger ging, wollte der König, daß die alte Mädame Dupuis Geburtshelferin bei ihr werden ſollte, weil ſie von einigen vornehmen Damen ihm empfohlen war, allein die Königin mochte nichts von ihr hören. Mir war noch nicht in den Sinn gekommen, daß mir ein ſolches Glück beſchieden ſei. Die Frau Präſidentin de Thou, meine Gönnerin, fiel darauf, ſprechend: „die erſte und nothwendigſte Eigenſchaft einer Hebamme ſei, daß ſie der Wöchnerin behage. Ich wurde vorgeſchlagen, wenigſtens als Gehilfin der alten ſchwachen Dupuis; allein der König erklärte zornig, man werde ſein Mißfallen erregen, wenn man mit der Königin davon ſpreche. Es wurde aber doch davon geſprochen, ich mußte erſcheinen; die Königin ſah mich ein Vaterunſer lang ſtarr an, ſagte nicht ein Wort und ging. Am andern Tage ließ ſie mir ſagen: keine Andere als ich ſollte ſie entbinden. Indeſſen hörte ich vierzehn Tage nichts weiter, als daß der Hof alle Anſtalten zu der Reiſe nach Fontainebleau mache, wo die Königin ihre Wochen halten ſollte, und daß auch die alte Dupuis ſich dazu rüſte. Eines Abends hatte der König abermals von ihr geſprochen, die Königin aber den Kopf geſchüttelt und erklärt: »Ich mag die

Dupuis nicht.“ — Er ſtutzte, fragte ängſtlich, hörte mich nennen, ließ ſeine Aerzte rufen, erkundigte ſich nach mir, ſchickte zu Madame de Thou, begehrte das Zeugniß von zwölf Damen, die ſich meiner Hilfe bedient, und beruhigte ſich endlich. Ich mußte zu der Königin kommen. Sie ſagte, ſie habe mich gewählt, und habe ſich noch nie in irgend einer ſelbſt getroffenen Wahl geirrt. Sie befahl in meiner Gegenwart dem Hoftapezirer, ein Bett für mich bereit zu halten, und mir meinen Koffer zu packen, weil ich in drei oder vier Tagen ſie begleiten ſolle. Am andern Morgen mußte ich ſie im Bette beſuchen, um ihr zu ſagen, ob ſie einen Sohn oder eine Tochter gebären würde! Ich prophezeite ihr einen Sohn. — Auf der Fahrt nach Fontainebleau ſaß ich bei ihr im Wagen, nebſt einigen Damen, und Meiſter Wilhelm, des Königs Narr, ſaß mit auf dem Bocke.

Die Reiſe wurde in zwei Tagen zurückgelegt. Das Nachtlager war zu Corbeil in einem Wirthshauſe, wo ſich nur eine einzige, kleine, niedrige, mit Rauch angefüllte Kammer für die Königin befand. Ich und die Kammerfrauen ſchliefen in einem Winkel, der nur durch eine dünne Lehmwand von dem Bette der Königin getrennt war. (Man vergleiche doch in Gedanken, dieſe Art zu reiſen der Gemahlin Heinrich's des Großen mit dem heutigen Prunk.) Zu Mittag wurde zu Melun geſpeiſt, bei Herrn de la Grange-le-Roi, wo ſich gar keine Möbeln befanden, und

wo man ſich, ſtatt des Feuerbockes, blos einiger Steine bedienen mußte. Es war gegen Ende des Auguſt-Monats und nicht warm. Glücklicherweiſe hatte man drei Reisbündel und drei Stücke Holz angezündet. Die Königin ſtand mit dem Rücken gegen das Feuer, die Reisbündel, welche ſehr dick waren, rollten herunter, ihr auf die Hacken, und würden ſie ſicher umgeworfen haben, wenn ich nicht dazwiſchen geſprungen wäre. Das war der erſte Dienſt, den ich ſo glücklich war, ihr und dem künftigen Könige zu leiſten.

In Fontainebleau folgte ich der Königin in ihr Zimmer, welches ich von nun an nur verließ um zu eſſen oder zu ſchlafen. Mademoiſelle de la Renouilliere ſagte mir in ihrem Namen: wenn die Entbindung heranrücke, ſolle ich mich durch nichts irre machen laſſen, da es vielleicht geſchehen könnte, daß die Gönner der alten Dupuis mir allerlei in den Weg legen würden, um mich zu verwirren. Sie aber werde nie an meiner Geſchicklichkeit zweifeln; ich ſolle nur mit ihr umgehen wie mit der ärmſten Frau im Königreiche, und mit ihrem Kinde wie mit dem des ärmſten Mannes. — Oft wiederholte ſie die Frage: ob ſie einen Sohn oder eine Tochter haben werde? — und da ihre Farbe ſo ſchön, ihr Auge ſo klar war — ſo verſprach ich ihr jedesmal einen Sohn. — Der König war verreiſt und blieb ungefähr vier Wochen aus. Während dieſer Zeit that Madame (des Königs Schweſter) alles Mögliche, um der Königin die Zeit zu vertreiben. Es wurden Ballete getanzt; man fuhr auf die Jagd; die Königin ließ

sich als Zuschauerin in einer Sänfte hintragen; ich mußte mit Madame fahren, um im Nothfall gleich bei der Hand zu sein.

Acht Tage vor der Niederkunft kam der König von Calais, Alles freute sich, nur ich war furchtsam, denn er hatte mich noch nicht gesehen. »Ma Mie,« sagte er zu seiner Gemahlin als er mich erblickte, »ist das deine Hebamme?« — Ja. — »Nun sie sieht aus als ob sie dich gut bedienen würde.« — O gewiß, ich betrüge mich nie in meiner Wahl. — »Ma bonne« sprach er denn zu mir, »thu dein Bestes; du hast etwas Wichtiges unternommen.« — »Sire, ich hoffe mit Gottes Gnade.« — Der König näherte sich mir und sagte mir allerlei Neckereien. Das kam daher, weil er bei der Niederkunft der Frau Herzogin von Beaufort gegenwärtig gewesen, und damals die alte Dupuis sehr frei mit ihm gesprochen hatte, so meinte er alle Hebammen müßten es eben so machen. Er berührte meine Hand und sagte: »Nun? du antwortest mir nichts?« — Ich war in grausamer Verlegenheit. Zum Glücke trat eben der Herzog von Elboeuf ein, und rief, als er mich gewahr wurde, er freue sich mich da zu finden. — »Wie Cousin?« sagte der König, »Ihr kennt die Hebamme meiner Frau?«

»Ja wohl, Sire, die meinige ist von ihr sehr glücklich entbunden worden.«

Da lief der König zu der Königin: »Ma Mie! Ma Mie! da ist mein Cousin Elboeuf, der kennt deine Heb-

amme und lobt ſie. Das iſt mir lieb, das gibt mir gute Hoffnung.“

Am andern Tage ſagte mir die Königin, daß, ſo bald ſie würde niedergekommen ſein, ſie wohl an meiner Miene ſehen werde, ob das Kind ein Knabe oder ein Mädchen ſei. Ich bat Ihro Majeſtät, das ja nicht zu erwarten, weil es gefährlich ſei, in ſolchen Augenblicken Freude oder Mißvergnügen zu zeigen. Ich verſicherte, daß ich in jedem Falle eine ernſte, traurige Miene machen würde. Der König trat eben ein, und wollte wiſſen, wovon wir geſprochen? Als er es vernommen, ſagte er lachend: »Ja ja, ſagen wird ſie es nicht, wenn es ein Junge iſt, aber ſie wird es aus allen Kräften ausſchreien, denn es gibt kein Weib auf der Welt, das in einem ſolchen Falle ſchweigen könnte.“ — Ich bat Se. Majeſtät, zu glauben, daß ich dennoch dieſe Gewalt über mich haben würde, da die Geſundheit der Königin und zugleich die Ehre meines Geſchlechtes dabei auf dem Spiele ſtehe. — Mademoiſelle de la Renouilliere zog mich bei Seite, und erſuchte mich, ihr bei der Niederkunft ein unmerkliches Zeichen zu geben, um, wenn das Kind ein Knabe wäre, die erſte zu ſein, die es dem Könige ankündigte. Ich verabredete mit ihr, daß ich bei einem Sohne, den Kopf niederbücken, und bei einer Tochter ihn zurückwerfen wolle. Gleich darauf kam Gratienne, die zweite Kammerfrau, und verlangte die nämliche Gefälligkeit von mir. Ich wurde verlegen. Sie merkte die Urſache, denn ſie hatte mich mit Mademoiſelle de la Renouilliere heimlich ſprechen ſehen. »Schon gut,“

ſagte ſie, „ich will Euch keine Händel mit meiner ältern Kameradin zuziehen; ich begehre nur, daß bei der Geburt eines Knaben Ihr mir laut zuruft: »Meine Tochter wärmt mir geſchwind ein Laken!« Das verſprach ich.

Am 27. September um Mitternacht ſchickte der König nach mir, weil die Königin ſich übel befinde. Ich glaubte Anfangs, man wolle mich nur necken, wie ſchon öfter geſchehen war; aber der Kammerdiener, Pierrot, drang ſo haſtig in mich, zu eilen, daß ich kaum Zeit hatte mich einzuſchnüren. Als ich zu der Königin kam, rief der König mir entgegen: »Geſchwind! geſchwind! meine Frau iſt krank, ſie leidet große Schmerzen, ſieh, ob ſie niederkommen wird?« — Ich fand ſogleich, daß ihr Stündlein gekommen ſei. Da ſprach der König: „Ma Mie, ich habe dir ſchon oft geſagt, daß die Prinzen von Geblüt bei deiner Niederkunft gegenwärtig ſein müſſen; alſo bitte ich dich, entſchließe dich dazu, denn deine und deines Kindes künftige Größe hängen davon ab.“

Die Königin antwortete: ſie werde Alles thun, was ihm angenehm ſei.

»Ich weiß wohl,« erwiederte der König, »daß du Alles willſt, was ich will, aber ich kenne dich, du biſt blöde und ſchamhaft, und ich fürchte, wenn du dich nicht darüber hinausſetzen kannſt, daß deine Niederkunft dadurch erſchwert werden wird. Alſo bitte ich dich nochmals, ſei ruhig; es iſt nun Einmal die vorgeſchriebene Form.«

Die Königin hatte heftige Wehen. Bei jeder hielt ſie der König, und fragte mich, ob es nun Zeit ſei, die Prinzen

kommen zu lassen? — Ich antwortete, ich würde ihm schon sagen, wenn es Zeit wäre. Aber nach Ein Uhr wurde er ungeduldig und schickte nach den Prinzen Conti, Soissons und Montpensier. Während er sie erwartete, sagte er lustig: »Wer noch niemals drei Prinzen vom Geblüt in der größten Verlegenheit gesehen hat, der komme nur her, ich will sie ihm zeigen. Der Montpensier, fürchte ich, wird in Ohnmacht fallen, denn er kann Niemand leiden sehen.« — Sie kamen alle Drei gegen zwei Uhr. Als aber der König hörte, daß der Augenblick noch nicht so nahe sei, schickte er sie wieder fort, mit der Bitte, sich auf die erste Aufforderung fertig zu halten. Auch die Leibärzte wurden gerufen, und blieben im Nebenzimmer.

Indessen war der große ovale Saal, neben des Königs Zimmern, zurecht gemacht worden. Es stand da ein großes Bett von rothem Sammet, daneben das Geburtsbett (lit de travail); zwei Vorhänge, ein großer und ein kleiner, die an der Decke aufgerollt waren, wurden herunter gelassen, der große wie ein Zelt mit dicken Seilen an vier Winkeln befestigt. Er war von feiner holländischer Leinewand, hatte wohl zwanzig Ellen im Umfang, und in dessen Mitte befand sich der kleinere, unter welchen man das Geburtsbett setzte, und die Königin hinein legte. Ein Sessel, Stühle und Tabourets wurden gebracht für den König, Madame und Madame de Nemours, auch der Geburtsstuhl mit rothem Sammet beschlagen. Gegen vier Uhr des Morgens mischte sich eine heftige Kolik in die Wehen und verhinderte die Niederkunft. Die Aerzte wurden gerufen. Sie fragten

mich was ich thun würde, wenn ich allein da wäre! — Ich nannte ihnen die Mittel, die ich für heilsam hielt, und sie verordneten solche alsobald. Die Reliquien der heiligen Margaretha lagen auf einem Tische, und zwei Geistliche beteten unaufhörlich dabei.

Die Wehen dauerten zweiundzwanzig und eine Viertelstunde. Die Königin bewies, zum Erstaunen aller Zuschauer, eine außerordentliche Standhaftigkeit. Der König wich keinen Augenblick von ihr, und, wenn er bisweilen dazu gezwungen war, so schickte er in jeder Minute, um nachzufragen. Ich bemerkte, daß sie sich des Schreiens enthielt, und bat sie, es nicht zu thun, damit ihr die Brust nicht schwelle. Sogleich rief der König: »Schrei! schrei, Ma Mie! sonst schwillt dir die Brust.“ — Die Königin wünschte auf dem Stuhle niederzukommen; die Prinzen saßen ihr gegenüber unter dem großen Zelte, ich vor ihr auf einer Bank. Endlich empfing ich den Dauphin und verbarg ihn sogleich in Windeln und Laken, so daß außer mir Niemand wußte, von welchem Geschlecht das Kind sei. Da es sehr schwach war, weil es lange gelitten hatte, so forderte ich von meinem Kammerdiener Wein, man brachte mir eine Flasche und einen Löffel. Der König näherte sich mir. »Sire,“ sagte ich zu ihm, »wenn es ein anderes Kind wäre, so würde ich Wein in meinen Mund nehmen und ihm einspritzen, weil es schwach ist.“

Da nahm der König die Flasche, setzte sie mir selbst an den Mund und rief: »Thu das ma bonne, thu wie mit jedem andern Kinde.“ Da nahm ich einen Mund voll

immer hat er keinen Beweiß der Dankbarkeit von mir empfangen.

Graf. Das iſt meine Sorge.

Nat. Er iſt wieder hergeſtellt.

Graf. Das freut mich.

Nat. Heute wird er zum Erſtenmale ausgehn.

Graf. Ich will ihn ſprechen.

Nat. Was werden Sie für ihn thun?

Graf. Das wird ſich finden.

Nat. Er iſt ein gebildeter junger Mann.

Graf. Deſto beſſer.

Nat. Er hat Kenntniſſe.

Graf. In welchem Fache?

Nat. Ich vermuthe, in allen Fächern.

Graf. Warum nicht gar!

Nat. Ich habe einigemal mit ihm geſprochen —

Graf. Und da hat er ſeine Kenntniſſe ausgekramt?

Nat. Das nicht, aber ich vermuthe —

Graf. Und ich vermuthe, daß du eine Närrin biſt.

Nat. Lieber eine Närrin, als undankbar.

Wein, flößte es dem Kinde ein, und es kam augenblicklich zu sich.

Jetzt that es mir weh zu sehen, daß der König traurig von mir ging und sich vor den Kamin stellte. Ich suchte mit den Augen die la Renouilliere, um ihr das verabredete Zeichen zu geben, aber sie wärmte eben das große Bett. Da erblickte ich die laurende Gratienne und schrie ihr zu: »Meine Tochter, wärmt mir geschwind ein Laken.« — Alsobald lief sie zum Könige und wünschte ihm Glück. Er aber fuhr sie an: »Wenn es ein Junge wäre, so würde ich es längst der Boursier am Gesicht angesehen haben.« — Es ist aber doch ein Sohn, behauptete Gratienne. Jetzt kam auch die la Renouilliere herzu, ich gab ihr das Zeichen, sie nahm schnell ihre Kappe ab, machte dem Könige einen tiefen Reverenz, und versicherte Se. Majestät, sie habe das verabredete Zeichen von mir erhalten, es sei gewiß und wahrhaftig ein Sohn.

Da färbten sich des Königs blasse Wangen wieder. Er kam zu mir und flüsterte mir in's Ohr: »Ist es wahr, Hebamme? ist es ein Sohn?« — Auf meine bejahende Antwort sagte er: »Nimm dich in Acht, gib mir nicht kurze Freude, das wäre mein Tod.« — Ich deckte den kleinen Prinzen ein wenig auf, doch so, daß die Königin es nicht gewahr wurde. Da hob der gute Vater die Hände zum Himmel auf, und Thränen liefen ihm über die Backen so groß wie Erbsen. Dann fragte er mich: ob ich seiner Frau schon etwas davon gesagt hätte? — Ich versicherte, nein, bat ihn aber, es schonend vorzubringen. Er lief zur Königin, küßte sie und

ſagte: »Ma Mie, du haſt viel Schmerz ausgeſtanden, allein der gnädige Gott hat unſere Wünſche erhört, wir haben einen ſchönen Jungen.« — Die Königin faltete ihre Hände, hob die Augen gen Himmel, weinte und wurde ohnmächtig. Der König bemerkte es aber gar nicht, denn ſchon lief er von Einem zum Andern, umarmte die Prinzen nach der Reihe, riß alle Thüren auf und ließ hereinkommen, wer da wollte, wohl zweihundert Menſchen, ſo daß man ſich gar nicht rühren konnte, um nur einmal die Königin in ihr Bett zu tragen. Als der König gewahr wurde, daß ich ſehr verdrießlich darüber war, klopfte er mich auf die Schulter und ſagte: »Sei ſtill, ſei ſtill, Hebamme, werde nicht bös; dies Kind gehört Allen, Alle ſollen ſich mit mir freuen.« — Alles, was zum Hofe gehörte, führte er ſelbſt zu dem Neugebornen, dann trieb er ſie weg, um Andern Platz zu machen, und Alle küßten ſich untereinander nach Herzensluſt, ja die Freude war ſo groß, daß ich ſelbſt Damen von hohem Range geſehen habe, die ihre Bedienten umarmten.

Sobald der Dauphin gewaſchen, gewickelt war, und die Königin ihn zärtlich an ihre Bruſt gedrückt hatte, wurde er auf das ihm beſtimmte Zimmer gebracht, welches von nun an keinen Augenblick leer wurde, denn kaum hatte der König einen Haufen Menſchen herein geführt, ſo brachte er ſchon wieder einen andern. Sein Bett ließ er noch am ſelbigen Abend neben dem der Königin aufſchlagen, und ob ſie gleich für ſeine Geſundheit fürchtete, ſo wollte er ſie doch durchaus nicht mehr verlaſſen.

Einige Tage nachher ging ich den Dauphin zu beſuchen. Ich fand das Zimmer voll Prinzen und Prinzeſſinnen und wollte zurück treten; allein der König rief: »Nur herein! Nur herein, Hebamme! vor dir ſind die Thüren hier nicht verſchloſſen. Ventre saint gris!" fuhr er fort, indem er ſich zu den Uebrigen wandte, »ich habe in meinem Leben manchen braven Kerl geſehen, im Kriege und anderswo, aber nie ſolch ein entſchloſſenes Weib, als dieſes. Hat ſie nicht meinen Sohn mit einer ſo kalten Miene auf ihrem Schooße gehalten, als wäre es ein anderes Kind. Freilich hatte ſie es verſprochen, aber es war doch ein Dauphin, und ſeit achtzig Jahren war kein Dauphin in Frankreich geboren worden. Nun du ſollſt auch künftig nicht anders heißen, als meine Entſchloſſene (ma resolue)." —

Das Tulpenfeſt.

Da jetzt die glücklichen Deutſchen ſehr oft aus lauter Freuden illuminiren, und eine Menge Illuminationsideen dadurch ſchon ſo abgenutzt worden ſind wie der deutſche Patriotismus; ſo will ich hier nur mit ein paar Worten an das türkiſche Tulpenfeſt erinnern, deſſen Nachahmung etwas Mannigfaltigkeit in die rührenden Beweiſe unſers Entzückens bringen könnte. Jenes Tulpenfeſt beſteht darin, daß man die Gärten des Sultans mit vielen tauſendfarbigen Lampen erleuchtet, und zwiſchen den Tulpenbeeten eine Menge Wachskerzen auf blechernen, unten mit einer Spitze verſehenen Leuchtern in die Erde ſteckt.

Ueber den Tulpen werden Kanarienvögel aufgehangen, die bei Licht ſingen und die Tulpen ſelbſt ſcheinen den Irrthum dieſer kleinen Sänger zu theilen, indem ſie ihre Kelche öffnen, wie am Mittage. — Schon um mancher eben nicht entfernten Aehnlichkeit willen, wäre es der Mühe werth, dieſe Erleuchtung nachzuahmen. Auch Deutſchland hat jetzt eine Menge Tulpen, die zwar nicht riechen, auch wohl den Boden ausſaugen, wo ſonſt Getreide ſtand, aber doch recht hübſch bunt ausſehen, beſonders wenn wir die Lampen unſerer gehorſamen Freunde mit unſerm eigenen Fett anfüllen, welches vortrefflich brennt. Auch werden unſere Dichter ſich ja von jenen Kanarienvögeln nicht beſchämen laſſen, ſondern recht laut, vom Schimmer getäuſcht, mitten in der Nacht ſingen. Ja, ich hege die Hoffnung zu der deutſchen Muſe, daß ſie ſelbſt in der tiefſten Finſterniß ihres Vaterlandes die Stimme erheben, und das neue Leipziger Geſtirn preiſen wird, welches ſo vielen Segen auf Deutſchland herab träufelt.

Die Türken verherrlichen ihre Illumination auch noch auf eine ganz beſondere Weiſe. Sie laſſen nämlich einige hundert Schildkröten vergolden, befeſtigen einer jeden ein Wachslicht auf dem Rücken, und vertheilen ſie alsdann in die Alleen, wo ſie nach Belieben herum kriechen. Welch ein neues, treffendes Bild unſerer Freude, wie ſie, zwar mit unvergoldetem Rücken, aber doch auch mit einem Lichtchen verſehen, herum ſchleicht, und vor den Füßen der Luſtwandelnden hin und her kriecht.

Das brave Weib.

Wir haben ein schönes Lied vom braven Manne, aber noch keines vom braven Weibe. Woher kommt das? liefern die Weiber etwa keinen Stoff zu solch einem Liede? — O gewiß täglich, und eben deswegen besingt man sie nicht. Die braven Weiber sind immer brav, die braven Männer nur in einzelnen Stunden. Es geht den Weibern, wie den Sternen, die in jeder unbewölkten Nacht sanft herableuchten, und von Tausenden gar nicht mehr bemerkt werden; die Männer hingegen gleichen den Feuerkugeln, die schnell am Horizont sich hin wälzen und platzen und knallen, flugs schreien alle Zeitungen. In der That, wenn wir einen moralischen Kraftmesser besäßen, der uns andeutete, wie viel Kraft zum Beispiel dazu gehörte, um die That des braven Mannes zu verrichten, den Bürger besang; und wie viel Kraft eine edle Frau bedarf, um in einer langen unglücklichen Ehe alle ihre Leiden sanftmüthig zu tragen, alle ihre Pflichten heldenmüthig zu erfüllen; fürwahr einem solchen braven Weibe würde der brave Mann weit nachstehen müssen. Dieser bedurfte nur eines einzigen fieberhaften Augenblickes, der, nicht ungenutzt verflossen, seinen Ruhm auf immer gegründet, möge er auch weder vor- noch nachher etwas Ruhmwürdiges geleistet haben; Jene hingegen bedarf eines ganzen langen Lebens, wo sie an jedem Tage, in jeder Stunde, sich immer gleich bleiben, und alle ihre Seelenkräfte in beständiger Spannung er-

halten muß. Der Mann kämpft gleichſam nur in einer Schlacht, die Frau hingegen hat eine Feſtung zu vertheidigen, und daß zu dem Letztern mehr Muth gehört, als zu dem Erſten, das haben neuere Beiſpiele zur Genüge erwieſen.

Alexander Blackwell, ein Schottländer, war ein offener Kopf, lernte von Allem etwas und von Manchem viel. Vermuthlich beſaß er auch Gall's Organ der Zugvögel, denn er blieb nicht gern lange auf einer Stelle. Zuerſt wurde er Korrektor bei einem Buchdrucker in London, der ſeinen Fleiß ſehr rühmte. Verſchiedene Gelehrte waren ſeine warmen Freunde und Gönner. Die Liebe führte ihm ein wackeres Mädchen zu, eines Kaufmanns Tochter, die, nebſt dem reichen Schatze ihres Herzens, ihm auch einen anſehnlichen Brautſchatz brachte. Da verließ er ſeinen Dienſt und bald auch ſein edles Weib, um die Welt zu durchſtreichen. Drei Jahr brachte er in Frankreich, Holland und Deutſchland zu, ohne andern Gewinn, als daß er die Sprachen dieſer Länder lernte. Des Herumſchweifens müde, kehrte er endlich zurück und wurde von ſeiner Frau mit offenen Armen empfangen.

Sein erheirathetes Vermögen war nun ſchon ziemlich erſchöpft, er mußte irgend ein Gewerbe ergreifen und wählte die Buchdruckerkunſt. Allein die Buchdrucker wollten ihn nicht für ihren rechtmäßigen Mitbruder erkennen, weil er keine Lehrjahre ausgeſtanden, und weil eine Parlamentsakte verordnete, daß nur ſieben Lehrjahre zu Betreibung eines Gewerbes berechtigten. In dem Prozeß, der ihm

deshalb von den Buchdruckern gemacht wurde, vertheidigte er sich selbst mit so großer Geschicklichkeit, daß der Richterstuhl von Westminsterhall zu seinem Vortheil sprach. Doch seine Gegner bewirkten eine neue Untersuchung, die ihm nachtheilig war; man legte ihm das Handwerk. Nun folgte ein Unglück dem andern. Er gerieth in Schulden, machte 1734 Bankerot, und wurde von seinen Gläubigern zwei Jahre lang im Gefängniß gehalten.

Elisabeth, sein treues Weib, verließ ihn nicht in einem Elend, in welches sein Leichtsinn ihn und sie gestürzt hatte. Zu ihrem Vergnügen hatte sie von Jugend auf Blumen gezeichnet; sie hörte, daß viele Liebhaber der Botanik ein gutes Herbarium zu besitzen wünschten; sogleich übernahm sie die mühsame Arbeit, zeichnete und malte nach der Natur medicinische Pflanzen und Kräuter, legte die Probeblätter den berühmten Aerzten Hans Slover und Mead vor, erhielt aufmunternden Beifall, arbeitete mit unermüdetem Fleiße, verkaufte, sammelte und — genoß endlich das süße Vergnügen, die Fesseln ihres Mannes zu zerbrechen. Nur nach diesem hatte sie getrachtet, nicht nach dem Ruhm, den sie zugleich erworben, und den selbst der große Haller, in der Vorrede zu seiner Beschreibung der Schweizer Pflanzen, ihr mit Wärme zuspricht.

Der Apotheker Rand, Aufseher der botanischen Gärten in London, nahm sich jetzt ihrer mit Eifer an. Auf seinen Rath bezog sie eine Wohnung zu Chelsea, wo sie Gelegenheit hatte, die Blumen und Pflanzen täglich frisch zu erhalten. Ihre Geschicklichkeit nahm so zu, daß sie nicht

blos die Zeichnungen verfertigte und ausmalte, sondern sie auch selbst in Kupfer stach. Ihr befreiter Gatte, um doch auch sein Scherflein beizutragen, und die Produkte seiner Frau dem Ausländer zu empfehlen, fügte die Namen der Pflanzen und ihren medicinischen Gebrauch in verschiedenen Sprachen hinzu. Auf diese Weise verdiente Elisabeth so viel, daß sie sich und den Ihrigen ein bequemes Leben verschaffen konnte. Während sie in Chelsea wohnte, genoß sie allgemeine Hochachtung; Personen vom ersten Range besuchten sie oft, um ihre Kunst zu bewundern; die ganze medicinische Fakultät nahm sich ihrer an; und als der erste Band ihres Herbariums vollendet war, durfte sie selbigen in Person der gelehrten Gesellschaft überreichen, empfing ein ansehnliches Geschenk und ein schmeichelhaftes schriftliches Zeugniß.

Indessen hatte Alexander Blackwell oft Langeweile. Der geringe Beitrag zu den Werken seiner Frau beschäftigte ihn nicht genug; er studirte Arzneikunde, Naturlehre und fiel endlich auf Verbesserung und Anbau unfruchtbarer Ländereien, über welchen Gegenstand er einen Traktat herausgab. Dadurch wurde er dem Herzog von Chandos bekannt, der den Feldbau liebte, und ihm eine Oberaufseherstelle auf seinen Gütern antrug. Sogleich verließ der unstäte Blackwell die friedliche Wohnung zu Chelsea, wo er so glücklich gewesen. Seine Schrift, die zu London 1741 gedruckt wurde, erwarb ihm großen Beifall, wurde aber die Quelle seines Untergangs. Sie fiel dem schwedischen

Gesandten in die Hände, der sie seinem Hofe zuschickte und Befehl erhielt, dem Verfasser schwedische Dienste anzutragen. Ohne Bedenken nahm dieser sie an, denn ihn reizte das fremde Land; er gab ohne Bedauern die Dienste des Herzogs von Chandos, der mehr sein Freund als sein Herr war, nebst manchen Aussichten zu Beförderung im Vaterlande auf, und ließ Weib und Kind in London zurück, versprechend, sie nachkommen zu lassen, wenn es ihm wohl ginge. In Stockholm wurde er günstig aufgenommen; der erste Minister nahm ihn in sein eigenes Haus, und er empfing einen ansehnlichen Gehalt vom Hofe.

Einst fiel der König in eine gefährliche Krankheit, Blackwell schlug Arzneimittel vor, die des Königs Genesung bewirkten; dadurch erwarb er sich eine Stelle unter den Leibärzten, wurde von nun an Herr Doktor genannt, sah sich berühmt, geehrt und verdiente viel Geld. Seine edle Gattin vergaß er zwar nicht ganz, denn er schickte ihr von Zeit zu Zeit etwas Geld; allein er zögerte doch immer, sie nachkommen zu lassen. Endlich erhielt sie den längst erseufzten Ruf und stand im Begriff, sich einzuschiffen, als plötzlich die schrecklichste Nachricht sie vom Gipfel ihrer Hoffnungen in den Abgrund der Verzweiflung stürzte. Ihr unwürdiger und dennoch geliebter Gatte, der Vater ihres einzigen Kindes, wurde am 9. August 1747 zu Stockholm enthauptet. Warum? das weiß man nicht. Es heißt, er habe eine Verschwörung angezettelt. Es ist nicht wahrscheinlich, daß der Fremdling Einfluß genug besessen, eine Verschwörung zu Stande zu bringen; und ist es geschehen,

so war es die Pflicht der Regierung, sein Verbrechen bekannt zu machen. Das hat man unterlassen zur Schande der schwedischen Kriminaljustiz. Was aus der armen Elisabeth geworden, ist mir unbekannt. Vielleicht haben die Engländer — die mit allen schönen Gefühlen vertraut sind, so bald sie sich in Geld verwandeln lassen — die Unglückliche unterstützt; vielleicht hat sie die Kraft ihres Geistes noch lange dadurch bewiesen, daß sie am Leben blieb.

Der Zweizüngige.

O ja, es hat wirklich einen zweizüngigen Menschen gegeben. Nicht einen solchen, wie sie in unsern Tagen bei Tausenden herumlaufen, die mit Einer Zunge und in Einem Athem verschiedene Meinungen von sich geben, sondern wirklich einen Mann, der mit zwei Zungen von Fleisch geboren wurde. Er hieß Henry Wharton, war nachmals Kapellan eines Erzbischofs, und wenn die ganze Christengemeinde das alte Lied: »O daß ich tausend Zungen hätte ꝛc.« sang, so war er der Einzige, der sich nur neun hundert neun und neunzig zu wünschen brauchte. Bei seiner Geburt waren beide Zungen gleich groß und von ganz gleicher Gestalt. Man wollte ihm die untere Zunge wegschneiden, allein die ängstliche Mutter ließ es nicht zu. Nach und nach wurde sie von selbst kleiner und

Graf. Traust du deinem Vater Undank zu? bin ich nicht ein reicher Mann?

Nat. Es ist noch ein Unterschied zwischen Belohnung und Dank.

Graf. So, danke du, ich werd' ihn belohnen.

Nat. Auf welche Art?

Graf. Vielleicht hat er Lust zu studiren; wir schicken ihn auf Universitäten, lassen ihm einen Decretbut auf das Haupt setzen, und machen ihn dann zum Gerichtshalter auf unsern Gütern.

Nat. Ach! das ist doch auch ein einförmiges Schneckenleben.

Graf. Wir wollen es zweyförmig machen, wir geben ihm eine hübsche Frau.

Nat. Da — freylich —

Graf. Was meynst du, deine Kammerjungfer ist ein sanftes liebes Mädgen?

Nat. Ein recht artiges Gänschen.

Graf. Die Natur hat sie mit einem hübschen Gesichtchen ausgestattet; wie, wenn ich der Natur noch mit ein paar 1000 Thalern zu Hülfe käme?

Nat.

ſchrumpfte zuſammen, während die obere gehörig fortwuchs. Indeſſen behielt er dieſen Ueberfluß doch bis an ſein Ende, welches 1694 im einunddreißigſten Jahre erfolgte. Der Sekretär der königlichen Akademie zu London ſtattete einen förmlichen Bericht von dieſer Seltenheit ab; er zog ihn aus der Beſchreibung, die Henry Wharton von ſeinem eigenen Leben entworfen hatte. Schade, daß dieſe Biographie nie gedruckt erſchien! Man würde vielleicht daraus erſehen haben, ob er zu gleicher Zeit mit der einen Zunge Vivat und mit der andern Wehe ſchreien konnte? Vermochte er das, ſo wünſchte ich jedem ehrlichen Deutſchen zwei ſolche Zungen.

Die Farbe der Trauer.

Warum trauert man ſchwarz gekleidet? — Es war nicht immer ſo, und ſollte fürwahr auch nicht ſo bleiben. Die wahrhaft trauernde Witwe oder Waiſe bedarf eines freundlichen Anblicks; dem erkünſtelten Schmerz ſollte man die Verſtellung nicht erleichtern. — Die Mutter Ludwig des Heiligen wurde die weiße Königin genannt, weil ſie weiß um Ludwig VIII. trauerte. Dasſelbe thaten ſchon die Spartanerinnen und Römerinnen. In Spanien währte dieſer Gebrauch bis zu dem Tode des Prinzen Dom Juan 1498 (wie Herrel verſichert). Auch die Chineſen trauern weiß; die Türken hingegen blau oder violett, die Egyptier gelb, die Aethiopier grau. Man hat ſich

viele Mühe gegeben, den Sinn dieſer verſchiedenen Farben zu erklären. Die weiße Farbe, ſagte man, bedeutet die Reinheit, die gelbe iſt von den verwelkten Blättern entlehnt; die graue bezeichnet die Erde, in welche man den Todten verſcharrt; die blaue das Glück, deſſen er in einer beſſern Welt genießt; die ſchwarze die Beraubung des Lichtes; die violette, eine Miſchung von blau und ſchwarz, vereint die Trauer mit den Wünſchen für die Seligkeit des Verſtorbenen. Solche Deutungen ſind eben nicht ſchwer zu finden. Hätte es irgend einem Volke beliebt, roth zu trauern, ſo würde man vielleicht ſagen, die Gewohnheit ſei nach einer großen Schlacht aufgekommen, in welcher ſehr viel Blut vergoſſen worden. Und wirklich ſollte man aus dieſer Urſache den Deutſchen rathen, jetzt nicht anders als roth zu trauern, beſonders ſeit dem die deutſchen Blutſtröme zum Theil durch Deutſche vergoſſen worden ſind. (Ach! wenn man nur auch eine Farbe für die Schande hätte!)

Die Prieſter der Iſis und mehrere andere waren weiß gekleidet; der Engel an Chriſti Grabe erſchien ſogar ſchneeweiß. Freilich ſind auch die Geſpenſter weiß, zum Exempel der Komthur im Dom Juan, vor deſſen Nicken ſich Pedrillo ſo heftig entſetzt; aber keine Regel ohne Ausnahme.

So gar aus dem Geſichtspunkt der Staatsökonomie betrachtet, wäre es heilſam, den häufigen Gebrauch der ſchwarzen Farbe zu verbannen, denn ſie verzehrt und verbrennt die Wolle, benimmt dem Tuche ſeine Dauerhaftigkeit, raubt ihm im Winter einen Theil ſeiner Wärme

ſchluckt aber im Sommer alle Sonnenſtrahlen ein und hitzt unerträglich. — Um die Damen zu gewinnen, füge ich noch hinzu, daß nur wenige unter ihnen die ſchwarze Farbe kleidet, ſelbſt nicht die Blonden, ob ſie ſich es gleich einbilden. Schwarz macht einen ſonſt ſchön gebauten Körper gleichſam zuſammenſchrumpfen, da hingegen weiß den Wuchs heraushebt.

Doch alles Das — ich weiß es wohl — iſt nur tauben Ohren gepredigt, ſo lange es nicht irgend einer Franzöſin beliebt, die Sache zu beherzigen. Anna von Bretagne, die Witwe Karl's des VIII., war die Erſte, die ſchwarz trauerte, und ſiehe da, wir folgſamen Deutſchen trauern Alle ſchwarz. Ich zweifle nicht, daß, ſo bald eine Pariſer Witwe der Leiche ihres Gemahls in weißer Kleidung folgt, wir vier Wochen nachher Alle weiß trauern werden. Bis dahin bleiben wir ſchwarz, und — trauern um unſere Freiheit! —

Seltſam iſt, daß der Menſch eine Farbe für den Schmerz und keine für die Freude beſtimmt hat. Scheint es doch, als wollte er mit dem Schmerze prahlen, ſchämte ſich aber der Freude. So bald es eine Farbe gibt, die Jedem, der uns begegnet, zuruft: ſieh her, wir ſind traurig; warum gibt es nicht auch eine, die Jeden erinnert: ſieh her, wir ſind luſtig? — Das Letztere würde fürwahr ſchnellere Theilnahme erwecken. Dem Traurigen geht man gern aus dem Wege, der Luſtige iſt überall willkommen.

Die gefährliche Liebesprobe.

Wenn die Mädchen zum erſten Male von Liebe ſprechen, täuſchen ſie gewöhnlich den Liebhaber, und ſich ſelbſt. Nicht abſichtlich zwar, o nein; ſie ſind vielmehr innig von der Wahrheit und Stärke ihrer Leidenſchaft überzeugt; ſie könnten den haſſen, der daran zweifelte; ſie ſind bereit, jedes Hinderniß zu überwinden, im Nothfall die ſchwerſten Leiden zu ertragen — und dennoch war es nicht Liebe, ſondern nur eine Herzenslauer; ein durch Widerſpruch gereizter Eigenwille; oder gar Sinnlichkeit, die, unter der Maske der Liebe, auch die ſittſamſte Jungfrau in einem gewiſſen Alter beſchleicht, ohne daß die Beſchlichene es ahnet. Dann nimmt ſie für Liebe, das Bedürfniß zu lieben, und trägt alle die Eigenſchaften, durch welche ihre Einbildungskraft ihr Herz rührt, auf irgend einen Gegenſtand über, der ſie vielleicht alle nicht beſitzt, aber ſie wird ſie bei ihm finden, weil ſie ſie finden will. — Daher entſtehen ſo viele unglückliche Ehen; nicht — wie man zu ſagen pflegt — weil die Liebe erloſchen iſt. O nein, die Liebe erliſcht nie; wo ſie nicht iſt, da iſt ſie nie geweſen; ſondern irgend Einer von den vielen Dämonen, die ſie nachäffen, betrog junge Herzen, reichte die Feſſeln, entflatterte ſchadenfroh und ließ nur die Reue zurück.

Wilhelmine war ein ſchönes, gutes, verſtändiges Mädchen, von armen Eltern geboren. Der Vater, ein unterrichteter Mann, bildete ihren Geiſt, die Mutter, eine

ſchwärmeriſche Frau, ihr Herz. In der Einſamkeit eines kleinen Landgutes erreichte ſie ihr achtzehntes Jahr. Da ſenkte ſich die Liebe in ihre Bruſt — nicht die Liebe zu einem Manne, denn ſie hatte keinen Umgang mit Männern — ſondern jenes allumfaſſende Gefühl, das einen Gegenſtand außer ſich ſucht, um ihn mit Heftigkeit zu umklammern. In dieſer Stimmung ſah ſie einen ſchönen Jüngling, ihr an Stande gleich, der bei einem benachbarten Förſter die Jägerei erlernte, um einſt durch dieſe Kunſt ein Hofamt zu erlangen. Eduard war ein gutmüthiger, aber ungebildeter Menſch. Das Erſtere rechnete Wilhelmine ihm hoch an, das Letztere bemerkte ſie gar nicht, denn er war der Erſte, der ſie zärtlich anblickte, der Erſte, der ihrer Einbildungskraft eine Geſtalt unterſchob, an welche das zur Liebe geſchaffene Herz ſich anſchmiegen konnte. Seine Geſpräche waren leer, aber ſie ſelbſt füllte ſie mit ihren Kenntniſſen, ihren Gefühlen aus, und glaubte hinterdrein, er habe ſie ſo angenehm unterhalten. Eduard war noch ärmer, als Wilhelmine, allein das wirkte nur zu ſeinem Vortheil, denn die Armuth zog das Mitleid in das Spiel. Wilhelminens Aeltern dachten vernünftiger, und verboten einen zweckloſen, gefährlichen Umgang. Dies Verbot entflammte die Tochter vollends. Sie ſchwur ſich ſelbſt mit Thränen, nie von Eduard zu laſſen, und gefiel ſich in ihrer Schwermuth.

Einſt jagte Graf Wallenthal in der Nachbarſchaft. Ein ſtarkes Gewitter nöthigte ihn, ein Obdach zu ſuchen; der Zufall führte ihn zu Wilhelminens Aeltern. Er war reich, von feiner Bildung, geſchliffenen Sitten; er ſtand bereits

an der traurigen Grenze, wo jenseits die Hageſtolzen einſam herumſpazıren; gern wäre er ſchon längſt ihrer Geſellſchaft entwichen, allein er kannte nur die Weiber am Hofe, ſie hatten ihm den Muth benommen ſich zu feſſeln. Er ſah Wilhelminen, ergötzte ſich an ihrer Schönheit, noch mehr an ihrem reinen Gemüth; bald wurde er auch durch Kenntniſſe überraſcht, die ihr ungeſucht im Geſpräch entſchlüpften. Das Gewitter war vorübergezogen, er bemerkte es nicht; das Jagdhorn ertönte wieder, er hörte es nicht. Die hereinbrechende Dämmerung erinnerte ihn endlich, daß er aufbrechen müſſe. Er that es, doch nicht eher, bis er, durch eine ſchmeichelhafte Wendung, ſich die Erlaubniß wieder zu kommen erbeten, dann ging er und ließ ſein Herz zurück.

Träumend betrat er nun die geſchmückten Fürſten-Säle, wurde viel geneckt von den geſchminkten Fräuleins, verglich ſie im Stillen mit ſeinem holden Land-Mädchen, und eilte, ſo bald der Wohlſtand es zu verſtatten ſchien, in den Wald zurück, in welchem das ſchöne Veilchen blühte. Nach jedem Beſuche überzeugte er ſich inniger, daß Wilhelmine das Kleinod ſei, welches zu finden er längſt nicht mehr gehofft. Den Mangel des Welttons überſah er, denn Unſchuld, rührende Einfalt, verbunden mit hoher Geiſtesbildung, erſetzten jenen Mangel reichlich, und — wenn ſie ihn liebte, wenn ſie die Seinige wurde — wie bald konnte ſie nicht lernen, was ſo mancher Dummkopf ſich zu eigen macht.

Ja — wenn ſie ihn liebte — davon ſah er freilich noch keine Spur, allein er tröſtete ſich mit ihrer Blödigkeit, und zweifelte, Sieg gewohnt, keinen Augenblick, daß es

ihm gelingen werde ihr Herz zu gewinnen, sollte es auch erst nach vollzogener Vermählung geschehen. In dieser, einem liebenswürdigen Höfling verzeihlichen Voraussetzung, warb er um Wilhelminens Hand. Die guten Eltern, hocherfreut, gewährten sie ihm augenblicklich, nur sollte er zuvor die freie Zustimmung der Tochter sich erwerben. Man verschaffte ihm Gelegenheit, auf einem einsamen Spazirgange mit Wilhelminen zu sprechen. Er that es mit der Zuversicht, die Rang und Reichthum, Bewußtsein eigener Verdienste und die Einwilligung der Eltern ihm einflößten. Aber wie groß war sein Erstaunen, als Wilhelmine in Thränen ausbrach, als das sanfte, blöde Mädchen ihm muthig erklärte: sie erkenne und schätze alle seine Vorzüge, allein ihr Herz sei nicht mehr frei. Vergebens bestürmte er sie mit allen Künsten, in welchen lange Uebung ihn zum Meister gemacht; alle seine Pfeile prallten ab von einem Herzen, dem seine Unerfahrenheit zum Schilde diente.

Schlau veränderte er jetzt den Angriff, gab der Liebe die schöne Wachslarve der Freundschaft, bat nur noch um Vertrauen, nannte sie Schwester, und gelobte seinen Beistand, wenn sie alle ihre Wünsche und Hoffnungen in sein Bruderherz niederlegen wolle. Sie wurde bewegt, ihr Herz floß über, sie nannte Eduard, sie malte das Bild des Geliebten mit den schönen Farben, die nur sie selbst ihm geliehen; sie beschwur des Grafen Großmuth um Vorsprache bei Hofe, bei ihren Eltern: ihre Stimme, ihre Thränen, ihre innige Liebe, bewegten ihn so ungewöhnlich, daß er ihr rasch die Hand reichte, und schwur: wenn Eduard ein

solches Herz verdiene, so wolle er Alles zu ihrer Vereinigung aufbieten. Dankbar sank sie in seine Arme und überhäufte ihn mit unschuldigen Liebkosungen.

Der Graf verließ Wilhelminen fest entschlossen Wort zu halten, doch zuvor wollte er den glücklichen Nebenbuhler kennen lernen. Er sah und prüfte Eduard, und fand in der ersten Stunde, daß Wilhelmine von ihrem Herzen getäuscht werde; daß dieser schöne aber unbedeutende Jüngling die Ansprüche eines solchen Mädchens unmöglich lange befriedigen könne. Aber wie war es anzufangen, sie selbst davon zu überzeugen? — Vorstellungen? Erfahrungen? philosophische Demonstrationen? die konnten hier alle nicht wirken, am wenigsten aus seinem Munde, und vollends jetzt, da Wilhelmine, durch das Opfer, welches sie dem Geliebten gebracht, sich nur noch fester an ihn geknüpft, noch inniger von ihrer Liebe sich überredet hatte. Mit geheimen Stolz sah sie auf dieses Opfer herab, und fand Vergnügen darin, alle Vorzüge des Grafen sich selbst aufzuzählen, um den Werth ihrer Entsagung in ihren eigenen Augen zu erhöhen. Daß wahre Liebe so nicht rechnet, wußte sie nicht. Allein der Graf wußte es recht gut, und gab seine Hoffnung nicht auf.

»Unser Fürst,« sagte er eines Tages zu ihr, »ist nicht zu bewegen, Ihren Eduard jetzt schon zu versorgen. Es kann noch Jahre währen, ehe er in die Reihe der fürstlichen Jagdbeamten einrückt, und geschieht es endlich, so können abermals Jahre verstreichen, ehe seine Einkünfte ihm erlauben werden, an eine Verbindung zu denken.«

Wilhelmine seufzte und schwieg. »Aber,« fuhr der Graf fort, »wozu brauchen wir denn eben den Fürsten? so viel als genügsame Liebe bedarf, kann auch der reiche Freund wohl geben.« — Wilhelmine sah ihn mit großen Augen an.

»Gönnen Sie mir die Freude Ihr Glück zu gründen. Ich begehre keinen andern Lohn, als die Ueberzeugung, daß Sie wirklich glücklich sind.« — Wilhelmine ergriff seine Hand und drückte sie an ihre Brust.

»Merken Sie wohl, liebes Mädchen,« sagte der Graf mit freundlichem Ernst, »ehe ich Sie mit Eduard verbinde, muß ich zuvor gewiß sein, daß Ihre Wahl Sie nie gereuen werde, und darum fordere ich, daß Sie meiner Probe sich unterwerfen.«

Wilhelmine lächelte, als wollte sie sagen: wozu noch eine Probe? Ohne sich an dieses Lächeln zu kehren, fuhr er fort: »Ich besitze ein Landgut, zwanzig Meilen von hier, in rauhen Gebirgen, doch romantisch gelegen und einträglich. Es fehlt dem Gute nichts, als was die Liebe leicht entbehrt; Nachbarschaft, Zusammenhang mit der Welt. Dorthin werden Sie mit Ihren Eltern ziehen, die bereits eingewilligt haben. Eduard wird Ihnen folgen; dort werden Sie, ohne allen Zwang, täglich mit ihm umgehen, täglich die Schwüre seiner Liebe und Treue gegen die Ihrigen eintauschen; aber — auch sonst Niemanden sehen als ihn. Wenn Sie, nach Jahr und Tag, dann noch wie heute Ihr Glück in seinen Armen finden, so gehört das Landgut Ihnen, und ich selbst führe Sie zum Traualtar.« —

Mit Thränen dankbarer Wehmuth umarmte Wilhelmine den großmüthigen Wohlthäter, willigte entzückt in Alles, und bemerkte blos, daß nichts überflüssiger auf der Welt sei, als diese Probe. Der Graf bat um gefällige Nachsicht für seine Grille, die ihm zwar zugestanden wurde, doch nicht ohne Mitleid, daß er noch zweifeln könne, und folglich keinen Sinn für wahre Liebe besitze. Wenige Wochen nachher nahm Wilhelmine von dem romantischen Landgute wirklich Besitz, und der glückliche Eduard flog in ihre Arme.

Die ersten Tage, Wochen und Monden verstrichen in seligem Entzücken. Wilhelmine fand in dem Umgang mit dem Geliebten Ersatz für Alles; sie schlenderte an seiner Hand durch das wilde Gebüsch, sie kletterte an seinem Arm auf die Berge; sie sah an seiner Seite die Sonne auf- und untergehen, lieh ihm freigebig ihre Gefühle, las in seinen Augen ihre Gedanken, legte ihm scharfsinnige Antworten in den Mund, und glaubte steif und fest, er habe sie ersonnen. Doch lange konnte diese Selbsttäuschung unmöglich dauern. Der reiche Schatz in ihrem Geiste und Herzen, der immer gab und nie empfing, mußte endlich sich erschöpfen. Sie bekannte sich wider Willen, daß sie nicht selten Langeweile fühle, und Anfangs zürnte sie deswegen nur auf sich selbst. Auch Eduard fing an, eine gewisse Unbehaglichkeit sich vorzuwerfen. Die Ueberlegenheit seiner Geliebten drückte ihn; er war gewohnt, mit der Flinte über die Achsel gehängt, Tage lang gedankenlos im Walde herum zu schlendern; jetzt mußte er immer, nicht blos Gedanken

Nat. Wenn der junge Wacker Luſt dazu hat —

Graf. Junge Leute haben immer Luſt zu heyrathen.

Nat. Mein Oheim der General, könnte ihm vielleicht eine Officierſtelle verſchaffen —

Graf. Ey ja doch! warum nicht gar! ein Bürgerlicher —

Nat. Hat ſeine ſchöne That ihn nicht geadelt?

Graf. (ſpöttiſch) Schöne That!

Nat. (wie) Iſt ſie's nicht?

Graf. Für mich und dich, allerdings. Aber was liegt dem Staate daran, ob eine naſeweiſe Gräfin mehr oder weniger in der Welt iſt?

Neunte Scene.

Ein Bedienter. Die Vorigen.

Bed. Ein durchreiſender Courier hat dieß Paquet abgegeben. (ab)

Graf. (wirft einen gierigen Blick auf die Addreſſe) Von meinem Bruder.

Nat.

hören, sondern auch selbst deren erzeugen, und stets auf seiner Hut sein, nichts Albernes zu sagen. Das wurde ihm lästig, machte ihn oft schüchtern oder gar stumm. Seine ganze Beredsamkeit bestand in seinen Küssen, aber ein Mädchen wie Wilhelmine forderte mehr.

Doch wagten Beide noch immer nicht, eine Verminderung ihrer Liebe zu ahnen; der bloße Gedanke schien ein Verbrechen. Lieber schob Wilhelmine diese sichtbare Erkaltung auf irgend eine körperliche Verstimmung, die bald wieder verschwinden werde. Um Mannichfaltigkeit in ihren Umgang zu bringen, schlug sie eines Tages dem Geliebten vor, einen Briefwechsel mit ihr anzufangen. Eduard fand es zwar sehr drollig, mit seinem Mädchen unter einem Dache zu wohnen und ihr Briefe zu schreiben, da er täglich und stündlich sie ungehindert sprechen konnte, allein er fügte sich in die Grille, nur wußte er durchaus nicht, was er ihr schreiben sollte. Seine Briefe waren so kurz, so leer, so gezirkelt, daß Wilhelmine auch diese Idee schnell wieder aufgab.

»Es ist doch ein eigener Reiz,« so sprach sie ein anderes Mal, »den die Liebe in Hindernissen findet. Wir haben freilich hier keine zu überwinden, aber könnten wir uns nicht selber welche machen? Laß uns versuchen, Eduard, einander zu vermeiden. Du sollst nie wissen, wo ich bin, ich nicht wo du bist; wir wollen einander suchen, und finden wir uns endlich, so wird unser Vergnügen um so lebhafter sein.«

Es geschah. Sie spielten mehrere Tage Versteckens mit-

einander, und allerdings gab das Spiel dem Wiederſehen neuen Reiz, aber auch dieſe Liſt half nicht lange. Nun luſtwandelten ſie Hand in Hand oft Stunden lang, ohne eine Silbe zu ſprechen; Wilhelmine pflückte die Blumen rechts, Eduard knickte die Zweige links, und wenn ſie einmal ſtill ſtand, um eine ſchöne Blume zu bewundern, ſo war eine botaniſche Benennung nach Linné Alles was ſie von ihm herausbrachte. Es kam endlich ſo weit, daß man — gleichſam zum Scherz — verabredete, der Eine ſolle dieſe Allee, der Andere jene einſchlagen, an einer gewiſſen Stelle wolle man zuſammen treffen, und ſich, nach kurzer Trennung, des Wiederſehens erfreuen. Aber dieſe kurze Trennung, ſuchte man ſo viel möglich zu verlängern; man ſpazirte ſo langſam, ſo langſam, daß man Stunden brauchte, um auf den beſtimmten Platz zu kommen; der zuerſt Eintreffende wartete gern; der nach ihm Kommende wunderte ſich, ihn ſchon zu finden; durch Vorwürfe quälte keiner den Andern.

In dieſer Stimmung befand ſich das liebende Paar, als, nach etwa vier Monaten, Graf Wallenthal erſchien, um zu beobachten, ob ſein Mittel anfange zu wirken. Er ſah auf den erſten Blick, daß die Langeweile im vollen Gange ſei, denn man empfing ihn mit überſtrömender Freude, man ſchöpfte Athem, man wurde lebendig. Der Graf ſtellte ſich als bemerke er nichts, fragte auch nicht, ſondern bemühte ſich blos, an dem einzigen Tage, den er den Verbannten ſchenkte, Wilhelmine ſo angenehm, ſo hinreißend zu unterhalten, daß das gute Mädchen wohl zwan-

zigmal erröthete, weil es sich alle Augenblicke auf Vergleichungen zwischen ihm und Eduard ertappte, die dem Letztern nicht vortheilhaft waren. Der schöne Tag ging schnell wie ein Gedanke vorüber; als Wilhelmine am andern Morgen aufstand, war der Graf schon wieder abgereist; eine Nachricht, die sie verdrießlich machte, und zu der ersten kleinen Lüge verleitete, denn sie ersuchte Eduard, doch heute einmal auf die Jagd zu gehen, weil sie Kopfschmerzen habe und ihr Zimmer nicht verlassen werde. Er gehorchte gern, und sie — schmollte mit sich selbst.

In den nächsten Tagen wurde nun die alte Lebensweise gähnend wieder fortgesetzt. Noch ein bleierner Monat verstrich, Sättigung und Ueberdruß waren sein schleichendes Gefolge. Wilhelmine konnte es fast nicht länger aushalten, nur den Geliebten zu sehen, und mußte sich bekennen, daß die Wahl ihrer Augen keine glückliche Wahl gewesen. Eduard konnte es fast nicht länger ertragen, sich ewig nur um die Geliebte zu bewegen, und fühlte — freilich ohne es deutlich zu denken — daß ungleiche Bildung, wenigstens ungleiche Empfänglichkeit des Geistes und Herzens, die Liebe ohne Rettung in Kurzem zerstört. Noch schämten sich Beide, ihre Gefühle einander zu bekennen; Jeder meinte auch wohl, er werde den Andern durch sein Geständniß unglücklich machen; darum schwiegen Beide, aber Wilhelminens Kopfschmerzen wurden häufiger, und Eduard ging öfter auf die Jagd.

Graf Wallenthal hatte sich schon beim ersten Besuch überzeugt, daß er die Vorsicht viel zu weit getrieben, als er,

zu Prüfung der Liebenden, ein ganzes Jahr bestimmte; er fand es überflüssig, wiederum mehrere Monate verstreichen zu lassen, ehe er seinen, im Stillen erseufzten Besuch wiederholte; er kam schon nach sechs Wochen unangemeldet, traf gegen Abend auf dem Gute ein, fragte sogleich nach seinen Schützlingen, und wurde doch ein wenig verwirrt, als er vernahm, sie wären schon seit drei Stunden miteinander im Garten. »Also können sie doch immer noch drei Stunden mit einander zubringen, ohne daß die Langeweile sie nach Hause jagt? das ist ein böses Zeichen, da komm' ich doch wohl noch zu früh.“ — Unter solchen verdrießlichen Betrachtungen durchstrich er den Garten, um die Liebenden zu suchen. Er fand sie endlich. Wilhelmine schlief auf einer Rasenbank, Eduard schlief im Grase. Wallenthal setzte sich lächelnd neben die schöne Schläferin, und ergriff sanft ihre Hand. Sie erwachte. In ihren großen blauen Augen machten Schrecken und Verwirrung bald dem Vergnügen Platz. Der Graf erklärte, er sei gekommen, ihr Glück zu beschleunigen, und fügte mit einem zärtlichen Seufzer hinzu: »Ob es gleich mein Unglück ist.“ Wilhelmine schlug die Augen nieder und gab den Seufzer unwillkürlich zurück.

„Morgen,“ fuhr der Graf mit zitternder Stimme fort, »ist Ihr Hochzeitstag — wenn Sie es wollen — wenn Sie noch eben so denken und empfinden als vor fünf Monaten. Können Sie mir das in diesem ersten Augenblicke mit aufrichtigem Herzen betheuern, nun so gebe ich meine

letzte Hoffnung auf, erfülle Ihre Wünsche und — sehe Sie nie wieder.»

Daß Wilhelmine geradezu bekennen sollte, ihr Herz habe sie getäuscht, das war zu viel begehrt; allein sie schwieg und seufzte; der Graf verstand sie, sank zu ihren Füßen, und sie verbarg ihre Schamröthe an seinem Busen.

Als Eduard nach einer guten Stunde endlich erwachte, fand er sich ganz allein, und neben ihm im Grase lag ein Patent, das ihn zum Hof- und Jagdjunker ernannte, daneben ein mit Bleistift geschriebener Zettel, folgenden Inhalts:

»Mein lieber junger Freund. Ich entführe Ihnen Ihre Braut, weil sie die meinige sein will. Wenn Sie — wie ich vermuthe — bei Lesung dieser Zeilen zwar befremdet, aber nicht erschrocken sind, so habe ich auch Sie errathen, und darf mir schmeicheln, durch das beiliegende, für Sie ausgewirkte Patent, mein Wort von Ihnen gelöst zu haben. Graf Wallenthal.»

Eduard brauchte einige Minuten, um Alles zu begreifen; als er es aber begriffen hatte, stand er wohlgemuth auf, steckte das Patent in die Tasche, schwang sich auf seinen Gaul, und ritt mit leichtem Herzen davon.

Vertheidigung der Menschenfresser.

Ein seltsames Vorurtheil verbietet Menschenfleisch zu essen; die Natur selbst scheint gegen diese nahrhafte, wohl-

schmeckende Speise sich zu empören, so groß ist die Macht jenes Vorurtheils. Man hat sogar gezweifelt, daß es jemals Menschenfresser gegeben, und als endlich die Berichte der glaubwürdigsten Reisenden es außer Zweifel setzten, so behauptete man wenigstens, die Wilden äßen nur ihre Feinde, und der Abscheu vor Menschenfleisch werde nur durch die Rachlust überwältigt. Allein auch das ist irrig. Als der Weltumsegler Krusenstern bei den Neukahiwa-Inseln vor Anker lag, da stand er mit den Bewohnern, die ihre Feinde fressen, im besten Vernehmen; dennoch — wenn bisweilen Einige von der Schiffs-Equipage sich badeten — standen die Neukahiwer am Ufer, und bezeigten den größten Appetit, die weißen Gäste als Leckerbissen zu verzehren. Sie thaten es nicht, aber sie hätten es doch recht gern gethan. Es ist also nicht blos das Fleisch der Feinde, sondern überhaupt Menschenfleisch, was ihren unverwöhnten Gaumen reizt.

Warum soll denn auch der Mensch — bei dem die Struktur des Magens bekanntlich mit der vom Schweine gänzlich übereinstimmt — nicht alles Das genießen, und gern genießen, was ein Schwein nicht verschmäht? — Hält man es schimpflich für die Menschheit, diesem verachteten Thiere zu gleichen? — Wollte Gott, wir hätten keine andere Aehnlichkeit von ihm als diese. So lange aber nicht geleugnet werden kann, daß wir, zum Beispiel, eben so gern alle Zäune durchbrechen, um des Nachbars Feld zu verwüsten, so lange begreife ich nicht, warum wir gerade

seiner nichts verschmähenden Freßgier uns schämen wollten? — Es ist überhaupt jetzt gar nicht an der Zeit, sich zu schämen. Es gibt in unsern Tagen keine Art von Laster, die sich nicht durch illüstre Beispiele beschönigen ließe, und so große Feinde des Nachahmens wir auch immer sein mögen, (so lange nämlich von Tugenden die Rede ist), so finden doch längst Moden und Verbrechen jederzeit ihre flinken Bewunderer und Nachahmer; warum sollte nicht auch eine unschuldige Neigung sie finden?

Es wäre daher gar sehr zu wünschen, daß irgend ein Machthaber sich entschließen möchte, ein gutes Beispiel zu geben, und nicht blos mit dem Schwerte, sondern künftig auch mit den Zähnen die Menschen zu zermalmen; flugs würde die nützliche Gewohnheit über ganz Europa sich verbreiten. Zwar haben, zu den Zeiten der Revolution, die Franzosen uns schon manches schöne Beispiel aufgestellt, sie haben das Herz der Prinzessin Lamballe gefressen, und Gott weiß was sonst noch; aber es waren doch nur namenlose Menschen, die sich weiter durch nichts auszeichneten, als durch diese schöne That. Darum wäre durchaus erforderlich, daß irgend ein berühmter Mann, der vor nichts erschrickt, seinem Ruhme dadurch die Krone aufsetzte, daß er ein Gastmahl veranstaltete, bei dem gebratene oder frikassirte Menschen, mit einer aus dem Almanac des Gourmands entlehnten Sauce aufgetischt würden.

Welchen ungeheuren Nutzen würde ein solches Beispiel bewirken! vorzüglich unter den Soldaten. Erstens würde

die Armee nie hungern, denn sie fände auf dem Schlachtfeld ihren Tisch gedeckt. Zweitens — wenn sie auch einmal hungerte, so würde sie um so tapferer fechten, denn sie wüßte, hinterdrein gibt es einen Schmaus, und wer davon läuft, bekommt nichts. Drittens würde sie nie klagen dürfen, daß sie nicht eigentlich wisse, warum sie sich schlage? denn man könnte ihr schnell antworten: um zu essen; und das wäre denn doch eine vernünftige Ursache. Viertens würde man nicht mehr die Mühe haben, die Zahl der Gebliebenen zu verbergen, denn der hungrige Sieger würde keine Spur von ihnen übrig lassen. Fünftens könnten die Proviant-Kommissäre mit gutem Gewissen stehlen, denn wozu noch Proviant nach führen, wenn der Feind selbst ihn schon entgegen triebe? Sechstens wäre es doch ein Trost für sterbende Krieger, zu wissen, daß sie nicht etwa für Ehr- und Habsucht ihrer Fürsten das Leben opfern, sondern das Vergnügen haben werden, ihre hungrigen Brüder zu speisen. Dergleichen Vortheile ließen sich leicht noch bei Dutzenden aufzählen.

Man müßte sich aber bei Leibe nicht blos darauf einschränken, Feinde zu fressen. Solches thun freilich die Wilden, aber wir sind kultivirte Europäer, wir haben in den letzten zehn Jahren ganz andere Fortschritte in der Aufklärung gemacht; wir müßten folglich auch hierin die Wilden weit hinter uns lassen, und Alles fressen, was uns vorkommt, es sei Freund oder Feind. Daraus werden abermals unzählige Vortheile entspringen. Ein Bürger, zum Beispiel, den man rein ausplündern, oder dessen Frau

und Tochter man in seiner Gegenwart schänden will, wird sehr froh sein, wenn er zuvor gefressen wird, und dadurch der kleinen Unannehmlichkeit entgeht, solche Modebegebenheiten mit anzusehen. Wie mancher Lübecker Bürger hätte sich am 6. November 1806 lieber in dem Bauche eines Franzosen, als in den Mauern seiner freien und neutralen Hansestadt befunden! — Welchen Nutzen würde es nicht in diesem Augenblicke den unglücklichen Preußen gewähren, deren Felder nur mit Blut gedüngt und mit Menschenknochen besäet sind, wenn sie in dieser Verlegenheit einander selber essen dürften! Welchen Nutzen den liefländischen Bauern, denen ein Professor zu Dorpat angerathen hat, Frösche zu fangen, und deren täglich achtzehn Stück zu verspeisen! Welchen Nutzen allen mit Kindern begabten Deutschen, wenn sie diese armen, freigebornen Geschöpfe verzehren dürften, ehe Sklaverei sie zu elenden Schmeichlern herabwürdigt!

Vielleicht würde ich noch vor wenigen Jahren Bedenken getragen haben, einen solchen Vorschlag zu thun; allein jetzt — da doch wohl kein ehrlicher Deutscher in Abrede sein wird, daß unsere moralische Kultur um Jahrhunderte zurück geschritten ist — (eine traurige Wahrheit, die kein Purpur verhüllt, und die unter Bergen von Lorbeerkronen nicht erstickt) — jetzt, dünkt mich, ist mein Vorschlag ein Wort zu rechter Zeit gesprochen.

Die Kraft des Glaubens.

Louise ſtarb. Sie hatte das Erdenglück eines braven Mannes gemacht; ſie hinterließ ihm keine Kinder; Ernſt von Wallen blieb ganz allein. Er zählte kaum dreißig Jahre. Ihm ſchien es, er ſei alt, denn die beglückende Liebe wohnte nicht mehr in ſeinem Herzen. Dunkel wurde es da, ſo dunkel, daß kein Fremder den Weg hinein zu finden wußte: er ſelbſt vermied hinab zu ſteigen, verſchloß es lieber ſich und Andern. Hingegen war es hell, bisweilen allzuhell in ſeinem Kopfe. Zweifel, Grübeleien, Spinoza und Fichte kreuzten mit ſprühenden Fackeln in dieſem Kopfe herum; kein Licht des Troſtes miſchte ſeinen ſanften Schimmer in jenen Fackelglanz.

Ernſt von Wallen ging auf Reiſen, ſah und hörte viel, dachte über alles, fühlte wenig, kam düſter zurück, und bezog ein einſames Landgut. Zwar lief eine große Straße durch das Dorf, doch ſeine Wohnung lag ſeitwärts auf einem Hügel im Gebüſch verſteckt. Er mied jene Straße, kein Spazirgang lockte ihn dahin; fremde Geſichter waren ihm zuwieder; die wenigen Menſchen, die ihn umgaben, hatten Alle noch bei ſeinen Eltern gedient; unter ihnen auch die ehrliche Suſanne, die Wärterin ſeiner Kindheit, die ſich hoch betrübte, daß ihr guter junger Herr ſo hinwelkte, und unter ſeine Bücher ſich verſchloß, als ſei die Welt für ihn ausgeſtorben. Vergebens hatte ſie einigemal chriſtliche Troſtſprüche für ihn zubereitet; er hörte

Nat. Dem General?

Graf. Ja.

Nat. Nachrichten von Franz?

Graf. Vermuthlich. (er legt das Paquet von ſich auf den Tiſch, und iſt in großer, ängſtlicher Bewegung.)

Nat. Warum öfnen Sie das Paquet nicht?

Graf. Ich werde es öfnen.

Nat. Sie fürchten doch nicht —

Graf. Ich fürchte und hoffe Alles.

Nat. Soll ich meine Schwägerin rufen?

Graf. Dazu iſt es noch viel zu früh.

Nat. Vielleicht iſt ein Brief meines Bruders dabey.

Graf. Die Aufſchrift iſt nicht von ihm!

Nat. Soll ich in einen Winkel treten, und das Paquet öfnen?

Graf. Nein.

Nat. Aber wie können Sie ſich und mich ſo lange quälen?

Graf. Wer zwiſchen Furcht und Hofnung Tod oder Gnade erwartet, der wünſcht den entſcheidenden Augenblick herbey, und tritt doch zögernd vor ſeinen Richter. — Ich habe

sie freundlich auch wohl lächelnd an, dankte ihr aber mit kurzen Worten für den guten Willen, und es blieb beim Alten.

Was der frommen Susanne am meisten zu Herzen ging, war der bedenkliche Umstand, daß ihr Herr mit keinem Fuße die Kirche betrat. Oft stahl sie sich Abends zu dem alten Gärtner, um darüber mit ihm zu seufzen, indessen Wallen auf dem Dache seines Schlosses durch ein vortreffliches Sehrohr die Himmelsräume durchspähte. Das war seine liebste Beschäftigung, in der ihn Niemand stören durfte. Verdrießlich wandte er sich daher um, als die mitleidige Susanne, trotz ihrer geschwollenen Füße eines Abends ihm nachgeklettert war, und eine lange Erzählung anhub von einem Reisenden, einem alten Manne, den eine schwere Krankheit überfallen, daß er in dem elenden Wirthshause unten im Dorfe liegen geblieben, wo es ihm an jeder Bequemlichkeit fehle. Wallen, der eben die Bedeckung eines Jupiterstrabanten beobachten wollte, hörte nur halb und sagte mürrisch: »Laß mich zufrieden. Das verdroß die gutherzige Fürsprecherin. Im gerechten Unwillen nahm sie sich's zum ersten Mal heraus, ihr Gefühl laut werden zu lassen.

»Man sollte nicht eher nach den Sternen gucken,« brummte sie, »bis man den Leidenden auf Gottes Erdboden geholfen hat.« — Das war ein Wort zu seiner Zeit. Hätte Wallen es in einem Dichter gelesen, es wäre verhallt, aber die Stimme seiner alten Wärterin drang in die kalte Brust; er schämte sich.

»Du haſt Recht, Alte,« ſagte er lächelnd und ſtand gelaſſen auf; »führe mich zu deinem Kranken.«

Die ſchnell beſänftigte Suſanne, mit Hausarzeneien und Erquickungen bepackt, keuchte vor ihm her; die Sterne leuchteten, Wallen folgte in deren Anſchaun verloren, und hatte ſchon beinahe vergeſſen, wovon die Rede war, als die Krankenſtube ſich öffnete. Von Rauch geſchwärzt, niedrig, feucht war die elende Kammer, in welcher auf hartem, ſchmutzigem Lager ein Greis ſtöhnte. Zu ſeinen Füßen, auf einem hölzernen Schämel ſaß ein weinendes Mädchen, deſſen Thränen ſchnell verſiegten, als es in nachläſſiger Kleidung, durch den Eintritt eines jungen Mannes überraſcht wurde. Wilhelmine ſprang auf. Ein großes Tuch, in welches ſie haſtig ſich wickelte, gab ihr die Faſſung wieder. Sie bewillkommte den Fremden mit ungezwungenen Anſtand, ihre traurige Lage gab ihr das Recht, die Förmlichkeiten abzukürzen. »Es iſt mein Vater,« ſagte ſie ſchluchzend auf dem Kranken deutend, der eben im heftigen Fieber lag. Dann reichte ſie dem Beſuchenden den einzigen vorhandenen Schämel, kniete an das Bett, und ſah ihrem Vater ſtill weinend in das glühende Geſicht.

Suſanne kramte ihre Arzencien redſelig aus. Wallen ſtand ſich ſelbſt überlaſſen. Noch hatte er keine Silbe geſprochen, denn er war überraſchter als die ſchöne Fremde. Von einem fremden Greiſe hatte man ihm erzählt, von deſſen Tochter kein Wort. Ein Bild des leidenden Alters anzutreffen, war er vorbereitet, nicht ein Bild der lei-

denden Schönheit, der rührendsten kindlichen Liebe. Es bewegte ihn und gab ihm zugleich eine behagliche Empfindung. So bald er sich ermannt und die Sprache wieder gefunden hatte, redete er sanft die holde Fremde an: »Der traurige Zufall, der Sie betroffen, muß in dieser öden Wohnung Sie doppelt ängstigen. Erlauben Ihres Vaters Kräfte eine sanfte Bewegung, so wollen wir ihn auf ein Landhaus tragen, wo es an keiner Bequemlichkeit ihm mangeln soll.«

Jetzt wandte Wilhelmine das große blaue, durch Thränen verschleierte Auge dankbar auf den jungen Mann, die alte Susanne warf einen freundlichen Blick ihm zu, in dem geschrieben stand: daran erkenn' ich einmal wieder meinen guten Ernst. Nur noch ein Zweifel entstand: ob man den Kranken jetzt gleich hinauf tragen, folglich der Nachtluft aussetzen, oder bis Morgen in diesem feuchten Qualm lassen solle?

Die ängstliche Tochter wagte nicht zu entscheiden, aber Frau Susanne, die bei solchen Gelegenheiten wacker durchzufahren pflegte, griff es entschlossen an. »Die Nacht ist warm,« sagte sie, »der Himmel heiter, die Luft erquickend. Wir spannen zum Ueberfluß einige Reife über das Bett, die wir mit doppelten Laken bedecken, und so steh' ich dafür, es soll ihm wohl thun, diesen stinkenden Käsicht gegen ein freundliches Zimmer zu vertauschen, dem die Sonne einen guten Morgen bietet.« — Wilhelmine nickte mit einem Lächeln, das sie ihrer Wehmuth abzwang; sprechen konnte sie fast nicht, ihre Brust hatte keine

Luft übrig. Um aber ſchnell das Beſchloſſene auszuführen, mußten Leute gerufen, Laken und Reiſe geholt werden. Wallen wollte gehen, doch Frau Suſanne ließ ſich das nicht nehmen. Was wußte ihr Herr davon, wo man die Laken ſuchen ſollte, da der Schrank nicht im Jupiter ſtand? auch mußte ja das Zimmer zum Empfang des Kranken bereitet werden, das konnte nur ſie mit eigenen Händen gehörig vollbringen. Freilich waren ihr die Füße nicht ſo gehorſam als die Hände, aber diesmal warf ſie ihre Jahre und Beſchwerden muthig hinter ſich, wandelte fort und ließ den Philoſophen, bei einer düſtern Lampe mit der ſchönen Leidenden allein.

Er lehnte ſich mit verſchränkten Armen an den Bettpfoſten und betrachtete ſie ſchweigend; ihr Blick hing nur am Vater. Keine Neubegier regte ſich in ihm, zu wiſſen, wer ſie ſei? ihm kam es vor, als kenne er ſie ſchon lange. Als aber der Kranke in einen dumpfen Schlummer fiel, der auch Wilhelminen zu beruhigen, ihre Bruſt zu erleichtern ſchien, da ſtand ſie behutſam auf, näherte ſich dem gaſtfreundlichen Manne und ſprach leiſe:

»Sie wollen uns beherbergen, ohne uns zu kennen?«

»Wozu iſt das vonnöthen?« flüſterte Wallen, »Sie mögen ſein wer Sie wollen, der Hilfsbedürftige braucht weder Stand noch Namen.«

»Unſere Geſchichte iſt kurz,« ſeufzte Wilhelmine, »mein Vater iſt Landprediger in der Schweiz unweit Zürich. Wir waren ſehr glücklich, bis ein furchtbares Uebel die Geſundheit meiner Mutter zerſtörte. Sie hatte eine ſchwindſüch-

tige Nachbarin Tag und Nacht gepflegt, hatte trotz der Warnung des Arztes, den vergifteten Athem in sich gesogen, und als die Kranke endlich starb, trug auch meine Mutter schon den Keim des Todes in ihrer Brust. Sie kränkelte lange. Mein Vater, der sie unaussprechlich liebte, suchte Hilfe nah und fern, wandte große Kosten auf, die er, mit seinen geringen Einkünften, nur durch Entbehrung jedes Lebensgenusses bestreiten konnte. Alles vergebens! — Endlich rieth man ihm eine Reise in's Bad als die einzige letzte Hoffnung. Er verkaufte seine Bücher und Alles, was er heimlich bei Seite schaffen konnte, ohne daß die Kranke es gewahr wurde. Wir reisten langsam, kostbar und beschwerlich, aber die Hoffnung war unser Begleiter. — Sie verließ uns nur zu bald! — Zwar, in den ersten Tagen unsers Aufenthaltes im Bade, schien der Lebensfunke meiner Mutter wieder aufzuglimmen, aber es war die letzte Anstrengung der erschöpften Natur. — Sie starb!»

Ein sanftes Schluchzen, das, um den Kranken nicht zu wecken, Wilhelmine mit Gewalt zu unterdrücken strebte, unterbrach hier die Erzählung. Wallen dachte an Louisen und war tief bewegt. Die holde Fremde, nachdem sie ihren Schmerz bekämpft, fuhr fort:

»Jetzt sind wir auf der Heimkehr begriffen, die wir zu Fuß antreten mußten, da meiner Mutter Begräbniß nur wenige Thaler uns noch übrig gelassen. Mein Vater ist alt — zwar noch rüstig und von Jugend auf an Fußreisen gewöhnt, auch zweifle ich nicht, er würde die mühse-

lige Wanderung glücklich überſtanden haben, wenn er nicht zugleich des Kummers ſchwere Bürde hätte tragen müſſen. Dieſe warf ihn nieder! ach! ich fürchte, ſie wird ihn in's Grab drücken! — Schon geſtern wurde es ihm ſauer ſeinen Weg fortzuſetzen, ob ich gleich allein unſer kleines Gepäck trug. Er machte ſich ſtark, er wollte es mir und ſich ſelbſt verhehlen, daß ſeine letzte Kraft ſchwinde. Noch dieſen Morgen rang ſeine ſtarke Seele mit dem erſchöpften Körper. Wir gingen — er ſchritt vor mir her, und ſang mit lauter Stimme ein Morgenlied; aber plötzlich hielt er inne, wurde bleich, ihn überfiel ein Zittern — und hätte Gottes Engel mich nicht geſtärkt, ihn faſt zu tragen, ſo hätt' er auf der Landſtraße verſchmachten müſſen. Zum Glück war dieſes Dorf nicht fern. Kaum hatten wir es erreicht, als das Fieber ausbrach. Hier war ſein letztes Wort: Ach! was ſoll aus dir werden! gleich darauf fantaſirte er und kannte mich nicht mehr. Ich Unglückliche! ſoll ich ganz verwaiſt in einer fremden Welt allein bleiben!"

Sie weinte heftig. Wallen tröſtete ſie ſtammelnd, denn er ſelbſt war bis zu Thränen gerührt. „Blos Erſchöpfung," ſprach er, »hat den Greis zu Boden geworfen; Erquickung, Ruhe werden ihn wieder aufrichten. Beide findet er in meinem Hauſe ſammt der herzlichſten Theilnahme, denn auch ich hab' ein geliebtes Weib begraben!"

Jetzt keuchten Wallen's Bediente herbei, beladen mit Allem, was der Kranke brauchen und nicht brauchen konnte, denn Frau Suſanne mochte in ſolchen Fällen lieber zu viel

als zu wenig thun. Das Bett wurde verabredetermaſſen umhüllt, ſanft aufgehoben und fortgetragen. Wallen reichte der Tochter ſeinen Arm, beide folgten dicht hinter den Trägern. Wallen ſah auf dem Heimwege nicht ein einziges Mal nach den Sternen, obgleich ihr helles Flimmern ihm willkommen ſchien, denn er beobachtete fleißig, wie es von dem holden Antlitz ſeiner Gefährtin zurückſtrahlte. Dieſe weinte heftiger als zuvor: es ſei ihr zu Muthe, ſagte ſie, als folge ſie noch einmal der Bahre ihrer Mutter. Dabei wachte ſie ängſtlich über jeden Schritt der Träger, warnte vor jedem Steine.

Als man endlich nahe am Schloſſe die alten Linden erreichte, und in deren Schatten ſtill, wie die umgebende Nacht, fortwandelte, da glich der Zug fürwahr einen Leichenkonduкt. Wilhelmine mußte, um nicht zu ſinken, Wallen's Arm feſter umklammern. Aber auf den Stufen des Schloſſes gewann ſchon Alles ein freundliches Anſehen; da ſtand der alte Gärtner mit flackernden Kerzen, und die Treppe war hell erleuchtet; und oben öffnete ſich ein hohes, luſtiges Zimmer, von Frau Suſanne wohl durchräuchert; ein ſchwellendes Bett, von Frau Suſannen wohl durchwärmt, ſtand zur Aufnahme des geliebten Kranken bereit. Er wurde ſanft hinein gehoben, erwachte zwar bewußtlos, doch kaum genoß ſein ſiecher Körper die lang entbehrte Bequemlichkeit, da entſchlummerte er ſanfter als zuvor. Frau Suſanne ſchickte ſich an, bei ihm zu wachen, aber Wilhelmine lächelte und wiegte das Haupt, als wollte ſie ſagen: wie kann man doch mir dieſes Recht ſtreitig machen wol-

len? — Ein Sofa, dicht neben dem Krankenbett, war zwei Wochen hindurch ihr vom Schlafe selten begrüßtes Lager.

Wallen hatte richtig prophezeit. Ruhe, Wein und freundliche Zusprache des biedern Wirths, anderer Arzneien bedurfte der Greis zu seiner Erholung nicht. Schon in der dritten Woche konnt' er das Bett verlassen.

Eines Tages, als Wallen leise die Thür öffnete, um, nach seiner Gewohnheit, dem Kranken einen Morgenbesuch abzustatten, erblickte er Vater und Tochter auf den Knien, betend und dem Himmel dankend, der in der höchsten Noth ihren festen Glauben an ihn belohnet. Die Betenden kehrten ihm den Rücken zu. Er zog die Thür leise wieder an sich, um sie nicht zu stören, und ging eine halbe Stunde im Garten auf und nieder. »Wer doch auch so beten könnte!« dachte er bei sich selbst. »Es ist wohl eine beneidenswerthe Kraft, die Kraft des Glaubens, doch erwerben läßt sie sich nicht; selbst aus den himmlischen blauen Augen dieses guten Mädchens vermag ich sie nicht zu schöpfen.«

Auch Frau Susanne hatte die Fremden betend angetroffen und mit frommer Neugier belauscht. Der Vater sprach zu Gott mit solcher Inbrunst, die Tochter hörte ihm mit solcher Andacht zu, daß beide den leisen Schritt der Wärterin nicht vernahmen. Die gute Alte, obgleich einer andern Sekte zugethan, und sonst eben kein Muster der Toleranz, blieb gerührt stehen, faltete ihre Hände, betete weinend mit, und als mit erquickten Seelen die Gäste sich aufrichteten, einander in die Arme sanken, da machte sie ihrem

Herzen Luft. Nach einem wohlgemeinten, doch etwas breit vorgetragenem Glückwunſch zur Geneſung, rühmte ſie die Frömmigkeit der lieben Gäſte, ſprang auf ihren Herrn über, ſagte viel Gutes von ihm, wußte über nichts zu klagen als über ſeinen Unglauben. Dieſen bejammerte und beſeufzte ſie mit unerſchöpflicher Redſeligkeit, nur dann und wann durch eingeſchobene Erzählungen ſich unterbrechend; wie ſie ihn ſelbſt auf ihren Armen getragen, ihn als Knabe die ſchönſten Gebete gelehrt, und nun doch erleben müſſe — — hier ſtockte ſie; ein düſterer Blick, ein Schauder verriethen, was ſie nicht auszuſprechen wagte: daß ſie ihren Herrn für ewig verdammt hielt!

Der Prediger wollte ſie durch die Bemerkung tröſten: daß Gott nicht den Glauben, ſondern den Wandel richten werde; allein er wurde deutlich gewahr, daß durch dieſe Aeußerung er ſelbſt in Frau Suſannens Augen zum Ketzer herabſank. Sie ſchüttelte das Haupt und ging, einen Blick auf ihn werfend, in welchem Mitleid und Abſcheu kämpften.

In den nächſten Tagen hörte Wallen mit Beklemmung ſeine dankbaren Gäſte von baldiger Fortſetzung ihrer Reiſe ſprechen. Er hatte in den wenigen Wochen an ihren Umgang ſich gewöhnt; Wilhelminen täglich zu ſehen, war ihm Bedürfniß geworden. So lange ſie ihren Vater in Gefahr wähnte, alle ihre Gedanken und Empfindungen nur in ihm ſich ſammelten, ſo lange hatte ſie keine Augen und karge Worte für den freundlichen Wirth. Doch als der Greis mit jedem Tage neue Kräfte gewann, that ſich auch

die ſchöne Blume wieder auf, die, während des Ungewitters, ihre Blätter zuſammengeſchmiegt hatte; Wilhelmine entwickelte einen Geiſt, der ihres Herzens würdig war. — Nicht ſelten wurde Wallen von dem Gedanken beſchlichen und ergriffen: wie? wenn ſie dir Louiſen erſetzte? Gern hing er ihm nach, und ſuchte jede freundliche Seite ihm abzugewinnen.

Nur ein ſcheues Mißtrauen hielt ihn zurück, ſich zu erklären. Louiſe hatte ihn geliebt wie er ſie. Wilhelmine konnte ihn noch nicht lieben und würde es vielleicht nie. Wer bürgte ihm dafür, daß nicht bloße Dankbarkeit, oder wohl gar die Rückſicht auf ſeinen Wohlſtand, die zweite Gattin ihm zuführen werde? — darum verſchloß er ſein Herz mit Gewalt, ſo wohl es ihm auch that, daß, nach dem langen Winter, endlich einmal eine milde Frühlingswärme hinein gedrungen war. Zwar faßte er den Entſchluß, ſeine Gäſte ſelbſt nach der Schweiz zu begleiten, allein er überredete ſich, es geſchehe nur, um dem kaum Geneſenen, dem er Geldhilfe anzubieten ſich ſcheute, mit geziemender Schonung einen Wagen aufzudringen.

»Ich war noch nie in der Schweiz,« ſagte er mit möglichſter Unbefangenheit zu dem Greiſe, »die Schilderungen Ihrer Tochter haben die ſchlummernde Neubegier geweckt, die mich ſchon ſeit Jahren ſpornte, dies ſchöne Land zu beſuchen. Mich hindert hier kein Geſchäft, ich begleite Sie. Mein Reiſewagen iſt bequem und geräumig; wir fahren mit einander, und ich entgehe zugleich dadurch der ängſtli-

nur diesen einzigen Sohn — er ist — ich liebe ihn — wer steht mir dafür, wenn ich dieß Paquet öffne — Geh Natalie, laß mich allein.

Nat. Lieber Vater —

Graf. Ich bitte dich.

Nat. Unmöglich kann ich Sie in diesem Augenblicke verlassen.

Graf. (mit Ernst) Ich will allein seyn (Natalie gehorcht.)

Zehnte Scene.

Der Graf allein.

Ist mein Franz tod, so mag ich weder Trost noch Hülfe. Lebt er aber, so soll Alles mit mir jubeln, als wäre er noch Einmal gebohren worden. — (Er blickt starr auf das Paquet) Noch bin ich ein reicher Mann — in der nächsten Minute vielleicht ärmer als der Taglöhner, dem da unten seine Buben das Holz zutragen. — Was hindert mich, daß ich das Siegel zerbreche? — was lähmt meine Hand? — Mach alter Vater! (Er macht mit der Rechten einen

chen Sorge, daß unterweges ein Rückfall Sie auf's Neue in hilflosen Zustand versetzen könnte. Ich werde nicht eher ruhig sein, bis ich Sie wohlbehalten vor Ihre eigene Wohnung gebracht."

Oswald, so hieß der Schweizer, drückte ihm bewegt die Hand, und Wilhelminens dankbarer Blick und tiefer Athemzug bekannten, ihr sei eine drückende Angst vom Herzen gewälzt. Die Reise wurde angetreten; Wallen saß der schönen Wilhelmine den ganzen Tag in einem ziemlich engen Wagen gegenüber; so oft er oder sie die Augen aufschlugen, mußten ihre Blicke sich begegnen; bei dem kleinsten Stoß des Wagens berührten sich ihre Knie. Für einen jungen Mann ist solch eine Lage gefährlich, er möge übrigens Philosoph oder Sternenbeobachter sein, so viel ihm beliebt. Wahr ist's, die Hälfte der Gefahr hätte wohl können vermieden werden; es war ja noch ein leerer Platz im Wagen, Wallen durfte sich ja nur dem Alten gegenüber setzen, so würde sein aufblickendes Auge dessen frommes Antlitz getroffen haben, und jede bedenkliche, obgleich zufällige Berührung wäre unterblieben. Aber — es hatte sich nun einmal beim ersten Einsteigen so gemacht; vielleicht in aller Unschuld, um dem Greise mehr Bequemlichkeit zu verschaffen; und jetzt dachte niemand daran, es abzuändern. Zugleich mit dem Sturm auf Wallen's Sinnlichkeit that die Liebe noch einen härtern Angriff auf sein unverwahrtes Herz. Der schöne Mund gegenüber lächelte nicht blos zum Entzücken, sondern sprach auch geistreiche Worte. Die schönen blauen Augen beschämten nicht blos

die Kornblume, an der man vorüberfuhr, ſondern verriethen auch nicht ſelten tiefes Gefühl. Mit jedem Tage trat Louiſens Bild um einige Schritte weiter in den Hintergrund, und wurde dort mit Vergißmeinnicht geſchmückt, während man im Vorgrunde Wilhelminen Roſen ſtreute. Nach drei allzukurzen Wochen erreichten ſie endlich das ruhige Thal, Oswald's Wohnung. Mit ſehr verſchiedenen Gefühlen erblickten ſie es zum erſten Mal von einer Anhöhe.

Wallen bog ſich aus dem Wagen und überſchaute mit behaglicher Neubegierde die reizende Gegend. Als er den Kopf zurückzog, wurde er gewahr, daß Vater und Tochter ſich die Hand gereicht und ſtille Thränen vergoſſen. Beide ſchwiegen und theilten nur durch einen Händedruck ſich den erneuerten Schmerz um die Verlorne mit. Doch heftiger brach die Wehmuth aus, als ſie nun die öde Wohnung betraten, und jedes Zimmer, jeder Gegenſtand an die Lebensgefährtin erinnerte, die ſie nicht wieder mit zurück brachten. Wallen ehrte den gerechten Schmerz, indem er in dieſen erſten Augenblicken ſie von der Gegenwart des Fremdlings befreite. Er ſtrich einige Stunden in dem ſchönen Thale umher, das von einem tiefen, in einen maleriſchen See hinabwogenden Strome durchſchnitten wurde, deſſen Ufer Weingärten ſchmückten. Als er zurückkam, fand er den Greis, aus deſſen Antlitz eine ſanfte Heiterkeit ſtrahlte, von ſeinen herzuſtrömenden Pfarrkindern umringt. Ein jeder begrüßte den lange entbehrten Vater mit einem traulichen Handſchlag, beklagte den allgemeinen Verluſt

mit rührender Herzlichkeit, erzählte, was während des Pfarrers Abwesenheit im Thale sich zugetragen. Mit freundlicher Aufmerksamkeit hörte Oswald einem Jeden zu, wenn gleich bisweilen die unbedeutendsten Dinge aus des Erzählers Hauswesen lang und breit ihm vorgetragen wurden.

Wilhelmine war sehr beschäftigt mit einem Nachbarskinde, einem kleinen Bauermädchen, welches von ihrer Mutter erzogen worden war. Sie wollte nun das Kind an sich gewöhnen, die verlorne Wohlthäterin ihm ersetzen.

Mitten in diesem frohen Gewühle hörte man eine Glocke ertönen. »Die Glocke ruft zur Betstunde,« sagte Einer der ältesten Bauern, »kommt Kinder, heute ist unser Pfarrer zu ermüdet, heute müßt ihr schon noch einmal, statt seiner kräftigen Worte, mich einen Psalm lesen hören.« — »Nein,« rief Oswald, »ich gehe mit euch. Danken will ich Gott, daß er mich wieder unter meine Kinder geführt, und zugleich noch einmal das Andenken der Entschlafenen feiern.«

Alle gingen. Wallen folgte uneingeladen. Seit vielen Jahren hatte er kein Bethaus betreten, oft gespöttelt über Wirkungen, die seiner Vernunft unbegreiflich blieben. Heute ergriff ihn doch eine seltsame feierliche Empfindung, als er in den einfach geschmückten Saal trat: in dessen Hintergrunde ein weißer Vorhang eine kleine Orgel barg. Wilhelmine zog den Vorhang auf, verschwand hinter demselben und verschloß ihn wieder.

»Meine Tochter ist unser Organist,« sagte der Alte im Vorbeigehen zu Wallen, »Sie dürfen aber nicht zu viel erwarten, denn nur ihre Mutter war ihre Lehrerin.« — In

dieſem Augenblicke hub Wilhelmine an, wehmüthig zu fantaſiren, und als nach und nach die Töne abſtarben, fiel plötzlich die ganze Gemeinde mit einem Geſange ein, der die Todten glücklich pries, und den Troſt der Unſterblichkeit erhob. Wallen war erſchüttert; er verſuchte umſonſt, über ſein Gefühl zu vernünfteln. Wilhelmine, die aus dem Innerſten ihrer Seele mit Kraft und Feſtigkeit akkompagnirte, zog ſein Ohr und Herz hinter den weißen Vorhang. Als der Geſang verſtummte, wurden ihre Töne ſanfter, gehaltener — und immer ſanfter — immer hinſterbender — man hörte ſie vernehmlich ſchluchzen. Ihr Vater ſtand auf, um zu beten. Blaß, mit zitternder Stimme hub er an, kaum verſtändlich waren ſeine erſten, leiſen Worte; Thränen hingen an ſeiner grauen Wimper, Thränen kämpften mit ſeiner Stimme. Aber er ermannte ſich und triumphirte über ſeinen Schmerz. Sein Blick ſchweifte über die Gräber hinaus; ſein Geiſt erhob ſich zu den Hoffnungen einer beſſern Welt; immer feſter, immer männlicher wurde ſeine Stimme, immer glänzender ſein Auge; und als er die letzten Worte von Klopſtock entlehnte:

Auferſteh'n, ja auferſteh'n wirſt du
Mein Staub nach kurzer Ruh',
Unſterbliches Leben
Wird, der dich ſchuf, dir geben, Halleluja!

da ſtand er mit erhabenem Haupte, ein Jüngling mit grauem Haar. Sonderbar bewegt verließ Wallen das Bethaus. Sein Herz, im Widerſpruch mit ſeinem Kopfe, war ſo voll, daß er zum erſten Mal an dieſem Abend über Reli-

gion und Glauben mit dem Greiſe ſprach, und ſeine Denkart, ſeine Zweifel unverhüllt äußerte. Nie hatte Oswald ein ſolches Geſpräch veranlaßt, auch jetzt ſchien es ihm nicht erwünſcht.

»Es gibt Menſchen,« ſagte er zu dem Philoſophen, »die keinen Sinn für Muſik haben, die nicht begreifen können, wie Harmonie auf Seelen wirkt; dennoch wagen ſie nie, ſolche Wirkungen wegzuläugnen, weil ſie täglich an Tauſenden ſie wahrnehmen. Wie? wenn es mit dem Glauben eine ſolche Bewandtniß hätte? So wenig als ich den gering ſchätze, der der Töne Zauber nicht begreift, eben ſo wenig kann ich den verdammen, an dem der Glaube keine Kraft beweiſt. Nur bedauern kann ich ihn, denn er entbehrt, was jedes Glück erhöht, jedes Unglück mildert.«

Wallen ſchwieg, wünſchte ſich eine ähnliche Ueberzeugung, konnte ſie nicht erlangen, und tröſtete ſich mit dem Bewußtſein, daß er ihr nicht entgegen ſtrebe. Aber lebhafter fühlte er mit jedem Tage, daß eine Wohnung unter dieſen guten Menſchen, eine Verbindung mit dieſem holden Mädchen das verlorne Glück ſeines Lebens ihm wieder ſchenken werde. Nur eine Bedenklichkeit hielt ihn noch zurück. Mißtrauiſcher gegen ſein Herz als gegen ſeinen Kopf, befürchtete er, blos der Reiz der Neuheit übe ſeine Gewalt über ihn, oder Sinnlichkeit wolle ihn umſtricken. Um nun die Stärke und Dauer ſeiner Empfindungen zu prüfen, beſchloß er, das ſchöne Thal und das ſchöne Mädchen noch einmal zu verlaſſen, ohne die geheimen Wünſche ſeines Herzens zu verrathen; und wenn er

in der Heimath, im Kreiſe gewöhnlicher Beſchäftigungen, in der Nähe von Louiſens Grabe noch dasſelbe empfände; wenn unbezwingliche Sehnſucht ihn zu Wilhelminen zöge, dann wollte er ſchriftlich um ſie werben, ſein Gut verkaufen, ſeine ehrliche Suſanne mit aufpacken, und für immer in dem friedlichen Thale ſich niederlaſſen.

Mit dieſem Vorſatz nahm er Abſchied. Des Vaters rührender Dank, der Tochter Thränen begleiteten ihn. So ſchnell die Wochen verſtrichen waren, in welchen er, Wilhelminen gegenüber, die Hinreiſe vollbrachte, ſo langſam krochen die wenigen Tage, deren er zur Heimkehr bedurfte. Zu Hauſe ging nun Alles den alten trägen Gang. Er überſah, mit gleicher Verdroſſenheit, das Stückchen Erde, das ihm zugehörte, und den ganzen Himmel, der ihm vormals auch eine Art von Eigenthum zu ſein ſchien. Jetzt ließ er oben den lieben Gott und unten Frau Suſannen nach Gefallen walten; und wenn er auch in einer heitern Nacht hinter ſeinen Fernröhren ſaß, ſo trug das Auge doch die Fantaſie nicht mehr in jene unermeßlichen Räume, denn die behalf ſich jetzt in einem engen Schweizer Thale. Hundert Bücher fing er an zu leſen, keines endigte er. Hundert Geſchäfte machte er ſich, bald im Felde, bald im Garten, keines zog ihn an. Doch hatte er die Gewalt über ſich, ſeinem Vorſatz getreu, den ganzen Sommer auszuhalten, um zu prüfen, ob die Zeit den Eindruck ſchwächen werde. Als er aber fühlte, daß der feuchte Herbſt mit ſeinen dunkeln Abenden die Sehnſucht nur vermehre, da ergriff er an einem heitern Morgen raſch

die Feder, schrieb an Vater und Tochter, trug seinen Wunsch mit herzlichem Ernst vor, versiegelte die Briefe hastig und schickte sie auf die Post. Die zehn Tage, in welchen er auf Antwort harren mußte, zählte er sehr bedächtig jeden Morgen beim Erwachen, jeden Abend beim Entschlummern, und er, der einst Kometenbahnen berechnet hatte, verrechnete sich jetzt alle Augenblicke.

Schon am zweiten Tage fand er sich gedrungen, mit irgend einem menschlichen Wesen von seinen Hoffnungen zu sprechen, wenn das Herz ihm nicht zerspringen sollte. Da war nun Niemand als Frau Susanne. Die fragte er um Rath, nachdem schon längst Alles beschlossen und eingeleitet war. Die Alte, hoch entzückt über die ungewohnte Ehre, vergalt ihm reichlich durch ein gefälliges Ohr, durch ein breites Geschwätz, mit welchem sie unbedingten Beifall und hundert kleine Bemerkungen über die liebe fremde Mamsell ausschüttete; denn ihr Scharfsinn hatte beim Aus- und Ankleiden Manches beobachtet und gehört, was einem Liebhaber nicht gleichgiltig sein konnte. Täglich mußte sie dasselbe wiederholen, Wallen wurde nicht müde, es zu hören, und so betrog er sich um die ewigen zehn Tage.

Endlich kam die Antwort. Sie entsprach seinen heißen Wünschen, und zwei Stunden nachher saß er schon im Reisewagen. Frau Susannens Thränen, Segen und Gebet begleiteten ihn. Daß er Tag und Nacht den lieben Bergen zueilte, daß kein böser Herbstweg, kein angeschwollener Strom ihn aufhielt, begreift Jeder, der Einmal in seinem Leben zu der fernen Geliebten flog. Schon am Mor-

gen des vierten Tages hoffte er das ſtille Thal zu erreichen, aber ein unaufhörlicher Regen hatte die Wege ſo verwüſtet, daß ihm nur mit Mühe, durch Geld, Bitten und Fluchen gelang, ziemlich ſpät am Abend bis zu dem Ufer des wohlbekannten Sees vorzudringen.

Nun glaubte er überwunden zu haben, denn im Sande war die Fahrt ſicher, am jenſeitigen Ufer lag Oswald's Kirche, und etwa tauſend Schritt von dieſer Kirche deſſen friedliche Wohnung. Wallen hatte, trotz des Regens, ſein Verdeck zurück geſchlagen, und ſuchte die letzte Geduld, die das langſame Umkreiſen des Sees nothwendig machte, durch ſtarre Blicke nach der Gegend zu feſſeln, wo er nun bald der liebevollſten Bewillkommung ſich zu erfreuen hatte. Ein Licht ſchimmerte ihm von dort herüber, ein heller Schein, der ſich ſogar etwas zu nähern ſchien, einen langen, zitternden Strahl auf den See warf, bald auf wenig Augenblicke hinter Bäumen verſchwand, bald wieder glänzender hervorſtrahlte. Als der Reiſende ſich näherte, unterſchied er mehrere Fackeln, die im dichten Nebel ſich hin und her bewegten, doch keinen Träger konnt' er noch erkennen. Die müden Pferde zogen Schnecken gleich durch den tiefen Sand. Er ſprang aus dem Wagen, eilte den Fackeln entgegen, und als mit jedem Schritte, jedem Sprunge die durch ſie erleuchteten Gegenſtände deutlicher wurden, erkannte er bebend einen Leichenzug, der langſam feierlich der Kirche zuwankte. Wilhelminens Vater war ſein erſter Gedanke. In wenigen Augenblicken hatte er die letzten ſchwarzen Männer erreicht.

»Wen begrabt ihr?« fragte er einen Fackelträger mit heiſerer, kaum vernehmlicher Stimme.

Wilhelmine Oswald war die Antwort. — »Du lügſt!« heulte Wallen, indem er ſich, um nicht zu ſinken, mit beiden Händen an den Schwarzmantel klammerte. Ach! es war nur allzuwahr! — vor wenigen Tagen ſpielte das kleine Bauermädchen, Wilhelminens Zögling, in des Pfarrers Weingarten am Strome, während die holde Pflegemutter den Winzern eine Erquickung brachte. Auf einem ſchlüpfrigen Steine glitt das Kind aus und fiel hinab. Wilhelmine hörte ſein Geſchrei, ſtürzte hinzu, ſah es mit den Wellen kämpfen, warf ſich ihm nach, wurde vom Strom ergriffen. — Die Winzer eilten herbei, ſprangen in einen Nachen, zogen beide leblos an's Ufer. Nach langen vergeblichen Bemühungen, den erſtickten Lebensfunken wieder anzufachen, athmete endlich das Kind auf's Neue, aber Wilhelminens Geiſt war ſchon bei ihrer Mutter.

Dieſe Erzählung vernahm der Unglückliche Wallen von dem Fackelträger, indem er, an ihn ſich haltend, kaum ſeiner Sinne mächtig, hinter dem Sarge der Braut her wankte. »Und ihr Vater?« ſtammelte er. — Der, hieß es, trägt ſein Leiden mit frommen Heldenmuth. Schon iſt er in der Kirche, um die Leiche zu empfangen, und die letzte Pflicht der Liebe mit ſeiner Amtspflicht zu verbinden.

Der Zug war jetzt an der Pforte des Kirchhofes angelangt, wallte über die Gräber in den düſtern Tempel, von deſſen Gewölbe nun der Fackelſchein widerſtrahlte. Unfern vom Altare ſaß der Greis und betete. Als der Sarg in der

Mitte der Kirche niedergesetzt worden, entstand eine schauerliche Stille, nur hie und da in einem Winkel von leisem Schluchzen unterbrochen. Wallen stand mit brennendem Haupte, eiskalten Gliedern, trocknen Augen, und starrte bald nach dem Sarge, bald nach dem Vater hin.

Jetzt erhub sich der Greis. An einem Stabe, dessen er heute zum ersten Mal bedurfte, wankte er zum Altare; doch so bald er diesen erreicht, lehnte er den Stab von sich, stand fest mit aufgehobenen Händen und begann: »Allmächtiger! wir danken dir, daß du, im Uebermaß irdischer Leiden, uns deinen Glaubenstrost gewährst! — Ja in dieser fürchterlichen Stunde, in der ich alter Mann die einzige Tochter beweine, sendest du deine Himmelstochter, den Glauben, mir herab. Den Stab, der mich hieher geleitet, hab' ich muthig von mir geworfen, und stehe nun hier, gelehnt auf den Stab des Glaubens. — Wir sind unsterblich!" — Er schwieg eine Weile. Große Tropfen rollten über seine bleichen Wangen. »Dieser Thränen," fuhr er fort, »darf die menschliche Schwachheit sich nicht schämen. Sie fließen einem einzigen, geliebten, liebenswerthen Kinde, der letzten Freude und Hoffnung meines Alters! Doch Gott hat Alles wohl gemacht! sie starb im edelsten Beruf, sie starb, ein Engel, und lebt jetzt ewig unter Engeln! — Ja, sie lebt!" rief er plötzlich mit starker Stimme, daß die hohen Gewölbe den Ton hundertfach wieder gaben, und Wallen's Brust mächtig erschüttert wurde; »sie lebt! ich werde sie wieder sehen! bald! — bald! — — Wir Alle gehören nicht zu den Unglücklichen, deren kalte Vernunft

Riß in das Couvert, läßt aber das Paquet auf dem Tische liegen) Es iſt offen. — Wer ſagt, daß eines Greiſen Herz nicht auch heftig klopfen könne? — (ſeine Angſt treibt ihn auf und nieder: dann bleibt er wieder vor dem Tiſche ſtehn) Gerade ſo war einſt der Brief geſtaltet, der mir meines Weibes Tod verkündigte — pfuy! warum muß mir das eben jezt beyfallen! (Er greift haſtig nach ſeinem Hut, der an der Wand hängt, und deckt ihn über das Paquet.) So. — Nun, Alter, faſſe dich; ſey nicht kindiſch. Erfahren muſt du es doch einmal. — Ungewißheit iſt ein langſames Gift — ſtoße dir lieber den Dolch raſch in die Bruſt (Er ſchleudert den Hut fort, reißt haſtig den Inhalt des Paquets aus dem Couvert, und verſtreut die Papiere auf dem Tiſche.) Da liegen ſie Alle — Alle — (ſein Blick ſchweift ängſtlich umher) Neuigkeiten — und Todtenliſten — und — und — (laut aufſchreyend) ein Brief meines Sohnes! (er ſtürzt ſich über den Tiſch, faßt mit beyden Händen den Brief, hebt ihn mit dankbaren Blikken hoch empor, drückt ihn dann an ſeine Lippen, und wiſcht ſich die Augen.) Er lebt! — ich danke dir Gott! — (er öfnet zitternd den Brief, und lieſt abgebrochen:)

„Mir

die Herzen verſchließt; wir glauben an einen Gott! wir glauben an Unſterblichkeit! — und ſo ſegne ich dieſe theuern Ueberreſte — ſo ſegne ich euch, meine theuren Kinder — und gelobe an dieſer heiligen Stätte, meine Pflichten nach wie vor treulich zu erfüllen, bis Gott mich ruft!» — Jetzt wandte ſich der Greis, griff beherzt nach ſeinem Stabe, folgte dem Sarge bis zur Gruft, ſah ihn hinab ſenken, warf die erſte Schaufel Erde darauf, und wurde dann in ſeinen Wagen gehoben, der ihn zurück in die öde Wohnung brachte.

Wallen folgte dieſem Wagen, ohne ſelbſt zu wiſſen, was er that. Kaum war der Pfarrer ausgeſtiegen, als Wallen, ſtumm und bleich wie ein Geiſt, zu ihm trat. Der plötzliche Anblick des erwarteten Sohnes erſchütterte den Alten heftig, mit lautem Schluchzen ſank er in ſeine Arme. Aber Wallen's Auge blieb trocken.

Der Greis, der Alles verloren hatte, fand noch Kraft in ſich, den Jüngling zu tröſten. Jeden Morgen erneuerte er den Verſuch, den Glauben an das Heiligſte in Wallen's lechzende Bruſt zu pflanzen. Vergebens! — Der Unglückliche ſchämte ſich ſeines Herzens, wenn es bisweilen überwältigt wurde; grollte dann gleichſam mit dem ehrwürdigen Manne, und erlaubte ſich kalte, bittere Spöttereien über deſſen erhabenſte Gefühle. Oswald ſchwieg ſeufzend. Nur Einmal ſagte er mit ſanftem Ernſt: »Ihre Philoſophie kann mir mein Erdenglück nicht wiedergeben; warum will ſie denn meine Hoffnungen mir rauben? Troſt ſchenkt mir mein Glaube; Ihre Vernunft ſtürzt mich in

Verzweiflung!" — Das Wort traf den Elenden. Es war, als habe die Verzweiflung in seinem erstarrten Busen geschlummert und sei durch den Ausruf ihres Namens plötzlich erweckt worden. Louisens Verlust hatte ihn tief gebeugt, Wilhelminens Tod zermalmte ihn. Ein besessenes Glück verli man leichter als ein gehofftes.

Seit jenem Tage wurde sein Betragen unheimlich. Er nahm fast keine Nahrung mehr zu sich; trank nur Wein, bisweilen viel; sprach mit Niemand; wich dem Alten aus; schlief am Tage; schweifte in der Nacht durch das Thal. Sein liebster Ruheplatz war die Stelle am Ufer des Stromes, wo Wilhelmine sich in die Wellen stürzte. Da suchte man ihn, so oft er lange vermißt wurde — da fand man ihn gewöhnlich — eines Morgens nur noch seinen Hut und seine Schreibtafel — den Leichnam warf der Strom nahe am Kirchhof aus, wo er still neben Wilhelminen begraben wurde. In der Schreibtafel fand der Greis die an ihn gerichteten letzten Worte:

»Ich habe mit Ernst gekämpft, um Ihren Glauben zu erringen — es ist mir unmöglich, Gott hat mir diesen Sinn versagt — darum wird und muß er mir verzeihen. Sie, mein Vater, werden mich bedauern und vielleicht verdammen."

»Das sei ferne!" schluchzte der Greis. »Mir steht nicht zu, ergrübeln zu wollen, warum der Schöpfer diesem Unglücklichen seine kostbarste Himmelsgabe versagte? nur danken kann ich ihm, daß er sie mir gewährte!" —

So lebte er noch Jahre lang durch die Kraft des Glaubens, ein Vater aller Thalbewohner, ein zärtlicher Vater des aufblühenden Mädchens, deſſen Leben Wilhelmine mit dem ihrigen erkauft hatte. Sie war es, die ihm die Augen zudrückte.

Ueber gedruckte Lügen, Galilei betreffend.

Eine hiſtoriſche Unwahrheit — ſagt Mallet du Pan — die einmal zwanzig Jahre lang im Umlauf geweſen, kann oft nachher in Jahrhunderten nicht wieder ausgerottet werden. Betrifft ſie mächtige, glückliche Fürſten, ſo dienen leider die Geſchichtſchreiber ſelbſt ihr zu Zeugen gegen die Wahrheit, wie ſchon Horaz Walpole in Anſehung Richard des Dritten bemerkt hat, und wie wir bis auf den heutigen Tag täglich bemerken können. Betrifft ſie Lehren, Meinungen, Parteien und dergleichen, bei welchen es darauf ankam, ſie geltend zu machen, ſo ſteht der Irrthum noch Jahrhunderte ſpäter unerſchüttert, denn er lehnt ſich auf Leichtgläubigkeit und Enthuſiasmus.

Beide haben nur allzuſehr ihren Einfluß in die Urtheile über die römiſche Inquiſition behauptet: Es ſcheint freilich, obenhin betrachtet, es ſei nicht möglich, eine Inquiſition zu verleumden; aber auch dem Teufel muß ſein Recht wiederfahren. Wenn die römiſche Inquiſition von einer der ſchwerſten, ihr aufgebürdeten Verſündigungen an der geſunden Philoſophie, nämlich von dem, über Galilei ver-

hängten Urtheil, auch nicht losgesprochen werden kann, so ist sie wenigstens zu entschuldigen. Dürfte man den pathetischen Erzählungen und Ausrufungen trauen, die in hundert gedruckten Werken bis zum Ekel wiederholt worden sind, so wäre jener berühmte Philosoph ein Opfer der Barbarei seines Jahrhunderts und des römischen Hofes geworden; Grausamkeit hätte sich mit Ignoranz verbunden, um die Physik in der Wiege zu ersticken, und die Herren Inquisitoren hätten alles Mögliche gethan, um eine Grundwahrheit der Astronomie, sammt ihrem Vertheidiger, auf ewig in einem Kerker zu begraben. Das ist und bleibt aber, trotz aller Deklamationen, nur ein Roman. Galilei wurde nicht als guter Astronom, sondern als schlechter Theolog verfolgt. Immerhin hätte er die Erde mögen wandeln und sich drehen lassen, nur mit Auslegung der Bibel mußte er sich nicht abgeben. Feinde machte er sich freilich, wie alle großen Genies, durch seine Entdeckungen, das strenge Richten hatte er blos seiner theologischen Streitsucht, Kummer blos seiner muthwilligen Rechthaberei zu verdanken.

Diese Wahrheit mag parador scheinen, aber sie gründet sich auf Galilei's eigenes Geständniß; auf seine handschriftlichen Briefe; auf die Berichte der Gesandten des Großherzogs zu Rom, Guichardin und Marquis Nicolini, beide, so wie das Haus Medicis, Beschützer, Schüler, und warme Freunde des herrschsüchtigen Philosophen. Was die sogenannte Barbarei jener Zeiten anlangt,

ſo lebten darin Taſſo, Arioſt, Machiavel, Bembo, Toricelli, Fra Paolo und Andere mehr.

Um der Damen willen — die ich mir gern unter meinen Leſern denke, und die vielleicht von Galilei wenig haben reden hören — will ich eine Skizze ſeines Lebens vorausſenden. Galilei wurde 1564 zu Piſa oder Florenz geboren; ein Kind der Liebe, wie Einige wollen, oder in rechtmäßiger Ehe erzeugt, wie Andere verſichern; gleich viel. Sein Vater war ein florentiniſcher Edelmann, der ein geachtetes Werk über die Muſik hinterlaſſen. Ueber die Erziehung des jungen Galilei ſind die Meinungen eben ſo getheilt als über ſeine Geburt. Der Eine (Moreri) behauptet, ſein Vater habe ihn mit der größten Sorgfalt erziehen laſſen; der Andere (Bayle's Fortſetzer Chauffepié) will, er ſei vernachläſſigt worden, und habe Alles ſeinem eigenen Genie und Fleiß zu verdanken. Er legte ſich mit großem Eifer auf die Mathematik, wurde Profeſſor zu Padua, dann von Cosmus dem Zweiten, Großherzog von Toskana, nach Piſa, und endlich, als deſſen erſter Philoſoph und Mathematikus nach Florenz ſelbſt berufen. — Als er noch in Venedig war, erfuhr er, daß ein Holländer (Jakob Metius), ein Glas erfunden habe, welches entfernte Gegenſtände dem Auge nähere. Ohne dieſes Glas jemals geſehen zu haben, brachte Galilei durch eigenes Nachdenken heraus, wie es beſchaffen ſein müſſe, und wurde dadurch der Erfinder des Teleſkops, womit er die wichtigſten Entdeckungen machte. Er ſah zuerſt Berge und Höhlen im Monde; bemerkte deſſen Schwanken; das Ab- und Zunehmen der Venus;

ihre und des Mars veränderliche Größe; die Sonnenflecken und deren Beweglichkeit; die vier Jupiterstrabanten (die er mediceiſche Geſtirne nannte); er ahnete, daß deren öftere Verfinſterungen weit leichter zu Entdeckung der Länge führen könnten, als die ſeltenen Verfinſterungen des Mondes; er ſah zuerſt in der Milchſtraße und den Nebelflecken neue Sternenwelten. Alle dieſe Beobachtungen machte er ſchnell, in wenigen Jahren, und Jedermann wurde von Bewunderung für den Mann durchdrungen, der den Vorhang gleichſam vor Gottes Schöpfung wegzog.

Damals hatte Copernicus ſein neues Syſtem, von der Bewegung der Erde, mit deutſcher Gründlichkeit und deutſchem kalten Blut erwieſen, ſich aber weislich gehütet, jemals der Bibel zu erwähnen, um den Helden Joſua nicht Lügen zu ſtrafen. Mit heißem italieniſchem Blute umfaßte Galilei dies Syſtem, begnügte ſich aber keineswegs, als eine Wahrheit der Phyſik es vom Katheder zu lehren, ſondern vermengte es alſobald mit theologiſchen Spitzfindigkeiten (dem Geiſte ſeiner Zeit gemäß) und ließ die Phyſik gegen die Bibel zu Felde ziehen. Die Jakobiner — Inquiſitoren und fleißigere Beobachter ihres Vortheils als des Laufes der Geſtirne — wurden ſtutzig über die neue Lehre, ſahen den Philoſophen ſcheel an, blieben aber doch noch weit entfernt, ihm ſeine Kühnheit als Verbrechen anzurechnen. Schon das iſt zu verwundern, denn der Augenblick war ihnen günſtig. Paul der Fünfte trug die dreifache Krone, der, nach Guichardin's Bericht, »die Wiſſenſchaf-

ten, die schönen Geister und alle Neuerungen haßte; vor dem die Gelehrten ihre Kenntnisse verbargen, um sich keine schlimmen Händel zuzuziehen."

Diese Lage der Dinge nicht achtend, und auf seinen Ruhm trotzend, ging Galilei 1611 nach Rom, wo er seine Entdeckungen ungehindert öffentlich erwies; den meisten Kardinälen, Prälaten und vornehmen Römern die Sonnenflecken zeigte; mit Ehre und Beifall, Festen und Gastmählern überhäuft wurde, und von wo er drei Monate nachher ungehindert wieder abreiste. Niemand hatte auch nur daran gedacht, ihn der Ketzerei zu beschuldigen; Alle, die den römischen Purpur trugen, gehörten zu seinen Bewunderern. Selbst Viviani, sein Schüler und Biograph, oder vielmehr sein Lobredner, spricht von dieser rühmlichen Aufnahme, dieser allgemeinen Bewunderung. Wodurch wurde denn nun aber die Ruhe des Philosophen gestört? — durch Mönchskabale und durch seinen eigenen sprudelnden Uebermuth. Ein Jakobiner in Florenz hatte gegen die Bewegung der Erde geschrieben und disputirt. Wer nicht beweisen kann, der schimpft und verleumdet, das ist bekannt. Man suchte Galilei dem Papste, den Kardinälen und dem Großherzog verhaßt zu machen. Cosmus der Zweite kehrte sich an nichts, und als sein berühmter Schützling 1615 nach Rom citirt wurde, um sich vor dem Inquisitionsgericht zu stellen, ließ er unter seinem Schutz ihn dahin reisen und in seinem eigenen Palaste Trinità del monte ihm eine Wohnung geben.

Die Vorurtheile, die man zu Rom gegen ihn eingeso-

gen, mußten die Gemüther wohl noch nicht erbittert haben, denn kaum erſchien er ſelbſt, als Alles vergeſſen war, und er von allen Seiten, wie vormals, Beweiſe der Hochachtung und Freundſchaft empfing. Seine beſchämten Feinde ſchwiegen.

Triumphirend hätte er nach Florenz zurückkehren, mit philoſophiſcher Freiheit ſein Syſtem entwickeln, auf die Grundpfeiler der Phyſik und Mathematik es ſtützen mögen, nur Einmiſchung der Theologie vermeiden ſollen; dieſen klugen Rath gaben ihm der Kardinal del Monte und mehrere Glieder des Inquiſitionsgerichts; aber hitzig und eitel beſtand er darauf, dies Gericht ſolle durchaus, über verſchiedene Stellen der Bibel, ſo denken wie Er.

Guichardin meldet in ſeinen Depeſchen: »Er forderte ausdrücklich, der Papſt und das Inquiſitionsgericht ſollten förmlich erklären, das Syſtem des Copernicus ſei auf die Bibel gegründet; er belagerte das päpſtliche Vorgemach und die Paläſte der Kardinäle; er ſtreute Schriften über Schriften aus; er hörte ſeine Freunde nicht. Nachdem er mehrere Kardinäle lange verfolgt und ermüdet hatte, ſo klammerte er ſich endlich an den Kardinal Orſini, der wiederum dem Papſt ſo lange und heftig zuſetzte, Galilei's Begehren zu erfüllen, bis der heilige Vater das Geſpräch kurz abbrach, und mit dem Kardinal Bellarmin überein kam, Galilei's Behauptungen in einer Verſammlung (Congregation) am 2. März zu unterſuchen. — Galilei betreibt dieſe Sache mit der äußerſten Heftigkeit, und beſitzt weder

Kraft noch Weisheit, ſie durchzuſetzen. Er kann uns Alle noch in große Verlegenheiten ſtürzen, und ich ſehe durchaus nicht ein, was er, durch einen längern Aufenthalt allhier, gewinnen könnte."

So urtheilte ſein Freund und Schüler. Der toskaniſche Hof wünſchte damals für zwei ſeiner Prinzen Kardinalshüte zu erhalten, und da er mit Recht befürchtete, dieſe theologiſchen Balgereien möchten ſeinen Abſichten hinderlich werden, ſo rief er den unbeſcheidenen Philoſophen zurück. Galilei verließ Rom wider Willen im Juni 1616.

Und was beſchloß die verabredete Congregation? That ſie etwa dem Philoſophen weh? nicht im Geringſten. Er ſelbſt ſchrieb an den Staatsſekretär des Großherzogs: „Die Jakobiner mögen ſchreiben und predigen ſo viel ſie wollen, daß das Syſtem des Copernicus ketzeriſch ſei; das Urtheil der Kirche hat ihren Hoffnungen nicht entſprochen. Die Congregation hat ſich begnügt zu entſcheiden, daß die Bewegung der Erde mit der Bibel nicht übereinſtimme. Nur die Werke ſind verboten, welche dieſe Uebereinſtimmung behaupten" — (alſo nicht die, welche die Bewegung der Erde lehrten) — »das Verbot trifft blos die ſatyriſche Schrift eines gewiſſen Karmeliters, die voriges Jahr gedruckt worden. »Ich für meine Perſon bin bei dem Urtheil weiter nicht intereſſirt."

Vor ſeiner Abreiſe ließ ihn Bellarmin noch einmal zu ſich rufen, und hatte eine lange freundſchaftliche Unterredung mit ihm. Es wurde ihm zwar unterſagt, und ſolches auch in den Protokollen des Inquiſitionsgerichts verſchrie-

ben, daß er von Uebereinſtimmung der Bibel mit dem copernicaniſchen Syſtem nicht mehr ſprechen ſolle, übrigens aber wurden alle möglichen aſtronomiſchen Hypotheſen ihm frei geſtellt. Fünfzehn Jahre lang gehorchte Galilei, und fünfzehn Jahre lang ſchwiegen alle ſeine Feinde. Paul V. war geſtorben; auch Gregor XV., deſſen Nachfolger. Jetzt ſaß ein edler Florentiner, Urban VIII., vormals Kardinal Barberini, auf dem päpſtlichen Stuhle. Er liebte die ſchönen Wiſſenſchaften und die Jeſuiten, machte ſelbſt Verſe und verbeſſerte Hymnen. Auch Cosmus II. war todt. Marie von Oeſterreich, deſſen Witwe, beherrſchte Toskana während der Minderjährigkeit Ferdinand des Zweiten. Dieſe ſanfte, ſchwache, ſehr fromme Fürſtin hatte einen Sohn, welcher Kardinal war, und einen Andern, der es werden ſollte; den Letztern wünſchte ſie ſogar mit der dreifachen Krone geſchmückt zu ſehen. Das war alſo nicht der Augenblick, wo die Philoſophie mit der Inquiſition hätte anbinden ſollen. Unglücklicherweiſe hatten die drei Kometen, welche 1618 erſchienen, Galilei's Eifer auf's Neue angefacht. Ein Jeſuit zu Rom, Groſſi, und ein Schüler Galilei's, Guiducci, geriethen über die Kometen in einen ungleichen Kampf; der Letztere wurde freilich von unwiderlegbaren Gründen, der Erſtere hingegen von ſeinem Orden und dem allmächtigen Bellarmin unterſtützt. Galilei kehrte ſich weder an dieſe bedenkliche Lage der Dinge, noch an das noch immer beſtehende Verbot; er ſchrieb gegen den Jeſuiten, dedizirte ſogar ſeine Schrift dem Papſte, und ließ bald darauf ſeine berühmten Dialogen von den Welt-

„Wir siegen — Ich war in Gefahr —
„Glück und Muth haben mich gerettet —
„Mein Regiment hat brav gefochten — Prinz
„Eugen hat auf dem Schlachtfeld mich um-
„armt. — Ich habe Urlaub auf 24 Stun-
„den — heute Abend bin ich bey Ihnen —
„sagen Sie nichts davon an Weib und Schwe-
„ster — ich will sie überraschen —“

(Pause. Ein stummes Spiel drückt die innigste Vaterfreude, und Dank gegen Gott aus. — Er klingelt.)

Eilfte Scene.

Der Graf, und ein Bedienter.

Graf. Johann, du kennst die alte Frau, deren Sohn neulich erschossen wurde?

Bed. Ja.

Graf. Du weißt wo sie wohnt?

Bed. Das zweyte Haus im Dorfe.

Graf. Da, bring ihr diesen Beutel. (Er giebt ihm eine volle Börse, steckt den Brief in seinen Busen und geht ab.)

Bed. (den Beutel auf der Hand wiegend) Viel Gold — aber doch kein Sohn! (er geht ab.)

Zwey-

ſyſtemen drucken, für die er ſogar die Cenſur von einem Prälaten und Präfekten des heiligen Palaſtes zu erhalten wußte.

Die Dialogen kamen ungehindert in Umlauf, wurden in alle Sprachen überſetzt. Dieſer glänzende Erfolg berauſchte den Philoſophen gänzlich. Der theologiſche Wettkampf lag ihm eben ſo ſehr am Herzen, als das copernicaniſche Syſtem. Rom wurde mit Streitſchriften überſchwemmt. Was Wunder, daß ſeine Feinde erwachten? Jeſuiten und Mönche ergriffen die Gelegenheit, ihn zu demüthigen; und wer mag läugnen, daß er dieſe Gelegenheit ſelbſt muthwillig herbei führte? es war hier nicht von Vertheidigung der Wahrheit, ſondern blos von theologiſchen Philoſophen, unwürdigen Spitzfindigkeiten die Rede. Ueber dieſe allein ereiferte ſich Galilei dermaſſen, daß er ohne Bedenken den Schutz des Großherzogs, die Freundſchaft der Kardinäle und das wahre Intereſſe der Wiſſenſchaften compromittirte.

Um Urban VIII. gänzlich gegen ihn aufzubringen, bedienten ſich die Jeſuiten des folgenden Mittels. Bekanntlich ſchätzte dieſer Papſt ein artiges Sonnet höher als alle aſtronomiſchen Syſteme; man ſtachelte ſeine Eitelkeit und Eiferſucht, indem man ihm in's Ohr raunte, Galilei ſei ſein Nebenbuhler in der Verſemacherei, und habe ihn unter dem Namen Simplicio lächerlich zu machen verſucht. Dennoch theilte der Papſt insgeheim dem Philoſophen ſelbſt die Anklagen ſeiner Feinde mit, und ſtatt dieſelben gerade zu dem Inquiſitionsgericht zu übergeben, begnügte er ſich,

eine besondere Kongregation zu deren Beprüfung zu ernennen. Allerdings waren die Gemüther vor eingenommen, aber nicht durch Fanatismus oder Dummheit, wie so mancher deklamatorische Schriftsteller wiederholt hat; nein, Rechthaberei entzündete den Streit, und wenn diese häßliche Eigenschaft an Galilei zu entschuldigen war, warum denn nicht auch am Papste, an Bellarmin, an der Inquisition und am ganzen römischen Hofe, den er gleichsam herausgefordert hatte?

Der Marquis Nicolini, Nachfolger Guichardins, schrieb an seinen Hof: »die Sache muß kalt und sanft behandelt werden; wenn Galilei hitzig wird, so ist Alles verloren. Man muß hier weder disputiren, noch drohen, noch trotzen.«

Der Philosoph wurde citirt. Der toscanische Hof suchte durch allerlei Vorwände, Unterhandlungen, Entschuldigungen dessen Abreise zu verzögern, aber endlich mußte er doch erscheinen. Im Februar 1633 kam er nach Rom. — Wie wurde er dort behandelt? — mit ganz ungewöhnlicher Achtung, mit ganz besonderer Aufmerksamkeit, mit einer Schonung, welche die allgemeine Ehrfurcht vor seinem Genie bezeugte. Man wies ihm seinen Aufenthalt nicht im Inquisitionshause an, er wohnte bei dem toscanischen Gesandten. Zu diesem sagte der Papst ausdrücklich: »Ich räume Galilei einen großen Vorzug ein, denn sogar der Sohn des Herzogs von Mantua ist nicht allein in einer verschlossenen Sänfte bis nach Rom gebracht, sondern

auch bis zu Beendigung seiner Sache in der Engelsburg eingesperrt worden."

Als einen Monat nachher, auf Anrathen des Großherzogs der Gefangene sich dennoch in das Inquisitionshaus begab, wich man daselbst, ihm zu Gunsten, von der gewöhnlichen Regel ab, behandelte ihn weit gelinder als Bischöfe, Prälaten und andere vornehme Personen, die in gleichem Falle gewesen waren. Er hatte kein anderes Gefängniß, als die eigene Wohnung des Fiskals; er durfte spaziren gehen, seinen Bedienten behalten, ihn ausschicken; auch den Marquis Nicolini und alle zur Gesandtschaft gehörige Personen bei sich empfangen. Nach achtzehn Tagen schickte man ihn sogar in den Gesandtschaftspalast zurück, obgleich sein Verhör noch nicht geendigt war. Der Präsident der Kommission und der Kardinal Barberini nahmen diese Befreiung auf sich, ohne einmal die Kongregation darum zu befragen. Er durfte in den Gärten von Rom spaziren gehen, nur durfte er auf den Straßen nicht anders als in einem halb verschlossenen Wagen erscheinen. Sind das die finstern Kerker, von denen man fabelt?

Jedermann weiß, daß er völlige Freiheit hatte sich zu vertheidigen, und daß er es wirklich that. Aber diese Vertheidigung, die Einer seiner handschriftlichen Briefe aufbewahrt, ist ein bloßer Galimathias. Er beweist darin den Inquisitoren keineswegs die Bewegung der Erde, sondern scharmützelt mit ihnen über Hiob und Josua, und wenn man sie liest, bleibt man zweifelhaft, über wen man am

mitleidigſten lächeln ſoll, über die Fragenden? oder über den Antwortenden? — Das Urtheil wurde endlich geſprochen. Man foderte bekanntlich Widerruf: man wies ihm den Geſandtſchaftspalaſt zum Gefängniß an; aber das Letztere nur zum Schein, und um durch ein Beiſpiel andere abzuſchrecken; denn zwölf Tage nachher durfte Galilei in ſein Vaterland zurückkehren, und er hatte, während der ganzen Verhandlung, ſo wenig gelitten, daß er, trotz ſeiner fünf und ſiebzig Jahre, von Rom bis Viterbo zu Fuße ging.

Zum Beweis, daß alle ſeine, in hundert Büchern herzrührend ausgemalten Leiden, nichts als leere Deklamationen ſind, leſe man ſeinen eigenen Brief an den Pater Receneri, ſeinen Schüler.

»Der Papſt,« ſchrieb er 1633, »hat mich ſeiner Achtung gewürdigt, ob ich gleich weder Epigramme noch verliebte Sonnete zu machen verſtehe. Mein Gefängniß war der herrliche Palaſt von trinità del monte. Vor dem Inquiſitionsgericht wurde ich ſehr höflich um meine Gründe befragt. (Hier führte er ſie alle an.) Man zuckte die Achſeln, die gewöhnliche Zuflucht befangener Gemüther. Ich mußte, als ein guter Katholik — (alſo nicht als Philoſoph) — meine Meinung widerrufen, und nach einem fünfmonatlichen Aufenthalt zu Rom hat man mich entlaſſen. Da in Florenz die Peſt ausgebrochen iſt, ſo hat man mir den Palaſt meines beſten Freundes, Monſigner Piccolomini, Erzbiſchofs in Siena, zur Wohnung angewieſen. Dort hab' ich einer ſo ungetrübten Ruhe genoſſen,

daß ich einen großen Theil meiner Sätze, über den Widerstand der Flüßigkeiten, erwiesen habe. Jetzt bin ich auf meinem Landgute, wo ich, in der Nähe meines geliebten Vaterlandes, eine reine Luft einsauge.“

Iſt das der Ton eines gemißhandelten, an Seele und Leib tief gebeugten Mannes? — iſt das die Geſchichte eines Märtirers der Wahrheit? — Dünkel und Eigenſinn brachten mit Recht ſeine Zeitgenoſſen gegen ihn auf. Wir ſelbſt haben vor wenigen Jahren ein ſolches Beiſpiel erlebt. Ein bekannter Philoſoph — dem Galilei ähnlich durch ſeinen Charakter, aber nicht gleich verdienſtvoll durch große, nützliche Entdeckungen — wurde des Atheismus beſchuldigt, benahm ſich ungefähr wie Galilei, ſchrieb einen unartigen, trotzigen Brief an den Miniſter ſeines Hofes, und wurde von einem ſehr aufgeklärten Fürſten verbannt, gewiß nicht um des Atheismus willen.

Uebrigens ſoll Galilei — wem etwa an ſeinem Bildniß gelegen — klein von Perſon, doch von ſtarkem Körperbau und ehrwürdigem Antlitz geweſen ſein. Aufgeweckt war er im Umgang, liebte Baukunſt und Malerei, zeichnete ſelbſt ſehr gut, ſpielte vortrefflich die Laute, und — wenn er auf dem Lande war — beſchäftigte er ſich ſehr gern mit dem Ackerbau. Er wurde acht und ſiebzig Jahre alt.

Der beſtrafte Muthwille.

Auf einer berühmten Univerſität pflegte man (wie auf vielen andern), die aus der umliegenden Gegend gebürti-

gen Studenten geringer zu schätzen, als die aus fernen Ländern kamen. Der Ursachen dazu gab es mancherlei, nur keine gute. Die Fremdlinge verzehrten mehr, machten mehr Lärm und Schulden, duellirten und verliebten sich häufiger, und liefen endlich gar oft davon, ohne die Philister zu bezahlen. Die Einheimischen hingegen mußten, um Beschränktheit ihrer Glücksumstände, oder künftigen Versorgung willen, sich ruhig verhalten, sittsam aufführen, etwas gründliches lernen und die Philister bezahlen. Gleichwie also das Auge an einem Füllen in der Freiheit, das brav hinten ausschlägt, sich mehr ergetzt, als an einem andern, das schon früh den Kappzaum tragen muß; so ergetzten sich auch die Herzen der Professoren und Schönen auf besagter Universität weit mehr an den rohen Fremdlingen als an den sogenannten Kümmeltürken.

Ein Solcher war es — der Sohn eines braven Beamten Namens W* — der eines Tages, auf einem abgelegenen Spazirgang, unter einem Baume sitzend, im Singen sich übte. Er hatte Liebhaberei für diese schöne Kunst; es blieb ihm wenig Zeit, und noch weniger Geld übrig, sie zu erlernen, allein er wandte jede Erholungsstunde und jeden ersparten Groschen daran. Jetzt eben sang er, mit halb lauter Stimme, eine Arie aus einer Mozart'schen Oper. Siehe da schlenderten des Weges — halb trunken von einem Dorfe zurückkehrend — zwei junge Herrlein aus fremden Landen, mit Mutterpfennigen und Uebermuth reichlich begabt. Sie trugen gewaltige Knotenstöcke und wankten Arm in Arm. Kaum vernahm der

Eine den Sänger, und gewahrte, daß die Stimme aus dem Halse eines Kümmeltürken kam, als er seinem Gefährten lachend zubrüllte: »Herr Bruder, da will ich mir einen köstlichen Spaß machen.“ — Beide näherten sich dem jungen W*, welcher bescheiden schwieg, so bald er sie von ferne erblickte. — »Warum verstummen Sie plötzlich?“ rief Baron S*, »der Zauber Ihrer Stimme hat uns herbei gelockt, wir bitten fortzufahren.“ — W* erklärt, er sei nur ein Anfänger, und habe nicht den Muth, vor Fremden zu singen. Jener wiederholte seine spöttische Bitte, dieser seine ernste Weigerung. Da hebt der junge Baron den Knotenstock, und betheuert, daß, wenn er nicht augenblicklich singe, man den Takt auf seinem Rücken schlagen werde. — Was sollt' er thun? — er willfahrte dem Uebermüthigen so gut es gehen wollte. Doch mit Einer Arie kam er nicht los; so oft er endigte, schwang Herr v. S* den Knotenstock, kommandirte eine andere, oder da Capo und trieb sein muthwilliges Spiel so lange, bis der arme Jüngling athemlos vor ihm stand. Nun machte er ihm mit wieherndem Gelächter, eine Menge Komplimente über seine schöne Stimme, bedankte sich für seine Gefälligkeit, ging davon und erzählte den witzigen Streich auf allen Straßen. Sehr zufrieden mit sich selbst, taumelte er Abends auf ein Gartenhaus, welches er in der Vorstadt gemiethet, und sank in's Bett um den Rausch auszuschlafen.

Noch war die Sonne kaum aufgegangen, noch dehnte sich der Baron auf weichem Lager, als ein Geräusch in seinem Zimmer ihn weckte. Er schlug die Augen auf, und

erſtaunte nicht wenig, als er den jungen W* mit einem Degen unter dem Arm und funkelnden Blicken vor ſich ſtehen ſah. »Mein Herr,« ließ W* ſich vernehmen, »Sie haben geſtern ein unwürdiges Spiel mit mir getrieben, weil Sie der Stärkere waren; ich fordere Genugthuung gleich auf der Stelle.« — »Nach Belieben,« erwiederte der Baron, dem es an Herz nicht fehlte.

Er ſprang aus dem Bette, und wollte ſich ſchnell ankleiden. »Darauf kann ich nicht warten,« ſagte W*.

»Meinethalben auch im Hemde,« verſetzte Jener, und wollte ſeinen Degen aus einem Winkel holen. Aber W* vertrat ihm den Weg. »Mein Herr Baron, ſo haben wir nicht gewettet,« ſagte er mit kaltem Ernſt, indem er eine Piſtole aus der Taſche zog, »ich habe geſtern Ihnen zu gefallen ſingen müſſen; ich halte Sie für einen guten Tänzer, und erſuche Sie, jetzt mir zu Gefallen ein wenig zu tanzen.«

S* ſprudelte vor Verdruß, und weigerte ſich ſchlechterdings zu gehorchen. Da rief ihm W* mit feſter Stimme zu: »Herr, Sie tanzen, oder ich jage Ihnen die Kugel durch den Kopf. Alle meine Anſtalten ſind getroffen.«

Seine Stimme, Blicke und ganze Haltung bewieſen, daß er nicht ſcherzte. Was blieb dem Herrn Baron übrig? — Stammelnd fragte er: »Was ſoll ich tanzen?« — »Eine Menuet à la Reine,« forderte W*.

Sein Gegner tanzte im blanken Hemde recht niedlich. »Bravo!« rief W*, »jetzt bitte ich mir einen Schottiſchen

aus.» — Alſobald hüpfte der Tänzer. »Jetzt nur noch einen Walzer.» — Auch dieſer wurde gewalzt.

»Nun mag's genug ſein,» erklärte W*, indem er die Piſtole wegwarf, und den Degen zog; »nun ſind wir einander wieder gleich. Belieben Sie jetzt Ihren Degen zu holen.»

»Nein,» ſagte der junge beſchämte Baron, in dem ein beſſeres Gefühl ſich regte, »nein. Sie ſind ein braver Burſche, ich bitt' um Ihre Freundſchaft.» — Die Verſöhnung kam leicht zu Stande, und wurde Abends bei einer Bowle Punſch beſiegelt.

Livius und Salluſt.

Unter allen Geſchichtſchreibern des Alterthums iſt keiner höher geehrt worden, als Titus Livius. In einem Briefe des Plinius wird erzählt, daß ein Einwohner von Cadix, nachdem er des Livius Schriften geleſen, von Bewunderung durchdrungen, nach Rom gereiſt ſei, blos um den Verfaſſer zu ſehen. Sein Wunſch wurde erreicht, und er kehrte auf der Stelle wieder um, ohne ſich ſonſt um irgend eine Merkwürdigkeit der Hauptſtadt der Welt zu bekümmern.

Eine noch ſeltſamere Verehrung bezeigte dem Andenken dieſes Geſchichtſchreibers Alphons, König von Neapel. Als man in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts zu Venedig die Gebeine des Livius entdeckte, ſchickte Alphons

eine feierliche Gesandtschaft dahin, bittend um eine Reliquie von diesem großen Manne. Panormita, der Gesandte, brachte ihm einen Knochen vom Arm des Livius zurück, den Alphons in einen kostbaren Reliquienkasten legen ließ. — Man weiß, daß ein großer Theil von des Livius Geschichte verloren gegangen, und zwar gerade der interessanteste. Die Gelehrten des vorigen Jahrhunderts schmeichelten sich lange, ihn wenigstens in einer arabischen Uebersetzung wieder zu finden. Zu Magdeburg soll eine Kopie davon bei dessen Zerstörung im dreißigjährigen Kriege untergegangen sein. Die heutigen Gelehrten wenden ihre Blicke mit Sehnsucht nach Neapel auf die noch unaufgerollten Handschriften von Pompeji.

Sallust hat nicht minder seltene Ehrenbezeugungen, allein von anderer Gattung empfangen; er ist nämlich zweimal durch königliche Federn übersetzt worden. Das erste Mal, nach dem Zeugniß des Camden, von der Königin Elisabeth von England; das zweite Mal vor noch nicht dreißig Jahren durch den Infanten von Spanien. Diese Letztere ist mit einer Pracht im Druck erschienen, welche, seit Erfindung der Buchdruckerkunst, noch nie gesehen worden. — Sallust war ein Bruder Liederlich, der aber einen reizenden Styl schrieb. Man nannte ihn deshalb in England den römischen Bolingbroke. Sein Haß gegen Cicero ist bekannt. Er heirathete dessen geschiedene Gattin, Terentia. Dies außerordentliche Weib soll ein hundert und drei Jahre alt geworden sein. Sie begrub den Sallust, und vermählte sich mit Messala, den sie gleichfalls zu Grabe geleitete, und

Zweyter Akt.

Erſte Scene.

Der Graf. Natalie und Ottilie.

Graf. (ſitzt am Tiſche, und hat eben die übrigen Papiere durchlaufen.)

Natalie und Ottilie (ſtecken die Köpfe durch die Thüre.)

Nat. Dürfen wir nun kommen, lieber Vater?

Graf. (in froher Laune) Ey warum denn nicht?

Nat. und Ott. (kommen ſchnell herein und fragen haſtig hintereinander.)

Nat. Nun wie iſts?

Ott. Gute Nachrichten?

Nat. Was macht Franz?

Ott. Er lebt?

Nat. Iſt er dabey geweſen?

Ott. Doch nicht bleſſirt?

Nat. Oder gar gefangen?

Graf. He da! das ſchnattert, als ob ein Kapitolium in Gefahr wäre. Nat.

ſeine Stelle durch den Vitius Rufus erſetzte. Dieſer vierte Ehemann bildete ſich nicht wenig darauf ein, zwei der koſtbarſten Antiquitäten zu beſitzen, nämlich erſtens den Seſſel, in welchem Cäſar ermordet worden, und zweitens die Gemahlin des Cicero.

Die eigenmächtigen Cenſoren.

Gleich den weſtphäliſchen Vehmgerichten — zwar minder blutdürſtig, doch nicht minder Unheil ſtiftend — erhob ſich ungefähr um das Jahr 1661 eine ſeltſame Verbrüderung in Frankreich, unter dem Namen der Kompagnie des oeuvres fortes. Dieſe Kompagnie ſuchte ſich überall Nachrichten von Lebensart, Sitten und Moralität jedes Staatsbürgers, vom Könige bis zum Laſtträger, zu verſchaffen, ſpürte jedem Laſter, jedem Verbrechen, aber auch jeder Schwachheit bis in die geheimſten Winkel nach; zog ſie ohne Schonung an's Licht, geißelte mit rückſichtloſer Strenge; vernichtete das häusliche Glück vieler Familien, indem ſie die verborgenen Fehltritte eines Gatten oder einer Gattin dem beleidigten Theile offenbarte; zerſtörte das Vertrauen zwiſchen Obrigkeit und Bürger, ja zwiſchen dem König und ſeinen Unterthanen, indem ſie jeden Mißgriff der Regierung, jede Beſtechlichkeit eines Richters laut rügte. Die vornehmſten Herren, ſowohl zu Paris als in den Provinzen, traten ihr bei; denn das war das einzige Mittel, verſchont zu bleiben.

Der Kardinal Mazarin ſoll, kurz vor ſeinem Tode, Ludwig XIV. vor dieſer Kompagnie gewarnt, und erklärt haben, ſie ſei, unter anderer Form, eine neue Ligue oder Fronde. Der Monarch befahl, als er 1676 nach Flandern ging, dem Generalprokureur des Parlements Paris, die ſaubere Brüderſchaft zu zerſtreuen, drohend, wenn er bei ſeiner Rückkehr ſie noch finde, ſämmtliche Mitglieder nach Canada zu ſchicken. Alſobald verfolgte man ſie im ganzen Reiche und von ganzem Herzen. Ein burgundiſches Tageblatt vom Jahre 1777 liefert die Anklage, welche der Syndikus von Dijon, hundert Jahre früher, daſelbſt gegen die Kompagnie erhob. »Unter dem Vorwand chriſtlicher Liebe,« ſagte er, »verwirrt ſie Staat, Religion und häuslichen Frieden; alle Klatſchereien finden bei ihr offene Ohren; die Sucht zu beſſern leidet keine kalte Prüfung; die Art und Weiſe, heimliche Vergehungen zu beſtrafen, ſteht geradezu im Widerſpruch mit der gerühmten chriſtlichen Liebe u. ſ. w.« Er trug, im Namen des Königs, alles Ernſtes darauf an, dem Unheil zu ſteuern.

Hierauf erfolgte zu Dijon ein ausdrückliches Verbot, die Verſammlungen einzuſtellen; weder ſchriftlich noch mündlich die Sitten irgend eines Einwohners der unberufenen Cenſur zu unterwerfen; oder geheime Winke zu ertheilen, unter ſchwerer Strafe. Jeder Einwohner wurde aufgefordert, über die Vollziehung des Geſetzes ſtreng zu wachen. (Und wie gern thaten ſie das!) Damit auch Niemand mit Unwiſſenheit ſich entſchuldigen könne, wurde das

Urtheil von allen Kanzeln verleſen, und bei Trompetenſchall auf allen Straßen bekannt gemacht.

Hierauf zerſtreuten ſich die Brüder des oeuvres fortes, man hat nichts weiter von ihnen gehört. Aber merkwürdig bleibt ihre Erſcheinung doch immer. Ich erinnere mich nicht, jemals geleſen zu haben, daß unter irgend einem Volke der Verſuch gewagt worden, einen ſolchen Zweck durch verbundene Kräfte zu erreichen. Auch war das unmöglich. Im Sittengericht darf nur Ein Cato auf dem Stuhle ſitzen. Wer durchaus mehrere Beiſitzer anſtellen wollte, der dürfte ſie wenigſtens nicht unter den Zeitgenoſſen wählen; Geſpenſter, aus andern Jahrhunderten, müßten die Plätze einnehmen.

Wunderſame Bekehrung einer Schauſpielerin.

(Vorbericht, unter Duclos Papieren gefunden.)

Mademoiſelle Gautier, ſeit dem Jahre 1716 Schauſpielerin des franzöſiſchen Theaters, war groß, blühend, ſchön gebaut, von heftigem Charakter. Sie machte artige Verſe, und malte ſehr hübſch in Miniatur. Dabei war ſie von bewundernswürdiger Leibesſtärke, wenige Männer konnten im Ringen gegen ſie aufkommen. Sie forderte einſt den Marſchall von Sachſen auf einen ſolchen Kampf heraus, der ſie zwar beſiegte, aber doch geſtand, ſelten habe ein Mann ihm ſo lange widerſtanden. Einen ſilbernen Teller konnte ſie zuſammen rollen wie eine Oblate.

Die Männer finden gewöhnlich keinen Geſchmack an ſolchen Amazonen, aber Mademoiſelle Gautier war dabei ſo liebenswürdig, daß es ihr an Anbetern nicht fehlte, die es darauf wagten, bei dem erſten verliebten Zwiſt von ihr zermalmt zu werden. Einer ihrer Liebhaber war der Hofmarſchall des Herzogs von Würtemberg, an deſſen Hof ſie auch eine Reiſe mit ihm machte. Der Herzog hatte eine Maitreſſe, die er ſehr liebte. Man weiß nicht, ob es Neid oder Grille von der Gautier war, daß ſie dieſer Perſon bei jeder Gelegenheit impertinent begegnete, bis endlich der entrüſtete Herzog die unartige Fremde wegjagte. Rachedurſtend kam ſie nach Paris zurück und beſchloß, ſich ſelbſt eine auffallende Genugthuung zu verſchaffen. Sie reiſte abermals inkognito nach Würtemberg, und lauerte, bis ſie erfuhr, daß die Maitreſſe in einem leichten halben Wagen ſpaziren gefahren ſei. Dann beſtieg ſie ein ähnliches Fuhrwerk, mit zwei raſchen Hengſten beſpannt, die ſie ſelbſt regierte, erreichte im Galopp den Wagen ihrer Feindin, und — indem ſie ſich mit Vorſatz in die Räder desſelben verwickelte, warf ſie ihn um. Dann eilte ſie lautlachend zurück in das Wirthshaus, wo eine angeſpannte Poſtchaiſe ſie bereits erwartete, ſprang hinein und verſchwand.

Sie zählte nachher noch manche liebenswürdige Männer unter ihre Verehrer, war aber ſelbſt nur Einmal verliebt. Dufresne, einer ihrer Gefährten auf der Bühne, mit dem ſie eine Zeit lang in enger Vertraulichkeit lebte, flößte

ihr eine so heftige Leidenschaft ein, daß sie ihn sogar heirathen wollte. Doch seine Gefühle waren schon erkaltet; dieser Wankelmuth stürzte das stolze, gebieterische Weib in tiefe Melancholie; der erste Wink zu ihrer Bekehrung, deren Geschichte, von ihr selbst beschrieben, ein sehr interessanter psychologischer Beitrag ist. Die folgende Erzählung ist aus ihrer Handschrift wörtlich entlehnt.

»Es war am 25. April 1722, zu einer Zeit, wo ich, nach den Begriffen der argen Welt, in einem Meer von Wollust schwamm, und, von des Todes Finsternissen umgeben, in schrecklicher Sicherheit lebte, als ich, früher als gewöhnlich, um 8 oder 9 Uhr des Morgens erwachte. Ich erinnerte mich, daß dieser Tag mein Geburtstag sei; ich klingelte; mein Kammermädchen glaubte ich sei krank, und erstaunte nicht wenig, als ich ihr befahl mich anzukleiden, weil ich eine Messe hören wollte. »Es ist heute kein Festtag," bemerkte sie. Ich bestand auf meine Grille, und ging zu den Barfüßer-Mönchen, von einem Bedienten und meinem Pflegkinde, einem Waisenknaben, begleitet. Dort hörte ich einen Theil der Messe ohne die geringste Aufmerksamkeit. Doch gegen das Ende ließ eine innere Stimme sich vernehmen: Was führt dich her zu den Stufen des Altars? Kommst du um Gott zu danken, daß er dir die Gabe zu gefallen verliehen, während du jedes seiner Gesetze täglich übertrittst?" —

»Diese Betrachtung ergriff mich wunderbar. Von dem Stuhle, auf dem ich nachlässig hingelehnt saß, fiel ich her-

ab auf meine Knie. Die Meſſe ging zu Ende; ich ſchickte den Bedienten mit dem Knaben nach Hauſe, und blieb in ängſtlicher Gemüthsverwirrung liegen. Plötzlich raffte ich mich auf, gehe in die Sakriſtei, und begehre eine ſogenannte Meſſe des heiligen Geiſtes, zu dem ein noch nicht ganz erſtickter Glaubensfunke in dieſer Angſt mich trieb. Das erſte Wort, welches meine Lippen ſtammelten, während ich den Prieſter erwartete, war: O mein Gott! ich wollte gern meine Seele retten! aber wie fange ich es an? mich hindern theure unauflösliche Feſſeln. Barmherziger Gott! hilf du mir ſelbſt! täglich will ich die Meſſe hören. Erleuchte mich!»

»Nach drei, in der heftigſten Bewegung zugebrachten Stunden kam ich nach Hauſe, wo nicht gerechtfertigt, doch auf dem Wege der Rechtfertigung. Sechs Monden verſtrichen, in welchen ich an jedem Morgen die Meſſe hörte, und an jedem Abend meiner gewohnten Lebensart mich überließ. Man ſpöttelte über mein Kirchengehen; ich verkappte mich, um nicht geſehen zu werden. Man erkannte mich dennoch und die luſtigen Spöttereien verdoppelten ſich. Da gedachte ich der Worte des Evangeliums: Niemand kann zweien Herren dienen, und muthig beſchloß ich am Allerheiligen Tage, den reizendſten aber gefährlichſten Dienſt zu verlaſſen. Ich fing damit an, mein Kammermädchen zu entbehren und mich ſelbſt anzukleiden. Um mich nach und nach an die Einſamkeit zu gewöhnen, entzog ich mich den Luſtbarkeiten, unter dem Vorwand einer

Kränklichkeit. Auf Oſtern hatte ich die Ausführung meines Entſchluſſes feſtgeſetzt; allein je näher dieſe Zeit heran rückte, je heftiger wurde der innere Seelenkampf, der endlich den Körper zu Boden warf. Mich überfiel ein faſt unaufhörliches Erbrechen; doch behielt ich noch Kraft genug, um meine Beichte nieder zu ſchreiben.“

»Wo ſollt' ich aber einen Beichtvater finden? — ich vertraute mich einer tugendhaften Verwandtin, deren fromme Ermahnungen ich oft verſchmäht hatte. Sie wies mich an den Vicarius meines Kirchſpiels St. Sulpice. Der ſtrenge Mann ſtieß mich Anfangs zurück, und wollte nicht eher von mir hören, bis ich gänzlich mit der Welt gebrochen. Ich lag zu ſeinen Füßen, mein Schluchzen, meine Thränen rührten ihn endlich; er ſah, daß es mir Ernſt war, und beſchied mich auf einen ruhigen Tag wieder. Welch ein Tag! guter Gott! es war derſelbe, an dem zum letzten Mal alle die Perſonen, die ich liebte, bei mir zu Mittag eſſen ſollten. Ja ſehr lieb waren ſie mir, doch meine Seligkeit jetzt noch lieber.“

»Bei Tiſche litt ich unausſprechlich, um zu verbergen, was in mir vorging. Sie bewirthen uns allzuköſtlich für einen Aſchermittwoch, ſagte von ungefähr Einer meiner Gäſte. Es iſt die Henkersmahlzeit, erwiederte lachend ein Anderer. Ich war einer Ohnmacht nahe. Kaum hatte ich Kraft aufzuſtehen, unter dem Vorwand, daß ich, wegen einer dringenden Bezahlung, die ich zugeſagt, ausfahren müſſe. Man begleitete mich bis an die Thür. Ich ſtieg in den Wagen und die Geſell-

ſchaft kehrte an die Tafel zurück. Beim erſten Peitſchenknall des Kutſchers war ich meiner nicht mehr mächtig, und ſtieß einen ſo lauten Schrei aus, daß die Gäſte oben mir ſchnell zu Hilfe eilen wollten. Ich hatte kaum noch ſo viel Zeit, in einen Vorſaal zu entſchlüpfen. Mein Kammermädchen überredete ſie, ich ſei fort; was ſie gehört, ſei das Geſchrei eines Kindes geweſen. Ich warf mich ſogleich wieder in den Wagen, und rettete mich nach St. Sulpice, wo der Beichtvater mich erwartete. Dort hub ich in der heftigſten Bewegung meine Beichte an, und nach drei peinlichen Stunden, in welchen Gott allein meinen Muth aufrecht erhalten konnte, entließ mich der gerührte Beichtvater, mir einen andern Tag beſtimmend.»

»Ich kam in meine üppige Wohnung, wo ich nur noch vier Tage bleiben ſollte. Zitternd warf ich ſcheue Blicke umher, mich fragend wie der heilige Auguſtin: wirſt du auch alle dieſe Güter und Bequemlichkeiten des Lebens entbehren — wirſt du dieſen kleinen Palaſt verlaſſen können, um in einer einſamen Zelle zu wohnen? nur Nonnen um dich zu ſehen? und endlich für dein ganzes Leben den einförmigen, verborgenen Stand zu umfaſſen, den du ſtets verabſcheut haſt? — Gott gab mir Kraft, dieſen ſchrecklichen Augenblick zu beſiegen. — Herr Lanquet, ein Pfarrer, über deſſen fromme Ermahnungen ich ſtets gelacht und geſpottet hatte, empfand ein inniges Vergnügen, als ich ihm die Wirkungen der göttlichen Gnade mittheilte.»

»Der Tag meiner Entweichung kam. Ich ſchrieb die

ganze Nacht, theils an meine geweſenen Kameraden, theils an den Vater meines Zöglings, dem ich das Kind mit zwanzig Louisd'ors zurückſandte. Ich gab Befehl, die Briefe nicht eher als zu Mittag abgeben zu laſſen, und Jedem, der nach mir frage, zu antworten, ich ſei für lange Zeit abweſend. Dann verließ ich gegen fünf Uhr des Morgens mein Haus, um es nie wieder zu betreten. Aber ſtatt der vorhergehenden, marternden Seelenkämpfe, ging ich jetzt aus meiner Wohnung mit der nämlichen Ruhe, mit der ich heute, eilf Monate nachher, aus meiner Zelle trete. Eben ſo ruhig kam ich nach Verſailles, um von meinen beſtändigen Gönnern, dem Kardinal Fleury und dem Herzog von Geſvres, Abſchied zu nehmen. Von ihnen begab ich mich in des Königs Kapelle, um die Meſſe zu hören. Während derſelben fiel mir ein, daß eine Dame im Schloſſe wohne, die ich ſehr beleidigt hatte. Sogleich ging ich zu ihr, und ließ ſie erſuchen, in ein entlegenes Zimmer zu kommen, um durch den Ausbruch ihrer erſten Empfindungen kein Aufſehen zu erregen.

»Sie kam. Ich verſchloß die Thür und warf mich zu ihren Füßen. Sie ſtand beſtürzt und ſprachlos. Ich flehte kniend um ihre Verzeihung, da ich, um Buße zu thun, die Welt verlaſſen, und mit Erfüllung der ſchwerſten Pflicht anfangen wolle, die das Evangelium vorſchreibt. — Die Dame hatte ſich erholt, und ſagte mir jetzt mit Heftigkeit Alles, was der Zorn ihr eingab. Ich hörte ſie gelaſſen an, unterbrach ſie nicht, blieb ſtets auf meinen Knien und ſtammelte: ich ſei nicht gekommen, um mich zu rechtfertigen, ſondern um

ihre Verzeihung zu erbitten, wenn sie mir diese zugestünde, so würde ich zufrieden abreisen; wo nicht — auf Gott vertrauen, daß er meinen redlichen Willen gnädig ansehen, ihre Weigerung aber nicht billigen werde. Da reichte sie mir die Hand, ließ mich neben sich setzen, und wir waren versöhnt. — Ich verließ Versailles wieder, ohne Nahrung zu mir zu nehmen; was ich so eben gethan, hatte mich schon gesättigt. In Paris begab ich mich geradeswegs in die Kommune der heiligen Perpetua, wo ich mir ein kleines Zimmer hatte zurecht machen lassen, um so lange daselbst zu wohnen, bis alle meine Geschäfte in Ordnung wären. Als ich diese erste Freistatt betrat, fühlte ich unsichtbar, was dem heiligen Paul sichtbar widerfuhr: die Schuppen fielen mir von den Augen, ich stieg, verwandelt in ein neues Geschöpf, zu meiner Zelle als zum Himmelreich empor. Dort verschwand urplötzlich die Vergangenheit; Güter, Freunde, Vergnügungen. Alles verlöschte in meinem Gedächtniß; tiefer Friede trat an ihre Stelle; ich mußte mich fragen, ob mein Leben bisher ein Traum gewesen?»

»Meine Cousine schwamm in Thränen, wollte sich nicht von mir trennen, fürchtete mich allein zu lassen, mich am andern Morgen todt zu finden, und konnte nicht begreifen, warum ich so hastig sie antrieb zu gehen, um endlich ganz allein zu sein. Ich sagte der Superiorin, ich hätte gefrühstückt, und bat sie, mir zum Abendessen die Ueberreste von der Mittagsmahlzeit der Kommune zu geben. Wunderbar! seit drei Monaten hatte ich keine Nahrung bei mir behalten können, auch keine Kraftbrühen; jetzt empfing

Nat. O geſchwind! ſagen Sie mir —

Ott. Ich bebe vor Verlangen!

Nat. Und ich vor Neubegier.

Graf. Das thut mir leid.

Ott. u. Nat. (zugleich) Wie ſo? warum?

Graf. Weil meine Zunge gebunden iſt.

Nat. Sie ſcherzen.

Ott. Und martern mich.

Nat. (ſtreichelt ihm das Kinn) Lieber Vater! ſeyn Sie doch nicht ſo verſchwiegen, als ein Freymaurer.

Graf. Das Gleichniß paßt nicht, denn ich habe wörtlich etwas zu verſchweigen.

Ott. (auf der andern Seite des Seſſels, küßt und ſtreichelt ſeine Hand) Lieber Vater! haben Sie Mitleid mit meiner Angſt.

Graf. Ich darf nicht. Ich mögte gar zu gern noch für jung paſſiren: wenn ich aber plaudere, ſo würde es heißen: der Graf da oben auf der Burg, der muß wohl ſchon recht alt ſeyn, er fängt an zu ſchwatzen wie ein Kind.

Nat. (verdoppelt ihre Liebkoſungen) Vatergen, ich ſticke Ihnen mit eigenen Händen eine Schabracke für ihren Trabet.

Graf.

mein Magen nicht nur willig einen aufgewärmten Fisch und einige Nüsse, sondern ich schlief auch die ganze Nacht so ruhig wie ein achtjähriges Kind. Und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag."

»Sobald man in der Welt meinen Bruch mit der Welt erfuhr, legte Jeder diesen Schritt nach Gefallen aus. Niemand wollte glauben, daß ich in meinem Alter — ich zählte damals einunddreißig Jahre — und bei der Heftigkeit meiner Leidenschaften, einen solchen Entschluß ungezwungen ergriffen. Die Versteigerung meiner Meubeln wurde angeschlagen; vierzehn Tage strömte ganz Paris in meine Wohnung, um sich von meiner unbegreiflichen Flucht zu überzeugen, und Jedermann kehrte bewegt zurück. Man drang in meine Verwandte, die jene zeitlichen Geschäfte besorgte, den Ort meines Aufenthalts zu verrathen, und da sie unerbittlich blieb, so beschwur man sie, wenigstens einen Brief zu bestellen. Dieser Brief war von einem Freunde, der mir mit glühenden Farben malte, was ich verließ, und vor später, fruchtloser Reue mich herzlich warnte. Gott half mir auch diese Versuchung überwinden."

»Sobald meine Geschäfte in Ordnung waren, reiste ich am Himmelfahrtsabend, gerade sechs Wochen nach meiner Erlösung aus Egypten, zu einer Freundin, der Marquise d'Arcy, die ich gebeten hatte, mir in dem Kloster der Ursulinerinnen von Pondeveaux einen Platz zu bestellen, um dort als eine unbekannte Pensionärin zu leben; denn der eigentliche fromme Beruf war mir noch nicht zu Theil geworden, da ich das Klosterleben von jeher verabscheut hatte. Als ich die

Diligence bestieg, fand ich einen Reisegesellschafter, den Kommandeur de l'Aubepin, der, durch mein Aeußeres getäuscht, mir sehr ehrerbietig begegnete. Zu Saulieu erwartete mich die Marquise. Das bestätigte ihn noch in seinem Irrthum, und er drang in mich, ihm zu sagen, wen er zu begleiten die Ehre gehabt? — Ich antwortete freimüthig, ich würde mich wohl hüten, ihm meinen Namen zu verrathen, nicht zwar aus Eitelkeit, sondern um ihm selbst die Beschämung zu ersparen, daß er seine Höflichkeiten an eine Unwürdige verschwendet habe. Er nahm das für ein bloßes Kompliment, und verdoppelte seine Bitten. »Ich gebe Ihnen mein Wort,« erwiederte ich, »daß Sie bei Ihrer Ankunft in Lyon erfahren sollen, wer ich bin; und wenn ich dann Ihre Achtung verliere, so werde ich Ihnen wenigstens bewiesen haben, daß ich Sie nicht täuschen wollte.« Ich hielt Wort, und er war so zufrieden von meiner Aufrichtigkeit, daß ich, bis an seinen Tod, den besten, zuverlässigsten Freund in ihm verehrt habe.«

»Kaum war ich in dem Kloster von Pondevaux eingezogen, wo die Nonnen mich schwesterlich empfingen, als der Satan mir einen Fallstrick legte. Jemand schrieb mir, daß, da ich entschlossen sei, eingezogen zu leben, er mich beschwöre, Eines seiner Landgüter, welches er nannte, anzunehmen, und dort meine Tage nach Gefallen zu beschließen; er sei bereit, die förmliche Schenkungsurkunde auszufertigen. Ich lehnte sein Anerbieten freundlich ab.«

»Die Nonnen hatten mir ein großes Zimmer eingeräumt, aus welchem ich drei kleinere hatte machen lassen,

mit dem Vorsatz, meine Tage hier zu endigen. Ich wohnte allen Religionsübungen bei. Man hielt mich, durch den Schein betrogen, gleich dem Kommandeur d'Aubepin, für eine Frau von Stande, und begegnete mir so ehrfurchtsvoll, daß ich beschämt auch diese guten Nonnen aus dem Irrthum zog. Es schien, als ob dadurch ihre Freundschaft für mich nur wärmer geworden wäre. Meine Zeit zwischen lesen und beten getheilt, führte ich das angenehmste Leben von der Welt. Nur böse, impertinente Träume quälten mich in den ersten sechs Monaten. Ich gelobte der heiligen Jungfrau, an jedem Vorabend ihrer Feste bei Wasser und Brot zu fasten, bis an meinen Tod einen wollenen Knotenstrick auf bloßer Haut zu tragen, und täglich eine Anzahl Rosenkränze abzubeten, wenn sie von diesen schlüpfrigen Versuchungen mich erlöse. Von diesem Augenblick an wich der Satan von mir. Eine Begebenheit, die sich damals zutrug, vergewisserte mich, daß ich unter dem unmittelbaren Schutze des Allmächtigen stünde. In der Nacht vor dem St. Annen-Tage erhob sich ein wüthender Sturm. Der Donner rollte über das Dach und zerschmetterte es dermaßen, daß Regenströme auf die mit Mehl angefüllten Böden herabstürzten, und durch die Decke in das Krankenzimmer drangen, wo eine alte gichtbrüchige Nonne lag. Die Nonnen liefen hin und her, und wußten nicht, was sie thaten. Ich sprang im bloßen Hemde aus meiner Zelle, belud mich mit der Kranken, und wollte sie in mein Bett tragen, wohin der Regen nicht gedrungen war. Zum Unglück hatte ich die Thür zugeworfen und den Schlüssel

inwendig gelaſſen, ich mußte die Leidende in eine andere Kammer bringen. Die Sündflut, die von allen Wänden ſich über mich ergoß, hatte mich in einen eben ſo mitleidwerthen als lächerlichen Zuſtand verſetzt; die Nonnen mußten mir ein Hemd leihen, und das war das erſte härene Hemd, welches ich trug. Nun ſtiegen wir Alle auf den Boden, um das Mehl zu retten, und wurden nicht gewahr, welcher Gefahr wir uns ausſetzten, denn als der Tag anbrach, ſahen wir überall die loſen Ziegeln über unſern Häuptern hängen, die gleichſam in der Luft ſchwebten. Alles ſchrie Wunder! und ſchrieb es einer Meſſe zu, die ich aus Dankbarkeit geſtiftet hatte, und die gerade an dieſem Abend zum erſten Male war gefeiert worden."

»Nach einem zehnmonatlichen Aufenthalt zu Pondeveaux ging ich nach Lyon, um dem Marſchall von Villeroi meine Aufwartung zu machen. Das Kloſter von Anticaille gefiel mir ſehr, und ob man gleich dort keine Penſionärinnen aufnahm, ſo bewirkte doch der Erzbiſchof eine Ausnahme zu meinen Gunſten. Ich hatte einige Unruhe in Pondeveaux gehabt, weil ich den Beſuch des Gouverneurs, des alten Grafen de Feuillans ausgeſchlagen. Dazu kam noch, daß die Marquiſe d'Arcy meine gänzliche Eingezogenheit mißbilligte, und immerfort begehrte, ich ſolle einen Theil der ſchönen Jahreszeit auf ihren Gütern zubringen. Ich blieb alſo zu Anticaille, lebte dort wie bisher, und hatte einen Jeſuiten zum Beichtvater, deſſen Worte mir göttliche Ausſprüche ſchienen."

»Er fing damit an, mir zu rathen, um eilf Uhr Abends

aufzuſtehen, und bis Mitternacht zu beten. Ich erhielt mich wach, um ihm zu gehorchen, aber kaum war ich niedergekniet, ſo ſchlief ich wie ein Murmelthier, Gott weiß wie lange. Als er ſah, daß ich mit dem beſten Willen das nicht vermochte, ſo ertheilte er mir andere Vorſchriften. Ich ſollte an jedem Freitage meinen Rücken geißeln, man würde mir im Kloſter das Inſtrument dazu leihen; wo nicht, ſo wolle er mir ſelbſt eines bringen. Im erſten Augenblicke war ich ſehr beſtürzt, ja ich grollte ſogar heimlich mit meinem Beichtvater über eine ſolche Zumuthung, entſchloß mich aber doch zu gehorchen, machte mir ſelbſt eine Geißel aus einem neuen Stricke, ſchlug mehrere Knoten hinein, entblößte meine Schultern, und ließ die Streiche ſo dicht darauf hageln, daß ich faſt ohnmächtig niederſank, aus Verdruß, nicht aus Frömmigkeit weinte, und, nach einer ſchlafloſen Nacht, mit dreifarbigen Schultern zu meinem Beichtvater eilte und ihn erſuchte, mich von dieſer Buße loszuſprechen. Er that es auf der Stelle, verſicherte mich aber, daß ich ihn bald auf den Knien um Verwilligung einer Gunſt anflehen würde, die er mir dann verweigern werde. »O! ſagte ich verdrießlich, Ihr Bart wird ſehr lang wachſen, ehe dieſe Prophezeiung in Erfüllung geht.« — Sie ging aber ſehr bald in Erfüllung; ich ſchämte mich meiner Feigheit, und meine Schultern waren noch nicht geheilt, als ich ihn ſchon flehentlich um die Erlaubniß bat, mein weiches rundes Fleiſch zu kreuzigen. Er ließ ſich zum Schein ein wenig bitten, aber nicht lange, und ich

arbeitete mit Eifer, meine erſte Poltronnerie wieder gut zu machen.“

»Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle ähnliche Begebenheiten aufzeichnen wollte, die nach und nach den heiligen Beruf einer Nonne in mir erweckten. Man hatte mir im Kloſter das Leben der Madame de Montmorency geliehen, die, nach dem traurigen Tode ihres Gemahls, hier den Schleier genommen. Dieſe Lektüre vollendete meinen Entſchluß. Ich theilte ihn dem Jeſuiten mit, der mich eifrig darin beſtärkte.“

»Dies geſchah im Monat Juli 1724. Als die Nonnen mein Vorhaben erfuhren, verdoppelten ſie ihre Freundſchaft und Gefälligkeit. Ich ſchrieb nach Paris und erſuchte meine Verwandte, zu kommen, weil ich meine zeitlichen Angelegenheiten nun ganz in ihre Hände niederlegen wollte. In der Zwiſchenzeit fiel mir die Geſchichte des berühmten Rancé, Gründers oder vielmehr Wiederherſtellers des Ordens von la Trappe in die Hände. Sie ergriff mich gewaltig. Kaum hatte ich die Aehnlichkeit zwiſchen den Jugendverirrungen dieſes berühmten Büßenden und den meinigen wahrgenommen, als jede milde Ordensregel mir mißfiel, und ich Gott feierlich gelobte, Rancé's Strenge nachzuahmen. Auf der Stelle würde ich zu den Klairetten geflogen ſein — (Nonnen, die gleich denen von la Trappe leben) — hätte nicht mein Beichtvater mich verſichert, ich würde bei den Karmeliterinnen Alles finden, was ich verlangte.“

»Ich vertraute meinen Wunſch dem ehrwürdigen Erz-

biſchof von Villeroi, der mir den heroiſchen Entſchluß Anfangs ausreden wollte; als er aber meine innige Reue, meine Angſt gewahrte, wurde er von meinem Zuſtand ſo durchdrungen, daß er plötzlich ausrief: »das iſt Gottes Finger, ich ſelbſt werde bei den Karmeliterinnen eine Stelle für Sie ſuchen.«

»Aber, ſagt' ich ihm, vergeſſen Sie auch nicht ihnen zu entdecken, wer und was ich in der Welt geweſen bin, denn ich will Niemand betrügen. Er that es. Die guten Nonnen erſchracken Anfangs heftig bei dem Worte Komödiantin; als jedoch der Erzbiſchof alle ihre Skrupel auf ſeine eigene Seele nahm, ſchrieb mir die Superiorin, ſie erwarte mich. Um die zärtlichen Vorwürfe meiner Freundinnen von Anticaille zu vermeiden, begab ich mich heimlich, am 14. Oktober 1724, in das Karmeliterkloſter, von wo aus ich ſchriftlich Abſchied nahm. So betrat ich endlich das gelobte Land, achtzehn Monat nach meiner Entweichung aus dem Lande des Verderbens, wohin blos Dürftigkeit mich geführt hatte, denn alle meine Verwandte waren ehrliche, chriſtliche Leute. Durch die zerrütteten Umſtände meines Vaters war ich im ſiebzehnten Jahre gezwungen, den gefährlichen Pfad zu betreten, und einen Stand zu ergreifen, den ich verabſcheute. Freilich beruhigte man mich leicht durch die Vorſpiegelung, das Vorurtheil gegen die Schauſpieler herrſche nur noch bei dem Pöbel, Hof und Stadt dächten ganz anders, ehrten und belohnten das Talent. Leider hat Erfahrung mich nachher gelehrt, wie faſt unvermeidlich in dieſem Stande das Verderben iſt, weil man,

ohne irgend eine andere Arbeit als die des Gedächtniſſes, im Ueberfluß und Vergnügen lebt. Ich hatte in den drei letzten Jahren, nach Abzug aller Koſten, vier und vierzig tauſend Franken gewonnen. Ich muß indeſſen bekennen, daß es unter meinen Kameraden auch einige ſehr hochachtungswürdige Perſonen gab, nur ich gehörte nicht zu dieſer Zahl.»

»Sollte man es glauben, daß man mir ſogar die letzte Freiſtatt, das Kloſter der ſtrengen Karmeliterinnen, beneidete? — In der erſten Nacht meines dortigen Aufenthalts kamen böſe Menſchen an die Pforte und erzählten dort Dinge von mir, die die Superiorin leicht hätten bewegen können, mich wieder zu verſtoßen. Sie gab ſich vergebliche Mühe, jene Böſewichter kennen zu lernen, und meldete es dem Erzbiſchof, der, vermuthlich beſſer unterrichtet, der Büberei zu ſteuern wußte. Aber noch nicht genug. Man ſprengte aus, ich ſei nicht in rechtmäßiger Ehe geboren. Wäre das wahr geweſen, ſo durft' ich nie in den heiligen Orden aufgenommen werden. Der Pfarrer von St. Sulpice, an den ich ſchrieb, vernichtete die Verleumdung durch meinen Taufſchein.»

»Alle dieſe und noch mehrere Prüfungen, die ich verſchweige, ſchlugen meinen Muth nicht nieder. Ich bat die Priorin um Erlaubniß, alle Verbindungen mit meinen Freunden, und ſelbſt mit meinen Verwandten, ganz aufzuheben; ſie ſchlug es mir ab, gewährte aber eine zweite Bitte, mich gleich Anfangs nicht zu ſchonen, wie man

sonst bei Novizen zu thun pflegte. Schon am Tage meiner Ankunft gab man mir den Besen in die Hand. Schmutzige Wäsche reinigen; das Wasser aus einem tiefen Brunnen ziehen; die Tische im Refektorium waschen; jeder Schwester ihren Krug bringen; Teller und Küche scheuern; das waren die täglichen Geschäfte, die mir mehr Vergnügen gewährten, als vormalige Wollüste. Nach vier Jahren gab man mir andere Arbeiten. Ich mußte die Fußbekleidung von Stricken für das ganze Kloster verfertigen und die Uhr aufziehen. Um das Letztere zu bewerkstelligen, mußte ich täglich drei ungeheure Steine aufheben. Da dieses Geschäft nach drei Jahren meiner Gesundheit nachtheilig wurde, so erhielt es eine Andere."

»Drei Monate, nachdem ich in den Probestand getreten war, empfing ich das heilige Gewand. Der Erzbischof selbst hatte die Güte, bei der Ceremonie zu präsidiren. Trotz der Kälte (es war am 20. Januar 1728), lief die ganze Stadt zusammen. Meine Augen waren zwei Thränenquellen, Thränen der aufrichtigsten Reue. Einige Tage zuvor versuchte mich der Satan noch einmal sehr heftig, allein ich überwand und sprach mein letztes Gelübde mit einer Festigkeit und Freudigkeit, welche alle Zuschauer überraschte. Bald darauf erlaubte Gott dem bösen Feinde abermals mich zu quälen, zwar nicht durch schlüpfrige Träume, wie zu Pondeveaux, aber Tag und Nacht befand ich mich in einem schrecklichen Zustande, den ich nicht durch Dornen, wie der heilige Benedikt, nicht durch Feuer, wie der heilige Martin, sondern durch Geißeln und Kasteien bekämpf-

te. Ich that ein Gelübde, nie Wein zu trinken, selbſt nicht in Todesgefahr, wenn auch ein einziger Tropfen mein Leben verlängern könnte. Zwölf Jahre lang habe ich die ſündigen Glieder härter gegeißelt, als die Regel vorſchrieb, bis, nach einer ſchweren Krankheit, meine Schwäche mich nöthigte, auf die gewöhnlichen Geißelungen mich einzuſchränken.»

»Ich danke Gott, daß ſeit dem erſten Augenblick meiner Flucht aus der Welt bis auf dieſen heutigen Tag, den 10. Auguſt 1747, ich meinen Entſchluß nie bereut habe, trotz der ſtrengen Buße, die meine ſonſt rabenſchwarzen Haare und Augenbraunen ſchneeweiß gefärbt haben.»

»Man urtheile von der vormaligen Heftigkeit meiner Leidenſchaften, aus den Gefahren, welchen ich ohne Bedenken mich ausſetzte, wenn es darauf ankam, ſie zu befriedigen. Zwei und zwanzig Jahre war ich alt, als ich von Paris nach Würtemberg, von einem einzigen Bedienten begleitet, in einer Poſtchaiſe reiſte. Dieſer furchtſame Bediente trat oft zitternd an meinen Wagen, beſonders in den Gehölzen von Nancy und St. Menehoud, um mich zu erinnern, daß wir uns in Raubneſtern befänden. Fahr zu, fürchte nichts, ſprach damals ich Leichtſinnige, du folgſt dem Cäſar und ſeinem Glücke. In einem Wirthshauſe ſchlich wirklich ein Spitzbube in meine Kammer, den nur meine Wachſamkeit und mein Geſchrei verſcheuchten. So hat Gott über mich gewacht, trotz der Verachtung, mit welcher ich die Ermahnungen der angeſe-

Graf. Gar Bestechung?

Ott. Bitte! bitte! ich helfe Ihnen auch Ihre Grotte mit Muscheln auslegen.

Graf. Den Henker! da widerstehe wer da kann. Nun, wenn ihr es denn durchaus wissen wollt, so hört mir zu. Die Türken — (er räuspert sich.)

Nat. und Ott. (mit gespannter Erwartung) Nun?

Graf. (mit großer Ernsthaftigkeit) Die Türken, wie ihr wißt, sind Muselmänner. —

Nat. Und Mahomedaner oben drein.

Graf. Sie halten viel auf schöne Mädgen —

Nat. Das ist ja keine Neuigkeit.

Graf. Um nun ihres Sieges gewiß zu seyn haben sie 500 Circassierinnen ins deutsche Lager gesandt, die sollen alle junge Ehemänner verführen.

Ott. (mit getäuschter Erwartung, und deutlichem Unwillen) Immer noch Scherz?

Graf. Mein Bruder meldet mir, Franzosen hätten unter ihnen, und habe keine Zeit zu schreiben.

Ott.

hendſten, tugendhafteſten Perſonen aufnahm. Wenn man mich fragte: ob ich auch die Sakramente genieße? — antwortete ich: nein, ich will die Sakramente weder entweihen, noch vor dem fünf und vierzigſten Jahre meinen Vergnügungen entſagen. — »Aber fühlen Sie denn keine Gewiſſensbiſſe?« — Nein. Warum? ich ſchade ja meinem Nächſten nicht, und was das künftige Paradies betrifft, mag ſich dort beluſtigen wer will, ich halte mich an das Zeitliche. — Schrecklicher Wahnſinn! traurige Blindheit! die ich ewig beſeufzen werde.«

»Doch muß ich wiederholen: nur Dürftigkeit führte mich an dieſen Abgrund. Als ich im neunzehnten Jahre in Flandern an den Pforten des Todes ſtand, gelobte ich feierlich, meinem gefährlichen Stande zu entſagen, wenn man mir nur eine Penſion von zweihundert Livres zuſichern wolle. Gott verzeihe denen, die es mir abſchlugen!«

Hier endigen die Bekenntniſſe der Reuigen, die Göthe's langweiligen Bekenntniſſen einer ſchönen Seele wohl an die Seite geſetzt zu werden verdienen. Kein Rückfall trübte ihre Tage; die Schweſter Auguſtine von der Barmherzigkeit (ſo lautete ihr Kloſtername) war das Muſter der Demuth und Frömmigkeit. Sie glaubte ſich im Ernſt ihrer Gefährtinnen unwürdig, und litt oft durch deren Geringſchätzung. Nur eine fromme Korreſpondenz, in der ſie mit der Königin ſtand, verſchaffte ihr im Kloſter eine ungeſuchte Achtung. Ob ſie gleich in den letzten Jahren ihres Lebens blind wurde, verlor ſie

doch ihre Heiterkeit nie, bediente sich immer selbst, und wollte Niemanden lästig werden. Sie hatte es gern, daß man sie besuchte, und sprach dann mit Feuer und Klarheit. Nie hörte sie von einem Unglücklichen sprechen, ohne gerührt zu werden, und ihre Freunde zu dessen Beistand aufzubieten. Der Papst hatte ihr eine Dispensation ertheilt, um im Sprachzimmer unverschleiert zu erscheinen. Duclos, der diesen Umstand erzählt, begreift den Grund davon nicht. Ich vermuthe, daß die reuige Sünderin aus zarter Demuth ihr Gesicht nicht verbergen, die Schamröthe sich nicht ersparen wollte; und ich wundere mich über nichts so sehr, als daß man nicht schon längst in der katholischen Kirche betet: Heilige Gautier, bitte für uns!

Der Kleinigkeitsgeist.

„Es lebt kein großer Mann auf der Welt, der auch für seinen Kammerdiener noch groß bliebe," ist eine eben so bekannte als wahre Behauptung. So wenig als die Kinderpocken Erwachsene verschonen, so wenig verschont der Kleinigkeitsgeist die großen Männer. Der Bischof Hüet von Avranches gehörte zwar nicht unter die großen, aber doch unter die berühmten Männer. Dieser berühmte Mann quälte sich lange mit dem Zweifel: ob es auch wohl möglich sei, die ganze Iliade so fein zu kritzeln, daß man sie in eine Nußschale packen könne? — Nach langem tiefen

Nachsinnen glaubte er endlich die Behauptung — und zwar öffentlich in Gegenwart des Dauphins und seines ganzen Hofes — wagen zu dürfen: daß jenes Kunststück nicht allein möglich sei, sondern daß er sogar selbst es leisten könne. Man hielt ihn beim Worte. Er sollte auf der Stelle, zwar nicht die ganze Iliade abschreiben, aber doch einen Versuch liefern.

»Ein Stück dünnes dichtes Pergament,« sagte er, »zehn Zoll lang und acht Zoll breit, läßt sich so geschickt falten, daß es Platz in einer großen Nußschale findet. Pergament ist dazu geschickter als Papier (?) Nach dieser Voraussetzung schließe ich nun ferner: das Blatt von der angegebenen Größe kann in seiner Breite dreißig Verse in jeder Zeile fassen, und in der Höhe zwei hundert fünfzig Zeilen. Freilich müssen sie mit Rabenfedern von einer sichern Hand geschrieben werden. Dann würde die eine Seite dieses Blattes sieben tausend fünf hundert Verse, die andere eben so viel enthalten. Da nun die ganze Iliade aus fünfzehn tausend ein hundert fünf und achtzig Versen besteht, so würde man kaum noch Platz für eine einzige Zeile brauchen, um das Kunstwerk zu vollenden.«

Nach dieser Demonstration nahm er ein Stück Papier und eine gewöhnliche Feder, weil eben nichts anders bei der Hand war, kritzelte wirklich auf einen Raum von etwas mehr als fünf Zoll Breite zwanzig Verse, setzte auch mehrere Zeilen sehr dicht unter einander, und zog endlich aus seiner mühsamen Arbeit das triumphirende Resultat, der Möglichkeit eines solchen vortrefflichen Kunstwerks. Der

Herzog von Chevrauſe, der auch gegenwärtig war, verſuchte es ihm nachzumachen, und man ſieht daraus, daß die Höflinge damals doch ziemlich geübt im Schreiben ſein mußten, welches nicht zu allen Zeiten der Fall iſt; doch den Meiſter Hüet erreichte der Herzog nicht. Er brachte zwar eben ſo viele Verſe in eine Zeile, konnte aber die Zeilen nicht ſo dicht unter einander ſchmiegen. — Als man eben am heftigſten über dieſe Materie ſtritte, und die Bedienten im Vorzimmer vermuthlich glaubten, man beſchäftige ſich, zum Heil des Volkes, mit einer ſtaatswirthſchaftlichen Berechnung, trat die Königin herein, ließ ſich die Kunſtproben zeigen, und fand ſie ſo merkwürdig, daß ſie ſelbige zu behalten geruhte.

Weiter iſt von den Bemühungen des gelehrten Biſchofs für das Wohl der Menſchheit nichts bekannt geworden, und leider muß man vermuthen, daß ſein Kunſtwerk in den Zeiten der Revolution mit untergegangen iſt. Ein gleiches Schickſal erfuhr einſt der große griechiſche Künſtler, Myrmecides, der einen kleinen Wagen mit ſechs kleinen Pferden und einem kleinen Kutſcher, ich weiß nicht woraus, verfertigte, welches Alles zuſammen eine Mücke unter ihrem Flügel verbergen konnte. Glücklicher war der heilige Epiphan, Biſchof von Salamin in Cypern, der im vierten Jahrhundert lebte, und einen gelehrten Traktat über die zwölf Edelſteine ſchrieb, welche der hohe Prieſter Aron auf ſeinem Bruſtſchild trug. Dieſes wichtige Werk iſt noch vorhanden, und ſogar von Geßner mit Anmerkungen verſehen worden.

Man weiß, daß einmal ein ähnlicher Künſtler den macedoniſchen Helden in Erſtaunen ſetzte, indem er mit großer Fertigkeit und Sicherheit Erbſen durch ein kleines Loch warf. Alexander befahl ihm zur Belohnung einen Scheffel Erbſen zu liefern, damit er ſeine Kunſt beſtändig üben könne. Warum wurde Hüet weniger großmüthig behandelt? — Einige Bogen Pergament und ein Bund Rabenfedern würden der Nachwelt ewige Denkmähler geliefert haben.

Parallele zwiſchen Marie Stuart und Margarethe von Valois.

Beide verloren ihren Vater in der Kindheit; beider Schönheit wurde von den Zeitgenoſſen gerühmt; es iſt ſchwer zu entſcheiden, welche von beiden mehr Geiſt, Genie und Kenntniſſe beſaß. Beide ſchrieben ſehr zierlich in Verſen und Proſa, verſtanden beide mehrere Sprachen; wußten beide ſehr angenehm und lebhaft zu unterhalten; waren beide der Schmuck des glänzendſten Hofes in Europa. Sowohl Margarethe, die Gemahlin Heinrich des Vierten, als Marie, die ſchottiſche Königin, erweckte in den Herzen aller Männer eine zärtliche Empfindung, die nur mühſam und nicht immer durch die ſchuldige Ehrfurcht gezügelt wurde. Marien, ſchon in der Wiege Königin, verſprach der leere Titel wenig Genuß, hätte ſie nicht in Frankreich eine Freiſtatt und eine Krone gefunden. Mar-

garethe, am Throne geboren und Königin im neunzehnten Jahre, sah, gleich Marien, durch ihre Vermählung sich doppelt gekrönt. Marie genoß in Frankreich nur eines vorüberrauschenden Glücks; Margarethe als Königin von Navarra, entging dem Kummer und selbst der Schande nicht. Marie, jung, unbesonnen, leidenschaftlich, bösen Rathschlägen folgend, war ihres eigenen Unglücks Urheberin. Eben so schmiedete Margarethe das ihrige durch Ausschweifungen, und gänzliche Vernachlässigung des Wohlstandes. Während Mariens Aufenthalt in Frankreich trübte keine Wolke ihren schönen Himmel. Als aber Franz des Zweiten früher Tod und der geheime Haß der Katharine von Medicis sie zwangen, nach Schottland zurückzukehren, da wurde ihr Leben eine Kette von Unglücksfällen. Eben so war das schöne Los von Margarethens Jugend. Von ihrem Vater, Heinrich II. wurde sie zärtlich geliebt; von ihrem Bruder, Karl IX. so liebevoll behandelt, daß die bösen Zungen sogar von mehr als brüderlicher Zuneigung murmelten. Ihre Mutter Katharine von Medicis, betete sie an, und sagte oft: Margarethe sei ein lebendiger Beweis von der Ungerechtigkeit des salischen Gesetzes, welches die Töchter von der Thronfolge ausschließt. Aber ihre zweideutige, unkluge Neigung für den Herzog von Alençon, ihren Bruder; ihre unverhehlte Liebe für den Herzog von Guise; ihre Gleichgiltigkeit, ja ihr Haß gegen den König von Navarra, ihren Gemahl; ihre vielen anstößigen Galanterien: stürzten auch sie, gleich Marien, in's Verderben. Beide schmachteten

in Gefangenschaft, Jene zu Fotheringai, diese in dem Schlosse Usson, und wäre Heinrich IV. eben so grausam gewesen als Elisabeth, gewiß hätte Margarethe, gleich Marien, die Henkerbühne bestiegen, denn sie hatte nicht blos das königliche Bett geschändet, sondern auch die Fahne des Aufruhrs in Auvergne gepflanzt.

Nur der Tod führte endlich die berühmten und berüchtigten Damen auf verschiedene Wege. Marie Stuart versöhnte die Nachwelt durch rührende Leiden, ihren Gott durch einen grausamen Tod. Margarethe von Valois endigte ihre schlüpfrige Laufbahn, indem sie, was die Welt nicht mehr mochte, dem Himmel widmete.

Montesquieu und Piron.

Im Jahre 1752 war Montesquieu — der Verfasser des viel gerühmten und von den Deutschen wenig gelesenen Buches: Geist der Gesetze — Direktor der französischen Akademie, als der Erzbischof von Paris, ein Mitglied derselben, starb, und Piron den erledigten Platz zu erlangen strebte. Schon vereinten sich die Stimmen ihm zu Gunsten, als plötzlich ein Befehl des Königs ihn zu wählen untersagte. (Piron hatte nämlich die berüchtigte Ode an Priap gedichtet, die Jedermann auswendig wußte, und die der König, obgleich sie ihm selbst sehr wohl gefiel, nicht verzeihen durfte.) Montesquieu, der in gar keiner Verbindung mit dem sonst so achtungswerthen Greise stand, setzte

ſich auf der Stelle nieder, und ſchrieb an die Marquiſe von Pompadour, des Königs Maitreſſe, folgenden Brief:

»Madame. Ich habe der Akademie die Befehle des Königs bekannt gemacht. Da Herr von Büffon, aus Zartheit, ſeine Freunde gebeten hat, unter dieſen Umſtänden ihn nicht zu wählen, ſo ſind die Mitglieder, verlegen um eine neue Wahl, überein gekommen, ſelbige noch acht Tage aufzuſchieben. — Piron iſt genug geſtraft, Madame, für die ſchlechten Verſe, welche er gemacht haben ſoll; hingegen hat er deren auch ſehr gute gemacht. Er iſt alt, kränklich, blind, arm, verheirathet. Sollte der König ihm nicht eine kleine Penſion verwilligen? — So, Madame, pflegen Sie den Kredit zu benutzen, den Sie Ihren ſchönen Eigenſchaften verdanken; Sie ſind ſelbſt glücklich, und wollen keinen Unglücklichen um ſich ſehen. — Auch der verſtorbene König verſagte La Fontaine einen Platz in der Akademie, wegen ſeiner Erzählungen, gab ihm aber ſechs Monate nachher denſelben Platz um ſeiner Fabeln willen; ja er wollte ſogar, daß er vor Boileau aufgenommen würde, der ſich in der Zwiſchenzeit darum beworben hatte.«

Zwei Tage nachher erhielt Piron eine Penſion von hundert Piſtolen, Einige ſagen, weil die Frau Marquiſe dem wackern Montesquieu wohl wollte; Andere, weil ſie insgeheim fühlte, daß ſie dem Gott, den Piron beſungen, ſelbſt ihr ganzes Glück ſchuldig ſei.

Beſuch der Königin Chriſtine von Schweden in Frankreich.

(Zweites Fragment aus den Memoiren der Madame de Motteville.)

— Damals (1656) ſahen wir die Königin von Schweden in Compiegne anlangen, von der wir ſo außerordentliche Dinge hatten erzählen hören. Sie war aus ihrem Reiche entwichen, weil ihr hoher Sinn eine Krone gering ſchätzte, und weil ſie abgeneigt war, dem Wunſche ihrer Unterthanen gemäß, ihren nächſten Verwandten zu heirathen. Sie hatte ihre Ketzerei in die Hände des Papſtes abgeſchworen. Es gab Leute, welche dieſe Handlung bis in den Himmel erhoben, und meinten, indem ſie die ſchwediſche Krone niedergelegt, habe ſie den Thron der ganzen Welt verdient. Andere hingegen wollten wiſſen, ſie ſei durch Gewalt oder eigenen Leichtſinn aus Schweden vertrieben worden, wo ſie mit dem ſpaniſchen Geſandten einen allzu vertrauten Umgang gepflogen habe. Kurz, ſie war ſehr berühmt, folglich wurde ſie viel gelobt und viel geſcholten. Odendichter und Satyrenſchreiber ſprachen, jene von ihren Heldentugenden, dieſe von ihren Gebrechen. Sie war in Flandern und dann in Rom geweſen, nun wollte ſie Frankreich ſehen, und der große Ruf, der vor ihr herging, bewirkte, daß die Königin (Anna von Oeſterreich) ſich darauf freute, ſie kennen zu lernen. Auch hatte der König von Schweden — ein kriegeriſcher Fürſt, welcher anfing, Furcht und Hochachtung einzuflöſſen — den Kardinal Mazarin erſucht, Chri-

ſtinen wohl aufzunehmen, wozu dieſer ohnehin ſchon geneigt war. Sie wurde eben ſo empfangen wie vormals Karl V., als er durch Frankreich nach Flandern ging. Der König (Ludwig XIV.) ſandte den Herzog von Guiſe, die Königin Mutter ihren Gardehauptmann Cominges, um ſie an der Grenze zu bewillkommen. Der Herzog von Guiſe ſchrieb einen Brief an einen ſeiner Freunde, in welchem er die fremde Fürſtin nach der Natur ſchilderte. Der König und die Königin laſen dieſen Brief mit Vergnügen, und Frau von Motteville nahm eine Abſchrift davon.

»Während ich ſchreckliche Langeweile habe,« ſchrieb der Herzog, »will ich verſuchen, Sie zu beluſtigen, indem ich Ihnen ein treues Bild der Monarchin entwerfe, die ich begleite. Sie iſt nicht groß, aber von üppigem Wuchs, hat einen breiten Rücken, ſchöne Arme, ſchöne weiße Hände, die jedoch eher einem Manne als einer Frau anzugehören ſcheinen. Eine hohe Schulter weiß ſie ſehr gut durch ihre ſeltſame Kleidung, ihren Gang und ihre Bewegungen zu verſtecken, ſo daß man Wetten darüber anſtellen könnte. Sie hat ein großes Geſicht, ſtarke Züge, eine Adlernaſe, einen großen aber nicht häßlichen Mund, ziemlich gute Zähne, ſehr ſchöne feurige Augen, ihre Haut, trotz einiger Blatternarben, iſt von lebhafter, ſchöner Farbe, der Umriß des Geſichts ziemlich verhältnißmäßig, aber in ein höchſt ſeltſames Kopfzeug vermummt. Es iſt eine gewaltige Mannsperücke, auf der Stirn erhaben, an den Seiten ſehr dick, nach unten zu durchſichtig; oben auf dem Kopfe bilden die Haare eine dichte Mütze, und von hinten hat das

Ott. Ich weiß schon was ich thue. Ich hole meinen kleinen Karl, der soll so lange betteln, bis Großpapa ihm Alles haarklein erzählt. (sie geht ab.)

Nat. Lieber Vater ich bin böse.

Graf. Du?

Nat. Recht böse.

Graf. Ey!

Nat. Ehe Sie den Brief öfneten, waren Sie selbst in großer Angst. Sie wissen also recht gut, wie Einem zu Muthe ist.

Graf. Ich bin sein Vater.

Nat. Und ich seine Schwester.

Graf. Du siehst, ich bin ruhig.

Nat. Gott sey Dank!

Graf. Wenn der Vater ruhig ist, so darf die Schwester sich an ihr Klavier setzen, und einen schwäbischen Tanz spielen.

Nat. Aber die weibliche Neubegier —

Graf. Stellst du dich doch, als ob bey der Armee ein neues Kopfzeug erfunden worden wäre.

Ganze Aehnlichkeit mit einem weiblichen Kopfputz. Bisweilen trägt sie einen Hut. Ihr Leibkleid ist hinten geschnürt, und gleicht unsern Mannsjacken, denn das Hemd guckt überall oben über dem Rocke hervor, den sie schlecht genug angebunden, und auch etwas schief trägt. Sie ist immer stark gepudert, bedient sich vieler Pomade, und zieht fast nie Handschuhe an. Ihre Fußbekleidung ist die eines Mannes, so auch ihre Stimme und fast jede ihrer Bewegungen. Sie spielt gern die Amazone, und ist wenigstens eben so stolz als der große Gustav, ihr Vater, aber dabei sehr höflich, sehr einschmeichelnd, spricht acht Sprachen, und vorzüglich französisch, als ob sie in Frankreich geboren und erzogen wäre. Sie ist gelehrter als unsere ganze Akademie mit sammt der Sorbonne, versteht sich vortrefflich auf Malerei und andere schöne Künste, und ist nebenher von allen unsern Hofintriguen besser unterrichtet als ich. Mit Einem Wort, sie ist fürwahr eine außerordentliche Person. Fast hätte ich vergessen, noch hinzuzufügen, daß sie bisweilen ein Reiterkollet und einen Degen zu tragen pflegt, daß ihre Perücke schwarz und ihr Busen wenig bedeckt ist.»

Christine kannte den Hof so gut, daß sie zum Beispiel den Gardehauptmann Cominges fragte: wie sich sein Oheim, der gute alte Guitaut, befinde? und ob sie das Vergnügen haben werde, ihn zornig zu sehen? (denn dieser Guitaut war sehr hitzig, und die Königin Mutter hatte oft ihren Spaß daran.) Sie sagte auch: sie wisse wohl, daß man viel Gutes und viel Böses von ihr spreche, nun werde man wohl sehen, daß beides nicht wahr sei.

Am 8. September hielt ſie ihren Einzug in Paris, nachdem man ſie zuvor in Eſſone mit Schauſpiel, Ballet, Feuerwerke empfangen, und eine Menge Damen hingefahren waren, ſie dort zu ſehen. Die Pariſer Bürger, bewaffnet und wohl gekleidet, zogen ihr entgegen, und bildeten eine Hecke von Conflans an, wo ſie geſchlafen, bis zum Louvre, wo ſie abtreten ſollte. Alle Fenſter und Balkons waren voll Damen und Herren, in allen Straßen Volksgewühl. Es währte von zwei Uhr Mittags bis neun Uhr Abends, ehe ſie den Louvre erreichte. Sie bewohnte dort die königlichen Zimmer, wo ſich die ſchöne Tapete vom Scipio befindet, und ein weiß atlaßnes Bett mit Gold geſtickt, welches der Kardinal Richelieu dem Könige hinterlaſſen. Bei ihrer Ankunft forderte ſie zu trinken. Der Prinz von Conti, der hingegangen war, um ſie zu komplimentiren, reichte ihr die Serviette, die ſie, nach einer höflichen Weigerung, annahm.

Bei dieſem ihrem erſten Erſcheinen fanden alle rechtlichen Leute ſie liebenswürdig. Ihre Kleidung, die der Beſchreibung nach ſo ausſchweifend ſeltſam war, ſchien es weit weniger, wenn man ſie ſah, wenigſtens gewöhnte ſich das Auge ſehr bald daran. Ihre Züge fand man ſchön, und Jedermann bewunderte ihren lebhaften Geiſt, beſonders aber ihre genaue Kenntniß von Frankreich. Sie wußte nicht allein die Familien und deren Wapen zu nennen, ſie war auch mit allen Galanterien und Intriguen vertraut, ja ſie kannte ſogar die Liebhabereien der franzöſiſchen Herren. So zählte ſie zum Beiſpiel dem Marquis de Sourdis

die vorzüglichſten Gemälde ſeines Kabinets her, rühmte die des Herzogs von Liancourt, und lehrte die Herren oft Dinge, die ſie ſelbſt nicht wußten. Unter andern ſtritt ſie mit Einigen, daß in der Kapelle eine koſtbare Agathe befindlich ſei, die ſie ſehen wollte, und die man endlich in der That zu St. Denis antraf. Sie war beſonders artig gegen Männer, aber auch heftig und rauh (brusque); nichts in ihrem Betragen gab Veranlaſſung, die üblen Nachreden zu glauben, die in ganz Europa auf ihre Rechnung herumliefen. Kurz, die ſchwediſche Amazone gewann alle Herzen in Paris, die ſie vermuthlich ſehr bald wieder verloren hätte, wenn ſie länger geblieben wäre.

Nachdem ſie dort alle Merkwürdigkeiten beſehen, und überall vom zuſtrömenden Volke faſt erdrückt worden war, kam ſie nach Compiegne, um den König und deſſen Mutter zu begrüßen. Sie wurde nicht blos als Königin, ſondern als eine vom Miniſter geliebte Königin aufgenommen. Der Kardinal fuhr ihr nach Chantilly entgegen, wo ſie zu Mittag ſpeiſte. Zwei Stunden nach der Mahlzeit erſchienen der König und ſein Bruder als Privatleute mitten unter den übrigen Höflingen. Der Kardinal präſentirte ſie als ein Paar der vornehmſten Edelleute in Frankreich. Sie erkannte ſie ſogleich, denn ſie hatte ihre Bilder im Louvre geſehen, und ſagte: dieſe Edelleute ſchienen ihr würdig, Kronen zu tragen. Nach einigen gewechſelten Höflichkeiten wurde der König, der damals noch ſehr blöde und wenig unterrichtet war, doch ſo vertraut mit dieſer kühnen, ſtolzen, gelehrten Fürſtin, daß es ihm recht wohl

bei ihr gefiel. — Am andern Tage machte sich auch die Königin Mutter mit ihrem ganzen Gefolge auf, um Christinen zu empfangen. Diese Zusammenkunft geschah zu Fayet, einem Landhause des Marschalls de la Motte Houdancourt, drei Meilen von Compiegne. Die Chevaurlegers, die Gensdarmen und die Garden zogen prächtig gekleidet vor dem königlichen Wagen her. Anna von Oesterreich kam zuerst, und blieb mit dem ganzen Hofe auf einer Terrasse, von welcher einige Stufen in den großen Vorhof herab führten, wo die Garden aufgestellt waren. Die Höflinge schimmerten in prächtig gestickten Kleidern, und da man den Pöbel zurückgedrängt hatte, so gewährte der Hof, der auf der Terrasse wie auf einem Theater stand, einen imponirenden Anblick.

Bald nachher fuhr Christine unter Trompetenschall auf den Hof, ohne andere Begleitung als die des Kardinals Mazarin und des Herzogs von Guise, denn sie hatte nur einige häßliche Weiber zu ihrer Bedienung mit sich, die sich nicht zeigten. Sobald Christine die Königin erblickte, die ihr einige Schritte entgegen kam, stieg sie aus; höfliche Worte wurden gewechselt; das Gedränge um Beide war so groß, daß sie eilten, sich demselben zu entziehen. Der junge König führte sie in das Haus, vor seine Mutter her. Viele fanden das unschicklich, und Ludwig selbst, nachdem er mehr herangewachsen, hat seiner Mutter oft vorgeworfen, daß sie dieser Fremden, wie auch der Königin von Polen, den Vortritt bei sich zugestanden.

Frau von Motteville befand ſich Eine der nächſten im Gefolge und beſchreibt nun Chriſtinens Geſtalt ſelbſt. Die Haare hingen an dieſem Tage ſehr unordentlich um ihre Perücke, der Wind ſpielte mit ihnen als ſie aus dem Wagen ſtieg; die wenige Sorgfalt für ihre Geſichtsfarbe hatte dieſe gebräunt, ſo daß ſie der Beobachterin faſt wie eine lüderliche Zigeunerin vorkam, die zufälligerweiſe nicht ſo ſchwarz ſei als gewöhnlich. Ihre ganze Geſtalt flößte mehr Furcht als Wohlgefallen ein. Sie trug ein Kleid, halb wie eine Mannsjacke, halb wie ein Dames Hongreline (vermuthlich eine damalige Mode) geſtaltet, aber ſo ſchlecht anſchließend, daß eine ihrer Schultern, nämlich die höhere, überall hervor guckte. Ihr Hemd war ein Mannshemd mit einem Kragen, der unter der Bruſt mit einer einzigen Nadel feſt geſteckt war und den ganzen Rücken bloß ließ, auch das vorne ſtark ausgeſchnittene Leibkleid nicht bedeckte. Dasſelbe Hemd guckte auch da wieder ſtark hervor, wo das Leibchen an den Rock ſchließen ſoll, und hing ihr über die Hände herab, gerade wie bei Männern. Ihr grauer, mit goldenen und ſilbernen Borten beſetzter Rock war kurz, und ſtatt daß unſere Kleider ſchleppen, ſah man bei ihr die Füße. Um den Gürtel ihres Rockes waren ſchwarze Bänder geknüpft; ihre Fußbekleidung war ganz männlich und nicht ohne Grazie. Der König führte ſie in einen großen Saal zur Tafel, an welche nur er und ſein Bruder zu den beiden Königinnen ſich ſetzten. Die andern umgaben neugierig die Tafel. Madame de Motteville beobachtete die Fremde ſehr ſcharf, und geſtand, — nachdem ſie ſich an

ihre Tracht und Geſicht erſt ein wenig gewöhnt — daß ſie ſchöne, lebhafte Augen, ſanfte mit Stolz gemiſchte Züge habe. Auch gefiel ſie ihr mit jedem Augenblicke immer beſſer. Sie ſchien größer und weniger verwachſen, als man geſagt hatte; allein ihre Hände, die man als ſchön gerühmt, waren an dieſem Tage ſo ſchmutzig, daß man von der Schönheit nichts erblicken konnte. Sie aß viel und ſprach ſehr gewöhnliche Dinge. Der Herzog von Guiſe zeigte ihr Mademoiſelle Mancini (des Königs damalige Geliebte), die unter den übrigen Zuſchauern ſtand. Chriſtine grüßte ſie, und neigte ſich tief vom Stuhle herab, um ſie auszuzeichnen.

Nach aufgehobener Tafel fuhr der ganze Hof nach Compiegne, wo die Königin Mutter — nachdem ſie ihren Gaſt in deſſen Zimmer geführt — zu ihren Vertrauten ſagte: ſie ſei entzückt von Chriſtinen, deren Unterhaltung während der Fahrt ſehr angenehm geweſen, obgleich in der erſten Viertelſtunde ſie, die Königin Mutter, eben ſo vor ihr erſchrocken ſei, als die übrigen. Die ſchlaue Chriſtine hatte ſich unter andern, um Annen von Oeſterreich zu gewinnen, eines Mittels bedient, welches bei derſelben unfehlbar gewirkt zu haben ſcheint, ſie hatte nämlich — unter dem Vorwand, die Portraits des Königs und ſeines Bruders zu ſehen, welche Anna auf ihren Armbändern trug — ſie die Handſchuh ausziehen laſſen, ihr eine Menge artige Dinge über die Schönheit ihrer Hände geſagt, und zwar ſo unbefangen, daß Annen jede Verlegenheit erſpart wurde.

— Sobald Christine sich ein wenig ausgeruht, stattete sie einen Besuch bei der Königin Mutter ab, und ging mit ihr in das italiänische Schauspiel, welches sie sehr schlecht fand, und es gerade heraus sagte. Als man sie versicherte, die Schauspieler pflegten es sonst besser zu machen, antwortete sie ganz trocken; sie zweifle nicht daran, weil man sie behielt.

Nachher geleitete man die Fremde in ihre Zimmer, wo sie von des Königs Leuten bedient wurde. Man mußte ihr sogar Kammerdiener zum Auskleiden geben, denn sie war ganz allein, hatte weder Damen, noch Bedienung, noch Equipage, noch Geld; ihr ganzer Hofstaat bestand aus ihr selbst. Canut, der während ihrer Regierung Resident in Frankreich gewesen, befand sich bei ihr, und zwei oder drei häßliche Mannsbilder, die sie der Ehre wegen Grafen titulirte. Ein paar Weiber ließen sich auch bisweilen blicken, die eher Wäscherinnen als Damen glichen. Der Frau von Motteville kam Christine vor, wie eine Heldin aus den Ritterzeiten, die sich eben so kümmerlich behalf, wie Marfise oder Brademante, und die, wenn der Zufall sie nicht bisweilen zu einem großen Könige führte, wohl selten was Gutes zu essen bekam.

Am ersten Tage redete sie wenig, wie es schien aus Bescheidenheit. Dem Grafen Nogent, der, nach seiner Gewohnheit, ihr allerlei alte Geschichtchen auftischte: sagte sie ernst: er sei glücklich, ein so gutes Gedächtniß zu besitzen. Am andern Tage machte ihr der Kardinal und die ganz hohe Geistlichkeit die Aufwartung im geistlichen Ornat. Sie

ſelbſt trug nun ein Leibkleid von feuerfarbenen Kamelot und ihren grauen, beſetzten Rock; ihre Perücke war gepudert und friſirt, ihre Farbe durch die Nachtruhe etwas erfriſcht, auch hatte ſie ſich die Hände gewaſchen, und kam Allen weit liebenswürdiger vor, als ſie ſelbſt zu begehren ſchien. In ihren Geſprächen war Geiſt und Leben. Sie neckte den Chevalier de Grammont mit ſeiner hoffnungsloſen Liebe für Madame de Mercoeur. Man ging auf die wilde Schweinsjagd, obgleich ſie erklärte, ſie liebe dieſe gefährliche Jagd nicht, nur um des Ruhmes willen dürfe man ſich Gefahren ausſetzen.

Abends im franzöſiſchen Schauſpiel zeigte ſie oft ihr leidenſchaftliches Gefühl, ſchrie bei ſchönen Stellen laut auf, überließ ſich bald dem Vergnügen, bald dem Schmerz, ſchaukelte dabei nachläſſig mit ihrem Stuhle, oder fiel auch wohl bisweilen in tiefes Nachdenken, recht als ob ſie ganz allein in ihrem Kabinete geweſen wäre. Selbſt die Königin Mutter verſuchte oft vergebens ſie aus ihren Träumereien zu ziehen. Nach dem Schauſpiel hatten einige Herren vom Hofe ſich um ſie verſammelt, und hörten, wie ſie mit vieler Feinheit die Anhänglichkeit der Franzoſen an ihren König rühmte. Kurz, dieſer Tag gewann ihr großen Beifall; bei der Königin Mutter wurde nur von ihr geſprochen. Einige ſatyriſche Zungen verſuchten umſonſt, ſie lächerlich zu machen. — Am 18. September wohnten beide Königinnen einem Trauerſpiele bei, welches die Jeſuiten gaben, und über welches die von Schweden laut lachte. Tags darauf gab ihr der König ein Ceremonienfeſt, wo Pracht

und Ueberfluß herrſchten, und wo man, wie gewöhnlich bei ſolchen Feſten, viel gähnte. Kurz nach dieſer unbequemen Feſtlichkeit langte ein Kourier an, der dem Hofe die Nachricht von der Einnahme von Valence brachte. Alſobald kam Chriſtine, um Annen von Oeſterreich Glück zu wünſchen, und ſie that es auf eine Art, als ob ſie wirklich die Freude von Herzen theile. Anna ſpielte eben Karten, Chriſtine ſetzte ſich neben ſie, lehnte ſich auf den Spieltiſch, ſchien ſich ganz mit Betrachtung von Annens ſchönen Händen zu beſchäftigen, und ſagte: ihre Reiſe von Rom nach Frankreich werde ſie nie gereuen, wenn ſie auch weiter keinen andern Vortheil davon hätte, als den, die ſchönſten Hände von der Welt geſehen zu haben. (Unmöglich konnte eine ſo kluge Frau das ſagen, wenn ſie nicht ſchon zuvor recht gut gewußt hätte, daß ſelbſt die fadeſten Schmeicheleien über dieſen Punkt ihr bei der Königin nicht ſchaden konnten.) Nogent, der immer fort ſchwatzte, erzählte ihr, daß gerade vor hundert Jahren Valence gleichfalls von den Franzoſen ſei erobert worden. »Ich wünſche,« ſagte ſie, »daß es in hundert Jahren noch einmal geſchehen möge, und daß auch Sie, Herr Graf, nach hundert Jahren dieſelben Geſchichtchen wieder erzählen möchten, denn dann werde ich ſie lieber hören als jetzt.« Es ſchien, ſie könne dieſen Nogent nicht leiden, vielleicht weil ſie erfahren hatte, daß er ſich bisweilen über ſie luſtig machte. — Am andern Morgen war der Beichtvater der Königin bei ihr, wegen einiger Beſchwerden, die ihr über den Jeſuitenorden entſchlüpft waren. Eine derſelben: daß der General der Jeſui-

ten ihr in Rom keinen Beſuch gemacht. (Der Uebrigen erinnerte ſich Frau von Motteville nicht.) Nachdem ſie des Beichtvaters Entſchuldigungen angehört, verſetzte ſie ſpöttiſch und ziemlich rauh: »Da ich den Einfluß Ihres Ordens ſehr wohl kenne, ſo wollte ich lieber einen ſouverainen Fürſten als ihn zum Feinde haben; ich erkläre alſo, daß ich ganz mit Ihrer Entſchuldigung zufrieden bin.

Bei ihrer Abreiſe, am 23. September, begleitete die Königin ſie zwei Meilen weit, und beide Damen ſchienen beim Abſchied gerührt. Der Marquis de St. Simon bewirthete ſie zu Senlis, und Mr. du Pleſſis auf ſeinem ſchönen Schloſſe Frêne mit außerordentlicher Pracht. Von da aus ließ der König dieſer nordiſchen Amazone Miethwagen geben und auch Geld, um ſie zu bezahlen. So reiſte ſie weiter, blos von ihrem häßlichen Trupp begleitet, ohne Gefolge, ohne Gepäck, ohne Silberzeug oder ſonſt ein königliches Merkmahl.

Der heilige Ludwig.

Von Jahr zu Jahr an einem gewiſſen Tage das Andenken eines berühmten Mannes feiern; der ein Wohlthäter ſeiner Nation war, oder dafür gehalten wurde, das iſt ein Gebrauch von, aber nicht für Menſchen erfunden; denn — ſo lange des Mannes Zeitgenoſſen leben, iſt die Feier überflüſſig, und leben dieſe nicht mehr, ſo feiert die Nachwelt den Tag gedankenlos, ohne zu wiſſen warum, und

Zweyte Scene.

Ein Bedienter. Nachher Felix. Die Vorigen.

Bed. Der junge Herr Wacker will aufwarten.

Nat. (erſchrickt und wird ſehr verlegen.)

Graf. Er ſoll kommen. (Bedienter ab.)

Graf. Was iſt dir? du biſt ja ganz roth geworden?

Nat. Ich würde ſchaamroth werden, wenn ich den Retter meines Lebens fühllos empfienge.

Felix. (tritt mit einer anſtändigen Verbeugung herein.)

Graf. Nur näher, junger Menſch. Du biſt ein braver Burſche. Du haſt viel gewagt.

Felix. Viel, Hr. Graf?

Graf. Du haſt dein Leben in die Schanze geſchlagen.

Felix. Das war wenigſtens nicht viel.

Graf. Zum Henker! in deinen Jahren —

Nat. (die durch ihres Vaters Derbheit in die äuſſerſte Verlegenheit geſetzt wird, und ſie wieder gut zu machen wünſcht,) Ich freue mich — Herr

ohne es wissen zu wollen. Ist dabei, wie gewöhnlich, verordnet worden, jedesmal eine feierliche Lobrede auf den Helden des Tages zu halten, und ist den Herrn Rednern gar erlaubt, ihre, vom Kalender anbefohlenen Ausbrüche der Bewunderung drucken zu lassen; so gibt das nach hundert Jahren einen entsetzlichen Schwall von schlechten Lobreden, über die sich der Gelobte alle Jahr im Grabe umwendet. — Das war auch vormals in Frankreich der Fall mit Ludwig dem Heiligen, dem zu Ehren jährlich ein Mitglied der Akademie in rednerisches Entzücken gerathen mußte, während seine Herren Mitbrüder, die gleichfalls pflichtgemäß in der Kirche erschienen, den Redner angähnten. Heutzutage, wo in Frankreich nichts Altes mehr gelobt wird — denn man hat genug mit dem Neuen zu thun — ist natürlich auch dieser Gebrauch abgekommen, der heilige Ludwig seinem Schicksal überlassen worden, und nichts übrig geblieben, als eine gewaltige Sammlung von Lobreden, bei welchen die Verfasser geschwitzt und die Zuhörer gegähnt haben.

Doch zeichnet sich unter diesen Panegyriken Einer sehr vortheilhaft aus, der vor acht und zwanzig Jahren von dem Abbé du Tems gehalten wurde, und von welchem ich einige Stellen ausheben will. »Deutschland,« sagt der Redner, »gehorcht Gesetzen, damit es keinem Herrn gehorchen dürfe; (!) allein Frankreich bedurfte eines Herrn, um die Wohlthat der Gesetze kennen zu lernen; und Ludwig war es, der ihm Gesetze gab.« — Dann zeigt er die Schwierigkeiten, welche Ludwig zu überwinden hatte. »Um

ein Volk in der Kindheit zu organisiren, ist hinreichend, dessen Schwäche durch einfache Vorschriften und mächtigere Beispiele zu unterstützen, so nach und nach die Herzen der Ordnungsliebe zu öffnen, das Glück durch Tugend vorzubereiten: aber wenn von einem verwilderten Volke die Rede ist, da muß dessen Geist ganz umgestaltet, da müssen, an Stelle der Launen, des Irrthums und der Mißbräuche, Vernunft, Wahrheit, Ordnung treten; der Wille jedes Einzelnen, bisher durch Leidenschaften vom Ganzen getrennt, nach einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte geleitet, die Grundsteine der Volksvorurtheile und Sitten umgeworfen; die süßesten Gewohnheiten, die Gegenstände, an welche es gleichsam sein Dasein knüpfte, ihm entrissen; gewissermaßen es dem Tode geweiht werden, um ein neues Leben ihm zu schenken. Eine erhabene Beschäftigung, von der höchsten Weisheit nur solchen überlegenen Menschen vorbehalten, die sie, um Reiche zu stützen, hervor gerufen hat. Dieses Amt hat der heilige Ludwig verwaltet; er steht ausgezeichnet unter den Gesetzgebern, denn er wußte ein barbarisches, ungelehriges Volk auf die Herrschaft der Gesetze vorzubereiten; vom Throne herab vernichtete er die Tirannei durch sein Beispiel; seine Rathschläge hatten die Kraft der Befehle; er lud freundlich ein, wo er nicht bezwingen konnte; er wurde Geleitsmann, wo er nicht Gebieter sein durfte, und so bewirkte er, durch eine Gesetzgebung, die sich fast nur auf seine Domainen einschränkte, die Wiedergeburt der Monarchie." — Ich enthalte mich aus guten Gründen aller Parallelen, obgleich, nach meiner Ueberzeu-

gung, es sehr verdienstlich und nützlich wäre, die alte Geschichte stets mit der neuen zusammen zu stellen, um heilsame Resultate aus dieser Zusammenstellung zu schöpfen; denn wozu haben wir sonst die alte Geschichte? — Aber ich weiß recht gut, daß Gedanken zwar zollfrei, nur nicht immer schußfrei sind.

Crebillon und die Ratte.

Crebillon schrieb einen allerliebsten Roman, Tanzai, und wurde dafür auf einige Zeit in's Gefängniß nach dem Schlosse Vincennes geschickt. In der ersten Nacht war er kaum entschlummert, als er plötzlich etwas warmes, rauhes unter seiner Decke fühlte. Er meinte, es wäre eine Katze, jagte das Ding fort und schlief wieder ein. Am andern Morgen that es ihm leid, die Katze verscheucht zu haben, denn er liebte Katzen, und hoffte von dieser einen Zeitvertreib in seiner Einsamkeit. Er suchte sie vergebens in allen Winkeln. Kommt sie wieder, dachte er, so will ich sie besser empfangen.

Zu Mittag, als er seine frugale Mahlzeit verzehrte, gewahrte er in einiger Entfernung ein Thier, welches wie ein Affe auf seinen Hinterbeinen saß, und ihm ruhig zusah. Das Zimmer war — wie bekanntlich alle dergleichen Zimmer — sehr dunkel; Crebillon hielt den Zuschauer für jene Katze, lockte das Thier freundlich, hielt ihm einen Bissen hin, sah es näher kommen, und erkannte nun, zu seinem

höchſten Entſetzen, daß es eine ſehr wohlgenährte, abſcheulich große Ratte war. Das Rattengeſchlecht war ihm äußerſt zuwider, er ſtieß daher einen lauten Schrei aus, und der Gaſt verſchwand augenblicklich. Dagegen wurde der Kerkermeiſter durch das Geſchrei herbei gezogen, der ſeinen Gefangenen auslachte, und ihm erzählte: der letzte Bewohner dieſes Zimmers habe die Ratte, als ſie noch ganz klein geweſen, ſo zahm gemacht, daß ſie beſtändig mit ihm geſpeiſt und ſogar in ſeinem Bette geſchlafen habe. »Das gefiel mir ſo wohl,« fuhr der Kerkermeiſter fort, »daß ich ſelbſt verſuchte, dieſe ehrliche Ratte an mich zu gewöhnen, und Sie ſollen urtheilen, ob es mir gelungen iſt.«

Bei dieſen Worten nahm er ein Stück Fleiſch in die Hand und rief: Raton! Raton! komm hervor, mein kleiner Freund! — Alſobald zeigte Raton zuerſt ſeinen Kopf, und, den bekannten Wohlthäter erkennend, ſprang er ihm auf die Hand und verzehrte da den angebotenen Biſſen.

»Von dieſem Augenblick an,« erzählte Crebillon ſeinen Freunden, »wurde Raton mein beſtändiger Geſellſchafter, trat wieder in Beſitz aller der Rechte, die er unter meinem Vorgänger genoſſen (die Bettgenoſſenſchaft ausgenommen), und gern hätte ich, bei meinem Abzug, ihn mit nach Paris geführt, wenn der wackere Kerkermeiſter nicht dagegen proteſtirt hätte. Ja, ich läugne nicht, daß ich mit Thränen in den Augen mich von Raton getrennt habe.«

Die Wuth der Zweikämpfe.

(Ein merkwürdiges, und nicht ſehr altes Beiſpiel von dieſem ernſthaften Unſinn.)

Im Jahre 1627 ſchlug ſich François de Montmorency, Graf von Boutteville, mit einem berüchtigten Rauſer la Frette. Damals war es aber nie hinreichend, daß zwei Menſchen, vielleicht um einer Kleinigkeit willen, Einer des Andern Tod ſuchten; ſondern auch die Sekundanten beider Hauptperſonen, die ſich nie geſehen, oder doch nie beleidigt hatten, kämpften, blos um der Ehre willen, auf Leben und Tod gegen einander. So wurde denn auch bei dieſer Gelegenheit der Sekundant des Grafen Boutteville getödtet; er ſelbſt fürchtete üble Folgen und floh nach Flandern an den Hof der Erzherzogin.

War er gleich hier von dem Zorn ſeines Königs in Sicherheit, ſo doch nicht vor der Rache derer, welchen ſeine verdammte Zweikampfsliebhaberei ſchon mehrmals Verwandte oder Freunde geraubt hatte. Kaum ein Jahr vorher hatte er den Grafen von Thorigny auf dieſe Weiſe ermordet, deſſen Freund, der Marquis von Beuvron, ſchon längſt vor Begierde brannte, ſeinen Tod zu rächen. Jetzt, als er erfuhr, Boutteville ſei zu Brüſſel, eilte er alſobald dahin, vermummt und nur von ſeinem Stallmeiſter Buquet begleitet. Er wurde dennoch erkannt und ſcharf bewacht, um neues Unglück zu verhüten. Da begab ſich Boutteville zu der Erzherzogin, betheuernd, er werde ſich nie in ihren Staaten

ſchlagen. Sie befahl dem Marquis Spinola, die Feinde wo möglich zu verſöhnen. Spinola gab ein großes Gaſtgebot, wo die beiden Kampfdurſtigen, in Gegenwart der vornehmſten Gäſte, ſich freundlich umarmten, und verſprachen, einander nie zu beleidigen. Ein dritter Raufer, der Graf des Chapelles, war gleichfalls Zeuge von dieſer Ausſöhnung. Bald darauf, als Boutteville in Nancy war, empfing er von Beuvron acht Briefe hinter einander ſämmtlich des Inhalts: daß, da er, Beuvron, von allen Seiten zu genau bewacht werde, um nach Lothringen kommen zu können, ſo erſuche er ſeinen Gegner um die Gefälligkeit, ſich Paris mehr zu nähern. Hinwiederum ſchrieb des Chapelles, den die Sache gar nichts anging, an Beuvron: »Sie machen viel Lärm, mein Herr, verkündigen überall, daß Sie ſich ſchlagen wollen, aber ich glaube es nicht eher, bis ich es ſehe.«

Unterdeſſen hatte die Erzherzogin um Begnadigungsbriefe für Boutteville angeſucht, allein der König antwortete: ſein Gewiſſen erlaube ihm das nicht, und Alles, was er aus Achtung für ſeine Tante thun könne, ſei, den Grafen nicht verhaften zu laſſen, doch unter der Bedingung, daß er ſowohl den Hof als die Hauptſtadt meide. Kaum erfuhr Boutteville dieſe Antwort, als er keck erklärte: nun wolle er ſich in Paris und ſogar im Palais royal ſchlagen.

Wirklich reiſte er alſobald mit des Chapelles dahin, ließ Beuvron ſeine Ankunft wiſſen, und ihn zu einer Zuſammenkunft auf dem Königsplatz um neun Uhr Abends einladen. Bei dieſer Zuſammenkunft ſchlug Beuvron vor,

ihre Händel auf der Stelle auszumachen, ohne ihre beiderseitigen Freunde darein zu miſchen. »Beileibe nicht!« verſetzte Boutteville, »ich nehme die Sonne zum Zeugen meiner Handlungen, habe auch zwei guten Freunden, des Chapelles und Berthe, verſprochen, daß ſie von der Partie ſein ſollen. Darum erſuche ich Sie, morgen Nachmittag um drei Uhr ſich gleichfalls mit zwei Freunden hier einzufinden.«

Sogleich eilte Beuvron zu dem Marquis d'Amboiſe, einem Stiefſohn des Präſidenten de Mesmes, den er krank und durch Aderlaſſen ſehr erſchöpft fand. »Das iſt ein fataler Streich,« ſagte Beuvron. »Morgen erwartet mich Boutteville mit zwei Freunden, deren Einer der berüchtigte des Chapelles, mit dem Sie ſchon ſo lange ſich zu meſſen gewünſcht haben; aber freilich, in Ihrem jetzigen Zuſtande iſt daran nicht zu denken.«

»Was? nicht daran denken?« ſchrie Amboiſe, »und wenn mir der Tod ſchon auf der Zunge ſäße, ſo wollte ich die köſtliche Gelegenheit nicht verſäumen.«

Am andern Tage kamen die ſechs Unſinnigen wirklich am beſtimmten Orte zuſammen. Nachdem ein Edelmann unterſucht hatte, ob ſie auch unter ihren Kleidern keine Panzerhemden trügen, wählte Jeder ſeinen Gegner; Boutteville ſtellte ſich gegen Beuvron, des Chapelles gegen Amboiſe, la Berthe gegen Buquet, Beuvron's Stallmeiſter. Die Waffen waren Degen und Dolch. Boutteville und Beuvron gingen gleich ſo heftig auf einander los, daß ſie genöthigt waren, ihre Degen wegzuwerfen. Sie umklammerten einander, zogen die Dolche, hoben ſie auf, ſtießen aber

nicht zu, und man behauptet, Boutteville habe zuerſt vorgeſchlagen, den Kampf zu endigen, worauf beide wechſelſeitig um Lebensſchonung gebeten. Die Hauptperſonen zogen ſich alſo ziemlich albern aus der Geſchichte, während des Chapelles den Marquis d'Amboiſe niederſtieß, und la Berthe ſehr gefährlich von Buquet verwundet wurde.

Ein ſo öffentlicher Zweikampf in Gegenwart von mehr als tauſend Zeugen mußte des Königs Zorn auf's höchſte reizen. Er befahl die Schuldigen zu arretiren. Beuvron und Buquet hatten ſich bereits nach England gerettet; Boutteville hingegen und des Chapelles wurden eingeholt, nach Vitry geſchleppt und dort in eine Kammer geſperrt, wo ſie die erſten ſechs oder ſieben Tage, dem Anſcheine nach ſehr ruhig, Piquet mit einander ſpielten, dann brachte man ſie nach Paris in die Baſtille. Hier wurden ſie verhört. Boutteville bekannte Alles, des Chapelles ſuchte Ausflüchte. — Vergebens warf Boutteville's unglückliche Gattin ſich dem Könige zu Füßen; umſonſt verſuchten die angeſehendſten Perſonen des Hofes ihn zu beſänftigen, er blieb unerbittlich. Das Parlament erhielt Befehl, den Schuldigen nach aller Strenge den Prozeß zu machen.

Der Biſchof von Nantes allein erhielt die Freiheit, ſie zu beſuchen, und es gelang ihm, ſie nach und nach auf einen chriſtlichen Tod vorzubereiten. Boutteville bat ſchriftlich die Präſidentin de Mesmes um Verzeihung wegen des Todes ihres einzigen Sohnes. »Nicht als ein Opfer des Haſſes oder der Rache iſt er gefallen,« ſo ſchrieb er ihr, »denn ich habe ihn ſtets hochgeſchätzt; ſondern als ein elen-

des Opfer der falschen Weltehre, die, ich bekenne es, den Gesetzen Gottes und der Natur widerspricht. Empfangen Sie mein Blut zur Sühne, Madame, rufen Sie nicht die Rache des Himmels auf mich herab, während ich ihn herzlich anflehe, Ihnen segenreich zu ersetzen, was Sie durch mich verloren.» An seine Gemahlin schrieb er: »Mein gutes Weib! der Bischof von Nantes wird dir sagen, in welcher Stimmung ich dem Tode entgegen gehe, und ich hoffe, das werde dir zum Trost gereichen. Du wirst mit ihm überlegen, was für mein Seelenheil geschehen kann, und wirst auch bezahlen, was ich in der Welt noch schuldig bin. Dein Gebet kann mir großen Nutzen gewähren, allein die Hauptsache ist, daß meine Schulden bezahlt werden. — Leb' wohl! ich schweige von meiner grenzenlosen Liebe zu dir, aus Furcht, dich nur noch mehr zu betrüben.»

Am 11. Juni wurden beide Verbrecher noch einmal öffentlich verhört, Boutteville zuerst, der alle seine Aussagen bekräftigte. Auch des Chapelles war jetzt geschmeidiger, und bat, am Ende des Verhörs, nur noch um die Erlaubniß, zu sprechen. Sie wurde ihm verwilligt. Er dankte, erkannte sich schuldig, flehte um strenge Gerechtigkeit für sich, allein um Gnade für seinen Gefährten, dessen Verdienste er hoch rühmte, die Thaten seiner Voreltern in's Gedächtniß rief; die Richter beschwur, das Leben eines vortrefflichen Feldherrn zu retten, um der Mit- und Nachwelt Reue zu ersparen. — Alles vergebens! am andern Tage wurde Beiden das Todesurtheil bekannt gemacht.

Die Prinzessinnen von Condé, Montmorency, An-

goulême, Ventadour und die verzweifelnde Gemahlin Boutteville's eilten in den Louvre, um den König zu ſprechen, der ſich mit vieler Mühe entſchloß, ihnen Audienz zu verwilligen. Als er erſchien, warfen ſich alle Damen auf die Knie, und ſchrien: Barmherzigkeit! Sire! Barmherzigkeit! Frau von Boutteville lag ohnmächtig auf dem Boden. — Der König, mehr Unwillen als Rührung äußernd, ſagte zu der Prinzeſſin von Condé: »Ich bedaure Ihren Verluſt, aber mein Gewiſſen verbietet mir, die Verbrecher zu begnadigen.« Mit dieſen Worten verſchwand er.

Gegen fünf Uhr Abends kamen die Verurtheilten auf dem Greveplatz an. Als der Henker dem Grafen Boutteville die Haare hinten abſchnitt, fuhr dieſer ſchnell nach ſeinem Knebelbart, wie er im Zorn zu thun pflegte. »Mein Sohn,« ſagte der Biſchof von Nantes, »Sie haben mir verſprochen, ſich ganz der Welt zu entſchlagen.« — Er wurde ruhig. Man fragte ihn, ob er ſich die Augen wolle verbinden laſſen? — er antwortete: nein, kniete nieder, und im nächſten Augenblicke war ſein Haupt vom Rumpfe getrennt.

Als des Chapelles, der noch auf dem Wagen mit dem Rücken gegen die Henkerbühne ſaß, vernahm, daß ſein Gefährte todt ſei, rief er: »laßt uns Gott für ſeine Seele bitten!« — Dann beſtieg er das Schaffot, betrachtete Boutteville's Leichnam, lehnte ſich auf einen Prieſter, kniete einen Augenblick betend, legte den Kopf auf den

Mat. — ich freue mich recht sehr — Sie wieder hergestellt zu sehn.

Felix. Ich nicht, gnädige Gräfin, denn nun habe ich gar kein Verdienst mehr um Sie.

Mat. Sie haben viel um mich gelitten.

Felix. Ich bin stolz darauf.

Graf. Vom Stolz wird man nicht satt. Ich bin dein großer Schuldner.

Felix. Weit mehr noch verdanke ich dem Zufall, der mir Gelegenheit verschafte, einer so ehrwürdigen Familie nützlich zu werden.

Graf. (Kurz. Halt für sich) Hm! — brave! — Du hast wie es scheint — sein Vater, mein Freund, hat ihm eine gute Erziehung gegeben.

Felix. Mein Vater hatte immer hohe Begriffe von seinen Pflichten.

Graf. ...Und es macht dieser Erziehung Ehre.

Felix. Ich kann wenigstens fühlen, was ich ihm und seinen Wohlthätern schuldig bin.

Mat. Wollen Sie sich nicht setzen, Herr Becker?

Felix. (Verbeugt sich.)

Graf.

Block, und der Henker verrichtete ſein Amt. — Es lieſen nachher viele Abſchriften von des Chapelles Briefen an mehrere ſeiner Freunde herum, unter andern Einer an Frau von Boutteville, in welchem er ſie tröſtete, ſo gut er konnte, ſie beſchwur, ſich ihren Kindern zu erhalten, und für ſeine arme Mutter Sorge zu tragen. — Trotz aller dieſer Kennzeichen ſeiner Reue war und blieb doch Jedermann erbittert gegen ihn, und ein damals berühmter Dichter von Gaſſenhauern (er hieß Blot), machte ein vielgeſungenes Lied auf ihn, in welchem die Freude der ganzen Hölle beſchrieben wurde, als er unter ſeinen guten Freunden, den Teufeln, erſchienen; Beelzebub, hieß es, habe ihn ſogleich zu ſeinem Gardekapitän ernannt.

Aber auch mit des Königs unerbittlicher Härte war man nicht zufrieden; auch er mußte ſich gefallen laſſen, folgende Zeilen zu leſen:

Peu fait pour tout autre renom,
S'il ne faut que celui de Juste,
Qu'être aussi dur et froid qu'un buste,
Louis a mérité ce nom.

Der geſegnete Strand.

„Wir haben einen ſchönen, ſtürmiſchen Winter," ſagte einſt eine Bauerfrau in der Gegend von Dünkirchen, »aber dennoch hat Gott unſern Strand noch nicht geſegnet." Das hieß nämlich: dennoch iſt noch kein Schiff an unſerer

Küſte geſcheitert, und folglich haben wir nicht plündern können. Eben ſo ſprechen die Kaffern, die, was das Plündern betrifft, den vormaligen Bewohnern der platten Küſten von Dünkirchen, Gravelines und Calais nichts nachgaben. Dasſelbe ſagen auch die Ehſten und bisweilen ſogar ihre Herren. Alſo drei in weiter Entfernung von einander wohnende Völker, von ſehr verſchiedener Civiliſation, ſuchen auf gleiche Weiſe ihre Raubgier zu beſchönigen, indem ſie einen ſegnenden Gott zu ihrem Mitſchuldigen machen. Alle drei begnügen ſich nicht blos mit dem erbaulichen Gebet um dieſen Segen, ſondern bedienen ſich zugleich einiger unſchuldigen Mittelchen, um ihn deſto ſicherer zu gewinnen. Die Kaffern zünden an gefährlichen Stellen Feuer an, um die Schiffe herbei zu locken, und als einſt ein menſchlich Geſinnter — wie es deren ſparſam unter allen Völkern gibt — heimlich hinging, das täuſchende Licht auszulöſchen, beklagten ſie ſich bitter über deſſen Bosheit. Eben ſo machten es vormals auch die Ehſten. Am ſchlauſten jedoch verfuhren die Franzoſen an den oben genannten Küſten. Sie ließen nämlich in finſtern, ſtürmiſchen Nächten einige Eſel am Strande herum ſpaziren, nachdem ſie ihnen zuvor den rechten Fuß feſt gebunden, und ein Licht auf dem Rücken befeſtigt hatten. Der Gang dieſer Nachtwandler ahmte nun ſo täuſchend den Gang eines Schiffes nach, daß ferne Nothleidende häufig dadurch betrogen wurden, dem vermeinten Fahrwaſſer zueilten, und der lauernden Habgier in die Krallen fielen. —

Es iſt abſcheulich! hör' ich den empörten Leſer ausrufen. Wie aber, wenn, in ſchweren Stürmen des Schickſals, ein liſtiger Tyrann ſeinen hinkenden Eſel ausſendet, um durch blendende Lichter, die er Aufklärung, Völkerrecht, und Gott weiß wie ſonſt noch betitelt, die ſchwankenden Nationen auf den gefährlichen Strand zu locken, wo er ſie dann nach Herzensluſt beraubt und mordet — iſt das minder abſcheulich?

D'Aubigné.

Dieſer Ahnherr der berühmten Frau von Maintenon hat eine Univerſalhiſtorie geſchrieben, die bekannter iſt als ſein Privatleben, welches er gleichfalls aufgezeichnet hat. Es wurde vor etwa achtzig Jahren in Amſterdam gedruckt; das Büchlein iſt ſehr ſelten geworden, enthält aber eine Menge intereſſanter Anekdoten, die um ſo anziehender ſind, da ſie von dem liebenswürdigen Heinrich dem Vierten handeln. Ein Auszug wird unterhalten. D'Aubigné ſelber mag ſprechen.

»Ich bin im Jahre 1550 geboren. Im ſiebenten Jahre überſetzte ich den Crito des Plato, weil mein Vater mir verſprach, die Ueberſetzung drucken, und meinen Kindeskopf in Kupfer davor ſtechen zu laſſen. — Ein Jahr nachher ritt ich mit ihm durch Amboiſe, wo eben Jahrmarkt war. Die Köpfe der Mitſchuldigen an der bekannten Verſchwörung von Amboiſe, an welcher auch mein Vater

Theil genommen, ſtacken noch auf Pfählen. Die Unmenſchen! rief er ganz laut, ſie haben Frankreich enthauptet! Mit dieſen Worten gab er ſeinem Roſſe die Sporn, und ſprengte zum Thore hinaus. Als ich ihn wieder einholte, legte er mir die Hand auf das Haupt, ſprechend: »wenn du jemals dein Leben ſchonſt, wenn es darauf ankommt, den Tod jener Ehrenmänner zu rächen, ſo geb' ich dir meinen Fluch!«

»In Paris wurde ich bei einem berühmten Gelehrten, Namens Beroald, in Penſion gethan. Als die Religionskriege und Ermordungen anhuben, floh dieſer Beroald ſammt mir und allen meinen Mitſchülern, denn wir waren ſämmtlich Proteſtanten. Wir wurden eingeholt, verhaftet; ich weinte nicht, doch als man mir meinen kleinen ſilbernen Degen von der Seite nahm, da weinte ich bitterlich. — Die Inquiſitoren verhörten uns einzeln, ich antwortete keck. Man erklärte mir, daß wir Alle zum Feuer verdammt wären. Ich erwiederte: ich fürchte mich mehr vor der Meſſe, als vor dem Feuer. Als wir im Gefängniß wieder vereinigt waren, prüfte uns Beroald, ob wir auch den Muth hätten, lieber zu ſterben, als unſern Gott zu verrathen? Wir blieben ſtandhaft. Abends brachte man uns zu eſſen, und zeigte uns den Henker, der am andern Morgen uns hinrichten ſollte. Da fielen wir Alle betend auf unſere Knie, und bereiteten uns zum Tode. Aber zwei Stunden nachher trat ein Offizier von unſerer Wache herein, küßte mich auf die Wange, und ſagte zu Beroald: Aus Liebe zu dieſem Kinde will ich euch Alle retten, oder mit euch umkommen.

Haltet euch bereit. Doch ich brauche fünfzig bis sechzig Thaler, um zwei Wächter zu bestechen; könnt ihr mir die geben? — Wir hatten Geld in unsern Schuhen verborgen, das sammelten wir und gaben es ihm. — Um Mitternacht kam er zurück. Der Vater dieses Kindes, sagte er, ist Befehlshaber zu Orleans. Versprecht ihr mir, daß er in seinen Diensten mich aufnehmen werde? — Wir versprachen es und noch mehr. Da ließ er uns Alle einander bei den Händen fassen, mich oben an, ergriff selbst die meinige, schlich mit uns vor der Wache vorbei, hinaus auf's Feld, und nach vielen überstandenen Gefahren und Mühseligkeiten führte er uns glücklich nach Montargis."

Der junge d'Aubigné verlor seinen Vater, fiel in die Hände eines harten Oheims, entzog sich dessen Gewalt, lechzte nach Krieg, zeichnete sich durch Tapferkeit, fast mehr noch durch Verwegenheit aus, hatte mancherlei ernste und lustige Abenteuer, und trat endlich in die Dienste Heinrich des Vierten, damals noch Königs von Navarra und ein Gefangener am Hofe Heinrich des Dritten. D'Aubigné, noch nicht zum Höfling eingeweiht, wurde Anfangs von den Damen viel geneckt. Drei derselben, die zusammen hundert vierzig Jahre zählten, fragten ihn eines Tages: was betrachten Sie da? — »Die Alterthümer des Hofes," antwortete er keck, und von nun an ließen ihn die Damen zufrieden. — Einige Zeit nachher verließ der König von Navarra den Hof mit wenigen Vertrauten, unter welchen auch d'Aubigné sich befand. Unterwegs wollte Heinrich in einem Schweinstall seine Nothdurft verrichten (es war in

einem Dorfe bei Montfort), ein altes Weib wurde es gewahr und ſtand im Begriff, ihm mit einer Senſe von hinten den Kopf zu ſpalten, als d'Aubigné noch zu rechter Zeit den Streich auffing. — An demſelben Tage geſellte ſich ein Edelmann zu ihnen, der den König nicht kannte, und ihm eine Menge ſkandalöſe Anekdoten von den Hofdamen erzählte, in welchen Heinrich's Gemahlin ſelbſt eine Hauptrolle ſpielte. Der König lachte und ließ ſich nichts merken. Als ſie nun Abends vor die Thore von Chateauneuf kamen und der Wache zuriefen: „macht auf! eurem Herrn, dem Könige von Navarra!" da erbleichte der luſtige Erzähler, bebte und floh querfeld ein mit verhängtem Zügel. Er kannte den guten Heinrich nicht.

In der Folge machte d'Aubigné, auf Befehl ſeines Herrn, eine lange gefährliche Reiſe nach Gascogne, erhielt aber zur Belohnung nichts als Heinrich's Bildniß, und ſchrieb empfindlich darunter: »Sehet da einen ſeltſamen Fürſten! welcher Teufel hat ihn gemacht! er gibt gemalte Belohnungen für wirkliche Dienſte."

(Ce prince est d'étrange nature,
Je ne sais qui diable l'a fait!
Car il recompense en peinture,
Ceux qui le servent en effet.)

Dennoch leiſtete er dem Könige noch ſehr wichtige Dienſte, weigerte ſich aber ſtandhaft, der geheime Unterhändler ſeiner Liebesgeſchichten zu werden. Darüber fiel er in Ungnade, trotzte und ſchrieb, als der Friede geſchloſſen war, folgenden Brief an Heinrich:

»Sire! Zwölf treue Dienſtjahre, zwölf Wunden, die ich in Ihrem Dienſt empfangen, Ihr Gefängniß, deſſen Riegel ich brach, Alles das wird dieſer Brief Ihnen vorwerfen. Er wird Ihnen ſagen, daß meine Hand eben ſowohl leer von Ihren Wohlthaten, als wie von Beſtechungen blieb, mit welchen ſowohl Ihre Feinde als Sie ſelbſt ſie oft zu beſudeln verſuchten. Ich widme Gott meine vergangenen Dienſte, Ihnen meine künftigen, und werde Alles aufbieten, Ihnen zu zeigen, daß Sie in mir verloren haben Ihren treuen d'Aubigné.«

Bei ſeiner Abreiſe vom Hofe begegnete ihm ein Pudel, Namens Citron, auch ein vormaliger Liebling des Königs, der ſonſt ſtets auf deſſen Füßen ſchlief, nun aber entlaſſen hungerte. Das arme Thier liebkoſte dem wohlbekannten Höfling, der jetzt ein gleiches Schickſal hatte. D'Aubigné that ihn in Penſion bei einer alten Frau, nachdem er zuvor auf ſein Halsband die Worte graben laſſen: Königlicher Lohn der Treue. — Zufällig kam der König ſelbſt am andern Morgen durch Agen, wo ihm ſein armer Citron mit dem ſatyriſchen Halsbande überliefert wurde. Er veränderte die Farbe, als er die Inſchrift las, wurde aber bald noch weit verlegner, als die Stände von Languedoc in einer Generalverſammlung ihn dreiſt befragten: wo d'Aubigné ſei? und was aus einem ſo treuen Diener geworden, der ihre Provinz gerettet habe? — Heinrich antwortete, er betrachte ihn noch immer als ihm angehörig, und werde ihn bald zurück berufen.

Es währte auch nicht lange, als verſchiedene Treulo-

ſigkeiten, die der König von ſeinen ſogenannten Freunden erfuhr, ihn beſtimmten, vier Briefe nach einander an den verſtoßenen, ehrlichen Günſtling zu ſchreiben, der ſie aber trotzig alle vier in's Feuer warf, bis er endlich erfuhr, daß Heinrich, während d'Aubigné's Gefangenſchaft zu Limoges, einige Edelſteine der Königin hatte verkaufen wollen, um ihn auszulöſen, und daß, als er die falſche Nachricht vernommen, man habe ſeinem rauhen Liebling den Kopf abgeſchlagen, er in tiefe Trauer verſunken und ſeine Ruhe verloren habe. Das rührte endlich den eiſernen Mann. Er kam zurück nebſt einem gewiſſen Decour, einer Art von Hofnarren, der Kammerdiener beim Könige geweſen, allein trotz aller Bitten nicht hatte bleiben, ſondern lieber ſeinem Wohlthäter in die Verbannung hatte folgen wollen. Dieſen Decour ſandte jetzt d'Aubigné voraus, um ihn zu melden. »Wo kommſt du her?" fragte Heinrich. — Ja, antwortete Decour, und auf alle Fragen hatte er keine andere Antwort, als Ja; bis endlich der König ungeduldig wurde, da ſprach Decour: »Sire! ich ſage Ja, weil die Könige Alle die fortzujagen pflegen, die nicht immer Ja ſagen." — Solche herbe Wahrheiten hörte der gute Heinrich und zürnte nicht.

Aber d'Aubigné vergalt ihm auch ſehr bald wieder die erneuerte Freundſchaft, wenn gleich auf ſeine gewohnte, rohe Weiſe. Die franzöſiſche Partei hatte Heinrich's Vertrauten, Ségur, beſtochen (wenigſtens glaubte es d'Aubigné), den König zu einer Reiſe nach Paris zu überreden, ein Wageſtück, vor dem alle eifrige Hugenotten zitterten.

Einſt ging Ségur durch einen Saal, wo die kriegeriſche Jugend ſich eben in den Waffen übte. Als d'Aubigné den Höfling erblickte, ging er, noch ganz erhitzt vom Fechten, auf ihn zu, ergriff ſeine Hand, führte ihn an ein Fenſter, aus welchem man einen ſteilen Felſen ſehen konnte, und ſprach: »Im Namen aller ehrlichen Leute ſoll ich Ihnen ſagen, daß Sie an demſelben Tage, an welchem der König nach Frankreich abreiſt, dort herunter ſpringen müſſen.« — »Wer wird es wagen, mich dieſen Sprung thun zu laſſen?« erwiederte Ségur trotzig. »Ich,« verſetzte d'Aubigné, „und wenn ich es nicht allein vermag, ſo hab' ich hier Gehilfen.« — Ségur ſah ſich um, Alle ſtarrten ihn an und drückten die Hüte in die Augen. Die Reiſe unterblieb.

Bald nachher verließ d'Aubigné auf kurze Zeit den Hof, um ſeine Gemahlin zu beſuchen. Da erfuhr er, daß die Gräfin von Guiſe, Heinrich's Maitreſſe, vereint mit Mehreren ſeiner Feinde, dem Könige das Verſprechen abgedrungen, ihn umbringen zu laſſen, wenn er zurück komme. Sogleich ſetzte er ſich zu Pferde, trotz der wehmüthigſten Bitten ſeiner Freunde und ritt hin. Mit einem Dolch bewaffnet (gegen ſeine Gewohnheit) ſtieg er eine geheime Treppe hinan, und ſtand plötzlich im Kabinet des Königs, wo dieſer mit der Gräfin ſich ganz allein befand. Der beſtürzte Heinrich wußte nicht recht, wie er ihn empfangen ſollte. »Wie, Sire?« ſagte d'Aubigné, »Sie ſchwanken? — ich bin gekommen zu fragen, was ich verbrochen? und

ob Sie meine Dienſte als König oder als Tyrann vergelten wollen?»

»Du weißt wohl,» erwiederte Heinrich, »daß ich dich liebe; aber ich bitte dich, beſänftige den Ségur, der ſehr erbittert gegen dich iſt.» — Das that d'Aubigné auf der Stelle, und jagte dem Miniſter durch ſeine Vorwürfe und ſeinen Dolch einen ſolchen Schrecken ein, daß er ſchnell zum Könige eilte und den Verleumdeten ſelbſt rechtfertigte, ihm auch eine Summe für vormals aufgewandte Reiſekoſten auszahlen ließ, von der d'Aubigné ſchon längſt keinen Heller zu erhalten befürchtete.

Er fuhr nun redlich fort dem Könige zu dienen, war Zeuge von Heinrich's Erhebung auf den franzöſiſchen Thron, und wurde bei der Belagerung von Rouen zum Sergent de Bataille ernannt. Dann zog er ſich, ohne zu ſagen warum, zurück, und lebte verſchiedene Jahre entfernt vom Hofe, bis er abermals erfuhr, Heinrich ſei ſehr erzürnt gegen ihn, und habe bei offener Tafel geſchworen, er wolle ihn umbringen laſſen, wenn er ihm jemals wieder in die Hände falle. — Sogleich ſetzte ſich d'Aubigné wieder auf und ritt nach Chauny gerade vor die Wohnung der ſchönen Gabriele, wo man den König erwartete. Zwei ſeiner Freunde erblickten ihn dort und warnten ihn ſehr ernſtlich, aber umſonſt. Er hörte ſogar die Offiziere von der Wache unter ſich berathſchlagen, ob ſie ihn dem Gardekapitän oder dem Palaſtpräfekten als Gefangenen übergeben ſollten. Er kehrte ſich an nichts, ſondern war vielmehr ſo kühn, ſich Abends zwiſchen die Fackeln zu ſtellen, welche

Graf. Laß er hören, mein Freund, was kann ich für ihn thun?

Felix. Sie haben schon so viel für meinen Vater gethan —

Graf. Ey was! sein Vater ist ein fleißiger, arbeitsamer Mann, der thut mehr für mich, als ich für ihn. Hier ist von seiner eignen braven Handlung, und von unsrer Dankbarkeit die Rede.

Felix. Hab' ich Dank verdient, so lohnt mich dieß Bewußtseyn.

Graf. Aber das ist mir nicht genug. Man hat meiner einzigen Tochter das Leben gerettet —

Felix. Es ist mir freylich doppelt süß, das Leben einer solchen Tochter, für die Liebe eines solchen Vaters erhalten zu haben; aber — gestehen muß ich doch Herr Graf, — daß ich für das erste beste Bauernkind das nemliche gethan haben würde.

Graf. Das ist gut. Das ist recht.

Felix. Und — auch das darf ich noch sagen — es würde mich geschmerzt haben, wenn die Eltern dieses Kindes mich anders

den König erwarteten. Der Wagen kam. Er hörte deutlich, daß bei seinem Anblick Heinrich zu seinen Begleitern sagte: »Siehe da, Monseigneur d'Aubigné.« Dieses Monseigneur schien ihm von schlimmer Vorbedeutung.

Indessen trat er keck hinzu, als man ausstieg, und — der König küßte ihn, befahl ihm sogar, seiner Maitresse aus dem Wagen zu helfen, und ließ sie die Maske abnehmen, um ihn gleichfalls zu küssen (denn damals fuhren die Damen, entweder aus Sittsamkeit oder um ihre schöne Haut zu schonen, nur maskirt aus). Die Höflinge waren nicht wenig erstaunt über diesen Empfang; noch mehr, als d'Aubigné die schöne Gabriele in ihre Zimmer führte, wohin Niemand folgen durfte als ihre Schwester, Juliette. Dort spazirte d'Aubigné zwischen dem König und Gabrielen länger als zwei Stunden auf und nieder, sprach mit seiner gewöhnlichen Freimüthigkeit, und nahm dadurch die Maitresse dergestalt ein, daß sie dem Könige anlag, ihm sogar die großen Entwürfe zu vertrauen, die er für die Erhebung ihres Kindes gemacht hatte. Heinrich ließ den kleinen Cesar (nachmaligen Herzog von Vendome) ganz nackend herbringen, legte ihn seinem alten, treuen Diener auf die Arme und sagte: »Sobald der Junge drei Jahre alt ist, sollst du ihn nach Xaintonge führen und unter den Hugenotten erziehen lassen, damit sie ihm geneigt werden.« — So wenig war Heinrich im Stande, Groll zu hegen.

Von solchen interessanten Zügen wimmelt dies selten gewordene Büchlein. Ich füge nur noch ein Gespräch zwischen d'Aubigné und dem Besten der Könige hinzu. Erste-

rer, dem die Höflinge unaufhörlich Fallſtricke legten, glaubte ſich nicht mehr ſicher in Poitou, wo er, durch den Tod des Herzogs de la Trimouille, den einzigen Beſchützer, dem er vertraute, verloren hatte, denn die übrigen Häupter der Hugenotten hatten ſich durch Penſionen beſtechen laſſen. Er ſtand im Begriff, aus dem Lande zu fliehen, als eigenhändige Briefe des Königs ihn nach Hofe luden. Er gehorchte. Heinrich übergab ihm die Aufſicht über die Turniere, welche damals veranſtaltet wurden, und ſprach länger als zwei Monate kein Wort von dem, was er gegen ihn auf dem Herzen hatte. Endlich eines Tages auf der Jagd hub er an: »d'Aubigné, ich habe noch nicht von den Religionsverſammlungen mit dir geredet, denen du beiwohnſt, und wo du durch deinen Eifer Alles verderben kannſt. Ich weiß, du meinſt es ehrlich.“

»Sire,“ antwortete der Unerſchrockene, »man hat mich zum Deputirten dabei erwählt, ohne mein Zuthun, während viele Andere nach dieſer Ehre griffen. Ich wußte recht gut, daß die vornehmſten Hugenotten an Ew. Majeſtät verkauft waren. Habe ich Ihr Mißfallen dadurch erregt, ſo will ich doch lieber ſterben oder das Reich meiden, als Ihre Gnade durch Verrath meiner Brüder erkaufen. Allein es geſchehe was da wolle, ſo werde ich doch ſtets Gott bitten, daß er Sie ſegne und erhalte.“

Da umarmte ihn der König gerührt, ſagte, er vertraue ihm mehr als allen Zweizünglern und ritt fort. D'Aubigné folgte ihm ſchnell und rief bewegt: »Sire! ich ſehe Ihr altes Geſicht wieder, und das macht mich ſo

kühn, auch meine alte Freimüthigkeit wieder anzunehmen. Knüpfen Sie Ihr Wamms auf, laſſen Sie mich Ihr Herz ſehen, ſagen Sie mir, warum Sie auf mich gezürnt?" —

Heinrich erblaßte, wie er pflegte, wenn er ſehr bewegt war: „Du wußteſt," antwortete er, „daß ich Trimouille haßte, und doch fuhrſt du fort, ihm Anhänglichkeit zu beweiſen."

„Sire," erwiederte d'Aubigné, „ich bin zu Ihren Füßen erzogen worden, und habe da früh gelernt, Freunde in der Noth nicht zu verlaſſen." — Heinrich umarmte ihn noch einmal herzlich und ſagte: „Geh, geh, ich liebe dich." — Meine Kinder! ruft d'Aubigné bei dieſer Stelle aus (denn ſeine ganze Lebensbeſchreibung iſt an ſeine Kinder gerichtet), wahrlich! Frankreich hat einen ſeiner größten Könige verloren! er war nicht fehlerfrei, aber er beſaß dagegen die erhabenſten Tugenden.

Ein Schreiben des Kardinal Granvella.

Dieſes merkwürdige Schreiben eines merkwürdigen Mannes befindet ſich im zweiten Bande der Memoiren der Brüſſeler Akademie; es iſt gerichtet an einen gewiſſen Belin, der in dem Kriminalprozeß der Grafen Egmont und Horn das Amt eines Fiskal verwaltete. Belin war ein ehrlicher Mann, bekleidete ſchon früher daſſelbe Amt zu Aumont in Burgund. Der ſchlaue Granvella, aus dem Leben Karl des V. zur Genüge bekannt, ſchickte ihn in die

Niederlande, ein neues Werkzeug der Tirannei des Herzogs von Alba. Es scheint, der Herr Kardinal habe zwar Belin's Verdienste, aber nicht dessen Redlichkeit gekannt. Der neue Fiskal war nicht so gefällig, als man gehofft hatte; er durchschaute die Intriguen der Spanier, welche alle Flammänder aus Alba's blutdürstigen Rath zu verdrängen strebten; er rügte laut die Unregelmäßigkeit der Procedur gegen die angeklagten Grafen, und als seine Stimme nicht durchdrang, klagte er es dem Kardinal, der in mehreren Briefen ihn zur Geduld ermahnte, und endlich den folgenden schrieb, welcher die vortrefflichsten und abscheulichsten Lehren für einen Menschen enthält, der, es koste was es wolle, emporklimmen will. Keine mir bekannte Schilderung dieses vollendeten höfischen Staatsmannes stellt seinen Charakter so ganz in der Blösse dar, als dessen eigene Feder in diesem Briefe.

»Rom, den 23. Dezember 1567. Mit Verdruß habe ich aus Ihrem letzten Schreiben ersehen, daß Sie sich mit den dortigen Staatsbeamten, und sogar mit solchen Spaniern nicht vertragen können, die der Herzog von Alba liebt, sie mögen es nun verdienen oder nicht. Sie würden wohl thun, Leuten zu folgen, die den Hof besser verstehen. Haben Sie schon vergessen, was ich Ihnen zu Besançon in meinem Zimmer sagte: Beleidigungen und Pillen muß man verschlucken, ohne sie zu kauen, so schmeckt man das Bittere nicht.«

»Wie oft habe ich nicht den Prinzen von Oranien vom

hochseligen Kaiser rühmen hören, weil er jeden Auftrag, groß oder klein, willig übernahm, und weil man ihn zu Allem brauchen konnte. Das lieben die Fürsten und es ist der sicherste und kürzeste Weg, bei Hofe empor zu kommen."

»Ich habe Sie zu Ihrem jetzigen Posten empfohlen, hoffend, Sie würden ohne Leidenschaft Ihr Amt verwalten, und sich dadurch den Weg zu Beförderungen bahnen. Wenn Sie aber zu empfindlich sind, in Launen sich nicht zu schmiegen verstehen, nichts leiden wollen, sich verhaßt machen, so rufe ich mit dem Propheten aus: Quod in me fuit hoc praestiti tibi. Sie sprechen von vier Köpfen unter einem Hute? wozu soll das? — Sie führen Gesetze an? werden Sie, mit sammt Ihren Gesetzen mehr Einfluß als die Spanier auf den Herzog haben? — Man begehrt Ihrer dort nicht, um sich Steine in den Weg werfen zu lassen. Sie sagen, Sie wollen Ihren Abschied fordern? — Wenn Sie das thun, so wird man Ihnen den Abschied geben, und wird sprechen: die Burgunder sind Hitzköpfe, mit denen sich Niemand vertragen kann. Sie haben Verdienste? desto schlimmer in diesem Falle, denn der Neid klemmt sich stets an das Verdienst. Den Neid muß man still tragen und sanftmüthig fortarbeiten. Ich bitte Sie um's Himmelswillen, thun Sie, was man von Ihnen verlangt, und wie man es verlangt. Stelle man Sie, wohin man wolle, Ihr Platz wird doch immer besser sein, als den Sie in Burgund einnahmen, folglich dienen Sie nach dem Geschmack des Herzogs."

»Wer empor steigen will, muß leiden, besonders im Anfang, und darf nicht so kleinmüthig gewissenhaft sein. Wären Sie an meiner Stelle gewesen, als ich in Flandern täglich hören mußte, man werde mit Dolchen auf mich lauern, Sie wären vor Angst gestorben. Ich muß sogar hier noch auf meiner Hut sein. Wer hinauf will, muß für seine Haut nicht fürchten.«

»Sie sprechen von dem, was man in Deutschland gegen die Procedur sagen und schreiben wird? Lieber Himmel, lesen Sie doch, was man Alles in Flandern und Deutschland, bei Gelegenheit der Gefangenschaft des Landgrafen von Hessen gegen mich geschrieben hat; ich habe das Alles verschluckt wie Milch. Papier ist kein Dolch. Machen Sie es auch so. Befassen Sie sich nicht damit, fremde Handlungen zu kontrolliren. Sie sind ein Neuling; merket man dergleichen, so wird man sich Ihrer entledigen, und die Welt wird sagen: man hat recht gethan. Das Censoramt ist ein gefährliches Amt, das überlassen Sie andern, die schon sprechen werden, wenn sie dürfen. Thun Sie was man Ihnen heißt, und bekümmern sich übrigens um nichts.«

»Sie erzählen mir von meinen Feinden? dadurch thun Sie mir gar keinen Gefallen. Mein Grundsatz war beständig, keinen Menschen auf der Welt für meinen Feind zu halten. Ich bitte Sie inständigst, mischen Sie mich nie mehr darein, erwähnen Sie meiner weder im Bösen noch im Guten, thun Sie als ob

Sie mich gar nicht kennten; Sie werden sonst mir und sich selbst schaden, und wenn man Sie verabschiedet nach Burgund zurück sendet, so werden Ihre Neider lachen und Sie sind entehrt. (!) — Sie sagen, man werde mir die Pforte verschließen. Wissen Sie denn, wornach ich trachte? Ich weiß Alles und sehe weiter. Ich bin zufrieden, wenn mein Herr zufrieden mit mir ist. Ich bin weder Flammänder noch Italiener, ich bin was man will, und weder mehr noch weniger als man will. Versuchen Sie es daher nicht noch einmal, mich hetzen zu wollen, ich weiß längst, daß dabei nichts herauskommt. — Ich empfehle mich in Ihr Andenken und bitte den Allmächtigen, daß er Ihre Wünsche erfülle."

Lehren einer Großmutter an ihre Enkelin.

In verflossenen Jahrhunderten geschah es bisweilen, daß die Großen der Erde, Fürsten und Fürstinnen, ihre Grundsätze und Erfahrungen selbst aufzeichneten, zum Nutzen für ihre Kinder und Enkel. Heut zu Tage, wo die Erfahrungen zu nichts auf der Welt nutzen, und alle Grundsätze, wie Unkraut, durch das Schwert oder durch den Egoismus entwurzelt werden, hütet man sich wohl, dergleichen überflüssige Dinge zu unternehmen. Die Lehren, von welchen hier die Rede ist, ertheilte einst die Herzogin von Liancour ihrer Enkelin, der Mademoiselle de la Roche-Guyon. 1698, achtzig Jahre nach dem Tode der guten

alten Dame, wurden ſie gedruckt, und vor etwa dreißig Jahren zum zweiten Mal aufgelegt. Die Verfaſſerin ſelbſt war in ihrer Jugend durch Kreuz und Leiden zu einem Tugendmuſter gebildet worden. Als Gattin eines jungen ausſchweifenden Mannes gelang es ihr, nach achtzehn in Kummer verlebten Jahren durch Geduld und Sanftmuth ihn wieder an ſich zu feſſeln. Er zog mit ihr auf das Land, wo ſein Haus eine Wohnung des ſtillen Glücks, und eine Freiſtatt für jeden vom Aberglauben verfolgten Weiſen wurde. Freilich beſtrafte ihn ſein Pfarrer durch Verweigerung der Abſolution, unter dem Vorwand, daß er die fünf Sätze des Janſenius nicht glaube; es ſcheint aber nicht, daß dieſer geiſtliche Donner das häusliche Glück des fürſtlichen Paares im geringſten erſchüttert habe.

Die Herzogin hatte nur einen Sohn, der jung ſtarb und eine einzige Tochter hinterließ, für welche die wackere Großmutter die Feder ergriff. »Man überredete mich,« ſo hub ſie an, »daß Lehren aus meinem Munde, wenn gleich ungekünſtelt vorgetragen, einen ſtärkern Eindruck als fremde Worte und Schriften auf meine geliebte Enkelin machen werden. Ich gebe dieſer angenehmen Vorſtellung nach und zeichne für dich auf, was Erfahrung mich ſelbſt gelehrt.«

Wenn jede verſtändige Mutter dieſes Beiſpiel nachahmte, ſo würden unſere Töchter den ganzen Schwall von Erziehungsſchriften entbehren können. Der Unterricht der Herzogin iſt in neunzehn Kapitel getheilt. Im erſten

ſpricht ſie vom Gebrauch der Zeit, die damals noch als etwas koſtbares betrachtet wurde. Die folgenden handeln von Vergnügen und Ruhe; vom wahren Glück; von den Pflichten einer Gattin; vom Umgang mit der Welt, wo freilich Grundſätze vorkommen, die mit den heutigen ſeltſam kontraſtiren. »Dulde keine Beſuche von Männern,« ſagt ſie, deren Alter oder Lebensart deinem Rufe ſchaden könnte. Finden ſich ſolche bei dir ein, wenn du allein biſt, ſo laß ohne Umſtände deinen Wagen anſpannen, ſprich, du habeſt Geſchäfte und laß ſie ſtehen. Es hat nichts zu bedeuten, wenn ſie auch merken, warum du ſo handelſt; es iſt genug, daß du ihnen nichts davon ſagſt.«

Eine andere ihrer goldenen Lehren lautet ſo: »Dränge dich nicht aus Eitelkeit zu den großen Fürſtinnen; theils würdeſt du blos Neid erregen, theils würde es dir ſchwer werden, ihnen zu widerſprechen, wenn ſie etwas Böſes vorhaben. Es könnte ſich treffen, daß dein Gemahl zu der einen Hofpartei und du ſelbſt zu der andern gehörteſt. Es würde dir beſchwerlich ſein, ſie überall zu begleiten; ſie hingegen würden für Schuldigkeit halten, was du hundertmal gethan, und dich haſſen, wenn du es ein einzigesmal unterließeſt.«

Auch über die Erziehung ſagt ſie viel Gutes, beſonders in Rückſicht auf ihren Stand. »Präge den Erziehern deiner Kinder wohl ein, daß ſie ihnen nicht in den Kopf ſetzen, das Eine ſei beſtimmt Abbé, das Andere Chevalier zu werden u. ſ. w. Verſtändig und tugendhaft laß ſie erzie-

hen, denn das ist gut in allen Ständen. Das Uebrige überlasse ihrer Neigung und dem Schicksal."

Auch Lehren der Wirthschaftlichkeit hat die gute Großmutter, trotz ihres hohen Ranges, nicht vergessen, und es wäre zu wünschen, daß jede Dame von Stande auch in dieser Hinsicht das zweihundertjährige Büchlein studiren möchte. Die letzte Auflage desselben ist noch mit einer andern kleinen, merkwürdigen Schrift vermehrt worden, betitelt: Die Pflichten der Großen, deren Verfasser der Prinz von Conty ist. Was er darüber sagt, wäre freilich in dem Munde eines Philosophen nur unbedeutend, aber in dem Munde eines Prinzen gewinnt ein Grundsatz wie der folgende neues Interesse: „Nicht um ihrer selbst willen sind die Großen der Erde durch Macht und Ansehen ausgezeichnet, sondern allein zum Heil des Volkes." — Sein Testament wird in unsern Tagen freilich belächelt werden. Er macht sich darin bittere Vorwürfe, daß er in seiner Jugend einen Krieg geführt, durch welchen Tausende unglücklich geworden. Er erzählt, daß er entschlossen gewesen, alle seine Güter zu verkaufen, um den zugefügten Schaden zu ersetzen, daß aber die Prälaten und Schriftgelehrten ihm solches untersagt, weil er seinem Stande gemäß leben müsse. Indessen habe er sich doch so viel möglich eingeschränkt, und jährlich ein ansehnliches Ersparniß zu diesem löblichen Zweck verwendet. Darauf macht er es seinen Erben zur Pflicht, ein Gleiches zu thun, ja, er verordnet ausdrücklich, daß, wenn seine Kinder vielleicht andere Güter erwerben würden, sie die von ihm geerbten so-

als durch einen dankbaren Händedruck hätten belohnen wollen.

Graf. Freylich, wenn von armen Bauersleuten die Rede wäre —

Felix. Rang und Reichthum machen hier keinen Unterschied.

Graf. Ich denke doch, was der Bauer durch einen Handschlag erklärt —

Felix. Das kann der Graf unmöglich lebhafter ausdrücken. Lassen Sie mir immer das süße Bewußtseyn, ohne Nebenabsichten, etwas für die Menschheit gethan zu haben.

Graf. Nebenabsichten? wer spricht davon? wenn sechs wilde Neapolitaner Reißaus nehmen, so hat man wahrlich nicht Zeit, an Nebenabsichten zu denken.

Felix. Jede Belohnung würde mein ohnehin geringes Verdienst schmälern. Sie sind reich und vornehm; ich bin arm und bedarf etwas in mir, das mich in Ihrer Gegenwart aufrecht erhalte.

Graf. (bewegt) Er will also — Man ist wirklich — Sie verschmähen also meinen Dank?

Felix.

gleich verkaufen, und nach einer von ihm selbst entworfenen Liste vertheilen sollen. — Man muß bekennen, daß solch ein Glaube jetzt weder in noch außer Israel gefunden wird.

Sie und Du.

Ein junger Ehemann mußte verreisen bald nach den Flitterwochen. Natürlich schrieb er schon von der ersten Station einen sehr zärtlichen Brief an seine schöne junge Frau, ob er gleich noch immer nicht wagte sie zu duzen. Unter Andern hatte er ihr die Frage vorgelegt: ob sie auch ganz glücklich sei? oder ob etwas an ihm ihr mißfalle? Gern — so betheuerte er — wolle er sich alle Mühe geben, abzulegen, was die reinste Liebe auch nur einen Augenblick stören könne. Hierauf erhielt er folgende Antwort:

»Nein, lieber Karl, ich bin ganz glücklich, ganz zufrieden, bis auf eine Kleinigkeit. — Und die wäre? — Ich hasse das kalte Sie. Dir habe ich keine Vorwürfe zu machen, aber Ihnen. Muß die Liebe ihre Sprache von der Förmlichkeit entlehnen? — Amor ist unter den Griechen geboren, die ihm alle entgegen riefen: sei du willkommen! — Der holde Knabe erschrickt, so oft er mit Sie angeredet wird, denn er bildet sich ein, es sei von mehreren Personen die Rede, und wird eifersüchtig. Du friert, wenn Sie ihm zu nahe kommt, und schlüpft schnell in den Mund eines Liebenden, um sich wieder zu erwärmen. Ja,

wenn Sie an das Herz klopft, so macht Du ihm nicht eher auf, bis es Brüderschaft mit ihm getrunken hat. Auch das Vertrauen ladet Sie vergebens bei sich ein. Das Vertrauen ist an den Umgang mit Du verwöhnt und verstummt in der vornehmen Gesellschaft. Wenn die Zärtlichkeit ein Herz überwältigt, so ist Du das Erste, was daraus hervorschlüpft; Sie wird exilirt, Assembleen sind sein Verbannungsort. — Werden Sie bald zurückkommen? ich wünsche bloß dich wieder zu sehen. — Ich bin Ihre glückliche Gattin, doch lieber wär ich noch

dein glückliches Weib.

Antwort.

Ich fühle, daß Sie Recht haben, und eile es dir zu sagen. Doch wäre es undankbar von uns Beiden, wenn wir dem Sie mit schnöden Worten seinen Laufpaß gäben; es hat wenigstens verdient freundlich entlassen zu werden; denn es gab eine Zeit, wo Sie mich bei Ihnen einführte, und ob ich gleich im Stillen vom ersten Augenblick an dich anbetete, so durfte ich es doch Ihnen nicht bekennen. Du herrschtest inkognito in meinem Herzen; nur was die Lippen sprachen, hörten Sie.

Ja, Sie hat das schöne Glück erworben, welches du mir gewährst, darum bleibe ich ihm stets gewogen. Weil es aber bei dir in Ungnade gefallen, so soll es auch auf ewig aus Ihrer Gegenwart verbannt sein. Ohnehin hatte schon längst mein Herz mir zugeflüstert, daß ich blos nach dir mich sehnte; die Gewohnheit allein war Schuld, daß ich in meinem letzten Briefe diese Sehnsucht Ihnen schil-

berte. Nun iſt aber feſt beſchloſſen, daß ich an Sie zum letzten Male ſchrieb, und überhaupt nie zu Ihnen zurückkehren werde. In deine Arme fliegt

dein treuer Gatte.

Voltaire's Portrait.

(Von dem Marquis von Choroſt, der 1731 in Deutſchland getödtet wurde.)

Voltaire iſt von etwas mehr als mittlerer Größe, ein Wuchs, der ausgezeichneten Männern eigen zu ſein ſcheint. Er iſt mager, vertrocknet, hat eine verbrannte Galle, ein entfleiſchtes Geſicht, geiſtreiche, höhniſche Züge, ein funkelndes, boshaftes Auge. Alles Feuer ſeiner Schriften belebt auch ſeinen Körper. Er iſt lebhaft, queckſilbrig, kommt und geht, rennt hin und her; man wird verdutzt, wenn man ihm lange zuſieht. Natürlich muß ein ſolcher Menſch kränklich ſein. Er iſt fröhlich aus Temperament, ernſt um der Diät willen, offen ohne Zutraulichkeit, politiſch ohne Feinheit, geſellig ohne Freunde; er kennt die Welt und vergißt ihrer. Des Morgens ſpielt er den Ariſtipp, Abends den Diogenes. Er liebt das Vornehme und verachtet die Vornehmen, geht ungezwungen mit ihnen um, iſt aber verlegen unter ſeines Gleichen, Anfangs höflich, dann kalt, am Ende unerträglich. Er liebt den Hof und hat Langeweile bei Hofe. Empfindſam ohne Anhänglichkeit, wollüſtig ohne Leidenſchaft, bindet ſeine Wahl ihn an nichts, ſeine Unbe-

ständigkeit an alles. Da er vernünftig ist ohne Grundsätze, so schweift seine Vernunft oft eben so sehr aus als Anderer Thorheit. Mit einem ungeregelten Geiste, einem ungerechten Herzen, durchdringt er Alles und macht sich über Alles lustig. Er versteht auch zu moralisiren ohne eigene Moral. Seine Eitelkeit wird nur von seinem Eigennutz übertroffen. Er schreibt weniger für den Ruhm als für Gold. Nach Gold hungert und durstet er. Für den Genuß scheint er geschaffen, und doch will er sammeln, Schätze häufen. Zum Dichter geboren werden die Verse ihm allzu leicht. Er mißbraucht diese Leichtigkeit, daher er fast nichts Vollendetes liefert. Die Geschichte würde, nach der Dichtkunst, sein Fach sein, wenn er weniger Betrachtungen einwebte und nie Parallelen zöge, ob sie ihm gleich bisweilen gelingen. — Man sagt, ein großer Schriftsteller müsse weder Religion noch Vaterland besitzen; Voltaire thut alles Mögliche, um diese Vollkommenheit zu erreichen. Seiner Nation ist er eben nicht sehr zugethan; er lobt gern die Vergangenheit und schmollt mit der Gegenwart; ist stets unzufrieden mit seinem Aufenthalt, und rühmt hingegen ein Land, das tausend Meilen weit von ihm liegt. Er besitzt viel Belesenheit in französischen und ausländischen Werken, und jene oberflächliche Gelehrsamkeit, die jetzt Mode ist. Politiker, Physiker, Geometer, er ist alles was man will, doch keines gründlich. Indessen gehört allerdings ein sehr umfassender Geist dazu, um gleich ihm von Allem das Pikante abzuschöpfen. Sein Geschmack ist fein, aber unsicher. Er ist ein witziger Satyriker, aber ein schlechter Kritikus. Nie

hält er die Mittelstraße, bald liebt, bald schmäht er die ganze Welt. Kurz, er will um jeden Preis ein außerordentlicher Mann scheinen. —

Beim Anblick dieses Portraits möchte man hinzufügen: der Herr Marquis hat um jeden Preis ein außerordentlicher Maler sein wollen. Mich dünkt, es gibt nur wenige Menschen, die im Stande sind, Voltaire zu beurtheilen, und diese wenigen müssen ihm selbst nahe stehen. Voltaire besaß, um mit Gall zu reden, eine solche Menge ausgebildeter, geübter Organe, daß derjenige, der mit seinem halben Dutzend Organen ein Urtheil über ihn sprechen will, der Auster gleicht, die über den Menschen raisonnirt. Er war eitel? — gleich viel. Die Familien Calas und Sirven segneten diese thätige Eitelkeit, indessen rings um sie her die reine Menschenliebe unthätig blieb. — Er war eigennützig? — schwerlich. Allein Erfahrung belehrte ihn, daß man ohne Geld weder geehrt noch unabhängig in der Welt leben kann. Seine Gelehrsamkeit war oberflächlich? — das heißt: sie war nicht pedantisch, sie prangte nicht mit Citaten, sie war lesbar. Ein einziger Bogen von ihm geschrieben, hat mehr Kenntnisse verbreitet und mehr Gedanken erzeugt, als mancher Foliant seiner Zeitgenossen.

Urtheil eines Engländers über das französische und englische Theater.

Als 1762 der Herzog von Bedford Gesandter in Paris war, befand sich auch Robert Talbot, ein Freund Garrik's, in seinem Gefolge. Dieser Talbot ist der Verfasser des folgenden, an Garrik gerichteten Briefes, der sich in einer seltenen, 1768 zu Amsterdam gedruckten Sammlung befindet. Er hebt mit dem Bedauern an, daß Garrik's Bemühungen, Parlaments-Glied zu werden, mißlungen. »Gewiß,« ruft Talbot aus, »würde jeder gute Bürger Sie eben so gern auf Ihrem Sitz in Westminster, als auf dem Theater in Drurylane erblickt haben; denn in England weiß man den Mann von seinem Stande zu scheiden; hier in Frankreich nicht. Eine solche Geistes-Operation ist zu tief und schwer für die oberflächlichen Franzosen. Der berühmte Voltaire, der jetzige Modemann (der bisweilen witzig auf Kosten seines Verstandes ist), würde seine helltönendste Trompete an den Mund gesetzt, und gleich dem Bruder Lourdis (in der pucelle) gerufen haben: Franzosen! erröthet vor Scham! seht, der aufgeklärte Engländer zählt Einen jener Männer zu seinen Gesetzgebern, welchen ihr ein ehrliches Begräbniß versagt.«

»Man würde ihm geglaubt haben, so wie man ihm glaubte, als er seine Landsleute versicherte, wir hätten Addison und Prior, aus Dankbarkeit für ihre schönen Verse, zu Staatswürden erhoben. Seine allerchristliche Majestät

würden mit Bittschriften bestürmt worden sein, den Schauspielern die Kirchen zu öffnen u. s. w. Ich scherze nicht, denn hier interessirt man sich eben so heiß für die Prinzen und Prinzessinnen hinter den Coulissen, als bei uns für die Ministerial- oder Oppositions-Partei. — Ja, bei uns, wo eine unzählige Menge Volk aus allen Ständen das Theater besucht, glaubt man dasselbe zum Vergnügen, zur Erholung bestimmt, und die Vernünftigen sind zufrieden, wenn es diesen Zweck erfüllt, ohne den guten Sitten nachtheilig zu werden. In Frankreich hingegen, wo das Theater blos der Sammelplatz einer Hand voll müssiger, und fast immer derselben Menschen ist, da fordert man, daß es eine Schule der guten Sitten und der Tugend für die Nation sei, daß sie dort große, patriotische Gesinnungen oder liebenswürdige Eigenschaften für die Gesellschaft lernen und schöpfen soll. Sie werden mich fragen: wer denn solche Forderungen aufzustellen wagt? — Eine kleine Partei, wenn man sie zählt, aber eine große, wenn man sie wiegt, denn die Schriftsteller von Profession stehen an ihrer Spitze. Diese Herren sind in verschiedene kleine Haufen vertheilt, deren jeder sich für das Publikum hält, und mit dem ihm eigenen, imponirenden Tone sich dafür gibt. Sie finden Nachbeter, sowohl in der Hauptstadt als in den Provinzen, wo die Akademien jetzt so zahlreich werden, als vormals die frommen Brüderschaften.“

„Die guten Engländer hingegen verhehlen dem achtungswürdigen Garrik nicht, daß sie ihn lieben, ohne eben einen Stand hochzuschätzen, dem er in seiner Jugend aus

Leichtsinn sich widmete, und dem er, im reifern Alter, aus Nothwendigkeit treu bleibt. Dem klugen Garrik schmeichelt es um so mehr, daß es ihm gelungen, durch persönliches Verdienst ein ungünstiges Vorurtheil zu besiegen, und einem Stande Ehre zu machen, der keinesweges einem mittelmäßigen Menschen Ehre bringt."

»Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit des Churfürsten von der Pfalz, eines Fürsten, der englischen Scharfsinn mit deutscher Redlichkeit und französischer Geschliffenheit verbindet. Ich habe oft gesehen, daß er einen elenden Frankfurter Juden, einen Briefträger, auf sein Lustschloß berief, um einige Wochen lang Schach mit ihm zu spielen, worin der Jude Meister war. Den Schachspieler schätzte der Fürst, von dem Juden und Briefträger nahm er weiter keine Notiz. So muß man das Talent vom Stande, den Stand wiederum vom Charakter trennen. Hier aber fordert man, daß alle Eigenschaften, alle Tugenden mit dem Talent sich vereinigen sollen; da hingegen der große Hause seinem Vorurtheil gegen den Stand getreu bleibt, und gar keine Tugenden bei dem Talent erblickt oder sucht."

»Ein würdiger Marquis sagte mir neulich, unsere Bühne sei blos für den Pöbel; unsere Lustspiele wären unsittlich, unsere Trauerspiele auf die lächerlichste Weise mit Politik, Moral, Satire und Bouffonerien durchspickt. Ich antwortete ihm gelassen: in London, wie einst in Athen, ist das Theater für alle Volksklassen; es wird vom Pair des Reichs wie vom Handwerker besucht; fünf bis sechs-

tausend Zuschauer werden täglich von so vielen tausend andern abgelöst. In Paris will man im Schauspiel sich unterrichten, in London zerstreuen und vergnügen. Der größte Theil der Zuhörer würde einschlafen, wenn er nicht stark gerüttelt würde. Darum schweifen unsere Dichter und Schauspieler bisweilen über die Grenzen der Natur. Ihr Theater, fuhr ich fort, ist mangelhafter als das unserige, ohne jedoch, wie wir, mit guten Gründen sich entschuldigen zu können. Ihr Theater ist blos für den Hof und für die vornehmen Volksklassen. Unter vierzehn bis fünfzehnhundert Zuschauern zählt es höchstens zweihundert Fremde, und vier bis fünfhundert Freudenmädchen. Der eigentliche Stamm ihres Publikums besteht aus acht bis neunhundert Personen, die, aus Geschmack oder Gewohnheit, täglich wieder kommen; die ein älteres Stück gelesen und wieder gelesen haben, ein neueres schon nach den ersten Vorstellungen fast auswendig wissen; gebildete, gesittete Leute, die besonders auf Styl, Gedanken, Situationen, Verwebung und Entwicklung achten. Man gebe uns in London ein solches Publikum, und alsobald werden wir zierlich geregelt erscheinen; unsere Dichter werden von Shakespeare nur noch die Kraft nachahmen (wenn die sich anders nachahmen läßt), werden nicht mehr in Lustspielen Thränen hervorlocken und in Trauerspielen durch Gespenster erschrecken wollen u. s. w.» »Der Herr Marquis meinte; die französischen Schauspieldichter wolle er mir gleichfalls Preis geben; auf die komme es auch gar nicht an, sondern allein auf die Schauspieler, die in Paris besser

wären als in der ganzen Welt. Habe der Dichter für Einen oder ein Paar der Ersten Rollen geschrieben, so könne er sich darauf verlassen, daß sein Stück zwanzig Vorstellungen erleben werde. Dem Dichter sei blos die Wahl des Gegenstandes und allenfalls der Umriß zuzuschreiben; die Farben hingegen, der Ausdruck, die Stellungen, kurz alle Einzelheiten kämen auf Rechnung des Schauspielers."

»Ich möchte vielmehr, erwiederte ich, den Schauspieler mit dem Komponisten vergleichen, der zu des Dichters Worten eine gute Musik verfertigt. — Dies Beispiel rief er aus, spricht für meine Behauptung. Die Oper ist erst zur Vollkommenheit gediehen, seit man auf die Worte gar nicht mehr achtet. — Freilich, sagte ich lachend, wenn es wahr ist, daß Einer Ihrer berühmten Komponisten sich vermessen hat, eine Zeitung in Musik zu setzen. — Der Mann hat Recht, so redete der Marquis, er ist ein echter Künstler. Ich habe in Wien mehreren Vorstellungen des Titus von Metastasio beigewohnt, und zwar mit dem größten Vergnügen, ohne ein Wort von den Versen zu verstehen, die so schön sein sollen. Wozu alle die prächtigen Tiraden? diese Tugendkrämerei? die ist nur für's Volk, nicht für unser Einen. Von erhabener Tugend gerührt scheinen, heißt das nicht bekennen, daß man einer solchen Handlung sich selbst unfähig halte? über ein großes Verbrechen erstaunen, heißt das nicht bekennen, daß man die Menschen nicht studirt hat? — Weg damit! ich beurkunde meinen Geschmack, indem ich den Schauspieler kritisire, den Dichter überlasse ich den Rezensenten."

Felix. Nur den Dank des Grafen, nicht den des Vaters.

Graf. Sie sind ein edler junger Mann. Wir müssen uns näher kennen lernen.

Nat. Ich denke, mein Vater, wir kennen ihn nun schon.

Graf. Wahrlich! es macht mich verlegen — daß ich so gar nichts — ich muß schon darauf denken, Ihrer Delicatesse einen Streich zu spielen. — Unterdessen — wäre das Mädgen ein Bauerkind, so hätte ein dankbarer Händedruck der Eltern Sie erfreut? Sagten Sie nicht so? — Ihre Hand Herr Wacker (ergreift ihm die Hand und setzt sie.)

Dritte Scene.

Natalie und Felix.

(Graf, in welcher wechselseitige Verlegenheit bewirkt.)

Felix. (mit Schüchternheit) Gnädige Gräfin, Sie haben durch Ihre hülfreiche Fürsorge und edle Theilnahme die Lage eines Kranken beneidenswerth gemacht. Fast hätte ich meine Krank-

»Mit dieſen Worten hüpfte der Herr Marquis zur Thür hinaus. Richten Sie, lieber Garrik, zwiſchen mir und ihm.« — Wie manches aus dieſem, vor einem halben Jahrhundert geſchriebenen Briefe noch jetzt anwendbar, und nicht blos für die franzöſiſche oder engliſche Bühne geltend iſt, das wird der Leſer ohne meine Erinnerung finden.

Die Neutralen.

Es wird heut zu Tage ſo viel über Neutralität, deren Rechte und Befugniſſe geſchwatzt, daß ich für gut halte — nicht etwa mit zu ſchwatzen (dafür ſoll mich der Himmel bewahren!) — ſondern nur auf ein vergeſſenes Buch aufmerkſam zu machen, betitelt: De doveri de' principi neutrali verso i principi guerragianti etc. (Von den Pflichten der neutralen Fürſten gegen die kriegführenden und umgekehrt.) Ein Neapolitaner, Namens Galliani, hat es geſchrieben, und ſich auch ſchon vorher durch einen Traktat über die Münze und über den Getreidehandel bekannt gemacht. Außer Hübner (der 1759 ein Werk über das Anhalten neutraler Schiffe heraus gab, hatte, vor Galliani, noch kein Publiziſt dieſe Materie gründlich erörtert. Ich werde mich auf keine Zergliederung ſeines Buches einlaſſen (denn das Zergliedern gebührt jetzt nur dem Schwerte, nicht der Feder), ſondern blos anzeigen, daß die Pflichten der Neutralen den größten Theil

des Buches einnehmen, die der kriegführenden Mächte hingegen auf zwanzig Seiten abgefertigt werden. Das Ganze besteht aus zwölf interessanten Kapiteln. Das dritte erörtert die Frage: ob es einem Fürsten erlaubt sei, neutral zu bleiben? und in welchen Fällen? — Das sechste handelt von den eigentlichen Pflichten der Neutralen. Das siebente von dem Durchmarsch der Armeen durch neutrales Gebiet. Das achte von den Rechten der Neutralen. (Damals nämlich hatten sie Rechte.) Das neunte vom Handel und der Kontrebande. Das zehnte von dem jetzigen (nämlich damaligen) herkömmlichen Verfahren auf dem Meere. Das eilfte von den Staatsgründen, welche kriegführende Mächte gegen Neutrale beherzigen sollten u. s. w. Ein Rezensent jener Zeit bemerkt: Das Buch sei mit derjenigen Freimüthigkeit geschrieben, welche man an großen Genies nicht blos dulden, sondern auch bewundern und respektiren müsse. (Siehe die novelle letterarie) was die italienischen Rezensenten jetzt davon sagen, weiß ich nicht.

Die barmherzigen Schwestern.

Wir lesen in den Zeitungen, daß die Mutter des französischen Kaisers einen nicht minder ehrenvollen Titel, nämlich den einer Mutter der Armen und Kranken, zu erwerben sucht. Unter andern hat sie auch die barmherzigen

Schwestern in ihren Schutz genommen, und fürwahr, diese Priesterinnen der Menschheit, deren tägliche Beschäftigung darin besteht, für Andere mit dem Tode zu ringen, sind bewundernswürdiger als der Held, der eine Batterie erstürmt. Ihre bescheidenen Annalen, die Niemand liest, enthalten die rührendsten Züge von Hingebung, von Heldenmuth, mit dem sie allen Gefahren trotzten, und — unberühmt unterlagen. Eine schreckliche Seuche verheerte Frankreich im Jahre 1348, eine Geschwulst unter der Achsel raffte die Kranken in zwei Tagen hin. Paris wurde entvölkert. Im großen Hospital (Hotel dieu) starben täglich mehr als fünf hundert Menschen. Nie erfüllten die barmherzigen Schwestern ihr schönes Gelübde mit wärmern Eifer. Zweimal wurden sie selbst Alle ein Opfer ihrer thätigen Menschenliebe; zweimal traten andere mit demselben Muthe an ihre Stelle. Wenn neue Krieger in einer Schlacht sich zweimal an die Plätze der Gefallenen drängen, so stößt die Fama in ihre Posaune und verkündet es noch der späten Nachwelt, indessen kaum Einmal in einer Gedächtniß-Predigt jenes größern weiblichen Heldenmuthes erwähnt wird, der unter dem Geläute der Todtenglocken sich weit erhabener zeigt, als die Tapferkeit des Kriegers unter dem Donner der Kanonen. Dieser darf sich nur auf wenige Stunden zum Kampf ermuthigen, und nicht selten verdankt er den Sieg der Branntweinsflasche; jene Frauen müssen in jeder Stunde ihres Lebens dem Tode nüchtern entgegen treten; dieser hofft den Frieden, mit ihm Genuß und Ruhe zu erkämpfen; jene dürfen, nach hundert

erfochtenen Siegen, doch nur im Grabe Ruhe, und jenseits des Grabes Lohn hoffen. Dieser mordet im Dienst der Ehr- und Habsucht, Jene, im Dienst der Menschheit, schenken neues Leben. Wem gebührt der Kranz?

Die Decenz der Türken.

Ein deutscher Arzt schreibt aus Smyrna: Die Gemahlin eines vornehmen Türken hat ein schleichendes Fieber, ihre Ohrendrüsen sind sehr geschwollen, und, auf mein Befragen erfuhr ich auch von ihr selbst, daß die Achseldrüsen sich in gleichem Zustande befänden. Die Ohrendrüsen habe ich selbst untersucht, und dennoch ihr Gesicht nicht gesehen. Der Herr Gemahl hatte ihr sogar die Hände dicht in Mousselin gewickelt, so daß ich beim Pulsfühlen ihre Hand nicht berühren konnte. Indessen hatte ich doch den Hals berührt, der wohl eben so viel werth sein mochte als ihre Hände. Ehe man hier zu Lande einem Arzt erlauben würde, gewisse Theile des Körpers zu sehen, ehe würde man das Frauenzimmer sterben lassen, wenn man auch sicher wüßte, der Arzt könne sie heilen. — Die Schwester des Pascha hat eine Fistel, wie man sagt; aber sie muß daran sterben, denn ob sie gleich unverheirathet ist, so leidet doch ihr Bruder nicht, daß ein Arzt ihr zu nahe kommt. Vor einigen Jahren machte sich hier ein Dominikaner durch Charlatanerie berühmt. Er hatte von einer Magd die Krankheit ihrer Dame

ſorgfältig erfragt, nun ließ er die ſittſame Kranke einen Strick halten, deſſen anderes Ende er ſelbſt faßte, dem Stricke gleichſam an den Puls fühlte, und in großer Entfernung alle Symptome der Krankheit erzählte. Das iſt ein geſchickter Mann! rief der Gemahl der Türkin, und belohnte ihn reichlich.

Der Verfaſſer dieſer Nachrichten erwähnt auch des unter den Türken üblichen Zungen-Abſchneidens als Strafe für Verſpottung des mahometaniſchen Glaubens. In den Gebirgen von Kurdeſtan ſoll es ſehr gewöhnlich ſein. Da es heißt, daß dieſe ſchöne Gewohnheit auch bald in Europa eingeführt, und jede Zunge, die nicht ſchmeicheln will, beſchnitten werden wird; ſo mag es dem Leſer intereſſiren, zu erfahren, daß nur diejenige Zunge verſtummt, welcher das äußerſte Ende abgeſchnitten worden. Schneidet man hingegen die ganze Zunge weg, ſo kann der Operirte zwar weniger ſchreien, allein reden faſt ſo gut als zuvor, wobei er blos den Mund faſt gar nicht aufthut. Daher wird dieſe letztere Manier für eine Begnadigung des Verbrechers gehalten. In Europa wird man ſich wohl hüten, mehr als die Zungen-Spitzen wegzuſchneiden.

Wink und Warnung für Geſchichtſchreiber.

Es gibt eine Geſchichte von Lothringen vom Abt Beron, in welcher der Verfaſſer mit Wahrheit und Bitterkeit klagt, daß die Geſchichte öfter Verbrechen als Tugenden verewige.

»Die Einzelnen vergeſſend,« ruft er aus, »das Volk verachtend, malt ſie nur einige Männer des Jahrhunderts, nicht die beſten, ſondern die berühmteſten. An dem ſanften Lichte, welches die Tugend, freilich nur in ihrer Nähe, verbreitet, geht die Geſchichte vorüber, um den Schimmer anzuſtarren, den Ruhm und Ehrgeiz von ſich ſtrahlen. Privattugenden überſehend, weil ſie unberühmt und ohne Nacheiferung bleiben, ſchildert ſie unaufhörlich nur die glänzenden Verbrechen mit Farben, welche Seelenkleinheit und dumme Bewunderung ihr liefern. Ueber dieſe Verbrechen ſtreut ſie den Weihrauch mit vollen Händen, den ſie der Weisheit und dem wahren Glück entzieht. Welche Wuth, Böſewichter und zugleich unſern Jammer zu verewigen! — Der Schatz, den die Geſchichte uns überliefern, den ſie der Zeit entrücken ſollte, iſt Tugend, Menſchlichkeit, Wohlthätigkeit. — In ein verſiegeltes Grab ſollte ſie alle die blutdürſtigen Helden verſchließen, die ſie, gleich weheſchreienden Geſpenſtern unter uns wandeln läßt. Tief vergraben ſollte ſie alle die zerſtörenden Keime, die aus den Leichen der durch Verbrechen gemordeten Nationen hervorwachſen. Ja, die Geſchichte ſollte ſich nie anderer Menſchen erinnern, als jener guten tugendhaften, welche die Wonne ihres Zeitalters waren, und welchen dankbar beweckte Zeitgenoſſen die Unſterblichkeit wünſchten.« — Ein franzöſiſcher Recenſent fügt hinzu: »Ohne Zweifel würde die Geſchichte, nach dieſem ſchönen Plan bearbeitet, unendlich viel mehr Nutzen ſtiften; allein wer wird ihn befolgen? (Ein Franzoſe gewiß

nicht.) Immer werden die Menſchen, geblendet durch den Glanz ſolcher Thaten, welche von Kraft zeugen, die Größe in Zerſtörung ſetzen, Raub und Verwüſtung mit Beifall krönen (applaudiront aux brigandages et aux devastations), hingegen von friedfertigen Fürſten und Nationen ſchweigen, die im Stillen ein Glück ohne Schimmer ſuchen. Arme Menſchen! wie leicht ſeid ihr zu betrügen!"

Ueber Theater.

(Schreiben an Frau von W*.)

Ihr letzter Brief aus Neapel, meine theure Freundin, fordert mich auf, Ihnen zu ſagen, ob ich jemals ein prächtigeres Theater geſehen habe, als das von Sanct Carlos? — ich, ein Kind des achtzehnten Jahrhunderts, muß Ihnen freilich mit Nein antworten. Darum dürfen Sie aber nicht glauben, es habe nie ein prächtigeres gegeben. Da Sie ſich eben jetzt in einem Lande befinden, in welchem einſt die durch Raub übermäßig reich gewordenen Römer herrſchten, ſo kann ich mir nicht verſagen, Sie in einige altrömiſche Theater zu führen, wo der heilige Carlos eine armſelige Figur geſpielt haben würde.

Im Jahre 694 nach Erbauung Roms, und — um recht gelehrt anzufangen — unter dem Konſulat des Piſo und Gebinius, baute der Aedil Scaurus auf ſeine Koſten ein Theaterwunder für einen einzigen Monat. Es beſtand aus drei Stockwerken, das erſte von Mar-

mor, das zweite von Kriſtall, das dritte von vergoldetem Holzwerk. Die Façade war verziert mit drei hundert ſechzig der ſeltenſten Marmorſäulen, die untern acht und dreißig Fuß hoch, die übrigen von verhältnißmäßiger Größe. Zwiſchen dieſen Säulen erblickte man drei tauſend Statuen von Bronze, und eine unendliche Menge von Gemälden aus Sicyon, wo damals die berühmteſte Malerſchule blühte. Das ſehr reich geſchmückte Parterre (oder wie Sie es nennen wollen) konnte achtzig tauſend Zuſchauer faſſen. Mit einem Worte: Alles zuſammen genommen, die koſtbare Garderobe der Schauſpieler mit eingerechnet, war von ſo ungeheurem Werth, daß Ihnen das folgende Factum unglaublich vorkommen wird. Scaurus nämlich verzierte, nach der Zerſtörung dieſes Theaters, mit deſſen Ueberreſten ſein Haus zu Rom. Was dann noch übrig blieb (alſo das Geringſte), wurde auf ſein Landhaus zu Tuſculum gebracht. Dies Landhaus verzehrten die Flammen, und man ſchätzte den Verluſt auf hundert Millionen Seſtertien (über drei Millionen Thaler). Nun denken Sie ſich, wie viel das ganze Theater gekoſtet haben mochte.

Scaurus fand freilich wenige Nachahmer; wer hätte ihn noch überbieten können? — wenn auch hie und da in der Thorheit Mancher ihm gleich kam, ſo fehlte es doch an der nöthigen Kraft. Das fühlte Curio im Jahre 701, und ergriff, um ſich auszuzeichnen, ein anderes Mittel. Sein Gebäude — von dem Sie aber keine deutliche Beſchreibung von mir erwarten dürfen — beſtand eigentlich aus

zwei Theatern von Holz. Zwei bewegliche Bühnen ſtanden gegen einander gerichtet, und konnten ſo gedreht werden, daß ſie ſich vereinigten, und ein Amphitheater bildeten, ſo daß nunmehr Fechterſpiele und Thierkämpfe auf die Schauſpiele folgten. Die Römer waren entzückt über dieſe neue Idee, obgleich, wie man ſagt, dieſelbe mit einiger Gefahr verbunden war, denn wenn die Bühnen anfingen ſich zu drehen, ſo drehten ſich ſechzig tauſend Zuſchauer mit. Ich bekenne, daß ich keinen Begriff von dem Mechanismus habe, durch welchen dies bewirkt wurde, *) und will Ihnen meine, obgleich verbürgte Erzählung auch nicht als einen Glaubenspunkt aufdringen. Plinius, dem ich ſie verdanke, macht, ein wenig deklamatoriſch, ſehr bittere Bemerkungen darüber, daß ein hochweiſer römiſcher Magiſtrat, und ein ganzes Weltbeherrſchendes Volk ſich, während Städte verſchlungen wurden, gleichſam auf zwei Schiffe ſetzte, und, im Vertrauen auf eine einzige Walze, dem Schauſpiel ruhig zuſah.

Auch über die ungeheure Verſchwendung des Scaurus donnert Plinius, rechnet ſie unter die Hauptquellen der römiſchen Sittenverderbniß, und zweifelt, ob die Verurtheilungen des Sylla dem Staate mehr Schaden zugefügt. »Drei hundert und ſechzig Säulen!« ruft er aus, »in einer Stadt, wo man einem der angeſehenſten Bürger ein Verbrechen daraus machte, daß er ſechs Säulen vom Berge Hymet in ſeinem Hauſe aufgeſtellt hatte.« — Ein

*) Graf Caylus hat darüber geſchrieben.

Geschichtschreiber fügt dem Bericht des Plinius noch bei: daß ein gewisser Römer, welcher verpflichtet war, die berühmten unterirdischen Abzüge in Rom, Cloaken genannt, stets im brauchbaren Stande zu erhalten, den Scaurus aufforderte, sich zum Ersatz alles Schadens verbindlich zu machen, wenn das Schleppen seiner schweren Säulen über die Strasien, die Gewölbe erschüttern sollte. Aber diese Gewölbe, die seit Tarquin dem Aeltern, also schon fast sieben hundert Jahre, standen, werden auch noch heute, nach einigen tausend Jahren, von den Reisenden als eines der wohlerhaltenen Wunder des alten Roms angestaunt.

Da ich nun einmal die Ungeschliffenheit begangen, in einem Briefe an eine liebenswürdige Dame die Schriften alter Graubärte zu citiren, so kann ich nicht umhin, auch noch eine merkwürdige Stelle des Plutarch zu erwähnen, welche die Wundergeschichte von dem Theater des Curio ein wenig zweifelhaft macht. Plinius hatte es freilich nicht selbst gesehen; er schrieb vom Hörensagen, ungefähr hundert und dreißig Jahre nachher; es wäre also wohl möglich, daß, während dieser Zeit die seltsame Maschine des Curio sich so lange in den Köpfen der Römer herumgedreht hätte, bis ein Wunderding daraus entstand. Diese Muthmaßung unterstützt Plutarch durch folgende Erzählung:

Zugleich mit dem Curio war ein gewisser Favonius Aedil, und also, Kraft seines Amtes, gleichfalls verpflichtet, das römische Volk mit Schauspielen zu unterhalten. Er hatte einen mächtigen Freund, den ehrwürdigen Cato, der ihn dabei zu unterstützen versprach, und sich herabließ,

Krankheit freywillig verlängern mögen, Güte nicht die Begierde Ihnen zu danken stärker gewesen, als das Wohlbehagen an meinem Zustande.

Nat. Sie mir danken? nun wahrhaftig! die verkehrte Welt.

— Felix. Ueberstandne Schmerzen vergessen sich leicht. Ihre Güte werde ich nie vergessen. (er verbeugt sich und will gehn.)

Nat. Ich bitte Sie, Herr Wacker noch Einen Augenblick. — Ihre Grundsätze sind so strenge, als die des Mannes, den man den letzten unter den Griechen nennt —

Felix. Wenn, was Philopömen gethan, ihm leicht wurde, so habe ich wenigstens darinn einige Aehnlichkeit mit ihm.

Nat. Gestehen Sie, daß auch edle Seelen Vorurtheile hegen —

Felix. Daß irgend ein Mensch auf Erden ohne Vorurtheil seyn könne, ist das größte Vorurtheil.

Nat. Wer Dank mit Belohnung verwechseln kann —

Felix. Der hat nur die letztere verdient.

Nat.

die Unkoſten ſelbſt zu reguliren. Und was beſtimmte er? — ſtatt goldner Kronen, welche die Schauſpieler und Muſiker ſonſt zu erhalten pflegten, theilte er blos Oelzweige aus, wie bei den olympiſchen Spielen; und ſtatt der koſtbaren Geſchenke, welche andere Aedilen gewöhnlich unter die Zuſchauer vertheilten, gab er den Griechen nichts als Salat, Rüben, Sellerie, den Römern nichts als etwas Wein, Schweinefleiſch, Feigen, Gurken und einpaar Klaftern Holz. Dabei erſchien er aber ſelbſt im Theater, und erſetzte durch ſeine Gegenwart, ſeinen Beifall, jeden Mangel der Pracht ſo vollkommen, daß die meiſten Zuſchauer das herrliche Theater des Curio verließen, und zum Favonius eilten.

Nun iſt freilich wahr, daß die Römer eine außerordentliche Ehrfurcht für Cato hegten, aber dennoch ſcheint faſt unglaublich, daß ſie einer Bühne ſollten entlaufen ſein, wo koſtbare Geſchenke ihrer harrten, um ſich von einer andern mit Feigen und Gurken zu begnügen. Ich möchte alſo eher annehmen, des Plinius Bericht ſei übertrieben.

Doch wieder auf Ihr ſo ſehr gerühmtes Theater Sanct Carlos zu kommen, ſo möchte wohl ſchon das Theater des Pompejus ihm den Rang ſtreitig gemacht haben. Dieſer Held entlehnte den Plan dazu von der Bühne zu Mytilene. Es faßte nur vierzig tauſend Menſchen, aber es war gleichfalls mit Marmorſäulen, Statuen von Bronze und Gemälden aus Korinth, Athen und Syracus, reich verziert, und er gab ihm noch zwei beſondere ganz neue

Vorzüge: der erste, eine Art von Wasserleitung, welche das Wasser im ganzen Gebäude herumführte, die Durstigen erquickte und den Ort erfrischte. Der zweite: er machte Sitze für die Zuschauer, die, bis zu seiner Zeit, immer hatten stehen müßen; eine neue Weichlichkeit, zu welcher er die Römer verleitete, und die ihm von den strengen Alten, unter andern von Tacitus, mißbilligend vorgerückt wird. Er wollte aber auch, wo möglich, sein Werk verewigen. Bis dahin war es üblich gewesen, die Theater nur, gleich unsern Bretterbuden auf Jahrmärkten, für die kurze Zeit zu erbauen, wo darauf gespielt werden sollte. Pompejus hingegen führte seinen Bau von behauenen Steinen fest genug auf, um einer Ewigkeit zu trotzen, und damit es weder dem launischen Volke noch dessen Magistrate jemals einfallen möchte, es zu zerstören, setzte er in dessen Mitte einen prächtigen Tempel der Venus und stellte es folglich gleichsam unter den Schutz dieser Göttin, wie das Theater zu Neapel unter dem Schutz des heiligen Carlos steht."

Wenn ich Ihnen zum Schluß noch etwas vom Theater des Marcellus erzähle, so thue ich es nicht, um die Liste der Nebenbuhler des Sanct Carlos zu vermehren, sondern weil ich einen Brief an eine edle Frau und zärtliche Mutter nicht besser zu endigen weiß, als indem ich an eine der edelsten Römerinnen und zärtlichsten Mütter sie erinnere — Octavia! die ihren Liebling, ihren Marcellus, im zwanzigsten Jahre seines Alters verlor. Ihm zu Ehren erbaute Augustus ein Theater, das noch heute steht, und auch so-

gar noch gebraucht wird. Aber glänzender noch brachte Virgil seinen Namen und seine Tugenden auf die Nachwelt durch eine rührende, mit Recht bewunderte Stelle im sechsten Buch der Aeneide, bei welcher Octavia und Augustus unzählige Thränen vergossen; ja, bei den Worten: tu Marcellus eris, fiel die trauernde Mutter in eine tiefe Ohnmacht. Nie konnte sie über diesen Verlust sich trösten, Virgil empfing von ihr für jeden Vers seiner Lobrede ein Talent — (das ist weit mehr als man heutzutage für einen ganzen Band von Lobgedichten zu geben pflegt, denn ein Talent betrug gegen ein tausend zwei hundert Thaler) — allein diese kostbaren Verse erneuerten jedesmal ihren Schmerz so heftig, daß sie endlich nichts mehr davon hören wollte. Sie begrub sich in die Einsamkeit und überließ sich einer Melancholie, die fast an Wahnsinn grenzte; denn um ihren Unwillen zu erregen, war es schon genug, Mutter zu sein. Kein Bild ihres Sohnes durfte man ihr vor die Augen bringen, Niemand wagen, in ihrer Gegenwart von ihm zu sprechen. Seneca hat des Jünglings Tugenden und der Mutter Schmerz unnachahmlich geschildert.

Die Waldenser und die Feldmäuse.

Unter der Regierung Franz des Ersten in Frankreich erklärten sich in der Provence zwei Gemeinden der Dörfer von Cabrieres und Mérindole für die Lehre der Waldenser, die bekanntlich der lutherischen glich, deren Eindringen in seine

Staaten der König abzuwehren strebte. Darum eiferte er nun auch gegen die Waldenser, und befahl dem Parlements-Präsidenten in Provence, Chasseneux, mit aller Strenge gegen sie zu verfahren. Der Präsident, ein braver, toleranter Mann, gehorchte ungern. Man wollte die Häupter der Sekte in Verhaft nehmen, allein beide Gemeinden erklärten laut: sie wären ihr mit gleichem Eifer ergeben. Man mußte folglich ihnen Allen den Prozeß machen; Alle bekannten sich schuldig und beharrten hartnäckig auf ihrem sogenannten Irrthum. Da nun der König ausdrücklich befohlen hatte, sie in die Strafe, welche andere Ketzer leiden mußten, zu verdammen; so sah Chasseneux sich genöthigt, folgendes harte Urtheil zu sprechen. »Die Häupter der Gemeinden sollen lebendig verbrannt, die Uebrigen aus dem Reiche verjagt, ihre Güter confiscirt, ihre Wohnungen geschleift werden, wenn sie nicht binnen einer kurzen Frist ihre Irrthümer abschwören.«

Kaum hatte der menschenfreundliche Mann diesen schrecklichen Spruch verkündet, als er selbst, niedergeschlagener als die Verurtheilten, einen einsamen Spazirgang suchte, um über die Mittel nachzudenken, die wirkliche Vollstreckung zu verzögern. Da fand ihn ein alter Bekannter, ein Edelmann aus Burgund, mit dem er Umgang gepflogen, als er noch zu Autun Advokat des Königs war. Der ehrliche Burgunder, die Ursache seines Kummers vernehmend, hub lächelnd an:

»Haben Sie denn schon vergessen, was einst zu Autun sich zutrug? Die Mäuse verheerten die Felder; die verzwei-

felnden Bauern — ſonſt gute Katholiken — wandten ſich an den Biſchof mit der ſehr ernſtlich gemeinten Bitte, die Mäuſe in den Bann zu thun. Der Biſchof war ſehr verlegen; er wollte das Volk nicht aufbringen, und doch auch die Kraft ſeines Bannſtrahls nicht zweifelhaft erſcheinen laſſen. Da riethen Sie ihm: er ſolle ſich auf das kanoniſche Recht berufen, welches ihm auferlege, Niemanden ungehört zu verdammen; er müſſe daher die Mäuſe zuvor vor ſeinen Richterſtuhl laden, und könne ſie nur dann — wenn ſie etwa ungehorſamlich nicht erſcheinen ſollten — in contumaciam verurtheilen. Der Biſchof befolgte ihren Rath; die Bauern fanden das ſehr vernünftig; der Biſchof citirte die Mäuſe auf einen gewiſſen Tag; unterdeſſen kam Regen und Hagel, der Bann wurde zu rechter Zeit ausgeſprochen und das ganze Mäuſevolk ging unter."

Chaſſeneux umarmte ſeinen Freund und machte ſogleich bekannt, daß die widerſpenſtigen Gemeinden ſich einer Friſt von länger als Einem Jahre zu erfreuen hätten. Unterdeſſen wirkte er von Franz I. Begnadigungsſchreiben für diejenigen aus, die in einer abermals verlängerten Friſt ſich unterwerfen würden. Sicher würde der wackere Mann auf dieſe Weiſe nach und nach die ganze Sache in Vergeſſenheit gebracht haben, wäre er nicht von wüthenden Feinden der Toleranz vergiftet worden. Sein blutdürſtiger Nachfolger ließ das grauſame Urtheil vollſtrecken.

Der letzte Dauphin.

Als dieſes erſeufzte und in der Folge beſeufzte Kind geboren wurde, da ſchien ganz Frankreich von Freude berauſcht, Alles jubelte, Alles machte Verſe. Der Eine führte die Liebesgötter zu der Wiege, um die ſchon die Furien ſtanden, jene flatterhaften Götter überreichten dem Dauphin

— — ample moisson de coeurs,
Tous les Français avoient donné les leurs.

(Der Dichter redete wahr, denn das Volk gleicht den Kindern, die ſehr bereitwillig ſchenken, aber im nächſten Augenblicke das Geſchenkte zurücknehmen.) Ein anderer Liebesgott führte an Blumenketten die Ziege Amalthea, um die Amme des neugebornen Jupiter zu werden, indeſſen wiederum andere

Considéroient avec un telescope
L'astre natal et dressoient l'horoscope,

Dieſe waren aber ſchlechte Aſtrologen, ſie prophezeiten gewaltig viel Glück. Dort ſaß ein Anderer und ſpann. Er hatte nämlich der Parze ihre Spindel geſtohlen, und ſpann nun einen außerordentlich langen Faden.

Qu'il file bien nos plaisirs et sa gloire:
Ah! qu'il promet de matiere à l'histoire!

Dieſe Prophezeiung iſt gewiſſermaßen eingetroffen. Die Geſchichte wird wenigſtens den letzten Dauphin nicht vergeſſen; wenn ſie gleich von dem plaisir und der gloire

nichts erwähnen ſollte. Auf die Liebesgötter folgen natürlich die Muſen. Eine derſelben

Chante Louis père d'un peuple heureux. —
L'auguste reine qu'on adore.

Die Beweiſe lieferte dies glückliche Volk ſieben Jahre ſpäter. Nun brachten alle Götter ihre Gaben.

Le père, dit Minerve, exemple des bons rois,
De mes plus tendres soins fut l'objet autrefois,
Je formerai le fils sur les vertus du père,
Je les embellirai de celles de la mère.

Aus dieſer Minerva wurde bekanntlich nachher der Schuſter Simon.

Ein anderer Dichter trat mit einer Kantate ſehr feierlich auf:

Il est né ce héros l'objet de tant de voeux!

Er weiſſagte das Heil der Welt und fragte:

Quel terme peut borner sa carriere éclatante?

Das Schickſal, in Trauer verhüllt, würdigte den Dichter keiner Antwort. Er fuhr fort zu weiſſagen:

L'univers va reprendre une face nouvelle,

Das iſt eingetroffen.

Quel brillant avenir se dévoile à mes yeux!

Auch das iſt eingetroffen. Er läßt hierauf die Sonne von einem reinern Feuer glänzen, verbannt alle giftige Winde, verſammelt alle Tugenden in Frankreich — (er hätte auch die Juden nicht vergeſſen ſollen) — und ſchließt mit der Verſicherung:

— — l'impitoyable Bellone
Ne ravagera plus l'espoir des laboureurs.

Das war freilich ein Irrthum und nicht der einzige. Ein anderer Reimſchmied fügte hinzu:

Tu regneras dans un heureux séjour,
Où le peuple a d'un fils le tendre caractère,
Où le monarque aimé par un juste retour
Est moins de ses sujets le maitre que le père.

Die Beweiſe von dieſer kindlichen Zärtlichkeit gegen den Vater ſind noch in friſchem Andenken.

Tauſende von Gedichten erſchienen damals, doch um ihren Inhalt zu kennen, brauchte man nur Eins zu leſen. Die Gelehrten wollten nicht zurückbleiben, ſie wetteiferten mit den Dichtern. Einer derſelben erzählte, daß bei der Geburt der berühmteſten Fürſten jederzeit Wunder und Zeichen geſchehen wären, oder doch merkwürdige Begebenheiten ſich zugetragen hätten. Am Alexander's Geburtstage verbrannte Heroſtrat den Tempel zu Epheſus (das war freilich das bedeutendſte Vorzeichen der Geburt eines Eroberers). Als Pompejus, Cäſar und Karl der Große auf die Welt kamen, da war der Himmel freigebig mit Phänomenen. Bei Franz des Erſten Geburt mußte die Sonne ſich einmal und der Mond ſich dreimal verfinſtern. Combien Messieurs, fährt der Gelehrte fort, l'astrologie se seroit distinguée dans un moment si flatteur pour la nation! Celle ci possedoit un roi adoré, une reine cherie (beide ſind enthauptet worden) mais il manquoit à ses desirs un rejeton digne d'eux, qui perpétuoit, pour le bonheur de la France, leurs bienfaits, leur

douce humanité et leurs vertus. Le peuple est dans les transports de la plus vive joie — chaque français semble prononcer avec plus de sensibilité et de dévouement le nom de Bourbon. (Jetzt darf sogar die Insel Bourbon nicht mehr genannt werden.)

Nun kommt er endlich auf die merkwürdigen Begebenheiten, welche die Geburt des Dauphin bezeichnen. Dieser wurde nämlich am 22. Oktober geboren, an demselben Tage schuf Gott die Welt, zufolge der Behauptung der jüdischen und arabischen Schriftgelehrten. Am 22. Juni feierten die Griechen ein großes Fest. Am 22. Juni schlug Hannibal die Römer bei Thrasimene. Am 22. Dezember vertrieb Ferdinand von Spanien die Mauren aus Sevilla und Murcia. Am 22. August stürzte Heinrich, Graf von Richmond, den König Richard III. vom Throne. Am 22. November wurde Karl Gustav von Schweden geboren. Am 22. Juli 1726 überwand Karl Martel die Saracenen bei Tours. Am 22. Mai (1059) wurde Philipp I. gekrönt. Am 22. Juli (1099) Gottfried von Bouillon als König von Jerusalem erkannt. Am 22. August (1338) gewann Philipp von Valois die Schlacht bei Montkassel. Am 22. Mai (1349) cedirte Hannibal, Dauphin von Viennois, seine Staaten an Frankreich, unter der Bedingung, daß der älteste Sohn des Königs jederzeit Dauphin genannt werden solle. Am 22. Februar (1402) wurde Karl VII. geboren, der die Engländer aus Frankreich trieb. Am 22. September (1435) schloß derselbe Monarch Frieden mit dem Herzog von Bourgogne. Am 22. Februar (1495) hielt

Karl VIII. seinen feierlichen Einzug in dem eroberten Neapel. Am 22. März (1594) that Heinrich IV. dasselbe in Paris. Am 22. September (1601) wurde Anna von Oesterreich, die Mutter Ludwig XIV., geboren, und am 22. August vermählte sie sich mit Ludwig XIII. An demselben Tage (1638) verbrannte Sourdis die spanische Flotte u. s. w. Endlich am 22. April (1781) beraubte sich Ludwig XVI. eines Theiles seiner Hofspracht, um den Armen in den Hospitälern Betten dafür anzuschaffen.

Hier endigte der Gelehrte seine historischen Nachforschungen. Schade, daß derselbe Ludwig, der, mit Aufopferung eines gewohnten Luxus, die Hospitäler mit Betten versorgte, am 21. und nicht am 22. Januar enthauptet worden, so ließe sich noch eine merkwürdige, wenn nicht Vorbedeutung, doch Nachbedeutung hinzufügen.

Ihr Großen der Erde! werft einen Blick auf dieses Blatt, und traut künftig noch den Schmeicheleien und Liebesversicherungen Eurer Unterthanen.

Quodlibet.

François de Beaumont (Baron des Adrets), in den französischen Religionskriegen berüchtigt durch seine schrecklichen Grausamkeiten, rühmte sich, in seinem Leben nur einen Menschen begnadigt zu haben, nämlich einen Soldaten, der ihn zu lachen zwang. Es war nach der Ein-

Mak. Das Herz danke, die Hand belohne. Was aus den Händen eines Fürsten nur Anerkennung des Verdienstes wäre, bleibt in den Händen eines guten Menschen reiner Ausdruck seines Gefühls. Das Erstere möge immerhin der stolze Mann verschmähn; das letztere darf er nicht ausschlagen, ohne dem Herzen weh zu thun, dem ein äußeres Merkmal seiner innern Wärme Bedürfniß ist.

Felix. Die feinsten Empfindungen zergliedern zu können, war von jeher ein Vorzug der Damen.

Mak. Da Schmeicheley keine Widerlegung ist, so darf ich annehmen, daß Sie nichts Gültigeres einzuwenden wissen. Meine Furcht, mißdeutet zu werden, ist verschwunden. (Sie zieht einen kostbaren Ring vom Finger.) Ich wage ohne Verlegenheit die Bitte, dieses Andenken an Ihre Freundin nicht durch eine Empfindlichkeiten zu entweihn. (Sie will ihm den Ring aufstecken.)

Felix. Ein Andenken? bedarf es dessen? — ein Andenken an Sie? ach! das Wort Freundin, das Sie eben aussprachen, welcher Diamant wiegt es auf?! — Der Gedanke, Ihr

Ritter

nahme von Mont-Briſſon, wo er die Kriegsgefangenen verurtheilte, von der Platte forme eines Thurmes herab in die Spieße der unten ſtehenden Soldaten zu ſpringen. Einer dieſer Unglücklichen hatte ſchon zweimal einen Anlauf genommen, und war immer wieder zurück gewichen. „Schämſt du dich nicht?" rief Beaumont ihm zu: »Zweimal ſchon biſt du umgekehrt."

»Ei zum Henker!" ſagte der Gefangene, »ſo brav Sie auch immer ſein mögen, ich will es Sie dreimal verſuchen laſſen." — Dies bon mot rettete ſein Leben.

* * *

Anton von Leyva rieth eines Tages Karl dem Fünften, ſich nach und nach mehrerer italieniſcher Fürſten zu entledigen, und ſich ihrer Staaten zu bemächtigen. »Aber das Gewiſſen?" wandte Karl ein. „Bah! Bah! das Gewiſſen!" erwiederte Leyva, »haben Ew. Majeſtät ein Gewiſſen, ſo müſſen Sie auch nicht Kaiſer ſein wollen."

* * *

Der bekannte Ablaßkrämer Tetzel reiſte von Leipzig mit einem geſpickten Beutel. Unterwegs fiel ein Buſchklepper ihn an, und nahm ihm den Beutel ab. Tetzel drohte mit ewiger Verdammniß. »Hat nichts zu bedeuten," ſagte der Buſchklepper, »ſchon vor einigen Tagen habe ich Euch gebeichtet, daß ich eine große Sünde begehen wolle, und Ihr ſelbſt habt mich abſolvirt."

* * *

Brügge war lange Zeit die reichſte Stadt in Flandern. Einſt befand ſich der König Philipp der Schöne

daſelbſt mit ſeiner Gemahlin Johanna, die von ihrer Königswürde einen ſeltſamen Begriff hatte; denn als ſie die Menge Damen um ſich her mit köſtlichern Diamanten, als ſie ſelbſt beſaß, bedeckt ſah, rief ſie empfindlich aus: »wie ſoll ich das verſtehen? ich glaubte allein Königin zu ſein, und ich finde hier überall Königinnen.« — Die gute Dame kannte Louiſen nicht, die ohne Diamanten überall die einzige Königin iſt.

* * *

In jener Schreckenszeit, als der grauſame Herzog von Alba die Proteſtanten in den Niederlanden erwürgen ließ, floh ein Mennonit vor einem ſpaniſchen Soldaten, der ihn verfolgte, und lief in der Angſt über einen nur ſchwach gefrornen Graben. Der Soldat verließ ſich darauf, daß das Eis auch ihn tragen würde, ſetzte hitzig nach, brach aber plötzlich ein. Da kehrte der wahre Chriſt augenblicklich um, und zog ſeinen Nachfolger aus dem Waſſer. Dankbar führte der Schein-Chriſt ſeinen Retter vor Gericht, und von da auf die Henkerbühne.

* * *

Eliſabeth durſtete nach dem Blute der Marie Stuart. Graf Leiceſter beſchwur ſie, glimpflich zu verfahren, ihre eigene Würde und die aller gekrönten Häupter nicht zu ſchänden. »Aber wie ſoll ich ſie los werden?« rief die erbitterte Königin. »Laſſen Sie ſie mit Anſtand hinrichten.« — »Mit Anſtand? wie?« — »Schicken Sie ihr keinen Henker, ſondern einen Apotheker.«

Eliſabeth bereute nachher oft, dieſen teufliſchen Rath nicht befolgt zu haben.

* * *

Der witzige Graf von Grammont, ſchon im hohen Alter, ſagte nicht gern, wie alt er ſei. Eines Tages ſpeiſte er an des Königs Tafel mit dem Biſchof von Senlis, einem Greiſe. »Wie alt meinen Sie wohl,« fragte Ludwig den Biſchof, »daß unſer Graf ſein möchte?«

»Ich bin drei und achtzig Jahre alt,« verſetzte der Prälat, »und der Graf muß wenigſtens eben ſo alt ſein, denn wir haben zuſammen ſtudirt.« — Sire! rief Grammont, Seine Hochwürden irren ſich; denn weder er noch ich haben jemals ſtudirt.

* * *

Demſelben brachte einſt ein Gascogner hundert Louisd'or zurück, die er von ihm geliehen hatte. Der Graf erſtaunte über die unerwartete Ehrlichkeit, und ſteckte das Geld in die Taſche. Einige Zeit nachher bat ihn der Gascogner abermals um ein Darlehen. »Mich nichten,« ſagte Grammont, »ich laſſe mich nicht zweimal betrügen.«

* * *

Einſt vergaß der hitzige Grammont ſich ſo ſehr, daß er einen königlichen Bedienten im Garten des Palaſtes durchprügelte. Als er eben noch in voller Arbeit war, ſah er plötzlich den König neben ſich ſtehen, und erſtarrte vor Schrecken. »Was gibt's hier?« fragte Ludwig ſehr ernſt. Grammont fühlte, daß es um ihm geſchehen wäre, wenn er ſich nicht durch ein demüthiges bon mot aus dem ſchlim-

men Handel zöge. »Nichts Sire,« verſetzte er mit großer Gegenwart des Geiſtes, »nichts, was der Aufmerkſamkeit Ew. Majeſtät würdig wäre. Es ſind blos zwei Ihrer Bedienten, welche Händel mit einander bekommen haben.« — Der König lächelte über die feine Wendung, drohte mit dem Finger und ließ es dabei bewenden.

* * *

Der Abbé Grancey hätte Soldat werden ſollen. Er ging mit zu Felde, und wagte ſein Leben trotz dem beſten Grenadier, blos um das fromme Vergnügen zu genießen, die Sterbenden auf dem Schlachtfelde zu abſolviren. In der Schlacht bei Turin fand er ſeinen Tod. Da ſagte ein Spaßvogel: »Der Abbé Grancey iſt vor Freuden geſtorben, daß eine Kanonenkugel ihn getödtet hat.«

* * *

Als die polniſchen Geſandten dem Herzog von Anjou ſeine Erhebung auf den polniſchen Thron ankündigten, war bei der feierlichen Audienz die Marſchallin von Retz die Einzige, die im Stande war, ihnen lateiniſch zu antworten.

* * *

Der Kaſtrat Farinelli, Günſtling des Königs von Spanien, wurde endlich Miniſter. »Er hat es wohl verdient,« rief Caſarelli, ein anderer Kaſtrat, »denn er hat die ſchönſte Stimme, die ich in meinem Leben gehört habe.«

* * *

Als der Kardinal Fleury noch Lehrer Ludwig des Fünfzehnten und der Marſchall Villeroi deſſen Hofmeiſter war,

ſchrieb der Letztere einſt ein Billet an den Erſteren, in einer Sache, die ihren Zögling betraf, allein ſo unleſerlich, daß Fleury es unmöglich entziffern konnte. Er bat daher den Marſchall, ſich deutlicher auszudrücken, damit man in Europa nicht ſagen möchte: der König von Frankreich habe einen Hofmeiſter, der nicht ſchreiben, und einen Lehrer, der nicht leſen könne.

* * *

Die berühmte Madame Dacier wollte 1682 Ludwig dem Vierzehnten ein Buch überreichen, es fand ſich aber Niemand, der es wagte, ſie vorzuſtellen, weil ſie eine Proteſtantin war. Montauſier, der den ſchönen, faſt einzigen Ruhm genoß, auch bei Hofe nie die Wahrheit zu verläugnen, übernahm es, wurde aber ſehr trocken vom Könige mit der Erklärung abgefertigt: er verbiete nicht allein, daß man ihm das Werk zueigne, ſondern er werde auch alle Exemplare desſelben confiſciren laſſen. »Wie, Sire?" ſagte der unerſchrockene Mann, »haben Sie vergeſſen, daß ein großer König kein Frömmling ſein darf? — Ich werde Madame Dacier in Ihrem Namen danken, und ihr hundert Louisd'or einhändigen, die Ew. Majeſtät mir wiedergeben mögen oder nicht." — Man weiß fürwahr nicht, was bei dieſer Anekdote bewundernswürdiger iſt: daß der edle Montauſier ſo zu ſprechen wagte? oder daß der ſtolze Ludwig keine Ungnade deshalb auf ihn warf? —

* * *

Vaugelas, einer der erſten franzöſiſchen Akademiker, der dreißig Jahre an ſeiner Ueberſetzung des Quintus Cur-

tius feilte, und, nachdem er sehr lange Kammerherr bei dem Bruder Ludwigs des XIII. gewesen war, dennoch in Armuth starb, verordnete in seinem Testamente, daß man zu Befriedigung seiner Gläubiger alle seine Habseligkeiten verkaufen und wenn das nicht hinreichend wäre, sogar seinen Leichnam an die Wundärzte so vortheilhaft als möglich verhandeln sollte.

* * *

Jedermann kennt die Niederlage der so genannten unüberwindlichen Flotte, mit welcher Philipp II. England erobern wollte. Auf dieser Flotte — so berichtet d'Aubigné in seiner Universalhistorie — befanden sich acht Franziskaner Mönche aus Kastilien, zwanzig dergleichen aus Portugal, neun und zwanzig Barfüßer aus Kastilien, sechzehn dergleichen aus Portugal, neun Augustiner aus Kastilien, vierzehn aus Portugal, zwölf Karmeliter aus Kastilien, neun aus Portugal, acht Barfüßer vom Orden des heiligen Franziskus aus Portugal, zwei und zwanzig Jakobiner, fünfzehn Jesuiten aus Kastilien und acht aus Portugal, zusammen nicht weniger als hundert und siebenzig Mönche.

* * *

In der Geschichte der Jungfrau von Orleans wird es stets unbegreiflich bleiben, daß die Franzosen selbst, nicht minder als die Engländer, zu ihrem Verderben mitgewirkt, denn obgleich die Verrätherei des Gouverneurs von Kompiegne nicht völlig erwiesen scheint, so ist doch gewiß, daß etwas mehr als Mangel an gutem Willen mit unterlief.

Warum that Karl VII. keinen einzigen Schritt zu ihrer Rettung? warum wechſelte er ſie nicht gegen engliſche Gefangene aus, deren er viele der Vornehmſten in Händen hatte? und wenn man ſie nicht auswechſeln wollte, warum beſtrafte er nicht der Engländer grauſames Verfahren durch das Vergeltungsrecht? —

* * *

Ein Herzog von Parma, dem es einſt gelungen war, ſeine zwiſtige Hofſchauſpieler-Geſellſchaft unter einander zu verſöhnen, rief aus: „ich werde mich ſo lange für den größten Staatsmann in Europa halten, bis irgend ein Fürſt mir beweiſt, daß er unter einer Schauſpieler-Geſellſchaft Frieden zu erhalten verſteht.“

* * *

Der Graf von Peterborough, einer der edelſten, bravſten Männer, die England jemals hervorgebracht, belagerte Barcellona mit ſeinen Truppen und deutſchen Hilfsvölkern, und zwang die Feſtung zur Uebergabe. Während er vor den Thoren der Stadt mit dem ſpaniſchen Gouverneur die Kapitulation abſchloß, vernahmen ſie plötzlich ein furchtbares Geheul in den Straßen. »Sie verrathen uns, Mylord,“ ſagte der Gouverneur, »während wir auf Treu und Glauben kapituliren.“ — »Mit nichten,“ verſetzte Peterborough, »ſicher ſind die Deutſchen eingedrungen. Laſſen Sie mich mit meinen Engländern in die Stadt, ich will ſie verjagen und dann zurückkommen, um die Kapitulation vollends abzuſchließen.“ — Der Gouverneur, in Vertrauen auf ſeinen edlen Feind, öffnete die Thore.

Peterborough, an der Spitze der Engländer, flog von Straße zu Straße, trieb die Deutschen vor sich her, entriß ihren Händen die Herzogin von Popoli, die sie zu entehren im Begriff standen, gab die Ohnmächtige ihrem Gemahl wieder, zog, zu großem Erstaunen der Spanier, mit allen seinen Engländern wieder aus der Stadt, und fing ganz ruhig die Unterhandlungen wieder an. — Armes L'''! warum hast du keinen Peterborough vor deinen Thoren. —

* * *

Einst wollte der Maler Mignard seinem berühmten Nebenbuhler Le Brun eine Schlinge legen, malte eine Magdalene, und ahmte, so täuschend als ihm möglich war, Guido Reni's Manier und Colorit nach. Dann ließ er das Gemälde durch einen Unbekannten zum Verkauf ausbieten, wohl wissend, daß der Käufer, wie gewöhnlich, ihn und Le Brun zugleich um ihre Meinung fragen würde. Es geschah. Mignard erklärte: Das Gemälde könne unmöglich von Guido Reni sein, er finde es dieses großen Meisters völlig unwürdig. Le Brun widersprach heftig, vielleicht aus Ueberzeugung, vielleicht auch nur um zu widersprechen. Da lächelte Mignard höhnisch, erklärend, er habe es selbst gemalt. »Nun wohl,« sagte der gereizte Le Brun, »so bitte ich Sie, in Zukunft immer solche Guido's, und nie einen Mignard zu malen.«

* * *

Ludwig XIV. litt nicht, daß man auf Spazirgängen ihn unbedeckt begleitete. Selbst in Gegenwart der Herzo-

gin von Bourgogne pflegte er zu sagen: „Meine Herren, bedecken Sie sich, die Frau Herzogin erlaubt es.“ — Sein Bruder hingegen war minder herablassend, weshalb Ludwig bisweilen lächelnd zu den Höflingen sprach: »Meine Herren, bedecken Sie sich, mein Bruder ist nicht hier.“

* * *

Als Ludwig XIV. im Jahre 1666 durch Rheims ging, überreichte ihm der Maire der Stadt einige Flaschen Wein, nebst einigen getrockneten Birnen von Roußelet, sprechend: »Sire! wir bringen Ew. Majestät unsern Wein, unsere Birn und unsere Herzen, das ist das Beste, was wir haben.“ — Bravo! sagte Ludwig, indem er lächelnd den lakonischen Sprecher auf die Schulter klopfte, »so liebe ich die Anreden.“

Nicht bei allen würde der wortkarge Maire so gut weggekommen sein, wenn er nicht wenigstens in der Geschwindigkeit alle Helden des Alterthums citirt hätte, um sich vor dem größern Helden demüthig zu verneigen. Birn und Herzen! Was fragt ein Eroberer nach Birn und Herzen?

* * *

Es gab einmal einen gottlosen Dichter Ligniere, von dem der scherzende Boileau zu sagen pflegte: »ich weiß von diesem Menschen nur eine einzige fromme Handlung: er hat nämlich einst ein ganzes Gefäß voll Weihwasser ausgetrunken, weil seine Geliebte ihren Finger hinein getaucht hatte.“

* * *

Andreas del Caſtagne, ein italieniſcher Maler, war ſo neidiſch auf die Verdienſte ſeines vertrauten Freundes Dominichino, daß er ihm zu Florenz auf der Straße im Dunkeln einen Dolch in die Bruſt ſtieß. Der ſchwer verwundete Dominichino ließ ſich zu ſeinem Freunde Caſtagne tragen, und ſtarb in deſſen Armen. — Ein freundliches Seitenſtück zu dieſem ſchwarzen Bilde haben die franzöſiſchen Komponiſten Rebel und Francoeur geliefert. Von Jugend auf die vertrauteſten Freunde, durch ihre Herzen wie durch ihre Kunſt eng mit einander verbunden, arbeiteten ſie ſtets gemeinſchaftlich; alle ihre Werke erſchienen unter beider Namen; beide wurden Direktoren der Pariſer Oper; beide Intendanten der königlichen Kapelle und Ritter des St. Michaels-Ordens. Wenn in einer ihrer Opern dieſe oder jene Arie beſondern Beifall erhielt, ſo erfuhr man nie, welcher von beiden der Verfaſſer ſei. Die Marquiſe von Pompadour, ihre Gönnerin und Beſchützerin fragte einſt Jeden für ſich, und erhielt keine andere Antwort, als: »Wir beide haben ſie komponirt.« — Francoeur hatte das Unglück ſeinen Freund zu überleben, aber noch zehn Jahre nach deſſen Tode, wenn man dem ſieben und achtzigjährigen Greis eine ſolche Frage vorlegte, erhielt man nie eine andere Antwort.

* * *

Duret, der Leibarzt des Kardinals von Vendôme, ſagte eines Tages: man müſſe Heinrich dem Vierten drei und zwanzig Kaiſerpillen zu verſchlucken geben; er meinte nämlich drei und zwanzig Dolchſtiche, wie Cäſar ſie em-

Retter gewesen zu seyn — welcher Diamant wird in trüben Stunden meiner Zukunft hellern Glanz in meine Seele werfen? Soll ich denn durchaus, so oft ich herab auf meine Hand blicke, mir zurufen: du bist bezahlt?

Nat. Ueber das verhaßte Wort! mein! mein! dieser Ring soll — wenn das Schicksal uns trennt — Ihnen die Gestalt einer Freundin zurückrufen —

Felix. O! diese Gestalt grub kein Diamant in mein Herz!

Nat. Der Nahmenszug ist von meinem Haar.

Felix. Ihr Haar, mit Brillanten umgeben, würde mich ewig daran erinnern, daß Natalie eine Gräfin ist.

Nat. Sie thun mir weh.

Felix. Das Schicksal hat nur Eine Blume auf meinen Weg gepflanzt; soll ich sie gegen diesen Ring vertauschen?

Nat. Sie thun mir sehr weh.

Felix. Ein Andenken haben Sie mir zugedacht — Sie halten mich für keinen alltäglichen Menschen — warum denn wie ein so gewöhn-

pfangen. Der König erfuhr es, haßte den Unſinnigen, that ihm aber nie etwas zu Leide. Das machte dieſen Duret ſo unverſchämt, daß er ſich ſogar, durch Marie von Medicis, um die erledigte Stelle eines königlichen Leibarztes bewarb. »Ich kenne ihn ganz,« ſagte Heinrich, »er ſoll froh ſein, daß ich ihn leben laſſe.« — Und der edle Monarch ließ wirklich einen Menſchen leben und frei herumgehen, der verſucht hatte, ſich näher an ihn zu drängen, um vielleicht jene verbrecheriſchen Worte in eine heilloſe That zu verwandeln.

* * *

Selten verdient ein Sekretär — zu deutſch Geheimnißbewahrer — ſeinen Titel mit ſo vollem Rechte, als der, deſſen Louvois ſich einſt bediente. Dieſer Miniſter hatte eine ſehr wichtige Depeſche von einem auswärtigen Geſandten erhalten, und diktirte die eben ſo wichtige Antwort, die folgendergeſtalt anhub: »Sie werden ſich wundern, daß ich mich in dieſer Sache einer fremden Hand bediene; allein Sie ſollen wiſſen, daß mein Sekretär ſo komplet dumm iſt, daß er nicht ein Wort von dem verſteht, was er ſchreibt.«

Inhalt.

	Seite
Briefe eines reisenden Lübeckers	9
Volksaufruhr in England im Jahre 1381	27
Die räthselhaften Gäste	33
Vendel	39
Wer kann für sich stehen!	41
Plato's Republik	48
Fielding's Portrait	51
Die Republik St. Marino	53
Piron und der Blinde	59
Politische Unterredung	60
Ludwig XIV., ein Physiognomiker	61
Fragment aus einer spanischen Chronik	65
Wer hat Recht?	66
Die Glücks-Quelle	69
Fragment aus den Memoiren der Madame de Motteville	72
Bericht der Hebamme, welche Heinrich dem Vierten sein erstes Kind brachte	109
Das Tulpenfest	120
Das brave Weib	122
Der Zweizüngige	127
Die Farbe der Trauer	128
Die gefährliche Liebesprobe	131
Vertheidigung der Menschenfresser	142
Die Kraft des Glaubens	147
Ueber gedruckte Lügen, Galilei betreffend	170
Der betrafte Muthwille	182

	Seite
Livius und Sallust	186
Die eigenmächtigen Censoren	188
Wundersame Bekehrung einer Schauspielerin	190
Der Kleinigkeitsgeist	209
Parallele zwischen Marie Stuart und Margarethe von Valois	212
Montesquieu und Piron	214
Besuch der Königin Christine von Schweden in Frankreich	216
Der heilige Ludwig	227
Crebillon und die Ratte	230
Die Wuth der Zweikämpfe	232
Der gesegnete Strand	238
D'Aubigné	240
Ein Schreiben des Kardinal Granvella	250
Lehren einer Großmutter an ihre Enkelin	254
Sie und Du	258
Voltaire's Portrait	260
Urtheil eines Engländers über das französische und englische Theater	263
Die Neutralen	268
Die barmherzigen Schwestern	269
Die Decenz der Türken	271
Wink und Warnung für Geschichtschreiber	272
Ueber Theater	274
Die Waldenser und die Feldmäuse	280
Der letzte Dauphin	283
Quodlibet	287

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Vierunddreißigster Band.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Die Biene,

oder:

Neue kleine Schriften

von

August von Kotzebue.

Zweiter Theil.

...VERS.
LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Die Biene.

Die Kapelle am Ufer des adriatiſchen Meeres.

Wenn der Küſtenfahrer im adriatiſchen Meere von der kleinen Inſel Milete hinüber nach Raguſa ſteuert, ſo erblicket er, rechter Hand am Ufer, eine Kapelle mit einem vergoldeten Kreuze, und in geringer Entfernung von derſelben ein ziemlich verfallenes Felſenſchloß. Alſobald läßt jeder Matroſe die Arbeit ruhen, um, mit ſeiner rothen Mütze zwiſchen den gefalteten Händen, ein frommes Stoßgebet hinüber zu ſenden. Vor Kurzem befanden ſich mehrere Paſſagiere auf einem ſolchen Schiffe, unter Andern auch ein Deutſcher und ein Raguſaner. Der Letztere hatte ſich viele Jahre in Wien aufgehalten; der Erſtere wollte, nach Art ſeiner Landsleute, Alles wiſſen, alles ergründen, folglich auch den Urſprung dieſer Kapelle, die, nach ihrer Bauart zu urtheilen, eben nicht alt zu ſein ſchien. Der gefällige Raguſaner ſetzte ſich zu dem neugierigen Deutſchen auf das Verdeck und erzählte:

In Karlsbad ſahen Louiſe und Robert ſich zum erſten Male; ſie eine vaterloſe Waiſe, die Begleiterin einer kränklichen Mutter; er der jüngere Sohn aus einem angeſehenen Hauſe; ſie ſchön, jung, arm und fröhlich; er zehn Jahre älter, ein wenig ernſt, ein wenig düſter, doch nicht minder ſchön und arm. »Dein Vater war ein wackerer Mann von gutem alten Adel,« hatte zu Louiſen ihre Mutter geſagt, »er verwaltete eine Reihe von Jahren hin-

gewöhnliches Geſchenk? — (ſtotternd) wie, wenn ich kühn genug wäre, Sie ſelbſt um Eines zu bitten?

Nat. (ſehr verwirrt) Wenn ich es zu geben vermag —

Felix. Es iſt freylich koſtbarer als dieſer Ring, denn es bezeichnet den Werth Ihres gefühlvollen Herzens —

Nat. Ich verſtehe Sie nicht —.

Felix. Als in den erſten Tagen nach jener glücklichen Begebenheit, ein heftiges Fieber den Anſchein meiner Gefahr vermehrte, da haben Sie, gnädige Gräfin — Rösgen iſt mein Gewährsmann — da haben Sie — Thränen um mich vergoſſen. — Natalie Thränen um den armen Felix! — dieſe Thränen können Sie nicht wieder zurücknehmen; Sie können mich nicht wieder arm machen; kein Unglück kann mir meinen Schatz rauben — Natalie hat um mich geweint! — der Arzt hat gut reden, ich weiß wohl, wem ich meine Genesung verdanke.

Nat. Konnten Sie an meiner Theilnahme zweifeln?

Felix.

durch einen angesehenen Posten bei den Finanzen und starb dennoch in Armuth. Der Fürst klagte laut, daß er Einen seiner treuesten Diener verloren, der ihm Millionen erspart, und gab mir — zweihundert Gulden Pension. Folglich wirst du dein künftiges Glück blos deiner Schönheit und Tugend verdanken."

»Dein Bruder ist Majoratsherr," so hatte zu Robert sein Vater gesprochen, »folglich bist du ein armer Teufel, dem nichts anders übrig bleibt, als hinter der Trommel sein Glück zu suchen. Eine Lieutenantsstelle hat mein Einfluß dir verschafft; ein paar Hände voll Dukaten will ich dir jährlich zuwerfen, und Uebrigens magst du sehen, wie du durch die Welt kommst."

Beide Ermahnungen blieben nicht fruchtlos, denn Louise schmückte ihre Reize mit Tugenden und Talenten, Robert seinen Muth durch Fleiß und Ehrgefühl. Auch hatten Beide noch eine Warnung der klugen Eltern — vor jener Liebe sich zu hüten, die ohne Sang und Klang durch die Augen in das Herz schleicht — bis jetzt gewissenhaft befolgt. »Nur ein wohlhabender Mann darf dir gefallen," predigte die Mutter, als ihre Tochter fünfzehn Jahre alt wurde, und weil man in diesem Alter die Liebe noch nicht kennt, so nickte Louise freundlich, und antwortete: »das versteht sich."

»Nur ein reiches Mädchen kann deine Gemahlin werden," predigte der Vater, als der Sohn in die Welt trat, und weil Robert eben von der ersten Wachtparade kam, mit vielem Wohlgefallen seine neue Uniform beschauend, so

lächelte er und antwortete: »das versteht sich.« — Es verstand sich aber nicht. Denn als nun Beide in Karlsbad zusammen trafen, da schien die dortige Quelle, in Rücksicht jener Warnung, für sie ein Lethestrom zu werden. Indessen rings um sie her die Brunnengäste Gesundheit schlürften, erkrankten ihre Herzen. Louisens Munterkeit und Robert's Ernst verschmolzen mild in einander, beide gewannen an Liebenswürdigkeit, doch nur unter vier Augen; denn in großen Zirkeln bemächtigte sich ihrer eine kleinstädtische Verlegenheit; sie gaben sich unendliche Mühe, zu verbergen, was ohne diese Anstrengung kein Mensch gesehen hätte, nun aber Jedermann gewahr wurde, selbst die Herren, die mit Brillen auf den Nasen im sächsischen Saale herum liefen. Die Brunnengäste hatten sich schon längst die Bemerkung — »das Pärchen liebt sich« — zugezischelt, als Robert und Louise noch mit keiner Silbe das öffentliche Geheimniß einander zu vertrauen wagten.

Endlich traf er sie einmal, in sanfter Schwermuth hingegossen, am Dorotheen-Steine. Der Geist der Liebe, der bekanntlich um diesen, der anmuthigsten Sterblichen errichteten Stein schwebt, hauchte ihnen den Muth ein, sich stammelnd zu erklären; da wurden schnell die Herzen, und in der nächsten Minute auch die ersten Küsse getauscht.

Jedermann weiß — und bedauernswürdig ist der Arme, der es noch nicht weiß — daß der erste Kuß die ganze Seele auf die Lippen zieht, während die übrigen Sinne feiern: also war es kein Wunder, daß die Liebenden den fremden Fußtritt im Grase nicht rascheln hörten, und den rothen

flatternden Shawl nicht ſahen, der ſeitwärts vorüber rauſchte. Es war die junge, luſtige Frau von Wickenfeld, die plötzlich Bravo! rief, und lachend in die Hände klatſchte. Glühend flog Louiſe von ihrem Sitz empor, ſank bebend wieder zurück, und hätte ſich gern unter dem Dorotheen-Steine begraben. Robert ſtand und ſah der Lauſcherin mit zweifelndem Ernſt in das blitzende Auge.

»Warum ſo erſchrocken, liebes Kind?" ſagte Frau von Wickenfeld, „bin ich denn nicht auch ein Weib? — warum ſo ernſt, Herr Lieutenant! etwa weil Sie mir ſelbſt ein wenig die Kour gemacht haben? das hat nichts zu bedeuten. Ich bin Ihre Freundin, Ihre Vertraute, wenn Sie wollen." — Wirklich hatte Robert ſich die Zeit ein wenig mit ihr vertrieben, ehe er Louiſen kannte; man wollte ſogar wiſſen, er ſei an einem dunkeln Abend durch ein Pförtchen bei ihr eingelaſſen worden, während der alte todtkranke Herr von Wickenfeld ſein Teſtament machte. Glücklicherweiſe hatte Louiſe von ſolchen böſen Gerüchten nichts vernommen; ſonſt würde Robert mit allen ſeinen Vorzügen ſchwerlich ihr Herz gefeſſelt haben; denn jede Frau begehrt von dem Geliebten, und nicht ſelten ſogar von dem Ehemanne, daß ſie die Erſte und Einzige ſei, für welche er Liebe empfunden, vor allen Dingen die Erſte und Einzige, in deren Armen er ſich im Becher der Wolluſt berauſcht. Ueber dieſer letzten Forderung halten die Frauen ſo unerbittlich ſtreng, daß oft das größte Unheil daraus entſpringen würde, wenn ſie nicht zum Glück wiederum ſo leichtgläubig wären, daß ſie jeder kecken Verſicherung des geliebten

Betrügers gern vertrauen. Auch ihrem Robert glaubte Louise auf sein Wort, daß er der Frau von Wickenfeld höchstens einige unbedeutende Schmeicheleien vorgesagt; es mochte aber doch wohl etwas mehr gewesen sein, denn die junge, hübsche Witwe verbarg ihre Empfindlichkeit nur schlecht, obschon mehr als zu gut, um den Augen zweier Liebenden zu entschlüpfen, die keine Augen hatten als für sich selbst, und die einer Vertrauten so bedürftig waren. Ja fürwahr, die Liebe macht nicht blos für den geliebten Gegenstand blind, sondern auch für Jeden, der sein Ohr gefällig leiht, um ihre Klagen oder Hoffnungen aufzunehmen. Klagen und Hoffnungen legten Robert und Louise mit dem kindlichsten Vertrauen in den Busen der Frau von Wickenfeld nieder, und wurden von ihr ermuntert, geneckt, getröstet und ausgelacht.

Da Louisens kränkliche Mutter keine Gesellschaften besuchte, aber doch von Herzen wünschte, daß ihre Tochter in der großen Welt bemerkt werden möchte, so hörte sie nicht ungern, daß eine Dame aus der großen Welt ihren Liebling in Affektion genommen, und sich erboten, ihn überall zu präsentiren. Louise kam also ihrer Gönnerin wenig von der Seite, und wurde mit so mütterlicher Sorgfalt von ihr bewacht, daß sie nur selten, nur Minuten lang den Geliebten allein sprechen konnte; denn unter dem Vorwand, Ueberraschungen zu verhüten, die nicht immer so glücklich ablaufen würden, wie die am Dorotheen-Steine, begleitete Frau von Wickenfeld ihre unerfahrene Nebenbuhlerin auf jedem Spazirgange, war Zeugin jedes Gesprächs, schien

gar nicht zu bemerken, wie läſtig ihre Gegenwart ſei, und kurz, ſie ſpielte die Dumme mit der freundlichſten Unbefangenheit.

Dennoch fühlten die Liebenden ſich glücklich, denn ſie waren täglich beiſammen, und, was ſie einander nicht laut ſagen durften, laſen ſie wie gedruckt Einer in des Andern verſtohlenen Blicken. So verſtrichen mehrere Wochen. Plötzlich erſchien ein Brief von Robert's Vater, der ihm meldete, er ſei zum Hauptmann in der hannövriſchen Legion ernannt, und müſſe ſogleich zurückkehren, um ſich nach England einzuſchiffen. Dabei wiederholte der alte Herr ſehr ernſtlich die Ermahnung, ſich ja mit keinem unbegüterten Mädchen zu verplempern. Er hatte dieſen Punkt in mehreren Jahren nicht berührt, weshalb es den Sohn befremdete, eben jetzt daran erinnert zu werden. Er muſterte in Gedanken alle Badegäſte aus ſeiner Gegend, um zu errathen, welcher von ihnen dem ſtrengen Vater einen Wink gegeben habe; doch nie ſchweifte ſein Verdacht bis zu der hübſchen, freundlichen Frau von Wickenfeld. Willkommen war ihm die Beförderung zum Hauptmann, denn ſie führte einen Schritt näher zu dem ſchönen Ziele einer Verbindung mit Louiſen, aber unwillkommen der Befehl zur Abreiſe. Doch er war Soldat, die Ehre rief, er mußte gehorchen. Frau von Wickenfeld, Verwunderung und Mitleid heuchelnd, beförderte ſelbſt eine geheime Zuſammenkunft der Liebenden, um das letzte, zärtliche Lebewohl auszuwechſeln; ja ſie blieben ſogar einige Minuten allein. Daß Küſſe und Schwüre dieſe Minuten in Sekun-

den verwandelten, verſteht ſich ohnehin. Als die Vertraute zurück kam, fielen beide ihr um den Hals, und baten ſie mit Thränen um die Erlaubniß, einen geheimen Briefwechſel unter ihrer Adreſſe zu führen. Auf die gefälligſte Weiſe wurde die Bitte zugeſtanden, und Robert entfernte ſich mit der ſüßen Ueberzeugung, daß Niemand auf der Welt eine edlere Freundin, eine treuere Geliebte beſitze. Von jeder Station ſchrieb er dicke Briefe, und erzählte, wie er fechten, avanciren, Schätze und Lorbeern ſammeln, und nach einigen Jahren beide zu den Füßen der Geliebten niederlegen wolle. Die dicken Briefe wurden alle richtig eingehändigt, und Louiſe beantwortete ſie nicht minder redſelig, und fand in dieſem ewigen Leſen und Schreiben ein ſo unerſchöpfliches Vergnügen, daß ſie kein anderes mehr vermißte. Es füllte ihre ganze Zeit, denn wußte ſie Robert's letzten Brief auswendig, ſo fing ſie beim erſten wieder an.

Dieſe ſüße Beſchäftigung, ſammt der Erinnerung, daß Robert dann und wann einen Hang zur Eiferſucht bewieſen, leiteten ſie auf den Entſchluß, allen Geſellſchaften ſich zu entziehen, und allein ihrer Mutter, oder vielmehr ihrem Herzen zu leben. Aber Frau von Wickenfeld bewies ihr bald, daß ſie allen Badegäſten zum Geſpött dienen werde, wenn ſie, gleich nach des Hauptmanns Abreiſe, ſich in die Einſamkeit vergrabe. »Man murmelt ohnehin ſchon,« ſagte das ſchlaue Weib, »man könnte Wunder denken — Sie verſtehen mich. Kurz, ich bitte Sie um Gotteswillen, thun Sie ſich Gewalt an.«

Zu diesen Ueberredungsgründen gesellte sich der Befehl der Mutter, die durchaus verlangte, ihr schönes Kind sollte gesehen und viel gesehen werden. O hätte Louise dieser schwachen aber wackern Frau ihr Herz vertraut! hätte sie nie vergessen, daß selbst für eine schuldige Tochter keine Freistätte sicherer ist, als der mütterliche Busen! allein sie fürchtete die kränkliche Frau, der nur ein reicher Eidam willkommen schien, zu betrüben; und obgleich die Liebende selbst fest überzeugt war, daß der Geliebte in Kurzem gewaltig reich und vornehm zurückkehren werde, so kannte sie doch ihre Mutter viel zu gut, um sich mit der Hoffnung zu schmeicheln, auch ihr diese Ueberzeugung einzuflössen. Sie schwieg also, und begleitete Frau von Wickenfeld nach wie vor zu Bällen und Assembleen.

Aber blaß und schmachtend sah sie aus, und immer blässer, immer schmachtender, weil Robert's Briefe seltener wurden. Das vermehrte ihre Reize und ihre Bewunderer. Vor Allen wurde sie von dem reichen Baron Frauenthal ausgezeichnet, einem Manne, zwar schon im Herbste seines Lebens, allein Besitzer der schönsten Güter in Ungarn, Siebenbürgen und sogar in Dalmatien; dabei ein feiner, gebildeter Mann von imponirender Gestalt, vertraut mit dem Ton der Welt und ihren Sitten. Er machte Louisen förmlich den Hof, und verstand sich bald mit Frau von Wickenfeld, deren geltendes Ansehen bei dem schönen Mädchen ihm nicht entging. Er ließ sich sogar bei der Frau von Dalling (so hieß die Mutter) einführen, die durch den bloßen Gedanken an einen solchen Eidam kräftiger er-

quickt wurde, als durch den Sprudelquell und den Egerbrunnen. Frau von Wickenfeld begünſtigte aus allen Kräften die Wünſche des Barons, ließ ihn oft Stunden lang mit Louiſen allein, und kümmerte ſich wenig um die Verlegenheit des klagenden Mädchens.

Von Robert war nun ſchon ſeit mehrern Wochen kein Brief mehr angelangt, obgleich die Paquetboote damals richtig nach Curhaven kamen. Frau von Wickenfeld ermangelte nicht, in jedem Zeitungsblatt die Ankunft derſelben Louiſen bemerklich zu machen, auch war bekannt, daß die hannövriſche Legion glücklich in England gelandet ſei. Doch immer vergebens harrte die Trauernde von Poſttag zu Poſttag, keinen Seufzer der Liebe trugen die Winde über das Meer.

»Er iſt todt!« jammerte ſie. — »Nichts weniger,« ſchüttelte die Vertraute, »er iſt ein Mann, wie ſie Alle ſind.« — Es verſteht ſich, daß Louiſe ihr nicht glaubte, denn lieber hält ein Mädchen den Geliebten für todt, als für einen Mann, wie ſie alle ſind. Die erfahrene Freundin ließ ſich nicht abſchrecken; ſie wurde nicht müde, kleine Winke hin zu werfen, gelegentlich Beiſpiele von männlichem Flatterſinn zu erzählen, bis das geängſtete Mädchen die Möglichkeit ſich dachte, ein gleiches Schickſal zu erleben. Doch nur den Glauben konnte Frau von Wickenfeld erſchüttern, die Hoffnung nicht.

Indeſſen wurde der Baron täglich verliebter, täglich dringender. Noch hatte kein Frauenzimmer ihm widerſtanden, er ſchob daher auch Louiſens ſcheues Zurückziehen blos

auf Rechnung einer kindiſchen Blödigkeit, hielt für gut, in ſeinen Jahren den Roman von hinten anzufangen, und warb geradezu bei der Mutter um der Tochter Hand. Die gute Mutter ſchwamm in Freudenthränen; ſie bat ſich, Wohlſtands halber, nur einige Tage Bedenkzeit aus, die der Baron mit einem vornehmen Lächeln ihr zugeſtand. Mit Entzücken ſchloß ſie jetzt Louiſen in ihre Arme, ſich und ihr Glück wünſchend. Doch wie groß war ihr Erſtaunen, als Louiſe ſchluchzend ihre Knie umfaßte, um ein Bekenntniß abzulegen, welches ſchon zwei Monate früher die kindliche Pflicht von ihr heiſchte. Die gute Mutter verzieh ihrem Liebling das ſpäte, nur durch den Drang der Umſtände abgepreßte Vertrauen, fühlte ſogar ſich ſtark genug, dem Wunſche des einzigen Kindes den ihrigen aufzuopfern; nur ſollte dieſer Wunſch nicht ganz von der Einbildungskraft zehren, die Liebe nicht im Luftſchloß wohnen, ſondern in der Ferne wenigſtens ein Hafen zu erblicken ſein, nach dem ſie ihre bunte Gondel ſteuern könne. Jetzt, bei dem zweideutigen Stillſchweigen des Herrn Hauptmanns, ſchien es doch fürwahr allzu launenhaft, das angebotene Glück um ſeinetwillen zu verſcherzen. Dieſe Ueberlegung mußte freilich ſelbſt eine Verliebte vernünftig finden, und wenn ſie gleich das Glück, von dem die Rede war, in keinem Falle für das ihrige erkannte, ſo hatte doch der Gedanke, ihre alte kränkliche Mutter von allen Sorgen der Zukunft zu befreien, großen Reiz für ſie. Die Güte dieſer Mutter, die rührende Reſignation auf eigenes Wohlleben, wenn ſie dem einzigen Kinde das Glück der

Liebe dadurch erkaufen könne, erweckte auch den Muth der Tochter. Sie bat nur noch um die Vergünstigung, einen letzten Brief an Robert zu schreiben, und erklärte standhaft: wenn auch dieſer unbeantwortet bliebe, oder mit allzufernen Hoffnungen ihr ſchmeichle, ſo wolle ſie ohne Murren ſich ihrem Schickſale unterwerfen.

Bei dieſer ganzen Verhandlung wurde Frau von Wickenfeld fleißig zu Rathe gezogen; ſie billigte alles und übernahm es, Louiſens Brief ſicher zu befördern. Indeſſen drang der Baron auf Antwort. Die redliche Mutter glaubte, ihm die Lage der Sachen nicht verheimlichen zu dürfen, ſie ſagte ihm Alles. Die Entdeckung ſchien ihn nicht zu überraſchen, auch nicht abzuſchrecken. Ein lächelnder Hohn ſchwebte um ſeine Lippen. Er gab zu verſtehen, dieſer letzte Verſuch ſei völlig überflüſſig, indeſſen wolle er ſich auch noch in dieſe Grille fügen. Nur Eines, ſagte er, falle ihm ſchmerzlich. Die Kurzeit lief zu Ende, Frau von Dalling machte Anſtalten zur Abreiſe; ihr Wohnort war in einer fremden, ſehr entlegenen Provinz, ihm nicht vergönnt, ſie dahin zu begleiten; wie würde er des Hauptmanns Antwort ſchnell genug erfahren? und wenn ſie günſtig für ihn ausfiele, wie konnte einem Manne in ſeinem Alter zugemuthet werden, mit beſchwerlichen Hin- und Herreiſen die koſtbare Zeit zu verlieren? darum ſchlug er mit den einſchmeichelndſten Gründen vor, Frau von Dalling ſolle ſich indeſſen nach Prag begeben; die Zerſtreuungen jener angenehmen, von einem liebenswürdigen Adel bewohnten

Felix. Ich habe Ihrem erzählt; sie hat mir den kleinsten Umstand tausendmal wiederholen müssen — Sie trugen eine himmelblaue Schleife an Ihrer Brust — diese Schleife wurde von Ihren Thränen naß — es ist vielleicht die nemliche, die Sie jetzt tragen — Sie haben mir ein Andenken zugedacht — — ich wage es nicht, weiter zu reden. (Pause.)

Nat. (in großer Verlegenheit, nimmt die Schleife von ihrer Brust, und giebt sie ihm errötend.)

Felix. (drückt die Schleife entzückt an seine Lippen und eilt fort.)

Nat. (steht verlegen) Was hab' ich gethan! — was hat mein Herz gethan! — (sie eilt plötzlich fort und fällt auf Ottilien, der sie sich in die Arme wirft.)

Vierte Scene.

Natalie und Ottilie.

Nat. Ottilie! liebe Ottilie! ich habe einen dummen Streich gemacht.

Ott. Natalie; liebe Natalie! ich habe deren wohl hundert in meinem Leben gemacht

Nat.

Stadt würden ihr als heilsame Nachkur dienen; er besitze dort ein völlig eingerichtetes Haus, welches ganz zu ihrem Befehle stehe, auch werde seine Gegenwart dem Fräulein keinen Zwang auflegen, oder ihren Ruf gefährden, denn Geschäfte riefen ihn nach Wien, von da er nicht eher zurückkehren wolle, bis ein Wink von der gnädigen Frau ihn dazu berechtige.

Louise bezeigte großen Widerwillen gegen diese Einrichtung, und allerdings war es wohl noch zu früh, ein solches Anerbieten anzunehmen, welches doch immer schon eine nähere Verbindung voraussetzte; allein die schwache Mutter konnte der Lockung nicht widerstehen, in Prag auf eine so wohlfeile Weise eine glänzende Rolle zu spielen. Frau von Wickenfeld erbot sich zur Begleiterin, und der Vorschlag wurde angenommen. Alsobald schickte der Baron eine Staffette voraus, um zu ihrem Empfang alles vorzubereiten. Am Tage der Abreise begleitete er seine Gäste ehrerbietig bis an den Wagen und blieb zurück. Die Reisenden fanden auf allen Stationen bestellte Pferde und Erfrischungen; Jedermann empfing sie mit zuvorkommender Höflichkeit, Niemand begehrte oder nahm Geld von ihnen. Frau von Dalling fand das sehr behaglich, und als sie vollends am zweiten Abend in Prag anlangte, der Wagen vor einem schönen, erleuchteten Hause hielt, reich gekleidete Bediente mit schweren silbernen Armleuchtern sie auf der Treppe empfingen, und in eine Wohnung führten, von der sich schwerlich entscheiden ließ, ob sie zum Tempel des Luxus oder der Bequemlichkeit bestimmt sei; da fiel sie der Tochter

mit dem Ausruf: ach Louiſe! um den Hals, und ob ſie gleich dann ſchweigend ſich auf den ſchwellenden Divan warf, ſo ſtanden doch ihre geheimen Wünſche ſehr lesbar in den funkelnden Augen.

Frau von Wickenfeld trommelte lächelnd an den Fenſtern von Spiegelglas, und meinte, in einem ſolchen Feenſchloſſe könne man ſchon einen undankbaren Sterblichen vergeſſen, Louiſe ſchwieg beklommen. — Am andern Tage wurden verſchiedene Empfehlungsſchreiben des Barons abgegeben, deren keines ohne freundliche Wirkung blieb. Man zog die Fremden ſchnell in die erſten Zirkel, man behandelte ſie mit der feinſten Aufmerkſamkeit. Ob nun gleich in dem Hauſe des Barons der Beutel der Frau von Dalling durch keine Ausgabe erſchöpft wurde, ſo machten doch die täglichen Geſellſchaften, in welchen die mütterliche Eitelkeit die ſchöne Tochter bewundert zu ſehen begehrte, großen Aufwand nothwendig, der ihre Kräfte weit überſtieg. Doch ihre daraus entſpringenden Sorgen räumte Frau von Wickenfeld ſchnell aus dem Wege.

»Warum borgen Sie nicht?« ſagte ſie mit leichtem, zuverſichtlichem Tone; »die Schwiegermutter eines ſolchen Eidams findet überall Kredit, und ein paar tauſend Thaler mehr oder weniger, was kümmert das den reichen Baron Frauenthal?«

Die ſchwache Dame ließ ſich beſchwatzen und häufte in wenigen Wochen ſo viele Schulden, daß, wenn ihre Hoffnung ſcheiterte, ſie nothwendig Prag als Bettlerin oder

Betrügerin hätte verlaſſen müſſen. Selbſt Louiſe proteſtirte nicht immer ernſtlich genug gegen den vielen Schmuck und Tand, den die Mutter täglich auf ihrem Nachttiſche ausbreitete, denn ſie blieb ein Mädchen; und obſchon man zu ſagen pflegt: die Liebe beſiege alles, ſo iſt doch die weibliche Eitelkeit wunderſelten von ihr beſiegt worden.

Indeſſen war die Zeit, in welcher Robert's Antwort erſcheinen ſollte, ſchon verſtrichen. Louiſe wurde leiſe daran erinnert — ſie ſchwieg — die Erinnerung wurde lauter wiederholt — ſie bat nur noch um eine Woche — dann wieder um eine — und dann um die letzte. In dieſer letzten endlich kam der erſeufzte Brief, doch nicht an Louiſen, nur an Frau von Wickenfeld gerichtet. Er ſchrieb: »Liebe Freundin, ich bedaure die Zeit und das Papier, welche Sie verſchwendet haben, um mich an eine Perſon zu erinnern, die ich nie geſehen zu haben wünſchte. Ich bin durchdrungen von der Ehre, welche Fräulein Dalling mir erzeugt, halte mich aber ihrer unwerth. Möge ſie in Gottes Namen den Baron Frauenthal, oder irgend einen andern ihrer zahlreichen Bewunderer, durch ihre Hand beſeligen; ich bin entſchloſſen, in der Ferne ein ſtiller Zeuge ihres Glückes zu bleiben.« — — Arme Louiſe! du bebteſt, als der Brief eröffnet wurde — du lachteſt wild auf, als die grauſame Freundin ihn vorlas — du riſſeſt das Blatt aus ihren Händen, erkannteſt die Hand und wollteſt deinen Augen nicht trauen. Welch eine Nacht folgte auf dieſen Abend! welch ein Morgen auf dieſe Nacht! — »Sein Sie doch nicht kindiſch,« ſagte Frau von Wickenfeld, »lernen Sie doch

endlich die Männer kennen, deren sogenannte Herzen blos in den Augen sitzen, denn sobald sie diese wenden, so wendet jenes sich mit. Sie erfahren das zum ersten Male, darum schmerzt es noch so tief. Ich — die ich mir einbilde, auch noch jung und hübsch zu sein — habe dergleichen oft erfahren, und keine meiner Bekannten darf sich eines Vorzugs rühmen.

Die schöne Dame kannte weder Louisen noch die Liebe, wenn sie solchen Trostsprüchen Kraft zutraute. Freilich konnte und wollte die Verlassene den Treulosen nicht vertheidigen, aber ein geheimer Wunsch regte sich doch noch immer in ihrer Seele: Ach! daß ich ihn vertheidigen könnte! — folglich haßte sie ihn nicht. Ja, sogar auf ihre gereizte Empfindlichkeit, ihre verwundete Eitelkeit, hatte Frau von Wickenfeld — Louisen nach sich beurtheilend — vergebens gerechnet, denn auch jetzt noch bezeigte sie nicht das mindeste Verlangen, Baronin Frauenthal zu werden, und hätte gern haltbaren Vorwand zu neuem Aufschub ersonnen. Allein die Mutter deutete mit düsterm Ernst auf einen Haufen unbezahlter Rechnungen, und erklärte seufzend: sie müsse Prag beschimpft verlassen, wenn die Tochter ihr Versprechen nicht erfülle.

Das entschied. Frau von Wickenfeld sandte eine Staffette nach Wien; der Baron kam schneller als die Staffette zurück, und in wenigen Tagen schleppte er seine Beute zum Altare. Die Augen des Bräutigams glühten, die der Braut erloschen; die Augen der Mutter schwammen in süßen Thränen, die der Freundin frohlockten.

Louise war nun eine reiche Frau. Sie konnte ihre Ohrläppchen durch Brillanten um einen halben Zoll verlängern; die Weiße ihres Busens durch gelbe Spitzen erhöhen; sie konnte, so oft es ihr beliebte, die glänzendste Equipage anspannen lassen; mitten im Winter ihre Treppe mit einem Blumengarten schmücken, und was dergleichen beneidete Vorzüge mehr sein mögen; aber ihre Ruhe, ihr kindlicher Frohsinn waren entwichen. Eifersüchtig wie — ein Tiger hätte ich fast gesagt, wenn Verleumdung selbst gegen Tiger zu entschuldigen wäre; nein, eifersüchtig wie ein Mann, der da weiß, daß er beinahe dreißig Jahr älter ist, als seine schöne Frau, so zeigte sich der Baron gleich nach der Vermählung. Das edle Vertrauen, welches man ihm bewiesen, indem man ihm Louisens Liebe zu Robert nicht verschwiegen, wurde jetzt für die Unglückliche eine unerschöpfliche Quelle von ausgesuchten Qualen. Täglich neckte und verhöhnte er sie, bald mit bitterm Schmerz, bald mit unfreundlichem Ernst. Wenn sie einmal in Gedanken sich verlor, so bemerkte er hämisch, Robert sei vermuthlich der Gegenstand derselben. Wenn etwa ein fremder Offizier in einer rothen Uniform sich blicken ließ, so tobte er wie ein Unsinniger, behauptend, sie habe ihm seufzend nachgesehen. Tausendmal warf er ihr vor, daß sie ihm nur eine von Robert verschmähte Hand gereicht; und wenn sie ihn demüthig erinnerte, ihm sei ja nichts verschwiegen worden, er habe Alles vorher gewußt, so erbitterte das Gefühl seines Unrechts ihn nur noch heftiger, und riß ihn oft zu den gemeinsten Unanständigkeiten hin.

In dieſer traurigen Lage hatte Louiſe keinen andern Troſt, als die Zufriedenheit ihrer Mutter, der ſie ihre Leiden ſo viel möglich verbarg. Schwerlich würde ihr das gelungen ſein, wäre es ihr nicht von der Mutter ſelbſt erleichtert worden; denn die gute Alte, im warmen Neſte ſich behaglich blähend, wollte nun einmal weder ſehen noch hören, und fragte nie. Frau von Wickenfeld tändelte, dem Anſchein nach gedankenlos, um die verblühende Freundin, ſchalt auf die Männer, und ſuchte deren Treuloſigkeit monatlich an Einem derſelben zu rächen. Als das Karneval herbei kam, führte der Baron ſeine Damen nach Wien, größtentheils aus Eitelkeit, um den Wienern ſeine hübſche Frau zu zeigen. Hübſch war ſie freilich noch, und vielleicht hübſcher, als da ihre Wangen noch keine Schminke bedurften. Die für alles Schöne empfänglichen Wiener flüſterten mit ſichtbarem Wohlgefallen einander in die Ohren, ſo oft die Baronin Frauenthal in eine Loge oder einen Tanzſaal trat.

Einſt hatte ſie auf einer glänzenden Maskerade ein ſtilles Plätzchen als Zuſchauerin gewählt, und ſich gleichſam hinter einer Reihe von Damen verſchanzt, als ein Domino ſich der Maske näherte, die gerade vor ihr ſaß, die Larve abnahm und ſich bückte, um mit dieſer zu ſprechen. Louiſe wandte von ungefähr ihren Blick dahin, erkannte Robert, ſchrie laut auf und wurde ohnmächtig. Als ſie wieder zu ſich kam, lag ſie auf einem Sofa in ihrem Schlafzimmer, die Mutter ſaß weinend zu ihren Füßen, Frau von Wickenfeld ſtand lauernd am Fenſter, und der Baron

ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder, fluchte, schimpfte, knirschte mit den Zähnen, ballte die Fäuste, schien sich nur mit Mühe der Thätlichkeiten zu enthalten. Er sei entehrt! sprudelte er geifernd und kaum der Zunge mächtig, er sei im Angesicht des ganzen Publikums jedem Laffen, jeder Dirne zum Gespött geworden.

So war es nicht. Denn als Louise in Ohnmacht fiel, hatte sich zwar ein Kreis von neugierigen Gaffern um sie gesammelt, durch welchen sich der Baron, hastig herzustürzend, kaum einen Weg zu bahnen vermochte; allein es war Keinem in den Sinn gekommen, diesen Zufall übel zu deuten, denn Louise saß ja mitten unter Damen, mit ihr hatte keine Mannsperson gesprochen; man schob es natürlich auf die Hitze, den Staub. Robert, der Einzige, der die wahre Ursache ahnete, hatte sich sogleich entfernt; doch leider nicht ungesehen von Frau von Wickenfeld, die, als sie mit der Ohnmächtigen und dem Baron nach Hause fuhr, in aller Unschuld ein Wörtchen davon fallen ließ, auch die Vermuthung wenigstens nicht widerlegte, daß Robert mit Louisen selbst gesprochen. Den Inhalt dieses vermeinten Gespräches verlangte der Baron jetzt zu wissen, forderte es in einem harten, gebieterischen Tone, und als Louise ihm, mit wenigen sanften Worten aber hellen Blicken zuschwur, er sei im Irrthum; da schäumte er vor Wuth und stürzte Rache drohend aus dem Zimmer. Louise blieb still liegen. Zwei große Tropfen rollten über ihre bleichen Wangen, aber sie weinte nicht. Gelassen bat sie um Ruhe und Einsamkeit, blieb allein, stützte den Kopf in die Hand, und

ſtarrte bis zum Tages-Anbruch in das Flämmchen des Nachtlichts. Endlich ſtand ſie auf, wankte an den Schreibtiſch, ſchrieb einige Worte, klingelte, gab dem Kammermädchen ein Billet und befahl es ihrem Gemahl zu bringen.

Es enthielt den Wunſch, ſich in ein Kloſter zu begeben. Der Baron lachte dem erſchrockenen Mädchen gräßlich in's Geſicht. »Sage deiner Herrſchaft, ihre Wünſche ſind Befehle für mich; ſie ſoll der tiefſten Einſamkeit ſich bald erfreuen.«

Wahrhaft getröſtet durch dieſe Antwort, harrte nun Louiſe des Beſuches ihrer Mutter, um den gefaßten Entſchluß ihr mitzutheilen; allein der Mittag kam, der Abend erſchien, die Mutter nicht. Aengſtlich wähnte die liebende Tochter, ſie ſei krank, wollte das Mädchen zu ihr ſchicken, wollte ſelbſt hinüber wanken, denn der Mutter Wohnung war in einem Flügel des Hauſes; aber — welch ein Gemiſch von widerlichen Gefühlen beſtürmte ſie plötzlich, als ſie die Thür ihres Vorgemachs verſchloſſen fand, und das Mädchen ihr weinend erklärte: ſie ſei eine Gefangene, Niemand dürfe zu ihr, ſelbſt die Mutter nicht, die ſchon vergebens Alles verſucht habe, um den wüthenden Eidam zu beſänftigen.

Louiſe faltete ihre Hände, ſah gegen Himmel und ſank auf einen Seſſel, den ſie, in düſteres Schweigen verſunken, nicht verließ, bis, nach eingebrochener Nacht, ein Schlüſſel im Vorſaal klirrte, ihr Kerker ſich aufthat, der Baron mit kalter Richtermiene herein trat, und ihr mit den Worten, »kommen Sie, Madame,« den Arm bot. Sie ſtand auf

und ging mit ihm, ohne ihn einer Frage oder eines bittenden Wortes zu würdigen. Er führte sie eine Hintertreppe hinab, ein Reisewagen stand vor der Pforte; ein Bedienter, mit einer Banditen-Physiognomie, öffnete den Schlag, der Baron hob die Schweigende hinein, verschloß die Thür, lachte laut auf, und rief: glückliche Reise! der Bandit schwang sich auf den Bock; in wenigen Minuten befand sich Louise vor den Thoren von Wien.

Es war eine dunkle Nacht. So lange der Wagen über das Straßenpflaster rollte, glaubte sie sich ganz allein; als es aber stiller wurde, hörte sie ein leises Geräusch neben sich, erschrack und rief: »Ist noch Jemand hier?«

Ich, erwiederte eine heisere weibliche Stimme. — »Wer ist dieses Ich?« — Die alte Brigitte, Ew. Gnaden unterthänigste Magd. — Diese Brigitte, die erst kürzlich einem Wiener Maler als Modell zu der Hexe von Endor gesessen hatte, war eine Art von Aufseherin über Wäsche und Silberzeug in des Barons Hause, nachdem sie in frühern Zeiten als Kupplerin gedient. Louise hatte sie kaum zweimal gesehen, und kein Wohlgefallen an ihrer Physiognomie gefunden. — »Wie kommst du hieher? was sollst du hier?«

Ich soll die Ehre haben, Ew. Gnaden als Kammerfrau zu bedienen. —

»An dem Orte, wohin ich gehe, werde ich keiner Kammerfrau bedürfen.« — Die Hexe schwieg, auch Louise, und der Wagen rollte über Stock und Stein. Nach einigen Stunden war die erste Poststation erreicht, die Pferde

wurden gewechſelt, und in wenigen Minuten fuhren ſie weiter. Louiſe ſprach noch immer kein Wort; als aber mit anbrechendem Tage ſchon die dritte Station hinter ihnen lag, da wandte ſie ſich endlich mit der Frage an ihre Begleiterin: »Iſt das Kloſter weit?« — Welches Kloſter? — »Das, wohin man mich führt.« — Hihihi, das wäre wohl Jammerſchade, eine ſo ſchöne Dame in ein Kloſter zu ſperren. Nein, das thut der gnädige Herr nicht; den kenne ich von Kindesbeinen an, der weiß recht gut, daß Augenblicke kommen, wo der Zorn verſchwindet und das Herz nach Verſöhnung ſchmachtet; dazu findet ſich in einem Kloſter gar ſchlechte Gelegenheit. —

»Mein Gott! wohin ſchleppt man mich?« — Schleppen? ei bewahre der Himmel! wir fahren mit Extrapoſt in einem ſchönen bequemen Wagen, und die liebe Sonne ſcheint überall, wo wir hinkommen; wenn Ew. Gnaden nur Vertrauen zu mir haben, ſo wird ſich alles fügen. — In der That ſchien die Hexe nicht abgeneigt, ihr altes Handwerk wieder hervor zu ſuchen. Sie war ſchon längſt mit dem Baron unzufrieden, daß er ihr gleichſam das Gnadenbrot gab, und, nach ſo langen treuen Dienſten, oft in Jahr und Tag nicht ein Wort mit ihr ſprach, mit ihr, die doch ſo gern ſchwatzte, beſonders von vergangenen und folglich beſſern Zeiten. Jetzt freilich hatte er ſie plötzlich rufen laſſen, ſie freundlich und geſprächig empfangen, ihr ſogar das

Nat. Der junge Wacker war eben hier —

Ott. Der Anfang verſpricht freylich nicht viel Kluges.

Nat. Mein Vater empfieng ihn ſehr nachläßig, aber des Jünglings Edelmuth flößte ihm Achtung ein. Er ſchlug jede Belohnung aus.

Ott. Zu ſtolz für ſeinen Stand.

Nat. Aergere mich nicht. Gerade nur den Armen kleidet Stolz.

Ott. Wie nahm es dein Vater?

Nat. Wie ein Mann, der Menſchenwerth fühlt. Er gieng, und ſchüttelte ihm beym Abſchied die Hand. Hörſt du Ottilie? er ſchüttelte ihm die Hand. Hätte er ein Füllhorn voll Diamanten vor mir ausgeſchüttelt, das würde mich nicht halb ſo froh gemacht haben.

Ott. Aber dein dummer Streich?

Nat. (mit einem komiſchen Seufzer) Warte nur, wir kommen gleich daran. Als mein Vater fort war, ſtanden wir beyde, und ſuchten die Worte auf der Erde. Ich wollte ihm dieſen Ring ſchenken, und wußte nicht recht wie ich es anfangen ſollte. Ich machte ein langes Präambulum, erhielt aber doch einen Korb.

Ott.

Ehrenamt einer Duenna vertraut; doch das konnte ihren Groll nicht ganz vertilgen, denn es geſchah doch nur — das merkte ſie wohl — weil der Herr Baron ſie eben nothwendig brauchte, und für ſeine Rache keinen beſſern Satan aufzutreiben wußte. Daher wäre es Louiſen leicht geworden, Frau Brigitten zu gewinnen, wenn ſie nur vom Gipfel der Unſchuld bis in den Pfuhl der Verworfenheit hätte hinabſteigen können. Aber die gemeine Niederträchtigkeit, die aus allen Reden und Erzählungen der Alten hervor ſchäumte, machten ihr das Weib ſo zuwider, daß ſie keine Silbe mehr mit ihm ſprach, und, wenn das Mühlwerk von deſſen Zunge dennoch fortklapperte, ihm wohl gar mit trockenem Ernſt zu ſchweigen gebot. Dadurch verdarb ſie Alles. Frau Brigitte murmelte nur noch in den Bart (denn ſie hatte wirklich einen recht anſehnlichen Bart): »man ſei in ſolcher Lage gewiſſen Leuten Achtung ſchuldig,“ und ſchwieg von nun an ſtörriſch. — Das Einzige, was Louiſe von ihr zu wiſſen begehrte, hatte ſie ohnehin nie verrathen, nämlich, wohin die Reiſe gehe? Auch der Bandit auf dem Bocke beantwortete dieſe Frage nicht, die, mehr als Einmal zu wiederholen, die beleidigte Gattin ſich zu ſtolz fühlte. Sie ergab ſich ruhig in ihr Schickſal, beklagte blos mit ſtillen Thränen die Trennung von ihrer Mutter, und ſah, in die Ecke des Wagens gedrückt, Städte, Dörfer und Fluren neben ſich vorüber fliehen.

Endlich erreichten ſie die Ufer des adriatiſchen Meeres, ein neuer, herrlicher Anblick für die Bewohnerin einer Provinz, die nirgend mit der See grenzte. Halbe Tage

lang ruhten ihre Augen auf dem ungeheuren Waſſerſpiegel und verfolgten die Wellen, wie ſie entſtanden, wuchſen, endlich ſchäumend ſich überſtürzten und begruben. So die Hoffnungen in der Bruſt des Menſchen, dachte Louiſe, und fand eine Art von Beruhigung in dem Anblick dieſes ewigen Emporwallens und Verſchlingens. Sie war nun in Dalmatien. Unfern von Raguſa, dieſer, nun auch durch die unbändigen Wellen der Zeit verſchlungenen Republik, ſtand ein altes Schloß auf einem ſchroffen Felſen am Meere, nur von Eulen, Krähen und einem gichtbrüchigen Verwalter bewohnt; ein, dem Baron von mütterlicher Seite angeſtammtes Erbe, jetzt zu Louiſens Kerker beſtimmt. Ein ſchauerliches Gefühl ergriff ſie, als ſie auf den düſtern, begraſten Schloßhof fuhr, und eben eine alte, knarrende Thurmuhr gleich einer Grabesglocke ſchlug. Der Bandit überreichte dem Verwalter einen ſchriftlichen Befehl, der, nachdem er ihn ſchweigend geleſen, ſchweigend mit ſeinen Schlüſſeln raſſelte, den Roſt davon ſchabte, eine ſeufzende Pforte aufthat, und auf einer ſchwitzenden Marmortreppe ſeine Gefangene in die Prunkzimmer führte, in welchen goldlederne Tapeten in zernagten Streifen von den Wänden hingen. — Louiſe nahm ſich zuſammen, ihr entſchlüpfte kein Seufzer.

Es war ſchon dämmrig als ſie ankam, im Schloſſe ſelbſt ſchon dunkel, das vermehrte des Ortes Grauen. Sobald man ihr ein Schlafzimmer angewieſen, begehrte ſie allein zu bleiben, beſtieg, mittelſt eines Stuhles, das hohe, hart gepolſterte Prunkbett, welches einem Sarko-

phag glich, warf unausgekleidet ſich nieder, und weinte, bis der gänzlich erſchöpfte Körper den ſanften Kuß des Schlummers nicht mehr abzuwehren vermochte. Der Sturmwind, der durch die Zimmer der Burg ſauſte, und mit losgeriſſenen Dachziegeln, wie die Schwalbe mit Federn, in der Luft ſpielte, führte ihren halb wachen Sinnen fürchterliche Träume zu, die er auch ſelbſt wiederum zerſtörte, indem er mit der erſten Dämmerung den Schlaf von ihren müden Augen ſcheuchte. Sie ſprang auf und trat an's Fenſter. Es hatte die Ausſicht auf das Meer. Eben zitterte der Sonnenrand wie flüſſiges Gold auf den Wellen. Die Majeſtät des Anblicks beugte die Knie der Unglücklichen, ſie betete mit Inbrunſt, und fühlte ſich geſtärkt. Das Gefühl der Unſchuld gab ihr Kraft zu dem feſten Entſchluß, ihre Leiden ſtill zu tragen, in ihrer Wächter Gegenwart keine Thräne, keine Klage ſich zu verſtatten, und ſo ihrem Henker die Schadenfreude zu vergällen. Sie richtete ſich ein ſo gut ſie konnte. Bücher gab es nicht, Dinte, Feder, Papier wurden ihr verſagt. Allein ſie wußte dennoch mit tauſend kleinen Beſchäftigungen abzuwechſeln. Sie flocht niedliche Körbe von Binſen; ſie machte Roſenkränze von Korallen, die dort herum gefiſcht wurden; ſie ſammelte bunte Steine und Seegras; ſie fütterte die jungen Schwalben in den Neſtern unter ihrem Fenſter, oder ſie ſah den Möwen zu, die ſich tief unter ihr ſpielend in's Meer tauchten.

Ein täglicher Spazirgang an der See war ihr vergönnt, und ſie verſäumte dieſe Stunde nie, obgleich die Hexe von

Endor oder der Bandit ſtets ihre läſtigen Begleiter waren. Glücklicherweiſe wurden dieſe Wächter bald des beſchwerlichen Amtes überdrüſſig; die Alte holte ſich einigemal eine derbe Gicht, und der lüderliche Bandit, dem die Einſamkeit eine größere Marter war, als ſeiner Gefangenen, brachte oft ganze Wochen in den Wirthshäuſern von Ragusa zu, in der ſichern Ueberzeugung, daß, in einem ſo fernen Lande, jeder Weg und jedes Mittel zur Flucht ihr ohnehin verſagt wären.

Er hatte Recht. Auch kam es Louiſen nicht in den Sinn, die Einöde zu verlaſſen, an welche ſie ſich nach und nach gewöhnte. »Es war ja mein Wunſch,« ſo ſprach ſie zu ſich ſelbſt, »mich in ein Kloſter zu begraben. Gott iſt überall! warum könnt' ich dieſe Burg mir nicht zum Kloſter umſchaffen? überall erreicht ein kindliches Gebet den Himmel.«

So erwarb ſie ſich in kurzem eine Art von Zufriedenheit. Nur die Trennung von ihrer Mutter und der Gedanke an Robert's Treuloſigkeit entlockten ihr noch Thränen. — Eines Tages hatte ſie am Meeresufer, bald im Sande bunte Muſcheln ſuchend, bald unthätig ihren Gedanken nachhängend, ſich weiter als gewöhnlich entfernt, und wurde es erſt mit Schrecken gewahr, als ein Donnerſchlag ſie aus ihren Träumereien weckte. Sie blickte auf, ſah eine ſchwarze Wolke ſich über das adriatiſche Meer wälzen, und die Burg in ziemlicher Entfernung vor ſich liegen. Alſobald verdoppelte ſie ihre Schritte, mußte jedoch, um des hemmenden Sandes willen, oft ſtill ſtehen und Athem ſchöpfen. In ſolchen Augenblicken hörte ſie den

Donner immer näher rollen; ihre Angſt ſtieg und erreichte bald den höchſten Grad, als ſie, einige hundert Schritte hinter ſich, einen Mann gewahr wurde, der, das Geſicht in einen Mantel verhüllt, ihr nachzueilen ſchien.

Jetzt fing ſie an zu laufen, hielt aber dieſe Anſtrengung nicht lange aus, blickte ſchüchtern rückwärts, und ſah, daß auch der Fremde lief. Ihre Knie wankten, der Schrecken lähmte ihre Glieder, ſie ſank auf einen Stein am Ufer, hörte den Fußtritt ihres Verfolgers ſchon ganz nahe, und im nächſten Augenblick lag mit einem Donnerſchlag — Robert zu ihren Füßen. — Sie zuckte, als habe ſie der Blitz getroffen, und erſtarrte wie ein Marmorbild. Große Regentropfen, die auf ihr Geſicht fielen, gaben ihr die Beſinnung wieder. Noch lag er da zu ihren Füßen, umklammerte ihre Knie, und ſchluchzte und konnte nicht reden. Ihr lieh zuerſt der weibliche Stolz Kraft zu ſprechen.

»Was wollen Sie hier? — ſind Sie gekommen, ſich an meinem Elend zu weiden?" Hören Sie mich! ſtammelte Robert, ich bin unſchuldig! — In dieſem Augenblicke erſcholl Frau Brigittens kreiſchende Stimme in der Ferne. Robert warf ſich hinter den Stein. Louiſe ging ihr entgegen. Sie brachte Regenſchirme und keifte über das ewige Spazirenlaufen. Zum Glück hatte ſie den Weißmantel nicht bemerkt, weil ihr der Regen in's Geſicht ſchlug, und ſie den Schirm, gleich einem Schilde, vor die Augen hielt. — Louiſe erreichte in der heftigſten Bewegung ihr Zimmer. Die Worte: ich bin unſchuldig! dieſe ſo gern geglaubten Worte tönten unaufhörlich in ihren Ohren.

»Gewiß, er iſt unſchuldig!« ſagte ihr Herz, »gewiß, er liebt mich noch! denn warum käme er ſonſt in dieſe Einöde? warum ſuchte er mich in einem unwirthbaren Winkel des venetianiſchen Meerbuſens! was kümmerte ihn mein Schickſal, wenn jener abſcheuliche Brief ſein Werk, ſein Gedanke war?« — Mit welcher Ungeduld erwartete ſie den folgenden Tag! mit welcher Aengſtlichkeit ſah ſie jeden Augenblick nach allen Himmelsgegenden, um zu erſpähen, ob kein böſes Wetter ihr den gewohnten Ufergang verbieten werde. Sie hätte freilich jeder Witterung getrotzt; allein was würde Frau Brigitte, was ihr eigener Stolz dazu ſagen? — Auch bei dem ſchönſten Sonnenſchein, der glücklicherweiſe am folgenden Tage lächelte, konnte ſie ſich nicht verhehlen, daß es, gelinde ausgedrückt, unſchicklich ſei, ihrem Liebhaber gleichſam entgegen zu kommen, zwar unverabredet, doch d'rum nicht minder gewiß.

Sie kämpfte lange mit dieſen Bedenklichkeiten, und um dieſelben gehörig zu erwägen, ging ſie noch eine halbe Stunde früher als gewöhnlich an das Ufer, weil ein tiefes Nachdenken durch das Murmeln der Wellen begünſtigt wird. Sie könnte ja noch immer, meinte ſie, ſchnell wieder umkehren, wenn ſie den Weißmantel von ferne gewahr würde. Aber — ſie wurde ihn bald gewahr, und kehrte nicht wieder um. Freilich war er auch ſchon gar zu nahe, denn er ſprang plötzlich hinter einem Felſen hervor, und nun — ihre Knie von ihm umfaßt — war an keine Flucht mehr zu denken.

»Aus Barmherzigkeit!« hub Robert an, »hören Sie meine Rechtfertigung. Wir sind beide schrecklich hintergangen worden. Ehe ich Sie sah, hing ich mit leerem Herzen an Frau von Wickenfeld. Sie war jung, hübsch, eitel, kokett, sie zeichnete mich aus, und ich schmiegte mich aus Dankbarkeit mit leichtem Sinn in das leicht gewobene Netz. Es war zerrissen, sobald ich Louisen erblickte. Sie erinnern sich, wie wir am Dorotheen-Stein von ihr überrascht wurden. Ich ahnete ihre Tücke. Allein die Schlaue wußte den Groll so künstlich zu verbergen; so viel Heiterkeit zu lügen; mich so traulich naif zu versichern, daß sie mich keineswegs egoistisch liebe, sondern daß mein Glück, gleichviel durch wen gegründet, auch das ihrige sei; daß sie bald mein ganzes Vertrauen erschlich. Ich sah, wie schwesterlich sie sich zu Ihnen neigte, ich hörte sie täglich von Ihnen mit Entzücken sprechen; ihr verdankten wir so manche schöne Stunde — wie hätt' ich Argwohn schöpfen mögen? — Nur ein paarmal, nur ganz leise schien es, als wolle sie mir Mißtrauen gegen Ihre Beständigkeit einflössen; sie machte mich aufmerksam auf jede kleine Unbedachtsamkeit, die Ihrer kindlichen Munterkeit bisweilen entschlüpfte; sie wollte Eifersucht erregen; auch ließ sie wohl dann und wann ein Wörtchen von Ihrer Armuth fallen, und von den Schwierigkeiten einer Verbindung mit Ihnen; aber alles das geschah so gutmüthig, schien so ganz nur aus zärtlicher Besorgniß für mein Glück zu entspringen, daß ich sie d'rum lieber gewann, und ihr täglich fester vertraute.«

»Als nun der Befehl meines Vaters mich von Ihnen trennte, da öffnete ſich der Verleumdung ein freies Feld. Doch nicht ſogleich, nur nach und nach, wagte Frau von Wickenfeld meinen feſten Glauben an Sie zu untergraben. Anfangs waren es nur Unbeſonnenheiten, Leichtſinn, endlich zweideutige Geſchichten, die ſie, mit dem Tone des innigſten Bedaurens, mir vortrug, klagend, daß ihre gewiſſenhafte Freundſchaft ihr die ſaure Pflicht auflege, mir die Wahrheit nicht zu verhehlen. So ſtürzte ſie mich an jedem Poſttag in Kummer und Verzweiflung, und entriß mir Bethörten den Entſchluß, Ihnen zu entſagen. Ich ſchrieb nicht mehr, erhielt auch keinen Brief mehr von Ihnen, bis auf den letzten, der mir den bitterſten Spott zu enthalten ſchien; denn Frau von Wickenfeld hatte mir gemeldet, Sie hätten ſchon längſt mit dem Baron einen verdächtigen Umgang gepflogen, deſſen Folgen Sie jetzt zu einer ſchnellen Verbindung nöthigten.«

»Daher meine unſinnige Erklärung. — Ein halbes Jahr nachher wurde mein Bruder im Duell erſchoſſen, und mein Vater ſtarb kurz darauf aus Gram. Ich war nun Majoratsherr, hatte ein großes Vermögen zu verwalten, nahm deshalb meinen Abſchied und eilte nach Hauſe, wo ich, unter den Papieren meines Vaters, mit ſtarrem Erſtaunen, einen Brief der Frau von Wickenfeld fand, der, aus Karlsbad geſchrieben, ihn von meinem Verhältniß zu Ihnen unterrichtete, Sie mit den gehäſſigſten Farben ſchilderte; und ihn warnend rieth, mich ſo ſchnell als möglich

zu entfernen. Da fiel die Decke mir von den Augen. Des ſchändlichen Weibes Bosheit, Louiſens Unſchuld, mein abſcheuliches Betragen, und mein verſcherztes Glück ſtanden plötzlich vor mir. Ich wankte herum wie ein Träumender oder wüthete wie ein Unſinniger. Als ich wieder eines Gedankens, eines Willens fähig wurde, beſchloß ich, Sie noch einmal zu ſehen, in der Hoffnung ruhiger zu werden, wenn ich Sie glücklich fände; oder auf die Gefahr, an meinem zerriſſenen Herzen zu verbluten, wenn auch Sie ein Opfer der Bosheit Ihr Leben vertrauern müßten.“

»Ich eilte nach Prag, Sie waren nicht mehr dort. Ich flog nach Wien, kam dort gegen Abend an, hörte von einer Maskerade und ließ mir ſogleich einen Domino holen, um Sie vielleicht dort zu finden und im Stillen zu beobachten. O ich fand Sie auch! unter Tauſenden hatte in der erſten Viertelſtunde mein Herz Sie ausgeſpürt, ich folgte Ihnen überall auf dem Fuße, ich ſah Sie ſchöner als jemals, aber der leidende Zug des Grams auf Ihrem Geſicht entging mir nicht, und — ſoll ich es bekennen? — er that mir wohl!“

»Sie ſetzten ſich; da ſtand ich von ferne, und nach und nach drang ſich mir immer heftiger das Verlangen auf, mich Ihnen zu zeigen, um zu erfahren, welchen Eindruck mein plötzliches Erſcheinen hervorbringen würde. Es war ein böſer Dämon, der dieſen Gedanken mir einhauchte, mich marterte, ihn auszuführen, und meine thörichte Keckheit durch den Zufall begünſtigte; denn eine Dame von

meiner Bekanntſchaft ſetzte ſich gerade vor Sie hin. Was nun geſchah wiſſen Sie. Man trug Sie fort, und ich ſank, meiner Sinne kaum noch mächtig, auf denſelben Stuhl, auf dem Sie geſeſſen hatten. Frau von Wickenfeld hatte mich erkannt, und mir im Vorbeigehen blos die Worte zugeflüſtert: Sind Sie raſend? Die Schlange ahnete nicht, daß ſie entlarvt vor mir ſtand. Ich konnte in dieſem Augenblicke ihr nicht antworten; nur die tiefſte Verachtung mochte ſie in meinen Blicken leſen. Sie verſchwand. Ich ſtürzte mich in das Gewühl, hörte überall von Ihnen mit der höchſten Verehrung, mit dem innigſten Bedauern ſprechen, und meine Bruſt wollte mir zerſpringen. In den folgenden Tagen bot ich alles auf, um etwas von Ihnen zu erfahren; es hieß, Sie wären plötzlich abgereiſt, doch Ihr Gemahl und Ihre Mutter zurückgeblieben. Wohin man Sie geführt, wußte mir Niemand zu ſagen. — Ich wählte eine Stunde, in der ich den Baron bei Hofe wußte, ging zu Ihrer Mutter, fand ſie in Thränen, rührte ſie durch die Erzählung meines Schickſals, durch den Jammer meiner Liebe. Ich weinte auf ihre Hand, ſie weinte an meiner Wange; ihr Bedauern war der einzige Troſt, den ſie mir zu geben vermochte, denn auch ſie kannte den Ort Ihrer Verbannung nicht. Aber Frau von Wickenfeld, meinte ſie, der könne er unmöglich verborgen ſein, denn ſie lebe jetzt mit dem Baron auf einem ſehr vertrauten Fuße.»

»Alſobald war mein Entſchluß gefaßt. Ich eilte zu Frau von Wickenfeld, ließ mich nicht bei ihr melden, drang

Ott. Und da erzürntest du dich? —

Nat. Zürnen? über ihn? der so bescheiden bat, ihm das geringe Verdienst seiner Handlung nicht zu rauben — dem meine Busenschleife lieber war als ein Ring von 1000 Gulden?

Ott. Deine Busenschleife?

Nat. Rösgen hatte ihm erzählt, daß ich geweint, als er dem Tode nahe schien; daß meine Thränen auf die Schleife gefallen —

Ott. Ist das denn wahr?

Nat. Nun freylich, bin ich denn ein Klotz, daß ich fühllos bleiben konnte, wenn ein Mensch für mich stirbt?

Ott. Und er forderte die Schleife?

Nat. Mit halben Worten, so demüthig, so bescheiden —

Ott. Und du gabst sie ihm?

Nat. (seufzend) Ich gab sie ihm.

Ott. (warnend) Schwesterchen! Schwesterchen!

Nat. Das war ja eben der dumme Streich.

Ott. Ich fürchte du wirst deren noch mehrere machen.

Nat.

als ein alter Bekannter bis vor die Thür ihres Kabinets, die ich plötzlich aufriß, und die Dame zum Glück allein fand. Bei meinem erſten Anblick ſchien ſie ein wenig zu erſchrecken, faßte ſich aber ſchnell und hieß mich mit ihrem gewöhnlichen leichten Ton willkommen. Bebend vor innerm Grimm zog ich ihren Brief an meinen Vater aus der Taſche, und hielt ihn ihr unter die Augen. Sie erröthete, ſah mich aber nach einer Pauſe mit frechem Blicke an, und ſagte gelaſſen: »Nun? was weiter?« — Ihre Unverſchämtheit brachte mich aus aller Faſſung, ich ſtammelte die heftigſten Vorwürfe. »Gemach mein Herr,« ſagte ſie ſtolz: »iſt es meine Schuld, daß Sie betrogen worden? Erfahrung kauft man ſtets auf eigene Koſten. Sie haben gelernt, daß man die verlaſſene Nebenbuhlerin nie zur Vertrauten machen muß. Wenn Ovid, in ſeiner Kunſt zu lieben, dieſe weiſe Lehre vergeſſen hat, ſo iſt das auch nicht meine Schuld.« — Laut lachend wollte ſie bei dieſen Worten mir entſchlüpfen. Ich ergriff ſie heftig beim Arm.

»Nicht von der Stelle, Madame!« rief ich wüthend, »bevor Sie mir entdeckt haben, wohin man Louiſen entführt.«

»Mein Herr,« ſtotterte ſie erſchrocken, »was geht das mich an! ich weiß es nicht.« — Sie wollte ſich losreißen, und in ihr Schlafgemach entfliehen. »Sie entrinnen mir nicht,« ſagte ich mit kaltem Grimm, und zerrte ſie ſelbſt dahin. Sie ſah mich von der Seite mit ſcheuen Blicken an, wie man einen Wahnſinnigen betrachtet.

»Ich werde meine Leute rufen,« ſprach ſie mit zittern-

der Stimme. Ich verriegelte ſchnell die Thür, zog den Degen und ſchwur bei meiner Ehre, daß ich ſie durchbohren würde, wenn ſie nicht augenblicklich alles bekennte. »Auch die Lehre,« fügte ich hämiſch hinzu, »hat vielleicht Ovid vergeſſen, daß man einen wahrhaft Liebenden nicht zur Verzweiflung treiben muß.«

Ihr Körper bebte heftig. »Wollen Sie ſich auf das Schaffot bringen?« ſtammelte ſie kaum hörbar. Ich ſetzte ihr die Degenſpitze auf die Bruſt, und ſie bekannte. Jetzt ließ ich von ihr ab, mit der ernſtlichen Warnung, daß ſie meiner Rache nicht entrinnen werde, wenn der Baron auch nur eine Silbe von dieſem Auftritte erführe. In wahren oder künſtlichen Krämpfen blieb die Verworfene liegen; ich aber taumelte in meinen Gaſthof, warf mich in den Wagen und flog an dieſe Küſte, wo ich ſeit drei Tagen in einer Fiſcherhütte verborgen, den günſtigen Augenblick erſpähte, um Louiſen meine Unſchuld, meine Liebe zu betheuern.«

»Und mich nur noch elender zu machen!« ſchluchzte ſie. Doch nein, dieſe Klage kam nicht aus ihrem Herzen, denn dieſes Herz fühlte ſich ſanft erleichtert, als es die Unſchuld des Geliebten erkannte. Schöne Tage verlebten ſie nun wieder an der unwirthbaren Küſte; jede Klippe wurde für ſie ein Dorotheen-Stein; täglich fanden ſich die Liebenden auf dem einſamen Spazirgang, wo ſie nur aus einem einzigen Fenſter des Felſenſchloſſes bemerkt werden konnten, Aber dieſes Fenſter, das wußte Louiſe, gehörte zu einer unbewohnten Kammer, die ſeit vielen Jahren nicht auf-

geſchloſſen worden. Indeſſen meinte Robert, es ſei doch möglich, daß Frau Brigitte einmal auf den Einfall gerathen könne, ſie dort zu belauſchen. Die ängſtliche Louiſe fand dieſe Furcht nicht ungegründet, und ließ daher ſich leicht überreden, bis zu der unſern gelegenen Fiſcherhütte mit ihm zu wandeln, wo ſie allen neugierigen Blicken ſich entzogen, auf einer Bank von Seegras Träumen einer glücklichen Zukunft nachhingen, und täglich rathſchlagten durch welche Mittel ſie zu erringen ſei. Natürlich war Robert's erſter Gedanke, Louiſen zu entführen, welches ihm hier ſo leicht wurde. Er durfte nur eine Fiſcherbarke miethen, und ſich mit ihr nach Venedig retten. Allein ſie verſagte beharrlich ihre Einwilligung."

»Ich bin nun einmal des Barons Gemahlin," ſagte ſie, »meine Ehre darf ich auch der Liebe nicht opfern." Weit leichter ſchien es ihr, den Mann, der ohnehin ſie haßte, zu einer Trennung zu überreden, oder deſſen Tod abzuwarten. Das letztere verwarf Robert, als unerträglich weit ausſehend; das erſtere wolle er aus allen Kräften zu bewirken ſuchen. Beide überzeugten ſich ſo gern, von der leichten Ausführung dieſer Maßregel; beiden wurde es täglich gewiſſer, daß ſie, nach überſtandener Prüfung vereinigt, bald ganz einander angehören würden; und — dieſer ſüßen Täuſchung ſich überlaſſend — ſah ein unbewachter Augenblick ſie straucheln — fallen. —

Aber plötzlich fuhr Louiſe jetzt erſchrocken aus dem ſchönen Traum empor! — »Wir haben uns hier zum letzten Mal geſehen!" rief ſie mit bitterer Wehmuth und abge-

lecke Boot zu werfen, um einem drohenden Geſchick ſie zu entreißen. Dieſen Brief vertraute ſie dem ſchlauen Fiſcher, deſſen Hütte den Liebenden zum Obdach gedient, dem ſie zwar nichts zu geben hatte, der aber von Robert ſo oft und reichlich beſchenkt worden war, daß ſie auf ſeine Treue zählen durfte. Nachdem er ihr heilig verſprochen, das Papierchen nach Raguſa auf die Poſt zu tragen, erfreute ſie ſich wieder eines Schimmers von Ruhe und Hoffnung. Sie wußte ja, daß Robert keinen Augenblick ſäumen würde, die Angſt von ihr zu wälzen; ſie zählte die Wochen, die der Brief zu laufen hatte, und die Tage, deren der Geliebte zu einer ſchnellen Reiſe bedurfte; ſie verabredete mit dem Fiſcher, daß er einen weißen Stab unter ihr Fenſter an das Ufer pflanzen ſollte, wenn er irgend eine Nachricht ihr mitzutheilen habe.

Mit welcher Beklommenheit näherte ſie an jedem Morgen ſich dem Fenſter — welche ſcheue Blicke warf ſie hinab — wie unzähligemal kehrte ſie ſeufzend um — bis endlich eines Tages, beim Aufgang einer unbewölkten Sonne, der weiße Stab ihr in die Augen ſchimmerte. Faſt hätte ſie geſchrien. Bebend ſtand ſie da, und konnte den Blick nicht davon wenden; erſchrack, ſo oft die Alte in das Zimmer trat; war ungewöhnlich geſprächig gegen ſie, blos um zu verhüten, daß ſie nicht auch an das Fenſter trete, denn der Stab — meinte Louiſe — müſſe Jedem in die Augen fallen und Jedem verkünden, was er bedeute. Gern wäre ſie gleich hinabgeeilt, der Fiſcherhütte zugeflogen; allein das würde im Schloſſe Aufſehen erregt haben; Vorſicht heiſchte,

die gewöhnliche Stunde des Luſtwandelns abzuwarten. Ach! es war eine ewige Ewigkeit bis zu dieſer Stunde. — Endlich ſchlug die alte Thurmuhr. Louiſe ſchwebte, mit hochklopfendem Herzen, die Wendeltreppe hinab — kaum berührte ihre Fußſpitze den Sand — in wenigen Minuten erreichte ſie die Hütte und lag in Robert's Armen.

Unter zärtlichen Klagen, die der tröſtende Geliebte in feurigen Umarmungen erſtickte, ſchwand blitzſchnell eine ſchöne Stunde. Robert ermannte ſich. »Wir haben keine Zeit zu verlieren,« ſprach er haſtig. »Alles iſt bereit, die Segel ſind aufgezogen, nur wenige Schritte bis zur nahen Bucht, und du biſt frei.«

»Ich folge dir!« rief Louiſe und hing ſich zitternd an ſeinen Arm. Da wurde plötzlich die Thür aufgeriſſen. Mit geſpannter Piſtole ſtürzte der Baron herein. Robert griff nach dem Degen — ein Schuß fiel — Louiſe wurde ohnmächtig — Als ſie erwachte, war es Nacht. Eine kleine Lampe brannte dunkel. Sie beſann ſich, wo ſie ſei! das Fiſchergeräth an den Wänden erinnerte ſie bald an den letzten Augenblick, deſſen ſie ſich bewußt war. Jetzt fiel ihr Blick auf den Boden — Robert lag zu ihren Füßen mit zerſchmettertem Haupte, ſein Blut hatte ihr Gewand beſpritzt. —

Kreiſchend fuhr ſie empor — unwillkürlich rannte ſie nach der Thür, die ſie feſt verriegelt fand. Der Mörder hatte keine ſchrecklichere Rache zu erſinnen gewußt, als mit dem Leichnam des Geliebten ſie einzuſperren. —

Der Fiſcher, deſſen Treue blos Geld erkaufte, hatte Louiſens, von keinem Geſchenk begleiteten Auftrag bedenklich gefunden, und ihren Brief für einige Piaſter an den Banditen verhandelt, der ihn ſeinem würdigen Herrn ſchickte. Der Baron lachte vor Wuth als er ihn las, und beſchloß augenblicklich, ihn zum Werkzeug der gräßlichſten Rache zu benutzen. Er ſandte den Brief wohl verſiegelt an ſeine Adreſſe, und eilte ſelbſt unter fremden Namen voraus nach Raguſa, wo er ſich verborgen hielt, bis der Bandit ihm Robert's Ankunft verkundſchaffte. So gelang es ihm, die Liebenden zu überraſchen. Sein erſter Schuß ſtreckte den verhaßten Nebenbuhler zu Boden, und ſchon hatte er die zweite Piſtole geſpannt, um die Ohnmächtige ihm nachzuſenden, als der Satan ihm zuflüſterte: dieſe Rache ſei nur unvollkommen; durch einen ſchnellen, bewuſtloſen Tod werde er den Wünſchen der Unglücklichen nur zuvor eilen. Da ſetzte er grinſend den Hahn der Piſtole in Ruhe, wandte ſich und verriegelte die Thür. Seine teufliſche Erwartung hatte ihn nicht getäuſcht. Nach dreiſtündiger Todesangſt wurde Louiſe von einer unzeitigen Frucht entbunden, und ſtarb, indem ſie den Leichnam des Geliebten feſt umklammert hielt.

Erſt Jahre nachher, als eine beklemmende Bruſtkrankheit den Mörder heimſuchte, ergriff ihn auch die Reue. Da riß er die Fiſcherhütte nieder und baute eine Kapelle auf den Platz, wohin er die Ermordeten begrub, auch Seelenmeſſen für ihre und ſeine Ruhe ſtiftete.

Das iſt die Kapelle mit dem vergoldeten Kreuze, die

der Küſtenfahrer erblickt, wenn er von der kleinen Inſel Milete hinüber nach Raguſa ſteuert.

Lamoignon.

Nicht für unſere glücklichen Tage iſt dieſe Skizze geſchrieben, denn Jedermann weiß, daß die neue Ordnung der Dinge vortrefflich iſt. Allein es gab bisweilen in Europa traurige Zeiten (und ſie werden auch wohl künftig nicht immer ausbleiben) wo jede Wahrheit ſo kontreband geweſen, als jetzt die engliſchen Waren — (ſelbſt die mathematiſche Wahrheit nicht ausgenommen, denn ich hätte, zum Exempel, Niemand rathen wollen, auf einem Schlachtfelde richtig zuzählen) — in ſolchen Jammertagen, wo Gewalt und Willkür alle Moralität verſpottend, über einen ſchönen Theil der Welt oft ſchamlos herrſchen; wo jeder ehrliche Mann Sklave, Schmeichler oder Mitverbrecher werden, oder ſeinem Vaterlande den Rücken zukehren, oder in Feſſeln verſchmachten mußte; in ſolchen letzten Zeiten kenne ich keine tröſtlichere Lektüre, als die Biographien ſolcher Männer, die den Grundſatz verabſcheuten: was ich kann, das darf ich auch; die blos, was recht iſt, zu dürfen glaubten; die den Stürmen der willkürlichen Gewalt, unerſchütterliche Tugend, kalten Ernſt entgegen ſtellten; an deren Felſenbruſt jede goldſchwangere Welle zerſtiebte; die kein Verſucher, unter welcher Larve er auch erſchien, vom Pfade der Pflicht zu locken vermochte; die

den Machthabern hohe Achtung abtrotzten, und vom Volke als deſſen Schutzgötter verehrt wurden.

Ein ſolcher Mann war der Parlements-Präſident Lamoignon. Sein Leben erſchien gedruckt zu Paris vor acht und zwanzig Jahren, aus gleichzeitigen Quellen und Familienpapieren geſchöpft. Er war blos Requeten-Meiſter, als er zum erſten Präſidenten erhoben wurde, und dieſe Wahl, noch mehr die Art, wie ſie geſchah, iſt Einer der ſchönſten Züge im Leben des Kardinals Mazarin. Alle Miniſter ſetzten ſich in Bewegung, um für Eine ihrer Kreaturen den erledigten Platz zu erhaſchen. Dem beſcheidenen Lamoignon kam es nicht in die Gedanken, ſich unter die Mitbewerber zu ſtellen. Seine kühnſte Hoffnung war: wenn etwa der ſogenannte Präſident à mortier, Nesmond, hinaufrückte, deſſen bisheriges Amt zu erhalten, welches ſchon ſein Vater bekleidet hatte. Mit dieſer Bitte trat er vor den Kardinal, der ihm nicht einmal Zeit ließ, ſie vorzutragen, ſondern ihm entgegen rief: »Sagen Sie mir nichts, ich denke mehr an Sie, als Sie glauben.«

Bei einem zweiten Beſuch verſchloß Mazarin ſorgfältig die Thüre, ſetzte ſich vertraulich zu ihm, und ſagte: »Ich bitte Sie, Bekanntſchaft mit mir zu machen. Bisher iſt blos Ihr Ruf zu mir gedrungen; Sie ſind einer von Denen, die ich am wenigſten kenne; Sie haben mir nie den Hof gemacht; ich habe Sie nie bei öffentlichen Gelegenheiten oder Schauſpielen geſehen; erzählen Sie mir ein wenig von Ihrer Lebensweiſe.«

Nach dieſer traulichen Befragung fuhr er fort: „Gebeichtet haben Sie, jetzt kommen wir an die Abſolution. Sie werden erſter Präſident, und Gott iſt mein Zeuge, daß, wenn ich einen rechtſchaffenern Mann für dieſe Stelle wüßte, ich ihn gewählt haben würde.“ — Beim Abſchied umarmte ihn der Kardinal, ſprechend: »Ich kenne Ihre Mäßigung; wir ſind ungeduldiger als Sie ſelbſt, in Ihnen den erſten Präſidenten zu begrüßen.“

Bei einem dritten Beſuch ſagte Mazarin: »Ich beharre darauf, Ihnen das Amt zu geben. Ich will es, der König will es, Gott will es; ja Gott! den ich ſelbſt gebeten und durch viele fromme Seelen bitten laſſen, mich über dieſe Wahl zu inſpiriren; er hat mir keinen Andern in die Gedanken gegeben, und ſo beharre ich darauf. Sie werden nach Ehre und Gewiſſen dienen; nie wird man etwas ungerechtes von Ihnen verlangen; könnte ich je dergleichen begehren, ſo ſpreche ich Sie ſchon in dieſem Augenblicke von aller Verbindlichkeit los, mir zu willfahren; ſelbſt wenn der König oder die Königin etwas ungerechtes Ihnen zumutheten, ſo werde ich Ihr Vertreter ſein. Wir wollen zuſammen am Glück des Volks arbeiten.“ — Lamoignon, der dieſe goldenen Worte eines allmächtigen Miniſters ſelbſt aufgezeichnet hat, fügt hinzu: er habe nichts daran geändert.

Noch verzögerte ſich ſeine Ernennung. Ludwig XIV. machte den Feldzug von 1658, und der Kardinal wollte, aus guten Urſachen, ſeine Rückkunft abwarten. Sie erfolgte. »Nun iſt es Zeit,“ ſagte Mazarin, »man hat den König

Nat. Wenigſtens habe ich viele Anlage dazu

Ott. Selten läßt man es in der Liebe bey dem Erſten dummen Streich bewenden.

Nat Liebe?

Ott. Ja Liebe. Es iſt meine Pflicht dich zu warnen.

Nat. Und die meinige dir zuzuhören.

Ott. Deine Empfindungen ſehen der Liebe ſo ähnlich —

Nat. Geſchwiſter gleichen ſich.

Ott. Du ſtehſt an einem Abgrund!

Nat. Noch ſchwindelt mir nicht.

Ott. Weil Roſen ihn verdecken.

Nat. So halte mich.

Ott. Es giebt nur Ein Mittel dich zu retten

Nat. Und welches?

Ott Sey nie allein mit ihm.

Nat. Ich kann doch nicht von ihm laufen.

Ott. In Zukunft werde ich dich begleiten wie dein Schatten.

Nat. Thu' das, und wenn du mir zuweilen läſtig ſcheinſt, ſo kehre dich nicht daran.

Ott.

in große Verſuchung geführt; man hat ihm noch vor wenig Tagen hundert und zwanzig tauſend Louisd'or geboten; aber ſo nothwendig er auch das Geld brauchen mag, ſo ſollte er doch lieber, ſtatt es zu empfangen, eben ſo viel geben, um einen guten Präſidenten zu haben."

Lamoignon erhielt nun wirklich dieſen angeſehenen Poſten, und rechtfertigte ganz des Miniſters Vertrauen. Einen ſchönen Beweis davon gab er in dem berüchtigten Prozeß gegen den ehemaligen Finanzminiſter Fouquet, einen Mann, der mit Blut und Mark des Staates ſich gemäſtet hatte, Lamoignon ſtand an der Spitze einer Kommiſſion (Chambre de justice), welche zu Unterſuchung dieſes Prozeſſes ausdrücklich ernannt worden war. Der König — äußerſt erbittert gegen Fouquet — ſprach einſt mit Lamoignon länger als eine Stunde über deſſen Verbrechen. „Er hat ſich zum Herzog von Bretagne und Könige der umliegenden Inſeln machen wollen," ſagte Ludwig, »er gewann Jedermann durch ſeine verſchwenderiſche Freigebigkeit, ich konnte mich auf Niemand mehr verlaſſen."

Je heftiger der König gegen den Angeklagten donnerte, je mehr glaubte Lamoignon mit Mäßigung verfahren zu müſſen. Er gab Fouquet einen Vertheidiger, der frei bei ihm aus- und eingehen, und ohne Zeugen mit ihm ſprechen durfte. — Colbert, Fouquet's eifrigſter Verfolger, wollte einſt den Präſidenten über ſeine Meinung ausholen. »Ein Richter," antwortete dieſer, »ſagt ſeine Meinung nur Einmal, nämlich auf dem Richterſtuhle."

Mehr bedurfte es nicht, um ſich Colbert's Feindſchaft zuzuziehen. Auf deſſen Anſtiften gab der König dem rechtſchaffenen Präſidenten Merkmahle des Mißvergnügens. Das kränkte ihn tief; er ſtellte ſich mit beſcheidener Kühnheit vor den Monarchen, legte ſein Amt in deſſen Hände nieder, und bediente ſich zugleich der Gelegenheit, ihm ſtarke Wahrheiten zu ſagen, die in dem Munde eines Tugendhaften doppelt kräftig wirken, wenn er ſelbſt in dieſem Augenblicke als ein Opfer derſelben erſcheint. Ludwig — zu groß, um ſich dadurch beleidigt zu fühlen — nahm ſeine Abdankung nicht an; machte ſeine harten Worte durch verbindliche Redensarten wieder gut, die er ſo ſchön zu ſagen wußte; und ſchickte noch am ſelbigen Tage Tellier zu ihm, mit dem Auftrag: »es werde dem Könige Vergnügen machen, wenn Lamoignon das Vorgegangene vergeſſe, und mit Colbert auf einem freundſchaftlichen Fuße lebe.«

Man muß bekennen, daß, wenn Lamoignon die herzlichſte Bewunderung verdient, er auch in einem Zeitraum lebte, wo die Tugend noch imponirte. Die geringſte Widerſetzlichkeit gegen den Willen des Machthabers würde, in andern Zeiten, ihm auch ohne freiwillige Abdankung ſein Amt gekoſtet haben, und es wäre nicht weiter die Rede von ihm geweſen. Ludwig war nicht der größte Feldherr, aber ein wahrhaft großer König.

Als Fouquet erfuhr, daß an der Spitze ſeiner Richter ein Mann ſtehe, der zwar einſt ſein Freund geweſen, den er aber, in den Tagen ſeiner Gunſt, oft gekränkt hatte,

urtheilte er, als Höfling und Miniſter, von den muthmaßlichen Gründen, durch welche die Höflinge und Miniſter bewogen worden waren, dieſen Mann zu wählen; allein er kannte auch den Präſidenten hinlänglich, um dennoch Vertrauen zu ihm zu faſſen. Er ließ ihn bitten, das Unrecht zu vergeſſen, welches er ihm zugefügt. Lamoignon antwortete: ich erinnere mich blos, daß er mein Freund war, und daß ich ſein Richter bin.

Minder treffend beurtheilte Fouquet ſeine übrigen Richter. Als die Berichtserſtatter (Referenten) ernannt werden ſollten, proteſtirte er gegen d'Ormeſſon, der ſich doch nachher ſo vielen Ruhm in dieſer Sache durch nachſichtsvolle Mäßigung erworben. Er proteſtirte auch gegen Cornier de St. Helene, den er freilich beſſer kannte, denn dieſer Cornier ſtimmte für ſeine Hinrichtung. — Der König erfuhr, was vorging, ließ den Präſidenten rufen, und befahl ihm, gerade dieſe Beiden zu Berichtserſtattern zu ernennen. Lamoignon erwähnte der geſchehenen Proteſtation. »Eben deswegen,« ſagte Ludwig, »man fürchtet ihre Rechtſchaffenheit.«

Lamoignon gab zu, daß ſie rechtſchaffene Männer wären, erklärte aber freimüthig, er habe es ſich zum Geſetz gemacht, einem Angeklagten niemals, weder erbetene noch verbetene Referenten zu geben.

»So möge,« erwiederte der von ſeinen Miniſtern wohl inſtruirte König, »Fouquet die Gründe ſeiner Proteſtation angeben; man wird ſie erwägen und darüber entſcheiden.«

»Es ist ein Unterschied,« versetzte Lamoignon, »ob von einem Richter oder von einem Referenten die Rede ist. Jener ist nothwendig, dieser wird gewählt; darum muß man gegen einen Richter Gründe angeben; bei einem Referenten ist das unnöthig. Ueberdies hat, in einem Kriminal-Prozeß, der letztere einen weit entschiednern Einfluß auf das Schicksal des Angeklagten; er kann selbst durch seinen Bericht die Stimmen leiten.« — Als Ludwig nicht mehr wußte, was er entgegnen sollte, sagte er echt königlich: ich will es so.

Der unerschrockene Präsident bat ihn, sich Zeit zu nehmen, ehe er seine letzten Befehle ertheile, aber Ludwig erklärte trocken: er habe Alles wohl überlegt, und sein Wille sei unwiderruflich.

Lamoignon machte Colbert und Tellier sehr lebhafte Vorwürfe über diesen Machtstreich. Turenne sagte damals lachend: »Colbert hat große Lust, Fouquet hängen zu sehen, und Tellier große Furcht, daß man ihn nicht hängen werde.« — Der Präsident gehorchte endlich. Er hat den Kampf, den er mit sich selbst darüber bestand, sammt den Gründen, die ihn bestimmten, auch selbst aufgezeichnet. »Ich sah ein,« sagt er, »daß die Forderung, die an mich geschah, nur eine Unregelmäßigkeit, aber nichts gesetzwidriges enthielt. Die höchste Gewalt beging freilich eine Unklugheit, indem sie den Argwohn der Parteilichkeit auf sich lud, aber keine Ungerechtigkeit. Meine längere Weigerung konnte zwei rechtschaffene Männer beleidi-

gen, deren Einer (Ormeſſon) mein Freund war, ein Mann, der die höchſte Zartheit der Redlichkeit mit dem höchſten Muth der Tugend verband. Ich nutzte vielleicht dem Angeklagten wider ſeinen Willen, indem ich ſein Schickſal in ſo reine, heilige Hände legte."

Indeſſen hatte dieſer, obgleich nun aufgegebene Widerſtand Fouquet's Feinde doch beunruhigt. Sie meinten, der Präſident begünſtige entweder den Angeklagten, oder ſeine Strenge ſei doch ſehr beſchwerlich; darum wurde kabalirt, ihm den Vorſitz in der Kommiſſion zu nehmen. »Die Sache zieht ſich in die Länge," ſagte der König zu ihm, »ich will Sie beſchleunigen. Ihre Geſchäfte ſind zu gehäuft, Sie können nicht alles thun. Ich habe dem Kanzler Séguier befohlen, künftig der Kommiſſion beizuwohnen; deswegen können Sie aber doch hingehen, ſo oft Ihre Zeit es erlaubt."

»Es wird mir jederzeit eine Ehre ſein," erwiederte Lamoignon, »unter dem Vorſitz des Kanzlers zu dienen. Unter ihm habe ich meine erſten Kenntniſſe geſammelt, und kann auch jetzt noch viel von ihm lernen."

Der König, der vermuthet hatte, ihn gekränkt zu ſehen, wollte ſein Verfahren durch verbindliche Redensarten verſüßen: »Ich begreife nicht," ſagte er, »wo Sie Zeit und Geſundheit für die doppelte Arbeit hergenommen haben."

Am andern Morgen empfing Lamoignon den Kanzler in der Kommiſſion. »Künftig," erklärte dieſer, als man auseinander ging, »erſuche ich die Herren, ſich früh um neun Uhr einzufinden."

»In dieſem Falle," erwiederte der Präſident, »kann

ich nicht die Ehre haben, Sie zu empfangen, denn so früh ist die Parlamentssitzung nicht geendigt." — »So werden wir uns nach Ihnen richten," sagte der Kanzler sehr höflich, und that es wirklich, aber nur Einmal; denn in der nächsten Sitzung erzählte er, der König habe ihm Trägheit vorgeworfen, man müsse sich also um neun Uhr versammeln.

So wurde der Zweck von Fouquet's Feinden erreicht. Lamoignon erschien nicht mehr, oder doch nur selten Nachmittags. Er zog sich unvermerkt zurück, wobei er jedes Aufsehen zu vermeiden strebte; und wenn man mit ihm davon sprach, führte er ganz unbefangen die Unvereinbarkeit der Arbeitsstunden als die einzige Ursache an. Das war nun Colbert wieder nicht recht; nur den Einfluß des Vorsitzes hatte er ihm rauben wollen. Die gänzliche Entfernung eines solchen Mannes konnte eine Mißbilligung des Verfahrens der Kommission scheinen, darum ließ er ihn freundschaftlich ersuchen, nicht ganz wegzubleiben; er werde bei diesem Geschäfte, in einem einzigen Monat, dem Könige wichtigere Dienste leisten, und besonders den Allerhöchsten Beifall sicherer erwerben, als im Parlament in dreißig Jahren.

Man erbot sich, künftig den Vorsitz zwischen dem Kanzler und dem Präsidenten zu theilen, so, daß Jener ihn des Morgens, dieser Nachmittags führen sollte. — Dann wollte man ihm wieder den Vorsitz allein überlassen, wenn er sich nur entschließen wolle, abgesonderte Konferenzen mit solchen Richtern zu halten, die Colbert's Vertrauen besaßen. — Endlich sollte er ohne alle Bedingung wieder in seine

Rechte treten. Lamoignon aber blieb ſtandhaft bei ſeiner Weigerung, und ſagte zu ſeinen Freunden: »Ich habe meine Hände gewaſchen.«

Im Grunde hielt er Fouquet allerdings für ſchuldig, wenigſtens der Veruntreuung. Allein er ſah, daß die Heftigkeit, mit der man ihn verfolgte, ein Intereſſe, dem der unterdrückten Unſchuld gleich, für ihn erweckte. Daß räuberiſche Finanzminiſter beſtraft und der Raub ihnen entriſſen würde, hielt Lamoignon für ganz recht, und er ſelbſt war der Erſte geweſen, dem Könige ſolche Maßregeln zu rathen, ehe noch an Fouquet's Verhaftung gedacht wurde; nur ſollte, nach ſeiner Meinung, eine ſolche Kommiſſion vom Einfluß des Hofes gänzlich frei bleiben, und kein Werkzeug in den Händen der Miniſter werden, um ihre Feinde zu verderben. Ueberdies erſchwerten ihm zwei Dinge ſein Richteramt in dieſem Falle: ſeine vormalige mit Fouquet gepflogene Freundſchaft, und die nachmalige Erkaltung derſelben. Die Erſtere machte ihn dem Hof verdächtig; die Letztere konnte ihn dem Volke verdächtig machen.

Ich ſchalte hier eine meiſterhafte Schilderung von des berühmten Colbert's Charakter ein, wie Lamoignon ſie ſelbſt entworfen. »Colbert iſt Einer der ſchwürigſten Menſchen für ſolche Leute, die weder Neigung haben, noch in der Lage ſind, ihm gänzlich unterworfen zu ſein. Er meint es nicht böſe, aber ſeine Laune iſt fähig, viel böſes zu ſtiften; denn dieſer folgt er unbedingt, und beſtärkt ſich ſelbſt in ſeinen Fehlern durch ſeine guten Eigenſchaften. Er weiß, welche große Dienſte er leiſtet, Dienſte, die in der That ſo wichtig

ſind, daß ich ſelbſt überzeugt bin, Niemand als er kann mit ſolcher Fähigkeit und Treue, mit ſolchem Fleiß und glücklichen Erfolg an Verbeſſerung der Finanzen arbeiten. Dies Bewußtſein machte ihn glauben, daß Jeder, der nicht ſeiner Meinung iſt, eine ſchlechte Meinung hat, und daß man, ohne unwiſſend oder boshaft zu ſein, ihm nicht widerſprechen kann. Die eigene Ueberzeugung von ſeinen vortrefflichen Abſichten macht ihn mißtrauiſch gegen Jeden, der nicht ganz unbedingt ihm Beifall gibt. Daher kommt es, daß er kein Mittel verſchmäht ſeinen Willen durchzuſetzen, ohne zu bedenken, das ſchlechte Mittel oft den beſten Zweck herabwürdigen können. Er duldet keinen Widerſpruch, verſchmäht jede Berathung, beſonders mit verſtändigen, erfahrnen Leuten, die wohl ein Recht dazu hätten, ihm Rath zu ertheilen, denn das würde ſcheinen, als theile er ſeine Macht mit ihnen: ein unerträglicher Gedanke für ſein deſpotiſches Gemüth. Aber eben daraus entſpringt ein anderes Extrem, welches ich oft bei Leuten ſeines Charakters angetroffen habe; nämlich, er iſt ſehr empfänglich für die Einliſpelungen ſeiner Bedienten und Untergebenen.»

Nicht minder ehrwürdig als bei Fouquet's Prozeß erſchien Lamoignon's reine Tugend bei einer andern wichtigen Gelegenheit. Es war 1667 von einer königlichen Ordonnanz die Rede, gegen welche das Parlament ſich erhob, doch nicht mit der Zuſtimmung ſeines Präſidenten. Man hätte glauben ſollen, der Hof werde dieſen angefeuert haben, die Widerſpenſtigen im Zaum zu halten? Keineswegs. Im Gegentheil, der Hof wünſchte, daß das Par-

lament sich vergessen und schuldig erscheinen möchte, um einen Vorwand zu haben, jetzt, da man sich stark genug fühlte, die Beleidigungen zu rächen, die man zur Zeit der Fronde von diesem stolzen Gerichtshof hatte erdulden müssen. Darum erschöpften die Minister alle Künste, um Lamoignon zu bewegen, daß er den unbesonnenen Eifer des Parlaments durch seine Mäßigung und Klugheit nicht dämpfen möchte. Man bot ihm eine reiche Abtei für einen seiner Söhne, der noch zu jung war, um einen Stand zu wählen. Der Vater schlug es aus, sprechend: mein Sohn könnte leicht in der Folge den Besitz einer Abtei für einen Beruf zum geistlichen Stande halten. Man bot ihm zweimal hundert tausend Livres, wenn er sich in nichts mischen wolle. Vergebens. »Ich mag nicht,« sprach er, »der Mitschuldige eines Hofes werden, der, statt Vergehungen vorzubeugen, wenn er es kann, ihnen lieber freien Lauf läßt, um das Vergnügen zu haben, sie zu bestrafen.« — So stand er zwischen Hof und Parlament, verschmähte dort des Königs Gnadenbezeugungen, wagte hier die Gunst des Volkes, das ihn mit dem Hofe einverstanden glaubte, und blieb stets unerschüttert.

Als Ludwig XIV. 1672 in einen großen Krieg sich verwickelte, brauchte er Geld, viel Geld. Es sollten neue Auflagen gemacht werden. Lamoignon stimmte für einen mildern Ausweg, nämlich für Anleihen. Seine Meinung drang durch, allein die merkwürdigen Worte, die Colbert beim Herausgehen aus dem Zimmer des Königs ihm sagte, sollte jeder Finanzminister in sein Gedächtniß graben, und

Lamoignon ſelbſt mochte fühlen, daß ſeine gute Abſicht ihn irre geleitet hatte.

»Sie haben geſiegt,« ſprach Colbert mit einiger Bitterkeit, »Sie glauben als ein ehrlicher Mann gehandelt zu haben. Mein Gott! wußte ich denn nicht ſo gut als Sie, daß der König Geld finden würde, wenn er welches borgen wollte? aber ich hütete mich wohl es zu ſagen. Da haben wir nun die groſſe Straße der Anleihen geöffnet; welches Mittel bleibt uns künftig, die Verſchwendung zu hemmen? Man wird borgen und borgen, und am Ende doch nur Auflagen machen müſſen, um die Anleihen wieder zu bezahlen.«

Einſt vertraute Jemand, deſſen Namen man nicht erfahren hat, dem redlichen Lamoignon ein Depoſitum von ſehr wichtigen Papieren. Der Hof erfuhr es; die Miniſterial-Inquiſition erwachte: ein Staatsſekretär ſchrieb ihm, der König verlange zu wiſſen, was die Papiere enthielten. Er antwortete: »ich habe kein Depoſitum, und wenn ich eines hätte, ſo würde meine Ehre dieſelbe Antwort heiſchen.« — Darauf ließ der König ihn vor ſich fordern. Er fand den Staatsſekretär bei dem Monarchen, und bat um eine geheime Audienz. In dieſer bekannte er ſich zu dem Depoſitum, betheuernd, er würde ſich nie damit befaßt haben, wenn es irgend etwas zum Nachtheil des Staats enthielte. »Ew. Majeſtät,« ſagte er, »würden mir Ihre Achtung entziehen, wenn ich im Stande wäre, mehr davon zu entdecken.«

»Auch begehre ich nichts mehr davon zu wiſſen,« erwie-

Ott. Du magst brummen wie du willst, ich hänge mich wie Bley an deinen Arm. Jetzt sage mir, hast du deines Vaters Geheimnisse erforscht?

Nat. Ach! er wollte ihn zum Gerichtshalter machen.

Ott. Wen?

Nat. Den jungen Wacker.

Ott. Mein Gott! ich rede von deinem Bruder.

Nat. O, der befindet sich recht wohl.

Ott. Gewiß? hat er geschrieben?

Nat. Ich glaube ja.

Ott Du glaubst nur?

Nat. Laß mich zufrieden und sey ruhig. Mein Vater ist bey guter Laune, und folglich ist nichts vorgefallen, das dir Sorge machen könnte.

Ott. Aber warum verschweigt er uns? —

Nat. Laß ihm die Grille. Jeder Mensch hat die Seinigen; und er ist ein so guter, braver Mann! er hat dem jungen Wacker die Hand geschüttelt.

Ott. Wenn er nur nicht verwundet ist.

Nat.

derte der edle Ludwig, ich bin zufrieden.“ Eben trat der Staatssekretär wieder herein. »Sie haben mir da eine schöne Proposition gemacht,“ rief der König ihm entgegen, »ich soll einen Mann von Ehre zwingen, sein Wort zu brechen. — Gehen Sie,“ schloß er, indem er sich zu Lamoignon wandte, »Sie haben in dieser Sache keine andere Verbindlichkeit, als die Sie selbst sich aufgelegt haben.“

Schon früher war, bei irgend einer Gelegenheit, ihm eine Pension von sechs tausend Livres versprochen worden, aber in den nächsten sechs Monaten war nicht weiter die Rede davon. Der König selbst dachte endlich daran, und sagte eines Tages zu ihm: »Sie sprechen gar nicht von Ihrer Pension?“ — »Sire!“ versetzte Lamoignon, »ich warte, bis ich sie verdient habe.“ — »In diesem Falle,“ erwiederte der König schnell, »bin ich Ihnen Nachzahlung schuldig,“ und sie wurde auf der Stelle geleistet.

Wem wird nicht das Herz groß, wenn er diese Züge liest? wem thut es nicht wohl, die Tugend so von einem Monarchen geehrt zu sehen?

Pedro de la Gasca.

Es ist so geist- und herzerquickend, das Andenken solcher Männer zu feiern, daß ich mir das Vergnügen nicht versagen kann, zu dem eben aufgestellten Gemälde noch ein Seitenstück zu liefern.

Im Jahr 1546 fürchtete man in Spanien, der ehrgei-

zige Pizarro möchte sich in Amerika zum Beherrscher von Peru aufwerfen; denn schon hatte er gewagt, sich gegen den Unterkönig zu empören, der in einer blutigen Schlacht sein Leben verlor, und dessen abgehauener Kopf sogar auf den Galgen zur Schau gesteckt wurde. Kaiser Karl V. war damals in einen bedenklichen Krieg mit den schmalkaldischen Bundesgenossen verwickelt; den Aufruhr in Amerika zu dämpfen, mußte er seinem Sohne Philipp überlassen, der in der ersten Hitze das Racheschwert zucken und ein heilsames Beispiel der Strenge geben wollte. Aber — unzählige Hindernisse kühlten seinen Eifer ab. Um den mächtigen Pizarro zu züchtigen, bedurfte man eines Heeres. Der Kern der spanischen Truppen war in Deutschland; Spanien durch lange Kriege Menschenarm geworden. Eine geringe Macht durfte man nicht senden, und eine ansehnliche in ein so entferntes Land zu schaffen, war fast unmöglich. Pizarro, Meister von der Südsee, konnte den nächsten Weg nach Peru sperren. Zu Lande durch Wüsteneien und wilde Völker zu dringen, schien noch gefährlicher. Der Weg durch die magellanische Straße war allzuweit, unsicher und damals noch wenig bekannt. Es blieb also nichts anders übrig, als der Strenge zu entsagen, und ein milderes Mittel zu versuchen.

Hier kam es nun vor allen Dingen auf die Person des Unterhändlers an. Die kluge Wahl traf Pedro de la Gasca, einen Geistlichen, der zwar noch kein hohes Amt verwaltet, aber doch bei verschiedenen wichtigen Geschäften, wo man sich seiner bediente, so viele Klugheit, Redlichkeit,

Uneigennutz, Vorsicht und Standhaftigkeit bewiesen hatte, daß er dieses Vertrauen vollkommen rechtfertigte. Der Kaiser, mit Gasca's Verdiensten bekannt, billigte die getroffene Wahl, und meldete sie ihm selbst in einem Briefe, der dem Schreiber nicht minder Ehre machte als dem Empfänger. Ein hohes Alter, Kränklichkeit, Furcht vor einer weiten Seereise, einem ungesunden Klima, Alles das schreckte den Mann nicht ab, der seinem Vaterlande nützlich werden konnte. Dieser edle Wunsch allein bestimmte ihn, denn als man, um mit größerem Glanze ihn erscheinen zu lassen, ein Bisthum ihm anbot, lehnte er es ab, begehrte keinen höhern Titel, als den eines Präsidenten des Gerichtshofes zu Lima, schlug sogar ein Jahrgehalt aus, und bat blos, während seiner Abwesenheit für seine arme Familie zu sorgen. Als Friedensbote wollte er kein glänzendes Gefolge, sondern nur einige Bedienten mit sich nehmen.

Nur in Ansehung der Vollmachten, die er verlangte, war er, zum Wohl des Staates, unnachgiebig. »Sie müssen unbegrenzt sein," sprach er klüglich, »denn das Land ist fern vom Sitz der Regierung; ich kann nicht in jedem Augenblicke neue Verhaltungsbefehle einholen; ich muß Vertrauen zu meiner Macht einflössen, ich muß verzeihen, bestrafen, belohnen dürfen; die Waffen aller Statthalter in den spanischen Niederlassungen müssen mir zu Gebote stehen."

Eine solche Gewalt schien den Ministern zu groß für einen Unterthan, allein Karl V. dachte größer; er ertheilte sie ihm ohne Bedenken, und Gasca segelte ab, ohne Titel,

ohne Geld, ohne Truppen, um der gefährlichſten Empörung die Spitze zu bieten. — Aber ihn begleitete die angeborne Gewalt erhabener Geiſter und edler Herzen. Zu Nombre de Dios und Panama fand er Befehlshaber, die jeder Landung ſich widerſetzen ſollten. Beim Anblick dieſes Greiſes, deſſen Sanftmuth, Sitteneinfalt und Beruf, Liebe und Ehrfurcht in jeder Bruſt weckten; bei ſeiner Erklärung: er komme mit dem Oelzweig, er wolle nur helfen, verzeihen, Ordnung und Gerechtigkeit in Peru wieder einführen; vergaßen ſie, das ſtrenge Gebot zu erfüllen; er landete und eroberte die Herzen. Pizarro ſchrieb an ſeine Vertrauten, man ſolle ihm fünfzig tauſend Peſos bieten, wenn er abſtehen wolle, wo nicht, ihn vergiften.

Dieſer raſende Befehl empörte die Empfänger, ſie traten öffentlich auf Gaſca's Seite und überlieferten ihm die Flotte. Pizarro, von Wuth verblendet, ließ durch einen feilen Gerichtshof Gaſca des Hochverraths ſchuldig erklären und zum Tode verurtheilen. Dann zog er ſeine Truppen zuſammen, tauſend Mann, damals eine große Macht, trefflich ausgerüſtet.

Aber auch Gaſca bewies, daß er, wenn es gelte, mehr als beten und überreden könne. Er ſammelte Truppen aus den ſpaniſchen Niederlaſſungen, und ſandte ſie, mit einem Geſchwader, an die peruaniſche Küſte, wo ihr Erſcheinen Anfangs Beſtürzung erregte, bald jedoch alle Mißvergnügte, irre Geleitete oder Reuige zu ihren Fahnen ſtrömten. Pizarro ſtutzte, wüthete, blieb unerſchrocken, machte ſein ganzes Heer beritten, und zog mit erſtaunlicher Geſchwindigkeit dem

Feinde entgegen. Allein jetzt erfuhr er, wie schwach der mächtigste Usurpator ist, wenn seine Macht nicht auf Recht sich gründet. Jeden Morgen beim Aufbruch, wenn Pizarro sein Heer überschaute, fand er dessen Zahl ansehnlich vermindert; während der Nacht waren die Reiter haufenweis entflohen. Er schäumte vor Wuth. Wehe dem Schuldigen oder Unschuldigen, auf den sein Verdacht fiel! er strafte mit unerbittlicher Strenge. Dennoch konnte er die eingerissene Seuche der Desertion nicht hemmen. Ehe er noch den Feind zu Gesicht bekam, war sein Heer auf vier hundert Mann zusammen geschmolzen. Doch diese vier hundert hatten durch Verbrechen ihre Treue verbürgt, hofften keine Verzeihung, sondern mußten ihr letztes Heil in der Tapferkeit der Verzweiflung suchen. Mit ihnen schlug Pizarro einen Haufen der königlichen, machte Beute, ließ die Ueberwundenen grausam behandeln, und alsobald liefen mit dem Glücke viele Anhänger ihm wieder zu.

Doch schon landete Gasca selbst in Peru mit einer Macht, die schnell anwuchs. Noch immer hörte man ihn sanftmüthig den Wunsch erklären, den Streit ohne Blutvergießen zu beenden. Jeden Reuigen empfing er, wie ein Vater das bußfertige Kind. Selbst dem Pizarro bot er Verzeihung an; der vom Glück Berauschte verschmähte sie.

Beide Heere trafen auf einander am 9. April 1548, und gewährten dem Auge einen seltsamen Kontrast. Die Soldaten des Pizarro in seidene, mit Gold und Silber gestickte Stoffe gekleidet, ihre Pferde, Waffen und Fahnen reich verziert; die des Gasca ohne Schimmer, an ihrer Spitze ein Erz-

biſchof, zwei Biſchöfe, und eine Menge von Geiſtlichen, die den Segen ertheilten. Schon ſollte zum Angriff geblaſen werden, als plötzlich mehrere der vornehmſten Offiziere Pizarro's hinüber zu Gaſca ſprengten, und dadurch die ſchrecklichſte Verwirrung in dem verlaſſenen Heer verbreiteten. Angſt und Argwohn griffen ſchnell um ſich. Hier ſchlich ein Trupp ſtill davon; dort warf ein anderer die Gewehre von ſich; vergebens befahl, drohte, bat Pizarro, in einer halben Stunde war ſein ganzes Korps zerſtreut. Da ſtand er eingewurzelt, vor Wuth und Schrecken bebend. »Was iſt nun zu thun?" rief er den Wenigen zu, die noch ſein Schickſal theilten. »Nichts," erwiederte ein unerſchrockener Spanier, »als in den Feind zu rennen, und den Tod eines Römers zu ſterben." — Allein von Pizarro waren Muth und Uebermuth gewichen, er ergab ſich. Gaſca befleckte den unblutigen Sieg durch keine Grauſamkeit. Nur Pizarro und einige der vornehmſten Verbrecher wurden enthauptet; alle übrige erhielten Verzeihung.

Jetzt heiſchte Klugheit, die Menge der müßigen Abenteurer zu beſchäftigen. Gaſca ſandte ſie nach Chili, um ferne Länder zu erobern. Das Schwerſte blieb ihm noch übrig: die Getreuen zu belohnen; denn Jeder hielt nur den höchſten Lohn ſeinen Verdienſten angemeſſen. Durch Konfiskation, oder den Tod der vorigen Beſitzer, war der Krone ein Eigenthum zugefallen, welches mehr als zwei Millionen Peſos jährlich abwarf; dennoch nicht hinreichend, um die Habgier zu ſättigen. Gaſca that was er konnte, hörte und prüfte eines Jeden Anſprüche mit kalter Unparteilichkeit,

gab mit vollen Händen, und behielt nichts für ſich. Dennoch machte er nur Undankbare, die ſogar mit Empörung drohten. Durch Strenge und Sanftmuth unterdrückte er jede aufrühreriſche Bewegung; ſtellte Ordnung und Rechtspflege im ganzen Reiche wieder her; ſchützte die armen, unterjochten Indianer vor grauſamer Behandlung; ſorgte für den Unterricht in der Religion; und — nachdem er auf dieſe Weiſe den Zweck ſeiner Sendung erfüllt — legte er freiwillig die Regierung nieder, ſchiffte ſich ein, kam arm in ſein Vaterland zurück, brachte aber dem Hofe eine Million und dreimalhunderttauſend Peſos erſpartes Geld. Seine Ausrüſtung hatte nicht mehr als dreitauſend Dukaten gekoſtet. Ohne Heer, ohne Flotte, ohne Geld war er abgereiſt; Alles hatte er ſich ſelbſt erſchaffen. Reichere Geſchenke hatte er ausgetheilt, als jemals ein Unterthan zu irgend einer Zeit, unter irgend einer Nation zu vergeben hatte; er ſelbſt blieb arm; und in demſelben Augenblicke, in welchem er dreizehnmal hunderttauſend Peſos in die königliche Schatzkammer ſchüttelte, bat er in einem demüthigen Schreiben um eine kleine Summe, zu Bezahlung ſolcher Schulden, die er im Dienſt gemacht. Aber ihm wurde ein ſchönerer Lohn: die hohe Achtung ſeines Kaiſers, die Bewunderung der Nation und der Nachwelt. Er wurde Biſchof von Valencia, und verlebte ſeine noch übrigen Tage in der Stille. Eine nie getrübte Heiterkeit, vom edelſten Bewußtſein erzeugt, begleitete ihn bis zum Grabe.

Lobrede auf das alte Roß des Kaisers Caligula.

Mögen Andere das glückliche Verbrechen mit Ruhm krönen, um einen Brocken vom Raube zu erhaschen; mögen Andere die Knie vor dem glänzenden Laster beugen; ich weihe meine Feder nur dem stillen Verdienst, der unbefleckten Tugend; ich weihe sie Dir, edler Incitatus!

Diesen Namen führte das Roß, welches unter der vortrefflichen Regierung des Kaisers Caligula — (warum wurde ich nicht unter ihr geboren!) — ein Gegenstand der gerechten Bewunderung des römischen Volkes war. Caligula, der unvergeßliche Monarch, der das verborgene Verdienst hervorzog, ohne auf Rang oder Geburt, am wenigsten auf die äußere Gestalt Rücksicht zu nehmen, Caligula erhob sein Pferd zum Oberpriester, zum Staatsrath, ließ ihm einen Stall von Marmor bauen, Krippen von Elfenbein machen, bedeckte es mit Purpur und hing ihm Perlen um den Hals. Freilich gab es Neider, die sich unterfingen, die Wahl ihres Kaisers bitter zu tadeln — allein trotz jener hämischen Neider blieb Incitatus dennoch würdig, mit dem Kaiser die Last der ganzen Welt zu tragen.

Es ist unverzeihlich, daß die Geschichtschreiber, welche so oft Kleinigkeiten erzählen, die wichtigsten Umstände in Ansehung meines Helden unberührt gelassen haben. Man kennt weder seine Herkunft noch seine Erziehung; man weiß nicht einmal, ob er ein Kutschpferd, oder ein

Karrengaul, oder ein Jagdklepper war. Einige boshafte Schriftsteller behaupten, er sei die schlechteste Mähre im ganzen Stalle gewesen, und wollen ihre Behauptung auf den politischen Grundsatz stützen: daß unter einer verderbten Regierung immer die schlechtesten Subjekte zu hohen Ehrenstellen gelangen. Nichts als Verleumdung. Folgende Anekdote wird beweisen, daß Incitatus seine Erhebung einzig und allein seinen Verdiensten verdankte, und daß er ohne allen Zweifel ein Reitpferd war. Denn eines Tages ritt der Kaiser auf ihm, und als die Adjutanten sich in Schmeicheleien über den herrlichen Anstand erschöpften, mit welchem der Kaiser einhertrabte, wurde das Gefühl des edlen Rosses dadurch so sehr empört, daß es beschloß, die faden Höflinge zu beschämen. Plötzlich schlug Incitatus hinten und vorn hinaus, und warf den Herrn der Welt in den Koth.

Ihr möchtet glauben, ein so plötzlicher Glückswandel habe den wackern Houynhen schwindeln gemacht? — keineswegs; er blieb ganz der Alte; kein Fünkchen von dem gewöhnlichen Uebermuth der Parvenus; er allein am kaiserlichen Hofe schien seine Superiorität nicht zu ahnen. Nie ließ er sich zu kleinen Intriguen herab, um die Gunst seines Herrn zu fesseln; nie machte er ihm die Unterthanen verdächtig, oder verschloß dessen Ohr vor ihren gerechten Klagen; oder verleitete ihn, sie blos als Werkzeuge eines unersättlichen Ehrgeizes von einer Schlachtbank zur andern zu führen. Nie begehrte Incitatus alle hohe und einträgliche Aemter in seiner Person zu vereinigen, obgleich er

durch seine Talente gerechtern Anspruch darauf machen konnte, als die meisten seiner Nachfolger. Seine Bescheidenheit duldete nicht, daß die Patricier stundenlang in seinem Vorzimmer standen, ohne vor ihm gelassen zu werden, obgleich der römische Adel damals so tief gesunken war, daß die ersten und ältesten Familien sich für hochgeehrt würden gehalten haben, wenn sie ihn hätten striegeln und seinen Stall reinigen dürfen. — Ein großer Feind der Schmeichelei, verschmähte er alle Lobgedichte, Oden, Hymnen u. s. w., welche Tag für Tag in so großer Anzahl bei ihm einliefen, daß man ihm an jeden Abend eine frische Streu davon hätte zubereiten können. Eben so war auch Uneigennutz ein Hauptzug seines Charakters. Er hatte sonder Zweifel eine große Familie, allein nie kam es ihm in den Sinn, verdienstlose Kreaturen aus ihrem Element, dem Staube, hervor zu wühlen; sie mußten ihren Karren oder ihren Pflug fort ziehen, statt blühende Provinzen mit ihrem plumpen Hufe zu zertreten.

Seine Mäßigkeit war so groß, daß er nie mehr begehrte, als satt zu werden. Welch ein erhabenes Muster für die unersättlichen Machthaber! — Einst lud Caligula ihn zum Abendessen, ließ ihm vergoldete Gerste und Wein in goldenen Bechern vorsetzen; — aber man staune! — auch das Gold reizte den Günstling nicht; er bestand darauf, daß man ihm gewöhnlichen Hafer bringen mußte.

Mit eben der Nachlässigkeit, mit welcher die Geschichtschreiber über seine Herkunft hinweg geschlüpft sind, ver-

Nat. Zwey Narben sind ihm nachgeblieben.

Ott. Narben?

Nat. Die Eine auf der Stirne, die Andre auf der Wange.

Ott. Du hast ihn gesehn?

Ott. Mein Gott, er war ja eben hier.

Ott. Dein Bruder?

Nat. Ach! wer spricht denn von meinem Bruder? (sie geht ab.)

Fünfte Scene.

Ottilie allein.

Nur Ein Gegenstand füllt ihre Seele. — Die Liebe ist ein verwöhntes Kind, das seinen Geschwistern nichts gönnt, Alles für sich haben will. — Geduld Ottilie! habe Mitleid mit fremder Schwäche. Auch du hast einen Bruder — Vater und Bruder! und wie oft verdrängt des Gatten Bild das ihrige aus deinem Herzen! — (sie lehnt sich schwermüthig ins Fenster) Schöner, ruhiger Morgen! lächle freundlich dem Greise, dem hier in weiter Ferne seiner einzigen Tochter Thränen fließen. — Wie die

thätigen

ſchweigen ſie uns auch, ob das edle Pferd ein Hengſt oder ein Wallach war. Vermuthlich das Letztere, denn man hat nie von ſeinen galanten Abenteuern etwas erfahren, welche doch ſicher nicht unbekannt geblieben wären, da man auf einem ſo erhabenen Poſten die Leidenſchaften eben nicht zu zügeln pflegt. Wenigſtens wurden ſeine Maitreſſen — wenn er deren hatte — nicht durch ihn mit Schätzen überhäuft.

Ueberhaupt beweiſt das Stillſchweigen der Geſchichtſchreiber über ſeine Fehler, daß er deren keine beſaß; denn man weiß, daß die Fehler der Parvenus nie vergeſſen werden. Unwiſſenheit und Dummheit wirft die Verleumdung ihm vor; aber man beurtheile ihn nach ſeinen Handlungen, ſeiner Lebensweiſe. Er hat nie etwas Anderes als Hafer geſpeiſt, und zwar ſolchen, den er nicht geſtohlen hatte; er war nie ſtolz auf ſeine Purpurdecke noch auf ſeine ſilbernen Hufeiſen; ſtolperte nie mit ſeinem Herrn; hat ihm auch nicht zu der berüchtigten Brücke gerathen, die Caligula über das Meer ſchlagen wollte, auch wirklich zu ſchlagen anfing, und die ich noch einſt vollendet zu ſehen hoffe; kurz, ich zweifle nicht, daß die gerechte Nachwelt, bei dieſer ungeſchminkten Darſtellung der Verdienſte des edlen Incitatus, jedes Vorurtheil fahren laſſen, und bekennen wird, daß kein Nachkömmling desſelben, ſo viele ihrer auch noch täglich zu hohen Würden gelangen, mit ſeinem tugendhaften Ahnherrn ſich meſſen darf.

Die Feengrotte.

Jedermann weiß, daß in der Provinz Languedok Gebirge befindlich sind, welche die Cevennen heißen; aber nicht Jedermann weiß — (es wäre denn, daß im Museum des Wundervollen etwas davon stünde) — daß auf dem Gipfel eines dieser Berge, der Fels von Taurach genannt, von düsterm Wald begrenzt, eine Grotte gähnt, deren bloßer Name dem einsamen Ziegenhirten das Haar lüpft, wenn er bis in diese Gegend sich verirrt: die Feengrotte (La baume de las dommoiselles). Die Sage geht, es habe zu den Zeiten der Religionskriege eine unglückliche Familie sich dahin geflüchtet, um dem Tode zu entrinnen; oft habe man Abends in der Dämmerung einige dieser Unglücklichen, Gespenstern gleich, herum klimmen sehen, um Ziegen zu stehlen: denn nur von solchem ungewissen Raube und von Wurzeln und Kräutern hätten sie gelebt. Man erzählt ferner, es wären einige Kinder in diesen Höhlen geboren worden, die, nach dem Tode ihrer Eltern, in gänzliche Wildheit versunken, ohne Kleider, ohne Sprache herum geirrt. Erschrockene Bewohner des Landes, welche zufällig eine dieser unglücklichen Kreaturen erblickten, thaten mit erhitzter Einbildungskraft noch manches Wunderbare hinzu, und so entstanden Geister, deren Wohnungen kein Sterblicher sich zu nähern wagte. Allein diese Elenden konnten, bei einer solchen Lebensweise, ihren Rang unter den Unsterblichen nicht lange behaupten. Sie

verſchwanden nach und nach. Man hat eine Menge Knochen gefunden, auch einige grobe Werkzeuge, deren dieſe Knochen, als ſie noch belebt waren, ſich bedient haben mögen.

Es iſt eine traurige aber wahre Bemerkung, daß die, das menſchliche Leben verbitternden Empfindungen länger nachwirken als die verſüßenden. So auch die Furcht. Längſt ſchon waren die Geſpenſter verſchwunden; längſt flatterte ihr Mähnen gleiches Haar nicht mehr im Sturmwind auf Felſengipfeln, als noch immer die Bewohner der umliegenden Gegend nur mit ſcheuen Schritten den Berg umkreiſten, und jeder Verwogene angeſtaunt wurde, der ſich in die Feengrotte wagte. Ein ſolcher Wagehals war ein gewiſſer Herr Lonjon, der ein Amt in einer kleinen Stadt am Fuß der Gebirge bekleidete. Nur einen einzigen flinken Bauerburſchen konnte er überreden, ſein Gefährte zu ſein. Sie erreichten das Ziel ungehindert und befanden ſich in einer geräumigen Höhle. Im Hintergrunde derſelben erblickte Lonjon eine Oeffnung, allein ſie war ſo eng, daß er höchſtens den Kopf durchſtecken konnte. Er ſchleuderte eine brennende Fackel hinein, ſchaute nach und konnte mit ſeinen Blicken den Umfang nicht faſſen, den ſie erleuchtete.

Seine Neubegier wuchs. Er holte Pulver, unterminirte die Oeffnung, ſprengte einen Theil derſelben, kroch hindurch, ſtand an fürchterlichen Abgründen, und kehrte mit dem Vorſatz zurück, bei einer andern Gelegenheit mit Werkzeugen und Hilfsmitteln verſehen, ſich wieder einzufinden.

Mehrere Jahre verſtrichen. Zufällig erzählte er in Montpellier ſein Abenteuer einem Herrn Marſollier, der alſobald, von gleicher Wißbegier ergriffen, ſich auf den Weg machte. Ihn begleiteten ein munterer Student, Namens Brunet (vielleicht ein Verwandter von dem drolligen Brunet auf dem Theatre de Montanſier), zwei rüſtige Bauern und ſein Bedienter. Sie verſahen ſich mit einer fünfzig Fuß langen Strickleiter, mehrern Seilen, Fackeln und Lebensmitteln. Nur Waſſer hatten ſie vergeſſen; einige Kirſchen löſchten ihren Durſt. Auf des Berges Mitte ſtehen kleine bewohnte Häuſer, wo ſie ihre Caravane noch durch einen braven Kerl mit einer Leiter vermehrten. Bald ſtanden ſie vor dem Eingang der Höhle, der von immergrünen Eichen verſteckt und beſchattet wird. Er hat die Geſtalt eines Trichters, etwa dreißig Fuß hoch und zwanzig im Durchſchnitt, mit wilden Reben und allerlei Pflanzen maleriſch bewachſen, dennoch ſo ſchauerlich, daß Brunet's getreuer Hund ſeinem Herrn nicht folgen wollte, ſondern lieber acht Stunden lang davor liegen blieb und gräßlich heulte.

Mit Hilfe der Leitern ſtiegen ſie nun in den erſten Saal hinab. Ihn ſchmückte eine Tapete von Frauenhaarkraut (Capillaire, aus dem der bekannte Syrup gemacht wird). Eine Höhle rechter Hand führte nicht weit. Vier prächtige Säulen von Tropfſtein, wie Palmbäume geſtaltet, wohl dreißig Fuß hoch, erhuben ſich im Hintergrunde, reichten aber nicht bis an das Gewölbe, und waren ungewöhnlicherweiſe oben dicker als unten. In dieſem Saale

wurde Feuer angezündet und gefrühstückt. — In einem zweiten Saale konnte man nur auf dem Bauche kriechen und hinab schurren, denn er lag um zwanzig Klafter tiefer als der erste, von unermeßlichem Umfang, die Wände flimmernd, als habe ein geschickter Künstler Diamanten zu Mosaik verarbeitet; versteinerte Wasserfälle, weiß wie Email, oder gelblichte Tropfen, die herab zu fallen schienen, und im Fallen sich verhärteten. Der Anblick ergriff gewaltig. Es war, als sei vormals hier alles belebt gewesen, und plötzlich durch einen Zauberschlag, in der Bewegung gehemmt, zu Eis geronnen.

Sie gingen weiter aus einem Gewölbe in das andere, überall wurde ihr Auge durch die mannigfaltigste Pracht entzückt. Säulen, Obelisken, durchsichtige Guirlanden, die aus Kristall, Porzellan und Diamanten gewebt schienen, Alles rechtfertigte den Namen Feengrotte. Einmal mußten sie durch ein enges, wie ein Backofen gestaltetes Loch sich drängen, welches sie abermals in eine Höhle führte, deren Wände ganz aus dem kleinen überzogenen Zuckerwerk zu bestehen schienen, welches die Franzosen (und ich glaube auch die Deutschen) dragées nennen. Hier sah es überhaupt aus wie bei einem Berliner Conditor am Weihnachtsabend; kein Fürst der Oberwelt besitzt einen solchen Dessertaufsatz. Hingegen lieferte die nächste Höhle zu diesem freundlichen Anblick einen furchtbaren Kontrast; da sah man nichts als gesprengte, hingerollte, überhangende Felsenstücke, Alles deutete auf Krämpfe im Busen der Mutter Erde; still und schüchtern schlüpften die

Menſchenkinder zwiſchen und unter den gewaltigen Maſſen durch, zitternd, daß eine derſelben ſich losreißen und ſie auf ewig begraben werde.

Endlich gelangten ſie an den Ort, wo Lonjon den Felſen geſprengt hatte. Sie zwängten ſich durch die noch immer enge Oeffnung, und befanden ſich nun auf einem Platze, wo ungefähr zwölf Perſonen ſtehen konnten. Hinter drei kleinen Pfeilern war ein Loch voll ſchlammigen Waſſers; Fledermäuſe flatterten umher; pflanzengleiche Kriſtalliſationen ſchimmerten auf ſchwarzem Grunde. Dem Eingang gegenüber war dieſe Höhle unbegrenzt. Vergebens wurden die Fackeln hoch über die Häupter gehalten, das Auge konnte den Raum nicht meſſen, und um weiter zu gelangen, gab es keinen andern Weg, als einen ſteilen, fünfzig Fuß hohen Felſen. Hier mußte man hinunter. Die Strickleiter wurde an einem Tropfſtein befeſtigt. Man ſah einander an. Jeder ſchien zu erwarten, daß ſein Nachbar vor ihm herklettern ſolle. Von allen Seiten Abgründe, Steine wurden hinab geworfen; ſie fielen lange, bis man ſie endlich aufprallen und dann von Felſen zu Felſen weiter ſpringen hörte. Was war zu thun? die Höhle da unten glich, ſo viel man gewahren konnte, einem Marktplatz an Größe; Neubegier überwand die Furcht. Ein Bauer kletterte voran, Brunet folgte. In einer Entfernung von drei Klaftern konnte man nichts mehr von den Hinabſteigenden ſehen, und die Zeit, die ſie auf ihrer Fahrt zubrachten, ſchien entſetzlich lang zu ſein. Schon in einer Tiefe von zwanzig Fuß bog ſich der Felſen ſo ſehr einwärts, daß die

Strickleiter frei hängen blieb und ſich drehte. Man nehme dazu die tiefe Stille; das ſchwache Licht, das gleichſam nur die Finſterniß ſichtbar machte; das Grauen der Einöde; das Fallen einiger Tropfſteine, die ſich löſten und mit dumpfen Gemurmel hinab rollten; Alles trug bei, die Luſtpartie in ein ſchauerliches Abenteuer zu verwandeln.

Marſollier war der dritte, der ſich auf die Leiter ſchwang, die durch ſeine beiden Vorgänger ſchon ſehr beſchwert ſein mußte. Auch die Sproſſen beſtanden blos aus Stricken, waren zu weit von einander entfernt, und, was das Schlimmſte, das Gewicht von drei Menſchen verurſachte natürlich, daß die ganze Leiter in der Breite ſich verengte, während ſie in der Länge ſich ausdehnte; dadurch wurden denn auch die Sproſſen ſchlaff. Zuerſt mußte man ſich oben mit den Händen anklammern, unten mit den Füßen die Leiter ſuchen und vom Felſen entfernen, um den Fuß in die Sproſſe ſetzen zu können; dann konnte man, wegen der Entfernung der Sproſſen, ſich immer nur mit Einer Hand feſt halten, denn wenn man die andere nicht los ließ, ſo erreichte der Fuß die folgende Sproſſe nicht. Alles das erweckte bei Marſollier eine Angſt, die ihn plötzlich kraftlos machte; auf einem Drittel des Weges verſagte ihm der linke Arm den Dienſt; die Leiter umklammernd blieb er hängen, mit einem Fuß in der Sproſſe, mit dem andern in der Luft, und konnte weder rückwärts noch vorwärts. Da hing er eine Viertelſtunde in der grauſamſten Verlegenheit; unter ſich erblickte er den Abgrund, der blos vermieden werden konnte, wenn er ganz gerade auf einem

ſchmalen, ſchlüpfrigen Felſen hinab klimmte; er ächzte laut, und beklagte zugleich ſeine Gefährten, die durch ſeinen Zuſtand gleichfalls in die unangenehmſte Lage kamen. Er hörte ſie unten rathſchlagen, und ihr flüſterndes Geſpräch verrieth ihm ſeine dringende Gefahr. Endlich ermannte er ſich wieder, glitſchte auf gut Glück mehrere Sproſſen hinab, bis er die ſtützenden Arme ſeiner Gefährten, und mit ihrer Hilfe den Boden erreichte, wo er ſchwitzend und erſchöpft auf einen naſſen Felſen ſank, der ihn ein wollüſtiger Sofa dünkte. Sein Beiſpiel ſchreckte die übrigen ab, die oben zurück blieben.

Unten flimmerte Alles in unermeßlichem Umfang von mannigfach geſtaltetem, ſchneeweißen Tropfſtein und Warzenſtein. Aber noch waren mehr als fünfzig Fuß hinab zu ſteigen, und wie? an ſteilen Felſen, wo keine Fußſpitze Platz greifen, keine Hand ſich anklammern konnte; jeder Verſuch ſchien ein gewiſſer Tod. Es fehlten Stricke, es fehlten eiſerne Klammern, mehrere Hammer, Menſchen, Kräfte, Muth. Sie kehrten um. Marſollier zitterte, die Strickleiter noch einmal zu betreten; er wand ſich ein ſtarkes Seil unter den Armen um die Bruſt, welches oben von zwei Menſchen gehalten wurde; ſo kam er, halb kletternd, halb empor gezogen, glücklich wieder hinauf. Seine Gefährten folgten raſch und munter. Kaum war der Anblick der Gefahr ihren Augen entrückt, als auch, wie oft geſchieht, die Gefahr ſelbſt vergeſſen wurde. Man machte ſich Vorwürfe unter einander über Zaghaftigkeit, über Mangel an Vorſicht und gehöriger Vorbereitung; man

ſchämte ſich, nicht Alles geſehen zu haben, und beſchloß, beſſer ausgerüſtet, nächſtens wieder zu kommen. Es geſchah, und zwar in ſehr vermehrter Geſellſchaft, unter welcher nun auch Marquis und Parlaments-Präſidenten ſich befanden. Alle gaben ſich das Wort, allen Gefahren zum Trotz, nicht eher abzulaſſen, bis ſie in das innerſte Heiligthum dieſes Wundertempels der Natur gedrungen wären. Die möglichſte Vorſicht war genommen; mit Leitern, Geräthſchaften aller Art, Fackeln, Feuertöpfen, Thermometern, Inſtrumenten u. ſ. w., beſonders aber mit Muth und Fröhlichkeit gerüſtet, trat man den Weg an, und gelangte ohne Zufall wiederum bis an den Platz, auf dem das vorige Mal die Unternehmung ihr Ziel fand. Sie nannten ihn des Teufels Ziehbrunnen, denn auch noch jetzt, mit allen Hilfsmitteln verſehen, nach langer, beſchwerlicher Arbeit, war durch Hammer und Meißel dem ſteilen Felſen kaum ſo viel Raum abzugewinnen, daß eine Fußſpitze Sekunden lang verweilen konnte; man mußte mit kalter Beſonnenheit neben einem Abgrund an Seilen hinab glitſchen.

Da ſtanden ſie und bewunderten eine fünf und zwanzig Fuß hohe, durchſichtige Pyramide, die aus lauter Blumenkohl von Alabaſter zuſammen geſetzt ſchien. Doch hier fanden ſie auch ſchon wieder ein neues Hinderniß. Man mußte nothwendig auf einem ſehr ſchlüpfrigen Pfade weiter gehen, der zwar abhängig, aber doch nicht ſo ſteil war, daß man der Leiter ſich bedienen konnte. Wer hier ausglitſchte, mußte ganz gerade vor ſich hin fallen, ſonſt ſtürzte er zur

Seite in ein tiefes Loch oder zerschmetterte sein Gehirn an den Felsen. Eine gute Stunde brauchten die Arbeiter um Klammern, Haspen, Seile zu befestigen, während die nicht Arbeitenden mit den Hammern an die Felsen schlugen, um ihre Glieder in Bewegung zu erhalten und ihre Einbildungskraft zu betäuben. Als Alles fertig war, kehrten dennoch zwei von der Gesellschaft wieder um, denn die Art von Eisbahn, die man, im Vertrauen auf einen einzigen, mit der linken Hand umfaßten Strick hinabklitschen mußte, schreckte sie ab. Indessen war es die letzte Gefahr, welche man zu überwinden hatte, und die standhaften Wagehälse befanden sich nunmehr in einem unterirdischen Tempel, wo man, zwar nicht bequem, aber doch sicher wandeln konnte. Bei jedem Schritte stießen sie auf neue Wunder. Hier ein Altar, wie vom feinsten weißen Porzellan, vollkommen oval, mit regelmäßigen Stufen; dort vier gewundene, gelblichte, durchsichtige Säulen, so dick, daß vier Männer sie nicht umfassen, und so hoch, daß die Beobachter nicht unterscheiden konnten, ob sie das im Dunkel sich verlierende Gewölbe berührten. Die ganze Grotte schätzten sie so groß, wie die Hälfte der, in der Nachbarschaft gelegenen Stadt Ganges. Hin und wieder gab es Klusten, in welche zu dringen unmöglich war. Sie setzten sich auf den Altar, zündeten eine Menge Feuer an, und verloren sich in staunender Bewunderung. Bald ruhte ihr Auge auf einem röthlichen, vollkommen runden, spitzzulaufenden Obelisk, der von oben bis unten mit der feinsten Bildhauerarbeit geziert schien; bald auf gewal-

thätigen Winzer dort am Rebenhügel auf und nieder wimmeln. — Ihr froher Gesang tönt zu mir herüber. — Ach es drückt sie weder Kummer noch Verbrechen! — War das nicht der alte Wacker, der eben herein trat? — Ich fürchte den rauhen Mann — und doch interessirt er mich. — Sein Schicksal — sein Vaterland — meine Vermuthung — wenn wir uns verstünden —

Sechste Scene.

Der Verwalter und Ottilie.

Verw. (geht über die Bühne nach des Grafen Zimmer)

Ott. Herr Wacker, auf ein Wort.

Verw. Was befehlen Sie?

Ott. Zuvor bitte ich um Entschuldigung, wenn Ihnen meine Frage unberufene Neugier scheinen sollte.

Verw. Betrifft diese Frage mich, so ist es schwerlich der Mühe werth neugierig zu seyn.

Ott. Sind Sie ein Deutscher?

Verw. Ein Deutscher? — O ja, ich bin Alles was Sie wollen.

Ott.

tigen Maſſen, welche hier einer Kirche, dort einem Waſſerfall glichen, oder wie verſteinerte Wolken in der Ferne ſchwebten. Gebrochene Pfeiler lagen auf einander gethürmt, desgleichen künſtliche Artiſchocken, Blumenkohl, allerlei Confituren. Die Einbildungskraft hatte freien Spielraum.

Plötzlich zog ein Todtenkopf, ein wirklicher Todtenkopf, Aller Blicke auf ſich. Wie war er dahin gekommen? Hatte doch Lonjon erſt den Felſen ſprengen müſſen, um für menſchliche Kreaturen einen Eingang zu verſchaffen? einen Ausgang gab es nirgends. Sie muthmaßten, da im Winter die Höhle überſchwemmt wird, daß dieſes Waſſer den Schädel dahin geſpült, und bekümmerten ſich nicht weiter darum. — Eine koloſſale Statue beſchäftigte ihre ganze Aufmerkſamkeit. Sie glich vollkommen einem Weibe, welches zwei Kinder in die Arme ſchließt. Der Erzähler verſichert, daß weder er noch ſeine Gefährten durch Einbildungskraft getäuſcht worden, und daß dieſe Statue würdig ſei, unter den Kunſtſchätzen des größten Monarchen in Europa zu prangen. Ihre Umgebungen bildeten Draperien, Franſen, Baldachine, Spitzen, Bänder, alles ſo zart gearbeitet, als wäre es von der geſchickteſten Künſtlerhand hervorgezaubert worden. Die ganze runde Grotte war einer, von Kapellen umgebenen Baſilica zu vergleichen; der mittlere Dom mochte fünfzig Faden meſſen. Der Boden iſt feucht. In einigen Grotten war die Erde ſchwarz und weich. Eine derſelben hatte vollkommene Aehnlichkeit mit einer Reitbahn, auch ſtand ein Pfeiler in der Mitte.

Unmöglich läßt sich alles beschreiben, was die Neugierigen während zehn Stunden sahen und bewunderten. Sie brachen auch manches schöne Stück ab, um es mit zu nehmen, und bereuten es nachher selbst; denn natürlich gab theils die unterirdische Feuchtigkeit, theils der Fackelschein, diesen Dingen an Ort und Stelle einen besonders frischen Glanz, der am Tageslicht verschwand. Sie waren jetzt so tief gestiegen, daß die stärksten Fackeln oben bei der Strickleiter ihnen vorkamen wie gewöhnliche Lichter. Die Statue des Weibes mit den beiden Kindern sahen sie von mehrern Seiten, nah und fern, und immer blieb die Aehnlichkeit so auffallend, daß selbst die Bauern sie unerinnert fanden, und einer derselben, von allen diesen Wundern ergriffen, ausrief: »Man bringe mir Brot und ich bleibe einen ganzen Monat hier. — Die Gesellschaft speiste unten zu Mittag; dann wurde ein Protokoll von der ganzen unterirdischen Reise aufgezeichnet, in eine wohl versiegelte Flasche verschlossen, und diese Flasche so gestellt, daß sie nicht zerbrochen werden konnte. Ferner legte man die Namen aller dieser Wagehälse in eine blecherne Büchse, und — um nichts zu verabsäumen, sie auf die Nachwelt zu bringen — grub man sie auch noch auf eine blecherne Platte, die an einem, besonders in die Augen fallenden Orte aufgehangen wurde. So belohnte sich die Eitelkeit für überstandene Gefahren.

Die Fackeln brannten fast zu Ende. Mit Bedauern entschloß man sich zum Rückzug; denn — so versichert der Erzähler — die berühmte Höhle von Antiparos, deren

Beſchreibung durch Tournefort man für ein Märchen hielt, und ſelbſt dem Grafen Choiſeul Gouffier nicht ganz glaubte — iſt nur ein ſchwaches Seitenſtück zu dieſer mit Recht ſo genannten Feengrotte. Jeder Reiſende kann ſich nun mit leichterer Mühe als jene Wagehälſe, welche die Bahn gebrochen, ſelbſt davon überzeugen, denn überall ſind jetzt die nöthigen Haken und Klammern bereits befeſtigt; die unerſchreckenen Bauern zittern nicht mehr vor Geſpenſtern, und dienen gern, für ein kleines Trinkgeld, als erfahrne Wegweiſer.

Die Ziffern.

Man glaubt gemeiniglich, unſere gewöhnlichen Ziffern wären arabiſchen Urſprungs, und zwar ſoll Gerbert, der nachmals unter dem Namen Silveſter II. Papſt wurde, ſie zuerſt von den Arabern, den damaligen Herren von Spanien entlehnt haben. Allein Boetius bediente ſich ihrer ſchon im fünften Jahrhundert, wie Silveſter ſelbſt bezeugt; und der ungenannte Verfaſſer einer Abhandlung, welche im acht und vierzigſten Theile der, zu Venedig erſchienenen, Raccolta di opusculi scientifici e filologici enthalten iſt, beweiſt mit vieler Gelehrſamkeit, daß unſere Ziffern von den Römern herſtammen, welche Anfangs Worte damit bezeichneten, dann Silben, Gewichte, Maße und endlich Zahlen. In Rechnungen wurde ihr Gebrauch nach und nach allgemein, nur auf öffentlichen Denkmäh-

lern behielt man die großen, sogenannten römischen Zahlen bei.

Warum heißen denn nun aber jene arabische Ziffern? — Weil sie aus Italien nach dem Orient sich verbreiteten, Europa hingegen sie vergaß; bei Wiederbelebung der Wissenschaften sie auf's neue von den Arabern empfing und diese folglich zu Erfindern derselben machte. Die Araber hingegen nennen sie indische Ziffern.

Ihre ursprüngliche Gestalt war — wenigstens bei den meisten — sehr von der heutigen verschieden, und das ist eben nicht zu verwundern, wenn man sich z. B. erinnert, daß die lateinischen Buchstaben nach den griechischen geformt sind, die griechischen hinwiederum nach den phönicischen, die Cadmus nach Griechenland brachte, und die phönicischen nach den althebräischen, wie sie, bis zur babilonischen Gefangenschaft im Gebrauch waren (denn nach derselben bediente man sich der assirischen oder jetzigen hebräischen). Jenes althebräische oder samaritanische (wovon Scaliger in seinen Noten zum Eusebius spricht) soll das häßlichste, unförmlichste Alphabet auf dem ganzen Erdboden gewesen sein; obgleich die Propheten damit geschrieben haben. Von wie vielen tausend Gelehrten mag daran geschnitzelt und gebrechselt worden sein, ehe es die Form der lateinischen Buchstaben erhielt.

Empfehlungswürdiges Beiſpiel für zankſüchtige Schriftſteller.

Den Leſern von Voltaire's Schriften iſt bekannt, daß er den Abbé Trublet, einen ſeiner gründlichſten Kunſtrichter, nicht leiden konnte, und oft die ganze Lauge ſeines Witzes über ihn ausgoß. Nun aber wurde dieſer Trublet 1761 zum Mitglied der Akademie erwählt, hielt, wie gewöhnlich, ſeine Antrittsrede, und ſandte ſie mit einem höflichen Briefe an ſeinen neuen Mitbruder, Voltaire, welcher ſchon zu Ferney wohnte. Hier deſſen Antwort:

»Ihr Brief, mein Herr, und Ihr großmüthiges Verfahren beweiſen, daß Sie nicht mein Feind ſind, wie doch Ihr Buch argwöhnen ließ. Ich mag lieber Ihrem Briefe als Ihrem Buche glauben. Sie haben drucken laſſen, daß ich ſie gähnen machte, ich habe drucken laſſen, daß Sie mich zum Lachen reizten; was folgt aus dem Allen? Sie ſind ſchwer zu amüſiren, und ich bin ein ſchlechter Spaßmacher. Indeſſen ſind wir nun gähnend und lachend Mitbrüder geworden, und es ziemt ſich, daß wir als gute Chriſten und als gute Akademiker alles vergeſſen. Ich bin ſehr zufrieden mit Ihrer Antrittsrede, und ſehr dankbar für die Güte, mir ſelbige überſandt zu haben. Ihren Brief betreffend, nardi parvus onix eliciet cantum. Verzeihung, daß ich Ihnen den Horaz citire, den Ihre Helden, Fontenelle und La Motte, nicht zu citiren pflegten.«

»Ich fühle mich in meinem Gewiſſen verbunden, Ihnen zu ſagen, daß ich um kein Haar boshafter als Sie, und im Grunde eine recht gute Menſchenhaut bin. Freilich hatte ich mir ſeit einigen Jahren ausgeklügelt, daß man nichts dabei gewinne, und daß es beſſer ſei, ſich ein wenig luſtig zu machen, weil das der Geſundheit Vortheil bringt. Uebrigens war ich von meiner eigenen Wichtigkeit nicht ſo ſehr eingenommen, daß ich gewiſſe berühmte Feinde immer hätte verachten können, die, ſeit etwa vierzig Jahren, ſtets meine Perſon antaſteten, und Einer nach dem Andern mich zu vernichten ſtrebten, als hätte ich ihnen ein Bisthum oder den Poſten eines Generalpächters ſtreitig gemacht. Es geſchah alſo aus purer Beſcheidenheit, daß ich ſie endlich ein wenig auf die Finger geklopft habe. Sein Sie verſichert, mein Herr, daß ich zwiſchen ſolchen Leuten und Ihnen ſehr gut einen Unterſchied zu machen weiß. Aber ich erinnere mich, daß meine Nebenbuhler ſowohl als ich, zu der Zeit meines Aufenthalts in Paris, ſehr wenig bedeuteten; das heißt: wir waren ſämmtlich arme Schüler aus dem Jahrhundert Ludwig des XIV., die Einen in Verſen, die andern in Proſa, Einige halb in Verſen, halb in Proſa, zu welcher Zahl zu gehören auch ich die Ehre hatte; unermüdete Schriftſteller von mittelmäßigen Schauſpielen; große Fabrikanten von Kleinigkeiten, ſehr ernſthaft Mückeneier in Wagſchalen von Spinnegewebe wiegend; kurz, ich habe faſt nichts als Marktſchreierei gefunden.«

»Ich erkenne vollkommen die Nichtigkeit dieſer Dinge; aber da ich zu gleicher Zeit auch die Nichtigkeit alles übrigen erkenne, ſo ahme ich den Vajanius des Horaz nach:

Vajanus armis
Herculis ad postum fixis latet abditus agro.«

»Aus dieſer Zurückgezogenheit rufe ich Ihnen, mein Herr, mit aufrichtigem Herzen zu: daß ich viel Nützliches und Angenehmes in Allem, was Sie hervorgebracht haben, finde; daß ich Ihnen herzlich verzeihe, mich gezwickt zu haben; daß es mir leid thut, wenn Sie dagegen von mir ein wenig gekratzt worden ſind; daß Gutmüthigkeit beſſer iſt als Spaßmacherei; daß Ihr jetziges Verfahren mich für immer entwaffnet, und daß ich, mein lieber Mitbruder, von ganzem Herzen, mit wahrer Hochachtung, als ob gar nichts vorgefallen wäre, mich nenne

Ihren ergebenen Voltaire.«

Antwort des Abbé Trublet.

Tauſend Dank, mein Herr und ſehr berühmter Mitbruder, für die Antwort, mit welcher Sie mich beehrt haben. Sie iſt ſo fein als verbindlich und, was noch beſſer, ſehr gut gelaunt. Das iſt ein Beweis von Ihrer Geſundheit, das Einzige, was Ihnen zu beweiſen übrig blieb. Möchten Sie deren noch recht lange genießen, und mit ihr alles Feuer und alle Annehmlichkeiten Ihres Geiſtes erhalten. Das wünſchen ſelbſt Ihre Feinde, denn wer Ihre Perſon nicht liebt, der liebt doch Ihre Werke, davon gilt keine Ausnahme, und wehe dem, den man ausnehmen

müßte. Was mich betrifft, ich liebe ſowohl die Schriften, als den Verfaſſer und bin, u. ſ. w.

Die Kniffgenies.

(Eine Begebenheit, welche die engliſchen Zeitungen im Jahre 1719 erzählten.)

Vier Kniffgenies kamen nach London, beſahen ſich eine Zeit lang das Terrain in einem Viertel der Stadt, und beſchloſſen endlich, ihr Probeſtück in dem Hauſe eines alten Doktors, Namens Robert Ledleton, zu machen. Der Mann war ſehr reich, unverheirathet, fünf und ſiebzig Jahre alt, und brachte die letzten drei Sommermonate auf dem Lande, dreißig Meilen von London zu. Eine Haushälterin, faſt eben ſo alt als er, bewachte, während ſeiner Abweſenheit, die ſtille Wohnung treulich, ohne eine andere Geſellſchaft als ihre Katze, ohne andern Zeitvertreib als ein frommes Lied.

Eines Morgens wird an die Thür geklopft, ſie ſchaut mit bewaffneter Naſe zum Fenſter hinaus, erblickt zwei Herrn in Trauer, begleitet von einer Gerichtsperſon und einem Schreiber. Sie öffnet die Thür, die Fremden begrüßen ſie wehmüthig, verkündigen ihr den Tod ihres alten Herrn, geben ſich als deſſen Erben zu erkennen, und ziehen ein wohl beſiegeltes Teſtament aus der Taſche. Die Alte heult, die Katze heult mit, beide ſind untröſtlich; die Nachbarn eilen herbei — was gibt's? — der alte Dok-

tor iſt geſtorben, ſein Teſtament ſoll eröffnet werden; das findet man ſehr natürlich. Die Gerichtsperſon ſchüttelt ihren Stab, das Teſtament wird verleſen; der Schmerz der Alten ſcheint gemäſſigter, als ſie vernimmt, daß ihr ein anſehnliches Legat vermacht worden. Die Nachbarn wünſchen ihr Glück und gehen nach Hauſe, ohne den Verluſt des ſeligen Geizhalſes zu beklagen.

Jetzt fragen die Erben die Gerichtsperſon, wie ſie ſich zu verhalten haben, um, den Geſetzen gemäß, die Erbſchaft in Empfang zu nehmen? — Mit großem Ernſt wird ihnen geantwortet: man müſſe vor allen Dingen zur Verſiegelung der Habſeligkeiten des Verſtorbenen ſchreiten. Man fordert die Schlüſſel von der Alten, die ſie willig ausliefert. Alle Schränke und Kaſten werden geöffnet, man fängt an ein Inventarium aufzunehmen.

»Das kann ziemlich lange währen,« flüſtert Einer der Erben der Haushälterin in's Ohr, »wir müſſen den Herrn doch' einige Erfriſchungen vorſetzen.« Er ſteckt ihr eine Guinee in die Hand, um herbei zu ſchaffen, was in der Nähe zu haben iſt. Sie trippelt fort. Alſobald wird Alles zuſammen gepackt, was ſich von barem Gelde und Kleinodien vorfindet. Die Alte trägt auf, ſchenkt ein, wird geſprächig; man trinkt ihr zu, man rühmt ihre vieljährige Treue; man verſiegelt in ihrer Gegenwart und ſcheidet endlich von ihr mit der freundlichen Vermahnung, nach wie vor auf Alles im Hauſe wohl zu achten, bis das Teſtament förmlich in Erfüllung geſetzt werde. Die Alte be-

gleitet die Herren mit vielen Knixen bis an die Hausthür, und ſchließt ſorgfältig hinter ihnen zu.

Eine Woche verſtreicht und noch eine zweite, kein Erbe läßt ſich blicken. Eines Abends in der Dämmerung, gegen Ende der dritten Woche, reitet der alte Herr Doktor ſteif und wohlgemuth die Straße herauf. Die Nachbarn an ihren Fenſtern kreuzigen ſich und ſprechen: der Geizhals hat keine Ruhe im Grabe. Er klopft an ſeine Thür, die Alte ruft wer da! er gibt ſich zu erkennen, ſie hält ihn für den Satan. Ihr Gewiſſen erinnert ſie plötzlich, daß vor vierzig Jahren, als die Frau des Doktors noch lebte, ſie den Rechten derſelben bisweilen Eintrag gethan; jetzt, meint ſie, komme der Teufel, um ſie dafür zu holen, und will durchaus die Thür nicht öffnen. Er ſchimpft, er lärmt, ſie verſichert ihn aber, er ſei todt. Ein paar muthige Nachbarn eilen ihm endlich zu Hilfe, betaſten ihn und bezeugen ſeine Lebendigkeit. Doch ſelbſt dieſen würde die Alte ſchwerlich geglaubt haben, wenn nicht die Katze ſich an der Hausthür hin und her geſtrichen und hinaus verlangt hätte, um ihren Herrn zu bewillkommen. Frau Sibylle wußte, daß Thiere eine ſichere Witterung von Geſpenſtern haben, ſich verkriechen und heulen, wenn es ſpukt. Da nun der dicke Murner nicht die mindeſte Furcht äußerte, ſo wagte ſie endlich mit zitternden Knochen die Hausthür aufzuthun. Ehe der Doktor noch die Treppe erreicht, weiß er ſchon Alles, eilt auf ſein Zimmer, reißt die Siegel ab, die Schränke auf, findet lauter leere Neſter, geräth in Wuth, vergißt ſeiner ehemaligen zärtlichen Verbindungen

Ott. Sie weichen mir aus.

Verw. Ich bin ſonſt immer gerabezu gegangen, habe mir aber den Kopf zerſtoßen.

Ott. Nur ein näher Intreſſe konnte mich zu der Frage verleiten.

Verw. Intreſſe glaube ich jedem Menſchen auf ſein Wort, auch dann, wenn er es nicht ſagt.

Ott. Nennen Sie mir Ihr Vaterland.

Verw. (bitter lächelnd) Vaterland? ich habe keines.

Ott. Aber hatten doch vielleicht —

Verw. Ich war einſt ſo ein Thor es zu glauben.

Ott. Sollte ich mich irren, wenn ich Sie für einen Corſen halte?

Verw. (eine gewiſſe Verlegenheit verbergend) Ja wahrlich! dann irren Sie, denn es giebt keine Corſen.

Ott. Dieſe bittere Bemerkung beſtätigt meinen Argwohn.

Verw. Gnädige Gräfin, wenn Ihre Vermuthung wahr wäre, ſo würden Sie edel handeln, wenn Sie dieß Geſpräch abbrächen.

mit der ehrwürdigen Haushälterin, ergreift ſie bei ihren letzten ſechs Haaren, mißhandelt ſie und läßt ſie in's Gefängniß werfen. Sie beruft ſich auf das Zeugniß der Nachbarn und fordert Genugthuung. Den Doktor rührt indeſſen der Schlag. Die Alte wird auf freien Fuß geſtellt, und ihr, zum Erſatz der ausgeſtandenen Leiden, das Legat wirklich zugeſprochen, zu welchem das Spitzbuben-Teſtament ihr Hoffnung gemacht hatte. Sie theilte es noch einige Jahre in frommer Eingezogenheit mit ihrer dicken Katze.

Ein Vorbericht.

Duclos, Hiſtoriograph von Frankreich, hat in dem Vorbericht zu der Geſchichte, an welcher er arbeitete, ſo viel Geiſtreiches und Denkwürdiges geſagt, daß es in unſern Zeiten, wo die Geſchichte aus Zeitungen zuſammen geſchrieben wird, wohl der Mühe verlohnt, einige Fragmente aus jener Vorrede wieder in's Gedächtniß zu bringen.

Nachdem er über ſeine Quellen geſprochen, fährt er fort: »Die Grundſätze der Politik ſind von Zeit, Umſtänden und dem veränderlichen Vortheil der verſchiedenen Mächte abhängig. (Dann ſind es ja aber keine Grundſätze!) Ein guter Unterhändler (Negociateur) braucht eben nicht über den Büchern grau geworden zu ſein. Wenn er nur geſunden Menſchenverſtand, Beobachtungsgeiſt und Uebung in den Geſchäften beſitzt; wenn er nur aufmerkſam, vorſichtig, thätig oder unthätig, feſt oder geſchmeidig iſt, je nachdem die

Umſtände es fordern; wenn er ohne Launen, und vor allen Dingen als ein gerader ehrlicher Mann bekannt iſt, ſo fehlt ihm keine nothwendige Eigenſchaft. Es iſt genug, daß er die jetzige Lage der Sachen kenne, die Wiſſenſchaft des Vergangenen kann er ſo ziemlich entbehren. In jeder Unterhandlung iſt unabweichlich der ſicherſte Grundſatz: Man zeige denen, mit welchen man unterhandelt, daß ihr Vortheil mit dem unſrigen übereinſtimmt.» —

»Um rühmlich Krieg zu führen, bedarf derjenige, der das Genie der Kriegskunſt beſitzt, nichts weiter, als ihn ſchon geführt zu haben. — Allein ganz anders verhält es ſich mit der Staatswirthſchaft, den Finanzen, ein Regierungszweig, der bei den verſchiedenen Völkern mehr oder minder unvollkommen, bei keinem vollkommen gefunden wird. Es wäre um ſo heilſamer, die Grundſätze der Staatsökonomie in der Geſchichte nieder zu legen, da, wie man ſagt, die Finanzen der Nerve aller Unternehmungen ſind; ein unbezweifelter Satz, wenn man unter Finanzen die Kunſt verſteht, Nationalwohlſtand zu ſchaffen, der eben ſowohl das allgemeine Elend als den theilweiſen Luxus ausſchließt, und ſich eben ſo wenig mit der Erſchöpfung des Volks als mit der Ueberfüllung einiger Wenigen verträgt; kurz, die Kunſt, eine ſchnelle und leichte Circulation zu bewirken, die Alles vom Volke Erhobene unter das Volk zurückfließen läßt. Bis jetzt hat es alſo nur Finanzminiſter, aber keine Finanzen gegeben. Die Geſchichtſchreiber aller Länder und Zeiten lehren uns nichts davon. Sie erzählen uns wohl von Aufruhr und Empörung bei Gelegenheit der

Auflagen, aber sie setzen uns nicht in den Stand zu beurtheilen, ob wirklich das Uebermaß derselben, oder eine fehlerhafte Administration Schuld daran waren?"

»Wo sollten sie auch solche Kenntnisse schöpfen? — Politiker haben uns ihre Unterhandlungen, Krieger ihre Feldzüge beschrieben; aber noch keinen Verwalter der Finanzen hat sein Gewissen zu einer öffentlichen Beichte getrieben. (Duclos kannte Necker's Compte rendu nicht.) Aus ihren Memoiren würde man zwar auch nicht die echten Grundsätze der Finanzverwaltung kennen lernen, aber doch die Irrthümer, welche man vermeiden müßte. Der Platz, auf welchen man bauen will, muß zuvor gereinigt werden. — Aber das Geheimniß der Finanzen ist mit einem Schleier bedeckt, den jeder Vortheilhaber noch dichter zusammen zieht."

»Jeder Minister, blind gegen seine eigene Unwissenheit, oder fürchtend sie aufzudecken, wenn er Belehrung suchte, will das Volk im Dunkeln erhalten, und nur Blinde zu Zeugen seiner Maßregeln haben. Ist er klug, so fürchtet er die Klugen. Man verbindet dem die Augen, der das Mühlenrath dreht; denn die Machthaber wissen, daß der verwegenste Despot früh oder spät einem aufgeklärten Volke unterliegt."

»Dieser Geist der Knechtschaft, den man einer Nation einhauchen will, ist keine der geringsten Ursachen der Sittenverderbniß, und diese hinwiederum, wenn sie einmal eingerissen, befestigt den Despotismus, der sie schuf und begünstigte. Die Liebe zum Ruhme erlischt, um jener Be-

gierde nach Reichthümern Platz zu machen, welche ein Glück gewähren, deſſen man in der Erniedrigung genießt. Unſere Vorfahren trachteten einzig nach Ruhm; ihr Zeitalter war freilich nicht das der Aufklärung, aber das der Ehre. Jetzt will man nur Geld. Die wahren Ehrgeizigen werden ſelten. Man ſucht Poſten zu erhaſchen, die — man weiß es vorher — man nicht lange behaupten wird; allein was kümmert dem die Ungnade, der ſich bereichert und gemäſtet zurückzieht?" — —

»Man pflegt zu behaupten, die Geſchichte müſſe erſt lange Zeit nach dem Tode derjenigen erſcheinen, deren Leben und Thaten ſie ſchildert, weil ſonſt der Geſchichtſchreiber, aus Furcht vor den Lebenden, der Wahrheit untreu zu werden pflege. Ich glaube im Gegentheil, daß die Geſchichte, um Nutzen zu ſtiften, nicht früh genug auftreten kann. Es wäre zu wünſchen, daß die Machthaber ſchon bei ihren Lebzeiten die Stimme der Nachwelt vernähmen, vor ihrem Richterſtuhl ſich beugten, im klaren Spiegel der Geſchichte ihre Geſtalt erblickten." (Ja wohl wäre das zu wünſchen, aber — — guter Duclos!) — — »Darf ich nicht zu meinen Zeitgenoſſen ſprechen, ſo will ich wenigſtens den Söhnen verkünden, was ihre Väter waren, damit ſie, bei jeder öffentlichen Handlung, ſich ſagen mögen: in dieſem Augenblicke wird ſie nieder geſchrieben; ich ſelbſt werde vielleicht das Urtheil noch leſen. So wird Mancher den Ruhm ſeines Vaters zu verdienen, den Tadel, der ihn traf, zu vermeiden ſuchen."

»Denn es iſt ein ganz anderes Intereſſe, welches man

an Voreltern nimmt, die vor mehrern Jahrhunderten lebten. Man rühmt ſich, ohne zu erröthen, eines entfernten Ahnherrn, der eine Geißel der Menſchheit war. Ich habe ehrliche Pariſer Bürger gekannt, die der Monarchie ſehr ergeben waren, und es ſich dennoch zur Ehre rechneten, von Leuten abzuſtammen, die zu den Zeiten der Ligue gehangen wurden. — Es gibt über dieſen Punkt noch eine ganz beſondere Verkehrtheit: die meiſten Menſchen nämlich, wenn ſie ihre Ahnherrn wählen dürften, würden lieber einen berühmten, glücklichen Räuber, als einen Mann wählen, der blos durch ſeine Tugenden bekannt iſt, lieber einen Attila als einen Ariſtides. Scheint es nicht, daß der Tempel des Ruhms von Feigherzigen errichtet worden, die blos ſolche Männer hinein ſtellen, welche ſie fürchten?" —

Preisfragen.

Folgende Begebenheit trug ſich vor mehreren Jahren in einem berühmten Bade, in der Nachbarſchaft eines Landes zu, deſſen Adel ſich in ganz Deutſchland durch Ahnenſtolz ausgezeichnet und oft lächerlich gemacht hat. Ein junger, verdienſtvoller Arzt nämlich gab eine Beſchreibung jenes Bades heraus, in welcher er den adelichen Uebermuth gewiſſer Badegäſte aus der Nachbarſchaft rügte. Diejenigen, die ſich getroffen fühlten — beſonders die Damen, die bekanntlich den Ahnenſtolz immer weiter treiben als die Herren — ſpien Feuer und Flammen. Eine dieſer Da-

men, Frau v. *** — sie verdiente wohl näher bezeichnet zu werden — warf in allem Ernſt gegen den Prinzen von* (einen aufgeklärten, liebenswürdigen Fürſten, der jetzt regierender Herzog iſt) die Frage auf: ob es wohl einem Bürgerlichen erlaubt ſei, und noch obendrein einem Jüngling, ſich dermaßen über den Adel heraus zu laſſen, geſetzt auch daß dieſer dann und wann Veranlaſſung dazu gegeben? —

Ich wiederhole nochmals, weil es unglaublich ſcheinen möchte, die Frage wurde in allem Ernſt gethan, und zwar von einer Dame, die ſonſt wohl gar im Rufe eines ſchönen Geiſtes ſtand. Der Prinz, aus deſſen eigenem Munde ich die Anekdote habe, lächelte und antwortete blos mit einem Achſelzucken, welches die Dame nach Gefallen deuten mochte. Mit mir ſcherzte er darüber, und meinte: die Frage der Frau v. *** qualifizire ſich zu einer Preisfrage, die ungefähr folgendermaßen zu ſtellen wäre: Erſtens: darf ein Bürgerlicher ſich unterfangen, über den Adel zu ſchreiben, deſſen Art zu denken und zu fühlen ihm gänzlich unbekannt iſt? oder ſollte dieſes Recht nicht vielmehr blos dem Adel vorbehalten bleiben? — Wenn für das Letztere, wie nicht zu zweifeln ſteht, entſchieden wird, ſo fragt es ſich zweitens: wie viele Ahnen muß ein Edelmann haben, um eine Satyre ſchreiben zu dürfen? denn einem Neugebackenen kann ſolches doch auch nicht wohl vergönnt werden. Geſetzt aber die nothwendigen Ahnen wären vorhanden, ſo entſteht drittens die

Frage: wenn ein ſolcher turnierfähiger Edelmann etwa nicht leſen und ſchreiben könnte, darf er ſeine Satyre einem bürgerlichen Sekretär oder Kammerdiener diktiren? — Viertens: wäre dieſer Sekretär oder Kammerdiener nicht in ſeinem Gewiſſen verbunden, ſeinem Herrn den Gehorſam aufzuſagen, wenn ein ſolches Verbrechen von ihm gefordert würde?

Außer dieſen Hauptfragen wären etwa noch folgende Nebenfragen zu erörtern: iſt der ſchreibende Edelmann verbunden gut zu ſchreiben? (daß ihm erlaubt iſt, gar nicht ſchreiben zu können, iſt bekannt.) — Ferner: darf ein Edelmann auch über das bürgerliche Recht ſchreiben? — Endlich: auf welche Art läßt ſich den Bürgerlichen am beſten begreiflich machen, daß das Himmelreich ein Stift iſt, in welchem, nach abgelegter Ahnenprobe, nur die Würdigen an Gottes Tafel ſitzen werden?

Es verſteht ſich, daß nur Adeliche bei Beantwortung dieſer Fragen konkurriren dürfen. Den mit einer Schildbeviſe verſehenen Abhandlungen müßte ein verſiegelter Zettel, oder beſſer ein Pergament, beigelegt werden, welches den Namen und das Wapen des Verfaſſers enthielte. Das zu der gekrönten Abhandlung gehörige Pergament würde Frau v.*** ſelbſt eröffnen. Der Preis wäre eine Medaille (wenn auch nur von Blei, denn auf den innern Werth kommt es ihr gar nicht an), auf einer Seite mit dem Bruſtbild der Frau v. ***, auf der andern mit deren Stammbaum geziert. Die Abhandlungen dürften

aber nur in französischer Sprache geschrieben werden, denn Frau v. *** ist eine Deutsche. — —

Derselbe liebenswürdige Fürst, der hier, trotz seines eigenen alten Adels, die Thorheit der Frau v. *** persiflirte, gab zu derselben Zeit auch einer Fürstin eine gute Lehre. Diese Dame (noch jung und schön, auch sonst mit Geist und Herz begabt, doch keineswegs mit einer Krone geziert, die von irgend einigem Gewicht in der europäischen Wagschale wäre) äußerte auf einem Spazirgange: »Die Reisen inkognito gehörten zu den angenehmen Fürstenrechten.« — Wir wußten, daß sie selbst sich dieses Rechtes mit einiger Affektation bediente. »Madame,« antwortete der Fürst ihr lächelnd, »nous autres petits princes nous n'avons pas besoin de cela.« Die schöne Fürstin erröthete, der Hofstaat erblaßte, aber das nous autres machte ja den Prinzen zum Mitopfer seiner eigenen kleinen Bosheit, und so durfte man nicht zürnen, mußte wenigstens den Zorn hinter ein süßliches Lächeln verbergen.

Der Prätendent.

Die Deutschen haben sich für das Schicksal Eduard's in Schottland auf unsern Bühnen lebhaft interessirt. Bekanntlich erregte auch in Paris dieses Schauspiel von Duval ein so bedenkliches Interesse, daß man für nöthig fand, es nach der zweiten Vorstellung zu verbieten. Wäre der französische Dichter nicht so streng an die löblichen Ein-

heiten gebunden, so hätte er im ersten Akt seinen Helden in einer früheren, nicht minder Angst und Mitleid erweckenden Lage zeigen, und zugleich seiner Nation ein verdientes Kompliment machen können. Hier ist die Anekdote.

Eduard war in Frankreich, und sollte von Chaillot, wo man ihn versteckt hatte, nach Bretagne reisen, um nach Schottland überzuschiffen, und sich dort an die Spitze seiner Partei zu stellen. Das erfuhr der Graf Stair, englischer Gesandter in Frankreich, und wandte sich augenblicklich an den damaligen Regenten, um die Verhaftnehmung des unglücklichen Prinzen zu Chateau Thierry, wo er durchreisen mußte, zu bewirken. Der Regent kam in Verlegenheit. Er hätte gern die Unruhen in Schottland unterhalten und doch auch gern dem neuen Könige von England guten Willen gezeigt. Er befahl also seinem Gardemajor Contades, in Gegenwart des Gesandten, den Prätendenten zu Chateau Thierry zu verhaften, gab ihm aber vermuthlich zugleich einen leisen Wink, es nicht zu thun, denn Contades reiste mit dem festen Vorsatz ab, den königlichen Flüchtling nicht zu finden. Aber der schlaue Stair merkte das, und beschloß, den Nebenbuhler seines Herrn durch ein Verbrechen aus dem Wege zu schaffen. Douglas, ein irländischer Oberst in französischen Diensten, erhielt von ihm den Auftrag, sich bei Rouancourt mit drei Meuchelmördern in einen Hinterhalt zu legen. Das Mordgesindel reiste ab, kam nach Rouancourt und erkundigte sich sehr hastig, ob schon eine gewisse Postchaise, die so und so aussehe, durchpassirt sei. Die Posthalterin, ein kluges, entschlossenes Weib, hatte

von dem Verſchwinden des Prätendenten und ſeiner muthmaßlichen Reiſe durch ihre Gegend ſchon gehört; die Haſtigkeit der fremden Männer gab ihr Argwohn. »Nein,« ſagte ſie, »noch iſt Niemand paſſirt, und es kann auch nicht geſchehen, ohne hier die Pferde zu wechſeln.«

Auf dieſe willkommene Nachricht poſtirte ſich Douglas in die Hausthür; nachdem er aber lange vergebens gewartet und in die Ferne geſchaut hatte, ritt er mit einem ſeiner Helfershelfer voraus auf die Straße, welche nach Bretagne führt. Alſobald ließ die Poſthalterin (ſie hieß Madame l'Hopital) einen Poſtillion durch eine Hinterpforte auf die Pariſer Straße eilen, um die erwartete Chaiſe vom geraden Wege ab zu einer ihrer Freundinnen zu geleiten. Unterdeſſen ſtand einer von den Zurückgebliebenen Schildwach an der Hausthür, der Andere hatte ſich auf ein Bett geworfen. Dem Erſteren brachte die wackere Frau ſtarken Wein, und gab einem andern Poſtillon, auf den ſie ſich verlaſſen konnte, einen Wink, ihm tüchtig zuzutrinken. Dann ſchloß ſie den Schlafenden ein, ſchickte ſchnell nach den Gerichten, und beide Engländer ſtaunten nicht wenig, als ſie plötzlich arretirt wurden. Sie beriefen ſich auf ihren Geſandten. »Sehr wohl,« antwortete man ihnen, »allein ſo lange bis man erfährt, ob auch der Geſandte euch anerkennt, bleibt ihr hier verhaftet.«

Indeſſen langte der Prätendent wirklich in dem Hauſe an, wohin ſeine unbekannte Beſchützerin ihn gewieſen hatte. Hier kam ſie ſelbſt zu ihm und erzählte was vorgegangen.

Ott. Sie sind nicht glücklich?

Verm. Warum nicht? Ich bin in den Jahren, wo man begreifen gelernt hat, daß wir gebohren werden um zu wünschen, und sterben um zu erlangen. Als ich noch ein kleiner Knabe war, verlangte ich einst von meiner Wärterin, sie sollte mir den Mond herunter holen. Ich schrie, ich weinte, ich wollte durchaus mit dem Monde spielen. Jetzt sehe ich den Mond gelassen an, und es fällt mir gar nicht ein, ihn in die Tasche stecken zu wollen.

Ott. Große Kinder streben auch zuweilen nach Dingen, die noch entfernter liegen als der Mond. Und wer ist wenigstens nicht Einmal in seinem Leben ein solches Kind gewesen?

Verm. Einmal ist verzeihlich, weil das Auge trügt, und Nähe oder Entfernung nur Resultate der Erfahrung sind. Wer aber mehr als Einmal sein Glück, sein Leben, seine Ehre, an Tugend, Freiheit, Vaterlandsliebe setzt, — und wie die fernen Gestirne alle heißen, die über unsern Häuptern wandeln, und kaum einen gebrochten Lichtstrahl matt herabsenden — nun, der verdient, wie Socrates, den Gift-

becher,

Er, von Dankbarkeit durchdrungen, verhehlte ihr nichts, und blieb verborgen zu Nouancourt, bis auch gegen die andern beiden Meuchelmörder Maßregeln getroffen waren. Douglas bekam Wind davon und eilte nach Paris zurück. Madame l'Hopital verschaffte ihrem Schützling eine andere Postchaise, in welcher er, als Geistlicher verkleidet, seinen Verfolgern glücklich entrann. Vor seiner Abreise gab er seiner Retterin einen Brief an die Königin von England, die sich zu St. Germain aufhielt. Dort erfuhr sie die Begebenheit aus dem eigenen Munde der braven Posthalterin, und schenkte ihr ihr Bildniß, mehr hatte sie damals nicht zu geben. Auch der arme Prätendent schickte ihr das seinige. Mehr verlangte auch Madame l'Hopital nicht. Sie war noch fünf und zwanzig Jahre lang Posthalterin zu Nouancourt, und vererbte die durch ihren Edelmuth gesegnete Stelle auf ihren Sohn. — Der verwegene Stair wollte Lärm machen, allein der Regent ließ ihm rathen zu schweigen — und er schwieg.

Eine alberne Supplik.

Zu welchen seltsamen Mißdeutungen oft die weisesten Maßregeln kriegführender Mächte Veranlassung geben, möge folgende Supplik beweisen, die vor Kurzem einen Minister in allem Ernst überreicht wurde.

»Ew. Excellenz werden die Gnade haben sich zu erinnern, daß ich bereits zu verschiedenen Diensten untauglich

befunden worden, theils wegen meiner wenigen Kenntniſſe, die ich mir, Gott ſei Dank, erworben, theils wegen meiner löblichen Begierde, ſchnell reich zu werden. Da ſich nun jetzt eine treffliche Gelegenheit darbietet, das letztere auf eine ehrenvolle und meinem Vaterlande zugleich ſehr nützliche Weiſe zu erlangen, ſo zweifle ich keineswegs, Ew. Excellenz werden mein Geſuch zu Dero patriotiſchen Herzen nehmen. Ich bitte nämlich, mir ſo bald als möglich einen Kaperbrief ausfertigen zu laſſen. Ich habe zwar kein Schiff, bin auch kein Seemann, allein ich bitte nur um einen Landkaperbrief. Meine Freunde haben mich zwar überreden wollen, ſolche würden nicht ausgetheilt, ſie ſind aber ſicher in einem groben Irrthum. Denn wenn ich den Zweck der Kaperbriefe überhaupt betrachte, ſo iſt derſelbe offenbar zweifach oder dreifach. Einmal ſoll verhütet werden, dem Feinde Kontrebande zuzuführen; zweitens ſoll dadurch überhaupt dem Gegner ſo viel Schaden als möglich zugefügt werden. Der dritte Zweck iſt vielleicht, geſchickte, verwegene Matroſen zu bilden. Nummer eins und zwei läßt ſich eben ſowohl durch Landkaperei erreichen. Die Landſtraße iſt ſo gut als das Fahrwaſſer; Kontrebande wird per Ar wie per mare geführt, und Schaden kann man, Gott ſei Dank, auf dem Lande auch reichlich ſtiften. Selbſt wenn man einwenden wollte, daß die Landkaperei für Inſeln, z. B. für England unſchädlich bliebe, ſo muß ja doch Alles, was auf eine Inſel übergeſchifft werden ſoll, vorher am Lande ſich befinden, folglich wird ein

ehrlicher Landkaper beſtändig vollauf zu thun haben, und ſeinen Herren Brüdern, den Zollbeamten, manche Mühe erſparen. Matroſen wird er freilich nicht bilden, hingegen verwegene Kerls genug, die nachher gleichfalls zum Dienſt des Vaterlandes die Muskete tragen, und beſonders bei dem beliebten Plündern den ausgezeichneteſten Beiſtand leiſten können.»

»Meine Freunde, die ein wenig dumm ſind, führen mir zwar zu Gemüthe, daß ich auf dieſe Weiſe nichts mehr und nichts weniger als ein Straßenräuber werden wolle; allein dazu lache ich. Auf den Namen kommt es hier an, und nicht auf die Sache. Worauf der Krieg ſeinen Stempel ſetzt, das wird ehrlich, es ſei übrigens was es wolle. Ich bitte mir ein Patent als Landkaper aus und nicht als Straßenräuber. Werden doch Seekaper auch nicht Seeräuber genannt. Kurz, ich bleibe dabei, es wäre eine gewaltige Inkonſequenz aller Regierungen, wenn ſie die Seekaperei durch Patente honorirten, und die Landkaperei nicht auf gleiche Weiſe begünſtigten.»

»Da ich nun überzeugt bin, daß unſere reſpektable Regierung ſich keiner Inkonſequenz ſchuldig machen wird, ſo wiederhole ich auf das demüthigſte mein Geſuch um ein Privilegium, auf dem Lande eben ſo gut zu rauben und zu plündern, wie ein Anderer auf der See. Ich darf kühn verſichern, daß ich alle erforderlichen Eigenſchaften eines braven Landkapers beſitze. Ich führe eine tüchtige Fauſt, ein gepanzertes Herz. Ich mache mir den Henker daraus, ob ich einem armen Fuhrmann — der mit dem Kriege ſo

wenig zu thun hat als mein Urgroßvater — ſeinen letzten Biſſen Brot wegnehme, wenn er nur ein feindlicher Unterthan iſt; denn ich verſtehe meinen Horaz auch: quicquid delirant reges plectuntur Achivi. Kurz, Niemand ſoll ſich darüber zu beſchweren haben, daß ich dem feindlichen Handel nicht Schaden genug zufügte. Zugleich bitte ich aber auch um Beſtimmung einer guten Marktſtadt, wo ich meine Beute unter öffentlicher Autorität verkaufen kann."

»Mein Beiſpiel wird ſonder Zweifel Nachfolger erwecken, und in Kurzem wird der Staat eine vortreffliche Pflanzſchule von Landkapern erhalten. In der zuverſichtlichen Erwartung der baldigen Ausfertigung meiner Patente, verharre ich u. ſ. w.

Warnung für politiſche Journaliſten.

Ich bitte euch, meine Herren, nehmt euch in Acht! laßt euch nie auf Prophezeiungen, nie auf Behauptungen ein, von dem was künftig geſchehen, oder ganz gewiß nicht geſchehen werde. Il ne faut jurer de rien. Ihr könnt in große Verlegenheiten gerathen, wenn ihr es wagt — auf die Autorität feierlich ausgeſprochener, geſchriebener oder gedruckter Grundſätze (und wären ſie auch in einem Geſetzbuch gedruckt) — eine Meinung zu äußern, die ihr über kurz oder lang zurück nehmen müßt. Gewöhnlich habt ihr dann zuvor dieſe eure geborgte Meinung herausgeſtrichen, bis in den Himmel erhoben, und damit ein gnädi-

ges Kopfnicken zu gewinnen gehofft. Aber plötzlich hat dieser Kopf, der da nicken sollte, sein Sistem verändert; nun schüttelt er, und ihr seid verloren.

Auf diese Betrachtung leitet mich das Novemberstück des politischen Journals 1807, welches mir zufällig in die Hände fällt. Da heißt es, pag. 1060: »Auch die baldige allgemeine Verbreitung der napoleonischen Gesetzbücher ist ein Beweis, wie wenig Napoleon an Wiederherstellung aller ehemaligen Hauptanstalten des europäischen Civilsistems denkt; wer nur einige Kapitel vom Civilgesetzbuch gelesen hat, muß darüber lachen — (ich warne euch, lacht nicht mit!) Wenn gewisse Leute von Wiedereinsetzung des ehemaligen Adels in seine erbliche und andere gegen revolutionäre Privilegien sprechen. Abschaffung gewisser Auswüchse dieser Art liegt ja wesentlich im Geiste des napoleonischen legislativen Sistems, und wer ein wenig Ueberlegung hat, wird sich leicht erklären können, warum es ein künftiger reiner Grundsatz in der Erziehung deutscher Güterbesitzer sein muß, daß erbliche Vorzüge, die außer dem moralischen Gesichtskreise liegen, weiter nichts als künftige trübe Stunden und schmerzliche Rückblicke verschaffen werden, und daß es besser ist, ein reicher Mann als ein Edelmann zu sein, und ehrenvoller, Präsident eines Justizraths in einem Königreich, als Direktor eines Ritterkantons zu werden.«

Pagina 1061 ist von einer Schrift über die Magistratur in Frankreich die Rede. »Wenn, wie es scheint, diese Broschüre unter den Augen der Regierung, vielleicht gar

auf ihre Veranlassung erschienen ist, so ist sie ein weiterer Beweis gegen die künftigen erblichen Adelsvorzüge, welche der Verfasser für unwiederherstellbar erklärt.» (!)

Pagina 1086 erzählt der Journalist mit großem Wohlgefallen, daß Mirabeau gesagt: »Nichts befördert eine gefährlichere Aristokratie mehr, als das Gesetz zur Begünstigung der Primogenitur, indem es, einem Sohne alle Güter zutheilend, eine ungerechte und gehässige Ungleichheit des Eigenthums einführt.» —

»Durch den Artikel 745 (des napoleonischen Gesetzbuchs) heißt es ferner, ist aller Unterschied des Geschlechts oder der Erstgeburt, selbst dann, wenn die Kinder aus verschiedenen Ehen herstammen, aufgehoben.»

Nun gibt es aber bekanntlich wieder, trotz dem Artikel 745, Herzoge, Grafen, Barone und Ritter in großer Menge in Frankreich, und Majorate werden gestiftet die Hülle und die Fülle. In welcher Verlegenheit mag der vorlaute Journalist sich jetzt befinden? Zwar nicht über das, was ihm zu thun obliegt (denn er wird loben, das versteht sich von selbst), allein über die Einleitung zu diesem Lobe, die Wendung, die er der Sache geben soll, nachdem er sich zuvor so bestimmt ausgesprochen. Nun muß er ja die ehemaligen Hauptanstalten des europäischen Civilsistems wieder einführen? nun darf er ja nicht mehr über diejenigen lachen, die von Wiedereinsetzung des Erbadels sprechen? nun muß er sich wieder vor seinen sogenannten Auswüchsen bücken; muß mit ein wenig Ueberlegung seinen künftigen reinen

Grundſatz der Erziehung fahren laſſen; muß bekennen, daß die erblichen Vorzüge nicht außer dem moraliſchen Geſichtskreiſe liegen u. ſ. w.

Seht Ihr nun, meine Herren, daß es beſſer iſt zu ſchweigen? Habt Ihr nun gelernt, daß man ſeit neunzehn Jahren ſich nie für den gegenwärtigen Augenblick erklären darf? denn — il ne faut jurer de rien.

Thamas Kuli Chan.

In dem vierten Bande der erbaulichen und merkwürdigen Briefe fremder Miſſionen (Paris 1781) ſteht eine intereſſante Schilderung der perſiſchen Revolutionen unter Thamas Kuli Chan, bis zu deſſen Zug nach Indien. Dieſer zufolge gab es, im Anfang, nie einen ſchlauern und glücklichern Uſurpator. Verwegenheit, Geſchicklichkeit und Glück vereinten ſich, ihn zu erheben. Die Krieger, welche er faſt immer zum Siege anführte, und bei denen er ſich beliebt zu machen wußte, wetteiferten gern, einen Mann auf den Thron zu ſetzen, der das Glück an ſeinen Triumphwagen gefeſſelt zu haben ſchien. Vielleicht war ſein Betragen minder politiſch, als er einmal feſt auf dem Throne zu ſitzen glaubte.

»Kein Fürſt,« ſo ſagen die Miſſionäre, die in den Zeiten ſeines Glückes und Glanzes ihn ſahen, »kein Fürſt hat jemals Perſien ſo deſpotiſch beherrſcht. Sein Wille allein war heilig. Religion, Geſetze, Gewohnheiten mußten

vor diesem sich beugen." — Der Pater Saigne erzählt: er habe nur mit sechzig tausend Mann Indien erobert und sich zu Delhi krönen lassen. Gleich darauf schlug er neue Rupien mit seinem Bildniß und der Umschrift: »Er ist geboren zum König der Welt. Wer ist König der Könige? Naderschah." — Er verließ jedoch den Thron von Indien freiwillig, setzte den alten Beherrscher wieder ein, und kehrte mit unermeßlichen Reichthümern nach Persien zurück.

Wie ging es denn aber nun am Ende diesem König der Könige? — Obgleich seine Tirannei ihn allgemein verhaßt machte, so blieben doch, wie gewöhnlich, die unterjochten Völker ruhig, denn Handel und Wandel wurden ungehindert getrieben, und wenn die Menschen nur Geld gewinnen können, so sind sie zufrieden. Aber eine geheime Verschwörung unter seinen eigenen Kreaturen spann sich gegen ihn an, und er wurde, nach einer dreizehnjährigen Regierung, ermordet. Welch ein Glück für die seufzende Menschheit, daß ein Tiramn keine Freunde hat, selbst unter denen nicht, die er aus dem Staube hervorzog, und mit denen er seinen Raub theilte. — Nach Thamas Kuli Chan's Tode wurden seine eroberten Schätze nach Maschet gebracht, in Kisten, deren je zwei eine Kameelladung ausmachten. Dort wurden diese Kisten, nach der Versicherung des Missionärs, der Augenzeuge war, auf dem Markte in einen Haufen gethürmt, und bildeten einen Berg, so hoch als der Palast zu Maschet. — Was half nun dem Wüthrich der gehäufte, mit Blut und Thränen

beſleckte Raub? — Es iſt merkwürdig, daß auch Nero gerade dreizehn Jahre regierte. Es ſcheint, daß die Zahl dreizehn den Tirannen gefährlich iſt.

Fragmente aus der Geſchichte der Etikette.

Am vormaligen franzöſiſchen Hofe war das Recht, dem Könige das Hemd zu überreichen (wenn er nämlich ein reines anziehen wollte), eine gewaltig große Ehre, die nur dem vornehmſten Prinzen zukam, der ſich eben bei Sr. Majeſtät Toilette gegenwärtig befand; vor allen dem Dauphin. Aber dieſe Ehre war auch zugleich eine Pflicht. Die Herzogin von Berry, Tochter des Regenten, Herzogs von Orleans, hatte nicht Luſt, ihrer Schwägerin, der Herzogin von Bourgogne, das Hemd zu reichen, allein der König gab in dieſer wichtigen Sache einen ausdrücklichen Befehl. — War der König ſchon behemdet, ſo gab es auch noch andere Dinge, die dem überreichenden Prinzen gleiche Ehre brachten, zum Exempel das Schnupftuch, die Doſe, oder, bei der Tafel, die Serviette.

Im Jahr 1661 — ſo erzählt Madame de Motteville in ihren Memoiren — mußte der König einen ſehr heftigen Streit ſchlichten, der ſich zwiſchen der Frau Oberhofmeiſterin und der Ehrendame wegen mehrerer ſolcher höchſt wichtigen Dinge erhoben hatte, und der ſchon lange mit der hartnäckigſten Erbitterung von beiden Seiten war geführt worden. Se. Majeſtät entſchieden ſelbſt folgender-

maßen: Die Frau Oberhofmeiſterin ſoll das Hemd und die Serviette überreichen, auch das Nadelkiſſen halten, die Ehrendame hingegen ſoll bei der Tafel aufwarten, im Wagen den obern Platz einnehmen u. ſ. w. Leider ſtellte dieſe weiſe allerhöchſte Entſcheidung die Ruhe noch nicht wieder her. Die Ehrendame fand ſich entſetzlich beleidigt. »Ich kann nicht bei Tiſche aufwarten,« ſagte ſie, »wenn ich nicht auch die Serviette reichen darf.« Sie forderte ihren Abſchied. Der König, erſchrocken, gab eine mildernde Erklärung. Die Serviette wurde zugeſtanden, und ſogar das Hemd, wenn ſie es einmal zwiſchen den Fingern hätte. Nun war ſie zufrieden, aber nun ſchrie die Frau Oberhofmeiſterin Ach und Weh! und der Gemahl der Frau Oberhofmeiſterin forderte den Gemahl der Ehrendame auf ein paar Piſtolen, und wurde dafür vom Hofe verbannt. Der ganze Hof theilte ſich in zwei krieglustige Parteien. Der Friede mit ſeinen Feinden wurde dem Könige leichter zu ſchließen, als der zwiſchen zwei Damen, deren vier Brüſte einen ſo edlen Ehrgeiz nährten. — Schon ſeine Mutter, Anna von Oeſterreich, hatte einen ähnlichen großen Handel zu ſchlichten, wegen eines Bänkchens (tabouret), auf welchem ſie, in ihrer Gegenwart, der Gräfin von Fler zu ſitzen verwilligt hatte. Alle Damen, die ſich für eben ſo vornehm hielten, als die Gräfin Fler, beſtürmten ſie mit Bittſchriften um ein Bänkchen. Der Kardinal Mazarin mußte ſeine ganze Weisheit aufbieten, um die Murrenden zu beſänftigen. Ein anderes Mal verſammelte ſich der ganze hohe Adel wegen eines ſolchen Bänk-

becher, oder, wie der Sieger bey Marathon, den Tod im Schuldgefängniß — Siehe da, ich bin warm geworden. Ich glaubte schon das Mannsgeschlecht zu verachten, und leider hasse ich es nur.

Ort. Wäre ich ein Mann, so würde ich Sie um Ihr Vertrauen bitten.

Verw. Ihr Geschlecht würde mich nicht abhalten, denn ich bin weit öfter von Männern als von Weibern betrogen worden. — (Er spricht das folgende mit unterdrückter Rührung) Das einzige vollkommene Geschöpf, das ich auf Erden kannte, war ein Weib — und Ihr Gesicht, gnädige Gräfin, hat verwandte Züge mit dem Gesichte jenes Engels. Gäbe es nicht eine Gattung von Zutrauen, die der Klage so ähnlich sieht, als die Klage dem Betteln, dieses Auge, dieses wehmüthige Lächeln um den Mund, würden mir mein Geheimniß entlocken. Wer aber zwecklos durch sein Vertrauen eine gute Seele quält, um nur wie der Kuckuck, von sich selbst zu sprechen, der zerbricht seinen letzten Stab: das Gefühl der verborgenen Kraft,

mit

chens, welches der Prinzessin Marsillac war zugestanden worden; man wählte einen Wortführer, den Marschall de l'Hopital, der an der Spitze der ganzen Versammlung sich zu der Königin begab, die nicht wenig erstaunte, den Adel in corpore herein treten zu sehen, und natürlich vermuthen mußte, daß der Thron in Gefahr sei. Es wurden auch acht Deputirte an die Prinzen von Geblüt abgefertigt, und als ihr Gesuch nicht sogleich ein günstiges Gehör fand, schwuren sie feierlich untereinander, sich nie zu verlassen. Nun hielten auch die Prinzen ihre Versammlungen gegen den Adel. Der ganze Hof war in der schrecklichsten Verwirrung. Die Prinzessin von Marsillac setzte sich aber durchaus auf keinen Lehnstuhl.

Wenn man dergleichen liest, so kann man nicht anders als Hochachtung für den Charakter der (damaligen) Franzosen empfinden.

Aber auch am spanischen Hofe wußte man die wahre Ehre zu schätzen. Dort genoß der Oberkammerherr den Vorzug, dem Könige das Waschbecken zu reichen, und sogar dessen geheiligte Hände abzutrocknen. Pimentel, Graf von Benevent, beklagte sich bitterlich, als Philipp V. ihm aus Achtung die Ausübung dieses herrlichen Dienstes ersparen wollte. —

Das abgeschnittene Haar der Morgenländer.

Der arabische Geschichtschreiber Abulfeda erzählt in dem Leben Saladins, daß, als im Jahr 1169 die Franken

in Egypten den Meiſter ſpielten, der erſchrockene Kaliph den Sultan Nuraddin um Hilfe anflehte, und ſeinem ängſtlichen Schreiben die abgeſchnittenen Haarlocken ſeiner Weiber beifügte. Dieſe Stelle hat die Gelehrten bisweilen verlegen gemacht; man muß ſie aus den Sitten der Morgenländer erklären.

Schon in den älteſten Zeiten wurden das Haupthaar und der Bart für heilig gehalten. Bei den Juden, Türken, Ruſſen ſteht der Bart noch jetzt in großem Anſehen. Wenn die Egyptier, nach Pocock's Bericht, ihren Sklaven erlaubten, ſich den Bart wachſen zu laſſen, ſo ertheilten ſie durch dieſe Erlaubniß ihnen zugleich die Freiheit. Einem dem Bart abſchneiden, hieß ihn grauſam beſchimpfen. Verluſt des Haupthaares und Bartes war ein Zeichen der Knechtſchaft. Dieſe Ehrfurcht artete ſogar in Aberglauben aus; Simſon ſchrieb ſeinen Haaren eine übernatürliche Kraft zu.

Die Griechen pflegten zwar ihr Haar zu verſchneiden, und es nicht länger als bis auf die Schultern wachſen zu laſſen; damit aber Niemand glauben möchte, ſie begäben ſich dadurch unter die Herrſchaft irgend eines Menſchen, ſo opferten ſie den erſten Raub ihrer Haare einer Gottheit. Stolze Griechen ließen auch wohl ihr Haar lang wachſen, und weit über die Schultern herabwallen, daher man, ſtatt: er iſt hoffärtig, zu ſagen pflegte: er trägt langes Haar. Die erſten Chriſten hingegen, um ihre Demuth zu beweiſen, ließen ſich gerade ſo ſcheren, wie man die thraciſchen Sklaven zu ſcheren pflegte, das

heißt, es blieb nur eine Haarkrone auf dem Haupte, und das iſt der Urſprung der Mönchstonſur.

Auch bei den Arabern war das Haar ein Zeichen der Freiheit. Wer einen Kriegsgefangenen ohne Löſegeld entließ, ſchnitt ihm zuvor einen Haarzopf von der Stirn, und verwahrte dieſen in ſeinem Köcher, zum Zeichen, daß es in ſeiner Gewalt geſtanden, den Gefangenen zu tödten, oder zum Leibeigenen zu machen. — Man pflegte vormals bei der Taufe jedem Taufpathen ein wenig Haar von dem Täufling zu geben, vermuthlich auch, um dadurch anzuzeigen, daß man ihn der Gewalt und dem Schutze ſeiner Pathen überliefere. Daher die Ceremonie des Haarabſchneidens, welche in der griechiſchen Kirche acht Tage nach der Taufe geſchieht, und vormals auch in der lateiniſchen Kirche geſchah. Unter die verſchiedenen, ehemals üblichen Arten, ein Kind zu adoptiren, gehörte auch die, ihm das Haar abzuſchneiden. Karl Martel ſchickte ſeinen Sohn Pipin dem longobardiſchen Könige Leutprand, mit der Bitte, ihm das Haar abzuſchneiden, das hieß ſo viel, als ihn zu adoptiren. Karl Martel befand ſich in der nämlichen Verlegenheit, wie jener Kaliph beim Abulfeda; die Saracenen waren in die Provence eingebrochen, und er ſuchte Hilfe bei dem Könige der Longobarden. Als Bormund, der Fürſt von Antiochien, von einem türkiſchen Feldherrn gefangen wurde, ſchickte er heimlich einen Boten an Balduin, den nachmaligen König von Jeruſalem, dem er, zum Beweis ſeiner Gefangenſchaft, einen Haarzopf mit gab. Als die Sachſen ſich gegen Chlotarius empörten,

und deſſen Sohn Dagobert in Holland von ihnen geſchlagen wurde, ſchickte er ſeinen Leibſchützen mit einem abgeſchnittenen Haarzopf an den Vater, um ſchleunige Hilfe zu erlangen.

Aus alle dem wird klar, daß, wenn der Kaliph, der ſich als einen Oberherrn aller Fürſten betrachtete, dem Sultan Nuraddin die Haarlocken ſeiner Weiber ſandte, er dadurch das Bekenntniß ablegte, daß er ſich in der äußerſten Noth befinde, und fürchten müßte, das Liebſte auf der Welt in feindliche Sklaverei fallen zu ſehen. — Als, den Zeitungen zufolge, eine fliehende deutſche Fürſtin im vorigen Jahre, in einer Kirche zu Saalfeld, den Leichnam des glücklichen Prinzen Louis Ferdinand von Preußen ſich zeigen ließ, da ſchnitt ſie ihm eine Haarlocke ab, vermuthlich ohne zu wiſſen, welche paſſende Bedeutung in dieſer Handlung lag. Wäre der alte Gebrauch ihr bekannt geweſen, ſie würde die blutige Haarlocke, als die ſprechendſte Bitte um Hilfe, an den einzigen unbeſiegten deutſchen Helden geſandt haben. Muß ich ihn nennen? — iſt es ſo weit mit den Deutſchen gekommen, daß ſie auch den Namen Karl vergeſſen? —

Fragmente aus der Geſchichte der ſpaniſchen Dichtkunſt.

— — Als unſre Väter noch mit Auerochſen kämpften und aus Hirnſchädeln tranken, da hatten die Spanier ſchon

berühmte Dichter. Bekanntlich sammelte Kaiser August, gleich Ludwig dem XIV., die besten Köpfe um sich her, ob sie gleich keine Akademie bildeten. Unter ihnen befand sich auch Hyginus, ein Freigelassener des Kaisers, ein Spanier von Geburt, ein vertrauter Freund Ovid's, den Sueton eine Zierde des Jahrhunderts nennt. Er hat viel geschrieben, unter andern eine Sternkunde in Versen. Auch sein Landsmann Hena war berühmt, obgleich Seneca von ihm behauptet, er sei blos ein witziger Kopf gewesen. — Man weiß, daß die Römer das saubere Sistem aufgebracht haben, die Kunstschätze ihrer besiegten Feinde zu entführen, ja sie trieben es noch weiter als jetzt geschieht, denn sie versetzten auch die lebendigen Kunstwerke nach Rom. Als Metellus den Sertorius überwunden hatte, mußten ganze Scharen kordubensischer Dichter ihm folgen, die in Rom, wenigstens unter den Gelehrten, keine sonderliche Aufnahme fanden, denn Cicero, in einer seiner Reden, wirft ihnen Schwerfälligkeit vor.

Allein unter Nero's Regierung brachte Corduba drei große Männer hervor, die beiden Seneca, den Redner und den Weltweisen (deren Trauerspiele ganz allein von den alten lateinischen Tragödien bis auf uns gekommen) und den Lucan, dessen Gedicht vom bürgerlichen Kriege (Pharsalia) uns noch übrig ist. — Unter Kaiser Domitian blühte der witzige, und von uns noch oft geplünderte Epigrammendichter Martial, auch ein Spanier von Bilbilis. Durch ihn lernt man noch mehrere Namen seiner dichtenden Zeitgenossen kennen, deren Schriften aber nicht,

wie die ſeinigen, auf dem Strom der Zeiten bis zu uns geſchwommen. Nun aber entſtand, wenigſtens für uns, eine lange Pauſe in der ſpaniſchen Dichtkunſt; denn bis auf Konſtantin den Großen hat keine ſpaniſche Leier zu uns herüber geklungen. Ueberdies ſpielte nun das Chriſtenthum mit ſeinen undichteriſchen Mythen eine große Rolle in allen Produkten des menſchlichen Geiſtes. Der erſte, von uns gekannte Spanier, der ſich wieder bis zum Fuße des Parnaſſes wagte, war ein Prieſter Namens Juvencus. Er gab ſich die undankbare Mühe, das Evangelium in Hexameter zu bringen! Leider fand er bald genug Nachfolger in allen Gattungen von geiſtlicher Verſemacherei. — In einer Lobrede auf den Kaiſer Theodos, ſagt ein gewiſſer Latinus Pacatus, es gebe jetzt brave Soldaten, gute Redner und treffliche Dichter in Spanien; aber man weiß, daß den Lobreden nicht viel zu trauen iſt.

Aquilinus Severus, ein Spanier zu Valentinian's Zeiten, beſchrieb ſein eigenes Leben in jener widerlichen Zwittergattung halb in Proſa halb in Verſen. Der heilige Hieronimus thut ihm die Ehre an davon zu reden. — Im vierten Jahrhunderte dichtete (wenn man es ſo nennen will) der Spanier Aurelius Prudentius, deſſen Gedichte aber blos einen Werth für die Kirchengeſchichte haben. — Verſchiedene Inſchriften, die aus Sinngedichten beſtehen (an der Brücke zu Alcantara u. ſ. w.), ſcheinen, wenn ſie von Spanien herrühren, den Geſchmack der Nation an dieſer Gattung zu beweiſen.

Zu Anfang des fünften Jahrhunderts wurde Spanien von den Gothen und andern nordiſchen Völkern überſchwemmt, unter deren Joch die Muſe ſeufzte. Nun erſchienen nur noch geiſtliche Lieder, Grabſchriften und dergleichen, deren Verfaſſer zugleich ſehr ernſtlich die Gläubigen vermahnten, keine heidniſchen Dichter zu leſen; vermuthlich im Gefühl ihres weiten Abſtandes von dieſen. Ein gewiſſer Drakontius brachte die Schöpfung in Verſe, die eben ſo ſchlecht waren, als die welche Haidn komponirt hat. Der Biſchof Caponius erzählte die Fabel von Phaeton, als ein Seitenſtück zu Satans Fall aus dem Himmel. Im ſechſten Jahrhundert ſchrieb Oratius ein langweiliges Ermahnungsgedicht. Im ſiebenten buhlten die Heiligen mit den Muſen. Der heilige Ildephons machte Grabſchriften; der heilige Eugenius ſetzte des Drakontius Schöpfung fort; der heilige Valerian griff auch in die Leier.

Im achten Jahrhundert fielen die Araber in Spanien ein, da verſtummten die Dichter. Im neunten gab es einen Alvaro von Corduba (von dem noch einige lateiniſche Gedichte vorhanden ſind); einen heiligen Elogius, der durch ſein Märtirerthum bekannter geworden, als durch die Früchte ſeiner Muſe u. ſ. w. Aber jener Alvaro hielt ſelbſt ſeine edle Kunſt für einen eitlen Zeitvertreib, für Jugendſünden, deren er und der heilige Eulogius ſich oft ſchuldig gemacht hätten. — Doch nun führten die Araber, welche faſt achthundert Jahre in Spanien herrſchten, ihre Sprache, Künſte und Wiſſenſchaften dort ein.

Das Lateiniſche wurde, nach desſelben Alvaro Zeugniß, in Spanien ſo ganz vergeſſen, daß unter Tauſenden kaum Einer noch einen lateiniſchen Brief ſchreiben konnte. (Wehe den Deutſchen, wenn ſie ein gleiches Schickſal erfahren ſollten!) Hingegen las man ſehr geläufig chaldäiſche Bücher und machte arabiſche Verſe. Jetzt traten nach und nach eine Menge ſpaniſche Araber als Dichter auf. Ebn Tahum aus Sevilla ſchuf den Menſchen und die Seele, und beſchrieb den Tempel zu Mecca. Oſialdni Alkharag beſchenkte die Welt mit einem Poetenſchatz. Andere, die nicht ſelbſt dichten konnten (die Merkel's jener Zeit) beliten die Dichter an, oder machten Noten zu ihrem Text.

Auch die ſpaniſchen Damen, beſonders die Schönen von Andaluſien, machten viele Verſe, und eine unter ihnen, Maria Alphaiſuli, wurde die arabiſche Sappho genannt. Unter den Handſchriften des Eſcurial befinden ſich noch eine Menge weibliche Herzensergießungen in gebundener Rede. Kurz, die arabiſche Dichtkunſt wandelte auf Spaniens Fluren, ſo lange die Saracenen ſelbſt darauf wandeln dürften.

Vom eilften oder zwölften Jahrhundert an verbreitete ſich die Gaya Ciencia, die luſtige Wiſſenſchaft der Troubadours in Spanien, und viele der Vornehmſten dichteten nun in der Provinzialſprache. Alphons I. hat einen verliebten Streit hinterlaſſen, der noch unter den Handſchriften des Vaticans aufbewahrt wird. Moſſen Jaime im dreizehnten Jahrhundert beſchrieb unter an-

dern einen Sturm, den die nach dem gelobten Lande segelnde Flotte des Königs von Arragonien auszustehen hatte. Wilhelm de Berghuedan verfertigte Spottgedichte; Ugo von Metaplana warf verliebte Fragen auf; Apremundo Motaner besang einen Feldzug in Sardinien und Corsica. Der berühmte Raimund Lullius lebte auch damals, und gab sich auch mit Versemachen ab. Don Pedro III. und Don Juan I. von Arragonien verschmähten den Besuch der Musen nicht. Im fünfzehnten Jahrhundert frevelte ein gewisser Jayme Roig gegen das schöne Geschlecht durch seinen Frauenspiegel, der lauter verzerrte Gestalten zurückwarf, und von dem unser liebenswürdiger Tiedge schwerlich die Idee zu dem seinigen entlehnt hat. Es gab noch eine Menge andere, die alle vergessen sind, obgleich ihre Geisteskinder in der Bibliothek des heiligen Vaters begraben liegen.

Der angenehmste Zeitvertreib der Troubadours war die Verfertigung der Tenzones, sinnreiche Fragen, die Liebe betreffend. Daraus entsprang jener berühmte Gerichtshof der Liebe, wo es denn freilich bisweilen ein wenig toll herging. Der Hof bediente sich damals zu seiner Belustigung der Märchen-Erzähler, Gaukler, Sänger und Possenreisser. Darüber spotteten bisweilen Jene seiner Gebildeten sehr bitter, verschonten sogar die Königin nicht, und setzten sich nach und nach in solches Ansehen, daß die Könige selbst ihren Versammlungen beiwohnten. Hier wurden die Gedichte und Schauspiele geprüft, verworfen oder gekrönt, und nur die letztern durften öffentlich vorge-

ſtellt oder abgeſungen werden. Cervantes wünſchte ſehr, daß dieſer Gebrauch wieder aufkommen möchte, wogegen doch mit Recht ſich vieles einwenden ließe. — Als im vierzehnten Jahrhundert Alphons IV. von Arragonien gekrönt wurde, da verherrlichte der Infant Don Pedro dieſes Feſt durch Lieder, Geſpräche und Gaſſenhauer: jene beiden wurden durch die vornehmſten Herren des Hofes in vermummten Tänzen geſungen und geſprochen; die letztern durch Gaukler abgeleiert. Die Liebe zur Dichtkunſt erhielt ſich an dieſem Hofe bis auf Enkel und Urenkel.

Als Ferdinand durch ſeine Vermählung mit Iſabellen die Krone von Arragonien und Caſtilien vereinte, da gerieth die Provinzial-Poeſie in Verfall, und ihr herziger Ausdruck wurde durch die neue Hofſprache, die caſtilianiſche, verdrängt.

In Portugal pflegten die Muſen ſeit dem zwölften Jahrhundert beſonders die Könige zu beſuchen; viele gekrönte Häupter buhlten dort mit ihnen, wenn ſie gleich meiſtens Sterblinge erzeugten. Im ſechzehnten Jahrhundert gab es in Portugal einen berühmten Luſtſpieldichter, Ghil Vicentee, dem ſeine Tochter Paulla dichten half. Ich ſchweige von Camoens, man braucht ihn nur zu nennen. Minder bekannt iſt Franzesko Lobo, der doch in Portugal um den Lorbeer mit ihm wetteiferte. — König Alphons der Weiſe reimte Kirchengeſänge in galliciſcher Sprache, welche noch zu Toledo aufbewahrt werden. — Ein gewiſſer Maſias war, wie es einem Dichter ziemt, ſo entſetzlich verliebt, daß dieſe Eigenſchaft ihn berühmter

mit dem er sich zurufen kann: ich trage schwer, und ihr seht es nicht.

Ott. (bewegt, sieht ihn, nach einer Pause, in corsischer Sprache an) Ich bitte meinen unglücklichen Landsmann um sein Vertrauen.

Werm. (erschrickt heftig, geräth in Verwirrung, starrt sie an, spricht hastig: der Graf hat mich rufen lassen, und eilt fort.)

Siebente Scene.

Ottilie allein.

Ja, er ist ein Corse, und vielleicht mehr als er scheinen will. — Doch vornehm oder gering, das gilt gleichviel. In der Fremde wird jeder Landsmann uns merkwürdig, den wir zu Hause übersahn. Er spricht unsre Sprache, und seine Stimme ruft die Schattenbilder der Vergangenheit hervor. Wir sind verwandt mit ihm, wenn er auch nur einen Nahmen nennt, der uns lieb ist, eine Stadt, in der wir lebten, oder eine Gegend, wo wir froh waren. Wir sind verwandt mit ihm, weil er uns in die Kindheit zurückzaubert, wo man

mit

gemacht hat, als ſeine Verſe. Alle ſeine dichtenden Zeitgenoſſen reden von ſeinen verliebten Streichen; ein gewiſſer del Padron in einem Buche von dem Vergnügen der Liebe; Sanchez in ſeiner Hölle der Liebe u. ſ. w.

Auch in der biscayiſchen Sprache verſuchten ſich einige Dichter, doch kaum gibt es noch Spuren davon. Ein gewiſſer Echeverry, ein Doktor der Theologie, hat das Leben Chriſti und die Religionsgeheimniſſe darin beſungen.

Die arabiſche Dichtkunſt liebte Wortſpiele, Doppelſinn, Anſpielungen, Gleichniſſe; die provenzaliſche leichten Scherz, beißenden Witz, ſchmelzende Zärtlichkeit; die portugieſiſche ſchien ſich blos nach der Letztern zu bilden, bis Camoens erſchien; die galliciſche war andächtig und plump; die caſtilianiſche endlich machte ſich von jeder etwas zu eigen. Ihre Sprache war eine Miſchung der lateiniſchen, gothiſchen, arabiſchen. Dieſe Dichtkunſt entſtand zu Ende des zwölften Jahrhunderts, wo ein Mönch, Gonzalo, das Leben einiger Heiligen, auch eine Schlacht gegen die Mauren beſchrieb. Er fing damit an, ſeine Leſer zu verſichern, er ſei zwar nicht gelehrt genug, lateiniſch zu ſchreiben, aber doch müßt er ſich ſehr irren, wenn ſeine Verſe nicht ein gutes Glas Wein verdienten. Alphons der Weiſe beſang darin ſehr unweiſe Alexander den Großen, den er übrigens zu ſeiner Ehre nicht nachahmte. Verſemachen war damals ein Lieblingszeitvertreib der Großen, und wollte Gott, er wäre es noch, denn Verſe ſind keine Kanonen. — In der Toledaniſchen Bibliothek werden die Handſchriften eines Prieſters Johann Ruiz aus dem vierzehnten Jahrhundert

aufbewahrt: der gute Mann warnt die Damen vor unzüchtiger Liebe, vor geheimen Umgang mit Männern, und beſonders vor den Kuppeleien alter Weiber. Er rühmt ſich, die Geſchichte eines verliebten Mädchens geſchrieben zu haben, verſichert aber ſehr ehrbar, ſie enthalte keinen Zug aus ſeinem eigenen Leben. Dann beſchreibt er ſeine Reiſe über einen hohen Berg, wo er ein kleines Abenteuer mit einem hübſchen Bauernmädchen hatte. Dann liefert er die drollige Geſchichte eines Krieges zwiſchen Don Carneval und Don Faſten. Don Carneval wird in der Nacht vor Aſchermittwoch überwunden, und liegt krank bis zur ſtillen Woche. Mit Hilfe ſeines Freundes, des Don Frühſtück, kommt er wieder zu einigen Kräften, und fordert nun den Don Faſten auf den erſten Oſtertag heraus. Don Faſten überlegt weislich, daß er zu ſchwach ſei, dieſen Kampf zu beſtehen, beſchließt, als Pilgrim nach Jeruſalem zu wallfahrten, ſpringt über die Mauer des heiligen Abends und entwiſcht. (Auch in Flandern und beſonders zu Lille, wurden noch vor nicht langer Zeit Carneval und Faſten perſonifizirt. Faſten ging geſund und friſch mit einem Gefolge von Fiſchern herum. Je näher aber das Oſterfeſt rückte, je magerer wurde Faſten; ſein Hofſtaat verlor ſich nach und nach; endlich ſchlich es nur noch in einer Nachtmütze, von einem Apotheker begleitet, umher, bis zum Oſterabend, da ſtarb es gegen Mittag, und wurde unter großem Volksjubel verbrannt.)

Doch wieder auf das ſinnreiche Gedicht des Johann Ruiz zu kommen: Zwei mächtige Kaiſer werden geboren,

Don Wolluſt und Don Liebe. Jener hält ſeinen Einzug unter lautem Frohlocken, dieſer unter dem ſanften Klang muſikaliſcher Inſtrumente. Jedermann wetteiferte, der Liebe eine Wohnung anzubieten; auch ein Dichter, der ſich auf ſeine langen, ihr ſchon geleiſteten Dienſte beruft. Bei dieſem zieht ſie auch wirklich ein, da ſie aber ſein Haus, nach Art der Dichterwohnungen, etwas eng findet, ſo wird auf freiem Felde ein anmuthiges Zelt aufgeſchlagen. Der Dichter fragt ſie vertraulich: wo ſie ſich herum getrieben? —

»Ich war,« antwortete ſie, »den Winter über in Andaluſien. Zu Anfang der Faſten kam ich nach Toledo, meinte da Zeitvertreib zu finden, wurde aber von frommen, alten, magern Weibern mit Roſenkränzen zum Thore hinausgejagt. In einigen Klöſtern wurde ich abgewieſen, (?) in der Stadt Caſtro hingegen wohl aufgenommen; da blieb ich die Faſten über, und nun gehe ich nach Alcala zum Jahrmarkt, wo ich mir etwas zu gute thun will.« — Sie ging und ließ den Dichter betrübt zurück.

Er wendet ſich an die alte Frau Kloſterläuferin, die zwiſchen ihm und einer Nonne, Namens Garoza, einen Liebeshandel anſpinnt, der jedoch die Grenzen der Ehrbarkeit nicht überſchreitet. Garoza ſtirbt nach zwei Monaten. Frau Kloſterläuferin ſucht ihn nun mit einer Araberin zu verbinden, ſtirbt jedoch ſelbſt und wird von dem Dichter mehr betrauert, als die junge, ſchöne Garoza. Er verfertigt ſogar eine Grabſchrift auf ſie. Uebrigens muß er ein Liebhaber von kleinen Frauenzimmern geweſen ſein, die er folgender Geſtalt vertheidigt: »Unter zwei

Uebeln ſoll man das kleinſte wählen, folglich iſt ein kleines Frauenzimmer beſſer als ein großes.“ — Nachdem er noch einige Abenteuer, beſonders mit dem Don Sünde, beſtanden, entſchließt er ſich zur Lebensbeſſerung, und zwar im Jahr 1368. Der Schluß lautet wie folgt: »So biſt du nun fertig, du kleines Buch. Deine Worte ſind nicht ſo viel werth als dein Geiſt. Wer dich verſteht, wird dich loben, denn deine Fabeln verhüllen wichtige Dinge.“ Vermuthlich wollte der gute Prieſter, der als der Patron der kaſtilianiſchen Poeſie betrachtet wird, die Sitten ſeiner Zeit züchtigen.

Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts pflegte Don Juan II. die Blüte der Dichtkunſt. Er las nicht allein viel und unterhielt ſich gern mit Gelehrten, ſondern machte auch ſelbſt bisweilen Verſe. Natürlich verwandelten ſich alle ſeine Höflinge, ſo gut ſie konnten, in Poeten. Don Villena, ein berühmter Gelehrter, dem man, wegen ſeiner phyſikaliſchen Kenntniſſe, die Ehre anthat, ihn für einen Zauberer zu halten, dichtete eine Epopee, die Arbeiten des Herkules, überſetzte auch die Aeneide. Gusmann zimmerte Sittenſprüche, ſchilderte Tugenden und Laſter. Der Marquis de Santillana ſchrieb ein Buch von den Sprichwörtern und mehrere Gedichte. Garcia de Santa Maria war zugleich Dichter und Geſchichtſchreiber. Rodrigo von Cota lieferte eine berühmte Tragikomödie, Calirtus und Möliböa; auch eine Satyre auf den König, den er, unter dem Namen Mingo Rebulgo, lächerlich machte. Rodriguez del Pedron intereſſirt durch ſeinen rüh-

renden Kummer über den Tod eines Freundes, deſſen Verluſt ihn bewog, ein Franziskaner zu werden. Diego de S. Pedro widmete dem Könige ein Bändchen gereimter Thränen. Man könnte dieſe Namen- und Bücherliſte noch ſehr verlängern, denn Alles dichtete um Don Juan den Zweiten her, ſogar ſein Leibarzt. Am meiſten ſchätzte der König den Johann de Mena von Corduba, vielleicht mehr als dieſem Dichter ſelbſt lieb war: denn Seine Majeſtät, welche — ſo wie ſpäter unſer Rammler einen gewaltigen Drang fühlten, alle Gedichte, die Ihnen unter die Hände kamen, zu verbeſſern, geruhten, beſonders die des Mena nach ihrer Art auszufeilen. Dieſer Mena lieferte auch einen Auszug aus Homer's Iliade.

Nur noch Einen aus dieſem Jahrhundert will ich nennen, um ſein Andenken den Damen zu empfehlen; Garcias Sanchez de Budajoz, ein Dichter der Liebe, der ſeinen ſchönen Beruf durch ſeinen Tod beſiegelte, denn er ſtarb aus Liebe zu einer grauſamen Couſine.

Unter der Regierung Ferdinand's und Iſabellens wird dem Cezina nachgerühmt, er habe die reine Dichtkunſt (vermuthlich Schlegel's Poeſie der Poeſie) wiederum an's Licht gebracht. Er wallfahrtete nach Jeruſalem, und beſchrieb dieſe Wallfahrt. Er überſetzte auch Virgil's Hirtenlieder, die er beſonders ſinnreich auf die Thaten Ferdinand's und Iſabellens zu deuten wußte. Ein Schmeichler findet überall Stoff. Man hat auch noch viele Theaterſtücke von ihm.

Im vierzehnten Jahrhundert, als die Muſen aus den

Morgenländern nach Italien geflüchtet waren, holten sich die Spanier dort Funken von ihrem himmlischen Feuer. Viele derselben mochten, wohl zu sklavisch, die Italiener, besonders den Petrarch, nachahmen, denn man nannte sie spottweise die Petrarchisten. Unter diesen zeichnete Juan Boscan sich aus, der Kling- und Strafgedichte, Lieder und Hirtenlieder schrieb, des Musäus Leander und Hero, und ein Trauerspiel des Euripides übersetzte, sich aber vielleicht das größte Verdienst durch eine Sammlung der Schriften seines Freundes, des berühmten Garcilasso de la Vega, erwarb; denn dieser auf vielen Reisen gebildete große Dichter galt, ohne Spott, für den Petrarch seiner Nation. — Mendoza, ein Gesandter Kaiser Karl V., zu Rom, zeichnete sich als ein witziger Kopf aus; er besang unter andern die Ente und den Floh. — Pedilla wetteiferte mit Garcilasso de la Vega. — Velasco übersetzte die Aeneide, Guzmann die Bücher vom Feldbaue und Virgil's zehnte Ekloge. — Bermudez, unter dem angenommenen Namen Antonio de Silva, beschenkte die Bühne mit zwei beliebten Trauerspielen: die weinende Nisa und die gekrönte Nisa. Lope de Rueda schrieb gern gesehene Lustspiele, die er selbst darstellte. Auch Navarro und la Cueva glänzten als dramatische Dichter. — Mediano war ein glücklicher Nachahmer des Horaz, und würde vermuthlich noch jetzt allgemein gekannt und gepriesen sein, wenn sein Gedicht: Mittel gegen die Liebe, wirklich diese gefährliche Krankheit zu heilen vermöchte. — Fernando de Herrera, mit dem Beinamen der Göttliche, soll doch

etwas holprichte Verſe gemacht haben, ob er gleich nie zu feilen aufhörte; Villegas hingegen wurde wegen ſeiner leichten Verſifikation geſchätzt. Er überſetzte den Boethius. — Ludwig von Leon gab ſeiner Nation treffliche Ueberſetzungen des Homer, Pindar, Virgil, Tibull, Petrarch und Bembo. — Die Brüder Argenſolas wurden die ſpaniſchen Horaze genannt. — Gonzalo Perez lieferte eine Odyſſee, die faſt dem Original gleich geachtet wurde; ein Erzbiſchof von Tarragona Ovid's Verwandlungen. Gegen das Ende des Jahrhunderts ſank die caſtilianiſche Dichtkunſt wieder, obgleich Espinel die Vorſchriften des Horaz trefflich in ſeine Sprache übertrug. Chriſtoph de Mezo wollte ſich vergebens zum epiſchen Dichter aufſchwingen, ob er gleich zu Rom fünf Jahre lang mit Torquato Taſſo vertrauten Umgang gepflogen. Einige andere zeigten noch hie und da Spuren des Genies, allein das goldene Zeitalter der ſpaniſchen Poeſie war verſchwunden. Ein verdorbener Geſchmack verbreitete ſich aus Italien herüber. Falſcher Schimmer, ſeltſame Gleichniſſe, erzwungene Anſpielungen, hochtrabende, myſtiſche Redensarten, kurz, alle Blähungen der Poeſie, wie die Herren Schlegel und Conſorten ſie auch unter uns von ſich geben, würdigten dieſe holde Kunſt herab. Als dramatiſche Schriftſteller ſind Lopez de Vega und Pedro Calderon die bekannteſten. An der Spitze derer, die einen gewiſſen, erhabenen Unſinn für Poeſie ausgaben, und mitten in Spanien eine neue, nur von ihren Jüngern verſtandene Sprache ſchufen, ſtand ein gewiſſer Don Ludwig de Gongara, dem zu viel

Ehre geſchieht, daß er hier genennt wird. Aber es ging damals wirklich in Spanien, wie es vor Kurzem bei uns in Deutſchland gegangen iſt; denn alſo ſpricht das ſpaniſche Journal der Gelehrten, T. IV. Art. 6:

»Die meiſten guten Köpfe wurden durch Gongara verführt, ahmten ihn nach, und wurden zugleich mit ihm ein Gegenſtand des Spottes und der allgemeinen Verachtung.« — Sollte man nicht glauben, die ſpaniſchen Gelehrten hätten unſere Gebrüder Gongara's im Sinne gehabt? —

Scudery.

Zu allen Zeiten haben Dichter ihr Talent durch feile Lobſprüche entehrt, doch ſchwerlich gab es irgend einen Jahrzehend, welches dieſen Mißbrauch höher getrieben hätte, als das unſrige. Alle die unglücklichen Fürſten, welche, ihres Purpurs beraubt, herum irren, wurden tauſendmal aus demſelben Tintenfaſſe hoch geprieſen, aus dem, gleich nach ihrem Sturz, ihren Beſiegern Honigſtröme floſſen. Iſt es wohl ein Wunder, wenn ein Fürſt die Menſchen, beſonders die Dichter verachtet? und iſt es nicht ein weit größeres Wunder, daß es noch immer Fürſten gibt, die ſich gern von Dichtern loben hören?

Heil und Ruhm dem braven Scudery! nicht wegen ſeines vergeſſenen Trauerſpiels l'amour tirannique, auch nicht wegen ſeines langweiligen Gedichtes Alarich; ſondern wegen des folgenden, edlen Charakterzuges.

Er hatte der Königin Chriſtine ſeinen Alarich dedicirt, und es wurde ihm dafür eine goldene Kette, tauſend Louis-d'or an Werth, zum Geſchenk beſtimmt; allein die Königin machte die Bedingung, er ſolle den Namen des Grafen de Lagardie ausſtreichen, eines ihrer Günſtlinge, der unterdeſſen in Ungnade gefallen war. Scudery antwortete: »und wenn die goldene Kette ſo groß und ſchwer wäre, als diejenige, deren in der Geſchichte der Incas erwähnt wird, ſo wollte ich doch nie den Altar umſtürzen, auf dem ich einmal geopfert habe.“ — Statt das Geſchenk zu verdoppeln, war Chriſtine ſchwach genug, ihm nun die goldene Kette nicht zu ſchicken.

Cui bono?

Das iſt der Titel eines engliſchen Büchleins, welches 1781 erſchien, einen gewiſſen Tucker zum Verfaſſer hat, und ſich mit der Unterſuchung beſchäftigt, welche Vortheile die kriegführenden Nationen (in dem damaligen amerikaniſchen Kriege) aus ihren glänzendſten Siegen etwa künftig ziehen könnten. Es ſind Briefe an Necker gerichtet, und es ſteht manches darin, was auch noch jetzt nach ſieben und zwanzig Jahren, Aufmerkſamkeit verdient, beſonders da es nicht mehr erlaubt iſt zu ſagen, was man im Jahr 1808 denkt, ſo gewährt es einigen Troſt, ſagen zu dürfen, wie man 1781 gedacht hat.

Der erſte Brief iſt die Einleitung. Im zweiten erwägt Herr Tucker, was daraus entſtehen würde, wenn es der

vereinten Macht Frankreichs und seiner Alliirten gelänge, England zu unterjochen.

»Es kann geschehen,« sagt er, »daß England, kein unabhängiger Staat mehr, als eine französische Provinz durch einen Vicekönig des großen Monarchen regiert wird. Welche Folgen wird das für den Handel und für das politische Sistem haben? — Was den Handel betrifft, so ist doch wohl klar, daß, wenn man einen Kaufmann befragte, ob er wünsche, daß seine reichsten, besten Kunden bankerott machen, zu Bettlern werden sollten? er antworten würde: Sie wollen mich zum Besten haben. Aber fast scheint es, daß handelnde Nationen ganz andere Grundsätze befolgen zu müssen glauben, als handelnde Individuen. Die Nationen müssen vorher alle ihre Kräfte anstrengen, um ihre Kundleute arm zu machen, und dann müssen sie mit ihnen handeln. Was also in dem einen Falle thöricht und abgeschmackt sein würde, ist in dem andern klug und weise. Laßt uns nun die Schuldbücher handelnder Nationen gegen einander öffnen. Als die Engländer noch ein großes, reiches Volk waren, kauften sie in Frankreich ungeheure Quantitäten von Wein und Franzbranntwein, bezahlten bar und oft zum voraus. Natürlich werden sie, wenn sie arm geworden sind, noch mehr Wein und Franzbranntwein kaufen, und noch besser bezahlen. Welche Weisheit! welche Penetration! — Ferner: als die Engländer noch im Ueberfluß schwammen, waren sie eitel und prächtig; besonders ihre Weiber putzten sich gern. Sie kauften die herrlichsten Sammete

mit der ganzen Welt verwandt war, und jedem freundlichen Menschen mit der Patschhand entgegen kam. — Ich muß diesen räthselhaften Mann näher an mich ziehn. Ich muß die harte Rinde lösen, die betrogner Glaube an die Menschen um sein Herz zog. Vielleicht lohnt er mir die Beharrlichkeit durch Nachricht von meinem Vater! — vielleicht kennt er ihn — weiß von ihm! — hat ihn irgendwo angetroffen — O! mein Herz! klopfe nicht so ungestüm, es ist nur ein Vielleicht. (ab.)

Achte Scene.

(Lindenallee im Garten.)

Felix allein.

Bin ich endlich allein? — sieht mich hier kein fremdes Auge? — die Menschen sind so neugierig, sie wollen Alles sehn, Alles wissen, und warum? um zu tadeln, zu spotten, oder ihre weise Meynung an den Mann zu bringen. Ist das geschehen, so kehren sie um und lungern weiter. — Nein, diese Schleife soll kein fremder Blick entweihn. Hier unter dieser

und reichſten Seidenwaren aus den Lyoner Fabriken. Nichts war zu theuer, wenn es nur aus Frankreich kam. Die guten Tafeln hatten franzöſiſche Köche. Modehändler, Schneider, Friſeurs und Tanzmeiſter ſchrieben die Geſetze des Wohlſtandes und der Artigkeit vor. Sobald nun die erwünſchte Zeit von Englands Vernichtung gekommen ſein wird, ſo werden ohne Zweifel die Lyoner Fabriken noch beſſern Abſatz haben u. ſ. w. Welche Weisheit! welche Penetration!"

Im dritten Briefe bemüht ſich Herr Tucker zu beweiſen, daß England und Frankreich, um ihres Handels willen, ſehr wohl thun werden, ſich wechſelsweiſe zu begünſtigen. Der vierte Brief ſchildert den Handelsneid, den er ſehr übel begründet zwiſchen dieſen beiden Nationen findet. »Der Charakter des Franzoſen zum Exempel," ſagt er, »iſt lebhaft, fröhlich, leichtſinnig, veränderlich; der des Engländers tief, ſcharfſichtig, methodiſch und korrekt. Bei jenem herrſcht die Einbildungskraft, bei dieſem die Urtheilskraft. Daher excellirt der Franzoſe in allem, was zur Zierde und zum Putz, der Engländer in allem, was zum nützlichen Gebrauch und zur Bequemlichkeit gehört; folglich ſollte Jeder in ſeiner Sphäre bleiben ohne Nebenbuhlerei." — Im fünften Briefe entwirft er einen Vertrag zwiſchen England und Amerika, im Fall nämlich das erſtere ſiegreich bliebe. Am Schluß dieſes Briefes bemerkt er, daß, als die Engländer aus Frankreich vertrieben wurden, ſie dieſen Verluſt für unerſetzlich hielten, bis ſie endlich einſahen, daß ihre Niederlage ein Glück für

ſie geweſen, indem ſie blos die Wohlfahrt ihres Vaterlandes der eitlen Ehre, Eroberungen zu machen, aufopferten. Dieſe Betrachtung führt ihn nun im ſechſten Briefe auf die Möglichkeit, Amerika zu verlieren, und auf die Frage: was doch aus Amerika werden würde, wenn es ihm gelänge, ſeine Unabhängigkeit zu erfechten? Hier nun zeigt ſich Herr Tucker als einen ſehr ſchlechten Propheten, indem er dem armen Amerika folgendes Schickſal prophezeit: »Die künftige Größe von Amerika, ſei es unter einer republikaniſchen oder monarchiſchen Regierung, iſt der thörichtſte Traum, den man nur einem Romanen-Schmied verzeiht. Der Charakter des Volkes, die Lage des Landes, das verſchiedene Klima, alles widerſpricht einer ſolchen Vorausſetzung. Wenn man hingegen die wechſelſeitige Antipathie der Staaten, ihr entgegen geſetztes Intereſſe, die Verſchiedenheit der Regierung, der Sitten und Gewohnheiten betrachtet; ſo ſieht man klar, daß die Amerikaner nie einen Vereinigungspunkt, nie ein gemeinſchaftliches Intereſſe haben werden. Ihr durchſchnittenes, durch große Baien, Flüſſe, Seen, Bergketten getrenntes Land, ſo wie die hinter ihnen liegenden Völkerſchaften, zu denen ſie noch gar nicht gedrungen ſind, werden für immer hindern, daß Amerika, es ſei unter welcher Regierungsform es wolle, vereinigt werde. Ihr Schickſal wird ſein: ein uneiniges Volk bis an's Ende der Zeiten darzuſtellen. Eiferſucht, Argwohn, Mißtrauen werden ſie peinigen; ſie werden ſich in kleine Geſellſchaften oder Fürſtenthümer

theilen, nach den natürlichen Grenzen des Landes, und jede dieser kleinen Abtheilungen wird blos mit den innern Zänkereien sich beschäftigen, ohne sich um auswärtige Kriege und Eroberungen zu bekümmern. Die Amerikaner werden weder Zeit noch Lust, noch Geschicklichkeit zu dergleichen Unternehmungen haben." —

Wenn Herr Tucker noch lebt, wie wird er sich in unsern Tagen wundern, daß das zu schnellem Flor emporgestiegene, nach seiner Meinung uneinige Volk, das einzige auf der Welt war, welches wohl eigentlich wußte, was es wollte, und in dem jetzigen Vertilgungskriege eine so vortreffliche, ganze Maßregel ergriff, daß es den größten jetzt lebenden Liebhaber von ganzen Maßregeln stutzig machte, und vielleicht dazu beitrug, den erseufzten Frieden von Europa zu erzwingen. Herr Tucker wird sich ferner wundern, wenn er bemerkt, daß eigentlich gar keine Handelseifersucht zwischen England und Frankreich existirt, sondern daß einzig und allein um Herrschaft der Meere gestritten wird. Diese möge zufallen, welchem Theile sie wolle, so wird es immer eine Herrschaft bleiben; denn die Freiheit der Meere scheint mir ein Unding, weil (philosophisch davon zu sprechen) der Sieger nie sich mäßigen, und Macht nie ohne Mißbrauch bleiben wird. Der Kampf möge endigen wie er wolle: das Meer wird entweder seinen alten Herrn behalten, oder ihn blos gegen einen neuen, anfangs milden, in der Folge vielleicht noch strengern vertauschen.

Der siebente und letzte Brief enthält einen

Plan zum allgemeinen Frieden, der freilich auf unsere Zeiten ganz und gar nicht paßt. Doch wenn auch die Göttin der Staatskunst selbst herabstiege, so würde sie für unsere Zeiten — (geschrieben am 3. August 1808) — keinen Plan entwerfen können; da der gordische Knoten dermaßen verworren ist, daß auch nicht einmal ein Alexander-Schwert, sondern einzig und allein des Todes Sense ihn zerhauen kann. Nach jenem Plan des Herrn Tucker sollte England unter andern Gibraltar an Spanien abtreten, gegen die Insel Portorico, und dem Hause Oesterreich wird Minorca als Freihafen zugedacht.

Der Ackerbau in Spanien.

Es ist bekannt, daß diese nützlichste und edelste aller Beschäftigungen in Spanien noch vor Kurzem sehr vernachläßigt worden; wenigstens gab sich so leicht kein Edelmann damit ab. Indessen gab es dort, wie überall, aufgeklärte Köpfe, die diesen Schimpf ihres Vaterlandes längst einsahen und dagegen eiferten. Vor vielen Jahren schon erschienen zu Madrid discursos economicos von Don Lews, die in allen zur Landwirthschaft gehörigen Dingen Unterricht ertheilten, auch in manchen, die nicht dazu gehörten. Der Verfasser scheint nicht blos ein guter Landwirth, sondern zugleich ein vortrefflicher Staatsmann gewesen zu sein. Hier einige seiner Ideen über den Ackerbau.

»Wie ist es doch zugegangen,« ruft er aus, »daß die Ausübung einer Wissenschaft, die eben so nützlich und angenehm als gesund ist; die mit uns geboren zu sein scheint, und die Beschäftigung aller Erdbewohner der ersten Jahrhunderte war (!) wie ist es zugegangen, daß sie blos der ärmsten, und, durch die Undankbarkeit der Menschen, verachtetesten Volksklasse überlassen worden? — Unsere Mitbürger, die mit Rang und Ehrentitel, oder gar mit dem Zufall ihrer Geburt prunken, dieser zahllose, unnütze Haufe von Edelleuten, die gar nichts für das Vaterland thun, dem sie zur Last fallen, wie haben sie jemals bis zu dieser niedrigsten Stufe von Hochmuth und Dummheit herabsteigen können, den Ackerbau zu verachten? — Sie würden ihre hochadelichen Arme entehrt glauben, wenn sie den Pflug anrührten, während der Beherrscher eines großen Reiches (China) jährlich einen Tag heiligt, indem er in Gegenwart seines Hofes, der Abgeordneten aus den Provinzen, und einer Menge von Ackersleuten, welchen er ein erhabenes Beispiel gibt, die Erde pflügt und besäet. — Wie mag unser fauler Adel eine Kunst gering schätzen, die im Alterthum von den größten Männern geliebt und geübt wurde? — Cyrus, der berühmte König von Persien, der wenigstens ein eben so guter Edelmann war, als unsere hochadelichen Herumtreiber, pflanzte seine Bäume selbst zu Sardes; und Curius, der römische General, fand höhern Ruhm darin, sein Feld gut anzubauen, als in seinen Triumphen über den Pyrrhus, die Samniter und Sabiner.« — — Ich kenne manches Land und manche Provinz, wo man dem Adel

dasselbe zurufen könnte. Selbst die sogenannten Landwirthe lassen sich höchstens zu einem Spazirgang um ihre Felder und zu einem Gespräch mit ihren Wirthschaftsbeamten herab.

Alte fromme Märchen.

(Sie wurden in Frankreich von Le Grand, unter dem Titel Contes devots u. s. w., gesammelt.)

Unter den Fabeln der Maria de france gibt es eine, die Machiavel jedem Staatsmann, jedem Fürsten, der drückende Friedensbedingungen eingeht, oder sich einiger Ansprüche begibt, würde empfohlen haben: »Es war einmal ein Wolf, der, in einer Anwandlung von Frömmigkeit, ein Gelübde that, vierzig Tage zu fasten, wenigstens kein Fleisch zu essen. Kaum hatte er das Gelübde ausgesprochen, als ihm ein zartes, fettes Lamm begegnete. Ha! welch ein Leckerbissen! wenn ich nicht geschworen hätte. Indessen — wenn ich das dumme Vieh nicht verzehre, so thut es ein Anderer und lacht mich aus. Ueberdies habe ich mir vorbehalten, Fische zu essen; ich darf also nur dieses Lamm einen Lachs nennen, so hab' ich mein Gelübde nicht gebrochen. Er sprang zu und verzehrte den in Wolle gekleideten Lachs.

Eben jene Marie de france erzählt ein drolliges Geschichtchen, welches der bekannten Anekdote gleicht, wo ein

Liebender seine Geliebte in den Armen eines Nebenbuhlers findet, und nicht wenig erstaunt, als die Schöne, seinen Augen zum Trotz, ihm das Faktum geradezu wegläugnet.

„Aber seh' ich denn nicht?" ruft er aus. — „Treuloser!" schluchzt sie dagegen, „du liebst mich nicht mehr; du glaubst deinen Augen mehr, als dem, was ich dir sage." (Ja so wollen die Weiber geliebt sein, und oft werden sie auch wirklich so geliebt.)

Ich kenne einen unglücklichen Fürsten, der folgende Fabel vermuthlich nicht gelesen, oder nicht beherzigt hatte. „Ein Wolf wurde von Hunden gejagt. Er lief, doch plötzlich hemmte ein breiter, reißender Strom seine Flucht. Zum Glück wurde er einen Menschen mit einem Boote gewahr, den er anflehte ihn überzusetzen. Was gibst du mir? fragte der Fährmann. — Herr, ich habe kein Geld, erwiederte der Wolf, aber ich will dir drei herrliche, goldene Lebensregeln vertrauen, und damit du siehst, daß ich nicht willens bin dich zu betrügen, so höre gleich die erste: Thue stets das Gute, ohne dich um die Folgen zu bekümmern. Diese Maxime in dem Rachen eines Wolfes rührte den Fährmann dergestalt, daß er ihn ohne Bedenken in sein Boot aufnahm. In der Mitte des Stromes gab der Wolf seine zweite Lebensregel zum besten: Vertraue nie auf das Wort eines Betrügers. Und als das Boot am jenseitigen Ufer landete, rief der Gerettete, indem er davon lief: Betrachte stets als verloren, was du für einen Böfewicht gethan.

Noch eine letzte Fabel der Marie de France möge hier

ſtehen, weil ſie, beſonders für unſere Zeiten, einen großen Sinn in ſich ſchließt. »Eine Heerde Schafe ging auf der Weide, und da dieſe Weide umzäunt war, ſo hatte man keinen Hirten dazu geſetzt. Ein Dieb benutzte dieſe Sicherheit und ſtahl ein Schaf, morgen wieder eines, übermorgen das dritte. So trieb er es lange. Die Schafe wollten Anfangs ihren Herrn davon benachrichtigen, unterließen es aber aus Empfindlichkeit, da ſie, ihrer Schafsmeinung nach, von ihm vernachläßigt wurden. Ohne einen Mucks zu thun ließ Eines nach dem Andern ſich fortſchleppen, bis endlich nur noch ein einziges Lamm übrig blieb, welches erſchrocken zu dem Eigenthümer der Heerde lief, und ihm das Unglück berichtete. »Wir haben einen albernen Entſchluß gefaßt,« bekannte es reumüthig, »aber wundert Euch darüber nicht, unſerer waren viele.« — (Es gab vormals eine Staatsverfaſſung, welche dieſer Schafheerde glich.)

Ein alter Roman, Parténopex, liefert ein drolliges Gemiſch von Frömmigkeit, ſinnlicher Liebe und Ehrfurcht vor dem ſchönen Geſchlecht. Der Graf von Blois, der ſchönſte Jüngling ſeiner Zeit, verirrt ſich auf der Jagd, befindet ſich plötzlich auf offenem Meere in einem bezauberten Schiffe, dann wieder in einem prächtigen Schloſſe, wo er von Genien bedient wird; endlich liegt er gar ſchon in dem Bette einer Fee, die ſich ſehr verwundert ſtellt, ihn ausſchilt, ihm verzeiht. »So iſt das Herz der Weiber,« ſagt der Verfaſſer, »zwiſchen Himmel und Erde iſt nichts ſo gut, wenn Gott ihnen Liebe einhaucht. Möchten ſie Alle lieben, aber auch Jede nur Einem ihre Zärtlichkeit

ſchenken.“ — Der ſchöne Jüngling wurde verwegen, er gab und brach Blumen (fleur lui donna fleur lui prit.) Die Fee verſprach, ihn zu beglücken, wenn er dagegen gelobe, ſie zwei und ein halbes Jahr unerkannt zu lieben. Damit er ſie aber nicht etwa für einen verlarvten Dämon, eine Biondetta halten möchte, ſo erklärte ſie ſehr beſtimmt, daß ſie an Jeſum Chriſtum glaube, legte auf der Stelle ein zierliches Glaubensbekenntniß ab, und ſchwur ihm ewige Liebe, wenn er die Gebote Gottes erfülle, auch vor allen Dingen die Privilegien der Kirche in Ehren halte.

Nach einiger Zeit wollte der Biſchof von Paris ihn vermählen, und beunruhigte ſein Gewiſſen durch jenen ſtrafbaren Umgang, ermahnte ihn auch ſehr ernſtlich, ſeine Geliebte, die doch wohl der Teufel ſein könnte, zu ſehen; zu welchem Behuf er ihm eine Blendlaterne empfahl, die er unter der Bettdecke bereit halten könnte. Der Graf befolgte den Rath, zog in der nächſten Nacht plötzlich die Blendlaterne hervor, und ſah die Fee nackend vor ſich liegen, denn man ſchlief damals ohne Hemden. Sie fiel in Ohnmacht. Er erkannte, voll Scham und Reue, eine Dame von hohem Rang. Er hatte ſein Wort und die ſchuldige Ehrfurcht verletzt. Der ganze Hofſtaat erſchien bei dieſer Scene. Er wurde fort gejagt. In Verzweiflung beſchloß er zu ſterben, und zwar wählte er eine ſehr langſame Todesart: er aß nämlich nur viermal wöchentlich Haferbrot. Bart und Nägel ließ er wachſen, wuſch das Geſicht nicht, und wechſelte die Kleider nie. Dieſe Buße währte ein Jahr. „So,“ rief er aus, „müſſe Jeder ſterben, der ſein Liebchen

betrogen hat. Alle, die von den Damen übel reden, müssen auf der ganzen Erde mit Schande bedeckt werden, und Gott nimmer in seinem Paradiese schauen. Denn Gott selber, der die Weiber so schön, zart und sanft schuf, hat gewollt, daß wir sie lieben sollten. Jedes seiner Geschöpfe begabte er, den Hirsch mit Schnelligkeit, den Stier mit Kraft, die Weiber mit Schönheit. Ihr Herz bildete er nicht aus Erde, sondern aus dem reinsten Honig. Darum liebt er sie; darum liebe ich sie auch, und wenn in seinem Paradiese keine Weiber wären, so würde ich danken für sein Paradies."

Endlich ward ein Turnier ausgerufen. Der zu erkämpfende Preis ist die schöne Dame selbst. Natürlich verrichtet der Graf von Blois wundergleiche Heldenthaten, und sein Liebchen wird ihm, sammt dem Kaiserthum, zu Theil. So wurde er glücklich, „aber," fügt der fromme Verfasser hinzu, „es gibt kein vollkommenes Glück, außer demjenigen, welches Gott seinen Auserwählten zubereitet."

Eine nachahmungswerthe Preisaufgabe.

Im Jahre 1781 empfing die französische Akademie folgendes anonyme Schreiben:

„Meine Herren! — Ein Bürger, der die Wissenschaften liebt, und sie der Menschheit nützlich glaubt, wünscht einen Preis für dasjenige Werk zu stiften, welches der menschlichen Gesellschaft den größten Nutzen bringen kann:

ser Linde darf ich sie unbelauscht an meine Lippen drücken; hier darf ich die verloschenen Spuren der Thränen, die um mich geweint wurden, durch meine Freudenthränen wieder auffrischen. — Du, ruhe an meinem Busen; sey der Talismann der Tugend; gieb mir frohen Muth im Leiden, und drücke mich schwer, wenn je ein unedles Gefühl das Herz entweiht, das unter dir klopft.

Neunte Scene.

Rösgen und Felix.

Rösg. Finde ich Sie endlich, Herr Wakker? ich habe Sie den ganzen Vormittag gesucht.

Felix. So eben habe ich mich selbst erst gefunden.

Rösg. Selbst gefunden? Sie scherzen; kann man sich denn auch selbst verlieren?

Felix. O ja.

Rösg. Ich habe mich in meinem Leben noch nicht verloren.

Felix.

es sei Predigt, Schauspiel, Roman, in Prosa oder in Versen; es sei Geschichte, Jurisprudenz, moralische Betrachtung, politische Abhandlung, Memoire über Wissenschaften und Künste, gelehrte Nachforschung — kurz, keine Gattung ist ausgeschlossen. Ungefordert soll dieser Preis errungen werden; es ist genug, wenn die Richter erklären unter allen, im verflossenen Jahre erschienenen Werken, die ihnen bekannt geworden, werde muthmaßlich dieses am meisten zum Glück der Menschheit beitragen. Die Akademie möge selbst entscheiden, ob ihre Mitglieder konkurriren dürfen.

Es wird hiemit eine Summe von zwölftausend Livres niedergelegt. Der Preis ist eine goldene Medaille, die für die Zinsen jener Summe angeschafft wird.

»Die Gründe dieser Veranstaltung sind folgende: Ein Geometer verachtete einst ein viel beklatschtes Schauspiel, weil — es nichts bewies. Er hatte Unrecht. Aber ein Bürger hat wohl Recht, wenn er, um seine Achtung für ein Buch abzumessen, fragt: wozu nutzt es? Diese Frage thue ich heute an die Akademie. Man hat die Schriftstellerei als eine von den Geißeln der Menschheit dargestellt; sie mag sich selbst vertheidigen. Man behauptet, unsere Nation sei leichtsinnig, frivol; ich kann darüber nicht entscheiden: aber ich sehe täglich ein müßiges Volk, welches den Denkmählern des Genies den Rücken kehrt, und nach Possenspielen in der Vorstadt rennt; ich sehe mehrere Ausgaben von mittelmäßigen Romanen erscheinen; ein ernstes, durchdachtes Buch wird geschätzt aber nicht gelesen; ich sehe, daß

Schriftsteller, die würdig sind, auf die Nachwelt zu kommen, blos gekannt, gesucht und gerühmt werden, um einiger Auswüchse ihres Geistes willen, vor denen sie selbst erröthen. Während die Pressen unter Broschüren seufzen, mangelt uns eine lesbare Geschichte von Frankreich, ein Gesetzbuch, eine Sammlung von Erfahrungen auf unser Klima gegründet u. s. w. In diesem Wirrwar, dünket mich, sollten die Häupter der Literatur auftreten, sprechend zu Jedem, der diese Laufbahn wählt: Siehe, das ist der Zweck! und zu der Nation: Sehet, diesen Schriftstellern seid ihr am meisten verpflichtet."

Die Akademie nahm diesen Vorschlag mit Achtung und Erkenntlichkeit auf, und empfing die bestimmte Summe unter folgenden Bedingungen:

Erstens: Unter den, der Menschheit nützlichen Werken, die im Laufe jedes Jahres erscheinen, wird sie den Vorzug demjenigen ertheilen, welches zugleich am besten abgefaßt und geschrieben ist, weil es dadurch mehr Leser findet, und folglich den Zweck des Stifters sicherer erreicht.

Zweitens: Theologische oder juristische Streitfragen, oder politische, von der Regierung nicht gebilligte Abhandlungen bleiben vom Konkurs ausgeschlossen.

Drittens: Die Werke müssen französisch, der Verfasser kann aber auch ein Fremder sein.

Viertens: Nach Umständen kann die Austheilung des Preises verschoben, der Preis getheilt oder auch verdoppelt werden.

Fünftens: Die Mitglieder der Akademie selbst können nicht konkurriren.

Der Stifter billigte diese Einschränkungen und die Preisaufgabe wurde bekannt gemacht. Es ist merkwürdig und rühmlich für das schöne Geschlecht, daß eine Dame die Erste war, welche diesen rühmlichen Preis verdiente. Den Conversations d'Emilie, von Madame d'Epinay, wurde 1782 die goldene Medaille zugesprochen. 1783 empfing sie Berquin für seinen Ami des enfans. Der Kinderfreund unsers Weisse hätte wohl auch eine goldene Medaille verdient. Aber wir fragen nicht nach dem Nutzen eines Buches, sondern wir lernen von unsern Aesthetikern und Transscendental-Philosophen, daß ein blos nützlicher Schriftsteller nur ein gemeiner, oder, wie sie es ausdrücken, ein ökonomischer Mensch ist.

Das Kameel und der Esel.

(Eine Fabel nach dem Persischen.)

Ein Kameel und ein Esel reisten mit einander und kamen an einen breiten Fluß. Das Kameel wagte sich zuerst hinein, und da ihm das Wasser nur bis an den Bauch ging, so schrie es dem Esel zu: »Du kannst mir sicher folgen, das Wasser erreicht nicht einmal meinen Höcker.«

»Gehorsamer Diener,« erwiederte der Esel, »geht es dir bis an den Bauch, so geht es mir über beide Ohren.« — Moral: Erkenne dich selbst! und wenn ein fremder, schmei-

chelnd oder unwiſſend, dich über deinen wahren Werth ſchätzt, ſo miß deine Kräfte und bleib in deinen Schranken.

(Ja, wenn nur alle Eſel ſo viele Selbſterkenntniß beſäſſen, als jener perſiſche Eſel.)

Ein galantes Abenteuer.

Die Königin Anna von Oeſterreich war bekanntlich eine ſehr ſtrenge Dame, und dennoch ging es an ihrem Hofe zu, wie es an vielen Höfen zugeht, auch bisweilen noch etwas ſchlimmer. Unter ihren eigenen Hofdamen befand ſich eine Mademoiſelle de Guerchy, der ein Herzog von Vitry das Feuer ſeiner Liebe allzuthätig bewies. Das arme Fräulein wurde durch dieſen unangenehmen Zufall in die grauſamſte Verlegenheit geſetzt, denn ſie ſollte die Königin auf einer Reiſe begleiten. Sie wandte ſich daher an eine berühmte Hebamme, Namens Conſtantie, die ihr ſo ungeſchickt Hilfe leiſtete, daß nicht blos die Frucht, ſondern auch die Hülle, in welcher ſie lag, durchbohrt wurde, und die gewiſſenloſe Mutter ſelbſt nicht mehr zu retten war. Sie litt unſägliche Schmerzen. Vitry, in Verzweiflung, ſandte nach einem Beichtvater, und kaum hatte ſeine Geliebte die Abſolution empfangen, als er, um ihre Leiden zu enden, ihr ſelbſt den Kopf zerſchmetterte, und dann nach Baiern floh. Die Hebamme wurde gehangen, wie ſich's gebührte; Vitry hingegen begnadigt, wie ſich's nicht gebührte. — O wenn man die verführenden Wollüſtlinge, und nicht ihre

verführten Schlachtopfer verantwortlich für jeden Kindermord machte, wie manches ſolches Verbrechen würde verhütet werden!

Ein Bruchſtück von Voltaire.

(In ſeinen Werken nicht abgedruckt.)

Voltaire überſandte der königlichen Maitreſſe, Madame de Pompadour, ein geſchriebenes Exemplar ſeiner Geſchichte des Krieges, welcher 1748 durch den Aachner Frieden geendigt wurde, und in dieſer Handſchrift lautete der Schluß folgender Geſtalt:

Seit dieſem Frieden zählt Europa die Tage ſeines Glückes. Man wird erſtaunen, zu vernehmen, daß eine junge Dame von hohem Range, berühmt durch ihre Reize, durch Geiſt und Herz und durch einen beneideten Platz jenen Frieden errungen hat. Es war das Schickſal von Europa in dieſem langen Kampfe, daß eine Frau ihn beginnen, eine Frau ihn endigen mußte. Die letztere hat eben ſo viel Gutes, als die erſtere Böſes geſtiftet, wenn es wahr iſt, daß der Krieg die ſchrecklichſte Weltgeißel, und der Friede das ſüßeſte Gut iſt."

(Hätte Voltaire immerhin als Dichter ſchmeicheln mögen — das iſt leider nun einmal Herkommens — aber als Geſchichtſchreiber! — auch ſchämte er ſich ſelbſt dieſer Kriecherei, und hütete ſich wohl, eine Phraſe mit drucken zu laſſen, die blos dem alten Höfling ziemte.)

Die Esel.

Wenn man zu einem nützlichen Arbeiter sagen würde: Du bist ein wahrer Esel; so würde er es übel nehmen, und dennoch hätte man ihm in der That ein Kompliment gemacht, denn es gibt wenige so nützliche Weltbürger als die Esel; am wenigsten in solchen Zeiten und in solchen Ländern, wo nur die Tiger geschätzt und geehrt werden. Man vergleiche doch einmal den Esel mit dem Tiger. So glänzende Thaten wird er freilich nicht verrichten; er wird kein Blut in Strömen vergießen, nicht mit edler Unverschämtheit auf Raub ausgehen, und von den Zuschauern dafür beklatscht werden, bis die Reihe bald genug auch an diese kommt; aber der Esel wird dagegen im Stillen Fleiß und Wohlstand verbreiten. Der Tiger säuft Blut, der Esel begnügt sich mit Disteln. Der faule Tiger taumelt vor dem Wagen des Bacchus; der schwerbeladene Esel geht einen sichern Schritt. Durch den Schrecken seiner Klauen und Zähne raubt der Tiger tausend Unschuldigen das Leben; die Eselin rettet mancher braven Hausmutter das Leben durch ihre Milch. Sogar des Tigers Haut dient höchstens nur zum Prunk; aus des Esels Haut wird das nützliche Chagrin verfertigt.

Ich könnte die Parallele noch weiter ausspinnen, wenn ich nicht befürchten müßte, daß irgend ein blutgieriger Tiger mich dafür schmauste. Ich könnte beweisen, daß selbst der bekannte hyperboreische Esel mehr werth sei als ein Tiger. Woher kommt es denn also, daß die Esel so ver-

achtet ſind? — Der gelehrte Gesner hat doch längſt verkündigt, daß ſie bei manchen alten Völkern, und ſogar bei den Griechen in Ehren gehalten wurden? — Plato, und nach ihm Ariſtoteles, ſollen die Erſten geweſen ſein, welche die Eſel in üblen Ruf gebracht. Warum?

Plato hatte manche egyptiſche Vorurtheile eingeſogen. Gesner beweiſt aus dem Plutarch, daß die Egyptier den Ochus, um ihn zu beſchimpfen, einen Eſel genannt. Sie hatten dieſes Thier ſogar dem Typhon, ihrem Teufel, gewidmet. Warum haßten denn die Egyptier die Eſel? die doch (nach Maillet's Beſchreibung von Egypten) dort vorzüglich ſchön gefunden und theuer bezahlt werden? —

Maillet ſagt ausdrücklich: Die Eſel in Egypten haben nichts von der Faulheit und Schwerfälligkeit, die man ihnen bei uns vorwirft. Sie ſind voll Feuer und ermüden nicht. Man bedient ſich ihrer zu den Wallfahrts-Reiſen nach Mecca; ſie gehen ſanft und zugleich ſo ſchnell, daß kein Pferd im Trott ihnen folgen kann. Auch ſind ſie ſelten wohlfeiler als Pferde. Man bezahlt ſie mit zwei bis drei hundert Livres, ob ſie gleich ſehr häufig ſind.

Ein Gelehrter in den Commentarien der göttingiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften hat das Räthſel zu löſen verſucht. Erſtens glaubt er, die Farbe der Eſel ſei den Egyptiern zuwider geweſen, denn ſie widmeten auch jeden rothhaarigen Menſchen dem Typhon. Bei uns ſind die Eſel gewöhnlich grau, dort roth, daher auch die Hebräer ſie die röthlichen (Chamorim) nennen. Es ging den rothen Kühen nicht beſſer, abermals im Wider-

ſpruch mit unſern Meinungen, denn wir halten die rothen Kühe für die ſtärkſten und Milchreichſten.

Die zweite Urſache ſoll politiſch geweſen ſein. Egypten hat vortreffliche Pferde, welchen es ſeine Reiterei, und dieſer einen Theil ſeiner Macht verdankte. Ein Volk, das ſolche unermeßliche Ebenen bewohnte, konnte, im Kriege, der Pferde nicht entbehren; folglich mußte für Pferdezucht geſorgt, und der Egyptier abgehalten werden, ſich an ein bequemer gehendes, wohlfeiler zu ernährendes Thier zu gewöhnen. Spanien, deſſen Pferde ſo berühmt ſind, und welches vormals einen Ueberfluß daran hatte, ſoll deren jetzt zu wenige beſitzen, weil man das Volk von der bequemen Eſelreiterei nicht zurückgehalten. — Warum Moſes den Iſraeliten die Vermehrung der Pferde verbot, und dagegen die Eſel empfahl, weiß ich nicht. Die Italiener waren noch vor Kurzem große Liebhaber von Eſeln, und befanden ſich wohl dabei. Ob ſie jetzt noch welche beſitzen? oder ob ſie nicht ſeit einiger Zeit Alle zu Fuße gehen? iſt mir unbekannt.

Wie mit den Eſeln, ſo machten es die Egyptier auch mit dem Weine; der war gleichfalls dem Typhon gewidmet; obgleich Maillet verſichert, daß die herrlichſten Weinſtöcke bei ihnen wüchſen. Der gelehrte Jablonsky meint, Noah's Trunkenheit habe ihnen dieſen Haß eingeflößt. Schwerlich war das die Urſache. Ein anderer Grübler findet tiefe Weisheit in der Verbannung des Weines. Es wuchs nicht genug Wein in Egypten, ſagt er, um das

ganze Volk zu befriedigen; damit nun nicht das Geld für fremde Weine aus dem Lande gehen möchte, ſo habe man ihn lieber ganz verboten, und ihn des Teufels Blut und Galle genannt. Dagegen ſei überflüſſig Gerſte gewachſen, aus der ein Bier, oder (wie Herodot ſich ausdrückt) ein Gerſtenwein gebraut worden.

Uebrigens gehört es zu den menſchlichen Inkonſequenzen, daß man nur das Trinken des Saftes, nicht aber das Eſſen der Weintrauben für ſündlich hielt. Pharao's Mundſchenk erinnerte ſich ſogar im Traume, daß er die Beeren genommen, und in den Becher ſeines Herrn gemiſcht.

Die Galeeren-Sklaven.

Ein Proteſtant, der, um ſeiner Religion willen, nach Dünkirchen auf die Galeeren geſchickt, und erſt nach zehn Jahren durch Vermittlung der Königin Anna von England befreit wurde, gab vor etwa fünfzig Jahren eine Geſchichte ſeiner Leiden heraus, die zu Rotterdam gedruckt worden, und eine lebhafte Darſtellung der Galeeren und ihrer Martern enthält. Eine gewöhnliche Galeere hat auf jeder Seite fünf und zwanzig Ruderbänke, die zehn Fuß lang und vier Fuß von einander entfernt ſind. Die Ruder meſſen fünfzig Fuß, wovon ſieben und dreißig hinaus über den Bord reichen. Zwiſchen den Bänken iſt ein ſchmaler Gang, wo der Kapitän mit ſeiner Pfeife kommandirt; denn man würdigt die Sklaven nicht, mit ih-

nen zu reden, sondern man pfeift ihnen nur wie den Hunden. Das Rudern geschieht mit der fürchterlichsten Anstrengung. Der Sklave setzt dabei den einen Fuß auf eine Art von Schemmel, den andern auf die Bank gegenüber, dehnt sich so lang als möglich aus, um das schwere Ruder in die Höhe zu bringen, und fällt sogleich wieder zurück, um damit in's Wasser zu schlagen. Ereignet es sich nun bisweilen, daß die Sklaven diese Bewegung nicht Alle in demselben Moment vollbringen, so stehen diejenigen, welche auf das verspätete Ruder stoßen, in Gefahr, den Kopf zu zerschmettern. Wenn man dieser Arbeit zusieht, so sollte man glauben, es sei unmöglich, sie länger als eine halbe Stunde auszuhalten; sie dauert aber bisweilen vier und zwanzig Stunden ununterbrochen fort. Stirbt ein Unglücklicher während dem Rudern, so prügelt man ihn so lange, als er noch ein Lebenszeichen von sich gibt, und ist er ganz todt, so wirft man ihn über Bord wie einen krepirten Hund. — Die Nahrung der Galeeren-Sklaven besteht täglich in sechs und zwanzig Unzen Zwieback und vier Unzen Bohnen. Ihre Kleidung ist ein Hemd und eine Hose von der gröbsten Leinwand; rothe Strümpfe ohne Schuh, und eine rothe, wollene Mütze.

So lange die Galeere rudert, darf Niemand schlafen; liegt sie vor Anker, so dürfen die Sklaven auf ihren Bänken schlummern, wenn sie können. Immer bleiben sie an ihre Ketten geschmiedet.

Wenn vornehme Besuche kommen, so läßt man die

Felix. Der Himmel gebe, daß du das uns 10 Jahr auch noch ſagen kannſt.

Rösg. (rechnet an den Fingern) 10 und 13 iſt 11.

Felix. Was rechneſt du?

Rösg. Und 14 wollt ich ſagen. Gewiß, gewiß, ich werde auf Petri Pauli 14 Jahr.

Felix. Schon ſo alt?

Rösg. Künftige Oſtern gehe ich zur Beichte.

Felix. Was hat Rösgen denn zu beichten?

Rösg. Je nun, meine Sünden.

Felix. Laß doch hören.

Rösg. Ey ja, das würde ſich ſchicken.

Felix. Warum nicht?

Rösg. Sie ſind viel zu jung.

Felix. Ich habe alte Bücher geleſen.

Rösg. Wenn auch, was gehn Sie meine Sünden an? Sie können mir ſie doch nicht vergeben.

Felix. Du ſollſt mir ſie herzählen, damit du ſie nicht vergißt.

Rösg. Einmal, es war gerade Kirchweihfeſt, wir tanzten und ſchmauſten, da habe ich unſerm

Unglücklichen, zur Beluſtigung der Gäſte, allerlei unanſtändige Uebungen vornehmen. Beim erſten Zeichen, mit der Pfeife gegeben, nimmt Jeder ſeine Mütze ab; beim zweiten zieht er das Oberkleid aus, und beim dritten ſogar das Hemd, ſo daß plötzlich lauter nackende, abgemergelte Kreaturen zu ſchauen ſind, an welchen man zum Zeitvertreib die Rippen zählen kann. Noch nicht genug. Sie müſſen nunmehr Affen vorſtellen (in der Provinzialſprache wird es Monime genannt), das heißt: ſie müſſen ſich Alle auf Einmal in ihre Bänke niederlegen; dann ſieht man keinen Menſchen. Nun wird gepfiffen; ſogleich müſſen Alle den Zeigefinger in die Höhe ſtrecken, und nun ſieht man nichts als einzelne Finger; dann lauter Arme, dann lauter Beine, endlich lauter Köpfe, die ſämmtlich das Maul aufſperren, nieſen oder huſten müſſen, und was dergleichen kindiſche Abgeſchmacktheiten mehr ſind, an welchen die vornehmen Gäſte ſich ergetzen.

Aber es gibt noch eine andere Ergetzlichkeit für den Galeeren-Kapitän, welcher die Gäſte nicht beiwohnen, nämlich die Baſtonade. Der arme Teufel, der ſie bekommen ſoll, wird bis an die Hüften entblößt, liegt auf dem Bauche in dem mittelſten Gange, ſo daß ſeine Arme und Beine diesſeits und jenſeits unter den Bänken ſtecken, und von vier Sklaven feſt gehalten werden. Dann ſchlägt ein handfeſter Türke, mit einem Stricke, aus allen Kräften auf den Rücken des Verurtheilten. Der Türke iſt gleichfalls nackend, und hinter ihm ſteht der Herr Kapitän, der ihm, wenn er nicht gut zuhaut, die Schultern mit einem Stricke

ſtreichelt, um ihn an ſeine Pflicht zu erinnern; gehorcht er dennoch nicht, ſo bekommt er eben ſo derbe Prügel als der Sklave. Selten kann ein Unglücklicher, der die Baſtonade empfängt, mehr als zehn bis zwölf dergleichen Hiebe aushalten, ohne Sprache und Beſinnung zu verlieren. Deswegen wird aber doch nicht inne gehalten. Zwanzig bis dreißig Hiebe iſt nur eine Strafe für geringe Verſehen. Man ſteigt bis hundert. Natürlich ſtirbt dann der Leidende, ehe die hundert voll werden; aber das hat nichts zu ſagen, man ſchlägt den Leichnam immer fort. Bei großen Verbrechen bindet man den Ruderſklaven mit dem rechten Fuße an das eine, mit dem linken an das andere Schiff, ſtößt die Schiffe dann ab, und reißt ihn ſo mitten von einander.

Der Leſer ſchaudert? — ach! ich weiß eine Galeere, auf der wir Alle ſitzen, und die Finger emporſtrecken, wenn der furchtbare Kapitän pfeift.

Seelenwanderung.

Man nehme uns doch nicht den ſchönen romantiſchen Glauben an die Seelenwanderung! So rief ich eines Tages, als ich ganz allein auf meinem Zimmer ſaß, und eben den Bericht von einer Schlacht vor mir hatte, in welcher abermals zwanzig tauſend Seelen — wenigſtens ausgewandert waren. Ob die Seele eines Welten-Peinigers einſt im Fegfeuer brennt, oder gar in der Hölle ſchmort, was hab' ich davon? man empfängt

kein Entrée-Billet zu diesem tröstlichen Schauspiel; nur diejenigen dürfen Zuschauer sein, die mit brennen und mit schmoren; nicht diejenigen, welche eine Genugthuung für ihre zahllosen Leiden fordern dürften, und natürlich wünschen müssen, daß die Seele ihres Henkers lieber in eine Hyäne oder in einen Haifisch fahre, um diesem einen Theil der ausgestandenen Qualen zu vergelten. — Du hast Recht! rief plötzlich eine feine Stimme dicht neben mir. Ich sah mich um, es war Niemand zugegen. Ein Schauder überlief mich. Wer redet hier? wagt' ich zu stammeln.

»Ich,« war die Antwort, »der ich auch einst ein Mensch gewesen wie du, jetzt aber schon seit mehrern Jahren aus einem Thierkörper in den andern irre, und täglich die Erfahrung mache, daß wir, zu Bestrafung unserer Sünden, keiner Hölle bedürfen, sondern daß, um Seelen zu peinigen, Niemand geschickter sei als der Mensch.«

»Bei mir bist du sicher,« tröstete ich den Unsichtbaren, »erzähle mir deine Geschichte.«

»Ich war ein junger Landedelmann,« fuhr die klare Stimme fort, »ich prügelte meine Bauern, verführte ihre Weiber, hielt schöne Pferde, ritt auf die Jagd und brach eines Tages den Hals. Plötzlich befand sich meine adeliche Seele, zu ihrem großen Verdruß, in einem jungen Hunde, in dem Viehstall eines meiner Bauern, der meines Vaters Köchin geheirathet hatte. Der Sohn des Bauers, ein großer Bengel von vierzehn Jahren, fand Geschmack an mir; um aber meine Gestalt zu verschönern, schnitt er mir die

Ohren und den Schweif ab. Kaum hatte ich von den Schmerzen dieſer Operation mich etwas erholt, als er anfing, mich tanzen und apportiren zu lehren. Alle die Peitſchenhiebe, die ich ihm ſelbſt bisweilen, im Vorbeireiten, aus Muthwillen gegeben, gab er mir jetzt hundertfach wieder. Ich konnt' es endlich nicht mehr aushalten, und lief an einem ſchönen Morgen mit meinen zugeſtutzten Ohren und Stummelſchwanz davon. Die Angſt trieb mich raſtlos mehrere Stunden fort, bis ich, am Eingang eines Dorfes, einen Haufen Holzſpähne gewahr wurde, und, um auszuruhen, da hinein ſchlüpfte. Aber ein Arbeiter hatte mich erblickt, ergriff mich, klemmte meinen Stummelſchwanz in ein zu dieſem Behuf geſpaltenes Stück Bret, und ließ mich wieder laufen. Ich ſchrie vor Schmerz und machte entſetzliche Sprünge. Der Kerl wollte ſich todt lachen. Ich ſchleppte mich eine Strecke fort, und wollte zwiſchen zwei Balken durchkriechen, ohne zu bedenken, daß wohl mein Körper, aber nicht meine hölzerne Schleppe hinreichenden Platz finden würde. Ich blieb ſtecken, zerrte, und — da ich einen Bullenbeißer in meiner Nähe brummen hörte — gab die Angſt mir Kräfte; ich ließ das Bret mit ſammt meinem Stummelſchwanz im Stiche. Der Bullenbeißer kam mir nach, ich rannte vorwärts; die Bauern in einer nahen Scheuer, als ſie mich, mit Schaum vor dem Munde, ſo hintaumeln ſahen, meinten, ich ſei ein toller Hund und ſchlugen mich todt."

»Meine Beſinnung erhielt ich augenblicklich unter den Flügeln eines Dompfaffen wieder, wo ich, nebſt drei

andern Jungen, eben aus dem Ei gekrochen war. Da beruhigte mich die Hoffnung, der menschlichen Grausamkeit zu entgehen, und, gleich meiner Mutter, ein freier Bewohner der Lüfte zu werden. Aber ehe ich noch fliegen konnte, fand ein Knabe das Nest und trug es nach Hause. Meine Brüder und Schwestern starben bald, ich wurde unglücklicherweise aufgefüttert, und mußte noch obendrein, wenn ich fressen wollte, singen wie der Knabe pfiff. Als ich das gelernt hatte, verkaufte er mich an ein schönes, junges Mädchen, welches mich in einen niedlichen Käfich sperrte, und mich täglich mit weißen Händen fütterte. Ich hatte den Sinn für weibliche Schönheit noch aus meinem Menschen-Stande mit herüber gebracht, gewöhnte mich also nach und nach an die süße Sklaverei, und vermißte fast nichts als das Vermögen, meine schöne Gebieterin zu verführen, wie ich einst die Bauerweiber verführt hatte. Vermuthlich hatte dieses Begehren eine neue Strafe verdient. Ein junger Herr besuchte eines Abends das hübsche Mädchen; es rühmte meinen Gesang, und bedauerte, daß es schon dunkel sei, weil ich bei Licht nicht sänge. Da gab er ihr den teuflischen Rath, mir die Augen auszustechen, weil ich dann bei Nacht wie bei Tage singen würde. Sie that es am andern Morgen mit einer Stricknadel; ich entbehrte nun meine einzige Freude, sie zu sehen, und führte ein trauriges Leben, bis eine Katze mich fraß."

»Darauf beseelte ich ein Postpferd. Verlange nicht, daß ich meine Leiden in diesem Stande dir schildern soll. Glücklicherweise dauerten sie nicht lange. Ein junger Offi-

zier, der die erste Nachricht von einer gewonnenen Schlacht, ich weiß nicht mehr wohin, bringen sollte, und, weil er in der Schlacht selbst nichts gethan, für die Botschaft eine reiche Belohnung erwartete, jagte mich todt."

»Alsobald schwebte ich, zu meinem großen Vergnügen, als ein Schmetterling in der Luft umher. Trunken von dieser Freiheit und stolz auf mein buntes Gewand, ließ ich auf einer Nelke mich nieder. Da erschnappte mich flugs ein Schmetterlingsjäger, machte eine Nadel glühend und stieß sie mir durch den Leib. — Aber nun durchstrich ich als Hirsch mit stolzem Geweih die Wälder, bis ein grosser Feiherr, müde vom Vergießen des Menschenblutes, zur Abwechslung Thiere martern wollte, und mich in seinem Park zu Tode hetzte."

»Jetzt wurde ich ein Regenwurm, und wünschte mir Glück zu der Verwandlung, denn, dachte ich, unter der Erde werden die Menschen mich doch nicht aufspüren. Ach! ich irrte. Eine verdammte Schaufel brachte mich wider Willen an's Tageslicht. Ich wurde, nebst mehrern meines Gleichen, in einen Topf gethan und an den Bach getragen. Da sah ich, wie ein Fischer Einen meiner Gefährten, so lang er war, auf eine Angel spießte, um Aale mit ihm zu fangen. Ich hatte nicht lange Zeit, Betrachtungen darüber anzustellen, denn bald traf die Reihe auch mich."

»Darauf wurde ich als Krebs lebendig verbrannt: als Frosch lebendig geschunden; als kalekutischer Hahn zu Tode gepeitscht, damit ich besser schmecken sollte.

Ich wurde als Gans zwiſchen vier Breter gezwängt, daß ich mich nicht rühren konnte, um eine große Leber zu bekommen. Als Auſter verſchlang man mich lebendig; als Johannis-Würmchen ſteckten mich die Schönen in die Haare, bis ich langſam ſtarb. Kurz, nur in meinem jetzigen Zuſtande erfreue ich mich ſeit einigen Wochen eines ruhigern Daſeins.“

Gerade, als die Stimme bis hieher gekommen war, erblickte ich von ungefähr auf meiner Hand einen Floh. Ich ergriff ihn und hielt ihn an das Licht. »Ach!“ ſeufzte der Floh, »iſt das mein Dank?“ — Er ſelbſt war der junge Edelmann, der endlich, nach ſo harten Strafen, wieder in einen menſchlichen Körper zurückkehrte, um nun auch mich für meine Sünden zu beſtrafen; denn ſiehe da, der Floh wurde plötzlich zum ſchönen, eigenſinnigen Mädchen, in welches ich mich auf der Stelle verliebte, und ſeitdem von ihren Launen mehr erdulde, als ſie jemals während ihrer Wanderung erduldet hat. Nun wünſche ich dem Welten-Peiniger keine Verwandlung mehr in Hyänen oder Haifiſche, ſondern, zur gerechten Vergeltung, ein eigenſinniges Weib.

Fremde Sitten auf dem Throne.

Nichts entfernt mehr die Herzen der Unterthanen, als wenn ihre Beherrſcher den Sitten des Volkes, unter welchem ſie geboren wurden, fremde Sitten vorziehen, auch

wohl gar eine fremde Sprache reden. Ich bin in der That überzeugt, daß die wenige Anhänglichkeit, welche in den letzten, schrecklichen Zeiten manchem wackern Fürsten von seinen Unterthanen bewiesen worden; die Leichtigkeit, oder vielmehr Leichtfertigkeit, mit der sie ihre Regierer gewechselt haben; großentheils daher rühren, daß der alte Hof eben so wohl als der neue, für sie aus Fremden bestand, welche deutsche Sitten, deutsche Geradheit, deutsche Gelehrte, deutsche Kunstwerke u. s. w. verhöhnten, und es für gemein hielten, bei Hofe deutsch zu reden. — Die Erfahrung, wie sicher und schnell man dadurch die Volksliebe einbüßt, machte schon Kaiser Otto der Dritte. Er hatte treffliche Anlagen, die, besser ausgebildet, ihm einen Ehrenplatz unter den Regenten würden erworben haben; allein schon seine Mutter, Theophenia, eine fremde Fürstentochter, hatte ihm schiefe Grundsätze beigebracht. Ihn ekelte vor seinem eigenen Vaterlande. In einem Briefe an den berühmten Gerbert, nachmaligen Pabst Silvester II., sprach er von der sächsischen Grobheit, und rühmte an sich selbst griechische Feinheit. So wie in neuern Zeiten in Deutschland Alles französisch sein mußte, so damals Alles griechisch und römisch. Otto führte am Hofe ein neues Ceremoniel ein, speiste an einer Tafel ganz allein, und erlaubte sich noch viele dergleichen, die Deutschen befremdende Dinge. Er wollte sogar seine Residenz nach Rom verlegen, und hatte bereits eine Menge römisch-griechischer Ehrenstellen erschaffen. Zuletzt begehrte er auch noch eine griechische Gemahlin, starb aber, zwei und zwanzig

Jahre alt, ehe er seinen Zweck erreichte. Die Deutschen betrauerten ihren gräcisirten Kaiser nicht. Man muß ein Halbgott sein, wie Friedrich der Große, um, trotz solcher Menschlichkeiten, dennoch verehrt und geliebt zu werden.

Vom Luxus der Römer.

Luxus ist im Grunde weiter nichts als Ueberfluß, oder Verbrauch des Ueberflusses zu überflüssigen Dingen. Daher kann in Bauernhütten wie in Palästen Luxus gefunden werden; immer nach den verschiedenen Begriffen, welche, durch Erziehung, Gewohnheit oder Philosophie, vom Ueberfluß gefaßt worden. Diogenes hielt schon einen Becher für Luxus, weil er aus der hohlen Hand trinken konnte; ein altdeutscher Krieger hingegen hielt seines Feindes Schädel, in Silber oder Gold gefaßt, für ein nothwendiges Trinkgeschirr; und einem orientalischen Schwelger schien ein einziger Onyx oder eine Perle zum Becher ausgehohlt eben noch kein Ueberfluß.

Zu allen Zeiten haben die Moralisten gewaltig gegen den Luxus geschrien, die Politiker hingegen ihn oft herausgestrichen. Jene meistens mit sauertöpfischen Redensarten, die nichts bewiesen, diese mit kaufmännischen Rücksichten, die nichts taugten. Beide hatten Unrecht. Die Vertheidiger des Luxus sagten: er vermehre die Bevölkerung. Aber — zu den Zeiten des höchsten Flors und Luxus der römischen Republik, war Italien, nach dem Zeugniß des

Livius, kaum halb ſo bevölkert, als da es noch in kleine Republiken, die keinen Luxus kannten, zerſtückelt war.

Sie ſagten ferner: er bereichere den Staat. Aber — es gab eine Zeit, wo Portugal einer der luxusreichſten Staaten und dennoch, trotz ſeines vortrefflichen Bodens, ſeiner günſtigen Lage und ſeiner Kolonien minder reich war, als das luxusarme Holland bei ſeiner beſchränktern Lage und einfachen Sitten.

Sie ſagten ferner: der Luxus befördere den Umlauf des Geldes. Aber — in Frankreich war ſchon vor dreißig Jahren der Luxus ſehr hoch geſtiegen, und doch klagte man mit Recht über den Mangel dieſes Umlaufes, da das Geld zwar häufig aus den Provinzen in die Hauptſtadt, aber nicht wieder zurückfloß.

Sie ſagten auch wohl: der Luxus mildere die Sitten. Das Gegentheil ſieht man täglich.

Sie ſagten: er begünſtige die Fortſchritte der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte. Man möchte fragen: welche Fortſchritte hatten die ſchönen Künſte bei den Sibariten, bei den Lidiern gemacht?

Sie ſagten endlich: der Luxus vermehre unausbleiblich ſowohl die Macht der Völker als das Glück der Bürger. Aber — die Perſer unter Cyrus kannten wenig Luxus, und unterjochten die reichen Aſſyrier. Als darauf die Perſer ſelbſt das luxuriöſeſte Volk geworden waren, beugten ſie den Nacken unter das Joch der armen Macedonier. Wilde Völker, ohne Luxus, zertrümmerten das römiſche Reich; ſtürzten den Thron der Kalifen.

unſerm Stieglitz kein Futter gegeben, und da iſt das arme Thier verhungert.

Felix. Ey, das war nicht gut.

Rösg. Nein, das war recht unbarmherzig. Ich habe auch recht viel darum geweint.

Felix. Weiter.

Rösg. Zweymal habe ich der alten Liese Zucker in die Milch geworfen, daß ſie den ganzen Tag vergebens gebuttert hat. Das thue ich aber auch nicht wieder.

Felix. Nun ſo mag es hingehn.

Rösg. Das ſchlimmſte kommt noch.

Felix. Das Schlimmſte?

Rösg. Vorige Weyhnachten zerbrach ich eine Schüſſel — der Vater war böſe — und — ich ſchäme mich es zu ſagen — es war ſchlecht von mir — ich ſchob es auf die Magd.

Felix. Was geſchah denn?

Rösg. Der Vater wollte der Magd eine Ohrfeige geben, aber lieber hätte ich ein Dutzend aushalten wollen. Ich ſchrie was ich konnte: halt! halt! ich habe es ſelbſt gethan! Daß hatte ich die Ohrfeige weg, und es geſchah mir ganz recht? nicht wahr?

Felix.

Was das Glück der Bürger betrifft, so gewährt freilich der Luxus mehr Bequemlichkeiten und Vergnügungen, aber wie vielen? — der bei weitem geringsten Zahl.

Man sieht, die Geschichte kommt den Freunden des Luxus nicht zu Hilfe, aber eben so wenig dessen Feinden. Diese allzeitfertigen Bannstrahlenschleuderer behaupteten: eine außerordentliche Ungleichheit der Reichthümer sei jederzeit die Gefährtin des Luxus; Einige wenige schwämmen im Ueberfluß, während der große Haufe im tiefsten Elend seufzte. — Aber das ist auch nicht immer wahr. In Polen, wo die Sklaverei in ihrer scheußlichsten Gestalt erschien, gab es weniger Luxus, als in der Schweiz, wo das Volk im Ueberfluß lebte.

Sie behaupteten ferner: der Luxus opfere die nützlichen Künste den angenehmen auf, und verheere das Land, indem er die Menschen in die Städte locke. — Aber — die Lombardei und Flandern hatten und haben großen Luxus, zahlreiche, schöne Städte; dennoch ist das Land wohl bevölkert, der Ackerbauer wohlhabend. In Spanien hingegen, wo wenig Luxus herrscht, ist der Feldbau vernachläßigt.

Sie behaupteten: der Luxus entvölkere den Staat. — Aber — seit länger als einem Jahrhundert haben in England Luxus und Bevölkerung in gleichem Verhältniß zugenommen.

Sie behaupteten: der Luxus entnerve den Muth. — Waren die Römer unter Lucullus minder tapfer? — Er ersticke das Ehrgefühl und die Liebe zum

Vaterlande. — Hat jemals in Frankreich das Ehrgefühl ſich glänzender gezeigt, als zu den luxuriöſen Zeiten Ludwig des XIV.?

Was folgt aus alle dem? beide haben weder Recht noch Unrecht. Ein übertriebener Luxus iſt in jeder Hinſicht verderblich, ein gemäßigter vortheilhaft. Wo aber die Grenzlinie zwiſchen dem zu viel und nicht zu viel gezogen werden müſſe, das iſt ſehr ſchwer zu beſtimmen, und hängt von den eigenthümlichen Verhältniſſen eines jeden Staates ab. In ſtaatswirthſchaftlicher Rückſicht ſcheint mir der Grundſatz giltig: »Jeder Luxus, der die Produkte des eigenen Bodens oder eigenen Fleiſſes verbraucht, iſt nützlich; ſo wie hingegen ohne Zweifel der Luxus ſchädlich wird, der nur fremde Produkte verzehrt.«

Doch es war nicht mein Wille, eine moraliſche oder politiſche Abhandlung über den Luxus zu ſchreiben, ſondern ich wollte blos ein Wort vom Luxus der Römer ſprechen, weil man jetzt ſo allgemein klagen hört: nie ſei der Luxus ſo hoch geſtiegen, als in unſern Tagen unter demjenigen Volke, welches die Römer gräßlich nachäfft, und leider auch in der Art, ſich die Mittel zu einem ausſchweifenden Luxus zu verſchaffen. Aber dennoch irrt man ſehr, wenn man glaubt, daß der Luxus der modernen Römer mit dem der alten auch nur entfernt zu vergleichen ſei. Ich ſtelle einige Thatſachen zuſammen. Seneca, Plinius, Valerius Maximus, Dio, Martial, Suetonius und eine Menge Andere, an deren Namen dem Leſer wenig gelegen ſein wird, ſind meine Bürgen.

Reichthum iſt die Mutter des Luxus. Die Römer waren weit reicher als ihre heutigen Nachahmer. Opicius beſaß eine Million Seſtertien *); Crispus, ein Bürger, und M. Craſſus noch einmal ſo viel; Seneca ſogar zweimal ſo viel, wie Tacitus bezeugt. Narciſſus, und ein gewiſſer Augur, Cn. Lentulus, hatten Jeder vier Millionen Seſtertien. Ein Menſch von ſehr geringer Herkunft, Iſidorus, zählte über vier tauſend Knechte, drei tauſend ſechs hundert Joch Ochſen, zweimal hundert fünfzig tauſend Stück allerlei Vieh, und hinterließ noch eine ungeheure Menge bares Geld. Dennoch hatte dieſer Iſidorus, während des Bürgerkrieges, von ſeinen Schätzen vieles eingebüßt. Es gab Leute, die ganze Provinzen beſaßen und ihre eigenen Grenzen nicht kannten. Nur ſechs Herren hatten ſich, zu Nero's Zeiten, in das halbe Afrika getheilt. Auf ſolche Herren zielte Seneca **), als er ausrief: »O wie jämmerlich, wenn einer keine größere Freude kennt, als ſein großes Schatzregiſter aufzuſchlagen (patrimonii liber magnus); die weiten Räume zu erblicken, die er durch unterjochte Völker bearbeiten läßt; die zahlloſen Heerden, die ihre Weide in Provinzen und Königreichen finden; das Hausgeſinde zahlreicher als manche kriegeriſche Nation; die Privatgebäude weitläufiger als große Städte.«

---

*) Ein Seſterz war ein Viertelquentchen Silber. Allein dasſelbe Wort, als ein Neutrum gebraucht, war ſo viel als ein tauſend Seſtertien, etwa ein und dreißig Thaler ſächſiſch.

**) De benef. L. 7. c. 10.

Man könnte fürwahr dieſe merkwürdige Stelle für eine poetiſche Uebertreibung halten, wenn nicht hundert andere Zeitgenoſſen deren Inhalt beſtätigten. »Es iſt ſo weit gekommen,« ſagte derſelbe Seneca, »daß ſogar Verbannte einen Zehrpfennig mit auf den Weg nehmen, der ſich höher beläuft, als vormals ein fürſtliches Erbe.« — Kaiſer Auguſtus beſchränkte dieſen letztern Mißbrauch; er befahl, daß ein Verbannter nicht mehr als zwanzig Knechte oder Freigelaſſene haben ſolle, und an Gelde nicht mehr als fünfmal hundert tauſend Seſtertien, etwa einmal hundert fünfzig tauſend Thaler!

Wie ſehr hatten ſich die Zeiten geändert! Unter Romulus machten zwei Huben Landes einen reichen Mann, Niemand beſaß mehr. So blieb es lange. Faſt drei hundert Jahre nachher zeichnete ſich der Dictator Cincinnatus durch den Beſitz von vier Huben aus. Noch etwa zwei hundert Jahre ſpäter hatte Attilius Regulus deren ſieben. Ja, nicht lange vor Errichtung der Monarchie beſtanden die Einkünfte des erſten Senators Scaurus in kaum zehn tauſend Thalern. — Dieſer Maßſtab galt überall. Eine gewiſſe Tatia, hieß es, bringe ihrem Manne einen gewaltig großen Brautſchatz. Er beſtand in ein tauſend zwei hundert Thalern. — Der Senat ſteuerte die Töchter des großen Scipio aus, mit — ein tauſend zwei hundert Thalern. — Eine gewiſſe Megullia erhielt den Beinamen dotata, weil ſie zum Brautſchatz die ungeheure Summe von — tauſend Gulden empfing.

Hingegen schreibt Juvenal der Messalina schon fünfzigtausend Gulden zu; und so stieg es denn immer höher. Das Geld, aus allen Welttheilen zusammen geraubt, mehrte sich dermaßen, daß der Zinsfuß nach und nach von hundert Prozent auf drei herab sank. Natürlich stiegen dagegen die Landgüter außerordentlich im Werthe.

Eine ungeheure Verschwendung war die Folge dieser großen Reichthümer. Horaz erwähnt eines Tigellius, der in fünf Tagen fünfzig tausend Gulden durchbrachte. Martial macht sich über einen gewissen Cinna lustig, der, noch vor Ablauf eines Jahres, viermal hundert tausend Gulden verzehrt hatte. Milo vergeudete nicht blos sein Erbtheil, sondern noch drei und eine halbe Million Sestertien fremdes Geld; Apicius noch eine Million darüber, blos für seine Küche. — »Ich brauche zwölf und eine halbe Million Sestertien,« sagte der Dictator Cäsar, »um nichts zu besitzen,« das hieß nämlich, blos um seine Schulden zu bezahlen. Der Bau des Forums kostete ihn aber auch allein fünf Millionen. — Das war freilich noch nichts gegen die Bedürfnisse des Caligula, der in weniger als einem Jahre hundert fünf und sechzig Millionen brauchte. Wie machte er das? — Suetonius erzählt es:

»Er erdachte neue Bäder; unerhörte Zubereitungen von Speisen; trank die schönsten Perlen in Essig aufgelöst; setzte seinen Gästen goldene Brote vor; warf Geld unter das Volk, baute Ruderschiffe, deren Hintertheile mit Edelsteinen besetzt waren; die Segel bestanden aus den kostbar-

ſten Zeugen; im innern Raume fand man Bäder, bedeckte Gänge, Speiſeſäle, ſämmtlich mit Weinſtöcken und Obſtbäumen verziert; in ſolchen Schiffen umfuhr er mit Muſik die kampaniſchen Vorgebirge. Wenn er Luſtſchlöſſer baute, ſo war ſein Dichten und Trachten, etwas unmöglich ſcheinendes zu vollbringen; da wurden Dämme im tiefſten, brauſendſten Meere aufgeworfen, Felſen geſprengt; Thäler in Berge, Berge in Thäler verwandelt; und Alles mußte ſchnell, ſchnell fertig ſein, jede Verſäumniß wurde mit dem Tode beſtraft." — Auf dieſe Art iſt freilich ſehr begreiflich, daß er jenes Sümmchen in weniger als einem Jahre durchbringen konnte. — Aber nicht den Kaiſer allein plagte dieſe Verſchwendungswuth, auch die Bürger ſuchten es ſo viel als möglich ihm gleich zu thun. Seneca erzählt: Mit dem Schmuck des Körpers habe man angefangen, dann ſei die Reihe an die Wohnungen gekommen, und habe endlich die Schmauſereien getroffen.

Ich will von jeder dieſer Luxusarten die auffallendſten Beiſpiele anführen. Eine glatte Haut, ein geſchminktes Geſicht (auch die Männer ſchminkten ſich), ein ſchwankender, nachläſſiger Gang; dieſe drei Stücke gehörten zum guten Ton. Selbſt Julius Cäſar hielt mehr auf ſeinen Körper als einem Helden geziemt, ließ ſich ſehr oft die Haare abſchneiden, abſcheren und ſogar ausraufen, und trug ſeinen Lorbeerkranz ſehr gern, um den Kahlkopf zu verbergen. (Ach! man verbirgt heutzutage wohl noch ganz andere Dinge unter dem Lorbeerkranze!) Er trug auch einen ungewöhnli-

chen, bebrämten Purpurrock, mit Ermeln, die bis an die Hände reichten.

Die jungen Herren machten aus ihrem Haar mit groſſer Sorgfalt ein Lockengebäude, das ſich ſtufenweiſe erhob; ſie ſalbten ſich; glätteten und rieben ihre Geſichter mit weichen Brotkrumen, ahmten die zarte Weiberſtimme nach, und gaben, mit Einem Worte, den Epigrammen-Dichtern ihrer Zeit ſehr reichlichen Steff zu Spöttereien. Die Kleider wurden zu Hauſe unter einer Preſſe gehalten, damit ſie immer glänzend blieben. Ihre Garderobe war ſehr zahlreich. Ein Prätor, der ein Schauſpiel geben wollte, bat eines Tages den Lucullus, ihm für die Choriſten einige Kleider zu leihen. Wie viele brauchſt du? fragte Lucullus. Der Herr Prätor war ſo unverſchämt, ſich nicht weniger als hundert auszubitten, und Lucullus ließ ihm zweihundert geben. Die Elegants wechſelten ihre Kleider ſehr oft während eines einzigen Gaſtmahls. Auch in die Bäder nahmen ſie immer ein Dutzend Gewänder mit ſich. Es gab Oberkleider oder Regenmäntel, die man mit drei hundert Thaler bezahlte.

Die Bänke, auf welchen man um die Tafel lag, wurden gleichfalls ein Gegenſtand des ausſchweifendſten Luxus. Einem gewiſſen Capito warf Metellus Scipio vor, daß er eine babiloniſche Speiſebank für vier und zwanzig tauſend Thaler verkauft habe. Nero kaufte nachher dieſelbe für mehr als eine Million Thaler. Das ſcheint faſt unglaublich, aber Plinius hat es erzählt. Zwei Eigenſchaften beſtimmten den ungeheuren Preis: die Farbe, Purpur, und

die Materie, Seide. Ein Pfund Purpur galt anfangs zwanzig Gulden, zuletzt zwei hundert. Von der Seide rief Seneca aus: »Ich habe seidene Kleider gesehen, wenn ich sie anders Kleider nennen darf, die den Körper gar nicht, und noch weniger die Schamhaftigkeit beschützen. Sie sind so durchsichtig, daß ein Frauenzimmer darauf schwören muß, sie sei nicht nackend.«

Und doch waren diese Kleider nur halbseidene, denn die ganz seidenen kamen erst unter Heliogabalus auf. — Der Schmuck der römischen Damen an Perlen, Smaragden und dergleichen stieg so hoch, daß man für zwei Millionen eben noch nicht außerordentlich geputzt war. Seneca wirft ihnen vor, daß sie Ohrgehänge trügen, die so viel werth wären, als das ganze Vermögen eines wohlhabenden Hauses. Freilich kaufte Julius Cäsar der Servilia (der Mutter des Brutus, die er vorzüglich liebte) eine einzige Perle für dreimal hundert tausend Gulden ab. Ein einziges Paar sehr gleiche Perlen der Kleopatra wurden auf fünfmal hundert tausend Gulden geschätzt. Nach und nach reihte man der Perlen immer mehrere zusammen, und verlängerte die Ohren durch deren Gewicht. Man fügte auch Smaragden und andere Edelsteine hinzu.

Auch Hals und Arme wurden mit Perlenschnüren, Bändern und Ketten umwunden, von welchen die Kirchenväter Hieronymus und Tertullian mit frommer Abscheu versichern, jener, daß eine einzige Schnur den Werth mehrerer Dörfer aufwiege; dieser, daß sie fünfzig tausend Gul-

den koſte, und daß ganze Wälder und Inſeln kaum ein Halsband bezahlen.

Ringe wurden auf allen Fingern getragen, von Männern und Weibern, ja ſogar die Glieder jedes Fingers waren damit verziert. Als der Senator Nonius vom Antonius verbannt wurde, nahm er einen einzigen Ring mit, eine Million Gulden am Werth. — Auch Gürtel, Degen, Gehänge und Scheiden ſah man mit koſtbaren Steinen geſchmückt. Die Schuhbänder waren von Gold mit Edelſteinen beſetzt. Man wandelte auf Perlen. Sonnenſchirme und Fächer ſchimmerten von Golde. »Die Töchter der Freigelaſſenen,« rief Seneca aus, »verſchwenden jetzt mehr an Einem Spiegel, als der ganze Brautſchatz betrug, den einſt der Senat den Töchtern des Scipio verwilligte.«

Ohne Begleitung von acht bis zehn Bedienten konnte man ſich nicht mit Anſtand im Publikum zeigen. Das war noch ein ſehr beſcheidenes Gefolge, nur Advokaten begnügten ſich damit. Andere erſchienen von fünfzig und mehr Bedienten umgeben. Horaz erzählt vom Tigellius, er habe deren oft zwei hundert hinter ſich hergeſchleppt. Noch andere hatten zehn tauſend, zwanzig tauſend und noch mehr Knechte, nicht um Vortheils willen (wie Athenäus bezeugt), ſondern blos, um im Publikum mit größerem Pomp zu erſcheinen. Dies zahlreiche Gefolge trat auch nicht etwa zerlumpt einher (wie bisweilen die Diener-Scharen der ruſſiſchen Großen) ſondern Alles glänzte und ſchimmerte. Das ſchöne Geſchlecht wetteiferte mit den Männern in dieſem Prunke. Marcellinus zum Beiſpiel erzählt: »Mit welchem

Gefolge durchstreichen viele Matronen mit bedeckten Häuptern und Sänften alle Straßen der Stadt. Gleich erfahrnen Feldherren, die zuerst die dichtesten Haufen dem Feinde entgegen stellen, dann leichter Bewaffnete, dann die Schleuderer, und endlich die Hilfsvölker; so sind auch die Führer eines solches Zuges emsig bekümmert, wie sie Alles in die Ordnung fügen wollen. Da stellen sie zuerst das ganze Weber-Personale an die Spitze; dann folgt das Küchendepartement; dann der vermischte Dienerhaufe, zu dem sich alle Müßiggänger aus der Nachbarschaft gesellen, und endlich die Menge der Verschnittenen, mit bleichen, verzerrten Gesichtern." — Auch der heilige Hieronymus spricht von einem ganzen Heere von Verschnittenen, unter denen besonders die Narren (moriones) theuer bezahlt wurden, bisweilen mit tausend Gulden, da man hingegen einen vernünftigen Knecht um drei hundert kaufen konnte.

Wenn die Damen schon außer dem Hause einen solchen empörenden Luxus trieben, so ist leicht zu errathen, daß sie in ihren Häusern nicht wenig prunkten. Einen Hausrath, der eben noch nicht unter die kostbaren gehörte, schätzte Martial auf dreimal hundert tausend Thaler. Ein einziges Beil, vermuthlich von Gold, wurde mit einmal hundert zwanzig tausend Thaler bezahlt. Küchengeschirre, Tische, Wagen sogar waren von Silber. Es gab silberne Gefäße, die hundert Pfund wogen. Ein gewisser Drusillanus, ein Knecht des Kaisers Claudius, setzte die Vorkost in fünfhundert solchen silbernen Gefäßen auf, zu deren Verfertigung eine eigene Fabrik war erbaut worden. Andere

Felix. Freylich.

Rösg. Ich habe es der armen Magd auch recht herzlich abgebeten.

(Natalie erscheint im Hintergrunde der Bühne. Als sie Felix und Rösgen beysammen erblickt, kehrt sie um, kommt aber bald wieder und lauscht.)

Rösg. Es war doch auch recht einfältig von mir, daß ich Ihnen den schlechten Streich erzählt habe. Nun werden Sie mich gar nicht mehr lieb haben.

Felix. Das Unglück wäre eben nicht groß.

Rösg. O gewiß, ich bin Ihnen herzlich gut. Als Sie so krank waren, da habe ich wohl immer gelacht und geschäkert, wenn ich zu Ihnen kam, aber daheim in meinem Kämmerlein gab es oft nasse Augen.

Felix. Würklich? gutes Mädgen.

Rösg. Und die junge Gräfin habe ich noch einmal so lieb als sonst, weil sie so fleißig nach Ihnen fragte, und immer nicht erwarten konnte, bis ich kam.

Felix. (mit Reue) That sie das?

Rösg. Einmal — das habe ich Ihnen noch nicht erzählt, sie hat mirs verboten.

Felix.

hatten acht hundert silberne Schüsseln, noch weit schwerer an Gewicht. Bald blieb es nicht mehr beim Silber allein, es wurde Gold hinzugefügt. Goldene Henkel oder eingelegte Figuren. Endlich bediente man sich des Goldes allein, und machte sogar Nachttöpfe daraus, bis Tiberius diese Herabwürdigung verbot, und die goldenen Gefäße blos dem Gottesdienst weihte.

Plinius erzählt: So viel Silber als ganz Carthago, diese Nebenbuhlerin um die Weltherrschaft, durch die Siege des Scipio Africanus besessen, so viel Silber sei jetzt zu Rom blos an Tischgefäßen. Dabei trank man aus Bechern von Onyx, Perlmutter, zierlich verarbeiteten Gold und Silber, deren Füße mit Smaragden und Edelsteinen verziert. Aber diese herrlichen Becher hatte man auch so lieb, daß man zu jedem Gaste einen Wächter stellte, damit keiner gestohlen würde. (Siehe Juvenal's fünfte Satyre.) Manche Becher waren aus einem einzigen Edelstein geschnitten, und ruhten auf goldenen Füßen. Bestand die Materie blos aus Silber, so suchte man durch die Größe den Werth zu erhöhen; der Censor Fabricius beschuldigte seine Kollegen im Senat, daß er eine Schale habe, die über zehn Pfund wiege; folglich achtzehn tausend Thaler kostete. Der Redner Crassus besaß zwei Weinbecher von gleichem Werthe. — Noch theurer als Gold und Silber wurden die aus Myrtenholz verfertigten Geschirre bezahlt, nämlich mit vier und zwanzig tausend Thaler; und der sterbende Petronius zerschlug ein solches Gefäß, damit es nicht in Nero's Hände fallen sollte. — Am kostbarsten war Kristall, denn eine Hausmutter, die,

wie Plinius versichert, nicht einmal reich war, kaufte ein krystallenes Gefäß für fünf und vierzig tausend Thaler. Daß man keinen geringen Luxus mit den Leuchtern trieb, ist zu vermuthen. Plinius erzählt von einem Manne, der sich nicht geschämt habe, einen Leuchter um so hohen Preis zu kaufen, als der ganze Gehalt eines Militär-Tribuns betrage, das hieß also, um fünfzehn tausend Thaler.

Große, runde Tische von Gold, Silber, Citronenholz, die oft von Geschlecht auf Geschlecht vererbt wurden, hatten Füße von Elfenbein, kunstreiche Thiergestalten. War das Citronenholz sehr maserig, so stieg der Preis ungeheuer, bis auf fünfzig tausend Gulden, und solche Tische hatte man bisweilen bei hunderten. Z. B. Annius besaß deren fast drei hundert, wie Martial behauptete. Dies fleckichte Holz blieb stets höher im Werthe als Gold.

Die Betten mußten recht groß sein, die Füße von Onyx. Gold und Silber wurde gleichfalls daran verschwendet. Ein Sklave, der eine Silberplatte von Caligula's Ruhebett stahl, wurde sogleich dem Henker übergeben. Bald machte man sie ganz von Silber, und endlich schaffte sich Pollio, ein römischer Ritter, gar Eines von lauterm Golde an.

Die Wagen waren anfangs von Erz, dann von Elfenbein, endlich von Silber, und zwar so häufig, daß Severus genöthigt wurde, deren Gebrauch durch ein Gesetz blos den Senatoren zu verwilligen. Dies Gesetz wurde aber nicht lange beobachtet. Es blieb nicht einmal beim Silber, man vergoldete es, und verzierte es mit Edelsteinen. Je höher der Wagen, je vornehmer dessen Besitzer. Natürlich

mußten ſolche Wagen auch prächtig angeſpannt werden; goldenes Geſchirr bedeckte die Maulthiere. Wenn Nero reiſte, ſo führte er tauſend Wagen mit ſich, und ſeine Maulthiere waren mit Silber beſchlagen, die ſeiner Gemahlin Poppea ſogar mit Gold.

Jetzt laßt uns die Wohnungen dieſer Schwelger betreten. Da ſchimmerte Alles von Marmor und Gold; die Mauern, Säulen, Fußböden u. ſ. w. Ein gewiſſer Mamurra war der Erſte, der ſein ganzes Haus mit Marmor inkruſtirte. Nach der Unterjochung Carthago's wurden die Plafonds im Capitol zum erſten Mal vergoldet; bald aber ging auch dieſer Luxus in die Privathäuſer über. »Wir leben,« rief der heilige Hieronimus, »als ſollten wir morgen ſterben, und bauen, als ſollten wir ewig leben. Wände, Plafonds und Säulen ſchimmern von Golde.« — Tertullian erzählt auch von koſtbaren, in Tyrus verfertigten Tapeten.

Des Säulenſchmucks bediente man ſich ſehr häufig. Nicht ſelten wurden mehrere hunderte an einem einzigen Gebäude geſehen. Oft wurde jedes Gebäude durch einen Springbrunnen erfriſcht.

Der Umfang der Wohnungen war ungeheuer. Ein Alter klagt, daß der Palaſt des Auguſtus gerade ſo viel Raum eingenommen, als vormals das ganze Landgut des Cincinnatus. Unter Nero beſaßen Einige von den Knechten dieſes Wüthrichs Fiſchteiche, die halb ſo groß waren. Und Plinius ruft aus: »So haben die nicht gewohnt, welche dieſes Reich gegründet; ſie gingen vom Pfluge oder Herde zu Triumphen, und ihre Aecker waren kleiner, als jetzt die

Zimmer ihrer Enkel.“ Darum vergleichen auch Salluſt und Seneca die Häuſer mit ganzen Städten. Nicht blos in die Länge und Breite, ſondern auch in die Höhe wurden die Gebäude über die Gebühr ausgedehnt. Petronius baute, nach Juvenal's Zeugniß, ein Haus, das höher war als die Tempel des Herkules und der Fortuna, Poſides ein anderes, das noch über das Capitolium hervor ragte.

Obſtgärten und Luſthaine waren in den Ringmauern ſolcher Wohnungen eingeſchloſſen, befanden ſich auch wohl auf den Dächern. Die Obſtbäume ſtanden in großem Werth. Ein einziger Apfelbaum warf ſeinem Beſitzer jährlich hundert Gulden ab. Das war wahr, wie Plinius ſagt, als unſere Väter aus ihren Landgütern zogen. Hier iſt nur von gemeinen Bäumen die Rede, aber ſie hatten deren auch ſeltene zur Pracht und zum Vergnügen, zum Exempel den Lotus. Valerius Maximus erzählt: Domitius habe ſeinem Kollegen Craſſus vorgeworfen, daß er ſeinen Porticus mit hymetiſchen Säulen verziert habe. — »Wie hoch ſchätzeſt du mein Haus?“ fragte Craſſus. Antwort: ſechzigmal hundert tauſend Seſtertien. »Und um wie viel wirſt du es geringer ſchätzen, wenn ich zehn Sträucher (arbusculos) heraus haue?“ — Um dreißigmal hundert tauſend Seſtertien. — Alſo koſteten dieſe zehn Bäumchen einmal hundert fünfzig tauſend Gulden.

Der Palaſt des Clodius, der von Milo ermordet wurde, koſtete eine Million einmal hundert tauſend Gulden. Vermuthlich waren keine von jenen Bäumen darin, denn ſonſt würde er noch weit höher geſchätzt worden ſein. —

Hirtius zog jährlich blos aus den Gebäuden, die seine Fischteiche umgaben, sechsmal hundert tausend Gulden.

Dieser Bau-Luxus verbreitete sich außerordentlich schnell. Unter dem Konsulat des Lepidus und Catulus, neun und zwanzig Jahre vor Julius Cäsar, war das Haus jenes Lepidus das schönste in Rom, und fünf und dreißig Jahre nachher gab es schon hundert Häuser daselbst, die schöner waren als das seinige. Ich schweige von Nero's goldenem Hause, welches bekannt genug ist.

Und wie wurde in solchen Wohnungen geschmauſt? — Welch' ein Schwarm von Dienern erwartete die Gäste! »Wie drängt sich alles um den Feuerherd!« seufzt Seneca. »Ich gehe vorüber an den Herden von unglücklichen Knaben, auf die nach geendigtem Schmause, im Schlafzimmer noch eine andere Schmach wartet. Ich gehe vorüber an den Scharen von Erwachsenen*), die nach Nationen und Farben eingetheilt sind, alle gleich glatt, alle den ersten Pflaum um's Kinn von gleicher Länge, alle einerlei Haar, damit derjenige, der schlichtes Haar hat, ja nicht mit dem Krauskopf vermischt werde. Ich gehe vorüber an den Scharen von Fischern und endlich von Bedienten, die, auf ein gegebenes Zeichen, die Speisen auftragen. Guter Gott! wie viele Menschen setzt ein einziger Magen in Bewegung!«

*) Exoletorum. Man weiß, welchen schmutzigen Nebenbegriff die Alten mit diesem Worte verbanden.

Wie viel koſtete nun wohl ein ſolcher Schmaus? — Ein bloßes Frühſtück, oder ſo etwas dergleichen, womit Lucullus den Cicero und Pompejus bewirthete, koſtete zehn tauſend Gulden. Vitellius gab keine Mahlzeit unter zwanzig tauſend. Ein officieller Schmaus, beim Antritt eines Amtes, konnte auch von den frugalſten Männern nicht unter einmal hundert fünfzig tauſend Gulden beſtritten werden. Manchem koſtete es noch einmal ſo viel. Wenn Lampridius nicht übertreibt, ſo verzehrte Heliogabalus bei jeder Mahlzeit fünfmal hundert tauſend Gulden, und oft noch ſehr viel mehr. Da wurde freilich eine einzige Tracht Speiſen mit fünfzig tauſend Gulden bezahlt. Der Satyriker Juvenal rügt, daß man bei einer einzigen Mahlzeit ein ganzes Erbe vergeude. Anfangs hatte man nie mehr als zwei Trachten, bald ſtieg es auf ſieben, und Heliogabalus ließ gar zwanzig aufſetzen. Unter dieſen war denn bisweilen eine einzige Schüſſel, die dreißig tauſend Gulden koſtete. Und wer konnte eine ſolche Schüſſel bezahlen? der Schauſpieler Aeſop, nach Plinius. Damals ging alſo wenigſtens die Kunſt nicht nach Brot.

Und was lagen denn nun für herrliche Leckerbiſſen in einer ſolchen Schüſſel? — nichts weiter als ſeltene Singvögel, an denen natürlich ſehr wenig zu eſſen, und die auch wohl nicht beſonders ſchmackhaft waren. Man nannte ſie Feigendroſſeln und bezahlte das Stück mit dreihundert Gulden. Der Gaumen wurde alſo blos durch den Gedanken gekitzelt, welche große Summe Geldes man mit jedem Biſſen in den Mund ſtecke; ſo wie man von dem

ſächſiſchen Hofnarren, Profeſſor Taubmann, erzählt, daß er einſt für hundert Thaler Holz auf einmal in den Ofen geſteckt, und doch nicht warm dabei geworden. Es war nämlich eine Kremoneſer Violine. — Dem Vitellius koſtete eine einzige Schüſſel gar fünfzig tauſend Gulden, und es wurde zu deren Zubereitung ein eigener Ofen im Felde erbaut. Er nannte ſie den Schild der Minerva. Sie war gefüllt mit Lebern von Meerbrachſen, Gehirn von Faſanen und Pfauen, Zungen von Flammingo's, Milcher von Muränen; lauter Leckerbiſſen, die weit über's Meer hergebracht wurden. Vitellius hatte aber auch einen vortrefflichen Appetit, und wenn er nicht mehr eſſen konnte, ſo gab er das Genoſſene wieder von ſich. Sein Bruder bewirthete ihn einſt mit zwei tauſend Fiſchen und ſieben tauſend Vögeln von den ſeltenſten Arten. Daß bei dieſer Liebhaberei am Schmauſen die Köche, die anfangs nicht mehr galten als ein gutes Pferd, zu ungeheuren Preiſen ſtiegen, iſt begreiflich. — Fiſche waren ein Hauptgegenſtand des Gaumen-Luxus. Julius Cäſar ließ bei ſeiner Triumphmahlzeit ſechs tauſend Muränen aufſetzen. Sie wurden nach dem Gewicht geſchätzt, und es war ein edler Zeitvertreib der Gäſte, ſie bei der Tafel zu wiegen. Eine Menge Notarien mußten dabei ſtehen, und beglaubigte Inſtrumente über das miraculöſe Gewicht ausſtellen.

Ich kann mich nicht enthalten, noch eine merkwürdige Stelle des Seneca anzuführen. »Wie unglaublich ſind die Werke der Schwelgerei! wie oft wird die Natur belagert oder beſiegt! Die Fiſche, in Behältern ſchwimmend, Nero

den unter der Tafel ſelbſt gegriffen und ſogleich auf die Tafel gebracht. Man zeigt ſie in gläſernen Geſchirren; man bemerkt mit Vergnügen, wie der Tod ihre Farben nach und nach verändert, man würgt ſie lebendig u. ſ. w." — — Gleich der Muräne wurde auch die Seebarbe (mullus) geſchätzt, und mit mehreren hundert Gulden das Stück bezahlt. Der Muräne, oder auch dem Stör (acipenser) widerfuhr die Ehre, daß man ihn gekrönt auf die Tafel trug, unter muſikaliſcher Begleitung.

L. Craſſus, ein Mann, der das Cenſoramt bekleidet hatte, ſchämte ſich nicht, eine Muräne, die in ſeinen Fiſchteichen geſtorben war, bitterlich zu beweinen.

Auſtern und Meerigel waren gleichfalls ſehr beliebt. Feinzüngler wußten gleich beim erſten Anbiß, woher die Auſtern, und beim erſten Blick, wo die Meerigel gefangen worden. Je größer die Auſtern, je beſſer. Sie wurden bei der Tafel aufgemacht. »O der arme Kranke!" ruft Seneca aus: »warum? — weil er die Auſtern aus dem Lucriner See nicht bei Tiſche öffnen kann." — Ein gewiſſer Sergius Orata war der erſte, der zu Bajä die Auſterbehälter miethete, und den noch jetzt vortrefflichen Lucriner Auſtern den Vorzug vor allen andern zuſprach.

Wie hoch den Römern ihre Fiſchteiche zu ſtehen kamen, iſt leicht zu berechnen, wenn man den Preis eines dieſer Fiſche kennt, und weiß, daß deren Tauſende gehalten wurden. Varro ſagt: die Fiſchteiche werden mit großen Koſten erbaut, mit großen Koſten gefüllt, mit großen Koſten unterhalten. Hirtius verſchwendet jährlich

ſechsmal hundert tauſend Gulden daran. Viele Fiſche hatten ihre eigenen Namen, und ſchwammen gehorſam herbei, wenn ſie zum Futter gerufen wurden. Deſertirte Fiſche verfolgte man durch Spione.

Unter den Vögeln behaupteten beſonders die Krammsvögel den Ruf der Leckerhaftigkeit. Nach Varro wurden ihrer fünf tauſend aus einem einzigen Vogelhauſe für drei hundert Gulden verkauft. Dem Auſidius brachten ſeine Pfauen jährlich noch weit mehr ein. Jedes Pfauenei koſtete einen Gulden, ein paar Tauben zehn Gulden, und oft weit mehr. Denn nach Varro's Zeiten bezahlte man ſie mit zwei hundert Gulden. Da die Conſumtion aller dieſer Vögel ſo ungeheuer ſtieg, ſo wurden auch, um ſie in hinreichender Menge zu erziehen, Vogelhäuſer angelegt, die größer waren als vormals ganze Landhäuſer. Dennoch gab es noch eine unzählige Menge von Jägern und Vogelſtellern.

So viel vom Luxus der Lebendigen. Aber auch im Tode entſagte man der Verſchwendung noch nicht. Im alten Rom war es freilich anders. Menenius Agrippa ſtarb ſo arm, daß das Volk ſechs hundert Gulden zuſammen ſchoß, um ihn zu begraben. Daſſelbe geſchah bei dem Tode des Valerius Publicola, wo die Dankbarkeit des ganzen römiſchen Volkes nicht mehr als einige tauſend Thaler zu deſſen Begräbniß aufbrachte. Hingegen wurden ſchon auf Sylla's Scheiterhaufen zwei hundert zehn Tragbahren voll wohlriechender Gewürze geworfen. Bei dem Leichenbegängniß der Poppäa verſchwendete Nero

mehr Zimmt und Caſſia, als ganz Arabien in einem Jahre liefern konnte. Plinius ſchätzt, was Indien zu dieſem Behuf nach Rom lieferte, jährlich auf fünf Millionen. Nun nehme man noch hinzu, wie viel die Scheiterhaufen ſelbſt zu erbauen koſteten; wie viele koſtbare Gewänder, Gold, Silber und Edelſteine man hinein warf; wie reichlich man das Volk bewirthete; die Fechterſpiele, die Denkmähler, die Freilaſſungen — wie oft mußten da, um der leidigen Ehre willen, die Erben ſich gänzlich ruiniren. Ein gewiſſer Iſidorus, ein gemeiner Bürger, verordnete, daß ſein Begräbniß fünfmal hundert fünfzig tauſend Gulden koſten ſollte. Anteros, ein Freigelaſſener, und nachmals einer von den ſechs Männern, (Sevir) vermachte ſeinen Kollegen zu einem jährlichen Schmauſe fünfzig tauſend Gulden. Nero's Begräbniß koſtete zehn Millionen.

Aus alle dem laßt uns den leidigen Troſt ſchöpfen, daß, wenn auch der Luxus in unſern Tagen noch zehnmal höher ſteigen ſollte, dennoch nichts neues unter der Sonne geſchieht.

Reiſe-Abenteuer.

(Ein kleiner Roman, dem Engliſchen nachgeahmt.)

Vor mehrern Jahren — denn aus der heutigen Welt darf man nichts erzählen — hatte ein gewiſſer Baron Blank, ein liebenswürdiger Bruder liederlich, mit Andern

Felix. Geſchwind! was?

Rösg. Sie müſſen mich aber ja nicht verrathen.

Felix. Nein, nein.

(Natalie wird verlegen und entfernt ſich, erſcheint aber bald wieder.)

Rösg. Ich kann zwar nicht begreifen warum ſie mirs verboten hat —

Felix. Gleichviel, erzähle nur.

Rösg. Einmal ſind wir des Abends auf dem kleinen Hügel geweſen, dort neben den Kaſtanienbäumen; man kann von da in Ihr Fenſter ſchauen.

Felix. Iſt das alles?

Rösg. Hat ſie nicht geſtanden wohl eine Stunde lang; aber die Vorhänge waren zugezogen.

Felix. (ſeine freudige Bewegung verbergend) Thörin! es iſt luſtig auf dem Hügel.

Rösg. Ja, es war ſo luſtig, daß mir die Zähne klapperten.

Felix. Der ſchöne Mondſchein —

Rösg. Es war ſtockfinſter. Nein, nein, ſo gar dumm bin ich nicht. Ich denke immer,

es

ſeines Gelichters ein ziemlich großes Vermögen durchgebracht, war dann aus Noth in holländiſche Dienſte getreten, nach Batavia gegangen, dort vernünftig geworden, und kam endlich zurück mit einer wohlfeil gekauften Ladung Kaffee und einem theuer bezahlten Schatz von Erfahrungen. Jene verhandelte er ſo vortheilhaft und dieſen benutzte er ſo klüglich, daß er an beiden zeitlebens genug hatte. Er legte ſein erworbenes Vermögen auf Leibrenten, und wollte nun in Ruhe leben. Aber es iſt thöricht, wenn Menſchen, an Thätigkeit verwöhnt, ſich einbilden, es werde ihnen wohl thun, in Ruhe zu leben. Das iſt eben ſo viel, als wollte man eine Uhr nicht mehr aufziehen; der Staub ſetzt ſich in die Uhr, die Langeweile in den Menſchen, und die Langeweile iſt ein freſſender Staub. Das empfand auch Blank ſehr bald. Um ſich zu zerſtreuen, beſchloß er, ſeine Jugendfreunde wieder aufzuſuchen, von welchen Allen er ſeit zwölf oder fünfzehn Jahren nichts gehört hatte. Eigentliche Freunde erwartete er wohl nicht zu finden, aber es waren doch lauter luſtige Brüder, mit denen er ſich der fröhlichen Thorheiten erinnern konnte, deren man gewöhnlich, ſchon längſt zur Vernunft gekommen, ſich noch ganz gern erinnert; denn es geht den Männern mit ihren Jugend-Jahren, wie den Weibern mit ihrer Jugend-Schönheit, ſie hören immer noch gern davon reden.

Zuerſt erkundigte er ſich nach dem Baron Fritz Hummel, der ihm einſt eine Schöne entführen helfen, zweimal ſein Sekundant geweſen, und einmal ſogar Spielſchulden

für ihn bezahlt hatte. Man sagte ihm, er besitze ein kleines Landgut in der Gegend von Kölln. Blank eilte dahin.

Es war schon gegen Abend, als er von ferne zwischen italienischen Pappeln ein Landhaus erblickte, dem ein rothes Dach und grüne Jalousien vor den Fenstern ein freundliches Ansehen gaben. Er fuhr auf einen grünen, mit Stacketen ziemlich eingefaßten Hof. Eine schöne, junge Frau, sehr einfach und sauber gekleidet, saß vor der Thür, ein Kind von etwa vier Jahren im Lesen unterrichtend. Als sie den Fremden gewahr wurde, stand sie auf, trat ihm mit freundlichem Anstand entgegen, und fragte, wen er suche? — Den Baron Fritz Hummel.

„Mein Mann ist nicht zu Hause."

Er war mein Jugendfreund.

„O so werden Sie ihm sicher willkommen sein. Treten Sie herein. Er ist auf der Jagd und wird nicht lange weilen."

Blank trat in das nette Häuschen, fand nirgends Luxus, doch überall Reinlichkeit und Bequemlichkeit, und die schöne, anspruchlose Wirthin entzückte ihn. Fast hatte er schon bei ihr vergessen, warum er gekommen war, als Fritz Hummel mit einem Paar geschossener Rebhühner in das Zimmer trat. Die heiße ostindische Sonne, Jahre und Sorgen, hatten das Gesicht seines Freundes geschwärzt und gefurcht, er erkannte ihn nicht gleich. Doch kaum hatte sich Blank genannt, als Jener ihn mit ausgelassener Fröhlichkeit in seine Arme drückte, und in wenigen Minuten das ganze Register ihrer Jugendsünden mit ihm durch-

lief. »Du ſiehſt,« ſagte Hummel, »ich bin noch ganz der Alte, nur etwas vernünftiger bin ich geworden, und das verdanke ich meiner Julie. Viel war nicht mehr aus mir zu machen, aber das wenige, was ich nun bin, hat ihre Liebe großmüthig aus mir geſchnitzt.« — Er ſchüttelte Julien bei dieſen Worten die Hand, und ſah ihr mit einer Art von Wehmuth in's Geſicht. Sie drückte mit einem zärtlichen Blicke ſeine Hand an ihre Bruſt.

Man ſetzte ſich zur Tafel. »Kannſt du noch trinken, Herr Bruder? Julie hat mir das Trinken abgewöhnt; aber keine Regel ohne Ausnahme; heute muß getrunken werden.«

Das meinte Blank auch, und hatte zu dieſem Behuf einige von ihm ſelbſt an Ort und Stelle gekaufte Bouteillen echten Kapwein mitgebracht. Die Herren wurden immer lauter, immer luſtiger. Julie zog ſich in ihre Kinderſtube zurück.

»Herr Bruder,« ſagte Blank, »du haſt ein ſchönes, herrliches Weib. Sie ſoll leben!«

»Ja, ſie ſoll leben,« rief Hummel, das Glas leerend, und ſeine Augen glänzten.

»Erzähle mir,« fuhr Jener fort, »wie biſt du Sünder zu dem Engel gekommen?«

Einem Jugendfreunde gegenüber, bei einem Glaſe Kapwein ergießt das Herz ſich leicht. Hummel erzählte, was er nicht einem Jeden vertraut haben würde.

»Du weißt, ich bin ein alter Edelmann, hatte ein ziemlich großes Vermögen, und folglich das Recht, nichts

auf der Welt zu lernen. Ich diente dennoch einige Jahre unter der Garde, wo ich ſchnell begriff, wie man ein Pferd tummeln, einen Pfeifenkopf braun rauchen, und ein neues Schauſpiel austrommeln muß. Daß auch die hübſchen Weiber ſich meiner annahmen, iſt dir bekannt. Sie vollendeten meine Erziehung. Ich war ein vollkommener Taugenichts, nebenher auch ein Händelſucher um der Ehre willen; das trieb mich aus dem Dienſte, denn du mußt wiſſen, daß in Europa nur die Großen Händel ſuchen dürfen, weil ſich Andere für ſie ſchlagen müſſen. Ich hatte einem Vetter des Miniſters ein Stück vom Ohr weggehauen. Eigentlich wäre an ſeinem ganzen Kopfe nichts verloren geweſen, aber ſein Herr Onkel nahm die Sache krumm. Ich mußte entweichen. Das begab ſich gerade zu einer Zeit, wo auch mein Vermögen auf die Neige ging. Ich ſtellte zum erſten Mal vernünftige Betrachtungen an; mir war nicht wohl zu Muthe. Glücklicherweiſe hatte ich eine alte Tante in Köllu; glücklicherweiſe lag ſie gefährlich krank darnieder, und ließ mir ſchreiben, ich möchte eilig kommen, um ihr die Augen zuzudrücken und ihre reiche Erbſchaft in Empfang zu nehmen. Ich flog nach Frankfurt am Main.

Theils aus erzwungener Sparſamkeit, theils um der luſtigen Geſellſchaft willen, ſetzte ich mich dort auf das ſogenannte Marktſchiff, und fand was ich ſuchte. Mein erſter Blick fiel auf ein junges, verliebtes Pärchen, einen langen, blonden Jüngling, aber ſo lang, daß man meinte, der Wind werde ihn zerknicken, und ſo blond wie gebleichter Flachs. Das Mädchen hingegen — nun, das Mädchen

war wunderſchön, und ſo blöde, als ſchäme es ſich ſeiner Schönheit. Die großen blauen Augen ſchlug ſie nur nach ihrem blonden Ritter auf, für die ganze übrige Welt blieben ſie verriegelt.

Ferner war da eine feiſte Krämersfrau, Madame Rothbock — ein junger Menſch, der bleich und kränklich ausſah, und ich weiß nicht in welches Bad reiſen wollte — endlich noch ein kurzer, dicker Rath mit kleinen blitzenden Augen, Inhaber eines am Rhein gelegenen, ſchönen Landgutes.

Gleich in der erſten Viertelſtunde kannt' ich meine Geſellſchaft ſo ziemlich; beſonders war mir klar, daß das ſchöne junge Mädchen eine liebliche Schlingpflanze ſei, die ſich an die blonde Hopfenſtange ſchmiegte. Ich hielt mich daher vor allen Dingen an den jungen Herrn, der in die Welt hinein ſchaute wie ein neugebornes Kalb. Ehe eine Stunde verging, hatte ich ſein ganzes Vertrauen gewonnen.

Herr Fink war ein Mutterſöhnchen, hatte allerlei werden ſollen, und war nichts geworden, ausgenommen Mitglied eines Liebhabertheaters, wo er Stühle ſetzte und Briefe trug. Dieſes Theater verehrte als Directrice eine gewiſſe Frau von Murriband, eine reiche Dame, auch noch ziemlich hübſch, und wer ſie auf der Bühne ſah, hätte ſchwören ſollen, ſie ſei nicht älter als zwanzig Jahre. Darum ließ ſie ſich auch ſehr gern auf der Bühne ſehen, und triumphirte dort über ihre hübſche Nichte, ein armes Fräulein, dem ſie das Gnadenbrot ſehr ungnädig gab; eine arme Verwandte und vermuthlich Erbin, wenn ſie

ſelbſt kinderlos ſterben ſollte, wozu ſie noch gar keine Luſt bezeigte.

Julie zählte kaum ſechzehn Jahre und war ſchön wie ein Engel, folglich der Frau Tante unerträglich. Nur ſeitdem das Liebhabertheater in Gang gekommen, hatte das arme Kind beſſere Tage, denn Frau von Murriband war dem blöden Mädchen in der Kunſt ſo weit überlegen, als Jene ihr in der Natur. Die Tante ſpielte auch immer die ſogenannten Force-Rollen, während die Nichte die zweiten Liebhaberinnen ableierte. Natürlich drängte ſich nach jedem Schauſpiel der lobpreiſende Hauſe um die prima donna; die ſchöne Julie wurde, zu großem Wohlgefallen der Tante, von den Kennern überſehen', genoß aber dagegen daheim einer mildern Behandlung, die ſich auf ein gnädiges Mitleid gründete.

Ganz war ſie doch nicht überſehen worden, denn Herr Fink fand ſie allerliebſt, und hegte bald den Wunſch, auch einmal eine Liebhaberrolle zu ſpielen. Da ihm dieſe verweigert wurde, ſo übte er ſich wenigſtens vorläufig hinter den Couliſſen, und Julie, die ſich plötzlich von der zweiten zur erſten Liebhaberin erhoben ſah, fand großes Behagen an dieſem noch ungekannten Gefühl. Alle Vollkommenheiten, mit welchen ihre Fantaſie den erſten Jüngling, der ihr gefallen ſollte, ausgeſtattet, lieh ſie freigebig dem blonden Seladon, der ihr Herz bewegte, weil es eben ſehr beweglich war; ſo wie ein Blumenkelch ſich aufthut, nicht weil ein gemeiner Schmetterling ihn umflattert, ſondern weil die

Morgenſonne ſcheint. Doch gleichviel, er liebte und ſie bildete ſich ein zu lieben.

Aber was ſollte daraus werden? ſie von Adel und arm; er ein Bürger und nicht reich. Lange hofften ſie auf einen deus ex machina, wie er ſo oft in den Schauſpielen erſchien, welche ſie darſtellen halfen; lange ſahen ſie ſich nach einem Vetter von Liſſabon um, oder nach einem großmüthigen Engländer, der alle ſeine Wege mit Guineen pflaſtert. Als beide ausblieben, und das Verlangen, einander zu beſitzen, immer heißer wurde, wagte endlich Herr Fink — nach einer Vorſtellung von Selbſtbeherrſchung, in welcher Frau von Murriband die Hauptrolle mit rührender Wahrheit geſpielt hatte — um die Hand ihrer ſchönen Nichte zu werben, befand ſich aber ſchon bei den letzten Worten, durch ein paar handfeſte Bediente, in der größten Geſchwindigkeit bis vor die Hausthür verſetzt, und ſtand verwundert über die hitzige Tante, welche noch vor wenigen Stunden die Selbſtbeherrſchung ſo vortrefflich zu erkünſteln wußte. Zu ſeinem noch größern Schrecken wurde er aus der Zahl der Mitglieder des Liebhabertheaters ausgeſtrichen, obſchon er ſich immer feſt eingebildet, er ſei unentbehrlich. Nun ſah er Julien nicht mehr, und gerieth, trotz ſeiner blonden Schlaffheit, in eine Art von ſanfter Verzweiflung.

Auch ihre Neigung wurde lebhafter, ſeitdem das zur Treppe hinab geworfene Bild des armen, langen Fink ſie ſtets verfolgte. Dieſe um ihretwillen erlittene Schmach und die harten Spöttereien der Tante bereiteten ſie vor, Alles

zu wagen, um das unleidliche Tantenjoch im Arm der Liebe abzuſchütteln. Herr Fink beſtach eine gutherzige Küchenmagd; Brieſchen wurden gewechſelt, ſogar ein nächtliches Rendezvous in der Küche veranſtaltet, beim Zirpen der Heimchen, die den warmen Herd belagerten.

Was blieb den armen Kindern übrig? — einander ewig zu lieben, war nun einmal ihr Los; und daß dieſe heiße Liebe jemals erkalten könne, eine Blasphemie, die keiner auszuſprechen wagte. Sie hatte freilich nichts und er blutwenig; aber beide Gläubige wußten aus ihren Schauſpielen, daß Kartoffeln unter einem Strohdache Liebenden ganz vortrefflich ſchmecken. Folglich wurde muthig beſchloſſen, dem Wink der Liebe zu folgen, das heißt, davon zu laufen, und im nächſten Dorfe ſich kopuliren zu laſſen. Das Erſtere war leichter als das Letztere. Sie liefen wirklich in einer ſchönen Nacht davon, aber weder in nahen noch in fernen Dörfern wollte man ſie kopuliren; überall fragte man nach Erlaubnißſcheinen und dergleichen unnützen Dingen; nirgend wollte man den wichtigen Grund gelten laſſen, daß der lange Herr Fink und die ſchöne Julie ſich liebten und ewig lieben würden. So waren ſie nach und nach bis Frankfurt am Main gepilgert, und da auch hier kein Schwarzrock ihren Bund einſegnen wollte, ſo hatten ſie kurz und gut beſchloſſen, mit dem Marktſchiff nach Kölln zu fahren, dort allenfalls katholiſch zu werden, wenn man ſie unter keiner andern Bedingung vereinigen wolle, und dann bei der erſten beſten herumziehenden

Schauspielergesellschaft die süßen Kartoffeln zu suchen, welche künftig ihrer Liebe zur Nahrung dienen sollten.

»Wozu so viele Umstände?« fragte ich die seufzende Hopfenstange, »Sie sind ja doch nun einmal Eheleute vor Gott, und in dem Stande, welchen Sie erwählen, läßt man sich nach Belieben kopuliren oder nicht; man lebt mit einander so lange man sich liebt.«

»Ewig! ewig!« unterbrach mich der blonde Jüngling.

»Nun ja, auch ewig, wenn Sie wollen.«

»Ach! Sie kennen meine Julie nicht! ihre Tugend bringt mich zur Verzweiflung! vergebens habe ich ihr vorgestellt, was sie ohnehin längst aus unsern Schauspielen gelernt haben könnte, daß nämlich nur die Herzen den süßen Bund knüpfen, und daß für wahrhaft Liebende alle Ceremonien völlig überflüssig sind. Eigensinnig beharrt sie darauf, mir jede Gunstbezeugung zu verweigern, bis wir am Altar die Ringe gewechselt. Es soll irgendwo einen armen Teufel geben, den man Tantalus nennt, der soll, von heißem Durst gepeinigt, bis an den Hals in Rheinwein schwimmen und nicht trinken können; sehen Sie, mein werther Herr, so ist mir zu Muthe.«

Ich mußte mir Zwang anthun, dem faden Burschen nicht in's Gesicht zu lachen, aber seine Julie war, durch diese vertrauliche Mittheilung, mir höchst interessant geworden. Ich konnte das Auge nicht von ihr wenden. Sie bemerkte es und schlug erröthend das ihrige nieder. Herzliches Mitleid empfand ich für sie. Freilich hatte sie nur einen Fehltritt gethan, und war noch nicht gefallen,

aber wie nahe schien dieser Fall! — Zwar traute ich ihr zu, daß sie bei ihrem weißen Schäfer mit den Kaninchenaugen eben keine große Gefahr laufe; doch wie bald konnte der unbedeutende Entführer durch einen schlauen Verführer abgelöst werden, und ich selbst hatte gar nicht übel Lust, diese Rolle zu übernehmen. Vor der Hand schränkte ich mich noch auf das Beobachten ein.

Man redet immer vom Müßiggang als der Mutter aller Laster, allein man erwähnt nie des Vaters dieser häßlichen Kinder, er heißt Noth. Geldmangel, Herr Bruder, ist der erste und größte Feldherr auf der Welt, auch der am schwersten zu verbergende; man bemerkt ihn bei jedem Schritt und man verzeiht ihm nie. Alle andere Gebrechen hindern nicht am Essen, Trinken, Schlafen, aber Geldmangel stört jede Funktion des Leibes und der Seele; er ist die schmerzlichste und unheilbarste Krankheit; er schafft mehr Spitzbuben und Freudenmädchen, als alle übrige Laster zusammen genommen; er vergreift sich sogar an der Liebe, und, wenn er sie nicht ganz zu ersticken vermag, so ermordet er wenigstens ihre Gefährtin, die Treue.

Diesen verdammten Fehler besaßen Fink und Julie in einem hohen Grade. Sie hatte sich entführen lassen und nichts mitgenommen als ihr Herz. Er hatte zwar die Sparbüchse einer alten Großmutter geplündert, und meinte in den ersten Tagen, er sei gewaltig reich; doch die Goldstücke verwandelten sich bald in Silber, das Silber in Kupfer, und, als beide sich auf das Marktschiff begaben,

es ist recht gut, daß die Gräfin eine vornehme Dame ist, und daß Sie nur Herr Wacker sind.

Felix. Warum das?

Rösg. Je nun, wenn die Gräfin eine arme Gärtners Tochter wäre, so wie ich —

Felix. Was wäre denn?

Rösg. Arm kann ich gerade auch nicht sagen; ich bin wohl nur eine Gärtners Tochter, aber arm bin ich nicht. Mein Vater ist ein sparsamer Mann, er hat sich etwas gesammelt; wir könnten alle Tage ein feines Gut pachten.

Felix. (in Gedanken versunken) So?

Rösg. Und mein Vater ist Ihnen auch recht gut.

Felix. So?

Rösg. Er sagt, Sie schienen ein stiller, ordentlicher Mensch zu seyn; und — sagt er, es wäre Schade, daß Sie sich nicht auf die Gärtnerey applicirten; und, sagt er, Sie hätten schon allerley Kenntnisse davon, es käme nur darauf an, daß Sie noch ein wenig zugestutzt würden; und, sagt er, er würde nach und nach alt, da wäre es ihm wohl recht lieb, wenn er Jemanden fände, auf den er sich verlassen

hatten sie nur eben noch so viel, um dafür einen Speisekorb zu füllen.

So lange indessen dieser Speisekorb noch nicht geleert war, schienen sie lustig und guter Dinge, aßen, tranken und sahen sich zärtlich an. Sie luden auch sehr gastfrei die ganze Gesellschaft zum Mitessen ein, ohne einen Augenblick daran zu denken, wo Morgen etwas anderes herkommen sollte. Der Korb wurde bald leer. Doch während der Verdauung ging noch Alles gut, beide waren satt und speisten zum Dessert das Konfekt der Liebe und Hoffnung.

Unglücklicherweise haben junge Leute gewöhnlich vortreffliche Magen, selbst wenn sie verliebt sind; und obendrein auf Reisen, auf einer Wasserreise, da zehrt die Luft. Der Hunger stellte sich schnell wieder ein, mit ihm ein gewisser Ernst, dann eine Art von Traurigkeit, ein gewisses Schmachten; sie sahen einander verstohlen an, waren zerstreut, sprachen nicht mehr. Ich errieth, was in ihnen vorging.

Madame Rothbock schien es auch zu errathen. Sie hatte gleich anfangs ein lüsternes Auge auf den langen blonden Jüngling geworfen, jetzt bot sie ihm mit vieler Freundlichkeit ein Stück von einer geräucherten Zunge. Man sah deutlich, wie gern er es angenommen und mit Julie getheilt hätte, allein Julie machte eine Bewegung mit dem Kopfe, als wollte sie sagen: von dieser Frau will ich nichts. Auch hatte Frau Rothbock sie mit keiner Geberde zur Theilnahme eingeladen, folglich dankte Fink und aß nicht.

Die Krämersfrau versicherte etwas empfindlich, alle Speisen, die sie mit sich führe, seien delikat, denn sie sei von Jugend auf delikat gewöhnt, und habe auch, Gott sei Dank, so viel, daß sie es wohl bestreiten könne. Sie sei eine junge Witwe von kaum sechs und vierzig Jahren, und weiter wolle sie vor der Hand nichts sagen. — Jetzt zog sie einen Spiegel aus der Tasche, musterte ihr dick gepudertes Haar, strich die buschichten Augenbraunen zurück, kniff die blauen Lippen roth, klagte, daß ihre schwarze Haut an der Luft ein wenig braun geworden, und daß die Hitze im Schiff unerträglich sei. Ein kalter Wind wehte, sie nahm ihn für einen Zephyr, und riß das Halstuch vom runzlichten Busen. Vermuthlich erwartete sie große Wirkung von diesem letztern Theater-Coup.

»Nun junger Herr?« rief sie, indem sie sich abermals zu Fink wandte, »werden Sie noch lange den Grausamen spielen? meine geräucherte Zunge noch immer verschmähen!«

Mit komischem Ernst vermahnte ich meinen neuen Freund, minder ungefällig gegen eine Dame zu sein, deren Zungen, sowohl die geräucherte als ungeräucherte, so köstlichen Genuß versprächen. Er schien verlegen; Julie hingegen brach in ein lautes Gelächter aus, und die ganze Gesellschaft stimmte plötzlich ein. Die kleinen Augen der Madame Rothbock funkelten; Scharlach färbte ihre hängenden Wangen, ein Ungewitter brach los. Sie packte die eine Zunge wieder ein, und bediente sich der andern, um so lange zu belfern, bis der trockene Gaumen sie zu einer Pause nöthigte.

Indeſſen hatte der junge Menſch mit der bleiernen Geſichtsfarbe auch einen Speiſekorb geöffnet, in welchem ſich allerlei Leckerbiſſen befanden, die er ſelbſt kaum anzuſehen wagte, und die er, mit einer gewiſſen vornehmen Nachläſſigkeit, Julien hinſchob, viele Entſchuldigungen durch die Naſe ſchniffelnd, daß er nichts beſſeres ihr vorzuſetzen habe. Dabei ſchwur er zwanzigmal auf ſeine Ehre, daß er, blos um ſeiner Geſundheit willen, in einem ſo verdammten Fahrzeug reiſe, und daß er ſeinen engliſchen Reiſewagen, nebſt einigen Bedienten, in Frankfurt zurück gelaſſen.

Herr von Jammerfett (ſo hieß der vornehme Patient) hatte ſich ein ganzes Jahr in Berlin aufgehalten, wo Freudenmädchen, Spieler und Reſtaurateurs um die Wette ſeinen Beutel gefegt, und ihn endlich ſo zugerichtet hatten, wie ſeine bleiche Figur zeigte. Allein er glaubte, ſeine hohe Bildung dennoch nicht zu theuer erkauft zu haben. Er hatte Fichte gehört, und behauptete, ihn zu verſtehen. Er hatte Schlegel beſucht und verehrte in ihm den Wiederherſteller der dramatiſchen Kunſt. Er hatte Merkel bewundert, faſt ſo ſehr als Merkel ſich ſelbſt bewundert. Er hatte Iffland beklatſcht, und erzählte, Iffland habe ſich viel darauf zu gute gethan. Er gab auch zu verſtehen, daß einige von den erſten Schauſpielerinnen bis zum Sterben in ihn verliebt geweſen, und daß ſie jedesmal ſchlecht geſpielt hätten, wenn ſie ihn nicht unter den Zuſchauern gewußt. Nach dieſen Confidencen, die er wohl hundertmal durch die Parentheſe: Aber es bleibt unter uns, unterbrach, ſchien es ihm unmöglich, daß

Julie ihm widerſtehen könne. Er ſah ihr mit derjenigen noblen Unverſchämtheit in's Geſicht, welche unſere heutigen Jünglinge ſo außerordentlich wohl kleidet, und den meiſten Mädchen ſo vortrefflich imponirt. Er fuhr ſich mit beiden Händen in die Haare, und ſuchte kunſtreich einen hohen Kamm zu bilden, der die Eroberung vollenden ſollte. Vergebens! all ſein modiſches Affengezier ging an dem hübſchen Mädchen verloren. Nur auf ſeinen Speiſekorb heftete ſie einen lüſternen Blick, doch da ihr Herzgeliebter die Gaben der Madame Rothbock heldenmüthig ausgeſchlagen hatte, ſo verſchmähte ſie mit gleichem Heldenmuthe die Opfer des Herrn von Jammerſett.

Indeſſen ſah ich wohl, daß ſie, über lang oder kurz, der Tirannei ihres Magens unterliegen würde; eine Bemerkung, die mein Intereſſe für ſie nicht im geringſten ſchwächte. Denn ob mir gleich ein gefräſſiges Frauenzimmer in den Tod zuwider iſt, und ein hübſches Mädchen beim Eſſen nie den Mund weiter öffnen ſollte, als nöthig iſt, um drei Erbſen hinein zu ſchieben; ſo iſt mir doch auch ſehr lächerlich, wenn ein Liebhaber, in Geiſtigkeit aufgelöſt, nur mit Abſcheu daran denkt, daß ſeine Geliebte auch eſſen und trinken muß.

Mein Inſtinkt ſagte mir, daß es hier nur darauf ankomme, die beiden jungen Leute in eine behagliche Stimmung zu verſetzen, ihnen Dank und Komplimente zu erſparen. Darum holte ich jetzt auch meinen Speiſekorb unter der Bank hervor, ſetzte mich, ohne ein Wort zu ſagen, zwiſchen beide, ſchnitt eine Rebhühner-Paſtete an,

nahm beide Backen voll, und machte dann mit Meſſer und Gabel links und rechts eine einladende Bewegung. Beide nickten freundlich, wagten aber noch nicht zuzulangen. Ich legte vor, wiederholte meine Pantomime, und ſtellte mich, als ob mein eigener Hunger mich hindere, ſie zu beobachten. Aber mit einem halben Seitenblick ſah ich, wie Juliens Gabel nach dem Teller ſchlich, der Blonde folgte ihrem Beiſpiel, und in der nächſten Minute waren unſere ſechs Kinnbacken in gehöriger Bewegung.

Madame Rothbock ſah zu und ſchmollte. Herr von Jammerfett ſah zu und ſpöttelte, bald über meine ſoldatiſche Manier, bald über die weibliche Laune, die ſeiner zierlichen Einladung widerſtanden, hingegen einer ſtummen Beredſamkeit ſo ſchnell nachgegeben hatte. Ich ließ ihn plaudern und freute mich im Stillen, daß ich dem Pärchen Zutrauen eingeflößt. Nur Einmal, als er einen ungewöhlten Ausdruck brauchte, fragte ich ihn obenhin: ob er auch auf Reiſen Piſtolen bei ſich führe? — Der Wink half.

Julie wurde geſprächig. Ihre ſchönen Augen ruhten bisweilen auf mir. Ich nahm mich wohl in Acht, ſie zärtlich anzublicken, um ſie nicht wieder ſcheu zu machen. Ich wußte, daß man gewiſſe Anſprüche bei dem ſchönen Geſchlecht am leichteſten durchſetzt, wenn man gar keine zu machen ſcheint. Die Mädchen ſind dann nicht auf ihrer Hut und werden gefangen wie die Nachtigallen. Ich überließ mich ganz der luſtigen Thorheit, die das ſchöne Erbtheil meiner Jugend war. Ich warf mich Madame Rothbock zu Füßen, und ſchwur, ich werde nicht eher aufſtehen,

bis ſie, zum Zeichen einer allgemeinen Verſöhnung, einen Rebhuhnflügel, den ich ihr unter die Naſe hielt, zu verzehren geruht habe. Ich fand Gnade vor ihren Augen, ihr Geſicht entrunzelte ſich; ſie nahm die Gelegenheit wahr, den blonden Fink eiferſüchtig zu machen. Liebäugelnd griff ſie mit einer ihrer dicken Fäuſte nach dem Rebhuhn, mit der andern nach meinem Kinn, hob mich auf und ſagte: ich hätte allerliebſte Manieren; ich gliche wie ein Tropfen Waſſer dem andern einem Vetter ihres verſtorbenen Mannes, den ſie habe heirathen wollen, und wäre der Schelm nicht durchgegangen, ſie würde ihn ſehr glücklich gemacht haben. Dann fuhr ſie mit gelöſter Zunge fort:

»Auf Reichthum ſeh' ich es gar nicht an, ich habe, Gott ſei Dank, mein Schäfchen im Trocknen, und wenn ich nur Gegenliebe finde — aber Gegenliebe muß ich finden, und die glaube ich denn auch wohl zu verdienen. Ich bitte, meine Geſtalt nicht nach ihrer jetzigen Lokalität zu beurtheilen, der Kummer und ein gewiſſer Chagrin haben mich etwas abgemagert; aber es gab eine Zeit, wo ich ſehr rund und potelirt, dabei über die Maſſe zierlich war. Je nun, die Zeit kann auch wieder kommen; von Natur bin ich eines luſtigen Humors, und wenn ich nur erſt die gehörigen Konſolationen finde, ſo werde ich wieder aufgehen wie ein zarter Teig.«

Bei dieſem ſüßen Geſchwätz verwarf ſie die Augen ſo kunſtreich, daß weder Fink noch ich errathen konnten, wem eigentlich von uns beiden ſie ihre Gunſt zugedacht habe.

Ich hatte nicht Luſt ihr Schielen zu meinem Vortheil auszulegen, hingegen hatte ich große Luſt, den Blonden ſo viel möglich von Julien zu entfernen, darum ſchwur ich, mein Tranſchirmeſſer nicht eher in die Scheide zu ſtecken, bis es mir gelungen, die liebenswürdige junge Witwe mit Herrn Fink auszuſöhnen. Ohne Umſtände ergriff ich des Jünglings weiche Hand, und legte ſie in die rothe Fauſt der Krämerin, die ſich auch ſogleich verſchloß, wie die Blätter jener Pflanze, welche Fliegen fangen. Fink ſchwieg aus Verlegenheit; das nahm die gute Dame für ein Bekenntniß ſeiner Schuld, und eine Bitte um Verzeihung.

»Ach!« ſagte ſie, »man muß Geduld und eine Art von Patience mit jungen Leuten haben.«

Von dieſem Augenblicke an ließ ſie ihn nicht mehr los.

Während der feierlichen Verſöhnungsſcene hatte Herr von Jammerfett ſich wieder zu Julien geſellt und ſie von ſeinen Verdienſten unterhalten; denn du mußt wiſſen, daß jetzt in Deutſchland die jungen Herren dieſe Mühe ſelbſt übernehmen. Julie hörte zu und nickte bisweilen mit dem Kopfe, woraus Jammerfett natürlich den Schluß zog, daß ſie nunmehr überwunden ſei.

Sechs Stunden waren nun ſchon ſeit unſerer Abfahrt verfloſſen, und noch hatte der kurze, dicke Herr Probſt — er hieß Schaafpelz — nicht ein Wort geſprochen. Er ſchlief, oder ſchien zu ſchlafen, denn ich ertappte ihn ein paarmal, als er mit halbgeöffneten Augen nach Julien blinzelte. Er zählte ſchon über fünfzig Jahre, allein er war ſo wohl genährt und ſaftreich, daß man ihm höchſtens vier-

zig gab. Die ſechs Stunden ſeines Schweigens hatte er vermuthlich dazu angewandt, uns zu ſtudiren, und ſeinen Plan auf dieſes Studium zu bauen. Er hielt ſich für's Erſte aus guten Urſachen an Madame Rothbock, und gewann dieſe Thörin ſehr leicht, indem er ſich leiſe wunderte, daß ſie bei ihrer Jugend und Geſtalt noch nicht zur zweiten Ehe geſchritten ſei. Er rieth ihr ſolches mit feierlichem Ernſt, und unterſtützte ſeinen Rath durch den bekannten Spruch: daß freien beſſer ſei als Brunſt leiden.

Sie war entzückt von ihm. Beide wurden in Kurzem ſo vertraut, daß ſie einander beſtändig in die Ohren flüſterten und wenig Notiz von uns nahmen.

So gelangten wir endlich nach St. Goar, wo wir eſſen und ſchlafen ſollten. Fink zog mich bei Seite, ſprach von der Sympathie edler Seelen, und zeigte mir ſeinen leeren Beutel. Ich bat ihn, ohne Umſtände den Inhalt des meinigen zu theilen. Er breitete ſeine langen Arme aus und drückte mich an ſeine flache Bruſt. »Es iſt nicht der Rede werth,« ſagte ich ihm. Es wäre mir aber nicht lieb geweſen, wenn er meine berechnete Freigebigkeit wirklich der Rede nicht werth gehalten, und Julien verſchwiegen hätte. Ich bemerkte bald, daß ſie um das Geheimniß wußte, denn ſie ſah mich oft mit einer gewiſſen freundlichen Verlegenheit an, und ihre Blicke ſchienen zu ſagen: ich möchte dir gern von Herzen danken. Ich that, als ſei nichts vorgefallen, allein ihr Dankgefühl war ſo lebhaft, daß die Geſellſchaft es bemerkte, und da der Grund ihr unbekannt blieb, eine

aufkeimende Liebe zu mir vermuthete. Die kleinen, grünen Augen der Madame Rothbock schimmerten wie bunte Lampen bei einer Illumination, denn sie hoffte, Julie werde ihr das Finkenherz nun nicht mehr streitig machen. Die Blicke des Herrn von Jammersett verriethen spöttisches Mitleid. »Es kostet mich nur ein Wort,« stand darin geschrieben, »so werde ich von dem kleinen, hübschen Mädchen angebetet.« Der dicke Rath schien mir nicht recht zu trauen. Er beobachtete fleißig aus fromm verdrehten Augenwinkeln, und suchte mich so oft als möglich zu entfernen. Darum wähnte er, zum Exempel, es werde nöthig und ersprießlich sein, daß Einer aus der Gesellschaft die Zeche besorge, und trug mir dieses Geschäft, mit vieler Höflichkeit, als einen konfidentiellen Posten an. Ich merkte seine List, allein ich übernahm das Amt, und that ihm den Gefallen, mich sehr lange in der Küche mit der Wirthin zu unterhalten. Eigentlich wollte ich hören, was Julie dazu sagen würde, und ich hatte das Vergnügen, sanfte Vorwürfe aus ihrem schönen Munde über meine lange Abwesenheit zu vernehmen.

Herr Schaafpelz ging nun auch hinaus, um, wie er sagte, die Sorgen mit mir zu theilen. Er erzählte bei seiner Zurückkunft, daß er sämmtliche Gastzimmer untersucht, und so viel möglich nach unser aller Bequemlichkeit die Schlafzimmer gewählt habe. Ich war neugierig zu wissen, welche Vorkehrungen er getroffen, aber ich schwieg, weil Niemand fragte, und wir setzten uns zu Tische, Julie mir zur Seite, Fink in der Gefangenschaft der Madame Rothbock;

der Herr Rath und der Junker von Jammerſett pflanzten ſich Julien gegenüber, jener mit leuchtendem Vollmonds-Antlitz, dieſer ein Nebelſtern aus der Milchſtraße.

Wir aßen, tranken, ſchwatzten, lachten. So oft die junge ſechsundvierzigjährige Witwe ihren blonden Nachbar mit kindiſchem Muthwillen in die Arme zwickte, verſäumte ich die Gelegenheit nicht, Julien ein freundliches Wörtchen zuzuflüſtern, hütete mich aber ſehr vor faden Schmeicheleien.

Nach aufgehobener Tafel war die Rede vom Schlafengehen, und nun rückte der Schaafpelz mit ſeiner Einrichtung hervor. Fink und ich bekamen ein Zimmer; Julie das zweite benachbarte; der Kranke ein drittes auf dem Gange; er ſelbſt und die Krämersfrau zwei aneinander ſtoßende Gemächer, die durch einen kleinen Hof von dem Hauptgebäude getrennt waren. Ich begriff nicht gleich die Abſicht des Herrn Rathes. Ich meinte, es wäre am natürlichſten geweſen, die beiden Damen in ein Zimmer zu betten, und die Mannsperſonen, wie es der Zufall fügen würde. Allein er hatte eine ſchlaue Berechnung dabei. Fink ſollte mich bewachen, und er ſelbſt wollte der Madame Rothbock nahe bleiben, um in dieſer Nacht gewiſſe Verabredungen mit ihr zu treffen. Das wurde mir klar am andern Morgen, als beide erſchienen, und auf ihren Geſichtern ein gewiſſes Einverſtändniß zu leſen war. Ich beſchloß um ſo mehr auf meiner Hut zu ſein, da der Herr Rath von nun an einen ganz andern Ton anſtimmte, mit vieler Salbung von Mo-

lassen könnte: und, sagt er, ich wäre noch zu jung, auf mich allein könnte er sich nicht verlassen; und, sagt er, — ja, ich kann gar nicht Alles sagen, was er sagte.

Felix. (zerstreut) So? und was sagst du denn?

Rösg. (mit einem Seufzer) Ich sage gar nichts.

Felix. Hat denn die kühle Abendluft euch nicht geschadet?

Rösg. Wir waren ja in der Stube, als er das sagte.

Felix. Sprachst du nicht von den Kastanienbäumen? und vom Hügel?

Rösg. Ja so die Gräfin, an die dachte ich schon nicht mehr. Sie hat mir aufgetragen, Sie zu bitten, Sie mögten doch ja zu ihr kommen, wenn Sie zum Erstenmale ausgiengen.

Felix. Und das sagst du mir jetzt erst?

Rösg. Wir haben so viel geplaudert — und ich dachte, Sie wären auch gern bey mir. — Sind Sie denn nicht gern bey mir?

Felix. O ja, mein Kind.

ral und Sitten ſprach, und beſonders mich mit zurückhaltender Höflichkeit behandelte.

Wir ſetzten unſere Reiſe fort. Herr von Jammerſett, der ſich dem Orte ſeiner Beſtimmung näherte und gegen Abend uns verlaſſen wollte, bot noch einmal die ganze neuere Kunſt zu lieben, das heißt, unverſchämt zu ſein, auf, um Julien und uns Allen zu beweiſen, daß er Schlegel's Lucinden geleſen und ſtudirt habe. Der Rath und Madame Rothbock nannten ſich ſchon in ſüßer Eintracht Herr Nachbar und Frau Nachbarin: denn ſie hatten die Entdeckung gemacht, daß das Landgut des Herrn Raths nur wenige Meilen von einer Art von Landgut entfernt war, welches der wohlſelige Herr Rothbock, dem Kramhandel entſagend, anfangs als Pachter bearbeitet, und zuletzt von dem bankerotten Beſitzer gekauft hatte.

Nach Jammerſett's Trennung von uns, welche — um Julien keine Ohnmacht zu verurſachen — im Stillen vor ſich ging — ſchwammen wir wohlgemuth auf den Wellen des Rheins dahin. Ich unterhielt Julien, Madame Rothbock klammerte ſich an den geduldigen Fink, und der Herr Rath blinzelte bald hinüber bald herüber, ſtörte mich ſo oft als möglich in meinen Herzensergießungen, und machte ſo oft als möglich den blonden Jüngling aufmerkſam auf mein verdächtiges Flüſtern. Aber Fink blieb ruhig, denn Julie hatte ja verſprochen, ihn ewig zu lieben, und er kannte kein einziges Schauſpiel, in welchem eine ſolche Zuſage wäre gebrochen worden.

Ich ſelbſt wußte nicht recht, was ich von Julien den-

ken ſollte: ſie hatte dieſem langen Menſchen ſo manches aufgeopfert; ſie äußerte in ſchönen Worten ihre Zärtlichkeit für ihn, auch wenn er nicht zugegen war; und dennoch ſchienen ihre göttlichen blauen Augen bisweilen eine andere Sprache mit mir zu reden. Das gab mir eine ſeltſame Unruhe. Noch liebte ich ſie nicht, allein ich war auf gutem Wege ſie zu lieben. Wir wurden beide zerſtreut und nachdenkend. Das ſchöne Mädchen, dachte ich am dritten Tage, will ſich wohl nur nebenher einen Zeitvertreib mit mir machen; das könnte meine Ruhe koſten. Beſſer, ich gehe.

Kurz und gut faßte ich den Entſchluß, mich am andern Morgen von der gefährlichen Reiſegeſellſchaft zu trennen. Ich ſagte es der Hopfenſtange, und erklärte auch freimüthig, warum ich es thun wolle. Er bewunderte meine Großmuth, ſtürzte mir um den Hals, und verſicherte, er könne eben ſo wenig mich, als Julien entbehren; ja noch eher Julien, wenn er nicht ganz ſo, als ſein Herz ihn überrede, von ihr geliebt werden ſollte. Das ihrige auf eine Probe zu ſtellen, habe er ſchon längſt gewünſcht; die Gelegenheit dazu ſei ihm ſehr willkommen; er werde gern ſehen, ja, er bitte mich ſogar, Julien den Hof zu machen. Gelänge es mir, ſie zu rühren, ſo habe ſie ihn nie wahrhaft geliebt, und ſo gönne er ſie lieber mir, als irgend einem andern. Sollte aber der Verſuch ſelbſt meiner Liebenswürdigkeit — wie er ſich auszudrücken beliebte — mißglücken, ſo werde er künftig ihres Herzens um ſo gewiſſer, und folglich mir hoch verpflichtet ſein.

Ich ſtellte ihm vor, daß dieſe gefährliche Probe ent-

weder für ihn oder für mich sehr traurig ausfallen könnte. Er lächelte und schien das erstere für unmöglich zu halten. Das zwickte meine Eitelkeit; ich willigte trotzig in sein Begehren, und war von diesem Augenblick an Juliens erklärter Liebhaber.

Der dicke Herr Rath, der auch sein Plänchen gemacht hatte, überhäufte uns jetzt mit Höflichkeiten, besonders mich, den er zu fürchten schien. Er ließ überall Leckerbissen auftragen, bezahlte überall die Zeche, und wenn ich in ihn drang, uns Rechnung abzulegen, so versicherte er, das werde entweder nie geschehen, oder doch nur in seiner eigenen Wohnung, die nicht weit mehr entfernt war, und wohin er uns alle mit Ungestüm einlud, um einige Tage auszuruhen. Der Vorschlag wurde einmüthig angenommen. Das Landhaus, auf einem anmuthigen Hügel gelegen, schimmerte uns schon von ferne in die Augen. Wir stiegen aus dem Schiffe. Der Schaafpelz ließ einen alten vergoldeten Wagen, mit zwei dicken Ackergäulen bespannt, holen; die Damen fuhren, die Herren gingen zu Fuße, und unser feister Wirth erklimmte athemlos seine freundliche, von Weinbergen umringte Wohnung, in welcher jedes Zimmer und jedes Hausgeräth wollüstige Bequemlichkeit athmete.

Nun hatte der Herr Rath alle Hände voll zu thun, um uns köstlich zu bewirthen. Alles bot er auf, was bei Julien ein lockendes Bild von seiner Lebensweise erwecken konnte. Dadurch, und durch Fink's Bestreben, die verabredete Probe auf keine Weise zu hindern, gewann ich

Zeit und Gelegenheit, Julien nach und nach ein Geſtändniß meiner Liebe abzulegen. Sie ſah mich wehmüthig an, ſchüttelte den Kopf, und Thränen traten ihr in die Augen. Das hieß in Worte überſetzt: — (ſo wenigſtens legte meine Eitelkeit es aus) »Wäre ich nicht gebunden, ſo würde ich dich lieben.« — Ich entdeckte ihr nun meine Uebereinkunft mit ihrem blonden Sylphen, und daß ich, ohne dieſelbe, ihre gefährliche Gegenwart bereits geflohen hätte.

»Wie!« rief ſie aus, »ſo tief kränkt er mein Herz? nach allem was ich für ihn gethan, glaubt er mich noch auf Proben ſtellen zu müſſen?« — Ich ſah, daß ſie mit Begier den Vorwand ergriff, das Schwanken ihres eigenen Herzens zu entſchuldigen; nur Scham hielt das Bekenntniß zurück, aber ihre Blicke redeten — ich wurde dringender, feuriger, und ſchon am zweiten Tage entſchlüpfte ihren ſtammelnden Lippen das Geſtändniß: ſie werde es nicht ungern ſehen, wenn Fink alle ſeine Rechte förmlich an mich abtrete; doch ſo lange ihre Liebe ſein ganzes Glück ausmache; ſo lange er ſelbſt nicht treulos werde; ſei ſie feſt entſchloſſen, ihn nimmer zu verlaſſen.

Wir wurden durch die Ankunft von zwei großen, derben Burſchen unterbrochen, die entſetzlich dumm waren, und mit bäueriſchem Ungeſtüm nach Madame Rothbock fragten. So bald ſie dieſe holde Dame erblickten, ſprangen ſie ihr um den Hals und ſchmatzten an ihrer Wange. Ich wunderte mich anfangs, daß Madame Rothbock ihre Zärtlichkeit ſo kalt und ſtolz erwiederte, denn es waren doch männliche Kreaturen; es mußte folglich irgend etwas im

Spiele sein, was ihr Geschlecht hinderte, auf die Reizbarkeit der Dame zu wirken. Ich hatte richtig gerathen; es waren ihre Neffen und muthmaßlichen Erben, die Herren Peter und Sebastian Duderdull. In beiden Blicken stand sehr deutlich: Sterben Sie, liebe Tante, so bald es ihnen beliebt, wir brennen vor Begierde, ihre Thaler zu zählen.

Die Tante hätte gern gesehen, wenn sie auf der Stelle wieder nach Haus gegangen wären, allein der Schaafpelz empfing sie sehr artig, versuchte sogar sie zu unterhalten. Zum Unglück verstand der Aelteste nichts als Frösche zu spießen, und der Jüngste, Thonkugeln für sein Blaserohr zu drehen. Mit diesen beiden schönen Künsten prahlten sie aber auch nicht wenig. Bei Tische ließen sie Niemand zum Worte kommen, denn sie mußten ja der wertheſten Frau Tante alles erzählen, was, während ihrer Abwesenheit, sich in der Heimath zugetragen; wer gestorben, wie viel er hinterlassen, wer geheirathet, wie viele Schüsseln auf der Hochzeit gespeist worden u. s. w. Dabei kamen so viele jämmerliche Vettern und Muhmen zum Vorschein, daß die gute Madame Rothbock einmal über das andere blau wurde.

Nach Tische fuhr Peter Duderdull fort, des Rathes Weinflaschen zuzusprechen, Sebastian Duderdull hingegen fing an, mit Julien zu liebäugeln. Die Tante führte den blonden Fink in den Garten, um die Mittel und Wege ihm anzudeuten, wie man ihre plumpen Neffen um die gehoffte Erbschaft betrügen könne. Der Rath legte sich schla-

fen; ich blieb alſo mit Julien und dem jungen Duderdull allein, und dieſer Peiniger ſchien entſchloſſen, uns nicht einen Augenblick zu verlaſſen. Wir gingen aus dem Hauſe in den Garten, aus dem Garten auf das Feld; wir kehrten wieder zurück in das Landhaus, ſchlüpften auf's neue in den Garten — alles vergebens! der Burſche wich uns nicht von der Ferſe, und als Julie einmal ſtehen blieb, um ſich an dem Geſang einer Grasmücke zu ergetzen, ſo ſchoß er das Vöglein mit ſeinem Blaſerohr geſchickt herunter, und überreichte es ihr grinzend.

Endlich wurde ich ungeduldig. Vielleicht, dachte ich, wird Julie ſich den Burſchen leichter vom Halſe ſchaffen, wenn ich ſie allein mit ihm laſſe. Ich ergriff eine Flinte und ſchlenderte in den Buſch. Nach einer kurzen Abweſenheit kehre ich zurück, höre kaum hundert Schritt vom Wege Juliens Stimme um Hilfe ſchreien, ſtürze hinzu, und finde den Herrn Sebaſtian Duderdull im Begriff, ihr ſeine Liebe ſo handgreiflich zu erklären, als er vermuthlich daheim im Umgang mit den Küchen-Nymphen zu thun gewohnt war. Eine blutende Naſe und ein zerkratztes Geſicht waren bis jetzt alles, was er davon getragen. Als er mich erblickte, ließ er ſeine Beute fahren und lachte mich ſehr freundlich an.

Zu ſeinem Glücke hatte ich eben ein Kaninchen erlegt, folglich war meine Flinte nicht geladen, ſonſt hätte ich ihm ſicher in der erſten Aufwallung allen Schrot in die feiſten Waden geſchoſſen. Jetzt begnügte ich mich, um ihm das Naſenbluten zu ſtillen, ihm zehn bis zwölf derbe Stöße

mit der Flintenkolbe in die Nixren zu geben. Er lief davon und ich führte Julien nach Hause. Junker Sebastian ließ sich den Abend nicht wieder sehen, und hatte sich am andern Morgen in aller Frühe, sammt seinem besoffenen Bruder, ohne Abschied zu nehmen, wieder auf die Reise gemacht. Um ärgerliche Scenen zu vermeiden, erwähnten Julie und ich des Abenteuers nicht.

Indessen hatte die ehrbare Tante, mit fast nicht mindern Ungestüm als ihr hoffnungsvoller Neffe, das Herz des blonden Jünglings bestürmt. Er vertraute es mir ein wenig schamhaft. Sie besaß fünfzig tausend Thaler in Ländereien, ohne eine prächtige Aussteuer an Wäsche und Silberzeug zu rechnen. Das war kein Spaß; man mußte es überlegen. Sie wollte in einigen Tagen abreisen; sie hatte andere Partien genug bei der Hand, schöne, junge Männer; wir schrieben schon den 15. April, und sie wollte durchaus am ersten Mai, wenn die Hexen auf den Blocksberg reiten, wieder vermählt sein; also war keine Zeit zu verlieren. Daß Fink die Sache nicht ganz von der Hand gewiesen, sah ich an einem hübschen Brillantringe, den er seit einigen Stunden am Finger trug. Ich bemerkte, daß nur die Scham ihn abhalte, sich zu erklären. »Nein,« rief er mit theatralischem Pathos, »lieber eine Strohhütte mit Julien!« aber dennoch fragte er mich um Rath, mich, seinen Nebenbuhler; folglich schielte er nach dem Geldsack und erwartete einen Rath, hinter den er seinen Wunsch verstecken könnte.

Einen solchen ihm zu geben, säumte ich auch nicht.

Ich stellte ihm vor, daß es zwar alte, verliebte Thörinnen genug gebe, doch selten solche, die am ersten Mai fünfzig tausend Thaler verschenken könnten. Julien, meinte ich, würde er gerade dadurch den stärksten Beweis seiner Liebe geben, wenn er sich gleichsam selbst aufopferte, um die Geliebte nicht dem Mangel auszusetzen. Die Hastigkeit, mit der er meine Gründe billigte, bewies, daß sie ihm willkommen waren. Julie kam dazu, hörte unser Gespräch, und erklärte empfindlich: sie habe nur auf den Fall mir eine Hoffnung zugesagt, wenn er selbst von ihrem Gelübde sie entbände.

Dies Geständniß benutzte Fink, um sich gleichfalls empfindlich zu stellen. »Diese Art von Anwartschaft oder wie soll ich es nennen,« sagte er, »ist eben kein Beweis von Zärtlichkeit für mich.« — Damit ging er, und warf die Thür ungezogen hinter sich zu.

Ich schwieg und beobachtete. Julie schien einen Augenblick erschrocken — dann weinte sie sanft — dann reichte sie mir mit abgewandtem Gesicht die Hand und schluchzte. »Ich Unglückliche! wenn ich mich auch in Ihnen geirrt habe!« — Ich warf mich zu ihren Füßen, und wollte eben in Betheurungen überströmen, als, zu meinem Erstaunen, ihre Thränen plötzlich vertrockneten, ihre Augen funkelten, und sie — hastig ihre Hand losreißend — ausrief: »Nein er hat Recht! ich wäre seiner und Ihrer unwürdig, wenn ich eines solchen Wankelmuthes fähig wäre. Ich fühle, daß ich ihn verlieren werde, allein ich schwöre, daß ich zugleich auch Ihnen entsage.«

Mit dieſen Worten eilte ſie aus dem Zimmer, verſchloß ſich in das ihrige, und kam nicht wieder zum Vorſchein. Ich ſtand verblüfft, empfindlich, ärgerlich. In dem Augenblicke, da ich ſie zu halten glaubte, entſchlüpfte ſie mir, dem Anſchein nach, für immer. Daß ihr Entſchluß blos die Wirkung einer letzten, romantiſchen Aufwallung war, bedachte ich zu ſpät.

»Warum ſetzeſt du deine Ruhe noch länger auf das Spiel?" flüſterte beleidigte Eitelkeit mir zu. »Flieh, weil es noch Zeit iſt, und bekümmere dich nicht weiter um das launenhafte Mädchen und ihre treuloſe Hopfenſtange." — Auf der Stelle ging ich zu dem Rath, ſagte ihm, daß ich am andern Morgen in aller Frühe abreiſen würde; daß ich aber kein Liebhaber von förmlichen Abſchiednehmen ſei, ihn daher erſuchte, meinen Dank für ſeine Bewirthung im Stillen zu empfangen, und meinen Entſchluß den übrigen Gäſten zu verheimlichen.

Ich las Ueberraſchung und Freude in ſeinem Geſicht. Nun hatte er freies Feld. Er zwang ſich zu der lauwarmen Bitte, meinen Aufenthalt noch zu verlängern, gab jedoch ſehr bald höflich nach, um mich auf keine Weiſe durch ſeine Bitten zu beläſtigen. Wir ſchieden als die beſten Freunde. Abends erſchien ich noch bei Tiſche, Julie aber nicht, ſie entſchuldigte ſich durch Kopfſchmerzen. Madame Rothbock machte die Honneurs an der Tafel, und neckte mich durch plumpe Scherze. Der dicke Herr Rath ſchien in angenehmen Gedanken verloren. Fink ſprach wenig und ich kein

Wort. Sobald wir die Stühle rückten, machte ich eine kurze Verbeugung und verschwand.

Unzähligemal änderte ich, während der schlaflosen Nacht, meinen Entschluß; unzähligemal ergriff ich ihn auf's neue. Die Vernunft siegte endlich. »Was kann, was soll aus der Geschichte werden?" so raisonnirte ich mit mir selbst. »Gesetzt, Julie liebt mich, will ich sie etwa heirathen? ich, der ich stets eine unüberwindliche Scheu vor dem Ehestande hegte, ich sollte mich jetzt über Hals und Kopf an eine entführte Dirne fesseln? — Nein, ich will sie nicht heirathen. Oder soll sie als Maitresse mit mir herum ziehen? darf ich das hoffen von ihr, die sogar gegen einen geliebten Bräutigam ihre Unschuld zu behaupten wußte? — Es bleibt dabei, ich gehe."

Und ich ging wirklich. Schon um vier Uhr des Morgens saß ich zu Pferde und trabte den Hügel hinab. Der Herr Rath und Madame Rothbock benutzten meine Abwesenheit trefflich. Ein Briefchen an Fink war in meinem Namen geschmiedet worden, folgenden Inhalts:

»Mein Freund, ich liebe Julien zum Rasendwerden! es ist mir gelungen ihr Herz zu rühren; sie flieht mit mir; sie will meine Treue prüfen und vergelten; sie will nicht Zeugin Ihrer Unbeständigkeit sein. Madame Rothbock wird Ihnen Juliens Verlust ersetzen. Spüren Sie uns nicht nach, es würde Ihnen oder mir das Leben kosten, und im glücklichsten Falle würden Sie dennoch das Herz nicht wieder gewinnen, dessen Werth Sie verkannten."

Dies saubere Briefchen hatte man versiegelt in meinem

Rösg. Nennen Sie mich doch nicht Ihr Kind. Das klingt so, als ob ich noch Wunder wie klein wäre. Auf Petri Pauli werde ich 14 Jahr. Schulzens Anne ist nur Ein Jahr älter als ich, und ist schon Braut.

Felix. Wärklich?

Rösg. Jezt muß ich nach Hause, sonst schmält der Vater. Adieu lieber Herr Wacker.

Felix Adieu, liebes Rösgen.

Rösg. Sie sehn mich ja gar nicht an?

Felix. (mit gezwungener Freundlichkeit sie anblickend) Leb wohl! leb wohl!

Rösg. Sehn Sie die schöne Rose. Der Vater legte sie heute in mein Körbchen, ich sollte sie den Gräfinnen bringen, aber ich habe sie heraus stipzt.

Felix. Für wen.

Rösg. Je nun — wenn Sie mich darum bitten —

Felix. Wenn du mir sie gern giebst.

Rösg. Da, da. Ich habe sie selbst gepflückt, und mich brav dabey in die Finger gestochen. Aber das thut nichts, wenn es Ihnen

Schlafzimmer auf den Tisch gelegt. Die verliebte Krämerin war im Geheimniß, und lieh sich bereitwillig zu Allem; denn der Schaafpelz hatte ihr bewiesen, daß nur eine Trennung von Julien den schwankenden Blondling bestimmen könne, seine Arme den goldenen Fesseln darzureichen, und hatte nebenher versprochen, die entführte Waise ihren Verwandten wieder auszuliefern.

Kaum war ich davon geritten, als ein erkauftes Bauermädchen leise an Juliens Thür klopfte, ihr zuflüsterte, ich sei so eben aufgebrochen, und lasse sie dringend bitten, herab in die Pachter-Wohnung zu kommen, die kaum hundert Schritt von dem Landhaus entfernt lag, wo ich ihr etwas wichtiges zu vertrauen hätte. Julie erschrack heftig; ihr erster Gedanke war, es sei zwischen mir und Fink ein Zweikampf vorgefallen. Sie sprang aus dem Bette, warf ein leichtes Nachtkleid über und flog zitternd in die Pachters Wohnung, wo man sie unter allerlei Vorwand, auf meine baldige Ankunft vertröstete, und endlich, als sie nicht mehr zu halten war, ihr mit dürren Worten erklärte: sie müsse vor der Hand hier bleiben, auf Befehl des Herrn Raths. Sie stieß einen lauten Schrei aus, und versank in dumpfes Erstaunen.

Unterdessen benachrichtigte man den blonden Fink, daß ich plötzlich insgeheim abgereist, und daß auch Julie verschwunden sei. Hastig streckte er seine langen Beine aus dem Bette, stürzte in Juliens Schlafgemach, dann in das meinige, fand keinen Menschen aber einen Brief, der ihn

vollends zur Verzweiflung brachte. Er ſchrie über Treuloſigkeit; er glaubte ſich noch obendrein verhöhnt; er wollte zu Fuße bis nach der erſten Poſtſtation laufen. Madame Rothbock erbot ſich mitleidig, ihn dahin zu begleiten. Ihre Pferde waren ſchon angeſpannt. Ohne Beſinnung ſtieg er mit ihr in den Wagen, und grinſend ſah der dicke Herr Rath das Pärchen dahinrollen; grinſend hob er ſeine dicken Finger, um ihnen nach zu ſegnen.

Auf der erſten Poſt fragte Fink haſtig: ob man nicht einen jungen Mann in einer blauen Uniform mit einem Frauenzimmer, welches er ſehr treffend beſchrieb, habe vorbei fahren ſehen? — Ein Offizier iſt nicht längſt vorbei geritten, war die Antwort, aber ganz allein.

Ich war in der That kaum eine halbe Stunde voraus, denn mein gemietheter Bauergaul hatte ſich meinen Tiefſinn zu Nutzen gemacht, um mit größter Bequemlichkeit Schritt vor Schritt zu wandeln, auch wohl bisweilen am Wege einen Mund voll Gras zu rupfen, ohne daß ich es gewahr wurde. Jetzt erwachte ich aus meinen Träumen, als ich, dicht an der Straße, ein ſehr maſſives Landhaus erblickte. Ich ahnete nicht, daß ich der Wohnung der liebenswürdigen Madame Rothbock ſo nahe ſei. Plötzlich hörte ich einen Wagen hinter mir her rollen. Ich nahm mir nicht einmal die Mühe mich umzuſehen. Aber kaum war der Wagen mir zur Seite, als ich den langen Fink mit entblößtem Degen herausſpringen ſah. Obgleich überraſcht, blieb ich dennoch ſehr kaltblütig. Meine Flinte war noch

geladen, ich feuerte sie in die Luft, um jedem bösen Zufall vorzubeugen.

Die Krämers-Witwe, die einen bloßen Degen gesehen und einen Schuß gehört hatte, kreischte so drollig, daß ich mich des Lachens nicht enthalten konnte. Sie kugelte sich gleichfalls aus dem Wagen, und schob sich kreischend zwischen mich und den geliebten Bräutigam, der sie, noch vor der Hochzeit, wiederum zur Witwe machen wollte. Fink stieß sie zurück und forderte mich trotzig. Ich stieg ab und band mein Pferd an einen Baum. Es war mir unbegreiflich, wodurch der sanfte Fink so sehr in Wuth gegen mich gerathen. Ich hatte nicht Lust, mich meines Vortheils zu bedienen, und fragte ihn gelassen um die Ursache seines Zornes.

Ohne ein Wort zu antworten, reichte er mir das Brieflein. Ich las und fand augenblicklich den Faden der elenden Intrigue. »Man hintergeht uns Beide,« sagte ich ihm, mit einem verachtenden Blick auf seine Dulcinea; zugleich erinnerte ich ihn an ein Lied, welches ich vor zwei Tagen in seiner Gegenwart abgeschrieben und ihm gegeben hatte. Es befand sich zum Glück noch in seiner Tasche; er zog es hervor und sah beschämt, daß der Brief nicht von meiner Hand geschrieben sei. Er fiel mir um den Hals. Seine ganze Wuth kehrte sich gegen Madame Rothbock. »Das ist dein Werk!« fuhr er sie an, »du Ungeheuer!«

Die mannlustige, zitternde Witwe erbot sich schluchzend, Alles aufzuklären, wenn wir sie zuvor nach ihrer

Wohnung begleiten wollten, denn jetzt sei sie außer Stande zu sprechen, einer Ohnmacht nahe.

Wir thaten was sie begehrte, und sie hielt Wort; denn kaum hatten wir ihre Schwelle betreten, als sie zu Boden schlug, daß die Fenster klirrten. Ich hatte nichts bei der Hand als ein wenig Schießpulver, das schüttete ich ihr in den offenen Mund. Sie sprudelte und kam zu sich.

Nun erfuhren wir Alles. Sie schob die Schuld einzig und allein auf den Schaafpelz, der es ihr zur Gewissenspflicht gemacht habe, einen verirrten Jüngling wieder auf den rechten Pfad zu leiten, indessen er die Sorge für das verirrte Mädchen übernehmen wolle. Sie betheuerte ihre gute Absicht und ihre grenzenlose Liebe. — Aber Julie? fragten wir Beide aus Einem Munde: was ist aus Julien geworden?

»Dies leichtsinnige Geschöpf,« erwiederte Madame Rothbock mit boshafter List, »war von Allem unterrichtet, Alles geschah mit ihrem Vorwissen. Sie versteckte sich, um uns abreisen zu lassen, und dann, Gott weiß, welch ein Sündenleben in Wollust und Ueberfluß zu beginnen.«

Ich glaubte der Megäre nicht eine Sylbe. Fink war argwöhnischer und folglich leichtgläubiger. Hatte er doch selbst das ganze Landhaus durchstrichen, mit lauter Stimme Julien überall gerufen. Hätte man sie eingesperrt, so würde sie seine Stimme vernommen und geantwortet haben. Was hätte sie auch bewegen können, des Morgens um fünf Uhr ihr Bett und ihr Zimmer zu verlassen?

Ich konnte darauf nichts antworten, denn ich tappte ja selbst noch im Dunkeln; allein ich traute der Versicherung meines Herzens: Julie sei unschuldig. Es entstand nun die Frage: was zu thun sei? — Fink, der sich jetzt als der Erste Liebhaber in einer Tragödie vorkam, wollte auf der Stelle umkehren und das Landhaus in Brand stecken. Madame Rothbock meinte, er müsse den Rath verbrennen, und nicht das Landhaus; jenen werde er aber nicht mehr finden, weil er sogleich, nebst Julien, nach — sie wußte nicht wohin — habe abreisen wollen. Fink kaute an seinen Nägeln. Ich bat um ein Frühstück, um besser überlegen zu können. Es wurde aufgetragen. Fink aß keinen Bissen. Die schöne Witwe schloß, um ihn zu zerstreuen, alle ihre Kästen und Schränke auf, und ließ ihm so viele herrliche Dinge sehen, daß er bald Julien gar nicht mehr sah.

Als ich seine Augen- und Herzensschwäche merkte, schlug ich vor, an Ort und Stelle die Sache zu untersuchen, zu erforschen, und — wenn er mich bei Madame Rothbock erwarten wolle — ihm sichere Nachricht zu bringen. Er willigte darein, wiewohl mit einiger Verlegenheit. In wenigen Stunden hatte ich das nächste Städtchen erreicht, wo ich eine Postchaise kaufte (weil mein Ackergaul vor Müdigkeit umfallen wollte), und einen pfiffigen Lohnlakei, einen Italiener, in meine Dienste nahm, dem ich, bei allem was er sehen oder hören würde, ein tiefes Schweigen empfahl. Dann eilte ich nach dem Landhause des dicken Herrn Raths.

Vermuthlich hatte dieſer, aus guten Urſachen, alle ſeine Leute entfernt. Niemand begegnete uns, weder auf dem Hofe noch in den Zimmern; aber auch ihn ſelbſt fanden wir da nicht. Ich ſchlich auf den Gang, bis vor die Thür von Juliens Schlafgemach. Hier hörte ich alſobald ihre laute Stimme, und ein halblautes Flüſtern des Herrn Raths.

Ich öffnete die Thür ſo leiſe als möglich. Zum Glück hatten die handelnden Perſonen uns den Rücken zugekehrt, und ich hatte ungeſtört faſt eine Viertelſtunde lang das Vergnügen, zu ſehen, wie der Herr Rath mit ſeinen unflätigen Küſſen Juliens ſchöne Hand bedeckte, die ſich ihm ſtets entwand, und immer auf's neue ergriffen wurde.

Julie erblickte mich zuerſt, ſchrie laut auf und ſtürzte in meine Arme. Jetzt wandte auch der Schaafpelz ſein dickes Haupt. Mein Anblick, meine Piſtole verſteinerten ihn; er war nicht im Stande aufzuſtehen. Julie fiel zu meinen Füßen, umfaßte meine Knie, nannte mich tauſendmal ihren Befreier, und ihre Freude war ſo ſchön, ſo ausgelaſſen, daß ich ohne Eitelkeit mir ſchmeicheln durfte, nicht die Rettung allein ſei ihr willkommen, ſondern auch der Retter.

Indeſſen erholte ſich der Rath ein wenig, verſuchte eine kahle Rechtfertigung, ſprach von ſeinen reinen Abſichten; von der Verführung, welcher dieſe junge Waiſe ausgeſetzt geweſen; von ſeinem frommen Vorſatz, ſie mit Sanftmuth in die Arme ihrer Verwandten zurück zu führen u. ſ. w.

»Der Scheinheilige!« ſagte Julie, indem ſie feſt an meinen Arm ſich klammerte, »er hat mich nicht einmal gefragt

wer ich bin.“ Sie erzählte nun, wie er mit ihr umgegangen, und ließ, von holder Schamröthe übergossen, errathen, was er ihr zugemuthet.

»Sie mag sich erklären,“ sagte ich lächelnd, »ich kenne ihre Verwandten eben so wenig als der Herr Rath. Will sie in ihre Heimath zurück, so mag sie zwischen uns wählen, wer sie dahin geleiten soll. Doch diese Wahl sei zwanglos, dafür bürge ich.“ Bei den letzten Worten hob ich die Pistole auf und sah mit Vergnügen, daß diese stumme Bewegung größere Wirkung that, als meine Beredsamkeit. Er schob sich hin und her, um nicht mit dem Pistolenlauf in Parallele zu gerathen.

Julie erklärte sich sehr bestimmt, sie wolle mir folgen. Ich bat, uns keine Hindernisse in den Weg zu legen, auf welchen Fall ich erbötig sei, so bald ich mit Julien im Wagen sitzen würde, das corpus delicti, nämlich den Brief auszuliefern, der mich in den Stand setzte, den Rath um seinen guten Ruf zu bringen. Er gab nach, weil er wohl sah, daß nichts anders zu thun war, und versicherte, mit einem sauersüßen Gesicht, Juliens Unschuld, die er mir vertraue, sei das einzige Kleinod, welches zu erhalten er getrachtet habe. Er ließ von seinem besten Wein auftragen, und suchte so viel möglich eine frohe Heiterkeit zu erkünsteln.

Indessen hatte er, durch einen seiner Vertrauten, meinen Bedienten ausfragen lassen, wer ich doch wäre? und woher ich käme? — Er erfuhr nichts, aber der Umstand fiel ihm auf, daß ich, auf einem gemietheten Gaul ganz allein fortgeritten, und in einer eleganten Equipage mit

Bedienung zurück gekommen sei. Er schloß daraus, ich müsse in der Gegend wohnen, und dieser Umstand machte ihn noch behutsamer, als er vielleicht gegen einen Fremden gewesen sein würde; denn ich konnte ja die ganze Nachbarschaft gegen ihn empören.

Ich wußte von diesen geheimen Beweggründen nichts, und zitterte noch immer dafür, daß es ihm einfallen möchte, seine handfesten Leute gegen meine ungeladene Pistole aufmarschiren zu lassen. Allein er wagte mit keiner Mine uns aufzuhalten, als wir mit tiefen Reverenzen ihm einen guten Morgen wünschten. Der Schaafpelz begleitete uns bis an den Wagen, wo ich ihm seinen Brief in's Gesicht warf, und mit der schönen Beute davon jagte.

Es war einer der süßesten Augenblicke meines Lebens, als ich Julien, frei durch mich, an meiner Seite sitzen sah. Schüchtern ergriff ich ihre Hand, drückte sie sanft, und fragte: ob ich sie zu Fink geleiten solle?

»Wo ist er?« — Bei Madame Rothbock. — »Bei ihr? und er konnte mich ruhig in den Händen eines wollüstigen Mannes wissen? er konnte — unbekümmert um mein Schicksal — Sie allein ziehen lassen, um meine Befreiung zu unternehmen? Er liebt mich nicht mehr! nie werde ich zu ihm zurückkehren!« — Sie weinte, ich schwieg — sie schluchzte, ich wollte sie trösten — sie bat mich, sie ihren Gedanken und Empfindungen zu überlassen. Ich that es. Sie drückte sich in die Ecke des Wagens und zog den Schleier über. Ich bemerkte bald, daß sie schauderte. Die Begebenheiten des Tages hatten sie so heftig angegriffen, daß ein

ſtarker Fieberfroſt ſie ſchüttelte. Ich wurde ſehr unruhig. Wir erreichten das nächſte Dorf. Sie wollte weiter fahren. Ich beſtand darauf, ſie müſſe Ruhe ſchöpfen.

Ohne Bedenken ließ ich gerade vor ein anſehnliches Landhaus fahren, entſchloſſen, den Beſitzer um ein Nachtlager zu erſuchen. Er war nicht gegenwärtig, nur der Verwalter, den ich durch eine Hand voll Gold zu Allem willig machte. Es war die höchſte Zeit; Julie konnte ſich nicht mehr aufrecht erhalten. Sie ſank auf's Bett und wurde ſo ernſtlich krank, daß ich eine Woche lang für ihr Leben zitterte. Endlich ſiegte ihre Jugend. Sie erholte ſich bald wieder; nur noch ein wenig blaß lag ſie da, doch um ſo reizender.

Ich hatte, ſeit unſerer Ankunft in dieſem Hauſe, für ihren Mann gegolten; jetzt wagte ich es, Anſprüche auf dieſes Recht geltend zu machen; aber Juliens Ernſt, bisweilen ihre Thränen, führten mich immer ſchnell in die Grenzen des ſeufzenden Liebhabers zurück. Indeſſen war meine Lage ſehr peinlich. Dem reizendſten Mädchen ſtets ſo nahe — in ſo engen Verhältniſſen mit ihr — Gelegenheit und Liebe — was ſollte daraus werden? ſollt' ich verſchmachten? — was mir allein noch kargen Troſt gewährte, war, daß ich deutlich ſah, wie auch Julie mit ſich ſelbſt im Streite lag. Ich verdoppelte meine Zärtlichkeit, und erwartete mein Glück von ihres Herzens freier Wahl.

Unter der Hand zog ich Erkundigung von meinem Nebenbuhler ein, und vernahm, daß am erſten Mai ſein Hochzeitfeſt mit Madame Rothbock gefeiert werde. Ich

ermangelte nicht, diese Nachricht der verlassenen Ariadne mitzutheilen; ihre Eitelkeit schien tiefer verwundet als ihr Herz. Auch war es offenbar nur diese Eitelkeit, welche einen romantischen Plan der Rache ausheckte. Kaum genesen erklärte sie am 30. April, daß sie am andern Morgen bei der Vermählung ihres Theseus gegenwärtig zu sein wünsche. Alles, was ich dagegen einwenden mochte, war in den Wind geredet. Sie forderte meinen Beistand als Beweis meiner Liebe, und ich mußte mich ergeben.

»Wenn Fink uns plötzlich beisammen erblickt,« hatte ich unter andern ihr vorgestellt, »so wird er glauben, wir seien gekommen, ihn zu verhöhnen, und wer weiß, ob er nicht noch in der Kirche einen tollen Streich begeht.«

»Sein Sie ruhig,« versetzte Julie, »er soll uns nicht beisammen sehen. Ich werde eines ihrer Kleider anziehen; wenn es mir auch ein wenig zu lang und ein wenig zu breit ist, so wird es mich um so unkenntlicher machen. Ich mische mich unter das Volk, ich gehe nicht eher in die Kirche, bis das Brautpaar sich darin befindet. Ihr Wagen erwartet mich wenige Schritte vor der Pforte. Sobald die Ceremonie vorbei ist, werde ich, die Erste, hinausstürzen, mich in den Wagen werfen und davon eilen, ehe noch Fink, dem ich nur ein einziges Wort zu sagen habe, seine Besinnung wieder finden wird. Er soll nur wissen, daß ich ihn geseh'n in der Stunde seiner Schmach, und daß ich auf ewig für ihn verloren bin.«

Ich lächelte Beifall, ob mir gleich nicht ganz wohl dabei zu Muthe war. Am andern Morgen in aller Frühe

nen nur Freude macht. (Sie nickt freundlich, und läuft seitwärts ab.)

Zehnte Scene.

Felix und Natalie.

(Während Felix im Selbstgespräch begriffen ist, nähert sich Natalie unwillkührlich, entfernt sich wieder, und kommt wieder näher.)

Felix. Sie kam mich zu sehen — glücklicher Camillo! — darfst du den stolzen Gedanken nähren, daß mehr als Mitleid in dieses Engels Busen für dich glüht? — Sie kam mich zu sehn! — auf jenem Hügel hat sie nach mir hinüber gelauscht — meiner gedacht — sich eine kühle Abendstunde mit mir beschäftigt — und ich gieng heute noch an diesem Hügel vorüber, als sey er ein gemeiner Haufen Erde mit Bäumen bepflanzt? — Ach! ich wußte nicht, daß ihre Gegenwart ihn geheiligt hat! — ich wußte nicht, daß er mein Lieblingsplätzgen werden sollte. mein Altar, von dem in jeder freundlichen Dämmerung heißes Flehn um Nataliens Glück empor zum Abendstern sich schwingen soll! — Natalie!

Nata-

half die Frau Verwalterin Julien die ungewohnte Kleidung anlegen. Es paßte ihr nirgend und ſtand ihr doch allerliebſt. Sie ſtieg in den Wagen und ich begleitete ſie zu Pferde, um zwar in einiger Entfernung zu bleiben, aber doch im Nothfall bei der Hand zu ſein. Alles ging vortrefflich. Fink ſchlich mit gebücktem Haupte zum Opferaltar. Ich konnte ihn nicht verdammen, denn man ſah es ihm wohl an, daß — wäre er ſo reich geweſen als ich — ſeine Treue für Julien nimmer gewankt haben würde. Darum (im Vorbeigehen geſagt) ſollte jeder Staat einen Schatz für arme Verliebte offen halten, aus dem ſie in der Noth ſich verſorgen, und dadurch ihre Treue retten könnten.

Julie ſaß ſchon wieder im Wagen, dicht vor der Kirchenthür, als der blonde Fink an der Hand ſeiner buntgeſchmückten Braut heraustrat. Sie rief ihn bei Namen mit ihrer wohlbekannten Zauberſtimme. Er ſtutzte — bebte — und flog an den Wagen. »Mein Herr,« ſagte ſie, »ich habe nicht ermangeln wollen, Ihren Triumph zu verherrlichen. Sie ſind gefeſſelt, ich bin frei, wir ſehen uns zum letzten Male.« — Fort flog der Wagen, und Fink ſtand, wie einſt Daphne, in die Erde gewurzelt, doch ohne ein Lorbeerbaum zu werden.

Ich hielt mit meinem Gaule auf einer Anhöhe, hinter einigen Bäumen; ich ſah Alles und faſt mehr als mir lieb war; denn ich ſah auch einen roth gekleideten Burſchen, der ſich behende hinten auf den Wagen geſchwungen, und ſo, ohne Juliens Wiſſen, ihr zum Begleiter ſich aufdrang. Das hielt mich für's Erſte zurück, mich ihr ganz zu nähern.

Ich sprengte in einer gewissen Entfernung hinter d'rein. Da ich dem rothen Burschen nicht in's Gesicht sehen konnte, so vermuthete ich, es sei ein Bedienter des nunmehr reich gewordenen Herrn Fink, der beauftragt sei, Juliens Aufenthalt auszuspüren. Ich meinte, er würde wohl nicht weit mit fahren, und nahm mir vor, ihn mit meiner Peitsche in Empfang zu nehmen, so bald er herunter spränge. Es fiel mir auf, daß er auch dann noch nicht einmal Anstalt dazu machte, als der Wagen bereits auf den Schloßhof fuhr. Diese Impertinenz jagte mich in Harnisch. Ich gab meinem Pferde die Sporen, und sprengte, wenige Minuten nachher, auf den Hof.

Julie war schon ausgestiegen, der rothe Bursche verschwunden. Ich fragte den Kutscher, wo der Bediente geblieben sei, den ich hinten auf dem Wagen gesehen? — »Das war kein Bedienter,« antwortete er mir, »das war ein vornehmer Herr mit einem Degen an der Seite, der mit der gnädigen Frau die Treppe hinauf gestiegen ist.« — Mit heftiger Neubegier stolperte ich hinterher, und siehe da, es war Herr Sebastian Duderdull, der gewaltige Frosch-Spießer, der Julien erkannt hatte, aus thierischem Instinkt ihr gefolgt war, und jetzt eben sie kräftig umarmen wollte. Als er mich erblickte, schlug er ein Schnippchen und sagte weiter nichts als: Sackerment! Vermuthlich erinnerte er sich der Stöße mit der Flintenkolbe. Ich blieb nicht so einsylbig, sondern bewillkommte ihn nach Gebühr. Er wollte fort schleichen, allein da er ohne Zweifel unsern Aufenthalt den sämmtlichen Hochzeitgästen sogleich verrathen,

und uns dadurch vielleicht noch mehr unwillkommene Besuche zugezogen hätte; so ersuchte ich ihn sehr höflich, sich einstweilen auf eine Bodenkammer zu begeben, wo ich ihn einsperrte und hungern ließ bis zu unserer Abreise.

Wir kamen ohne weitern Zufall nach Kölln, wo ich meine alte reiche Tante fast in den letzten Zügen fand. Um alles Aergerniß zu vermeiden, und der Erbschaft nicht etwa verlustig zu gehen, miethete ich für Julien ein kleines Haus in der Vorstadt. Ich selbst blieb Tag und Nacht bei der Kranken, denn es gab Erbschleicher in Menge, die man entfernt halten mußte. Meiner Geliebten konnte ich nur seltene Stunden widmen, aber es waren süße Stunden. Sie erwiederte meine Zärtlichkeit mit dem innigsten Gefühl, widerstand jedoch jedem leidenschaftlichen Begehren mit einer Beharrlichkeit, die mich oft zur Verzweiflung brachte. Nur am Altare wollte sie ganz die Meinige werden. Ich unterwarf mich auch dieser Bedingung, sobald die Augen meiner Tante sich würden geschlossen haben. Ich schwur es ihr tausendmal, und meine Schwüre, im Bunde mit der Liebe, schläferten endlich die Tugend ein. Ich fand eine unbewachte Stunde, meine Küsse erstickten ihr Schluchzen und saugten ihre Thränen auf.

Von nun an wurde sie ernst und schwermüthig. Sie ergab sich mir ohne Rückhalt, aber ihre Sinne waren nicht berauscht wie die meinigen. Die Krankheit meiner Tante zog sich in die Länge, erst nach einigen Monaten segnete sie das Zeitliche, und hinterließ mich lachenden Erben im Besitz von achtzig tausend Thalern. Du weißt, wie ich vor-

mals vom Gelde dachte. Nur um abwechselnden Genuß dafür zu erkaufen, schien es mir einigen Werth zu haben. Genießen wollte ich nun bis an mein seliges Ende, denn ein Kasten mit achtzig tausend Thalern schien mir unerschöpflich.

Ich schlug Julien eine Reise nach Paris und London vor. Sie sah mich wehmüthig fragend an; da ich aber kein Wort von unserer Vermählung fallen ließ, so schwieg auch sie, und folgte mir, ohne mich an Schwüre zu erinnern, deren Erfüllung sie selbst nicht mehr zu verdienen glaubte. Ohne ihr Erinnern dachte ich wohl bisweilen daran, auch liebte ich sie wahrhaftig noch immer wie vormals; aber es wurde mir sauer, meinen Widerwillen gegen den Ehestand zu überwinden. »Und wozu auch?« so tröstete ich mich über meine Wortbrüchigkeit, »würden wir dann glücklicher sein? gilt sie nicht auf Reisen überall für meine Gemahlin? gestehe ich ihr nicht alle Rechte meiner Gattin zu? bin ich ihr nicht treu? die Liebe erlischt nicht selten, wenn sie in Pflicht verwandelt wird.«

Kaum hatte ich in Paris und London auch nur einmal Zeit, solche Betrachtungen anzustellen; ich taumelte aus einer Zerstreuung in die andere und kam nie zu mir selber. Julien konnte ich selten überreden mich zu begleiten. Sie saß meistentheils zu Hause, lesend und arbeitend, und empfing mich freundlich, wenn ich spät in der Nacht mit wüstem Kopf heimkehrte. Ich wollte ihr bisweilen die Einsamkeit durch kostbare Geschenke versüßen, sie schlug sie be-

harrlich aus, und ſuchte meine Verſchwendung zu zügeln, ſo viel ſie vermochte.

Noch war kein Jahr verfloſſen, als ich, wie ein Gimpel, im Netz einer Gaunergeſellſchaft mich fangen ließ, die mich zum wüthenden Spieler machte. Juliens ſtille Wohnung verwandelte ſich in ein Tripot. Das ſchien ihr anfangs äußerſt widerwärtig, doch nach einigen Wochen glaubte ich zu bemerken, daß auch ſie Gefallen am Spiele fände. Ich freute mich darüber, wie ein Sünder ſich immer zu freuen pflegt, wenn er einen Gerechten zu ſich herabzieht. Ich ſchüttete Gold in ihren Schooß, um die entſtehende Neigung zu vermehren. Sie nahm es, wider ihre Gewohnheit, dankte freundlich, forderte auch wohl mehr; ließ ſich von nun an gern beſchenken; hatte bald hier bald dort ſchöne Diamanten geſehen, die ſie zu beſitzen wünſchte und die ich immer ſchnell ihr brachte; kurz, ſie fing an mich mehr zu koſten als der Spieltiſch. Ich bemerkte es nicht, oder wollte es nicht bemerken, denn ſo lange ich meinem eiſernen Kaſten noch nicht auf den Grund ſah, war jeder erfüllte Wunſch meiner Geliebten mir der ſüßeſte Genuß. Aber ſie und die Spieler ſorgten dafür, daß ich den leeren Boden des Kaſtens nur allzubald entdeckte. Bei ihr fand ich keinen Troſt, denn ſie hatte mir oft geklagt, daß ſie alle meine Geſchenke wieder verſpielt habe. Nun wich der Ueberfluß aus unſerer Wohnung, der Mangel zog ein. Man drohte mir ſogar mit dem Gefängniß, denn ich hatte Schulden gemacht. Die Spieler verſchwanden, die Herzensfreunde zogen ſich zurück. Ich mußte mich ent-

ſchließen, bei Nacht und Nebel Paris zu verlaſſen, ein Schritt, der mein Ehrgefühl peinigte.

Ich warf einen Blick auf mein verfloſſenes Leben, und war höchſt unzufrieden mit mir ſelbſt; aber, ich läugne es nicht, auch mit Julien. Ich konnte mir nicht verhehlen, daß ſie, in dem letzten halben Jahre, mich gleichſam plündern helfen, und ich erinnerte mich jetzt mit Widerwillen mancher kleinen weiblichen Kunſtgriffe, um mir Geld oder Geſchenke zu entlocken, das verſtimmte mich gegen ſie. Wir fuhren oft mehrere Meilen, ohne daß wir Ein Wort mit einander ſprachen. Ich hatte ſie, trotz ihres Fehltritts, um ſo vieler trefflichen Eigenſchaften willen doch immer hoch geachtet; das konnt' ich nun nicht mehr, und das gab mir Launen. Sie trug alles ſchweigend und ſanftmüthig. So kamen wir endlich wieder nach Kölln, wo ich nicht wußte, was ich anfangen ſollte, und mit den wenigen Thalern, die mir übrig blieben, mich unthätig herum trieb.

Bald geſellte ſich zu meinen innern Qualen auch noch die Eiferſucht, denn ich fand Julien öfter nicht zu Hauſe, und einmal ſogar über Land gefahren, ohne daß ſie mir ſagte, wo ſie geweſen ſei. Darnach zu fragen, war ich zu ſtolz. Aber mein Betragen gegen ſie wurde täglich unleidlicher. Sie mußte oft herbe ſpitzige Worte von mir hören; unſer ſchönes Verhältniß war zertrümmert. Noch empfindlicher machte mich die Bemerkung, daß meine Verwandlung ihr nicht einmal ſehr zu Herzen ging; ich las bisweilen ſogar Zufriedenheit in ihren Blicken, die ich natürlich

einer neuen Liebe zuſchrieb; ein Gedanke, der mich raſend machte!

Eines Abends erſuchte ſie mich, am andern Morgen mit ihr auf's Land zu fahren in eine ſchöne Gegend, nur wenige Meilen von Kölln. Ich ſtutzte. Die Pferde waren ſchon beſtellt. Ich ſagte weder Ja noch Nein, aber ich fuhr mit aus Neubegier. Unterwegs ſprachen wir wenig mit einander. Juliens Geſicht ſchien mir ſo feierlich, und doch ſo heiter. Ich wußte nicht, was ich davon denken ſollte. Als wir das Ziel unſerer Fahrt in geringer Entfernung erblickten, ſah ich Thränen in ihren Augen. Mir klopfte das Herz, ich wußte nicht warum.

Jetzt erreichten wir dieſen niedlichen Landſitz und ſtiegen in dem kleinen, bequemen Hauſe ab, in welchem dein glücklicher Freund jetzt deinen Beſuch empfängt. Wir fanden einen Tiſch für zwei Perſonen gedeckt, und die Speiſen wurden ſogleich aufgetragen. „Wer iſt hier der Wirth?" — fragte ich befremdet. — »Vor der Hand iſt nur eine Wirthin hier," verſetzte Julie lächelnd, »und die bin ich." — Sie nöthigte mich Platz zu nehmen. Ich that es und nahm mechaniſch die Serviette von meinem Teller. Da lag ein verſiegeltes Packet auf dem Teller. Ich warf einen Blick darauf, und einen zweiten auf Julien, die mit niedergeſchlagenen Augen und heftig bewegten Buſen mir gegenüber ſaß. Das Packet war an mich adreſſirt. Ich öffnete es haſtig, es enthielt einen förmlichen, von mir geſchloſſenen Kaufkontrakt über dieſes Gut, nebſt einer

Quittung über den Kaufſchilling von dreißig tauſend Thalern.

Begehre nicht, daß ich dir mein Erſtaunen ſchildern ſoll. Alles entwickelte ſich ſchnell. Als Julie meinen unüberwindlichen Hang zum Spiele gewahrte, und an meiner Rettung verzweifelte, da ſuchte ſie durch Künſte, die ihr unendlich ſauer wurden, von meinem Vermögen ſo viel in Sicherheit zu bringen, als ſie nur immer habhaft werden konnte, hütete ſich aber wohl, mir dort ihren ſchönen Betrug zu verrathen, aus Furcht, daß ich auch das Gerettete noch verſchleudern möchte. Auf unſerer Heimreiſe entwarf ſie den Plan, den ſie nun im Stillen mit ſo zarter Liebe ausgeführt hatte. Sie, die, von mir hintergangen, den Eidbrüchigen hätte fliehen und verachten ſollen, ſie wurde deſſen Wohlthäterin.

Ich lag zu ihren Füßen, ich betete ſie an wie eine Heilige. Sie hob mich ſchluchzend in ihre Arme. Nun eilte ich, die ſüßeſte Pflicht zu erfüllen, woran Verblendung, Vorurtheil und Leichtſinn mich bis jetzt gehindert hatten. Julie war ſo großmüthig, mir ihre Hand am Altare zu reichen.

Schon ſeit ſieben Jahren genießen wir häusliches Glück, für welches nur ſie mein Herz empfänglich machen konnte. Als Gattin und als Mutter iſt meine Julie ein ſo tadelfreies, achtungswerthes Weib, daß die Verirrung ihrer erſten Jugend ſchon längſt getilgt worden. Auch mit ihrer Tante, der Frau von Murriband, iſt ſie ausgeſöhnt. Der

lange, blonde Fink hat ſein Glück nicht lang genoſſen; er ſtarb an der Schwindſucht im zweiten Jahre ſeiner Verheirathung, und Madame Rothbock ſucht noch immer ſeine Stelle zu erſetzen. Herr Sebaſtian Duderdull genießt einer dauerhaften Geſundheit, und hat es, im Fröſche-Spießen, auf den höchſten Gipfel der Kunſt gebracht. Der fromme Schaafpelz pflegt ſeines dicken Leibes. Auf einer Geſchäftsreiſe nach Köln zerbrach er neulich ein Wagenrad dicht vor meinem Landhauſe, und nahm ſeine Zuflucht hieher, ohne zu wiſſen wer hier wohnte. Du kannſt dir ſein Erſtaunen und ſeine Verlegenheit denken, als er von Julien und mir empfangen wurde. Wir bewirtheten ihn mit höflichem Spott; er eilte ſobald als möglich weiter. Wir erſuchten ihn, auf dem Rückwege wieder bei uns einzuſprechen, aber ſein Gewiſſen hieß ihn einen Umweg nehmen, um den Anblick unſers Glückes zu vermeiden.

Da haſt du meine ganze Geſchichte. Es iſt hoffentlich weiter nichts hinzu zu fügen, als: er lebte lange und zeugte Söhne und Töchter. — »Um Vergebung,« ſagte Blank, »eines wäre doch wohl noch hinzu zu fügen; daß nämlich dein Beiſpiel keine Nachahmung verdient, und daß es höchſt gefährlich war, ein Mädchen, welches mit einem andern davon gelaufen, zur Lebensgefährtin zu wählen.

»So?« erwiederte Fritz Hummel, »meinſt du, es ſei minder gefährlich, die ſittſamſte Dirne zu heirathen? — Wenn ein Mädchen das zwanzigſte Jahr erreichte, ſo hat

es ſicher auch ſchon einen Andern geliebt, wenn es gleich nicht immer mit ihm davon gelaufen iſt.“

Das Grabmahl bei Myloſa.

Der Graf Choiſeul Gouffier beſchreibt es in ſeiner maleriſchen Reiſe durch Griechenland, und macht dabei eine ſehr wahre, des Wiederholens würdige Bemerkung. Dieſes Denkmahl, ſagt er, wurde unter Alexander VII. zerſtört, denn die Türken ſind fürwahr nicht die Einzigen, die man beſchuldigen kann, daß ſie die koſtbaren Ueberreſte des Alterthums untergehen laſſen. Sie ſind noch obendrein zu entſchuldigen, wenn ſie einen geringen Werth auf Dinge ſetzen, deren Geſchichte ihnen unbekannt iſt. Aber wir, die wir ſeit Jahrhunderten die Wiſſenſchaften anbauen, was werden wir antworten, wenn man uns vorwirft, daß z. B. das Amphitheater zu Niemes durch elende Hütten verunſtaltet wird? daß die Bäder des Kaiſers Julian zu Paris in der Straße La Harpe in einen Pferdeſtall verwandelt worden? u. dgl. mehr.

Geheime Schreibekunſt.

In Tagen, wo alle Briefe geöffnet werden (wenn einſt ſolche Tage kommen ſollten), um zu erfahren, ob noch

Natalie! — fort auf den lieben Hügel! —

(Er wendet sich schnell, Natalie steht vor ihm Er fährt heftig zusammen, zittert und schlägt die Augen nieder.)

Nat. (mit holder Scham blickt schüchtern nach ihm hin.)

Felix. (wagt es, langsam die Augen zu ihr aufzuheben.)

Nat. (sieht ihn an mit unaussprechlicher Güte.)

Felix. (stürzt vor ihr nieder, läßt die Rose fallen, ergreift ihre Hand, deckt sie mit wüthenden Küssen, springt auf und stürzt fort.)

Nat. (bleibt eingewurzelt stehn. Nach einer Pause bückt sie sich, die Rose aufzuheben. Seufzend steckt sie sie an ihre Brust, und entfernt sich langsam.)

irgend Jemand ſich unterſteht zu ſeufzen, wird man mir es Dank wiſſen, wenn ich an die Art und Weiſe erinnere, wie ein Lacedämonier ſeinem Freunde in Perſien eine wichtige Nachricht zukommen ließ, die er weder dem Papiere, noch dem Munde eines Boten vertrauen wollte. Er ſchor nämlich einem ſeiner Sklaven ſelbſt den Kopf, tattowirte auf dieſen Kopf ſein Geheimniß, ließ dann die Haare wieder wachſen, und ſchickte den Sklaven nunmehr nach Perſien mit einem Briefe, der weiter nichts enthielt, als: ſein Freund möge ſich die Mühe nehmen, dem Ueberbringer den Kopf zu ſcheren.

Die höflichen Meuchelmörder.

In einem ſehr alten Buche über die Vortrefflichkeit der franzöſiſchen Sprache, von einem gewiſſen Henri Etienne (es iſt Karl IX. dedicirt) wird erzählt, daß im ſechzehnten Jahrhundert der allgemeine Gebrauch in Italien herrſchte, diejenigen, die man nicht leiden konnte, ermorden zu laſſen. Die Mörder, die dazu gemiethet wurden, erfüllten ihren Auftrag ſehr gewiſſenhaft, und aus Furcht, den Streich zu verfehlen, brachten ſie lieber Zwei als Einen um. Bisweilen widerfuhr ihnen auch wohl ein Quid pro quo, daß ſie den unrechten niederſtießen. In ſolchen Fällen entſchuldigten ſie ſich blos bei dem Sterbenden mit den Worten: Ew. Hochwohlgeboren werden verzeihen, es war ein Irrthum. (La Signoria vostra mi

perdonera, questo e un fallo.) Manche waren gar ſo höflich, indem ſie den Dolch in den Rücken ſtießen, zu ſagen: Mit Ew. Hochwohlgeboren Erlaubniß. (Con la licenza della Signoria vostra.)

Was die Mörder damals zu einzelnen Schlachtopfern ſprachen, das iſt in ſpätern Zeiten — (zum Exempel etwa in China) zu ganzen Staaten in dem Augenblick geſprochen worden, wo man ihnen den Todesſtoß verſetzte.

König Peto.

Die Franzoſen haben von jeher ein großes Wohlgefallen an Vervielfältigung der Könige gefunden. Alle Gemeinheiten, die Advokaten, die Schützen u. ſ. w. wählten ſich ein Haupt, welches ſie König nannten. Man kennt den König der Bazoche. Endlich machten auch ſogar die Bettler die Mode mit. Sie hatten einen König Petau, alſo geheißen von dem lateiniſchen Worte peto, ich bitte. Freilich galt ein ſolcher König nicht viel, und daher entſtand das Sprichwort: »Das iſt der Hof des Königs Petau, wo Jedermann den Herrn ſpielt.« (C'est la cour du roi petau, où tout le monde est le maitre.)

Bemerkungen eines Unparteiischen bei Lesung des Unparteiischen.

(Nämlich Hamburger Korrespondenten)

In Nr. 179 vom 1. Nov. vorigen Jahres, stehen unter den Geschenken, welche der französische Kaiser in Jena ausgetheilt hat, auch acht tausend Franken oder zwei tausend Thaler für den Pastor Putsche in Wenigen-Jena, der den Marschall Lannes durch das Rauthal führte. (Mit diesen Worten ist die Ursache der Schenkung angegeben.) Da nun alle jene edlen Schenkungen des Monarchen auf den 14. Oktober Bezug haben, so muß man vermuthen, daß der Herr Pastor Putsche nicht jetzt, sondern am 14. Oktober 1806 den Marschall Lannes durch das Rauthal geführt habe. Wäre das der Fall, und hätte er es ungezwungen gethan, so wäre der Herr Pastor Putsche, nach meiner einfältigen Meinung, ein Landesverräther gewesen. Ich will daher zu seiner Ehre glauben, daß er dazu gezwungen worden; um so mehr, da der französische Monarch gewiß nicht einen Landesverräther in Gegenwart seines Landesherrn beschenkt haben würde, wenn er ihm auch die wichtigsten Dienste geleistet hätte.

Auf jeden Fall kommt es mir aber vor, als hätte der Herr Pastor Putsche das Geschenk ehrfurchtsvoll ablehnen sollen, weil der Dienst, den er dafür leisten mußte, seinem Vaterlande, wenigstens damals, zum großen Nachtheile gereichte. Seine Majestät, der Kaiser Napoleon, welcher

edle Gesinnungen zu schätzen weiß, würde diese Weigerung gewiß nicht ungnädig aufgenommen haben. Da er sich nun aber nicht geweigert, sondern die zwei tausend Thaler eingestrichen hat; so wird er, um seiner Ehre willen, wenigstens wohl thun, öffentlich zu erklären: ob er das Sümmchen freiwillig oder unfreiwillig verdient habe? — Im ersten Falle würde ich — wenn ich zu seiner Gemeinde gehörte, und überzeugt wäre, daß mein Seelsorger den Feind freiwillig durch das Rauthal geführt — die Hostie nicht mehr aus seiner Hand empfangen. Im letztern Falle — nun die Noth entschuldigt vieles!

Gleichfalls in Nr. 179 vom 3. November steht folgendes:

»Bei dem vorgewesenen Durchmarsch des fünften Korps der französischen großen Armee war in dem bambergischen Orte Gundelsheim ein Soldat vom Artillerietrain der zweiten Division seiner Effekten vorgeblich beraubt worden, und die Gemeinde mußte den Ersatz dafür mit fünfzig Gulden leisten. Auf dem weitern Marsche in Heidelberg fanden sich diese Effekten wieder vor. Der Kommandant schickte hierauf jene Summe nicht nur sogleich zurück, sondern legte auch noch einen Gulden zur Bestreitung des Postporto bei. Wenn solche Züge ausgehoben zu werden verdienen, so verdient in doppeltem Maße der Name dieses edelmüthigen Offiziers bekannt zu werden, und es ist daher angenehm, angeben zu können, daß er Renevieux heißt.«

Hier ist der Herr Unparteiische ein wenig gestolpert. Es kommt mir vor, als ob nicht allein Herr Renevieux, son-

dern auch die ganze französische Nation es übel nehmen könnte, daß man es der Mühe werth hält, solche Züge auszuheben; recht als ob die Franzosen nicht gewöhnlich so handelten? — Mein Gott! was ist denn wohl einfacher auf der Welt, als daß man fünfzig Gulden zurückschickt, die man unter keinem einzigen rechtlichen Vorwand behalten kann? — Wie tief müßte eine Nation gesunken sein, wenn man bei ihr solche Züge ausheben müßte! — freilich noch immer nicht so tief, als diejenige Nation, welche sie aushübe.

— Im vorliegenden Falle dürfte man vielleicht auch noch fragen: ob es nicht überhaupt vermieden werden konnte, die fünfzig Gulden zahlen zu lassen? wenn nämlich der edelmüthige Offizier bei Zeiten nachgesucht hätte. Vielleicht hätte man dann schon in Gundelsheim wieder gefunden, was man nachher in Heidelberg fand. Doch um hierüber zu entscheiden, müßte man die näheren Umstände kennen.

Pithou's Testament.

Dieser Pithou, im XVI. Jahrhundert geboren, verwaltete mit Ruhm und Nachruhm die wichtigsten Aemter, schrieb auch eine Geschichte der Grafschaften Champagne und Brie. Sein Testament werden manche ruhmredig nennen; aber es ist doch schön, wenn ein Mann, dessen ganzes Leben tadellos war, in seinen letzten Augenblicken sich hinsetzen und folgendes schreiben kann:

»In dem unglücklichſten Jahrhundert der Sittenverderbniß habe ich, ſo viel mir möglich war, rechtlich gelebt — meine Freunde aufrichtig geliebt — meine Feinde gern durch Wohlthaten überwunden. Für meine Gattin hegte ich ſtets die innigſte Zärtlichkeit — für meine Kinder keine Schwachheit — in meinen Bedienten ehrte ich die Menſchheit. — Das Laſter verabſcheute ich ſelbſt an ſolchen, die mir ſonſt theuer waren — die Tugend liebte ich, wo ich ſie fand, auch an meinen Feinden. — Was ein kluger Mann thun muß, um ſein Vermögen zu erhalten, das habe ich gethan, allein nie geſorgt es zu vermehren. — Stets habe ich das Sprüchlein beobachtet: was du nicht willſt, daß dir geſchieht, das thue auch einem andern nicht. — Alle ungerechten oder feilen Gnadenbezeugungen habe ich verachtet — Geiz und Niederträchtigkeit ſtets verabſcheut, beſonders an Dienern der Religion und Gerechtigkeit — das Alter ſtets geehrt, ſchon als Knabe, als Jüngling und nun im reifen Alter. — Meinem Vaterlande war ich immer treu ergeben. — Den Ehrenſtellen zog ich Arbeit vor; ich wollte lieber die Menſchen unterrichten als ſie beherrſchen. — In meiner Eingezogenheit beſchäftigte ich mich ſtets mit dem öffentlichen Wohl; nie habe ich von dieſem mein Privat-Intereſſe geſchieden. — Immer war mein heißer Wunſch, die Staatswunden geheilt zu ſehen, aber nur durch ſanfte Mittel, nicht durch Umwälzungen. — Der Friede ſchien mir jederzeit dem Kriege vorzuziehen, ſelbſt ein harter Friede. — Mit Schmerzen habe ich ſehen müſſen, daß Geiz, Ehrgeiz und Laſterhaf-

tigkeit ſich der Larve der Religion und Frömmigkeit bedienen. — Das Alterthum habe ich zu lange ſtudirt und bewundert, um mich durch Neuerungen blenden zu laſſen. — Subtilitäten über das Daſein Gottes und dergleichen habe ich als eitel und gefährlich betrachtet. — Mit Vergnügen lernte ich aus eigener Erfahrung, daß man jeden Zweck leichter und glücklicher durch Gradheit und Freimüthigkeit erreicht, als durch Kunſtgriffe und Heuchelei. — Die Kunſt, gut zu denken, zog ich der Kunſt, gut zu ſprechen vor. — Frei von Ehrgeiz, Habſucht oder Neid, die beſten und verdienſtvollſten Männer unter meine Freunde zählend, und im Genuß eines hinreichenden Vermögens hätte ich ruhig und unthätig leben können, wenn das Wohl des Staats mir nicht mehr am Herzen gelegen hätte als mein eigenes. Aber meine ſchönſten Tage waren die, welche ich dem Staate oder meinen Freunden widmete. — Gegenwärtige Uebel habe ich ſtandhafter ertragen, als die Furcht vor künftigen, die ich voraus ſah; und ein entſchiedenes Unglück brachte mich minder aus der Faſſung, als die qualvolle Ungewißheit. — Erfahrung hat mich gelehrt, daß unerſchütterliche Gerechtigkeit, ohne Laune, ohne Eigenſinn, ſtreng aber gleichförmig, die Böſewichter am ſicherſten im Zaume hält. — Ueberzeugt von der Weisheit der Geſetze meines Vaterlandes, überlaſſe ich ihnen die Theilung meines Vermögens nach meinem Tode. — Ich hoffe — nein ich weiß — daß meine Gattin ihre Zärtlichkeit für mich in unſern Kindern verdoppeln, und ihrer Erziehung ſich ganz widmen wird. — Der Nachwelt übergebe ich dieſes treue Ge-

mälde meines Herzens und meiner Seele. Möge ſie es mit derſelben Offenheit aufnehmen, mit der ich es niedergeſchrieben, und — möge ſie Nutzen daraus ſchöpfen!" —

Ein Spötter meinte, nachdem er dieſes Teſtament geleſen, Pithou habe ſeinen Leichenredner nichts mehr zu ſagen übrig gelaſſen. Aber wenn der rechtſchaffene Mann es nun im reinſten Gefühl der Wahrheit ſchrieb? wenn Zeitgenoſſen und Nachwelt dieſe Wahrheit einmüthig beſtätigen, warum ſollte er ſie verſchweigen? warum nicht in edlen Seelen den Wunſch erwecken, einſt in der letzten Stunde dasſelbe von ſich rühmen zu dürfen — ein Wunſch, der in edlen Seelen immer der Vorläufer der That iſt? —

Leider wird es in jedem Jahrhundert nur wenige Männer geben, die mit einem ſolchen Teſtament in der Hand, mit einem ſolchen Frieden im Herzen aus der Welt treten können; am wenigſten die, welche (etwa wie Attila) mit Blut und Raub befleckte Götzen ihrer Zeitgenoſſen waren, und deren Teſtament etwa folgendergeſtalt lauten würde:

»In dieſem glücklichen Jahrhundert der Sittenverderbniß habe ich nur mich ſelbſt geliebt. — Meiner Familie gab ich den Vorzug, weil ſie meine Familie war. — In meinen Knechten ehrte ich mich ſelbſt. — Die Tugend war mir beſchwerlich an Freunden und Feinden. — Ich that alles, um das Erworbene zu vermehren, und befolgte nie das Sprüchlein: was du nicht willſt, daß dir geſchieht, das thue auch keinem andern nicht. — Niederträchtigkeit war mir angenehm, beſonders an Dienern der Religion

und Gerechtigkeit. — Ich hatte nie ein Vaterland. — Nach Ruhm lechzte ich, und wollte lieber die Menſchen beherrſchen als unterrichten. — Mit meinem eigenen Wohl ſtets beſchäftigt, habe ich es immer vom öffentlichen Wohl geſchieden. Ich ſchlug dem Staate täglich neue Wunden, und hatte meine Freude an Umwälzungen. — Krieg ſchien mir jederzeit dem Frieden vorzuziehen, beſonders Krieg auf fremde Koſten. — Jeder Larve wußte ich ſchlau mich zu bedienen. — Das Alterthum habe ich blos ſtudirt, um Neuerungen aus ihm zu ſchöpfen. — Subtilitäten zerhaute ich mit dem Schwerte. — Erfahrung lehrte mich, daß Heuchelei am ſicherſten zum Ziele führt. — Ich bemühte mich, weder gut zu denken noch gut zu ſprechen, ſondern nur gut zuzuſchlagen. — Von Ehrgeiz, Habſucht und Neid beſeſſen, waren meine ſchönſten Tage die, an welchen ich wieder ein paar Millionen Menſchen unglücklich machte u. ſ. w.

Die Krönung Ludwig des Sechzehnten.

Das Volk in einem Staate iſt mit dem Blute in einem Körper zu vergleichen; ohne Stocken läuft es durch die ihm angewieſenen Adern; ſo lange der Körper jung und geſund iſt, allein ſo bald dieſer durch Ausſchweifungen, oder auch durch Anſteckung, erkrankt, ſo bald verdirbt das Blut, ſchleicht oder kocht, oder ſteigt wohl gar zum Kopfe und verurſacht einen Schlagfluß. Vor alten

Zeiten waren die Aerzte dem Aderlassen sehr ergeben, jetzt nicht mehr; das Menschenblut wird gespart; die Aerzte sind aber auch die einzigen, die es sparen. Das Staatsblut wird fleißig abgezapft; und das hilft bisweilen in hitzigen Krankheiten, gewöhnlich aber schwächt es nur den Körper.

Man kann das Gleichniß in Beziehung auf die Fürsten noch weiter fortsetzen. So wie der Jüngling bei leicht fließendem Blute fröhlich durch das Leben wandelt, und sich kaum die Möglichkeit denkt, jemals krank werden zu können; eben so der Fürst, wenn ein jauchzendes, fröhliches Volk ihn umgibt: wie könnte es ihm einfallen, daß dieses leichte Staatsblut sich schnell entzünden, und dem Haupte den Untergang bringen werde? — Solch ein getäuschter Fürst war der gute, unglückliche Ludwig an seinem Krönungstage.

Marmontel hat einen Brief hinterlassen, in welchem er diesen Tag beschreibt. Man sollte glauben, Ceremonien wären keiner anziehenden Beschreibung fähig, besonders jetzt, da wir dergleichen täglich in den Zeitungen lesen, und die Herzen fast aller Völker sich in Ceremonien aufgelöst haben; allein ein so blühender Schriftsteller als Marmontel weiß auch dem abgenutzten Stoff neuen Glanz und neue Farben zu geben. Er befand sich gegenwärtig in Rheims, und schrieb von da am 11. Juni 1775:

»Ich bedachte nicht, lieber Freund, wozu ich mich anheischig machte, als ich versprach, Ihnen die erhabene

Dritter Akt.

(Saal im Schlosse.)

Erste Scene.

Rösgen und ein Bedienter.

(Der Bediente ist im Zimmer beschäftigt. Rösgen tritt weinend herein.)

Bed. Was fehlt ihr Jungfer Rösgen?

Rösg. Nichts.

Bed. Sie weint ja?

Rösg. Was geht es ihn an?

Bed. Es thut mir leid, wenn ich so ein hübsches Mädgen weinen sehe.

Rösg. Wenn ich hübsch bin, so geht es ihn auch nichts an.

Bed. Ey wie unfreundlich!

Rösg. Wo ist Gräfin Nataile?

Bed. Bey ihrem Vater.

Rösg. Lieber Johann, sey er so gut, und rufe er sie her. Sage er ihr nur, ich hätte ihr etwas wichtiges zu hinterbringen.

Bed.

Ceremonie zu beſchreiben, von der ich Zeuge ſein würde. Alles, was blos auf die Einbildungskraft wirkt, läßt ſich wohl ſchildern, aber was die ganze Seele durchdringt und bewegt, wie ſoll man es darſtellen? es iſt unmöglich! man muß es ſehen, um es zu genießen. Man glaubt gemeiniglich, eine des Gegenſtandes würdige Idee von dieſer politiſchen und religiöſen Feierlichkeit gefaßt zu haben, durch welche der Monarch, im Angeſicht Gottes und der Nation, ſeinen Rechten und Pflichten ein unverletzliches Siegel aufdrückt; man denkt ſich einen jungen, ſchon durch Wohlthun bekannten König, in deſſen Blicken das Volk eine ſchöne Zukunft lieſt, und ihn überall mit Entzücken aufnimmt; man begleitet ihn mit Auge und Herz auf ſeinem Wege durch die Städte, durch die ländlichen Gefilde, man hört ihn preiſen und ſegnen. Zu Rheims erwarten ihn hundert tauſend ſeiner Unterthanen; er erſcheint im Glanze der Majeſtät; man drängt ſich um ſeinen Wagen, die Luft ertönt von fröhlichem Zujauchzen; alles das iſt einfach und natürlich.»

»Man kann ſich auch noch die Herzlichkeit der Einwohner von Rheims hinzudenken, ihre unbegrenzte Gaſtfreundſchaft, der Ausdruck ihrer Freude; denn der Glückliche mag ſo gern alles um ſich her glücklich ſehen. Man wird nicht über die Pracht erſtaunen, mit welcher eine Stadt ihren geliebten König empfängt. Auch die Ordnung, Ruhe, Sicherheit bei dieſem fröhlichen Rauſch des Volkes; der Ueberfluß an allem, trotz der ungeheuren Menſchenmenge; eine ſtets rege, und doch der anſtändigen Frei-

heit keine Feſſeln anlegende Wachſamkeit; alles das iſt ſchön, man bewundert es, aber man begreift es.»

»Nun was iſt es denn, höre ich Sie fragen, was den Glauben wie die Einbildungskraft ſo ſehr überſteigt? — iſt es der Pomp der Ceremonie ſelbſt? — Nein, mein Freund, den verkündet ſchon der Gegenſtand, und obgleich ein majeſtätiſcher, edel und einfach verzierter Tempel, in welchem die erſten des Reichs und die hohe Geiſtlichkeit verſammelt ſind, einen imponirenden Anblick gewährt; obgleich ein noch junger, doch ſchon ausgezeichneter Prälat in dieſem Tempel die rauhe Herzensſprache der muthigen Wahrheit, der ſeufzenden Menſchheit, den König hören ließ, ſo würde doch alles das Ihr Erſtaunen noch nicht erwecken.»

»Sie würden unſern guten König geſehen haben — (denn ein einziges Regierungsjahr hat ihm ſchon dieſen Titel erworben) — mit jener edlen Einfalt in ſeinen Zügen, welche die Reinheit ſeiner Seele malt, ohne Prunk; ohne das zur Schau Tragen eines eitlen Ruhmes, wie er, mitten in dieſem blendenden Pomp, jene ſanfte, mit Anſpruchloſigkeit verbundene Würde beibehält, die ihm ſo eigen iſt.»

»Was habe ich Ihnen denn noch zu ſagen? — nichts, als daß es unmöglich iſt, den plötzlichen tiefen Eindruck zu beſchreiben, welchen der Augenblick hervorbringt, in dem Ludwig, mit der Krone Karl des Großen auf dem Haupte, von den Pairs des Reichs umgeben, ſich mitten unter ſeinem Volke auf einem erhabenen Throne niederläßt. Denken Sie ſich dies Gemälde. Kaum verkünden die

Trompeten, Glocken und der Donner der Kanonen, daß die Krönung vollbracht iſt, ſo öffnen ſich die Pforten, das zahlloſe Volk ſtrömt herein, füllt in einem Augenblicke die ungeheure Kirche, deren Gewölbe von dem einſtimmigen Zuruf: Es lebe der König! ertönt; ein tauſendfaches Echo gibt ihn zurück, tauſendfach verſtärkt durch die Stimmen aller, welche der Krönung ſelbſt beiwohnten. Die Kirchengeſänge ſchweigen, die Trompeten verſtummen, die Glocken verhallen, der Donner der Kanonen vermag nicht durch zu dringen, und ſiehe, eine unausſprechliche Wehmuth ergriff plötzlich die ganze Verſammlung, Thränen floſſen aus jedem Auge; die durch Schluchzen erſtickte Stimme konnte dem Herzen nicht mehr Luft machen, und plötzlich erhob ſich ein allgemeines Händeklatſchen; die Großen des Reichs, der Hof, das Volk, alle von gleichen Empfindungen überwältigt, drückten ſie alle auf gleiche Weiſe aus. Die ſchöne Trunkenheit der Freude hatte den höchſten Gipfel erreicht; Zujauchzen und Beifallklatſchen wechſelten unaufhörlich und verdoppelten ſich, als die Brüder des Königs, ſammt den Prinzen von Geblüt, ſich dem Throne näherten, um den Friedenskuß zu empfangen. Der heiße Wunſch des Volkes für eine ſo köſtliche Eintracht verlautbarte ſich in dem einſtimmigen Jubel. Jedes hörbare Wort in den Hymnen der Kirche, welches auf die Tugenden des Königs, die Liebe zu ſeinem Volke, das Glück ſeiner Regierung deutete, wurde herausgehoben, und mit dem Geſchrei: Es lebe der König! begleitet."

»Aber könnte ich vergeſſen, was in dieſem Gemälde am meiſten rührte? Die Königin hatte mit ihren Blicken, in welchen die zärtlichſte Theilnahme ſich malte, jeden Schritt der Ceremonie verfolgt; mit unbeweglicher Aufmerkſamkeit, kaum Athem ſchöpfend, ſaß ſie da, verlor den König nicht eine Minute aus dem Geſicht, ertrug ihre tiefe Rührung, und erleichterte die Bruſt nur durch Thränen. Doch in dem Augenblicke, wo der allgemeine Jubel plötzlich ausbrach, in dieſem Augenblicke des ſchönſten Triumphes, den je die Liebe zubereitet; da wurde der Eindruck zu gewaltig, ſie konnte ihn länger nicht ertragen, verſchwand und verlor dadurch einige Minuten von dem ſchönſten Tage ihres Lebens. Dieſe rührende Scene verdoppelte den Enthuſiasmus der Verſammlung, und als die Königin wieder erſchien, erfüllte die Nation den theuerſten Wunſch ihres Königs, und ihm wurde jetzt der Genuß der ſtürmiſchen Huldigung, welche das Volk den Tugenden ſeiner Gemahlin darbrachte.«

»So, mein Freund, endete dieſes erhabene Schauſpiel. Ein Afrikaner wurde davon faſt eben ſo tief gerührt als wir Alle. Ja, der Geſandte von Tripolis wurde in dieſem Augenblick Franzoſe. Ich ſtand neben ihm, ich habe ſeine Thränen über ſeinen langen Bart rinnen ſehen.«

»Mit gleichem Zujauchzen wurde der König bis zu ſeinem Palaſt begleitet. Er ſchien innig bewegt durch dieſe Merkmahle der Liebe ſeines Volkes. Als er, nach aufgehobener Tafel, vernahm, daß das Volk ihn noch einmal zu ſehen

wünſche, ließ er verkünden, daß er in der Gallerie ſpaziren werde, welche vom Palaſt bis zum Eingang der Kirche führt. Sogleich ordnete ſich das Volk von ſelbſt in zwei Reihen zu beiden Seiten. Der König kam, ohne Wachen, ohne Begleitung, ganz allein mit der Königin. Er blieb lange mitten unter dem gedrängten Haufen, ließ ſich von dieſem anrühren, lieh jenem das Ohr, antwortete Jedem freundlich, blieb auch wohl ſtehen, wenn man mit ihm reden wollte, ſprach mit Allen durch ſeelenvolle Blicke. Dieſe rührende Popularität hat übrigens die Einwohner von Rheims nicht überraſcht; ſie waren durch eine Antwort des Königs darauf vorbereitet, welche er auf die Frage ertheilte: ob man, nach altem Herkommen, die Straßen, durch welche er gehen würde, tapeziren ſolle? — Nein, ſagte er, mich und mein Volk muß nichts hindern, einander zu ſehen.

Guter Ludwig! unter den Stimmen, welche dir im Tempel zujauchzten, befand ſich auch bereits Eine (die des berüchtigten Orleans), welche ſpäter das Todesurtheil über dich ausſprach! unter den Händen, welche dir ſo wüthend zuklatſchten, waren vielleicht ſchon die, welche dein Haupt vom Rumpfe trennen ſollten! — bittere Lehre für die Fürſten! — Iſt es, nach ſolchen Beiſpielen, ihnen zu verargen, wenn ſie kalt und mißtrauiſch durch ein jubelndes Volk hindurch ſchreiten?

Brutus an Cicero.

(Dieſer Brief iſt jederzeit als eines der koſtbarſten Ueberbleibſel des Alterthums betrachtet worden. Er iſt in der That — einige Wiederholungen abgerechnet — ein Meiſterſtück der Beredſamkeit, das Ergieſſen einer echt republikaniſchen Seele. Er wurde in dem Jahre geſchrieben, welches auf Cäſar's Tod folgte, zu der Zeit, als der junge Octavius vor Modena den Marcus Antonius ſchlug, alſo im Jahr 710 von Erbauung Roms. Das Licht, in welches er den Cicero ſtellt, iſt freilich nicht vortheilhaft, aber, wie mich dünkt, ſehr wahr. Es könnte mancher dabei in ſeinen Buſen greifen.)

Du haſt an Octavius geſchrieben. Eine mich betreffende Stelle dieſes Briefes hat Atticus mir mitgetheilt. Deine Zuneigung zu mir, deine Sorge für meine Erhaltung gewährten mir kein neues Vergnügen. War ich doch ſchon gewöhnt, täglich zu hören, daß du irgend einen Schritt gethan, um deinen Eifer mir zu beweiſen und meine Ehre zu ſchützen. Aber eben jenes Bruchſtück deines Briefes hat mir den empfindlichſten Schmerz verurſacht. Du dankeſt dem Octavius für das, was er für die Republik gethan; aber mit ſo vieler Unterwürfigkeit — (ſoll ich es ſagen? O ich ſchäme mich der Lage, in welche das Schickſal uns verſetzt hat, aber es muß heraus:) — du bettelſt um mein Leben mit ſo vieler Niederträchtigkeit, daß du klar anzudeuten ſcheineſt, die Tyrannei ſei nicht zerſtört, wir haben nur den Herrn gewechſelt.

Mein Leben! Ha! welcher Tod wäre mir ſchrecklicher als ein Leben um dieſen Preis! wiege deine Ausdrücke und

wage zu läugnen, daß es die eines bittenden Sklaven vor seinem Könige sind? Du bittest nur um Eine Gnade und erwartest sie von ihm: daß es ihm gefallen möge, Bürger am Leben zu lassen — (nämlich Brutus, Cassius und die übrigen Verschwornen) — welche die Achtung der Rechtschaffenen und des römischen Volkes erworben haben. Das heißt also mit andern Worten: wenn er nicht einwilligt, so ist es um uns geschehen. Aber besser nicht zu leben, als ihm das Leben zu verdanken. Fürwahr, ich glaube noch nicht, daß die Götter das römische Volk so sehr hassen, daß man das Leben irgend eines Bürgers von Octavius erflehen müsse; minder noch das Leben der Weltbefreier. Ja, ich rufe gern diesen prächtigen Titel in's Gedächtniß, besonders Leuten, die nicht zu wissen scheinen, was sie fürchten und was sie bitten sollen. Du, Cicero, du erkennst den Octavius für so mächtig, und bist noch sein Freund? — Du bist der meinige, sagst du, und, um mich in Rom zu sehen, findest du nöthig, einem Knaben mich zu empfehlen? — und wofür hast du ihm zu danken, wenn du wirklich glaubst, daß man um mein Leben ihn bitten müsse? schien es dir so dankenswerth, nicht von Antonius, sondern von ihm eine solche Gnade zu erflehen? Ist es der Zerstörer oder der Erbe der Tyrannei, von dem man das Leben solcher Bürger begehrt, die sich um die Republick verdient machten? —

Diese nämliche Schwachheit, die uns alles Selbstvertrauen raubt, und die ich allen Andern, so wie dir vorwerfe, diese nämliche Schwachheit flößte einst dem Cäsar die

Begierde zu herrſchen, und nach deſſen Tode dem Antonius die Begierde, ſein Nachfolger zu werden, ein. Sie iſt es auch, die den jungen Octavius ſo hoch erhoben hat, daß du von ihm, der noch kaum ein Mann iſt, das Heil von Männern, wie wir ſind, erlangen zu müſſen wähnſt, und daß du meine einzige Zuflucht in ſeinem Mitleid findeſt. Wenn wir uns erinnerten, daß wir Römer ſind, ſo würden wir nicht gelaſſen ſehen, daß die elendeſten Menſchen mehr Muth beweiſen, uns zu unterjochen, als wir, uns zu vertheidigen, und Antonius, nach Cäſar's Macht lüſtern, würde vor Cäſar's Beſtrafung zittern. — Du, ein geweſener Konſul! Du, der die Verbrechen des Catilina beſtrafte, und, wenn meine Ahnung mich nicht täuſcht, unſern Untergang dadurch nur um kurze Zeit verzögerte, wie kannſt du einen Blick zurück werfen auf das, was du gethan, und billigen was jetzt geſchieht? oder doch ſo geduldig, ſo ſanftmüthig leiden, was du zu billigen ſcheinſt? — Woher dein Haß gegen Antonius? gründet er ſich nicht auf dieſelben Anſprüche, welche nun der junge Octavius geltend macht? wollte er nicht auch, daß wir ihm unſer Leben verdanken; daß diejenigen, welchen er die Freiheit ſchuldig iſt, nur ein ſchwankendes Daſein genießen, und ſein Wille den Römern für Geſetze gelten ſollten? — Du rietheſt die Waffen zu ergreifen, um zu hindern, daß er herrſche. Geſchah das blos um einen Andern zu bitten, ſeinen Platz einzunehmen, den Staat als ſein Erbe und die Bürger als ſeine Sklaven zu betrachten? — Dann haben wir blos um die Gattung der Knechtſchaft und nicht

um die Knechtſchaft ſelbſt geſtritten. Dann konnte es uns gleichviel gelten, ob Antonius oder ein Anderer die Herrſchaft an ſich riß. Ja, unter Jenem wäre unſere Lage nicht blos erträglicher geweſen, wir würden auch ſeine Macht, ſeine Wohlthaten, ſein Anſehen getheilt haben. Denn was hätte er Leuten abgeſchlagen, deren Unterwerfung eine Hauptſtütze ſeiner Macht geworden wäre? Aber wir haben die Tugend und Freiheit nicht verhandeln wollen. Und ſelbſt noch in dieſem Augenblicke, wo Cäſars Name gegen Cäſars Mörder gleichſam lebendig geworden, was meinſt du was er geben würde, wenn die Rede von Feilſchen wäre, um mit unſerer Zuſtimmung eine Macht zu beſitzen, die er vermuthlich ohnehin bald erlangen wird, da man blos leben, Geld empfangen und mit Konſulartiteln prangen will?

Möge aber auch Cäſars Tod unnütz, unſere Freude darüber täuſchend geweſen ſein, indem wir durch denſelben nicht freier geworden, als zuvor; möge die ganze Welt uns verlaſſen: die Götter können mir eher Alles rauben, als den Entſchluß, vom Erben des Cäſars, den ich umgebracht habe, nimmer zu dulden, was ich von Cäſar ſelbſt nicht erduldet; ja was ich nicht von meinem Vater leiden würde, wenn er auf die Welt zurückkäme: daß nämlich ein Bürger mit meiner Zuſtimmung mächtiger ſei, als die Geſetze und der Senat.

Glaubſt du denn, die übrigen Römer wären frei, wenn ich, ohne des Octavius Erlaubniß, nicht in Rom ſein darf? — Noch mehr. Was du von ihm für uns begehrſt, wie

kannſt du es erreichen? — unſere Erhaltung? aber iſt dazu denn genug uns das Leben zu ſchenken? und wollen wir denn leben ohne Ehre und Freiheit? nennſt du in Rom ſein, leben? Wird mein Zuſtand durch den Ort meines Aufenthaltes beſtimmt? ich lebte nicht, ſo lange Cäſar lebte, es wäre denn ſeit dem Augenblicke, da ich den Entſchluß faßte, ihn zu opfern. Wo ich auch ſein möge, nie werde ich mich in der Verbannung glauben, ſo lange Schimpf und Knechtſchaft mir die unerträglichſten aller Uebel ſcheinen werden.

In welche Nacht ſind wir verſunken! Bei den Griechen werden die Nachkommen der Tyrannen gleich dieſen zum Tode verdammt; bei uns hingegen bittet man denjenigen, der den Namen des Tyrannen anzunehmen gewagt, die Rächer der Freiheit zu verſchonen. Und ich ſollte wünſchen, mein Vaterland wieder zu ſehen? und ich könnte glauben, daß ich noch ein Vaterland habe? Da Rom die angebotene Freiheit von ſich ſtößt? da es den Namen des todten Tirannen in einem Knaben mehr fürchtet, als es ſich ſelbſt vertraut, nachdem es durch eine Handvoll Menſchen den Uebermächtigen vernichten ſah? — Empfiehl mich deinem Cäſar nicht länger, weder mich noch dich ſelbſt, wenn du mir vertrauſt. Du ſetzeſt einen viel zu hohen Werth auf die wenigen Jahre, die du noch zu leben hoffen darfſt, wenn du meinſt, es verlohne die Mühe, ſich ihretwegen bis zu Bitten herab zu laſſen. Hüte dich auch, daß deine, bisher mit Recht gerühmten Schritte gegen Antonius nicht vielmehr Eingebungen der Furcht,

Bed. Sie hat es zwar nicht um mich verdient, Jungfer, aber ich bin ihr doch gut, ich gehe schon. (ab.)

Zweyte Scene.

Rösgen allein.

Der Mensch spricht ich wäre hübsch. Ich glaube er lügt. Herr Wacker hat mir das niemals gesagt. Wenn ich hübsch wäre, und nicht so dumm, er würde gewiß nicht fortreisen. — (seufzend) Es ist recht fatal, daß die Welt so groß ist, und daß die Menschen so viel darin herumreisen können. Da giebt es Wasser und Berge, Wälder und Räuber, da kann er ersaufen, herunter stürzen, sich verirren, geplündert werden — oder wohl gar ermordet! — dann sehe ich ihn in meinem Leben nicht wieder! — Ach! wäre er doch lieber krank geblieben! — das waren gute Zeiten, als er noch krank war.

als eines echten Bürgerſinnes ſcheinen mögen. Denn wenn du es für wohl gethan hältſt, den Octavius für mich zu bitten, ſo wird man glauben, du habeſt nicht den Herrn gefürchtet, ſondern nur einen Herrn verlangt, der dein Freund ſei.

Daß du ihn rühmſt, billige ich, wenn er gefochten hat, um eine fremde Macht zu bekämpfen, nicht aber um ſeine eigene zu gründen. Aber wenn er ſchon ſo hoch ſteht, daß man für uns bei ihm bitten muß; wenn du ſelbſt urtheilſt, daß man ſo viel ihm verwilligen müſſe; ſo iſt der Lohn zu groß, denn du geſtehſt ein Recht ihm zu, welches er ſelbſt, ſo ſchien es, der Republik zurück gab. Du bedenkſt nicht, daß, wenn er ſolchen Ruhm verdient, blos weil er gegen Antonius Krieg geführt, wir durch die verſchwenderiſchſten Ehrenbezeugungen nie hinreichend belohnt werden können, denn wir haben eine Macht geſtürzt, von welcher Antonius nur die Trümmer ſammelte. Doch freilich vermag die Furcht weit mehr über die Menſchen, als die Dankbarkeit. Antonius lebt, und lebt bewaffnet. Cäſar iſt todt und man vergißt, was man thun könnte oder ſollte. Jetzt iſt es Octavius, deſſen Urtheil über uns das Urtheil der Römer beſtimmen wird, und man verachtet uns ſo tief, daß man einen einzigen Menſchen als Richter über unſer Leben anerkennt. Ich aber bin geſchaffen — weil du mich doch zu reden zwingſt — nicht allein um nicht zu bitten, ſondern auch, um diejenigen im Zaume zu halten, welche zu verlangen wagen, daß man ſie bitte. Ich bleibe entfernt von der Knechtſchaft, und jeder Ort, wo ich frei athme, iſt für mich Rom. Ich werde euch

bemitleiden, euch Alle, in welchen weder Alter, noch Ruhm, noch das Beiſpiel fremder Tugend die Liebe zum Leben verringern konnte. Ich werde glücklich ſein, ſo lange ich feſt glaube, daß Bewußtſein der ſchönſte Lohn des Menſchen iſt. Denn welches Glück iſt dauerhafter, als das, welches, unabhängig vom Menſchen, in meiner Bruſt und in der Freiheit wohnt? Nie werde ich denen unterworfen ſein, die ſich unterwarfen; nie von denen beſiegt werden, die beſiegt wurden. Ich werde alles wagen und ertragen, um die Republik zu befreien. Gelingt es mir, ſo theilen wir Alle die Freude. Gelingt es mir nicht, ſo werde ich mich dennoch freuen, denn ich widmete mein Leben dem Verſuch, mein Vaterland zu retten.

Dich, Cicero, ermahne ich, werde nicht laß im Guten, und vertraue der Tugend. Strebe nicht blos gegenwärtigen Uebeln entgegen, komme auch künftigen zuvor. Glaube mir, daß der freie, muthige Geiſt, mit welchem du die Republik gegen Catilina und Antonius vertheidigt haſt, nichts frommt ohne Beharrlichkeit und Gleichmuth. Ich bekenne, daß eine Tugend, die ſich ſchon ausgezeichnet hat, mehr leiſten muß, als eine noch nicht erprobte; denn was jene thut, wird nur als eine abgetragene Schuld betrachtet, was ſie unterläßt, als eine betrogene Hoffnung. So ſchön alſo auch Cicero's Widerſtand gegen Antonius war, ſo gedenket man doch dabei ſeines Konſulats und erſtaunt nicht. Aber wenn der nämliche Cicero nun nicht überall dieſelbe Standhaftigket und Seelengröße zeigt, durch die er den Antonius erdrückte, ſo raubt er ſich nicht allein den

Ruhm, den er erlangen könnte, ſondern er ſteht auch in Gefahr, den ſchon erworbenen zu verlieren. Denn groß iſt nur, was auf unerſchütterliche Grundſätze gebaut iſt. Dein Genie, deine Handlungen und die Wünſche aller Bürger machen es mehr dir als ſonſt irgend Jemanden zur Pflicht, die Republik zu lieben und die Freiheit zu vertheidigen. Anſtatt alſo dem Octavius um Schutz für uns zu bitten, ermahne dich ſelbſt, ſtärke deinen Muth, und glaube feſt, daß dieſe Republik, für welche du ſo große Dinge verrichtet, frei und glorreich ſein wird, ſo bald das Volk nur Häupter kennt, die ihm beiſtehen, unternehmende Böſewichter zurück zu ſtoßen.

Brutus an Attikus.

(Auch dieſer Brief betrifft denſelben Gegenſtand, der dem herrlichen Brutus ſo ſehr am Herzen lag, und erklärt noch treffender Cicero's Verhalten, welches leider mancher große Gelehrte ſich zum Muſter genommen zu haben ſcheint.)

Du ſagſt, Cicero wundere ſich, daß ich, über die Staatsrolle, welche er ſpielt, ein Schweigen beobachte. Da du es wünſcheſt, ſo höre meine Meinung. Ich kenne Cicero's gute Abſichten, ich kenne ſeine Geſinnungen für die Republik. Indeſſen hat er Schritte gethan, die ich ungeſchickt nennen möchte, wäre er nicht der klügſte Mann ſeiner Zeit; ſoll ich ſie gefällige Schritte nennen? er hat ſich ohne Scheu den Antonius zum Feinde gemacht. Er hat für-

wahr die Habgier und Freiheit des Knaben mehr gereizt als unterdrückt. Seiner Verbindung mit Octavius opfert er alles auf; er geht so weit, uns zu läſtern, obſchon die Läſterung doppelt ſchwer auf ihn zurück fällt. Denn iſt, nach ſeinem Ausſpruche, Casca ein Meuchelmörder, weil er den Cäſar getödtet hat, ſo gebührt dieſer Titel ihm ſelbſt noch weit mehr, denn Casca hat nur Einen Menſchen, Cicero viele umgebracht. Und geziemt es ihm wohl, von Casca zu ſprechen, wie Beſtia (ſein Feind) von ihm ſpricht? Meint er, weil wir nicht alle Augenblicke, gleich ihm, unſere Thaten im Munde führen, daß es ihm beſſer anſtehe, eine ſchöne Handlung herab zu würdigen, als dem Beſtia und Clodius, ſein Konſulat zu verkleinern?

Unſer Freund Cicero berühmt ſich, den Krieg als ein Weiſer gegen Antonius geführt zu haben? was kümmert's mich, daß er den Antonius geſchlagen, wenn er ſeinen Lohn darin ſucht, einen andern an deſſen Stelle zu ſchieben, und wenn derſelbe Mann, der ein Joch zerbrach, ein anderes, ſchwerer zu zerbrechendes uns auflegt? Er handelt ganz wie ein Menſch, der wohl einen Herrn haben möchte, nur nicht den Antonius. Wie ſoll ich ihm denn dafür danken, daß er an einem Tyrannen nichts fürchtet, als deſſen Zorn?

Siehe da, man hat dem Octavius einen Triumph, Geld für ſeine Soldaten und eine Menge anderer Ehrenbezeigungen zugeſtanden, und du glaubſt noch, daß dieſer Octavius nicht auch nach dem Platze deſſen trachtet, deſſen Namen er bereits angenommen? Durfte ein Mann wie

Cicero, ein geweſener Konſul, ſich ſo benehmen? — Du haſt mich zu reden gezwungen, ſo höre nun auch das Unangenehme. Es ſchmerzt mich ſelbſt, ſo ſprechen zu müſſen. Ich kenne deine Geſinnungen für die Republik, und daß du, ſo übel es auch mit uns ſteht, doch noch an Rettung glaubſt.

Ich tadle übrigens deine Unthätigkeit nicht. Dein Alter, deine Kinder, dein ganzer Lebensplan berechtigen dich dazu. Du willſt dir keine Feinde machen. Aber Cicero! iſt wohl ein Unterſchied zwiſchen ſeinem Verhalten und dem des Salvidius! würde dieſer mehr für Octavius gethan haben? —

Du ſagſt, er fürchte, der Bürgerkrieg ſei noch nicht erſtickt? — Sehr wohl. Er fürchtet einen geſchlagenen Feind, aber nicht einen Octavius, an der Spitze eines ſiegreichen Heeres, von jugendlicher Verwegenheit geſpornt. Vielleicht hält er ihn ſchon für ſo mächtig, daß man ihm entgegen tragen müſſe, was er ohnehin an ſich reißen kann? — Wie ſchlecht raiſonnirt die Furcht! Welche unverſtändige Vorſicht, ein noch zu vermeidendes Uebel freiwillig zu ergreifen! — Aber wir fürchten Tod, Verbannung, Armuth. Das hält Cicero für das größte Unglück; und geſteht man ihm nur zu, was er bittet, ſchmeichelt man ihm, bleibt er angeſehen, ſo ergibt er ſich der ehrenvollen Knechtſchaft, wenn anders die Ehre mit dem höchſten Schimpf vereinbar iſt. Mag Octavius immerhin den Cicero Vater nennen, ihn ſtets um Rath fragen, ihn loben, ihm danken; die Zeit wird lehren, daß er ihn nur mit ſchönen Worten ſpeiſte. Einen Sklaven kann man

nicht Vater nennen; Cicero ſchmiedet aber ſeine eigenen Feſſeln, ſo brav er ſonſt auch iſt. Ich fange an, eine ſehr ſchlechte Idee von der Philoſophie und den Wiſſenſchaften zu hegen, denen Cicero bis jetzt ergeben war. Was nützt es, daß er für die Freiheit geſchrieben hat? Was nützen alle ſeine ſchönen Abhandlungen über den Ruhm, den Tod, die Verbannung, die Armuth? — Er höre alſo auf ſich zu rühmen und unſere Schmerzen zu verbittern. Er lebe immerhin als ein bittender Sklave, weil ihm das gefällt; er vergeſſe ſein Alter, ſeine Thaten, ſeine Würde. Aber ich — nie werde ich aufhören, der Tyrannei und jeder Gewalt, die über die Geſetze ſich erhebt, den Krieg zu machen. Nie werde ich um die Knechtſchaft unterhandeln. — Ich ſchreibe dir ſo freimüthig, weil ich dich ſo ſehr liebe, als Cicero vom Octavius geliebt zu ſein wähnt. Es thut mir weh, dich zu betrüben, denn ich weiß, du liebeſt deine Freunde, und vor Allem Cicero. Auch meine Zuneigung für ihn hat ſich nicht vermindert, wohl aber meine Hochachtung.

Die Pole.

Der Weltumſegler de Pagés erzählt: der Wind habe ihn dem Pol ſo nahe getrieben, daß er kaum noch fünf und vierzig deutſche Meilen davon entfernt geweſen. »Dieſe geringe Entfernung,« ſagt er, »ſpornte meine Einbildungskraft, und hätten meine Holländer gedacht wie ich,

ſie würden ſich über den Wind und die Ströme gefreut haben, welche uns nach Norden trieben, in der Hoffnung, ein bisher unzugangbares Land zu entdecken.“ Er hält eine Reiſe bis zum Pol in allem Ernſt für ſehr möglich. Nun fragt ſich's nur, ob es der Mühe werth ſei, ſie zu unternehmen? — Freilich würde man dort vielleicht ein Land finden, wo der Grundſatz: was ich kann, das darf ich auch, nur von weißen Bären ausgeübt wird; allein die Eroberungswuth, ſchrecklicher als das Polar-Eis, würde bald auch bis zu den Polen dringen, und das goldene Weltalter dort zerſtören. Nein, lieber mögen ſie unbeſucht bleiben, damit man hoffen dürfe, es gebe noch Ein Plätzchen auf der Welt, den Pol, wo es rechtlich zugeht.

Die Ausforderung.

Vor fünf Vierteljahrhunderten war es noch Sitte, zu glauben, daß ein Feldherr ſeine Lorbeeren beſchmutze, wenn er die unſchuldigen Einwohner eines feindlichen Landes grauſam behandelte. Von dieſem Vorurtheil ſind wir längſt zurück gekommen, aber dem großen Türenne machte man viele Jahre lang die bitterſten Vorwürfe, daß er im Jahr 1674 den Befehl empfangen und ausgeführt, die Staaten des Churfürſten von der Pfalz in Aſchenhaufen zu verwandeln. Der Geſchichtſchreiber ſeiner Feldzüge, Ritter Beaurain, vertheidigt ihn ſiegreich gegen dieſe, bisher allgemein geglaubte Anſchuldigung. Die Schriftſteller,

sagt er, verwechseln die Zeiten, und setzen die Verwüstung der Pfalz in das Jahr 1674, die nicht eher als 1688, also dreizehn Jahre nach des Marschalls Tode, Statt hatte. Eine einfache Darstellung der Begebenheit wird sein Andenken rein waschen.

Türenne, urtheilend, daß, wenn die Verbündeten ihre Verstärkungen an sich gezogen, sie durch ihre Ueberlegenheit ihn zwingen würden, über den Rhein zurück zu gehen, beschloß, ihnen die Mittel der Subsistenz am rechten Rheinufer zu entziehen; er ließ daher Getreide und Fourage wegnehmen oder vernichten; das ist Kriegsgebrauch. Die pfälzischen Bauern, dem grimmigsten Hunger Preis gegeben, ließen ihre Wuth an einigen Soldaten aus, die ihnen in die Hände fielen, und deren verstümmelte Leichname gefunden wurden. Das war sehr natürlich. Die Franzosen meinten aber, was sie noch jetzt bisweilen meinen, die Bauern sollten ohne Murren verhungern, und steckten, ohne Befehl des Feldherrn, einige Dörfer in Brand. Sobald Türenne es erfuhr, verbot er das Sengen und Brennen unter den härtesten Strafen, wie sich schon von seiner bekannten Menschlichkeit erwarten ließ. Hätte Ludwig XIV. ihm wirklich befohlen, die Pfalz zu verwüsten, so würde er den Empfang dieses Befehls gebührend einberichtet haben; davon findet sich aber keine Spur in seinen Papieren. Was er in einem seiner Briefe an den König sagt, betrifft blos die Hungersnoth der Pfälzer, der er nach Möglichkeit abzuhelfen suchte, indem er den Proviant-Kommissären

erlaubte, den Pfälzern eben ſo wohl als ſeinen Soldaten Lebensmittel zu reichen.

Vollkommen gerechtfertigt erſcheint Türenne, wenn man erfährt, daß er die Rädelsführer beim Brande mit dem Tode beſtrafte. Auch die Ehre der franzöſiſchen Soldaten ſucht der franzöſiſche Geſchichtſchreiber zu retten, indem er behauptet, drei engliſche Regimenter, die ſich im Heere befanden, hätten hauptſächlich durch ihre Grauſamkeit die Pfälzer Bauern empört. Alles, was ſonſt darüber zum Nachtheil des Marſchalls geſchrieben worden, gründe ſich blos auf die Berichte holländiſcher Zeitungsſchreiber, deren Intereſſe damals erfordert hätte, den franzöſiſchen Namen in ganz Europa verhaßt zu machen.

Ein Mannheimer Akademiker hat ſich einen zweifachen Irrthum zu Schulden kommen laſſen, einmal, indem er für gewiß behauptet: auf Türenne's Befehl ſei ein Theil der Pfalz in Aſche gelegt worden; zweitens, indem er geradezu die berühmte Ausforderung des Churfürſten von der Pfalz an den Marſchall für ein Märchen erklärt. Allein dieſe Ausforderung, dieſes ſchöne Denkmahl der Liebe eines Fürſten zu ſeinem Volke, geſchah wirklich, und der Ritter Beaurain liefert eine Abſchrift davon aus dem Original, ſammt Türenne's Antwort, welche beide unter deſſen Papieren ſich gefunden haben.

Friedrichsburg den 16. Juli 1674.

»Das Verbrennen meiner Städte und Dörfer, welches, zufolge eines Schreibens von einem Ihrer Diener, ſo wie zufolge anderer Nachrichten, auf Ihren Befehl geſchehen,

ist eine so außerordentliche Begebenheit, und eines Mannes, wie Sie sind, so unwürdig, daß ich die Gründe dieses Verfahrens kaum begreife. Jedermann ist um so mehr darüber erstaunt, da Sie, vor Ihrer Bekehrung, in mehreren Feldzügen nicht so handelten, selbst nicht gegen solche Feinde, die Sie nicht unter Ihre Verwandten zählten. Ich sollte freilich nicht darüber erstaunen, nach allen den Unordnungen, die Ihre Truppen schon im vorigen Jahre begingen, da sie als Freunde hier durchzogen; dennoch kann ich meine Verwunderung über ein Verfahren nicht bergen, welches den, unter Christen angenommenen Kriegsgesetzen und Ihren sonstigen Freundschaftsversicherungen so sehr zuwider läuft. Mich dünkt, daß, strenge genommen, man nur diejenigen Orte in Brand stecket, welche die Kontributionen verweigern; nun wissen Sie aber wohl, daß Sie deren keine von den abgebrannten Ortschaften begehrt haben. Viele von Ihren Gefangenen versichern mich, es sei geschehen, um sich an meinen Bauern für den Mord einiger Soldaten zu rächen. Aber da man nie zuvor von solchen Grausamkeiten meiner Bauern gehört hat, so fällt die Schuld wahrscheinlich auf diejenigen, welche Sie selbst von Straßburg und Speier mitgebracht, und die vielleicht mit Vergnügen Ihnen diesen Vorwand zur Rache geliefert haben. Doch wenn auch meine Unterthanen die Schuldigen wären, so kann ich mir nicht einbilden, daß, um einiger Missethäter willen, die ich, nach erhaltener Angabe, streng würde gezüchtiget haben, Sie so viele unschuldige Familien ruiXXXIV.

Dritte Scene.

Natalie und Rösgen.

Nat. (hastig und erschrocken) Was giebts Rösgen? du weinst? Ach mein Gott! was ist vorgefallen?

Rösg. Er will fort.

Nat. Wer?

Rösg. Der böse Mensch! kaum ist er gesund worden, so läuft er, als ob ihm der Kopf brennte.

Nat. Wohin?

Rösg. Was weiß ich! die Welt ist ja leider groß genug.

Nat. Reisen will er?

Rösg. Er packt schon ein.

Nat. Heute noch?

Rösg. In einer Stunde.

Nat. Geh Rösgen, geschwind! sage ihm, er solle gleich in die Kastanienallee kommen, ich muß ihn sprechen.

Rösg. Er will Sie aber nicht sprechen.

Nat. Mich nicht sprechen?

nirt, und ſogar die Kirchen Ihrer eigenen Religion zerſtört haben ſollten. Handlungen, die dem chriſtlichen Wachsthum, deſſen Sie ſeit Ihrer Bekehrung ſich rühmen, ſo wenig entſprechen, laſſen mich vermuthen, daß ſie eigentlich gegen mich irgend einen Groll hegen; es wäre Ihnen aber leicht geweſen, auf eine, unter Männern von Ehre üblichere Weiſe Genugthuung von mir zu erhalten. Ich glaube, daß der allerchriſtlichſte König Ihnen wohl ſo viel Muße vergönnen wird, um ſich auf eine edlere Weiſe an mir zu rächen, als durch den Ruin meiner armen Unterthanen; und daß Sie ſich nicht weigern werden, dem Ueberbringer dieſes Zeit, Ort und die Gattung von Waffen anzuzeigen, durch welche wir unſern Zwiſt beilegen wollen. Nicht aus romantiſcher Laune, nicht in der eitlen Vorausſetzung einer abſchlägigen Antwort, thue ich Ihnen dieſen Vorſchlag, ſondern aus Verlangen nach Rache, die ich meinem Vaterlande ſchuldig bin, da ich dieſe jetzt nicht an der Spitze einer gleich ſtarken Armee, als die Ihrige iſt, fordern kann, und da die Rache des Himmels nicht ſo nahe über Ihnen zu ſchweben ſcheint, als die von meiner Hand. Ich verſpreche mir bei dieſer Gelegenheit, daß das Land, welches ehemals Ihrem ſeligen Herrn Vater, meinem Großoheim, in ſeinem Unglück zur Freiſtatt diente, und das Sie ſo oft verwüſtet haben, jetzt Zeuge Ihrer Reue ſein wird, wie es Zeuge Ihrer Härte und Ihrer Ausſchweifungen geweſen iſt.»

Im Lager von Seckenheim, den 27. Juli 1674.

»Mein Herr. Ich habe den Brief empfangen, mit welchem Ew. churfürstliche Durchlaucht mich beehrt haben. Ich kann versichern, daß das Feuer, welches einige Ihrer Dörfer verzehrt hat, ohne irgend einen Befehl angelegt worden, und daß die Soldaten, welche ihre Kameraden auf eine sehr seltsame Weise ermordet gefunden, es in solchen Stunden gethan haben, wo man es nicht verhindern konnte. Ich zweifle nicht, daß Ew. churfürstliche Durchlaucht mir die Ehre Ihres Wohlwollens erhalten werden, da ich nichts gethan habe, um mich deren unwürdig zu machen.«

Wenn es darauf ankommt, einen Mann wie Türenne von einer schlechten Handlung (denn dafür galt sie damals) rein zu waschen, so wird nicht überflüssig sein, auch noch das Schreiben zu liefern, welches der Marschall an den Minister Louvois richtete. Es ist vom 23. August 1674 aus dem Lager bei Landau.

»Als ich die Pfalz verließ, empfing ich durch einen Trompeter einen Brief vom Churfürsten, von welchem der König sicher hat sprechen hören, denn ich las ihn denen vor, die sich gerade in meinem Zimmer befanden. Ich habe das Original aufgehoben, und keine Kopie davon zu nehmen erlaubt, aus Furcht, daß sie aus einer Hand in die andere ginge; denn ich bin überzeugt, daß der Herr Churfürst selbst eine Stunde nachher den Schritt bereuet haben wird. (?) Ich antwortete ihm, wie es denn auch wahr

iſt, daß die Soldaten ohne Befehl einige Dörfer eingeäſchert haben, in welchen ſie Soldaten von den Bauern ermordet fanden. Wenn der König befiehlt, ſo werde ich ihm eine Kopie des Briefes ſchicken; aber ich habe geglaubt, daß es beſſer ſei, wegen Madame, die Sache zu vertuſchen.“

Wer wird nicht gern den berühmten Marſchall Türenne unſchuldig glauben? Aber wundern muß man ſich doch, daß ein ſolcher Mann den Gedanken äußern konnte, der Churfürſt werde einen Schritt bereuen, der ſein Andenken ehrt. Es iſt eine edle Fürſtenpflicht, in Zeiten der Gefahr auch das eigene Leben zu Schutz oder Rache der Unterthanen nicht zu ſchonen. Wenn es im Kriege Handlungen gibt (oder wenigſtens damals gab), die durch das Kriegsrecht ſich nicht entſchuldigen laſſen, ſo werden ſie ja eben dadurch Privathandlungen. Das geſtand Türenne ſelbſt ein durch die Verſicherung, das Sengen und Brennen ſei ohne ſeinen Befehl geſchehen. Folglich war Türenne, ehe er die Anſchuldigung widerlegte, in den Augen des Churfürſten nichts mehr und nichts weniger als ein unbefugter Peiniger ſeiner Unterthanen. Aber dieſer Peiniger ſtand an der Spitze einer Armee. Welches Mittel blieb ihm alſo übrig, das Vergangene zu rächen und das Künftige zu verhüten? Kein anderes, als ſich Mann gegen Mann mit dem Thäter zu meſſen, wenn er dieſen dazu bewegen konnte. Es läßt ſich, wie mich dünkt, nichts weiter dagegen einwenden, als daß der Schritt ungewöhnlich war, und daß heutzutage kein Fürſt ihn gethan hat.

Acht Tage aus dem Leben eines armen Vikarius in der englischen Grafschaft Wiltshire.

(Ein Auszug aus dessen Tagebuche.)

Montags: Ich empfing vom Doktor Seart, meinem Pfarrer, zehn Pfund Sterling, als meinen sechsmonatlichen Gehalt. Ich meine, diese kleine Summe redlich verdient zu haben, aber der Herr Doktor muß das wohl nicht meinen, denn ich mußte drei Stunden in seinem Vorzimmer stehen, ob ich gleich eilf Meilen zu Fuße gemacht hatte. Endlich wurde ich in sein Kabinet gerufen, er bot mir aber keinen Stuhl, auch keine Erfrischung, sondern gab mir das Geld sehr unwillig, hinzu fügend: ich sei zu theuer; er könne für fünfzehn Pfund jährlich einen andern Vikarius haben. Das that mir sehr weh. Ich ging betrübt meiner Wege.

Dinstags: Ich bezahlte neun Pfund Sterling an sieben verschiedene Personen, die mir so viel geliehen hatten, und nun blieb mir so wenig übrig, daß ich unmöglich ein paar alte schwarze Hosen kaufen konnte, die ich sehr nöthig hatte. Das ist Schade, denn ich kann meine Blöße kaum bedecken, und die Hose ist zwar schon getragen, aber noch recht gut und zu einem leidlichen Preise. Was war zu thun! ich mußte diese schöne Aquisition aufgeben, denn meine Frau brauchte nothwendig einen Rock, und unsere Töchter, Betti und Polli, haben keine Schuhe.

Mittwochs: Meine Frau kaufte einen Rock für sich und Schuhe für unsere Töchter. Aber durch einen Zufall,

der uns Alle ſehr beſtürzt machte, hatte ſie unglücklicherweiſe eine halbe Guinee verloren, weil ihre Taſche ein Loch hatte. Das war freilich um ſo ſchlimmer, da uns nun nicht mehr als eine halbe Krone übrig blieb, um alle drei ſechs Monate davon zu leben. Indeſſen litt ich doch nur durch die außerordentliche Betrübniß meiner Frau, und vermahnte ſie, mehr Vertrauen auf die göttliche Hilfe zu ſetzen.

Donnerſtags: Ich empfing aus dem nächſten Wirthshauſe ein Billet, in welchem ein Fremder mich bat, zu ihm zu kommen, weil er über eine ſehr wichtige Angelegenheit mit mir zu ſprechen habe. Ich ging hin. Es war ein Komödiant, ein freier Jüngling, den der Wirth nicht weglaſſen wollte, weil er ihm ſieben Pence ſchuldig war. Ich ſagte dem Komödianten, ich ſei eben ſo arm als er, indeſſen möchte er nur Geduld haben bis zum andern Morgen. Ich ging nach Hauſe, um nachzuſinnen, wie ich dem armen Menſchen helfen könnte.

Donnerſtag Abends: Mein Bäcker brach eine Urſach vom Zaune, um ſich mit mir zu zanken, ob ich ihm gleich nichts ſchuldig bin. Er erklärte mir und meiner Frau rund heraus, daß er uns künftig nicht mehr borgen werde. Der Fleiſcher benahm ſich weit rechtlicher. Er ließ uns ſagen, daß er uns jederzeit ergeben bleibe; daß er eben vernommen habe, der Doktor Scart ſtehe im Begriff, einen andern Vikarius zu miethen; daß er herzlich wünſche, uns nützlich zu werden, und uns daher den Rath ertheile, unſere kleine Proviſion an Fleiſch künftig von dem Fleiſcher Peter

Plum zu nehmen, der am andern Ende des Dorfes wohnt und Niemanden borgt. Ich überließ mich einige Minuten lang schmerzhaften Betrachtungen, erröthete jedoch bald über meine Kleinmuth, legte mich zu Bette, und schlief sehr ruhig.

Freitags: In aller Früh eilte ich in's Wirthshaus, bezahlte die sieben Pence für den Komödianten, und gab ihm noch den Rest eines Schillings, den ich zu diesem Behuf mitgenommen, so daß ich nun gar nichts mehr hatte. Ich ging aber doch vergnügt nach Hause, und stellte mich unpäßlich, um bei der Mahlzeit das bischen Brot, was noch übrig war, meiner Frau und meinen Töchtern nicht zu verkürzen. Nach Tische erzählte ich meiner Frau, was ich mit dem letzten Schilling gemacht. Dieses brave, tugendhafte Weib, sehr weit entfernt, mich deshalb zu tadeln, lobte mich und war bis zu Thränen gerührt.

Nota. Ich will ihr auch nie mehr widersprechen, denn sie hat wohl manchen kleinen Fehler, aber sie ist doch eine treffliche Frau.

Sonnabends: Ich machte eine Predigt über den Luxus und über die Gefahren des Ueberflusses. Sie gerieth mir sehr gut, und Morgen werde ich sie in vier verschiedenen Kirchspielen halten.

Sonntag Abends: Ich kam sehr ermüdet und sehr hungrig nach Hause. Ich forderte ein wenig Brot, aber meine Frau umarmte mich mit einem Thränenstrom und sagte, es sei keines vorhanden. Ich tröstete sie so gut ich konnte, erlaubte mir auch eine kleine Nothlüge, die Gott mir verzeihen wird, indem ich versicherte, ich bedürfe keine

Speiſe. Indeſſen bin ich in der That in meinem Leben nicht ſo hungrig geweſen. Meine Frau hatte noch zwei und einen halben Pfennig. Ich empfahl ihr, am andern Morgen Brot dafür zu kaufen, und es mit unſern Kindern zu theilen.

Montags: Als ich aufſtand, glaubte ich fürwahr, es werde der letzte Tag meines Lebens ſein; allein ich irrte mich, es wurde der ſchönſte Tag meines Lebens. Der Komödiant, für den ich ſieben Pence ausgelegt hatte, war ein verlaufenes Mutterſöhnchen von hoher Geburt, das einem hübſchen Mädchen zu Liebe ſich unter fremden Namen bei einer herumziehenden Jahrmarktsgeſellſchaft engagirt hatte. Als der Rauſch und die Mutterpfennige verflogen waren, kehrte der junge Herr reuig zurück und wurde mit offenen Armen aufgenommen. Er mochte meine Bereitwilligkeit ihm zu helfen über die Gebühr gerühmt haben, denn um neun Uhr dieſen Morgen meldete mir ein Nachbar, es ſei ein vornehmer Herr beim Friedensrichter abgeſtiegen, und habe ſich ſehr genau nach mir erkundigt. Nun, der Friedensrichter iſt ein ehrlicher Mann, und wird ihm wohl auch nichts Böſes von mir geſagt haben, denn um halb zehn Uhr trat der vornehme Herr ſelbſt ſehr freundlich zu mir herein, ſagte, er ſei der Oheim des jungen Menſchen, und ſchenkte mir fünfzig Pfund Sterling. Ich war ein wenig verſteinert, denn ich habe in meinem Leben eine ſolche Summe nicht beiſammen geſehen. Er verſprach mir auch einen einträglichern Dienſt, und ich denke, er wird Wort halten. — Nun, Gott ſei gelobt! Wir haben wie-

der Brot im Hause. Vertrauen auf Gott läßt einen ehrlichen Mann nicht sinken: so sagte meine Frau und sie hat Recht.

Historische Betrachtungen über den Tod Heinrich des Vierten

Diese merkwürdigen Fingerzeige sind aus einer Handschrift gezogen, welche Augustin Cohen, Advokat im Parlement zu Rouen, hinterlassen. Wenn man weiß, daß Ravaillac Heinrich's Mörder war, so kennt man nur das Instrument, aber nicht die Hand, die es führte. Heinrich, der Stolz und die Liebe seiner Unterthanen, wie der Schrecken seiner Feinde, beunruhigte damals Spanien durch eine furchtbare Zurüstung, welche dessen Hochmuth demüthigen sollte. In Spanien wurde Ravaillac's Dolch geschmiedet. Furcht und Politik haben freilich sogar die Richter des Mörders verleitet, die Namen der Verschwornen zu unterdrücken; und Hardouin de Perefixe sagt in seiner Geschichte Heinrich's des Großen: »wenn man die Geschichte befrage, wer diesem höllischen Ungeheuer (Ravaillac) den Mordgedanken eingehaucht? so antworte sie: ich weiß es nicht: weil sie, in einer Sache von so furchtbar schwerem Gewicht, Argwohn nicht für Wahrheit geben dürfe, und weil die Richter selbst nie den Mund darüber geöffnet, sondern nur durch Achselzucken davon geredet.«

Der Marschall d'Estrées, in seiner Geschichte der Regierungsverwaltung der Marie von Medicis, erzählt, daß ein Weib, Namens Descomon, den Herzog von Espernon und die Marquise von Verneuil, in deren Diensten sie gestanden, als Mitschuldige angezeigt, da sie aber vor dem Parlement den Beweis nicht führen konnte, so habe man ihr durch ein ewiges Gefängniß den Mund verschlossen. War ihre Aussage eine bloße Verleumdung gegen einen Mann von so großem Ansehen als der Herzog von Espernon, so scheint die Strafe viel zu gelinde. Allein man wollte sie auch nicht strafen, sondern blos zum Schweigen bringen.

Ravaillac war von Angouleme gebürtig, also aus dem Gouvernement des Herzogs, den der König bei sich im Wagen hatte, als er den ersten Stoß empfing. Man sagt sogar, Espernon habe sich zurückgebogen, um dem Mörder den zweiten Stoß zu erleichtern, der Heinrich's Herz traf, worauf der Herzog schnell umwenden und nach dem Louvre zurückfahren ließ. Wenn auch diese Umstände die Anschuldigung der Descomon noch nicht hinreichend begründen, so setzt hingegen eine andere Aussage des Peter Dujardin des Herzogs Verbrechen außer Zweifel. Dieser Dujardin, von Rouen gebürtig, hatte dem Könige zu den Zeiten der Ligue als Gensdarmes, und zwar unter dem Marschall von Biron gedient. »Ich machte nachher," so lautet sein Bekenntniß, »den Krieg in Ungarn mit, und ging von da nach Neapel, wo ich zwei alte Bekannte, Hebert und La Bruyere fand, die mich zu einem Jesuiten

führten, der ein Oheim des Herzogs von Lerma, spanischen ersten Ministers war. Dieser Jesuit sprudelte heftig gegen unsern König, nannte ihn einen Tirannen, wunderte sich, daß so viele brave Leute, die unter dem hingerichteten Marschall Biron gedient, den Tod dieses großen Feldherrn nicht rächten, und fragte endlich mich, ob ich wohl den Muth haben würde es zu unternehmen? — Ich begriff schnell, daß ich den Antrag nicht ganz ablehnen dürfte, denn der Jesuit war allmächtig in Neapel, und konnte leicht, aus Furcht, daß ich schwatzen möchte, mich umbringen lassen; auch war es höchst wichtig, mehr und Alles zu erfahren, um meinen König davon unterrichten zu können; darum stellte ich mich, als ob nur die Schwierigkeiten mich noch abschreckten. Diese wußte der Jesuit Alle zu heben. Weil der König die Jagd sehr liebte, und sich oft von seinem Gefolge weit entfernte, so sollte ich suchen, eine Stelle unter den Jägern zu erhalten, bei Fontainebleau ihm auflauern, ihm eine Pistolenkugel durch den Kopf jagen, und dann mit aller Sicherheit auf unterlegten Pferden nach Flandern entweichen; wenn ich das thun wollte, so verspreche er mir fünfzig tausend Thaler. — Ich bat mir Bedenkzeit aus."

»Bald nachher speiste ich eines Tages mit Hebert, La Bruvere und Ravaillac, der mit Briefen vom Herzog von Espernon an den Vicekönig von Neapel gesandt war, und während dem Essen sein Messer mit den Worten aufhob: Nie soll der König von einer andern Hand sterben, als von der meinigen."

Rösg. Nein. Erst habe ich ihn selbst gebeten: lieber Herr Wacker, sagte ich, bleiben Sie doch bey uns, es geht Ihnen ja recht wohl hier; alle Leute haben Sie lieb und ich vor Allen, und die gnädige Gräfin auch —

Nat Schwätzerin! weiter!

Rösg Da hat er gesagt: ich kann nicht bleiben! und da hat er sich vor den Kopf geschlagen, und etwas zwischen den Zähnen gemurmelt, davon ich nichts verstehen konnte. Als ich ihn seinen Mantelsack heraustragen sah, überfiel mich eine grausame Angst. Reden Sie doch erst mit der gnädigen Gräfin, bat ich ihn; Sie sind ja kaum wieder hergestellt, haben Ihre Kräfte noch nicht wieder; was soll denn daraus werden, wenn Sie unter wildfremde Menschen kommen? bleiben krank liegen, in einem elenden Dorfe, vielleicht gar unter Ketzern, ohne Wartung, ohne Pflege, ohne Priester; nein gewiß, das wird die gnädige Gräfin nicht zugeben. Reden Sie mit ihr.

Nat. Und er wollte nicht?

Rösg. Durchaus nicht. Ich habe schon zu viel mit ihm geredet, sagte er.

Nat.

Dujardin vertraute sich jetzt einem Neapolitaner, dessen gute Gesinnungen für Frankreich er kannte. Dieser rieth ihm mit Extrapost nach Rom zu dem französischen Gesandten zu flüchten. Er that es, der Gesandte schickte ihn, unter sicherer Begleitung, nach Paris, wo er dem Könige vorgestellt wurde, und in Gegenwart mehrerer Räthe seine Aussage wiederholte. Heinrich übergab ihn dem Großmarschall von Polen, der in Frankreich diente, um ihn den Dolchen der spanischen Emissärs zu entrücken. Von Ravaillac aber wurden mehrere Bildnisse verfertigt (vielleicht nur Beschreibungen seiner Gestalt), um ihn aufzufangen, wenn er nach Frankreich käme.

Als Dujardin in der Folge erfuhr, daß Ravaillac wirklich sein Bubenstück vollbracht, konnte er sich nicht enthalten, zu verlautbaren, es würde nicht geschehen sein, wenn man seine Aussage besser beherzigt, und wirksamere Vorsichtsmaßregeln ergriffen hätte.

Diese Worte zogen ihm bei Metz, wo der Herzog von Espernon Gouverneur war, mehrere Dolchstiche zu. Die Meuchelmörder ließen ihn für todt auf dem Platze, er kroch aber fort, wurde geheilt und zeigte zu Rouen seine Narben. Ludwig XIII., Sohn des großen Heinrich's, entdeckte er Alles, wurde verhaftet, viermal scharf befragt, und schrieb seine Aussage nieder. Eine Abschrift davon gab er in der Folge seinem Freunde, dem Parlaments-Advokaten le Tellier zu Rouen, bei dem der Verfasser dieser Betrachtungen sie selbst sah.

Und was wurde endlich aus diesem Dujardin? strafte

man ihn als einen Lügner oder Abenteurer? — o nein. Man hielt ihn lange im Gefängniß (vermuthlich aus Verlegenheit, was man mit seiner Aussage anfangen sollte), man sprach ihn auch nicht förmlich frei, aber man setzte ihn eines Tages unvermuthet auf freien Fuß, drückte ihm ein Pensionsdekret von sechs hundert Livres in die Hand, und gab ihm die Anwartschaft auf eine einträgliche Stelle bei der Pariser Accise. Auch diese Papiere hat Dujardin seinen Freunden in Rouen vorgewiesen.

Die arme, eingesperrte Descomon hatte also wohl die reine Wahrheit gesagt, und da der Herzog von Espernon mit Marie von Medicis, der Mutter Ludwig XIII., stets in der engsten Verbindung stand, so wird sie nicht ohne starke Gründe für eine Mitschuldige an dem Tode ihres Gemahls gehalten. Durch Heinrich's häufige Liebeleien wurde die Eifersucht dieser Italienerin unaufhörlich gereizt. Sülly gab sich oft vergebens alle Mühe, sie mit Heinrich auszusöhnen. In einer Nacht, nicht lange vor des Königs Tode, hatte dieser sogar sie aus dem Bette gejagt. Damals bat sie den Günstling Sülly um seine Vermittelung, er sagte ihr aber mit einiger Härte: »er wolle sich nicht mehr in ihre Angelegenheiten mischen, weil sie in einem Augenblicke mehr verdürbe, als er in einem ganzen Monat wieder gut machen könne;« worauf sie bitter antwortete: es sei das letzte Mal, daß sie mit einer solchen Bitte ihm beschwerlich gefallen.

Conchini, der nachmalige Marschall d'Ancre, und seine Frau, welche beide dem Könige verhaßte Personen die

Königin ganz beherrſchten, riethen ihr, ſie ſolle ihren Gemahl überreden, daß er ſich noch vor ſeiner Abreiſe krönen ließe, damit im Getümmel einer ſolchen Ceremonie Ravaillac eine gute Gelegenheit finden möchte, ſeine ſchwarze That zu vollbringen. Sülly erzählt in ſeinen Memoiren, der König habe mehr als einmal zu ihm geſagt: »Mein Freund, dieſe Krönung weiſſaget mir irgend ein Unglück. Sie werden mich tödten. Gib acht, ich komme nie aus den Mauern dieſer Stadt. Es bleibt meinen Feinden kein anderes Mittel, als mich umzubringen.«

Dieſe Ahnung gründete ſich noch auf eine ſehr bedenkliche Entdeckung. Marie nämlich, fürchtend, Spanien möchte künftig allein aus Heinrich's Tode allen Vortheil ziehen, unterhandelte ſchon bei deſſen Lebzeiten, durch einen Vertrauten am ſpaniſchen Hofe, über die Verbindung des Dauphins mit der Infantin. Heinrich's Geſandter, der Graf von Rochepot, kam dahinter, meldete es ſeinem Herrn, und dieſer rief, nachdem er die Depeſche geleſen, in Sülly's Gegenwart aus: »Mein Freund, mit mir iſt es aus, ſie werden mich ermorden.«

Als Marie unter der Regierung Ludwig XIII. den Kardinal Richelieu zu ſtürzen ſuchte, entdeckte dieſer dem Sohne das Verbrechen der Mutter, und daher kam die Härte, mit welcher Ludwig ſie behandelte, da er ſie verbannte und im tiefſten Elend zu Kölln umkommen ließ. War es ein Wunder, daß er das Andenken eines ſolchen Vaters ehrte, der ſchon bei ſeiner Geburt — (wie früher in dieſer Schrift erzählt worden) — eine ſo rührende Freude

und zärtliche Liebe zu ihm blicken ließ? — Nach Mariens Tode, als Richelieu im Hotel von Luxemburg, welches sie hatte bauen lassen, ein Inventarium von ihren Möbeln aufnehmen ließ, fand man mehrere Büchsen mit allerlei Gattungen von Gift. Es wurde dem Kardinal gemeldet, und angefragt, was man damit machen solle? — Richelieu ging einigemal schweigend im Zimmer auf und nieder, und befahl dann, das Gift in's Feuer zu werfen, damit man nicht glauben möchte, er selbst habe das Gift untergeschoben, um das Andenken seiner Feindin zu beschimpfen.

Nicht blos die Königin, auch das Haus Espernon hat Gottes Rache getroffen, es ist gänzlich zu Grunde gegangen. Der Herzog drohte, nach Heinrich's Tod, dem ersten Präsidenten von Paris, Harlay, ihn zu erdolchen, wenn er in Ravaillac's Prozeß das mindeste gegen ihn oder die Königin einfließen ließe. Heinrich hatte diesen Mann stets gehaßt wegen seines unverschämten Betragens und der frechen Reden, die er sich gegen den König erlaubte, da er sich sogar alle Mühe gegeben hatte, um dessen Erhebung auf den Thron von Frankreich zu hindern. Mit gleicher Bitterkeit wurden Mariens Günstlinge, der Marschall d'Ancre und dessen Weib, vom Könige gehaßt. Sülly fand ihn eines Tages traurig und in tiefen Gedanken, fragte um die Ursache, und erhielt zur Antwort: »nicht Staatsgeschäfte, sondern häuslicher Zwist, dem ich nicht abzuhelfen weiß, schlägt mich so nieder.«

Als hierauf Sülly ihm rieth, sich aller dieser Grillen männlich zu entschlagen und sich ein für allemal auf einen

gewiſſen Fuß mit der Königin zu ſetzen, erwiederte Heinrich: »Was ſoll ich thun? meine Schuld iſt es nicht. Gewalt brauchen, iſt mir zuwider, beſonders gegen ſolche, die ich geliebt habe. Wie herzlich froh wollte ich ſein, wenn ich mit der Königin in Frieden leben könnte. Möchte ſie nur etwas mehr ſich in mich fügen, ſo wollte ich gern von meiner Seite unterlaſſen, was ſie kränkt. Aber ſie wird ſich ſchwerlich jemals beſſern. Wenn ich ja ſage, ſo ſagt ſie nein; das ewige Zanken kann ich länger nicht ertragen. Wenn ich heim komme, ſie küſſen und liebkoſen will, ſo fährt ſie mich an. Meinen natürlichen Kindern beweiſt ſie bei jeder Gelegenheit den entſchiedenſten Haß, obgleich ſie lange vorher geboren wurden! ehe ich von ihr nur einmal hatte reden hören. Den Conchini und ſein Weib überhäuft ſie dermaßen mit Geſchenken, daß ich ihr nie genug geben kann. Klatſchereien und Zuträgereien ſteht ihr Ohr ſtets offen. Sie beſoldet Spione, die mich umgeben, ihr alles was ich thue, jedes Wort das ich ſage, mit Vergrößerungen zutragen. Ich war ein Thor, daß ich deinen Rath nicht befolgte, und jene beiden Nichtswürdigen nicht ſchon längſt in ihr Vaterland zurück jagte.«

Mezeray, in ſeinem chronologiſchen Abrégé der Geſchichte Frankreichs (S. 1427 und folgende) beſtätigt alle dieſe Umſtände, und fügt noch manches Merkwürdige hinzu. Ein Prophet hatte der Königin geweiſſaget, daß das Krönungsfeſt ſich in Trauer und Thränen endigen würde. In einer Nacht erwachte ſie weinend, und ſagte dem Könige: ſie habe geträumt, man ermorde ihn durch einen Meſſerſtich.

Die Zeugen dieſes Mordes, ſagt Mezeray, waren ſo beſtürzt, daß, wenn Ravaillac nur ſein Meſſer weggeworfen hätte, man ihn nicht erkannt haben würde. Als man ihn ergriff, zeigten ſich plötzlich ſechs oder acht Kerls mit bloßen Degen, welche ſchrien, man müſſe ihn gleich umbringen, ſich aber ſchnell wieder im Gedränge verbargen. Ravaillac wurde nicht gleich in's Gefängniß geworfen, ſondern zwei Tage lang im Hotel de Retz ſo nachläſſig bewacht, daß Jedermann zu ihm kommen durfte. Unter andern beſuchte ihn ein Mönch fleißig, der viele Wohlthaten vom Könige empfangen hatte, der jetzt deſſen Mörder mit den Worten mein Freund anredete, und ihn ermahnte, keine ehrlichen Leute (gens de bien) in ſeine Anklage zu verwickeln. — Kaum hatte der edle Heinrich ſeinen Geiſt ausgehaucht, als der Herzog von Espernon die Garden herbei rief, um das Parlament zu umringen, und es allenfalls zu zwingen, die Königin zur Regentin zu erwählen. So wurde die Blutrache den Mördern ſelbſt übertragen, und auf dieſe Weiſe das Verbrechen in Nacht gehüllt. Des großen Heinrich's Anordnungen wurden umgeſtürzt, ſeine Finanzen zerrüttet, ſeine Erſparniſſe vergeudet, ſeine treuen Diener verbannt, ſeine Allianzen mit andern vertauſcht, und in Kurzem ſank das triumphirende, das Geſetze vorſchreibende Frankreich zu einem Werkzeug des ſpaniſchen und römiſchen Hofes herab.

Quodlibet.

Als der Prinz von Oranien nur noch Statthalter war, befand er sich einst in der Oper, wo ein Schauspieler einen Prolog voll der ekelhaftesten, an ihn gerichteten Schmeicheleien hersagte. »Jagt mir den Kerl von der Bühne!« rief der Prinz entrüstet, »hält er mich denn für den König von Frankreich?«

* * *

Nach der Schlacht bei Hochstädt lud Prinz Eugen die gefangenen französischen Offiziere in die Oper, ließ aber dort blos fünf Prologe nacheinander absingen, die Quinault zum Ruhme Ludwigs des XIV. gedichtet hatte. »Sie sehen, meine Herren,« sagte er zu den Kriegsgefangenen, »daß ich Ihren König recht gern loben höre.« — Wie haben sich doch seitdem die Sitten der Sieger verändert!

* * *

Als der Regent von Frankreich, auf Verlangen des Kardinal Dubois, der Alles über ihn vermochte, einen seiner Lieblinge Nocé aufopferte, wollte Jemand diesen mit der Aussicht trösten, daß seine Ungnade nicht lange dauern werde. — Was wissen Sie davon? fragte Nocé. — »Ich weiß es vom Regenten selbst.« — Was weiß Er davon?« erwiederte Nocé verdrießlich.

* * *

Der General Rivaroles hatte durch eine Kanonenkugel ein Bein verloren. In der Schlacht von Nerwinden riß

ihm abermals eine Kanonenkugel das hölzerne Bein weg. »Die Narren,« sagte er gelassen, »sie wissen nicht, daß ich noch ein halbes Dutzend unter meiner Equipage habe.«

* * *

Der letzte Herzog von Lesdiguieres vermählte sich in hohem Alter. »Warum thun Sie das?« fragte ihn der Bischof von Orleans. — Um Kinder zu haben. — »Allein man sagt, Ihre Gemahlin sei sehr tugendhaft?«

* * *

1685 wurde Furetiere von der französischen Akademie ausgeschlossen um seines Dictionnaires willen, welches natürlich dadurch nur noch berühmter wurde. Als er 1688 starb, entstand die Frage in der Akademie: ob man, nach alter Gewohnheit, ein Seelenamt für ihn halten solle oder nicht? Die meisten waren dagegen, als Boileau hereintrat, und sich folgendergestalt vernehmen ließ: »Merken Sie auf, meine Herren! hier sind drei Dinge zu betrachten, Gott, das Publikum und die Akademie. Was Gott betrifft, so wird er es fürwahr nicht übel nehmen, wenn sie ihm in ihren Unwillen opfern und für einen Verstorbenen beten, der es nöthiger hat, als mancher Andere, wäre es auch nur um der Bitterkeit willen, die er gegen uns bewiesen. Vor dem Publikum wird es Ihnen Ehre bringen, Ihren Feind nicht bis jenseits des Grabes verfolgt zu haben, und die Akademie wird sich selbst ehren, indem sie Schmähungen durch Gebete beantwortet.« — Die Meinung des Dichters drang durch, und ein Spaß-

vogel sagte: »Glücklicherweise für die Akademie wären die Gemüther durch die Predigt des hochwürdigen Pater Boileau umgestimmt worden.

Dieser Furetiere war sehr geizig. So oft ich ihn sah, (erzählt Charpentier) — bat er mich, ihm doch einen Tag zu bestimmen, an dem ich zu Mittag bei ihm speisen wolle. That ich es, so war er in Verzweiflung, daß eben dieser Tag schon besetzt sei. Endlich ersuchte ich ihn, er möchte mir lieber das Jahr bestimmen, in dem ich bei ihm speisen könnte. Das hat er aber nie gethan.

* * *

Als Rochelle, der Hauptort der Kalvinisten, 1627 belagert wurde, wählten die Einwohner den Unerschrockensten ihrer Mitbürger, Namens Guiton, zum Befehlshaber. Einen Dolch ergreifend, erklärte er auf dem Rathhause: »Nur unter der Bedingung nehme ich diese Würde an, daß mir erlaubt sei, diesen Dolch dem Ersten, der von Uebergabe spricht, in das Herz zu stoßen. Eben so geschehe auch mir, wenn ich jemals den Gedanken äußere, und ich verlange, daß zu diesem Behuf der Dolch hier auf dem Tische liegen bleibe." — Indessen nahm der Hunger überhand. „Bald werden alle Einwohner verschmachtet sein," sprach ein Freund zu Guiton, welcher ganz gelassen antwortete: »Wenn nur Einer übrig bleibt, um das Thor zu verschließen." — O warum vererbte dieser Held nicht einen Funken seines Geistes auf die berüchtigten preußischen Festungs-Kommandanten! —

* * *

Im Jahr 1408 gab die Universität von Paris einen schamlosen Beweis der Eifersucht auf ihre Gerichtsbarkeit. Der Oberrichter (Prévôt) von Paris hatte wegen einer Mordthat zwei Schüler aufhängen lassen. Die Universität verfolgte ihn deshalb mit solcher Erbitterung, daß er endlich verdammt wurde, die beiden Mörder selbst vom Galgen los zu knüpfen, sie auf den Mund zu küssen, und dann vor ihnen her bis nach der Kirche zu reiten, in welcher sie begraben wurden; wobei der Kutscher, der die Leichname führte, im Priester-Ornat kutschiren mußte.

* * *

Ein Beichtvater kam zu einer jungen Witwe den Tag nach dem Begräbniß ihres Mannes, und fand sie mit einem jungen Menschen im Farospiel begriffen. Als er sein Erstaunen und selbst einigen Unwillen darüber äußerte, sagte sie ganz unbefangen: »Warum sind Sie nicht eine halbe Stunde früher gekommen? Sie würden mich in Thränen schwimmend angetroffen haben; allein eben jetzt habe ich meinen Schmerz auf eine Karte gesetzt und ihn unglücklicherweise verloren.

* * *

Der Dichter und Höfling Benserode neckte gern Jedermann am Hofe, die Herzoge wie die Kammerdiener. Eines Morgens, als er noch im Bette lag, trat ein Kammerdiener des Königs mit betrübtem Gesicht herein, näherte sich seufzend und sprach: »Es thut mir leid, daß ich der Ueberbringer einer solchen Botschaft sein muß; machen Sie sich bereit, dem Könige zu gehorchen.« — Benserode erschrack

Nat. Geh, laufe, beobachte ihn, weiche ihm nicht von der Seite, laß ihn nicht aus den Augen. Ich will mich losmachen. In einer halben Stunde bin ich selbst im Garten.

Rösg. Schon gut, ich klammre mich an seinen Arm, ich halte ihn beym Rockzipfel, und wenn er es übel nimmt, so sage ich, Sie haben es befohlen. (sie geht.)

Nat. (für sich) Ach mein Gott! was soll ich anfangen.

Rösg. (kehrt um) Beynahe hätte ich vergessen, da ist ein Zettel an Sie.

Nat. Von ihm?

Rösg. Er schrieb ihn auf dem Hügel.

Nat. Geschwind! (sie entfaltet und liest abgewandt) „Der Elende, der Sie zu lieben wagte, „straft sich selbst, und flieht. Glücklich, wenn „Sie ihm verzeihen; stolz, wenn Ihr Mit„leid ihm folgt.“ (sie ist in heftiger Bewegung, geht unentschlossen auf und nieder, reißt endlich ein Blatt aus ihrer Schreibtafel, schreibt einige Worte darauf, und giebt es Rösgen) Gieb ihm das.

Rösg. Wird er bleiben, wenn er das gelesen hat?

Nat. Vielleicht. Wenigstens bis diesen Abend.

Rösg.

heftig, er glaubte sich vom Hofe verbannt, und fragte zitternd, welche Hiobspost man ihm anzukündigen habe? —

„Sie sollen," versetzte der Kammerdiener mit großem Ernst, »augenblicklich diese drei hundert Pistolen empfangen und damit zufrieden sein; denn Se. Majestät, welche gestern Abend Dero Spielgewinnst Ihnen versprochen, haben diesmal nicht mehr gewonnen." — Noch wußte Benserode nicht, ob er wache oder träume, als der Kammerdiener lachend hinzufügte: »Mein Herr, ich war Ihnen für Ihre Neckereien etwas schuldig, nehmen Sie so vorlieb."

* * *

Gegen das Ende der Regierung Ludwig XIV. wurde ein seltsames Regiment aus Leuten von allen Ständen errichtet, man nannte es das Regiment von der Narrenkappe (de la Calotte), und um darin aufgenommen zu werden, mußte man irgend eine ausgezeichnete Sottise begangen haben. Man kann denken, daß es ihm nie an Rekruten fehlte. Eines Tages fragte der König den Grafen von Torsac, den Obersten des Regiments, ob er es nie wolle vor ihm aufmarschiren lassen? »Herzlich gern," versetzte Torsac kühn, „aber wird sich auch Jemand finden, der es aufmarschiren sieht?" —

* * *

Entrüstet rief jüngst ein französischer Kunstrichter aus: Ist es möglich, daß wir fremde Schauspiele übersetzen? wir, denen alle Nationen ihre Schauspiele verdanken? — Es gab einmal einen dicken Herrn in Bourgogne, der den herrlichen Wein aus seinen Bergen durch seine Leute trin-

ken, und für sich selbst Branntwein kommen ließ. Ist es so weit mit uns gekommen?

* * *

Fenelon bejammerte einst gegen Heinrich IV. das Unglück, welches die Flammen des Bürgerkrieges verursachten. »Diese Flammen,« erwiederte der König, »könnte man mit einem einzigen Eimer Wasser auslöschen.« — Wie das, Sire? — »Man dürfte nur diesen Eimer dem Kardinal von Lothringen in den Hals stürzen, bis er platzte.«

* * *

Als — ich weiß nicht mehr in welchem Jahrhundert — das selige deutsche Reich durch einen mächtigen Nachbar entzweit wurde, prägte ein Künstler eine Medaille, auf welcher Milon von Crotona seine Hände in den Eichbaum eingeklemmt sah, den er eben gespaltet hatte. Die Umschrift lautete: Sic Germania divisa coalescet.

* * *

Ein Dichter, von Tamerlan geliebt, befand sich im Bade mit diesem wilden Eroberer, dem es einfiel, ihm die seltsame Frage vorzulegen: wie hoch er ihn am Gelde schätze? — Der Dichter, ohne sich zu bedenken, nannte eine sehr geringe Summe. »Wie?« sagte Tamerlan, »so viel ist ja das Tuch werth, mit dem ich mich abtrockne?« — »Ich meinte auch nur das Tuch,« versetzte der Dichter.

Ein geistreicher Schriftsteller, in dem ich diese Anekdote gelesen, zieht daraus den Schluß: Tamerlan müsse nicht so grausam gewesen sein, als man gewöhnlich glaubt, weil er verstattet habe, ihn — wenn auch nur im Scherz — für gar

nichts werth zu halten. Ich glaube vielmehr, daß der Dichter ihm eine große Schmeichelei ſagen wollte, nämlich: man könne nur das Tuch in ſeiner Hand taxiren, ſeine erhabene Perſon hingegen ſei unſchätzbar.

* * *

Ein Liebhaber und Sammler von Kupferſtichen fragt hierdurch bei dem Publikum an, ob nicht Jemand ihm einen Kupferſtich überlaſſen will, der 1781 zu Paris erſchien, vorſtellend: Die Brücke Ludwig XVI., beſtimmt zum Denkmahl der Aufhebung der Leibeigenſchaft, welche Ludwig in den königlichen Domainen verordnete. Der Kupferſtich iſt wirklich bei Chereau, rue des Mathurins, erſchienen; ob aber die Brücke wirklich erbaut worden, iſt unbekannt, und ſteht zu bezweifeln, weil ſonſt Ludwig, als er zum Tode ging, wohl verlangt haben würde, darüber geführt zu werden.

* * *

Als das Chriſtenthum in Deutſchland gepredigt wurde, entſtand die Frage: ob es erlaubt ſei, aus Hörnern zu trinken, wie die alten Deutſchen? — die Theologen meinten Ja, wenn man nur das Kreuz darauf mache. — Die Angelſachſen brachten den Gebrauch, aus Hörnern zu trinken, mit ſich nach Britannien. Ein König der Mercäer vermachte den Mönchen ſein Tiſchhorn, um an großen Feſten daraus zu trinken. Aehnliche Stiftungen geſchahen in Deutſchland, daher bisweilen in Urkunden der Wein, den die Mönche bekamen, Cornua genannt wurde. Auch der Monat Februar ſoll daher den Namen Hornung füh-

ren, weil in demſelben die alten Deutſchen am liebſten ſchmauſten.

* * *

Warum kämpft ihr doch, ihr Ruhmſüchtigen Helden? ſelbſt in der Geſchichte iſt der Nachruhm oft zweideutig. Ueber Baiern herrſchte einſt ein Herzog Arnulph. Einige Geſchichtſchreiber nennen ihn malum den Böſen, andere optimum den Beſten. Welches hatte er verdient? vermuthlich keines von beiden.

* * *

Auf den maldiviſchen Inſeln lebte vor Zeiten ein Fürſt, der Ranabauderytaluru hieß. Da jetzt der neuen Namen unter Chriſten und Juden ſo viel werden, daß man wohl bisweilen verlegen ſein kann, wo man ſie alle hernehmen ſoll; ſo habe ich jenen wohlklingenden, prächtigen Ranabauderytaluru hiemit empfehlen wollen.

* * *

Auf dem Wege nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung gibt es Klippen, welche die Portugieſen Abrolhos genannt haben; das heißt: thue die Augen auf. O wie viele Abrolhos gibt es jetzt auch auf dem feſten Lande, aber Niemand thut die Augen auf.

* * *

Der Palatinus von Ungarn äußerte ſein Erſtaunen gegen den Kaiſer Sigismund, daß er ſeinen bitterſten Feinden verziehe, wenn er ſie in ſeiner Gewalt hätte. Man müſſe ſie todtſchlagen, meinte der Palatinus. »Das thue ich auch,« erwiederte der Kaiſer, »ſo oft ich einen Beſiegten

mit Wohlthaten überhäufe, so tödte ich den Feind, und ein Freund wird mir geboren."

* * *

Die Spanier waren doch stets eine brave, unerschrockene Nation. Ein gewisser Acunha bewaffnete sich hastig, weil die Ehre ihn auf den Kampfplatz rief. Der Knappe, der ihm den Helm zuschnallte, machte es ungeschickt. Acunha klagte über einen heftigen Schmerz am Ohre, und verlangte, den Helm anders aufzusetzen; aber der Knappe blieb dabei, er sitze so ganz recht. Der Ritter wollte wegen dieser Kleinigkeit sich nicht länger aufhalten; er ging, focht, siegte, kam zurück, warf den Helm mit sammt dem Ohre auf den Tisch, und sagte sehr gelassen: »Siehst du nun, daß er unrecht saß?" — Gebe Gott, daß jeder brave Spanier, wenn er seinen Helm einst abwirft, nicht beide Ohren zugleich mit auf den Tisch werfen müsse.

* * *

Jeder Mensch von Gefühl schaudert bei dem bloßen Namen der Inquisition. Aber nicht blos in der Grausamkeit, sondern auch in der Unverschämtheit ließ dieses Tribunal die Hölle weit hinter sich zurück. Man erzählt, Philipp III., König von Spanien, habe einst einem Auto da fé beigewohnt, wo zwei Ketzer, die eben verbrannt werden sollten, dem Himmel laut dankten, daß er sie gewürdigt habe, für die Wahrheit zu sterben. „Die Unglücklichen!" sagte der König, »sie irren freilich, allein sie glauben doch wirklich auf dem rechten Wege zu sein." — Diese Worte, von strafbarem Mitleid eingehaucht, erfuhr der

Großinquisitor, schäumte vor Wuth, citirte den König vor seinen Richterstuhl, und verdammte ihn zum Tode als einen Gönner der Ketzerei. Weil man aber doch Bedenken trug, dies Urtheil zu vollstrecken, so wurde es dahin gemildert, daß der König am Arme zur Ader lassen mußte. Das Blut empfing der Henker der Inquisition und verbrannte es öffentlich.

* * *

»Der Mensch war verrückt,« sagte einer meiner Freunde, als er folgende Anekdote las: Ein armer Engländer, Richard Smith, der Frau und Kinder nicht mehr ernähren konnte, brachte sie um, zuletzt sich selbst. Doch hatte er noch zuvor in einem wehmüthigen Schreiben seinen Hund und seine Katze einem wohlhabenden Freunde zur Versorgung empfohlen — »Der Mensch war verrückt; warum empfahl er nicht lieber seine Kinder?« —

Mir scheint es darum noch nicht ausgemacht, daß er verrückt war. Wissen wir denn, in welchen Zeiten er lebte? — Wäre es manchem armen Teufel in unsern Tagen zu verargen, wenn er lieber seinen Hund und seine Katze zurücklassen möchte, als seine Kinder?

* * *

Zu den Zeiten, als die P—schen Offiziere noch glaubten, nur ein Edelmann könne tapfer sein, sprach einst ein General an seiner Tafel von einem abwesenden Hauptmann mit warmem Lobe. Ein Fähnrich aus einem der ersten Häuser ließ sich halb laut vernehmen: der Gelobte sei doch nur ein Bürgerlicher, ein Offizier de fortune.

»So?" ſagte der General, »es iſt mir lieb, das zu erfahren. Ich hegte blos Hochachtung für den Hauptmann, und ſehe nun, daß ich ihm Reſpekt ſchuldig bin." — Hätten alle P—ſchen Generale ſo gedacht wie dieſer, und die P—ſchen Fähnriche nicht ſo gedacht wie Jener — u. ſ. w.

* * *

Dem Herzog von Bourbon, der Gute mit Recht zubenamt, überreichte ein Angeber eine lange Liſte von Vergehungen ſeiner Beamten. »Haſt du," ſagte der Herzog, »auch eine Liſte von den Dienſten gehalten, die ſie mir erzeugt haben?" — In den meiſten Fällen hätte der Angeber antworten können: »Nein, denn die Fürſten fragen nur nach jenem."

* * *

Man klagt, daß die Bücher ſo theuer werden. Sie waren vormals weit theurer. Eine Gräfin von Anjou bezahlte einen Band Predigten mit zweihundert Schafen, drei Laſten Getreide und hundert Marderfellen. Nun gibt es zwar der Predigten heutzutage eine ungeheure Menge, aber ich meine doch, dafür könnte man ſie alle zuſammen kaufen.

* * *

Karl der Große pflegte ſeine Schreiben mit dem Degenknopfe zu beſiegeln. »Hier ſind meine Befehle," ſagte er, »und hier (indem er auf das Schwert deutete) iſt das, was ihnen Gehorſam verſchaffen wird."

Dieſe Art zu ſiegeln, findet wiederum Beifall.

* * *

Diogenes verglich die Großen mit dem Feuer, dem man weder zu nahe kommen, noch ſich zuweit davon entfernen darf. — In Kriegszeiten könnte man ſie mit Eichbäumen vergleichen, unter die man nicht treten muß, wenn das Gewitter nahe iſt.

* * *

Phocion ſprach bittere Wahrheiten zu den Athenienſern, der Redner Demades hingegen ſchmeichelte ihnen. »Das Volk wird dich umbringen,« ſagte der letztere zu Phocion, »wenn es in Wuth geräth.«

»Und dich,« erwiederte Phocion, »wird es umbringen, wenn es vernünftig wird.«

Der Herausgeber der Biene iſt kein Phocion, allein er hat ſchon manchem deutſchen Demades dieſelbe Antwort geben müſſen.

* * *

Unter Denys dem Tirannen jammerte das Volk über unaufhörliche Requiſitionen. Der Tirann vernahm es, und ließ ſeiner Raubſucht nur noch mehr den Zügel ſchießen. Da hub das Volk endlich an zu lachen. »Nun iſt's genug,« ſagte Denys, »denn ihr Lachen iſt ein Zeichen, daß ſie nichs mehr zu verlieren haben.«

* * *

Derſelbe Denys fragte einſt den Ariſtipp; wie es doch zuginge, daß die Philoſophen ſich zu den Fürſten drängten, die Fürſten hingegen die Philoſophen ſelten ſuchten? — »Das kömmt daher,« antwortete Ariſtipp, »weil die Philoſophen ihre eigenen Bedürfniſſe kennen, die Fürſten

aber nicht.“ — In dem Munde eines Höflings dürfte man die Antwort kühn und witzig nennen; in dem Munde eines Philoſophen bewies ſie blos, daß er kein Philoſoph war.

* * *

Die Römer hielten bekanntlich viel auf glückliche und unglückliche Tage. Als einſt Lucullus dem Tigranes eine Schlacht liefern wollte, warnte man ihn, weil der Tag unglücklich ſei! „Deſto beſſer!“ ſagte er, „wir werden ihn durch unſern Sieg in einen glücklichen verwandeln.“

Möchte doch der R — ſche Admiral Ch*** dieſe Anekdote in ſeinen Kalender ſchreiben.

* * *

Kaiſer Hadrian begegnete einem Menſchen, der ihn, vor ſeiner Gelangung zum Throne, beleidigt hatte. „Tritt näher,“ ſagte er, „du haſt nichts von mir zu fürchten; ich bin jetzt Kaiſer.“

Dies einzige ſchöne Wort beurkundete ſeinen Beruf zum Throne.

Inhalt.

	Seite
Die Kapelle am Ufer des adriatiſchen Meeres	7
Lamoignon	45
Pedro de la Gaſca	58
Lobrede auf das alte Roß des Kaiſers Caligula	65
Die Feengrotte	69
Die Ziffern	80
Empfehlungswürdiges Beiſpiel für zankſüchtige Schriftſteller	82
Die Kniffgenies	85
Ein Vorbericht	88
Preisfragen	92
Der Prätendent	95
Eine alberne Supplik	98
Warnung für politiſche Journaliſten	101
Thamas Kuli Chan	104
Fragmente aus der Geſchichte der Etikette	106
Das abgeſchnittene Haar der Morgenländer	108
Fragmente aus der Geſchichte der ſpaniſchen Dichtkunſt	111
Scudery	125
Cui bono?	126
Der Ackerbau in Spanien	131
Alte fromme Märchen	133
Eine nachahmungswerthe Preisaufgabe	137
Das Kameel und der Eſel	140
Ein galantes Abenteuer	141
Ein Bruchſtück von Voltaire	142
Die Eſel	143

Rösg. Eine Galgenfrist.

Nat. Mein Vater geht um 9 Uhr schlafen. Gleich nach 9 Uhr bin ich in der Kastanienallee.

Rösg. Und wenn er dann schon fort ist?

Nat. Mädgen, wenn du mich lieb hast, so laß ihn nicht fort.

Rösg. Ey ja doch, wenn ich ihn halten könnte — ich habe Sie recht lieb, und mich selbst noch lieber. (sie läuft fort)

Vierte Scene.

Natalie allein.

Was hab' ich gethan! — ein Rendez-vous — in der Abendstunde — wenn die Welt es erfährt — und, was mehr ist als das, mein Vater! — Angst und Liebe — Pflicht und Dankbarkeit — armes Herz!

Fünfte Scene.

Ottilie und Natalie.

Ott. Schwestergen, der Vater brummt, daß du nicht zurückkommst.

Nat.

	Seite
Die Galeeren-Sklaven	146
Seelenwanderung	149
Fremde Sitten auf dem Throne	154
Vom Luxus der Römer	156
Reise-Abenteuer	177
Das Grabmahl bei Mylosa	227
Geheime Schreibekunst	—
Die höflichen Meuchelmörder	228
König Peto	229
Bemerkungen eines Unparteiischen bei Lesung des Unparteiischen	230
Pithou's Testament	232
Die Krönung Ludwig des Sechzehnten	236
Brutus an Cicero	243
Brutus an Attikus	250
Die Pole	253
Die Ausforderung	254
Acht Tage aus dem Leben eines armen Vikarius in der englischen Grafschaft Wiltshire	261
Historische Betrachtungen über den Tod Heinrich des Vierten	265
Quodlibet	274

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Fünfunddreißigster Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Die Biene,

oder:

Neue kleine Schriften

von

August von Kotzebue.

Dritter Theil.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Vorbericht.

Es ist mir eine Meinung zu Ohren gekommen, als ob ich in diesen Heften nicht immer schriebe, wie es sich in unsern Zeiten geziemt. Ich weiß nicht, was man damit sagen will. Ich halte mich lediglich an das Censur-Edict meines Kaisers, dieses schöne Denkmahl seiner Weisheit und Milde, wo es §. 22 ausdrücklich heißt:

„Eine bescheidene und vernünftige Untersuchung jeder Wahrheit, die auf Religion, Menschheit, bürgerliche Verfassung, Gesetzgebung, Staats-Regierung, oder irgend einen Zweig derselben Bezug hat, verdient nicht nur nicht die geringste Strenge von Seiten der Censur, sondern genießt einer vollkommenen Preßfreiheit, die die Fortschritte der Aufklärung befördert."

Ferner §. 21: „Die Censur befolgt den Grundsatz einer vernünftigen Nachsicht, und hütet sich vor jeder parteiischen Auslegung der Aufsätze, oder einzelner Stellen in denselben, die sie

aus besondern scheinbaren Ursachen verbieten zu müssen glauben möchte. Hat die Stelle, worüber der Zweifel entsteht, einen doppelten Sinn, so ist es in diesem Falle besser, sie auf die für den Verfasser vortheilhafteste Art auszulegen, als ihn deshalb verantwortlich zu machen."

Man verzeihe mir die anscheinende Eitelkeit, daß ich, bei einem Werke von so geringer Wichtigkeit, als meine Biene ist, diese Paragraphe anführe; allein ich bin durch schiefe Urtheile dazu veranlaßt worden. Meine Biene ist ein sehr unschuldiges Flugblatt — (kein Feuerbrand, kein Lösch-Eimer, keine Gallerie preußischer Charaktere, keine Sammlung vertrauter Briefe, und wie sonst noch die Tritte alle heißen, mit welchen verschiedene Thiere den verwundeten Löwen betasten); — ich kann mir unmöglich einbilden, daß irgend Jemand Anstoß daran nehmen könne, wenn ich meine Meinung über Grundsätze der Moralität äußere; wenn ich über die Leiden klage, welche der Krieg mit sich bringt, und worüber schon seit Anbeginn der Welt (auch noch kürzlich von Villers, Lettre à Mdme

de B*) geklagt worden; wenn ich Ausschweifungen beseufze, die etwa hie und da die Sieger in ihrem Taumel sich erlaubten, und die vermuthlich der Feldherr selbst nicht billigt; wenn ich frappante Züge aus der Geschichte aushebe, die man gar nicht auf neuere Zeiten zu deuteln braucht, um ihnen Interesse zuzugestehen; wenn ich moralische Urtheile und Aussprüche alter Schriftsteller anführe; wenn ich, wie schon Tausende vor mir, Sittenverderbniß züchtige oder bespöttele u. s. w.

Immer spreche ich nur im Allgemeinen von Menschen oder Fürsten, nie von Einem Menschen oder Einem Fürsten. Ich weiß auch wohl, daß es Niemanden einfallen wird, sich selbst für angegriffen zu halten; doch leider weiß ich auch eben so gut, daß es jetzt überall elende Kriecher gibt, die sich gnädige Blicke zu erwerben hoffen, wenn sie irgend einem Machthaber in's Ohr raunen können: „In diesem oder jenem Worte, in dieser oder jener Zeile liegt Gift verborgen;" und die — im Gefühl ihrer Charakterlosigkeit und ihres Undanks — jeden Schriftsteller, der seinem Charakter getreu blieb, mit fremden Füßen gern zertreten, da ihre eigenen Spindelbeine nicht

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
KOTZEBUE,A.F.F.VON
3-598-51521-9
FN. 14763/141

Kraft genug dazu haben. Ich verachte solche Wetterhähne, die, wenn heute der Wind sich dreht, auch gleich wieder eine andere Flagge aufstecken; ich ehre jede rechtmäßige Gewalt; ich bewundere jede wahre Größe; ich preise jede beharrliche Tugend; ich erlaube mir bescheidene, und, wie ich meine, auch vernünftige Urtheile über manche Dinge, welche die Menschheit angehen, und also befolge ich pünktlich das Edict meines geliebten und höchst liebenswürdigen Kaisers.

Wahrlich! man sollte kaum für möglich halten, daß bei einer solchen Schrift eine solche Vorrede nothwendig geworden ist.

Kotzebue.

Die Biene.

Die kleine Sklavin.

(Eine wahre Geſchichte.)

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts plünderten die Türken eine kleine Stadt in Circaſſien, und ſchleppten deren Einwohner in die Sklaverei. Die ſchönſten Mädchen wurden nach Konſtantinopel geführt, um die Harems der Großen zu zieren. Unter dieſen Mädchen befand ſich auch ein allerliebſtes Kind von vier Jahren, wahrſcheinlich die Tochter eines circaſſiſchen Fürſten, denn ihr Räuber hatte ſie in einem der ſchönſten Häuſer von dienenden Sklaven umringt gefunden. Der damalige franzöſiſche Geſandte bei der hohen Pforte, Herr von Ferioles, ſah dieſes Kind, und deſſen Schönheit ſowohl als deſſen unglückliches Schickſal bewegten ihn tief. Er liebkoſte der kleinen Sklavin, ſie liebkoſte ihm wieder, das rührte ihn noch mehr, und er beſchloß, ihr wo möglich eine glücklichere Zukunft zu bereiten. Er kaufte ſie für fünfzehn hundert Livres, und als er bald darauf in ſein Vaterland zurückberufen wurde, nahm er ſie mit dahin. In Paris bat er Madame de Ferioles, die Gemahlin ſeines Bruders, in deren Hauſe er ſelbſt wohnte, ſich des Kindes anzunehmen, und ſie gewann es auch in der That ſo lieb, daß es nicht aus ihrem Zimmer weichen durfte. Wer nur in das Haus kam, wurde von dem kleinen Mädchen bezaubert. Der Geſandte, reich und unbeweibt, ſparte nichts an ihrer Erziehung. Wenigſtens lernte ſie

alles, was man wiſſen muß, um in der großen Welt zu glänzen, nur in den moraliſchen Pflichten gab ihr Niemand Unterricht; im Gegentheil, das arme Kind lebte unter wollüſtigen Weibern, welche ſein Herz zu vergiften ſtrebten; beſonders wiederholte man ihm täglich: das Dichten und Trachten eines armen Mädchens müſſe blos darauf gerichtet ſein, ſich ein ſogenanntes Sort in der Welt zu machen.

Aber Mademoiſelle d'Aiſſé — dieſen Namen hatte man ihr, ich weiß nicht warum, gegeben — hatte von der gütigen Mutter Natur, außer den körperlichen Reizen, eine ſo ſchöne Seele empfangen, daß weder Wort noch Beiſpiel verderblich auf ſie wirkten. Sie beſaß ein tiefes Gefühl, den feinſten Geſchmack, die liebenswürdigſte Aufrichtigkeit. Ihre Sanftmuth, ihre gefällige Freundlichkeit, machten ſie zum Abgott aller, die ſie kannten, und die Tugend blieb ihr werth mitten unter den lockenden Beiſpielen des Laſters. Der Geſandte, ein leidenſchaftlicher Wollüſtling, konnte ſo vielen Reizen nicht widerſtehen, er wurde ein Sklave ſeiner Sklavin; er verliebte ſich in ſie bis zum raſend werden, wollte Gegenliebe erzwingen, und quälte ſie durch die ſchrecklichſte Eiferſucht. Sie vermied ſorgfältig jede Gelegenheit mit ihm allein zu ſein; ſie fühlte ſich zur höchſten Dankbarkeit für ſeine Wohlthaten verpflichtet, nur verweigerte ſie ſtandhaft den allzu hohen Preis, welchen er darauf ſetzte; und eben ſo ſtandhaft ertrug ſie die Leiden, welche dieſe Weigerung ihr zuzog. Kaum aber wurde er gefährlich krank, als ſie alle jene Leiden vergaß, und in dem Herrn, der ſeine Rechte mißbrauchen wollte, nur noch den Wohlthäter er-

blickte. Sie flog zu ihm, wich nicht aus seinem Zimmer, pflegte den Kranken wie eine Tochter ihren Vater. Sein Zustand verschlimmerte sich, er fühlte die Annäherung des Todes. Durchdrungen von ihrer rührenden kindlichen Sorgfalt, setzte er ihr eine Leibrente von vier tausend Livres aus, und schenkte ihr noch außerdem ein ansehnliches Kapital, welches seine Erben auszahlen sollten. Er sprach darüber mit seiner Schwägerin, empfahl ihr seine Pflegetochter auf das wärmste, und starb.

Gleich nach seinem Tode nahm Madame de Ferioles sie zu sich, räumte ihr ein schlechtes Zimmer ein, und warf ihr die Wohlthaten ihres verstorbenen Schwagers täglich vor, gleich als wären sie erschlichen worden. Die hohe Seele der jungen Circassierin konnte das nicht dulden, sie brachte eines Tages die Obligation, welche ihr das Kapital zusicherte, und warf sie in Gegenwart der Frau von Ferioles in den Kamin. Die geizige Dame machte nicht die geringste Bewegung, sie daran zu hindern.

Daß ein so schönes, mit den angenehmsten Talenten ausgestattetes Mädchen viele Bewunderer fand, ist natürlich. Der Herzog von Orleans sah sie eines Tages bei Frau von Parabert, und wurde entzückt von ihr. Ungewohnt, Widerstand zu finden, erklärte er ihr seine Leidenschaft ohne Umschweif, und erstaunte nicht wenig, als er trocken abgewiesen, und alle seine glänzenden Vorschläge mit Abscheu verworfen wurden. Er ließ sich dennoch nicht abschrecken. Er wandte sich an Madame de Ferioles selbst, und diese edle Dame konnte gar nicht begreifen, wie es möglich sei,

ſich ſo kindiſch aufzuführen. Vergebens bediente ſie ſich ihres ganzen mütterlichen Anſehens, um die Widerſpenſtige zu überreden; Mademoiſelle d'Aiſſé warf ſich endlich zu ihren Füßen, und erklärte ſehr beſtimmt, wenn man nicht ablaſſe, ſie auf dieſe Weiſe zu quälen, ſo werde ſie in ein Kloſter fliehen. Frau von Ferioles zuckte die Achſeln, beklagte die Verblendete, allein bewunderte ſie nicht.

Einige Zeit nachher ſah der Ritter Daidy die reizende Fremde, und von dieſem Augenblicke an liebte er ſie bis an ſeinen Tod. Er gab alle ſeine Bekanntſchaften auf, ließ ſich bei Frau von Ferioles einführen, und kam faſt nicht mehr aus ihrem Hauſe. Er war der liebenswürdigſte junge Mann, von einer edlen Geſtalt und dem reinſten Charakter. Man hatte ihn bisher für einen Flattergeiſt gehalten, weil er hie und da mit hübſchen Weibern gebuhlt, die wohl ſeine Sinnlichkeit reizen, aber ſein Herz nicht feſſeln konnten. Die ſchöne Circaſſierin lehrte ihn wahre Liebe kennen. Die Eroberung eines ſolchen Mannes, dem die ſchönſten Damen des Hofes wetteifernd zu gefallen ſtrebten, der ſie alle verließ, und mit der zärtlichſten Ehrfurcht einer armen, fremden Waiſe huldigte, eine ſolche Eroberung mußte ihr wohl ſchmeichelhaft ſein. Sie blieb nicht unempfindlich gegen ſeine Vorzüge. Unglücklicherweiſe war er ein Maltheſer-Ritter und durfte ſich alſo nicht vermählen; allein er liebte ſie ſo wahrhaft, daß er ſelbſt die zarteſte Sorge für ihren guten Ruf trug; ja es währte nicht lange, als ſein Rittergelübde ihm läſtig wurde, und er bereit war, ſich die päpſtliche Losſprechung zu erkaufen, um Mademoiſelle d'Aiſſé ſeine

Hand bieten zu können; doch nimmer konnte er ihre Einwilligung zu einem Schritte erhalten, von dem sie fürchtete, er möchte den Geliebten in den Augen der Welt herabsetzen.

Indessen fühlte sie bald, daß ihr eigenes Herz ihr Gefahren bereite, welche sie nicht bekämpfen, höchstens vermeiden könnte. Sie wandte sich an Madame de Ferioles, mit der Bitte, den allzu liebenswürdigen Ritter aus ihrem Hause zu entfernen. Diese wackere Dame, die von Ueberwindung der Leidenschaften nie geträumt hatte, rief laut lachend: »Wie? Sie lieben den Ritter und wollen ihn entfernen? Sie sind nicht wohl gescheit. Einen Liebhaber müssen Sie ja doch einmal haben, das versteht sich; so preisen Sie Ihr Glück, welches einen solchen Ihnen zugeführt hat, den alle Weiber Ihnen beneiden. Um Ihrer Grille willen werde ich ihm mein Haus nicht verbieten; Sie selbst würden sehr bald mir das wenig Dank wissen.«

Von nun an wurde Daidy wo möglich noch besser als zuvor bei Frau von Ferioles aufgenommen. Sie ließ ihn oft allein mit ihrer schönen Pflegetochter, deren scheue Tugend von der einschmeichelnden Liebe nach und nach gezähmt, und von Blume zu Blume geführt wurde, bis sie auch die letzte, zwar seufzend aber kraftlos zu längerem Widerstande pflücken sah. Der Ritter, statt im Genuß das Grab seiner Liebe zu finden, wurde nur feuriger, nur zärtlicher, und jetzt drang er mit verdoppelter Innigkeit in die heiß Geliebte, das Opfer seines Standes anzunehmen, damit er die Verirrungen der Leidenschaft vergessen machen

dürfe. Umſonſt! ſein Ruf war ihr theurer, als ihr eigener, und ſelbſt dann, als bedenkliche Zufälle ſie ängſtigten, beharrte ſie ſtandhaft bei ihrer edlen Weigerung.

Aber wem ſollte ſie ſich nun anvertrauen? der herzloſen Madame de Ferioles? die würde doch nur gelacht und dem Weltgeſpötte ſie Preis gegeben haben. Sie faßte ein Herz und entdeckte ſich der Lady Bolingbroke, einer vortrefflichen Frau, einer Nichte der Madame de Maintenon und Gemahlin des berühmten Lord Bolingbroke, der damals in Frankreich eine große Rolle ſpielte. Dieſe edle Frau war ſchon längſt der ſchönen Circaſſierin ſchweſterlich zugethan, und bewies es ihr jetzt. Sie bat Frau von Ferioles um Erlaubniß, ihre Pflegetochter auf einige Zeit mit nach England zu nehmen. Es wurde zugeſtanden, alle Anſtalten zur Reiſe wurden getroffen; man reiſte aber nur in eine entlegene Vorſtadt von Paris, wo Lady Bolingbroke eine Wohnung für ihre Freundin eingerichtet, und ihr einen ſichern Engländer zum Kammerdiener, ein wackeres Mädchen, Namens Sophie, zur Kammerfrau gab. Daidy verließ die Geliebte faſt keinen Augenblick, und als ihre Stunde gekommen war, brachte er ſelbſt ihr eine verſchwiegene Hebamme. Das neugeborne Kind, eine Tochter, nahm er in Empfang und überlieferte es der Lady Bolingbroke, die es mit ſich nach England nahm, und nach einiger Zeit zurück nach Frankreich brachte, wo ſie das allerliebſte kleine Mädchen, unter dem Namen Miß Block, für eine Nichte ihres Gemahls ausgab, und es in einem Kloſter erziehen ließ.

Das Geheimniß blieb verſchwiegen. Mademoiſelle

d'Aiſſé ſah ihre Tochter oft und gewann, wenn gleich ungekannt von ihr, des Kindes zärtliche Liebe, weinte aber auch oft im Stillen, vor dem theuren Mutternamen erröthen zu müſſen. Unaufhörlich marterte ihr Gewiſſen ſie mit Vorwürfen, einem Geſchöpf das Daſein gegeben zu haben, welches einſt verlaſſen in der Welt herumirren werde. Dieſer Kummer weckte einen Hang zur Frömmigkeit; ihre Reue ſchien ihr unverträglich mit der Leidenſchaft für Daidy; ſie entſagte der ſinnlichen Liebe, und der Ritter ehrte ihren Entſchluß. Sein Betragen bewies, daß nicht Sinnlichkeit ihn an ſie gefeſſelt hatte, denn er blieb nach wie vor der zärtlichſte Liebhaber, auch dann noch, als eine auszehrende Krankheit Aiſſé's jugendliche Reize zerſtört hatte. Sie ſelbſt beſchreibt, in einem ihrer letzten Briefe, ſeine Sorge um ſie äußerſt rührend.

»Wenn Sie ihn ſehen ſollten,« ſchrieb ſie an eine Freundin, »er würde Sie jammern. Jedermann betrachtet ihn mit Mitleid und verſucht ihn zu tröſten. Er glaubt, er könne mein Leben durch Freigebigkeit erkaufen; er beſchenkt alle Leute im Hauſe mit vollen Händen, hier einen alten Bedienten, damit er ſein Kind ein Handwerk lernen laſſe, dort ein Mädchen, damit es ſich Bänder und Schmuck kaufe; ja, als er erfahren, daß ich auf Milchdiät geſetzt worden, ſo hat er ſogar meine Kuh mit dem trefflichſten Heu beſchenkt. Wahrhaftig, er kommt mir faſt ein wenig wahnſinnig vor. Als ich ihn fragte, warum er das thue? — antwortete er mir mit Thränen in den Augen: damit

Nat. Ach Ottilie! ich habe schon wieder einen dummen Streich gemacht.

Ott. Dachte ichs doch, daß es bey dem Ersten nicht bleiben würde.

Nat. Er will fort —

Ott. Dein Herz?

Nat. Er liebt mich —

Ott. Und gesteht es dir?

Nat. Lies. (sie reicht ihr den Zettel.)

Ott. (nachdem sie gelesen) Er handelt vernünftig.

Nat. Mit eurer eiskalten Vernunft!

Ott. Er handelt edel.

Nat. O ja, sehr edel. Einem armen Mädgen das Leben zu retten, ihm Kopf und Herz zu verwirren, und dann auf und davon zu gehn — sehr edel!

Ott. Was soll denn aus euch werden?

Nat. Wenn er geht: aus ihm ein Bettler und aus mir eine Schwindsüchtige.

Ott. Und wenn er bleibt?

Nat. Wenn er bleibt! Ach Ottilie! wenn er bleibt! Zeit und Liebe haben schon manches Wunder bewürkt.

alles, was dich umgibt, Sorge für dich tragen möge. Mich ſelbſt hat er unaufhörlich gequält, um hundert Piſtolen von ihm anzunehmen, hat ſogar meine Freunde aufgeboten, mich zu überreden. Ich habe ſie endlich nehmen müſſen, habe ſie aber ſogleich einer Perſon anvertraut, die ſie nach meinem Tode ihm zurück geben wird. Lieber wollte ich betteln, als Geld von ihm behalten. Sie würden lachen, wenn Sie ſeine Angſt ſehen, ſo oft ich den Mund aufthue, denn der Arzt hat mir das Sprechen bei Todesſtrafe unterſagt. Meine gute Sophie verläßt mich weder Tag noch Nacht; das rührte ihn ſo, daß er das Mädchen gern in ſein innerſtes Herz verſchließen möchte. Er iſt außer ſich darüber, daß er ihr kein Geld anbieten darf, und zermartert ſein Gehirn, um es dennoch mit guter Art thun zu können. Ach! ich fühle es, ich kann mein Herz nicht von ihm losreißen, um es Gott allein zu widmen. Ich liebe ihn noch zu ſehr und werde ihn lieben bis in's Grab!"

Mit dieſen Gefühlen ſtarb ſie im fünfundzwanzigſten Jahre ihres Alters. Der Ritter konnte den Aufenthalt in Paris nicht ertragen, er ging auf ſeine Güter in Perigord, nahm ſeine Tochter zu ſich, gab ihr eine treffliche Erziehung, und vermählte ſie an einen benachbarten Edelmann mit einer Ausſteuer von fünfzig tauſend Livres.

Vor etwa zwanzig Jahren iſt ein kleines Bändchen an eine Freundin gerichteter Briefe von Mademoiſelle d'Aiſſé erſchienen, die ganz den Stempel ihres Geiſtes und Herzens, und folglich den der Natur und Wahrheit tragen. Sie ſind hie und da mit Noten von Vol-

taire verſehen, und enthalten, außer den Ergießungen der Freundſchaft, eine Menge unterhaltender Anekdoten aus der damaligen Zeit. Ich glaube keinem Leſer Langeweile zu machen, wenn ich einige Fragmente aus dieſen Briefen mittheile. — Schreiben eines Invaliden, der ſich zu verheirathen wünſchte, an ſeinen Chef. Monſeigneur, der heilige Paulus hat ganz Recht, wenn er ſagt: »Es iſt beſſer Freien als Brunſt leiden.« Darum bin ich ſo frei, Ew. Excellenz um Erlaubniß zu bitten, Mademoiſelle d'Auval zu ehelichen. Das iſt eine vortreffliche Perſon, wie Jedermann Ihnen bezeugen wird, nur nicht unſer Gouverneur, der mir, bei Verluſt meiner Stelle, verboten hat, an ſie zu denken. Da muß ich wohl gehorchen, aber ich bitte Ew. Excellenz unterthänig, wenn ich dieſe Mademoiſelle d'Auval nicht heirathen ſoll, mir, um meiner ewigen Seligkeit willen, eine andere zu proponiren, oder doch meinem Beichtvater, dem ehrwürdigen Pater Pasqual, anzubefehlen, daß er mich abſolvire, wenn ich in die Beichte komme; denn das hat er mir abgeſchlagen, und ich thue doch mein Möglichſtes, aber Gott hat mir in meinem achtunddreißigſten Jahre die Gabe der Enthaltſamkeit noch nicht zukommen laſſen. Kurz, Monſeigneur, wenn Sie mir auch ohne Weiber die ewige Seligkeit verſchaffen, ſo will ich, im Fall ich früher ſterben ſollte als Ew. Excellenz, dem lieben Gott keine Ruhe laſſen, bis er Ihnen einen der beſten Plätze in ſeinem himmliſchen Freudenreich angewieſen hat.« — Mademoiſelle d'Aiſſé hat nicht hinzu geſetzt,

welche Wirkung dieſes wehmüthige Schreiben hervor gebracht.) —

— — Neulich befand ſich Herr von Prie, der Gemahl einer ſehr galanten Dame, in dem Zimmer des Königs, kam einem Lichte etwas zu nahe, und ſeine große Perücke gerieth in Brand. Er that, was jeder andere an ſeiner Stelle auch gethan haben würde, er warf die Perücke auf die Erde, trat die Flamme mit den Füßen aus, und ſetzte ſeinen Schmuck dann ruhig wieder auf. Jetzt trat der König herein, roch den Geſtank, und ſagte in aller Unſchuld: Es riecht hier faſt wie verbranntes Horn. Die Höflinge brachen, trotz der königlichen Gegenwart, in ein unmäßiges Gelächter aus, und der arme Hörnerträger eilte beſchämt aus dem Gedränge. — —

— Geſtern ſtarb der Prinz von Bournonville. Eine Viertelſtunde nach ſeinem Tode wurde die Vermählung ſeiner Witwe mit dem Herzog von Rufage öffentlich bekannt gemacht, und zwar durch ihre eigene Mutter und ihren eigenen Oheim, den Kardinal von Noailles. Zu dieſem letztern kam des Bräutigams Mutter, Madame de St. Simon, außer Athem, als der Prinz nur eben die Augen geſchloſſen hatte, ſie ließ ihn nicht einmal ſeine Mittagsmahlzeit vollenden; er mußte auf der Stelle die neue Verbindung zu Stande bringen, und ehe Bournonville noch begraben war, wußte ſchon ganz Paris davon. In ſechs Wochen wird die Vermählung gefeiert. Man kann ſich leicht vorſtellen, wie und was die Pariſer davon ſagen. Die beiden Schweſtern des Verſtorbenen machten, den Tag

nach deſſen Ableben, der jungen ſchönen Witwe den Kondolenzbeſuch, fanden ſie in tiefer Trauer und den Bräutigam an ihrer Seite, der ihnen auch als ſolcher vorgeſtellt wurde, und doch iſt es nicht einmal eine Heirath aus Liebe! — —

— — Vor einigen Tagen empfing der Wundarzt Iſeſſe ein Billet von unbekannter Hand, worin man ihn bat, ſich Abends gegen 6 Uhr in der Eiſengaſſe, nicht weit vom Palaſt Luxemburg einzufinden. Er kam, fand einen Menſchen, der ihn erwartete, einige Schritte weiter führte, in ein Haus treten ließ, und, ohne mit hinein zu gehen, die Thüre hinter ihm verſchloß. Da ſtand Iſeſſe und wußte nicht recht was er machen ſollte, als der Thürſteher erſchien und ihm ſagte, daß man ihn im erſten Stockwerk erwarte. Er ging alſo die Treppe hinauf, öffnete eine Thüre und befand ſich in einem ganz weiß tapezirten Zimmer. Ein Bedienter, ſchön wie die Liebe, trat ihm entgegen, weiß gekleidet, weiß gepudert, mit einem weißen Haarbeutel, zwei Schuhbürſten in der Hand haltend, mit welchen er ſogleich über die Füße des Wundarztes herfuhr, obgleich dieſer verſicherte, das ſei ganz überflüſſig, da er nur eben aus ſeinem Wagen ſteige, und gar nicht beſchmutzt ſei. Es half nichts, die Schuhe wurden ſchweigend gebürſtet, und der Wundarzt dann in ein zweites, ganz weißes Zimmer geführt, wo abermals ein weißer Bedienter ihn mit zwei Schuhbürſten empfing, und dieſelbe Ceremonie wiederholte. Nun öffnete ſich ein drittes weißes Zimmer, in welchem nicht blos Bett und Tapeten, ſondern auch Stühle, Tiſche weiß, und ſogar der Fußboden mit weißer Leinwand

überzogen war. Am Kamin saß eine lange Gestalt in einem weißen Schlafrocke mit einer weißen Maske vor dem Gesicht. Als dieses Gespenst den Wundarzt erblickte, sagte es weiter nichts, als: Ich habe den Teufel im Leibe, schwieg nun drei Viertelstunden lang mäuschen stille, und that nichts weiter, als daß es sechs Paar weiße Handschuh, Eins um das Andere, an und auszog. Der nicht wenig bestürzte Isesse ließ seine Augen in dem Zimmer umher schweifen, und erblickte einige Paar Pistolen, die ihn so sehr in Furcht setzten, daß ihn ein gewaltiges Zittern ergriff, und er genöthigt war, sich auf einen von den weißen Stühlen zu setzen. Endlich wurde ihm das Schweigen, und das Spiel mit den Handschuhen unerträglich, und er bat das Gespenst mit zitternder Stimme, ihm seine Befehle zu ertheilen, weil er keine Zeit habe länger zu warten. „Warum nicht?“ erwiederte die weiße Figur sehr trocken, „wenn man Sie nur gut bezahlt.“ — Und es erfolgte ein abermaliges Schweigen von einer ewigen Viertelstunde. Die sechs Paar weißen Handschuhe wurden wieder aus und angezogen, bis die weiße Gestalt es endlich selbst müde wurde und eine weiße Klingelschnur zog. Sogleich traten die beiden weißen Bedienten herein. Das Gespenst forderte Aderlaßbinden, und befahl dem Wundarzt, ihm fünf Pfund Blut abzuzapfen.

Erstaunt wagte Isesse die Frage: Welcher Arzt ihm eine so reichliche Aderlaß verordnet habe? — Ich selbst, erwiederte es, und fing an, nachdem warmes Wasser gebracht worden, seine Strümpfe auszuziehen: es waren

weiße seidene und zwar sechs Paar übereinander. Nach dem sechsten und letzten Paare erschien das niedlichste Bein und der niedlichste Fuß von der Welt; weshalb Isesse vermuthet, er habe ein Frauenzimmer vor sich gehabt. Die Gestalt wurde ohnmächtig nach dem Aderlassen. Isesse wollte ihr die Larve abnehmen, um ihr mehr Luft zu schaffen, allein die Bedienten litten es nicht, sie legten sie der Länge lang auf die Erde, und er verband die Ader noch während der Ohnmacht. Sie erholte sich, befahl das Bette zu wärmen und legte sich darein. Die Bedienten gingen hinaus, der Wundarzt fühlte den Puls, und ging dann zum Kamin, um seine Lanzette abzuwischen. Plötzlich sieht er im Spiegel, daß das Gespenst aus dem Bette springt, und hinkend mit Einem Sprunge auf ihn loskömmt. Jetzt, meint er, sei es um ihn geschehen; aber es wollte blos fünf Thaler vom Gesimse des Kamins nehmen, die es ihm mit der Frage hinreichte: Ob er zufrieden sei?

»Vollkommen,« stammelt er zitternd. — »Nun so können Sie gehen.« — Das ließ er sich nicht zweimal sagen, empfahl sich schnell, fand draußen die beiden weißen Bedienten, die ihm leuchteten, und von Zeit zu Zeit die Köpfe weg drehten, um ihm nicht in's Gesicht zu lachen. Ungeduldig fragte er nun: was dieser Spaß bedeuten solle?

»Mein Herr,« antwortete der Eine, »haben Sie Ursache sich zu beklagen? hat man Sie nicht gut bezahlt? hat man Ihnen irgend ein Leids zugefügt?« — Sie geleiteten ihn bis zu seinem Wagen, er war herzlich froh als

er darin saß, und beschloß, von diesem Abenteuer gar nichts zu verlautbaren. Allein am andern Morgen schickte man zu ihm, und ließ sich erkundigen, wie er sich auf die Aderlaß befinde, die er an einer weißen Gestalt verrichtet habe? — Nun machte er weiter kein Geheimniß aus der Begebenheit, die vielen Lärm erregte. Der König erfuhr sie, und der Kardinal hat sie sich selbst von Isesse erzählen lassen. Man erschöpft sich in sonderbaren Vermuthungen. Ich glaube, es sind junge Leute gewesen, die sich einen Spaß mit dem furchtsamen Wundarzt haben machen wollen. —

— — Hier ein anderer Vorfall, aber nicht von der lustigen Gattung. Ein Edelmann, aus der Gegend von Villers-Cotteret, mit seinem Bedienten über Land reitend, wurde in einem Busche durch einen jungen Menschen angefallen, der ihm seinen Beutel, seine Uhr mit goldenem Petschaft und beide Pferde nahm, worauf er ihn in großer Verlegenheit stehen ließ. Er wanderte zu Fuß weiter, erblickte endlich von ferne ein hübsches Haus, und schickte seinen Bedienten, um Erkundigung einzuziehen, wer es bewohne? — Mit großem Vergnügen erfuhr er, daß es einem Offizier, seinem alten Freunde, zugehöre, mit dem er lange gedient hatte. Der Kriegskamerad, ein alter, wackerer Mann, empfing ihn sehr freundschaftlich, bedauerte das ihm zugestoßene Unglück, und bot ihm seine Börse an. Einige Minuten vor dem Abendessen trat ein Jüngling herein, den der Offizier seinem Gaste als seinen Sohn vorstellte, und den der Beraubte sogleich für den Räuber

erkannte. Er hatte so viel Gewalt über sich, zu schweigen. Nach dem Essen begab er sich sogleich auf sein Zimmer. Da sagte sein Bedienter sehr erschrocken zu ihm: „Mein Herr, wir sind an einem verdächtigen Orte, unsere Pferde sind hier im Stalle." — Der Edelmann befahl ihm zu schweigen, wachte, bis Alles im Hause schlief, worauf er mit einem Lichte zu dem Schlafzimmer seines Freundes schlich, diesen weckte und ihm seine Entdeckung mittheilte. »Das Herz blutet mir," sagte er, »Ihnen eine solche Nachricht bringen zu müssen, aber besser, Sie erfahren es von mir, als durch die Häscher." — Der arme alte Vater wurde so dadurch erschüttert, daß er in Ohnmacht fiel. Als er zu sich kam, überließ er sich einem wüthenden Schmerz, wankte in das Schlafzimmer des Sohnes, welcher schlief oder sich so stellte. Auf dem Tische vor dem Bette lag, neben ein Paar Pistolen, die goldene Uhr mit dem Petschaft seines Gastes. Der Sohn erwachte, bebte und will entfliehen. Der Vater, seiner selbst nicht mehr mächtig, ergreift eine der Pistolen, schießt, und zerschmettert seinem Sohn den Kopf. Alsobald überlieferte er sich selbst den Gerichten. Jedermann ist überzeugt, daß man ihn begnadigen werde; denn ein redlicher Vater, der in seinem Sohne einen Straßenräuber findet, darf wohl nicht nach sonst giltigen Gesetzen gerichtet werden. — —

— — Zweierlei ist jetzt hier (in Paris) an der Tagesordnung. Erstens, der verheirathete Philosoph, ein neues Lustspiel von Destouches, welches, wie man sagt, seine eigene Geschichte enthält, und wozu bei der eilften

Vorſtellung ſchon alle Logen vermiethet ſind. Zweitens, das Ausſchneiden illuminirter Kupferſtiche, welches mit einer wahren Wuth getrieben wird; eben ſo arg als vor einiger Zeit das Spiel mit den Bülboquets. Die ganze Welt ſchneidet aus vom Höchſten bis zum Geringſten. Man klebt dieſe Bilder auf Pappe und überzieht ſie dann mit einem Firniß. So macht man Tapeten, Bettſchirme, Kaminſchirme. Man vernichtet auf dieſe Weiſe Kupferſtichwerke, die zweihundert Livres gekoſtet haben. Die vornehmen Damen zerſchneiden Kupferſtiche, von hundert Livres das Stück. Wenn das ſo fortgeht, ſo werden ſie endlich noch Gemälde von Raphael ausſchneiden. — —

— — Der Herzog von Gesvres iſt krank und braucht eine große Kur. Er hat ſich nach St. Ouen begeben, wohin ganz Frankreich geht, reitet und fährt, um ihn zu beſuchen. Er liegt auf einem mit Spitzen und Bändern beſetzten Bette; die Vorhänge ſind zurückgeſchlagen, Blumen auf das Bett geſtreut; und ſo empfängt er die ganze Welt. Zwanzig Höflinge umgeben ihn, ſein Vater und ſein Bruder machen die Honneurs. Zwei Tafeln, bisweilen auch drei, jede von zwanzig Couverts, ſind immer gedeckt. Man hat eine Art von Uniform für die gefälligen Gäſte eingeführt, nämlich ein grünes Kleid, grüne Strümpfe, grüne Schuhe, grüne Hüte. Gegen dreißig ſolche Uniformen ſind ausgetheilt worden, und wer ſo gekleidet iſt, darf zu jeder Zeit ganz vertraulich hereintreten. Der König hat gelacht und geſagt: es komme ihm da vor wie in der Charité, wo die Bedienenden auch alle grün gekleidet gehen. —

Vor einigen Tagen war Einer meiner Bekannten dort; er fand den Herzog, Knötchen strickend, auf einem grünen Sopha, in einem grünen Schlafrock, die Füße ruhend auf einem grünen Teppich, einen grauen Hut mit grüner Kante und grüner Feder auf dem Kopfe, einen großen Strauß von Weinraute vor der Bruſt. — Der Herzog von Espernon hat eine andere Liebhaberei, er will durchaus den Wundarzt ſpielen; er läßt zur Ader und trepanirt Jeden, der ihm aufſtößt. Neulich zerſchmetterte ſich ein Kutſcher den Kopf. Der Herzog hat ihn trepanirt, vermuthlich nach allen Regeln der Kunſt, aber der arme Teufel iſt doch geſtorben. — Ein andermal wollte man ländliche Feſte veranſtalten. Der zierliche Herzog von Gesvres ſtattete ein Bauermädchen aus. Der Herzog von Espernon trug großes Verlangen, dem Bräutigam in der Hochzeitnacht zur Ader zu laſſen. Der arme Teufel wollte durchaus nicht daran; mit hundert Thalern machte ihn der erlauchte Wundarzt endlich willig dazu. Solches Zeug treibt man nun täglich vor den Augen der ganzen Welt, und die Regierung ſchweigt dazu, und die vornehmſten, vernünftigſten Hofleute machen den beiden Ungeheuern die Kour! — —

»Es gibt keinen Helden für ſeinen Kammerdiener,« hat die witzige Madame Cornuel geſagt. Aber es iſt ihr auch noch etwas ähnliches entſchlüpft, was nicht allein eben ſo witzig, ſondern vielleicht noch wahrer iſt, nämlich: »es gibt keinen Kirchenvater für ſeine Zeitgenoſſen.« — —

Madame du Defent trug ſeit langer Zeit großes Verlangen, ſich mit ihrem Manne auszuſöhnen. Sie hat viel

Ott. Armes Mädgen! wenn nur ein Wunder dich retten kann.

Nat. Das Einzige, was durch keine Schätze ſich erkaufen läßt, beſitzt er ſchon. Alles übrige kann man bezahlen.

Ott. Auch deines Vaters Segen? — du kennſt ihn.

Nat. Eben weil ich ihn kenne. Er liebt mich.

Ott. Vielleicht mehr noch ſeine Grundſätze, mit denen er grau geworden.

Nat. Vorurtheile.

Ott. Deſto ſchlimmer! man hängt gewöhnlich feſter an Vorurtheilen als an Grundſätzen.

Nat. Und ſoll ich dir bekennen, was ich träume?

Ott. Erſt ein Wunder, nun ein Traum. O Liebe! Liebe!

Nat. Spotte nicht. Dieſe geheimnißvollen Menſchen ſind mehr als ſie ſcheinen. Die Art, wie der Alte hier Dienſte ſuchte; der edle Stolz, mit dem er ſich benahm; die Erziehung ſeines Sohnes, und tauſend andere Kleinigkeiten, die ſich nur fühlen laſſen —

Ott.

Verſtand, und es fehlt ihr alſo nicht an guten Gründen. Sie benutzte manche Gelegenheit, um die Ausſöhnung anſtändig und dauerhaft zu machen. Sie erbte viertauſend Livres jährlicher Einkünfte von ihrer Großmutter; nun war ſie nicht mehr arm, konnte die Umſtände ihres Mannes verbeſſern, erbot ſich dazu und alles ging erwünſcht. Jedermann ertheilte ihr Lobſprüche darüber. Ich wünſchte nur, ſie hätte nicht zu ſehr geeilt. Ich rieth ihr, noch eine Probezeit von ſechs Monaten zu beſtimmen, welche der Mann bei ſeinem Vater zubringen ſollte. Aber ihre Einbildungskraft malte ihr die Zukunft ſo roſig, daß ſie den auf's neue verliebten Gatten überredete, ſeine Reiſe aufzugeben, und wenigſtens vor der Hand Mittags und Abends bei ihr zu ſpeiſen; denn die erneuerte Hochzeitfeier ſchob ſie ſelbſt noch auf drei Monate hinaus, um alle etwaigen üblen Deutungen zu vermeiden. Sechs Wochen lang ging das Ding vortrefflich: es war eine rührende Freundſchaft: aber nach ſechs Wochen war ſie des guten Mannes wiederum ſo überdrüſſig als jemals. Sie zankte nicht mit ihm, aber ſie wurde ſo einſilbig, ſo traurig, daß er endlich zu ſeinem Vater reiſte, und nicht von ihr gehalten wurde. Im Gegentheil nimmt ſie nun alle Maßregeln, damit er nie zurückkehre. Ich habe ihr die Niederträchtigkeit ihres Betragens vorgerückt, ſie hat viel geweint, und das iſt alles. Sie kann durchaus mit Niemand leben. Ihr letzter Liebhaber ließ ſie ſitzen, weil er es nicht länger aushalten konnte. Als er hörte, daß die Verſöhnung mit dem Manne im Werke ſei, ſchrieb er ihr wieder zärtliche Briefe und Vorwürfe. Ihre alte

Neigung erwachte, sie meinte, ein Liebhaber sei doch besser als ein Ehemann, und der letztere mußte weichen. Nun ist sie die Fabel des Publikums geworden, verachtet von ihrem Liebhaber, verlassen von ihren Freundinnen. Sie weiß nun selbst nicht, wie sie das aus einander wirren soll; sie wirft sich Jedermann an den Kopf, um glauben zu machen, sie gelte noch etwas in der Gesellschaft; allein das gelingt ihr auch nicht. Bald affektirt sie eine gewisse Zuversicht, bald schimmert wieder die Verlegenheit hindurch. Kurz, sie hat ihre eigene Existenz vernichtet. — —

— — Die berühmte Schauspielerin Le Couvreur ist todt. Man erzählt sich wunderliche Dinge. Madame de B** (vermuthlich Berry) ist heftig, launenhaft, sehr galant, hängt sich bald an Prinzen, bald an Komödianten. Vor Kurzem fand sie Geschmack an dem Grafen von Sachsen, der keinen an ihr fand; nicht, als hätte er eben den getreuen Schäfer gegen seine Geliebte, die Le Couvreur spielen wollen, denn er hatte nebenbei noch viele kleine Abenteuer; aber die Auszeichnung der Madame de B** schmeichelte ihm nun einmal nicht, sie wüthete über diese Verschmähung ihrer Reize, und da sie die Le Couvreur für das einzige Hinderniß der Erfüllung ihrer Begierden hielt, so beschloß sie, sich diese beglückte Nebenbuhlerin vom Halse zu schaffen. In dieser Absicht ließ sie kleine Zuckerkuchen (pastilles) machen, und wählte einen jungen Abbé, der sehr gut malt, zum Werkzeug ihrer Rache.

Eines Tages wird der junge Mensch in den Tuillerien von zwei Unbekannten angeredet, die, nachdem sie lange

wegen seines mühsam verdienten Unterhalts ihn bedauert, mit dem Vorschlag herausrücken, sich als Maler bei der Le Couvreur einzuschmeicheln, und ihr die Zuckerkuchen gelegentlich zu präsentiren. Der arme Abbé schaudert, und verwirft den Antrag mit Entsetzen. Die Unbekannten gaben ihm aber zu verstehen, daß es nicht mehr von ihm abhänge, sich zu weigern, und daß sein Widerstand ihm leicht das Leben kosten könne. Erschrocken willigt er in alles. Man führte ihn zu Madame de B**, welche sowohl die Versprechungen als die Drohungen ihrer Satelliten wiederholt, und ihm die Zuckerkuchen eigenhändig überliefert. Er nahm sie und bat nur um einige Tage Aufschub, um sich gehörig vorzubereiten. — Eines Abends, als die Le Couvreur mit einem meiner guten Bekannten und einer Schauspielerin, Namens La Motte, nach Hause kommt, findet sie ein anonymes Billet, worin man sie dringend ersucht, allein oder mit sichern Freunden in den luxemburgischen Garten zu kommen, wo sie bei dem fünften Baume einer der großen Alleen einen Menschen antreffen werde, der ihr die wichtigsten Dinge zu entdecken habe. Sie steigt, nebst ihren Begleitern, sogleich wieder in den Wagen. Am bestimmten Orte kommt ihr der Abbé entgegen, erzählt ihr ohne Umschweife, daß er den Auftrag erhalten, sie zu vergiften, daß er eines solchen Verbrechens unfähig sei, aber sich in der peinlichsten Lage befinde, weil man sicher nunmehr ihn ermorden werde.

»Zu unserer beider Sicherheit,« antwortet ihm die Le Couvreur, »müßte man die Sache der Polizei anzeigen.«

Der Abbé äußert zwar Furcht vor den mächtigen Feinden, die er durch diesen Schritt sich auf den Hals laden werde, allein wenn sie für die Sicherheit ihres Lebens diese Vorsicht nöthig halte, so sei er auch bereit, seine Aussage dort zu wiederholen. Darauf bringt die Le Couvreur ihn selbst in ihrem Wagen zu dem Polizeimeister, der die Zuckerkuchen einem Hunde vorwarf, welcher nach einer Viertelstunde starb. Uebrigens schien der Polizeimeister gar nicht erstaunt, als man ihm die Herzogin von B** nannte, weil er schon bei manchen ähnlichen Gelegenheiten sie hatte kennen lernen. Er fragte den Abbé, ob er es wagen wolle, seine Aussage vor Gericht zu bestätigen? — »Sie können mich in's Gefängniß setzen lassen," antwortete dieser, „und mit Frau von B** mich confrontiren." — Der Polizeimeister schickte ihn für diesmal fort, und unterrichtete den Kardinal von der ganzen Sache, der in der ersten Hitze die strengste Untersuchung verlangte; allein die zahlreichen Freunde und Verwandte des Hauses B** wußten es dahin zu bringen, daß, um des Skandals willen, die Sache unterdrückt wurde. Indessen wurde sie doch nach einigen Monaten allgemein bekannt, man weiß nicht wie oder durch wen. Der Schwager der Verbrecherin erklärte seinem Bruder, es sei durchaus nothwendig, daß seine Frau von einem so schändlichen Verdacht sich reinige, man müsse einen Verhaftsbefehl gegen den Abbé auswirken. Das war nicht schwer. Der arme Teufel wurde arretirt, in die Bastille gesetzt, verhört, und bestand, trotz aller Versprechungen und Drohungen, auf seiner Aussage.

Vergebens gab man ihm allerlei Ausflüchte unter den Fuß; er sollte Wahnsinn vorschützen, oder eine heftige Leidenschaft für die Le Couvreur, die ihn verleitet habe, eine solche Fabel zu schmieden, um Gegenliebe zu erwerben. Er antwortete trocken, er habe die Wahrheit erklärt, widersprach sich auch nie in seinen Aussagen. Die Le Couvreur schrieb an seinen Vater, der in der Provinz wohnte, und von dem Unglück seines Sohnes nichts wußte. Er kam sogleich nach Paris, machte Lärm und forderte, daß man seinen Sohn in Freiheit setzen, oder ihm förmlich den Prozeß machen solle. Mit dieser gerechten Forderung wandte er sich geradezu an den Kardinal, welcher Frau von B** fragen ließ, ob sie in eine förmliche Untersuchung willige? weil man sonst den Abbé nicht länger in Verhaft lassen könne. Sie scheute die Aufklärung der Sache, und da sie ihren Ankläger, so lange er in der Bastille saß, nicht konnte meuchelmorden lassen, so willigte sie in seine Befreiung. Der Vater blieb noch zwei Monate in Paris, und so lange sagte man dem Sohne kein Wort. Als aber Jener in seine Provinz zurückgekehrt, und der Abbé so unklug war, nach wie vor in Paris sich aufzuhalten, verschwand er plötzlich. Man wußte nicht, ob er todt sei; man hörte nichts mehr von ihm reden.

Seit dem war die Le Couvreur auf ihrer Hut. Eines Abends im Theater ließ Madame de B**, nach Endigung des ersten Stückes, ihr sagen, sie möchte in die Loge der Herzogin kommen. Sie entschuldigte sich mit ihrer nachlässigen Kleidung, versprach jedoch beim Herausgehen sich

der Frau Herzogin in den Weg zu ſtellen. Das geſchah, und Madame de B** überhäufte ſie mit Liebkoſungen und Lobſprüchen, wegen ihres vortrefflichen Spiels. — Einige Zeit nachher wurde die Le Couvreur krank, und immer kränker, ſo daß einmal ein Schauſpiel, in welchem ſie eine wichtige Rolle hatte, nicht geendigt werden konnte. Sie zehrte ſich täglich immer mehr und mehr ab. Ihre letzte Rolle war Jocaſte in Voltaire's Oedip. Ihr Uebelbefinden war ſo auffallend, daß das ganze Publikum ſie bemitleidete. Vier Tage nachher ſtarb ſie unter ſchrecklichen Zuckungen. Man öffnete ihren Leichnam. Die Eingeweide waren durchfreſſen; es heißt, ſie ſei in einem Klyſtüer vergiftet worden. Madame de B** hatte die Unverſchämtheit, ſich täglich nach ihrem Befinden erkundigen zu laſſen. Das Publikum war ſo erbittert, daß es jene vornehme Dame ſicher mißhandelt haben würde, wenn ſie es während dieſer Zeit gewagt hätte, im Theater zu erſcheinen. Alles, was ich hier erzählt habe, iſt unbezweifelt wahr, denn ich habe es aus dem Munde einer vertrauten Freundin der Le Couvreur. —

(Ungeachtet Mademoiſelle d'Aiſſe mit dieſer Verſicherung ſchließt, ſo iſt dennoch, wenigſtens die Todesart der Le Couvreur, nur eine Stadt-Klatſcherei geweſen, denn Voltaire hat mit eigener Hand folgende Note hinzu gefügt: »Sie ſtarb in meinen Armen an einer Entzündung der Eingeweide. Ich bin es, der ihren Leichnam öffnen ließ. Alles, was Mademoiſelle d'Aiſſe darüber ſagt,

iſt ein völlig ungegründetes Volksgeſchwätz.“ Wenn Voltaire hierunter auch die vorhergehende Geſchichte von der angeſponnenen Vergiftung verſteht, ſo iſt das ein neuer Beweis, wie täuſchend oft die Verleumdung die Wahrheit nachäffe.) —

— — Ein reicher Edelmann aus Perigord vermählte ſich vor vielen Jahren mit einem Frauenzimmer, welches ſtarb und ihm keine Kinder hinterließ. Die Verwandten ſeiner verſtorbenen Gemahlin ſchikanirten ihn dermaßen über die Mitgabe derſelben, daß er krank vor Verdruß wurde. Indeſſen hatte er doch Luſt ſich wieder zu verheirathen, nur mit keiner Frau, die Verwandtſchaften hätte. Er ſchrieb an den Vorſteher des Hoſpitals, und bat, ihm ein Mädchen von ſiebzehn bis zwei und zwanzig Jahren auszuſuchen, hübſch, wohl gewachſen, mit ſchwarzen Augen und ſchönen Zähnen; die ſolle er ihm zuſchicken, er werde ſie heirathen. Der Vorſteher zeigte den Brief dem Polizeimeiſter, der ihm rieth, den Auftrag ohne Bedenken zu erfüllen. Es geſchah, der Edelmann heirathete das Mädchen, mit dem er ſehr glücklich lebte. Nachdem ſie ihm aber drei Kinder geboren, ſtarb auch ſie, und nun ſchrieb er zum zweiten Mal an den Vorſteher des Hoſpitals, mit der Bitte, ihm diesmal ein Mädchen von acht und zwanzig bis vierzig Jahren auszuſuchen, die blond, wohlbeleibt, noch friſch und von gutem Temperament ſei. Er habe mit der vorigen die glücklichſten Tage verlebt, und hoffe, man werde ihn auch diesmal gut bedienen. Sein Wunſch wurde

zum zweiten Mal erfüllt. Die Prinzessin von Conty unterzeichnete den Heirathskontrakt.

— — An der Seine wohnt ein Mann, der seit sieben oder acht Jahren täglich von ein Uhr bis sechs Uhr auf dem Quay spaziren geht, das Wetter möge sein wie es wolle. Der Polizeimeister erfuhr das, und ließ ihn zu sich rufen, erhielt aber die Antwort, er habe mit der Polizei nichts zu schaffen. Da fuhr der Polizeimeister selbst zu ihm, kletterte vier Treppen hinauf, und fand ihn lesend, in einem mit Büchern tapezirten Zimmer. »Warum haben Sie nicht zu mir kommen wollen?" fragte der unerwartete Gast.

»Mein Herr," versetzte der Wirth, »ich habe nicht die Ehre zu Ihren Freunden zu gehören, und, Gott sei Dank! als Beklagter brauche ich nicht vor Ihnen zu erscheinen." — »Es hat auch Niemand über Sie geklagt, aber Ihre täglichen Spazirgänge, immer um dieselben Stunden, sind auffallend." — »Warum? das Spazirengehen ist mir gesund. Ich bin ein guter Edelmann, mein Herr, ich hatte zwei tausend Livres jährlicher Renten auf den Staat, von welchen mir nicht mehr als fünf hundert übrig blieben, Sie wissen wohl, durch welches neue Sistem. Ich mußte mich also einschränken. Meine Bücher hab' ich behalten. Die Luft hier an der Seine thut mir wohl. Ich wählte diese Wohnung. Ein Rest von Eitelkeit bewog mich, meinen Namen zu verändern. Den Vormittag lese ich. Meine Mahlzeiten sind natürlich sehr frugal. Nachmittags gehe

ich ſpaziren, und ſo beweiſe ich, daß man auch mit fünf hundert Livres unabhängig, folglich glücklich leben kann.“

Der Polizeimeiſter fand Geſchmack an dem Manne. Er erzählte die Begebenheit eines Tages dem Kardinal, welcher ausrief: „Aber mein Gott! wenn der Menſch einmal krank wird, ſo hat er ja nicht ſo viel, daß er dem Wundarzt eine Aderlaß bezahlen kann? — Sagen Sie ihm, daß der König ihm eine Penſion von drei hundert Livres gibt.“

Sogleich ließ der Polizeimeiſter den Sonderling rufen, um ihm die frohe Neuigkeit mitzutheilen; erhielt aber, gerade wie das erſte Mal, die Antwort: er habe nichts mit der Polizei zu ſchaffen; und als der Polizeimeiſter wiederum ſelbſt hinfuhr, ſo ſchlug er die Penſion ſtandhaft aus, verſichernd, er habe ſich mit ſeinen fünf hundert Livres ſo eingerichtet, daß er nichts weiter brauche; er wolle nun einmal Niemanden Dank ſchuldig ſein. — Trotz der traurigen Einförmigkeit ſeines Lebens, iſt dieſer Mann ſehr heiter. Er beſitzt zwei geiſtreiche Freunde, die auf dem Quay mit ihm ſchwatzen. Seine Kenntniſſe ſind ſehr ausgebreitet, unter andern verſteht er ſich ſehr gut auf Phyſiognomik, und ſieht den vorübergehenden an der Naſe an, welches Handwerk, oder welches Geſchäft ſie treiben. Dieſer hier, ſagt er zum Beiſpiel, iſt Haushofmeiſter bei einem Biſchof, jener bei einem Finanzier; dieſer iſt ein Chevalier d'Induſtrie; jener ein Gascogner u. ſ. w. Selten irrt er ſich. — —

— — Geſchichte meiner Liebſchaft mit dem

Herzog von Gesvres. Ja, liebe Freundin, ich muß es bekennen, trotz Ihrem Zorn und meiner Hochachtung für Sie, ich war in den Herzog von Gesvres verliebt, und ich habe diese große Sünde sogar im Beichtstuhle eingestanden. Mein Beichtvater hat mir freilich keine strenge Bußübung deshalb auferlegt, denn ich war nur acht Jahr alt beim Entstehen dieser Leidenschaft, und schon in meinem zwölften spottete ich darüber. Der Herzog war zwei oder drei Jahr älter als ich, und wir kamen uns überhaupt weit vernünftiger und erwachsener vor als unsere Gespielen. Wir unterhielten uns ganz ehrbar, während die andern Blindekuh spielten. Von Liebe haben wir zwar nie gesprochen, denn wir wußten nicht was das war; allein ich erschien doch so oft als möglich an einem Fenster, aus dem ich seinen Balkon übersehen konnte. Er, hinwiederum, war galant, führte mich zum Johannisfeuer, auch oft nach St. Ouen. Da man uns beständig beisammen sah, so scherzten unsere Hofmeister und Gouvernanten unter sich darüber; das gelangte endlich zu den Ohren meines Aga (des Herrn von Ferioles), der einen schönen Roman daraus zusammen setzte. Ich wurde geneckt, betrübte mich, und faßte, als eine wohlerzogene Person, den Entschluß, mich selbst genau zu beobachten, ob ich denn wirklich verliebt sei? — Es kam mir so vor; und da ich zugleich sehr fromm war, so ging ich zur Beichte, bekannte geschwind alle meine kleinen Sünden, stockte freilich erröthend als es an die größte kam, überwand mich aber heldenmäßig und beichtete: »Ehrwürdiger Vater, ich liebe einen jungen

Ott. Alles wahr, und ich gestehe dir sogar, daß, wenn es ein Traum ist, ich selbst ein wenig mit träume. Aber —

Nat. Spare dein Aber, bis ich ihn gesprochen.

Ott. Du wirst doch nicht —

Nat. Warum nicht?

Ott. Wenn? wo?

Nat. Diesen Abend, im Garten.

Ott. Und dein Vater?

Nat. Der schläft.

Ott. Und der Wohlstand?

Nat. Er hat sein Leben für mich gewagt, und ich soll nach der Uhr fragen.

Ott. Was willst du von ihm?

Nat. Ich will wissen, wer er ist; ihn bitten, mir seinen Stand zu entdecken.

Ott. Und wenn wir uns irren? wenn er Herr Wacker ist und bleibt?

Nat. Dann — ach Schwester! — dann ist meine Ruhe auf immer verlohren!

Ott. So rette wenigstens deinen guten Nahmen.

Nat. Du sollst mit mir gehn, du sollst Zeuge seyn.

Ott.

Menſchen." — Der gute Prieſter ſtutzte. Er fragte, wie alt der junge Menſch ſei? — Eilf Jahr war die Antwort. — Liebt er Sie wieder? und hat er es Ihnen geſagt? — Nein. — Wie lieben Sie ihn denn? — Wie mich ſelbſt. — Lieben Sie ihn eben ſo ſehr als Gott? — Ich wurde böſe, und fand es ſehr ſonderbar, daß er ſo etwas argwohnen könne. Er lächelte und ſagte, ich möchte in Gottes Namen hingehen, und mich nur ſtets hüten, mit irgend einer Mannsperſon allein zu ſein; Buße werde er mir vor der Hand nicht auflegen. Das verdroß mich wieder, denn ich hätte gar zu gern gebüßt, und wäre das geſchehen, vielleicht würde ich dann in allem Ernſt mich verliebt haben. — Ich will Ihnen auch noch bekennen, daß eines Tages — ich war dann ſchon zwölf und er vierzehn oder fünfzehn Jahr alt — er mit Entzücken davon ſprach, daß er den nächſten Feldzug mit machen werde, und daß ich es ihm ſehr übel nahm, gar keinen Schmerz über unſere Trennung zu empfinden. Ich ſagte ihm ſogar, ſeine Freude ſei eben nicht ſchmeichelhaft für mich, und er machte mir gewaltige Entſchuldigungen darüber. Das iſt das Stärkſte, was zwiſchen uns vorgefallen, und damit war der Roman zu Ende. Seitdem, wenn wir uns geſehen, haben wir uns wohl zuweilen unſerer Kinderjahre erinnert, doch ſind wir nie zu tief in den Text gerathen. Hat man Ihnen mehr geſagt, ſo iſt es eine elende Klatſcherei. — —

— — Ich erfahre in dieſem Augenblicke, daß der König befohlen hat, den Kirchhof von St. Medard zu verſchließen. Iſt es nicht unbegreiflich, daß man, ſeit faſt

fünf Jahren, alle möglichen Albernheiten auf dem Grabe des Abbé Paris mit angesehen hat? — Fontenelle sagt uns neulich, daß, je lächerlicher eine Meinung wäre, je mehr hitzige Vertheidiger fände sie. Carre de Montgeron, ein ehrenfester Parlamentsrath, schwört bei seiner Seelen Seligkeit, daß er Zeuge von übernatürlichen Begebenheiten gewesen; er hat sogar dem Könige ein dickes Buch überreicht, lauter Erzählungen von wunderbaren Kuren enthaltend. Blindgeborne, Taubstumme, Lahme sind geheilt worden, und hundert Zeugen, die als ehrliche Leute allgemein bekannt sind, haben es schriftlich bestätigt. Die Nachwelt wird es kaum glauben können, daß zwanzig tausend Menschen sich so albern aufgeführt haben. Am Morgen, nachdem der Kirchhof verschlossen worden, fand man an der Pforte folgenden Reim:

De par le Roi defense à dieu
De plus opérer en ce lieu.

(Diese Fragmente aus den Briefen der Mademoiselle d'Aissé schildern oft so lebhaft das interessante Paris, wie es vor fast hundert Jahren war, daß deren Mittheilung gewiß den meisten Lesern willkommen sein wird.)

Die Militär-Akademie, oder die Helden vom zweiten Range.

So ist eine Art von Roman betitelt, der vor mehr als dreißig Jahren erschien, und schnell hinter einander mehrere

Auflagen erlebte. Er verdiente diese Auszeichnung, denn er ist mit Feuer, Witz und Fröhlichkeit geschrieben. Sechs französische Soldaten bilden während des Krieges von 1741 eine Akademie, die sich verbindet, die nur zu oft vergessenen Heldenthaten der Alexanders zu vier Pfennigen den Tag (wie Voltaire sie nennt) zu preisen. Sie versammeln sich, mit Glas und Feder in der Hand, um eine Trommel, die ihnen zum Schreibtisch dient, und da erzählt denn ein Jeder seine militärischen und galanten Abenteuer.

Die Zueignungsschrift ist an den berühmten Vacarmini gerichtet, General-Trommelschläger und Mitglied aller musikalischen Akademien in Deutschland, Italien, Böhmen und der Schweiz. Man versichert in einer Note, daß dieser Vacarmini die ganze Oper Alceste, und auch einen Theil der Oper Orpheus für die Trommel komponirt hat; sie sollen nächstens bei einer Revue im freien Felde aufgeführt oder getrommelt werden. Hier einige Stellen aus der Zueignungsschrift:

»Hochgeehrter Kamerad! Ich liebe den Ruhm, und da ich Niemanden kenne, der mehr Lärm in der Welt gemacht hat, als du, so bin ich so frei, dieses kleine Werk deiner lärmenden Protektion zu übergeben. Trommle es aus unter unsern Schönen und schönen Geistern. Wenn du brav wirbelst, so kann mir's nicht fehlen. — Ich hatte vormals einige Freunde unter den Schriftstellern, aber heutzutage sind Kabale, Intrigue und Neid die Tirannen der Literatur; Zwerge, auf Stelzen schreitend, dünken sich Riesen

und ſchreien ſo laut, daß ſelbſt deine Trommel Mühe haben wird, durchzudringen. Die Bühne unſerer Literatur gleicht dem Operntheater: Die erſtickte geſunde Vernunft wird täglich aufgeführt." (C'est tout comme chez nous.)

Racine's letzter Wille.

Sterbend bat Racine ſeine Frau um Gotteswillen, zu verhüten, daß keines ſeiner Kinder jemals Verſe mache. Er wußte, wie ſchwer es iſt, gute Verſe zu machen, und wie unerträglich die mittelmäßigen ſind. — Einige Zeit nach ſeinem Tode beſuchte die Witwe ihren Sohn Louis, der in einem Kollegio ſtudirte. Einer der Profeſſoren glaubte ihr eine große Freude zu machen, indem er ihr ſogleich Verſe vorlas, die ihr Sohn gemacht, und von welchen der Lehrer verſicherte, er ſelbſt würde ſich nicht ſchämen, Verfaſſer davon zu ſein. Louis war erſt zwölf oder dreizehn Jahre alt, und es hieß ſchon, ſein berühmter Vater werde in ihm wieder aufleben. Aber die Mutter, der letzten Worte ihres Mannes gedenkend, erſchrack heftig, begab ſich ſogleich zu deſſen Freunde, dem alten Boileau, und klagte ihm ihre Noth. »Laſſen Sie den jungen Menſchen zu mir kommen," ſagte der ſtrenge Geſetzgeber des Parnaſſes. Madame Racine theilte ihrem Sohne die Einladung mit. Dieſer hat nachher oft erzählt, er habe bei dem bloßen Namen Boileau gezittert. Indeſſen mußte

er gehorchen. Als er zu Boileau in das Zimmer trat, rief der grämliche Richter ihm donnernd entgegen:

»Ist Er es, junger Herr, der sich mit Versemachen abgibt? Er soll wissen, daß der unsterbliche Homer keinen Sohn hatte, der Verse machte, und der göttliche Virgil eben so wenig; und daß der unnachahmliche Jean Racine gleichfalls keinen haben wird.«

Aber — wie es denn zu gehen pflegt — Louis kehrte sich daran nicht, sondern dichtete muthig darauf los. Sehr trockene und langweilige poetische Abhandlungen über die Religion und über die Gnade flossen aus seiner Feder. Es gab auch damals fromme Seelen, die ihn wirklich für einen Dichter hielten, vielleicht gar für einen größeren als sein Vater war; allein heutzutage liest ihn Niemand mehr, er ist vergessen.

Jean Racine hatte wohl übrigens ganz Recht, seine Kinder vor einer Laufbahn zu warnen, wo selbst die sparsamen Rosen nur vom Neide begeifert blühen; denn die Zeiten sind längst vorbei, in welchen Karl IX. an Ronsard schrieb:

L'art de faire des vers, dut-on s'en indigner,
Doit être à plus haut prix que celui de regner.

Die wenigsten denken von der Dichtkunst wie dieser König, mehrere hingegen wie eine gewisse Demoiselle Margerot, welche zu sagen pflegte: »Wir sind lauter ehrliche Leute in unserer Familie, ausgenommen mein Bruder, der uns durch Versemachen entehrte.«

Zwei Appendixe.

Gestens, ein ernsthafter Appendix.

Der Redakteur des Telegraphen, Herr Schlange, hat in Nro. 312 seinen Giftzahn an einem in Königsberg erschienenen Gedicht, und an dem vormaligen Herrn Minister von Stein gewetzt. Das geht mich nun weiter nichts an, denn ich habe das Gedicht nicht gemacht, und kenne den Herrn von Stein nicht, sondern habe blos viel Rühmliches und viel Böses von ihm gehört, woraus ich denn geschlossen, daß er ein ausgezeichneter Mann sein müsse. Das bei Seite, so hat es dem Herrn Schlange beliebt, den Zahn auch bis zu mir hinaus zu recken, uneingedenk, daß ich Zähne auszubrechen verstehe, besonders wenn sie so wacklig sind, wie der seinige. Er sagt, man müsse Männer wie Genz und mich verachten, weil jede Zeile ihrer Schriften mit Guineen bezahlt werde. Ich weiß nicht, ob Herr von Genz Guineen aus England empfängt, und frage auch nicht darnach; allein was mich betrifft, so verbürge ich meinen Kopf dafür, daß kein englischer Schilling von mir empfangen, noch mir jemals angeboten worden.

Wie geräth denn nun Herr Schlange auf den Satanskniff, mich nicht allein fremden Regierungen, sondern auch derjenigen verdächtig machen zu wollen, unter deren Schutz ich in stiller Einsamkeit lebe? und die — weil sie jetzt gleichfalls im Kriege mit England begriffen ist — alle und jede Kommunikation ihrer Unterthanen mit den

Engländern scharf verboten hat. Meint denn Herr Schlange, wenn man nicht über Alles so denkt und schreibt, wie etwa gewisse Leute es verlangen, so müsse man durchaus dafür bezahlt werden? Hat er diese Regel von seinem eigenen Bewußtsein abstrahirt? erinnert er sich noch der Zeiten, wo er vor dem preußischen Hofe kroch? und zählt er etwa noch die Thaler, die ihn anders Sinnes machten?

Nun, so wisse er, daß er an mir keine Wetterfahne findet; daß ich nie krieche, und auch nie anders Sinnes werde, als ich schon vor fünfzehn oder sechzehn Jahren war. — Wenn Fürsten ihren Gedanken, oder vielmehr ihren Handlungen, bisweilen unvermuthet eine andere Richtung geben, so geschieht das oft aus nothwendigen Rücksichten auf das Glück ihrer Unterthanen, auf ihre Macht u. s. w. Allein solche Rücksichten hat der Privatmann nicht zu nehmen; seine Meinungen müssen auf moralische Grundsätze gebaut, und folglich unveränderlich sein, dann ist er achtungswerth. Derjenige hingegen, den man auf ein paar Seiten ein paar hundert solche elende Widersprüche vorrücken kann, wie die Feuerbrände dem Herrn Schlange vorgerückt haben, der ist der Mann, welchen Verachtung trifft.

Ich liebe die Franzosen und alle Nationen auf dem Erdboden, wenn sie das Glück und die Ruhe ihrer Mitvölker nicht stören; ich hasse die Engländer und alle Nationen auf dem Erdboden, wenn sie rauben, plündern, verwüsten, unterjochen. Ich bin nicht gewohnt, Handlungen, und wären es Heldenthaten, nach ihrem Erfolg zu beurtheilen, sondern nach ihren Motiven, die einzig und

allein ihren Werth oder Unwerth bestimmen. Ich ehre den Unglücklichen, wenn er schuldlos leidet; ich verachte den Glücklichen, wenn er schuldbewußt triumphirt. So hat jeder ehrliche Mann gedacht, schon lange zuvor, ehe es englische Guineen in der Welt gab. So wird Herr Schlange nie denken, wohl aber allenfalls so schreiben, wenn die Engländer jemals siegreich in Erfurt einrücken sollten. Daraus erklärt sich also, warum er mich angespien, und warum er von Herzen wünscht — (von Herzen? nein, er hat kein Herz) — Männer, die ihn beschämen, durch sein Gift aus dem Wege zu räumen. — O Schlange! Schlange! hüte dich! verzehre künftig ruhig deinen Erfurter Rettig unter dem Schutze des Adlers, der seine Flügel über dir auszubreiten dich würdigt; oder berausche dich in dem Mohnsaft der dich umgebenden Gefilde, damit man wenigstens von dir sagen könne: seine Wuth ist nicht Niederträchtigkeit, sondern eine bloße Trunkenheit.

Zweitens, ein lustiger Appendix.

Ein gewisser Müller, der sich königl. bairischer Hofmaler nennt, hat 1807 ein Schreiben über meine Reise nach Italien drucken lassen, welches mir sehr spät, nämlich erst im Dezember 1808, in die Hände gefallen, denn es ist einer der Vorzüge meiner jetzigen Lage, daß ich von dem vielen dummen Zeuge, welches gegen mich geschrieben wird, selten etwas erfahre. Ungeachtet ich in der Vorrede zu meiner Reise ausdrücklich erklärte, daß die eigentlichen Kunstmenschen sie nicht lesen müßten, weil sie sich nur daran

ärgern würden, so hat Herr Müller sie doch gelesen, und sich richtig dabei geärgert; aber auch dermaßen geärgert, daß man wirklich besorgt um seine Gesundheit wird.

Der Stil ist ein wenig preziös, ein wenig schwülstig und auch ein wenig massiv. Hier ein Pröbchen davon, wie es mir eben in die Hand fällt. Ich habe nämlich gesagt, daß Canova's Venus mir besser gefällt als die mediceische, weil die letztere in meinen Augen ein steifes porte des bras macht, als ob sie es vom Tanzmeister gelernt hätte. Hierüber drückt sich Herr Müller, Seite 41, folgendergestalt aus: Dies Urtheil dient, wie die Säulen des Herkules dem Göttermuth, dem letzten Hinabsinken an die Bestialität zum Grenzsteine.

Ich will mich nicht bei der schönen Poesie des Bildes aufhalten, wo ein Hinabsinkender einen Grenzstein findet, der ein Urtheil ist, und zwar sein eigenes Urtheil, welches den Säulen des Herkules gleicht u. s. w. Schlegel sagt, der Mensch sei eine ernsthafte Bestie, man muß aber doch gestehen, daß es auch Leute gibt, welche komische Bestien sind. Ich habe in meiner Reise bestimmt erklärt, daß ich Niemanden nachschwatzen, sondern blos meine Empfindungen beim Anblicke von Kunstwerken wiedergeben würde. Wem diese Empfindungen barbarisch, oder gar bestialisch vorkommen, der mag mich bedauern und mein Buch ungelesen lassen. Aber einem toleranten Künstler würde es interessant gewesen sein, zu sehen, welchen Eindruck Kunstwerke auf

einen übrigens ganz gut organisirten Menschen machen, der nur kein Kunstmensch ist, und auch keiner sein will; der dies nicht aus falscher Scham verbirgt, und — wie so mancher thut, um sich ein Ansehen zu geben — das Maul aufsperrt, als ob er bewunderte, indessen er eigentlich gähnen möchte. Ich wette, daß unter tausend gebildeten Menschen wenigstens neunhundert achtzig dasselbe bestialische Urtheil über die Venus von Medicis und die von Canova fällen würden, allein sie wagen es nicht zu bekennen, denn das Kunstgeschwätz imponirt ihnen, und sie meinen, man werde sie für dumm halten, wenn sie nicht auch die Miene machten, als verstünden sie es. Ich aber habe mir von Lessing's Maler Conti zurufen lassen: Wehe dem, der erst von uns lernen soll, was schön ist! Ich meine, ich sei auch mit einem Sinn für das wahre Schöne begabt. Herr Müller meint das nicht; in Gottes Namen! Er hält mich für eine Bestie, ich halte ihn für einen Menschen, und wir haben vielleicht beide Unrecht.

Aber daß er mir auch zum Verbrechen macht, unglücklicherweise eine feinere Nase zu haben, als er — ei ei, mein lieber Herr Müller, das ist doch nicht recht. Ich habe nämlich geklagt, daß es an manchen Orten in Rom, mitten unter berühmten Kunstwerken, gewaltig stinkt. Herr Müller hat nichts gerochen, dazu wünsche ich ihm Glück, aber stinken thut es darum doch.

Hin und wieder ertappt er mich auch auf Unwissenheiten und freut sich sehr darüber. Mein Gott! es können nicht alle Menschen so gelehrt sein, wie der königlich-baierische

Ott. Wenn du es begehrſt.

Nat. Sein Herz und das meinige ſcheuen keine fremde Zeugen.

Ott. Sc! dein Vater kömmt. Den haben wir ganz vergeſſen.

Sechſte Scene.

Der Graf. Die Vorigen.

Graf. Holla Kinder! ihr laßt mich ganz allein.

Ott. Sie waren ſo vertieft in Ihre Landkarten —

Graf. Ich mußte doch die Kriegs-Operationen ein wenig in Ordnung bringen. (ſcherzend) Ich habe ein paar Brücken über die Donau geſchlagen, und laſſe ein Corps überſetzen, um den Feind in den Rücken zu nehmen.

Ott. Wäre es nicht beſſer, Sie machten Friede?

Graf. Wenn der Feind einen ſo liebenswürdigen Vermittler ſendet.

Ott. Die Zeitungen werden dann freylich weniger intreſſant ſeyn.

Graf.

Herr Hofmaler Müller. So z. B. hab' ich gemeint, die Statue Konstantin's von Bernini sei später verfertigt, als die Statue Karl's des Großen von Cornachini; sie ist aber, wie Herr Müller durch gelehrte Citate beweist, einige Jahre früher gemacht, ferner habe ich nicht gewußt, daß die Säulen der Paulskirche ehemals zum Grabmahl Hadrian's gehörten; daß Nero nicht im Kolisseum gekämpft hat u. s. w. Die Welt wird ihm sonder Zweifel gerührten Dank wissen, daß er die Güte gehabt hat, dergleichen gräßliche Unwissenheiten zu berichtigen.

Da meine Reise nach Italien nicht allein in Deutschland mit Beifall aufgenommen, sondern auch, übersetzt, in England so begierig gelesen worden, daß sogar Einer der angesehensten Londoner Buchhändler (Philippson) mir unter sehr vortheilhaften Bedingungen den Vorschlag machte, nach England zu kommen, um über diese Insel ein ähnliches Werk zu schreiben; so muß es doch wohl eine Menge ganz gescheite Leute geben, die anders über mein Buch denken, als Herr Müller, und deshalb wäre es verlorne Zeit, mich in eine Fehde mit ihm einzulassen, da er ohnehin, neben seiner erhabenen Kunst, auch die Pöbelkunst zu schimpfen, in einem so eminenten Grade besitzt. Ich mache ihm also mein Kompliment und wünsche ihm eine glückliche Wiederherstellung von seinem Gallenfieber.

Nur Eines muß ich rügen, weil es ein wenig gar zu malizios ist. Ich soll nämlich — weil mir der Historienmaler Schmidt in Neapel kein großer Historienmaler geschienen — den Dolch wie ein Rasender nach

dem Herzen dieſes Mannes gezückt haben; denn es hätte geſchehen können (meint Herr Müller), daß der Hof von Darmſtadt, der jenem Künſtler eine Penſion gibt, dadurch bewogen worden wäre, einen übereilten Entſchluß zum Nachtheil desſelben zu faſſen. — Mein werther Herr Müller! das war wenigſtens ein übereilter Schluß. Wenn ein ſolcher Nichtkenner, als ich bin, ſeine Gedanken über Gemälde ſagt, ſo ſind das keine Dolche, und es kehrt ſich auch kein Hof daran. Herrn Schmidt's moraliſchen Charakter hab' ich auf keine Weiſe angetaſtet. Er mag ein ſehr braver Mann ſein, ich will es gern glauben, aber ſeine Gemälde gefallen mir nicht. Mich deswegen zum Meuchelmörder zu machen — ei ei, Herr Müller! Sie, der Sie Adam's erſtes Erwachen geſchrieben haben — was meinen Sie wohl, was Adam ſagen würde, wenn er noch einmal erwachte und ſolche maliziöſe Enkel unter ſeiner Nachkommenſchaft fände?

Der Bär Marko.

Der Verfaſſer eines hiſtoriſchen Verſuches über die Stadt Nancy erzählt:

Der Canton Bern in der Schweiz, welcher bekanntlich einen Bär in ſeinem Wapen führt, hatte René dem Zweiten, Herzog von Lothringen, Hilfe gegen den Herzog von

Burgund geleiſtet, und, aus dankbarem Andenken an dieſe Begebenheit, unterhielten ſeitdem die Herzoge von Lothringen beſtändig einen Bären auf ihrem Schloßhofe. Der Bär des Herzogs Leopold hieß Marko. Während des harten Winters von 1709 trieb die grimmige Kälte einen faſt erſtarrten kleinen Savoyarden in die Hütte dieſes Marko, die Gefahr nicht ahnend oder aus Noth ihr trotzend. Der Bär, weit entfernt das Kind zu beſchädigen, nahm es zwiſchen ſeine Pfoten, drückte es an die Bruſt, wärmte es bis zum andern Morgen, und ließ es dann frei gehen, um, wie gewöhnlich, in der Stadt ſein Stückchen Brot zu verdienen. Der kleine Savoyard ſtellte ſich am Abend, und an vielen folgenden Abenden wieder ein, und wurde nicht allein jederzeit eben ſo freundlich aufgenommen, ſondern auch ſogar bewirthet, denn Marko legte von ſeiner Portion täglich einen Theil zurück, den er dem hungrigen Gaſte vorſetzte. Es währte lange, ehe man dies ſeltſame Freundſchaftsbündniß bemerkte.

Eines Abends brachte der Bärenwärter ſpäter als gewöhnlich dem Thiere ſein Futter, und erſchrack nicht wenig, als er es fürchterlich brummen hörte und ſeine Augen zornig funkeln ſah. Es ſchien ihm gleichſam Stille zu gebieten, weil ein ſchlafendes Kind an ſeiner behaarten Bruſt lag. Es rührte ſich auch nicht um zu freſſen, ſo gierig es ſonſt nach ſeinem Futter war. Der Hof erfuhr ſogleich dies Wunder. Leopold ſelbſt und ſeine Höflinge waren öfters Zeuge, daß Marko nie ſein Futter anrührte, ſo lange ſeinem kleinen Gaſt zu ſchlafen beliebte.

Als das Kind erwachte und ſich entdeckt ſah, fürchtete es Strafe ſeiner Verwegenheit und bat um Gnade. Allein der Bär liebkoſte ihm freundlich, und ſchob es hin zu dem Futter, um ſich ſatt zu eſſen. Der gerührte Herzog nahm den kleinen Savoyarden in ſeine Dienſte, und gewiß würde dieſer, durch ſeinen Gönner, den Bären, in der Folge ſein Glück bei Hofe gemacht haben, wäre er nicht bald darauf geſtorben.

Napoleon's Genealogie.

Noch kürzlich haben wir in den Zeitungen geleſen, daß die Familie Bonaparte von den griechiſchen Kaiſern herſtamme. Der Artikel war, wo ich nicht irre, aus dem Journal de Paris entlehnt, und da bekanntlich dieſes Journal außerordentlich gelehrt und außerordentlich wahrhaft iſt, ſo wage ich nicht daran zu zweifeln. Indeſſen gibt es noch andere Bücherwürmer, die ſich mit demſelben Gegenſtand beſchäftigt und nicht begnügt haben, für den Helden Napoleon einen königlichen oder kaiſerlichen Urſprung aufzufinden, ſondern die ihn ohne Bedenken von den Göttern ſelbſt herleiten. Nämlich im vierundzwanzigſten Theile von Muratori's rerum italicarum Scriptoribus hat ein gewiſſer Peter Cymäus in vier Büchern de rebus corsicis gehandelt. Dieſer Peter Cymäus macht einen Sohn des Herkules zum Könige von Corſica, von welchem Strabo

erzählt (L. V. c. 225), daß er Sardinien beherrſcht habe. Nach dieſem glücklichen Fund war der Stammbaum nicht ſchwer zu machen: Napoleon ſtammt in gerader Linie von jenem Könige ab, und iſt folglich ein Ur-Ur-Enkel des Herkules.

Wie mag es doch zugehen, daß, wenn ein Genie aus dem Staube ſich empor ſchwingt, man ihm ſogleich eine hohe Abkunft anlügt? als ob die Menſchen den Bäumen glichen, die, wenn ſie einmal veredelt ſind, immerfort edlere Früchte tragen. Jene elenden Schmeichler ſcheinen dadurch das Bekenntniß abzulegen, daß der Stand, in dem ſie ſelbſt geboren ſind, keine Helden hervorbringen könne. Nächſtens werden ſie wohl auch den Pontius Pilatus einen Brief an Napoleon's Vorfahren ſchreiben laſſen, damit die Familie Dalberg nicht die einzige ſei, welche dieſer Ehre ſich erfreut. Dieſer Brief, in welchem die Kreuzigung Chriſti ſehr höflich gemeldet wird, könnte jetzt mit gleicher Höflichkeit von jener Familie vergolten werden, denn es iſt ja über ſo Manchen das Kreuziget ihn! ausgerufen worden.

Klageſchreiben eines Gaſtwirths in J** an den Herausgeber der Biene.

Vermuthlich, mein Herr, leſen Sie auch den hamburgiſchen unparteiiſchen Korreſpondenten, denn wer lieſt nicht gern etwas Unparteiiſches? — Ach mein Herr! der

Grausame hat, in einem seiner Novemberblätter des abgewichenen Jahres, meinen guten Ruf und folglich auch meine zeitliche Glückseligkeit auf immer zerstört. Er sagt nämlich, ich hätte einen König, der mir die Gnade angethan, bei mir zu logiren, als er zum Erfurtschen Olymp reiste, schamlos geprellt. Ja, mein Herr, geprellt! das ist der abscheuliche Ausdruck, dessen er sich bedient.

Was hilft es mir nun, daß ich meinen Ruf seit vielen Jahren unbefleckt erhalten? daß ich eine Maß Wein, welche mich selbst acht Groschen kostete, nie höher als für zwei Thaler verkauft habe? was hilft es mir nun, daß ich für alles, was die Reisenden nicht verzehrten, höchstens die Hälfte des Werthes ansetzte? — Es ist aus mit mir! Niemand kehrt mehr bei mir ein! man zeigt mit Fingern auf mich, man nennt mich den Königs-Preller.

Lieber Gott! um einen König zu prellen, dazu gehören ganz andere Leute als ich bin, und die werden sich auch wohl finden. Solche Prellereien geschehen aber nicht in Wirthshäusern.

Ich dachte anfangs, es hat nicht viel zu sagen, und ich werde mich schon vertheidigen. Aber wie soll ich das anfangen? ja, wenn ich das ganze Publikum auf unsern großen Markt versammeln, und mitten darunter treten und schreien könnte wie ein hiesiger Professor? Aber Niemand will meine Vertheidigung hören, Niemand will sie drucken. Man ist so gottlos, mir zu sagen, man dürfe keine Lügen drucken. Ach, du mein himmlischer Vater! es werden, mit Respekt zu melden, entsetzlich viele Lügen gedruckt, und meine

Wahrheit soll nicht an das Tageslicht kommen? — Ich habe mich an den unparteiischen Korrespondenten, an den Freimüthigen, an den Zuschauer, an den Telegraphen, und Gott weiß an wen sonst noch gewendet, aber Alles vergebens! Der Eine spricht: er sei nur noch unparteiisch in partibus fidelium, gleichwie es Bischöfe gäbe in partibus infidelium. (Das verstehe ich, mit Ihrer Erlaubniß, nicht.) Der Andere spricht: seine Freimüthigkeit habe ein gewisser Herr von Hutten mit zu Grabe genommen, und dieser Herr von Hutten sei an einer bösen Krankheit gestorben. Das thut mir leid, ob ich gleich den ehrlichen Mann nicht gekannt habe. Der Dritte meint: ein Zuschauer müsse auch manchmal die Augen zudrücken. Der Vierte antwortet: er könne mir mit dem Telegraphen nicht dienen, weil er schon längst vermiethet oder gar verkauft sei.

So gehe ich trostlos von Einem zum Andern, und wenn sich Ihre Wiene meiner nicht erbarmt, so prellt mich der Kummer um das bischen Leben, das heißt, so ziemlich um Alles, was ich besitze, denn ich bin ein Deutscher.

Indessen will ich, in der Voraussetzung, Mitleid bei Ihnen zu finden, meinen Spruch anheben: Ich könnte sagen, das Prellen überhaupt sei eben kein Schimpf, wenn man es nur recht in's Große treibt; aber dazu hat es mir leider an Genie gemangelt. Ich habe bisweilen hohe Reisende logirt, die weit her kamen, blos um sich prellen zu lassen, aber nicht von mir. Die Schriftsteller prellen das

Publikum täglich; die Politik prellt die Moral; die Gewalt prellt die Gerechtigkeit; von alle dem spricht Niemand. Wenn aber einmal ein armer Gastwirth mit doppelter Kreide schreibt, weil er mehr Kreide als Brot im Hause hat, so schreit die ganze Welt. Leben wir denn etwa in Zeiten, wo die Uneigennützigkeit Mode ist? ich richte mich so gut nach der Mode wie ein Anderer, und alte Moden mache ich nicht mit.

Sie wissen nicht, mein Herr, wie es hier bei uns aussieht, und was, die Kreide ausgenommen, alles von mir requirirt worden ist. Zuerst hab' ich die schweren Kriegsbürden tragen müssen: mein Haus hat ein paarmal gebrannt, und meine hübsche Tochter ist mir ganz verloren gegangen. Dann hab' ich mich unterthänigst freuen müssen, habe zu Ehrenpforten, Ehrengarden, Ehrensäulen, Ehrengedichten und dergleichen vornehmen Dingen meine paar Groschen mit entzückter Wehmuth herzahlen müssen, so daß ich fast vor lauter Freuden verhungert wäre.

Endlich kam die tröstliche Botschaft, ein König werde bei mir logiren. Da dachte ich gleich an den alten Magister, der, ehe er verhungerte, meine Kinder lesen und schreiben lehrte; der führte immer ein lateinisches Sprüchlein im Munde, von einem gewissen Horazius, der hatte gemeint, die Könige wären Schuld daran, wenn wir armen Teufel des Teufels würden. Ferner dacht' ich: müssen wir doch Alles ohne Murren leiden, wenn wir in der Gewalt der Könige sind; nun ereignet sich einmal der seltene Fall,

daß ein König in meiner Gewalt iſt, warum ſollt' ich nicht in aller Unſchuld Nutzen davon ziehen?

Ich werde ihn aber nicht prellen, Gott bewahre! ich werde nur ſeine Gnade ein wenig in Requiſition ſetzen. Wer weiß, wo es ihm der liebe Gott auf einer andern Seite wieder beſchert, denn unter den hohen Häuptern iſt jetzt heiliger Chriſtabend. Sehen Sie, mein werther Herr, ſo dacht' ich, und nahm flugs die Kreide und ſchrieb ein wenig dick, das iſt es Alles. Ich verließ mich auf das alte Sprichwort: Wer das Kreuz in Händen hat, der ſegnet ſich. Aber nun ſpricht mein Nachbar: das gälte nicht mehr vom Kreuze, ſondern nur vom Schwerte. Das hab' ich nicht gewußt, denn unſer Eins weiß nicht viel.

Mein verhungerter Magiſter, der ein grundgelehrter Mann war, hat mich auch berichtet: daß — vermuthlich vor alten Zeiten — ich weiß nicht mehr bei welchem Gaſtwirth, ein König ſeine Zeche mit ſeinem ganzen Königreiche bezahlen müſſen. Ein anderer, reiſender Monarch hat einmal für ein halbes Dutzend Eier eben ſo viele Goldſtücke erlegen müſſen. »Ei, ei,« ſagten Se. Majeſtät zu dem Gaſtwirth, »ſind denn die Eier hier ſo ſelten?« — Die Eier nicht, verſetzte der Unterthänige, allein die Könige. Nun, die Könige ſind freilich heutzutage nicht ſo gar ſelten mehr, allein durch unſer liebes J** paſſiren ſie doch wunderſelten. Darum bitte ich Sie, mein Herr, erbarmen Sie ſich meiner! ſagen Sie den Leuten, daß ich nicht ſchlechter bin als mancher, der nicht beſſer iſt. Laden Sie alle Reiſende freundlich in meinen Gaſthof, und ver-

ſprechen Sie in meinem Namen, daß ich Ihnen gratis den Platz zeigen will, wo der König ausgeſpuckt hat.

Wenn Sie, mein werther Herr, meine Ehre retten, ſo ſoll es mir auch auf ein Fäßchen getrockneter Zwetſchken nicht ankommen, der ich ſelbſt, vor Kummer wie eine Zwetſchke zuſammengetrocknet, verharre, meines hochgeehrten Herrn und ſeiner Biene

dienſtwilliger N. N.

Schwerlich.

Am 21. November 1782 hielt das Pariſer Muſeum eine Verſammlung, in welcher unter andern ein Bildhauer des Königs, Namens Couasnon, die Büſte Ludwig des XVI. der Geſellſchaft ſchenkte. Der Präſident ſprach bei dieſer Gelegenheit von dem Glücke, die Abbildungen großer Männer, und beſonders ſolcher Fürſten vor Augen zu haben, welche die Freude ihrer Unterthanen und der Stolz der Menſchheit ſind. Er ſchloß mit heißen Wünſchen für den Monarchen, und ein gewiſſer Herr Girard de Lourmarin ließ Verſe ableſen, in welchen Ludwig »ein Vater ſeiner Unterthanen, ein gerechter, weiſer, ſtandhafter König genannt wurde, der ſtets das Gute wolle, die Wahrheit ſuche, Mißbräuche abſtelle, die Sklaverei vernichte. In alle Ewigkeit ſollte Ludwig XVI. den ſchönen Titel: Freund der Gerechtigkeit und Menſchlichkeit" führen.

Ich will hier nicht rügen, was man, trotz dieſer herrli-

Graf. Aber die Erndte und die Weinlese beſto intreſſanter.

Ott. Wenn Franz an Ihrer Seite durch die Kornfelder ſchlendert —

Graf. Und ſtatt der Türkenköpfe, mit ſeinem Säbel nur Diſtelköpfe mäht.

Ott. Noch immer, beſter Vater, verſchweigen Sie mir, was Sie von ihm wiſſen?

Graf. Noch immer, beſte Frau Tochter.

Ott. Soll ich denn wieder eine ſchlafloſe Nacht haben?

Graf. Nein.

Ott. Werd' ich noch vor Schlafengehn erfahren —?

Graf. Ja.

Ott. Ihre Hand darauf.

Graf. Topp! (bey Seite) Er wird doch nicht ausbleiben? (laut und ſchalkhaft) Ob Sie aber deswegen beſſer ſchlafen werden, dafür kann ich nicht ſtehn. (bey Seite indem er nach der Uhr ſieht.) Er könnte nun ſchon hier ſeyn. (zu Natalien) Was ſtehſt du denn da in der Ecke und maulſt?

Nat. (aus tiefen Gedanken erwachend) Ich — lieber Vater? —

Graf.

chen, und zum Theil verdienten Lobsprüche, Ungerechtes und Unmenschliches an jenem Könige gethan hat: ich will nur noch die Tirade abschreiben, mit welcher die Anzeige der erwähnten Feierlichkeit schließt: Si les rois pouvoient être témoins de scenes aussi intéressantes, ils trouveroient bien plus leger le poids de leur auguste couronne. (Wenn die Könige Zeugen solcher interessanten Scenen sein könnten, so würden sie die Last ihrer erhabenen Krone weit leichter finden.) — Schwerlich! schwerlich! wo gäb' es wohl einen König, der noch heutzutage so leichtgläubig wäre, auf die Schmeicheleien solcher Versammlungen auch nur den mindesten Werth zu setzen? wo gäb' es wohl Einen, der nicht wüßte, daß die Herren gerade das Nämliche nicht nur zu seinem rechtmäßigen Nachfolger, sondern auch, wenn es die Umstände erheischen, zu seinem Todfeinde, zu dem Räuber seiner Krone sagen werden? Leider lehrt die Erfahrung, daß die gebildetesten Männer einer Nation in diesem Punkte eben solche Wetterhähne sind, als der gemeinste Pobel. Sie rühmen und schmeicheln aus Furcht, oder Eitelkeit, oder Eigennutz, oder Gewohnheit; keiner fühlt und denkt was er spricht. Sie machen, wie abgerichtete Thiere, ihre Künste, weil sie den Stock fürchten, oder weil sie gefüttert werden. Und solche Erbärmlichkeiten sollten die Last einer Krone zu erleichtern im Stande sein?

Man bemerke noch, daß gerade unter diesen Schmeichlern, die am 21. November 1782 Ludwig den XVI. so hoch priesen, sich mehrere befanden, die, wenige Jahre

ſpäter, wüthende Revolutionsmänner waren, unter andern der berüchtigte Anacharſis Cloots.

Die franzöſiſchen Politiker.

„Gott verhüte," ſagte der kluge Sammler der Melanges tirés d'une grande bibliotheque, »Gott verhüte, daß wir mit jenem ehrlichen, aber übel unterrichteten Prälaten glauben ſollten, die Politik ſei eben ſo wohl die Kunſt, die Menſchen zu betrügen, als die Kunſt, ſie zu regieren." (Der gute Prälat mochte nicht ganz Unrecht haben.) »Man muß den Mißbrauch der Wiſſenſchaft »nicht mit der Wiſſenſchaft ſelbſt vermengen. Gibt es eine falſche, verrätheriſche Politik — (o ja, es gibt eine) — ſo müſſen wir ſie blos kennen, um uns vor ihr zu hüten, und nie, um ſie anzuwenden." (Worte in den Wind geredet.)

Der Erſte aller politiſchen Schriftſteller war Plato. Man weiß, daß die Geſetze, welche er in ſeiner Republik den Menſchen vorſchrieb, unausführbar ſind; der Traum einer edlen Seele. Ihm folgte Xenophon, deſſen Cyropädie, eine politiſche Fiction, wahrſcheinlicher, unterrichtender und minder langweilig iſt, als Plato's Republik. Auch Ariſtoteles und Cicero werden unter die alten Politiker gezählt.

Die Jahrhunderte der Unwiſſenheit gebaren doch gleichfalls einige politiſche Werke, zum Beiſpiel die der

griechischen Kaiser Manuel Paleologus II. und Konstantin VII.; die lateinischen Abhandlungen des Alcuin, Smaragdus, Hincmar, St. Bernhard u. s. w.

Endlich, unter Philipp dem Schönen, erschien das erste französische politische Werk von Gilles, betitelt: Regierung der Fürsten, welches viel Gutes enthält. Im XVI. Jahrhundert schrieb Guillaume Budée (dem man das erneuerte Studium der griechischen Sprache, den Gebrauch der lateinischen Beredsamkeit und der römischen Jurisprudenz verdankt) eine Institution du prince. Er war Sekretär und Bibliothekar Franz des Ersten, der ihn auch zu seinem Gesandten am päpstlichen Hofe ernannte. Er besaß eine geliebte Frau, welcher er die Sorge für das Hauswesen so gänzlich überließ, daß er eines Tages einem Bedienten, der mit der Nachricht herein stürzte, es brenne im Hause, sehr gelassen antwortete: »Sage es meiner Frau, du weißt, daß ich um die Wirthschaft mich nicht bekümmere.«

Er pflegte zu scherzen, er habe zwei Weiber; mit der Einen erzeuge er Kinder, mit der Andern (der Philosophie) Bücher, und, fügte er hinzu, »die Letztere wird länger fruchtbar bleiben als die Erstere.«

Um dieselbe Zeit wurden zwei italienische Politiker, Mombrino Rosco und Francesco Patrizi, ins Französische übersetzt. Institution du prince chretien und l'arangon de vertu pour l'instruction des potentats u. s. w. waren die Titel ihrer, nicht sehr bedeutenden Werke, aus welchen doch einige Stellen angeführt zu werden verdienen.

»Die meiſten Menſchen verſchlechtern ſich, wenn ſie den Thron beſteigen. Indeſſen gibt es doch ein Beiſpiel vom Gegentheil, Veſpaſian, der, nach dem Zeugniß des Tacitus, als Privatmann große Fehler hatte, die er, als Kaiſer, ſämmtlich ablegte.“

»Cato, wenn er das thätige Leben rühmen will, vergleicht den Menſchen mit einer Stange Eiſen, die, fleißig gebraucht, ſich zwar abnutzt und zerbrechen kann, die ſich aber auch dadurch abſchleift und zu etwas nützt, da ſie hingegen ungebraucht vom Roſt verzehrt wird.“

»Das Mißtrauen der Tirannen, welches man zuweilen mit dem Titel Politik zu beehren beliebt, hat ſchreckliche Wirkungen. Der alte Denys, Tirann von Syracus, wollte eines Tages mit einem ſeiner Günſtlinge ſich im Werfen üben, hatte zu dieſem Behuff ſein Schwert und eine Art von Panzerhemde, welches er immer zu tragen pflegte, abgelegt, und einem Knaben zu halten gegeben. Der Günſtling ſagte ſcherzend: Du gibſt dein Leben in die Hände dieſes Knaben. Der Knabe hörte es und lächelte. Denys bemerkte das und ſtellte folgende Betrachtung an: Jener hat ein Mittel gelehrt, mich umzubringen; dieſer hat es zu billigen geſchienen; beide müſſen ſterben. Er winkte, und beide wurden auf der Stelle ermordet.“

Das Utopia des berühmten, enthaupteten Kanzlers von England, Thomas Morus, wurde auch in's Franzöſiſche überſetzt. Es iſt ein allerliebſtes Märchen, welches man den Traum eines guten Politikers nennen könnte,

so wie man die Projekte des Abbé de St. Pierre die Träumereien eines ehrlichen Mannes genannt hat. — Postel, als Gelehrter in andern Fächern bekannt, schrieb: Die Gründe einer Monarchie, und welche Mittel nöthig sind, um dazu zu gelangen. Er zeigte darin, daß die Gallier und Franken stets eine monarchische Verfassung gehabt, und — was in seinem Zeitalter Muth bewies — daß Priester, Bischöfe und selbst der Papst kein Recht hatten, Kronen zu vertheilen; sondern daß sie blos die Krone segnen durften, welche durch das längst herkömmliche Erbrecht einem Fürsten zugefallen. Postel's Werk ist selten geworden, so wie die Geschichte des Chelindonius Tigurinus, von der Einsetzung der christlichen Fürsten in dem Ursprung der Königreiche. Der französische Uebersetzer hat eine lange Vorrede dazu geschrieben, aus der man aber nicht erfährt, wer Chelindonius gewesen, und in welcher Sprache er geschrieben; sondern welche blos beweisen soll, daß die Fürsten, um zu lernen, was sie wissen müßten, Bücher lesen sollen, weil die Bücher leidenschaftlose Richter wären. (Das möchte wahr sein, wenn die Bücher sich selber schrieben; da sie aber von Menschen geschrieben werden, deren Brust von Leidenschaften und deren Köpfe von Vorurtheilen wimmeln, so ist auch den Büchern nicht zu trauen.)

Leroi oder Regius, Professor am Kollege Royal, hat Entwürfe zu mehreren politischen Werken hinterlassen, und auch drei derselben ausgeführt. Das erste handelt von der Vortrefflichkeit der königlichen Regie-

rung; das zweite iſt ein Zuruf an die Franzoſen über die Uebel, welche ein Volk durch Aufruhr und Bürgerkrieg erduldet (ein Zuruf, der wenigſtens im achtzehnten Jahrhundert längſt verhallt war); das dritte zeigt die Hinfälligkeit und Veränderlichkeit aller menſchlichen Dinge. (Die wir jetzt vor Augen ſehen und nicht zu leſen brauchen.)

François de Roſieres ſchrieb ein Buch, in dem er bewies, daß die Prinzen aus dem Hauſe Lothringen von Karl dem Großen herſtammen. Es iſt merkwürdig und der Nachwelt ſchimpflich, wie ganz, um einiger glänzenden Thaten willen, die Tirannei und Grauſamkeit dieſes Karl vergeſſen worden. Es mag ſein, daß durch ihn eine neue, und für ſpätere Generationen beſſere Ordnung der Dinge herbeigeführt wurde; aber ſeine Zeitgenoſſen waren höchſt unglücklich — wie denn das die Zeitgenoſſen eines Eroberers immer ſind, ſo viele feige und feile Federn ihn auch preiſen mögen. — Immerhin möge die Nachwelt dankbar den Wein trinken, der etwa auf der Lava wächſt, welche vor tauſend Jahren ausſtrömte; allein den Feuerſtrom ſelbſt ſollte ſie nicht rühmen, weil er damals alles verwüſtete, was in ſeinem Wege lag.)

Ein vortreffliches Werk erſchien zu Ende des ſechzehnten Jahrhunderts, die Republik von Jean Bodin. Es iſt keines Auszugs fähig. Bodin erzählt unter andern, daß der Kanzler Poyet ein weiſes Geſetz entworfen habe, Kraft deſſen die Pfarrer genaue Geburts- und Sterbeliſten halten ſollten; er findet dies Geſetz ſehr erſprießlich, um die Be-

völkerung von Frankreich zu kennen, die Besitzungen und Einkünfte eines Jeden zu erfahren, und die Auflagen gleich zu vertheilen. Er klagt, daß dies Gesetz so schlecht befolgt worden.

Auch Bodin gibt der monarchischen Verfassung den Vorzug. Er vergleicht die verschiedenen Stände eines Staats mit den Saiten eines Instruments. Die Saite der Geistlichkeit, sagt er, ist am behutsamsten zu berühren; auf die Saite des Volks wird der Bogen am stärksten gedrückt.

„In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts gab es in Frankreich sehr lächerliche Aemter; dennoch hießen die Verwalter derselben königliche Räthe. Die Parlamentsregister zum Beispiel vom Jahre 1544 erwähnen eines solchen königlichen Raths-Schweinzungen-Untersucher. Er mußte nämlich untersuchen, ob die Schweine keine Finnen hätten."

„Unter der Regierung Karl V. machten zu Montpellier, die alten Bewohner von Languedoc, welche die Sprache von Oc redeten, einen Aufstand gegen die Franzosen, die nur die Sprache von Oui verstanden, und vom Könige gesandt worden waren, um die Provinz zu regieren. Die Aufrührer beschlossen, alle Franzosen umzubringen; um sie aber zu erkennen, verhaftete man ohne Unterschied einen Jeden, zeigte ihm Bohnen, und fragte, was das sei? — Die Franzosen antworteten feves und wurden todt geschlagen; die Languedoker sagten háves und wurden verschont."

»Ein Richter soll nicht verurtheilen nach dem was er allein gesehen, soll auch nicht Zeuge und Richter zugleich sein. Heinrich II. ließ zu Melun einen Italiener verhaften, den er auf einem todeswürdigen Verbrechen selbst ertappt haben wollte. Er sandte ihn an das Parlament, um ihn zu verurtheilen. Da aber nur Ein Zeuge da war, nämlich der König, so verurtheilte das Parlament den Unglücklichen nicht. Derselbe König legte in einem Civilprozeß, über die Erbschaft des Kardinal d'Amboise, ein Zeugniß ab, und begehrte, man solle es als hinreichend erkennen. Allein das Parlament erklärte abermals, der König sei nur ein einzelner Zeuge." (Ob die Richter in Frankreich auch jetzt noch solchen Muth besitzen? und wem diese Züge wohl mehr Ehre bringen? dem Parlament, welches wagte, seine Pflicht ohne Ansehen der Person zu erfüllen? oder dem Könige, der sich, ohne zu grollen, den Gesetzen unterwarf?)

Der Sammler liefert zweckmäßige Auszüge aus La Noue, Justus Lipsius, Anton von Guevara und Guichardin, hält sich aber, wie natürlich, länger bei Machiavel auf. »In unsern Tagen," sagt er, »ist Machiavel's Werk, der Fürst, doppelt interessant geworden, weil ein großer König (Friedrich der Große) ihn zu widerlegen sich herabgelassen. Diese Widerlegung war die Ankündigung der glänzendsten Regierung in unserm Jahrhundert. Ohne Machiavel's unläugbar großes Genie würde er keinen solchen Widersacher gefunden haben." Er schilt übrigens gewaltig

auf Machiavel, und nennt ihn einen böſen Menſchen. (Was er doch gar nicht war.)

Noch eine Menge vergeſſene, oder wenig geleſene, oder der Vergeſſenheit werthe Schriftſteller hat der Sammler durchgegangen und gewürdigt: Paul Paruta, Botero, Sanſonino, Paſquier, du Haillan, l'Alouette u. ſ. w. Ihre Werke haben kein Intereſſe für uns. Er ſchließt mit einem ſehr leſenswerthen Gemälde des Handels von Frankreich im ſechzehnten Jahrhundert.

Das heimliche Gericht des Seifenſieders.

Folgende wahre Begebenheit iſt beſonders merkwürdig für den Pſychologen.

Ein Seifenſieder zu Meſſina, ein armer, ehrlicher Mann, war gleichſam mit einem Inſtinkt für Ordnung und Gerechtigkeit geboren. Da ſtand er nun freilich nicht an ſeinem Platze und auch nicht am rechten Orte, denn Sicilien hatte ſich damals eben keiner muſterhaften Juſtiz zu erfreuen, und die größten Verbrechen blieben ungeſtraft. Das preßte dem ehrlichen Seifenſieder manchen Seufzer aus. Er ſah Banditen frech herumgehen; er ſah unſchuldige Mädchen durch vornehme Wollüſtlinge verführen, und dann der Armuth und Schande Preis geben; er ſah den Müſſiggänger vom Schweiß des fleißigen Landmanns gemäſtet; und mehr dergleichen, was unterm Monde eben nicht neu iſt.

Aber ſein Gefühl dabei war in der That ganz neu unter dem Monde. Er begnügte ſich nicht, wie andere gutgeartete Menſchenkinder, darüber zu ſeufzen, die Achſel zu zucken, oder auch wohl zu raiſonniren; ſondern er dachte in allem Ernſt darauf, wie dem Unweſen abzuhelfen wäre. Die Gerichtsſtühle? — freilich, die waren dazu eingeſetzt, aber lau in Erfüllung ihrer Pflichten. Vehmgerichte gab es in Sicilien nicht, und auch keinen Sultan, der verkleidet herumgeſchlichen wäre, um Verbrechen zu entdecken und zu beſtrafen.

In dieſer Noth faßte er den Entſchluß, ſich ſelbſt auf den Richterſtuhl zu ſetzen, dem verborgenen Laſter nachzuſpüren, den ſchamloſen Böſewicht zu züchtigen, die leidende Tugend von ihren Peinigern zu befreien; doch alles im Stillen, ohne Prunk, ohne die gewöhnlichen Formen zu beobachten. Kurz, er ſtiftete ein Vehmgericht, welches von unſern bekannten Vehmgerichten des Mittelalters ſich nur darin unterſchied, daß er allein zugleich Richter, Beiſitzer, Kläger, Advokat und Henker war. Hatte er ein Verbrechen in Erfahrung gebracht, ſo beſtieg er mit großem Ernſt ſeinen Richterſtuhl, klagte laut, vertheidigte den Angeklagten, wog dann die Gründe für und wieder mit der kälteſten Unparteilichkeit, ſprach endlich das Urtheil, und wenn es dem Beklagten zum Tode verdammte, ſo hüllte er ſich feierlich in ſeinen Mantel, unter dem er eine Piſtole mit weitem Lauf verbarg, lauerte dem Verurtheilten im Finſtern auf, und ſchoß ihm ein halbes Dutzend Kugeln

Graf. Ja, du, liebe Tochter. Ich glaube, du haſt von unſerm ganzen Geſpräch keine Sylbe gehört?

Nat. Ich? — o ja.

Graf. Wovon haben wir geredet?

Nat. Vom nahen Frieden.

Graf. Allerdings, der in meinem Kabinet geſchloſſen worden. Mädgen! Mädgen! was ſteckt dir im Kopfe? ſonſt hüpfſt und trälleriſt du den lieben langen Tag; ſeit 4 Wochen höre ich kein munteres Lied von dir.

Nat. Ach! der Krieg — Bruder Franz —

Graf. Ey was! Krieg iſt überall. Wo keine Soldaten zu Felde ziehn, da tödtet man ſich mit Schmauſereyen, und ſterben kann man auch auf einer Spazierfahrt.

Nat. Wie mein eignes Beyſpiel faſt bewieſen hätte.

Graf. Wäre der junge Wacker nicht geweſen —

Nat. (aufſtehend) Ja wohl! wäre er nicht geweſen! —

Graf. Du hätteſt übel wegkommen können.

durch den Leib. Dann ging er ganz gelaſſen, ohne jemals dem Ermordeten das Geringſte zu rauben, wieder nach Hauſe, und war ſo zufrieden mit ſich ſelbſt, als ob er einen tollen Hund erſchoſſen hätte.

Schon zählte man in Meſſina über fünfzig Mordthaten, und zwar faſt alle an bedeutenden Perſonen verübt. Vergebens ließ der Vicekönig dem Thäter nachſpüren. Am Erfolg faſt verzweifelnd, bot er endlich zwei tauſend Piaſter für den Angeber, und ſchwur zugleich einen Eid am Altare, dem Mörder ſelber zu verzeihen; wenn er ſich freiwillig vor ihm ſtellen werde. Da meldete ſich der ehrliche Seifenſieder und begehrte eine geheime Audienz. Sie ward ihm zugeſtanden. »Ich bin es,« ſagte er mit frommer Zuverſicht, »der einige fünfzig Schurken umgebracht hat, weil Ihr ſie nicht beſtraftet. Hier ſind die Akten von ihren Prozeſſen. Ihr werdet finden, daß ein Jeder ordentlich verhört, vertheidigt und nicht eher hingerichtet worden, bis er überwieſen war. Ihr, Herr Vicekönig, Ihr ſeid Schuld durch Eure ſchlaffe Regierung, daß ſo viele Verbrechen begangen worden. Schon mehr als einmal ſtand ich im Begriff, auch Euch zu beſtrafen, allein Ihr ſtellt die Perſon des Königs vor und das hielt mich zurück. — Jetzt ſeid Ihr Herr über mein Leben, wenn es Euch beliebt.«

Ich habe nicht gefunden, was aus dieſem rechtliebenden Seifenſieder geworden; vermuthlich hat man ihn in's Tollhaus geſetzt. Aber gehörte er dahin? Oder iſt es nicht vielmehr rühmlich für ihn, daß er dahin gehört?

es beweist nämlich die Seltenheit des Gefühls für Recht unter den Menschen. Sie müssen denjenigen für wahnsinnig erklären, der es in einem höhern Grade besitzt als sie. Hätten die meisten gleiche Empfänglichkeit dafür, so würden keine Verbrechen geschehen, und es bedürfte keines Seifensieders von Messina. Ist der Mann eingesperrt worden, so hieß das eigentlich: du bist gerechter als wir.

Man hat sehr oft mit Schauder und Abscheu von den Vehmgerichten gesprochen; allein ihre Stiftung gründete sich ganz auf denselben löblichen Widerwillen Mehrerer, den, im erzählten Falle, nur ein Einzelner bewies. In Zeiten, wo das Faustrecht galt, wo man alles durfte was man konnte; da waren die Vehmrichter fürwahr Wohlthäter der Gesellschaft; wenn gleich ihre Ausartung sie später zu Geißeln derselben machte.

Die Parlamentswahlen.

Man weiß aus den Zeitungen, wie wunderlich es in England bei den Parlamentswahlen hergeht, und zu welchen Niederträchtigkeiten die Kandidaten sich oft herablassen müssen, um Stimmen zu erkaufen oder zu erbetteln. Man erinnert sich wohl noch, daß vor mehreren Jahren die schöne Herzogin von Devenshire, als sie in Person für Fox Stimmen warb, die Stimme eines Schusters durch einen Kuß erkaufen mußte. Gleich wie in London,

wird zu derſelben Zeit dasſelbe Schauſpiel in ganz England aufgeführt. Folgendes Schreiben einer Dame, die mit ihrem Gemahl auf deſſen Güter gereiſt war, wo er um die Wahlſtimmen der Nachbarſchaft buhlte, ſtellt ein lebhaftes Bild dar von der beſchwerlichen Lage der Kandidaten und ihrer Angehörigen.

»Meine theure Fanny!"

»Ich kann nicht mehr! ich bin vernichtet! Erſtaune nur nicht, wenn du vernimmſt, ich ſei geſtorben. Welch ein abſcheulicher Aufenthalt! ich haſſe alle Dichter, die den Schmelz der Wieſen, die ſchattigen Gebüſche, den Geſang der Nachtigallen preiſen; ich will lieber den ganzen Tag im Staube von St. James-Park herum wandeln, oder in einem Modemagazin in Bond Street ſitzen, als hier."

»Unſer Schloß, meine Liebe, ach! unſer Schloß iſt nichts mehr und nichts weniger als ein Wirthshaus, wo Jeder einkehrt, dem es beliebt. Küche und Keller und ein Platz an der Tafel ſtehen für jeden Wicht offen, der vierzig Schillinge jährlicher Einkünfte hat. (Du weiſt, nur ſo viel iſt nöthig, um bei den Wahlen mit zu ſtimmen.) Das Getäfel unſerer Zimmer iſt von den Nägeln unter den Holzſchuhen gleichſam geackert worden. Auf allen Tiſchen ſieht man runde, klebrige Spuren von da geſtandenen Punſchnäpfchen, und in den Sonnenſtrahlen wogen Dampfwolken von Tabak, deren Fuſelgeruch ein Fiſchweib in Ohnmacht verſetzen könnte. Wir ſetzten uns nie zur Tafel, ohne ein Dutzend grober Gäſte. Da habe ich nichts

anders zu thun, als derbe Schüſſeln herum zu reichen, und Geſundheiten zu erwiedern. Ja, wenn der Wein den Herren zu Kopfe ſteigt, ſo finden ſich immer einige unter ihnen, die Geſchmack an mir finden, und darauf beſtehen, mich zu küſſen, welches denn auch mein Gemahl ſelbſt mir zumuthet. Wahrhaftig, Fanny, ich muß mich drein ergeben, denn meine Weigerung könnte den Verluſt einer Stimme nach ſich ziehen. Ich darf noch obendrein nicht einmal den Mund dabei verziehen, denn die Herren ſind empfindlich. — Auf mehr als drei Meilen in der Runde gibt es nicht ein einziges Frauenzimmer, deren Umgang ſich auch nur für meine Kammerjungfer ſchickte, aber mein Gemahl beſteht darauf, daß ich mit allen in der engſten Vertraulichkeit leben ſolle. Lady M** iſt freilich unſere Nachbarin, und in London ſehen wir uns oft, aber hier muß ich ſie meiden, weil ihr Gemahl zu der Hofpartei gehört. Meine glänzendſte Geſellſchaft iſt Mylady Bürgermeiſterin, aus dem benachbarten Flecken, welche Töpfe und Stecknadeln verkauft, während ihr Mann Univerſal-Pillen fabrizirt. Solche Geſchöpfe kommen mit ihrer ganzen hochwerthen Familie im Lumpen-Staat, trinken Thee bei mir, ſpielen Knöchelchen mit mir um einen Schilling, und erſuchen mich dann um eine Spazirfahrt in einem offenen Wagen."

»Die lieben Kinder ſind immer mit von der Partie. Will ich bei den Müttern mich in Gunſt ſetzen, ſo muß ich ſtets auf jedem Knie eines der Kinder ſchaukeln, muß ihre platten Phyſiognomien geiſtreich finden, und darf mich an die Butterbrote gar nicht kehren, mit welchen ſie

mir die Kleider oder den Sofa beſchmieren. Die Frau Bürgermeiſterin bringt auch jedesmal zwei Doggen mit, die ihr noch lieber ſind als ihre Kinder, und die ich ſtreicheln und füttern muß. Dagegen hat ſie uns auch die Ehre erzeigt, ihre Doggen umzutaufen; ſie führen jetzt die Namen meines Gemahls und meines Bruders."

»Vor einigen Tagen überredeten mich meine hieſigen Freundinnen einen Ball zu geben. Ich eröffnete denſelben mit Sir Humphry Käſe, der geſtiefelt und geſpornt mit ſo vieler Grazie tanzte, als ein Bär in den Londoner Straßen. Trotz meiner wachſamen Aengſtlichkeit, den Rang eines Jeden zu beobachten, widerfuhr es mir dennoch, daß ich ein himmelſchreiendes Verbrechen mir zu Schulden kommen ließ. Miß Betty nämlich, die Tochter eines armen Schneiders, kam früher zum Tanz als Miß Polly, die Tochter eines reichen Bierbrauers. Als die Frau Bierbrauerin das gewahr wurde, ſprang ſie wüthend auf, ergriff Miß Polly bei den dicken rothen Armen, und verſchwand mit ihr. Mein Gemahl war außer ſich darüber, denn er verliert ſicher mehrere Stimmen dadurch."

»Nun ſollteſt du erſt einmal ſehen, liebe Fanny, wie es an meiner Toilette ausſieht. Du würdeſt ſie für eine Krämerbude halten. Seit drei Tagen ſind meine Kammerjungfern und ich mit nichts anderem beſchäftigt, als Kokarden zu machen, und ſie an die fettigen Hüte unſerer Stimmengeber zu befeſtigen. Ich ſelbſt darf mich nicht einmal nach meinen Gefallen kleiden, ſondern muß durchaus die blaue Farbe tragen, obgleich gerade dieſe Farbe gar nicht zu meinem Teint

paßt. Dabei ſind unſere Ausgaben ſo entſetzlich groß, daß mein Gemahl, der Barbar, ſchon davon geſprochen hat, künftigen Winter gar nicht nach London zu ziehen. Ach Fanny! wenn das geſchieht, ſo beweine nur den Tod deiner verzweifelten Arabelle."

Niemand wird der guten Dame ihre Klagen verargen. Welche Beſchwerden! welche Erniedrigungen! welche Koſten! blos um Parlamentsglied zu heißen, das iſt: um die Ehre zu haben, entweder zu der Mehrheit der vom Hofe beſtochenen, oder zu der Minderzahl der Ueberſtimmten zu gehören; ſich beißende Dinge in's Geſicht zu ſagen, und, wenn es zu arg wird, ſich herum zu ſchießen.

Lob des Schweigens.

Man kennt ein Lob der Narrheit und ſogar ein Lob des Fiebers. Beide ſind Spiele des Witzes, nicht ſo das Lob des Schweigens, dieſer ſtummen, oft ſo beredten Sprache. Was iſt majeſtätiſcher als das Schweigen in den heiligen Hainen unſerer Väter, oder in den Tempeln unſers Gottes! was ſchauerlicher als das tiefe Schweigen auf dem Eylauer Schlachtfelde! was rührender als das Schweigen einer ſchönen Sommernacht! — Die Natur iſt groß im Schweigen und auch die Seele des Menſchen.

Schöne, edle, erhabene Gedanken bezeichnet oft blos das Schweigen. Als Ulyſſes in die Unterwelt hinabſteigt, dem zürnenden Schatten des Ajax begegnet, und deſſen

Thaten schmeichelnd preist, da schweigt Ajax, würdigt den Schmeichler keiner Antwort, und diese Stelle ist eine der schönsten in der Odyssee. — Virgil in seiner Aeneide hat sie trefflich nachgeahmt. Denn als Aeneas in der Unterwelt der Dido schmeichelt, kehrt sie ihm schweigend den Rücken.

Es gibt ein erhabenes Schweigen des Angeklagten, der sich zu groß fühlt, um zur Vertheidigung sich herab zu lassen. Scipio, der Afrikaner, mußte vor dem Volke erscheinen, um sich wegen angeschuldigter Veruntreuung öffentlicher Gelder zu rechtfertigen. »Römer!" sagte er, »an diesem Tage habe ich den Hannibal überwunden und Karthago unterworfen; laßt uns gehen, den Göttern dafür zu danken." Mit diesen Worten nahm er den Weg zum Kapitol, und das ganze Volk ging mit ihm. — Es ist bekannt, daß Epictet seinen Herrn, der ihn schlug, warnte, ihm nicht das Bein entzwei zu schlagen. Dennoch zerbrach der Herr das Bein ihm wirklich, und Epictet ließ blos die Worte hören: »Hab' ich es nicht vorher gesagt?" — Ein heidnischer Philosoph rückte den Christen vor, ihr Stifter habe bei seinem Tode sich nicht so erhaben gezeigt. Doch, antwortete der heilige Justinus, denn er schwieg. —

Ein Gesandter von Abdera begehrte von Agis, dem Könige von Sparta, unbillige Dinge. Nachdem er viel und lange gesprochen, schloß er endlich mit den Worten: »Herr, welche Antwort soll ich meinem Volke in deinem Namen bringen?" — »Daß ich," erwiederte Agis, »dich habe reden lassen, was und wie viel du gewollt, ohne dir eine Silbe

zu antworten." — Montaigne nennt das ein taire-parlier, ein redendes Schweigen.

Es gibt auch ein Schweigen der holden Scham. Pauſanias erzählt: Kurz nach Penelope's Vermählung wurde ſie von Icarus, ihrem Vater, und von Ulyſſes, ihrem Gemahl, befragt, ob ſie dem letztern nach Ithaca folgen, oder lieber bei dem Erſtern in Sparta bleiben wolle? Sie ſchwieg und ließ den Schleier fallen. Der dankbare Ulyſſes errichtete der Schamhaftigkeit einen Altar.

Le silence du peuple est la leçon des rois, ſagt ein franzöſiſcher Dichter. Als die berüchtigte Iſabeau, aus Schiller's Jungfrau von Orleans den Damen bekannt, den rechtmäßigen Thronfolger enterbt, und deſſen Schweſter mit Heinrich V. von England vermählt hatte, zogen die Engländer in Paris ein, und Iſabeau, auf einem Balkon prunkend, hoffte von den Vorüberziehenden Beweiſe dankbarer Ehrfurcht zu empfangen. Aber alle ſchwiegen und wandten ihre Blicke vom Balkon.

Die Bibel gebraucht das Schweigen oft als bildlichen Schmuck. Wenn der Prophet die Macht des Cyrus ſchildern will, ſo ſagt er: »Bei ſeinem Anblick verſtummte die Erde." — Eſther trug ihre köſtlichen Kleider nicht in den Tagen des Schweigens.

Es gibt aber auch ein trauriges Schweigen, nämlich das der Klöſter, das der Gräber, und beinahe möchte ich auch jenen engliſchen Klubb hieher rechnen, in welchem das Reden verboten war. Ein Engländer ſagte einſt: Das

Reden verdirbt die Unterhaltung. (To speak spoils the conversation.)

Ammian Marcellin berichtet, daß das Schweigen göttlich verehrt wurde. Die Egyptier nannten dieſe Gottheit Sigation, die Griechen Harpokrates, die Römer Angenora. Die Letztern hatten unter ihren Sklaven auch einen, den ſie den Schweiger nannten (Silentiarium), ich weiß aber nicht, worin ſein Amt beſtand. Später bedeutete es ſo viel, als einen Kabinets-Sekretär des Kaiſers. Karl der Große hatte einen Schweiger.

Alte Sitten.

Im Mittelalter durfte ein Großer keine Niederträchtigkeit begehen, ohne ſich einen Volksgeſang, Spottlied, Gaſſenhauer zuzuziehen. Das Volk verſchonte ſogar ſeine hohe Geiſtlichkeit nicht. Vor der Wahl Konrad's des Zweiten, zum Exempel, hatten die niederlothringiſchen Biſchöfe ihrem Herzog Gozilo das Wort verpfändet, keinen Kaiſer ohne ſeine Einwilligung zu erkennen; ſie brachen aber dieſes Wort, und das Volk geißelte ſie gewaltig in ſeinen naiven Liedern. — Schmidt, in ſeiner Geſchichte der Deutſchen, wirft die Frage auf: Warum dieſe ſchöne Sitte abgekommen ſei? Ob das Volk an den Anblick von vornehmen Schlechtigkeiten ſchon zu ſehr gewöhnt worden? oder ob es ſelbſt zu verdorben ſei? (Zweiter Band, Seite 373.) Es ließe ſich manches darauf antworten; da aber eben, bei

Peter Hammer in Köln, die Epistel eines Nürnberger Buchhändlers aus den elysäischen Feldern im Druck erschienen, so verweise ich auf diese Broschüre, welche den eigentlichen Grund von dem Verschwinden dieser Sitte in möglichster Kürze darstellt.

Unser Adel meint, oder meinte wenigstens noch vor Kurzem, daß er den Bürgerstand necken und beleidigen dürfe, ohne zu einer Genugthuung nach den Gesetzen der Ehre, das heißt, zum Zweikampf, verpflichtet zu sein. Diese Grundsätze waren aber nicht von seinen Ahnen auf ihn verpflanzt. Als Herzog Otto von Baiern einer Verschwörung gegen des Kaisers Leben beschuldigt ward, verurtheilte ihn Heinrich IV. zum Reinigungs-Zweikampf mit einem Unadelichen, Namens Egino. Die Fürsten wandten auch nichts weiter dagegen ein, als daß dieser Egino, wegen Mord und Raub, übel berüchtigt sei (er besaß also wenigstens die damaligen adelichen Sitten); und Otto von Baiern selbst sprach: Er wolle lieber mit einem verrufenen, ihm nicht ebenbürtigen Manne kämpfen, als jenen Verdacht auf sich ruhen lassen.

Eine gleiche Anklage wurde gegen Dietmar, den Bruder des Herzogs Bernhard von Sachsen, erhoben. Der Ankläger, Arnold, war Einer seiner Vasallen; dennoch verschmähte Dietmar keineswegs mit ihm zu kämpfen, und unterlag. Woher mag es denn also wohl kommen, daß unsere heutigen Edlen sich so vorsichtig hinter ihre Stammtafeln verschanzen, wenn sie sich mit einem Bür-

Nat. O! ich wäre tod! gewiß ich wäre tod!

Graf. Es thut mir nur leid, daß —

Nat. (bang) Was lieber Vater?

Graf. Ich habe da mit dem Alten gesprochen —

Nat. Wegen seines Sohnes?

Graf. Vater und Sohn sind wunderliche Heilige. — Herr Wacker, sagte ich, Ihr braver Bursche hat eine gute That gethan. — „Das ich nicht wüßte," antwortete er mir ganz gleichgültig. — Zum Henker! er hat meiner Tochter das Leben gerettet. — „So höre ich, und es freut mich." — Nun? war das keine edle That? — „Nein; es giebt überhaupt keine solche, weil jeder Mensch blos aus Eigennutz handelt."

Nat. Ich hoffe, Sie sagten ihm —

Graf. Ihr Sohn verlangt aber keine Belohnung?

Nat. Und macht folglich eine Ausnahme von seiner menschenfeindlichen Regel.

Graf. Das gab er nicht zu. „Intresse, sagte er, ist doch immer im Spiele, nur kein elendes, niedriges Intresse."

Nat.

gerlichen ſchlagen ſollen? — Hat etwa der Muth ab- und der Hochmuth zugenommen?

Der Telegraph.

Ich meine nicht das feile Zeitungsblatt, welches dieſen Titel führt, ſondern jene wichtige neuere Erfindung, durch welche man unglaublich ſchnell aus den weiteſten Entfernungen Nachrichten erhalten kann. Vermuthlich haben die Deutſchen ſich ſchon irgendwo dieſe Erfindung zugeeignet, wie ſie zu thun pflegen (denn ſie erfinden alles, und bringen nichts in Ausübung; ſie gleichen den chineſiſchen Taucherv ögeln, die mit Ringen um den Hals ausgeſandt werden, um Fiſche zu fangen, die ſie ſelbſt nicht freſſen dürfen, ſondern blos von ſich geben müſſen). Die Franzoſen haben vielleicht ſelbſt den Erfinder jener Kunſt vergeſſen, der mitten in Paris lebte, und, als er zum erſten Mal von einer ſolchen Geſchwind-Poſt ſprach, ausgelacht wurde. Er hieß Amontons, und war Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften. Er machte ſich anheiſchig, von Paris nach Rom in drei bis vier Stunden Nachrichten zu bringen. Man ſchüttelte den Kopf und meinte, es ſei nicht recht richtig mit dem ſeinigen. Allein er bewies die Möglichkeit, indem er ſeine Erfindung auf einer Strecke von einigen Meilen wirklich ausführte. Er bediente ſich dazu gerade derſelben Mittel, die jetzt gebräuchlich ſind. Man ſah, lobte und vergaß es; denn die Menſchen ſchienen zu glauben,

jede Erfindung, sei sie auch noch so reif, müsse eine Weile liegen wie die Winteräpfel, ehe sie genießbar werde. Uebrigens war dieser Amontons taub, und wollte nie ein Mittel dagegen brauchen, weil er meinte, ein Mensch, der alles höre, sei viel zu zerstreut, um die Wissenschaften zu kultiviren. Man könnte in unsern Tagen ihm noch manche andere Ursache angeben, aus welchen die Taubheit beneidenswerth ist. Wohl dem, der weder Kanonenschüsse noch Neuigkeiten vernimmt.

Da einmal von Erfindungen und von der menschlichen Thorheit, sie recht lange unbenutzt zu lassen, die Rede ist, kann ich nicht umhin, der Suppentafeln zu erwähnen, welche unser wackerer Chemiker Hermbstädt aus Knochen zubereitet, und welche er, wo ich nicht irre, für acht Groschen das Pfund liefern könnte. Er hat in seiner Agrikultur-Chemie bewiesen, daß der eigentlich nährende Stoff, sowohl des Fleisches als der Knochen, die Gallerte, in den Knochen fast zweimal so reichlich enthalten ist, als im Fleische. Er selbst gibt Winke, wie vortheilhaft diese Erfindung im Felde, bei ambulirenden Lazarethen und in belagerten Städten zu benutzen wäre. Mein Gott! warum gehen denn diese Winke in unsern kriegerischen Zeiten noch immer ganz verloren? Es ist noch gar nicht lange, als man bei dem Feldzug in Preußen die wichtigsten militärischen Coups würde ausgeführt haben, wenn man im Stande gewesen wäre, die Armeen beim Vorrücken nur auf einige Tage mit hinreichender Nahrung zu versorgen. Diese Fälle treten im Kriege sehr oft ein, wie jeder Offizier weiß. Wenn

man nun ſtets ein wandelndes Magazin von Knochenſuppentafeln (die ſich Jahre lang unverdorben erhalten) mit ſich führte, wo in dem möglichſt engen Raum die möglichſt große Menge von nahrhaften Theilen enthalten iſt; wenn man nur ein halbes Dutzend Wagen dazu beſtimmte, was könnte man nicht alles ausrichten! Bei jeder wichtigen Expedition, wo es darauf ankäme, ſchnell vorzurücken, und folglich von den Magazinen ſich zu entfernen, dürfte man nur jedem Soldaten in ſein Torniſter einige ſolche Suppentafeln ſtecken, und eine jede derſelben würde ihn einen ganzen Tag reichlich ernähren.

Mein Gott! wie iſt es möglich, einen ſo in die Augen ſpringenden Vortheil zu überſehen! warum hat man nicht ſchon längſt dem kunſtreichen Hermbſtädt aufgetragen, Millionen Suppentafeln zu verfertigen? Antwort: weil wir Deutſche ſind. Ueber kurz oder lang wird eine andere Nation die herrliche Erfindung zu dem erwähnten Zweck benutzen, uns mit Hilfe derſelben tüchtig auf das Haupt ſchlagen; und wir — nun, wir werden in allen Zeitungen beweiſen, daß wir die Erfinder ſind. Mit dieſem Ruhm begnügen wir uns. Die Thierknochen werfen wir weg, und tragen ſogar die Menſchenknochen wohlfeil genug zu Markte.

Die philippiniſchen Inſeln.

Die zahlreichen Liebhaber von Reiſebeſchreibungen machen es, wie die nicht minder zahlreichen Romanen Leſer,

sie greifen immer nur nach dem Neueſten, es möge das Beſſere ſein oder nicht. Unglücklicherweiſe iſt es gewöhnlich das Schlechtere. Immerhin möchte die jetzt hinwelkende, abgeſtumpfte Generation ihre Weiſe befolgen, und lieber einen neuen Roman von Vulpius zum erſten Male, als Werther's Leiden oder Lorenz Stark zum zwanzigſten Male leſen; denn ſie hat doch wenigſtens, in beſſern Zeiten unſerer Literatur, das Gute genoſſen und ſich deſſen erfreut. Daß aber auch die indeſſen herangewachſene Generation ihre Lektüre nur nach der letzten Jahrzahl auf dem Titelblatte wählt, und die guten ältern Schriften entweder gar nicht, oder doch nur vom Hörenſagen kennt; das iſt bedauernswerth und beweiſt, daß die Literatur zu einem bloßen Modeartikel herabgeſunken iſt. Unter andern erſcheinen jährlich eine große Menge neue, ungeſalzene Reiſebeſchreibungen, aus denen man wenig lernt und noch weniger Unterhaltung ſchöpft, indeſſen vortreffliche, aber freilich ſchon im achtzehnten Jahrhundert unternommene Reiſen ganz wieder vergeſſen würden, wenn nicht der wackere Zimmermann in ſeinem muſterhaften Almanach jährlich einen Theil derſelben in ein neues, anmuthiges Gewand kleidete. Allein es gibt deren viele, die gar keines neuen Gewandes bedürfen, und von ihrem erſten Intereſſe wenig oder nichts verloren haben. Die Titel derſelben ſollte ein ſachkundiger Mann der Leſewelt bisweilen in Erinnerung bringen; ein ſolcher Katalog würde manchem vernünftigen Leſer, dem zu einer guten Auswahl nichts fehlt, als

Bekanntſchaft mit der älteren Literatur, ſehr willkommen ſein.

Zu dieſen, von der jetzt blühenden Generation vergeſſenen, oder nicht gekannten Büchern gehört Le Gentil's Reiſe in den indiſchen Ocean, bei Gelegenheit des Durchgangs der Venus durch die Sonne 1761, auf Befehl des Königs unternommen. Der gelehrte Reiſende kam in dieſem Jahre zu ſpät, um jenen Durchgang zu beobachten, und blieb daher in Indien bis 1769, wo dieſe Erſcheinung abermals die Aſtronomen beſchäftigte. Den Zwiſchenraum von acht Jahren benutzte er zu den mannigfaltigſten Beobachtungen, die eben ſo unterhaltend als lehrreich ſind. Es koſtete ihm viele Mühe, in die Geheimniſſe der Bramen einzudringen; denn dieſe Erben der Weisheit des Alterthums beantworten ſehr ungern, und oft mit Verachtung, die Fragen der Europäer. Sie gleichen den egyptiſchen Prieſtern, von welchen Strabo redet; nur durch große Beharrlichkeit und demüthige Bitten erlangt man einigen Unterricht von ihnen, über den ſie obendrein den dichten Schleier der Allegorie werfen. Sie *wollen* keine Schüler bilden, ſie *wollen* keine Proſelyten machen; das Glück ihrer Religion anzugehören, iſt einzig an den Zufall geknüpft, unter ihnen geboren zu ſein: keinem Fremdling wird vergönnt (wonach die Prieſter in Europa ſo eifrig trachten), ſich zu ihnen zu *bekehren*. Sie verfolgen aber auch die Abtrünnigen nicht. Ein Indier, der ſeinen Glauben verläugnet, hat blos aufgehört, ein Mitglied ſeines Stammes oder ſeiner Kaſte zu ſein.

Le Gentil hat bewiesen wie schon Andere vor ihm — daß die Thaten Alexander des Großen in Indien von Quintus Curtius sehr übertrieben worden. Die Indier kennen diesen Helden noch, sind aber weit entfernt, ihn den Großen zu nennen, ein Titel, mit dem nur feige, aller Moral abgestorbene Völker freigebig sind. Alexander heißt bei ihnen der Welträuber, der aufgeblasene Jüngling. So erhalten sie das Andenken des übermüthigen Kriegers, der nicht einmal ihnen selbst, sondern nur ihren Voreltern so viel Böses zufügte, indessen andere Völker, im Augenblicke der fürchterlichsten Leiden, niederträchtig genug sind, die Urheber dieser Leiden unter die Sterne zu versetzen.

Im zweiten Bande beschreibt Le Gentil die philippinischen Inseln, deren genauere Kenntniß die dort herrschenden Spanier andern Nationen zu entziehen suchen; eine fast zahllose Inselgruppe, unter welchen etwa fünfzehn sich auszeichnen; die größte derselben Luçon, auf welcher Manilla, die Hauptstadt dieses ganzen Archipels, erbaut ist. Es wäre sogar eine unnütze Mühe, die sämmtlichen Inseln zu zählen, denn oft ist ihre Zahl morgen nicht mehr dieselbe, weil sie fürchterlichen Erdbeben unterworfen sind, welche die höchsten Berge verschlingen. Die Vulkane von Mindoro und Manilla donnern und speien fast unaufhörlich, und lassen neue Inseln aus Abgründen heraufsteigen. Zweimal im Jahr steht die Sonne hier im Scheitelpunkt, wodurch eine so ungeheure Menge von Dünsten sich erhe-

ben, daß die Luft sie nicht zu fassen vermag; sie stürzen herab, bilden Ströme, Bäche, Seen, überschwemmen das Land unaufhörlich. Es regnet das ganze Jahr, bald in Westen, bald in Osten der Philippinen; Stürme gesellen sich dazu, erregen die Wuth des Meeres, es wälzt sich herauf, die Straßen verschwinden, die Felder verwandeln sich in Seen, man reist dann nur zu Wasser. Hat dieses Schauspiel in Westen aufgehört, so fängt es in Osten wieder an. Sehr fruchtbar ist der Boden durch diesen ewigen Wechsel. Die Bäume werden oft zu gleicher Zeit durch Blüten und Früchte geschmückt. Tag und Nacht sind sich stets gleich; dadurch, und durch frische Winde, die Nachmittags um drei Uhr zu wehen anfangen, wird die Hitze gemildert. Man dünstet stark aus, doch ohne jene Ermattung, die man zum Beispiel in Spanien empfindet. Es friert auf den Philippinen nie, die Einwohner kennen weder Hagel, noch Schnee, noch Eis. Fremden ist im Alter das Klima dort zuträglicher als in der Jugend, vielleicht weil die Alten keine Ausschweifungen begehen. — Die Hauptnahrung ist Reiß; man trinkt Kokoswein. Das Zuckerrohr wächst vortrefflich. Die einzige europäische Frucht, welche hier gezogen wird, ist die Feige, aber sie ist selten, und die Bäume gehen bald aus. Hingegen gibt es Orangen und Citronen im Ueberfluß. Der Orangenbaum wird zwanzig bis dreißig Fuß hoch, und liefert herrliche Früchte. In Manilla speist man sie des Morgens nüchtern, hält sie aber Abends für schädlich, einem Sprichwort zufolge, welches also lautet: »Die

Orange iſt Gold am Morgen, Silber am Mittag, Abends Blei."

Viele europäiſche Krankheiten ſind auf den Philippinen unbekannt, hingegen iſt man auch in der Arzneikunſt völlig unwiſſend. — Gold und ſchönen weißen Marmor findet man überall. Den letztern hatte man zwei hundert Jahre lang nicht geachtet oder nicht gekannt. Die Gebirge, welche ihn enthalten, ſind auch noch gar nicht angetaſtet; nur die durch Erdbeben abgeriſſenen Felſenſtücke hat man benutzt, und ſie reichten hin, um zwei Kirchen zu erbauen. Dann wurde der ſchöne Marmor wieder vergeſſen, und wenn Jemand deſſen bedurfte, ſo ließ er ihn aus China kommen (!) denn Niemand hat Sinn für Induſtrie oder Kunſt; die Einwohner ſind mit weiter nichts beſchäftigt, als dem deſpotiſchen Gouverneur den Hof zu machen, ihre Roſenkränze abzubeten, und jede Berührung mit der Inquiſition zu vermeiden.

Fiſche gibt es natürlich im Ueberfluß, auch gewaltig große Auſtern, die aber nicht gegeſſen werden. In Paris, in der Kirche St. Sulpice, dient eine ungeheure Auſterſchale zum Becken für das Weihwaſſer; Le Gentil verſichert, er habe eine noch größere geſehen.

Die Indianer auf den Philippinen haben in ihrer Sprache nur drei Selbſtlauter, und nur dreizehn Mitlauter, aber dieſe erſetzen ihnen alle die unſrigen auf eine ſinnreiche Weiſe. Der Buchſtabe a allein zum Exempel klingt wie n; en heißt alſo cama (ein Bett); ſetzt man aber einen Punkt über das e, ſo heißt es kema; oder darun-

ter, so heißt es como u. s. w. Es mangelt ihnen auch unsere Zeit-Eintheilung. Der Lauf der Sonne, das Hahnengeschrei, die Zeit, wo die Henne ihre Eier legt und dergleichen mehr bezeichnen ihre Stunden; längere Zeiträume berechnen sie nach dem Monde, oder nach denen durch die Jahreszeit hervorgebrachten Veränderungen. So sagt man zum Beispiel im gemeinen Leben: »in so viel Monden, oder Ernten, oder wenn dieser oder jener Baum so und so oft Früchte getragen."

Ein Jüngling, der ein Mädchen heirathen will, muß der Mutter für die Erziehung ihrer Tochter, und der Amme für das Säugen derselben eine gewisse Summe bezahlen. Kann er das Geld nicht auftreiben, so wird er Knecht in dem Hause seiner Geliebten, und darf dann ohne Umstände bei ihr schlafen. — Kinder mit einer Sklavin erzeugt, werden schon durch ihre Geburt frei. Le Gentil rühmt mit Recht diese Gewohnheit, und klagt, daß es auf den französischen Inseln anders sei, wo er selbst mit Schaudern gesehen habe, daß Väter ihre eigenen Kinder mit sammt den Müttern verkauften.

Eine der philippinischen Inseln, Jolo, ist nicht allein wegen ihrer, von den Holländern fleißig benutzten Perlenfischerei merkwürdig, sondern theilt auch mit Preußen den Vorzug, daß die Wellen viel Bernstein an deren Küste spülen. Die Eingebornen achteten dessen nicht, (gerade wie vormals in Preußen). Die Fischer machten sich Fackeln daraus, wenn sie bei Nacht fischen wollten.

Die Stadt Manilla hat eine sehr reizende, aber sehr

gefährliche Lage, zwischen einer grundlosen, durch Erdbeben entstandenen Lagune und einer großen Bai, welche offenbar nach und nach durch das Meer ausgewaschen worden. Wahrscheinlich steht Manilla das Schicksal bevor, einst von den Wellen verschlungen zu werden. Ein Drittheil der nicht großen Stadt wird von Mönchen bewohnt, fast ein zweites Drittel ist öde und wüst; das dritte prangt mit gewaltig großen Häusern, in deren jedem ein paar Personen oder eine einzige Familie wohnen. Die Bevölkerung von Manilla beläuft sich nur auf sieben- bis achthundert Einwohner. Die ganze Insel (Luçon), so wie die übrigen Philippinen, werden blos auf Unkosten Spaniens erhalten, und wenn es wahr ist, daß die Zahl der Kirchen auf mehr als siebenhundert steigt, welche sämmtlich von spanischen Geistlichen verwaltet werden, so muß wohl die Kolonie dem Mutterstaate sehr zur Last fallen, sowohl durch das stete Auswandern seiner Unterthanen, als durch die Kosten dieser Auswanderung.

Die Wissenschaften befinden sich dort in der Kindheit. Wer ein wenig Latein weiß, ist ein Gelehrter. Alle Vorurtheile und Schulfuchsereien scheinen aus Europa nach Manilla geflüchtet zu sein. Die Physik liegt in der Wiege. Kaum kennt man die Elektricität, welche der heiligen Inquisition einen solchen Schrecken einjagte, daß sie alle Experimente streng verbot. — Hingegen herrscht eine große Sittenverderbniß, der Umgang mit Weibern ist sehr frei. Ein Mädchen von achtzehn oder zwanzig Jahren darf, ohne Einwilligung ihrer Eltern, Herz und Hand verschenken.

Nat. Welches denn?

Graf. So fragt' ich auch. „Je nun, „antwortete er mir, was weiß ich! das menſch„liche Herz hat mehr Falten, als ein Fächer, „läßt ſich aber nicht eben ſo leicht auseinander „breiten. Die Gräfin iſt ſchön — verzeige „dich — mein Sohn iſt jung, hat Augen „und ein Herz; das iſt oft allein ſchon hin„länglich.“

Nat. (verwirrt) Geſchwätz.

Graf. Ich mußte lachen. Ja, ſagte ich, wenn Sie das Eigennutz ſchelten — „Was „iſt es denn anders? den Einen ergötzt ein „Klumpen Gold, den Andern ein freundlicher „Blick; beyde täuſchen nicht, und Jeder hät„ſchelt doch nur ſein liebes Ich. Der ganze „Unterſchied iſt der: daß der Eine es mit Nek„tar ſpeiſt, und der Andere es mit grober Koſt „füttert.“ — So haben wir uns wohl eine Stunde lang herumgeſtritten; denn ihr wißt, ob ich gleich die Welt für ein elendes Machwerk halte, ſo habe ich doch die Menſchen herzlich lieb.

Nat. Er billigt alſo den Eigenſinn des Sohnes?

Graf.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
KOTZEBUE,A.F.F.VON
3-598-51521-9
FN. 14781/159

Wenn sich die Eltern widersetzen, so klagt sie es nur dem Erzbischof, der sie ohne Umstände aus dem väterlichen Hause holt, und ihrem Liebhaber abliefert.

Die spanischen Gastmähler in Manilla hat Le Gentil sehr unschmackhaft gefunden. Am Ende derselben wird jederzeit ein Teller mit Eingemachtem herum präsentirt, auf welchem eine einzige Gabel liegt. Die Frau vom Hause nimmt zuerst ein wenig und dann jeder Gast, immer mit derselben Gabel, die auf diese Weise aus einem Munde in den andern geht. Hierauf muß noch ein großer Becher voll Wasser ausgetrunken werden. Dann nehmen die Bedienten das Tischtuch weg, beten laut das Gratias, bringen Zahnstocher und zuletzt Tabakspfeifen. — Die Sieste wird in Manilla so allgemein gehalten, daß auch sogar die Wache am Stadtthor um diese Zeit schläft. — Man treibt viel Unfug mit der Musik. Le Gentil sagt: Die Musik klingt dort, als ob ein Haufen Besoffener aus einer Schenke käme. Die englischen Tänze sind sehr beliebt, und sogar in der Kirche wird jede Messe mit einem englischen Tanze geschlossen. — Die Hahnengefechte sind der angenehmste Zeitvertreib für die Indianer, jeder hält einen Kampfhahn. Ehe er ihn los läßt, bewaffnet er ihn am rechten Fuße mit einer kleinen Lanzette; oft bleiben beide Hähne auf dem Platze. Viele Menschen in Manilla ernähren sich blos davon, diese kleinen Dolche oder Lanzetten zu schärfen, und haben immer vollauf zu thun.

Wenn einem Indianer, besonders einem Mestizen, ein Kind stirbt, so werden große Freudenbezeugungen veran-

ſtaltet. Man putzt das todte Kind ſo ſchön als möglich, man bedeckt es mit Blumen. Dann wird getanzt, in demſelben Zimmer, in welchem die Leiche liegt; Menuets, Contratänze und Fandangos wechſeln, und wenn die Tänzer ermüdet ſind, ſo muß wenigſtens die Muſik immer fort ertönen. Endlich wird das Kind, von Violinen begleitet, in die Kirche getragen.

Dieſe kurzen Auszüge mögen hinreichen, Le Gentil's Reiſe den Liebhabern von Reiſebeſchreibungen wieder in's Gedächtniß zu bringen. Ich weiß nicht, ob eine gute Ueberſetzung davon vorhanden, oder vielleicht vergriffen iſt; in dieſem Falle würde eine neue Auflage vermuthlich willkommen ſein.

Hiſtoriſche Anekdoten aus der Geſchichte von Lothringen.

(Vom Abbé Veron.)

Die Stadt Metz und das Herzogthum Bar führten lange Krieg mit Lothringen, wenn man anders ein unaufhörliches Rauben und Plündern Krieg nennen darf. (Warum nicht?) Im Jahre 1371 tanzten die Damen von Metz auf freiem Felde, und wurden plötzlich von den Leuten eines Herrn von Pierrefort entführt. Aber ihre Männer und Liebhaber ſetzten nach, ereilten die Räuber, legten ihnen Stricke um den Hals, und nahmen ihnen die ſchöne Beute wieder ab. — Dies abſcheuliche Fauſtrecht war aber

nicht die einzige Geißel, unter welcher Lothringen seufzte. Ansteckende Krämpfe verbreiteten sich. Man wurde plötzlich von einer Tanz- und Singewuth ergriffen, man tanzte und sang bis man ohnmächtig niederstürzte. Der Priester tanzte, der Richter sang auf dem Richterstuhle. Der Philosoph tanzte ein Ergo, der Arzt sang ein Recept. In allen Straßen wurde getanzt und gesungen. Exorcismen halfen nichts, Wallfahrten nur wenig. Aber wenn man die Leute mit Füßen trat, und sie mit starken Binden um den Nabel brav zusammen schnürte, das half. — In dem Kriege René's von Anjou mit Alphons von Aragonien, um das Königreich Neapel, zeichnete sich ein neapolitanischer Edelmann, Namens Auriglia, außerordentlich durch Tapferkeit aus. Er drang sogar verwegen bis in das aragonische Lager. Alphons, ihn bewundernd, verbot nach ihm zu schießen, sondern ihn blos mit Lanze und Degen anzugreifen, »denn," sagte er, »es ist nicht rechtlich, daß ein so braver Mann durch einen aus der Ferne gethanen Schuß umkommen soll, ohne sich vertheidigen zu können." (Wie sehr haben sich die Begriffe von Rechtlichkeit im Kriege verändert!) — Eine junge Prinzessin, Renée de Bourbon, vermählte sich mit dem Herzog von Lothringen im Anfange des XVI. Jahrhunderts. Ehe sie ihren Einzug in Nancy hielt, bewillkommten sie die Bauern des Dorfes Larou, wo sie durch mußte, mit einem ländlichen Feste, welches ihr so wohl gefiel, daß sie diese Bauern dafür von einer höchst wunderlichen Servitut befreite. Es befand sich nämlich ein großer Morast

dicht vor dem Schlosse. Diesen mußten die armen Leute, so oft ein Fürst seine Vermählung feierte, die ganze Hochzeit-Nacht hindurch peitschen, damit die Frösche nicht quackten. Dasselbe waren die Einwohner eines andern Dorfes, Montureur, genöthigt, für ihren Abt zu thun, wenn er schlafen wollte. Sie sangen dabei: pâ, pâ, renotte, pâ (paix grenouille) veey Mr. l'Abbé quo dieu gâ (garde). — Hordal, Professor der Rechte, stammte von dem dritten Bruder der Jungfrau von Orleans ab, deren Geschichte er geschrieben, und sie besonders mit großer Gelehrsamkeit gegen den Vorwurf vertheidigt hat, daß sie, göttlichen und weltlichen Gesetzen zuwider, Manns-Kleider getragen.

Unter den berühmten Lothringern findet sich auch ein berüchtigter Nicolas Remy, Kriminalrichter, der ein Buch hinterlassen, in welchem er von sich selbst rühmt, daß er in sechzehn Jahren acht hundert Zauberer und Hexen zum Tode verurtheilt, obgleich eben so viele entflohen wären, oder auf der Tortur nichts gestanden hätten. Während man einen Vater verbrannte, wurden dessen Kinder nackend um den Scheiterhaufen gegeißelt. Herr Nicolas Remy bedauert noch obendrein, daß er, um mehrerer Sicherheit willen, nicht auch alle diese Kinder umbringen lassen. Das, meint er, wäre gar nicht grausam gewesen, denn die Athenienser hätten einen Knaben hingerichtet, weil er seinem Sperling die Augen ausgestochen, und vierzig Kinder wären von zwei Bären zerrissen worden, weil sie sich über den Kahl-

kopf des Propheten Elisa lustig gemacht. Er schließt sein Buch auf folgende Weise, die des Ganzen würdig ist:

„Diejenigen, welche glauben, daß man, bei dieser Gattung von Verbrechen, Mitleiden wegen Alters, Geschlechts, Dummheit oder Verführung haben müsse, sind Narren, die ich verfluche! Ich, der ich durch lange Uebung sehr gut gelernt habe, dergleichen zu beurtheilen, ich sage — und meine Meinung ist das reine Licht der Wahrheit — daß, nach alten Rechten, man die Zauberer erst auf der Tortur zerfleischen und dann in's Feuer werfen muß." — Als Gewährsmänner dieser seiner vortrefflichen Meinung citirt er den Cassiodorus und den Pythagoras. — Wir schaudern bei dem Anblick eines solchen Ungeheuers! und doch — wenn man bedenkt, daß seine Verbrechen mehr noch die seines Zeitalters waren — daß die Zeitgenossen seine unsinnige Strenge sahen, duldeten, vermuthlich hoch priesen — — o arme Menschheit!

Geschwind weisen wir die Augen auf ein sanftes, liebliches Gemälde, auf einfache Menschen, die sich anspruchlos ganz dem Wohl ihrer Brüder gewidmet haben. In dem Thale von Valdajol, an Lothringens Grenzen, lebt eine Familie, die bereits durch sechs Generationen hindurch das angeerbte Talent besitzt, alle Brüche und Verrenkungen, trotz dem besten Wundarzt, zu heilen. Sie treibt diese Kunst mit so außerordentlichem Erfolg, daß man bisweilen geglaubt hat, es sei eine übernatürliche Gabe. Dabei sind diese Leute — ihr ehrenvoller Name ist Fleuriot — so gut, so liebreich, so gänzlich frei von Eigen-

nutz, daß sie nie mehr begehren, als ihre ländliche Genügsamkeit bedarf. Der Herzog Leopold wollte sie in den Adelstand erheben. Die Aeltesten der Familie versammelten sich, kamen überein, daß diese Auszeichnung ihr Glück stören würde, und schlugen bescheiden den Adel aus. (Ach! sie besaßen ihn ja längst.)

Bei einer andern Gelegenheit wollte man sie von allen Steuern und Abgaben befreien. Auch das verbaten sie sich, sprechend: sie wollten ihren Mitbürgern nicht zur Last fallen.

Der Graf von Treſſan erzählt folgendes von dieſer intereſſanten Familie: »Ich war ſehr einfach gekleidet und hatte nur einen einzigen Bedienten mit mir, galt alſo für einen Reiſenden, den der Zufall hieher geführt. Alles erbaute und rührte mich beim Eintritt in das erſte ihrer Häuſer. Gern möchte ich die Reinlichkeit, die Ordnung, die da herrſchten, und die Biederkeit der Bewohner beſchreiben. Ich wurde mit der freundlichſten Gaſtfreiheit aufgenommen. Mein Zweck war, zu erfahren, wie weit die Geſchickteſten unter ihnen es in einer ſo ſchweren Kunſt gebracht. Ich fragte nach ihren Büchern; ſie ſagten, ihre Bibliothek werde in einem andern Hauſe, bei einem der Aelteſten von der Familie aufbewahrt. Ich ließ mich dahin führen. Ein ehrwürdiger Greis trat mir entgegen, der, unter einem bäueriſchen Aeußern, die feinſten Sitten verbarg. Es wurde mir leicht, mit ihm in's Geſpräch zu kommen. Ich fragte ihn: welche Grundſätze ſeiner Kunſt er ſtudirt habe?"

»Gute Bücher," antwortete er, »Natur und Erfahrung

waren die Lehrer meiner Väter; andere habe auch ich nicht gehabt, und andere werden auch meine Kinder nicht haben.«

»Er öffnete hierauf ein großes, einfach verziertes, aber mit Schätzen angefülltes Zimmer. Ich fand daselbst die besten, älteren und neueren Schriften: weibliche und männliche Skelette von vier oder fünf verschiedenen Altern; zerlegte Skelette, um sie zur Uebung wieder zusammen zu setzen; künstliche Puppen, die eine vollständige Knochenlehre lieferten u. s. w.

»Hier,« sagte der Alte, »lernen wir die Leiden unserer Brüder mildern. Hier lehren wir unsere Kinder lesen und verstehen, was sie lesen. Diejenigen unter ihnen, welche Anlagen dazu haben, kennen schon vor dem zehnten Jahre alle Knochen und Muskeln, wissen jedes Stück zu zerlegen und wieder zusammen zu fügen. Hier sehen Sie einen großen Schrank, der alle Gattungen von Bandagen in sich faßt; jede derselben ist mit einer Aufschrift bezeichnet, welche den Nutzen, den sie gewährt, enthält. Sehr zeitig müssen unsere Kinder die Praxis mit der Theorie verbinden. Unsere Ziegen und Hunde sind oft das Opfer davon. Wir verstümmeln sie, um sie wieder zu heilen. Da sehen Sie unser ganzes Geheimniß. Gott segnet unsere Bemühungen!«

»Ich kann nicht mit Worten ausdrücken,« fährt der Graf von Tressan fort, »wie sehr ich gerührt war.« Ich umarmte den Greis, gab mich zu erkennen, und wünschte, ihm oder seiner Familie nützlich zu werden. Er streckte die Hand gegen die Wohnungen, Felder und Gärten aus.

»Was Sie da sehen, reicht hin für unsere Bedürfnisse. Der Himmel gab uns Genügsamkeit. Wir behalten noch etwas übrig, um Unglücklichen beizustehen. Aller Ueberfluß wäre uns unnütz und vielleicht schädlich. Doch da Sie, mein Herr, das Glück haben, unserm guten König (Stanislaus) nahe zu stehen, so sagen Sie ihm, daß die Familie Fleuriot herzlich für ihn betet, und nie aufhören wird, nach ihren Kräften Nutzen zu stiften, damit sie verdiene, unter die glücklichen Unterthanen des wohlthätigsten Königs gezählt zu werden."

Der Graf von Tressan entfernte sich mit Thränen in den Augen. — Ob diese Familie noch jetzt existirt? — der Himmel gebe es! denn nie gab es so viele Brüche und Verrenkungen als in unsern Tagen.

Anekdoten aus der Geschichte aller Richterstühle.

Der Verfasser dieser Geschichte (in sechs Bänden) ist Des Essarts. Er hat sein Werk durch eine große Menge interessanter Anekdoten aufgestutzt. Daß sie alle wahr seien, möchte ich nicht verbürgen. So erzählt er unter andern vom Czaar Iwan Wasilowitsch (den er Bosilowist nennt), er habe, so oft er erfahren, daß ein Richter das Volk bedrücke, diesen Pflichtvergessenen auf den Schultern von vier Henkersknechten durch alle Straßen tragen lassen, ein fünfter sei vorausgegangen mit einer großen Peitsche

klatschend. Wenn nun der Zug auf dem Schlosse angekommen, so habe der Czaar den Verbrecher gewarnt, er möge durch das Knallen der Peitsche sich erinnern lassen, welche Züchtigung ihm bevorstehe, wenn er sich nicht bessere.

Folgende lustige Anekdote erzählt er von einem Spanier: Bertrand Solas putzte sich den ganzen Tag, und meinte, wenn er ausging, alle Leute, die ihm begegneten, müßten stehen bleiben, um ihn zu bewundern. Einst stieß er auf einen Lastträger, der ein gewaltiges Bündel Reisholz auf dem Kopfe trug, und zu wiederholten Malen sein Vorgesehen! oder Aufgeschaut! mit lauter Stimme schrie. Der Elegant kehrte sich aber nicht daran, und so geschah es, daß ein dürrer Ast ihm im Vorbeistreifen seinen seidenen Mantel zerriß. Wüthend lief er zum Vicekönig und klagte. Der Vicekönig ließ den Lastträger rufen, und ihm zuvor heimlich die Anweisung ertheilen, daß er sich stumm stellen solle. Der Kerl gehorchte, und antwortete auf alle Fragen und Vorwürfe nicht eine Silbe. »Was ist zu thun?« sagte der Vicekönig zu dem Kläger, »der Beklagte ist stumm.«

»Es ist nicht wahr!« erwiederte Solas, »er stellt sich nur so. Als ich ihm begegnete, hat er ein Mal über das andere geschrien: Vorgesehen!« — »Nun, warum sahst du dich denn nicht vor?« erwiederte der Vicekönig trocken, und wandte dem beschämten Kläger den Rücken.

Die interessanteste Geschichte (im sechsten Bande) ist die einer weiblichen Furie. Marie Katharine Taperet wurde

Graf. Das Resultat war: „mein Sohn ist ein Egoist wie wir Alle; aber wenn er den Selbstgenuß seiner Handlung für irgend eine Belohnung verkauft, so ist er ein grober Egoist, und nicht mein Sohn.“ — Kurz, unsre Dankbarkeit muß ihn beschleichen, denn wenn sie vorher anklopft, so schließt er die Thüre zu.

Nat. Ich fürchte nur, er werde uns alle Mittel rauben, denn — wie ich so eben durch die dritte Hand erfahren — so will er uns verlassen.

Graf. Je nun, bleibt doch der Vater hier, und ein guter Sohn ist reich belohnt, wenn er Segen über seine Eltern bringt.

Nat. Freylich —

Graf Der Vater soll es schon merken, daß seines Sohnes That in unserm Andenken lebt.

Nat. Sie wollen ihn also reisen lassen?

Graf. Warum denn nicht? ich kann ihn nicht halten.

Nat. Ohne Unterstützung? dem Mangel Preiß gegeben?

Graf.

zu Paris 1728 von geringen Eltern, in Armuth geboren, von einer Großmutter anständig erzogen. Sie war sehr hübsch und fand bald Anbeter. Ein Baumeister, Namens Lescombat, heirathete sie. Das junge Paar wohnte in der ersten Zeit bei der Großmutter, aber diese Tugendwächterin war der muntern Frau lästig, sie überredete ihren Mann, der sie anbetete, eine eigene Wohnung zu miethen, wo sie anfangs in guten Gesellschaften zugelassen wurde, allein bald sich selber durch eine ausschweifende Lebensart daraus verbannte. Der Mann wußte von dem allen nichts. Auf ihr Zureden nahm er sogar mehrere junge Leute als Pensionärs in's Haus, aus welchen Madame sich einen lustigen Hofstaat bildete.

Vor allen begünstigte sie einen gewissen Mongeot, und zwar so auffallend, daß ihr Mann endlich aus seinem Traume erwachte, ihr heftige Vorwürfe machte, und Mongeot aus dem Hause jagte. Von diesem Augenblicke an schwur sie das Verderben ihres Tirannen, wie sie Lescombat nannte. Durch Thränen und Schmeicheleien wußte sie ihn von ihrer Unschuld zu überzeugen, und mit Mongeot auszusöhnen. Kaum sah sie sich wieder in den Armen ihres Buhlers, als sie die teuflischsten Künste anwandte, diesen zu überreden, daß er ihren leichtgläubigen Gatten ermorden solle. Folgender Brief ist ein Spiegel ihrer schwarzen Seele:

„Erinnere dich deines Wortes, deines Schwures," schrieb sie an Mongeot, „mich von meinem Tirannen zu

befreien. Dir übergeb' ich meine Rache. Himmel! wie lechze ich nach dem Augenblick der Freiheit! — Nimm deine Zeit wohl, denke, daß dein Leben und das meinige auf dem Spiele stehen. Sieh, meine Wuth geht so weit, daß, wenn du nicht Muth genug hast, die That zu vollbringen, ich selbst durch andere Mittel mir Ruhe schaffen werde. Ja, ich bin wüthend! die Hölle ist in meinem Herzen! nichts ist mir heilig! — Ha! wenn du das Herz einer beleidigten Frau kenntest, du würdest meinen Auftrag schnell vollziehen. Mit welchem Entzücken werde ich den Tod meines Mannes vernehmen! mit welchem Entzücken seinen Mörder empfangen! Nie wirst du mir so liebenswürdig vorgekommen sein. — Aber ach! Du bist furchtsam, feige, du zitterst für dein Leben, du hast mich nie geliebt. — O warum mußte ich dich kennen lernen! Ich lebte in Unschuld, du hast mich verführt. Hätte ich einem Andern mich ergeben, ich wäre längst schon Witwe."

»Du glaubst mich abzuschrecken durch das Bild eines qualvollen schimpflichen Todes durch Henkers Hand? Du schilderst mir die Schrecknisse der letzten Stunden eines Mörders? Du willst, ich soll mich auf den Richtplatz versetzen, dort um meinetwillen dein Blut fließen sehen? Du bedrohst mich mit gleicher Todesart? Du gestehest, du werdest nicht den Muth haben, der Tortur zu widerstehen, sondern mich als deine Mitschuldige anklagen? — Immerhin! Darauf sollst du es wagen. Kümmere dich nicht um mein Leben, es ist mir verhaßt, so lange mein Mann athmet. Ich opfere es gern, wenn nur meine Rache gesättiget

wird. Ist dir das genug? Geh' nun hin, Elender, geh' auf der Stelle, mich anzugeben. — Doch erfüllst du mein Verlangen, sehe ich dich triefend von dem Blute meines Gatten, dann erwarte alles von mir; nie hat ein Weib denn so geliebt; du wirst ewig der Gott meines Herzens sein!"

»Wohlan," antwortete Mongeot, »ich will dir beweisen, daß ich dich anbete, und daß ich dir mein Leben opfern kann. Was auch daraus erfolgen möge, dein Mann soll sterben von meiner Hand. Aber — sei großmüthig, verwillige mir Eine Bedingung: laß mich, als ein Mann von Ehre, ihn zum Zweikampf fordern, nicht Meuchlings ihn ermorden. Ich hoffe, ihn leicht zu überwinden. So erfülle ich deinen Wunsch und werde doch kein Meuchelmörder. Habe nur noch acht Tage Geduld, ich will ihm schon zu rechter Zeit, am rechten Ort auflauern."

»Möchte von allem, was ich dir prophezeit, nichts eintreffen! — Sind wir verloren, so werde ich dein Leben zu retten suchen, und nicht das meinige."

Diese Antwort befriedigte die Furie nicht. Sie schrieb einen zweiten Brief, in welchem sie drohte, sich mit ihrem Manne auszusöhnen, und ihm alles zu bekennen. Sie überhäufte Mongeot mit Vorwürfen und Zärtlichkeiten; sie brach auf ewig mit ihm und schwur ihm zugleich ewige Liebe; kurz, sie erschöpfte alle Künste eines satanischen Weibes, um auch den letzten Gewissensfunken in ihrem verblendeten Liebhaber zu ersticken. Es gelang ihr. Mon-

geot lud seinen Lehrer zu einem Spazirgang im Garten von Luxemburg ein; der wackere Lescombat folgte ohne Argwohn; er war aufgeräumt und gesprächig. Gegen Abend schlug Mongeot vor, bei dem Schweizer zu speisen. Es geschah. Sie zechten und blieben bis eilf Uhr bei Tische.

Als sie den Restaurateur verlassen hatten, und kaum einige hundert Schritte entfernt waren, trat Lescombat bei Seite, um ein natürliches Bedürfniß zu befriedigen. Diesen Augenblick ergriff der halbtrunkene Mongeot, ihm den Degen durch den Leib zu stoßen. Er sank nieder und badete sich in seinem Blute. Der Mörder floh und warf fliehend eine Pistole neben den Leichnam. Er stieß auf die Scharwächter, denen er sagte, er habe so eben einen Menschen umgebracht, der ihm eine Pistole auf die Brust gesetzt. Man nahm ihn in Verhaft, suchte und fand Lescombat's Leiche. Mongeot blieb bei seiner Aussage. Behauptend, der Mann habe ihn aus ungerechter Eifersucht umbringen wollen. Darauf wurde auch die Frau verhaftet, da aber der Mörder sie gänzlich frei sprach, so ließ man sie gehen, unter der Bedingung, daß sie jederzeit auf Verlangen sich stellen solle. Statt ihre Freiheit zu nutzen und zu entweichen, besuchte sie den Mörder ihres Gatten täglich im Gefängniß, aß und schlief bei ihm.

Er wurde in die Conciergerie gebracht, und durfte keine Besuche mehr von seiner Geliebten empfangen. Die Elende tröstete sich indessen in den Armen eines andern über diese Trennung. Mongeot erfuhr es, wüthete und wankte nunmehr in seiner Aussage, doch ohne sie geradezu

für seine Mitschuldige zu erklären. Hierauf nahm man sie zum zweiten Mal in Verhaft. Mongeot schien seines Lebens überdrüssig, und läugnete sein Verbrechen nicht länger. Man verurtheilte ihn zum Tode. Kurz vor der Hinrichtung begehrte er, Madame Lescombat in Gegenwart des Kriminal-Richters zu sprechen. Das schändliche Weib hatte die Kühnheit sehr geputzt zu erscheinen, und gleichsam seine Qualen zu verhöhnen. Da riß der letzte Faden seiner unseligen Leidenschaft, und er erklärte dem Richter, daß er zu dem Morde blos durch sie verleitet worden. Dann ging er und wurde lebendig gerädert.

Als die Lescombat verhört wurde, sagte sie trotzig: »Mongeot war ein Unglücklicher, der mich lange geliebt hat, und für den ich sogar einige Freundschaft empfand; doch seine letzte Aussage beweist nichts gegen mich, denn er war seiner nicht mehr mächtig.« Dann ersuchte sie um ein leidlicheres Gefängniß, weil sie seit vier oder fünf Monaten schwanger sei. Man ließ sie untersuchen. Die Vorgabe befand sich wahr. Man verschob ihren Prozeß bis zu der Niederkunft und trug Sorge für sie. Sie gebar einen Knaben. Sechs Wochen nachher verurtheilte man sie zum Strange und vorher zur Folter. Sie erklärte sich abermals schwanger. Man bewilligte ihr einen Aufschub von vier ein halb Monat und ließ sie streng bewachen. Doch war es Jedermann vergönnt, sie im Gefängniß zu sehen. Ein Augenzeuge, der von dieser Erlaubniß oft Gebrauch machte, schildert sie als ein schönes Weib von üppigem Wuchs, mit großen schwarzen Augen, einem blendend weißen

Busen, den schönsten Armen und Händen. Mit diesen körperlichen Reizen verband sie eine aus Romanen geschöpfte Bildung, und wußte lebhaft zu unterhalten. Noch im Gefängniß las sie fleißig Romane, und schien die Annäherung ihrer letzten Augenblicke gleichgiltig zu erwarten. Er kam endlich; keine Ausflucht blieb ihr übrig. Sie wurde auf dem Greve-Platz gehangen, und soll, schon unter Henkers Händen, noch eine zweideutige Reue geäußert haben.

Gedanken und Beobachtungen, bisweilen Paradoxen.

Worauf gründet sich die ganze Philosophie? — auf Neubegier und schlechte Augen; denn wenn wir bessere Augen hätten, so würden wir, zum Beispiel, wohl sehen, ob die Fixsterne Sonnen sind oder nicht; und wenn wir nicht so neugierig wären, so würden wir uns gar nicht darum bekümmern, welches denn auf eins herauskäme. Aber man will mehr sehen als man sieht; das ist schwer. Wenn wir doch wenigstens das, was wir sehen, richtig sähen! aber auch das ist selten der Fall. Daher kommt es, daß die Herren Philosophen ihr Leben damit zubringen, das nicht zu glauben, was sie sehen, und das zu errathen, was sie nicht sehen. Sie sind gleichsam fremde Maschinisten, die in Berlin in die Oper gehen. Die übrigen Zuschauer betrachten die Dekorationen, das Flugwerk u. s. w. mit Vergnügen, und bekümmern sich den Henker

darum wie es eigentlich damit zugeht; allein der fremde Maschinist kauert in einem Winkel und zerbricht sich den Kopf über irgend eine Wirkung der Mechanik, die er nicht begreift. Der Philosoph ist freilich noch schlimmer daran, denn er sieht in der Natur die Stricke nicht, welche die Maschinen in Bewegung setzen, und welche auf dem Berliner Theater wohl bisweilen zu sehen sind.

Die eigentliche Philosophie könnte den Menschen sehr nützlich werden, wenn man sich ihrer bediente, um Leidenschaften zu zügeln oder zu ordnen; allein dann wäre sie zugleich beschwerlich, darum hat man sie in den Himmel verbannt, um Planeten zu ordnen, oder man läßt sie auf der Erde herumschweifen, um von der Ceder bis zum Ysop alles zu zergliedern, nur nicht das menschliche Herz. Mich deucht hingegen, es komme nicht darauf an, die Leidenschaften zu definiren, sondern sie zu bekämpfen. Gleichwie ein armer Kranker seinen Krebsschaden jedem zeigt, eines jeden Rath verlangt und hört, doch zu einem derben Schnitt sich nicht entschließen kann, so machen es die Menschen mit ihren Leidenschaften. Sie bezahlen dafür, daß man ihnen Moral predigt, so wie die Großen bisweilen Bibliotheken kaufen, um sie nicht zu lesen.

Man hat auch wohl Recht, den schönen Worten eines Philosophen nicht immer zu trauen; denn wenn gleich hie und da einige Wahrheiten entdeckt werden, so sind sie doch entweder von geringer Bedeutung (wie die in Herkulanum gefundenen und in Portici aufgerollten Bücher), oder die

Entdecker wissen selber nichts davon. Die Philosophie gleicht darin einer Gattung des Blindekuhspiels, wo es nicht genug ist, einen zu erhaschen, sondern wo man ihn auch bei Namen nennen, und, wenn man irrt, auf's neue herum tappen muß. So geht es mit der Wahrheit. Es gibt wohl Philosophen, die, mit fest verbundenen Augen, sie bisweilen erhaschen, aber sie können selten behaupten, daß sie es wirklich ist, und augenblicklich entschlüpft sie wieder. — —

Die Menschen sind, in ihren Geistesanlagen, verschieden wie die Uhren. Es gibt grob gearbeitete Uhren, die dennoch die Stunden anzeigen, aber nur die feineren Werke eines Künstlers zeigen die Minuten.

Man hat oft darüber gestritten, ob wir angeborne Ideen besitzen? oder ob sie uns alle durch die Sinne zugeführt werden? Das letztere meinten die Alten, und ich meine es auch. Selbst die Idee des Unendlichen ist doch nur vom Endlichen abstrahirt, dessen Schranken man wegnimmt. Allein so bald das geschehen ist, kann man es nicht mehr umfassen, nicht mehr begreifen; man raisonnirt nur noch über die Voraussetzung, daß es keine Grenzen mehr habe.

Unbezweifelte Wahrheiten, die keines Beweises bedürfen, will man uns für angeborne Ideen geben, zum Exempel die: das Ganze ist größer als ein Theil desselben. Wenn, sagt man, diese Wahrheit ein Erfahrungssatz wäre, so würde man sie beweisen müssen, wie alle Erfahrungssätze; man würde jedes Ganze betrachten,

und untersuchen müssen, ob es wirklich größer sei, als jeder Theil desselben; so wie man, um zu behaupten: alle Menschen sind sterblich, erst sehr viele Menschen müßte sterben sehen. Aber ich meine, jene Wahrheit ist eben so wohl ein Erfahrungssatz wie diese. Wenn ich eine Hand sehe, die größer ist als der Daumen, so ist es mir unmöglich, eine Vorstellung von irgend einem Ganzen zu fassen, das nicht größer wäre, als ein Theil desselben; hingegen wenn ich einen Menschen sterben sehe, so begreife ich darum noch nicht, daß sie alle sterben müssen, und ich kann mir recht gut denken, daß es auch wohl eine Zusammensetzung der menschlichen Maschine geben könne, die der Auflösung nicht unterworfen wäre. Folglich ist der ganze Unterschied, daß ich, bei dem ersten Beispiel, blos einer einzigen, bei dem letztern hingegen wiederholter Erfahrung bedurfte. — —

Metaphysische Ideen gleichen, für die meisten Menschen, der Flamme des Weingeistes, die zu fein ist, um Holz anzuzünden. — —

Taube und Stumme besitzen einen lebhaftern Geist als redende Menschen, weil sie keinen Begriff von Worten haben. Die Worte erleichtern zwar dem Geiste die Mühe, aber hemmen und erkälten auch seine Thätigkeit, die am größten ist, wenn sie durch Dinge und nicht durch Worte in Bewegung gesetzt wird. Darum bedarf ein Maler eines lebhaftern Geistes als ein Philosoph, denn seine Ideen bezeichnen Dinge, die des Philosophen oft nur Worte. — —

Im Ganzen denken wohl wenige Menschen. Ihr Geschlecht ist mit dem Körper eines unter ihnen zu vergleichen, dessen Gehirn denkt, so klein der Raum auch ist, den es einnimmt, indessen die übrigen Glieder, trotz ihrer bei weitem größern Maße, blos mechanisch sich bewegen. Es war auch gar nicht die Absicht der Natur, daß der Mensch viel denken, oder seine Denkkraft sehr verfeinern sollte, das beweist die Hinfälligkeit des Körpers, die sie mit diesem Luxus des Geistes verbunden hat.

Wer viel denkt, ist selten ganz gesund. Die Natur wollte, wir sollten leben, und leben heißt: nicht wissen was man thut. Denn so bald wir recht eigentlich zu wissen glauben was wir thun, so haben wir Steine in unsern Lebensbach gelegt, er murmelt nun zwar, fließt aber nicht mehr sanft dahin, wie zuvor. — —

Nur durch die Vernunft entdecken wir das Unbekannte, allein die Vernunft selbst ist und bleibt uns unbekannt. — Woher kommt es, daß wir auch dem angesehensten Schriftsteller nicht so gern auf sein bloßes Wort glauben, als der Vernunft? Vielleicht weil jenes eine Tirannei, diese hingegen eine rechtmäßige Herrschaft über den Geist ausüben will? und weil der von Natur unabhängige Geist sich gegen jede Tirannei auflehnt? — Ich zweifle. Die Menschen glauben bisweilen stolz zu sein, wo sie es eigentlich gar nicht sind. Das Wort eines Schriftstellers genügt mir nicht, weil seine Meinung nicht in meinem Geiste erzeugt worden, wie in dem seinigen, sie ist für mich ein angenom-

Graf. Ich kann doch nicht an die Landstraße treten, und mit der Piſtole auf der Bruſt, ihn zwingen, Geld von mir anzunehmen? (er ſieht nach der Uhr, ſchüttelt den Kopf und murmelt) hm! hm!

Nat. Wie ſpät iſt es, lieber Vater?

Graf. Faſt 9 Uhr. (bey Seite) Bald muß er kommen.

Nat. (unruhig) Schon ſo ſpät?

Graf. (bey Seite) Es wird doch nicht wieder ein Scharmützel dazwiſchen gefahren ſeyn?

Nat. Werden Sie heute ſoupiren?

Graf. Nein.

Nat. Dann erlauben Sie, daß ich Ihnen eine gute Nacht wünſche. (ſie will ihm die Hand küſſen.)

Graf. Wohin? wohin?

Nat. Ich bin ſo ſchläfrig —

Graf. Ach Poſſen! der Abend iſt ſchön, die Luft erquickend. Ich habe in meinem Kabinet alle Fenſter aufſperren laſſen. Da will ich mich auf meinen Großvaterſtuhl pflanzen, und du ſollſt mir noch ein Stündgen vorleſen.

Nat. (erſchrocken) Vorleſen?

menes Kind, das ich meinen eigenen Kindern nachsetze, und wenn sie auch noch so albern wären.

Die Vernunft herrscht zwar nicht unter uns, aber sie protestirt wenigstens von Zeit zu Zeit, daß ihr die Herrschaft gebühre, und dann machen es die Menschen wie bei manchen andern Gelegenheiten: sie protokolliren die Protestation und thun was sie wollen. Wenn zum Beispiel die Vernunft von einem Erben begehrt, daß er den Tod seines Verwandten beweinen sollte, so zieht der Erbe ein schwarzes Kleid an. Unsere meisten Formalitäten sind nur ein Protokoll über diejenigen Rechte der Vernunft, die wir sie nicht ausüben lassen. So machten es jene Griechen, die in Hetrurien landeten, dort die Gesetze der Barbaren annahmen, und die ihrigen vergaßen. Um aber doch nicht ganz in Barbarei zu versinken, ließen sie jährlich an einem gewissen Tage ihre alten Gesetze in griechischer Sprache öffentlich vorlesen. Kaum verstanden sie sie noch, aber sie hörten andächtig zu, weinten dabei und geriethen auch wohl in Verzweiflung. Wenn aber das vorbei war, so gingen sie lustig davon, und dachten ein ganzes Jahr nicht weiter daran. Fast waren ihre alten Gesetze ihnen doch noch theurer als uns die Vernunft, denn sie bedauerten wenigstens deren Verlust. Wir hingegen haben uns gewöhnt, die Vernunft zu kennen und zu verspotten. — —

Nur die Wahrheit überredet schnell, selbst wenn nicht alle Beweise augenblicklich in ihrem Gefolge erscheinen; sie schlüpft so behende in den Geist, daß, wenn wir sie auch zum ersten Male erblicken, wir eine alte Bekanntschaft zu

sehen glauben. Eine Wahrheit ist weder jung noch alt; sie wird nicht um der Jugend willen geliebt, und nicht um des Alters willen geachtet. Sie ist einfach, klar und stets bereit, eine andere Wahrheit schwesterlich bei sich aufzunehmen. Auf den Wegen, zu ihr zu gelangen, machen wir bisweilen selber muthwilligerweise Verhacke.

Man könnte ein dickes Buch schreiben von allen den Wahrheiten, die in der Welt übel aufgenommen worden, und von allen den Mißhandlungen, welche die Menschen diesen anspruchlosen Fremdlingen widerfahren lassen. Im Gegentheil könnte man auch ein dickes Buch schreiben von allen den Irrthümern und Albernheiten, die sich der herrlichsten Aufnahme zu erfreuen hatten. —

Menschen irren, aber nur große Menschen erkennen ihren Irrthum. —

Das System von den Keimen, deren immer Einer in dem Andern verschlossen liegen bis in alle Ewigkeit, ist ein Bild unserer Fortschritte in den Wissenschaften. Jede unserer Kenntnisse entwickelt sich erst, nachdem eine andere sich zuvor entwickelt hat. — Künste und Wissenschaften verherrlichen eine Regierung vielleicht mehr, wenigstens dauerhafter als die Waffen; denn, mehr als Eroberungen, verbreiten sie die Sprache einer Nation; geben ihr die Herrschaft über den Geist, und locken Fremdlinge zu ihr, die durch ihre Neubegier sie bereichern, ihre Gewohnheiten annehmen, ihr Interesse befördern. Eine Nation, die eine gewisse Ueberlegenheit in den Wissenschaften erlangt hat, wird bald gewahr werden, daß dieser Ruhm nicht unfrucht-

bar ist, und daß sie eben so reellen Vortheil daraus zieht, als aus einer kostbaren, nothwendigen Ware, mit welcher sie allein handelt.

Praktische Wissenschaften machen die kleinsten Fortschritte. Es bedarf nur einiger Genies, um Theorien in kurzer Zeit zu vervollkommnen; allein die Praxis geht weit langsamer, weil sie von vielen, oft ungeschickten Händen abhängig ist. — Alle Wissenschaften hegen irgend eine Schimäre, nach der sie laufen und rennen, ohne sie jemals zu erhaschen; das hat aber nichts zu bedeuten, denn während des Laufens erwischen sie manche andere nützliche Kenntniß. Die Chemie hat ihren Stein der Weisen, die Geometrie ihre Quadratur des Zirkels, die Astronomie ihre Längen, die Mechanik ihr perpetuum mobile u. s. w. Sogar die Moral hat ihre Schimäre: die Uneigennützigkeit, die vollkommene Freundschaft. Nie wird man ihrer habhaft werden, aber es ist doch sehr gut, daß man darnach strebt, denn eben durch dieses Streben erlangt man viele andere Tugenden. Ach! die Menschen würden nie nach einem Ziele auslaufen, wenn sie vorher wüßten, daß sie auf dem halben Wege liegen bleiben werden. — Wissenschaft müsse stets schonend mit der Unwissenheit verfahren, denn diese ist ihre ältere Schwester, und hat, juristisch zu reden, den undenklichen Besitz für sich. — Wenn intolerante Philosophen, wie Schelling und Fichte, sich durch Schimpfen Eingang verschaffen wollen, so bewundere ich ihre Vernunftgründe und bemitleide ihre Vernunft. Sie sprechen von

der Philosophie, aber nicht als Philosophen. (Wird fortgesetzt.)

Parallele zwischen Livius und Tacitus.

(Nach Thomas Hunter.)

Livius hatte es sich zur Pflicht gemacht, nichts fremdartiges in die römische Geschichte aufzunehmen. Tacitus gefiel sich in Seitensprüngen, unterbrach seine Erzählung oft durch Beschreibung fremder Händel und entfernter Länder. — Wenn Livius Sitten und Gewohnheiten des Alterthums berührt, so geschieht es nicht, um seine Zeitgenossen herab zu würdigen, sondern um sie zu bessern; Tacitus hingegen, von übler Laune besessen, schüttet seine Galle über alles aus. — Livius wollte der Nachwelt ein klassisches, unterrichtendes Werk hinterlassen; Tacitus blos eine Satyre auf sein Zeitalter machen. Sein Styl ist gedrängt und stechend, der des Livius voll und erhaben. Die Metaphern des Tacitus sind blos witzige Einfälle; bisweilen sogar für Poesie zu stark; Livius macht keine Wasserfälle; sein Strom fließt majestätisch dahin. — Tacitus stellt so viele Personen auf die Bühne, daß sie oft ihn selbst verwirren. Livius häuft die Personen nicht, man überschaut ein klares Gemälde. Seine Personen sind kräftig aber hell, Tacitus malt nur schwarz. Livius schildert so lebhaft, daß man den Begebenheiten selbst beizuwohnen glaubt; Tacitus führt uns in ein Labirinth; jeder seiner Charaktere fordert ein tiefes Studium, und ob man dennoch seinen

Sinn errathen werde, das hängt einzig von dem persönlichen Charakter jedes Lesers ab; darum hat Tacitus so viele verschiedene Ausleger, als es Verschiedenheiten im menschlichen Herzen gibt. Im Livius hingegen ist die Bahn geebnet, man schreitet sicher nach dem Ziele, man begreift alles.

Die Reden, welche Livius anführt, tragen den Stempel der römischen Beredsamkeit in ihrem Flor. Beim Tacitus sind es Sophistereien oder pedantische Deklamationen; sein Witzhaschen ermüdet, seine Kraftsprünge sind übel angebracht. Vom Livius trennt man sich ungern, an Tacitus fesselt blos eine Art von Ehrgeiz, man will ihn doch ganz gelesen haben.

Man glaube nicht, daß es dem Livius an Kunst gemangelt habe: Er verstand die höchste Kunst, nämlich die, jede Kunst zu verbergen. Er stellt sich dar als ein schöner, wohlgewachsener, zierlich gekleideter Mann; Tacitus als ein Männlein auf Stelzen, das sich beständig ziert, und stets bewundert sein will. Es ist bewundernswürdig, daß er in der That so viele Bewunderer gefunden hat.

Livius tadelt ungern, aber er thut es mit Würde, wo es sein muß. Tacitus wirft stets mit beißendem Hohn, bisweilen mit bitteren Beleidigungen um sich. In seinem Herzen erblickt man nie weder Menschlichkeit noch Mitleid; er kennt keine Unglücklichen, er kennt nur Strafbare.

Uebrigens soll diese Parallele den Tacitus nicht herabsetzen; er bleibt immer ein Meister in der Geschichte, und ein großer Meister; allein er hat seine Manier, man

mag ihn mit Michel Angelo vergleichen, den Livius mit Raphael. Wie Michel Angelo gefällt sich Tacitus nur in grausamen, schrecklichen Scenen; Livius, gleich dem Raphael, stellt blos edle Gegenstände mit Grazie dar. Die Meister- und Lieblingswerke des Michel Angelo sind: Ein Leidender auf der Folter, ein Kranker in den letzten Zügen, indessen Raphael durch eine himmlische Jungfrau entzückt.

Im Livius ist eben so viel Moral enthalten als im Tacitus; allein jener setzt denkende Leser voraus, welche die Folgen aus den erzählten Begebenheiten selbst abzuziehen wissen; dieser hingegen erschöpft die ganze Moral, und sie verschlingt bei ihm die Geschichte. Er glaubt seine Leser unfähig sie selbst zu finden, verlangt aber doch, daß man alle seine moralischen Räthsel errathen soll.

Livius gleicht dem Germanicus; eben die Seelengröße, die Freimüthigkeit. Tacitus gleicht dem Tiber; eben die künstliche, undurchdringliche Heuchelei. Daher leihen auch beide Schriftsteller den geschilderten Personen ihre eigenen Charaktere: Die Helden des Livius sind Götter; die Götter des Tacitus sind Teufel. — (Ich habe dieses Bruchstück blos geliefert, um die Verschiedenheiten in Geschmack und Meinungen der Gelehrten zu zeigen, und nehme übrigens nicht den geringsten Theil an den Schmähungen Hunter's gegen den trefflichen Tacitus; bin vielmehr überzeugt, daß, um eine Geschichte unserer Zeit zu schreiben, wir eines Tacitus, und keines Livius bedürfen.)

CIBL TAMICAH UPA

Cosmus von Medicis.

Die Geschichte des Großherzogthums Toscana unter der Regierung der Medicis, von Riguccio Galluzzi, gehört unter die alten, lesenswerthen Bücher. Besonders interessirt das kräftig und wahr entworfene Gemälde von Cosmus von Medicis, der, kaum ein achtzehnjähriger Jüngling, schon als Held und Staatsmann sich auszeichnete. Freilich würde er, ohne den Beistand Kaiser Karl des Fünften, Toscana schwerlich behauptet haben, allein seinen nachmaligen Ruhm verdankte er nur sich selbst. Er triumphirte über die aus Florenz verbannten Rebellen, und schuf in der zerrütteten Hauptstadt eine Polizei, und bald schmeichelnd, bald trotzend, widerstand er dem ehrgeizigen Papst Paul dem Dritten; — blos durch Geistes-Ueberlegenheit behauptete er den Vorrang über den Herzog von Ferrara! — Lüstern nach der Eroberung von Siena wurde dieser Staat bald von ihm beschützt, bald bekämpft, dann wieder vertheidigt, und endlich unterjocht; — dem Kaiser gegenüber gelang ihm die schwere Vereinigung von Dankbarkeit und edlem Stolz; er trotzte dessen Ministern, deckte ihre Intriguen auf, vergaß aber nie des Kaisers Wohlthaten, und vergalt sie durch wichtige Dienste; — wohl fühlend, von welchem Gewicht ein ihm geneigter Papst für seinen Vortheil sei, bewirkte er die Wahl des Kardinal de Monte, seines Freundes; — er verstand die seltene Kunst,

Politik und Ehre mit einander zu verbinden; — er zeigte sich dankbar und fast groß in seiner unerschütterlichen Feindschaft gegen Frankreich; — er gab dieser Macht ein Gegengewicht in Welschland, und zwang sie, der Herrschaft über Siena zu entsagen; — mit Einem Wort, er behauptete in dem staunenden Europa das Ansehen einer Macht vom ersten Range. Sein schönes Beispiel widerlegt die gräßliche Behauptung eines neueren Schriftstellers, der sich nicht entblödet, mit dürren Worten zu versichern: Dankbarkeit sei nur Sache des Gemüths, nicht des Verstandes; Staaten und ihre Chefs, als solche, dürften sich durch kein Gefühl verleiten lassen, am wenigsten in der Politik (sie müssen also fühllos sein); in der Politik sei die Moral am unrechten Orte (großer Gott! welch ein schrecklicher Ort wäre dann dieser unrechte Ort!); man sei dankbar, so lange das Staatsinteresse es dulde; man halte Verträge gerade nur so lange, als sie Vortheil gewähren. (Und Derjenige, der diese schändlichen Lehren ausüben könnte, wie würde er sich geberden, wenn sie wiederum gegen ihn ausgeübt würden? Gibt es eine kräftigere Widerlegung solcher Grundsätze, als den Abscheu, den ihre Bekenner selbst dagegen äußern, so bald sie selbst die Opfer davon werden?)

Doch wiederum auf Cosmus zu kommen, so fordert die Gerechtigkeit, auch die Kehrseite seines Bildes zu zeigen. Seine Strenge artete bisweilen in Tirannei aus; er drückte die Unterthanen durch unerschwingliche Auflagen; sein

ungerechter Argwohn löschte sich oft in Blut. Er führte die geheime Inquisition ein. Florenz wurde in fünf Theile getheilt, und in jedem derselben lauerten einige Angeber, die große Belohnungen erhielten, und wegen Schulden nicht verhaftet werden durften. Es ist traurig, wenn ein Regent zu solchen Mitteln seine Zuflucht nimmt, aber noch weit trauriger, daß er für sein Gold überall Menschen findet, die sich nicht schämen, dieses niederträchtigste aller Handwerke zu treiben. O laßt uns bekennen, daß die Menschen fast immer Schuld daran sind, wenn ihre Beherrscher sie verachten, denn es ist wahrlich ein feiles Geschlecht! Auch Cosmus war gezwungen, wie sein Geschichtschreiber versichert, bisweilen grausam zu scheinen. Daß er wirklich nur so scheinen wollte, beweist unter andern eine Art von Klubb, welcher, um dieselbe Zeit, aus dreißig angesehenen Bürgern sich bildete; die Mitglieder desselben feierten Orgien, und machten sich nebenher lustig über die Regierung, ja über die Person des Großherzogs. Diesem wurde es gemeldet, er lachte darüber. »Unter so vielen Personen," sagte er, »aus so verschiedenen Ständen, ist sicher von keiner Verschwörung gegen den Staat die Rede. Die Florentiner waren von jeher feurige Köpfe; ich sehe es lieber, daß sie lärmen und schwärmen, als daß sie den Kopf hängen."

So verdammte er zwar auch im Jahr 1549 Jeden zu zehnjähriger Galeeren-Strafe, bei dem ketzerische Bücher gefunden wurden, wagte es aber, zehn Jahre später, sogar

ein päpſtliches Dekret zu mildern, welches dieſelben Bücher in's Feuer zu werfen befahl. Denn er war ein eifriger Beſchützer des Handels und der Literatur, und alles, was dieſe antaſtete, ſchien ihm beleidigend für ſeine Macht und ſeinen Ruhm. Ueberzeugt, daß der Handel, aus dem ſeine Reichthümer floſſen, eines großen Fürſten nicht unwürdig ſei, hielt er ſich für geehrt durch den Titel eines Kaufmanns. Die Wiſſenſchaften kultivirte er aus Geſchmack, und begünſtigte ſie aus Dankbarkeit für den Glanz, welchen ſie über ſein Haus verbreitet hatten. Eben ſo gern huldigte er den Künſten. Er brannte vor Begierde, Michel Angelo wieder in Florenz zu ſehen, und ſchrieb ihm deswegen folgenden herzlichen Brief: »Da die gegenwärtige Lage der Dinge mich hoffen läßt, daß du wohl geneigt ſein möchteſt, eine Reiſe nach Florenz zu machen, ſo bitte ich dich darum von ganzem Herzen, und werde dich mit außerordentlichem Vergnügen wieder ſehen. Fürchte auch nicht, daß ich dir im mindeſten zur Laſt fallen wollte, denn ich weiß, wie viele Ehrfurcht ich deinem Alter, und deinen erhabenen Talenten ſchuldig bin. Komm nur, ja, komm nur, du ſollſt deine Zeit ganz nach Gefallen zubringen. Ich werde ſchon viel gewonnen haben, wenn ich dich nur wieder ſehe. Mein Vergnügen ſoll dem deinigen keinen Eintrag thun, und ich werde mich blos damit beſchäftigen, dich zu ehren, und dir alle die Annehmlichkeiten zu verſchaffen, die du verdienſt.“ — Michel Angelo vergoß Thränen der Rührung bei Leſung dieſes Briefes. Er würde augenblicklich nach

Graf. Ja, ja, vorlesen. Sie kommen mit uns, Frau Tochter, wir wollen recht vergnügt seyn.

Nat. Verzeihen Sie, lieber Vater, ich bin so heiser — ich habe einen Katarrh —

Graf. So plötzlich?

Nat. Schon seit 3 Tagen.

Graf. Ich habe nichts davon gemerkt. Nun so wollen wir uns ins offene Fenster legen, und die Nachtigallen belauschen.

Nat. Ins offene Fenster! die Abendluft —

Graf. Natalie, du weißt, ich kann das Zieren nicht leiden. Ein Mädgen in deinen Jahren muß sich in Thau waschen und in Nebel baden, ohne daß es ihm auf die zarten Nerven fällt. Ohne Widerrede, ich erwarte dich.

(ab.)

Siebente Scene.

Natalie und Ottilie.

Nat. Das ist was feines.

Ott. Was fangen wir nun an?

Nat. Gleich nach 9 Uhr versprach ich zu kommen.

Ott.

Florenz geeilt sein, wenn nicht seine Steinschmerzen und der Bau des Vaticans zu Rom ihn abgehalten hätten. Allein er führte auch von Rom aus die Oberaufsicht über die vornehmsten Gebäude zu Florenz, unter andern über die Bibliothek von St. Lorenz, einem der ehrenvollsten Denkmähler von Cosmus Regierung; denn diese Bibliothek enthielt im sechzehnten Jahrhundert den reichsten Schatz von alter und neuer Literatur.

Cosmus hat auch den Ruhm, die Universität von Pisa wieder hergestellt, und die Florentiner Akademie gegründet zu haben. Zu beiden Zwecken sparte er weder Mühe noch Kosten. Die gelehrtesten Männer in und außer Landes berief er um jeden Preis, war eines Jeden Beschützer und Freund. Vor allen liebte er den berühmten Geschichtschreiber Jovius, der sein Lehrer in der Kenntniß der Alterthümer wurde, unter welchen besonders die Münzkunde ihn von Jugend auf anzog. Als Jovius 1552 in Florenz starb, begleitete der ganze Hof seine Leiche, die in dem Begräbniß der Medicis beigesetzt wurde. Ein merkwürdiger Umstand ist, daß Kaiser Karl der Fünfte den Großherzog gebeten hatte, zu verhüten, daß Jovius in seiner Geschichte nichts Nachtheiliges von ihm sagen möchte. So scheuen die Großen das Urtheil der Nachwelt, so sehr sie auch bisweilen das Urtheil der Mitwelt verachten.

Das Wirbelsistem des Herzens.

Ein grämlicher Astronom machte eine muntere Dame mit dem Sistem des Descartes bekannt, nach welchem die Welten-Gruppen aus lauter Wirbeln bestehen, und die Weltkörper durch lauter Wirbel wechselseitig angezogen werden. »Der Kopf wirbelt mir schon,« sagte die Dame, »ob dieses Sistem für den Himmel paßt, begehre ich nicht zu wissen, aber es gefällt mir, weil man auf gleiche Weise das Sistem des menschlichen Herzens sich erklären kann, und das ist meine Welt.« — Der Astronom sah sie mit Verwunderung an. Er hatte sich viel mit dem Himmel beschäftigt, aber vom Herzen wußte er nichts.

»Hören Sie,« fuhr die Dame fort, »wie ich mir die Sache vorstelle. Jeder Mensch ist so ein descartischer Wirbel. Dazu brauchen wir freilich einen Aether, um darin zu schwimmen; dieser Aether ist die Eitelkeit, als das Grundprinzip aller unserer Bewegungen; das Herz, der Mittelpunkt des Wirbels, die Sonne, um welche sich die Leidenschaften als Planeten drehen. Jeder Planet hat wieder seine Monden; um die Liebe, zum Beispiel, dreht sich die Eifersucht. Sie erleuchten sich wechselsweise durch Zurückprallen des Lichtes, doch all ihr Licht ist vom Herzen geborgt, dessen zweiter Planet der Ehrgeiz sein mag, der ihm nicht so nahe steht als die Liebe, und deshalb auch etwas weniger von ihm erwärmt wird. Der Ehrgeiz hat auch seine Monden, deren manche recht

hell leuchten, zum Beispiel die Tapferkeit, die Seelengröße; andere ein trübes Licht zurückwerfen, als da sind der Hochmuth, der Uebermuth, die Schmeichelei. Der größte Planet in diesem Sistem, der Jupiter des menschlichen Herzens, ist der Eigennutz, es wimmelt um ihn von Trabanten. Die Vernunft hat auch ihr Plätzchen, sie ist der ehrliche Saturn, der dreißig Jahre schleicht, ehe man gewahr wird, daß er sich auch herum gedreht hat. Die Kometen in meinem Sistem sind nichts anders als Betrachtungen, Reflexionen, die, nach manchem Umherschweifen, auf eine kurze Zeit, in die Wirbel der Leidenschaften gerathen. Die Erfahrung hat uns gelehrt, daß sie weder bösen noch guten Einfluß haben; sie verursachen uns ein wenig Furcht, und das ist es alles. Uebrigens gehen die Wirbel nach wie vor ihren Gang."

Der Astronom lächelte mit offenem Munde, wie man zu lächeln pflegt, wenn man eine Sache nicht begreift, und doch aus Höflichkeit nicht widersprechen mag. „Ich versteige mich noch ein wenig weiter," sagte die Dame, »jene unwillkürliche Herzensneigung, die Sympathie, vergleiche ich mit der Kraft, durch welche der Magnet das Eisen an sich zieht. Beide sind unerklärbar. — Die Sonnenflecken möchten etwa Wirkungen des Alters sein, wo die Herzenswärme nach und nach abnimmt; denn wer steht uns dafür, daß auch unsere Sonne nach und nach verlöschen wird. Dann wird es auf der Welt so finster und kalt werden, als in dem Herzen eines Greises oder eines Eroberers. Hu! mich friert! leben Sie wohl."

Die Dame hüpfte fort, um in einem schönen Tanzwirbel das ganze Sistem des Descartes für's erste zu vergessen. Der Astronom sah ihr kopfschüttelnd nach, und verglich sie mit einer Sternschnuppe.

Die wahren Wohlthäter der Menschen.

So lange wir blos die Namen der Zerstörer und Verwüster des Erdbodens, die privilegirten Todtschläger, in den Annalen unserer Geschichte verewigen, so lange verdienen wir auch, daß wir von ihnen mit Verachtung zertreten werden. Fragt hundert Franzosen, ob sie Alexander den Großen kennen? sie werden mit Ja antworten. Aber fragt sie einmal, ob ihnen ihr Landsmann Couplet bekannt ist, alle hundert werden die Köpfe schütteln; höchstens wird ein Einwohner der kleinen Stadt Coulanges in Burgund sich seiner erinnern, doch wahrlich nicht um seinen Namen der Geschichte einzuverleiben, die ihren Kiel blos in das Blut der Schlachten taucht.

Jenes Städtchen führt den Beinamen das Weinreiche (la Vineuse), der nur allzugut auf sie paßte, da sie viel Wein, aber keinen Tropfen Wasser hatte. Die Einwohner mußten aus Sümpfen trinken; wenn im Sommer die Sümpfe trocken wurden, gingen sie zu einem weit entlegenen Brunnen, und da auch dieser oft austrocknete, so mußten sie noch eine Meile weiter eine Quelle suchen. Schon im Jahre 1716 war ihnen erlaubt worden, eine Abgabe

von jedem Stückfaß ihres Weines zu erheben, um für dieses Weingeld Wasser zu suchen, und alle nöthigen Unkosten davon zu bestreiten; sie ließen auch einen Ingenieur nach dem andern kommen, bezahlten sie gut, aber keiner wußte ihnen zu helfen, so sehr auch ein Jeder, um seines eigenen Ruhmes und Eigennutzes willen, dabei interessirt war. Endlich kam Couplet. Er war noch weit von Coulanges entfernt, und konnte es noch nicht sehen, fragte aber, in welcher Gegend es liege, stellte nun seine Beobachtungen an, ging mit der Nivellirmaschine in der Hand, und so bald er die Häuser der Stadt erblicken konnte, versprach er kühn den Einwohnern Wasser. Von Zeit zu Zeit ließ er einen Stab in die Erde pflanzen, um zu bezeichnen, wo man graben sollte, gab auch sogar die Tiefe an, in welcher man Wasser finden würde. Alles traf zu. Er schrieb die nöthigen Arbeiten vor, brachte sie in Gang, reiste zurück nach Paris, und versprach im Dezember wieder zu kommen, um die letzte Hand an das ersenfzte Werk zu legen. Er hielt Wort. Am 21. Dezember — man denke sich den schönen Augenblick — floß das Wasser zum ersten Male in die Stadt. Welche Freude! die glücklichste Weinlese hatte nie solchen Jubel hervorgebracht. Männer, Weiber, Kinder und Greise liefen herbei, um zu trinken, und wären gern hinein gesprungen, um sich darin zu baden. Der erste Richter der Stadt, ein blinder Greis, glaubte es nicht eher, bis er seine Hand einige Mal hinein getaucht. Ein Te Deum wurde gesungen; man läutete die Glocken mit solcher Heftigkeit, daß die größte derselben sprang; man war närrisch vor

Freuden. Coulanges, vormals eine öde Stadt, in der kein baufälliges Haus reparirt, kein abgebranntes wieder hergestellt wurde, bevölkerte sich nach und nach auf's neue, und freundliche Häuser stehen jetzt an dem erschaffenen Strome. — Und die Kosten? — Gern hätte vormals die Stadt mit einer schweren, immerwährenden Auflage sich belastet, um die Wohlthat des Wassers damit zu erkaufen; jetzt besaß sie dieselbe für drei tausend Livres, kaum acht hundert Thaler. Ihre Dankbarkeit suchte den Wohlthäter durch eine Inschrift zu verewigen, und fügte ein Sinnbild hinzu: den Moses, welcher mit seinem Stabe aus einem mit Weinreben umringten Felsen Wasser schlägt.

Ist diese Inschrift noch vorhanden? denken die Einwohner von Coulanges noch an Couplet? oder ist ihr Strom seitdem so oft durch Blut getrübt worden, daß sie nicht mehr daraus trinken können?

Coulanges ist nur ein kleines Städtchen, aber in gleicher Noth befand sich Jahrhunderte hindurch das ungeheure Moskau mit seinen drei oder viermal hundert tausend Einwohnern. Alle mußten ein sumpfiges, ungesundes Wasser trinken, bis der edle, geschickte General Bawr kam, der durch ein Werk, der alten römischen Baukunst würdig, mehrere kleine Flüsse vereinigte, und die alte Hauptstadt des mächtigen russischen Reichs durch reines Trinkwasser erfrischte. Oft hat dieser tapfere General die Türken geschlagen, aber keiner seiner Siege hat ihm einen so segensreichen Ruhm erworben, als dieses ewige, wohlthätige Werk. Auch er war so erfahren als Couplet in den Kenn-

zeichen, welche das Wasser in der Tiefe verrathen. Folgende, aus seinem eigenen Munde herrührende Erzählung ist in mehr als einer Rücksicht merkwürdig.

Zarskoe-selo (Kaisersdorf), das Favorit-Lustschloß der Kaiserin Katharina, war durch Natur und Kunst mit jedem ländlichen Reiz geschmückt, nur fehlte ihm Wasser. Das war eben so viel, als wenn einem schönen Mädchen ein Auge fehlte. Die Kaiserin hatte schon oft darüber geklagt, aber noch Niemanden gefunden, der es unternommen hätte, ihre liebe Sommerwohnung durch einen Wasserspiegel zu verschönern. Sie sprach mit dem General Bawr davon; er fuhr nach Zarskoe-selo, umkreiste den Ort in immer weitern Entfernungen, und fand endlich, vierzehn Werste (zwei deutsche Meilen) vom Schlosse, Kennzeichen von tiefliegendem Gewässer, welches er sich anheischig machte, zu führen wohin die Kaiserin es verlangte, obwohl es, der Ebene wegen, ein schweres und mühsames Unternehmen war. Die Monarchin, hoch erfreut, ließ ihm Geld anweisen, und der unterirdische Bau begann.

Man kann denken, daß er Zeit brauchte, ich weiß nicht mehr wie lange. Die Kaiserin wurde nicht ungeduldig, wohl aber die Höflinge, welche ohnehin dem geraden, rechtschaffenen Manne aus vielen Ursachen nicht hold waren, und gern eine Gelegenheit ergriffen, ihn zu verkleinern. Es hieß: er habe etwas unternommen, was er nicht ausführen könne; das Geld werde nutzlos versplittert u. s. w. Man brachte es in der That so weit, daß die Kaiserin einige Kälte gegen ihn spüren ließ, und das war genug, um

seine Feinde zu kühnern Schritten zu ermuthigen. Die nöthigen Gelder wurden nicht mehr ausgezahlt, in einem Augenblicke, wo das Werk seiner Vollendung nahe war. Glücklicherweise besaß der General selbst Vermögen, und sparte es in diesem Augenblicke nicht. Er baute nun auf eigene Kosten, und als er sich am Ziele sah, meldete er es der Kaiserin mit dem Wunsche, daß sie selbst gegenwärtig sein wolle, wenn er das Wasser zum ersten Male anlassen werde. Sie kam, vom Fürsten Potemkin und noch manchen anderen begleitet, die mit ängstlichem Neide auf den Erfolg harrten. Der General stellte die Kaiserin an den Ort, wo noch jetzt ein schöner See das Auge ergetzt. Auch er ließ, wie Moses, das Wasser aus dem dürren Felsen springen, und siehe, es sprudelte und schäumte und verbreitete sich plötzlich vor den Füßen der Monarchin.

Auch jetzt noch wagte die Mißgunst ihr in das Ohr zu flüstern: das sei nur ein kurzes Gaukelspiel, das Wasser werde bald wieder verrinnen. Sie rief ihn zu sich und äußerte schonend diese Besorgniß. Er bat sie, das Werk von innen zu betrachten. Sie hatte die Gefälligkeit noch vierzehn Werste zu fahren, und sich dann in den Schacht selbst auf einem Sessel hinab zu lassen. Hier hatte der General eine unterirdische Erleuchtung veranstaltet, wo in dem langen, unabsehbaren Gange die vielen tausend Lampen aus der vorbeirauschenden Quelle widerstrahlten, und das Auge sich in einem blendenden Feuerpunkte verlor. Die Kaiserin war entzückt. Sie sprach leise mit dem Fürsten Potemkin, der, sonst dem General nicht hold (weil

er ein Günſtling des Fürſten Orlow geweſen), jetzt ein wenig beſchämt zu ihm trat, aber groß genug dachte, um freimüthig zu bekennen, daß er ſelbſt unter die Zweifler gehört, und ihm auf das verbindlichſte ſeine Hochachtung zu erklären. Die Monarchin belohnte ihn kaiſerlich, und Zarskoe-ſelo prangt noch heutiges Tages mit dem von ihm verliehenen, einer ſchönen Landſchaft ſo unentbehrlichen Reize.

»Hätte ich damals kein eigenes Geld gehabt," ſo ſprach der General nachher oft, »hätte ich nicht zehn tauſend Rubel daran wagen können, ſo gerieth das Werk in's Stocken und ich war verloren." — Wie mancher geſchickte, aber ärmere Mann mag ſchon auf ähnliche Weiſe Ruhm und Glück eingebüßt haben! —

Ich verweile gern bei dieſem trefflichen Biedermann, meinem Wohlthäter, meinem väterlichen Freunde, um ſeinen Staub mit einer dankbaren Thräne zu befeuchten. Ich erzähle gern noch eine Anekdote, welche ihm Ehre bringt, aber mehr noch der großen Kaiſerin Katharina zum ſeltenen Ruhme gereicht. Ich habe ſie gleichfalls aus ſeinem eigenen wahrhaften Munde.

Bekanntlich wird der Dünaſtrom bei Riga, durch ſeine eigenen jährlichen Ueberſchwemmungen, bald mehr bald weniger verſandet, und es war ſchon längſt zu befürchten, daß dieſe hingewälzten Sandhügel das Fahrwaſſer endlich ganz unbrauchbar machen würden. Schon mehrere geſchickte Männer waren nach und nach von der Kaiſerin beauftragt worden, der Gefahr wo möglich vor-

zubeugen, zuletzt der brave General Weismann, den sie liebte und hochschätzte. Er hatte mit großen Kosten nichts ausgerichtet, und seine Veranstaltungen schienen, wenigstens dem General Bawr, unzweckmäßig. Als nun, nach Weismann's Tode, auch er nach Riga gesandt wurde, um zu untersuchen und der Kaiserin persönlich zu berichten, da hatte er, in diesem seinem freimüthigen, schriftlichen Bericht seine Mißbilligung der Arbeiten seines Vorgängers unverhohlen an den Tag gelegt. Er überreichte diesen Bericht der Monarchin selbst in ihrem Kabinet. Sie war bekanntlich fest in ihrer Zuneigung; wen sie einmal hochachtete, der behielt für immer seinen Platz in ihrem Herzen. Als sie daher las, daß Bawr einen Mann tadelte, dessen Andenken ihr werth war, so warf sie unwillig den Bericht auf den Tisch und sagte: es ist nicht wahr! — Der General vertheidigte sich mit geziemender Ehrfurcht; allein die Kaiserin wiederholte mit einem strengen Blicke: es ist nicht wahr! und nun schwieg der General.

Die Monarchin, gleichfalls schweigend, ging im Kabinet auf und nieder, streifte an dem Tische vorbei, auf welchem der Bericht lag, und warf diesen herunter. Bawr, nicht recht sicher, ob es zufällig oder mit Willen geschehen, hob ihn schnell auf und legte ihn wieder auf den Tisch. Aber die Kaiserin warf ihn zum zweiten Mal herunter, und nun ließ der General ihn liegen. Nur zwei Minuten währte dieses, aus einer edlen Quelle entsprungene Aufwallen Katharinens; sie wandte sich plötzlich mit der ihr eignen holden Freundlichkeit um, und sprach: »Verzeihen

Ott. Der Alte wird uns vor Mitternacht nicht weglaſſen.

Nat. (ſinnt einen Augenblick nach) Es bleibt nur Ein Mittel übrig.

Ott. Welches?

Nat. Du, liebe Ottilie, gehſt an meiner Stelle.

Ott. Aber der Vater hat ausdrücklich verlangt, daß ich mitkommen ſoll?

Nat. Ich will dich ſchon entſchuldigen. Ich ſage, dein Kind hat ſo viel geſchrieen — es will nicht einſchlafen — du biſt unruhig — du wirſt nachkommen —

Ott. Aber ich kenne den jungen Menſchen gar nicht.

Nat. So danke mir, daß ich dir Gelegenheit verſchaffe, ihn kennen zu lernen.

Ott. Was ſoll ich ihm denn ſagen?

Nat. Was du willſt. Was deine Freundſchaft dir eingiebt. Er ſoll mich erwarten, wäre es auch bis Mitternacht.

Der Graf (ruft hinter der Scene) Natalie!

Sie, Herr General, ich war ein Frauenzimmer." — Bawr sank gerührt zu ihren Füßen, sie reichte ihm die Hand zum Kuß, und gab ihm dann ein Zeichen, ihr den Bericht wieder einzuhändigen, den sie nun gelassen mit ihm durchging. »Damals," pflegte der General zu sagen, »habe ich den tiefsten Blick in das große, schöne Herz der Kaiserin gethan, und jetzt lasse ich mich tausendmal für sie todt schlagen."

Aber auch sie wußte den Ehrenmann zu schätzen. Kurz nach seinem Tode arbeitete ein alter Tischler, ein Deutscher, an einem Fußboden im Palast. Die Kaiserin ging zufällig durch dieses Zimmer, blieb stehen und unterhielt sich in deutscher Sprache mit dem alten Manne. »Wie geht es Ihm?" fragte sie unter andern. — »Ach Ew. Majestät!" versetzte der Tischler, »ich habe vor kurzem einen großen Gönner verloren, den General Bawr —"

»O mein Freund," erwiederte die Kaiserin, »da hab' ich mehr verloren als Er." — Eine Thräne schoß ihr in das Auge und sie entfernte sich schnell.

Eine Erleichterung für Schauspieler.

Man hat bisher immer geglaubt, es sei nothwendig, daß ein Schauspieler die Sprache verstehe, in welcher er von der Bühne herabspricht, und man machte es vielen unserer sogenannten Künstler zum Vorwurf, daß sie kein Deutsch verstanden. »Wir brauchen es auch nicht zu verstehen, wenn wir es nur reden." So hätten diese Künstler mit

vollem Rechte antworten mögen, wie folgende, von einem Augenzeugen erzählte Begebenheit beweist:

„Der Graf Johann Branicki, Kron-Großfeldherr von Polen, gab gewöhnlich herrliche Feste am Johannistage auf seinem Schlosse zu Bialistock; die vornehmsten Personen wurden dazu eingeladen, und ich befand mich daselbst mit dem päpstlichen Nuntius im Jahre 1762. Wir fanden sehr zahlreiche Gesellschaft und wurden köstlich bewirthet. Nachdem wir Feuerwerke, Bälle, Konzerte zur Genüge genossen, wurde uns ein Schauspiel angekündigt. Das Theater war in der Orangerie des Schlosses erbaut; der erste Schauspieler, ein italienischer Sänger, Tenor und Buffo, der kürzlich aus Rußland gekommen, und der sich Comparsi nannte. Man gab ein italienisches Intermezzo, in welchem Comparsi die Hauptrolle, und neben ihm eine junge Polin spielte, die eine artige Stimme hatte, etwas Musik verstand, aber nicht ein Wort italienisch wußte. Comparsi hatte ihr, mit Hilfe eines Dolmetschers, ihre Rolle einstudirt. Das Orchester war gut, die Sängerin sehr hübsch, und so unterhielt die kleine Oper recht angenehm, zwischen den Akten eines bekannten französischen Lustspiels von Destouches, der nächtliche Trommelschläger. In diesem Stücke spielte nur ein Einziger, der etwas Französisch wußte, nämlich ein Böhme, Sekretär des Feldherrn. Er hatte zwei oder drei Kammerfrauen der Generalin die Rollen einstudirt, welche sie, wie Papageien, wiederholten, ohne ein einziges Wort davon zu verstehen. Es ging aber doch recht

gut, und ich würde es schwerlich errathen haben, wenn die Schauspielerinnen, denen ich nach der Vorstellung mein Kompliment über ihr Spiel machen wollte, ihre Unwissenheit nicht selbst bekannt hätten."

Welch ein Trost für manche deutsche Künstler! es kann also auch recht gut gehen, wenn man gleich die Sprache nicht versteht. Der Herausgeber hat vor sechs und zwanzig Jahren in Petersburg ein ähnliches Beispiel erlebt. Man wollte Lessing's Minna von Barnhelm geben: ein gewisser Herr Nabel sollte den Riccaut de la Marliniere spielen, es ging ihm aber wie jenen Polinnen, er wußte kein Wort französisch. Ich schrieb ihm die Worte so vor, wie sie ausgesprochen wurden, und half mündlich nach. Er lernte vortrefflich auswendig, sprach mit großer Geläufigkeit der Zunge und erntete allgemeinen Beifall.

Was die Polen betrifft, so wird in unsern Zeiten eine Begebenheit wie die oben erzählte sich wohl nicht mehr zutragen, denn es sind seitdem so viele französische Sprachmeister in Polen gewesen, die ihre Sprache auf so manche eindrückliche Weise gelehrt haben, daß die Polen das Französische wohl nie wieder vergessen werden.

Der Reimschmied.

Der taube Amontons, von welchem die Telegraphen ihren Namen nicht führen, hatte einen Kollegen in der

Akademie der Wissenschaften, er hieß Dangeau, der nichts weniger als taub war, und der, indessen Jener den Raum zu überwinden strebte, sich und andern, auch bisweilen dem Könige, die Zeit vertrieb.

Eines Tages hatte er die Ehre, mit dem Könige Karten zu spielen und benutzte diese Gelegenheit, um sich vom Monarchen ein Zimmer in St. Germain auszubitten, wo damals der Hof residirte. Diese Gnade war schwer zu erlangen, denn es gab dort wenig Platz. Indessen erklärte der König, er werde sie ihm verwilligen, wenn er ihn in hundert Versen darum anspräche, die er, wohl zu merken, während dem Spiele machen sollte; hundert Verse, keinen mehr und keinen weniger. Dangeau widmete nach wie vor dem Spiele die größte Aufmerksamkeit und schien nicht einen Augenblick zerstreut; doch kaum war es geendigt, als er seine hundert Verse ohne Stocken hersagte, und dadurch die Achtung des Hofes in einem weit höhern Grade gewann, als der taube Amontons durch seine bespöttelte Erfindung.

Die Spartanerin.

Irgend ein reisender Grieche machte einer Spartanerin das Kompliment: »Ihr seid die einzigen Weiber in Griechenland, welche ihre Männer beherrschen.« — »Wir sind auch die einzigen,« antwortete sie, »welche Männer gebären.« — Die Franzosen vergleichen sich so gern mit

den Römern und Griechen, und haben nicht selten ein Recht dazu. Auch eine Französin dürfte heutzutage ohne Anmaßung sprechen: »Wir sind die einzigen, welche noch Männer gebären,« wenn nicht etwa die Spanierinnen den Ruhm ihnen streitig machen. Wenigstens dürfen die deutschen Frauen um diesen Ruhm nicht mit werben. Die sind schon zufrieden, wenn fremde Männer sie en passant hübsch finden. Es ist in der That bemerkenswerth, daß die deutschen Frauen noch weniger ein Vaterland zu haben scheinen, als die deutschen Männer, und daß sie großen Theils mit Vergnügen dessen Unterjochung sehen. Kommt das vielleicht daher, weil sie längst gewohnt sind, in der wichtigsten Angelegenheit ihres Lebens, in der Mode, fremden Gesetzen zu gehorchen?

Eine heilsame, beschwerliche und darum vergessene Verordnung Karls des Großen.

Wir Laien leben jetzt so ziemlich in den Tag hinein, ohne daß Jemand sich um uns bekümmert. Wenn wir unsere etwanigen Amtspflichten erfüllen, unsere Abgaben entrichten und das Maul halten, so dürfen wir übrigens thun, was wir wollen. Arme und Beine gehören dem Staate, bisweilen auch der Kopf, wenn einer da ist; aber was wir mit der Seele anfangen mögen, das bleibt gänzlich unserm Gutdünken überlassen. So war es vormals nicht.

Karl der Große verordnete, daß jeder Bischof jährlich einmal in seinem Sprengel herum reisen, und — nicht etwa den Geistlichen — sondern den Weltleuten auf den Zahn fühlen und das Gewissen schärfen sollte. Das geschah denn auch eine zeitlang, und wir besitzen noch die Fragen, welche bei solchen Gelegenheiten an die Laien erlassen wurden. Die erste Höflichkeit, welche der Bischof einem Laien erwies, war die Frage: ob er Niemanden todtgeschlagen? — Nämlich damals meinte ein Jeder, es stehe ihm frei, gelegentlich dieses Soldatenrecht zu üben, und es hatten zum Beispiel die Eingepfarrten der Wormserkirche in einem einzigen Jahre fünf und dreißig Menschen ermordet. Antwortete nun der Befragte: »Ja, er habe allerdings Jemanden todtgeschlagen,« so hieß es ferner: »Geschah es aus Noth? oder Raubsucht?« — (In diesem Falle mußte er vierzig Tage lang bei Wasser und Brot fasten, und dann noch sieben Jahre eine leidlichere Diät führen.) »Hattest du einen Verwandten zu rächen?« (In diesem Falle geschah dem Thäter nichts, denn die Bande der Blutsverwandtschaft waren damals noch bei weitem nicht so locker als in unsern Tagen, wo gewöhnlich blos Verhältnisse, die etwa beiden Theilen angenehm oder vortheilhaft sind, das Band zusammen halten, und wo, so bald diese wechseln, man um seine Verwandten sich gar nicht mehr bekümmert.) — »Hast du gemordet im Kriege?« fuhr der Bischof fort, »auf Befehl deines rechtmäßigen Fürsten? hat der Fürst den Mord befohlen um des Friedens willen?« — »War der, den

du umbrachteſt, ein Tirann? ſtörte er den Landfrieden?" — (Es iſt ſehr merkwürdig, daß in dieſem Falle dem Mörder blos eine Buße von drei Faſten auferlegt wurde. Ob er nachher auch eine verdiente Belohnung erhielt, davon ſchweigen die Annalen.)

Nun ging der Biſchof auf den Meineid über, der in jenen finſtern Zeiten noch für Sünde galt. Ein Meineidiger war rechtlos, auch wenn ihm hundert tauſend Mann zu Gebote geſtanden hätten. — Noch ſchwerer fiel der Biſchof ſolchen, welche beim Heirathen irgend eine Vorſchrift der Kirche verletzt hatten. Die Hochzeiten mußten öffentlich gehalten werden; heimliche Heirathen wurden gar nicht geduldet. Ferner: in eine hübſche Couſine durfte man ſich nicht verlieben, wäre gleich die Verwandtſchaft noch ſo entfernt geweſen; es war genug, wenn es noch Leute gab, die ſich deren erinnern konnten. Manche große Herren kamen durch dies ſtrenge Gebot ſehr in Verlegenheit, zumal da Kaiſer Heinrich II. eine orthodoxe Wuth gegen ſolche Ehen äußerte. Den Grafen Otto von Hammerſtein, zum Beiſpiel, überzog er mit Krieg, weil der ehrliche Mann ſeine Frau nicht verſtoßen wollte, und gegen den Herzog Cuno von Kärnten ließ er, aus gleicher Urſache, Concilien halten. Eines kam dabei liebenden Eheleuten zu ſtatten; es gab nämlich noch keine Stamm- und Ahnentafeln, auch keine Genealogiſten, die im Stande ſind, Verwandtſchaften bis zum Noah hinauf zu beweiſen. Hingegen mag auch manchem der Vorwand willkommen geweſen ſein, ein böſes Weib los zu werden.

Folgende Fragen mußten in jenen Zeiten noch an Christen gerichtet werden: »Hast du Sonne, Mond und Sterne verehrt? hast du bei einer Mondfinsterniß geschrien, um den Mond zu befreien? hast du auf den Neumond gewartet, um ein Haus zu bauen, oder ein Weib zu nehmen? — hast du am Neujahrstag dich auf das Dach oder am Scheidewege auf eine Ochsenhaut gesetzt, um zu sehen, was dir im künftigen Jahre begegnen werde? oder hast du zu gleichem Behuf Brot backen lassen, um, wenn es gut aufginge, künftiges Glück daraus zu prophezeien? — bist du dabei gewesen, wenn ein Weib den Weberstuhl ihrer Nachbarinnen bezauberte? — hast du bei Brunnen, Steinen oder Bäumen dein Gebet verrichtet, dort ein Licht angezündet, oder etwas geopfert? — (Das Letztere mußte wohl noch sehr häufig geschehen, denn ein Bischof von Bremen verwandelte nicht weniger als zwölf heilige Haine in Kirchen.) —

Hast du Bücher zum Wahrsagen aufgeschlagen? an Wettermachen geglaubt? mit Teufeln in Weibergestalt, die man Strigbolde nennt, Umgang gepflogen? Kennst du den Wehrwolf? Ladest du die Parzen zu Tische? glaubst du, daß sie bei der Geburt eines Menschen sein künftiges Schicksal bestimmen können? und dergleichen mehr?"

Unter den übrigen Fragen sind noch manche seltsame, zum Beispiel, ob man etwa von Vögeln gegessen habe, die ein Falke oder Habicht zu Boden gestürzt, und die zuvor durch ein Eisen ganz getödtet werden mußten. — Be-

deutender schien die Frage: ob man einen Fremdling, der sich in Noth befunden, von der Thüre gewiesen? — Karl der Große gebot die Gastfreiheit ganz unbedingt; hier wurde sie, zwei Jahrhunderte später, auf den Nothfall eingeschränkt, und nun — tausend Jahre später — ist sie ein Fremdling in Europa geworden. — Dagegen ist das Volltrinken noch immer gebräuchlich, so wie der Ehebruch. Wegen beider Sünden wurde gefastet bei Wasser und Brot; — jetzt nicht mehr, weil nach beiden Niemand mehr fragt, und gäbe es auch noch Bischöfe, die fragen möchten, so gibt es doch keine Sünder mehr, die zu antworten Lust hätten.

Eine psychologische Frage.

„Kann ein Eroberer sich jemals ein Ziel stecken, so lange noch irgend eine bedeutende Macht nicht von ihm unterjocht worden?" — Wenn man die Frage blos historisch beantworten wollte, so würde man mit dem Nein schnell hervorrücken, denn die Geschichte aller Zeiten lehrt, daß die Eroberungssucht immer ein Ziel findet. Aber auch blos psychologisch betrachtet, muß man dasselbe behaupten. Ein Eroberer nämlich kann nicht aufhören zu erobern wenn er auch wollte. Jeder ausgezeichnete Mensch verschreibt seine Seele einer Leidenschaft, die ihn beherrscht. Jedes Laster und jede Tugend wird dem Menschen zur Gewohnheit, von der er nicht mehr ablassen kann. Es

ist am Ende nicht mehr das Vergnügen, einen Zweck zu erreichen, sondern blos die gewohnte Weise, die Seele zu beschäftigen. Der Geizhals, zum Exempel, sammelt immer fort, und verspräche man ihm Krösus Schätze, unter der Bedingung, nicht mehr zu sammeln, so würde er mitten unter diesen Schätzen sich unglücklich fühlen. Was soll denn ein Held thun, der seit einer Reihe von Jahren beständig zu Felde lag, und alle seine Seelenkräfte nur auf Eroberungen richtete? welcher andere Zeitvertreib kann ihn wohl noch reizen? man gebe ihm einen Welttheil, so wird er nach dem andern streben; man gebe ihm die Welt, so wird er vor langer Weile sterben.

Wenn ein Minister den großen Geschäften sich entzieht, an die sein Geist seit vielen Jahren sich gewöhnte, wenn er auf's Land geht, um im Genuß der Natur die letzten Tage seines Lebens hin zu bringen; wird er glücklich sein? Nimmermehr! er hat keinen Sinn für diesen Genuß; er empfindet eine unaussprechliche Leere, und, wenn es von ihm abhängt, so kehrt er in den Strudel der Welt zurück, und schwimmt in seinem Elemente, bis er den letzten Athem verliert.

Eben so ein Schriftsteller, der seine Lebenszeit am Schreibtisch zubrachte. Sei er mit Ruhm gekrönt, habe er sich Reichthümer erworben; man nehme ihm die Feder und man wird ihn tödten.

Man weiß, daß Rammler sich stets damit beschäftigte, an fremden Versen zu feilen. Einst hatte er das auch mit einigen Versen von Göckingk gethan, der es übel

Nat. Gleich lieber Vater! — geh, geh Schwester; ich lege meine Ruhe in deine Hände. Lässest du ihn reisen, so mache ich den dritten dummen Streich, und reise ihm nach.

(ab.)

Achte Scene.

Ottilie allein.

Das wäre freylich der dümmste. — Ich übernehme diesen Auftrag höchst ungerne. — Was soll daraus werden? — was kann ich ihm sagen? — doch! doch! wenn er das ist, wofür Natalie ihn hält, so ist meine Rolle — zwar nicht leicht — aber bald gelernt. Ich will ihn bestärken in seinem vernünftigen Entschluß. Ich will ihn errathen lassen — wenn er es nicht schon errathen hat — daß seine Gegenwart Nataliens Ruhe gefährlich ist. Genug für einen edlen Jüngling, um seine Flucht zu beschleunigen. — So kann dieser Zufall die Mutter einer guten Handlung werden. — Nebenher ist es mir wohl vergönnt, an mich selbst zu denken. Ich will ihn ausforschen. Vielleicht

empfand. Die beiden Dichter schmollten mit einander. Einer geistreichen Dame gelang es, sie zu versöhnen. Der liebenswürdige Göckingk, herzlich froh über diese Aussöhnung, feierte sie in Versen, welche er der Vermittlerin brachte. Es waren recht artige Verse, welche die Dame Rammler zeigte, dem sie gleichfalls so wohl gefielen, daß er sich eine Abschrift davon ausbat. Er erhielt sie. Am andern Morgen fand er sich wieder bei der Dame ein, und brachte ihr das Gedicht, von ihm ausgefeilt, zurück. Es war eine Eroberung, die er, gleich nach dem Frieden, auf's neue in Göckingk's Gebiete gemacht hatte.

Wenn folglich überall der menschliche Geist sich nach und nach einen Wirkungskreis verschafft, ohne welchen er ein Licht im luftleeren Raume ist, welches verlöschen muß, wie darf man jemals vom Eroberer erwarten, daß er sich ein Ziel stecken werde, dessen Erreichung die Thätigkeit seiner Seele nothwendig vernichten müßte? Er kann das nicht; es müßte ihm denn gehen wie dem schnaubenden Saulus, Gott selbst mußte ihn durch eine himmlische Stimme in einen frommen Paulus bekehren.

Daher muß man die Blindheit der Vögel des Waldes bemitleiden, welche, als sie einen Adler über sich schweben sahen, ihm einige Tauben, einige Lerchen und einige Krammsvögel überließen in der Hoffnung, daß nunmehr die Rebhühner und die Wachteln in Sicherheit vor ihm bleiben würden. Kaum hatte der Adler den letzten Krammsvogel verzehrt, so stieß er auf das nächste Rebhuhn.

Anekdoten aus Portugal und Spanien.

Der Fluß Tajo oder Tejo ist, wegen der ungeheuren Felsen, die seinen Lauf beengen, nur eine kurze Strecke über Lissabon schiffbar. Unter Karl II. erbot sich eine Gesellschaft Niederländer, gegen eine ihnen zu bewilligende Abgabe ihn schiffbar zu machen. Der große Vortheil war einleuchtend. Es wurde verschiedenemal zu Lissabon und Madrid königlicher geheimer Rath deswegen gehalten, und der Beschluß lautetete wie folgt: »Hätte Gott den Tejo schiffbar machen wollen, so hätte er keiner Menschen Hilfe dazu bedurft; es würde folglich eine Sünde sein, wenn man es wagte, ein solches Werk zu unternehmen.«

Auf ähnliche Weise verschmähen die Einwohner von Minorca, jemals einen Baum zu pfropfen oder zu impfen, denn — sprechen sie — »Gott weiß am besten, wie ein Baum wachsen soll.« —

Auf den Straßen von Lissabon pflegen Männer zu sitzen, welche abgerichtete Paviane vermiethen, um — den Leuten das Ungeziefer vom Kopfe zu suchen, welches diese Bestien mit der ekelhaftesten Geschicklichkeit verrichten. Für jeden Kopf, den sie auf diese Weise vor aller Welt Augen reinigen, verdienen sie einen Viato, eine kleine Münze.

Vor mehr als dreißig Jahren legte man zu Lissabon einen öffentlichen Spazirgang an, eine lange Allee, an deren beiden Enden man zwei anmuthige Gegenstände

zum point de vue wählte, nämlich das Inquisitions-Haus und einen Galgen, damit der Lustwandelnde, er möge sich kehren wohin er wollte, Stoff zu erbaulichen Betrachtungen finden möchte. —

Wer Lust hat, sich im Komplimenten-Briefstil zu üben, der muß nach Oporto reisen; dort findet er in der Franziskaner-Kirche eine große Menge dergleichen offener Briefe, an Fäden gereiht, sämmtlich an den heiligen Franziskus gerichtet, in welchen ihm auf die mannichfaltigste Weise Komplimente über seinen Einfluß bei der heiligen Jungfrau gemacht werden. —

In der Sakristei des Escurials ist ein Gemälde von einem ziemlich berühmten Maler Tintorello befindlich. Es stellt das Fußwaschen vor. Unter andern seltsamen Ideen liegt auch ein Jünger Christi auf der Erde, und ein anderer gibt sich alle Mühe, ihm den Strumpf auszuziehen. —

Welche offenbare Lügen die Reisebeschreiber sich oft erlauben, beweist eine Stelle in Twiß Reisen durch Portugal und Spanien, Seite 135, wo er behauptet, es gäbe nicht zwei Nationen, die sich so vom Herzen haßten, als die Spanier und Franzosen; die letzteren würden in Spanien Gavachos genennt. Er erzählt, er habe einen französischen Bedienten Baptiste gehabt, den Weiber und Straßenjungen stets ausgelacht, und ihm nachgerufen hätten: wik, wik, Gavacho! — Nun wissen wir ja aber aus den neuern französischen Zeitungen, wie außerordentlich die Spanier erfreut waren, als die Franzosen ein-

rückten; folglich hat entweder Twiß gelogen, oder die Nationalstimmnng hat seitdem sich sehr geändert. —

In Toledo ist eine Fabrik von Degenklingen. Diejenigen, welche für die Soldaten gemacht werden, tragen eine Devise, welche (wenn sie nur auch befolgt würde) jeder Degenklinge zur Zierde gereicht: Ziehe mich nicht ohne Ursache, und stecke mich nicht ohne Ehre wieder ein. Noch besser würde es heißen: »Ziehe mich nicht ohne eine rechtliche Ursache.« O wie manche Klinge würde dann in der Scheide bleiben! —

Auf allen spanischen Märkten werden Hörner von Thon von allerlei Größe verkauft, womit man eifersüchtigen Ehemännern ein spaßhaftes Geschenk zu machen pflegt. —

Zwei Beispiele von außerordentlichem Muth.

Ein Europäer, von Jugend auf am Vorgebirge der guten Hoffnung wohnend, befand sich gerade am Ufer, als ein Schiff durch einen fürchterlichen Sturm an den Klippen zertrümmert wurde. Den größten Theil der Equipage verschlangen sogleich die Wellen; die noch übrigen kämpften den ungleichen Kampf mit dem Tode, indem sie sich an die Trümmer klammerten. Ihr Geschrei konnte man nicht hören, aber die Verzweiflung sprach aus ihren Geberden. Das Meer wälzte sich über sie hin, und ging so hoch, daß keine Schaluppe den Versuch wagte, ihnen

Hilfe zu bringen. Jener Europäer — er war ein Holländer — konnte den Anblick nicht ertragen. Er ließ seinem Pferde Branntwein in die Naſenlöcher blaſen, ſtemmte ſich feſt in die Steigbügel, und ſpornte das Roß mitten in die wüthenden Wellen, die es ſammt dem kühnen Reiter bedeckten. Aber glücklich gelangte er bis zum Schiff, ließ einen Menſchen auf jeder Seite des Pferdes an ſein Bein ſich klammern, und brachte dieſe beiden glücklich an's Ufer. Kaum hatte er ſie abgeſetzt, ſo unternahm er die gefahrvolle Reiſe auf's neue; er unternahm ſie ſiebenmal und rettete vierzehn Menſchen. Aber das achte Mal warf eine ungeheure Welle das Pferd um, der Reiter verlor die Steigbügel und wurde verſchlungen. Das treffliche Roß kam allein zurück! —

Ein Creole, der tief im Lande wohnte, bekam den Krebs an der Hand, als Folge einer vernachläſſigten Wunde. Da er von jeder menſchlichen Hilfe zu weit entfernt war, ſo half er ſich ſelbſt, nahm ein Beil und hieb ſich mit einem Streiche den Arm ab, den er auch ſelbſt mit zuvor geſammelten Kräutern verband und glücklich heilte. — Man möchte fragen: in welchem dieſer beiden Fälle mehr Muth erforderlich geweſen? — Alle Stimmen entſcheiden für den Holländer. Freilich beſaß er den ſchönern Muth (gleichſam die Poeſie des Muthes, wie Herr Schlegel ſich ausdrücken würde), denn er wagte ſein Leben nicht aus Selbſtliebe ſondern aus Menſchenliebe; aber würde er ſich auch den Arm ſelbſt abgehauen haben, wenn er in der Lage des Creolen ſich befunden hätte? Dieſer wußte

ganz gewiß, daß er, im glücklichſten Falle, ein Krüppel wurde; jener hoffte doch, im Vertrauen auf ſein Roß, daß es gelingen werde. Dieſer hatte Zeit, die Gefahr zu betrachten; jenen ergriff und betäubte der Augenblick. Es gibt wenige Menſchen, die einen hohen Grad von Muth bei kaltem Blute, nach gepflogener Ueberlegung, äußern; hingegen gibt es vielleicht keinen, der nicht Momente des Muthes hätte, wo irgend ein erſchütternder Gegenſtand plötzlich die Nerven anſpannt, durch deren Reiz er, oft zu ſeinem eigenen Erſtaunen, Heldenthaten vollbringt.

Die Eroberung der Inſel Celebes.

Es gibt ſehr wenige Eroberungen in der Welt, deren ein rechtlicher Mann ſich rühmen dürfte, weil ſie faſt immer aus Herrſchſucht, Ruhmſucht oder Habgier unternommen werden. Unter dieſen drei Furien, welche die Eroberer peitſchen, iſt die letztgenannte die häßlichſte und grauſamſte; daher die im Jahre 1560 von den Holländern begonnene Eroberung der Inſel Celebes eine der ſchändlichſten in der Geſchichte. Wenn ich erzähle, wie es dabei zuging, ſo beweiſe ich zugleich, daß wir das Gräßlichſte nicht erlebt haben.

Celebes iſt bekanntlich eine große Inſel, nordweſtlich von den Molucken gelegen. Sie würde vielleicht, wegen der großen Hitze, unbewohnbar ſein, wenn nicht häufige Stürme und Regengüſſe die Luft erfriſchten. Der König

von Macaſſar war der Mächtigſte unter den Beherrſchern von Celebes. Jede ſeiner Provinzen erfreute ſich irgend einer ſchönen, oder reichen Gabe der Natur. Die Gebirge liefern Gold, Kupfer, Zinn; die Wälder Ebenholz, Sandelholz und andere köſtliche Holzarten; die Ströme einen Ueberfluß an Fiſchen; in den Thälern duften Orangenbäume. Die herrlichſten Früchte aller Art winken von allen Zweigen. Die feinſte Baumwolle wächſt ohne Pflege; der Seidenwurm liefert im Freien ſein köſtliches Geſpinnſte. Die Häger ſind belebt durch zahlloſe Vögel mit buntem Gefieder und lieblichen Kehlen; der Schmelz der Wieſen wird nirgends ſo üppig gefunden. Da weiden in großen Herden Büffel, Pferde, Hirſche, von keinem Tiger, keinem Löwen oder Elephanten verſcheucht, denn dieſe furchtbaren Geſchöpfe kennt Celebes nicht. Nur die Menge der Affen iſt beſchwerlich, und würde es mehr noch ſein, wenn nicht unaufhörlich eine große Schlange Jagd auf ſie machte.

Sichere Häfen locken Schiffe an die Inſel, deren Hauptſtadt Mancaſſara heißt. Die Bewohner waren vormals Heiden, allein die portugieſiſchen Chriſten kamen von den Molucken herüber, und die Mahomedaner von Sumatra; jene predigten das Evangelium, dieſe den Koran. Der König von Macaſſar war verlegen, welche Lehre er annehmen ſollte. Er befragte ſeine Weiſeſten um Rath, und dieſe meinten in ihrer Einfalt: er ſolle dem Glauben huldigen, deſſen Prediger zuerſt ſich bei ihm einfinden würden, ſintemal Gott unmöglich zugeben könne, daß der Irrthum früher anlange als die Wahrheit. Die guten Leute wuß-

ten nicht, daß der Irrthum ein ewiger Vorläufer der Wahrheit, und bisweilen sehr weit voraus ist. Die Mahomedaner kamen wirklich zuerst, und so verdrängte der Koran die Bibel. Indessen wurde dennoch den Portugiesen vergönnt, Handel im ganzen Lande zu treiben, und sogar ein Fort zu bauen. Das sahen die Holländer nicht ohne Neid.

Im Jahre 1560 schickte die holländische Kompagnie von Batavia Gesandte an den König von Macassar, Sambanco, um Erlaubniß nachsuchend, in seinem Reiche zu handeln. Sie wurde ihnen gern und arglos zugestanden, auch sogleich mit großem Vortheil benutzt. Aber die gierigen Holländer bemerkten bald, daß dieser Vortheil sich verdoppeln würde, wenn sie ihn nicht mit den Portugiesen theilen müßten. Flugs beschlossen sie, diese Nebenbuhler zu verdrängen. Das war nicht leicht. Die Portugiesen hatten sich eingenistet, wurden vom Volke geliebt, vom Könige hochgeschätzt. Man hatte nicht allein sie, sondern das ganze Land zu bekämpfen, in welchem man so gastfrei war aufgenommen worden. Dazu gehörten Truppen. Wie und wo sollte man die landen? Nur durch die schändlichste Verrätherei konnte man Truppen auf die Insel bringen, deren Gegenwart den Einwohnern für's Erste keine Furcht einflößte. Man half sich auf eine, in neuern Zeiten noch vervollkommte Weise.

Auf jedem der Schiffe, welche jährlich nach Macassar gingen, wurde eine Anzahl verkappter Soldaten eingeschifft, die sich, unter dem gewöhnlichen Vorwand des Han-

dels, in die Provinzen zerstreuten, besonders in eine neu eroberte, in der man leichter Aufruhr zu stiften hoffte. Unter diesen eingeschlichenen Aposteln befanden sich nicht mehr als drei oder vier, die um das ganze Geheimniß wußten, und durch fürchterliche Eide gebunden waren. Man wollte die Larve nicht eher abnehmen, bis die Anzahl der Soldaten groß genug sein würde. Bis dahin sollten der König und seine Großen durch Geschenke und glatte Worte in Sicherheit gewiegt, auch die Portugiesen und Jesuiten mit Vorsicht behandelt werden, um ihnen keinen Argwohn einzuflössen. So verkappen sich Räuber in Reisende, bitten um ein Nachtlager in dem Hause, welches sie berauben wollen, werden gastfrei aufgenommen, und schlagen den Wirth todt. Es ist nicht das einzige Mal, daß erobernde Habgier sich einer so schändlichen List bedient; möchte es das einzige Mal sein, wo es ihr gelang!

Einige Jahre hindurch sammelte die holländische Kompagnie auf oben beschriebene Weise Truppen auf Celebes, und wiegelte im Stillen eine Provinz auf, versuchte jedoch vergebens in der königlichen Familie selbst Hader anzustiften. Als man sich stark genug glaubte, hielt man es nicht der Mühe werth, sich länger zu verstellen. Eine Armee zog sich schnell zusammen, marschirte auf die Hauptstadt los, und hatte bereits einen Strom passirt, der sie von der aufgewiegelten Provinz trennte, ehe noch der König eine Ahnung von einer so niederträchtigen Ver-

rätherei hatte. Allein sobald er sie erfuhr, zeigte er sich des Throns würdig, er sammelte seine Getreuen, die Nation griff zu den Waffen, und die Räuber wurden bis über den Grenzstrom zurückgejagt. Hier aber setzten sie sich fest, in Hoffnung baldiger Hilfe aus Batavia. Der König versuchte vergebens, sie aus diesem festen Posten zu vertreiben, ermüdete sie aber durch unaufhörliche Angriffe, und verminderte täglich ihre Anzahl.

In dieser verzweifelten Lage nahmen sie ihre Zuflucht zu einem satanischen Mittel — denn die Eroberungssucht verschmäht keines. — Sie hatten nämlich bemerkt, daß die Feinde während der Nacht an den Strom herabkamen, um zu trinken. Alsobald sandten sie Leute aus, die in den Gebirgen geboren und erzogen waren, und die dort in Menge wachsenden giftigen Kräuter kannten. Es gibt deren in diesem heißen Klima so giftige, daß man, ohne Lebensgefahr, nicht einmal ihren Duft einathmen darf. Von diesen wurde eine hinreichende Menge gesammelt, um den ganzen Strom dadurch zu vergiften. Freilich mußte der Augenblick sehr wohl berechnet werden. Man bemerkte die Stunde, in welcher die Königlichen zu trinken pflegten, man schüttete einige Meilen oberwärts die giftigen Kräuter in's Wasser, beobachtete sorgfältig die Schnelligkeit des Stroms, und brachte es nach einigen Versuchen so weit, daß die giftschwangern Wellen gerade vor dem königlichen Lager vorbeiströmten, wo die Durstigen sich einfanden, um sie mit ihren Lippen aufzufangen.

leicht ist der Sohn minder zurückhaltend, als der Vater. — Er reist — vielleicht reist er in mein Vaterland — kann Briefe mitnehmen — Nachforschungen anstellen — Geschwind, Ottilie, der Zufall scheint dir günstig. (sie eilt fort.)

Neunte Scene.

(Kastanienallee. Nacht. Mondenschein.)

Felix, dem Rösgen folgt.

Felix. Ich bitte dich, Rösgen, laß mich allein.

Rösg. Ja, wenn Sie mir versprechen, nicht davon zu laufen.

Felix. Ich verspreche dir, nicht vor Mitternacht zu reisen.

Rösg. Schwören Sie darauf.

Felix. Bey meiner Ehre!

Rösg. Ach! das ist kein rechter Schwur. Schwören Sie bey allen Heiligen.

Felix. (lächelnd) Nun gut, bey allen Heiligen.

Rösg. Wenn Sie jezt reisen, so brechen Sie auf der Ersten Station den Hals. (ab.)

Zehnte

Das hölliſche Bubenſtück gelang. Viele ſtarben auf der Stelle; viele ſchleppten ſich noch bis zu ihren Zelten, hauchten dort den Geiſt aus, und Schrecken verbreitete ſich im Lager. Dieſes gräßliche Schauſpiel wurde mehrere Tage hintereinander erneuert, ehe man die wahre Urſache und deren Möglichkeit ahnete. Jetzt floh das ſehr geſchwächte Heer die furchtbaren Ufer; ſogleich gingen die Holländer wieder über den Fluß, und verfolgten es bis unter die Mauern der Hauptſtadt, welche ſie umzingelten und alle Zufuhr abſchnitten, indeſſen zwei ihrer Schiffe den Hafen blockirten. Alle Reißfelder wurden angezündet, alle benachbarte Dörfer geplündert, und wer nicht ermordet wurde, mußte in die Gebirge fliehen.

Der König hatte einen tapfern Bruder, Daen Ma Allé, der oft kühne Ausfälle that. Allein die Holländer zogen ſich jedesmal zurück, weil ſie durch Hunger zu erzwingen hofften, was ſie durch offenbare Gewalt noch nicht bewirken konnten. Auch wurden die Lebensmittel in der belagerten Stadt ſehr bald erſchöpft; man wog den Reiß gegen Gold auf, und mehrere Monate lang friſtete man das Leben mit altem in Waſſer gekochten Leder.

Der König hoffte ängſtlich auf die Ankunft portugieſiſcher Schiffe, die jährlich um dieſe Zeit in ſeine Häfen einzulaufen pflegten. Sie erſchienen endlich, aber zu gleicher Zeit mehr als dreißig Fahrzeuge unter holländiſcher Flagge, welche die wenigen portugieſiſchen Schiffe umringten und im Angeſicht der Stadt wegnahmen. Zwei der Holländer

ſetzten neue Räuber an's Land, die ſich ſogleich mit den Giftmiſchern vereinigten. Fünf andere beſchoſſen das portugieſiſche Fort, und bedurften nur eines einzigen Tages, um es in Trümmer zu ſchießen. Der größte Theil der Beſatzung, ſammt dem braven Kommandanten, wurden unter dieſen Trümmern begraben. Alle die noch übrigen wollten nur mit den Waffen in der Hand ſterben. Die Witwe des getödteten Kommandanten, ein hochherziges Weib, (das ſo manchen Mann der neuern Zeit beſchämt) wollte ihren Gatten nicht überleben; ſie ließ die Kanonen mit Goldſtangen, Edelſteinen und allen Koſtbarkeiten laden, die man nur hineinpfropfen konnte, ergriff dann ſelbſt die Lunte und feuerte ſie ab, gegen das Meer gerichtet, um die holländiſche Habgier zu täuſchen. Dann flog ſie an die gefährlichſten Stellen, kämpfte und fand den geſuchten Tod.

Von der kleinen, aus ſieben Schiffen beſtehenden portugieſiſchen Flotte wurden drei verbrannt, zwei in den Grund geſchoſſen, und nur zwei erobert. Alle ſieben Befehlshaber kamen um; mit ihnen begrub ſich der Ruhm in den Wellen, die Schande blieb den Siegern, welche nunmehr die Hauptſtadt zu Waſſer und zu Lande ſtürmten. Zu ihrem Erſtaunen fanden ſie noch immer einen verzweifelten Widerſtand; der König und ſein Bruder verrichteten Wunder der Tapferkeit, und erſt, nachdem durch eine Miene der größte Theil der Mauern ſammt des Königs Palaſt in die Luft geſprengt waren, begehrte der unglückliche Fürſt

Frieden. Er mußte ſich allen Bedingungen unterwerfen, welche den Siegern vorzuſchreiben beliebte. Das Fort und der Hafen, ſammt einen Diſtrikt von mehreren Meilen, wurde den Holländern abgetreten; die Jeſuiten vertrieben, ihre Häuſer und Kirchen zerſtört und ihre Güter confiscirt, zum Erſatz (wie man vorgab) für die Koſten einer holländiſchen Geſandtſchaft nach China, welche, durch die Intriguen der Jeſuiten, dort ihren Zweck verfehlt habe. Die Portugieſen verloren alle Aemter und Würden, welche der König ihnen anvertraut hatte; ihre Magazine wurden verſchloſſen, ihre Feſtungswerke zerſtört. Was im Lande bleiben wollte, mußte ſich gefallen laſſen, allem Handel zu entſagen, und in einem entfernten Dorfe verbannt zu leben. Der König mußte eine Geſandtſchaft mit koſtbaren Geſchenken nach Batavia ſchicken, um dort die Ratifikation des Traktats zu bewirken. Um dieſen hohen Preis verſprachen die Holländer ihn nicht weiter zu beunruhigen und auch im Nothfall zu beſchützen.

Der König unterſchrieb ſeufzend dieſen ſchimpflichen Traktat, allein der wackere Daen Ma Allé weigerte ſich deſſen, kehrte lieber ſeinem unterjochten Vaterlande den Rücken zu und floh nach Syrien, wo er arm aber frei ſein Leben endete. — So ſind die Holländer zum Beſitz der Inſel Celebes gelangt. Leider geht es mit Eroberungen der Nationen gerade ſo wie mit Reichthümern der Privatperſonen: die Quellen, aus welchen dieſe oder jene floſſen, mögen noch ſo unrein, die angewandten Mittel noch ſo ſchändlich ſein, Alles wird vergeſſen, die Zeit heiligt jeden Raub,

und das Zujauchzen der Schmeichler erſticket die Stimme des Gewiſſens, wenn ſie anders je ſich vernehmen ließ.

Proben von der empfehlungswürdigen Criminal-Juſtiz auf der Inſel Sumatra im Königreiche Achem.

Die Ehrfurcht vor den Geſetzen iſt dort ſo unbegrenzt, daß, wenn ein ſchwaches Weib, oder auch nur ein Kind, einen Verbrecher auf der Straße packt, dieſer nicht wagt ſich los zu reißen, ſondern ſich ohne den mindeſten Widerſtand vor den Richter führen läßt, der ihm auf der Stelle das Urtheil ſpricht. Die Strafe für gewöhnliche Verbrechen iſt die Baſtonade. Der Schuldige empfängt ſie, von Zuſchauern umringt, aber nach der Exekution begibt ſich ein jeder ganz ruhig nach Hauſe; man hört keine Klage, keinen Vorwurf, Niemand raiſonnirt.

Ein gewiſſer Beaulieu hatte einſt Geſchäfte im Gerichtshof, wurde ſehr höflich aufgenommen, und war Zeuge von mehreren Händeln. Unter andern ſchleppte ein Mann ſeinen Nachbar vor Gericht, der über den Zaun geguckt hatte, als ſeine Frau ſich badete. Die keuſche Dame hatte es ihrem Manne geklagt, und dieſer ſogleich den lüſternen Zuſchauer ergriffen. Er wurde verurtheilt, dreißig Hiebe mit dem Ratan auf die Schultern zu empfangen. Ratan iſt eine chineſiſche, ſehr ſchlanke, aber ſehr harte Pflanze, deren man ſich ſtatt eines Korporalſtocks bedient. Der Hen-

ker führte den armen Teufel, der seine Augenluſt so streng büßen sollte, hinaus, um das Urtheil sogleich zu vollziehen. Der Ratan war schon aufgehoben, da fing der Delinquent an zu kapituliren, und bot sechs Mazes (eine dortige Münze). Der Henker forderte deren vierzig, und als jener sich noch bedachte, gab er ihm den ersten Streich so derb, daß er sich augenblicklich zu zwanzig Mazes verstand. Um diesen Preis wurde der Handel geschlossen, das Urtheil zwar nichts desto weniger vollzogen, allein so obenhin, daß der Ratan kaum die Kleider berührte. Diese Kapitulation ging vor sich in Gegenwart des Richters und seiner Beisitzer, die nicht das Geringste dagegen hatten. Der Bestrafte mischte sich nachher ganz ruhig unter die Zuschauer, um die folgenden Urtheile mit anzuhören.

Beaulieu erfuhr von seinem Dolmetscher, das sei so der Gebrauch. Der König ließe fast täglich Nasen abschneiden, Augen ausstechen, kastriren, Füße, Hände und Ohren abhauen. Der Henker pflegte dann den Delinquenten zu fragen: Wie er es gehalten wissen wolle? Ob man ihm recht sauber kastriren, oder die Nase mit Einem Schnitt ablösen, oder (wenn er gar zum Tode verdammt war) ihn schnell ohne viele Martern hinrichten solle? — Der Handel wurde in Gegenwart der Zuschauer geschlossen, und das Geld sogleich bezahlt. Wer kein Geld hatte, oder damit geizte, der lief Gefahr, sich die Nase dergestalt ausschälen zu sehen, daß das Gehirn zum Vorschein kam, oder, sammt dem Ohr, auch einen Theil der Backe zu verlieren u. s. w.

Allein Beaulieu bewunderte, daß selbst für Leute von

fünfzig oder sechzig Jahren solche Verstümmelungen selten tödtlich wurden, ob man gleich keine andern Heilmittel anwendet, als Wasser und einen leichten Verband.

Uebrigens wird die Ehre des Bestraften dadurch auf keine Weise gekränkt; ja er durfte ohne Bedenken denjenigen umbringen, der es wagte, ihm den kleinsten Vorwurf deshalb zu machen; denn — sagen die Einwohner von Achem — jeder Mensch kann fehlen, allein die Strafe vertilgt den Fehler.

Sehr natürlich ist der Henker eine der reichsten und angesehensten Personen im Staate. Man sagt, er müsse mit dem Könige das Geld theilen, welches er für sauber abgeschnittene Nasen und Ohren empfängt, und Seiner Majestät Schatulle soll sich sehr wohl dabei befinden. — Wie glücklich sind wir in Europa, daß wir wenigstens solche gezwungene Anleihe nicht kennen!

Panthea.

In unsern kriegslustigen Zeiten wird der Name Xenophon öfter als gewöhnlich ausgesprochen, und vielleicht haben meine schönen Leserinnen schon von ihm gehört, als von einem Manne, der mit zehntausend Griechen einen sehr gefährlichen Rückzug glücklich vollbrachte, und dieses gefährliche Kunststück selbst sehr schön beschrieb. Vielleicht empfinden Sie aber eben deswegen eine Art von Geringschätzung gegen ihn, da — wie man behauptet — viele

unter Ihnen nur die Helden unſerer Zeit bewundern, die immer vorwärts gehen, auf dem Schlachtfelde wie in der Liebe.

Sie ſollen aber wiſſen, daß Xenophon noch ein anderes Buch geſchrieben hat, die Geſchichte des perſiſchen Königs Cyrus, in welcher eine Epiſode vorkommt, die da beweiſt, daß er ein Mann, nicht allein von kriegeriſchem, ſondern auch von gefühlvollem Herzen war, und ſo werden Sie ihn um ſo lieber begnadigen, da dieſer längſt vermoderte Grieche keinem Ihrer lebendigen Neu-Römer im Wege ſteht. Vielleicht kennen Sie auch ſchon das rührende Schickſal der Panthea, haben es aber als Roman aufgeſtutzt geleſen, da ich hingegen einen ungekünſtelten Auszug aus der griechiſchen Urſchrift Ihnen mittheile, und bei den intereſſanteſten Stellen mich der eigenen Worte Xenophon's bedienen werde. Seine einfache Erzählung, verglichen mit unſern gewöhnlichen Romanen, iſt eine Nimphe im ſchneeweißen Gewand, die neben einer buntgeſchmückten Buhlerin ſteht.

Abradates, der König von Suſiana, war Panthea's Gemahl und ihrer würdig. In der erſten Schlacht, welche der ſiegreiche Cyrus den Aſſyrern lieferte, befand ſich dies ſchöne Weib unter den Gefangenen. Ihr Gemahl hatte eine Geſandſchaftsreiſe zu dem Könige von Bactriana unternehmen müſſen, und war folglich abweſend. Cyrus ertheilte einem jungen Meder, Namens Araſſes, den Auftrag, ihr Hüter zu ſein, bis Abradates kommen und ſie zurückfordern würde. Xenophon bedient ſich einer eigenen Wendung, um

Panthea's Schönheit zu beschreiben. Araſſes ſtattet dem Cyrus Bericht ab, und fragt, ob er auch das Weib geſehen, deſſen Obhut er ihm anvertrauet? — Nein, antwortet Cyrus.

»Ich habe ſie geſehen,« fährt Araſſes fort, »und wählte ſie für dich. Als wir in ihr Zelt traten, erkannten wir ſie nicht ſogleich, denn ſie ſaß auf dem Boden, von ihren Sklavinnen umringt, und gekleidet wie dieſe. Doch kaum hatten wir einen aufmerkſamen Blick auf Alle geworfen, als wir nicht mehr in Zweifel ſtanden, welche von ihnen Panthea ſei, obgleich ein Schleier ihr gebücktes Haupt verhüllte. Wir baten ſie aufzuſtehen, ihre Sklavinnen erhuben ſich zu gleicher Zeit; da ragte ſie unter Allen hervor durch hohen, ſchlanken Wuchs, Adel und Anmuth in ihrem ganzen Weſen. Das einfache Gewand nahm ihr nichts, das Koſtbarſte hätte ihr nichts geliehen. Der Schleier war in ihren Thränen gebadet, ſie floſſen zu ihren Füßen. Da redete der Aelteſte unter uns ſie alſo an: Sei ruhig, faſſe Muth. So groß und liebenswürdig auch dein Gemahl ſein mag, ſo dürfen wir doch kühn behaupten, daß der Held, dem du beſtimmt biſt, ihm an Schönheit, Geiſt und Macht nicht weicht. Ja, Cyrus iſt es, dem Bewunderung gebührt, und dem du künftig angeho.... wirſt. — Dieſe Worte vernehmend, zerriß ſie ihren Schleier und brach in Wehklagen aus, in welche ihre Weiber mit einſtimmten. In ihrem Schmerz ſich vergeſſend, ließ ſie Geſicht und Bruſt und Hände uns ſehen, und wir mußten

bekennen, daß nie eine vollkommnere Sterbliche in Asien geboren worden.“

Der edle Cyrus fühlte bei dieser Beschreibung, wie gefährlich die schöne Gefangene für seinen Ruhm werden könne, und beschloß sie nie zu sehen, ihr aber alle ihrem Range schuldige Ehre zu erweisen. Nur Eins vergaß er: einem Hüter sie zu vertrauen, den sein Alter vor den, von ihm selbst geahneten Gefahren schützen könnte. Araſſes sah Panthea, und sah sie nicht ungestraft. Die heftigste Leidenschaft ergriff ihn und riß ihn zu ihren Füßen. Panthea ließ den König davon unterrichten, der, um den Jüngling zu entfernen, ihm auftrug, sich als Ueberläufer zu dem Feinde zu begeben, um dessen Entwürfe auszukundschaften. Araſſes gehorchte, und schnell verbreitete sich das Gerücht im Lager, er habe seines Königs Partei verlassen. Panthea war nicht die letzte, welche es erfuhr. Sie glaubte, hoffnungslose Liebe habe ihn zum Verräther an seinem gütigen Herrn gemacht. Es schmerzte sie, daß ihr großmüthiger Sieger einen treuen Freund durch sie verlieren sollte. Willst du es — ließ sie dem Cyrus entbieten — so werde ich meinen Gemahl bewegen, daß er zu dir eile, und dir den Araſſes ersetze. — Cyrus willigte ein, und bald erschien Abradates an der Spitze von zweitausend Reitern, durchdrungen von des Königs Großmuth und brennend vor Begierde, ihm seine Dankbarkeit durch Thaten zu beweisen. — Es bot sich nur zu bald die Gelegenheit dar. Eine Schlacht sollte geliefert werden. Xenophon selbst möge erzählen.

»In dem Augenblicke, wo Abradates den Harniſch — nach Gewohnheit ſeines Landes von Leinwand genähet — anlegen wollte, brachte ihm Panthea einen goldenen Helm, Armſchienen und Armringe von demſelben Metall, ein Purpurgewand, das in Falten bis auf die Erde floß, und einen goldfarbenen Federbuſch. Alles hatte ſie insgeheim für ihn verfertigen laſſen. Ueberraſcht und gerührt machte Abradates ihr zärtliche Vorwürfe, daß ſie ihres Schmuckes ſich beraubt habe, um dieſe köſtliche Rüſtung ihm zu verſchaffen. Du biſt mein Schmuck, war ihre ganze Antwort; du biſt mein Stolz, wenn Aller Augen bewundernd auf dich gerichtet ſind. So ſprechend, legte ſie ihm ſelbſt die Waffen an, und mühte ſich vergebens, die Thränen zu verſchlucken, die über ihre Wangen rollten.

»Abradates, der ohnehin ſtattliche Mann, erſchien noch herrlicher in der neuen Rüſtung. Schon hatte er die Zügel aus den Händen ſeines Knappen empfangen, ſchon hob er den Fuß, um den Wagen zu beſteigen, als Panthea die Umſtehenden entfernte und alſo zu ihm ſprach: Mein Gemahl! du biſt mir Alles auf der Welt! allein ich ſchwöre dir bei meiner Liebe und bei der deinigen, daß ich es vorziehe, dir in ein ruhmvolles Grab zu folgen, als ehrlos mit einem entehrten Manne zu leben. Erinnere dich der Wohlthaten des Cyrus. Mich, eine Gefangene, ſeinen Lüſten Unterworfene, hat er nicht als Sklavin behandelt, mir nicht unter ſchimpflichen Bedingungen die Freiheit angeboten; für dich hat er mich treu bewahrt, als ſei ich das Weib ſeines Bruders.«

Zehnte Scene.

Felix allein.

(Er zieht Natalens Zettel hervor) „Wer mich flieht, kann der mich lieben? — Wer mich liebt, wird mir gehorchen. Erwarten Sie mich um 9 Uhr in der Kastanienallee.“ — Ja Natalie, ich gehorche dir! — du willst mir die Trennung noch schwerer machen — aber es ist der Erste Befehl, dessen du mich würdigest. Ich gehorche dir, und gälte es mein Leben! — Es rasselt — man kömmt — sie ist es — (er thut einige Schritte entgegen, und stutzt) Ha! mein Vater!

Eilfte Scene.

Der Verwalter und Felix.

Verw. Sohn, was ist das? ich bemerke etwas ungewöhnliches an dir?

Felix. Wie so, lieber Vater?

Verw. Den ganzen Tag bist du herum gewandt wie ein Träumender; hast mir auf jede Frage zerstreut geantwortet; hast deine stieren

Blicke

»Abradates, tief gerührt, legte seine Hand auf das Haupt der Gattin, hob die Augen gegen Himmel und rief: Großer Gott! laß mich sterben, Panthea's würdiger Gemahl, des Cyrus würdiger Freund! — Mit diesen Worten schwang er sich auf den Wagen, und verschloß sich darin mit seinen Knappen. — Panthea, die den Geliebten nicht mehr umarmen konnte, küßte den Wagen, der aber schnell dahin rollte. Sie sah ihm nach. Noch Einmal wandte sich Abradates: tröste dich! rief er, wir müssen uns trennen! leb' wohl! — Panthea sank in die Arme ihrer Weiber, die sie zu ihrem Wagen führten. — Jetzt erst wandten sich Aller Blicke auf Abradates, denn Niemand hatte seiner geachtet, so lange Panthea gegenwärtig war."

»Nach der Schlacht, in welcher er Wunder der Tapferkeit verrichtet hatte, wurde Cyrus unruhig, als er nicht erschien. Wo ist er? fragte er Einen seiner Leibwächter. — Er ist gefallen, war die Antwort, als er seinen Wagen mitten unter die Feinde trieb. Den Leichnam hat seine Gattin auf ihrem eigenen Wagen an die Ufer des Pactolus geführt. Da sitzt die Unglückliche auf den Boden, und hält sein Haupt auf ihrem Schooße, während ihre Sklaven ihm ein Grab auf einem nahen Hügel graben. — Als Cyrus die Trauerbotschaft vernahm, warf er sich auf sein Roß und eilte nach dem Schauplatz des Jammers. Als er Panthea wirklich in der beschriebenen Lage erblickte, vergoß er Thränen und rief: Treuer Freund! du hast uns verlassen! — Zugleich ergriff er die Hand des Todten, die in der seinigen blieb; ein Egyptier hatte sie mit der Streitart ihm abgehauen. Der

Anblick der verstümmelten Hand verdoppelte seinen Schmerz. Panthea, laut kreischend, riß ihm die Hand weg, küßte sie, und suchte sie dem Arme wieder anzufügen. — »Sieh' da! (rief sie) die blutigen Proben seiner Liebe für mich, seine Treue für dich. O ich Rasende! ich war es, die in ihm drang, einen Ehrenplatz unter deinen Freunden zu erkämpfen. Er folgte seinem Muthe, seiner Treue, jede Gefahr verachtend; er ist gefallen, der Untadeliche! ich hab' ihn in den Tod gejagt — und ich lebe noch!» —

»Cyrus schwamm in Thränen. Er ist mit Ruhm bedeckt gefallen, sagte er tröstend, er starb am Busen des Sieges. Und du wirst nicht hilflos bleiben. Stets werde ich deine erhabene Tugend ehren. Sprich, wohin begehrst du geführt zu werden. — Herr, sei unbekümmert um mich, versetzte Panthea, du sollst erfahren, welchen Aufenthalt ich erwählt. — Nach dieser Unterredung entfernte sich Cyrus, beseufzend das Schicksal der Frau, die einen solchen Mann verloren, des Mannes, der eine solche Frau nie wiedersehen sollte!»

»Panthea entfernte ihre Sklaven, unter dem Vorwand, ihren Schmerz ohne Zeugen nachzuhängen, und behielt blos ihre Amme bei sich, der sie befahl, ihren Leichnam mit dem ihres Gatten in Einen Teppich zu wickeln. Umsonst versuchte die Amme durch Bitten, den blutigen Vorsatz abzuwenden, und als sie sah, daß ihre Gebieterin nur dadurch zum Zorn gereizt wurde, setzte sie sich weinend. Da zog Panthea ihren Dolch, stieß ihn sich in die Brust, ließ ihr Haupt auf den Busen ihres Mannes sinken und starb. Heu-

lend erfüllte die Amme ihren letzten Befehl, und breitete den Teppich über das entseelte Paar."

»Hastig eilte Cyrus noch Einmal herbei, hoffend, die Edle noch zu retten. Allein er kam nur um zu sehen, wie ihre Sklaven sich selbst umbrachten. Von Schmerz und Bewunderung erfüllt, entzog er sich diesem traurigen Schauspiel, veranstaltete ein köstliches Leichenbegängniß, und befahl, der Liebe und Treue ein herrliches Denkmahl zu errichten."

Die Schreckniſſe einer Wüſte.

Ein Reiſender, Namens Carré, ging durch die arabiſchen Wüſten. Er hatte ſich in Perſien mit einem arabiſchen Wegweiſer, Agi-Haſſem, verſorgt, deſſen Muth und Treue man ihm verbürgt hatte. Nach mehreren Tagereiſen fing das Waſſer ſchon an, ihnen zu mangeln. Zwar fanden ſie hie und da noch Brunnen, aber von todten Heuſchrecken ſo verpeſtet, daß es eben ſo ekelhaft als gefährlich war, dieſen Schlamm zu trinken. Indeſſen blieb ihnen noch ein wenig Waſſer in ein paar kleinen Schläuchen, womit ſie ſehr ſparſam umgingen.

Eines Tages befanden ſie ſich etwa vierhundert Schritt von einem Hügel, als ſie plötzlich einen Reiter erblickten, der mit verhängtem Zügel herab und auf ſie zu ſprengte. Da ſie in einer durch Räuber berüchtigten Gegend waren, ſo machten ſie mißtrauiſch halt; Carré legte ſeine Flinte

und der Araber seinen Bogen auf den Fremdling an, welcher stutzte und ihnen in türkischer Sprache zurief: er wolle sie keineswegs beleidigen; wobei er schüchtern zurückwich, um aus dem Schuß zu kommen. Dann neigte er seine Lanze, machte Zeichen mit der Hand, und gab zu verstehen, daß er mit ihnen zu sprechen wünsche. Agi-Hassem ritt zuerst hin zu ihm, Carré folgte nach einer Weile. Der Fremde, von dem heftigsten Schmerz erfüllt, sagte ihnen, er habe hinter dem Hügel noch eine Menge Unglücksgefährten, die er von Aleppo her geführt. Kommt! rief er, und seht und helft, wenn ihr könnt.

Als Carré die Spitze des Hügels erreichte, sah er etwa zwanzig Knechte mit hundert Kameelen, die bestimmt waren, zwei hundert junge Mädchen von zwölf bis fünfzehn Jahren zu tragen. Der Anblick dieser Kinder hätte ein Herz von Stein zermalmt. Sie lagen Alle auf der Erde, waren Alle schön wie die Engel, aber die Verzweiflung verzerrte ihre schönen Gesichter. Sie heulten, sie schrien, sie rissen sich die Haare aus.

„Wer sind diese Unglücklichen?" fragte Carré den Türken, „und warum jammern sie?" —

„Ach!" erwiederte er auf italienisch, „Ihr seht mich tausendmal mehr in Verzweiflung, als alle diese Mädchen denn ich gehe zu Grunde! Ich habe sie theuer gekauft, und seit zehn Jahren mit aller Sorgfalt und großen Kosten in Aleppo erzogen. Ihr seht hier vor Euch, was nur in Griechenland, Georgien und Armenien Schönes aufzutreiben war. Nun wollte ich sie nach Bagdad führen, von wo aus

man in Perſien, Arabien und den Staaten des großen Moguls mit ſchönen Mädchen ſich verſorgt. Ach! da trifft mich das gräßliche Unglück, daß ich ſie Alle muß verdurſten ſehen, weil ich den Weg durch die Wüſte, als den kürzeſten, genommen."

Carré ſchauderte, und empfand eben ſo viel Abſcheu vor dem Kuppler, als Mitleid mit den Schlachtopfern. Der Türke zeigte auf friſche Gräber. »Mehr als zwanzig Mädchen und zehn Verſchnittene hab' ich hier bereits verſcharren laſſen. Sie ſtarben, weil ſie aus den Brunnen getrunken. Dieſe Brunnen enthalten ein tödtliches Gift für Menſchen und Vieh. Es iſt nicht Waſſer, welches ſie liefern, ſondern ein Brei von todten Heuſchrecken, deren bloßer Geruch Alles verpeſtet. Wir haben nichts mehr, als ein wenig Kameelmilch, und wenn nicht bald Hilfe erſcheint, ſo muß ich die Hälfte meiner Hoffnungen in dieſer Wüſte begraben."

Mit zerriſſenem Herzen ließ Carré ſeinen Blick umherſchweifen. Zehn bis zwölf junge Mädchen lagen eben in den letzten Zügen. Eine derſelben, die noch im Todeskampfe reizend war, rührte ihn ſo tief, daß er haſtig ſeinen Schlauch vom Pferde ſchnitt, und hin zu ihr eilte, um ſie trinken zu laſſen. Aber plötzlich gerieth ſein arabiſcher Geleitsmann in grenzenloſe Wuth. Er ſpannte ſeinen Bogen, und ſchoß der Unglücklichen, der Carré beiſtehen wollte, einen Pfeil durch's Herz. Dann betheuerte er mit den gräßlichſten Flüchen, daß er Eine nach der Andern er-

schießen würde, wenn Carré ihnen zu trinken reichte. »Siehst du nicht,« sagte er mit rauhem Ton, »daß wir bald uns selbst in gleicher Lage befinden werden, wenn du hier unsern geringen Vorrath verschleuderst? Weißt du nicht, daß wir noch auf eine Strecke von zwanzig Meilen keinen Tropfen Wasser finden werden, der nicht durch todte Heuschrecken vergiftet wäre?« — So sprechend, schnürte er die Schläuche fest zusammen, und band sie mit so wüthiger Geberde an das Pferd, daß Carré selbst befürchten mußte, bei dem geringsten Widerstande von ihm durchbohrt zu werden. — Agi-Hassem rieth dem Türken, einige seiner Leute mit Kameelen nach dem Morast von Taiba zu schicken, der nicht weit entfernt sein könne, und in dem es Quellen gebe, die vielleicht noch rein wären. Aber der Kerl fürchtete, daß die Araber von Taiba ihm rauben möchten, was von seiner schönen Ware ihm noch übrig geblieben, und die Reisenden verließen ihn in dieser Unentschlossenheit.

Das Geheul der unglücklichen Mädchen, als sie die Fremdlinge wegreiten und ihre letzte Hoffnung verschwinden sahen, drang gräßlich in Carré's Ohren, und man darf es ihm auf's Wort glauben, daß die Erinnerung an diese Schreckensscene ihn Zeit seines Lebens verfolgte.

Die Wahrheit vor dem Throne.

Vor mehreren Jahren gab Aleris Leontirer chinesische Gedanken in russischer Sprache heraus. Er hatte

ſie aus dem Mandſchuriſchen überſetzt, und ſie wurden bald wieder aus dem Ruſſiſchen in mehrere europäiſche Sprachen aufgenommen. Sie verdienten dieſe Auszeichnung, denn ſie enthalten lauter Gutes und ſogar viel Vortreffliches. Unter andern lieſt man darin Ermahnungen eines Kaiſers an ſeine Generale und Soldaten, gegen alle Gattungen von Ausſchweifungen, die in jedem Leſer den herzlichen Wunſch erwecken, daß dieſe Ermahnungen auch in unſern Tagen wiederholt werden möchten. — Aber wenn die chineſiſchen Kaiſer mit väterlichem Ernſt ihren Unterthanen die Wahrheit ſagten, ſo gab es auch wiederum Unterthanen, die, mit kindlichem Vertrauen, ſie den Kaiſern nicht vorenthielten. So, zum Beiſpiel, findet man hier die erſten Rathſchläge, welche der Miniſter Hiai einem Kaiſer gab, der ein hundert und ſiebzig Jahre vor Chriſti Geburt den chineſiſchen Thron beſtieg.

»Wenn ich den Zuſtand des Reichs betrachte,« hub er an, »ſo muß ich, als ein treuer Diener, Euch verkünden, daß das Elend den höchſten Gipfel erreicht hat. Man kann den Blick nirgends hinwerfen, ohne laut auf zu ſchreien, ohne die bitterſten Thränen zu vergießen, und von der ſchweren Bürde tief gebeugt zu werden. Die kleinen Verbrechen, die gewöhnlichen Laſter, ſind jetzt unbemerkbar in dieſem Pfuhl von Verderbniß, u. ſ. w.«

Ein Recenſent ſagte damals, es gäbe in neueren Zeiten

keine Beiſpiele, daß ein Miniſter Rechtſchaffenheit und Muth genug beſeſſen, ſeinem Monarchen ſolche harte Wahrheiten zu ſagen. Hätte dieſer Recenſent die Memoiren des Marſchalls von Noailles gekannt, ſo würde er in denſelben einen Brief gefunden haben, welchen der Marſchall 1753 an Ludwig XV. ſchrieb, und in welchem gleichfalls die bitterſten Wahrheiten mit einer edlen Freimüthigkeit vorgetragen werden.

»Gährung und Verwirrung,« ſagt er unter andern, »herrſchen unter allen Staatsgliedern, und die Ausſchweifungen überſteigen allen Glauben, man kennt weder Regel noch Wohlſtand mehr; man ſieht nur Mißvergnügte, man hört nur Murrende u. ſ. w.« »Verzeihen Sie mir, Sire,« (ſo ſchließt der edle Greis), »Ihnen ein ſo ſchwarzes Gemälde dargeſtellt zu haben. Es war die letzte Anſtrengung des Muthes und des gerechten Vertrauens, welches ich zu der Rechtlichkeit und Wahrheitsliebe meines Herrn hege. — Es gibt nur Wenige an Ihrem Hofe, die nicht ein kluges Schweigen einem ſolchen gewagten Schritte vorzögen. Klug mag dieſes Schweigen allerdings wohl ſein, doch darum nicht minder verbrecheriſch. Und was werden die traurigen Folgen davon ſein? — Unglücksfälle, denen nicht mehr abzuhelfen iſt, und aus welchen zu ſpät die Könige erkennen werden, daß ſie keine treuen Diener beſaßen, von denen ſie um ihrer ſelbſt willen geliebt wurden, ſondern daß ſie blos von Höflingen, Schmeichlern und ſchwachen Miniſtern umgeben waren.«

Nach solchen Beispielen darf man kühn behaupten, daß — wenn die Wahrheit vor dem Throne nicht erscheint, solches nicht den Unterthanen, sondern den Fürsten beizumessen ist. Diese mögen ihr nur ein sicheres Plätzchen auf des Thrones Stufen anweisen, und sie wird nicht ermangeln, es einzunehmen.

Ich möchte die Wahrheit und die fürstliche Gewalt mit zwei Magneten vergleichen, die einander freundlich anziehen, wenn der Südpol des Einen mit dem Nordpol des Andern in Berührung kommt; hingegen einander feindlich zurückstoßen, wenn der Nordpol auf den Nordpol trifft. Der Magnet könnte noch in mehrern Fällen zum Symbol der Wahrheit dienen. Je mehr Gewicht man nach und nach an ihm hängt, je stärker wird er. Läßt man ihn zu lange in Ruhe, so verliert er einen Theil seiner Kraft. Läßt man ihn vom Rost anfressen, oder gar im Feuer glühen, so ist es um ihn geschehen. Nun hat es leider zu aller Zeit Fürsten gegeben, welche die Wahrheit ruhen, vom Rost anfressen, oder wohl gar im Feuer ihres Zorns verglühen ließen, was Wunder, daß sie ihre Kraft verlor, oder ungenutzt im Winkel liegen blieb.

Noailles sagt: Die Fürsten hätten selten treue Diener, von welchen sie um ihrer selbst willen geliebt würden. Aber wollen sie denn auch dergleichen haben? — ich fürchte nein. Wenigstens suchen sie dieses Gefühl nicht bei ihren eigentlichen Dienern, sondern nur da, wo sie es nie finden werden, bei ihren Höflingen, von denen sie

zunächst und in heitern Stunden umgeben sind. Von diesen nur wollen sie geliebt sein, und bilden sich auch sehr leicht ein, es zu werden. Von dem Diener, der sie mit Geschäften langweilt, fordern sie blos die kalte Pflicht. Verhältnisse, wie das zwischen Heinrich dem Vierten und Sülly war, findet man höchst selten in der Geschichte.

Le Nôtre.

Der brave Gärtner, von dem einst ganz Europa die Regeln des Geschmacks in der Gartenkunst empfing, wird als Künstler wenig mehr geachtet, seitdem die englischen Parks auf europäischen Boden und oft auf einen einzigen Morgen Landes verpflanzt worden sind. Ich mag mit Niemanden darüber streiten, welcher Geschmack den Vorzug verdiene. Es ist war, man kann die englischen, der Natur treu nachgeahmten Anlagen mit dem lieblichen Waldgesang eines Vogels vergleichen, da hingegen die des Le Nôtre dem gelernten Liedchen desselben Vogels ähneln mögen; aber es ergetzt doch auch, wenn man einen Vogel im Zimmer hat, der eine niedliche Arie pfeift.

Vielleicht fanden die krummen Gänge der Engländer nur deswegen so schnellen Eingang, weil das ganze Jahrhundert anfing, krumm zu gehen, und weil man in der Moral, wie in der Politik, nicht gern drei Schritt weit vor sich sah. Das bei Seite, denn ich will es hier nicht mit Le Nôtre dem Gärtner, sondern mit Le Nôtre dem

Blicke an den Boden geheftet, oder mich mit einer Wehmuth angesehn, die ein Unglück zu weissagen schien. Endlich die Art, mit der du mir diesen Abend eine ruhige Nacht wünschtest — deine Hand zitterte, als du die meinige ergriffst — und — hat die Dämmerung mich nicht getäuscht, so sahe ich Thränen in deinen Augen?

Felix. Nicht doch mein Vater — nur zurückgebliebene Schwäche — ein Rest von Krankheit —

Verw. Camillo, du hast etwas vor.

Felix. (immer unruhig um sich blickend) Fürchten Sie eine unedle Handlung von Ihrem Sohne?

Verw. Nein, aber du hintergehst mich.

Felix. Wie können Sie vermuthen —

Verw. Du hast mir nichts zu sagen?

Felix. Die kühle Abendluft wird Ihrer Brust schaden.

Verw. Bekümmere dich um mein Herz, und nicht um meine Brust. — Bin ich deines Vertrauens unwerth?

Felix. Welche Frage!

Menſchen zu thun haben, weil er ein herrlicher Menſch war, treuherzig, redlich, dankbar, zuverläſſig. Für Ludwig den XIV. glühte er vom reinſten Enthuſiasmus, denn dieſer wahrhaft große Monarch war nicht allein ſein Wohlthäter, ſondern ehrte ihn auch (und zugleich ſich ſelbſt) durch herzliche Vertraulichkeit. Das vergalt ihm Le Nôtre durch eine Liebe, deren Ausbrüche bisweilen drollig waren.

Einſt befand er ſich zu Rom. Papſt Innocenz XI. wollte ihn kennen lernen, und ertheilte ihm eine ſehr lange Audienz. Am Schluß derſelben rief Le Nôtre: »Ich habe die beiden größten Männer meines Zeitalters geſehen! Eure Heiligkeit und den König, meinen Herrn!"

»Ei, ei, erwiederte der Papſt, der Unterſchied iſt ſehr groß. Der König iſt ein ſiegreicher Fürſt; ich bin nur ein armer Prieſter, ein Knecht der Knechte Gottes." — Le Nôtre, durch dieſe Antwort entzückt, vergaß, vor wem er ſtand, klopfte den Papſt vertraulich auf die Schulter und ſagte:

»Heiliger Vater, Sie befinden ſich Gott ſei Dank wohl und werden noch ſämmtliche Kardinäle begraben."

Als der Papſt dieſe Vertraulichkeit gütig aufnahm und fortfuhr, den König zu rühmen, da konnte der ehrliche Gärtner ſich nicht länger halten, er ſprang dem Papſte an den Hals und umarmte ihn herzlich. Ueberhaupt war es ſeine Gewohnheit, alle diejenigen ohne Umſtände zu umarmen, welche gut von ſeinem geliebten Könige ſprachen; ja er umarmte nicht ſelten den König ſelbſt.

Eines Tages begegnete er diesem in den Gärten von Marly. Ludwig ließ sich eben in einem kleinen Wagen von Schweizern ziehen, und verlangte, daß Le Nôtre einen andern ähnlichen Wagen besteigen sollte. Mit Thränen in den Augen gehorchte der Greis, und als er sich so neben seinem Monarchen erblickte, und zu gleicher Zeit Manhard (den berühmten Baumeister) gewahr wurde, den er selbst zuerst bei Hofe eingeführt hatte, so rief er begeistert aus: »Wahrlich, Sire, mein ehrlicher Vater würde große Augen machen, wenn er mich in diesem Wagen an der Seite des größten Königs erblickte. Man muß gestehen, daß Eure Majestät Ihren Maurer und Ihren Gärtner sehr gut behandeln.«

Im Jahre 1675 wollte Ludwig ihn adeln und ihm ein Wapen verleihen, aber er verbat es sich, sprechend, er besitze schon ein Wapen, nämlich drei Schnecken und statt des Helms eine große Staude Blumenkohl. »Sire,« fügte er hinzu, könnte ich jemals meine Hacke vergessen? Sie ist mir unendlich theuer, denn ihr verdanke ich meines Königs Gnade.« — Guter Le Nôtre! wenn du noch lebtest und sehen könntest, wie viele Menschen jetzt ihre Hacken vergessen!

Eine genealogische Merkwürdigkeit.

Die Gewaltigen der Erde genießen den Vortheil — wenn es anders einer ist — daß man ihnen Stammbäume

pflanzt, deren Wurzeln sich allenfalls im Mittelpunkt der Erde verlieren. So hat unter andern Geandidier eine Geschichte des Bisthums und der Bischöfe von Straßburg geschrieben, in welche er die Genealogie des Hauses Oesterreich verwebt hat. In der Mitte des siebenten Jahrhunderts, sagt er — (es ist, wie man sieht, ein wenig lange her) — wurde Elsaß von einem Herzog Adalrich beherrscht, der vermuthlich ein Sohn des deutschen Herzogs Lothar gewesen, welcher Lothar an dem Hofe Sigebert II. die wichtigsten Staatsämter verwaltete. Adalrich empfing das Herzogthum Elsaß nun auf Lebenszeit von dem Könige von Austrasien, dennoch vererbte er es auf seinen ältesten Sohn Adalbert, der die Häuser Hoptburg, Zähringen und Baden gründete. Adalrich's jüngster Sohn, Etichon, wurde Stammvater der Häuser Egisheim und Lothringen. Der letzte Herzog von Lothringen vermählte sich mit der Erbin von Oesterreich, wodurch beide Zweige wiederum vereinigt wurden. Nun stammte aber auch von demselben Adalrich vermuthlich eine gewisse Adelaide ab, die Gemahlin Robert des Starken, Grafen von Anjou, dessen Nachkommenschaft seit acht Jahrhunderten den Thron von Frankreich besitzt — (besaß).

»Folglich (schließt der Geschichtsschreiber) fließt noch heute Adalrich's Blut in dem kostbaren (nun vergossenen) Blute unserer Beherrscher, in den Adern eines jungen Königs und einer jungen Königin, welche für die Liebe (!)

der Franzoſen und für das Glück (!) ihrer Unterthanen geboren ſind."

Der Wollüſtling.

Die berühmten Prozeſſe, von Pitaval geſammelt, ſind Jedermann bekannt; weit weniger eine andere, ähnliche Sammlung der merkwürdigſten Rechtshändel und richterlichen Ausſprüche in den vornehmſten Gerichtshöfen Frankreich's, die eine ungeheure Menge von Bänden füllen. Die folgende Begebenheit — ein trauriges, obwohl nicht ſeltenes Beiſpiel der ausſtudirteſten Verführungskunſt — ſteht im neunundzwanzigſten Bande.

Derjenige, der die Hauptrolle ſpielte, wird blos durch die Buchſtaben D. von V. bezeichnet (mich dünkt, man hätte ſeinen Namen vor der ganzen Welt brandmarken ſollen), und war übrigens ein, mit vielen Titeln prangender Hofbeamter, Erb-, Lehn- und Gerichtsherr von zehn Dörfern. Im Jahr 1775 ſchlug er ſeine Wohnung in einem Städtchen, in der Grafſchaft Pont Chartrain auf. Er wählte ein iſolirt ſtehendes Haus, welches ganz am Ende der Stadt und ſogar entfernt von der Straße lag. Man bemerkte ihn bald, denn er gab in der Kirche große Thaler, wenn die jungen Mädchen, nach ihrer Gewohnheit, Geld für die Armen ſammelten. Indeſſen war die Schönheit dieſer Mädchen der eigentliche Thermometer ſeiner Wohlthätigkeit, denn die Häßlichen bekamen keinen großen Thaler.

Vernünftige Leute merkten bald, was das zu bedeuten habe, allein der große Hauſe verehrte den Herrn von V. als einen wohlthätigen Genius, der in ihre Wüſte gekommen ſei, um es Manna regnen zu laſſen.

Dieſe günſtige Meinung benutzte er, um die junge, fünfzehnjährige Marie an ſich zu locken, deren aufblühende Reize ihm beſonders lüſtern machten. Sie war eine Nätherin, und da die Nätherinnen dieſes Orts die Tage oft in fremden Häuſern zubrachten, um dort zu arbeiten, ſo wurde es dem Verführer leicht, ihre Mutter zu überreden, daß ſie das Töchterlein aus gleicher Urſach zu ihm ſchickte. Der guten Alten kam kein argwöhniſcher Gedanke in den Sinn. War doch Herr von V. ſchon ein Mann über die Vierzig und ſo fromm, ſo wohlthätig, ein ſo fleißiger Kirchengänger; »geh du in Gottes Namen, Mariechen, (ſagte ſie) das iſt ein wahres Glück für dich.«

Das Mädchen ging, wurde ſehr freundlich empfangen, mit Schmeicheleien und Geſchenken überhäuft, doch immer noch auf eine ſo natürliche Weiſe, daß ihre Unſchuld nicht ſcheu gemacht wurde. Zwei Tage verfloſſen ſehr ruhig. Sie ſchnitt mit großem Vergnügen eine Menge feine Leinewand zu, deren bloßer Anblick (nach Art aller Weiber) ihr Herz erfreute. Am dritten Tage begann ſie zu nähen, und nun wurde V. unternehmender. Allein das unſchuldige Geſchöpf verſtand über ſolche Dinge keinen Spaß; ſie ergriff ihre Holzſchuh und ſchlug den gnädigen Herrn ſo derb damit in's Geſicht, daß das Blut ihm aus der Naſe ſchoß, und er genöthigt war, für diesmal den Angriff aufzugeben.

Marie entſchlüpfte und war nicht zu bewegen, ſich der Gefahr zum zweiten Male auszuſetzen. Der Wollüſtling, durch Widerſtand noch erhitzter, beſchloß nunmehr Gewalt zu gebrauchen. Sein Bedienter, ein wohlerfahrner Kuppler, machte den Unterhändler. Es gelang ihm, Marien zu überreden, ſein Herr ſei nach Paris gereiſt und werde erſt nach acht Tagen zurückkehren; ſie habe alſo nichts zu fürchten und könne ihre Arbeit ruhig vollenden.

Der Wunſch, Geld zu verdienen (denn ſie war ſehr arm), bewog ſie, das gefährliche Haus noch einmal zu betreten. Was nun geſchah, iſt leicht zu errathen. V. erſchien und ſeine rohen Begierden ſiegten über die Unſchuld eines ſchwachen Kindes. Marie ſchwamm in Thränen der Verzweiflung, aber der geübte Verführer wußte ihr ſo ſüß zu ſchmeicheln, ihre Eitelkeit und Sinnlichkeit abwechſelnd ſo künſtlich zu reizen, und durch blendende Geſchenke das Gewiſſen zu betäuben, daß ſie endlich freiwillig verſprach, wieder zu kommen, und — Wort hielt.

Bald wußte er das unerfahrne Mädchen ſo einzunehmen, daß ſie keinen andern Willen hatte, als den ſeinigen. Man fing an, ihre öfteren Beſuche zu bemerken und viel darüber zu ſchwatzen. Nur ihre Eltern waren, wie gewöhnlich, die letzten, die etwas davon erfuhren. Sogleich unterſagten ſie ihr den fernern Umgang. Allein Marie hatte ſich ſchon im Becher der Wolluſt berauſcht, ſie lag in den Stricken des Verführers und ließ ſich von ihm bereden, aus dem väterlichen Hauſe zu entweichen. In Verſailles ſollte ſie den Herrn von V. erwarten; doch ehe er noch

dort mit ihr zusammentreffen konnte, war ihr Vater bereits ihr auf die Spur gekommen, überraschte sie in Versailles und führte sie wieder heim. V. wollte die Beute nicht fahren lassen; er nahm seine Zuflucht abermals zu seinem bewährten Kuppler, den er in Mariens Heimath sandte, der sich zu ihr schlich und sie bald zu überreden wußte, sich von ihm entführen zu lassen. Allein auch diesmal ertappte sie der wachsame Vater; der mit zwei Reitern von der Marechaussee den Räubern nachsetzte und ihm den Raub entriß.

Der edle Herr von V., stets erpichter auf Mariens Besitz, war nun so unverschämt, selbst wiederum in ihrer Vaterstadt zu erscheinen, fest entschlossen, nicht ohne sie abzureisen. Man bewachte jeden ihrer Schritte, doch welcher Argus kann ein Mädchen bewachen, das den sichersten Wächter, die Unschuld, verloren hat! Sie wurde zum dritten Male entführt, und, unter dem Namen Victorine, auf ein Landgut in der Normandie gebracht; unterwegs galt sie für die Gemahlin des Herrn von V. Das arme Kind mochte sich ein paradiesisches Leben geträumt haben, und in den ersten Paar Monaten es vielleicht wirklich so finden. Allein der Rausch verflog bald, der gesättigte V. wurde gleichgiltig; Marie schauderte vor ihrem Zustande. Er führte sie zurück nach Versailles.

Kaum erfuhren es ihre Eltern, als sie nunmehr eine förmliche Klage gegen den Verführer und Räuber ihres Kindes erhuben, deren erste Folge war, daß er ihnen die Tochter ausliefern mußte, welches er nun vielleicht nicht

ungern that. Marie erklärte, sie sei schwanger und bezog das väterliche Haus.

Der Prozeß ging seinen Gang, und schien den Herrn v. B. mit unangenehmen Folgen zu bedrohen. Um diesen zuvorzukommen und den Klägern Schrecken einzuflössen, bestach er einen Polizeibeamten, welcher attestirte, daß ein Schrank des Herrn von B. erbrochen, und Dinge von Werth daraus gestohlen worden. Dieses Diebstahls beschuldigte er Marien, die er seine gewesene Magd nannte, und, trotz der Unwahrscheinlichkeit, trotz der unregelmäßigen Procedur gelang es ihm sogar, ein Verhaftsdekret gegen Mutter und Tochter auszuwirken. An demselben Tage, wo er dies Bubenstück vollbrachte, unternahm er den Versuch, Marien zu sprechen; denn die Trennung von ihr und die Hindernisse hatten seine Begierden auf's neue erweckt. Diesmal schickte er einen neuen, aber nicht weniger verschmitzten und noch kühneren Bedienten, als sein alter Kuppler war, und dieser — um sich durch ein tapferes Probestück bei seinem Herrn einzuschmeicheln — packte das Mädchen auf offener Straße, am hellen lichten Tage, und wollte sie mit Gewalt fortschleppen. Auf ihr gellendes Geschrei stürzten die Nachbarn herzu, und nahmen den Kerl fest.

Natürlich verschlimmerte sich dadurch die Sache des Herrn von B. Er wurde zum zweiten Mal persönlich vorgeladen, und wußte dem abermals durch Schikanen auszuweichen. Indessen wurde Marie entbunden, und ihr Entführer, auf wiederholte Klage, vorläufig verurtheilt, sechs hundert Livres zum Unterhalt des Kindes auszuzahlen.

Endlich gelang es den armen Leuten, die nur mit ihrem nackten Rechte gegen den vornehmen, reichen Wollüſtling kämpften, bis zu einem höhern Richter mit ihrer Klage durchzudringen, wo Aubry-Dumaſeil — ein ehrenvoll bekannter Name — die Vertheidigung Mariens übernahm. Er entlarvte den Verbrecher mit männlicher Beredſamkeit, und entdeckte zugleich, daß V. ſchon vormals ein anderes Mädchen entführt habe, welches jetzt zu Caen eingeſperrt ſei. »Ein ſo elender Menſch,« ſagte er, »iſt die ſchlimmſte Peſt der Geſellſchaft, und um ſo gefährlicher, da gewöhnlich die Armuth der durch ihn entehrten Familien ihm Strafloſigkeit zuſichert. Er weiß nur zu gut, daß er nicht anders gerichtet werden kann, als mit allen Formalitäten eines koſtſpieligen Kriminal-Prozeſſes; er trotzt dem Angriff, weiß ſich ſchützende Dekrete zu verſchaffen, tritt ſelbſt als Ankläger auf, bürdet alle Koſten dem armen Gegner auf die Schultern, beleidigt und ſchlägt ſogar die Gerichtsdiener, droht den Richtern ſelbſt, und ermüdet endlich durch ſeine Schikanen die Unglücklichen, die außer Stande ſind, ihn zu erreichen.«

»Das iſt in dieſem Augenblicke die traurige Lage der entehrten Familie, für die ich das Wort führe. Schon durch die erſten gerichtlichen Schritte hat ſie ihr Vermögen erſchöpft. Sie würde zurücktreten, und ihre Ruhe dem ſpät erwachenden Gewiſſen des Verbrechers anheim ſtellen müſſen, wenn nicht die edle Ritterpflicht auch ohne Klage den Unterdrückten, Gemißhandelten in Schutz nehme.« — Nun ging er Punkt für Punkt die ſchwache Vertheidigung des

Herrn von V. durch, entkräftete dessen Anklage wegen Diebstahl, stellte sein ganzes gräßliches Verfahren in das Licht der Wahrheit, und machte die Richter schaudern. Das Urtheil wurde am 19. Februar 1777 gesprochen. Herr von V. sollte Mariens Kind christlich erziehen, und alle drei Monat dem königlichen Anwalt Zeugnisse darüber vorlegen. Er sollte Marien sechs tausend Livres auszahlen, für Schaden und Interesse; ferner zehn tausend Livres wegen seiner verleumderischen Anklage des Diebstahls, und drei tausend Livres an ihre Mutter aus eben dem Grunde. Er sollte ferner alle Unkosten tragen, auch die Druckkosten für das Urtheil. Endlich wurde ihm, zugleich mit seinem Bedienten, bei körperlicher Züchtigung auferlegt, sich künftig aller solcher Streiche zu enthalten.

Dies Urtheil würde ganz befriedigend sein, wenn der Verbrecher nur auch gehangen worden wäre; denn nie wird die Unschuld sicher vor solchen Bösewichtern bleiben, so lange ein reicher Wollüstling sich sagen darf: »Das Schlimmste, was mir widerfahren kann, ist der Verlust einer Summe, die ich ohnehin vielleicht auf die nächste Karte setze.«

Auch Marie wurde in diesem Urtheil bestraft: sie mußte drei Livres Allmosen geben. Ob sie, trotz der erlangten Reichthümer, jemahls ihre Ruhe wieder gefunden? davon schweigen die Causes célèbres.

Verw. Bist du nicht mein Freund wie ich der Deinige bin?

Felix. Welcher Zweifel!

Verw. Du weißt, wie und warum ich den Glauben an die Menschen verlohren; soll ich auch den Glauben an meinen Sohn verlieren?

Felix. Nie! nie!

Verw. Du hast mir nichts zu sagen?

Felix. (schweigt verwirrt.)

Verw. Sieh mich an — Was soll dieser Brief?

Felix. (erschrickt) Dieser Brief —

Verw. Ein Brief an mich. Er ist noch unerbrochen. Warum schreibt der Sohn an den Vater? — Was ist es, das der Sohn dem Vater nicht unter die Augen sagen darf?

Felix. Kein Verbrechen! bey Gott! kein Verbrechen!

Verw. Dein heutiges Betragen war mir aufgefallen. Ich gieng zu Bett, und konnte nicht schlafen. Die Unruhe trieb mich wieder auf von meinem Lager. Ein düsterer Argwohn führte mich in deine Kammer. Da finde ich

einen

Eine vornehme Liebesgeschichte und zugleich ein Gewebe von Niederträchtigkeiten.

Diese merkwürdige Begebenheit steht nicht in den Causes célèbres, verdient aber sonder Zweifel einen Platz in der Geschichte, weil sie eine von denen ist, wo die vornehmen handelnden Personen unverlarvt auftreten, und den Faden der Intrigue aus ihren unedlen Leidenschaften in Gegenwart aller Zuschauer hervorspinnen. Man kann viel aus dieser Liebesgeschichte lernen.

Der Name Montmorency ist berühmt; das Geschlecht hat viel Helden und Staatsmänner geliefert; aber Franz von Montmorency war ein Nichtswürdiger. Daß ein Jüngling von zwanzig Jahren sich in ein schönes Mädchen von fünfzehn verliebt, und es durchaus heirathen will, das ist ein alltägliches Ereigniß, denn in diesem Alter heirathet man die ganze Welt. Johanna von Pienne war ein sehr reizendes, sehr liebenswürdiges Geschöpf, stammte aus einer der ältesten Familien, bediente Katharinen von Medicis als Hofdame, und flößte, ohne es zu wollen, dem Sohne des Connetables, Anna von Montmorency, die heftigste Liebe ein. Er fand eine schüchterne Gegenliebe, die er durch die feierliche Zusage seiner Hand zu ermuthigen und zu verdienen suchte. Allein er wagte es nicht, seinen Eltern die geheime Verbindung zu entdecken, verzweifelnd an deren Einwilligung; denn obgleich an Johannens Tugend,

Schönheit und Herkunft nichts auszusetzen war, so gab es doch ein ganz besonderes Hinderniß, welches die Wünsche des Liebhabers durchkreuzte. Des Vaters Ehrgeiz nämlich war eben so heftig als des Sohnes Liebe. Er genoß das beneidete Glück, Günstling Heinrich des Zweiten zu sein. Dieser König hatte eine natürliche Tochter, Dianen, verwitwete Herzogin von Castro. Nach ihrer Hand und folglich nach der engsten Familienverbindung mit dem Könige selbst, strebte der Connetable für seinen Sohn. Der Monarch willigte ein, der entzückte Vater verkündete dem Sohne das ungeheure Glück, welches ihn erwarte, und erstaunte nicht wenig, als dieser sich zu seinen Füßen warf, und mit Thränen in den Augen erklärte, er liebe Demoiselle de Pienne und habe sich mit ihr verlobt.

Der Connetable wüthete, und sperrte ihn ein, doch in jenen Zeiten wurde ein gegebenes Wort noch für so heilig gehalten, daß er es nicht wagen durfte, das Versprechen seines Sohnes geradezu für null und nichtig zu erklären. Selbst der König, so bereit er auch war, die königliche Autorität für seinen Günstling zu gebrauchen, und allenfalls zu mißbrauchen, mußte Umwege nehmen. Man fing damit an, die beiden Liebenden in's Verhör zu rufen, welches am 5. Oktober 1556 im Louvre gehalten wurde. Johanna erschien bebend, von ihrer Scham geschmückt. Man fragte, wie alt sie sei? — Neunzehn Jahr war die Antwort. Dann mußte sie erzählen, und erzählte sehr naiv.

„Es sind nun fünf Jahre, als Franz von Montmo-

rency bei Hofe, bald hier, bald da, von seiner Liebe mit mir sprach. Er wollte mich zur Frau nehmen, sagte er, und ich antwortete, ich wolle ihn zum Manne nehmen. Wohl zu merken, daß ich ihm nicht gleich so antwortete, weil er noch sehr jung war, und, weil ich fürchtete, der Herr Connetable möchte es nicht billigen. Allein er versicherte, er wolle warten, und seinen Vater schon zu bewegen suchen. Ich habe kein Geschenk von ihm empfangen, sondern bloße Worte, ohne Zeugen gesprochen, und von mir Niemanden vertraut. Während seines Gefängnisses hat er mir geschrieben, aber ich habe den Brief verbrannt. Nach seiner Befreiung hat er mir dasselbe wiederholt, und zwar noch gestern im Hause des Herrn Connetable, wobei er mich gebeten, nicht bös zu werden. Ich habe nicht gewußt, daß eine geheime Verbindung verboten sei, und habe gemeint, er dürfe sich wohl vermählen, ob er gleich noch Vater und Mutter hat; weil der Ehestand von Gott eingesetzt ist, die Ceremonien blos von der Kirche. Uebrigens mag man ihn selber befragen, ich weiß weiter nichts."

Es mochte dem schönen Mädchen seltsam genug vorkommen, daß es diese Aussage förmlich unterzeichnen mußte. Amor, vor einer Versammlung von Alongenperücken und schwarzen Talaren, ist ein Bild, bei dem man sich des Lächelns nicht enthalten kann. — Franz wurde nun herein gerufen. Er bekräftigte Alles; aber es mußte doch seit gestern eine große Veränderung bei ihm vorgegan-

gen sein, denn er erklärte nicht allein, ihm sei unbewußt gewesen, daß er ohne Zustimmung seiner Eltern nicht heirathen dürfe, sondern er fügte auch hinzu: »Als ich diese Thorheit beging, sah ich die Folgen nicht ein. Man muß es meiner Jugend nicht zurechnen. Sollte ich jetzt noch einmal dasselbe thun, so würde ich es besser überlegen.« — Was der junge Herr da von seiner Jugend zu sagen beliebte, war eine sehr schwache Entschuldigung, denn er zählte bereits sechs und zwanzig Jahr. War es Furcht, oder Ehrgeiz oder Unbeständigkeit, die sein Herz so schnell verwandelt hatte, genug, er erschien von diesem Augenblicke an nur als ein elendes Werkzeug in den Händen seines Vaters.

Man ließ die beiden Aussagen sauber abschreiben; man fügte alles hinzu, was etwa in der Bibel oder in den Kirchenvätern von Verbindungen gesagt wird, die ohne Genehmigung der Eltern eingegangen worden; dies Packet legte man dem Treulosen in seinen Koffer, und schickte ihn damit geraden Weges nach Rom zum heiligen Vater, um eine förmliche Lösung von seinem Gelübde auszuwirken. Heutzutage bedarf es freilich so vieler Umstände nicht mehr. Es gibt merkwürdige Beispiele, wo eine Verbindung noch weit enger als diese geknüpft, und ohne die mindeste Scham zerrissen worden. Damals aber glaubte man noch, wenn auch nicht dem Gewissen, doch der öffentlichen Meinung etwas schuldig zu sein, und darum wandte man sich an Paul den Vierten.

In Rom stellte Franz abermals die schimpfliche Er-

klärung von sich: »er habe seit fünf Jahren aus jugendlicher Uebereilung mit Fräulein Johanne von Pienne eine geheime Verbindung geschlossen, ohne Wissen seiner Eltern und des Königs, welches ihm jetzt sehr leid sei, da er die Ehre haben sollte, mit Dianen von Frankreich vermählt zu werden u. s. w.«

Da der Papst schon einmal in einem ganz ähnlichen Falle Dispensation und Absolution ertheilt hatte, und da noch überdies der König von Frankreich eben um diese Zeit ein Bündniß gegen Spanien mit ihm unterhandelte, so zweifelte man keinen Augenblick, daß er sich willfährig erzeugen werde. Allein ganz unvermuthet wurde die Sache von nun an — wie ein gleichzeitiger Geschichtschreiber sich ausdrückt — die wichtigste Angelegenheit der Christenheit, in welcher Leidenschaften und Intrigue alles aufboten, um sich wechselseitig zu bekämpfen, obgleich Johanna selbst nicht einen Schritt that, um Rechte zu behaupten, welche sie nur der Liebe verdanken wollte.

Den ersten Feuerbrand warf das Haus Guise dazwischen. Der Herzog von Guise war ein Nebenbuhler des Connetable. Er befand sich eben zu Rom. Er und sein Bruder, der Kardinal, standen in den engsten Verhältnissen mit dem Papste und dem ganzen Hause Caraffa. Beide waren die Urheber des gebrochenen Waffenstillstandes mit Spanien, welchem Bruche der Connetable sich widersetzt hatte. Die Erhebung des Hauses Montmorency durch eine Verbindung mit der Tochter des Königs, war ihnen ein Dorn im Auge, und darum boten sie Alles auf,

die Sache zu hintertreiben. Dazu gesellte sich ein Umstand von noch größerem Gewicht.

Der Papst selber nämlich interessirte sich weit mehr für seine eigene Familie, als für die päpstliche Autorität; er hatte den Plan gemacht, die Witwe des Herzogs von Casero mit einem seiner eigenen Vettern zu vermählen, und dieser Plan lag dem Caraffa so sehr am Herzen, daß er den Papst darüber vergaß.

Zwar anfangs empfing er den jungen Montmorency sehr freundlich, und schien geneigt, dessen Wunsch zu erfüllen; aber bald verzögerte er die Sache von einer Woche zur andern, von einem Monat zum andern, und hatte stets eine leere Ausflucht in Bereitschaft. Man that alles mögliche, um jedes Hinderniß zu heben; man verschaffte sich sogar eine Abschrift von der Dispensation, die derselbe Papst im gleichen Falle schon einmal ertheilt hatte, und allerdings gerieth Paul in keine geringe Verlegenheit, als man ihm dieses Papier plötzlich unter die Augen hielt. Er konnte nicht begreifen, wie es den Franzosen in die Hände gefallen; er schickte sogleich nach dem Herrn Datarius, der solche Schriften auszufertigen pflegt, der ihn zu seiner Verwunderung berichtete: Seine Heiligkeit hätten selbst das Papier unterschrieben, und würden sich dessen wohl erinnern, da Sie ja mehr als irgend einer Ihrer Vorgänger darauf hielten, alles selbst zu sehen und zu lesen, was Sie zu unterschreiben geruhten. Da fragte der verlegene Papst den Herrn Datarius, wie man es anzufangen habe, um diese Dispensation zurück zu nehmen? allein das hielt

Jener für unmöglich, weil sie längst ausgefertigt, und kraft derselben, die Vermählung längst vollzogen sei.

Dennoch ergab der heilige Vater sich nicht, sondern erklärte die Sache sei zu wichtig, um sie allein abzuthun, er müsse deshalb eine Kongregation an Theologen, Kanonisten, Kasuisten u. s. w. zusammenberufen. Das geschah, und Paul selbst eröffnete die in jeder Rücksicht höchst merkwürdige Sitzung. Zuerst trug er die Sache vor, dann sprach er weiter: »Wir fragen, ob ein, durch Worte geschlossenes Ehebündniß — welches, nach dem Ausspruch der heiligsten Gottesgelehrten, für eine wahre Ehe, ein wahres Sakrament zu achten ist — von uns kann gelöst und gehoben werden, wenn gleich die gänzliche Vollziehung der Ehe noch mangelt? — Haltet euch nicht auf, wir bitten euch, bei etwaigen Beispielen unserer Vorfahren, die wir, nicht befolgen zu wollen, euch hiemit betheuern, wenn nicht das Ansehen der heiligen Schrift und der Gottesgelehrten hinzu tritt. Deshalb bemüht euch meine Brüder und Kinder" (so fuhr der Papst fort), »mir in dieser Sache beizustehen, und, ohne Rücksicht auf das, was dieser oder jener meiner Vorgänger gethan, erwägt blos, ob es nicht wahr sei, daß sie über diesen Punkt nicht gehörig aufgeklärt gewesen?" Hierauf wandte er sich an den nächsten Erzbischof, einen geschmeidigen Mann, der lange Nuntius am Wiener Hofe gewesen, und befahl ihm, seine Meinung zu sagen. Dieser gab sich alle mögliche Mühe zu beweisen, daß die Verbindung des jungen Montmorency mit der schönen Johanna unauflöslich sei. Der Papst konnte

sich nicht enthalten, seinen Beifall auf verschiedene Weise zu erkennen zu geben. Als der Erzbischof geendigt hatte, sagte Paul noch ganz laut, der habe die Sache wohl begriffen; und nun, da er glaubte, die Uebrigen hinlänglich eingeschüchtert zu haben, rief er den Bischof Antoniellus auf, seine Stimme zu verlautbaren.

Dieser Bischof war ein Greis, der von Menschenfurcht nichts wußte. Mit wenigen, männlich dargestellten Gründen bewies er ganz das Gegentheil von dem, was Paul wünschte, und schloß mit der Behauptung: ein Papst könne allerdings im vorliegenden Falle dispensiren. Paul dankte ihm höhnisch dafür, daß er die päpstliche Macht verehren wolle, und bekrittelte dann einige Stellen des heiligen Thomas, mit welchen Antoniellus seine Meinung unterstützt hatte. »Der heilige Thomas'« sagt er, »hat in seiner Jugend wohl manches behauptet, was er nachher, bei reifern Jahren und Kenntnissen zurückgenommen; denn so spricht der heilige Paulus: Als ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind, als ich aber ein Mann wurde, habe ich das kindische Wesen abgethan. Folglich muß sich hier Niemand auf jugendliche Aeußerungen des heiligen Thomas berufen.«

Dennoch stimmte der folgende Geistliche wiederum eben so wie Antoniellus, und bediente sich gleichfalls einer Menge gelehrter Citate. Unter andern entschlüpfte es ihm, einen gewissen Doktor Dürante anzuführen, der auch über den Ehestand geschrieben hat, dessen Schriften aber keiner anerkannten Autorität genießen. Da fuhr der Papst ihn

heftig an, als ob er Dürante's Irrthümer vertheidige, wollte auch gar keine Entschuldigung hören, sondern verschloß dem erschrockenen Geistlichen den Mund durch Drohungen. Das machte die Uebrigen scheu. Es stimmten überhaupt nicht mehr als sieben Personen. Man hob die stürmische Versammlung auf. Die Kardinäle verließen dieselbe höchst unzufrieden, sahen einander mit Thränen in den Augen an, wagten aber nicht zu sprechen.

Auf den Vorwurf, daß Paul selbst ja schon einmal im gleichem Falle dispensirt habe, antwortete er sehr gelassen: »Es kann wohl sein, das darf aber keinesweges der Sache Nachtheil bringen.« — Auf den armen Teufel, der, im Vertrauen auf die päpstliche Dispensation, geheirathet hatte, nahm er weiter keine Rücksicht.

Der König beharrte eben so fest auf seinem Eigensinn als der Papst, und da eben damals Luther's Lehre um sich griff, so ließ er die bedenkliche Drohung an den heiligen Vater gelangen: er möge sich erinnern, daß Deutschland und England sich aus weit geringerer Ursache dem Gehorsam gegen den heiligen Stuhl entzogen.

Aber auch diese Drohung bewegte den Papst nicht, und Heinrich schritt zu einem andern Mittel. Er ließ nämlich ein Edikt ausgehen, und von der Sorbonne bekräftigen, kraft dessen alle heimliche Heirathen für null und nichtig erklärt wurden. Man stellte nunmehr dem Papst vor, daß, wenn er nicht im Guten nachgäbe, man sich um seine Dispensation weiter nicht bekümmern, sondern das verabredete Bündniß vollziehen werde. Auch das

beugte den heiligen Vater nicht. Man mochte wohl fühlen, daß man, trotz des Edikts, doch nicht wohl eher mit Anstand die Vermählung feiern könne, bis auch Johanna ihrem Rechte förmlich entsagt habe. Man sperrte das arme Mädchen in ein Kloster, aber eine unwürdige Behandlung war nicht im Stande, die gewünschte Erklärung von ihr zu erpressen. Franz wurde daher aufgefordert, ihr gleichsam einen Absagebrief zu schreiben, und ihr dabei vorzulügen, der Papst habe die Dispensation wirklich schon ausgefertigt. Der elende Mensch war sogleich zu allem bereit, und schrieb wie folget:

„Mademoiselle de Pienne! Da ich den Irrthum erkenne, in den ich unbedachtsam gerathen bin, und da es mir sehr leid thut, Gott, den König und meine Eltern gekränkt zu haben; so habe ich den heiligen Vater deshalb um Verzeihung gebeten, der mich auch durch eine gnädige Dispensation wiederum in Freiheit gesetzt, welches ich nicht ermangeln wollen, Ihnen zu melden. Um nun Sie und mich von allen bisherigen Unannehmlichkeiten loszuwickeln, so widerrufe ich hiemit alle und jede Heirathsversprechung, die ich Ihnen gethan haben möchte, ersuche Sie auch, mich durch eine ähnliche Erklärung ganz davon zu entbinden, und nach Ihrem Gutdünken jede andere Verbindung einzugehen; denn ich bin entschlossen, nie mehr die geringste Gemeinschaft mit Ihnen zu haben. Nicht, als ob ich Sie nicht für eine sehr hochachtungswerthe und tugendhafte Dame hielte, sondern blos um meine Pflicht zu erfüllen, unser beiderseitiges Unglück zu vermeiden u. s. w.

einen Mantelsack vollgepackt mit Wäsche, und auf dem Tische diesen Brief. Ich will ihn erbrechen und kann nicht. Meine Kniee wanken. Ha! denke ich, ist das Maas meines Jammers noch nicht voll! sollte mein Sohn fähig seyn, den letzten, bittersten Tropfen hineinzuschütten? — Wenn das ist, so soll er mindestens auch die Kraft haben, es in meiner Gegenwart zu thun. — Ich gieng und suchte dich. Hier steh' ich nun. Nimm deinen Brief zurück, schlage deine Augen auf, und sage mir den Inhalt ohne Stottern.

Felix. Ich muß — ach Vater! — ich muß —

Verw. Reisen? nicht wahr? der Mantelsack sprach ja laut genug. Der alte, unglückliche, verbannte Vater lebt ewig; dem feurigen Burschen wird die Zeit lang. Ich Thor! der ich mir einbilden konnte, es gebe noch ein Geschöpf auf Erden, das mich in meiner Todesstunde nicht verlassen werde!

Felix. Hören Sie mich!

Verw. Und so verlassen? heimlich verlassen?

Felix.

Worauf ich Gott bitte, Sie, Mademoiſelle de Pienne, in ſeinen heiligen Schutz zu nehmen."

Mit dieſem niederträchtigen Briefe begab ſich ein Hofjunker des Connetable, Namens de la Porte, begleitet von einem Requitenmeiſter, einem königlichen Sekretär und zwei Notarien, in das Kloſter, in welchem Johanna ſchmachtete, und überreichte ihr denſelben. Sie las ihn laut in ihrer Gegenwart. Hierauf wiederholte de la Porte die Lüge von der bereits erfolgten Dispenſation, und erſuchte ſie um eine förmliche Verzichtleiſtung. Sie hob die bethränten Augen gegen Himmel, und antwortete weiter nichts, als: »nicht ich bin es, die den Schwur gebrochen, ſondern er. Sein Brief und Ihre Worte beweiſen, daß nicht das treue Herz eines Weibes in ſeiner Bruſt ſchlägt. Wie oft hat er mir geſchworen, daß er lieber das Leben verlieren, als mir entſagen wolle. Ach! ich ſehe nun wohl, daß er lieber ein reicher Mann, als ein rechtſchaffener Mann ſein will!"

Dieſe Antwort genügte dem Abgeſandten nicht. Die Notarien hatten ihre Federn geſpitzt, aber dergleichen unjuriſtiſche Redensarten konnten ſie doch nicht niederſchreiben. De la Porte beſtand alſo auf einer beſtimmteren Erklärung.

Da ſagte ſie mit Engels Sanftmuth: „Mein Herr, da Herr von Montmorency mich verläßt, ſo kann und will ich ihn nicht verhindern, zu thun, was ihm beliebt." — Auch das ſchien den Notarien noch nicht hinreichend; man drang nochmals in ſie, und nun erklärte ſie endlich mit

edlem Unwillen: „Nach diesem Briefe wollte ich den Herrn von Montmorency nicht heirathen, und wenn er ein Königssohn wäre. Ich spreche ihn von aller Verbindlichkeit gegen mich frei, ob ich gleich kaum glauben kann, daß er diesen Brief wirklich geschrieben habe.»

Man versicherte sie, man habe es mit Augen gesehen, daß er ihn eigenhändig abgefaßt. Da brach sie noch einmal in Thränen aus, bat aber die Herren um Verzeihung wegen ihrer Schwachheit und entfernte sich.

Nun hatte man, was man wollte. Johanna's Erklärung wurde nach Rom geschickt, und als Paul auch hierauf nicht achtete, so kehrte man sich auch nicht länger an seine Weigerung, um so weniger, da Franz, in Gegenwart der Räthe des Königs, noch eine andere Schrift ausstellte, die wo möglich noch niederträchtiger war als die Erste: »Daß er nämlich Johannen die Ehe nie versprochen, sondern nur mit ihr überein gekommen sei, ein solches Versprechen vorzugeben, um vielleicht dadurch die Einwilligung seines Vaters zu erlangen. Um die päpstliche Dispensation habe er blos nachgesucht, weil er sie leicht zu erhalten gehofft; da man ihm aber so viele Schwierigkeiten mache, so fühle er sich nunmehr gedrungen, die Wahrheit zu bekennen.»

Dieses Gewebe von erbärmlichen Lügen beschwur der Elende sogar, uneingedenk, daß es, mit andern Worten, folgende Sätze enthielt: »Ich bin mit Mademoiselle de Pienne übereingekommen zu lügen, und habe so lange gelogen, bis ich mich schämen mußte, die Wahrheit zu sagen. Darum ging ich lieber nach Rom und belog den

Papſt; da aber alle dieſe Lügen mir nichts geholfen haben, ſo ſchwöre ich hiemit vor den königlichen Räthen, daß ich gelogen habe." — Dieſe letzte und eigentliche Lüge wurde von dem Vater der Lügen belohnt, die Vermählung mit Dianen mit großem Pomp gefeiert; aber — dieſe Verbindung war nicht glücklich. Diana brachte viele todte, und nur ein einziges lebendiges Kind zur Welt, welches auch bald nach der Geburt ſtarb. Der nunmehrige Herr Marſchall von Montmorency empfand Gewiſſensbiſſe, die bei einem ſo ſchwachen Menſchen nicht ausbleiben konnten. Er wandte ſich, nach Paul's Tode, an den neuen Papſt Pius IV., bekannte ihm ſeine ganze Erbärmlichkeit, und bat um Abſolution. Pius, der nicht dasſelbe Intereſſe bei der Sache hatte, wie ſein Vorgänger, ertheilte ſie ihm in einer ſchönen Bulle auf Pergament, und wenn gleich, trotz der Bulle, ſeine Ehre unwiederbringlich verloren blieb, ſo wurde doch ſein feiles Gewiſſen dadurch beruhigt.

Und was wurde denn aus der armen Johanna, nach der gewiß ſchon Jede meiner Leſerinnen voll Mitleid ſich umgeſehen hat? Ihr Los war vielleicht glücklicher, als es jemals in den Armen des vornehmen Schwächlings hätte werden können. Florimond Robertet von Alluje verliebte ſich in ſie. Er war Sekretär des Königs von Navarra, und nur durch ſein Herz, nicht durch ſeine Geburt berechtigt, Anſpruch auf ein Fräulein aus dem Hauſe Pienne zu machen. Der König, der um ſeine Liebe wußte, brauchte ihn zu einer wichtigen Sendung nach Savoyen,

und verſprach ihm, daß, wenn er die Sache zu ſeiner Zufriedenheit ausführe, er ſich ſelbſt für die Erlangung ſeiner Wünſche intereſſiren wolle. Indeſſen ſcheint es doch, daß blos die Liebe dieſe Verbindung zu Stande gebracht, denn der König war ſchon ſeit einem Jahre todt, als ſie wirklich vollzogen wurde.

Welche wunderſame Betrachtungen dringen ſich dem Leſer dieſer Begebenheit auf. Die Liebesgeſchichte eines erbärmlichen Jünglings konnte das Oberhaupt der Kirche mit dem Könige von Frankreich entzweien — hätte beinahe die Veranlaſſung gegeben, daß ganz Frankreich ſich dem Gehorſam gegen den päpſtlichen Stuhl entzogen hätte — und verurſachte wirklich ein neues, für ganz Frankreich heilſames Geſetz, nämlich das Edikt gegen die heimlichen Heirathen, welches überall mit Jubel aufgenommen wurde, weil es höchſt nöthig geworden war; an welches aber Seine Majeſtät nie gedacht haben würden, wenn Franz von Montmorency nicht zu tief in die ſchönen Augen der Johanna von Pienne geſchaut, und Heinrich der Zweite keine natürliche Tochter gehabt hätte, die er an den Sohn ſeines Günſtlings verheirathen wollte.

Der Tod der Götter.

In einem alten Dichter, ich weiß nicht mehr aus welchem Jahrhundert, habe ich einſt eine Beſchreibung geleſen, wie die gewaltige Zeit Alles zerſtört, und endlich ſo-

gar sich an den Göttern vergreift. Es liegt viel Sinn in dem Scherz, denn auch das Heiligste verschlingt die Zeit. Wenn man einem Römer, in den ersten Jahrhunderten der Republik, versichert hätte, daß eine Zeit nicht fern sei, wo der Glaube an Jupiter gänzlich von der Welt verschwunden sein werde, so würde sicherlich der Römer ihn eben so herzlich ausgelacht haben, als heutzutage ein guter Christ den Engländer auslacht, welcher das Jahr berechnet hat, in welchem auch der letzte Funke des Glaubens an Christum verloschen sein werde. Und doch — des Engländers kühne Rechnung bei Seite — ist das Letztere eben so gewiß als das Erstere. — Wieder auf meinen alten Dichter zu kommen, so malt er die Götterschar in der größten Verwirrung. Schon ist die Welt von der Zeit vernichtet worden; die Götter zittern und berathschlagen, wie sie dem Unhold entrinnen möchten; aber in diesem Augenblick fliegt Jupiter's Kopf, von der Sense der unerbittlichen Zeit getroffen. Merkur will diese Sense stehlen, allein der Alte bricht ihm das Genick. Vergebens bietet Venus alle ihre Reize auf, um ihn zu besänftigen; der Unempfindliche drücket Runzeln auf ihre Stirn, und sie stirbt vor Gram. Bacchus locket die Zeit zur Tafel, um sie zu berauschen. Sie bringt aber den Wein selbst mit, aus dem Weinkeller einer berühmten Reichsstadt, und Bacchus stirbt an Silberglätte. Aesculap wird durch Arcana hingerichtet; Amor durch eine häßliche, eben damals sich verbreitende Krankheit. Kurz, die Zeit verschont keinen der Götter, ausgenommen den Apoll, der aber

auch bald vor Verdruß ſtirbt, weil der böſe Alte die opera omnia des Dichter-Gottes, und folglich ihn ſelbſt ſchon vernichtet hat.

Die Tunguſen.

(Aus dem Tagebuche eines Reiſenden.)

Die Tunguſen ſind mittlerer Größe, von gutem Wuchs und ſchlankem Körper. Das Geſicht platt, die Augen klein, doch beides weniger als bei den Kalmucken. Die Naſe fein und gut gebaut. Die Ohren weder groß noch abſtehend. Die Haut glatt, weiß, mit einer friſchen Röthe. Die Augen braun, munter, die Lippen dünn, die Haare ſchwarz, aber dünn — wenig Bart. — Ihre ganze Complexion ſehr geſund. Die älteſten Männer tragen ſich ſo gerade und haben einen ſo muntern Gang, als bei uns ſelten die jüngſten Leute. Ihre Lebhaftigkeit und Behendigkeit iſt ſehr groß, Geſicht und Gehör äußerſt ſcharf.

Sie zeigen ſich immer wie ſie ſind, und kennen keine Verſtellung. Sie ſind ſehr ſorgenfrei, bei dem Beſitz der unentbehrlichſten Bedürfniſſe vergnügt, bei dem völligen Mangel mehrerer Tage nicht ängſtlich oder traurig. Sie theilen das Letzte, was ſie haben, gern mit, und Dienſtfertigkeit koſtet ihnen keine Ueberwindung. Mit Argwohn und Mißtrauen ſtören ſie ihre Ruhe nicht. Lügen zu reden, däucht ihnen ſehr abgeſchmackt, ſie betheuern daher nichts, fluchen auch niemals. Nichts iſt ihnen ſchimpflicher, als

für einen Dieb gehalten zu werden, darüber werden oft Pfeile gewechselt.

Sie spüren dem Wilde oder ihrem verlaufenen Vieh auf Gras und Moos weit nach, und fehlen auch da nicht, wo es durch ganze Haufen anderer Thiere gegangen. Der trockenen Erde sehen sie die tief liegende Quelle an. In den Revieren ihrer Züge kennen sie jeden Baum und jeden Stein. Manchmal hängen sie in Wildnissen, wenn sie Berge ersteigen wollen, ihre entbehrlichen Sachen an Bäume, und finden sie immer wieder. Wenn sie ihren Weibern den Ort bezeichnen wollen, wo ein gefälltes Stück Wild liegt, wissen sie den Ort so gut zu beschreiben, daß die Familie ihn nicht verfehlt, sie zeichnen auch wohl den Gang und Ort mit dem Finger auf der Erde. Sie sind sehr beherzt, ein jeder läßt sich einzeln, blos mit Pfeil und Spieß bewaffnet, mit dem größten Bären in Zweikampf ein, und erlegt ihn. Bei gefährlichen Verwundungen klagen sie kaum.

Ihre Schneeschuhe sind vier Fuß lange und sieben Zoll breite Breter, an beiden Enden spitz, und mit den Häuten von den Füßen des Rothwildes überzogen, deren Haare sich, wenn es Bergauf geht, sperren, und das Zurückglitschen verhindern. Zugleich helfen sie sich mit einem langen Stabe, der an der Spitze einen kleinen hölzernen Teller hat, um nicht in den Schnee einzusinken.

Auf Geld und edle Metalle setzen sie keinen Werth, sie geben es den Kindern zum Spielwerk. Ein Tunguse, der eine Hand voll Rubel hatte, welche in ehemaligen Zeiten

einem erschlagenen Kosaken abgenommen worden waren, gab sie für ein Pud Mehl alle hin. Als der Mehlverkäufer, ein Russe, sich darüber freute, gab ihm der Tunguse alles, was er noch übrig hatte, und als jener so viel nicht annehmen wollte, sagte der Tunguse, er könne aus diesem Eisen doch keine guten Pfeile schmieden lassen — so daß jener vierzig Rubel Silber für sein Pud Mehl bekam, welches sonst in diesen Gegenden etwa zwanzig Kopeken kostet. Alte Leute zählen ihre Jahre nach der Zahl der Tributentrichtungen. Es gibt viele, die sechzig und einige die siebzig solcher Jahre zählen. Weiber merken sich, welche Mannsleute mit ihnen gleich alt sind — sterben diese, so ist auch ihre Rechnung zu Ende. Ueberhaupt kümmern sie sich wenig um die Zahl ihrer Jahre. — Ein Knabe heißt in ihrer Sprache Kunakan, ein Greis Elterokan, ein schönes Mädchen Aija Hunnat, und die Liebe Ajawin. — Sie haben drei Arten von Eidesleistungen, um die Wahrheit an's Licht zu bringen.

Der geringste Eid ist, wenn der Beschuldigte gegen die Sonne mit einem Messer fechtend treten und sagen muß: »Bin ich schuldig, so lasse die Sonne die Krankheit, wie dieses Messer in meinen Eingeweiden wüthen.« — Der zweite Eid ist schwerer, und der Beklagte muß auf einen hohen Berg steigen und laut ausrufen: »Bin ich schuldig, so will ich sterben, oder Kinder und Vieh verlieren, oder immer ein unglücklicher Jäger sein,« nachdem das Urtheil erkannt hat.

Der schwerste Eid ist, wenn bei einem Feuer ein Hund geschlachtet wird, von dessen Blut der Beklagte trinken und

dabei ſagen muß: »So gewiß ich dieſes Blut trinke, rede ich die Wahrheit. — Lüge ich, ſo will ich umkommen, verbrennen oder verdorren, wie dieſer Hund.«

Um die Götter zu verſöhnen, befiehlt der Schamen zuweilen ein Doi zu errichten — dieſes Doi iſt ein Kreuz über eine Klafter hoch, der obere Theil wird mit Lerchenſtrauch umwickelt, und ein vorher getödteter Schwan, Ente oder Mewe mit ausgebreiteten Flügeln und ausgeſtrecktem Kopfe daran befeſtigt.

Ihre Lieder handeln von der Liebe, Jagd, ſchönen Gegenden, tapfern Handlungen der Vorfahren, Wundern und Abenteuern. Hier zum Beiſpiel ein tunguſiſches Märchen, das aber ſchon etwas mongoliſchen Geſchmack verräth:

In einem Reiche war der Fürſt Dolodai, welcher zweitauſend Knechte hatte, und in einer Stadt mit einer dreifachen Mauer, die äußere hölzern, die mittlere ſteinern, die innere eiſern, wohnte. An der Thür ſeiner Jurte ſtand eine Säule von Stahl, an welche er ſein Prachtpferd band.

Er hatte ſieben Prinzeſſinnen, von welcher Suwudangina, die jüngſte, ausnehmend ſchön war. Jede hatte einen goldenen Wagen, auf dem ſie ſpaziren fuhr.

Einſt kam unvermuthet der Vogel Nogoi geflogen, und führte ſie alle ſieben ſo behende durch die Luft, daß ſie nicht wußten, wo ſie blieben. Nur die jüngſte entkam durch ihre Klugheit. Sie verwandelte ſich in einen Adler, flog zu ihrem Vater und ſetzte ſich auf die ſtählerne Säule vor der Jurte, an welcher das Prachtpferd gebunden war. Dies

wurde scheu und wieherte so stark, daß viele Jurten einstürzten und viele Menschen wahnsinnig wurden. Der Fürst, über diesen Unfug entrüstet, zog seinen Säbel, um den Adler zu tödten — der Adler aber rief mit menschlicher Stimme: Verziehe, Fürst! und stehe ab, denn ich habe dir was zu vertrauen! Du hattest sieben Töchter und jetzt keine. — Der erstaunte Fürst ergrimmte und wollte der Aufseherin der Prinzessinnen den Kopf spalten. — Dein Zorn ist vergeblich, sagte der Adler, du selbst hättest deine Töchter nicht retten können. Karatkakan Nojen, ein großer starker Mann, kam aus Abend geflogen und entführte sie. Er ist sehr weise, besitzt ein Pferd schwärzlicher Farbe, und schneller, als daß es Wind und Wolken einholen könnten. — Ich, deine Tochter, Suwudangina, bin ihm durch meinen Verstand entkommen, um zu erfahren, ob du mich von ihm befreien kannst, da ich ihn nicht heirathen mag, oder ob du einen andern starken Mann weißt, der mit ihm zu streiten vermöge? — Ich bin alt, entgegnete der Vater, und könnte es ohnehin auch mit Karatkakan Nojen nicht aufnehmen. — Ich habe aber von einem Helden in Mittag gehört, der Kuludai heißt, bis zu ihm ist es so weit, daß ein Vogel drei Jahr auf dem Fluge, und das schnellste Pferd zehn Jahre zubringt, um zu ihm zu gelangen. — Im Morgen wohnt noch ein größerer Held, Arsalun Bakschi (Lehrer der Löwen). Sein Pferd, Schaman Tschagaja, weiß, was in allen Ländern vorgeht; es ist schneller als ein Vogel und schneller als der Wind. Bis zu ihm ist es aber so weit, daß weder ein Vogel noch das beste Pferd den

Felix. Warlich! Sie ſelbſt werden meinen Entſchluß billigen.

Verw. Wäreſt du deſſen gewiß, ſo würdeſt du nicht heimtückiſch zu Werke gehn.

Felix. Nicht Tücke, nur Weichheit meines Herzens — die Furcht vor der Abſchiedsſtunde —

Verw. So ſind die Menſchen — auch die beſſern — Eine Thorheit, ein Verbrechen — Warum nicht? wenn es nur mit abgewandtem Geſichte geſchehen kann.

Felix. Wenn Timoleon ſein Antlitz wendet, ſo bedauert man ihn.

Verw. Ohne Wortgepränge. Ich verlange Gründe.

Felix. Nun wohl — ich liebe die junge Gräfin —

Verw. Iſt das Alles?

Felix. Sie liebt mich.

Verw. Thorheit!

Felix. Darf ich ihr meine Hand bieten?

Verw. Bettler!

Felix. Darf ich ihr ſagen wer ich bin?

Verw. Raſender!

Felix.

Ort erreichen kann. — Das habe ich auch gehört, sagte die Tochter, und bat ihren Vater zum Abschied um Speise auf den Weg, welcher acht Kameele schlachten ließ und sie dem Adler mitgab. Der Adler flog bald unter bald in den Wolken, ohne auszuruhen, sieben Jahre. Wenn die Erde einen weißen Schein gab, glaubte er es sei Winter, und wenn sie schwärzlich aussah, hielt er es für Sommer. Auf dem Fluge wurde Suwudangina einer prächtigen Jurte gewahr — bei derselben stand zur Rechten eine stählerne Säule und an derselben sieben gelbliche Pferde. Sie hatten goldene Mähnen, silberne Sättel und Zäume. Auf jedem Sattel lag ein Luchspelz. An der linken Seite der Jurte waren an einer eichenen Säule sieben fuchsfarbene gesattelte Pferde gebunden. Ihre Mähnen waren silbern, die Hufe stählern, Sattel und Zäume silbern. Auf jedem ein Pelz von Fuchsbälgen. Der Adler verwandelte sich in einen Bündel Wolle, saß als ein solches auf dem Dache und sah in die Jurte. An der rechten Seite des Feuers saßen sieben Jünglinge, jeder machte einen Pfeil. An der linken Seite verfertigten sieben Mädchen ein Pelzkleid mit sieben verschiedenen Silbernähten besetzt. Die Jünglinge überreichten den Jungfrauen die Pfeile und fragten, ob sie Jemand gesehen, der sauberere Pfeile machen könne? Sie sind schön, sagten die Mädchen, aber Arsalun Bakschi, der im Morgen wohnt, ist so geschickt und stark, daß einer seiner Finger alle eure Kunst und Stärke übertrifft. — Die Jünglinge zerbrachen ihre Pfeile und warfen sie in's Feuer. Die sieben Jungfrauen hatten ihr Kleid fertig und fragten die Jüng-

linge, ob sie je schönere, klügere und geschicktere Mädchen gesehen hätten? Diese antworteten: Ihr seid sehr schön, klug und kunstreich, aber der Fürst Dolodai hat sieben Töchter, von welchen die jüngste, Suwudangina, so viel schöner, weiser und geschickter ist, daß ihr Alle nicht eines Nagels ihrer Finger werth seid. Die verbrannten ihr Kleid.

Als Suwudangina dieses gehört hatte, nahm sie wieder die Gestalt eines Adlers an, und flog weiter. Nach einem Jahre bemerkte sie ein Erdbeben, und als sie sich der Erde näherte, erfuhr sie, daß Arsalun Bakschi so eben Pfeile verfertige. Sie flog dahin, wo die Luft von seiner Arbeit ertönte, und sah eine Höhle in einem Berge mit silbernen Kräutern, deren Blumen golden waren. An jeder Seite des Berges ein See, statt Wassers mit Milch erfüllt. Auf dem Berge eine prächtige Jurte, die Wände silbern, das Dach Gold. In derselben ein Mann, im Begriff einen Pfeil zu vollenden. Er bat die Götter, ihm eine Feder zu bescheren, damit er nie mit seinem Pfeil seinen Feind verfehle, und ihm kein reißendes Thier entrinne. Das hörte der Adler, zog sich eine Feder aus dem rechten Flügel und ließ sie in die Jurte fallen. Arsalun nahm sie, bewunderte ihre Größe und vollendete seinen Pfeil. Er wünschte sich eine zweite Feder, die ihm auf eben die Art aus des Adlers linken Flügel zu Theil ward. — Er ward des großen Adlers jetzt gewahr, und fragte ihn: »Was bist du für ein großer Vogel?" — Du fragst mich, erwiederte derselbe, ohne gesagt zu haben, wer du seist? — »Ich bin Arsalun Bakschi!" — Und wozu die Pfeile? — »Weil ich einen Zug

gegen Abend thun will. Dort lebt der Fürſt Dolodai, von deſſen ſieben Töchtern ich die jüngſte heirathen werde!" — Eben dieſe bin ich, rief Suwudangina. — »Biſt du es? O ſo komm zu mir!" — Nein, erwiederte ſie, vorher mußt du mich überzeugen, daß du Arſalun Bakſchi biſt! — »Ich will über neun Hügel fliegen und in den zehnten eine Schwungfeder ſetzen." — Nein, ſagte ſie, dein Pfeil muß durch neun Hügel fahren, auf dem zehnten die Feder ſpalten, noch durch fünf Hügel bohren und im ſechſten ſitzen bleiben. — Der Vogel ſteckte die Feder — Arſalun nahm den Bogen; der Pfeil durchbohrte neun Hügel, ſpaltete auf dem zehnten die Feder, fuhr noch durch fünf Hügel, und blieb im ſechſten ſtecken, aus dem ihn der Adler herauszog und dem Helden brachte.

Der Adler verwandelte ſich nun wieder in ein ſchönes Mädchen, ſetzte ſich zu dem Helden in die Jurte, ſprach und ſchlief bei ihm. Morgens früh, als ſie aufſtanden, kam Arſalun's Lieblingspferd und fragte: Wer iſt es, den mein Herr bei ſich hat? »Es iſt eine ſchöne Jungfrau," erwiederte dieſer, »die ich mir zur Gemahlin genommen habe." Du haſt keine Gemahlin, ſondern große Gefahr bekommen — ſagte das kluge Pferd — und wenn dir dein Leben lieb iſt, ſo befeſtige deine Jurte mit zwölf eiſernen Ketten, und lege deine Kriegskleider und Waffen an. Wenn du nun zu Mittage ein Geſchrei hören, und Hagelſchloſſen, anfangs ſo groß wie Schafe, dann wie Kameele, ſehen wirſt, ſo gehe nicht aus deiner Jurte, denn es kommt der Held Karatkakan Nojen. Er wird deine Jurte ſchlagen und dir

Hohn sprechen, aber antworte nichts und bleibe zu Hause. Gehst du heraus, so siehst du deine Gemahlin nie wieder. — Das Pferd kehrte auf seine Weide zurück, Arsalun veranstaltete alles nach seinem Rath und setzte sich in die Jurte.

Des Mittags bemerkte er ein Erdbeben und vernahm ein großes Geräusch. Es hagelte. Die ersten Schlossen waren nicht kleiner als Schafe, die folgenden wie Kameele; dabei stürmte es so, daß die zehn Ketten, die die Jurte hielten, zerrissen. Bald darauf kam der Held, schlug die Jurte erst mit der Peitsche, dann mit dem Spieß: dabei rief er aus: Bist du Arsalun Bakschi, von dem die ganze Welt sagt, daß er beherzt, stark und unüberwindlich sei? Jetzt, da ich dich feige vor dem Schooße eines Weibes sitzen sehe, halte ich dich für den verzagtesten und elendesten Kerl unter der Sonne. Hörst du nicht, wie schrecklich meine Ankunft ist?

Arsalun hielt sich nicht länger, sondern nahm sein Schwert und ging aus der Jurte. Da er niemand fand, kehrte er zurück, aber seine Gemahlin war fort.

Er rief sein kluges Pferd, setzte sich gerüstet darauf und ritt davon. Es trug ihn bald über die Gipfel der Bäume und fuhr den Wolken nahe durch die Lüfte. Er traf einen Adler an, der seine Prinzessin in den Klauen hielt, und spaltete ihn mit seinen Pfeil vom Kopf bis zum Schwanze. Die Prinzessin entfiel ihm auf die Erde, der Adler, der zugleich herab stürzte, hatte kaum die Erde berührt, als beide Hälften zusammenwuchsen und er mit seinem Raube weiter flog. Er erhielt den zweiten Pfeil, der ihm einen Flü-

gel abschoß; er setzte sich ihn aber gleich wieder an, und half sich durch seine Zauberkunst von allen Wunden, deren er viele erhielt. Arsalun verfolgte ihn drei Jahre. Im vierten Jahr erreichte er des Adlers Wohnung. Seine Stadt hatte eine dreifache Mauer, von Holz, von Stein und von Eisen. Der Adler verschloß seine Thore und besetzte sie mit Wächtern. Arsalun nahm seinen Pfeil, der mit den Federn der Prinzessin beflügelt war, und sagte zu ihm: Du mein Pfeil, bist du nicht wider meine Feinde gemacht? Hilf mir! Er schoß die drei Mauern und die Wohnung nieder.

Karatkakan erschien auf seinem besten Pferde und sagte: Arsalun Bakschi, ziehe in Frieden von mir, wenn dir dein Leben lieb ist, denn nicht du, sondern ich bin der erste Liebhaber der Schönen. Ich habe sieben Prinzessinnen nach meinem Lager gebracht und zu meinen Gemahlinnen bestimmt. Eine entkam mir zwar, aber sie ist doch mein und nicht dein! Arsalun erwiederte, so lange ich noch Hände, Füße und Leben habe, werde ich nicht abziehen. — Nur dann erst kannst du meine Braut behalten. Ich verlange mit dir zu streiten. — Das soll geschehen, sagte Karatkakan Nojen, und zwar auf einer jähen, hohen und so schmalen Meeresklippe, daß wir nur kaum mit einem Fuß auf derselben stehen können. — Wo du willst, gab Arsalun zur Antwort, ich erscheine. — Beide setzten sich auf ihre besten Pferde und erreichten den Kampfplatz. — Karatkakan verwandelte sich in einen Hirsch und Arsalun in eine wilde Ziege. Der Streit war heftig. Der Hirsch hatte das

Uebergewicht der Stärke, wenn er aber fiel, stürzte er bis auf den Grund, da hingegen die Ziege sich in den Klippen erhalten konnte. Nach dreitägigem Streit verstärkten sie ihre Kräfte, der Hirsch ward zum Elend und die Ziege zum Eber. Der Kampf dauerte wieder drei Tage. Darauf kämpften sie als Menschen gegen einander und wählten dazu eine Ebene. Sie waren zu Pferde. Erst brachen sie Lanzen, dann zogen sie ihre Schwerter, und weil alles zerbrach, nahmen sie ihre Peitschen. Als auch diese d'rauf gingen, stiegen sie vom Pferde und kämpften ohne Waffen. Es dauerte drei Jahre, und keiner vermochte den andern zu tödten.

Die Pferde mischten sich endlich in den Streit. Arsalun's Pferd sagte: Mein Herr wird den Nojen nicht tödten, weil er sehr stark und unsterblich ist. — Ich weiß aber seinen Tod. Hinter dreißig Meeren ist eine Insel, auf der wohnt seine Schwester, die seinen Tod bewacht. Er ist in einem Pfeil und der Pfeil in einem Kasten, den die Schwester unabläßig hütet. Ich will sehen ihn zu erhalten. — Nojen's Pferd sagte seinem Herrn fast dasselbe. Ich weiß Arsalun's Tod; er ist in der stählernen Säule bei seiner Jurte. In der Säule ist eine Säge und in der Säge der Tod. Beide Pferde machten sich auf, den Tod ihrer Feinde zu holen. Als Arsalun's Pferd über dreißig Meere und auf die Insel zu Nojen's Schwester ankam, sank die Jurte derselben von der Erschütterung um. Die Schwester wollte sie halten, und verlor darüber den Kasten mit dem Pfeil aus den Händen. Das Pferd zerbrach den Kasten

und lief mit dem Pfeil davon. — Nojen's Pferd zerbrach Arſalun's Säule und brachte die Säge im Maul. Als beide Pferde ankamen, wollte jedes das erſte ſein. — Arſalun's Pferd aber gab Nojen's ſeinem mit dem Hinterfuß einen Schlag, daß ihm die Todesſäge aus dem Maule fiel, die Arſalun's Pferd ergriff, verſchlang und den Pfeil ſeinem Herrn brachte. Mit demſelben tödtete Arſalun den Karatkakan, ging in ſeine Stadt, nahm zuerſt ſeine Gemahlin, dann die Gemahlinnen des Nojen, ſeine Knechte und Herden, und lebte ſehr berühmt. v. U.

Mißlicher Nachruhm eines Erfinders.

Wenn doch ein Jeder, der durch Erfindungen ſich zu verewigen wähnt, an die Fernröhre dächte, die nicht viel über zwei hundert Jahre alt ſind, und über deren eigentlichen Erfinder man dennoch große Zweifel erregt. Einige behaupten, ein gewiſſer Jakob Metius, von Alkmaar in Holland gebürtig, habe 1609 den Generalſtaaten das erſte Fernrohr überreicht. Andere erzählen: Die Kinder eines Brillenmachers in Middelburg hätten in ihres Vaters Bude geſpielt, und zufällig durch zwei Gläſer, deren Eins erhaben das Andere hohl geſchliffen waren, nach dem Hahn auf ihrem Kirchthurm geſchaut. Das würde freilich noch nichts entdeckt haben, wenn nicht durch einen zweiten glücklichen Zufall die Gläſer gerade in der gehörigen Entfernung von einander wären gehalten worden. Nun

erschien der Hahn plötzlich so groß, daß die Kinder laut aufschrien, und den Vater herbei riefen, der, nicht weniger erstaunt, die beiden Gläser zu mehrerer Bequemlichkeit einfaßte. Bald kam ein Anderer, der sie an die beiden äußern Enden einer Röhre setzte, wodurch die Gegenstände noch deutlicher wurden, weil die Röhre das Licht hinderte, von der Seite einzufallen. Endlich kam ein Dritter, machte bewegliche Röhren, und schob sie Eine in die Andere. — Das läßt sich hören, aber es waren doch nur lauter Muthmaßungen, die einem Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts nicht genügten. Er suchte so eifrig der Sache auf den Grund zu kommen, als ob er die Ehre der Erfindung für seinen eigenen Großvater in Anspruch nehmen wollte; denn es hat zu jeder Zeit wunderliche Leute gegeben, denen weit mehr daran lag, zu wissen, in welchem Jahre, an welchem Tage, in welcher Minute ein Ding entstanden sei, als wozu es nutze. Es ist ihm gelungen, fünf gerichtliche Zeugnisse, und einen Brief eines gewissen Borel, Deputirten der Staaten von Holland, aufzutreiben. Zwei dieser Zeugnisse schreiben die Erfindung einem Zacharias Jaus, Brillenmacher in Middelburg zu, hingegen die drei andern sagen nicht ein Wort von diesem Zacharias, sondern nennen einen andern Brillenmacher derselben Stadt, Namens Johann Lapprey. Borel erzählt in seinem Briefe, er habe jenen Zacharias Jaus sehr wohl gekannt, und oft als Knabe in der Bude seines Vaters gespielt. Diese Leute habe er oft sagen hören, sie wären die Erfinder des Mikroskops. Im Jahre 1619 sei er in England

gewesen, da habe er in den Händen seines Freundes, Cornelius Drebbel, dasselbe Mikroskop gesehen, welches Zacharias und sein Vater dem Erzherzog Albert überreicht hatten, von dem es an Drebbel war geschenkt worden. Nun beschreibt Borel das Instrument, und aus dieser Beschreibung ergibt sich, daß er wirklich von einem Mikroskop spricht. Im Jahre 1600, fügt er hinzu, hätten dann die beiden Brillenmacher das Teleskop erfunden, und es dem Prinzen Moriz von Nassau gebracht, welcher die Erfindung zu verheimlichen gesucht, um sich ihrer in dem damaligen Kriege allein zu bedienen. Allein sie wurde dennoch ruchbar. Ein Fremder kam nach Middelburg, um den Erfinder des Teleskops aufzusuchen, gerieth aber zufällig, statt in die Bude des Zacharias Jaus, in die des Johann Lapprey. Seine Unterredung, seine Fragen brachten den Letzteren auf die Spur der Erfindung, die er nunmehr auch errieth und zuerst bekannt machte. Daher kam es, daß er eine Zeit lang für den Erfinder galt. Doch nicht lange, denn Metius und Drebbel kamen nach Middelburg, begaben sich gradesweges zu Zacharias Jaus, und kauften dort ihre Teleskope.

Durch diese Erzählung werden freilich manche Widersprüche vereinigt, hingegen auch eine neue Unwahrscheinlichkeit behauptet, daß nämlich das Mikroskop früher sei erfunden worden als das Teleskop, welches gegen alle bisher angenommenen Meinungen streitet. Kurz, es ist eine höchst mißliche Sache um den Nachruhm eines Erfinders, wie ich schon einmal in diesen Blättern durch das

Beiſpiel des Telegraphen bewieſen habe. Selbſt dann nicht einmal, wenn die Erfindung nach dem Namen eines Mannes benannt worden, kann man ſicher ſein, daß dieſer Mann wirklich der Erfinder geweſen. Oft war er nur der Erſte, der ſich ihrer nützlich bediente. — Nur, habe ich geſagt? — Dies nur ſteht an der unrechten Stelle, denn allerdings verdient der Erſte, der eine Erfindung klüglich benutzt, mehr Dank und Ruhm, als der Erſte, dem ein Zufall ſie in den Weg warf. Und ſo möchte wohl am Ende, im vorliegenden Falle, Newton den meiſten Ruhm davon tragen, weil ſeine Kinder nicht nach dem Hahn auf dem Kirchthurm guckten, ſondern weil er, durch ſeine Kenntniß der Strahlenbrechung, das reflektirende Teleſkop erfand.

Ueber die Beſoldungen der Schauſpieler.

Man hört nicht ſelten klagen, daß die Schauſpieler, und beſonders die Sänger und Tänzer, ſo ſtarke Beſoldungen zögen, indeſſen mancher, unter den Waffen grau gewordene, oder gar verſtümmelte Krieger ſich mit einer elenden Penſion behelfen müſſe. Ich mag hier nicht unterſuchen, woher es kommt, daß man gewöhnlich einen amüſirenden Künſtler reicher belohnt, als einen nützlichen Staatsdiener. Es iſt nun einmal ſo, und ich will hier blos einige Beiſpiele anführen, daß es immer ſo war. Eine Stelle des Plinius (von Badeus commentirt) lehrt uns,

Felix. Was bleibt mir zu thun übrig?

Verw. (nach einer Pauſe) Flieh!

Felix. Mein Vater hat entſchieden.

Verw. Halt! — täuſch dich nicht. Wenn du würklich überzeugt biſt —

Felix. Ich bin es.

Verw. Wenn nicht blos jugendliche Eitelkeit —

Felix. Sie iſt keine Gefährtin des Unglücks.

Verw. Woher kennſt du ihre Geſinnungen?

Felix. Unzählige Beweiſe —

Verw. War es nicht Mitleid? oder Dankbarkeit?

Felix. So wähnt' ich anfangs.

Verw. Du haſt deine Gefühle laut werden laſſen?

Felix. Nur unſre Herzen erriethen ſich.

Verw. Und eure Lippen?

Felix. Schwiegen.

Verw. So ſchweige, kämpfe, vermeide ihren Anblick und bleib.

Felix. Ich gehorche, wenn die reifere Erfahrung meines Vaters es gut heißt.

Verw.

daß der Schauspieler Esop, der in Rom zu den Zeiten Cicero's lebte, zwölf tausend fünfhundert Dukaten Einkünfte hatte, folglich weit mehr, als irgend einer unserer jetzt lebenden Künstler. Und doch ist das noch nichts, gegen die Summe, welche sein Kamerad Roscius sich hätte verschaffen können, wenn er gewollt hätte. Cicero, sein Freund und Vertheidiger, sagt in seiner schönen Rede: er habe jährlich über eine halbe Million Thaler gewinnen können. Vielleicht übertrieb Cicero, aber wenn wir auch nur annehmen, was Macrobius erzählt, daß er nämlich für jeden Abend hundert Dukaten empfing, so machte das — wenn er auch nur zwei hundertmal im Jahre spielte — eine jährliche Einnahme von zwanzig tausend Dukaten! Wie wenige Fürsten können sich solcher Einkünfte rühmen!

Dabei wurden die Schauspieler in Rom nicht minder geehrt als belohnt. Am Tage, wo nicht gespielt wurde, gingen die römischen Damen auf die Bühne, um die Masken und Kleider der Schauspieler zu küssen, worüber Juvenal sich sehr ereiferte, und wohl mit Recht, denn welcher Ehemann würde solchen Enthusiasmus für die Kunst von seiner Frau billigen? — Kaiser Augustus gab ein Gesetz, welches die Schauspieler der Geißelung entzog. Die Geißel traf nur Sklaven. Die meisten Schauspieler wurden aus dem Sklavenstande oder aus Freigelassenen genommen, und nun durch jenes Gesetz den römischen Bürgern gleich gestellt.

Von nun an lebten die vornehmsten Römer mit den Schauspielern in der engsten Vertraulichkeit, luden sie zur

Tafel, ſtatteten Beſuche bei ihnen ab, und es war nicht ſelten, einen Schauſpieler, der ſpaziren ging, von Rittern, Senatoren und beſonders von Damen begleitet zu ſehen.

Man ging noch weiter. Man ertheilte Einigen unter ihnen die Vorrechte der Decurionen in den Provinzen und Kolonien; es waren die nämlichen, welche die Senatoren zu Rom genoſſen. Ja, eine alte Zuſchrift bezeugt ſogar, daß ein Schauſpieler unter die Prieſter des Apollo aufgenommen wurde, eine Auszeichnung, die nur Männern aus den edelſten Geſchlechtern widerfuhr.

Sehr vermuthlich wurden den Künſtlern dadurch die Köpfe verdreht — wie ſo oft bei uns durch weit geringere Ehrenbezeugungen geſchieht. Sehr wahrſcheinlich wurden ſie übermüthig, betrachteten ſich als große, auch wohl gar dem Staate höchſt nützliche Männer, und ſahen mit Verachtung auf den beſcheidenen Bürger herab. C'est tout comme chez nous. Aber es gab doch auch ein Gegengewicht ihres Hochmuths, nämlich die unausrottbare Geringſchätzung des großen Haufens, der, ſo gern er auch in's Schauſpiel ging, doch die Schöpfer ſeines Vergnügens ſtets über die Achſel anſah. Auch dieſe Unbegreiflichkeit beſteht an den meiſten Orten noch heutiges Tages, und gründet ſich vielleicht auf das Gefühl der Entbehrlichkeit der Kunſt für Menſchen, die vor allen Dingen darauf denken müſſen, Brot zu erwerben, den vornehmern Klaſſen hingegen iſt die Kunſt unentbehrlich, denn

sie dürfen das Brot nur verzehren, und ihr wichtigstes Geschäft ist die Jagd nach Zeitvertreib.

Juristischer Trost für manche Damen.

Es widerfährt jungen Damen bisweilen, daß sie schon wenige Monate nach ihrer Vermählung in den ehrwürdigen Stand der Mütter treten, und daß der Herr Gemahl wohl gar so unhöflich ist, es übel zu deuten. Wollte doch Ariston, der König von Sparta, nicht einmal den Demokrates für seinen Sohn erkennen, weil er im siebenten Monat auf die Welt kam.

Im Ganzen ist es freilich wahr, daß die Geburt eines Menschen zu den undurchdringlichen Geheimnissen gehört. Niemand kennt seinen Vater mit Gewißheit, und noch weniger kann er einem Andern beweisen, daß Dieser oder Jener sein Vater sei. Die Wahrscheinlichkeit, durch Gesetze und Meinungen der Gelehrten unterstützt, muß dabei für Wahrheit gelten. Ein solches Gesetz ist unter andern das: pater est quem nuptiae demonstrant (der Ehemann soll auch für den Vater gehalten werden), denn vom Gesetz wird niemals ein Verbrechen vorausgesetzt.

Diese Grundsätze befolgte auch der berühmte Rechtsgelehrte und Kanzler, d'Aguasseau, in einem Prozeß, den er im Jahr 1696 als Generaladvokat führte. (Siehe Tom. 3, pag. 160 seiner Werke.)

Noch hat Niemand den Schleier zerrissen, in den die Natur, gleichsam aus Schamhaftigkeit, das Geheimniß der Fortpflanzung verhüllt hat. Es ist auch vergebens, ein Orakel darum zu befragen, wie Ariston gethan. Nur das Gesetz darf hier das Orakel sein, und dieses begehrt nicht, daß ein Kind, um rechtmäßig zu sein, nach dem siebenten Monat, sondern nur, daß es im siebenten Monat geboren werde. Es ist genug, daß der siebente Monat angefangen worden. In den Pandekten steht ausdrücklich (Cap. 3, de suis et legitim. haered.), Hippokrates sage, daß ein Kind, welches am hundert zweiundachtzigsten Tage erscheint, zu gehöriger Zeit erschienen sei, und so solle auch künftig geurtheilt werden. Es ist also nicht die Laune des Gesetzgebers, sondern die Meinung des Fürsten unter den Aerzten, welche das Gesetz bestimmt hat. Die berühmtesten Rechtsgelehrten, unter andern das Orakel Cujaz, stimmen damit überein.

Im Jahre 1730 machte ein Prozeß dieser Art ziemlich viel Aufsehen vor dem Parlament von Dijon. Eine gewisse Katharina Morlot wurde Witwe am 2. April 1729, verheirathete sich wieder am 28. Mai 1730, und setzte am 9. Oktober desselben Jahres ein vollkommenes Kind auf die Welt. Da diese Niederkunft vier Monat und eilf Tage nach ihrer zweiten Verheirathung erfolgt war, so klagten die Verwandten des ersten Mannes, und verlangten, man solle ihr eine Schenkung desselben entreißen, weil sie sein Andenken beschimpft und nicht einmal das Trauerjahr abgewartet habe, um sich einem Andern in die Arme zu

werfen. Daß sie ihrem jetzigen Gemahl schon vor der Vermählung gewisse Rechte zugestanden, läugnete Madame Morlot nicht, und konnte es freilich auch nicht läugnen; allein daß es erst nach Ablauf des Trauerjahres geschehen, behauptete sie standhaft. Dieses war aber schon am 2. April 1730 abgelaufen, folglich konnte sie am 3. April mit ihrer Person schalten und walten, ohne den Wohlstand gegen den Verstorbenen zu verletzen, und folglich zählte sie sechs Monat und einige Tage bis zu ihrer Niederkunft. Die Richter lächelten zwar über die haarscharfe Berechnung, allein sie entbanden, kraft des angeführten Gesetzes, die gewissenhafte Witwe von der Anklage.

Der Wundarzt.

Einst begehrte der König von Golconda von der holländischen ostindischen Kompagnie in Batavia einen geschickten Wundarzt, und man schickte ihm einen gewissen Peter Delan. Der König litt seit langer Zeit an Kopfschmerzen; seine Aerzte hatten ihm gerathen, sich an vier Stellen der Zunge die Ader öffnen zu lassen, und es fand sich kein Einziger unter den Wundärzten des Landes, der es wagte, diese Operation zu unternehmen. Delan wurde mit einer Besoldung von acht hundert Pagoden bei Hofe angestellt. Er ließ sich vernehmen, das Aderlassen sei eine der leichtesten Operationen seiner Kunst, und die Zuver-

läſſigkeit, mit der er ſprach, erweckte ein günſtiges Vorurtheil für ſeine Geſchicklichkeit.

Nach einigen Tagen ließ ihn der König rufen, um ihn auf die Probe zu ſtellen. Man erklärte ihm ſchon im Vorzimmer, daß, nach Verordnung der Aerzte, durchaus nicht mehr und nicht weniger als acht Unzen abgezapft werden ſollten, und daß mit einem ſo großen Monarchen nicht zu ſpaßen ſei. Delan blieb keck. Da führten ihn vier alte Weiber in's Bad, entkleideten und wuſchen ihn, beräucherten auch ſeinen ganzen Körper, beſonders die Hände. Dann zogen ſie ihm einen Kaftan an, und führten ihn zum Könige, brachten auch zugleich vier kleine goldene Teller mit, welche von den gravitätiſchen Aerzten gewogen wurden. Man wiederholte die Warnung, daß er mit ſeinem Kopf für jeden Blutstropfen haften müſſe, der über acht Unzen flöſſe. Delan hatte wirklich die Geſchicklichkeit, oder vielmehr das Glück, das beſtimmte Quantum nicht zu überſchreiten, und galt nun für einen Wundermann. Der König ließ ihm auf der Stelle drei hundert Pagoden auszahlen (ungefähr ſieben hundert Thaler).

Kaum hatte die Königin vernommen, daß ein ſo geſchickter, und zugleich ſo ſchöner junger Wundarzt am Hofe ſei, als auch ſie die Luſt anwandelte, ſich zur Ader zu laſſen. Delan wurde in ein prächtiges Zimmer gebracht, wo die nämlichen alten Weiber ihm Arme und Hände noch einmal wuſchen und beräucherten. Dann führten ſie ihn an einen ſeidenen Vorhang, in welchem ein Loch war, durch

welches die junge Königin ihren Arm ſteckte, und gleichfalls ſehr ſchnell und geſchickt von ihm bedient wurde. Zu ſehen bekam er ſie nicht, aber es regnete Pagoden und Goldſtoffe auf ihn herab, und er wurde ein Günſtling am königlichen Hofe. Indeſſen verſchweigt er uns das Wichtigſte; ob nämlich der Aderlaß an der Zunge Seine Majeſtät wirklich von den Kopfſchmerzen befreit habe?

Raffinirter Lebensgenuß.

Man ſucht ihn gewöhnlich nur in neuern Zeiten, und ich möchte geradezu behaupten, da werde er am ſeltenſten gefunden, wenigſtens in den neueſten. Denn wie ſelten hört man jetzt von einem zart erſonnenen Feſte, wo die gröbern Genüſſe durch feinere gewürzt werden? — Seltene Speiſen, theure Weine, höchſtens eine ſchlechte Tafelmuſik, und draußen vor der Thür ein paar Duzend brennende Lampen, das iſt ſchon ein Feſt, von welchem die Hamburger Zeitung redet, beſonders wenn etwa ein paar ſchlechte franzöſiſche Verſe mit illuminirt geweſen ſind. Da verſtand man es beſſer, in den ſogenannten rohen Ritterzeiten; doch müſſen wir bekennen, daß die Franzoſen die erſten waren, welche feinere Genüſſe zu erſchaffen wußten. Man trat in den Speiſeſaal, man glaubte in eine Grotte zu treten; alle Wände waren mit Epheu überzogen. Man glaubte auf einer Wieſe zu wandeln, denn der Boden war dicht mit Blumen beſtreut; die weißen Lilien mit purpurfarbe-

nen Mohn durchzogen. Die süßesten Wohlgerüche dufteten dem Gast entgegen. Die Tafel selbst trug kein Tischtuch, sondern schien ein Gefilde von lauter Rosen, die Speisen gleichsam in Rosen vergraben.

Die Tischaufsätze stellten lange Zeit nur Frühling, Sommer und Herbst dar. Endlich brachte man auch den Winter auf die Tafel, indem man mit einem weißen Pulver den Reif und Schnee sehr täuschend nachahmte. Ein gewisser Cazade vervollkommte diese Erfindung. Er bestreute nämlich seinen Frühling mit einem Pulver, welches ihm die Winterdecke gab; aber wenn die Gäste im Winter bei Tische saßen und der Saal wärmer wurde, so schmolz dieses Pulver nach und nach; Blumen kamen zum Vorschein, Quellen fingen an zu rieseln, kurz, die Gäste sahen vor ihren Augen den Frühling entstehen. Schade, daß dieser Cazade gestorben ist, ohne selbst seinen Kindern das artige Geheimniß zu hinterlassen.

In vornehmen Häusern fing man an, die Tafel auf eine ganz neue, wunderähnliche Weise zu serviren, nämlich von oben herab. Brantome beschreibt ein Fest, welches der Vicedom von Chartres gab. Der Plafond war als ein Himmel gemalt; dieser Himmel that sich plötzlich auf, und Wolken senkten sich herab, welche die Speisen trugen. Beim Dessert brach ein künstlicher Sturm aus, es regnete wohlriechende Tropfen und hagelte Zuckerwerk.

Da aber bei solchen Bewirthungen von oben herab sich doch manche kleine Unglücksfälle ereignen können, so

zog man in der Folge vor, die Tafeln von unten herauf steigen zu lassen. Die Kaiserin Katharine, welche sich sehr gut auf die feinern Lebensgenüsse verstand, hatte eine solche Tafel in der Eremitage, wo sie vermuthlich noch vorhanden ist. Nur in enger, gewählter Gesellschaft pflegte sie davon zu speisen, und der eigentliche Zweck dieser Einrichtung war: keinen Bedienten bei der Tafel zu bedürfen. Jeder Gast hatte eine Menge weißer Zettelchen und einen Bleistift neben sich liegen; begehrte er irgend eine Speise oder Getränk, so schrieb er es auf eins der Zettelchen, legte solches auf seinen Teller, drückte an einer Feder und der Teller versank, kam aber, nach wenigen Sekunden, mit dem Verlangten wieder herauf. Das gewährte den großen Vortheil, daß man sich ohne allen Zwang den geselligen Freuden überlassen und nach Belieben schwatzen durfte, ohne überflüssige Ohren zu scheuen.

Auch der liebenswürdige König Stanislaus hatte zu Lüneville eine solche Tafel, an der Voltaire's Witz oft das köstlichste Dessert lieferte.

On ne rit plus, on sourit aujourd'hui,
Et nos plaisirs sont voisins de l'ennui.

Auch große Minister irren bisweilen.

Sülly war nicht allein ein großer, sondern auch ein sehr redlicher Minister, der Freund seines Monarchen, der Wohlthäter Frankreichs; aber wäre es auf ihn angekom-

men, so würde dieses schöne Land jetzt eine seiner vornehmsten Erwerbsquellen weniger besitzen.

Heinrich IV. hatte in den Tuilerien eine Orangerie erbauen lassen, die so lange dort stand, bis Le Nôtre unter Ludwig XIV. die ganze Form dieses Gartens veränderte. Heinrich war keineswegs gesonnen, Orangen zu ziehen, sondern Seidenwürmer, deren Eier er aus Spanien kommen lassen. Er that alles mögliche für die Kultur des Maulbeerbaums und die Errichtung von Seidenmanufakturen. Süllv hingegen that alles mögliche, um es zu hintertreiben, blos aus Haß gegen alle Arten von Luxus. — Man kann gegen Einseitigkeit nicht genug auf seiner Hut sein, wenn man sieht, daß auch dem besten, klügsten Menschen dergleichen widerfährt. Heinrich IV. sah weiter als Süllv, und wer weiß, wie mancher Franzose, der auf dem pont neuf dessen Statue umstürzen half, bis dahin das Brot für sich und seine Familie in Seidenmanufakturen erworben hatte.

Paris und Philadelphia.

Ein gewisser Robin, der eine Reise nach Nordamerika geschrieben hat, zieht zwischen Paris und Philadelphia folgende Parallele:

Philadelphia ist verhältnißmäßig schon jetzt für Amerika, was Paris für Europa ist, eine Stadt, die für alle übrige den Ton angibt. Paris — der Sitz des guten

Verw. Es kommt hier nicht darauf an, was du leiden wirst.

Felix. Ich leide willig.

Verw. Nur die Ruhe der Tochter unsers Wohlthäters —

Felix. Eben diese wollte ich durch meine Flucht erkaufen.

Verw. Ob du einen Garten oder einen Welttheil zwischen euch setzest, das gilt gleich viel.

Felix. Wenn sie mich aber zu sehn begehrt?

Verw. Das wird sie nicht.

Felix. Wenn die Liebe schon über Wohlstand und jungfräuliche Schüchternheit siegte? — wenn sie im Dunkel der Nacht eine Unterredung mit mir begehrte?

Verw. Das wird sie nicht.

Felix. Vater, ich bin hier, auf Verlangen der Gräfin.

Verw. (mißtrauisch) Ohne dein Zuthun?

Felix. Bey dem Andenken meiner Mutter!

Verw. So entferne dich.

Felix. (zögernd) Was wird sie von mir denken?

Verw.

Geſchmacks in jeder Gattung; Philadelphia bewahrt den reinen Geſchmack für alles Gute. — In Paris verfeinert man alles, und die ſchönen Künſte vervollkommnen ſich mit jedem Tage. In Philadelphia vereinfacht man alles und die nützlichen Künſte machen ſchnelle Fortſchritte. — In Paris ſind die Sitten milde, in Philadelphia rein. Die Pariſer ſind die geſelligſten, die Penſylvanier die redlichſten Menſchen. — In Paris iſt eine vortreffliche Polizei, dennoch herrſcht kein Zwang; in Philadelphia iſt gar keine Polizei, dennoch herrſchen Freiheit und Ordnung. — Frankreich duldet keine Sklaven; Penſylvanien hat den ſeinigen die Freiheit gegeben. — Der Franzoſe beſitzt ein ſo zartes Ehrgefühl, daß er ein dementi nicht überleben möchte; der Penſylvanier iſt ſo tugendhaft, daß er ſein Leben durch keinen Schwur erkaufen möchte. — In Paris jagen die Armen wie die Reichen dem Vergnügen nach; in Philadelphia gibt es weder Arme noch Reiche, Jedermann iſt wohlhabend, Jedermann iſt heiter. — Der Franzoſe lacht über Alles; Alles lächelt dem Penſylvanier. — Dem Fremden ſcheint Paris ein entzückender Aufenthalt, Philadelphia der Schooß des Glückes.

Dieſes Glück, ſagt Robin, ſei einzig das Werk der Geſetze, und Schade nur, daß die Amerikaner deſſen nicht lange genießen könnten, weil ſie ihr Leben nicht hoch brächten. Dieſe Bemerkung (deren Wahrheit ich bezweifle) hat er ſich von Grabſteinen abſtrahirt. Die meiſten Todten waren ſchon im vierzigſten Jahre geſtorben, wenige hat-

ten sechzig erreicht, keiner siebenzig. Die Frauenzimmer sollen schon im zwanzigsten Jahre verblüht, im fünfunddreißigsten alt und runzlicht sein. — Er rühmt auch die Gastfreiheit der Amerikaner, und die fast märchenhafte Unschuld und Keuschheit der Frauen. Wirth, Wirthin und Gast haben nur ein Bett, welches die Wirthin sogar alsdann in aller Unschuld mit dem Gaste theilt, wenn der Mann nicht zu Hause ist. — In solchen Fällen scheint mir das Vertrauen des Mannes fast noch bewundernswürdiger als die Keuschheit der Frau.

Der Adler und die Nachteule.

Diesen Titel trägt eine gewaltig weitläufige und schon darum schlechte Fabel, — eine Fabel, die ein ganzes Buch füllt — und für einen jungen Fürsten geschrieben sein soll, dem man seine Liebe zu den Künsten und Wissenschaften zum Vorwurf machte. Dergleichen Vorwürfe sind so erbärmlich, daß sie blos Verachtung und höchstens ein Epigramm, aber kein Buch verdienen. Es ist, als ob man einer Pflanze den Vorwurf machte, daß sie sich nach dem Lichte kehrt. Ueberall gibt es Menschen — aber zum Glück nur wenige — welche die heiligsten Dinge verspotten, die köstlichsten Himmelsgaben gering schätzen; wer achtet ihrer? — Ich kenne in Ehstland einen angesehenen Mann, der laut und frech in allem Ernst behauptet: »man müsse das Wort Humanität aus dem Wörterbuche streichen, denn durch dieses Wort sei alles Unheil auf die

Welt gekommen." Man lacht über sein Pferdegeschwätz und ist darum doch in Ehstland so human, daß er darüber verzweifeln möchte.

Wieder auf den Adler zu kommen, der in jener Fabel die Hauptrolle spielt, so ist es ein junger Adler, der auf Reisen geht, um regieren zu lernen. Er besucht Häfen und Manufakturen; er schwebt über Voltaire's Aufenthalt; er geht mit d'Alembert und Diderot um und studirt Philosophie unter ihnen. Dann bemerkt er, daß England um ein Jahrhundert zurückgeschritten sei. In Holland zitterte er für die Freiheit (mit Recht) und wünscht diesem Lande Barnwald's und Runter's (vergebens). Ueber Spanien fliegt er schnell hinweg (woran er sehr wohl thut), und begibt sich nach Boston, wo er Cook's Sarg findet. (?) Dann setzt er seine Reise nach China fort, wo er sich bewundernd niederläßt. Dem Norden hat er jetzt die Ehre erzeigt, einen Adlerblick darauf zu werfen. Er kehrt in sein Reich zurück und ist nun ein vollkommener Fürst geworden.

In Nebenstunden muß Apollo's Schwan ihm vorlesen aus Pope, St. Lambert oder Milton. (Wie kommt St. Lambert mit Pope und Milton zusammen?) Mahomet, Britannicus und vier Zeilen aus Othon werden nicht vergessen. Wenn der Schwan fertig ist, so tritt der Phönix herein und übersetzt den Tacitus, den Raynal, den Hume, den Robertson. Die ganze Vögelschar klatscht Beifall, nur die Nachteule nicht, die das Licht scheut, und, weil sie vormals

Minerven angehörte, noch immer der Vogel der Weisheit zu sein sich einbildet. Sie ist es, die dem Adler vorwirft, daß er sich zu den Wissenschaften herabläßt, da er doch nur geschaffen sei, um Donnerkeile zu schleudern. Der Adler wird unwillig und verweist die Eule auf ewig in einen alten Thurm, um Mäuse zu fangen.

Das ist die ganze armselige Erfindung. Dann folgt noch ein Epilog, in welchem alle europäische Fürsten, die den Wissenschaften huldigen, als Adler auftreten. Da ist ein Petersburger Adler, ein Berliner Adler, ein toskanischer Adler u. s. w. In unsern guten Fabeln erhalten wir oft treffliche Lehren von den Thieren; hier ist es umgekehrt, die Thiere bilden sich nach den Menschen, und zwar in Dingen, die weit über ihren Horizont gehen. Auch die Fabel hat ihre Wahrscheinlichkeit; Vögel, die den Tacitus lesen, sind gar zu unwahrscheinlich. Der Stil ist gleichfalls unpassend, schwülstig, und oft mit seltsamen Wortverbindungen ausstaffirt. Da gibt es zum Beispiel eine Dämmerung in den letzten Zügen (crepuscule agonisant).

Hie und da sind auch einige Schilderungen dem Verfasser gelungen. Von Lafayette — der damals in Amerika für die Freiheit focht, und leider nun vergessen zu sein scheint, — sagt er:

Levant au milieu d'eux un front noble et modeste,
Lafayette à vingt ans du monde étoit l'appui,
L'aigle le distinguer de la voute céleste,
Et vint avec orgueil se reposes sur lui.

Noch eine Zeile — wo der Verfaſſer von einem Fürſten ſpricht, der die Todesſtrafe in ſeinen Staaten abgeſchafft hat — iſt wirklich ſublim: Il ferme aux scélerats l'asyle des tombeaux (des Grabes Freiſtatt iſt dem Böſewicht verſchloſſen).

Dies Fabelbüchlein iſt auch noch mit einer gewaltigen Menge von Noten überladen, in welchen allen Schriftſtellern von einiger Bedeutung große Komplimente gemacht werden. Nur Rouſſeau wird ſcharf mitgenommen. Es heißt von ihm: er habe die allgemeine Vernunft (la raison publique) vom Throne ſtürzen wollen; er habe die Irrthümer ſeines Grundſtoffes durch die Wahrheit ſeiner Details verhüllt; man könne ihn vergleichen mit einer ſchlechten Uhr, die aber ein herrliches Glockenſpiel habe, und wo man nicht darauf hören müßte, welche Stunde ſie ſchlage, ſondern nur, welches Liedchen ſie ſpiele.

Von Seneca ſagt er: ſein funkenſprühendes Genie erbliche vor Diderot's vulkaniſchem Genie. — Recht artig fertigt er Levêque ab, der in ſeiner Geſchichte Rußland's Peter dem Großen verargt, daß er ſo weit gereiſt ſei um Aufklärung zu ſuchen, hinzufügend: er hätte ſie nur dürfen zu ſich kommen laſſen. Hierauf antwortet der Verfaſſer: »Mahomet, an der Spitze ſeiner Armee, befahl einigen fernen Bergen, ſich zu ihm zu erheben; da ſie aber unbeweglich blieben, rief er aus: wollt ihr nicht zu mir kommen, ſo komm ich zu euch. Er ſchritt vorwärts und ſein Heer folgte.«

Zum Schluß hebe ich noch einige seltsame Witzspiele aus, oder vielmehr, ich begleite den Verfasser auf seiner unermüdeten Jagd nach neuen, auffallenden Gedanken. »In der Liebe,« sagt er, »ist alles Fieber; im Haß alles Muskel.« — »Man will jetzt die Griechen und Römer in eine amerikanische Komposition einweihen.« — »Ungeheure Fichten, welche man für die alten Beherrscher des Landes halten sollte.« — Die Optik der Konjekturen, das Prisma der Etymologien.« Den jetzigen Zustand von Griechenland nennt er »das Lustspiel des Glücks, das Trauerspiel der Zeit.« Von den Privatbriefen Friedrichs des Großen sagt er: „das Königthum gibt dem Genie die rechte Hand.« — Folgende Phrase hat mir fast albern geschienen: „Der Glanz vermehrt die Größe, der Luxus den Glanz, der Pomp den Luxus, die Pracht den Pomp, und — die Prachtsucht die Pracht.« (Le faste la magnificence.) Beide Worte scheinen mir fast sinonim zu sein. Ich bekenne, daß mich hier die deutsche Sprache verläßt, so wie dem Verfasser die gesunde Vernunft verlassen zu haben scheint.

Einige merkwürdige Prozesse aus den Supplement-Bänden der Geschichte aller Richterstühle.

Während der Kardinal Wolsey Günstling war, hatte Fitz-Williams Wohlthaten von ihm empfangen, und

als Jedermann, wie gewöhnlich, den in Ungnade Gefallenen verließ, blieb nur der dankbare Fitz-Williams ihm treu, wagte es, ihn zu vertheidigen, gab ihm sogar eine Freistatt. Heinrich VIII. nahm das sehr übel auf und ließ dem Biedermanne den Prozeß machen. Doch ehe das Urtheil gesprochen wurde, begehrte er ihn selbst zu sehen. Fitz-Williams trat unerschrocken vor den König. Bitter warf ihm Heinrich vor, daß er einen Staatsverräther bei sich geherbergt. »Mein Leben ist in Ihren Händen,« sagte Fitz-Williams, »allein ich bin weder ein schlechter Bürger, noch ein treuloser Unterthan. Nicht den verungnadeten Minister, nicht den Staatsverbrecher, habe ich bei mir aufgenommen, sondern meinen alten Herrn, meinen Wohlthäter, der mir Brot gegeben, durch den ich alles bin und habe. Welch ein Schurke wär' ich, wenn ich im Unglück ihn hätte verlassen können!" — Heinrich wurde gerührt, begnadigte nicht allein den seltnen Mann, sondern schlug ihn auch zum Ritter.

Ein Edelmann aus Poitou, Namens Bobetiere, trug 1579 seinen Kopf auf den Block, weil er seine Frau und deren vermeinten Liebhaber umgebracht. Im letzten Verhör — als er sah, daß er durchaus keine Gnade mehr zu hoffen hatte — wurde er hitzig, fuhr die Richter an, und sagte, sie wären sämmtlich Pantoffelmänner, die Hörner trügen. »Eure Weiber," schrie er, »sind nicht um ein Haar besser, als die meinige war, allein ihr seid erbärmliche Kerls." Nachdem er auf diese Weise seinem Herzen Luft gemacht, bestieg er gelassen das Schaffot, ließ sich

die Augen nicht verbinden, und ſtarb mit der Ueberzeugung, Recht gethan zu haben.

Hollis.

Nie hat ein Dichter einen wärmern Verehrer gehabt, als Milton an Hollis. Dieſer wohlhabende Enthuſiaſt, der ſein ganzes Vermögen immer gern zum öffentlichen Nutzen verwandte, begnügte ſich nicht damit, eine neue koſtbare Ausgabe von Milton's Leben und deſſen Amyntor zu veranſtalten (die er nicht verkaufte, ſondern in und außer Landes verſchenkte), er ſuchte auch mit unermüdetem Eifer, ohne Scheu vor Koſtenaufwand, alles an ſich zu bringen, was Milton zugehört hatte, oder an ihn erinnern konnte, als da ſind Portraits, Möbeln, Kleidungsſtücke u. ſ. w. 1762 kaufte er das Bett, auf welchem Milton geſtorben war, und ſchickte es an den Doktor Akenſide mit folgendem Billet:

»Ein Engländer hat die Ehre, dem Doktor Akenſide das Bett zu überſenden, auf welchem der große Milton geſtorben iſt. Wenn der Herr Doktor, nachdem er auf dieſem Bett geſchlafen, eine Ode zu Milton's Ruhme verfaßt, ſo wird Hollis ſich für reich belohnt achten.«

Der Enthuſiasmus für Reliquien iſt heutzutage ganz aus der Mode gekommen (denn leider halten auch die Gefühle ihren Kreislauf wie die Moden). Es geht dabei den Helden wie den Heiligen und Dichtern, denn

es werden in Erfurt Sachen verauktionirt, die man vielleicht nach einigen hundert Jahren, wenn die Reliquien wieder Mode geworden, mit Gold aufwiegen würde.

Glücklich. Unglücklich.

(Geschrieben, ohne Adelung's Wörterbuch bei der Hand zu haben.)

Wie oft hört man nicht sagen: „der und der ist glücklich oder unglücklich?" — Das wird so in den Tag hinein gesprochen, ohne daß man einen bestimmten Begriff damit verbindet; oder — wenn man es thut — so ist dieser Begriff blos aus einigen Vorstellungen von Vergnügen zusammengesetzt. Doch wer eine Zeit lang Vergnügen genießt, ist darum noch nicht glücklich, so wenig als man den, der eine Zeit lang Schmerzen empfindet, unglücklich nennen kann. Das Vergnügen schlüpft schneller vorbei, als das Glück, das Glück schneller, als die Glückseligkeit.

Wenn einer sagt: „Ich bin in diesem Augenblicke glücklich," so mißbraucht er das Wort; im Grunde heißt es dann nichts weiter, als: „ich habe jetzt Vergnügen." — Kommt aber dieses Vergnügen häufig wieder, so mag man während dieser Zeit sich glücklich nennen; und ist dieses Glück dauerhaft, so darf man sich der Glückseligkeit rühmen. Ich wünschte, daß ein Schriftsteller von Gewicht (Wieland z. E.) noch ein

drittes Wort erfände, um das prosperitas der Römer zu übersetzen. Improborum prosperitates secundaeque res sagt Cicero in natura deorum. Wohlstand ist es nicht, Wohlfahrt auch nicht. Ich möchte Gedeihlichkeit, oder Glücklichkeit vorschlagen. Man ist in der Gedeihlichkeit oft weit entfernt glücklich zu sein, so wie ein Kranker von einem großen, für ihn zubereiteten Gastmahl nichts genießen kann. Einen Prosperitäts-Menschen könnte man allenfalls einen Glückling nennen.

Das alte Sprichwort: nemo ante obitum felix (man soll Niemanden vor seinem Tode glücklich preisen) beruht, wie mich däucht, auf sehr falschen Grundsätzen, und heißt eigentlich: nur der sei für glücklich zu halten, der von seiner Geburt an bis zu seiner letzten Stunde ein ununterbrochenes Glück genießt. Eine solche Kette von angenehmen Empfindungen, ohne alle Lücken, ist unmöglich, weil unsere Organe eben so wenig dazu eingerichtet sind, als die Blätter der Sensitiva zu einer unaufhörlich krampfhaften Bewegung; weil wir von allem, was uns umgibt, von Wind und Wetter, und am meisten von dem Menschen abhängen.

Es sind freilich manche Bücher unter dem prächtigen Titel: die Kunst, stets glücklich zu sein, geschrieben worden; sie enthalten auch recht gute Vorschriften für unser moralisches Wesen, gleichwie die Kunst, lange zu leben, heilsame Regeln für den Körper enthält; aber die Menschen leben doch nicht länger, und werden auch

Verw. Sie wird deine Redlichkeit segnen, wo nicht jezt, doch einst.

Felix. Ach! mein Vater —

Verw. Du kannst nicht? wohl, ich bleibe hier.

Felix. Ihre Gegenwart würde sie zu Boden drücken.

Verw. Besser sie schämt sich vor mir, als vor sich selbst.

Felix. Wer Kraft und Muth genug hatte, Vater und Geliebte zu verlassen, der wird auch in dieser Stunde nicht vergessen, was er Pflicht und Ehre schuldig ist.

Verw. Was wirst du ihr sagen?

Felix. Daß ich sie liebe.

Verw. Vortreflich!

Felix. Ohne Hofnung —

Verw. Und folglich ohne Vernunft.

Felix. Daß sie mich nie, nie wieder sehn wird —

Verw. Auch wenn du bleibst?

Felix. Auch wenn ich bleibe.

Verw. Schwöre es ihr.

Felix. Mit blutendem Herzen!

nicht glücklicher. Wer immer glücklich sein will, der sucht den Stein der Weisen für die Seele. Daran thut er recht wohl, denn er wird doch manches Gute finden, so wie der berühmte Böttticher in Dresden zwar kein Gold, aber doch das schöne Porzellan hervorbrachte. Nur ist das Porzellan zerbrechlich, wie das Glück. Man kann schon froh sein, wenn man nicht oft und nicht lange leidet. Ein Mensch, der immer heiter und froh bis zum Grabe gewandelt — stürbe er auch des schmählichsten Todes — wäre dennoch glücklich, ja der glücklichste zu nennen. Es ist sehr möglich, daß Sokrates der Glücklichste unter den Griechen gewesen, ob er gleich im siebzigsten Jahre den Giftbecher trinken müssen, weil er den ketzerischen Glauben an einen einzigen Gott hegte. Das nemo ante mortem beatus ist folglich falsch, und wenn es nichts weiter bedeuten soll, als: „ein glücklicher Mensch kann eines unglücklichen Todes sterben," so bedeutet es etwas sehr gemeines.

Daß des Pöbels Sprichwort: „Glücklich wie ein König," noch falscher sei, bedarf keines Beweises, besonders in unsern Tagen.

Man wirft auch wohl die Frage auf: Ob ein Stand glücklicher sei als der andere? Ob der Mann glücklicher sei als das Weib? — Um diese Frage zu beantworten, müßte man alle Stände durchlaufen haben, zugleich Mann und Weib gewesen sein, wie Tiresias und Iphis; noch nicht genug: man müßte auch zu jedem Stande den eigenthüm-

lichen Geiſt beſeſſen, und als Mann und Weib alle nur mögliche Zuſtände des Mannes und Weibes verſucht haben. — Von zwei Menſchen kann man freilich den Einen glücklicher nennen als den Andern, denn es iſt klar, daß derjenige, der am Stein und Podagra leidet, der Frau und Kinder verliert, der von den Franzoſen geplündert, und am Ende wohl gar gehangen wird, in der Regel minder glücklich iſt, als ein junger, rüſtiger Sultan oder Lafontaine's Seifenſieder. Aber man will auch nur wiſſen, welcher von zwei Menſchen, die an Geſundheit, Reichthum, Stand einander ganz gleich ſind, der glücklichſte ſei?

Ohne Zweifel entſcheidet da blos ihre Organiſation. Der Mäßigſte, Ruhigſte und doch zugleich Reizbarſte iſt auch der Glücklichſte. Aber leider ſind Mäßigung und Reizbarkeit ſelten beiſammen.

Nicht der Stand, der Zuſchnitt unſerer Seele (wenn ich ſo ſagen darf) beſtimmt unſer Glück. Aber dieſer Zuſchnitt hängt einzig und allein von unſern Organen ab, und dieſe wiederum ſind ohne unſer Zuthun gebildet worden. Darüber möge der Leſer ſelbſt Betrachtungen anſtellen. In den Künſten darf er Unterricht ſuchen, in der Moral muß er ſelbſt denken. Es gibt Schooßhunde, welche man liebkoſt, die man wäſcht, kämmt, mit Zuckerbrot füttert, und ihnen wirkliche Hündinnen zuführt; es gibt Andere, welche die Räude haben, geſtoßen und getreten werden, Hungers ſterben, oder die ein junger Wundarzt lebendig mit allen vier Füßen annagelt, um ſie langſam aufzu-

schneiden. Hing es von dem Willen dieser armen Hunde ab, glücklich oder unglücklich zu sein?

Wenn man sagt: Ein glücklicher Bösewicht, so versteht man darunter blos das Gelingen seiner Thaten oder Heldenthaten. Attila, Thamas Kuli Chan und ihres gleichen haben glücklich geraubt, geplündert, gemordet. Aber wenn sie sich selbst für Bösewichter hielten, so waren sie wohl schwerlich glücklich, selbst wenn sie ihre Nebenmenschen verachteten. Indessen könnte es sich wohl zutragen, daß ein schlecht organisirter, oder schlecht erzogener Bösewicht — ein Türke zum Exempel, den man gelehrt hätte, es sei erlaubt, einen reichen Vezir zu erdrosseln, oder Jeden, der ihn nicht anbetet, von den Dardanellen herab in den Kanal zu stürzen, oder hundert Meilen Landes um seines Ruhmes willen zu verwüsten — es könnte leicht sein, sage ich, daß ein solcher Türke nicht mehr Gewissensbisse empfände, als sein frommer Mufti, und folglich sehr glücklich wäre. Auch hierüber mag der Leser selbst nachdenken.

Das schönste und dauerhafteste Glück ist das häusliche, weil es in einer fast ununterbrochenen Reihe von stillen Freuden besteht, die nur von der Mitwirkung weniger Menschen abhängen; Freuden, die mit dem Gewissen im tiefsten Frieden leben; die des großen Vorzugs genießen, nicht beneidet, folglich nicht gestört zu werden; die der Gesundheit zusagen, und nicht blos dem Reichen, sondern auch dem Wohlhabenden, selbst dem nicht ganz Armen leicht zu erlangen sind. Nur muß

freilich auch hier die Organisation ihm den Sinn für dies Heilige nicht versagt haben.

Der Geduldige.

Ein lustiger Bruder kam aus dem Weinkeller, und wollte nach Hause gehen, aber er befand sich in demjenigen Zustande, in welchem die Beine der Seele nicht mehr gehorchen. Ueberdies war es Winter und hatte geglatteist. Er fiel alle Augenblicke und raffte sich immer wieder auf. Endlich wurde ihm das Fallen doch verdrießlich, und als er abermals mit dem ungenannten Theile seines Körpers den Boden küßte, sagte er: In Gottes Namen! und blieb ruhig liegen. Einer seiner Freunde ging vorbei, und rief ihm zu: Steh auf! was machst du da?

»Ich warte, bis es thaut,« versetzte der Geduldige. — Wir lachen? — mich däucht, es hat in unsern Tagen eine Politik gegeben, die es gerade so gemacht hat, und vielleicht noch so macht. Trunken von Hoffnungen zog sie aus, begab sich auf das Glatteis, fiel einige Mal, blieb endlich liegen, und als ein Spanier vorbei ging, der ihr zurief: Steh auf! was machst du da? — so antwortete sie ganz geduldig: »Ich warte bis es thaut.«

Katharine von Parthenay.

Ein edles Weib zu feiern, ist eine der angenehmsten Beschäftigungen eines Schriftstellers, wenigstens eines Solchen, als ich bin, der, seit seinem achten Jahre, das Glück hatte, fast ununterbrochen verliebt zu sein. Wenn meine Leserinnen diese Katharine von Parthenay nicht kennen, so ist ihnen eine seltene Zierde ihres Geschlechts unbekannt geblieben, denn sie vereinte Weiblichkeit mit Heldenmuth, Schöngeisterei mit ihren Mutterpflichten; fürwahr eine Vereinigung, die so selten ist, als das Zusammentreffen zweier Planeten

Sie war eine Tochter aus dem Hause Soubise, vermählte sich 1768 mit einem Baron Dupont, und sieben Jahre später mit einem Rohan. Als sie von diesem Witwe wurde, lebte sie ganz ihren Kindern und den Musen, so lange die damaligen unruhigen Zeiten es ihr vergönnten. Sie war nämlich eine Protestantin, und flüchtete mit einer frommen, gelehrten Tochter, Anna, nach Rochelle, wo sie die berühmte Belagerung dieses Ortes, trotz eines einundneunzigjährigen Alters, mit heldenmüthiger Standhaftigkeit ertrug; und drei Monate lang blos von Pferdefleisch und vier Unzen Brot des Tages lebte. Dennoch schrieb sie an ihren Sohn, den Herzog von Rohan, eines der protestantischen Oberhäupter, er solle nicht wanken, und sich durchaus an ihren Zustand nicht kehren.

Als endlich die Festung dennoch kapituliren mußte, weigerte sie sich standhaft, in die Kapitulation eingeschlossen

zu werden, und ließ sich lieber als Gefangene nach dem Schlosse Nivot führen.

Ihr Geist blieb immer thätig. Hatte sie in ihrer Jugend Lust- und Trauerspiele geschrieben — unter andern einen Holofernes, der mit Beifall aufgenommen wurde — so übersetzte sie in spätern Jahren den Isokrates. Sie nennt man auch als die Verfasserin einer satyrischen Apologie für Heinrich den Vierten, in welcher ihm, nicht ganz mit Unrecht, der Vorwurf gemacht wird, er thue nur denen Gutes, die er fürchte.

Daß ihre literarischen Beschäftigungen nie ihren Mutterpflichten Eintrag thaten, beweist die vortreffliche Erziehung, die sie allen ihren Kindern gab. Ihr Sohn, der Herzog von Rohan, erwarb sich Ruhm und Liebe in den Bürgerkriegen unter Ludwig XIII. Ihre Tochter, Katharine, nachmals mit einem Herzog von Zweibrücken vermählt, gab Heinrich dem Vierten, der um ihre Gunst buhlte, die edle Antwort: »Ich bin zu arm, um Ihre Gemahlin, und zu gut, um Ihre Maitresse zu werden.« — Anna, Katharinens zweite Tochter, vermählte sich nie, zeichnete sich aber durch Frömmigkeit und Liebe zu den Wissenschaften aus.

Wenn man Katharinen von Parthenay irgend einen Vorwurf machen dürfte, so wäre es der, eines zu weit getriebenen kindlichen Gehorsams gegen eine leidenschaftliche Mutter, die sie, wider ihren Willen, in einen eben so seltsamen als unschicklichen Prozeß verwickelte. Diese Mutter war es nämlich, die in der Tochter Namen deren ersten Gemahl, den Baron Dupont, eines Mangels an Kraft

gerichtlich anklagte, deſſen ein Ehemann ſich ungern beſchuldigen läßt, zumal ein ſolcher, der in jener abſcheulichen Bartholomäusnacht das Leben nicht eher einbüßte, bis er, nach dem Ausdrucke des Geſchichtſchreibers Varillas, von Wunden durchlöchert wie ein Sieb niederſtürzte. Damals war der famöſe Prozeß noch nicht entſchieden, welches den Hofdamen Gelegenheit gab, ſich als die unſittlichſten und zugleich als die hartherzigſten Weiber von ganz Frankreich zu zeigen. Denn als der Leichnam des Barons bis vor die Pforten des Louvre geſchleppt wurde, liefen ſie Alle hinunter, den blutigen Anblick nicht ſcheuend, um zu unterſuchen, welcher von beiden Theilen den Prozeß gewonnen haben würde. (?) — Wie wenig aber Katharine in dieſer Sache mit ihrer Mutter einverſtanden war (möge es ſich übrigens verhalten haben wie es wolle), das beweiſen auch die zarten Elegien, die ſie auf den Tod ihres Gemahls dichtete.

Geſpräch zwiſchen Madame de Maintenon und Ninon L'Enclos.

(Beide hatten in jüngern Jahren vielen Umgang miteinander, und dieſes Geſpräch gründet ſich auf Wahrheit, denn Voltaire hat öfter aus dem Munde des Abbe Chateau-Neuf gehört, daß Madame de Maintenon alles Mögliche angewandt, die berühmte Ninon zu bekehren, und ſie nach Verſailles zu locken, um in ihrem Umgang die erhabene Langeweile des Hofes zu zerſtreuen. Es gelang ihr nicht.)

Madame de Maintenon. Ja, ich habe Sie bitten laſſen, mich insgeheim zu beſuchen. Glauben Sie ja nicht,

es sei geschehen, um vor Ihnen mit meiner Größe zu prunken; nein, Trost suche ich bei Ihnen.

Ninon. Trost? wie Madame? ich bekenne, da ich seit Ihrer Erhebung nichts von Ihnen gehört, daß ich Sie für glücklich gehalten.

M. de Maintenon. Ich stehe im Rufe, glücklich zu sein. Manchen gemeinen Seelen mag dieser Ruf genügen; mir nicht.

Ninon. Ich verstehe. Trotz Ihrer Größe fühlen Sie das Bedürfniß der Freundschaft, und ich, die ich nur für die Freundschaft lebe, ich habe nie das Bedürfniß der Größe gefühlt. Allein warum vergessen Sie mich so lange?

M. de Maintenon. Ich mußte scheinen, Sie zu vergessen. Unter den Unannehmlichkeiten meiner Erhebung war dieser Zwang keiner der geringsten.

Ninon. Ich habe nie weder meine Jugendfreuden, noch meine Jugendfreunde vergessen. Doch fürwahr, wenn Sie unglücklich sind, so täuschen Sie die ganze Welt, die Sie beneidet.

M. de Maintenon. Ich habe mich selbst zuerst getäuscht. Wenn damals — als wir noch in Ihrer kleinen Straße des Tournelles, mit Villarsaux und Nantouillet zu Abend speisten, und kaum bemerkten, wie frugal unsere Tafel besetzt war — wenn damals mir Jemand gesagt hätte: »du wirst einem Throne dich nähern; der mächtigste Monarch wird nur auf dich Vertrauen setzen; alle Gnadenbezeigungen werden durch deine Hände gehen; man wird dich als Königin betrachten,« — wahrlich! ich würde

geglaubt haben, vor Freuden zu ſterben, wenn die Weiſſagung in Erfüllung ginge. Nun iſt ſie wirklich in Erfüllung gegangen — in den erſten Augenblicken war ich betäubt — ich hoffte das Glück zu finden, und — ſuchte es vergebens!

Ninon. Der Philoſoph wird Ihnen das vielleicht glauben, aber das Publikum nicht. Und wenn es Ihnen glaubte, ſo würde es Sie tadeln.

M. de Maintenon. Es muß ſich ja wohl irren, ſo wie ich mich geirrt habe. Dieſe Welt iſt ein großes Amphitheater, wo der Zufall jeden Menſchen auf eine der Stufen ſtellt. Man glaubt, auf der obern Stufe ſei das Glück. Wie ſehr irrt man ſich!

Ninon. Ich halte dieſen Irrthum für nothwendig. Die Menſchen würden ſich gar keine Mühe geben, empor zu ſteigen, wenn ſie das Glück nicht hoch über ſich glaubten. Wir beide kennen Vergnügungen, die minder täuſchend ſind. Aber ich bitte Sie, wie haben Sie es angefangen, um auf Ihrer Stufe ſo unglücklich zu werden?

M. de Maintenon. Ach meine gute Ninon! mein Glück gerieth in Abnahme, ſeit ich anfing, Sie Mademoiſelle de L'Enclos zu nennen. Ich muß eine Prüde ſein; in dieſen paar Worten liegt Alles. Mein Herz iſt leer, mein Geiſt leidet Zwang; ich ſpiele die erſte Rolle in Frankreich, aber es iſt nur eine Rolle. Ich lebe nur ein geborgtes Leben. Ach! wenn Sie die drückende Bürde einer ſchmachtenden Seele kennten, welche eine andere

Seele auffrischen, einen abgestumpften Geist amüsiren soll. —

Ninon. Ich fühle das Traurige Ihrer Lage, und fürchte, Sie zu kränken, wenn ich bemerke, daß Ninon in ihrem kleinen Häuschen in Paris mit dem Abbé Chateau-Neuf und einigen Freunden weit glücklicher ist, als Sie in Versailles, bei dem mächtigsten Monarchen von Europa, der seinen ganzen Hof zu Ihren Füßen legt. Ja, ich fürchte in der That, meine Ueberlegenheit vor Ihnen auszukramen, denn ich weiß, daß man sein Glück, in Gegenwart von Unglücklichen, nicht zur Schau stellen soll. Ertragen Sie Ihre Größe mit Geduld. Suchen Sie die behagliche Dunkelheit zu vergessen, in der wir vormals beide lebten, so wie Sie hier bereits gezwungen worden sind, Ihre alten Freundinnen zu vergessen. Hüten Sie sich, jemals auszurufen:

Félicité passée,
Qui ne peut revenir,
Tourment de ma pensée,
Que n'ai je, en te pendant, pendre le souvenir!

Trinken Sie aus dem Flusse Lethe. Vor allen Dingen trösten Sie sich durch einen Blick auf so viele Königinnen, die Langeweile haben, noch mehr als Sie.

M. de Maintenon. Ach, Ninon! kann man auch allein sich trösten? Ich hätte Ihnen einen Vorschlag zu thun, aber kaum wage ich es.

Ninon. In der That, Madame, es ist an Ihnen, schüchtern zu sein, aber wagen Sie es immer.

Verw. Und wenn ſie jammert, wenn ſie weint —

Felix. Ach Vater!

Verw. Sohn! wenn ſie weint —?

Felix. Dann reiße ich mich los und fliehe.

Verw. Kannſt du das?

Felix. Ich kann es.

Verw. Deine Hand —

Felix. (giebt ſie ihm) So wahr ich ein Pompiliani bin!

Verw. Schände dein Geſchlecht nicht. Armuth und Elend konnte dein Vater tragen, Schande würde ihn ins Grab ſtürzen.

Felix. Ich weiß, was ich meiner Herkunft und meinem Herzen ſchuldig bin.

Verw. Noch nie hat ein Pompiliani die Unſchuld verführt.

Felix. Und Ihr Sohn ſollte der Erſte ſeyn?

Verw. Noch nie hat ein Pompiliani edle Gaſtfreyheit mit Undank gelohnt.

Felix. Und Ihr Sohn —

Verw. Mein Sohn wird ſeine Ahnen nicht beſchimpfen.

Felix.

M. de Maintenon. Wenn Sie — wenigſtens zum Schein — Ihre Philoſophie gegen ein wenig Prüderie vertauſchten — wenn Sie eine ſogenannte reſpektable Dame werden wollten — ſo würde ich Ihnen eine Wohnung bei Hofe geben; Sie würden mehr als jemals meine Freundin ſein, und meinen Stand mir ertragen helfen.

Ninon. Ich liebe Sie noch immer, Madame, allein mich ſelbſt liebe ich doch noch mehr. Ich kann mich unmöglich entſchließen, eine Heuchlerin und unglücklich zu werden, weil Sie nicht glücklich ſind.

M. de Maintenon. Grauſame Ninon! Sie haben ein härteres Herz, als man ſelbſt bei Hofe zu haben pflegt. Sie bleiben fühllos bei meinen Leiden.

Ninon. O nein, ich fühle — ich bedaure Sie, und um es Ihnen zu beweiſen, thue ich was ich kann. Verlaſſen Sie Verſailles. Ich biete Ihnen eine Wohnung in der kleinen Straße des Tournelles an.

M. de Maintenon. Sie foltern mich. Auf einem Throne kann ich nicht glücklich ſein, und in Ihrer kleinen Straße auch nicht mehr. Das ſind die traurigen Wirkungen der Hofluft.

Ninon. Ich kenne keine Arzenei für unheilbare Krankheiten. Ich will mit den Philoſophen darüber reden, die zu mir kommen, allein ich fürchte —

M. de Maintenon. Mein Gott! auf dem Gipfel der Größe — angebetet — und nicht glücklich!

Ninon. Im Vertrauen, vielleicht iſt auch ein Mißverſtändniß mit im Spiele. Sie wähnen, blos Ihre Größe

verurſache Ihr Unglück? Sollte es nicht vielleicht auch daher kommen, daß Ihre Augen nicht mehr ſo ſchön, Ihr Magen nicht mehr ſo gut, Ihre Begierden nicht mehr ſo lebhaft ſind, als vormals? — Jugend, Schönheit, Leidenſchaften verlieren, das iſt das wahre Unglück. Darum werden ſo viele Weiber fromm im fünfzigſten Jahre, und vertreiben eine Langeweile durch die andere.

M. de Maintenon. Aber Sie ſind älter als ich, und doch weder fromm noch unglücklich?

Ninon. Verſtehen wir uns nur recht. In unſerm Alter muß man keine Anſprüche mehr darauf machen, einer vollkommenen Glückſeligkeit zu genießen. Dazu gehören ein ſehr lebhafter Geiſt und fünf ſehr vollkommene Sinne. Aber mit Freunden, Freiheit und Philoſophie befindet man ſich doch ſehr erträglich. Beſinnen Sie ſich, kommen Sie zu mir, und leben Sie mit meinen Philoſophen.

M. de Maintenon. Ich ſehe zwei Miniſter herein treten. Da bin ich ſehr weit von den Philoſophen. Adieu, liebe Ninon!

Ninon. Adieu, erhabene Unglückliche!

Ein franzöſiſches Urtheil über Emilie Galotti.

Die Einſeitigkeit des franzöſiſchen Geſchmacks verleitet oft zu den lächerlichſten Urtheilen über fremde Meiſterwerke, und dieſe Urtheile werden gewöhnlich mit einer

ſolchen Anmaßung, einem ſolchen Uebermuth vorgetragen, daß man ſich ärgern würde, wenn man nicht lachen müßte. Man leſe doch zum Beiſpiel, was die Gazette univerſelle de litterature über Leſſing's unſterbliche Emilie ſagt, und bemerke zugleich aus mehrern Stellen, daß der Herr Recenſent ſie höchſt wahrſcheinlich gar nicht geleſen hat.

Dieſes Stück — ſo hebt das Machwerk an — iſt in Deutſchland mit außerordentlichem Beifall aufgenommen worden, und man betrachtet es als eins der beſten Werke des berühmten Herrn Leſſing. Es iſt wahr, in den Einzelnheiten iſt viel Schönes, allein der Plan, die Intrigue, die Durchführung und vor allen Dingen die Charaktere der handelnden Perſonen werden ſchwerlich denſelben Eindruck auf franzöſiſche, italieniſche oder ſelbſt engliſche Zuſchauer machen, ob man gleich dieſen letztern nur gefallen kann, wenn man übertriebene Leidenſchaften, Mord und Todtſchlag, und wenigſtens eine angefangene Nothzüchtigung auf die Bühne bringt. Alles das kommt denn auch in dieſer Emilie Galotti vor, die ſogar von ihrem Vater, auf ihr eigenes dringendes Bitten, erdolcht wird.

Man denke ſich einen großen Haufen (une foule) von ſubalternen Böſewichtern, die, um den zügelloſen Leidenſchaften eines ſchwachen Fürſten zu ſchmeicheln, ihm unaufhörlich die abſcheulichſten Rathſchläge ertheilen (wo hat denn der Recenſent dieſe foule gefunden? Wir Deutſche kennen blos Einen Marinelli). Man denke ſich dieſen Fürſten, der blos nach dem Antriebe jener feigen niederträchtigen Truppe von Schmeichlern handelt (ſchon

wieder eine ganze Truppe); der eine alte, angebetete Maitresse für die junge Emilie Galotti verläßt, die er kaum gesehen hat, die er verführen und durch Gewalt sich verschaffen will. Man denke sich einen Kammerherrn Marinelli, den verderbtesten, sitten- und seelenlosesten Höfling, der auf nichts als Komplote und Meuchelmorde sinnt, und der, in demselben Augenblicke, wo er die schwärzesten Verbrechen begeht, sich ausdrückt wie ein ekelhafter Hanswurst, und handelt wie ein Kartusche; man bemerke, daß ein solcher Mensch mit dem Fürsten macht, was ihm beliebt; so hat man einen Charakter, der an keinem Hofe auf der Welt existiren kann, wo die Niederträchtigkeit wenigstens künstlicher verschleiert wird.

In dem Augenblicke, wo Emilie und ihr geliebter Bräutigam auf's Land fahren, um ihre Vermählung zu feiern, will Marinelli sie entführen. Er hat zu diesem Behuf zwei Meuchelmörder bestochen, Pirro und Angelo, deren Einer bei Emiliens Vater, der Andere bei dem Grafen Appiani als Bedienten angebracht sind. (Man bemerke: der Recensent macht Angelo zu einem Bedienten des Grafen Appiani.) Die beiden Böſewichter bedienen den infamen Marinelli vortrefflich. Am Eingang eines Waldes werden die Wagen angehalten, der Kammerherr dringt auf den unbewaffneten Grafen ein, und ersticht ihn mit dem Dolche. (Muß ich nun noch beweisen, daß der Recensent das Stück gar nicht gelesen hat?) Die erschrockene Emilie flieht mit ihrer Mutter in ein nahes Schloß, wo der Prinz sein Schlachtopfer erwartet. Emilie

wird mit dem Prinzen in ein Zimmer eingeſchloſſen, und der Zuſchauer mag errathen, welche Abſcheulichkeiten da vorgehen. (Sollte man für möglich halten, daß ein Recenſent ſo gar unverſchämt lügen könne?)

Unterdeſſen kommt die Gräfin Orſina, ſpricht tolles Zeug, unterrichtete den alten Galotti von Allem, was vorgeht, und was zwiſchen ſeiner Tochter und dem Prinzen bereits vorgegangen iſt; (?) ſchenkt ihm auch einen Dolch, mit dem er das Mädchen erſticht.

Das iſt der Plan dieſes Stücks — (nein, ganz und gar nicht) — eine monſtröſe Miſchung von ſchrecklichen Situationen und Hanswurſtereien, die kaum der große Shakeſpeare ſich würde erlaubt haben. Es ſind Scenen in dieſem Drama, wo man allerdings durch Schrecken ergriffen wird, aber in demſelben Augenblicke wird man auch bis zum Ekel ermüdet, durch die platten Späßchen des Marinelli, (?) des Pirro, des Angelo, und ſelbſt durch die ungeheuren Inkonſequenzen der Gräfin Orſina. Uebrigens aber kommen auch ſublime Schönheiten darin vor, und dies Werk iſt eins von denen, welche dem Herrn Leſſing, dem berühmteſten deutſchen Schriftſteller in dieſem Jahrhundert, die größte Ehre machen.

(Wer hat nun wohl mehr Inkonſequenz geſagt? Die Gräfin Orſina oder dieſer Recenſent? der — ohne das Stück geleſen zu haben — es wie das allererbärmlichſte Machwerk behandelt, und denn doch verſichert, es gereiche

Lessing zu großer Ehre? — So etwas konnte nur ein Franzose schreiben. Uebrigens sind die Fälle gar nicht selten, wo die Franzosen Bücher heruntermachen, die sie nicht gelesen, ja, die sie nicht einmal gesehen haben. Das Journal de Paris hat noch kürzlich meine preußische Geschichte getadelt, ehe sie die Presse verlassen hatte.)

Gedanken bei Lesung der Literär-Geschichte.

Wir haben große Fortschritte in der Optik gemacht; wir Blinde wissen, wie es mit dem Sehen zugeht. Pythagoras hingegen, der fürwahr nicht blind war, meinte, es sonderten sich immerdar kleine Theilchen von der Oberfläche der Gegenstände ab, und die Platoniker meinten, es ginge etwas aus dem Auge heraus und sähe sich draußen um. Wir wissen das Alles besser, wir lassen uns aber Brillen auf die Nase setzen, und sehen doch schlechter als Jene. — —

Zu den Zeiten des Königs David lebte auch ein egyptischer König, Osymandures, den kein Mensch kennt, weil er keine Psalmen dichtete, der aber die älteste Bibliothek besaß, deren die Geschichte erwähnt. Die Zeit hat seine ganze Bibliothek an die Verwesung verauctionirt, aber die Psalmen David's sind noch vorhanden. So verschlingt der Hai ganze Scharen von köstlichen Fischen, und Menschen oben drein, indessen der kleine Pilot ohne Gefahr vor seinem Nachen herum gaukelt. — —

Wenn man sich ärgert, daß ein Schauspieldichter seit

zwanzig Jahren sich den Beifall des Publikums erworben und erhalten, so wirft man ihm unter andern sehr höhnisch vor, daß er allzufruchtbar sei; daß er zu schnell und zu viel schreibe. Beweist man ihm zugleich, daß er schlecht schreibt, so hat man Recht; aber die Vielschreiberei setzt noch gar nicht die Schlechtschreiberei voraus. Aeschylus hat neunzig Trauerspiele geschrieben, Sophokles hundert, Euripides hundert und zwanzig. Nun rechne man, wie man will, so wird immer daraus folgen, daß Jeder nicht mehr als einige Monate zu einem Trauerspiel brauchte. Es ist albern, einem Baume — und wäre es auch eben kein Citronen-, sondern nur ein Apfelbaum — vorzuwerfen, daß er zu viel Früchte trage. — —

Asklepiades, ein Arzt, der hundert Jahre vor Christi Geburt windbeutelte, war ein Röschlaub seiner Zeit, sprach allen seinen Vorgängern Hohn und nannte die Methode des Hippokrates ein Studium des Todes. Im Grunde machte er dadurch dem Hippokrates ein Kompliment. Man könnte unsere neueste Methode ein tödtliches Studium nennen. —

Vor alten Zeiten waren Theologie und Philosophie ein Paar liebende Schwestern. Die Griechen machten den Pyrrho zum Oberpriester und befreiten, ihm zu Ehren, alle Philosophen von öffentlichen Abgaben. Aber, wie es zu gehen pflegt, wenn Schwestern sich verheirathen, sind die Schwäger uneinig, so kehren die Schwestern sich auch den Rücken. Die Theologie vermählte sich mit dem

Fanatismus, und die Philoſophie mit der Toleranz. Seitdem ſehen die Schweſtern einander über die Achſel an, und leben in ſkandalöſem Hader. — —

Es gab doch auch eine Zeit, wo die Römer mit Philoſophen und Rednern gar nichts wollten zu thun haben. Es erging im Jahre 593 ein Senats-Dekret, de philosophis et rhetoribus, ne Romae essent. Zu deutſch, alle Philoſophen und Redner ſollten ſich aus Rom packen. Gott ſei Dank! wir leben in weit aufgeklärteren Zeiten; ſie dürfen jetzt wohnen, und eſſen und trinken, wo ſie wollen, wenn ſie nur nicht philoſophiren und nicht reden. — —

Philemon war ein Luſtſpieldichter und Nebenbuhler Menander's. Er muß in der That ein ſehr luſtiger Kautz geweſen ſein, weil er ſich zu Tode lachte über einen Eſel, der Feigen fraß. Vielleicht hat man auch die Urſache ſeines Todes nur ſinnbildlich ausdrücken wollen; vielleicht war der Eſel ein franzöſiſcher Recenſent, und die Feige ein Schauſpiel, wie Emilie Galotti. — —

Herophytus, welcher in Egypten zu den Zeiten des erſten Ptolomäus lebte, war ein ſehr berühmter Zergliederer, und man erzählt von ihm mit Abſcheu, er habe Verbrecher lebendig ſecirt. — Warum mit Abſcheu? — Es gibt Leute, welche die Menſchen bei hundert tauſenden lebendig zergliedern und zergliedern laſſen. Herophytus ſecirte doch nur lebendige Verbrecher; das iſt noch lange nicht ſo ſchlimm, als wenn ein Verbrecher lebendige ehrliche Leute ſecirt. In unſern Tagen iſt das ganze

deutsche Reich zergliedert worden, aber freilich war es nicht mehr lebendig. — —

Fichte hat viel Aehnlichkeit mit Plotin, der ein paar hundert Jahre nach Christo lebte, und auch so dunkel und räthselhaft sprach, daß Porphyrius vergebens sich alle Mühe gab, gesunden Menschenverstand hinein zu bringen. Aber eben darum liefen die griechischen Berliner haufenweise hin, und hörten ihm zu und verstanden nichts. — —

Hätten die Spanier ihren Martial noch gehabt, wer weiß, ob sie mit vierzehn Büchern Epigrammen nicht weiter gekommen wären, als mit vierzigtausend Engländern; denn es gibt Leute, die eher vor einem Epigramm als vor einer Kanone laufen. — —

Die Alten besaßen keine Encyklopädien, weder von Krünitz, noch von Diderot und d'Alembert. Aber sie hatten einen Longinus, der eine so ungeheure Menge von Kenntnissen aller Art hatte, daß man ihn eine lebendige Bibliothek und eine wandelnde Studirstube nannte. Die Menschen pfropften damals noch Alles in die Köpfe, was sie jetzt in die Bücher pfropfen. — —

Der gelehrte Prokleus wünschte den Untergang aller Werke des Alterthums, weil sie einigen Unverständigen geschadet hätten. So wünscht ein Tirann den Untergang der Freiheit, weil einige Völker sie gemißbraucht haben. — —

Telesius von Cosenza, ein Philosoph des sechzehnten Jahrhunderts, behauptete den Satz, daß alle Erscheinungen in der Körperwelt sich aus Wärme und Kälte erklären ließen. Ich wünschte wohl zu wissen, ob er die

Erſcheinung eines Eroberers aus Wärme oder aus Kälte erklärte? — —

Herzog Ernſt der Fromme von Gotha war ein ſo großer Liebhaber von Katechiſiren, daß er ſelbſt im Lande herumreiſte, und überall den Katechiſationen der Prediger beiwohnte. Es fragt ſich, wodurch die Unterthanen eines Fürſten glücklicher werden: durch das Muſtern der Truppen? oder durch das Muſtern der lieben Schuljugend? — —

Ahnenſtolz.

»Louis!« ſagte der alte Prinz von Courtenay auf dem Todbette zu ſeinem Sohne: »Ich kenne dich, du liebſt mich. Ich bin beſorgt um deine Zukunft. Höre mich! — Du weißt, daß unſer Haus der tapfern Ahnen viele zählt; daß Beherrſcher von Konſtantinopel aus ihnen hervorgegangen ſind; dennoch iſt es geſunken, ein Opfer der Eiferſucht manches Souverains. Selbſt Heinrich IV., durch Höflinge verleitet, wollte uns nicht für Zweige des gemeinſchaftlichen Königsſtammes anerkennen, und Ludwig XIV. folgte ſeinem Beiſpiel. Wir ſind Prinzen von Geblüt und ſchmachten in Vergeſſenheit. Keine Gunſt, kein Kredit, keine vortheilhafte Vermählung wird unſerm Hauſe den alten Glanz wiedergeben, wenn du, gleich mir, durch ein Phantom der Ehre getäuſcht, zögerſt, einer lächerlichen Eitelkeit zu entſagen, das heißt, dem Verlangen des Hofes gemäß, unſer altes Wapen zu vernichten.«

Felix. Sondern recht handeln, auch wenn er ein Fündling wäre.

Verw. Ich lasse dich allein mit ihr.

Felix. Dieß Zutrauen stärkt meinen Muth.

Verw. Prüfe sie; erforsche den Keim, aus dem jene Liebe, wie eine getriebene Pflanze, hoch heraufschoß. War es nur Mitleid oder Dankbarkeit, so wird eine redliche Erklärung die taube Blüte abschütteln. Ist es aber mehr — hängt sie würklich mit ganzer Seele an dir — und hat die Liebe da mit ihrem gewöhnlichen Leichtsinn zwey Herzen gepaart, die das Schicksal trennt — nun, dann sollst du fliehn; dann will ich meinen Kummer verbergen, mein hülfloses Alter vergessen, dich selbst hinaustreiben in die weite Welt, noch ehe der Morgen graut. — Ich werde nicht zu Bette gehn. Ich erwarte deine Zurückkunft. Mußt du reisen, so sollen ein paar Diamanten deiner Mutter dich begleiten. Das, und mein Segen, ist Alles, was ich dir mitgeben kann.

Felix. Nimmermehr mein Vater! ich bin jung, ich kann arbeiten —

Verw.

Hier schwieg der Greis, und spähte in den Augen des Sohnes nach der Wirkung seiner Worte. Er las nur Staunen und Niedergeschlagenheit darin. »Wie?« fuhr er fort! »mißbilligst du meinen Rath?«

Lange wollte der junge Prinz nicht antworten. Als der Vater mit Ernst in ihm drang, sagte er endlich:

»Mein Vater! die Ehrfurcht gebietet mir zu schweigen. Ich bin ein Courtenay — ich bin Ihr Sohn — Sie verstehen mich.«

»Ja, ich verstehe dich!« rief der Alte, »du willst durch elende Eitelkeit die letzten Augenblicke deines sterbenden Vaters verbittern. Aber ich bin entschlossen, und fordere von dir, daß du augenblicklich meinen Wunsch, meinen Befehl erfüllest, oder dich auf ewig aus meinen Augen entfernest. Nun? wähle!«

»O Gott!« rief der Prinz, »leben Sie wohl, mein Vater!«

Er wollte hinaus stürzen, aber der entzückte Greis rief ihn zurück, und drückte ihn mit Freudenthränen in seine Arme. »Gott sei gelobt!« sagte er, mit einem nassen Blick gegen Himmel, »ich schöpfe wieder Athem! — Hättest du gewankt — sieh, hier liegt die Pistole — ich würde meine letzte Kraft gesammelt, und dir eine Kugel durch den Kopf geschossen haben!«

Der gute Alte ist seit fünfzig Jahren todt. Wohl ihm, daß er die Zeiten nicht erlebt hat, wo die edelsten französischen Geschlechter es näher gaben.

Aus der Geschichte des Großherzogthums Toskana.

Ich habe schon einmal von dem gehaltreichen Werke des Riguccio Galazzi gesprochen, und glaube Niemanden Langeweile zu machen, wenn ich noch einige Merkwürdigkeiten aus dem dritten und vierten Bande ausbebe.

Während Kosmus von Medicis die herrliche Bibliothek zu Florenz mit dem Aufwand eines Fürsten und der Urtheilskraft eines Gelehrten so außerordentlich vergrößerte, schmachtete die Buchdruckerkunst in der tiefsten Erniedrigung. Der fatale Index Paul des Vierten — obgleich vom Großherzog gemildert — war ein tödtlicher Streich, sowohl für jene Kunst, als für den Buchhandel. Die sanfte Regierung Pius des Vierten konnte die Wunde nicht heilen, denn unter ihm erwartete man die Entscheidungen des Conciliums, und Niemand wagte etwas zu unternehmen. Nur die Schweiz und die freien Reichsstädte in Deutschland dachten und druckten noch bisweilen; das ganze übrige Europa lag in Fesseln. Italien vollends verlor die letzte Hoffnung unter der harten Herrschaft Pius des Fünften. Täglich erfordern die mönchischen Inquisitoren neue gehässige Mittel, um die Buchhändler zu drücken. 1570 forderte ein Mönch von allen Buchhändlern Kataloge ihrer Bücher, und verbot irgend eins zu verkaufen, welches nicht von ihm gebilligt wäre. Die sämmtlichen Buchdrucker zu Florenz übergaben dagegen eine Vorstellung, die in unsern Tagen — neues Interesse gewinnt.

»Wenn der Inquisitor,« so sprachen sie, »seinen Zweck erreicht, so ist unser gänzlicher Ruin leicht voraus zu sehen. Es ist aus vielen Gründen unschicklich, ein Verzeichniß aller unserer Bücher einzuliefern, besonders auch wegen unsers Kredits, da man in diesem Fall unsern letzten Heller berechnen könnte. Haben denn die Herren unsere Buchläden noch nicht genug durchschnüffelt und daraus weggenommen, was ihnen beliebte? — Es wäre möglich, daß man viele, vormals erlaubte Bücher bei uns fände, die nun für Verbotene gelten, die wir aber doch nicht haben wegwerfen können. Wenn der Herr Inquisitor ohne Bezahlung nehmen darf, was ihm beliebt, so können wir unsere Läden nur gleich zuschließen. Will er zahlen, sehr wohl! wir geben ihm mit Freuden unsere ganzen Magazine, und noch mit zehn bis fünfzehn Prozent Rabbat obendrein, dann mag er selbst Buchhändler werden, und die Wissenschaften nach seinen Gefallen handhaben u. s. w.«

Die Schilderung, welche Riguccio von der Regierung des Franz von Medicis entwirft, preßt auf's neue jedem ruheliebenden Manne den Seufzer aus: Wie viel glücklicher ist ein Staat unter einem klugen, friedlichen Regenten, als unter einem Eroberer! so viele Mittel, als diesem zu Gebote stehen, um Länder zu verwüsten, so viele Jenem, um Glück und Segen zu verbreiten. Fürsten pflegen sich — oft nicht des Raubes — aber des Handels zu schämen. Franz nicht also. Er wußte seinen Schatz zu füllen, ohne daß es Blut oder Thränen kostete. Er handelte im Lande und außer Landes, besonders gern mit Diamanten,

worauf er sich sehr gut verstand, und immer ein auserlesenes Assortiment davon besaß. Seine Schiffe bedeckten das Meer. In Rom und Venedig hielt er Banken. Portugal und ganz Italien versorgte er mit Getreide, erschuf den Handel mit Seidenwaren, und führte in Toskana die Kultur des Maulbeerbaums ein. Den Ackerbau beförderte er mit dem rühmlichsten Eifer. Eine Menge Ländereien, die noch jetzt Tausende ernähren, hat er urbar gemacht. — Nicht minder schätzte er Künste und Wissenschaften, besonders die Baukunst. Er selbst machte den ersten Riß zu dem schönen Lustschloß Cratotino. Florenz verschönerte sich mit jedem Tage. Alle Künste blühten unter ihm. Seine eigenen, nicht geraubten, Kunstsammlungen waren unermeßlich. Als im Jahr 1580 alle seine Gemächer mit Statuen, Gemälden und Alterthümern angefüllt und überfüllt waren, so widmete er denselben eine eigene Gallerie, die er selbst ordnete, wo er sich ganze Tage aufhielt, auch Jedermann dort vor sich ließ, der Geschäfte mit ihm abzuthun hatte, oder seine Kunstschätze zu bewundern kam. —

Bianca Capello ist unter uns als ein sehr liebenswürdiges Mädchen bekannt, weil ein vormals beliebter Schriftsteller Meißner ihrer Geschichte ein romantisches Gewand umgehangen. Allein sie war schon in Venedig eine Person von sehr zweideutigem Rufe. Indessen weiß man wohl, daß der schlechteste Ruf der tiefsten Ehrfurcht Platz macht, so bald ein Purpurmantel eine Buhlerin bedeckt. Es ist merkwürdig, wie niederträchtig der ehrenfeste Senat von Venedig sich dabei benahm. Als die Gemahlin des

Großherzogs gestorben war, und er nun seine Bianca auf den Thron haben wollte, schrieb er an den Dogen: »Ich betrachte diese Dame als eine Tochter Ihrer erhabenen Republik, deren Sohn ich nunmehr durch eine enge Verbindung zu werden wünsche, so wie ich es schon längst aus Neigung und Ehrfurcht gewesen." — Der Gesandte, welcher diesen Brief überreichte, wurde mit unerhörten Ehrenbezeugungen empfangen, und der Senat gab ein Dekret, wodurch die zuvor gebrandmarkte Bianca für eine wahre und eigentliche Tochter der Republik erklärt wurde, und zwar »ausdrücklich wegen ihren seltenen und kostbaren Eigenschaften, die sie des höchsten Glückes würdig machten, und wegen der Ehre, die der Großherzog der Republik durch seinen sehr weisen Entschluß angethan." — Der Adel und die ganze Stadt jauchzten. Alle Glocken wurden geläutet. Der Donner der Kanonen erschütterte alle Fenster. Jedes Haus, wo ein Capello wohnte, war prächtig erleuchtet. Der Vater und der Bruder der neuen Tochter des heiligen Markus wurden zu Rittern geschlagen, erhielten den Vorrang über alle andere Nobili, und den Titel Illustrissimo. Kurz, man muß im Buche selbst alle die Thorheiten lesen, welche die Venetianer begingen, um die Thorheit des Großherzogs zu feiern.

Nun noch ein Wort von der gelehrten Akademie zu Florenz, welche sich eine Zeit lang durch vortreffliche Uebersetzungen der Alten auszeichnete, aber durch den Beifall, der ihr von allen Seiten zuströmte, und durch die anerkannte Vorzüglichkeit des toskanischen Dialekts nach und nach so

benebelt wurde, daß sie der Geist ihres Instituts fahren ließ, sich mehr mit Worten als mit Sachen beschäftigte, Silben wog, über Silben stritt, sich in Subtilitäten verlor, immer heftiger, immer bitterer wurde, und sich endlich auflöste. Aus ihren Trümmern entstanden mehrere andere, unter welchen die Akademie della Crusca die berühmteste geworden. Das Wort Crusca heißt eigentlich der Schall vom Mehle. Was sollte das bedeuten? Wollte man damit sagen: Man begnüge sich mit dem Schall und lasse andern das Mehl? — Fast scheint es so, denn die Akademie della Crusca fing damit an, Tasso's befreites Jerusalem scharf und unanständig zu kritisiren. Man würde noch heute über sie lachen, wenn man diese Kritik blos ihrer Geschmacklosigkeit zuschreiben müßte; allein man muß sie verachten, denn ihre Kritik wurde blos vom Geist der Rache eingegeben, weil Tasso das Haus Medicis und den florentinischen Adel angegriffen hatte. — Das ist der Lauf der Welt, auch der Dichterwelt. Der mittelmäßigste Kopf wird gerühmt, wenn er der Gewalt schmeichelt; und ein Tasso wird auf das elendeste verunglimpft, wenn er (in seinem Dialog über das anständige Vergnügen) die neue Regierung von Toskana das neue Joch der Tirannei der Medicis nennt. Das verzieh ihm der Großherzog nimmermehr; allein die Nachwelt würde es ihm längst verziehen haben, wenn er sich nicht herabgelassen hätte, Verse auf Bianca Capello zu machen, und sogar dem Großherzog seine Dienste anzubieten. Er erfuhr die verdiente Kränkung, abgewiesen zu werden, und Franz

verhezte seine feile Akademie (die ihm gleich unsern Zeitungsschreibern diente) immer mehr gegen ihn. Das Publikum war so gefällig, auf die Seite des Fürsten zu treten. Tasso's Ruhm wurde für eine Zeit lang verdunkelt. Der Uebermuth der Akademie wuchs dadurch. Dieser Richterstuhl der Worte machte sich zum Tirannen der Literatur. Der Ausdruck durfte sich nicht mehr dem Gedanken anschmiegen, sondern der Gedanke mußte ein Sklave des schwülstigen Ausdrucks werden, und ein Salviati verbesserte den Bocaz. — Sollte irgend einen deutschen Fürsten die Lust anwandeln, eine Akademie vom Schall des Mehls zu errichten, so könnte man ihm die Herren Schlegel, Werner u. s. w. als erste Mitglieder derselben empfehlen.

Unsere Verbrechen und Thorheiten.

(Ein Aufsatz, der Voltaire zugeschrieben wird.)

Im Ganzen sind die Menschen närrisch, undankbar, neidisch, lüstern nach fremdem Eigenthum, unverschämt, wenn sie die Stärkern, Schurken, wenn sie die Schwächern sind. Die Weiber — mit feinern Organen und minder stark als die Männer — sind gewöhnlich listiger und minder grausam. Das ist so wahr, daß man unter tausend zum Tode verdammten Verbrechern kaum drei oder vier Weiber findet. Freilich gibt es auch dann und wann rüstige Heldinnen, eben so grausam als die Männer, aber die Fälle sind selten.

In Staaten und Familien befindet sich gewöhnlich die Gewalt in den Händen der Männer, weil sie derbere Fäuste, einen unbiegsamern Geist und ein härteres Herz besitzen. Aus alle dem haben die Moralisten aller Zeiten den Schluß gezogen, daß das Menschengeschlecht im Grunde nicht viel werth ist, und das mag so ziemlich wahr sein.

Nicht als ob alle Menschen unsichtbarer Weise zum Bösen gezogen würden und es auch wirklich verübten. Wenn das wäre, so würde schon längst die Erde entvölkert sein. Es wäre ein toller Widerspruch zu sagen: Das Menschengeschlecht ist gezwungen, sich zu vernichten, und es pflanzt sich fort.

Ich glaube wahrhaftig, daß unter hundert jungen Weibern, welche alte Männer haben, wenigstens neunzig deren Tod von Herzen wünschen; aber daß auch nicht Eine unter Hunderten sich findet, die ihren alten Mann vergiften möchte. Elternmord, Brudermord sind überall selten. Welches sind denn nun die Ausschweifungen oder die Grenzen unserer Verbrechen? — Die Stärke unserer Leidenschaften, der Grad von Gewalt oder Vernunft, den wir besitzen.

Wir haben ein intermittirendes Fieber, ein dreitägiges Fieber, ein beständiges Fieber, wir fantasiren auch wohl, aber selten werden wir rasend, und es gibt auch Leute, die vollkommen gesund bleiben. Der Krieg mit den Nachbarn ist unser intermittirendes Fieber; Mord an unsern Mitbürgern aus Zorn oder Rache, ist der Wahnsinn; und wenn wir unsere nächsten Verwandten umbringen,

oder (welches auf Eins herauskommt) ihr Leben verbittern; wenn fanatiſche Heuchler Scheiterhaufen anzünden, das iſt die Raſerei. Die übrigen Krankheiten, ich meine die unzähligen kleinern Verbrechen, welche die Geſellſchaft drücken, übergehe ich mit Stillſchweigen.

Warum führt man ſchon ſo lange Krieg? und warum begeht man dieſes Verbrechen ohne alle Gewiſſenbiſſe? — Man kriegt blos um da zu ernten, wo Andere geſäet haben; um ihre Schafe, Pferde, Ochſen, Kühe und kleinen Habſeligkeiten ihnen wegzunehmen; darauf läuft alles hinaus, denn das iſt der Urſprung aller Reichthümer. Es iſt lächerlich zu glauben, daß Romulus in einem elenden Dorfe, zwiſchen drei kahlen Bergen, Spiele gefeiert und dreihundert Mädchen aus der Nachbarſchaft dazu eingeladen habe, um ſie zu rauben; aber es iſt ziemlich gewiß, daß er und ſeine Gefährten den Sabinern das Vieh und die Pflüge ſtahlen.

Karl der Große führte dreißig Jahre Krieg gegen die armen Sachſen, um einen Tribut von fünf hundert Kühen. Ich will eben nicht läugnen, daß, während dieſer Räubereien, Romulus und ſeine Senatoren, Karl der Große und ſeine zwölf Pairs, nicht auch vielen Mädchen Gewalt angethan hätten (vielleicht auch keine Gewalt), allein es iſt klar, daß der große Zweck des Krieges war: Kühe, Heu u. ſ. w. zu holen, mit einem Worte, zu rauben. Noch jetzt (Voltaire ſpricht nämlich von ſeiner Zeit) wenn ein Held, zu einer halben Guinee des Tages, mit andern, untergeordneten Helden auf Befehl ſeines durch-

lauchtigſten Herrn, einem andern durchlauchtigen Herrn in's Land rückt, ſo fängt er damit an, daß er allen Bauern befiehlt, Ochſen, Kühe, Schafe, Heu, Stroh, Wein, Holz, Leinewand, Decken u. ſ. w. zu liefern. Ich las dieſer Tage in der kleinen chronologiſchen Geſchichte von Frankreich, unſerer Nachbarin, folgende merkwürdige Worte: Große Fouragirung den 11. Oktober 1709, wo der Graf von Broglio den Fürſten Lobkowitz ſchlug. Das heißt: Am 11. Oktober ſchlug man ein paar hundert Deutſche todt, die ihr Heu nicht hergeben wollten. Wahrlich! eine ſolche Fouragirung iſt doch eine ewig denkwürdige Begebenheit. Aber dieſe Erbärmlichkeit beweiſt abermals, daß in allen Kriegen, ſeit dem trojaniſchen bis auf den unſerigen, der einzige Zweck iſt — zu plündern.

Das iſt leider ſo wahr, daß vor alten Zeiten der Name Räuber und Soldat bei allen Nationen ſinonim war. Man leſe den Miles des Plautus: latrocinatus annos decem mercedem accipio. (Ich bin Räuber ſeit zehn Jahren und empfange dafür meinen Sold.) Ferner: Der König Seleucus hat mir den Auftrag gegeben, Räuber anzuwerben. Man ſehe auch das alte Teſtament: Jephta, ein Sohn des Galand, wirbt Räuber zu ſeinem Dienſt. Abimelech bildet eine Räuberbande. David ſammelt vierhundert Räuber u. ſ. w. Wenn das Oberhaupt der Melandrinen brav gemordet und geraubt hat, ſo macht er die armen Teufel, die noch leben, zu Sklaven. Sie werden Leibeigene oder Unterthanen,

Verw. Du wirst gehorchen. Ich sende dich nach Frankreich. Täuscht mich meine Vermuthung nicht, so giebt es dort bald Krieg gegen den Feind unsers Vaterlandes. Deine Erziehung ist vollendet. Du nimmst Dienste. Du brauchst Geld, um nicht wie ein verwiesener Bettler zu erscheinen. Wer weiß ob nicht das Glück dir lächelt, und der Segen deiner Mutter auf diesen Diamanten ruht. Du hältst dich brav — schwingst dich empor — rächst deinen Vater, der hier indessen für dich wacht. Besteht dein Herz und das ihrige die Feuerprobe der Trennung, so kehrst du einst als Pompilani zurück —

Felix. Guter Vater! Sie geben mir mehr als Diamanten, Sie geben mir Hofnung mit auf den Weg.

Verw. Ich sehe eine weiße Gestalt die Allee' heraufwandeln. Gedenke deiner Pflicht und unsrer Ehre. (er entfernt sich.)

was auf neun Zehntheilen des Erdbodens so ziemlich auf eins herauskömmt. Genserich usurpirt den Königstitel, wird ein Gesalbter des Herrn, nimmt unser Geld, unsere Weiber, unser Leben von Gott und Rechtswegen, wenn man ihm den Willen läßt.

Zu allen diesen öffentlichen Plünderungen füge man nun noch die unzählbaren geheimen Räubereien, welche die Familien in's Unglück stürzen; die Verleumdung, die Undankbarkeit, die Unverschämtheit des Stärkern, die Schelmenstreiche des Schwächern; und man wird gestehen müssen, daß das Menschengeschlecht immer im Unglück, oder in einer Furcht gelebt hat, die noch schlimmer ist, als das Unglück selbst.

Ich habe gesagt, daß alle Gräuel des Krieges ohne die mindesten Gewissensbisse begangen werden, und auch das ist sehr wahr. Niemand erröthet über das, was er in Gesellschaft thut. Jedermann ermuthigt sich durch das Beispiel. Jedermann setzt seinen Ruhm darin, am besten morden, am besten plündern zu können. Bei der Einnahme von Bergen op Zoom schrie ein Soldat: »Ich bin müde zu morden, nun will ich nothzüchtigen!" und Alle, die ihn hörten, klatschten in die Hände. Die Gewissensbisse hingegen sind nur für denjenigen, der keine Gefährten hat, sondern blos auf seine eigene Hand insgeheim mordet und stiehlt. Nur die Gewohnheit panzert ihn endlich gegen das Gewissen, und er ist folglich weit übler daran, als diejenigen, die sein ordentlich en fronte sich dem Verbrechen widmen.

Und gibt es denn gar kein Mittel gegen diese Krankheiten? — Diejenigen Nationen, die sich civilisirt nennen, weil sie boshaft und unglücklich in Städten sind, statt daß andere es in Höhlen oder unter freiem Himmel sein mögen, fanden kein kräftigeres Gegengift, als die Zuflucht zu einem belohnenden und strafenden Gotte. Umsonst gaben die Obrigkeiten Gesetze gegen Raub und Ehebruch; während sie diese Gesetze auf dem Markte verkündeten, bestahl man sie in ihren eigenen Wohnungen, und ihre Weiber ließen unterdessen ihre Liebhaber zu sich kommen.

Wie konnte man geheime, unbestrafte Verbrechen anders im Zaume halten, als durch die Idee eines allwissenden Gottes, der unsere geheimsten Gedanken sieht und richtet? — Wir wissen nicht, wer den Menschen zuerst diese erhabene Lehre vortrug. Wenn ich ihn kennte und gewiß wäre daß er nicht weiter gegangen; daß er die dargebotene Arznei nicht verdorben: ich würde ihm einen Altar errichten. Hobbes sagt: er würde ihn hängen lassen, weil ein solcher Apostel Gottes sich gegen die öffentliche Gewalt erhübe, die er Leviathan nennt, und weil er den Menschen einen Herrn vorschlage, der noch über den Leviathan, über die gesetzgebende Oberherrlichkeit erhaben sei.— Das scheint mir hart. Ich gebe zwar zu, daß ein solcher Apostel sehr strafbar sein würde, wenn er vor unserm Parlament, oder vor dem König von Spanien, oder vor dem großen Rath von Venedig also spräche: »Ich verkünde euch einen Gott, dessen Priester ich bin. Er hat mir aufgetragen, euch nach Belieben in's Gefängniß zu werfen,

euch zu nehmen, was ihr habt, und euch umzubringen, wenn ihr etwas thut, was mir nicht gefällt. Ich werde euch ermorden, wie der heilige Mann Aod den König der Moabiter und Juden, Eglon ermordete; wie der hohe Priester Jojada an der Thür eines Pferdestalles die Athalia todt schlug; wie der weise Salomo seinem Bruder Adoniah das Lebenslicht ausblies u. s. w.» — Ja wenn er so spräche, so müßte man ihm erdrosseln.

Aber wenn die Atheisten bei uns herrschten — wie es in London zu den Zeiten Karl des Zweiten der Fall gewesen sein soll, — dann würde ich den ehrlichen Mann segnen, der uns ganz prunklos verkündete, wie Plato, Mark Aurel und Epictet: Sterbliche! es gibt einen gerechten Gott! seid gerecht! Ich sehe gar nicht ein, warum man ihn hängen sollte.

Ich bin wahrhaftig sehr tolerant, aber gern würde ich den züchtigen sehen, der etwa heute aufträte und spräche: »Meine Herren und Damen, es ist kein Gott. Belieben Sie zu verleumden, zu meineiden, zu stehlen, zu morden u. s. w. Alles das hat nichts zu bedeuten, wenn Sie nur die Stärkern oder die Schlauern sind.»

(Die Fortsetzung vielleicht künftig.)

Quodlibet.

Der Beiname des Großen ist in der Geschichte so oft gemißbraucht worden, daß es in der That einem Helden

wenig ſchmeicheln kann, der Große genannt zu werden. Ohne dem Helden unſerer Zeit dieſen Beinamen im geringſten ſtreitig machen zu wollen, möchte ich doch noch einen andern vorſchlagen, der einen ſeiner berühmteſten Vorfahren bezeichnet, nämlich Martel. Es gab bekanntlich, von Karl Martel bis zu Napoleon, keinen Helden, der, gleich einem ſchweren Hammer, ſeine Feinde ſo ſchnell zermalmte.

* * *

Leibnitz nennt die deutſche Sprache eine Jagd- und Bergwerks-Sprache. Er hatte freilich Schiller nicht geleſen.

* * *

Nach den alemanniſchen Geſetzen wurde jeder Zeuge bei den Ohren gezupft. Allein Herr Merkel, der bekanntlich Zeuge einer großen gelieferten Schlacht bei Tilſit war, iſt nicht bei den Ohren gezupft worden.

* * *

Aus dem Luitprand (bei Muratori) lernen wir, daß, kurz vor den Zeiten Karl's des Großen, wegen den häufigen Veränderungen in der Thronfolge, kein Titel den Kaiſern ſchmeichelhafter war, als der: eines im Purpur gebornen Sohnes des im Purpur gebornen Vaters. — Der Stolz auf dieſen Titel iſt verſchwunden.

* * *

Nie gab es wohl einen brennendern Nationalhaß, als zwiſchen den Römern und Longobarden. Als Karl die Tochter des Longobardiſchen Königs Deſiderius heirathen wollte, ſchrieb ihm der Papſt Stephan: »Wie? Du woll-

teſt deinen edlen Stamm herabwürdigen, durch eine Verbindung mit der treuloſeſten und ſtinkendſten Nation, von der gewiß die Ausſätzigen herkommen?" — Die Longobarden hingegen ſagten: »Wenn wir Einen ſchimpfen wollen, ſo nennen wir ihn Römer. Darunter verſtehen wir Alles, was niederträchtig, furchtſam, geizig, unkeuſch und verlogen iſt."

* * *

Die Beſchäftigung Karl des Großen in ſeinen letzten Tagen war — Bücher korrigiren. Noch den Tag vor ſeinem Tode arbeitete er, mit Hilfe einiger Syrier und Griechen, an Herſtellung des Textes der vier Evangelien.

* * *

Es iſt ſehr merkwürdig, daß der perſiſche Geſandte in Paris eine perſiſche Handſchrift, das Leben des Thamas Kuli Chan enthaltend, der dortigen Bibliothek geſchenkt hat. Ich habe in einem der frühern Hefte ein Wörtchen über dieſen Thamas geſagt, aus dem der Setzer dort einen Thomas gemacht hat *). Aus Paris werden wir nun wahrſcheinlich noch vieles von ihm erfahren.

* * *

Wenn einmal die Zeit kommen ſollte, wo die Gaſtmähler allen vernünftigen Leuten läſtig geworden wären, ſo empfehle ich eine Sitte der maldiviſchen Inſeln. Dort wird ſo ſtreng auf den Unterſchied der Stände gehal-

---

*) Dieſer Druckfehler iſt in dieſer neuen Ausgabe verbeſſert.
Die Verlagshandlung.

ten, daß keiner mit dem andern essen kann, wenn er um eine Rangstufe niedriger steht als jener. Will man aber doch Jemanden durch ein Gastmahl ehren, so läßt man mehrere Speisen leckerhaft zubereiten, besetzt damit einen runden Tisch, bedeckt den Tisch mit Seidenzeug, und schickt ihn dem in's Haus, dem man die Ehre zugedacht hat. Der kann nun nach Belieben viel oder wenig davon essen, dabei sprechen oder nicht sprechen, sich im Schlafrock oder geputzt an die Tafel setzen; kurz, er ist keiner von den vielen Gattungen des Zwanges unterworfen, durch welche man in Europa die Ehre eines Gastmahles oft sehr theuer erkauft.

* * *

Auf der Insel Ceylon findet sich eine Schlange, Pimbera genannt, die bisweilen einen ganzen Rehbock verschlingt. Dann stechen aber die Hörner des Rehbocks ihr den Magen durch und sie stirbt am Raube.

Vielleicht erleben wir bald ein ähnliches Beispiel.

* * *

Die Tschinguleſen auf der Insel Ceylon beweisen ihrem Könige so unbegrenzten Respekt, daß, wenn sie von sich selbst mit ihm reden wollen, sie ihrer eigenen Person gar nicht zu erwähnen wagen, sondern statt derselben die verachtetesten Geschöpfe nennen. So, zum Beispiel, statt zu sagen: Ich habe das und das gethan, spricht der Tschinguleſe: »Ew. Majestät unterthänigstes Hundsbein hat das und das gethan.« — Eben so machen sie es, wenn von ihren Kindern die Rede ist. Fragt der Kö-

nig, wie viele Kinder einer hat? so antwortet der Befragte: »So und so viele Hunde, und so und so viele Hündinnen.«

Ein boshafter Freund warf neulich die Frage auf: ob diese Sitte wohl noch an einem europäischen Hofe eingeführt werden würde? und meinte, es wäre nicht unmöglich. Freilich gibt es Hundsbeine genug in Europa.

* * *

Schmidt erzählt in seiner Geschichte der Deutschen: Die Bataver, Bewohner des heutigen Hollands, unterstützten die Römer gegen ihre eigenen Landsleute, und wurden dafür durch den Namen der Verbündeten belohnt. »Für diese Ehre,« sagt Schmidt, »hatten sie das Recht, ihr Blut zum besten der Römer, so viel und so oft sie wollten, zu verspritzen, und wenn sie es allenfalls nicht gern thaten, so wurden sie dazu gezwungen.« — Sind wir nicht zu beneiden, daß es heutzutage keine solche Bataver mehr gibt? —

* * *

Der Minister Louvois ging auf einer Terrasse in Versailles spaziren, schien zu sinnen, schrieb einigemal mit Bleistift, und verschwand endlich. Ein junger Mensch (der Vater des bekannten Schriftstellers de la Place) hatte ihn von ferne beobachtet, ging auf demselben Weg über die Terrasse, und fand ein Stück Papier, welches Louvois verloren, und auf welchem, zwar sehr undeutlich, doch hie und da zu entziffern, der Plan des nächsten Feldzugs (1691) geschrieben stand. Im ersten Augenblicke wollte der

Jüngling dem Minister nacheilen, und ihm das gefährliche Papier ausliefern; allein er bedachte klüglich, daß ihm die Bekanntschaft mit einem solchen Staatsgeheimniß seine Freiheit kosten könne, wenigstens während eines ganzen Feldzugs. Er ging also lieber auf ein Kaffeehaus, wo sich täglich die politischen Kannengießer versammelten, und bot dort Jedem eine Wette an, daß der Feldzug mit der Belagerung von Mons werde eröffnet werden. (Das war nämlich das einzige, was er deutlich heraus buchstabirt hatte.) Er gewann damit so ansehnliche Summen, daß er ein halbes Jahr lang in Paris davon schwelgen konnte.

* * *

Der König der Ostgothen, Theodorich, war blos Liebhaber von Militärschulen. Die Kinder auch in andere zu schicken, verbot er seinen Gothen ganz ausdrücklich, sprechend: nie können diejenigen, die als Kinder die Ruthe gefürchtet haben, den Spießen und Säbeln ihrer Feinde unerschrocken entgegen treten." — Se. Majestät waren also kein Schüler Gall's, sondern ein Schüler des Helvetius.

* * *

Die Franzosen haben doch von jeher sich selbst zu rühmen verstanden. In der Vorrede zum salischen Gesetz sprachen sie folgendergestalt von sich: „Die vortreffliche Nation der Franken, deren Urheber Gott selbst ist, im Felde tapfer, daheim durch Bündnisse gesichert, tief in ihren Rathschlägen, am Leibe edel, gesund, schön, keck, schnell, abgehärtet." Ein einziger, schwer zu deutender Ausdruck

ſteht in dieſer beſcheidenen Vorrede, nämlich: candore egregia. Es kann ſich auf die Weiße ihrer Haut beziehen; vielleicht haben ſie aber auch einen alten Vorwurf dadurch ablehnen wollen; daß ſie nämlich treulos und meineidig wären. Schon Vopiscus ſagte von ihnen in dem Leben des Proculus, daß ſie gewöhnlich mit lachendem Munde Eid und Treue brächen. Der Biſchof von Marſeille, Salvian, führt es als einen unterſcheidenden Charakterzug dieſer Nation an; und freilich bekräftigt ſolches ihre Geſchichte, nach der Einrückung in Gallien auf jedem Blatte; denn in keinem Geſchichtsbuche auf der Welt findet man ſo viele Meineide und Treuloſigkeiten, als in dem gewiß unparteiiſchen Gregorius von Tours, der vom Meineid als von einer ganz gewöhnlichen Sache zu reden pflegt. „Guntbram," ſagt er unter andern, »ſonſt ein ehrlicher Mann, nur ſehr zum Meineid geneigt, indem er keinem Freunde etwas eidlich zuſagte, ohne es ſogleich wieder zu brechen." — Man konnte alſo damals ein guter, ehrlicher Mann, und zugleich ein Meineidiger ſein. — Heutzutage iſt das freilich anders, jedes Verſprechen der Franzoſen wird gewiſſenhaft gehalten.

* * *

Als Beliſar in dem eroberten Ravenna einzog, wurden die Weiber ſo wüthend, daß ihre feigen Männer, die Gothen, ſich von ſo kleinen, unanſehnlichen Leuten hatten beſiegen laſſen, daß ſie ihnen in's Geſicht ſpien; und dieſe heroiſche Liebkoſung weckte Scham und Verzweiflung bei den Männern; ſie verſchworen ſich und wählten den Hel-

den Totilas zum König, der ihre Schmach tapfer rächte. — Solche Beispiele hört man nicht mehr. Aber ich glaube, wenn gewissen Völkern auch ganze Fluten in's Gesicht gespien würden, sie würden sich ruhig abtrocknen, und, statt einen Totilas herbei zu rufen, eine Hymne an die Sklaverei absingen.

* * *

Es ist sehr belustigend zu lesen, wie der alte Raban Maurus, ein großer Gelehrter des neunten Jahrhunderts, sich martert, um die sieben freien Künste mit der Religion in Zusammenhang zu bringen; denn wäre ihm das nicht gelungen, so hätte er die gottlosen Künste als ein Erzbischof auch nicht treiben dürfen. Die Grammatik, meint er, müsse man lernen, weil auch die heiligen Schriftsteller sich bisweilen uneigentlicher Redensarten bedienen, die man durch Hilfe der Grammatik erklären könne. Die Rhetorik, die Wissenschaft wohl zu reden, sei auch dem Geistlichen nicht unnütz. Die Dialektik nennt er die Kunst aller Künste, die Wissenschaft aller Wissenschaften, welche lehren und lernen lehrt; in ihr offenbare sich die Vernunft, was sie sei, was sie wolle, was sie sehe. Die Dialektik allein, fährt er fort, weiß, daß sie weiß, kann und will auch allein Wissende machen. In ihr erkennen wir durch Vernunftschlüsse, was und woher wir sein. (Glücklicher Raban Maurus! wenn deine Dialektik alles das dich lehrte.) Durch sie unterscheiden wir das Gute vom Bösen, das Wahre vom Falschen, den Schöpfer vom Geschöpf. Folglich ist diese edelste aller Künste denen

Zwölfte Scene.

Felix allein.

Sie kömmt! — aber nicht mit der Haſtigkeit der Liebe — ſie ſchwankt langſam von Baum zu Baum. — Jetzt ſteht ſie und wendet ihr Geſicht nach dem Schloſſe. — Hieher Natalie! hieher in den Schatten! — der Mond und dein Geiſtergewand werden dich verrathen. — Jezt ſchwankt ſie näher — Schutzgeiſt meiner Ehre! wache über dieß klopfende Herz.

Dreyzehnte Scene.

Ottilie und Felix.

Ott. (zeigt ſich in der Ferne und huſtet.)

Felix. Hier bin ich, gnädige Gräfin, ſtolz auf Ihr Zutrauen, gerührt durch Ihr Mitleid.

Ott. Mein Herr —

Felix. Das Andenken an dieſen letzten Beweiß Ihrer Güte wird des Flüchtlings rauhen Pfad ebnen —

Ott.

Geistlichen nothwendig, besonders um die Ketzer dadurch zu bekämpfen. — Die Arithmetik, sprach er ferner, sei nicht zu verachten, weil in der Bibel stehe: Gott habe alles nach Maß und Zahl gemacht. Die Geometrie sei nützlich, weil bei dem Bau der Arche und des Salomonischen Tempels allerlei geometrische Figuren wären gebraucht worden. Ohne die Musik könne man keinen feierlichen Gottesdienst halten. Endlich die Astronomie müsse ein Geistlicher nothwendig verstehen, um bestimmen zu können, auf welchen Tag Ostern gefeiert werden müsse. — Hätte der ehrliche Raban Maurus die Aeronautik gekannt, so würde er vielleicht zur achten freien Kunst sie erhoben und gesagt haben, sie sei einem Geistlichen nothwendig, um seine Gebete desto schneller gegen Himmel zu befördern.

* * *

Jean Desmarets, ein Lieblingsschriftsteller des Kardinal Richelieu, sollte, der Natur zum Trotz, dramatischer Dichter werden. Se. Eminenz arbeiteten sogar selbst mit ihm an dem Trauerspiel Mariane, dessen Aufführung eine Million kostete, und dennoch ausgepfiffen wurde. Die Herren Verfasser ermangelten nicht, die Schuld auf die Schauspieler zu schieben, welche betrunken gewesen sein sollten. Das Meisterstück wurde zum zweiten Mal gegeben; die Polizei hatte das Klatschen streng anbefohlen, so wie man heutzutage Illuminationen als Freudenbezeugungen zu befehlen pflegt. Es ging also recht gut, aber demungeachtet erschien Mariane nie wieder auf der

Bühne. Ich habe etwas ähnliches in Berlin mit Göthe's natürlicher Tochter erlebt. — Desmarets wurde bald darauf toll, und gab sich für einen Propheten aus. Er hatte unter andern auch ein episches Gedicht gemacht, Clovis, welches er für so vortrefflich hielt, daß er, als ein frommer Christ, täglich Gott für die Gnade dankte, ihn zum Verfasser des Clovis erschaffen zu haben. Dabei war er ein erbitterter Feind der Griechen und Römer, besonders verachtete er Homer und Virgil.

* * *

In Rhegiew's Beichtspiegel ist eine der ersten Fragen, die der Beichtvater an ein Frauenzimmer zu thun hat: ob sie nicht etwa ein Kind umgebracht habe? — In welchem Rufe müssen die Damen zu jener Zeit gestanden haben! — Home, in seinem Versuche über die Geschichte des Menschen, meint, wenn der Kindermord unter einem Volke im Schwange gehe, so sei das ein Beweis zunehmender Keuschheit. Das klingt sehr paradox, aber es möchte doch wohl wahr sein; denn aus welchem andern Grunde ermordet eine Mutter gewöhnlich ihr Kind, als um der Schande willen? und wo anders würde die Geburt eines Kindes ihr Schande machen, als da, wo Keuschheit geachtet wird?

* * *

Seltsame Bußen gab es vor alten Zeiten. Wenn zum Beispiel ein Sünder verurtheilt wurde, einen Monat lang bei Wasser und Brot zu fasten, so konnte er auch statt dessen zwölf hundert Psalme kniend beten, oder tausend sechs

lichen Code war erhoben worden, den aber die Advokaten schon citirten, und auf welchen oft die Richter ihre Urtheile bauten. Man kann denken, daß dieses treffliche Werk bei der neuen Schöpfung des Code Napoleon zum Grunde gelegt worden.

* * *

Es schickt sich wohl eigentlich nicht, von einem Gesetzbuch ohne Umstände auf den Tanz über zu springen, allein dafür heißen diese Blätter Quodlibet, zu deutsch, was beliebt. Das gilt aber nicht allein vom Leser, sondern auch vom Herausgeber, dem es, am Schluß jedes Heftes, frei stehen muß, zu seiner Erholung zu schwatzen, wovon ihm beliebt. Also wollte ich erzählen, daß man am Hofe Heinrich des Vierten außerordentlich gern tanzte, und daß man zu sagen pflegte: zur Zeit dieses geliebtesten, und folglich gewiß auch größesten aller Könige, hätten die Franzosen am meisten getanzt und am besten gefochten.

Auch Richelieu war ein großer Liebhaber vom Tanze, und beschützte ihn mit seiner gewöhnlichen Sucht zu glänzen. Da kamen unter andern allegorische Ballete zum Vorschein. Man ließ zum Exempel die Welt auftreten, und um den Zuschauern begreiflich zu machen, daß diese Person die Welt sei, so setzte man ihr den Berg Olymp auf den Kopf, und kleidete sie in eine große Landkarte. Auf dem Magen stand Frankreich geschrieben, auf dem Unterleibe Deutschland, auf einem Arme Italien, auf einem Beine Spanien, und hinten — terra incognita. — Es war doch so übel nicht; Frank-

reich als Magen darzuſtellen, denn es hat eine gewaltige Verdauungskraft. Der arme Unterleib plagt ſich jetzt mit der Kolik. Arme und Beine ſind abgeſchoſſen worden.

* * *

Ein berühmter engliſcher Schauſpieler, Quin, zankte ſich mit ſeinem Direktor Rich, trennte ſich von ihm und ging nach Bath. Einige Zeit nachher hätte er ſich gern wieder mit ihm ausgeſöhnt, und weil er — von der gewöhnlichen Künſtler-Eitelkeit beſeſſen — meinte, es bedürfe dazu keiner Entſchuldigung des Vergangenen, ſondern nur eines erſten Schrittes, ſo ſchrieb er an Rich nichts weiter, als folgende Worte: »Ich bin zu Bath. Quin.« — Allein Rich antwortete eben ſo lakoniſch: »Bleib du dort, bis der Teufel dich holt. Rich.«

* * *

Man glaubt gewöhnlich in Deutſchland, der verdienſtvolle Pfarrer Chriſt habe zuerſt die ſogenannten Magazin-Stücke für die Bienen, und folglich die Kunſt erfunden, den Honig auszuſchneiden, ohne die Bienen zu tödten. Gern erhielte ich einem Deutſchen dieſe Ehre; allein ich finde in einem Buche (wo man eine Belehrung über dieſe Materie eben nicht ſuchen ſollte), Contes devots u. ſ. w. von Legrand, eine Note folgenden Inhalts: »Der barbariſche Gebrauch, die Bienen durch Rauch zu tödten, um ihnen den Honig zu rauben, hat lange Zeit in Frankreich obgewaltet, ſo ſehr er auch dem Intereſſe des Eigenthümers zuwider iſt, da er nicht allein das nützliche Inſekt

vernichtet, sondern auch den Honig verdirbt. Die erste Gegend in Frankreich, wo man vernünftiger verfuhr, ist das Gâtinois. Dort erfand man die Kunst, die Bienenstöcke zu zertheilen (châtrer), indem man sie aus verschiedenen, beweglichen Kasten verfertigte u. s. w. Allein trotz des offenbaren, daraus erwachsenden Vortheils, breitete sich das Geheimniß doch nicht weiter aus, und Reaumür mußte es erst anpreisen, um ihm Eingang zu verschaffen. Jetzt ist es nicht blos bekannt, sondern auch vervollkommt. (Legrand schrieb diese Note vor sieben und zwanzig Jahren.)

* * *

Im Jahre 1727 erschien zu Wien eine Abhandlung de **natura cholericorum** u. s. w., worin der Verfasser die Verschiedenheit unter den Menschen (mit andern Worten, ihre Moralität), blos dem verschiedenen Umfang ihrer Milchgefäße zuschreibt. Die Milchgefäße des Phlegmatischen, sagt er, haben Eine Linie im Durchmesser; die des sanguinischen zwei; die des cholerischen drei, und die des melancholischen vier. Hat ihn niemand widerlegt? oder sind wir wirklich die Sklaven unserer Milchgefäße? — Auch die Schädel-Organe kamen aus Wien.

* * *

Olof Celsius erzählt: Als der Admiral Bagge die dänische Flotte vernichtet, habe König Erich ihm einen öffentlichen Triumph zugestanden. Der Zug war folgendergestalt geordnet: Zuerst marschirte der siegreiche Admiral; eine gewaltig große goldene Kette hing ihm von den Schultern herab; zwei Barone gingen ihm zur Seite. Ihm folg-

ten seine Offiziere, die an dem Treffen Theil genommen, sämmtlich in Goldstoff gekleidet. Dann der gefangene Admiral, Brockenhusen, mit seinen Dänen, sämmtlich mit entblößten Häuptern und weißen Stäben in den Händen. Vor ihnen her ging der Hof-Narr, Herkules, und spielte auf der Violine.

* * *

Moreau (aber nicht der General Moreau, sondern der ehemalige Historiograph von Frankreich) schildert in seinen principes de morale etc. den König Clovis folgendergestalt:

»Er unterjochte die Nation; glaubte sich über die Gesetze erhaben, wollte sie aber nicht vernichten, sie sollten nur die Unterthanen von gegenseitigen Gewaltthätigkeiten hindern, allein keinesweges gegen die Ungerechtigkeiten des Fürsten schützen; er lieh von den Römern Alles, was seine Gewalt aufrecht erhalten konnte; er bereitete durch Verbrechen seinen Nachfolgern den Untergang.

* * *

Der Dichter Chapelle speiste bei einer gelehrten Dame. Es wurde viel geschwatzt und viel getrunken. Gegen das Ende der Mahlzeit fiel es ihnen ein, daß Pindar, dies große Dichter-Genie, im dreißigsten Jahre gestorben sei, und diese Erinnerung erregte eine so wehmüthige Stimmung in ihnen, daß sie beide herzlich weinten. Die Bedienten sahen es und weinten mit. Die Köchin sah die Bedienten weinen und fing an zu schluchzen. Der Küchenjunge hörte

die Köchin ſchluchzen und vergoß heiße Zähren. Doch Niemand wagte, die gnädige Herrſchaft um die Urſach der tiefen Trauer zu fragen. Endlich trat der alte Thürſteher herein, der ſich bisweilen etwas herausnehmen durfte, erzählte, wie Alles im Hauſe winſ'le, und bat um Belehrung, wer denn eigentlich geſtorben ſei? — Pindar war die Antwort. — »Und dieſer Herr Pindar, war er nahe verwandt mit der gnädigen Herrſchaft? war er ein guter Chriſt?" — Chapelle und die Damen, welchen noch die Thränen in den Augen ſtanden, brachen plötzlich in ein lautes Gelächter aus: »Er war ein Heide und ſtarb vor drei tauſend Jahren." Der Schweizer lachte mit, die Bedienten kicherten, die Köchin wieherte, der Küchenjunge brüllte, das ganze Haus ertönte von lautem Jubel.

* * *

Einem vornehmen Blutſauger ſtarb ſeine Gemahlin. Er veranſtaltete ein großes Leichenbegängniß, und erſuchte unter andern auch eine Gerichtsbehörde, der Leiche in corpore zu folgen. »Um Vergebung, gnädiger Herr," antwortete der Präſident, »der Leiche einer Dame in corpore zu folgen, war nie gewöhnlich; allein wenn Sie ſich ſelbſt begraben ließen, ſo würden wir es mit großem Vergnügen thun."

* * *

Tauſend Thaler, ſagte ein Gascogner, beſtimme ich meinem Koch, zwölf hundert meinem Sekretär, hundert Louisd'or meinem Kammerdiener u. ſ. w. »Iſt es möglich!" rief einer ſeiner Freunde, »wie kannſt du, bei deinen ge-

ringen Einkünften, die Leute alle bezahlen?" — Bezahlen? erwiederte der Gascogner, ich bezahle sie ja nicht.

* * *

Der bekannte Arnold, der im amerikaniſchen Kriege die Sache ſeines Vaterlandes verrieth, fragte einſt einen Offizier, den er gefangen genommen: Was ſeine Landsleute wohl mit ihm thun würden, wenn ſie ihn erwiſchten? — »Ich glaube," antwortete der Amerikaner, »ſie würden dir das Bein abſchneiden, mit dem du hinkſt, weil du einſt für Freiheit und Recht eine ehrenvolle Wunde darin empfangen. Dieſes Bein würden ſie vermuthlich mit allen militäriſchen Ehrenbezeugungen verbrennen, und dann Kopf und Rumpf an den Galgen hängen."

* * *

Zur Zeit jenes Krieges drückten die Engländer ihre Meinungen (denn ſie dürfen Meinungen haben) in allerlei ſeltſamen Briefen aus. Unter andern erſchienen zu London: ein Brief Cicero's an den Lord Howe, und ein vertrauter Brief einer Katze im Palaſt der Königin an Edmund Burke. Der erſtere enthielt bittere Wahrheiten; der letztere blos unwitzige Grobheiten.

* * *

Ein Schriftſteller des ſechzehnten Jahrhunderts, Olivier Maillard, handelt von den ſogenannten casibus reservatis, die bisweilen allein dem Papſte zu beurtheilen vorbehalten werden, und rechnet darunter: wenn ein Frauenzimmer ſo feine Wäſche trägt, daß die Haut durchſchimmert.

»Sein Fleisch zeigen,« sagt er, »ist eine Sünde, wenn es auch ein häßliches Fleisch wäre, denn es gibt doch immer Männer, die dadurch in Versuchung geführt werden.« — Wenn die jetzige Sängerin, oder vielmehr Schreierin Maillard in Paris von diesem Maillard abstammt, so befolgt sie die Lehren ihres Ahnherrn schlecht.

* * *

»Dein Mädchen ist schön, aber dumm,« sagte Jemand zu einem Dichter, seinem Freunde, »wie ist es dir möglich, ihr den ganzen Tag zuzuhören?« — Ich höre ihr gar nicht zu, antwortete der Dichter, sondern ich sehe sie nur reden.

* * *

Ein General verbot seinen Offizieren das Fluchen; besonders ermahnte er einen Hauptmann, der dieser Unart sehr ergeben war, Besserung versprach, und auch von seinen Soldaten es ferner nicht leiden wollte. Kurz darauf hörte er einen Soldaten fluchen, rannte mit aufgehobenem Stocke auf ihn zu, und schrie: Himmel Kreuz tausend Sackerment! Kerl, ich glaube du fluchst?

* * *

Bis zum sechzehnten Jahrhundert glaubte Jedermann an die Möglichkeit, Neuvermählten durch Bezauberung zu schaden. Schon Plato in seiner Republik warnt sie vor solchen Zaubereien. Virgil erwähnt derselben in seinen Eclogen. Die römischen Gesetze der zwölf Tafeln verdammen diejenigen zum Tode, die jene bösen Künste üben. Alle römische Rechtsgelehrte, selbst nach Konstantin's Regie-

Ott. Welche Stimme!

Felix. Wird ihm in trüben Stunden Gefühl seines Werthes geben.

Ott. Mein Herr, ich bin nicht Natalie.

Felix. (stutzt) Nicht?

Ott. Meine Schwägerin mußte zurückbleiben, um ihrem Vater Gesellschaft zu leisten.

Felix. Welche Stimme!

Ott. Sie sandte mich voraus, um —

Felix. Gott! jeder Ton weckt Erinnerungen in mir — darf ich wissen, wer die holde Unbekannte ist, mit der ich spreche?

Ott. (mit Beklemmenheit) Jedes seiner Worte — mein Herr — jedes Ihrer Worte —

Felix. Um Gottes willen! wer Sie auch seyn mögen — ich hatte eine Schwester —

Ott. Ich hatte einen Bruder —

Felix. Es ist ihre Stimme!

Ott. Es ist die seinige!

Felix. (faßt sie hastig bey der Hand und zieht sie an eine vom Monde erleuchtete Stelle. Beyde sehen sich ängstlich an. Beyde rufen: du bist es! und sinken sich sprachlos in die Arme. Pause.)

Ott. Schöner Traum! entfliehe nicht!

Felix.

rung, haben weitläuftig darüber geschrieben. Die Kirchenväter und die Concilien berufen sich auf die Geschichte des Tobias. Sozomenes, der das Leben des Honorius verfaßt, und der bekannte Geschichtsschreiber Gregorius von Tours führen eine Menge Beispiele an. — O gesunde Vernunft! wie selten wohnst du selbst unter Gelehrten! und wie bleibst du doch ewig eine Sklavin jedes Zeitalters!

* * *

Man trug einmal, zu den Zeiten der Königin Margarethe, entsetzlich große Halskragen und Reifröcke in Frankreich. »Ich begreife nicht,« sagte ein Höfling, Namens Fresne, zu der Königin, »wie die Damen mit solchen ungeheuren Halskragen ihre Suppe essen können, ohne sich zu begießen, und wie die galanten Damen mit solchen Reifröcken ihre Liebhaber zu begünstigen im Stande sind?« — Margarethe antwortete nichts, aber einige Tage nachher, als sie eben Suppe essen wollte, ließ sie sich einen Löffel mit einem sehr langen Stiele bringen, und aß solchergestalt, ohne ihren Halskragen zu besudeln.

»Sehen Sie,« sagte sie zu dem Höfling, »mit ein wenig Geschicklichkeit läßt sich Alles thun.«

»Sehr wohl,« versetzte Fresne, »wegen der Halskragen bin ich nunmehr beruhigt.«

* * *

Als Clemens V. die Republik Venedig mit dem Bann belegt hatte, mußte der Senat einen Gesandten, Dandolo, nach Avignon schicken, um Verzeihung zu erflehen. Er wurde an einem Hunde-Halsband vor den Papst ge-

führt, und derjenige Zweig seiner Familie, der von diesem Gesandten abstammt, führt noch jetzt den Beinamen del cane.

* * *

Es ist ein schönes Gesetz Moses, welches dem Winzer vorschreibt, nicht alle Trauben von den Weinstöcken zu lesen, sondern für den armen Wanderer und die Vögel unter dem Himmel einige hängen zu lassen. Allein folgende beide, im Alterthum giltige Gesetze scheinen mir noch zarter:

»Verschließe Abends deine Fenster nicht ganz, damit der Reisende in der Ferne sich am Lichte deiner Lampe ergetzen möge.« — »Ehre den Hund, der einen Blinden führt.«

* * *

Vor uralten Zeiten verheerten bisweilen Drachen, oder dergleichen Ungeheuer, ganze Königreiche. In solchen Fällen pflegte der König zu proklamiren: daß derjenige tapfere Ritter, der sein Reich von dieser Landplage befreien würde, seine schöne Prinzessin Tochter zur Gemahlin erhalten sollte. Allein man liest nirgend, daß, wenn die Hoffnung auf eines Ritters Hilfe fehl schlug, der König sodann die schöne Prinzessin dem Drachen selbst vermählt habe.

* * *

Der berühmte englische Leibarzt Pringle war ein Freund aller Theorien und ein großer Freund des Empirismus, der nämlich die Heilkunst blos auf Beobachtung und Erfahrung gründet. »Man muß über den Empiris-

mus doch wenigſtens mit ſich ſelbſt raiſonniren," ſagte ein Mitbruder zu ihm. »So wenig als möglich," verſetzte Pringle, „denn eben durch unſer Raiſonniren haben wir Alles verdorben." — (Man braucht weder Arzt noch Philoſoph zu ſein, um hier urtheilen zu können. Ich habe noch kein halbes Jahrhundert in der Welt gelebt, und während dieſer Zeit das Entſtehen und Verſchwinden von mehr als einem Dutzend mediciniſcher Moden — das heißt Theorien — erlebt; aber es ſterben d'rum nicht weniger Menſchen, und die meiſten Geheilten, die ich ſah, verdankten ihre Geſundheit wackern Empirikern.)

* * *

Die Akademie der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte in Mantua machte 1784 folgende Preisaufgabe bekannt: »Durch welche Mittel kann die Vaterlandsliebe befördert werden?" — Ich wünſche zu erfahren, ob die gekrönte Preisſchrift über dieſen Gegenſtand auch in's Deutſche überſetzt worden? und ob die Deutſchen ſie geleſen haben? — Eine neue Auflage könnte nicht ſchaden. Ob ſie helfen würde? ſteht zu bezweifeln.

* * *

Richardſon, Verfaſſer der Anecdotes of the Russian empire etc., will nicht weit von Helſingör ein Schloß geſehen haben, in deſſen Garten Hamlet's Vater vergiftet wurde. — Derſelbe Schriftſteller erzählt: »Der Graf Münnich war erſter Miniſter unter der Regierung der Kaiſerin Anna und der ihres Nachfolgers Iwan. Die Kaiſerin Eliſabeth verdammte ihn zum Tode. Er beſtieg

ruhig das Schaffot, betrachtete das Beil, verrichtete ein kurzes Gebet und legte mit unverbundenen Augen den Kopf auf den Block. Da kündigte man ihm Gnade an, doch daß er auf ewig nach Sibirien verbannt bleiben solle. Man könnte fragen: ob Mitleid hier die Larve der Grausamkeit, oder Grausamkeit die Larve des Mitleids angenommen hatte?" — Der Gräfin Münnich wurde frei gestellt, ob sie unter Familie und Freunden in Petersburg bleiben, oder ihrem Gemahl folgen wolle? — sie wählte ohne Bedenken das letztere. — (Zur Ehre des zartern Geschlechts müssen wir bekennen, daß die Gräfin Münnich hierin nichts außerordentliches that, sondern daß unter zehn Gattinnen wenigstens acht eben so würden gehandelt haben.)

* * *

Einem Gelehrten fiel ein Foliant auf den Kopf. Sogleich vergaß er alles, was er wußte, und mußte von neuem das Alphabet lernen. Dieses Faktum ließe sich allenfalls noch aus Gall's Theorie erklären, nicht aber folgendes: Ein anderer Gelehrter wurde durch einen ähnlichen Zufall blos seines Gedächtnisses für das Griechische beraubt; Alles übrige wußte er nach wie vor. — Auch folgende Erfahrung möchte sich schwerlich mit Gall's Theorie vereinigen lassen: Ein Geistlicher, den der Schlag gerührt, vergaß plötzlich alles, was in den letzten vier Jahren mit ihm vorgegangen war, allein nichts von dem, was vor dieser Zeit geschehen. — (Die angeführten Fälle berichtet Beattie in seinen Dissertations moral and critical etc.)

* * *

Vor dreißig Jahren ſetzte die Akademie des Jeux floraux in Touloſe einen Preis auf ein Gedicht, welches Karl den Zweiten, oder die Wiederherſtellung der engliſchen Monarchie feiern ſollte. Ein gewiſſer Maille trug den Preis davon. Wenn der gute Mann noch lebte, ſo möchte er ſich ſchwerlich um einen Platz im National-Inſtitut bewerben.

* * *

Der ſterbende Hume verlor ſeine gute Laune nicht. Als er ſein Teſtament diktirte, fiel es ihm ein, daß einer ſeiner Freunde zwar ein großer Liebhaber von gutem Wein ſei, jedoch den Portwein durchaus nicht leiden könne. Da vermachte er ihm ſechs und dreißig Bouteillen des beſten Bordeaurweins, und eine Bouteille Portwein, unter der Bedingung, daß er zuvor dieſe auf einmal austrinken müſſe, ehe es ihm vergönnt ſei, von den übrigen zu koſten.

* * *

Feuillade wurde bei der Belagerung von Landrecy 1655 gefährlich am Kopfe verwundet. Der Wundarzt ſagte ihm, das Gehirn ſei entblößt. »Deſto beſſer,« rief Feuillade, »nehmen Sie geſchwind ein wenig davon und ſchicken Sie es dem Kardinal Mazarin, der mir ſchon hundertmal geſagt hat, ich hätte kein Gehirn.«

* * *

Die Reliquien ſteigen und fallen im Preiſe, wie die Diamanten. Der Ring, durch welchen Doktor Luther ſich mit Katharinen von Coron verlobte, war lange Zeit eine köſtliche Reliquie im Beſitz von Luther's Erben. Vor

mehr als hundert Jahren bot ein großer Reichsfürst vergebens fünfhundert Dukaten dafür. Lange nachher wollte ein Anderer ihn für zweihundert kaufen, allein man sagte ihm, daß bereits fünf hundert ausgeschlagen worden. Vor dreißig Jahren endlich wurde er für vierzig Louisd'or auf der Leipziger Messe ausgeboten, und kein Mensch wollte ihn haben. Jetzt wäre vielleicht der Zeitpunkt gekommen, wo man wiederum hoffen dürfte, einen guten Preis dafür zu erlangen. Zwar sieht es mit dem Monumente noch mißlich aus, zu welchem schon so viel Geld gesammelt worden, allein Herr Werner hat durch seinen mystischen Unsinn, durch seine Hyacinthen und Karfunkeln, dem Doktor Luther wieder aufgeholfen, und es würde sich jetzt wohl ein Käufer finden, wäre es auch nur, um sich Iffland's dabei zu erinnern.

* * *

»Lieber Gott!« sagte Lulli, als er in einer Kirche eine seiner Opern-Arien hörte, der man einen lateinischen Text untergesetzt hatte: »Lieber Gott! rechne es mir nicht zu, ich hatte sie nicht für dich gemacht.«

* * *

Richard Price gab zur Zeit des amerikanischen Krieges ein Büchlein heraus, betitelt: additional Observations u. s. w. (Bemerkungen über die Freiheit), worin folgende Stelle vorkommt:

»Der Krieg ist eine furchtbare Geißel, und diejenigen, welche ein Volk, ohne dringende Noth, allem Kriegselend aussetzen, haben es schwer zu verantworten. Nichts

auf der Welt kann das Ergreifen der Waffen rechtfertigen, als allein die Nothwendigkeit, eine ungerechte Gewalt durch Gewalt zu vertreiben."

Ach mein guter Price! das iſt gar keine Entſchuldigung mehr für den Krieg. Denn gerade in dieſem letzteren Falle gilt das Ergreifen der Waffen blos für verdammte Widerſpenſtigkeit.

* * *

Da noch kein Friedenskongreß zu Stande kommt, ſo wollen wir, um uns zu zerſtreuen, uns eines Gedichts von Algarotti erinnern, welches gleichfalls einen Kongreß beſingt, nämlich den von Cythere. Drei Damen, eine Engländerin, eine Franzöſin und eine Italienerin, erſcheinen als Abgeſandte vor dem Richterſtuhl der Liebe, und disputiren daſelbſt recht artig über die verſchiedenen, von ihren Nationen angenommenen Siſteme der Kunſt zu lieben. Amor ſoll entſcheiden, allein er iſt galant, er will es mit keiner der ſchönen Damen verderben, und erklärt, daß, wie man von jedem Siſtem das Schlechte verwerfe, das Gute behalte, ſo werde eine vollkommene Kunſt zu lieben daraus entſpringen. — Wollte Gott, es würden auf einem baldigen Friedenskongreß dieſelben Grundſätze feſtgeſetzt, ſo ließe ſich hoffen, daß ein vollkommener Friede daraus entſpringen würde.

* * *

Wenn in den Minen von Golconda (ſo erzählte Tavernier) die Kaufleute um Diamanten handeln, ſo geſchieht das mit Beobachtung des tiefſten Schweigens. Käufer und

Verkäufer ſetzen ſich, wie ein paar Schneider, einander gegenüber; der Eine nimmt ſeinen Gürtel ab, und beide ſtecken ihre Hände unter dieſen Gürtel. Da wird weder mit den Lippen noch mit den Augen geſprochen, ſondern blos mit den Händen. Wenn der Käufer des Verkäufers ganze Hand faßt, ſo heißt das: ich biete dir tauſend (Rupien oder Pagoden). So vielmal, als er die Hand drückt, ſo viele tauſende will er zahlen. Nimmt er nur fünf Finger, ſo heißt das fünfhundert; ein Finger iſt hundert; der halbe Finger fünfzig u. ſ. w. So kann in wenigen Stunden eine Partie Diamanten, in Gegenwart von hundert Zeugen, ſieben- und achtmal verkauft werden, ohne daß einer der Zuſchauer den Preis erfährt.

* * *

Auf der Küſte von Malabar zittert man vor einer ſehr giftigen grünen Schlange, die um ſo gefährlicher iſt, da ſie gleiche Farbe mit den Blättern hat, unter welchen ſie auf die Vorbeigehenden lauert. Reiſende laſſen deshalb in engen Wegen einen Sklaven vor ſich her gehen, der mit einem Stock auf die Büſche ſchlagen, und allenfalls der erſten Gefahr ſich preisgeben muß. So ſendet ein kluger Feldherr die fremden Hilfstruppen fein voraus. — Die grüne Schlange iſt ziemlich lang, aber kaum ſo dick als ein Finger. Man erzählt, daß einſt der Geleitsmann eines Reiſenden ſchnell von einem ſolchen dünnen Ungeheuer erhaſcht und umſchlungen wurde, welches ihm zu dem einen Naſenloche hinein und zu dem andern wieder herauskroch, und ſo wie ein Zwickelbart zu beiden Seiten herabhing.

Der Unglückliche ſtarb auf der Stelle. — Wir haben auch in Deutſchland eine ſolche Schlange, die aber glücklicherweiſe nur den Telegraphen vergiftet.

* * *

Der Engländer Ovington erzählt mit Wohlgefallen von einem Hoſpitale in der Nachbarſchaft von Surate, wo die ſanftmüthigen Verehrer des Brama Kühe, Ziegen, Hunde und allerlei Thiere zu Tode füttern, die krank, verſtümmelt oder zu alt ſind, um ihr Futter durch Arbeit zu verdienen. Wer etwa einen Ochſen hat, den er aus irgend einer Urſache todt ſchlagen will, zu dem kommen die Banianen, ſo bald ſie hören, in welcher Gefahr das Thier ſchwebt, und handeln es ihm, bisweilen um hohe Preiſe, ab, um es in ihrem Hoſpital das von der Natur geſteckte Ziel ruhig erreichen zu laſſen. — In Europa hingegen wird erzählt, man wiſſe Beiſpiele von Wütherichen, welche ſogar Menſchen, die in ihrem Dienſt verſtümmelt worden, vollends umbringen laſſen, um ihrer los zu werden.

* * *

Einem Triumphator, der etwa ſeinen Einzug in eine eroberte Stadt auf eine ganz originelle Weiſe halten will, iſt der künſtliche Elephant zu empfehlen, deſſen ſich einſt, nach Tavernier's Bericht, der König von Golconda bediente, um in Maſulipatam einzuziehen. Dieſer Elephant wurde nämlich von neun wohlabgerichteten Freudenmädchen gebildet, deren vier als Füße dienten, vier andere, in einander geſchlungen, und von den Füßen ge-

tragen, machten den Rücken, auf dem der Monarch saß, und die neunte stellte den Rüssel vor. (Si fabula vera.)

* * *

Auf den Molucken gibt es auch eine große, aber nicht giftige Schlange, folglich unfähig den Telegraphen herauszugeben, die, wenn sie hungrig ist, sich einer seltsamen List bedient, um sich Nahrung zu verschaffen. Sie sucht nämlich gewisse würzreiche Kräuter, die sie verschluckt. Dann windet sie sich einen Baum hinan, der am Wasser steht, speit das Verschluckte wieder aus, und sogleich sammeln sich Fische, die es verschlingen, und dermaßen davon betäubt werden, daß die Schlange mit ihnen machen kann, was sie will. — So verschluckt ein Despot die wahre Ehre, speit sie vergiftet wieder aus und fängt damit die dummen Fische.

Felix. Holde Erſcheinung! verſchwinde nicht!

Ott. Mein Bruder lebt!

Felix. Meine Schweſter iſt glücklich!

Ott. Mein Vater lebt!

Felix. Wir haben nichts verlohren!

Vierzehnte Scene.

Graf. Franz. Die Vorigen.

Franz. (erſcheint unbemerkt im Hintergrunde, und nähert ſich immer mehr und mehr.)

Ott. Meines Herzens Ahndung hat mich nicht getäuſcht!

Felix. Genua! dieſen Schatz konnteſt du mir nicht rauben!

Ott. Darf die Reuige Verzeihung hoffen?

Felix. Sie darf.

Ott. Gott! ſo haſt du den kühnſten meiner Wünſche erhört!

Felix. Sanfte Stimme! die mir zuletzt am Ufer der Garonne tönte.

Ott. Bin ich würklich dir ſo nahe? komm an den Buſen der trunknen Zweiflerin.

Inhalt.

	Seite
Die kleine Sklavin	11
Die Militär-Akademie, oder die Helden vom zweiten Range	39
Racine's letzter Wille	41
Zwei Appendixe	43
Der Bär Marko	49
Napoleon's Genealogie	51
Klageschreiben eines Gastwirthes in J** an den Herausgeber der Biene	52
Schwerlich	57
Die französischen Politiker	59
Das heimliche Gericht eines Seifensieders	66
Die Parlamentswahlen	69
Lob des Schweigens	73
Alte Sitten	76
Der Telegraph	78
Die philippinischen Inseln	80
Historische Anekdoten aus der Geschichte von Lothringen	89
Anekdoten aus der Geschichte aller Richterstühle	93
Gedanken und Beobachtungen, bisweilen Paradoxen	102
Parallele zwischen Livius und Tacitus	110
Cosmus von Medicis	113
Das Wirbelsistem des Herzens	118
Die wahren Wohlthäter der Menschen	120
Eine Erleichterung für Schauspieler	127
Der Reimschmied	129
Die Spartanerin	130
Eine heilsame, beschwerliche und darum vergessene Verordnung Karls des Großen	131
Eine psychologische Frage	135
Anekdoten aus Portugal und Spanien	138
Zwei Beispiele von außerordentlichem Muth	140
Die Eroberung der Insel Celebes	142

Seite

Proben von der empfehlungswürdigen Criminal-Juſtiz auf der Inſel Sumatra im Königreiche Achem 150
Panthea 152
Die Schreckniſſe einer Wüſte 159
Die Wahrheit vor dem Throne 162
Le Nôtre 166
Eine genealogiſche Merkwürdigkeit 168
Der Wollüſtling 170
Eine vornehme Liebesgeſchichte und zugleich ein Gewebe von Niederträchtigkeiten 177
Der Tod der Götter 190
Die Tunguſen 192
Mißlicher Nachruhm eines Erfinders 203
Ueber die Beſoldungen der Schauſpieler 206
Juriſtiſcher Troſt für manche Damen 209
Der Wundarzt 211
Raffinirter Lebensgenuß 213
Auch große Miniſter irren bisweilen 215
Paris und Philadelphia 216
Der Adler und die Nachteule 218
Einige merkwürdige Prozeſſe aus den Supplement-Bänden der Geſchichte aller Richterſtühle 222
Hellis 224
Glücklich Unglücklich 225
Der Geduldige 230
Katharine von Parthenay 231
Geſpräch zwiſchen Madame de Maintenon und Ninon L'Enclos 233
Ein franzöſiſches Urtheil über Emilie Galotti 238
Gedanken bei Leſung der Literär-Geſchichte 242
Ahnenſtolz 246
Aus der Geſchichte des Großherzogthums Toskana 248
Unſere Verbrechen und Thorheiten 253
Quodlibet 259

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Sechsunddreißigster Band.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Die Biene,

oder:

Neue kleine Schriften

von

August von Kotzebue.

Vierter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Die Biene.

Felix. Geliebte Ottilie! (sie umarmen sich mit Innigkeit)

Franz. (schreyt laut auf) Gott! es ist mein Weib! (er zieht den Degen, und rennt wüthend auf Felix los.)

Ott. (wirft sich in seine Arme) Mein Gemahl!

Franz. (stößt sie von sich) Fort Schlange!

Ott. (krümmt sich am Boden, der Schrecken benimmt ihr die Sprache) Franz — es ist —

Franz. (zu Felix) Hast du Waffen, so vertheidige dich!

Felix. Mensch! was beginnst du! sie ist meine Schwester! (er sucht ihr aufzuhelfen.)

Franz. (versteinert) Seine Schwester? (der Degen fällt ihm aus der Hand.)

Felix. Meine verlohrne, meine wieder gefundne, meine geliebte Schwester!

Franz. Sie sind Pompiliani?

Felix. Ach! sie ist ohnmächtig!

Franz. (schlägt sich vor die Stirn) Was hab' ich gethan?

Felix.

Mein Söhnlein, verplempere dich nicht, oder: Reiseabenteuer eines jungen Künstlers.

Aus einigen unzusammenhängenden Worten einen kleinen Roman zu verfassen, ist ein angenehmes Spiel des Witzes und der Einbildungskraft, welches allen Gesellschaften, aus denen die Karten verbannt sind, empfohlen werden kann. Schon vor vielen Jahren sind von dem Herausgeber der Biene einige dergleichen Erzählungen geliefert worden (die Geschichte meines Vaters und die gefährliche Wette). Sie fanden Beifall, darum schmeichelt er sich, daß man auch diese, und vielleicht noch einige folgende, die alle auf dieselbe Art entstanden sind, nicht ungern lesen werde. Die sechs Worte, welche diesmal auf Befehl einer liebenswürdigen Dame zu einer romantischen Heirathsgeschichte verarbeitet werden sollten, waren folgende: Königin, Wäscherin, Bildergallerie, Haar, Aderlassen, Modell.

Einleitung.

„Der Junge soll ein Maler werden," sagte der alte Advokat Spinne zu seiner Frau, der Madame Spinne, „ein Maler ist in unsern Tagen der glücklichste Mensch auf Gottes verfluchtem Erdboden."

Die Frau Advokatin entsetzte sich heftig, denn er hatte ihr mütterliches Ansehen und nebenher auch den lieben

Gott angetaſtet, deſſen Erdboden, wie ſie meinte, ſeit dem berühmten Paktum, für deſſen Erfüllung der Regenbogen Bürgſchaft leiſtet, nicht mehr verflucht ſein könne. Ihr ſchwarzgallichter Gemahl bewies ihr hingegen, daß wir, trotz des Regenbogens, mitten in der Sündflut leben, und zwar in einer weit ſchlimmern, als jene noachitiſche war, denn ſtatt der Waſſerſtröme würde die Welt durch Blutſtröme überſchwemmt. Dieſer Sündflut zu entrinnen, ſei es vergebens, eine Arche zu bauen; denn man würde die Arche ſogleich in Requiſition ſetzen, um ein Feldlazareth daraus zu machen.

»Der liebe Gott,« erwiederte Madame Spinne ſeufzend, und an die Theurung des Kaffees gedenkend, »wird auch hier endlich einen Regenbogen des Friedens erſcheinen laſſen!«

»Er würde wohl thun,« brummte der Advokat, »wenn er ein anderes Friedenszeichen wählte; denn es könnte ſich zutragen, daß gewiſſe Leute den Bogen für eine Brücke anſähen, und mit hundert tauſend Mann hinauf marſchirten, um den Himmel zu erobern.«

Da Madame Spinne wußte, daß ihr Mann über dieſen Text unerſchöpflich war, ſo hielt ſie für beſſer, ihm vor der Hand Gottes Erdboden Preis zu geben, und ſich auf die Vertheidigung ihrer gekränkten Mutterrechte zu beſchränken. Der Junge ſoll ein Maler werden, hatte er geſagt. Dieſes Soll, ohne ihr Will, ſchien ihr für einen Ehemann doch gar zu keck. Er pflegte ſie zwar immer ſeine zweite Hälfte zu nennen, und ſie nannte ihn hinwie-

derum ihr anderes Ich; aber zum Unglück paßten die Hälften so wenig zusammen, als die Stücke von Olber's zersprungenen Planeten, deren jedes seine eigene Bahn wandelt, und das andere Ich wurde zum Nichtich, so oft es mit dem Ich der Lebensgefährtin in Eins verschmelzen sollte.

»Der Junge soll kein Maler werden," sagte Madame Spinne, »denn ich wüßte gar nicht, warum er nicht auch Prozesse führen könnte, so gut, und vielleicht noch besser, als du?"

Herr Spinne. Lieber möchte er Kastanien braten, oder in einem Weinkeller den Gästen die Austern aufmachen.

Frau Spinne. Ich denke doch, mein Schatz, du habest dich über die Themis nicht zu beklagen?

Herr Spinne. Ich beklage mich auch nicht über die alte Themis, sondern über die neue. Ein halbes Jahrhundert hindurch habe ich jener gedient; ihre Gesetze verstand ich; in ihrem Irrgarten wußte ich alle Wege und Stege zu finden. Nun soll ich im Alter das Neue lernen, ohne Ueberzeugung, daß es für uns das Bessere sei.

Frau Spinne. So laß es bleiben. Du hast deine Schäfchen im Trockenen. Nun möge unser Ludwig auf die Weide treiben. Er kennt das Alte noch nicht, ihm wird es nicht schwer fallen, das Neue zu lernen.

Herr Spinne. Sehr wohl; aber wer steht ihm dafür, daß um zehn Jahre das Neue wieder einem Neueren Platz machen muß? — Wir leben in einer Zeit, wo man für gar nichts schwören darf, nicht einmal de credulitate.

Alles, was dem Ehrgeize der Gewalt erreichbar ist, das verwandelt sich schneller als die Dekorationen in der Donaunymphe. Königreiche werden geschaffen und vernichtet, ohne daß man erfährt warum. Auch der Thron der neuen Themis steht noch gar nicht fest gegründet. Die Kunst hingegen ist und bleibt unabhängig, kein Schwert erreicht sie, kein Coder dringt ihr neue Formen auf. Der Maler wandert aus, wenn es in der Heimath ihm nicht mehr behagt; mit Palette und Pinsel ist er überall willkommen. Er findet Brot, so lange die Eitelkeit der Menschen währt, das heißt — ewig. Das Mädchen läßt sich malen für den Geliebten, der Vater für seine Kinder, der Gelehrte, um in Kupfer gestochen zu werden; und nun vollends der Soldat! der begnügt sich nicht einmal mit einem gewöhnlichen Portrait; der hat mit eigener Hand, auf hohen Befehl, so und so viele Menschen erschossen und erstochen; das gibt schöne Gruppen, das muß gemalt werden, es koste, was es wolle, er kann's bezahlen, er hat genug requirirt. So füllt der Maler seinen Beutel, wann, wie und wo er will, ruht oder arbeitet nach Belieben, sammelt sich ein Kapital, und sucht am Ende ein ruhiges Plätzchen, um es ruhig zu verzehren.

Madame Spinne fühlte wohl, daß in den Worten ihres andern Ichs viel Wahrheit liege; da aber der Gedanke ganz allein von ihm herkam, so konnte er doch unmöglich unwidersprochen bleiben. Zuerst bemerkte sie ein wenig spöttisch, daß zum Juristen kein Genie gehöre, wohl aber zum Maler, und daß es zweifelhaft sei, ob der kleine Ludwig vom Geiste

seiner Mutter so viel geerbt habe, daß diese Erbportion ihn zum Maler qualifizire. Herr Spinne war so galant, sie zu versichern, daß der Junge keine Ader von ihm habe, und auch bereits so viele dumme Streiche mache, daß an seinem Genie gar nicht zu zweifeln stehe. Diesem Grunde ergab sich die zärtliche Mutter. Wohl! der Junge soll ein Künstler werden. Damit es doch aber nicht heißen möchte, sie habe zum ersten Male während ihres fünfzehnjährigen Ehestandes unbedingt nachgegeben, so verwarf sie die Malerei und wählte die Bildhauerkunst, weil es gewissermaßen eine seltenere, vornehmere Kunst sei, die übrigens eben so viel und vielleicht noch mehr eintrage als jene, weil Creti und Pleti Flachköpfe und gebuckelte Schädel sich in unsern ruhmdurstigen Zeiten abformen und en buste repräsentiren ließen, um auf einem Piedestal den Winkel eines Zimmers zu zieren; weil ferner die Kunstprodukte eines Bildhauers weniger der Vergänglichkeit und Zerstörung unterworfen seien, als die eines Malers, indem zum Beispiel von Phidias noch manche Kunstwerke bis auf uns gekommen, doch kein einziges von Polygnot; endlich und hauptsächlich, weil es ihre Idee war, und sie nun das schwere Bekenntniß nicht abzulegen brauchte: Mein Mann hat den Plan entworfen. Allein der Advokat Spinne beharrte eben so steif und fest auf seiner Meinung, als Madame Spinne auf der ihrigen, und so sah man sich endlich gezwungen, einen Mittelweg einzuschlagen, der beide Theile zufrieden stellte; der kleine Ludwig sollte nämlich beide Künste erlernen und treiben, da man sich erin-

nerte, daß auch Michel Angelo Buonarotti in beiden gleich groß gewesen sei.

So wurde der Knabe zum Künstler gestempelt, ohne Gall zu Rathe zu ziehen. Glücklicherweise kam die Natur den Launen der Eltern zu Hilfe, und entwickelte wirklich seltene Talente in ihm. Alles, was die Vaterstadt und die Kunstschulen in Dresden und Wien an Hilfsmitteln darboten, wurde benutzt, und in seinem zwanzigsten Jahre hatte er es schon so weit gebracht, daß nur noch eine Wallfahrt zu den Kunsttempeln in Italien und Frankreich erforderlich war, um ihn den Meistern zuzugesellen.

Der Vater hielt die Reise für überflüssig, denn Ludwig hatte ihn bereits in einem schwarzen Sammtrocke mit dem **Corpus juris** unter dem Arme gemalt, und so wohl getroffen, daß die alte Köchin sich nicht genug darüber verwundern konnte. Die Mutter hingegen war von dem Gedanken, Briefe aus Paris zu erhalten, die sie in ihren Theegesellschaften vorlesen könnte, dermaßen entzückt, daß sie dem andern Ich so lange in den Ohren lag, bis es der zweiten Hälfte den Sieg zuerkannte.

1. Die Königin.

Ludwig begab sich also auf den Weg nach Paris, mit Wechseln, Mutter-Pfennigen und guten Lehren reichlich versehen. Zu den letztern gehörte besonders die tausendmal wiederholte Warnung der Madame Spinne: »Mein Söhnlein, verplempere dich nicht!«

Wenn die guten Mütter sich fein erinnerten, daß man

einſt von jedem unnützen Worte Rechenſchaft ablegen ſoll — (wobei jedoch ſchwer zu begreifen iſt, woher der liebe Gott ſo viel Zeit nehmen werde, alle unnützen Worte vor ſeinen Richterſtuhl zu ziehen, wenn er ſich auch blos auf die Friedenstraktate einſchränken wollte) — ſo würden ſie ihre reiſenden Söhne mit ſolchen Ermahnungen verſchonen, die, bei dem beſten Willen ſie zu befolgen, doch nur ſo lange im Gedächtniſſe bleiben, als es dem Zufalle beliebt. Dem jungen Künſtler ſelbſt ſchien ſeine Freiheit ſo koſtbar, daß er feſt beſchloſſen hatte, ſie nie zu veräußern, wenn auch die ſchönſten Augen von der Welt ihn darum anſprechen ſollten. Mit dieſem löblichen Vorſatze erreichte er wirklich die Grenzen von Frankreich, und da er auf dieſer Reiſe ganzer vier Tage zugebracht, auch in manchem Poſthauſe manches hübſche Mädchen geſehen hatte, ſo hielt er ſein Herz nunmehr für eben ſo unverwundbar, als den in den Styx getauchten Achilles.

Wohlgemuth kam er eines Abends in eine kleine Stadt zwiſchen Straßburg und Paris. Das Wetter war ſchlecht, der Abend ſehr dunkel, er beſchloß zu übernachten. Die Zeit wurde ihm lang, das ſagte er dem Poſtmeiſter, der ihm ſogleich einen geſchriebenen Komödienzettel unter die Augen ſchob.

»Wir haben hier eine Geſellſchaft von vortrefflichen Künſtlern,« ſagte er mit jener wichtigen und jeden Widerſpruch verbiethenden Miene, die den Franzoſen, beſonders wenn ſie von der Kunſt ſprechen, ſo eigen iſt. »Es ſind Leute darunter, die ſich auf dem Theatre français dem

einzigen in der Welt, formirt haben; indem alle Billete die herausgetragen, alle Stühle, die gesetzt wurden, durch ihre Hände gingen; ja mein Herr, wir besitzen einen zweiten Talma, der den Orest gleich Jenem mit nackenden Armen spielt. Eilen Sie! heute gibt man Semiramis. Eine junge Künstlerin wird debütiren. Man sagt, sie sei schöner als Mademoiselle George, und spiele wenigstens eben so gut."

Ludwig war kein Liebhaber von französischen Trauerspielen, deren unnatürlicher Pathos eben so weit über die eine Grenze schweift, als der deutsche Conversationston über die andere, aber die Langeweile trieb ihn hin. Er betrat eine von Bretern zusammengeflickte Bude, in welcher die schöne Welt des Städtleins sich versammelt hatte, und mit ungestümen Verlangen dem Aufrollen des Vorhanges entgegen sah. Fünf Nasen mit Brillen bewaffnet saßen im Orchester und spielten auf fünf Violinen die Ouverture des Babiers von Sevilla, worauf die vier ersten Scenen von Voltaire's Semiramis durch einige Babylonier im römischen Kostüm und einen Oberpriester im geblümten Schlafrock abgeleiert wurden. Zu Anfang der fünften Scene erschien die Königin im Hintergrunde, auf ihre Vertraute gestützt. Nie hatte Ludwig eine schönere Gestalt noch ein lieblicheres Gesicht erblickt. Von ihrem ersten Erscheinen an sah er nur noch sie, obgleich die Prinzessin Azema auch ein recht hübsches Mädchen mit feurigen Augen war. Das Publikum schien sein Wohlbehagen zu theilen, denn es empfing die junge Debütan-

tin mit einem so wüthenden Händeklatschen, daß die Bude zitterte und die von der Decke herabhängende Lampe sich bewegte.

Die Königin von Babylon verbeugte sich tief vor ihren Richtern von Krähwinkel, und lehnte sich dann wieder auf Otamen's Arm. Als sie endlich zu sprechen anhub: »O Schleier des Todes! wann wirst du meine bethränten müden Augen verhüllen!" Da vollendete ihre sanfte, bebende Stimme den mächtigen Eindruck, den ihre reizende Gestalt auf den jungen Fremdling gemacht hatte. »Mein Söhnlein, verplempere dich nicht!" flüsterte der Genius der Mutter ihm zu; aber Ludwig war taub für jede andere Stimme, als die, welche so süß von der Bühne herablispelte.

Umsonst machte das Publikum mit dem flüsternden Genius gemeinschaftliche Sache, indem es nach dem ersten Wohlgefallen an der schönen Gestalt der Semiramis das entschiedenste Mißfallen gegen ihr Spiel an den Tag legte. Bekanntlich soll die Königin von Babylon, gleich nach den ersten Seufzern um den Tod, den Schatten des Ninus zu sehen glauben, und den höchsten Schrecken ausdrücken. Das meinte sie genügend zu vollbringen, wenn sie, an die Vertraute sich schmiegend, sich gleichsam hinter ihr verbergend, starr und bebend nach einer Gegend schaute, und wirklich fand Ludwig diesen Ausdruck wahr und folglich schön. Die französischen Zuschauer hingegen, die es besser verstanden, erwarteten, daß sie ein wenig rasend auf der Bühne herum rennen, den Leib einziehen, die

Arme weit voraus strecken, mit allen zehn Fingern zittern und dabei aus hohler Brust heulen sollte. Da von alle dem nichts geschah, so ließ sich bald ein leises Murmeln vernehmen: »Sie hat keine moyens — Schade um die hübsche Figur.“ — Nach und nach wurde das Murmeln immer lauter, die Stöcke der Kenner klopften auf den Boden, die Pfeifen der Kritiker schwirrten dazwischen, die arme Königin war mehr todt als lebendig. Ludwig ärgerte sich, daß er blaß wurde. Er zischte seinen Nachbarn entgegen, wie einst Göthe bei der Aufführung des famösen Alarcos, um sie zum Schweigen zu bringen; allein er bewirkte nichts dadurch, als Hohngelächter und verdoppeltes Geräusch. Er erhub seine Hände und klatschte aus allen Kräften, um eine Gegenpartei zu erwecken; aber Niemand klatschte mit, und fast hätte er über sein einzelnes Klatschen mit einem Militär Händel bekommen, weil bekanntlich die Militärs in allen Theatern das große Wort nicht selten sehr zur Unzeit führen. Es blieb folglich dem armen Ludwig nichts weiter übrig, als ein wenig mit den Zähnen zu knirschen, und die bebende Semiramis herzlich zu bemitleiden. Diese Empfindung drückte er, während einer kleinen Pause, gegen einen ältlichen Mann aus, der, mit dem Kinn auf dem Stockknopf gedrückt, ruhig neben ihm saß, und weder pochte noch pfiff.

»Mein Herr,“ sagte der Mann, »die Demoiselle Nina hat diese Züchtigung verdient, denn sie spielt in der That sehr schlecht, und hätte sich nie unterfangen sollen vor einem so gebildeten Publikum, als das unsrige ist, aufzutreten.

Felix. Hülfe! Hülfe!

Franz. (wirft ſich neben Ottilien auf die Kniee und faßt ſie in ſeine Arme) Ottilie! meine Gattin! mein geliebtes Weib!

(Der Vorhang fällt.)

Indeſſen zweifle ich nicht, man würde glimpflich mit ihr verfahren ſein, da ſie ſehr jung, ſehr hübſch und ſehr beſcheiden iſt; aber ſie hat die Unbeſonnenheit begangen, wenigſtens ein Dutzend unſerer reichſten und liebenswürdigſten jungen Herren durch eine unerhörte Prüderie vor den Kopf zu ſtoßen, ja ſie hat nicht einmal einen begünſtigten Liebhaber, folglich Niemanden, der eine Partei für ſie geworben hätte. Ihr geſchieht ganz Recht."

Bei den letzten Worten ſchnupfte er eine Priſe Tabak, und pflanzte ſein eiskaltes Geſicht wieder auf den Stockknopf, ohne zu ahnen, daß er den Liebespfeil, der bis jetzt Ludwig's Herz nur ein wenig geſchrammt, ihm durch dieſe ſinnreiche Erklärung tief hinein gedrückt hatte. Ludwig blickte nun mit inniger, zärtlicher Wehmuth auf die ſchöne, unglückliche Königin, die gegen Ende des zweiten Aktes die Mißhandlungen der Zuſchauer nicht länger ertragen konnte, ſondern ohnmächtig die Bühne verlaſſen mußte, worauf eine lange, hagere Perſon, der alte Liebling des Publikums, die Rolle fortſpielte, und ſo entſetzlich wüthete und heulte, daß die Zuſchauer ſich die Hände wund klatſchten und vor Entzücken wollüſtige Thränen vergoſſen.

So bald Ludwig gewiß war, daß die ſchöne Nina nicht mehr erſcheinen würde, verließ er die Bude mit dem Bilde des lieblichen Mädchens im Herzen und mit dem heftigſten Verlangen ſie zu ſprechen. Daß es unſchicklich ſei, dieſes Verlangen noch am nämlichen Abende zu befriedigen,

fühlte er wohl, da sie jetzt schwerlich in der Stimmung sein konnte, Fremde zu empfangen. Er verschob also seine weitere Reise auf unbestimmte Zeit und seinen Besuch bis auf den andern Morgen. Die Nacht brachte er schlaflos zu, hin und her sinnend, unter welchem Vorwande er sich bei ihr wolle melden lassen. Er stand aber bereits vor ihrer Thüre, ohne etwas anders ausgesonnen zu haben, als das gewöhnliche Kompliment: Ein Fremder lasse um die Ehre bitten, der Demoiselle Nina aufzuwarten. Eine alte grämliche Weibsperson, die den Auftrag brummend übernahm, kam mit der Antwort zurück, Mademoiselle empfange keine Besuche, wenn der fremde Herr ein Geschäft habe, so möge er sich an ihren Vater wenden.

So unangenehm es auch für einen Verliebten ist, wenn ihm der Vater für die Tochter untergeschoben wird, so ergab sich doch Ludwig mit guter Art in den Wechsel, hoffend, den Vater durch seine Treuherzigkeit zu gewinnen und von ihm selbst zu der schönen Nina geführt zu werden. Ein alter kränklicher Mann erschien, der unter den buschichten Augenbraunen mißtrauische Blicke auf den fremden Jüngling richtete, und ihm, auf die hergestammelte Erklärung, daß er ein Reisender sei, der gestern im Theater von den Reizen seiner Tochter so sehr bezaubert worden, daß er die Stadt nicht verlassen könne, ohne ihr persönlich zu huldigen, sehr trocken antwortete:

„Mein Herr, wenn Sie auch nicht einer Unglücklichen spotten, wie ich nach dem, was gestern vorgefallen, wohl vermuthen dürfte, so ist doch unsere Lage von der Art, daß

wir durchaus keine Besuche von jungen Leuten annehmen dürfen. Wir haben aus den Trümmern unsers Wohlstandes nichts gerettet als unsern guten Ruf, den wollen wir erhalten, darum verzeihen Sie." — Bei den letzten Worten machte er eine Verbeugung und wollte sich zurück ziehen. Ludwig wagte noch einen Versuch. Er gab zu erkennen, daß er Maler und Bildhauer sei, daß er in der schönen Nina ein Ideal gefunden, welches er durch den Pinsel oder Meißel darzustellen wünsche, daß dieses Verlangen sich blos auf seinen Enthusiasmus für die Kunst gründe, und daß er sogar mit Vergnügen die Zeit vergüten würde, wenn Mademoiselle die Gefälligkeit haben wollte, ihm in Gegenwart ihres Vaters einige Stunden zu sitzen.

Aber auch diese, in großer Verwirrung herausgestammelte Bitte wurde mit höflicher Kälte versagt. Ludwig setzte sich mit großem Unmuthe auf den Postwagen und fuhr träumend nach Paris.

2. Die Wäscherin.

Schon vier Monate hatte er in der Hauptstadt von Europa verlebt, mit großem Eifer die Kunst getrieben, und seine Königin so ziemlich vergessen. Da er die Tage gewöhnlich im Museum Napoleon und die Abende im Theater zubrachte, so machte er wenig Bekanntschaften und pflog eigentlich nur mit zwei Menschen öftern Umgang. Der eine derselben, Heinrich Bork, war sein Landsmann, und diese Eigenschaft auch nur das einzige

Band, welches den stillen, sittsamen Ludwig an den wilden, leichtsinnigen Jüngling fesselte. Der andere, ein reicher Engländer, zog ihn mehr durch seine Originalität an. Er studirte bei Cuvier die Anatomie und hatte eine seltsame Liebhaberei für alle chirurgische Operationen. Wo ein Arm oder ein Bein abzunehmen war, da fehlte er nicht und legte selbst Hand mit an. Wenn es aber an dergleichen grossen Operationen mangelte, so beschränkte er sich auf die kleinern des Aderlassens, welches er eben so gern verrichtete, als Peter der Erste die Zähne auszog. Er beschenkte überdies reichlich einen Jeden, der seine Ader ihm anvertrauen wollte. Die Armen in seiner Nachbarschaft erfuhren das bald, und fast an jedem Morgen fanden sich Einige bei ihm ein, oft ohne das mindeste Bedürfniß zur Ader zu lassen, sondern blos um ein paar Unzen Blut gegen ein paar Livres zu vertauschen. Ludwig lachte über den Sonderling, schätzte in ihm den braven, wohlthätigen Mann, und benutzte dessen Kenntnisse in der Anatomie, einer ihm für die Kunst so wichtigen Wissenschaft.

Eines Morgens, nach einem Spazirgange auf den Boulevards, fiel es ihm ein, daß sein Landsmann, Heinrich Bork, eine neue Wohnung bezogen, die nicht weit entfernt sei. Er ging, um dort zu frühstücken. Als er Heinrich's Vorzimmer betrat, wollte der Bediente ihn abweisen unter dem Vorwande, sein Herr sei nicht zu Hause; aber plötzlich hörte er in dessen Zimmer ein weibliches Gekreisch, sprang hinzu, riß die Thür auf und erblickte den Wildfang, der ein sich sträubendes Mädchen mit Gewalt in seine Arme

schloß. Bei Ludwig's Erscheinen ließ er sie los, und dieser stand versteinert, als er die schöne Nina erkannte.

»Herr Bruder,« sagte Heinrich, »du kommst diesmal zu ungelegener Zeit.« Er begleitete diese Worte mit einem bittenden Winke, sich zu entfernen.

»Mir scheint,« erwiederte Ludwig mit kaltem Ernste, »ich sei für Mademoisell zu sehr gelegener Zeit gekommen.«

»Für Mademoisell?« sagte Heinrich spöttisch lächelnd, »es ist nur meine Wäscherin.«

»Ja,« rief Nina schluchzend, »ich bin nur eine Wäscherin. Ich habe geglaubt, durch Unschuld und Tugend könne man jeden Stand adeln, jeden Uebermuth im Zaume halten — ach! ich habe mich geirrt. Sie wissen nicht, mein Herr,« fuhr sie mit einem Blick voll bitterer Wehmuth gegen Heinrich gewendet fort, »Sie wissen nicht, wie viel Sie mir rauben, indem Sie mich zwingen, auch diesem armseligen Stande zu entsagen. Ich muß es, denn wie könnte ich zum zweiten Male einer solchen Mißhandlung mich aussetzen? Gott vergebe es Ihnen, daß Sie mir und meinem kranken Vater dies karge, mühselige Brot entrissen haben! Auf Demüthigungen war ich gefaßt, nicht auf Beschimpfungen.«

Mit diesen Worten eilte sie, glühend von edlem Unwillen, nach der Thüre. Heinrich machte eine Bewegung, sie zurück zu halten, aber Ludwig faßte mit Heftigkeit seinen Arm. Gott segne Sie! rief Nina, indem sie an ihrem Retter vorüberschlüpfte.

»Herr Bruder, bist du toll?« sprudelte Heinrich und

ſtand im Begriffe, Ludwig's ungebetene Einmiſchung ſehr übel aufzunehmen; aber Ludwig, ohne ſich an die funkelnden Augen zu kehren, ſagte ihm mit erzwungener Gelaſſenheit — denn im Herzen war er ſehr bewegt — es gäbe ja hübſche Dirnen genug in Paris, er ſolle doch nicht den Fluch der Unſchuld auf ſich laden. Heinrich brach in ein lautes Gelächter aus: »Eine unſchuldige Wäſcherin in Paris!"

»Ich habe ſie als Königin gekannt," erwiederte Ludwig mit ausbrechender Hitze, »jedem Stande macht ſie Ehre." — Bei dem Worte Königin ſtutzte Heinrich, ſah den Landsmann bedenklich an und meinte, es ſei nicht recht richtig in ſeinem Kopfe.

»Wenn es ſchicklich wäre," ſagte er, »ſich um eine Pariſer Wäſcherin zu ſchlagen, ſo würde ich dich erſuchen, mir nach dem Gehölze von Boulogne zu folgen; aber das wäre in der That gar zu deutſch, und ich begnüge mich daher, dich ganz trocken zu bitten, mich mit deinen fernern Beſuchen zu verſchonen."

»Sehr gern," antwortete Ludwig und eilte um ſo ſchneller hinaus, da ihn plötzlich der Gedanke ergriff, der ſchönen Nina zu folgen, und mit der Wäſcherin das Geſpräch anzuknüpfen, welches die Königin verweigert hatte. Mit einigen Sprüngen war er die Treppe hinunter und auf der Straße; aber da ſtand er ſehr verlegen im Gewühle der tauſend Gehenden und Kommenden. Nach welcher Seite war ſie gegangen? wo ſollte er ſie ſuchen? Er rannte auf gut Glück die eine Straße hinauf, wurde von einem

Duzend Kabriolets mit Koth besprützt, stieß einen armen Blinden fast über den Haufen, guckte jedem Frauenzimmer unter den Hut, kam mit jedem Karrenschieber in unsanfte Berührung; aber alles war vergebens, Nina war verschwunden.

Nachdem er sich endlich müde gelaufen, geschoben und gestoßen, schlich er bedächtig zu einem Restaurateur, ließ vor dessen Thüre von einem Savoyarden sich reinigen, ging dann hinein und setzte sich in einen Winkel, um bei einer Tasse Chokolate seinem Herzen Audienz zu geben. Er sprach sehr laut zu Gunsten des räthselhaften Mädchens, und ließ den mütterlichen Genius mit seinem ewigen: »Mein Söhnlein, verplempere dich nicht!" gar nicht zum Worte kommen. Der deutlichste unter allen Gedanken, die auf ihn einstürmten, unter allen Beschlüssen, die er faßte, war der, daß sie aufgesucht werden müsse. Aber wie? und wo? — denn ohne einen ganz besonders günstigen Zufall schien es ihm fast unmöglich, sie zu finden, weil einem Verliebten das einfachste Mittel immer zuletzt und oft gar nicht einfällt. Er durfte ja nur den Lohnbedienten seines Landsmannes fragen, wo Heinrich's Wäscherin wohne? sonder Zweifel war dieser Mensch davon unterrichtet. Erst spät in der Nacht, als Ludwig schon einige Stunden schlaflos verträumt hatte, überraschte ihn dieser Gedanke, und er fuhr in die Höhe, als habe ein Blitz sein Schlafzimmer erleuchtet. Mit der brennendsten Ungeduld erwartete er nun den Anbruch des Tages, fuhr dann hastig in seinen Oberrock, strich durch die Straßen mit dem verwach-

ten Antlitze eines Spielers, der die ganze Nacht an der Faraobank geſeſſen, und gelangte keuchend in das Vorzimmer ſeines Landsmannes, der, wie zu vermuthen ſtand, noch im tiefſten Schlaf begraben lag.

Zum Glück hatte der Lohnbediente ſich bereits eingefunden, gab auf der Stelle die haſtig begehrte Nachweiſung, und wunderte ſich, ein Trinkgeld damit zu verdienen. Ein Dachſtübchen in einer entlegenen Straße war die angezeigte Wohnung, in welcher die unglückliche Semiramis jetzt hauſen ſollte. Ludwig flog dahin. Nachdem er fünf Treppen geſtiegen, ſtand er vor einer berußten Thüre und zog mit bebender Hand an einem ſchmutzigen Bindfaden, der ein helles Glöcklein inwendig in Bewegung ſetzte. Bald hörte er weibliche Schritte — ſie näherten ſich — eine Hand krabbelte an der Thür — der Schlüſſel wurde umgedreht — mit klopfendem Herzen erwartete Ludwig, bei dem erſten Knarren der Thüre, das reizende Geſicht nur zwei Zoll breit von dem ſeinigen zu erblicken, aber eine lange, ſpitzige Naſe ſchob ſich ihm entgegen, und ein zahnloſer Mund fragte nach ſeinem Begehren. —

»Ich ſuche eine Wäſcherin, die hier wohnen ſoll.“

„Ach ja, die kleine Nina, das Engelskind, ſie hat mit ihrem kranken Vater ein paar Monate bei mir gewohnt; aber geſtern Abend iſt ſie ausgezogen.“

»Warum?“ —

»Das Quartier wurde ihr zu theuer, wöchentlich ein Livre, und ich konnte es doch nicht wohlfeiler geben, denn es iſt hübſch, wie Sie ſehen.“ —

Bei dieſen Worten ließ ſie den Fragenden in ein Loch ſchauen, deſſen vier ſchwarze Wände durch ein kleines Dachfenſter matt beleuchtet wurden. Ludwig ſchauderte. »Und dieſe Wohnung war ihr zu theuer?« —

»Ja, mein Herr. Es mochte wohl ein wenig Eigenſinn mit unterlaufen, denn ſie wäſcht vortrefflich und verdiente ein feines Stück Geld. Aber geſtern — der Himmel weiß, was ihr widerfahren ſein mag — geſtern kam ſie ſchluchzend nach Hauſe und erklärte, ſie habe alle ihre Kunden aufgegeben, wolle für Niemanden mehr waſchen. Der Vater, mit dem ſie eine Zeit lang leiſe ſprach, und immer dabei weinte, daß es einen Stein in der Erde hätte erbarmen mögen; der Vater, ſtatt ihr die Grillen aus dem Kopf zu reden, umarmte ſie und weinte mit und ſprach: Ich habe es dir wohl vorher geſagt. Du mußt zu etwas Anderem greifen, denn lieber wollte ich verhungern, als ſolche Angſt um dich leiden, ſo oft du abweſend biſt. — Mich dauerten die guten Leutchen in der Seele. Ich erzählte ihnen zum Troſte, daß ſchon mancher ſchmucke junge Herr mich bei meinem Korbe angeſprochen — denn ich bin, mit Ehren zu melden, eine Obſtverkäuferin — und mir viel Geld geboten habe, wenn ich ihnen, ſo zu ſagen, die köſtlichſte Frucht verſchaffen könnte — Sie verſtehen mich wohl. Die Leutchen verſtanden mich auch, Gott weiß, ich meinte es gut; aber ſie gaben mir ſpitzige Reden, als ob unſer Eins nicht auch in die Kirche ginge. Nun da forderte ich mit aller Gelaſſenheit den Miethzins, und meinte, da das Jüngferchen doch nicht mehr waſchen, auch ſonſt keine ver-

nünftigen Propositionen anhören wollte, so möchte sie wohl künftighin schwerlich im Stande sein, eine so theure Wohnung zu bezahlen. Das meinte sie auch und schnürte ihr Bündelchen und schlich mit ihrem alten Griesgram in der Dämmerung davon. Es hat mir recht in der Seele weh gethan, und ich habe ihr ein halbes Duzend Aepfel mit auf den Weg gegeben, die der liebe Gott mir hundertfältig bezahlen mag, wenn es ihm gefällig ist."

»Und Sie wissen nicht, wohin die Leute ihre Zuflucht genommen?"

»Nein, das weiß ich nicht. Man muß auch nicht alles wissen; man muß dem lieben Gott nicht vorgreifen, wenn er seine Prüfungen über hochmüthige Seelen verhängt."

Mit dem tiefsten Unmuthe, und mit einer Nase, die fast so lang und spitzig geworden war, wie die der Obstverkäuferin, klimmte Ludwig die fünf Treppen wieder hinab, und bewegte jedes Wort, das er gehört, in seinem Herzen.

3. Die Bildergallerie.

In der ersten Woche, die auf diese Begebenheit folgte, war Ludwig ein bloßer Pflastertreter, der vom Morgen bis in die Nacht auf allen Straßen und öffentlichen Plätzen zu finden war, der gedankenlos, aber mit weit geöffneten Augen und beweglichem Haupte unter den dicksten Menschenhaufen sich herum trieb, und immer aussah, als ob ihm sein Taschenbuch wäre gestohlen worden. In der zweiten Woche fing er an zu begreifen, daß er diese Lebensart unmöglich länger fortsetzen könne, ohne an Leib und Seele zu

Vierter Akt.

(Der Schauplatz ist unverändert.)

Erste Scene.

Franz. Ottilie und Felix.

Franz (steht und hält in einem Arm seine Gattin, im andern seinen Schwager.)

Ott. Nun weißt du Alles.

Franz. Und stehe schaamroth vor dir.

Ott. Gelobe mir Besserung.

Franz. Ich gelobe dir ewige Liebe!

Ott. Keine Liebe ohne Zutrauen.

Franz. (zu Felix) Kaum wage ich es, nach einer solchen Scene um Ihre Freundschaft zu bitten.

Felix. Das Glück meiner Schwester ist Ihnen Bürge dafür.

Ott. Verdiene sie, mache deine Uebereilung wieder gut; rathe mir, hilf meinem Bruder.

Franz. Im Besitz von Nataliens Liebe bedarf er meiner Hülfe nicht.

Felix.

verderben. In der dritten gelang es seiner Vernunft, doch nicht eher, bis sein Freund, der Engländer, ihm ein paarmal zur Ader gelassen, ihn zu überzeugen, daß er nur in fleißiger Arbeit eine wohlthätige Zerstreuung finden werde, und in der vierten begab er sich wieder, wie er sonst zu thun pflegte, in die große Gallerie des Museum Napoleon, und pflanzte seine Staffelei vor einen heiligen, mit Pfeilen gespickten Stephanus, den er sich vornahm, zu kopiren, weil ihm in seiner jetzigen Gemüthsstimmung das gräßliche Bild behagte, und sein Herz ihm eben so mit Pfeilen gespickt schien, als der Körper des heiligen Stephanus.

Einige Schritte von ihm entfernt saß ein junger französischer Maler, der eine Hebe kopirte. Ludwig gab anfangs wenig Acht darauf; doch da sein Auge, so oft er das Haupt empor hob, unwillkürlich auf jene Hebe fiel, so bemerkte er endlich, daß der junge Künstler zwar das ganze Gemälde sehr treu nachzuahmen beflissen war, den Kopf hingegen und die Gesichtszüge der schönen Versorgerin von Jupiters Adler aus eigener Fantasie zu schöpfen schien, und — welch ein Wunder! — je mehr diese Züge hervortraten, je deutlicher wurde es, daß er das Portrait der reizenden Nina entwerfe.

So bald Ludwig diese Entdeckung gemacht hatte, so war es vor der Hand um den heiligen Stephanus geschehen. Er saß wohl noch mit seinem Pinsel hinter der Staffelei, aber die Farben vertrockneten auf der Palette und sein Auge verfolgte gierig einen jeden Pinselstrich des benachbarten Künstlers: die Aehnlichkeit wuchs mit jedem Tage,

so wie Ludwig's Erstaunen. Ein ihm neues, marterndes Gefühl erwachte in seiner Brust, die Eifersucht. Wie konnte es anders sein? verliebt war der fleißige Nachbar in die schöne Nina, so verliebt als Ludwig selbst, und ohne Zweifel sah er sie täglich, denn wie könnten ihre Züge sonst so tief in sein Gedächtniß sich gedrückt haben? — oder sollte diese Aehnlichkeit blos ein Werk des Zufalls sein? — Unmöglich!

„So frag ihn doch!" flüsterte die Neubegier ihm zu. »Nein, frag' ihn nicht!" sprach das gereizte Herz, »du möchtest nur bestätigt hören, was dich martert." — Diese gespannte Lage ertrug er kaum eine Woche, und ein kleiner, seltsamer Umstand trieb seine Neubegier auf's höchste. Der junge Maler nämlich pflegte sehr oft, bisweilen drei, viermal in einer Stunde seine Staffelei zu verlassen und hinaus zu gehen; wenn er zurück kam, griff er hastig nach dem Pinsel, als ob er einen draußen aufgefaßten Zug geschwind fixiren wolle, ehe er seinem Gedächtnisse wieder entwischen könne, und jedesmal ging auch richtig eine neue Aehnlichkeit hervor. Nun konnte Ludwig nicht länger an sich halten, er redete den Nachbar an, den er bisher nur stumm gegrüßt, er lobte sein Gemälde mit jenem schmeichelhaften Ausdrucke des Kenners, und, nachdem er auf diese Weise schnell und leicht des jungen Künstlers Wohlwollen erworben, rückte er mit der Frage heraus: »Warum Jener dem Kopfe der Hebe nicht die Züge des Originals leihe?"

»Finden Sie die von mir gewählten Züge nicht schöner?" fragte der Franzose.

»O ja,« erwiederte Ludwig erröthend, »ja gewiß — und so schön, daß ich fast vermuthen möchte, Sie haben der Natur sie abgestohlen.«

»Errathen,« sagte der Franzose lächelnd, ich will Ihnen das Räthsel mit zwei Worten lösen. »Haben Sie nicht bemerkt, daß ich oft die Gallerie verlasse und stets neu begeistert zurückkehre?«

»Ja — ja — nun? — weiter?« rief Ludwig in der höchsten Spannung.

»Ich begreife nicht,« fuhr Jener fort, »wie es möglich ist, daß so viele hundert Menschen täglich hier aus- und einpassiren, ohne das reizende Geschöpf zu bemerken, welches draußen im Vorsaal den gedruckten Katalog der Gallerie verkauft? sie ist meine Hebe. Mehr jugendliche Anmuth, Unschuld und Grazie sah ich noch nie vereint. Fast nur mit Lumpen bedeckt, erscheint dies holde Wesen; aber unsere geschmückten Schönen werden zu gemeinen Dirnen, wenn sie an ihr vorüber gehen. Kommen Sie, mein Herr, urtheilen Sie selbst, ich hoffe, Sie werden finden, daß ich der Natur ziemlich treu geblieben. Nur einen gewissen Zug von Gram und Schwermuth, einen sehr interessanten Zug, durft' ich auf meine Hebe nicht übertragen, obschon er einen von des Mädchens rührendsten Reizen bildet.«

Während dieser Erklärung war der Franzose aufgestanden, voran geschritten, und der, die Farben seiner Wangen mit jedem Augenblicke wechselnde Deutsche folgte ihm stumm, mit hochklopfendem Herzen.

»Eins muß ich noch erinnern,« sagte der Franzose, in-

dem sie gingen, »sehen Sie das schöne Mädchen nicht zu scharf an, sie wird sehr leicht verlegen, und ich selbst habe sie schon einmal durch meine Blicke vertrieben. Jetzt hüte ich mich, sie scheu zu machen, und wenn ich einen ihrer Züge stehlen will, so nehme ich stets den Augenblick wahr, wo sie ihren Katalog an irgend einen Fremden verkauft. Während dieses kleinen Handels, während sie Geld empfängt oder herausgibt, trete ich unvermerkt ihr gegenüber, und erhasche einen Zug aus ihrem Engelsgesichte."

Ludwig ließ den redseligen Franzosen immer fort plaudern, und verschlang jedes Wort, ohne auch nur ein einziges erwiedern zu können. Jetzt traten sie in den Vorsaal — jetzt erblickte und erkannte er schon von Ferne die schöne Nina und rief überwältigt: Ja sie ist es! — Der Franzose meinte, diese Erkennung beziehe sich auf sein Bild, und sagte mit großer Selbstzufriedenheit: »Nicht wahr, ich habe sie getroffen?" — Nina war so eben mit drei Ankömmlingen beschäftigt, die ihren Katalog kauften; denn der Leser muß wissen, daß im siebenten Jahre der einzigen und untheilbaren französischen Republik, als das Museum Napoleon noch Musée central des arts genannt wurde, mehrere Arme das kleine Gewerbe trieben, eine Notice des tableaux des écoles française et flamande, exposés dans la grande Galerie, für Rechnung der Buchdruckerei am Eingange zu verkaufen, wobei sie dann freilich für ihre Mühe mit einem sehr kargen Gewinne sich begnügen mußten. — Der französische Maler irrte sehr, wenn er glaubte, Niemand als er habe die schöne Nina

bemerkt: es gab eine Menge lüsterne Herren, welche an den Tagen, wo die Gallerie offen stand, sich immer richtig einfanden und auch immer wieder einen neuen Katalog kauften, blos um das reizende Mädchen zu sehen, mit ihm zu sprechen und es durch Leichtfertigkeit schamroth zu machen.

Zu dieser Klasse gehörten auch die drei, welche eben jetzt vor ihr standen, während Ludwig, von ihr unbemerkt, seitwärts in ein Fenster sich lehnte, und ihr zartes Profil mit den Augen nachzeichnete. Er konnte nicht hören, was sie flüsterten, aber Nina's glühende Wange und der unwillige, durch eine Thräne hervorschießende Blick ließen es ihn errathen. Er sah, daß man ihr ein Goldstück bot, um es zu wechseln, wohl vermuthend, daß sie so reich nicht sei, und nur Gelegenheit suchend, die Unterhaltung zu verlängern. Hastig trat er hinzu mit einer Hand voll kleiner Münze; aber die Herren warfen scheele Seitenblicke auf ihn, bezahlten und gingen. Jetzt wagte Ludwig die holde Verkäuferin anzureden. Er bat sie, mit zitternder Stimme, um eins ihrer Büchlein, empfing es mit Entzücken aus ihren Händen und überreichte ihr gleichfalls ein Goldstück.

»Mein Herr,« sagte sie betreten, »ich habe so eben gesehen, daß es Ihnen an kleiner Münze nicht fehlt.«

»Aber es soll auch Ihnen an Gelde nicht fehlen,« erwiederte er stammelnd, »ich verlange nichts heraus.«

Hoch erröthend sah das Mädchen ihn mit großen, forschenden Augen an. Er schlug die seinigen nieder, das gab ihr Muth. »Wenn Sie nichts weiter dafür verlangen, als

dies Büchlein und den gerührten Dank einer Unglücklichen." —

„Nichts weiter!" rief Ludwig, drückte ihr das Gold hastig in die Hand und eilte in die Gallerie.

Noch betrachtete Nina mit freundlicher Wehmuth das unerwartete Geschenk, als ein widerliches Hohngelächter um sie her sie aus der angenehmen Bestürzung riß. Es waren drei oder vier leichtfertige Dirnen, die, gleich ihr, Kataloge verkauften, aber nicht um des allzukleinen Gewinns willen, sondern nur um Gelegenheit zu finden, Fremde anzulocken. Seit Nina sich zu ihnen gesellt hatte, wurden sie übersehen, und vergebens drängten sie sich frech hervor, denn Jedermann wollte nur bei dem bescheidenen, sittsamen Mädchen kaufen, welches eine aus dem Rahmen entsprungene Madonna aus der Gallerie zu sein schien. Oefter schon hatten die Dirnen sie deshalb boshaft geneckt, und sich ergetzt, wenn sie der gelassen Schweigenden eine bittere Thräne aus den Augen pressen konnten; jetzt, beim Anblick des Goldes, bemächtigte sich ihrer die Wuth des Neides, und sie theilten einander ihre hämischen Vermuthungen so laut mit, daß Nina endlich, in Thränen schwimmend, den Vorsaal verließ. Ein schallendes Gelächter begleitete sie, zerriß ihr Herz, und verscheuchte sie für immer aus den Vorhallen des Kunsttempels.

Ludwig brachte wohl noch eine Stunde vor dem heiligen Stephan zu, um sich zu sammeln und zu überlegen, wie er es anzufangen habe, um des Mädchens nähere Bekanntschaft zu gewinnen. Im Grunde hatte er durch sein

Geschenk sich die Sache erschwert, das fühlte er wohl; denn ein solches Mädchen konnte dadurch nur schüchterner werden. Nichts weiter als ihren Dank hatte er begehrt, und war verschwunden; wenn er nun sich zu ihr drängte, so brach er ja sein Wort. Alles das klagte er mit wehmüthigen Blicken der Hebe seines Nachbars, und beschloß endlich sehr weise, einen Brief zu schreiben, den er am andern Morgen ihr zustecken wollte. Von seiner Liebe sollte nicht ein Wort darin stehen, dagegen aber recht viel von dem Interesse, welches sie ihm eingeflößt, und von seinem uneigennützigen Wunsche, ihr zu helfen.

Mit diesem Vorsatze stand er auf und faßte sich ein heroisches Herz, durch den Vorsaal an ihr vorüber zu schreiten, ohne sich zu verrathen. Ob ihm das gelungen sein würde, muß unentschieden bleiben, da Nina sich bereits entfernt hatte, und folglich seine Standhaftigkeit, zu seinem großen Verdruße, nicht auf die Probe gestellt wurde. Er ging heim, verschloß sich in sein Zimmer, und stilisirte den ganzen Tag an einem Briefe, der, nach seiner Meinung, eiskalt war, obschon aus jeder Zeile Flammen sprühten. Wie und mit welchen Geberden er ihr denselben überreichen wollte, überlegte er sehr reiflich und probirte es sogar vor dem Spiegel. Lauter verlorne Mühe, denn die reizende Nina erschien nicht wieder. Ludwig fand sich täglich ein, immer noch Hoffnung nährend, und trug seinen Brief so lange in der Tasche, bis er ganz zerknüllt war. Endlich wurde ihm der Ort, den Nina floh, so verhaßt, daß er seine

Staffelei stehen ließ und den Meißel ergriff, um durch diese, bisher wenig von ihm geübte Kunst, sich mehr Zerstreuung zu verschaffen.

4. Das Haar.

Seine Hoffnung täuschte ihn nicht. Fleiß und Talent erhoben auch in der Bildhauerkunst ihn schnell über das Mittelmäßige, und erwarben ihm das Wohlwollen des berühmten alten Bildhauers Payou, der ihm seine Werkstatt öffnete, seinen Geschmack bildete, und in den Kunstfertigkeiten ihn gern unterwies. Täglich brachte er mehrere Stunden bei diesem wackern alten Manne zu, und hoffte schon zum zweiten Male die Semiramis vergessen zu haben, als plötzlich ein Augenblick alles wieder umstürzte, was er seit Monaten so emsig gebauet hatte.

Im untern Stockwerke des Hauses, welches Payou bewohnte, hatte sich ein Haarkünstler etablirt, vormals Perückenmacher genannt, einer der berühmtesten Artisten in seinem Fache, der zu dem Artisten Payou nicht selten mitleidig hinaufblickte; denn während die Werkstatt oben nur sparsam besucht, und Payou's Marmorbüsten nur sparsam bewundert wurden, wimmelte es in der Werkstatt unten von galanten Herren und Damen, welche die frisirten Wachsbüsten des Haarkünstlers mit Entzücken betrachteten.

Eines Morgens, als Ludwig das Haus betrat, und schon die Treppe hinaufstieg, um wie gewöhnlich bei seinem Lehrer zu arbeiten, hörte er die Stimme des untern

Artiſten, der ſo eben ſeine Bude öffnete, ein Frauenzimmer heraus begleitete, und ein wenig unſanft zu ihr ſagte: »Mademoiſelle, ich habe Ihnen ſchon vor acht Tagen erklärt, daß Ihre Haare wenigſtens noch vier Wochen wachſen müſſen, ehe ich ſie gebrauchen kann. Es iſt ja kaum einen Monat her, als Sie von mir ein ſchönes Stück Geld empfingen. In der That, Sie wollen ein wenig zu oft mit Ihren ſchönen Haaren wuchern.«

Das Frauenzimmer antwortete blos durch einen Seufzer, indem ſie das Auge gegen Himmel hob, und in dieſem Moment erkannte Ludwig ſeine Nina. Eingewurzelt blieb er ſtehen und mußte ſich am Treppengeländer halten, und ehe er ſich noch beſinnen konnte, war ſie verſchwunden. Ohne recht zu wiſſen, was er that, folgte er endlich dem Haarkünſtler in ſeine Bude und ſchaute die Wachsbüſten rings umher gedankenlos an.

»Was ſteht zu Ihren Dienſten?« fragte Monſieur Petit.

»Wer war die junge Dame, die eben von Ihnen ging?«

»Eine Dame? ich habe dieſen Morgen noch keine geſehen.«

»Mein Gott, in dieſem Augenblicke.«

»Ach! Sie meinen die hübſche Kleine? ja ihren Namen weiß ich nicht; aber ſie kommt von Zeit zu Zeit, um mir ihr ſchönes Haar zu verkaufen. Schon zweimal habe ich ihr einen Tituskopf geſchnitten, und mit ihren braunen

Locken manche kahle Schöne geschmückt. Dem armen Dinge schien viel daran gelegen, auch heute wieder die Zierde ihres Hauptes einzubüßen, allein das Haar war noch zu kurz."

»Besitzen Sie vielleicht noch etwas," fragte Ludwig, »von Ihrem letzten Ankaufe? wenn es auch nur ein dünnes Zöpfchen wäre; überlassen Sie es mir und bestimmen Sie den Preis."

Monsieur Petit hatte Nina's Haar schon längst verarbeitet, doch als der Schlaukopf merkte, daß dem jungen Herrn so viel an einem braunen Zöpfchen gelegen sei, holte er ein solches von ähnlicher Farbe und verkaufte es ihm sehr theuer. Ludwig legte es in sein Taschenbuch zu dem letzten Briefe seiner Mutter, die ihm abermals geschrieben hatte: »Mein Söhnlein, verplempere dich nicht!"

5. Das Aderlassen.

Daß in den Haaren der Geliebten eine besondere Zauberkraft verborgen ist, glaubten schon die Griechen; daß aber auch fremden Haaren, blos durch die Einbildungskraft, dieser Zauber mitgetheilt werden könne, davon machte Ludwig eine traurige Erfahrung, denn seitdem das braune Zöpfchen, Gott weiß von welcher Dirne, in seinem Taschenbuche auf seiner Brust ruhte, seitdem hatte sein Herz keine Ruhe mehr. Nina's Gestalt umschwebte ihn jetzt unaufhörlich. Sie schien sehr blaß zu sein, als sie aus der Bude trat; war sie krank? hilflos? — Quälender Gedanke! Er durchstrich auf's neue die Straßen von Paris, und wo er einen braunen Tituskopf erblickte, da ver

Felix. Ach Schweſter! wenn du dich irreſt —

Ott. Bin ich nicht ihre Vertraute?

Franz. Fort nach dem Schloſſe! warum ſollen wir die frohe Entdeckung bis morgen verſchieben?

Ott. Aber — mein Vater —

Felix. Ich ſehe ſeinen Schatten dort an der Hecke. Gewiß trieb die Unruh ihn aus der Hütte. Gewiß kommt er mich aufzuſuchen.

Ott. O! ſo geht und laßt mich hier allein.

Franz. Allein?

Ott. Er ſuche den Sohn und finde die Tochter.

Franz. Gutes Weib! du wollteſt wagen —?

Ott. Was wagt man denn mit einem Vater? ich habe ihn gefunden, erhört iſt mein Gebet! und ich ſollte zögern ſeine Kniee zu umfaſſen?

Franz. Doch wenn er dich hart behandelt —

Felix. Das wird er nicht.

Ott.

doppelte er seine Schritte, um ihn einzuholen. Doch er war nicht glücklicher in seinen Nachforschungen als das erste Mal; das beugte seinen Muth, hemmte seinen Fleiß, trübte seine Laune. Er fühlte, daß er seinen Herzenskummer in den Busen eines Freundes ausschütten müsse, und entschloß sich, den chirurgischen Engländer zum Vertrauten desselben zu machen. In dieser Absicht ging er zu ihm und fand ihn in der größten Bestürzung.

»Freund!« rief der Engländer dem Deutschen entgegen, »Sie sind mir heute zweifach willkommen! ich habe einen dummen Streich gemacht, den ich irgend Jemanden erzählen und bekennen muß, wenn ich nicht daran erwürgen soll. — Herr!« (fuhr er fort, als er sah, daß Ludwig lächelte) »es ist, Gott verdamme mich! hier nichts zu lachen, denn es kann mich die Ruhe meines Lebens kosten.«

Jetzt wurde der Deutsche ernsthaft und sah den Engländer befremdet an, der wirklich ganz verstört schien. »Was ist vorgefallen?« fragte er mit Theilnahme.

»Sie kennen meine verdammte Liebhaberei zum Aderlassen«, hub jener an; »Sie haben mich schon öfter damit geneckt, und ich bekenne, daß ich mir selbst bisweilen vorkomme, wie ein Mensch, der den besondern Appetit hat, Spinnen zu essen. Kurz, wo ich einen Arm oder Fuß aufgestreift sehe, da kann ich nun einmal der Begierde nicht widerstehen, meine Lanzette in die Ader zu schlagen, und das schönste Mädchen beglückt mich weit weniger durch die feurigste Umarmung, als durch die Erlaubniß, ihr die Ader zu öffnen. Nun ich bin auch, dem Himmel sei Dank, in

meiner Kunst so berühmt geworden, daß alle vollblütige Menschen aus meinem Stadtviertel mich aufsuchen, um ihren Blutüberfluß los zu werden."

»Mich dünket," unterbrach ihn Ludwig, »Sie haben mir einmal gesagt, es sei nicht immer Ueberfluß, den Sie abzapfen?"

»Nun ja," fuhr der Engländer fort, »die armen Teufel kommen wohl bisweilen, um mit ihrem sparsamen Blute einige Livres zu verdienen, weil sie wissen, daß ich gern dafür bezahle. Gewöhnlich forsche ich zuvor nach ihrem Gesundheitszustande, fordere auch wohl, daß ein Arzt den Aderlaß verordnet habe, doch ich bekenne, daß ich es nicht immer sehr genau damit nehme, wenn ich die Lanzette einmal in der Hand halte."

Ludwig. Das kann oft üble Folgen nach sich ziehen.

Der Engländer. Manchmal sage ich mir das auch; aber dann fällt mir gleich unser Generaladerlasser ein; der jährlich so vielen tausend Menschen, nicht etwa unzenweise, sondern alles Blut bis auf den letzten Tropfen abzapft, blos zu seinem höllischen Vergnügen.

Ludwig. Sie meinen den Krieg?

Der Engländer. Ich weiß wohl, was ich meine. Kurz, meine Liebhaberei hat noch keinem Menschen das Leben gekostet, während mein großes Muster ganz wohlgemuth auf einem Berge von Leichen steht. Darum hatte ich im Stillen mit mir den Vertrag geschlossen — wie die Menschen pflegen, wenn sie durch ihr Vergnügen den lieben Nächsten oder auch wohl sich selber in Gefahr bringen

— nicht weiter darüber nachzudenken, sondern mit dem bequemen Sprüchlein mich zu trösten: Es wird wohl nichts zu bedeuten haben.

Nun hören Sie aber, wie es mir vor einigen Wochen ging. Ein wunderschönes Mädchen tritt herein. Sie kam nicht zum ersten Male, sie war seit einigen Monaten schon öfter bei mir gewesen, hatte stets, Gott weiß wie viele, Krankheiten vorgeschützt, und mir jedesmal, gegen die Gebühr, eine ziemliche Portion des schönsten Blutes hier gelassen. Mit Thränen und Zittern pflegte sie zu kommen; erleichtert ging sie wieder von mir. Wer hätte sich einbilden sollen, sie sei nicht krank? —

Ludwig wurde von einer seltsamen Unruhe ergriffen; der Engländer bemerkte es und erbot sich, ihm sogleich zur Ader zu lassen. Ludwig verbat es, und ersuchte ihn, fortzufahren. »Nun damals,« so erzählte Jener weiter, »damals schien mir das schöne Mädchen freilich noch sehr blaß und matt, denn es waren kaum fünf Tage seit der letzten Aderlasse verstrichen; aber da sie über Herzklopfen und große Beängstigung klagte, so trug ich kein Bedenken, ihrem Gesuche zu willfahren. Doch kaum war der Schlag mit außerordentlicher Nettigkeit geschehen, kaum floß das Blut, ich kann sagen, recht malerisch, so wurde sie ohnmächtig. Das wird wohl nichts zu bedeuten haben, dachte ich bei mir selbst und ließ noch ein Weilchen fließen. Nachdem ich endlich den Arm verbunden und durch allerlei Spirituosa sie wieder in's Leben gerufen hatte, finde ich sie vor Mattigkeit sprachlos, und ihren Puls in einer so be-

denklichen Erlöschung, daß mir bange für ihr Leben wurde.“

»Um Gotteswillen!“ rief Ludwig, »weiter! weiter!“

Der Engländer. Durch alten Wein und Kraftsuppen flößte ich ihr doch endlich wieder neue Lebensgeister ein, und brachte sie zur Sprache. Nun denken Sie sich meinen Schrecken, mein Erstaunen, meine Rührung, meinen Verdruß, als sie mir schluchzend bekennt, sie habe einen alten kranken Vater, den sie ernähren müsse; das thue sie auf jede nur mögliche ehrliche Weise; aber ihr Geschlecht, ihre Jugend hinderten sie an so manchem, was nur geschehen könne, indem man sich den Augen der Welt und folglich Beschimpfungen bloß stelle, daß sie oft gezwungen sei, zu den sonderbarsten Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen. So habe sie denn unter andern von mir und meiner Liebhaberei gehört, und augenblicklich den Entschluß gefaßt, mich aufzusuchen. Es gab ja einmal eine Tochter, setzte sie freundlich hinzu, die ihren Vater mit der Milch aus ihrer Brust ernährte, warum sollte es nicht auch eine Tochter geben, die mit ihrem Blute des Vaters Unterhalt erkauft? Freilich hatte ich ein wenig zu viel auf meine Jugendkraft gerechnet — ich wagte es zu oft — schon das letzte Mal fühlte ich eine große Erschöpfung, und beschloß, mich eine Weile zu schonen, da mein Leben meinem Vater so nothwendig ist. Aber heute, als wir nichts mehr hatten, und ein unbarmherziger Hauswirth den Kranken vor die Thür zu stoßen drohte, da meinte ich, Gott werde mir wohl Kräfte verleihen, und ging in Gottes Namen. —

Denken Sie, mein Freund, wie ich ergriffen, gerührt und zerknirſcht wurde. Ich beugte unwillkürlich mein Knie vor dem Engel, aber das geopferte Blut konnte ich ihm doch ſo ſchnell nicht erſetzen.

„Sie heißt Nina!" rief Ludwig mit glühenden Augen. Der Engländer ſtutzte: »Kennen Sie ſie?"

»Nachher davon. Ich bitte Sie um Gottes willen! das Ende Ihrer Geſchichte."

Der Engländer fuhr fort: Trotz ihrer gänzlichen Erſchöpfung und der wirklichen Gefahr, in der ſie ſchwebte, beſtand ſie darauf, nach Hauſe geſchafft zu werden, weil ihr Außenbleiben den kranken Vater ängſtigen würde. Ich ließ ſie in eine Sänfte tragen, ich ging ſelber mit. Sie ſchickte mich voraus, um ihren Vater auf ihren Anblick vorzubereiten; verbot mir aber ſtrenge ihm zu ſagen, was ſie ihm zu Liebe unternommen. Ich ſollte vorgeben, daß ich ſie auf der Straße, in einem Gedränge von Neugierigen, unpäßlich gefunden, und mich aus bloßem Mitleide ihrer angenommen. Zugleich erſuchte ſie mich zu verſchweigen, daß ich ein Engländer ſei. Ich kehrte mich aber weder an ihr Verbot noch an ihre Bitte. Warum ſollte ich einem Vater nicht die himmliſche Freude machen, ihn den ganzen Schatz kennen zu lehren, den er in ſeiner Tochter beſaß? und warum ſollte ich meine wackere Nation verläugnen? —

Ich fand den Alten in der Wohnung des Kummers und der Armuth, er lag auf reinlichem Strohe, ein weißes Kiſſen ſtützte ſein graues Haupt. Ich erzählte ihm was vor-

gegangen. Er hatte ſich mit halbem Leibe aufgerichtet, und ſobald er mich begriff, ſank er mit einem Schmerzensſchrei zuſammen; aber plötzlich ſchien auf einen Augenblick ſeine ganze Jugendkraft zurück zu kehren, er hob ſich leicht empor, ſein Auge glänzte, er ſah ſtolz gegen Himmel: »Ich danke dir Gott!" ſagte er mit erhabener Wehmuth, »du haſt mir alles Verlorne reich erſetzt! nur deine Allmacht konnte alle die entbehrten Lebensfreuden in einen ſeligen Moment zuſammen preſſen!" —

Der kranke Greis, der ſeit vielen Wochen ſein Lager nicht verlaſſen hatte, ſchien neu belebt und ſtand und ging, und empfing die blaſſe Tochter, zu ihrem freudigen Erſtaunen, an der Thüre. Zum erſten Male, Freund, hab' ich Sie um Ihre Kunſt beneidet; die Scene hätte ich malen mögen, kein Dichter kann ſie beſchreiben. Das Entzücken des Vaters und ſeine Angſt um die Kranke; die Heiterkeit der Tochter und ihr Zorn über meine Schwatzhaftigkeit; ſein Bemühen ſie zu pflegen; ihr Bemühen ſtark zu ſein; ſeine Vorwürfe und Liebkoſungen; ihre ablehnenden Bitten; endlich der feierliche Segen, den er über ſie ausſprach, indem die großen Tropfen ihm über die Wange rollten — o das alles bleibt mir ewig unvergeßlich!

Ich ſtand, ein unbemerkter Zeuge des erſchütternden Schauſpiels; ich bat in Gedanken der oft von mir verhöhnten Menſchheit alle meine Sarkasmen ab. Die erſte Spannung ließ endlich nach, und die Kräfte beider Kranken, wie voraus zu ſehen war, ſanken um ſo tiefer. Nun war es mir vergönnt zu wirken. Ich ließ alles nöthige her-

beiſchaffen, und mein Bedienter holte eine Wärterin, der ich einen vollen Beutel zuſteckte, mit dem Auftrage, nicht zu ſparen. Der dankbare Alte erzählte mir ſeine Geſchichte. Er iſt ein Mann von Stande und gehört zu den Millionen Unglücklichen, die durch die Revolution Alles verloren haben. Eine treffliche Erziehung, die er in beſſeren Zeiten ſeiner Tochter gegeben, ihre Schönheit, ihre Talente ließen ihn hoffen, eine vorzügliche Schauſpielerin aus ihr zu bilden, und ſie auf dieſe Weiſe nach ſeinem Tode, der ihm nahe ſchien, in einer unabhängigen Lage zu hinterlaſſen, deren Gefahren er übrigens für das tugendhafte Mädchen nicht ſcheute. Sie überwand ihre große Schüchternheit und trat, weil ihr Vater es wünſchte, zum erſten Male in einer kleinen Stadt in der Provinz auf, wurde aber vom Publikum ſo übel empfangen, daß ſie ſich nie entſchließen konnte, einen zweiten Verſuch zu wagen. Hingegen bot ſie ſeitdem unverdroſſen Alles auf, das Leben ihres hinſchmachtenden Vaters zu erhalten und zu verſchönern.

Ich war von Allem, was ich ſah und hörte, ſo bewegt, daß ich in einer Art von Taumel die Hand des Greiſes ergriff, und haſtig zu ihm ſagte: Geben Sie mir Ihre Tochter zur Frau.

Faſt hätte Ludwig bei dieſen Worten laut geſchrien; »Nina Ihre Braut!« rief er halb athemlos mit ſtierem Blicke. — »Ach nein!« ſagte der Engländer. »Bei meinem unerwarteten Anwerben ſah der Vater mir ernſt und ſtarr in's Geſicht, und die blaſſe Tochter erröthete.«

»Finden Sie es übereilt,« fuhr ich fort, daß ich, nach

dem, was ich von Ihrer Tochter weiß, sie ohne alle weitere Ueberlegung zu meiner Gattin nehmen möchte?" — »Nein," antwortete er mir, »ich finde es sehr natürlich."

»Wohlan," sagte ich, »so schlagen Sie ein; ich bin ein ehrlicher und ein wohlhabender Mann, mir ahnet, daß wir uns wechselseitig beglücken werden." — Er erkundigte sich nunmehr nach meinem Stande und Namen. Ich sagte ihm beides und verschwieg ihm nicht, daß ich ein Engländer sei. Plötzlich veränderten sich alle seine Mienen, der tiefste Unwille, ich nenne es ungern, Verachtung wurde in seinen Zügen sichtbar.

»Verzeihen Sie, mein Herr," sagte er mit bebender Lippe, »wir können nie Freunde werden. Ich hasse Ihre Nation, ich hasse jeden Einzelnen aus Ihrem Volke; lieber wollte ich meine Tochter im Grabe, als in den Armen eines Engländers sehen. Ich bitte, verlassen Sie uns."

»Vergebens wandte ich meine größte Beredsamkeit an, den Eigensinnigen zu bekehren; vergebens sprach ich warm und herzlich; er blieb mürrisch und taub, und als die Tochter die Besorgniß äußerte, daß meine längere Gegenwart ihm schädlich werden möchte, verließ ich ihn endlich, und verfluchte auf der Treppe allen Nationalhaß. Am andern Morgen in aller Frühe, kam die verabschiedete Wärterin zu mir, und brachte mir meinen Beutel mit der Erklärung zurück, der alte Murrkopf nehme nichts von einem Engländer. Ja, sie hatte Vater und Tochter, mit einander flüsternd, den Entschluß fassen hören, ihre Wohnung zu verlassen, sobald nur ihre Kräfte es erlauben würden, um

meinen sogenannten Zudringlichkeiten zu entgehen. Das verdroß mich freilich; aber das Mädchen hatte doch einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht, daß ich, trotz meines Unwillens, noch einige Versuche wagte, sie wieder zu sehen. Unerbittlich verschloß man mir die Thüre, und als ich gestern meinen Bedienten, einen Franzosen, schickte, um wenigstens zu erfahren, wie es mit Beider Gesundheit stehe, waren sie ausgezogen, und Niemand wußte wohin. Nun wissen Sie, Freund, die ganze Geschichte, die mich so unmuthig macht, daß ich sogar seit drei Tagen keinen Menschen zur Ader gelassen habe.»

Ludwig vergalt des Engländers Vertrauen durch das seinige, und wünschte sich Glück ein Deutscher zu sein, da hoffentlich der Alte gegen die deutsche Nation nicht ähnlichen Groll hege wie gegen die englische, und da er, der Jüngling, entschlossen sei, wenn jemals der Zufall ihm das herrliche Mädchen wiederum erblicken lasse, ihr nicht eher von der Seite zu gehen, bis sie am Altar die Seinige geworden.

6. Das Modell.

Diesmal zögerte der Zufall nicht lange. »Mir ist etwas Sonderbares widerfahren,» sagte der alte Payou eines Morgens zu dem hereintretenden Ludwig, »ja wahrhaftig, wären meine vier und sechzig Jahre nicht, ich glaube, ich hätte mich in allem Ernste verliebt.»

»Ein Künstler, wie Sie, wird nie alt,» erwiederte Ludwig, »und man braucht nur die Venus zu sehen, an welcher Sie jetzt arbeiten, um sich zu überzeugen, daß ein

ſchönes jugendliches Feuer noch immer in Ihrem Buſen glüht."

„Eben dieſe Venus," verſetzte der Bildhauer lächelnd, „brachte mich in Gefahr. Nicht daß ich, wie Pygmalion, in mein eigenes Werk mich vergafft hätte; vielmehr fühlte ich deſſen Unvollkommenheiten nur zu deutlich, und wünſchte ihnen abzuhelfen. Sie wiſſen, mein junger Freund, daß ſolches nicht beſſer geſchehen kann, als nach einem von der Natur gelieferten Modell; das zu finden, aber nicht ſo leicht iſt, als man wohl glauben ſollte, wenn man die vielen hübſchen Mädchen auf den Straßen herum laufen ſieht. Mögen ſie noch ſo ſchlank einher treten, ſelten, wunderſelten iſt ihr Körper ohne Fehler gebaut. Wie manche habe ich — zwar reichlich belohnt, aber auch beſchämt — wieder fortſchicken müſſen, wenn ſie das Gewand fallen ließ. Darum war ich immer ſchwierig in meiner Wahl und arbeitete in ſpäteren Jahren ſelten nach Modellen. Auch die Venus würde mit den Reizen ſich haben begnügen müſſen, die ihr meine erlöſchende Einbildungskraft verleihen konnte, wäre nicht vor Kurzem in mein Hinterhaus ein Mädchen eingezogen, deſſen Reize Alles zu übertreffen ſcheinen, was der Meißel je gebildet. Sie hat einen kranken, blutarmen Vater, für den ſie Tag und Nacht arbeitet, und doch, trotz aller Anſtrengung, das Nothdürftige kaum zu erwerben vermag."

»Das iſt ſie!" rief Ludwig haſtig. »Wer?" fragte Payou erſtaunt.

Der Schüler beſchwor den Meiſter fortzufahren, mit

Ott. Und wenn auch; haben wir ihn nicht hart behandelt? — Geh Franz, sende mir mein Kind herab. Zwar schläft es schon, doch gleichviel. Der Anblick des schlafenden kleinen Engels wird meinen Bitten Kraft verleihn. Sein unschuldiges Lächeln und meine Thränen — geht! geht! mich dünkt er nähert sich.

Felix. Schwester, dein Plan ist gut. Sey standhaft, und poltert seine Zunge, so laß darum nicht ab von seinem Herzen. Ich kenne ihn.

Franz. (besorgt) Doch wäre es besser, wir blieben in der Nähe —

Ott. Mein Franz! die Tochter bedarf keiner Leibwache um sich mit dem Vater zu unterreden. Geht!

Franz. Nun so segne Gott die nächste Stunde für uns Alle! (zu Felix) folgen Sie mir getrost.

Felix. Der Himmel lasse uns überall offene Herzen finden!

Franz.

einer Angst, welche schleunig zu mindern, dieser seine Neubegier unterdrückte. »Das Mädchen,« sagte er, »schien mir gleich sehr sittsam, und eben jene Armuth war der redendste Beweis ihrer Unschuld. Indessen meinte ich ihr selbst einen Dienst zu erzeigen, wenn ich ihr Gelegenheit verschaffte, durch das bloße Enthüllen ihrer Reize vor den Augen eines Greises ein ansehnliches Stück Geld zu verdienen. Meine brave alte Haushälterin mußte Bekanntschaft mit ihr machen und ihr den Vorschlag thun. Anfangs schauderte sie und verwarf ihn unbedingt; als aber die Noth auf's höchste stieg, als ihr Vater kränker wurde, und sie keine Erquickung ihm verschaffen konnte, als ferner meine Haushälterin, eine so ehrbare Frau, nicht abließ, ihr vorzustellen, daß die Gefälligkeit, die man zum Behuf der Kunst von ihr verlange, keineswegs schändlich sei, und daß ein alter Mann von vier und sechzig Jahren, der jederzeit des unbescholtensten Rufes genossen, ihr unmöglich Furcht einflössen könne: so entschloß sie sich endlich und bestimmte den gestrigen Abend zu ihrem ersten Besuche. Sie kam auch wirklich —"

(Ludwig stand auf Nadeln) — »Sie kam zitternd, wie eine Verbrecherin, die zum Tode geführt werden sollte. Meine grauen Haare und der väterliche Ton, den ich gegen sie annahm, flößte ihr einigen Muth ein. Sie setzte sich zu mir auf den Sofa mit der liebenswürdigsten Verwirrung, und ich knüpfte ein Gespräch mit ihr an, das ich eine Weile unterhielt, um sie nach und nach an meine Gegenwart und an den ihr so fürchterlichen Gedanken zu gewöhnen. Als

aber nun endlich der Augenblick gekommen war, wo meine alte Haushälterin sie entkleiden wollte, da fing sie wieder heftig an zu beben, kämpfte vergebens mit sich selbst, ein Thränenstrom brach plötzlich aus ihren Augen, sie warf sich zu meinen Füßen, umfaßte meine Knie, und rief mit einem Tone, der mir nie aus der Seele kommen wird: Verzeihen Sie mir! — entlassen Sie mich! mein Blut konnte ich für meinen Vater opfern, meine Schamhaftigkeit zu überwinden, steht nicht in meiner Macht!" — (Ludwig's Brust erleichterte sich durch einen tiefen Seufzer.)

„Das Mädchen," fuhr Payou fort, „rührte mich unaussprechlich. Ich hob sie auf, ließ sie wieder auf den Sofa sitzen, und bat sie herzlich, mir ihre Geschichte mitzutheilen. Sie that es. O mein junger Freund! wo nehme ich Worte her, Ihnen zu erzählen —"

„Ist nicht vonnöthen," unterbrach ihn Ludwig, „denn ich weiß schon Alles." Nun ließ er sein Herz ausströmen, die Worte jagten und verschlangen einander. Payou hatte Mühe, die eigentliche Erzählung aus allen den Exklamationen heraus zu finden. Am deutlichsten vernahm er die Bitte — denn Ludwig wiederholte sie wohl zwanzigmal — daß er auf der Stelle hinüber gehen und für seinen Schüler um die Hand des schönen Mädchens werben solle.

„Sie wissen ja noch nicht einmal," sagte der Alte lächelnd, „ob es Ihre Nina ist?"

„Meinen Sie," erwiederte Ludwig sehr ernst, „es könne noch eine zweite Nina in der Welt geben?" —

Gegen dieſes Argument eines Verliebten konnte Payou nichts mehr einwenden. Auf der Stelle ging er nun zwar nicht, er verſchob es bis zum andern Morgen, den Ungeduldigen verſichernd, daß er vor der Hand allen Bedürfniſſen des Kranken abgeholfen habe. Dann mußte Ludwig ihm ſeine ganze Lage in Deutſchland gewiſſenhaft ſchildern, mußte ihm durch Schwüre und Thränen überzeugen, daß keine vorübergehende Aufwallung ihm Nina's Beſitz als das höchſte Glück vorſpiegele, mußte ſich ſogar, zu ſeinem innigſten Verdruſſe, noch eine Nacht Bedenkzeit nehmen, und erſt am andern Morgen, als Ludwig ſchon vor Tages Anbruch wieder an Payou's Thüre klopfte, holte dieſer ſeine wohl friſirte Perücke hervor, zog den braunen Rock mit goldbeſponnenen Knöpfen an, nahm ſein langes ſpaniſches Rohr in die Hand, ſeinen Hut unter den Arm und ging zum kranken Nachbar.

Mit welchen großen Schritten der junge Künſtler nunmehr das Zimmer maß, mit welchem Herzbeben er jeden Tritt auf der Treppe vernahm, mit welcher Ungeduld ſeine Blicke zwiſchen Payou's Wanduhr und ſeiner eigenen Taſchenuhr hin und her wandelten, ohne daß ihm auch nur ein einziges Mal der Mutter Sprüchlein in den Sinn gekommen wäre: »Mein Söhnlein, verplempere dich nicht" — Alles das begreift jeder Leſer, denn jeder Leſer iſt doch wenigſtens Einmal in ſeinem Leben verliebt geweſen. Nach peinlichen zwei Stunden holte Payou ihn ab, weil der Alte ihn kennen lernen und Nina ihn ſehen wollte. Als

Ludwig in die kleine dunkle Stube trat, hatte er nicht viel mehr Athem, als eine Maus unter der Luftpumpe, ſchöpfte aber deſſen bald wiederum ein wenig, ja, zu ſeiner großen Erleichterung und zu ſeinem großen Verdruſſe, das ſchöne Mädchen nicht gegenwärtig war. Eine holde Scham hatte ſie hinaus in die Kammer getrieben; es will aber verlauten, ſie habe, zum erſten Male in ihrem Leben, durch das Schlüſſelloch geguckt. Des Jünglings Beſcheidenheit und Herzlichkeit gewannen den Vater bald. Daß er ihn ſchon einmal in jener kleinen Provinzialſtadt geſehen und geſprochen, deſſen erinnerte er ſich nicht, wohl aber erkannte Nina auf den erſten Blick den ſchönen jungen Mann, der ſie als Wäſcherin aus den Armen eines Wollüſtlings befreit und in der Vorhalle des Muſeum Napoleon ihr ein Goldſtück aufgedrungen hatte. Nach dieſer Entdeckung zögerte ſie nicht, auf des Vaters Rufen zu erſcheinen, mit einer von der Morgenröthe geborgten Glut auf den Wangen.

Ludwig ſtammelte einige Worte, Nina ſtammelte einige Silben; er faßte ihre Hand und ſah ſie ſchmachtend an, ſie ließ ihm die Hand und blickte ſchmachtend vor ſich nieder, während die beiden Alten das Nöthige verhandelten. Payou ließ es ſich nicht nehmen, die Hochzeit auszurichten; der Engländer durfte freilich nicht dazu geladen werden, aber er ließ es ſich nicht nehmen, die Braut insgeheim auszuſteuern.

Das junge glückliche Paar blieb in Paris, ſo lange Nina's wieder jung gewordener Vater lebte, und als ihn endlich der Tod den Armen ſeiner Kinder und Enkel entriß,

da folgte die liebliche Frau dem zum Meister gereiften Gatten in sein Vaterland, wo der Advokat Spinne die reizende Schwiegertochter schmunzelnd empfing, und Madame Spinne, durch Nina's Anblick entwaffnet, zum letzten Male freundlich den Kopf wiegend sprach: »Ei, ei, mein Söhnlein, hast du dich doch verplempert!"

Moskau.

In den memoirs of Peter Henry Bruce kommt eine Beschreibung von Moskau vor, wie es vor hundert Jahren gewesen, die, wenn sie wahrhaft ist, einen schönen Beweis liefert, wie gänzlich eine große Stadt durch gute Polizei kann umgewandelt werden. Damals sollen die Mörder so häufig in Moskau gewesen sein, daß man fast an jedem Morgen mehrere Leichen auf den Straßen gefunden. Die Räuber gingen truppenweis, und schlugen diejenigen, die sie plündern wollten, zuvor todt. Sie hatten keine andern Waffen, als eine lange Keule, am Ende mit Eisen beschlagen. Ein einziger Streich war hinreichend, um zu tödten. Bruce behauptet sogar, man habe ihn versichert, daß dieses Gesindel von einigen Vornehmen, die den Raub theilten, geschützt werde. Auch die Gebirge waren mit Banditen, Rosboiniks genannt, angefüllt, welche die Wege an vielen Orten sehr unsicher machten. Peter der Große selbst soll kaum ihrer Wuth zwei-

mal entgangen sein. Bruce sagt: Ein Herr, Namens Knipercroon, dessen Vater schwedischer Resident gewesen, hat mir erzählt, wie der Zaar in seiner Jugend selbst von Räubern angefallen worden. Peter besuchte diesen Herrn oft in seinem Hause, und bezeigte dessen Familie viele Achtung und Wohlwollen. Eines Abends wollte er gleichfalls einen solchen Besuch abstatten. Er hatte nur zwei Bediente bei sich, der eine ritt vor, der andere hinter seinem Schlitten. Da begegneten ihm acht Räuber auf einem einzigen Schlitten, die den seinigen mit einem eisernen Haken fest hielten. Der junge, muthige, starke Zaar sprang heraus, ergriff einen der Räuber bei den Haaren und riß ihn aus den Schlitten, schleppte ihn auch bis zu der nahen Wohnung des Residenten, wo er, von Schweiß triefend, zum großen Erstaunen aller Anwesenden hereintrat, den Kerl immer noch bei den Haaren haltend.

Sogleich ließ er die Thüren verschließen, damit kein Bedienter das Haus verlassen könnte, bevor er den Böswicht examinirte. Als der Mensch hörte, es sei der Zaar selbst, den sie angreifen wollen, erstarrte er vor Schrecken, und bat nur, ihn gleich hinzurichten, ohne ihn erst auf die Tortur zu legen. Peter versprach es ihm, wenn er seine Mitschuldigen zuvor anzeige. Das wollte er nicht, wenn ihn der Zaar nicht gänzlich begnadigte und ihm sogar eine Belohnung zusagte. Auch das geschah, und nun machte er sich sogleich mit einem Detaschement Soldaten auf den Weg. Als sie den Sammelplatz der Räuber erreichten, ein öde stehendes Haus, so klopfte der Gefan-

gene an, und forderte Einlaß. Man erkannte seine Stimme, die Thür wurde geöffnet. Alsobald drangen die Soldaten hinein, und ergriffen nicht blos die sieben Mitschuldigen, sondern noch dreizehn andere, die gleichfalls zu der Bande gehörten, und die sämmtlich hingerichtet wurden.

Ein anderesmal wurde der Zaar wiederum auf dem Wege nach Novogorod (zwischen Moskau und Petersburg) attakirt, als er nicht mehr als vier Begleiter bei sich hatte. Es geschah fast vor den Thoren, durch eine Bande Rosboiniks. Peter warf sich auch diesmal aus dem Schlitten, ging auf sie los, mit der Pistole in der einen und den bloßen Degen in der andern Hand und sagte: »Ich bin der Zaar, was wollt ihr?«

Sie versetzten, sie wären arme Teufel in der höchsten Noth, und da er ihr Herr und Meister sei, so könnte er ihnen auch leichter helfen, als irgend sonst Jemand. — »Ich habe kein Geld bei mir,« erwiederte Peter.

Wenn Ihr auch dessen gehabt hättet, sagten sie, »so würden wir doch keins von Euch genommen haben; wir bitten Euch nur um eine Anweisung auf die Regierung zu Novogorod, auf so viel als Ihr uns geben wollt. Doch werdet Ihr die Gnade haben, die Summe stark genug einzurichten, um unser Elend zu mildern.« —

»Sind tausend Rubel genug?« fragte der Zaar. Die Kerls waren damit zufrieden, und Peter schrieb auf der Stelle eine Anweisung an den Gouverneur, die einer von der Bande in die Stadt trug, während die Uebrigen den

Zaar bewachten. Der Abgeschickte kam bald mit dem Gelde zurück, und nun zwangen die Räuber den Zaar, nach Tiar zurück zu kehren, ließen sich auch sein Wort geben, daß er sie nicht verfolgen, auch nicht die mindeste Nachforschung nach ihnen anstellen wolle. Dagegen versprachen sie ihm, ihr Leben zu bessern, und künftig seine ruhigen, getreuen Unterthanen zu sein.

Peter hielt Wort, nahm aber strenge Maßregeln gegen das Raubgesindel überhaupt. Bruce sah an einem einzigen Tage zwölf Kerls an eisernen Haken aufhängen, in welchem Zustande sie acht bis neun Tage lebten. Das half und man konnte bald, bei Tag und Nacht, in Rußland so sicher reisen, als in irgend einem policirten Staate von Europa.

Dieser nämliche Bruce — (denn da seine Memoiren mir einmal in die Hände gefallen, so will ich doch noch ein paar interessante Anekdoten herausziehen) — dieser nämliche Bruce, der 1706 in preußische Dienste trat, erzählt von seiner Hauswirthin folgendes: Ihr erster Mann hieß Niepels, und war Dragonerhauptmann in holländischen Diensten. Sie war die Tochter eines Kaufmanns im Haag, wo er sich in sie verliebte, ihr die Ehe versprach, sie verführte und verließ. Ihr Vater jagte sie aus dem Hause ohne sich an ihre Schwangerschaft zu kehren. Eine Tante hatte Mitleid mit ihr, beherbergte sie bis nach ihrer Niederkunft, gab ihr dann ein Stück Geld, und ließ sie laufen.

Mit diesem Gelde verschaffte sie sich Mannskleider,

sagte Niemanden ein Wort von ihrem Vorhaben, kaufte ein Pferd, ritt bei Nacht und Nebel davon, kam in die Garnisonstadt ihres Treulosen, und ließ sich als Volontair unter demselben Regimente aufnehmen. Sie diente wirklich eine Zeit lang, und Niepels sagte ihr bisweilen, sie habe sehr viele Aehnlichkeit mit einer seiner alten Geliebten. Daß der Herr Volontair diese Geliebte wirklich sei, kam ihm gar nicht in den Sinn.

Gegen Ende des Feldzugs erfuhr Niepels den Tod seines Vaters, und nahm seinen Abschied, um die Erbschaft anzutreten. Nun, meinte das heroische Mädchen, sei es Zeit, die Larve abzuziehen. Sie kleidete sich wieder, wie es ihrem Geschlechte ziemt, folgte ihrem Verführer nach Mastricht, fand Mittel, sich in dessen Wohnung einzuschleichen, hielt sich da verborgen bis Jedermann schlief, und trat dann mit dem Licht in einer, dem Dolch in der andern Hand, plötzlich vor sein Bett. Erschrocken rieb er sich die Augen und fragte, was sie wolle?

Sie erinnerte ihn an seinem Versprechen und forderte dessen Erfüllung. Vermuthlich schien es ihm allzu schimpflich, auf diese Weise zu einer Heirath gezwungen zu werden; er schlug ihr Begehren kaltblütig ab, und rief nach seinem Bedienten. Doch ehe dieser erscheinen konnte, stieß sie ihm den Dolch in die Brust. Er wehrte sich mit Händen und Füßen, allein sie verwundete ihn noch an mehreren Stellen. Die Bedienten stürzten herbei, und fanden ihren Herrn in seinem Blute. Man schickte sogleich nach der Wache, um sich der Thäterin zu versichern, die je-

doch keineswegs zu entweichen versuchte, sondern dem Schwerverwundeten seine Treulosigkeit noch immer bitter vorwarf. Er selbst bat sie vergebens sich zu retten, weil er fühle, daß er nicht davon kommen werde. Die Wache erschien und wollte sie in's Gefängniß führen. Jetzt bat der Hauptmann selbst, sie bei ihm zu lassen. Er verlangte einen Beichtvater, dem er bekannte, das junge Frauenzimmer schändlich betrogen zu haben. Der Priester vermählte sie mit einander. Der Wundarzt erklärte, keine der Wunden sei tödtlich. Seine Gattin war nun mit der zärtlichsten Sorgfalt um ihn beschäftigt, und er wurde glücklich geheilt.

Trotz dieser gewaltsamen Hochzeit lebten die beiden Dragoner sehr glücklich mit einander, allein Nievels, der arme Teufel, schien nun einmal für ein trauriges Schicksal bestimmt zu sein. Eines Tages besuchte er mit seiner Frau ein Zeughaus, wo allerlei alte Waffen aufbewahrt wurden. Eine Dame von ihrer Bekanntschaft, die mit ihnen war, nahm scherzend eine verrostete Pistole, zielte auf den Hauptmann, und sagte lachend: Es sei im Rath der Götter beschlossen, daß er von der Hand eines Weibes sterben sollte. Mit diesen Worten drückte sie los, und — zerschmetterte ihm richtig das Gehirn. Seine Witwe tröstete sich bald, und nahm einen andern.

1708 war Bruce mit seinem Regiment in Flandern. Bei der Belagerung von Lille empfing der Prinz Eugen einen Brief von unbekannter Hand. Er riß das Couvert ein wenig hastig herunter, ein fettiges Papier fiel auf die

Franz. Auf daß wir morgen fröhlich rufen: es war kein Traum einer schönen Sommernacht! (beyde ab.)

Zweyte Scene.

Ottilie allein.

Einen Plan nannte es mein Bruder? — nein, das Herz weiß nichts von solchen Kunstgriffen. — Er komme — er finde mich unvorbereitet — weg mit jeder studirten Wendung! — ich habe die Waffen der Natur, sie gab dem Kinde Thränen gegen den Zorn der Eltern. — Was Angst und Liebe, Bewußtseyn meiner Schuld und Reue mir einhauchen — (der Verwalter erscheint im Hintergrunde der Bühne) Da ist er — (sie zittert und hält sich an einen Baum) O weh mir! daß ich bey meines Vaters Erscheinung zittern muß!

Dritte Scene.

Ottilie und der Verwalter.

Verw. Camillo! bist du noch hier? — was ist das? ein Frauenzimmer? und ganz allein?

Ott.

Erde. Sein Adjutant hob es schnell auf, roch daran, und wurde plötzlich von einen Schwindel überfallen; man mußte Aerzte herbei rufen. Das war dem Prinzen auffallend. Er ließ das Papier einem Hunde um den Hals binden, der, trotz angewandten Gegengiftes, in vier und zwanzig Stunden starb. Als die Offiziere den Prinzen glücklich priesen, der Gefahr entronnen zu sein, antwortete er: »Ich habe schon mehr dergleichen Briefe erhalten.“ (Die Kunst, Briefe zu vergiften, scheint heutzutage ganz verloren gegangen zu sein, obgleich nie mehr Veranlassung dazu vorhanden war.)

Bei einem Rückzuge der Russen (im Kriege mit den Türken 1711) widerfuhr dem Obersten Pitt das Unglück, seine Gattin und seine Tochter zu verlieren. Ein Rad an ihrem Wagen war zerbrochen, wodurch sie von der Arriergarde getrennt wurden. Ein Haufe Tataren überfiel sie und schleppte sie fort. Pitt wandte sich an den Großvezier, der strenge nachforschen ließ, allein vergebens. Der Oberst erfuhr endlich, daß man sie nach Konstantinopel gebracht und dem Großsultan vorgestellt habe. Er verschaffte sich einen Paß und eilte nach Konstantinopel, man kann denken, mit welchem klopfenden Herzen. Dort machte er Bekanntschaft mit einem jüdischen Arzt, der das Serail bediente. Von diesem erfuhr er, daß allerdings seit Kurzem zwei Damen, die er beschrieb, dem Sultan überliefert worden wären, aber daß ein Frauenzimmer, wenn es einmal im Serail des Großherrn sei, dasselbe nie wieder verlassen dürfe. Pitt wandte alles Mögliche an, um wenigstens

seine Frau wieder zu haben, wenn er auch die Tochter ihrem Schicksal überlassen müßte. Nichts gelang. Ja, er wurde endlich gar eingesperrt, und erhielt nur mit vieler Müde, durch Vermittlung eines Gesandten, seine Freiheit wieder.

In der Folge sagte ihm derselbe Jude (vielleicht aus Mitleid) seine Frau und Tochter wären an der Pest gestorben, und Pitt verließ trostlos die Türkei. — Es ist nicht zu läugnen, daß sein Schicksal entsetzlich hart war, da er seine Gattin sehr zärtlich zu lieben schien; allein man muß auch bekennen, daß er ein Thor war, mit seiner ganzen Familie gegen die Türken zu Felde zu ziehen.

Historische Glaubwürdigkeit.

Im Jahre 1574 schrieb ein gewisser Charles de la Ruelle ein kleines Werk: Succinctes adversaires contre l'histoire et les professeurs d'icelle, worin er (leider mit Recht) behauptet, daß in unsern besten, und für die wahrhaftest geachteten Geschichtsbüchern nicht das mindeste Zuverlässige sei.

Troja, sagt er, ist nie erobert worden, Aeneas nie nach Italien gekommen. Die Ruinen von Troja, die man noch heutzutage sieht, sind die Trümmer einer, durch den Prokonsul Fimbria, während der Kriege des Sylla und Marius, zerstörten Stadt. Die Enthaltsamkeit des Scipio ist nur Fabel; er vermählte seine gefangene Spanierin

nicht eher mit ihrem Geliebten, bis er die größten Gefälligkeiten von ihr gefordert hatte.

Welchen Glauben soll man Geschichtschreibern beimessen, die, wie Prokopius in der Geschichte des Justinian, sich widersprechen? An einer Stelle erhebt er den Kaiser und die Kaiserin Theodora bis in den Himmel, an einer andern sagt er: Justinian sei ein Schwachkopf gewesen, und Theodora eine schamlose Buhlerin.

Wie parteiisch sind nicht die Geschichtschreiber, besonders in den Zeiten öffentlicher Unruhen. Wer sieht nicht, daß Livius ein Partisan des Pompejus, Dio Cassius ein Partisan des Cäsar war? —

Vellejus Paterculus, der unter Tiber lebte, rühmt den Sejan gewaltig, von dem Tacitus so viel Böses sagt. Polybius, sonst ein sehr achtungswerther Schriftsteller, verkleinert aus Neid den Plutarch, so viel er nur immer kann, und doch war Plutarch, so gut als Polybius, ein scharfsinniger Geschichtschreiber und großer Philosoph. — Paul Emil von Verona, dem Ludwig XII. die Geschichte Frankreichs zu schreiben übertrug, schmeichelte blos dem Könige und der Nation, von welchen er Wohlthaten empfing oder erwartete.

Arrand du Ferron, der Paul Emil's Werk fortsetzen sollte, bekennt naiv, er habe eine Menge Augenzeugen der Schlacht bei Pavia befragt, die meisten hätten sich widersprochen, und er habe vier ganz verschiedene Relationen davon in den Händen, die eine von den Franzosen, die andere von den Spaniern, die dritte von den Italienern, die

vierte von den Deutſchen. (Lieber Gott! das könnte dem guten du Ferron noch täglich widerfahren.)

Sarius erzählt, Karl V. habe ſich einſt ſeine eigene Geſchichte von dem wohlpenſionirten Hiſtoriographen Sleidanus vorleſen laſſen, und als er gehört, wie künſtlich der Schmeichler ſeine Fehler verſteckt hatte, habe er ſich nicht enthalten können, auszurufen: O quam mentitur nebulo! (Ach, der Schelm! wie er lügt!)

Tacitus — ſagt Bodin in ſeinem ſchönen Werke über die Kenntniß der Geſchichte — Tacitus war ohne Zweifel ein tiefer Politiker, ein feiner Mann, der nichts ohne geheime Abſicht that. Man wird es nur zu ſehr gewahr, an der Art, wie er die Geſchichte ſeiner Zeit (unter Tiber) geſchrieben. Er leiht dieſem Fürſten, dem Auguſtus, der Livia, dem Sejan, und ſelbſt dem albernen Claudius oft ſo weit hergeholte Motive, eine ſo geſchickte Handlungsweiſe, daß der Leſer nicht umhin kann zu fühlen, er habe die Begebenheiten nach ſeinem eigenen Charakter gemodelt, und den handelnden Perſonen ſeine Art zu denken beigelegt. — Wenn das am grünen Holz, vom allverehrten Tacitus, geſchieht, was darf man von dem dürren Holz unſerer Tage erwarten?

Der Geizhals.

(Eine Scene aus einem engliſchen Roman.)

Cecile war eine Waiſe, deren großes Vermögen von zwei Vormündern verwaltet wurde, der eine ein gutmüthi-

ger Verschwender, der andere ein hartherziger Geizhals. Den Ersten liebte Cecile, den Andern haßte sie.

Einst hatte jener eine Ehrenschuld abzutragen, wußte nicht wo er das Geld hernehmen sollte, und war sehr traurig. Cecile wünschte ihm zu helfen, und begab sich deswegen zu seinem Kollegen, dem Herrn Rattenbiß, um die erforderliche Summe ihm abzuschwatzen. Sie kommt in dessen Wohnung, sie hört, er sei krank. Aber sie hat ein wichtiges Geschäft mit ihm abzuthun? — Vergebens, er läßt ihr sagen, sie möge die künftige Woche wiederkommen. So lange kann sie unmöglich warten. Sie entschließt sich, ihre Bitte schriftlich anzubringen, und fordert Tinte, Feder und Papier. Der alte, zerlumpte Bediente gafft sie mit großen Augen an, und entfernt sich schweigend. Es ist Winter. Kein Feuer im Kamin. Sie haucht in die Hände. Endlich kommt der Kerl zurück, bringt ihr eine abgenutzte Feder und ein wenig Tinte auf einer zerbrochenen Untertasse.

»Mein Herr läßt bitten,« sagt er, »sparsam mit der Tinte umzugehen. Denn wir haben sonst keine, und ich muß des Herrn Schuh noch einige Wochen lang damit schwärzen.

»So gib mir ein Blatt Papier,« sagte Cecile. —

„Geben?" erwiederte der alte Griesgram, »von Geben ist hier im Hause nie die Rede. Aber auch das Leihen wird schwer halten." — Er ging und kam zurück mit einem Stück von einer Schiefertafel und einem Bleistift. »Mamsell soll nur darauf schreiben,« sagt mein Herr, »denn sie würde ihm wohl nicht viel zu sagen haben."

Cecile nimmt lächelnd die Schiefertafel, aber der Bleistift ist sehr stumpf; sie fordert ein Federmesser, um ihn zuzuspitzen. Der Bediente bringt eins, bittet aber um Gotteswillen, es dem Herrn nicht zu verrathen, denn es werde höchstens jährlich Einmal gebraucht. — Cecile schrieb nun auf die Schiefertafel, sie brauche hundert Guineen. Der zerlumpte Kerl trug die Tafel hinein, kam schnell zurück, und sagte, sein Herr verstehe durchaus ganz und gar nicht, was sie wolle. Cecile wurde empfindlich, erklärte, sie fordere nichts als ihr eigenes Geld, und werde nicht von der Stelle gehen, bis sie eine vernünftige Antwort erhalte. Der Unterhändler ging ab und zu.

»Der Herr ist gewaltig erschrocken,« sagte er, »nun wird er selbst kommen; er kleidet sich eben an.«

»Wozu das? er mag immerhin im Schlafrock bleiben.«

»Nun ja, den Schlafrock muß er doch erst anziehen.« — »Lag er denn zu Bette?« — »Nein.«

»Geht er denn nackend in seinem Zimmer auf und nieder?« — »Allerdings. Er meint, die Haut nütze sich am wenigsten ab.« — Jetzt trat Herr Rattenbiß herein. Was der Bediente einen Schlafrock genannt hatte, war eigentlich eine zusammengeflickte Lappensammlung. Auf dem Kopfe trug er eine baumwollene Mütze, die durch Fett nach und nach zu Leder geworden war. Er empfing sein schönes Mündel in der übelsten Laune, die noch um ein Ansehnliches vermehrt wurde, als er die Abschnitzel von seinem Bleistift auf der Erde erblickte.

»Darf man fragen,« murrte er in den langen schmu-

zigen Bart, »wozu Sie die ungeheure Summe von hundert Guineen brauchen wollen?" — Cecile, die den ohnehin übel bei ihm angeschriebenen Kollegen nicht verrathen mochte, gab vor, sie habe eine Buchhändler-Rechnung zu bezahlen. Das brachte ihn vollends in Wuth. »Geld für Bücher! hundert Guineen für Bücher! Konnten Sie nicht aus meiner Bibliothek leihen?"

»Ich wußte nicht, daß Sie eine Bibliothek haben."

»Mein Gott, ich besitze einen ganzen Band Predigten, es fehlen blos in der Mitte einige Bogen, die ich voriges Jahr in dem harten Winter vor ein zerbrochenes Fenster geklebt habe. Aber auch die sind noch lesbar."

Cecile dankte für das gütige Anerbieten, versprach in Zukunft Gebrauch davon zu machen, bat aber für jetzt um Befriedigung, und als Herr Rattenbiß ihr rund heraus erklärte, sie werde keinen Heller von ihm erhalten; der Buchhändler müsse die Bücher zurücknehmen, weil sie noch minderjährig sei; da entrüstete sie sich, drohte mit Nachrechnungen, zwang ihn geschmeidiger zu werden. Seufzend holte er einen Geldsack herbei und fing an zu zählen. Bis zehn brummte er, bis zwanzig fluchte er, bis dreißig weinte er, bis vierzig schluchzte er; als fünfzig voll waren, bekam er einen Krampf in die Finger, bei sechzig und siebzig stieg ihm der Krampf in den Hals, bei achtzig und neunzig verdrehte er die Augen, bei hundert rührte ihn der Schlag; er starb mit dem letzten Goldstück zwischen den Fingern und hielt es so fest, daß Cecile ihn damit begraben ließ.

Ein Opfer der Mutterliebe.

Bei dem fürchterlichen Erdbeben von Messina, im Jahre 1783, ereignete sich folgende tragische Begebenheit. Die Marquise Spapara, eine Französin von Geburt — (die Liebe hatte sie aus der Provence nach Sicilien versetzt) — wurde ohnmächtig, als die Erde stark zu beben begann. Ihr Gemahl faßte sie in seine Arme und trug sie mit vieler Mühe bis zum Hafen, wo er sie niederlegte und forteilte, um eine Barke zu suchen, die er um jeden Preis miethen, und sich mit dem Kostbarsten, was er gerettet, seiner Gattin, einschiffen wollte. Indessen erwachte diese aus der Ohnmacht und ihr erster Gedanke war ihr vergessenes Kind. Plötzlich schienen alle ihre Kräfte nicht nur zurückgekehrt, sondern verdoppelt. Sie flog nach ihrer Wohnung, sie drängte sich durch die dichten Volkshaufen, die mit ihren Habseligkeiten beladen ihr überall entgegen strömten; sie scheute nicht die Häuser, die links und rechts neben ihr in Trümmer zusammen stürzten. Immer nur vorwärts, den Blick auf ihre eigene Wohnung geheftet, mit der Todesangst im Busen, daß ihr Auge sie nicht mehr finden werde. Endlich erreicht sie die Straße — Jesus Maria sei gelobt! das Haus steht noch. — Sie kriecht hinein, die Treppe hinauf, das Kind schlummert ruhig in der Wiege. Sie reißt es heraus, drückt es fest in ihre Arme und will zurück — ha! da kracht die Treppe und verschwindet vor ihren Füßen — der Rückweg ist ihr abgeschnitten — sie flieht von Zimmer zu Zimmer — jedesmal stürzt das letzte, wel-

ches sie verläßt, hinter ihr zusammen. Fast wahnsinnig erscheint sie jetzt auf einem Balkon, ihre letzte Zuflucht — sie hält ihr Kind hoch in die Höhe, kreischt den Vorübergehenden zu und fleht um Rettung — wenigstens für das Kind. Umsonst! wer hatte jetzt Augen und Ohren für fremde Gefahr? Jeder zitterte für sich selbst und eilte vorbei. Jetzt schlugen die Flammen hinter ihr aus den Trümmern — sie sank mit dem Kinde hinab in demselben Augenblicke, als ihr Gatte, der sie zu spät vermißt hatte, in Verzweiflung herbei rann, um ein ohnmächtiger Zeuge des gräßlichen Schauspiels zu werden.

Als die Schrecknisse dieses Tages vorüber waren, beklagte Jedermann das Schicksal der liebenswürdigen Marquise Spapara, und Niemand gedachte des weit unglücklicheren Gatten. Furchtbar war der Todeskampf der Mutter, doch er währte nur Minuten. Wer aber vermöchte das Elend der Jahre zu beschreiben, in welchem der Gatte seine Rettung verfluchte!

Die edle Obstkrämerin.

Wenn die Erzählung von dem Opfertode einer Mutter die Herzen der gefühlvollen Leserinnen zerrissen hat, so wird die folgende Erzählung — deren Heldin auch eine edle Mutter, wenn gleich nur eine Obstverkäuferin ist — ihre Herzen sanft bewegen.

Frau Menthe hatte vor fünf und zwanzig Jahren ihre kleine Obſtbude am Eingang des Louvre aufgeſchlagen. Sie war Mutter von achtzehn Kindern, deren noch zehn lebten. Ihr Mann, ſchon zwei und ſechzig Jahre alt, war Miethskutſcher, und dieſer geringe Erwerb, vereint mit dem, was ihr kleiner Kram abwarf, nährte die zahlreiche Familie. Man kann leicht denken, daß ſie nicht im Ueberfluß ſchwamm.

Frau Menthe hatte auch eine Schweſter mit fünf Kindern, die durch eine ausſchweifende Lebensart etwas Vermögen geſammelt hatte. Drei von den Kindern waren ſchon geſtorben; das vierte folgte den Fußtapfen ſeiner Mutter und wurde eingeſperrt. Nur das fünfte war noch übrig, als die Mutter in eine ſchwere Krankheit fiel, und auf dem Todbette eine wohlhabende Bäckersfrau zu ihrer einzigen Erbin einſetzte; vermuthlich weil ihre wackere Schweſter ſie oft vergebens ermahnt hatte, ihr zügelloſes Leben zu beſſern.

Freilich hätte Frau Menthe gern ihrer eigenen dürftigen Familie die Erbſchaft zugewandt. Sie glaubte, als die einzige Schweſter der Verſtorbenen, ein unſtreitiges Recht darauf zu haben, und ging deshalb zu einem Advokaten, dem ſie die Sache vorlegte. Von dieſem hörte ſie aber, daß gegen das ungerechte Teſtament nichts, gar nichts zu machen ſei. Sie hielt in dieſem Augenblicke die nachgebliebene Waiſe, ein Kind von fünf Jahren, bei der Hand. »Nun wohl,« ſagte ſie bewegt, indem ſie das Kind umarmte, »ſo nehme ich wenigſtens das arme kleine Ge-

Ott. Herr Wacker —

Verw. Frau Gräfin — wie kommen Sie hieher?

Ott. Ihr Sohn —

Verw. Er sprach von einer Zusammenkunft —

Ott. Die nicht Statt gehabt.

Verw. Desto besser!

Ott. Meine Schwägerin blieb bey ihrem Vater.

Verw. Das war brav. Nicht alle Väter haben solche Töchter.

Ott. Die Gefahren einer pflichtwidrigen Neigung —

Verw. O ich kenne sie, aber ich spreche nicht gerne davon.

Ott. (bey Seite) Gott! meine Zunge ist gelähmt!

Verw. Wo blieb mein Sohn?

Ott. Er ist nicht weit.

Verw. Ich will nicht hoffen, daß er Sie etwa hier zurückließ, um mir seine Abreise anzukündigen?

Ott.

schöpf zu mir. Diese Erbschaft wird man mir nicht streitig machen. Ich kenne die harte Bäckersfrau, sie würde den armen Wurm in's Hospital schicken, und ich kann mich nicht entschließen, das Kind meiner einzigen Schwester seinem Schicksal zu überlassen."

Der erstaunte Advokat stellte ihr vor, daß sie selbst zehn Kinder zu ernähren habe. »Wie?" sagte sie mit edlem Unwillen, »dies hilflose Geschöpf hat nicht begehrt, auf die Welt zu kommen; so muß es denn wohl ernährt werden, und Gott wird mir beistehen." — Damit ging sie fort und die Waise war von diesem Augenblicke an ihr eigenes Kind; ob sie gleich selbst das neunzehnte Kind in ihrem Schooße trug.

Diese edle Handlung blieb nicht verborgen. Am 22. Februar 1783 gab die Freimaurer-Loge de la Candeur zu Paris ein herrliches Fest, an dem mehr als hundert vierzig Personen beiderlei Geschlechts Theil nahmen. Nach den gewöhnlichen Ceremonien rollte ein Vorhang im Hintergrunde des Saales auf, und man erblickte auf einem reich verzierten Throne die edle Obstverkäuferin, umgeben von ihren zehn Kindern, das eilfte angenommene zu ihren Füßen. Die ganze Familie war auf Kosten der Loge neu gekleidet.

Der Marquis von X, Meister vom Stuhl, trat auf und erzählte mit einfachen, aber um so rührendern Worten die schöne That des braven Weibes. Drei Damen vom ersten Range näherten sich ihr; die Erste setzte ihr eine Bür-

gekrone auf das Haupt; die Zweite überreichte ihr eine Goldbörse, die Dritte einen Korb mit Kinderzeug für das neunzehnte Kind, welches sie erwartete. Hierauf nahm die Loge feierlich die kleine Waise an Kindesstatt an und verbürgte sich für deren Erziehung und Versorgung. Frau Menthe suchte ihre edle Scham zu verbergen. Alle Umstehenden vergossen süße Thränen.

Ein guter Rath.

Es gab vor alten Zeiten eine Sekte — man nannte deren Anhänger Pattaloringi, Tascodrugi — ihrer wird ausdrücklich im Codex Theodosianus im zehnten Gesetz, von den Ketzern, erwähnt, und ihre Versammlungen werden streng verboten. Dieses Verbot wird in unserm neuesten Codex schwerlich wiederholt werden, denn die Pattaloringi thaten nichts weiter als — schweigen, und das ist heutzutage eine Kunst, die nicht genug geübt werden kann. Es mag auch schon damals Dinge gegeben haben, bei welchen das Schweigen einem ehrlichen Manne außerordentlich schwer wurde, allein die Tascodrugi kamen einem solchen großmüthig zu Hilfe und legten ihm eine Art von Knebel in den Mund. Das jetzt regierende Oberhaupt der Tascodrugi ist der Tod, der im Nothfall mit einer geladenen Flinte bereit steht, die das Schweigen noch sicherer bewirkt als ein Knebel. — Aber der gute Rath? wo bleibt er? — Je nun, er versteht sich von selbst. Jedermann eile,

ohne Furcht vor dem Codex Theodosianus, in die Liste der Pattaloringi sich einschreiben zu lassen, damit ihm nicht etwa ein Linguarium zu Theil wird, ein Ding, von dem Seneca (de benef. c. 36.) spricht, als von einer Art von Kapsel für geschwätzige Zungen; oder damit er nicht einem Silentiarius in die Hände fällt, ein Hofbeamter, der in den kaiserlichen Palästen darauf sehen mußte, daß die Leute das Maul hielten, es mochte auch geschehen, was da wollte. (Wer mehr über diesen Gegenstand zu lesen wünscht, der verschaffe sich ein italienisches Werk über die Beobachtung des Schweigens bei den Alten, welches für die etruscische Akademie von Contonu geschrieben und 1782 in Neapel gedruckt worden.)

Mittel gegen die Liebe.

„Ein arroganter Titel?" — Ja, wahrhaftig! allein der Herausgeber ist unschuldig daran. Es hat in allem Ernst einen Arzt gegeben, der in allem Ernst ein Buch unter folgendem Titel geschrieben: »Von der Leidenschaft der Liebe, ihren Ursachen und den Mitteln, sie zu heilen, indem man sie als eine Krankheit betrachtet." Der Mann ist ein Engländer, bezeichnet sich aber nur durch die Buchstaben M. F., vermuthlich weil er seiner Sache nicht recht gewiß ist.

Von Alters her haben die Dichter viel Gutes und viel Böses von der Liebe gesagt; die Moralisten nur das letztere. Beide haben den Menschen nichts weiter geliefert, als

ſchlechte Verſe und unnütze Moral. Herr M. F. hat ſich einen ganz neuen Weg gebahnt; er iſt weder Dichter noch Philoſoph, ſondern Arzt, und betrachtet die Liebe blos als eine Krankheit. Das iſt pikant, aber es klingt ein wenig traurig. Indeſſen ſind doch weder die Gedanken noch der Stil des engliſchen Herrn Doktors ſo düſter, als man vermuthen ſollte, ja er ſcheint gar nicht übel diſponirt, ſelbſt krank zu werden, vielleicht um die Wirkſamkeit ſeiner Mittel an ſich ſelbſt zu verſuchen. Die Damen dürfen alſo nicht vor ihm erſchrecken. Sie mögen ihn gefällig anhören. Nachher haben ſie immer noch die Wahl, ob ſie ſich lieber an die Krankheit oder an die Arzenei halten wollen. Faſt befürchte ich, es werde dem Herrn M. F. gehen wie den Reliquien jenes Heiligen, die überall, wo ſie durchpaſſirten, Gichtbrüchige heilten. Ein paar ſolche arme Teufel, die von ihrer Gicht lebten, machten ſich aus dem Staube, um nicht wider Willen geheilt zu werden. So gibt es auch Liebeskranke, die gar nicht geheilt ſein wollen.

Herr M. F. beginnt mit einem Kampfe gegen die Meinung: daß Aehnlichkeit die Mutter der Liebe und Freundſchaft ſei. Er verſpottet dieſe Meinung, weil ſonſt ein häßlicher Mann ſich auch immer in eine häßliche Frau verlieben müßte. Allein da iſt er in einen großen Irrthum verfallen, denn es iſt wohl noch Niemanden in den Sinn gekommen, jene Aehnlichkeit als ein phyſiſches Anziehungsmittel darzuſtellen, und etwa zu behaupten, daß ein Kahlkopf am liebſten eine kahlköpfige Schöne wähle; ſondern man hat blos von der moraliſchen Aehnlichkeit der

Denkungsart und Neigungen geſprochen. Folglich hätte er das Brechen dieſer Lanze ſich erſparen können, ſammt allen Beiſpielen, die er anführt, unter andern von Perſonen, die eine außerordentliche Neigung auf Thiere geworfen haben. Er erinnert uns bei der Gelegenheit an eine Stelle im Homer, die man nicht ohne Betrübniß wiederholen kann. Die treue, zärtliche Andromache nämlich, dieſe troſtloſe Witwe, welcher Racine die Worte in den Mund legt:

Ma flamme pour Hector fut jadis allumée;
Avec lui dans sa tombe elle s'eat enfermée.

liebte doch eigentlich die Pferde ihres Gemahls weit mehr, als den Herrn Gemahl ſelbſt.

Nicht in den verſchiedenen Temperamenten, ſagt M. F., muß man den Urſprung der Liebe ſuchen, ſondern einzig im Gehirn. (Dadurch wird freilich unſere poetiſche Mythologie etwas verrückt.) Die Fibern des Gehirns empfangen ſtärker oder ſchwächer den Eindruck der Liebe, und pflanzen ihn, durch die Nerven, bis zum Herzen fort. Es gibt Leute von ſo ſanftem, zärtlichen Charakter, daß ſie alle Menſchen lieben, mit denen ſie umgehen; und wiederum andere, von ſo trockenem, harten Karakter, daß auch die ausgezeichneteſten Verdienſte ſie nicht rühren. Die erſtern (es iſt ſtets M. F., welcher redet) gefallen mir nicht, allein die letztern verabſcheue ich; ſie lieben nur ſich ſelbſt (wie Herr Merkel), den erſten mangelt Klugheit, den letztern Vernunft.

Dann beſtreitet der Verfaſſer Baco's Meinung, der

die Liebe eine niedrige, großen Seelen fremde Leidenschaft nennt, und führt zum Beispiel des Gegentheils den Alcibiades, Demetrius den Eroberer, vorzüglich aber Heinrich den Vierten an, der bei aller seiner Tapferkeit und Großherzigkeit doch immer verliebt war. Er vergleicht ihn mit dem Herkules, der ein Halbgott blieb, ob er gleich Omphalens Spinnrocken abspann. Heinrich der Vierte soll sich einst in einen Bauer verkleidet, und mit einem Bund Stroh auf dem Rücken zu der schönen Gabriele geschlichen haben. (Herr M. F. sagt nicht, unter welchem Vorwand Heinrich der schönen Gabriele ein Bund Stroh brachte.) Ob nun gleich die Liebe mit dem Heldenmuth vereinbar sei, so werde sie doch auch oft die Quelle großer Schwachheiten, wovon abermals Heinrich der Vierte das Beispiel liefert. Denn als, nach der Schlacht von Coutras, Prinz Condé ihm rieth, den Feind zu verfolgen, ging er lieber nach Gascogne, um die Gräfin von Guise zu sehen, und verlor dadurch die Frucht des Sieges.

So wenig Baco in gutem Kredit bei dem Herrn Doktor steht, so wenig auch Barclay, welcher wieder auf der andern Seite zu weit geht, und behauptet: nur große Seelen wären der Liebe fähig. Es ist wahr, sagt dieser Arzt, die Liebe flößt Muth ein, aber nur für solche Unternehmungen, die auf Befriedigung der Liebe abzwecken. Das ist derselbe Fall bei allen andern herrschenden Leidenschaften. Der Habsüchtige, sei er auch von Natur furchtsam, scheut das stürmische Meer nicht, um Gewinnstes willen; der Ehrgeizige zieht in den Krieg, um Ruhms willen.

Nun kommt er auf die Mittel gegen die Liebe, und ereifert sich gegen diejenigen, die es für leicht halten, sie zu kuriren, wenn nur der Kranke kein erbärmlicher Schwachkopf sei. Polican, sagt er, wird von Erasmus ein himmlischer Geist, ein Wunder der Natur genannt, und doch starb er aus unüberwindlicher Liebe zu einem Freudenmädchen. Im hitzigen Fieber ergriff er seine Laute, und sang ein Liedchen auf die Schöne, welches er selbst gedichtet hatte. Beim zweiten Verse hauchte er den Geist aus. — Daß aber ein zärtliches Herz immer in einem geistreichen Menschen wohne, gibt der Herr Doktor auch nicht zu; versichert hingegen, daß er einen unempfindlichen Menschen nie für geistreich halten werde. — Die Heilung der Liebe hält er für möglich, aber schwer. Die natürlichen Mittel scheinen ihm unzureichend; über Aderlässe und Abführungen, die man bisweilen dagegen verordnet habe, machte er sich lustig. Abwesenheit könne nur gegen eine entstehende Leidenschaft wirken, auch wären die Meisten nicht gerade in der Lage, sich entfernen zu können, wenigstens nicht lange genug. Ein drittes Mittel sei: die Aufmerksamkeit auf fremde Gegenstände zu heften. Allein der Verliebte, der das kann, ist nicht mehr verliebt; nicht einmal der Schmerz könne die Leidenschaft der Liebe mildern. Das beweise Karl der Vierte, Herzog von Lothringen, der sich sehr heftig in die Tochter eines Bürgermeisters von Brüssel verliebt hatte. Eines Tages befand er sich mit ihr und der Mutter des schönen Mädchens auf einem Balle. Da er seine Liebe vor Nie-

manden verhehlte, so hat er die Mutter, in Gegenwart der zahlreichen Ballgäste, um Erlaubniß, der Tochter mitten im Saale zwei Worte in's Ohr zu sagen. Die strenge Mutter verweigerte es, da erbot er sich, nur so lange mit der Geliebten zu reden, als er eine glühende Kohle in der Hand halten könne. Das wurde ihm zugestanden um der Seltenheit willen. Er trat zu dem Mädchen, ergriff eine glühende Kohle, und — da sein Herz vermuthlich noch stärker glühte als die Kohle — so dauerte die Unterredung so lange, daß die Mutter weit eher die Geduld verlor, als der Herzog fühlte, daß er sich verbrenne. Verbrannt hatte er sich aber wirklich tüchtig. Doch ist zu vermuthen, daß er, durch diese schmeichelhafte Verachtung des Schmerzes, einen brennenden Funken in die Brust des Mädchens warf.

Der Herr Doktor bestreitet noch mehrere, von Dichtern oder Moralisten vorgeschlagene Mittel, und kommt denn endlich auf das *seinige*. Meine Damen, ich bitte um Aufmerksamkeit.

Vorausgesetzt, daß nicht blos die *Gegenwart* der geliebten Person, sondern auch das *Andenken* an dieselbe die Liebe in uns erweckt und nährt, so muß man das Mittel dagegen in der *Einbildungskraft* suchen. Das heißt: wenn das bloße *Bild* des Gegenstandes Gewalt genug hat, um die Fibern des Gehirns zu bewegen, und Leidenschaft zu erwecken, als ob der Gegenstand wirklich vorhanden wäre; so *kann man diese Bewegung verändern, mildern, schwächen, wenn man schnell durch einen andern Gegenstand, den*

man ſich vorſtellt, eine verſchiedene Leidenſchaft reizt. Zum Exempel: ein Verliebter ſieht jetzt ſein Mädchen und iſt entſetzlich verliebt; aber in dieſem Augenblicke ſchlägt der Donner neben ihm ein, oder ſein Feind geht mit bloßem Degen auf ihn los, ſo bewirket das ganz ſicher eine andere Bewegung in ſeinem Gehirn, wodurch die erſte zerſtreut oder unterdrückt wird; die Fibern des Gehirns theilen es den Nerven des Herzens mit, und Schrecken tritt an die Stelle der Liebe. Folglich ſoll ein Jeder, der ſeine Liebe gern los ſein möchte, ſich irgend einen abſcheulichen Gegenſtand wählen, und dieſen in ſeine Einbildungskraft ſo feſt mit ſeiner Liebe zuſammen ketten, daß er nie die eine ohne den andern ſich vorſtellen kann. Das — meint der Herr Doktor — werde endlich zur Gewohnheit werden, und nach und nach die Liebe gänzlich vernichten.

Ja, das meint der Herr Doktor; ich aber meine es nicht. Denn von dieſem Mittel gilt eben das, was er ſelbſt ſchon weiter oben eingewandt hatte, der Liebhaber nämlich, dem noch Unbefangenheit genug übrig bleibt, um das Bild ſeiner Geliebten mit irgend einem andern Bilde zuſammen zu ſtellen, der hat überhaupt von ſeiner Leidenſchaft wenig zu fürchten.

Ja, wenn blos von der Wolluſt die Rede wäre, dann möchte das vorgeſchlagene Mittel hinreichen, und wird auch in der That ſchon längſt mit Nutzen gebraucht, denn wie Mancher entſchlüpft der Wolluſt, ſo reizend ſie ihm auch vorkommt, blos durch die Vorſtellung der damit verbundenen ſchrecklichen Folgen. Allein die Liebe, dieſe Welt

des Herzens, läßt keine andere Vorstellung zu, als ihre eigene, eben weil sie die ganze Welt, und außer ihr nichts vorhanden ist.

Die Damen — die Repräsentantinnen der Liebe — dürfen daher ganz ruhig sein, Herr M. F. wird durch sein Arcanum die schöne Krankheit nicht heilen, an der wir so gern in ihren Armen sterben.

Ein Versuch über die Geschichte.

(An Essay on history.)

Diesen Gegenstand hat der Engländer Hayley in drei poetischen Episteln an den berühmten Geschichtschreiber Gibbon abgehandelt. Sein Zweck ist, zu zeigen, welch ein außerordentlicher Zusammenfluß von Talenten bei einem vollkommenen Geschichtschreiber Statt finden muß, und daß gewissermaßen keine Eigenschaft des Geistes und Herzens ihm fehlen dürfe.

In der ersten Epistel zeigt er die innige Verbindung der Geschichte mit der Dichtkunst (und zeigt der Nachwelt, daß wir sogar schon in Bülletins die Dichtkunst mit der Geschichte zu verbinden wissen). Die Alten haben diese Materien nur flüchtig berührt, Lucian und Dionys von Halicarnaß ausgenommen.

Dann kommt er auf die Vortheile, welche das Studium der Geschichte gewährt — (Sie bestehen bekanntlich darin: daß ein Gelehrter an seinem Schreibepult sich die Zeit damit

Ott. Nicht doch — er gieng — damit ich Sie ohne Zeugen sprechen könnte.

Verw. Mich? ohne Zeugen?

Ott. Das Schicksal meiner Schwägerin hat so viel Aehnlichkeit mit dem meinigen —

Verw. Mit dem Ihrigen?

Ott. Sie liebt ohne Wissen ihres Vaters —

Verw. Das scheint jezt Sitte unter den Töchtern zu werden.

Ott. Diese Begebenheit hat alle meine Wunden wieder aufgerissen —

Verw. Solche Wunden sollten eigentlich nie zuheilen.

Ott. Ich fühle mehr als jemals das Bedürfniß mich einem Biedermann anzuvertrauen —

Verw. Wenn ich es bin, dem Sie dieses Vertrauen schenken wollen —

Ott. Ja Sie!

Verw. So bitte ich Sie karg damit zu seyn.

Ott. Als Menschenfreund —

Verw. Das bin ich nicht. Aber ich war Ihr Freund. Seit ich Sie zum Erstenmale

sah,

vertreibt, und ein Fürſt auf ſeinem Throne mit keiner Silbe darnach frägt) — und erzählt, mit ziemlich viel poetiſchem Schwulſt, wie dieſes Studium bei den Egyptiern entſtanden. »Die Magie erfand ihre Hieroglyphen, die Prieſter ſammelten die alten Fabeln, und webten daraus den Schleier ihrer Religion; ein glänzendes Gewebe, welches der Aberglaube als einen Gürtel um ſich wand, und die bezauberte Welt anbetend zu ſeinen Füßen erblickte. — In dieſen trügeriſchen Schleier wickelte die Zauberin die zarten Glieder der Geſchichte, die mit ihrer Kinderſtimme nur noch die Fabeln lallen konnte, mit welchen ihre Decke bemalt war. Endlich zog die griechiſche Freiheit die gefangene Nymphe aus den finſtern egyptiſchen Kerkern, zerriß nach und nach den läſtigen Schleier, enthüllte ihre natürlichen Reize, lehrte ſie die Sprache der Wahrheit und Weisheit — lehrte ſie mit großen Zügen die Schlachten malen, durch welche die Griechen unſterblich geworden.«

(Was Schlachten betrifft, ſo möchte die gute Nymphe wohl nie die Sprache der Wahrheit weniger geredet haben, als wenn ſie griechiſche Bülletins ſchrieb. Man vergleiche doch einen Augenblick unſere Zeit mit der damaligen. Selbſt in unſern Tagen — wo nur gebildete Nationen gegen einander auftreten, deren jede ihre Schriftſteller hat — werden dennoch blos die Schlachtberichte einer Nation als wahr angenommen, und tauſend Stimmen, zum Beiſpiel, rufen, ſchreien, wiederholen, daß die Franzoſen die Schlacht bei Eylau gewonnen, ja es wird ſogar auf Leinewand gepinſelt zum ewigen Gedächt-

niß. Wenn solche Irrthümer sich jetzt in die Geschichte schleichen können, wo doch noch hie und da ein besser Unterrichteter laut widerspricht, wie viel mehr bei den Griechen, wo Niemand widersprach, weil, außer ihnen, Niemand zu schreiben verstand. Folglich würden sie auch jeden Widerspruch mit der Bemerkung abgefertigt haben, der Schriftsteller sei von den Persern bestochen worden, allein die Nachwelt hätten sie nicht täuschen können, da hingegen das Monopol der Geschichte (wie heutzutage das Monopol der Zeitungen) sie in den Stand setzte, uns weiß zu machen, was ihnen beliebte.)

Dann schildert Hayley die Fortschritte dieser edlen (herabgewürdigten) Kunst unter den Griechen, und stellt schön gemalte Portraits der berühmtesten römischen und griechischen Geschichtschreiber auf, nur sind die Farben bisweilen etwas grell. So zum Beispiel sagt er vom Herodot: »seine Reize glichen den Reizen der von ihm gefeierten Königin, deren Muth die persische Flotte zu erröthen zwang, und in der Xerxes etwas Uebermenschliches erblickte.« — Ich will mich nicht einmal bei einer rothwerdenden Flotte aufhalten, aber um's Himmelswillen, welche Aehnlichkeit gibt es zwischen Herodot und der Artemisia? — Doch es ist schon der Mühe werth, das poetische Gemälde vom Herodot ganz zu liefern: »Sanft wie das Murmeln eines Baches, dessen klare Wellen durch freundliche Thäler sich schlängeln, fließt üppig sein homerischer Stil; die Musen selbst geben seiner Prosa Wohlklang; und obgleich die blinde Leichtgläubigkeit in dem dicken Nebel,

der von den egyptiſchen Fluren aufſteigt, ſeine Schritte irre leitet, ſo malt er hingegen, entfernt von dieſen Gefilden, durch Vaterlandsliebe befeuert, das ungeſtüme Hereindringen der Perſer, und, von der Fackel der Wahrheit erleuchtet, pflanzt er eine würdige Trophäe der ſpartaniſchen Tapferkeit. Seine entzückten Mitbürger ſtrömen ſcharenweis in das olympiſche Thal, um die ſchmeichelnde Erzählung ihrer Siege zu vernehmen; wackere Krieger, auf ihre Lanzen gelehnt, horchen aufmerkſam den Zaubertönen, und begrüßen jauchzend mit tauſend Stimmen den Herold des vaterländiſchen Ruhms!" — (Zumal da kein Perſer gegenwärtig war, der ihm widerſprechen konnte.)

In demſelben Geſchmack ſind die Portraits von Thucydides, Xenophon, Polybius, Salluſt, Livius und Tacitus gezeichnet. Die Werke des letztern vergleicht Hayley mit der berühmten, verſtümmelten Statue des Michel Angelo. „Finſter, reißend im Lauf, beſeelt von einer heiligen Wuth, überläßt ſich der ſatyriſche Tacitus tiefen Betrachtungen. Sein Auge dringt bis in die geheimſten Falten der Seele, und erſpäht dort den verſteckten Wurm, der an der Blüte nagt. In einem Jahrhundert des Verderbens läßt ſeine Donnerſtimme den kaiſerlichen Uebermuth das Lob der Freiheit hören, und er wagt es, dem Verbrechen eine trotzende Stirn zu zeigen.

Einige Betrachtungen, welche Hayley über den Verfall der Wiſſenſchaften anſtellt, führen ihn auf die Geſchichtſchreiber des orientaliſchen Kaiſerthums, deren letzter Anna Commena, Tochter des Kaiſers Alexis und der

Kaiserin Irene war. Sie blühte gegen das Ende des eilften Jahrhunderts, und schrieb die Geschichte ihres Vaters in fünfzehn Büchern. Da diese Fürstin — ein Phänomen am literarischen Horizont — eben nicht allgemein bekannt ist, so möge auch ihr Portrait, von Hayley gemalt, hier Platz finden.

„Während die Klosternacht mit dicker Finsterniß das zertrümmerte Reich der Geschichte bedeckte; während der verstümmelte Koloß der römischen Größe in den unglücklichen Mauern Konstantins niederstürzte und gleich einem sterbenden Fechter auf die entnervte Faust sich stützte; während der wilde Türke und die rohen Kinder Thor's, gleich neuen Titanen, einen gottlosen Krieg gegen die Künste führten; während die Wissenschaft, ihr Strahlenhaupt verhüllend, flieht, wie Jupiter vor den Giganten; was erblicke ich! eine zweite Minerva, alle Reize und Vorzüge ihres Geschlechts vereinend, schützt den Thron der Wahrheit. Bezeichnet mit dem königlichen Namen der Commenen, wird ihr attisches Gewand von dem Gürtel der Schönheit umschlungen. Schönes Gestirn der Weisheit! dessen herrliches Licht mitten durch die Wolken der schrecklichsten Nacht dringt! Dein Genie, obgleich im Purpur erzogen, zerbrach die Fesseln des Stolzes. Im Forschen nach Weisheit suchtest du Trost gegen das Unglück, welches dein königliches Geschlecht traf; retteteſt du das Andenken an die Tugenden deines Vaters. Dennoch vergaß die Tochter nie die Pflichten des Geschichtschreibers. Lange verbarg die neidische Hand der Vergessenheit das schöne

Werk, deſſen Plan die Tugend entwarf; doch es iſt endlich aus der Dunkelheit hervorgezogen und glänzt nun, ein köſtliches Denkmahl der Talente eines Weibes! Die Muſe der Geſchichte ſtellt dich zu denen, welchen ſie ſelbſt ihren Geiſt einhauchte, und du beſchließeſt die lange Reihe von Schriftſtellern, welche auf dieſem Schauplatze des Ruhmes Lorbeern pflückten." — (Man ſieht, daß, wenn Anna Commena noch lebte, der Verfaſſer ſich wahrſcheinlich in ſie verliebt haben würde.) Doch muß man auch bekennen, daß dieſe Prinzeſſin wohl verdiente, eben ſo zärtliche als heftige Empfindungen einzuflöſſen. Denn nichts iſt intereſſanter, als die Schilderung ihres Charakters und ihrer Leiden, die ſie ſelbſt, in der Vorrede zu ihrer Geſchichte, uns hinterlaſſen hat. Dies koſtbare Ueberbleibſel des Alterthums wurde 1610 zum erſten Male gedruckt.

In der zweiten Epiſtel beſchäftigt ſich Hayley mit den neuern Geſchichtſchreibern. Er decket die Fehler in den Werken der Mönche auf, erkennt aber auch, wie viel wir ihnen verdanken. Dann wirft er einen Blick auf die Ritter- und Romanenzeit, den er aber bald wieder abwendet, um ihn ganz auf die Epoche der Wiedergeburt der Wiſſenſchaften, auf das Jahrhundert Leo des Zehnten, zu heften. Hier nennt er nach einander die berühmteſten Geſchichtſchreiber, welche Italien, Spanien, Portugal, Frankreich und England bis zu unſern Zeiten geliefert haben. (Von Deutſchland ſagt er kein Wort.) Er ſkizzirt die Gemälde von Machiavel, Guichardin, Davila, Fra Paolo, dem Biſchof

Osorius, dem Jesuiten Mariana, dem Präsidenten Thou, Voltaire, Clarendon, Burnet, Rapin, Hume und Lyttleton. Unter allen diesen Namen möchte wohl keiner meine Leser mehr interessiren, als der Name Voltaire. Da, besonders unter uns schwerfälligen Deutschen, Voltaire, als Geschichtschreiber, so oft verhöhnt worden, so ist es seinen Verehrern doppelt angenehm, das Urtheil eines Britten über ihn zu hören.

»Die Natur warf einen freundlichen Blick auf Voltaire; sie gab ihm Kraft und Leichtigkeit; sie wollte, daß er, von Anacreon's Feuer beseelt, mit achtzigjähriger Hand noch in die Leier greifen sollte. Ach! die Töne sind verhallt, die so lange unser Ohr entzückten; der Geschichtschreiber ist erstaunt, der Dichter singt nicht mehr! Ein enger Raum umschließt nun den Mächtigen im Gebiet der Wissenschaften! Unermüdeter Geist! deine lange Laufbahn ist geendigt; weder Ruhm noch Tadel erreichen mehr dein Ohr; doch vergönne mir, deinem Namen den gerechten Tribut zu entrichten; deine Irrthümer zu beklagen, deine Talente zu feiern."

»Du strebtest nach dem Ruhme, den ganzen weiten Ocean der Wissenschaften zu durchschiffen, alle Küsten desselben zu erforschen, und wie oft hast du die köstlichsten Perlen zurückgebracht! wie oft hast du über das stürmische Meer triumphirt! bis endlich dein Schiff, von Stolz und Eitelkeit hin und her geschleudert, an dem Felsen des Unglaubens scheiterte. Doch mögen deine Irrthümer mit dir

begraben sein, und ein unverwelklicher Lorbeer aus deiner Asche empor sprießen. — Rasch wußtest du die Annalen der Welt zu durchlaufen, und, gleich einem geschickten Chemiker, den Geist herauszuziehen. Dein Genie gab der Geschichte den philosophischen Charakter, und erhub sie zum Sachwalter der Menschheit. Du schmücktest ihre ernste Stirn mit Blumen, du nahmst der Rose der Wissenschaft ihre Dornen."

So schief und gesucht auch Manches in diesem Panegyricus sein mag, und so zufrieden unter andern die Ungläubigen lächeln mögen, daß Herr Hayley ihren Unglauben zu einem Felsen macht, da bisher die Moralisten ihn vielmehr mit einem lecken Schifflein verglichen haben — so ist doch nichts wahrer und verdienter, als der Ruhm, den Voltaire durch seine Universalgeschichte erworben. Die Zeiten sind vorbei, wo man so etwas nicht sagen durfte, ohne von Pedanten gesteinigt zu werden.

Hayley wendet sich nunmehr zu den englischen Geschichtschreibern, von welchen ich nur noch Hume's Portrait ausheben will. »Ein brennendes Genie, genährt in der Schule der Sophisterei, aber ein ruhiger Beobachter, mächtig der Kunst, Beifall zu entlocken, die böse Sache mit Kraft zu vertheidigen, und mit einem glänzenden Firniß alle Gegenstände zu überziehen; einen harmonischen Stil mit subtiler Dialektik verbindend; von Fabeln kunstreich überredend, Lügen mit dem Schleier der Mäßigung bedeckend; so wurde Hume der Liebling Aller. Doch schon

wankt der gebrechliche Bau seines Ruhmes unter den wiederholten Streichen der Freiheit."

»Wähne nicht, erhabener Geist, daß diese Hände den Lorbeer von deinem Haupte zu reißen wagen, diese Hände, die, gleich einem Schilde, deine Gruft decken und den Thron der Beredsamkeit auf ihn errichten würden, wenn irgend ein Frevler sich ihr nahte. Aber das Heil der Welt verbindet Jeden zu der harten Nothwendigkeit, den unechten Weisen zu entlarven, dessen treulose Zunge die Freiheit verrieth, nicht achtend ihrer alten ewigen Gesetze. Gleich den betäubenden Säften Asiens, welche die Nerven entkräften, heimlich die Gesundheit untergraben, sind deine Schriften, verführerisch reizend, entnerven die Seele, während sie nur ihre Leiden zu mildern scheinen. Wenn du heuchlerisch gegen den Parteigeist deine Streiche richtest, so fühlen wir unsere Herzen befreit von der Neigung zu hadern, aber auch leer von Vaterlandsliebe. Deine Geschichte, eben so verwegen als deine Metaphysik, fällt in den wüthendsten Skepticismus, der in seinen fantastischen Träumen es wagt, die Tugend eines Hampden, die Muse eines Shakespeare anzutasten." — Man sieht, Herr Hayley tadelt bisweilen eben so schielend, als er schwülstig lobt. Was soll das heißen, daß er, nachdem er Hume kein ehrliches Haar gelassen, doch seine Gruft mit einem Schilde bedecken und den Thron der Beredsamkeit darauf errichten will? — Warum nennt er es eine harte Nothwendigkeit, den unechten Weisen zu entlarven? — Mich dünkt, das sei ein angenehmes Geschäft.

In der dritten Epistel entdeckt der Dichter die Quellen der historischen Gebrechen: Nationalstolz, Eigenliebe, Parteigeist, Schmeichelei, Aberglaube und falsche Philosophie. Diese ganze Epistel ist etwas langweilig, doch es kommen auch schöne, echt poetische Stellen darin vor. So zum Beispiel die Schilderung der Verblendung durch Nationalstolz:

»Alle Gegenstände wollte die Geschichte in Schrecken hüllen, um diesem Stolze zu schmeicheln. Sie wachte nicht mehr, gleich einer Vestalin bei der Lampe der Wahrheit; sie schwang sich auf, gleich einer Zauberin, ließ Donner rollen, Blitze zischen; Blut regnen; erschütterte die Grundpfeiler der Natur; warf einen geheimnißvollen Schleier über die alltäglichsten Begebenheiten; ließ die Welt vor Weissagungen zittern. Auch durch sanftere Mittel wußte ihr schmiegsamer Geist die stolze Leichtgläubigkeit zu berücken. Sie erzählte, welche Götter in fernen Jahrhunderten den ersten Grundstein des Staates gelegt; sie zeigte den Platz, auf welchem ihre Schritte heilige Spuren hinterlassen, und pries die Thaten der göttlichen Stifter. So schritt sie über den Erdboden, gleich dem Rufe, zum Riesen emporwachsend, die ungeheuren Glieder streckend, das Haupt zum Olymp erhebend, und verschwand endlich mitten in der Himmelsklarheit.«

Nun zeichnet der Dichter das Bild des vollkommenen Geschichtschreibers, der freilich unter seiner Feder zum Halbgott wird, und noch geboren werden soll. Aber schön und wahr ist die Stelle — und ein treffliches Memento in

unſern Tagen — wo er ſeinen ganzen Unwillen gegen die feilen Seelen aushaucht, welche die lebenden — oft nur vom Glück beim Schopf ergriffenen — Gewalthaber und Verbrecher, auf Koſten edler Todten preiſen.

»Mögen,« ſo ruft er aus, »mögen feile Sklaven der Lüge und Ungerechtigkeit fröhnen. Um ihre lebendigen Götzen zu erheben, entweihen ſie die Gräber der Todten. Halt ihr Gottloſen! betretet mit Ehrfurcht den Boden, in deſſen Schooße ein tugendhafter Menſch ruht! Ja, die Tugend, ſitzend neben der unverlöſchlichen Fackel der Wahrheit, bewacht, gleich einer Veſtalin, die ihr anvertraute Urne. Empört durch eure feige Keckheit, und bereit die Namen zu rächen, die ihr begeifern wollt, ruft ſie aus der Tiefe: Hinweg, ihr Elenden! die ihr Todte verleumdet, um dem Stolze der Lebenden zu räuchern! Geht! ſchmückt euer ſchmutziges Götzenbild mit den ſchwachen Strahlen der heuchleriſchen Anbetung; aber wähnt nimmer, durch eure knechtiſchen Satyren die Namen eines Cicero, eines Sidney zu beſudeln.«

Der Dichter beſchließt ſein Werk, wie er es angefangen, mit einer Lobeserhebung Gibbon's, der ihm jedoch bei weitem nicht fromm genug iſt. Er drückt dieſen Tadel wirklich ſehr zart aus. »Die Demuth,« ſagt er, »dieſe Tochter der Religion, gleicht dem ſtummen Sohne des Cröſus, der, beim Anblick der Gefahr, welche den Tagen ſeines Vaters drohte, plötzlich die Sprache wieder fand; die Demuth bricht das Schweigen, und, beſeelt von kindlicher Liebe, ruft ſie dir zu: Ehre meine Mutter!« — Dies Bild iſt vielleicht das ſchönſte im ganzen Gedicht,

sah, haben Sie einen Eindruck auf mich gemacht, den ich — aus Mangel eines richtigen Worts — Sympathie nennen will —

Ott. (freudig) Wollte Gott!

Verw. Ihre Gestalt, der Ton Ihrer Stimme, Ihre Sanftmuth, Ihre mütterliche Liebe und eheliche Zärtlichkeit — kurz, Alles, Alles interessirte mich für Sie —

Ott. O! Sie machen mich unaussprechlich froh!

Verw. Als Sie mich heute in einer Sprache anredeten, die — warum soll ich es läugnen? — die mir nicht fremd ist —

Ott. Da flohen Sie mich.

Verw. Ich floh; aber der Ton, mit welchem Sie mich in vaterländische Gefilde zurückzauberten, gesellte sich zu Ihrem Bilde, und kam nicht aus meinem Herzen.

Ott. Möchte er nie daraus weichen!

Verw. Ist das Ihr Ernst, Gräfin, und sehen Sie einigen Werth auf die Achtung eines alten Mannes, so verschweigen Sie mir Ihre Geschichte. Sie würden einen strengen Richter an mir finden.

Ott.

welches übrigens — die allzukühnen Metaphern und den oft unüberſetzbaren Schwulſt abgerechnet — wohl verdient von den Deutſchen näher gekannt zu ſein; zumal in einer Zeit, wo wir keine andern Geſchichtſchreiber haben und haben dürfen, als feile Zeitungsſchreiber, exempli gratia, den Herrn Schlange in Erfurt.

Erlaubte Liſt.

Im Jahre 1780 ſegelte ein, mit Seide und Baumwolle reich beladenes Schiff von Smyrna nach Marſeille. Unterwegs hatte es das Unglück, einem engliſchen Kaper zu begegnen, dem es nicht entwiſchen konnte. Der Kapitän, ein kalter Menſch, der die Geiſtesgegenwart nie verlor, als er ſah, daß jeder Verſuch zur Flucht unnütz ſein würde, ließ ſeine ganze Equipage in den Schiffsraum hinabſtürzen, und Niemanden auf dem Verdeck, als einen verſchmitzten, wohlinſtruirten Raguſaner.

Der Kaper näherte ſich und feuerte eine Kanone ab. Der Raguſaner ließ ein weißes Tuch wehen zum Zeichen der Noth. Jetzt kam der Kaper noch näher, und ſchrie ihm zu, er ſolle die Flagge ſtreichen. »Ach Gott! mein Herr,« antwortete der ſchlaue Italiener, »dazu hab' ich die Kraft nicht mehr. Kommt, nehmt das Schiff. Ich bin nur ein armer Paſſagier. Wir kommen von Smyrna. Der Kapitän und die halbe Mannſchaft ſind an der Peſt geſtorben. Unten im Raume liegen noch ſechs Kranke, Gott weiß, ob

sie noch leben. Ich selbst befinde mich schon gar nicht wohl, und bitte Euch, um Gotteswillen mich zu retten!"

»Geh du zum Teufel!" schrie der Kaper, »ich wollte deinem Schiffe nicht zu nahe kommen, und wenn es alle Schätze Peru's trüge." — »Aber ich bin ja nicht Euer Feind," wimmerte der Ragusaner, »die Franzosen sind Alle todt, oder doch in den letzten Zügen. Laßt mich nicht hilflos!"

Da setzte der Kaper ein Boot aus, ließ ihm an einer langen Stange einige Bouteillen Weinessig reichen, und entfernte sich dann sehr schnell. — Am andern Tage lief das Schiff, auf dessen Verdeck jetzt Alles wimmelte und jubelte, glücklich in Marseille ein.

Neufchatel.

Coxe, in seinen Briefen über die Schweiz, erzählt allerlei von Neufchatel, dessen man sich jetzt wohl erinnern mag. Das kleine Ländchen, noch vor Kurzem Friedrich dem Großen unterthan, ist jetzt ein Steinchen in der Krone Napoleon des Großen. Ob dieses Steinchen seine antike Fassung behalten, weiß ich nicht. Vormals war Neufchatel eine sehr beschränkte Monarchie, eine Regierungsform, die nicht Jedermann gefällt; aber so beschränkt, daß es einem Fremden sehr schwer wurde, die Vorrechte des Fürsten unter der Menge der Volksfreiheiten zu erkennen. Viele der letzteren sind blos auf das alte Herkommen gegründet. Da-

hin gehört unter andern das politische Gesetz: daß der Fürst einzig und allein als in Neufchatel residirend betrachtet und von keinem andern seiner Verhältnisse Notiz genommen wird. Daraus fließt denn auch das Recht jedes Bewohners von Neufchatel, fremde Militärdienste zu nehmen, wo und bei wen er will, wenn der fremde Fürst, unter dessen Fahnen er sich stellt, nur nicht mit seinem Herrn, als Fürsten von Neufchatel, im Kriege begriffen ist. Der König von Preußen konnte mit der ganzen Welt Krieg führen, das ging die guten Leutchen nichts an, sie rührten keine Hand, um einen Degen für ihn zu ziehen, oder sie zogen den Degen auch gegen ihn, wenn sie Lust dazu hatten. Coxe erzählt davon ein Beispiel, welches er aus dem Munde dessen gehört hat, dem die Begebenheit widerfuhr. In der berühmten Schlacht bei Roßbach (wenn anders die Deutschen sich ihrer noch erinnern) wurde ein fremder Offizier in französischen Diensten gefangen. Er hatte sich so brav gehalten, daß der König ihn sehen wollte. Er mußte seinen Namen, sein Vaterland nennen.

»Sie sind mein Unterthan,« sagte Friedrich, »und Sie tragen die Waffen gegen mich?«

»Sire,« antwortete der Offizier, »ich bediene mich blos meiner Rechte als Eingeborner von Neufchatel.«

Der König schrieb sogleich an seinen Residenten nach Neufchatel, und begehrte, man solle dies unschickliche Recht abschaffen. Sein Brief wurde dem Volke vorgetragen. Die drei Gemeinden von Neufchatel, Londeron und Bondry weigerten sich ausdrücklich, diesem Privilegium zu ent-

sagen. Nur Valengin ertheilte allen seinen Landeskindern in französischen Diensten den Befehl, die Armee sogleich zu verlassen, wenn sie nicht ihres Bürgerrechts beraubt sein wollten. Ein Einziger gehorchte. Alle die übrigen blieben, wo sie waren. Die Sache wurde endlich beigelegt, und die Widerspenstigen verloren ihr Bürgerrecht nicht. — Ob das nun noch so ist? —

In Kraft des ersten politischen Grundsatzes; welcher den Fürsten als stets gegenwärtig in seinem Lande darstellt, kann ein abwesender Souverän von Neufchatel sich blos durch den Gouverneur oder den Staatsrath an sein Volk wenden, und auch der Geringste dieses Volkes kann vor keinem Richterstuhl außer Landes gezogen werden. — Ob das nun noch so ist? —

Wir machen bei dieser Gelegenheit noch einen kleinen Absprung nach Basel, und wundern uns mit Coxe über die Basel'sche Uhr, die immer um eine Stunde zu früh geht und zu früh gehen muß. Der Ursprung dieser seltsamen Gewohnheit wird verschieden angegeben. Einige sagen, bei dem berühmten Concilium zu Basel sei, ich weiß nicht wem, viel darauf angekommen, eine Sitzung der Herrn Kardinäle und Bischöfe schnell zu endigen, da habe man den Zeiger an der Uhr vorgeschoben. Andere erzählen von einer Verschwörung; die Stadt sollte um Mitternacht überfallen, und der Magistrat ermordet werden. Kurz vor dem Ausbruch erfuhr ein Bürger das Vorhaben, lief auf den Thurm und ließ die Uhr Eins schlagen. Jeder der Verschwornen, der sich Punkt zwölf Uhr auf dem Sammel-

platz einfinden sollte, stutzte, als er Eins schlagen hörte, meinte, er habe es verschlafen, und schlich wieder nach Hause. Zum Andenken an diese Begebenheit soll nun die Basel'sche Uhr auf ewige Zeiten eine Stunde früher gehen, als alle Uhren in Europa.

Wer weiß denn auch ob es sich so verhält? und ob nicht vielmehr alle Uhren in Europa eine Stunde zu spät gehen? Wenigstens weiß ich manche Länder, wo das noch vor Kurzem der Fall war, und man sagt, daß in Oesterreich die Uhren noch jetzt zu spät gehen sollen. Wo eine solche Gewohnheit einmal eingerissen, da ist sie sehr schwer wieder abzubringen. Den Baslern hat man oft genug vorgeschlagen, eine Reorganisation mit ihrer Uhr vorzunehmen, allein so oft die Sache im großen Rath zum Vortrag kam, wurde jede Neuerung mit großer Stimmen-Mehrheit verworfen; denn das Volk hält auf seine Freiheiten. Vor mehrern Jahren beschlossen einige vernünftige Rathsherren ganz insgeheim, den Zeiger an der Uhr täglich um eine halbe Minute vorzurücken, bis er nach und nach die wahre Zeit andeute. Man hatte auch bereits auf diese Weise drei Viertelstunden gewonnen, als durch einen Zufall das abscheuliche Komplot entdeckt wurde. Sogleich gerieth ganz Basel in Aufruhr, und es mußte beim Alten bleiben. — So gab es vor dreißig Jahren einen gefährlichen Neuerer, der in einem Dorfe des Bisthums Speier die öffentliche Ruhe störte. Die Schulknaben hatten, seit undenklichen Zeiten, in diesem Dorfe, bei Erlernung des Alphabets, das Ypsilon gleich hinter das i gesetzt. Der neue Schulmeister be-

ſchloß, ſich unvergänglichen Ruhm zu erwerben, indem er das Ypſilon von dem uſurpirten Ehrenplatze verjagte, und es zwiſchen das X und Z verwies, wohin es von Gott und Rechtswegen gehörte. Allein es entſtand ein gräßlicher Spektakel. Die Schulknaben widerſetzten ſich förmlich, die Väter ergriffen die Partei ihrer Kinder. Es mußten einige hundert Dragoner geſchickt werden, um die Ruhe wieder herzuſtellen und das verwegene Ypſilon im Zaum zu halten.

Die Deutſchen ſind aber nicht immer ſo widerſpenſtig. Als das Ypſilon der deutſchen Reichsverfaſſung, durch einen neuen Schulmeiſter, ganz und gar aus dem politiſchen Alphabet herausgeworfen wurde, rührte ſich kein Menſch. Das kam daher, weil die deutſchen Uhren alle zu ſpät geſchlagen hatten.

Ein Holländer an die Britten.

Das iſt der Titel eines Büchleins, welches 1781 herauskam und in unſern Zeiten wohl eine neue Auflage zu erleben verdiente. »Es iſt Zeit,« ſagt der ehrliche Holländer, „die Verleumdungen eurer Zeitungsſchreiber zu vernichten; es iſt Zeit, der Welt zu beweiſen, daß — weit entfernt, euch als unſern Freunden, Beſchützern und Wohlthätern Dank ſchuldig zu ſein, wir vielmehr euch haſſen müſſen um des Haders willen, den ihr uns jeder Zeit erweckt, um der ungerechten Grenzen willen, die euer Ehr-

geiz unserm Handel setzen will; um der Usurpationen unserer Domainen; kurz, um eures ganzen abscheulichen Sistems willen, unsern Handel und unsere Macht zu vernichten. Diese Beschuldigungen sind nicht aus der Luft gegriffen, sie gründen sich auf Fakta."

Diese Fakta schöpft nun der Ankläger aus der Geschichte. »Karl II.," sagt er, »neidisch auf unsere Seemacht, beeiferte sich, während seiner ganzen Regierung, sie zu schwächen. Auf seinen Befehl brach sein Bruder, der Herzog von York, den Frieden und schickte eine ansehnliche Flotte nach Afrika, um die Holländer aus verschiedenen Besitzungen zu vertreiben. Dieselbe Flotte segelte alsdann nach Amerika und bemächtigte sich Neu-York (damals Neu-Belgien), eine schon wichtige Kolonie, die euch jetzt entreißen zu wollen ihr uns vorwerft, als ob es jemals strafbar wäre, ein Eigenthum zurück zu fordern, welches ungerechter Weise geraubt worden. Holland, stets Mäßigung liebend, begnügte sich, seine Klagen an allen Höfen zu verlautbaren. Was bewirkten diese Klagen? — Ihr stelltet euch, als sei die Sache ohne euer Wissen geschehen; ihr ließt euren Admiral in Verhaft nehmen; eine politische Komödie, die uns nichts half." — (Ei, ei, mein Herr Holländer! da bewirkten doch die Klagen allerdings etwas. Meinen Sie denn, daß heutzutage Niemand zu klagen hätte? aber nicht einmal eine Komödie zu spielen hält man der Mühe werth. Die noble Unverschämtheit ist an der Tagesordnung. Den-

ken Sie nur an Dänemark und — noch an einige andere Länder.)

„Denn in den folgenden Jahren machtet ihr es nicht um ein Haar beſſer. Ihr nahmet unſere Schiffe in den Häfen von Norwegen; ihr drücktet unſern Handel auf alle Weiſe; ihr verhetztet die benachbarten Mächte, uns den Krieg zu erklären; ihr verbandet euch ſogar mit den elenden Algierern, um nur eure Rache und euren Ehrgeiz zu ſättigen."

(Es erweckt in der That kein günſtiges Vorurtheil für England, wenn man dieſelben Klagen faſt in jedem Jahrzehend erneuern hört. Aber verdient England allein ſolche Vorwürfe?)

Der Holländer fährt fort und erinnert an die traurigen Zeiten der Republik, wo ſie, auf Anhetzen der Engländer, durch eine Tripelallianz an den Rand des Abgrundes geführt wurde; wo die treuloſen Urheber des Kriegs einen Separatfrieden ſchloſſen, und dann plötzlich, ohne vorhergegangene Erklärung, eine Kauffahrteiflotte von zwei und ſiebzig Segeln wegnahmen. Er erinnert an den Ryswicker Frieden, wo Holland, welches ſich erſchöpft hatte, um England zu unterſtützen, dennoch deſſen Intereſſe aufgeopfert wurde.

„Es genügte England nicht, ſich den Alleinhandel in allen Theilen der Welt zuzueignen, es fand auch Mittel, unſern Handel mit Portugal zu ruiniren. Seit 1703 durfte es ausſchließlich ſein Tuch nach Portugal bringen und Wein von dort ausführen, unter der Bedingung, daß der

Wein geringere Abgaben entrichten ſollte, als der franzöſiſche. Als ihr dieſen Traktrat abſchloßt, bandet ihr den Portugieſen die Hände, verſchloßt ihre Häfen allen fremden Nationen, übtet gegen jene ein empörendes Monopol, erlaubtet euch gegen dieſe die ſchwärzeſten Ungerechtigkeiten; denn jedes Mittel zu eurem Zweck ſchien euch rechtmäßig." (Mein Herr Holländer, das ſcheint einem Jeden ſo, der die Gewalt in Händen hat.)

»Ihr fragtet wenig nach dem Beifall oder dem Geſchrei der ganzen Welt" — (kein Machthaber fragt jemals darnach) — »euer Handel wuchs, eure Manufakturen mehrten ſich, das Gold des Tajo floß in großen Wellen nach eurer Inſel — (ils sont passés ces jours de fête) — und zufrieden lächelnd ſaht ihr den Untergang der holländiſchen Manufakturen." (In der That haben die Engländer ſeit 1703 jährlich für faſt drei Millionen Thaler mehr in Portugal eingeführt, als von dort ausgeführt. Wenn die Holländer ein Stück Tuch dahin ſandten, ſo verkauften die Engländer vierzig.)

Der Verfaſſer zeigt, daß im Frieden wie im Kriege England ſtets ſeinem Siſtem des Alleinhandels treu geblieben. »Dieſe abſcheuliche Herrſchſucht war es auch, welche es bei ſeinem Bruch mit Schweden leitete. Meer und Handel ſtanden in dieſem Kriege den Holländern offen, dennoch gab es keine Art von Ungerechtigkeit und Schändlichkeit, die man ſich nicht gegen die Schiffe der Republik in den nordiſchen Gewäſſern erlaubt hätte. Die Feder ermüdet, ſie Alle aufzuzeichnen. Wie oft habt ihr unſere Flagge

insultirt! Wie viele unserer Schiffe hat eure Admiralität ungerechterweise kondemnirt! Wie viele vergebliche Klagen haben wir an eure Minister gelangen lassen! Wie künstlich sind sie ihnen ausgewichen! Wie übermüthig haben sie sie verworfen! Kurz, mit welcher Geringschätzung habt ihr uns überall behandelt!"

»So glaubt denn dieses thörichte Volk, das Blut, welches unsern Staat gründete, fließe nicht mehr in unsern Adern?" — (Wenn die Engländer das glauben, so haben sie wohl so ganz Unrecht nicht.)

»So glaubt ihr, es gebe keine Helden wie Tromp und Ruyter mehr unter uns?" — (Nein fürwahr, die sucht man jetzt in Holland vergebens, und alle die schönen Phrasen, welche noch folgen, entlocken in unsern Tagen dem Leser nur ein Lächeln. Aber der Zuruf, den der ehrliche Holländer zum Schluß an die Britten richtet, mag auch noch heute gelten, und wenn etwa noch eine andere Nation, außer den Engländern, diesen Zuruf mit auf sich deuten will, so habe ich nichts dagegen.)

„Hört die Stimme eines alten Freundes, der euren Untergang zuvorkommen und der Welt neue Schlachten, neue Gräßlichkeiten ersparen möchte. Schaut um euch, was erblickt ihr? Zahllose Bankerotte, verödete Manufakturen, eine seufzende Industrie, einen zerstörten Ackerbau — Millionen Unglückliche, die mit lautem Geschrei Frieden und Brot heischen. Im Schooße eurer Hauptstadt selbst vertrocknen die Quellen des Wohl-

Ott. Sind Güte und Strenge unvereinbar?

Verw. Ich liebe so wenige Menschen auf der Welt, und mögte ungern die Zahl der wenigen noch vermindert sehn.

Ott. Die Fehltritte, durch Lieb' und Unbesonnenheit erzeugt —

Verw. Gerade ein Solcher findet bey mir keine Nachsicht; denn, Sie wissen es, Gräfin, nicht blos die Handlungen des Menschen, sondern auch seine Urtheile sind eigennützig: er verzeiht leichter ein Verbrechen, das ihn nicht kränkte, als eine Unbesonnenheit, die einst ihm selbst weh that.

Ott. Wenn aber der glücklichste Erfolg — zwar unverdient, doch darum nicht minder glücklich —

Verw. Nein, Sie gehören nicht zu dem Pöbel, der Thaten blos nach dem Erfolg beurtheilt.

Ott. Wenn selbst die Gattin im Arm des Geliebten, wenn selbst die Mutter, von ihrem Säugling umschlungen, keine Ruhe findet, weil das Herz der Tochter blutet —

Verw. So rächt sich die Tugend.

Ott.

ſtandes. Der ſchüchterne Kapitaliſt verſchließt ſein Gold, die Nationalſchuld wächſt ungeheuer."

»Noch immer gibt es einige Raſende, die Krieg und Blut predigen, allein betrachtet die bleichen, vertrockneten, mit Jammer überzogenen Geſichter ihrer Zuhörer, denn Auflagen, Theurung, Geldmangel ſind die unſeligen Folgen des Krieges — Armuth gebiert Verzweiflung. Werft eure Blicke auf das Meer, auf die neue Welt, auf Bengalen — das durch einen kaufmänniſchen Deſpotismus entvölkerte Bengalen, welches Freiheitsliebe und Tirannenhaß euch früh oder ſpät entreißen werden — (vielleicht auch Tirannenliebe und Freiheitshaß) — überall fließen Blutſtröme; das Meer iſt mit Schiffstrümmern bedeckt; anſteckende Seuchen folgen den Flotten (und Armeen) und geſellen ſich zu Schwert und Blitz, um das Menſchengeſchlecht auszurotten. Die empörte Natur ſelbſt ſcheint die jetzige Generation verſchlingen zu wollen." (Eine Anſpielung auf die damaligen Erdbeben. Man muß geſtehen, daß die Natur ſehr übel gethan hat, ihren Vorſatz nicht auszuführen.)

»O ihr Menſchen! weit grauſamer als Tiger! werdet ihr denn nimmer aufhören, eure verbrecheriſchen Hände gegen eure Brüder zu bewaffnen? iſt das Leben nicht kurz genug? iſt des Elends im Leben nicht genug? warum es vervielfältigen? warum den Augenblick eures Untergangs beſchleunigen? wie lange noch wird ein hölliſcher Dämon euch in Schlachten ſtürzen, oder das Meer — nur

beſtimmt zwei Welten zu vereinigen — deren Bewohner verſchlingen?"

»Und ihr Engländer ..... (ich laſſe hier Platz für mehrere Nationen) ihr, als ein aufgeklärtes Volk, hört die Stimme der Vernunft! Ihr, eine handelnde Nation, bedenkt, daß nur der Friede euch nährt. Gebt euren Nebenbuhlern ein ſchönes Beiſpiel; laßt den Donner ſchweigen; entſagt dem Geiſt der Tirannei; laßt auf dem Meere Freiheit herrſchen — (warum nicht auch auf dem Lande?) gebt euren Brüdern die Ruhe wieder; laßt in ihren Hafen die Flagge aller Nationen wehen; ſchwört vor allen Dingen dieſe Antipathie, dieſen Haß ab, den ihr gegen eine Nation hegt, die euch hochſchätzt, euch liebt; mit einem Worte: ſeid die Friedensſtifter der Welt, daß ſie euch ihr Glück verdanke. Gelänge es euch, ſie in Feſſeln zu ſchmieden, ſo würde ſie ewigen Haß euch weihen!"

Der Holländer hat Recht — (oder vielmehr der verkappte Franzoſe, denn man merkt ſehr bald, daß der Verfaſſer kein Holländer iſt) — alſo er hat Recht und abermals Recht. Aber — wenn nun die Engländer wirklich gedemüthigt werden, wie ſie es verdient haben — wenn ſie wirklich allen ihren übermüthigen Anſprüchen auf Alleinhandel und Herrſchaft über die Meere entſagen müſſen — werden wir übrigen — das heißt neun und neunzig Menſchen von hundert — darum beſſer fahren? — Man kann es nicht oft genug wiederholen: der Menſch iſt und bleibt ſo ganz Menſch, daß er den Mißbrauch von der Gewalt nie zu ſcheiden im Stande iſt. Die Herr-

ſchaft über die Meere wird einem andern Herrn zufallen, und wenn dieſer Andere mächtig genug iſt, alle dieſelben Anſprüche, welche die Engländer ſo verhaßt gemacht haben, ſelbſt durchzuſetzen, ſo wird er es wahrlich nicht unterlaſſen.

Apios Americana.

Muſtel, in ſeinem Traktat über die Vegetation, beſchreibt eine amerikaniſche Pflanze, welche die Damen zu ihrem Sinnbild wählen ſollten. Sie ſchießt ſchlank und geſchmeidig in die Höhe wie der Hopfen, und man gibt ihr auch eine Stange wie dem Hopfen. Dieſe Stange ſei von welchem Holz ſie wolle, die Pflanze ſchlängelt ſich augenblicklich darum; reißt man ſie los, und entfernt die Stange ein wenig nach Norden oder Süden, ſo findet man die getreue Pflanze doch am andern Morgen wieder innigſt mit ihr verbunden. Eben das geſchah in Oſten und Weſten, die Apios Americana zog ihrer geliebten Stütze nach, und kehrte ſich ſogar an keinen Sturm, der ſie daran verhindern wollte. Bis hieher haben die Damen alle Urſach, mir für das Sinnbild zu danken, und ich will auch nicht behaupten — da bekanntlich ein jedes Gleichniß hinkt — weder daß wir Männer Stangen ſind, noch daß das Folgende auf die Damen paßte. Wenn man nämlich dicht neben dieſe getreue Pflanze noch eine andere Stange

ſetzt, und zwar nur ein klein wenig näher als die, welche ſie bereits umſchlungen hat — ſo — macht ſie ſich von der alten los und ſchmiegt ſich an die neue, wäre ſie auch von weit ſchlechterem Holze.

Man kann denken, wie dumm und kahl die alte Stange ſtehen bleibt.

Einige Verſe aus einer franzöſiſchen Ode.

(Von Sabatier de Cavaillon vor fünf und zwanzig Jahren gedichtet.)

Quels sont ces climats où la terre
Enfante des hommes armés?
A leur naissance le tonnere
Eclate et les annonce aux peuples alarmés
Que vois-je? quelle chaine immense
S'étend, s'aggrandit et s'avance!
Elle tient aux deux bouts de ce vaste univers;
Envain pour la briser le monde entier conspire;
Le monde entier, soumis à ce nouvel Empire;
Tombe sous le poids de ses fers.

Ein paar Anekdoten aus dem alten Paris.

Jedermann kennt die Beſchreibung von Paris von St. Foix, aber nicht Jedermann kennt die Supplemente, welche der Chevalier de Coudray dazu lieferte. Aus dieſen entlehne ich ein paar Anekdoten.

Mademoiſelle Dupay, eine berühmte Harfenſpielerin, ſtarb 1677, und hinterließ ein ſeltſames Teſtament, von welchem damals viel geſprochen wurde, und deſſen Bayle ſogar in ſeinen Schriften erwähnt haben ſoll. Unter andern verordnete ſie, daß kein Hinkender, kein Einäugiger, kein Buckelichter ihre Leiche begleiten ſollte, auch kein Junggeſell. — Zwanzig Jahre lang ſollte ihr Haus nur an ſolche Perſonen vermiethet werden, die ihren Adel beweiſen könnten. — Einer ihrer Erben erhielt einen Gartenplatz, unter der Bedingung, nie einen Zwergbaum darauf zu pflanzen. — Eine Menge Katzen, die ſie ſehr liebte, empfingen anſehnliche Legate. — Ihre Harfe, durch die ſie reich geworden, vermachte ſie einem Blinden. — —

Wenn man lieſt, wie die Juden vormals in Paris behandelt wurden, ſo findet man den Enthuſiasmus der Juden für den großen Napoleon ſehr natürlich. Sie mußten einen gelben Flecken auf den Magen heften, und Philipp der Kühne zwang ſie ſogar, ein Horn auf dem Kopfe zu tragen, ihre Weiber mochten keuſch ſein oder nicht. In der Seine durften ſie ſich nicht baden, und wenn man ſie an den Galgen hing, ſo geſchah es zwiſchen zwei Hunde. Endlich jagte Karl VII., 1394, ſie ganz aus dem Reiche. Nun ſind ſie in alle Menſchenrechte wieder eingeſetzt, und wenn ſie gehangen werden, ſo koſtet es keinem Hunde das Leben.

Ein gewiſſer Abbé, der ein unermüdeter Neuigkeitskrämer und politiſcher Kannengießer war, erſchien täglich im Garten von Luxemburg, wo er die Engländer täglich

ſchlug, oder doch die unfehlbarſten Mittel angab, wie man ſie ſchlagen könne. »Man muß zwölf tauſend Mann werben — man muß zwölf tauſend Mann einſchiffen — man muß mit zwölf tauſend Mann nach London marſchiren u. ſ. w.“ Zwölf tauſend Mann war immer der Refrain von allen ſeinen politiſchen Salbadereien. Er hatte ſtets einen großen Kreis um ſich verſammelt, der ihm andächtig zuhörte und Beifall zuklatſchte. Nun begab es ſich, daß ein alter Mann — ein guter Patriot — der die Engländer von Herzen haßte — ſehr krank wurde, und ſein Teſtament machte. Durch daſſelbe hinterließ er dem Herrn Abbé von zwölftauſend Mann ein Legat von zwölf hundert Livres, als eine kleine Erkenntlichkeit für das Vergnügen, welches er ihm täglich durch ſeine Wuth gegen die Engländer verſchafft habe. Er fügte hinzu, er habe zwar nicht die Ehre deſſen Namen zu kennen, allein man werde ihn leicht ausfragen, wenn man um die und die Stunde in der Allee des luxemburgiſchen Gartens ſich nach ihm erkundigen wolle. — Das geſchah, und der Herr Abbé von zwölf tauſend Mann wurde ſehr bald ausfindig gemacht.

Ein Herzog de la Meilleraye — derſelbe, der ſich einſt in ſeinem Gewiſſen verbunden fühlte, den herrlichſten antiken Statuen in ſeiner Gallerie die Köpfe abzuhacken — war von der Wahrheit des Sprichworts: »Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verſtand, »ſo innig überzeugt, daß er die ſämmtlichen Funktionen ſeiner Hausbedienung jährlich verloſte. Da wurde denn bisweilen der Stallmeiſter

Küchenjunge, ein Stallknecht Haushofmeister, eine Wäscherin Gouvernante u. s. w. Vermuthlich ging es auch recht gut, und das wundert mich gar nicht, denn das Schicksal — eben so verrückt, als der Herzog de la Meilleraye — hat in neueren Zeiten wohl noch wichtigere Aemter verlost.

Als die italienischen Komödianten 1716 ihre Bühne eröffneten, lautete ihr Anschlagzettel folgendergestalt: »Im Namen Gottes, der Jungfrau Maria, des heiligen Franziskus de Paula, und aller Seelen im Fegefeuer werden wir heute aufführen: l'Inganno Fortunato.

Merkwürdige Gesetze.

(Ich schöpfe diesen Artikel aus a general history of Connecticut von George Fenwick.)

Die ersten Kolonisten von Connecticut waren wüthende Puritaner, haßten und verfolgten jeden anders Denkenden. Anfangs war die ganze Provinz nicht unter einer gemeinschaftlichen exekutiven Macht vereinigt, sondern jede Stadt hatte ihre eigenen Gesetze, unter welchen sich folgende auszeichneten:

»Wer Neuerungen aufbringen will, soll sterben. — Jeder Bürger soll schwören, daß Jesus der einzige König ist. — Wer ein Quäker wird, ist verbannt; kommt er wieder, so muß er sterben. — Am Sonntag soll Niemand in seinem Garten spaziren. — Am Sonntag soll Nie-

mand Essen kochen, das Bett machen, das Haus fegen, Bart oder Haar abschneiden. — Keine Mutter soll am Sonntag ihr Kind küssen. — Wer auf seines Nachbars Felde eine einzige Aehre ausrauft, der ist ein Dieb. Wer sich betrinkt, bekommt einen Vormund. — Wer etwas Böses von seinem Nachbar sagt, bekommt zwanzig Streiche oder muß in den Block. — Wer goldene Tressen oder Spitzen trägt, die mehr als zwei Schilling die Elle kosten, bezahlt dreihundert Pfund Sterling Strafe. — Der Schuldner wird verkauft, wenn er nicht bezahlen kann. — Wer Karten oder Würfel in's Land bringt, zahlt fünf Pfund Sterling. — Niemand soll ein musikalisches Instrument besitzen, ausgenommen die Trommel, die Trompete und die Judenharfe. — Niemand soll das Weihnachtsfest feiern, Fleischpastetchen essen, Karten spielen oder tanzen. — Kein Priester kann ein Paar kopuliren, weil nur die Obrigkeiten das ohne Skandal verrichten können. — Unwissende Kinder sollen ihren Eltern weggenommen, und auf Kosten der Eltern anderswo erzogen werden. — Jeder leichtfertige Mensch soll gezwungen werden, sich zu verheirathen. — Ein Mann, der seine Frau prügelt, zahlt zehn Pfund Sterling; eine Frau, die ihren Mann prügelt, wird von der Obrigkeit bestraft. — Kein Jüngling soll einem Mädchen die Kour machen, weder persönlich, noch in Briefen, ohne vorläufige Zustimmung der Eltern. Im Uebertretungsfall zahlt er das erste Mal fünf, das zweite Mal zehn Pfund Sterling, und das dritte Mal wird er eingesperrt. — Verheirathete sollen mit einander

leben, sonst sperrt man sie mit einander ein. — Jedermann soll sein Haar rund verschnitten wie eine Mütze tragen."

Die Geister Lykurg's und Solon's haben zwar nicht immer auf den ersten Gesetzgebern dieser Kolonien geruht, allein das Bestreben (in der Modesprache die Tendenz) nach Reinheit der Sitten und fester Begründung der Sittlichkeit leuchtet unverkennbar hervor. Jedes in England geltende Gesetz, wenn es nicht ausdrücklich in Amerika war bestätigt worden, durfte vor keinem Richterstuhle citirt werden. Wie strenge man darauf hielt, beweist folgende Anekdote:

Ein Neger verstümmelte den Sohn seines Herrn. Er wurde vor Gericht gestellt, welches sich in großer Verlegenheit befand, da es kein auf diesen Fall anwendbares Gesetz gab. Da beriefen sich die Rechtsgelehrten auf das englische Gesetz von Verstümmelungen. Das Gericht verwarf es, als unbestätigt von der Generalversammlung der Kolonisten. Ein Anderer schlug vor, den Neger so lange einzusperren, bis die Generalversammlung berufen werde, und ein neues Gesetz mache. Allein auch das wurde verworfen, denn dieses neue Gesetz würde ja eine rückwirkende Kraft gehabt, folglich die bürgerliche Freiheit angegriffen haben. Indessen war das Verbrechen doch so ungeheuer, daß man sich unmöglich entschließen konnte, den Neger unbestraft in Freiheit zu setzen. Endlich erinnerte man sich, daß die ersten Kolonisten von Neuhafen die noch unwiderrufene Verabredung getroffen hatten, sich der Bibel als Gesetzbuch zu bedienen, bis man andere, ihrer Lage

angemeſſene Geſetze gemacht haben würde. Hierauf ſprach das Gericht das Urtheil nach dem jüdiſchen Geſetz: Auge um Auge, Zahn um Zahn, und ließ den Neger zum Verſchnittenen machen.

Die Einwohner von Neu-London erfanden, wie man ſagt, eine neue Strafe für die Ketzer, die ſie am ganzen Leibe mit Pech beſchmierten und dann in Federn wälzten. Ein ſolcher Ketzer muß eine drollige Figur gemacht haben. Die Quäker und Wiedertäufer waren die Erſten, welche man auf dieſe Weiſe herausſtaffirte. Schade, daß die verdammte Intoleranz die braven Bewohner von Connecticut ſo oft zu Unmenſchen herabwürdigte. Die Einwohner von Norwick, zum Beiſpiel, kann man nicht beſſer ſchildern, als mit den Worten eines ihrer Prediger, Georg Whitefield, die er kurz vor ſeinem Tode ſprach:

»Als ich zum erſten Mal in dieſem Tempel predigte, ſagte ich euch, daß ihr in manchen Stücken den Menſchen, in andern den Thieren, in noch andern dem Teufel gleicht. Ihr nahmt das übel. Ich habe reiflich darüber nachgedacht, und ich bekenne, daß ich im Irrthum war. Darum benutze ich meine letzten Augenblicke, um dieſen Irrthum zu widerrufen, und euch heute zu ſagen, daß ihr in nichts den Menſchen, in nichts den Thieren, ſondern ganz und gar dem Teufel ähnlich ſeid.«

Die Prozeßſucht iſt beſonders eine von den Teufeleien, die der Satan in Connecticut unaufhörlich treibt, und welche ſehr begünſtigt wird durch die halbjährigen Verſammlungen der Coloniſten, wo ſehr oft im Mai eine Sache entſchie-

Ott. Wenn, von Ueberfluß umgeben, mir nur der Segen meines Vaters mangelt, und dieser Mangel mich zur ärmsten Dirne hinabschleudert —

Verw. Dann verdient Ihre Reue Mitleid.

Ott. Wenn der bitterste Jammer sich in einsamen Nächten für die erlegene Heiterkeit rächt, hinter welche er sich am Tage verbergen mußte — wenn ich mein Kind in Thränen bade, indem ich ihm eine Brust ohne Nahrung reiche, die der Kummer austrocknet — wenn ich bey dem mindesten Anschein einer Gefahr zittere, weil das Vertrauen auf Gott aus meinem geängsteten Gewissen floh — (sie schluchzt)

Verw. (bewegt) Dann bedaure ich Sie.

Ott. Und entschuldigen mich?

Verw. Nein.

Ott. O! wenn Sie mein Vater wären —

Verw. Ich würde einer Unglücklichen nicht fluchen.

Ott. Und mir verzeihn?

Verw. Nein.

Ott. Auch dann nicht — wenn Sie, gleich dem meinigen, Ihr Kind von Jugend auf von

sich

den, und im Oktober die Entscheidung widerrufen wird. Die Ueberschwemmungen oder der Eisgang des Flusses Connecticut geben die meiste Veranlassung zu Prozessen, indem sie jährlich große Stücken Landes von dem einen Ufer abreißen und an das andere führen. Aus Mangel an bestimmten Gesetzen weiß man in solchen Fällen sich nicht zu helfen. Es widerfuhr zum Beispiel einem gewissen A. zu Springfield, der von einem kleinen Stücke Landes lebte, auf welchem sein Häuschen stand, daß dieses Land mit sammt dem Häuschen vom Ufer abgerissen, und gegenüber in die Besitzung des Herrn W. geführt wurde. A. reklamirte sein Eigenthum und nahm auch Besitz davon. W. klagte über Eindrang in sein Eigenthum. A. wurde verurtheilt, sein Land wieder auf die andere Seite zu transportiren, oder dem W. das seinige abzukaufen. Es entstand ein langer Prozeß daraus, in welchem beide Theile behaupteten, was Gott thue, das sei wohlgethan, jedoch beide sehr verschiedene Folgerungen daraus zogen. „Gott selbst hat dein Land mit dem meinigen verbunden," sagte W., »darum ist es mein." —

»Mit nichten," erwiederte A., »sondern Gott hat blos meine Wohnstelle verändern, und mir einen andern Nachbar geben wollen." — Die Richter schwitzten gewaltig und die Sache blieb in statu quo.

Die Damen von Connecticut schildert der Verfasser eben nicht liebenswürdig. Da sie weder Karten spielen noch das Theater besuchen dürfen, so sind sie aus langer Weile ganz entsetzlich tugendhaft, studiren Mathematik, lernen

griechiſch und lateiniſch, und disputiren über theologiſche Spitzfindigkeiten. Das ſind die traurigen Folgen des oben angeführten Geſetzes, daß kein junger Menſch ihnen die Kour machen darf.

Horoſkop bei der Geburt des Dauphins 1782.

(Geſtellt von Matthias Lamsbergh, berühmtem Mathematiker, und bekannt gemacht durch Milon von Lättich.)

Ein Gedicht in ſchön gereimten Verſen. Der unglückliche Aſtrolog fängt damit an, die Muſe Urania herbei zu rufen; ſie ſoll ihm geſchwind ein Teleſkop aufſtellen, damit er des Dauphins Schickſal am Himmel leſen könne. Urania iſt gefällig und Herr Mathias Lamsbergh lieſt le sûr présage. Zuerſt vergleicht er die flammenden Herzen der Unterthanen mit den Blitzen, welche die glänzenden Vorläufer der ſüßen Stille ſind. (Nun ja, an Blitzen hat es nicht gefehlt, die ſüße Stille ſoll aber noch kommen, es wäre denn, daß die Stille von des Dauphins Grabe darunter zu verſtehen ſei.)

Dann heißt es, der neugeborne Prinz werde das Jahrhundert der Aſträa, die ſchönen Tage Saturn's und der Rhea zurückführen; Milchſtröme würden fließen, Lämmer und Wölfe neben einander weiden. (Das letztere iſt eingetroffen, die Wölfe weiden noch immer, und laſſen ſich die Lämmer ſammt den Milchſtrömen wohl behagen.)

Es werde ein erſtaunenswürdiges Jahrhundert kommen — (richtig, Herr Mathias Lamsbergh!) — ein re-

elles, ein geliebtes Jahrhundert! Das goldene Alter, bisher nur in der Fabel zu finden, werde unter Ludwig wieder aufleben. — (Gleichviel, unter wen es auflebt, wenn es nur da ist. Das Gold suchen die Franzosen sehr eifrig, es steht zu hoffen, daß sie das Alter auch endlich finden werden.)

Nun redet der Astrolog den Prinzen an: »Du wirst den Geist deiner Mutter mit der Menschlichkeit deines Vaters verbinden, und die Franzosen werden dich eben so lieben wie deine Eltern.« (Das ist eingetroffen.)

Nun liest er aber auch ein Unglück in den Sternen: Der Dauphin wird von seinen Eltern und vom ganzen Hofe verzogen werden. (Diesem Unglück hat die Nation weislich vorgebeugt.)

Zuletzt versichert Herr Mathias Lamsbergh, der Engel des Lebens habe für den Dauphin mit dem Tode einen Kontrakt auf hundert Jahre geschlossen. (Vor welchem Gerichte kann man den Tod belangen? denn er hat den Kontrakt ehrlos gebrochen.)

Lykurg der Redner.

Lykurg, den lacedämonischen Gesetzgeber, kennt Jedermann, allein Lykurg den Redner nur Wenige, und diese Wenigen lesen die Biene nicht. Er war ein Athenienser, ein echter Patriot mit einer großen Seele, untadelich, und eben so streng gegen sich selbst als gegen andere: kurz,

der Cato von Athen. Er hatte die Beredsamkeit unter Plato und Isokrates studirt, war ein Zeitgenosse und edler Nebenbuhler des Demosthenes, verwaltete die Finanzen fünfzehn Jahre lang mit unerschütterlicher Redlichkeit, und war dennoch — (welch ein seltener Finanzminister!) — ein warmer Verehrer der Philosophie. Das bewies er einst, als er auf der Straße dem Philosophen Xenokrates begegnete, der so arm war, daß er die Kopfsteuer, welche jeder Fremde in Athen erlegen mußte, nicht bezahlen konnte, und deshalb von einem hartherzigen Steuer-Einnehmer in's Gefängniß geschleppt wurde. Den braven Lykurg empörte dies Schauspiel; er befreite den gelehrten Fremdling, und führte, statt seiner, den Steuer-Einnehmer selbst in's Gefängniß, weil er, ein Athenienser, die Philosophie mit der Tugend verbunden, in diesem Fremden nicht geehrt habe. Das herzuströmende Volk jauchzte ihm so lauten Beifall zu, daß Xenokrat nachher behauptete, Lykurg sei auf der Stelle für seine großmüthige Handlung belohnt worden.

Von seinen Reden ist nur noch Eine ganz, und von einer andern ein Fragment übrig. Das Letztere hat Diodor von Sicilien aufbewahrt. Die Rede war gegen Lysicles gerichtet, der die Athenienser bei Cheronea befehligte, wo sie total geschlagen wurden. »Wie?« rief Lykurg aus, »unter deinem Kommando, Lysicles, sind tausend Bürger in der Schlacht gefallen? zweitausend gefangen worden? ein Siegeszeichen gegen Athen errichtet? ganz Griechenland in Fesseln gelegt? und du lebst noch? und du schaust noch

das Sonnenlicht? und du wagst noch hier zu erscheinen, um dein Vaterland an sein Unglück, seine Schande zu erinnern?" — So kurz dieses Fragment ist, so lernen wir doch fürwahr viel daraus. Die Menschen galten damals noch einen höhern Preis, denn tausend Gebliebene, in einer so berühmten Schlacht, wie die von Cheronea (heutzutage eine wahre Bagatelle), war damals ein großer, vom Vaterlande tief empfundener Verlust. Allein die Zahl der Streitenden war weit geringer; man verließ sich nicht, wie in unsern Tagen, blos auf die Uebermacht; man war tapfer, auch wenn man nicht zehn Mann gegen Einen stellen konnte. Der Menschenfreund schaudert, wenn er sieht, wie ungeheuer die Armeen fast mit jedem Jahre anwachsen. Vor fünfzig Jahren waren dreißigtausend Mann noch eine Armee, durch die oft große Dinge geschahen; jetzt sind sie nur ein Korps. So lange Ein Fürst dieses System befolgt, so lange müssen nothwendig die übrigen es adoptiren; und daß sie es nicht gleich in seinem ganzen Umfang adoptirt haben, das war ein großer politischer Fehler. Wenn man dem Nachbar nicht verwehren kann, Tauben zu halten, die das Getreide verwüsten, so ist kein anderer Rath, als sich eben so viele anzuschaffen, die wenigstens mitfressen. — Aber was soll endlich daraus werden? wo wird die Hand der eisernen Nothwendigkeit die Grenze dieses Unfugs stecken? — Auf Wüsteneien, wo hie und da eine kinderlose Mutter, eine jammernde Witwe den Pflug regieren, und die einzelnen Halme mit ihren Thränen befeuchten wird.

Wir lernen ferner aus Lykurg's Fragment, daß es damals für einen General eine Schande war, eine Schlacht zu verlieren, und dadurch seinem Volke Fesseln zu bereiten. Wie würde der hochherzige Patriot sich ausgedrückt haben, wenn ihm, in unsern Tagen, Generale aufgestoßen wären, die, ohne eine Schlacht zu liefern, den Feinden Arme und Thore öffneten, um die Unterjochung ihres Vaterlandes zu beschleunigen. — Und sie leben noch! und sie schauen noch das Licht der Sonne!

Die andere Rede des Lykurg, die wir noch ganz besitzen, ist gegen einen gewissen Leocrates gerichtet. Die Anklage gegen diesen Menschen wird leider unsern Ohren auch sehr fremd vorkommen. Hier ist die Veranlassung zu derselben. — Nach der Schlacht bei Cheronea zitterten die Athenienser, Philipp werde ihre Stadt umzingeln und angreifen. Sie zitterten, allein sie fielen nicht in Kleinmuth, sondern nahmen vielmehr zu den außerordentlichsten Mitteln ihre Zuflucht, um sich tapfer zu vertheidigen. Man weiß, daß der Oelbaum den Reichthum von Attika ausmachte, und daß der Staat selbst nur in dringendster Noth Oelbäume umzuhauen erlaubte. Diese Noth war nun eingetreten, und die Oelbäume fielen unter der Art des seufzenden Bürgers. Man bewaffnete sich mit den Schwertern, welche fromme Dankbarkeit in Tempeln aufgehangen hatte. Man verschonte nicht einmal die Gräber. Die heiligsten Denkmähler wurden abgebrochen, um die Stadtmauern auszubessern. Der Anblick dieser Thätigkeit der geängsteten, aber standhaften Freiheit benahm dem Bür-

UNIVERS. LIBR.

ger Leocrates allen Muth; unter dem Vorwand von Handelsgeschäften schlich er nach Rhodus, um den Sturm abzuwarten, und kam erst nach acht Jahren zurück.

Alsobald lud ihn Lykurg vor Gericht, ihn anklagend, daß er dem Vaterlande in der Noth feige den Rücken gekehrt. »Ihr Athenienser!" rief er begeistert aus, »ein Bürger, der in diesen Gefahren eine schimpfliche Flucht ergreift, statt sich ungerufen zur Vertheidigung des Vaterlandes vor den Feldherrn zu stellen, welcher Richter, welcher Patriot könnte ihn frei sprechen? welcher Redner möchte seine Beredsamkeit besudeln, um einen Menschen zu retten, der weder mit uns weinen, noch mit uns fechten wollte? — Zu einer Zeit, wo Greise und Knaben nach dem Schwerte griffen; wo die Gefilde ihre Bäume, die Todten ihre Gräber, die Tempel ihren Schmuck darboten; wo jeder Einwohner thätig war, hier die Mauern zu befestigen, dort Graben auszuhöhlen, dort Verschanzungen anzulegen — zu einer solchen Zeit war Leocrates verschwunden. — Den Tod dem Manne! der die edlen Todten, die bei Cheronea für unsere Freiheit fielen, nicht zu Grabe geleiten wollte! Den Tod dem Manne, der nach acht Jahren, ohne zu erröthen, an ihren Gräbern vorüberging, und mit frecher Stirn sich dem Vaterlande zu zeigen wagte!"

»Und er bittet wohl noch ihn zu hören? er beruft sich wohl noch auf die Gesetze? — Welche Gesetze gelten ihm? sind es die, welchen er fliehend entsagt hat? — Beschwören wird er euch, ihm die ruhige Wohnung in diesen

Mauern zu vergönnen. In welchen Mauern? sind es nicht dieselben, die er nicht vertheidigen wollte? — Die Götter wird er anrufen, aus der Gefahr ihn zu retten. Welche Götter? — sind es nicht dieselben, deren Tempel und heiligen Haine er den Barbaren Preis gab? — Endlich wird er das Mitleid anflehen. Aber wessen? der von ihm verlassenen Mitbürger. Er suche eine Zuflucht bei den Rhodiern, weil das Vaterland ihm keine Freistatt schien. — Wessen Mitleid? wer könnt' es ihm gewähren? die Greise? — hat er nicht, so viel an ihm lag, den Greisen das Glück geraubt, als freie Männer im freien Boden ihres Vaterlandes begraben zu werden? — Die Jünglinge? — welcher unter ihnen, wenn er seiner Gefährten bei Chäronea gedenkt, wird den Feigen retten wollen, der die Gräber jener Tapfern dem Feinde Preis gab? welcher unter ihnen wird der für die Freiheit Gefallenen spotten, sie der Thorheit zeihen, indem er die kluge Vorsicht rühmt, die solchem Kampfe sich entzog?"

„Athenienser! ich klage einen Mann an, der alle seine heiligsten Pflichten verletzte. Straft ihn! Ihr seid es euch und den Göttern schuldig! — Noch habt ihr nicht gerichtet, noch ist er der einzige Verbrecher. Doch sprecht ihr ein mildes Urtheil, so werdet ihr Alle seine Mitschuldigen. Könnt ihr seine Verbrechen zählen? — Verrätherei — denn er überließ Athen dem Feinde; Hochverrath — denn er weigerte sich für die Freiheit zu fechten; Gottlosigkeit — denn er sah gleichgiltig Tempel und Haine plündern und zerstören; — Vatermord! Mutter-

mord — denn er schützte ihre Gräber nicht; feige Flucht von seinen Fahnen — denn er mied das Antlitz des Feldherrn, der seinen Posten ihm andeuten sollte. — So viele Verbrechen in einem Einzigen — wer wagt es noch, ihn frei zu sprechen?«

»Athenienser! wenn ihr dem Leocrates das Leben schenkt, so verurtheilt ihr Athen und euch selbst. Hier stehen die Urnen, um eure Stimmen zu empfangen, nicht für oder gegen diesen Bösewicht, nein, für oder gegen Athen. Denkt an das Beispiel, welches ihr heute billigt oder verdammt! Wer wird künftig dem Staate Opfer bringen, wenn Leocrates ungestraft bleibt? — Die Männer, die euch umgeben, die Tempel und Altäre, die verheerten Gefilde — Alles fordert euch auf: sprecht ein strenges Urtheil! — Hinweg Mitleid! hinweg Thränen! schützet und erhaltet die Gesetze der Republik!« —

O wie viele Leocrates gibt es unter den Deutschen! aber kein Lykurg ist gegen sie aufgetreten, und keiner wurde bestraft! —

Moliere oder Poquelin.

Der Mann ist so interessant, und Bayle hat in seinem Dictionnäre so viel Interessantes über ihn gesammelt, daß ich mir das Vergnügen nicht versagen kann, Bayle's Text und Noten mit einander zu verschmelzen, und die Lücken mit Moreri's Nachrichten auszufüllen.

Ich habe nirgends gefunden, warum Poquelin den Namen Moliere angenommen hat? vermuthlich eine Laune, wie sie noch heutiges Tages manchen Schauspieler anwandelt. Doch nur Wenige entziehen dadurch, wie Moliere, ihrem Familiennamen einen glänzenden Ruhm. Moliere's Vater, ein königlicher Kammerdiener-Tapezier und nebenher Trödler, bildete sich wohl nie ein, daß sein Sohn Johann Baptist ein so berühmter Mann werden würde. Außer ein wenig schreiben und lesen, lernte Moliere nichts, sondern trieb sich, bis zum vierzehnten Jahre, in seines Vaters Bude herum, die so ziemlich die Welt für ihn war. Auch wünschte der alte Poquelin, daß die Trödelbude seines Sohnes Welt bleiben sollte, und sein Ehrgeiz hatte kein höheres Ziel, als dem jungen Menschen die Anwartschaft auf die Kammerdiener-Tapezier-Stelle zu verschaffen, welches auch gelang.

Allein zu Moliere's Glück, und zum Vergnügen der Mit- und Nachwelt, hatte er einen Großvater, der gern in die Komödie ging, und den Enkel bisweilen mitnahm. Hier erwachte ein anderer Geist in ihm; seines Vaters Trödelbude wurde ihm verhaßt, ihm ekelte vor seinem künftigen Stande, und er ruhte nicht eher, bis man in eine Jesuitenschule ihn that, wo er fünf Jahre blieb, und eine Jugendfreundschaft mit Chapelle und Bernier errichtete; der Erste nachmals durch seine Gedichte, der Andere durch seine Reisen berühmt. Mit ihnen zugleich genoß er den Unterricht des großen Philosophen Gassendi. Eigentlich sollte er Advokat werden, allein er hatte nur Sinn und Wünsche

ſich entfernt gehalten? — es ſeit dem vierten Jahre nicht geſehen hätten?

Verw. (ſtutzt) Seit dem vierten Jahre?

Ott. Wenn Sie die Liebe Ihres Kindes blos von der Natur gefordert, und nicht durch Vaterſorgen und Zärtlichkeit mit ſanfter Gewalt errungen hätten? —

Verw. (unruhig) Seit dem vierten Jahre?

Ott. Ich würde mich haſſen, wenn ich mein Verſehn bemänteln könnte, aber das darf ich in dieſer feyerlichen Stunde bey der Aſche meiner Mutter betheuern: ich würde meinen Vater nicht verlaſſen haben, wenn er mich nicht verlaſſen hätte!

Verw. (immer unruhiger) Sie ſind eine Corſin?

Ott. (ſtockend) Meine Mutter —

Verw. Ihre Mutter? —

Ott. Meine Mutter war eine Corſin.

Verw. Alſo nicht Ihr Vater? nicht Sie ſelbſt?

Ott. Meine Mutter war — eine Verwandtin von Ihnen —

Verw. Von mir? — Sie kennen mich?

Ott.

für das Theater, und am allerwenigsten Lust, des Königs Kammer zu tapezieren oder Trödelwaren zu verschachern. Indessen sah er sich dennoch genöthigt, seines alten kränklichen Vaters Posten eine Zeit lang vorzustehen, und Ludwig XIII. im Jahre 1641 auf einer Reise nach Narbonne zu begleiten. Er zählte damals ein und zwanzig Jahre.

Nach seiner Zurückkunft gab er es auf, gegen den Hang zum Theater länger zu kämpfen; er beschloß als Schauspieler und Schauspieldichter zugleich aufzutreten, warb einige junge Leute, welche Talent für die Deklamation hatten, errichtete eine Bühne in der Vorstadt und nannte sich Moliere. Eltern und Verwandte bewegten Himmel und Hölle, um diesen Schritt zu hindern, drohten, baten, versprachen — Alles vergebens. Endlich schickte sein Vater einen seiner Lehrer zu ihm, dem er jederzeit viel Achtung bewiesen; allein Moliere überredete diesen Lehrer selbst, ein Schauspieler zu werden. Obgleich seine Bühne, vielleicht spottweise, das illüstre Theater genannt wurde, so mochte es doch wohl nicht recht damit gehen, denn Moliere ergriff den Wanderstab, und führte seinen Thespiskarren in die Provinzen, wo er eilf Farcen schrieb, die ungedruckt geblieben sind, zum Exempel: der verliebte Doktor, der Schulmeister u. s. w. Es sollen deren nur noch zwei in einigen Kabinetern als Seltenheiten aufbewahrt werden. Viel haben wir wohl nicht daran verloren, denn J. B. Rousseau liefert einen Auszug aus einer derselben, la Jalousie de Barbouillé, die von den erbärmlichsten Plattheiten wimmelt. — Das darf Moliere's Nachruhm

nicht schmälern, denn welchem großen Dichter widerfährt es nicht bisweilen, oder auch wohl oft, etwas sehr Plattes zu liefern? Man erinnere sich unter andern des Vorspiels: Was wir bringen, in Göthe's Werken, oder seines Singspiels: Scherz, List und Rache, u. s. w. Freilich war Moliere so klug, seine Plattheiten nicht drucken zu lassen.

Im Jahre 1653 gab er zu Lyon sein erstes Lustspiel, der Unbesonnene (l'Etourdi). Einige Zeit nachher spielte er in Languedoc, wo eben damals der Prinz Conti einer ständischen Versammlung beiwohnte. Dieser Prinz von Geblüt fand Geschmack an Moliere, schätzte und belohnte ihn. Allein noch immer blieb seine Gesellschaft ein wanderndes Völkchen, das mit Sack und Pack sich einfand, wohin eine Messe oder ein Carneval es lockte. Moliere fühlte, er sei für etwas Besseres geboren. Insgeheim machte er einige Reisen nach Paris, wo es ihm endlich gelang, den Bruder des Königs für sich einzunehmen, der ihn, sammt seiner Truppe, engagirte, und zum ersten Male vor dem Hofe spielen ließ. Mehr brauchte es nicht, um sein Glück zu gründen. Er gefiel dem König, durfte sich in Paris etabliren, erhielt eine Pension, gehörte seit dem Jahre 1665 ganz dem Hofe an, und entzückte durch die Meisterstücke seiner komischen Muse, wie durch sein Spiel. Acht Jahre später führte er sein letztes Lustspiel, den eingebildeten Kranken, auf, worin er selbst die Hauptrolle darstellte, und gleich nach der vierten Vorstellung starb. Man hat lange behauptet und allgemein geglaubt, er sei auf

der Bühne gestorben, nämlich in der Scene, wo er sich todt anstellen mußte, denn als er, nach dieser Scene, wieder habe sprechen sollen, sei er wirklich todt gewesen. Die Dichter haben diesen Umstand häufig zu witzigen Anspielungen benutzt, und von Frömmlingen sind christliche Betrachtungen daraus abgeleitet worden. Allein in der Wahrheit verhält es sich so:

Er war allerdings schon krank, und spielte seine Rolle nur mit großer Anstrengung bis zu Ende, welches auch das Publikum sehr wohl bemerkte. Gleich nach der Vorstellung begab er sich nach Hause und legte sich zu Bett, wo ihn sein böser Husten mit so verdoppelter Wuth überfiel, daß ihm eine Ader in der Brust sprang. Das Blut schoß ihm aus dem Halse und er erstickte.

Andere erzählten, er sei schon lange sehr kränklich gewesen. Theils habe der häusliche Kummer, theils die viele Arbeit seine Gesundheit zerrüttet. Kurz vor Anfang der Vorstellung habe er sich so übel befunden, daß er schon im Begriff gestanden, sich zu entschuldigen; allein da er den ungeheuren Zulauf an diesem Tage gesehen, so sei es ihm gar zu empfindlich gewesen, die Zuschauer wieder nach Hause zu schicken; er habe sich Gewalt angethan, und fast bis zu Ende gespielt. Schon in der Scene, wo er sich todt stellt, sei ihm so schlimm geworden, daß er kaum wieder aufstehen können. Da habe man ihm gerathen, die Rolle nicht auszuspielen, sondern sich zu Bett bringen zu lassen. Da jedoch die Aufführung schon weit vorgerückt gewesen, so habe er gemeint, er könne es wohl noch aushalten bis zu

Ende. In der Scene mit den Aerzten, wo er von Rhabarber und Sennesblätter ſpricht, ſei ihm Blut aus dem Halſe gekommen, worüber ſowohl ſeine Kameraden als das Publikum ſehr beſtürzt geworden, und dann erſt habe man ihn eilig nach Hauſe geführt, wohin ſeine Frau ihm gefolgt, und ſich, ſo gut es ihr gelingen wollen, betrübt geſtellt.

Eine Menge witziger und witzig ſein ſollender Gedichte erſchienen, durch dieſe ſeltſame Todesart veranlaßt. Das beſte darunter war lateiniſch:

Roscius hic situs est tristi Molieres in urna.
Cui genus humanum ludere, ludus erat.
Dum ludit mortem, mors indignata jocantem
Corripit, et mimum fingere saeva negat.

Auch eine Grabſchrift lautete ähnlich:

»Hier liegt, der auf der Bühne des menſchlichen Lebens Affe war. Einſt wollte er auch den Todten ſpielen, und ſpielte ihn ſo ſchön, daß der entzückte Tod aus der Kopie ein Original machte.«

Bayle ſagt, ihm ſei von vielen glaubwürdigen Leuten verſichert worden, daß Moliere blos aus Liebe zu einer hübſchen Schauſpielerin ſich der Bühne gewidmet, wie das ſchon oft geſchehen und noch oft geſchehen wird. Aber ſeine Augen verſtanden beſſer zu wählen als ſein Herz, denn bei der wohlgerathenen Schilderung des Kummers eiferſüchtiger Ehemänner, ſoll die eigene Erfahrung ihm zu Hilfe gekommen ſein. Dem Dichter machten Viele den Hof, allein der hübſchen Frau des Dichters doch noch mehrere. Sie war die Tochter einer herumziehenden Komödiantin,

welche, zur Zeit ihrer Niederkunft, so viele junge Herren in Languedoc durch ihre Gunst beglückt hatte, daß sie den eigentlichen Vater des Kindes nie mit Gewißheit anzugeben wußte. Nur so viel betheuerte sie auf ihre Ehre, daß sie sich nie gemein gemacht, sondern immer nur Leute von Stande bei sich aufgenommen habe. Das war auch die einzige mütterliche Lehre, welche sie ihrer Tochter einpredigte. Moliere selbst hatte, wie man sagt, mit der Mutter sehr vertraut gelebt, woher das Gerücht entstand, er habe seine eigene Tochter geheirathet.

Er producirte sie zum ersten Male in der Princesse d'Elide, als Prinzeß, wo ihre Schönheit, durch die geschmackvolle Pracht der Kleidung noch mehr erhoben wurde. Moliere fand bald genug Ursache zu bereuen, daß er seine hübsche Frau den Blicken der lüsternen Höflinge bloß gestellt, denn der Graf von Lauzan verliebte sich rasend in sie, und sie verliebte sich rasend in den Grafen von Guise. Man ermangelte nicht, Moliere bemerken zu lassen, daß, während er den ganzen Hof zu belustigen strebte, der ganze Hof sich alle Mühe gab, seine Frau zu belustigen. Er stellte sie zur Rede; er erinnerte sie an Alles, was er für ihre Erziehung gethan; an seine zärtliche Liebe; an sein Betragen als Ehemann, welches immer noch mehr dem eines Liebhabers glich; er fragte, ob er es um sie verdient habe, daß sie ihn zum Gespött mache? — Sie weinte, sie schluchzte, sie bekannte ihm ihre Liebe zu dem Grafen Guise, schwur aber, es sei nichts Böses zwischen ihnen vorgefallen, bat, ihrer Jugend diese erste und einzige Verirrung zu verzeihen, und betheuerte,

daß die Erinnerung an seine Wohlthaten sie vor jedem Rückfall schützen werde. Moliere, durch ihre Thränen ganz von ihrer Tugend überzeugt, erschöpfte sich in zärtlichen Entschuldigungen wegen seiner Uebereilung, und — Alles blieb beim Alten. Die Frau Gemahlin trieb es ärger als zuvor. Dienstfertige Freunde öffneten ihm abermals die Augen. Nun ging er weniger schonend mit ihr um, und drohte sogar sie einzusperren. Diesmal ließ sie es nicht bei Thränen und Schluchzen bewenden, sie fiel nun auch in Ohnmacht, und siehe da, der arme verliebte Mann kroch abermals zu Kreuze. Allein sie mochte wohl glauben, eine so schöne Gelegenheit, sich ganz von ihm zu trennen, werde sich so bald nicht wieder ereignen, denn sie stimmte einen höheren Ton an, sagte, sie sei es müde, von ihm gemißhandelt zu werden; sie sei unschuldig, allein er selbst unterhalte noch immer einen verdächtigen Umgang mit einer gewissen Schauspielerin, die auch in seinem Hause wohnte; darum möge er nur in Gottes Namen Anstalten zu einer Scheidung treffen, denn sie könne es nicht länger mit ihm aushalten.

Vergebens bot der gute Moliere alles auf, die gekränkte Unschuld zu besänftigen. Sie verabscheute ihn seit diesem Augenblicke, und wenn er als liebkosender Ehemann sich ihr nähern wollte, wies sie ihn verächtlich zurück. Diese Bosheit und ihre fortgesetzten Ausschweifungen bewogen ihn endlich in eine Trennung von Tisch und Bett, ohne gerichtliche Dazwischenkunft, zu willigen; aber — sollte man es glauben? — er mußte sich die höchste Gewalt an-

thun, um diesen Entschluß zu fassen, und selbst, nachdem er ihn ausgeführt, bereute er ihn unaufhörlich, was auch seine Vernunft dagegen sagen mochte; denn geistreiche Menschen haben gewöhnlich das Unglück (oder Glück) auch sehr sinnlich zu sein. Eines Tages fand Chapelle ihn sehr niedergeschlagen in seinem Garten. Er schämte sich anfangs, die Ursache zu verrathen. Als aber sein Freund in ihm drang, machte er endlich seinem Herzen Luft und bekannte, er sehne sich nach seiner Frau.

Chapelle erinnerte ihn, wie wenig es gerade ihn kleide, der die betrogenen Ehemänner so oft auf der Bühne lächerlich gemacht, jetzt in allem Ernst eine solche unwürdige Rolle zu spielen. »Ich an deiner Stelle" — fuhr er fort — »sobald ich von der Untreue meiner Frau überzeugt wäre, würde sie verachten — würde plötzlich von meiner Leidenschaft geheilt werden — würde mich rächen — würde sie einsperren." —

»Hast du jemals geliebt?" unterbrach ihn Moliere.

»O ja, doch wie ein vernünftiger Mensch."

»Nun dann hast du noch nie geliebt, und weißt nicht, daß die Liebe die Vernunft unterjocht. Wenn ich dir meine Leiden, meine Sehnsucht schildern könnte, du würdest Mitleid mit mir haben. Nein, ich kann und werde diese Leidenschaft nie überwinden, und wenn ich mir vorstelle, daß meine Frau vielleicht einen eben so unüberwindlichen Hang zur Koketterie hat, so fange ich an sie zu entschuldigen." — Sein Freund zuckte die Achseln und ging.

So war das harte Schicksal des Dichters, den Hof

und Stadt bewunderten, und der — während er Hof und Stadt belustigte — daheim in häuslichem Gram sein Herz verzehrte. Wie oft mag er mit Horaz ausgerufen haben: Wäre ich doch lieber der elendeste Schriftsteller und zufrieden, als ein gefeierter, kummervoller Dichter!

Moliere schrieb seine Stücke mit einer unglaublichen Leichtigkeit; natürlich konnten sie nicht Alle von gleichem Werthe sein. Es gab Leute, welche seinen Werken den Vorzug vor Allem gaben, was Rom und Griechenland in dieser Gattung geliefert; oder — die, gleich den Schlegel's, immer die Alten im Munde führten, lächelten vornehm darüber. Indessen behauptet doch selbst der scharfsinnige und geschmackvolle Bayle, daß die Alten im Lustspiel von den Neuern übertroffen worden. »Vielleicht,« — sagt er — »kommt das daher, daß die Feinheiten eines Aristophanes nicht so von Jedermann empfunden werden, als die eines Moliere; denn, um die griechischen Komiker richtig zu beurtheilen, muß man die Athenienser ganz kennen. Es gibt ein lächerliches, welches allen Zeiten und allen Völkern — ein anderes, welches nur gewissen Jahrhunderten und gewissen Nationen gemein ist. Manche Scenen im Aristophanes, bei denen vielleicht die Athenienser herzlich lachten, scheinen uns erbärmlich fade, weil wir den Fehler, oder die Anekdote, oder den vorübergehenden Geschmack nicht kennen, gegen welche diese Scenen gerichtet waren. Hingegen wenn Moliere die Lächerlichkeiten unsers Zeitalters schildert, so fühlen wir das auf der Stelle. Ja, mir scheint, daß er selbst in solchen seinen Spöttereien,

die zu allen Zeiten bei allen gebildeten Nationen Glück machen, fruchtbarer sei, als Aristophanes und Terenz; und diese sind es auch, die in keiner Uebersetzung verloren gehen, sie sei so schlecht sie wolle." — (Uebrigens hält Bayle die Uebersetzung eines Moliere'schen Lustspiels in einer fremden Sprache für sehr schwer; ein Trost für den Herausgeber, dem einst dieses Wagestück wenigstens nicht ganz mißlang.)

Der Neid hat Moliere auch vorgeworfen, er habe die meisten Pläne zu seinen Stücken aus italienischen Komödien geschöpft. Es waren aber auch nicht seine Pläne, die ihn so berühmt machten (denn die sind oft sehr dürftig), sondern die Bearbeitung, die pikante Sauce, durch die er seine Schüsseln zu würzen wußte. Hatten wir doch auch eine Maria Stuart, ehe Schiller eine schrieb.

Natürlich machte man auch die komischen Uebertreibungen Moliere zum Verbrechen (so wie das dem Herausgeber, der sich übrigens gar nicht mit Moliere zu vergleichen wagt, oft widerfahren ist). Bayle, der kritische Bayle, entschuldigt ihn sehr sinnreich. Er verweist auf den Prolog des Terenz zu der Andria:

Poeta quam primum animum ad scribendum appulit, id sibi negotii credidit solum dari populo ut placerent quis fecisset fabulas. — Er verweist auf die Antwort, welche Cynthio dem St. Evremont gibt: »Die besten Schauspieler würden Hungers sterben, wenn sie keine andere als vortreffliche Stücke geben wollten."

Dem Geschmack des Publikums, sagt er, muß das

Schauspiel angemessen sein; viele Zuschauer muß es herbei locken, denn sonst — wäre es auch ein Elixir und eine Quintessenz von schönen Gedanken — wird es dennoch die Schauspieler ruiniren und dem Volke zu nichts nutzen.

Bayle macht bei dieser Gelegenheit eine Abschweifung, um von seinem eigenen Werke zu reden, welches ihm selten widerfährt; allein man merkt, daß eben diese Gattung von einseitiger Kritik seinen Unwillen erregte. »Was geht das mich an? sagt der Eine. Wozu die vielen Citate? ruft ein Anderer — die leichtfertigen Einfälle? ein Dritter — die philosophischen Gedanken? ein Vierter. Freilich, wenn ich mich blos nach dem Geschmack solcher Leute hätte richten wollen, so würde ich ein Buch gemacht haben, welches zwar ihnen gefallen, aber hundert Andern mißfallen hätte, und welches im Buchladen vermodert sein würde. Ei! mögen doch die Herren in Gottes Namen mit Sokrates ausrufen (als er auf einem Jahrmarkte herum spazirte): Wie viele Dinge, deren ich nicht bedarf! — Der Jahrmarkt wird aber darum doch bleiben was er ist."

Gerade dasselbe konnte Moliere auch den Schlegel's seiner Zeit zurufen: »Wenn ich nur euch gefallen wollte, so bliebe mein Schauspielhaus leer." — Fast zwei Jahrhunderte haben nun zwischen seinen Neidern und ihm entschieden. Jene sind vergessen, ganz vergessen, Moliere lebt noch.

Und fürwahr, ein Schauspieldichter ist glücklich zu preisen, wenn er auch nur seine Zeitgenossen angenehm unterhalten hat, während in den grăcisirten Albernhei-

Ott. Ihr Sohn —

Verw. Der Unbesonnene!

Ott. Sie liebten einst meine Mutter —

Verw. Wie nannte sie sich?

Ott. (zitternd) Sie war eine gebohrne — Morosini —

Verw. So hieß mein Weib!

Ott. Sie vermählte sich — dem edlen — Pompiliani — (sie sinkt in die Knie.)

Verw. Was ist das?

Ott. (ganz erschöpft, zieht ein Miniatur-Portrait aus dem Busen) Mutter! Mutter! sprich du für deine arme Tochter! (sie reicht ihm wimmernd das Portrait.)

Verw. (reißt es ihr mit Hastigkeit aus der Hand, und eilt aus dem Schatten zu einer vom Monde beleuchteten Stelle. Hier betrachtet er zitternd das Gemählde — seine Augen füllen sich mit Zähren — er versucht es einigemal, einen strengen Blick auf Ottilien zu werfen — sie breitet zitternd ihre Arme aus — er trocknet seine Augen und lehnt sich voll Wehmuth an einen Baum.)

Ott. (erhebt sich mühsam vom Boden, und naht sich schüchtern) Vater!

Verw. (abgewendet) Nenne mich nicht so.

Ott.

ten gegähnt wurde. Es gibt Dichter, wie Schiller, die man mit Recht unter die Sterne verſetzt, und die ewig von oben herab leuchten werden; es gibt Andere, die dem bunten chineſiſchen Schmetterling gleichen, welche man Laternenträger nennt. Er beſitzt ein phosphoriſches Licht, das ſtark genug iſt, um den Weg eines Menſchen bei Nacht zu erhellen. Stirbt er, ſo verſchwindet dieſes Licht. In Gottes Namen! er hat doch auch geleuchtet, Vergnügen und Nutzen geſchafft; er hat vielleicht Manchem ſeinen dunkeln Weg erheitert. Ich bin es wohl zufrieden, wenn man meine Schauſpiele mit dem Licht dieſes Laternenträgers vergleicht.

Schilderung eines Gouverneurs des großen Moguls.

(Nach Mandelsloh.)

Da wir alle Hoffnung haben, dergleichen Gouverneure bald in ganz Europa zu verehren, ſo werden wir wohl thun, uns bei Zeiten mit ihren Manieren bekannt zu machen. — Der Gouverneur von Amadabath — er hieß Areb-Chan — war ſchon ein Mann von ſechzig Jahren, der eine Kleinigkeit von fünfzig Millionen Thalern im Vermögen beſaß, fünfzig Elephanten und zwölf tauſend Reiter unterhielt. Er hatte vor Kurzem ſeine Tochter mit dem zweiten Prinzen des großen Moguls vermählt, und ihr zur Ausſteuer zwanzig Elephanten, tauſend Pferde und

sechshundert Wagen mit Kostbarkeiten beladen, mitgegeben. Sein Hofstaat bestand aus hundert Personen und vierhundert Sklaven, sämmtlich auf das Prächtigste gekleidet. Nur er trug sich sehr einfach (wie alle große Männer), außer an festlichen Tagen, wo er auf einem Throne prunkte, von einer zahlreichen Garde umgeben war, und Fahnen vor sich hertragen ließ.

Mandelsloh besuchte ihn einst und wurde sehr höflich empfangen. Ungeachtet er eben Briefe schrieb und Befehle diktirte, so unterbrach er doch von Zeit zu Zeit seine Geschäfte, um dem Fremdling ein paar höfliche Worte zu sagen, wobei er aus einer langen Pfeife rauchte, die ein Sklave hielt. Bald darauf ging er in den Hof, um seine Truppen zu mustern (auf die Wachparade), untersuchte ihre Waffen, und ließ sie als Schützen sich üben. Die am besten trafen, erhielten Zulage zu ihrem Solde, die aber, wohl zu merken, denen abgezogen wurde, die schlecht geschossen hatten. Eine sehr empfehlungswürdige Manier, die Leute auf fremde Kosten zu belohnen, die, zu meinem Erstaunen, noch von keinem europäischen Fürsten nachgeahmt worden.

Mandelsloh wollte sich empfehlen, allein der Herr Gouverneur behielt ihn zum Mittagsmahl, und schimpfte bei der Tafel auf den König von Persien. Wieder eine Sitte, die uns völlig fremd ist, denn in Europa läßt man nur in den Zeitungen auf die benachbarten Mächte schimpfen.

Nach der Tafel erschienen zwanzig Tänzerinnen, die sich in Einem Augenblicke ganz nackend entkleideten, san-

gen, tanzten und Sprünge machten, trotz unsern besten Seiltänzern. Sie hatten kleine Reife, durch die ein Affe nicht geschmeidiger und behender hätte schlüpfen können. Ihre Musik bestand aus kleinen Trommeln und Pfeifen. Nachdem sie etwa zwei Stunden getanzt hatten, befahl der Gouverneur, eine andere Truppe solcher Mädchen herbeizurufen. Man sagte ihm, sie wären krank, und könnten heute nicht tanzen; allein er wiederholte den Befehl, mit dem Zusatz, sie in dem Zustande herzuführen, in dem man sie finden würde. Man wagte noch eine Gegenvorstellung, und nun wurde Areb-Chan zornig und drohte seinen Leuten mit der Bastonade. Da warfen sie sich ihm zu Füßen, und bekannten, die Tänzerinnen wären nicht krank, sondern schon irgendwo verfagt, und hätten sich geweigert, vor Seiner Hoheit zu erscheinen, weil Hochdieselben sie nicht bezahlten.

Er lachte, schickte aber gleich ein Detaschement von seiner Garde hin, welche die armen Geschöpfe herbeiführten. Kaum waren sie in den Saal getreten, als er befahl, ihnen die Köpfe abzuhauen. Ihrer waren acht hübsche junge Mädchen. Sie heulten erbärmlich und baten kniend um ihr Leben, allein umsonst. In Gegenwart sämmtlicher Gäste, und ohne daß irgend Einer es wagte, Vorsprache zu thun, wurden sie auf der Stelle hingerichtet. — Der Herr Gouverneur mochte wohl merken, daß Mandelsloh sehr bestürzt bei diesem unerwarteten Schauspiel war. »Wundern Sie sich nicht,« sagte er zu ihm, »wenn

ich es anders machte, so würde ich bald nicht mehr Herr in Amadabath sein. Fürchten muß man meine Autorität, sonst würde man sie verachten."

Diese Worte sind in der That merkwürdig, weil ein Despot sich selbst das Zeugniß gab, daß man ihn nur fürchten oder verachten könne. Andere mögen das auch wohl fühlen, aber sie sagen es nicht, sondern sind so klug sich anzustellen, als ob sie geliebt würden.

Bemerkungen eines Unparteiischen bei Lesung des Unparteiischen.

(Nämlich Hamburger Korrespondenten.)

Vorwort.

Es gibt noch immer boshafte Menschen, welche unsere Könige und Fürsten und wohl gar den Größten unter ihnen zu verkleinern streben, indem sie ausprengen, es darf nichts gesagt oder gedruckt werden, was nur den mindesten bescheidenen Zweifel über dieses oder jenes Faktum, diesen oder jenen Grundsatz enthalte, oder was eine Klage über das jetzige Elend von Europa verlautbare. Der Verfasser der folgenden Bemerkungen würde glauben ein Verbrechen zu begehen, wenn er die Großen unsers aufgeklärten Zeitalters einer solchen Tirannei fähig hielte. Jeder Unterthan hat das Recht, seine Meinung bescheiden vorzutragen; nur ein Mißbrauch der Gewalt könnte dieses Recht ihm

rauben, und von keinem unſerer jetzt lebenden Fürſten haben wir einen ſolchen Mißbrauch zu befürchten. Uebrigens iſt ja auch zur Genüge bekannt und ſchon oft genug wiederholt worden, daß alles Unglück und aller Jammer in Europa blos von den Engländern herrührt, und daß ſelbſt die auffallendſten Maßregeln, wenn ſie etwa mit unſern gewöhnlichen Begriffen von Recht und Unrecht ſich nicht vertragen, blos von den Engländern erzwungen worden ſind. Auf dieſe allein fällt alſo am Ende Alles zurück, was etwa tadelnswürdig ſcheinen möchte. — Nur mit Zeitungsſchreibern und ſchlechten Ueberſetzern haben dieſe Bemerkungen es größtentheils zu thun. Die gebührende Ehrfurcht gegen unſere Machthaber iſt überall beobachtet worden.

Nr. 209 des vorigen Jahres enthält einen ſchönen Zug von dem Staatsrath Steſſart. Er bewog den Kaiſer Napoleon, die Kontribution von acht Millionen Thaler, welche Königsberg allein zahlen ſollte, auf ganz Oſtpreußen zu vertheilen. Die Königsberger wollten ihm dafür ein Geſchenk von zehn tauſend Dukaten überreichen, welches er großmüthig ausſchlug. Dafür wird er nun mit Türenne verglichen, dem einſt eine deutſche Stadt hundert tauſend Thaler bot, wenn er mit ſeiner Armee nicht über ihr Gebiet marſchiren wolle; weil er nun ohnehin einen andern Weg zu nehmen geſonnen war, ſo gewährte er ihre Bitte gratis. Eben ſo Steſſard, der ohne-

hin die begehrten acht Millionen zusammen brachte. In unsern Tagen ist allerdings mit einer solchen Uneigennützigkeit Ruhm verknüpft, allein dieser Ruhm ist blos eine Folge ihrer jetzigen Seltenheit, so wie man ein rares Buch bisweilen, nicht um des Inhalts willen, sehr theuer bezahlt. Die Handlung war lobenswürdig, mehr ließ sich nicht von ihr sagen. Ob Türenne oder Stessart das größere Lob verdient haben? das ließe sich nur dann entscheiden, wenn man mit ihrer Lage als Privatmänner bekannt wäre. Hätte zum Beispiel einer von ihnen in eigener großer Geldnoth dies Geschenk ausgeschlagen, so wäre er sonder Zweifel der lieblichste; und hätte er vielleicht gar seine schmachtende Familie, seinen verarmten Freund lieber ohne Unterstützung gelassen, als eine Summe ihnen zugewendet, deren Annahme ein edles Pflichtgefühl ihm verbot, so dürfte er sogar auf Ruhm Anspruch machen, der durch Bekämpfung von Neigungen, die mit dem Wohl des Ganzen im Widerspruch stehen, sicherer erobert wird, als durch die Eroberung von Batterien. Waren aber beide ohnehin reich genug, um ihre Wünsche zu befriedigen, nun so thaten sie wenig mehr als der Wilde, der die Goldstücke der Reisenden verschmäht, weil er sie nicht brauchen kann. — Es hat in andern Zeiten Männer gegeben, welchen das bloße Anerbieten eines solchen Geschenks eine Beleidigung schien.

In derselben Nummer steht ein Patent des Königs von Dänemark, welches sämmtlichen dänischen Untertha-

nen Sparſamkeit empfiehlt. Es muß alſo doch in Dänemark noch etwas zu erſparen geben? —

Nr. 210 liefert ein Bülletin, in welchem geſagt wird: ein heſſendarmſtädtiſches Regiment habe die Reputation der Truppen dieſes Landes nicht behauptet; der Oberſt und der Major ſchienen mittelmäßige Leute zu ſein u. ſ. w. — Hieraus muß man ſchließen, daß dieſes Regiment und beſonders deſſen Oberſt und Major ihre Pflicht nicht gethan haben, und folglich muß man die Nachſicht des Feldherrn bewundern, der nicht etwa ein Kriegsrecht über ſie verhängte, und auf die übliche Weiſe ihre Schuld dem Publikum als erwieſen darſtellte, ſondern der ſich damit begnügte, ſie in einem Bülletin für mittelmäßige Leute zu erklären. Da nun das Wort mittelmäßig gar vieler Auslegungen fähig und im Grunde nicht beſchimpfend iſt, ſo haben jene Offiziere wirklich von Glück zu ſagen, daß ſie ſo gnädig durchgekommen ſind.

In derſelben Nummer ſtehen Briefe der vormaligen Königin von Neapel. Sie haben den Herausgeber der Biene überzeugt, daß das Urtheil, welches er in ſeiner Reiſe nach Italien über dieſe hochgeſinnte Frau fällte, wohl gegründet war, denn — abgeſehen von dem, was ſie etwa gegen Frankreich enthalten, und was er natürlich nicht billigen darf — ſo athmen ſie unwiderſprechlich eine Herzlichkeit, eine Anſpruchloſigkeit, eine Mutterliebe, die ihr jeden unbefangenen Leſer gewinnen. Ob ſie auch Scharfblick in der Politik verrathen, darüber kann ein Laie in dieſer furchtbaren Kunſt nicht entſcheiden. Sie erzählt unter andern:

Viele Leute hätten geglaubt, das Ungewitter abzuwenden, wenn der König, ihr Gemahl, der Krone zu Gunsten seines Sohnes entsagte, aber, setzt sie hinzu: »ich glaube es nicht, und bin überzeugt, daß man das Königreich Neapel will.«

Vermuthlich hat sie hierin geirrt. Man hat das Königreich Neapel freilich genommen, aber ob man es wollte, das ist eine andere Frage.

In Nr. 1 dieses Jahres wird den hessischen Offizieren, die sich auf dem Marsch außer Landes befinden, durch ein Dekret erlaubt, einen Theil ihrer Besoldungen ihren Frauen anzuweisen. Da diese Befugniß ein natürliches Recht zu sein scheint, welches nicht erst durch ein Dekret zu erwerben wäre — (indem sich schwerlich denken läßt, daß ein Staat die Männer, die ihr Blut für denselben vergießen, erst berechtigen müßte, das mit ihrem Blute erworbene Geld mit denen zu theilen, die sie am liebsten auf der Welt haben) — so muß man vermuthen, daß dieses Dekret mehr eine Ermahnung als eine Erlaubniß enthalte. Doch freilich würde es hinwiederum den Herren Ehemännern nicht zur Ehre gereichen, daß sie einer solchen Ermahnung bedürften.

Nr. 2 liefert den Armeebefehl, durch welchen ein gewisser Stein (le nommé Stein), weil er Unruhen in Deutschland zu erregen suche, für einen Feind Frankreich's und des rheinischen Bundes, und seiner Güter verlustig erklärt wird. Er soll ergriffen werden, wo man seiner habhaft werden kann. — Das ist eine Achtserklärung,

und es ist interessant, die Formel derselben mit der zu vergleichen, die vor tausend Jahren üblich war. Damals lautete sie folgender Gestalt: »N.! als dich N. nach Kampfrecht und Frankenrecht geheischen und gefordert hat, und wir dir darum geschrieben und Rechtstage gesetzt haben, alsdann mit Urtheil ertheilt ward, daß du alles verschmähet hast, und uff solche Forderung außenblieben, und unserm Gebot widerseßig und ungehorsam gewesen und noch bist, des urtheilen wir und achten dich, und nehmen dich von und aus allen Rechten, und setzen dich in alles Unrecht, und wir theilen deine Wirthin zu einer wissenhaftigen Witwe, und deine Kinder zu ehehaftigen Waisen, deine Lehen dem Herrn, von dem sie zu Lehen rühren, dein Erb und Eigen deinen Kindern, deinen Leib und dein Fleisch den Thieren in den Wäldern, den Vögeln in den Lüften und den Fischen in dem Wasser. Wir erlauben dich auch manniglichen uff den Straßen, und wo ein jeglich Mann Fried und Gleid hat, da sollt du keines haben, und wir weisen dich die vier Straßen der Welt, in dem Namen des Teufels bei der Eider in der Sach." (Burgermeister Corpus juris publici et privati. T. 1.) — Man bemerkt hier sogleich, wie viel milder und humaner in unserm Zeitalter solche Dinge ausgedrückt werden. Der gewisse Stein wird nicht in's Teufels Namen auf die vier Straßen der Welt gewiesen, sein Fleisch wird nicht den Thieren in den Wäldern, den Vögeln in den Lüften und den Fischen im Wasser zugetheilt, sondern es heißt ganz einfach, er solle ergriffen werden, wo man

ihn findet. Noch hat man ihn nicht ergriffen, aber selbst wenn das geschehen sollte, wird man ihn vermuthlich blos erschießen und dann begraben.

Es möchte scheinen, als hätte die tausendjährige Achtserklärung darin einen Vorzug vor der heutigen, daß man sich darin auf Rechtstage beruft, welche dem Beklagten gesetzt worden, und daß man erst alsdann das Urtheil gesprochen, als er Alles verschmäht hatte; allein man muß bedenken, daß die Schuld des N. wahrscheinlich noch nicht erwiesen war, die Schuld des gewissen Stein hingegen vermuthlich als erwiesen anzusehen ist.

Man möchte auch von der alten Achtserklärung rühmen, daß nur die Lehen des N. verfallen sein, dessen Erb und Eigen hingegen dessen Kindern gehören sollen; aber auch die Güter des gewissen Stein sind ja vor der Hand nur sequestrirt, und von der bekannten Gerechtigkeitsliebe und Milde des Kaiser Napoleon läßt sich mit Grund erwarten, daß die Kinder des gewissen Stein (wenn er anders welche hat) nach dem Ausspruch der Bibel, die Missethat ihres Vaters nicht tragen werden. — Uebrigens scheint es fast — so schwer auch das Schicksal ist, den Zorn des größten und mächtigsten Monarchen zu tragen — daß ein Schwärmer, wie dieser gewisse Stein, leicht eine Art von Ruhm darin finden könnte, als ein einzelner Privatmann für einen Feind Frankreich's (der großen Nation) und des rheinischen Bundes erklärt zu werden.

In Nr. 1 liest man das Verdammungsurtheil von zehn Grands von Spanien, die (verdientermaßen) vor ein

Ott. Ich büßte ſtreng —

Verw. (bitter) Im Schoos der Freude.

Ott. Gott zählte meine Thränen —

Verw. Und wog deine Thaten.

Ott. Vergebung der Reuigen!

Verw. Gieb mir die Stunden zurück, die mir der Kummer zu Jahren ausdehnte.

Ott. Vergebung mein Vater!

Verw. Gieb mir meine zerſtöhrte Geſundheit zurück.

Ott. (kniet und ringt die Hände.)

Verw. Die Gräfin vergißt, daß ihr Verwalter vor ihr ſteht.

Ott. Sie ſtrafen mich hart!

Verw. Ein Verbannter, auf deſſen Kopf ein Preiß geſetzt wurde. Geh, verrathe mich deinem Verführer. Wer die Tochter ſtahl, kann ja wohl, um ſchnöden Gewinnſt, den Vater morden.

Ott. O! das iſt grauſam!

Verw. (auf das Bild blickend) Gutes Weib! ihr erſtes Lallen war dein letzter Seufzer! daß ſie meines Alters Troſt werde, dein letzter Wunſch!

Kriegsgerichts gestellt und dann erschossen werden sollen. — Unter die vortrefflichen neuen Einrichtungen Frankreich's, die uns Deutschen noch nicht hinreichend bekannt sind, gehören wohl auch die Kriegsgerichte. Wir sind gewöhnt, mit dem Begriff eines Gerichts immer auch den einer Untersuchung zu verbinden. Im vorliegenden Falle scheint es nun, als ob keine Untersuchung vorhergehen solle, da das Urtheil, erschossen zu werden, bereits gesprochen ist. Vermuthlich hat also das Kriegsgericht nur über die Identität der Person zu erkennen. Da es hierin gänzlich von unsern vormaligen Kriegsgerichten abweicht, so wäre zu wünschen, daß irgend ein kundiger Schriftsteller uns mit der neuen, gewiß nachahmungswerthen Organisation desselben bekannt machte.

Nr. 8. In einer Rede des Kaisers Napoleon an die Deputation von Madrid äußerte er den erhabenen Gedanken: »Da es nur Einen Gott gebe, so dürfe es auch in jedem Staate nur Eine Justiz geben.« — Wahr und schön! und man kann sich nicht genug verwundern, wie Deutschland, die Schweiz und selbst Frankreich so viele Jahrhunderte hindurch bei so mancherlei Rechten haben bestehen und sogar ziemlich glücklich sein können? — Wie unrecht hatte Montesquieu, zu behaupten: »Die Gesetze müssen dem Volke, für welches sie geschrieben wurden, so sehr angemessen sein, daß es ein großer Zufall ist, wenn die Gesetze Einer Nation für eine andere passen.« (Les loix doivent être tellement propres au peuple pour lequel elles sont faites, que c'est un très grand hazard, si celles

d'une nation peuvent convenir à une autre.) Esprit des loix. L. 1. C. 3.

Ja, er fährt fort: »Die Gesetze müssen sich auch auf die physische Lage des Landes beziehen, auf das kalte, heiße oder gemäßigte Klima, auf die Beschaffenheit des Bodens, die Lebensweise der Bewohner, Jäger, Hirten oder Ackersleute, auf den Grad der Freiheit, der mit der Konstitution verträglich ist, auf die Religion der Einwohner, ihre Neigungen, Reichthümer, Zahl, Handel, Sitten und Gewohnheiten."

Guter Montesquieu! wie würdest du erstaunen, wenn du sehen könntest, daß das Genie deiner Landsleute einen Codex erschaffen hat, der für alle Völker paßt, sie mögen am Po oder an der Weichsel wohnen. —

Ferner hat der große Napoleon in derselben Rede noch ein merkwürdiges Wort ausgesprochen; er bekennt nämlich: „daß erst die Nachkommen ihn als ihren neuen Schöpfer segnen werden, weil die jetzige Generation verschieden denke, da zu viele Leidenschaften in Bewegung gesetzt worden." Also darf man es diesem großen Manne wohl nachsprechen: Ja, die jetzige Generation denkt allerdings verschieden; sie beweint ihr zerstörtes Glück, glaubt aber nicht viele Leidenschaften, sondern nur eine in Bewegung gesetzt zu sehen, und diese eine, unersättliche (nämlich die Herrschsucht der Engländer) kann für Tausende gelten. Wohl dem Kaiser Napoleon, daß er auf den Segen der Nachkommen zählt! Denn für einen Helden, der das Gute ernstlich will, und der Schöpfer

eines neuen Guten zu werden ſtrebt, muß es doch bisweilen bitter ſein, ſich und andern ſagen zu müſſen: die jetzige Generation denkt verſchieden, ſegnet mich nicht, erſt die Nachkommen werden es thun. — Doch die Undankbarkeit der Zeitgenoſſen war ſtets der Lohn großer Männer. Die Nachkommen — die das Blut derer, die jetzt täglich erſchlagen werden, nicht mehr ſehen, die Seufzer derer, die jetzt täglich ihr Eigenthum brennen und zerſtören ſehen, nicht mehr hören — die Nachkommen werden den neuen Schöpfer ſegnen! — — — —

In derſelben Nummer wird etwas erzählt, was wohl einer Erläuterung für unkundige Leſer bedürfte. Die ſieben tauſend Franzoſen, heißt es, welche Portugal verließen und ſich in Quiberon ausſchifften, »waren mit Gold beladen, es gab keinen Soldaten, der nicht um ſeinen Leib eine Katze mit Goldſtücken angefüllt trug, und die Zahl der Warenpacke waren unermeßlich. Was die Franzoſen mit fortgenommen, ſchätzt man auf zwei Millionen Pfund Sterling.“ Da die Franzoſen nicht als Feinde in Portugal eingerückt waren, ſo müſſen dieſes Gold, dieſe Katzen und dieſe Warenpacke wohl engliſches Eigenthum geweſen ſein. — Aber wie kamen die Soldaten dazu? wurde es nicht für die Regierung in Beſchlag genommen? oder war dieſe ſo freigebig, es gleich in viele tauſend Katzen zu vertheilen? —

In Nr. 4 hat der Zeitungsſchreiber von Stralſund ein wenig radotirt. Er zieht nämlich über die armen

Schriftsteller, die noch deutsch denken, und namentlich über den Herrn von Cölln los. Allerdings möchte dieser Mann in vielen Hinsichten schwer zu vertheidigen sein, aber diejenigen Aeußerungen, wegen welcher er hier angegriffen wird, gereichen ihm offenbar zur Ehre. Er hatte nämlich eine Ermahnung an die Schlesier ergehen lassen, dem Könige von Preußen Kanonen, Geld, Tuch, Leinewand, Getreide, Fourage und Pferde zu liefern, statt leerer Phrasen und Gratulationen, aus welchen man keine Kanonen gießen und kein Gold münzen könne. Nun, alles das war doch sehr vernünftig und wahr? Allein der gestrenge Herr in Stralsund meint: »diese schöne Tirade sei weiter nichts, als eine Einladung an Geistliche und Mönche, ihre Kirchen und Klöster zu verlassen, und aufzuhören die Moral zu predigen, um lauter Cartusche zu bilden," (vermuthlich aus dem französischen übersetzt: pour former des Cartouches, der Uebersetzer war aber ein ungeschickter Mensch, denn man weiß jetzt nicht, ob unter Cartusche jener berüchtigte französische Räuber oder Patronen zu verstehen seien?) »alsdann — meint der Stralsunder — wäre die Uebersetzung der spanischen Thorheiten vollständig." (Auch diese Redensart klingt ganz französisch, kein Deutscher drückt sich so aus.) „Wenn es wieder Krieg gibt," so fährt er fort, »sollen die militärischen Befehlshaber über alle dergleichen Besessene prompte Justiz üben." Also ein Patriot, der seine Landsleute ermahnt, ihren König zu unterstützen, ist ein Besessener? — O du armseliger Quidam, und elender Uebersetzer! der

du dich herliehest, um in deutscher Sprache auch noch den letzten Funken des deutschen Patriotismus zu ersticken, welch ein Fest wäre es für jeden echten Deutschen, wenn an dir (nicht über dir) prompte Justiz geübt würde. —

Ueberhaupt sollte man, um den Deutschen mehr Vertrauen zu solchen Bekanntmachungen einzuflössen, für bessere Uebersetzer sorgen. In derselben Nummer stößt man abermals auf eine Bekanntmachung, die Jeder, der ein wenig französisch versteht, an ihren Wendungen und Ausdrücken augenblicklich für ein französisches Original erkennt. »Die französischen Autoritäten,« heißt es, »haben vor ihrem Abgang aus Berlin alle diejenigen Individuen kommen lassen, welche bekannt waren, entweder ihre Talente oder ihre Feder gemißbraucht zu haben (nicht französisch Gesinnte), und haben mit dem Ernst der Weisheit zu diesen Schwindlern gesprochen, sie gewarnt u. s. w.« Dafür sollen alle Vernünftige (das heißt: französisch Gesinnte) den französischen Autoritäten, als für einen ihrem Vaterlande geleisteten, unter jetzigen Umständen wichtigen Dienst gedankt haben. Aber bedachten denn diese Vernünftigen gar nicht, daß ihr biederer König bei seiner Zurückkunft wohl selbst wissen werde, was er mit den Schwindlern anzufangen habe? —

Nr. 5 kündigt uns an, daß das Gesetzgebende Korps in Frankreich geschlossen worden. Bei dieser Gelegenheit sagte Fontanes: Einige Meinungen wären verschieden gewesen, allein die Absichten gut. Diese Verschiedenheit der Meinungen, vernünftig an den Tag gelegt, sei

bisweilen die schönste Huldigung, welche man der monarchischen Gewalt darbringen könne, denn es beweise, daß die Freiheit sich nicht entfernt habe, sondern nur aufgehört habe, gefährlich zu sein.

In Deutschland haben wir von dieser Verschiedenheit der Meinungen nie etwas erfahren. Gefährlich ist sie nun um so weniger, da das gesetzgebende Korps geschlossen worden, und der Beweis, daß die Freiheit sich nicht entfernt habe, ist sonder Zweifel überflüssig.

Uebrigens ist der Inhalt von Nr. 5 für alle Kapitalisten erfreulich, die mit ihrem Gelde verlegen sind, denn in Neapel werden viermal hundert tausend Dukaten geliehen, um die noch rückständigen Summen an die französische Armee zu bezahlen; in Baden werden neue Staatsobligationen für sechs Millionen Gulden creirt, und in Berlin werden zweimal hundert tausend Thaler geborgt, und erklärt, daß man bald noch einmal so viel borgen werde. Für die Nichtkapitalisten hingegen, denen es schon sauer wird, den hamburgischen parteiischen Korrespondenten zu bezahlen, ist es unangenehm, in diesem Blatte etwas zweimal bezahlen zu müssen. Es war nämlich in einem der vorhergehenden Blätter ein seichtes Lobgedicht abgedruckt — (denn es gehört bekanntlich zu den nicht geringen Beschwerden der Großen, daß sie sich in schlechten Gedichten müssen lobhudeln lassen wie Bürger es nannte). — Jene Lobhudelei hatten wir längst vergessen, oder gar nicht einmal gelesen; allein zum Unglück soll die Abschrift fehlerhaft gewesen sein, das wird uns nun in einem langen

Artikel verkündigt, und das ganze schlechte Gedicht wird wahrhaftig noch einmal abgedruckt. — Wenn ich Minos wäre, so würde ich einst den Hamburger Korrespondenten verdammen, ein paar Millionen Jahre lang nichts als diese Verse zu lesen. —

Nr. 6 und mehrere der folgenden Nummern liefern allerlei Beweise von der traurigen Wahrheit, daß die jetzige Generation sich nicht allzuwohl befindet, und daß man es ihr also nicht verargen kann, wenn sie noch nicht in diejenigen Segnungen ausbricht, mit welchen die Nachkommen, beliebt es Gott, den neuen Schöpfer überschütten werden. In den Fabriken der Schweiz herrscht große Nahrungslosigkeit; (Nr. 6) in der Maaß waren im Jahre 1807 zweihundert vierundneunzig Schiffe angekommen und hundert einundneunzig ausgelaufen, im Jahre 1808 nur dreiundsechzig ein- und siebenundsechzig ausgelaufen; (Nr. 7) in Wien brachen fast täglich Bankerotte aus; (Nr. 8) in Dänemark wurde eine neue Anleihe negozirt; (Nr. 9) in Rom wurden die Mädchen gar nicht mehr verheirathet; (Nr. 10) in Amsterdam nahm die Zahl der Armen täglich zu; (Nr. 11) in Holland gab es eine neue Anleihe von zwanzig Millionen Gulden; (Nr. 13) in Breslau wurden die Rückstände scharf beigetrieben, weil die Abtragung der Kontribution an Frankreich es nothwendig machte; (Nr. 14) Frankfurt hatte gar keinen Handel mehr; (Nr. 15) in der Neumark und in Pommern hauste eine Räuberbande von hundertfünfzig Mann; (Nr. 15) unter den Webern in Augsburg herrschte Nah-

rungslosigkeit; (Nr. 16) die Eisen- und Stahlfabrikanten, auch mehrere Einwohner Schlesiens wanderten aus, sollten aber arretirt und auf drei bis vier Jahr in's Zuchthaus oder auf die Festung gesetzt werden, weil sie im Vaterlande nicht verhungern wollten; (Nr. 18) in Litthauen that sich eine starke Räuberbande hervor; (Nr. 20) in Schweden gab es viel Hunger und Durst; (Nr. 20) sechs der ersten Magdeburger Kaufmannshäuser machten bekannt, daß bei der jetzigen außerordentlichen Stille der Handlung man ihnen so wenig als möglich schreiben solle, auch nur auf dünne Blättchen Papier und ohne Beilage eines Kourszettels; (Nr. 20) in Berlin wurde eine Anleihe von einer Million Thaler eröffnet; (Nr. 21) in Danzig war alles sehr theuer und man erfreute sich einer Garnison von achtzehntausend Mann; (Nr. 17) in Dänemark wurde eine Nothmünze geprägt; (Nr. 17) Lübeck eröffnete abermals eine gezwungene Anleihe, wegen der Fortdauer erschöpfender Ansprüche; (Nr. 22) ein Herr M — i — r in W — n zeigte nicht blos seinen Handlungsfreunden und Korrespondenten, sondern auch seinen Vettern, Universitätsfreunden, und endlich sogar seinen Kindern an, daß sie ihm nicht mehr schreiben sollten; weil das Porto zu einer unglaublichen Höhe gestiegen sei; (Nr. 22) in Hamburg erregte die ungeheure Erhöhung des Briefportos so viele Unzufriedenheit, daß sogar die Oberpostdirektion von Berg eine Erklärung deshalb erließ, worin sie die Schuld auf die fremden Postämter schob; (Nr. 25) in Hannover wurde die außerordentliche

Kriegsſteuer wieder auf drei Monate verlängert; (Nr. 24) Preußen verkaufte ſeine Domainen, um Geld für die Franzoſen herbei zu ſchaffen; (Nr. 27) die Geldwagen paſſirten noch immer durch Frankfurt nach Mainz; (Nr. 32) in Isle de France war einiger Mangel an Wein und Mehl, wohl verſtanden nur einiger, denn ein Faß Wein koſtete nicht mehr als viertauſend fünfhundert Piaſter; (Nr. 33) in Genua ſollte man Kriegsſchiffe bauen und hatte kein Holz dazu; (Nr. 33) eben daſelbſt hatte man ſich die Chokolate zum Frühſtück ganz abgewöhnt, weil man keine hatte; (Nr. 33) ſiebentauſend ſechshundert ehemalige oſtpreußiſche Beamte und ihre Familien erwarteten ſeit zwei kummervollen Jahren ihr Schickſal; viele derſelben waren indeſſen ſchon durch Hunger, Kummer und Selbſtmord umgekommen; (Nr. 34) im Hannöver'ſchen hieß es, daß den Juſtizkollegien vom 1. Januar an ihre Beſoldungen bewilligt worden (nachher hatten ſie alſo keine?). Auch ſchmeichelte man ſich mit der Hoffnung, daß eine abſchlägige Bezahlung der Zinſen erfolgen würde; (Nr. 35) in Wien gab man dreizehn Gulden für einen Dukaten; (Nr. 37) in Brescia, Mantua, und Mailand brachen viele Bankerotte aus; (Nr. 39) in Preußen mußte alles Silber in die Münze geliefert, oder durch eine ſchwere Auflage gelöſt werden; (Nr. 42) in Schweden koſtete die Tonne Erbſen neunzehn Thaler, Weizen ſiebzehn Thaler u. ſ. w.; (Nr. 42) ein Drittel von Saragoſſa war in die Luft geſprengt,

zwei Drittel von Bomben zerschlagen, zwanzigtausend Menschen in der Stadt gestorben, von fünfzigtausend Vertheidigern nur noch achtzehntausend übrig; eine pestartige Krankheit raffte täglich fünf bis sechshundert weg, die Straßen lagen voller Leichname, und in den Hospitälern fünfzehntausend Kranke; (Nr. 43) Erfurt schrieb zwölf Simpla aus, weil schon seit einiger Zeit die Landeskassen ganz erschöpft waren, und die Unterhaltung des französischen Militärs, der Pferde und des Hospitals — welche auf französischen Befehl vorschußweise von Stadt und Land geschehen mußte, diese harte Auflage erforderte. (Nr. 43.) In Kassel wurde ein neues Accisweſen eingeführt. Es betrifft Schlachtvieh, Getreide, Bier, Essig, Branntwein, Fleisch, Mehl, Tabak u. s. w., kurz alle die ersten Lebensbedürfnisse; (Nr. 44) in Mecklenburg-Schwerin wurde eine militärische Rekrutirungs-Kommission eröffnet; (Nr. 45) im Hannöver'schen sollte wieder ein außerordentlicher Holzhieb angeordnet werden; (Nr. 41) in Baiern mußte, wegen der Truppenmärsche, wieder eine außerordentliche Kriegssteuer auf drei Monat ausgeschrieben werden; (Nr. 49) auf dem polnischen Reichstage wurden über achtundvierzig Millionen neue Abgaben bewilligt; (Nr. 54) in Holland war die Staatsschuld auf zwölfhundert Millionen Gulden gestiegen, und die Interessen betrugen zweiunddreißig bis dreiunddreißig Millionen; (Nr. 54) dennoch wurde wieder eine neue freiwillige Anleihe von sechs Millionen eröffnet; (Nr. 56) in Toskana erhielten die abgesetzten Regierungsbeamten

Ott. Er ſey erfüllt! Geiſt meiner Mutter! belebe noch Einmal deine holden Züge! blicke ſanft aus dieſem freundlichen Auge! drücke tief bis in das Herz meines Vaters!

Verw. Und ſieh, wie er ſich verblutet hat.

Ott. Kann denn nichts dieſe Bruſt erſchüttern! dieſes Herz erweichen! nicht der Mutter Lächeln, nicht der Tochter Reize! (ſie erblickt im Hintergrunde die Wärterin mit dem Kinde) O! ſo komm du, mein Sohn! dein Lallen wird ihn rühren (ſie ſpringt auf, nimmt das Kind auf ihre Arme, eilt zurück, und kniet ſchluchzend nieder.)

Verw. (erſchüttert) Was iſt das?

Ott. Du ſchlummerſt? — o ſchlafe nicht! gieb einen Ton von dir, Knabe! einen Ton des Jammers! der in deines Großvaters Herz dringe.

Verw. (wider Willen auf ſie herab ſehend) Ottilie! — iſt das dein Kind?

Ott. Es iſt mein Kind! es iſt Ihr Blut!

Verw. (ſtutzet) Laß es wegbringen.

Ott. Ohne Ihren Segen?

Verw. (beiſeite) Der Nebel — die Kälte — das arme Kind —

Ott.

nur ein Drittel ihrer Gehalte, und das nur vom 1. Januar an; (Nr. 61) in Mecklenburg-Schwerin hatte alle junge Mannschaft das Glück aufgezeichnet zu werden, um gelegentlich ihr Blut zu vergießen, wenn sie auch nicht das gehörige Maß hatte; (Nr. 61) in Schweden wurden goldene Ringe, Halsketten und zehn Dukaten zusammen geschossen, um dem Vaterlande Geld zu schaffen, und der Reichsverweser dankte feierlich dafür; (Nr. 64) die Leipziger Messe war, wegen der Durchmärsche, sehr schlecht; (Nr. 65) in Neapel mußte jede Gemeinde, die das zufällige Unglück hatte, daß ein Räuber sich bei ihr versteckte, zweihundert Silberdukaten zahlen, und tausend sogar, wenn eine Militärperson getödtet wurde; (Nr. 68) in Stralsund, wo es an Brot mangelte, wurden siebenhundert Last Roggen gefordert; (Nr. 76) — Allen diesen gehäuften Jammer — von dem wir die Fortsetzung den Lesern vorzuseufzen uns vorbehalten — hat der parteiische Korrespondent in einem Zeitraum von fünfzehn bis sechzehn Wochen angekündigt. Hiezu kommen denn noch Wasserfluten ohne Zahl, Feuersbrünste und allerlei andere Kleinigkeiten, welche die jetzige Generation inkommodirten, und von welchen Allen die segnenden Nachkommen hoffentlich verschont bleiben werden.

Hingegen ist auch nicht zu läugnen, daß viel Schönes, Großes und Gutes in diesen sechzehn Wochen geschehen ist, welches gleichfalls treulich referirt werden soll. Der Göttinger Taschenkalender wurde confiscirt; (Nr. 7) in Flo-

renz wurde ein sechstes kaiserliches Lotto errichtet, wo man viel Geld gewinnen kann; (Nr. 9) die Mainzer Domherrn wurden versorgt, und, ihrer großen Nützlichkeit wegen, zu Regensburg in ein Metropolitankapitel versammelt, welches allen ostpreußischen hungernden Beamten zu einigen Trost gereichte; (Nr. 9) in Paris wurde die wichtige Erfindung pour le nord gemacht, graue Haare schwarzbraun und schwarz zu färben, eine für unsere Zeiten köstliche Erfindung, da jetzt so viele schwarzbraune Haare sich plötzlich in graue verwandeln; (Nr. 10) in Amsterdam stellte man noch acht Aerzte für die Armen an; (Nr. 11) (einige Vorlaute hatten gerathen, lieber acht Brotmagazine für sie zu öffnen); (Nr. 13) auch waren nun in den Hauptstraßen Laternen, bei deren Schein man das Elend auch bei Nacht sehen konnte. Jung's Theorie der Geisterkunde wurde im Würtenbergischen verboten, damit sich Niemand vor dem Spuken der im Felde Gebliebenen fürchten möchte. (Nr. 13.) Statt des vernichteten Handels in Frankfurt am Main, wurde die St. Leonhardskirche wieder hergestellt, die lange verschlossen war; (Nr. 14) in Gröningen gewann Mademoiselle Scholtens und Mademoiselle Johannes goldene Ohrringe, weil sie in zwei Stunden zehn Meilen weit auf Schlittschuhen liefen; (Nr. 18) der Kaiser von China wurde katholisch, während es jetzt viele Leute gibt, die lieber chinesisch werden möchten; (Nr. 21) in Danzig wurde, unter dem Vorsitz des französischen Konsuls, eine neue Konstitution für die freie Stadt Danzig gemacht, die nach Paris zur Bestätigung

geſchickt werden ſollte; (Nr. 17) die Juden hatten beſonders eine große Freude darüber. — In Sachſen erhielten die Juden alle Vorrechte der weſtphäliſchen Unterthanen, und in Weſtphalen wurden ſie gar ſchon mit Ordensbändern ausgeziert; (Nr. 17) das Mannheimer Journal politique hörte auf zu erſcheinen (vermuthlich war es nicht politiſch genug geweſen), und die Chronik der Deutſchen wurde im Würtembergiſchen verboten; (Nr. 23) von Ajaccio nach Baſtia wurde eine neue Landſtraße angelegt, und Ajaccio erhielt durch Napoleon's Freigebigkeit neue Straßen und Märkte; (Nr. 22) in Deutſchland war das Geld noch ſo häufig und überflüſſig, daß ein Buchhändler der Frau von Stael für ihre Reiſe durch Deutſchland viertauſend Thaler bieten konnte, ohne noch die Handſchrift geſehen zu haben; (Nr. 24) (es wird aber nicht geſagt, welcher Buchhändler.) — Doktor Paulet überreichte dem Kaiſer Napoleon ein Werk über die Champignons, in welchem er diejenigen abbilden laſſen, an welchen der Kaiſer Claudius geſtorben, ſo daß nunmehr die ganze Welt ruhig ſein darf, wenn der Kaiſer Champignons ſpeiſt; (Nr. 28) in Erfurt (wo erwähntermaßen wegen Erſchöpfung der Landeskaſſen zwölf Simpla ausgeſchrieben worden) erhielten zweiundzwanzig Kaufleute die Erlaubniß, Uniform zu tragen, und ſich kaiſerliche königliche Ehrengarde zu nennen, worüber die Leute natürlich hoch erfreut waren, und vermuthlich auf der nächſten Leipziger Meſſe als echte Deutſche in ihren Uniformen ſtolzirten; (Nr. 28) in Madrid wurde den Leuten erlaubt zu

tanzen (es ist nicht gesagt, nach welcher Musik); (Nr. 29) die Insel Reunion hatte das Glück, den Namen Bonaparte zu erhalten; (Nr. 29) während in Holland die Monate sich wieder in den Besitz ihrer alten Namen setzten, so daß man nun wieder Sprokkel moand sagen darf; (Nr. 31) in Magdeburg wurde der sogenannte große Karl hingerichtet. Es macht einen gewaltigen Unterschied, ob das Groß vor oder hinter einem Namen steht; (Nr. 31) in Halle richtete der Professor Reil Salzbäder ein, woraus man sieht, daß, wenn auch das Brot hie und da mangelt, doch das Salz noch im Ueberfluß vorhanden ist; (Nr. 32) ein neuer Beiname für den Helden des Tages wurde erfunden: Napoleomagne. Ein Deutscher erwarb sich dieses große Verdienst; (Nr. 34) der König von Westphalen war so gerührt über die Anhänglichkeit, welche die guten Einwohner von Braunschweig für seine Person äußerten, daß er versprach, künftig vier Monate im Jahr in Braunschweig zu residiren; (Nr. 35) da in Venedig gar kein Handel mehr existirt, und die Herren Kaufleute folglich Zeit haben, spaziren zu gehen, so ist ein schöner neuer Spazirgang à Castello daselbst angelegt, und auch das Theater alla fenice neu ausgemalt worden; (Nr. 40) in dem, wie man sieht, sehr begünstigten Braunschweig, wurde eine zweite königlich westphälische Lotterie publizirt, in der man das große Los gewinnen kann, auch hat der König dem Museum zu Kassel amerikanische Seltenheiten geschenkt; (Nr. 43) in Jerusalem ist zwar die Kirche über dem heiligen Grabe abgebrannt; die Kapelle des Grabes

ſelbſt aber hat Gott wunderbarlich erhalten; (Nr. 43) die Stückknechte in Baiern wurden ſämmtlich zu Fuhrweſens-Soldaten avancirt; (Nr. 49) in Danzig gab man einen großen Ball als der General Rapp zurückberufen wurde. Senateren-Töchter umwanden ihn mit Guirlanden, überreichten ihm Lorbeerkränze, Vergißmeinnichtkränze, Gedichte, führten ihn zu ſeiner koloſſalen Bildſäule, tanzten mit ihm. Endlich ſetzte er ſich zu Tiſche, und trank auf das Wohl der freien Stadt Danzig. (Nr. 58.)

Aus allem dieſen wird der Leſer den Troſt ſchöpfen, daß an vielen Orten das Böſe von dem Guten überwogen wurde. Wer etwa zu dieſer Behauptung den Kopf ſchüttelt, der frage nur die uniformirten Kaufleute in Erfurt, und die ſpazirengehenden Kaufleute in Venedig, und die Mainzer Domherren, und die Demoiſelles Scholtens und Johannes in Gröningen, und die Senatoren-Töchter in Danzig ꝛc. ꝛc. — —

Nr. 7. Die Juden, die bekanntlich vielen Sinn für Heldenthaten haben, feierten zu Mainz die Siege in Spanien. — Auch zu Sitten im Walliſerlande wurden die ſpaniſchen Siege durch einen Ball gefeiert, wo mitten in den Alpen die Eleganz der Pariſer erſchien. Aus der Carthauſe waren die alten Zierathen weggenommen, und an deren Stelle neue, ſehr witzige aufgeſtellt. Der Leopard mußte ſich in's Meer ſtürzen und ein Strumpfband hinter ſich her ſchleppen, honny soit qui mal y pense.

Das Schreiben iſt bekanntlich, ſeitdem der Buchhändler Palm ſeinen verdienten Lohn erhalten, ſehr heilſam

eingeschränkt worden. Jetzt kommt die Reihe auch an das Reden. Dem Berliner Militär wurde bei der Parole befohlen, nicht über politische Gegenstände zu schwatzen. (Nr. 8.) Im Würtembergischen wurde das unzeitige Raisonniren verboten, ohne jedoch zu bestimmen, wenn das Raisonniren zeitig sei. (Nr. 25.) In Frankfurt, Hannover, Hamburg, Würzburg, Nürnberg geschah ein Gleiches. (Nr. 65.) Es heißt, wenn das Schreiben und Reden erst völlig ausgerottet sein werde, so wolle man auch das unzeitige Seufzen und Weinen untersagen. —

Nr. 10 belehrt uns, daß zu Jeniseisk in Sibirien im Jahre 1735 die Kälte bis auf siebzig Grad gestiegen sei. Schade, daß der gelehrte Hamburger Korrespondent nicht zugleich das Thermometer angibt, auf welchem diese Kälte beobachtet worden.

Nr. 11. Bisher hatten wir nur Kirchenbücher, in welche die Gebornen und Gestorbenen eingetragen wurden, und wir meinten irrig, was sonst im Innern der Familien vorgehe, darnach habe der Staat kein Recht zu fragen. Jetzt aber ist in Stuttgart ein schönes, großes Beispiel aufgestellt worden, wie künftig, ohne das verhaßte Spioniren zu Hilfe zu nehmen, auch die Familiengeheimnisse im Schooß des Staats niedergelegt werden können. Es ist nämlich eine Redaktion des Familienregisters errichtet worden, bei welchem die Familienhäupter, in versiegelten Zetteln, alle die Ereignisse in ihren Familien anzeigen müssen, die nicht in die Kirchenbücher eingetragen werden. Bekanntlich sind solcher Ereignisse sehr viele,

und folglich wird es weder den Familienhäuptern noch der Redaktion an Geschäften mangeln. Es ist zu wünschen, daß wir von dieser vortrefflichen und durchaus neuen Einrichtung bald umständlichere Berichte erhalten mögen.

Dieselbe Nummer beweist, daß das gute Hannover noch nicht so verarmt ist, als man sich gewöhnlich einbildet, denn es sind abermals, aus hannöverischen Einkünften, eine Million und achtmalhunderttausend Franken an neue französische Herzoge verliehen worden.

In Nr. 13 wird als etwas besonderes angeführt, daß ein englischer Lugger, nachdem er im Gefecht mit einem französischen Kaper alle seine Kartätschen verschossen hatte, endlich mit Geld schoß, das mag vielleicht auf der See sich zum ersten Male zutragen, auf dem Lande ist es aber gar nicht ungewöhnlich, und es sind auch in den neuesten Zeiten manche Festungen mit Geld beschossen worden. — Dieselbe Nummer zeigt an, daß in Kassel den Posten vorgeschrieben worden, wie viele Prozente sie von Zeitungen und Journalen nehmen dürfen. Wollte Gott, es würde bald aus Rußland etwas ähnliches berichtet! —

Der sächsische Adreßkalender lieferte vormals die längsten Titel; alle die Titel in den deutschen Kleinstädtern sind aus diesem Titelschatz entlehnt; fast aber hat man neuerlich die Kunst in Wien noch weiter getrieben, denn da gibt es jetzt, nach Nr. 14, einen magistratischen Konskriptions- und Kundschafts-Corroborirungs-Amts-Kommissär. Wenn man diesem Manne seinen gebührenden Titel gibt, so kann man sich

nie mit ihm zanken, denn das Blut wird ſicher kalt, ehe man ihn ausgeſprochen hat. —

Im Hannöveriſchen waren die Waſſermühlen durch die Kälte ſtehen geblieben (Nr. 14), darum wurde ſcharf befohlen, das Einfrieren derſelben zu verhüten, und wenigſtens alles Getreide, was für die Franzoſen beſtimmt ſei, zuerſt zu mahlen. Das iſt nicht mehr als billig, und von der deutſchen Gaſtfreiheit zu erwarten, daß man die franzöſiſchen Gäſte und Mahlgäſte vor allen Dingen bedenken werde. Wenn auch nachher die Mühlen einfrieren, das hat nichts zu bedeuten. —

Nr. 15. In Ungarn ſcheint man ſich überzeugt zu haben, daß die Philoſophie in unſern Tagen das nothwendigſte Studium iſt, denn in Peſth ſtudiren drei hundert und dreizehn Philoſophen auf Einmal. Die ſtoiſche Philoſophie möchte beſonders zu empfehlen ſein. Sie iſt fürwahr ein Brotſtudium, nur nicht im gewöhnlichen Verſtande des Wortes; ſie lehrt das Brot entbehren, wenn die Mühlen eingefroren ſind, oder nur eben ſo viel Waſſer haben, daß für Gäſte gemahlen werden kann. —

Nr. 18. Die franzöſiſchen Zeitungsſchreiber muthen der Gläubigkeit der Deutſchen bisweilen etwas viel zu. Da wird ein aufgefangener Brief mitgetheilt, den ein franzöſiſcher Kaper auf einem engliſchen Schiffe, welches er in Genua einbrachte, ſoll gefunden haben. Der Kaper iſt nicht genannt, das engliſche Schiff iſt nicht genannt, der Briefſteller iſt nicht genannt, aber der, an den der Brief gerichtet iſt, heißt Matz (Matthews.) Die Herren Jour-

naliſten ſcheinen wohl die deutſchen Leſer für lauter Matze zu halten, denn ſonſt würden ſie wenigſtens bei ſolchen Gelegenheiten ſo zu ſchreiben ſich bemühen, daß man nicht gleich am Stil den Franzoſen erkennte. Hier wird ein Geſpräch mitgetheilt, welches ein Nichtgenannter in Wien mit einem Nichtgenannten von großen Einfluß gehalten. Dieſer letzte Nichtgenannte hatte verſichert, Oeſterreich brauche achtzehn Monat, um eine Armee zu ſtellen, drei Jahre um Artillerie — und fünfzehn Jahre um Kavallerie zu haben. — Sonderbar, daß dennoch in dem nämlichen Jahre die Oeſterreicher bei Aspern und Eßlingen ſo ziemlich mit allem verſehen waren. — —

Ein Laie in der Kriegskunſt ſtößt in den wahrhaften Bülletins der Franzoſen oft auf Dinge, die er gar nicht begreifen kann. Dahin gehört z. B. die Nachricht (Nr. 21), daß die ſpaniſchen Inſurgenten, nach der Schlacht bei Tudela, ſich nach Cuença zurückgezogen haben. Wenn man nun auf die Karte blickt, ſo ſieht man, daß Cuença nicht weiter als zehn bis zwölf deutſche Meilen von Madrid entfernt iſt, Tudela hingegen, von wo der Rückzug geſchehen iſt, am Ebro jenſeits Saragoſſa liegt; folglich haben die verwegenen Flüchtlinge ſich zwiſchen der Armee von Madrid, und zwiſchen der Belagerungsarmee von Saragoſſa durchziehen müſſen, um nach Cuença zu kommen, wohin man ſie gelockt hat. Dieſes Locken ſcheint einem Laien faſt unnöthig, da die Inſurgenten ohnehin ſchon zwiſchen beiden Armeen in der Falle waren. Ueberhaupt herrſcht in dieſen Angaben manche Dunkelheit,

denn andere Bülletins (Nr. 29) behaupten wieder, die bei Tudela Geschlagenen hätten sich in Saragossa geworfen. — Da man auch dem Feinde Gerechtigkeit muß widerfahren lassen, so wäre auf jeden Fall wohl nicht zu läugnen, daß ein Rückzug vorwärts immer ein Meisterstück einer geschlagenen Armee genannt werden dürfte. — Man kann auch in anderer Rücksicht den halsstarrigen Spaniern das Zeugniß nicht versagen, daß sie Erstaunen erregen. Wie oft sind sie nicht gänzlich vernichtet worden! Noch in Nr. 61 vernichtete sie General Sebastiani, in Nr. 62 vernichtete sie der Herzog von Belluno, in Nr. 63 wurden sie abermals in zwei Schlachten vernichtet; in der einen hatten sie sechs bis sieben tausend Todte, die Franzosen vierzig! in der andern fünfzehn hundert Todte, die Franzosen keinen! und doch stehen sie, trotz aller dieser Vernichtungen, noch heute auf dem Platze, fast wie die Oesterreicher, welche der westphälische Moniteur, nach der Schlacht bei Regensburg, gar in Staub verwandelte, und die bei Aspern und Eßlingen aus dem Staube wieder hervor gingen. — Doch am allerunbegreiflichsten für einen Laien ist (Nr. 75) die Nachricht: daß achttausend Mann österreichischer Kavallerie, welche niedergesäbelt und in Stücken gehauen wurde, doch noch hinterdrein über die Donau ging. Wenn das wahr ist, so ist die österreichische Kavallerie wahrhaftig die Erste in der Welt.

Nach Nr. 21 und mehreren der vorhergehenden Nummern herrschte in Madrid die größte Ruhe. Aber gleichfalls

Ott. Es ist nicht arm, wenn Sie es lieben! es wird nicht krank werden, wenn Sie es segnen!

Verw. (nach einer Pause, in welcher er mit sich kämpft) Es ist ein Knabe?

Ott. Ein Knabe, der noch nicht seine Hände falten kann, den aber vielleicht das Schicksal zum Rächer seiner Familie erkohr —

Verw. (den dieses Wort trift) Vielleicht — (mit Nachdruck) Vielleicht! — Steh auf. — (nach einer Pause) lege das Kind in meine Arme.

Ott. (thut es mit freudigem Zittern.)

Verw. (blickt wehmuthsvoll auf das Kind herab.)

Ott. Mein Kind auf meines Vaters Armen! das ist der froheste Augenblick meines Lebens!

Verw. Trockne ihm die Thräne weg, die da auf sein Gesicht herabfiel.

Ott. O nein! nein! mit dieser Thräne auf des Kindes Wange hat mein Vater die Schuld der Mutter ausgelöscht!

Verw. Nun ja — du hast gesiegt — die Natur war mit dir im Bunde — Gott segne dieß Kind! (er giebt es der Wärterin, die

nach Nr. 21 mußten die Alkaden alle Fremden arretiren, die ihnen verdächtig schienen; trotz der herrschenden Ruhe mußte dem Gouverneur alle vier und zwanzig Stunden rapportirt werden, oder auch sogleich, wenn schnelle Maßregeln nöthig waren; trotz der herrschenden Ruhe waren also doch noch schnelle Maßregeln bisweilen nöthig; trotz der herrschenden Ruhe mußten der Korregidor, dessen Lieutenant, und selbst die vornehmsten Glieder der Municipalität beständig patrouilliren. Da möchte es fast scheinen, als ob, bei der herrschenden Ruhe, die Vorsicht ein wenig allzuweit getrieben werde.

Nr. 17 meldet uns, daß zu Prenzlow eine tatarische Prinzessin gestorben. Es steht zu vermuthen, daß wir bald vernehmen werden, daß mehrere deutsche Fürsten in der Tatarei gestorben sind. —

Nr. 25. In der Kapitulation von Corunna steht: Die Gesetze sollen beibehalten werden, aber wohl zu verstehen, diejenigen, welche die Konstitution des Reiches festsetzt, oder festsetzen wird. Hier scheint abermals einige Dunkelheit zu herrschen, die vermuthlich dem Uebersetzer zur Last fällt, denn ein Gesetz, welches erst festgesetzt werden wird, kann nicht beibehalten werden. —

In Nr. 27 erklärt der König Joseph, daß sein erhabener Bruder Spanien blos deshalb erobert, um diesem Lande einen langen Frieden zu verschaffen, der auf Unabhängigkeit gegründet sei. Hieraus erfahren wir also, daß Spanien vorher keinen Frieden hatte, und daß es abhängig war. — Auch das französische Institut und dessen

Präsident Garat machten dem Kaiser große Lobeserhebungen wegen Spanien — (man weiß nicht eigentlich wie sie auf diese Materie kamen, die mit den Wissenschaften nichts gemein zu haben scheint) — und sagten bei der Gelegenheit: man habe den Spaniern Ehrfurcht für ihre Unwissenheit eingeflößt, und sie hätten nun den Heldenmuth der Vorurtheile bewiesen. Das sind ganz unerhörte Arten von Ehrfurcht und Heldenmuth, aber die Phrase mag im französischen ganz artig geklungen haben.

Nr. 28. In Verona wurden zwei Männer zum Tode verurtheilt wegen Verbrechen des Hochverraths, nämlich wegen Anhänglichkeit an ihre alte Verfassung, welche die Verblendeten wieder herstellen wollten. Vor wenigen Jahren wären sie auch zum Tode verurtheilt worden, wenn sie keine solche Anhänglichkeit bewiesen hätten. Daraus mag man sich die Lehre nehmen, daß man in diesen Tagen, weder aus Neigung noch aus Grundsätzen, an einer gewissen Ordnung der Dinge hängen, sondern stets bereit sein müsse, sie jauchzend gegen eine andere zu vertauschen. —

Nr. 29. Mit großen Schritten rückt die Zeit heran, in welcher die deutsche Sprache nur noch eine todte Sprache sein wird. In Wesel, Kassel und Kehl ist bereits befohlen worden, alle öffentliche Akten künftig französisch abzufassen. In Kassel wird die Notariatsordnung auf französischen Fuß eingerichtet (Nr. 30); im Großherzogthum Berg (jetzt eine französische Provinz), wird wahrscheinlich das nämliche geschehen. — Im Departement von Toskana,

einem italieniſchen Departement, iſt zwar gnädigſt erlaubt worden, ſich der italieniſchen Sprache zu bedienen (Nr. 61), doch kann auch die franzöſiſche gebraucht werden, und, da ſie die Sprache der Sieger iſt, ſo wird ſie auch wohl bald die einzige ſein. — Hieraus erkenne man den großen Unterſchied in den Folgen, wenn ein Land von einer civiliſirten oder von einer barbariſchen Nation erobert wird. Im letzteren Falle behält die beſiegte Nation wenigſtens ihre Sprache, die, gleichwie in China, oft von den Siegern ſelbſt angenommen wird, und dann verſchwinden bald alle Spuren der ausgeſtandenen Leiden. Im erſten Falle wird, mit der Sprache, auch der letzte Ueberreſt der Nationalität vernichtet. —

Nr. 32. Man verwandelt jetzt ganze Städte in Annalen der Zeit. Wer zum Exempel der letzten großen Weltbegebenheiten ſich erinnern will, der darf nur in den Straßen von Turin ſpaziren gehen; da wandelt er durch Ancona, Marengo, Auſterlitz, Jena, Friedland und Tilſit. Schade, daß dieſe treffliche neue Erfindung nicht früher aufgekommen, man würde ſonſt in Berlin eine Straße Roßbach finden, und der tapfere General Suworoff hätte mancher Straße in Petersburg italieniſche Namen beilegen können. —

In Nr. 34 bekomplimentiren ſich die Polen und Franzoſen im Nationaltheater zu Warſchau. Jene rufen: Es leben die Franzoſen! Dieſe ſchreien: Es leben die Polen! — möchten ſie immerhin beide leben, wenn ſie nur andere Leute auch leben ließen. In Nr. 38 bezeigen die Polen ihr

Entzücken darüber, daß der Warschauer Adler dem französischen Adler nach Spanien folgen durfte, und es wird dem Kaiser ein Monument errichtet, weil er die polnische Nation befreit hat. Das ist sonder Zweifel der größte Lobspruch für den König von Sachsen, der dadurch, daß er an die Stelle des Königs von Preußen getreten, die Befreiung der Nation vollendet hat. Zwar ist aus den polnischen Annalen nicht ersichtlich, daß die Polen, während ihrer Freiheit, einem fremden Monarchen als Garde gedient und unter dessen Fahnen in fernen Landen gefochten, aber sie waren auch noch nie einem fremden Monarchen so viele Dankbarkeit schuldig. —

Nr. 38. In London ist eine Assekuranz-Kompagnie für Vieh errichtet. Ob die Engländer nicht auch bald auf den Einfall gerathen werden, ihre Freiheit zu verassekuriren? — Das sollten sie wahrhaftig thun, ehe sie selbst, so wie manche andere Nation, bis zum Vieh herabsinken, denn Sklaven sind ja doch nur eine Art von Vieh, und werden täglich zur Schlachtbank geführt. —

Nr. 40. Den höchsten Patriotismus seit der französischen Revolution haben die französischen Damen in Konstantinopel bewiesen, ob sie gleich nur Urenkelinnen von Franzosen waren. Sie gingen nämlich nicht zu dem Feste, welches der österreichische Internuntius gab, als der Friede zwischen England und der Pforte geschlossen wurde. Dies große Benehmen läßt sich nur gehörig würdigen, wenn man weiß, wie viel es einer Dame kostet, einen Ball auszuschlagen. —

Nr. 43 enthält die erfreuende Nachricht, daß im Königreich Westphalen die Preßfreiheit bewilligt worden; allein außer den gewöhnlichen Einschränkungen. — daß nämlich eine Schrift nichts gegen Gott, Religion, Staat und Sitten enthalten dürfe — ist noch eine neue hinzugefügt, welche wohl in vielen Fällen die ganze Preßfreiheit aufheben möchte, nämlich: „Die Ehrerbietung gegen den Fürsten soll auch nicht verletzt werden.“ Das wäre nun zwar sehr gut und löblich, denn den Fürsten ist Jedermann Ehrerbietung schuldig, allein wer soll entscheiden, ob sie verletzt worden? — Es gibt bekanntlich Fürsten, und zwar sind es die meisten, welche schon die kleinste, mit Bescheidenheit vorgetragene Wahrheit für eine Verletzung der Ehrerbietung halten. In älteren dergleichen Edikten begriff man unter dem Ausdruck Staat schon den Fürsten mit, hier aber trennt sich der Fürst vom Staate, und stellt neben diesen, neben Gott und die Religion auch noch seine Person. Ereignet sich nun ein Fall, wo er die Ehrerbietung gegen diese seine Person verletzt glaubt, so wird er Kläger und Richter zugleich sein, oder wenn er die Untersuchung einer seiner Landesbehörden überträgt, so wird diese schwerlich wagen, dem Fürsten, der sich für beleidigt hält, zu sagen, daß er sich irre; daher wird jede Meinung, gegen die Meinung des Fürsten geäußert, bald für eine Verletzung der Ehrerbietung gelten.

Dem einigermaßen vorzubeugen, wäre wohl erforderlich, so oft die Person des Fürsten durch die Preßfreiheit

sich angetastet glaubt, die Entscheidung einer auswärtigen Universität zu überlassen. Am allerbesten aber, wenn der Fürst, nach dem Beispiel Friedrich des Großen, seine Person gar nicht unter die Ausnahmen stellt, albernes Geschwätz verachtet, hingegen gründliche Bedenklichkeiten in der Stille beherzigt.

Nr. 45 verkündet uns die wichtige Nachricht, daß die Prinzessin Borghese Großherzogin von Toskana geworden. Der Prinz Erzkanzler hat bei dieser Gelegenheit im Senat erklärt (Nr. 41), daß zwar die französischen Gesetze den Personen weiblichen Geschlechts die Ausübung der obersten Gewalt nicht einräumen, sie aber doch auch nicht von der Verwaltung entfernen, und daß sie, der Erfahrung gemäß, Funktionen, die mit der Ausübung der Souveränität verbunden sind, mit Ruhm und Vortheil für den Staat ausüben können. Wir überlassen es dem Publicisten, diese feine Distinktion vollends auf's Reine zu bringen, und die muthmaßlichen wichtigen Folgen daraus abzuziehen. Wir erfreuen uns der Wohlfahrt und des alten Glanzes von Toskana, welche, nach Nr. 57, die Prinzessin Elisa zurück zu führen verspricht, und welche also wohl verschwunden sein mußten. Eine der ersten getroffenen Maßregeln, diese Wohlfahrt und diesen alten Glanz wieder herzustellen, ist, nach Nr. 61, der Beschluß, denjenigen Theil der öffentlichen Schuld, welchen einige Klöster und der Stephansorden zu fordern haben, gar nicht zu bezahlen, die übrigen Schulden aber in Renten und Aktien auf den öffentlichen Schatz in Frankreich

zu verwandeln. — Demjenigen, der die Geschichte seiner Zeit mit Wißbegier verfolgt, bleibt nun nichts weiter zu wünschen übrig, als daß er bei dieser Gelegenheit auch erfahren hätte, warum denn eigentlich Toskana nicht mehr Hetrurien ist? und wodurch die vormalige Königin von Hetrurien ihrer Herrschaft sich verlustig gemacht? — Daß sie aus guten und gerechten Gründen entfernt worden, darf natürlich nicht bezweifelt werden; es ist nur zu bedauern, daß keiner dieser Gründe bekannt gemacht worden.

Nach Nr. 45 ist das Großherzogthum Berg einem jungen, hoffnungsvollen Prinzen von fünf Jahren zu Theil geworden; nach Nr. 54 war bereits eine Deputation abgegangen, um dem Kaiser Napoleon für diese Gnade zu danken, und nach Nr. 56 hatte man in Düsseldorf ein Te Deum deswegen gesungen. — Heil dem jungen Fürsten, der schon in seinem fünften Jahre solche herrliche Erwartungen erregt!

Nr. 55 berichtet, daß die Junta zu Saragossa, nachdem sie von den Rechten der neuen Dynastie überzeugt worden, sich gehorsamlich unterworfen. Gern hätten wir auch gelesen, wodurch denn diese halsstarrige Junta endlich von jenen Rechten überzeugt worden ist? — Einem wißbegierigen Zeitungsleser bleibt immer noch so Vieles zu fragen übrig, obgleich, nach Nr. 57, in einem einzigen Monat hundert sieben und vierzig Staffeten durch Augsburg gegangen sind, die doch wohl alle mit Neuigkeiten beladen waren. —

Nr. 54 und 57 beweisen leider, daß es den Deutschen noch an guten Generals fehlen muß, denn die Festungswerke von Dresden erhielten einen französischen Kommandanten, die baierischen und würtembergischen Truppen französische Generale. —

Nr. 58 meldet, daß der so feierlich verbannte Erbadel nun auch in Holland wieder eingeführt werden soll. —

Nr. 36 mag manchen Leuten großen Schrecken verursacht haben. Se. Majestät der Kaiser Napoleon erklären, daß alle Ihre Schuldner in den eroberten Ländern zahlen sollen, wenn Se. Majestät auch keine Originalurkunden aufweisen können, welche Dero Forderung begründen. Auszüge und Hypothekenbücher, Steuerregister u. s. w., selbst nicht vidimirte Abschriften der Schuldokumente, ja sogar bloße Stellen, die in Heirathsverträgen, Pachtkontrakten und dergleichen vorkommen, sollen für Beweise gelten. Gegen solche, die nicht im Stande sind, förmliche Quittungen beizubringen, sollen selbst die nicht vidimirten Abschriften als Originalurkunden gelten. Zugleich wird Jedermann aufgefordert, unbekannte Schulden anzugeben, und der Angeber erhält dafür fünfzehn Prozent vom Kapital, und den vierten Theil der rückständigen Zinsen. — Freilich mögen wohl manche, bei diesen schweren Kriegszeiten, ohne ihre Schuld, um ihre förmlichen Quittungen gekommen sein, und folglich zwei Mal zahlen müssen — freilich stimmt die getroffene Verfügung nicht mit den sonst in Europa gebräuchlichen Rechten, und auch nicht mit dem Code Napoléon

überein, welche sämmtlich eine nicht vidimirte Abschrift verwerfen würden — aber man muß auch bedenken, daß in außerordentlichen Fällen außerordentliche Maßregeln nöthig werden, und daß vermuthlich die boshafte Verheimlichung solcher Schulden den Kaiser Napoleon gezwungen hat, von dem Code Napoleon in diesem Falle abzuweichen. Dagegen wäre also nicht das mindeste einzuwenden; nur was die Angeberei betrifft, so lassen sich vielleicht für die Moralität einige Nachtheile davon befürchten. Man kennt den niederträchtigen Eigennutz der Menschen: um fünfzehn Prozent von einem Kapitale zu erhaschen, verrathen sie Vater und Mutter. Man sieht aber auch, wie arg die Schuldner in den eroberten Ländern es müssen gemacht haben, da selbst derjenige Monarch, von dem sein eigener Senat einst rühmte: er habe die Moralität vom Abgrund gerettet, zu einer solchen Maßregel sich entschließen mußte. — —

Als ein Zeichen der Zeit ist zu betrachten, was Nr. 37 meldet: daß am Niederrhein, für die vakanten Predigerstellen, keine Kandidaten der Theologie mehr zu finden sind. Vor zwanzig bis dreißig Jahren wimmelte es überall von Kandidaten der Theologie, jetzt wimmelt es von Aerzten und Philosophen. Auch die Studien gehorchen der Mode. —

In derselben Nummer wird auch gesagt, daß, was der König von Sachsen in Polen in Einem Tage vollendet, für Andere ein volles Monatspensum gewesen wäre. —

Der Herr Korrespondent hätte wohl noch hinzufügen können: für welche Andere? —

Diejenigen, welche die Jungfrau von Loretto bedauert haben, als sie ihren großen Schatz verlor, finden Trost in Nr. 61, welche berichtet, daß der König von Neapel einen Kelch mit Rubinen nach Loretto geschickt hat. —

In Nr. 63 wird die rührende Ergebenheit der Braunschweiger für ihren neuen König gerühmt. Sie haben fünf Abende hintereinander kostbar illuminirt, und das königliche Paar hat gefühlt, daß es im Kreise der Treue und Liebe sei. Ohne allen Zweifel verdient das königliche Paar zu solchen Gefühlen veranlaßt zu werden, allein man verletzt auch sicher die Ehrerbietung gegen dasselbe nicht, wenn man behauptet, daß die Braunschweiger sich dankbar des Fürsten erinnern sollten, der sie so lange Zeit durch eine musterhafte Regierung beglückte; und thun sie das, so kann die gerühmte Ergebenheit für den neuen Regenten nur nach und nach entstehen und begründet werden. —

In Nr. 64 heißt es: Jeder Einwohner von Holland müsse für die Vertheidigung seines Wohnorts wachen, selbst dem König und die Prinzen nicht ausgenommen. Das ist vermuthlich ein Druckfehler; denn überall müssen der König und die Prinzen zuerst für die Vertheidigung wachen (dafür sind sie Könige und Prinzen).

Nr. 65. Mit welcher löblichen Vorsicht man in Paris den Mißbrauch der Presse verhütet, beweist die Ernennung von zehn Censoren auf Einmal für Bücher und Schauspiele. —

ſich, ohne Aufmerkſamkeit zu erregen, entfernt.) Und — um deiner Mutter willen — verzeih ich dir.

Ott. (ſtürzt in ſeine Arme) Und meinem Gatten?

Verw. Er hat mein Herz und meine Ehre verwundet.

Ott. Er iſt des Kindes Vater!

Verw. Laß mir Zeit mich auf ſeine Ankunft vorzubreiten.

Ott. Er iſt ſchon hier, und harrt mit Sehnſucht Ihres väterlichen Winkes.

Verw. (nach einer Pauſe) Wohlan! ich will ihn ſehn.

Ott. (mit frohem Entzücken) Weg iſt der Felſen, der meine Bruſt zermalmte! die Liebe meines Vaters hat ihn abgewälzt! Ich athme wieder frey! ich weine, aber es ſind ſüße Thränen! — Wehe! wehe dem Kinde! das mit Vaterfluch belaſtet noch wähnen kann, es gebe ein Glück auf Erden!

Verw. Ich will ihn ſehn und prüfen; ihn prüfen, ob er werth ſey, einen Pompiliani Vater zu nennen. (er reicht ihr die Hand) Komm, führe mich.

Ott.

Diese, von Herzens-Einfalt und ein wenig gesundem Menschenverstande eingegebenen Bemerkungen werden, so geringfügig sie scheinen mögen, dem künftigen philosophischen Geschichtschreiber (wenn er einst auftreten darf) nicht entschlüpfen, und sollen deshalb fortgesetzt werden, so oft sich der Stoff dazu darbietet. Sie enthalten lauter getreue Pinselstriche von dem Gemälde des heutigen Europa.

Pratolino.

So heißt ein Lustschloß, welches den vormaligen Großherzog von Toskana zugehörte, la Villa real di Pratolino. Sie wurde gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts erbauet, und ist noch immer einer Beschreibung würdig, ob sie gleich kaum noch einen Schatten von ihrer vormaligen Herrlichkeit zeigt. Die Gegend war vormals wild, bergicht, mit Wald bedeckt, von Quellen durchschnitten, unbewohnt, obschon so nahe der Hauptstadt von Toskana. Franz, der Sohn des Cosmus von Medicis, bestimmte sie zum geheimen Zufluchtsort der Schönheit, zum Aufenthalt seiner Bianca Capello, deren Erhebung aus einer zweideutigen Existenz auf den Thron so vielen Lärm in der Welt gemacht hat, bis ein weit auffallenderes Beispiel neuerer Zeiten die schöne verrufene Bianca in den Hintergrund stellte.

Gelehrte und Künstler umgaben den Sohn des Großherzogs von Kindheit auf, und flößten ihm Geschmack an Wissenschaften und Künsten ein. Er lernte zeichnen von

Buontalenti, der zugleich Maler, Baumeiſter, Bildhauer, Ingenieur und Mathematiker war. Die Lehre von der Prädeſtination hätte wohl nie einen eifrigern Vertheidiger finden ſollen, als ihn, denn das Schickſal zog ihn mit Gewalt hervor, um ihn an ſeinen Platz zu ſtellen. Als im Jahre 1547 eine große Ueberſchwemmung Florenz traf, war er noch ein Knabe. Die Gegend, die er bewohnte, ſammt dem Hauſe ſeines Vaters, wurden ein Raub der Wellen, ſeine ganze Familie von ihnen verſchlungen. Er allein blieb in der eingeſtürzten Wohnung unbeſchädigt, durch einen Balken geſchützt, der die Trümmer über ſeinem Haupte in der Schwebe hielt; und — damit man ſein Jammergeſchrei um Hilfe vernehmen möchte, ſpaltete ſich zu rechter Zeit die Mauer. Retten konnte man ihn nicht ſogleich, aber durch die Oeffnung warf man ihm Lebensmittel zu, und ein Hofbedienter, den die Neubegier herbei gezogen, meldete das Wunder dem Großherzog, der den verwaiſten Knaben retten und ihn ſorgfältig erziehen ließ. Bald entwickelten ſich große Anlagen in dem Zögling, der in der Schule der Salviati, Bronzino und Vaſari zeichnen lernte, doch einen beſonderen Hang für Baukunſt und Bildhauerei zeigte, und unter Michel Angelo große Fortſchritte darin machte.

Er zählte kaum fünfzehn Jahre, als er dem Prinzen Franz zugeſellt wurde, um dieſen die Anfangsgründe der Zeichenkunſt zu lehren. Schon damals vollendete er ein Kruzifix in Holz, von natürlicher Größe, welches von Kennern bewundert und in einer Kirche zu Florenz aufgeſtellt wurde. Mit gleichem Eifer ſtudirte er die Mathematik. Zur

Unterhaltung seines fürstlichen Schülers machte er ein kleines Theater und erfand allerlei sinnreiche Maschinen, die er später im Großen auszuführen Gelegenheit hatte.

Der Prinz besaß auch ein chemisches Laboratorium, wo er, mit Buontalenti's Hilfe, Kristall fabricirte, und ein dem orientalischen ganz ähnliches Porzellan. Die Kunst, harte Steine zu dekrustiren und Zeichnungen in Mosaik daraus zusammen zu setzen, machten sie zuerst in Florenz bekannt. Der Prinz gab sich auch gern damit ab, Steine zu fassen, und er wußte sogar falsche Steine zu verfertigen, mit welchen er Kenner täuschte.

An einem so prächtigen und galanten Hofe stand ein Genie wie Buontalenti ganz an seiner Stelle, besonders bei öffentlichen Spielen und Festen, Feuerwerken und theatralischen Vorstellungen, wo er Malerei, Bildhauerei und Mechanik so kunstreich vereinte, daß man in ein Feenland sich versetzt glaubte. Seine Feste dienten später zum Muster für die Hoffeste Ludwig XIV., und alle die Wunder unserer Opern verdanken ihm ihr Dasein. Man würde die Schriftsteller, die jene Feste weitläuftig beschreiben, der Uebertreibung beschuldigen, wenn man nicht noch heute in der Villa Pratolino Automaten fände, die durch Wasser in Bewegung gesetzt, Zaubereien ähnlich sind.

Buontalenti wurde zum Oberaufseher aller Civil- und Militärgebäude ernannt, und zeigte sich nun auch als vortrefflicher Ingenieur. Mehrere Städte Italiens hat er befestigt. Kanonen ließ er gießen, deren eine so ungeheuer groß war, und so viel trug, daß man sie nur Scaccia

Diavoli (den Teufelsvertreiber) nannte. Die Kugeln, mit welchen man sie lud, waren hohl, eine Art von Bomben, zu welchen sie die erste Idee gaben. Zu gleicher Zeit erfand er die Granaten. Man behauptet auch, er habe, bei der Belagerung von Siena, in einer einzigen Nacht eine Batterie von hölzernen Kanonen aufgeführt, mit welcher man Bresche schoß und eine Bastion eroberte. (Baldinucci Vita di Buontalenti.) Fast unzählig sind die Paläste und andern Gebäude, welche dieses Universalgenie erschuf.

Franz von Medicis wurde, wie die meisten Fürsten, sehr jung verheirathet. Nicht die Liebe, sondern die Politik führte ihm eine österreichische Prinzessin zu, die sehr tugendhaft, sehr respektabel war, doch keine zärtlichen Empfindungen einzuflössen wußte. Die Ehestandskette drückte den Prinzen, er suchte Erholung in Wissenschaften und Künsten, aber geboren mit einem für die Liebe sehr empfänglichen Herzen, fehlte es ihm nur an einer Veranlassung, jene ernstere Freuden gegen süßere zu vertauschen. In diesen gefährlichen Augenblicken erschien Bianca, Tochter eines edlen Venetianers, Bartolomeo Capello. Der Ruf ihrer Schönheit, ihrer Schwachheiten und ihres Unglücks ging vor ihr her; sie war auf der Flucht aus ihrem Vaterlande; ein armer Jüngling, aber schön und zärtlich wie sie, hatte sie entführt, beide suchten Schutz bei dem Beherrscher von Toskana.

Die Capello's klagten laut über Jungfrauenraub vor dem Rath der Zehnmänner; Bianca's Geliebter wurde

zum Tode verurtheilt, und, da der Arm der Gerechtigkeit in den großherzoglichen Staaten ihn nicht erreichen konnte, so ließ die beleidigte Familie ihn durch Meuchelmörder aus dem Wege räumen.

Die Abenteuer der schönen Venetianerin hatten am toskanischen Hofe die Neubegier gereizt. Bei dem Prinzen gesellte sich Mitleid hinzu, und aus Mitleid wurde Liebe. Durch Schönheit hatte Bianca das Herz des Prinzen erobert, durch ihren Geist, durch Launen, Eigensinn und tausend kleine Künste der Koketterie wußte sie es auf immer zu fesseln, und den etwas finstern fürstlichen Humor zu erheitern. Bei ihr vergaß er allen häuslichen Verdruß und suchte Erholung von Geschäften. Eine süße Gewohnheit knüpfte das Band immer fester.

Um völlig ungestört sich dieses Genusses zu erfreuen, suchte er einen Zufluchtsort für die Liebe in der Einsamkeit von Pratolino. Die Umschaffung dieser wilden Gegend in den lieblichsten Aufenthalt übertrug er Buontalenti. Auf den Wink dieses Künstlers stieg ein prächtiger Palast empor, den die herrlichsten Gärten umgaben. Bald wurde Pratolino der Sitz eines glänzenden Hofes, dessen Königin Bianca war. Sie, die Seele aller Freuden, der Gegenstand aller höfischen Verehrung, sah die Großen des Staats und die Minister zu ihren Füßen, vertheilte Ehrenstellen und Gunstbezeugungen, während die Großherzogin kaum die Zeichen der ihrem Range schuldigen Ehrfurcht empfing. Auch wurde die unglückliche Prinzessin bald ein Raub ihres Kummers, und starb, indem sie ein todtes Kind gebar.

Der Großherzog vergoß aufrichtige Thränen, machte sich den Vorwurf, ihren Tod verschuldet zu haben, bereute es zu spät, und dies bittere Gefühl trieb ihn in die Einsamkeit. Er floh eine Zeit lang die Gegenwart seiner Verführerin, aber sein schwaches Herz unterlag bald ihren feinen Künsten. Alle seine guten Vorsätze wurden vergessen; keine Rücksicht hielt ihn mehr im Zaume, des bösen Rufes achtete er nicht, und überließ sich mehr als jemals seiner Leidenschaft.

Noch bei Lebzeiten ihres Gatten hatte Bianca den Großherzog auf ein Heiligenbild schwören lassen, daß, wenn sie jemals beide frei würden, er sie zu seiner Gemahlin erheben wolle. So bestieg nunmehr die, von einem der Geringsten im Volke verführte und entführte Bianca Capello den Thron der Johanna von Oesterreich, nachdem sie diese Prinzessin schon längst von der Seite ihres Gatten verdrängt hatte. Kaum beobachtete man noch den Wohlstand, die heimlich vollzogene Vermählung erst nach Ablauf der Trauer kund zu machen.

Der venetianische Senat vergaß sein strenges Urtheil, erklärte die neue Fürstin für eine Tochter des heil. Markus, und um sie zwei andern Töchtern dieses Heiligen gleich zu stellen (deren eine an den König von Ungarn, die andere an den König von Cypern vermählt war), sandte er ihr die königliche Krone. Eine feierliche Deputation von venetianischen Senatoren überbrachte sie, und wohnte den glänzenden Festen bei. (Feste nelle nozze del G. D.

Francesco Medici e della S. Bianca Capello. Du Gualderotti.)

Die Regierungsgeschäfte wurden nun dem Großherzog immer lästiger. Zu Pratolino lebte er blos dem Vergnügen. Der Tod raubte ihm einen Sohn, die Frucht seiner ersten Ehe und die einzige Hoffnung der Familie Medicis. Vielleicht würde er sich auch über diesen Verlust getröstet haben, wenn er, durch Bianca Vater zu werden, noch hätte hoffen dürfen. Allein da diese Hoffnung stets geringer wurde, so verfiel er in eine tiefe Schwermuth. Fern vom großherzoglichen Palast, der ihn nur an seinen Sohn erinnerte, fern von der Hauptstadt, wo die Herzen der Einwohner sich von ihm gewendet hatten, unsichtbar für sein Volk, und meistentheils auch für seine Minister, fand er nur noch Trost in der Gesellschaft seiner unwürdigen Gemahlin, der man mit Recht alle Uebel beimaß, welche damals Toskana drückten. Doch der Haß des Volkes verwandelte sich in Mitleid, als man plötzlich das unglückliche Ende beider Liebenden vernahm. Der Kardinal von Medicis konnte seinem Bruder die Mißheirath nie verzeihen, das wußte Bianca und dürstete nach Rache. Eines Tages erhielt sie einen Besuch vom Kardinal in Abwesenheit ihres Gemahls. Diesen Augenblick benutzte sie. Eine Menge Erfrischungen wurden aufgetragen, unter andern eine Gattung kleiner Pasteten, welche der Kardinal sehr gern aß. Diese waren vergiftet. Unglücklicherweise kam der Großherzog unvermuthet von der Jagd, war hungrig, fiel über die Pasteten her, und verzehrte deren eine Menge,

ehe Bianca es gewahr wurde. In Verzweiflung, ihren Gatten selbst vergiftet zu haben, verschlang sie die übrigen. Beide starben unter den heftigsten Schmerzen, und der Kardinal erlaubte nicht, daß man ihnen den mindesten Beistand leistete. So erzählt Mecati in seiner Storia Cronologica della Citta di Firenze. Hingegen läugnet Galazzi in seiner Geschichte des Hauses Medicis die Wahrheit dieser Begebenheit, gesteht aber doch selbst, daß der Haß des Kardinals die schöne Bianca noch über das Grab hinaus verfolgt habe. Er ließ sie auf einem öffentlichen Kirchhofe begraben, und überall das mit dem mediceischen Wapen vereinigte Wapen der Capello auslöschen, um das der Johanna von Oesterreich an dessen Stelle zu setzen.

Pratolino, der merkwürdige Schauplatz aller jener Begebenheiten, war von der Natur als ein roher aber kostbarer Stoff gleichsam der Kunst in die Hände geliefert worden. Berge und Thäler wechselten. Die Wälder durfte man nur lichten und breite Straßen durchhauen. Schlängelnde Fußsteige im dicken Gebüsch führten zu heimlichen, der Liebe geweihten Plätzchen, oder bildeten Labyrinthe. Von allen Seiten sprudelten Quellen, die man in weiten Becken sammelte, und dann wiederum in Bächen oder verdeckten Kanälen weiter strömen ließ, bis sie plötzlich in hohen Graben empor stiegen, in Wasserfällen weiter rauschten, und überall Leben, sanftes Gemurmel und Kühlung verbreiteten. Ewiges Grün deckte diese Pinien und Lorbeern und Steineichen. Wild und Fische aller Art bevölkerten Gebüsch und Gewässer. Blumen und Früchte aller

Klimaten wurden von erfahrnen Gärtnern dahin verpflanzt. Kurz, Pratolino erinnerte an die wollüstigen Landhäuser der Beherrscher des alten Roms, die, Epicur's Rath befolgend, dort gern den Purpur gegen Blumenkränze vertauschten.

Ein geheimnißvoller Aufenthalt sollte Pratolino werden, das verrieth schon dessen Anlage. Auf der Landstraße nach Bologna passiren die Reisenden ziemlich nahe, ohne zu ahnen, daß der Wald, den sie erblicken, eine königliche Villa birgt. Keine sogenannte Avenue verräth es. Ein enger, unebner Weg führt zu einem viereckigen Platze im Mittelpunkt des Parks. Hier steht rechter Hand das Schloß, aber so versteckt, daß man es nicht eher gewahr wird, bis man davor ist. Der große Wiesenplatz oder Hofraum ist von einer Grille eingefaßt, an zwei Seiten desselben stehen achteckige Thürme, deren einer die Stunden, der andere die Veränderungen des Windes anzeigt. Jenseit der Grille und auf der andern Seite des Palastes, en face desselben, ist ein sehr großer, von Bäumen umgebener Platz, auf welchem sich majestätisch die kolossalische Bildsäule des apenninischen Gebirges erhebt.

An dem Gebäude selbst vermißt man edle Einfachheit. Mit großen Lobsprüchen wurde der Baumeister überhäuft, weil er überall Licht genug zu schaffen gewußt, ohne sich der innern Höfe oder der laternenartigen Kuppeln zu bedienen; allein er hat dagegen so viele Vorsprünge machen müssen, daß das Ganze einer Zusammenfügung von mehreren viereckten Pavillons ähnlich sieht. Geholfen hat

er ſich etwas durch einen regelmäßigern einfachern Grund des Gebäudes, der weit vorſpringt und breite Teraſſen trägt. Unter dieſen Teraſſen ſind ſchöne Grotten, die Wohnungen der Dienerſchaft, auch die Küchen angebracht, deren Schornſteine an der Gartenſeite Verzierungen bilden, denn ſie erheben ſich in Form von Obelisken zu einer großen Höhe, und der Rauch ſteigt aus einer metallenen Kugel auf der Spitze dieſer Obelisken.

Ich übergehe die innere Einrichtung des Palaſtes. Pracht, Geſchmack, Bequemlichkeit waren hier vereinigt. Die herrlichſten Kunſtwerke in Marmor, Moſaik, Fresko- und andere Gemälde verzierten die Säle. Jetzt iſt das Meiſte verdorben, und vieles weggebracht, um andere Paläſte zu ſchmücken. Ein ſchönes Theater findet man noch und mehrere Waſſerorgeln, welche ganze Orcheſter nachahmen, und eine Idee von dem Stil der Muſik des ſechzehnten Jahrhunderts geben; auch ſonſt eine Menge beluſtigender Spielwerke von einer fruchtbaren Einbildungskraft erzeugt. Merkwürdiger ſind die Grotten, die wohl Allem, was ſpäter in dieſer Art geſehen worden, zum Muſter gedient haben.

Man muß das heiße Italien bewohnt haben, um den Genuß würdigen zu können, den der Schatten, die Kühlung, das murmelnde und ſpringende Waſſer gewähren. Es ſcheint parador, wenn Rouſſeau ſpricht: in heißen Ländern wiſſe man ſich am beſten gegen die Hitze zu ſichern; allein es iſt eben ſo wahr, als daß man in kalten Ländern der Kälte am kräftigſten zu begegnen weiß. Die Bewohner

Ott. (drückt die väterliche Hand feurig an ihre Lippen) Gut! Gott! ich führe meinen Vater! (beyde ab.)

Vierte Scene.

(Zimmer des Grafen. Auf dem Tiſche liegen mehrere Bücher.)

Der Graf und Natalie.

Graf. Lies, mein Kind.

Nat. (gähnt) Ich bin ſo ſchläfrig.

Graf. Ich bin noch ganz munter. Lies, wähle dir ſelbſt ein Buch.

Nat. Ach lieber Vater, das ſind ja lauter dumme Bücher.

Graf. Kannſt du beſſere machen?

Nat. Ich glaube beynahe.

Graf. Du räſonnirſt wie ein Recenſent. Zur Strafe ſollſt du noch eine ganze Stunde leſen.

Nat. (greift unmuthig nach einem Buche und lieſt den Titel:) „Hiſtoriſche Todespoſt.“

Graf. Nein, die laß nur weg, die kommt immer zu früh.

Nat.

warmer Gegenden bauen dicke Mauern mit wenigen Fenstern, und machen dieſe klein, geben der Luft freien Durchzug, erfriſchen die Gemächer durch hingeleitetes Waſſer. Die Reichen vereinen alle dieſe Annehmlichkeiten in Grotten, die man mit Schnecken, Stalactiten und allerlei Seeprodukten verziert, und von friſchen Quellen durchſtrömen läßt. So die Grotten von Pratolino, deren Gewölbe auf ſchönen Marmorſäulen ruhen. Unter dem Schmucke ihrer Wände befinden ſich Korallen, Perlenmuſcheln und moſaiſche Gemälde. Bildſäulen von Marmor oder Bronce ſpritzen das Waſſer in Becken von Marmor oder vergoldetem Blei. Unter dem Boden läuft das Waſſer fort bis in die Gärten, wo es noch zu mannichfaltigen Gebrauch verwendet wird.

Obgleich die ſchönſten Statuen ſchon nach Florenz gebracht worden ſind, ſo findet man doch noch mehrere bemerkenswürdige: Einen Satyr der ſeinen Schlauch preßt; eine Sirene, die den Fremden herbei winket und ihn dann plötzlich beſpritzt; eine Europa, auf dem göttlichen Stier ſitzend; einen Schäfer, der wirklich die Schalmei bläſt; einen Triton, der in eine Schnecke bläſt, aus welcher das Waſſer mit ſeltſamen Geräuſch hervorſtürzt u. ſ. w. In der ſogenannten Grotte der Sündflut ſpringt das Waſſer nicht allein aus den Wänden, ſondern es regnet zugleich von der Decke und ſpringt aus dem Boden. Wenn man einmal darin iſt, ſo iſt keine Rettung, denn große Waſſerſäulen verſperren den Rückweg, und das Waſſer verfolgt

den Fliehenden bis weit hinaus vor die Grotte. Bequeme Sitze laden ein, doch wer der Lockung folgt, sinkt in ein Bad. Eine Treppe scheint zu irgend einer Merkwürdigkeit zu führen, doch kaum hat der Fuß sie betreten, so steht er in einem Käficht von Wasserstrahlen. An einer andern Stelle erblickt man ein Seeungeheuer, welches die Augen rollt, den Rachen öffnet, und Wasserströme auf den Fremdling schießt.

Die Grotte der Samaritanerin ist eine der merkwürdigsten wegen der vielen mechanischen Spielwerke, die Buontalenti hier angebracht, und die sämmtlich vom Wasser getrieben werden. Da sieht man eine Art von Schaubühne, auf der gleichsam eine Pantomime aufgeführt wird. Die Scene ist ein Dorf von Bäumen umgeben. Ein Haus öffnet sich, eine niedliche Bäuerin mit ihrem Eimer kommt heraus, und geht zu einem Brunnen, um Wasser zu schöpfen. Ihre Bewegungen sind natürlich, ihr Körper ist geschmeidig und sogar graziös. Sie schöpft Wasser, setzt den Eimer auf den Kopf, geht zurück, wendet sich aber oft, um nach einem Schäfer zu schielen, der nicht weit davon sitzt und sehr vernehmlich auf der Schalmei bläst. Auf einer Seite der Bühne öffnet ein Schmied seine Werkstatt und arbeitet; ein Müller läßt Säcke zur Mühle führen, und diese Mühle ist vortrefflich nachgeahmt. In der Ferne hört man das Jagdhorn, das Gebell der Hunde, und eine Jagd erscheint. Verschiedene wilde Thiere laufen über die Bühne, werden von Hunden und Reitern verfolgt. Im

Vorgrunde wiegen sich singende Vögel auf den Zweigen, Schwäne und Enten plätschern im Wasser.

Auf einem andern kleinen Theater wird eine Festung angegriffen und erobert; eine Oelmühle wird von Ochsen getrieben; ein Scherenschleifer ist beschäftigt, verschiedene Instrumente zu schleifen; kurz, überall erblickt man den künstlichsten, sinnreichsten Mechanismus. — In der Grotte della Stufa ist ein schön verziertes Bad, wo ein sehr feiner, dem Nebel gleicher Regen den Badenden benetzt. Zwei Satyren, welche die Wanne von rothem Marmor tragen, liefern, nach Gefallen des Badenden, warmes oder kaltes Wasser.

Aus den Grotten steigt man auf zwei prächtigen Treppen in die Gärten hinab. Unter diesen Treppen ist abermals eine Grotte versteckt. In derselben steht eine sehr große Statue, den Strom Magnone vorstellend, der nicht weit von Pratolino entspringt. Sie hält eine umgekehrte Urne, aus der alle die hier vereinigten Gewässer der obern Grotten hervorströmen. Ihr zur Seite in einer Nische steht der Ruhm, eine goldene Trompete in der Hand haltend, die er zum Munde führt, helle Töne herauszwingt, und zugleich mit den Flügeln schlägt. Daneben schöpft ein Bauer mit einem Gefäß aus der Quelle, und bietet dasselbe einem Drachen dar, der den Hals reckt, um zu trinken. Dem Ruhm gegenüber spielt Pan sehr angenehm auf der siebenröhrigen Flöte. Anfangs sitzt er, aber er steht auf, bewegt den Kopf und die Augen, zieht die Flöte mit Lebhaftigkeit

vor dem Munde hin und her, und, wenn er geendigt hat, ſetzt er ſich wieder in einer traurigen Stellung, denn in demſelben Augenblicke beginnt die Verwandlung der Syrinx neben ihm, um deren Körper nach und nach Zweige wachſen, welche zuletzt Waſſer von ſich ſpritzen.

Es ſcheint, man könne die Kunſt nicht weiter treiben, um eine kühle Atmoſphäre zu verbreiten; es fehlte nur noch, daß man eine ähnliche Zauberei auch außer den Grotten bewirkte — und auch das gelang. Eine breite Allee von Pinien und Lorbeerbäumen, neunhundert Fuß lang, führt von den Grotten bis zu dem Gehölz der benachbarten Berge. Vor den Bäumen dieſer Allee zieht ſich zu beiden Seiten ein Marmorgeländer mit Ruhebänken, vor welchen Springbrunnen ihr Waſſer in einen Kanal gießen, der in das Geländer ſelbſt gehauen worden; da nun die Allee etwas abhängig iſt, ſo hat man nicht allein vor ſich die Springbrunnen, ſondern auch hinter und neben ſich ein fließendes Waſſer. Doch das iſt noch nicht genug. Aus der ganzen Baſis des Geländers, neunhundert Fuß lang, erheben ſich zu beiden Seiten ſehr feine Waſſerſtrahlen dicht neben einander und ſo hoch, daß ſie über der ganzen Allee ein durchſichtiges Gewölbe bilden. Dem Spazirgänger, der unter dieſem Gewölbe wandelt, trifft nur ein leichter Nebel, der ihn erfriſcht, ohne ihn zu durchnäſſen. Hebt er ſein Auge empor, ſo erblickt er unzählige Regenbogen, mit jedem Schritte, den er thut, einen neuen. Es iſt unmöglich, die Schönheit dieſes Schauſpiels zu beſchreiben. Eben ſo unmöglich iſt es, die zahlloſen Gegenſtände zu nennen,

die überall, wo Alleen ſich endigen oder durchkreuzen, das Auge feſſeln. Amor's Grotte, Aeskulap's Brunnen, der Parnaß, auf dem die Muſen und Apoll ſich lagern, und wo der Huf des Pegaſus eine klare Quelle hervorſprudeln läßt; ein Tempel der Liebe und den Grazien geweiht, die Grotte der Dido und des Amor's, wo ein Lichtſtrahl, durch eine Spalte dringend, einen Marmor beleuchtet, auf welchem Verſe aus dem Virgil eingegraben ſind — endlich eine Inſel in einem See, den die verſchiedenen Gewäſſer bilden, den heimlichſten, wolluſtreichſten Aufenthalt, den blos ein Raſenſitz und eine mit verliebten Stanzen beſchriebene Säule zieren — das iſt ein Theil der Merkwürdigkeiten der Gärten von Pratolino, welche die reizende Bianca Capello bald als Diana, bald als Venus durchirrte, und wo Franz von Medicis im Schooß der Wolluſt den Ruhm vergaß.

Auf der andern Seite des Palaſtes, wo der Park durch den großen grünen Platz vom Schloſſe geſchieden wurde, ließ der Großherzog ſich ſelten blicken. Dieſe Gegend war nur öffentlichen Feſten und den Spazirgängen der Höflinge gewidmet. Aber hier befand ſich, unter einer Menge von antiken Statuen, noch eine der ſeltenſten: die koloſſale Bildſäule des Appenin, vom dickſten Theil des Gehölzes dermaßen eingefaßt, daß man ſie nur von ferne aus dem Geſichtspunkt erblickt, welchen der Künſtler bezeichnet hat, nämlich aus den Fenſtern oder von den Terraſſen des Schloſſes. Man erinnert ſich aus dem Plutarch, daß ein gewiſſer Staſicrates dem Alexander einen Entwurf

vorlegte, den Berg Athos zu einer Bildsäule umzuformen, die in ihrer linken Hand eine mit zehntausend Einwohnern bevölkerte Stadt tragen und aus ihrer Rechten einen großen Strom in das Meer gießen sollte; man erinnert sich, daß Alexander den Künstler abwies, sprechend: »der Kaukasus, der Tanais und das kaspische Meer, über die ich als Ueberwinder gegangen bin, werden meine Denkmähler sein.“ Beim ersten Anblick des Kolosses von Pratolino wird man in der That versucht zu glauben, daß irgend ein kühner Sterblicher jenen ungeheuren Entwurf habe ausführen wollen; er scheint von ferne ein pyramidalischer Felsen, aber wenn man sich nähert, erkennt man bald das Meisterwerk Johanns von Bologna, eines würdigen Schülers von Michel Angelo, der hier die Idee der Alten von ihrem Jupiter pluvius auszuführen strebte. Ein herrlicher Kopf mit gerunzelter Stirn, den Ungewittern trotzend, gleichsam ein Sitz der ewigen Kälte; die Haare hängen wie Eiszapfen über die breiten Schultern herab, die Zöpfe des ungeheuren Bartes ähneln den Stalactiten, alle Glieder scheinen mit Reif bedeckt. Eine Art von Krone umgibt das Haupt, aus jeder Zacke dieser Krone strömt Wasser, fällt auf die Schultern, rieselt vom Körper herunter, und gibt dem ganzen Koloß, besonders wenn die Sonne ihn bescheint, einen wahrhaft göttlichen Glanz. Die eine Hand stützt er auf den Felsen, mit der andern preßt er den Kopf eines Meerungeheuers, welches Wasserströme ausspeit. Das Haupt des Kolosses ragt über die Bäume empor und scheint den Himmel zu berühren. Das dunkle Gebüsch, das zur Einfassung

dient, bewirkt, daß das Ganze noch mehr hervorſpringt, und da unter den Füßen des Koloſſes auch noch ein See ſich ausbreitet, in dem er ſich ſpiegelt, ſo ſcheint fürwahr die ungeheure Maſſe in der Luft zu ſchweben. Das Ganze iſt ſo außerordentlich maleriſch und ſo vollkommen proportionirt, daß die unermeßliche Größe des Kunſtwerks nur dann erſt auffällt, wenn man das Auge auf die Spazirgänger in deſſen Nähe richtet, und Zwerge zu ſehen glaubt. Wäre der Koloß ſtehend, ſo würde er wenigſtens hundert Fuß hoch ſein. Einer ſeiner Finger iſt ſo dick als ein Menſch im Leibe. In ſeinem Innern ſind mehrere ſchöne Zimmer, und in ſeinem Haupte ein Belvedere, dem die Augen zu Fenſtern dienen. — Man erzählt, daß mehrere Schüler des Johann von Bologna, die bei dieſer Arbeit halfen, ihre Augen durch die ungeheuren Diverſionen ſo verwöhnten, daß ſie nachher, als ſie in die Werkſtatt zurückkehrten, viele Statuen verdarben, ja, einer der Geſchickteſten unter ihnen ſoll wahnſinnig darüber geworden ſein. (Baldinacci Vita di Dio di Bologna.) Der Rumpf des Koloſſes beſteht aus Ziegelſteinen, die mit einem Mörtel bedeckt ſind, der ſo hart als Marmor geworden, der aber, als er noch weich war, jede Form annahm, die der Künſtler ihm geben wollte. Die Extremitäten ſind von Steinen ſchichtenweis erbaut. Alles hat einen gemeinſchaftlichen Schwerpunkt, die Glieder dienen dem Rumpfe als Gewölbpfeiler, ohne im Geringſten dem Erhabenen und dem, was man grandios nennt, zu ſchaden.

Nach der Beſchreibung ſolcher Gegenſtände übergehe

ich mit Stillschweigen die zahllosen Gebäude, welche den Park umringen, die Ställe, Mühlen, Wohnungen der Gärtner, Feldwächter u. s. w. Die Säle zum Ballspiel und zum Ringelrennen, welches letztere Spiel der Erfinder selbst, Philipp Sengher, hier eingerichtet hatte. Durch eine liebliche, romantische Anlage zeichnet jedes dieser Gebäude sich aus. Mit Wehmuth ende ich die Beschreibung dessen, was einst war, mit einem Blick auf Pratolino, wie es jetzt erscheint. Verödet ist dieser herrliche Aufenthalt. Die Wände jener Gallerien und Prachtgemächer, vormals mit den kostbarsten Gemälden behangen, sind jetzt kahl, die Fußböden von Mosaik mit Staub bedeckt, der Wind heult durch zerbrochene Fensterscheiben. Nur selten schallt in diesen Königshallen der Fußtritt eines neugierigen Reisenden. Dornen wachsen in den Alleen; Bäume, vom Sturm entwurzelt oder vom Blitz zerschmettert, liegen quer über die Wege; Mauern sind eingestürzt, alle Bildsäulen verstümmelt, die schönsten Gänge verwachsen, die wilde Natur hat alle ihre Rechte wieder behauptet. — O Bianca Capello! wenn du diese Trümmer deiner Hoheit sehen könntest. —

Geoffroy.

So heißt der Merkel von Paris, der — gleich diesem unsern vortrefflichen Landsmann — aus allen möglichen Bewegungsgründen tadelt oder lobt, nur nicht aus Ueber-

zeugung. Solchen Herren widerfährt es denn wohl bisweilen, daß ſie auf gewaltigen Widerſprüchen ertappt werden. So zum Beiſpiel hat Jemand ſich die Mühe genommen, die Urtheile Geoffroy's (den man in Paris auch wohl den tollen Hund zu nennen pflegt) über Voltaire's Zaire zu ſammeln, ſo wie er ſeit acht Jahren im Journal des débats, jetzt Journal de l'Empire, ſie von ſich gegeben hat. Es iſt luſtig zu leſen und mag zur Warnungstafel für die deutſchen Geoffroy's dienen.

Am 29. Prairial des achten Jahres ſagte er: »Die drei letzten Akte von Zaire ſind ein Meiſterſtück.« Am 4. Thermidor: »Als Voltaire Zairen ſchrieb, war er in der Blüte ſeiner Einbildungskraft. Im Ordir, Mardamen, Brutus hatte er ſein Talent geſucht, in Zairen fand er es. (Ein ſonderbares Verſteckungsſpiel des Dichters mit ſeinem Talente.) Niemanden iſt beſſer gelungen, die Leidenſchaft mit der franzöſiſchen Galanterie zu verſchmelzen. Nur bei ihm findet man dieſe Erhabenheit, Grazie, Friſchheit des Kolorits u. ſ. w.«

Am 9. Meſſidor des neunten Jahres: »Der Charakter Orosman's vereint mit dem wilden Stolz eines Scythen die Zartheit und Galanterie eines franzöſiſchen Ritters.«

Am 8. Fructidor: »Niemand liebt Zairen mehr als ich.« — Alle dieſe Lobſprüche wiederholte er mit verſchiedenen Wendungen am 25. Brumaire des zehnten Jahres, am 16. Frimaire und am 18. Pluvioſe. Aber ſchon am 5. Ventoſe, alſo nur ſiebzehn Tage nachher, hieß es: »Der

berühmte Orosman hat einige Anfälle von der fallenden Sucht. Er hat das hitzige Fieber und ist verrückt. Von allen verliebten Fürsten, die jemals auf der Bühne erschienen sind, ist er, physisch genommen, der größte Narr."

Am 22. desselben Monats: »Zaire ist eins von den vier Meisterstücken Voltaire's. Gleich Alziren, Mahomet, Meropen, ist sie eins der besten Werke, die seit Racine geschrieben worden."

Am 25. Fructidor: »Orosman ist eine Mischung von viehischer Wuth, ein epileptischer, ein grober Narr. Er krümmt sich wie ein Besessener, der exorcisirt wird. Er hat Steinschmerzen. Er gleicht einem Teufel, den man mit Weihwasser besprengt. Er insultirt Zairen auf die brutalste Weise. Zaire ist ein Gänschen, das sich mit Theaterflosskeln brüstet, und das den Verstand verliert, indem es seine Verwandten wieder findet. Nereſtan, ihr Bruder, ist ein fanatischer Ignorant, ein Grobian und der bon homme Lusignan ein Komödienpapa."

Am 16. Vendemiaire des eilften Jahres (also neun und vierzig Tage hernach): »Zaire ist eins von den Werken, die Voltaire am meisten Ehre machen —" (und nun folgt eine Wiederholung aller oben angeführten Lobsprüche.

Am 27. desselben Monats (also eilf Tage nachher): »Zaire erweckt Ekel und Langeweile."

Am 19. Brumaire des neunten Jahres: »Sobald Zaire ihren Vater erkannt hat, opfert sie ihre Liebe der Natur und der Religion. Der Kampf zwischen Pflicht und Leidenschaft bietet das rührendste, edelste Interesse dar."

Nat. (ergreift ein Andres) „Schatzmeister aller Komplimente.“

Graf. Die brauchen wir nicht auf dem Lande.

Nat. (blättert in einem andern) „Nachrichten von Poltergeistern.“

Graf. Die Türken sind unsre Poltergeister.

Nat. Sie sehen, lieber Vater, Ihr Buchhändler hat Ihnen lauter Dinge geschickt, die nicht einmal zum Einschläfern taugen.

Graf. Es sind die neusten Meßprodukte.

Nat. (steht auf) Ich werde sie morgen durchblättern, und wenn ich etwas interessantes finden sollte —

Graf. (schlägt selbst ein Buch auf) Hier ist ein Opiat: „Auserlesene Curiositäten merkwürdiger Traumtempel.“ Da lies mir doch geschwind ein paar Träume vor.

Nat. Ach Gott! ich träume beynahe selbst schon.

Graf. Das thut nichts.

Nat. (nimmt ungeduldig das Buch und liest) „Johannes Oporinus, der berühmte Buchdrucker „zu Basel, träumte, daß ihm eine Schlangahr

„vom

Am 16. Frimaire des zehnten Jahres: »In Zairen scheint Voltaire die Liebe nur darum der Religion entgegen gestellt zu haben, um jene triumphiren zu lassen. Das Christenthum erscheint blos als Freudenstörer.«

Am 25. Floreal des eilften Jahres: »Zaire ist eine Närrin, eine vermummte Betschwester, die in einem halb christlichen, halb leidenschaftlichen Galimathias Gott und den Satan, die Liebe und die Religion mit einander vermengt.«

Am 2. Frimaire des dreizehnten Jahres: »Durch die Vermischung der Liebe, der Natur und Religion ist Zaire äußerst interessant.«

Am 16. Nivose: »Orosman ist ein Held aus dem Tollhause.«

Am 12. März 1807: »Zairens Schmerzen sind Albernheiten und ihre Situation zwischen einem soliden Liebhaber und einem zufälligen Vater ist eine Kinderei, die abenteuerlich tragisch wird.«

Am 9. März 1809: »Orosman ist ein großmüthiger, galanter, liebenswürdiger Sultan, Zaire ist sittsam, bescheiden u. s. w.« (Dieses Lob ertheilte Geoffroy auf Kosten des Othello von Ducis.)

Am 31. Mai 1809: „Die frommen Monologen und Dialogen der Zaire, ihr Kampf zwischen Liebe und Religion sind in unsern Tagen tödtlich langweilig. Man erstaunt, in diesem Frauenzimmerchen, das im ersten Akte so philosophisch raisonnirt, wie ein Pariser Akademiker, nur eine Närrin zu finden, die sich leiten läßt wie ein Gäns-

chen u. ſ. w. — Zaire iſt eine von Voltaire's Gaukeleien (Jongleries)."

Kaum ſollte man dergleichen elende Widerſprüche für möglich halten! und doch iſt ausgemacht, daß dieſer Geoffroy ſeit acht Jahren der einzige Redakteur des Theaterartikels im Journal de l'Empire war; und doch gibt es Leute genug in Paris, denen ſeine Urtheile für Orakelſprüche gelten. Wer ſich die Mühe nehmen wollte, unſere deutſchen Geoffroy's auf dieſe Weiſe zu kontrolliren, der würde ähnliche Beiſpiele genug auffinden. Leider haben allerlei Verhältniſſe auch auf die Urtheile der beſſern Menſchen Einfluß, was darf man denn von Merkel's erwarten?

Schüchterne Gewiſſen.

Als der unüberwindliche Kaiſer Napoleon das ehemalige Churheſſen erobert hatte, befahl er unter andern in einem Schreiben aus Poſen vom 29. November 1806, 1. heſſiſche Regimenter zu errichten, 2. den Offiziers u. ſ. w. die alte Dienſtzeit anzurechnen, und 3. „daß Alle von dem Eide des Gehorſams, welchen ſie dem ehemaligen Landgrafen von Heſſen geleiſtet hatten, entbunden ſein ſollten."

So beruhigend dies Letztere für jeden Offizier ſein mußte, da der größte Held unſerer Zeit, der der Ehre eines wackeren Soldaten gewiß nie zu nahe treten wird, kein Bedenken trug, dieſe Entbindung zu proklamiren, ſie folglich

mit Ehre und Gewiſſen vereinbar ſein muß; ſo gab es doch und gibt vielleicht noch jetzt manche vormalige heſſiſche Offiziere mit allzuſchüchternen Gewiſſen, die da irrig meinten: nur der könne ſie vom Eide entbinden, dem der Eid geleiſtet worden. Wenn das geſchehen ſei, ſo würden ſie mit unerſchütterlicher Treue dem großen Kaiſer dienen, und ſelbſt dann, wenn es denkbar wäre, daß ihm einſt kriegeriſche Unfälle begegnen ſollten, würden ſie glauben, deſſen Wohlgefallen zu verdienen, wenn ſie gegen den Sieger dieſelben Grundſätze äußerten.

Da dieſe Anſicht der Dinge zwar rechtlich zu ſein, aber doch mit jenem Befehle nicht ganz überein zu ſtimmen ſcheint, ſo muß nothwendig ein Irrthum ſich in dieſelbe eingeſchlichen haben, und es wäre daher zu wünſchen, daß die deutſchen Philoſophen, die ſo oft metaphyſiſche Spitzfindigkeiten abhandeln, welche dem Menſchengeſchlecht nicht den geringſten Nutzen bringen, zur gänzlichen Beruhigung der ſchüchternen Gewiſſen dieſe Gewiſſensfrage in's Klare ſetzen und entſcheiden möchten, um ſo mehr, da auch der Civilſtand ſich hie und da im gleichen Falle befindet.

Bruchſtücke aus einer Predigt.

Mit folgenden Worten — warum wurden Sie nicht in Erz und Marmor gegraben? — redete einſt der Abbé Maury in einer Faſtenpredigt den König Ludwig XVI. an:

»Sire! Ew. Majeſtät Liebe für das allgemeine Wohl

ermuntert die Diener der Religion, Ihnen ein dunkles Gemälde von den Freistätten der Armuth darzustellen. Die Wohlthätigkeit eines Fürsten muß im Verhältniß stehen mit seiner Macht. Das große Almosen der Könige, oder vielmehr der Tribut, von Gott selbst Ihnen auferlegt den Unglücklichen zu entrichten, ist die Gerechtigkeit! Den Gesetzgeber rufen wir zum Heil der Armen in Ihnen auf. Wir dürfen es Ew. Majestät nicht verhehlen, daß mehrere, der Menschheit unter uns gewidmete Anstalten noch den Stempel jener barbarischen Jahrhunderte tragen, in welchen sie entstanden sind."

»Vielleicht wird man Ihnen sagen, daß große Mißbräuche in allen großen Instituten unvermeidlich sind; denn man vergrößert gar zu gern die Schwierigkeiten, um guten Königen den Muth zu rauben. O verzweifeln Sie nie! weder an den Menschen noch an sich selbst! — (Armer Ludwig! die Menschen haben dich leider gezwungen, an ihnen zu verzweifeln.) — Nein, Sire, es ist nicht unmöglich, einem Gefangenen das Einathmen frischer Luft zu verstatten; es ist nicht unmöglich, den Kranken die Hospitäler zu öffnen, ohne mehrere derselben in ein Bett zu begraben; es ist nicht unmöglich, den Unterhalt jener armen Kinder zu sichern, die der Himmel unter dem besondern Schutz des Vaters seines Volks gestellt hat; es ist nicht unmöglich, der Bettelei zu steuern, ohne durch Sklaverei zu schrecken; und wenn Sie die Hand an diese Werke der Barmherzigkeit legen, so werden Sie bald finden, daß, mit einem fühlbaren Herzen, einem gesunden Geiste und

mit Beharrlichkeit, die Wohlthätigkeit eines Königs allmächtig ist. — Ha Sire! Sie sind in dem glücklichen Alter, wo in einer schönen Seele der Wille zum Guten eine thätige heiße Leidenschaft ist. Nützliche Revolutionen müssen in der Jugend der Könige bewirkt werden. Im Laufe einer langen Regierung stumpft die Empfindung eines Monarchen sich ab, seine Thätigkeit wird geschwächt, seine Seele ermüdet. Eine traurige Erfahrung lehrt ihm die Menschen weniger achten. Er sieht sich allein und Niemand leistet ihm Beistand in dem Guten, das er so gern vollbringen möchte. Dieses Verlassensein drückt ihn zu Boden, und er verliert den Muth der Güte, indem er aufhört an die Tugend zu glauben. So erreicht er endlich das Alter, wo Krankheiten, die Annäherung des Todes, Sorge und Liebe für und zu sich selbst, alle andere Bande trennen — er entschlummert und die Nation scheint mit ihm zu veralten.* —

»Sire! Sie haben die Armen besucht, in einer rauhen Jahreszeit erquickt, doch Ihre königliche Wachsamkeit wird sich nicht auf das Elend beschränken, welches diesen Palast umgibt. Vom Himmel herab empfiehlt Ihr erhabener Vater Ihnen die öffentlichen Anstalten. Denken Sie zuweilen an das, was er auf dem Throne gethan haben würde, den Sie jetzt schmücken, das ist es, was Sie thun müssen, und wenn Sie seine menschenfreundlichen Entwürfe im Laufe Ihres Lebens ausführen, so werden Sie auch einst seine ewige Krone theilen.«

So sprach der edle, von seinem göttlichen Berufe durch-

drungene Prediger. O es iſt ſchön, wenn man das ſeltene Recht, eine Stunde lang ununterbrochen zu dem Monarchen zu reden, blos dazu verwendet, ihn die heilſamſten Wahrheiten hören zu laſſen, während die Schmeichler und Günſtlinge jeden Augenblick ſtehlen, um die Wahrheit zu entfernen oder zu vergiften.

Parodie einer großen franzöſiſchen Oper.

Sie wurde einſt wirklich, bei Gelegenheit des Schluſſes der Bühne, in Paris aufgeführt und dauerte nicht länger als zehn Minuten. Ein Komponiſt erſchien, von dem komiſchen Schauſpieler Thomaſſin dargeſtellt, und verſicherte, er habe, um ſein Talent für die komiſche Oper auszubilden, mit einer großen Oper den Anfang gemacht. Das Sujet des Stücks ſei völlig neu. Ein junger amerikaniſcher Prinz iſt verliebt in eine junge Prinzeſſin, kommt um und wird am Ende des Stücks wieder auferweckt.

Erſter Akt.

La Princesse.

Cher prince on nous unit.

Le Prince.

J'en sais ravi, princesse.

Peuple, chantez, dansez, montrez votre allegresse.

Choeur.

Chantons, dansons, montrons notre allegresse.

(Ende des erſten Akts.)

Zweiter Akt.

La Princesse.

Amour!

(Kriegerisches Getös. Sie fällt in Ohnmacht. Der Prinz erscheint kämpfend gegen seine Feinde und wird erschlagen.)

La Princesse.

Cher prince!

Le Prince.

Hélas!

La Princesse.

Quoi?

Le Prince.

J'expire!

La Princesse.

O malheur!

Peuple, chantez, dansez, montrez votre douleur.

Choeur.

Chantons, dansons, montrons notre douleur.

(Ein Marsch beschließt den zweiten Akt.)

Dritter Akt.

Pallas erscheint.

Pallas te rend le jour.

La Princesse.

Ah quel moment!

Le Prince.

Où suis-je!

Peuple, chantez, dansez, célébrez ce prodige!

Choeur.

Chantons, dansons, célébrons ce prodige.

Auch ein Traum vom ewigen Frieden.

Man ſpricht von dem Abbé St. Pierre als von einem gutmüthigen Schwärmer, man belächelt oder verſpottet ihn, als habe er die Quadratur des Zirkels erfinden wollen. Aber ſollte denn wirklich ein ewiger Friede unter den Menſchen unmöglich ſein? Nämlich unter kultivirten Menſchen? Denn daß die, von der Jagd lebenden Wilden an der Hudſonsbai oder in Sibirien ſich immerfort ſchlagen und todtſchlagen, ſo oft einer des andern Jagdrevier betritt, das iſt begreiflich; aber daß die Europäer ſammt und ſonders ſchon Jahrhunderte lang aus einem Halſe ſchreien: „Ach! was iſt es für ein köſtliches Ding um den lieben Frieden! Ach! du lieber Friede, kehre bei uns ein u. ſ. w.," und doch immer Krieg führen, als könnten ſie dieſes verfluchten Zeitvertreibes nie müde werden, und doch nicht auf Mittel ſinnen, den Frieden unter ſich zu feſſeln, das iſt unbegreiflich.

Schon Leibnitz machte einen Entwurf zum ewigen Frieden. „Ich erinnere mich," ſagt er, „der Ueberſchrift eines Kirchhofes: pax perpetua, denn die Todten ſchlagen ſich nicht. Aber die lebendigen Machthaber reſpektiren keine Tribunäle. Man müßte dieſe Herren nöthigen, in der Bank des Staatentribunals Caution zu leiſten, und

sie dort gerichtlich nieder zu legen, z. B. einen König von Frankreich hundert Millionen Thaler, einen König von Großbritannien nach Verhältniß, so daß, wenn sie dem Spruche des Tribunals sich nicht unterwürfen, dieser mit ihrem Gelde vollstreckt werden könnte."

Der gute Leibnitz vergaß, daß die Herren sogleich die Waffen ergreifen, und nicht allein ihre niedergelegten Millionen, sondern noch alle die übrigen Potentaten dazu, von der Bank des Staatentribunals requiriren würden. Nein, die Furcht vor Geldverlust ist es nicht, wenigstens nicht allein, wodurch ein ewiger Friede bewirkt werden kann.

Wenn ich sage: ein ewiger Friede, so meine ich freilich nur eine Ewigkeit, die menschlichen Einrichtungen erreichbar ist, also nur mehrere Jahrhunderte; aber welche Wohlthat wäre nicht schon diese für das gequälte Menschengeschlecht! und ein solches Glück ihm zu begründen, ist möglich, sehr möglich. — Auf welche Weise? — das will ich eben jetzt träumen. Möge der Plan noch unreif, oder abenteuerlich, mit einem Worte: möge er als ein Traum erscheinen, doch der Prüfung der ernsten Betrachtung ist er werth. Manche werden ihn lächelnd, mit einem vornehmen Blicke überschauen, und keck entscheiden, er sei unausführbar, allein eben das würden sie gesagt haben, wenn ihnen Lykurg zum Beispiel seinen Plan der lacedämonischen Gesetzgebung vorgelegt hätte; und dennoch führte Lykurg ihn aus; und dennoch bestand sein Werk

viele Jahrhunderte lang. Dieſes Gleichniß ſoll nur beweiſen — (denn mein Traum iſt nicht ſo albern, daß er mich ſelbſt dem Lykurg gleich ſtellte) — daß das Seltſame oder Auffallende in einem Plane nicht auch das Verwerfliche in ſich faßt, und daß man, nach genauer Prüfung, mir wird zugeſtehen müſſen, dieſer ſei wirklich ausführbar, und es ſei wirklich unter den Menſchen ſchon Manches ausgeführt worden, was weit ſchwieriger ſchien und war. Denn mußte nicht Lykurg ſogar Gefühle bekämpfen, die mit der menſchlichen Natur auf das Innigſte verwebt ſind? Zum Exempel die Liebe der Eltern zu ihren Kindern, wenn er dieſe, gleich nach der Geburt, ihnen wegnehmen, oder, wenn er die Knaben an Dianens Altare bluten und oft zu Tode geißeln ließ? — Dennoch gelang es ihm. Warum denn nicht einem Andern, der blos das allgemein Gewünſchte, das allgemein Beglückende, das keinem Gefühl Widerſtrebende befördern möchte?

Freilich hatte Lykurg den Vortheil, daß er, ohne Rückſicht auf das Alter, etwas ganz Neues erſchaffen durfte; hier hingegen dürfen, wenn der Plan in das Reich der Möglichkeiten gehören ſoll, die alten Formen nicht betaſtet, es dürfen nur kleine Abweichungen und geringe Opfer erfordert werden; dennoch bin ich überzeugt, daß, wenn durch ein Wunder die Herzen der Machthaber bewegt werden ſollten, ihn auszuführen, er ſeinen Zweck ſo vollkommen erreichen würde, als irgend eine menſchliche Einrichtung auf Erden; denn Ruhm und Schande, Furcht, Liebe und Eigennutz ſind die Triebfedern, durch welche

„vom Haupte auf die Bruſt fiele, die einen „gar lieblichen Klang von ſich gebe. Bald „hernach hat ihn der Schlag getroffen“ —

Graf. (gähnend) Ey, ey.

Nat. Haben Sie an dieſem Pröbgen noch nicht genug?

Graf. (ſchalkhaft) Lies nur weiter.

Nat. (ärgerlich, lieſt) „Ein vornehmer Mann träumte, daß ſein Sohn aus der Schlacht zurückkäme“ — Ich höre Jemand haſtig durch das Vorzimmer gehn.

Graf. (ſpringt auf) Natalie, der vornehme Mann bin ich. Mein Traum geht in Erfüllung.

Nat. Wie? es wird doch nicht — Bruder Franz?

Graf. Da iſt er.

Fünfte Scene.

Franz. Die Vorigen.

Franz (ſtürzt herein in ſeines Vaters Arme.)

Graf. Willkommen braver Junge!

Nat. Willkommen Bruder!

Franz.

der ewige Friede erhalten werden soll. Wer diese vereint in Bewegung setzen darf, dem ist nichts unmöglich.

Von den Fürsten Europens begehre ich weiter nichts, als Abscheu von Blutvergießen, weil sie ihre Rechte auch ohne dasselbe behaupten können. Da fordere ich doch wohl nicht zu viel? Und ich will voraussetzen, daß alle unsere jetzt lebenden Fürsten diesen Abscheu empfinden, und daß keiner von ihnen das Schwert ziehen würde, wenn er sein Recht auf einem mildern und bei weitem sicherern Wege erlangen könnte. Diesen Weg anzudeuten, wage ich jetzt.

Jede Provinz, jede Stadt wählt durch Stimmenmehrheit drei Männer, die Redlichsten, Gerechtesten und Aufgeklärtesten. Alle die Gewählten begeben sich nach der Hauptstadt, und dort bestimmt das Los zwei unter ihnen, die Wahl des Fürsten fügt den dritten hinzu. Diese drei sind nun für ihr Vaterland die europäischen Friedensrichter. Sie schwören, wenn man es für nöthig findet. Mich aber will bedünken, sie wären erhaben über den Schwur, da der große Gedanke an ihren göttlichen Beruf ein mächtiger Schutzgott ihrer Treue ist.

Hat nun jedes europäische Reich seine drei Friedensrichter ernannt, so versammelt sich dieser Rath der Amphictyonen auf einer bequem gelegenen Insel, etwa im mittelländischen Meere, die von nun an keinem Fürsten ausschließlich, sondern dem ganzen Europa angehört, und die Friedensinsel genannt, auf ihr die Friedensstadt erbaut wird. Diese Insel dürfen die Richter nicht verlassen, so lange sie ihr Amt begleiten. Sie sind von

ihren Familien umgeben, und werden vom Vaterlande so reichlich besoldet, daß sie jeder Sorge für sich und ihre Kinder überhoben sind. Sie dulden keine Gesandte der europäischen Mächte an dem Friedenshofe, nämlich keine solche, die ununterbrochen daselbst residiren.

Jeder Fürst schwört, beim Antritt seiner Regierung, daß er jeden Zwist mit andern Mächten nicht mit dem Schwert ausfechten, sondern vor die europäischen Friedensrichter bringen, und deren Urtheil sich unterwerfen wolle. Er entbindet zugleich die Unterthanen von ihrem Huldigungseide, im Fall er diesen Schwur verletzt, und berechtigt sie ausdrücklich, die Waffen gegen ihn selbst zu ergreifen. Warum sollte ein biederer Fürst Bedenken tragen, einen solchen Eid zu leisten? entsagt er dadurch doch nur dem verhaßten Faustrecht, dem seine Unterthanen schon seit Jahrhunderten entsagen mußten? — Keiner darf sich selbst mit Gewalt Recht verschaffen, und nur der Fürst sollte es dürfen? — Ja, so lange ihm kein anderes Mittel übrig bleibt, so muß er freilich zu dem Schwerte greifen; allein, so bald sich ihm ein rechtlicher Ausweg zeigt, auf gleiche Weise, wie jeder andere biedere Mann, das zu erlangen, was ihm gebührt, so wird er gern diesen Weg einschlagen, oder er wäre kein guter Fürst und zweifelte selbst an der Gerechtigkeit seiner Sache.

Ist nun zwischen zwei Mächten ein Zwist entstanden, so schicken beide ihre wohlunterrichteten, mit Beweisen und Gegenbeweisen versehenen Gesandten nach der Friedensinsel. Dort werden sie zwar sehr wohl empfangen und

gehalten, aber sie wohnen nicht in der Friedensstadt, sondern auf einem Landhause in deren Nähe, wo man sie streng bewacht. Kein Friedensrichter darf sie besuchen, noch ihren Besuch annehmen. Sie sehen durchaus keinen derselben, außer in der Gerichtsversammlung, wo sie an bestimmten Tagen erscheinen, die Sache ihres Hofes führen, und gleich nach aufgehobener Sitzung in ihre Staatsgefangenschaft zurückkehren. — Mit den imponirendsten religiösen Feierlichkeiten hebt nun der Friedenssenat seine Berathschlagungen an. Hat er das Urtheil gesprochen, (welches natürlich inappellabel ist), so läßt er die Gesandten beider Mächte ihre Schiffe wieder besteigen, und ihnen kann erst den Spruch einhändigen, worauf die Friedensschiffe sogleich absegeln, begleitet von mehreren Fahrzeugen, die das Urtheil schnell an allen europäischen Höfen bekannt machen.

Sowohl bei den Berathschlagungen des Senates, als auch bei Abfassung des Urtheils, dürfen diejenigen Friedensrichter nicht zugegen sein, welche aus den Ländern der zwistigen Fürsten gewählt worden. Sie müssen vielmehr, so lange die Sache verhandelt wird, und selbst ehe noch der Gegenstand des Zwistes bekannt ist, die Stadt verlassen, und dürfen mit keinem der Richter Umgang pflegen. — Daß die Urtheile dieser Männer so gerecht sein werden, als man nur immer von Menschen erwarten darf, ist wohl nicht zu bezweifeln, da man von ihnen sagen könnte, was Demosthenes von den Amphictyonen: Το κοινὸν τῶν Ἑλλήνων συνέδριον, oder wie es Cicero mit eben den Worten ausdrücket: commune graeciae concilium. Und

sollte auch jemals etwas Menschliches mit unterlaufen, so würde doch nie so viel Unheil daraus entspringen, als aus dem kürzesten Kriege.

Darüber wäre also kein Zweifel, daß ein solcher europäischer Friedenssenat alle Völker Europens beglücken würde. Auch ist dieser Gedanke nicht neu, sondern von den Griechen entlehnt. Etwas Aehnliches, wiewohl sehr unvollkommen, geschah öfter im Mittelalter, wo die Fürsten häufig, ehe sie zum Schwerte griffen, Schiedsrichter wählten und dadurch nicht selten den Krieg vermieden.

Aber — man wird den wichtigen Einwurf mir entgegen stellen: Gesetzt, der von diesem Senat verurtheilte Fürst ist eben so mächtig als halsstarrig, und will dem Spruche sich nicht unterwerfen. Wer oder was kann ihn dazu zwingen? — Das ist allerdings der Haupteinwurf, und wenn dieser nicht genügend beantwortet werden kann, so ist der Plan nur eine leere Wasserblase.

Zwar habe ich schon oben des Eides erwähnt, den der Fürst geschworen; aber wenn er ihn nun brechen will? — Zwar hat er, auf diesen Fall, die Unterthanen ihrer Pflicht entlassen, und ihnen erlaubt, sich gegen ihn selbst zu bewaffnen, und allerdings kann die Furcht dafür, schon einigermaßen, die Kriegsbegier im Zaume halten; aber wenn er nun die Unterthanen für sich zu stimmen weiß? oder, wenn er an der Spitze eines mächtigen, ihm ergebenen Heeres steht? welches bekanntlich nie fragt, ob die Sache, für die es fechten soll, gerecht oder ungerecht ist; wie ist dann dem Urtheil Gehorsam zu verschaffen?

Erstens: So wie Lykurg keinen Eltern ihre Kinder ließ, sondern diese sämmtlich für Kinder des Staates erklärte; eben so dürfte kein Fürst seine Kinder behalten, sondern Alle müßten, als Kinder von Europa, in der europäischen Friedensstadt erzogen werden. Dort würden sie von Jugend auf die Ehrfurcht für den Friedenssenat und dessen Urtheile einsaugen, der völkerbeglückende Grundsatz eines ewigen Friedens würde tief in die jungen Gemüther geprägt werden. Doch das wäre nicht der einzige große Vortheil dieser Einrichtung; sie würden zugleich als Geißeln für ihre Väter dienen, und sobald einer derselben den Gehorsam verweigerte, sobald er wirklich Truppen über seine Grenzen marschiren ließe, so würden seinen Kindern augenblicklich die Köpfe abgeschlagen. So hart das scheinen mag, so wäre es doch nothwendig. Der Tod einiger Unschuldigen würde den Tod von Millionen Unschuldigen verhüten.

Es läßt sich schwerlich denken, daß ein Fürst seine Kriegslust auf Kosten des Blutes seiner Kinder befriedigen werde. Sollte er aber dennoch so lieb- und ehrlos handeln wollen, so müßte der Friedenssenat das ganze übrige Europa gegen ihn in die Waffen rufen, und, wer sich weigerte, augenblicklich seine ganze Macht aufzubieten, um den Verletzer des ewigen Friedens zu bekämpfen, der sähe gleichermaßen seine Kinder auf dem Blutgerüste sterben.

Hingegen stünde ein Tempel des Ruhmes auf der Friedensinsel, prangend mit den kostbarsten Denkmählern, alle den Fürsten geweiht, die ihrem Schwure

treu blieben, oder dem ewigen Frieden irgend ein Opfer brachten. Den Meineidigen aber würden auf den Klippen des Ufers Schandsäulen errichtet, an denen die Flüche der Vorüberschiffenden wiederhallten.

Ein anderes, kräftiges Mittel, Gehorsam zu erzwingen und die Kriegsbegier zu zähmen, möchte Folgendes sein: Jeder Fürst räumt, nach Maßgabe der Größe seines Staates, eine oder mehrere seiner wichtigsten Festungen fremden Truppen ein, und hält dagegen mit seinen Truppen wiederum fremde Festungen besetzt. Diese Garnisonen wechseln alle drei Jahre, doch immer sind es wiederum fremde Truppen, welche die Abgehenden ersetzen; so daß derjenige, der einen Krieg beginnen wollte, zuerst in seinem eigenen Lande die Festungen belagern müßte. Denn diese Garnisonen wären verpflichtet, im Fall verweigerter Unterwerfung unter die Dekrete des Friedenssenats, ihn sogleich als Feind zu behandeln. So bewaffneten sich auch die Griechen gegen Jeden, der den Spruch der Amphiktyonen nicht befolgte. Die beständig wechselnden Garnisonen aller Völker würden überdies den großen Vortheil gewähren, daß alle Völker nach und nach einander näher kennen lernen, und endlich zu einem großen Volke verschmelzen würden.

Wie aber, wenn der widerspenstige Fürst sich der Friedensinsel selbst bemächtigte? oder durch eine große Seemacht den Weg dahin sperrt? —

Die Insel müßte stark befestigt, und von den tapfersten Veteranen aller europäischen Nationen vertheidigt wer-

den. Kein Kriegsſchiff dürfte ſich jemals ihr nähern. Derjenige Theil ihrer Beſatzung, der zu den Truppen des ungehorſamen Fürſten gehört, müßte entwaffnet werden, ſobald ſein Vorhaben kund geworden. Es bliebe ihm alſo nichts weiter übrig, als die Inſel zu blockiren. Sobald er dies wagte, bedürfe es weiter keines Aufrufes der übrigen Mächte zu den Waffen; ſie alle würden gegen ihn ſich rüſten, während ſeine Kinder den Tod litten und ſein Name an Schandſäulen dem Fluche der Mit- und Nachwelt Preis gegeben würde.

Sollte wohl der ruhm- und blutdürſtigſte Fürſt auf Erden ſo vielen Motiven zu Erhaltung des Friedens widerſtehen? —

Erſtens: Die Gewißheit, durch den Frieden ſein Volk zu beglücken.

Zweitens: Die ſchreckliche Gewißheit, ſeine unſchuldigen Kinder (oder ſeine nächſten Verwandten, wenn er keine Kinder hat) um ſeinetwillen ſterben zu ſehen.

Drittens: Die Ungewißheit eines glücklichen Ausgangs des unternommenen Krieges, die Furcht vor den, von ihrem Eide losgeſprochenen Unterthanen, vor den fremden Garniſonen in ſeinen Feſtungen, vor den Waffen aller europäiſchen Mächte.

Viertens: Die Scheu vor der öffentlichen Meinung, die Schande, die ihn unausbleiblich trifft.

Fünftens: Der Segen, der ihm folgen, der Ruhm, der ihn krönen wird, wenn er der Gewalt entſagt und ſich dem Rechte unterwirft.

Sechstens. Das Schicksal, welches ihm droht, im Fall er besiegt wird; denn in diesem Falle müßte er nie den Thron wieder besteigen.

Wahrlich! es ist fast unmöglich, daß selbst ein Thamas Kuli Chan bei einer solchen Einrichtung nicht so friedliebend werden sollte, als ein Antonin. Und ist wohl irgend etwas Unausführbares in diesem Plane? — Nicht einmal der vereinte Wille aller europäischen Fürsten wäre vonnöthen, um ihn zur Wirklichkeit zu bringen; nur die Mächtigsten dürften wollen, vielleicht nur ein Mächtiger, und dieser eine würde ein Gott sein! Alle Völker würden mit Entzücken ihre Knie vor ihm beugen, und noch Jahrtausenden noch ihn segnen.

O ist ein großer, ein erschütternder Gedanke, daß gerade jetzt, mehr als jemals, diese Vereinbarung möglich wäre; daß wirklich ein Mann auf Erden existirt, der sie leicht bewirken könnte. Ha! dann wollten wir die Sterne herunter beten um sein Haupt, und, nach diesem größten aller Siege, ihm freiwillig zujauchzen: **Te deum laudamus!**

Was ist die lebende Generation der Nachwelt schuldig?

So groß auch die Thaten sind, welche wir in unsern Tagen bewundern, so wird doch kein Mensch läugnen, daß der größte Theil der jetzt lebenden Generation in Europa

ſehr unglücklich iſt. Es gibt faſt kein Land mehr, das nicht mit Trümmern bedeckt wäre, faſt keine Stadt und kein Dorf, aus denen nicht Seufzer und Wehklagen ertönten über zerſtörtes Glück, verlorne Kinder und Gatten.

Es iſt hier nicht der Ort zu unterſuchen — (es gibt überhaupt jetzt keinen ſolchen Ort) — wer die Schuld von dieſem allgemeinen Unheil auf ſich geladen; ob Mangel an Einigkeit? ob Anmaßungen zur See? ob Eroberungsſucht zu Lande? — gleichviel, das Unheil iſt da, Jedermann fühlt deſſen ſchweren Druck. Nur einige Wenige, die noch nichts verloren, oder auch nichts zu verlieren haben (vielleicht nicht einmal Köpfe), tröſten uns mit dem Sprichlein: »Es wird aus alle dem blutigen Wirrwarr eine neue und beſſere Ordnung der Dinge hervorgehen.“

Sehr wohl, ich will es glauben. Aber wenn ſie nun gar hinzufügen: »Deswegen müßt ihr ohne Murren leiden, ja ihr müßt euch großherzig eures Jammers freuen, in dem Gedanken, daß eure Nachkommen weit glücklicher ſein werden, als ihr und eure Vorfahren geweſen. Dieſes Glück den hochgeehrten Nachkommen allenfalls mit eurem Blute und eurer Freiheit zu erkaufen, iſt eure Pflicht,“ — dann will die Galle doch bisweilen überlaufen, und es entſchlüpft der kochenden Bruſt der unchriſtliche Wunſch: den Herrn Lobpreiſer der Zukunft für's erſte ein paarmal geplündert zu ſehen, um ſeinen Poſteritätspatriotißmus zu prüfen.

Welcher Menſch mit halben Sinnen kann von einer ganzen Generation begehren, daß ſie blos vegetiren und

leiden soll, um der künftigen Generation ein angenehmes Los zu bereiten? — Welches Gesetz der Natur, oder welches moralische Gesetz verpflichtet sie dazu? — Im Gegentheil, es ist die erste und heiligste Pflicht der Menschen, ihr eigenes (mit keinem Sittengesetz im Widerspruch stehendes) Glück zu befördern, und wenn ihnen das seit mehreren Jahrhunderten so ziemlich gelungen war, wer kann ihnen zumuthen, daß sie über dessen Zerstörung jubeln sollen als über das glücklichste Ereigniß für die Nachwelt? — Eben so wohl möchte man von einem gesunden Baume begehren, er solle mit Vergnügen sich abhauen lassen, weil vielleicht nachher die Schößlinge aus seinen Wurzeln üppiger treiben könnten.

Gesetzt aber auch, alle mit uns lebende Nationen würden plötzlich in lauter Horatiuskolosse verwandelt, und stürzten sich ohne Bedenken freudig in den Abgrund, um der Pest zu steuern; wer ist denn Bürge dafür, daß alle die neuen, schon gemachten, oder noch zu machenden Einrichtungen die Nachkommen wirklich mehr beglücken werden, als ihre Väter beglückt waren? — Diese ihre Väter befanden sich recht wohl, besaßen in Ruhe ihr Eigenthum, genossen in Ruhe, was die Natur, die Liebe ihrer Angehörigen, und die Güte ihrer Fürsten ihnen darbot; sie hielten also wohl mit Recht ihre Verfassung, wo nicht für vollkommen, doch für ganz behaglich, und meinten, jede andere neue müsse erst eben so lange bestanden haben, um von ihr rühmen zu können, sie sei vorzüglicher.

Franz. Gott grüße Sie, bester Vater! Gott grüße dich, Schwester!

Graf. Was machen die Türken?

Franz. Sie rufen Allah! und heilen sich die Wunden.

Nat. Hab' ich doch kein Pferdegetrappel auf dem Hofe gehört?

Franz. Ich schlich durch den Garten, um euch zu überraschen.

Nat. Nun weiß ich, lieber Vater, warum Sie heute gar nicht zu Bette gehn wollten.

Graf. Fast hätte es mir auch zu lange gedauert.

Franz. Daß ich nicht früher kam, daran ist meine Schwester Schuld.

Nat. Ich?

Franz. Ja du. Ich habe dir einen Freyer von der Landstraße mitgebracht.

Nat. Es wird ihn Jemand verlohren haben; wir wollen ihn in die Zeitungen setzen lassen.

Franz. Er hat sein Herz verlohren, das hofft er bey dir wieder zu finden.

Nat.

Geſetzt aber auch, ſie ſei es wirklich, wer bürgt denn wiederum für ihre Dauer? — es kann ja über lang oder kurz abermals ein Weltenerſchütterer auftreten, und abermals etwas neues an die Stelle ſchieben, was ihm nun wieder das Beſſere dünkt? — Ja dies kann nicht blos geſchehen, ſondern es wird auch ganz gewiß geſchehen, und dann werden ſich gleich wieder Halbköpfe genug finden, die da behaupten werden, die im Beſitz des vorigen neuen befindlichen Völker müßten ſich nun wieder aufopfern, um ihren Nachkommen das Neue Neue zu erwerben, und ſo würde es fortgehen in alle Ewigkeit; immer würde eine Anzahl von Generationen blos geboren werden, um für eine nachfolgende zu leiden.

Mit Gunſt, ich habe allen Reſpekt vor der Nachwelt, und glaube auch wohl, daß ſie berechtigt ſei, einzelne Opfer zu fordern, welche dann reichlich durch den Ruhm des Geopferten vergolten werden mögen; aber wenn die ſämmtlichen Herren Enkel und Urenkel aus der Embryonenwelt herauf ſchreien, und ihre Herren Väter und Großväter ermahnen, Alles, was ihnen lieb und heilig war, wohlgemuth hinzugeben, damit Jene, will's Gott, ſich beſſer befinden mögen, ſo iſt das eine Zumuthung, die man höchſtens nur Embryonen verzeiht.

Und wie mag man nun vollends den Unwillen ſtark genug ausdrücken, wenn man durch den Grundſatz: es geſchieht zum Heil der Nachwelt, die ungeheuerſten Gewaltthaten entſchuldigen hört? — Dem Himmel ſei Dank, es gibt jetzt in Europa keine Fürſten, die ſich

dergleichen Gewaltthaten erlaubten, sondern Alles, was geschieht, gründet sich auf ein gutes Recht. Aber gesetzt, es käme einmal ein böser Fürst, der jenen heillosen Grundsatz zu seinem Schilde machte, so wäre er doch immer nur ein Sterblicher, und welcher Sterbliche blickt in die Zukunft? Wie dürfte auch der Weiseste behaupten: das, was ich heute Böses thue, wird morgen Gutes stiften? —

Freilich wäre es einem solchen auch nur um eine Phrase zu thun, die er auf die Flüche seiner Zeitgenossen kleistern könnte.

Posten, Zeitungen und Journale.

Das Porto ist jetzt überall so sehr erhöht worden, daß es weit leichter ist über die Posten, als mit den Posten zu schreiben. In den vornehmsten Handelsstädten machen die angesehensten Kaufleute bei Dutzenden bekannt, daß sie sich alle nicht ganz nothwendigen Briefe verbitten, weil das Postgeld nicht mehr zu erschwingen sei. Im Grunde ist es eine Auflage, die Jedem trifft, er mag Briefe schreiben oder nicht, denn der Kaufmann erhöht natürlich den Preis seiner Waren, wenn seine Handlungsunkosten sich vermehren; darum mag auch wohl die Erhöhung des Porto, in so fern sie den Handelsstand betrifft, eine sehr rechtliche Finanz-Spekulation sein, aber für den Gelehrten, und folglich für den freien und schnellen Umlauf wissenschaftlicher Kenntnisse ist sie sehr drückend.

Das möchte besonders in Rußland am fühlbarsten sein, wo doch der vortreffliche und aufgeklärte Monarch, in so mancher schönen Verordnung zum Vortheil der Verbreitung nützlicher Kenntnisse, so manches Denkmahl seiner Weisheit und Güte aufgestellt hat. Gewiß, er weiß es nicht, wie viele Gelehrte und Liebhaber der Wissenschaften in seinem Reiche seufzen, weil die Theurung und oft die Willkür der Posten ihnen alle Hilfsmittel abschneidet, um mit den Gelehrten anderer Länder gleichen Schritt zu halten.

Man werfe zum Beispiel nur Einen Blick auf das ausländische Journalwesen in Rußland. Wer ein Journal oder eine gelehrte Zeitung zu lesen und zu besitzen wünscht, ist vor allen Dingen auf das Strengste verpflichtet, sie auf keinem andern Wege, als durch die Post kommen zu lassen. Gesetzt auch, es sei ihm gleichgiltig, ob er sie früh oder spät erhalte, und er wollte, um die Transportkosten zum Theil zu ersparen, den ganzen Jahrgang mit Einem Male, vielleicht gar den vom verflossenen Jahre verschreiben; es muß dennoch durch die Post geschehen. Wenn dieser Druck nur den Luxus des Geistes träfe, wenn Schriften, wie die Zeitung für die elegante Welt, das Morgenblatt, das Journal des Luxus und der Moden u. s. w. nur mit der Post kommen dürften, so würde Niemand darüber seufzen; aber auch die wissenschaftlichen Journale, nicht der Luxus, sondern die Nahrung des Geistes, sind auf gleiche Weise zu halten erschwert. — Warum denn erschwert? höre ich fragen.

Erſtens werden die Koſten dadurch ſo ungeheuer vermehrt, daß nur ſehr wohlhabende Leute im Stande ſind, etwa Ein Journal oder Eine Zeitung zu halten; denn ein Blatt z. B., das in Deutſchland acht Thaler koſtet, iſt in Rußland nicht unter fünfzig Rubel zu haben.

Zweitens hängt der Preis gänzlich von der Willkür der Herren Poſtmeiſter ab; es iſt ein Accidenz für ſie, und ſie können in dieſem Punkte ſchalten und walten nach Belieben. Daher kommt es denn auch, daß die Preiſe ſo außerordentlich verſchieden ſind, daß man bisweilen in Petersburg eine Zeitung wohlfeiler hat, als in einer der Grenze weit näher gelegenen Stadt, daß z. B. im Jahre 1808 der Hamburger parteiiſche Korreſpondent in Reval um fünf Rubel theurer war als in Pernau (nämlich zwei und dreißig Rubel) und im Jahre 1809 in Pernau um einige Rubel theurer als in Reval.

Drittens: Hat ſich nun der Käufer in den willkürlichen Preis ergeben, und hat der Herr Poſtmeiſter das Blatt wirklich verſchrieben, ſo folgt daraus noch nicht, daß es auch wirklich ankommen werde. Denn er kann ſich blos an das preußiſche Grenzpoſtamt wenden, und dieſes iſt entweder nachläſſig in der Beſorgung, oder es muß ſich wieder an das ſächſiſche Grenzpoſtamt wenden, welches wieder mit einem entfernten Grenzpoſtamt darüber korreſpondiren muß. Daher bleiben gewöhnlich alle die Journale, die weiter als von Leipzig verſchrieben werden, gänzlich aus. Schreiber dieſes hat zum Beiſpiel, trotz oft wiederholter, und, von Seiten der ruſſiſchen Poſtämter auch

nicht unerfüllt gebliebener Bitten, noch kein einziges Blatt, weder von der Göttingiſchen gelehrten Zeitung noch von der Heidelberger Literaturzeitung erhalten können.

Viertens: Wenn nun aber auch das verſchriebene Blatt wirklich ankommt, ſo folgt daraus noch nicht, daß derjenige, der es beſtellte und pränumerando bezahlte, es auch in die Hände bekomme. Es wird der Cenſur übergeben, die, trotz des vortrefflichen Cenſur-Ediktes unſers Monarchen, ſo über alle Maßen ängſtlich und ſtrenge iſt, daß ſie durchaus nichts von dem paſſiren läßt, was nur im allermindeſten dem eben herrſchenden politiſchen Glauben entgegen zu ſein ſcheint. Ich ſage ſcheint, denn wirkliche, unzweideutige Aeußerungen, oder gar Angriffe, können ja jetzt in einer in Deutſchland gedruckten Schrift gar nicht vorkommen. Wenn nun gleich der Monarch in ſeinem muſterhaften Cenſur-Edikt folgende Grundſätze aufgeſtellt hat (die man nicht oft genug in's Gedächtniß zurückrufen kann): »Der Cenſor hat zu beobachten, daß ſich in den Büchern und Aufſätzen nichts befinde, was der Religion, dem Staate, der Sittlichkeit oder der Ehre eines Staatsbürgers zuwider iſt — er befolgt den Grundſatz einer vernünftigen Nachſicht, und hütet ſich vor jeder parteiiſchen Auslegung der Aufſätze oder einzelnen Stellen in denſelben, die er aus beſondern ſcheinbaren Urſachen verbieten zu müſſen glauben möchte.«

»Eine beſcheidene und vernünftige Unterſuchung jeder Wahrheit, die auf Religion, Menſchheit, bürgerliche Ver-

faſſung, Geſetzgebung, Staatsregierung oder irgend einen Zweig derſelben (alſo auch Politik) Bezug hat, verdient nicht nur nicht die geringſte Strenge von Seiten der Cenſur, ſondern genießt einer vollkommenen Preßfreiheit, die die Fortſchritte der Aufklärung befördert;" ſo werden dennoch täglich Journale und Zeitungen zurückbehalten, in welchen (ohne eine parteiiſche Auslegung des Cenſors) durchaus nicht nachgewieſen werden kann, was jenen angeführten Geſetzen zuwider liefe. Schreiber dieſes hat zum Exempel, nach Ablauf eines ganzen halben Jahres, von den europäiſchen Annalen nicht mehr als ein einziges Stück erhalten; von der Minerva des ſo vorſichtig und gefällig gewordenen Hrn. v. Archenholz vermißt er gleichfalls mehrere Hefte; das öſterreichiſche Kriegsmanifeſt in der Wiener Zeitung wurde zurück behalten, hingegen die Schmähungen des Hamburger parteiiſchen Korreſpondenten (der leider ein Deutſcher iſt) gingen frei durch. Es ſcheint, wenn der Cenſor ſich vor parteiiſchen Auslegungen hüten wollte (wie der Monarch ihm befohlen hat), ſo hätte er weder die Wiener, noch die Hamburger Zeitung, oder beide verbieten müſſen.

Wenn er ſich aber nur wenigſtens damit begnügte, die Stellen, die in Zeitſchriften ihm anſtößig vorkommen, auszuſtreichen oder auszuſchneiden, wie ihm ſolches der neunzehnte §. des Cenſur-Edikts ausdrücklich vorſchreibt; aber er behält, vielleicht wegen weniger Zeilen, das ganze Heft zurück. — Jährlich machen die Poſtämter, in gedruckten oder geſchriebenen Zetteln, diejenigen Zeitſchriften namhaft,

welche verſchrieben werden dürfen. Im Vertrauen auf dieſe autoriſirte Ankündigung meldet man ſich und bezahlt — und erhält oft kaum die Hälfte der Schrift.

So lange das vortreffliche Cenſur-Edikt nicht widerrufen wird, ſo lange muß vorausgeſetzt werden, daß weder der helldenkende Monarch noch ſeine ihm gleichgeſinnten Miniſter um all dieſen Unfug wiſſen. Nein, ſie können es nicht wiſſen, daß, um einigen Poſtmeiſtern eine vermehrte leibliche Nahrung zu verſchaffen, alle Liebhaber der Wiſſenſchaften im ganzen Reiche an Geiſtesnahrung darben müſſen; ſie können es nicht wiſſen, daß die Cenſoren, indem ſie nicht vor parteiiſchen Auslegungen ſich hüten, die Fortſchritte der Aufklärung hemmen, ſtatt ſie zu befördern.

Wenn unbefangene Leſer in Deutſchland alles dies erfahren und beherzigt haben, werden ſie dann nicht das Unternehmen, einen Geiſt der Journale, beſonders für Rußland, herauszugeben, für ein ſehr wohlthätiges, nützliches, ehrenwerthes Unternehmen halten? da die erſten Klaſſen der Bewohner der deutſchen Oſtſeeprovinzen auf einer Stufe der Bildung ſtehen, wo ſie die Lektüre der Zeitſchriften weniger entbehren können, als die holſteiniſchen Auſtern oder das engliſche Porterbier? — Wie abgeſchmackt iſt es daher, ein ſolches Unternehmen unter dem Titel: Nachdruck brandmarken zu wollen! — Ich habe dieſe unverdaute Aeußerung in zwei Blättern gefunden. Das eine, der Freimüthige, wird von einem gewiſſen Hrn. Kuhn herausgegeben, der ſich in vielen Briefen

meinen enthusiastischen Verehrer nannte, dem ich aber nichts mehr recht machen kann, seitdem ich aus sehr gutem Grunde mich vom Freimüthigen losgesagt. Wenn der Vorwurf des Nachdruckes bei Hrn. Kuhn etwa aus der Besorgniß entsprang, daß zu viele Aufsätze aus seinem Blatte in den Geist der Journale übergehen möchten, so darf er ganz ruhig sein, denn schon der Titel meiner versprochenen Sammlung zeigt, daß blos Geist geliefert werden soll. Da nun im Freimüthigen nicht ein Funken Geist zu finden ist (ausgenommen etwa was Herr Kuhn mir und andern nachdruckt), so hat er auch von mir keine Verminderung des Absatzes zu befürchten.

Sehr lächerlich ist es, daß ein solcher Wasserverkäufer von Nachdruck plaudert, und doch in jedem seiner Blätter aus irgend einer Zeitschrift etwas nachdruckt, sogar aus Hermbstädt's Bülletin.

Derselben Unbesonnenheit macht sich der Verleger des Morgenblattes, Herr Cotta, schuldig, der gleichfalls durch einen seiner Skribenten den Geist der Journale für einen Nachdruck erklärt, während er selbst, in den europäischen Annalen, einen eigenen Artikel unter demselben Titel liefert. — Ueberhaupt hätte man doch erst die Erscheinung meines Geistes der Journale abwarten sollen, ehe man so keck darüber absprach. Man würde gefunden haben, daß ich nicht blos wähle und vorschreibe, sondern auch verkürze und umarbeite. Man lese z. B. die Spanier im zweiten Blatte (aus dem Journal des Luxus und der Moden), oder Victorine d'Ol-

mond im dritten (aus dem Morgenblatte entlehnt); wenn das Nachdruck genannt werden kann, so ist jeder Recensent, der einen Auszug aus einem Buche liefert, ein Nachdrucker, und der Verfasser des Aufsatzes im Morgenblatte, über den Leipziger Meßkatalog (der mir den Nachdruck vorrücket), hat sich selber dessen schuldig gemacht, denn er hat einen großen Theil des Leipziger Meßkatalogs nachgedruckt. Es ist schade, daß sich dergleichen Albernheiten in eine Zeitung, wie das Morgenblatt, verirren, die in der That unter allen ihr ähnlichen die beste genannt werden kann.

Ein Schriftsteller, den die Unfälle der Zeit in üble Laune versetzen, thut am besten, wenn er schnell ein paar tausend Jahre zurückspringt und in der Vergangenheit Zerstreuung sucht. Von den Posten war die Rede, so mag denn hier eine kurze Geschichte der Posten Platz finden.

Schwalben, Tauben und Hunde sollen in den ältesten Zeiten die etwas unsichern Postboten gewesen sein. Aber die eigentlichen Posten erfanden die Perser (nach Herodot's Zeugniß), die vom griechischen Meere bis zu ihrer Hauptstadt Susa hundert und eilf königliche Stationen verlegten. Der Weg von einer zu der andern betrug eine Tagereise. Xenophon erzählt, daß Cyrus deren sehr prächtige erbauete, die eine große Menge Menschen und Pferde fassen konnten. Das geschah in seinem Kriege gegen die Scythen, fünfhundert Jahr vor Christi Geburt. Der Bote, den er aussandte, theilte den Befehl des Königs auf der nächsten Station einem zweiten mit, der so-

gleich davon lief, um ihn dem dritten zu überbringen u. ſ. w.

Oft wurden auch Pferde oder Schiffe mit Gewalt zu dieſem Dienſte weggenommen; da nun die Perſer jede gezwungene Handlung Angarie nannten, ſo entlehnten die Römer von ihnen, zugleich mit den Poſten, auch die Benennung, und daher hieß bei ihnen Angaria nicht blos eine perſönliche läſtige Verpflichtung, ſondern auch ein Poſtpferd. — In den guten Zeiten, als noch Friede und Ruhe und Vertrauen in Deutſchland herrſchten, bedurfte man keiner beſondern Erlaubniß, um ſich der Poſtpferde zu bedienen. Wem etwa plötzlich einfiel, einen entfernten Freund zu beſuchen, der ſchickte nach einer Poſtkaleſche, fuhr zum Thore hinaus, und mußte höchſtens dem wachhabenden Offizier ſeinen Namen ſagen. Jetzt iſt das anders: man braucht einen Paß für ſich, und einen Paß für den Bedienten, und einen Paß für die Pferde, und manchmal auch einen Paß für die Luft, die man einzuathmen gedenkt. Wehe dem, der eilig fort möchte, um einen ſterbenden Vater oder Mutter noch einmal zu ſehen! er wird die unwiderbringlichen Stunden in den Bureau's verlieren, wo man jene Päſſe ausfertigt, und überdies ihm noch einen Zettel mitgibt, auf dem ſeine werthe Perſon, ſeine große Naſe, ſein mittelmäßiger Mund u. ſ. w. genau beſchrieben werden. Daher gilt auch unſer altes Sprichwort nicht mehr: „daß man Niemanden etwas an der Naſe anſehen könne.“ — O wie glücklich war Deutſch-

Nat. Ist deine Schwester denn so alt und häßlich, daß sie sich einen Freyer an der Landstraße betteln muß?

Franz. Ich bringe ihn dir auf dein Zimmer. Lieber Vater, theilen Sie meine Freude; ich habe durch den glücklichsten Zufall meinen Schwager gefunden.

Graf. Den jungen Pompiliani?

Franz. Ihn selbst. Er hat mich brüderlich umarmt.

Graf. Und sein Vater? — denn deine Frau hat mir Alles bekannt.

Franz. Er wird nicht unerbittlich seyn.

Graf. Wenn er so schwach ist als ich.

Franz. Und ein Herz hat gleich dem Ihrigen.

Nat. Meinen Glückwunsch, Hr. Bruder, empfängst du morgen. Jezt vergieb mir. Ich kann die Augen kaum mehr offen halten. Gute Nacht.

Franz. Bleib, meine Erzählung geht auch dich an.

Graf. So bleib doch und höre.

Nat. (sehr unruhig) So laß mich wenigstens deine Gattin rufen.

Franz.

land, als es aller dieſer Spionenkünſte noch nicht bedurfte!

Im alten Rom mußte man auch einen Poſtzettel löſen (diploma genannt), um auf den Stationen Pferde zu erhalten, und es wurde ſo ſtrenge darauf gehalten, daß ſogar Pontinar — da er als Präfekt einer Cohorte nach Syrien ging und vergeſſen hatte, mit einem ſolchen Diplom ſich zu verſehen — von dem Gouverneur gezwungen wurde, von Antiochien aus ſeinen Weg zu Fuße fortzuſetzen.

Kaiſer Auguſtus, der Haupturheber der großen römiſchen Landſtraßen, hat auch zuerſt den Poſten eine dauerhafte Einrichtung gegeben. Seine Läufer trugen, wie die des Cyrus, ſeine Befehle, aber ſchriftlich, von einer Station zur andern. Den Läufern fügte er bald auch Pferde und Wagen hinzu. Man machte fünf bis acht Stationen in einem Tage. Vierzig Pferde und die gehörige Anzahl von Poſtknechten ſtanden auf jeder Station bereit. Juſtinian hob viele Poſten auf, und ſoll dagegen in der Levante die Eſelspoſt eingeführt haben.

Als Karl der Große Italien, Deutſchland und einen Theil von Spanien unterjocht hatte, legte er auch öffentliche Poſten an, um die ſchnelle Communication zwiſchen dieſen Ländern zu erleichtern. Das Volk mußte die Koſten tragen. Nach ſeinem Tode ſcheint man die Poſten wieder vergeſſen zu haben.

Ludwig XI. führte ſie in Frankreich ein, und beſoldete zweihundert dreißig Kouriere, deren Pferde auch an Privatperſonen vermiethet wurden. Chalcondylas erzählt in

seiner Geschichte, daß, wenn der Großsultan seine Kouriere mit Befehlen sendet, er ihnen keine Pferde gibt, hingegen haben sie das Recht, jeden Reiter, der ihnen begegnet, ganz höflich von seinem Pferde zu nöthigen und sich selbst darauf zu setzen. Es steht zu befürchten, daß der Großsultan nunmehr selbst bald zu Fuße wird nach Asien gehen müssen, wenn auch die Engländer ihm ihre Pferde leihen wollten.

Als die Spanier Peru eroberten, fanden sie auch dort schon eine Postanstalt, ganz der des Cyrus ähnlich. Von Cusco bis nach Quito, auf einer Strecke von einigen hundert deutschen Meilen, standen die Läufer des Inca bereit. — In China sind seit undenklichen Zeiten die Posten im Gebrauch. Der Kaiser hält zu diesem Behuf eine zahllose Menge Pferde, deren eigentlich nur seine Kouriere sich bedienen. Man kann jedoch für eine, dem Postmeister entrichtete Kleinigkeit sie zu Privatreisen erhalten, wie die Missionäre oft erfahren haben. — In Japan reist man auch sehr bequem mit der Post. Den Kourieren des Kaisers, die auf den Landstraßen durch ein Glöcklein sich verkündigen, muß Jedermann ausweichen.

Schreiben eines Reisegefährten des Weltumseglers Krusenstern.

Du verlangst, mein Lieber, ich soll dir Nachrichten über das Theater in China mittheilen; was ich weiß, sollst

du erfahren, das ist aber sehr wenig, du mußt damit zufrieden sein, niemand gibt mehr als er hat.

In Canton erfuhr ich einmal zufällig, daß eben öffentlich Komödie gespielt werde, ich ging sogleich mit Freund H. dahin, es war auf einem offenen Platze ein Theater, wie eine Jahrmarktsbude, aufgeschlagen, ein Gerüst, fünf bis sechs Fuß hoch, hatte auf beiden Seiten eine Wand, hinten war eine Gardine, die Schauspieler kamen alle aus dem Hintergrunde heraus. Ein zahlreicher Haufen des niedrigsten Pöbels, das waren die Zuschauer, kein honneter Chineser unter ihnen, die Taschen mußten wir zuhalten, wenn wir unsere Schnupftücher nicht einbüßen wollten. Es war eigentlich eine Oper, die gegeben wurde, es wurde nicht gesprochen, sondern gesungen, Musik begleitete den Gesang. Unsere Knaben machen ungefähr eine ähnliche Musik mit den Trommeln, Pfeifen und Trompeten, die sie zum Weihnachtsgeschenk bekommen. Der Gesang nahm sich nicht besser aus, die ohnehin schwachen Stimmen verhallten auf dem offenen Platz. Wie wir eben hinkamen, waren ein Paar Kerls mit langen Bärten auf der Bühne, die jämmerlich kräheten, nachdem sie eine Zeit lang gegen einander bramarbasirt hatten, zogen sie ihre Schwerter und hieben tapfer auf einander los, alle Hiebe wurden parirt, keiner wurde verwundet, endlich hörten sie auf, steckten ihre Schwerter in die Scheide und gingen als gute Freunde davon. Nun kamen mehrere zum Vorschein, unter andern auch ein junger Mensch, der saß auf einem Stuhle, die Hände waren ihm gebunden, eine Weile darauf erschien

ein junges Frauenzimmer, einen bloßen Säbel in der Hand, Pfauenfeder auf dem Kopf, mit einem anſehnlichen Gefolge. Sie ſchien ſehr kühn und muthig zu ſein, ſchien die andern zur Rede ſtellen zu wollen, den jungen Menſchen wollte ſie befreien; nun aber wandte ſich das Blatt, ſie verlor ihren Muth und ihre Keckheit, kniete nieder, bückte und demüthigte ſich. Jetzt erſchien Jemand, der große Aufmerkſamkeit erregte, er zeigte ein Papier vor, alles lief durcheinander, man errichtete eine Bühne, ſtellte darauf einen Stuhl, der junge Menſch, der vorher gebunden war, wurde mit prächtigen Kleidern angethan, er ſetzte ſich auf den erhabenen Stuhl, die andern alle bückten ſich gar tief vor ihm und damit war es aus.

Es war jetzt vier Uhr, wir gingen nach Hauſe, und wußten nicht, was das alles bedeuten ſollte. Den andern Tag ſprach ich den Abbé Minguet *), erzählte ihm, daß ich das Schauſpiel geſehen, aber natürlich nichts davon verſtanden hätte, er machte mir den Vorwurf, warum ich nicht zu ihm gekommen ſei, er habe Geſellſchaft bei ſich gehabt, weil, wie mir bekannt ſei, ſeine Fenſter nach dem Platze gingen, auf dem das Theater aufgeſchlagen war, er habe auch noch einen Chineſen zu ſich kommen laſſen, der alle Stücke genau kennt und der ihnen alles erklärt habe.

*) Der Abbé Minguet hielt ſich in Canton ſeit mehreren Jahren auf, ſein Geſchäft war die Korreſpondenz der ſich in Pecking aufhaltenden Miſſionäre zu beſorgen, das heißt, die an ſie adreſſirten Briefe an ſie zu ſchicken, und ihre Briefe wieder weiter zu befördern.

Das Sujet des Stücks sei Folgendes: Der Sohn eines Mandarins habe wider den Willen seines Vaters geheirathet, der Vater, darüber sehr entrüstet, habe seinen Sohn ernstlich bestrafen wollen, habe ihn binden lassen, das war der junge Mensch, der auf dem Stuhl gebunden saß. Die junge Frau habe mit ihrem Anhang ihren Mann befreien wollen, habe sich aber doch auch zuletzt unter die Gewalt des Mandarins schmiegen müssen. Nun sei ein Bote vom Kaiser mit der Nachricht gekommen, daß der junge Mensch zu einem großen Mandarin, noch zu einem viel größern als sein Vater, ernannt sei. Hiedurch war der Knoten gelöset, der Vater gab zur Heirath seine Einwilligung und alles endigte sich nach Wunsch. Ich erkundigte mich noch beim Abbé, was denn der gewöhnliche Inhalt der Stücke wäre? Der wäre, meint er, verschieden, aber mehrentheils endigten sie sich mit einer Heirath oder Avancement, sehr moralisch wären sie alle. Da er sich sehr konisch lebhaft ausdrückte (der gute Abbé war ein Gascogner), so will ich seine eigenen Worte hersetzen:

»Viel Moral, viel Moral, z. E. man gibt ein Stück, in dem ein Spieler vorgestellt wird, er spielt mit seinen Nachbaren, mit Mandarinen, der Mandarin des Viertheils duldet das Spielen, weil er bestochen ist, er verspielt sein Geld, sein Haus, seine Frau, die Frau bringt sich um, o! der Selbstmord ist in China sehr gewöhnlich unter den Weibern, sie bringen sich um wie Fliegen. Was geschieht nun? Nun kommt ein großer Mandarin, ein guter Mandarin, ein gerechter Mandarin, er läßt den Mann hinrich-

ten, der alles verſpielt hat, die Mandarinen, die mit ihm geſpielt haben, den Mandarin, der das Spiel gelitten hat, alle, alle. Ja, Gerechtigkeit muß geſchehen, viel Moral, viel Moral.“ Ich fragte noch den Abbé, was die beiden Kerls, die ſich herumhieben, gewollt hätten? er ſagte, es wären zwei Brüder geweſen, die aber eigentlich zum Stück nicht gehört hätten, alſo eine Epiſode. Da kein Zuſchauer bezahlte, ſo erkundigte ich mich, woher die Schauſpieler ihren Unterhalt bekämen, und erfuhr, daß öfter eine Handwerks-Innung, als Schuſter, Schneider, Tiſchler und dergleichen, öffentlich ſpielen ließen, auch Partikuliers laſſen, wenn ſie Gäſte haben, Schauſpieler kommen, es koſtet jedesmal fünfzig bis ſechzig Piaſter. Wenn jemand einer großen Gefahr entronnen iſt, läßt er auch öffentlich Komödie ſpielen, das wird wie eine Art von Almoſen betrachtet. Der Arzt der holländiſchen Faktorei, Namens Tannenberg, erzählte mir, daß er anfänglich in Batavia geweſen ſei, da habe er das ungeſunde Klima nicht aushalten können; um ſeine Geſundheit herzuſtellen, habe er ſich entſchloſſen, nach Makao zu reiſen, holländiſche Schiffe durften es aber wegen der Seeräuberei der Engländer nicht wagen, ſich in den chineſiſchen Gewäſſern zu zeigen, er ſei daher gezwungen geweſen, ſich auf eine chineſiſche Junk einzuſchiffen, unterwegs habe ſie ein Typhon überfallen, nachdem ſie dieſen glücklich überſtanden, wäre gleich eine Kollekte gemacht worden, um öffentlich Komödie ſpielen zu laſſen, ein jeder habe gern das Seinige beigetragen. Da ein Typhon wahrlich kein Spaß iſt, ſo muß es wohl recht

verdienſtlich ſein, öffentlich Komödie ſpielen zu laſſen, gewiß haben mehrere ihren Beitrag zur Kollekte mit Andacht gegeben. Ein ſonderbarer Widerſpruch, das Schauſpiel iſt was gutes, aber an die Schauſpieler hängt ein Flecken, ſie ſind verachtet, man ſieht, die Chineſer ſind eben ſo konſequent als die Europäer.

Folgende Anekdote beweiſt, daß die Schauſpieler wirklich verachtet ſind. Der Vicekönig *) und der Gouverneur **) von Canton beehren einmal ein Schauſpiel mit ihrer Gegenwart, ein Schauſpieler reicht dem Vicekönig einen Becher, er trinkt; wie er aber dieſen Becher dem Gouverneur, der ein Mann von ſehr ſtrengen Sitten war, präſentirt, ſo erklärt dieſer, daß er aus ſo unreinen Händen keinen Trunk annehme; hierauf wurden beide Feinde, der Vicekönig klagte den Gouverneur an, er ſei im Verſtändniß mit den Ladronen. — Die Schauſpieler ſind Knaben oder Jünglinge von zwölf bis ſiebzehn Jahren, auch ſollen ſie die Weiberrollen ſpielen, wie der Abbé ſagt. H. glaubt aber, daß die junge Frau wirklich von einem Mädchen vorgeſtellt wurde; zart ſah ſie wohl aus.

Das Wort Mandarin iſt gar nicht chineſiſch, ſondern portugieſiſch, kommt von dem lateiniſchen mandare, in jeder, der einen Poſten hat, iſt ein Mandarin, vom Vicekönig an bis auf den unbedeutendſten Polizeibeamten oder dergleichen. In Bocca Tigris bekamen wir ein paar

*) Sonto oder Xonto, Son-to. Xon-to.
**) Pu-schem-se.

Mandarinen auf's Schiff, die wir gar nicht an unſern Tiſch nehmen wollten.

Beaumarchais und die Straßenräuber.

(Ein Schreiben Beaumarchais an ſeinen Freund N**, geſchrieben in einem Boote auf der Donau ſchwimmend, den 15. Auguſt 1774.)

Vor allen Dingen ſollſt du wiſſen, mein Freund, daß ich in einem Boote ſitze, welches von ſechs Kerls gerudert wird, und daß jeder Ruderſchlag meinen Arm, folglich auch meine Feder erſchüttert, woher denn ſehr natürlich meine Handſchrift zittrig ausſehen wird. Ich habe mit dem Rudern einen Augenblick inne halten laſſen, um dir zu zeigen, daß ich auch noch ganz ordentlich ſchreiben kann; alſo verwundere dich nicht über das folgende Gekritzel, deſſen Urſache keineswegs meine körperlichen Schmerzen ſind. Nach dieſer Vorrede lies und ſei ſtandhaft.

Die Lage, in der ich mich eben jetzt befinde, erinnert mich an einen Philoſophen, den du und ich bewundern, und der an demſelben Orte ein Abenteuer beſtand; Descartes erzählt, er ſei die Donau in einer Barke hinabgefahren, und habe, auf dem Verdeck ſitzend, ruhig geleſen, als er die Schiffer, welche glaubten, er verſtände kein deutſch, ſehr deutlich unter ſich verabreden hörte, daß ſie ihn ermorden wollten. Er nahm ſich zuſammen, unterſuchte ſein Gewehr, und ſetzte ſich, mit Einem Worte, in eine ſolche Poſitur, daß keiner es wagte, ihn anzutaſten.

Ich, der ich bei weitem kein so erhabener Philosoph bin, jedoch mir auch einbilde, muthig und besonnen in meinen Handlungen zu sein, ich sitze in einem Boote auf der Donau, weil ich das Fahren in meiner Postchaise durchaus nicht vertragen kann, denn gestern hat man sich unterstanden, wirklich an mir auszuführen, was man im vorigen Jahrhundert gegen Descartes nicht wagte. Gestern also, um drei Uhr Nachmittags, bei Neustadt, etwa fünf Stunden von Nürnberg, fuhr ich mit einem einzigen Postillon und meinem Bedienten, der ein Engländer ist, durch einen ziemlich lichten Föhrenwald. Ich stieg ab, um eines Bedürfnisses willen, und ließ meinen Wagen langsam vorausgehen, wie ich immer in solchen Fällen that. Nach einigen Minuten setzte ich mich wieder in Marsch, um den Wagen einzuholen. Plötzlich seh' ich einen Menschen zu Pferde, der mir die Straße abschneidet, vom Gaule springt, und auf mich zukommt. Er sprach einige deutsche Worte, die ich nicht verstand, aber da er ein langes Messer oder Dolch in der Faust hielt, so konnte ich leicht begreifen, daß es entweder auf meinen Beutel oder auf mein Leben angesehen war.

Ich griff in meine Brusttasche, woraus der Kerl wohl schließen mochte, daß ich ihn verstanden und er schon im Besitz meines Goldes sei. Er war allein. Ich zog statt des Beutels meine Pistole hervor, hielt sie gegen ihn, ohne ein Wort zu sprechen, und hob zugleich mit der andern Hand meinen Stock auf, um einen Stoß damit auszupariren,

wenn er es verſuchen ſollte, mir einen zu verſetzen, dann ſchritt ich rückwärts bis an eine dicke Fichte, um die ich mich herum wand, ſo daß der Baum zwiſchen ihn und mich zu ſtehen kam. Da ich auf dieſem Poſten ihn nicht mehr fürchtete, ſo unterſuchte ich meine Piſtole, ob auch Pulver auf der Pfanne ſei. Dies zuverſichtliche Benehmen hielt ihn mir vom Leibe. Ich hatte ſchon, immer rückwärts ſchreitend, eine zweite und dritte Fichte erreicht, um die ich mich gleichfalls herumwand, ſtets mit aufgehobenem Stock und geſpannten Hahn. Auf dieſe Weiſe ſtand ich im Begriff, meine Straße wieder zu gewinnen, als die Stimme eines Menſchen mich nöthigte, den Kopf umzudrehen. Es war ein langer Schurke in einer blauen Weſte ohne Ermel, der ſeinen Rock auf dem Arme trug, und von hinten auf mich zulief. Die wachſende Gefahr gab mir ſchnelle Beſonnenheit. Ich dachte, es ſei doch noch ſchlimmer von hinten angegriffen zu werden, und daß ich beſſer thun würde, mich vor den Baum zu ſtellen, um zuerſt den Kerl mit dem Dolche abzufertigen, und dann mit dem andern Schurken anzubinden. Blitzſchnell waren Gedanke und That. Ich rannte auf den erſten Räuber los bis auf die Länge meines Stockes, ich gab Feuer auf ihn, aber unglücklicherweiſe verſagte die Piſtole — ich war verloren — der Kerl fühlte ſein Uebergewicht und drang auf mich ein — ich parirte mit meinem Stocke, mich wieder an den Baum lehnend, und ſuchte meine andere Piſtole in der linken Bruſttaſche. Indeſſen hatte mich aber der zweite Räuber von hinten erreicht, und trotz des Baumes, der meinen Rücken deckte, faßte er mich

Franz. Schwester, sey vernünftig. Ich verlange ja nichts weiter von dir, als daß du ihn heyrathen sollst.

Nat. Eine Kleinigkeit, wahrhaftig! aber ich will ihn nicht heyrathen!

Franz. Du mußt.

Nat. Mein Vater wird mich nicht zwingen.

Graf. Bewahre der Himmel!

Nat. Nun dann, ich will nicht! ich will nicht! und wenn er ein Adonis wäre!

Franz. Man muß nichts verschwören.

Nat. Aber ich schwöre —

Franz. Halt! halt! (er geht und öffnet die Thüre) Treten Sie näher, armer Pompiliani! Meine Schwester ist ein widerspenstiges Geschöpf, sie will durchaus nichts von Ihnen wissen.

Sechste Scene.

Felix. Die Vorigen.

Nat. (schreyt bey seinem Anblick laut auf.)

Graf. Was ist das? unser junger Roßhändler?

Felix.

bei den Schultern und riß mich rücklings zu Boden, worauf der Erste mit seinem langen Messer aus allen Kräften einen Stoß nach meiner Brust führte.

Es war um mich geschehen — um dir aber eine richtige Vorstellung von dem Zusammentreffen der Umstände zu machen, welchen ich das Vergnügen verdanke, dir noch schreiben zu können, muß ich dir sagen, daß ich eine goldene Büchse auf der Brust trage, ziemlich groß und sehr platt, linsenförmig; sie hängt um meinen Hals an einer goldenen Kette; ich habe sie in London machen lassen, und sie umschließt ein für mich so kostbares Papier, daß ich ohne dasselbe gar nicht reisen würde. Als ich durch Frankfurt ging, ließ ich ein kleines seidenes Kissen darum machen, weil das nackte Metall mir bisweilen, wenn ich schwitzte, empfindlich die Haut berührte.

Zufällig — oder vielmehr durch ein Glück, welches bei den größten Gefahren mich nie verläßt — traf der Dolchstich diese Büchse, und zwar in dem nämlichen Augenblicke, wo der zweite Räuber mich rückwärts zu Boden zog. Statt also mir das Herz zu durchbohren, glitschte das Messer vom Metall ab, zerschnitt das seidene Kissen, und schrammte die Büchse sehr tief, dann ritzte es mir den Obertheil der Brust auf, ging mir unter dem Kinne in's Fleisch und durch die rechte Backe wieder heraus. Sicherlich, mein Freund, hätte ich in diesem Augenblicke der höchsten Gefahr mit dem Kopfe auch das Leben verloren. Ich bin nicht todt! rief ich, mit Gewalt aufspringend, und da

ich ſah, daß nur der, der mir den Stich verſetzte, bewaffnet war, ſo ſtürzte ich, auf jede Gefahr, wie ein Tiger auf ihn los, ergriff ſeine Fauſt und wollte ihm das lange Meſſer entwinden; er zog es heftig zurück, wodurch mir der Ballen an der linken Hand bis auf den Knochen zerſchnitten wurde. Aber die Gewalt, die er anwandte, um ſeinen Arm zurück zu ziehen, verbunden mit der meines Angriffs, warfen nun ihn ſelbſt zu Boden; ein Tritt mit der Stiefelſohle auf ſeine Fauſt bewirkte, daß er das Meſſer fahren ließ, ich ergriff es ſchnell und ſprang mit beiden Knien ihm auf den Magen. Der zweite Bandit, feiger noch als der erſte, da er mich im Begriff ſah, ſeinen Kameraden umzubringen, warf ſich auf das Pferd und ſprengte davon. Der Elende, den ich unter mir hielt, und den ich durch das Blut, welches aus meinen Wunden rieſelte, blind machte, riß ſich von mir los, in dem Augenblicke, wo ich zuſtoßen wollte, richtete ſich auf die Knie, faltete die Hände und ſchrie erbärmlich: Mein Herr! mein Freund! und noch ſonſt viele deutſche Worte, die mir begreiflich machten, daß er um ſein Leben bat.

»Niederträchtiger Böſewicht!« ſagte ich, und wollte in der erſten Hitze ihn umbringen. Da fuhr mir ſchnell der Gedanke durch die Seele, daß — einen Menſchen erwürgen, der auf den Knien mit gefolteten Händen liegt — eine Art von Meuchelmord und eines Mannes von Ehre unwürdig ſei. Um ihm aber doch einen Denkzettel zu hinterlaſſen, wollte ich ihn ſchwer verwunden. (!) Er warf ſich platt vor mir nieder und ſchrie: mein Gott! mein

Gott! — Kannst du, mein Freund, den eben so schnellen als widersprechenden Empfindungen meiner Seele folgen, so wirst du vielleicht begreifen, wie ich nach der größten, mir jemals zugestoßenen Gefahr in Einem Augenblicke verwegen genug wurde zu hoffen, daß ich diesem Menschen die Hände auf den Rücken binden und ihn so bis zu meinem Wagen schleppen könnte. Da er vor mir lag, so wurde es mir leicht, mit Einem Schnitte seinen starken ledernen Gürtel von hinten zu zerschneiden, aber indem ich das mit eben so vieler Schnelligkeit als Gewalt verrichtete, so verwundete ich ihn stark an den Rippen, welches ihm abermals ein lautes Geschrei auspreßte; er richtete sich wieder auf die Knie und faltete seine Hände auf's neue.

Trotz den heftigsten Schmerzen, die ich im Gesicht und besonders an der linken Hand empfand, würde ich ihn doch sicher fortgeschleppt haben, denn er that gar keinen Widerstand mehr. Ich zog ein Schnupftuch hervor, warf das Messer, welches mir hinderlich war, dreißig Schritt weit von mir — denn ich hatte die zweite Pistole in der linken Hand — und wollte ihn nun binden. Da sah ich aber von ferne den zweiten Räuber, mit noch einigen andern seines Gelichters, wiederum erscheinen; es kam also jetzt abermals auf meine eigene Sicherheit an.

Jetzt fühlte ich, daß ich unrecht gethan, das Messer wegzuwerfen; ich würde ohne alles Bedenken in dieser Lage den Menschen getödtet haben, denn es war ein Feind weniger. Aber meine zweite Pistole wollte ich nicht abdrücken, sie war das einzige Furcht einflößende Werkzeug, was mir

noch übrig blieb, denn mein Stock war höchstens nur eine Vertheidigungswaffe. Ich wurde wüthend: mit der umgekehrten Pistole schlug ich den Knienden auf den Mund, so daß ich ihm den Kinnbacken zerschmetterte und einige Zähne in den Hals schlug. Er blutete wie ein Ochs, hielt sich für todt, und fiel zurück. In diesem Moment ließ der Postillon, der über mein Ausbleiben unruhig geworden war, sein Posthorn ertönen; dieser Schall und seine Annäherung machten die Bösewichter stutzig; ich gewann Zeit mich zurück zu ziehen mit aufgehobenem Stocke, vorgehaltener Pistole und unberaubt.

Mein erschrockener Bedienter fragte mich, warum ich nicht um Hilfe gerufen? allein der Wagen war nicht allein zu weit, um mich hören zu können, sondern ich wußte auch, daß nichts den Muth mehr schwächt, als unnützes Geschrei. Besinnung und Schweigen sind die Wächter des Muthes, der wiederum in solchen Lagen der Wächter des Lebens ist. — Der Umstand, daß eine Büchse, die ein Portrait zu enthalten scheint, mir das Leben gerettet hat, schien den ehrlichen Nürnbergern so merkwürdig, daß sie gar nicht aufhören konnten, die Büchse und das seidene Kissen zu betrachten. Alle wollten, daß ich aus Dankbarkeit gegen die heilige Jungfrau eine Messe sollte lesen lassen. Ich benahm ihnen den Irrthum wegen des Portraits nicht, und machte blos lachend die Bemerkung, daß es ein offenbarer Widerspruch und auch ungeziemend sein würde, der heiligen Jungfrau für meine Rettung zu danken, da ich sie ja dem Bilde eines Frauenzimmers schuldig sei, welches nichts

weniger als die heil. Jungfrau vorſtelle. Du kannſt leicht denken, daß ſie geſagt haben: ich wäre ein drolliger Kautz (un drôle de Corps). Ich meine das auch, aber man hat gut lachen, wenn man, nach einem ſo verteufelten Abenteuer, noch auf ſeinen Füßen ſteht.

Nun wird man meinen Beinamen ändern, und ſtatt Beaumarchais blâmé mich Beaumarchais balafré nennen müſſen. Eine Schramme, mein Freund, die allerdings meine Siege in der Liebe hemmen wird. Aber was ſoll man thun? muß nicht Alles einmal ein Ende nehmen? — —

Das iſt ſo wie — oder die Uebergänge in der geſellſchaftlichen Unterhaltung.

Es würde fürwahr luſtig klingen — ſagte mir eines Tages ein Mann von Geſchmack — wenn man einmal ganz kühl eine geſellſchaftliche Unterhaltung läſe, die ein Geſchwindſchreiber nachgeſchrieben; verſteht ſich, keine Unterhaltung zwiſchen Gelehrten oder ſonſt wiſſenſchaftlich gebildeten Männern, die nicht ſo in den Tag hinein ſprechen, ſondern die Gegenſtände methodiſch verhandeln; ſondern eine Unterhaltung zwiſchen Weltleuten, die aller Augenblicke ein Anekdötchen erzählen, oder einen glücklichen Gedanken, ſo gut es gehen will, anbringen, oder die Neuigkeiten des Tages und der Moden im ſchnellen Wechſel vorübergehen laſſen. Solche Leute hüpfen und ſpringen von einem Gegenſtand auf den andern, von der Kritik

eines Schauspiels auf eine Schlacht, von den Pferden eines Kunstbereiters auf Schlegel's Vorlesungen, wissen Moral und Skandal, guten Geschmack und schlechten Ton, Trauriges und Fröhliches, Saures und Süßes mit einander zu vereinigen.

Ein paar Tage nachher befand ich mich in einer Gesellschaft — es war in Frankreich — welche gewöhnlich von drei großen Erzählern, den Herren A, B und C besucht wurde, die alle drei nur durch ihr derbes Gedächtniß glänzten, und die — es mochte die Rede sein, wovon es wollte — immer mit einem: das ist so wie, dazwischen sprangen. Ich bemühte mich, den Gang der Unterredung fest zu halten und gebe ihn treulich wieder.

N. Es ist mir sehr lieb, meine Herren, daß ich Sie hier beisammen finde. Ein gewisser Mensch, der viel stärker ist als ich, hat mir eine grobe Injurie unter die Nase gesagt, ich habe ihn gefordert; er hat mir geantwortet, daß er wohl bisweilen schlüge, aber nie sich schlüge, weil es bei seiner Stärke eine Thorheit sein würde, sein Leben einem Zufall auszusetzen. Was meinen Sie dazu? was würden Sie an meiner Stelle thun?

A. Ich würde es machen wie Madame de Forcalquier.

N. Und wie machte es die?

A. Sie war sehr hübsch und versprach schon in ihrer Kindheit auch sehr klug zu werden. Im vierzehnten Jahre wurde sie mit dem Herzog von Forcalquier vermählt, einem Herrn von gewissen Jahren, der seine Gemahlin wie ein Kind behandelte. Er machte zu Rannes ein großes Haus,

und dort war es, wo er, bei einem häuslichen Zwist, sich einmal so weit vergaß, daß er ihr eine Ohrfeige gab. Wüthend ließ die kleine Herzogin sogleich anspannen, fuhr zu den berühmtesten Advokaten der Stadt und verlangte guten Rath, wie sie es anzufangen habe, um sich scheiden zu lassen. Die Herren Rechtsgelehrten sammt und sonders tadelten höchlich die ehemännliche Grobheit, machten der hübschen Klägerin tausend Komplimente, äußerten aber, daß die Ohrfeige, da sie blos unter vier Augen gegeben worden, allenfalls geläugnet werden könnte, und daß kein Richterstuhl die Klage annehmen würde. Madame de Forcalquier kam sehr unzufrieden wieder nach Hause, machte ihre Toilette mit vieler Sorgfalt, um eine zahlreiche, vom Herzog eingeladene Gesellschaft zu empfangen, wartete, bis diese ganz beisammen war, trat dann mit abgemessenen Schritten in den Saal, grüßte Niemanden, sondern ging gerade auf ihren Gemahl los und sagte sehr laut zu ihm. »Mein Herr, ich habe den ganzen Morgen damit zugebracht, die Advokaten zu befragen, wie ich es anstellen solle, mich an Ihnen zu rächen; sie haben mir Alle geantwortet, daß ich mit der Ohrfeige, welche Sie mir gegeben, nichts anfangen könnte, folglich bringe ich sie Ihnen zurück." — Mit diesen Worten applicirte sie dem Herrn Herzog eine tüchtige Ohrfeige, kehrte sich mit vieler Grazie zu der Gesellschaft, machte eine tiefe Verbeugung und unterhielt sich, als ob nichts vorgefallen wäre.

N. Sie meinen also, ich soll mich damit begnügen,

die Grobheit meines Gegners durch eine andere Grobheit zu erwiedern?

B. Man muß bekennen, daß Frau von Forcalquier ein bewundernswürdiges kaltes Blut bewieſen.

C. Das iſt ſo wie Argenſon. Dieſer Miniſter kam eines Abends unerwartet zu ſeiner Frau und fand den Prinzen von Lothringen bei ihr in einem ſehr unzweideutigen Negligee. Ohne die mindeſte Bewegung begrüßt er den Herrn von Rohan und fragte, ob er ſeinen Kammerdiener verlange, um ihn ankleiden zu helfen? Der Prinz, in der größten Verwirrung, zieht ſich an ſo gut als es gehen will, und verſucht zu entſchlüpfen. Aber mit großem Ernſt nimmt der Miniſter eine Kerze vom Tiſche und leuchtet ihm bis an den Wagen. Auf der Treppe ſtammelt der Prinz einige Entſchuldigungen. „Ew. Durchlaucht ſcherzen," ſagt Argenſon, „wie könnte ich mich über den Genuß, den Ihnen meine Frau gewährt, beleidigt finden, da ich desſelben Genuſſes bei mehreren Prinzeſſinnen Ihres Geblüts mich zu erfreuen gehabt." Und hierin log er nicht, denn er war ein ſchöner Mann, dem ſelten eine Dame vom Hofe widerſtand. Am andern Morgen ging er zum Könige: „Sire," ſagte er, „ich habe Ew. Majeſtät eine Neuigkeit zu hinterbringen, ich bin Hahnrey." — Der König lachte und verbannte Madame d'Argenſon auf einige Zeit in's Kloſter.

N. Argenſon hat ſehr vernünftig gehandelt, aber mein Widerſacher iſt kein Prinz von Lothringen.

A. Der Miniſter hat bewieſen, daß er nicht blos Philoſoph, ſondern auch ein feiner Hofmann war.

B. Das iſt ſo wie der Erzbiſchof von Sens. Sie müſſen wiſſen, meine Herren, daß ein gewiſſer Perinet, Weinhändler en gros, das Geheimniß gefunden hatte, den Zoll entſetzlich zu betrügen, und viele tauſend Orhofte Wein jährlich in Paris zu verkaufen, ohne einen Heller zu bezahlen. Natürlich wurde er ſchnell reich. Vergebens ließ man die geſchickteſten Spione gegen ihn zu Felde ziehen, man konnte ihn nie auf friſcher That ertappen. Die Generalpächter in Verzweiflung bekannten ſich überwunden und boten ihm eine Million, wenn er ihnen das Geheimniß verrathen und den Handel aufgeben wollte.

»Eine Million iſt nicht genug,« ſagte Perinet, »man muß mir auch eine Generalpächterſtelle geben.« Nach einigen Hin- und Wiederreden wurde ihm auch das noch zugeſtanden. Bald nachher erfuhr der Erzbiſchof von Sens dieſe Begebenheit, und daß der neue Cröſus, Perinet, eine ſehr liebenswürdige Tochter habe, die er auf einem Gute in der Normandie mit großer Sorgfalt erziehe. Auf der Stelle entwarf der Erzbiſchof, deſſen Familie nicht reich iſt, einen Plan, ſeinen Bruder Lomenie de Brienne mit Mademoiſelle Perinet zu verheirathen; da er aber den Vater gar nicht kannte, und ihm ſehr leicht ein Anderer zuvor kommen konnte, ſo warf er ſich kurz und gut in den Reiſewagen, fuhr nach der Normandie, und gab ſeinem Poſtillon hundert Thaler, damit er gerade vor Perinet's Schloſſe ein Rad zerbrechen mußte. Nun ſchickte er ſeine Leute hinein, und ließ um Beiſtand erſuchen. „Es iſt der Herr Erzbiſchof von Sens,« hieß es, »der, um ſeiner Ge-

ſundheit willen, Seebäder gebrauchen will, und der jetzt draußen auf der Straße liegt." — Ganz natürlich eilen Herr und Madame Perinet herbei — »Monſeigneur ſind doch nicht verwundet?" — Nur eine leichte Contuſion. — »Monſeigneur können ganz unmöglich früher als nach zwei Tagen Ihre Reiſe fortſetzen." — Er will aber durchaus fort. Man hält ihn faſt mit Gewalt zurück. Er gibt endlich nach, er bleibt zwei Tage — er bleibt acht Tage — iſt ſehr geiſtreich, ſehr liebenswürdig, entzückt die ganze Familie, und als er endlich abreiſt, iſt Mademoiſelle Perinet ſeines Bruders Braut.

A. Man ſieht, daß der Herr ein guter Schauſpieler geworden wäre.

B. Die Anekdote von dem freiwillig zerbrochenen Wagen iſt auch von Desfaucherets in der heimlichen Heirath benutzt worden.

A. Das iſt ſo wie die Geſchichte von ſeinem Schloſſe. Er war noch im Seminarium von St. Sulpice, ſtudirte Theologie, und war nichts mehr und nichts weniger als Baccalaureus, da träumte ihm einmal, daß er ein großes prächtiges Schloß baue. Dieſer Traum ſchien ihm von guter Vorbedeutung. Er ſchickte nach einem Baumeiſter, erzählte ihm denſelben, und erſuchte ihn, den Plan zu dem geträumten Schloſſe zu entwerfen, welches er ihm umſtändlich beſchrieb. Der Baumeiſter ſah ihn mit großen Augen an, und meinte, er habe den Verſtand verloren. »Ich habe die Ehre Sie zu kennen," ſagte er, »Sie können ja die Koſten eines ſolchen Gebäudes nicht beſtreiten."

Felix. Herr Graf, die Güte, mit welcher Sie die Schwester behandelten, giebt dem Bruder Muth, unter seinem wahren Nahmen vor Ihnen zu erscheinen.

Graf. Ein so wackerer Jüngling ist unter jedem Nahmen willkommen.

Franz. (schalkhaft) Ist das wahr Natalie?

Felix. Gnädige Gräfin, lassen Sie meine Bescheidenheit nicht den Muthwillen Ihres Bruders entgelten.

Nat. Mein Herr —

Graf. Aber Kinder, wie ist denn das? macht mich doch klug. Also Sie sind Pompiliani? und folglich wäre Ihr Vater mein Verwalter?

Felix. Wir hatten das Glück, eine Freystatt in Ihrem Hause zu finden.

Graf. Der Held Pompiliani Verwalter auf meinen Gütern! Potz Element! das ist zu toll!

Felix. Der Verbannte, der Geächtete, der den Genuesern ein neues Verbrechen ersparte, indem er sich ihren Nachstellungen entzog.

Graf.

»Das geht Sie nichts an,« antwortete der Baccalaureus, »ich weiß auch noch gar nicht, wenn das Schloß gebauet werden wird, aber es wird gebauet werden, darauf können Sie sich verlassen. Uebrigens kostet der Plan nicht so viel als das Gebäude, und hier ist Ihre Bezahlung.« — Der Baumeister gehorcht und entwirft den Plan, den der Baccalaureus sorgfältig aufhebt, ihn oft betrachtet, und sich dadurch zum Emporschwingen anfeuert. Kurz und gut, er ist Erzbischof von Sens geworden, und das geträumte Schloß steht wirklich da.

C. Sonderbar! gleichsam eine prophetische Inspiration. Das ist so wie der Esel, den Beaumarchais seinen Wohlthäter nannte.

B. Vermuthlich spottweise?

C. Nein, nein, im ganzen Ernst. Einige Tage vor dem Aufruhr vom dritten September sah Beaumarchais vor seiner Thür ein armes Grauschimmelchen, mit einer schweren Last von Gemüse beladen, welches ein Bauermädchen verkaufte. Das Eselein ließ die Ohren hängen, war nichts als Haut und Knochen, wackelte auf seinen Beinen, und bemühte sich dann und wann einen Strohhalm aus dem Holzschuh seiner Gebieterin zu entwenden, die ihn aber hart anfuhr und ihm nichts zu fressen gab. Der Verfasser des Figaro empfand Mitleid mit dem armen Thiere. Er schickte einen seiner Leute hinaus, um der Bäuerin Gemüse abzukaufen, ließ den Esel nahe an das Gitter seines Hofes kommen, und fütterte ihn selbst mit einem ganzen Bündel Heu. Wenige Minuten nachher sagt

ihm ein Nachbar, daß man Haussuchungen vornehmen werde, daß er als verdächtig bezeichnet sei, und daß, wenn er nicht verhaftet werden wolle, er augenblicklich fliehen müsse. Beaumarchais zaudert und zaudert so lange, bis ein bewaffneter Haufe wirklich in sein Haus eindringt. Er versteckt sich in einen Schrank. Man durchsucht das ganze Haus, man kommt seinem Schlupfwinkel sehr nahe, allein man findet ihn nicht. Ein einziger Mensch öffnet den Schrank — er glaubt sich verloren — glücklicherweise war es sein bester Freund, der, in der Hoffnung ihm nützlich zu werden, den revolutionären Sbirren gefolgt war. »Stille! stille!« flüsterte dieser ihm zu, »man wird diesen Abend wieder kommen. Retten Sie sich zuvor.« — Beaumarchais läßt sich das nicht zweimal sagen. So bald die Gäste das Haus verlassen haben, entschlüpft er durch seinen Garten. Aber es war Nacht — die Straßen mit Patrouillen angefüllt — wie sollte er sie vermeiden? — am sichersten war es, die Stadt zu verlassen. Es gelang ihm, durch eine schlecht bewachte Barriere zu entwischen. Da schweifte er aber nun auf dem Felde hin und her bei einem heftigen Regen, suchte ein Obdach, klopfte vergeben[4] an mehrere Thüren, sah endlich von ferne ein Licht in einem alten Gemäuer, klopfte, rief und bat um ein Nachtlager. Ein Mann steckt den Kopf zum Fenster heraus: »Ei ja doch! ein Nachtlager? um diese Zeit? Geht Eurer Wege, mein Freund, und sucht anderswo ein Unterkommen.« — Beaumarchais bittet wiederholentlich ihn einzulassen, verspricht zu bezahlen, muß aber dieselbe Antwort hören, und steht

ſchon im Begriff, ſeinen Stab weiter fortzuſetzen, als er eine junge weibliche Stimme vernimmt: »Ach Vater! macht geſchwind auf! das iſt der gute Herr, der unſerm Eſel Heu gegeben hat.«

Sogleich wird die Pforte aufgethan, Beaumarchais wird geliebkoſt, gehätſchelt, er vertraut ſich dieſen dankbaren Menſchen, und findet mit ihrer Hilfe am andern Morgen eine bequemere Freiſtatt. Aber er verließ die Hütte nicht, ohne einen Beſuch im Stalle bei dem ehrlichen Grauſchimmel zu machen, dem er die freundliche Aufnahme verdankte.

N. Die fünf Geſchichten, meine Herren, welche Sie zu erzählen die Güte gehabt haben, ſind ſehr unterhaltend, allein geſtehen Sie, daß die Frage, welche ich Ihnen gleich Anfangs vorlegte, in ſehr geringen Zuſammenhang mit dem Zorn der Madame de Forcalquier und mit den Liebeshändeln der Madame d'Argenſon ſteht; daß dieſe hinwiederum keinen ſehr natürlichen Uebergang zu dem zerbrochenen Wagen des Erzbiſchofs von Sens und zu ſeinem geträumten Schloſſe machten; und daß endlich die Beleidigung, welche man mir angethan, mit Beaumarchais Eſel gar nichts gemein hat. Guten Rath habe ich vergebens von Ihnen erwartet, aber doch etwas dabei gelernt: daß nämlich die Unterhaltung ſehr zerſtückelt wird, wenn man der Kreuz und Quer nach Anekdoten haſcht, und daß nichts leichter auf der Welt iſt, als durch ein »das iſt ſo wie« fünfzig verſchiedene Fäden aneinander zu knüpfen.

Gedanken und Beobachtungen, bisweilen Paradoxen.

(Fortsetzung.)

Nicht die Philosophie schätzt angenehme Talente gering, sondern die Ungerechtigkeit der Philosophen, die, gleich andern Menschenkindern, nur das hochschätzen, wodurch sie sich auszeichnen. —

Die Großen erben ihren Rang von ihren Vorfahren. Die Gelehrten sind keine geborne Erben der Kenntnisse der Alten, wenigstens ist die Erbschaft so schwierig anzutreten, daß sie wohl nicht minder Ehre bringen sollte, als jene. —

Mancher schwingt sich zu erhabenen Kenntnissen auf, ist aber unfähig, sie andern zu lehren. Es scheint bisweilen, daß es dem Geiste schwerer wird, herabzusteigen, als fort empor zu klimmen. —

Auch Geistesprodukte, so gut als Kleider, sind der Mode unterworfen. Lieber Gott! wie viele Bücher und Gattungen von Schreibart habe ich schon mit ihren Urhebern begraben sehen, gleich wie manche Völker ihren Todten das Beste, was ihnen im Leben zugehörte, mit auf den Weg gaben. —

Ich staune unsere Metaphysiker an und vermag mich nicht zu ihnen zu erheben. Nein, ich kann mir das Unendliche nicht denken, nicht einmal das Endliche von einer gewissen Größe. Die Idee, die ich mir vom Unendlichen mache, setzt weder die Möglichkeit des Unendlichen in der

Natur, noch eine große Umfassungskraft meines Geistes voraus, sondern blos das Hinzudenken einer Vermehrung von einem bestimmten, übrigens sehr beschränkten Begriffe. Es ist als stünde ein Gefäß mit Wasser vor mir, das ein Stoof oder Maß hielte, und ich dächte mir nun, daß ich zu diesem Wasser noch mehr Wasser hinzufügen könnte. Darum wird aber doch das Gefäß nicht mehr Wasser aufzunehmen im Stande sein. Das ist also kein Beweis für das Unendliche, oder für die Kenntniß desselben, wenn dessen Eigenschaften blos aus einer Voraussetzung hervorgehen. —

Die Menschen gleichen den Vögeln, die man immer wieder in denselben Netzen fängt, in welchen schon hunderttausend ihres Gleichen gefangen worden. Die Thorheiten der Väter sind für die Kinder verloren. Die Menschen aller Jahrhunderte haben dieselben Neigungen und Leidenschaften, über welche die Vernunft machtlos ist; darum findet man zu jeder Zeit überall Thorheiten, und zwar immer dieselben Thorheiten.

»Die Menschen sind ausgeartet," sprechen Einige: die Natur hat vormals einige große Männer hervorgebracht, gleichsam nur um uns zu zeigen, daß sie wohl im Stande sei, welche zu schaffen; jetzt aber schlummert sie." Es ist nicht wahr. Die Dinge scheinen in der physischen Welt durch Entfernung kleiner, in der moralischen größer, darum staunen wir das große Alterthum an. Oder wir sind auch unzufrieden mit unserer Zeit, und dabei ge-

winnt die vergangene. Wir ſtellen die Alten hoch hinauf, und überreden uns dann, die Zeitgenoſſen ſtünden tief. Wir achten unſere Vorfahren weit höher, als ſie verdienen, und unſere Nachkommen werden uns wiederum höher achten, als wir verdienen. Aber wir, unſere Vorfahren und Nachkommen ſind alle von gleichem Schlage, und es gebe wohl kein langweiligeres Schauſpiel, als das der Welt, wenn man es immer und immer mit anſehen müßte; denn es iſt ein ewiges Einerlei. Man wechſelt die Kleider, aber nicht die Geſtalt. Man iſt bisweilen roh oder höflich, unwiſſend oder gebildet, doch das ſind lauter zufällige Außenſeiten: das Herz des Menſchen wechſelt nur, und man darf den Menſchen nur in ſeinem Herzen ſuchen. Man iſt unwiſſend in einem Jahrhundert und gelehrt in dem andern, wenn es Mode wird, gelehrt zu ſein; aber man iſt eigennützig in allen Jahrhunderten, die Mode der Uneigennützigkeit kehrt nie zurück, oder iſt vielmehr nie da geweſen. Unter den tauſend Millionen, welche, wie man ſagt, die Erde bewohnen, gibt es wohl hie und da ein Dutzend Vernünftige, Gerechte; darum werden alle Vernunft und Gerechtigkeit doch nie Mode unter den Menſchen werden. Dieſe wunderlichen Geſchöpfe trachten nach Allem, genießen nichts, ſchreiten immer vorwärts und kommen nirgends an. Große Bewegungen wird man unter ihnen gewahr, allein die Motive ſind ſehr klein, und es iſt fürwahr nothwendig, um den Ruhm großer Begebenheiten nicht zu vernichten, daß man ihre Triebfedern ja nicht aufdeckt; man würde lachen oder knirſchen müſſen. —

Alexander sah auf dieser Erde nur Raum, um ein Reich zu stiften, Werther nur den Ort, wo Lotte lebte, der Philosoph nur einen Wandelstern mit Narren bevölkert. —

Die tugendhafteste Frau schwebt in Gefahr, so bald sie heftig geliebt wird. — Man sage einer Frau, man sei ein Gott, sie wird es nicht glauben; aber man schwöre ihr ewige Treue, sie wird es glauben; denn jener Irrthum wird nicht, wie dieser, vom Herzen unterstützt. Man hält den Liebhaber nicht für einen Gott, weil man es nicht wünscht, aber man wünscht ihn treu zu sehen, und folglich glaubt man es auch. Es sind so manche Irrthümer zu unserm Glücke nothwendig, besonders in der Liebe, und das Herz ist immer bereit, uns damit zu versorgen. —

Es gibt viele Männer, die vom Glück der Liebe schwatzen, und im Grunde nur das Vergnügen zu erobern fühlen. Sie wollen, daß die Weiber ihnen Widerstand leisten, doch nur eben so viel als nöthig ist, um den Sieg desto genußreicher zu machen. Die Weiber dürfen weder so schwach sein, sich gleich zu ergeben, noch so stark, sich niemals zu ergeben. — Man zittert gewöhnlich vor dem ersten Schritt in der Liebe, es kommt aber nicht darauf an, daß man ihn thut, sondern wie man ihn thut. Die unbefriedigte Liebe wird so leicht empfindlich, die befriedigte erlöscht so leicht, das klügste Weib verfehlt oft die Mittelstraße. —

Das Recht, die Menschen zu beherrschen, hat die Schönheit von der Natur empfangen, die Tapferkeit nur von

der Gewalt. Alexander's des Macedoniers räuberiſche Waffen konnten in einer Reihe von Jahren einen Redner nicht zum Schweigen bringen, aber eines Weibes Schönheit beſtach den geſtrengen Areopag. Den Ruhm der Eroberung verdankte das ſchöne Weib ſich allein, indeſſen Alexander höchſtens ein glücklicher Klopffechter geworden wäre, wenn er nicht an der Spitze eines tapfern Heeres geſtanden hätte.

Die meiſten Weiber verzeihen leichter, daß man ein wenig übel von ihrem Rufe, als von ihrer Schönheit oder ihrem Geiſte ſpreche. Wenn von einem unbekannten Frauenzimmer die Rede iſt, ſo fragt man gewöhnlich zuerſt: Iſt ſie ſchön? und dann: Hat ſie Verſtand? Selten thut man eine dritte Frage. —

Es hat bisweilen Könige gegeben (zum Beiſpiel Friedrich den Großen), welche den Mann im phyſiſchen Verſtande verläugneten, doch nie hat eine Königin das Weib verläugnet. Man erinnere ſich der Anekdote von der jungfräulichen Königin Eliſabeth. Eine holländiſche Geſandtſchaft wurde ihr präſentirt. Als ein junger ſchöner Mann im Gefolge des Geſandten ſie erblickte, wandte er ſich ſchnell zu einem der engliſchen Höflinge, und flüſterte ihn mit Haſtigkeit etwas in's Ohr, worüber dieſer lächelte. Eliſabeth bemerkte es; die Sprechenden hatten nach ihr hin geſchielt; von ihr war alſo die Rede; ſie brannte vor Begierde, den Inhalt des Geſprächs zu erfahren. Gleich nach der Audienz ließ ſie den Höfling rufen und befragte ihn deshalb mit ſtrenger Miene. Er erſchrack heftig, er ſuchte

Ausflüchte, allein vergebens, Elisabeth bestand darauf, Alles zu wissen. Blaß und zitternd gestand er endlich, der Fremdling habe einen unehrerbietigen Wunsch nach dem Genuß ihrer Reize geäußert. Die Königin wandte sich erzürnt — um ihr Vergnügen zu verbergen. Der junge Holländer empfing beim Abschied ein ansehnliches Geschenk. Die weibliche Eitelkeit spielt auch mit dem Scepter.

Aber selbst in dieser Schwachheit, wie viel liebenswürdiger erscheinen die Weiber, als wir Herren der Schöpfung und der Schönheit Sklaven! Gefallen wollen ist die Eitelkeit des Weibes, von sich reden machen, die des Mannes, wenn auch Blutströme darum fließen müßten. Ueberhaupt wird die Welt von den Männern gleichsam nur als eine große Tafel betrachtet, die dazu geschaffen sei, um ihre Namen darauf zu schreiben. Ist die Tafel voll, so werden die Namen wieder ausgelöscht, um Platz für neue zu gewinnen, die auch nicht lange darauf bleiben. Ha! wenn alle Denkmähler der Alten noch stünden, wo fänden wir Raum für die unserigen?

(Die Fortsetzung künftig.)

Zwei verlorne Prozesse.

(Warnungsgeschichten.)

Die Gegenstände dieser beiden Prozesse sind zwar sehr unbedeutend, und wurden blos durch das empörte Gefühl des schnöde gekränkten Rechts anhängig gemacht, aber da

sie theils gegen ein Paar hochberühmte Männer geführt wurden (nämlich den Herrn Doktor Garlieb Merkel und den Herrn Kapellmeister Himmel, ein par nobile fratrum), theils die Entscheidungsgründe derselben künftig auch auf wichtigere Fälle anzuwenden sind, so möchte eine Warnung an das unjuristische Publikum sehr heilsam sein, und mancher wird vielleicht, durch Erinnerung an dieselbe, ansehnlichere Summen retten, als der Herausgeber der Biene verloren hat. Bekanntlich war Herr D. Merkel eine Zeit lang Redakteur und Herausgeber des Freimüthigen. Am 3. August 1806 schrieb er aus Berlin an seinen Mitherausgeber Kotzebue: »Er habe an Honorar für dessen Beiträge acht und siebzig Thaler preußisch Kourant von dem Verleger empfangen, über welche K. disponiren könne.«

Dem zufolge disponirte K. in seiner Antwort über den größten Theil dieses Geldes zu Bezahlung einer Rechnung, die er in Berlin noch schuldig war. Länger als ein Jahr verstrich, ohne daß er sich weiter darum bekümmerte, denn er hatte bisher die fatale Gewohnheit zu glauben, daß, wenn ein ehrlicher Mann bekennt, er habe Geld von einem Andern in Händen, und selbst begehrt, es solle darüber disponirt werden, er auch diese Disposition zu befolgen willens sei. Zu K's nicht geringem Erstaunen wurde er aber, länger als ein Jahr nachher, um Bezahlung der obenerwähnten Rechnung gemahnt. Sogleich schrieb er an den berühmten Herrn D. M., der sich damals schon in Riga befand, und nun erst erklärte dieser, was er bis da-

Graf. Aber er hätte auch mir die Schaamröthe ersparen sollen.

Felix. Der Bettler, dem von allen seinen Reichthümern nichts übrig blieb, als die Kenntniß der Landwirthschaft, die er sich einst auf eignen Gütern erworben.

Graf. Ey nun, hat er seine Güter verlohren, so hat er die meinigen gefunden. Haben Freunde ihn betrogen, so soll ein Fremder ihn mit der Menschheit wieder aussöhnen. Wir wollen nun Eine Familie ausmachen.

Franz. Hörst du Natalie? nur Eine Familie?

Nat. (noch immer in der peinlichsten Verwirrung) Schweig.

Graf. Wie ists, Natalie! die Dankbarkeit gegen den Retter deines Lebens ist plötzlich verstummt?

Nat. Dankbarkeit muß nicht reden.

Graf. Sondern handeln? — nun so handle.

Nat. (bittet schüchtern und forschend nach ihrem Vater.)

Graf.

hin in petto behalten, der Verleger des Freimüthigen sei ihm noch Redaktionsgebühren schuldig, darum behalte er K's acht und siebzig Thaler. — Man hätte glauben sollen, ein rechtlicher Mann sei wenigstens verpflichtet gewesen, schon von Berlin aus K. zu unterrichten: »Ich habe die Rechnung, die Sie mir zu bezahlen aufgetragen, aus der und der Ursache nicht bezahlt.« Denn es ist ja nicht einem Jeden gleichgiltig, ob seine Rechnungen unbezahlt bleiben oder nicht. Er schrieb ja auch während des folgenden Jahres viele Briefe an K., und hätte sich doch einmal an jenes Geschäft erinnern können. Doch wir wollen aus christlicher Liebe annehmen, er habe es vergessen; nur hätte er nicht vergessen sollen, daß der Verleger des Freimüthigen alle Kosten der Unternehmung herzuschießen kontraktmäßig übernommen hatte, folglich Herr Doktor Garlieb Merkel selbige von der Kreditmasse des Verlegers, nicht aber von K. zu fordern hatte, eben so wenig als dieser das Honorar für seine Beiträge vom Herrn D. Garlieb Merkel hätte fordern können, wenn es der Verleger diesem nicht wirklich ausgezahlt hätte.

Diese Gründe wurden ihm, mit Berufung auf den Kontrakt, auseinander gesetzt, und gedroht, man werde ihn verklagen, wenn er diese Kleinigkeit nicht berichtige. Hierauf antwortete er sehr lebhaft am 1. Dezember 1807, »er sei nicht gesonnen, einem seiner Freunde mit Führung eines Prozesses für ihn zu inkommodiren und wolle lieber zahlen; K. solle nur eine Quittung an den Buchhändler

Herrn Hartmann schicken, so solle die Zahlung sogleich erfolgen."

Wer hätte nicht glauben sollen, daß die Sache nunmehr abgethan wäre? — K. war so gutmüthig, eine Quittung verlangtermaßen zu übersenden, und erwartete das Geld. Aber der berühmte Herr D. Garlieb Merkel behielt die Quittung und zahlte das Geld dennoch nicht, sondern schickte dagegen eine Quittung über fünfzig Thaler Redaktionsgebühren, die er von acht und siebzig abzog. Mit einem Unwillen, den sonder Zweifel jeder rechtliche Leser theilt, klagte K. nunmehr bei der Regierung zu Riga, und legte die obenerwähnten, eigenhändigen Briefe des Beklagten bei. Er wurde abgewiesen, weil — er eine Quittung über die ganze Summe ausgestellt habe, und weil — von dem Hern D. Merkel nicht eingeräumt worden, daß es mit dieser Quittung die vorgegebene Bewandtniß habe. Dieser Spruch setzte K freilich in Erstaunen, da M's Brief vom 1. Dezember 1807 ganz klar bewies, daß K. ihm die Quittung schicken müssen, ehe die Zahlung erfolgt war. Es geschah, weil K. seinen Gegner für einen ehrlichen Mann hielt, sonst würde er an den Buchhändler Herrn Hartmann dabei geschrieben haben: »Nehmen Sie sich in Acht! geben Sie die Quittung nicht eher aus den Händen, bis Sie das Geld wirklich empfangen haben." Auf jeden Fall konnte Herr Hartmann vernommen werden, und würde bezeugt haben, daß M. die fünfzig Thaler nicht gezahlt; dann hätte der Beklagte die Bewandt-

niß einräumen mögen oder nicht, so war er doch immer überwiesen. Vielleicht hielt aber die Regierung, als ein Forum executivum, die Sache nicht für liquid genug. Mit einem Worte: K. wurde aus der einzigen Ursache abgewiesen, weil M. die klare Bewandtniß nicht eingeräumt, das heißt mit andern Worten: er hat behauptet, die fünfzig Thaler gezahlt zu haben. Nun könnte der Kläger freilich bei einem andern Richterstuhle seine Klage wieder anhängig machen; allein er ist einer Verhandlung herzlich müde, die zwei Jahre lang gewährt, und ihm am Ende, gegen den elenden Gewinn von fünfzig Thaler, nur Geringschätzung und Mißtrauen gegen gebildete Menschen einflössen würde. Er begnügt sich also, dem Publikum die Sache einfach zu erzählen, und dem berühmten Herrn Doktor der Philosophie zu den so wohl erworbenen fünfzig Thalern Glück zu wünschen, den Leser aber zu warnen, nie eine Quittung aus der Hand zu geben, ehe er das Geld empfangen hat; denn der Leser sieht aus diesem Beispiele, daß man selbst auf einen Doktor der Philosophie sich nicht immer verlassen darf.

Eben so wenig auf einen Kapellmeister, wenn er auch ein Vaterunser trefflich komponirt hätte, wie folgendes Beispiel beweist. — Im Jahre 1808 bearbeitete K. das französische Vaudeville, Fanchon, nach Bouilly, und lieferte es dem Herrn Kapellmeister Himmel zur Komposition. Was man damit anfangen wolle, wenn es erst komponirt sei? und ob man die Musik sammt dem Texte,

oder ob der Komponiſt jene, der Dichter dieſen einzeln verkaufen wolle? darüber wurde nichts feſtgeſetzt.

Während der Arbeit des Komponiſten ging K. auf Reiſen. Bei ſeiner Zurückkunft erfuhr er mit Erſtaunen, daß H. die unterdeſſen vollendete Kompoſition, ſammt dem Text, an die meiſten Bühnen Deutſchlands verkauft hatte (das Berliner Theater ausgenommen, deſſen Direktor zu gewiſſenhaft war, um fremdes Eigenthum ohne Vollmacht des Eigenthümers an ſich zu bringen). K. beſchwerte ſich darüber gegen H. und forderte Erſatz. Um aber den Künſtler nicht zu drücken, oder ſich mit ihm zu entzweien, verlangte er blos die geringe Summe von zwei hundert Thalern, gering in Beziehung auf ihn ſelbſt, dem jedes Manuſkript ſonſt zweimal mehr einträgt; gering in Beziehung auf H., der mit ſeiner Kompoſition das Zehnfache gewann. Er geſtand auch ſchriftlich die Billigkeit von K's Forderung ein, er wiederholte dieſes Geſtändniß noch einmal ſchriftlich, entſchuldigte ſich aber mit dem Unvermögen zu zahlen. K. ſchlug ihm vor zu warten, bis ein Konzert zu ſeinem Beneſiz gegeben werde, und bat blos um eine Anweiſung auf dieſes Beneſiz. Aber es waren bereits ſo viele andere Anweiſungen darauf gegeben worden, daß auch dies nicht bewilligt werden konnte. Hingegen that H. den Vorſchlag, K. ſolle noch eine Oper für ihn dichten, die wolle er komponiren, ſtechen laſſen, und dem Dichter ſo viele Exemplare davon geben, daß er aus dem Verkauf ſich bezahlt machen könne. Dieſen Vorſchlag mußte K. ablehnen, einmal weil H's Benehmen

ihm keine Luſt gemacht hatte, ſich ferner mit ihm einzulaſſen, zweitens, weil er ſich mit einem ſolchen Verkauf gar nicht befaſſen konnte.

Da nun der Herr Kapellmeiſter Himmel auf keine Weiſe zur Erfüllung der von ihm ſelbſt anerkannten Pflicht bewogen werden konnte, ſo klagte K. bei dem Inſtruktionsſenat des königlichen Kammergerichts zu Berlin, welcher ihn abwies. Erſtens: weil Dichter und Komponiſt jeder alleiniger Eigenthümer ſeines Werkes bliebe. Zweitens: weil K. vom Berliner Theater ein Honorar empfangen. Drittens: weil er ſich durch den (nachmaligen) Druck des Stücks einen beſondern Vortheil verſchafft habe. Das ſchriftliche Anerkenntniß einer Verpflichtung von Seiten des Beklagten (denn deſſen Originalbriefe waren mit eingeliefert worden) ſollte füglich nur in einer moraliſchen Verbindlichkeit beſtehen.

Hier war nun aber, nach den eignen Worten des Urtheils, von K's Eigenthum die Rede. Es war bewieſen, und der Beklagte läugnete es auch nicht, daß er K's Eigenthum ohne deſſen Einwilligung verkauft habe. Folglich war er Erſatz ſchuldig, und gerade der erſte Grund, den der Senat für den Beklagten anführt, ſtreitet gegen ihn; denn wenn der Kläger alleiniger Eigenthümer ſeines Werkes blieb, mit welchem Rechte konnte H. es verkaufen?

Noch ſchwächer ſchien der zweite Grund: daß das Berliner Theater dem Dichter ein Honorar gezahlt. Das ge-

hörte gar nicht zur Sache, denn K. forderte auch nichts von H. für das Berliner Theater, sondern dafür, daß er durch ihn außer Stand gesetzt worden, sein Manuskript, wie sonst üblich, an alle andere Theater zu verkaufen. Das hätte sogar recht gut auch ohne H's Komposition geschehen mögen, denn das Stück konnte allenfalls ohne die Musik aufgeführt werden, nicht aber die Musik ohne das Stück. Ja, es konnte ja auch dem Dichter belieben, sein Werk gar nicht bekannt zu machen, denn er war ja, nach Ausspruch des Senats, alleiniger Eigenthümer desselben, wie mochte denn dieser nämliche Senat ihm Ersatz für sein von einem Fremden mißbrauchtes Eigenthum absprechen?

Eben so hinfällig war der dritte Grund: K. habe sich durch den Druck des Stücks einen besondern Vortheil verschafft. Das gehörte ja wieder gar nicht zur Sache. H. hat sich durch den Stich seiner Noten auch einen besondern Vortheil verschafft, auf den K. nicht den mindesten Anspruch machte. Ueberhaupt fiel es ihm gar nicht ein, Antheil am Gewinn der Komposition zu verlangen (wie der Senat fälschlich meint), sondern blos Schadenersatz für sein verkauftes Eigenthum. Mit Einem Worte, es kam hier gar nicht darauf an, zu untersuchen, wie viel oder wie wenig Vortheil dieser oder jener durch sein Werk sich verschafft habe, sondern lediglich die einfache Frage zu entscheiden, ob man fremdes Eigenthum verkaufen dürfe? Daß solches geschehen, war erwiesen, folglich der Ersatz nicht abzusprechen — Man bemerke doch auch

das Wörtlein füglich. Was füglich geschehen kann, ist darum noch nicht rechtlich, und ein Instruktionssenat sollte doch nur das Rechtliche bestimmen.

Ueberzeugt von der Wahrheit dieser Sätze, appellirte K. an das Kammergericht, und wurde abermals abgewiesen. Wenn der Leser schon über das erste Urtheil sich verwundert hat, so wird er nun erst in Erstaunen gerathen. Das zweite hebt also an:

»Auf die literarische Würdigung der Oper Fanchon, und ob das Verdienst des deutschen Uebersetzers oder des Komponisten einen größern Werth habe? darauf kommt hier nichts an."

Sehr wahr, und darum sollte man denken, das Kammergericht hätte sich die Mühe ganz ersparen können, zu sagen, daß darauf nichts ankomme, denn es dürfe und werde im ganzen Urtheil davon nicht die Rede sein. Aber man höre! obgleich gar nichts darauf ankommt, so wird dennoch dieser Punkt, dessen noch keiner der streitenden Parteien erwähnt hatte, von dem Kammergericht gewissermaßen als erster Entscheidungsgrund aufgestellt; denn also fährt das Urtheil fort: — »So viel ist jedoch notorisch, daß die gedachte Oper hauptsächlich der gefälligen Musik und dem Talente des Komponisten den allgemeinen und fortdauernden Beifall zu verdanken hat." — Sollte man nicht glauben, diese Periode sei aus dem Theaterartikel der Haude und Spener'schen Zeitung entlehnt? — Das königliche Kammergericht ist ja kein Recensirinstitut, und so vielen Respekt auch seine juri-

ſtiſchen Entſcheidungen einflößen mögen, ſo dürfte es doch in Sachen des Geſchmacks nicht von Jedermann als kompetentes Tribunal erkannt werden. »Es iſt notoriſch,« beliebt ihm zu ſagen, »daß Fanchon ihr ganzes Glück auf der Bühne Himmel's Muſik verdankt.« — Wie, wenn man beweiſen könnte, daß das gar nicht notoriſch iſt? hätte dann nicht ein königlich Kammergericht ſich ohne alle Noth in einer Sache kompromittirt, auf welche, nach ſeinem eigenen Geſtändniß, gar nichts ankam? Fanchon, von Bouilly, wurde in Paris mit noch weit allgemeinerem und fortdauerndem Beifall ohne Himmel's Muſik gegeben. Man weiß, daß die Vaudeville-Melodien einander ſo ziemlich alle gleichen, und es iſt auch Niemanden in Paris eingefallen (am wenigſten dem Grand faye), daſelbſt zu behaupten, daß Fanchon jenen Beifall blos dem Talente des Komponiſten verdanke. Ferner hat die Folgezeit bewieſen, daß Herrn Himmel's Talent nicht im Stande iſt, einen ſchlechten Text auf der Bühne zu erhalten. Er hat nämlich, zu derſelben Zeit, da dieſer Prozeß im Gange war, eine neue Oper, die Sylphen, komponirt, und ſo viel er auch von dieſem Meiſterwerke vor der Aufführung in allen Geſellſchaften krähte, und ſo geringſchätzig er zugleich von dem Text der Fanchon ſprach, ſo iſt doch notoriſch, daß ſeine, nur von ihm ſelbſt und vielleicht von einem Mitglied des Kammergerichts gerühmten Sylphen, in Berlin gar keine Senſation gemacht, und von den übrigen deutſchen Bühnen, meines Wiſſens, gar nicht aufgeführt worden ſind. Aus dieſem Beiſpiel möge das Kammergericht entnehmen, daß, ſo bald

es vom Thron der Themis herabsteigt, um den Thron des Apoll zu besteigen, seine Urtheile nicht mehr zuverlässig sind. — Doch weiter! Nachdem nun der Richter den Punkt, auf den gar nichts ankam, festgesetzt hat, so zieht er daraus folgenden Schluß:

»In dieser Ueberzeugung hat daher wohl vorzüglich der Kläger sich auch von selbst beschieden, daß er mit dem zehnten Theil desjenigen Honorars sich begnügen wolle, welches der Komponist dabei erhalten hat.« — Eben so unglücklich als das Kammergericht im Recensiren des Textes gewesen, eben so unglücklich ist es auch hier im Errathen von des Klägers Ueberzeugung; denn der einzige Grund, warum K. eine so genügsame Forderung machte, waren die notorischen Umstände des Herrn Kapellmeister Himmel. Da aber nichts darauf ankommt, und der Kläger angebe, er dürfe in seinem Prozesse von dem, worauf nichts ankommt, auch nicht reden, so überging er den eigentlichen Grund seiner geringen Forderung mit Stillschweigen; nicht ahnend, daß das Kammergericht sich bemühen würde, ihn zu errathen, und das Errathene wenigstens als einen halben Entscheidungsgrund aufzustellen. Denn gleich darauf erklärt es:

> »aber er hat gar keinen rechtlichen Anspruch auf eine solche Theilnahme.«

Nun geht der Richter zu dem Beweise dieses Satzes über, und da mußte er füglich erst den fatalen Stein des Anstoßes aus dem Wege räumen, daß die Uebersetzung der Oper Fanchon K's Eigenthum sei. Der Instruktions-

ſenat hatte das feierlich erklärt, der Beklagte hatte dem nicht widerſprochen; was war nun zu thun? — Die verhandelten Akten ſind dem Kläger, bei deſſen Entfernung von Berlin, nicht zu Geſicht gekommen, allein aus dem Urtheile erſieht er, daß der Herr Kapellmeiſter Himmel in angustiis die edle Dreiſtigkeit gehabt zu behaupten, »K. habe mit dem Text ihm ein Geſchenk gemacht.« — Freilich konnte er das mit nichts beweiſen, aber ſiehe da, glücklicherweiſe hat der Kläger ſelbſt es eingeſtanden; denn alſo läßt das Kammergericht ſich weiter vernehmen: »Wie er ſelbſt in ſeiner Klage ſagt, hat er dem Gegner die von ihm überſetzte oder bearbeitete Oper geliefert, um ſie in Muſik zu ſetzen. Dies iſt mit andern Worten gerade dasſelbe (?), was der Verklagte behauptet: Er habe ihm mit dieſer Ueberſetzung ein Geſchenk gemacht.«

Nicht genug, daß das Kammergericht ſich zum Recenſenten aufwirft, wenn auch nichts darauf ankommt, ſondern es liefert nunmehr auch einen wichtigen Beitrag zu den Synonymen der deutſchen Sprache. Geliefert und geſchenkt ſind gleich bedeutend. Sämmtliche Lieferanten bei der preußiſchen Armee werden über dieſe Entdeckung nicht wenig erſchrecken, denn ſie lernen daraus, daß, wenn ſie jemals wegen Zahlung für ihre Lieferungen bei dem Kammergericht klagbar werden müßten, man ihnen ganz trocken antworten würde: »Was ihr geliefert habt, das habt ihr geſchenkt, denn liefern und ſchenken iſt einerlei.« Es gibt ein altes Sprichwort: Schuſter bleibe bei deinem Leiſten; man könnte ein ähnliches erfinden:

Graf. (nickt ihr zu) Ja, ja, in Gottes Nahmen!

Franz. (da Natalie noch immer zaudert) Soll ich dir helfen?

Nat. Du bist unausstehlich, (zu Felix) mein Herr —

Franz Der Eingang verspricht wenig.

Felix. Gnädige Gräfin —

Franz So kommt ihr in euerm Leben nicht zum Ziele.

Nat. Werden Sie noch reisen?

Franz. Eine verbindliche Frage.

Felix. Die Ursachen meines Entschlusses bestehen noch.

Franz Es scheint doch, daß sie sich schon kennen.

Nat. Es waren nicht die Ursachen, über welche ich zürnte —

Graf. Du zürntest? davon weiß ich ja nicht ein Wort.

Felix. Das Glück meiner Schwester berechtigt mich nicht —

Franz. Hier ist nur von den Verdiensten des Bruders die Rede.

Nat.

Themis bleibe bei deiner Wage. K. versichert, allen nur ersinnlichen Respekt gegen das Kammergericht als Kammergericht zu hegen, aber was die Synonymen der deutschen Sprache betrifft, da kann er sich unmöglich dessen Aussprüchen unterwerfen, weil er es besser zu verstehen glaubt.

Der Richter fügt hinzu: „und worüber er (nämlich der Kapellmeister Himmel) außerdem noch Beweiszeugen namhaft gemacht hat." — Von diesen Zeugen hat K. nichts weiter erfahren, und es wird ihrer auch sonst nicht mehr erwähnt. Wer waren sie? Sind sie abgehört worden? Was haben sie ausgesagt? — Gab es wirklich Beweiszeugen, warum wird ihr Zeugniß nicht mitgetheilt? — Da wir nicht in England leben, wo es so leicht ist, Zeugen zu erkaufen, so kann sich K. unmöglich vorstellen, daß H. Personen gefunden haben sollte, die etwas aus der Luft Gegriffenes hätten gerichtlich bezeugen mögen.

»So viel aber," fährt der Richter fort, »läßt sich aus dieser Thatsache, (?) die der Kläger nachher vergebens (?) bestreitet, zumal in dem Verhältniß, worin der Dichter mit dem Komponisten steht, wohl mit Grunde abnehmen, daß Kläger die übersetzte Oper dem Verklagten zu jeder weitern Disposition, welche von der musikalischen Bearbeitung unzertrennlich war, überlassen hat." — Schade, daß es dem Kammergericht nicht gefallen hat, das Verhältniß, worin der Dichter zu dem Komponisten steht, näher zu bestimmen, da es

auch hierin unerwartete Kenntniſſe zu haben ſcheint, und da überdies hier wirklich etwas darauf ankam. Ueber das Wörtlein wohl, welches abermals, wie jenes füglich, etwas Schwankendes andeutet, will K. den Richter keineswegs ſchikaniren, was aber die weitere, von der muſikaliſchen Bearbeitung unzertrennliche Dispoſition betrifft, welche K. dem Komponiſten überlaſſen haben ſoll, ſo könnten die ſämmtlichen Bühnen Deutſchlands, mit welchen er im Verkehr ſteht, ihm aus eben dem Grunde die Zahlung für ſeine Manuſkripte verweigern, denn auch ihnen überläßt er dieſelben zur weitern, von der dramatiſchen Bearbeitung unzertrennlichen Dispoſition. Dies Beiſpiel beweiſt, daß man auch zu viel beweiſen kann.

Im Verfolg des Urtheils bemüht ſich nun der Richter, aus mehreren Geſetzſtellen darzuthun, daß zwiſchen Kläger und Beklagten keine Societas quaestuaria Statt gefunden. Das hat auch K. nie behauptet, und ſollte ſein Advokat eine ſolche Societät zum Fundament der Klage gemacht haben, ſo wäre das blos ein Beweis von deſſen Ungeſchicklichkeit; denn er hätte das wahre Fundament, welches ihm vor den Füßen lag, wirklich erſt aus dem Wege ſtoßen müſſen, um ihm dieſes hinfällige zu ſubſtituiren. Verkauf des fremden Eigenthums ohne Vollmacht oder Einwilligung, das iſt der ſimple Status causae, deſſen Grund nur dann, wenn man liefern und ſchenken für einerlei hält, dem Kläger abgeſprochen werden konnte. Von einer Societät war alſo nicht die Rede, das gibt K. gern zu; auch hat der Richter vollkommen Recht

zu ſagen: K. habe einen ſchriftlichen Vertrag mit H. machen ſollen. Er hielt aber unglücklicherweiſe den berühmten Herrn Kapellmeiſter Himmel für einen Mann, bei dem es dergleichen mißtrauiſcher Vorſichtsmaßregeln nicht bedürfe, und da, auch ohne ſchriftlichen Kontrakt, bisher alle Bühnen, welchen er ſeine Manuſkripte liefert, ihm das Eigenthum derſelben nicht ſtreitig gemacht, ſondern ihn richtig bezahlt haben, ſo meinte er auch in dieſem Falle die Muſen nicht durch kaufmänniſche Kautelen beleidigen zu dürfen. Er iſt für ſeine Gutmüthigkeit beſtraft und wird ſich künftig hüten. — Nachdem nun der Richter mit vielen Citaten erwieſen, daß keine Societät und keine Gemeinſchaft des Eigenthums zwiſchen K. und H. exiſtirt hat (welches auch Gottlob! ſehr wahr iſt), ſo kommt auch er auf das ſchwache, ſchon längſt widerlegte Argument zurück, daß K. vom Berliner Theater ein Honorar empfangen, und daß er durch den Druck einen Vortheil gewonnen. Das Erſtere beweiſt gerade für K., denn dieſer würde nicht blos vom Berliner, ſondern von allen Theatern Deutſchlands Honorare empfangen haben, wenn der Herr Kapellmeiſter Himmel ihm nicht zuvorgekommen wäre und ſie ſchon eingeſtrichen hätte. Daher iſt es faſt unbegreiflich, wenn der Richter ſagt:

»So wie K. dies eigenwillig, ohne alle Konkurrenz des Verklagten that, eben ſo konnte er auch mit den fremden Bühnen wegen ſeiner überſetzten Oper in Kauf treten, und Verklagter hätte ihm ſo wenig bei dieſer, als ſeinen andern Operationen hiebei Hinderniſſe in den Weg gelegt.«

Mein Gott! das iſt es ja eben, worüber K. klagt, daß er mit den fremden Bühnen nun nicht mehr in Kauf treten konnte, weil ihm von H. Hinderniſſe in den Weg gelegt worden, denn von ihm hatten ſie ja den Text ſchon gekauft, und würden alſo den Kläger ausgelacht haben, wenn er ihnen zugemuthet hätte, ihn noch einmal zu kaufen. Geſetzt, K. wäre durch irgend einen Zufall in Beſitz von H's Kompoſition gekommen, oder H. hätte ſie ihm geliefert, ohne ausdrücklich zu erklären, daß liefern und ſchenken Synonyme ſind, wie würde es H. gefallen haben, wenn K. nunmehr den Text ſammt der Kompoſition an alle Bühnen verhandelt, und ihm auf ſeine Klage nichts weiter geantwortet hätte, als: ich lege Ihnen keine Hinderniſſe in den Weg, Ihre Muſik apart zu verkaufen? — Am natürlichſten und rechtlichſten ſcheint es wohl und füglich, daß der Herr Kapellmeiſter Himmel folgendergeſtalt zu den Bühnen hätte ſprechen ſollen: „Ich habe eine Oper komponirt, deren Text von Kotzebue iſt; wollt ihr die Muſik haben, ſo zahlt ihr mir ſo und ſo viel. Wegen des Textes vergleicht euch mit dem Verfaſſer.“ — Es ſcheint auch wohl und füglich, daß die Bühnen nach ſeiner Vollmacht hätten fragen, und, gleich dem wackern Iffland, ſich wegen des Textes nicht mit ihm einlaſſen ſollen. Vielleicht meinten ſie aber, es wäre für den Herrn Kapellmeiſter Himmel beſchimpfend, auch nur die Vermuthung zu äußern, daß er fremdes Eigenthum verkaufe.

Der Richter fährt fort: »Eben ſo hat aber auch Kläger

kein Recht, dem Verkehr Schranken zu ſetzen, mit ſeinem Geiſtesprodukt zu wuchern, ſo gut er wußte und konnte" — (Allerdings aber nicht mit des Klägers Geiſtesprodukt obendrein) — »und er hat keine Befugniß, Theilnahme an ſeinem Gewinn zu verlangen." (Die verlangt er auch nicht, ſondern nur die Vergütung ſeines Eigenthums. Wenn H. zum Beiſpiel von einer Bühne für Text und Muſik hundert Thaler empfangen hat, ſo fordert K. mit großer Beſcheidenheit nicht mehr als zehn davon. Er muß es wiederholen: mit großer Beſcheidenheit; denn man frage einmal alle deutſche Bühnen nach der Reihe, ob ſie neunzig Thaler für die Muſik ohne den Text würden gegeben haben?)

Nunmehr verſucht der Richter auch einen analogiſchen Beweis für die Gerechtigkeit ſeines Urtheils zu führen. »Es iſt hier," ſagt er, »analogiſch der Fall der künſtlichen Acceſſion vorhanden, wozu die römiſchen Geſetze außer der Adjunktion die Specifikation zählen, und worunter ſie die Handlung verſtehen, wenn Jemand die Materie eines Andern umſtaltet (!) oder durch Zuſammengießung verſchiedener Materien einen neuen Körper bildet. (!) Wird dieſer neue Körper theils aus der eigenen Sache des Specifikanten, theils aus fremder, roher oder geformter Materie gebildet, ſo erwirbt ihn der Specifikant unbedingt." (!)

Stände das hier Geſagte nicht in einem Kammergerichtsurtheile, ſo würde man wahrhaftig nicht wiſſen, ob man es für Ernſt oder Spaß halten ſollte. Wer hätte wohl jemals vermuthet, daß zum Beiſpiel der Herr Kapellmeiſter

Reichardt die von Göthe geformte Materie Erwin und Elmire durch seine Komposition unbedingt erworben habe? — Es wäre eine neue merkwürdige Entdeckung, wenn sie nur eben so gewiß als merkwürdig wäre, und wenn der Richter sich nicht gleich selbst widerspräche, denn er fügt zwar noch hinzu: »Verklagter hatte also auch in dieser Rücksicht ein Recht, die von ihm komponirte Oper mit der ihm gelieferten Uebersetzung willkürlich zu nutzen, und damit als mit seinem Eigenthum zu verfahren" — aber er meint doch auch: »hier um so mehr, da selbst dies den Kläger nicht hinderte, von seiner Dichtung und Uebersetzung allen Vortheil zu ziehen, der ohne die musikalische Mitwirkung des Verklagten davon zu erlangen war."

Ohne zu wiederholen, daß eben dies den Kläger recht sehr hinderte, ja es ihm ganz unmöglich machte, von seiner Dichtung allen Vortheil zu ziehen, will er nur bemerken, daß hier ein ganz neuer, außerordentlicher Satz aufgestellet ist, nämlich der: Man kann aus fremdem Eigenthum dennoch allen Vortheil ziehen. Fanchon ist Himmel's Eigenthum, mit dem er willkürlich schalten kann, und dennoch darf K., ohne Himmel's Erlaubniß, allen Vortheil daraus ziehen, wenigstens in so fern die musikalische Mitwirkung dabei unnöthig ist. Hier dürfte man wohl und füglich ein Dilemma aufwerfen: Entweder ist Fanchon nicht Himmel's Eigenthum, und dann durfte er sie nicht verkaufen,

oder sie ist sein Eigenthum, und dann darf auch K. ohne seine Einwilligung nichts damit vornehmen.

Die gütige Erlaubniß, ohne die musikalische Mitwirkung davon Gebrauch zu machen, ist gerade dieselbe, die auch der Kläger dem Beklagten ertheilte, nämlich von seiner Musik, ohne die dramatische oder dichterische Mitwirkung, jeden beliebigen Gebrauch zu machen.

Ein passenderes Beispiel, als das aus den römischen Gesetzen entlehnte, möchte folgendes sein: Wenn einem Zeichner oder Kupferstecher ein Roman geliefert wird, um die Bildereien dazu zu verfertigen, erlangt er dadurch das Recht, den Roman sammt den Bildereien an die Buchhändler zu verkaufen? — Die Fälle sind sehr ähnlich: der Komponist schmückt die Oper durch seine Musik, der Zeichner den Roman durch seine Bilder; die Oper kann auch ohne die Musik gespielt werden (wie mit mehreren öfter geschehen *), die Musik nicht ohne die Oper; der Roman kann auch ohne Bilder gelesen werden, die Bilder bedeuten wenig oder nichts ohne den Roman.

Zum Schluß erwähnt der Richter auch noch mit wenigen Worten der schriftlichen Bekenntnisse des Herrn Kapellmeisters Himmel. »Die Briefe des Verklagten," heißt es, »ändern hierüber nichts. Sie verrathen blos ein Gefühl von Billigkeit" (die Billigkeit der Forderung gesteht man also doch zu?), und eine Bereit-

*) Z. B. der Eremit auf Formentera, der Gefangene u. s. w.

willigkeit, einem Anſpruch des Appellanten auf irgend eine Art entgegen zu kommen, ſo unverhofft auch derſelbe ſei; (!) und Verklagter erklärte augenblicklich, als ſein Gegner auf den Grund dieſer geäußerten Gutmüthigkeit (!) ein vollkommenes Recht ableiten wollte, wie er mit geſunder Vernunft (!) deutlich einſehe, daß er auf dem Wege Rechtens zu nichts verpflichtet ſei." — K. bewundert die gerichtlich proklamirte Gutmüthigkeit des Herrn Kapellmeiſters Himmel und beneidet ihn keineswegs um ſeine gefällige geſunde Vernunft; aber neugierig wäre er doch zu vernehmen, was die deutſchen Juriſten von dieſem Kammergerichtsurtheil ſagen werden, dem ſich der Kläger, indem er ſeine eigene geſunde Vernunft gefangen nimmt, demüthig unterwirft.

Das vom Herrn Kapellmeiſter Himmel komponirte Vaterunſer hat K. noch nicht das Vergnügen zu kennen, zweifelt aber, daß die Bitte: Dein Wille geſchehe, mit wahrem Gefühl ausgedrückt ſein könne, da dem Künſtler ſein Gewiſſen zuflüſtern mußte, die Art und Weiſe, wie er ſich gegen K. benommen, ſei nicht Gottes Wille. Hingegen mag er wohl die Bitte: Unſer täglich Brot gib uns heute, vortrefflich komponirt haben.

Zum Schluß noch eine Zeitungsnachricht aus Spanien, die vor zwei Jahren bekannt gemacht wurde. Die Regierung, hieß es, hat ein beſonderes Augenmerk auf die Verbeſſerung der Theater gerichtet. Unter andern neuen Anordnungen ſollte jedes neue Luſt- oder Trauerſpiel ſeinem Verfaſſer, ſo lange er lebte, acht Prozent, ein Drama

fünf Prozent eintragen, eine Ueberſetzung drei Prozent, Opern acht Prozent, und zwar ſo, daß der Komponiſt fünf, der Dichter drei erhielte.

In Frankreich beſtehen ſchon längſt ähnliche Einrichtungen. Hieraus kann ein hochpreisliches Kammergericht erſehen, wie man in ſolchen Fällen in andern Ländern verfährt. Suum cuique, heißt es dort, wenn es gleich nicht die Ordensdeviſe iſt.

Deutſche und franzöſiſche Trauerſpiele.

Unter dieſem Titel hat Boufflers kürzlich einen Aufſatz drucken laſſen, der — als die Anſicht eines geſcheiten Franzoſen von unſerer tragiſchen Bühne — zwar eben nicht belehren, aber doch unterhalten wird. Wir haben (ſo hebt er an) auf unſerm Theater Ueberſetzungen deutſcher Stücke geſehen, und ſehen deren noch oft; ja, wir klatſchen ihnen ſogar bisweilen Beifall zu, und laſſen ihren Verfaſſern gern volle Gerechtigkeit wiederfahren, ſelbſt dann, wenn wir zu zweifeln befugt ſind, daß dieſer oder jener unter ihnen gegen uns ein Gleiches beobachten würde.

(Woher dieſer Zweifel? Mich dünkt, die deutſchen Schriftſteller, und gerade die Vornehmſten unter ihnen, haben oft genug bewieſen, daß ſie die guten Werke der Franzoſen ſchätzen, und nicht ſelten ſogar überſchätzen. Göthe und Schiller haben Ueberſetzungen geliefert.)

Dieſe Stücke (ſo fährt Boufflers fort) ſind freilich ſel-

ten treu überſetzt — (leider!) ſelten vollſtändig — (man denke nur an den Walſtein des Herrn Benjamin Conſtant) — und die Veränderungen, um nicht zu ſagen, Verbeſſerungen, (!) welche unſere Ueberſetzer ſich verbunden glauben, mit den Originalen vorzunehmen, beweiſen eine gewiſſermaßen unermeßliche Verſchiedenheit des Geſchmacks und des Genies der beiden Nationen.

(Der Geſchmack iſt freilich ſehr verſchieden, und kann es auch bis auf einen gewiſſen Punkt ſein, ohne daß eine der beiden Nationen dabei verliert; das Genie hingegen kann wohl in verſchiedenen Formen ſich ausprägen, aber im Grunde darf es doch nicht verſchieden ſein, am wenigſten unermeßlich, ſonſt iſt eins von beiden gewiß nicht das wahre, denn es gibt nur Ein wahres.)

Dieſe Verſchiedenheit, welche jeder Theil als einen Vortheil darſtellen möchte, iſt unabhängig von den mehrern oder mindern Einſichten (lumières), denn dieſe ſcheinen von beiden Theilen ſo ziemlich gleich zu ſein, und ſeit Erfindung der Buchdruckerkunſt iſt von Unwiſſenheit nur ſo viel übrig geblieben, als einem Jeden gefällt (que ce qui en plait à chacun).

(Was will Boufflers damit ſagen? Die Unwiſſenheit gefällt nie, ſobald ſie als ſolche erkannt wird.)

Die Ungleichheit zwiſchen den beiderſeitigen Talenten, die man etwa annehmen wollte, kann auf den hier verhandelten Gegenſtand eben ſo wenig Einfluß haben; denn ſie exiſtirt nur zwiſchen einzelnen Menſchen, nicht aber zwiſchen Völkern und in Ländern, die auf einer gleichen

Nat. Das war einmal ein vernünftiges Wort.

Franz. Wir haben keine Zeit mehr zu Thorheiten; es ist bald Mitternacht.

Graf. Der Schlaf scheint dir vergangen zu seyn, Natalie?

Franz. Kurz und gut, welchen Lohn hat der Retter deines Lebens verdient?

Nat. Jeden, den er fodern wird.

Franz. Wohlan Hr. Schwager! so fodern Sie.

Felix. Nichts oder Alles.

Franz. Verneige dich Schwester, deinen Besitz nennt er Alles.

Nat. Möchte er immer so denken!

Felix. Mögte mein Herz offen vor Ihnen liegen!

Franz. Nun dem Himmel sey Dank! endlich rücken wir dem Ziele näher.

Nat. Wenn Hr. Wacker — wenn Pompillani mir verspricht — nicht zu reisen —

Felix. (ergreift entzückt ihre Hand) Ich verspreche es!

Nat. (in voller Verwirrung) So —

Franz.

Stufe der Kultur ſtehen. Die Auserwählten von fünf und zwanzig Millionen Menſchen müſſen nothwendig den Auserwählten von andern fünf und zwanzig Millionen die Wage halten. Die Verſchiedenheit der Sprachen ſcheint auf den erſten Anblick viel Einfluß zu haben, und in dieſer Hinſicht würde die Wage ſich auf die deutſche Seite neigen, denn die deutſche Sprache — wenn wir denen glauben dürfen, welche ſie gründlich ſtudirt haben, beſitzt große, von unſern Schrift:ſtellern zu beneidende Vorzüge; ſie iſt reich, und hat, wie alle Reiche, Mittel genug, um täglich noch reicher zu werden. Sie iſt kräftig, ausdrucksvoll, maleriſch, abwechſelnd in ihren Tönen und Biegungen, empfänglich für verſchiedene Harmonien, ſie kann eben ſowohl die höchſte Leidenſchaft als das ſanfteſte Gefühl, eben ſowohl die erhabenſte Idee als den feinſten Gedanken darſtellen. Unſer armes Franzöſiſch beſitzt nur einen kleinen Theil dieſer Vorzüge, hat weder Muſik noch Farbe, und begnügt ſich damit, gewiſſermaßen durchſichtig für den Gedanken zu ſein: (d'etre transparent pour la pensée).

(Wenn Boufflers unter dieſem Transparent weiter nichts als die Klarheit verſteht, ſo ſteht die deutſche Sprache auch hierin gewiß der franzöſiſchen nicht nach; aber die Deutſchen machen ſich leider eine Ehre daraus, dieſe Klarheit zu verbergen; ſie meinen, ſowohl die Dichter als die Philoſophen, das wahrhaft Schöne oder tief Gedachte dürfe nicht gleich empfunden oder verſtanden werden, ſondern man müſſe ſich erſt den Kopf ein wenig dar-

über zerbrechen, dann sei es das rechte. Sie merzen gute, ehrliche und klare deutsche Worte aus, und bedienen sich fremder, die wahrlich nicht transparent sind, und die sie zu Modeausdrücken erheben. Ich will hier nur an das verdammte Wort Tendenz erinnern, welches jetzt so allgemein spukt, daß man sich dessen kaum erwehren kann, und daß ich es sogar in Vater Wieland's neuesten Schriften gefunden habe, obgleich die untadelhaften Worte: Zweck, Absicht, Hinneigung u. s. w. gar nicht begreifen können, warum sie wegen der Tendenz so ungerechterweise zurückgesetzt werden! — ich finde sogar in Wieland's Cicero Ambition statt Ehrgeiz, ambiren statt trachten oder streben; wenn das am grünen Holze geschieht, was steht vom dürren zu erwarten! — Es ist uns in diesen neuesten, mit jedem Fluche belegten Zeiten so wenig Nationales übrig geblieben, daß wir wenigstens unsere Sprache rein erhalten sollten, so lange es der Sieger erlaubt.)

Nicht immer hängt von der Zahl der Saiten, noch von der Stärke des Tons der Wohlklang des Instruments ab (so fährt Boufflers fort, um seine Landsleute wegen des geringern Werthes ihrer Sprache zu trösten), und es gibt wenig große Fortepiano's, die so viel Vergnügen gewährten, als die Guitarre von Castro.

(Ich habe nicht die Ehre die Guitarre von Castro zu kennen; ich weiß aber, daß eine Guitarre, sie führe welchen Namen sie wolle, nie den Vergleich mit einem Fortepiano auszuhalten im Stande ist. Das Gleichniß scheint mir also für den Zweck des Verfassers (oder seine Tendenz)

sehr unglücklich gewählt, übrigens aber sehr passend, denn in der That verhält sich die französische Sprache gegen die deutsche wie eine Guitarre zu einem Fortepiano.)

Woher denn also bei den Deutschen dieser stets erkennbare Charakter? Dieser Stempel, dieses Petschaft mit ihrem Namenszuge, den sie, ohne es zu wissen, ihrer ganzen Literatur aufdrücken? — Wir sind versucht zu glauben, daß er von ihren alten deutschen Sitten und Gewohnheiten abhängig ist; von der tiefen Ehrfurcht ihrer Schriftgelehrten für Alles, was jene unterscheidende Form bestimmt, deren Wechsel sie fürchten; von ihrem löblichen Bedürfnisse, ihren Landesleuten mehr zu gefallen, als allen übrigen Menschen. Es ist also eine Huldigung, die sie sich wechselseitig zukommen lassen, indem das Talent der Schriftsteller sich dem Geschmacke der Leser, welcher er auch sein möge, anschmiegt; und daher entspringt in ihren meisten Werken dieser Geschmack des Grund und Bodens (goût de terroir), der nicht immer der Geschmack der übrigen Welt ist.

(Diese Ansicht scheint mir sehr irrig. Kein Schriftsteller von einigem Genie wird jemals mit dem Gedanken sich an den Schreibtisch setzen, daß er sich in den Geschmack des Publikums fügen wolle; er wird sich vielmehr bestreben, daß sein Geschmack der Geschmack des Publikums werde, und — wenn er wirklich ein Genie ist — so wird das auch geschehen. Ich weiß zwar wohl, daß, so oft man etwa einen beliebten Schriftsteller weh thun will, zu sagen pflegt, er bemühe sich nur dem großen Haufen zu gefallen;

das beweiſt aber weiter nichts, als daß er transparent ſchrieb und die Kraft des Genies beſaß, ſeinen eigenen Geſchmack auszubreiten, eine Kraft, die gewöhnlich ſeinen Tadlern abgeht, wofür ſie ſich denn durch tauſendmal wiederholte Bitterkeiten gegen ihn und das Publikum tröſten. — Nein, es iſt in der That ſehr ſeltſam, daß Boufflers den eigenthümlichen Charakter unſerer Literatur in unſerer Ehrfurcht vor die alten Sitten und Gewohnheiten ſieht, da wir doch von zehn Jahren zu zehn Jahren nicht allein dieſe, ſondern auch unſere Philoſophie, Dichtkunſt und ſogar unſere Moral zu wechſeln pflegen.)

Es iſt möglich, daß auch die deutſche Sprache, die faſt allen denen unbekannt bleibt, welche ſie nicht von ihren Ammen gelernt haben, und die bei großem Reichthume doch ein ganz eigenes Genie beſitzt, es iſt möglich, ſage ich, daß dieſe Sprache auch einigen (?) Einfluß auf die Gattung der deutſchen Produkte hat: Worte ſollten nur Ausdruck unſerer Ideen ſein, aber oft ſind ſie auch die Formen, in welche die Ideen gegoſſen werden, und daraus müſſen um ſo mehr Eigenthümlichkeiten entſtehen, je weniger Verwandtſchaft und Gemeinſchaft eine Sprache mit denen der übrigen Welt hat. Nun wird aber die deutſche Sprache blos in Deutſchland geſprochen — (nicht auch in Curland, Liefland, Eſthland? in Böhmen und Ungarn? in Dänemark? in Nordamerika? u. ſ. w.) — und auch da noch theilt ſie ſich in eine Menge Dialekte, die durchaus verſchieden unter einander ſind — (dasſelbe gilt auch von der franzöſiſchen Sprache) — und deren Viele ſich den

Vorzug unter einander ſtreitig machen — (wir haben nur eine Bücherſprache) — es gibt auch Gegenden, wo ſie auf immer auszuwandern anfängt.

(Leider! es ſind die von den Franzoſen eroberten Gegenden!) — Ferner finden ſich in dieſem großen Lande überall Menſchenklaſſen, und zwar ſehr ausgezeichnete, die ihre Sprache zu vernachläßigen affektiren, und die es weit vornehmer finden, unbekannt mit ihr zu bleiben. Ach leider! leider! es ſind unſere Fürſten und Großen! die jetzt für dieſe Verkehrtheit ſtrenge büßen; denn — es möge paradox klingen, aber es ließe ſich wohl erweiſen: — Hätten ſie immer deutſch geredet, ſo hätten ſie auch deutſch gedacht, und wären nie in fremde Sklaverei gefallen.)

Hiedurch iſt bei denjenigen, die ihrer Sprache treu geblieben, die Anhänglichkeit an dieſelbe und an die National-Formen feſter und ausgezeichneter geworden. Es ſind gleichſam Prieſter einer unterdrückten Sekte, die wo möglich ihre Aufmerkſamkeit und Pünktlichkeit in Beobachtung ihrer Ceremonien verdoppeln; und wäre es denn zu verwundern, wenn dieſe warmen Eiferer bisweilen ihre edle Hingebung bis zum Fanatismus hinauf ſchraubten, und ſo den Verfechtern eines andern Glaubens einen Theil der Spöttereien und Ungerechtigkeiten zurück gäben, deren Zielſcheibe ſie waren? Hier darf man wohl ausrufen: Je ne décide point entre Genève et Rome.

Indeſſen, da ſolcher Wetteifer mehr ein Spiel als ein Kampf iſt, ſo darf man nach Belieben zu dieſer oder jener Partei ſich ſchlagen, oder auch gar keine ergreifen; Alles

hören, sammeln, abwägen, und die gefährliche Ehre zu entscheiden Andern überlassen, welche den Trieb dazu verspüren.

Die Deutschen sind seit Jahrhunderten (!) im Besitz eines National-Theaters; aber, gleich den Griechen, haben sie lange Zeit nur ein komisches Theater gehabt, um die unwissendste Klasse zu unterhalten, und jenes gute Völkchen zu ergetzen, welches, zu seiner Ergetzlichkeit, starker Reize bedarf.

(Ich wünschte, Bouffiers hätte uns das seit Jahrhunderten bestehende, deutsche Nationaltheater etwas näher kennen gelehrt. Hat er vielleicht die Schauspiele der Nonne Roswitha gemeint? die im zehnten Jahrhunderte sechs christliche Komödien nach dem Muster des Terenz schrieb, und durch ihre elenden Produkte diesen Heiden für die christliche Jugend entbehrlich machen wollte? — aber sie schrieb lateinisch. Von ihr bis zu Opitz, Gryphius und Lohenstein ist mir von einem deutschen Nationaltheater nichts bekannt; man gab blos geistliche Farcen.)

Auf diesem Theater, welches im Grunde nur eine Nachbildung oder eine Karrikatur des alten italienischen Theaters war, trug jeder Schauspieler den Namen seines Rollenfachs und das Kleid desselben, er mußte auch mit dem Geiste dieses Rollenfachs vertraut sein, und das Vergnügen der Zuschauer eben so wohl durch seine Einbildungskraft, als durch sein Gedächtniß befördern. Ein solcher Schauspieler und halber Verfasser war folglich sehr geübt in allen Lazzis und allen Grimassen, die seiner Rolle zukamen, und

verſorgte ſich im voraus mit einer Menge von ſogenannten witzigen Einfällen, die freilich nicht zart, aber den Umſtänden angemeſſen, und mit Sicherheit darauf berechnet waren, auf eine durch Arbeit oder Langeweile erſchöpfte Verſammlung zu wirken, einen Haufen guter, ehrlicher Leute, die, wenn ſie gearbeitet, gegähnt, getrunken und Tabak geraucht hatten, doch vor Schlafengehen noch ein wenig lachen wollten.

(Boufflers macht die Deutſchen hier ein wenig zu früh zu Tabakſchmauchern.)

Jenes Deutſchland iſt nicht mehr. — (Leider exiſtirt Deutſchland überhaupt nicht mehr!) — Das Licht der Wiſſenſchaften und des Geiſtes hat dort glänzender als ſonſt irgendwo geleuchtet. So bald die Nation anfing ſich aufzuklären, erröthete ſie über das, was ſie zuvor ergetzte, und ſie verſtieß ihre Hanswürſte und Lipperle's — (der Verfaſſer ſchreibt Lyperley) — ſo wie man die Kinderpuppen wegwirft. Das alte Theater fiel bald überall in Trümmern, und Ueberſetzungen der beſten, ausländiſchen, dramatiſchen Schriftſteller traten an die Stelle jener erbärmlichen und groben Hanswurſtiaden. Der Zeitraum von einer oder zwei Generationen iſt hinreichend geweſen, um dieſe große Verwandlung hervorzubringen, und — was merkwürdig iſt — die komiſche Gattung iſt den Deutſchen am wenigſten gelungen. — (Das Letztere gilt, wie mich dünkt, von allen Völkern; denn es iſt durchaus weit ſchwerer ein gutes Luſtſpiel, als ein gutes Trauerſpiel zu

ſchreiben. Warum? dieſe Unterſuchung würde hier zu weit führen.) — Von einer, unſern guten Nachbarn eigenthümlichen Neigung getrieben, haben ſie das Rührende dem Ergetzlichen vorgezogen, und wenn vormals die Väter blos in's Schauſpielhaus gingen um zu lachen, ſo gehen jetzt die Söhne dahin um zu weinen.

(Hierin möchte Boufflers ſehr Unrecht haben. Der bei weitem größere Theil des Publikums zieht die Luſtſpiele den Trauerſpielen vor, beſonders jetzt, da es außer dem Theater genug zu weinen gibt über das abſcheulichſte Trauerſpiel, welches ſeit Thamas Kuli Chan aufgeführt worden, und worin jeder Europäer, ohne Ausnahme, wider ſeinen Willen eine Rolle ſpielen, oder wenigſtens leiden muß, daß mit ihm geſpielt werde *).

Die Ueberſetzung der wenigen Dramen, die wir (nämlich die Franzoſen) zu dieſer Zeit hatten, verbunden mit der Hervorbringung vieler neuer, bereitete die deutſche Bühne ganz natürlich auf die Einführung des Trauerſpiels vor. — (Um Verzeihung, wir beſaßen weit eher Trauerſpiele als Dramen.) — Es wurde mit Entzücken aufgenommen, und die ganze Nation, die jederzeit mit erhabenem Sinne, Tugend, Kraft — (wollte Gott!) und mit der Neigung für das Grandioso begabt war, ſäumte nicht zu beweiſen, daß die edelſten Vergnügungen ihr auch die angemeſſenſten wären.

---

*) Notabene: Die Engländer ſind ja bekanntlich an Allem Schuld.

(Das Wort grandios iſt ein neuer Kunſtausdruck in der franzöſiſchen Aeſthetik. Die Franzoſen bringen es jetzt eben ſo oft vor, als wir unſere Tendenz. Es ſoll ſo viel heißen als erhaben, im großen Stil.) —

Ueberſetzungen, Nachahmungen genügten bald nicht mehr. Nur Schüler überſetzen und ahmen nach, nicht Meiſter. (Warum nicht? Göthe und Schiller haben überſetzt, und eigentlich ſollten nur Meiſter überſetzen.) —

Warum ſollte der Reiche noch leihen? Warum ſich fremder Induſtrie bedienen, wenn er den erſten Stoff ſelbſt beſitzt? — Das weckte die deutſchen Muſen. Man glaubte zu fühlen, daß man gegen die Meiſter der Kunſt als Nebenbuhler auftreten könne, und man trat in die Schranken; man meinte wohl auch ſchaffen zu können, und man ſchuf.

Ehre gebührt jedem Schöpfer! und unter dieſem Geſichtspunkte hat das deutſche Theater uns auffallend bewieſen, daß den Talenten und ſelbſt den Genies, welche es mit ihren Meiſterwerken bereichert haben, nichts unerreichbar blieb. Iſt man nur einigermaßen in die Schönheiten der Sprache und des Stils eingeweiht, ſo findet man Verwickelungen, Charaktere, Leidenſchaften, Situationen, Gemälde, Gedanken und eine Poeſie, die nichts zu wünſchen übrig laſſen, ausgenommen etwa die Beobachtung der, von faſt allen unterrichteten Menſchen aller Zeitalter einſtimmig angenommenen Regeln, welche ſich zum Trauerſpiel verhalten, wie die unter den Malern eingeführten

Verhältniſſe und Maße zu der Wirkung ihrer Gemälde. — (Dies Gleichniß ſcheint ſehr unpaſſend.) —

So wären wir denn endlich auf weiten Umwegen bis zu dem Punkte gekommen, von dem wir ausgehen wollten. Die Deutſchen beſitzen ein Theater, ein Luſtſpiel, ein Trauerſpiel; ſie ſind zufrieden mit ihrem Trauerſpiele; ſie ſind ſogar zufriedener damit, als mit dem unſrigen. Das iſt fürwahr viel; und ihre Zufriedenheit iſt ſo groß, daß, wenn wir einigen ihrer beſten Kritiker glauben wollen, wir wohl thun würden, uns von Corneille, Racine und Voltaire los zu ſagen, und dagegen ihren Meiſtern zu folgen. Gewiß, wir ehren dieſe ihre Meiſter; allein ſie ſelbſt folgen der Fahne Shakeſpeares, der ſo ſchwer zu erreichen iſt, und mit dem man ſo leicht ſich verirren kann. Folglich wäre der neue Kampf zwiſchen dem franzöſiſchen und deutſchen Theater eigentlich nur eine Fortſetzung oder eine Wiederaufwärmung der ewigen Nebenbuhlerſchaft, deren ſich England gegen Frankreich berühmt. Nicht genug, daß die Flotten, wie Virgil ſagt, die Ufer, die Heere einander entgegen ſtehen; nicht genug, daß die letzten Enkel mit den letzten Enkeln kämpfen (pugnant ipsique nepotes), es ſollte auch noch, was Virgil nicht vorher geſehen hatte, ein Theater dem andern, ein Dichter dem andern entgegen geſtellt werden.

Der Hauptſtreit betrifft die Regel der drei Einheiten, gegen welche die Deutſchen ſich empören, und die ſie als ein tirranniſches Geſetz betrachten, welches blos erfunden ſei, um den Flug des Genies zu hemmen, und, unter

Franz. Nun? So? —

Nat. (ſich mit ſanfter Gewalt loswindend) So kann ich ruhig ſchlafen gehn. Gute Nacht, lieber Vater! (ſie will entſchlüpfen)

Graf. He! Natalie!

Nat. (ſchon an der Thür) Erlauben Sie —

Graf. Willſt du nicht das Traumbuch mitnehmen?

Nat. Wozu?

Graf. Wenn du etwa nicht ſchlafen kannſt, und Langeweile haſt.

Franz (der eben ein andres Buch aufſchlägt) Geben Sie ihr lieber die Nachrichten von Poltergeiſtern.

Nat. Ich wünſchte Bruder, du ſtudirteſt den Schatzmeiſter aller Komplimente, ſo würdeſt du beſcheidner mit deiner armen Schweſter umgehn. (ſie läuft fort)

Graf. Umarmen Sie mich, lieber Sohn.

Felix. Gichtſüchtiger Mann!

Graf. Wo iſt Ihre Schweſter?

Felix. Hoffentlich bereits in den Armen meines Vaters.

dem Vorwande, das Genie zu ordnen, ihm die Flügel zu beſchneiden.

Es gibt einen Punkt, über den die ganze Welt einig iſt, und den man als die erſte Regel für alle Theater betrachten kann, nämlich den: man muß gefallen. — (Guter Boufflers! wie ſehr irreſt du, wenn du glaubſt, Jedermann ſei einig über dieſen Punkt. Unſere deutſchen Theaterkritiker behaupten gerade das Gegentheil, oder geben es wenigſtens ſehr oft zu verſtehen. Ein gutes Stück muß dem Publikum nicht gefallen, denn das Publikum iſt nicht à la hauteur des froſtigen Dichters und des gelbſüchtigen Kritikers. Ein gefallendes Stück wird gewöhnlich in allen Zeitungen als ein ſchlechtes Stück bezeichnet, das den erhaltenen Beifall blos einigen Theatercoups, einigen witzigen Einfällen, und vor allen Dingen der Kunſt der Schauſpieler zu verdanken hat. Wehe dem Dichter, der etwa auftreten und ſagen kann: »ich gefalle — und gefiel ſchon damals, als du Kritikus geboren wurdeſt.“ — Für dieſe Herren iſt das nur ein Beweis, daß das Publikum zwanzig Jahre hintereinander blind geweſen iſt, und ſie fühlen ſich berufen, ihm rüſtig den Staar zu ſtechen. Ueber jenen Punkt alſo mag die ganze Welt einig ſein, nur Deutſchland muß man ausnehmen, und jene erſte Regel mag für alle Theater gelten, nur für die Deutſchen gilt ſie nicht.)

Es gibt zwei Arten zu gefallen: man ergetzt oder man intereſſirt. Die Tragödie beſtrebt ſich blos das letztere zu thun, und dem Dichter, der am meiſten zu intereſſiren

weiß, wird die Palme gereicht. Die Denker unterscheiden mehrere Gattungen von Interesse: Mitleid, Bewunderung, Schrecken. Mitleid entsteht in uns bei Betrachtung des Unglücks; Bewunderung durch Heldenmuth; Schrecken durch Verbrechen oder die Geißel des Schicksals. Auch hierüber sind alle Stimmen einig. Wir müssen uns also nur noch über die Art und Weise, diesen Zweck zu erreichen, oder wenigstens ihm so nahe als möglich zu kommen, mit einander verstehen.

Ein Trauerspiel ist die Darstellung einer heroischen Handlung — (diese Definition lassen die Deutschen nicht gelten: ein Trauerspiel ist ein Launenspiel des Fatums) — es beginnt mit einer Exposition, sonst würde man nicht wissen, wovon die Rede sei; durch die Exposition lernt der Zuschauer alle die Personen kennen, welche in die Handlung verwickelt werden sollen; sie werden ihm vorgeführt, oder es wird von ihnen erzählt; er durchschaut ihren Zweck, erfährt, welches verschiedene Interesse sie veruneinigt, welche Leidenschaft sie beseelt, und so schlägt er sich im Voraus zu einer oder der andern Partei. Dann werden ihm die eintretenden Hindernisse gezeigt, und auf welche Weise die kämpfenden Parteien einander zu schaden suchen; diese Verlegenheiten müssen von Augenblick zu Augenblicke wachsen, und mit ihnen die unruhige Neubegier der Zuschauer; gewöhnlich erfolgt dann eine Veränderung der Lage, und die Hoffnung tritt auf einen Augenblick an die Stelle der Furcht, oder umgekehrt; endlich kommt die Entwickelung, und, damit das Interesse nicht vermindert werde: so muß

dieſe entweder ganz unerwartet ſein, oder doch durch ein Mittel bewirkt werden, welches Niemand vorausgeſehen hatte. Es gibt kein Theater auf der Welt, und wäre es bei den Hottentotten, wo der Dichter nicht alles dies beobachtete, ſo gut er vermag. Warum? weil es der nothwendige Gang aller Handlungen und Begebenheiten des menſchlichen Lebens iſt, welchen ſich Schwierigkeiten entgegen ſtellen, und weil, wenn ſie deren nicht fänden, ſie auch nicht verdienten, Aufmerkſamkeit zu erregen.

Woher denn nun aber der Zwiſt, der zwiſchen beiden Melpomenen obwaltet? Daher, daß man von der einen Seite die Regeln der drei Einheiten befolgen will, die man als eine ſehr weiſe Uebereinkunft betrachtet, welche zwar das Vorſchreiten verſtatten, aber das Verirren hindert; während man von der andern Seite behauptet, das Genie kenne nur ſeine eigenen Geſetze, und weder die von den Alten erfundenen Regeln, noch die von den Neuern aufgeſtellten Beiſpiele, dürften es beengen oder auch nur leiten; die Natur ſei das einzige Geſetz, dem es folgen, der einzige Geſetzgeber, den es hören müſſe; die Gängelbänder ziemten dem Beflügelten nicht. Alle dieſe Gründe ſind ohne Zweifel ſehr ſtark, aber — man leſe Schiller und man leſe Racine. — (Ja wohl, man leſe beide. Uns Deutſchen kommt es ſo vor, als ob dieſe Probe nur zu unſerm Vortheile ausfallen könnte.) —

Man muß nie von der Natur abweichen, ſagen die Deutſchen. Die Franzoſen geben das zu; allein ſie fragen hier wiederum: ob man die Natur in allen ihren Einzel-

heiten zeigen müſſe? Jene wollen Alles darſtellen, was mit dem Gegenſtande verbunden iſt (tout ce qui tient au sujet), dieſe nur Alles, was aus dem Gegenſtande entſpringt (tout ce qui nait du sujet) — (Wortklauberei).

Man ſieht gleichſam Maler von verſchiedenen Schulen vor ſich, welche dieſelbe Begebenheit aus der Geſchichte darſtellen wollen; der Eine bildet ſich ein, je mehr Einzelheiten er der Natur gewiſſenhaft nachbilden werde, je mehr werde ſein Werk an Wahrheit und folglich auch an Vollkommenheit gewinnen; der Andere hingegen meint, es komme nicht darauf an, dieſe oder jene Geſtalten ſich zum Muſter zu nehmen, ſondern eine Handlung zu malen, und er dürfe die Aufmerkſamkeit auf dieſelbe durch nichts zerſtreuen; folglich werden ſeine Geſtalten keine Portraite ſein, ſondern einen Charakter, eine Leidenſchaft ausdrücken; ſie werden ſich in einer, dem Antheile, den ſie an der Handlung nehmen ſollen, gemäßen Lage befinden; kurz, der Maler wird die Perſon zeigen, wie ſie ihm vorſchwebte (comme il le conçoit) und ſich mit den kleinlichen Details gar nicht abgeben, welche, nach ſeiner Meinung, blos dem Portraitmaler geziemen; und in der That, je mehr ſolche Einzelheiten jene liefert, je mehr leidet das Ganze darunter. Wollt ihr die Schmiede von Lemnos zeigen, ſo verbergt einen Theil der Cyclopen hinter den übrigen; denn man will nicht einen jeden Einzelnen, man will nur die Gruppe ſehen, weil ihre verſchiedenen Bewegungen, ihre kontraſtirenden Stellungen, die Blaſebälge, die Zangen, die Hammer, Einſtimmigkeit und Thätigkeit der Arbeit ver-

künden. Hier tritt ungefähr der Unterschied ein, zwischen dem der ganz in der Nähe, und dem der von oben herab sieht. In der Nähe sieht man freilich Alles, aber zu deutlich (trop à loisir), und das Ganze entgeht dem Auge; von oben herab sieht man die Gruppe besser, man unterscheidet aber nur die merkwürdigsten Gegenstände und bekümmert sich auch nicht um die Einzelheiten, welche die Entfernung dem Auge entzieht. Wir denken, wir Franzosen nämlich, daß der Dichter sich in demselben Falle befindet, daß er von einem höhern Standpunkte herabschauen, und den Zuschauer auf diesen seinen Standpunkt hinauf ziehen müsse.

(Alles das wird von Deutschen keineswegs widersprochen werden; aber Boufflers hätte uns Beispiele anführen sollen, wo unsere guten Dichter blos Portraite gemalt hätten. Es gibt Einzelheiten, auch in historischen Gemälden, welche gar nicht außerordentlich sind. Eine Einzelheit, z. B. die als Charakterzug hervortritt, hört dadurch auf, eine Einzelheit zu sein und verbindet sich innig mit dem Ganzen. Wenn Schiller's Jungfrau sich den Helm aufsetzt, oder wenn der Tirann im Gustav Wasa von den Speisen, die man ihm bringt, zu kosten befiehlt, u. dgl. m., so sind das Pinselstriche, die den Charakter andeuten und zur vollständigen Zeichnung desselben gehören. Eben das gilt von den Leidenschaften. Die Einheit der Handlung beobachten gute deutsche Dichter eben so genau als die Franzosen; aber es scheint nicht immer so, weil sie manche kleine Nebenhandlungen doch nur deswegen anführen,

um die Charaktere und Leidenschaften klar hervor treten zu lassen. Wenn zum Beispiel der Prinz in Emilie Galotti dem Camillo Rota Audienz ertheilt, um ein Todesurtheil hastig zu unterschreiben, so ist das ein Detail, wie Boufflers es nennt, welches mit der Haupthandlung in keiner Verbindung steht, und in der That würde ein französischer Dichter den Camillo Rota ganz weggelassen, und den Akt mit einem prächtigen Monolog des Prinzen geschlossen haben, in welchem dieser seine Leidenschaft erzählt haben würde, da Lessing hingegen die Heftigkeit derselben durch eine Nebenhandlung verrathen ließ. Welches das Bessere sei, darüber herrscht wohl unter Deutschen nur Ein Glaube. Kurz, wir lieben die chinesischen Bilder ohne Hintergrund nicht, wo die Personen in der Luft stehen.) —

Die drei Einheiten, welche Aristoteles und Alle, die nach ihm geschrieben haben, so sehr empfehlen, sind offenbar unverträglich mit gehäuften Details, und scheinen deswegen den deutschen Tragikern eben so viele Steine des Anstoßes, welche aus dem Wege zu räumen sie für erlaubt halten, und man muß bekennen, daß, wenn wir auch unwidersprechliche Autoritäten für uns haben, und Muster, die nichts zu wünschen übrig lassen, sie hingegen Gründe für sich anführen, welche wir, in der Theorie, nur schwach zu beantworten im Stande sind.

Indessen werden sie doch nicht wagen, die Fahne des Aufruhrs gegen Aristoteles so hoch zu erheben, daß sie auch von der Einheit der Handlung, den wichtigsten unter den drei Einheiten, sich loswickeln sollten; aber sie

ſcheinen zu vergeſſen, daß die Alten dieſe Einheit unter mehrern guten Gründen, auch darum feſtſetzten, damit die Handlung gedrängt ſein möchte (ad eventum festina). Hier iſt es, wo der Dichter ſowohl als der Maler ſich erinnern muß, daß das Geheimniß der Wirkung großentheils in Aufopferungen beſteht. (Sehr wahr!) — Auf allen Theatern der Welt wird die Entwicklung ſtets die Neubegier des Zuſchauers beſonders reizen; je näher die Entwicklung rückt, je haſtiger muß er nach ihr verlangen; und in dem Maße, wie dieſes Verlangen heftiger wird, muß auch der Dichter eilen (ad eventum festina). Soll alſo der Gang des Stückes zögern, ſo muß das durch eintretende Hinderniſſe und nicht durch Nebendinge veranlaßt werden — (wer hat daran gezweifelt?) — ſonſt begeht der Dichter einen Fehler, und ſolche Fehler werden faſt immer hart gezüchtigt. Indem ich den deutſchen Schriftſtellern dieſe ängſtliche Beſorgniß vorwerfe, nichts hinter ſich zu laſſen, was ihnen, wenn nicht gerade nothwendig, doch von einiger Wichtigkeit ſcheint, ſo bekenne ich doch, daß oft große Schönheiten daraus entſprungen ſind; aber wenn man von einem dringenden Intereſſe bewegt und gequält wird, ſo iſt die Schönheit, welche uns auffällt, keine Schönheit mehr für uns, und bliebe ſie es doch, ſo wäre das nur ein Beweis, daß das Hauptintereſſe nicht lebhaft genug geweſen. — (Lauter Dinge, die kein Deutſcher widerſprechen, aber auch nicht zugeben wird, daß ſie auf ſeine guten Dichter anwendbar ſind.) —

Unterſuchen wir jetzt die beiden andern Einheiten. Hier möchte es ſcheinen, daß die Verfechter der dramatiſchen Freiheit mehr im Vortheil wären. Die Einbildungskraft, dieſe fruchtbare Mutter alles deſſen, was uns reizend erſcheint, dieſe flüchtige Bewohnerin aller Orte faſt zugleich, muß ſich, bei der Einheit des Orts, allerdings ſehr beengt fühlen. Statt ſich in jedem Augenblick jedes Herumſchweifen zu erlauben, muß ſie gleichſam gefangen auf einem Platze ſtehen, um von da aus eine und dieſelbe Begebenheit ſich vorbereiten, nach und nach vorſchreiten, zurück weichen, wieder kommen und endigen zu ſehen. Könnte man dieſem ſtrengen Geſetze nicht das tägliche Beiſpiel unſerer lyriſchen Tragödien entgegen ſtellen, wo der Schauplatz ſich alle Augenblicke verändert, ohne daß irgend Jemand es anſtößig findet? So groß auch der Raum ſein möge, den man in einem Nu durchfliegen muß, die Einbildungskraft widerſtrebt nicht, die Unendlichkeit iſt für ſie nur ein Schritt; ſo verſchieden auch die Geſtalten und Anſichten ſein mögen, ſie findet es nicht unmöglich, ja ſie weiß und thut mehr als alle Dekorateurs; ſie billigt Alles, wenn ſie nur immer diejenigen Perſonen und Sachen wieder findet, mit denen ſie beſchäftigt iſt, wenn nur dieſelbe Handlung an den verſchiedenen Orten ſich fortſpinnt, und der Faden nicht zerreißt, weil er zu ausgedehnt war.

Aber was in der Oper ſich ſchickt, iſt unſchicklich in der Tragödie. — (Warum?) — Jene bedarf der Wunder — (warum?) — dieſe fürchtet alle Unwahrſcheinlichkeiten. — (Aber Boufflers hat ja ſchon zugegeben, daß die Ein-

bildungskraft nichts Unwahrſcheinliches darin findet? oder dürfen wir die Einbildungskraft nur in die Oper mitbringen?) — Jene will vor allen Dingen nur den Sinnen und der Einbildungskraft gefallen, welche letztere gleichſam eine Strahlenbrechung der Sinne iſt. (?) Dieſe hat zum Zweck, den Geiſt zu intereſſiren, die Vernunft zu beſchäftigen, edle Bewegungen in der Seele zu erwecken, und nützliche, tiefe Eindrücke darin zurück zu laſſen.

(Daß beides vereinbar ſei, haben Schiller und andere durch ihre Meiſterwerke bewieſen.)

Um dieſen erhabenen Zweck zu erreichen, mußte man alle Mittel aufſuchen, um Zerſtreuungen zu vermeiden, und man muß geſtehen, daß der Anblick der unveränderten Umgebungen Vieles dazu beiträgt; dann ſammelt ſich der Geiſt wie die Lichtſtrahlen in einem Brennglaſe. Es wäre alſo wohl möglich, daß dieſe, für die Dichter oft ſo drückende Einheit des Orts, von den Geſetzgebern der Bühne als ein Mittel betrachtet worden wäre, die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer zu concentriren, eine ſehr weiſe Vorſicht ſchon an ſich, und beſonders für uns Franzoſen, die wir uns ſelbſt anklagen, flüchtiger zu ſein (plus légères) als die Deutſchen, und die wir dieſen Fehler mit den Athenienſern gemein haben. —

(Zugeſtanden, daß die Einheit des Orts die Aufmerkſamkeit leichter feſſele, ſo kann die Verletzung desſelben doch kein Fehler ſein, wenn der Dichter Kraft genug in ſich ſpürte, dieſes Nothbehelfs — wozu Boufflers ſelbſt durch ſeine Erklärung ſie macht — nicht zu bedürfen, und

wenn er, wie Schiller, es wirklich beweiſt, daß er desſelben entbehren konnte. Weſſen Aufmerkſamkeit erſchlafft wohl in der Jungfrau von Orleans?) —

Die Einheit der Zeit liefert der Vermittlung etwas Unbeſtimmteres, dem Streite mehr Unterworfenes und ſchwerer zu Entſcheidendes, als die Einheit des Orts. Die Einbildungskraft freilich kehrt ſich eben ſo wenig an die Grenzen der Zeit als an die des Raumes; denn die Dauer ſteht immer im Verhältniſſe mit dem Raume, alle ihre Phänomene ſcheinen ſich auf einander zu beziehen, und durch geheimnißvolle Geſetze mit einander verbunden zu ſein; Jedes iſt gewiſſermaßen der Anzeiger (l'indicateur) des Andern. Indeſſen kann man doch auf der Bühne eher vom Raume abſtrahiren als von der Zeit. Eine blitzſchnelle Verwandlung, die, ohne daß ich meinen Platz verlaſſe, mich vom Aequator zum Pole, von Meriko nach China verſetzt, ertrage ich leicht; aber man möge es anfangen, wie man wolle, nimmer werden meine Augen ſich daran gewöhnen, in derſelben Stunde einen Jüngling zum Manne reifen zu ſehen. Es war hier eine Uebereinkunft zu treffen, der Dichter bedurfte mehr Zeit, als der Zuſchauer verwilligt; allein, wo iſt die Grenze? — Iſt man darüber noch nicht einig, ſo ſollte man doch darüber einig werden, und da man, wie ich glaube, jetzt ſtreitſüchtiger geworden iſt, ſo würde vermuthlich der Zwiſt nie enden. Darum laßt uns den Alten danken, daß ſie uns die Verlegenheit erſpart haben, und laßt uns die Richtigkeit ihrer

Graf. (zu Franz) Hat er auch dir verziehn?

Franz. Ich vertraue auf die Stimme der Natur.

Graf. Du sahst ihn noch nicht?

Franz Weib und Kind sollten mir zuvor den Weg zu seinem Herzen bahnen.

Graf. So gehe und thue deine Pflicht.

Franz. (will gehn) Ha! da ist er!

Siebente Scene.

Der Verwalter. Ottilie. Die Vorigen.

Ott. Franz! mein Franz! er hat uns verziehn!

Franz. (ergreift seine Hand) Darf ich mit kindlicher Ehrfurcht —

Verw. Halt! junger Mann. Verzeihen Sie, Hr Graf, daß ich so spät —

Graf. (reicht ihm die Hand) Ein paar Jahre früher wäre mir freylich lieber gewesen.

Verw.

Ansichten nach den Meisterwerken der Griechen und Römer beurtheilen. —

(Vor allen Dingen laßt uns über den Geschmack nicht streiten. Jede Nation hat den ihrigen und wird ihn behalten, trotz aller grăcisirenden Franzosen oder Deutschen. Boufflers hat nichts Neues gesagt, und es läßt sich auch nichts Neues darauf antworten. Der Streit über die Einheiten wird noch oft erneuert, aber wohl nie beiden Parteien genügend entschieden werden. Wir haben die Einheiten so lange beobachtet, bis ein Genie unter uns aufstand, welches durch eine, die Vortheile der Einheiten weit überwiegende Kraft sie uns vergessen machte. Die Franzosen werden sie so lange beobachten, bis auch unter ihnen ein solches Genie auftreten wird.)

Alte Urtheile über die Franzosen.

Wie doch eine Nation sich verändern kann! — man erstaunt, wenn man liest, daß ihr eigener Landsmann Commines vor alten Zeiten sie folgendermaßen beurtheilte:

»Sie werden nur zu Spiel und Possen erzogen. In Kleidung und Reden sind sie höchst leichtsinnig, bekümmern sich weder um ihre eigenen, noch um die Volksangelegenheiten, sondern schieben alles auf ihre Vertrauten (in familiares omnia rejiciunt). Wenn auch dann und

wann einmal einer aus der Schlafſucht erwacht, ſo kommt er zu ſpät und die Gelegenheit iſt entſchlüpft" *).

Jetzt kann man den Franzoſen fürwahr nicht mehr vorwerfen, daß ſie zu ſpät kommen, obgleich Viele wünſchen, daß ſie ganz ausbleiben möchten. Uebrigens geſtand man ſchon in jenen Zeiten — es ſind nun dreihundert Jahre und darüber — ihnen den Vorzug einer feineren Ausbildung, einer höflichen Geſchmeidigkeit zu, verband aber gar gehäſſige Begriffe damit, die man zu Ludwig's XI. Zeiten aus ihren Unterhandlungen, Traktaten und ihrem ganzen Benehmen geſchöpft hatte. Ein engliſcher Geſandter auf dem Reichskonvente zu Koblenz 1492 drückte ſich darüber ſo aus: »Das ſchlechteſte Unterpfand, das ein Franzos in ſeinem Hauſe hat, iſt deſſen Treue und Glauben; was er verſpricht, ja was er beſchwört, geſchieht immer trüglich; er hält nur ſo viel davon, als ihm beliebt, da doch ſelbſt Türken und Saracenen Treue und Glauben halten."

Freilich iſt das Urtheil eines Engländers, wenn es ſeine ewigen Feinde, die Franzoſen, betrifft, von keinem

*) Sic enim hodie complures instituuntur, quasi ad ludum essent facti et jocum. In vestitu et omni sermone nihil moderate faciunt aut prudenter — de negotiis aut suis aut populi non cognoscant ipsi, verum in familiares omnia rejiciunt. — Si quis est aliquando, qui forte tanquam ex veterno expergefactus animum rebus gerendis adjiciat, hoc vero admodum fuit amissis propemodum occasionibus.

Gewichte; aber sogar Kaiser Maximilian erlaubte sich eine ähnliche Sprache in öffentlichen Manifesten; zum Beispiel lese man folgende bittere Naivetät: »Sie singen höher dann genotiret, sie lesen anderst dann geschrieben, sie reden und sagen anderst dann ihnen im Herzen ist.« (Siehe Goldast, Reichshandlungen T. II. p. 55.)

Alle diese Vorwürfe gelten heutiges Tages nicht mehr, da bekanntlich jetzt nichts zuverlässiger ist, als das Wort eines Franzosen.

Rudolph von Habsburg.

Es gibt wohl keinen unter den Lesern der Biene, dem dieser große Mann und Gründer des österreichischen Hauses nicht bekannt wäre; auch bin ich gar nicht gesonnen, das Bekannte zu wiederholen; nur einige kleine Merkwürdigkeiten, ihn betreffend, und weniger im Umlaufe bei der Gelehrsamkeit scheuenden Lesewelt, hebe ich aus. Dahin gehört ein geheimes Schreiben des Bischofs Bruno von Olmütz an den Papst Gregor X., in welchem er, gleich nach Rudolphs Kaiserwahl, die damalige Lage von Deutschland schildert, und sich über den neuen Kaiser folgendergestalt ausdrückt *):

»Es scheint fast, als ob die geistlichen und weltlichen

*) Bei Rainaldi zum Jahr 1272.

Fürsten die kaiserliche Macht schon verabscheueten. Sie wünschen zwar, durch die Gnade des heiligen Geistes, einen gnädigen Kaiser zu besitzen, wie auch, durch die eingeborne Weisheit Gottes, einen weisen Kaiser zu erwählen; aber sie läugnen gleichsam die dritte Person in der Gottheit, nämlich die Macht (Gott den Vater), da doch Wissen und Wollen, ohne das Können, wenig nützt, und nichts ersprießlicher scheint, als die Macht eines Einzigen, wenn sie auch dann und wann ein wenig gemißbraucht wird."

Im Lateinischen klingen die letzten Worte sehr artig: etiamsi aliquantulum malignari vellet. Ach ja! das aliquantulum wollten wir uns wohl gefallen lassen; aber — aber —

Uebrigens ist sehr bemerkenswerth, daß der letzte deutsche Kaiser aus dem österreichischen Hause gerade dasselbe Schicksal erfuhr wie der erste: »Daß nämlich die geistlichen und weltlichen Fürsten die kaiserliche Macht schon verabscheuten;" nur mit dem großen Unterschiede, daß sie damals keinem fremden Kaiser sich unterwarfen, wovon ein gewisses deutsches Vorurtheil sie abhielt, welches nun verschwunden ist.

Wenn ein Mann aus unberühmtem Geschlechte einen Thron besteigt — und gar einen Kaiserthron: — so setzen alsobald eine Menge Federn sich in Bewegung, um zu beweisen, daß er von hochberühmten Vorfahren abstamme, wenn gleich zuvor es Niemand ahnete. Man kennt das eitle Bemühen unserer Zeiten, dem Helden unserer Tage

Gott weiß welchen erhabenen Urſprung anzudichten, und wäre nur etwas damit zu verdienen, man würde ſolche Träume noch täglich leſen. Da aber Napoleon der Große ſeinen Stammbaum nur auf ſein gezücktes Schwert gegraben hat, und von keinem andern wiſſen will: ſo ſchweigen endlich die Genealogien-Fabrikanten. Anders dachte Kaiſer Maximilian der Erſte, der ein großer Liebhaber von Stammbäumen war, und folglich auch reichlich damit bedient wurde.

Eine ganz beſondere Ehrſucht herrſchte damals unter den Deutſchen; jedes vornehme Geſchlecht wollte von Römern abſtammen, zum Beiſpiel: die Hohenzollern aus der columneſiſchen Familie, die Hohenlohe aus der flaminiſchen u. ſ. w., folglich mußte auch für Rudolph von Habsburg ein römiſcher Urſprung ausgemittelt werden, und er fand ſich bald in der aniciſchen Familie, aus welcher er mittelſt der perleoniſchen abſtammen ſollte. — (Wer weiß, ob nicht nach einigen Jahrhunderten — vielleicht auch ſchon jetzt — die Deutſchen ihre Ehre darin ſuchen werden, von Franzoſen abzuſtammen; und wirklich mag das franzöſiſche Blut ſchon jetzt in vielen deutſchen Adern fließen, nur nicht das vergoſſene erſetzen.)

Andere ſtiegen, um einen würdigen Ahnherrn für Rudolph zu finden, bis zu den fränkiſchen Königen aus dem merovingiſchen Stamme hinauf, und nannten einen Prinzen Sigebert. Andere brachten ihn in Verwandtſchaft

mit Karl dem Großen durch einen Sohn des Königs Lothar. Dies letztere gefiel dem Kaiser Maximilian am besten, und dabei blieb es also bis in das siebzehnte Jahrhundert, wo man sich nicht schämte — Ansprüche darauf zu gründen, um die Bourbons vom französischen Throne zu verdrängen. Da bewiesen französische Gelehrte, daß Rudolph von einem elsassischen Grafen Gunthram, und dieser wiederum von einem alemannischen Herzoge Ethico abstamme, der im siebenten Jahrhunderte lebte. Dabei ist es vor der Hand wiederum geblieben. Gewißheit ist nie zu erlangen; denn wie oft soll man es den Ahnensüchtigen wiederholen: daß die Familiennamen erst vor sieben bis achthundert Jahren gebräuchlich wurden, — und es also fast unmöglich ist, tiefer in die Nacht der Vorzeit zu dringen. In Urkunden kommt der Name Habsburg nicht früher als im Jahre 1114 vor, und war, nach damaliger Gewohnheit, von dem Schlosse Habsburg im Argau entlehnt, welches ein Bischof von Straßburg hundert Jahre vorher gebaut hatte.

Rudolph war Vater von sechs Töchtern, um welche, nach seiner Erhebung, die mächtigsten Fürsten freiten. Die eine derselben hatte den Muth, sich mit dem Pfalzgrafen und Herzoge Ludwig von Baiern zu vermählen, der bereits ein gräßliches Beispiel von der Wuth der Eifersucht gegeben hatte. Seine erste Gemahlin nämlich, eine Prinzessin von Brabant, unterhielt ein geheimes Liebesverständniß mit einem Raugrafen. Einst hatte ihr Gemahl Geschäfte in der Pfalz; sie war zu Hause geblieben und benutzte die

Zeit, um an ihren Geliebten zu ſchreiben, doch brach ſie dieſer ſüßen Beſchäftigung noch ein Viertelſtündchen für den Eheherrn ab, ſchrieb auch an dieſen, und verſiegelte beide Briefe, den an Ludwig mit rothem, den an den Raugrafen mit ſchwarzem Wachſe. Zum Ueberbringer wählte ſie einen des Leſens unkundigen Boten, der aber doch ſchwarz und roth ganz wohl unterſcheiden konnte, und den ſie bittend warnte, die Briefe ja nicht zu verwechſeln.

Das geſchah aber doch, aus Dummheit oder Bosheit. Der Pfalzgraf wüthete. — An dem Boten ließ er ſeine Wuth zuerſt aus, er ſtieß ihn auf der Stelle nieder; dann flog er nach Donauwerth, dem Aufenthaltsorte der unglücklichen Prinzeſſin, durchſtach den Schloßhauptmann, die Frau Oberhofmeiſterin und noch eine andere Hofdame, und ließ ſeine Gemahlin durch Henkershände öffentlich enthaupten.

Im Grunde ſoll ſie unſchuldig geweſen ſein, ob man gleich bekennen muß, daß die Briefgeſchichte ſehr verdächtig ausſieht. Allein man hielt ſie damals doch faſt allgemein für unſchuldig, und die Begebenheit empörte die Gemüther ſowohl des hohen als niedern Adels, zumal da ſie keine weitern Folgen hatte, als daß Ludwig den Beinamen der Strenge bekam, und auf Befehl des Papſtes ein Kartheuſerkloſter ſtiften mußte. Indeſſen war ihm doch ſelbſt dabei nicht wohl zu Muthe; er zitterte vor der Rache eines neuen Kaiſers, und darum verkaufte er ſeine Stimme an Rudolph von Habsburg nur für die Zuſicherung, deſſen Tochtermann zu werden.

Die armen Prinzessinnen! sie haben so oft das Schicksal der jungen Athenienser, die man nach Creta schickte, um dem Minotaurus geopfert zu werden. Der politische Minotaurus verschlingt die lieblichsten Fürstentöchter.

Virgil, der Zauberer.

Daß Virgil durch seine Verse schon viele Generationen bezaubert hat, ist bekannt; daß er aber im dreizehnten Jahrhunderte wirklich für einen ganz gemeinen, wiewohl sehr furchtbaren Herenmeister galt, und daß seinen Knochen die wunderbarsten Zauberkräfte zugeschrieben wurden, das wissen wohl nur Wenige.

Ein berühmter deutscher Prälat, Bischof Konrad von Hildesheim, hat in einem seiner Briefe, den er zu jener Zeit aus Italien an den Probst von Hildesheim geschrieben *), der Nachwelt diese Wunder aufbehalten. Virgil war, nach diesem Märchen, der Erbauer der Stadt Neapel. Vermuthlich wurde damals die Gegend von Neapel sehr von Schlangen beläſtigt; denn Virgil fand für nöthig, sämmtliche Schlangen aus der ganzen Nachbarschaft in ein Loch zu sperren, und dieses Loch durch eine eiserne Pforte zu verschließen. Die ehrlichen Deutschen, die damals eben so leichtgläubig waren, wie heutzutage, waren so fest davon überzeugt, daß, als Heinrich VI. die Mauern und

*) Apud Arnold. Lubecc.

Thore von Neapel niederreißen ließ, kein Wagehals unter ſeinem Heere war, der Hand an dieſe Pforte legen wollte, aus Furcht, die eingeſperrten Schlangen möchten hervorziſchen. — Ferner wurde vom Herenmeiſter Virgil erzählt: er habe ein Schlachthaus erbaut, in welchem, in den heißeſten Sommertagen, das Fleiſch ſechs Wochen lang ſich friſch erhalte. Gegen den Veſuv habe er einen Mann von Erz mit geſpanntem Bogen aufgeſtellt; als ein Bauer den Bogen abgedrückt, ſei der Pfeil in den Berg gefahren, und ſeitdem ſpeie der Veſuv Feuer. Da in den neueſten Zeiten alle Verſuche des heiligen Januarius, den Krater des Veſuv zu verſtopfen, mißlungen ſind, ſo muß wohl Virgil noch immer mächtiger ſein, als dieſer Heilige.

Der Sänger des Virgil muß auch wohl ein Mann geweſen ſein, den, wie man zu ſagen pflegt, die Mücke an der Wand ärgert; denn er ſoll auch eine Mücke von Erz über einem der Stadtthore angeheftet haben, und ſo lange dieſe unbeſchädigt geblieben, hat keine Mücke wagen dürfen, in Neapel zu ſummen.

Endlich erzählt auch der Biſchof: Virgil's Grab befinde ſich in einer nahen, überall vom Meere umgebenen Burg. So bald man es wage, die Gebeine an die freie Luft zu bringen, ſo ſchwärze ſich der Himmel, der Sturmwind heule und die Wellen brauſen.

Eine Bemerkung bei Lesung der Biographie Johannes von Müller's.

(In der Minerva.)

Der vortreffliche Verfasser dieser Biographie, der gewiß durch dieselbe die wenigen noch übrigen Deutschen sich zu den wärmsten Freunden gemacht hat, sagt unter andern: Müller habe die Geschichten der Schweizer zunächst für den Bürger und Landmann ohne Citaten geschrieben. »In dem neuern Hauptwerke," fährt er fort, »ist das bekanntlich anders: Noten, zum Theil ausführliche, geben sämmtliche Belege mit Recht, obwohl die Alten keine Noten schrieben —" Dieses mit Recht möchte doch wohl so ausgemacht noch nicht sein. Der Herausgeber der Biene hat in seiner preußischen Geschichte gewagt, von diesem, zwar allgemeinen, doch für jeden Leser, der nicht blos lernen, sondern auch angenehm unterhalten sein will, äußerst beschwerlichen Gebrauche abzugehen, und er hat die Freude gehabt, daß Johann von Müller selbst sein Wagestück gebilligt. Denn folgendes schrieb der große Mann an ihn, nicht lange vor seinem Tode (am 7. April 1809):

»Die Stellung der Citate hat ihr Gutes, eben wie auch ihre Unbequemlichkeit; ich glaube jedoch, daß das Gute überwiegt, und gedenke bei erster Gelegenheit eben diese Form zu brauchen."

Da Müller in den letzten Tagen seines Lebens von Vielen verkannt, und eines unmännlichen Wechsels der

Verw. Es sind hier Dinge vorgefallen —

Graf. Ich bitte um Gnade für meinen Sohn.

Verw. Seit ich ein Bettler wurde, ist meine Ehre noch empfindlicher —

Graf. Unsere Kinder appelliren nicht an die Ehre, sondern an unsre Herzen. Lassen Sie uns im sichern Hafen des Sturms vergessen. Mein Sohn ist der Ihrige, Ihr Sohn wird der Meinige.

Verw. Man hat mir nicht zu viel von der ungarischen Großmuth gerühmt.

Graf. Ich bin ein reicher Mann, ich habe genug für uns Alle.

Verw. So lange ich Wohlthaten bedarf, nehme ich keine Wohlthat an.

Graf. Sie sollen mir einst Alles ersetzen.

Verw. Womit?

Graf. Nicht immer wird ihr Vaterland unter der Tyranney seufzen. Man wird Ihre Rechte geltend machen —

Gesinnungen beschuldigt worden: so hält der Verfasser der preußischen Geschichte, den Müller mit seiner Freundschaft beehrte, es für Pflicht, ein helleres Licht auf jene Gesinnungen zu werfen, indem er diejenigen Stellen der preußischen Geschichte citirt, welche Müller in jenem Brief als besonders lobenswürdig auszeichnete, und einige Mal sogar mit enthusiastischen Ausrufungen begleitete. Er wagte es freilich nicht, sie näher als durch Angabe der Pagina zu bezeichnen; allein beim Nachschlagen sieht man sogleich, daß der königliche westphälische Staatsminister von Müller noch immer derselbe Müller war, der 1786 schrieb: »In Zeiten übermächtiger Kriege und untreuen Friedens, wo, statt plötzlicher Ausrottung, jährlich neue Lasten willkürlicher Auflagen und immer tiefere Erniedrigung freien Männern obschweben; dahin, in einer Zeit, wo man Alles besorgen und vor nichts erschrecken muß, dahin seid ihr gekommen." — Die Citate sind im zweiten Bande pag. 47, 66, 236. Im dritten pag. 35, das Ende des Kapitels, und pag. 215. — Müller's Verehrer werden mir diese Verlautbarung Dank wissen; meine Verleumder hingegen (das heißt, beinahe ein Jeder, der die Feder ansetzt, um über mich zu schreiben) werden sie, wie gewöhnlich, als Eitelkeit auslegen, und mit hämischen Anmerkungen à la Buchholz begleiten. Das Vergnügen, einen Beitrag liefern zu können, wodurch der Charakter eines der letzten deutschen Männer gerechtfertigt wird, soll mir auch diese, wie so manche andere Unbill ertragen helfen.

Alte Sitten.

Die Prachtliebe der alten Deutschen.

Unsere moderne Prachtliebe besteht größtentheils nur in buntem Schaugepränge, illuminirten Häusern und vielen Kanonenschüssen, wobei denn noch, so oft es sich nur immer will thun lassen, von weißgekleideten Mädchen Blumen gestreut und Verse gestottert werden. Es ist unbegreiflich, daß diese letztere, so entsetzlich abgenutzte Ehrenbezeugung nicht endlich einmal abgeschafft wird. Neulich stand in der Hamburger Zeitung, der König von Westphalen sei durch das Blumenstreuen sehr gerührt worden. Das ist unmöglich. Ein Fürst, dem schon mehrere tausend Zentner Blumen vorgestreut worden sind, und der sie fuderweis einem jeden Mächtigen streuen sieht, kann unmöglich noch dadurch gerührt werden. Bei der Vermählung des Herzogs Georg von Baiern-Landshut mit der polnischen Prinzessin Hedwig, im Jahre 1475, wurden keine Blumen gestreut, aber man sah da eine gediegene Pracht. Der Churfürst Albrecht von Brandenburg, von seiner Gemahlin begleitet, brachte mehr als hundert Ehrenfräulein mit, und bei seinem Einzuge umgaben seinen Wagen vierzehn edle Jungfrauen zu Pferde, deren jede einen Strauß von Diamanten auf dem Hute trug. Eine solche allerliebste Ehrengarde ist doch von dem französischen Kaiser noch nicht errichtet worden, und der Herausgeber darf es sich bei dem schönen Geschlecht zum Verdienste anrechnen,

daß er diese Idee wieder in Gang gebracht und unsern heutigen, des Reitens kundigen Damen dadurch Gelegenheit verschafft hat, mit den Herren Kaufleuten und Ehrengardisten in Erfurt zu wetteifern.

Unter den Hochzeitgästen bei jener Vermählung befanden sich auch Kaiser Friedrich III. nebst seinem Prinzen Maximilian; sie hatten siebenthalbtausend Pferde bei sich. Der Churfürst Albrecht allein zählte deren ein tausend dreihundert. (Siehe Müller's entdecktes Staatskabinet.)

Als im Jahre 1397 die Fürsten bei Frankfurt zusammen kamen, »lag da Herzog Leupold von Oesterreich mit großer Herrlichkeit" (so erzählt die Limburger Kronik) und rief wohlgemuth: »Wer da will essen und trinken und seine Rosse füttern, umb Gott und umb Ehre, der komme an meinen Hof." — Er ließ auch in der That täglich vier tausend Pferden das Futter reichen. — Auf manchem Reichstage kamen bis zehn tausend Pferde zusammen, so daß man bisweilen, aus Mangel an Lebensmitteln, den Reichstag nach einem andern Orte verlegen mußte.

Auch der Kleiderprunk übertraf den heutigen. Wir bilden uns wohl ein, wenn wir die alten Ritter in Stein gehauen sehen, sie hätten immer nur Helm und Harnisch getragen; aber sie putzten sich eben so gern als unsere Junker. Das verdammte Nachahmen fremder Trachten griff um sich, die Mode schwang ihren Scepter. Die armen Schneider waren übel daran. Die Limburger Kronik sagt von ihnen: »Wer heuer ein Meister war, der war über ein Jahr

ein Knecht." — Das besonders den Damen das Kleider- und Modewechseln sehr willkommen war, versteht sich von selbst. Spannnenberg in seinem Adelsspiegel ruft aus: »Ist's, daß man einen Tanz, Kindtauf oder dergleichen Wohlleben hält, so darf sich manche einen Tag wohl dreimal umkleiden, und solches etliche Tage an einander; jetzt deutsch, dann welsch, bald spanisch, dann ungarisch, zuletzt gar französisch." — Das letztere scheint den guten Spangenberg am meisten verdrossen zu haben. Wie würde er sich wundern, wenn er einen Blick auf die heutige Welt thun könnte, in der man sich nicht blos französisch kleidet, sondern auch französisch ißt und trinkt, französisch denkt und handelt.

Uebrigens möchte wohl die Mode (wenn sie zurück kehrte) des öftern Umkleidens in verschiedene Völkertrachten unsern Schönen nicht allein willkommen, sondern auch sehr vortheilhaft sein. Diejenige, die als Griechin etwa nicht gefiele, würde als Chineserin entzücken; und wenn als Russin ihre geschminkten Wangen keine Eroberung machten, so könnte sie den Schleier der Türkin versuchen. Auch die Männer würden sich bei dem steten Reize der Neuheit wohl befinden, und gern bei der Mittagstafel zwischen Französinnen sitzen, Nachmittags mit Otaheiterinnen tanzen, nnd Abends mit Indianerinnen zu Bette gehen.

Es war aber nicht blos der öftere Wechsel der Frauenzimmerkleidung, welcher manchem wackern Ehemanne damals Sorge machte, sondern auch die Kostbarkeit der-

ſelben. Die oben erwähnte Braut des Herzogs Georg, die Prinzeſſin Hedwig, trug ein Gewand von rothem Atlas, über und über mit Perlen und Blumen geſtickt, in jeder Blume köſtliche Edelſteine; auch ihr hohes Koller (Kragen) ſtrotzte von Perlen. Ihr Haupt zierte eine Krone von Perlen und Diamanten, und unter der Krone »hing ein dünnes Tuch (ein Schleier) bis über die Augen, doch ſo, daß man die Augen ſah, und hatte auch ein koſterliches Halsband, und ging aufgericht, und ſchluge doch die Augen ein wenig unter ſich, und iſt ſehr ein hübſch Menſch, und dazu gerad und ein liebliches Angeſicht, und ſieht gar frei mit ihren Augen." — Dieſes hübſche Menſch wurde vom Kaiſer geführt, der in Scharlach und Gold gekleidet, und deſſen Gewand gleichfalls mit Perlen, Diamanten, Rubinen, Smaragden und Saphiren wie beſäet war, auch trug er um den Hals ein ſehr koſtbares Kreuz von edlen Steinen. Er führte die Braut bei der rechten Hand, die linke gab ſie dem Herzoge Otto, der einen braunen kurzen Rock trug, »das halb Theil des Rocks war aller geſtickt mit Perlen." Des Bräutigams linker Ermel war von Perlen und die Worte darauf geſtickt: In Ehren liebt ſie mich.

Dieſer gediegene Luxus nahm ſo ſehr überhand, daß der fränkiſche, ſchwäbiſche, baieriſche und rheiniſche Adel ſich endlich genöthigt ſah, auf dem Turniere zu Heilbronn im Jahre 1485 die Uebereinkunft zu treffen, daß keine Frau oder Jungfrau, die beim Turniere erſcheinen würde, mehr als drei oder vier Geſchmück Röck haben ſolle, und ſelbſt

unter dieſen ſollte kein güldin Stück oder ganz Perlein Röck ſein. (Es war alſo ſo weit gekommen, daß man Kleider von lauter Perlen zuſammen ſetzte.) Diejenige, die wider dieſe Verordnung handelte, ſollte im Turniere den Dank nicht austheilen dürfen und der Ehre des Vortanzes beraubt ſein. (Dieſe Strafe hatte ſicher ein Weiberkenner vorgeſchlagen; denn es gibt wohl wenige Dinge auf der Welt, die einen ſo großen Reiz für Damen hätten, als der Vortanz.)

Auch den Männern wurde unterſagt, güldin oder ſilberin Stück zu tragen, ausgenommen zu Wämſen (Gillets). Keiner, der nicht Ritter oder Doktor war, durfte geſchlagen Gold, oder Ketten, oder Perlen öffentlich zeigen. (Dem Doktor Merkel wäre es alſo unverboten geweſen, zumal da er ſich auch alle Mühe gibt, bald an dieſem bald an jenem zum Ritter zu werden.)

Es iſt ſonderbar, daß gleich nach der großen Peſt, gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, Pracht und Wohlleben ſich plötzlich mehrten, weil die übrig Gebliebenen nunmehr das reiche Erbe der Verſtorbenen verpraßten. Die Limburger Kronik ſagt: »Da hub die Welt wieder an zu leben und fröhlich zu ſein und machten die Mann neue Kleidung u. ſ. w.« Damals kamen die kurzen Röcke und die langen Schnäbel an den Schuhen auf. Die Frauen trugen weite Hemde ausgeſchnitten, alſo daß man ihnen die Bruſt beinahe halb ſahe.« (Das ſcheint dem ehrlichen Kroniken-Schreiber etwas anſtößig geweſen zu

ſein; was würde er ſagen, wenn er jetzt die Bruſt beinahe ganz ſähe und den Rücken dazu?)

Die Narren.

Jetzt, da ganze Nationen zu Narren geworden ſind, oder wenigſtens für Narren gehalten werden, ziehen die einzelnen Narren nicht mehr herum, und die Hofnarren, nämlich die, welche wirklich Kappen trugen, ſind verſchwunden. Jammerſchade! denn bekanntlich waren ſie keiner Cenſur unterworfen, ſie durften ſagen und vermuthlich auch ſchreiben, was ſie wollten, und die Wahrheit, die jetzt eine weit ſchlimmere Kontrebande iſt, als die engliſchen Waren, durfte ohne Bedenken an den Höfen erſcheinen, wenn ſie nur keine andere Muſik als Schellengeklingel mit ſich führte. Die Narrheit war ein herrlicher Nahrungszweig, deswegen fing man an mit ſo vielem Eifer ſich auf dieſe freie Kunſt zu legen, daß der Narren endlich gar zu viele wurden. Denn es gab nicht blos wirkliche Hofnarren, ſondern auch eine große Menge Titular-Hofnarren, das heißt ſolche, die, sans comparaison, wie an unſern Höfen die Kammerherren, von irgend einem Fürſten mit dem Titel Hofnarr begnadigt wurden, aber keine Beſoldung zogen. Indeſſen wollten ſie doch auch von ihrer Narrheit leben, und wurden dadurch den Leuten ſehr beſchwerlich, die nun einmal keinen Geſchmack daran fanden; denn wenn ſie recht hungrig wurden, ſo waren ſie im Stande, ihre Poſſen Jedermann mit Gewalt aufzudringen, und da ſie gleichſam die Uniform des Fürſten,

nämlich sein Schild, sein Wapen und Ring, trugen, so durfte man sie nicht mit Kolben taufen. Um diesem Unweſen abzuhelfen, wurde auf dem Reichstage zu Augsburg, im Jahre 1500, von derjenigen wegen, die Narrheit annehmen, beſchloſſen, daß, wer Luſt hätte Narren zu halten, ſie auch ſein bezahlen ſolle, damit ſie, »andere Leute unbeſucht und unbeläſtigt ließen.« — Ein Donnerſchlag für alle Titular-Narren und Närrinnen, denn es gab wirklich auch Frauenzimmer, die ſich auf dieſes Handwerk legten, da das ſchöne Geſchlecht doch nur dazu geſchaffen iſt, um den Männern die Narrenkappe aufzuſetzen.

Die adeliſchen Räuber.

Sie ſind verſchwunden. Gottlob! müßte man hinzuſetzen, wenn mit ihnen auch das Rauben verſchwunden wäre. Es ſcheint aber faſt, man habe es damit gemacht, wie der Löwe, der den Wölfen das Jagen verbot, damit er allein alles Wild freſſen könnte. Die deutſchen Edelleute machten es freilich arg. Der päpſtliche Nuntius Campanus ſagte: ganz Deutſchland ſei nur eine Räuberbande (Patentissima Germania est et potentissima et nobilissima. Sed ea tota nunc unum latrocinium est) und derjenige der Geehrteſte, der am beſten rauben könne (et ille inter nobiles gloriosior, qui rapacior). Nun, was das letztere betrifft, ſo möchte ſich wohl in den Sitten nicht viel geändert haben, oder vielmehr, die deutſchen Sitten möchten zu europäiſchen geworden ſein.

Aeneas Sylvius verfährt etwas glimpflicher mit den Deutſchen, er meint denn doch, es wären nur noch Spuren der alten Raubſucht übrig. Poggius hingegen, der dem Conſilium von Koſtnitz beiwohnte, ſagt: die edlen Deutſchen leben auf ihren Burgen, »wovon ſich ein großer Theil auf das Rauben legt.« (Quorum magna pars latrocinio deditur). — Peter von Andlo verſicherte, daß ihm ein Stich durch das Herz gehe, ſo oft er dieſe Worte des Poggius leſe, indeſſen könnte er doch ſelbſt die Wahrheit derſelben nicht ganz läugnen. Sogar ein Erzbiſchof von Kölln baute ein Schloß, und als die von ihm beſtellten Wächter fragten: woher ſie ihren Unterhalt nehmen ſollten, ſo antwortete er ganz gelaſſen: »Das Schloß liegt an vier Straßen.« (Quatour viae sunt trans Castrum situatae. Gesta Balduvini ap. Baluz Miscell.)

Einige, die noch ein Reſt von Scham beläſtigte, gaben dem Dinge wenigſtens einen gelindern Namen, ſo wie man auch heutzutage deren mehrere für das Rauben erfunden hat; ſie nannten es Reiterei, ſich auf Reiterei legen, vom Sattel oder vom Stegreif leben. Man könnte ſagen, daß jetzt ganze Heere vom Stegreif leben, indem die Requiſitionen und Kontributionen nichts anders wären, als vormals das ſogenannte Ranzioniren oder Pfänden, wo man kein anderes Recht hatte, als das der Gewalt; aber ich werde mich wohl hüten, es beweiſen zu wollen. Auffallend iſt jedoch, daß das Stehlen unter den Räubern für ſchimpflich geachtet wurde,

gerade wie noch jetzt, weil es Mangel an Kraft voraussetzte. Dadurch wurde ohne Zweifel, damals wie heute, der Grundsatz geradezu angenagelt (affichirt), daß der Gewalt alles erlaubt sei, und durch Gewalt alles rechtlich werde.

Ein Sprichwort.

In der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts machte einst der Markgraf Albrecht von Brandenburg dem Pfalzgrafen Ludwig von Baiern bittere Vorwürfe wegen eines gewissen Horneck, der auch vom Sattel lebte, und den der Pfalzgraf in seinen Schlössern hegte. Vielleicht war das letztere nur ein leeres Gerücht, denn der Beschuldigte entrüstete sich dermaßen, daß er dem Markgrafen in's Gesicht sagte: Er löge als ein Fleischverkäufer, »auch den Degen zuckte und den Markgrafen wollt zerstochen han.« Die Umstehenden warfen sich dazwischen.

Es fragt sich nun, welche Gattung von Fleischverkäufern der Pfalzgraf meinte? Die gewöhnlichen Schlachter sind, wenigstens heutzutage, nicht in dem Rufe einer so außerordentlichen Lügenhaftigkeit, daß sie zum Sprichwort dienen könnten. Vielleicht meinte er eine andere Art von Fleischverkäufern, welche Herden von hunderttausenden auf die Schlachtbank liefern, und die auch noch jetzt mit der Wahrheit so wenig zu schaffen haben mögen, daß man in der Regel stets die Hälfte von dem, was sie sagen, für eine Lüge halten darf.

Verw. Wer?

Franz. Ich! ich mein Vater! Blut und Leben weih' ich Ihrer Rache!

Verw. Gut, aber vergebens!

Franz. Der Friede ist nahe — ich fliege nach Corsica —

Verw. Um auf dem Schaffot zu sterben.

Franz. Sie wissen noch nicht —

Verw. (hastig) Was weiß ich nicht?

Franz. Daß die braven Corsen aufs neue das Joch abzuschütteln streben?

Verw. (immer feuriger) Das Joch abzuschütteln?

Franz Daß Ludovico Giaffari —

Verw. Mein Freund!

Franz. Daß Graf Andreas Erecaldi —

Verw. Mein Waffenbruder!

Franz. Sie haben ein furchtbares Heer gesammlet

Verw. Ein Heer?

Franz.

Die Vermählung durch Prokuration.

Es ist bekannt, daß die reiche Erbin von Burgund dem Erzherzoge Maximilian nicht allein bereits zugesagt war, sondern daß auch der Pfalzgraf Ludwig von Veldenz, einer der Gesandten des Erzherzogs, das Beilager vel quasi in dessen Namen vollzog. Dabei ging es folgendergestalt her: Die schöne Braut wurde in einem züchtigen Negligee in das Hochzeitbett gelegt, und neben ihr stand die Prinzessin Stiefmutter, Margaretha von York, nebst der Frau Oberhofmeisterin. Dann erschien der Pfalzgraf in einem seltsamen Soldatennegligee, nämlich geharnischt, aber nur am rechten Fuße und am rechten Arme. So legte er sich neben die Braut; ihm zur Seite standen die ehrbaren Räthe, und zwischen das Paar legte man ein entblößtes Schwert. Nachdem sie nun einige Minuten so gelegen und vermuthlich einander nicht einmal angesehen hatten, so standen sie wieder auf und empfingen die Glückwünschungskomplimente.

Es ist schwer zu begreifen, zu welchem Zwecke diese sonderbare, und für eine züchtige Braut gewiß sehr lästige Ceremonie erfunden worden.

Derselbe Maximilian, der sich hier durch einen Andern vertreten ließ, bei einer Gelegenheit, wo man sonst recht gern in Person jede Obliegenheit wahrnimmt, erzeigte im Alter denselben Liebesdienst einem seiner Enkel, an dessen Stelle er sich eine ungarische Prinzessin antrauen ließ. Der Vater dieses schönen blühenden Mädchens war von seiner

Leutſeligkeit ſo bezaubert, daß er wünſchte, der Kaiſer, der eben Witwer war, möchte ſelbſt ſein Schwiegerſohn werden; allein dieſer antwortete eben ſo ſchlau als vernünftig: »Er habe oft von ſeinem Vater gehört, man könne einen alten Mann nicht höflicher um's Leben bringen, als wenn man ihn berede, ein junges, hübſches Mädchen zu heirathen.«

Die Kirchenviſitation.

(Eine ſehr wahrſcheinliche Begebenheit. *)

Einleitung.

Unter allen Sorgen auf der Welt, deren fürwahr nicht wenige ſind, iſt die ſogenannte Seelſorge die leichteſte und ſchwerſte. Die leichteſte, wenn man ſie einzeln betrachtet; denn da die Seelen weder eſſen noch trinken, (ausgenommen in Liefland und Eſthland, wo man unter Seele einen Bauer verſteht), und folglich hunderttauſend Seelen weder eines Brotmagazins noch einer Requiſition bedürfen, ſondern ſich im eigentlichſten Verſtande mit Worten abſpeiſen laſſen; und da die Worte in Deutſchland, trotz der gewaltigen Theuerung, doch immer wohlfeil bleiben, ſo kann es, in allen dieſen Rückſichten,

*) Auch dieſe Erzählung iſt, gleich der im vorigen Hefte, aus ſechs aufgegebenen Worten entſtanden, und zwar aus folgenden: Dudelſack, Kanonen, Blumen, Hängeſchloß, Ofen, Staarmatz.

durchaus keine leichtere Sorge geben, als die Seelsorge. Aber sie ist auch zugleich die schwerste, weil sie gewöhnlich mit der Nahrungssorge sich verbindet. Die schönen Zeiten sind nicht mehr, wo ein einziges goldenes Kreuz aus dem Mainzer Kirchenschatze sechs hundert Pfund wog, und wo die Priester unter der Last der mit Perlen und Diamanten gestickten Meßgewänder seufzten. Besonders hat Doktor Luther nicht blos die Kirchen, sondern auch die Küchen der Geistlichen reformirt, und die Keller der lutherischen Prediger haben blos in den neuesten Zeiten sich eines Vorzuges erfreut, nämlich dessen, daß sie von den Franzosen nicht ausgeleert werden konnten, weil nichts darin war.

In den englischen Romanen findet man oft der Vikarien erwähnt, die für ein paar Pfund Sterling jährlicher Einkünfte ein halbes Dutzend Kirchenspiele verwalten, und folglich in ihrem Amte kein Brautpaar sicherer kopuliren, als die Seelsorge mit der Nahrungssorge; aber auch in Deutschland, in Sachsen, Thüringen u. s. w. gibt es Landprediger genug, die von jenen Vikarien nicht würden beneidet werden; Pfarreien, wo die baren Einkünfte in zwanzig oder dreißig Gulden bestehen, und wo die Jagdhunde des gnädigen Herrn sich gnüglicher sättigen, als die meist eben so zahlreichen Kinder des Pfarrers. Dennoch träumten Handwerker und Bauern vor vierzig oder fünfzig Jahren von keiner größeren Glückseligkeit, als der, ihre Söhne Theologie studiren zu lassen, um sie nachher als Kandidaten und später im Priesterrocke hungern zu sehen. Deutschland war eben so überschwemmt von Theo-

logen, als es jetzt von Aerzten überschwemmt ist; Schade nur, daß es damals nicht weniger Sünder gab, und jetzt nicht weniger Kranke gibt.

Unter die Zahl jener geistlichen Hungerhirten gehörte auch der Herr Pastor Hans Leberecht Schaafmilch, der seinen eigenen Namen nie aussprach, ohne daß ihm der Mund voll Wasser lief. Sein Vater war ein ehrlicher Schuster, Peter Schaafmilch, der zwar das Söhnlein zu Fortsetzung des Handwerkes bestimmt hatte (welches in unsern Zeiten ihn reichlich genährt haben würde, da bisweilen eine geringe Stadt zehn bis zwanzigtausend Paar Schuhe liefern muß); der aber zu seinem großen Leidwesen die Entdeckung machte, daß Hänschen kein Genie zum Schuster habe, und folglich besser thun würde, auf einen Pfarrer zu studiren. Das that Hänschen, und vermittelst eines Stipendiums von zehn Thalern und einiger Freitische brachte er es auf der Universität so weit, daß er nicht mehr als drei Fasttage wöchentlich zählte. Gar zu gern hätte er bisweilen die Wahrheit des alten Sprüchleins geprüft: plenus venter non studet libenter (bei vollem Magen studirt es sich nicht gut); aber so weit kam es bei ihm nie, und die Fleischeslüste legten seinem Studium durchaus keine Hindernisse in den Weg. Hingegen ergab sich, zu seinem eigenen Erstaunen, gar bald eine Gelegenheit, ein anderes, nicht minder berühmtes Sprüchlein als völlig falsch zu erproben, nämlich: Sine Baccho et Cerere friget Venus (ohne Bacchus und Ceres friert Venus). Die Ceres lieferte ihm kaum einige Brosamen von ihrer großen Tafel, und

daß er mit dem Bacchus in irgend einer Bekanntſchaft ſtehe, konnte ihm ſein ärgſter Feind nicht nachſagen; dennoch fühlte er plötzlich in ſeiner nie geheizten Stube eine gewiſſe Wärme, die er, bei näherer Unterſuchung, blos dem Einfluſſe der Venus zuſchreiben konnte.

Seiner Wohnung gerade gegenüber ſaß das ſchöne Annelieschen den ganzen Tag am Fenſter. Sowohl bei Studenten als Philiſtern war ſie vor zwanzig Jahren unter dem Namen: das ſchöne Annelieschen bekannt, vor zehn Jahren verweigerte ihr auch noch kein Philiſter dieſes liebliche Beiwort; jetzt aber wurde ſie nur noch von ihrer ſtaarblinden Mutter ſo genannt, welche dagegen von ihr mit kindlichem Reſpekt für die wahrhafteſte Perſon in der ganzen Stadt gehalten wurde. Noch hatte Annelieschen die Blütenknospe ihrer Schönheit kaum entfaltet, da zählte ſie ſchon ein Dutzend Liebhaber, wie es auf Univerſitäten zu gehen pflegt, und dieſe Zahl vermehrte ſich bisweilen, verminderte ſich ſelten, ſo lange der friſche Jugendreiz auf ihren Wangen glänzte. Freilich waren die Meiſten nur Hutabzieher und Pflaſtertreter, das heißt: ſterblich Verliebte, aber auch ſehr blöde Schäfer, welche ſich damit begnügen, ein halbes hundertmal täglich vor dem Fenſter der Schönen vorbei zu huſchen, wie Schwalben, welche die Mücken fangen, und durch demüthige, von ſchmachtenden Blicken begleitete Verbeugungen ihre brennenden Herzen an den Tag zu legen. Aber unter den vielen Dutzenden von Liebhabern, die jährlich abwechſelten, befanden ſich doch auch manche, die das Ding ſchon beſſer verſtanden,

und folglich auch von dem schönen Annelieschen besser verstanden wurden. Sie war nach und nach, wiewohl insgeheim, die Braut von zwei Grafen, drei Baronen und vier simpeln Edelleuten, die ihr sämmtlich mit Thränen ewige Treue schwuren, und denen sie sämmtlich mit Thränen glaubte. Manche ließen auch nach ihrer Abreise noch etwas von sich hören, nämlich, daß der gnädige Papa, oder die ahnenstolze Mama, oder die eigensinnigen Vormünder nicht einwilligen wollten, worüber sie, die Liebhaber, in Verzweiflung wären, und weder essen noch schlafen könnten; die meisten verschonten sie aber gänzlich mit solchen traurigen Nachrichten und überließen es ihrer Empfindsamkeit, den schweigenden Bräutigam lieber todt als untreu zu glauben.

Zartfühlende Herzen werden leicht begreifen, daß das schöne Annelieschen oft sehr lange, ja bisweilen vier Wochen lang, von solchen Leiden gemartert wurde, ehe sie sich entschließen konnte, ihr Auge auf die Hutabzieher zu werfen, um unter ihnen einen würdigen Nachfolger für den ihr vom Schicksale Entrissenen zu erkiesen. Endlich faßte sie sogar den heroischen Entschluß, die durch Helm und Schild ausgezeichneten Jünglinge gänzlich von allem Antheil an ihrer Zärtlichkeit auszuschließen, da es nun einmal nicht Gottes Wille zu sein schien, eine zweite Pamela aus ihr zu machen. So wurde sie nach und nach, wiewohl stets insgeheim, die Braut von sechs bis sieben bürgerlichen Musensöhnen, die an Freigebigkeit, wenn es auf Thränen und Schwüre ankam, den Adelichen kei-

neswegs nachstanden. Alle waren aus fernen Landen gekommen, um die Milch der Wissenschaften an den Brüsten der Professoren einzusaugen; denn Jünglinge aus den nächsten Städten, oder wohl gar aus der Stadt selbst, in welcher die Musen thronten, wurden sowohl von den hübschen Mädchen, als von den häßlichen Philistern stets geringer geachtet, weil man ja ihre Heimath, und wohl gar ihren Herrn Papa und ihre Frau Mama persönlich kannte, folglich die Einbildungskraft gar keinen Spielraum hatte, sich Ansehen und Reichthum in weiter Ferne zu verschaffen. Bekanntlich hat man sogar ein Sprüchwort: Das ist nicht weit her, welches eben so viel bedeutet als: das taugt nichts. Dem zufolge hielt Annelieschen Alle diejenigen, die nicht weit her waren, für Taugenichtse, und sah sie über die Achsel an, zumal da diese unglücklichen Nachbarskinder von denen, die weit her waren, mit dem Spottnamen Kümmeltürken bezeichnet wurden, blos weil sie des Vorzugs genossen, Pasteten, die ihre Mütter am Morgen gebacken hatten, am Abend noch ganz warm zu empfangen, dagegen aber die schöne Freiheit entbehrten, Schulden zu machen, und die Philister zu prellen.

Wenn gleich die Vaterlandsentfernung der Liebhaber des schönen Annelieschens der Liebe neuen Reiz verlieh, so war sie hingegen der Treue sehr ungünstig. Ein Ungar, ein Liefländer, ein Pole und ein Schweizer hatten einer nach dem andern heilig versprochen, die schöne Braut heim zu führen; diese hatte schon im Geist in Ungarn echten Tokaier getrunken, in Liefland von Leibeige-

nen ſich bedienen laſſen, in Polen das koſtbarſte Pelzwerk eingekauft, und endlich in den Thälern der Schweiz den grünen Käſe machen ſehen, von welchen ſie auch ihren Freundinnen Präſente zu ſchicken verſprach; als aber die feurigen Briefe nach und nach ſich abkühlten und endlich gar ausblieben, als die von ſo manchem Theſeus verlaſſene Ariadne nicht einmal einen Bacchus-Sohn und Bruder, vielweniger den Bacchus ſelbſt fand, um ſie zu retten: da entſchloß ſie ſich endlich, bis zu den Kümmeltürken herab zu ſteigen, ein Entſchluß, den der grämliche Spiegel ihr einhauchte, und den weniger das Gewicht der Gründe als das Gewicht der Jahre befeſtigte.

In dieſem bedenklichen Zeitraume war es, als der junge Hans Leberecht Schaafmilch das Dachſtübchen, ihrer Wohnung gegenüber, bezog, und nicht unempfindlich gegen ihre Reize blieb. Er hatte ſchon längſt einen entſchiedenen Geſchmack für alle diejenigen Naturſchönheiten geäußert, die ſich ihrem Ende nahten, zum Exempel für die untergehende Sonne und für die herbſtliche Schattirung der Bäume; er verglich Annlieschen mit den Zeitloſen, die im Spätherbſt die Wieſen ſchmücken, und ſie fand das Kompliment für einen Kümmeltürken artig genug. Das Flämmchen der Liebe, welches anfangs nicht viel heller brannte, als ſeine Studirlampe, wußte ſie geſchickt durch das Oel der Dankbarkeit zu unterhalten, indem ſie bei der blinden Mutter einen wöchentlichen Freitiſch für den fleißigen Nachbar auswirkte. Das feſſelte ſein Herz unwiderruflich, und wenn er gleich vor Tiſche oder während dem

Essen durch den despotischen Nahrungstrieb verhindert wurde, das Liebäugeln der ihm gegenüber sitzenden holden Nachbarin zu bemerken, so sprach doch nach Tische, sobald der Magen schwieg, sein Herz um so lauter, und schon am vierten Donnerstage versäumte er ein Kollegium über die Dogmatik, um ein Kollegium über die Liebe zu hören, welches ihm zwar vor der Hand auch gratis gelesen wurde, doch unter der Bedingung, es theuer zu bezahlen, wenn er einst die eigene Kanzel bestiege.

Nicht ohne geheimen Widerwillen hatte das schöne Annelieschen sich ergeben; denn ihr neuer und letzter Liebhaber spielte eine traurige, oder vielmehr gar keine Figur unter den Musensöhnen, sein Vater war nur ein Schuster, der Stand, dem der Sohn sich widmete, verhieß mehr Sorgen als Freuden, und sogar sein Name, Schaafmilch, war ihr zuwider; aber wenn sie auf der andern Seite bedachte, daß die Figur spielenden Musensöhne an ihrer Figur keinen Geschmack mehr fanden, daß der alte Schuster vermuthlich sterben werde, ehe der Sohn ein Amt erhielt, und daß es bereits einen berühmten Theologen gegeben, dessen Namen, Süßmilch, um nichts angenehmer geklungen, als Schaafmilch: so beruhigte sie sich bei der lachenden Aussicht, künftig als Frau Pfarrin die erste Person im Dorfe zu sein, und gedachte der Worte Julius Cäsars: Besser der Erste im Dorfe, als der Zweite in Rom. Uebrigens konnte man doch nicht läugnen, daß Hans Leberecht Schaafmilch ein recht hübscher gesunder Junge war, gutmüthig, leichtgläubig und biegsam,

kurz, daß er ganz und gar aus dem Holze beſtand, aus welchem die beſten Ehemänner geſchnitzt und gedrechſelt werden.

Ja wenn er nur ſchon an dieſem, mit welken Mirten bekränzten Ziele ſeiner kühnen Wünſche geſtanden hätte! aber zwiſchen dem Kandidaten und dem Pfarrer lag noch eine tiefe Kluft, die kein vornehmer Gönner ihm überſpringen half, ſondern deren ſchroffen Abhang er ganz gelaſſen an der Hand ſeiner einzigen Freundin, der Geduld, umwandeln mußte. Das ſchöne Annelieschen unterſtützte ihn fünfzehn Jahre lang in ſeiner löblichen Beharrlichkeit durch die zärtlichſten Verſicherungen treuer Liebe, und diesmal hatte es mit der Treue ſeine vollkommene Richtigkeit. Sprüchwörtlich zu ſagen: ſie war ihm treu wie Gold. Es wäre aber zu wünſchen, daß das Gold nicht länger auf dieſe Weiſe geehrt würde, denn es gibt in der That kein treuloſeres Metall als das Gold. Treu wie Eiſen ſollte man ſagen, denn eben die Eigenſchaft, durch welche das Gold den Ruhm der Treue uſurpirt haben mag, nämlich die, nicht vom Roſte angegriffen zu werden, ſcheint gar nicht zu den Beſtandtheilen der Treue zu gehören. Man denke nur zum Beiſpiel an den Muth der Deutſchen, an ihre Staatsverfaſſung, an gewiſſe Traktate, lauter Dinge, denen man die Treue nicht abſprechen kann, wenn gleich der Roſt der Zeit gewaltig daran genagt hat. Man erinnere ſich ferner, wie untreu das Gold den Deutſchen jetzt iſt; wie es, je blanker, je unaufhaltſamer aus ihren Taſchen und Beuteln ſchlüpft, um ſich in unausfüll-

Franz. Die Genueſer geſchlagen —

Verw. Ohne Pompiliani!

Franz. Wir eilen zu ihnen —

Verw. (außer ſich) Wir! — ich! — mein Sohn! —

Franz. Ihre Söhne —

Verw. Sie wollten — ?

Franz. Hier meine Hand!

Verw. Du wollteſt —

Franz. Ihre Verzeihung verdienen.

Verw. Wohlan! waſche deine unedle That mit dem Blute der Genueſer aus meinem Gedächtniſſe. Auf der Küſte von Corſica, nach der erſten blutigen Schlacht, drücke ich dich als Sohn an mein Herz.

Graf. Und dann, wenn Ihre Rache geſättigt iſt —

Verw. Dann ſende ich Ihnen unſre wackern Söhne zurück.

Graf. Und Sie ſelbſt?

bare Abgründe zu ſtürzen, wie hingegen das Eiſen, in Scheiden wohl verwahrt, wenigſtens noch immer eine Zierde ihrer Hüften bleibt: ſo wird man gegen die Umwandlung des Sprüchworts ſchwerlich etwas einwenden dürfen.

Alſo treu wie Eiſen blieb Annelieschen ihrem Schaafmilch, und dieſe Treue ſiegte endlich; er erhielt eine Pfarre, die ihm in guten Jahren, wenn er das Gras mitrechnete, welches ſeine Gänſe auf der Gemeinweide fraßen, wohl gegen hundert Thaler eintragen konnte. Alſobald führte er die züchtige Braut zum Altare. Sie erſchien koſtbar geſchmückt, ohne daß es ihm einen Heller gekoſtet hätte, denn ſie hatte mit löblicher Vorſicht alle die von ihren vormaligen Liebhabern empfangenen Geſchenke zu dieſem Ehrentage aufgeſpart; ſie wollte ſich noch einmal aller der ſüßen Täuſchungen gerade in dem Augenblicke erinnern, wo eine ſüßere Wirklichkeit an deren Stelle trat; ſie wollte gleichſam die ſämmtlichen Grafen, Baronen und bürgerlichen Etcätera's in dieſer feierlichen Stunde zu Zeugen des ſtillen Glückes machen, welches die dürre aber willig ausgeſtreckte Hand ihres Schaafmilch ihr darbot. Dann aber entſagte ſie aus ehelicher Treue allem dieſen Tand auf ewig, verkaufte und vertrödelte die hübſchen Ringe, Halsbänder und Ohrgehänge, und widmete ſich mit exemplariſcher Beharrlichkeit dem Flachsſpinnen, dem Gänſemäſten und der Zubereitung des edlen Käſes.

Man warf ihr vor — doch kam ein ſolcher Vorwurf nie über des geduldigen Schaafmilchs Lippe — ſie ſei ein wenig zu eifrig auf die Marktpfennige erpicht, denn, trotz

des vielen Flachses, den sie spinne und spinnen lasse, erfreue sich der Leichnam des Herrn Pfarrers keiner zusammenhängenden Bedeckung, ja man wollte einst, bei einer Feuersbrunst, als er im blanken Hemde aus dem Bette springen mußte, bemerkt haben, daß diese Bedeckung mit seinen Chorhemden kaum von gleicher Länge sei, auch hieß es, am Martinstage stehe nie eine Martinsgans auf seinem Tische; indessen, da er selbst nie klagbar geworden, vielmehr stets heiter und zufrieden einherwandelte, so läßt sich vermuthen, daß nur die Verleumdung das häusliche Glück des schönen Annelieschens zu begeifern suchte.

Obwohl sie an Alter und Weisheit schon so lange zugenommen hatte, daß die Gnade der Fruchtbarkeit nicht eigentlich mehr an ihr zu erwarten stand, so beschenkte sie den rüstigen Gatten dennoch mit einem Söhnlein und einem Töchterlein, genoß aber nicht lange das Glück, sich in diesen holden Pflanzen wieder aufleben zu sehen, denn eine starke Verkältung, die sie bei der großen Wäsche sich zuzog, veranlaßte ein Fieber, welches, da sie durchaus keine Arzenei nahm, allen Arzeneien widerstand, und ihrem schönen thätigen Leben — ach! allzufrüh ein Ende machte!

Der Pastor Schaafmilch war außer sich, so oft er auch sonst predigte, daß man in sich gehen müsse. Am Begräbnißtage, den die alte, nun freie Hand habende Köchin durch einen Gänsebraten verherrlichte, aß er aus Verzweiflung so viel, daß in derselben Nacht der Geist seiner Frau ihm erschien, und ihm die heftigsten Vorwürfe wegen sei-

ner Unmäßigkeit und Verschwendung machte. Es wurde auch nur allzubald in seinem Hauswesen sichtbar, daß der, zwar keifende, aber Segen bringende Genius der Gattin von ihm gewichen war. Von Witwen pflegt man sonst zu sagen, im ersten Jahre ihres Witwenthums stehe der Mann noch überall hinter der Thüre, das heißt: es finden sich immer noch eine Menge von ihm herrührende Einkünfte und Gefälle; hier galt dasselbe von dem betrübten Witwer, der in Kisten und Schränken der Verstorbenen noch eine geraume Zeit so viele Ersparnisse vorfand, daß er, außer ihrer gellenden, das ganze Haus belebenden Stimme, wenig entbehrte. Aber eben diese Stimme, die so manche Elle Leinwand hervorgezaubert hatte, fehlte jetzt in allen Ecken; die Mägde thaten, oder unterließen vielmehr, was sie wollten; der Zehnte wurde nicht mehr mit derselben gerechten Strenge eingetrieben, auch nicht mehr mit demselben übervollen Maße eingemessen, und so verwandelte sich nach und nach die zeitherige freiwillige Kümmerlichkeit des Hauswesens in eine unfreiwillige.

Dennoch würde Pastor Schaafmilch, dem die Bauern seiner Gutmüthigkeit halber so viele Eier in's Haus trugen, als er nur immer essen wollte, bis an sein seliges Ende genug gehabt haben, wenn nur das Söhnlein und das Töchterlein nicht so verzweifelt schnell heran gewachsen wären. Aber der kleine Hans sollte studiren, denn da der alte Hans, eines Schusters Sohn, studirt hatte, so konnte ja das emporstrebende Geschlecht der Schaafmilche nunmehr nicht wiederum zu der Pfrieme zurück kehren. Auch

in dem kleinen Annelieschen entwickelten sich immer mehr und mehr die Reize und Tugenden ihrer Mutter, und da sie auf keiner Universität glänzen konnte, so wollte sie wenigstens keinen Jahrmarkt in den benachbarten Städten versäumen. Auf diese Weise verband sich die Nahrungssorge stets fester mit der Seelsorge und preßte dem ehrlichen Pfarrer täglich den Wunsch aus, doch endlich einmal in ein einträglicheres Amt versetzt zu werden.

Jedermann sagte ihm, diesen Wunsch zu erreichen, sei kein anderes Mittel, als die Gunst des Herrn Superintendenten und Konsistorialpräsidenten zu gewinnen; das war aber nicht leicht, denn dieser Mann — er hieß Feuerbiß — stand mit dem Pastor Schaafmilch in gar keiner Berührung, weder des Geistes noch des Herzens. Er war ein theologischer schöner Geist, und Hans Leberecht Schaafmilch hielt alle schönen Geister in der Theologie für unreine Geister; er liebte guten Wein und leckere Speisen, die Jener kaum dem Namen nach kannte, noch weniger im Stande war, Sr. Hochehrwürden Küche und Keller damit zu versorgen; er hielt viel auf Unterthänigkeit und Demuth seiner Untergebenen, und hieran ließ der Pfarrer es zwar nicht ermangeln, hingegen konnte auch die demüthigste Kriecherei, die der Herr Superintendent doch nur als eine Schuldigkeit betrachtete, keinen besonders günstigen Eindruck hervorbringen. Die einzige Hoffnung des ehrlichen Pastor Schaafmilch beruhte auf der Kirchenvisitation, welche nächstens den Sprengel treffen sollte, in dem sein Pfarrdorf lag. Er wußte, daß es dabei besonders auf eine Kü-

chenvisitation angesehen war, und nahm sich vor, durch eine splendide Bewirthung vor allen seinen Mitbrüdern sich auszuzeichnen. Es könne nicht fehlen, sagte man ihm, daß er das Herz des geistlichen Oberhirten rühren werde, wenn er durch den Gaumen zu ihm spreche.

---

1. Der Dudelsack.

Der große Tag rückte heran. Schon eine ganze Woche früher quartierten die Frau Pachterin, die Frau Müllerin und die Frau Gerichtsschreiberin, als drei verständige Wirthinnen, sich im Pfarrhofe ein, buken Kuchen, machten Würste, vergoldeten Schweinsköpfe, scheuerten das Zinn und falteten die Servietten, indessen Annelieschen, das Töchterlein, die Fenster mit Drapperien von Hausleinwand versah, und ihres Vaters Perücke mit dem feinsten Kartoffelmehl puderte. Es war die ganze Woche über ein Spektakel im Hause, als ob die selige Frau Pfarrerin ausdrücklich zu diesem Ehrentage sich einen Urlaub in der Unterwelt ausgewirkt hätte, und der Herr Pastor mußte auf den Kornboden flüchten, um auf die wichtige Predigt studiren zu können, die er vor seinem Gönner halten sollte.

Endlich erschien der große Tag unter Regenströmen, welche den ohnehin grundlosen Weg nicht verbesserten. Spätestens Morgens um neun Uhr würden Se. Hochwürden sich einstellen — so war es dem Pastor angesagt worden — dann sollte, nach eingenommenem Frühstück, sogleich in die Kirche geschritten, der liebe Gott abgefunden und hier-

auf zur Mittagstafel geeilt werden. Aber es ſchlug ſchon halb zehn, und noch gab der Bauerburſche, der als Wächter auf dem Kirchthurme ſtand, kein Zeichen von der Annäherung der hohen Gäſte. Endlich um zehn Uhr, als die geronnene Chokolate ſchon zweimal wieder aufgewärmt worden war, keuchte ein Bote auf den Hof, meldend, daß der Herr Superintendent mit ſeinem Wagen in einem Waſſerloche liege, und nicht allein die Achſe, ſondern auch ein Dutzend Bouteillen von ſeinem beſten Weine zerbrochen habe, weshalb er mit chriſtlicher Sanftmuth das ganze Dorf zu allen Teufeln wünſche, und den Herrn Paſtor erſuche, ihm ſchleunig Pferde und Wagen zu ſchicken, um ihn aus der Pfütze heraus zu holen.

Der arme Schaafmilch bebte vor Schrecken, und ließ ſeine beiden dürren Ackergaule ſogleich anſchirren; aber in der ehrenvollen Vermuthung, ein bequemes Fuhrwerk bei ihm zu finden, hatten Se. Hochehrwürden ſich geirrt. Weder auf dem Pfarrhofe noch im ganzen Dorfe war dergleichen aufzutreiben; ein unbedeckter, ſogenannter Rollwagen, mit dem der Pachter die Wochenmärkte beſuchte, und der, weil ſeine Räder roth angeſtrichen waren, für ein höchſt elegantes Fuhrwerk galt, wurde haſtig angeſpannt, der Großknecht ſchwang ſich darauf, erweckte durch den Knall ſeiner Peitſche den ſchwachen Lebensfunken der Ackergaule, und brachte eine Stunde nachher das wohl durchnäßte Konſiſtorium glücklich auf den Hof.

Daß die Laune des Herrn Feuerbiß nicht die beſte war, kann man ſich denken; durch die geronnene Chokolate

wurde sie nicht verbessert. Er ließ sich einen derben Schnaps reichen, und erhub sich mit gerunzelter Stirn in die Kirche, wo er den Herrn Pastor ersuchte, sich kurz zu fassen, da es ohnehin bald Mittag sei. Aber Schaafmilch hatte sich vorgenommen, seine ganze Orthodoxie und zugleich seine Kanzelberedsamkeit mit gehöriger Breite an den Tag zu legen, deshalb schenkte er dem Herrn Superintendenten auch nicht eine Silbe von den zahlreichen Worten, die er auf dem Kornboden zusammenstudirt hatte. Wahrscheinlich würde diese unzeitige Redseligkeit ihn schon jetzt der gehofften Gönnerschaft gänzlich beraubt haben, wenn nicht zum Glück der Herr Superintendent, erschöpft durch Strapazen, Rippenstöße, Aergernisse und ein wenig benebelt durch den reichlich genossenen Schnaps, in einen sanften Schlummer verfallen wäre, aus dem er nicht eher erwachte, bis der Küster mit tiefem Gebrüll der erbauten Gemeinde das letzte Lied vorsang. Es wiederfuhr ihm öfter, daß ein Mittagsschläfchen ihn in der Kirche überraschte, um aber dadurch auf keine Weise in Verlegenheit gesetzt zu werden, hatte er die Gewohnheit angenommen, die Augen in der Kirche zu schließen, auch wenn er wachte, gleichsam als geschähe es nur, um diesen Sinn vor allen irdischen Eindrücken zu bewahren. Die Prediger, denen er zuzuhören schien, zogen daraus den Vortheil, daß sie immer von ihm gelobt wurden; denn hätte er sie tadeln wollen, so wäre nöthig gewesen, in's Einzelne zu gehen. Das Lob hingegen durfte er nur in einigen gemerkten Phrasen ausdrücken, wohl

wiſſend, daß der Menſch ein jedes Lob überhaupt, ohne weitere Zergliederung, als dem Ganzen gebührend, hinnimmt, von jedem Tadel hingegen das belegte Warum bis in die kleinſte Einzelheit zu wiſſen begehrt.

So trug denn auch Schaafmilch, als er ſchwitzend von der Kanzel herabſtieg, den gnädigen Beifall ſeines Richters davon, der an der nicht gehörten Predigt nicht das mindeſte auszuſetzen wußte. Daß ſie über eine Stunde gedauert hatte, ſah er freilich wohl an ſeiner Uhr, allein der Schlaf hatte ihn ſo erquickt, und die nahe Ausſicht auf den Kirchenviſitationsſchmaus, als eigentlichen Zweck ſeiner Reiſe, erheiterte ihn dermaßen, daß er in der beſten Laune von der Welt den Rückweg nach dem Pfarrhofe durch den tiefen Koth der Dorfſtraßen antrat; und die Bauern, die in zwei Reihen mit abgezogenen Hüten ſtanden, mit frommſüßer Freundlichkeit rechts und links begrüßte. Als er in den Pfarrhof trat, dampfte ihm ſchon ein willkommener Geruch von Braten und Kuchen entgegen; er pflanzte ſich an die gebührende Ehrenſtelle bei der Tafel, und nahm mit Wohlgefallen der Gottesgaben viele zu ſich. Nur gegen das Ende der Mahlzeit, als er, ſeiner Gewohnheit nach, die trocknen Speiſen mit der gehörigen Quantität Flüſſigkeit vermiſchen wollte, war es ihm unmöglich, den Heidelbeerſaft hinunter zu bringen, den der Weinhändler im nächſten Städtchen dem Paſtor Schaafmilch für Pontak verkauft hatte, und es lagerte ſich die erſte Wolke auf ſeiner Stirn. Der gutmüthige Wirth rechnete darauf, dieſe durch eine

Ueberraſchung zu zerſtreuen, die er für das Ende der Mahlzeit weislich aufgeſpart hatte.

Es war ihm nämlich geſagt worden, eine Tafelmuſik ſei die eigentliche Würze aller Speiſen, die vornehmſten Herren ließen bei Tiſche muſiziren (freilich ohne zuzuhören), und ſogar auf der Leipziger Meſſe würde im hotel de Saxe bei der table d'hôte brav gegeigt. Ohne allen Zweifel würden Se. Hochehrwürden, Herr Superintendent Feuerbiß, es gewaltig hoch aufnehmen, wenn ein armer Landpfarrer ſich bei deſſen Bewirthung vor allen ſeinen Mitbrüdern durch eine Tafelmuſik auszeichnete. Schaafmilch ſandte ſogleich in die nächſte Stadt, um den ſogenannten Hauspfeifer (Stadtmuſikanten) nebſt ſeinem muſikaliſchen Gefolge einzuladen, und dieſer hatte auch zu erſcheinen verſprochen, ließ aber plötzlich am Vorabend des großen Tages abſagen, weil die Franzoſen eingerückt waren, und die Bürgerſchaft ihre unterthänige Freude darüber durch einen Ball an den Tag legen müſſe.

Der arme Paſtor loci empfing dieſe Botſchaft ſehr verdrießlich, denn da er wußte, daß Amphion durch die Muſik ſogar wilden Thieren ein freundliches Vertrauen einflößt hatte, ſo zweifelte er auch keineswegs, daß ein Hauspfeifer im Stande ſei, einen Superintendenten dermaßen zu rühren, daß er ohne Bedenken ſeinem aufmerkſamen Wirthe die beſte Pfarrſtelle im Lande zuwenden werde. Was war nun zu thun, um dieſe wohl ausgedachte captatio benevolentiae dennoch zu benutzen? Das Töchterlein erinnerte ihn zu rechter Zeit, daß unter ſeinen Pfarr-

finden sich ein ganz vortrefflicher Dudelsackbläser befinde, ein Mann, der, weit und breit berühmt, zu allen Kirmsen und Hochzeiten auf drei Meilen in die Runde geholt wurde. Zwar stellte sich bei dem Pfarrer die Bedenklichkeit ein, daß ein Dudelsack und ein Superintendent — wenn sie auch gleich bisweilen in der Figur eine entfernte Aehnlichkeit mit einander haben — doch sonst nicht wohl zusammen passen, und daß das Instrument zu gemein sei, um bei einem vornehmen Gastmahle eine Rolle zu spielen; aber das Söhnlein hob diesen Anstoß durch die Bemerkung, die er in der Stadtschule aufgeschnappt hatte, daß Virtuosität, auch in einer sonst gemeinen Sache, stets den Ruhm eines Künstlers nach sich ziehe, und daß ein vortrefflich geblasener Dudelsack mehr werth sei, als eine schlecht gespielte Violine. Er führte zum Beispiel an, daß nicht längst ein Mann auf dem Brummeisen Konzerte gegeben, welche stark besucht worden, und daß gewisse literarische Handwerksbursche bisweilen Deklamationen krächzen, die jedem Dudelsacke weit nachstehen. Uebrigens dürfe man nur den pöbelhaften Namen weglassen, und das Instrument eine Schalmei nennen, so sei es würdig in jedem Speisesaale zu ertönen. Diesen einleuchtenden Gründen ergab sich der Pfarrer, ließ noch spät in der Nacht den kunstreichen Dudelsackbläser holen, und unterrichtete ihn, wie er am andern Tage bei der Mahlzeit, wenn der Kuchen herumgetragen werde, ganz unvermerkt hinter den Stuhl des Superintendenten treten,

Verw. Ich sterbe im Vaterlande.

Ott. Fern von Ihren Kindern?

Verw. Ich bin ein Corse! ich sterbe im Vaterlande!

(Der Vorhang fällt.)

Ende.

und plötzlich die süßesten Töne aus seiner Schalmei hervorlocken sollte.

Alles geschah wie der Pfarrer es ausgesonnen und bestellt hatte, und der Künstler, dicht an das rechte Ohr des Gönners gestellt, begann gerade in dem Augenblicke seinen munterſten Bauerntanz, als Jener mit saurer Miene das von dicken Pontack geschwärzte Glas vor sich niedersetzte. Kaum vernahmen Se. Hochehrwürden die fauchenden Töne an Dero rechtem Ohre, als Sie mit einer Art von Wuth aufsprangen, einen grimmigen Blick auf den erschrockenen Wirth warfen, und vor Zorn stammelnd fragten: ob er Sie für einen polnischen Tanzbär halte?

Um zu begreifen, wie jenes unschuldige Instrument einen Superintendenten so aus aller Fassung bringen konnte, muß der Leser wissen, daß Herr Feuerbiß in seiner Jugend Feldprediger gewesen, und daß eine Begebenheit aus jener Zeit ihm noch immer eine höchst unangenehme Rückerinnerung zuwege brachte. Er hatte nämlich, als das Regiment, bei welchem er stand, in Winterquartieren lag, und die Offiziere fleißig Bälle und Maskeraden veranstalteten, oft den Wunsch geäußert, doch auch einmal einer Maskerade beiwohnen zu dürfen; war aber stets von dem strengen Oberst daran verhindert worden, unter dem Vorwande, daß es sich für seinen Stand nicht schicke. Da erboten sich am Fastnachtsabend ein paar junge lockere Fähnriche, seinen Wunsch zu erfüllen, ohne daß er die mindeste Gefahr laufe, erkannt zu werden. Er sollte sich nämlich in eine Bärenhaut einnähen lassen. Einer der

Offiziere, als Bärenführer, wollt ihn an einer Kette leiten, und der andere den Dudelsack dazu blasen. Feuerbiß ließ sich das Ding gefallen, erschien auf allen Vieren im Redoutensaale, richtete sich auf, so oft der Dudelsack ertönte, und tanzte recht behende, ohne daß irgend einer der Anwesenden auf den Einfall gerieth, der Tanzbär sei ihr Beichtvater. Da er aber diese Rolle zum ersten Male, wiewohl vortrefflich spielte, so war er mit den Beschwerlichkeiten derselben noch nicht bekannt. In einem heißen Tanzsaale in einer Bärenhaut zu stecken, und kaum so viel Athem schopfen zu können, als eine schwindsüchtige Mücke, das würde selbst der Feldprediger Alexander's des Großen nicht lange ausgehalten haben. Die Fähnriche hatten ihm zwar versprochen, der ganze Spaß solle höchstens eine Viertelstunde dauern; allein er machte ihnen selbst so viel Vergnügen, daß sie sich an das Schnaufen und Brummen ihres Bären gar nicht kehrten, und nicht eher abließen ihn zum Tanzen zu zwingen, bis er in allem Ernste ohnmächtig wurde. Jetzt mußte man eilen, die Bärenhaut aufzuschneiden, und siehe da, zum großen Erstaunen eines dichten Maskenkreises, schlüpfte der Herr Feldprediger, vom Angstschweiße triefend, heraus, und wurde von einem lauten Gelächter bewillkommt. Der Oberst gab ihm einen derben Verweis, und den lustigen Fähnrichen Arrest auf vier und zwanzig Stunden. Feuerbiß wurde krank, oder stellte sich krank, um nur von Niemanden gesehen zu werden, mußte aber noch die hämische Kränkung erfahren, daß ihm in der folgenden Nacht unter

seinem Fenster ein Ständchen mit dem Dudelsacke gebracht wurde.

War es nun wohl ein Wunder, daß der Dudelsack ihn in Wuth versetzte? hätte er nur mit der mindesten Wahrscheinlichkeit vermuthen können, Schaafmilch habe diese Anekdote gewußt, und vielleicht gar darauf anspielen wollen, er hätte ihn um Mantel und Kragen gebracht. Aber die leichenblasse Figur seines Wirths, die bebend vor ihm stand, besänftigte ihn wieder ein wenig, und er gab sich alle Mühe, die Stirne zu entrunzeln, um der entflohenen Freundlichkeit wieder Platz zu machen.

---

2. Die Kanonen.

Der Flüchtling kehrte auch um so williger zurück, als eben in diesem Augenblicke der Jäger des Gutsherrn mit einem Korbe voll Champagner hereintrat, und einem sehr artigen Kompliment des Inhalts: »Se. Gnaden hätten vernommen, daß Sr. Hochehrwürden das Unglück widerfahren sei, Dero Reisekeller zu zerbrechen, Sie nähmen sich daher die Freiheit, mit einem Dutzend Bouteillen Champagner aufzuwarten, da der Pfarrkeller wahrscheinlich nichts enthalte, was eines Feinzünglers würdig sei.« — Mit einer unaussprechlichen vornehmen Freundlichkeit stattete der Superintendent Sr. Gnaden den gebührenden Dank ab, und mit funkelnden Augen fügte er hinzu: »Setze Er nur hieher, mein Sohn.« — Der Jäger leerte seinen Korb, empfing kein Trinkgeld und ging brummend. Der Superintendent ließ sich sehr behaglich auf seinem alten Platze nieder,

den Dudelsack gänzlich vergessend; die Bouteillen wurden um ihn her gesetzt, und er warf einen großen Blick auf sie alle, gleich einem Sultan, der unter den Schönen seines Harems wählt. Schon fuhr die fleischichte Hand zur Tasche, um ein Instrument zu Tage zu fördern, ohne welches der vorsichtige Mann nie zu reisen pflegte, nämlich einen Korkenzieher. Die Stöpsel flogen, die Gläser schäumten, die Fröhlichkeit wuchs, die Zungen lallten, und Pastor Schaafmilch beschloß, diesen schönen Augenblick zu benutzen, um sein ganzes Herz dem hohen Gaste in das Champagner-Glas zu schütten.

Aber Hans, das Söhnlein, hatte noch eine zweite Ueberraschung veranstaltet, die dem Vater zugleich mit überraschen sollte. Wir haben schon oben gesehen, daß er aus der Stadtschule sehr nützliche Kenntnisse über den Dudelsack mitgebracht; allein er besaß deren auch in mehreren Fächern des menschlichen Wissens, die nicht einmal vom Konrektor gelehrt wurden, sondern die sein Genie blos nebenher auffaßte. So wußte er zum Beispiel, daß Kanonen von dem vielseitigsten Gebrauche sind; man schießt damit die Menschen nieder, folglich todt, man kündigt aber auch bisweilen durch sie an, daß einer geboren worden; man ruft in Feuersbrünsten durch ihren Donner die Nachbarn zu Hilfe, und man entfernt durch ihren Donner alle die helfen wollen, wenn nämlich die Stadt belagert und in Brand geschossen ist; an hohen Geburtstagen, beim Einzuge gewaltiger Personen in eine Stadt brüllen sie eben so laut, als beim Begräbniß eines Generals; bei Gesund-

heiten, an denen man sich ungesund trinket, oder bei den sogenannten Toasts, werden Kanonen abgefeuert, als ob man denjenigen, den man hoch leben läßt, daran erinnern wolle, wie leicht man ihn todt schießen könne; kurz die Menschen haben das zerstörendste Mordgewehr zum Ausdrucke der Freude und des Ruhmes gewählt, nicht aber aus Bosheit, um bei jedem Schusse an entführte Köpfe und verstümmelte Glieder zu erinnern, sondern blos weil es den meisten Lärm macht; denn alles was Lärm in der Welt macht, vom niagarischen Wasserfalle bis zur Kanone, vom Vulkane bis zum Eroberer, dünket den Menschen erhaben und groß. Von diesen Grundsätzen durchdrungen, hatte das Söhnlein ganz in der Stille sechs tüchtige Pöller von dem Edelmanne geliehen, der auch bisweilen bei frohen Zechgelagen seinen abgestumpften Nerven eine angenehme Erschütterung dadurch bereiten ließ.

Um die Wirkung dieser überraschenden Ehrenbezeugung noch zu vermehren, hatte er nicht allein die Kanonen sehr dicht unter die niedrigen Fenster der väterlichen Wohnung mit der Mündung gegen das Speisezimmer postirt, sondern auch die bis an den Hals vollgeladenen Feuerschlünde durch eine Stupine mit einander verbunden, so daß er diese nur anzünden durfte, um alle sechs auf Einmal loszubrennen. Sein Vater war eben voll Vertrauen dem Superintendenten ganz nahe gerückt, und hatte seinen Spruch bereits angehoben, Feuerbiß schenkte ihm sein geneigtes Ohr, indessen der Mund beschäftigt war, noch ein Gläschen zu schlürfen, die Augen immer kleiner, die Stirne immer

röther, die Wangen immer glänzender wurden. In dieſem vielverſprechenden aber Unglück ſchwangern Augenblicke geſchah die Exploſion — alle Fenſter zertrümmerten — Glasſcherben und Roſenſtücke, die zu Kanonenpfropfen gedient hatten, bedeckten die Tafel — das perlende Glas entfiel den zitternden Händen des hohen Gaſtes — erſchrocken ſprang er auf, weil er meinte, die Franzoſen bombardirten den Pfarrhof, doch hatte er bei dieſem Sprunge weder das natürliche, noch das vom Wein erborgte Gewicht ſeines Körpers zu Rathe gezogen, weshalb er taumelnd ſich ſogleich wieder nieder ſetzte, aber nicht auf den Stuhl, ſondern auf die Erde. Zu gleicher Zeit hatte der gegenüber ſitzende Konſiſtorial-Sekretär, in einer durch den Schrecken erzeugten unwillkürlichen Bewegung, die Tafel mit ſolcher Haſtigkeit von ſich geſchoben, daß ſie gerade in demſelben Augenblicke umſtürzte, als der Superintendent ſich zu ihren Füßen niederließ, wodurch es geſchah, daß nicht allein Teller und Salzfäſſer über deſſen Kopfe zuſammen ſchlugen, ſondern auch eine Pflaumenſauce, die einer Torte zum Begleiter dienen ſollte. Paſtor Schaafmilch hatte ſich zwar bei der Exploſion auf den Beinen erhalten, als aber der Sekretär ihm die Tafel ſo gewaltig auf den Leib ſchob, da lagerte auch er ſich zu ſeinem Gaſte, und, weil man im Schrecken der Beſinnung nicht mächtig iſt, er folglich, bei dem größten Verlangen den Vorfall zu entſchuldigen, keine Worte fand, ſo bediente er ſich mechaniſch derjenigen, auf die er ſchon ſo lange ſtudirt hatte, und deren Fluß ſo plötzlich ge-

hemmt worden war, das heißt, er setzte unter dem Tische die Bewerbung um ein einträglicheres Amt fort.

Die Antwort des Superindenten: gehen Sie zum Teufel! verstand er nicht eher, bis sie einige Mal wiederholt wurde, weil Zorn und Pflaumensauce die kräftige Stimme erstickten. Die unverhoffte Anweisung an den Satan gab dem armen Schaafmilch die Besinnung wieder, er raffte sich auf, wälzte mit Hilfe des Sekretärs die, dem Scherbenberge bei Rom gleichenden Trümmer von der seufzenden Kreatur, ließ alle Handtücher herbei holen, die sein Wäschschrank bewahrte, wusch und rieb den Gönner aus allen Kräften, konnte aber nur die Pflaumensauce, nicht den gerechten Zorn von dessen Gesichte waschen.

Nach ausgemittelter Ursache des schrecklichen Ereignisses, wurde zwar der triefende Gönner etwas ruhiger, und erzwang ein Lächeln, als er vernahm, daß Hänschen Schaafmilch blos die Absicht gehabt, ihm die höchste Ehre zu erzeigen, ja er that sogar Vorsprache für den Buben, den sein Vater exemplarisch züchtigen wollte; aber der günstige Augenblick war dennoch verflogen, und keine Hoffnung, die gute Laune wieder herzustellen, da auch die noch übrigen Champagnerbouteillen bei dem allgemeinen Erdbeben ihr Grab unter dem Tische gefunden hatten.

3. Die Blumen.

Eine gewisse sanfte Verzweiflung leuchtete aus den Blicken des armen Pfarrers, als sein Töchterlein ihn mit kindlichem Mitleid in einen Winkel zog, ihn vertröstend,

daß sie Alles wieder gut machen werde. Zwar hatte der keusche Gast ihre aufblühenden Reize keines Blickes gewürdigt, dennoch schmeichelte sie sich, daß die dritte Ueberraschung, welche sie mit zarter Weiblichkeit ausgesonnen, durch eine milde Rührung die vorigen etwas derben Eindrücke verlöschen werde; es nahte nämlich nunmehr einer der wichtigsten Augenblicke in dem täglichen Leben des Superintendenten, das Stündlein des Mittagschlummers. Das Gastzimmer am Ende eines langen Ganges war mit Besemen geschmückt und bereitet, ein hoch aufgeschwollenes Bett, wozu sämmtliche Hausgenossen ihre Kissen hatten hergeben müssen, sollte die schweren geistlichen Glieder zur Ruhe einladen, junge belaubte Birken, sonst nur dem Pfingstfeste geweiht, waren vom Förster erbeten und in allen Ecken des Zimmers aufgestellt worden, um durch ihren narkotischen Duft den Schlaf zu befördern. Alle diese Anstalten vernahm der ruhebedürftige Feuerbiß mit Wohlgefallen, und setzte sich sogleich in Bewegung, um die wohl gepolsterte Ruhestätte zu erreichen. Annelieschen begleitete ihn, sich schon im Voraus kitzelnd mit der freundlichen Wirkung, die ihre empfindsame Veranstaltung hervorbringen würde, und diesmal irrte sie nicht.

Zwar stutzte der Superintendent im ersten Augenblicke, als er die Thüre des ihm angewiesenen Zimmers öffnete, und, statt des einsamen Morpheus, eine große Gesellschaft von zwölf hübschen Bauerdirnen darinnen antraf; allein er errieth sogleich den Zweck dieser feisten Versammlung. Waren die Nymphen auch nicht, dem gewöhnlichen Ko-

ſtüm gemäß, weiß gekleidet, ſo hatten ſie dagegen rothe und grüne Friesröcke bei Dutzenden über einander gezogen, und eine Jede hielt in zwei blauen Fäuſten den Korb, in welchem ſie Butter und Käſe zu Markte zu tragen pflegte, der aber jetzt mit Blumen aller Art, wie ſie der Herbſt nur immer noch hervorbrachte, angefüllt war. Sobald der ehrwürdige Schlafkandidat erſchien, ſtreuten ſie nicht allein dieſe Blumen in dicken Haufen von der Stubenthüre bis zum Bette, ſondern ſie überſchütteten auch damit das Lager ſelbſt ſehr reichlich, und warfen das Uebrige ihm ſo treuherzig an den Kopf, daß ſeine ganze Perücke voll Tauſendſchönchen hing.

Nun iſt aus den Hamburgiſchen Zeitungen zur Genüge bekannt, daß, ſo oft Blumen in Deutſchland geſtreut werden, diejenigen erhabenen Perſonen, welche der Gegenſtand dieſer Ehrenbezeugung ſind, ſich jederzeit von tiefer Rührung ergriffen fühlen. Auch Feuerbiß konnte einer ſolchen poetiſchen Schmeichelei nicht widerſtehen; er lächelte und nickte ſehr freundlich den Maulaufſperrenden Nymphen zu, lobte das Töchterlein wegen dieſes allerliebſten Einfalls, gähnte aber auch zugleich ſo weit umfaſſend, daß Annelieschen mit ihrer holden Schar ſich alſobald höflich zurückzog. Dem Vater berichtete ſie, er dürfe nunmehr vollkommen ruhig ſein, denn durch die Blumen ſei Alles ausgeglichen worden, und ſonder Zweifel werde der Gaſt nach einem ſüßen Schlummer mit ſtrahlender Heiterkeit wieder in die Geſellſchaft treten. Dieſes frohe Ereigniß mit Sehnſucht erwartend, ſtudirte Paſtor Schaafmilch auf eine

geſchickte Wendung, das unter dem Tiſche abgebrochene Geſpräch wieder anzuknüpfen, war nach einigen Stunden völlig vorbereitet, und konnte nicht begreifen, warum ſeine hochverehrte Obrigkeit noch immer zögere zu erſcheinen, da der Sekretär verſicherte, daß dieſelbe nie mehr als anderthalb Stunden der Sieſte zu widmen pflege. Man wartete, man ſchlich an die Thüre, man hörte ſchnarchen, man ging zurück und wartete wieder. Als aber ſchon die vierte Stunde ablief, da fand man es doch bedenklich, das Konſiſtorium noch länger ſchlafen zu laſſen. Die Thür wurde leiſe geöffnet; da lag der ſchnarchende Leichnam, das Geſicht ſo blau als die ſchönen Hände der Blumenſtreuerinnen, mit dicken Schweißtropfen bedeckt, und die ſehr mühſame Reſpiration bei dieſem todtenähnlichen Schlummer zeigte an, daß ein Schlagfluß nahe ſei. Man rüttelte und ſchüttelte ihn, man gab ihm Hirſchhorn zu riechen, man riß Thüren und Fenſter auf, und es gelang endlich, den Betäubten zu erwecken, den der allzu ſtarke Blumenduft, verbunden mit dem Duft der Birken, aus dem engen, feſt verſchloſſenen Zimmer beinahe in das noch engere und noch feſter verſchloſſene Grab befördert hätte. In's Leben rief man ihn zurück, aber einen ſehr heftigen Kopfſchmerz, als Nachwehen dieſer Begebenheit, vermochte man nicht zu lindern. Eine heitere Laune paart ſich bekanntlich ſehr ungern mit Kopfſchmerzen, hatte ſich folglich auch hier verdrängen laſſen; mürriſch und einſilbig ſaß der hohe Gaſt auf ſeinem Lehnſtuhle, und Alles, was, außer dem Tabaksrauch, zwiſchen ſeinen Zähnen hervorging, war eine Ver-

wünſchung des Blumenſtreuens. So verſchwand auch diesmal wieder Schaafmilch's Hoffnung, ſeine Noth in einem günſtigen Augenblicke an das große Superintendentenherz zu legen.

---

4. Das Hängeſchloß und 5. der Ofen.

Leider hatte das Schickſal ſeine Tücke noch nicht erſchöpft; die üble Laune des Gönners ſollte noch einen ſtarken Zuſatz durch die Angſt erhalten. Schon ſeit mehreren Monaten ſtreifte eine ſtarke Räuberbande in der Provinz umher, welche den neueſten politiſchen Grundſatz: „was man kann, das darf man auch," ſo unverdroſſen in Ausübung brachte, daß es in der ganzen Gegend nur noch wenige Dörfer gab, wo es nicht ausgeſehen hätte, als habe ein fremdes, ſiegreiches Heer daſelbſt bivouaquirt.

Eben als die Feuerbiſſiſchen Kopfſchmerzen ein wenig nachzulaſſen begannen, ſtürzte ein bleicher Bote in das Zimmer, den ein in der vorigen Nacht beraubter, und kaum eine halbe Meile entfernt wohnender geiſtlicher Mitbruder abgefertigt hatte, um ſeinen liebwertheſten Herrn Konfrater zu warnen, inmaßen einige der betrunkenen Räuber ſich hatten verlauten laſſen, ſie würden in der folgenden Nacht gegen Wurſtfeld ziehen — (ſo hieß die Schaafmilch'ſche Gemeinde) — weil ſie in Erfahrung gebracht, daß der reiche Herr Superintendent daſelbſt Küchenviſitation halte, und folglich zum wenigſten ein leckerer Speiſevorrath zu erbeuten ſtehe.

Dem erschrockenen Gaste schlüpfte bei dieser Botschaft die Pfeife aus dem Munde. Er würde auf der Stelle haben anspannen lassen, um in die sichere Residenz zurückzukehren, wo man doch wenigstens nur Requisitionen und gezwungene Anleihen erlegte; allein es war ein dunkler Herbstabend, die Straße grundlos, der Regen kalt; es schien noch weit gefährlicher, jenen Politikern auf der Landstraße zu begegnen, als ihren Einbruch abzuwarten. Der geistliche Herr entschloß sich daher wider Willen zu bleiben und sich der Fügung Gottes zu unterwerfen. Um aber diese göttliche Fügung mit menschlichen Kräften zu unterstützen, ersuchte er seinen Wirth, solche Veranstaltungen zu treffen, daß nicht die Räuber sie unvorbereitet überfallen möchten, als die fünf thörichten Jungfrauen ohne Lampen, oder als die zwölf schlafenden Jungfrauen von Spieß. Man berief sogleich den Nachtwächter in den geheimen Rath, und es wurde noch ein Adjunktus dieser wichtigen Person für die künftige Nacht creirt. Alle Kettenhunde liefen los und ledig herum, alle Hofthüren wurden verrammelt. Durch diese Maßregeln noch nicht gänzlich beruhigt, erhob sich der Herr Superintendent auf sein Zimmer, um mit eigenen Augen zu untersuchen, ob sich daselbst keine Fallthüre und kein verdächtiger Winkel befinde, wo die gefürchteten Gäste sich verbergen könnten.

Diese Untersuchung fiel nun zwar gänzlich zum Vortheil des Zimmers aus, wo, die Mauselöcher ausgenommen, sich keine bedenkliche Oeffnung zeigte, aber er machte bei dieser Gelegenheit eine andere Entdeckung, die ihm für

ſein nächtliches Wohlbefinden von Wichtigkeit ſchien. Um nämlich den verderblichen Blumen- und Birkenduft gänzlich aus dem Zimmer zu verbannen, hatte man weislich Thüren und Fenſter aufgemacht, auch den Zweck dadurch vollkommen erreicht, hingegen der kühlen, naſſen Herbſtluft einen ſo freien Durchzug verſtattet, daß die geiſtlichen Zähne und Gebeine darob klapperten und ſchauderten, und die Zunge das Verlangen von ſich gab, den Ofen ein wenig zu heizen. Auf der Stelle erging der Befehl an die Magd, des dürren Holzes einige Arme voll herbei zu ſchleppen, und den Freund, der uns im Winter durch ſeine Wärme an die ſchwarze Bruſt lockt, damit zu füllen.

Nach dieſen Veranſtaltungen ſetzte man ſich etwas beruhigt zur Abendtafel, und als der ſchäumende Porter, den Champagner erſetzend, fleißig kreiſte, der Nachtwächter fleißig in's Horn ſtieß, und die Kopfſchmerzen von dem Magen überwältigt wurden; da ſah man das Konſiſtorium noch einmal guter Dinge, und in dem Pfarrer regte ſich noch einmal eine leiſe Hoffnung, daß wenigſtens am andern Morgen das verſöhnte Schickſal ihm lächeln werde. Um keine Vorſichtsmaßregeln zu vernachläßigen, wurde noch ſpät der Küſter auf den Thurm geſchickt, mit dem Befehle, die Sturmglocke zu läuten, ſobald er Lärm im Dorfe vernehme. Durch alles dieſes beherzt und durch den reichlich genoſſenen Porter ſchläfrig gemacht, erhuben ſich Se. Hochehrwürden, unter Vortretung zweier Wachskerzen, in Dero Schlafgemach, entließen die demüthigen Begleiter mit lal-

lender Zunge, und verschlossen und verriegelten die Thüre hinter sich.

Dem Pfarrer kam sein Gastzimmer in diesem Augenblicke vor wie eine Schatzkammer (nur keine deutsche), oder wie das grüne Gewölbe in Dresden, denn es enthielt, unter allen geistlichen Diamanten des ganzen Landes, den großen Pitt. Um so mehr zitterte er für dessen treue Bewahrung. Gern hätte er seinen Schatz in der Stille bei Seite geschafft, da er sich erinnerte, daß man sogar im Kriege Alles in Sicherheit bringt, was gewisse Menschen, die nicht einmal Räuber heißen wollen, Belieben tragen könnten, mitzunehmen. Da nun aber das bei Seite schaffen einer so ansehnlichen Superintendenten-Masse nicht thunlich war, so fiel es dem Pastor Schaafmilch um so schwerer auf das Herz, daß, bei einem etwaigen Einbruch der Räuber, keiner von allen Bewohnern des Hauses einer so großen Gefahr ausgesetzt war, als sein hochverehrter Konsistorialpräsident. Das Zimmer nämlich lag, wie schon erwähnt, am Ende eines langen Ganges, von welchem eine kleine Treppe in den Hof führte. Diese Treppe, wenn sie wie eine Art von Brückenkopf wäre befestigt worden, hätte allerdings tapfern Widerstand leisten können; allein sie war nur mit einer schwachen Thüre gegen den Zugwind versehen, die statt des Schlosses durch ein bloßes Gewicht zugehalten wurde: gelang es den Räubern bis in den Hof zu dringen, so waren auch die Treppe und der Gang in ihrer Gewalt; hingegen da, wo der letztere mit dem Hauptgebäude zusammenhing, befand sich noch eine verschließbare

Pforte, welche die hinter ihr Hausenden deckte. Der Gang war folglich der nächsten und größten Gefahr blosgestellt. Zwei Thüren, rechts und links auf demselben, konnten die nächtlichen Requirenten locken, und sie würden ihre Mühe hinter beiden belohnt gefunden haben; denn die eine führte zu dem Superintendenten, die andere zu der Schinkenkammer. So weh dem guten Schaafmilch auch der Verlust aller seiner Schinken gethan haben würde, so zitterte er doch noch weit mehr für seinen hohen Gast, und das Schloß, welches er von diesem mit weiser Vorsicht umdrehen hörte, beruhigte ihn nicht ganz, da ihm leider nur allzuwohl bewußt war, daß sowohl dieses Schloß, als das an der Schinkenkammer, unter die invaliden gehörten, die beim ersten Angriffe einer rüstigen Faust weichen würden. Zum Glück besann er sich, daß an der Bodenthüre noch ein recht gutes Hängeschloß befindlich, weil sein seliges Annelieschen auf diesem Boden ihr liebstes Habe, die Wäsche, zu trocknen pflegte. Er eilte daher besagtes Hängeschloß zu holen, befestigte es leise an der mit einem Anwurf versehenen Thüre des Konsistorial-Schlafgemachs, warf noch einen trüben Blick auf die Schinkenkammer, die er nicht mit gleichen Schutzwaffen ausrüsten konnte, verfügte sich aber wenigstens mit dem Troste zu Bette, daß Se. Hochehrwürden gegen einen coup de main völlig in Sicherheit waren.

Die gefürchtete Nacht verging, wie es ihm schien, ganz ruhig, denn er schlief nach seiner Gewohnheit ungestört bis an den lichten Morgen. »Gott sei Dank!« sagte er gäh-

nend, als er in den Schlafrock kroch, »nun will ich auch sogleich das Hängeschloß wieder abnehmen, weil es doch möglich wäre, daß der Herr Superintendent früher als gewöhnlich seine Ruhestätte verließe.«

Er ging und unterwegs kitzelte er sich mit dem Gedanken, wie gerührt Se. Hochehrwürden sein würden, wenn Sie erführen, mit welcher außerordentlichen Vorsicht man für Dero Sicherheit zu wachen beflissen gewesen. Leise nahte er sich der Thüre, leise nahm er das Hängeschloß ab, weil er den Gast noch im erquickenden Morgenschlummer begraben vermuthete. Aber — wie groß war sein Schrecken, als, nach kaum erfolgter Wegräumung des Hängeschlosses, die Thüre mit Ungestüm aufgerissen wurde, und der Superintendent wie ein rasender Ajax vor ihm stand.

»Herr!« so donnerte er den in eine Bildsäule verwandelten Schaafmilch an, »haben Sie mich denn durchaus ermorden wollen?«

Um diesen schweren Vorwurf zu verstehen, muß der Leser wissen, daß gehäufte Leiden in dieser schrecklichen Nacht den frommen Feuerbiß trafen. Wir wollen nicht einmal der bangen Besorgniß vor Räubern erwähnen, welche verursachte, daß er fünf Minuten später als gewöhnlich einschlief. Indessen schlief er doch nun und zwar so fest, daß, wenn die Schlacht bei Aspern vor seiner Thüre wäre geliefert worden, er nichts davon gehört haben würde. »Das Glück kommt im Schlafe,« pflegt man, ich weiß nicht warum, zu sagen; denn das Unglück kommt weit

öfter im Schlafe als das Glück. So auch hier. Den meiſten Schaden fügen gewöhnlich dumme Leute zu, die es recht gut meinen. Die Magd begnügte ſich nicht damit, den Ofen nach Vorſchrift ein wenig geheizt zu haben; ſondern, als es ihr bei ihrer letzten Umſicht auf dem Hofe ſo kalt vorkam, daß ſie die Hände unter der Schürze verbergen mußte, ſo meinte ſie bei dem Herrn Superintendenten ſich ein doppeltes Trinkgeld zu verdienen, wenn ſie bis Mitternacht beſtändig fort in ſeinem Ofen die helliſte Flamme lodern ließe. Zwei Stunden brach die gute Seele ſich von ihrem Schlafe deswegen ab, und erſt als ein Kohlenhaufen gleich dem Schwefel in der Solfatara glühte, ſchlich ſie, ſehr zufrieden mit ſich ſelbſt, in ihr Bett.

Schon dadurch, daß der Ofen in dieſem Herbſte zum erſten Male geheizt wurde, entſtand ein ſchädlicher Dunſt im Zimmer, und der Rauch drang aus den unverſchmierten Ritzen; da jedoch die Fenſter, um dieſer Beſchwerde vorzubeugen, geöffnet, und erſt beim Eintritte des Gaſtes wiederum verſchloſſen wurden, ſo hatte dieſer nichts davon geſpürt, und war in Gottes Namen eingeſchlafen. Nun aber begann das Feuer, durch die liebevolle Sorge der Magd, immer heftiger zu wirken, keine ruſſiſche oder finniſche Badſtube war mit dem Schlafzimmer des Superintendenten zu vergleichen; ſeine ſonſt geſchmeidigen Schuhe ſchrumpften wie Horn zuſammen, und aus der Perücke, die er über einen Stuhl gehängt hatte, trieſte die Pomade herab. Auf ſeiner Stirn perlte der Schweiß, jedes Haar auf ſeinem beſchornen Kopfe trug einen Thautropfen, und

ſeine röchelnde Bruſt beneidete den Fiſchen den Vorzug, durch die Kiefer athmen zu können. Blos gewiſſen Thieren, die in den Ritzen der Bettſtellen ihre fruchtbaren Kolonien errichten, ſchien dieſes Uebermaß von Wärmeſtoff nicht unbehaglich, ſie krochen bei Tauſenden aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und machten ſich mit dem ehrwürdigen Schläfer ſo familiär, als ob ſie ihn zeitlebens gekannt hätten. Bis Mitternacht widerſtand Morpheus dieſen vereinten Angriffen auf ſeine Macht, dann wich er endlich und räumte das mit Schweiß und Blut bedeckte Schlachtfeld. Die Athemzüge des unglücklichen Feuerbiß wurden immer ſchneller, immer ſchwerer, und vielleicht würde er bald den letzten gethan haben, wenn er nicht glücklicherweiſe, bei dem Herumwälzen in dem etwas ſchmalen Bette, ſich mit ſolcher Gewalt gegen den Bettpfoſten geſtoßen hätte, daß er mit einer großen Beule am Kopfe halb und halb erwachte.

Sein erſtes Erwachen glich aber nicht dem, vom Maler Müller beſchriebenen, Erwachen Adam's, der ſich behaglich im Paradieſe fand; der Superintendent hingegen glaubte ſich in der Hölle. Kaum hatte er noch ſo viel Kraft, ſich aus dem Bette bis an's Fenſter zu ſchleppen, und dieſes aufzureißen. Ein kalter Luftſtrom drang herein, kühlte zwar in Kurzem das Zimmer bis auf zwanzig Grad Reaumür wieder ab, hemmte aber auch die übermäßige Ausdünſtung des feiſten, nur mit einem dünnen Nachtgewande bedeckten Körpers ſo ſchnell, daß eine heftige Verkältung die nothwendige und nur zu bald ſich zeigende Folge davon war. Ein nagender Schmerz meldete ſich in den prieſter-

lichen Eingeweiden, und ſuchte ſich mit Gewalt Luft zu machen. Der Superintendent, der ſich von allen Bequemlichkeiten des Hauſes am Abend hinreichend unterrichtet hatte, warf den ſeidenen Schlafrock über, tappte nach der Thür und öffnete haſtig das Schloß, weil gar keine Zeit mehr zu verlieren war. Himmel! da ſtieß er zu ſeinem größten Schrecken auf ein unerwartetes Hinderniß. Das Hängeſchloß erlaubte der Thüre höchſtens eine zollbreite Oeffnung, die unter dieſen Umſtänden dem Patienten von gar keinem Nutzen war. Er rüttelte und ſchüttelte vergebens, jeder neue Verſuch überzeugte ihn immer mehr, daß er wirklich eingeſperrt ſei, und jede körperliche Anſtrengung ſetzte ihn der Gefahr aus, früher als er wünſchen durfte, von ſeiner Bürde befreit zu werden. Er nahm ſich männlich zuſammen, und ſuchte überall, wo man ſonſt dergleichen anzutreffen pflegt, eine gewiſſe, zur Erleichterung der Menſchheit wohlthätig ausgeſonnene Erfindung; aber auch dieſe Hoffnung täuſchte ihn, und die Gefahr wurde immer dringender.

Die Stimme des eben vorübergehenden Nachtwächters gab ihm wieder einigen Muth, er legte ſich mit dem halben Leibe aus dem Fenſter, entdeckte voll Vertrauen ſeine Noth, bat und befahl an die Hausthüre zu donnern, damit irgend eine mitleidige Seele zu ſeiner Erlöſung herbeieilen möchte. Unglücklicherweiſe hatte der Nachtwächter die Furcht vor den Räubern durch eine ſo ſtarke Portion Branntwein zu verſcheuchen geſucht, daß er alle ſeine Sinne, und beſonders das Gehör dadurch benebelt hatte. Nur ſo viel vernahm

er, daß die Stimme, welche ihn anrief, eine Klagestimme war, auch das Wort krank hatte er verstanden, und da es ihm öfter bei der Ausübung seines nächtlichen Amtes begegnete, daß man aus Häusern, wo schwere Patienten lagen, ihn um das Absingen eines Trost- oder Sterbeliedes ersuchte: so glaubte er auch jetzt zu diesem Liebesdienst aufgefordert zu sein, stellte sich deshalb dicht an die Mauer unter das offene Fenster, und hub mit gellender Stimme an zu singen: Wer weiß, wie nahe mir mein Ende. Je mehr der Superintendent von oben herunter brüllte, je mehr brüllte der Nachtwächter von unten hinauf; als nun der Erstere sah und fühlte, daß jede Hoffnung zu schleuniger Rettung verloren war, so faßte er plötzlich einen heroischen Entschluß; er zog nämlich sein Gesicht zurück und hängte statt dessen das Schild der, durch Thümmel wohlbekannten, holländischen Wirthin aus, und da der Ehrenmann nichts halb zu thun gewohnt war, so verstummte der Nachtwächter plötzlich, weil es ihm vorkam, als sei er aus dem Regen in die Traufe gekommen. Um dieser zu entgehen, stellte er sich einige Schritte weiter, sang sein Lied mit großer Erbauung bis zu Ende, und wurde von dem Superintendenten mit großer Erleichterung accompagnirt.

Auch als der holde Sänger sich schon längst entfernt hatte, fuhr der Geplagte noch immer fort, seine Noth den Sternen zu klagen, die einzeln durch die Regenwolken schimmerten, und kaum hatte er im warmen Bette wieder einige Minuten Ruhe genossen, als der innere Sturm

und Drang ihn immer wieder an das Fenſter rief, um ſeinem Herzen Luft zu machen.

So hatte er die ſchrecklichſten Stunden bis zum Anbruch des Tages durchwacht, ſeine Leiden verminderten ſich endlich, und er wollte eben noch ein Stündchen der ſo nöthigen Ruhe pflegen, als ein gewaltiger Lärm unter demſelben Fenſter entſtand, welches Zeuge ſeiner Schmerzen und ſeiner Beharrlichkeit, ſich ihrer zu entledigen, geweſen war. Es hatte ſich nämlich die liebe Schuljugend auf ihrer Wallfahrt zum Schulmeiſter unten verſammelt, und mit großem Erſtaunen die noch nie geſehene Verzierung der Mauer erblickt. Der muthwillige Haufe vergrößerte ſich von Minute zu Minute, des Gelächters und der derben witzigen Einfälle wurden immer mehr und mehr; der Konſiſtorialpräſident, der ſonſt alle Katechumenen nur vor ſich zittern zu ſehen gewohnt war, ſtand jetzt lauſchend hinter dem Vorhange, und wagte nicht mehr, weder auf die eine noch auf die andere Weiſe aus dem Fenſter zu ſchauen; aber der Geiſer des Zorns nagte an ſeiner Leber, und — in dieſem Augenblicke nahm der Paſtor Schaafmilch das Hängeſchloß ab. Was Wunder alſo, daß die Donnerſtimme ihm entgegen brüllte: »Herr! haben Sie mich durchaus ermorden wollen?“ —

Das Schaaf verſtummte vor ſeinem Scherer. So wie die ſchreckliche Begebenheit ſich nach und nach entwickelte, wuchs auch die Verlegenheit des armen Pfarrers. Nichts als die heilige Betheurung, daß er es gut gemeint habe, vermochte er den Vorwürfen ſeines erbitterten Gaſtes ent-

gegen zu ſtellen. »Lieber will ich mit einem verſtändigen Böſewicht zu thun haben,« fuhr dieſer heraus, »als mit einem Narren, der es gut meint.« — Dies Donnerwort ſchlug auch die letzte Hoffnung zu Boden, den entrüſteten Gönner zu beſänftigen.

6. Der Staarmatz.

Schon wurden, auf Befehl des Superintendenten, die ſchleunigſten Anſtalten zur Abreiſe getroffen, ſchon ſchirrte der Kutſcher die Pferde an, und Se. Hochehrwürden, mit großen Schritten das Zimmer meſſend, würdigten nicht einmal das aufgetragene Frühſtück eines gnädigen Blickes. In dieſer höchſten Noth gedachte Schaafmilch der Zauberkraft der Geſchenke, welche bisweilen die drohendſte Stirn entrunzelt. Er wußte von Hörenſagen, daß auch der ſtrenge Feuerbiß gegen dieſen Zauber nicht unempfindlich war, und es konnte nur einen einzigen, doch allerdings ſehr wichtigen Grund geben, der ihn noch abhalten konnte, ſich dieſes Mittels zu bedienen; er hatte nämlich nichts, was er für würdig hielt, ihm anzubieten.

Dieſen Kummer theilte er flüſternd ſeinem Töchterlein mit, welches ihn haſtig an ſeinen Staarmatz erinnerte. Das war in der That eines der liebenswürdigſten Thiere, welche jemals Federn getragen. Vor einigen Jahren erkrankte ein franzöſiſcher Emigrirter, der auf einer Brot-Entdeckungsreiſe durch die Welt begriffen war, in dem kleinen Dorfe des Paſtor Schaafmilch, wurde von dieſem mit Allem, was er beſaß, nämlich mit chriſtlicher Liebe, unterſtützt, und ſtarb

zwar nicht eigentlich Hungers, aber doch in vertrauter Bekanntschaft mit diesem ältern Bruder der Pest. Sein Nachlaß reichte kaum hin, einen Sarg damit zu bestreiten; was sonst zu einem stillen Begräbnisse erforderlich war, lieferte der mitleidige Pfarrer gratis und nahm sich auch der Hinterbliebenen des Verstorbenen großmüthig an. Diese bestanden in einem alten magern Hunde und einem muntern Staarmatz, von welchem letztern der Selige oft zu sagen pflegte: bei wieder erlangter Gesundheit sei ihm nicht bange dafür, durch Hilfe dieses Staarmatzes an irgend einem Hofe ein einträgliches Amt zu erhalten, denn kein Höfling könne mehr und besser schwatzen, als der.

Wahr ist's, es war ein flinkes Thierchen, das den ganzen Tag über den Schnabel nicht zuthat, auch sonst so zahm und zutraulich, daß man dessen Liebkosungen unmöglich widerstehen konnte. Seit dem Tode des schönen Anneliesschens hatte der betrübte Witwer sich immer fester an ein Geschöpf angeschlossen, das wenigstens eben so viel schwatzen konnte, als jene, und er bedauerte nur, daß der kleine Schwätzer nichts als französisch sprach, wovon er keine Silbe verstand.

Von einem solchen Lebensgefährten sich auf ewig zu trennen, war eine schreckliche Zumuthung, die Hans Leberecht Schaafmilch mit Entsetzen verwarf und lieber in Gesellschaft seines Staarmatzes fortdarben wollte wie bisher. Aber dazu hatte das Töchterlein gar keine Lust und das Söhnlein auch nicht. Schon trug Jene Verlangen, wie weiland ihre Frau Mutter, die Staarmätze, welche man Liebhaber nennt, um sich zu versammeln; und dieser brannte

vor Begierde, auf der Universität die Philisterpferde zu tummeln. Beider Wünsche legte sich das häßliche Thier, die Armuth, quer über den Weg, und wenn der Superintendent diesen Unhold nicht bannte, so konnte Anneliesschen ihre Jugend beim Spinnrocken vertrauren und der kleine Hans zu seinem Großvater in die Lehre gehen. Diese Gedanken fielen Beiden schwer auf's Herz, und das schlaue Töchterlein ließ in der Angst den Papa bemerken, daß es hier nicht blos darauf ankomme, eine fettere Pfründe durch den Staarmatz zu erlangen, sondern wenigstens die magere, die er besaß, zu erhalten; denn das finstere Schweigen des Konsistorialgewalthabers und die unter buschigten Augenbraunen roth wie das Gestirn des Mars schimmernden Augen ließen befürchten, daß er seinem unglücklichen Wirthe nicht blos ein Schloß vor die Thüre der Beförderung hängen, sondern ihn vielleicht gar bei Gelegenheit aus seiner bisherigen Thüre jagen würde, ohne ihm Blumen zu streuen. Bei dieser Möglichkeit schauderte der Pfarrer, und beschloß sogleich seinen gefiederten Liebling zu opfern, wenn er nur erst überzeugt sei, daß er dadurch seinen Zweck nicht verfehlen werde.

Dies auszumitteln, erbot sich das schnippische Anneliesschen. Frauenzimmer sind unter andern auch mit der Naturgabe ausgerüstet, von dem Brummen der Männer gar keine Notiz zu nehmen, wenn sie nicht wollen, sondern die Brummenden mit einer Unbefangenheit anzureden, als ob sie die beste Laune bei ihnen voraussetzten. Anneliesschen näherte sich schmeichelnd dem Superintendenten, erkundigte sich mit großer Theilnahme nach dessen kleiner Familie, und

fragte ganz zutraulich, ob man dieſer nicht durch das Geſchenk eines vortrefflich abgerichteten Staarmatzes ein Vergnügen machen könne? Plötzlich erheiterte ſich das drohende Antlitz.

»Abgerichtet?« erwiederte er freundlich, »wirklich abgerichtet?«

»O er ſchwatzt Tauſenderlei, das drolligſte Zeug von der Welt, freilich nur franzöſiſch —«

»Franzöſiſch? deſto beſſer!« Die Stirn entwölkte ſich immer mehr und mehr. Um zu begreifen, wie der Zorn eines Superintendenten durch die Hoffnung, einen Staarmatz zu erhalten, ſo ſchnell verſchwinden könne, muß man wiſſen, daß die älteſte Prinzeſſin des fürſtlichen Hauſes, eine muntere oft muthwillige Dame, die Gönnerin unſers Ehrenmannes war, oder eigentlich nur ſich gern über ihn luſtig machte; wodurch er denn, wie mehrere ſeines Gleichen, ſich hochgeehrt glaubte. Sie ließ ihm oft aus Küche und Keller das Beſte zufließen, zog ihn auch nicht ſelten an ihre Tafel, und es waren die glücklichſten Augenblicke ſeines Lebens, wenn er zu Jemanden, der ihn beſuchte, hingeworfen ſagen konnte: Ich ſpeiſe heute bei der Prinzeſſin. Dafür trug er ihr Stadtneuigkeiten zu und ließ ſich gern ein wenig hudeln. Nur daß ſie, und nach ihrem Beiſpiele der ganze Hof, ihn bisweilen Tartüffe zu nennen beliebte, war ihm höchſt zuwider. Ja unter vier Augen hätte ſie nach Gefallen ihn mon cher Tartuffe anreden mögen, denn es iſt unglaublich, wie viel ein Menſch unter vier Augen verträgt, wenn zwei derſelben fürſtliche Augen ſind; aber daß ſogar ſchon

die Zofen ihm, wenn er durch das Vorzimmer ging, das verwünschte Tartüffe nachflüſterten, das war ihm ſehr verdrüßlich und verbitterte oft den reinen Genuß ſeiner Hoffreuden. Indeſſen hielt er dafür, daß man in manchen Fällen nicht blos die Augen, ſondern auch die Ohren zudrücken müſſe; und die Gnade der Prinzeſſin war zu ſchmeichelhaft für ſeine geiſtliche Eitelkeit, als daß er um einer ſolchen Kleinigkeit willen ſie hätte verſcherzen mögen.

Faſt hätte er ſie ohnehin durch einen unglücklichen Zufall verſcherzt. Die Prinzeſſin hatte nämlich auch einen Staarmatz, dem ſie ſehr gewogen war, und der die Freiheit hatte, ſämmtliche Höflinge Spitzbuben zu nennen. Dieſes Thierchen entſchlüpfte eines Tages ſeinem Käficht, als eben der Superintendent zugegen war, die Prinzeſſin wollte es fangen, der geiſtliche Herr ſtand ihr pflichtſchuldigſt bei, erwiſchte es auch mit ſeiner nervichten Fauſt, hielt aber das zarte Vöglein ſo herzhaft, daß, als er es nun der Gebieterin überreichen wollte, es nur noch einmal nach Luft ſchnappte und verſchied. Die ſchreckliche Folge davon war, daß er in ſechs Wochen nicht zur Tafel gebeten wurde, eine der traurigſten Epochen ſeines Lebens. Um die Gnade der Prinzeſſin wieder zu gewinnen, wäre er gern noch einmal in die Bärenhaut gekrochen und hätte nach dem Dudelſack getanzt, folglich war der Staarmatz des Pfarrers ihm das willkommenſte Geſchenk, und in der Freude ſeines Herzens ſchüttelte er ſogar dem Schaafmilch die Hand mit den Worten: »Sie ſind ein braver Mann, Herr Paſtor, ich werde weiter an Sie denken.«

Wer war froher als der ehrliche Hans Leberecht! Er eilte auf der Stelle, den Staarmatz zu holen, während der Superintendent mit freundlicher Redseligkeit Annelieschen erzählte, daß er Ihrer Durchlaucht der Prinzessin, seiner Gönnerin, und er dürfe wohl sagen seiner Freundin, ein Geschenk damit machen wolle. Aber ach! diese wahrhafte Geschichte enthält schon der Launen des Schicksals so viele, daß man sich nicht wundern darf, es noch einmal sein böses Spiel treiben zu sehen. Der Staarmatz erschien und war allerliebst; allein das erste Wort, welches er den Superintendenten entgegen zwitscherte, war — Tartüffe! — Der gute Pfarrer und seine Familie, die in ihrem Leben von Tartüffe nichts gehört hatten, konnten gar nicht begreifen, warum in den Blicken ihres Gastes der kaum erloschene Zorn sich so plötzlich wieder entzündete? und warum er so hastig erklärte, er wolle den Vogel nicht haben? — Es ging sehr natürlich zu; denn vor der Seele des Konsistorialpräsidenten schwebten sogleich alle die Spöttereien, denen er sich aussetzen würde, wenn er einen Schwätzer nach Hofe brächte, der das vermaledeite Tartüffe von ihm gelernt zu haben schien. Ohne weitere Erklärung nahm er trocken Abschied, setzte sich in den Wagen und hinterließ den ehrlichen Pfarrer mit seinem verschmähten Vogel in der größten Bestürzung.

Das schlaue Töchterlein dachte der wunderlichen Begebenheit im Stillen nach, und meinte, das Wort Tartüffe müsse wohl etwas sehr unschickliches bezeichnen;

aber was? das hätte sie für ihr Leben gern gewußt. Auf dem Edelhofe hätte sie es wohl leicht erfahren können, denn die Junker wurden daselbst von einem französischen Hofmeister erzogen, dem es in seinem Vaterlande durchaus nicht hatte glücken wollen, ein berühmter Haarkräusler zu werden; aber — wie würde der Herr Gouverneur sie schamroth gemacht haben, wenn das Wort Tartüffe nun wirklich etwas bedeutete, wonach ein sittsames Mädchen nicht fragen soll. Lieber bezähmte sie ihre Neubegier noch eine Weile, und gab ihrem Bruder den Auftrag, sich bei dem Sprachmeister in der Stadt Raths zu erholen, und bei seinem nächsten Besuche in den Ferien ihr wenigstens verblümt zu berichten, was ein Tartüffe für ein Ding sei. Hänschen brachte ihr die gewünschte Erklärung und Annelieschen begriff nun sogleich, warum der Herr Superintendent sich gegen den Staarmatz so ungeberdig bewiesen, nachdem er zuvor das heftigste Verlangen bezeigt, Ihro Durchlaucht, die Prinzessin, damit zu beschenken. Er mußte also doch wissen, daß ein solches Geschenk der Prinzessin angenehm sein werde, und da ihrer geheiligten Person das Wörtlein Tartüffe unmöglich zuwider sein konnte, so schoß plötzlich der Gedanke durch Annelieschens Kopf: »wie, wenn ich den Staarmatz ihr brächte? — wie, wenn ich dem Vater eine bessere Pfarre verschaffte?" — Es wurde ihr ganz warm dabei, ihr Auge funkelte und ihr Herz klopfte. Von dem lieben Papa, den sie eben so unbeschränkt zu beherrschen anfing als die liebe Mama es gethan hatte, erhielt sie leicht die Erlaubniß, mit der

Frau Pächterin nach der Residenz zu fahren, um ihren Großvater, den Schuster, zu besuchen; des Dorfes Viehhirt lieferte ihr einen sehr ziemlichen Käsicht aus Weidenzweigen geflochten; der kunstreiche Staarmatz wurde hinein gesperrt, und wenige Tage nachher stellte sich das hübsche Mädchen mit einer Mischung von Schüchternheit und Keckheit an die Paradetreppe des Schlosses, um der Prinzessin, welche eben spaziren fahren wollte, den mit Blumen besteckten Käsicht zu überreichen. Ihro Durchlaucht fanden großes Gefallen sowohl an dem Vogel als an dem naiven Landmädchen; sie geruhten beide in ihr Zimmer kommen zu lassen, fanden beide sehr unterhaltend, liehen den kindlichen Bitten der Tochter ein gnädiges Ohr und erkundigten sich auf der Stelle, ob nicht eine einträgliche Pfründe vacant sei? Allerdings fand sich eine solche, nur war sie bereits einem wackern Greise zugesagt worden; da aber dieser Greis keinen französischen Staarmatz zu überreichen hatte, so verstand es sich von selbst, daß er nachstehen mußte. Die Prinzessin ließ dem Herrn Superintendenten ihre Willensmeinung eröffnen, daß er den Pastor Schaafmilch von Wurstenfeld nach Krondorf versetzen solle. Feuerbiß stutzte nicht wenig über diesen unerwarteten Befehl, und begab sich sogleich nach Hofe, um wenigstens einen Versuch zu machen, diesen Eingriff in seine Rechte zu hintertreiben. Schon schritt er gravitätisch durch das Vorzimmer, da hörte er dicht neben sich das verhaßte Tartüffe! Zornig wandte er den Blick nach der verwegenen

Zofe, von der, wie er meinte, dieſer Willkommen herrühre; aber ſiehe, da hing der wohlbekannte Staarmatz in einem vergoldeten Käſicht, lachte überlaut und wiederholte ſein Tartüffe wohl noch zwanzigmal, wechſelte jedoch bisweilen, da er eben in der Laune zu ſchwatzen war, mit coquin! und grand coquin!

Jetzt errieth der Superintendent augenblicklich den Zuſammenhang der Geſchichte, und ſo feſt er auch entſchloſſen geweſen, gegen alle etwaige Gönner des Paſtor Schaafmilch zu Felde zu ziehen, ſo fühlte er doch, als ein erfahrner Höfling, ſogleich, daß er es nicht wagen dürfe, ſich dem Staarmatze der Prinzeſſin freventlich zu opponiren. Der ehrliche Hans Leberecht empfing zu ſeinem höchſten Erſtaunen den Ruf nach Krondorf, und bald wurde der gefürchtete Feuerbiß nicht blos ſein Gönner, ſondern ſogar ſein wärmſter Freund; denn die Prinzeſſin hatte das hübſche Annelieschen zu ihrer Kammerfrau erhoben, und da Ihro Durchlaucht nicht ſelten einer vertrauten Kammerfrau bedurften, ſo ſpielte ſie bald eine der wichtigſten Rollen am Hofe, und die Reihe war nun an ihr, ſich von den Kindern des Superintendenten Blumen ſtreuen zu laſſen. Dankbar pflegte ſie den Staarmatz, den Schöpfer ihres Familienglücks.

Englands politiſches Teſtament.

Unter dieſem Titel erſchien im Jahre 1780 eine Broſchüre von wenigen Bogen, die in Paris bei dem Buch-

Ueber

meinen Aufenthalt in Wien

und

meine erbetene

Dienst-Entlassung

von

A. v. Kotzebue.

Nebst Beylagen A, B, C und D.

Eine Vernichtung des im Aprilstück des Berliner Archivs der Zeit gegen mich eingerückten Pasquills.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer. 1792.

händler Desanges verkauft wurde. Man wird leicht errathen, welche Tendenz diese Schrift hatte. »Die Zeiten sind nicht mehr, wo Freundschaft und Religion so treue Gefährten der Menschheit waren, daß man einen König von England und einen König von Frankreich in demselben Bette schlafen sah; die Zeiten sind nicht mehr, wo der Leopard im Schatten der Lilien ruhte.«

»Es ist um euch geschehen,« so hebt das testirende England seinen Spruch an, »meine letzte Stunde hat geschlagen — meine Macht, die alle Meere von einem Pole zum andern beherrschte, und alle übrigen Mächte zu verschlingen drohte, die stürzt zusammen und verschwindet — meine stolze Nebenbuhlerin triumphirt, und die übrigen lauern schon auf den entscheidenden Augenblick, um aus meiner Vernichtung Vortheil zu ziehen.«

(Die arme Patientin hat sich doch nachher wieder ein wenig erholt.)

»O Pitt! als du die Zügel des Staates ergriffest, als deine glückliche Kühnheit meine Feinde, aber auch meine Triumphe vermehrte, als du den mächtigen Dreizack in meine Hand gabst, konntest du voraussehen, daß er mir so schnell entrissen werden würde; — (Es scheint, die Patientin war damals hypochondrisch. Sie wirft einen Blick auf ihre Herkunft, sie bereut, daß sie dieselbe, wie alle parvenus — warum sagte sie nicht: wie alle Völker — mit dem Schleier des hohen Alterthums bedecken wollen; sie gesteht, daß sie von herumirrenden Wilden in dicken Wäldern entsprungen, daß sie durch eine Menge Aben-

teuer unterjocht worden, durch die Römer, deren vergoldete Kette sie geliebt — (gibt es doch heutzutage Völker, welche eiſerne Ketten lieben) — durch die Sachſen und Dänen — daß ſie eine Sklavin unter Canut dem großen geweſen, mit Blut befleckt unter Edmund Ironſide, abergläubiſch unter Eduard dem Bekenner, und endlich der Raub eines normänniſchen Baſtards, der ſeine Rechte auf ein Vermächtniß gründete, deſſen Giltigkeit er durch ſechzig tauſend Säbel bewies." — (Hat man denn jetzt beſſere Rechte? und beweiſt man ſie anders?) —

Die hypochondriſche Kranke vergießt nun bittere Thränen über die öftern Einfälle der Engländer in Frankreich; über die bei Creci und Azincourt errungenen Lorbeern; über die Abſcheulichkeiten, welche in dieſem Kriege vorfielen — (und in welchem Kriege fallen denn keine Abſcheulichkeiten vor?) — über die ſchändliche Hinrichtung des Mädchens von Orleans; über den ſchnellen Verluſt aller Eroberungen, die ſo viel engliſches Gold und engliſches Blut gekoſtet hatten, und wovon am Ende doch nur ein leerer Titel übrig blieb.

Im Verlaufe der Jeremiade, welche die Patientin über ihren Lebenslauf anſtimmt, kommt ſie denn auch auf die Enthauptung Karl's des Erſten, dieſes mehr unbeſonnenen als verbrecheriſchen Monarchen, deſſen Ermordung ſie ſich bitter vorwirft. (Man vergeſſe doch nicht, daß eigentlich ein Franzoſe dieſes politiſche Teſtament geſchrieben hat.) Auf Cromwell wird wacker geſchimpft — (mein Gott! wie die Geſinnungen ſich ändern). — Dieſer

berühmte Böſewicht, heißt es, citirte Moſes und Joſua, indem er das Parlament kaſſirte. Ludwig dem XIV. wird der Vorwurf gemacht, daß er die Schlüſſel von Dünnkirchen dieſem Bedienten eines Biſchofs übergeben, und daß er, nach deſſen Tode, mit ſeinem ganzen Hofe Trauer angelegt, während blos Mademoiſelle den Muth gehabt, in einem farbigen Kleide bei Hofe zu erſcheinen, und auf dieſe Weiſe Frankreichs Ehre zu retten. (Es iſt höchſt ſonderbar, die Ehre eines ganzen Landes für gerettet zu halten, wenn eine einzige Perſon mit Charakter handelt. Was übrigens am Hofe Ludwig XIV. geſchah, könnte ſich wohl in der Folge noch öfter erneuern. Cromwell war ein Thor, daß er ſich nicht die Krone auf das Haupt ſetzte. Wäre das geſchehen, ſo würden ſeine Nachkommen vielleicht noch heute regieren, und man würde ſeinen Namen nur mit Ehrfurcht nennen.)

Nachdem die Kranke noch trübe Blicke auf die Neger und auf ihre Kolonien geworfen, klagt ſie, daß ſie neun und zwanzig Millionen Pfund Sterling Schulden habe und folglich bankerott machen müſſe. (Ihre Schulden ſind ſeitdem gewaltig angewachſen, und doch machte die ſtolze Nachbarin eher bankerott als ſie.) Reuig beſchließt ſie, zwiſchen Irland, Schottland und ihr künftig eine vollkommene Gleichheit einzuführen; das Siſtem der Kolonien in Amerika erklärte ſie für unſinnig, da es ja höchſt thöricht ſei, ein Landhaus von einer Länge von ein tauſend fünf hundert Meilen, zwei tauſend Meilen weit von ſeiner Wohnung zu beſitzen. Sie thut Verzicht darauf, wie

auch auf die kleinen Landhäuser auf den Antillen. Sie bedankt ſich bei Frankreich, daß es ſie von den Forts in Afrika entledigt hat. — (Frankreich kann jetzt dieſen Dank zurück geben.) Das Etabliſſement am Senegall allein ſoll ihr jährlich dreißig tauſend Pfund Sterling zu unterhalten gekoſtet haben. Sie überläßt den übrigen Europäern die Thorheit, Komptoire zu errichten, und Flotten in Oſtindien zu halten, blos um das Vergnügen zu haben, die Ohren der Damen mit Diamanten zu ſchmücken, die Zimmer mit gemalter Leinwand zu tapezieren, den Magen mit einer bittern Pflanze und die Naſe mit einem ſchwarzen Pulver zu vergiften. Sie will künftig blos handeln; eine allgemeine Handelsfreiheit einführen, und alle Häfen allen Nationen öffnen.

(Wollte Gott, ſie wäre bei dieſem guten Vorſatze geblieben!) — Alle Zölle ſollen aufgehoben werden, das Wort Kontrebande ſoll man nicht mehr hören. (Amen!) Dann werde man auch weder Kriegsſchiffe noch ſtehende Heere mehr zu halten gezwungen ſein. »Bis zum letzten Jahrhundert,« ruft ſie aus, »kannte Europa die traurige Nothwendigkeit nicht, mitten im Frieden den Schein des Krieges zu behaupten, und tauſende von Müßiggängern zu ernähren, damit ſie beim erſten Wink bereit ſein möchten, das ihnen bezeichnete Schlachtopfer zu erwürgen.« — (Die gute Kranke kannte damals die neueſten Einrichtungen noch nicht, durch welche alle Völker Europa's in ſtehende Heere verwandelt worden ſind.) —

Sie kommt nun zu ihrem eigentlichen Zwecke, leiſtet

Verzicht auf den Rang, den ſie vormals unter den Mächten eingenommen, und überträgt ihre ganze Größe an Frankreich.

»Ich ſetze Frankreich zu meiner Univerſalerbin ein; zwar hat es mir oft viel Böſes zugefügt, aber das verzeihe ich ihm gern um der guten Abſichten willen für das allgemeine Wohl.« (Man ſieht, daß Frankreich ſchon damals, wie jetzt, blos um des allgemeinen Wohls willen (pour le bien général) gegen England kämpfte.) — »Ich überlaſſe an Frankreich meine Herrſchaft über die Meere und theile mit ihm den amerikaniſchen Handel.« (Fromme Vorſätze, die ein Kranker bisweilen faßt und vergißt, ſo bald er geſund wird.) —

»Wenn aber aus der Tiefe meines Elendes mein Rath ihm noch nützlich ſein kann, ſo werde ich ihm zurufen: es iſt dir gelungen (?) eine Macht zu demüthigen, die ſeit vielen Jahrhunderten deine Nebenbuhlerin war, benutze meine begangenen Fehler, ſieh und vermeide die Klippen, an welchen mein unbeſonnener Stolz ſcheiterte. Sei weder ſo thöricht Kolonien anzulegen, noch Eroberungen zu machen. Jede Kolonie iſt ein Auswuchs des politiſchen Körpers, der dieſen am Ende zernagt. Denke nur an deine oſtindiſche Kompagnie, die, trotz Colbert's Genie, der Unterſtützung Ludwig XIV. und des Kredits, den Law's Siſtem ihr verſchaffte, dennoch zu Grunde ging. Dieſes Beiſpiel und hundert andere werden dem jungen Fürſten, der Frankreich beherrſcht (Ludwig XVI.), eine nützliche Lehre geben, und ſeine bekannte Mäßigung bürgt

dafür, daß er groß genug sein wird, um den Wahnsinn der Eroberungen zu verachten." (Qui'l sera assez grand pour dédaignes la manie des conquêtes.)

Hierauf vermacht die immer schwächer werdende Patientin ein Legat an Spanien, nämlich Gibraltar, und wirft zuletzt noch einen politischen Ueberblick auf alle Nationen. Dieser ist für uns das Merkwürdigste, weil er einige Prophezeiungen enthält, die leider eingetroffen sind. Die Dänen scheinen ihr das einzige Volk, das einer guten Gesetzgebung sich zu erfreuen habe, und sie weissagt ihnen Glück, wenn sie nicht von der Wuth, ferne Kolonien zu besitzen, ergriffen werden, und wenn ihr kleines Komptoir zu Tranquebar nie ein Pondichery oder Madras wird. — Die polnische Feudalregierung zerstört den ganzen Einfluß, den Polen auf das Interesse von Europa haben sollte. — Der Koloß, den Peter der Erste aus dem Schlamme hervorzog (tiré de la boue), den die berühmte Frau, seine Nachfolgerin, zu formen begann (ébauché) und der von der heutigen Beherrscherin dieses Reichs vervollkommt worden; dieser Koloß ist noch weit entfernt, furchtbar zu sein. (Da befand sich die Patientin in einem großen Irrthume.) — Die Türkei wird, durch die Erschlaffung des Sultans und durch die Unfähigkeit seiner Vezire, von ewigen Stürmen heimgesucht werden, obgleich die Abgestumpftheit des Volkes und dessen Hang zu Vergnügungen sie dafür schützen sollte.

Deutschland hat in dem Kriege von 1630 das

Uebergewicht verloren, welches die Eroberungen und Intriguen Karl's V. ihm verſchafft hatten; es iſt im weſtphäliſchen Frieden gedemüthigt und herabgeſetzt worden. (humiliée et dégradée). Deutſchland wird nie furchtbar ſein, ſo lange es, gleich dem Reiche des großen Moguls, unter ſo viele ſouveräne Nabobs vertheilt iſt.

Das Berliner Genie war zum Wunderthun geboren. Ohne Menſchen hat es Soldaten geſchaffen, ohne Gelehrte eine Akademie, ohne Waren einen Handel. Mit zwei oder drei Häfen am Meere, und Etabliſſements in beiden Indien, wird Preußen noch ein Weilchen glänzen (aura encore quelques éclairs), und dann in ſeinen erſten Zuſtand zurück ſinken. Sein jetziger iſt allzu widernatürlich. Wer nur eine Million Menſchen hat, ſagt Montesquieu, der kann nicht mehr als zehn tauſend Mann halten.

Betrachtet Holland! ſeine politiſche Exiſtenz neigt ſich zum Ende. Von eiferſüchtigen und laurenden Mächten umringt, ſieht es täglich ein Blatt von ſeiner Ehrenkrone reißen und ſtirbt langſam. — (Es iſt todt.)

Von Italien werde gar nicht geredet, weil es ſich ganz den frivolen Künſten weiht. Der Italiener ſcheint nur dann eine Exiſtenz zu haben, wenn er den Meißel in der Hand hält oder eine Arie trällert.

Es gibt noch eine Macht, welche ein gewiſſes Uebergewicht erlangt hat, durch den Schrecken, den ſie einflößt, wenn ſie zu einer Partei ſich hinneigt, durch die Güte ihrer Konſtitution, durch die Achtung, die man ihren Sitten,

ihrer Uneigennützigkeit, ihrem Geiſte der Unfeindſeligkeit (esprit de neutralité) ſchuldig iſt; ſie wird jenes Uebergewicht verlieren, wenn der Luxus, die Thorheit der Manufakturen und des Handels bis zu ihr dringen. Nur das arme Sparta war frei und mächtig. (Meint die Patientin die Schweiz?)

Es folgen nun noch eine Menge bittere Sarkasmen gegen alle Vertheidiger und Anhänger von England, welche klar beweiſen, daß der Notarius, dem die Kranke ihr Teſtament diktirte, kein Engländer war. Indeſſen muß man doch geſtehen, daß dieſes politiſche Teſtament viele Wahrheiten enthält, die der Herr Notarius damals ſelbſt kaum ahnen konnte, und daß ſogar die großmüthige Ernennung Frankreichs zur Univerſalerbin wohl noch in Erfüllung gehen könnte. Ob aber dieſes Ereigniß pour le bien général ausſchlagen werde? — daß muß die Zeit lehren.

Der Bauchredner.

Ein Wundermann iſt in Paris aufgetreten, er heißt Comte. Seiner Ausſage nach haben ſeine Zaubereien ihn ſchon oft in Lebensgefahr gebracht. In Spanien wollte man ihn verbrennen; die deutſchen Bauern wollten ihn todt prügeln (ein Umſtand, von dem man in Deutſchland nichts erfahren hat), beſonders zu Freiburg (welchem Freiburg?), wo er ſie ein wenig zu arg verirte. An einem andern Orte erneuerte er das Wunder von Bileam's Eſelin. Ein Bauer, deſſen fauler Eſel nicht fort wollte, ſchlug

das Thier gewaltig, da that es plötzlich seinen Mund auf und sprach: „Hat der liebe Gott uns nicht Alle gleich erschaffen? es ist Zeit, daß wir einmal unsere Rollen wechseln. Steig ab und laß mich auf dir reiten.“ — Der Bauer, der in seinem Leben keine andere Esel als Zweibeinige hatte sprechen hören, entsetzte sich gewaltig, sprang hastig herunter und lief davon, fest überzeugt, daß sein armer Grauschimmel vom Teufel besessen sei.

Ein anderesmal setzte Herr Comte die ganze Reisegesellschaft in einer Diligence in großes Schrecken. Es war finstere Nacht. Plötzlich lassen sich mehrere Stimmen draußen am Wagen vernehmen: den Beutel oder das Leben! Alle zittern, Alle greifen in ihre Taschen und holen die Beutel hervor. Comte thut dasselbe, und, da er dem Fenster am nächsten sitzt, so sammelt er alle die unfreiwilligen Gaben, um sie den vermeintlichen Räubern zu übergeben, deren Stimmen sich darauf entfernen. Man wünscht sich Glück in der Diligence, noch so mit einem blauen Auge davon gekommen zu sein, man schwatzt über die Begebenheit bis zum anbrechenden Tage, wo denn endlich der Künstler sie auslacht und ihnen ihr Geld zurück gibt.

Das größte Verdienst hat Herr Comte sich in der Revolutionszeit um eine Kirche erworben, in der sich mehrere schöne Statuen befanden, welchen die Sanscülotten die Köpfe abschlagen wollten. Kaum erhoben diese Vandalen das Beil oder die Keule, als diese Statuen anfingen zu sprechen und ihren Henkern das Gewissen zu schärfen. Man kann denken, daß auch die Verwegensten davon liefen.

Im vorigen Sommer ließ Herr Comte in Paris seine Kunstfertigkeit öffentlich bewundern, und nahm viel Geld ein. Unter andern ahmte er die Stimme eines Gastwirths nach, der unten in seinem Keller ist, und mit Jemanden, der oben steht, spricht, auch sogleich die Treppe nach und nach heraufkommt. Er wußte diese stufenweise Annäherung der Stimme so täuschend darzustellen, daß, als sie nun endlich im Saale selbst anlangte, die ganze Versammlung aufsprang und nachsuchte, in der festen Meinung, es müsse sich Jemand versteckt haben; man überzeugte sich aber bald, daß die Stimme blos in Herrn Comte's Bauche versteckt war, und sein Triumph war vollkommen.

Indessen, so kunstreich auch dieser Mann sein mag, so gehört er doch immer nur zu einer sehr untergeordneten Klasse von Bauchrednern. Die erste derselben bilden die politischen Bauchredner. Hier entwickelt sich die Kunst auf einer weit höhern Stufe; hier kommt es nicht blos darauf an, sechs oder acht Menschen in einer Diligence, sondern vielen Millionen durch Furcht die Beutel aus der Tasche zu locken, und, wohl verstanden, sie ihnen nicht zurück zu geben; denn alles Zurückgeben, wenn es auch geraubtes Gut wäre, ist diesem bauchredneriſchen Ruhme verkleinerlich. Hier kommt es nicht darauf an, Esel reden zu lassen, sondern vernünftige Menschen zum Schweigen zu bringen. Hier kommt es nicht darauf an, die Köpfe zu erhalten — und wären es Heiligen-Köpfe — sondern sie, wo möglich, abzuschlagen, wenn sie sich

UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK
LEIPZIG

65-5762

GROSSHERZOGLICHE BIBLIOTHEK
NEUSTRELITZ

HB 17.6.
28.7.65

Bk

zu denken unterfangen. — Es gab zu allen Zeiten große politiſche Bauchredner und es gibt deren auch noch. Bald ſcheint die Stimme aus einer Zeitung zu kommen, bald aus einem Briefe, der nie geſchrieben worden; bald aus einer Senats- oder gar aus einer Volksverſammlung; aber der Zeitungsſchreiber weiß nicht ein Wort davon, der Senat hat weder gedacht noch geſprochen, das Volk hat ſtumm und betäubt zugeſehen; es war immer nur die Stimme des Bauchredners, die ſich ſo geſchickt zu vervielfältigen, ja ſogar bisweilen die Stimmen von fünfzig tauſend auf dem Schlachtfelde Gebliebener nachzuahmen wußte, um dadurch zu überreden, ſie lebten noch.

So wie Herr Comte ſein Meiſterſtück bewies, indem er einen Gaſtwirth aus der Tiefe des Kellers herauf nach und nach immer näher brachte, und ihm ſagen ließ, was dem Künſtler beliebte; ſo legt auch ein politiſcher Bauchredner ſein Meiſterſtück ab, wenn er zum Beiſpiel die Stimme einer ganzen Nation nachahmt, die aus der Tiefe ihrer Dummheit und ihres Aberglaubens herauf immer näher rückt, und ſelbſt gehorſamſt bittet, aufgeklärt und unterjocht zu werden. Dieſe Nation muß natürlich nicht ein Wort davon wiſſen; aber die Täuſchung muß dennoch ſo groß ſein, daß das ganze verſammelte Europa darauf ſchwören kann, es habe die Bittenden gar deutlich vernommen.

Eben ſo täuſchend muß der politiſche Bauchredner die Stimme der Freundſchaft nachzuahmen wiſſen. Es gibt deren, die jeden Fürſten überreden können, er habe dieſe

Stimme wirklich gehört, der er denn auch wohlgemuth folgt bis zum Abgrunde. — Aber nicht blos auf fremde Nationen wirket die erhabene Kunst des Bauchredners, sie zeigt sich auch bei seiner eigenen Nation im höchsten Glanze. Wohin das Volk sich nur immer kehrt und wendet, vernimmt es, in diesem Winkel die Stimme des Patriotismus, in jenem die Stimme der allgemeinen Wohlfahrt, in diesem die Stimme der väterlichen Liebe, in jenem die Stimme der Religion; es ist immer nur Eine Stimme, nämlich die, welche aus dem Bauche der Herrschsucht hervorgeht; aber das Volk schwört Stein und Bein, es sei unmöglich, hier getäuscht zu werden.

Nur mit einer einzigen Stimme ist es bis jetzt noch nicht gelungen, sie täuschend hervorzubringen, nämlich mit der Stimme der Nachwelt. Diese haben selbst die größten politischen Bauchredner, trotz aller Mühe, die sie sich gegeben, noch nicht hervorzubringen gewußt. Indessen kümmert sie das auch wenig; sie genießen vor der Hand die Früchte ihrer Zauberkunst, befinden sich wohl dabei und lachen die Mitwelt aus.

Quodlibet.

(Zum Theil uralte Anekdoten.)

Die Ueberlegenheit der römischen Legionen erklärt Vegetius aus der Strenge ihrer militärischen Strafen. Die kleinsten Vergehen gegen die Kriegszucht zogen Verminderung des Soldes, Vermehrung der Arbeit, Degradation,

Beschimpfung und bisweilen sogar den Verlust der Freiheit nach sich. — Als in der Schlacht bei Straßburg eine Cohorte von sechs hundert Reitern die Flucht ergriff, ließ Julian sie in Weiberkleidern durch das Lager spaziren. Sie brannten vor Begierde, diesen Schimpf auszulöschen, und zeigten bald nachher in einem hitzigen Treffen, daß sie Männer waren. — Hatten sich ganze Korps an der Kriegszucht schwer versündigt, so wurde der zehnte Mann geköpft oder auch todt geprügelt. —

Die Römer wußten nichts von dem Organ des Muthes, welches Gall an dem Schädel des General Wurmser in einem so hohen Grade entdeckte; sie verstanden aus den plattesten Schädeln Helden zu bilden. Die Franzosen haben diese Kunst ihnen abgelernt, denn unmöglich läßt sich annehmen, daß das Organ des Muthes in irgend einem Lande ein Nationalorgan sei. Es gibt wilde Völker, welche die Köpfe ihrer Kinder in gewisse Formen pressen, wornach sie Alle einander ähnlich sehen. Ein Regent, der eine solche moralische Presse für die Köpfe seiner Unterthanen erfunden hat, macht aus ihnen was er will.

* * *

Das auffallendste Beispiel von der (jetzt verschwundenen) Ehrfurcht für die Geheimnisse der Religion hat sicher Kaiser Heinrich von Luxemburg gegeben. Er war 1313 bis in die Gegend von Sima vorgerückt. Hier nahm er das Abendmahl aus den Händen eines Dominikaners, Bernhard von Montepulciano, der ihm auch die sogenannte

Ablution oder den Spülkelch reichte. Bald darauf wurden seine Eingeweide von den heftigsten Schmerzen zerrissen. Die Aerzte argwöhnten sogleich, daß ihm Gift gegeben worden, und verschrieben ihm ein Brechmittel; aber Heinrich wollte lieber sterben, als den Leib des Herrn Christus, wenn auch vergiftet, auf diese Art wieder von sich geben. Und er starb wirklich!

* * *

Allen großen Rechenmeistern zur Uebung hat ein Schlaukopf die Frage aufgeworfen: wenn Alexander der Große täglich zehn Bouteillen Blut getrunken hätte, wie viele Jahre hätte er leben müssen, um Alles das Blut zu trinken, welches durch ihn und um seiner Herrschsucht willen vergossen worden? — Die Auflösung dieser Frage wird um so schwüriger, weil es zu Alexander's Zeiten noch keine Bülletins gab, aus welchen man die Summe der Erschlagenen hätte zusammen rechnen können.

* * *

Vor etwa vierzig Jahren gab der berühmte Franklin, in einem Brief an einen Freund, folgende seltsame Instruktion, um schwimmen zu lernen, die wohl schwerlich von Vielen zu befolgen gewagt werden möchte. »Wähle," sagt er, »eine Stelle im Flusse, wo das Wasser nur nach und nach tiefer wird, gehe hinein bis an die Brust, kehre dann dem Strome den Rücken zu, und richte das Gesicht gegen das Ufer, welches du verlassen. Wirf nun zwischen dir und dem Ufer ein Ei in's Wasser, welches sogleich untersinken wird. Das Wasser muß aber so klar sein, daß du

das Ei auf dem Grunde sehen könnest, und es muß tief genug liegen, damit du nicht, ohne unterzutauchen, es erreichen könnest. Um dir Muth zu machen, bedenke, daß du dich dem Ufer näherst, wo das Wasser immer seichter wird: daß, wenn du die Knie beugst, diese schon eine geringere Tiefe unter sich haben werden, als deine Füße; und daß, so bald du nur willst, der Kopf aus dem Wasser hervorragen werde. Nun wirf dich kühn hinein, arbeite mit Händen und Füßen, um das Ei zu erhaschen; da wirst du finden, daß das Wasser dich wider deinen Willen trägt, und daß es gar nicht leicht ist, unterzusinken. Deine Anstrengungen, um zu dem Ei zu gelangen, werden dich dann von selbst schwimmen lehren. Nur die Furcht verbanne. — Eine Person, die nicht schwimmen kann, und zufällig in's Wasser fällt, würde sonder Zweifel sich lange oben erhalten, wenn sie nur Gegenwart des Geistes genug hätte, das Umdrehen und Untertauchen zu vermeiden, sondern ruhig in einer natürlichen Stellung zu bleiben."

Franklin beschließt seinen Unterricht mit den Worten: „Wenn ich Kinder zu erziehen hätte, so würde ich, bei übrigens gleichen Vortheilen, immer diejenigen Schulen vorziehen, wo man schwimmen lernen kann, eine so höchst nützliche Kunst, die, wenn man sie einmal versteht, sich nie wieder vergißt."

* * *

In Zeiten, wo das Worthalten immer seltener wird, mag man sich gern an folgende Begebenheit aus dem vier-

zehnten Jahrhundert erinnern. Friedrich von Oesterreich saß in der Traußnitz gefangen, Ludwig von Baiern bot ihm die Freiheit unter harten Bedingungen. Friedrich ging sie alle ein. Als er aber nachher gewahr wurde, daß er sie unmöglich erfüllen konnte, kehrte er sich nicht daran, daß der Papst den abgedrungenen Vergleich ohnehin schon vernichtet hatte, auch allenfalls bereit war, ihn noch einmal zu absolviren, sondern ging geradewegs nach München und warf sich seinem Gegner in die Arme. Aber dieser Gegner verdiente auch das bewiesene Vertrauen, er empfing den Biedermann als seinen besten Freund, speiste mit ihm an Einer Tafel und schlief mit ihm in Einem Bette; ja er gab ihm sogar die Staathalterschaft von Baiern, als er selbst seinem bedrängten Sohne nach Brandenburg zu Hilfe ziehen mußte. — O warum haben unsere Zeiten keine Beispiele von solchen edelmüthigen Feinden aufzuweisen! —

* * *

Rudolph von Habsburg ist derjenige Kaiser, der den größten und schönsten Nachruhm hinterließ, der jemals einem Monarchen zu Theil geworden. Seine Redlichkeit war nämlich so allgemein anerkannt, daß es noch lange nach seinem Tode ein Sprichwort blieb, wenn man einen nicht ganz zuverlässigen Menschen bezeichnen wollte: Der hat Rudolph's Redlichkeit nicht. — Was ist die Eroberung einer Welt in den Augen des Philosophen gegen solchen verdienten Ruhm? — Leider haben wir jetzt in keiner europäischen Sprache ein solches Sprichwort.

* * *

Derselbe Rudolph wünschte sich oft nicht mehr als vierzig tausend brave Deutsche zu Fuß und vier tausend zu Roß, mit welchen er, nach seiner Meinung, die ganze Welt erobern wolle. Wie würde er sich wundern, wenn man ihn jetzt an die Spitze von zehnmal so vielen Deutschen stellte, und er doch geschlagen würde.

* * *

In des Abbé André histoire générale et paticuliere von Böhmen findet sich folgende merkwürdige Stelle von Karl dem Großen: »Der neue Kaiser hatte sich allzugierig nach Eroberungen gezeigt, um nicht auch an die von Böhmen zu denken. Ohne Zweifel sah er mit Verdruß, daß dieses, von den Provinzen seines Reichs umgebene Land seinem Scepter noch nicht huldigte. Aber unter welchem Vorwand sollte er ein Volk angreifen, welches, weit entfernt sich feindlich gegen ihn zu benehmen, seine Siege über die Abaren dadurch begünstigt hatte, daß es ihm einen freien Durchmarsch verstattete. — Ei! könnte es Karl dem Großen wohl je an einem Vorwand mangeln? Wäre nicht falscher oder wahrer Eifer für die Bekehrung der abgöttischen Böhmen hinreichend gewesen?« — (Oder auch nur die Versicherung sie glücklich machen zu wollen.) — »Konnte er nicht eine alte Abhängigkeit von den französischen Monarchen vorschützen und sie auffordern, ihn für ihren Herrn zu erkennen? — Es gab aber auch noch andere Gründe, die seiner kriegerischen Rastlosigkeit und seinen ehrgeizigen Entwürfen zu Hilfe

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51521-9
KOTZEBUE.A.F.F.VON FN. 14782/160

kamen.“ — (Daß doch Alles in der Weltgeſchichte wiederkehrt, und daß doch ewiglich Niemand ſich dadurch warnen läßt!) —

* * *

Man klagte oft über die Menge der Klöſter in Europa. Es gibt Länder in Aſien, wo ſie noch weit häufiger ſind. Der Reiſende Pinto, als er die Tartarei durchſtreifte, fand neben einer Pagode, von einer einzigen Mauer umſchloſſen, hundert und achtzig Klöſter für beide Geſchlechter, von nicht weniger als zwei und vierzig tauſend Mönchen und Nonnen bewohnt; die Dienerſchar ungerechnet. Jedes Kloſter hatte ſeinen eigenen Götzen. Eines derſelben, dem Gott der Sonnen-Atomen gewidmet, war von einer verwitweten Schweſter des Chans gegründet worden, die ſich mit einer geringen Begleitung von ſechstauſend Weiber dahin zurückgezogen, und aus Demuth den Titel Kehrbeſen im Hauſe Gottes angenommen hatte.

* * *

Zum Troſt und nachahmungswerthen Beiſpiel für alle Ehemänner ſtehe hier eine Beobachtung von Boiſſy d'Anglas (demſelben, der ſich in der franzöſiſchen Revolution berühmt gemacht), die er im Jahre 1785 einem ſeiner Freunde in einem Briefe mittheilte. »Dicht unter meinem Fenſter haben zwei Schwalben ihr Neſt gebaut, die ich mit großem Vergnügen belauſche. Das Weibchen brütet jetzt, und das Männchen bringt ihr zu eſſen mit einer ſehr erbaulichen Pünktlichkeit. Es war eben in die-

ser Absicht ausgeflogen, als ich sehr deutlich eine fremde Schwalbe bemerkte, die ganz in der Stille meiner Frau Nachbarin einen Besuch abstattete, und sehr wohl empfangen wurde. Ich war, zu meinem großen Skandal, Zeuge ihrer gegenseitigen Liebkosungen, und konnte an der Untreue der Frau Nachbarin gar nicht zweifeln. Zu ihrem Unglück kam das Männchen dazu und schien eben so skandalisirt zu sein als ich. Es verfolgte den fremden Näscher, kam zurück, mißhandelte die Treulose zwar nicht, beklagte sich aber bitterlich, und das Weibchen zwitscherte sehr demüthig, vermuthlich um sich zu rechtfertigen. Ob ihr das ganz gelang, weiß ich nicht, aber so viel sah ich wohl, daß der Hausfriede nicht lange dadurch gestört wurde. Das Männchen flog wieder nach wie vor aus und ein, und der Galan ließ sich nicht mehr blicken."

»Der Verfasser des Emil," so schließt Boissy d'Anglas, »liebte die Schwalben sehr. Hätte er etwas dergleichen beobachtet, so würde sich seine Zuneigung wohl vermindert haben. Was mich betrifft, ich werde sie künftig nicht mehr ansehen."

* * *

Im Haag erschien einmal (es ist schon ziemlich lange her) ein Buch *über den Schlaf* (du Sommeil), welches zwar nicht *einschläfert*, aber doch auch nicht eigentlich erklärt, *wie man schläft*. Die Nerven sollen während des Schlafs stumpf sein; und was dergleichen mehr ist, was recht gut klingt, aber nichts erklärt. An poetischen

Mit Widerwillen ergreife ich die Feder. Hätte ich blos als Schriftsteller Mishandlungen erfahren, so würde ich schweigen, wie ich es schon so oft gethan habe. Man hat mich aber als Mensch und Beamter angegriffen. Ich muß also reden. Doch sey es ferne von mir, mich bis zu dem pöbelhaften Tone meiner Verläumder zu erniedrigen. Ich werde nicht mehr sagen, als zur Sache gehört, und auch das so kurz als möglich; denn warlich, die Arbeit ist nicht angenehm.

Für diejenigen, die vielleicht nicht einmal wissen, wovon die Rede ist, erinnere ich, daß diese Bogen gegen einen verläumderischen Brief aus Wien gerichtet sind, der mich betreffend im Aprilstück des Berliner Archivs der Zeit, nicht zur Ehre dieses Journals, abgedruckt worden.

Hätte ich Lust zu lachen, so würde ich mich zuerst ein wenig über den pomphaften Styl lustig machen; ich würde sagen, daß unter Grönlands Eisdecke noch niemand geboren worden, und daß der Himmel in Africa noch keine Menschen verzehrt hat, u. s. w. Doch das gehört nicht zur Sache.

Floskeln, die auch nichts erklären, hat es der Verfasser nicht fehlen lassen. Er vergleicht die Reizbarkeit mit einer Uhr, die wieder aufgezogen werden muß; er läßt die Nerven von den äußern Gegenständen erschüttern, gleichwie der Wind ein Aehrenfeld bewegt; dann läßt er sie wieder wie ein Schiff zwischen zwei entgegen gesetzten Strömen schwanken; den leichten Schlummer, den die Hitze verursacht, vergleicht er mit einem flüchtigen Vogel, oder mit einem eigensinnigen Liebhaber. Die virösen Theilchen (molécules vireuses, ich weiß das Wort nicht zu übersetzen) der narkotischen Mittel nennt er eine furchtbare Armee, gegen welche die Natur alle ihre Truppen aufmarschiren läßt, u. s. w. Kurz, der Herr Verfasser hätte besser gethan zu schlafen, als über den Schlaf zu schreiben. Dieses Wunder, welches uns nur deshalb nicht mehr wunderbar vorkommt, weil wir es täglich sehen, hat wohl Niemand einleuchtender erklärt, als Gall, einer der größten und schärfsten Beobachter seiner Zeit, dessen Genie erst die Nachwelt gehörig zu würdigen wissen wird.

* * *

Es gibt einen handschriftlichen Roman (vermuthlich befindet er sich jetzt in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris) unter dem Titel: Jean d'Avennes, der eine gewisse kleine Liebesintrigue der Königin von Frankreich mit dem Sultan Saladin auf eine Art erzählt, wie sie sonst nirgends erzählt wird. »Die Königin,« heißt es, »lernte Saladin auf seinen europäischen Reisen kennen und verliebte sich in ihn.

Mit gleichen Gesinnungen fand sie ihn im Morgenlande wieder. Er zeigte sich ihr unter den Mauren von Ptolemais — (demselben St. Jean d'Acre, wo Napoleon's Glück zum ersten Male scheiterte) — er forderte die christlichen Ritter zum Kampfe heraus. Sie erkannte ihn, und ließ ihn bekomplimentiren. Er antwortete so galant, daß die Königin die Begierde nicht unterdrücken konnte, den liebenswürdigen Muselmann wieder zu sehen. Sie bildete sich ein, oder stellte sich wenigstens so, daß bei einer Zusammenkunft es ihr gelingen würde, ihn zu bekehren, und ihm die Stadt des heiligen Grabes abzuschwatzen. Sie wußte das ihrem Gemahl so glaubwürdig vorzuspiegeln, daß der schwache König ihr erlaubte, mit einem Paß versehen, sich nach Jerusalem zu begeben, und die Bekehrung zu versuchen. Die schöne Missionärin reiste ab, prächtig gekleidet, und der Sultan mangelte nicht, ihr vor den Thoren der Stadt entgegen zu kommen. Zum Glück hatte der König seiner Gemahlin einen sehr braven Ritter, Namens Chauvigny, als Begleiter und Ehrenwächter mitgegeben. Dieser war von der ersten Zusammenkunft gar nicht erbaut, denn es kam ihm gerade so vor, als ob zwei Liebende nach einer langen Trennung sich wieder sähen. Als nun vollends die Königin erklärte, sie bedürfe seiner Begleitung jetzt nicht, sondern wolle sich mit Saladin einschließen, um an dem Heil seiner Seele zu arbeiten, so näherte sich ihr Chauvigny und flüsterte ihr in's Ohr: »Wenn Ihr auf diese Weise eine Seele retten wollt, so möchte am Ende Eure eigene darüber zum Teufel fahren.«

Mit dieſen Worten packte er ſie ziemlich unſanft, zog ſie zu ſich auf ſein Roß und jagte mit verhängtem Zügel davon. Bei der Zurückkunft nach Europa ließ der König ſich von ihr ſcheiden."

Der Gelehrte, der dieſe Anekdote ausgehoben hat, vermuthet, ſie enthalte die etwas entſtellte Geſchichte der Eleonore von Guyenne.

* * *

Bocaz hat ein lateiniſches Buch geſchrieben: de Casibus illustrium virorum et foeminarum. Es enthält unter andern folgende Erzählung: Alexander der Große ſchrieb an Ariſtoteles und begehrte, er ſolle ihm einen Mann ſchicken, der ihn recht oft an die weiſen Lehren ſeines Erziehers erinnerte. Die Wahl des Ariſtoteles fiel auf ſeinen Freund und Schüler Kalliſthenes, einen der wackerſten Männer, der, nach langem Weigern, nur mit Widerwillen gehorchte. Kalliſthenes reiſte ab und fand den Eroberer an der perſiſchen Grenze, wo er bereits zwei Schlachten gegen Darius gewonnen hatte. Der Philoſoph wünſchte ihm Glück dazu, und rühmte ſein menſchliches Betragen nach dieſen Schlachten. „Wie!" rief Alexander, „auch du ſchmeichelſt mir? um Wahrheit, nicht um Schmeichelei von dir zu hören, habe ich dich hieher berufen." — „Herr!" ſagte Kalliſthenes, „ich lobe dich, aber ich ſchmeichle dir nicht. Es iſt eben ſo wohl die Pflicht des Philoſophen, ſchöne Thaten zu rühmen, als ſchlechte zu tadeln."

Er folgte nun dem Heere, ſah die Schlacht bei Arbela gewinnen und das perſiſche Reich zerſtören, und fand noch

immer nur Ursache, den Eroberer zu rühmen (?!) bis in den lybischen Wüsten, im Tempel des Jupiter Amon, der übermüthige Eroberer von den Schmeichlern überredet wurde, er sei ein Gott! — Da trat Kallisthenes in den Kreis seiner Anbeter, und fragte: »Ist es wahr? glaubst du ein Gott zu sein?" —

Noch erröthete Alexander, allein er bejahte die Frage. »Immerhin," sagte Kallisthenes, „hege den eitlen Wahn; die Philosophie lächelt zu solchen Anmaßungen; doch vergiß nie, daß, um Gott ähnlich zu sein, du nur Wohlthaten um dich her verbreiten mußt." — Als bald darauf Alexander sich täglich berauschte, um eines Freudenmädchens willen eine Stadt in Brand steckte, seinen Freund Clibus erstach, da war Kallisthenes kühn genug, ihm zu sagen: er verdiene nicht einmal unter die Menschen gezählt zu werden, viel weniger unter die Götter. Natürlich mußte er diese Verwegenheit mit dem schmählichsten Tode büßen. — Ihm geschah Recht. Ein Philosoph, der einen Eroberer auch nur einmal zu rühmen vermag, verdient einen entehrenden Tod. Selbst dann, wenn die Eroberungen nur mit dem Vorsatz zu beglücken gemacht würden; in den Augen der Philosophie bleiben sie doch immer ein Raub.

* * *

William Jones, Mitglied der Universität zu Oxford, hat 1770 die Geschichte des Thames Kuli Chan oder Nader Schach aus einem persischen Manuskripte übersetzt. Dieser Bösewicht ließ sich vom Volke den Be-

freier von Persien nennen. Alles zitterte vor ihm, und er raubte alle benachbarte Provinzen, die ihm anstanden. Endlich wurde er (zur Ehre der göttlichen Gerechtigkeit, die oft lange schlummert) von dreien seiner eigenen Generale ermordet. »Die Mörder,« sagt der persische Geschichtschreiber, »spielten Fangball mit einem Kopf, den kurz zuvor die ganze Welt nicht hatte bändigen können.« — Ein Franzose, Namens Dabaisson, hat ein Trauerspiel aus der Geschichte dieses Wütherichs verfertigt, welches 1780 großen Beifall erhielt, aber jetzt — nicht mehr gespielt wird.

* * *

Wie doch die Deutschen sich verändert haben! — noch im fünfzehnten Jahrhundert, als Kaiser Sigmund mit seinem Gefolge in Siena erschien, sagte eine gewisse Lucretia, vor deren Fenstern er vorüberzog, und deren Worte Aeneas Sylvius uns aufbehalten: »Wo findet man unter allen Volgken dergleichen Leute! Sie haben noch alle kruses Haar und sind mit uffrechten Achseln grades Libes.« (Jetzt gehen sie verzweifelt gebückt und die Achseln sind nicht mehr uffrecht, weil sie schwer zu tragen haben.) »Beschaw die Keyserlichen geelgeferwten Haar. O was loblicher Angesichten sie haben! alle Milchfarwe Halse, wohin sie sich keren. Was starker Brusten! Das ist ein ander Geschlecht der Menschen, dann unser Erbriche tut geboren.« — Auch von den Gesandten Kaiser Friedrich III., die nach Portugal geschickt wurden, um die Prinzessin Eleonore zu werben, heißt es in dem sogenannten weissen Kunig: »Dieselben Botschaft hetten auch schön gelbe Haar und

von Art krauß, und gingen mit ihrem Haupt aylegen bloß und trugen Perlein widen, darob ſich das Volk in bemeltem Kunigreich vaſt verwundert." — Daß die krauſen gelben Haare unter den Deutſchen nicht mehr gefunden werden, hätte eben nicht viel zu bedeuten, wenn wir nur die ſtarken Bruſten noch hätten!

* * *

Wenn im Mittelalter irgend ein Eiſenfreſſer einen Krieg begann, mit deſſen Gerechtigkeit es übel ausſah, ſo pflegte er doch wenigſtens in den Fehdebrief zu ſetzen, daß er ſeine Ehre wollte bewahrt haben. Heutzutage hält man das für unnöthig; es werden die ſchändlichſten Kriege geführt und man nimmt ſich nicht einmal die Mühe, ſeine Ehre dabei zu bewahren. Was ein gewiſſer Cuſanus, ein Schriftſteller des Mittelalters, lateiniſch ſchrieb, das muß man jetzt in allen Sprachen wiederholen: »Man trennt die Ehre vom Rechte. Durch die Befehdung allein glaubt man die Ehre zu retten, und hat man dieſe dem Gegner angekündigt, ſo meint man auch ein Recht zu haben, Alles wegzunehmen, was ihm gehört. — Ein Jeder läßt den Zügel ſchießen und übertritt die Geſetze ungeſtraft." — Dieſer Cuſanus hat ſchon das Gleichniß von den Spinnweben, in welchen nur die kleinen Fliegen ſich fangen; er nennt aber Heuſchrecken ſtatt der Fliegen, und behauptet, vormals hätten auch die wildeſten Eber ſich darin verwickelt. Ach! dieſes vormals war eine gute Zeit!

* * *

Die Schweizer haben den Ruf der Biederkeit und Treue nicht immer behauptet. Als Ludwig XII. und die Sforza's um Mailand sich balgten, hatten die Letztern acht tausend Schweizer geworben, mit welchen sie dem Erstern die gemachten Eroberungen sehr schnell wieder entrissen. Aber Ludwig sandte Hilfsvölker, unter denen sich gleichfalls zehn tausend Schweizer befanden, deren Oberster die Schweizer des Herzogs aufwiegelte, und sie warnte, nicht gegen ihre Brüder zu fechten. Unglücklicherweise hatte Sforza sich so ganz auf die bekannte Schweizertreue verlassen, daß er sich ohne Bedenken in Novara mit ihnen einschloß. Da kündigten sie ihm förmlich den Sold auf, bedungen sich freien Abzug von den Franzosen, und wollten den Verlassenen des Feindes Rache Preis geben. Kaum konnte er noch von ihnen erhalten, daß sie ihn, als einen gemeinen Schweizer verkleidet, mit sich ausziehen ließen. Aber auch diese demüthige List rettete ihn nicht; ein Schweizer aus Uri verrieth ihn durch ein gegebenes Zeichen, man nahm ihn gefangen und schickte ihn nach Frankreich, wo er noch zehn Jahre lang bis an seinen Tod im engen Gefängnisse schmachtete. Die Schweizer ließen zwar dem Verräther den Kopf abschlagen; aber sie vergaßen, daß sie sämmtlich Verräther waren, die gleichen Lohn verdienten. Ein Geschichtschreiber, Namens Pirkelheimer, sagt, nicht allein die Schweizer, sondern auch die Deutschen hätten dadurch bei andern Nationen großen Schimpf auf sich geladen, und von dem alten guten Rufe der Treue und Redlichkeit viel eingebüßt.

Inhalt.

	Seite
Mein Söhnlein, verplempere dich nicht, oder: Reiseabenteuer eines jungen Künstlers	7
Moskau	51
Historische Glaubwürdigkeit	58
Der Geizhals	60
Ein Opfer der Mutterliebe	64
Die edle Obstkrämerin	65
Ein guter Rath	68
Mittel gegen die Liebe	69
Ein Versuch über die Geschichte	76
Erlaubte List	87
Neufchatel	88
Ein Holländer an die Britten	92
Aplos Americana	99
Einige Verse aus einer französischen Ode	100
Ein paar Anekdoten aus dem alten Paris	—
Merkwürdige Gesetze	103
Horoskop bei der Geburt des Dauphins 1782	108
Lykurg der Redner	109
Moliere oder Poquelin	115
Schilderung eines Gouverneurs des großen Moguls	127
Bemerkungen eines Unparteiischen bei Lesung des Unparteiischen	130
Pratolino	167
Geoffroy	184
Schüchterne Gewissen	188
Bruchstücke aus einer Predigt	189
Parodie einer großen französischen Oper	192

Auch ein Traum vom ewigen Frieden 193
Was ist die lebende Generation der Nachwelt schuldig? . . . 204
Posten, Zeitungen und Journale 208
Schreiben eines Reisegefährten des Weltumseglers Krusenstern 218
Beaumarchais und die Straßenräuber 224
Das ist so wie — oder die Uebergänge in der gesellschaftlichen Unterhaltung 231
Gedanken und Beobachtungen, bisweilen Paradoxen . . . 240
Zwei verlorne Prozesse 245
Deutsche und französische Trauerspiele 263
Alte Urtheile über die Franzosen 287
Rudolph von Habsburg 289
Virgil, der Zauberer 294
Eine Bemerkung bei Lesung der Biographie Johannes von Müller's 296
Alte Sitten 298
Die Kirchenvisitation 308
Englands politisches Testament 356
Der Bauchredner 364
Quodlibet 368

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Gleich Anfangs wünscht der Verfasser,

„daß ich die Verehrung, die dem Dichter gebühre,
„auch als Mensch verdienen möchte; mehr darüber
„zu sagen, sey überflüßig.“

Nicht jeder Mann würde das für überflüßig gehalten haben. Man ehrt sich selbst, indem man dergleichen Behauptungen nicht ohne Beweis hinstellt. Ich fodre hier öffentlich alle Einwohner Wiens auf, auch nur die kleinste Handlung zu nennen, die mich als Mensch ihrer Achtung unwürdig gemacht hätte. Ich fodre feierlich alle diejenigen auf, die mein Privatleben kennen, mich öffentlich Lügen zu strafen, wenn ich jemals als Gatte, Vater, Freund, oder in irgend einem andern bürgerlichen Verhältnisse ihre Achtung verwirkt habe. Wer eine solche Aufforderung mit vollkommner Ruhe an seine Mitbürger ergehen lassen darf, der muß doch auch wol als Mensch etwas werth seyn.

„Seine Grundsätze, wenn er ja deren hat“

Daß ich wirklich Grundsätze habe, davon ist eben jener verläumderische Brief der stärkste Beweis; denn ohne meine festen Grundsätze, die sich weder durch Schmeicheleyen noch Cabalen wankend machen ließen, wäre er ja nie geschrieben worden.

Von einem Proceß, der zur Reichssache gedihen seyn soll, ist mir keine Sylbe bekannt. Die Gothaer Zeitung, Litteraturzeitung u. s. w. sind auch wol keine Documente bey den Reichsgerichten. Die Bahrdtsche Geschichte auch hier wieder einzuweben, war ein elender Behelf.

Auguſt's von Kotzebue

ausgewählte

proſaiſche Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Siebenunddreißigſter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Die Biene,

oder:

Neue kleine Schriften

von

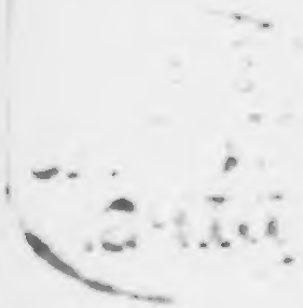
August von Kotzebue.

Fünfter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.



Die Biene.

Pyrrho.

Ja wahrhaftig, wir leben in einer Zeit, wo die Philosophie dieses Mannes oft, recht oft uns tröstlich werden kann. Wir sollten sie wieder hervorsuchen aus dem Schulstaube, unsere Professoren sollten angewiesen werden, sie vom Katheder zu lehren, statt jener unnatürlichen Naturphilosophie, die nichts vermag, als gute Köpfe zu verrücken und gute Menschen in die intolerantesten Schwärmer zu verwandeln. Der Pyrrhonismus hingegen ist eine wahre Lebensphilosophie, tröstend im Unglück, mäßigend im Glück, duldsam ohne Schwäche. Denjenigen Lesern der Biene, welche den Pyrrho und seine Meinungen noch nicht kennen, wird die Bekanntschaft willkommen sein, Andere werden sie gern erneuern; für die eigentlichen Gelehrten sind diese Hefte nicht geschrieben.

Pyrrho lebte dreihundert Jahre vor Christi Geburt, ungefähr in der siebzigsten Olympiade, und war ein Zeitgenosse des Aristoteles, Theophrast und Epikur, deren Ruhm den seinigen nicht verdunkelte. Anararch aus Abdera, Democrit's Schüler, war des Pyrrho Lehrer; beide folgten Alexander, dem sogenannten Großen, auf seinem Eroberungszuge nach Asien, und aus den Gewaltthaten dieser Geißel der Menschheit, welche durch stupide Bewunderung der gegeißelten Menschen vergolten wurden, abstrahirte sich Pyrrho vielleicht den auffallend

klingenden, aber leider nur allzuwahren Satz: »daß Ruhm und Schande, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit blos in den verschiedenen Ansichten, Gesetzen und Gewohnheiten der Menschen ihren Grund haben. — Nicht als ob er das für Recht gehalten hätte (dazu war er selbst ein viel zu rechtlicher Mann); aber wenn er täglich sehen mußte, wie Alexander blos mit dem Rechte der Gewalt ausgerüstet, Alles wegnahm, was ihm beliebte, Könige entthronte, Länder verheerte, deren unschuldige Einwohner in unbeschreibliches Elend stürzte, und dennoch bewundert, dennoch vergöttert wurde; wenn er täglich Zeuge davon war, daß man den einzelnen Räuber verabscheute und mit dem Tode bestrafte, indessen man dem Räuber an der Spitze eines Heeres zujauchzte: mußte er da nicht jenen Satz als praktisch wahr aufstellen?

Er war Maler gewesen, ehe er Philosoph wurde. Seine Wißbegierde trieb ihn hinaus in die Welt, er wünschte die berühmten Gymnosophisten kennen zu lernen, und hatte folglich einen weit edlern Zweck nach Indien zu gehen, als Alexander. Er brachte von dort eine vollkommene, in unsern Zeiten sehr beneidenswerthe Gleichgiltigkeit gegen Alles auf der Welt mit zurück; ich sage beneidenswerth, denn was bleibt übrig, wenn man nur die Wahl hat zwischen Leiden durch Verbrechen oder der Theilnahme an Verbrechen, bestände die letztere auch nur in Billigung und Anpreisung der schändlichsten Gewaltthaten? Fürwahr, da ist einem rechtlichen Manne, der sich von Jugend auf gewöhnte, die Handlungen aller

Menschen, der Gewaltigen wie der Schwachen, nach gewissen Grundsätzen der Moral zu beurtheilen, nichts Heilsameres anzurathen, als den Versuch zu machen, Pyrrho's Gleichgiltigkeit zu erlangen, und wohl ihm, wenn der Versuch glückt! — Freilich trieb Pyrrho diese Tugend wohl bisweilen ein wenig zu weit; er liebte nichts, und ärgerte sich über nichts, und war von der Nichtigkeit aller menschlichen Dinge gleichsam durchdrungen. Dahin führen bittere Erfahrungen endlich den Weisen. Wenn er redete, so galt es ihm gleich viel, ob man ihm zuhörte oder nicht; ja er redete immer fort, wenn auch die Zuhörer Alle davon gingen. Er lebte mit seiner Schwester in häuslicher Eintracht, und theilte mit ihr die kleinsten Sorgen und Bemühungen für das Hauswesen. Er trug Hühner und kleine Milchschweine auf den Markt zum Verkaufe; er nahm den Besen zur Hand und fegte das Haus, er wusch und putzte die Möbeln trotz einer Magd; Alles, weil er überzeugt war, es sei völlig gleichgiltig, was man thue.

Bisweilen widerfuhr ihm aber auch, was allen Philosophen zu widerfahren pflegt, daß er seinen Grundsätzen ungetreu wurde. Einmal, zum Beispiel, zankte er sich mit seiner Schwester, weil er allerlei zu einem Opfer, welches sie den Göttern bringen wollte, hatte einkaufen müssen, und als man ihn daran erinnerte, daß dieser Zorn seiner unwürdig sei, antwortete er: »Meint ihr, daß ich um eines Weibes willen mich herablassen werde, die Tugend der Gleichgiltigkeit zu üben?«

Ein Andersmal floh er vor einem Hunde, der ihn ver-

„Mancher Patriot wunderte sich, daß man einen
„Fremden vom Belte nach Oesterreichs fruchtbaren
„Gefilden gerufen“

Was soll nun hier der Belt? und was die fruchtbaren Gefilde? Sollte man nicht glauben, am Belt lebten lauter Dummköpfe, und auf den fruchtbaren Gefilden schössen die gescheiten Leute wie die Kornähren in die Höhe? Ich kann den Verfasser versichern, daß in Lief- und Esthland, (denn das versteht er doch hier unter dem Belte) es sehr viele Männer von Geschmack und vortreffliche Köpfe giebt.

„Um ihm ein Amt anzuvertrauen, auf das ein ta-
„lentvoller Inländer von gutem Rufe gleichen An-
„spruch machen konnte“

Ein solcher nehmlich ist der Verfasser — hinc illae lacrimae. —

„Das liebe Deutsche Vaterland huldigt aber leider
„oft fremdem Verdienst auf Kosten des einheimischen“

Wenn dieser Vorwurf ganz Deutschland gelten soll, so bin ich ja auch ein Deutscher. Soll er aber nur Oesterreich treffen, so ist er unwahrer, als irgendwo.

„Indessen versprach sich das Wiener Publicum viel
„von einem Manne, der eine ganze Bibliothek ge-
„schrieben, und immer mit so vieler Anmaßung zu
„entscheiden gewohnt war.“

Der Verfasser macht hier dem Wiener Publicum ein sehr schlechtes Kompliment; denn wenn es würklich deswegen viel von mir erwartet hätte, weil es wußte, ich entscheide immer mit vieler Anmaßung, so hätte es verdient gedruckt

folgte, und als man ihn damit neckte, sagte er: »Es ist sehr schwer, den Menschen ganz auszuziehen.«

Auch leben oder todt sein hielt er für völlig gleichgiltig. Warum stirbst du denn nicht? fragte man ihn. »Eben deswegen,« war seine Antwort, die man für eine bloße Ausflucht hielt; allein er bewies in einer großen Gefahr, als einst Schiffbruch ihm drohte, daß er wirklich dachte wie er sprach, denn er war der einzige, der im Sturme ruhig blieb, und als er seine Gefährten in Verzweiflung sah, bat er sie sehr gelassen, sie möchten doch ein Schwein betrachten, welches mit auf dem Verdeck war und sich im Fressen gar nicht stören ließ. »Sehet da,« sagte er, die echte Unempfindlichkeit des Weisen.« — Der Vergleich war nicht schmeichelhaft für die Weisen, und vermuthlich nur ein Scherz; aber daß Pyrrho in einer solchen Lage scherzen konnte, das macht seiner Weisheit Ehre. — Weniger Ehre seinem Herzen die Anekdote, daß er einst seinen Lehrer Anararch in einem Graben liegen fand, und sich gar nicht bemühte, ihm die Hand zu reichen, sondern gleichgiltig vorüber ging. Man schalt ihn deswegen; aber Anararch selbst vertheidigte ihn (das war konsequent von dem Lehrer), und rühmte ihn sogar wegen dieses schönen Beweises seiner gänzlichen Indifferenz. — Gleichermaßen erwiederte einst ein Alter auf den Vorwurf, daß er die Philosophie gering schätze: »Eben das heißt philosophiren.«

Mehr als alles andere verachtete Pyrrho die menschliche Natur, die auch in der That eine der jämmerlichsten

Naturen auf Gottes Erdboden ist. Beständig führte er die Worte aus Homer's Iliade im Munde (der hundert sechs und vierzigste Vers des sechsten Buches), wo der Dichter die Menschen mit Blättern vergleicht. Er sah darin nicht blos die Sterblichkeit der Menschen, sondern auch den Wankelmuth ihrer Meinungen und Neigungen, mit denen jeder Wind, gleichwie mit Blättern, spielt. Eben so gerne citirte er auch die Stellen, wo Homer die Menschen mit Vögeln und mit Mücken vergleicht und ihre kindischen Schwachheiten und Albernheiten aufzählt. Es ist zu verwundern, daß er nicht auch den sehr passenden Vers aus der Odyssee (L. XVIII. v. 135.) auswendig wußte, wo es heißt, daß die Götter den Menschen die Vernunft, gleichsam als ein tägliches Stück Brot, an jedem Morgen frisch verleihen.

Die Unbegreiflichkeit aller Dinge war ein Hauptlehrsatz des Pyrrho, den unsere Naturphilosophen, die alles begreifen, sehr lächerlich finden werden. Er fand überall Grund zu bejahen und zu verneinen, deswegen prüfte er blos das für und wider, hielt aber seine Entscheidung stets zurück, und sagte weiter nichts, als: das ist noch nicht klar. Er suchte also sein ganzes Leben hindurch die Wahrheit, hütete sich aber wohl, jemals zu gestehen, daß er sie gefunden habe. Diese Kunst, über alles zu disputiren, sein Endurtheil aber dahin gestellt sein zu lassen (eine Kunst, deren Erfinder er übrigens nicht ist), bezeichnete man gewöhnlich mit dem Namen Pyrrhonismus. Seine Schüler nannte man Skeptiker (Untersucher), Zetetiker (Forscher), Ephectiker (unent-

schieden lassende), Aporetiker (Zweifler), weil sie zweifelnd die Wahrheit suchten und immer die Wahrheit bezweifelten.

Pyrrho schrieb nie etwas, vermuthlich weil es ihm eben so gleichgiltig war, gelesen als gehört zu werden; aus seinen eigenen Schriften wissen wir folglich nichts, weder von seiner Person noch von seiner Lehre. Neckereien hat er genug erduldet, das konnte nicht fehlen. Man sagte zum Exempel: daß er Nichts dem Nichts vorzöge, daß er keinem Wagen und keinem tollen Hunde aus dem Wege ginge, und daß, wenn er einmal im Gehen begriffen gewesen, er auch um eines Abgrundes willen keinen Umweg genommen, folglich hundertmal gerädert, gebissen und gestürzt sein würde, wenn seine Freunde ihn nicht immer begleitet und gerettet hätten. Aber ein gewisser Arnosydemus, der acht Bücher von der Pyrrhonischen Sekte geschrieben hat, versichert ausdrücklich, daß ihrem Meister nie solche Albernheiten in den Sinn gekommen wären. Wie hätte er auch wohl neunzig Jahre alt werden und große Reisen unternehmen können, wenn er sich so kindisch betragen hätte? — Läßt sich denken, daß ein so lächerlicher Sonderling so viele der angesehensten Männer und Philosophen unter seine Freunde und Schüler würde gezählt haben? — Was aber mehr als Alles jenen Fabeln widerspricht, ist die hohe Achtung, die er unter seinen Mitbürgern zu Elis, seiner Vaterstadt, genoß. Sie machten ihn nicht allein zum Oberpriester, sondern sie erwiesen ihm auch eine noch weit schmeichelhaftere Ehrenbezeugung, in-

dem sie, um seinetwillen, alle Philosophen von Abgaben frei sprachen. So weit haben es unter uns weder Leibnitz noch Kant gebracht; in Hannover und Königsberg müssen die Philosophen zu den französischen Kontributionen ihren Beitrag liefern.

Epictet schätzte den Pyrrho besonders hoch wegen des einzigen Satzes: Leben und Tod sind das Eine so gleichgiltig wie der Andere; hingegen konnte er die Pyrrhonisten nicht ausstehen; vielleicht ging es ihm wie uns mit den Kantianern, die dem großen Kant so wenig gleichen. Eines Tages wollte ein Pyrrhonist dem Epictet beweisen, daß die Sinne stets Betrüger wären. »Aber ihr geht doch nicht in eine Mühle,« antwortete dieser, »wenn ihr in's Bad gehen wollt? — »Fürwahr, wäre ich euer Knecht, es würde mir viel Spaß machen, euch zu quälen. Sprächt ihr zu mir: Epictet, gieße Oel in's Bad, so würde ich euch Salzlaake über den Kopf schütten, begehrtet ihr ein Getränk von mir, so würde ich euch Essig bringen, und wenn ihr euch darüber beklagtet, so würde ich sagen: die Sinne täuschen euch, was ihr für Salzlaake und Essig haltet, ist Oel und Getränk.«

Solche Spöttereien mochten die Schüler treffen, der Meister blieb immer hochgeehrt, und über seinen trefflichen philosophischen Geist tönt aus dem historischen Alterthume nur Eine Stimme herauf.

Seiner Lehre, daß die Wahrheit auf der Erde nicht gefunden werde, oder vielmehr, daß nichts Wahres und

nichts Falſches exiſtire, ſondern Alles ungewiß ſei, ſetzte man folgenden Schluß entgegen:

»Wenn deine Behauptung wahr iſt, ſo gibt es ja etwas Wahres, nämlich deine Behauptung; iſt ſie aber falſch, ſo gibt es auch etwas Wahres, denn ſonſt wäre ſie nicht falſch.«

Ferner ſagte man: »Du, der du behaupteſt, man wiſſe gar nichts, du weißt entweder was du behaupteſt, oder du weißt es nicht; im erſten Falle, wie kannſt du es behaupten? im letzten bekennſt du ja ſelbſt, daß du etwas weißt, nämlich daß du nichts weißt.« — Pyrrho lächelte ſchweigend über ſolche Sophismen, und würde auch in unſern Tagen über den Kardinal Fleury gelächelt haben, der in ſeiner Kirchengeſchichte zu ſagen beliebt: »Zweifeln iſt ſchlimmer als Unwiſſenheit, denn es führt zum Pyrrhonismus, der die ſchlimmſte unter allen Philoſophien iſt, weil ſie ſogar hindert, die Wahrheit zu ſuchen.

Wie konnten Se. Eminenz ſo etwas niederſchreiben? gegen einen Mann, der die Wahrheit neunzig Jahre lang ſuchte, und, trotz ſeiner Zweifel, mehr davon gefunden hatte, als die ſämmtlichen Herren im römiſchen Purpur? gegen einen Mann, der die Gemüthsruhe des Weiſen zu erreichen ſtrebte, und auf ſeinem Wege auch wirklich erreichte, welches ſchon allein zur Genüge beweiſt, daß ſein Weg, wenn auch nicht der einzige rechte, doch kein Irrweg war.

Schlözer.

Er ist nicht mehr! dieser treffliche, Alles durchschauende und von einem hohen Standpunkte überschauende Kopf! Man kann sein Andenken nicht besser ehren, als wenn man der Welt bisweilen diese und jene Stelle seiner Schriften in Erinnerung bringt, in der er, nicht den Gelehrten, sondern den Menschen, den hochherzigen Menschen zeigte. Dahin gehört unter andern folgende Stelle aus seiner Weltgeschichte:

»Erwache doch, besonders das junge Publikum, aus einem Schlummer, in der uns die Erziehung eingewiegt — komme es doch von dem verderblichen Geschmack an Mordspielen alter und neuer Menschenmörder, Helden genannt, zurück! Frohlocke es nicht länger über rauschende Kriegsthaten der Eroberer, das ist, über die Leidensgeschichte der von diesen Bösewichtern am Narrenseil herum geführten Nationen! sondern glaube es vorläufig, daß die stille Muse eines Genies und die sanfte Tugend eines Weisen oft größere Revolutionen angerichtet, als die Stürme allmächtiger Wütheriche, und daß manch glücklicher Sorite die Welt mehr verschönert habe, als die Fäuste von Millionen Kriegern sie verwüstet haben.«

»Ueberzeuge es sich endlich, daß, wenn man künftig in der Weltgeschichte Esau's Linsengericht und die Kaziken von Sikyon übergeht, die Balgereien der Spartaner mit den Messeniern, so wie die der Römer mit den Volskern,

kaum berührt; aber die Erfindung des Feuers und Glases sorgfältig erzählt, und die Ankunft der Pocken, des Branntweins, der Kartoffeln in unserm Welttheile nicht unbemerkt läßt, und sogar sich nicht schämt, von der Vertauschung der Wolle mit dem Linnen in unserer Kleidung, mehr Notiz zu nehmen, als von den Dynastien Tßi, Leang und Tschin — man ernsthaft und zweckmäßig handle. (pag. 70).

Schon in der Einleitung (pag. 3) zeigt sich sein edles Herz empört gegen alle Usurpationen, es mögen Länder oder Ruhmsprüche usurpirt werden. »Die Sammler der alten Universalhistorien,« sagt er, »sammelten nicht blos, sondern urtheilten mitunter; sie erzählten nicht blos Begebenheiten, sondern erklärten sie auch; aber sie urtheilten und erklärten ohne alle Kenntniß des Weltlaufes, oft ohne Menschenverstand; sehr oft auf Kosten der Sittenlehre, deren Lehrerin doch Geschichte sein soll. Jedem Völker-Räuber hofirten sie, wie Wieland Alexander; jeden glücklichen Böſewicht nannten sie respektabel, wie Wieland Cromwell; thierische Rachsucht und blutigen Ehrgeiz erhoben sie unter dem Namen des Bravthuns; und verkapptes Laster verwechselten sie mit Tugend.«

Es thut mir leid, daß unser herrlicher Wieland seinen eigenen Ruhm befleckt hat, indem er Alexander und Cromwell gerühmt. Schlözer hat doch wahrlich Recht, wenn er behauptet, daß die Geschichte eine Lehrerin der Moral sein

soll; daß sie eben sowohl als ein gutes Trauerspiel — (denn sie ist ja leider auch nichts anders als ein groß es Trauerspiel!) — Abscheu gegen den Verbrecher, Liebe für die Tugend, Mitleid für den Unterdrückten einflössen soll. Wenn dieser heilige Beruf der Geschichte entweiht wird, so ist sie gar nichts mehr werth. Es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß es nie einen größern Verbrecher an der Menschheit gab, als den Eroberer; das beweist schon der allgemeine Abscheu, den die Mitwelt gegen ihn empfindet. Es mag sein, daß er, nach endlicher Sättigung seiner Eroberungsgier, oder wenn gar nichts mehr zu verschlingen übrig ist, daß er, sage ich, dann anfängt, den unterjochten Völkern Wohlthaten zu erzeigen; aber eben dann hat er ja aufgehört, Eroberer zu sein. So lange er nur das ist, so lange ist er der ungerechteste Mensch auf Gottes Erdboden; darüber ist nur Eine Stimme, wenn sie gleich nicht immer laut werden darf; denn es gehört mit zu den nothwendig gewordenen Verbrechen eines Eroberers, daß er jedem von der Wahrheit ausgepreßten Schrei der zuckenden Menschheit ersticken muß. Wehe dem Geschichtschreiber, der solche Unthaten preist! und zehnfach wehe ihm! wenn er sogar ein lebender Zeuge derselben war. Im ersten Falle mag er für einen bloßen Schwachkopf gelten, der in der Ferne das Blut, in welchem der Eroberer badet, für Purpur, und die Schlangen, die um sein Haupt zischen, für Lorbeerzweige ansieht; im letzten Falle ist er ein gefühlloser Bösewicht, dem die Verzweiflung seiner

zertretenen Mitbrüder nicht einen Seufzer kostet, vielleicht weil er sich wohl befindet, weil ihm geschmeichelt wurde.

Heil dir, ehrwürdiger Schlötzer! nimmer hättest du deine Stimme für Gold oder sogenannte Ehrenzeichen verkauft. Dein unbestechbares Urtheil hat auch mich, deinen Schüler, zum Geschichtschreiber erhoben; auf diesen Ruhm bin ich stolz, und deinem Schatten schwöre ich es: nie soll irgend ein Wahnsinn mich verblenden, den Verbrecher zu preisen, wenn auch aus dessen Verbrechen das Heil der Welt entspränge. Ich habe in einer verhängnißschweren Zeit gelebt, ich will diese Zeit der Nachwelt schildern, und sie wird schaudernd meine Stimme hören, wenn auch Alles, was Clio's spielende Schwestern mir eingaben, längst verhallt ist.

Ueber den Ruhm.

(Von Marmontel.)

Der Herausgeber hält für nothwendig zu erklären, daß er hier blos den Uebersetzer macht, und durchaus kein Wort von dem seinigen hinzufügt, so gern er es auch bisweilen gethan hätte. Allein er enthält sich dessen um der boshaften — — Zeitungsschreiber willen, die ihm bei jeder Gelegenheit auf den Dienst lauern, und — wenn sie einen Gedanken finden, den sie nicht haben dürfen, gleich schreien, er sei mit englischen Guineen bezahlt. Nun mögen

sie ihren eigenen, so hoch unter ihnen geachteten Marmontel beschuldigen, wenn sie glauben etwas Anstößiges zu wittern.

Noch einem andern Tadel, der aber leider gewöhnlich von Deutschen herrührt, muß ich begegnen. Sie pflegen nämlich zu sagen: cui bono, daß man solche veraltete Maximen jetzt wiederum auf die Bahn bringt? es hilft doch zu nichts, zu gar nichts.

Diesen antworte ich durch ein Gleichniß: Wenn vormals die preußischen Behörden — ich weiß nicht mehr bei welcher feierlichen Gelegenheit — den ganzen Titel ihres Monarchen ablasen, so fand sich jedesmal ein Nürnberger Rathsherr dabei ein, der, wenn er die Worte vernam: Burggraf zu Nürnberg, sich ehrfurchtsvoll verbeugte und in seinen Bart murmelte: Mit nichten! — Durch diese Protestation meinten die Nürnberger ihre Rechte zu bewahren.

Nun meine ich, es sei doch wohl recht gut, daß — so oft in unserer heutigen Moral ein Grundsatz vorkommt, den wir Moralisten vom alten Glauben nicht dürfen gelten lassen — wenigstens Einer auftrete, sich bücke und spreche: mit nichten! — Es wird uns vielleicht eben so wenig helfen, als es den Nürnbergern geholfen hat; allein diese thaten ihre Schuldigkeit, hoffend, es könne doch wohl einmal eine Zeit kommen, wo ihre Protestation wirksamer sein werde, und wenigstens wollten sie vor der Nachwelt als ehrliche Leute erscheinen. Nach diesem nothgedrungenen

zu werden. Es hat im Gegentheil gesehn, daß ich nie mit Anmaßung entscheide. Entscheiden thue ich aber, wo ich es besser zu verstehen glaube, und das ist der Fall mit dem Schauspielwesen.

Uebrigens mache ich den Leser hier aufmerksam auf das ausdrückliche Bekenntniß;

„daß schon lange vor meiner Ankunft eine „Reform beym Hoftheater angekündigt worden“ diese Reform also nicht etwa ein Werk meiner Neuerungs-Sucht gewesen ist.

Daß mein Schauspiel, das Epigramm, irgend eine Beziehung auf mich selbst habe, ist ein erbärmlicher Einfall.

Mein Gelegenheits-Stück, das Dorf im Gebürge, soll,

„nach dem Ausspruch aller Patrioten, eine hämische „Persifflage auf das Jahresfest der Wiener Frey-„willigen seyn, welche von mir gepinselt worden.“

Ich könnte dem Briefsteller sehr ausgezeichnete Patrioten nennen, die es mit ihrem Beyfall beehrten, und vor deren Nahmen er verstummen würde. Auch ist es wohl die lächerlichste, absurdeste Idee, zu vermuthen, daß ein Mensch ausdrücklich nach Wien gekommen sey, um ruhig und glücklich zu leben, und zu Erreichung dieses Zweckes damit angefangen habe, eine Persifflage auf die Wiener Freywilligen zu machen.

Was das Pinseln anbetrifft, so hat die Litteratur-Zeitung, die doch sonst warlich eben nicht meine Freundin ist, das Dorf im Gebürge als Gelegenheits-Stück günstig

Vorberichte wollen wir hören, was Marmontel über den Ruhm sagt.

Der Ruhm ist eine allgemeine, dauerhafte Bewunderung, deren Basis das Wunderbare ist, und wunderbar nennen wir, was die gewöhnlichen Kräfte der Natur zu übersteigen scheint. Folglich hängt der Ruhm sehr von der öffentlichen Meinung ab, ist falsch oder wahr, wie diese. Es gibt zwei Gattungen von falschem Ruhme; die eine gründet sich auf ein täuschendes, die andere zwar auf ein wirkliches, aber unheilbringendes Wunderbares. Jene herrscht im Reiche der Täuschungen und verschwindet mit diesem. So der Ruhm, den das Glück gewährt. Das Glück hat keinen eigenen Ruhm, es usurpirt den, welcher Talenten und Tugenden gebührt, weil der Mensch wähnt, diese stets im Gefolge des Glücks zu finden. Ein schneller Wechsel öffnet ihm die Augen, eripitur persona manet res. Man betet den Günstling des Glückes an, man verachtet den Gefallenen. Aber so empfindet nur der Pöbel. Dem Denker entreißt das Glück nie seine Stimme zum Ruhme, so wenig als er sie dem Unglücke entzieht.

Das unheilbringende Wunderbare macht einen dauerhaften Eindruck, und — zur Schande der Menschheit sei es gesagt — es bedarf eines Jahrhunderts, um jenen Eindruck zu verlöschen. Das ist der Ruhm außerordentlicher Talente, deren Anwendung Jammer und Elend in der Welt verbreitet. Die schrecklichste, aber auch zugleich die blendendste dieser

Wunderbarkeiten sind Eroberungen. Sie mögen uns zum Beispiele dienen, wie absurd es von den Menschen ist, den Ursachen ihres Elendes Ruhm beizulegen.

Zwanzig tausend Menschen, von der Hoffnung Beute zu machen angefeuert, folgen einem einzigen zum Blutbade. Dieser einzige, der an der Spitze von zwanzig tausend entschlossener, gelehriger, unerschrockener, gehorsamer Menschen steht, wird sogleich vom großen Haufen angestaunt. Diese tausende erschlagen, verjagen oder unterjochen einen an Zahl überlegenen Feind. Ihr Anführer hat die Stirn zu sagen: Ich habe gekämpft und gesiegt; sogleich wiederholt die ganze Welt: Er hat gekämpft und gesiegt! Daher das Wunderbare und der Ruhm der Eroberungen.

Wißt ihr auch, was ihr thut? — so kann man die Bewunderer eines Eroberers fragen — ihr klatscht Beifall den Gladiatoren, die in eurer Mitte um den Preis ringen, den ihr selbst für denjenigen ausgesetzt habt, der euch die tödtlichsten Streiche beibringen wird. Klatscht nur! heute sind es die blutigen Körper eurer Nachbarn, die in den Sand gestreckt werden, morgen trifft euch die Reihe.

So reißt der falsche Ruhm den großen Haufen mit sich fort. Die schaffenden Unternehmungen eines Fürsten gehen meistens einen stillen, langsamen Gang; die zerstörenden hingegen sind schnell und geräuschvoll, darum erheben wir sie zu Wundern. Man bedarf nur einiger Wochen, um ein Land zu verwüsten, aber vieler Jahre,

um es fruchtbar zu machen. Man bewundert den, der es verwüstet hat, und kaum nennt man den, der es fruchtbar machte. Ist es denn nicht sehr natürlich, daß so viel Böses und so wenig Gutes in der Welt geschieht? — Werden denn die Völker nie so muthig oder so vernünftig werden, sich dem ungezügelten Ehrgeize eines Einzigen nicht mehr zu opfern? sich gegen ihn zu vereinigen, und wie Cäsar's Soldaten zu sprechen:

Liceat discedere, Caesar,
Arabia scelerum, quaeris terraque marique
His ferrum jugulis. Animas effundere viles,
Quolibet hoste, paras.

Lucan.

Oder wie der Scythe zum Alexander: »Was haben wir mit dir zu schaffen? nie setzten wir den Fuß in dein Land. Ist denn den Waldbewohnern nicht vergönnt, dich nicht zu kennen? und nicht zu wissen woher du kommst?

Wenn es doch zum wenigsten eine Klasse von Menschen gäbe, die sich über den gemeinen Haufen erhübe, und weise, muthvoll, beredt genug wäre, um die Welt gegen ihre Unterdrücker aufzuwiegeln (soulever) und ihr einen barbarischen Ruhm verhaßt zu machen. Die Schriftsteller bestimmen die öffentliche Meinung von einem Jahrhunderte zum andern; sie können die Ehrenrichter, und als solche, entweder die gefährlichsten oder nützlichsten Menschen werden.

Vixere fortes (ruft Horaz) ante Agamemnona
Multi, sed omnes illacrymabiles

Urgentur, ignotique longa
Nocte, carent quia vate sacro.

In des Volkes Munde wird die Wahrheit bald zur Sage, und verliert sich endlich in der Fabel. Das Heroische wird absurd, indem es von Munde zu Munde geht. Anfangs staunt man es an als ein Wunderwerk, nach und nach zählt man es zu den veralteten Märchen, und endlich wird es gar vergessen. Nur was berühmte Schriftsteller aufzubewahren für gut hielten, das glaubt der vernünftige Theil der Nachwelt. — Ludwig XII. sagte: »Die Griechen haben im Grunde wenig gethan; allein sie haben dies Wenige durch ihre erhabene Beredtsamkeit veredelt. Die Franzosen haben viele große Thaten verrichtet; aber nicht verstanden sie zu beschreiben. Nur die Römer vereinigten beides.«

So erkannte ein König, daß der Ruhm der Nationen in den Händen der Schriftsteller liegt. Aber wie dann? wenn diese selbst elende Schmeichler werden? wenn sie ihr Lob dem glücklichen Verbrecher feil bieten? — Man frage den Virgil, welches Recht die Römer auf alle übrigen Völker hatten? Kühn wird er antworten: parcere subjectis, debellare superbos. Man frage den Solis, was man von Cortez und Montezuma, von den Mexikanern und den Spaniern denken solle? — er versichert, Cortez sei ein Held und Montezuma ein Tirann gewesen; er schilt die Mexikaner Barbaren und nennt die Spanier brave Leute. — Solche Schriftsteller halten sich, indem sie schreiben, an eine Person, eine Partei, und beziehen alles

übrige auf der Welt nur auf dieſe. Aber des Weiſen Vaterland iſt der ganze Erdboden, ſein Held das ganze Menſchengeſchlecht.

Möge immerhin der Hofmann ſchmeicheln, ſein Stand entſchuldigt ihn gewiſſermaßen, und iſt zugleich ein Gegengift, denn man traut ihm nicht, er war nicht frei. Aber was zwingt den Gelehrten, ſich und ſeine Brüder, die Natur und die Wahrheit zu verrathen? — Zwar nicht immer aus Furcht, Eigennutz, Kriecherei, ſondern auch bisweilen aus Verblendung, Täuſchung, Enthuſiasmus haben ſie glänzenden Verbrechen die Krone des Ruhms zugeſprochen. Man wird, bei ungeheuren Laſtern eben ſo wohl als bei großen Tugenden von der Geiſtes- oder Seelenſtärke ergriffen, die zu beiden nothwendig iſt, und die in der moraliſchen Welt — gleich dem Feuer in der phyſiſchen — leuchtet und wärmt oder brennt und verzehrt. Menſchen mit entzündbarer Einbildungskraft begabt, faſſen nur das große Bild auf, welches die Natur ihnen darſtellt: ſie preiſen die Wirkung, weil ſie die Urſach bewundern, und ſo werden die Geißeln des Erdbodens deſſen Helden.

Die für den Ruhm gebornen Menſchen ſuchten ihn da, wo die öffentliche Meinung ihn andeutete. Alexander hatte ſtets die Fabel vom Achilles vor Augen; Karl XII. die Geſchichte Alexander's. Daher dieſe traurige Nacheiferung, welche aus zwei tapfern talentvollen Königen zwei verheerende Krieger machte. Der Roman des Quintus Cur-

tius hat vielleicht Schweden in's Unglück, das Gedicht Homer's Indien in's Verderben gestürzt.

Die Stoiker sagten: »nur der Weise ist ein guter Dichter," und hatten Recht. Ohne des Geistes Geradheit und der Seele Reinheit ist die Einbildungskraft nur eine Circe und die Harmonie eine Syrene.

Dasselbe gilt vom Redner und Geschichtschreiber. Aufgeklärt und redlich sind sie die Organe der Gerechtigkeit, die Fackeln der Wahrheit; durch Leidenschaften oder Eigennutz geblendet, sinken sie blos zu schmeichelnden Höflingen des glücklichen Verbrechers herab.

Die Philosophen haben sich ihres Rechtes bedient, und vom Ruhme als Richter gesprochen. »Weißt du," sagt Plinius zum Trajan, „wo der wahre, der unsterbliche Ruhm eines Regenten thront? — die Triumphbögen, die Statuen, und selbst die Tempel und Altäre vertilgt die Zeit vom Erdboden, sie werden vergessen; allein der Ruhm des Helden, der, über seine unbegrenzte Gewalt erhaben, sie selbst zu zügeln wußte, dieser Ruhm altert nicht, blühet ewig."

»Worin —" (so sprach Seneca vom Alexander) — »worin glich wohl dem Herkules dieser junge Thor, der den Ruhm suchte, ohne dessen Natur und Grenzen zu kennen? und der statt aller Tugenden, blos eine glückliche Verwegenheit besaß? — Herkules kämpfte und siegte nur für sich selbst. Er durchstrich die Welt um sie zu rächen, nicht um sie zu erobern. Wozu bedurfte er auch der Eroberungen? Er, der Feind alles

Bösen, der Beschützer alles Guten, der Friedensstifter auf Erd' und Meere. Alexander hingegen, von Kindheit an zum Raube geneigt, wurde der Peiniger der Nationen, die Geißel seiner Freunde und Feinde. Sein höchstes Gut war, sich allen Menschen furchtbar zu machen. Er vergaß, daß ihm dieser Vortheil nicht allein mit den wildesten Raubthieren, sondern selbst mit dem kriechenden Gewürme gemein war, dessen vergifteten Biß man fürchtet."

So sollten Männer, die zu Lehrern und Richtern ihrer Brüder geboren sind, unaufhörlich die beschützende und die zerstörende Tapferkeit ihnen darstellen, damit sie die Opfer der Liebe von denen der Furcht unterscheiden lernten, die sie leider nur zu oft verwechseln. — Ihr sprecht, dem Ehrgeizigen genüge Furcht, er achte der Liebe nicht; laßt ihn herrschen und seine Wünsche sind erfüllt. Aber der Ehrgeizige, seinen eigenen Kräften überlassen, ist nur ein schwacher Mensch. Beweist denen, die ihm dienen, daß sie sich selbst in's Verderben stürzen, daß seine Feinde ihre Brüder sind, und daß er ihrer aller Henker ist. Macht ihn denen verhaßt, die ihn furchtbar machen; was wird dann aus dem Wundermenschen, vor dem Alles zitterte? Tamerlan, das Schrecken Asiens, wird zur Fabel; vier Mann reichen hin, um ihn zu fesseln, wie einen Rasenden, und zu züchtigen, wie ein Kind. Dahin würde es endlich kommen, wenn man dem Volke die Binde von dem Auge risse, und dessen Furcht ausrottete.

Manche haben gemeint, sie wären sehr weise wenn sie — um den Ruhm eines Siegers zu würdigen — genau abwägen, was er dem Zufalle und seinen Truppen, oder was er sich selbst allein verdankt. Als ob es hier darauf ankäme, den Ruhm zu theilen? Die Schande muß man ausbreiten, den Abscheu einflössen. Derjenige, der die Welt zittern macht, ist für sie entweder ein Gott oder ein Teufel; sie wird ihn anbeten oder verabscheuen; der Aberglaube kennt kein Drittes.

»Nicht er hat überwunden,« sprecht ihr von dem Eroberer? — Nein, doch er hat den Sieg bewirkt. Ist es denn nichts, einer Menge Menschen den Entschluß einzuflössen, unter seinen Fahnen zu kämpfen, zu siegen oder zu sterben? Diese Macht über die Geister würde allein hinreichen zu seinem Ruhme. Darum versucht es nicht, das Wunderbare der Eroberungen zu zerstören, sondern stellt dieses Wunderbare eben so abscheulich dar, als es Unheilbringend ist; nur dadurch muß man es herabwürdigen.

Kraft, Erhabenheit einer wohlthätigen, großmüthigen Seele, Thätigkeit eines überlegenen Geistes zum Heil der Welt verwendet, diese Gegenstände wählt, wenn ihr rühmen wollt. Dieselbe Hand, welche dem Uneigennutz, der Menschlichkeit, der Gnade Altäre baut, dieselbe Hand schleppe den Stolz, den Ehrgeiz, die Rache, die Habgier, die Wuth vor das furchtbare, unbestechliche Tribunal der Nachwelt; dann seid ihr die Nemesis eures Jahrhunderts, die Rhadamante unter den

Lebendigen. Und wenn ihr die Lebenden scheut, was habt ihr von den Todten zu fürchten? was seid ihr diesen anders schuldig, als Lob des Guten, Tadel des Bösen? Ihr seid es der Welt schuldig! Die Schande, welche die Verstorbenen trifft, verbreitet sich auf ihre Nachahmer. Diese werden zittern vor demselben Verdammungsurtheile, welches ihre Muster entlarvte; sie werden sich selbst in der Zukunft erblicken, und vor ihrem eigenen Andenken schaudern!

Aber selbst unter den Lebenden — welche Partei soll ein redlicher Schriftsteller ergreifen beim Anblick des glücklichen Verbrechens? — Er soll aufstehen und reden, wenn er Muth und Freiheit dazu hat; er soll schweigen, wenn er jenes nicht darf. O wahrlich! ein allgemeines, düsteres Schweigen der Schriftsteller wäre schon ein schreckliches Verdammungsurtheil. Wenn alle Geschichtschreiber, Redner und Dichter, aus allen Gegenden des Erdbodens, sich die Hände reichten, um blos die guten Könige, die wohlthätigen Helden, die friedliebenden Sieger zu feiern; wenn jeder Mensch, der, durch Tugenden und Talente, um sein Vaterland und die Menschheit sich wohl verdient gemacht, in den Schriften seiner Zeitgenossen gleichsam im Triumphe getragen würde; dann möchte immerhin ein ehrgeiziger, ungerechter Gewalthaber auftreten: die Organe des Ruhms würden verstummen; die Welt würde dies Schweigen hören, der Tirann selbst würde es hören, und leise murmeln: ich bin verurtheilt! man erwartet nur meinen Tod, um meine Schande in Erz einzugraben.

Welche tiefe Ehrfurcht würden der Griffel der Geschichte, der Pinsel der Dichtkunst, der Blitz der Beredsamkeit einflössen, wenn sie von reinen Händen gehalten, geführt, geschleudert würden? — Aretins schwache aber kühne Feder machte Kaiser zittern.

Der wahre Ruhm hat allein zum Gegenstande das Nützliche, das Rechtliche, das Gerechte. Nur ein solcher hält den Blick der Wahrheit aus, und sein Wunderbares besteht einzig und allein in großen Talenten und Tugenden, die sich am Glück der Menschheit üben. — Wenn Virginius seiner Tochter den Dolch in die Brust stößt, so zeugt diese Handlung von eben so vieler Seelenstärke, und vielleicht von mehr Seelenreinheit, als die des Brutus, wenn er seine Söhne verurtheilt. Dennoch ist nur die letztere ruhmvoll, denn Virginius rettete nur seine eigene Ehre, Brutus die Ehre der Gesetze und des Vaterlandes. Virginius war blos ein rechtlicher Mann, ein wackerer Vater, Brutus war ein Held. Dies Urtheil ist gerecht. Denn um dem allgemeinen Wohl sein eigenes zum Opfer zu bringen, bedarf der Mensch einer Anstrengung, die ihn über sich selbst erhebt, und es gibt nur einen einzigen würdigen Lohn für ihn, den Ruhm. Denn was könnte man einem Decius für sein Leben bieten? was einem Fabius für seine Ehre? einem Camillus für seinen unterdrückten Groll? einem Brutus oder Manlius für ihre Kinder? — Eine sich selbst genügende Tugend ist eine übermenschliche Tugend, und daher ist es weder klug noch gerecht, zu fordern, daß die Tugend sich selbst genügen

beurtheilt.“ Doch das beweist freylich nichts, thut auch nichts zur Sache, und ich erlaube dem Verfasser herzlich gern, es für die ärgste Pinseley zu halten.

„Er wußte seinen Eigendünkel nicht zu mäßigen,
„und hätte einen körperlichen Eyd darauf abgelegt,
„daß ein Schriftsteller wie Er, der amüsante Schau-
„spiele verfertigt, ein Mann von allumfassendem
„Verstande, und jedem Geschäfte völlig gewachsen
„seyn müsse.“

Was der Mann nicht Alles weiß! Nun hat er sogar im Innersten meines Herzens gelesen, worauf ich wohl körperliche Eyde ablegen mögte. Verdient solches Gewäsch eine Antwort?

„Statt Leute, die den guten Geschmack im Theater-
„sache gründeten, die in Besorgung der Theater-
„geschäfte ergrauten, die sowohl theoretische
„als practische Kenntnisse davon besaßen, die
„die Neigung ihres Publicums studierten und daher
„kennen mußten, um Rath zu fragen, zog er nur
„sein Genie zu Rathe.“

Hier liegt mein eigentliches Verbrechen. Ich kenne diesen Mann, der da gegründet hat und ergraut ist. Ob seine Beschuldigungen wahr sind, wird sich weiter unten zeigen.

„Er machte sich öffentlich lustig über den Geschmack
„des Publicums —“

Hier muß ich wohl, ehe ich antworte, meine Gedanken über das Wiener Publicum sagen. Wien zählt bekanntlich 300000 Einwohner, und die Meisten derselben, in den ver-

solle. Ihr Lohn muß im Verhältnisse stehen mit dem Guten, welches sie bewirkte, den Opfern, welche sie brachte, den persönlichen Talenten, welche ihre Gehilfen waren, oder — wenn die letztern ihr mangelten — mit der Wahl fremder Talente, welche sie zu ihrem Beistande rief; denn die Kunst, diese Wahl zu treffen, begreift — bei einem Manne, der dem Publikum angehört — alle Talente in sich. Thäte ein solcher Alles nur durch sich selbst, so würde er wenig vollbringen. Wenn Horaz am Augustus rühmt: Cum tot sustineas, et tanta negotia solus, so bedeutet das blos, daß Alles in seinem Namen, unter seinen Augen geschah. Die Gabe, ruhmvoll zu herrschen, heischt nur Ein Talent, und nur Eine Tugend; sie ersetzen alle übrigen und werden durch keine andere ersetzt. Diese Eine Tugend ist: der Beherrscher muß die Menschen lieben; diese Eine Eigenschaft: er muß Jeden an seinen rechten Platz zu stellen wissen. Wenn ein Monarch das Gute mit festem Willen in's Auge faßt, und wenn er diejenigen Tugenden und Talente um sich sammelt, die es befördern können, so ist der Ruhm, den diese erwerben, der seinige, denn er war dessen Quelle.

Man glaube doch ja nicht, daß ausgezeichnete Tugengen und Talente sich gleichsam das Wort geben, um in einem gewissen Lande, in einem gewissen Jahrhunderte zusammen zu treffen? sie sind immer dazu bereit, es muß nur ein Magnet da sein, der sie anzieht, ein Hauch, der sie entwickelt, ein Geist, der sie beseelt, ein Mittelpunkt für ihre Thätigkeit. Darum gebührt dem Könige aller Ruhm seiner

Regierung; was er einflößte, das hat er gethan. Um ihn und alle seine Unterthanen schlingt sich ein Band der Liebe und des Vertrauens; die Bevölkerung wächst mit dem aufgemunterten Fleiße; Ackerbau und Handel gedeihen, Künste und Wissenschaften blühen; Tugenden werden geschätzt; keine Thräne fließt, kein Tropfen Blut befleckt den Boden; im Schooße der Ruhe und des Friedens sammelt der Fürst einen unermeßlichen Schatz von Ruhm, und die Ernte gebührt der Hand des Säemannes.

Auch überwundene Schwierigkeiten müssen dem Schöpfer des Guten in die Wagschale seines Ruhmes gelegt werden, und das ist ein Vorzug der Staatengründer, wie Lykurg und Peter der Große. Doch von dem Verdienste des Erfolgs muß Alles wiederum abgezogen werden, was nur die Gewalt hervorgebracht. Es ist schön, vorher zu sehen, wie Lykurg, daß man ein wildes Volk durch Musik bezähmen werde; hingegen ist es kein Verdienst, Gehorsam durch Säbelstreiche zu erzwingen. Die einzige, wirklich ruhmvolle Herrschaft ist die, welche von den Menschen aus Liebe oder Vernunft gewählt wird. Imperatoriam majestatem armis decoratam, legibus oportet esse armatam, sagt Kaiser Justinian.

Unter allen Verwüstern des Erdbodens hat es nicht Einen gegeben, der nicht versichert hätte, sein Zweck sei das Glück der Menschheit; aber ich sage euch, traut keinem, der die Menschen glücklicher zu machen begehrt, als sie selbst wollen. Das ist nur eine Schimäre der Usurpatoren und ein Vor-

wand der Tirannen. Derjenige, der ein Reich für sich selbst gründet, haut in das Volk, wie in Marmor, ohne der zersplitterten Stücke zu achten; derjenige hingegen, der ein Reich um des Volkes willen stiftet, fängt damit an es geschmeidig zu machen, seinen Stoff zu bilden, ohne ihn zu brechen. Darum ist Persönlichkeit in allen öffentlichen Angelegenheiten ein Majestätsverbrechen an der Menschheit. Der Mensch, der die Ruhe und das Glück seiner Zeitgenossen zum Opfer für sich begehrt, ist von allen Thieren das grausamste und gefräßigste; Alles muß sich vereinigen, um ihn zu stürzen!

Der erste Bourbon auf dem spanischen Throne.

Zu einer Zeit, wo die Bourbons den spanischen Thron verlassen haben, weil — wie ein französisches Armee-Bülletin sagt — sie ausgeartet sind, ist es interessant, sich zu erinnern, wie der erste Bourbon, der diesen Thron bestieg, geartet war, und wie er sich benahm beim Antritt seiner Regierung. Er war bekanntlich ein Enkel Ludwig des Vierzehnten, und kaum siebzehn Jahre alt, da er im Monat Dezember 1700 nach Spanien abreiste. Trotz dem gewöhnlichen Pomp der spanischen Großen, fand er auf den Grenzen doch weder Equipagen seines Ranges würdig, noch sonst Bequemlichkeiten, wie man sie erwarten durfte. Man hatte ihm nicht mehr als tausend Pistolen geschickt.

Als er in der Hauptstadt und in seinem Palaste anlangte, trat er mit bedecktem Haupte in den Saal der Grands, die sämmtlich mit entblößten Häuptern ihm die Hand küßten.

Das imponirende Ansehen von Größe und Weisheit erweckte bei dieser Gelegenheit einen hohen Begriff von den Spaniern. Der Marquis de Louville wunderte sich, daß so respektable Personen so schlecht regiert hätten, und schrieb an Torcy: »Die Narren seines Vaterlandes würden an diesem Hofe eine schlechte Rolle spielen, darum solle man ja keine hinschicken.«

Der verständige Geist und die edlen Gesinnungen des jungen Monarchen thaten sich bald durch einige Züge kund. Monsieur, Bruder Ludwig des Vierzehnten, bediente sich einst in einem Briefe, von der spanischen Nachfolge sprechend, des Ausdrucks: Es gebührt dem Rechte und der Größe unsers Hauses. — »Das Recht ist ein guter Grund,« sagte Philipp V., nachdem er gelesen, »aber die Größe beweist gar nichts.«

Bekannt ist auch die damalige, drollige Gewohnheit Kraft welcher der Rath von Kastilien an jedem Freitage sich im Thronsaale versammelte. Der König mußte dann hereintreten, und fand alle Grands kniend. Er setzte sich und winkte: Steht auf! — Sie standen auf. Dann sprach er: Setzt euch! — Sie setzten sich. Dann rief er: Bedeckt euch! und sie bedeckten sich. Weiter geschah durchaus nichts in dieser hochansehnlichen Versammlung. Philipp erstaunte darüber, und fragte den Präsidenten: ob denn nie

von Geschäften die Rede sei? — »Unter Karl dem Zweiten nie,« antwortete der Präsident, »aber unter Philipp dem Vierten wurden ihm bisweilen die Rathsbeschlüsse vorgelegt.«

»Und was sagte Philipp IV.?« — »Er sagte: Das ist recht gut.«

»Das werde ich auch sagen, wenn ich es gut finde,« fuhr der junge König heraus; »sonst aber werde ich sagen: das ist schlecht.« — Diese Antwort setzte den Herrn Präsidenten in große Verwirrung, und man fing an zu glauben, daß Philipp künftig ein Selbstherrscher sein werde. Allein es geschah nichts weniger, und man ergetzte sich in Kurzem an dem witzigen Einfalle eines gewissen Velasco, der die neue Regierung treffend schilderte. Dieser Velasco nämlich hatte dem Könige eine Supplique überreicht, und erhielt von diesem gar keine Antwort. Er unterlegte eine zweite dem Kardinal Portocarrero, der ihn nicht einmal anhörte. Er wandte sich an den Präsidenten von Kastilien, der ihm sagte, er könne nichts für ihn thun; endlich an den französischen Gesandten, welcher erklärte, er wolle sich nicht in die Sache mischen. »Eine vortreffliche Regierung, meine Herren,« rief Velasco aus: »Ein König, der nicht redet; ein Kardinal, der nicht hört; ein Präsident von Kastilien, der nicht kann, und ein französischer Ambassadeur, der nicht will!« Man belachte diesen Einfall in allen Gesellschaften, aber es blieb beim Alten.

Man hatte bekanntlich damals die wichtigsten Geschäfte auf dem Halse, Kriege und Friedensunterhandlungen, In-

triguen und Kabalen; dennoch fand man noch Zeit und Muſe, die elendeſten Kleinigkeiten als wichtige Dinge zu behandeln. Ich ſchweige von den komiſchen Streitigkeiten über Etikette und dergleichen, und führe nur ein einziges Beiſpiel an, welches für hunderte gelten mag.

Philipp hatte in einer Krankheit ſeine Haare verloren, wurde ſehr ſchlecht friſirt, mußte das oft von der Königin hören, und beſchloß endlich, ſich eine nagelneue Perücke machen zu laſſen. Aber das war ein höchſt wichtiges Ereigniß, von welchem der Marquis de Louville an das franzöſiſche Miniſterium ſchrieb: »Es hat ſich eine große Bedenklichkeit über die Perücken Sr. Majeſtät erhoben, auf die ich in allem Ernſte aufmerkſam zu ſein bitte. Es fragt ſich nämlich, ob die Haare zu dieſen Perücken von Mannsperſonen oder von Frauenzimmern ſollen genommen werden? Der Herr Graf von Benavente verſteht darüber keinen Spaß. Er verlangt auch, daß nur wohlbekannte Leute die Haare liefern ſollen, da mit Haaren viel Hexerei getrieben werden könne, und ſchon manches Unglück daraus entſtanden ſei.«

Die vornehmen Spanier waren wirklich damals noch ſo abergläubiſch als der gemeinſte Pöbel. Die verwitwete Königin hatte dem Könige einen Reiſewagen zum Geſchenk gemacht, und Alle verwunderten ſich höchlich, daß er ihn annahm, ohne Zauberei dabei zu fürchten. Der nämliche Graf von Benavente, der Kraft ſeines Amts die Aufſicht über ſolche Dinge führte, brach darüber in Thränen aus,

und hätte man ihm den Willen gelassen (versicherte Louville), er würde den Wagen, die Maulesel und Alles, was dazu gehörte, exorcisirt haben.

Einst wurde der König, von der Jagd heimkehrend, durch ein Donnerwetter überfallen. Jeder seiner Begleiter zog sogleich ein Glöckchen hervor, und klingelte damit, um den Blitz abzuwenden. Philipp, der kein Glöckchen bei sich hatte, und doch ruhig blieb, schien ihnen ein Held. Er war aber nichts weniger als ein Held, sondern ein sehr schwacher Regent.

Die Miethlinge.

Unter allen Thorheiten der Menschen würde keine lächerlicher sein, wenn sie nicht so traurig wäre, als die, sein Blut, seine Kraft, seinen Willen einem Andern zu vermiethen, um auf dessen Wink Menschen zu würgen, von denen man nie beleidigt worden, und Dinge auszuführen, vor denen die Meisten schaudern würden, wenn man ihnen zumuthete, sie für sich selbst zu unternehmen. Der ehrlichste Mann, der sonst jede seiner Handlungen vor den Richterstuhl des Gewissens zieht, macht sich nicht das geringste Bedenken daraus, bisweilen die ungerechtesten Räubereien durch seinen Degen und seine Talente zu befördern. »Geht es doch auf fremde Gewissenskosten,« denkt er bei sich selbst; »wird einst Verantwortung gefordert, so bin ich es nicht, dem sie obliegt.« — Diese Art zu denken ist aber nur bei gro-

ßen Verbrechen eingeführt; bei kleineren hingegen, die der menschlichen Justiz erreichbar sind, müssen die Helfershelfer eben so wohl büßen, als ihr Anführer.

Furcht und Schmeichelei haben eine Menge spitzfindige Gründe ersonnen, um das unbedingte Vermiethen der physischen und moralischen Existenz zu jedem beliebigen Gebrauche zu rechtfertigen; Eigennutz und Ehrgeiz haben die falsche Münze in Umlauf gesetzt, und unter einer Million solcher Miethlinge denkt kaum einer daran, sich selbst die Frage vorzulegen: Thue ich auch Recht? — Dieser Leichtsinn hat einen seltsamen, ja fürwahr einen gräßlich-komischen Grund. Er liegt nämlich blos darin, daß auch die besten Menschen keine Uebelthat scheuen, wenn sie sie nur in großer Gesellschaft verrichten können. Es scheint gleichsam, als ob die Menge der Theilhaber jede Handlung veredelte. Man versuche es einmal, und muthe einem einzelnen ehrlichen Manne zu, hin zu gehen und seinen Nachbar zu bestehlen, oder todt zu schlagen: »Wie?« wird er unwillig antworten, »willst du mich zum Räuber, zum Mörder machen?« — Aber man fordere dasselbe von hunderttausend solchen ehrlichen Leuten, und sie werden mit vielem Vergnügen, mit Musik an der Spitze, ausziehen, um es zu vollbringen.

Die Gewohnheit machthabender Bösewichter, die Menschen zu mißbrauchen, um die Gefahren, welche mit der Ausübung ihrer Verbrechen verbunden sind, von sich selbst zu entfernen, und blos Andere für sich bluten zu lassen, ist sehr alt, und leider! sehr allgemein. Wenn die Nairen, das

heißt, die Edlen auf der Küste von Malabar, Händel mit einander bekommen, so wählt jeder Theil einen oder mehrere seiner Vasallen, läßt sie einige Wochen lang gut füttern, und in den Waffen üben; dann zieht er, an einem bestimmten Tage, an ihrer Spitze aus, und sein Gegner thut dasselbe. Doch beide bleiben nicht an der Spitze, wenn sie aufeinander stoßen, sondern ziehen sich weislich in den Hintergrund und hetzen nur ihre Miethlinge gegeneinander. Diese dürfen blos mit zwei kleinen, zweischneidigen Messern bewaffnet sein; sie greifen einander wüthend an, fechten Leib an Leib, und lassen nicht eher nach, bis sie fast Alle blutend auf dem Tummelplatze liegen. Der Sieger — das heißt, derjenige Nair, dessen Miethlinge die Oberhand behielten, hat nun seine gerechte Sache erwiesen, und versöhnt sich mit dem Feinde, der, so wenig als er, einen Tropfen Blut vergossen hat. — Ist das nicht ein treues Bild so manchen Krieges?

Es gibt sogar Barbaren — und möchten sie blos in Asien wohnen! — die sich nicht scheuen, zu ihrem Vergnügen ein Gemetzel zu veranstalten. Auf den moluckischen Inseln lebt eine wilde Nation, die Alfurier — ich weiß nicht ob sie ihren Namen von den Furien herleiten — sie fressen Schlangen, Kröten und Eidechsen, und saufen nichts lieber als Branntwein. Eines Abends kam ein holländischer Missionär, Namens Montanus, an einen Ort, Elipaputel, wo er Amtsgeschäfte hatte. Man meldete ihm, daß der Rajah Sahulo, einer der mächtigsten Fürsten der Alfurier, mit einem großen Gefolge von den

Gebirgen herabgekommen sei, und ihn zu sehen wünsche. Dieser Wunsch war ein Befehl, Montanus nahm den Besuch an. Nach einigen kurzen Komplimenten forderte Sahulo Branntwein im gebrochenen Malaiisch, versichernd, daß er dies Getränk sehr liebe. Montanus — die Folgen fürchtend — erwiederte, er sei fast am Ziele seiner Reise, und habe nur noch eine kleine Provision. Da jener dennoch auf seinem Begehren bestand, ließ er spanischen Wein auftragen. Der Rajah kostete ihn, spie ihn aber gleich wieder aus, fluchend, das sei ein Getränk für Weiber und nicht für Männer. »Wenn das Branntwein ist, sagte er, so habe ich das Gedächtniß verloren.« — Montanus sah sich endlich genöthigt, seine Branntweinflasche hervor zu holen; und kaum hatte Sahulo davon gerochen, als er vergnügt ausrief: „Das ist das Männergetränk!"

Nun that der Fürst der Alfurier einen herzhaften Zug nach dem andern aus der gefährlichen Flasche, wurde sehr gesprächig, sehr freundlich, ließ einen Speisekorb herbei bringen, bot dem Missionär ein fettes Stück von einer Schlange an, und als dieser mit Mangel an Eßlust sich entschuldigte, bestand Sahulo darauf, ihm auf eine andere Art seine Dankbarkeit zu beweisen, nämlich durch das Schauspiel eines Kampfes auf Leben und Tod zwischen seinen Begleitern. Vergebens verbat sich Montanus die Ehre: Sahulo ließ eine Menge Fackeln anzünden, und sein Gefolge mußte den Kampf beginnen. Er selbst feuerte die Kämpfer unaufhörlich durch Versprechungen und Drohungen an. Bald floß das Blut in Strömen, Leichen und

nehmsten wie in den geringsten Klassen, sind Liebhaber des Schauspiels. Was ist also wohl natürlicher, als daß dieses Publicum sehr gemischt ist? — Es bewundert Iffland und Schikaneder, es liebt Lange und La Roche, es beklatscht Emilia Galotti und Hans Klachl. Nur mit dem großen Unterschiede, daß die Verehrer Jfflands, Lange's und Lessings, nicht die nehmlichen sind, welche Schikaneder, La Roche und Hans Klachl bewundern. Es giebt in Wien einen sehr gebildeten Theil des Publicums, den man, ob er gleich seinen Beyfall nicht lärmend äußert, doch bey einiger Aufmerksamkeit leicht unterscheidet. Er zeichnet sich aus durch stille Aufmerksamkeit, und durch ein leises Bravo! welches ihm bey schönen Stellen gleichsam nur entschlüpft. Ein solches Bravo! war mir als Dichter immer der schönste Lohn; indessen das laute Klatschen, welches ich mit — Mehreren theilte, zwar meinen Ohren wohl that, aber nicht bis zu meinem Herzen drang.

Wie oft ich von diesem verehrungswerthen und würklich nicht unbeträchtlichen Theile des Publikums mit Achtung und Liebe gesprochen, ist in Wien allgemein bekannt. Wie oft ich das feine und schnelle Gefühl desselben mit innerm Wohlbehagen bemerkt, wissen meine Freunde. — Daß ich aber dann und wann über den Geschmack des großen Hansens gelächelt habe, leugne ich gar nicht, und ich kenne sehr viele vernünftige Wiener, die das Nemliche thun, ohne deshalb weniger Patrioten zu seyn, als der Herr Einsender.

„sarkasmirte und entschied so derb über den Werth
„der beliebtesten Schauspieler, als ob sie zu Thespis
„wandernder Bande gehörten"

abgehauene Glieder bedeckten den Boden; der arme Montanus zitterte und bebte, und flehte den Fürsten an, das Blut seiner Unterthanen zu schonen. »Hat nichts zu bedeuten,« erwiederte Sahulo, »es sind lauter todte Hunde, und ich mache mir ein Vergnügen daraus, ihrer Tausend ermorden zu lassen, um dir meine Hochachtung zu beweisen.« — Montanus versicherte, daß er die hohe Ehre gebührend erkenne, daß aber seine Religion und die holländischen Gesetze ihm verböten, dieses Vergnügen zu genießen. Es gelang ihm endlich, das Schauspiel abzukürzen, und er befreite sich zugleich dadurch von der Angst, daß die Alfurier — müde ihn auf ihre Kosten zu amüsiren — auf den vernünftigen Einfall gerathen könnten, ihn selbst sammt ihrem Fürsten, in Stücken zu hauen.

In der That wäre das auch das einzige Mittel, um solchen Barbareien auf immer ein Ende zu machen. Möchte es nur ein paarmal geschehen, daß mißbrauchte Menschen die Waffen gegen ihre Peiniger kehrten, und sie unter verdienten Qualen von der Erde vertilgten; was gilt's, die Blutverschwender würden bonne mine à mauvais jeu machen, und sich plötzlich in fromme, friedliebende Fürsten verwandeln.

Der Friede.

Ueber Krieg und Frieden zu sprechen, ist heutzutage nicht erlaubt, es wäre denn, daß man auf die Engländer

schimpfte, welches sie freilich in vieler Rücksicht verdient haben *). Indessen gibt es Leute, die auch keine Engel sind, und, die Wahrheit zu gestehen, es könnte der Welt nichts Glücklicheres widerfahren, als wenn mehrere Nationen zugleich von der Erde vertilgt würden, nämlich Alle die, welche den Frieden hindern, sie mögen Caffern oder Hottentotten heißen. Nach dem Oelzweige schmachtet die Welt, und wird die Hand segnen, die ihn darreicht, er sei auf dem festen Lande oder auf einer Insel gewachsen.

Männer wie Herr Schlange in Erfurt begreifen nicht, daß es noch ehrliche Leute auf der Welt geben kann, die keiner Partei zugethan sind, sondern die blos von ganzem Herzen Ruhe wünschen, weil einige kleine Annehmlichkeiten des Lebens (als da sind Ackerbau, Handel, Künste, Wissenschaften, Eigenthum und persönliche Sicherheit) davon abhängen. Jedermann weiß und Jedermann gibt zu, daß im Kriege alle Leidenschaften aufgereizt werden, daß folglich bald diese bald jene Partei etwas thut, was ein unbefangener Zuschauer nicht billigen kann; aber Herr Schlange meint, man müsse Alles billigen, was er billigen muß, und Alles tadeln, was ihm zu tadeln befohlen worden; und wer das nicht thut, dem gibt er keck auf den Kopf Schuld, er sei an eine Partei verkauft.

Recht so, Herr Schlange! Bellen Sie nur immer darauf los, und kriechen Sie — wenn man sich mit der

*) Geschrieben im Januar 1809.

Peitsche nach Ihnen umkehrt — unter den Rock Ihrer Dame. Wahrlich, ich wollte sagen, Ihr Gebell beschäme den Gesang jeder Nachtigall, wenn Sie Europa überreden (oder überbellen) könnten, daß es in diesem allerneuesten Jahrhunderte glücklich sei. Möchten doch immerhin die Schiffe, die einander auf dem Weltmeere begegnen, einander visitiren oder nicht, wenn wir nur auf dem festen Lande wieder eben so ruhig lebten als zuvor. Was hilft es mir, daß vielleicht meine Enkel ihre Gewürze wohlfeiler kaufen werden als ich? — Der vernünftige Wunsch jedes lebendigen Menschen ist, sich selbst wohl zu befinden; seinen Enkeln wünscht er freilich auch alles Gute, aber nicht auf seine Kosten. Ein Mensch, der die Gicht und die Epilepsie zugleich hat, wünscht sich Gesundheit, ohne sich darum zu bekümmern, ob die Gicht oder die Epilepsie ihn am meisten quält.

Also Friede! Friede! — Millionen Seufzer tragen dieses Wort zu den Ohren Gottes. Da aber Gott, nach seinen unerforschlichen Rathschlüssen, das Ohr noch nicht neigen will, so laßt uns wenigstens einstweilen vom Frieden schwatzen; und da wir unsere eigenen Gedanken nicht sagen dürfen, so wollen wir fremde hören. Zwar auch die möchten oft kontreband sein, wenn wir sie einem Griechen oder Römer abborgten — nun so laßt uns von den Franzosen leihen. So lange Diderot's Schriften nicht verboten sind, so lange wird ja auch wohl keine Gefahr dabei sein, dessen Gedanken vom Frieden zu wiederholen.

»Hobbes spricht von einem ewigen Kriege Aller

gegen Alle. Aber das ist eben so viel, als ob dieser schwarzgallige Philosoph gesagt hätte: Schmerz und Krankheit wären der natürliche Zustand des Menschen. Die politischen Körper sind, wie die physischen, oft schrecklichen Revolutionen unterworfen: das ist eine Folge der menschlichen Schwachheit; aber man kann sie nicht einen natürlichen Zustand nennen. Der Krieg ist eine Frucht der menschlichen Verderbniß, ein heftiger Krampf des politischen Körpers, der nur im Frieden gesund ist, das heißt, im natürlichen Zustande sich befindet. Nur der Friede gibt den Staaten Kraft, erhält Ordnung und Gesetze, begünstigt die Bevölkerung, den Ackerbau und Handel; kurz, der Friede allein schafft das Glück der Völker, und dieses Glück ist der einzige Zweck der Gesellschaft."

»Der Krieg hingegen entvölkert die Staaten, gebiert Unordnung, macht die Gesetze verstummen vor der Ausgelassenheit, setzt Freiheit und Eigenthum der Bürger in Gefahr, zerstört den Handel, verwüstet die Felder. Kein Triumph, wäre er noch so glänzend, kann einer Nation den Verlust so vieler Glieder ersetzen, die der Krieg verschlang. Der Sieg selbst schlägt ihr tiefe Wunden, die nur der Friede heilen kann."

»Wenn die Vernunft die Menschen regierte, wenn sie über die Häupter der Nationen die ihr gebührende Herrschaft ausübte: so würden sich diese nicht so leichtfertig der Wuth des Krieges überlassen, nicht jene Blutgier zeigen, die nur wilden Thieren eigen ist. Sie würden vielmehr

mit ängſtlicher Sorgfalt über die Ruhe wachen, von der ihr eigenes Glück abhängt. Sie würden nicht jede Gelegenheit ergreifen, um die Ruhe Anderer zu ſtören. Zufrieden mit den Gütern, welche die Natur unter alle ihre Kinder vertheilt, würden ſie nicht diejenigen beneiden, die ſie andern Völkern zugeworfen hat. Die Fürſten würden fühlen, daß Eroberungen, mit dem Blute ihrer Unterthanen erkauft, nie den Preis werth ſind, den ſie koſten. Aber leider leben die Nationen in einem wechſelſeitigen Mißtrauen gegen einander, ſtets beſchäftigt, ungerechte Angriffe abzuwenden, oder deren ſelbſt zu machen. Die elendeſten Vorwände geben ihnen die Waffen in die Hände, und man ſollte glauben, daß ſie nur ſtets darauf dächten, ſich ſelbſt der Vortheile zu berauben, welche die Natur oder ihr Fleiß ihnen verliehen haben. Blinde Leidenſchaften treiben die Fürſten, die Grenzen ihrer Staaten zu erweitern. Sie bekümmern ſich wenig um das Glück ihrer Unterthanen, ſondern ſuchen blos die Zahl der Menſchen zu vermehren, die ſie unglücklich machen.“

„Dieſe Leidenſchaften, durch ehrgeizige Miniſter entzündet, oder durch Krieger unterhalten, deren blutiges Handwerk mit der Ruhe unverträglich iſt, haben zu allen Zeiten die Menſchheit in's Elend geſtürzt. Die Geſchichte liefert uns nichts, als Beiſpiele von gebrochenen Friedensſchlüſſen, ungerechten, grauſamen Kriegen, verwüſteten Gefilden, geplünderten Städten. Nur die Erſchöpfung ſcheint von den Fürſten den Frieden zu erzwingen. Sie werden es immer zu ſpät gewahr, daß das Blut der Bür-

ger sich mit dem feindlichen Blute gemischt hat. Dieses unnütze Blutbad hat zu nichts weiter gedient, als das schimärische Gebäude des Eroberers und seiner Krieger zu befestigen. Das Glück seiner Völker ist das erste Opfer, welches seiner Laune oder dem Eigennutze seiner Höflinge dargebracht wird."

»In denjenigen Staaten, welche vormals durch die Gewalt der Waffen oder durch einen Ueberrest von Barbarei gegründet wurden, führt blos der Krieg zu Ehrenstellen, zu Ansehen und Ruhm. Friedfertige Fürsten oder Minister werden stets getadelt, verspottet, und von Blutmenschen gehaßt, die ihren Vortheil in der Unordnung finden. Probus, ein sanfter menschlicher Krieger, wird von seinen Soldaten umgebracht, weil er friedfertige Gesinnungen äußert. Unter einem militärischen Gouvernement ist die Ruhe einer Menge von Menschen unerträglich. Der Fürst muß eine unerschütterliche Festigkeit, eine unüberwindliche Liebe zur Ordnung und für das öffentliche Wohl besitzen, um dem unaufhörlichen Geschrei der Krieger, die ihn umgeben, zu widerstehen. Ihre tumultuarische Stimme erstickt das Geschrei der Nation, deren einziges Interesse die Ruhe ist. Den Kriegsliebhabern fehlt es nie an Vorwande, um ihre eigennützigen Wünsche zu beschönigen. »Nur durch den Krieg," sagen sie, »werden Staaten befestigt. Friede verweichlicht eine Nation. Ihr Ruhm verbindet sie an dem Hader ihrer Nachbarn Theil zu nehmen. Ruhe ziemt nur Schwachen." — Durch solche spitzfindige Gründe getäuscht, geben die Fürsten nach, und opfern der Furcht oder schi-

märischen Aussichten, Ruhe, Blut und Schätze ihrer Unterthanen."

»Obgleich Ehrgeiz, Habsucht, Neid und Treulosigkeit benachbarter Völker, nur allzuviele gerechte Ursachen liefern, die Waffen zu ergreifen; so würde es doch weit weniger Krieg in der Welt geben, wenn man sich immer nur durch triftige Gründe oder eine unvermeidliche Nothwendigkeit dazu bewegen ließe. Diejenigen Fürsten, die ihr Volk lieben, wissen recht gut, daß auch der nothwendigste Krieg stets verderblich, und nur dann nützlich ist, wenn er zum Frieden führt. Man sagte einst zu dem großen Gustav: seine Tapferkeit sei ein Geschenk des Himmels zum Heil der Menschheit. — O! rief er aus, wenn der Krieg, den ich führe, ein Heilmittel ist, so ist es schlimmer als eure Krankheit.

»Friedensschlüsse — weil sie auf die Ruhe und das Glück der Menschheit so wesentlichen Einfluß haben — sollen von den Völkern heilig und unverletzlich gehalten werden. Da Fürsten und Nationen keinen Richter haben, welcher entscheiden darf, ob ein Krieg gerecht oder ungerecht; so würde man nie auf einen Friedensschluß bauen dürfen, wenn die Ausflucht einer ungerechten Furcht gewöhnlich Statt fände. Ich sage gewöhnlich, denn freilich gibt es Fälle, wo die Ungerechtigkeit der Friedensbedingungen so offenbar ist, und der ungerechte Sieger, den Sieg mißbrauchend, so harte, grausame, unleidliche Bedingungen dem Ueberwundenen auferlegt, daß das Völkerrecht dergleichen Traktaten durchaus nicht für giltig er-

kennen, noch den Beſiegten verpflichten kann, ſie treu zu erfüllen.»

»Laßt uns noch hinzufügen, daß — wenn gleich das Völkerrecht gebietet (mit Ausnahme des einzigen erwähnten Falles), Friedensſchlüſſe treulich zu halten, und ſie nicht unter dem Vorwande, man ſei dazu gezwungen worden, zu annulliren — es doch auch unwiderſprechlich wahr iſt, daß der Sieger nicht mit gutem Gewiſſen die Vortheile eines ſolchen Traktats benutzen kann, und daß er, durch ein in ihm wohnendes Gefühl des Rechts genöthigt wird, die Früchte eines ungerechten Krieges zurück zu geben.»

»Um mit Sicherheit zu beſtimmen, worüber ein König durch einen Friedenstraktat disponiren könne, muß man Rückſicht nehmen auf die Gattung ſeiner Souverainität, und auf die Art und Weiſe, wie er dazu gelangt iſt. In ſogenanten Patrimonial-Königreichen, an und für ſich betrachtet, darf der König ſeine Souverainität ganz oder zum Theil veräußern.» — (Ich bekenne, daß ich hier den Verfaſſer nicht verſtehe. Meines Wiſſens gründet ſich jede Souverainität entweder auf Gewalt, oder auf die Wahl des Volkes. Vielleicht nennt er vererbte Gewalt patrimonial. Einer ſolchen aber — ſei ſie auch verjährt — wird von den Philoſophen kein Recht zugeſtanden.)

»Aber diejenigen Könige, welche blos die Nutznießung der Souverainität beſitzen, können dieſelbe durch keinen

Traktat weder ganz noch theilweise veräußern, ohne Zustimmung des Volkes oder der Stände."

Unter den Klauseln eines Friedensschlusses bemerkt der Verfasser besonders, »daß, wenn ein gewisser Termin zu Vollziehung der Bedingungen festgesetzt worden, dieser Termin mit der äußersten Strenge beobachtet werden müsse, dergestalt, daß, nach dessen Ablaufe, auch nicht die allermindeste Verzögerung zu entschuldigen sei."

Wir haben in neuern Zeiten Fälle erlebt, wo man sich an diesen Grundsatz nicht gebunden hat.

Montesquieu sagt: »Der schönste Friedensschluß, den die Geschichte uns aufbehalten, ist der des Königs von Syrakus, Gelon, mit den Carthaginensern. Nachdem er dreimal hundert tausend derselben geschlagen hatte, verlangte er weiter nichts von ihnen, als Abschaffung der barbarischen Gewohnheit, Kinder zu opfern, schrieb ihnen folglich nur ein, für sie selbst, oder vielmehr für die Menschheit, segenbringendes Gesetz vor." Napoleon gleicht diesem Gelon, wenn er von den Spaniern nichts weiter fordert, als Abschaffung der Inquisition.

Die mächtigsten Nationen tragen beständig den Frieden im Munde und die Waffen in der Hand. Griechen und Römer verehrten den Frieden als eine große Gottheit, übrigens so, wie wir die Tugend verehren, nämlich ohne ihr zu folgen. Die Römer hatten einen prächtigen Tempel des Friedens, und führten darum nicht weniger ungerechte Kriege. Bei den Griechen wurde der Friede als eine Göttin abgebildet, die in ihren Armen den Gott des Reich-

thums als Kind trug. Bei den Römern hielt sie einen Oelzweig in der Hand, oder war geflügelt, trug einen Merkursstab, oder ein Füllhorn, und hatte eine Schlange zu ihren Füßen. Der Merkursstab bedeutete die Unterhandlungen, denn Merkur war bekanntlich ein großer Unterhändler. Was die Schlange bedeutete, weiß ich nicht; wenigstens hatte sie auf den Herrn Schlange in Erfurt keinen Bezug.

Die Politik.

Von Politik spricht heutzutage Jedermann, doch Niemand weiß, was Politik eigentlich ist, und ich selbst weiß es auch nicht. Mit einer Thurmfahne ist sie zu vergleichen, denn sie dreht sich nach dem Winde, wenigstens nach dem Sturme, das sehen wir; sie knarrt und kreischt bisweilen recht schauerlich, das hören wir; aber wenn das wie und warum erforscht werden soll, da stutzen wir.

Der erste Philosoph, so viel ich weiß, der sich damit abgab, das Wesen der Politik zu erforschen, und einen Koloß von Schnee neben dem Krater eines feuerspeienden Berges zu erbauen war Plato. Er fing damit an, die monarchische Regierung aus guten Gründen für die beste zu erklären, doch müsse sie durch das Gesetz gemäßigt sein. Alle Bürger sollen sich als Brüder betrachten und glücklich leben, ohne Armuth, ohne Reichthum, unter dem Schutze

Wenn der beliebteſte Schauſpieler würklich auch immer der vorzüglichſte wäre, ſo würde ich freylich oft weniger Veranlaſſung gefunden haben, eine verſchiedene Meynung zu äußern. Es iſt wahr, ich habe laut geſprochen gegen das Predigen und Schreyen, welches ſich auch die beliebteſten Schauſpieler zum Theil erlaubten, und noch erlauben. Ich kann mir nun Einmal nicht helfen, mir gefällt dieſes Predigen und Schreyen nicht; gefalle es wem da welle.

In der Note heißt es, (und zwar ſogar mit Anführung des Datums, nemlich des 24ſten May)

„ich habe im Parterre geſagt; man müſſe die neuen „Schauſpieler, die ich verſchrieben, doch gontiren. „Das hieſige Publicum ſey ein Kind, das nicht „wiſſe was es welle, und dem man die Ruthe ge„ben müſſe.“

Den Erſten Theil dieſer Behauptung (daß nemlich die neuen Schauſpieler nach und nach gefallen würden) habe ich, nicht blos am 24ſten May, ſondern ſehr oft geäußert, und der Erfolg hat bewieſen, daß ich mich nicht irrte, als ich vorausſetzte, das Wiener Publicum werde Leute von Verdienſt gewiß mit der Zeit nach Würden ſchätzen; denn Herr Koch mit ſeiner liebenswürdigen Tochter, Herr Rooſe und Madam Stollmers wurden nicht nur bald nachher gontirt, ſondern Betty Koch und Hr. Rooſe wurden ſogar Lieblinge des Publicums und ſind es noch.

Der zweyte Theil aber, das Kind, die Ruthe u. ſ. w. iſt eine abgeſchmackte Erfindung, die gradezu aus der Luft

der Gerechtigkeit, das sei der Zweck der Politik, folglich dürfe die souveraine Macht die Unterthanen nicht zu Sklaven herabwürdigen, und ihnen blos Geduld, Treue und blinde Unterwürfigkeit zum Antheil bestimmen. Dann untersucht er, wie die Gesetze beschaffen sein müssen, welche dem Monarchen die Hände binden und die Ruhe der Unterthanen verbürgen sollen. Auf zwei Säulen stützt er vornehmlich sein Gebäude. Erstens: Niemand soll fremdes Gut sich zueignen oder das antasten, was er nicht errichtet hat. Zweitens: Die Obrigkeiten sollen gewählt werden ohne Rücksicht auf Geburt, Reichthum, Einfluß, Macht, blos nach Verdienst und Rechtschaffenheit, auf daß die Gesetze herrschen und die Obrigkeiten deren Sklaven sein mögen. —

Schöne Träume eines ehrlichen Mannes, der über die Politik schrieb, ohne ein Politiker zu sein. Wir, die wir die Kunst, sich fremdes Gut zuzueignen, in ein ordentliches Sistem gebracht, und zu dem Worte Eroberung das Wort Recht gefügt haben, wir lächeln darüber. — Plato träumte sich ferner einen Stand der Natur, und meinte, daß eine Stadt, deren Einwohner sämmtlich aus diesem Stande genommen wären, eine vollkommene Stadt sein müsse, eine Republik, die ohne die schönste Harmonie gar nicht bestehen könne. Um diese zu bewirken, theilte er die Menschen in drei Klassen: Volk, Krieger, Obrigkeiten; die letztern sollten die Vernunft repräsentiren, die Krieger den Muth, das Volk die Leidenschaften. Daraus zog er endlich den Schluß, daß man denjenigen

einen Gerechten nennen müſſe, deſſen Muth und Leidenſchaften der Vernunft gehorchen; die glücklichſte Regierung ſei die eines philoſophiſchen Königs, die unglücklichſte die eines Tirannen, weil in jenem Falle die Vernunft, in dieſem nur die Leidenſchaft herrſche. Er hätte nur auch erklären ſollen, was er unter Vernunft verſtand? Die Vernunft unſerer Tage iſt der Egoismus, und unſere Politiker glauben gewaltig vernünftig zu ſein, wenn ſie bei allen ihren Unterhandlungen zuerſt auf ihren eigenen Vortheil ſehen. Zu Plato's Zeiten war es anders, wenigſtens in Plato's Kopfe, und es gab auch ſonſt noch viele ihm ähnlich Denkende, denn ſeine Republik wurde von allen rechtlichen und verſtändigen Menſchen mit lautem Beifalle aufgenommen, nur nicht von Xenophon, dem Geſchichtſchreiber, auch einem Schüler des Sokrates gleich dem Plato, aber nicht einverſtanden mit den Beſchränkungen, welche Plato für die Monarchie heilſam erachtete.

Kaum hatte der eiferſüchtige Xenophon die beiden erſten Bücher von Plato's Republik geleſen (denn dieſe erſchienen vor Vollendung des ganzen Werkes), als er beſchloß, die Fürſten ſeiner Zeit und der Nachwelt die Kunſt zu lehren, auch als unbeſchränkte Monarchen Liebe zu gewinnen. Um Beiſpiele aufzuſtellen, wählte er den Cyrus, als den vollkommenſten König des Alterthums, und den Ageſilaus, als den gemäßigteſten Regenten ſeiner Zeit.

Plato litt nicht gern Widerſpruch: er liebte Xenophon

nicht, und ſprach verkleinerlich von deſſen Cyropädie. Nach ſeiner Meinung hatte Xenophon den Plan einer guten Erziehung ganz verfehlt; aber das Publikum unterſchrieb dies Urtheil nicht allgemein, ſondern ſah in dem allzuſtrengen Kritiker nur den eiferſüchtigen Nebenbuhler. Plato's Schüler, Ariſtoteles, ſchrieb auch über die Politik, und natürlich hatte er die Grundſätze ſeines Meiſters angenommen. Ihm folgte Theophraſt, der Glücklichſte von Allen, denn er unterrichtete in dieſer Wiſſenſchaft zwei Könige, den von Macedonien, Caſſander, und den von Aegypten, Ptolomäus, folglich war ſie nicht mehr blos ein Spielwerk philoſophiſcher Spekulationen, ſondern ſie gelangte nun wirklich zu der Klaſſe von Menſchen, die ſie in Ausübung bringen konnte, wenn ſie anders wollte.

Viele Miniſter der Könige befolgten Theophraſt's Beiſpiel, und es gab zu den Zeiten des Ptolomäus ſchon eine ſo ungeheure Menge Schriften über die Politik, daß einer von deſſen Räthen ihm den Vorſchlag machte, ſie alle in eine Bibliothek zu ſammeln, weil er auf dieſe Weiſe in allen vorkommenden Fällen Rathſchläge finden würde, die kein Höfling ihm zu geben wage. Der König genehmigte den Vorſchlag, und ſo entſtand die berühmte alexandriniſche Bibliothek, hundert Jahre vor Chriſti Geburt, deren erſter Oberaufſeher jener weiſe Demetrius war, deſſen Eifer die Zahl der Bände in Kurzem auf zweimal hundert tauſend brachte. Nun ſtrömten aus Griechenland und vielen andern Ländern die Wißbegierigen herbei, um aus die-

ſer reichen Quelle zu ſchöpfen. Sie floß nicht lange, denn als Julius Cäſar im Gedränge die Flotte im Hafen von Alexandrien in Brand ſtecken ließ, führte der Wind die Flamme bis zu jener herrlichen Bibliothek und ſie wurde ein Raub des Feuers. Man hat dieſen Verluſt oft bitterlich und mit Recht beklagt; doch würde man irren, wenn man ſo gutmüthig wäre, vorauszuſetzen, unſere Machthaber würden, durch Hilfe der alexandriniſchen Bibliothek, wenn ſie noch exiſtirte, ſich eine reinere, wohlthätigere Politik zu eigen machen. Stets würde der Anblick von zweimal hundert tauſend Soldaten Alles verlöſchen, was in zweimal hundert tauſend Büchern geſchrieben ſtände. Auf die ſpekulativen Fortſchritte der Wiſſenſchaften, und beſonders auch der Politik, hatte jener Brand freilich einen ſehr verderblichen Einfluß.

Auch Könige wandelte die Luſt an, nicht blos zu regieren, ſondern auch der Welt in Schriften zu zeigen, daß ſie nach Grundſätzen regierten, wenn ſie gleich dieſelben oft eben ſo wenig befolgten, als die Philoſophen die ihrigen. Ludwig XI. ſchrieb ein Buch: Der Roſenſtock des Krieges. (Eine ſonderbare Zuſammenſtellung.) Es enthielt gute militäriſche Vorſchriften, ſonſt nicht viel, denn er war ein braver Soldat, aber ein ſchwacher König. Sein Lieblingsgrundſatz: »Wer ſich nicht verſtellen kann, der verſteht auch nicht zu regieren. Wenn meine eigene Mütze mein Geheimniß wüßte, ſo würde ich ſie verbrennen.« Nach unſern heutigen Begriffen von Politik iſt freilich dieſer Grundſatz ſehr empfehlenswerth. — Jakob der Erſte, Kö-

nig von England, schrieb über die Politik für seinen Sohn, und gab seiner Schrift den Titel: Königliches Geschenk. Fürwahr ich wüßte auch kein kostbareres Geschenk, was ein Fürst seinem Nachfolger hinterlassen könnte. Wie herzlich wäre nicht zu wünschen, daß Napoleon der Große einen Traktat über die Politik hinterließe, damit die Nachwelt seine Maximen mit seinen Thaten zusammenstellen, und sein Nachfolger Unterricht daraus schöpfen möchte.

Karl I., der nach Jakob den Thron bestieg, und seinen Kopf auf dem Blutgerüste verlor, behielt Geistesruhe genug, um ein sehr geschätztes Werk zu schreiben, betitelt: Des Königs Bildniß. Man hat geurtheilt, daß seine politischen Maximen eines Tacitus, und seine redlichen Gesinnungen eines heiligen Bernhard würdig wären. Armer Karl! das hat dich eben auf's Schaffot gebracht! Große politische Bösewichter köpft man nicht.

Auch im Oriente schriftstellerten zwei Kaiser in der Politik, Manuel Paleologus, der am Ende ein Mönch wurde, und Konstantin Porphyrogenitus, der schwach genug war, seinem Schwiegervater so viele Macht einzuräumen, daß er seine eigene Mutter in's Elend mußte verjagen sehen, und der, trotz der schönen Lehren, die er an seinen Sohn richtete, von diesem vergiftet wurde.

Eben so wenig als die politischen Vorschriften der Könige wirkten im fünfzehnten Jahrhundert die Uebersetzungen und Auslegungen des Aristoteles, mit welchen die Gelehrten sich beschäftigten, und alle gescheute Leute kamen damals wie jetzt darin überein, daß die Geschichte nicht

allein die beſte, ſondern auch die einzige Lehrerin der Politik ſei.

Thomas Morus, der Kanzler von England, verfertigte unter dem Titel: Utopia, ein Werk über die beſte Regierungsform. Es enthält gleichfalls den Plan zu einer Republik, wie Plato's Werk, und iſt oft überſetzt, viel gerühmt, auch viel getadelt worden; das letztere vielleicht beſonders von eifrigen Katholiken, weil in Utopia völlige Gewiſſensfreiheit herrſchte.

Der berühmte Erasmus, ein Freund des Thomas Morus, ſchrieb zu derſelben Zeit eine Abhandlung über die Erziehung eines Prinzen, die nun längſt vergeſſen worden, obgleich ſie von den Zeitgenoſſen ſo hoch geſchätzt wurde, daß man einen bloßen Auszug daraus das goldene Codicill nannte. Der Name eines Schriftſtellers thut bekanntlich viel zur Sache. Erasmus durfte nur die Feder eintauchen, ſo wurde er ſchon gerühmt, wie heutzutage Göthe; aber die Nachwelt ſichtet. — Ein portugieſiſcher Biſchof, Oſorius, ſchrieb ein ähnliches Werk, und ein preußiſcher Biſchof, Cromer, gab ſich auch damit ab, Regierungsregeln zu entwerfen. Man könnte noch eine Menge politiſcher Schriftſteller aus dieſem Jahrhunderte nennen, aber es war kein Genie darunter, und folglich wurden ſie kaum geleſen, ſchnell vergeſſen.

Aber im ſechzehnten Jahrhundert trat Machiavell auf. Wer kennt ihn nicht? wer hat nicht wenigſtens ſeinen Namen, von Lobſprüchen oder Verwünſchungen begleitet, nennen hören. Er dichtete zuerſt Schauſpiele, die in Rom

aufgeführt wurden. Dann schrieb er über die erste Decade des Titus Livius, entwickelte die Politik der Volksregierung, und sprach mit großer Wärme für die Freiheit. Welchen Mann von Kopf und Herz hat nicht auch einmal in seinem Leben dies schöne Phantom bezaubert, das jeder sich selbst mit allen Reizen schmückt, wie Pygmalion seine Bildsäule, das aber kein Gebot in's Leben ruft! — Jeder gut organisirte Mensch bringt einen kindlichen Glauben an alles Gute und Schöne mit auf die Welt, und windet sich lange unter den Geißelhieben der Erfahrung, ehe er diesen Lebenstrost aufgibt; doch was die Geschichte ihn lehrt, und was er selbst erblickt, zwingt ihn endlich den süßen Glauben fahren zu lassen; denn es gibt keine Freiheit auf der Welt, auch nicht in Republiken; hie und da findet man einzelne Reliquien dieser Heiligen, sie selbst ist verschwunden. Das konnte einem so scharfen Beobachter, als Machiavell war, nicht entgehen; als Jüngling hatte er für sie geglüht, als Mann warf er die Puppe in den Winkel, und schrieb nun seinem Fürsten ein Buch, welches von Vielen das Noth- und Hilfsbüchlein der Spitzbuben und Bösewichter genannt worden, und in welchem Andere hinwiederum blos eine Satyre auf die Fürsten seiner Zeit haben sehen wollen. Es enthält große, wenn gleich oft schreckliche Wahrheiten, mitunter auch Irrthümer.

Hieher gehört auch das viel bewunderte Werk eines Rechtsgelehrten aus dem sechzehnten Jahrhunderte, Namens Bodin, betitelt: Die sechs Bücher von der Republik. Bayle und der Kanzler de Thou erhuben ihn bis

in den Himmel, er fand hingegen auch sehr heftige Tadler an Scaliger und Cujaz. Die Ursache, warum der letztere sein Feind und folglich auch ein schlechter Recensent wurde, ist sehr drollig. Er war auch ein Rechtsgelehrter und hatte behauptet: man müsse bei Taxationen die Gebäude nach der Elle oder nach Klaftern messen, und hiernach ihren Werth schätzen. Natürlich hatte Bodin sich darüber lustig gemacht und gemeint, auf diese Weise würde die erste beste Strohscheune mehr werth sein, als der kleine Tempel von Porphyr zu Siena. Das konnte Cujaz ihm nie verzeihen. Warum Scaliger, sonder Zweifel gegen seine Ueberzeugung, den wackern Gelehrten Bodin für einen Ignoranten erklärte, den zu widerlegen sogar eine Schande sei, ist unbekannt. Es gibt Leute, zum Beispiel Merkel, denen es genug ist um Jemand zu hassen, daß dieser Jemand sich einen großen Ruf erworben. Es sind unglückliche Menschen, die man bemitleiden muß, weil stets ein Geier an ihrer Leber frißt.

Eine von Bodin's schönsten und vor ihm nicht in's Licht gestellten Ideen war der vielfache Unterschied in den menschlichen Charaktern, auf den man bei der Gesetzgebung Rücksicht nehmen müsse, so wie ein Baumeister auf die Materialien, die er an dem Orte, wo gebaut werden soll, vorfinde. Für die nordischen Völker, die er ein wenig rauh und grausam nennt, fordert er männliche, vernünftige Gesetze; bei den südlichen hingegen, die er schwach und feige schilt, soll man nach seiner Meinung weder Gewalt noch Vernunft anwenden, sondern die Religion, weil man

schwache Seelen nur durch Sanftmuth und Hoffnung leite. Da der Code Napoleon jetzt sowohl in Polen als in Neapel gilt, so wird es sich bald zeigen, ob Bodin Recht gehabt.

Der Kanzler Baco in England vertiefte sich zu derselben Zeit in die Politik, und kam in vielen Stücken mit Bodin überein. Die Gesetze eines Staats, meint er, müßten auf das Staatsrecht gegründet sein, welches der Wächter des Privatrechtes sei. Da hat der wackere Mann die Erfahrung schwerlich zu Rathe gezogen; denn es gibt keinen treulosern Wächter des Privatrechts als eben jenes Staatsrecht mit der wächsernen Nase. — Baco's Werk ist übrigens kein Compendium, sondern besteht nur aus einzelnen vortrefflichen Vorschriften und Maximen. Sein Landsmann Hobbes hingegen lieferte ein solches unter dem Titel: Philosophische Elemente des Bürgers, oder der entdeckte Grund der bürgerlichen Gesellschaft. Der Genius, der ihm dieses Werk einhauchte, solle der Dämon des Hasses gegen das englische Parlament gewesen sein, darum lehrte er, was die Fürsten so gerne hören, daß die königliche Gewalt keine Grenzen haben dürfe, und daß besonders das Aeußere der Religion, als die Mutter so vieler Bürgerkriege, ganz von ihrem Willen abhängen müsse. Sein politisches Sistem ist allgemein bewundert worden, obgleich man den Grundstein, auf welchen er baute, für Sand erklärte. Alle Menschen sind schlecht, sagte er gleich Machiavell, und darum haben sie sich, blos aus Furcht, nicht aus gegenseitiger Neigung,

in Gesellschaft zusammengethan. Der Schlechte fühlte, daß er sich gegen mehrere Schlechte nicht vertheidigen könne. Er trat nun zwar in eine Verbindung, aber in dieser wollte er herrschen, eben weil er nur sich allein liebte, und alle die übrigen haßte; daraus entsprang Tirannei; der Stärkste, an Körper oder Geist, wurde ein Tirann der übrigen. Sollte sich die Gesellschaft dadurch nicht wieder auflösen, so mußte man ein Mittel erfinden, dem Starken die Hände zu fesseln und ihn dem Schwachen gleich zu machen; dieses Mittel war das Gesetz, der Ursprung des Naturrechts, aus welchem alle übrigen Rechte und guten Regierungsformen herfließen. — Bayle läßt Hobbes Gerechtigkeit widerfahren, macht aber die sehr richtige Bemerkung, daß die beste Theorie fehlerhaft erscheint, wenn man sie in Ausübung, das heißt in Berührung mit den Leidenschaften der Menschen bringen will.

Descartes erklärt geradezu die Maximen des Hobbes für schlecht und gefährlich, und auch Bayle meinte, ganz so schlecht wären die Menschen doch nicht, als Hobbes sie zu machen sich bemühe. (Ach! viel mag wohl nicht daran fehlen!)

Im siebzehnten Jahrhundert schrieb Hugo Grotius sein berühmtes Buch vom Recht des Krieges und des Friedens. Der große Schwedenkönig, Gustav Adolph, las es mit Bewunderung, und nahm sich vor, den Verfasser zu seinem politischen Unterhändler zu machen. Der Tod vereitelte bei Lützen dieses Vorhaben, aber sein Premierminister, Graf Oxenstierna, bekannt mit den Ge-

gegriffen worden, und die ich, troz allen Tagebüchern, welche darüber mögen gehalten worden seyn, weder am 24sten May noch an irgend einem andern Monatstage mir jemals zu sagen erlaubt habe.

„verketzerte, gleich dem Pastor Götze toleranten „Andenkens, Jeden der nicht zu seiner Meynung „schwur; entwarf Plane in dichterischer Entzük„kung — "

Lauter Redensarten, welche zu beantworten nicht die Mühe lohnt.

„ohne auf die bürgerliche Ruhe der Gesellschaft, „ohne auf Konvenienzen und Rechte derselben zu „achten. "

In dieser Zeile liegt der Hauptangriff. Es ist der giftigste Pfeil aus dem Köcher des Wiener Malayen. Diese Zeile läßt sich auf keine andere Weise befriedigend beantworten, als indem der Leser einen Blick auf die bey der entstandenen Untersuchung gegen mich aufgestellten Klagen wirft. Wenn jene Klagen nichtswürdig befunden werden, so wendet sich der Pfeil von selbst gegen den der ihn abschoß.

In einer Note heißt es:

„Sonderbar! wie soll Hr. v. K. auf Konvenienzen „halten, da er seinen Bruder Moritz über heilige „Gesetze, die zum Wohl der Gesellschaft bestehen, „so leicht hinausspringen läßt."

Wieder einmal ein Mensch, der mich für Alles dasjenige verantwortlich macht, was ich in meinen Schauspielen irgend einer Person, ihrem Character gemäß, in den Mund gelege

sinnungen seines verstorbenen Herrn, machte Hugo Grotius zum Gesandten am französischen Hofe, wo er mit dem schlauen Kardinal Richelieu einen harten Kampf siegreich bestand. In seinem Werke glaubte man die wahren Maximen der christlichen Politik zu finden; der Papst dachte aber anders, ich weiß nicht warum, und setzte es unter die verbotenen Bücher.

Hugo Grotius untersuchte besonders zwei kitzliche Fragen: Erstens, ob es erlaubt sei, Gewalt anzuwenden, wenn das Gesetz überschritten worden sei? also gegen einen Usurpator. Diese bejahte er. — Zweitens, ob ein Krieg gerecht sein könne und — auch diese bejahte er, doch nur in dem Falle, daß man sein Eigenthum vertheidigen oder eine Beschimpfung rächen müsse. — In der Ausübung möchte diese letztere Maxime abermals keine Anwendung finden, denn bekanntlich weiß jede kriegführende Macht den Vorwurf, als sei sie der angreifende Theil, sehr geschickt von sich abzulehnen, und vorzuspiegeln, daß sie sich blos vertheidige. Auch eine zu rächende Beschimpfung läßt sich leicht ausmitteln, denn der Stärkere, oder der sich stärker Glaubende ist sehr reizbar, und macht es wie der Wolf, der dem Lamme vorwarf, es habe ihm die Quelle getrübt.

Auf das Werk des Hugo Grotius gründete Puffendorf sein Natur- und Völkerrecht, worin er das Gesetz zur Richtschnur aller unserer Handlungen bestimmt. Was sich vom Gesetze entfernt, ist schlecht, was mit ihm überein kommt, ist gut. Aber dieses Gesetz, wo kommt es her? wer hat es gegeben? wer wird es geben? — Es soll

ſich auf die natürliche Verbindlichkeit und Billigkeit gründen; alle Handlungen, die es vorſchreibt, ſollen auf den Vortheil und die Erhaltung der Geſellſchaft und jedes Einzelne in derſelben abzwecken; alle Tugenden ſollen geübt, alle Laſter verhütet werden; alſo abermals ein ſchöner Traum, ein ſüßer Schlummer am Schreibtiſche, der den Philoſophen nie einwiegen würde, wenn er auf den Stufen eines Thrones ſäße. Puffendorf lehrt und predigt mit vieler Salbung die Pflichten gegen Gott, gegen ſich ſelbſt und gegen den Nächſten, und aus der Erfüllung derſelben leitet er die wahre Glückſeligkeit ab. Ja er hat Recht, wenn er blos von ſeltenen Menſchen ſpricht, denen, um glücklich zu ſein, an ihrem Bewußtſein genügt; hat er aber unter Glückſeligkeit auch den äußern Wohlſtand, Gunſt, Reichthum, Ehre u. ſ. w. verſtanden, ſo ſchwebt er in einem großen Irrthume, denn dahin führen jene erfüllten Pflichten nicht.

Einen Traum von anderer Gattung, aber nicht minder lieblich, träumte Richard Cumberland, behauptend, daß unveränderliche Grundſätze der Wahrheit, unabhängig von allen bürgerlichen Geſetzen und Einrichtungen, unſere Handlungen leiten müßten. Alſo blos Naturgeſetze, deren höchſtes ſei: zur allgemeinen Wohlfahrt mitzuwirken, denn das wahre Glück beſtehe in dem ausgedehnteſten Wohlwollen. Dieſer ſchöne Grundſatz hat ſich ſogar in den Mund der Eroberer verirrt; auch ſie wollen blos erobern zur allgemeinen Wohlfahrt; auch ſie dehnen ihr bewaffnetes Wohlwollen ſogar bis auf die künf-

tige Generation aus, sollte auch die jetzige darüber zu Grunde gehen. Man sieht, welcher Mißbrauch von den edelsten Maximen gemacht werden kann. — Cumberland bestreitet aus allen Kräften den feindseligen Ausspruch des Hobbes, daß der natürliche Zustand des Menschen ein Krieg Aller gegen Alle sei. Er behauptet vielmehr, daß die Menschen von Natur geneigt sind, sich zu lieben, sich wechselseitig zu helfen, und das ist leider nicht wahr.

Der Ruhm der genannten Philosophen lockte eine Menge mittelmäßiger Köpfe, die sich einbildeten, nichts sei leichter, als auf diesem Felde der Ehre auch eine Palme zu brechen. Da gab es einen de la Hoguette, einen Scudery, einen Gregorio Leti, einen Varillas u. s. w. Lauter Schriftsteller von vieler Prätension, aber längst vergessen.

Ein Abbé Duguet schrieb: Unterricht für einen Prinzen, ein, wie man sagt, wohl stilisirtes und sonder Zweifel auch wohlgemeintes Buch; er hätte aber, ehe er die Feder ansetzte, sich vor allen Dingen an den lieben Gott wenden sollen, um ihm einen Prinzen zu erschaffen, wie er ihn verlangt; denn dieses vollkommene Prinzenmodell soll erstens gar keine Leidenschaften und gar keine Sinnlichkeit besitzen, soll zweitens alle Unwürdige von den Staatsämtern entfernen, alle Würdige hervorziehen, soll den Luxus hassen, die Einfachheit lieben, den Reichthum gering schätzen, und diejenigen verachten, die sich schnell bereichert haben; das Verdienst belohnen, das Laster bestrafen, und vor allen Dingen die Gelehrten an sich ziehen, weil jeder Reisende gern in einem Lande verweile, wo er etwas

lernen könne. Es gehört weder Einbildungskraft noch Geist dazu, um solch ein Muster aufzustellen, es dient aber zu nichts, als allenfalls einen Prinzen abzuschrecken, wenn er das Unerreichbare vor sich stehen sieht.

Ich übergehe mit Stillschweigen des gelehrten Burlamaqui Traktat von der Politik und einige andere dergleichen Wiederkäuungen; aber merkwürdig ist in unsern Tagen, was ein Herzog von Rohan zu jener Zeit über das Interesse aller europäischen Fürsten geschrieben, welches er besonders darin findet, die Gleichheit zwischen den Häusern Bourbon und Oesterreich zu erhalten (oder jetzt zwischen Frankreich und Oesterreich), darauf beruhe die Sicherheit aller übrigen europäischen Fürsten. Diese mögen nun, wenn der Herzog Recht hat, sich selbst das Prognostikon stellen.

Er spricht ferner von dem Interesse jedes einzelnen Fürsten. Das des deutschen Kaisers setzt er in die gute Harmonie mit den übrigen Reichsfürsten, damit sie den Unternehmungen ihrer Nachbarn mit vereinten Kräften widerstehen könnten. (Er hat Recht gehabt; denn die Vereinzelung der deutschen Streitkräfte hat Deutschlands Untergang herbeigeführt.) Das Interesse des Königs von Frankreich soll sein: Den Handel so viel möglich zu befördern, um dem Reiche Wohlstand zu verschaffen, und von Zeit zu Zeit etwas Krieg zu haben, um dem Genie der Nation Beschäftigung zu geben, es gleichsam in Athem zu erhalten. (Ein seltsames und furchtbares Genie, das nur durch Blutvergießen in Athem erhalten werden kann.)

Uebrigens sei noch Frankreichs großes Interesse, in England Unruhen zu erregen, welches bei dessen Konstitution und bei der Verschiedenheit der Religionsmeinungen leicht zu bewirken sei. — Das allgemeine Prinzip der Politik drückt der Herzog von Rohan folgendergestalt aus: »Man soll erhalten, was man besitzt, ohne sich vergrößern zu wollen; denn eine Nation, die sich zu vergrößern suche, trübe ihre eigene Glückseligkeit und laufe Gefahr, in Sklaverei zu fallen.« — (Eine glänzende Sklaverei ist aber eben, was manchen Nationen wohlgefällt.)

Jetzt trat der Abbé St. Pierre auf mit einem Entwurf eines allgemeinen Friedens unter allen europäischen Mächten, den man den Traum eines guten ehrlichen Mannes genannt hat. Er will, daß ein Tribunal errichtet werde aus Bevollmächtigten aller europäischen Fürsten, welches permanente Sitzungen halten soll, um alle Streitigkeiten derselben zu entscheiden. Sämmtliche Fürsten sollen sich untereinander ihre Besitzungen und Rechte garantiren, und alle etwaige Ansprüche auf Erbschaften und dergleichen, soll einzig und allein das Tribunal entscheiden, ohne daß es jemals unter irgend einem Vorwande erlaubt sei, die Waffen zu ergreifen. Der Friedensbrüchige soll in den europäischen Bann gethan werden, als ein Feind der allgemeinen Wohlfahrt; alle die übrigen Fürsten sollen ihn bekämpfen, bis er den Aussprüchen des Tribunals sich unterworfen hat.

St. Pierre gab sich alle Mühe, die Welt zu überreden, dieser Plan sei unter den Papieren des Herzogs von Bour-

gogne gefunden worden, und habe dessen Vater, den Dauphin, zum Verfasser; denn er dachte an den Sosias im Amphitrion, dessen klügste Gedanken man für albern erklärte, weil er ein armer Teufel war, der nichts galt, den man aber für sehr weise würde gehalten haben, wenn er ein Mann von Ansehen gewesen wäre. Man muß fürwahr den Abbé de St. Pierre darum lieben, daß es ihm blos um das Gelingen der guten Sache, nicht um den Ruhm seines Namens zu thun war, doch seine wohlgemeinte List gelang nicht. Der Kardinal Fleury, dem er ein Exemplar zuschickte, antwortete ihm: »Sie haben vergessen, vor allen Dingen ein Heer von Missionärs auszusenden, um die Köpfe und die Herzen der Fürsten zu disponiren.« — Der Herr Kardinal bildete sich ohne Zweifel ein, einen witzigen Einfall gesagt zu haben, vergaß aber, daß er zu gleicher Zeit einen sehr geringen Begriff von den Köpfen und Herzen der Fürsten gab. — Man machte dem ehrlichen Abbé weit wichtigere Einwürfe.

»Du willst,« sagte man, »den Fürsten das Recht rauben, sich selbst Recht zu schaffen, nach Gefallen ungerecht zu sein, nach Belieben sich zu vergrößern; sie sollen dem Schrecken ihrer Macht und dem Ruhme ihrer Eroberungen entsagen, den sie so hoch schätzen, mit einem Worte, du willst sie zwingen, billig und gerecht und friedlich zu leben.« Darauf antwortete der Verfasser: Der wahre Ruhm eines Fürsten bestehe nur in dem Glücke seiner Unterthanen, all' ihr persönliches Interesse sei diesem Ruhme

untergeordnet; der Maßstab des Weisen für den Ruhm sei einzig und allein das Gute, welches ein Fürst der Menschheit erzeigt, da nun ein ewiger Friede das höchste Gut sei, welches man einem Volke schenken könne, so sei er auch das Ruhmwürdigste für jeden Fürsten. — Er predigte tauben Ohren und machte sich nur Feinde, deren Verfolgungen er in den Armen hübscher Mädchen vergaß. Die Kinder, die er mit diesen erzeugte, ließ er Handwerke lernen, und zwar besonders das Perückenmacherhandwerk, weil, wie er sagte, es nie an Köpfen mangeln würde, die Perücken tragen. Allein auch hier hat der gute Abbé sich geirrt, denn wenn seine Kinder noch lebten, so müßten sie verhungern.

Rousseau's Contrât social ist so bekannt, daß ich fast nur dessen Titel zu erwähnen brauche. Der schimmernde Verfasser fängt mit einem Angriff auf Grotius an, weil dieser gesagt hat: Ein Volk könne sich einen König geben. Das Volk war also schon ein Volk, entgegnet Rousseau, ehe es sich einen König gab? vor allen Dingen ist also zu untersuchen, wodurch es ein Volk geworden? Denn da diese Handlung früher ist als die andere, so ist auch nur sie der Grundstein der geselligen Verbindung. — Dann behauptet er, daß, so viel auch schon über die Gesetze geschrieben worden, doch noch immer Niemand wisse, was eigentlich ein Gesetz sei, und welche Kennzeichen es an sich tragen müsse? — Er selbst definirt es also: »Wenn das ganze Volk über das ganze Volk etwas fest setzt, so nimmt es blos Rücksicht auf sich selbst; wenn nun daraus irgend eine Beziehung entsteht, so tritt der ganze Gegenstand

unter einen andern Gesichtspunkt, ohne irgend eine Theilung des Ganzen; dann ist das Festgesetzte allgemein, so wie der Wille, welcher fest setzte, und das nenne ich ein Gesetz.» — Das klingt freilich ganz anders, als Puffendorff's Definition: »Das Gesetz ist der Befehl eines Obern, durch welchen er denen, die von ihm abhängen, die unvermeidliche Verbindlichkeit auferlegt, so zu handeln, wie er vorgeschrieben, und damit dieses Gesetz gerecht sei, muß es auf das Naturrecht sich gründen, das heißt: Es muß der Natur des Menschen so zusagen, daß ohne dessen Beobachtung keine friedliche und ehrbare Verbindung unter den Menschen denkbar wäre.»

Das ist wenigstens klarer. Auch hat Rousseau selbst gefühlt, daß er nicht klar sei, und sich mit der Armuth der französischen Sprache entschuldigt. (Ist es nicht höchst seltsam, daß eine Sprache, die einer ihrer ersten Schriftsteller selbst für arm erklärt, doch allgemeine Weltsprache geworden ist?)

Es gab eine Zeit, wo das politische Testament des Kardinals Richelieu Aufsehen erregte; aber blos weil es den Namen eines allmächtig gewesenen Premierministers an der Stirne trug. Der Inhalt ist so unbedeutend, daß viele Gelehrte, und unter andern auch Voltaire, behaupteten, es sei dem großen Staatsmanne nur untergeschoben. Indessen ist es doch ohne Zweifel Richelieu's Werk, denn es fand sich nachmals in der königlichen Bibliothek ein, von dessen eigener Hand mit Anmerkungen versehenes

Exemplar. Voltaire urtheilte von diesem politischen Testamente, daß viel Geduld dazu gehöre, um es ganz zu lesen, und daß ohne Richelieu's Namen es Niemand lesen würde. Friedrich II. entschuldigte den Kardinal in hübschen Versen, die mit der Spitze schließen:

L'esprit le plus profond s'éclipse;
Richelieu fit son testament
Et Newton son apocalypse.

Allein hier ist noch ein gewaltiger Unterschied zu bemerken, denn Newton schrieb über die Offenbarung, ohne ein Theolog zu sein; Richelieu hingegen verfaßte ein politisches Testament, nachdem er selbst viele Jahre lang die Staatskunst getrieben, und lieferte daher den Beweis, daß man Meister in einer Kunst sein kann, ohne darüber schreiben zu können.

Auch unser großer Leibnitz, dessen Genie alles umfaßte, hat sich bisweilen mit Ruhm und Glück zu den politischen Schriftstellern gesellt, obgleich ein Merkel jener Zeit, Namens Nizolius, von ihm zu sagen beliebte: Der daurende Ruhm, dessen er genösse, bewiese blos die Menge der Narren und die Dauer der Narrheit. Leibnitzens politische Schriften waren aber entweder blos für Gelehrte bestimmt (wie sein diplomatischer Codex des Völkerrechts), oder sie bezogen sich auf Begebenheiten seiner Zeit. — Die Blitze, welche Hubert Languet, unter dem Namen Junius Brutus, gegen die Tirannen schleuderte, und der Königsmord, welchen der Dichter Milton kühn und laut vertheidigte, haben beiden einen Rang unter den Politikern

erworben; einen Rang, den der wackere Algereon Sidney mit seinem Kopfe bezahlen mußte; denn der Hochverrath, den man ihm aufbürdete, bestand wohl größtentheils in der Schrift, die man in seinem Pulte fand: Von der Macht und Gewalt der Könige.

Dieser Aufsatz ist, wider den Willen des Verfassers, schon zu lang gerathen, um noch von Locke, Hume, Bolingbroke, Montesquieu, Justus Lipsius, Schlözer, Kant, Fichte u. s. w. zu sprechen; auch würde das Resultat immer dasselbe bleiben: die Philosophen strengen sich an, um eine völkerbeglückende Politik zu erschaffen, und die Fürsten thun das ihrige, um sie zu vernichten. Doch sei mir vergönnt, noch ein Wort von einem nagelneuen Politiker zu sagen, der zwar in keiner Rücksicht neben den genannten zu stehen verdient, der aber jetzt gelesen und viel gelesen wird, indessen jene in bestaubten Winkeln modern: ich meine den Herrn von Massenbach. Dieser Mann sagt in seinen historischen Denkwürdigkeiten, welche keinen geringen Werth für den künftigen Geschichtschreiber haben: »Die Politik des Königs müsse das Gemüth des Königs überwiegen; die Moralität des Privatmannes müsse dem Gesetze der Nothwendigkeit weichen; auch Friedrich dem Zweiten habe der erste Schritt von der Moral des Privatmannes zu der des Regenten Ueberwindung gekostet, aber er habe ihn mit Festigkeit gethan u. s. w.« — Ich weiß wohl, daß man schon tausendmal wiederholt hat: der Fürst müsse eine andere Moral haben, als der Privatmann, ich weiß aber auch,

habe. Wenn das gelten sollte, wer mögte dann noch Schauspiel- oder Romanendichter seyn? — Mit dem nemlichen Rechte ließe sich behaupten, daß Lessing Marinelli's Grundsätze gehegt; daß Iffland dem Amtmann in seinen Jägern gleiche; u. s. w. Die Albernheit springt in die Augen. — Welch ein Chaos von Gutem und Bösem wäre der Dichter, wenn er alle die Leidenschaften und Grundsätze, die er seinen Geschöpfen leiht, selbst in sich vereinigte! Um so etwas zu sagen, oder gar zu denken, muß es entweder im Kopfe, oder in der Brust nicht recht richtig seyn. Der Verfasser wird am besten fühlen, wo es ihm mangelt.

Das Folgende sind wieder Redensarten, die ich mit Stillschweigen übergehe.

Was mit grinsendem Spott von der Ankündigung des Theaterjournals gesagt wird, beantwortet sich leicht durch diese Ankündigung selbst, die ich als Beylage hier wieder abdrucken lasse; über welche daher jeder Leser selbst urtheilen mkge. Daß das Erste Heft schon gedruckt gewesen sey, ist unwahr. Warum die ganze Sache eigentlich unterblieb, wird weiter unten klar werden, wie auch, was es mit den kurzen Kritiken in der Wiener Hofzeitung für eine Bewandniß hatte.

Weiterhin wird auch im Vorbeygehn erwähnt,

„daß ich mich bey aller Gelegenheit über Kant „lustig mache, und ihn einen einfältigen Mann „nenne."

Ich erkläre diese Behauptung hiemit für die einfältigste Lüge, und fodere den Briefsteller auf, denjenigen zu nennen, zu dem ich eine solche ungeheure Albernheit gesagt

daß nichts abſurderes auf der Welt geſagt werden kann; denn es gibt nur Eine Moral, die immer und überall dieſelbe bleibt, und die ſich eben ſo wenig als unſere Erdaxe biegen und ſchmiegen läßt. Eigentlich wollen ſolche Schriftſteller auch nicht zu den Fürſten ſagen: »Ihr ſollt eine andere Moral haben,« ſondern vielmehr: »Ihr ſollt gar keine haben;« weil aber dieſer nackte Spruch unverdorbenen Fürſten allzuſehr auffallen und ihr Gemüth empören möchte, ſo ſucht man es in einem Säftchen ihnen beizubringen, und überredet ſie für's Erſte, daß ſie doch immer noch eine Moral beſitzen, wenn gleich nicht die ihrer Unterthanen.

Bedenkt man auch, daß durch dieſe Lehre ſich Alles entſchuldigen läßt, und daß die Unterthanen das Vertrauen zu einem Fürſten nothwendig verlieren müſſen, deſſen Handlungen zu beurtheilen ſie gar keinen Maßſtab haben? — Wenn der Fremde dem Fremden, der Chriſt dem Türken ſich mit Vertrauen nähert, trotz der Verſchiedenheit der Nationen oder des Glaubens, ſo wird dieſes Vertrauen durch die eingeborne Ueberzeugung in ihnen erweckt, daß ſie in jedem Menſchen das Menſchliche, daß ſie ihre eigene Moral wiederfinden werden, und nur den Wilden ſcheuet man, weil man nicht hoffen darf, jene Tochter einer höhern Kultur bei ihnen anzutreffen. Dieſe Scheu pflanzt ſich nun zwiſchen Fürſten und Unterthanen, wenn jener laut erklärt, er habe eine andere Moral, die ihm zu thun erlaube, was dieſe für unrecht halten. — Und warum erlaubt ſie es ihm? doch nur um löbliche Zwecke zu erreichen, die ſonſt

unerreicht bleiben müßten; denn wenn er mit der Moral des Privatmannes zum Ziele kommen könnte, so würde doch wohl Niemand so schlecht sein, ihm eine andere anzurathen? — Und warum kann er mit dieser nicht zum Ziele kommen? — Doch wohl nur, weil alle die übrigen Fürsten auch eine andere Moral haben? — Also mit einem Worte: er soll schlecht sein, weil andere schlecht sind. — Und warum sind andere schlecht? — weil man ihnen dasselbe gerathen hat. Siehe da die elende Basis der Fürstenmoral, wie Herr von Massenbach und mehrere sie predigen, und die nur eines Fürsten Belzebub würdig ist. — Nein, es gibt nur Eine, ewige Moral, und wenn Fürsten gegen diese handeln, so mögen Thoren sie immerhin bewundern und groß nennen, sie bleiben darum doch Bösewichter. Groß kann nur das Gerechte sein. Herr von Massenbach konnte folglich dem Könige von Preußen keinen höhern Ruhm beilegen, als den, daß sein Gemüth, mit andern Worten, seine Moral sich gegen die Aftermoral empört habe. Das wird ihm der philosophische Geschichtschreiber einst hoch anrechnen, indem er zugleich die sogenannten großen Thaten solcher Fürsten zu würdigen wissen wird, denen jeder Zügel ihrer Ruhmgier und Habsucht lästig und Massenbach's Grundsätze willkommen waren.

Dieser Mann nennt in der Vorrede zu seinem Buche die biedere Denkungsart des jetzigen Großkanzlers Beyme: »Eine steife, auf die engen Ideen des Rechts sich gründende Logik.« — Die seinige ist also auf die weiten Ideen des Unrechts gegründet? — Wehe! wehe! —

Hingegen scheinen sich die politischen Ansichten des Herrn von Massenbach in einem sehr engen Kreise zu drehen, nämlich dem seiner Wünsche und Neigungen. Er ist ein entschiedener Bewunderer des in der That erstaunenswürdigen Kaisers der Franzosen, und preist folglich keine andere Politik als die französische, aus der er sonder Zweifel seine Maximen abstrahirt hat. Da finden wir: »daß England nicht blos Frankreich, sondern der Welt den Untergang geschworen, weil es den Handel der Welt ungetheilt in seiner Gewalt behalten wolle" (pag. 17). — Aber mit wem soll es denn handeln, wenn die Welt untergegangen ist? — Ferner: »Britanniens Absicht soll sein, alle Manufakturen des Continents zu zerstören." — (Warum hat man denn vor dem Kriege davon nie etwas gehört? Warum blühten denn so viele Manufakturen auf dem Continente, ohne daß England sich darum bekümmerte? — Ich kenne Englands Absichten nicht so genau, als Herr von Massenbach, und mag sie auch keineswegs vertheidigen; aber das sehe ich doch klar, daß Alles, was geschieht, nur deswegen geschieht, weil man im Kriege begriffen ist, und daß die Engländer eben so wohl sagen könnten, man wolle ihre Manufakturen zerstören, weil man alle Häfen ihnen verschlossen hat.)

Herr von Massenbach argumentirt weiter: »Das untergrabe die Grundpfeiler der politischen Oekonomie aller Staaten, denn Zerstörung der Manufakturen streife dem Ackerbaue die Blüte ab, ersticke den Zuwachs der Bevöl-

kerung im ersten Lebenskeime und gebe das lebende Geschlecht dem Hungertode Preis.»

(Das klingt schrecklich, ist aber zum Glück nicht wahr. Gerade umgekehrt wird in England darüber geklagt (wie man aus Thaer's englischer Landwirthschaft sehen kann), daß durch die Manufakturen dem Ackerbaue so viele Hände entzogen werden. Gerade umgekehrt weiß Jedermann, daß die Wohlfahrt der Staaten nicht auf den Manufakturen, sondern auf dem Ackerbaue ruht, und daß die Völker diesen eher trieben als jene, sich folglich beim Ackerbaue so vermehrten, daß sie Manufakturen anlegen konnten.)

Pag. 19 führt Herr von Massenbach den Beweis: »daß Rußland eine feindselige Macht gegen Preußen sei, weil es durch drohende Gewalt Preußen in einen Krieg verwickeln oder den Durchmarsch erzwingen könne.»

(Wir haben freilich einen Durchmarsch durch die preußischen Staaten erzwingen *sehen*, aber nicht von den Russen.) »Er fürchtete von jeher Rußlands Unterjochungsgeist.» (Er fürchtete also das Ferne, das Nahe hingegen gefiel ihm wohl.) »Dieser Geist soll einem Strome gleichen, der von den Iwanen ausgehe und nun keine Ufer mehr kenne.» (Scheint es nicht, als ob die Russen nur den *Namen* herleihen müßten, um die Geschichte einer andern Nation darunter zu verbergen?) — »Das sei immer die Tendenz der Nordländer, die Südländer zu ihren Sklaven zu machen.» — (Entweder der Hang Sklaven zu machen ist ansteckend gewesen, oder es ist nicht der der Nord-

länder allein, sondern überhaupt jedes übermächtigen und übermüthigen Volkes.) —

»Rußlands Bewohner hätten eine stärkere Tendenz nach dem Süden von Europa als Frankreichs Bewohner nach dem Norden.« (Den Gegenbeweis könnte Polen liefern.) — Herr von Massenbach schaudert vor Rußlands Despotismus, fürchtet aber Frankreichs Universalmonarchie nicht. —

(Wir, die wir in Rußland wohnen, befinden uns doch alle recht wohl unter diesem sogenannten Despotismus. Wir tragen freilich auch einige unvermeidliche Folgen des Krieges; aber im Ganzen genommen gibt es jetzt kein Volk in Europa, das in einem so hohen Grade, als die Russen, Sicherheit der Person und des Eigenthums genösse: folglich sehnt sich auch Niemand nach der französischen Universalmonarchie.)

Im zweiten Theile pag. 72 wird »das Herz des Herrn von Massenbach bei dem Gedanken zerrissen, Deutschland überströmt zu sehen von den barbarischen Horden des Orients.« Daß aber Deutschland, in dem Augenblicke, wo er dieses schrieb, wirklich schon überströmt war, daraus scheint er sich nichts zu machen.

So ist leider auch die Politik des Herrn von Massenbach nur eine von den vielen Politiken, die ein Jeder sich selst nach der Lage der Umstände und nach seinen Neigungen erschafft. Feste Grundsätze der Politik gibt es nur in Büchern, auf der Weltbühne nicht; da hängt alles blos vom Erfolge ab; da ist heute gut, was gestern schlecht

war, und morgen ſchlecht, was übermorgen wieder gut ſein wird. Die Politik in der Theorie möchte die Kunſt ſein, das allgemeine Wohl durch rechtliche Mittel zu befördern; die Politik in der Ausübung iſt die Kunſt, die eben obwaltenden Umſtände zu benutzen, gleich viel durch welche Mittel. Dieſe Politik kann eben ſo wenig erlernt werden, als die Schlauheit; ſie wird den Menſchen angeboren und durch Erfahrung ausgebildet.

Seufzend ſchreibe ich dieſe Wahrheiten nieder! ſeufzend wiederhole ich den alten Spruch: Die Welt würde glücklich ſein, wenn die Philoſophen Könige, oder die Könige Philoſophen wären.

Predigten für junge Damen.

Auf die Gefahr, beſpöttelt zu werden, wage ich es, meinen ſchönen jungen Leſerinnen die Predigten eines Engländers, James Fordyce, zu empfehlen. Vielleicht wäre ihnen mit engliſcher Kontrebande mehr gedient, als mit engliſchen Predigten; aber wie, wenn ſie das Geheimniß lehrten, die engliſchen Waaren mit Vergnügen zu entbehren? — in der That, das lehren ſie, und die franzöſiſchen oben drein. Ich weiß nicht ob dieſe Predigten überſetzt ſind, kann aber, im Fall ſie es nicht ſein ſollten, verſichern, daß kein wackeres Mädchen bereuen werde, blos um dieſer Predigten willen engliſch gelernt zu haben.

Einige Fragmente mögen als Einladung hier Platz

finden. Das Erste aus der Predigt über die Sittsamkeit in der Kleidung.

»Wer dürfte hoffen,« sagt Fordyce, »daß Frauenzimmer, die noch von der Putzgier beherrscht werden, jemals Gefallen an häuslichen Tugenden finden könnten? — Wer vor dem Spiegel wohnt, um seine Gestalt zu betrachten, behält keine Zeit übrig, um seinen Charakter zu prüfen. Wer nur durch Putz und Aeußeres fessein will, wird der sein Inneres schmücken?«

»Ja, schmücken dürfen sich die Weiber, sie dürfen in ihrem Aeußern wohl gesuchter erscheinen als die Männer; aber ist denn Grazie nur vereinbar mit Pracht? ist sie nicht weit öfter gepaart mit einfacher Eleganz? — Unterscheidet wohl das Schimmernde von dem Angenehmen; nur zierlich sei euer Gewand, und müßt ihr dann und wann ein kostbares Kleid tragen, so geschehe es mit der größten Anspruchlosigkeit. — Welche Summen könnten für löblichere Zwecke erspart werden! welche Summen verliert das Land, um unsere gefährlichen Nachbarn zu bereichern! Französischen Spielereien müssen unsere Manufakturen weichen u. s. w.« —

In einer andern Predigt, über die weibliche Zurückhaltung, sagt der Redner:

»Gedenket der ehrwürdigen Frauen, die vormals hier den Stand der Mütter ehrten, in heiliger Verborgenheit lebten und starben; die man selten außer ihren Häusern antraf und die in ihren Häusern nichts kostbareres aufzuweisen hatten, als wohlerzogene Kinder. Wenn sie heute zurück-

kehrten, und im Stillen die Sitten unſers Jahrhunderts beobachteten; wenn ſie Enkelinnen ſähen, die ſich mit Koſtbarkeiten brüſten, welche oft nicht einmal bezahlt ſind, die in großen Geſellſchaften die Augen hin und her werfen und alles aufbieten, die Blicke der Männer auf ſich zu ziehen; in deren Zügen man eine Art von Triumph lieſt, wenn es ihnen gelungen iſt; die nicht die mindeſte Unruhe verrathen, wenn ein unverſchämter Jüngling ſein lüſternes Auge ſtarr auf ſie heftet, oder wenn der vergiftete Hauch eines Verführers ſie berührt. — Ach! ich habe den Muth nicht, dieſe Beſchreibung zu vollenden! — Was würden jene ehrwürdigen Beobachterinnen von ihrer Nachkommenſchaft denken? und wie würden ſie vollends erſtaunen, wenn ſie wüßten, daß unter allen dieſen jungen leichtſinnigen Mädchen vielleicht nicht eine einzige iſt, die von ihrer Mutter oder ihren Freunden Lehren der Sittſamkeit und jener liebenswürdigen, dem ſchönen Geſchlechte ſo unentbehrliche Zurückhaltung empfing!“ —

»Ich verſetze mich in die Zeit, wo ihr Gattinnen ſein werdet; ich ſehe euch umringt von euren Kindern, mit dem Geliebten eurer Seele die ſüße Sorge für deren Erziehung theilend. — Wer iſt der Verworfene, der, vor dieſem Bilde, euer Geſchlecht gering ſchätzen möchte? Ihr verbreitet Tugend und Glück auf Erden, kommende Geſchlechter ſegnen euch. Ja, das ganze Menſchengeſchlecht ſteht unter der Obhut der Weiber, und iſt, nach der Bemerkung eines Alten, abhängig von der Erziehung, welche die Mütter ihren Töchtern bis zu deren Vermählung, ih-

ren Söhnen bis in das siebente Jahr ertheilen. Diese Zeit, wo der biegsame Geist noch offen für jeden Eindruck ist, diese Zeit gehört allein den Müttern. Hört und fühlt es, ihr brittischen Töchter, das ist der Ruhm eures Geschlechts, das ist der schöne Beruf, durch den ihr dem Vaterlande nützlich werdet! — Beide Geschlechter wurden für einander geschaffen; wir streben eure Herzen zu gewinnen, ihr dürft und müßt euch bestreben die unsrigen zu fesseln; aber nicht durch französischen Tand, nicht durch Reize, die auf Kosten der Sittsamkeit glänzen; nur das Anständige, Ehrbare, Anspruchlose fesselt wackere Männer. — Himmlische Liebe! wie groß ist deine Macht! du bist der sicherste Wächter der Reinheit, du milderst die Sitten, du zähmest den Wilden, du demüthigst den Stolzen, du unterjochst Alle; und doch erhebst du den Muth, verwandelst den Wilden in einen Menschen und machst aus dem Menschen einen Helden!" — Sie sehen, meine schöne Leserinnen, daß der Prediger, den ich ihnen empfehle, kein Feind der Liebe ist, auch versichert der Herausgeber dieser Predigten, der Verfasser habe ein Mädchen gefunden und zu seiner Gattin gewählt, die, ganz seinem Ideale entsprechend, ihn sehr glücklich mache.

Bisweilen verliert der Prediger seinen schönen Gegenstand auch wohl aus den Augen, und schwatzt ein wenig der kreuz und quer. So zum Beispiel untersucht er, warum man die alten Ritterromane nicht mehr lese? ein andersmal beweist er die Nützlichkeit des Tanzes, spricht über die Wirkungen der Musik, deren Mängel und Schönheiten er

auseinander ſetzt u. ſ. w. Man hat ihm das vorgeworfen; man hat geſagt: ſolche Materien gehörten nicht auf die Kanzel; allein mich deucht, mit Würde vorgetragen, gehöre Alles, durchaus Alles auf die Kanzel, und kein Gegenſtand, der in das bürgerliche oder häusliche Leben eingreift, dürfe dem Prediger fremd bleiben.

Uebrigens iſt der ganze Aufſatz, den ich hier geſchrieben habe, völlig unnütz; denn ich wette, daß keine einzige meiner Leſerinnen die Predigten von James Fordyce kaufen, noch weniger leſen wird.

Die Händeſprache.

Es hat Jemand die Bemerkung gemacht — ob ſie wahr iſt, mögen die Herrn Phyſiologen entſcheiden — daß, gleichwie Uebereinſtimmung der Charaktere die Seelen zur Freundſchaft verbinde, ſo empfänden auch die Körper ein weit größeres Vergnügen, wenn diejenigen Theile derſelben einander berühren, die mit einander übereinſtimmen; das Auge begegne am liebſten dem Auge, die Hand faſſe am liebſten die Hand, der Mund berühre am liebſten den Mund u. ſ. w. Dieſe Beobachtung kann noch ſehr fruchtbar an unerwarteten Reſultaten werden, kann vielleicht gar Aufſchluß über Sympathie und Antipathie geben; hier möge ſie vor der Hand uns auf das Kapitel von der Händeſprache leiten.

Bekanntlich iſt in der Liebe Alles excentriſch, jedes

haben soll. Nur sich selbst führe er nicht als Zeugen auf, denn ihm glaube ich nicht, wenn es auch mit sammt dem Damm in seinem Tagebuche stehen sollte.

Ich habe das Glück Kant persönlich zu kennen; ich habe ihn geschätzt, ehe ich ihn kannte; und wenn ich gleich mit seiner Philosophie nicht vertraut genug bin, so weiß ich doch gewiß mehr davon als der Briefsteller, und mehr als nöthig ist, um mir bleibende Verehrung für ihn einzuprägen. Der große Haufe seiner unbärtigen Lehrlinge aber, mit Intoleranz, Uebermuth und Terminologieen ausgerüstet, ist mir freylich oft lächerlich.

Was den Ton meiner Kritiken in der Wiener Hefzeitung betrifft, so möge auch darüber das Publicum selbst entscheiden denn ich lasse sie in der Ueberzeugung hier nochmals abdrucken, daß noch nie, seit Theater und Theater-Kritiken in Deutschland existiren, so schonend gefabelt worden. Mein den neuen Schauspielern ertheiltes Lob, war blos Gerechtigkeit, und ich ergriff, wie man finden wird, jede Gelegenheit mit Vergnügen, auch den Verdiensten der älteren dieselbe Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Mit den Unruhen, die deshalb im Theater entstanden seyn sollen, hat es folgende Bewandniß:

Ich hatte wiederhohlentlich den unnatürlichen Predigertön eines Schauspielers gerügt; eine Rüge, in welche die gebildetesten Publicums in Deutschland, vor welchen derselbe noch vor nicht gar langer Zeit aufgetreten ist, mit mir einstimmen. Ich lobte dagegen, wie billig, den Conversationston des Hrn. Roose. Manche Wiener, zum Theil an die

Wort ein Geheimniß, jede kleine Versicherung ein Schwur, jede kleine Unwahrheit ein Meineid. Gewöhnliche Menschen können nur sprechen, indem sie den Mund öffnen, Zunge und Lippen bewegen; Liebende hingegen sprechen mit den Augen, mit der Stirn, mit dem ganzen Gesichte, ja sogar mit den Händen. Ein schüchterner Liebhaber hat noch nicht den Mund geöffnet, aber schon hat ein sanfter Händedruck der Geliebten sein Herz verrathen. — Wenn ein Frauenzimmer den Handschuh auszieht und eine schöne, runde, weiße Hand sehen läßt, so spricht diese Hand zum Vortheil aller der Reize, die ihre Besitzerin verbirgt. Eben so laut spricht und warnt eine häßliche, magere Hand und predigt gleichsam gegen die Lüsternheit. — Auch vom Charakter dessen, dem sie zugehören, legen die Hände nicht selten ein gutes oder böses Zeugniß ab. Verwegene Hände zum Exempel, die allzudeutlich mit einem hübschen Mädchen reden, verkünden die Leichtfertigkeit; wenn hingegen die Hände des hübschen Mädchens dem Eigenthümer der verwegenen Hände eine derbe Ohrfeige geben, so verkünden sie Tugend und Sittsamkeit. Diejenigen Hände eines Liebhabers, die während des ersten Rendezvous nichts weiter thun als einen Hut drehen, bezeugen Blödigkeit und ehrfurchtsvolle Schüchternheit; und Hände, die ganz in den Schooß gelegt werden, bedeuten Trägheit.

Wenn zwei Hände, deren Besitzer zu verschiedenen Geschlechtern gehören, einander recht kräftig drücken, so reden sie in diesem Augenblicke so viel, daß ein Buch dazu

gehörte, um es Alles aufzuschreiben; die Herzen begeben sich in die Finger und jeder Finger wird eine Zunge. Auch zwei Freunde sagen sich schweigend auf diese Weise die herzlichsten Dinge. Darum ist der alte deutsche Händedruck noch immer unter uns in Ehren.

Oft, wenn zwei Liebende durch die Gegenwart einer strengen Mutter oder eines Fremden belästigt werden, reichen sie sich verstohlen die Hände, und diese flüstern einander zu: es ist recht fatal, daß wir nicht allein sind.

Die von den Poeten so oft gerühmte Augensprache hat zwar auch ihre Vortheile, steht aber doch der Händesprache weit nach. Im Dunkeln ist sie gar nicht zu gebrauchen. Geräusch macht sie zwar nicht, aber ein Tauber kann sie hören, und nur dem Blinden bleibt sie unverständlich; jedem nur halb Sehenden hingegen verräth sie sich gar zu leicht.

Wenn der Liebende zum ersten Male wagt die Hand der Geliebten zu fassen, so zieht sie dieselbe entweder zurück, und das heißt: ich habe kein Herz für dich; oder sie duldet es, und das heißt: wem ich es erlaube, mir die Hand zu berühren, der darf hoffen, auch mein Herz zu rühren. Bei verliebten Zänkereien hingegen wird auch die Hand zurückgezogen, um den Zorn auszudrücken, doch bald wieder ausgestreckt zum Zeichen der Versöhnung.

Was sagt nicht Alles eine Hand, die eine andere Hand zum Munde führt, um dort geküßt zu werden! es geschieht langsam oder hastig, zitternd oder kühn, drückt

Höflichkeit oder Ehrfurcht, Dankbarkeit oder Liebe aus.

Zwei Hände falten sich, ihr Eigenthümer betet — die gefalteten Hände erheben sich, er bittet — sie reiben einander, er ist ungeduldig. Oft bedarf diese Sprache nicht einmal der ganzen Hand, einige Finger, auch wohl nur Einer, sind hinreichend, um sich verständlich zu machen. Der aufgehobene Finger droht, der gekrümmte winkt, der ausgestreckte deutet an. Zwei Finger schlagen ein sogenanntes Knipschen, ein Zeichen der Geringschätzung; drei Finger segnen.

Die Hand gibt, die Hand empfängt. Beides spricht laut, vorzüglich beweist das Erstere sowohl das gute Herz des Gebers als das Verdienst des Empfängers. Die Hand tadelt aber auch, indem sie zurück weist.

Ein Finger auf den Mund gelegt, predigt Vorsicht. Man weiß, daß die Alten den Gott des Schweigens in dieser Stellung abbildeten. Wie sie die Venus dargestellt haben, weiß Jedermann; die Hände der Göttin sagen: ich bin schamhaft. Die Grazien fassen sich bei den Händen, das heißt: wir sollen unzertrennlich sein. Zwei Hände, die sich fest halten, sind das Symbol der Treue. — Die geballte Faust spricht von Wuth und Rache — die gekrümmte Hand fleht um ein Allmosen — die Hand auf das Herz gelegt, betheuert — die Hand an der Stirn denkt — die Hand hinter den Ohren äußert Bedenklichkeiten — der Zeigefinger der einen Hand über

den Zeigefinger der andern gestrichen, redet spöttisch und schadenfroh — die Spitze des Zeigefingers gegen die Spitze des Daumen gedrückt, und dann gegen die Nase des Gottlieb Merkel geschnellt, ist die Sprache der tiefsten Verachtung. —

Kurz es gibt nicht leicht eine Empfindung, welche die Hand nicht auszudrücken vermöchte, und sie ersetzt den Mund nicht allein vollkommen im Sprechen, sondern sogar, wiewohl etwas unvollkommen, im Küssen, denn wenn der Mund nicht nahe der Geliebten kommen kann, so wirft die Hand ihr Küsse zu.

Gemälde eines Unhöflichen nebst dem Geständnisse eines Franzosen.

(Von Bigée.)

Die Gesellschaft ist eine Art von Maskenball, Jeder mag sich kleiden nach Gefallen; aber man ist überein gekommen, daß Jeder dieselbe Larve tragen soll, nämlich die der Höflichkeit. — Was ist die Höflichkeit? —

So sprechen und handeln, daß die Eigenliebe eines Jeden befriedigt, wenigstens nicht beleidigt wird; offen und zuvorkommend gegen seines Gleichen, weder zu demüthig noch zu vertraut gegen seine Obern sein, die Untergebenen nicht zu entfernt halten, in allen Dingen den Wohlstand beobachten, das ist höflich.

Die Höflichkeit ist ein Firniß, der guten Eigenschaften noch mehr Glanz verleiht; die Fehler verschleiert sie; ja den Schein aller Tugenden leiht sie dem, der vielleicht nicht eine einzige besitzt. Die Verschiedenheit der Sitten und Gebräuche gibt auch der Höflichkeit unter verschiedenen Völkern eine andere Gestalt; doch überall und in jeder Gestalt wird sie hoch geachtet, und nirgend ist es erlaubt grob zu sein. Einem Manne von außerordentlichen Verdiensten wird Unhöflichkeit allenfalls verziehen, oder man meidet ihn. Am unerträglichsten sind die Menschen, welche krochen, so lange sie nichts waren und nichts hatten, nun aber durch Reichthum übermüthig werden, und vergessen, daß man den Neid nur durch Höflichkeit entwaffnet. — Zu diesen Bemerkungen fügt der Verfasser folgendes Gemälde eines Unhöflichen.

Cliton tritt in den Saal, die Gesellschaft ist zahlreich, er scheint Niemanden zu bemerken, oder er redet ganz vertraulich Leute an, die er gar nicht kennt, zerreißt im Vorbeigehen einer Dame das Kleid, oder tritt dem, der mit ihr spricht, auf den Fuß, ohne irgend eine Entschuldigung zu machen; er wirft sich auf einen Sessel, streckt sich aus, und kehrt sich hin und her, als ob er in seinem Bette läge. Dann erhebt er die Stimme, unterbricht das Gespräch, führt es ganz allein fort, schwatzt, gähnt, schläft, während man vorliest oder Musik macht, nießt ganz entsetzlich, spuckt auf die parketirte Diele, schneuzt sich die Nase, daß die Fenster zittern, präsentirt seine Dose der ganzen Welt, greift ohne Umstände in jede fremde Dose, schnupfet und

beſtreut ſeine Nachbarn mit Tabak. Sieht er zwei Perſonen in einer Fenſterblende leiſe mit einander ſprechen, ſo geht er hin und hört zu, oder fragt auch wohl, wovon ſie reden? Wird der Frau vom Hauſe gemeldet, daß das Eſſen aufgetragen iſt, ſo bleibt er uneingeladen, ſetzt ſich bei Tiſche neben die Wirthin, fällt über die beſten Schüſſeln her, findet manche nicht nach ſeinem Geſchmacke; hört, daß man über einen witzigen Einfall lacht, und erklärt, er habe ihn ſchon lange gewußt; erzählt hingegen die unbedeutendſten Dinge von ſeiner werthen Perſon, widerſpricht Allen, weiß Alles beſſer, ſteht endlich auf und ſpült ſich den Mund aus, ohne ſich umzudrehen, läßt ſeine Uhr repetiren, ſagt, daß es Zeit ſei zu gehen, bleibt aber noch immer, wenn die übrigen Gäſte ſchon Alle fort ſind.

Die franzöſiſche Nation, ſo ſchließt Vigée, ſtand lange Zeit in dem Rufe, die höflichſte auf der Welt zu ſein. Frankreich war für alle Fremde eine Schule der Höflichkeit geworden. Dieſe Schule iſt unglücklicherweiſe ſeit zehn Jahren verſchloſſen — (mich dünkt es ſind ſchon zwanzig Jahre) — es ſcheint, daß man ſie wieder öffnen wolle; allein ſie hat ihre alten Profeſſoren größtentheils verloren, und die jetzige Generation liefert keine Subjekte, die ihre Stelle erſetzen könnten. Ein höflicher Menſch in unſern heutigen glänzenden Zirkeln iſt faſt ein Phänomen! (Trauriges Bekenntniß!) — Wird man dergleichen in Frankreich jemals wiederſehen? — O ja, nur gebt uns Zeit.

(Dieſe Zeit wird nicht eher wiederkehren, bis Frankreich aufhören wird, ein ganz militäriſcher Staat zu

ſein; denn ob es gleich unter dem Militär viele einzelne höfliche Männer gibt, ſo iſt doch das Militär im Ganzen nie höflich, nämlich in ſolchen Staaten, wo es primirt, die erſte Rolle ſpielt. Das gilt freilich von jedem Stande, der die erſte Rolle ſpielt, und darum iſt zum Beiſpiel in einem Staate, der blos Handel treibt, der Kaufmannsſtand nie höflich. Man muß aber geſtehen, daß die Unhöflichkeit des Militärs am drückendſten iſt, weil ſie ſich am lauteſten ausſpricht. Man denke an Berlin, wie es noch vor einigen Jahren war; man denke an das rohe Tonangeben im Theater, auf den Straßen, auf den Klubbs, ſo hat man vermuthlich ein Bild von dem, was Paris jetzt iſt.)

Ruſſland.

Der Herausgeber der Biene iſt nicht der Einzige, der ſich bisweilen das Vergnügen macht, aus unzuſammenhängenden Worten, die ihm vorgeſchrieben werden, eine Erzählung zu bilden; zu ſeiner nicht geringen Freude hat er unter den Verfaſſern eines neuen franzöſiſchen Almanachs einen Nebenbuhler gefunden, und zwar einen Nebenbuhler, den er nie errathen hätte, nämlich den Hospodar von der Wallachei. Während in Frankreich Blutſtröme floßen, beſchäftigte ſich der Hof zu Bucareſt mit allen Gattungen von Spielen des Geiſtes und Witzes. Der Hospodar ſelbſt, von einem Franzoſen erzogen, ſprach das Franzöſiſche ſehr fertig, und ging mit einigen Emigrirten

ſehr vertraut um. In dieſem Zirkel ſchrieb er die nachfolgende Erzählung, zu welcher man ihm die Worte: Satan, Liebe, Sultan, Elephant, Diamant, Gefäß und Wermuth geliefert hatte.

Ein armer Teufel von Muſelmann, Namens Ruſtan, war immer außerordentlich fromm geweſen, und hatte vor den Heiligen des Korans ſein letztes Licht verbrannt, ohne daß Einer dieſer Herren ihn gewürdigt hätte, ein Zeichen des Lebens von ſich zu geben. Da wurde er endlich toll und böſe, und beſchloß, ſich dem Satan zu weihen, der bekanntlich unter allen großen Herren ſeine Verehrer am beſten belohnt. Er citirte alſo den Teufel mit allen erforderlichen Formalitäten, und gelobte ewiglich deſſen treuer Knecht zu ſein. Satan ließ ſich auch nicht lange bitten, um zu beweiſen, daß er ſeiner höre, als der große Prophet. Er ſtieg aus den Abgründen herauf, gehüllt in einen prächtigen Rauchwirbel, der nichts weniger als nach Schwefel ſtank, ſondern von Roſen und Ambradüften geſchwängert war. Aus der Wolke trat er ſelbſt hervor, und zwar in der Geſtalt, in der er das meiſte Unheil auszuüben pflegt, nämlich als Engel der Liebe. Ruſtan, der eine gräßliche Erſcheinung erwartet, und ſich deswegen mit ſo viel Muth, als er nur immer auftreiben konnte, verſehen hatte, fiel aus den Wolken bei dieſem lieblichen Anblicke.

»Um Vergebung,« ſagte er ſtammelnd, »ich habe einen Teufel begehrt, und ich ſehe, daß ein Engel ſich her bemüht hat.«

»Gleichviel, mein Freund,« erwiederte Satanas, »ver-

traue mir nur dein Anliegen, und zähle auf meine Hilfe. Du siehst, ich bin ein guter Fürst, ich erlaube, daß man Jedermann betriege; aber ich habe es gern, daß man aufrichtig mit mir rede, und Niemand ist nachsichtsvoller gegen die menschlichen Schwachheiten, als ich. Du könntest dein ganzes Leben zu einem Fastenmonate Ramazan machen, du könntest hundert Jahre lang in allen Moscheen beten, und würdest doch immer nur ein armer Wicht bleiben, dem man große Herrlichkeiten versprechen würde, aber erst nach seinem Tode. Die Gebote sind Wechselbriefe, die auf sehr lange Termine ausgestellt, und in der Verfallzeit doch wohl noch protestirt werden. Ich aber zahle bar, darum rede, mein Freund, was begehrst du? willst du ein Eroberer sein? oder ein Mufti? oder ein Sultan?" (Es ist merkwürdig, daß der Herr Hospodar von der Wallachei glaubte, der Teufel müsse zuerst den Eroberer nennen.) »Wähle," fuhr Satanas fort, »ich bin es, der die Gnadenbezeugungen vertheilt, und du wirst bemerkt haben, daß in der Regel nur meine Freunde deren empfangen. Deine Physiognomie gefällt mir, du siehst aus, wie ein ehrlicher Teufel, also rede."

»Sehr feuriger und sehr höllischer Potentat!" antwortete Rustan, »da ich von Natur einen gewissen Hang verspüre, meines nächsten Frau zu lieben; da ich von Natur sehr hochmüthig, sehr habsüchtig, sehr neidisch und vor allen Dingen sehr faul bin —"

»Nun weiter?" fragte Satanas ungeduldig.

»So würden Sie mich sehr verbinden, wenn Sie mir

ein großes Volk zu beherrschen geben, weil ich alsdann nach Herzenslust und ungestraft alle Thorheiten und Verbrechen begehen kann, die mir so eben einfallen."

»Bravo, mein Freund, bravo!" rief der Teufel, »du bist mein Mann, und ich erhebe dich auf der Stelle zum Großsultan. Doch muß ich dir sagen, daß die Bosheit des Himmels meine Macht hie und da immer ein wenig einzuschränken pflegt, darum hüte dich, daß du nie mit einem größern Thiere zu thun bekömmst, als du selbst bist, sonst stehe ich dir für nichts."

»Das hat nichts zu bedeuten, Ew. brennende Majestät," erwiederte Rustan, »ich nehme es mit jedem Thiere auf, darum bitte ich gehorsamst, nur unverzüglich zur Erfüllung Ihres Versprechens zu schreiten; denn ich brenne vor Begierde in einem weiten Reiche unter einem glänzenden Hofstaate als Ihr würdiger Repräsentant aufzutreten."

Gesagt, gethan. Die Wolke zerrinnt, die Liebe verschwindet, und statt des Heubodens, auf welchem Rustan seine Beschwörungen gemurmelt hatte, befand er sich plötzlich in einem prächtigen Palaste, wo Säulen von Jaspis und Porphyr ein Gewölbe von Diamanten trugen, von welchem der Schimmer von tausend wohlriechenden Lampen widerstrahlte, während zu beiden Seiten ein Heer von köstlich gekleideten Sklaven beiderlei Geschlechts tiefgebückt dem neuen Herrscher huldigte, und zum schwelgenden Genuß einlud.

Noch trunken von der ihm gezollten Bewunderung, erhebt Rustan sein Auge und erblickt im Vorhofe des Pala-

Declamation des Ersteren schon gewöhnt, zum Theil auch durch ein Mitleid getrieben, welches ihrem Herzen keine Schande macht, da sie den ältern Schauspieler in Gefahr glaubten, von dem neuern verdunkelt zu werden, nahmen, wider ihre eigene bessere Ueberzeugung, Partheie für Jenen, applaudirten mit Ungestüm sobald er auf der Bühne erschien, und gaben oft Zeichen der Kälte oder des Mißfallens, wenn Herr Roose auf- oder abtrat.

Daß dieß würklich gegen des Publicums eigene Ueberzeugung geschah, erhellt sonnenklar daraus, daß, sobald die Kritik in der Zeitung, und mit ihr das Mitleid aufhörte, das Verdienst des Hrn. Roose augenblicklich durchdrang, und Er mit einem eben so lauten und gänzlich unbestochenen Beyfall empfangen wurde.

Was über die Unausführbarkeit des Conversationstons auf dem Wiener Theater, seiner Größe halber, gesagt wird, ist bereits in der hier beygelegten Kritik hinlänglich widerlegt, und beweist blos, daß der Briefsteller sich bewußt ist, dieses Tones selbst nicht immer mächtig zu seyn.

„Doch Hr. v. K. verfolgte muthig seinen Weg,
„warf über den Haufen was ihm im Wege stand,
„zog die neuen Glieder auf Kosten der alten hervor,
„verwarf hohnlächelnd die wohlgemeynten Rathschläge der Erfahrensten unter ihnen, beleidigte
„Einige auf eine sehr unbescheidene Art — "

Wo? wie? wann?

„Kränkte in ihren Rechten die Meisten, verachtete
„Alle. Noch mehr, er entschied, so oft Gegenvor-

stes eine prächtige Caravane, welche sogleich Aller Blicke auf sich zieht. Er ist entrüstet, daß man es wagen dürfe, die Augen der anwesenden Sklaven von seiner geheiligten Person abzuziehen. Er fragt — man schweigt und zittert — er droht — und einer der vornehmsten Sklaven faßt sich ein Herz.

»Sonne der Sonnen!" spricht er, »es ist einer von den hundert Königen, die sich glücklich preisen, sich deine Vasallen zu nennen. Er ist so verwegen, um die Erlaubniß zu bitten, mit seiner Zunge den Staub von deinen Füßen zu lecken. Er allein rühmt sich, einen eben so schönen Elephanten zu besitzen, als der Schlachtelephant deiner geheiligten Majestät."

»Was!" donnerte Rustan, „einen Elephanten so schön als den meinigen? Du lügst, du Narr! und damit du künftig gescheiter redest, so befehle ich, daß man dir die Zunge aus dem Halse schneide."

Der Befehl wurde augenblicklich vollzogen und der Sklave sprach nie wieder ein mißfälliges Wort. Allein damit war der Zorn des Sultans noch nicht gestillt; in höchst eigener Person rannte er auf den gerühmten Elephanten los und stieß ihm sein Schwert bis an den Heft in den Wannst. Der arme Elephant wankte, fiel — aber von der höchsten Spitze des elfenbeinernen Thurmes herab, welchen sein Rücken trug, fiel auch zugleich ein gewaltig großer Diamant, der dem Sultan zum Geschenk bestimmt war. Unglücklicherweise hatte der tapfere Rustan bei der Heldenthat, die er so eben vollbracht, seinen Turban verloren,

der ein nicht unbedeutendes Stück seines Kopfes ausmachte, weshalb der Diamant im Fallen Gelegenheit fand, die geheiligten Schläfe Seiner Majestät sehr unsanft zu treffen. Kleine Zufälle sind bei großen Herren nie ohne große Folgen, das dulden bekanntlich weder die Aerzte, noch die Wundärzte, noch die Thronfolger. Durch reichlichen Balsam wurde die Wunde immer bedenklicher, und trotz aller Chinasurrogate wollte das Fieber nicht weichen. Mit der Krankheit ging es, den Bülletins zufolge, zwar täglich besser, aber mit dem Kranken täglich schlimmer. Das letzte Stündlein schlug, und kurz vorher, ehe der arme Teufel Rustan die Augen auf ewig schloß, erblickte er zwei Gefäße, der Rand des einen war mit Honig, der des andern mit Wermuth gerieben. Azarael, der Engel des Todes, stand zwischen den beiden Gefäßen und sprach: »Rustan! sie enthalten Tugend und Laster. Jenes ist mit Wermuth gerieben, aber wer den Muth hat, davon zu kosten, der findet den Honig auf dem Grunde; dieses hingegen ist mit Honig gerieben; du hast davon gekostet, nun mußt du den Wermuth verschlucken.«

Gespräch zwischen einem Philosophen und einem Landmanne.

Ein großer General nahm seinen Abschied, ich weiß nicht in welchem Lande, noch unter welcher Regierung. Er hatte vormals eine Menge Schlachten gewonnen und für seinen

Fürsten eine Menge Provinzen erobert, wofür ihm dieser aus Dankbarkeit eine Menge Güter geschenkt hatte, die freilich viel Blut, aber sonst keinen Heller kosteten. Auf diese Güter begab sich der alte General und wurde aus langer Weile ein Philosoph, wobei er jedoch den Soldaten, der seine Argumente von der linken Hüfte hernimmt, niemals ganz verläugnen konnte. Seine Güter lagen in einem erzkatholischen Lande, und es verdroß ihn, daß er so unphilosophische Unterthanen hatte. Eines Tages fand er einen seiner wohlhabendsten Bauern auf dem Felde, der, unter einer Linde sitzend und sein Pfeifchen schmauchend, den Arbeitern zusah.

»Höre Michel,« redete er ihn an, »ich hab' es überlegt, du bist ein braver Kerl, ich will dich glücklich machen.«

Michel. Gnädiger Herr, ich bin Gott sei Dank recht glücklich.

General. Narr, du hast einen Amtmann, der ein Schwachkopf ist.

Michel. Herr, darum bekümmere ich mich nicht.

General. Aber er regiert euch schlecht.

Michel. Das kann sein; wir befinden uns Alle ziemlich wohl.

General. Er verwaltet die Gerechtigkeit nachlässig.

Michel. Es mag wohl dann und wann etwas Menschliches mit unterlaufen; aber ich habe mir sagen lassen, es ginge auf andern Gütern nicht um ein Haar besser.

General. Er preßt euch das Geld aus dem Beutel.

Michel. Je nun, leben und leben lassen. Wir essen doch Sonntags unsern Schweinebraten.

General. Er hat einen Schreiber, der thut mit euch was ihm gelüstet.

Michel. Der Herr Schreiber taugt freilich nicht viel, aber er läßt sich abfinden.

General. Und bei alle dem nennt ihr euch glücklich?

Michel. Warum nicht? ein vollkommenes Glück hat uns der liebe Gott erst in jenem Leben verheißen. Wir essen denn doch unser Brot in Ruhe. Es gibt Güter in unserer Nachbarschaft, wo der Amtmann die Bauern Alle zu Rekruten verkauft, wo keine Witwe ihres einzigen Sohnes sicher ist.

General. Dafür erwerben die Nachbarn sich auch Ruhm und Ehre.

Michel. In Gottes Namen! wir begehren nur Brot.

General. Aber auch von diesem Brote müßt ihr den Zehnten eurem Pfarrer entrichten.

Michel. Freilich, der Pfarrer will auch leben.

General. Er ist ein unwissender, abergläubischer Mann.

Michel. Wir glauben was er predigt, und sind ruhig dabei.

General. Er quält euch mit Alfanzereien, er straft euch, wenn ihr einmal an Fasttagen einen Bissen Fleisch genießt.

Michel. Er ermahnt uns aber auch väterlich und tröstet uns in der letzten Stunde.

General. Auch eure Landwirthschaft taugt nichts.

Michel. Wir ernten doch so viel, daß wir ein Stück Brot für einen Armen übrig behalten.

General. Da gibt es noch Moräste auszutrocknen, Sand urbar zu machen.

Michel. Ach ja, zu thun gibt es immer. Unsere Kinder werden das wohl finden.

General. Es ist aber eure Pflicht, so zu handeln, daß euren Kindern gar nichts zu thun übrig bleibt.

Michel. So? was werden denn die Kinder anfangen?

General. Genießen.

Michel. Ei warum haben denn unsere Väter nicht auch so für uns gesorgt?

General. Weil sie dumm waren, und weil euer vormaliger Herr sie nicht gescheut zu machen verstand. Ich hingegen verstehe das Ding besser, ich will euch beglücken und bei dir den Anfang machen.

Michel. Ach, gnädiger Herr! bemühen Sie sich nicht. Ich versichere Ew. gestrengen Gnaden, daß ich recht glücklich bin.

General. Es ist aber nicht wahr. Du hast andere Begriffe von Glückseligkeit als ich, und folglich nicht die rechten.

Michel. Andere Begriffe? das glaub' ich wohl, aber warum denn nicht die rechten? Ich bin nur ein einfältiger Bauer, ich denke, ein jeder Mensch ist glücklich auf seine Weise, und, wenn er nur Niemand dadurch irrt, so habe sich auch Niemand darum zu bekümmern.

General. Freund, wo sollte auf diese Weise die höhere Kultur der Menschheit bleiben? Dahin muß Alles streben. Eine neue, vervollkommte Ausbildung der Gesellschaft, die kann nur durch meine Grundsätze erlangt werden, und folglich sehe ich mich gezwungen, dich glücklich zu machen, selbst wider deinen Willen.

Michel. Ach du lieber Gott!

General. Euren Amtmann werd' ich absetzen.

Michel. Thun Sie das nicht, wir haben ihn Alle lieb.

General. Euren Schreiber werd' ich zum Teufel jagen.

Michel. I nun, in Gottes Namen, wenn wir nur nicht einen noch schlimmern bekommen.

General. Eurem Pfarrer werd' ich ein Stück Geld geben und fortschicken.

Michel. Gnädiger Herr, nehmen Sie sich in Acht, das geht nicht gut. Wenn es unsern Pfarrer gilt, so stehen wir alle für Einen Mann.

General. Dann seid ihr Rebellen.

Michel. Ach nicht doch, gnädiger Herr, wir verlangen ja nichts mehr, als daß Sie uns so lassen sollen, wie Sie uns gefunden haben.

General. Das geht nicht an, das kann ich vor der Nachwelt nicht verantworten.

Michel. Wer ist denn die Nachwelt?

General. Das sind eure Kinder, eure Enkel.

Michel. Ei denen wollte ich ja die Hälse umdrehen, wenn sie auf unsere Kosten glücklicher sein wollten als wir.

General. Sie haben aber ein Recht, das zu verlangen.

Michel. Wo steht das geschrieben?

General. Die Welt muß für die Nachwelt leben.

Michel. Und die Nachwelt wieder für die Nachwelt?

General. Nein, sie genießt die Früchte, die wir pflanzten.

Michel. Wissen Ew. Gnaden denn aber auch ganz gewiß, daß meine Enkel durch Ihre Veranstaltungen glücklicher sein werden, als ich es bin?

General. Ganz gewiß. Ich werde die Last, euch zu regieren, auf meine eigenen Schultern bürden, ich werde künftig selbst Euer Amtmann und euer Pfarrer sein.

Michel. Werden wir dann keine Sporteln mehr entrichten?

General. Sporteln zahlt ihr wie bisher, aber an mich.

Michel. Dem Pfarrer keinen Zehnten?

General. Den Zehnten wie bisher, aber an mich.

Michel. Wo bleibt denn des Pfarrers Haus und Garten?

General. Die behalt ich für mich.

Michel. Hm! hm! was haben wir denn am Ende von der neuen Glückseligkeit?

General. Ich führe euch zur höhern Kultur; ich mache, daß ihr von allen umliegenden Dörfern als eine respektable Gemeinde betrachtet werdet.

Michel. Wir lebten mit allen unsern Nachbarn in Frieden.

General. Aber ſie ſpöttelten über euch und beſtahlen euch auch wohl bisweilen die Zwetſchkenbäume an der Grenze.

Michel. Wie ſoll denn das nun anders werden?

General. Ihr wißt, ich war Soldat, ich werde eure jungen Burſche exerziren lehren. Dann ſollen ſie für euch wachen und zuſchlagen.

Michel. Wer wird denn für ſie arbeiten?

General. Ihr.

Michel. Und wovon ſollen ſie denn leben?

General. Ihr müßt ihnen geben, was ſie brauchen.

Michel. Und wenn ſie todt geſchlagen werden?

General. So müßt ihr andere ſtellen.

Michel. Iſt das die höhere Kultur?

General. Das iſt der erſte Schritt dazu.

Michel. Ach, gnädiger Herr! iſt es Ihnen wirklich Ernſt, uns glücklich zu wiſſen?

General. Das verſteht ſich.

Michel. Nun ſo beſchwöre ich Sie, laſſen Sie uns bei'm Alten. Dringen Sie uns keine Glückſeligkeit auf, die wir nicht begehren! Bereiten Sie unſern Kindern kein Glück, von dem Sie wahrlich noch gar nicht wiſſen können, ob es auch das Alte erſetzen oder gar überteffen werde. Ich habe immer gehört: was den Menſchen wirklich frommt, das macht ſich nach und nach von ſelbſt, ohne Gewalt. Mit den Neuerungen iſt es eine mißliche Sache, ich ſehe das an meinem Feldbau. Manches ſcheint in der

Spekulation nützlich, ist es auch wohl in der Ausübung; es wird aber oft auf einer andern Seite, an die man gar nicht dachte, mehr verloren als gewonnen, so daß man am Ende froh wäre, wenn man das Neue unterlassen hätte. Da sind zum Exempel unsere Nachbarn in Springdorf, die haben seit zwanzig Jahren des Neuen gar viel versucht; sind sie etwa glücklicher als wir? Ach nein! nur übermüthiger sind sie geworden, und haben sich bei allen ihren Nachbarn verhaßt gemacht. — Ich bin ein einfältiger Mann, aber ich habe siebenzig Jahre in der Welt gelebt, und erfahren, daß es nur Ein sicheres Mittel gibt, das wirklich Gute und Nützliche unter den Menschen einzuführen, nämlich das Beispiel. Dem Beispiele, gnädiger Herr, widersteht Keiner. Es wirkt vielleicht langsam, aber es wirkt gewiß, und das neue Gute faßt Wurzel, ohne das alte Gute zu zerstören. Darum, gnädiger Herr, ist Ihnen ein Weg zu höherer Glückseligkeit bekannt, so gehen Sie uns nur ganz still mit gutem Beispiele vor, das wird mehr Nutzen stiften als die Gewalt, welche die Gemüther nur empört. Sein Sie gerecht, so wird unser Amtmann es auch werden; zeigen Sie aufgeklärte Frömmigkeit, so wird unser Pfarrer keine Hokus Pokus machen, und vor allen Dingen erhalten Sie uns den Frieden, denn der kommt von Gott, und führt, ohne unser Zuthun, alles Gute still herbei.

General. Michel, ich habe euch für einen gescheuten Mann gehalten, da ich aber nun höre, daß ihr dumm und halsstarrig seid, weil ihr nicht denkt wie ich: so muß ich

euch durch die Mittel, welche Gott in meine Hand gegeben hat, klügere Gedanken beibringen. Macht euch nur gefaßt auf das neue Glück, deſſen ihr theilhaftig werden ſollt und müßt. Habe ich dieſen Zweck erreicht, dann wollen wir weiter mit einander ſprechen.

Er ging — ſprach aber nie wieder mit dem ehrlichen Michel, denn der ſtarb aus Gram, als der General ſeine philoſophiſche Umwälzung begann. Auch dieſer ſtarb, ohne eine andere Frucht zu ernten, als Verwünſchungen. Ob die Enkel ihn ſegnen werden? — das mag Gott wiſſen! — thun ſie es, ſo werden ſie wenigſtens jedesmal hinzufügen: Aber unſere armen Voreltern! die haben es theuer bezahlt!

Die Pförtchen oder Durchfahrten.

(Les Guichets.)

So iſt ein franzöſiſcher Aufſatz überſchrieben, deſſen Tendenz — um mich nach der Mode auszudrücken — ungefähr dieſelbe iſt, als die des eben gelieferten Geſprächs; wenigſtens kann er jenem zum Beweiſe dienen, daß das Gute ſich von ſelber nach und nach Platz macht, und daß nichts lächerlicher und ekelhafter iſt, als das Geſchrei, welches man jetzt aus ſo manchen feilen Kehlen vernimmt: eine gänzliche Veränderung der Dinge ſei durchaus nothwendig geweſen — Jedermann habe das längſt eingeſehen — ſo

„stellungen gemacht wurden, mit einem Muß, als „ob er ein Pulk Kosaken zu commandiren habe —“

Ich versichere den Briefsteller, daß die rohen, aber gutmüthigen Kosaken leichter zu commandiren sind als Er und seines gleichen, und daß eine Pike eine weit ehrlichere Waffe ist, als ein anonymer Brief.

„und verwirrte endlich eine seit 25 Jahren so gut „bestandene Theater-Verfassung in dem Grade, daß „die Unzufriedenheit der Hof-Schauspieler und die „Gährung unter ihnen nicht mehr größer seyn konnte.“

Das Alles sind wieder große Redensarten, keiner Beantwortung würdig. Worauf die sogenannten Beleidigungen und Kränkungen der Rechte hinauslaufen, das findet der Leser in der Beylage A. und möge selber entscheiden.

Das höchste Ehrenvolle Zeugniß, welches mir die Direction bey meiner Abreise schriftlich ertheilte, und worin es unter andern heißt:

daß ich jederzeit einen raßlosen pünctlichen Amts-Eifer zur Beförderung des guten Geschmacks und möglichsten Vervollkommung des deutschen vaterländischen Theaterwesens bewiesen,

widerspricht zur Genüge der mir aufgebürdeten Verwirrung der seit 25 Jahren bestandenen Theater-Verfassung. Alte, aber nicht beobachtete Gesetze auffrischen und handhaben, das nennt der Briefsteller verwirren.

Das Einzige wahre in jener Periode, ist: daß die Unzufriedenheit einiger Hof-Schauspieler, und die Gährung

habe es nicht länger bleiben können — der Geist der Zeit habe es so gewollt — und was dergleichen Geschwätz mehr ist, welches von Leuten gekräht wird, die sich vor diesen Umwälzungen recht wohl befunden haben, und denen es damals gar nicht einfiel, unsern Zustand so verzweifelt zu finden. — Ach, diese verdammten Raisonnements nach dem Erfolge, diese lächerliche, aus bestochenen Zeitungen geschöpfte Weisheit! — Es kommt mir wahrlich so vor, als ob ein ganzer Schwarm von Häringen, die ein Wallfisch auf einen Zug verschluckt hat, sich in dessen Bauche bekomplimentirte, und jeder Häring dem andern bewiese, daß es in der Häringsrepublik durchaus nothwendig gewesen sei, eine neue Strömung zu benutzen, um in diesen sichern Aufenthalt, nämlich den Wallfischbauch, versetzt zu werden. Unter der Protektion des Wallfisches werde man nunmehr zu höhern Zwecken sich verbinden können; vor allen Stürmen, die draußen wüthen möchten, sei man völlig sicher, und so viel Wasser, als zum Leben und Schwimmen nöthig sei, würde Seine oceanische Majestät auch wohl täglich einschlucken. Freilich sei diese Veränderung der Dinge vor der Hand mit einigen Unbequemlichkeiten verbunden; man müsse zum Beispiel im Dunkeln bleiben, dürfe nicht weiter schwimmen, als es die Grenzen des oberherrlichen Magens verstatten, müsse sich auch von diesem mit herumschleppen lassen, wohin es ihm beliebe, oder wohl gar gewärtigen, daß man verdaut werde; aber alles das sei doch nur Kleinigkeit gegen die unendlichen Gefahren, welche draußen auf dem stürmischen Meere

den Schwarm bedroht haben u. ſ. w. In der That, es kann einem ehrlichen Zuſchauer leicht widerfahren, bitter zu werden, wenn er das deutſche Häringsgeſchwätz täglich mit anhören muß. Ei ſo genießt doch in Gottes Namen dankbar das Gute, welches ihr in den neuen Umwälzungen zu finden vermeint, oder künftig zu finden hofft; verſchont uns aber mit der albernen Behauptung, daß es nur durch dieſe Umwälzungen zu erlangen geweſen ſei. — Doch ich vergeſſe die Pförtchen.

Ein alter Einwohner von Paris hatte einen Freund, der eigentlich keines Menſchen Freund war, und der das ganze Geſchlecht nicht etwa deswegen für das letzte Werk der Schöpfung hielt, weil es das vollkommenſte ſei, ſondern weil man ihm wohl anmerke, daß unſer Herrgott ſchon ſehr ermüdet geweſen, als er den Erdenkloß angehaucht und dadurch eine Satyre auf ſeine ganze übrige Schöpfung gemacht habe. Es müſſe durchaus eine große, phyſiſch-moraliſch-politiſche Revolution entſtehen — meinte der Timon — es müſſe plötzlich das unterſte zu oberſt gekehrt werden, wenn einmal wieder etwas Erträgliches heraus kommen ſolle. Der alte Pariſer gab das nicht zu, er dachte und ſprach wie der alte Michel, wurde aber ſtets überſchrien und konnte auch die vielen Mißbräuche nicht läugnen, die Jener ihm alle Augenblicke vorrückte. Das machte ihm endlich das Herz ſchwer, und mit dieſem ſchweren Herzen ging er in den Tuillerien ſpaziren, wo ſich ein unerwarteter Troſt in folgenden Betrachtungen ihm darbot.

Man weiß — so erzählt er — daß der Garten und der Palast der Tuillerien, die lange Gallerie des Louvre in der Louvre selbst, die Vorstadt St. Germain von dem Stadtviertel des palais royal, des Platzes Vendome und einem Theile der Vorstadt St. Honoré kommen. Als ich im Jahre 1740 nach Paris kam, wurde die Verbindung zwischen diesen Theilen der Stadt nur durch drei kleine Durchgänge unterhalten, die man Pförtchen (Guichets) nannte. Das war äußerst beschwerlich. Alle die Wagen, die aus der Vorstadt St. Germain über den pont royal kamen, um nach dem palais royal u. s. w. zu fahren, mußten durch eines dieser Pförtchen. In den Geschäftsstunden, oder wenn die Schauspiele anfingen, stopften sich die Pförtchen durch lange Reihen von Wagen, die Fußgänger geriethen in Lebensgefahr, und Unglücksfälle waren nicht selten.

Ich hatte das oft mit angesehen, ohne weiter darüber nachzudenken, bis eines Abends ihm Jahre 1750, als ich eben aus einer Vorstellung der Serre padrona zurückkam, in meiner Gegenwart ein unglücklicher Hausvater zu Tode gequetscht wurde. Ich selbst entging der Gefahr nur mit großer Mühe und kam sehr bewegt nach Hause. Ich fluchte über die Fiacres; aber mehr noch über die barbarische Nachlässigkeit der Regierung, welche die Veranlassung zu solchen Unglücksfällen, nämlich den Mangel an gehöriger Verbindung der verschiedenen Stadttheile, so gleichgiltig bestehen ließ. Ich wiederholte meine Verwünschungen auf dem nächsten Kaffeehause, und bewies mit vielem Feuer,

daß man durchaus noch ein viertes Pförtchen in der Gegend des pont royal öffnen müsse.

Da mischte sich ein Polizeibeamter mit in's Gespräch, der die Tochter eines königlichen Stallbeamten geheirathet hatte. Er sagte mir höhnisch, ich redete wie ein junger Mensch von Sachen, die ich nicht verstände; Neuerungen, wenn sie auch noch so gering schienen, hätten oft sehr wichtige Folgen; wenn man dem Publikum mehr Bequemlichkeit durch ein viertes Pförtchen verschaffte, so würde die Zahl der Fiacres dadurch vermindert, folglich viele Menschen zu Bettlern werden: das hieße gewissermaßen das Eigenthum derer antasten, die das Privilegium erworben hätten, das Publikum zu kutschiren; durch die Verminderung der Pferde würde der Preis des Heues und folglich auch der Preis aller der Grundstücke fallen, welche das Heu lieferten u. s. w. Es könnte sich auch zutragen, fügte er noch halb leise hinzu, daß unsere Könige einmal wieder ihre Residenz in der Hauptstadt aufschlügen, dann wäre es sehr unvorsichtig, so nahe dem Palaste der Tuillerien eine Kommunikation zu eröffnen, vermittelst deren, bei einem etwaigen Volksaufstande, die Vorstadt St. Germain der Vorstadt St. Honoré die Hand reichen könnte. Es wäre auch nicht einmal schicklich, daß der Pöbel dem Palaste seiner Könige so nahe komme, die Franzosen wären ohnehin geneigt zu einer ungeziemenden Vertraulichkeit u. s. w. Endlich würde man auch, wenn man meinen Vorschlag ausführen wollte, die schöne Reihe der königlichen Mar-

ställe unterbrechen müssen, und wenigstens sechs Pferde Seiner Majestät würden ihrer Plätze beraubt werden.

Alle diese schönen Gründe überzeugten mich nicht, und ich stand im Begriffe sie zu widerlegen, als ein kleiner alter Mann, der bisher schweigend und mit Achselzucken zugehört hatte, das Wort nahm. »Junger Mensch,« sagte er, »was Sie wünschen, wird nie geschehen. Hier bei uns ist es nicht gebräuchlich, die Pferde ihrer Plätze zu berauben, um sie *Menschen einzuräumen; in Monarchien thut man* nie etwas für das Volk; und dann — haben Sie nicht bemerkt, daß längs dem ganzen Louvre alte schmutzige Buden stehen, wo man Nägel und alte Schuh verkauft? wenigstens fünf oder sechs dieser Buden müßten abgerissen werden. Aber der Eigenthümer derselben ist ein Vetter von dem Apotheker des Sekretärs, der ein Bruder der Kammerfrau der Maitresse ist u. s. w. Sie verstehen mich wohl, solche Hindernisse sind unüberwindlich.«

Auch dieser kleine alte Mann überzeugte mich nicht, aber er betrübte mich. Ich fuhr fort gegen die geringe Zahl der Pförtchen zu deklamiren, und alles blieb beim Alten.

Im Frühjahre 1758 verließ ich die Hauptstadt und kam erst nach Jahr und Tag zurück. Wie angenehm wurde ich überrascht, als ich sah, daß man während dieser Zeit nicht ein neues Pförtchen, sondern drei geöffnet hatte, nämlich eines für die Wagen und zwei für Fußgänger. Mit welchem Vergnügen stellte ich nun meine Betrachtungen an. Die politischen Bedenklichkeiten waren überwunden, die Buden gewichen, ob sie gleich so fest zu stehen schienen,

als das Louvre selbst. Ich erstaunte über die Leichtigkeit, mit welcher die sechs königlichen Pferde an eine andere Stelle versetzt worden waren, und es that mir wohl, in den zwei Pförtchen für Fußgänger eine Vorsorge der Regierung für das gemeine Volk zu erblicken. Kurz, von diesem Augenblicke an überzeugte ich mich, daß alle Mißbräuche nach und nach ohne Geräusch abgeschafft, alle verstopften Gänge geöffnet, alle vermauerten Pförtchen durchbrochen werden können, und daß die menschliche Gesellschaft mit der Zeit, nicht durch Sprünge, sondern Stuffenweise, zu einem höhern Glücke gelangen werde. Diese Ueberzeugung befestigte sich noch mehr, als 1784 nicht allein die drei neuen Pförtchen erweitert, sondern abermals zwei neue geöffnet wurden.

Man wird lächeln, daß ich auf diese Pförtchen so große Dinge baue; aber ist denn der Gang, den der menschliche Geist nimmt, nicht derselbe im Kleinen, wie im Großen? Sind die Hindernisse, welche der Abschaffung aller Mißbräuche und der Vervollkommnung der menschlichen Gesellschaft im Wege stehen, nicht dieselben, welche in alle Ewigkeit das Oeffnen jener Pförtchen hindern zu müssen schienen? Sind es nicht auch kindische Befürchtungen, falsche politische Ansichten, kleinlicher Eigennutz, elende Gebräuche, erbärmliche Institute gleich jenen Buden und Marställen? und werden nicht die nämlichen Ursachen, die in weniger als dreißig Jahren fünf Pförtchen öffneten, nämlich das Bedürfniß und die öffentliche Meinung, dasselbe in der moralischen oder politischen Welt bewirken?

So weit der kluge Franzose. Welchem Deutschen fällt dabei nicht unsere alte Reichsverfassung ein? sie war unser Louvre; die Durchgänge waren auch sehr beschwerlich, und bisweilen wurde ein armer Teufel gequetscht; an Buden und Marställen fehlte es gleichfalls nicht; man fühlte das Bedürfniß einer Verbesserung und die öffentliche Meinung sprach es laut aus; aber man machte es nicht wie in Paris, man öffnete keine Pförtchen, sondern man riß das ganze ehrwürdige Louvre nieder, und nun ist freilich Platz genug. Es mag auch so recht gut sein, ich habe nichts daran zu tadeln; aber die Ueberzeugung wird man mir nicht rauben: daß mit der Zeit und ohne Geräusch die Pförtchen sich würden geöffnet haben.

Unverhältnißmäßiger Verlust in Schlachten.

Ich habe bisweilen und auch wohl oft Ungläubige gefunden, welche die Köpfe schüttelten, wenn sie in den Zeitungen lasen, die Franzosen hätten zwanzig oder dreißig tausend Feinde erschlagen, und selbst dabei nicht mehr als vierzig oder fünfzig Mann verloren. Hier ist ein Beispiel aus der alten Geschichte, daß dergleichen Fälle nicht unerhört sind. Es wird freilich von einem verlornen Geschichtschreiber erzählt, über welchen der Spötter Lucian sich weidlich lustig macht, indessen war er doch Augenzeuge einer Schlacht zwischen den Römern und dem Vologesus, König der Parther, dessen Stickerei auf dem Ge-

wande er sogar beschrieben hat. Als es zum Treffen, und zwar zum Handgemenge kam (denn das jus canonicum entschied damals nicht), kletterte er weislich auf einen Baum, von wo herab er Alles mit ansah, und nachher auch die Todten zählte. Von den Barbaren, sagte er, sind siebenzigtausend zweihundert und sechsunddreißig geblieben, die Römer hingegen hatten nur zwei Todte und neun Verwundete. — Das war noch ein Bülletin!

Freie Gedanken.

Bewahre mich der Himmel, daß ich freie Gedanken haben sollte! zu einer Zeit, wo es kaum noch zollfreie Gedanken gibt. Ich spreche blos von einem englischen Buche, welches den Titel führt: Free thoughts on despotic and free governments etc., für diejenigen, die weder Zeit noch Lust haben, die Staatskunst gründlich zu studiren, ist es ein empfehlungswerthes Büchlein, bestehend aus vierzehn Kapiteln. Das Erste ist einer Skizze der Monarchie und Despotie gewidmet. Die Monarchie scheint dem Verfasser, wie billig, die vorzüglichste Regierungsform. Er leitet sie, wie gewöhnlich, aus der Gewalt eines Hausvaters her. »Wenn,« sagt er, »die Gesellschaften auch bisweilen durch besondere Umstände bestimmt wurden, die souveraine Macht mehreren Hausvätern zu übertragen, die sie für gleich fähig hielten, ge-

meinschaftlich zu regieren, so kamen sie doch immer bald (?) von dem Irrthume zurück, eine dauerhafte, zweckmäßige Regierungsform gewählt zu haben. Oberhäupter, gleich an Macht, waren es nicht an Kräften, Tugenden, Talenten, wurden entzweit durch Leidenschaften. Die Gesellschaft nahm Theil an ihren Zwistigkeiten, Factionen entstanden, man war unglücklich, und man fühlte das Bedürfniß, auf die Regierung eines Einzigen zurück zu kommen. Die Monarchie blieb stets die letzte Zuflucht getrennter Gesellschaften, die, der Blutscenen müde, nach Ruhe seufzten. Hätte gleich die Monarchie ihre Nachtheile, immer steht der Mißbrauch an der Seite der Gewalt u. s. w."

»Alle Menschen trachten nach Glückseligkeit," — so fährt der Verfasser fort — »allein nur wenige erreichen dies schöne Ziel. Ohne Freiheit gibt es kein Glück in der Gesellschaft, und — fast alle Nationen schmachten in Fesseln! wohin wir unsere Augen wenden, erblicken wir Völker, die mit eisernem Scepter regiert werden. Millionen Menschen scheinen nur für Einen geschaffen, der sich für einen Gott hält und sie verachtet. Dieser Eine hält sich Alles erlaubt; die heiligsten Rechte müssen seinen Launen weichen; er allein glaubt sich berechtigt, Allen zu schaden, ohne daß Jemand auch nur einmal klagen dürfe."

„Der Despotismus ist eine usurpirte Gewalt, die jeden Willen des Beherrschers zum Gesetz macht." — Es scheint, der Verfasser habe mit andern Worten sagen wollen: der Despotismus dulde keine Repräsentanten der Nation (denn als ein echter Engländer ist ihm die Ver-

faſſung ſeines Vaterlandes die vollkommenſte). Hier geht er aber doch zu weit, denn wir haben noch neuerlich in einem ſehr milde regierten Staate den Grundſatz aufſtellen ſehen, daß es ſtrafbar ſei, die Nation vor dem Monarchen repräſentiren zu wollen. — Im zweiten Kapitel ſpricht der Herr Freidenker von den Geſetzen der verſchiedenen Regierungsformen, unter andern von dem gegen Hochverrath, und erwähnt im Vorbeigehen — wie es ſcheint, ſehr mißbilligend — daß man in China ein Hochverräther wird, wenn man der Perſon des Kaiſers nicht ehrfurchtsvoll begegnet. Allein das iſt allerdings ein vortreffliches Geſetz; denn die Perſon eines Deſpoten und der Staat ſind Synonyme. Wer jene beleidigt, oder ihren Leidenſchaften zu widerſtreben wagt, der hat den Staat angegriffen, oder deſſen Wohlfahrt widerſtrebt, und hundert feile Federn ſind ſogleich bereit, es der Welt zu beweiſen. — Die folgenden Kapitel — unter welchen ſich beſonders das ſechſte, von der Toleranz, auszeichnet — ſprechen über Alles, was einen Verehrer des Staatsrechts nur irgend intereſſiren kann, obgleich der Verfaſſer nirgends tief geſchöpft hat. Allein wozu auch? tief oder nicht tief, alle dieſe ſchönen Betrachtungen ſind doch nur geiſtige Spielwerke müßiger Köpfe oder gutmeinender Herzen. Man braucht aber jetzt weder Köpfe noch Herzen, ſondern Arme, und das Entbehrlichſte auf der Welt ſind freie Gedanken.

unter ihnen nicht gröſſer seyn konnte; und das ist sehr begreiflich für Jeden, der diese Einigen kennt.

Daß [illegible] Regie (eigentlich der Ausschuß) freywillig abgetreten sey, um an diesem sibirischen Theater-Regiment keinen Theil zu nehmen, ist unrichtig. Die Sache verhält sich so:

Zu der Zeit, von welcher der Briefsteller redet, existirten nur noch drey Mitglieder des Ausschusses, die Herren W**, B** und K**. Stephanie der Aeltere war gestorben, und Hr. Lange schon zehn Monat vorher aus Privat-Ursachen ausgetreten. Hr. K** hatte eines Abends — (ich war damals krank und bettlägrig, nahm folglich gar keinen Theil an den Theater-Geschäften) — er hatte, sage ich, eines Abends das Mißvergnügen, sich den Unwillen seines höheren Vorgesetzten zuzuziehen, und glaubte es, einiger lebhaften Ausdrücke wegen, seiner vermeyntlich gekränkten Ehre schuldig zu seyn, um seine Entlassung aus dem Ausschuß zu bitten. Ob nun gleich sein Chef das Vorgefallene auf die edelste Weise wieder gut machte, indem er seinem eigenen Herzen, zum Theil aber auch meinen Bitten nachgab — ja! meinen Bitten! denn da ich wußte, daß Hr. K** sich von mir verfolgt glaube, so ergriff ich eilig die Gelegenheit, ihm das Gegentheil zu beweisen, und es gelang mir, Folgen seines Schrittes abzuwenden, die einen sehr nachtheiligen Einfluß auf seine Zukunft hätten haben können — ob nun gleich ferner Hr. K** selbst das höchst edle und anständige Benehmen seines Vorgesetzten gerühret erkannte; so blieb er dennoch, von zwey bis drey Aufhetzern geklemmt, bey dem Wunsche, den Ausschuß zu

Bemerkungen des Unparteiischen über den Parteiischen.

(Fortsetzung.)

Im Würtembergischen (Nr. 152) ist die weise Einrichtung getroffen worden, daß Einer, der studiren will, um Erlaubniß dazu bitten muß, wenn auch die Musen ihm schon längst Erlaubniß dazu ertheilt hätten. Aber die Musen stellen keine Rekruten, sind vielmehr selber gefährliche Werberinnen; da wir nun in die Zeiten des Romulus zurückgeschleudert worden sind, wo die Kunst, das Schwert zu führen, die einzige nützliche und ehrebringende Wissenschaft war; so ist auch jene neue Einrichtung sehr zweckmäßig. Futter für Pulver, sagt Fallstaff, und Pulver ist bekanntlich sehr gefräßig. Wir haben ein altes Kirchenlied: Eins ist Noth, ach Herr! dies Eine; welches mutatis mutandis jetzt immerfort gesungen werden sollte. — Wenn nun ein junger Würtemberger die Erlaubniß etwas zu lernen errungen hat, so ist er während der Zeit, wo er etwas lernt, von der Konskription befreit; dann aber examinirt man ihn, ob er auch wirklich etwas gelernt hat? und, wenn er den Erwartungen entspricht — das heißt doch wohl, wenn er recht viel gelernt hat? — so wird er — (man sollte meinen, auf immer von der Konskription erlöst? nein) so wird er, ohne Rücksicht auf sein Alter, in die dritte Abtheilung der Konskription eingetragen, bis er etwa ein Staatsamt erhält. Geschieht das Letz-

wo die Menschen- und Bürgerrechte überall für sie reklamirt werden, und unsere ganze Menschenliebe beinahe zur Judenliebe geworden ist, jetzt hätte man freilich erwarten sollen, daß sie, beim Empfange der Bürgerrechte, auch die Bürgerpflichten übernehmen würden. Doch wenn es wahr ist, was verlauten will, daß die Tapferkeit keine Judentugend sei, so erscheint auch hier das neue Gesetz gerechtfertigt. Es steht nur zu befürchten, daß eine Menge Christen sich werden beschneiden lassen.

Dieselbe Nummer enthält die Nachricht von einer neuen Gnade, welche der französische Kaiser den neu vereinigten italienischen Departements erzeigt. Es soll ihnen nämlich erlaubt sein, in öffentlichen Akten, neben der französischen Sprache, auch ihre Muttersprache beizubehalten. Folglich werden sie die öffentlichen Akten auch verstehen, und das ist allerdings ein großer Vortheil.

In dem Dankgebete (Nr. 155), welches im Würtembergischen wegen der französischen Siege dem Himmel dargebracht worden — (während die Oesterreicher wegen der österreichischen Siege den Himmel gleichfalls bekomplimentirten) — wird auch gesagt: Oesterreich habe die verderbliche und völkerrechts widrige Absicht gehabt, Aufruhr zu erregen. — Es ist höchst erfreulich, das Völkerrecht hier anerkannt zu sehen: denn allerdings ist das Aufruhrerregen keine edle Waffe, und nur dann zu entschuldigen, wenn sie als Repressalie gebraucht wird, zum Exempel als Napoleon der Große die Ungarn aufforderte, ihren rechtmäßigen König abzusetzen und einen andern an dessen

Stelle zu erwählen. — Ferner empfiehlt das erwähnte Dankgebet mit löblicher Wärme Gehorsam gegen die Obrigkeit, weil sie Gottes Bild trage. — Es ist nur zu bedauern, daß die Verblendeten, welche der Obrigkeit den Gehorsam versagen, nicht die besten Kopien von Gottes Bilde zu erblicken glauben, und bisweilen wohl gar so frech sind zu behaupten: man müsse darunter schreiben, das soll Gottes Bild sein.

Die wegen Schill in Preußen niedergesetzte Kommission hat erkannt, er soll erschossen werden (Nr. 155), hingegen wurden seine Offiziere nicht für straffällig erklärt, weil sie ihm gehorchen mußten, und er ihnen vorspiegelte, er sei zu diesem Schritte autorisirt. Eine ganz andere Ansicht der Sache hat die französische militärische Spezialkommission gehabt, welche viele dieser Offiziere zum Tode verdammte, weil sie zu einer Räuberbande gehört haben.

Wenn es erlaubt ist, wie ich nicht zweifle, seine Meinung mit Bescheidenheit vorzutragen, so möchte ich wohl die Vermuthung äußern, die preußische Kommission habe so Unrecht nicht gehabt, wenn sie einiges Bedenken trug, das Wort Räuberbande zu gebrauchen. Schill war ein Tollkopf, das mag sein; ein unbesonnener Schwärmer, das ist wahr; ein Verbrecher gegen seinen König, das ist nicht zu läugnen; und dafür sollte er auch erschossen werden; aber ein Räuber? — Mir würde es schwer fallen, das zu beweisen. Mich dünkt, das Rauben gehöre zu denjenigen Verbrechen, die keiner Mode in unserer Moral unterworfen sind, und was

heute Rauben heißt, muß auch noch über zweihundert Jahre so heißen und vor zweihundert Jahren so geheißen haben. Nun ist aber bekannt, daß vor einigen hundert Jahren jedem Söldner-Hauptmann vergönnt war, sein Panier aufzupflanzen, einen Haufen solcher Miethlinge um sich zu versammeln und dann auf seine eigene Hand einer der kriegführenden Mächte beizustehen. So hatten auch die Franzosen ihre Armagnacs (in Deutschland arme Gecken genannt), ohne daß damals der Graf von Armagnac für einen Räuber galt. Gesetzt nun, was kaum zu bezweifeln steht, Schill habe sich gleichfalls blos für einen solchen kriegerischen Abenteurer gehalten: so verdiente er allerdings den Tod, weil er aus den Diensten seines Königs desertirte; ob er aber ein Räuber gewesen, darüber herrscht zwischen der französischen und preußischen Militärkommission eine verschiedene Meinung, und da beide Kommissionen aus sehr ehrenwerthen Männern bestanden haben: so kann man zwar der erstern keinen Vorwurf machen, aber doch der letztern beipflichten. Die erstere hat ihr Urtheil folgendergestalt begründet: Der Präsident fragte: Sind die Angeklagten mit den Waffen in der Hand gefangen worden und also schuldig? — Antwort ja. Aber nicht eigentlich deswegen (wie sie selbst hinzufügt), weil die Angeklagten mit den Waffen in der Hand gefangen worden, sondern deswegen, weil sie dieser Waffen sich bedient haben, um in Westphalen und Mecklenburg die Kassen wegzunehmen. Das Gesetz verhänge die Todesstrafe wegen Diebstahl mit offener Gewalt u. s. w. Dieses Gesetz glaubte Schill gewiß nicht zu verletzen; denn

er hielt auf Ehre, trotz einem alten oder neuen Ritter, das weiß Jedermann. Er nahm die Kassen weg, weil er wußte, daß solches täglich mit offener Gewalt geschah, weil er es für Kriegsgebrauch hielt und sich selbst gar nicht auf einem Raubzuge begriffen zu sein glaubte. Er erklärte sich für einen Feind der Franzosen und des rheinischen Bundes. Er hatte von dem vormaligen Minister Stein das bekannte Beispiel vor sich, daß Frankreich und der rheinische Bund einen Privatmann nicht so gering achten, daß sie ihm nicht die Ehre anthun sollten, ihn für ihren Feind zu erklären; folglich bildete auch er sich ein, daß er als Feind handeln dürfe. Es sei ferne von mir, seine Trugschlüsse vertheidigen zu wollen; er verdiente allerdings erschossen zu werden, und das sollte auch geschehen; aber den Tod als Staatsverbrecher sollte er leiden. Von dieser Seite wenigstens läßt sich die Sache, vielleicht irrig, betrachten. Auf jeden Fall beweist ein Schriftsteller blos seine Menschenliebe, wenn er einen doppelten Verbrecher gern zu einem einfachen machen möchte.

Unwillkürlich dringt sich noch die Frage auf: Was geschehen sein würde, wenn Schill, wie er sich thörichterweise einbildete, Deutschland aufgewiegelt, ein großes Heer gesammelt und Siege davon getragen hätte? — Ach! ich fürchte, dann würde die Welt eine neue Niederträchtigkeit begangen, blos nach dem Erfolge geurtheilt und ihn als einen Helden vergöttert haben! Dann hätte man ohne Bedenken Traktaten mit ihm geschlossen; dann wäre es blos der Nemesis, oder, was eben so viel gilt, der Ge-

schichte vorbehalten worden zu entscheiden, ob er ein Räuber oder ein Held gewesen.

Das Schicksal seiner Offiziere ist beklagenswerther als das seinige, denn er hat den Tod, nach seiner Einbildung, auf dem Bette der Ehre gefunden, jene hingegen unter dem Henkerschwerte; und nicht allein sie, sondern auch ihre Eltern und Verwandte sind gewissermaßen bestraft worden, da man die Namen, nicht allein der Väter, sondern sogar die Geschlechtsnamen der Mütter in allen Zeitungen in zwei Sprachen bekannt gemacht hat. Ich kann nicht ohne die bitterste Wehmuth an die ohnehin unglückliche Familie denken, der ein solches Zeitungsblatt gebracht worden. Da alle diese ehrwürdigen Familien gewiß unschuldig an dem Vergehen ihrer Söhne waren: so läßt sich wohl keine andere Ursache jener nicht schonenden Behandlung aufspüren, als den Wunsch der Richter, durch eine solche Publicität künftig andere Eltern zu vermögen, ein wachsameres Auge auf die Schritte ihrer Söhne zu richten. Nur bedachten sie wohl nicht, daß es Eltern, deren Söhne in Militärdiensten stehen, ganz unmöglich ist, ihre Schritte zu bewachen.

Nach Nr. 136 hat Napoleon der Große seine Vaterstadt Ajaccio beinahe neu auf kaiserliche Kosten erbaut, und dieser merkwürdige Ort soll jetzt beinahe aus lauter Palästen bestehen. Diese Freigebigkeit entspringt aus einem schönen Gefühle, welches den französischen Kaiser ehrt. Zugleich ist es sehr erfreulich zu sehen, daß zu einer Zeit, wo so viele Städte zerstört worden sind, doch wenigstens Eine

neu hervorgeht. Möge es Ajaccio nie ergehen wie Velletri, dem Geburtsorte des Kaiser Auguſtus, welches nicht allein jetzt ein ſehr elendes Städtchen iſt; ſondern wo man auch über den Kaiſer Auguſtus ſprechen darf, was einem beliebt. Solche Veränderungen haben tauſend acht hundert Jahre bewirkt. Das hätte ſich der Welt beherrſchende Auguſtus wohl nicht eingebildet.

Der Präfekt zu Beauvais hat verordnet (Nr. 156), daß die öſterreichiſchen Kriegsgefangenen, die bei den Landeigenthümern arbeiten müſſen, künftig nicht mehr arbeiten ſollen, als die franzöſiſchen Arbeiter. Das iſt eine ſehr billige Verordnung. Da aber jedes Geſetz einen zuvor bemerkten Mißbrauch vorausſetzt, ſo folgt, daß die öſterreichiſchen Kriegsgefangenen, ehe der Präfekt zu Beauvais ſich ihrer menſchenfreundlich annahm, ſehr hart behandelt wurden, indem ſie mehr arbeiten mußten, als ein Menſch in der Regel arbeiten kann.

In Franken hat man (Nr. 156) eine Vergleichung zwiſchen der heutigen und vormaligen Art Krieg zu führen angeſtellt, und gefunden, daß die auf dem Kriegsſchauplatze gelegenen Städte und Dörfer vormals weit mehr gelitten haben als jetzt. Das kann wohl ſein; aber darum möchte ich doch der heutigen Art Krieg zu führen vor der ältern keinen Vorzug geben; denn vormals traf das Kriegselend blos den Kriegsſchauplatz, jetzt trifft es ganz Europa. Preußen zum Exempel hat ſeit drei Jahren Frieden und iſt noch immer in Verzweiflung wegen der unerſchwinglichen

Kontributionen, und ernährt noch immer fremde Truppen in seinen Festungen. So war es vormals nicht.

Die Hanseſtädte zum Exempel, die ſich gar nicht in den Krieg gemiſcht haben und gar nicht auf dem Kriegsſchauplatze liegen, zeigen zwar, Lübeck ausgenommen, keine zerſtörten und geplünderten Häuſer, aber ein gänzlich zerſtörtes Glück. An alle dem ſind freilich die verdammten Engländer Schuld; aber es beweiſt doch, daß bei der heutigen Art Krieg zu führen man auch außer dem Kriegsſchauplatze keine Seide ſpinnt.

Alle Titel der göttingiſchen Profeſſoren ſind abgeſchafft. (Nr. 156.) Waren dieſe Titel wirklich eine Auszeichnung? — Die Profeſſoren haben es geglaubt und mit ihnen die ganze Welt. — Hatten ſie dieſe Auszeichnung verdient? — Daran zweifelt wohl Niemand, der ihre Namen kennt? — Sollte es denn ein Irrthum ſein zu behaupten, daß man einem Gelehrten das Verdiente nicht wohl entziehen könne, ohne es ihm auf irgend eine Art zu erſetzen? — Es ſcheint, daß mit eben dem Rechte, mit welchem ein Gelehrter eine Doſe mit Brillanten beſitzt, die ihm von ſeinem Fürſten geſchenkt worden, er auch ſeinen Titel als ſein Eigenthum betrachten dürfe. Mich deucht ſogar, daß auch der Adel, den etwa der vorige Fürſt ertheilte, mit gleichem Rechte wieder genommen werden könnte; denn was iſt ein Titel anders, als eine Art von perſönlichem Adel unter den Gelehrten? — Uebrigens muß die weſtphäliſche Regierung ſehr gute und wichtige Gründe dazu gehabt haben (wenn ich ſie gleich nicht einſehe), denn ſonſt hätte ſie

ja ihren Zweck, die Vertilgung der alten Titel, sehr leicht erreichen können, ohne die Professoren zu kränken, wenn sie nämlich die Betitelten nach und nach hätte aussterben lassen.

Nr. 157 erzählt, daß die Offiziere in Paris in großer Uniform der Nationalgarde erscheinen, und daß der Anblick derselben an 1789 erinnert. Es ist ein schöner Beweis von der Festigkeit der Regierung, daß sie ohne Bedenken an 1789 erinnern darf. Aber müssen die Franzosen nicht über sich selber lächeln und seufzen, wenn sie an dies merkwürdigste Jahr ihres Lebens, und an alle in demselben gehegten Wünsche, Hoffnungen und Meinungen zurück denken? — und wo ist denn der brave Lafayette? hat man sich seiner bei dieser Gelegenheit nicht auch erinnert! — hört man gar nichts mehr von ihm?

Nr. 158. Der Moniteur gibt, bei Gelegenheit einer Dissertation über die Einnahme von Vliessingen, die Eigenschaften eines guten Kriegers folgendergestalt an: »Ein Bombardement kann Häuser verbrennen, Weiber, Kinder und Greise tödten, muß aber einem Manne von Herz die Stirne nicht in Runzeln versetzen.« — Das muß doch fürwahr eine Stirn sein, die nicht mit Haut überzogen ist; denn ich habe immer gehört, ein braver Soldat könne und müsse überall seine Pflicht thun, also auch bei einem Bombardement, aber es dürfe ihm schon das Herz dabei bluten, wenn er Weiber, Kinder und Greise um sich her zerschmettern sieht. — Eben daselbst wird gesagt: Wenn die Engländer die Insel Walchern behaupten wollten, so müßten jährlich

verlaſſen; nicht ahndend, daß man ihn, den argloſen und würklich gutherzigen Mann, zur Feuerzange mißbrauche, wo doch nicht einmal Kaſtanien zu hohlen waren.

Seinem Beyſpiel folgte nunmehr Hr. B**; abermals nicht des ſibiriſchen Theater-Regiments wegen, ſondern — (wie er laut und öffentlich erklärte) blos um der ausgeſtreuten Verläumdung willen, als habe Er K**, von dem er freylich oft in ſehr herabwürdigenden Ausdrücken ſprach, zu ſtürzen geſucht, um mit mir allein an der Spitze der Geſchäfte zu ſtehen. Allein aus dieſer Urſache, fügte er hinzu, habe er gegen mehrere Mitglieder geäußert, und ſeinen bekanntlich ſehr guten Ruf zum Pfande geſetzt, daß, im Fall Hr. K** austrete, er es auch thun werde.

Dieſe Beyden alſo wurden entlaſſen; nicht aber der Aeltere unter ihnen, Hr. W**, dem es nie eingefallen iſt, darum anzuſuchen.

Ich ſoll, wie der Briefſteller verſichert, über dieſe Entlaſſung gejauchzt haben, weil ich mich dadurch von läſtigen Zuſchauern befreyt geſehn. — Wieder eine armſelige Redensart.

Die Komplimente, die der Briefſteller nunmehr im Vorbeygehn dem Baron von Braun macht — fühlte er denn nicht, daß ſie, nach Allem was vorher geht und folgt, eigentlich nur hämiſchen, und beſonders in ſeiner Lage, ganz unverzeihlichen Spott enthalten? — Fühlte er denn nicht, daß, wenn das ſibiriſche Theater-Regiment würklich exiſtirt hätte, der größte Theil der Schuld grade auf den Baron v. Braun fallen würde? der das Alles ruhig mit anſah, und dem es

achtzig tausend Mann dort umkommen, indem sie ihre Garnison von zwanzig tausend Mann viermal im Jahre erneuern müßten. — Folglich könnte man die Pest künftig den König von Walchern nennen. Es ist zu verwundern, daß dieser abscheuliche Schlupfwinkel der Pest vorher so wenig bekannt gewesen. Wo ich nicht irre, so hatte Vliessingen zuvor französische Garnison; und da der Tod die Franzosen eben so wenig verschont als die Engländer, so muß man vermuthen, daß der Besitz jener kleinen Insel schon große Armeen gekostet hat.

Nr. 159. Im Anfange des Monats Oktober gab uns der Moniteur die feste Zusicherung, daß, ehe ein Jahr vergeht, die Engländer aus Spanien und Portugal vertrieben sein und der kaiserliche Adler auf den Forts von Lissabon wehen werde. Wir zweifeln keinen Augenblick an der Erfüllung dieser Prophezeiung und ganz Deutschland wird sich gebührend darüber freuen; aber der Redakteur jener Zeitung wagt doch immer etwas dabei, wenn er sich zum Propheten aufwirft, da kein Sterblicher auf Erden, selbst Napoleon der Große nicht, mit Gewißheit voraussagen kann, was sich zutragen werde. Se. kaiserl. Majestät selber äußerten bekanntlich einst im Laufe des Jahres 1808, daß am letzten Dezember desselben Jahres kein Dorf in Spanien mehr in Aufruhr sein solle; dennoch dauert die Verblendung dieser Unglücklichen noch immer fort, und nicht blos ein Dorf, sondern der größte Theil des ganzen Landes verschmähte die ihm dargebotene Wohlthaten noch am letzten Dezember 1809. Diese Prophezeiung aus dem Munde

des Helden traf also nicht ein, sonder Zweifel, weil Umstände sich ereigneten, die selbst der Scharfblick Napoleon's nicht voraussehen konnte. Indessen ist es freilich sehr wahrscheinlich, daß der Moniteur diesmal richtig weissagt, und ohne Zweifel wird, zu unser Aller Freude, die gänzliche Unterwerfung von Spanien darauf folgen. Wenn ich aber in die Geschichte blicke; wenn ich das Beispiel Aegyptens und seiner Priesterkaste betrachte, (welches, nachdem es von Cambyses erobert worden, sich noch dreimal empörte, weil damals die ägyptischen Priester gerade so reich waren und so viel Einfluß auf das Volk hatten, als jetzt die spanischen;) so muß ich leider befürchten, daß die Ruhe dieses schönen Landes noch mehr als einmal getrübt werden wird.

In Spanien muß (nach Nr. 159) alles Silbergeschirr abgeliefert werden, und der Eigenthümer empfängt dafür den vierten Theil des Werthes, das Uebrige in vier Monaten (wo sonder Zweifel mehr Geld vorhanden sein wird). Die Gold- und Silberarbeiter dürfen kein neues Silbergeschirr verfertigen. Niemand darf über sein Eigenthum, wenn es aus Silber besteht, verfügen. Das nicht angezeigte Silber wird konfiscirt. Die Angeber erhalten den vierten Theil des Werthes. — Diese ganze Verfügung scheint durch den Mangel an Silber diktirt zu sein und ist folglich sehr weise. Nur was die Belohnung der Angeber betrifft, da muß ich wiederholen, was ich schon bei einer ähnlichen Gelegenheit bemerkte. Die Angeberei ist ein so schimpfliches Handwerk, daß es offenbar dem Gedeihen der Moralität hinderlich ist, wenn diejenigen, welche es trei-

ben, vom Staate belohnt werden. In Wien wurde eine Prämie für diejenigen ausgesetzt, die das verborgene Eigenthum ihres Souverains verrathen würden; in Spanien für diejenigen, die das verborgene Silber ihrer Freunde und Nachbarn angeben. Das stimmt nicht ganz mit der so oft verkündeten edlen Gesinnung des großen Kaisers, mit seinem Wunsche, die erstickte Moralität in Europa wieder zu beleben (wenn sie anders nicht mehr als scheintodt ist). Die größten Fürsten aller Zeiten haben die Angeber mit Verachtung von sich gewiesen; und da nun Napoleon unbezweifelt zu der Zahl jener Größten gehört, so glaube ich auch nicht, daß eine solche Maßregel von ihm herrühre; denn es kann ihm kein Vergnügen machen, für das bischen Silber Menschen kennen zu lernen, welche um den vierten Theil des Werths in Wien ihren guten Kaiser, in Spanien ihren Nächsten verrathen. — Uebrigens mögen die Berliner, wenn sie dieses neue spanische Gesetz lesen, sich der Ungeberdigkeit schämen, mit welcher sie dem bedrängten Vaterlande blos ihr überflüssiges Silber versagten, obgleich es ihnen ganz bezahlt wurde.

Nr. 159. Die französische Polizei zu Wien gestattet Denkfreiheit; (das ist sehr tröstlich für alle diejenigen, welche gern ein wenig denken mögen) sie sorgt aber auch zugleich für die Unterdrückung schädlicher Schriften. — Das wäre abermals sehr tröstlich für alle diejenigen, welche nicht gern etwas schädliches in die Hand nehmen, wenn die Polizei nur zugleich bekannt gemacht hätte, welche Schriften sie für schädlich hält? — sind es blos solche, welche Reli-

gion, Sitten und Staat antaſten? dann Heil ihr! — iſt aber auch jede Meinung verpönt, welche mit der ihrigen nicht übereinſtimmt, oder die nicht alle franzöſiſche Einrichtungen ganz vortrefflich findet, ſo möchte die gerühmte Denkfreiheit ſich in der That blos auf das Denken beſchränken.

Nr. 159. Unter den Tiroler-Inſurgenten ſollen deswegen ſo viele Wirthe Stabsoffiziere ſein und ſich ſo thätig beweiſen, weil ſie unter der öſterreichiſchen Regierung die Reiſenden gewaltig übertheuern durften, und weil die baieriſche Regierung dieſem Unfuge ein Ende machte. Daher ihre Wuth. — Das iſt eine Verleumdung des Hamburger Korreſpondenten. Die Tiroler Wirthe mögen ohnehin ſchwer genug belaſtet ſein, man braucht ihnen nicht noch Dinge aufzubürden, an denen ſie unſchuldig ſind. Ich bin in den Jahren 1804 und 1805 in Tirol geweſen, und bei mehr als fünfzig Wirthen eingekehrt, bin aber nicht allein nirgends übertheuert, ſondern überall billig und redlich behandelt worden. Ueberhaupt iſt mir auf allen meinen Reiſen kein ſo braves Volk vorgekommen, wie die Tiroler, und um ſo mehr habe ich es beſeufzt, daß ſie durch eine, übrigens achtungswerthe Anhänglichkeit an ihre alten Regenten ſich unbeſonnen in's Verderben ſtürzten. Aber auch in ihrer Verblendung erſcheinen ſie gewiß jedem Unbefangenen bedauernswerth, und jeder Fürſt wird wünſchen, daß, wenn einſt die Noth ihn zwingt, ſeine Unterthanen abzutreten, ſie Alle mit ſo vieler Liebe an ihm hängen möchten, wie die Tiroler an Oeſterreich.

Auch in Nr. 161 behaupten die Franzosen abermals, daß, wenn ein Bataillon von tausend Mann zwei Monate auf der Insel Walchern stehe, achthundert Mann davon im Hospitale liegen. Sonder Zweifel haben sie selbst diese traurige Erfahrung gemacht, weshalb es ein wenig befremdet, den Engländern, die ohnehin der Vorwürfe genug verdienen, auch noch den machen zu hören, daß sie ihre Truppen exponiren. Wer Walchern behaupten will, der muß sich schon entschließen, ein Opfer zu bringen, zumal wenn diese Insel wirklich so wichtig ist, daß Karl V. (nach Nr. 160) in seiner letzten Instruktion an seinen Sohn, demselben besonders die Vertheidigung von Walchern empfohlen hatte. Daß wir sie bald wieder in französischen Händen sehen werden, ist wohl gewiß, und begierig bin ich dann zu erfahren, ob das Klima auch dann noch so pestilenzialisch bleiben, oder die Rede davon sein wird.

Kein Türke, der eine starke Portion Opium genommen, hat jemals so wunderliche Dinge träumen können, als bisweilen in der Welt geschehen. Eine Nation, die vor wenigen Jahren den Adel verbannte, sich über den Adel lustig machte, den Adel schwächte: dieselbe Nation verehrt nicht allein in ihrer Mitte den zahlreichen neuen Adel, sondern gibt auch Holland einen König, der (nach Nr. 162) dem Adel in Holland Vorzüge einräumt, welche noch vor wenigen Jahren in ganz Frankreich theils als lächerlich, theils als ungerecht betrachtet wurden. Die Edelleute sollen Hochwohlgeborne Junker sein, die Barons Hoch- und Wohlgeborne Herren, die Grafen Hochgebo-

ren und Excellenz. Schade, daß bei so vielen vortrefflichen Neuerungen doch die alten sinnlosen Worte: Hochwohlgeboren u. s. w. noch immer beibehalten werden, denn sie liefern in der That entweder gar keine oder sehr komische Begriffe. Doch diesen leeren Klang und noch einige andere unbedeutende Rechte könnte man den Adlichen schon gönnen; wenn man aber liest, daß sie auch in den Kollegien den Unadlichen vorgehen sollen, und wenn man vergebens die Einschränkung sucht: vorausgesetzt daß sie auch an Verdiensten die Unadlichen übertreffen, so kann man sich in der That nicht enthalten, darüber zu seufzen, daß der alte Sauerteig nicht gänzlich ausgefegt worden. Am lustigsten dabei ist die Geschmeidigkeit der deutschen politischen Schriftsteller, die dem Golde an Ductilität gleich kommt. Heute preisen sie himmelhoch die Abschaffung einer alten Form, und beweisen klar und bündig, daß dadurch für Europa ein neuer Glücksstern aufgegangen; aber wenn es Morgen einem Machthaber beliebt, dieselbe alte Form wieder herzustellen, so preisen sie eben so himmelhoch und beweisen eben so klar und bündig, daß ohne dieselbe Europa gar nicht hätte bestehen können. O ihr kläglichen Menschen! selbst diejenigen, denen ihr Weihrauch streut, können euch unmöglich achten.

In Nr. 170 wird Lucian Bonaparte, wie es scheint geflissentlich, blos der Senator Lucian genannt. Seit wenn ist es gebräuchlich, einen Staatsmann blos bei seinem Vornamen zu nennen? Warum entzieht man ihm seinen berühmten, und wahrlich auch durch ihn selbst be-

rühmt gewordenen Zunamen? — Welche Ursache läßt sich denken? — Er selbst hat, in der Behauptung desselben, eine Charakter-Größe gezeigt, die ihn bewundernswürdig macht, und sicher wird einst die Geschichte dem Beispiele des Hamburger Zeitungsschreibers nicht folgen.

Viele tapfere Franzosen standen bis jetzt in dem Irrthume, daß, wenn das Konskriptions-Los sie Einmal nicht getroffen habe, sie alsdann für immer von der Ehre zu fechten ausgeschlossen wären; allein diese Furcht ist ihnen nunmehro benommen, da nach Nr. 171 bereits eine Komplementär-Aushebung von sechsunddreißig tausend Mann beschlossen wurden: sie sind auf's Neue zur Theilnahme an dem Ruhme berufen, sie dürfen sich auf's Neue allen den Gefühlen und Hoffnungen überlassen, die sie schon 1806 empfanden. Der Präfekt von Brüssel hat, nach Nr. 167, bereits befohlen, daß sechzehn tausend Konskribirte aus den Klassen von 1806 bis 1810 ausgehoben werden sollen. Man kann leicht berechnen, wie ungeheuer die französischen Armeen von Jahr zu Jahr anwachsen müssen, wenn man aus den Bülletins ersieht, wie außerordentlich wenig Franzosen den Tod auf dem Bette der Ehre finden, indem bekanntlich, bei einem Verluste des Feindes von mehreren Tausenden, der Verlust der Franzosen jederzeit nur einige Mann beträgt. Für einen kuriosen Liebhaber, der die hamburgischen Zeitungen sammelt, wäre es in der That eine interessante Arbeit zusammen zu addiren, wie viele Hundert Tausende seit fünf Jahren die Feinde Frankreichs, und wie viele Tausende die Franzosen verloren? Die

Resultate würden erstaunenswürdig, nur für die Geschichte von keinem großen Nutzen sein.

Man kann den Wienern nicht absprechen, daß sie brave, gutmüthige, dankbare Menschen sind, auch wenn sie auf ihren gesprengten Festungswerken herum spaziren, oder die durch das Bombardement zerstörten Häuser betrachten, oder ihre Kontributionen wegfahren sehen. Mit einer wirklich rührenden Freude rufen sie in Nr. 173 aus: »Wohin wir blicken, wohin wir unsere Schritte wenden, spricht ein Denkmahl von Napoleon's Großmuth!«

Die beiden wichtigen Friedenstraktate in Nr. 175 und 176 enthalten, Gott sei Dank! beide einen Artikel, welcher beweist, daß die Machthaber die Rechte der Menschheit ehren; denn den Unterthanen in den abgetretenen Provinzen wird vergönnt, binnen sechs Monaten ihr Eigenthum zu verkaufen und wegzuziehen — das heißt mit andern Worten: Wer aus irgend einer Ursach dem neuen Herrn nicht unterthänig sein mag, der hat die Freiheit sich einen andern zu wählen. Bei der bekannten milden Regierung der neuen Herrscher ist nicht zu befürchten, daß man von dieser Erlaubniß Mißbrauch machen werde; aber gesetzt einmal den Fall, die Einwohner einer ganzen Provinz wollten sich derselben bedienen, um auszuwandern, wie einst die von den Hellenen überwundenen Pelasger, würden dann nicht jene Friedensartikel etwas eingeschränkt werden? — Es wäre wohl überhaupt zu wünschen, daß die Herren der Erde einmal ganz bestimmt fest setzten, in welchen Fällen es einem Volke erlaubt sei, sich einen Be-

herrſcher zu wählen! und in welchen nicht? Die Materie iſt noch ſehr dunkel, und die Erfahrung gibt kein Licht über dieſelbe. Den Franzoſen zum Exempel, wurde bekanntlich das Recht zugeſtanden, durch ihre Stimmen denjenigen zu bezeichnen, dem ſie künftig gehorchen wollten, und ſie erwählten Napoleon den Großen. Hingegen gibt es andere Nationen, denen dieſes Recht nicht zugeſtanden worden (gewiß aus weiſen, aber unbekannten Gründen), ſondern die ſolche Fürſten, die ſie ſelbſt vielleicht nicht gewählt haben würden, als ihre Beherrſcher aufnehmen mußten.

Nach Nr. 187 hat der Fürſt von Anhalt-Köthen zu Paris den Titel Excellenz erhalten. Man weiß, daß auch die große Kaiſerin Katharina die Zweite aus dieſer Familie abſtammte.

In Nr. 191 werden Betrachtungen über das Schickſal der Provinzen Salzburg und Berchtesgaden angeſtellt. Vor acht Jahren, heißt es, hatte jenes noch einen Erzbiſchof, dieſes einen geſürſteten Abt. Im Lüneviller Frieden bekam es der Erzherzog Ferdinand für Toskana. Im Preßburger Frieden vertauſchte es dieſer gegen Würzburg an Kaiſer Franz. Im Wiener Frieden wurde es dem Kaiſer Napoleon zur Dispoſition überlaſſen. Freilich ſollte man glauben, die guten Salzburger wüßten nicht mehr, wo ihnen der Kopf ſteht; aber das iſt eben das Bewundernswürdigſte und Liebenswürdigſte an den Deutſchen, daß ſie in jeder Lage der Dinge ihre Köpfe gleich wieder zu finden wiſſen, und wenn man ſie ihnen auch abgeriſſen hätte, um Kegel damit zu ſchieben. Ich wette, die Salzburger

haben ihren Erzbischof geliebt, haben den Erzherzog Ferdinand angebetet, haben den Kaiser Franz mit Entzücken aufgenommen, haben dem Kaiser Napoleon entgegen gejubelt, und werden nun dem Könige von Baiern, der ihnen vermuthlich zum fünften Herrn in acht Jahren bestimmt ist, durch weiß gekleidete Jungfrauen Blumen streuen lassen.

In einem Berichte aus Spanien (Nr. 191) vom General Suchet, heißt es unter andern: „Da unsere Husaren hundert zwanzig Mann getödtet hatten, und vom Morden satt waren, so machten sie noch hundert fünfzig Gefangene." — Wenn der Hamburger Korrespondent anders richtig übersetzt hat, so heißt das: wenn die Husaren noch nicht vom Morden satt gewesen wären, so würden sie auch noch keine Gefangenen gemacht, sondern diese hundert fünfzig auch noch ermordet haben. — Das kann ich von den französischen Husaren unmöglich glauben, und will daher lieber als gewiß annehmen, daß entweder der Herr General Suchet sich poetisch ausgedrückt, oder daß die Uebersetzung nichts taugt.

Im Ganzen ist es in Europa, in den neun oder zehn Wochen, welche die hier durchblätterten Nummern umfassen, noch um nichts freundlicher geworden. Aus Triest wanderten viele Familien aus (Nr. 151), und wer dort blieb, mußte mit einer Sicherheitskarte versehen sein. (Nr. 153.) In Norwegen speiste man Mehl von Rennthiermoos, auch von getrockneten Fischen. (Nr. 151.) In

doch wahrlich weder an Kopf noch Herz noch Macht fehlte, ihm abzukaufen?

Auch kann man diesen thätigen Mann gewiß nicht beschuldigen, daß ihm etwa das Meiste, aus Nachlässigkeit, unbekannt geblieben sey; er wußte Alles, und eben weil er Alles wußte; weil er tief fühlte, wie unwürdig ich, und Er in mir, behandelt wurde; weil er sah, daß alle Bemühungen, Fleiß und Einigkeit bey einem verwöhnten Theile der Hof-Schauspieler einzuführen, fruchtlos waren; faßte er den Entschluß, all' diesem unendlichen Verdrusse auszuweichen, indem er die Direction abzugeben bereit war.

An die Erwähnung dieses, durch höheres dem Baron Braun Ehrebringendes Zutrauen veränderten Entschlusses, knüpft hier der Briefsteller, ich weiß nicht wie? noch warum? die Erzählung der gegen mich gerichteten Untersuchung, welche — man vergesse das nicht — einzig und allein auf mein eignes wiederhohltes und dringendes Bitten veranstaltet wurde, und durch welche meine Entlassung per decretum bewürket worden seyn soll.

Ich breche hier ab, weil Alles übrige, was ich noch zu sagen habe, in die kurze Geschichts-Erzählung gehört, welche ich, von meinem Aufenthalte in Wien, vom Ersten Tage bis zum Letzten, dem Publicum vorzulegen mich verpflichtet fühle. Aus ihr wird Alles klar werden, was vielleicht hin und wieder noch dunkel scheinen mögte.

Kaſſel mußten ſämmtliche Hausväter unter ſechzig Jahren ſich entſchließen, Nationalgardiſten zu werden. (Nr. 151.) Die niederöſterreichiſche Landesregierung machte in Nr. 152 folgendes bekannt: »Bei der Unzulänglichkeit aller bisher ergriffenen Hilfsmittel, um den requirirten Bedürfniſſen der kaiſerl. franzöſiſchen Armee zu genügen, iſt man nothgedrungen, außer den Steuern auf Grundbeſitzer, auch noch eine Perſonalſteuer anzuordnen.« Zu dieſer ſoll ein Jeder ſteuern, der über vier und zwanzig Jahr alt iſt und ſich ſelbſt ernährt. Hat er eine Frau, ſo muß die eben ſo viel zahlen als er; mit andern Worten, die Verheiratheten zahlen doppelt (etwa weil ſie weniger brauchen als die Unverheiratheten?) Ferner: die Hälfte für jedes Kind über zwölf Jahre. (Wer alſo ſo glücklich iſt, viele Kinder zu beſitzen, der zahlt vielleicht zehnfach.) Witwen und Mädchen erlegen auch die Hälfte. Frauen und Kinder ſind nicht einmal frei, wenn auch ihre Männer und Väter — ihre Verſorger und Ernährer — abweſend ſind. Jede aus freier Hand arbeitende Perſon zahlt zwei Gulden, Geſellen, Lehrjungen, Tagelöhner u. ſ. w. Einen Gulden, Dienſtboten einen halben Gulden. Diejenigen, die binnen drei Tagen nicht zahlen, werden durch Zwangsmittel dazu angehalten, ſelbſt dann, wenn ſie außer Stande ſind zu zahlen. (Wenn es wirklich wahr iſt, was die öſterreichiſche Landesregierung verſichert, daß nämlich die requirirten Bedürfniſſe der kaiſerlichen franzöſiſchen Armee eine ſolche harte, ungeheure Auflage nothwendig machten, wie kann denn noch irgendwo behauptet werden:

das Privateigenthum komme durch die fremden Truppen nicht in Gefahr? — Hiemit will ich die ganze Maßregel keineswegs getadelt haben; es mag Kriegsgebrauch sein, und so wie es leider ein Eroberungsrecht gibt, so gibt es auch ein Requisitionsrecht (vor alten Zeiten nannte man es Brandschatzung); aber so viel kann doch nicht geläugnet werden, daß für denjenigen, der sein Geld hergeben muß, es so ziemlich auf Eins herauskömmt, ob die fremden Truppen es ihm selber nehmen, oder es ihm, durch die Landesregierungen, für sich nehmen lassen.) Bei alle dem war auch in Wien die Holznoth sehr groß; der Schönbrunner Thiergarten wurde Preis gegeben. — In Nürnberg mußten sämmtliche Einwohner ein volles Familien-Schutzgeld, ein Viertel der Häuser und Grundsteuer, und eine verhältnißmäßige Quote oder Gewerbssteuer entrichten, um die bei dem Einrücken der Oesterreicher vorgeschossenen Kontributionsgelder abzutragen. (Nr. 155.) — Die Verpflegung der französischen Garnisonen in Küstrin, Stettin und Glogau wurde abermals auf Ein Jahr ausgeboten, folglich haben die Einwohner jener Städte Hoffnung, ihre Gäste wenigstens noch ein Jahr lang zu bewirthen. (Nr. 156.) — In Wien sollte auch noch eine Steuer auf die Fenster gelegt werden. (Nr. 157.) Freilich könnten die Hauseigenthümer alle ihre Fenster zumauern lassen, weil draußen doch nichts Erfreuliches zu sehen ist; aber dann würde es dunkel in den Häusern, und man würde sonder Zweifel die Lichte besteuern.) —

Sachsen soll für den Unterhalt einer Armee von sechzig tausend Mann sorgen. (Nr. 157.) — In derselben Nummer steht eine schreckliche Schilderung von dem Elende in ganz Süddeutschland. Viele verlassen freiwillig Haus und Hof und ziehen mit dem Bettelstabe in die weite Welt. — Die Beamten und Pensionisten von Salzburg hatten seit fünf Monaten kein Geld bekommen. (Nr. 159.) — Große Räuberbanden erschienen im Odenwalde, im Fuldaischen, im Spessart; die Kaufleute mußten, wie im Mittelalter, in Karavanen reisen. (Nr. 160.) — Selbst in Paris wurde so viel Wucher (agiotage) getrieben, daß der Kaiser genöthigt war, eilf Wechselagenten abzusetzen. (Nr. 160.) — In Köln war ein Auflauf, bei Aushebung der Nationalgarde, die noch immer von ihrem großen Berufe noch nicht ganz durchdrungen zu sein scheint. (Nr. 161.) — In Wien wurden die Großhändler zusammenberufen, um sogleich drei Millionen Gulden Kontribution zu bezahlen. (Nr. 161.) Vermuthlich wollten die einzelnen Gulden aus den Taschen der Tagelöhner und Mägde, und Witwen und Waisen noch immer nicht zureichen. — In Maltha kostete ein Hut achtzig Franken, ein Paar Stiefeln hundert. (Nr. 163.) In Frühnen kostete eine magere Gans zehn Franken (fette hatte man gar nicht), ein Liespfund Talg sechs bis sieben Thaler u. s. w. (Nr. 164.) — Stettin mußte eine Anleihe eröffnen. (Nr. 164.) — Berlin hatte seit drei Jahren zehntausend Einwohner verloren. (Nr. 167.) — Dem Potsdamer Militär-Waisenhause wurden, wie der Berliner

Witwenkasse, diejenigen Kapitalien vorenthalten, welche es im Herzogthume Warschau ausgeliehen, und es protestirte, wie jene, auch eben so fruchtlos gegen diese harte Maßregel. (Nr. 174.) Die armen Witwen! die armen Waisen! — In Bologna mußte der Erzbischof ein Cirkular an die Pfarrer ergehen lassen, um verirrte Schafe wieder zu der Herde zurück zu führen. (Nr. 195.) — In dem unglücklichen Tirol war noch keine Ruhe. (Nr. 195.) — In Meppen wurden die Speicher der Kaufleute aus Mißtrauen versiegelt. (Nr. 195.)

Von erfreulichen Nachrichten enthalten die genannten Blätter blos den Frieden mit Oesterreich und die Hoffnung, die Engländer und Spanier bald besiegt zu sehen. Doch darf nicht vergessen werden, daß der Kaiser Napoleon einen neuen Orden der drei goldenen Vließe, und der König von Spanien einen neuen Militärorden gestiftet hat. Jenen werden hundert Großkreuze, vierhundert Kommandeurs und tausend Ritter tragen; diesen fünfzig Großkreuze, zweihundert Kommandeurs und gleichfalls tausend Ritter. Noch nie gab es auf der Welt so viele Orden, aber auch noch nie so vielen Ruhm, und — — so vieles Elend! Möchten doch die Ursachen des letztern (nämlich die englische Habsucht und Alles, was sonst noch Schuld daran sein mag) recht bald vertilgt werden!

(Die Fortsezung folgt)

Patriotische Ansichten der Erziehung des Volkes, sowohl in den Städten als auf dem Lande.

Ich kann nicht begreifen, wie es zugeht, daß Pestalozzi's neue Lehrmethode in unsern Tagen so vielen Beifall findet. Man lernt dort Alles, nur das Zuschlagen nicht, folglich gerade die einzige Wissenschaft nicht, deren man jetzt allein in der Welt bedarf. Das edle Verlangen, das Glück der Nachkommenschaft zu befördern, hat schon eine ungeheure Menge von Lehrmethoden und Lehrbüchern erzeugt, recht als ob es kein anderes Mittel dazu gäbe. Heutzutage versteht man es besser: mit dem Schwert in der Faust beglückt man die Nachwelt, und kommt vermuthlich weit schneller zum Ziele. Das ist so allgemein bekannt, daß es höchstens noch vor fünf und zwanzig Jahren einem Schwärmer verziehen werden konnte, wenn er auf die alte Weise, aus seiner Studirstube heraus, die kommenden Generationen in das gelobte Land führen wollte.

Nun sind auch gerade fünf und zwanzig Jahre verflossen, als ein gewisser Phelipon de la Madeleine, Advokat in der franche Comté, ein Buch unter dem oben angezeigten Titel schrieb, welches mir ein sehr originelles Werk zu sein scheint. Zugleich muß es auch wohl ein sehr gutes Werk sein, denn man hat von allen seinen Vorschlägen nicht einen einzigen befolgt, und das ist das gewöhnliche Schicksal guter Vorschläge.

Folgendermaßen definirt der Verfasser das Wort Volk:

»Die letzte Menschenklasse, durch Noth gezwungen, um ihrer Lebensbedürfnisse willen, Handarbeiter, Miethlinge und Knechte zu werden.« — Diese, von Leichtsinnigen verachtete, von Mächtigen gedrückte Klasse, wird in den Augen des Philosophen doch immer die erste, und in den Augen des Gesetzgebers die beachtenswertheste bleiben; sie liefert den Landmann, der den Staat ernährt, den Soldaten, der ihn vertheidigt, den Handwerker, der ihn bereichert; aber — bei dem Verderben, dem sie auf mancherlei Weise ausgesetzt ist, liefert sie freilich auch die Störer der öffentlichen Ruhe, die Räuber, die Mörder, die Vagabunden. Das beweist hinreichend, wie wichtig für den Staat die Erziehung des Volkes sei.

Ob es auch Vortheil bringe, das Volk zu unterrichten? — wer fragt so? — nur ein Betrüger oder ein Tirann. Unterricht bedeutet hier aber nicht Erlernung von Sprachen, Wissenschaften und Künsten — solche Studien gehören nur für Reiche oder für Genies — die Volkskinder dürfen nur lernen, was sie als Männer wirklich ausüben sollen. Man muß sie ihren Stand und die Profession ihrer Väter lieben lehren, das ist die Hauptsache, und das kann eine verständige Erziehung bewirken. — Der Verfasser macht sich hier selbst den Einwurf: Ob nicht dadurch, daß man den Volkskindern die höheren Schulen verschließt, manches große Genie erstickt werde? Der Vater des Demosthenes war ein Schmied, Virgil wurde in einer Töpferwerkstatt und Gassendi in einer Hütte geboren. Wahr, antwortet er, aber das Genie bedarf keiner Schulen, es

macht sich Raum und schwingt sich empor. England, mit seinen paar Universitäten, hat mehr berühmte Physiker, Moralisten, Gelehrte und Dichter hervorgebracht, als Spanien, wo man keinen Schritt thun kann, ohne auf einen Baccalaureus zu treten.

Darüber ließe sich noch Manches sagen, doch wir folgen dem Verfasser. Die Volksschulen, denen, nach seiner Ansicht, blos Geistliche vorstehen sollen, versetzt er weit von den Städten, an lustige Plätze, in die Nähe von Wäldern und besonders von Flüssen. Mit dem sechsten Jahre treten die gesunden Volkskinder in dieselben, und erhalten zu ihrer Nahrung im Winter Brot und Wasser und etwas aufgekochtes Mehl, im Sommer Brot und Wasser und einige Früchte. Ihre Kleidung besteht in einer Jacke und Beinkleidern von grobem Zeuge, sie tragen weder Schuhe noch Strümpfe, der Kopf wird geschoren und bleibt unbedeckt. Sie schlafen angekleidet, ohne Decke, ohne Laken, ohne Matratze oder Strohsack, die Bänke, die an den Wänden des Saales herum stehen, dienen ihnen zu Betten, zu Tischen und Stühlen, allenfalls auch das nackte Steinpflaster. Im zwölften Jahre kehren sie zu ihren Eltern zurück und können dann sogleich diesen Hilfe leisten.

Die Körper der Volkskinder abzuhärten ist nothwendig; denn allein auf ihren Körpern beruht ihr künftiger Unterhalt. Darum sollen sie im Winter wie im Sommer in Seen und Flüssen sich baden und schwimmen, welches zugleich die Reinlichkeit befördern, und sie gesund erhalten

wird. Wenn sie dennoch krank werden, so ist zwar vergönnt, alle Mittel zu ihrer Wiederherstellung anzuwenden, nur weder Arzt noch Arznei.

Da der Schlaf besonders zum Wachsthume der Kinder beiträgt, so werden ihnen acht Stunden Schlaf zugestanden. Sie gehen im Sommer wie im Winter um acht Uhr Abends zu Bette, und stehen um vier Uhr Morgens wieder auf. Doch soll man sie auch oft in der Nacht plötzlich wecken und nächtliche Wanderungen mit ihnen anstellen.

Zu den stärksten und angreifendsten Leibesübungen werden die Kinder fleißig angehalten und müssen sich dabei der linken wie der rechten Hand bedienen. Verwunden sie sich bei diesen Spielen, so läßt man sie bluten, bis es von selber aufhört. Bekommen sie Beulen? die Natur wird sie schon wieder ebnen; brechen sie Arm und Beine? dann hilft ein Wundarzt. Gescholten werden sie nie, wenn dergleichen geschieht, und Schläge bekommen sie nie. Sind Strafen nöthig, so bestehen diese in Demüthigungen oder Einschränkungen.

Das lieblichste Geschenk, welches die Erziehung den Volkskindern machen kann, ist die Fröhlichkeit, darum sollen alle ihre Spiele von einer Trommel, von Klarinetten, Pfeifen und Oboen begleitet werden. Auch eine Art von militärischer Haltung müssen sie lernen, weil das sehr gesund ist und die Menschen fester und behender macht. Uebrigens wird in diesen Schulen keine Art von Handwerk gelehrt, weil man weder Zeit noch Mittel dazu hat.

Was nun die Geistesbildung der Volkskinder betrifft,

so soll man durchaus nichts anders lehren, als was, in reifen Jahren, nicht zu wissen, ihnen gefährlich wäre. Sie lernen lesen, Gedrucktes und Geschriebenes, und zwar das letztere aus Kriminalakten, die zu diesem Behufe von den Gerichtshöfen im Auszuge geliefert worden. (Eine vortreffliche Idee, wie mich dünkt, die, wenn auch alle die schönen Träume des Verfassers verworfen würden, doch in unsern Schulen realisirt werden sollte, denn mit Recht erwartet er davon die Verhütung mancher Verbrechen.) Von der Schreibekunst erlernen die Kinder nichts mehr, als ihre Namen deutlich zu schreiben, was darüber sei, meint der Verfasser, sei für sie vom Uebel. (Dann könnten sie aber in der Folge nicht einmal eine Rechnung schreiben.) Hingegen empfiehlt er sehr ernstlich das Rechnen, die praktische Geometrie, das Zeichnen und den Gesang. Man soll den Kindern Lieder und Romanzen in die Hände geben, welche Unschuld, Tugend, Sittlichkeit und Frohsinn athmen, und die noch im Alter bei ihrer Arbeit sie erfreuen werden. Zur Vollendung ihrer Geistesbildung rechnet der Verfasser auch noch die praktische Arzneikunst, die Thierarzneikunst und etwas Physik, die erstere nicht um Aerzte zu werden, sondern um Aerzte zu entbehren; die zweite um in Nothfällen ihrem Viehe selbst beistehen zu können; die dritte um die, aus Unwissenheit entspringende Furcht vor Naturerscheinungen zu verhüten.

»Ich verlange,« sagt der Verfasser, »daß am Tage die Kinder sich orientiren und ohne fremde Hilfe ihren

Weg finden können, daß, wenn sie bei Nacht sich verirren, der Polarstern sie leite und sie keinem Irrwische folgen; daß keine Sonnen- oder Mondfinsterniß, kein Komet, kein Nordlicht, kein Meteor sie schrecke; daß sie bei Gewittern keine Glocken läuten u. s. w.

In den Schulzimmern, so groß und luftig sie auch sein mögen, bleiben die Kinder nie länger als eine Stunde, während welcher sie den Unterricht stehend empfangen und dann hinaus eilen, um wenigstens zwei Stunden Leibesübungen zu treiben oder draußen etwas zu lernen.

Im fünften Abschnitte kommt der Verfasser auf Moral und Religion. Diejenigen Leidenschaften, welchen man bei den Kindern des Volks am kräftigsten entgegen arbeiten muß, sind: die Furcht, der Hang zum Stehlen, zum Saufen, zum Spielen, zur Faulheit. Aber man muß nicht blos diese vertilgen, sondern auch die Entstehung tugendhafter Neigungen zu befördern streben. Obgleich die Wohlthätigkeit des Volks vielleicht nur darin besteht, nicht zu schaden, und seine Güte, nicht boshaft zu sein; obgleich seine Moral sich vielleicht auf den Spruch beschränken sollte: „Was du nicht willt daß dir geschicht, das thu auch keinem andern nicht;“ (wahrlich, die beste Moral für alle Stände!) so muß man doch auch so viel möglich es sanft und mitleidig machen, das Gefühl des Rechtlichen in ihm erwecken, ihm Ehrfurcht vor den Sitten und besonders vor der Religion beibringen, welche letztere ihm ganz unentbehrlich ist. Den besten moralischen Unterricht würde ihm eine Sammlung von guten

Im Jahr 1795 legte ich mein Amt, als Präsident des Gouvernements-Magistrats der Provinz Ehstland nieder, um auf meinem kleinen Landsitz Friedenthal mir selbst und den Musen zu leben.

Zwey Jahre verflossen durch Liebe, Freundschaft und Ruhe verschönert. Da starb Alxinger in Wien. Die Direction der Hoftheater glaubte mich tüchtig seine Stelle zu ersetzen; sie schlug mir Bedingungen vor, die eben so lucrativ als Ehrenvoll waren; und ich verließ Friedenthal, um unter einem mildern Himmelsstriche, zwar Liebe und Freundschaft, doch nicht Ruhe wieder zu finden.

Die Erste Frage ist hier: worinn bestanden meine Pflichten?

Die vornehmste derselben, die mir der Herr Baron von Braun bereits in seinen Briefen an mich auferlegt hatte, war: ein kritisches Journal über die Wiener Hoftheater zu schreiben, von welchem er sich mehrere gute Würkungen versprach. Die übrigen Obliegenheiten, deren damals erwähnt wurde, waren sehr geringe; sie bestanden in Correspondenz, Aufsicht über die Bibliothek u. s. w. Der Baron Braun endigte mit den schmeichelhaften Worten: „ich sollte sein Freund seyn, und ihm überhaupt „mit Rath und That an die Hand gehn.“

Sprichwörtern liefern, die man die Philosophie des Volkes nennen könnte. In der Religion müßte man ihm nichts als blinden Glauben an die Vorschriften des Evangeliums einflössen.

Damit aber auch die Kinder behalten und außer den Schulen üben, was sie in den Schulen erlernt haben, so bleiben sie den Erziehern ihrer Jugend gewissermaßen unterworfen, bis sie sich verheirathen. In jeder Gemeinde wird ein Haupt der Jünglinge aus den Jünglingen selbst erwählt, der über ihre Spiele und Uebungen die Aufsicht führt und Ausschweifungen verhindert. Ländliche Feste werden empfohlen. — Da der Winter die Jahreszeit der großen Verbrechen ist (ach! wir sehen sie leider Jahr aus Jahr ein verüben), und da große Verbrechen nur in der Einsamkeit ausgebrütet werden, so muß man suchen das Volk in den Wintertagen zu versammeln, durch Tanz und Fröhlichkeit es zu zerstreuen. Armbrustschießen und dergleichen Spiele, mit ausgesetzten kleinen Preisen, werden als zweckmäßig, und besonders im Winter, angepriesen. Auch könnte man in dieser Jahreszeit die Jugend in großen Sälen vereinigen, sie lesen, schreiben, zeichnen lassen, immer mit Rücksicht auf das Handwerk, dem ein Jeder sich gewidmet.

Die Ackerbaugesellschaften sollen ihre Preise nicht mehr den schönen Geistern zusprechen, die blos raisonniren, sondern Landleuten, die wirklich den Acker bauen.

Heirathen sollen die Jünglinge nicht eher als im fünf- und zwanzigsten Jahre, die Mädchen nicht früher als im

zwanzigſten. Wer irgend ein Leibesgebrechen hat, ſoll gar nicht heirathen.

Da das phyſiſche und moraliſche Glück des Mannes ſo oft von dem Weibe abhängt, ſo hat der Verfaſſer, wie billig, ein ernſtes Augenmerk auch auf die Erziehung des andern Geſchlechts gerichtet. Hier ſetzt er als Grundſatz feſt (doch immer nur für das Volk), daß diejenige weibliche Erziehung die vollkommenſte ſein werde, die ſich am meiſten der von ihm vorgeſchlagenen männlichen nähere. Dem zufolge ſollen auch die Mädchen faſt dieſelben Leibesübungen treiben wie die Knaben, doch nie Laſten auf den Köpfen tragen. Leſen, Schreiben und Rechnen ſollen ihre Wiſſenſchaften, Nähen, Spinnen, Singen und Tanzen ihre Künſte ſein. Der moraliſche Unterricht iſt derſelbe wie bei den Knaben, doch werden ihnen beſonders die weiblichen Tugenden: Sittſamkeit und Sanftmuth eingeflößt, und um die Sittenreinheit zu erhalten, ſoll das untadelhafteſte Mädchen den Preis der Unſchuld, gleich dem Roſenmädchen zu Falency, empfangen. Und woher die Koſten nehmen, die das verurſachen wird? — Der Verfaſſer weiß augenblicklich Rath. Die Eltern jedes gefallenen Mädchens ſollen fünfzig Thaler dem Pfarrer ihres Kirchſpiels bringen, um ein tugendhaftes Mädchen damit auszuſtatten. (Das iſt hart. Mich dünkt, die Eltern einer Verführten ſind ohnehin ſchon unglücklich genug.) Hier ſchließt das Werk.

Um eine Probe vom Stile des Verfaſſers und zugleich noch eine allgemeine Ueberſicht des Ganzen zu geben, hebe

ich folgende Stelle aus: »Die Erziehung des Volkes kann nur unter zwei Ansichten gestellt werden, nämlich im Verhältnisse zum Staate und in dem zum Volke selbst. Man will jenen blühend, dieses glücklich machen. Worin besteht aber das Glück des Privatmannes? — Im Gleichgewicht seiner Kräfte mit seinen Bedürfnissen. Viel vermögen und wenig begehren, das ist das wahre Geheimniß der Glückseligkeit. Dieser Grundsatz einer gesunden Moral hat mich einzig bei dem Vorschlage geleitet, nur die körperlichen Kräfte des Volkes zu entwickeln, weil sie die einzigen Werkzeuge seiner Kraft und seines Glückes sind; hingegen sorgfältig alle die Kenntnisse ihm vorzuenthalten, die blos unruhige Begierden, Ueberdruß an seinem Stande und Murren gegen die Verfassung der Gesellschaft bei ihm erregen würden."

»Woher entspringt ferner die Glückseligkeit eines Staats? Aus der Zahl, der Kraft und der Arbeit seiner Bewohner. Viele Menschen haben, die stark genug sind um ihn zu vertheidigen (nicht um Eroberungen zu machen) und arbeitsam genug um ihn zu ernähren, das ist dessen wahrer Ruhm, dessen wahrer Reichthum. Dieser Grundsatz einer gesunden Politik war mein Führer, als ich vorschlug, dem Volke durch die Erziehung körperliche Stärke zu geben; aber keine andere Nacheiferung in ihm zu erwecken, als die, sein Gewerbe vollkommen zu treiben."

Hierauf überläßt sich Herr Phelipon in süßer Schwärmerei der unerfüllten Hoffnung, das Gemälde, welches er aufgestellt, lebendig werden zu sehen. Es ist nicht zu

läugnen, daß ein Staat, der seine Vorschläge mit einigen Modifikationen realisirte, vielleicht der glücklichste auf Gottes Erdboden sein würde. Manche werden freilich dies und jenes einzuwenden haben. Warum sollen nur Geistliche die Vorsteher der Volksschulen sein? — Was werden die Mütter zu der spartanischen und altpersischen Lebensweise sagen, zu der man ihre Lieblinge verdammen will? — Um die Kinder furchtlos zu machen, will der Verfasser, daß man sie zu Feuersbrünsten, zu Ueberschwemmungen von reißenden Strömen führe, daß man sie wüthende Thiere verfolgen lasse; welche Mutter wird einwilligen, einen Knaben von acht bis zwölf Jahren solchen Gefahren auszusetzen? — Auch im Winter sollen die Knaben um vier Uhr des Morgens aufstehen; womit werden sie in der Dunkelheit sich beschäftigen? — Die Beschränkung des Schreibens auf den bloßen Namen habe ich schon gerügt: das ist selbst für einen Professionisten durchaus nicht hinreichend. Auch widerspricht der Verfasser sich selbst, indem er, von der weiblichen Erziehung sprechend, eingesteht, das Hauswesen sowohl als die gewöhnlichen Handwerke, könnten ohne Lesen, Schreiben und Rechnen nicht gut betrieben werden, weshalb die Mädchen in diesen drei Künsten Unterricht erhalten sollten. Warum müßte er denn den Knaben versagt werden? es läßt sich kaum denken, daß sie jemals, aus Liebhaberei am Schreiben, Mißbrauch davon machen würden. — Um die Trunkenheit zu verhüten, verlangt Herr Phelipon, man solle, wie bei den Spartanern, jeden Betrunkenen

dem Kinderspotte aussetzen; allein er vergißt, daß die Spartaner nur betrunkene Sklaven dazu brauchten, die wenn sie nüchtern wurden, die Mißhandlung nicht rächen durften und überhaupt die verworfenste Menschenklasse bildeten. Doch das möchte noch hingehen; allein empörend hart ist das Begehren: man solle denjenigen Knaben, dessen Vater betrunken gewesen, vom Spiele seiner Kameraden ausschließen. Hat denn Herr Phelipon, der sonst sehr fromm zu sein scheint, den Spruch vergessen: der Sohn soll nicht tragen die Missethat des Vaters? — Rousseau sagt zu Emil: ein zorniger Mensch sei krank; dasselbe möchte man den Kindern auch von Betrunkenen sagen. — Die Idee, im Winter die Jugend zu versammeln, sobald es dunkel wird, und sie nützlich zu beschäftigen, mag recht gut sein; aber gibt es nicht eine Menge Handwerker, die bei Licht arbeiten? und würden diese ihre Gesellen entlassen? — Ob es wirklich sehr schädlich für Frauenzimmer sei, Lasten auf dem Kopfe zu tragen, mögen Aerzte entscheiden. Es gibt viele Länder, wo diese Gewohnheit herrscht, und man, so viel ich weiß, keine üblen Folgen davon verspürt. — Die den Weibern nöthigen Kenntnisse scheint der Verfasser allzusehr zu beschränken. Arzneikunst, Thierarzneikunst, Gärtnerei, Viehzucht und dergleichen sind den Weibern zu wissen nothwendiger als den Männern. Beiden Geschlechtern möchte wohl die, von dem Verfasser vergessene, Botanik mit am nothwendigsten sein. — Im Ganzen ist sein Plan freilich nur ein Traum; aber ein angenehmer Traum, den man sich gern erzählen läßt. Wäre er vor

zwanzig Jahren in Deutschland realisirt worden, was gilt's, die Deutschen wären jetzt noch frei.

Anekdoten.

(Aus den kürzlich erschienenen Historien du Second âge.)

Sülly sagte eines Tages zu Casaubon, dem Bibliothekar Heinrich's des Vierten: „Sie kosten dem Könige zu viel, Sie haben mehr Gehalt als zwei brave Kapitäns und thun nichts dafür." Casaubon, ein sehr sanfter Mann, schwieg, beklagte sich aber gelegentlich bei dem Könige. — »Sein Sie ruhig," sagte ihm dieser treffliche Fürst, »ich theile die Geschäfte mit Sülly, er hat aber nur die unangenehmen, und das macht ihn bisweilen übler Laune. Die angenehmen habe ich für mich behalten; wenn also die Zeit kommt, wo Sie Ihren Gehalt empfangen sollen, so wenden Sie sich nur an mich, ich werde Ihnen die Parole in's Ohr sagen, damit Sie ohne Umstände bezahlt werden." —

Als Ludwig XIV. zu der Belagerung von Mons abreiste, befahl er seinen beiden Historiographen, Racine und Despréaux, ihm zu folgen; sie blieben aber zu Hause, weil sie die Ruhe liebten. Bei seiner Zurückkunft machte er ihnen Vorwürfe darüber.

»Sire!" antworteten sie, »wir hatten uns schon Reisekleider bestellt; aber ehe die fertig wurden, hatten Ew. Majestät Mons schon erobert." —

Im Jahre 1745 übernahm der kranke Moriz von Sachsen das Kommando der Armee in den Niederlanden. »Wie?« sagte man zu ihm, »Sie sind noch so schwach und wollen eine solche Unternehmung wagen?« — »Hier ist nicht die Rede vom Leben,« versetzte der Held, »sondern vom Abreisen.« —

Rousseau wurde im Jahre 1776 auf dem Wege von Mesnil montant durch einen großen dänischen Hund über den Haufen geworfen, der vor einer Equipage her rannte. Rousseau blieb auf der Stelle liegen, die Equipage fuhr an ihm vorüber, und der Herr, der darin saß, schaute gleichgiltig auf ihn herab. Einige Bauern hoben ihn auf, und führten ihn hinkend nach Hause, wo er noch viele Schmerzen litt. Der Zufall wurde bald bekannt und es kam auch dem vornehmen Herrn zu Ohren, wen sein Hund umgeworfen. Nun erst hielt er es der Mühe werth, sich um den Verwundeten zu bekümmern, schickte einen Bedienten zu ihm, und ließ ihn fragen: »was er für ihn thun könne?« — Nichts auf der Welt, antwortete Rousseau, als seinen Hund an die Kette legen. —

Eines Tages erzählte man Friedrich dem Großen, es habe Jemand schlecht von ihm gesprochen. Der König, statt diesen Jemand für unsinnig zu erklären, fragte blos: ob er hunderttausend Mann zu kommandiren habe? — und auf die verneinende Antwort, sagte er ganz gelassen: »So kann ich auch nichts gegen ihn thun. Wenn er aber hundert tausend Mann hätte, so würde ich ihm den Krieg erklären.« —

Der Kanzler Voiſin hatte vernommen, daß es einem Böſewichte durch Protektion gelungen war, Begnadigung für ſich auszuwirken. Sogleich ging der Kanzler zum Könige (Ludwig XIV). »Sire,« ſagte er zu ihm, nachdem er den Verbrecher geſchildert hatte, Ew. Majeſtät können in einem ſolchen Falle nicht begnadigen.« — Ich habe es aber verſprochen, antwortete Ludwig, der nicht leiden konnte, daß man ihm widerſprach, gehen Sie und holen Sie die Siegel. — »Aber Sire —« — Thun Sie was ich Ihnen befehle. — Voiſin gehorchte; Ludwig beſiegelte den Gnadenbrief, und gab dann die Siegel dem Kanzler zurück. — »Ich kann ſie nicht wieder nehmen,« ſagte dieſer ehrerbietig, aber mit Feſtigkeit, indem er die Siegel auf den Tiſch ſetzte, »ſie ſind befleckt.« — Welch ein Mann! rief der König und warf ſeinen Gnadenbrief in's Feuer, — »Jetzt nehme ich die Siegel wieder,« ſagte Voiſin, »das Feuer reinigt alles.« —

Nach den erſten Feldzügen des Generals Bonaparte in Italien, ſpeiſte dieſer Held eines Tages mit einer Dame, welche ihn, in der Sprache der epiſchen Dichtkunſt, durch die übertriebenſten Schmeicheleien verdrießlich machte. (!) „Was kann man noch auf der Welt ſein,“ rief ſie unter andern aus, »wenn man nicht der General Bonaparte iſt?“ „Madame,“ verſetzte er, »man kann eine gute Hausfrau und Mutter ſein.“ —

Weiberliſt.

Die Araber haben ein Spiel — ich glaube, ſie nennen es Schadeſter — welches zuweilen wochenlang fortgeſetzt wird und darin beſteht, daß keine der ſpielenden Perſonen von der andern etwas empfängt, ohne das Wort Schadeſter auszuſprechen. Wer das nur ein einziges Mal vergißt, der hat verloren. Die ganze Kunſt des Spiels beſteht alſo darin, den andern zu einer ſolchen Vergeſſenheit zu verleiten.

Ein Philoſoph, der ein dickes Buch von der Weiberliſt verfertigt hatte, eine, nach ſeiner Meinung, vollſtändige Sammlung von allen nur möglichen Schlauheiten, deren das ſchöne Geſchlecht ſich bedient, kam eines Tages auf einer Fußreiſe zu einem arabiſchen Lager in der Wüſte. Eine junge hübſche Araberin lud ihn mit der gewöhnlichen Gaſtfreiheit ihres Volkes ſo freundlich in ihr Zelt, daß er der Einladung nicht widerſtehen konnte. Der Mann der jungen Frau war nicht zu Hauſe. Der Philoſoph merkte bald, daß ihre Reize ihm gefährlich werden könnten. Um ſich dagegen zu waffnen, zog er ſein Buch von der Weiberliſt aus der Taſche, und las emſig darin. Die hübſche Frau nahm das ein wenig übel. „Das Buch muß gewaltig intereſſant ſein?“ fragte ſie mit gerümpfter Naſe, „darf man fragen, wovon es handelt?“

„Der Gegenſtand,“ verſetzte der Philoſoph, „liegt außer dem Beurtheilungsvermögen der Weiber.“

Diese schnöde Antwort reizte nur die Neubegier der Araberin noch mehr, und sie quälte den mürrischen Gast so lange, bis er ihr sagte: das Buch enthalte alle Pfiffe und Kniffe, die jemals von Weibern ersonnen worden.

Wie? Alle? —

»Ja, Alle! und eben dadurch, daß ich diese Sammlung täglich studire, bin ich Gott sei Dank so weit gekommen, daß ich die Weiberlist nicht mehr zu fürchten brauche.«

So? wirklich? sagte die schöne Araberin, und schwieg ein Weilchen. Dann veränderte sie das Gespräch, wurde empfindsam, ließ ihre Blicke reden, und — man weiß ja, wie wenig es hübschen Weibern kostet, Philosophen zu besiegen — in weniger als einer Stunde lag er zu ihren Füßen.

Schon gab er der süßen Hoffnung Raum, unter diesem Zelte die beglückende Liebe zu finden, als die Araberin plötzlich aufsprang und erschrocken ausrief: »Großer Prophet! da kommt mein Mann! wir sind verloren, wenn er dich erblickt! er ist eben so eifersüchtig als grausam. Geschwind verbirg dich in diesen Kasten.«

So unanständig es auch für einen Philosophen schien, in einen Kasten zu kriechen, so war doch hier nichts weiter zu thun; er schmiegte sich hinein mit sammt seinem Buche über die Weiberlist; seine schöne Wirthin schloß den Kasten hinter ihm zu und steckte den Schlüssel in ihre Tasche. Ihr Mann, mit dem sie eben in einem Schadester begriffen war, näherte sich wirklich. Sie ging ihm entgegen.

Grade dieſer humane Ton war es, der mir Luſt und Muth gab, die beſchwerliche Winterreiſe von 200 Meilen mit meiner Familie anzutreten, nachdem ich zuvor die ausdrückliche Erlaubniß meines Monarchen zu dieſem Dienſtwechſel erbeten und erhalten hatte.

Da ſeit meiner frühſten Kindheit das Theater bald Leidenſchaft, bald Beſchäftigung, immer wenigſtens Liebhaberey bey mir geweſen war, und ich ſowohl theoretiſch als praktiſch mir viele Kenntniſſe darüber geſammelt hatte; ſo kam ich mit der Hoffnung nach Wien, in einem mir angenehmen Würkungskreiſe nützlich zu werden. Was hätte mich auch ſonſt wohl bewegen können, mein liebes Friedenthal zu verlaſſen? — Nahrungsſorgen drückten mich nicht; Eigennutz habe ich nie gekannt.

Jene Hoffnungen wurden noch lebhafter durch die perſönliche Bekanntſchaft des Baron von Braun in mir erregt.

Mein Herz dringt mich, hier öffentlich, im Angeſicht von Deutſchland, das dankbare Zeugniß abzulegen: daß ich in ihm gefunden, was ſeine Briefe verſprachen; daß er mich nie den Vorgeſetzten, aber deſto öfter den Freund fühlen laſſen; daß er vom Erſten Augenblicke bis zum Letzten, bey Sturm und Sonnenſchein, ſich gegen mich gleich geblieben; daß er mich immer mit freundſchaftlichem Vertrauen, mit zarter Achtung und feiner Freygebigkeit behandelt hat. Sein Geſchmack, ſeine liberale Denkungsart, ſeine Kenntniß des Hofes und Publicums, machen ihn vollkommen würdig, der Vorſteher des Tempels der Muſen zu ſeyn; und das Feuer, mit welchem er Alles umfaßt und ergreift, was zur Vervoll-

»Es ist mir lieb, dich guter Laune zu sehen," hub sie an, „denn ich habe dir eine sonderbare Begebenheit zu erzählen. Diesen Morgen kam eine Art von Philosophen in unser Zelt, der sich berühmte, alle Spitzbübereien meines Geschlechts zu kennen und in einem Buche aufgezeichnet zu haben. Es währte aber nicht lange, so verliebte er sich in mich und sagte es mir auch."

»Wie? und du hörtest ihn an?"

»Er ist jung, schön, verführerisch — wahrhaftig, es war hohe Zeit, daß du kamst."

»Und das bekennst du mir ohne Scheu? Treulose! wo ist der Verwegene, daß ich meiner Rache ihn opfere!"

Man kann leicht denken, daß dem Philosophen in seinem engen Behältnisse nicht wohl zu Muthe war. Er verwünschte sein Buch, die schlauen Weiber — und die eifersüchtigen Männer. Der Araber fuhr indessen fort zu pochen, und auf die Auslieferung des Bösewichts zu bestehen, der die Gastfreiheit habe schänden wollen. Die Frau stellte sich sehr erschrocken, zeigte mit dem Finger auf den Kasten, und überreichte ihm den Schlüssel. Hastig ergriff er diesen, und wollte eben den Kasten aufreißen, als die Frau in ein lautes Gelächter ausbrach, und rief: »Bezahle mich, du hast das Schadester vergessen." — Der Mann stutzte, sah bald den Schlüssel bald sein Weibchen lächelnd an, gab ihr den Schlüssel lächelnd zurück und verließ das Zelt herzlich froh, nichts weiter, als ein Spiel, verloren zu haben.

Jetzt öffnete die Araberin den Kasten, ließ den halbtodten Philosophen heraus, empfahl sich seinem gütigen

Andenken, und bat, den kleinen Streich, den sie ihm gespielt, in seiner noch unvollständigen Sammlung aufzunehmen.

Die Träume.

(Nach dem Französischen.)

Ein Modedichter träumte, er habe ein vortreffliches Lustspiel geschrieben, Grazien, Sylphen und dergleichen lustiges Volk ließen Weihrauch um ihn her dampfen. Er sprach: ich werde Moliere vergessen machen. Das Pfeifen des Parterre weckte ihn aus diesem schönen Traume.

Ein niedlicher Schriftsteller träumte, er habe einen der niedlichsten Romane geschrieben. Als er erwachte, erschien der Roman; Jedermann wollte ihn lesen, und Jedermann schlief ein.

Ein Pariser Ehemann schlummerte auf Hymens Kopfkissen, und träumte von der Zärtlichkeit seiner treuen Ehehälfte. Ein Klopfen an der Thür erweckte ihn; es war der Gerichtsbote, der ihm meldete, seine Frau habe auf Scheidung geklagt, und werde seinen Bedienten heirathen.

Eine Wäscherin aus der Straße St. Honoré fiel schlafend aus dem vierten Stockwerke in einen eleganten englischen Wagen, ohne daß sie den mindesten Schaden genommen hatte.

Ein Bedienter schlief hinter dem Wagen ein, und als er erwachte, befand er sich in demselben. Es gibt eine

Menge Leute, die in einem Schuppen oder Stalle eingeschlafen und in einem prächtigen Saale erwacht sind. Da mache mir Einer einen Commentar über die Metamorphosen des Ovid.

(Ohne den geringsten Uebergang und in gänzlicher Herzenseinfalt beschließt der Franzose seine Spielerei folgendergestalt:)

Ein junger Krieger träumte an den Ufern des Nils, daß er, ganz allein von seinem Glücke getragen, unermeßliche, vom Feinde bedeckte Meere durchkreuzen, ein großes Volk dem Joche der Thorheit, dem Wüthen gegen sich selbst entreißen, und daß aus dem Schooße des Krieges ein, ganz Europa beschattender Oelzweig hervorwachsen würde. Das Zujauchzen des ganzen Erdbodens erweckte ihn, und er staunte, nicht geträumt zu haben.

(Wollte Gott, der Traum wäre schon ganz eingetroffen! am Zujauchzen lassen wir es nicht fehlen; aber den beschattenden Oelzweig erwarten wir noch Alle mit großem Verlangen, obgleich der Boden, aus dem er hervorwachsen soll, nämlich le sein de la guerre, kein großes Vertrauen zu seiner Dauer einflössen kann.)

Cromwell's Begräbniß.

Diese historische Anekdote ist nicht so fabelhaft als sie scheint. Eine englische Dame erzählte sie einem Gelehrten, als eine von ihren Eltern erhaltene Ueberlieferung. Crom-

well sollte, wenige Tage vor seinem Tode, durch den Gedanken beängstigt worden sein, daß die Familie Stuart, wenn sie jemals wieder den Thron bestiege, seinen Leichnam mißhandeln werde, weshalb er die seltsamsten Vorsichtsmaßregeln dagegen genommen. Dem Gelehrten schien das unglaublich; er meinte, ein so kalter, unerschrockener Bösewicht kümmere sich wenig um seinen entseelten Leichnam. Die Dame, um zu beweisen, daß sie die Anekdote nicht aus der Luft gegriffen habe, sandte ihm bald nachher einen Auszug aus fünf Handschriften, die sich in der Harlay'schen Bibliothek befinden sollen. Die erste: »Bericht von dem Begräbnisse König Karl des Ersten und Cromwell's," woraus ersichtlich, wie es den Freunden des Usurpators gelungen, die beiden Leichname zu verwechseln, um dadurch die etwa dem letzteren zugedachte Schmach auf den ersteren zu wälzen. Die zweite: ein Auszug aus den Tagebüchern des Parlaments, die Verordnung enthaltend, den Leichnam Cromwell's auszugraben, zu Tyburn aufzuhängen, und dann zu verbrennen. Diese Handschrift soll vom Lord Oxford sorgfältig bewahrt worden sein. Die dritte: eine Erzählung, auf welche Weise der Befehl des Parlaments durch dessen Sergeanten ausgeführt worden. Der Beauftragte fand den Sarg, auf dem der Name Oliver Cromwell sammt allen usurpirten Titeln geschrieben stand, in der Kapelle Heinrich VII. in Westminster. Die vierte und fünfte (von zwei verschiedenen Händen) ein sehr merkwürdiger Bericht von der doppelten Beerdigung des Erz-

verräthers, von den Gründen dazu, und den Mitteln, deren man sich bedient, um den Haß gegen den unglücklichen Karl I. noch über das Grab hinaus zu dehnen, indem man seinen Leichnam dem zur öffentlichen Schmach verdammten Leichname seines Mörders unterschob. Ein Geschichtsforscher gab diesen Aktenstücken größeres Gewicht, folgende Bemerkungen hinzufügend:

Der Sergeant des Parlaments hat in der That den erwähnten Auftrag erhalten. Er fand den Sarg am angezeigten Orte, mit einer darauf befestigten, stark vergoldeten Kupferplatte, auf welcher die Wapen Englands und Cromwell's mit folgender Inschrift eingegraben waren: **Oliverius protector reipublicae Angliae, Scotiae et Hiberniae, natus 25 April 1599 inauguratus 16 December 1653, mortuus 3 September 1658, hic situs est.** Der Sergeant eignete sich die Platte zu, die er für Gold hielt, und vererbte sie auf seinen Eidam, einen Herrn Giffard von Colchester. — Ferner findet sich unter den erwähnten Handschriften eine mit allen Förmlichkeiten versehene Erklärung eines gewissen Barkstead, eines Sohnes des berüchtigten und hingerichteten Königsmörders Barkstead, welcher bei Cromwell's Tode fünfzehn Jahre alt war. Dieser berichtet: sein Vater sei damals Lieutenant vom Tower, und einer der Vertrauten Cromwell's gewesen. Er und einige andere Mitschuldige Cromwell's hätten ihn befragt: wohin er begraben zu sein wünsche? »Auf den Platz," habe er geantwortet, »wo ich den vollständigsten Sieg erfochten, nämlich auf der Ebene von Naceby in

der Grafschaft Northampton. — Als nun Cromwell gestorben, haben Barkstead und sein Sohn den Leichnam in einem bleiernen Sarge wirklich auf die genannte Ebene geführt, in deren Mitte sie bereits eine ganz frische, neun Fuß tiefe Grube gefunden; der abgestochene Rasen sorgfältig auf die eine Seite gelegt, die Erde auf die andere. In diese Grube sei der Sarg gesenkt, mit der Erde bedeckt, und der Rasen sehr genau wieder darauf gepaßt worden, um die Vorübergehenden nicht merken zu lassen, daß hier kürzlich gegraben worden. Ja, man habe die Vorsicht noch weiter getrieben, indem man, einige Tage nachher, das Feld ordentlich pflügen und mit Waizen besäen lassen.

Diese Erzählung wird bestätigt durch eine andere aus dem Munde eines Mannes, dessen Vater Kaufmann, und nachher Minister Königs Karl des Zweiten zu Florenz war. Dorthin hatten sich viele von Cromwell's Anhängern geflüchtet, und erzählten ohne Scheu, nicht allein was Barkstead berichtet, sondern sie fügten noch, gräßlich lachend, hinzu: Wir haben ein Meisterstück der Rache am Könige verübt, indem wir ihn nicht blos enthaupten, sondern lange nachher, durch seine eigenen, besten Freunde auch noch an den Galgen knüpfen lassen. Man begrub — so behaupteten sie — statt des Usurpators Leichnam, einen leeren Sarg mit allen Pomp, und legte nachher in diesen leeren Sarg den enthaupteten König, der, bei Karl des Zweiten Thronbesteigung, auf Befehl des Parlaments, zu Tyburn gehangen wurde. Der Strick war unter den Schultern befestigt, wie man gewöhnlich verfuhr, wenn ausgegrabene Leichen

sollten gehangen werden. Alles ging vortrefflich, zu großem, höllischen Vergnügen der wenigen Unterrichteten, bis Einige aus dem Volke sich allzunahe drängten, und mit Entsetzen eine gewisse Aehnlichkeit, ja sogar eine Nath am Halse entdeckten. Man fing an zu murmeln; man theilte die Bemerkung einem Offiziere mit, der über Hals und Kopf nach Hofe sandte, um Verhaltungsbefehle einzuholen. Er mußte den Körper sogleich vom Galgen nehmen und begraben. Also nicht verbrennen, wie doch das Parlament ausdrücklich geboten hatte. Dieses sonderbare Unterlassen des angekündigten Verbrennens gab dem Argwohne noch mehr Gewicht.

So viel ist gewiß, daß der Geschichtschreiber, Lord Clarendon, selbst behauptet, man habe das Begräbniß des unglücklichen Königs nicht gefunden, so emsig auch die Lords Southampton und Lindsei, auf Befehl des Hofes, darnach gesucht. Eben so gewiß ist, daß die Anhänger Cromwell's bis zum letzten Hauche ihres Lebens die Wahrheit dieser seltsamen Begebenheit betheuert haben.

Hier noch eine, nicht minder auffallende, der Geschichte bisher entschlüpfte Anekdote. Seit dem Jahre 1557, nachdem der heuchlerische Cromwell den Königstitel ausgeschlagen, entspann sich eine sehr geheime Unterhandlung, um die jüngste seiner Töchter mit Karl II. zu vermählen. Lord Borghill, nachmaliger Graf Orrery, hatte sehr geschickt das Vertrauen des Protektors und die Einwilligung des jungen Prinzen zu dieser erniedrigenden Verbindung zu gewinnen gewußt. Er fing damit an, die Gemahlin

und Tochter Cromwell's von seinem Plane zu unterrichten, und auch im Publikum ein dumpfes Gerücht davon auszustreuen.

Als nun eines Tages Cromwell ihn fragte: »Was gibt es Neues?« — da lächelte Borghill und schwieg. Das reizte Cromwell's Neubegier. Er drang in den Lord und sagte sogar: »Ihr seid nicht mehr mein Freund, wenn Ihr mir etwas verschweigt.«

»Nun, wenn Sie es durchaus wollen,« erwiederte Borghill mit einer schlauen, scherzhaften Miene, »man sagt, »daß der Lord-Protektor seine Tochter Franziska mit Karl Stuart vermählen, und dieser dadurch den Thron von England besteigen werde, den sein Schwiegervater ausgeschlagen hat.«

Oho! rief Cromwell lachend, und was denkt Lord Borghill davon?

»Fürwahr,« antwortete der feine Höfling, »ich denke, was man ziemlich allgemein denkt, daß diese Partie vielleicht die weiseste wäre, welche der Protektor ergreifen könnte.«

Glaubt Ihr das im Ernste? fragte Cromwell, indem er ihn starr ansah.

»In der That,« versetzte der Lord eben so ernsthaft, ich glaube, daß Sie für Ihre Sicherheit nichts besseres thun könnten.« —

Bei diesen Worten kehrte ihm Cromwell plötzlich den Rücken zu, spazirte tiefsinnig auf und nieder, die Hände auf den Rücken geschlagen, trat bald aber wieder zu Lord Borghill und fragte sehr ernst: Welches sind die Ursachen,

durch die Ihr in meinen Augen eine solche Gesinnung rechtfertigen könnt? —

»Die Gewißheit,« antwortete Jener mit Festigkeit, »daß Sie Ihren Anhängern wenig mehr trauen dürfen. Diese können nichts mehr gewinnen, sondern denken nur darauf, das Erworbene sammt ihrer künftigen Ruhe zu sichern, denn sie kennen den Unbestand des Volkes; und wer kennt ihn besser als Sie selbst, Mylord? — Hingegen würde der junge König, in seiner jetzigen unangenehmen Lage, sehr wahrscheinlich alle Vorschläge eingehen, um aus seiner Verbannung erlöst zu werden und die Demüthigungen nicht mehr zu erfahren, die seines Gleichen stets im Unglücke treffen. Ohne Zweifel würde er Ihnen gern, auf Lebenszeit, das Kommando über alle Kräfte des Reichs lassen; in diesem Falle würde die königliche Partei sich mit der Ihrigen vereinen. Bekäme Ihre Tochter Kinder mit Karl, so würde der Vater dieser Tochter dem Gemahle derselben und der Nation lieb werden, und es Niemand wagen, sein Ansehen anzutasten; denn er hätte zugleich einen König, einen Prinzen von Wallis und die ganze Stärke der Nation in seiner Hand. Verschmäht hingegen der Lord-Protektor dieses, ihm von der Gunst des Glückes dargebotene Mittel, so darf er schwerlich hoffen, seine Macht auf seinen Sohn zu vererben, und wird sie vielleicht selbst nicht einmal auf seine Lebenszeit, bei einer so unbeständigen Nation, erhalten können.«

Cromwell hörte das Alles mit der größten Aufmerksamkeit an, und nachdem er abermals in tiefen Gedanken eini-

gemal auf und nieder gegangen, sagte er: »Nein, Mylord! Karl wird nie vergessen, daß ich seinem Vater habe den Kopf abschlagen lassen."

Borghill schlug ihm vor, einen geschickten Unterhändler zu Karl zu schicken, um ihn zu sondiren, erbot sich selbst dazu und meinte: Freilich habe Cromwell mit so vielen Andern zu dem Unglücke Karl's des Ersten beigetragen; aber ihm allein würde Karl der Zweite seine Wiedereinsetzung schuldig sein, und ein so wichtiger Dienst —

»Nein, nein, Mylord!" unterbrach Cromwell ihn heftig, »Karl Stuart kann und wird mir den Tod seines Vaters nie verzeihen. Ueberdies ist er so ausschweifend, daß er in Kurzem uns Alle in's Verderben stürzen würde." — Mit diesen Worten entfernte sich Cromwell in sehr übler Laune, und Borghill wagte es nie wieder, davon zu reden. Als er das Kabinet verließ, begegnete er der Gemahlin und der Tochter des Protektors, die beide äußerst neugierig auf den Ausgang der Unterredung waren. Er unterrichtete sie von dem, was vorgegangen, und rieth ihnen, ihre ganze Gewalt über Kopf und Herz des Protektors anzuwenden, um ihn für die Sache zu stimmen. Das thaten sie auch, allein vergebens; sein Gewissen sagte ihm, sein Verbrechen sei zu ungeheuer.

Clarendon hat diese Anekdote nicht berührt, vielleicht weil er meinte, der Ehre seines Königs dadurch zu nahe zu treten; allein sie ist darum nicht minder zuverlässig; denn theils erzählt sie der Bischof Burnet aus Borghill's eigenem Munde, theils hat auch des letztern Kapellan in

stimmung der Bühne beytragen kann, weckt und nährt die Lust unter ihm zu arbeiten.

Ich hatte den Tag nach meiner Ankunft die Ehre, Se. Majestät dem Kayser vorgestellt zu werden, und habe seitdem noch Einige mal das Glück genossen, mich diesem deutschen Biedermanne zu nähern. — Fast mögte ich es in diesem Augenblicke bedauern, daß er mich mit einer Pension begnadigt hat, weil dieser Umstand den Verdacht der Schmeicheley auf meine Worte werfen könnte. Aber nie habe ich mein Lob verkauft und nie würde ich diesem Bewußtseyn, weder für den Preiß von 1000, noch von Millionen Gulden entsagen. Ich könnte und würde schweigen, da nichts mich zu reden zwingt. — Es ist daher die reinste, aus Vernunft und Herzen fliessende Ueberzeugung, mit der ich behaupte: daß Franz der Zweyte Einer der redlichsten und geradsinnigsten Männer in seinen Staaten ist. Die Auszeichnendste seiner Tugenden ist Gerechtigkeit. Er übt sie gegen den Bettler wie gegen den Fürsten, und zweymal wöchentlich kann Jener wie dieser ihm seine Noth persönlich vortragen. Niemand fragt den, der zum Kayser gehen will: was wollen Sie bey dem Kayser? — Jeder darf ihm sein Anliegen selbst an sein edles Herz legen, und obwohl man leicht begreift, wie manche alberne und weitschweifige Bitten, wie manche thörigte Wünsche bey solchen Audienzen vorkommen mögen; so steht dennoch der Monarch, mit unermüdlicher Geduld, fünf bis sechs Stunden lang, und hört freundlich und gefällig einen Jeden an. Wohl dem Bittenden, dem Gerechtigkeit und Billigkeit zur Seite stehn! er ist des Erfolgs gewiß.

der Sammlung der politischen Memoiren des Grafen Orrery sie ausführlich mitgetheilt. Sie wird auch schon dadurch sehr wahrscheinlich, daß ganz natürlich der schlaue Borghill sich selbst auf jeden Fall sicher zu stellen wünschte, welches ihm auch so wohl gelang, daß Karl II. nichts Eiligeres zu thun hatte, als ihn zum Grafen Orrery zu erheben.

Gebet um allgemeine Blindheit.

Ja ja, im ganzen Ernst sollte man beten um Blindheit auf beiden Augen. Aber nicht Ein Mensch, nicht hunderte, nicht tausende müßten blind werden, sondern alle Bewohner des Erdbodens auf Einmal. Freilich wäre es besser, weit besser, wenn sie Alle wären blind geboren worden; da uns aber der Himmel diese Gnade nicht erzeigt hat, so laßt uns, Christen und Juden, Türken und Heiden, unser Gebet vereinigen, und Gott demüthig anrufen, daß er uns mit Blindheit schlage noch ärger als die Amalekiter.

Wem springt es nicht in die Augen, selbst dann, wenn er schon blind wäre, daß eine allgemeine Blindheit die größte Wohlthat für das Menschengeschlecht sein würde? — Es ist unmöglich, die unzähligen heilsamen Folgen namhaft zu machen; wenige Beispiele werden hinreichen, den ungetheilten Wunsch nach ewiger Finsterniß zu erwecken.

Also Erstens würde kein Krieg mehr auf der Welt sein, keine Schlacht mehr geliefert werden; denn man

würde mit den Kanonen in's Blaue schießen, und wenn man meinte, das Zentrum des Feindes zu durchbrechen, oder dessen Flügel zu umgehen, so stünde er lachend auf einer ganz andern Seite und man stieße mit der Nase an die Bäume des Waldes oder man lief gar in den Strom. Zwar bestehen auch jetzt die Armeen aus blinden Werkzeugen, aber sie spielen leider nicht blinde Kuh untereinander.

Zweitens: Sobald die Menschen die Augen zu thäten, würde die Gerechtigkeit sie auf thun. Die blinden Richter säßen ehrbar auf ihren Stühlen, hörten und erwägten ungestört, sehen weder die krumme Hand des Klägers, noch den etwaigen schönen Busen der Klägerin. Diesen Vortheil kannten schon die Areopagiten, und hielten, um blind zu sein, ihre Sitzungen nur bei Nacht.

Drittens: Würfel und Karten, und mit ihnen der Jammer so mancher Familie, würden verschwinden.

Viertens: Die Mädchen würden nicht mehr um ihrer vergänglichen Schönheit, sondern um ihrer unvergänglichen Tugend willen Anbeter finden. Die häßlichsten wären vielleicht gerade die liebenswürdigsten. Mit den Spiegeln würde auch die Eitelkeit zu Grabe gehen. Jedes Kopfzeug wäre ihnen gleichgiltig. Kein Mann würde mehr durch die Putzsucht seiner Frau ruinirt. Auch würden die Schönen sich untereinander nicht mehr beneiden. Kurz, dann dürfte man sie mit Recht Engel nennen, wenn sie gleich blinde Engel wären.

Fünftens: Da die Treuloſigkeit gewöhnlich eine Folge der Lüſternheit der Augen iſt, ſo würde auch der Quälgeiſt der Eiferſucht durch Blindheit gebannt werden. Jeder hätte das Recht, ſeine Frau für die Schönſte zu halten, auch für die Treueſte, denn nicht einmal ſchielen könnte ſie nach einem fremden Manne; und ſollte es ja bisweilen geſchehen, daß ein blinder Nebenbuhler ihm in's Gehege ginge, ſo ſehe es der Mann doch nicht, denn es gäbe keine Titania, die ihm die grauſame Wohlthat erzeigte, ihm die Augen zu öffnen.

Sechſtens: Es würde kein Buch mehr geſchrieben noch geleſen; und da es bekanntlich tauſend ſchlechte Bücher gegen ein gutes gibt, ſo wäre auch hier der Gewinn klar.

Endlich Siebentens: Die Dämonen des Ehrgeizes und der Herrſchſucht würden aus der Welt fliehen; denn Jeder wäre fein beſchränkt auf ſein Haus und Hof, und fände höchſtens den Weg bis zu ſeinem Nachbar. Wollte er aber über die Alpen gehen, ſo ſtürzte er in den Abgrund, oder über den Rhein, ſo erſöffe er zum Heil der Menſchheit.

Es ließen ſich noch tauſende von Beiſpielen häufen, zum Beweis, daß nichts uns erſprießlicher wäre, als Blindheit. Die jetzt lebende Generation möchte freilich einwenden, daß, wenn man einmal das Vergnügen des Sehens genoſſen — (müßte man auch die infamſten Begebenheiten mit anſehen) man ſich nicht entſchließen könne, dem Augenlichte zu entſagen, ſelbſt bei der Ueberzeugung, daß man ſchon ziemlich lange in ganz Europa mit Blindheit geſchlagen ſei. Nun, ſo möge denn die Mitwelt ihre verblendeten Augen

behalten, wenn nur wenigstens der Verfasser der Kunst, geistreiche Kinder zu zeugen, uns statt dessen lehren wollte, blinde Kinder zu erzeugen; denn von diesen könnte doch nicht mehr geläugnet werden, daß sie allen Vortheil von der Sache hätten, ohne auch nur das kleinste Opfer dafür zu bringen. Wem ist nicht aus Voltaire's Mikromegas bekannt, daß es Geschöpfe gibt, die mit einigen hundert Sinnen begabt sind, die aber doch von uns fünfsinnigen Kreaturen nicht beneidet werden, weil wir keine Idee für ihre dadurch vermehrten Genüsse haben. Nun, so würden auch unsere viersinnigen Kinder die Augen ihrer Voreltern nicht vermissen, und dagegen, neben tausend andern Vorzügen, auch der Segnungen eines ewigen Friedens theilhaftig werden.

Fragmente über die Musik.

Man behauptet gewöhnlich, es geschehe nichts Neues unter der Sonne. Das ist ein großer Irrthum. Ein Herr Kammerherr von Escherny zum Exempel hat vor Kurzem über die Musik viel Neues gesagt. Er beweist unter andern, daß die Franzosen weder Geschmack noch Ohren haben, wenn sie Schönheiten in den Kompositionen eines Lully, Gluck, Piccini und Sachini finden. Er versichert, daß die Recitative dieser vorgeblich großen Meister langweilig und unerträglich sind; daß die Opern blos aus Arien

bestehen müssen, wenn auch nichts weiter abzusingen wäre, als guten Morgen oder wie befinden Sie sich?

Der Triumph der dramatischen Dichtkunst ist, nach seiner Meinung — etwa das Trauerspiel? — nein! das Lustspiel? — nein! die Oper? — nein! sondern das Melodrama mit allen seinen Räubern und Burgverließen, mit allen seinen Schlachten und Tirannen. Um das Melodram zu heben und zu veredeln, sollen die ersten Komponisten mitwirken und die prächtigen Pariser Ballets sollen es verschönern.

»Nicht in der großen Oper," sagt er, »muß man Musik suchen, es wäre denn, daß man unter Musik blos den Lärm, den Spektakel, das Geschrei, das Geheul, das Gebell verstünde," folglich hätten die Pariser nichts eiligeres zu thun, als ihre Iphigenie, ihren Orpheus, ihren Oedip zu vertauschen gegen den Mann mit drei Gesichtern, die Frau von zwei Männern, den weißen Pilgrim, oder wohl gar gegen den Hammelfuß und den Kaninchen-Schwanz. — Ferner spricht der Herr Kammerherr von dem Nutzen, den es haben würde, wenn man die Deklamation auf Noten setzte. Diese Idee ist zwar nicht neu, aber er weiß ihr durch seine Ansicht Neuheit zu geben. Er findet in der französischen Sprache, ob sie gleich mehr sourd und weniger vocal sei als die italienische, spanische, deutsche und englische, doch die Keime einer melodiereichen und ausdruckvollen Musik, welche die großen Trauerspieldichter zu entwickeln wissen; folglich müsse man die Deklamation auf Noten setzen, welches schlechte Schauspieler

verhindern werde, schlecht zu deklamiren, die guten hingegen nicht hindern könne, ihre Talente an den Tag zu legen. Herr von Escherny vergißt, daß, um eine Leidenschaft oder ein Gefühl auszudrücken, der Schauspieler durchaus nur den ihm natürlichen Ton angeben müsse, weil er sonst sicher immer einen falschen angeben wird. — Eben so unnatürlich würde es sein, wenn nach seinem Vorschlage, die besten Scenen der Trauerspiele mit Arien und Duetts verbrämt würden, und wenn z. B. das berühmte Zaire vous pleurez oder das qu'il mourut in den Horaziern in eine Bravourarie gebracht wäre.

Mehr als sublim erscheint Herr von Escherny, wenn er sich mit edler Wärme der Kastraten annimmt. »Ich weiß nicht,« sagt er, »welches alberne Vorurtheil (quel travers) man seit vierzig Jahren gegen die Kastraten gefaßt hat? — Man ist so närrisch gewesen, den Papst Ganganelli zu loben, weil er die Vervielfältigung derselben untersagte. Er war es, der diese Menschengattung mit Schimpf belegte, und das ist um so erstaunenswürdiger, da die Religion selbst bei der Existenz der Kastraten interessirt ist, denn die Religion ist es, welche, um den Skandal zu verhüten, und aus Achtung für die Sitten, die Frauenzimmer von der römischen Bühne verbannte und sie durch Kastraten ersetzte.« — Vortrefflich! der Papst Ganganelli war wohl ein großer Thor, daß er nicht alle seine Römer zu Kastraten machen ließ; die Bevölkerung würde freilich nicht dabei gewonnen haben; aber dagegen würde in den öden Straßen desto mehr gesungen und ge-

trillert worden sein, und wenn endlich der letzte Halbmann singend gestorben wäre, so hätte wenigstens der römische Staat seine Existenz auf eine lustigere Weise geendigt, als nun geschehen ist. — Freilich hat der liebe Gott befohlen: Wachset und mehret euch! und es ließe sich daher wohl denken, daß dieser ausdrückliche Befehl Gottes das Interesse wohl überwiegen könnte, welches die Religion an den Kastraten nimmt; allein Herr von Escherny versichert: »daß das Korps der Kastraten zu allen Zeiten in allen Ländern sehr verdienstvolle Männer geliefert hat," und folglich muß man den göttlichen Befehl des Vermehrens blos auf die Kastraten beziehen, welche jetzt, wie man sieht, sogar ein respektables Korps ausmachen. Zum Beweise nennt er unter andern den Origenes, den heil. Franz von Assissi und den Bischof Heliodorus, welche sämmtlich von dem Verlangen den Himmel zu gewinnen beseelt, sich durch einen einzigen Schnitt von allen Versuchungen des Satans befreiten. Zwar gibt es Philosophen, gewöhnlich gottlose Leute, welche behaupten, die Herren Origenes und Konsorten würden sich ein weit größeres Verdienst erworben haben, wenn sie, was ihnen die Natur verliehen, beibehalten und dennoch aller Versuchung widerstanden hätten, denn wer zu einem Laster unfähig sei, der dürfe sich auch der entgegengesetzten Tugend nicht rühmen; allein der Herr Kammerherr bemitleidet solche ketzerische Gesinnungen und beweist, daß man, ohne bis in das dreigestrichene F oder G zu singen, kein verdienstvoller Mann sein kann, besonders am Hofe.

»Wenn Ludwig XIV.,« ſagt er, »einen Premierminiſter gehabt hätte, wie den Kaſtraten Farinelli in Spanien, ſo würde er weder das Edikt von Nantes widerrufen, noch den Port royal zerſtört, noch die Dragonaden befohlen haben;« denn Farinelli würde geſungen und Ludwig über ſeinen ſchönern Trillern Alles vergeſſen haben.

Am Schluſſe ereifert ſich Herr von Eſcherny nochmals über die Pariſer, die ſchon ſeit langer Zeit ſo unglücklich waren, jene Geſchöpfe mit Menſchengeſichtern nicht leiden zu können. »Im Jahre 1755,« erzählt er, »kam Caſarelli, ein Kaſtrat vom erſten Range, nach Paris, und wurde von den Pariſern, die ihn zwar hörten aber nicht begriffen, ſehr kühl aufgenommen, ja er machte ſogar auf Manche einen widrigen Eindruck, weil ſie denſelben Fehler der Organiſation hatten, an welchen auch Rouſſeau litt, der in ſeinem muſikaliſchen Wörterbuche die Keckheit hat zu behaupten: eine Weiberſtimme ſei ſchöner als eine Kaſtratenſtimme.« — Faſt ſollte man auf die Vermuthung gerathen, der Herr Kammerherr habe ganz beſondere Urſachen, die Kaſtraten in ſeinen Schutz zu nehmen.

Traum eines Podagriſten.

(Von ihm ſelbſt erzählt.)

Ich bin ein Mann in meinen beſten Jahren. Was heißt das? werden Sie mich fragen. Je nun, als ich zwanzig Jahre alt war, hielt ich einen Mann von Vierzigen für

einen alten Mann, und nun, da ich mit Gott und mit Ehren über die sechzig hinaus bin, kommt es mir vor, als sei ich ein Mann in meinen besten Jahren. Das Podagra ausgenommen, befinde ich mich recht wohl, esse, trinke und schlafe. Auch mit dem Gott der Liebe bin ich noch nicht gänzlich zerfallen, wie Sie gleich hören werden. Gestern hatte ich, meinem Arzte zum Trotze, eine Bouteille guten Hochheimer getrunken, und hielt darauf in meinem Voltaire's-Stuhle ein süßes Mittagsschläfchen. Da träumte mir, ich wäre ein junger Offizier, der eben mit Lorbeern gekrönt vom Felde der Ehre zurück kam; und der, weil ihn die Nacht in seinem Reisewagen überraschte, in einem Schlosse an der Landstraße einkehren wollte, welches so prächtig illuminirt war, daß es ihm die Augen blendete. Vermuthlich, dachte ich, wird hier der Geburtstag Napoleon's gefeiert, denn es gibt schwerlich mehr Sterne am Himmel als brennende Lampen an diesem Tage und brennende Herzen oben drein, nämlich gemalte. Ich fuhr vor die große Treppe, da traf der Lampenschimmer mein Auge so gewaltig, daß ich blinzeln mußte und erwachte. Die Sonne schien mir gerade in's Gesicht. Ich klingelte meinem Bedienten, ließ durch ein grünes Rouleau das Fenster verhüllen, und träumte weiter.

Das Schloß gehörte einem alten braven Offizier, der mich sehr gastfrei empfing, und mich drei allerliebsten Töchtern vorstellte. Da war ich nun recht in meinem Elemente, denn ich hatte einige Tage zuvor meinen zwei und zwanzigsten Geburtstag gefeiert. Ich umgaukelte die jungen

Damen, ich schäkerte, ich lachte; sie schäkerten und lachten mit, und, ehe ich es mich versah, hatte die jüngste, Babet, aus ihren schelmischen Augen einen Pfeil auf mich abgedrückt, der mir bis in die Herzkammer fuhr. Zum Glück hatte ihre ältere Schwester die Küche zu besorgen, die zweite spielte mir auf dem Flügel eine Sonate vor, ich stand hinter dem Stuhle, Babet neben mir. Sie hatte ihren schneeweißen Arm über die Lehne des Stuhls gelegt, und ich konnte der Begierde nicht widerstehen, meine Hand sanft darüber hingleiten zu lassen. Als ich sah, daß sie meine Verwegenheit nicht übel nahm, so wagte ich es noch einmal und ließ die Hand nunmehr auf dem schönen Arme ruhen. Ach! er war so weich, so warm — es lief mir heiß durch alle Adern — ein wollüstiges Gefühl ergriff mich so stark, daß ich davon erwachte, und — meine Hand lag auf dem Hasenfelle, in welches ich meinen Fuß gewickelt hatte.

Verdrießlich zog ich sie zurück, schlief aber richtig wieder ein und träumte fort. Wir setzten uns zu Tische. Die Speisen waren vortrefflich zubereitet, der Wein deliziös. In meinen Jahren, nämlich im zweiundzwanzigsten, hat man immer guten Appetit, ich aß und trank folglich nach Herzenslust. Dabei saß ich neben der schönen Babet, die mich ganz allerliebst neckte, mich bald mit Brotkugeln warf, bald mir Zucker auf den Beefsteaks streute. Ich blieb ihr nichts schuldig und sie wollte mir nichts schuldig bleiben. Als sie endlich ihre Erfindungskraft in tausend kleinen Neckereien fast erschöpft haben mochte, kam sie auf den ver-

Mit dieser schönen Herrschertugend verbindet er die in seiner Lage so seltene Privattugend der liebenswürdigsten Häuslichkeit. Er verschwendet keine Millionen an Mätressen; er trägt keine unnütze Pracht zur Schau; im Schooße seiner Familie lebt er einfach, still und froh.

Seine Gegenwart flößt Zutrauen ein. Er hat etwas so Gerades, Offenes in seinem Benehmen; man sieht es ihm gleich an, daß er es redlich meynt; und wenn er dem, der vor ihm steht, etwas Angenehmes sagt, so ist es nie ein seines höfisches Kompliment, sondern immer etwas herzliches Gutgemeintes. — Was Wunder, daß ich ihn aufrichtig liebe, und daß der Augenblick, in dem ich ihm vorgestellt wurde, meinen Muth und meine Hoffnungen noch mehr belebte.

Unter solchen glücklichen Vorbedeutungen begann meine Laufbahn. Meine Geschäfte waren anfangs weniger beträchtend. Die Regie wurde mir nicht auf Einmal, sondern nur nach und nach übertragen, um den bisher bestandenen Ausschuß nicht zu kränken.

Das Erste neue Stück, welches ich nach meiner Ankunft gab, war die silberne Hochzeit. Es wurde mit allgemeinem Beyfall aufgenommen. Zwar fing schon damals der nur in Wien bekannte Verfasser der Firlefanzer Briefe an, mich in einer elenden Wochenschrift, die Wahrheit in Maske, mit Sumpfwasser zu besprützen; er gab eine Beschreibung des Theaters im Thierreiche, in welcher meine Vorgänger mit Elephanten, ich aber mit einem Wolf im Schaafspelze verglichen wurde; aber das waren nur

dammten Einfall, sich unter dem Tische eine Nadel durch die Schuhsohle zu stechen, und mir solche plötzlich in den Fuß bis auf den Knöchel einzugraben. Das that verzweifelt weh. Ich erwachte und — mein Podagra hatte mich gestochen.

Noch einmal gelang es mir, im süßen Schlummer den schönen Traum zurück zu rufen. Wir waren nun wohl gesättigt vom Tische aufgestanden, der genossene Wein machte mich kühner, Babets Blicke schienen mich aufzumuntern; ich flüsterte ihr zu, daß ich auf ihrem Zimmer ihr eine gute Nacht wünschen würde. Sie erlaubte es nicht, allein sie verbot es auch nicht, und ich junger Wildfang schlich zu ihr, fand sie im reizendsten Negligee, erklärte ihr meine feurige Liebe, rührte ihr Herz und bewegte sie endlich, sich auf meinen Schooß zu setzen.

O welche Empfindungen durchströmten da meinen ganzen Körper! ich fühlte die geliebte Last, ich schloß sie in meine Arme — ich küßte sie zärtlich. — Aber Gott weiß, welche Laune in diesem Augenblicke sie anwandelte: sie fuhr mir mit den Nägeln in das Gesicht, der Schmerz erweckte mich — siehe da, mein alter Kater war mir auf den Schooß gesprungen, ihn hatte ich zärtlich an meine Lippen gedrückt, und er hatte zum Dank die Spuren seiner Krallen auf meinen Backen hinterlassen. Sie können denken, mit welchem Unmuthe ich ihn herunter schleuderte. Zwar wollte ich noch einmal den Traumgott zu mir winken, um den Roman zu Ende zu spielen; aber eben trat mein Johann herein und brachte mir aus der

Apotheke eine bittere Mixtur, von der ich auf der Stelle zwei Löffel voll verschlucken mußte, wodurch für dieses Mal der Liebesgott verscheucht wurde.

Gedanken über das Partickelchen Man.

Eins der besten Kapitel in Locke's trefflichem Werke über den menschlichen Verstand, ist das von dem Mißbrauche der Worte. Die Beispiele, welche er anführt, bestehen in lauter allgemeinen und abstrakten Benennungen aus der Moral oder Metaphysik, hinter welchen der Irrthum sich sehr bequem verstecken kann; als da sind: Weisheit, Ruhm, Gerechtigkeit, Ausdehnung, Seele, Form, Gattung, Geist, Materie u. s. w. Aber es scheint noch weit sonderbarer, daß ein ganz gemeiner, alltäglicher Ausdruck uns unaufhörlich verwirren, uns zu den traurigsten Irrthümern verleiten, unsere Gespräche vergiften und die Geißel der Gesellschaft werden kann. Alles das thut das armselige, einsylbige Wörtlein Man. Unter den, von Locke angeführten Mißbräuchen, die mit Worten getrieben werden, findet sich bei dem Partickelchen Man derjenige am häufigsten, der dem Worte mehr Ausdehnung gibt, als es von Rechtswegen haben sollte.

Man sagt, man weiß, man glaubt, — so drücken sich die Sprechenden aus, und wollen gewöhnlich durch dieses Man ihre Meinung unterstützen. Um nun dem Man so viel Gewicht als möglich zu geben, so ver-

stehen sie darunter die größtmögliche Anzahl von Personen. Denn was würde es ihnen helfen, wenn sie lügen und verleumden wollen, das Man auf eine oder wenige Personen einzuschränken? Nein, man bedeutet die Stadt, das Land, ganz Europa und allenfalls die ganze Welt. Ein schlechter Schriftsteller zum Exempel erzählt, daß man ihm versichert habe, sein Werk sei des Druckes würdig; ein beißiger Recensent (wie Merkel) bedient sich der Phrase: man kennt schon die Manier des Verfassers, man hat schon längst bis zum Ekel gelesen u. s. w.; ein neidischer Theater-Kritikus, der ein beliebtes Schauspiel gern unter die Füße treten möchte, läßt drucken: man pochte, man gähnte, man pfiff u. s. w. Sollen der gute Name des Verfassers, seine Ehre, seine Sittlichkeit zugleich angegriffen werden, so heißt es: man sagt, man hat erfahren, man flüstert sich in die Ohren und dergleichen mehr. In allen diesen Fällen soll das Man den größten Theil von Deutschland bedeuten, obgleich der schlechte Schriftsteller recht gut weiß, daß blos ein paar seiner Schulkameraden seine Werke gelobt haben; obgleich Merkel recht gut weiß, daß nur seine verdorbene Galle das boshafte Man erzeugte; obgleich der Theater-Kritikus ganz allein gepocht und gepfiffen hat; obgleich der Verleumder seine Schmähungen nur in dem Pfuhle seines eigenen Herzens ausbrütete. Aber solche Herren fühlen, daß ihre Autorität dem Publikum nicht imponiren würde, das Man hingegen ist so bequem als die Rindshaut der Dido, man

kann es in so viele Stücken schneiden, daß sich ganz Europa damit umspannen läßt.

Nicht selten fügt man auch noch das Wort allgemein hinzu, um die Wirkung zu verstärken. Man sagt allgemein, dieser Fürst, jener Minister sei ein Muster von Gnade, von Gerechtigkeit. So drückt sich ein Schmeichler aus, eine Kreatur des Fürsten oder Ministers, die vielleicht das Land mit eisernen Ruthen peitschen, aber jener Kreatur die Brotsamen von ihrer Tafel zuwerfen. — Man lebt hier sehr glücklich, spricht ein reicher Schlemmer; man amüsirt sich sehr gut auf diesem Balle, lispelt ein junges, munteres Mädchen; man findet in den italienischen Wirthshäusern alle Bequemlichkeiten, versichert ein berühmter Fuß-Reisender; allein jeder begreift unter dem Man nur sein eigenes werthes Ich, denn unter den Fenstern des Schlemmers balgen sich die Bettler um einen hinausgeworfenen Knochen, in dem Ballsaale des Mädchens haben fünf Sechstel der Gäste lange Weile, und in den italienischen Wirthshäusern findet derjenige, der nicht sehr müde und sehr hungrig ist, weder Ruhe noch Speise.

Auf eine ganz neue Weise gebrauchen unsere Zeitgenossen jetzt das Man als Pflaster für das verwundete Vaterland, und statt daß es in allen vorangeführten Fällen eine große Menge Menschen bedeuten sollte, so bedeutet es in diesem Falle eigentlich Niemanden, auch nicht einmal den, der sich dessen bedient. Man bedurfte neuer Formen — diese Phrase wird jetzt überall gehört, weil

aber im Grunde Niemand neuer Formen bedurfte, so ist das nur eine tröstende Redensart und heißt eben so viel, als wenn eine Mutter, der ein liebes Kind gestorben, durch ihre Gevatterinnen erinnert wird, daß alle Menschen sterben müssen.

Das Man wird aber nicht blos bei so ernsten Gelegenheiten hervorgezogen; auch die Damen bedienen sich dessen, um die albernsten oder ausschweifensten Moden damit zu entschuldigen. »Liebes Kind,« sagt der Mann zu seiner Frau, »es ist nicht sittsam den Busen so wenig zu verhüllen«. — Sie antwortet keck: »Man trägt sich so.« — »Es ist auch der Gesundheit nachtheilig.« — »Was soll man machen? man kann sich doch nicht auszeichnen?« — »Die Haarlocken hängen dir ja in's Gesicht wie einem Pudel!« — »Man trägt es jetzt so.« —

Und wenn will die Dame hier unter Man verstanden haben? — Natürlich die ganze feine weibliche Welt. Wer ist es aber beim Lichte besehen? — Vielleicht ein Freudenmädchen, oder eine Putzmacherin, oder eine einzelne Närrin, die eine abgeschmackte Mode in den Gang brachte, oft um ein körperliches Gebrechen dadurch zu verhüllen. So ist sonder Zweifel eine Dame, die ein Mahl auf dem Auge, oder eine ausgeschlagene Stirn hatte, zuerst auf den Einfall gekommen, ihr Löwenhündchen nachzuahmen und sich das ganze Gesicht mit Korkenziehern aus Haaren gedreht zu behängen. Eine andere, die die schönste gewölbte Stirn und die klarsten Aeuglein hat, macht es ihr flugs nach, denn man trägt es so.

Sehr wichtige Dienste leistet das Man den Damen ferner, wenn sie eine ihrer schönen Mitschwestern in üblen Ruf bringen wollen: »Man sagt, sie läßt sich von dem und dem die Kour machen; man behauptet, sie sei ihrem Manne nicht treu; man spricht von ärgerlichen Scenen, die vorgefallen sind.« Hier bedeutet das Man gewöhnlich nur die eine Dame, welche das Wort führt und ihrer Bosheit die Stimme des Publikums leiht.

Mit großem Erfolge bedienen sich auch die Zeitungsschreiber des bequemen Man, wenn sie ihre Quellen nicht angeben können oder dürfen. Man will wissen, man erfährt, man erwartet, man wundert sich u. s. w. Das heißt immer mit andern Worten: mein Korrespondent will wissen, mein Korrespondent wundert sich u. s. w. Das Drolligste dabei ist sonder Zweifel, daß das Publikum, welches dem Korrespondenten, wenn es dessen Namen wüßte, keineswegs vertrauen würde, dem Man blindlings vertraut und sich ohne Bedenken auf das Man beruft. Ein Alter warf einst den Griechen vor, daß sie eine gewisse Silbe nicht aussprechen könnten, und dadurch zu Sklaven geworden wären, allein was würde er sagen, wenn er jetzt Zeuge davon wäre, wie viele Millionen Sklaven der Silbe Man gehorchen! daß tausend Schändlichkeiten geschehen, weil man sie billigt, und daß unendlich viel Gutes unterlassen wird, blos weil die Leute sich vor dem fürchten, was man dazu sagen werde. Es stand einmal ein Soldat in einer dunklen Nacht ganz allein auf dem Vorposten, er hörte, daß ein feindliches Detaschement sich näherte, sogleich fing er an Lärm zu ma-

chen, veränderte alle Augenblicke die Stimme, rief den Peter, den Hans, den Michel heraus in's Gewehr, und brachte es wirklich so weit, daß das feindliche Detaschement den Vorposten stark besetzt glaubte und sich still zurückzog. Denselben Betrug spielen diejenigen, die das Man alle Augenblicke im Munde führen, nur mit dem Unterschiede, daß sie selbst der angreifende Theil sind, und das Publikum sich vor den vielen Stimmen entsetzt, die aus dem Man ihm entgegen schallen, obgleich das ganze schreckliche Man gewöhnlich, beim Lichte besehen, nur ein einziger Böswicht oder ein einziger Narr ist: wie z. B. der Recensent in der Jenaischen Literaturzeitung.

Derjenige, der sich von einer guten That durch die Frage abhalten läßt: »Was wird man dazu sagen?" (das qu'en dira-t on der Franzosen) würde sehr wohl thun, sich das Man ein wenig zu zergliedern, und die Frage so zu stellen: »Was wird Herr A, Herr B, Herr C dazu sagen?" Dann würde er fast immer finden, daß die Urtheile des Herrn A, B und C, die zusammengenommen das Man ausmachen, ihm einzeln von gar keiner Wichtigkeit scheinen, und daß er sich blos vor der Dunkelheit gefürchtet hat, in welcher das Gespenst Man herum schleicht.

Es gibt doch aber auch einzelne Fälle, wo das Man in einer sehr engen Bedeutung genommen wird, zum Exempel von hohen Personen, deren Namen auszusprechen etwa gefährlich oder undelikat sein möchte. »Man hat einen dummen oder schlechten Streich gemacht, man

iſt ſehr ſchwach oder ſehr grauſam.“ Da wird das Man gleichſam zum zollfreien Gedanken; und wer es nennen hört, verſteht niemals das Publikum darunter. Auch ein Vornehmer gegen einen Geringen, ein Lehrer gegen ſeinen Schüler, bedient ſich bisweilen des Man, wenn er weder Sie noch du noch Er noch Ihr ſagen will, und da bedeutet es abermals nur eine einzelne Perſon, welche ein dummer Stolz wo möglich noch mehr vereinzeln möchte. Es ſoll heißen: »Du biſt eigentlich, gegen mich gerechnet, gar keine Perſon, ſondern nur ein zweideutiges Weſen, für das ich keinen Namen weiß.“

Es wäre ſehr zu wünſchen, daß das verdammte Man ganz aus unſerer Sprache verbannt werden möchte; aber freilich würde dann Mancher durch dieſen harten Schlag drei Viertheile ſeiner Ideen und ſeiner Unterhaltung einbüßen. Denn was wollte er anfangen, wenn man Bürgen ſeiner Erzählungen oder Gründe ſeiner Meinungen von ihm verlangte, und das hilfreiche Man ihm nicht mehr zur Seite ſtünde?

Ueber einige franzöſiſche Gedanken und Redensarten.

Wenn gleich über die Wunderthaten des großen Napoleon eine allgemeine Freude herrſcht, weil ſie blos zum Heil der Welt geſchehen (wie Jedermann weiß und fühlt),

so gibt es doch eine Klasse von Menschen, die dadurch nicht selten ein wenig in Verlegenheit gesetzt wird, nämlich die Lobredner; denn wo sollen diese neue Bilder und Wendungen hernehmen, um, bei den stets erneuerten Wundern, dem tausendmal Gesagten immer neue Formen zu geben?

Ich weiß, daß Napoleon über alle Schmeicheleien weit erhaben ist, und daß er selber noch kürzlich erklärt hat: Es habe französische Monarchen gegeben, die ihn weit übertroffen hätten, nur nicht in der Liebe zu Frankreich; ich darf daher vermuthen, daß ihm selber der Strom von lobpreisender Beredsamkeit bisweilen lästig ist, der sich so oft und so mächtig an den Stufen seines Thrones vorbeiwälzt; aber es gehört nun einmal zum Ceremoniel, zur Etikette, und man weiß, daß diese beiden Dinge nicht zu den Lebensfreuden der Fürsten gerechnet werden dürfen; auch fürwahr nicht zu den Lebensfreuden derer, welche die dazu erforderlichen öffentlichen Reden abfassen müssen. Ich will gern glauben, daß ihre Lobsprüche aus dem Herzen fließen, aber damit ist es nicht gethan, sie müssen auch in starken, scharfsinnigen, geschmeidigen und auffallenden Wendungen vorgetragen werden, und das ist natürlich bei öfterer Wiederholung äußerst schwer, zumal seitdem jener Maire durch die bekannten Worte: »Gott schuf Bonaparte und ruhte aus,« beinahe alles in dieser Art erschöpft hat.

Ich wette, daß mancher Redner an seinem Pulte gewaltig schwitzt, bis er das Glück hat, eine Phrase zu er-

haſchen, die noch nicht da geweſen iſt. Da aber dieſes „noch nicht da geweſen ſein" manchem die Hauptſache ſcheint: ſo nimmt man es denn auch mit den eigentlichen Gedanken bisweilen nicht ſo genau, und daher ſchleichen ſich mitunter Redensarten ein, die zwar wohlklingend ſind, aber beim Lichte beſehen, etwas Alltägliches oder wohl gar etwas Falſches enthalten.

Ueber öffentlich gehaltene Reden darf man ſonder Zweifel auch ein öffentliches Urtheil fällen. Am 16. November zum Beiſpiele, ſagte der Herr Senateur Graf Boiſſy d'Anglas: **Nos historiens et nos poétes-échapperont à l'oubli en fondant leur rénommée sur celle de votre Majesté; ils s'attacheront à Votre grand nom, pour que les leurs ne périssent point; et la postérité reconnoissante, à cause de son admiration pour Vous, de leurs travaux et de leurs veilles, honorea d'une grande gloire ceux qui auront le mieux rétracé la Votre.** (Zu deutſch: „Unſere Geſchichtſchreiber und Dichter werden der Vergeſſenheit entrinnen, indem ſie ihren Ruhm auf dem Ew. Majeſtät gründen: ſie werden ſich an Ihren großen Namen anklammern, damit ihre Namen nicht untergehen; und die Nachwelt, aus Bewunderung für Sie, dankbar für die Arbeiten und Nachtwachen Jener, wird mit einem großen Ruhme diejenigen beehren, welche Ihren Ruhm am beſten dargeſtellt haben.")

Der Gedanke iſt offenbar unrichtig. Wenn zum Erem-

Mückenstiche, und hätten meine Bitten gegolten, man würde dergleichen armselige Ausfälle nie aus dem Manuscript weggestrichen haben.

Am 17ten April wurde zur Feyer des Festes der Wiener Freywilligen, meine Oper, das Dorf im Gebürge, aufgeführt. Die Geschmackvolle und einschmeichelnde Komposition war von dem Kapellmeister Weigl dem Aelteren, der sich schon längst durch seinen Amor marinaro vortheilhaft ausgezeichnet hatte. Sänger und Schauspieler thaten ihre Pflicht, und die Decorationen entsprachen dem Ganzen. Demohngeachtet wurden Text und Music nicht mit dem Beyfall aufgenommen, den die Direction sich versprochen hatte. Zwar war das Publicum, das doch gewiß aus lauter guten Patrioten bestand, sehr weit entfernt zu behaupten, das Stück sey eine Persiflage auf die Wiener Freywilligen, (wie der Hr. Verfasser des Sendschreibens lügt) man nahm es im Gegentheil am Ersten Tage nicht ohne Beyfall, und am Zweyten mit mehr Beyfall auf; aber es blieb doch sehr merkbar, daß das Publicum getheilt sey; daß bey Vielen Lauigkeit, und bey Mehreren ein förmlicher Widerwille Statt finde. — Woher kam das? —

Ich gebe gerne zu, daß das Gelegenheits-Stück besser hätte seyn können, denn ich bin nun Einmal kein Gelegenheits-Dichter, und mache auch keinen Anspruch auf diese Ehre; aber das war doch warlich die Ursach nicht allein — vielleicht war sie es gar nicht.

Es stieß hier mehreres zusammen: Künstlerneid; Partheyen, die sich an einander rieben; entgegengesetzte Mey-

pel nicht Homer, sondern etwa ein Merkel, den trojanischen Krieg besungen hätte, so würden wir nicht ein Wort mehr von dem trojanischen Kriege wissen, so groß auch die Helden gewesen sind, die in demselben gefochten haben. Eben so würde es dem Helden unserer Zeit ergehen, wenn ein schlechter Geschichtschreiber sich an die Erzählung seiner Thaten wagte; das Anklammern an den großen Namen würde ihm gar nichts helfen, der seinige würde dennoch untergehen, und mit ihm sogar der Name des Helden, wenn er nicht durch tausend andere Denkmähler verewigt wäre. Eben so kann umgekehrt ein großer Dichter einen sehr geringen Stoff bearbeiten (man denke nur an Wieland's Oberon), und durch sein Genie ihn auf die Nachwelt bringen, gleich der in Bernstein eingeschlossenen Fliege. Auch widerspricht sich der Redner selbst, indem er am Schlusse der Phrase hinzufügt: die Nachwelt werde nur denjenigen hoch ehren, der Napoleon's Ruhm am besten verkündet hat. Folglich nicht denjenigen, dessen Feder unwürdig war, ihn zu verkünden.

Der ganze Gedanke drückt also nichts weiter aus, als: »der künftige gute Geschichtschreiber Ew. Majestät wird seinen Namen mit dem Ihrigen verewigen.« Das würde aber der gute Geschichtschreiber immer gethan haben, wenn er auch einen andern Gegenstand gewählt hätte, und folglich würde nicht Napoleon's Ruhm, sondern nur sein eigenes Genie, seinen Ruhm begründen.

Ferner sagt der Herr Graf: La poésie, pour les célébrer dignement (nämlich les merveilles et hauts

faits) n'aura qu'à parler le langage de l'histoire; mais l'obligation la plus difficile de celle ci, sera de rendre ses recits croyables. (Zu deutsch: »um die Wunder und hohen Thaten würdig zu feiern, braucht die Dichtkunst nur die Sprache der Geschichte zu reden; aber die schwerste Obliegenheit der Geschichte wird sein, ihre Erzählungen glaublich zu machen.")

Was heißt das: Die Dichtkunst soll die Sprache der Geschichte reden? — Die Dichtkunst kann ja durchaus keine andere Sprache reden, als ihre eigene; und sobald sie eine andere redet, ist sie keine Dichtkunst mehr. Das klingt also nur, als ob etwas Sublimes dahinter verborgen wäre.

In der Folge versichert der Herr Senateur, die Musen würden der Nachwelt sagen: Qu' aucun revers ne troubla jamais vos mémorables triomphes, que la fortune inconstante pour tous les hommes, ne le fut jamais pour Votre Majesté. — (Zu deutsch: »Daß nie ein widriges Ereigniß Ihre denkwürdigen Triumphe trübte; daß das Glück, sonst unbeständig gegen alle Menschen, es nie gegen Ew. Majestät war.") — Warum bedient sich doch der Herr Graf hier einer poetischen Fiction? da die Wahrheit ohnehin schon Stoff genug ihm darbietet? Warum behauptet er gerade jetzt, es habe Napoleon dem Großen nie ein Unfall betroffen? gerade jetzt, da der Held aus dem österreichischen Feldzuge zurückkehrt, wo er bei Aspern bekanntlich eine Hauptschlacht verlor. Hätte der Redner gesagt: daß Napoleon jeden Unfall durch sein Ge-

nie leicht wieder vergessen mache, so, dünkt mich, hätte er ihn noch mehr gelobt, und wäre der Wahrheit treu geblieben.

Er fährt fort: Que pour la prémière fois aussi, l'ingratitude des contemporains ne vint point affliger le grand homme (»Daß auch zum ersten Male die Undankbarkeit der Zeitgenossen den großen Mann nicht betrübte.") — Wie? sollte Napoleon sich nicht betrüben über die Undankbarkeit der Spanier? und über die harte Nothwendigkeit, ein so braves Volk fast ganz aufzureiben? O gewiß, der Herr Senateur irrt. — Que le Vôtres, Sire (nämlich contemporains) furent toujours justes dans leurs sentimens pour Vous comme le sera l'avenir. — (»Daß Ihre Zeitgenossen, Sire, stets gerecht in ihren Gesinnungen gegen Sie waren, so wie es die Nachwelt sein wird.") Hier hat der Herr Graf von Boissy-d'Anglas gewiß Recht, wenn auch nicht allgemein in Ansehung der Zeitgenossen; aber die Nachwelt — die unbefangene, nicht mehr geblendete Nachwelt wird ohne allen Zweifel gerecht gegen Napoleon den Großen sein, so wie sie es gegen Alexander den Großen und mehrere solche Helden der Vorzeit ist. Das ist ja der Trost jedes rechtlichen Mannes, so oft er etwa Urtheile hören muß, die er nicht für gerecht erkennt.

Auch der Herr Graf Fontanes, Großmeister der Universität, hat geglaubt, alle Helden des Alterthums herab setzen zu müssen, um die Thaten des Kaisers in ein glänzenderes Licht zu stellen, da doch der Glanz derselben ohne-

hin keiner Vermehrung bedarf. Autrefois, sagt er, pour élever l'imagination de la jeunesse, on lui parloit des grands hommes des tems passés, aujourdhui le Siecle présenta dans Vous seul ce qu'on admiroit en eux de plus héroique. (»Wenn man vormals die Einbildungskraft der Jugend erheben wollte, so sprach man zu ihr von den großen Männern der Vorzeit; jetzt hat das gegenwärtige Jahrhundert in Ihnen allein das Heldenmüthigste, was man an Jenen bewunderte.») Ich kann mir nicht vorstellen, daß Napoleon der Große es gern hören sollte, wenn er so auf Kosten des ganzen Alterthums gerühmt wird, dessen Helden er kennt. Stiftete nicht Cyrus ein ungeheures Reich von den Ufern des mittelländischen Meeres bis nach Indien? überwand er nicht sogar die damaligen Engländer, die Phönicier? — starb nicht Leonidas bei Thermopylä? — und — was vielleicht das Heldenmüthigste in der alten und neuen Geschichte genannt zu werden verdient — schrieb nicht Aristides seinen eigenen Namen auf die Verbannungsscherbe? — verwarf er nicht einen sehr wohl ersonnenen militärischen Plan des Themistocles, blos weil er diesen Plan für ungerecht erkannte? — starb er, der Beherrscher von Athen, nicht so arm, daß der Senat ihn mußte begraben lassen?

Mich dünkt, man dürfe immerhin fortfahren, die Einbildungskraft der Jugend durch solche noch unerreichte Beispiele zu erhöhen, und ich bin gewiß, daß der Held unseres Zeitalters keine Eifersucht gegen die Helden der Vorzeit beweisen werde.

Den schönsten Lobspruch ertheilte dem französischen Kaiser Herr Hemart, Präsident des Kriminal-Gerichtshofes, indem er dessen Sorgfalt für die Reinigung der Sitten (l'épuration des moeurs) mit Recht pries. Doch können wir Deutsche dabei den Wunsch nicht unterdrücken, daß es Seiner Majestät gefallen möchte, die verworfenste Klasse von Menschen, die Angeber, nicht mehr durch Prämien aufzumuntern, da solches unmöglich zu der von Ihm beabsichteten Reinigung der Sitten beitragen kann.

Ein russisches Sprichwort.

Etto Schemäkin Sud, so lautet das Sprichwort, zu welchem ein altes Volksmärchen die Veranlassung gegeben. Es heißt auf deutsch: das ist ein Schemäkinsches Urtheil, und man bedient sich desselben, so oft Jemand deraisonnirt, schief urtheilt, albern abspricht. In einer Bilderbude zu Moskau wird für zehn Copeken ein Holzschnitt verkauft, der auf einen gewaltig großen Bogen in zwölf abgetheilten Quadraten die richterliche Procedur dieses Schemäkin darstellt, und mit den nothwendigen Erläuterungen unter jedem Quadrat versehen ist. Die Leser empfangen dadurch zugleich ein Pröbchen von den Volksmärchen der Russen.

Erstes Quadrat. Es lebten einmal zwei Brüder, der eine reich, der andere arm. Zu dem Reichen kam der

Arme, bittend ihm sein Pferd zu leihen, um Holz damit aus dem Walde zu holen. Der Reiche lieh ihm das Pferd, wiewohl ungern, gab ihm aber kein Geschirr dazu.

Zweites Quadrat. Ohne Geschirr ein Pferd anzuspannen, ist eine Kunst. Der Arme wußte sich zu helfen, er band den Schlitten an des Pferdes Schweif und fuhr in den Wald, wo er so viel Holz auflud, daß das Pferd es kaum fortschleppen konnte. Indessen kam er doch glücklich mit seinem Fuder bis vor die Hausthür; da machte das Pferd seine letzte Anstrengung, um das Holz über die hohe Schwelle zu ziehen, und riß bei der Gelegenheit den Schweif sich aus.

Drittes Quadrat. Der Arme brachte seinem reichen Bruder das Pferd ohne Schweif zurück, und bat ihn kniend, es nicht übel zu nehmen. Allein Jener nahm es sehr übel, und verklagte den Armen bei dem Richter Schemäkin. Der Beklagte eilte sich zu stellen, um die Citationskosten zu ersparen, welche zu entrichten er nicht vermochte.

Viertes Quadrat. Auf dem Wege zum Richter, der ziemlich weit war, trafen die entzweiten Brüder von ungefähr in einer kleinen Stadt zusammen und übernachteten beide in dem Hause eines wohlhabenden Mannes. Der Wirth setzte sich mit dem Reichen zu Tische, aß, trank und war fröhlich. Um den Armen bekümmerte er sich nicht. Der stieg mit schwerem Herzen und leichtem Magen auf die Schlafbank über und neben dem Ofen. Von da schielte er mit gewässertem Munde auf die wohlbesetzte Tafel herab,

ſchob ſich immer näher an den Rand ſeiner Schlafſtätte, verlor endlich das Gleichgewicht und plumpte hinab. Zum Unglück ſtand da eine Wiege, in der ein kleines Kind lag, auf das fiel er und erdrückte es. Alſobald geſellte ſich der Wirth zu dem reichen Gaſte, um den Mörder ſeines Kindes bei Schemäkin zu verklagen.

Fünftes Quadrat. Dem armen Teufel war nicht wohl zu Muthe; denn er ſah voraus, daß es ihm ſehr übel gehen würde. Kurz vor der Stadt kamen die Wanderer an eine hohe Brücke, da ergriff den Beklagten die Angſt ſo heftig, daß er ſich über die Brücke hinab in's Waſſer ſtürzte. Unten fuhr gerade ein Boot, in welchem ein kranker Greis lag, den ſein Sohn in die Badſtube bringen wollte. Der arme Teufel fiel auf den Kranken und drückte ihn todt, worauf der vaterloſe Sohn die Zahl der Kläger vermehrte.

Sechſtes Quadrat. Alle traten nunmehr vor den Richter. Der Erſte, der ſeine Sache vortrug, war der reiche Bruder mit dem Pferde ohne Schweif. Der Arme ſtand im Hintergrunde, doch ſo, daß Schemäkin ihn wohl ſehen konnte. Er hatte einen großen Stein in ein Tuch gebunden, das hob er einigemal verſtohlen in die Höhe. Der Richter bemerkte es wohl, meinte, das Tuch enthalte einen hübſchen Silberklumpen, der ihm zudedacht ſei, und entſchied flugs: Beklagter ſolle das Pferd ſo lange behalten und gebrauchen, bis der Schweif ihm wieder gewachſen ſei.

Siebentes Quadrat. Jetzt trat der Vater des er-

drückten Kindes auf. Der Arme legte noch einen Stein in sein Tuch und zeigte den dicker gewordenen Beutel. Schemäkin lächelte und sprach: Beklagter soll so lange bei der Frau des Klägers schlafen, bis er den Verlust des Kindes durch ein anderes wiederum ersetzt hat.

Achtes Quadrat. Zuletzt jammerte der Sohn über seinen erschlagenen Vater. Ein dritter Stein fühlte das Tuch, es strotzte. Der Richter schmunzelte und entschied: Beklagter soll auf demselben Platze stehen, wo der Zerquetschte lag, und Kläger soll sich von der Brücke auf ihn herabstürzen, mit der Befugniß, ihn gleichfalls zu zerquetschen.

Neuntes Quadrat. Aller Streit war nun geschlichtet, die Parteien gingen ihrer Wege, und der arme Teufel versprach den pünktlichsten Gehorsam. Dem zufolge wollte er seines Bruders Pferd behalten. Da dieser jedoch das Pferd nicht gut missen konnte, so gab er ihm statt dessen fünf Rubel, sechs Scheffel Korn und eine Ziege. Sie vertrugen sich aufrichtig und blieben zeitlebens brüderliche Freunde.

Zehntes Quadrat. Der Arme meldete sich nunmehr bei dem Wirthe, dessen Kind von ihm erdrückt worden, und erbot sich mit großer Bereitwilligkeit zu Vollziehung des Urtheils. Dieser war hingegen so großmüthig, ihn davon zu dispensiren, und als Jener aus Gewissenhaftigkeit darauf bestand, fand sich der Wirth durch fünfzig Rubel, eine Kuh mit einem Kalbe, eine Stute mit

einem Fohlen und zehn Scheffel Getreide mit ihm ab. Beide gingen sehr zufrieden auseinander.

Eilftes Quadrat. Hierauf ersuchte der nun nicht mehr arme Teufel den verwaisten Sohn, sich von der Brücke auf ihn herab zu stürzen. Weil aber dieser kein Liebhaber von solchen Sprüngen war, so zahlte er dem, zum Zerquetschen Verurtheilten, zwei hundert Rubel, gab ihm ein Pferd und noch acht Scheffel Getreide oben drein. Sie schieden als die besten Freunde.

Zwölftes Quadrat. Zuletzt fertigte Schemäkin einen Boten an den Beklagten ab, und ließ sich erkundigen, was doch in dem Tuche gewesen wäre? — Steine, war die Antwort, um sie dir an den Kopf zu werfen, wenn du mich nicht losgesprochen hättest. — Ei! sagte Schemäkin, dann sei Gott gepriesen, daß ich mich so klug aus dem Handel gezogen!

Von dem Glücke der Römer.

Plutarch hat über diesen Gegenstand eine Abhandlung geschrieben, von der manches noch heute mit Vergnügen wird gelesen werden. Die Tugend und das Glück, so hebt er an, haben schon oft mit einander gekämpft; allein ihr wichtigster Streit ist der um die Herrschaft der Römer, deren Begründung beide sich zuschreiben. —

Die Welt, so sagen die Naturlehrer, weigerte sich anfangs eine Welt zu werden, ihre einzelnen Theile wollten

sich nicht zu einem Ganzen verbinden, die Kleineren trieben in der Irre herum, die größern Klumpen stießen heftig gegen einander; es war ein unaufhörlicher Sturm, eine ewige Gährung und Verwirrung, bis endlich die Erde aus den Trümmern sich ballte. So wurden auch die großen und kleinen Staaten hin und her geschleudert, weil keiner die Oberherrschaft besaß und jeder darnach strebte, bis Rom sich erhob, mit seiner eigenen Macht noch die Macht fremder Könige verband, und durch Alleinherrschaft der Welt den Frieden gab. — — Die Glücksgöttin hat die Perser und Assyrier verlassen, Macedonien schnell durchflogen, den Alexander von ihren Flügeln abgeschüttelt, sie hat Egypten und Syrien durchstreift, Carthago einigemal besucht und endlich an der Tiber ihre Flügel losgebunden, ihre Kugel fortgestoßen. (Wenn Plutarch noch lebte, so würde er hinzufügen: sie hat auch Rom den Rücken gekehrt, Karl den Großen und nach ihm manchen Helden eine Weile getragen; sie hat Friedrich dem Großen einen Augenblick gelächelt, und scheint jetzt abermals an der Seine auszuruhen, um gelegentlich ihren trügerischen Flug auf's neue zu beginnen.)

Sie ist umgeben von berühmten Männern, von Fremdlingen, die sie auf den Thron des Romulus erhob. Sie stellte den Aemilius Scaurus, den Mann von unedler Herkunft und Lebensweise, auf den ersten Platz im Staate; sie riß den Cornelius Sylla aus dem Schooße einer feilen Dirne und erhob ihn zum Dictator. Er selbst rief mit dem Oedip des Sophokles aus: Ich bin

nungen von allerley Gattung: kurz, eine Menge Urſachen, die zum Theil ſo zart ſind, daß ich ſie nicht wohl berühren kann.

Um dieſe Art von Gährung auf Einmal zu ſtillen, bediente man ſich des kürzeſten und vernünftigſten Mittels: man gab das Stück nicht wieder. Auch würde ich dieſes übrigens ganz unbedeutenden Vorfalls gar nicht einmal erwähnt haben, wenn ich nicht geglaubt hätte, jenen boshaften Vorwurf widerlegen zu müſſen, der gewiß in ganz Wien keinem vernünftigen und Partheyloſen Menſchen zu Kopfe geſtiegen iſt.

Ich komme jetzt auf das mir zur Erſten Pflicht gemachte kritiſche Journal, welches indeſſen angekündigt worden war.

Von Anfang an hatte ich nur mit dem höchſten Widerwillen mich zu dieſer Zeitfreſſenden und undankbaren Arbeit verſtanden. Da aber der Baron von Braun ſich fortdauernd viel nützliches davon verſprach, ſo rüſtete ich mich zur Ausführung mit Geduld und Standhaftigkeit.

Die Ankündigung machte einiges Aufſehn. Viele angeſehene und kluge Leute prophezeyten mir endloſen Verdruß. Ich hatte mir das ſelbſt ſchon prophezeyt, zuckte die Achſeln und ſchwieg. Glücklicherweiſe für mich, war ich es nicht allein, den jene gutmeynende, mit dem Geiſt des Publicums bekannte Männer, von dieſer Idee abzuleiten ſuchten. Auch der Baron Braun wurde von mehreren Seiten auf manche daraus entſpringende Inconvenienzen aufmerkſam gemacht. Ich erhielt zu der nemlichen Zeit einen anonymen, aber ge-

ein Sohn des Glücks! — Am liebenswürdigsten erschien sie, als sie den Paul Aemil mit seinem ganzen Heere unverwundet aus Macedonien zurückführte, und sein Triumph keine Thräne kostete. (Leider verschafft die Glücksgöttin heutzutage keine solche Triumphe mehr; man könnte vielmehr ohne Uebertreibung sagen, daß, wenn ein Sieger, statt des Triumphwagens einer Triumphgondel sich bedienen wollte, diese Gondel auf Strömen von Blut und Thränen sanft hinabwogen könnte.)

Die Römer wußten selbst recht gut, daß sie ihre Macht dem Glücke verdankten, darum bewiesen sie ihm auch mehr Achtung, als der Tugend. Schon Ancus Marcius, der vierte römische König, baute der Fortuna einen Tempel; aber erst Scipio der Numantier widmete der Tugend, und Marcellus der Tugend und Ehre einen Tempel. Als Furius Camillus den gallischen Krieg beendigt hatte, war es nicht die Klugheit, nicht die Tapferkeit, denen er Tempel errichtete, sondern der Gott der Gerüchte und der Vorbedeutung. — Cäsar selbst gestand, nur das Glück habe ihn erhoben. Man kennt die Worte, die er zu dem Schiffer während eines heftigen Sturmes sprach (man hat sie in unsern Zeiten oft genug wiederholt): »Fasse Muth, du trägst den Cäsar und sein Glück.“ Dieses Glück gebot dem Pompejus die Flucht und dem Ptolomäus den Mord seines Gastfreundes, damit Jener fallen müsse, ohne daß Cäsar befleckt erschiene.

Als Augustus, der vier und fünfzig Jahre regierte, seinen Enkel zum Heere sandte, wünschte er ihm (nicht Tu-

gend, nicht Seelengröße, sondern) die Tapferkeit des Scipio und sein eigenes Glück. Denn allein durch dieses, so bekannte er selbst, stieg er höher als alle die großen Männer, seine Zeitgenossen, und stürzte sie, nachdem er durch ihre Kräfte sich emporgeschwungen. — Unzählig sind daher die Tempel des Glücks zu Rom, doch vergebens sucht man Einen, der der Weisheit, Mäßigkeit, Standhaftigkeit und Großmuth gewidmet wäre.

Folgende Stelle gebe ich ganz: »Wer über die wachsende, ungeheure Macht Rom's Betrachtungen anstellt, der muß bekennen, daß nicht Menschenhände sie gegründet; sondern ein göttlicher Antrieb und der beschleunigende Wind des Glückes. Trophäen erheben sich neben Trophäen, Triumphe begegnen Triumphen; das an die Waffen gespritzte Blut der ersten Schlacht wird, noch warm, von dem in der zweiten vergossenen Blute weggespült. Man zählt die Siege nicht mehr nach der Menge der Erschlagenen oder der Beute, sondern nach eroberten Königreichen, überwältigten Nationen. In Einer Schlacht verlor Philipp Macedonien, nach Einer Schlacht wich Antiochus aus Asien; Einmal besiegt, verloren die Carthaginenser Lybien. Ein Mann eroberte in Einem Feldzuge Armenien, Pontus, Syrien, Arabien, Albanien, Iberien, Alles bis zum Caucasus und zu den Hyrcaniern u. s. w. Alle diese Thaten vollbrachte er durch die Gunst des Glücks, bis sein eigenes Schicksal ihn zu Boden stürzte.«

Ueberall focht das Glück für die Römer. Hannibal erlag in Italien, weil seine Mitbürger, von Neid und Zwist

gehindert, ihm nicht zu rechter Zeit Hilfe sandten. — Die Cimbrer und Teutonen blieben unvereinigt, damit Marius sie einzeln schlagen konnte. — Still saß Antiochus, als Philipp bekriegt wurde, und da die Gefahr auf ihn eindrang, war Philipp schon gestürzt. — Neid und Argwohn trennten den Tigranes vom Mithridates, und so fielen beide. — (Ach! es geschieht nichts Neues unter der Sonne!)

Vom Einflusse der Seele auf Gesundheit und Lebensdauer.

(Nach John Sinclair)

Der berühmte Stahl suchte den Ursprung aller Krankheiten in irgend einem Leiden oder Erschütterung der Seele; Hoffmann in irgend einer Zerrüttung des Körpers; der Mittelweg ist auch hier der beste: man muß in beiden ihn suchen. —

1. Vom Einflusse der Talente.

Unmäßige Geistesübungen erschöpfen nicht weniger als die des Körpers, das weiß Jedermann, der sich mehrere Stunden hinter einander mit einem ernsten Studium beschäftigt hat, und darum ist auch bei Kindern ein frühzeitiges Entwickeln der Geisteskräfte eben so schädlich, als ein zu schneller Wachsthum des Körpers; die sogenannten

Wunderkinder leben nicht lange. Auch die mit großen Talenten begabten Personen werden selten alt. Unter fast zweitausend hundertjährigen Männern, die man seit der christlichen Zeitrechnung aufzählen kann, hat nur der einzige Fontenelle durch seinen Geist sich besonders ausgezeichnet. Sehr natürlich. Große Talente erwecken Neid und Eifersucht, sind mit großer Reizbarkeit vergesellschaftet, werden oft vom Publikum gering geschätzt, wenigstens nie so hoch geachtet, als sie zu verdienen glauben; Alles das nagt am Lebenskeime, und um so mehr, da Vorzüge des Geistes gewöhnlich durch irgend eine fehlerhafte Organisation des Körpers erkauft werden, die zum frühen Grabe leitet. Ein Mann von Genie ist sehr selten ein schöner Mann; daher auch viele geglaubt haben, das Genie sei eigentlich eine Krankheit (wie die Perle in der Muschel), und die es besäßen, hätten einen viel zu großen Kopf, wären auch am meisten zum Verrücktwerden geneigt. (Ja wohl!)

Die meisten starken, dicken, massiven Menschen haben wenig Talente, und ob es gleich Ausnahmen gibt, wie Hume, Johnson, Fox (in Deutschland Göthe, Bode, der Verstorbene), so haben doch in der Regel die Genies zarte, gebrechliche, oft unförmliche, den Keim einer baldigen Zerstörung in sich tragende Körper. Ein ruhiger Verstand, ein gründlicher Geist, nicht die Einbildungskraft, geben Anspruch auf langes Leben.

2. Vom Einfluſſe der Leidenſchaften.

Durch dieſe zerſtören weit mehr Menſchen ihre Geſundheit als durch unmäßigen Gebrauch ihrer Geiſteskräfte. Was ſchon tauſendmal darüber geſagt worden, ſoll hier nicht wiederholt werden. Der Zorn zum Exempel hat ſchon Manchem den Kopf verrückt, oder eine ſchwere Krankheit, oder gar einen plötzlichen Tod zugezogen. Getäuſchte Hoffnungen der Liebe, der Ehrſucht, des Geizes, ſtürzen in Melancholie oder gebären Selbſtmord. Auch dann, wenn dieſe Hoffnungen erfüllt werden, genießt der Geiſt ſolcher Menſchen nicht diejenige Ruhe, die, beſonders im Alter, zum langen Leben ſo nothwendig iſt. Aber die gefährlichſte aller Leidenſchaften für die Geſundheit iſt die Furcht. Sie erzeugt Krankheitsſtoff, ſie vergiftet ihn, ſie hindert günſtige Kriſen. Man hat oft bemerkt, daß Epidemien beſonders Furchtſame befallen und dieſen am gefährlichſten ſind.

Eine der ſonderbarſten, durch Leidenſchaft erregten Krankheiten iſt das ſogenannte Heimweh, welches beſonders die Schweizer ergreift, wenn ſie den Kuhreigen hören. Die Schweizergarden in franzöſiſchen Dienſten wurden oft ſo heftig damit befallen, daß man den Kuhreigen bei Todesſtrafe verbieten mußte. Das Andenken an genoſſene Jugendfreuden, die Betrübniß ihrer zu entbehren, und das heiße Verlangen nach Erneuerung derſelben, bringen dieſe Krankheit hervor. Sie beginnt mit einer tiefen Melancholie, Hang zur Einſamkeit, Verluſt des Appe-

tits und der Kräfte, und geht endlich in ein auszehrendes Fieber über.

Die aus Leidenschaften entspringenden Krankheiten sind weit schwerer zu heilen als andere, und selbst, wenn sie keine eigentliche Krankheit hervorzubringen scheinen, hindern sie doch immer mehr oder weniger den Schlaf, die Verdauung, die Ausdünstung. Darum empfiehlt Lord Bacon mit Recht, sich nie gleich nach heftigen Gemüthsbewegungen zu Tische zu setzen oder zu Bette zu legen. Nach seiner Behauptung schaden jedoch die Leidenschaften besonders magern Personen, und er gibt zu verstehen, daß dicke Menschen sehr wohl thun, sich bisweilen tüchtig zu ärgern. Der Verfasser selbst führt ein Beispiel von einer alten Tante an, die — ob sie gleich blind, außerordentlich dick und dabei sehr gichtbrüchig war — dennoch neunzig Jahre alt wurde, vermuthlich weil sie den ganzen Tag zankte.

Vom Einflusse der Wohnung auf Gesundheit und Lebensdauer.

Es gibt kein Thier auf Erden, das mit jeder Veränderung des Klima und der Nahrung sich so leicht vertrüge als der Mensch; aber ganz ohne Einfluß sind sie nicht auf ihn. Durch die den heißen Ländern natürliche Mäßigkeit, durch die Leichtigkeit, sich dort den nothdürf-

tigen Unterhalt ohne beschwerliche Arbeit zu verschaffen, durch die Entbehrlichkeit vieler Kleidungsstücke und solider Wohnungen, werden dort die Sorgen und mit ihnen die Qualen des Geistes verhütet, folglich sind jene Länder gesunder und einer zunehmenden Bevölkerung günstiger, als die kalten Zonen. Auch haben die Reisenden wohl bemerkt, daß zwischen den Wendekreisen das Klima zwar für Fremde, aber nicht für Eingeborne nachtheilig ist, und daß sogar die dort gebornen Kinder der Europäer sich fast immer wohl befinden. Die Neger auf der Küste von Guinea sind starke, kräftige Menschen, die nichts von Krankheiten wissen; sie haben eine große Menge Kinder. Man sieht deren bisweilen zweihundert, alle lebendig, alle von Einem Vater. Jährlich werden ungefähr sechzigtausend Sklaven von dort ausgeführt, und es ist wohl keine Uebertreibung, zu behaupten, daß, seitdem der Sklavenhandel existirt, deren mehr als achtzehn Millionen ihrem Vaterlande entrissen worden. Dennoch ist das Land noch immer volkreich, es muß also wohl gesund sein. Aber alt werden die Menschen dort nicht. Sie leben zu geschwind, die Knaben reifen zu früh, die Mädchen sind selbst noch Kinder, wenn sie schon Mütter werden. Ausschweifungen entnerven, beständige Ausdünstung erschlafft, die Nahrungsmittel stärken nicht, die Leidenschaften zerstören. Wenige Neger erreichen das sechzigste Jahr, und im fünfundvierzigsten sind sie schon Greise. Der Verfasser weiß nur ein einziges sicheres Beispiel von einem Neger, Namens Adu, anzuführen, der im Jahre 1796 wohl hundert Jahre alt sein mußte, weil

er sich erinnerte, daß er fünfzehn Jahre alt gewesen, als er zur Zeit der Königin Anna nach Barbados geführt worden. Das drückte er nämlich so aus: »Zu der Zeit, als der König von England ein Frauenzimmer war.« — Zwei portugiesische Schriftsteller versichern freilich, es sei im Jahre 1566 in Bengalen ein Neger in seinem dreihundert und siebenzigsten Jahre gestorben; aber das Märchen springt in die Augen. (Schon Hufeland hat bewiesen, daß zweihundert Jahre die höchste Lebensdauer eines Menschen sei.)

Auch das warme Asien ist dem langen Leben ungünstig. Als der Kaiser von China, Kien-long, im Jahre 1784 in seinem ganzen Reiche diejenigen aufsuchen ließ, die älter waren als er, um sie nach Peking zu bringen, so fanden sich deren nicht mehr als vier, die über hundert Jahre zählten. Vier unter dreihundert und dreiunddreißig Millionen! — Gewiß hat Schottland, bei noch nicht zwei Millionen Einwohnern, deren weit mehr.

Die kalten Zonen sind umgekehrt dem langen Leben zuträglicher, als der Gesundheit. Dort sind die Krankheiten häufiger und gefährlicher, und treffen besonders Kinder und junge Leute; man muß mehr arbeiten, um sich des Leibes Nahrung zu verschaffen, und vor der Kälte zu schützen. Aber dieselben Ursachen, welche in den ersten Lebensjahren viele Menschen wegraffen, und die Fortschritte der Bevölkerung hemmen, stärken dagegen zum langen Leben diejenigen, welche so glücklich waren, jene gefährlichen Jahre zu überstehen. Die Beispiele von hohem

Alter sind besonders in Norwegen merkwürdig. Als im Jahre 1733 der König und die Königin von Dänemark dieses Land bereisten, gab man ihnen unter andern das seltene Schauspiel einer dreifachen Hochzeit zwischen sechs Personen, die weit über sechshundert Jahre zählten. In dem Kirchsprengel von Aggerhuus gab es 1763 hundert und fünfzig Paare, die sich vor mehr als achtzig (!) Jahren verheirathet hatten. Diese dreihundert Menschen mußten also wohl größtentheils über hundert Jahre alt sein. — Unter sechstausend neunhundert neun und zwanzig Personen, die 1761 in dem Sprengel von Christiania starben, befanden sich dreihundert vier und neunzig von achtzig, drei und sechzig von hundert, und sieben über hundert Jahre. In dem Sprengel von Bergen waren in demselben Jahre unter zweitausend fünfhundert achtzig Verstorbenen achtzehn hundertjährige, und zwei Frauen von hundert vier und hundert acht Jahren.

Ein sehr hoher Grad der Kälte aber ist der Lebensdauer gleichfalls hinderlich, denn in Island und in Sibirien bringen es die Menschen selten bis zum sechzigsten oder siebzigsten Jahre. Ein gemäßigter Himmelsstrich ist folglich der Gesundheit wie dem langen Leben am günstigsten. In Griechenland und Italien ist das Menschengeschlecht zu seiner höchsten Vollkommenheit gelangt. Dort hat sich auch der Geist am schönsten entfaltet, wenn nicht fremde Ursachen — als da sind Unterjochung, Regierungsform, Aberglaube — es verhindert haben. (Der Verfasser setzt hinzu: Auch die Leidenschaften wären in jenen Ländern am besten gere-

gelt worden; allein dem widerspricht offenbar die Geschichte und überhaupt wird wohl kein Klima auf der Welt Einfluß auf die Leidenschaften haben.) Also, wer dort geboren ist, oder dort wohnen kann, der ist glücklich, wenigstens nach der Meinung des Verfassers.

Zu einer recht gesunden Wohnung gehört ferner, daß sie hoch liege. Lord Bacon erinnert an die Vögel, die, im Ganzen genommen, sehr lange leben (?) und solches blos der Reinheit der Luft verdanken, welche sie einathmen. Pallas hat auf seinen Reisen in Rußland sehr viele alte Leute in erhabenen Gegenden angetroffen, sehr wenige in den Ebenen. Büffon machte die nämliche Bemerkung, und vergleicht in dieser Hinsicht die Gebirge der Schweiz, von Schottland u. s. w. mit Holland, Flandern und Polen. Allein zu hoch darf die Wohnung doch auch nicht liegen. Die Bewohner der Alpengebirge sterben früher als die der Alpenthäler. Die Schweiz ist das höchste Land in der alten Welt, liefert aber weniger Beispiele von alten Leuten, als Schottland. — Die Stellung der Häuser wurde von den Alten weit mehr beachtet, als von uns. Zum Theil nöthigte sie dazu der Mangel des Fensterglases. Varro und Columella, welche für Italien schrieben, empfahlen, die Fassaden der Häuser gegen Morgen zu stellen. Plinius will, man soll sich nach dem Klima richten, in heißen Gegenden die Fassade gegen Norden kehren, in kalten gegen Süden. (In unsern Gegenden ist die Stellung gegen Süden und Osten wohl sonder Zweifel die beste, und vor allen Dingen empfehle ich aus Erfahrung die

wol von einem trefflichen Kopfe abgefaßten Aufsatz, den ich — weil er es in aller Hinsicht verdient — in der Beylage zugleich mit den Noten abdrucken lasse, die ich damals in der Absicht dazu verfertigte, um ihn im Ersten Heft dem Publicum vorzulegen. Er würkte auf den Baron Braun, wie er auf mich gewürkt hatte, und theils diese Gründe, theils auch, wie ich mir schmeicheln darf, die Neigung zu mir, aus welcher der Wunsch entsprang, mir den wahrscheinlichen Verdruß zu ersparen, bewogen ihn endlich am 20sten April, (Einem mir in dieser Rücksicht unvergeßlichen Tage) mich von der Verbindlichkeit, ein solches Journal zu schreiben, gänzlich zu befreyen.

Die Beylage C. also enthält die sogenannten derben Kritiken über mich selbst und meine Ankündigung des Journals, die, nach der Versicherung des Briefstellers, mir zugeschickt worden.

Auch diese Begebenheit wäre nun in's Klare gesetzt. Der Leser sieht, wie einfach und natürlich sie zusammen hängt, und wie aldern es war, zu glauben: daß ich, der ich meine Zeit weit angenehmer und vortheilhafter benutzen konnte, durch den bloßen Kitzel zu kritisiren, mich hätte verleiten lassen, mir selbst eine solche Last aufzubürden.

Die Idee war nicht allein ganz aufgegeben, sondern auch bereits vergessen; als Eines Tages der Baron Braun von dem Redacteur der Hesszeitung schriftlich ersucht wurde, ihm wo möglich, statt der bisherigen kurzen und trockenen Titel-Anzeigen von neu aufgeführten Stücken etwas längere, beurtheilende Nachrichten zukommen zu lassen, welche

Wahl eines nach Osten gelegenen Schlafzimmers. Fast an jedem Morgen wird es dem Aufstehenden fühlbar, daß er mit den Strahlen der Morgensonne Gesundheit in sich zieht.) Auch die Nachbarschaft einer großer Wassermasse wird empfohlen, weil sie Hitze und Kälte mildert und schädliche Dünste absorbirt. Als im Jahre 1665 die Pest in London wüthete, blieben diejenigen verschont, welche auf der großen Brücke wohnten, weshalb auch Viele ihre Wohnung in Barken auf der Themse aufschlugen. Es ist gesund, die Meeresufer zu bewohnen. Die Salztheilchen, welche das Meer ausdünstet, sind nur den Pflanzen schädlich, den Menschen nützlich. Am längsten leben die Schottländer in der Nähe des großen See's Lomond. Dort fand man im Jahre 1803 unter noch nicht tausend Einwohnern eines Kirchspiels, einundzwanzig Greise über achtzig Jahre. Dieselben Vortheile gewähren Bäche, deren klares Wasser über Kieselsteine läuft. Genesende, die ihre Kräfte bald wieder herzustellen wünschen, dürfen nur täglich an solchen Bächen spaziren gehen.

Die Nachbarschaft großer Wälder ist schädlich; Gebüsche in einiger Entfernung sind vortheilhaft. Man weiß, daß die Bäume im Sonnenscheine die reinste Lebensluft aushauchen. — Bei der Wahl des Bodens hüte man sich besonders vor Morästen. Der Prediger Muret in Vavey hat Berechnungen über die Sterblichkeit in den verschiedenen Gegenden der Schweiz angestellt und gefunden, daß die in den gebirgigen Gegenden gebornen Kinder im Durchschnitte sieben und vierzig Jahre alt werden, die in moräsli-

gen nur sechs und zwanzig. Von jenen erreichen unter Hunderten fünf das achtzigste Jahr, von diesen kaum zwei. Lord Bacon bemerkt, daß die Ausdünstungen der Moräste Fremden schädlicher werden als Eingebornen, und daß besonders die Moräste die Luft vergiften, die von Ebbe und Flut erreicht werden, vermuthlich weil eine Menge todte Fische und Insekten dadurch in sie hinein geschwemmt worden. — Am wenigsten ungesund sind Torfmoräste, vielleicht weil man keine Geschöpfe in ihnen findet. — Im Ganzen ist ein Kalk- oder Sandboden gesunder als ein Lehmboden, der das Regenwasser zu lange bewahrt und dadurch in der Atmosphäre mehr Kälte und Feuchtigkeit verbreitet. Vermuthlich ist der Kalkboden allen andern vorzuziehen, weil er zugleich die gefährlichen Miasmen absorbirt.

Man möchte glauben, eine stets feuchte Atmosphäre sei der Gesundheit nachtheilig; aber Egypten, das trockenste Land auf Erden, weil es da nie regnet, ist dennoch ungesund; Irland hingegen, wo Regen und Nebel zu Hause sind, erzeugt starke Menschen und läßt sie alt werden. — Die heilsame Seeluft, die reinigenden Winde und die stete Gleichheit der Temperatur verleihen, allgemein genommen, den Inselbewohnern ein längeres Leben als ihren Brüdern auf dem festen Lande. Daher in Großbritannien, nach Maßgabe seiner Bevölkerung, die Beispiele eines hohen Alters weit häufiger als in Deutschland, Frankreich u. s. w. Nur in Nordamerika soll, nach den Bemerkungen eines neuern Schriftstellers, des Doktor Barton, die Wahrscheinlichkeit eines langen Lebens noch größer sein. Vielleicht

verdankt Amerika diesen Vorzug besonders dem Umstande, daß nur wenige seiner Bewohner in Städten leben. Doktor Waterhouse von Cambridge fügt hinzu: »Unsern mäßigen Glücksumständen muß man besonders die gute Gesundheit unserer Greise beimessen. Wir sind weder reich genug für einen großen Luxus, noch arm genug für den Mangel. In diesem glücklichen Lande kann der Mangel keinen Menschen wegraffen, er wäre denn ein Trunkenbold."

Vorzüglich sind es die kleinen Inseln und Halbinseln, welche das Lebensziel auffallend verlängern, und in allen Weltgegenden beobachtet man dasselbe. Im Süden die bermudischen Inseln, Barbados, Madera, im Norden die Hebriden, die Orkaden, die schottländischen Inseln.

Daß und warum in Städten die Wohnung weit ungesunder ist als auf dem Lande, ist allgemein bekannt. Hat das Dorf noch obendrein eine vortheilhafte Lage, so kann man mit Gewißheit annehmen, daß nur der fünfunddreißigste bis vierzigste Mensch auf dem Lande stirbt, während in großen Städten der zwanzigste oder vierundzwanzigste zu Grabe getragen wird. Daher in Amerika die schnell wachsende Bevölkerung, die in einigen Provinzen in fünfzehn Jahren sich verdoppeln soll. (Dasselbe gilt von Rußland.)

Noch ein Wort von der Veränderung des Klima's. Die, unter einem heißen Himmelsstriche Gebornen befinden sich gewöhnlich nicht wohl dabei, wenn sie unter eine kalte Zone sich versetzen, und führen so bittere Klagen, als jener Italiener, welcher behauptete: In England scheine

die Sonne nicht einmal so warm, als in Italien der Mond. Die Vertauschung eines trocknen Klima's gegen ein feuchtes mag gleichfalls nachtheilig sein. Die französischen Emigrirten in England ertragen die dortige Feuchtigkeit der Atmosphäre nicht wohl, und leiden besonders an den Augen. — Wohlthuend ist der Wechsel für ältere Personen, wenn sie aus einem kalten, feuchten Himmelsstriche in einen warmen, trocknen übergehen; sogar aus Portugal nach Brasilien. Es ist zu verwundern, daß es noch Niemanden eingefallen ist, sich durch Oefen und Wärmröhren ein künstliches, immer gleiches und wohlthätiges Klima zu erschaffen. Der Verfasser meint, wenn mit solchen Zimmern ein großes Treibhaus verbunden wäre, so könne man auch täglich darin spaziren gehen, und eines ewigen Frühlings genießen. Ich zweifle aber sehr, daß die Luft eines Treibhauses zuträglich sei, da die Pflanzen und Bäume im Winter viel zu wenig von der Sonne getroffen werden. — Ein gewisser Herr Dewit in German Town, der fast hundert Jahre alt geworden, soll in den letzten Jahren seines Lebens eine immer gleiche Temperatur in seinen Zimmern erhalten haben, so daß er nie eine Luft unter achtzehn Grad Reaumur (siebzig Grad Fahrenheit) einathmete. Das möchte doch wohl für die meisten Menschen, selbst für Greise, zu warm sein. Am gesundesten in dieser Hinsicht lebt man wohl in Rußland, wo man nicht, wie in andern Ländern, nur einige Zimmer, sondern das ganze Haus immer gleichförmig heizt.

Neue Denkmünzen auf Napoleon den Großen.

Man weiß, daß es einen pont d'Austerlitz, einen pont de Jena u. s. w. in Paris gibt, obgleich Friedrich der Große nie einen pont de Rosbac in Berlin hat bauen lassen. In gleichem Geiste sind nun auch die neuen Denkmünzen gedichtet. Da erblicken wir Napoleon als Jupiter auf einem Adler reitend, mit dem Blitze bewaffnet, den er unter die Titanen schleudert, und das soll die Schlacht bei Jena vorstellen. Man wollte doch vor dieser Schlacht die Preußen nicht für Titanen gelten lassen; der Künstler hat sie also wohl nur dazu gemacht, um den Jupiter anbringen zu können. Da sehen wir ferner Napoleon in römischer Tracht auf einem springenden Pferde, abermals den Blitz auf liegende Feinde schleudernd. Vor ihm her fliegt ein Adler, der — wenigstens in dem Kupferstiche, den die elegante Zeitung geliefert hat — einem Adler nicht sehr ähnlich sieht. Da diese Münze wiederum die Schlacht bei Jena vorstellen soll, so scheint es wohl, es sei ein preußischer, vom Blitze verfolgter Adler gemeint. Die spöttische Umschrift: Die Preußen haben neulich gelernt, gehört auch unter diejenigen Aeußerungen, die dem Besiegten nur weh thun können, ohne den Ruhm des Siegers zu erhöhen.

Wir erblicken ferner ein kniendes Frauenzimmer, dem Napoleon eine Krone aufsetzt; das soll bedeuten: die wiederhergestellte Freiheit der Stadt Danzig. So lange nicht durch einen allgemeinen Frieden ganz andere

Verhältniſſe eintreten, ſo lange hat dieſes Frauenzimmer wohl nie mehr gekniet, als jetzt. Der Merkursſtab auf der einen und der antike Schiffsſchnabel auf der andern Seite ſollen die Schifffahrt und den Handel der neuen Republik bezeichnen. Ja, vielleicht die künftige Schifffahrt, den künftigen Handel; allein jetzt — wo Danzig's Handel und Wohlſtand gänzlich zerſtört ſind — könnten dieſe Attribute von Uebelwollenden leicht als eine Spötterei ausgelegt werden, zumal da — in der eleganten Zeitung wenigſtens — der Schiffsſchnabel hinter der Hauptperſon eher einer Geißel ähnlich ſieht, und man nie errathen würde, daß die Figur einen Schiffsſchnabel bedeuten ſoll, wenn der Herr Redakteur ſie nicht für einen ſolchen erklärt hätte.

Auf einer vierten Denkmünze ſehen wir die Klugheit, welche den Gottesdienſt wieder herſtellt. Alſo nur die Klugheit hat dieſes große Werk vollbracht? — Wenigſtens ſcheint es mir nicht ganz klug, das laut zu bekennen. — Doch ſonder Zweifel wurden alle dieſe, von Armuth des Genies zeugenden Ideen zuvor dem großen Genie nicht unterlegt, dem ſie gewidmet ſind und dem ſie ſchwerlich gefallen werden. Nur der berühmte Herr Denon, der große Kunſtährenleſer auf den eroberten Gefielden, trägt die Schuld.

Die Denkmünze auf die Schlacht bei Friedland hat mir am beſten gefallen. Der Sieger ſteht auf Leichen und ſteckt ſein Schwert in die Scheide. Neben ihm ſprießt ein Oelbaum aus dem Blute der Erſchlagenen hervor. Dieſe Darſtellung iſt des Helden würdig. Sie kränket Niemanden

und verewigt seinen Ruhm nicht minder. Einen kleinen Uebelstand macht die umgekehrte, auslöschende Fackel, weil sie in der Luft steht. Das Bild wäre vollkommen ohne diese Fackel; — da der Oelbaum ohnehin den Frieden bezeichnet, so war sie ganz überflüssig und scheint vielmehr an den Tod zu erinnern.

Apologie der vergifteten Waffen.

Es ist ganz unbegreiflich, warum kriegführende Mächte sich der vergifteten Waffen nicht bedienen, da doch der ungeheure Vortheil Jedermann in die Augen springt. Ist es nicht der Zweck jeder Schlacht, dem Feinde so viele Menschen als möglich zu tödten? und kann dieser rühmliche Zweck wohl vollkommener erreicht werden, als indem man alle Kugeln und alle Säbelklingen vergiftet? Dann würde auch die kleinste Wunde tödtlich sein; dann gäb' es gar keine Blessirte mehr, sondern lauter Todte. Man würde auf dem Schlachtfelde das Gewinsel und Geheul der Sterbenden nicht mehr hören, denn das Gift müßte vom Kräftigsten genommen werden und folglich sehr schnell tödten. Ich erinnere mich der Erzählung eines Reisenden, der auf einer der ostindischen Inseln (wo ich nicht irre) ein Dutzend Weiber des Königs hinrichten sah, welche Seiner Majestät untreu gewesen waren. Man hatte jede derselben an einen Pfahl gebunden und ihr die linke Brust entblößt. Der Henker ging von Einer zur Andern, und ritzte die

schönen Brüste nur ein klein wenig mit einem vergifteten Pfeile, und ehe er noch an die letzte kam, war die erste schon todt. Also dieses herrliche Gift müßte man sich zu verschaffen suchen. Dadurch würde man sich auch die kleine Unannehmlichkeit ersparen, die schwer Verwundeten vollends umzubringen, um sie nur los zu werden, wie ein großer Feldherr bisweilen gethan haben soll. Man brauchte keine Hospitäler, keine Lazarethe, keine Wundärzte, welche unermeßlichen Vortheile! — Die Damen brauchten keine Scharpie zu zupfen, die Bürger keine Hemden und Betten herzugeben ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Alle diese vortrefflichen Wirkungen vergifteter Waffen sind so einleuchtend, daß ich mir unmöglich einbilden kann, ich sei der Erste, der aufmerksam darauf geworden. Es muß also eine Ursache, und zwar eine sehr wichtige Ursache geben, die den Gebrauch derselben bisher verhindert hat.

Da ich so glücklich bin, einige Philosophen zu kennen, die meine Freunde sind, weil ich ihnen immer Recht gebe, so habe ich einem derselben meine Verwunderung bezeigt, und ihn gebeten, mir die Ursache zu ergrübeln, warum die Fürsten ein so wohlthätiges Geschenk der Natur, als das Gift ist, verschmähen?

»Wozu erst grübeln?" hat er mir geantwortet, in einem Tone, als wollte er mir zu verstehen geben, ich sei ein wenig dumm, »vergiftete Waffen beleidigen das Völkerrecht." — Da habe ich große Augen gemacht und ferner die Bitte an ihn gelangen lassen, mir zu sagen: was das Völkerrecht eigentlich sei? indem ich in meiner Einfalt bis-

her geglaubt, der Krieg könne zwar sehr gerecht sein, er vertrage sich aber mit keinem Rechte, es möge heißen wie es wolle; und sobald er ausbreche, verschwinde jedes Völkerrecht, gleichwie in einem Schafstalle das Recht zu leben aufhört, sobald der Wolf hinein kömmt.

Da hat der Philosoph mich versichert, dem sei nicht also: das Völkerrecht könne nie verschwinden, es werde nur bisweilen ein wenig mit Füßen getreten, aber im Grunde bleibe es unangetastet und stehe fest auf ehernen Säulen.

Auf mein wiederholtes demüthiges Ansinnen, mir dieses herrliche Recht ein wenig zu zergliedern, hat er geantwortet: »Das Völkerrecht sei eigentlich nichts weiter, als das, nach den Bedürfnissen der Gesellschaft modifizirte Naturrecht.“ Das klang nun wohl recht schön; aber ich wußte denn doch noch immer nicht, woran ich war, denn um den Begriff des Naturrechts hat man sich gezankt, seit es gelehrte Zänker gibt, und ich hätte, um gründlich zu verfahren, sogar wieder fragen müssen, was eine Gesellschaft sei? und welche Bedürfnisse sie habe? item ob die Fürsten etwa unter sich eine eigene Gesellschaft bilden (ein Volk im Volke), und unter sich ein eigenes Völkerrecht haben, ohne alle Beziehung auf die Gesellschaften, an deren Spitze sie stehen. Das letztere ist mir sehr wahrscheinlich; da aber alle diese Fragen mich zu weit geführt, und meinen philosophischen Freund vielleicht erzürnt haben würden (denn alle Philosophen werden böse, wenn sie nicht antworten können), so beschränkte ich mich auf den Wunsch,

zu erfahren: warum die vergifteten Waffen mit jenem modifizirten Naturrechte im Widerſpruche ſtänden? — Hierauf bewies er mir, daß Geſellſchaften oder Staaten die höhere Bildung der Menſchheit befördern (er zitirte mir Schlözer und noch ein Dutzend Andere), folglich auch das Naturrecht gleichſam veredeln, und es mit einem Quentchen Moralität verſetzen, woraus nach und nach unter kultivirten Völkern ein allgemeines Völkergefühl entſtehe, welches ſich empöre gegen Alles, was nicht ehrſam iſt, gegen alle Tücke, gegen alles Banditenmäßige, und folglich auch gegen die vergifteten Waffen, die nicht einmal mehr von den Malayen, ſondern höchſtens noch von einigen rohen Südſee-Inſulanern geführt würden.

Daß mein Philoſoph kein Kantianer war, ſieht man auf den erſten Blick; denn was hätte er ſonſt mit dem Gefühl zu ſchaffen? und nun gar mit einem Völkergefühl! aber mich, der ich beinahe ein halbes Jahrhundert mit angeſehen habe, wie die Vernunft ſo wenig, das Gefühl Alles in der Welt regiert, mich ſprach ſeine Idee freundlich an, und ich verlor mich nachdenkend in ein Gehölz, um das ehrſame Völkergefühl mit dem, was um mich herum vorging, zu vergleichen, und deſſen Triumph aus dieſer Vergleichung hervorgehen zu laſſen.

Aber leider! wollte mir das nicht gelingen. Ich ſtieß zuerſt auf das Schießgewehr; ich erinnerte mich, wie heftig man bei deſſen Erfindung gegen das Unehrſame desſelben deklamirt hatte. Damals fanden es die Ritter ban-

er jederzeit im Erſten Blatte der Zeitung, gleich nach den officiell bekannt gemachten Artikeln, werde abdrucken laſſen.

Ob Er hiezu die Befugniß habe? und beſonders, ob er grade dieſen Platz beurtheilenden Theater-Nachrichten einräumen dürfe? — das zu unterſuchen hatte die Direction der Hof-Theater begreiflich keine Verpflichtung. Auch ſchien ſelbſt jener Platz um ſo weniger unſchicklich, als ja ſogar die Feuerwerke des Herrn Stuwer noch immer ebendaſelbſt angezeigt werden. Der Baron Braun freute ſich daher, ſo unvermuthet eine Gelegenheit zu finden, ſeinen zur Vervollkommnung der Bühne gehegten Wunſch dennoch, wenigſtens theilweiſe realiſirt zu ſehn, und hoffte, daß, wenn ich bey Abfaſſung dieſes Artikels anonym bliebe, und mit möglichſter Beſcheidenheit und Schonung zu Werke ginge, das Gute erreicht werden würde, ohne meiner Nahe nachtheilig zu ſeyn.

Ich übernahm alſo, ohne mich zu nennen, die Theater-Anzeigen in der Hof-Zeitung. Ob ich die zweyte Vorſchrift der Beſcheidenheit und Schonung erfüllt habe, darüber erwarte ich von dem unpartheyiſchen Leſer daſſelbe Zeugniß, welches mir mein eignes Gewiſſen giebt. Man ſehe nur zum Exempel, mit welcher faſt beyſpielloſen Schonung ich das Schauſpiel: Der Tag der Erlöſung, behandelt habe.

Dem allen ungeachtet erregten dieſe Kritiken einen Lärm, den man ſelbſt mit angeſehen haben muß, um ihn glaublich zu finden. Einige Schauſpieler glaubten ſich längſt über jede Kritik erhaben und meinten, ſie ſtänden nur noch da, um

ditenmäßig, daß jeder feige Lump, der einige hundert Schritte weit von ihnen stand, sie, mir nichts dir nichts, über den Haufen schießen konnte, ohne sich nach Gebühr mit ihnen herumzubalgen. Lange währte dies Geschrei; jetzt ist es verhallt, und es gereicht einem Artillerieoffiziere zur höchsten Ehre, wenn er, aus seiner verschanzten Batterie herab, so viele Ritter als möglich zu Boden strecken kann. Eben so war es mit den Angriffen überhaupt. Von vorne mußte man den Feind attakiren, das Ueberfallen von hinten war banditenmäßig: jetzt hingegen ist es der Triumph der Kriegskunst, wenn man den Feind umgehen und ihm in den Rücken fallen kann.

Ich schloß daraus, daß, wenn es auch ein ehrsames Völkergefühl gibt, wenigstens die Gewohnheit es gar bald abstumpft, und daß derjenige, der eine Maßregel am heftigsten verdammt, wenn er sich ihrer nicht zu bedienen weiß, sie oft am Ersten ausführt, wenn er sie zu nutzen versteht und sie ihm Vortheil bringt.

Ich gedachte der Bomben, der Brander, der kongreviſchen Racketen, und wie die verfluchten Zerstörungsmittel alle heißen; besonders schienen mir die letzteren einen auffallenden Beweis für meinen Schluß zu liefern. Es ist in unsern Tagen gewaltig viel auf diese neue, völkerrechtswürdige Erfindung geschimpft worden, und beim Lichte besehen, sind doch die kongreviſchen Racketen nur leiblich Geschwisterkind mit den Bomben, die man ohne Bedenken wirft, wo man es für nöthig hält.

Vermuthlich haben die Bomben, als man sie erfand, gleiche Verunglimpfungen erfahren, wie jetzt die kongreviſchen Racketen; aber es iſt nicht mehr die Rede davon.

Blondel glaubt, die erſten Bomben wären 1588 bei der Belagerung von Wachtendonck im Herzogthume Geldern geworfen worden. Andere behaupten, Karl VIII. habe ſchon 1435 Bomben in Neapel geworfen. Strada erzählt, ein Einwohner von Venloo, der ſich mit Feuerwerkerei abgegeben, habe die Bomben erfunden. Seine Mitbürger wollten nach einem großen dem Herzoge von Cleve zu Ehren angeſtellten Gaſtmahle, dieſen Fürſten mit der neuen Erfindung regaliren, und es gelang beſſer, als ſie ſelbſt wünſchten, denn die erſte Bombe, die ſie warfen, fiel auf ein Haus, ſteckte es in Brand und zwei Drittel der Stadt wurden von den Flammen verzehrt, worauf der Herzog ſich ſogleich bei der Belagerung von Wachtendonck der Bomben bediente. Strada fügt hinzu, es gehe die Sage, daß kurz zuvor ein italieniſcher Ueberläufer in Bergenopzoom ein ähnliches Experiment zu machen verſprochen, daß aber bei der Zubereitung ſein Kram Feuer gefangen und ihn ſelbſt getödtet habe.

In Frankreich warf man zuerſt Bomben 1634 bei der Belagerung von La Motte, und es iſt ſehr merkwürdig, daß Ludwig XIII. einen engliſchen Ingenieur, Namens Mathus, deshalb in ſeine Dienſte nahm, der nachher bei der Belagerung von Gravelines 1658 blieb. Vermuthlich werden die Franzoſen die neuen Racketen eben ſo wohl von

den Engländern annehmen, als sie die neuen Bomben angenommen haben, so viel sie auch jetzt darüber schreien.

Alle diese Betrachtungen brachten mich immer wieder auf den Wunsch zurück, die vergifteten Waffen eingeführt zu sehen, als ein unfehlbares Mittel, die Kriege früher zu beendigen und folglich als einen Segen für die Menschheit. Daß ihr Gebrauch in der That weit menschlicher wäre, als der der Bomben, läßt sich wohl nicht läugnen; denn sie würden blos den Krieger treffen, da hingegen die Bomben weder Kind, Mutter noch Greis verschonen und oben drein die Häuser unschuldiger Einwohner anzünden.

Wahrhaft bekümmert darüber, daß es nicht in meiner Macht stehe, der vortrefflichen Erfindung der vergifteten Waffen Eingang zu verschaffen, erleichterte ich mein Herz gegen einen Freund, der kein Philosoph war, und der mich ohne Umstände auslachte. »Warum lachst du?" fragte ich unwillig.

»Weil du," war seine Antwort, »etwas wünschest, was schon längst im Gebrauche ist."

Ich stutzte. Er gab es näher. »Wenn," sagte er, »Fürsten die rechtmäßigen Unterthanen ihres Feindes aufwiegeln; wenn sie die Absichten, die Grundsätze, die Handlungen der feindlichen Regierung in allen Zeitungen in das gehässigste Licht stellen; wenn sie ihr nicht blos die Arme, sondern auch die Gemüther der Unterthanen durch alle nur ersinnlichen Kunstgriffe zu entwenden streben; sind das keine vergifteten Waffen? — Wenn sie unerschwingliche Kontri-

butionen ausschreiben; wenn sie den Unterthanen des Feindes, die so unschuldig an dem Kriege sind, wie Moses und Elias, das letzte Mark aussaugen; sind das keine vergifteten Waffen? — Wenn sie friedliche Staatsdiener, die nichts thaten, als ihre Pflicht, in feilen Zeitungen an ihrer Ehre kränken; wenn sie mit dem empörendsten Hohne den feindlichen Fürsten selbst, und dessen theuerste Umgebungen, schmähen und beschimpfen, ihm Dummheit, Bosheit u. s. w. vorrücken, die öffentliche Meinung durch alle Ränke gegen ihn zu stimmen suchen; sind das keine vergifteten Waffen? — Da, blicke hin auf jenen Fabrikanten, der seine dürren Hände ringt und mit hohlen Augen gegen Himmel starrt — blicke hin auf jenen Landmann, der seine zertretenen oder geraubten Saaten beweint — auf jenen Hausvater, dessen Wohnung geplündert, dessen Tochter entehrt worden — sie Alle traf ein vergifteter Pfeil, sie sterben langsam aber gewiß! — Blicke hin auf jene unglückliche Schar ehemaliger Staatsdiener, die Amt und Brot verloren aus keiner andern Ursache, als weil sie in einem, ihrem Fürsten entrissenen Lande angestellt waren; ein verzehrendes Gift schleicht in ihren Adern und sie zählen, mit Verzweiflung im Blicke, die Knochen an den entblößten Leibern ihrer verdorrenden Kinder."

»Halt! Halt!" rief ich dem Schwärmer zu, »das gehört nicht mehr zur Sache."

»Wollte Gott!" seufzte er.

»Nein," sagte ich, »hier ist von keiner moralischen Vergiftung die Rede, die ist längst in der ganzen Welt

gebräuchlich. Die Frage ist einfach und deutlich: Welches ist der Zweck einer Schlacht? — Antwort: Der Sieg. — Welche Mittel darf ich gebrauchen, um den Sieg zu erlangen? — Antwort: Alle, durchaus Alle, die nur immer dazu dienlich sind (das lehrt eine unbestreitbare Erfahrung), folglich auch die vergifteten Waffen. Eine Bleikugel ist nur eine halbe Maßregel, eine vergiftete Bleikugel hingegen eine ganze: und Jedermann weiß, daß wir in den Zeiten der ganzen Maßregeln leben. Anfangs brauchte man nur das Eisen, um Schlachten zu gewinnen, nachher that man das Feuer hinzu; nun sagt mir um's Himmelswillen, warum das Gift, wenn es auf das Todtmachen ankommt, nicht eben so ehrlich sein soll, als Eisen und Feuer?

Darum ist es fürwahr eine Inkonsequenz der Menschen, daß sie ihre Waffen nicht vergiften, und ich hoffe es noch zu erleben, daß jedes Regiment einen besondern, zum Giftkochen bestimmten Feldkessel mit sich führen werde, in welchem die Infanterie ihre Kugeln und die Kavallerie ihre Säbel einweichen könne. Welche schöne Aussicht für Lieferanten, mit welchen künftig Kontrakte auf Gift geschlossen werden! es wäre denn, daß die Kabinetter diesen Lieferungszweig sich vorbehielten.

Zwei Unterredungen des Fürsten de Ligne mit Jean Jaques Rousseau.

Als Rousseau aus seiner Verbannung zurückgekommen war (so erzählt der liebenswürdige Fürst), so ging ich, ihn in seinem Dachstübchen in der Straße Plâtrière aufzutreiben. Als ich die Treppe hinauf stieg, wußte ich noch nicht, wie ich mich gegen ihn benehmen sollte, um eine Unterredung mit ihm anzuspinnen; da ich aber gewohnt bin, mich meinem Instinkte zu überlassen, mit dem ich auch jederzeit besser gefahren bin, als mit der Ueberlegung, so trat ich zu ihm hinein und — stellte mich, als ob ich unrecht ginge. — Was gibt's? fragte Jean Jaques. — Mein Herr, antwortete ich, verzeihen Sie, ich suche Herrn Rousseau von Toulouse. — Ich bin nur Rousseau von Genf, sagte er.

Ach ja! rief ich aus, der große Botaniker? ich seh' es wohl. Mein Gott, was für Kräuter! und was für dicke Bücher! die sind mehr werth als die geschriebenen. — Rousseau lächelte fast und ließ mir sein Wintergrün (pervinca) sehen, welches ich nicht die Ehre habe zu kennen, wie auch Alles, was zwischen den Blättern seiner Foliobände lag. Ich stellte mich, als ob ich diese uninteressante und sehr gemeine Sammlung bewunderte. Er setzte sich wieder zu seiner Arbeit, auf welche er die Nase sammt der Brille drückte, und fuhr fort, ohne mich anzusehen. Ich bat ihn um Verzeihung wegen meiner étourderie und er-

ſuchte ihn, mir die Wohnung des Herrn Rouſſeau von Toulouſe anzuzeigen; aber aus Furcht, daß er es wirklich thun möchte, und dann unſer Geſpräch zu Ende wäre, fügte ich hinzu: Iſt es wahr, daß Sie ſo geſchickt im Notenabſchreiben ſind?

Er holte mir kleine länglichte Bücher, und ſagte: Sehen Sie, wie nett das iſt. Dann ſprach er von der Beſchwerlichkeit dieſer Arbeit und von ſeinem Talente dafür, gerade wie Sganovell von dem Talente, Holzbündel zu machen. Die Ehrfurcht, welche mir ein Mann wie dieſer, einflößte, hatte, indem ich ſeine Thüre öffnete, mich in eine Art von zitternder Bewegung geſetzt, und hinderte mich, eine Unterhaltung länger fort zu ſetzen, die endlich das Anſehen einer Fopperei erlangt haben würde. Ich wollte mir gleichſam nur einen Paß oder Eintrittsbillet verſchaffen; mein Zweck war erreicht, und ich ſagte ihm nun, daß ich vermuthete, er habe dieſe beiden Gattungen knechtiſcher Beſchäftigungen blos darum ergriffen, um die Glut ſeiner Einbildungskraft zu dämpfen.

Ach! gab er zur Antwort, alles, was ich ſonſt gethan, um mich und Andere zu unterrichten, hat mir allzuviel Böſes zugefügt.

Das Einzige, ſagte ich, worin ich ganz Ihrer Meinung bin, iſt, daß ich, gleich Ihnen, gewiſſe hiſtoriſche und literariſche Kenntniſſe für gefährlich halte, wenn man nicht eine ſehr geſunde Beurtheilungskraft beſitzt. — Augenblicklich legte er ſeine Muſik, ſein pervinca und ſeine Brille bei Seite, ſprach über dieſen Gegenſtand vielleicht ſchöner,

als er je geschrieben hatte, und durchlief alle Schattirungen seiner Ideen mit einer Bestimmtheit, die in der Einsamkeit, über das viele Nachgrübeln und Schreiben, ihn bisweilen verließ; dann rief er mehrere Male aus: Die Menschen! die Menschen! — Ich hatte mich nun schon so eingenistelt, daß ich es wagen durfte, ihm zu widersprechen. Diejenigen, sagte ich, die sich über die Menschen beklagen, sind doch auch Menschen, und können sich irren, wenn von Andern die Rede ist. — Das machte ihn einen Augenblick nachdenkend.

Ich erklärte, daß ich auch gänzlich seiner Meinung wäre, über die Art, Wohlthaten zu geben und zu empfangen, und über die drückende Bürde der Dankbarkeit, wenn man den Wohlthäter weder lieben noch hochachten kann. Das schien ihm zu gefallen.

Ich erwähnte nun des andern Extrems, welches man fürchten müsse, nämlich der Undankbarkeit. Das brachte seine Zunge blitzschnell in Gang, er hielt mir die schönsten Reden von der Welt, und mischte hie und da einige kleine sophistische Maximen hinein, die ich mir durch die Frage zugezogen hatte: Aber wie, wenn Hume es ehrlich gemeint hat? — Er fragte mich, ob ich Hume kenne? — Ich antwortete, daß ich eine sehr lebhafte Unterredung seinetwegen mit Hume gehabt, und daß ich, aus Furcht ungerecht zu sein, in meinen Urtheilen fast immer sehr zögernd zu Werke ginge.

Seine häßliche Frau oder Magd unterbrach uns einige Mal durch alberne Fragen über ihre Wäsche oder Suppe.

Er antwortete ihr sehr sanft, und würde, wenn er auch von einem Stücke Käse geredet hätte, diesen Gegenstand veredelt haben. Ich sah nicht, daß er das geringste Mißtrauen gegen mich hegte; ich hatte ihn aber auch, seit meinem Eintritte, so in Athem erhalten, daß er gar keine Zeit gewann, über meinen Besuch nachzudenken. Ich mußte endlich wider Willen diesem Besuche ein Ziel setzen; noch einmal warf ich einen verstohlenen Blick auf den Verfasser der neuen Heloise, und verließ das Dachstübchen, den Aufenthalt der Ratten und das Heiligthum des Genies. Er stand auf und begleitete mich mit einer Art von Interesse, fragte aber nicht nach meinem Namen, Er würde ihn doch nicht behalten haben, denn nur die Namen Tacitus, Salluft und Plinius konnten ihn interessiren. Aber als ich im vertrauten Zirkel bei dem Prinzen Conti, wo auch der Erzbischof von Toulouse, der Präsident d'Aligne und mehrere Prälaten und Parlamentsherren sich einfanden, in Erfahrung brachte, daß diese beiden Menschenklassen gesonnen waren, Jean Jaques zu beunruhigen, so schrieb ich ihm jenen Brief, den er sehr zur Unzeit mittheilte oder abschreiben ließ, und der am Ende, ich weiß es nicht wie es zuging, in allen Zeitungen abgedruckt wurde. Er steht auch in Rousseau's Werken und in seinen Selbstgesprächen. Nach seiner gewöhnlichen Manier hatte er die Güte, sich einzubilden, daß mein Anerbieten einer Freistatt blos ein Fallstrick wäre, den seine Feinde mich vermocht, ihm zu legen. Diese Narrheit hatte das Gehirn dieses unglücklichen großen Mannes ergriffen, der eben so sehr entzückte, als zu-

rückſtieß. Allein die erſte Bewegung ſeines Herzens war gut; denn am andern Morgen, nachdem ich jenen Brief geſchrieben, kam er, mir ſeine Erkenntlichkeit zu bezeigen. Ich traute meinen Ohren kaum, als man mir Rouſſeau meldete; ich traute meinen Augen kaum, als er die Thür öffnete. Ludwig XIV. konnte nicht ſtolzer ſein, als er die Geſandtſchaft von Siam empfing.

Die Beſchreibung ſeines Unglücks, das Gemälde, welches er von ſeinen vermeintlichen Feinden entwarf, die Verſchwörung von ganz Europa gegen ihn, Alles das würde mir weh gethan haben, wenn er es nicht mit dem ganzen Reize ſeiner Beredſamkeit vorgetragen hätte. Ich ſuchte ihn davon abzubringen, indem ich ihn zu ſeinen ländlichen Spielen zurück führte. Ich fragte ihn, wie er, bei ſeiner Liebhaberei für das Landleben, ſich habe entſchließen können, mitten in Paris zu wohnen? — Darauf bewirthete er mich mit ſeinen allerliebſten Paradoxen über den Vortheil, zu Gunſten der Freiheit zu ſchreiben, wenn man eingeſperrt ſei, und den Frühling zu malen, wenn es ſchneie.

Ich ſprach von der Schweiz, und zeigte ihm, ohne Affektation, daß ich ſeine neue Heloiſe auswendig wußte. Er ſtutzte darüber und es ſchien ihm ſchmeichelhaft. Er wurde bald gewahr, daß, unter allen ſeinen Werken, nur Heloiſe nach meinem Geſchmacke ſei, und daß, wenn ich auch tiefdenkend ſein könnte, ich mir doch die Mühe nicht gäbe, es zu ſein.

Ich bin nie geiſtreicher geweſen (und ich glaube es war

den Weihrauchdampf gefällig einzusangen. Ein jeder hatte seine Parthey, die er durch Schreyen und Klagen in Bewegung setzte. Man suchte das Publicum zu überreden, ich, ein Fremder, wolle dem Geschmack der Wiener Gesetze vorschreiben; ich, ein Fremder, wolle ihnen fremde Schauspieler aufdringen, und diesen sogar Künstlervorzüge einräumen vor Männern, die sich das große Verdienst hätten, zwanzig und mehr Jahre auf dem Theater gepredigt zu haben. Das Geschwätz fand Eingang, das Publicum wurde würklich unruhig im Schauspielhause. Es nahm Parthey, es klätschte, es zischte, und der Lärm wurde endlich so arg, daß die Direction es fürs Beste hielt, dem Strome zu weichen, und das dem Redacteur der Hof-Zeitung gethane Versprechen zurückzunehmen.

Wenn man nach dieser kurzen getreuen Erzählung nunmehr die Kritiken selbst liest, so wird man es kaum für möglich halten, daß Urtheile, in diesem Tone abgefaßt, eine so allgemeine Sensation hervor bringen konnten, und es gehört ganz die ausgebreitete Bekanntschaft mit Theater-Cabalen dazu, um sich nicht darüber zu wundern.

Das ist also die hämisch vorgetragene und hier ganz einfach entwickelte Geschichte jener kurzen Nachrichten, deren Erscheinung durchaus auf keinem vorhergehenden Plan gebaut war, sondern einzig und allein dem Wunsch des Redacteurs ihr Daseyn verdankte, welches er selbst bezeugen kann und auf Verlangen auch gewiß bezeugen wird. Auch hatte, wie schon erwähnt worden, die ganze Sache in der Folge gar keinen weitern Einfluß.

zum ersten Male in meinem Leben), als während der acht Stunden, die ich in meinen beiden Unterredungen mit Jean Jaques zugebracht. Als er mir entschieden erklärte, daß er entschlossen sei, in Paris alle die Verhaftsbefehle abzuwarten, mit welchen die Geistlichkeit und das Parlament ihn bedrohten, so erlaubte ich mir einige etwas herbe Wahrheiten über seine Begriffe von Berühmtheit, und ich erinnere mich, ihm gesagt zu haben: »Je mehr Sie sich verbergen, je mehr ziehen Sie die Augen auf sich, und je menschenfeindlicher Sie werden, je mehr bekümmern sich die Menschen um Sie.«

Seine Augen glichen zwei Sternen. Das Genie blitzte aus seinen Blicken und elektrisirte mich. Ich entsinne mich, daß ich damit schloß, ihm mit bethränten Augen zwei oder dreimal zu wiederholen: »Sein Sie glücklich! sein Sie glücklich wider Ihren Willen. Wenn Sie den Tempel nicht bewohnen wollen, den ich Ihnen in meiner souverainen Reichsherrschaft erbauen werde, wo es weder Parlament noch Geistlichkeit, aber die besten Schafe von der Welt gibt, nun wohl, so bleiben Sie in Frankreich. Wenn, wie ich hoffe, man Sie da in Ruhe läßt, so verkaufen Sie Ihre Werke, kaufen Sie ein hübsches kleines Landhaus bei Paris, öffnen Sie Ihre Thür bisweilen einigen Ihrer Bewunderer, und bald wird man nicht mehr von Ihnen reden.«

Ich glaube, ein solcher Vorschlag behagte ihm nicht; denn auch in Ermenonville würde er nicht geblieben sein, wenn der Tod ihn nicht dort übereilt hätte; aber er schien

doch gerührt von der Wirkung, die er auf mich machte, und überzeugt von meinem Enthusiasmus für ihn; denn er bezeigte mir mehr Interesse und Erkenntlichkeit, als er sonst gegen irgend Jemand zu thun pflegte, und, als er ging, hinterließ er in mir die nämliche Leere, die man empfindet, wenn man aus einem schönen Traume erwacht.

Mein Aufenthalt bei Voltaire.

(Von demselben.)

Das Beste, was ich bei Voltaire thun konnte, war, nicht selbst geistreich scheinen zu wollen. Ich sprach nur, um ihn sprechen zu machen. Ich bin acht Tage in seinem Hause gewesen, und sehr gern möchte ich alle die erhabenen, einfachen, munteren, allerliebsten Dinge mir in's Gedächtniß rufen, die unaufhörlich von ihm ausströmten; aber in der That, das ist unmöglich. Ich lachte oder ich bewunderte, stets war ich berauscht. Ja sogar bis auf seine Fehler, seine irrigen Kenntnisse, seine Vorurtheile, seinen Mangel an Geschmack für die schönen Künste, seine Launen, seine Ansprüche, das, was er nicht sein konnte, und das, was er war, Alles schien mir reizend, neu, pikant und überraschend. Er mochte gar zu gern für einen tiefen Staatsmann oder für einen Gelehrten gehalten werden, allenfalls sogar auf die Gefahr, Langeweile zu machen. Damals liebte er die englische Konstitution. Ich sagte ihm einmal: Geben Sie

ihr das Meer zur Stütze, sonst würde sie bald zu Grunde gehen.

»Das Meer?" antwortete er, »Sie werden darüber eine Menge Betrachtungen in mir veranlassen."

Man meldete ihm Jemand aus Genf, der ihm langweilig schien. Geschwind! geschwind! rief er, etwas Tronchin! — das hieß: man sollte ihn für krank ausgeben. Der Genfer ging.

Was halten Sie von Genf? fragte er mich eines Tages, als er erfahren, daß ich des Morgens dort gewesen war. Ich wußte, daß er zu jener Zeit Genf verabscheute. — Eine abscheuliche Stadt! antwortete ich, ob es gleich nicht wahr ist. — Ich erzählte ihm, in Gegenwart von Madame Denys, eine Anekdote, die ihr selbst begegnet war, von der ich aber glaubte, Madame de Geoffigny sei die Hauptperson dabei gewesen. Herr von Ximenes nämlich hatte sich gegen sie vermessen, sie solle ihm keinen Vers hersagen, dessen Verfasser er nicht augenblicklich zu nennen im Stande sei. In der That fehlte ihm auch nicht ein einziger. Madame Denys, um ihn dennoch zu erhaschen, recitirte ihm vier Zeilen, die sie auf der Stelle selbst machte. »Nun, Herr Marquis? von wem sind diese?" — de la chercheuse d'esprit, Madame. (Diese Antwort ist schwer zu übersetzen. Wo ich nicht irre, gibt es ein französisches Lustspiel unter dem Titel: la chercheuse d'esprit. Die Sache ist auch unter den Deutschen bekannt genug, aber das Wort fehlt. Man könnte allenfalls die Witzjägerin sagen). „Bravo!

bravo!" rief Voltaire, „potz Wetter! ich glaube, sie muß sehr dumm dabei ausgesehen haben; lache doch lieber nicht."

Er beschäftigte sich damals mit der Kirchengeschichte des langweiligen Abbé Fleury, die er herunter machte und auslegte. »Das ist keine Geschichte," sagte er mir, »das sind Geschichten. Ich erlaube Niemanden, als Bossüet und Flechier, gute Christen zu sein." — Aber doch auch einigen ehrwürdigen Vätern, antwortete ich, deren Kinder Sie recht artig erzogen haben? — Er selbst sprach viel Gutes von Ihnen. — Sie kommen von Venedig? sagte er, haben Sie den Prokurator Prococurante gesehen? — Nein, ich erinnere mich seiner nicht. — Sie haben also den Candide nicht gelesen? fuhr er zornig fort, denn er pflegte zu gewissen Zeiten immer Eines seiner Werke am meisten zu lieben.

»Um Verzeihung, ich war zerstreut, ich dachte eben an die Verwunderung, die mich ergriff, als ich die venetianischen Gondolirer Tasso's befreites Jerusalem absingen hörte." — Ei, wie das? — Gleichwie vormals Menalk und Mäliböus prüfen sie die Stimmen und das Gedächtniß ihrer Kameraden, auf dem großen Kanale während der schönen Sommernächte. Einer fängt an, eine Art von Recitativ zu singen, ein Anderer antwortet und fährt fort. Ich glaube nicht, daß die Pariser Fiacres die Henriade auswendig wissen, auch würden sie, in ihren rauhen, unedlen Tönen, mit ihren Branntweinsstimmen und Kehlen, die herrlichen Verse sehr schlecht anstimmen. — „Weil die

Walches (so nannte er bekanntlich die Franzosen) Barbaren sind, Feinde aller Harmonie, Leute, die Einen erwürgen, mein Herr. Das gilt vom Volke; und unsere geistreichen Leute haben des Geistes so viel, daß sie ihn sogar auf den Titeln ihrer Bücher anbringen. Ein Buch über den Geist (von Helvetius), das ist ein Poltergeist, vom Geist der Gesetze (von Montesquieu), das ist: etwas Geistreiches über die Gesetze. Ich habe nicht die Ehre, es zu verstehen. Hingegen verstehe ich die persischen Briefe sehr wohl (auch von Montesquieu), das ist ein gutes Buch. — Es gibt einige Schriftsteller, für welche Sie Achtung zu hegen scheinen? — Ganz gewiß, man muß wohl. D'Alembert, zum Beispiel, der, weil er keine Einbildungskraft besitzt, sich für einen Geometer ausgibt; Diderot, der, um glauben zu machen, daß er deren besitze, ein schwülstiger Deklamator wird; Marmontel, dessen Poetik, unter uns gesagt, unbegreiflich ist. Diese Leute möchten sagen, die Eifersucht spräche aus mir. Am Hofe hält man mich für einen Tadler und Schmeichler; in der Stadt für zu philosophisch; in der Akademie für einen Feind der Philosophen, in Rom für den Antichrist, wegen einiger Scherze über die römischen Mißbräuche und einiger Späßchen über den orientalischen Stil; im Parlament für einen Verfechter des Despotismus; für einen schlechten Franzosen, weil ich Gutes von den Engländern gesagt habe; für einen Räuber und Wohlthäter an den Buchhändlern; für einen Libertin wegen des Mädchens von Orleans, welches meine Feinde

sehr angeschwärzt haben; für einen Neugierigen und Komplimentenmacher gegen geistreiche Leute; für intolerant, weil ich die Toleranz predige."

»Haben Sie jemals ein Epigramm oder ein Spottlied von meiner Arbeit gesehen? das ist der wahre Stempel der Boshaften. Diese Rousseau's haben mich zum Teufel gewünscht. Anfangs stand ich mit Beiden auf einem recht guten Fuße. Bei Ihrem Vater und Ihrem Verwandten, dem Herzoge von Aremberg, trank ich Champagner mit dem Ersten, der beim Abendessen einschlief: mit dem Zweiten habe ich kokettirt, und, weil ich gesagt habe, daß er mir Lust machte, auf allen Vieren zu gehen, hat man mich aus Genf verjagt, wo man ihn verabscheut."

Ueber etwas Albernes, wenn es ihn überraschte, oder über ein erbärmliches Wortspiel, konnte er herzlich lachen, auch erlaubte er sich selbst bisweilen eine Albernheit (bêtise). Er war außer sich vor Freuden über einen Brief des Chevalier Litta, den er mir zeigte, und der ihm, wegen einer Uhrenkommission, die er schlecht ausgerichtet, den Vorwurf machte: »Sie müssen doch auch recht dumm sein u. s. w." — Ich glaube, daß ich es war, an dem er seinen, nachmals so oft wiederholten Scherz über die Krähe richtete, und ich gab Veranlassung dazu, als er mich fragte, wie ich sie fände? — Nigra, antwortete ich, ohne Formosa zu sagen. Er schenkte mir auch seinen Pater Adam nicht, und dankte mir, daß ich dem Pater Griffet,

den er sehr liebte, eine Freistatt gegeben, empfahl mir auch den Pater Neufville.

Einst sagte er mir: Man behauptet, daß ich vor Aerger platze, wenn ich Kritiken über mich lese. Da ist eine, kennen Sie sie? Wo zum Henker hat der Mensch, der nicht einmal orthographisch zu schreiben versteht, und der der Dichtkunst bisweilen Gewalt anthut, wie einem Lager, diese wohlgerathenen Verse gegen mich hergenommen?

Candide est un petit vaurien,
Qui n'a ni pudeur ni cervelle;
Ah! qu'on le reconnoit bien
Pour le Cadet de la pucelle.

(Candide ist ein kleiner Taugenichts, der weder Scham im Leibe, noch Hirn im Kopfe hat; man erkennt ihn sogleich für den jüngern Bruder des Mädchens von Orleans). — Sie scheinen mir in diesem Augenblicke nicht gut mit ihm zu stehen, sagte ich; das ist eine deutsche und verliebte Zänkerei zu gleicher Zeit. (Querelle d'Allemand et d'amant à la fois.) — Diese kleine Albernheit machte ihn lächeln. Er sagte deren selbst oft und hörte sie gern. Man hätte glauben sollen, er zanke sich bisweilen mit den Todten, wie man sich sonst nur mit Lebendigen zanket. Seine Beweglichkeit machte, daß er sie bald etwas mehr, bald etwas weniger liebte. Damals, zum Exempel, waren es Fénélon, Lafontaine und Moliere, die in seiner höchsten Gunst standen.

„Liebe Nichte," sagte er zu Madame Denys, „wir wollen ihm etwas Moliere vorsetzen. Wohlan ohne Um-

ſtände, die gelehrten Weiber, die wir kürzlich geſpielt haben.“ Er ſelbſt ſpielte den Triſſotin, ſo ſchlecht als nur immer möglich, aber die Rolle machte ihm viel Spaß. Madame Dupuis als Martine gefiel mir außerordentlich und verurſachte mir bisweilen Zerſtreuungen, wenn der große Mann redete. Das liebte er nicht. Ich erinnere mich, daß, als eines Tages ſeine ſchönen Schweizermägde, die wegen der Hitze bis an die Achſeln entblößt waren, an mir vorübergingen, oder mir Sahne brachten, er ſich plötzlich unterbrach, ſehr zornig die ſchönen Hälſe mit vollen Händen faßte und ausrief: »Buſen hier! Buſen dort! geht zum Teufel!“ —

Nie hat er mit mir gegen das Chriſtenthum oder gegen Fréron ein Wort geſprochen. Ich liebe die falſchen Leute nicht, ſagte er, und die ſich widerſprechen. Wer für oder wider alle Religionen förmlich ſchreibt, iſt ein Narr. Was iſt das, zum Beiſpiel, für ein Glaubensbekenntniß des Vicarius aus Savoyen von Jean Jaques? —

Er war damals am heftigſten erbittert gegen ihn; doch ſelbſt in dieſem Augenblicke, wo er ihn ein Ungeheuer ſchalt und ſagte, daß man einen Mann wie ihn nicht verbanne, aber daß Verbannung Tod ſei; unterbrach man ihn mit den Worten: ich glaube, er tritt da eben auf Ihren Hof. »Wo iſt der Unglückliche!“ rief er aus, »er ſoll kommen, meine Arme ſind offen! er iſt vielleicht von Neufchatel und aus der dortigen Gegend vertrieben worden? man führe ihn her zu mir! Alles, was ich habe, gehört ihm!“ —

Herr von Conſtant bat ſich in meiner Gegenwart ſeine ruſſiſche Geſchichte aus. »Sie ſind nicht wohl geſcheit,« ſagte er; »wenn Sie wirklich etwas lernen wollen, ſo nehmen Sie die von Lacombe zur Hand, der hat weder Medaillen noch Pelzwerk bekommen.

Damals war er ſehr unzufrieden mit dem Parlamente, und wenn er an ſeiner Gartenthür ſeinen Eſel antraf, ſo ſagte er: »Ich bitte, Herr Präſident, ſpaziren Sie vorbei. — Die Mißverſtändniſſe, die ihm aus Lebhaftigkeit begegneten, waren häufig und drollig. Einen Klavierſtimmer ſeiner Nichte nahm er für ihren Schuſter, und als er endlich ſeinen Irrthum gewahr wurde, rief er aus: »Mein Gott! ein Mann von Talenten! verzeihen Sie, mein Herr, ich wollte Sie zu meinen Füßen ſetzen, und ich bin zu den Ihrigen.« — Einſt trat ganz plötzlich ein Krämer mit Hüten und grauen Schuhen in den Saal. Voltaire (der ſo mißtrauiſch gegen alle Beſuche war, daß er mir ſogar geſtand, er habe aus Furcht, daß der meinige langweilig ſein möchte, auf gut Glück Arzenei eingenommen, um nur behaupten zu können, er ſei krank), Voltaire rettete ſich in ſein Kabinet. Der Krämer folgte ihm rufend: »Mein Herr! mein Herr! ich bin der Sohn einer Frau, für die Sie einſt Verſe gemacht haben.« — »O das kann wohl ſein, ich habe ſo viel Verſe für ſo viele Frauen gemacht. Ihr Diener mein Herr.« — Es war Madame de Fontaine Martel. — Ei ja ſie war ſehr ſchön. »Ihr Diener, mein Herr« — und damit wollte er wieder in ſein Kabinet. — »Wo haben Sie den trefflichen Geſchmack

hergenommen, den man in diesem Saale bemerkt? Ihr Schloß, zum Exempel, haben Sie es gebaut?" — Jetzt kam Voltaire zurück. »O ja, ich mein Herr, ich habe alle Zeichnungen dazu geliefert. Betrachten Sie die Anlage dieser Treppe. Nun? wie?" — »Mein Herr, eigentlich hat mich blos das Vergnügen, den Herrn von Haller zu sehen, nach der Schweiz gezogen." (Voltaire zog sich wieder zurück nach seinem Kabinet.)

„Mein Herr! mein Herr! das muß Ihnen viel gekostet haben. Welch ein allerliebster Garten!" — »O," sagte Voltaire, indem er sich wieder zeigte, »mein Gärtner ist ein Esel, ich habe das alles angegeben." — »Das glaube ich. Dieser Haller ist ein großer Mann." (Voltaire ging.) — »Wie viel Zeit ist wohl erforderlich, um ein eben so schönes Schloß zu bauen!" — Voltaire kam wieder. Ohne es zu wollen, spielten mir die Beiden die drolligste Scene von der Welt vor, und ich habe deren noch weit mehrere von Voltaire gesehen, die durch seine Lebhaftigkeit, seine Launen, seine Reue veranlaßt wurden. Bald war er Gelehrter, bald Hofmann aus den Zeiten Ludwig XIV., bald der beste Gesellschafter.

Wenn er den Erb-, Lehn- und Gerichtsherrn auf seinem Dorfe machte, dann war er sehr komisch. Er sprach mit seinen lumpichten Bauern, als wären es römische Gesandte oder trojanische Prinzen gewesen. Er veredelte alles. Einmal wollte er fragen, warum man ihm niemals Hasenpfeffer auf den Tisch brächte, und drückte sich darüber gegen einen alten Wächter folgendergestalt aus:

Ueberhaupt ſind die Wiener zwar leicht gereizt, aber nicht rachtragend. War die Kritik dem Publicum würklich anſtöſſig geweſen, ſo ließ man mich es doch nicht entgelten, als bald darauf meine beiden Schauſpiele: das Epigram, und: das Schreibpult zum Erſtenmal gegeben wurden. Denn beide fanden eine Aufnahme, die meine kühnſte Erwartung übertraf.

Daß der Neid dabey nicht immer ein ruhiger Zuſchauer blieb, iſt in der Ordnung. Er breitete unter andern im Herbſt des 1795ſten Jahres eine Verläumdung aus, die nicht allein in Wien ſehr weit um ſich griff, ſondern auch in vielen Zeitungen mit ſo eiliger Schadenfreude verbreitet wurde, daß ich es für nothwendig halte, auch hierüber einige Worte zu ſagen.

Es entſtand nemlich plötzlich das Gerücht, ich ſey arretirt, auf einer Feſtung eingeſperrt oder über die Grenze transportirt worden. Warum? — das wußte man nicht; darum bekümmerte man ſich auch nicht. Genug, es ſollte ſo ſeyn, und man behauptete es mit einer ſo unbegreiflichen Hartnäckigkeit, daß man ſogar unter meinen Fenſtern auf dem Michaelerplatz einem meiner Freunde, welcher verſicherte, mich eben verlaſſen zu haben, lächelnd antwortete, das könne nicht ſeyn, denn ich ſey längſt fort.

Dieß ſonderbare Gerücht hatte, wie ſich bey einiger Nachforſchung ergab, in den niedern Ständen angefangen, und war aus dieſen zu den höheren übergegangen, welches ſonſt umgekehrt zu ſeyn pflegt. Aber eben dieſer Umſtand verräth ſeinen Urſprung.

»Mein Freund, gibt es denn keine Thierwanderungen mehr von meinem Gute Tourney nach meinem Gute Ferney?" — Er trug beständig graue Schuhe, eisengraue, aufgerollte Strümpfe, eine Weste, die ihm bis auf die Knie ging, eine große lange Perücke und ein schwarzes Sammtkäppchen. Sonntags zog er bisweilen ein schönes, braunrothes Kleid an, Weste und Beinkleider von gleichem Stoffe; aber die Weste mit langen Schößen und stark verbrämt, große Spitzenmanschetten, die ihm bis an die Fingerspitzen reichten, denn so, sagte er, bekommt man ein nobles Ansehen.

Für alle seine Umgebungen war Voltaire sehr gutmüthig und machte sie lachen. Er verschönerte alles, was er sah und hörte. Er legte einem Offiziere von meinem Regimente Fragen vor, und fand dessen Antworten sehr sinnvoll. »Von welcher Religion sind Sie?" — »Meine Eltern haben mich katholisch erziehen lassen." — »Eine treffliche Antwort," rief Voltaire, »er sagt nicht, daß er katholisch ist." — Alles das scheint nur lächerlich, und geeignet, um ihn lächerlich zu machen; aber man mußte ihn sehen, belebt von seiner schönen, glänzenden Einbildungskraft, mit vollen Händen Geist und Witz verstreuend, und allen um sich her davon mittheilend; geneigt, immer das Gute, das Schöne zu sehen und zu glauben, seine Meinungen verfechtend und andere dafür stimmend, alles beziehend auf das, was er schrieb und dachte, zum Reden und Denken diejenigen erweckend, die dessen fähig waren, allen Unglücklichen Beistand leistend, für arme Familien

bauend; ein gutmüthiger Menſch in der ſeinigen, ein gutmüthiger Menſch in ſeinem Dorfe, ein gutmüthiger und zugleich großer Mann! eine Verbindung, ohne welche man nie weder das Eine noch das Andere vollkommen iſt; denn das Genie macht die Güte umfaſſender, und die Güte verleiht dem Genie mehr Gemüthliches.

(So ſchwierig es auch in der That iſt, den ſelbſt in ſeinen Nachläſſigkeiten immer liebenswürdigen Verfaſſer zu überſetzen, ſo kann ich doch dem Reize nicht widerſtehen, noch Einen ſeiner Briefe an die Kaiſerin von Rußland zu liefern, der am 17. März 1792 geſchrieben wurde.)

Madame,

Ew. Majeſtät haben nichts zu thun, Ihre kleine Wirthſchaft iſt eingerichtet, und wenn man Ihnen geglaubt hätte, ſo würde es die der übrigen auch ſein. In der Muſe, welche Ihre Thätigkeit Ihnen verleiht, iſt es gar nicht zu entſchuldigen, mich ſo zu vergeſſen. — Ich habe nicht die Ehre gehabt, die andern Beherrſcher Rußlands zu kennen, noch von ihnen gekannt zu werden. Ich begreife wohl, daß Ihre Geſchäfte Sie würden abgehalten haben, mir zu antworten, wenn ich mir die Freiheit genommen hätte, an Sie zu ſchreiben. Der Eine würde ſich mit Plänen zu Feldzügen beſchäftigt haben, der Andere mit ſeinen Finanzen, der Dritte mit ſeinen Winterquartieren; ein Anderer mit ſeinem Hofe, ſeiner inneren Verwaltung, ſeinen Miniſtern oder Hunden, oder auch mit ſeiner Familie, Frau und Kindern; Jeder hat ſeine Geſchäfte; aber Ew. Majeſtät, die Sie die Ihrigen mit vier Zeilen, vier Schiffen und vier

Bataillons abthun, warum haben Sie mir nicht geſchrieben? — In der That, ich hoffe, daß zum erſten Male in Ihrem ſchönen Leben Sie erfahren werden, was Gewiſſensbiſſe ſind. — — In ſechs Monaten habe ich keinen Brief von Ew. Majeſtät empfangen, und das widerfährt mir zum erſten Male ſeit zwölf Jahren. Iſt das nicht eben ſo tirranniſch, als ob Sie einen Ihrer bravſten Generäle von einer großen Statthalterſchaft abſetzten? — Ich rede zu Ihrem Gewiſſen; nun will ich zu Ihrer Güte reden.

Obgleich der feſteſte, einfachſte und gefühlvollſte Charakter mir ſeit ſechs Monaten kein Zeichen ſeines Andenkens gegeben, ſo empfinde ich dennoch das Bedürfniß, zu Ew. Majeſtät zu reden. Gäbe es jetzt auch nur den kleinſten großen Mann in den vier Theilen der Welt, ſo würde ich an ihn ſchreiben, um Ihnen nicht beſchwerlich zu fallen; aber Ew. Majeſtät müſſen jetzt ſchon für ſich und zugleich für die großen Männer, die verſchwunden ſind, beten.

Ich habe in Rußland nicht erfahren können, ob Peter I. jemals herzlich gelacht hat, daher bin ich auch nicht ſicher, ob ich ein Wörtchen von ihm erhaſcht hätte. Friedrich II. hat mich dreimal »dem lieben Gott und ſeiner heiligen Obhut" empfohlen, recht als ob es ihm zugekommen wäre, die Honneurs davon zu machen. Ludwig XIV. würde mich durch ſeine Unterſchrift zerſchmettert haben: hingegen glaube ich, der arme Brarner (Heinrich IV.) hätte mir wohl dann und wann durch die Poſt einige derbe ventre saint gris zugeſchickt, wenn er anders Geld genug gehabt hätte, den Brief zu frankiren.

Alexander schrieb gut, aber er hatte einen Quintus Curtius zum Sekretär. Sein schwedischer Nachahmer sprach ein gothisches Latein. Vom Cäsar oder Alcibiades wäre mir wohl ein Billet zu Theil geworden, und mit gierigem Vergnügen würde ich einen militärischen oder freundschaftlichen Brief des großen Condé eröffnet haben. Eine Betrachtung, die mir eben einfällt (denn ich gebe mich mit Allem ab, selbst mit Nachdenken), ist folgende: Unter den härtesten Regierungen gab es große Männer, sowohl im Kriege, als in der Literatur; aber ich sehe deren keinen während der Anarchie und ihrer Abscheulichkeiten. Als Rom einen Sylla und Marius hatte, wurde es unterjocht und getheilt. Die Scipionen waren große Aristokraten, Pericles eine Art von König. Horaz und Virgil würden während der Bürgerkriege wenig Glück gemacht haben. Wenn Montaigne und der gute Lafontaine zu unserer Zeit gelebt hätten, der Eine mit seinen Wahrheiten, der Andere mit seinen Naivitäten und Zerstreuungen, sie wären die Ersten gewesen, die man gehängt hätte.

Ich habe unserm jungen Kaiser einmal den Hof gemacht und ihn alt gefunden; Dank sei es zwei Feldzügen und der durch Joseph II. begonnenen Erziehung dieses unglücklichen Monarchen, dessen Apotheose Ew. Majestät durch Ihr Andenken machen. Ich habe mir die Freiheit genommen, dem Kaiser im Betreff der Niederlande zu sagen: daß die Kraft die Strenge unnöthig macht, und daß ich überzeugt sei, daß sechs Monate Beharrlichkeit, indem er den Thron besteige, seine Herrschaft für deren

ganze Dauer befeſtigen werde. Die Güte, mit der er einen moraliſirenden Höfling aufgenommen, der es gewagt hat, die Worte Erhabenheit der Geſinnungen und Patriotismus in ſeiner kleinen Audienz anzubringen, iſt von einer ſehr glücklichen Vorbedeutung. Man hefte den Blick auf das Geſtirn des Nordens, das iſt der eigentliche Stern der Könige, er geleitet zum Tempel der Unſterblichkeit. —

Folgendes Gemälde des Fürſten Potemkin

entwirft der Verfaſſer. — Ich ſehe einen Heerführer, der träge zu ſein ſcheint und doch unaufhörlich arbeitet; der keinen andern Schreibtiſch hat als ſeine Knie, keinen andern Kamm als ſeine Finger; immer liegend und doch weder Tag noch Nacht ſchlafend, weil ſein Eifer für eine Kaiſerin, die er anbetet, ihn ſtets in Bewegung erhält, und weil ein Kanonenſchuß, der ihn nicht trifft, ihn doch durch die Vorſtellung beunruhigt, daß Einer ſeiner Soldaten das Leben dadurch einbüßen könnte. (!) Furchtſam für Andere, muthvoll für ſich; unter dem heftigſten Feuer einer Batterie verweilend, um Befehle auszutheilen; indeſſen doch mehr Ulyß als Achill; unruhig, ehe die Gefahr eintritt, fröhlich, wenn ſie da iſt; traurig im Vergnügen, unglücklich aus Uebermaß des Glücks, abgeſtumpft für Alles, leicht vom Ueberdruß ergriffen, finſter, unbeſtändig; ein tiefer Philoſoph, ein geſchickter Miniſter, ein erhabener Staatsmann, oder auch ein Kind von zehn Jahren; kei-

neswegens rachsüchtig; um Verzeihung bittend wegen eines Kummers, den er verursachte, eine Ungerechtigkeit schnell wieder gut machend; sich einbildend, er liebe Gott, und den Teufel fürchtend, den er noch für weit größer und dicker hält, als einen Fürsten Potemkin; mit der einen Hand einem Mädchen winkend, das ihm gefällt, und mit der andern Kreuze schlagend; die Arme gekreuzt zu den Füßen der Mutter Gottes, oder auch um den Alabasterhals seiner Geliebten; zahllose Wohlthaten von seiner Souveraine empfangend, die er auf der Stelle wieder vertheilt; Güter von der Kaiserin annehmend, die er zurückgibt, oder ihre Schulden bezahlt, ohne ihr ein Wort davon zu sagen. Er verkauft unermeßliche Domänen, kauft sie wieder zurück, um einen Säulengang oder einen englischen Garten dort anzulegen, und schlägt sie dann wieder los. Er spielt immer oder gar nicht, mag lieber schenken, als seine Schulden bezahlen, ist ungeheuer reich, ohne einen Heller in der Tasche; überläßt sich dem Mißtrauen oder der Gutmüthigkeit, der Eifersucht oder der Erkenntlichkeit, der Laune oder der Neckerei; ist leicht für oder wider Jemanden einzunehmen, kommt aber eben so leicht von selbst davon zurück; spricht mit seinen Generälen von der Theologie und mit seinen Erzbischöfen vom Kriege; liest niemals, entlockt aber im Gespräche von Andern, was er wissen will, und widerspricht ihnen, um noch mehr zu erfahren; macht ein sehr finsteres, oder sehr angenehmes Gesicht; affektirt die zurückstoßendsten Manieren; kurz, er gleicht wechselsweise bald dem übermüthigsten orientalischen

Satrapen, bald dem liebenswürdigſten Höfling Ludwig XIV. Unter dem auffallenden Scheine der Härte iſt er im Grunde ſehr ſanft; ein Sonderling in ſeinen Stunden und Mahlzeiten, in ſeiner Ruhe, in ſeinem Geſchmacke; begehrt Alles, wie ein Kind, und kann Alles entbehren, wie ein großer Mann; iſt mäßig, indem er lecker ſcheint, kaut ſeine Nägel, oder Aepfel, oder Rüben; ſchilt oder lacht, ſpottet Jemanden nach oder flucht, reißt Zoten oder betet, ſingt oder denkt; ruft zwanzig Adjutanten, ſchickt ſie wieder fort und ruft ſie wieder, ohne ihnen etwas zu ſagen; erträgt die Hitze beſſer als irgend Jemand, indem er zugleich an die wollüſtigſten Bäder zu denken ſcheint, macht ſich luſtig über die Kälte, indem er ſich ſtellt, als könne er des Pelzwerks nicht entbehren; iſt immer im Hemde ohne Unterhoſen, oder in einer Uniform, die auf allen Näthen geſtickt iſt, mit bloßen Füßen oder in geſtickten Pantoffeln, ohne Mütze oder Hut. So habe ich ihn einmal mitten im Feuer geſehen, bald in einem elenden Schlafrocke, bald in einem prächtigen Gewande mit ſeinen drei Sternen, ſeinen Ordensbändern und Diamanten, ſo groß wie der Daumen, um das Bildniß der Kaiſerin. Dieſe Diamanten ſchienen blos da zu ſein, um die Kugeln nach ſeiner Bruſt zu locken. Gebückt und zuſammen gewickelt (pelotonné) iſt er in ſeinem Zelte, groß, mit hochgetragener Naſe, ſtolz, ſchön, edel, majeſtätiſch oder einnehmend und verführeriſch, wenn er ſich dem Heere zeigt. So Agamemnon in der Mitte der griechiſchen Könige.

Welchen Zauber beſitzt denn dieſer Mann? — Genie,

Genie und abermals Genie, einen natürlichen Verſtand, ein treffliches Gedächtniß, Seelengröße, Bosheit ohne Boshaftigkeit (malice sans méchanceté), Schlauheit ohne Argliſt (ruse sans astuce), eine glückliche Miſchung von Launen, deren gute Momente, wenn ſie ſich einſtellen, ihm die Herzen gewinnen, eine große Freigebigkeit, in ſeinen Belohnungen Gnade und richtige Würdigung vereinend, viel von dem, was man Takt nennt, das Talent zu errathen, was er nicht weiß, und eine große Menſchenkenntniß.

Herr von Rathwell an den vormaligen Freimüthigen.

(Bruchſtück aus einem noch ungedruckten komiſchen Romane des Herrn von S**.)

Mein Herr!

Das Ende meines Briefes wird Ihnen die wichtige Angelegenheit entdecken, die mich veranlaßt, Sie um Ihren gütigen Rath zu bitten. Um Sie aber zu überzeugen, daß ich ein Mann bin, der ſo etwas zu ſchätzen weiß; ſo erlauben Sie mir, Sie vorher mit meinem Charakter näher bekannt zu machen, am beſten, zwar doch nicht am klügſten, wird es geſchehen, wenn ich Ihnen die Hauptmomente meines Lebens erzähle.

Ich bin einer von denen, ſoll ich ſagen glücklichen oder unglücklichen Menſchen? die nie ohne den Rath eines

Freundes handeln. Wenn ich gleich gestehen muß, daß es mir selten gut gerieth, und meine jetzige Noth größtentheils daher rührt; so habe ich doch den Trost, daß ich mir nicht vorwerfen darf, je übereilt gehandelt zu haben. Gibt es einst eine Rechenschaft von unserm Thun, so kann ich dabei sehr ruhig sein, mögen die es verantworten, deren Rath mich in's Verderben stürzte.

Ich will nicht die Ursachen dieser Anlage meines Charakters mit Tristram Shandy in Begebenheiten vor meiner Geburt suchen. Ohnehin darf ich es der, mir aus meiner frühesten Jugend sehr erinnerlichen Bedachtsamkeit meines Vaters zutrauen; daß ich nicht ohne guten Rath wenigstens bin empfangen und geboren worden. Noch tönt mir sein Nachbar mit Rath in den Ohren, welches er so oft im Zirkel seiner Freunde aus seinem Lehnstuhle im Dampf seiner Pfeife gehüllt von sich hören ließ, so oft ein Fall von Wichtigkeit zu entscheiden war; und insgemein verband er damit den Spruch eines der sieben Weisen, wie ich glaube: Kein Mensch ist sich selber klug genug.

Was meinen Vater betrifft, so hatte er alle Ursache, mit dieser Maxime sehr zufrieden zu sein. Im Besitz eines der schönsten Güter in der angenehmsten Gegend, welches mit jedem Jahre üppiger und einträglicher wurde; an der Hand einer sich ganz nach ihm bildenden Gattin, die ihn, wie er ihr oft mit einem herzlichen Kusse versicherte, zum glücklichsten Manne machte, konnte er mit aller Gemächlichkeit zu Rathe sitzen. Auch meine Mutter ahmte sein kluges Bei-

ſpiel nach, auch ſie hörte gern guten Rath, vorzüglich dem eines ihrer weitläufigen Anverwandten, eines jungen feurigen Mannes, deſſen ſicherer Blick und raſche That uns oft aus Verlegenheit zog, und den mein Vater im Scherze ihren Noth- und Hilfsrath nannte. Was endlich ſein Glück vollendete, war, daß ſie ihn bald mit mir, ohne Ruhm zu melden, dem gutmüthigſten und folgſamſten Knaben, beſchenkte.

Ich wüßte mich nicht zu erinnern, daß, was oft in Republiken der Fall iſt; denn an eine Monarchie war ohnehin bei uns nicht zu denken, daß, ſage ich, beide neben einander beſtehende Konſeils je in Kolliſion gerathen wären. Theilte auch auf eine kurze Zeit eine kleine Verſchiedenheit ihre Meinungen, wie das bei der Inokulation der Blattern und der Wahl eines Hofmeiſters für mich der Fall war: ſo verwies mein Vater dergleichen Sachen, als zur Wirthſchaft gehörig, an meine Mutter. Ein ältlicher Kandidat, der ſchon zwei Erziehungen von der Kinderſtube an bis zum Ehebette durchgeführt hatte, wurde zu dieſem wichtigen Geſchäfte berufen. Sie können denken, mein Herr! daß es an keiner Sorgfalt für mich fehlte. Ein ganzes Konvolut Briefe wurde über dieſen Gegenſtand zwiſchen meiner Mutter, ihrem Vetter und meinem Mentor gewechſelt, und Schade iſt's, daß mein Vater es nach ihrem Tode den Flammen übergab, die Welt hat darin vielleicht einen zweiten Emil verloren.

Glückliche Jahre der Kindheit; wo ſeid ihr hin? und mein guter treuer Lehrer! warum ward er mir ſo früh

Es war überhaupt ein Kunſtgriff einer gewiſſen Gattung von Menſchen, wenn ſie mir auf keine andre Weiſe beykommen konnte, meine politiſchen Grundſätze verdächtig zu machen, um mich mit dem ehrloſen Beynamen eines Jacobiners zu brandmarken. So wie man vor ein Paar hundert Jahren nichts weiter bedurfte, um einen Mann von Kopf zu verſchreyen, und das: hic niger eſt ihm anzuheften, als die beweisloſe Beſchuldigung, er ſey ein Ketzer, ſo iſt jetzt an die Stelle des Ketzers der Jacobiner getreten. Der Begriff von dieſem wie von jenem iſt unbeſtimmt, dunkel, vieldeutig, und eben daher ſo außerordentlich bequem für kleine Menſchen, die Luſt haben zu verläumden. Es iſt bey dieſem, ſo wie es bey jenem war, ſo leicht, Beweiſe dafür zu finden. Denn ein geſcheiter Mann wird doch irgend einmal ein Wort geſagt haben, das ſich, ſey es auch noch ſo unſchuldig, nach boshaftem Belieben deuten ließe. Wehe dem Menſchen, der unter einer Regierung lebt, die auf ſolches Geſchwätz nicht achtet, den Wandel ihrer Bürger prüft, und wenn ſie den rechtlich findet, mütterlich die Flügel über ſie ausbreitet.

Eine ſolche Regierung iſt die Oeſterreichiſche, und mit empörtem Unwillen habe ich in den Staats-Anzeigen die unverſchämteſten Lügen über die geheime Polizey in Wien geleſen. Ich war fünf Vierteljahr lang ein Einwohner Wiens; ich vermuthe ſogar, daß man Anfangs nicht das größte Zutrauen in meine politiſchen Geſinnungen ſetzen mochte. Demungeachtet bin ich nie, auch nur auf die entfernteſte Weiſe, beunruhigt worden, und ich kann es als die ſicherſte Wahr-

entrissen. Er dachte, er sprach, er handelte für mich. An seiner Hand würde ich, wie über einen schlüpfrigen Boden, meinen Weg unsträflich gewandelt sein, nur meinen rechten Fuß haben hinsetzen dürfen, wo er seinen linken aufhob. Er erlebte nicht die Freude, mich auf die Universität zu begleiten, um, wie er hoffte, noch einmal jung zu werden. In meinem zwanzigsten Jahre schon raubte mir ihn der Tod, doch sterbend empfahl er mich einen von seinen Universitätsfreunden, der unterdeß, daß er dritthalb Erziehungen geleitet, ununterbrochen fortstudirt hatte, und eben im Begriffe war, die wichtige Stufe vom untern zum obern Katheder zu erklimmen und pro gradu zu disputiren.

Zwei große Lehren hatte ich mir aus den Abendgesprächen meines Vaters mit seinen Freunden und meinem Lehrer über ihre mannigfaltigen Erfahrungen in einer Welt von zwanzig Meilen im Umkreise gemerkt, nämlich: daß die Welt ein Meer voller Klippen sei, ein Labirinth voller Irrwege. Glücklich der Jüngling, rief dann mein Lehrer, wenn er bald einen Freund findet, hinter den er dies Meer, wie Telemach hinter dem Mentor, sicher durchschwimmen kann! Nie sah ich dies Kupfer in meinem Telemach ohne Grausen; und noch glücklicher, setzte mein Vater hinzu, wenn er früh ein tugendhaftes Mädchen lieb gewinnt, die gleich Ariadnen ihn mit leitendem Faden durch dies Labirinth führet. Mit diesen beiden wichtigen Lehren bezog ich die Universität. Der Freund war schon gefunden in dem gelehrten Doktorandus Sauerwein, und mit seiner Hilfe fand ich auch bald meine Ariadne.

Es war sehr Schade, daß mein neuer Führer auf der gelehrten Bahn mir nicht so viel Zeit widmen konnte, als ich wünschte. Seine Dissertatio pro gradu, wodurch er sich der gelehrten Welt ankündigen wollte, beschäftigte ihn vom frühen Morgen bis Mitternacht. Außer dem Titelblatte, welches mit den für uns beiden ominösen Buchstaben Q. D. B. V. anfing, war sie erst bis zum dritten Paragraph von zwei Seiten Citaten begleitet gediehen, und konnte unter zwei Jahren nicht fertig werden. Eine gelehrte Abhandlung der Art schreibt sich nicht so hin wie ein Oberon von Wieland oder ein Don Carlos von Schiller. In zwei Jahren, setzte mein Freund bedeutend hinzu, könne ich wohl so weit sein, um als Respondent unter ihm mit aufzutreten. Der Gedanke, meinen Vater mit einer lateinischen gedruckten Dissertatio zu erfreuen, auf deren Titel es hieße: Respondente illustrissimo juveni Godofredo a bonis Consiliis, hatte sogleich etwas sehr Reizendes für mich. Schon sah ich sie in seinen Abendsitzungen aus einer Hand zur andern wandern, und aus dampfenden Pfeifen den verdienten Weihrauch empfangen. Ich unterstützte meinen Freund redlich in den Kosten, die sein ihm und mir gleich rühmliches Unternehmen erforderte. Auch mein eigner Büchervorrath vermehrte sich durch seine Bemühungen und Empfehlungen zum Behufe unserer Dissertation von einer Auction zur andern.

Zu viel Wetzen macht stumpf: sagte einst mein Doktorandus, als er mich versunken in meinen Folianten antraf.

Es war einer von den zwölfen, die er mir unlängst durch zwei schwitzende Schubkärner zugeschickt hatte. Um bei meinem stupenden Fleiße auch für die nöthige Zerstreuung zu sorgen, machte er mich in dem Hause des Professors der Astronomie und Aufsehers der Sternwarte bekannt; und hier war es, wo ich die so lang ersehnte Ariadne kennen lernte.

Unter der Aufsicht einer ehrbaren alten Jungfer, denn der Herr Professor war Witwer, lebte dessen achtzehnjährige Tochter, ein Mädchen, deren Reize auszudrücken selbst der gestirnte Himmel zu arm ist. Denken sie sich den Wuchs der Andromeda, das Feuer des Syrius in ihren Augen, das schöngelockte Haar der Berenize, einen Busen, auf welchem Amor gleich dem Sagittar mit gespanntem Bogen lauert: mit einem Worte, die Jungfrau aus der Sonnenbahn, ja Venus selbst. Kein Wunder, daß in wenig Jahren das Studium der Astronomie das Mode-Studium auf dieser Universität wurde. Vielleicht ist dies die Ursache, daß die erhabene Sternkunde in unserm Zeitalter so viel Verehrer in allen Ständen gefunden hat; und es sollte mich nicht befremden, zu erfahren, daß von Zach und Olbers einst Zuhörer meines Professors waren. Sein Hörsaal war nicht allein der besuchteste, sondern ihm und seiner Urania, so hieß das holde Mädchen, zu ehren, gaben seine Zuhörer Bälle, Pickeniks, Kränzchen, Lustpartien, Schlittenfahrten, woran der Herr Professor gern Theil nahm, denn er hatte es seinen honoratissimis auditoribus merken lassen, daß er gern ein gutes Gläschen Champagner

tränke. Nur eins hatte er sich ausbedungen: ihn von der persönlichen Gegenwart dabei zu dispensiren, so oft ein Komet, eine Sonnen- oder Mondfinsterniß, Durchgang der Venus oder dergleichen am Himmel stünde; und sonderbar genug, es war, als wenn unsere Partien fast im beständigen Gegenscheine mit jenen Ereignissen standen. Wir waren in der Sonnennähe, so oft er sich in der Erdferne befand, und mit seinem Kometensucher irgend einen versprengten Irrstern verfolgte; doch dann schickte man ihm ein déjeuner à la fourchette, und eine Flasche Champagner auf's Observatorium; und bei einer solchen Gelegenheit geschah es denn, daß er einst den Trabanten der Venus entdeckte, über dem so lange in der Sternenwelt ist gestritten worden, und den nach der Zeit weder er, noch ein anderer Astronom je wieder aufgefunden.

Nicht lange hatte meine Verbindung mit der himmlischen Urania bestanden, als ich schon erfuhr, wie die Verleumdung jede, auch die unschuldigste Handlung befleckt. Kaum war ich einigemale im Whisky neben, oder im Schlitten hinter ihr öffentlich erschienen, als ich schon bemerkte, wie einst meine Landsleute mit hämischem Kopfschütteln mich begleiteten. Ein Paar Theologen, Söhne von Predigern in meines Vaters Nachbarschaft, besuchten mich, um mir, wie sie sagten, die Augen zu öffnen. Natürlich hielt ich alles für Verleumdung. Ich war mir bewußt, so wie ich auch noch eidlich betheuern kann, daß zwischen Uranien und mir kein unehrbares Wort, viel weniger

Handlung vorgefallen; und doch konnte ich mich rühmen, einer von ihren begürstigsten Verehrern zu sein. Warum sollte ich mir, von Studien ermüdet, den Eintritt in ihr Zimmer selbst verschließen, wo die höchste Gunst, die sie mir gewährte, darin bestand, ihre niedlichen Finger entweder bei einer sinnigen Stickerei, oder auf den Tasten ihres Klaviers in melancholischen Akkorden wühlend, mit meinen Blicken begleiten zu dürfen. Litt sie an der Migräne, welche sie fast allemal befiel, so oft einige wilde junge Engländer, alles Empfehlungen von dem berühmten Herschel, mit steifen Stiefeln und klirrenden Sporen die Treppe heraufgelafft kamen, dann schlich ich unbemerkt in den Hörsaal. Ich kann zwar nicht läugnen, daß mir einige Attentions und Cadeaus, so wie die Lustpartien, mehr gekostet haben, als alle Honorare meines akademischen Cursus; allein, dafür entging ich auch den Fallstricken der Laisse und Phrynen. So, mein Herr, verflossen mir die dritthalb Jahre meiner Studien, getheilt zwischen den Musen und Grazien, indeß der große, mir Zeitlebens unvergeßliche Tag unserer Disputation unbemerkt heranrückte, ich kann wohl sagen unserer Disputation; denn ich hatte die sämmtlichen Kosten und über die Hälfte der Citaten dazu geliefert.

Die Vorbereitungen zu unserm gelehrten Wettkampfe verdienten in der That den glücklichsten Erfolg. Ich hatte meinen Doktorandum vom Kopfe bis zu den Füßen neu gekleidet, wiewohl mit der kleinen jugendlichen Koketterie, daß sein einfacher brauner Rock meinem gesticktem Kleide und reichen Weste eigentlich zum Schatten dienen sollte.

In dem elegantesten Fiaker, der nur zu haben war, fuhr ich bei sämmtlichen Professoren herum und überreichte jedem nebst einer bescheidenen Einladung, ein in Goldpapier gebundenes Exemplar unserer Dissertation; ich konnte die Herren nicht begreifen. Einige empfingen mich mit Blicken voll Mitleid. Einer sogar, ein alter, ernsthafter, dabei gutmüthiger Mann, sagte beim Weggehen: Junger Mann! ich bedaure Sie, Sie sind nicht in die besten Hände gerathen. Andere dagegen empfingen mich mit einem Lächeln, worin Spott zu liegen schien; ich erklärte mir Beides: Ersteres durch grämliche Pedanterie, das andere durch gelehrten Neid.

Schon war die Stunde des Kampfes da: unter einer rauschenden Musik bezogen wir das Katheder, diese unerstürmte Burg, von der, wie von Gibraltar's Felsen, jeder Syllogismus zurückprellt, und sich thürmende Sorites wie schwimmende Batterien in Asche verwandeln. Schon ließ mein Doktorandus seine Fahne vom Hauptwalle, ich die meinige vom Außenwerke, wiewohl nicht ohne Herzklopfen, wehen, als die Hölle zwei Opponenten gegen uns ausspie, die wie reißende Thiere über unsere Disputation herfielen. Mein Außenwerk ward sogleich aus einem Doppel-Syllogismus zusammengeschossen; bald schwieg auch das Feuer am Hauptwalle. Ein Dilemma hatte gleich einem Globe de Compressia eine Breche hinein gelegt, wo alle vier Fakultäten durchmarschiren konnten. Ein Scharren mit den Füßen, dem bald ein donnerndes Pochen folgte, kündigte unsere völlige Niederlage an. Nie

vergeſſe ich den ſchrecklichen Tag. Es ſind zwanzig Jahre her; allein, ſo oft in ſchwüler Nacht ein Gewitter über meinem Kopf rollt, träume ich mich immer auf dem verwünſchten Katheder, und Angſtſchweiß deckt meine Stirn. Wie ich durch die ziſchenden Reihen der hoffnungsvollen ſtudirenden Jugend durchkam, und den Markt gewann, davon weiß ich kein Wort. Allein hier empfing mich die nicht ſtudirende Jugend, die, ich weiß nicht wie, davon Wind bekommen hatte, und würde vielleicht meinem Ehrenkleide unauslöſchliche Flecken verſetzt haben; hätte nicht ein bärtiger Huſaren-Rittmeiſter, der von ungefähr meinen Namen nennen hörte, ſich meiner angenommen, und mich durch einen Umweg nach meiner Wohnung begleitet.

Meine Dankbarkeit und mein Vertrauen auf dieſen meinen Retter kannte keine Grenzen. Jetzt erinnerte ich mich der mannigfaltigen Lebensrettungen aus den Erzählungen meines Vaters, und glaubte in meinen Rittmeiſter meinen mir ſichtbar gewordenen Schutzgeiſt zu erblicken; doch mein Gaſt überzeugte mich bald, daß er kein Geiſt ſei. Mit einer Lebhaftigkeit, als wäre es ein feindliches Bataillon, hieb er in das Dejeune und die Liqueurflaſchen ein, die zum Empfange meiner gelehrten Freunde nach vollbrachtem Kampfe bereit ſtanden. Mit einem Glaſe echten doppelten Lachs in der Hand, und einem marzialiſchen Blicke im Auge, ſagte er endlich: Alle Wetter! lieber Rathwell! wie konnte ein junger Menſch von Ihrem Stande, Ihrer Figur ſich mit den erbärmlichen Tintenkleckſern bemengen und ſich auf den verdammten Plauder-

kaſten einſperren laſſen. Wiſſen Sie was? ich kenne Ihre Familie, ich meine es gut mit Ihnen. Nach dem Eſchek, den Sie im Dienſte der Muſen erlitten haben, können Sie ihnen ohnedem nicht mit Ehren weiter dienen. Ich ſtehe hier, um für den Dienſt des Königs ein Freikorps zu ſammeln; ſehen Sie hier Patente aller Art, eine Fähnrichsſtelle kann ich Ihnen ſogleich zuſichern. Wohlan! ſchlagen Sie ein — doch ich will nichts übereilen. — Adieu — auf Wiederſehen; und damit ließ er mich allein. —

In den ſchwermüthigſten Betrachtungen verſunken ſtand ich wie verſteinert da. Kein Freund, der mir rathen konnte; wem mich anvertrauen? wem mich nur zeigen? Ein Glück war es, meine Urania lebte ſeit einigen Monaten auf dem Lande, wie hätte ich wohl, ohne vor Scham zu verſinken, vor ihre Augen treten können? — Ich ward endlich durch den Briefträger aus meiner Betäubung geriſſen, der mir einen dicken Brief einhändigte. Er war von meinem Vater; kaum hatte ich den Muth, ihn zu erbrechen. Ich wagte es endlich. Himmel! welch' ein neuer Schlag traf mein ſchuldloſes Haupt! Meine Urania — die ich für rein, rein wie die Sternenjungfrau gehalten hatte, hatte der Himmel mit Zwillingen beſchenkt. Ihr Vater drang bei dem meinigen auf Realiſirung unſres Liebesverſtändniſſes. Mit vieler Mühe hatte er ſich durch eine bedeutende Summe abfinden laſſen; die Sache wurde unterdrückt; allein ich erhielt den gemeſſenſten Befehl, unverzüglich nach Hauſe zu kommen.

Die Anſtalten zu meiner Abreiſe waren bald gemacht.

Meine bändereiche Bibliothek übergab ich einem Bücher-Trödler, sie zu verkaufen. Ohne von sonst Jemand, als meinem biedern Rittmeister Abschied zu nehmen, dem ich bald Nachricht zu geben versprach, machte ich mich auf den Weg. Meinen Empfang können Sie leicht denken, all mein Betheuern war umsonst; dazu war die unglückliche Geschichte meiner Disputation durch die eilfertige Geschäftigkeit meiner Landsleute mir vorangegangen. Doch was von allem mich am meisten schmerzte, war, daß alle Remonstranzen, die ich über mich ergehen lassen mußte, mit dem Refrain entweder anfingen oder endigten: so geht's, wenn man nicht guten Rath hört!

Die Berathschlagungen über mein ferneres Schicksal fingen nun mit neuer Lebhaftigkeit an. Bald delibrirten beide Conseils, besonders bald vereinigten sie sich in einen Rath, bald verwandelte sich der in eine Comité. Endlich wagte ich es, mit dem Vorschlage meines Rittmeisters hervorzutreten. Mein Vater, dem meine Studien, besonders das der Astronomie, große Lücken in seine Einnahme gemacht hatten, scheuete anfangs die Kosten der Feldequipage. Zwar glaubte ich solche durch den Verkauf meiner Bücher zu decken; allein die Anfrage meines Kommissärs, ob er solche Zentner- oder Ellenweise verkaufen sollte, machte auch diese Hoffnung zu Wasser. Endlich siegte die Meinung des Noth- und Hilfsraths; und meine Mutter dachte mit zu vielem Vergnügen daran, mich in der eleganten Uniform des neuen Regiments zu sehen, wovon ich ihr die illuminirte Zeichnung eines Offiziers mitgebracht

hatte, deſſen kriegeriſche Haltung ihr ungemein gefiel. Mit Geld, Wechſeln, vorzüglich mit gutem Rathe reichlich verſehen, reiſte ich endlich zum Regimente ab.

Napoleon.

Der Graf Benzel-Sternau ſagt in ſeinem Jaſon: „Wem gebührte auch mit heiligerm Rechte der Name des Großen? nicht auf des Reiches Trümmern (nämlich des franzöſiſchen Reiches), nicht im Gefolge ſchrecklich durch Bürgerkriege errungener Siege erhob der Kaiſer der Franzoſen ſeinen Namen —" (Er hätte, um den Ruhm des Großen zu vollenden, hinzufügen ſollen, daß ſchon der erſte Konſul ſeinen Namen auf dieſe Weiſe erhob.) —

»Dem Sturze nahe ſtützte ſich Frankreich an ihn und er rettete es." — (Es hätte hinzugefügt werden ſollen, daß ſchon der erſte Konſul es rettete.) — »Geſellige Ordnung wankte am Abgrunde der Vernichtung," — (das war doch nur in Frankreich?) — »und er gab Europa Religion und Geſetze wieder." — (Ziemt es ſich wohl für den Herrn Grafen von Benzel-Sternau, bei einem ſo großen Gegenſtande, wo ohnehin Stoff zum Ruhme genug und übergenug iſt, ſich Schmeicheleien zu erlauben, die dem Geſchmeichelten ſelbſt, der zu groß iſt, um ihm auf eine andere Weiſe als durch Wahrheit zu ſchmeicheln, fürwahr nicht angenehm ſein werden? Iſt es möglich zu behaupten, Europa habe weder Religion noch Geſetze mehr gehabt, als

heit verbürgen, daß ein jeder, der in Wien gesetzlich lebt, dort im Grunde weit freyer ist, als unter dem eisernen Scepter der Pariser Pantarchen, die, wie man bey der neuesten Umwälzung des Directoriums mit Schaudern gesehen hat, weit mehrere Opfer der Eigenmacht in finstere Kerker stürzten, als vormals in der Bastille schmachteten.

Man darf überhaupt nur wissen, welch ein humaner und aufgeklärter Mann an der Spitze der geheimen Polizey in Wien steht, man darf den Grafen Sauran nur kennen, um den Verfasser des zusammengerafften Artikels in den Staats-Anzeigen zu verachten.

Jene boshaften Winke über meinen vorgeblichen Jacobinismus haben daher auch nie meine Ruhe nur einen Augenblick getrübt. Die beste Art sie zu widerlegen, war meine untadelhafte Lebensweise, meine gewohnte Häuslichkeit, meine Entfernung von Allem, was nur Geräusch macht.

Weil es aber leicht geschehen könnte, daß auch in Zukunft an diesem oder jenem Orte meines künftigen Aufenthalts, böse Buben sich abermals jenes abgedroschenen Kunstgriffs bedienen mögten, um mich den Machthabern verdächtig zu machen; so ergreife ich diese günstige Gelegenheit, um hier Ein- für Allemal zu erklären: „daß ich aus mir wichtig „scheinenden Gründen die monarchische Regierungsform für „die beste halte, und bis an meinen Tod fest an ihr hängen „zu wollen, hiemit feyerlich versichere! — daß dieser reiflich „erwogene Entschluß durch die Zeitgeschichte der letzten Zehn „Jahre in mir noch mehr befestigt worden; — daß, so glän„zend auch jede andere Theorie seyn mag, ich doch über-

Napoleon erschien? — Ja von Frankreich mag es gelten; aber Frankreich ist ja nicht Europa? hatten Rußland, Deutschland, die Schweiz u. s. w. weder Religion noch Gesetze? —)

»Jeden Tag seiner Regierung weihten neue Wohlthaten,« — (wer glaubt das nicht gern?) — »und jeder Wohlthat für Frankreichs Volk, entsprossen für alle Völker Europa's neue Hoffnung auf Sicherheit und Glück.« — (Hier hat abermal der Herr Graf von seinem schönen Enthusiasmus sich hinreißen lassen. Wenn es überhaupt möglich wäre, einem Volke solche Wohlthaten zu erzeigen, die es zugleich für alle andere Völker würden, so mag ich keineswegs an Napoleon's vortrefflichen Willen zweifeln; — aber es ist unmöglich, weil er kein Gott ist. Wohlverstanden, daß hier nur von physischen Wohlthaten die Rede sein kann, denn die moralischen können sich freilich nach und nach über alle Völker verbreiten. Solche hat jedoch nur Frankreich besonders von Napoleon empfangen; denn daß Religion, Gesetze und Sitten aus dem übrigen Europa nicht gewichen waren, das weiß Jedermann. Also von physischen Wohlthaten eines Fürsten ist die Rede, von Erweiterung und Sicherung der Grenzen, von nützlichen Anstalten im Innern, von Begünstigung des Feldbaues, von Verschönerungen u. s. w. Alles das kann auf das übrige Europa nur einen sehr entfernten, ja manches sogar einen nachtheiligen Einfluß haben; denn manche dieser Wohlthaten sind für Frankreich gar nicht zu gewinnen, ohne daß Fremde dabei verlieren; das ist nun

einmal schon das Los aller menschlichen Einrichtungen. Gott hat einigen Ländern ein Klima verliehen, in welchem die Menschen über hundert Jahre alt werden, auf Kosten der Einwohner von Sümpfen und Moräſten, wo ſie kaum das Mannesalter erreichen. Eben ſo wenig als die ganze Erde jedes Klima zum Geſchenk erhalten konnte, eben ſo wenig können alle Völker Europa's an der Wohlfahrt Frankreichs Theil nehmen.)

Zuletzt ſagt der Herr Graf noch: »des Fürſten Mäßigung bietet allen Regierungen Europa's neue Bürgſchaft der Ruhe, politiſcher Unabhängigkeit und der Freiheit des Handels.“ — (Daß Ruhe und Freiheit des Handels — in ſo ferne dieſes mit Frankreichs Intereſſe beſtehen kann — eintreten werden, davon nähre auch ich die ſüße Ueberzeugung; denn jene wird aus Erſchöpfung und dieſe aus Bedürfniß entſpringen, zwei ſichere Bürgen; aber wenn der Herr Graf von politiſcher Unabhängigkeit ſchwatzt, ſo weiß er doch fürwahr nicht was er ſagt. Glaubt er denn wirklich, es ſei der Gedanke des großen Mannes, den er dadurch loben will, daß er eine politiſche Unabhängigkeit der übrigen Staaten begründen wolle? wäre denn das vortheilhaft für Frankreich? und dürfte folglich der mit ſo großer Macht begabte Kaiſer der Franzoſen etwas zulaſſen, was ſeinem Volke nachtheilig werden könnte? hat Napoleon nicht ſelbſt oft genug mit Wohlgefallen den Spruch Friedrich des Zweiten angeführt: »wäre ich König von Frankreich, ſo ſollte ohne meiner Erlaubniß kein Kanonenſchuß in Europa fallen?“ und befolgt der Kaiſer von

Frankreich nicht in der That diesen Spruch? und muß er ihn nicht befolgen für die Größe seiner Nation und seine eigene? — kennt der Herr Graf, außer Frankreich, einen Staat in Europa, der einer gänzlichen politischen Unabhängigkeit genösse? — Darum überlege er doch künftig besser, was er schreibt, damit nicht selbst der, den er auf eine so linke und unbeholfene Weise rühmt, ihm zu den gemeinen Schmeichlern zähle, die jeder wahrhaft große Mann verachtet, und zu welchen der genievolle, kräftige Herausgeber des Jason sich nie herablassen sollte.

Der matte Tröster.

Im allgemeinen Anzeiger der Deutschen, Nr. 254 dieses Jahres, hat Jemand ein Wort des Trostes und der Belehrung an alle diejenigen geliefert, die an baldigen bessern Zeiten zweifeln, oder sie gar auf immer für verschwunden halten. — Daß nie bessere Zeiten wieder eintreten könnten, wird wohl Niemand behaupten; es ist im Gegentheile nichts gewisser, als daß sie wirklich wieder eintreten werden; aber bald? — daran zweifle ich nicht nur, sondern ich halte es für unmöglich. Die Ursache ist sehr einfach. Verheerte Provinzen können sich freilich in fruchtbaren Jahren bald wieder erholen, erwürgte Menschen werden bald ersetzt und vergessen; aber — aber — die vernichtete Moralität — die kann nicht in Einem Menschenalter wieder aufkeimen, wachsen und beschatten.

Ich will gerade nicht behaupten, daß es dem schrecklichsten Geiste der Zeit gelungen sei, die Moralität aus der Brust des Menschen zu verbannen; aber aus der öffentlichen Meinung hat er sie verbannt, und damit ist die stärkste Schutzmauer unseres Glückes niedergerissen worden. Jahrhunderte lang hatte man an ihr gebauet; es war endlich so weit gekommen, daß die Gewaltigen auf Erden, sie mochten immerhin unmoralisch gesinnt sein, doch gern in der öffentlichen Meinung für moralisch gehalten sein wollten; darum unterblieb Vieles, was Mancher sonst gern mit Gewalt durchgesetzt hätte, man scheuete die Moralität der öffentlichen Meinung, und viele Ideen, die man heutzutage für sehr ausführbar hält, verwarf man schon im Entstehen, als ausschweifend und erschütternd. Nun aber hat der Geist der Zeit es dahin gebracht, daß auch gute, edle Menschen nicht einmal mehr schaudern, wenn sie von ungerechter Gewalt hören; daß sie sich selbst Sophismen ergrübeln, um diese Gewalt zu entschuldigen, und daß sie groß nennen, was ungeheuer ist. Diese Denkart, einmal verbreitet, wird noch unsäglich viel Böses stiften. (Regis ad exemplum totus componitur orbis.) Wenn nun endlich, aus allgemeiner physischer Erschlaffung, oder nach allgemeiner Unterjochung, die Kanonen schweigen werden, dann werden die Fürstendiener, ein jeder in seinem Wirkungskreise, eben so zu handeln streben, als zuvor die Fürsten; das heißt, sie werden kein Mittel scheuen, wenn sie den Zweck für rechtlich halten. Alles was ihnen gut scheint, werden sie mit Gewalt durchsetzen, vielleicht bisweilen

wirklich etwas Gutes stiften, aber ringsumher das Glück von Tausenden zertrümmern. Die ehemals in den Augen jedes rechtlichen Mannes verabscheute Gewalt hat in ihren Augen eine Glorie empfangen, und sie verwechseln sie mit Kraft, die etwas ganz anderes, weit höheres ist.

Ich will nicht behaupten, daß Plutarch's bekannter Spruch: »die Tugend ist nur eine lange Gewohnheit," auf alle einzelne tugendhafte Menschen passe; aber auf die tugendhaften Völker gewiß. Wenn Völker sich, durch hundertjährige Bemühungen ihrer Schriftsteller, eine rechtliche Art zu denken zu eigen gemacht haben, so wird sie unter ihnen zur Gewohnheit, und es gehören, wie bei allen Gewohnheiten, große Erschütterungen dazu, um sie auszurotten. Ist sie aber einmal durch solche Erschütterungen ausgerottet, ist eine unmoralische Denkweise an deren Stelle getreten: so können abermals nur hundertjährige Bemühungen edler Schriftsteller sie nach und nach wieder umwandeln. So wird die vom Vesuv herabgeströmte Lava erst in vielen Menschenaltern fruchtbar gemacht; aber ein neuer Lavastrom zerstört Alles in Einem Augenblicke, und neue Menschenalter verrinnen, ehe auch diese wieder mit frischem Grün sich überzieht.

Das ist jetzt unser Fall, und darum ist an baldige bessere Zeiten nicht zu denken; es wäre denn, daß man unter besseren Zeiten blos das Aufhören der Kontributionen verstünde, wo denn Jeder wieder wissen wird, wo er am andern Morgen etwas zu essen hernehmen soll — aber das Höhere, das Bessere ist verschwunden auf lange Zeit.

»Sucht man den Leuten begreiflich zu machen,« sagt der matte Tröſter, »daß nach langen Stürmen immer wieder Ruhe folge, daß die neue Geſtalt, die Europa nach dem Geiſte der Zeit nothwendig bekommen mußte, der Lage der Dinge nach nun bald als vollendet anzuſehen ſei, und daß es in dem Gange der Menſchheit liege, daß die ungeheure und ſo viele Jahre gedauerte Anſtrengung in wechſelſeitiger Bekämpfung der Völker eine für Handel und Wandel und häusliche Glückſel keit gewiß wohlthätige Erſchlaffung zur nothwendigen Folge haben müſſe; ſo geben ſie dies zwar zu u. ſ. w.«

Dieſe Leute ſind ſehr gefällig, wenn ſie das Alles zugeben. Andere hingegen zweifeln ſehr, daß Europa, nach dem Geiſte der Zeit, nothwendig eine neue Geſtalt bekommen mußte. Freilich wohl nach dem Geiſte der Zeit, der jetzt exiſtirt; aber nicht nach dem, der vor dem Ausbruche dieſer Umwälzungen vorhanden war; denn das war ein guter, friedſamer Geiſt, der ſich mit Ackerbau, Fabriken und Handel, mit Verbeſſerung der Geſetzgebung, der Sitten, mit Aufmunterung der Künſte und Wiſſenſchaften und dergleichen Kleinigkeiten beſchäftigte. Er mag hin und wieder kein vollkommener Geiſt geweſen ſein, das gebe ich gerne zu; aber alle ſeine Unvollkommenheiten würden in fünf hundert Jahren nicht ſo viel Böſes geſtiftet haben, als der neue hohe Geiſt der Zeit oft in wenigen Monaten ſtiftete. Die Völker waren glücklich, wenigſtens im Ganzen; warum mußte denn alſo Europa nothwendig eine neue Geſtalt bekommen? Freilich in ſo fern es in Gottes

Rathschluß lag, ist die Nothwendigkeit nicht zu läugnen; aber schwerlich würde der Herr Amtsadvokat Orphal (so heißt der matte Tröster) sie im Jahre 1788 aus dem damaligen Geiste der Zeit als unfehlbar geweissagt haben.

Mit dem Weissagen sollte er sich überhaupt nicht abgeben, denn seine fernere Behauptung: »Die neue Gestalt von Europa sei, der Lage der Dinge nach, nun bald als vollendet anzusehen" — ist sehr mißlich. Es bleibt immer noch Manches zu erobern übrig, und auch das schon Eroberte wird noch oft zucken, wie die Nerven eines Geköpften, dem man den Galvanismus applicirt. Ich halte die jetzige Lage der Dinge nicht eher für vollendet, bis eine Universalmonarchie begründet worden, es wäre denn, daß ein unvermutheter Todesfall die letzten Eroberungen auf einen Raum von sechs Fuß beschränkte.

»Es liege in dem Gange (?) der Menschheit," fährt der Tröster fort, »daß nach Anstrengung eine wohlthätige Erschlaffung entstehe," und aus dieser Erschlaffung sollen »Handel und Wandel und häusliche Glückseligkeit für uns hervorgehen." — Das kommt mir fast so vor, als spräche man zu einem Bauer, dem sein Feld abgehagelt worden, er solle nur ruhig sein, die zerschmetternden Halme würden im künftigen Jahre den Acker wohlthätig düngen. Welch ein erbärmliches Glück verspricht uns der Herr Amtsadvokat Orphal! ein Glück aus Erschlaffung! Die neue hochbelobte Gestalt der Dinge wird also eine Erschlaffung sein? — hat man uns nicht schon tausendmal in allen Zeitungen vorgeschwatzt, daß alle die bisherigen ungeheuren

Anstrengungen blos auf allgemeines Völkerglück abzwecken? Wenn nun aber diese Anstrengungen zu nichts weiter führen, als zu einer wohlthätigen Erschlaffung, und diese allein der Bürge unserer künftigen Glückseligkeit sein soll, mein Gott! so wäre diese Wohlthat doch gewiß auf einem minder blutigen und zerstörenden Wege zu erreichen gewesen.

Im Verfolg dieser Trostschrift wird gezeigt, daß England gar nicht unüberwindlich sei; daß schon viele Nationen vor ihnen eine eben so ausgebreitete Herrschaft zur See besessen und daß Philipp II., König von Spanien an der Läusesucht gestorben sei. »Es ist ein unwandelbares Grundgesetz in der Staatenwelt,« sagt Herr Orphal, »daß, wenn ein Volk sich eine Zeitlang über andere hinweg geschwungen hat, und seine Macht und Größe zur Bedrückung anderer Völker mißbraucht, es immer auf seinem Rückgange begriffen ist,« und daraus verkündigt er Englands nahen Fall. Hat er denn nicht bedacht, daß er, aus diesen Gründen, mit eben der Sicherheit auch den nahen Fall einer andern Nation hätte verkündigen können? — Wenn Mißbrauch der Gewalt ihn nach sich zöge, so würden wir schon längst keine herrschende Nation mehr in Europa kennen. Die Wahrheit ist: daß Mißbrauch der Gewalt leider in den meisten Fällen die Gewalt noch mehr befestigt. Die Beispiele liegen sehr nahe. Der Fall der Nationen hängt von ganz andern Ursachen ab. Der Tröster lese nur den Gibbon über den Verfall des römischen Reiches.

Uebrigens muß es einem Weltbürger, der, unparteiischer als der Hamburger-Korrespondent, die Lage der Dinge erwägt, erlaubt sein, mit bescheidener Freimüthigkeit zu untersuchen, ob denn wirklich alles wahr sei, was der Feind vom Feinde spricht? ob denn wirklich der Mißbrauch der englischen Seemacht den Völkern von Europa so drückend gewesen? — Ich glaube ja den Engländern nicht ohne Prüfung, wenn sie sich in Schmähungen gegen die Franzosen erschöpfen, warum soll ich denn diesen alles auf's Wort glauben?

Hier muß ich dem Herrn Amtsadvokat Orphal die vortrefflichen kleinen historischen Schriften von Heeren empfehlen. Da lese er den Versuch einer historischen Entwickelung des brittischen Continentalinteresse, in welchem die unparteiischsten Untersuchungen den eben so gelehrten als weltkundigen Verfasser auf das Resultat führen: daß der politische Einfluß Englands (also auch der seiner Seemacht) auf das Continent bis zu den Zeiten des Revolutionskrieges im Ganzen wohlthätig, wenn auch nicht im Einzelnen tadellos gewesen. Wenn man die Stimmen aller Europäer sammeln könnte, so würde eine ungeheure Mehrheit dieses Urtheil bestätigen. Denn was kümmert es am Ende neun und drei Viertel Zehntheile jeder Nation, welche Macht auf der See die herrschende ist, wenn die Bewohner des festen Landes nur alle ihre Bedürfnisse sich mit Leichtigkeit verschaffen, und, was sie sich verschafft haben, in Ruhe genießen können? — Ob hie und da ein Regent jene Seemacht be-

neidet; ob der Kaufmann in diesem oder jenem Lande vielleicht mehr verdienen könnte, wenn es anders wäre: darnach fragt Niemand, denn es hat auf die Glückseligkeit des Ganzen durchaus keinen Einfluß, wie eine lange Erfahrung zur Genüge bewiesen hat, und wie der allgemeine Wunsch beweist, die alten Zeiten zurück kehren zu sehen, nicht um der Engländer willen, sondern damit sich Jedermann wieder wohl befinde. Ueberhaupt begehen die meisten heutigen Politiker den Fehler, immer nur Englands Verhältnisse gegen Frankreich, und höchstens nebenher dessen Verhältnisse gegen das übrige Europa in's Auge zu fassen; es sollte aber umgekehrt sein. Was kümmert uns übrigen Europäer die Eifersucht zweier Nationen? warum sollen wir darunter leiden? mit Beiden in Freundschaft leben, daraus würde unser Heil entspringen.

Nachdem der Tröster prophezeiht hat, daß der harte Kampf zwischen Frankreich und England nicht lange mehr dauern werde, und nachdem er England, wie sich's gebührt, hat vernichten lassen gleich Karthago, so antwortet er den Zweiflern, welche etwa sagen möchten: Frankreich werde dann eben die Rolle spielen, wie jetzt England, und den Alleinhandel an sich reißen wollen. Der Tröster kann diesen Besorgnissen aus zwei Ursachen nicht beistimmen: Erstens, weil Napoleon schon längst ganz Europa die Freiheit der Meere zugesichert habe.

Allerdings hat der französische Kaiser in einem Schreiben seines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten an

„zeugt bin, daß bey dem Uebergang zur Praxis aus dem „schimmernden Irrlicht eine verzehrende Flamme wird; — „daß man bey solchen Theorieen Alles calculirt, nur die „Leidenschaften der Menschen nicht, welche doch grade „da den meisten Spielraum gewinnen: — daß ich den Re„publiken ihre glänzenden Epochen nicht beneide, weil ihr „Glanz gewöhnlich im umgekehrten Verhältnisse mit ihrer „innern Glückseligkeit steht; es sind Schauspieler, die auf der „Bühne Millionen verschenken, während sie zu Hause Salz „und Brod essen; — daß ich glaube, auch die beste Revolu„tion könne höchstens nur kommende Geschlechter beglücken, „und daß ich denjenigen für einen bedaurenswürdigen Schwär„mer halte, der seine gegenwärtige Ruhe, sein Vermögen „und Leben aufopfert, um seinen unbekannten Kindeskindern „eine noch sehr problematische Glückseligkeit zu verschaffen; — „daß ich aus allen diesen und mehreren für mich sehr über„zeugenden Gründen, mich nie, auch nur auf die entfernteste „Weise in irgend eine Art von Revolution mischen würde, „ohne vorher ein Narr oder ein Schurke geworden zu „seyn.“ —

Ich betheure dieß Alles in einem Augenblicke, wo ich in der angenehmen Lage bin, mir einen selbst beliebigen Aufenthalt wählen zu dürfen, und ich eben so leicht meinen Wohnsitz in Frankreich, als in irgend einem monarchischen Staate fixiren könnte. Es ist daher mein freyer, blos durch Vernunft und Erfahrung bestimmter Entschluß, daß ich leben und sterben will unter einem guten Fürsten, der mir, wenn ich gesetzlich vor ihm wandle, Ehre, Person und Eigenthum

den amerikaniſchen Geſandten (welches auch im Hamburger Korreſpondenten Nr. 164 vorigen Jahres abgedruckt worden), Grundſätze aufgeſtellt, die auch ſeine Gegner für höchſt wohlthätig anerkennen und folglich vom ganzen Herzen preiſen müſſen. Die Meere ſollen keiner Nation gehören, ſondern das gemeinſchaftliche Gut aller Völker ſein; die Kauffarteiſchiffe als ſchwimmende, unverletzbare Kolonien betrachtet werden; ſogar die feindlichen Kauffarteiſchiffe ſoll man reſpektiren, und kein Individuum zum Kriegsgefangenen machen, welches die Waffen nicht trägt. Die Prätenſion, Flüſſe und Küſten zu blockiren, wird für empörend und ungereimt erklärt. Ein Recht, heißt es, könne nicht von dem Willen oder dem Eigenſinne einer der intereſſirten Parteien herrühren, ſondern müſſe aus der Natur der Sache ſelbſt entſpringen u. ſ. w. Alles das iſt vortrefflich. Napoleon verſpricht dieſe Maximen immer mehr in's Werk zu ſetzen und ihre allgemeine Annahme zu bewirken. Thut er das und gelingt ihm das (woran ich nicht zweifle): ſo hat er die ſchönſte Bürgerkrone errungen, die den blutigen Lorbeer auf ſeinem Haupte bedecken wird. So lange er lebt, wäre alſo nicht zu fürchten, daß Frankreich dieſelbe gehäſſige Rolle zur See ſpielen werde, die jetzt England ſpielt. Aber Napoleon iſt ſterblich. Geſetzt, er habe England beſiegt, und eine Seemacht erſchaffen, die, nach ſeinem eigenen Ausdrucke, »dem Umfange von Frankreichs Küſten und deſſen Bevölkerung angemeſſen iſt:« alſo eine ſehr anſehnliche, die jetzige der Engländer weit übertreffende See-

macht; wird auch Napoleons Nachfolger dieſe nicht mißbrauchen? — Der Erſte vielleicht noch nicht, der Zweite aber ganz gewiß. Man denke an die ſchönen Plane Heinrich des Vierten zu einem ewigen Frieden und an die Eroberungskriege Ludwig des Vierzehnten. Heinrich wollte zu Lande Maximen in's Werk ſetzen, und ihre allgemeine Annahme bewirken, die eben ſo auf das Wohl aller Völker abzweckten, als die des franzöſiſchen Kaiſers zu Waſſer. Heinrich wurde ermordet, ehe er ſeinen ſchönen Plan ausführen konnte; Napoleon wird den ſeinigen hoffentlich ausführen, aber das wird nur dazu dienen, um die Völker gleichſam das gelobte Land ſehen zu laſſen, hineinkommen werden ſie nicht, ſo lange Herrſchſucht eine fürſtliche Erbſünde bleibt.

Der zweite Grund, auf den der Tröſter die Hoffnung baut, daß keine andere monopoliſirende Macht an die Stelle der engliſchen treten werde, iſt: »die enge Verbindung der übrigen europäiſchen Seemächte unter einander, nämlich Frankreich, Spanien und Holland, deren gemeinſchaftliches Wirken zum Sturz der Engländer viel zu nothwendig ſei, als daß man eine Trennung unter denſelben, wenigſtens binnen einem Menſchenalter, zu befürchten hätte.» — Wenn der Tröſter uns keinen beſſern Troſt geben kann, als den: daß die furchtbaren Umwälzungen eines Menſchenalters doch nur wieder das Glück eines einzigen Menſchenalters herbeiführen werden, ſo iſt ein tiefer Seufzer die Antwort aller Zeitgenoſſen. Aber auch ſelbſt dieſes kurze, wahrlich zu theuer erkaufte Glück verküm-

mert er uns durch den Zusatz: »daß wahrscheinlich der Seehandel in der Folge vorzüglich zwischen Frankreich, Spanien, Holland und den vereinigten Staaten von Nordamerika werde getheilt werden.«

Lieber Gott! was haben wir Deutsche dann gewonnen? statt eines Monopolisten werden wir deren viere haben, das ist der ganze Unterschied; obwohl der Tröster meint, »dann sei schon viel gewonnen, wie er wohl nicht ausführlich darzuthun brauche.« — Allerdings hätte er das ausführlich darthun sollen, wenn er es gekonnt hätte.

Zuletzt erwähnt er, als eines ganz besonderen Trostgrundes, des wohlthätigen Einflusses, den die Völkerwanderung und der dreißigjährige Krieg auf Handel und Wandel und auf die Wissenschaften und Kultur überhaupt gehabt. Das nämliche könnte man allenfalls auch von der Pest sagen. Man weiß z. E. aus den Chroniken, daß nach jeder Pest wohlfeile Zeit gekommen; daß die wenigen übrig Gebliebenen große Erbschaften gethan, und dadurch in den Stand gesetzt worden, die nützlichsten Unternehmungen auszuführen; daß die Pest Veranlassung zu den wohlthätigen Quarantaine-Anstalten gegeben u. s. w. Wer wird aber darum der Pest einen wohlthätigen Einfluß zuschreiben? — Einen solchen hat auch nicht der dreißigjährige Krieg, sondern die Reformation bewiesen, welche Niemanden mit dem Schwerte aufgedrungen wurde. — Von der jetzigen Periode meint der Tröster: sie sei keine Völkerwanderung, sondern eine Fürstenwanderung, deren wohlthätige Folgen nicht ausbleiben würden. »Der

Hellſehende, behauptet er, ſieht ſie ſchon jetzt im Hintergrunde auf dem großen Theater unſerer merkwürdigen und folgereichen Zeit.»

Der Hellſehende aber ſieht bei dieſer Fürſtenwanderung weiter nichts, als andere Fürſten, die an die Stelle der Gewanderten treten, und es ganz gewiß bald eben ſo gut, bald eben ſo ſchlimm machen werden, als jene. Die neuen Fürſten haben aber den großen Vortheil, daß alles Gute, was ſie nun ſtiften werden, ihnen ſo angerechnet wird, als ob die Alten, wenn ſie geblieben wären, gar nichts Gutes mehr geſtiftet haben würden, und das eben iſt die höchſte Ungerechtigkeit, welche die politiſchen Schmeichler, von denen es jetzt wimmelt, begehen. Denn es iſt gar nicht zu bezweifeln, daß alle die fürſtlichen Wanderer noch manches Gute ihren Unterthanen erzeigt, und noch manches nützliche Projekt ausgeführt haben würden; vielleicht langſamer, als es jetzt geſchieht, denn wir hatten andere und nicht immer bequeme Formen; aber was wir bei dieſer Verſpätung verloren hätten, das würde auf der andern Seite durch Erſparung aller der Gräuel gewonnen worden ſein, deren ſchaudernde Zeugen wir ſeit zwanzig Jahren geweſen. Ich will auch gern zugeben, daß manches Gute, welches von unſern neuen Fürſten kommt, von den Alten gar nicht geſchehen wäre; dagegen werden aber auch ganz gewiß die neuen Fürſten manches Gute unterlaſſen, welches die alten gethan hätten. Alles das genau gegen einander abzuwägen, iſt freilich unmöglich; aber ſo viel geht doch daraus hervor: daß der Hellſehende auf dem

Hintergrunde des großen Theaters gerade noch keine wohlthätigen Folgen erblickt, die ausschließlich der Fürstenwanderung zuzuschreiben wären. Alles, was man sagen und hoffen kann, ist: Es werde künftig nicht mehr und nicht weniger gelacht und geseufzt werden, als vor dieser unglücklichen Epoche geschehen.

Zuletzt erzählt uns der Herr Amtsadvokat Dryhal noch (ich weiß nicht recht warum), daß das Wasser schon oft einen großen Theil des festen Landes überschwemmt und zerstört hat, welches die Schaalthiere und Muschelgebirge beweisen, die man überall findet; daß das Meer sich jetzt durchaus nach Süden hinneige, folglich der Sund austrocknen werde, wogegen er die Südseeinseln verschlingen läßt. Ich weiß nicht, ob solche Trostgründe auch nur einmal Schaalthiere befriedigen würden.

Nachschrift.

In dem vortrefflichen Schreiben des französischen Ministers an den General Armstrong, dessen ich oben mit dem gerechtesten Beifalle erwähnt habe, kommt doch auch eine Stelle vor, über welche ich mir eine Erläuterung wünschte. »Bei allen seinen Eroberungen,« heißt es, »hat Frankreich das Privateigenthum respektirt. Magazine und Laden sind ihren Eigenthümern verblieben; sie haben über ihre Waren nach Belieben disponiren können.« — Vorausgesetzt, daß die Respektirung des Privateigenthums im Kriege wohl nicht immer möglich ist, und daß ich daher weit entfernt bin, irgend eine Maßregel der französischen Heere tadeln

zu wollen; auch zugegeben, daß die Plünderungen, die an manchen Orten vorgefallen, nur als einzelne, unvermeidliche, und von den Heerführern nicht gebilligte Exceſſe zu betrachten geweſen; ſo muß ich doch die Vermuthung äußern, daß, wenn die Einwohner eines Landes mit großen Requiſitionen und Kontributionen belaſtet werden, ſolches eben ſowohl ihnen ihr Privateigenthum entzieht, als wenn es gar nicht reſpektirt worden wäre. Denn wo ſoll denn das Geld herkommen, um jene Kontributionen zu bezahlen? die Staatskaſſen ſind gänzlich erſchöpft; man muß ſeine Zuflucht zu Auflagen, zu gezwungenen Anleihen und dergleichen nehmen; und wer bezahlt dieſe Auflagen? wer entrichtet dieſe gezwungenen Anleihen? der Privatmann; und wovon? aus ſeinem Privateigenthume; und weigert er ſich deſſen, ſo wird er dazu gezwungen. Die Magazine und Laden ſind freilich ihren Eigenthümern verblieben; aber wenn große Requiſitionen von Tuch, Leinewand, Leder u. ſ. w. gemacht werden, ſo müſſen ſie doch aus dieſen Magazinen und Laden geholt werden. Wenn es alſo heißt, daß die Eigenthümer über ihre Waren nach Belieben disponiren können, ſo ſind darunter wohl nur die, nach erfüllter Requiſition, übrig gebliebenen Waren zu verſtehen, und der Reſpekt für das Privateigenthum bezieht ſich ſonder Zweifel nur auf die Form, in welcher es abgefordert wird, eine Form, die allerdings weit anſtändiger iſt, als die Kaperei der Engländer. Nur iſt zu bedauern, daß das Reſultat zum Theil daſſelbe bleibt, nämlich Verarmung des beſiegten Volkes, und daß die gebietende Nothwendig-

keit selbst die menschenfreundlichen Sieger zwingt, sich das Privateigenthum auf diese Weise zuzueignen.

Der russische Soldat.

Herr Petri hat ein Gemälde von Esth- und Liefland herausgegeben, welches mir noch nicht zu Gesichte gekommen; allein der Freimüthige (der seine meisten Blätter mit Nachdrücken füllt, ob er gleich selbst einmal den Geist der Journale sehr spöttisch für einen Nachdruck erklärte) hat ein Fragment daraus unter dem Titel: Der russische Soldat, geliefert, welches nach dem Ganzen eben nicht begierig macht, denn es wimmelt von Unrichtigkeiten und Unwahrheiten, auch mitunter von Verleumdungen. Gleich die Angabe der russischen Uniformen ist ganz und gar unrichtig. Zu den Zeiten, als der Verfasser in Rußland lebte (vermuthlich zu den Zeiten Katharinens der Zweiten), war die Uniform der Artillerie freilich roth, die der Kavallerie paille, die der Flotte weiß u. s. w., jetzt aber ist sie durchgängig grün mit sehr wenigen Ausnahmen. Doch das sind Kleinigkeiten, obschon der Verfasser eines solchen Buches sie hätte wissen sollen; denn alle diese Uniformsveränderungen wurden schon vom Kaiser Paul angeordnet. Ich gehe zu wichtigeren Nachrichten und Behauptungen über.

Daß der russische Soldat, wenn er auf dem Lande einquartiert ist, bisweilen Hühner und Gänse kapert, kann

wohl nicht geläugnet werden, dasselbe geschieht aber auch in allen andern Ländern; hingegen ist unwahr, daß der arme Lette und Esthe das, was er zur eignen Nothdurft braucht, oft dem Soldaten geben müsse, der ihm kaum ein gutes Wort dafür gönne; und zwar führt Herr Petri als Grund solcher Frevel an: „Daß der Lette und Esthe in einem Staate lebe, der auf militärischen Fuß organisirt sei, wo die Truppen mehr dem Regenten als dem Staate angehören."

Eine unverdaute Bemerkung, die selbst dann, wenn sie wahr wäre, nichts sagen würde, denn die Soldaten gehören nicht mehr und nicht weniger dem Regenten an, als die Unterthanen, folglich wäre das Gleichgewicht wieder hergestellt.

»Die Rekruten," sagt Herr Petri, »werden nur von den Bauern ausgehoben, denn diese unglückliche Volksklasse ist auch hier dazu verdammt, immer und überall jede Last zu tragen." — Wenn Herr Petri Gutsbesitzer in Liefoder Esthland wäre, so würde er anders sprechen. Ich lasse mich hier nicht auf die Verhältnisse der Bauern gegen ihre Herren ein, wo sie allerdings mannichmal schwer genug zu tragen haben; allein an den Staatslasten nehmen sie sehr geringen Antheil. Rekruten müssen sie freilich stellen, da sie die bei weitem zahlreichste Klasse der Unterthanen ausmachen; aber dabei verliert eigentlich nur der Erbherr, der, bei der geringen Bevölkerung Estlands z. B., nicht wohl einen Menschen entbehren kann, ohne seine Feldbestellung einzuschränken. Der Bauer, aus dessen Gesinde ein Knecht

als Rekrut abgeliefert wird, muß an deſſen Stelle einen andern Knecht erhalten, und kann ihm der Hof keinen geben, ſo braucht er auch den feſtgeſetzten Gehorch nicht mehr zu leiſten. Der Fall tritt öfter ein, daß man auf dieſe Weiſe ganze Geſinde, oder vielmehr deren Arbeit, verliert. So lange hingegen der Bauer noch Einen Knecht behält — (zwei muß er deren in der Regel haben) — ſo lange hat er nichts dabei verloren. Ferner: die Kopfſteuer zahlt der Herr für ihn, wenigſtens thun es die allermeiſten Herren in Eſthland, und die Bauern zahlen entweder nichts, oder doch nur einen geringen Beitrag; auf meinem Gute z. B. kaum den vierten Theil. Was verſteht denn nun Herr Petri unter jeder Laſt, die unſer Bauer immer und überall tragen müßte? — Die Landſtraßen muß er ausbeſſern, bisweilen Vorſpann ſtellen, und den etwa in der Provinz kantonirenden Truppen Holz zuführen (welches der Herr ihnen liefert), das iſt Alles, ſo viel ich weiß, und dazu ſendet er einen Knecht einige Tage im Jahre.

Was Herr Petri ſonſt noch von der Art, wie die Rekruten geſtellt werden, angibt, iſt völlig unrichtig. Jeder Gutsbeſitzer ſtellt (z. B. in dieſem Jahre) von hundert Köpfen einen Mann, den er vom Kopfe bis zum Fuße neu kleidet, ihm auch einen guten Pelz, Fauſthandſchuh, Proviant und etwas Geld mit auf den Weg gibt. Alle dieſe Unkoſten fallen ihm allein zur Laſt, die Bauern wiſſen nichts davon. Eine derbe Lüge iſt es, »daß viele Bauern ſich freiwillig zum Marſche anböten, weil ſie das Los eines

Soldaten für erträglicher hielten, als das ihrige." — Mir ist auch nicht ein einziges solches Beispiel bekannt, wohl aber laufen alljährlich Viele davon und verstecken sich, wenn sie von einer neuen Rekrutenaushebung hören.

Es ist nicht wahr, daß Esth- und Liefland von der Personal-Lieferung frei wäre, und statt dessen jährlich eine gewisse Summe zahlte. Diese Provinzen stellen schon längst wirkliche Rekruten und der Kaiser Alexander hat darinnen nichts geändert, wie Herr Petri behauptet. Alle diese Nachrichten hätte er sich ja sehr leicht verschaffen können; es bleibt daher ganz unbegreiflich, warum er das Publikum mit so vielen Unwahrheiten behelligte. Vom Exerziren, von den Sommerlägern u. s. w. hätte er auch nicht reden sollen, da jetzt alles anders ist.

In der Folge flicht er einige Anekdoten ein, deren Bürgen er billig hätte nennen sollen, da es sonst leicht möglich wäre, daß man ihn mit gerechter Strenge zum Beweise anhielte, wenn anders die russische Regierung es der Mühe werth hält, auf sein Buch zu achten. Es sollen z. B. dem General Michelson, für die Gefangennehmung des Rebellen Pugatschew, alle russische Orden und dreimal hunderttausend Rubel versprochen worden sein; er soll aber nur drei Orden und einmal hunderttausend Rubel erhalten haben. Nun denn hat er ja die Orden alle erhalten, denn ich kenne deren nur drei, nämlich den Andreas-Orden, den Alexander-Newsky-Orden und den Georgen-Orden. Der Wladimir-Orden existirte damals noch nicht, denn er wurde erst 1782 gestiftet; der Annen-Orden aber und der weiße

ſichert; mehr verlange ich nicht, und eben das hat heuzutage in Frankreich noch Niemand gefunden.

Nach dieſer Abſchweifung komme ich nunmehr auf die Begebenheiten, welche in mir den Entſchluß bewürkten, mein Amt niederzulegen.

Zuerſt muß ich dem Leſer deutlich machen, wodurch ich die Gunſt eines Theils der Wiener Hof-Schauſpieler verſcherzte und verſcherzen mußte. Es waren hauptſächlich folgende Urſachen:

Erſtens: Den ſchon längſt beſtehenden Geſetzen gemäß, ſollte zwar pünctlich alle drey Wochen ein neues großes Schauſpiel geliefert werden, das war aber nun in einer Reihe von Jahren nie geſchehen, ſondern man begnügte ſich, nach Bequemlichkeit, zehn bis zwölf Stücke das ganze Jahr hindurch aufzutiſchen. Da nun das Wiener Publicum, ſo gut wie jedes Andere, Liebhaber von nouveautés iſt, und da überdieß die Hof-Schauſpieler jährlich einen ganzen Sommermonat ihrem Vergnügen widmen dürfen, ſo wurde, auf meinen Vorſchlag, beſchloſſen, dieſer Bequemlichkeit nichts länger nachzuſehn.

Der Vortheil, aus einer Geſellſchaft von mehr als vierzig Perſonen wählen zu dürfen, gewährte mir die Möglichkeit, oft zwey Stücke zu gleicher Zeit gut beſetzen zu können, ohne daß Eine Perſon deshalb zwey Rollen zu übernehmen genöthigt geweſen wäre.

Das Publicum war äußerſt zufrieden mit dieſer Aufſriſchung eines alten Geſetzes, nur ein Theil der Schauſpieler, beſonders der edle Briefſteller, war, aus leicht

Adler-Orden, welche die Kaiserin bisweilen vertheilte, sind keine russische Orden, sondern jener ist ursprünglich holsteinisch und dieser polnisch. Dieser Irrthum läßt vermuthen, daß die Beschuldigung, es sei in Ansehung der Geldsumme nicht Wort gehalten worden, gleichfalls ungegründet ist.

Die zweite Anekdote soll auch einen Vorwurf für das Kriegskollegium enthalten, ist aber gerade umgekehrt ein Lobspruch. »Der General S**,« heißt es, »eines Amtmannes Sohn aus Thüringen (warum nennt der Verfasser ihn nicht?), der sich durch Verdienste bis zum Generalmajor bei der russischen Armee hinauf geschwungen hatte, vertheidigte sich in dem Sommerfeldzuge 1789 gegen die Schweden in Finnland mit seinen wenigen Truppen mit vieler Tapferkeit, mußte sich aber endlich, wegen der Uebermacht der erstern, das Bajonnet auf dem Arme durchschlagen. Zur Belohnung bekam er aus dem Kriegskollegium folgendes Gutachten:

»Da der General S** mit zu vieler persönlichen Bravour gefochten, so soll er in Zukunft nicht mehr Chef eines Theils der Truppen sein, sondern unter einem andern Generale stehen. — Vermuthlich um sein Feuer ein wenig zu dämpfen,« setzt der weise Verfasser hinzu. Wußte er denn nicht, daß ein kommandirender General seine persönliche Bravour durchaus nicht zu unrechter Zeit darf glänzen lassen? — Ohne allen Zweifel hatte der General S** ein tollkühnes Gefecht begonnen, so wie in unsern Tagen der Prinz Ludwig Ferdinand; und eben sowohl als

dieſer, wenn er nicht geblieben wäre, trotz ſeiner Tapferkeit, höchſt wahrſcheinlich das Kommando der Avantgarde verloren haben würde, eben ſo billig und rechtlich war es, daß das Kriegskollegium den General S** einem andern, bedächtigern Generale unterordnete.

Dritte Anekdote: »Ein verdienter General erhielt von Katharina II. eine Anweiſung auf zwanzigtauſend Rubel. Man zahlte ihm zehntauſend aus und — er mußte zwanzigtauſend quittiren.« — Hier hätte der Verfaſſer wiederum durchaus die Namen nennen ſollen; denn ſonſt ſieht ſein Anekdötchen einer Verleumdung verzweifelt ähnlich. Warum *mußte* denn der General über zwanzigtauſend quittiren? Wer zwang ihn dazu? Warum beſchwerte er ſich nicht? — Das ſind Räthſel, welche die ganze Sage ſehr verdächtig machen.

Bei Gelegenheit einer *vierten* Anekdote ſucht der Verfaſſer dieſe Räthſel zu löſen, aber mit wenigem Glücke. »Ein anderer General,« ſo erzählt er, »bekam von derſelben Kaiſerin ein Gut von zwanzig liefländiſchen Haken geſchenkt. Diejenigen, welchen es war aufgetragen worden, ihm eins dergleichen auszumitteln, wieſen ihm eins von zwölf Haken an. Er mußte einen Schein von ſich ſtellen, zwanzig empfangen zu haben. Sollte er die Kaiſerin deshalb beläſtigen und klagen? Dadurch hätte er ſich einige Große zu erbitterten Feinden gemacht, die es ihm zu ſeiner Zeit ſchwer würden haben empfinden laſſen. Dasſelbe war auch bei den erſteren, der nur zehntauſend Rubel erhielt, der Fall.«

Das sind offenbar lauter Märchen, die nur Jemand nachschwatzen kann, der mit den in Petersburg bei solchen Gelegenheiten gebräuchlichen Formen völlig unbekannt ist. Hätte der Verfasser behauptet, jener erste General habe von den zwanzigtausend ihm angewiesenen Rubeln keinen Kopeken erhalten, und dem zweiten sei gar kein Gut angewiesen worden, so hätte ich ihm eher glauben wollen; denn es treten bisweilen Fälle ein, wo die Vollstreckung der Gnadenbezeigungen aus mancherlei Ursachen auf die lange Bank geschoben wird; aber kommt es endlich dazu, so wagt gewiß Niemand, von den kaiserlichen Geschenken auch nur das Mindeste abzubrechen. Man stellt auch nie einen Schein von sich, wenn man ein Gut zum Geschenk erhält, wie ich mit Gewißheit versichern kann, da ich mich in gleichem Falle befinde. Und lächerlich ist es, zu behaupten, man könne sich, durch den vollkommenen Genuß solcher Gnadenbezeigungen, einige Große zu erbitterten Feinden machen. Es könnte sich vielleicht treffen, daß irgend ein Großer der Ausspendung derselben an dieses oder jenes Individuum überhaupt entgegen wäre; wenn er aber die ganze Sache nicht mehr verändern kann, so wird es ihm wahrlich völlig einerlei sein, ob ein General zehn- oder zwanzigtausend Rubel, ein Gut von zwölf oder zwanzig Haken empfängt, denn dies mehr oder weniger ist kein Gegenstand für den reichen, russischen Großen.

An einer Stelle sagt Herr Petri: der russische Soldat werde schlecht von der Krone bezahlt, und an einer andern behauptet er: sein Traktement sei gewiß eben so groß, und

vielleicht größer, als in Oeſterreich, Preußen und Frankreich; daher auch manche Kompagnien bis achthundert Rubel ſammelten. Welche ungeheuern Widerſprüche! — Aber auch ungeheurer Uebertreibungen macht er ſich ſchuldig. »Das geringſte Vergehen im Dienſte,« ſagte er, »wird mit den ſchrecklichſten Stockſchlägen beſtraft, und einhundert, zweihundert, dreihundert bis fünfhundert Prügel ſind das gewöhnliche Maß bei Liederlichkeiten, Ausſchweifungen und Völlereien. Die Offiziere ſchlagen, ſtoßen und treten ohne alle Schonung, wohin ſie treffen, wie man das alle Tage bei dem Marſche der ruſſiſchen Truppen durch Deutſchland vor einigen Jahren geſehen hat.«

Hat Herr Petri das wirklich alle Tage geſehen? — Ich habe doch auch in meinem Leben viele ruſſiſche Truppen marſchiren ſehen, und vermuthlich mehrere, als Herr Petri; ſolche Gräuel ſind mir aber nie zu Geſichte gekommen. Er malt das gräßliche Gemälde noch weiter aus, und ſchließt damit, »daß die Leute wie das Vieh, ja noch weit ſchlimmer, behandelt werden.« Den Matroſen wird, nach ſeiner Behauptung, die Katze gegeben. Hat er denn nicht einmal gewußt, daß die Katze, ſo wie die Knute, blos eine für Kriminalverbrecher beſtimmte Strafe iſt?

Es wäre in der That zu wünſchen, daß ein Schriftſteller, der die Backen ſo entſetzlich voll Unrath nimmt, von der Behörde zu Beweiſen angehalten würde.

Die Briefe der Mademoiselle L'Espinasse.

(Geschrieben von 1773 — 1776.)

Diese Dame stand mit vielen der berühmtesten Schriftsteller und Philosophen aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts in traulichen Verhältnissen; oft wurde von diesen ihr Name genannt, und zwar nicht allein mit Interesse, sondern auch mit jener Hochachtung, welche durch ein edles Betragen und Festigkeit der Grundsätze gewonnen wird. Aber es ist zu fürchten, daß ihr Andenken, durch die unvermuthete Erscheinung jener Briefe, ein wenig befleckt werde, mit so großem Beifalle sie auch aufgenommen worden; denn wir erfahren hier die Geheimnisse ihres Lebens, und werden die Vertrauten einer unglücklichen Leidenschaft, die sie oft auf Irrwege führte und ihr selbst das Geständniß entlockte: sie usurpire die Hochachtung ihrer Freunde. Man hat das arme todte Mädchen gleichsam, wie die Egypter zu thun pflegten, noch einmal aus dem Grabe hervorgezogen, um sie vor den Richterstuhl der Nachwelt zu stellen und gewissermaßen ihre unglückliche Laufbahn zum zweiten Male zu beginnen. Es gibt noch Leute genug in Frankreich, die sie persönlich gekannt und geliebt haben, und die folglich, trotz des literarischen Verdienstes ihrer Briefe, nicht wenig über deren Bekanntmachung erschrocken sind. Es scheint aber, daß in unsern schreib- und druckseligen Zeiten die Franzosen der Todten eben so wenig schonen als wir Deutsche. Noch neuerlich

las ich Briefe von Klopstock im Morgenblatte, die um seiner Ehre willen besser ungedruckt geblieben wären.)

In Frankreich hat man mit Recht gefragt: wie es zugegangen, daß Briefe, die vernichtet zu werden bestimmt, und von demjenigen, an den sie geschrieben, zu diesem Behufe sogar zurückgefordert worden waren, dennoch in die Hände eines Herausgebers und folglich in die Hände des Publikums fallen konnten? — das unveräußerlichste Gut ist sonder Zweifel der Gedanke, und da Briefe nur verkörperte Gedanken sind, so schienen sie allerdings an dieser Unveräußerlichkeit Theil zu nehmen, und gehören nicht einmal dem zu, an den sie geschrieben sind.

Hier ist nun der Fall, daß man den Druck der Briefe der Mademoisell l'Espinasse höchst wahrscheinlich blos der Eitelkeit ihres vormaligen Geliebten, des Herrn von Guibert verdankt, obschon er recht gut wußte, daß sie Alles darum gegeben hätte, das Andenken an diese Leidenschaft zu vernichten. Zwar sagen die Herausgeber in der Vorrede, daß die Briefe nach dem Tode der Verfasserin unter ihren Papieren gefunden worden; auch geht aus den Briefen selbst hervor, daß sie dieselben unaufhörlich von ihrem Geliebten zurück forderte, und daß derselbe bisweilen sehr empfindlich über ihren Mangel an Zutrauen wurde; es ist sogar erwiesen, daß er sie wirklich fast Alle zurück gab, denn sie beklagt sich blos an einer Stelle, daß ihr noch drei fehlen: dem allen ungeachtet ist es doch sehr unwahrscheinlich, daß die Handschrift auf die Weise, welche die Her-

ausgeber vorspiegeln, in ihre Hände gekommen sei. Denn gesetzt, Mademoiselle l'Espinasse hätte diese Briefe aufgehoben, so würden ganz gewiß auch die Briefe des Geliebten dabei gelegen, und man nicht ermangelt haben, um der Vollständigkeit willen auch diese drucken zu lassen. Aber wenn es sich auch denken ließe, daß das arme Mädchen diese ewige Nahrung aller ihrer Schmerzen wirklich aufgehoben hätte, so würde sie doch sicher dafür gesorgt haben, sie vor ihrem Ende zu vernichten, und — wäre sie selbst daran verhindert worden — so würde ihr Freund d'Alembert es gethan haben, dem sie ausdrücklich auftrug, alle ihre Papiere zu verbrennen. Sehr vermuthlich hat also Guibert die Briefe abgeschrieben, ehe er sie zurück gab. Er hat uns allerdings dadurch ein schönes literarisches Geschenk erhalten, und wir müssen es ihm um so mehr Dank wissen, da es unsere Pflicht ist vorauszusetzen, daß es ihm Ueberwindung gekostet hat, die Delikatesse aufzuopfern.

Um diese Briefe ganz zu verstehen, muß man nothwendig wissen, in welcher sonderbaren Lage deren Verfasserin sich befand, welches jetzt wohl den meisten Lesern, sogar in Frankreich, unbekannt sein möchte.

Mademoiselle l'Espinasse, ein sehr reizendes Geschöpf an Körper und Geist, liebte den Marquis de Mora, Sohn des Grafen von Fuentes, damals spanischen Gesandten in Frankreich. Sie wurde auf das heftigste wieder geliebt. Der junge Mann, entschlossen sie zu heirathen, trug seine Wünsche mit der lebhaftesten Innigkeit seiner Familie vor; allein sie wurden mißbilligt und er zurück berufen. Made-

moiselle l'Espinasse betrübte sich so herzlich über seine Abwesenheit und über den wankenden Gesundheitszustand, in dem er sie verlassen hatte, daß es schien, nur er allein könne ihr die Ruhe wieder geben. Aber das alte Sprichwort: aus den Augen, aus dem Sinne, behauptete auch diesmal seine Rechte. Sie erblickte den Herrn von Guibert, einen schönen jungen Mann, der einen Anstrich von Empfindsamkeit und Schwärmerei hatte, und folglich in diesem Augenblicke, da ihr ganzes Herz noch bewegt war, um so mehr Eindruck auf sie machte. Anfangs wollte sie nur ihren Kummer in den Busen eines Freundes ausschütten. Man weiß wohl, wie gefährlich das ist, und das reizbare Mädchen erfuhr es bald. Sie selbst nannte die Gewalt, von der sie sich ergriffen fühlte, ein fluchbringendes Schicksal (un pouvoir de fatalité et de malédiction); allein sie konnte ihm nicht widerstehen, und hing sich immer mehr mit ihrer gewohnten Heftigkeit an den eitlen, selbstsüchtigen Mann. Sie sprach zwar noch von Mora mit Achtung, mit Zärtlichkeit; aber es war blos Dankbarkeit, die des Marquis edle, unerschütterliche Liebe ihr abzwang; sie betete Guibert an.

Krank und sehnsuchtsvoll kehrte Mora nach Frankreich zurück. Ach! er sollte die treulose Geliebte nicht wieder sehen, denn zu Bourdeaux verschlimmerte sich sein Zustand täglich mehr und er fand auch dort sein Grab. Es ist empörend, daß Guibert gerade diesen Augenblick wählte, um dem schwachen Mädchen das letzte Opfer abzuschmeicheln und abzutrotzen. Dennoch hörte sie nicht auf, ihrem

Verführer zu wiederholen, daß sie den Marquis noch liebe. Ihr Herz, ihre Seele unterlagen täglich im schwersten Kampfe mit ihrer Sinnlichkeit. Sie war nicht glücklich! sie existirte nicht mehr weder durch sich noch für sich; ihre ganze Vergangenheit gehörte den Schmerzen und Gewissensbissen, ihre ganze Gegenwart dem Herrn von Guibert und einer Art von grausamen Bedürfniß, sich über seine Tirannei und Gleichgiltigkeit zu quälen; er ließ sie weder glücklich leben noch ruhig sterben.

Diese grausame Lage, diese reuevollen Erinnerungen an den vollkommensten Sterblichen sind es, die ihren Briefen ein so hohes Interesse verleihen; Schade nur, daß man sich nicht entbrechen kann zu vermuthen, es sei nur das Werk der Eifersucht, die sie verzehrte, und des Ueberdrusses, der bei Guibert auf die gesättigte Eigenliebe folgte. Hätte Guibert sich anders benommen, so würde Mademoiselle l'Espinasse schwerlich mehr an den vollkommenen Mora gedacht haben. Nur in den Augenblicken, wo der Geliebte ihr ein eitles, trocknes Herz zeigt, erinnert sie sich mit tiefem, rührenden Schmerze, wie sehr sie einst geliebt worden. Man würde folglich irren, wenn man diese Briefe für einen Beweiß halten wollte, daß ein Frauenzimmer zwei Männer zu gleicher Zeit mit gleicher Stärke lieben könne; aber gewiß ist es, daß nur ein sehr gebildetes, eben so zart als starkfühlendes Frauenzimmer sie schreiben konnte, sonst würden sie, bei dem zweideutigen Lichte, in welchem die Verfasserin, und dem Schatten, in welchem ihr unmündiger Geliebter erscheint, un-

möglich ein so hohes Interesse einzuflössen im Stande sein. Sie sind übrigens ein Muster des guten Stils.

Vom Geräusch im Theater.

Ich weiß nicht, ob unsere Schauspieler, die wenig deutsch und noch weniger französisch lesen, ein Buch kennen, unter dem Titel: Observations sur l'art du Comédien etc.? (Betrachtungen über die Schauspielkunst), wo nicht, so sollten sie es kennen lernen; denn es enthält sehr viel Gutes und auch auf die deutsche Kunst Anwendbares. Der Verfasser ist Hannetaire, vormals Hofschauspieldirektor in Brüssel.

Unter andern spricht er auch mit gebührendem Widerwillen von dem verdammten Geräusche, welches die Zuschauer im Theater machen, entweder weil sie zu spät kommen, oder weil sie gar nicht Achtung geben, sondern sich mit ihren Nachbarn, oder wohl gar mit Personen unterhalten, die zehn Schritt weit von ihnen sitzen.

»Nichts ist niederschlagender,« sagt Hannetaire, »für einen Schauspieler von einigem Talent, als mit vergeblicher Anstrengung vor einer tumultuarischen Versammlung zu spielen, die nicht zuhört. — Ich kenne Zuschauer, denen man das älteste Stück für neu geben könnte, ohne daß sie es bemerkten, wenn man nur den Titel veränderte. Das ist so wahr, daß, als man neulich in einer Gesellschaft einen jungen Herrn von gutem Tone, der aus dem

begreiflichen Urſachen, äußerſt unzufrieden damit. Sie ſagten: „Man müſſe das Publicum nicht verwöhnen — man „werde nicht ſo viele neue Stücke finden — man behandle „ſie wie Kühe, die man ſo lange melke, bis endlich Blut „komme —“ und was dergleichen Schnickſchnack mehr war. Ich verwieß ſie lachend auf Iffland's Direction, unter welcher der Fleiß noch weit hervorſtechender iſt.

Zweytens: Da vormals der Ausſchuß die Rollen beſetzte, ſo war daraus eine Art von Oligarchie entſtanden, welche die natürliche Folge hatte, daß größtentheils nur die Mitglieder des Ausſchuſſes oder ihre Lieblinge gute Rollen bekamen. Ferner: daß oft von den wichtigſten Stücken, z. B. Hamlet, Klara von Hoheneichen u. ſ. w. nur ein Paar Rollen gut beſetzt wurden, theils, damit dieſe Paar allein da ſtehen, und deſto auffallender glänzen mögten; theils, damit keiner von den Matadors genöthigt werde, auch einmal eine untergeordnete Rolle zum Vortheil des Ganzen zu übernehmen.

Dieſem höchſt ſchädlichen Mißbrauch verſuchte ich zu ſteuern. Ich verſchaffte jedem Talent Gelegenheit ſich zu entwickeln, und ſtellte zugleich, wo der Vortheil des Ganzen es erheiſchte, auch die ſogenannten Erſten Schauſpieler auf Plätze, die ihnen unbedeutend ſchienen, weil ſie nicht wußten, oder nicht wiſſen wollten, daß Eine verzeichnete Nebenfigur oft dem ganzen Gemählde Schaden thut. Doch bewürkte ich das immer nur bittweiſe, und Mehrere unter ihnen, (ich bekenne es hier dankbar) zum Beyſpiel Madam Adamberger, Herr Lange, Herr Koch, haben auf die gefälligſte Weiſe

Theater zu kommen vorgab, fragte: welches Stück aufgeführt worden? er ganz unbefangen antwortete: Fürwahr, ich weiß es nicht, ich habe den Zettel nicht gelesen."

»Wie soll es denn der beste Schauspieler anfangen, der Natur und Wahrheit immer getreu zu bleiben, wenn er nicht angehört wird und auch sich selbst nicht hört? muß denn nicht alles Feuer erlöschen? und kann er, in einer solchen Lage, die Leidenschaften mit eben der Kraft wieder darstellen, wie er sie empfangen hat? Wie manche Schauspieler und wie manche Stücke haben blos aus Mangel an Aufmerksamkeit mißfallen u. s. w."

»Jene nothwendige und schmeichelhafte Stille ist ein großer Vortheil, dessen reisende berühmte Schauspieler genießen, welche Gastrollen auf längst bestehenden Bühnen spielen. Ungerechnet die ihnen überlassene Auswahl der Rollen, das günstige Vorurtheil und den Reiz der Neuheit, kommt ihnen auch die stille Aufmerksamkeit der Zuschauer sehr zu Statten; sie brauchen ihre Stimme gar nicht anzugreifen, sie können ihr die leiseste Biegung geben und werden doch verstanden, statt daß der alte Schauspieler, den man täglich zu sehen gewohnt ist, fast immer schreien muß, um nur gehört zu werden. Es gibt viele Orte, wo man, um des Beifalls gewiß zu sein, nur Gastrollen spielen sollte, und das thun auch wirklich manche Schauspieler, die, oft gesehen, eben nicht bewundert werden würden, und die ihren Ruf blos einem Dutzend schöner Rollen verdanken, in welche sie sich eingespielt haben. Blieben solche

Leute nur sechs Monate an demselben Orte, so würden sie bald Gelegenheit finden, es zu machen, wie der berühmte Baron. Zu seiner Zeit war es Mode, daß die Leute von gutem Tone sich auf dem Theater in die Coulissen stellten; wenn sie nun da, wie oft geschah, zu laut wurden, so kehrte er sich zu ihnen, sah sie starr an, und deklamirte seine Verse gleichsam ihnen ganz allein vor. Natürlich wurden sie still."

So weit der Verfasser. Es wäre zu wünschen, daß in jedem Theater eine eigene Polizei für das Geräusch eingeführt würde. Dann würde so manche vornehme Dame in Wien und Berlin nicht geflissentlich in der Hälfte des ersten Aktes erscheinen, ihre Logenthür aufreißen, ihren Stuhl zurecht schieben lassen, die Nachbarn laut bewillkommen, und was dergleichen mehr geschieht, blos um Aufsehen zu erregen und bemerkt zu werden. Wenn solche Damen wüßten, wie viele Verwünschungen sie in solchen Augenblicken auf sich ziehen, sie würden sich wohl hüten, so unausstehlich zu sein. Ferner würden, bei der vorgeschlagenen Polizei, die jungen Aesthetiker etwas leiser tadeln, die Kavallerieoffiziere etwas leiser auftreten, all das Völkchen, welches nur in's Theater läuft, um zu sehen und gesehen zu werden, etwas leiser schwatzen u. s. w. Ueberhaupt aber würde es für den Genuß des Schauspiels nicht allein die erwünschte Stille bewirken, sondern auch denselben sehr erhöhen, wenn er seltner, weit seltner dargeboten würde. Nur bei feierlichen Gelegenheiten, nur an gewissen Tagen des Jahres gaben die Griechen ihre Schau-

ſpiele, dann hörte aber auch Jedermann zu, und Jedermann freute ſich darauf ſchon wochenlang vorher. Wir hingegen werden überſättigt. Jedes zu oft wiederholte Vergnügen verliert ſeinen Reiz, und darum lärmen wir ſo viel im Theater. Wäre ich Fürſt, ich würde nicht mehr als zwei Vorſtellungen wöchentlich geben laſſen, und ſobald das Schauſpiel ſeinen Anfang genommen hätte, müßten die Thüren verſchloſſen werden, und alle die ſchönen Damen, die Rechnung darauf gemacht hätten, ſo ſpät als möglich in ihre Logen hinein zu rauſchen, die blieben fein draußen.

Wohlthätigkeit Ludwig XVI.

Acht Jahre vor der Revolution gab der unglückliche Monarch, der ſeinen Kopf auf dem Schaffot verloren hat, einige Edikte, aus welchen wir einige Stellen ausheben wollen. Das Erſte betraf die Hoſpitäler. »Da ich vernommen habe,« ſagte Ludwig, »daß alle die Armen, welchen die Salpêtriere, Bicêtre und la Pitié zur Zuflucht dienen, wenn ſie dort krank werden, nach dem Hôtel dieu gebracht werden, und da ich dieſes Hin- und Hertransportiren verhüten will, welches beſonders in rauhen Jahreszeiten den Kranken nachtheilig werden kann, ſo habe ich befohlen, in jedem der obengenannten Häuſer ſogleich hinreichende Krankenzimmer zu bereiten. Ich habe Kenntniß von dem Lokale dieſer Häuſer genommen, und zu meiner Zufriedenheit gefunden, daß ſie groß genug ſind, um

jedem Kranken sein eigenes Bett anzuweisen. Diese Einrichtung habe ich um so mehr für eine Pflicht der Menschenliebe gehalten, da die Anzahl der, bisher jährlich in's Hôtel dieu transportirten Kranken sich fast auf viertausend belaufen hat. — Ferner sollen in der Salpêtriere die nöthigen Behältnisse für die armen Wahnsinnigen erbaut werden, damit sie nicht mehr jeder Witterung ausgesetzt sein mögen.

Auch habe ich befohlen, auf meine Kosten geräumigere Säle in Bicêtre für die epileptischen und mit dem Krebs behafteten Personen zu bereiten, und durchaus nicht zu gestatten, daß mehrere Kranke in Ein Bett gelegt werden. — Ich glaube zwar, daß das allgemeine Hospital durch seine Einkünfte bestehen könne, im Nothfalle aber werde ich ihm zu Hilfe kommen. Die Einnahmen und Ausgaben sollen jährlich gedruckt werden, theils um durch eine solche Publizität der Verwaltung Ehre zu machen, theils um die Wohlthätigkeit dadurch anzufeuern, wenn das Publikum sehen wird, wie groß die Bedürfnisse der Armen sind, und wie gewissenhaft die Wohlthaten vertheilt werden. — Ich werde meine Aufmerksamkeit auf diese Gegenstände fortsetzen, und hoffe in kurzem noch Manches zu verbessern; ein Geschäft, das der Menschheit und meinem Herzen theuer ist." —

Dieses Edikt ist vom 22. Juli 1780. Am 30. August desselben Jahres erschien folgendes:

»Voll Verlangen, das Schicksal von Unglücklichen zu erleichtern, selbst in dem Falle, wenn sie es durch eigene

Verirrungen verschuldet haben, fühlte ich mich schon längst bewegt durch den Zustand der Gefängnisse in den meisten Städten meines Reiches, und, trotz dem Kriege, habe ich von meinem eigenen Gelde zu verschiedenen nothwendigen Bauten beigetragen, stets bedauernd, daß die Umstände mich hinderten, einem aller Sorgfalt so würdigen Gegenstande alle Mittel zu dessen Vervollkommnung anzuweisen. Aber ich werde ihn nicht aus den Augen verlieren, so bald der Friede mir freiere Hand verschaffen wird. Da ich indessen von dem traurigen Zustande der Gefängnisse meiner Hauptstadt unterrichtet worden bin, so habe ich geglaubt, mit meiner Hilfe keinen Augenblick zögern zu dürfen. Ich habe erfahren, daß man Zimmer, die vormals zu Gefängnissen bestimmt waren, zu andern Zwecken verwendet; daß folglich keine Bequemlichkeit und keine Vorsichtsmaßregel der Gesundheit gehörig beobachtet worden; daß besonders dieses Uebel in dem Maße zugenommen, als die Gebäude baufällig geworden und die Bevölkerung von Paris sich vermehrt hat; daß folglich Gefangene jedes Alters, jedes Geschlechts, wegen Schulden oder Verbrechen, oder leichter Verirrungen, in einen zu kleinen Raum eingeengt und vermischt, das traurigste und unserer ernstlichen Aufmerksamkeit würdigste Schauspiel darstellen; daß aus dieser Vermischung in der That eine geschärfte und verdoppelte Strafe für diejenigen entsteht, die vielleicht nur durch Unglücksfälle in eine solche Lage gekommen, für die Bösewichter hingegen eine neue Veranlassung zum Verderben.»

Nach diesem Eingange erzählt der menschenfreundliche

König: daß er in der Conciergerie bereits neue, luftige und geräumige Krankenzimmer angeordnet, wo jeder der kranken Gefangenen sein eigenes Bett habe, und wo ihnen alles gereicht werde, was die Menschlichkeit erheischt. Ferner habe der König das hôtel de la force gekauft, welches einen Raum einnähme, der zweimal größer sei, als das Fort L'Evêque und das petit Châtelet zusammen genommen, und wo sowohl das männliche und weibliche Geschlecht, als auch die verschiedenen Gattungen von Gefangenen von einander könnten abgesondert werden; die innere Polizei dieses Hauses solle dem Müßiggange und den Ausschweifungen, besonders aber auch dem Mißbrauche der Gewalt der Unterbeamten vorbeugen. Wenn dieses Haus völlig eingerichtet sei, so solle das petit Châtelet niedergerissen werden, um dem Hôtel dieu die längst gewünschte Vermehrung der frischen Luft zu verschaffen. Das grand Châtelet hingegen bestimmte Ludwig künftig blos für Kriminalverbrecher, hinzufügend: »Alle Gefängnisse unter der Erde sollen zerstört werden, damit die Möglichkeit verschwinde, daß ein angeklagter, nachher aber für unschuldig erkannter Mensch schon vorläufig eine so harte Strafe, als ein finsterer, ungesunder Kerker ist, erlitten habe: ja, auch wirklichen Verbrechern erspart mein Mitleid gern diese unbekannten Qualen, welche unnütz werden, so bald sie dem Publikum nicht mehr zum Beispiele dienen und die folglich nur noch meine Güte interessiren.«

In demselben Jahre feierte der König seinen Namens-

tag durch — Abschaffung der Tortur. Im Eingange dieses Edikts bedient er sich unter andern der merkwürdigen Worte: »Ich bin weit entfernt, mich zu der Abschaffung alter, durch den Gebrauch von Jahrhunderten autorisirter Gesetze leicht zu entschließen, und dadurch einem neuen Rechte Eingang zu verschaffen, welches Grundsätze erschüttern und zu gefährlichen Neuerungen führen könnte; aber u. s. w.« Nun setzt er die bekannten Gründe gegen die Tortur auseinander, und hebt sie für immer in seinen Staaten auf.

Diese großen Wohlthaten erwies Ludwig XVI. seinem Volke während eines einzigen Jahres, Wohlthaten, die wahrlich die Eroberungen Ludwig XIV. aufwogen, ihm aber freilich nicht, wie jenem, den Beinamen des Großen erwarben; denn groß nennen die Menschen nur die Eigenschaften, durch welche sie tüchtig gequält und gemartert werden.

Die Kunst zu unterhalten.

Die Kunst, in Gesellschaften zu sprechen, und gut zu sprechen, das heißt: mit Leichtigkeit, Grazie, Unbefangenheit und Anspruchlosigkeit, ist eine weit schwerere Kunst, als man gemeiniglich glaubt; denn es gibt wenige Menschen, die sich nicht für gute Gesellschafter hielten; es gibt aber noch weit wenigere, die es wirklich sind, und Männer von ausgezeichneten Verdiensten glänzen nicht immer, ich

möchte faſt behaupten, ſelten durch dieſen Vorzug. Oefter iſt er den Weibern eigen. Es gehört dazu eine lebhafte Einbildungskraft, eine große Gewalt über die Sprache, eine gewiſſe Zuverſicht und häufiger Umgang mit Menſchen. Die letzteren beiden Erforderniſſe pflegen beſonders Höflinge zu beſitzen, deshalb liefert dieſe ſonſt eben nicht verdienſtvolle Klaſſe die meiſten guten Geſellſchafter.

Man kann die Kunſt zu unterhalten eben ſo wenig lernen, als die Kunſt zu ſchreiben. Regeln laſſen ſich freilich von beiden geben und lernen, aber damit iſt es nicht gethan; das Talent wird nur angeboren. Ein gewiſſer Pater Tarillon hat einmal ein lateiniſches Gedicht drucken laſſen: Ars confabulandi, worin er manche gute Vorſchrift ertheilt, einen richtigen Geſchmack beweiſt, und auch recht erträgliche Verſe liefert; man ſollte kaum glauben, daß ein Mönch über eine ſolche Materie gut ſchreiben könnte. Indeſſen behauptet dieſer Pater Tarillon ſehr große Vorzüge vor dem Verfaſſer eines ganz kürzlich erſchienenen franzöſiſchen Gedichts: L'art de converser, der weder denken, noch reden, noch ſchreiben kann, und der uns ſeine eigenen Familiengeſpräche als Muſter der Unterhaltung darſtellt. Er belehrt uns unter andern, daß man mit dem Volke ohne rhetoriſche Figuren ſprechen müſſe und mit Bauernmädchen ohne Beredſamkeit; den Eheleuten ſoll man von den Freuden der Ehe vorſchwatzen, und den Verliebten von den Reizen der Liebe u. ſ. w. Zur Probe, wie er das alles ausdrücket, möge folgende Stelle dienen, die freilich keine Dichterſchwingen verräth.

Ne parlez à personne au dessus de sa sphère;
Prenez avec le peuple un discours populaire,
Modeste avec les grands, simple avec vos égaux;
Ne risquez pas un mot qu'il ne vienne à propos.

(Das iſt leicht geſagt, aber wie lernt ſich das?)

Pour la fille des champs n'ayez point d'éloquence;
D'un oiseau, d'une fleur parlez à l'innocence;
Et que le mot d'amour, par l'enfant ignoré,
Embellisse l'accueil d'un objet adoré. (!)
A de nouveaux époux parlez de la tendresse,
Peignez de leur accord la seduisante yvresse u. ſ. w.

Solche Regeln laſſen ſich bei Hunderten in einer Viertelſtunde geben; aber eine der Hauptregeln hat der Verfaſſer ganz vergeſſen: das Schweigen, das Zuhören; denn es gibt eine große Menge Menſchen, bei welchen man den Ruf eines guten Geſellſchafters am leichteſten dadurch gewinnen kann, daß man ihnen zuhört.

Einfältige Betrachtungen über mancherlei Behauptungen.

I.

Der Herr Graf von Benzel-Sternau hat in ſeinem »Jaſon" Briefe über Kriegs-Konſcriptionsgeſetze geliefert, von welchen ich aber nur ein Fragment kenne, welches der allgemeine Anzeiger der Deutſchen in Nr. 305 aufgenommen hat. In dieſem Fragmente ertheilt der Herr

Graf einem gewiſſen Univerſitätsmilchbruder und politiſchen Tafelgenoſſen manche gute, wenigſtens gutgemeinte Lehre, denn Alles, was darauf abzweckt, den Deutſchen ihren jetzigen Zuſtand ſüß vorzumalen, das iſt gut gemeint, weil — weil der Zucker ſehr theuer iſt, und man doch das bittere Getränk nicht wohl ohne Süßigkeit hinunter ſchlingen kann, folglich jedes Zuckerſurrogat willkommen ſein muß. Nebenher lernen wir Nordländer aus dieſen Fragmenten, was die Südländer vermuthlich ohne dieſelben ſchon wußten, uns aber von dem klugen Hamburger Zeitungsſchreiber weislich vorenthalten wird, daß nämlich »die kriegspflichtigen Unterthanen — (vermuthlich in den rheiniſchen Bundesſtaaten) und deren Familien ſich der Wirkſamkeit der Konſkriptionsgeſetze zu entziehen ſuchen," und daß es zu befürchten ſteht: »daß aus dem bisherigen Gange der Sachen ganz und gar nicht zu berechnende Nachtheile entſtehen müſſen; Nachtheile, welche die Bevölkerung, den Nahrungsſtand, die Gewerbſamkeit, ſelbſt die Moralität u. ſ. w. untergraben und vernichten müſſen."

Es iſt wohl nicht zu läugnen, daß, wenn alle die genannten kleinen Annehmlichkeiten des menſchlichen Lebens durch ein Geſetz in einem Lande vernichtet werden, dieſes Geſetz, bei aller Vortrefflichkeit, ſehr unheilbringend ſei, und von dieſer Wahrheit durchdrungen, ruft der Herr Graf ſelber aus: »Holzſparkunſt laſſen Sie auf Ihren akademiſchen Kanzeln lehren, wertheſter politiſcher Waffen-

meine Bitten erfüllt, und öfter bewieſen, (was vielleicht Andere zu beweiſen ſich nicht getrauten) daß ſie auch in kleinen Rollen groß bleiben konnten.

Drittens: Ein fürchterlicher Stein des Anſtoßes, waren die neuen durch meine Vermittelung engagirten Schauſpieler. Ohne ihre Erſcheinung wäre vielleicht nie die Flamme zum Ausbruch gekommen. Aber da gab es ſo Manche, die nur allein glänzen wollten, und die einen ſolchen Eingriff in ihre verjährten Rechte unmöglich verzeihen konnten. Jedes Beyfallszeichen, welches die Neuen erhielten, zerriß ihr Herz — es blutete Gift — und, damit man mich nicht der Uebertreibung anklage, ſo werfe man nur Einen flüchtigen Blick auf einige der gegen mich vorgebrachten Beſchuldigungen, um ſich zu überzeugen, wie ungeheuer bey Manchen die Eitelkeit war, die ſich verwundet fühlte.

Hiezu kam nun endlich Viertens: der Verluſt des Anſehens und der Macht, welche vor meiner Ankunft der Ausſchuß behauptete. Freylich ſchon mehr als zu viel, um den Haß gegen mich zu nähren. Indeſſen glimmte das Feuer unter der Aſche, und erſt im Monat November — als ich durch eine Krankheit genöthigt wurde, eine Zeitlang das Bett zu hüten — benutzte man eilig den günſtig ſcheinenden Zeitpunct, um täglich neue Verleumdungen gegen mich auszuſpeyen; ja — ſollte man es wohl für möglich halten! — unter der Larve der Freundſchaft und Ergebenheit, war ſogar ein Tagebuch gehalten worden, in welches man jedes verfänglich ſcheinende Wort, mit ſorgfältiger Bemerkung des Datums aufgezeichnet hatte, um es vielleicht

bruder, und zu gleicher Zeit sollte Menschensparkunst nicht gleicher Ansprüche genießen?"

Ich möchte fast noch weiter gehen und behaupten: Es sei vor der Hand überflüssig die Holzsparkunst zu lehren, da man noch gar nicht weiß, ob es in einigen Jahren noch Menschen geben wird, die sich bei dem ersparten Holze wärmen können; diejenigen etwa ausgenommen, die den weisen Konskriptionsgesetzen sich unweise entzogen haben. Der Herr Graf versichert, »daß alle, im Schweiße des Angesichts und im Knarren der Ediktpressen angewandten Gegenmittel, so scharf sie auch mitunter wären, dem leidigen Uebel nicht abgeholfen, und daß sie dasselbe nur vergrößern werden, wenn dessen Grundursache nicht gehoben wird."

Diese Grundursache findet er darin, daß ein bedeutender Theil der Staatsbürger von der allgemeinen Pflicht des Kriegsdienstes befreit werde, folglich die Last auf den arbeitsamen und produktiven Klassen allein liege, die ohnehin von allen Seiten angezogen und benutzt würden. Daraus entstehe natürlich ein Mißverhältniß, ein Gefühl erlittener Uebervortheilung, welches allen scharfen Maßregeln trotze, vielleicht nur heftiger durch sie aufgereizt werde; darum räth er unbedingt zu Einführung der französischen Konskriptionsgesetze, nach welchen dann, wie billig, Niemand mehr eximirt sein werde.

Was er gegen die, in dieser Rücksicht privilegirten Stände sagt, ist größtentheils sehr wahr, und beweist, daß

wenn ein edler Mann ſich einmal entſchloſſen hat, eine ſolche Sache zu vertheidigen, er wenigſtens in dieſe Vertheidigung diejenigen Grundſätze überträgt, die er ſonſt nicht entwickeln mag oder darf. Er wirft mit Recht die Frage auf: Ob adeliche Gutsbeſitzer und Höflinge, oder höhere und niedere Staatsbeamte in ihren Verhältniſſen perſönlich mehr für das Ganze thun, als der im Schweiße des Angeſichts und oft mit Nahrungsſorgen kämpfende Gewerbs- und Landmann in dem ſeinigen? und warum beſonders die Söhne jener privilegirten Klaſſen vom Kriegsdienſt befreit ſein ſollen, da ſie doch weder die Geſchäfte noch die Verdienſte ihrer Väter theilen, indeſſen dem Handwerker oder Bauer die Arme ſolcher Kinder entzogen werden, die wirklich ſeine ſaure Arbeit ihm erleichtern. Die Bemerkung iſt ſehr richtig, doch möchte auch manche Ausnahme Statt finden. Alte, treue, geſchickte Staatsbeamte zum Exempel, haben nicht blos für ihren Unterhalt, ſondern auch für die Wohlfahrt des Staats gearbeitet, und glauben wohl mit Recht dadurch einen Anſpruch gewonnen zu haben, im Genuß ihres häuslichen Glücks nicht geſtört zu werden. Welchen Lohn ſoll er für ſeine höhere Ausbildung zum Staatsdienſte erwarten, wenn es nicht einmal der iſt, das Liebſte was er auf der Welt hat, ſeiner Kinder froh werden zu dürfen? — Das Geſchäft des Landmanns zweckt blos auf deſſen Unterhalt, oder auf Selbſtbereicherung ab und wirkt nur mittelbar zu der Wohlfahrt des Staats. Er bedarf da-

zu keiner koſtſpieligen Erziehung, keines Aufwandes ſeiner edelſten Kräfte, nämlich der des Geiſtes; er hat das Ziel ſeiner Wünſche ſchon erreicht; und iſt ſchon ein geborgener Hausvater, wenn der dem Staatsdienſte ſich widmende junge Mann, nachdem er ſein Vermögen auf Univerſitäten und Reiſen zugeſetzt, noch in Kanzelleien ſchwitzt, und nur in weiter Ferne das Glück gewahrt, auch einmal ein ſorgenloſer Hausvater werden zu können. Wenn man ſich die Mühe geben wollte, einmal das Alter der Väter, ſo wie das der Söhne, mit in die Konſkriptionsliſte einzuführen, ſo würde man ſicher finden, daß zehn Väter aus dem Bauernſtande ein paar hundert Jahre weniger zählen würden, als zehn Väter aus den Staatsbeamten, und dieſe paar hundert Jahre ſind von jenen Bauern im Genuſſe des ihnen geeigneten Glücks verlebt worden, indeſſen die Staatsbeamten während derſelben nur mit Sorgen kämpften, und dafür dürften ſie keinen Erſatz hoffen? — Die Söhne der Bauern erfüllten die Kriegspflicht für ihre Väter, die redlichen Staatsbeamten erfüllen dieſelbe Pflicht für ihre Söhne, denn jene vertheidigen den Staat von außen, dieſe von innen, welches wohl auf eins herauskommt — was ſage ich! das letztere iſt oft weit Heilbringender, denn die innern Feinde, Ungerechtigkeit, Beſtechung, Sittenloſigkeit u. ſ. w. ſind weit gefährlicher, als die äußern.

Solche Gründe könnten folglich Manche unter den privilegirten Klaſſen für ſich anführen, doch freilich nur die

wenigſten, nicht die Herren von Schlendrian oder gar die Hof- und Kammerjunker. Alſo möge immerhin der Satz des Herrn Grafen feſt beſtehen: Es ſollen bei der Konſkription in der Regel keine Ausnahmen Statt finden. Wenn aber der Herr Graf von dieſer Einrichtung mit Gewißheit zu erwarten ſcheint, daß künftig die Konſkribirten nicht mehr davon laufen; ſondern vom beſten Geiſte, nämlich vom franzöſiſchen, beſeelt ſein werden, ſo zweifle ich dennoch und meine, es ſei dazu noch etwas ganz Anderes erforderlich.

Der Herr Graf erklärt ſelber: „Erſt dann, wenn die Vertheidigung des Vaterlandes, wenn Kriegspflicht und Waffenführung als allgemeine Staatsbürgerſchaft ohne Unterſchied erſcheinen (wie ſie es wirklich ſind), erſt dann kann der echte Militärgeiſt entſtehen u. ſ. w." — Man bemerke wohl, daß er hier einen merkwürdigen Unterſchied macht zwiſchen Vertheidigung des Vaterlandes und zwiſchen Kriegspflicht und Waffenführung, denn er hebt zweimal mit wenn an, und es iſt um ſo weniger zu vermuthen, daß er ſich einen Pleonasmus erlaubt haben ſollte, da wirklich zwiſchen dieſen Dingen bisweilen ein Unterſchied Statt findet, und eben dieſer iſt es, den die entweichenden Konſkribirten, nur unrichtig, auf ihre Lage anwenden, und aus dem folglich das ganze Unheil entſpringt. O ja, ſagen ſie, unſer Vaterland wollen wir gern vertheidigen, ſo bald es angegriffen wird; aber Kriegspflicht und Waffenführung, die nicht zur Vertheis-

digung unſers Vaterlandes abzwecken, halten wir auch nicht für unſere Pflicht, und deswegen laufen wir davon.

Das iſt der unzählige Trugſchluß ſolcher Leute; es ſind unwiſſende, in der Politik gänzlich unerfahrne Menſchen; ſie können nicht begreifen, daß man ſich am Neckar weit beſſer befinden wird, wenn am Ebro und Tajo die Völker unterworfen ſein werden; ſie können nicht begreifen, daß es nicht allein ehrenvoll, ſondern auch für den allgemeinen Frieden unentbehrlich iſt, daß auch ſie nach Spanien und Portugal ziehen, um gegen eine tapfere, aber verblendete Nation zu kämpfen, die, wie ſie meinen, gar nicht geſonnen ſei, ſie am Neckar anzugreifen. Das Schlimmſte iſt, daß dieſe unhaltbaren Gründe wirklich einen Schein der Wahrheit für ſich haben. Man muß ſchon in die höhere Staatskunſt eingeweiht ſein, um klar zu ſehen, daß die Pflicht des ganzen Continents erheiſcht, für die Sache der Franzoſen zu fechten, weil dieſe Sache deſſen eigene iſt. Das letztere iſt zwar oft in Zeitungen geſagt, aber doch dem Volke noch nicht gehörig und eindringlich genug bewieſen worden. Dieſer Beweis folglich iſt es, und nicht die Menſchenſparkunſt (auf die es heutzutage gar nicht ankommt, daß wir blos für die Nachwelt arbeiten) den man, nicht blos von den akademiſchen Kanzeln, ſondern hauptſächlich von den Kanzeln aller Dorfkirchen lehren muß, und da unſere ehrwürdige Geiſtlichkeit ſich ſehr löblich dazu verſtanden hat, ein allzeit fertiges Werkzeug zur Unterſtützung heilſamer Regierungsmaßregeln abzugeben,

ſo zweifle ich auch keinen Augenblick, daß die Bibel ihnen hinreichende Beweisſprüche liefern werde. So bald es ihnen gelungen iſt, ihre Zuhörer zu überzeugen, daß nicht blos Vertheidigung des Vaterlandes, in dem bisherigen eingeſchränkten Sinne des Worts, ſondern überhaupt Kriegspflicht und Waffenführung, gleichviel wo, gleichviel mit wem, unter wem und gegen wen, allgemeine Staatsbürgerpflicht ſei, ſo wird das Ausreißen aufhören, und der Herr Graf von Benzel-Sternau das Vergnügen haben, die junge Mannſchaft ſeiner Gegend mit lautem Jubel ausziehen zu ſehen, um jenſeits der Pyrenäen blutige Lorbeern zu erkämpfen. So lange die Konſkribirten hingegen in dem albernen Wahne ſtehen, ſie ſollten blos zur Unterjochung einer braven, ehrliebenden Nation gebraucht werden, und könnten, auch wenn ſie ſiegen, nur Gewiſſensbiſſe davon tragen, ſo lange iſt zu befürchten, daß die Aufhebung der Privilegien nichts weiter bewirken werde, als Vermehrung der Zahl der Ausreißer. Darum ſollten Alle, welche die Gabe der Beredſamkeit in ſo hohem Grade beſitzen, wie der Herr Graf, der ſich einen Kollegen in Solon und Numa nennt, beſonders auf dieſen Punkt hinarbeiten, welcher, überzeugend dargethan, augenſcheinlich die Bevölkerung, den Nahrungsſtand, die Gewerbſamkeit und ſelbſt die Moralität der wenigen Zuhauſebleibenden kräftig empor heben wird. Doch muß ich Jedem, der in der Beredſamkeit nicht ſattelfeſt iſt, wohlmeinend rathen, davon zu bleiben, denn es iſt nicht

ganz so leicht als es aussieht, alle die Scheingründe der Gegner zu widerlegen.

Zum Schluß kann ich nicht unbemerkt lassen, daß der Herr Graf von Benzel-Sternau den deutschen Patriotismus einen Pedantismus nennt. Er vergleicht ihn mit einem ablebenden Mütterchen, welche die Bäume ihrer Jugend allein grün, die Mobilien ihres Vaterhauses nur schön findet u. s. w. Da geschieht unserm Patriotismus ganz recht; warum bildet er sich nicht nach dem des Herrn Grafen, der nur die fremden Bäume grün und die fremden Mobilien schön findet. Die Anhänglichkeit an das Vaterhaus ist ja eine alberne Anhänglichkeit. Weg mit Vaterhaus und Vaterland! wir haben jetzt einen Vaterwelttheil! wir stehen auf einem höhern Standpunkte als unsere Väter, die Kurzsichtigen, die nur Deutsche waren, und die es wohl gar für eine Schande hielten, ein fremdes Joch zu tragen, wäre es auch ringsum mit den grünsten Bäumen bepflanzt und mit den schönsten Mobilien ausgeputzt gewesen.

2.

Herr von Archenholz — ein Mann, den ich stets mit hoher Achtung nenne, wenn ich gleich nicht immer seiner Meinung bin — sagt im Oktoberstück seiner Minerva: »Eine nächste Folge dieses Friedens (zwischen Frankreich und Oesterreich) dürfte auch sein, daß die Rechtlichen im deutschen Volke endlich zusammen treten, und ernstlich be-

rathen, was Noth thut; daß ihre Zeitgenossen durch Wort und Schrift von einer unwiderbringlichen Vergangenheit und einer chimärischen Zukunft gleich mächtig abziehen; daß sie die vorhandenen Kräfte wecken und benutzen, um die Generation mit der Gegenwart auszusöhnen. Dies wäre ein wahrer Tugendverein, besser als der durch die Sichel der Zeit vertilgte. Deutschland bedarf der Ruhe, Europa bedarf ihrer, und sie kann nicht zu theuer erkauft werden. Nur wer zu diesem großen Zwecke mitwirkt, macht sich verdient um seine Zeitgenossen, wer diese Ruhe verzögern will, vergeht sich an der Menschheit."

Eine Menge einfältiger Betrachtungen drängen sich beim Lesen dieser Zeilen demjenigen auf, der nicht gewohnt ist, durch Wohlklang der Worte sich bestechen zu lassen. Freilich, wer es jetzt noch wagte, Widerstand zu predigen, der würde sich, wenn auch nicht an der Menschheit, doch an den Menschen vergehen, die er nur zu fruchtlosen Opfern reizen würde. Nein, es bleibt den Deutschen nichts weiter übrig, als die Hände in den Schooß zu legen und die Bildsäule der Geduld auf dem Grabe des Verlornen darzustellen. Das rufe auch ich einem Jeden zu, und qualifizire mich folglich in dieser Rücksicht zu dem vorgeschlagenen Tugendverein. Ich meine nur, durch diese empfohlene Geduld und Ergebung werde die Ruhe noch nicht gewonnen; denn ich glaube nicht, daß Herr von Archenholz, unter der Ruhe, deren Deutschland und Europa bedürfen, die Grabesruhe verstehe. Zum stillen Beu-

gen unter das eiserne Gesetz der Nothwendigkeit kann man Leute überreden, die Alles verloren haben, was ihnen lieb und heilig war; aber nicht zur Ruhe, denn Ruhe ist ein behaglicher Gemüthszustand, und behaglich ist wohl nur wenigen Deutschen zu Muthe, auch würden ein Dutzend Tugendvereine nicht hinreichen, diese Behaglichkeit zu erwecken.

Wenn ein Wundarzt einem armen Teufel beide Arme abgenommen hat, so mag er ihn freilich damit trösten, daß ihm die Beine noch übrig geblieben sind, und daß es Leute gibt, die mit den Füßen eben so leserlich schreiben, wie ein Gelehrter mit der Hand, auch wohl gar die Feder selbst schneiden und einen Apfel schälen; aber ich zweifle, daß die Ruhe des Patienten durch diese Trostworte errungen werde. Es gibt Verluste, die man verschmerzt, zum Beispiel Geld, Haus und Hof u. s. w., solche rauben nur die Ruhe auf eine kürzere oder längere Zeit; aber es gibt andere, die dem Rechtlichen im deutschen Volke mit seiner Ruhe ewig unverträglich scheinen werden. Wodurch soll er dies traurige Gefühl bekämpfen? — Durch den Gedanken an die Unwiederbringlichkeit der Vergangenheit? — Der schafft nur Ergebung in das Schicksal. Durch das Beispiel der Völker der Vorzeit, die ein ähnliches Schicksal erlitten? — Ach! da zeigt ihm die Geschichte, daß sie Alle ihr Los für das schrecklichste gehalten, daß sie keine Ruhe zu fühlen vermocht. Die gepriesensten Meisterwerke der alten Redner und Geschichtschreiber wimmeln von Stel-

len, die den Zuſtand, von dem hier die Rede iſt, beſeufzen oder herabwürdigen. — Soll die Hoffnung einer beſſern Zukunft die Ruhe begründen? — Hoffnung ſelbſt iſt nicht Ruhe, und wenn ſie nun vollends in mancher Bruſt nur ſchwach glimmt? oder der Hoffende ſich nicht ſchmeicheln darf, mit ſeinem Leben bis zur Erfüllung des Gehofften auszureichen? — und wenn es vollends Manche gibt, die den Satz des Herrn von Archenholz nicht gelten laſſen: die Ruhe könne nie zu theuer erkauft werden? Wenn viele Stimmen rufen: Allerdings kann ſie zu theuer, viel zu theuer erkauft werden; denn es gibt ein unveräußerliches Eigenthum des Menſchen, das er nie zu einem Kaufpreiſe machen darf! Was würde der Tugendverein darauf antworten? —

Mit der Gegenwart ſollen wir die Generation ausſöhnen? Alſo iſt die Gegenwart doch ſehr traurig? denn warum wäre es ſonſt nöthig, ſich damit auszuſöhnen? und mitten in einer traurigen Gegenwart ſoll der Tugendverein Ruhe bewirken? Wie will er das anfangen? — Freilich müſſen wir uns erſt über den Begriff verſtehen, den wir mit dem Worte Generation verbinden. Der jetzige ſchreckliche Zuſtand der Dinge dauert leider ſchon ſo lange, daß zwei ganz verſchiedene Generationen zu gleicher Zeit in demſelben befangen ſind: die Eine in der erſten, die Andere in der letzten Hälfte ihres Lebens. Jene weiß es nun einmal nicht beſſer; die zu ihr Gehörenden ſind erſt Männer geworden, als es ſchon keine Deutſche mehr gab, und dieſe mö-

einst gegen mich brauchen zu können. — Ich sollte freylich den Urheber dieses teuflischen Verfahrens hier deutlicher bezeichnen, und ihn seiner verdienten Strafe Preiß geben; aber — ich will mich ja nur rechtfertigen, nicht rächen. Jenes muß ich um meiner Ehre willen; dieses würde mich herabwürdigen.

Die Hauptklagen, die von einem unberufenen Wortführer gegen mich vorgebracht wurden, waren: ich despotisire die Gesellschaft; ich behandle sie nicht als Künstler; ich sey partheyisch für die neuen Mitglieder u. dgl. m.

Sobald ich dieß erfuhr, drang ich selbst auf die strengste Untersuchung, und — da behauptet worden war, es sey nur Eine Stimme gegen mich unter der Gesellschaft — beschloß der Baron Braun, sämmtliche Mitglieder derselben vorrufen zu lassen, damit jedem etwa gekränkten Theile Gerechtigkeit wiederfahre. Damit aber auch ein Jeder seine wahre und vorher unbestochene Meynung zu Protocoll geben mögte, ward, bey der Tages vorher geschehenen Einladung, Niemanden bekannt gemacht, wovon eigentlich die Rede seyn werde.

Wie nothwendig diese Maaßregel war, erhellt aus dem eigenen, naiven und klagenden Bekenntniß des Briefstellers:

„daß die Kürze der Zeit und die Entfernung der „Wohnungen in einer so großen Stadt, der Gesell„schaft nicht erlaubt habe, sich ihre Vermuthun„gen mitzutheilen, oder wohl gar Verabredun„gen zu nehmen und Maaßregeln zu ergreifen."

Recht, mein Herr! eben das wollte Baron Braun vermeiden, weil es hier blos darauf ankam, daß ein Jeder seine

gen wohl noch für die Ruhe empfänglich sein, da die Menschen, wie die Kartoffeln, sich an jeden Boden gewöhnen; die Unglücklichen hingegen, die einst Deutsche waren und es nun nicht mehr sein dürfen; die Unglücklichen, welche die Liebe zum Vaterlande (wenn auch eine verblendete) oder die Liebe zu ihrem vertriebenen Fürsten aus einem Herzen reißen sollen, in dem sie mit jeder Freude ihrer Kindheit, mit jeder Hoffnung ihres Jünglingsalters fest verwachsen war; die Unglücklichen, welche in ein nahes Grab schauen, und es nur mit bittern, zuvor hinab geworfenen Erinnerungen, mit getäuschten Hoffnungen und zerrissenen Lebensfreuden gepolstert finden. — Ha! welcher Tugendverein, bestände er auch aus lauter Cicero's und Demosthenen, kann ihnen Herzensruhe schenken! — Begnügen wir uns daher, wir Rechtlichen im deutschen Volke, nicht jene chimärische innere Ruhe; sondern Ergebung zu predigen, denn die thut freilich noth, und durch sie werden wir wenigstens der künftigen Generation Ruhe erwerben.

3.

In demselben Aufsatze, der mit jener Tirade schließt, befindet sich auch Seite 180 eine Bemerkung, welche die Freude sehr niederschlägt, die jeder Menschenfreund über den bekannten vortrefflichen Brief des Herrn vom Champagny empfunden hat. In diesem Briefe nämlich wird die Freiheit der Meere, auch während eines Krieges, als ein

Völkerrecht aufgestellt, welches mit aller Macht zu handhaben der französische Kaiser entschlossen sei. Das haben die meisten Leser so ausgelegt, als werde der Friede mit England nur unter dieser Bedingung zu Stande kommen, und Jedermann war entzückt darüber. Allein Herr von Archenholz macht aufmerksam auf ein wichtiges Einschiebsel in jenem Briefe, welches das Ziel unserer Hoffnung noch etwas weit hinaus rückt, und zwar auf eine Stelle, wo ein dicker Nebel es umhüllt. Es scheint nämlich daraus hervor zu gehen, daß Frankreich den Grundsatz der Freiheit der Meere erst dann aufstellen will, wenn es eine Marine erhalten hat, die dem Umfange seiner Küsten angemessen ist.

Herr von Archenholz fügt hinzu, das heißt: wenn es einst die Macht zur See haben wird, die es zu Lande sich errungen hat. Mit andern Worten: wenn man ihm zur See eben so wenig mehr wird widerstehen können, als jetzt zu Lande. Ich bekenne, daß, wenn dieser Fall eintritt, so wohl die Geschichte als meine aus eigener Erfahrung geschöpfte Menschenkunde mir verbieten, mich den süßen Hoffnungen mit Zuversicht hinzugeben; denn freiwillig einer Herrschaft entsagen, blos um das Heil der Menschheit zu befördern, ist das Höchste, was der Mensch thun kann, und obgleich der Heros unserer Zeit uns gewöhnt hat, in großen, unerwarteten Thaten ihn zu bewundern, so hat er doch in dieser Hinsicht noch kein Beispiel aufgestellt; es hat vielmehr geschienen, als

habe die Herrschaft eben den Reiz für ihn, den andere große Fürsten in ihrem Besitze gefunden. Sollte er aber wirklich bei entschiedener Uebermacht zur See die ewige Freiheit der Meere begründen, so würde das in meinen Augen die Größte seiner Thaten sein.

Und warum sollten wir blos auf dem Meere diese Großmuth von ihm erwarten? warum nicht auch auf dem Lande? wo es schon jetzt in seiner Macht steht, den Völker beglückenden Grundsatz zu proklamiren: Freiheit des Handels, auch mitten im Kriege. Dieser Grundsatz ruht ganz auf derselben Basis wie jener. Ein Frachtwagen ist eine wandernde Kolonie, eben so wohl als ein Schiff eine schwimmende Kolonie ist. Das Element der Erde gehört eben so wohl allen Völkern, als das Element des Wassers. Der Kaufmann zu Lande hat alle dieselben Ansprüche auf Schonung, die dem Kaufmanne zur See zugeschrieben werden. So oft die Armeen ausziehen, heißt es in Manifesten und Proklamationen: wir führen nicht Krieg gegen die friedlichen Unterthanen, sondern nur gegen den feindlichen Fürsten und dessen Heere; und dennoch müssen in jedem Kriege die friedlichen Unterthanen entweder das hergeben, was sie besitzen, oder doch dem entsagen, was sie erwerben könnten. Wie sollte man nicht von dem großen Manne, dessen Lieblingsidee die Freiheit der Meere ist, mit Recht erwarten dürfen, daß er gleiche Gerechtigkeit auch auf dem Lande werde geltend machen? und überhaupt alle die Maßre-

geln aufgeben, welche die Laſt des Krieges für den Landmann und Bürger weit drückender machen, als für den Soldaten? — Dem feindlichen Fürſten thun ſolche Maßregeln nur mittelbar weh, unmittelbar treffen ſie diejenigen, die weder an dem Entſchluſſe zum Kriege, noch an der Führung desſelben den mindeſten Antheil nehmen.

Und da ich nun einmal in ſüße Träume mich verliere, ſo ſei mir vergönnt noch Eine Hoffnung laut werden zu laſſen, die gleichfalls auf der geäußerten Achtung vor den Menſchenrechten beruht. Auf immer werde zwiſchen den kriegführenden Mächten die gehäſſige Maßregel, des Feindes Unterthanen aufzuwiegeln, mit Schimpf und Schande belegt. Wenn ein Privatmann, der ſeinen Nachbar haßt, dieſem auf mancherlei Weiſe zu ſchaden ſucht, ſo verzeiht man das der Leidenſchaft; wenn er aber die Kinder ſeines Feindes gegen ihren Vater aufhetzt, ſo hält man ihn allgemein für einen ſchlechten Menſchen. Wer hier den verdammten Grundſatz mir entgegen ſtellen könnte: die Fürſten müſſen eine andere Moral haben als der Privatmann, mit dem habe ich nichts zu ſchaffen, denn er will, daß die beſten im Volke (das ſollen ja die Fürſten ſein) die ſchlechteſten werden ſollen. Es kann nicht oft genug wiederholt werden: es gibt nur Eine Moral für alle Menſchen, und auch die Fürſten haben entweder dieſe Eine oder ſie haben gar keine.

4.

Einer der größten politiſchen Saalbaader iſt der Herausgeber des neuen politiſchen Journals, oder ſogenannten Kriegsboten. In einem ſeiner Blätter, pag. 187, ſagt er uns im Vertrauen, was Napoleon's höchſtes Intereſſe ſei, und was dieſer Held künftig thun werde, oder vielmehr thun müſſe. Als Muſter für ihn ſtellt er Alexander den Großen, Karl den Großen und Heinrich den Vierten auf, die er alle drei (auch Heinrich den Vierten!) große Eroberer nennt. Natürlich iſt aber Napoleon größer als ſie Alle, und ſein höchſtes Intereſſe ließe ſich ſchon errathen, »wenn wir auch nur ſeinen Kodex und ſeine Aeußerungen kennten, nach welchem" — (nach dem Kodex? oder ſoll es heißen welchen, nach den Aeußerungen?) — »er jedem Volke ſeine eigene Verfaſſung laſſen will." — (Ich erinnere mich nicht, daß eine ſolche Aeußerung aus dem Munde Seiner franzöſiſch kaiſerlichen Majeſtät jemals bekannt geworden wäre, und dem Herausgeber des Kriegsboten in Altona oder Hamburg wird er ſich doch ſchwerlich vertraut haben; auch iſt es ja offenbar nicht des Kaiſers Meinung, jedem Volke ſeine eigene Verfaſſung zu laſſen; die Deutſchen, die Italiener, die Holländer u. ſ. w. haben ſämmtlich ihre Verfaſſungen bereits verloren. Oder meint der Herr Kriegsbote vielleicht die neuen, von Napoleon eingeführten Verfaſſungen? Da ließe ſich freilich eher vermuthen, daß jedes Volk diejenige behalten werde, die es nun bekommen; allein auch hier wäre es kühn und anmaßend

zu behaupten, der Kaiſer werde nichts an dieſen Verfaſſungen ändern, auch wenn er ſie hie und da für mangelhaft erkennen ſollte. Ich glaube vielmehr, wir werden der Veränderungen noch viele erleben. Und haben wir nicht jetzt ſchon manche Beiſpiele vor Augen? das Großherzogthum Toskana wurde, durch eine neue Verfaſſung, zum Königreiche Hetrurien geſtempelt, nun iſt es aber wieder ein Großherzogthum Toskana, ich weiß nicht warum. Daſſelbe kann einem jeden unter franzöſiſchen Scepter ſtehenden Volke widerfahren, und folglich hat Napoleon der Große nicht für gut gehalten, jedem Volke ſeine eigene politiſche Verfaſſung zu laſſen. Wollte der Kriegsbote einwenden, er habe nicht von der politiſchen, ſondern von der bürgerlichen Verfaſſung reden wollen, ſo hat er auch darin des Kaiſers Meinung nicht errathen; denn mit der Einführung des Kodex Napoleon mußte auch überall die bürgerliche Verfaſſung abgeändert werden.)

Nun erklärt ſich der Kriegsbote über das höchſte Intereſſe des franzöſiſchen Helden näher, und zwar folgendergeſtalt: »Ein größerer Ruhm erwartet ihn. Er muß Europa einen, auf die Selbſtſtändigkeit der Nationen gegründeten Frieden geben.“ — (Einen Frieden wird Napoleon uns allerdings geben, aber nur einen, auf die Unwiderſtehlichkeit ſeiner Waffen gegründeten Frieden. Von Selbſtſtändigkeit der Nationen kann dabei nicht die Rede ſein; denn eben dieſe wäre ſonder Zweifel die nächſte Veranlaſſung zum Friedensbruche. Ich begreife nicht, wie das Wort Selbſt-

ſtändigkeit dem Kriegsboten hat in die Feder fließen können! er zeige mir doch eine beſiegte, und dennoch ſelbſtſtändige Nation in Europa. Hat er auch bedacht, was zu der Selbſtſtändigkeit eines Volkes nothwendig iſt? — Es muß vor allen Dingen ſich ſeine Herrſcher ſelber wählen, ſeine Geſetze ſelber machen dürfen; es muß ihm frei ſtehen, in fremden Kriegen neutral zu bleiben; es muß durchaus keinem fremden Einfluß unterworfen ſein u. ſ. w. Welche Gefahren und Unruhen würden nicht auf's Neue daraus entſpringen! und folglich handelt Napoleon ſehr weiſe, daß er, trotz der ſehr beſtimmten Verſicherung des Kriegsboten: er müſſe das thun; auf die Selbſtſtändigkeit der Nationen bei dem Frieden keine Rückſicht nimmt.)

Der politiſche Kannengießer fährt fort: »Er muß das alte zerrüttete Siſtem durch eine neue und freie Verfaſſung erſetzen.« — (Das freie paßt aus obigen Gründen abermals nicht hieher.)

»Er muß die verſchiedenen Religionsverhältniſſe durch ein allgemeines Band zu einer wohlthätigen Harmonie ſtimmen.« — Was dieſe Phraſe eigentlich ſagen ſoll, verſtehe ich nicht recht. Nicht die verſchiedenen Religionen, ſondern nur ihre Verhältniſſe ſollen durch ein allgemeines Band harmoniſch geſtimmt werden. Das war ja ſchon längſt geſchehen, und iſt darin durchaus nichts Neues oder Beſſeres zu vollbringen. Hat aber der Kriegsbote durch ſeine dunkeln Andeutungen auf eine Vereinigung der chriſtlichen Sekten zielen wollen, ſo hat er dem Kaiſer nicht

eine herkuliſche, ſondern eine unmögliche Arbeit aufgebürdet, der er ganz gewiß unterliegen würde, wenn er ſie auch unternehmen wollte. Wäre es Napoleon's Abſicht geweſen, eine ganz neue Religion einzuführen, ſo hätte ihm das weit eher gelingen können, als die Vereinigung der alten Sekten, denn in jenem Falle hätten dieſe ſämmtlich weichen müſſen, welches leichter zu bewirken ſteht, als eine derſelben zum Weichen zu bringen.

(Durch welche Mittel ſollte dieſe Umſchmelzung erfolgen? durch Gewalt? das wird Napoleon nicht wollen, auch würde der blutige Ausgang ſeinen Erwartungen nicht entſprechen. Alſo durch Güte? — man würde den weiſeſten Theologen von jeder Sekte auftragen, ſich mit einander zu berathen, einander chriſtlich nachzugeben, und ein, jeder Partei genügendes Reſultat ausfindig zu machen. Dieſe Weiſeſten aber würden ſich unter einander zanken, länger als Napoleon und ſeine beiden nächſten Thronfolger leben werden, und wenn ſie auch endlich durch ein Wunder ſich vereinigten, ſo würden ſie bei ihren Sekten ſchlechten Dank verdienen und keinen Gehorſam finden. Denn — mit ſo entſchiedener Gewißheit man aus den Weltannalen prophezeien darf, daß einſt die Zeit kommen werde — ſei ſie auch noch ſo fern — wo der chriſtliche Glaube eben ſo ganz von der Erde verſchwunden ſein wird, als der einſt weitverbreitete Glaube an Oſiris oder Jupiter — mit eben der Gewißheit läßt ſich vorausſagen, daß, ſo lange er exiſtirt, auch deſſen verſchiedene Sekten exiſtiren

werden, deren Vereinigung nur in dem Kopfe des Kriegsboten zu ſuchen iſt. Und was ſollte ſie auch nützen? — Politiſchen Frieden gebe uns Napoleon, der Religionsfriede wird ſich ſchon von ſelber finden.)

Das vierte Er muß des Kriegsboten bezieht ſich auf die Wiſſenſchaften und Sitten, welchen der Kaiſer einen neuen Schwung geben, neue Unterſtützung gewähren ſoll. Das Erſtere iſt möglich, obgleich ſchwer genug, da ein ganzer Welttheil in einen militäriſchen Staat ungeformt worden. Das Letztere hingegen, die Wiedererweckung der Sitten, iſt, während der Lebenszeit Eines Menſchen, unmöglich, und kann blos vorbereitet werden. Wenn die Lava nicht blos Alles zerſtört, ſondern ſich auch über dem Zerſtörten viele Klafter hoch aufgethürmt hat, ſo wird die jetzige Generation den ſchönen Weingarten, der ſonſt hier prangte, nicht wieder blühen ſehen!

Der Kriegsbote beſchließt ſein Wiſchiwaſchi mit dem elenden Sprüchlein, welches in unſern Tagen bis zum Ekel wiedergekäuet wird: »Die Welt bedarf jetzt anderer Formen, anderer Sitten — anderer Anſtalten.« Das iſt aber nicht wahr, ſondern weil die Welt jetzt andere Formen, andere Sitten und andere Anſtalten hat, ſo ſprecht ihr, ſie bedürfe derſelben. Sie behalf ſich recht gut ohne ſie, und würde ſich auch ferner ſo beholfen haben. Sie war freilich nicht des Doktor Pangloß beſte Welt, ſie iſt es aber auch jetzt wahrlich nicht, und wird es nimmer ſein. Wir ſtehen und ſtanden auf einer gewiſ-

ſen Stufe der Kultur, über die noch kein Volk hinausgekommen iſt, und auch nie eines hinauskommen wird. Ihr verdankten wir vieles Gute, was wir, mit manchem Böſen vermiſcht, genoſſen, die heutigen neuen Formen werden dieſes Böſe vielleicht vertilgen, aber auch zugleich vieles von jenem Guten; ſie werden uns freilich dagegen neue Güter zuführen, doch abermals vermiſcht mit neuen Bitterkeiten, und ſo wird es bleiben in alle Ewigkeit. Die Summen werden einander aufwiegen, und gäbe es einen kargen Gewinn, ſo wird er nimmer der Leiden werth ſein, durch die wir ihn erringen mußten. —

Morgenländiſche Sprüche.

Das Herz des Thoren iſt in ſeinem Munde — die Zunge des Weiſen iſt in ſeinem Herzen. —

Ein Eſel, der ſeine Bürde trägt, iſt mehr werth als ein Löwe, der die Menſchen zerreißt. —

Klagen ſind die Waffen des Schwachen. —

Geiz iſt die Qual des Reichen. —

Wer die Weisheit lernt, aber nicht übt, der gleicht dem Landmanne, welcher pflügt, aber nicht ſäet. —

Die Vernunft durch Leidenſchaften verdunkelt, gleicht dem Manne, den ſeine Frau regiert. —

Mäßigung iſt ein Baum, deſſen Wurzel die Zufriedenheit, deſſen Frucht die Ruhe iſt. —

Herzensmeynung ohne vorhergegangene Verabredung sage. Denn wenn die Stimmung gegen mich so allgemein war, wozu war denn Verabredung nöthig?

Der Briefsteller führt dabey noch den höchst geringfügigen Umstand an:

„daß ich, als die Gesellschaft sich versammelt habe,
„Mehreren aus derselben auf der Treppe begegnet
„sey, als wolle ich keinen Antheil an der Verhandlung nehmen" —

und sucht darin etwas Arges.

Ich habe mich lange hin und her besonnen, ob ich denn, bevor die Untersuchung anhub, würklich noch Einmal die Treppe hinunter gegangen? und warum ich das gethan? — Die Sache selbst ist aber so sehr klein, daß ich mich nie darauf besonnen haben würde, wenn mich nicht glücklicherweise, nachdem dieser Aufsatz bereits zum Druck fertig war, ein Brief aus Wien daran erinnert hätte. Die Schauspieler nemlich sollten nach ihrer Ancienneté vorgerufen werden; die Anciennetätsliste aber hatte mir der Baron v. Braun einst geliehen, da ich, bey meiner Ankunft, den älteren Mitgliedern eine Visitenkarte zusenden wollte; jetzt war die Liste nöthig; ich hatte sie in meinem Pulte vergessen; meine Wohnung war nicht hundert Schritte entfernt; ich hohlte sie also. Das ist das große Geheimniß! — Ich wüßte auch gar nicht, warum ich gewünscht haben sollte, die Gesellschaft glauben zu machen, ich wolle keinen Antheil an einer Sache nehmen, die gerade mich allein anging?

Ein Fürſt ohne Gerechtigkeit, ein Bach ohne Waſſer. Weisheit ohne Ausübung, eine Wolke ohne Regen. Ein Reicher ohne Freigebigkeit, ein Baum ohne Frucht. Ein Armer ohne Geduld, eine Lampe ohne Oel. —

Freundſchaft der Großen, warmes Wetter im Winter, ſüße Worte der Frauen und Schlummer der Feinde, vier Dinge, denen man nie vertrauen muß. —

Das Alter iſt kein Theil des Lebens. —

Schiene auch dein Feind nicht größer als eine Ameiſe, ſieh du ihn immer als einen Elephanten an. —

Es iſt beſſer im Schweiß des Angeſichts vor einem Amboß ſtehen und das Eiſen ſchlagen, als mit auf der Bruſt gekreuzten Armen vor einem Deſpoten. —

Wie unterſcheiden ſich Freimüthigkeit und Wahrhaftigkeit?

Man iſt freimüthig durch den Charakter, man iſt wahrhaft aus Grundſätzen. Man iſt freimüthig wider Willen, man iſt wahrhaft, weil man es ſein will. Der Freimüthige, oft befragt, kann ein Geheimniß nicht bewahren; die Wahrhaftigkeit aber iſt eine Tugend, und als ſolche weicht ſie, wenn es ſein muß, einer höhern Tugend. Der Freimüthige verräth ſich, der Wahrhafte zeigt ſich offen; jener iſt kühn, dieſer hat Muth. Ein Lügner, der ſich beſſert, kann wahrhaft

werden, aber nie freimüthig. — Man könnte einen Freimüthigen wohl überreden, daß er lügen ſolle, aber er würde ſeinen Vorſatz ſchlecht ausführen. Bei einem Wahrhaften hingegen wäre das Schwerſte geſchehen, wenn man ihn einmal zum Lügen überredet hätte. — Einem Freimüthigen muß man in's Geſicht ſehen, einen Wahrhaften reden hören. — Es iſt angenehmer, Geſchäfte mit einem Freimüthigen zu machen, aber ſicherer mit einem Wahrhaften, denn die Tugend iſt zuverläſſiger als der Charakter. — Im Umgange wird der Freimüthige gewöhnlich dem Wahrhaften vorgezogen; denn man erfährt von ihm, was man wiſſen will, und bisweilen mehr als er eigentlich ſagen dürfte; er ſcheint gleichſam von uns hingeriſſen zu werden, und das iſt für unſere Eitelkeit weit ſchmeichelhafter, als blos zu empfangen, was uns gutwillig dargeboten wird. Auch iſt die Freimüthigkeit nur eine Eigenſchaft, fordert alſo nicht, wie die Tugend, eine läſtige Ehrfurcht von uns, und gewährt dennoch denſelben Genuß wie die Tugend.

Klage der Demoiſelle Linkhand über ihre leibliche Zwillingsſchweſter, die Demoiſelle Rechthand.

Ach! ich muß mir endlich Luft machen! ich muß es dem Publikum klagen, wie oft und kränkend ich zurückgeſetzt

werde, und von wem? von meinen leiblichen Eltern! — um einer Zwillingsschwester willen, der ich so ähnlich sehe als ein Tropfen Wasser dem andern, mit der ich mich auch gewiß recht gut vertragen würde, wenn unsere Eltern und Verwandte nicht selbst einen so demüthigenden Unterschied zwischen uns machten. Von Jugend auf habe ich meine Schwester gleichsam als vornehmer betrachten müssen. Mich hat man groß werden lassen, ohne mir die geringste Erziehung zu geben, indessen sie Schreiben, Zeichnen, Nähen und Sticken lernte; und wenn ich einmal zufällig einen Bleistift, eine Feder oder Nähnadel berührte, so verwies man mir es noch obendrein sehr hart, und warf mir vor, daß ich alles linksch machte und nichts mit Grazie thäte. Das geht so weit, daß mir kein Löffel Suppe gegönnt wird und fast immer entreißt mir meine Schwester die Gabel, an der ich einen Bissen Fleisch zum Munde führen will.

Bisweilen ruft meine Schwester mich freilich zu Hilfe, aber nur wenn sie ohne mich nicht fertig werden kann. So zum Beispiel habe ich das Klavierspielen lernen müssen, nicht etwa um selber Ehre damit einzulegen, sondern blos um ihr zu akkompagniren. Wenn sie Garn abwickelt, muß ich ihr den Knäuel halten, ja ich muß sie sogar waschen und reinigen, ob ich gleich — um nicht ungerecht zu sein — bekenne, daß auch sie mir oft denselben Dienst leistet. — Ach! ich wollte noch Alles verschmerzen, wenn sie blos Talente und äußerliche Vorzüge vor mir behauptete; aber

sie wagt sogar, sich mit mehrerer Treue und Redlichkeit zu brüsten; sie gibt vor, daß, wenn sie etwas verspreche, so sei darauf weit mehr zu bauen, als auf meine Zusage. Das hat sie den Leuten so lange vorgegaukelt, bis sie es endlich geglaubt haben, und wenn Jemand eine Zusicherung von uns beiden, oder auch von unserer ganzen Familie fordert, so ist die Naseweise gleich bei der Hand, um sie im Namen Aller zu ertheilen. Ja, sie ist so keck, zu behaupten, daß nur sie einem Geliebten am Altare den Schwur der Treue leisten könne, ich aber eine alte Jungfer werden müsse. Durch solche Anmaßungen haben sich bei Gelegenheit sogar die ehrwürdigsten Richterstühle verleiten lassen, blos ihren Schwur als giltig anzuerkennen und mich gar nicht einmal aufzurufen. Doch kann ich ohne Ruhm zu melden versichern, daß, wenn es darauf ankäme, vom Herzen weg zu reden, ich dazu weit geschickter wäre als sie, denn, unter uns, was das Herz anlangt, das muß sie viel weiter suchen als ich. Daher mag es auch wohl kommen, daß sie viel boshafter ist als ich. Noch habe ich in meinem Leben keine Ohrfeigen ausgetheilt, das überlasse ich ihr. Dagegen versage ich ihr meinen Beistand niemals, wenn sie um etwas bitten will, und auch im Gebete zu Gott vereinige ich mich christlich mit ihr.

Und wie vergilt mir das die Uebermüthige? — wenn Jemand geehrt werden soll, so wird er eingeladen, sich neben sie zu setzen, an meine Seite hingegen placirt man die geringeren Gäste. Dann ist sie geschäftig und legt

vor, wobei ich ihr den Teller halten muß. Kurz, ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle die Zurücksetzungen erzählen wollte, die ich um ihretwillen erdulde. Und doch ist uns beiden aufgetragen, den Unterhalt unserer ganzen Familie mit unserer Arbeit zu verdienen. Was soll daraus werden, wenn sie einmal krank wird? (und im Vertrauen, sie hat schon jetzt bisweilen die Gicht) wo soll denn das liebe Brot herkommen? Da werden es unsere Eltern gewiß bereuen, sie so gehätschelt und mich so vernachlässigt zu haben, denn ich könnte ja nicht einmal einen Bettelbrief schreiben, um gute Herzen dadurch zu rühren. Selbst diese Klage an ein hochgeehrtes Publikum habe ich von ihr müssen schreiben lassen, und sie würde es wohl schwerlich gethan haben, wenn sie nicht überzeugt wäre, daß all mein Klagen doch nichts helfen wird. Ich aber lebe der Hoffnung, daß doch hie und da leichtsinnige Eltern ihre bisherige Verblendung bereuen, und künftig gleiche Sorgfalt auf die Erziehung aller ihrer Kinder verwenden werden.

Die jungen Damen auf der Insel Metelin und die jungen Herren in Esthland.

Nachrichten des Lord Charlemont zufolge, die derselbe einem französischen Konsul verdankt, der sich viele Jahre lang auf der Insel Metelin aufgehalten, sind dort allein die Töchter Erbinnen des Vermögens ihrer Mütter

(denn die Väter haben nichts). Die Söhne erhalten blutwenig, werden oft aus dem Hause gejagt, und müssen ihren Unterhalt mühsam erwerben. Diese auffallende Gewohnheit, von der in Reisebeschreibungen mit Unwillen gesprochen wird, scheint mir doch bei weitem vernünftiger, und auch menschlicher, als die in Esthland herrschende Sitte, der zufolge die Söhne fast alles und die Töchter fast nichts bekommen. Diese Sitte, die man ein Recht zu nennen beliebt, gesteht nicht allein den Söhnen ein doppeltes Erbtheil zu, sondern weiß auch, durch einen ganz einfachen Kunstgriff, dieses Doppelte noch zu ver-vier- und versechsfachen. Hat nämlich der Vater ein Landgut, dessen Werth etwa sechzig tausend Thaler beträgt, so hinterläßt er es in seinem Testamente dem Sohne etwa für fünf und zwanzig oder dreißig tausend. Gesetzt nun, dieser Sohn sollte sich mit einer Schwester theilen, so zieht er von den dreißig tausend erst zwanzig tausend als das Doppelte für sich ab, und überläßt ihr zehn tausend, ohne Scham und Scheu, denn das ist ein altes Recht. Die Bruderliebe zuckt die Achseln; aber es kann nun einmal nicht anders sein. Auch die Liebe der Eltern findet es sehr billig, und ahnet ganz und gar nicht, daß man daraus den Schluß ziehen könne, die Töchter würden weniger geliebt als die Söhne.

Wenn man nun diese barbarische Gewohnheit in Esthland mit jener barbarischen Gewohnheit auf der Insel Metelin zusammenstellt und die Vernunft entscheiden läßt,

welche besser sei (freilich taugen sie beide nichts), so ergibt sich ganz klar, daß, wenn nun einmal eine von beiden bestehen soll, es weit vortheilhafter für den Staat ist, wenn die Schwestern die Brüder, als wenn die Brüder die Schwestern übervortheilen. Denn die jungen Herren in Metelin sind sämmtlich rüstige, fleißige Bursche, die sich auf die Schifffahrt legen, mehrere Jahre lang brav arbeiten, sich selbst ein Kapitälchen verdienen, und auf diese Weise ihr Glück auf ihre eigenen Kräfte gründen, folglich selbstständige, dem Staate Nutzen bringende Männer werden. Die jungen Herren in Esthland hingegen verlassen sich auf ihren bequemen Vorzug, laufen ein wenig durch die Schule, reisen auch wohl ein wenig, kommen zurück, verheirathen sich und verzehren unbedenklich, was der liebe Gott beschert hat. Schade nur, daß die esthländischen Töchter sich nicht eben so auf die Schifffahrt legen können, wie die metelinischen Söhne. Und das ist die zweite Ursach, warum die metelinische Sitte besser ist als die esthnische. Das weibliche Geschlecht hat keine Gelegenheit, etwas zu erwerben, und eben darum wäre es billiger, wenn doch einmal eine ungleiche Vertheilung Statt finden soll, die Töchter in ihrer unwillkürlichen Eingezogenheit, als die Söhne in ihrer Trägheit zu unterstützen. Diese begünstigte Trägheit ist Schuld, daß von den Söhnen reicher Esthländer nur sehr wenige in Staats- oder Militärdienste gehen, sondern lieber zu Hause auf dem väterlichen Gute jagen, Karten spielen und nebenher ein

wenig Landwirthschaft ganz nach dem alten Schlendrian treiben. Das ist um so mehr zu bedauern, da die Esthländer in der That sehr gute Anlagen und viele treffliche Eigenschaften besitzen, die blos durch Egoismus verdunkelt und durch Trägheit gefesselt werden. Was würde vollends daraus entstehen, wenn sich die Esthländer einmal einfallen ließen, ihre Frauen von Metelin zu holen? und die jungen Meteliner dagegen alle die guten, zurückgesetzten Esthländerinnen heim führten? — Was gilt's? auf Metelin würde ein herrlicher Schlag von Menschen aufblühen; aber in Esthland möchte ich dann nicht mehr wohnen.

Quodlibet.

Habe ich es doch in einem der vorigen Stücke prophezeit: Das Morgenblatt, welches auf drollige Sprachschnitzer Jagd machte, werde selbst auf dergleichen ertappt werden. In Nr. 145 dieses Jahres kommt folgende Stelle vor: »Das alte berühmte Smyrna, welches ehedem die von so vielen Städten bestrittene Vaterschaft des Homer auf seinen Münzen ausprägte.« — Das müssen sehr unanständige Münzen gewesen sein, denn die Vaterschaft des Homer kann nichts anders bedeuten, als daß Homer Kinder gezeugt habe.

* * *

Ein Herr Sartorius hat neuerlich ein Buch über den Flözsandstein geschrieben, welches vermuthlich Niemand lesen wird, und doch ist es in einer Hinsicht sehr unterhaltend. Er hat nämlich ein neues, verzweifelt seltsames System über die Entstehung unserer Erde aufgestellt. Daß die sogenannten Mondsteine nicht aus dem Monde kommen, sondern sich blos in unserer Atmosphäre erzeugen, setzt er als ganz gewiß (?) voraus, und daraus schließt er denn, daß unsere Erde wohl auch so entstanden sein könne. — Die Sündflut erklärt er unter andern aus einer Strömung des Oceans gegen Osten, und einer von Westen her (also auch gegen Osten), die sich im Oriente begegneten, zusammen schlugen, und folglich die Gewässer aufthürmten. Ich bekenne, daß es mir unbegreiflich ist, wie eine Strömung gegen Osten, und eine, die von Westen herkommt, sich begegnen können.

Durch diese Strömungen sollen denn auch die Elephantengerippe nach Sibirien gekommen sein. (Wie denn aber die Palmen nach Preußen?) — In der Einleitung sagt er: Gott habe sich bei der Schöpfung wahrscheinlicherweise blos mit Stoffen beschäftigt, denn die Stoffe wären Ideale, und näherten sich also dem höchsten Ideale, der Gottheit.

Der Verfasser scheint wirklich geglaubt zu haben, daß er bei diesem Satze etwas dächte.

* * *

In den Kopenhagner gelehrten Nachrichten mußte bis jetzt jeder Recenſent ſich nennen, und das war eine vortreffliche Einrichtung, die beſonders der Jenaiſchen Literaturzeitung zur Nachahmung zu empfehlen wäre, weil ſie hoffentlich dadurch von ſolchen Pasquillen, als deren Nr. 36 eines enthält, unbeſudelt bleiben würde. Leider iſt in Kopenhagen, durch eine königliche Reſolution, dieſes, den ſchimpfluſtigen Recenſenten läſtige Geſetz aufgehoben worden, und blos der Redakteur iſt gehalten, den Namen des Verfaſſers jeder Recenſion zu nennen, wenn die Behörde es verlangt. Dieſe Einſchränkung wird den Unfug nicht hindern, denn gemißhandelte Schriftſteller, die vielleicht hundert Meilen weit von Kopenhagen wohnen, ſind ſchwerlich im Stande, ſich deshalb an die Behörde zu wenden, und ſtrafen einen Pasquillanten lieber mit Verachtung, ſo wie ich den Herrn Hofrath Eichſtädt, Redakteur der Jenaiſchen Literatur-Zeitung und deſſen anonymen Helfershelfer in Nr. 36.

* * *

Wenn die Prälaten und Biſchöfe in unſern Tagen den Muth gehabt hätten, den die geiſtlichen Hirten ehemals bewieſen, man würde ſie nicht ſo leicht vernichtet haben. Der Erzbiſchof Balduin von Trier war ein geborner Krieger, und übte dieſes traurige Talent ſein ganzes Leben hindurch. Von dem Biſchofe von Eichſtedt ſagt ein alter Schriftſteller: »Dieſer Prälat war ein überlanger freudiger Mann, trug unter ſeinem Rocke, wenn er auf das Rathhaus zu dem Rechten

Daß ich selbst bey der Untersuchung gegenwärtig war, sollte, statt der hämischen davon gemachten Auslegung, vielmehr dem Baron Braun als ein Merkmal seiner feinen Schonung verdankt werden, da er Alles in der Stille abzuthun wünschte, und folglich keinen Fremden zur Aufnahme des Protocolls gebrauchen mogte. Es war ja noch kein Prozeß, es war gleichsam ein häuslicher Zwist, den ein Familienvater im Stillen abthut.

Ueberdieß konnte und durfte ich ja nichts Anders niederschreiben, als die wörtliche Aussage eines Jeden, die alsdann ein Jeder selbst wieder durchlas, und nur, nachdem er sie wörtlich eingetragen fand, eigenhändig unterzeichnete.

Mich selbst betreffend, bewieß meine Gegenwart, nicht eisernen Muth, wie der Briefsteller meynt, sondern nichts mehr und nichts weniger als ein gutes Gewissen. Ich hatte dem Baron Braun versprochen, es mögte vorgehn was da wolle, mich auf keine Weise in die Untersuchung zu mischen, sondern blos zuzuhören und niederzuschreiben. Dieß Wort habe ich redlich gehalten.

Die Anschuldigung, daß die Rechtsform bey dieser Untersuchung nicht beobachtet worden, ist daher nur ein elender Behelf. Denn, noch Einmal: wo war Prozeß? — Der Briefsteller nennt mich den Beklagten. Wer hatte mich denn verklagt? – Es sollte ja eben erst ausgemacht werden, ob ich verklagt werden würde? — Das geschah nun aber nicht, denn von etwa 40 Personen hatten Ein und dreyßig gar nichts gegen mich einzuwenden.

ging, ein ganzes Panzerhemd, und ein baierisches langes Rappier mit einem langen Heft von Hirnschalen gemacht, und ließ sich oft vernehmen: er hätte Muthes genug mit fünf Baiern sich herum zu hauen, wenn sie ihn redlich angriffen." — Und solcher Bischöfe gab es viele.

* * *

Die eigentliche Ursache von Ovid's Verbannung ist noch immer ein Räthsel. Ein gewisser Herr Villenave hat kürzlich eine neue Uebersetzung der Metamorphosen herausgegeben, und in dem Leben Ovid's jenes Räthsel zu lösen versucht. Mit Recht zweifelt er sehr, daß das Aergerniß, welches Ovid's Schriften verursacht, Veranlassung dazu gegeben, obgleich Augustus selbst dies erklärte. Aber wenn man bedenkt, daß dieser Kaiser nichts weniger als keusch oder skrupulös in solchen Dingen war; daß Ovid's Moral der Moral aller seiner Zeitgenossen glich; daß er sie wenigstens noch in zartere Bilder als jene hüllte, und daß seine Kunst zu lieben schon seit zehn Jahren die kaiserliche Bibliothek schmückte, als Augustus erst auf den Einfall gerieth, Gift in einem Werke zu entdecken, das er zuvor bewundert hatte und dessen Verfasser sein Liebling war: so fällt diese Vermuthung gänzlich weg. — Ovid's Verbindungen mit der älteren Julie, August's Tochter, können eben so wenig die Quelle seines Unglücks geworden sein, weil diese Julie schon seit zehn Jahren des Kaisers Ungnade trug, als der Blitz auch den Dichter traf. — Allein Ovid gehörte zu des Kaises vertrautem Zirkel, er durfte im Pa-

laſt nach Gefallen aus- und eingehen, wahrſcheinlich entdeckte er alſo zufälligerweiſe irgend ein ſchimpfliches Familiengeheimniß der Cäſaren. Aber welches? — das möchte jetzt ſchwer zu errathen ſein. Einige glauben, er habe die Livia im Bade überraſcht. Nun wenn auch? ſollte denn ein ſchönes Weib daraus ein ſo ſchweres Verbrechen gemacht haben? nur die keuſche Diane dachte ſo ſtreng. Andere vermuthen, er ſei ein unberufener Zeuge der mehr als väterlichen Liebkoſungen geweſen, mit welchen, der Sage nach, Auguſtus die jüngere Julie, die Tochter der ältern, überhäufte. Aber ſie war ja ſeine leibliche Enkelin, und, was noch mehr iſt, er zählte wenigſtens ſchon ſiebenzig Jahre, und — was am meiſten dagegen beweiſt — Ovid macht in ſeinen rührenden, an den Kaiſer gerichteten Klagen beſtändige Anſpielungen auf die, von ihnen beiden wohlgekannte Urſache ſeiner Ungnade, auf das unfreiwillige Vergehen des Dichters und auf die Herzenswunde des Fürſten; wenn Alles dies durch eine ſolche Blutſchande erklärt werden ſollte: ſo müßte Ovid doch ganz und gar den Kopf verloren haben, wenn er den Kaiſer unaufhörlich an ein ſo ſchimpfliches Laſter erinnert hätte: ſchwerlich wäre das der Weg geweſen, ſeine Begnadigung zu erhalten.

Es bleibt alſo nichts anders übrig, als die Entdeckung irgend einer Abſcheulichkeit zu vermuthen, bei der es beſonders dem Tiber und der Livia darauf ankam, ſie in ewige Vergeſſenheit zu begraben. Hierüber ſtellt Villenave neue und ſcharfſinnige Ideen auf, indem er alle die Um-

stände, die uns aus der Geschichte zur Zeit von Ovid's Verbannung bekannt sind, unter Einen Gesichtspunkt bringt. Der alternde Augustus, von häuslichem Kummer genagt, von der Livia und ihrem Sohne Tiber tirannisch beherrscht, wird dahin gebracht, seine eigene Familie zu verbannen. Schon war er Ankläger und Richter seiner Tochter Julie geworden und hatte sie aus der kaiserlichen Familie verstoßen. Der junge Agrippa, ein Sohn dieser Prinzessin, und Julie, dessen Schwester, blieben noch um den Großvater, und es schien, er werde alle seine Zärtlichkeit in diesen Enkeln vereinigen. Die vornehmsten Bürger, selbst die Günstlinge des Kaisers, und unter andern Fabius Marimus, Ovid's eifrigster Freund, gaben laut genug ihre Wünsche für den natürlichen Thronerben zu erkennen, und — da war es, als Agrippa mit seiner Schwester verbannt, Ovid gleichsam an die Grenzen der bewohnten Welt geschickt wurde, belastet mit einem Geheimnisse, von dem er den Kaiser beständig unterhielt, aber auch selbst fühlte, wie gefährlich die Enthüllung desselben ihm werden könnte, und darum sich begnügte, nur um einen mildern Aufenthalt zu flehen. — Indessen schienen Fabius Marimus, Sextus Pompejus und andere Freunde Ovid's, die noch in der Gunst des Kaisers standen, dessen Zärtlichkeit für seine Familie wieder erweckt zu haben. In den Busen des Marimus vergoß der Beherrscher der Welt insgeheim Thränen über seinen von ihm selbst verkannten Enkel, den er doch nicht zurück zu berufen wagte. Aber dieser bedenkliche Wechsel seiner Em-

pfindungen blieb der Livia nicht unverborgen, und bald wurde Maximus gezwungen, ſich ſelbſt den Tod zu geben.

Es iſt höchſt merkwürdig, daß Ovid ſich als die Urſache dieſes neuen Unglücks anklagt; er hegte alſo vermuthlich, den Agrippa betreffend, gleiche Geſinnungen mit Maximus, ermunterte und überredete ihn vielleicht, Alles zu verſuchen, um dem Schickſale des jungen Prinzen eine günſtige Wendung zu geben; eine Begebenheit, die wahrſcheinlich auch ſeine Befreiung nach ſich gezogen haben würde. — Endlich beſchließt der Kaiſer, den Römern den Jüngling wieder zu ſchenken, den ſie lieben, und ſogleich faſſen Ovid's Freunde die lebhafteſte Hoffnung zu ſeiner Begnadigung; aber — Agrippa wird zu Nola ermordet — die beiden Julien ſterben im Elende — und von dieſem Augenblicke an ſieht Ovid ſelbſt ſo klar, daß ſein Schickſal unwiederruflich entſchieden ſei, daß er nicht einmal einen Verſuch macht, den Tiber zu bewegen, und daß er nur noch ein einzigesmal wagt, ihn um einen mildern Aufenthaltsort anzuflehen, eine Bitte, die nicht erfüllt wird. — Erfahren wir gleich aus dieſen intereſſanten Zuſammenſtellungen noch immer nicht die gewiſſe Urſache von Ovid's Exil, ſo hat Herr Villenave doch ſehr wahrſcheinlich dadurch gemacht, daß die Politik es erheiſchte, und daß man fürchtete, er werde ein Geheimniß verrathen, deſſen Bekanntwerdung, durch ſeine weite Entfernung von Rom, unmöglich gemacht werden ſollte.

(Man vergleiche Bayle in einer der neuern Ausgaben

seines Dictionnaire in der Note k, wo er dennoch zweifelt, daß Ovid klug genug gewesen sei, den Kaiser an irgend etwas schimpfliches lieber gar nicht zu erinnern, und daß vielleicht eben diese Unklugheit den Kaiser so unerbitterlich gemacht habe.)

* * *

Es ist bemerkenswerth, daß der Freimüthige in Nr. 139 dieses Jahres dem Künstlerlexikon von Meusel einige in der That lächerliche Sprachschnitzer vorrücket — zum Exempel:

»Curiger übte sich von Kindheit an im Zeichnen mit so glücklichem Erfolge, daß er in seinem vierzehnten Jahre (nicht etwa ein vorzügliches Kunstwerk verfertigte, sondern) seinem Bruder nach Paris folgte.« Ferner: »des Thiermalers Grott vornehmste Arbeit in Deutschland ist das churfürstlich baierische Familienstück zu München.« Ferner: das Potter'sche berühmte Gemälde in Kassel, die pissende Kuh, wird die büssende Kuh genannt u. s. w., — daß aber das Morgenblatt, gleichfalls Nr. 139 und gleichfalls von diesem Jahre, wiederum den Freimüthigen eben solcher Lächerlichkeiten bezüchtigt, zum Exempel:

»Wir passirten das, von dem dort verfertigt werdenden guten Büchsenpulver bekannte Dorf.« — Ein echt psychologisches Seelengemälde.« — »Eine für ihr Alter sehr gelungene Sängerin.«

Freilich sollte man selbst keine Blößen geben, wenn man

fremde Blößen aufdecken will, und wer weiß, was wiederum dem Morgenblatte noch bevorsteht, wenn eine literarische Spürnase sich die Mühe nimmt es durchzuwittern; denn es wird in der That nicht leicht einen Schriftsteller geben, dem nicht zuweilen etwas Menschliches begegnete, wenn gleich nicht völlig so lächerlich als die oben angeführten Beispiele. So, zum Exempel, machte mir, als meine preußische Geschichte erschienen war, ein Freund die Bemerkung, daß ich gleich die Vorrede mit einem Sprachschnitzer angehoben hätte. Ich stutzte nicht wenig, da ich mir bewußt war, in diesem Werke einen ganz besondern Fleiß auf die Sprache verwandt zu haben: aber er überzeugte mich bald von der Richtigkeit seiner Bemerkung, indem er mich ersuchte, die Ueberschrift der Vorrede genauer zu erwägen. Sie lautet nämlich so: Ueber die bisher unbenutzten Quellen dieses Werks. »Sind,« sagte er, »die Quellen bisher, das heißt bis auf diesen Tag, unbenutzt gewesen, so hast auch du sie ja nicht benutzt?«

Es ist freilich ein wenig Mikrologie in dieser ohnehin nur scherzhaften Kritik; aber sie ist doch wahr, und mag zur Warnung dienen. Ich bitte die Besitzer meiner preußischen Geschichte, jene Ueberschrift unter die Druckfehler, und, statt des Wörtleins bisher, das Wörtlein zuvor einzuschalten.

* * *

Zum Glück gibt es unter den europäischen Fürsten keine

von jenen verfluchten Geißeln der Menschheit, die man Eroberer zu nennen pflegt. Sollte aber künftig einer unter ihnen aufstehen, und etwa sein Gewissen ihn beläſtigen, so darf er sich nur an die deutschen Schriftsteller wenden, die werden ihm nicht allein beweisen, daß er ein großer Mann ist, der Bewunderung verdient; sondern daß er auch ganz recht handelt. Man lese zum Beispiel im europäischen Beobachter (1808, Nr. 21), da steht mit dürren Worten: Große Reiche können nicht durch Trägheit erhalten werden. Sich mit dem Seinigen begnügen ist die Sache eines Privatmanns; um Fremdes zu streiten, das ist der Ruhm der Könige. Ja, so weit geht deutsche Niederträchtigkeit. Wenn also einmal ein friedliebender König alle Staatskräfte auf die innere Verbesserung seines Landes wendete: so würde der europäische Beobachter das Trägheit nennen, und ihm den Untergang prophezeien. Er muß, wenn er Ruhm erwerben will, durchaus um Fremdes streiten, das heißt, fremdes Eigenthum zu rauben suchen. Wer würde sich nicht freuen, wenn der Aufsteller eines solchen Grundsatzes bei der ersten Gelegenheit rein ausgeplündert würde.

* * *

Attila nannte sich eine Geißel Gottes. Es gibt auch Geißeln Gottes, die sich nicht so nennen, vielleicht weil der Name so schrecklich klingt. Milder dem Klange nach, aber im Grunde gleich bedeutend, war der, welchen

Erich IX. wählte: Gottes Freund der Menſchen Feind. Als ob beides vereinbar wäre!

* * *

Der Kanzler d'Agueſſau ſtellte in ſeinen Werken folgendes Bild einer vollkommenen Staatsverwaltung für Frankreich auf: »Eile mit Weile, mindere des Königs Schulden, ſtelle nach und nach die Seemacht wieder her, begünſtige den Ackerbau, reize zur Induſtrie, belebe die Künſte, ſchütze den Handel: das iſt der wahre Weg, um zu einer ſoliden Größe zu gelangen (nicht ein Wort von Eroberungen); ſo vermehrſt du die Kraft, ohne den Neid zu wecken; ſo fängt man nicht eher an dich zu fürchten, bis du ſelbſt nichts mehr zu fürchten haſt."

* * *

Für Verliebte ſtelle ich hier eine intereſſante Frage auf: Wenn liebt man am wenigſten? wenn man zu brechen im Begriffe ſteht? oder wenn man eben bricht? oder nachdem man gebrochen hat?

* * *

Unſere Myſtiker und Metaphyſiker gleichen jenem Pariſer Kinde, von welchem ein franzöſiſcher Schriftſteller erzählt: »Es ſchrie entſetzlich. Ich bot ihm Spielwerk und Bonbons, allein vergebens; es warf Alles mit Ungeſtüm von ſich, und wollte nur den grand dada haben. Wer iſt dieſer grand dada? fragte ich die Mutter. Ach! ſagte ſie, ich bin dieſen Morgen mit ihm über den pont neuf gefah-

ren, da hat es die Bildsäule Heinrich IV. gesehen, und will nun durchaus damit spielen."

* * *

Alexander, der Eroberer, legte Homer's Gedichte neben seinem Schwerte unter das Kopfkissen, und machte dem Aristoteles Vorwürfe, daß er, außer ihm, noch Andere unterrichte. Marc Aurel war eben so eifersüchtig auf den Ruhm eines großen Philosophen, als auf den eines großen Kaisers. Franz I. belohnte mit gleicher Freigebigkeit die Heldenthaten Bayard's, die Gefälligkeiten der Herzogin von Etampes und das Griechische des Amiot. Friedrich der Große vereinigte die Lorbeern des Mars und des Apollo auf seinem Haupte. Aber die Liebe zu den Wissenschaften ist doch nur eine Buhlschwester, denn sie verschmäht auch die verdorbensten Herzen nicht. Nero war Dichter und ein Freund der Künste. Die größten Tirannen und Despoten stellen sich wenigstens, als ob sie die Wissenschaften hochschätzten.

* * *

Ein dummer Teufel sah einen Spitzbuben zum Galgen führen. „Was hat der Mensch gethan?" fragte der dumme Teufel einen Spaßvogel, der neben ihm stand. — „Stellen Sie sich vor," antwortete dieser sehr ernsthaft, „er hat im vorigen Winter Schnee in einem Backofen getrocknet, und hat ihn für Salz verkauft." — „Ach! der infame Spitzbube!" sagte der dumme Teufel und wunderte sich gewaltig.

* * *

Die Witwe eines Unterlieutenants mit vier Kindern trat vor den wackern Kaiser Joseph und überreichte ihm eine Bittschrift, mit ihrem Namen unterzeichnet, und dabei geschrieben: Oberlieutenant. Der Kaiser stutzte und fragte. »Ich habe Ew. Majestät in der That als Oberlieutenant gedient," sagte die Witwe, »bis ich einst schwer verwundet und beim Verbande mein Geschlecht entdeckt wurde. Da heirathete ich meinen seligen Mann und gebar Ihnen vier Söhne." — Gerührt nahm Joseph das Geschenk an, und versorgte die brave Mutter, die leider jetzt in Wien nicht ihres Gleichen hat.

* * *

Michel Angelo war nicht blos ein großer Maler, sondern auch ein guter Bildhauer und Dichter. Wir verdanken unter andern seinem Meißel eine Bildsäule der Nacht; sie ist schlafend vorgestellt und wurde so vortrefflich befunden, das man folgenden Vers darauf machte:

La Notte che tu vedi in si dolci atti
Dormire, fu da un Angelo scolpita
In questo sasso; e perche dorme, ha vita,
Destala se nol credi, e parleratti.

Zu deutsch: »Die Nacht, welche du hier so behaglich schlummern siehst, wurde von einem Engel aus Marmor gehauen; sie lebt, denn sie schläft. Wecke sie, wenn du mir nicht glaubst, und sie wird sprechen." — Schnell dichtete der Künstler eine Antwort im Namen der Nacht:

Die Freyheit, seine Meynung zu erklären, war so wenig gefährdet, daß Hr. St*** sie sogar schriftlich von sich geben durfte. Aber was half das? — Enthielt seine Schrift darum etwa wichtigere Beschuldigungen, als die mündliche Deposition der übrigen? — Keinesweges. Alles was er vorbrachte, waren eben so nichtswürdige Lappalien, nur in einem ungesittetern Tone vorgetragen. — Aber freylich, der Weg der Verabredung war damals schon abgeschnitten, und das ist es eigentlich, was den Briefsteller quält.

Er spricht von den Gedanken, die ich bey dieser Gelegenheit gehabt haben soll. Drolliger Mensch! nun wähnt er sich gar ein Gott, der Herzen und Nieren prüft.

Er sagt, vota majora wären gegen mich gewesen, und — weil er doch noch selbst fühlte, daß diese Lüge gar zu ungeheuer sey — so setzt er gleich hinzu: „oder doch gewiß saniora.“ Nun meinethalben möge er diesen aus seiner Eitelkeit gepreßten Balsam in seine blutende Wunde gießen.

Er sagt: „meine Hand habe beym Niederschreiben gezittert.“ Kleiner Mensch, das ist ja wieder nicht wahr. Die unangenehmen Wahrheiten und Bitterkeiten, die mir ins Gesicht gesagt worden seyn sollen, möge das Publicum selbst prüfen, und entscheiden, ob es wohl der Mühe werth gewesen wäre, dabey zu zittern.

Daß das Gesellschaftszimmer, in welches nach geschehener Untersuchung ein Jeder eintrat, verschlossen gewesen sey, ist eine künstlich gestellte Lüge. Die Thür, durch welche man hinein ging, war und blieb unverschlossen, und ein Jeder, dem etwa eine plötzliche Ohnmacht, oder sonst ein

Grato mi é il sono, e più l'esser di sasso:
Mentre che'l danno e la vergogna dura.
Non veder, non sentir, m'é gran ventura:
Però non mi destor — deh parla basso!

Zu deutſch: »Süß iſt mir der Schlaf und froh bin ich, aus Marmor zu beſtehen in einer ſo ſchlimmen, unverſchämten Zeit. Nicht ſehen, nicht fühlen iſt mir eine Wohlthat. D'rum wecke mich nicht! rede leiſe!" — Wenn die Nacht ſeitdem immer fort geſchlafen hat, ſo wird ſie ſich wahrhaftig jetzt auch nicht wecken laſſen.

* * *

Olivier Maillard, Beichtvater Karl's des Achten, ſtrafte jeden moraliſchen Unfug in ſeinen Predigten und verſchonte den König ſelber nicht. Einſt, als er es wieder ſehr arg gemacht, das heißt: freimüthig geſprochen hatte, ließ der König (deſſen Vater unlängſt die Extraposten eingerichtet) ihm ſagen, er werde ihn erſäufen laſſen. »Sehr wohl," antwortete der Beichtvater, »ſo gehe ich zu Waſſer in's Paradies, wo Seine Majeſtät mit Ihren Poſtpferden mich nie einholen werden." — Der König lachte, und ließ hinfort ihn ſchelten ſo viel er Luſt hatte.

* * *

Dionys, der Tirann, fand einſt im Tempel Jupiter's ein kniendes Weib, das mit großer Inbrunſt für ſeine Erhaltung betete. Das gefiel ihm wohl, er nahte freundlich grinſend, und fragte die Betende, wodurch er ihre Liebe gewonnen? — »Ach Herr!" antwortete ſie, »du biſt der

dritte Tirann, den ich über Sicilien herrſchen ſehe. Zur Zeit des erſten hatte ich vier Kühe; er nahm mir eine, ich flehte um ſeinen Tod, und er ſtarb. Sein Sohn nahm mir die zweite Kuh, und auch ihn habe ich zu Tode gebetet. Du haſt mir die dritte genommen, und ich flehe Tag und Nacht um dein Leben, um wenigſtens meine vierte Kuh zu behalten."

* * *

Vor mehr als dreißig Jahren ſtiftete ein Herr Artau zu Paris eine Lotterie für keuſche Jungfrauen (filles sages). Jetzt hört man nichts mehr davon. Iſt dieſe Lotterie eingegangen? Oder gibt es keine filles sages mehr?

* * *

Vormals wurde am erſten Mai dem Könige und der Königin von Neapel mit großem Pomp durch den Hofſteuermann von Neapel ein Geſchenk von Früchten, Blumen und Vögeln überreicht. Dieſe prächtige Ceremonie iſt in einem Gedichte beſchrieben, deſſen Verfaſſer ein Herzog von Betfort ſein ſoll. Man findet darin allerlei Angaben, die heutzutage beſtritten werden, wenigſtens nach franzöſiſchen Anſichten. Da iſt eine ſchöne Pyramide, verziert mit den Wapen der Häuſer Bourbon und Oeſterreich; da lieſt man die Namen der vier Tugenden, die dem Könige eigen ſein ſollen (Ferdinand IV.), Religion, Gerechtigkeit, Gnade, Freigebigkeit; da tritt der Strom Sebete aus ſeinen Ufern, um die allgemeine Freude zu theilen; da ſingen allegoriſche Schwäne die Glückſeligkeit

der jetzigen (nämlich vorigen) Regierung u. s. w. Wenn man das so liest, so kann man sich wahrlich nicht enthalten, alle Fürsten zu bemitleiden, denn sie sind gleichsam nur geboren, um auf dem Theater der Welt schwere Rollen zu spielen; so lange sie auf der Bühne stehen, beklatscht man sie und wirft ihnen Blumen zu, sie mögen spielen wie sie wollen; müssen sie aber hinter die Coulisse treten, so sind sie im Nu vergessen, und man jauchzt dem zu, der sie ablöst, wenn er auch zehnmal schlechter spielte. — Das ist freilich schon oft gesagt, aber noch nicht so oft bewiesen worden, als in unsern Tagen.

* * *

Es ist eine traurige Wahrheit, aber darum nicht minder eine Wahrheit, daß die meisten Anekdoten, welche der Menschheit Ehre machen, sich nicht ganz so zugetragen haben, wie man sie erzählt. Das Bestreben jedes Erzählers geht dahin, den Zuhörer in Erstaunen zu setzen, und er verschönert seine Anekdote, bisweilen ohne es zu wollen, oft ohne zu bedenken, daß er gerade durch die Verschönerung ihr die Wahrscheinlichkeit raubt. So zum Beispiel berichteten die Zeitungen vor vielen Jahren, es sei ein Boot auf dem Rheine untergegangen, ein starker muthiger Bauersmann, der sich nebst seiner Frau darauf befand, habe diese umfaßt und gegen den Strom gekämpft. Sie sei aber bald gewahr geworden, daß seine Kräfte ihn verließen, da habe sie den heldenmüthigen Entschluß gefaßt, sich von ihm los zu machen, und — mit den Worten:

leb' wohl! sorge für unsere Kinder! sei sie in den Wellen verschwunden.

Wenn Verse Beweisgründe wären, so dürfte man an dieser Anekdote nicht zweifeln, denn Lenz, ein nun vergessener Dichter jener Zeit, hat sie rührend besungen. Aber kann sie sich auch wohl so zugetragen haben? schwerlich! — Ein Mensch in Gefahr zu ersaufen, stellt keine Betrachtungen an, ob der, an den er sich klammert, auch noch Kräfte genug habe, ihn zu halten oder nicht. Eine tausendfache Erfahrung lehrt, daß ein solcher bewußtlos und krampfhaft Alles umschlingt, auch die Füße oder Arme des Retters, wie es sich eben trifft, so nothwendig auch beide zum Schwimmen sind. Weit natürlicher ist es zu glauben, daß entweder sie keine Kraft mehr hatte, sich an ihm zu halten, und unfreiwillig ihn los ließ, oder daß er in der Todesangst sich von ihr los machte, und nachher, gleichsam zu seiner Entschuldigung, ihre letzten Worte als einen Heldenmuth der Liebe darstellte. Freilich verliert die Anekdote dadurch viel von ihrem Interesse, allein die Wahrheit gewinnt. — Ich erinnere mich einer andern, sehr rührenden Begebenheit, wo eine Mutter mit zwei Kindern, in Wassersgefahr, sich an ein Bäumchen klammerte, welches noch aus dem Wasser hervorragte, und als sie sah, daß für beide Kinder nicht Platz genug sei, daß einer von ihnen dreien weichen müsse, ohne Bedenken in die Fluten sprang. Diese Begebenheit kann sich allerdings so zugetragen haben; denn hier trat ein Augenblick ein, wo die

Todesgefahr ſich verminderte, folglich die Todesangſt die Seele nicht ganz verwirrte, ſondern der Mutterliebe Raum ließ. Aber von der Todesangſt ergriffen, handelt auch der edelſte Menſch nur inſtinktmäßig, und wenn dieſelbe Mutter, nachdem ſie ſich in die Fluten geſtürzt, den Baum noch einmal hätte erreichen können, ſo würde ſie ſich auf's Neue daran geklammert haben, um gleich nachher auf's neue in die Wellen zu ſpringen.

* * *

Rouſſeau machte recht hübſche Schnürbänder. Eine junge Dame bat ihn um eins derſelben zu ihrem Hochzeittage. Er ſchickte es ihr mit folgendem Billet: »Empfangen Sie, Mademoiſelle, das ſchöne Geſchenk, welches Sie von mir begehrt haben. Sollte es zu lang ſein, ſo ſchonen Sie es und ſorgen dafür, daß das Ueberflüſſige bald gebraucht werden könne. Tragen Sie unter glücklichen Vorbedeutungen dieſes Symbol der Bande des Schmerzes und der Liebe, mit welchem Sie Ihren glücklichen Gatten feſſeln werden. Vergeſſen Sie aber auch nicht, daß ein Schnürband aus der Hand deſſen, der die Pflichten der Mütter aufzeichnete, die Verbindlichkeit auferlegt, dieſe Pflichten zu erfüllen.«

* * *

Nr. 843 des Courier de l'Europe vom vorigen Jahre enthält einen merkwürdigen Artikel über das Weimar'ſche Theater, den ich von Wort zu Wort wieder gebe, um zu zeigen, was dabei heraus kommt, wenn man die Muſen als Leibeigne behandelt. Sehet da, heißt es,

wie man in Deutſchland Kritiken gegen Schauſpieler widerlegt. Ein weimariſcher Schriftſteller hatte in eine dortige Zeitung einige Bemerkungen über die Schauſpieler des weimariſchen Theaters einrücken laſſen; ein Theater, welches nicht dem kleinſten Winkeltheater von Paris die Wage hält (qui n'égale pas le plus petit théâtre bourgeois de Paris); aber welches in jener Gegend durch den literariſchen Ruf der Stadt Weimar einige Wichtigkeit erhält. Plötzlich empfängt der Kritikus die offizielle Anzeige: »daß die weimariſche Regierung ihm ihren bürgerlichen Schutz entziehe,« welches mit andern Worten eben ſo viel hieß, als: er ſolle verbannt ſein. Man kann leicht denken, daß es mehr als Ein Theater gibt, wo die Schauſpieler ſehr froh ſein würden, wenn ſie die Verwegenen, welche ſie zu tadeln wagen, auf dieſe Art zum Schweigen bringen könnten; aber nur Göthe allein verſteht, einem ſolchen lettre de cachet eine ſo originelle Form zu geben. (Mais il n'y a que M. Göthe qui sache donner à une lettre de cachet des formes aussi originales.) Uebrigens würde man beſſer gethan haben, die weimariſchen Schauſpieler bei höflichern Leuten in die Schule zu ſchicken, und wenn ſie dadurch auch nicht das Geheimniß gelernt hätten, ehrliche Kritiker ſchweigen zu machen, ſo würden ſie zum wenigſten erfahren haben, wie man es macht, um Lobpreiſer reden zu laſſen. (Pour faire parler des louangeurs.)

* * *

Ein ominöſer Druckfehler findet ſich im Freimüthigen

Nr. 209 vorigen Jahres. Es wird nämlich von einem Kriegsſpiele in Dresden geſprochen, und davon gerühmt, daß es manche Gegenſtände des Kriegs- und Armenweſens (ſtatt Armeenweſens) verſinnliche. Dieſer Druckfehler iſt — bei der allerdings innigen Verſchmelzung des Kriegs- und Armenweſens — einer der verzeihlichſten von der Welt, und man ſollte beinahe auf den Einfall gerathen, der Setzer ſei ein loſer Vogel.

* * *

Hingegen iſt es kein Druckfehler, ſondern eine kleine Uebereilung von dem Herausgeber des neuen politiſchen Journals oder Kriegsboten, der ſonſt des Lobes der neuen Ordnung der Dinge nicht ſatt werden kann, wenn er pag. 242 ſich folgendergeſtalt vernehmen läßt: »Zu allen Zeiten iſt durch große Revolutionen mehr bewirkt worden, als in den Abſichten derer lag, die ſie herbeiführten, oft ſogar das bare Gegentheil von dem, was man beabſichtigte. Unſere Zeiten werden in dieſer Hinſicht keine Ausnahme machen.«

Weh' uns, wenn dieſe Prophezeiung eintreffen ſollte! es iſt uns ſo viel tauſendmal geſagt worden, daß die Abſichten derer, die uns umwälzen, blos dahin gehen, uns unausſprechlich glücklich zu machen, daß wir endlich, mit Thränen in den Augen und leeren Taſchen, angefangen haben, es zu glauben. Weh' uns, wenn das bare Gegentheil geſchieht! und uns denn gar nichts Bares mehr übrig bliebe, als eben dieſes Gegentheil.

»Der ausgestreute Same,« so fährt der Verfasser fort, »ist kraftvoll — (das weiß Gott!) und der Boden, auf den er gefallen ist, nicht unfruchtbar — (wie könnte er das sein? er ist ja mit Blut gedüngt), es wird nur darauf ankommen, daß wir uns über gewisse Dinge verständigen u. s. w. — Diese gewissen Dinge bezeichnet der Herr Verfasser zwar nicht weiter, doch aus dem Zusammenhange erhellt, daß er die deutsche Freiheit darunter versteht, die ein gewisses Ding ist, über welches die Machthaber sich nun schon längst vollkommen verständigt haben.

* * *

Seite 243 wirft derselbe Schwätzer der österreichischen Regierung vor, daß sie bei jeder Gelegenheit ihren eigennützigen Absichten das Blut der braven Deutschen geopfert habe. — Ach, lieber Gott! das Blut der braven Deutschen scheint nun einmal dazu bestimmt zu sein, eigennützigen Absichten geopfert zu werden. Wo ist es nicht schon geflossen? und wo fließt es nicht?

* * *

Da haben wir nun so lange geglaubt, es sei gar nicht mehr möglich daran zu zweifeln, daß die Erde sich um die Sonne drehe, und siehe, da ist ein Herr d'Aguila aufgestanden, der in einem Werke: decouverte de l'Orbite de la terre, weder dem Ptolomäus, noch dem Tycho Brahe, noch dem Copernicus folgt, sondern erzählt, daß die Erde, um ihren jährlichen Kreislauf zu vollbringen, keiner größern Bewegung dazu bedarf, als des täglichen

Umwälzens um ihre Achse, daß die Sonne hingegen sich jährlich Einmal um die Erde drehe. Die Beweise dieser neuen Wahrheit anzuführen, ist hier weder Ort noch Raum; ich lebe aber der Hoffnung, daß man die neuen Formen am Himmel eben so wohl als die neuen Formen auf der Erde auch ohne Beweis für besser halten wird als die alten.

* * *

In den bisweilen etwas parador klingenden Noten des Moniteur zu englischen Zeitungsnachrichten steht unter andern: »Wenn man eine große Armee hat, so können die Lebensmittel wohl in einige Verlegenheit setzen, aber einen General nie aufhalten. Mangel an Lebensmitteln kann nie einen Grund abgeben, sondern nur einen Vorwand.«

So ist also nunmehr eine seit Jahrhunderten für wichtig gehaltene Maxime in der Kriegskunst durch einige Federstriche vernichtet.

* * *

In den Zeiten von Voß (im Juliheft auf der ersten Seite) äußert der scharfsinnige Herausgeber die Hoffnung, daß wir in einem Zeitpunkt leben, in welchem die Lage von Europa, wahrscheinlich für ein Menschenalter, definitiv durch Napoleon entschieden werden wird. — Lieber Gott! diese Hoffnung ist nicht glänzend. Denn wenn durch alle die Blutströme, die, fast während eines Menschenalters, vergossen worden sind,

nicht mehr erkauft ſein ſollte, als die Ruhe eines Menſchenalters, ſo wäre der Preis fürwahr zu hoch.

* * *

Nach pag. 12 ſagte der General Bonaparte in Egypten in einer Proklamation an ſeine Krieger: »Die Plünderung bereichert nur eine kleine Anzahl Menſchen; ſie entehrt uns, ſie vernichtet unſere Hilfsmittel, ſie macht uns die Völker zu Feinden, die zu Freunden zu haben unſerm Intereſſe angemeſſen iſt.« Lauter goldene Worte; nur Schade, daß ſie außer Egypten nicht immer beherzigt worden ſind!

* * *

Pag. 14. zeigt der Herausgeber mit großer Feinheit und Menſchenkenntniß, daß der Heerführer der Franzoſen nicht den beſten Weg einſchlug, ſich den Paſcha von Kairo geneigt zu machen, indem er ihm ohne Umſchweife bittere Wahrheiten ſagte. Allein ſolche Wahrheiten ſind der Stempel der heutigen freimüthigen Diplomatik. Wer ſeines Schwertes und ſeiner Fauſt gewiß iſt, wozu ſoll der die kleinen ängſtlichen Höflichkeiten beobachten, die nur dem Schwachen geziemen. Die gekrönten Häupter haben in den letzten zehn Jahren ſich ſo entſetzlich viele — wie ſoll ich es nennen? — ſtarke Dinge geſagt, daß man zum mindeſten die Gelehrten nicht mehr allein beſchuldigen darf, ihre Sprache ſei ausgeartet.

* * *

Bedürfniß angewandelt hätte, konnte auf dem nemlichen Wege eben so leicht wieder heraus gehen, als er hinein gegangen war. Ohne einen solchen Zufall aber war es ohnehin die Pflicht eines Jeden, darinn zu verweilen bis nach geendigter Untersuchung, da sein Chef es befahl.

Die künstliche Lüge bezieht sich eigentlich auf eine andere Thür des nemlichen Zimmers, welche in ein Vorzimmer führt, würklich verschlossen war, und gewöhnlich immer verschlossen ist, wie Jeder weiß und bezeugen kann, der im Hause des Baron Braun bekannt ist, und wie der edle Briefsteller gewiß selbst wußte. — Ob diese Thür überhaupt existirte oder nicht, das konnte einem Jeden sehr gleichgültig seyn, er müßte denn Lust gehabt haben, durch dieselbe mit der noch rückständigen Gesellschaft verstohlen zu communiciren, und Verabredungen zu treffen; welches man fast vermuthen muß, da sonst wohl wahrscheinlich keiner auf den Einfall gekommen seyn würde, einen Versuch zu machen, ob die Thür offen oder verschlossen sey?

Als ich den famösen Brief bis hieher gelesen hatte, war ich sehr begierig zu sehen, welche Wendung der ehrliche Briefsteller genommen haben würde, um das Resultat der Untersuchung zu verdrehen, oder gar dem Auge zu entrücken; denn dieses Resultat allein mußte, ohne weitere Ueberlegung, seinen Lügengeist plötzlich entlarven. Aber wie erstaunte ich, als ich dasselbe, in einer Einzigen Zeile, folgendergestalt abgefertigt fand. „Indessen erschien das versprochene und so schnlich gewünschte Resultat des Verhörs „noch immer nicht; wohl aber erhielt Hr. v. K. mittlerweile „per decretum die Entlassung von seinen Diensten."

Pag. 15. »Man hat ſich in Frankreich ſeit der Revolution gewöhnt, bei Unternehmungen gegen andere Länder oder in andern Ländern, ſich mit Proklamationen an die Völker zu wenden, um ihnen anzuzeigen, daß man auf ihre Perſonen und ihr Eigenthum Angriffe zu richten nicht gemeint ſei" — (doch vorbehalten die Kontributionen und Requiſitionen, die das Eigenthum freilich ein wenig ſchmälern und die gleich ſo eingerichtet werden, daß noch viele Jahre lang nach dem Frieden daran bezahlt werden muß), »ſo wenig mit feindlichen Abſichten gegen ſie umgehe, daß man vielmehr ganz eigentlich und allein komme, um ihren Zuſtand zu verbeſſern und ihr Glück zu begründen. In wie fern dies ernſtlich gemeint und durch die That bewährt worden ſei, laſſen wir hier auf ſich beruhen." — (Ernſtlich gemeint? daran wollen und dürfen wir nicht zweifeln. Durch die That bewährt? das muß die Zeit lehren. Die Franzoſen wollen ja auch nicht die jetzige Generation glücklich machen, ſondern die Nachwelt. Wir, die wir das verdammte Unglück haben, jetzt zu leben, wir gleichen den Iſraeliten, die der liebe Gott von den Fleiſchtöpfen Egyptens in die Wüſte führte; aber unſere Nachkommen werden das gelobte Land ſchauen.) »Man muß ſich immer noch Wirkung davon verſprechen (nämlich von den Proklamationen), denn man hat dieſe Sitte bis auf die gegenwärtige Zeit beibehalten." — (Warum ſollte man ſie nicht beibehalten, ſo lange ſich Menſchen finden, welche dieſen Proklamationen vertrauen? — Es iſt über-

haupt merkwürdig, daß wir in einer Zeit leben, wo sehr viel mit den Völkern gesprochen wird, doch sind es eigentlich nur zwei Gegenstände, über welche man mit ihnen spricht, erstens: sie sollen ruhig bleiben, sollen vom besten Geiste beseelt sein, und zweitens: sie sollen geben. Mir ist keine Proklamation bekannt, die einen andern Zweck hätte).

* * *

Pag. 20. In dem Schreiben, welches der General Bonaparte aus Egypten an das Direktorium erließ, findet sich die merkwürdige Aeußerung: »Das Verhängniß hat bei diesem Vorfalle (nämlich bei der Vernichtung der französischen Flotte bei Abukir) wie bei vielen andern beweisen wollen, daß, wenn es uns auf dem festen Lande das Uebergewicht ertheile, es unsern Nachbarn die Herrschaft der Meere beschieden hat." — Es läßt sich wohl nicht zweifeln, daß der Held diese Worte im ganzen Ernste und mit voller Ueberzeugung geschrieben; wie sehr muß man daher den Muth und die Kühnheit bewundern, mit welchen er jetzt sogar dem von ihm erkannten Verhängnisse trotzt, und den ganzen Kontinent von Europa gegen dasselbe bewaffnet, um den Engländern die Herrschaft der Meere zu entreißen, die ihnen das Verhängniß beschieden hat. Der Herausgeber der Zeiten meint: diese Verschiedenheit der Ansichten sei ganz natürlich bei einer solchen Veränderung der Verhältnisse. Allein ich

möchte ihm zurufen: du gibst dem Kaiser nicht was des Kaisers ist. Nur in Napoleon's großem Charakter muß der Grund der Verschiedenheit der Ansichten gesucht werden; denn die Verhältnisse zwischen den Engländern und Franzosen haben sich gar nicht verändert, die letztern werden zur See noch immer eben so von den erstern geschlagen wie damals, und es scheint folglich noch immer dasselbe Verhältniß und Verhängniß obzuwalten.

* * *

Pag. 111 heißt es: »Jammer über das Heil, was durch Volksinsurrektion — — der schrecklichsten aller Geißeln der Menschheit — erworben werden soll! Spanien stellt doch wohl ein neues warnendes Beispiel auf. Wer möchte das Elend messen, was durch die Insurrektion dort schon bewirkt worden ist. Was wird das endliche Los der Nation gleichwohl anders als Unterwerfung sein? u. s. w.« — Daß Volksinsurrektionen die schrecklichste Geißel der Menschheit sind, darüber ist wohl Jedermann mit dem Verfasser einig; wenn er aber Jammer und Weh über das Heil ruft, welches durch sie erworben wird, so bedenkt er nicht, daß unser eigenes, jetzt so sehr gerühmtes Heil blos durch die französische Volksinsurrektion von 1789 erworben worden; denn hätte man Ludwig XVI. nicht vom Throne gestoßen: so säßen auch wir noch in dem alten Sauerteige, und die Welt, von der man jetzt allgemein behauptet, daß sie anderer Formen so sehr bedurft habe,

müßte ſich noch immer mit den alten Formen behelfen, und wäre vielleicht gar ſo unglücklich, ihr Elend nicht einmal zu fühlen. Freilich wird Unterwerfung das Los der Spanier ſein; aber das war ja auch das Los der Franzoſen, die jetzt auf dem höchſten Gipfel des Ruhms und Glücks ſtehen.

* * *

Pag. 147. »Seit geraumer Zeit hegten wir die Ueberzeugung: daß das Schickſal ſelbſt alle Operationen Napoleon's leite, und daß alle Bemühungen der Menſchen nichts gegen ihn vermögen.« — Dasſelbe ſchrieb mir vor einiger Zeit eine ſehr kluge, fromme Frau, nur mit andern Worten: Der Herr hat es ihm geheißen, ſo drückte ſie ſich aus, und man kann in der That nichts Beſſeres darüber ſagen. Ich zweifle nicht, daß die Meder eben das ſagten, als Cyrus ſie überwand, und daß die Perſer eben das ſagten, als Alexander ſie überwand, und daß die Griechen eben das ſagten, als ſie von den Römern überwunden wurden ꝛc. ꝛc. ꝛc. Es iſt ein wahrer Troſt- und Kernſpruch, der zugleich von allen andern Gedanken dispenſirt.

* * *

Im Oktoberheft pag. 164: »So ändern ſich die Anſichten mit den Begebenheiten, und es iſt nur das Sonderbare dabei, daß man aus ähnlichen, vorhergegangenen Ereigniſſen und Erfolgen, immer noch nicht auf die nach-

folgenden schließen will, sondern immer noch ganz neue Erscheinungen erwartet, unerachtet das Natürlichere scheint, vorauszusetzen, daß immer noch gleiche Ursachen gleiche Wirkungen hervorbringen müssen." — Da hat der Verfasser ein sehr wahres Wort gesprochen. Es ist eine alte, aber von Niemanden beherzigte Klage, daß die Geschichte, sowohl die ältere als die neuere, den Menschen zu nichts weiter dient, als sich die Zeit damit zu vertreiben. Noch jetzt ist man so kurzsichtig, zu erwarten: daß Napoleon der Große, nach Besiegung der Engländer, auf dem glänzenden Pfade seines Ruhmes stehen bleiben, daß er seine Wohlthaten nicht über ganz Europa verbreiten werde. Ich aber bin völlig davon überzeugt, und glaube sogar schon die entfernten Vorbereitungen dazu wahrzunehmen. Ich sehe die polnischen Fahnen wehen und rufe mit dem Verfasser: »gleiche Ursachen bringen nur gleiche Wirkungen hervor.

* * *

Es ist in Paris ein Traktat über die Blutegel herausgekommen (der Verfasser heißt Vitet), durch welchen wir unter andern erfahren, daß die Blutegel nicht weniger als sechs und zwanzig Magen haben, und daß zwischen diesen Magen das Gehirn in einem kleinen Sacke sich befindet. Welch ein glückliches Thier! aber auch welch ein Glück für uns, daß es dennoch so wohlfeil zu unterhalten ist. Hingegen gibt es Blutsauger, die zwar nur einen Magen haben; aber weit mehr verzehren, als

eine Million Blutegel mit sechs und zwanzig Millionen Magen. — Den alten Glauben, daß die Blutegel in einem Gefäße mit Wasser, durch ihre Bewegungen die Witterung andeuten, vernichtet Vitet. Er hat eine Menge Gefäße zugleich aufgestellt, der Bewohner des einen hat sich ein wenig bewegt, der des andern sehr stark, der des dritten gar nicht u. s. w.

* * *

Wenn ich Marmontel's Memoiren früher gelesen hätte, so würde ich dem Herrn Kapellmeister Himmel nie den Prozeß gemacht haben, von welchem in einem der vorigen Stücke der Biene die Rede war. Marmontel nämlich sagt: En général, la fatuité des musiciens est de croire ne rien devoir à leur poëte; et Grétry, avec de l'esprit, a eu cette sottise au suprême degré. Zu deutsch: Im allgemeinen ist es eine Narrheit der Musiker, sich einzubilden, daß sie ihren Dichtern gar nichts schuldig sind — (nicht allein die Musiker, auch die Kammergerichte scheinen das zu glauben) — und Gretry, trotz seines Verstandes, besaß diese Narrheit im höchsten Grade.» — (Nun so weiß ich, wer sie von ihm geerbt hat.)

* * *

Im neunten Bande von Malte Brun's Annalen der Reisen wird von den Schweden folgendes schmeichelhafte Gemälde entworfen: »Welche hochachtungswürdige, ja bewundernswürdige (!) Nation ist die schwedische! Was

der engliſche Charakter Gründliches, Männliches und Tiefes beſitzt, ſcheint ſie größtentheils mit dem glänzenden und liebenswürdigen Charakter der Franzoſen zu vereinigen." (Iſt eine ſolche Vereinigung auch möglich?)

* * *

Nie thun die Menſchen wichtiger, als wenn ſie Kleinigkeiten unterſuchen. Wie viele gelehrte Diſſertationen beſitzen wir nicht über Dinge, die keinen Abſchnitzel eines Nagels werth ſind. Wir wollen alſo nicht über den Franzoſen lachen, der ein Buch über die Art und Weiſe ſchrieb, wie man das Ohr üben ſolle, den Takt beim Tanze zu halten. Tiefgelehrt unterſucht er den Urſprung des Wortes Menuet, und leitet es von dem lateiniſchen Worte minuere (verringern) her, weil die Menuet-Pas nicht ſo übereilt, und die Bewegungen des Körpers minder lebhaft wären. Dann macht er einem ſeiner Herrn Kollegen, einem gewiſſen Pécour, große Komplimente über die Vervollkommnung der Menuet, welche Vervollkommnung darin beſteht, daß man, ſtatt ſonſt die Figur eines S zu tanzen, jezt ein Z tanzt. Endlich gibt er zwölf neu erfundene Arten an, den Schülern den Takt beizubringen. Wie würde der gute Mann, der vermuthlich todt iſt, erſchrecken, wenn er ſähe, daß die herrliche Menuet jezt weder als S noch als Z mehr getanzt wird, daß aber alle Europäer, beſonders die Deutſchen, Alle ſehr gelehrig nach dem Takte tanzen, der

ihnen auf keine von seinen zwölf neu erfundenen Arten, sondern ganz einfach durch die Trommel beigebracht wird.

* * *

Eine Nation, und überhaupt jede Gemeine, hängt noch an ihren Vorurtheilen, lange nachdem schon jedes Individuum sich davon losgerissen. Das ist auch wohl die Ursache, warum die Philosophie, die schon bei Einzelnen so langsame Fortschritte macht, noch langsamer auf die öffentliche Meinung wirket.

* * *

Es gibt Richter, die ein so ehrliches Mißtrauen in sich selber setzen, daß es schon genug ist, durch Freundschaft oder Verwandtschaft ihnen anzugehören, oder auch nur ihnen empfohlen zu werden, um die gerechteste Sache zu verlieren. So unzuverlässig ist die menschliche Tugend. Sogar gegen das edelste Mißtrauen sollten wir mißtrauisch werden.

* * *

Ein Mann, der sonst für recht klug gelten wollte, beschwerte sich gegen einen Andern, daß er ihm in einem Briefe den ihm zukommenden Titel Excellenz nicht gegeben. »Sie haben Recht,« antwortete ihm dieser, »ich bin Ihnen die Ehre schuldig, Sie Excellenz zu nennen, aber nicht die Ehre, Sie über solche Kleinigkeiten erhaben zu glauben.«

* * *

Die deutschen Damen werden jetzt häufig des Mangels an Patriotismus angeklagt. Sie mögen sich damit trösten, daß es ihnen nicht geht wie der Römerin Clodia. Sie war die Schwester des Clodius, der eine römische Flotte kommandirte, welche von den Carthaginensern vernichtet wurde. Eines Tages befand sie sich im Schauspiel und wurde sehr gedrückt. »Gott sei Dank!« rief sie aus, »daß in der Seeschlacht, die mein Bruder verloren hat, so viele Römer umgekommen sind; denn wo sollte man bleiben, wenn auch diese noch hier im Schauspiele wären! Möchte doch mein Bruder von den Todten wiederkehren, und eine zweite Flotte nach Sicilien führen, und all den Pöbel darauf laden, der mich hier erstickt!" — Dieser unpatriotische Ausbruch des Unmuthes bekam ihr übel, denn die Aedilen citirten sie vor Gericht, und verdammten sie zu einer Strafe von zweitausend fünfhundert Pfund Erz. Wir haben noch manchen Clodius, und manche Clodia, aber keine strenge Aedilen mehr.

* * *

Die Franzosen sind uns wohl nicht immer in der Tapferkeit, aber gewiß immer in der Gewandtheit überlegen. Hier ein Beispiel aus einem der ehemaligen Kriege gegen die Engländer. Diese landeten einst bei Nacht fünfzig Mann auf den Küsten der Normandie. Ein gewisser Cabieux stand Schildwach und beschloß sich zu vertheidigen. Zufälligerweise war sein Bruder nicht fern, den rief er, ließ ihn schnell eine Trommel ergreifen, und den Generalmarsch

ſchlagen. Zugleich rannten Beide hin und her, veränderten ihre Stimmen alle Augenblicke und klapperten mit ihren Holzſchuhen. Cabieur führte ſogar in der Geſchwindigkeit eine Komödienſcene auf; er ſtellte nämlich einen Offizier vor, der mit einem Soldaten in Wortwechſel geräth, und der zuletzt den Soldaten in Arreſt ſchickt. Dann kommandirte er, ſeine Truppe ſollte nicht auf Einmal, ſondern Jeder einzeln feuern; dann ſchrie er: Cabieur! gib Feuer! ſchoß und verwundete den Anführer der Engländer. Die übrigen liefen davon, weil ſie meinten, es wenigſtens mit einigen Kompagnien zu thun zu haben. Cabieur führte ſeinen Gefangenen im Triumphe heim.

* * *

Als Galland die Tauſend und Eine Nacht aus dem Arabiſchen überſetzt hatte, worin bekanntlich ſo oft wiederholt wird: »Schweſterchen, wenn du nicht ſchläfſt, erzähl' uns doch Eins von deinen ſchönen Märchen," kam einſt in einer kalten Winternacht ein Trupp junger Wildfänge unter ſein Fenſter, und rief ihn ſo lange bei Namen, bis er das Fenſter öffnete. Was wollen Sie, meine Herren? — »Um Verzeihung, ſind Sie nicht der Ueberſetzer von Tauſend und Eine Nacht?" — Ja, der bin ich. — »Nun, lieber Herr Galland, wenn Sie nicht ſchlafen, erzählen Sie uns doch Eins von Ihren ſchönen Märchen."

* * *

Ey! ey! Herr Briefsteller! wo ist Ihr Gedächtniß? Ich sehe geschwind noch Einmal nach dem Datum Ihres ehrlichen Sendschreibens, ich finde den Ersten Januar, und Sie hätten damals noch immer nichts von dem so sehnlich gewünschten Resultate gewußt? — Haben Sie denn die guten, aber leider fruchtlosen Lehren schon vergessen, die Sie darum erhielten? — Haben Sie vergessen, daß Ihre ehrliche Anklage für gänzlich falsch und grundlos erklärt? — daß Sie bey angedrohter Strafe zur Ruhe verwiesen — daß Sie ermahnt wurden, in Zukunft mehr Achtung für die Ruhe Ihrer Mitbürger zu hegen, und das Gute, welches Sie auf der Bühne vortragen, auch im gemeinen Leben zu üben? —

Würklich, Hr. Briefsteller, davon hätten Sie doch auch ein Wörtgen sagen müssen, denn nun hat ja die Geschichte eigentlich kein Ende.

Doch! — nach Ihrer Meynung hat sie Eines, nemlich, meine mittlerweile geschehene Entlassung.

Dieß mittlerweile ist Ihnen wieder so entschlüpft. Sie wissen recht gut, daß, im Gefühl der Erhabenheit über Sie und Ihres gleichen, im Gefühl der niederträchtigsten erlittenen Kränkungen, und um solchen, meiner Gesundheit und Ruhe wegen, für die Zukunft auszuweichen, ich zugleich mit meiner Vertheidigung gegen Ihre einzigen Anklagen, auch die Bitte um meine Entlassung verband; daß mir diese von der Direction, der meine Unschuld klar vor Augen lag, sehr ungern bewilligt wurde; daß Se. Kayserl. Majest. selbst, die gegen mich vorgebrachten Beschuldigungen für völ-

Daß jeder Gegenstand einer poetischen Bearbeitung fähig sei, hat ein gewisser Herr Vigi, ein Italiener, bewiesen, indem er ein lateinisches Gedicht auf die Trüffeln und ein anderes auf den Hanf verfertigt hat.

* * *

Es ist schwer zu sterben, sagt Jedermann, und doch, wenn es dazu kommt, wird Jedermann fertig damit.

Inhalt.

	Seite
Pyrrhe	7
Schlösser	13
Ueber den Ruhm	18
Der erste Bourbon auf dem spanischen Throne	32
Die Miethlinge	36
Der Friede	40
Die Politik	49
Predigten für junge Damen	75
Die Händesprache	79
Gemälde eines Unhöflichen nebst dem Geständnisse eines Franzosen	83
Anstan	86
Gespräch zwischen einem Philosophen und einem Landmanne	91
Die Pförtchen oder Durchfahrten	99
Unverhältnißmäßiger Verlust in Schlachten	106
Freie Gedanken	107
Bemerkungen des Unparteiischen über den Parteiischen	110
Patriotische Ansichten der Erziehung des Volkes, sowohl in den Städten als auf dem Lande	134
Anekdoten	145
Weiberlist	148
Die Träume	151
Cromwell's Begräbniß	152
Gebet um allgemeine Blindheit	160
Fragmente über die Musik	163
Traum eines Podagristen	167
Gedanken über das Partickelchen Man	171

	Seite
Ueber einige franzöſiſche Gedanken und Redensarten	177
Ein ruſſiſches Sprichwort	184
Von dem Glücke der Römer	188
Vom Einfluſſe der Seele auf Geſundheit und Lebensdauer	192
Vom Einfluſſe der Wohnung auf Geſundheit und Lebensdauer	195
Neue Denkmünzen auf Napoleon den Großen	204
Apologie der vergifteten Waffen	206
Zwei Unterredungen des Fürſten de Ligne mit Jean Jaques Rouſſeau	215
Mein Aufenthalt bei Voltaire. (Von demſelben.)	221
Gemälde des Fürſten Potemkin	234
Herr von Rathwell an den vormaligen Freimüthigen	237
Napoleon	249
Der matte Tröſter	252
Der ruſſiſche Soldat	266
Die Briefe der Mademoiſelle L'Espinaſſe	274
Vom Geräuſch im Theater	279
Wohlthätigkeit Ludwig XVI.	282
Die Kunſt zu unterhalten	286
Einfältige Betrachtungen über mancherlei Behauptungen	288
Morgenländiſche Sprüche	309
Wie unterſcheiden ſich Freimüthigkeit und Wahrhaftigkeit?	310
Klage der Demoiſelle Linkhand über ihre leibliche Zwillingsſchweſter, die Demoiſelle Rechthand	311
Die jungen Damen auf der Inſel Metelin und die jungen Herren in Südland	314
Quodlibet	317

Gedruckt bei J. P. Cellinger.

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Von

Achtunddreißigster Band.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Die Grille,

oder:

Neue kleine Schriften

von

August von Kotzebue.

Erster Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Vorbericht.

Der Herausgeber dieser Blätter versprach vor einiger Zeit, bei einer gewissen Veranlassung, künftig die Ameise, als ein fleißiges Thierlein, herum wandeln zu lassen; denn, kann sie gleich keinen Honig hervorbringen, und trägt sie auch wohl oft genug bloße Tannennadeln auf ihren Haufen, so liefert sie doch auch nicht selten das wohlriechende Ameisenharz, welches den alten Preußen für Weihrauch diente, und sonst noch manche gute Eigenschaft besitzt. Ferner darf man nur einen Ameisenhaufen ein wenig durchwühlen, schnell die flache Hand darüber und diese dann vor die Nase halten, so wird man wohl spüren, daß etwas Geistiges zum Gehirne steigt. Die Ameisenbäder sind heilsam in allerlei Uebeln, und allerlei Uebel gibt es wirklich an allerlei Orten. Man darf auch ohne Bedenken eine Ameise auf bloßer Haut herum krabbeln lassen, sie hat

lig nichtsbedeutend erklärten; daß Sie mir eine Pension von 1000 Gulden bewilligten, mit der Erlaubniß sie zu verzehren wo ich wolle, und unter der Bedingung, meine Arbeiten an das Wiener Hoftheater zuerst, nicht aber allein zu senden. Sie, mein unwissender Freund, wissen ferner recht gut, daß im ganzen Publicum über Ihr edles Verfahren nur Eine Stimme war, und daß ich, durch die unzweydeutigsten Merkmale der Liebe und Achtung des Publicums entschädigt, von Wien geschieden bin.

Widersprechen Sie mir doch, wenn Sie können.

Und Sie allein harrten am Ersten Januar noch immer sehnsuchtsvoll auf das erwünschte Resultat? — Armer vergeßlicher Mann! — Ja wenn es nur erwünscht gewesen wäre, nicht wahr? dann hätten Sie schon auch ein Wörtgen davon zum Besten gegeben.

Am Schluß des sambsen Briefes sucht der Verfasser noch Einmal die wackern Einwohner Wiens zur Theilnahme an seinem Hasse zu bewegen, indem er die unverschämte Lüge, daß sie von mir gering geachtet würden, noch Einmal mit beyspielloser Frechheit wiederhohlt.

Er würde diese gistige Behauptung gewiß unterdrückt haben, wenn er vorausgesehen hätte, daß eben diese mir beym Schluß meiner abgenöthigten Beantwortung, beym Schluß meiner so höchst unangenehmen Arbeit, Ersatz für die verlohrne Zeit und traurige Beschäftigung gewähren würde, indem sie mir Gelegenheit verschafft, meine Achtung und Liebe für einen großen Theil der Einwohner Wiens hier öffentlich an den Tag zu legen, und folglich aus den widerwärtigsten Empfindungen in die sanftesten überzugehen.

keinen Stachel, sie prickelt nur ein wenig. Gründe genug, um sie auf ein Aushängeschild zu malen.

Aber es gibt doch wieder Bedenklichkeiten, obgleich im Grunde nur Vorurtheile, welche von dieser Ehre sie ausschließen. Dahin gehört besonders der Widerwille der Damen, die sich auf den schönsten Rasen nicht setzen mögen, wenn sie eine Ameise darunter vermuthen. Auch ist der Name in der That ein wenig übelklingend, und da so manches Büchlein blos einem wohlklingenden Namen sein Glück verdankt, so soll auch das meinige väterlich damit versorgt werden.

Zwar bin ich bei weitem nicht vornehm genug, um eine Göttin oder Halbgöttin zu bemühen, obgleich schon manche sich herab gelassen, bei todtgebornen Kindern Gevatter zu stehen; sie haben ohnehin bei Allegorien alle Hände voll zu thun. Ich sehe mich daher bescheiden in der Natur um, und wähle abermals ein kleines, unschädliches Insekt, die Grille, die hoffentlich Niemand zertreten wird. Es soll ein und sechzig Arten dieser Insekten geben, worunter einige sind, mit welchen

meine Grille zu vermengen ich mir höflich verbiete. Zum Exempel die Heuſchrecke, oder auch die Feldgrille, oder die Maulwurfsgrille, welche ſämmtlich des Landmanns Saaten verzehren. Sie hat auch mit der Fanghenſchrecke, von Vielen das wandelnde Blatt genannt, nichts gemein, obgleich ihr Name auf dem Titel eines wandelnden Blattes ſteht. Sie faltet nicht, wie jene, die Vorderfüße, um, nach der Meinung der Abergläubigen, irgend etwas anzubeten; denn ehe ſie zum Anbeten ſich verſtünde, wollte ſie lieber ein gemeiner Grashüpfer ſein. Kurz, ſie iſt nichts mehr und nichts weniger als eine Hausgrille, ſonſt auch Heimchen genannt, der man wohl ein Plätzchen hinter dem Ofen gönnt, und in einſamen Stunden an ihrem Zirpen ſich ergetzt.

Nach dieſem kleinen Kapitel aus der Naturgeſchichte will ich nur noch kurz an das erinnern, was der Leſer hier nicht ſuchen darf, weil er es nicht finden würde. Von Allem, was die Begebenheiten unſerer Tage betrifft, nicht ein Wort. Es regne, ſchneie oder ſtürme draußen, das Heim-

chen ſitzt ganz ruhig am Ofen und reibt ſeine Flügeldecken gegen die Bruſt.

Geſchichtchen, die ſich ganz artig leſen laſſen; Gedanken, die auch gedruckt zollfrei ſind; Betrachtungen über Dinge, die betrachtet werden dürfen — mehr darf man hier nicht ſuchen. Wem daran genügt, der komme herzu; wem nicht, der laſſe den Grillenfänger ruhig ſeinen Weg ziehen.

Die Grille.

Der Maulwurf.

Da liegst du nun zu meinen Füßen, du armer Maulwurf! und ich, auf meine Schaufel gelehnt, sehe gedankenvoll auf dich herab. Du hast mit deiner Schnauze und deinen vier Pfoten mir diesen Sommer vielen Schaden zugefügt. Was ist jetzt für ein Unterschied zwischen dir und einem Feldherrn, der auf dem Paradebette liegt, nachdem er fünfzig Städte verwüstet hat? Ihr seid beide todt. Ihr werdet beide zu Staub.

Du starbst in deinem Berufe. Ich habe dich getödtet in dem Augenblicke, da du mein Hyacinthenbeet aufwühltest. Die Bergleute, die das Gold aus der Erde graben, für welches wir unsere Gewürze und unsere Krankheiten kaufen; die Sklaven, die eine Stadt plündern im Namen eines orientalischen Sultans, den sie nie gesehen haben, sterben auch in ihrem Berufe.

Wer sagt mir, warum es deine Bestimmung war mir zu schaden? und die meinige dich dafür zu bestrafen? warum kann ich denn nicht leben ohne die Früchte meines Gartens? und warum konntest du nicht leben, ohne meinen Garten zu verwüsten? — Einige meiner Brüder, die sich Philosophen nennen, glauben die Ursache zu errathen. Aber — so weise sie auch sein mögen — kennen sie auch nur den hunderttausendsten Theil eines Punktes in der Schöpfung? und nun vollends die Verbindung dieses

Punktes mit dem ganzen Weltall — wiſſen ſie mehr davon als du von einem Kriegsſchiffe? — Aber es wird eine Zeit kommen, wo alle meine Brüder — und vielleicht auch die Philoſophen — und vielleicht auch du, armer Maulwurf — ein wenig mehr von dem großen Plane der Schöpfung erfahren werden.

Ich weiß wohl, du ehrlicher Maulwurf, daß du eigentlich nicht die Wurzeln meiner Blumen und Kräuter zerſtören, ſondern nur die Würmer freſſen wollteſt, die jene freſſen. Du führteſt Krieg gegen meine Feinde, und ich hätte dir dafür danken ſollen. Aber du glichſt meinen Brüdern, den Richtern und Advokaten, die mich um mein Geld bringen, indem ſie es vertheidigen. Ich durfte dich nicht länger wühlen laſſen.

Deine kleinen Augen konnten nicht ſo viel Licht vertragen als die meinigen; du wußteſt nicht einmal, daß zweimal zwei vier macht, noch weniger konnteſt du Böſes vom Guten unterſcheiden; aber deine Geruchsnerven waren weit feiner als die meinigen, dein Gehör weit zarter. Künſtlicher als die berühmte Uhr von Straſſer war deine Schnauze gebildet, künſtlicher und zweckmäßiger deine Pfoten als die beſten Ackerwerkzeuge. Empfindung und Leben beſaßeſt du eben ſo wohl als ich; du liebteſt dein Daſein und verabſcheuteſt die Vernichtung.

Ich würde denjenigen ſchelten, der in meiner Gegenwart eine Uhr zerbräche, wenn ſie auch meinem Feinde zugehörte, und doch habe ich dich todt geſchlagen, armer Maulwurf! Aber ſo wie du nach den Geſetzen deiner Exi-

ſtenz, die Regenwürmer tödteteſt, die doch eben ſowohl als du das Daſein liebten, ſo habe auch ich, nach den Geſetzen meiner Exiſtenz, dich wiederum getödtet. Der dich, mich und den Regenwurm erſchaffen hat, iſt der Urheber jener Geſetze, und weiß allein, warum die lebenden Weſen ſo organiſirt ſind, daß immer Eins der Mörder des Andern werden muß. Indeſſen habe ich dich doch nicht leiden laſſen. Ein Schlag und du warſt nicht mehr. Ich habe die Geſetze der Natur als ein barmherziger Richter ausgeübt.

Mein lieber Maulwurf! die Dinge in der Welt ſind ſo wunderbarlich verkettet, daß ich wohl wiſſen möchte, welche Veränderungen auf dem Erdball der Schlag, den ich dir verſetzt, bewirken werde? Ohne Zweifel ſehr große! Aber welche? — Ich will einmal träumen:

Dort ſteht eine Tuberoſe, die bald blühen wird. Ein hübſches Mädchen bricht ſie, trägt ſie in ihr Zimmer, entſchlummert und wird betäubt durch den ſtarken Duft. Der Zugwind ſtößt das Fenſter auf, der Vorhang flattert, kommt dem Nachtlichte zu nahe, entzündet ſich, das Haus geräth in Flammen, die Straße brennt, das Staatsarchiv wird von den Flammen verzehrt. Ein wichtiges Dokument geht mit verloren, und dieſer Verluſt verurſacht, daß hundert Jahre nachher ein blutiger Krieg entſteht, und ganze Länder verwüſtet. Hätte ich dich aber nicht todtgeſchlagen, ſo würdeſt du die Tuberoſenzwiebeln herausgewühlt haben und von alle dem wäre nichts geſchehen.

Komm, armer Maulwurf, ich will dich begraben unter meinen ſchönſten Roſenſtock. Vielleicht wird künftiges Jahr

etwas von deiner ſterblichen Hülle in den Duft der Roſe übergehen, und wer weiß, ob nach tauſend Jahren nicht Theilchen von uns beiden ſich zuſammen finden, entweder in dem Brautkranze einer Bäuerin, oder in dem Diamant einer Königskrone.

Ermahnungsſchreiben der Buchſtaben des Alphabets an die arabiſchen Ziffern.

Hochgeehrte Herren! Schon ſeit langer Zeit befinden Sie ſich im Beſitze des Vorrechts, alle Schätze der Erde zu kalkuliren, welches denn doch fürwahr ein ganz artiges Aemtchen iſt. Wie kommt es denn, daß ein falſcher Ehrgeiz Sie verleitet hat, in unſer Gebiet zu ſchweifen? Unſere Rechte zu uſurpiren? Erlauben Sie, unſere Bemerkungen über dieſen Gegenſtand Ihnen höflich aber ernſtlich mitzutheilen.

Erinnern Sie ſich für's Erſte, daß unſerer vier und zwanzig ſind, und Ihrer nur zehn, ja unter dieſen Zehn befindet ſich auch noch eine Null, die allein für ſich gar nichts gilt. Wenn wir die Sache noch weiter treiben wollten, ſo könnten wir auch — mit Berufung auf die ſehr ehrwürdigen Autoritäten des Porphyrius und Pythagoras — Ihnen zu Gemüth führen, daß die Zahl zwei von ſchlimmer Bedeutung iſt; und wer weiß nicht was das ſagen will: Eine böſe Sieben? Aber wir wollen vor der Hand nur den Umſtand berühren, daß wir weit älter

ſind als Sie, und ſchon einer gewiſſen Achtung in der Welt genoſſen, als Sie noch gar nicht geboren waren.

Die Welt hatte nicht länger als ein kleines Weilchen von zweitauſend ſechshundert Jahren geſtanden, da Cadmus, unſer Vater, uns nach Griechenland brachte. Zweihundert Jahre ſpäter ſtellte uns Evander am Hofe des Königs von Latium vor. Man nahm uns ſehr wohl auf, und wir waren es, die dem Evander ein großes Stück Land zum Geſchenk verſchafften, welches er mit ſeinen Arkadiern theilte. Bemerken Sie alſo, hochgeehrte Herren, daß wir faſt zweitauſend Jahre früher geboren ſind als Sie. Sie haben unter Ihren Ahnherren auch weder einen Cadmus noch einen Evander aufzuweiſen. Sie verdanken Ihren Urſprung einigen wilden Horden, Ihre Väter ſind die Araber oder die Mauren; die Seeräuber von Tunis und Marokko haben Sie nach Europa gebracht.

Homer und Heſiod vertrauten uns die Früchte ihres Genies, um ſie der Nachwelt zu überliefern, und wir haben dieſen ehrenvollen Auftrag treulich erfüllt. In den Jahrhunderten Alexander's und Auguſt's haben wir keine üble Rolle geſpielt. Wir haben in Italien unter Leo X., in Frankreich unter Ludwig XIV., und noch neuerlich in Deutſchland unter Amalia, unter Karl Auguſt von Weimar uns rühmlich ausgezeichnet. Sie hingegen — weder Demoſthenes noch Cicero hat Sie gekannt, weder Sophokles noch Virgil; und in neueren Zeiten haben wenigſtens Arioſt und Taſſo, Voltaire und Rouſſeau, Göthe und Schiller uns den Vorzug vor Ihnen eingeräumt.

Ich werde vielleicht Wien nie wiedersehen; aber unvergeßlich bleibt mir die Aufnahme, die ich daselbst in den besten Häusern gefunden; unvergeßlich die zuvorkommende Gastfreyheit des Einen; die biedere Herzlichkeit des Andern; die feine Geselligkeit des Dritten; hier zwanglose Freude, dort ungesuchter Witz; hier die geschmackvollsten Lustbarkeiten, dort die feineren Vergnügungen der höheren Bildung; überall Sittlichkeit, in der zartesten Vereinigung mit Gradheit, diesem eigenthümlichen Character der Oestreicher. — O! wenn es in Wien keinen Staub und keine Tagebücher gäbe, wo fände man einen reizendern Aufenthalt!

Man halte mich nicht der Schmeicheley verdächtig. Ich habe nichts mehr von den Wienern zu hoffen oder zu erwarten. Ich sage auch nicht, daß sie Alle dem Bilde gleichen, das ich hier aufstellte; aber die, die ich näher kenne; die, in deren Umgang ich so oft Erhohlung fand, waren so, und wie undankbar müßte ich seyn, wenn ich ihrem Andenken nicht die liebevollste Hochachtung in meinem Herzen bewahrte.

Ich weiß, daß sie auch meiner mit Liebe gedenken. Ich weiß es gewiß, weil ich mir bewußt bin, es verdient zu haben. Denn ich darf frey auftreten, und mit der innigsten Ueberzeugung behaupten: daß — wenn ich das verflossene Jahr zurück wünschen könnte, um die nemliche Laufbahn noch Einmal zu beginnen — ich durchaus in keinem meiner Verhältnisse, weder als Beamter noch als Mensch, anders handeln könnte und würde, als ich gehandelt habe. — Nur

Sie könnten uns freilich vorwerfen, daß wir uns allzugefällig zu den Abgeschmacktheiten aller Jahrhunderte hergeliehen, und besonders in Philosophie und Theologie uns oft ein wenig weggeworfen haben. Ohne uns wäre vielleicht mancher beißige Kritiker, wie Merkel, ein tüchtiger Zollvisitator, mancher schlechte Dichter, wie Kuhn, ein ehrlicher Handwerker geworden. Sie sehen, daß wir unsere Schwachheiten nicht verhehlen, aber Sie wissen, daß man auch die nützlichsten Dinge oft mißbraucht. Und können wir Ihnen nicht einwenden, daß auch Ihre Orakel gar nicht untrüglich sind? und daß Sie die Menschen, welche Ihnen gar zu viel vertrauten, gar oft getäuscht haben? Sollen wir Sie an Necker, oder an unsere Papier-Sündflut erinnern, die Sie uns für Metall aufschwatzen? und haben nicht Ihre Schwachheiten weit schlimmere Folgen als die unsrigen? wird nicht in unserm philosophischen Jahrhundert eine falsche Berechnung in den Finanzen für weit gefährlicher geachtet, als ein Irrthum in der Moral?

Wir wissen zwar, daß Sie die nächsten Verwandten der geraden und krummen Linien sind, und daß man durch Sie bis in den dritten Himmel des menschlichen Verstandes, nämlich bis zu der Integral- und Differenzial-Rechnung u. s. w. gelangt. Wir läugnen auch nicht, daß es manche Dinge in der Moral gibt, die man durch Ziffern und Linien andeuten kann (zum Beispiel die Redlichkeit, die auf einer geraden Linie einher schreitet, und die Schmeichelei, die eine krumme beschreibt), wie auch, daß

Maupertuis eine Abhandlung über das Glück in einer algebraischen Mundart geschrieben hat. Man würde vielleicht wohlthun, die menschlichen Leidenschaften in rechtwinklichte, dreiwinklichte und vielwinklichte einzutheilen; aber bekennen Sie, daß, wenn es nichts als Mathematiker auf der Welt gäbe, die Menschen eine verdammt kauderwelsche Sprache reden und noch obendrein den Homer für ein lallendes Kind halten würden.

Begnügen Sie sich also künftig mit Ihrer Herrschaft an den Ufern des Pactolus, und lassen Sie uns die unsrige auf dem Parnaß. Ohnehin stehen unsere Staaten heutzutage in sehr geringer Berührung miteinander. Die Dichter bedienen sich wohl unserer bisweilen, um von Gold und Diamanten zu schwatzen, aber es ist nichts dahinter, und das Wenige, was etwa noch damit zu gewinnen wäre, rauben ihnen die Nachdrucker, mit Ihrer Hilfe, hochgeehrte Herren!

Wenn Sie alle die Betrachtungen wohl zu Herzen genommen haben, so schlagen wir folgenden Friedenstraktat vor:

Erstens: Das rechte und linke Ufer des Pactolus, mit allem Zubehör, verbleibt auf ewige Zeiten den arabischen Ziffern. Hingegen wird die Republik der verbündeten Buchstaben in den ungestörten Besitz beider Ufer aller Musenquellen gesetzt.

Zweitens: Es findet nicht die geringste Gemeinschaft zwischen beiden Reichen Statt, deren Waren wech-

ſelſeitig für Kontrebande erklärt, auf der Grenze ergriffen und vernichtet werden.

Drittens: Wenn ein Unterthan einer der kontrahirenden Mächte zu der andern übergeht, ſo wird er auf die Emigrantenliſte geſetzt und verliert ſein Bürgerrecht.

Viertens: Den Bewohnern des Helikons wird ſtreng unterſagt, Linien oder Winkel zu machen, oder über die Quadratur des Zirkels zu raiſonniren, und Göthe ſoll ſich hinfort mit Newton nicht befaſſen. Hingegen ſollen auch die Uferbewohner des Pactolus ſich aller ſchöngeiſteriſchen Werke enthalten, und Fichte ſoll keine Verſe machen; denn der Reim iſt nur für die Buchſtaben, nicht für die Ziffern erfunden, und reimloſe Gedichte ſind oft ungereimte. Sie ſollen auch nicht einmal über die Wohlthaten Gottes oder über die Leiden der Menſchheit ſchreiben dürfen, denn beide ſind zahllos und können folglich nicht mit Ziffern ausgedrückt werden.

Unter dieſen Bedingungen erbieten wir uns zu nachbarlicher Freundſchaft.

Unterzeichnet: A. B. C.

Der Maler Protogenes.

Die Künſte haben ſich heutzutage einer hohen Achtung zu erfreuen, doch ſchwerlich möchte jetzt ein Maler, der ſeine Kunſtſtatt (die Deutſchen ſagen Atteline) in der Vorſtadt einer belagerten Feſtung aufgeſchlagen, ſich einer ſol-

chen Behandlung vom Feinde rühmen dürfen, wie Protogenes.

Sanft ruhe deine Aſche, du ehrlicher guter Kraus! Auch du warſt Künſtler, und Bildner manches jungen Künſtlers. In deinem ſchönen Berufe, und, man darf ſagen, in der Liebe deiner Mitbürger, warſt du grau geworden; aber Freuden, die du ſelber ſo gern ſchufſt oder beförderteſt, flochten immer noch Roſen in dein Haar. Wo du die Thür eines Zimmers öffneteſt, da erheiterten ſich die Züge der Bewohner, und auch die Kinder freuten ſich. Du lebteſt gern mit deinen Freunden, lieber noch für ſie, und immer für das Gute, für das Schöne, für das Fröhliche. Wer deinen Beſuch erwartete, durfte nicht fragen: welche Laune wird Kraus heute mitbringen? Du wareſt dir immer gleich. Durch freundliches Wohlwollen gewannſt du die Herzen, und, was du gewonnen, verlorſt du nie wieder — du haſt es ja noch! — Armer Greis! welch' ein Ende war dir beſchieden! — welche Thränen mußten deine Freunde an deiner Gruft vergießen! —

Wohin verirre ich mich! vom Protogenes wollte ich dem Leſer erzählen. Er war ohne Zweifel ein größerer Künſtler als Kraus, ſchwerlich ein beſſerer Menſch. Kraus lebte in dem kleinen, unbefeſtigten Weimar, Protogenes in der Vorſtadt des wohlbefeſtigten Rhodus, welches von Demetrius Poliorcetes, einem der Nachfolger Alexander des Großen, belagert wurde.

Poliorcetes iſt ein prächtiger Zuname, denn er be-

deutet Städtebezwinger. Ob er auch eben so ehrenvoll als prächtig sei? das hängt wohl nur von den Ursachen ab, warum er die Städte bezwungen. Protogenes ließ durch das Kriegsgetümmel sich nicht stören; er verließ weder seine Wohnung noch seine Staffelei. Verwundert fragte Demetrius, wie er das wagen dürfe? — »Ich meine,« antwortete der Maler, »du führest gegen die Rhodiser Krieg und nicht gegen die Künste.«

Dem Feldherrn gefiel diese Zuversicht. Er gab ihm, was wir heutzutage eine Sauvegarde nennen, und Protogenes arbeitete ruhig fort. Sein Meisterwerk war Jalysus, das Gemälde eines Fabelhelden der Rhodiser. Sieben Jahre hatte er daran gearbeitet. Als Apelles es zum ersten Mal erblickte, blieb er lange sprachlos davor stehen. Endlich rief er aus: »Herrlich! bewundernswürdig! nur die Grazie mangelt ihm, durch die ich meine Werke bis zum Himmel erhebe!« Man sieht, daß Apelles wenigstens eitler war als Protogenes.

So lange dieser an seinem Jalysus arbeitete, aß er, wie Plinius erzählt, nichts als gekochte Lupinen, um durch Mäßigkeit seinen Geist stets frei und munter zu erhalten. Dies Gemälde soll sogar, nach des Plinius Behauptung, Rhodus gerettet haben: denn, da es gerade an dem einzigen Orte aufgestellt gewesen, durch welchen Demetrius in die Stadt einbrechen konnte, so habe er lieber seiner Eroberung entsagen, als dies Meisterwerk der Kunst der Gefahr aussetzen wollen, vernichtet zu werden. Das wäre ein Triumph der Kunst. Allein Demetrius hatte

ganz andere Urſachen, die Belagerung aufzuheben. Indeſſen muß ſchon das an ihm bewundert werden, daß er das herrliche Gemälde nicht mit fortnahm. Die Römer befolgten darin eine andere Weiſe. Sie ſchleppten es nach Rom und ſtellten es im Friedenstempel auf, wo es noch zu des Plinius Zeiten zu ſchauen war, allein in dem großen Brande unterging, der dieſen Tempel mit ſo vielen Kunſt- und literariſchen Schätzen verzehrte.

Beſonders ſoll ein Hund auf dieſem Gemälde die Bewunderung der Kenner erregt und dem Meiſter unendliche Mühe gemacht haben. Es kam darauf an, dieſen Hund, nach einem langen Laufe, lechzend und mit Schaum vor dem Munde abzubilden. Protogenes bot ſeine ganze Kunſt auf, aber nie gelang es ihm, wenigſtens war er ſelber nie damit zufrieden. Endlich warf er in der Hitze den Pinſel auf das Gemälde, traf zufällig die Schnautze des Hundes, und ſiehe da, der Zufall ſchuf in Einem Augenblicke, was er Monate lang vergebens hervorzubringen getrachtet. Man muß bekennen, daß dergleichen Anekdoten keine große Idee von den Malern des Alterthums erwecken.

Protogenes ſoll zu lange an ſeinen Werken gekünſtelt und gefeilt haben, ein Fehler, den Apelles ihm vorwarf, ob er gleich ihn ſonſt — doch vermuthlich erſt nach deſſen Tode — als ſeinen Meiſter betrachtete. Cicero ſagte: »Man muß in allen Dingen wiſſen, wie weit man gehen darf, und mit Recht hat Apelles gewiſſen Malern vorgeworfen, daß ſie nie aufzuhören verſtünden.«

Dieſe Bemerkung hat ſich in unſern Zeiten öfter auch

an Dichterwerken beſtätigt, denn wir haben Ausgaben von berühmten Dichtern erhalten, denen, durch die ſogenannte letzte Feile, manche Schönheit geraubt worden.

Das Erdbeben.

Das ſchreckliche Unglück, welches Eiſenach betroffen, kann ſehr wohl mit dem Erdbeben verglichen werden, welches einſt Rhodus zerſtörte, und auch den berühmten Koloß, eins der ſieben Wunderwerke der Welt, zertrümmerte. Der Schade, den dieſes Erdbeben an öffentlichen und Privatgebäuden anrichtete, belief ſich auf unermeßliche Summen. Aber die Rhodiſer waren glücklicher als die Eiſenacher, denn es entſtand ein unglaublicher Wetteifer zwiſchen den benachbarten Fürſten, die Spuren dieſes Unglücks zu vertilgen. Die Könige von Sicilien, Hieron und Gelon, ſandten mehr als hundert Talente, und verdoppelten dieſe Wohlthat noch durch eine zart empfundene Ehrenbezeugung; denn ſie ſetzten auf ihren Markt zwei Bildſäulen, deren eine das Volk der Rhodiſer, die andere das Volk der Syrakuſaner vorſtellte. Die letztere krönte die erſtere, um, wie Polybius ſagt, dadurch anzudeuten, daß die Syrakuſaner ſich geehrt hielten, ihren unglücklichen Brüdern helfen zu dürfen. Ptolomäus, der König von Egypten, ſchickte dreihundert Talente; eine Million Maß Weizen; Bauholz zu zwanzig Galeeren und zu einer Menge anderer Schiffe; endlich auch noch insbeſondere dreitauſend Talente, um den Koloß wieder herzuſtellen.

Eben so freigebig bewiesen sich Antigonus, Seleucus, Prusias, Mithridat, lauter benachbarte Könige, und die Städte wetteiferten mit ihnen. Ja, auch Privatpersonen drängten sich herzu, um Theil an diesem Ruhme zu nehmen; unter andern eine Dame, Chryseis, die ihren Namen (welcher Gold bedeutet) mit der That führte, denn sie allein schenkte hunderttausend Maß Weizen.

Rhodus wurde bald herrlicher als zuvor wieder aufgebauet, denn die Geschenke überstiegen den Verlust wohl fünffach. Nur den Koloß richteten die Rhodiser nicht wieder auf, unter dem Vorwand das delphische Orakel habe es ihnen verboten. Achthundert vierundneunzig Jahre blieb er liegen, ein Sinnbild des gestürzten Uebermuthes, bis der sechste Kalife der Sarazenen, Moawios, ihn an einen Juden verkaufte, der mit dem Metall neunhundert Kameele belud.

Möchten einst unsere Enkel von dem armen Eisenach erzählen können, was ich hier von dem reichen Rhodus erzählt habe.

Vertheidigung des Negersklavenhandels.

Bewahre mich Gott, daß ich ihn vertheidigen sollte! aber ein Schiffskapitain, Snelgrave, hat es gethan, denn er war selbst ein Sklavenhändler, und ich führe es nur an, um zu beweisen, daß nicht allein zu unsern, sondern zu allen Zeiten, das Böse, das Ungeheure warme

Vertheidiger gefunden. Dieſer Ehrenmann ſtützt ſich beſonders auf drei Gründe.

Erſtens, ſagt er, ſind die Sklaven ſämmtlich Kriegsgefangene, die in ihrem Vaterlande auf die ſchrecklichſte Weiſe würden hingerichtet werden, wenn man ſie nicht an die Europäer verkaufen könnte. Folglich wird ihnen das Leben gerettet. (Aber die Negerfürſten würden ſelten oder nie Kriege führen, wenn es nicht geſchehe, um den Sklavenmarkt mit friſcher Ware zu verſorgen. Aber die Gefangenen würden lieber ſterben, als ſich verkaufen laſſen; das haben ſie oft genug durch Selbſtmord bewieſen.)

Zweitens werden die Sklaven in den Pflanzungen gewöhnlich (?) beſſer behandelt, als in ihrer Heimath, denn ihre Herren haben ſie theuer erkauft, und folglich ein Intereſſe, ſie nicht zu verlieren. (Woher kommt es denn aber, wenn die Sklaven in den Pflanzungen ſo gut behandelt werden, daß ſie ihre Zungen niederſchlucken, um ſich zu tödten? — Und dieſe Herren hätten ein größeres Intereſſe das Leben dieſer Unglücklichen zu erhalten, als in deren Heimath die Väter? die Mütter? die Brüder? die Freunde?)

Drittens: Dieſer Handel habe die engliſchen Kolonien außerordentlich bereichert, folglich fänden ſowohl die Sklavenhändler als die Sklaven ſelbſt (?) ihren Vortheil dabei, und, wenn auch manches Uebel damit verknüpft ſei, ſo könne man dasſelbe auch von den trefflichſten Einrichtungen ſagen. (Nun freilich, auf dieſe Weiſe läßt ſich Alles vertheidigen. Der Straßenräuber zum Bei-

ſpiel, der einen Soldaten in ſeine Höhle führt und ihn zwingt, ſein Mitgenoſſe zu werden, kann ſagen: Danke Gott dafür! denn erſtens würdeſt du doch im Kriege geblieben ſein. Zweitens werde ich dir Braten zu eſſen geben, da du nur Kommisbrot gehabt hätteſt; und drittens werde ich mit deiner Hilfe mich ſehr bereichern. Sollte es dir aber doch bei mir nicht recht gefallen, ſo bedenke, daß jeder Stand ſeine Beſchwerden hat. — Jeder Eigennützige iſt ein Sophiſt, trotz dem berühmten Gorgias.)

Schwänke.

Die jüngſt erſchienenen Gaſtronomiana enthalten eine Menge von luſtigen Anekdoten und für die Leckermäuler ſehr brauchbare Maximen. Zum Beiſpiel:

»Ein echtes Leckermaul hungert lieber, als daß es ein gutes Mittagseſſen mit Uebereilung verzehrte.« —

»Der Käſe iſt das Konfekt der Zecher und Leckermäuler.«

»Es iſt eine Beleidigung für den Wirth, wenn man einen Biſſen auf dem Teller oder einen Tropfen im Glaſe läßt.«

»Manche erſchrecken bei Tiſche, wenn ein Salzfaß umgeworfen wird, oder wenn der Gäſte dreizehn ſind. Das letztere iſt nur dann bedenklich, wenn nicht mehr als für zwölf zu eſſen vorhanden iſt, und das Umwerfen des Salzfaſſes nur dann ſchädlich, wenn es auf eine gute Schüſſel fällt.«

Eines habe ich mir vorzuwerfen: das Vertrauen, welches ich, Trotz aller Warnungen, dem wackeren Briefsteller schenkte. — Aber macht dieß getäuschte Vertrauen meinem Herzen Schande?

Ein Prior der Karthäuser befand sich einst bei einem trefflichen Gastmahle von lauter Fastenspeisen. Er hatte große Lust, von einer Schüssel zu essen, die ihm sehr gerühmt wurde.

»Thun Sie es um Gotteswillen nicht!« sagte der fromme Bruder, der ihn begleitete, »ich bin in der Küche gewesen, und habe gesehen, daß man Butter daran gethan hat.«

»Ei zum Henker!« versetzte der Prior sehr verdrießlich, »was hatten Sie in der Küche zu thun?«

Ein Spaßvogel hat gesagt, daß die Pariser, wenn sie fortfahren, wie bisher, die Stunden der Mittagsmahlzeit immer weiter hinaus zu rücken, endlich am andern Morgen zu Mittag essen werden.

Bemerkung.

Es leben jederzeit eine Menge sehr gutmüthiger Menschen, die den frommen Indiern gleichen, welche bei Nacht weder Licht noch Feuer anzünden, damit kein Schmetterling oder keine Mücke hineinfliegen möge. Andere meinen, es wäre besser, daß einige hundert Mücken sich verbrennen, als daß es stockfinster bliebe.

Eine bedenkliche Frage.

Als der Herzog von Malborough gewiſſen Maßregeln eines neuen Miniſteriums nicht beiſtimmen wollte, machten öffentliche Blätter ihm den Vorwurf, er handle undankbar gegen ſeine Königin und Wohlthäterin, und löſche dadurch alle ſeine erworbenen Verdienſte aus, von welchen auch nicht eine Spur übrig bleibe. Denn — ſo hatte man die Unverſchämtheit zu raiſonniren — »iſt die Königin dem Herzoge Dank ſchuldig? oder der Herzog der Königin? Ein Souverain iſt dem Unterthan nie verpflichtet, und wenn dieſer die glänzendſten Dienſte geleiſtet hat, ſo hat er blos ſeine Schuldigkeit gethan.

Man vergaß, daß Malborough, als Pair von Großbritannien, auch Pflichten gegen ſein Vaterland hatte. Wenn er im Konſeil oder im Parlament in ſeinem Gewiſſen ſich verbunden glaubte, dem Willen der Königin zu widerſprechen, ſo mochte er wohl dadurch ihr Vertrauen, ihre Gnade verlieren; aber auch ſeine Verdienſte? ſeine Tugenden? — ja, vielleicht in den Augen der zürnenden Souveraine, doch ſicher nicht in denen der Mit- und Nachwelt.

Fürſten wird ohnehin oft der Vorwurf der Undankbarkeit gemacht. Wenn er gegründet iſt, ſo theilen ſie ihn doch nur mit dem ganzen menſchlichen Geſchlecht, denn bekanntlich iſt der Menſch unter allen Thieren das undankbarſte; ja ſie haben noch eine Entſchuldigung, die andern mangelt, denn ſie finden ſtets Niederträchtige, die ihnen laut vorſagen: Nur die Macht, nicht die Tugend ſei für

ſie geſchaffen. Zum Glück iſt das Gift der Schmeichelei nicht immer tödtlich für die Tugend, denn wo gäbe es ſonſt noch einen tugendhaften Fürſten?

Die Helmſtädter Theologen vor hundert Jahren.

Rapin Thoyras erzählt in ſeiner Geſchichte Englands: »Ehe der Admiral Crac Sardinien und Minorca eroberte, hatte er noch die Ehre, die Prinzeſſin von Wolfenbüttel, die Braut Karl's III., nach Barcelona zu führen. Die Verſchiedenheit der Religion ſchien ein unüberſteigliches Hinderniß dieſer Verbindung, und in der That erhoben ſich manche Schwierigkeiten; allein die Helmſtädter lutheriſchen Theologen räumten ſie aus dem Wege. Sie verſammelten ſich nämlich am 28. April 1707 und entſchieden: daß die Katholiken, was den Grund ihrer Lehre betrifft, in keinem Irrthum ſchweben, ſondern daß man in der katholiſchen Religion ſehr wohl ſelig werden könne.«

»Wozu denn ſo viel Lärm,« (ruft der Geſchichtſchreiber mit frommen Eifer aus) »ſo viel Blutvergießen um eine Religion zu reformiren, die im Grunde nicht irrig iſt, und in der man ſelig werden kann? Was wird denn nun aus Luther's Anklage gegen die römiſche Kirche? u. ſ. w.«

Er würde ganz Recht haben, wenn die Helmſtädter Theologen die ganze lutheriſche Gemeinde hätten repräſentiren können. Allein ihr Spruch — wie ſie ihn wirklich gefällt haben — war offenbar nicht ihre Ueberzeugung,

ſondern durch Umſtände diktirt. Daß ſo etwas diktirt werden darf, iſt freilich ſchlimm, geſchieht aber oft; ohne daß es darum die Verſtändigen überzeugt. Nicht ſelten werden die Meinungen der Theologen durch noch weit armſeligere Beweggründe beſtimmt, als in Helmſtädt der Fall ſein mochte.

Ich erinnere mich eines Beiſpiels, das ich in meiner Jugend erlebt habe. Ein reicher, vornehmer Mann in * wollte ſeine Stieftochter heirathen. Sie liebte ihn nicht, allein ihre Verhältniſſe geſtatteten ihr auch nicht, ihn geradezu abzuweiſen. Darum gab ſie vor, ſie hege Gewiſſensſkrupel gegen eine ſolche Verbindung. Um dieſe zu heben, ſchrieb der verliebte Stiefvater an einige Univerſitäten (ich habe vergeſſen an welche) und bat ſich ein theologiſches Reſponſum aus. Es erfolgte, entſprach aber ſeinen Wünſchen nicht. Nun ſchickte er dem berühmten Semmler hundert Dukaten, mit der Bitte, dem Fräulein zu beweiſen, daß eine Verbindung mit dem Witwer ihrer Mutter Gott wohlgefällig ſei. — Und Semmler bewies es, in einer weitläufigen, ſehr gelehrten Deduktion, die ich ſelbſt geleſen habe. Es mag ſein, daß er ſeine wahre Ueberzeugung ausſprach, allein dürfte man darum behaupten: die lutheriſche Kirche billige die Ehe zwiſchen Stiefvater und Stieftochter? — würde man es behaupten dürfen, wenn auch die Reſponſa der befragten Univerſitäten der Erwartung der Fragenden entſprochen hätten?

Die Einſiedlerinnen.

Die Memoiren der Mademoiſelle de Montpenſier enthalten unter andern einen intereſſanten Briefwechſel zwiſchen dieſer Prinzeſſin und der Madame de Motteville, welcher beweiſet, daß zu jener Zeit die Damen ſich noch bisweilen mit ganz andern Dingen beſchäftigten als heutzutage. Eines Abends unterhielten ſich beide über das ruhige, glückliche Leben, welches man, fern vom Hofe, in der Einſamkeit führen könne, recht als ob ſie Zimmermann's Buch von der Einſamkeit geleſen hätten. »Dieſe Unterhaltung,« ſo erzählt die Prinzeſſin, »gab der Moral ein weites Feld, beſonders wenn man das Chriſtenthum ein wenig hinein miſchte, und wir würden uns nicht ſo bald getrennt haben, wenn die Königin nicht eben in die Komödie gegangen wäre. Ich ſpazirte noch ganz allein am Meeresufer und durchdachte den Plan, den ein echter Einſiedler befolgen müßte. Vor allen Dingen ſollten es nicht etwa Leute ſein, die bei Hofe in Ungnade gefallen.«

Kurz, ſie ging ſchnell nach Hauſe und ſchrieb einen Brief von drei Bogen über dieſen Gegenſtand an Frau von Motteville. Dieſe ſchreibſelige Dame verſäumte nicht darauf zu antworten; die Korreſpondenz wurde ein paar Jahre hindurch fortgeſetzt, und die Prinzeſſin ſagt: wenn man die Briefe alle geſammelt hätte, ſo würden ſie einen dicken Band gefüllt haben. »Sie iſt ſehr gelehrt« (nämlich Frau von Motteville), »was ſie mir ſchrieb, war vor-

trefflich. Wir miſchten italieniſch und ſpaniſch darin; wir citirten die heilige Schrift und die Kirchenväter, dann wieder Fragmente aus Dichtern." (Es mag ein allerliebſtes Ragout geweſen ſein.)

Man wird neugierig ſein zu erfahren, welchen Plan zwei Damen an einem der glänzendſten Höfe ſich für ein glückliches Leben in der Einſamkeit entwarfen. Die erſte Bedingung, welche die Prinzeſſin feſtſetzte, war, wie ſchon erwähnt, daß man nicht etwa deswegen der großen Welt den Rücken kehren ſolle, weil ſie uns den Rücken gekehrt, ſondern blos aus inniger Ueberzeugung von ihrer Nichtigkeit.

Verheirathete Perſonen ſollten aus der einſamen Republik verbannt, nur Verwitwete oder Hageſtolzen zugelaſſen werden. Zur Gründung dieſer langweiligen Kolonie wählte ſie die Ufer der Seine oder der Loire, wenn nicht etwa andere das Meeresufer vorzögen. Sie ſelber liebte das Waſſer nicht, und wollte Fluß oder Meer lieber in einiger Entfernung ſehen. Ihre Hütte baute ſie dicht an einen großen Wald, wo man kaum in der Mittagsſtunde die Sonne erblickte. Inwendig ſollte dieſe Wohnung ſehr reinlich und bequem, aber ohne allen Prunk ſein, von Gärten umringt, in denen die herrlichſten Früchte wüchſen. Jeder Koloniſt mochte nach Gefallen ſich anbauen wo es ihm beliebte, denn Platz gab es da genug. Die Einbildungskraft der Prinzeſſin ſchuf große, von Quellen durchſchnittene Wieſen. Man gab ſich Beſuche zu Pferde, zu Wagen, zu Fuß. Die Hauptbeſchäftigung ſollte ſein,

Wohnung und Garten wohl einzurichten und zu erhalten. Thätige Mitglieder mochten zeichnen, malen, oder sonst mit etwas dergleichen sich beschäftigen, und die Faulen sollten gehalten sein, den Thätigen bei ihrer Arbeit vorzuschwatzen. Jeder würde seine Bibliothek besitzen. Alle neue Bücher und Verse wurden verschrieben; Tonkünstler durften sich auf allen Instrumenten üben. Zur körperlichen Bewegung gab es einen Platz für das Ballspiel mitten im Walde.

Als ein unschuldiges Vergnügen schlug die Prinzessin auch noch vor, bisweilen auf den schönen Wiesen die Schafe zu hüten, mit dem Hirtenstabe in der Hand und dem Schäferhute auf dem Kopfe. Dann wollte man im Grünen ein ländliches Mahl bereiten und so den Roman der Astrea spielen, die Liebe ausgenommen, die sie in keinerlei Gestalt zuließ. Hingegen durfte man als Schäferin die Kühe melken nnd Käse machen.

In ihren Wald versetzte sie auch noch ein Karmeliter-Nonnenkloster, weil die heilige Therese verordnet habe, daß diese Nonnen Einsiedlerinnen sein sollten. Die Kirche dieses Klosters wurde zum Gebet bestimmt. Sonder Zweifel würden sich auch große geistliche Redner unter den Kolonisten befinden, deren Predigten man nach Gefallen oft oder selten mit anhören könne. Endlich wollte sie auch noch ein Hospital gründen zu Verpflegung der Kranken und um arme Kinder in Handwerken zu unterrichten.

Madame de Motteville war in ihrer Antwort freigebig im Lobe dieses romantischen Planes, nur meinte sie,

eine Einsiedelei, wo man zu Roß und Wagen Besuche gebe, und zum Spaß die Schafe hütete, sei mehr für eine Prinzessin als für eine Schäferin geeignet. Sie wollte kleine Hütten, aus welchen nicht blos aller Prunk verbannt wäre, sondern in denen man nur das Nothdürftigste fände. Die Bibliotheken sollten blos solche Bücher enthalten, aus denen die Hirtenkolonie Lebensweisheit lernen könnte. Einige wenige Bedienten sollten geduldet werden, und bei schlechtem Wetter die Schafe hüten. Die Liebe, oder vielmehr die Galanterie aus der Einsiedelei zu verbannen, hielt sie für ganz Recht, nur sei zu fürchten, daß dieses Gesetz nicht sehr streng beobachtet werden, und man doch endlich genöthigt sein würde, jenen allgemeinen Irrthum gelten zu lassen, den eine alte Gewohnheit rechtmäßig gemacht hat, und den man Ehestand zu nennen pflegt.

Ueber diese Ketzerei der Frau von Motteville äußerte die Prinzessin in ihrem zweiten Briefe ein unwilliges Erstaunen. Da sie sich als Fürstin und Gesetzgeberin der Einsiedelei betrachtet, und dem Ehestande ewigen Haß geschworen hat, so meint sie, könne man sich schon nach ihr richten, und beruft sich auf das Dorf Randan in Auvergne, wo sich nie eine Frau, wenn sie auch noch so jung Witwe geworden, zum zweiten Mal verheirathe, blos weil es der verwitweten Gräfin Randan nicht beliebte, ein zweites Eheband zu knüpfen. Leute, die das Heirathen durchaus nicht lassen könnten, möchten lieber die Einsiedelei ver-

laſſen, ehe ſie dieſelbe durch ſolche, der menſchlichen Natur leider anklebenden Schwächen entweihten. Sie ſchließt mit der Bemerkung, nur der Eheſtand habe den Männern die Superiorität über die Weiber verſchafft, und man nenne das ſchöne Geſchlecht nur darum das ſchwache, weil es dieſen Feſſeln ſich unterworfen habe. »Wir wollen uns dieſer Sklaverei entreißen. Es ſoll wenigſtens einen Winkel auf Erden geben, wo die Weiber Herren ihrer ſelbſt ſind. Künftige Jahrhunderte werden uns preiſen, und wir durch ſolch ein zeitliches Leben das ewige gewinnen.«

Madame de Motteville ſtimmt der Heldin ſo ziemlich bei. »Der kleine, boshafte Gott,« ſagt ſie, »iſt Schuld, daß die Männer die grauſamſten Feinde des ſchönen Geſchlechts geworden ſind, denn am ärgſten ſpielen ſie uns mit, wenn ſie geliebt werden.« Indeſſen bleibt ſie doch immer dabei, das Heirathen müſſe den Einſiedlern verſtattet werden. Die menſchliche Schwäche ſei nun einmal unheilbar; die Fürſtin dieſer Republik ſolle nicht Engeln ſondern Menſchen gebieten, und wo Hymen nicht erſcheinen dürfe, werde Amor ſich einſchleichen.

Es iſt in der That drollig, eine ſolche Unterhaltung zweier geiſtreichen Damen zu belauſchen. Natürlich wurde nichts ausgemacht. Die Schäferinnen blieben am Hofe, und daß es der Prinzeſſin mit ihrem Abſcheu vor der Liebe auch kein ganzer Ernſt war, möge die folgende Erzählung beweiſen.

Die Liebesgeschichte der Mademoiselle de Montpensier und des Herrn von Lanzan.

Ein Zufall weckte in dem Grafen Lanzan den ersten kühnen Gedanken an diese Liebe. Er befand sich in einer Gesellschaft, wo die Rede davon war, daß man die Prinzessin vielleicht bald vermählen würde. Da wandte sich einer der Anwesenden zu ihm mit den Worten: »und Sie, mein lieber Graf, warum vergessen Sie sich selbst bei einer so herrlichen Gelegenheit?«

Er stutzte und antwortete bescheiden, ein so verwegener Gedanke sei ihm noch nie in den Sinn gekommen. Indessen hatten jene hingeworfene Worte doch einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Er bewegte sie lange in seinem Herzen, und beschloß endlich, den Versuch zu wagen. Er fing damit an, seine Aufmerksamkeit für die Prinzessin zu verdoppeln, unterhielt sie jedoch anfangs nur von seiner tiefen Ehrfurcht und von Neuigkeiten. Als ein kluger Mann wußte er alle diese Gemeinplätze durch seinen Geist zu würzen. Die Prinzessin hörte ihm gern zu, das war sichtbar und gab ihm Muth. Er fügte sich in alle ihre Launen, ihr Geschmack wurde der seinige. Er wagte schon, über ihre Verhältnisse bei Hofe ihr Rathschläge zu ertheilen. Unter andern rieth er ihr, einen Vertrauten zu wählen, auf den sie sich ganz verlassen dürfe.

»Wo werde ich einen solchen finden?« fragte die Prin-

Beylage A.

Sämmtliche, bey der Untersuchung gegen mich vorgebrachte, und wörtlich copirte Klagen, sammt meiner Beantwortung, so wie solche der K. K. Oberhof-Theatral-Direction eingereicht worden.

(Die mehrsten Noten rühren nicht von mir, sondern von Einem meiner Freunde in Wien her, dem ich diese Bogen zum Durchlesen gelichen hatte.)

Die beyden wichtigsten, jedem Eintretenden vorgelegten Fragen, waren (wie der Briefsteller ganz richtig angeführt hat):

1) Hat Ihnen Hr. von K. jemals etwas Unbilliges, oder den Gesetzen Zuwiderlaufendes zugemuthet?

2) Hat er jemals die Schranken der Höflichkeit oder des Wohlstandes gegen Sie verletzt? — Beyde wurden, sowohl per vota majora als saniora mit einem einstimmigen Nein beantwortet, und dadurch auf Einmal der Vorwurf der Despotie, oder der einem Künstler nicht geziemenden Behandlung, gänzlich widerlegt.

Auf die Frage: ob sich irgend Einer persönlich von mir gekränkt fühle? — erfolgten die Klagen, die ich hier wörtlich mittheile.

zeſſin lächelnd. Er gab zu verſtehen, daß ſie auf ihn Felſen bauen könne. Sie ſchwankte noch einige Zeit, dann beglückte ſie ihn durch die Zuſicherung, daß ſie ihn zum Vertrauten wähle.

Nun that er einen Schritt weiter. Er bat ſie nämlich eines Tages — da ſie doch gewiß ſich bald vermählen werde — ihn zuerſt davon zu unterrichten, wenn ihre Wahl entſchieden ſei, damit er (ſo fügte er ſeufzend hinzu) der erſte ſein möge, der ihres Glücks ſich freuen könne. Die Prinzeſſin verſprach es.

Aber wann? rief Lanzan mit ungewöhnlichem Feuer. Die Prinzeſſin antwortete lächelnd: »In drei Monaten.« Er nannte das drei Ewigkeiten, fügte ſich aber ehrerbietig in ihren Willen.

Als der letzte Tag der beſtimmten drei Monate angebrochen war, erinnerte er ſie an ihr Verſprechen. »Wie!« ſagte ſie, »ſind die drei Monate ſchon verfloſſen?«

»Drei Jahre ſind verfloſſen!« deklamirte er.

»Und wozu wird mein Bekenntniß Ihnen nützen?«

»Es wird mich zum glücklichſten Menſchen auf Gottes Erdboden machen!«

»Wohlan, ich werde es Ihnen heute Abend ſagen.«

»Aber wie?«

»Ich werde es auf eine Scheibe an eines meiner Fenſter ſchreiben.«

»Und der erſte, der dieſem Fenſter ſich näherte, würde es früher wiſſen als ich!«

»Wie ſoll ich es denn anfangen? ſagen kann ich es

nicht. Ich werde es auf einen Zettel schreiben, und diesen heute Abend Ihnen einhändigen."

Die Prinzessin erschien am Abend im Louvre. Kaum erblickte sie der Graf, als er hastig um den Zettel sie mahnte.

»Hier ist er," sagte sie, indem sie ihn wohl versiegelt aus ihrem Busen zog, »doch öffnen Sie ihn nicht eher als nach Mitternacht, denn heute ist Freitag, und ich habe oft bemerkt, daß dieser Tag für mich von böser Vorbedeutung ist."

Es sei schrecklich, meinte der Graf, ihm sein Glück in die Hände zu geben, und zu verlangen, daß er noch zögern solle es zu erfahren. Es schlug eilf. Er hielt, während der folgenden Stunde, beständig die Uhr in der Hand, und kaum war der Zeiger bis zur zwölften Stunde vorgerückt, als er der Prinzessin die Uhr zeigte. »Ich habe Ihren Befehl treulich erfüllt. Darf ich nun?"

»Noch eine Viertelstunde."

Betrübt zog er sich zurück. Auch die Viertelstunde war endlich vorüber geschlichen. »Darf ich nun?"

»Ja," war die Antwort, »gehen Sie, lesen Sie, und morgen sprechen wir mehr davon."

Er flog nach Hause, er riß den Zettel auf, und fand, was er ohnehin zu finden vermuthen konnte — seinen eigenen Namen. War es Ernst oder Spott? Dieser Zweifel quälte ihn noch die lange Nacht hindurch. Auf jeden Fall hielt er für rathsam, sich zu stellen, als glaube er das letz-

tere. Der Morgen kam. Mit bleichem Antlitz trat er in das Zimmer der Prinzessin.

»Wie!« rief sie aus, »gestern schienen Sie noch der glücklichste Mensch auf der Welt, und heute so niedergeschlagen!«

»Der Schmerz, mich verspottet zu sehen —«

Die gute Prinzessin war genöthigt, ihm die deutlichsten Proben ihrer Liebe zu geben, und nun stürzte er zu ihren Füßen und schwamm in Wonne.

Es fehlte nichts weiter zu seinem Glücke, als die Einwilligung des Königs. Schüchtern suchte er die Gelegenheit, davon zu sprechen. Eines Tages, als er den König von Mademoiselle de Montpensier unterhielt, sagte dieser lächelnd: »Es kommt mir vor, mein lieber Lanzan, als ob du bei meiner Cousine einen Stein im Brete hättest?«

»Sire!« antwortete Lanzan, »ich schmeichle mir, so gut bei ihr zu stehen, daß es nur von Ew. Majestät abhängen würde, mich unaussprechlich glücklich zu machen.«

Frau von Montespan, die gegenwärtig und ihm geneigt war, legte auch ein gutes Wort für ihn ein, und der König sagte: »In Gottes Namen, Lanzan, ich will dir nicht entgegen sein. Versuche dein Glück. Ich verspreche dir meinen Beistand.«

Lanzan flog zu der Prinzessin, um diese frohe Neuigkeit ihr mitzutheilen, und sie, die einst den Ehestand aus ihrer Einsiedler-Kolonie ganz verbannen wollte, die von der Liebe mit so tiefer Verachtung sprach, war jetzt außer sich vor Freuden, daß der König ihr verstattenwolle, Hy-

mens Feſſeln anzulegen und aus lauter Liebe ſich zu meſalliiren. Sie begab ſich nun ſelber zum Könige und vernahm aus ſeinem Munde die Beſtätigung ihres Glücks. Allein kaum war die Sache ruchbar geworden, als die Prinzen und Prinzeſſinnen vom Geblüte Himmel und Erde bewegten, um ſie zu hintertreiben, und den König ſo lange beſtürmten, bis auch er endlich ſeine Meinung änderte.

Eines Abends ließ er Mademoiſelle in den Louvre einladen, und kündigte ihr ziemlich verlegen unter tauſend Entſchuldigungen an, daß er ſein Wort zurückziehen müſſe. Sie ſtand eine Weile erſtarrt und betäubt. Die erſten Worte, die ſie hervorſtammelte, waren: »und was ſoll aus Lanzan werden?«

»Er ſoll mit mir zufrieden ſein,« antwortete der König.

»Und was ſoll aus mir werden?«

Der König zuckte die Achſeln und ſchwieg. So endete eine Liebesgeſchichte, die am franzöſiſchen Hofe, und, nach der Behauptung des Erzählers, auch an fremden Höfen viel Lärm und großes Aufſehen gemacht hatte. Die Prinzeſſin ſelber erzählt in ihren Memoiren die meiſten hier mitgetheilten Umſtände, wiewohl bisweilen etwas verſchieden. Es wäre nicht zu verwundern geweſen, wenn ſie, nach dieſer Begebenheit, ihr einſiedleriſches Reich wirklich errichtet hätte.

Noch eine andere Unterhaltung werde hier erwähnt; die damals durch Mademoiſelle de Montpenſier und zwei ihrer Freundinnen außerordentlich in die Mode kam. Man

ſchrieb nämlich Portraits und ließ dann errathen, wen ſie vorſtellen ſollten. Die Prinzeſſin ſchrieb ihr eigenes in einer Viertelſtunde. Ob es gut getroffen war, darf bezweifelt werden. Es iſt ein anderes, wenn ein Maler ſich aus dem Spiegel, der vor ihm hängt, oder nur aus ſeinem eigenen Seelenſpiegel malen ſoll, der ſelten das Bild treu zurück wirft. Sie hat auch noch eine Menge andere Portraits geſchrieben, die ihr beſſer gerathen ſein mögen. Wenigſtens brachte ſie dieſe Unterhaltung ſo in Aufnahme, daß es in ganz Paris von ähnlichen Portraits wimmelte.

Warum hört man in Deutſchland ſo ſelten von Zeitvertreib?

Faſt ſcheint es, als wären unſere Damen weniger geiſtreich — oder zu träge — oder zu ſehr mit ausländiſcher Bildung beſchäftigt — oder — als hätten ſie den Anblick ihrer getroffenen Portraits zu ſcheuen.

Milton's Geſtalt.

Zwei engliſche Maler, Richardſon, Vater und Sohn, gaben vor vielen Jahren Bemerkungen über Milton's verlornes Paradies heraus und fügten deſſen Lebensbeſchreibung hinzu. In dieſer bedienten ſie ſich einer ſeltſamen Wendung, um ſeine Geſtalt zu bezeichnen. »Er war,« ſo heißt es, »eher von mittler Größe als klein zu nennen, und wohl proportionirt. Er war — nein, er war weder kurz noch dick, aber er würde beides geweſen ſein, wenn er ein wenig kürzer und ein wenig dicker geweſen wäre.

Im Original klingt das noch drolliger: He was rather a middle siz'd than a little man and well proportion'd: latterly he was — no, not short and thick, but he would have been so, had he been something shorter and thicker than he was.

Anekdoten von Gelehrten.

Der Kanzler Düprat ließ durch einen Parlamentsspruch die Privilegien der medizinischen Fakultät zu Montpellier vernichten. Rabelais beschloß zu versuchen, ob er durch seine Beredsamkeit den Kanzler vermögen könne, den Spruch zu widerrufen. Aber wie sollte er zu ihm gelangen? es war nicht leicht, eine Audienz zu erhalten, am wenigsten in dieser Sache. Rabelais fiel auf ein Mittel, dessen sich freilich nur selten ein Supplikant zu bedienen im Stande ist. Er redete den Schweizer vor des Kanzlers Palast in lateinischer Sprache an. Dieser schickte sogleich nach einem Sekretär, welcher lateinisch verstand, aber zu dem sprach Rabelais griechisch, und als ein anderer, der griechischen Sprache kundiger Mann gerufen wurde, ließ er sich hebräisch vernehmen. So flossen nach und nach eine Menge alter Sprachen ihm geläufig von den Lippen. Das ganze Haus kam in Bewegung. Dem Kanzler wurde gemeldet, draußen stehe ein Mann, der mit Pfingstzungen rede. Man ließ ihn herein treten, und nun sprach er mit so männlicher Beredsamkeit für die Rechte seiner Fakultät, daß er den Kanzler gewann und seinen

Zweck erreichte. Darum wurde, noch lange nach seinem Tode, sein Doktormantel zu Montpellier in großen Ehren gehalten, und wer daselbst die Doktorwürde erlangte, trug an diesem Ehrentage Rabelais Mantel.

* * *

Galilei erzählt, er habe einen Mann gekannt, der ein so eifriger Verehrer des Aristoteles gewesen, daß, als ihm einst ein berühmter Anatom bei Zerlegung eines menschlichen Körpers zeigte, wie die Nerven aus dem Gehirn in das Rückenmark und von da im ganzen Körper sich verbreiten und mit dem Herzen nur durch ein kleines Netz zusammenhängen, er verwundert ausrief: »Es ist wahr, Sie haben mir das klar bewiesen, und wenn Aristoteles nicht anderer Meinung wäre, so würde ich Ihnen glauben.«

Galilei würde solcher Beispiele in unsern Tagen bei hunderten erzählen können, denn was ist häufiger, als Nachbeterei den fünf Sinnen zum Trotz?

* * *

Ein Neffe von La Motte untersuchte die Papiere seines verstorbenen Oheims, und fand unter andern einen Zettel, auf dem geschrieben stand: »Heute habe ich ein englisches Trauerspiel gelesen, wo zwei kleine Kinder ein sehr lebhaftes Interesse erregen. Ich werde das gelegentlich für die französische Bühne erfinden.« — Bald darauf verfertigte er sein Ines de Castro. — Wie manches ist schon auf diese Weise von den Franzosen erfunden worden!

* * *

Als Casaubonus zum ersten Mal in die Sorbonne eingeführt wurde, sagte man zu ihm mit großem Gepränge: »Sie betreten hier einen Saal, in welchem schon seit vierhundert Jahren disputirt wird.«

»Und was ist ausgemacht worden?« fragte Casaubonus. — Wollte Gott, man könnte diese Frage nur an die Sorbonne richten!

* * *

Reiche Schriftsteller — deren es freilich in Deutschland wenige gibt, weil da nur die Nachdrucker reich werden — mögen folgendes Beispiel zu Herzen nehmen: Balzac schickte seinen Bedienten zu Voltare, und ließ ihn um vier hundert Thaler bitten, ihm auch zugleich seinen Wechsel über diese Summe einhändigen. Voltare zählte das Geld auf, nahm den Wechsel und schrieb darunter: „Ich Endes Unterzeichneter bekenne, daß ich meinem Freunde Balzac acht hundert Thaler schuldig bin, für das Vergnügen, welches er mir gemacht hat, ihm vier hundert leihen zu dürfen.«

Man hat mit Recht behauptet, daß dieser Wechsel Voltare mehr Ehre macht, als seine schönsten Briefe.

* * *

Der Dichter Rotrou verwaltete eben ein obrigkeitliches Amt zu Dreux, als diese Stadt von einer pestartigen Krankheit heimgesucht wurde. Seine Pariser Freunde baten ihn, sein Leben in Sicherheit zu setzen; allein er schrieb, das könne er vor seinem Gewissen nicht verantworten, da zu Erhaltung der guten Ordnung seine Gegenwart vonnöthen

ſei. Er ſchloß ſeinen Brief mit den Worten: »Freilich iſt die Gefahr groß, denn in dem Augenblicke, wo ich dieſes ſchreibe, läuten die Glocken für den zwei und zwanzigſten Todten, der heute hingerafft worden. Sie werden auch für mich läuten, wenn es Gott gefällt.«

* * *

Moliere hatte ſich gerade mit Racine überworfen, als ſein Miſanthrop zum erſten Male geſpielt wurde. Ein Schmeichler glaubte dem letztern ein großes Vergnügen zu machen, indem er ihm haſtig die Neuigkeit zutrug: das Stück ſei gefallen, es ſei ſchlecht, es ſei erbärmlich! Racine könne ihm das auf's Wort glauben, denn er ſei gegenwärtig geweſen. — »Und ich,« erwiederte Racine kalt, »ich bin nicht gegenwärtig geweſen und glaube es doch nicht, weil Moliere unmöglich ein ſchlechtes Stück machen kann.«

Leider finden ſich ſolche Beiſpiele nur unter den Franzoſen. Einem deutſchen Racine würde der Schmeichler in der That ein großes Vergnügen gemacht haben. Man muß bekennen, und der Herausgeber iſt ſelber öfter Zeuge davon geweſen, daß die franzöſiſchen Schriftſteller, auch wenn ſie einander nicht leiden mögen, ſich gewöhnlich mit einer Zartheit behandeln, die den deutſchen fremd iſt.

* * *

Es gab vor Zeiten einen Gaſtwirth in Paris — jetzt würde man ihn Reſtaurateur nennen — bei dem ſich die berühmteſten ſchönen Geiſter zu verſammeln pflegten. Auch geiſtreiche Höflinge miſchten ſich gern darunter. Alle dieſe Herren hatten ein eigenes Zimmer, welches für Niemanden

ſonſt geöffnet wurde. Hier lag beſtändig ein Exemplar von Chapelain's Pucelle auf dem Tiſche, und wenn Jemand von der Geſellſchaft einen Fehler gegen die Sprache beging, oder albern raiſonnirte, abſprechend urtheilte, ſo wurde ihm durch Mehrheit der Stimmen eine Strafe diktirt. Die gewöhnlichſte beſtand darin, daß er zehn bis zwanzig Verſe aus dieſer Pucelle leſen mußte; aber nur wenn er es ſehr arg gemacht hatte, wurde ihm eine ganze Seite zu leſen auferlegt.

Vor einiger Zeit wollte eine Verſammlung von deutſchen guten Köpfen dieſe ſpaßhafte Kriminal-Juſtiz nachahmen, und es wurde beſchloſſen, daß in der nächſten Sitzung jedes Mitglied diejenigen Bücher mitbringen ſollte, deren Leſen er zur Beſtrafung am geeignetſten hielte. Aber hilf Himmel! welch eine Bibliothek kam da zuſammen! Manche hatten ganze Schiebkarren voll vor ſich her geſchickt. Die Wahl war verzweifelt ſchwer. Die Stimmen theilten ſich zwiſchen Alarcos, Lacrymas, Attila, Wanda, und ſogar aus den Qualverwandtſchaften wurden manche Blätter in Vorſchlag gebracht. Endlich gelang es dem Präſidenten der Verſammlung die Stimmen zu vereinigen. Oken's Schriften wurden ſauber gebunden auf den Tiſch gelegt.

* * *

Der Chevalier de Rohan hatte ein Staatsverbrechen begangen, und Ludwig XIV. weigerte ſich ſtandhaft, ihn zu begnadigen, ſo ſehr man auch von allen Seiten ihn darum bat. Eines Tages während dieſer Zeit ſah er das Trauer-

1.

Herr Müller Vater

hat geklagt: „daß er einige Rollen in Stücken von „wenig ästhetischem Werth erhalten, die er bey „seinem Alter für ein- oder zweymal einstudiren „müssen.“

Diese Klage ist zwar nicht ganz ungegründet, indem Herr Müller wirklich in der Tochter der Natur und im Doctor Tonuccio Rollen übernommen, die er fast vergebens hat auswendig lernen müssen. Ich glaube aber, daß dieß weniger mir, als dem Zufall, und dem vorher nicht zu berechnenden Schicksal eines Schauspiels zugeschrieben werden müsse. Denn was den ästhetischen Werth betrifft, so hat über Lafontaines Tochter der Natur Kritik und Publicum überall vortheilhaft entschieden, und Wien ist der einzige Ort, wo dieses Product eines deutschen Lieblings-Schriftstellers mißfallen hat. Auch Doctor Tonuccio hat sein Schicksal gewiß nicht verdient. Der Verfasser desselben ist ein durch seinen Freemann, durch seinen Landprediger von Wakefield u. s. w. gewiß nicht unrühmlich bekannter Schriftsteller. Freylich ist es unangenehm, und gewiß selbst der Direction verdrüßlich, wenn ein Mann von Hrn. Müllers Alter und Verdiensten, diese oder jene Rolle vergebens lernte. Aber ist denn etwa dieser Zufall Hrn. Müller zum Erstenmale, und nur unter meiner Regie wiederfahren? Ich darf nur unter den neuesten Beyspielen den Ritter Hans in den aus-

ſpiel Cinna aufführen, und wurde dadurch ſo tief bewegt, daß er nachher bekannte, wenn Jemand dieſen Augenblick ergriffen hätte, um die Bitte zu wiederholen, er würde nicht widerſtanden haben. — Allein war es nicht traurig, daß ein tiefbewegter König erſt noch gebeten werden ſollte, um die gnädige Empfindung in eine gnädige Handlung zu verwandeln? — heißt das nicht einem Armen, deſſen Anblick rührt, blos darum kein Almoſen geben, weil er nicht bettelt? — Es ſcheint, Ludwig XIV. würde, um ſeiner Ehre willen, beſſer gethan haben, wenn er ſeine gnädige Aufwallung ganz verſchwiegen hätte.

* * *

Wenn die Großen im Sommer auf ihre Güter gehen, weil es ſo gebräuchlich iſt, ſo pflegen ſie dort nicht ſelten ſich zu langweilen. Das wußte der Herzog von Briſſac, und darum wollte er einſt, bei einer ähnlichen Gelegenheit, den Dichter Chapelle mitnehmen, überredete ihn auch wirklich dazu. Bis Angers fuhren ſie zuſammen und wollten da übernachten. Es war noch ziemlich früh. Chapelle hatte einen Freund daſelbſt, den er zu beſuchen ging und bei dem er auch zu Abend ſpeiſte. Als der Herzog am andern Morgen ſeine Reiſe fortſetzen wollte, erklärte ihm der Dichter ganz trocken, er könne nicht die Ehre haben, ihn ferner zu begleiten.

Warum nicht? — Chapelle hatte auf ſeines Freundes Tiſche den Plutarch gefunden, ihn aufgeſchlagen, und war zufällig auf die Worte geſtoßen: Wer den Großen folgt, wird Knecht.

„Aber mein Gott!“ sagte der Herzog, „ich behandle Sie ja als meinen Freund? Sie werden bei mir zu Hause sein.“ — Vergebens! — Chapelle antwortete immer: „Es ist nicht meine Schuld, Plutarch hat es gesagt.“

* * *

Derselbe Dichter speiste eines Tages ganz allein mit einem Herzog und Marschall von Frankreich. Sie zechten wacker, und, nachdem ihnen der Wein etwas zu Kopfe gestiegen war, fingen sie an, mit lallenden Zungen sehr ernsthafte Beobachtungen über das menschliche Elend in diesem Leben, und über die Ungewißheit eines künftigen Lebens anzustellen. Sie kamen Beide darin überein, daß man fromm sein müsse; nur fanden sie es schwer, viele Jahre hinter einander wahrhaft christlich zu leben, und priesen die Märtyrer glücklich, die durch kurze Leiden den Himmel errungen hatten.

Plötzlich fiel es Chapelle ein, daß sie Beide sehr wohl thun würden, in die Türkei zu gehen und dort die christliche Religion zu predigen. „Man wird uns beim Kragen nehmen,“ sagte er, „man wird uns vor den Pascha führen; ich werde ihm trotzig antworten, Sie auch; man wird mich spießen, Sie auch, und so sind wir auf Einmal im Paradiese.“

Der Marschall nahm es übel, daß Chapelle sich immer zuerst nannte. „So ein Herrchen, wie Sie,“ sagte er, „sollte nicht vergessen, daß ich Herzog und Marschall von Frankreich bin. Ich werde mit dem Pascha reden, mich wird man zuerst spießen!“

»Ich frage den Henker nach Ihrem Herzog,« lallte Chapelle. Paff! warf ihm der Herzog einen Teller in's Geſicht. Paff! ſchleuderte Chapelle die ganze Schüſſel gegen ſeinen vornehmen Wirth. Die Gläſer, die Bouteillen flogen hin und her. Schon griffen beide nach ihren Stühlen, als Leute herzuſtürzten und ſie aus einander brachten. Jedermann war neugierig, die Veranlaſſung des Kampfes zu wiſſen, und das Erſtaunen verwandelte ſich in Lachen, als man vernahm, es werde um die Ehre gekämpft, zuerſt geſpießt zu werden.

* * *

Benſerade erfuhr, daß eine alte, reiche Witwe Tages zuvor geſtorben ſei. »Schade!« ſagte er, »vorgeſtern war ſie eine gute Partie.«

* * *

Menage wollte durchaus Moreri's hiſtoriſches Wörterbuch nicht leſen. »Ich habe ein all zu gutes Gedächtniß,« ſagte er, »und fürchte, die Fehler zu behalten, von denen es wimmelt.«

* * *

Lafontaine's arme Witwe ſollte einige öffentliche Auflagen bezahlen. Es fiel ihr ſchwer. Da ſchrieb Herr von Armenonville, damals Gouverneur von Soiſſons, an ſeinen Stellvertreter: Künftig ſoll Lafontaine's Familie von allen Auflagen befreit ſein. Die Nachfolger des Mannes, der des liebenswürdigen Dichters Andenken ſo ſchön ehrte, beeiferten ſich, es ihm gleich zu thun, und das Schreiben des Herrn von Armenonville wurde von Lafontaine's Nach-

kommen heilig aufbewahrt. Ob es ihnen auch jetzt noch von einigem Nutzen sein möge, ist unbekannt.

* * *

Es gibt ein Mittel, beißige Kritiker zu gewinnen, das freilich nicht in eines Jedem Gewalt ist. Boileau hatte einem gewissen Boursault sehr übel mitgespielt. Bald darauf mußte er, um seiner Gesundheit willen, zu den Mineralwassern von Bourbon reisen, in welcher Gegend Boursault Steuereinnehmer war. Die Kur zog sich in die Länge, Boileau kam an Gelde zu kurz. Boursault erfuhr das zufällig, eilte zu ihm und brachte ihm zweihundert Louisd'or, wodurch der Kritiker so überrascht und gerührt wurde, daß er dem großmüthigen Manne die wärmste Freundschaft schwur. Ob er ihn nun auch lobte, weiß ich nicht. Wenigstens hätte ein Deutscher es gethan, und weit wohlfeiler als um zweihundert Louisd'or; das möge z. B. folgendes Geschichtchen lehren:

Als ich vor mehreren Jahren noch Herausgeber des Freimüthigen war, erschien bei Lagarde in Berlin der Strom der Zeiten, eine sehr wohl ersonnene und gut ausgeführte, bildliche Darstellung der Weltgeschichte. Das Blatt lag auf meinem Tische, als ein berüchtigter Recensent mich besuchte. Er warf einen Blick darauf, und als er hörte, der Verleger habe mir dies Exemplar geschenkt, um das Werk im Freimüthigen anzuzeigen, auch werde ich das lobend thun, weil es mir gefalle; da rümpfte er die Nase, erklärte es für ein gewöhnliches und noch dazu sehr über-

flüſſiges Machwerk, nannte mir einige Verfaſſer von hiſtoriſchen Tabellen, die weit vorzüglicher wären; kurz, ich konnte nicht anders vermuthen, als daß es dem armen Strome der Zeiten, in dem Blatte, für welches der Herr Recenſent arbeitete, ſehr übel ergehen würde. Ich hatte mich geirrt, denn nach wenigen Tagen las ich mit Erſtaunen ſein freigebiges Lob. Das war mir ſo lange unerklärbar, bis ich meinen Gegenbeſuch bei ihm machte. Siehe da lag der Strom der Zeiten gleichfalls auf dem Tiſche — der Verleger hatte ihm auch ein Exemplar geſchenkt, und dadurch plötzlich bei ihm eine andere Anſicht bewirkt. — Armes Publikum! ſo wirſt du geäfft. — Dummes Publikum! warum läſſeſt du dich ſo äffen? Unter hundert Recenſionen, die du lieſeſt, werden ſelten mehr als ein paar ganz unbefangen ſein.

* * *

Der berühmte Bayle gehörte zu den Flüchtlingen, die um der Religion willen Frankreich verließen. Den Geſetzen nach war, aus dieſer Urſache, ſein Teſtament in ſeinem Vaterlande ungiltig. Allein das Parlament von Toulouſe ehrte den ſeltenen Mann, und noch mehr ſich ſelbſt, indem es bei ihm eine Ausnahme machte, und ſein Teſtament für giltig erklärte.

* * *

Peter und Thomas Corneille, Brüder, waren aus der Normandie gebürtig. Dort heiratheten ſie auch zwei Schweſtern, zwiſchen denen dieſelbe Verſchiedenheit des Alters wie bei ihren Männern Statt fand. Aus beiden

Ehen wurde eine ganz gleiche Zahl von Kindern erzeugt. Beide Paare wohnten in Einem Hause, speisten an Einem Tische, hatten einerlei Bedienten. Das währte länger als fünf und zwanzig Jahre, und noch hatten die Brüder nicht daran gedacht, das Vermögen ihrer Frauen zu theilen. Erst als Peter Corneille starb, mußte die Theilung vor sich gehen.

* * *

Als Boileau erfuhr, er sei zum Historiographen des Königs mit einem ansehnlichen Gehalte ernannt worden, sagte er lachend: »Man hat mir mit Stockschlägen gedroht, so lange ich Satyren schrieb, die ich doch so ziemlich zu schreiben verstehe; jetzt gibt man mir eine Pension, um Geschichte zu schreiben, die ich nicht zu schreiben verstehe.«

* * *

Der Pater Hardouin hegte die seltsame Meinung, daß fast alle Werke der griechischen und lateinischen Schriftsteller untergeschoben, und erst im zwölften und vierzehnten Jahrhundert von Mönchen geschrieben wären. Boileau sagte: »Ich weiß nicht, ob der Pater Hardouin Recht hat, aber das weiß ich wohl, daß ich, in diesem Falle, wohl mit dem Bruder Horaz, dem Pater Virgil und ihres Gleichen gelebt haben möchte.«

* * *

Als, nach Türenne's Tode, Ludwig XIV. acht Marschälle von Frankreich auf Einmal machte, sagte Boileau: »Der König hat sein Goldstück in kleine Münze umgesetzt.«

* * * *

Dieſer Satyriker pflegte zwiſchen einfachem und doppelten Galimathias zu unterſcheiden. Einfach nannte er den, wo der Verfaſſer ſich ſelber verſtanden hat, der Leſer ihn aber nicht verſteht; doppelt hingegen den, wo der Verfaſſer ſelber nicht weiß, was er eigentlich hat ſagen wollen. Als Beiſpiel des Letztern citirte er folgende Zeilen aus dem Trauerſpiel des großen Corneille, Titus und Berenice:

Faut-il mourir, Madame, et si proche du terme?
Votre illustre inconstance est-elle encor si ferme,
Que les restes d'un feu, que j'avois crusi fort,
Puissent dans quatre jours se promettre ma mort?

Wir Deutſche ſind jetzt ſo reichlich mit doppeltem Galimathias verſehen, daß wir die Verſe bei tauſenden citiren könnten; denn unmöglich kann ich mir einbilden, daß die ekelhafte Myſtik der Herren Schlegel, Werner und Konſorten bloß einfacher Galimathias wäre.

* * *

Man rühmte an Boileau, daß er ſo keck war, ſelbſt gegen den König ſeine Meinungen zu vertheidigen. Aber wie that er es? — Kein Höfling konnte feinere Schmeicheleien ſagen, als ſein Widerſpruch deren enthielt: »Ew. Majeſtät werden eher zwanzig Feſtungen einnehmen, als mich davon überreden.« — »Es iſt merkwürdig, daß ich in ganz Europa der Einzige bin, der es wagt, Ew. Majeſtät nicht nachzugeben.« — Nun, ſo verzuckert ließe ſich auch wohl der empfindlichſte Held eine kleine Wahrheit gefal-

len, zumal wenn sie nur das Reich der Wissenschaften betrifft, und folglich im Grunde ihm gleichgiltig ist.

Einige Züge aus der spanischen Revolutions-Geschichte.

(Einem Werke, welches im Jahre 1734 von gelehrten Jesuiten herausgegeben wurde.)

Spanien beschäftigt jetzt so viele Köpfe und Arme, wenn auch vor der Hand nur wenige Federn, daß auch Züge aus der ältern Geschichte seiner Zerrüttungen nicht unwillkommen sein werden. Allgemein bekannt ist unter andern die alte Sage, daß im Jahre 794 Karl der Große, nachdem er siegreich gegen die spanischen Saracenen gestritten und Pampelona geschleift, auf seiner Rückkehr nach Frankreich in den Engpässen von Roncevaux total geschlagen worden. Aber Eginhard erwähnt dieser Begebenheit nur als eines unbedeutenden Zusammentreffens. Einige spanische Geschichtschreiber, und sogar Mariana, haben, im Vertrauen auf den Roman des Erzbischofs Turpin, ihren Vorfahren die Ehre zugesprochen, an jenem Tage Karl den Großen nebst seinen zwölf Pairs überwunden zu haben. Man bemerke, daß die zwölf Pairs noch gar nicht existirten. Das Wahre von der Sache ist: daß die Basquen, mehr räuberisch als kriegerisch, Karl's Nachtrab überfielen, einen Theil derselben in Stücken hauten, das Gepäck erbeuteten und sich schnell wieder in ihre unzugänglichen Felsenklüfte

zurückzogen. Freilich kamen auch einige Männer von Bedeutung bei der Gelegenheit um, unter andern der berühmte Roland, der aber keineswegs Karl's Neffe, sondern ein Statthalter an den Küsten von Bretagne war.

Wie oft mögen in neuern Zeiten die Spanier durch schlaue Erinnerung an diesen vermeinten Sieg ermuthigt worden sein! Wie oft mag man ihnen aus dem Dom Quixotte das Liedchen vorgeträllert haben:

Ihr dreſcht nur leeres Stroh,
Mein Herr Franzos von Roncevaux.

Es ist abermals ein Beispiel, daß die Fabel mehr auf Nationen wirkt, als die Geſchichte.

* * *

Ferdinand von Arragonien, der Gemahl Isabellens, Königin von Kastilien, wird als der feinste Politiker geschildert, und gesagt, er habe diese Kunst eben so hoch und vielleicht noch höher getrieben, als Ludwig XI., König von Frankreich, das heißt, bis zur Schelmerei (fourberie). Die spanischen Geschichtschreiber, Zurita und Mariana, entschuldigen ihn deshalb sehr naiv durch die Bemerkung: »Es sei nicht recht, einem Könige ein Laster so hoch anzurechnen, welches allen Königen gemein sei.

* * *

Ein gläubiger Geschichtschreiber ist beinahe eben so schlimm als ein leichtgläubiger. Man muß lächeln, wenn man folgende Erzählung liest:

„Der König von Aragonien belagerte Murat, eine kleine, durch Montfort befestigte Stadt an der Garonne.

Montfort eilte mit achthundert Reitern herbei; einige fügen noch tausend Mann Fußvolk hinzu. Der Erfolg dieser That war ein sichtbares Wunder des Gottes der Heerscharen, der seine Hand zum Schutz seiner Kirche ausstreckte. Unglaublich würde diese That uns scheinen, wenn sie nicht von so vielen Augenzeugen, als es damals Schriftsteller gab, bekräftigt würde. Der Graf und seine kleine Schar, voll Vertrauen auf Gott — ein Vertrauen, welches durch Gebet und Empfangung des heiligen Sakraments noch gestärkt worden war — griffen das königliche Heer muthig an, drangen hindurch bis zum Könige und streckten ihn todt in den Staub."

Das klingt prächtig! besonders wenn man weiß, daß die Armee des Königs einmal hundert tausend Mann stark war. Und alle Schriftsteller der damaligen Zeit waren Augenzeugen dieser That! Das ist beinahe ein noch größeres Wunder, als daß achtzehn hundert Mann einen König mitten in einem Heere von einmal hundert tausend erschlugen. Aber nun wollen wir einmal den ehrlichen Mezerai dagegen hören: *)

»Montfort hatte in Murat eine starke Garnison gelassen, um die Gegenden von Toulouse zu verwüsten. Der König von Aragonien belagerte es mit einmal hundert tausend Mann im Monat September. Montfort, der zu Kastelnaudary war, raffte kaum tausend oder zwölf hundert Mann zusammen und warf sich damit in die

*) Abr. Chron. ad 1213.

gezischten Liebhabern im Harnisch anführen *). Der vorige Ausschuß war also nicht glücklicher als ich.

2.

Madame Stephanie

hat, ihrem eigenen Ausdruck gemäß, bloß über das Allgemeine und im Ganzen geklagt. Das soll also wohl mit andern Worten heißen: sie hat über das geklagt, worüber sie Alle klagen. Dabey ist nur von ihrer Seite ein kleiner Irrthum vorgefallen, denn sie scheint vorausgesetzt zu haben, daß sie Alle klagen würden. Da nun aber 23 Personen, und folglich Dreyviertel der ganzen Gesellschaft, nicht die geringste Beschwerde gegen mich vorgebracht haben **), so folgt daraus,

---

*) Ein Ritterstück von Herrn Ziegler, in welchem ein Burgvoigt bis an den Hals in die Erde gegraben wird, wo er einen ganzen Akt hindurch aushalten muß. Es erscheinen überdieß eine Menge Türken-Köpfe auf der Bühne. — Auch in einem seiner neuesten Producte, das Petschaft, spielt ein Kopf von Wachs die Hauptrolle. — Lessing hat wohl Recht: man spricht am liebsten von dem, was man nicht hat.

**) Zu diesen 23 Personen müssen auch noch ferner Herr Koch mit seiner Tochter, Herr und Madame Stollners, die Herren Roose, Ohmann, Lippert und Weinmüller gerechnet werden, die sämmtlich nicht gegenwärtig waren, aber gleichfalls keine Klage hatten. Folglich waren in Allem auf Seiten des Hrn. v. K. Ein und dreyßig Personen; gegen ihn dreyzehn, worunter noch fünf bis sechs ich nur

Festung, aus der er einen wüthenden Ausfall that. (Also vereinigt mit der starken Garnison). Der König, den kleinen Haufen verachtend, setzte sich zur Tafel, als der Kampf anhub. Da wurde er überrascht, seine Garden niedergehauen, er selbst von einem gemeinen Soldaten erwürgt. Montfort verlor dabei nicht mehr als acht Mann."

Das klingt immer noch stark genug, aber doch bei weitem nicht so prächtig, als jene Erzählung. Man sieht, es war eine Ueberrumpelung. Der König war aus Uebermuth unvorsichtig. Freilich können die Jesuiten dagegen einwenden: der liebe Gott hatte ihn mit Blindheit geschlagen, und so wäre das Wunder doch gerettet. — O wahrlich! zu nichts auf der Welt hätten wir den Mann aus dem Monde nöthiger, als zum Geschichtschreiber; denn auf Erden einen ganz unbefangenen Mann für dieses erhabene Geschäft zu finden, daran muß Jeder verzweifeln, der in historischen Bibliotheken sich ein wenig umgesehen hat.

* * *

Der König Rodrigo hatte sich gegen die Tochter des Grafen Julian, die schöne Caba, eben so benommen, wie einst Tarquin gegen Lucretia. Sie stieß sich zwar keinen Dolch in die Brust, allein sie schrieb folgenden Brief an ihren Vater:

»Möchte die Erde mich früher verschlungen haben, als meine Ehre und die deinige mir das grausame Bekenntniß abnöthigten, welches deine Ruhe, die mir so theuer ist, zerstören wird. Die Thränen, welche diese Zeilen überschwemmen, mögen dir sagen, was ich leide. Aber ich darf

nicht ſchweigen. Du würdeſt mich ſchuldig glauben, ich würde hoffnungslos erliegen. Sollte ich der Zeit überlaſſen, ein Geheimniß zu enthüllen, das nur zu deiner Schande, zu meinem Schimpf ſich offenbaren würde, wenn nicht zugleich die Rache deſſen Herold wäre? — Ich darf nicht ſchweigen, obgleich die Scham mir jedes Wort von der Lippe haſchen will. Deine Tochter — dein Blut — das Blut unſerer Könige, das in deinen Adern fließt — ihr unwürdiger Nachfolger hat es durch die ſchimpflichſte Gewalt entweiht. Auf, mein Vater! ſammle deine Freunde, wenn ihr Muth ſie dieſes Titels würdig macht — räche eine Schandthat, die, ungerochen, unſern Namen auf ewig brandmarken würde!"

Daß dieſer Brief auf den ſtolzen Vater wirkte, und er die blutigſte Rache nahm, iſt eben nicht zu verwundern, hingegen unbegreiflich, wie das Klagſchreiben der ſchönen Caba in die Hände der Jeſuiten gefallen. Es iſt um ſo mehr erlaubt, an der Echtheit desſelben zu zweifeln, da wir den nämlichen Brief noch auf eine andere Manier beſitzen. Ein arabiſcher Geſchichtsſchreiber nämlich (er hat einen barbariſchen Namen, iſt aber von Michael de Luna in's Spaniſche überſetzt worden) hat gleichfalls der ſchönen Caba ſeine Feder geliehen, nennt ſie aber Florinde, und läßt ſie folgendergeſtalt ſprechen:

„Die für mich betrübte Abweſenheit meines geliebten Vaters nöthigt mich, die Feder zu ergreifen, um ſchreibend den Troſt zu ſuchen, den ſein Anblick mir jetzt nicht gewähren kann. Ich ſchreibe aber nicht, um dir Neuig-

keiten aus dem Palaſte zu melden, ob es gleich deren jederzeit gibt, die merkwürdig genug ſind. Nur Eine werde dir berichtet, die, ob ſie gleich an dieſem Hofe ſchon alt iſt, doch für ein Mädchen wie ich bin ſtets neu ſein, und die ganze Welt in Erſtaunen über einen ſo großen Fürſten, als Rodrigo iſt, verſetzen wird. Wiſſe alſo, lieber Vater, daß ich aus Unvorſichtigkeit den Ring, den ich in dieſem Briefe dir ſchicke, auf dem Tiſche liegen laſſen und dieſes höher als mein Leben geachtete Kleinod nicht ſo verwahrt hatte, als du und meine Mutter mir ſtets empfohlen. Den König lüſtete darnach, und da ich es ihm nicht geben wollte, ſo zog er den Degen, und trotz meines Geſchreies ſtieß er ſo unbarmherzig darnach, daß er, wie du ſiehſt, den Ring ſammt dem darin gefaßten Smaragd entzwei geſpalten hat. Dieſer traurige, unerwartete Zufall beſchämt mich dermaßen, daß ich nichts weiter darüber ſagen kann, ſondern dich um Beiſtand anrufe! Meine Mutter befindet ſich übel und ich noch übler. Ich bitte Gott, daß er dich in ſeinen heiligen Schutz nehme! Toledo, den 3. Dezember 750.»

Welcher von dieſen beiden Briefen wohl der echte ſein mag? — vermuthlich keiner von beiden.

Das wunderliche Teſtament.

Es begab ſich, vor mehr als hundert Jahren, daß ein Bauer in der Gegend von Toulouſe folgendes Teſtament machte:

„Da mein Rothſchimmel mir jederzeit willige Dienſte geleiſtet und nie mit mir durchgegangen iſt, auch ſich jedesmal gefreut hat, wenn ich in den Stall kam; ſo habe ich ſelbigen Rothſchimmel von Herzen und vor allen andern Menſchen und Pferden geliebt, und darum ſetze ich ihn hiermit zu meinem Erben ein, und Jakob, mein Brudersſohn, ſoll künftig den Rothſchimmel reiten und beſitzen.“

Natürlich wurde das Teſtament angefochten. Der eine ſagte: »der Teſtirer ſei offenbar nicht wohl bei Verſtande geweſen.“ Das Pferd antwortete (nämlich durch ſeinen Advokaten), »ein Menſch, der das, was ihm das liebſte auf der Welt geweſen, nach ſeinem Tode zu verſorgen wünſche, der zeige wohl Verſtand.

Ein anderer behauptete: »ein unvernünftiges Thier könne nicht zum Erben eingeſetzt werden.“ Der Rothſchimmel antwortete, indem er den Vorwurf der Unvernunft großmüthig auf ſich beruhen ließ: »er ſei blos etwas leichtſinnig und zur Verſchwendung geneigt, zwei Eigenſchaften, die auch den Frauenzimmern eigen wären, die darum doch von keiner Erbſchaft ausgeſchloſſen würden; nur pflege man ihnen Kuratoren zu verordnen, und dieſe Vorſicht habe der wohlſelige Erblaſſer gleichfalls beobachtet, indem er ihm, dem Rothſchimmel, in der Perſon ſeines Neffen Jakob, einen Kurator an die Seite geſetzt, der ihn reiten und beſitzen ſolle. Verſtändiger und vorſichtiger hätte er mit ſeiner eigenen Tochter nicht verfahren können, wenn er eine gehabt hätte, und folglich ſei das Teſtament allerdings zu beſtätigen.

Das Parlament von Toulose bestätigte es auch wirklich, nur aus andern Gründen. Es nahm nämlich an, der Bauer habe eigentlich seinen Neffen Jakob zum Erben einsetzen wollen, und nur in seiner Einfalt sich falsch ausgedrückt. Man bewunderte das Parlament in seiner Weisheit, denn der Todte blieb stumm.

Herzbrechende Klagen, an meinen alten Schlafrock gerichtet.

Diderot lebte, wie auch die deutschen Gelehrten gewöhnlich zu leben pflegen, in einem Zimmer, in welchem der Luxus nicht heimisch war. Sein alter, sehr abgenutzter Schlafrock paßte zu den Umgebungen, und so oft er auch damit geneckt wurde, so konnte er sich doch nie entschließen, Neuerungen vorzunehmen, gegen welche Gewohnheit und Bequemlichkeit sich auflehnten. Indessen mußte doch endlich einmal etwas dergleichen geschehen, und, da er selbst keine Anstalten dazu machte, so nahm Madame Geoffrin, seine Freundin, die Gelegenheit wahr, bei seiner Abwesenheit von einigen Tagen, sein Zimmer ganz neu und ziemlich kostbar zu möbliren, auch an die Stelle des alten Schlafrocks einen neuen, eleganten zu legen. Seine Empfindungen über diesen Tausch drückte er nun folgendergestalt aus:

Warum habe ich ihn nicht behalten! — er war für mich geschaffen, ich für ihn! — er schmiegte sich an mich,

ohne mich zu drücken. Dieſer neue iſt ſtarr und ſteif, und gibt mir das Anſehen einer Gliederpuppe. Der alte war ſo gefällig, lieh ſich gern zu allem, denn Dürftigkeit iſt faſt immer dienſtfertig. War ein Buch beſtaubt, ſo bot er mir einen ſeiner Zipfel dar, um es abzuwiſchen. Wollte die verdickte Dinte nicht aus der Feder laufen, ſo gab er mir die rechte und linke Seite Preis, und lange ſchwarze Streifen bezeugten ſeine langen treuen Dienſte. Zugleich gaben dieſe Streifen mir das Anſehen eines Schriftſtellers, eines arbeitſamen Menſchen; jetzt ſeh' ich aus wie ein Faullenzer; man weiß nicht mehr w e r ich bin und w a s ich bin. Unter ſeinem Schutze fürchtete ich weder die Ungeſchicklichkeit eines Bedienten, noch meine eigene, weder Waſſer noch Feuer; ich war der H e r r meines alten Schlafrocks, ich bin der S k l a v e des neuen geworden. Der Drache, der das goldene Vließ bewachte, war nicht unruhiger als ich — die Sorgen umhüllen mich! — Ein verliebter Alter, der ein junges Mädchen zu ſeiner Tyrannin macht, ſeufzt früh und ſpät: warum habe ich eine ehrliche, alte Haushälterin fortgejagt! — Auch ich ſeufze, oder vielmehr ich fluche dem Erfinder der Kunſt, einen gemeinen Stoff ſcharlachroth zu färben. Ich fluche meinem prächtigen, hochverehrten Gewande! wo iſt mein alter demüthiger bequemer Lappen von Kalmang? ! —

Freunde, haltet eure alten Freunde in Ehren! Freunde, hütet euch vor Reichthum! laßt mein Beiſpiel euch abſchrecken. Die Armuth iſt frei, der Ueberfluß ſchleppt Feſſeln.

O Diogenes! wie würdeſt du lachen, wenn du deinen Jünger in Ariſtipp's koſtbaren Mantel erblickteſt! O Ariſtipp! dieſer köſtliche Mantel kommt dir theuer zu ſtehen! Welch ein Vergleich zwiſchen deinem weichlichen, kriechenden, weibiſchen Leben und dem freien, muthigen Leben des Cynikers in Lumpen! ich habe die Tonne verlaſſen, in der ich herrſchte, um einem Tyrannen zu dienen.

Ach! das iſt noch nicht Alles! hört, Freunde, welche Verwüſtungen der Luxus bei mir angerichtet hat!

Mein alter Schlafrock war Eins mit meinen übrigen Umgebungen. Ein Strohſtuhl, ein gebeizter Tiſch, eine Papiertapete, ein paar Breter von Fichtenholz, die meine Bücher trugen; einige Kupferſtiche ohne Rahmen, mit den vier Ecken auf die Tapete genagelt; dazwiſchen vier Basreliefs in Gyps; Alles das ſtand im harmoniſchſten Einklang mit meinem alten Schlafrock. Alles iſt verrückt, verwandelt, keine Einheit mehr und folglich keine Schönheit! — Eine neue Haushälterin bei einem Pfaffen, eine junge Frau, die in das Haus eines Witwers kommt, können nicht mehr Umwälzungen machen, als hier der verdammte Scharlach, der ſich bei mir eingeſchlichen hat.

Ich mag wohl eine Bäuerin ſehen, mit ihrem groben Tuche um den Kopf gewunden, mit ihrem kurzen Röckchen, das ihr kaum bis an das Knie reicht, mit ihren ſchmutzigen Holzſchuhen; ſie ſtellt mir das Bild eines Standes dar, den ich hoch achte; die Entbehrungen einer Armuth, die ich bemitleide. Aber mein Herz empört ſich beim Anblick eines Freudenmädchens, das, mit zerriſſenen

Spitzen und schmutzigen seidenen Strümpfen, das heutige Elend dem gestrigen Ueberfluß vermählt. So würde meine Wohnung ausgesehen haben, wenn der herrschsüchtige Scharlach nicht Alles wieder in's Gleiche gebracht hätte. Die Papiertapete, welche diese Mauern so lange schmückte, hat einer von Damast weichen müssen. Der eine Kupferstich von Poussin, das Manna, welches in der Wüste fiel, ist durch einen Sturm von Vernet, der andere, Esther vor dem König Asverus, gleichfalls von Poussin, durch einen alten Kopf von Rubens verdrängt worden.

Ein Sessel von rothem Saffian hat den Strohstuhl in das Vorzimmer verwiesen. Das schwache Fichtenbret, welches einen Homer, Virgil, Horaz und Cicero trug, ist dieser kostbaren Bürde enthoben, die jetzt in einem Mahagoni-Schranke ruht, der ihrer, aber nicht meiner würdig ist.

Ein großer Spiegel hat sich über meinem Kamine erhoben. Die beiden niedlichen Gypsfiguren, die ich Falconet's Freundschaft verdankte, sind für eine Venus verstoßen worden; das antike Erz hat den Thon zerschmettert.

Der gebeizte Tisch vertheidigte seinen Platz noch eine Weile unter dem Schutze einer großen Menge Papiere; aber auch er hat endlich weichen müssen, und, trotz meiner Faulheit, liegen die Papiere nun in der schönsten Ordnung in einem köstlichen Bureau.

Zarter, erhabener und deine Verehrer verarmender Geschmack! Du verwandelst, erbauest, reißest nieder, leerest der Väter Beutel, raubst den Töchtern die Aussteuer, den Söhnen die Erziehung, thust so herrliche Dinge und rich-

teſt ſo großes Unheil an. Du, der du bei mir das koſtbare Bureau an die Stelle des gebeizten Tiſches ſetzteſt, du ſtürzeſt ganze Nationen in's Verderben! du wirſt vielleicht eines Tages alle dieſe ſchönen Sächelchen auf den Trödelmarkt führen, wo ein heiſerer Ausrufer ſchreien wird: Wer kauft eine Venus von Bronze für zwanzig Louisd'or!

Es blieb noch ein leerer Raum über dem Büreau, der das Auge beleidigte; nun iſt er ausgefüllt durch eine Wanduhr, und welche Wanduhr! Eine à la Geoffrin, ſtrotzend von Bronze und Gold. Es blieb noch ein leerer Winkel am Fenſter, der einen Schrank begehrte und erhielt.

Gemälde und Zeichnungen von den beſten Meiſtern ſuchten und fanden noch ihr Plätzchen, und ſo verwandelte ſich das erbauliche Kämmerlein eines Philoſophen in das üppige Kabinet eines Schwelgers; ſo muß ich des Elends meiner Landsleute ſpotten. Von meiner vormaligen Beſchränktheit iſt nichts übrig geblieben, als ein ärmſeliger Fußteppich, der freilich gegen meinen jetzigen Luxus gewaltig abſticht; aber ich habe geſchworen und ſchwöre es noch einmal: nie ſollen meine Füße ein Meiſterwerk der Gobelins betreten. Dieſen Fußteppich will ich verwahren, wie jener Bauer, der aus ſeiner Hütte in den fürſtlichen Palaſt verſetzt wurde, ſeine Holzſchuhe verwahrte.

Wenn ich hochmüthig des Morgens in meinem prächtigen Schlafrocke hereintrete, ſo ſchlage ich die Augen nieder, erblicke meinen alten Fußteppich, erinnere mich meiner Dürftigkeit und verſchließe dem Hochmuthe mein Herz. Nein, du guter Fußteppich, du alter Freund, ich habe mich

nicht verändert, mir ſchwindelt noch nicht. Aber mit der Zeit — wer weiß was geſchehen kann!

O Freunde! betet für mich, daß mir ſolches nie widerfahre!

(Wie mancher hat in neueren Zeiten ſich in Diderot's Falle befunden! ob er aber auch eben ſo gebetet hat? und ob ſein Gebet erhört worden? —)

Das Mitleid.

(Nach dem Engliſchen.)

In dem goldenen Alter der Welt, als die Bewohner des Olymps noch zu den Erdenbewohnern herabſtiegen, wurden zwei Kinder Jupiters vor allen von den Göttern geliebkoſt; ſie nannten ſich Liebe und Freude. Wo ſie gingen, entſproſſen Blumen unter ihrem Fußtritt, die Sonne ſchien freundlicher, die Natur ſchmückte ſich. Nie trennten ſich die lieblichen Kinder. Das gefiel Jupiter wohl, und er beſchloß, ſie auf immer zu vereinigen, ſo bald ſie herangewachſen ſein würden.

Aber als die Menſchen ihre Unſchuld verloren, das Laſter wie ein Rieſe über die Erde ſchritt, da floh Aſtrea mit ihrem himmliſchen Gefolge; die Freude verſchwand. Nur die Liebe blieb zurück. Ihre Amme, die Hoffnung, verſteckte ſich in die arkadiſchen Wälder, wo ſie unter Hirten erzogen wurde. Der zürnende Jupiter vermählte ſie

daß im Allgemeinen und im Ganzen eigentlich gar nicht über mich geklagt worden, daß Madame Stephanie sich der Mehrheit der Stimmen anschließt, und daß ich folglich so glücklich bin, in ihren Augen gänzlich schuldlos zu erscheinen.

3.

Herr Brockmann

hat als erlittene Kränkung angeführt, daß, da ich ihm auf seine eigene Bitte die Rolle in den Unglücklichen abnahm, und sie Herrn Koch zutheilte, ich dabey geäußert: „es sey mir gleichgültig, ob er oder Herr Koch „sie spiele, und nur dann, wenn viel Anstand und „Würde zu dieser Rolle nöthig sey, würde ich sie „lieber von Herrn Brockmann spielen sehn."

Diese Klage zeugt von so kindischer Eitelkeit, daß ich mich fast schäme, sie zu beantworten, und besonders, wenn mich die Erinnerung ergreift, wie sehr ich bey jeder Gelegenheit, als Kenner und als Freund, Herrn Brockmanns wahres und unbezweifeltes Verdienst ausgezeichnet habe, so glüht eine Schaamröthe auf meinen Wangen, die wirklich

---

über einzelne Kleinigkeiten beschwerten, im Ganzen aber mit seiner Verwaltung zufrieden waren.

Es waren also eigentlich kaum 7 oder 8 Personen, die ihn fort wünschten, um aus ihrem Mittel den vormaligen bequemen Ausschuß wieder herzustellen.

nun mit einer Tochter der Aſtrea, die finſter ausſah und einen Cypreſſenkranz trug; man nannte ſie Schmerz. Eine Nymphe war die Frucht dieſer Verbindung. Sie hatte einen trüben Zug von ihrer Mutter im Geſichte, doch gemildert durch die Reize ihres Vaters. Sie nahm Jedermann ein. Die Hirten nannten ſie Mitleid. Ein Rothkehlchen machte ſein Neſt in ihrer Hütte, und eine Taube, vom Geier verfolgt, floh in ihren Buſen. Sie lehrte die Menſchen ſanft weinen; ihre Thränen waren ſüß. Jupiter befahl ihr, ſtets ihrer Mutter zu folgen. Sie that es gern und thut es noch. — Sie iſt ſterblich wie ihre Mutter, und wenn ſie einſt, mit ihr zugleich, den Lauf vollendet, den das Schickſal ihr auf Erden vorgeſchrieben, ſo wird der Gott der Liebe ſeine unſterbliche Braut, die Freude, wieder finden.

Der Unerträgliche.

(Ein Portrait.)

Ich habe manchen Ueberläſtigen, manchen Schwätzer, manchen Narren in der Welt gekannt, aber noch nie einen ſo Unerträglichen als den Herrn N. N., der alles weiß, alles geſehen und beinahe auch alles erſchaffen hat, dem aber eine ſehr weſentliche Kenntniß mangelt, nämlich die der verdammten Langenweile, die er einflößt. Die Kunſt zu widerſprechen ſcheint er aus dem Grunde ſtudirt zu haben. Er läugnet Thatſachen, verwirft die Erfahrung,

trotzt der Natur, spottet der Wahrheit, will immer seine Ideen an die Stelle der meinigen schieben, und wenn es ihm einmal widerfährt, etwas zu sagen, das nicht abgeschmackt ist, so legt er mir selber eine Abgeschmacktheit in den Mund, an die ich nicht gedacht habe, blos um sie, ganz überflüssigerweise, zu widerlegen. Er streitet mir ab, was ich mit meinen Augen gesehen, mit meinen Ohren gehört habe. Nur was Er sagt, ist schön, nur was Er thut, ist recht. Er spricht immer und hört nie. Es bleibt mir nichts anders übrig, als davon zu laufen oder ihn todt zu schlagen.

Verdammte Höflichkeit! die solche Tirannen der Gesellschaft immer noch in der hohen Meinung, die sie von sich selbst hegen, befestigt. Jedermann lacht über sie oder flucht ihnen, aber Niemand sagt es ihnen in's Gesicht. Sobald so ein übermüthiger, hartnäckiger Schwätzer in einer Gesellschaft erscheint, so wird er deren Geißel; denn sogleich bemächtigt er sich der Unterhaltung. Er sieht nicht, daß man gähnt, er sieht nicht, daß man des Teufels werden will, er schwatzt d'rauf los und erzählt am Abend seinem Kammerdiener: es war die langweiligste Gesellschaft von der Welt, wenn ich nicht erschienen wäre. — Lieber möcht' ich einem Poscherach gegenüber sitzen als diesem unerträglichen N. N.! — Ich will ihn einmal auf's Theater stellen, vielleicht wird er da erträglicher. Wenigstens wird das Publikum sich dann nicht scheuen, ihm in's Gesicht zu lachen.

Das Leben eines Fiacre.

Man ſollte denken, ein Fiacre führe ein erbärmliches Leben? — ganz und gar nicht! er lebt mit den vornehmen Leuten um die Wette. Mit Tagesanbruch ſteht er auf und tritt vor ſeine Stallthür, um zu ſehen, was für Wetter es iſt? »Hol's der Henker!« ſagt er gähnend, »es iſt das ſchönſte Wetter von der Welt.« Oder: »Gott ſei Dank! es wird heute ein verfluchtes Wetter geben.« — Iſt das nicht ganz die Empfindung eines reichen Spekulanten, der die Zeitungen lieſt? es wird Friede werden — o weh! — Krieg — da reibt er ſich die Hände und grinſt.

Fluchend ſchirrt der Fiacre ſeine Pferde auf, fluchend ſpannt er ſie an, und mit Peitſchenhieben treibt er ſie auf den Platz; hingegen hat er ſeinen Wagen pfeifend gewaſchen. Iſt das nicht ganz die Manier der vornehmen Leute, die mit ihren Möbeln weit beſſer umgehen als mit ihren Domeſtiken? —

Da läßt ſich von Ferne ein Mann blicken, dem man es anſieht, daß er eines Fiacre's bedarf. Alſobald *rennen* ihrer ſechs auf ihn los. Er wählt den beſten, aber — er nimmt ihn ſtundenweiſe, und nun *ſchleicht* der Fiacre Schritt vor Schritt. So rennt man in der Welt nach Aemtern und ſchleicht im Amte.

Der Herr, der den Fiacre gemiethet hat, gibt einen Beſuch. Als er zurückkommt, findet er die Pferde abgezäumt, den Kutſcher in der Schenke. Das Bild einer Kanzellei, deren Chef heute nicht erwartet wird.

Jetzt rollt der Fiacre weiter. Ein Lastwagen kommt ihm zu nahe, er steht in Gefahr, seinen Wagen umgeworfen oder zertrümmert zu sehen; seine scheltende Zunge und die Peitsche in der Faust helfen ihm endlich los, und gleich darauf überfährt er selber ein kleines Kabriolet, um das er sich weiter nicht bekümmert. So der Weltmann, der gewaltig schreit, wenn ein Mächtiger ihn antastet, aber ohne Bedenken den Ohnmächtigen auf die Seite stößt.

Niemand auf der Welt kann seine Lebens- oder wenigstens Tagesgefährten freier wählen, als der Fiacre. Um neun Uhr Morgens zum Exempel hat er in Paris die Wahl zwischen einer Supplikantin, die ihrem Manne eine Proviant-Lieferung verschaffen und ihren Liebhaber von der Konskription befreien will; einem neugierigen Fremden, der den Pflanzengarten und nachher das Museum besuchen will; einem Kandidaten zu einer erledigten Stelle im Institut, der hundert vier und vierzig Besuche zu geben und von den Büchern zu sprechen hat, die er — nicht geschrieben, sondern noch schreiben will, oder einem Mäkler, der herum kutscht, um Geld gegen Papier einzutauschen.

Um zwölf Uhr gibt es wieder andere Geschäfte. Die alten Theaterliebhaber fahren in die Proben, oder ein paar junge Inkroyables nach Bagatelle, um sich zu schießen, oder die Leckermäuler suchen ein Gabelfrühstück.

Um drei Uhr erscheinen die Damen in den Tuilerien, um die Sonne aufgehen zu sehen, oder eilen in's Palais royal, um mit den Modehändlerinnen zu plaudern.

Um fünf Uhr beginnen die Diners. Wohl dem Fiacre,

der sich dann in der Vorstadt St. Germain befindet, er ist sicher, für eine Fahrt nach der Chaussee d'Antoin gemiethet zu werden.

Um sieben Uhr locken die Schauspiele. Jammerschade, daß die Flammen das Odeon verzehrten! Als dort noch gespielt wurde, konnte der Fiacre darauf rechnen, für Menschenhaß und Reue beladen zu werden.

Um eilf Uhr ist das Schauspiel aus. Dann werden Visiten bis Mitternacht gegeben; es wird getanzt bis ein Uhr und gespielt die ganze Nacht hindurch.

Man sieht, daß in der Hauptstadt des großen Reichs nichts Wichtiges geschieht, woran der Fiacre nicht Theil nähme. Man füge noch hinzu, daß die Fiacres jetzt mit den Equipagen der reichsten Leute rivalisiren, gleich diesen in die Höfe hineinfahren, und fast bis in die Zimmer sich drängen. Die Herren der Equipagen und die Fiacres scheinen bisweilen alte Bekanntschaften zu erneuern. (Nach dem Französischen von Piémouillé.)

Voltaire's Meinung über Regierungsformen.

Als vor vielen Jahren ein gewisser Herr Gin ein Buch über diesen Gegenstand hatte drucken lassen, schrieb Voltaire aus Ferney ihm unter andern folgendes:

»Ich gestehe Ihnen, daß es mir vorkommt, als ob die Worte despotisch und monarchisch völlig gleichbedeutend wären. Despot (Herus) bedeutet einen Herrn, und Monarch einen einzigen Herrn, wel-

ches folglich noch weit mehr ſagen will. Eine Fliege iſt Monarch der kleinen, nicht wahrnehmbaren Thierchen, welche ſie verſchlingt. Die Spinne iſt Monarch der Fliegen, weil ſie ſie fängt und verzehrt. Die Schwalbe herrſcht über die Spinne. Die Elſtern ſpeiſen die Schwalben, und ſo geht es bis in's Unendliche fort. Sie werden mir eingeſtehen, daß die General-Pächter uns verzehren. Das iſt der Welt Lauf, ſeit ſie exiſtirt. — Sie beweiſen ſehr gründlich, daß die monarchiſche Regierung die beſte von allen iſt; doch wohl zu verſtehen, wenn ein Marc Aurel auf dem Throne ſitzt. Denn ſonſt, was kümmert es einen armen Teufel, ob er von einem Löwen verſchlungen oder von hundert Ratzen zernagt wird? — Sie ſcheinen Montesquieu beizupflichten, der zum Hebel der Monarchien die Ehre, zu dem der Republiken die Tugend macht. Wenn Sie nicht dieſer Meinung wären, ſo würde ich mich zu der des Regenten, Herzogs von Orleans, ſchlagen, der eines Tages von einem vornehmen Manne ſagte: Er iſt der vollkommenſte Höfling, denn er hat weder Launen noch Ehre. Und zu dem Herrn Präſidenten von Montesquieu würde ich ſprechen: Wenn er ſeinen Satz dadurch beweiſen wolle, daß man in Monarchien nach Auszeichnungen haſcht, ſo gelte das eben ſo wohl von Republiken. Man rannte in Rom nach kleinen und großen Triumphen, und heutzutage wünſcht man ſogar Doge von Venedig zu werden, obgleich das vanitas vanitatum iſt."

Fromme Wünsche.

Ein wackerer Franzose schrieb vor vielen Jahren ein Buch über die Ehe und über die Mitgabe der Braut, in dem er unter andern folgendes Gemälde aufstellt, zu dem sich auch unter uns genug Originale finden werden.

»Welche armselige Erziehung empfängt gewöhnlich ein reiches Mädchen! Gold ersetzt Alles! Diese Lehre wird ihr von Jugend auf, wo nicht mit Worten, doch durch Handlungen gepredigt. Hält man ihr Lehrer — nun ja! der Musikmeister, und vor allen der Tanzmeister, werden freundlich von ihr empfangen, die aber, die Geist und Herz bilden sollen, machen ihr Langeweile. Wozu bedarf sie deren Unterricht? hat sie nicht Geld? wird ihr das nicht von ihrer Zofe, und nicht selten sogar von ihrer Mutter oft genug wiederholt? — und hat nicht schon die Natur sie hinlänglich mit Geist begabt? — Entfährt ihr ein boshafter Einfall, so will sich Jedermann krank lachen über ihren Witz. Sagt sie etwas albernes, so nennt man es naiv. — Sich putzen, tanzen, klimpern und in Romanen blättern, andere Beschäftigungen kennt sie nicht; denn Dank sei es den Romanen, sie hat doch wenigstens Lesen gelernt.« »So ausgebildet tritt sie in den Ehestand. Ihr Haus wird ein Tempel des Luxus und der Mode. Sie läßt das Gold aus hundert Quellen hinausströmen. Erlaubt sich der Mann die kleinste Bemerkung, so lacht sie ihm in's Gesicht.« »Wo denken Sie hin, mein Lieber? was kümmern Sie solche Kleinigkeiten? Dieser Shawl

hat nicht mehr als hundert Louisd'or gekoſtet. Die kleine Gräfin hat einen für zwei hundert gekauft, aber ich bin ökonomiſch."

»Um ihrem Gemahl zu beweiſen, daß ſie Talente beſitzt, bringt ſie alle Nächte auf Bällen zu. Wehe ihm, wenn er ſie bittet, dem Tanze eine halbe Stunde abzubrechen, um ihre Geſundheit zu ſchonen, oder um nach Hauſe zu fahren, ehe es vollends Tag wird. Für eine Quadrille wagt ſie ihr Leben. Zeigt er Ernſt, ſo hat ſie Thränen und Krämpfe in Bereitſchaft. Kehrt er ſich daran nicht, ſo iſt er ein Tirann. Weinend ſitzt ſie im Boudoir. Ein junger Laffe tritt herein, ſtürzt ihr zu Füßen: „Sie weinen, meine Gnädige? Welcher Unmenſch kann einem ſolchen Engel Kummer verurſachen?" — Mein Mann — ſie kann lange vor Schluchzen nicht weiter ſprechen. Aber der Laffe weint mit — ihr Herz ſchließt ſich auf — der böſe, der abſcheuliche Mann wird angeklagt, verurtheilt — der Laffe tröſtet, die Züge erheitern ſich. Im Stillen leidet der Mann eine Weile, endlich ſucht auch er ſich eine Tröſterin. Die lockeren Bande des Wohlſtandes (denn Scham kannte ſie nie) werden vollends zerriſſen. Man führt ein Schlaraffenleben dem Urtheil der Welt zum Trotz."

»Den Jahren mit Flügeln folgen endlich die Jahre an der Krücke. Die Jugend iſt verſchwunden, mit ihr die Schönheit. Der Reichthum wurde vergeudet. Man muß ſich einſchränken, zu Hauſe bleiben, und allein! Was ſoll man anfangen? Tanzen und ſich putzen, weiter hat man ja nichts gelernt. Nun ſitzt man ſtumm gegen

einander über, oder man öffnet den Mund zu wechſelſeitigen Vorwürfen. Dieſe erzeugen Groll und Haß, die ſich zu der längſt genährten Verachtung geſellen. Hymen's Tempel wird eine Höhle der Furien. Verzogene Kinder, die vielleicht von ihrem Vater nur den Namen tragen, führen ihn nicht zu der Mutter zurück. Sie bemerken ſehr wohl das traurige Verhältniß ihrer Eltern, und, wenn ſie es nicht bemerken, ſo gibt es dienſtfertige Domeſtiken, die ſie aufmerkſam darauf machen. Das vergiftet früh ihre Herzen. Sie wachſen heran, beklagen den Vater, verachten die Mutter, oder, wenn ſie dieſer mehr anhängen, ſo betrachten ſie jenen als einen Tirannen. Ein Abſcheu gegen den Eheſtand pflanzt ſich in ihre jungen Herzen; ſie werden Hageſtolzen oder ſchlechte Gatten."

Das Bild iſt mit ſtarken, vielleicht zu grellen Farben gezeichnet; doch wahr iſt, daß die Erziehung reicher Mädchen gewöhnlich blos einem Schaugerüſte gleicht, welches für die Feierlichkeit Eines Tages von Holz aufgeführt und bunt bemalt wird. Es ſteht vielleicht einen Sommer lang. Der erſte Sturm, der erſte Regen ſtürzen es um und waſchen es kahl. Unter allen reichen Mädchen, die ich näher gekannt habe, war nur Eine, die ihren Geiſt ſo reich geſchmücket, ihr Herz ſo zart ausgebildet hatte, daß ſie, auch ohne Schönheit, ohne Gold, den ärmſten Eltern Freude, dem ärmſten Gatten ein dauerhaftes Glück gewährt haben würde — Henriette Arnſteiner! — —

Um nun alle jene gräßlichen Uebel auf immer aus der Welt und aus dem Eheſtande zu verbannen, ſchlägt der

Verfaſſer ein Mittel vor, welches er zwar für das Einzige, aber auch für das untrügliche hält. Er legt es den Geſetzgebern an's Herz und begehrt folgende Geſetze:

1. Es ſoll unter keinerlei Vorwand oder Benennung hinfort erlaubt ſein, die Töchter mit irgend etwas auszuſteuern. Alles ſoll der Bräutigam der Braut geben, ſelbſt das Kleid, in dem ſie ihm zugeführt wird.

2. Die Töchter ſollen nie erben, höchſtens diejenigen, welche unverheirathet bleiben, eine Penſion erhalten.

3. Sie ſollen auch weder Geſchenke noch Vermächtniſſe annehmen dürfen, oder doch ſolche, wenn ſie heirathen, zurück geben müſſen.

4. Auch den Witwen beſtimmt er blos eine Penſion, die ſie einbüßen, wenn ſie zur zweiten Ehe ſchreiten.

Das, meint der Verfaſſer, werde bewirken, daß die Mädchen ihre körperlichen Reize nur mit Seelenreizen zu ſchmücken ſich beſtreben, die Männer nie ſo niederträchtig ſein werden, nach Gelde zu heirathen. Lauter glückliche Ehen betrachtet er als die nothwendige Folge dieſer Geſetze. Viele glückliche Ehen würden wenigſtens daraus entſpringen. Vielleicht wäre es gar noch beſſer, wenn wir den Gebrauch ſo mancher Völker bei uns einführten, wo der Bräutigam die Braut von den Eltern kaufen muß. Mancher, ſonſt träge oder verſchwenderiſche Zögling würde fleißig und ordentlich werden, um ſo viel zu erwerben, daß er ſeine Geliebte kaufen könnte.

Uebrigens ſind des Verfaſſers fromme Wünſche ſchon längſt in Eſthland, wenigſtens zum Theil, ausgeführt, und

eigentlich auf den seinigen glühen sollte. Fügt man nun noch hinzu, daß ich selbst jene unbedeutenden Worte noch durch ein Compliment würzte, welches ich vor dem Richterstuhle der Kritik, und vor dem Throne der Natur vielleicht nicht einmal verantworten könnte — in welchem Lichte erscheint dann Herr Brockmann! — ist es denn etwa eine Schande, in dieser oder jener Rolle nicht über, sondern nur neben Herrn Koch zu stehn, den ganz Deutschland unter seine ersten Künstler zählt? — Ich schweige von den freundschaftlichen Verhältnissen, in welchen ich mit Herrn Brockmann gestanden, denn in welchem Lichte erschiene er dann! —

4.

Herr Ziegler

hat geklagt: „Erstens, daß ich bey Gelegenheit seines Lorbeerkranzes gesagt habe: ich würde es „nicht wagen in meinen Schauspielen die Monarchen so in die Schule zu führen."

Ich kann hierauf nichts anders erwiedern, als was ich ihm selbst schon vor einem halben Jahre geantwortet habe, nämlich: ja es ist wahr, ich würde es nie wagen, denn duo si faciunt idem, non est idem, und es ist leider zur Genüge bekannt, wie oft mir in meinen Schauspielen jedes unschuldige Wort hämisch ausgelegt und verdreht wird. Wie aber Herr Ziegler aus diesem Vortheil, den er über mich hat, einen Klagepunct gegen mich hat machen, und wie er eine Beleidigung darum hat sehen können, das ist mir un-

er würde sich freuen, in den vielen glücklichen Ehen daselbst eine Bestätigung seines Satzes zu finden. In Esthland nämlich erben die Schwestern nur halb so viel als ihre Brüder, und selbst diese Hälfte wird ihnen noch gewöhnlich, durch eine sehr geringe Schätzung der Güter, welche die Brüder behalten, verkümmert. Dennoch bilden sich die Eltern ein, ihre Töchter eben so sehr zu lieben, als ihre Söhne.

Die chinesische Literatur-Polizei.

Unsere Schriftsteller klagen bisweilen, wiewohl mit großem Unrecht, über Geisteszwang, Gedankensperre, Strenge der Censur und dergleichen mehr. Was würden sie sagen, wenn sie in China lebten! Das folgende, von einem Missionär aufgezeichnete Beispiel möge ihnen beweisen, welchen Dank sie dem Zufalle schuldig sind, der sie in Europa geboren werden ließ.

Ein sechzigjähriger Gelehrter lebte still in der Provinz Kiong-si, wo er, blos zu seinem eigenen Vergnügen, sich mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigte, denn drucken ließ er nichts. Er mochte sie aber doch wohl diesem oder jenem Freunde mitgetheilt haben, und auf diese Weise waren sie auch einem seiner Feinde, oder vielmehr Neider, zu Gesichte gekommen (denn ein guter Schriftsteller hat eigentlich keine Feinde, nur Neider), und dieser ergriff die Gelegenheit, den Mann zu stürzen, dessen Verdienste vermuthlich die seinigen verdunkelten. Er zeigte an, jener Gelehrte

habe gewagt, das große Wörterbuch des Kaisers Kang-hi anzutaſten; er habe nämlich einen Auszug daraus verfertigt, und ſogar einige Stellen des allerhöchſten kaiſerlichen Wörterbuches zu verbeſſern geſucht; er habe endlich den Frevel auf's Höchſte getrieben, indem er, in einer Vorrede, die koſtbaren Namen des Konfuzius, des Kaiſers und der kaiſerlichen Vorfahren zu nennen und zu ſchreiben ſich unterſtanden.

Auf dieſe ſchwere Anklage wurde der Greis vor Gericht geladen, wo er ſich männlich vertheidigte. Demungeachtet fand man ihn des Majeſtätsverbrechens ſchuldig, um ſo mehr, da er ein Gelehrter ſei, folglich die Geſetze und Gewohnheiten des Landes kenne, und nicht aus Unwiſſenheit geſündigt habe. Vergebens berief er ſich darauf, daß ſeine Schriften nie zum Druck beſtimmt geweſen. Es wurde folgendes Urtheil geſprochen:

»Der Verbrecher werde in Stücken zerriſſen, ſein Vermögen konfiscirt. Alle ſeine Verwandten, die über ſechzehn Jahre zählen, ſollen ſterben. Seine Weiber, Kebsweiber und Kinder unter ſechzehn Jahren ſollen als Sklaven irgend einem großen Herrn ausgeliefert werden.«

Dieſer, den Europäern unſinnig ſcheinende Spruch wurde wie gewöhnlich an den Kaiſer zur Beſtätigung geſandt, und der Monarch ſprach wie folgt:

»Ich begnadige den Gelehrten, was die Art ſeines Todes betrifft; er ſoll nicht in Stücken zerriſſen, ſondern nur enthauptet werden. Ich begnadige ſeine entfernten Verwandten. Die Söhne ſoll man verwahren bis zu den gro-

ßen Exekutionen im künftigen Herbſte. Uebrigens laſſe man den Geſetzen ihren Lauf.“

Alſo nicht allein ein einziges, unbedachtes Wort gegen die Regierung wird in China mit dem Tode beſtraft; und es iſt ſchon ein Kapitalverbrechen, ein Buch, in dem etwas dergleichen vorkommt, auch nur geleſen zu haben; ſondern ſogar unbedeutende Neuerungen in der Literatur werden vor Gerichtshöfe und ſelbſt vor des Kaiſers Richterſtuhl gezogen, wo man ſie — nicht etwa nur giftig recenſirt, wie in Halle und Jena — ſondern im Blute ihres Urhebers ſie unerbittlich vertilgt. Und doch war jener Kaiſer Einer der mildeſten und aufgeklärteſten Monarchen, der, nach dem Berichte des Miſſionärs — zu derſelben Zeit ein literariſches Denkmahl veranſtaltete, das den größten Fürſten aller Jahrhunderte Ehre gebracht haben würde. Er wollte nämlich Alles, was China an guten Büchern, gedruckt oder geſchrieben, aufzuweiſen hatte, zuſammen bringen, und ſie ſämmtlich in Einem Format als ein einziges Werk drucken laſſen. Nur ſcheint es, der ehrliche Miſſionär ſei hier etwas leichtgläubig geweſen, denn er verſichert, die Sammlung belaufe ſich auf nicht weniger als ſechsmal hunderttauſend Bände, die ſämmtlich in der Druckerei des kaiſerlichen Palaſtes gedruckt werden ſollten. Welch eine Druckerei müßte das ſein! Geſetzt, ſie könnte täglich ſechs Bände liefern, ſo würde ſie dennoch Arbeit für faſt dreihundert Jahre haben!

Eine Probe aus der chineſiſchen Geographie.

In demſelben Bande der Miſſionsberichte, aus welchem die vorſtehende Anekdote geliefert worden, erzählt der Pater Amiot, die Chineſer hätten ein großes, hiſtoriſch-geographiſches Wörterbuch, welches unter dem Kaiſer Kang-hi angefangen und auf Befehl ſeines Nachfolgers herausgegeben worden, in welchem über Frankreich folgendes, um ſo ſchmeichelhaftere Urtheil gefället werde, da die Chineſer ſonſt gewöhnlich alle andere Nationen, im Vergleich mit ihrer, für eine Art von Beſtien zu halten pflegen.

»Frankreich liegt nordweſtlich von Spanien. Es hat eilftauſend zweihundert Li im Umfange. (Zwanzig Li gehen ungefähr auf eine deutſche Meile.) Es iſt in ſechzehn Provinzen getheilt. Die Hauptſtadt heißt Paris. Die größte Merkwürdigkeit daſelbſt iſt eine hohe Schule, wo zu jeder Zeit vier Uan Studenten angetroffen werden. (Das heißt vierzigtauſend Studenten, denn ein Uan iſt zehntauſend.) Es ſind noch ſieben andere Schulen daſelbſt, ungerechnet diejenigen, wo man arme Schüler umſonſt unterrichtet. Alle dieſe Schulen ſtehen unter dem Könige, der die wunderbare Kraft beſitzt, Kröpfe durch bloße Berührung mit ſeiner Hand zu heilen. Er kann aber nur Einmal im Jahr dieſes Wunder verrichten, und muß vorher drei Tage faſten. Fünfzig Königreiche ſind von Frankreich abhängig u. ſ. w.

Man ſieht, daß der Verfaſſer dieſes hiſtoriſch-geographiſchen Artikels nicht aus Reichardt's Guide des Voyageurs geſchöpft hat. Was die fünfzig Königreiche betrifft, ſo

meint der Pater Amiot, er verſtehe darunter die Marquiſate, Grafſchaften u. ſ. w. Es iſt aber auch möglich, daß der Chineſe eine Art von prophetiſchem Geiſte beſeſſen.

Die redenden Taſchen.

Zu den Zeiten des Doktor Fauſt lebte zu Bamberg Ritter Hermann von der Runenburg, ein ſtattlicher Jüngling, der den ſchönen Weibern nicht gram war, allein noch immer kein Liebchen ſich erkoren hatte. Denn, wider die Gewohnheit der Jugend, wurde ſein Herz durch Mißtrauen verſchloſſen; er hielt die Weiber ſämmtlich für Meluſinen und wußte ihre ſkandalöſe Chronik auswendig. Theils hatte er die ärgerlichen Geſchichtchen von guten Freunden und luſtigen Zechbrüdern geſammelt, theils auch wohl ſelbſt erfahren. Indeſſen drückte dieſer Argwohn gegen das ſchöne Geſchlecht Niemanden härter als ihn ſelber; denn er war nun fünf und zwanzig Jahre alt, und empfand ein dringendes Bedürfniß, die Gefühle dieſes Alters am Buſen eines holden Mädchens auszuhauchen. Oft fing er an zu liebäugeln und immer warnte der mißtrauiſche Kopf das willfährige Herz; bis es den Augen zu ſchweigen gebot. Aber das koſtete manchen Kampf, der ſich gewöhnlich mit dem Ausruf ſchloß: Verdammt! daß man den Weibern nicht trauen darf!

Dieſe Worte entfuhren ihm eines Tages vielleicht zum tauſendſten Male, da er eben längs dem Strome luſtwan-

delte mit gebücktem Haupte und auf den Rücken geschlagenen Armen. Siehe da lag im Sande ein Ring vor seinen Füßen. Er hob ihn auf. Der goldene Reif umfaßte in seiner Mitte einen purpurrothen Stein. Von hohem Werthe schien er eben nicht, aber doch hübsch genug um ihn nicht liegen zu lassen. Hermann steckte ihn an den Finger und trollte langsam weiter.

Nicht lange so hörte er Jemanden hinter sich her keuchen. Er sah sich um und erblickte einen Mann von hehrer Gestalt und wundersam gefurchtem Antlitz. Seine tiefen Züge liefen gleichsam wider einander und unter buschichten Augenbraunen glühten ein paar Kohlen.

»Fremdling!« sprach er, »hast du nicht einen Ring gefunden?«

»Ja,« erwiederte Hermann, »gehört er dir?

»Er gehörte mir, und ich bin unglücklich, wenn ich ihn nicht wieder erhalte.«

»Da hast du ihn,« sagte Hermann und wollte ihn vom Finger ziehen.

»Halt!« rief der gewaltige Mann, »nicht so hastig, damit wir ihn nicht Beide verlieren. Freiwillig mußt du ihn mir wieder ausliefern.«

»Nun ja, freiwillig.«

»Doch nicht eher bis du weißt, wer ich bin, und welche Kraft in dem Ringe wohnt. Dir Beides zu enthüllen, oder auf den Ring für ewig zu verzichten, zwingt mich das Schicksal, zur Strafe meiner Nachlässigkeit.«

»Nun ſo rede.«

»Ich bin Doktor Fauſt.«

Hermann ſtutzte. »Ich habe viel von dir gehört.«

»In dieſem purpurrothen Stein,« fuhr Jener fort, »iſt ein mächtiger Geiſt verſchloſſen. Er gehorcht dem Beſitzer des Ringes. Nun weißt du Alles. Sei großmüthig.«

Ritter Hermann von der Runenburg war ein guter Chriſt und mochte mit verdächtigen Geiſtern nichts zu ſchaffen haben, gab folglich, zu großer Freude des Schwarzkünſtlers, den Ring ohne alle Umſtände zurück.

»Du haſt dir ein Recht auf meine Dankbarkeit erworben,« ſagte Doktor Fauſt, »worin kann ich dir dienen?«

»Ich bedarf deiner nicht,« erwiederte Hermann.

»Wer weiß,« meinte Jener, »wenn nicht jetzt, doch künftig; du wirſt mich ſtets bereit zu deinen Dienſten finden.« Mit dieſen Worten entfernte er ſich.

»Pſt! pſt! Herr Doktor!« winkte Hermann ihn zurück. »Es fällt mir eben bei, daß Ihr doch, vielleicht ſchon jetzt, mir einen wichtigen Dienſt zu leiſten im Stande ſeid.«

»Laß hören.«

»Ich möchte lieben.«

»Dazu brauchſt du meiner nicht. Schönheit iſt der Zauber, der das bewirkt.«

»Ich möchte aber auch wiſſen, ob das Mädchen, dem ich mein Herz ſchenken will, es zu beſitzen verdient. Kannſt du mich die Kunſt lehren, in Weiberherzen zu ſchauen?«

Doktor Fauſt lächelte. »Nein, das kann ich nicht; und keiner meiner Geiſter iſt ſolches im Stande.«

»Nun dann, Gott befohlen! ſo kann ich dich auch nicht brauchen.«

»Hm!« brummte der Schwarzkünſtler, »es wäre mir doch leid, wenn ich deinen Dienſt nicht vergelten könnte. Laß ſehen, was iſt zu thun? — Deinen Wunſch ganz zu erfüllen, iſt nun einmal unmöglich, und wenn ich auch den Satan aus der Hölle herauf bemühen wollte. Aber ich kann dir doch ein Mittel an die Hand geben, welches in den meiſten Fällen den Zweck erreichen wird. Ich habe unter meinen Geiſtern einen kleinen, neckiſchen Dämon, den ich gewöhnlich zum Spioniren brauche. Ich hatte ihn einem päpſtlichen Legaten am Kaiſerhofe geliehen, der vor Kurzem geſtorben iſt. Nun hat eine eiferſüchtige Ehefrau mich gebeten, ihr meinen Puttli zu vermiethen, allein du haſt den Vorzug. Er ſoll dich überall begleiten, in allen Geſellſchaften in die Taſchen der Anweſenden ſchlüpfen, und dir verrathen, was darin befindlich iſt.«

»Was kann mir das helfen?«

»O ſehr viel, mein Freund! wenn man immer wüßte, was die Leute in den Taſchen haben, ſo würde man ſich ſelten in ihnen irren.«

»Und wenn der Inhalt einer Taſche mir räthſelhaft ſcheint, kann dein Puttli mir ihn auch erklären?«

»Das kann er nicht. Nur treulich berichten kann er, was er gefunden. Schlüſſe daraus zu ziehen iſt deine Sache.«

»Wohlan, ich will's verſuchen.«

Doktor Fauſt machte Anſtalt, den kleinen Puttli zu citiren, doch Hermann verbat ſich deſſen perſönliche Erſcheinung, und meinte, es wäre ſchon genug, wenn er ihn nur hörte.

»Du ſollſt zu rechter Zeit mich hören,« lispelte plötzlich eine feine Stimme, die, trotz ihrer Feinheit, dem Ritter einen Schauder abjagte. Allein er gewöhnte ſich bald an den unſichtbaren Begleiter, und beſuchte noch am ſelbigen Abend den Hof des Biſchofs von Bamberg, wo er jedoch für dieſesmal nur Männer verſammelt fand. »Auch gut,« dachte er, »ich werde damit anfangen, mir einen Freund zu erkieſen.«

Es waren da viele Herren, Ritter und Geſandte fremder Höfe, lauter fromme Geſichter und ehrbare Zungen.

Da ſtand auch ein Kämmerling mit grauen Haaren. »Zu dem Manne hätte ich wohl Vertrauen,« meinte der junge Ritter.

»Nimm dich in Acht!« lispelte die Taſche, »hier ſind falſche Würfel.«

»Aber jener Doktor der Rechte, der mit ſo vieler Würde auftritt?«

»Hier iſt ein zerriſſenes Urtheil,« ſprach die Taſche.

»Warum zerriſſen?«

»Es ſteckt ein Beutelchen mit Gold daneben, von dem verlierenden Theile geopfert.«

»Und der war?«

»Ein Vormund betrogener Waiſen.«

»Pfui, Puttli! erſtatte mir doch endlich einen tröſtlichen Bericht.«

»Herr, ich darf nicht lügen, ſo gern ich auch wollte.«

»Aber jener Ehrenmann, der beide Hände in den Taſchen hält, und ſich vor einem Jeden ſo freundlich verbeugt?«

»Roſenkränze!« riefen beide Taſchen, »Roſenkränze von Smaragd und eine Reliquie in einer kleinen Schachtel mit Diamanten beſetzt.«

»Gewiß ein frommer Mann?«

»Es ſind Pfänder, auf die er Geld geliehen.«

»Und dieſer Ritter, der ſeine Heldenthaten mit ſolcher Beredtſamkeit erzählt?«

»Hier iſt ein Büchschen mit Salbe,« rief die Taſche.

»Vermuthlich um ſeine Wunden zu heilen?«

»Ja, auf dem Rücken,« flüſterte Puttli.

»Weh! unter welche Menſchen bin ich gerathen!« dachte der ehrliche Ritter von der Runenburg.

»Sie ſind nicht beſſer und nicht ſchlechter,« raunte Puttli ihm zu, »als alle, mit welchen du zuvor Umgang gepflogen; nur haſt du nie zuvor in die Taſchen geguckt.«

»Ich mag für heute die niederſchlagende Prüfung nicht länger fortſetzen,« ſagte Hermann.

»Ich mag mit den Männern nichts mehr zu ſchaffen haben,« ſagte er unwillig. »Zu den Weibern will ich mich wenden. Vielleicht find' ich unter dieſen noch ein redliches Gemüth.«

Er wurde nun, was man damals einen Jungfernknecht

begreiflich. Für edler würd' ich es gehalten haben, ſich jenes Vorzugs im Stillen zu freuen.

Seine zweyte Klage betrifft den Umſtand: daß die Aufführung ſeines neueſten Stücks das Pferd haſt, etwas weiter zurück geſetzt worden, als ſeine Autorliebe gewünſcht hat, und daß es ſogar dem Doctor Tonuccio nachgeſetzt worden ſey.

Hierauf erwiedere ich Erſtens: Als Herr Ziegler ſein Stück fertig einlieferte, da waren Lohn der Wahrheit und Doctor Tonuccio bereits ausgeſchrieben, und ausgetheilt. Zweytens: Doctor Tonuccio ſollte einige Tage früher als Lohn der Wahrheit gegeben werden, wie ſolches die damalige Austheilung noch beweiſen kann. Herr Schütz wurde aber krank, und ich berufe mich auf ſein Zeugniß, wie auch auf das Zeugniß ſeiner Gattin, mit welcher ich im Theater darüber geſprochen, daß bloß um dieſer Krankheit willen die Aufführung bis nach dem Lohn der Wahrheit verſchoben werden mußte. Drittens habe ich alles dieſes zu ſeiner Zeit dem Herrn Ziegler ſelbſt mehrmals geſagt und erklärt, ohne daß er eine Unzufriedenheit geäußert hätte. Endlich Viertens: wenn auch alles dieſes nicht wäre, ſo frage ich, mit welchem Rechte ein Autor der Direction die Zeit vorſchreiben kann, wann dieſelbe, mit Unterbrechung ihrer ganzen gewöhnlichen Ordnung, ein Stück aufführen ſoll? und wie ein Autor eine ſolche, blos Eitelkeit verrathende, Ungeduld zu einem Klagepunct zu machen ſich unterſtehen darf?

nannte. Ueberall, wo Frauen und Jungfrauen ſich verſammelten, war der ſchöne Ritter von der Runenburg nicht fern, und Puttli ſchlüpfte aus einer Taſche in die andere. Allein auch hier waren die Erfahrungen ſelten erfreulich.

Schüchtern hörte die ſchöne Hedwig ihn an, ſittſam ſchlug ſie die Augen nieder, und wenn er von Liebe ſprach, ſo waren es ihr böhmiſche Dörfer. Aber die Taſche verrieth: »Ich berge ein Zettelchen, in dem für die folgende Nacht Ritter Ulrich ſeinen Beſuch verſpricht.«

Mit blitzenden Augen ſchalt die braune Hildegard über die ſittenloſen Zeiten. Noch vor zehn Jahren, als ſie in ihrer erſten Jugend blühte, da war es ganz anders, da herrſchten noch Tugend und Keuſchheit. Aber in ihrer Taſche klagte ein Mahnbrief einer armen Bäuerin, daß ſie, für das heimlich geborne Knäblein, das Koſtgeld ſo ſaumſelig zahle.

Seufzend verdammte Kunigunde die Eitelkeit der Welt, den ſündlichen Schmuck des Körpers; aber in ihrer Taſche klapperten durcheinander ein Schminkbüchschen, ein Kamm, ein Spiegel; und in einer Falte hauſte ein Rezept zu Waſchwaſſer.

Eine Mutter ſprach mit Salbung von der chriſtlichen Erziehung ihrer Kinder, und wie ſie ihre ganze Zeit auf dies wichtigſte Geſchäft verwende; indeſſen der Schalk Puttli ihre ganze Taſche voller Lieder fand, die ſie, mit Wolfram von Eſchenbach und Heinrich von Veldeck, jenen berühmten Minneſingern, um die Wette dichtete.

Eine Ehefrau trauerte um den abwesenden Gatten als eine züchtige Strohwitwe; aber die verrätherische Tasche barg eine seidene Strickleiter, die sie jeden Abend für ihren Buhlen vom Balkon herab zu lassen pflegte.

»Ich werde dich nächstens zum Teufel jagen!« sagte Hermann zu dem kleinen Teufel, »du zertrittst auch noch den letzten Funken meines Vertrauens zu den Menschen, und raubst mir die letzte Hoffnung, jemals am Busen eines zuverlässigen Weibes meiner Thaten Lohn, meines Lebens Glück zu finden.«

Schon wollte er dem Doktor Faust berichten, daß Puttli's Plaudereien ihm unerträglich wurden; denn er begriff nun endlich, daß, um die Menschen zu lieben, man nicht in ihre Taschen sehen muß, da erblickte er Amalbergen, ein schönes Mädchen von achtzehn Jahren, über dessen himmlischen Antlitz gewöhnlich eine trübe Wolke schwebte. Sie war eine arme Waise, die Tochter eines berühmten Ritters, der aber sterbend mit seinem Vermögen das Fegfeuer abkaufte, und seinem Kinde nichts hinterließ, als Spindel und Weberstuhl, und den frommen Rath, eine Nonne zu werden. Zum Kloster spürte Amalberge keinen Beruf in ihrer Schwanenbrust. Sie wollte wenigstens versuchen, ob sie im Stillen durch eigenen Fleiß genug erwerben könne, um so in der Welt zu leben, als ihrem Stande geziemte; und es gelang ihr, weise sparend, nur ihre Kräfte bei nächtlicher Arbeit oft verschwendend. Sie nährte sich meistens mit Brot und Wasser, aber wenn die edlen Jungfrauen am bischöflichen Hofe erschienen, so trat

ſie, wenn auch minder koſtbar, doch eben ſo zierlich geſchmückt, unter ihnen auf, und alle Blicke flogen dem holden Fräulein zu. Ihr alter Oheim, der Ritter Kunz, pflegte ſcherzend zu ſagen, wenn er die ſchöne Nichte ſo edel geſchmückt ſah: »Mädchen, du haſt eine Alrune, die dir Schätze zuträgt, und wäre deine Sittſamkeit mir nicht zur Genüge bekannt, ſo würde ich meinen, Gott verzeih' mir's! die Buhlerei fülle dir den Säckel.«

Das meinte ihr Bruder auch wirklich. Er war ein luſtiger Edelknappe, der alle Weiber ſchmähte und ſich oft verlauten ließ: die weibliche Tugend und den Vogel Greif habe noch Niemand mit Augen geſehen. Er brauchte immer Geld. Die gute Schweſter gab ihm, was ſie entbehren konnte; das beſtärkte ihn in ſeinem Argwohn, denn wo nahm ſie es her? — Daß Fleiß um die Horen, wie eine Biene um die Blumen ſchwebt, und von jeder Hore mit reicher Beute beladen wird, dafür hatte der ausſchweifende Geſell keinen Sinn. Er ſuchte andere Mittel, um ſeine Bedürfniſſe zu befriedigen, und dieſe Mittel waren ſelten löblich.

Amalbergens holde Geſtalt feſſelte Hermann's Augen, welche ſie dem Herzen treulich überlieferten.

Er zitterte bei dem Gedanken, auch ihre Taſchen im Widerſpruch mit ihren züchtigen Geberden zu finden, und lange wollte er ſeinem Puttli nicht einmal erlauben, das Heiligthum der Sittſamkeit durch ſeine Schalkheit zu entweihen. Endlich wagte er es doch. Die erſten Verſuche liefen glücklich ab. In der Taſche fand ſich nichts als ein

Schnupftuch und ein Gebetbüchlein. Hermann triumphirte: »*sie* iſt meine Erkohrene!«

»Juble nicht zu früh,« warnte der boshafte Dämon, »die beſten Weiber ſind wandelbar; heute ſteh'n ſie ſchon mit Einem Fuße im Himmel, und morgen dulden wir ſie kaum in der Hölle. Prüfe das Mägdlein zuvor eine Weile, ehe ſie das Netz über deinem Kopfe zuſammenzieht.«

Hermann fand, daß der Teufel bisweilen ſehr vernünftig redet, und befolgte ſeinen Rath. Einige Wochen lang fuhr *Puttli* täglich wie ein Viſitator in Amalbergens Taſche, mußte aber täglich den erſten Bericht wiederholen, und der Ritter lachte den Schadenfroh herzlich aus. Aber eines Tages — eben umwölkte wieder eine ſanfte, unwiderſtehliche Schwermuth des Fräuleins Stirn, und eben wollte Hermann zu ihren Füßen ſinken — da flüſterte plötzlich die Taſche: »Ich verwahre einen falſchen Wechſel.«

»Du lügſt!« ſagte der Jüngling von Zorn entbrannt.

»Ich lüge nicht, der Wechſel iſt falſch.«

»So rede, welche Bewandtniß hat es damit?«

»Das weiß ich nicht.«

»Wie iſt er in ihre Taſche gekommen?«

»Das weiß ich nicht.«

»Sie kann ſehr unſchuldig ſein.«

»Wohl möglich, aber der Wechſel iſt falſch.«

Das wurmte den Ritter, und ſo feſt er auch an ihre Tugend glaubte, ſo hielt er mit der Liebeserklärung doch für's Erſte zurück. Wie ſollte er den bedenklichen Umſtand aufklären? vergebens zerbrach er ſich den Kopf. Am andern

Tage war der Wechsel verschwunden, und das Gebetbüchlein hatte seine alte Stelle wieder eingenommen.

Unter andern Zauberkünsten besitzen die weiblichen Reize auch die, den Mann, der das Böse hinter ihnen klar genug erblickt, zu vermögen, daß er lieber die Augen wegwendet und sich selbst überredet, er habe nichts gesehen. Hermann vergaß den falschen Wechsel bald, oder, wenn er noch an ihn dachte, so tröstete er sich mit seinem wer weiß! und da vollends Amalberge zwei ganzer Wochen abwesend war (Niemand wußte wo), so fachte diese Entbehrung ihres Anblicks die Flamme nur noch heftiger an. Er schmachtete nach ihrer Gegenwart, und schmückte ihr Bild indessen durch seine Einbildungskraft mit allen Reizen des Körpers und der Seele. Endlich erschien sie wieder, blaß, hinwelkend, schwermüthiger als jemals, aber auch reizender als jemals.

Hermann's Lippen öffneten sich zum zweiten Male, um ein süßes Bekenntniß abzulegen, da schwatzte Puttli aus der Tasche: „Hier ist Gift."

„Gift?!"

„Ein starkes, wohlbereitetes Gift! ein Pülverchen, das einen lästigen Ehemann über Hals und Kopf in die Hölle senden würde."

Der Ritter stutzte. Gift in der Tasche eines schönen Mädchens? — das war allzu bedenklich! die Liebe machte schüchtern dem Argwohne Platz. Doch flüsterte sie aus ihrem Winkel hervor: „es wird eine Schminke sein. Ein wenig Eitelkeit ist verzeihlich."

»Nein, es ist Gift!« Dabei blieb der unbarmherzige Puttli.

»Nun wenn auch! sie wird die Ratzen damit vertreiben wollen.«

»Schwerlich! wie käm' es denn in ihre Tasche?«

»Sie wird es eben heute von einer Freundin empfangen haben, und diesen Abend Gebrauch davon machen.«

Puttli schwieg, aber am andern Tage und noch an vielen folgenden, berichtete er lachend, das Gift sei immer noch da. Jetzt hing der Ritter sich an den alten Oheim, um vielleicht durch diesen das Räthsel zu lösen. Er hatte bisher wenig Vertrauen zu ihm gehabt, denn Ritter Kunz war als ein Spötter am ganzen Hofe bekannt, und hatte, schon in seiner Jugend, durch Spottgedichte sich manche Händel zugezogen. Das mochte auch wohl die Ursache sein, warum er nie vorwärts kam, trotz seiner Biederkeit und Tapferkeit. Er war zu stolz um zu klagen; lieber litt er die drückendste Noth und blieb dabei so guter Laune, als lebe er herrlich und in Freuden. »Man muß doch hören, welch ein Zeugniß seine Tasche für ihn ablegt,« raunte Hermann dem diestfertigen Puttli zu. Ehe er noch ausgeredet, saß der schon in der Tasche.

»Hier ist ein Schächtelchen mit Knochensplittern; Ueberreste von den Knochen, die der Ritter in mancher Fehde für den Komthur zu Markte getragen. — Hier ist eine harte Brotrinde; vermuthlich der bischöfliche Lohn für seine ritterlichen Thaten. — Hier ist auch ein Zettelchen von einem alten Kämmerling.«

»Lies.«

»Hütet Euch, Herr Ritter, vor dem Zorne des Komthurs. Eure Weigerung hat ihn zur Wuth entflammt. Er ſchwört, ſich an Euch zu rächen, und ſeinen Zweck dennoch zu erreichen.«

»Iſt das alles?«

»Alles.«

»Was hat der Ritter dem Komthur verweigert?«

»Das weiß ich nicht.«

»Welchen Zweck verfolgt der Komthur?«

„Das weiß ich nicht.«

»Gleichviel, ich weiß genug, um den alten Kunz für einen edlen Mann zu halten.«

Nun gab ſich Hermann alle Mühe, ihn ſeiner Nichte wegen auszuholen, und ließ ihn ſogar merken, daß er redliche Abſichten hege, wenn nur gewiſſe räthſelhafte Dunkelheiten mit des Oheims Hilfe möchten aufzuhellen ſein. Allein er brachte nichts weiter von ihm heraus, als die Verſicherung auf Ritterwort ünd Ehre, daß ſeine Nichte ein braves Mädchen ſei, und daß er ihrem Bruder nur eine Ader von ihr wünſche. Dies Zeugniß war freilich ermunternd, aber der falſche Wechſel — das Gift —

»Ei zum Henker!« rief Hermann ungeduldig, „das mag ſie mir als Braut erklären. Ich bringe meine Worte bei ihr an.« — Und hin ging er zum dritten Male, des feſten Willens, der holden Amalberge zu bekennen, was ſie ſchon längſt errathen hatte.

»Doch plötzlich rief Puttli wiederum: halt!

»Was gibt's ſchon wieder? du unbarmherziger Dämon!«

»Hier iſt ein Briefchen neben dem Gifte.«

»Von wem?«

»Ohne Unterſchrift.«

„Lies.«

Und Puttli las: „Es hat mich geſchmerzt, liebe Amalberge, daß du mein Kind ohne alle Barmherzigkeit ermordet haſt. Doch nach kurzem Beſinnen muß ich deine Vorſicht loben. Meine Vaterſchaft wäre mir theuer zu ſtehen gekommen und dein guter Ruf hätte gelitten. Was beſſer verborgen bleibt, wäre ein Stadtmährlein geworden. Du haſt durch Klugheit den Mann beſchämt. Habe Dank! du biſt mein liebes zuverläſſiges Mädchen.«

»Himmel und Hölle!« rief der Jüngling, was iſt das!«

»Habt Ihr's nicht gehört?« wiederholte Puttli mit kalter Bosheit, ſie hat ein Kind ermordet. Nun iſt es klar, wozu ſie das Gift gebraucht.«

Hermann ſchauderte. Er wollte das Bild der Heuchelei auf ewig aus ſeinem Herzen reißen! Aber wie konnte das gelingen, wenn er ſie täglich ſah? — Er wollte fort und einen Kreuzzug gegen die heidniſchen Lithauer unternehmen, dort Ruhe oder Tod finden.

»Sattle mein Roß!« rief er ſpät am Abend ſeinem Knappen zu. »Mir ſoll die Morgenſonne fern von Bamberg aufgehen.« Das Roß wurde geſattelt, er ſchwang ſich darauf.

»Soll ich dir folgen?« fragte Puttli.

»Geh zum Teufel!« antwortete Hermann, und huſch! verſchwand der kleine Dämon, mit ſchadenfrohem Gelächter.

Langſam, mit geſenktem Haupte ritt der Jüngling zum Thore hinaus, von einem getreuen Knappen begleitet. Ein ſchwacher Mondſtrahl beleuchtete ſeinen Pfad. Die Nacht war kühl und regenhaft, doch nirgend ſo kalt und düſter als in ſeiner Bruſt. Eben war er am Hochgericht vorüber geritten, wo der Knappe ſich dreimal bekreuzte, da vernahm er hinter ſich den Galopp eines Pferdes und die kreiſchende Stimme eines Weibes. Entführungen waren in jenen Zeiten ſo gewöhnlich, als etwa Schlittenfahrten in den unſrigen. Hermann errieth ſogleich, hier gelte es einer Entführung. Seiner Ritterpflicht eingedenk, wandte er das Roß, ſetzte in den Steigbügeln ſich feſt, und donnerte dem Anſprengenden ein Halt! entgegen. Zugleich blitzte ſein Schwert im Mondenſchimmer, und der wackere Knappe, der ſeine Lanze trug, ſchwang ſie über dem Haupte, daß die Luft ziſchte.

Das Pferd des Fremden prallte zurück und ſchnaubte, als es auf ſeinem Rennwege plötzlich ein Hinderniß fand. Der ſchwarze Reiter fluchte und die weiße Geſtalt hinter ihm jammerte um Hilfe. „Platz da!“ rief Jener, „wer Ihr auch ſein mögt, laßt mich vorüber. Die Dirne iſt meine Schweſter, ich führe ſie in's Kloſter.“

»Er lügt!« ſchrie die Entführte: »Erbarmt Euch einer Waiſe!« und mit Entſetzen erkannte Hermann Amalber-

gens Stimme. Ohne weitere Ueberlegung hieb er auf den Reiter ein, der jedoch sein Schwert auch zu führen wußte, die hageldichten Hiebe auffing und wiedergab. Wer mag wissen, wie der zweifelhafte Kampf in der Dunkelheit geendet haben würde, hätte nicht Hermann's Knappe den Gegner mit dem Sperre vom Rosse gerannt. Er stürzte zu Boden und lag betäubt.

»Ihr seid gerettet, schöne Amalberge,« sagte Hermann mit zitternder Stimme, »wohin befehlt Ihr, daß ich Euch führen soll?«

»Großer Gott!« rief das bebende Mädchen, »Ihr seid der Ritter von der Runenburg!«

»Der bin ich.«

»O so verdank' ich Euch die Rettung meiner Ehre, meines Lebens!«

Bei dem Worte Ehre fuhr Hermann zusammen, doch enthielt er sich einer spitzen Antwort. »Wollt Ihr zurück nach Bamberg?« fragte er kalt. Sie bejahte es. Er befahl seinem Knappen, ihr Pferd am Zügel zu leiten, und ritt langsam und schweigend voraus, bis zu ihrer Wohnung. Hier sagte er ihr ein kühles Lebewohl und wandte sein Roß, ohne einmal zu fragen: »wie ging es zu?« —

Aber Amalberge umfaßte seine Knie mit jungfräulicher Sittsamkeit: »Nein, Ritter, so lasse ich Euch nicht! tretet herein in meine Kammer, auf daß ich mit einem Becher Wein Euch erquicke, und Ihr bei Kerzenlicht meine dankbaren Thränen seht.« — Reite fort! reite still fort! sagte Hermann's Kopf; bleibe! flüsterte sein Herz, und

Eine dritte der zweyten angehängte Klage betrifft folgende von mir gesagten Worte: „glaubt Herr Ziegler etwa, daß ich sein Stück aus Autorneid zurückgesetzt? wenn ich dessen fähig wäre, so würde ich mir lieber eine Kugel vor den Kopf schießen.“ Diese Worte habe ich würklich gesagt, weil sie meines Herzens Meinung sind, und weil ich eine noch weit weniger edle Todesart verdienen würde, wenn ich so sehr *tief gesunken* wäre, Herrn Ziegler zu beneiden. Eine Beleidigung kann ich übrigens hierin auch nicht finden, denn seit wann ist es denn ein Verbrechen, zu sagen, daß man Niemand beneide? und es steht Herrn Ziegler ja vollkommen frey, das nämliche von mir zu sagen.

Bey seiner 4ten sogenannten Klage, muß man *risum teneatis amici!* ausrufen, denn sie betrifft nichts weniger als das große Verbrechen, daß ich mich unterstanden Mad. Weissenthurn zu fragen: ob sie die kleine Rolle im Petschaft annehmen müsse *), weil ich gesonnen sey, ihr eine schöne Rolle im rächenden Gewissen zuzutheilen **).

---

*) In Wien besetzen die Autoren, wenn sie wollen, ihre Stücke selbst; Mad. W. hatte daher diese Rolle von Herrn Z. erhalten.

**) Das rächende Gewissen ist eine von Herrn v. K. herrührende Umarbeitung der Zauberin Sidonia von Zschokke. Von der Strenge der hiesigen Censur musste das Original nothwendig viel verlieren. Hr. v. K. hat freylich durch diese Umarbeitung für die Casse gesorgt, aber auf Kosten des Verfassers.

er blieb; und ein seltsames Wohlbehagen beschlich ihn sanft, als er Amalbergens reinliches Gemach betrat. Da lag die Spindel, da stand der Webersthl. Die heilige Therese hing an der Wand.

Das Fräulein löste, nach alter Sitte, ihm das Helmband, nahm den schweren Helm mit zarten Händen ihm selber ab, und als er den eisernen Handschuh auf den Tisch, warf, wollte sie weinend die Hand ihm küssen. Aus einem Schränkchen holte sie eine Flasche Wein und kredenzte ihm den Becher und eine Thräne fiel hinein. Hermann trank und würde getrunken haben, wenn er auch gewußt hätte, daß das Giftpulver auf dem Boden des Bechers läge. Bald dünkte ihm fürwahr, es sei dieser Wein ein Zaubertrank, denn es lief eine Glut durch alle seine Adern; allein es war die Liebe, deren Flammen aus der Asche hervorbrachen. »O warum ist Puttli nicht hier!« dacht er bei sich selber, »möcht' ich sie schuldlos finden!« — Sie sah ihm so fromm, so herzlich fromm in die Augen — nein, sie konnte nicht strafbar sein!

Er forschte nun nach dem Namen ihres Räubers. »Hat er sich doch selber genannt,« antwortete Amalberge mit einem tiefen Seufzer: »Ach! mein Bruder!«

»Euer Bruder! ? — wie? — warum?« —

»Verzeiht, Herr Ritter, laßt mich einen Schleier über dieses unselige Geheimniß ziehen.«

»Fräulein!« rief Hermann mit wundersam bewegter Stimme, »der Augenblick ist da, in dem ich alles erfahren, beschämt zu Euren Füßen stürzen, oder mit verzweifeln-

dem Herzen fort ſprengen muß, um mich in die Säbel der Heiden zu ſtürzen!"

Amalberge erſchrack und ſah ihn ſchüchtern an.

»Fräulein!" fuhr er fort, „daß ich Euch liebe, müßt Ihr längſt errathen haben."

Plötzlich deckten bei dieſen Worten die langen Wimpern ihre ſchönen Augen und das Blut ſtieg in die blaſſen Wangen.

»Längſt ſchon hätte ich als ein Biedermann um Eure Hand geworben, denn Ihr ſchient mir fromm und gut; aber es begaben ſich ſo wunderbare Dinge, daß ich irre an Euch werden mußte. Haltet Ihr es der Mühe werth, mir den Irrthum zu benehmen, ſo antwortet mir jetzt auf meine Fragen, und wenn Ihr dieſe Hand nicht verſchmäht, ſo verhehlt mir nichts."

Amalberge hob die Augen wieder auf, und ſagte: »Ich will Euch nichts verhehlen."

»Aber forſcht auch nicht, wenn Ihr erſtaunen müßt, daß ich Dinge weiß, die Ihr vor aller Welt tief verborgen glaubtet."

»Ich will nicht forſchen," ſagte Amalberge.

»Wohlan! — Ihr trugt vor einiger Zeit einen falſchen Wechſel in Eurer Taſche —" Sie ſtutzte. »Ihr ſtutzt?"

»Wie ſollt' ich nicht? — Woher könnt Ihr wiſſen? —"

»Ihr habt verſprochen, nicht zu forſchen. Was hatte dieſer Wechſel zu bedeuten?"

Es ſollte nie über meine Lippen kommen. Der heiligen Thereſe hatte ich es geſchworen. Doch ſie iſt Zeuge unſers Geſprächs und wird, um meiner gefährdeten Unſchuld willen, mich meines Schwurs entbinden. — Es war ein reicher Handelsmann in Nürnberg, in deſſen Namen fälſchlich der Wechſel geſchrieben worden; zum Glück ein alter Freund meines Vaters. Er forſchte bald den Thäter aus — mein unglücklicher Bruder, der, in die Netze einer eigennützigen Buhlerin verſtrickt, kein anderes Mittel ſich Geld zu verſchaffen gewußt. Aus Achtung für meines Vaters Andenken ließ der Nürnberger den böſen Handel noch nicht laut werden, forderte blos Erſatz im Stillen, wurde zum Dank geſcholten und verhöhnt, kam zu mir und klagte, daß er den Namen ſeines edlen verſtorbenen Freundes beſchimpfen und zugleich mir weh thun müſſe. Ich erſchrack heftig. Eben damals hatte ich ein köſtliches Gewand geſtickt. Zwei Jahre bedurfte ich, um es zu vollenden, weil ich nur in Nebenſtunden, der Spindel und dem Weberſtuhl geraubt, daran arbeiten konnte. Hingegen wollte ich nun beim nächſten Turnier damit prunken. Ihr wißt ja, Herr Ritter, wie eitel wir Mädchen ſind. Doch dürft Ihr mir glauben, daß ich keinen Augenblick wankte, als es darauf ankam, die Ehre meines verblendeten Bruders zu retten, den Namen und das Wapen meines uralten Geſchlechts vor Schimpf zu bewahren. Ich zeigte meiner Hände Werk dem Nürnberger, es gefiel ſeinen Augen wohl. Ich fragte, wie hoch er es ſchätze? ach! kaum den halben Werth ſeiner Forderung! — Als er aber hörte, wie lange

ich daran gearbeitet, um mir auch einmal eine mädchenhafte Freude zu gewinnen, und daß ich es nun opfern wolle, um die Schuld zu tilgen; da schien er gerührt, gab mir den falschen Wechsel zurück und nahm mein Gewand."

»Er nahm es?" unterbrach Hermann sie mit Unwillen.

»Es sollte seiner Tochter Brautkleid werden, sagte er. Ich steckte den falschen Wechsel in meine Tasche, um ihn meinem Oheim zu übergeben, so bald ich ihn sehen würde. Das geschah am andern Tage. Meinem Bruder sagt' ich nichts, um die Beschämung ihm zu ersparen. Nun wißt Ihr Alles. Der Handelsmann in Nürnberg und Ritter Kunz mögen Euch bezeugen, daß ich wahr gesprochen."

»Ha!" rief Hermann, »und dieser Bruder, den Ihr so edelmüthig gerettet, wollte heute mit Gewalt Euch entführen?"

»Derselbe."

»Ich bitt' Euch, holdes Fräulein, löst mir auch dieses Räthsel."

»Gebt mir Euer Wort, daß Ihr schweigen wollt."

»Wort und Handschlag."

»Wohlan, so wisset, daß schon lange der heuchlerische Komthur meiner Unschuld nachgestellt."

»Der Komthur!?"

»Es mochte ihm scheinen, daß meine Armuth sein böses Spiel begünstige. Er verfolgte mich mit Anträgen, die mit verdientem Abscheu verworfen wurden. Er wollte meinen Oheim durch glänzende Versprechungen gewinnen,

doch der wackere alte Mann, so arm als ich, verhöhnte den mächtigen Komthur. Da verbarg er seinen Grimm und rühmte meine Tugend, und nannte mich seine Tochter. Ich Thörin ließ mich täuschen. Vor einigen Monden — vielleicht gedenkt Ihr noch der Zeit, wo ich zwei ganzer Wochen abwesend war?"

»Wohl gedenk' ich ihrer noch," erwiederte Hermann seufzend.

„Damals hatte die Aebtissin zu Frauenthal mich in ihr Kloster geladen. Bald erschien er selbst, bat und drohte. Ich hielt mich für verloren, doch meine Schutzheilige wachte. Zu ihr betete ich mit Inbrunst. Sie rührte das Herz der Pförtnerin, die in dunkler Nacht mir die Klosterpforte öffnete. Ich floh in die Arme meines Oheims. Durch ihn, der am Hofe einen Vertrauten besitzt, erfuhr ich bald, der Komthur habe gewüthet, als er meine Entweichung vernommen, und geschworen, über lang oder kurz meiner dennoch habhaft zu werden. Ich sollte auf meiner Hut sein, warnte mein Oheim, ich sollte lieber des Komthurs Land verlassen."

»Und warum thatet Ihr das nicht?" unterbrach sie Hermann.

»Ich wollte," erwiederte Amalberge und höhere Glut färbte ihre Wangen, »ich wollte, aber ich schob es auf von einem Tage zum andern. Muß ich Euch sagen warum?"— Sie hob bei den letzten Worten die Augen zu ihm auf, die ein schamhaftes Bekenntniß ablegten und sogleich sich wie-

der senkten. Verwirrt sprach Hermann: »Welchen Gefahren habt Ihr getrotzt?«

»Ich meinte doch,« fuhr Amalberge fort, »der Komthur werde nimmer wagen, mitten in der Stadt aus meiner Wohnung mich zu rauben. Auch wandte ich alle Vorsicht an, jede Nachstellung zu entkräften. Nur gegen einen war ich nicht auf meiner Hut, gegen meinen leiblichen Bruder! Mein Herz verwarf mit Abscheu den Gedanken, daß er fähig sein könne, zu seiner Schwester Schande die verruchte Faust zu bieten. Und doch geschah es! — Ihn, den stets Geldbedürftigen, hatte der Komthur nur allzuleicht gewonnen, ihm eine seiner Nichten zur Gemahlin versprochen. Gestern überredete er mich, eine alte blinde Muhme zu besuchen, die, nicht fern von Bamberg, in der Einsamkeit lebt. Ohne das mindeste Bedenken setzte ich mich hinter ihm auf sein Roß. Die Alte nahm uns freundlich auf und bewirthete uns nach Vermögen. Als es zu dämmern begann, erinnerte ich meinen Bruder, daß es Zeit sei heim zu kehren. Er wußte es zu verzögern, unter allerlei Vorwand. Erst gegen Mitternacht bestiegen wir das Roß. Doch, statt den Zügel nach Bamberg zu lenken, sprengte er mit mir fort, und drohte mich zu ermorden, wenn ich mein Glück, wie er es nannte, muthwillig von mir stieße. Das Uebrige ist Euch bekannt. Ich war ein Kind des Todes, wenn nicht der Engel Gottes mir einen großmüthigen Beschützer herbei führte.«

»Schlimmer als Tod,« murmelte Hermann.

»Nein, nicht schlimmer als Tod,« erwiederte Amal-

berge, »denn ich hatte längſt mich auf den ſchlimmſten Fall geſichert. Seit jener Begebenheit im Kloſter trug ich Gift in meiner Taſche. Wenn jede andere Hoffnung ſchwand, ſo ſollte das mich retten.«

»Ha! darum?« rief Hermann entzückt, und wollte ſchon zu ihren Füßen ſtürzen, als er plötzlich Puttli's Stimme wieder zu vernehmen glaubte, die ihm das Brieflein vorlas, deſſen ſchrecklicher Inhalt ihn aus Bamberg vertrieb.

»Fräulein,« ſtotterte er, »ich muß noch eins von meinem Herzen wälzen. Eure Aufrichtigkeit macht mir Muth. Werdet Ihr auch das Gräßlichſte bekennen?«

»Das Gräßlichſte?« wiederholte Amalberge mit Erſtaunen, »ich habe nichts mehr zu bekennen.«

»Ihr habt ein Kind ermordet —«

Sie ſchauderte. »Seid Ihr von Sinnen?«

»Mögt Ihr läugnen, daß vor wenigen Tagen ein Brieflein ſich in Eurer Taſche befand, ein Brieflein ohne Unterſchrift, doch ſonder Zweifel von einem glücklichen Buhlen, der Euch dankte, daß Ihr ſein Kind ermordet, und Euren guten Ruf dadurch in Sicherheit geſtellt?« — Hermann ſtutzte nicht wenig, als Amalberge plötzlich in ein lautes Gelächter ausbrach. Sie eilte zu ihrem Weberſtuhl, nahm einen Garnknäuel, und wickelte haſtig das Garn von einem zuſammengefalteten Papier, welches ſie ihm hinreichte. »Meint Ihr dieſes Brieflein?«

»Ja.«

»Es iſt von meinem alten Oheim. Ihr kennt ſeinen

Hang zu Spöttereien. Als ich mein Abenteuer im Kloſter ihm erzählte, wüthete er anfangs, und wollte ſein Schwert dem Komthur durch den Leib jagen. Ich führte ihm unſere Armuth, unſere Ohnmacht zu Gemüthe, und daß es beſſer ſei, von dem mißlungenen Bubenſtück zu ſchweigen, als böſer Zungen Spiel zu werden und die Rache des Mächtigen auf uns zu laden. Es gelang mir, ihn zu beſänftigen. Doch konnte er, wenige Tage nachher, dem Kitzel nicht widerſtehen, ein langes, beißendes Spottgedicht auf den Komthur zu verfertigen, das er am Hofe verſtreuen wollte. Ich zitterte vor den Folgen, bat um das Gedicht, als ob ich es leſen und abſchreiben wollte, warf es aber in's Feuer. Das nennt er nun in dieſem Brieflein ſcherzend, den Mord ſeines Kindes."

Wer mag ſchildern, wie dem Jüngling zu Muthe war, als er die Geliebte rein und makellos vor ſich ſtehen ſah? — Liebe und Beſchämung beugten ſeine Knie, und ihm verzieh die Liebe den häßlichen Argwohn. Am andern Tage ſtellte er Amalbergen als ſeine Braut dem grinſenden Komthur vor. Der alte Ritter Kunz beſang das Hochzeitfeſt in ſchönen Reimen, und ein glückliches Paar beſtieg das hochzeitliche Lager.

Täglich entdeckte Hermann an ſeiner Gattin neue Vorzüge. Nur einen Fehler hatte ſie gemein mit allen ihren Schweſtern, die Neubegier. Sie raſtete nicht eher, bis ſie, in einer traulichen Stunde, dem Gatten das Bekenntniß abgelockt, *wie* er den Inhalt ihrer Taſche ſo genau kennen gelernt. Zwar mußte ſie ihm eidlich geloben, das Ge-

heimniß treu zu bewahren, und hielt auch ihr Gelübde viele Jahre lang. Doch als ihre ſchönen Töchter heran wuchſen, konnte ſie doch dem Drange nicht widerſtehen, es dieſen mitzutheilen. So ging es im Stillen von Munde zu Munde, und gelangte endlich bis in unſer Jahrhundert, in dem die Damen, mehr als vor alten Zeiten, triftige Gründe haben mochten, ihre Taſchen nicht umzukehren. Denn ſiehe da, um der Gefahr auszuweichen, durch einen boshaften Puttli verrathen zu werden, faßten ſie plötzlich und einmüthig den Entſchluß — künftig keine Taſchen mehr zu tragen.

Sendſchreiben eines Garkochs in Krähwinkel an einen Reſtaurateur in Berlin.

(Ein Appendix zu dem Sendſchreiben des Herrn Doktor Garlieb Merkel an den Herrn Profeſſor Heeren.)

Ich kenne wenig ſo zeitverderbendes, als das Prüfen gewiſſer Prüfungen.
Merkel's Sendſchreiben. S. 8.

Mein Herr!

Die erſte Ihrer Paſteten, welche ich geſpeiſt, hat mich auf immer zu Einem Ihrer aufmerkſamſten Gäſte gemacht, und jedes neue Ragout von Ihnen erhöht meine Hochachtung. (Verzeihen Sie mir die Phraſe. Mein Sohn, der in Secunda geht, ſpricht: man ſage nicht gern eine Hochachtung erhöhen, weil eine Achtung ohnehin

ſchon für erhöht zu halten, ſo bald ſie hoch ſei; aber der Herr Doktor Merkel muß es doch beſſer verſtehen, als mein Secundaner.

Ich merke ſchon, daß, ſeit ich meine Küchenzeitung herausgebe, Sie mich öfter als zuvor mit Ihren Briefen beehren. Man hatte es mir wohl vorher geſagt: Schreibe der Herr nur eine Zeitung, ſo darf er ſich eben ſo gut einbilden, als Herr Kuhn, daß er ein großer Mann geworden. Auf den Inhalt kommt es eben nicht an, wenn er nur beißig iſt. Denn wer von ferne einen vierbeinichten Hauswächter ſieht, dem nicht zu trauen iſt, der kommt ihm entweder nicht zu nahe, oder er zieht ein Stücklein Brot aus der Taſche und wirft es dem Knurrenden hin, damit er ihn vorübergehen laſſe, ohne ihm das Kleid vom Leibe zu reißen.

Liebwertheſter Herr Kollega! meine Küchenzeitung hat guten Fortgang. Ich berieche und verkoſte jede Schüſſel, die dem Publikum vorgeſetzt wird. Die Schüſſeln meiner Freunde finde ich jederzeit trefflich gewürzt, an denen meiner Feinde hingegen kein Körnchen Salz; woraus Sie denn ſchließen mögen, daß es kein Spaß iſt, mit mir zu ſpaßen: denn ich blaſe meine Backen ſo künſtlich auf, daß Jedermann glaubt, ich hätte etwas im Munde. Sie haben daher ſehr wohl gethan, an mich zu ſchreiben und mir die herkömmlichen Komplimente zu machen, wofür Sie ſchon einmal an Einer Ihrer Schüſſeln den Pfeffer vergeſſen dürfen.

Mein hochgeehrter Herr Kollega verlangen, daß ich Ihnen meine Meinung über das Sendſchreiben des Herrn Doktor Garlieb Merkel an den Herrn Profeſſor Heeren

Ich mag mich anstrengen wie ich will, so sehe ich nicht ab, wie man darinn eine Beleidigung finden könne? wohl aber finde ich es mehr als dreist, die Direction deshalb mit einer Klage zu behelligen.

Seine 5te und letzte Klage endlich, betrifft die von mir geäußerte Vermuthung, daß Herr Ziegler wohl bey dem Hrn. Censor gegen das Schauspiel das rächende Gewissen gesprochen haben könne.

Auch hierin suche ich vergebens eine Beleidigung, denn wenn Herr Ziegler würklich dagegen gesprochen hat, so hat er es vermuthlich aus wahrer Ueberzeugung gethan, und da er gar keine Pflicht auf sich hat, diese seine Ueberzeugung mir zu gefallen zu unterdrücken; so konnte auch meine Vermuthung deshalb ihn keinesweges kränken, oder gar beschimpfen.

Ueberhaupt liegt in seinen sämmtlichen Klagen der redendste Beweis für meine Unschuld, da er, mit dem besten Willen mich anzugreifen, mir dennoch keine Blösse abgewinnen konnte, und daher gezwungen war, lauter Lufstreiche zu thun.

§.

Madame Weissenthurn

hat geklagt: Erstens; „daß ich ihr in dem Trauer„spiele „das rächende Gewissen" die zweyte Rolle „zugetheilt, indessen Mlle. Koch die Erste spiele."

Gesetzt, es wäre wahr — (welches ich doch geradezu leugnen muß, indem die Rolle der Jolanda ganz unwidersprechlich auch eine Erste Rolle ist) — aber gesetzt, es wäre

eröffnen soll, weil dieses Sendschreiben für die edle Kochkunst von großer Wichtigkeit sei; denn — sagen Sie mit Recht — wenn die ganze Menschheit im steten Fortschreiten begriffen ist, so muß auch die Kochkunst, diese Blüte der Menschheit, sich immer mehr vervollkommnen, weil sonst alles übrige Fortschreiten von gar keiner Bedeutung wäre, sintemal der Magen gleichsam die Seele der Menschheit ist.

Vor allen Dingen erlauben Sie mir zu bemerken, daß es doch ein trefflicher, obgleich von Ihnen belächelter Einfall von mir war, in meiner Garküche eine Lesebibliothek anzulegen, denn man kann durchaus die Menschen auf keine andere Weise zum Lesen bringen, als wenn man ihnen etwas zu essen dabei vorsetzt, und ich würde nicht einmal die Ehre haben, jenes berühmte Sendschreiben zu kennen, wenn ich es nicht, im Vertrauen auf den Namen des Verfassers, mit dem letzten Kaviartransport für meine Lesebibliothek verschrieben hätte. Ich selbst habe es nun wohl eigentlich nicht gelesen (denn ich habe mehr zu thun, wie man zu sagen pflegt, wenn man nichts zu thun hat), aber meine Gäste, wenn sie satt waren, hab' ich viel darüber schwatzen hören, besonders unsern Stadtphilosophen, der, weil er eine vortreffliche Lunge hat, zugleich Stadtthürmer und Mitarbeiter an meiner Küchenzeitung ist. Nun, der hat beim Schluß der Mahlzeit immer das große Wort geführt, und ich habe ihm mit Verwunderung zugehört, und habe ihn willig gemacht, seine Gedanken aufzuschreiben. Es kostet mich eine Bouteille Naumburger und zwei Flaschen Köstrizer. Diese

Gedanken gebe ich mir die Ehre — (ein Ausdruck, den ich auch vom Herrn Doktor Merkel gelernt, der alle Ehre sich selber gibt) hier beizulegen und wünsche richtigen Empfang.

Es ist kürzlich eine Frage aufgeworfen worden — so hebt der Stadtphilosoph und respektive Stadtthürmer an — nicht um zu fragen, sondern um zu antworten, denn gewisse Philosophen fragen nur dann, wenn sie die Antwort schon im Sacke haben. Jene Frage lautet wie folgt: Ist das stete Fortschreiten der Menschheit ein Wahn? (Da kommt der Secundaner schon wieder und spricht: Das wäre kein Deutsch. Wie? der Herr Doktor hätte schon auf dem Titelblatte ein Böcklein geschossen? — Ist der Glaube an das stete Fortschreiten der Menschheit ein Wahn? oder: Ist es ein Wahn, daß die Menschheit fortschreitet? So müßte es heißen, spricht der Secundaner. Man könne zum Beispiel wohl sagen: Ist es ein Wahn, daß ich das Regiment marschiren sehe? aber nicht: Ist das Marschiren selber ein Wahn? — Die Frage, wie Herr Merkel sie gestellt, setze, was noch erwiesen werden soll, bereits als existirend voraus. — Doch das sind Minima, um die ein Philosoph sich nicht bekümmert. Genug, wir wissen, was der Herr Doktor hat sagen wollen.)

Und die Antwort? — Nein! das stete Fortschreiten der Menschheit ist kein Wahn. Wir schreiten tapfer darauf los, und werden nächstens die Siebenmeilen-Stiefeln anziehen. Da diese Schrift auch für meinen Gönner, den Herrn Garkoch in Krähwinkel, von großer Wichtigkeit ist — (sintemal

die Menschheit, wenn sie immer fortschreiten soll, bisweilen restaurirt werden muß) — so habe nicht ermangeln wollen, hie und da ein Blättchen derselben in Betrachtung zu ziehen, bevor er seine Bonbons oder Diavolini's hinein wickelt.

Da stoße ich zuerst auf das schöne Bild, S. 5: Die Geschichtforschung ist eine Wurzel, das Talent des Geschichtschreibers erzieht daraus eine Pflanze, die aber nicht blühen kann, wenn nicht die pragmatisirende Philosophie die Blüte entwickelt. Nun kann zwar nimmermehr dieselbe Kraft, welche die Blüte entwickelt, sie auch befruchten, hier ist aber eine Ausnahme von der allgemeinen Regel, denn die Philosophie befruchtet auch die Blüte, welche sie selber entwickelt hat, und nun erst kann der praktische Verstand Nutzen von ihr ernten, und dieser Nutzen ist am Ende doch der Werth des Ganzen.

Sehen Sie, mein werther Herr, Sie haben wohl bisher geglaubt, eine Geschichte sei ein Kunstwerk, welches zwar nebenher auch Nutzen bringen könne, aber, so wie jedes andere mit den Musen erzeugte Kind, nicht mit dem kurzen Maßstabe der Nutzanwendung gemessen werden dürfe. Hingegen erfahren Sie nun, daß am Ende doch der Werth des Ganzen (Tacitus zum Exempel) blos im Nutzen besteht.

Schon daraus können Sie das erfreuliche Fortschreiten der Menschheit ersehen, daß wir den schalen Kunstansichten jetzt entsagt, und Alles auf den Nutzen zurückgeführt haben.

Um Ihnen noch mehr Vertrauen zu dem Verfaſſer einzuflöſſen, muß ich Ihnen ſagen, daß ſein Tempel der philoſophiſchen Wahrheit auf keiner Bergſpitze, ſondern nur auf einem mäßigen Hügel ſteht (S. 8), und daß er nicht wie andere Leute, langſam hinein ſpazirt, ſondern ihn quer durch die Hecken erſtürmt. Nun ſteht er aber darin, mitten darin und blickt erhaben um ſich. Zwar iſt, was er vorträgt, nicht neu — das geſteht er ſelber — aber das Alte iſt neu von ihm gedacht, und, wie er ſehr beſcheiden hinzu fügt, noch nie mit ſo entſprechender Klarheit und Kraft vorgetragen worden.

So wollen wir denn einige dieſer klaren Kraftſätze näher beleuchten; denn es iſt nichts auf der Welt ſo klar, die liebe Sonne nicht einmal ausgenommen, daß es nicht noch ein wenig beleuchtet werden könnte.

„Das bleibende Lebensgeſchäft aller, zur Thätigkeit organiſirten Weſen, iſt, ſich von ihren Umgebungen Fortdauer und Wohlſein zu gewinnen.“ (S. 9.)

Mein Gönner bemerke, daß der Verfaſſer hier beſonders auf deſſen edle Kunſt zielt. Wenn die Herren Garköche, Traiteurs, Reſtaurateurs u. ſ. w. aus ihren Umgebungen, den Rebhühnern und Kapaunern eine ſchmackhafte Paſtete bereiten, ſo befördern ſie dadurch die Fortdauer und das Wohlſein der Menſchen; folglich ſind ſie weit über den Homer erhaben, der, als er die Iliade dichtete, Alles von ſeinem Genie, nichts von ſeinen Umgebungen gewann; auch weit über Lalande und ſeines Gleichen, die ſchwerlich die Berechnung einer Kometen-

bahn zu ihren Umgebungen zählten. Sie sehen, daß das, was unwissende Leute bisher den gröbern Egoismus nannten, eigentlich unser bleibendes Lebensgeschäft ist, wenigstens das des Verfassers, der sich hier — wie man zu sagen pflegt — rein ausgesprochen hat. Von moralischer Veredlung ist keine Rede; wenn uns nur wohl und behaglich ist. Das Wort Fortdauer bezeichnet hier nicht etwa einen Zustand nach dem Tode, sondern blos die Verlängerung unserer irdischen Existenz.

Es hat Leute gegeben, und gibt deren noch, die sich von dem bleibenden Lebensgeschäfte des Menschen einen ganz andern Begriff machten. Sind wir bestimmt über das Grab hinaus zu schreiten — so raisonniren solche Schwärmer — so müssen wir leben um sterben zu lernen, das heißt, wir müssen als moralische Wesen uns vervollkommnen, sonst ist alles Fortschreiten der Menschheit nicht einen Pfifferling werth.

Von dem geistigen Vermögen des Menschen hatten wir bisher (nach des Herrn Doktors Angabe S. 40) zwanzig Namen und sinnreiche Definitionen, allein ihm war es vorbehalten, sie Alle in Eine erschöpfende zusammen zu drängen. Es besteht nämlich darin: ungefesselt vom Instinkt Erfahrungen zu machen, und diese zu Erfindungen zu benutzen, denn benutzt muß Alles werden.

Diese erschöpfende Definition erzeugt die Besorgniß, daß die Geisteskraft des Herrn Doktors sich in dem, von seinen Umgebungen gewonnenen Wohlsein ein wenig

erſchöpft habe. Was iſt denn Inſtinkt? — Der Naturtrieb der Erhaltung, der in keinem Augenblicke des Lebens von dem Menſchen weicht. Er iſt eine köſtliche Mitgabe des Schöpfers, als er mit der Erde uns vermählte, keine Sklavenkette. Man kann eben ſo wenig vom Inſtinkt als von der Denkkraft ſagen: man werde durch ihn gefeſſelt. Er iſt unſer getreuer Begleiter durch das ganze Leben, und ohne ihn könnten wir geradezu gar keine Erfahrungen machen. Darin haben wir vor den Thieren nichts voraus: die Mutter aller Erfahrungen iſt der Inſtinkt. Das iſt ſo wahr, daß ſogar der Herr Doktor Garlieb Merkel ſeine erſchöpfende Definition auf der nämlichen Seite wieder vergißt und demüthig bekennt: »Vom Bedürfniß geſpornt beobachtet der Menſch und gelangt zu Erfahrungen.« Wer hat denn aber dem Bedürfniß die Sporen angelegt? Doch wohl der Inſtinkt? der ſie dann dem geiſtigen Vermögen mittheilt, gleichwie die Nezhaut im Auge das empfangene Bild durch den Sehnerv dem Gehirne überliefert.

Und was macht nun das geiſtige Vermögen mit der Erfahrung? Es benutzt ſie zu Erfindungen, das iſt klar. Denn als Copernikus die Erfahrung machte, daß die Sonne ſtill ſtehe, ſo benutzte er ſelbige ſogleich zu der artigen Erfindung, die Erde um ſie herum ſpaziren zu laſſen.

»Es gibt nur zwei Verhältniſſe,« ſo fährt der berühmte Verfaſſer S. 11 fort, »aus welchen alle Erfahrungen herfließen, und auf die ſich alle Erfindungen beziehen; das

Erſte iſt das der Menſchheit zur übrigen Natur (das heißt eines Theils zum Ganzen). Das Zweite, das ihrer Glieder oder Gliedermaßen zu einander." (Es gibt Leute, die noch ein drittes Verhältniß, und zwar das Wichtigſte, anerkennen: das der Menſchheit zur Gottheit! aber freilich exiſtirt es für keinen, der ſein eigner Gott iſt. Es ſcheint jedoch, daß, wenn wir dies Dritte ganz aus dem Spiele laſſen, wir in eine etwas bedenkliche Brüderſchaft mit den Affen und Bibern gerathen; denn die beiden Erſten ſind uns mit ihnen gemein. Doch weiter.)

»Wornach ſtrebt der Menſch? — Die Natur immer allgemeiner kennen zu lernen und tiefer zu ergründen. Warum? — um deſto mehr Nutzen aus ihr zu ziehen, und ſie um deſto vollkommner zu beherrſchen." Und darin ſoll er denn auch ſchon ſo weit gekommen ſein, daß bei der Ueberſicht deſſen, was er erreicht hat, nur Stupidität (auf deutſch Dummheit) vor Bewunderung und ſtolzem Selbſtgefühl ſichern könne. Herr Garlieb Merkel iſt aber gar nicht ſtupid, ſondern er empfindet wirklich jenes ſtolze Selbſtgefühl, ſo oft er ſich betrachtet.

Alſo wäre die Menſchheit eine Schmarutzerpflanze, die Allem, woran ſie klebt, den Lebensſaft ausſaugt? — Es ſcheint, daß, wenn ein Theil aus dem Ganzen immer fort und immer mehr Nutzen zöge, das Ganze endlich darunter leiden würde, ſo wie ein Körper leidet, wenn aller Nahrungsſaft eins ſeiner Glieder anſchwillt. Es ſcheint auch, daß, wenn ein Theil das Ganze vollkommen beherrſchte, das Letztere ſich eben nicht wohl dabei befinden wür-

de, indem es die ewigen, ihm aufgeſtempelten Geſetze nicht mehr befolgen dürfte; denn ſo lange es dieſe befolgte, würde es ja nicht beherrſcht. Es ſcheint ferner, die Natur ſei ſo organiſirt, daß ſie allen ihren Theilen nur ſo viel einräumt, als geſchehen kann, ohne das Verhältniß zu dem Ganzen zu ſtören. Denn die Vervollkommnung dieſes Ganzen möchte wohl des Schöpfers verborgener Zweck ſein, nicht eines Theils desſelben; und wenn man annehmen wollte, die ganze Natur ſei nur um des Menſchen willen geſchaffen, ſo klänge das wohl mehr theologiſch als philoſophiſch. Man ſieht wohl, daß der Wahrheitstempel des Herrn Merkel auf einem mäßigen Hügel ſteht, denn in dem eigentlichen Wahrheitstempel auf einer hohen Bergſpitze eröffnet ſich eine viel weitere Ausſicht. Da verſchwindet der Menſch als ein winziger Theil des Ganzen, und ſein ſtolzes Selbſtgefühl erlöſcht, ohne daß er darum ſtupide zu werden braucht. Sein Streben, die Natur zu kennen und zu beherrſchen, kann man immerhin zugeben; es iſt eine Kraftäußerung ſeines geiſtigen Vermögens; aber mit dem Fortſchreiten ſieht es bedenklich aus, trotz aller der erhabenen Beiſpiele, die der Herr Verfaſſer anführt. Denn erſtens hat es vor mehreren tauſend Jahren Zeiten und Völker gegeben, in und bei welchen alle dieſe gerühmten Erfindungen ſchon exiſtirten, zu einer Zeit etwas vollkommner, zu der andern etwas unvollkommner; und vielleicht — ja gewiß — waren die Genoſſen jener Zeiten wiederum einer noch älteren Vorzeit auf der Spur, die ſich

einer noch größeren Vollkommenheit der Erfindungen rühmen durfte.

Wenn man aber auch das nicht annehmen will, so ist zweitens das, was der Mensch jetzt weiß und kennt, im Verhältniß zu der übrigen Natur, die er noch nicht kennt, so unendlich wenig, daß es, von einem höhern Standpunkte betrachtet, als ein papierner Drache erscheint, durch den ein Knabe mit dem Monde in nähere Bekanntschaft zu gerathen hofft. Wenn eine Saite weniger als zwanzig und mehr als viertausend Schwingungen macht, so hören wir den Ton nicht mehr, und mit solchen armseligen Sinnen wollen wir die Natur beherrschen? — Noch sind wir nicht einmal tiefer als eine Viertelmeile in den Boden gedrungen, auf dem wir herum wandeln, und haben also noch acht hundert neun und fünfzig drei Viertel Meilen tief zu graben, ehe wir bis zum Mittelpunkte gelangen, und ehe das nicht geschieht, werden wir Millionen Erscheinungen doch nie erklären können.

Es scheint überhaupt, als nähme die Natur (ich meine die sichtbare Schöpfung) auf unsere Vervollkommnung nicht mehr und nicht weniger Rücksicht, als auf die Vervollkommnung einer Brennnessel. Diese wächst in üppigem Boden bisweilen außerordentlich stark und hoch, wenn sie sich aber deswegen einbilden wollte, sie habe sich vervollkommt und werde sich künftig noch immer mehr vervollkommnen, so würde ihr stolzes Selbstgefühl Stupidität zu nennen sein. Denn wenn Herr Merkel fragt: »ob es eine Grenze gebe? oder ob die Natur in ihrer Benutzung uner-

schöpflich sei?" so darf man ohne Vermessenheit antworten: Es gibt eine Grenze, wenn wir gleich nicht wissen wo. Nur so viel lehrt uns die Erfahrung: weit entfernt ist sie nicht, wir stehen sehr nahe daran.

Noch Einmal: Die Natur ist ein großer Körper, der, nach ewigen Gesetzen, jeden seiner einzelnen Theile ausbildet. Aber eben so wenig als unser kleiner Körper irgend eins seiner Glieder ungestraft auf Kosten des Ganzen allzu üppig ausbilden kann, eben so wenig kann die Natur einem ihrer Theile die Kraft verleihen, sie, das Ganze, vollkommen zu beherrschen. Dazu ist auch das geistige Vermögen — (der Herr Doktor nimmt sich außerordentlich in Acht, das Wort Seele auszusprechen) — uns keineswegs verliehen worden. Um Fortdauer und Wohlsein von unsern Umgebungen zu gewinnen, bedürfen wir nur des Instinkts, so wie alle andere Thiere. Was uns über diese erhebt, steht mit der sichtbaren Schöpfung in keiner Art von Verhältniß, oder sollte wenigstens in keinem zu ihr stehen; man sollte nie die Wachskerze vom Altare nehmen, um in der Schenke dabei zu würfeln. Es geschieht aber freilich oft genug, und dieser Mißbrauch ist es eben, der uns verleitet, auch dann, wenn blos von unsern Verhältnissen zu der Natur die Rede ist, uns als von ihr abgesondert, als ein über sie erhabenes Wesen zu betrachten, welches wir doch nur in dem dritten, von Herrn Merkel unberührten Verhältnisse der Menschheit zur Gottheit sind. Jener Dünkel also ist unsere Stupidität und

haben: wo steht denn geschrieben, daß Mad. Weissenthurn immer nur die Ersten Rollen spielen müsse? Glaubt denn Mad. Weissenthurn, sie sey eine Catharine Jaquet? oder hegt sie auch nur den süßen Wahn, sie sey eine größere Schauspielerinn als Mlle. Koch? — Es thut mir leid, ihr diesen schmeichelhaften Wahn benehmen zu müssen, indem ich zwar gern bekenne, daß Mad. Weissenthurn ihre Rollen mit Einsicht spielt, aber auch hinzu setzen muß, daß ihr kreischendes Organ, ihre weinerlich verzerrten Gesichtszüge, und einige andere üble Angewohnheiten — (zum Beyspiel ein gewisses Absetzen in der Declamation, welches man, um der Tonkunst einen Ausdruck abzuborgen, staccato nennen könnte) — ihr fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen, sich bis zu dem Range einer großen Schauspielerinn zu erheben *). Indessen läßt sich von ihrem Verstande, ihren Einsichten, und der Beyhülfe einer empfehlenden Gestalt, noch vieles hoffen, wenn sie sich nur fleißig nach der Demoiselle Koch bildet.

Uebrigens darf man nie vergessen, daß Demoiselle Koch für die Ersten tragischen Rollen hieher berufen worden, und folglich jederzeit den gerechtesten Anspruch darauf machen darf.

*) Mit Mad. W. ist Hr. v. K. noch viel zu gelinde umgegangen. Sie fällt wirklich, besonders wenn man sie zum Erstenmale sieht, sehr unangenehm auf, und nur die Gewohnheit kann sie erträglich machen. Indessen hat sie sich einen großen Anhang im Publicum zu erwerben gewußt. — Unter ihre üblen Angewohnheiten gehört auch noch, daß sie beständig mit dem Kopfe nickt.

folglich auch die des Herrn Verfassers. Der thierische Körper, durch den wir an die Natur gefesselt sind, hindert uns auch sogar am Fortschreiten in unserm dritten Verhältnisse, welches uns blos die süße Ahnung gewährt, daß wir einst darin fortschreiten werden.

Das zweite, von dem Herrn Doktor S. 14 aufgestellte Verhältniß, »das der Kultur unsers Geschlechts zum Grunde liegt, und in dessen Veredlung das Fortschreiten der Menschheit besteht, ist das der Glieder oder Gliedermaßen zu einander.«

Daß unsere Kultur diesem Verhältniß ihren Ursprung verdankt, ist freilich ein wahrer, aber ein sehr alter Gedanke. Es ließe sich viel darüber plaudern, was aber doch auch nur alt sein würde.

Ein paar Bemerkungen mögen doch nicht überflüssig sein. Der Herr Doktor sagt S. 15: »Das Menschengeschlecht erringe die Herrschaft über die materielle Natur und ihre Kräfte durch die ihr fremde Kraft des Geistes.« Er beweist aber nicht, daß diese Kraft ihr fremd ist. Was er hier Geist zu nennen beliebt, ist blos Instinkt. Der Mensch hat keinen Geist, nämlich im Verhältniß zu der materiellen Natur. Auch der Biber hat die Herrschaft über die Natur errungen, sie muß ihm die Materialien zu seiner Hütte liefern. Daß der Mensch seinen Instinkt vervollkommt hat, und vielleicht noch mehr vervollkommnen wird, beweist nichts weiter, als daß diese seine Kraft noch im Wachsen ist, nicht aber daß sie immer fort wachsen werde. Die Ephemere lebt bekanntlich nur einen Tag

und hat in der Mitte dieſes Tages ihr höchſtes Wachsthum erreicht. Wie, wenn nun ein Jüngling von zwanzig Jahren zu ihr ſpräche: ich wachſe ſchon zwanzig Jahre länger als du, und folglich werde ich ewig wachſen? — Dasſelbe Verhältniß findet zwiſchen dem Inſtinkt der Thiere und der Menſchen Statt. Auch Jener iſt gewachſen; er iſt jetzt ausgebildeter als am Schöpfungstage. Das Affengeſchlecht zum Beiſpiel hat ſicher lange gelebt, ehe es die Erfahrung machte, daß der Menſch ſeine Früchte durch die Affen nicht wolle ſtehlen laſſen, und nun erſt lehrte es der Inſtinkt, beim Stehlen Wachen auszuſtellen. Dürfte aber deswegen ein Affen-Philoſoph die Frage aufwerfen: »Iſt das ſtete Fortſchreiten der Affenheit ein Wahn?«

Die Menſchen ſind ein neues Geſchlecht, ihr Inſtinkt wird noch immer durch mancherlei Erfahrungen geſchärft, und deswegen bilden ſie ſich ein, ihres Fortſchreitens werde kein Ende ſein. Eben ſo würde ein Kind auf einer wüſten Inſel, wenn es merkte, daß es mit jedem Jahre größer werde, ſich einbilden, daß es ſich einſt werde in Acht nehmen müſſen, mit dem Kopfe nicht an den Mond zu ſtoßen.

Die materielle Natur beherrſcht der Geiſt nur im Geiſte, und ſo entſtand die Iliade, und ſo entſtand die Wahrnehmung einer Kometenbahn, ohne daß Homer auf die Belagerung von Troja oder Lalande auf die Kometenbahn ſelber den mindeſten Einfluß hatte.

Seite 15 heißt es ferner: »Die Menſchheit habe ihren Gefühlen ein Sittengeſetz abgelauſcht.« Heiliger Kant! bitte für uns!

Hier hätte Herr Garlieb Merkel durchaus eine Definition von dem Gefühle geben ſollen, welches er zur Quelle des Sittengeſetzes macht; da würde ſich gefunden haben, daß Gefühl hier blos ein anderer Name für ſein geiſtiges Vermögen iſt, eben ſo wie Fantaſie, aus der er die Religion und Verſtand, aus dem er die Geſetze herleitet. Wenn aber das Ringen aller dieſer Kräfte (wie der Verfaſſer zugeſteht) bis jetzt vergebens war, »um den Geiſt in ſeinen Neigungen bleibend zu bändigen ohne ihn zu lähmen,« wie mag er denn fortſchreiten im Guten? —

Ja ſo! im Guten ſoll er auch nicht fortſchreiten, ſondern nur in der Kunſt, immer mehr und mehr Nutzen aus der Natur zu ziehen, ſie zu beherrſchen, und mit Einem Worte, eine Schlaraffenwelt aus ihr zu machen. Wenn das iſt — freilich, ſo könnte man ihm das Fortſchreiten zugeben, wenn nur etwas dabei gewonnen wäre. Das wäre aber blos ein Fortſchreiten, wie das der Küchenjungen meines Gönners, die jetzt eine Sauce über ihr Fleiſch zu machen verſtehen, da ſie es vorher aus dem Salze aßen. O wie tief würdigt Herr Merkel die Menſchheit, und folglich auch ſich ſelber herab!

Es gibt nur einen einzigen Maßſtab für unſer gerühmtes Fortſchreiten, nämlich den: ob das dem Gefühl abgelauſchte Sittengeſetz nun wirklich unter uns herrſche? oder ob Hoffnung vorhanden ſei, daß es künftig mehr als bisher herrſchen werde? Zwei Fragen, die ich aus der Erfahrung aller Zeiten beantworte, und daraus die Er-

findung ziehe, daß nichts zu hoffen sei. Wir müssen nicht blos mit Kant den Satz aufstellen:

»Handle immer so, daß das Motiv deiner Handlung zum allgemeinen Gesetz werden könnte;«

sondern wir müssen wirklich sagen und behaupten können:

»Die Motive aller unserer Handlungen sind allgemeine Gesetze.«

Dann Triumph! dann ist die Menschheit vorwärts geschritten!

So lange aber ein Doktor der Philosophie in der Menschheit nur den Egoismus personifizirt; so lange er ihr ganzes Fortschreiten nur in das elende, wenn auch gelingende Bestreben setzt, der Natur mehr Genüsse abzugewinnen: so lange führt er gerade dadurch den Beweis, daß das Menschengeschlecht sich nicht vervollkommt.

Freilich deklamirt er: »Im Guten, wie im Bösen, wächst die Menschheit über die Schranken hinweg, welche sie selber sich stellte« — (sie hat sich deren nie gestellt) — »sie werden erweitert, vervollkommt, fester, auf einsichtsvollere, edlere Motive gegründet« — (das sollte eben bewiesen werden, aber es läßt sich nicht beweisen.)

Er sagt S. 17: „Je schneller und kräftiger die Bildung eines Volkes steigt, desto näher ist sie ihrem Wendepunkte.“ —

Er setze statt Volk Menschheit, so hat er eben so wahr gesprochen.

In einer Welt, wo, nach seinem Bekenntniß S. 18, »das Heiligste ein Werkzeug der Verworfenheit, das Mäch-

tigste kraftlos, das Heilsamste verderblich wird," da ist an keine Vervollkommnung der Menschheit zu gedenken. Zwar meint er, eben durch das stete Fortschreiten, und nur dadurch werde das Heiligste verworfen und das Heilsamste verderblich; aber wozu denn das Fortschreiten? blos um das Heiligste und Heilsamste zu zerstören? und wieder ein anderes Heiliges, ein anderes Heilsames an die Stelle zu setzen, was abermals zerstört werden soll?

Ihr armen Menschen! Alle die ihr gelebt habt und jetzt lebt! zu welchen elenden Werkzeugen würdigt man euch herab? Was habt ihr denn verbrochen, daß ihr euer Heiligstes verworfen, euer Heilsamstes verderblich sehen müßt? — Wie niederschlagend für die Tugend, wenn sie sich sagen muß: sie werde über kurz oder lang nicht mehr Tugend sein! sie habe diesen Namen nur für die kurze Spanne Zeit geführt, in welcher ihre Bekenner lebten! Künftig werde man sie verworfen und verderblich nennen! —

Zum Beweis dieses ungeheuren Satzes führt der Sophist S. 58 an: »Umwandlungen zum Bessern und zum Schlechtern, aus dem wiederum ein höheres Gute entspringt, gehören zu dem Wesen der Menschheit, wie »das Knospen, Entfalten, Verwelken der Blüte, damit eine Frucht entstehen — das Wachsen, Reifen und Vergehen der Frucht, damit neue Bäume wachsen, zum Wesen des Pflanzenreichs." Aber der Vergleich hinkt gewaltig. Sind denn die neuen Bäume nun bessere Bäume? sind es nicht wieder dieselben? und beweist dieser ewige

Wechsel nicht gerade umgekehrt, daß jede Vervollkommnung in der Natur ihre bestimmten Grenzen hat?

»Umwandlungen zum Schlechtern, aus welchen ein höheres Gute entspringt" — das ist die heutige Lieblingsphrase, durch die man Alles entschuldigt, der Satz hält aber in der Erfahrung nicht Probe. Etwas anderes entsteht, vielleicht auch wieder etwas Gutes, aber kein höheres Gutes, als schon tausendmal da gewesen ist. Und zwar liegt das nicht am Willen, sondern an der Kraft des Menschen, die nun einmal nicht weiter reicht, und nie weiter reichen wird. Denn nur mit der ganzen Natur zugleich kann, im Verhältniß zu ihr, die Menschheit sich veredeln. Von physischer Umgestaltung der Organisation muß diese Veredlung ausgehen. Es muß zuvor kein Gehirn mehr auf der Welt geben, in dem der tolle Gedanke (S. 18) Raum fände: Das Sittengesetz (welches, wohl zu merken, zuvor dem Gefühl abgelauscht worden) zerzupft die schöne Blüte des (nämlichen) Gefühls zu einem Wust dürrer Blätter u. s. w.

Die Klippe, an der das Schifflein der fortschreitenden Menschheit ewig scheitern wird, ist der Mißbrauch der physischen Gewalt, der als Thierheit ihr anklebt, und nie ganz von ihr geschieden werden kann. Alle Umwälzungen auf dem Erdboden entspringen aus diesem Mißbrauch, der folglich, nach Herrn Merkel's Meinung, die Quelle des höhern Guten ist. Möchte er dessen lange genießen, aber ganz allein!

Auf den folgenden Seiten sind allerlei, schon oft ge-

ſagte Dinge etwas unſanft bei den Haaren herbei gezogen, die in gar keiner nahen Beziehung mit der aufgeſtellten Frage ſtehen, ſondern blos einem politiſchen Glaubensbekenntniß zum Vehikel dienen, welches abzulegen der Verfaſſer einen Drang verſpürte. Es iſt nämlich von Univerſalmonarchie die Rede, und von all dem Verderblichen, was daraus entſpringen kann oder muß; und von nun an verwechſelt der gelehrte Herr Doktor (dem es blos an einer Kleinigkeit, nämlich an klaren Begriffen fehlt), die Kultur der Völker mit der Vervollkommnung der Menſchheit. Jene iſt ganz etwas Anderes als dieſe. Ein Volk kann ſehr kultivirt, und doch dabei in Vervollkommnung ſeiner Menſchheit rückwärts geſchritten ſein. Exempla sunt odiosa.

Das ganze Geſchwätz von Weltkultur, die, wenn ſie an Einem Orte untergehe, am andern noch höher ſteige, iſt kein Beweis für das Fortſchreiten der Menſchheit, welches einzig und allein in Vervollkommnung des moraliſchen Weſens beſtehen kann. Freilich hat ein Egoiſt, der blos der Natur Genüſſe abgewinnen will, keinen Sinn für dieſe Behauptung.

Nach ſeiner beſchränkten, gemeinen und ganz materiellen Anſicht entſcheidet er auch keck: Daß unſere Bildung weit höherer Art ſei, als die der Alten; denn erſtens, ſagt er, benutzen wir die Natur beſſer (dieſes Benutzen iſt nun einmal ſeine Lieblingsidee). Zweitens »ſind die ſtaatsgeſelligen Verhältniſſe des jetzigen Europa nach liberalern, edlern, gerechtern Grundſätzen geord-

net als bei den Alten." Ja wahrhaftig, das ſteht S. 41. Ueber ſolche Sätze ein Wort verlieren, wäre Thorheit. Den Herrn Doktor ſelbſt hat bei dem zweiten das Gewiſſen ein wenig geprickelt, denn es iſt drollig zu ſehen, wie er, S. 45, ſich windet und krümmt, um ihn durch eine Sophiſterei zu ſtützen. Da aber dieſe morſche Stütze das Schaugerüſt nicht tragen will, ſo wirft er, auf den folgenden Seiten, drei Fragen auf:

1. Was galt im Alterthum der Menſch als ſolcher, wo ſich keine ſtaatsbürgerliche Rückſicht einmiſchte?

2. Was galt er den Staatsverfaſſungen der Alten?

3. Was galt er beim Konflickt der Völker?

Natürlich beantwortet er ſie alle drei zu Gunſten der Neuern, wohl wiſſend, daß man nicht Alles dagegen ſagen darf, was man ſagen könnte; und daß, wenn man es dürfte, das unwiderſprechliche Reſultat hervorgehen würde, daß die Neuern den Alten in keinem Stücke etwas vorzuwerfen haben.

Indeſſen, ſo beſchränkt hier auch die Mittel ſind, die dem Vertheidiger der Alten übrig bleiben, ſo möchte leicht auch das Wenige ſchon hinreichen, den Herrn Doktor Garlieb Merkel zu beſchämen, ſo ſchwer das auch ſein mag.

Alſo bei der erſten Frage: was galt der Menſch als ſolcher den Alten? will ich nur an unſern abſcheulichen Negerſklavenhandel erinnern, dieſe Schande unſerer Zeiten, wo wir auch eine Erfahrung zu einer Erfindung benutzt haben, aber großer Gott! welch' eine Erfindung! — Der Herr Doktor leſe in Zimmermann's

Taſchenbuche die Beſchreibung eines Sklavenſchiffes, und ſchaudere (wenn er kann) und behaupte noch (wenn er kann), daß die Alten ärgere Grauſamkeiten gegen Fremde verübt. In dieſem Punkte ſind wir alſo nicht vorwärts geſchritten, ja, der Negerſklavenhandel iſt ſogar ein Schritt rückwärts, und gehört zum Charakter der europäiſchen Kultur. Freilich macht man jetzt Verſuche ihn aufzuheben, und, wenn ſie gelingen, ſo wird man einem künftigen Merkel dieſen Handel nicht mehr vorrücken können; allein vor der Hand iſt ſchon dadurch erwieſen, daß wir am Ende des achtzehnten Jahrhunderts den Alten noch nicht vorausgeſchritten waren.

Bei der zweiten Frage geſteht der Herr Doktor ſelbſt, daß, in den kleinen Republiken der Alten, die Rechte der Bürger ſehr viel ausgedehnter waren, als in unſern Staatsverfaſſungen; hingegen habe es auch dort eine weit zahlreichere Menſchenklaſſe gegeben, die gar keine Rechte hatte und blos der Willkür jener überlaſſen wurde, zum Beiſpiel die Heloten in Sparta. Nun ſolle man einen Blick auf die Gegenwart werfen. In allen europäiſchen Staaten ſtünden Mann, Weib und Kind unter der Obhut der Verfaſſung, ſelbſt die Fremdlinge; Sklaven gebe es nicht mehr u. ſ. w., folglich — ſei die Menſchheit vorwärts geſchritten.

Hier hat der Verfaſſer ganz Recht; vorausgeſetzt, daß nie die Willkür von Einzelnen, zu Befriedigung einer ungezügelten Leidenſchaft, mit dem Leben der Menſchen ſpielen werde. Denn wenn das jemals geſchehen ſollte, oder ſchon irgendwo geſchehen wäre, ſo möchten alle die gerühm-

ten Vorzüge unſerer Verfaſſungen zerrinnen, und, wenn bei den Spartanern nur die Heloten der Willkür Preis gegeben waren, ſo möchten, in einem ſolchen Falle, die meiſten Europäer für Heloten zu achten ſein. Der Mann, mit allen ſeinen Rechten, würde alsdann ſeinem Herde entführt, das Weib, mit allen ihren Rechten, verzweifeln, und das Kind nur dadurch bedeutend, daß es für ein ähnliches Schickſal aufgeſpart werden könnte. Man pflegt die Lämmer, die man ſchlachten will, in abgeſonderte Ställe zu ſetzen.

Solche Ausartungen gibt es freilich in Europa nicht, aber wie lange iſt es denn her, als die Heſſen noch nach Amerika verkauft wurden? und wenn der Verfaſſer nicht läugnen kann, daß ſolche Ausartungen möglich ſind, ſo wird er auch geſtehen müſſen, daß unſere Staatsverfaſſungen, ob wir gleich die Namen der Heloten und Gladiatoren nicht mehr kennen, doch keiner inneren Vorzüge vor denen der Alten ſich zu erfreuen haben, und folglich iſt die Menſchheit nicht vorwärts geſchritten.

Es iſt überhaupt lächerlich, bei einer ſolchen Unterſuchung (wenn ſie doch Statt finden ſoll) nicht weiter als auf die Griechen zurück zu gehen, das heißt, ein paar Schritte. Warum ſollte man nicht annehmen dürfen, daß, ſchon ehe die wilden Horden der Pelasger aus Aſien herüber kamen, es in Indien Staatsverfaſſungen gab, die den unſrigen wenigſtens nicht nachſtanden? Was meint Herr Garlieb Merkel, wie es in Indien ausſah, als Kalidos ſeine Sakontala ſchrieb? oder als die Pagoden

Ihre zweyte Klage betrift den Vorfall, daß ich, da sie einige Tage krank war, ihr die Rolle im leichten Sinn abgenommen, und selbige durch Demoiselle Koch spielen lassen.

Hier hat Mad. Weissenthurn nicht allein Unrecht, sondern sie ist sogar strafällig, da in dem zweyten Punct der Gesetze ausdrücklich enthalten ist: daß die Direction das Recht hat, eine Rolle mehrfach zu besetzen, und niemand dagegen Einwendungen machen darf. Das Stück stand auf der Austheilung; Mlle. Koch hatte die Rolle bereits vormals gespielt, und die Direction hatte daher den Vortheil durch die Krankheit der Madame Weissenthurn nicht acuirt zu seyn. Ueberdies konnte, bey der Ueberzeugung, die Mad. Weissenthurn von ihren größern Verdiensten hat, ihr dieser Rollenwechsel ja nur zum Triumph gereichen. Auch muß ich Mad. Weissenthurn an die Zeit erinnern, da sie es kühn wagte, bey einer Krankheit der Mad. Adamberger, ohne von der Direction dazu aufgefordert zu seyn, die Rolle der Chatinka einzustudieren, und sich auf diese Art mit einer Schauspielerinn zu messen, die so unendlich hoch über sie erhaben ist.

6.

Herr Lange

hat geurtheilt: „daß ich die Praxis mit der Theorie „nicht gut zu verbinden wisse, weil ich bey einer „neulichen Begebenheit ihm zugemuthet, zwey „starke angreifende Rollen hinter einander zu „spielen."

von Maweliopparon noch nicht von den Wellen des Meeres bedeckt waren? Er hat Bailly's Geschichte der alten Astronomie wohl schwerlich gelesen. — Wenn wir doch nicht, wie vierjährige Buben, behaupten wollten, das Weihnachtsfest werde heute zum ersten Male gefeiert, weil wir zum ersten Male die Lichterchen auf einem Weihnachtsbaume brennen sehen.

Noch weniger möchte es dem Herrn Verfasser gelingen, uns, die lebende Generation, zu überreden, daß beim Konflikt der Völker (wie er sich sehr undeutsch ausdrückt) der Mensch jetzt mehr gelte als vormals, und daß die Ueberwundenen nur bei den Alten »in den Sklavenstand hinabgetreten, in die Fremde hinausgeschleppt worden.« Doch hier erfreut er sich des Vortheils, daß es scheint, als könne man ihm nicht antworten, weil man ihm nicht antwortet. Gesetzt, wir wären in diesem Punkte hie und da menschlicher geworden, so bilde sich Herr Merkel doch nicht ein, das sei ein Fortschritt unserer Kultur. — Schon als der Gothen König Totilas Rom einnahm, stellte er ein Muster der Milde auf, welches in späteren Zeiten wahrlich nicht immer nachgeahmt worden.

Das Beispiel, durch welches der Herr Doktor S. 50 das Andenken eines Mannes schänden will, der das herrliche Buch von den Pflichten geschrieben, ist so verkehrt dargestellt, daß es fürwahr der Mühe verlohnt, es ein wenig näher zu beleuchten, damit mein Gönner, der Garkoch, sehe, was ein Mann, dessen philosophisches und historisches Gewissen nicht allzu zart ist, sich erlaubt, wenn es

darauf ankommt, eine taumelnde Hypotheſe zu unterſtützen. Zuerſt die Darſtellung des Verfaſſers:

Dem gebildetſten, talentvollſten Gelehrten der römiſchen Republik, demſelben, welcher der bildenden Gewalt der Wiſſenſchaften jenes Lob ertheilte, das durch ſeine Schönheit Gemeinſpruch geworden iſt, und der das Wort Humanität zuerſt in dem zarten, die Menſchheit ehrenden Sinn gebrauchte, den es bei uns hat — Cicero war die einjährige Verwaltung einer unbedeutenden Provinz und das Kommando eines noch unbedeutenderen Heeres zugefallen. Er unterließ nicht, Bericht auf Bericht nach Rom zu ſenden, mit welcher Uneigennützigkeit und Gerechtigkeit er ſein Amt verwalte. In der Nähe ſeines Gouvernements lag aber eine kleine, noch freie Stadt, deren Namen, Pindeniſſum, er vorher nie gehört zu haben geſteht. Unter dem Vorwande, ſie habe römiſche Flüchtlinge aufgenommen, griff er ſie an, eroberte und plünderte ſie, ließ ihre Einwohner als Sklaven verkaufen, und hielt es für ſehr ungerecht, als man, bei ſeiner Rückkehr nach Rom, dieſen ungeheiſſenen Räuberzug zu unbedeutend fand, um ihn durch einen Triumph zu belohnen."

Faſt ſo viele Unwahrheiten als Worte. Und das wagt der Herr Doktor Garlieb Merkel an Heeren zu ſchreiben! an einen Profeſſor der Geſchichte, der zugleich einer unſerer größten Geſchichtſchreiber iſt! — Doch man ſoll beweiſen. Wohlan! Erſte Unwahrheit (oder ſoll ich es vielleicht Unwiſſenheit nennen? — Doch nein! hinter einem ſo vornehmen Tone darf man die nicht ſuchen).

»Eine unbedeutende Provinz.« Es war Cilicien, eine Statthalterschaft, die zugleich Pisidien, Pamphilien, und drei Landschaften in Asien sammt der Insel Cypern in sich schloß, eine Statthalterschaft, die der letzte Konsul Appius besessen hatte. Die nennt Herr Merkel unbedeutend.

»Ein noch unbeutenderes Heer.«

An römischen Truppen zwei Legionen, zwölftausend Mann Infanterie und sechzehnhundert Mann Kavallerie; dann die ganze Macht des Königs Dejotarus von Galatien; dreißig Cohorten und zweitausend Reiter; dann die Hilfstruppen aus den benachbarten Staaten. Das nennt Herr Merkel unbedeutend.

»Er unterließ nicht, Bericht auf Bericht nach Rom zu senden, mit welcher Uneigennützigkeit und Gerechtigkeit er sein Amt verwalte.« (In einer Note fügt Herr Merkel noch hinzu: sie habe am Ende doch nur darin bestanden, daß er fast jede Streitsache, durch deren gerechte Entscheidung er einen Mächtigen zu Rom wehe gethan hätte, seinem Nachfolger unentschieden zurück gelassen.)

Bericht auf Bericht! sollte man nicht glauben, Cicero habe dem Senat berichtet? — Keineswegs! es waren blos freundschaftliche Briefe an Attikus, die Herr Merkel Berichte zu nennen beliebt.

Verschiedene Städte und Gegenden befreite er von drückenden Schulden, mit welchen Geiz und Raubsucht der vorigen Statthalter sie belastet hatten. Nie duldete er,

daß für ihn oder seine Offiziere Kosten aufgewandt wurden. Einer seiner Legaten, L. Tullius, hatte auf einem Marsche Lebensmittel und Holz gefordert, wie es ihm von Rechtswegen zukam: nur Einmal hatte er es gefordert, nicht, wie seine Vorgänger, von jeder Stadt, von jedem Dorfe; dennoch beklagte sich Cicero, das sei ein Schandfleck seiner Regierung. Und solche Beispiele wagt Herr Merkel aufzustellen, als Beweis, daß die Neueren humaner verfahren! — Die Städte pflegten den Statthaltern große Summen zu zahlen, um die Winterquartiere der Armee in ihren Mauern damit abzukaufen; Cypern allein zahlte jährlich hundert Talente (eine Summe, die leicht dreimal hunderttausend Thaler betragen mochte), allein Cicero nahm nichts und verwendete noch obendrein alle seine eigenen, rechtmäßigen Einkünfte auf die Unterstützung der bedrückten Provinz. Man wollte ihm Denkmähler, Statuen, Tempel, metallene Rosse u. dgl. errichten; er verbat es als kostspielig, und begnügte sich mit dem Danke, der aus gerührten Herzen floß. Als er auf seiner Reise durch die asiatischen Landschaften Hungersnoth fand, sorgte er, dem Brauch zuwider, für sich und sein Gefolge auf eigene Kosten, und bewog die Kaufleute, dem Volke ihr Getreide für billige Preise zu verkaufen. Ungerechte Beamte zwang er, das dem Volke geraubte Geld zurück zu geben. — Zu ihm durfte Jeder ungemeldet kommen. Mein Kammerdiener, sagte er, braucht Niemanden den Weg zu bahnen. Vor Tagesanbruch stand er auf, und ging

bei offenen Thüren in seinem Saale auf und nieder. — Zuletzt legte er von seiner ganzen Verwaltung die strengste Rechenschaft ab, und lieferte eine ungeheure ersparte Summe in die römische Schatzkammer. Mit Einem Worte: Cicero war der Mann, der, als er seinem Freunde, dem Aedilen Cälius, Panther aus Cilicien schickte, sagen durfte: diese Thiere hätten sich über ihn beschwert, weil in seiner Provinz keinem andern Geschöpfe als ihnen Schlingen gelegt worden. — Und solche Beispiele wagt Herr Merkel aufzustellen, als Beweis, daß die Neuern humaner verfahren?

Doch weiter. Man lese noch einmal, was der Herr Doktor von Cicero's Kriegsthaten erdichtet; es ist mir ekelhaft zu wiederholen, und wenn man es gelesen, so vergleiche man es mit folgendem wahrhaften Bericht. Cicero rückte den Parthern entgegen. Als er vernahm, daß sie auf einem andern Wege in Syrien eingebrochen, und zu Antiochien den Cassinus eingeschlossen hielten, ging er in starken Tagemärschen über das Gebirge Taurus, nahm eine feste Stellung, und zwang die Parther zum Rückzug. Hierauf wandte er seine Waffen gegen die kühnen Räuber der Gebirge, die in Burgen, welche sie für unüberwindlich hielten, den Römern trotzten. Durch einen wohl berechneten, nächtlichen Marsch überrumpelte Cicero sie, nahm sie gefangen, oder ließ sie niederhauen, eroberte sechs Burgen und schleifte deren noch mehrere; ein Sieg, der so glänzend war, daß die Armee ihn zum Imperator ausrief.

Nach kurzer Ruhe führte er sein Heer nach einer andern

Seite des Hochlandes, wo ein freies, kühnes Räubervolk wohnte, deſſen Hauptſtadt, Pindeniſſus, auf einem ſteilen Hügel lag, durch Natur und Kunſt befeſtigt war. Sie war die Freiſtatt aller Ueberläufer und die Herberge fremder Feinde, auch hatte ſie, um eben dieſe Zeit, die Parther aufnehmen wollen. Cicero hatte alſo ſehr triftige Gründe ſie anzugreifen. Er belagerte ſie ſechs Wochen lang, und eroberte ſie endlich, machte die Räuber zu Sklaven, nahm ſelber von der Beute nichts, ſondern überließ ſie ſeinen Soldaten. Durch dieſes Beiſpiel geſchreckt, unterwarf ſich freiwillig eine muthige, benachbarte Völkerſchaft, die Tiburaner. So verhält ſich die Sache, die dem Cicero ohne Zweifel zu großem Ruhme gereicht, und die Herr Merkel einen ungeheißenen Räuberzug zu nennen beliebt.

Eine lächerliche Unwiſſenheit des gelehrten Herrn Doktors muß hiebei noch gerügt werden. Er ſagt nämlich: Cicero geſtehe ſelber, daß er den Namen Pindeniſſus nie zuvor gehört. Davon ſagt Cicero nicht ein Wort, ſondern ſchreibt an Attikus folgendergeſtalt: »Die Einwohner von Pindeniſſus ergaben ſich mir nach einer Belagerung von ſiebenundvierzig Tagen. Aber was ſind das für Menſchen? wirſt du fragen, ich hörte nie etwas von ihnen? — Dafür kann ich nicht.«

Alſo die Frage, die Cicero ſeinem Freunde in den Mund legt, hat Herr Merkel für deſſen eigenes Bekenntniß genommen. Ei! ei! —

Nun noch die letzte gehässige Beschuldigung: Cicero habe es für sehr ungerecht gehalten, daß man ihm keinen Triumph zugestanden, welches nicht geschehen, weil der Senat den ungeheißnen Räuberzug für zu unbedeutend gehalten. — Nicht doch, Herr Doktor! der Senat hielt, was der Imperator Cicero gethan, für so bedeutend, daß er ihm ein Dankfest dekretirte. Den Triumph betreffend, schrieb Cicero an Attikus: »Ueberlege, was du mir wegen des Triumphes, zu dem mich meine Freunde auffordern, rathen sollst. Hätte nicht Bibulus einen Triumph gefordert — er, der, so lange ein Parther in Syrien war, seinen Fuß nicht aus Antiochien setzte — so würde ich schweigen, aber jetzt wär' es eine Schande, ruhig zu bleiben.«

In einem andern Briefe schrieb er: »Ich dachte an keinen Triumph, ehe Bibulus seine unverschämten Briefe schrieb:

Nun frage ich: ob es wohl möglich sei, in vierzehn Zeilen mehr Unwahrheiten und Verdrehungen gegen einen der berühmtesten Männer des Alterthums zu häufen, als der Herr Doktor Garlieb Merkel hier gethan hat? — und warum? — um zu beweisen, daß auch der Alte, der das Wort Humanität zuerst aussprach, sehr inhuman gehandelt habe, und daß, seit jener Zeit, die Menschheit fortgeschritten.

So benimmt sich Herr Merkel als Historiker, und sucht die Leser durch Vornehmthun von jeder Prüfung abzuschrecken.

Ich habe vielleicht länger als ich sollte bei diesem Punkte verweilt, aber es kam erstens darauf an, einen großen Mann zu rechtfertigen, dessen Ruhm auf eine so empörende Weise beschmutzt wurde; zweitens, dem leicht geblendeten Publikum zu zeigen, welches Vertrauen die historischen Beweise des Herrn Doktors der Philosophie verdienen.

Am Ende wirft er sich noch einmal in die Brust, und schließt mit folgenden Sätzen: »Versteht man unter dem steten Fortschreiten der Menschheit, daß irgend eine Nation, oder eine Familie von Nationen, in einer ununterbrochenen, nie endenden Folge zu immer höheren Stufen der Bildung emporsteigen könne, so hat die Geschichte diese Behauptung nicht nur schon oft widerlegt, sondern die Unmöglichkeit davon geht schon aus der Natur der Menschheit und ihrer beiden Hauptverhältnisse hervor.«

»Versteht man hingegen darunter, daß statt der untergegangenen Völker, sich immer neue in die Laufbahn der Weltkultur werfen, und diese bei jedem neuen Aufschwunge einen höhern, edlern Charakter gewinne, so ist dieses eine eben so oft von der Geschichte bestätigte Wahrheit, (?!) eine so entschiedene Natur-Nothwendigkeit, daß nur ein Wunder, welches alle Spuren und Erinnerungen der Vorzeit vertilgte, oder die Zerstörung unseres Planeten selbst, den ewig höher steigenden Flug zu hemmen vermöchten.«

Zuletzt spricht er noch ein vornehmes Anathema über diejenigen aus, die sich wohl gar einbilden möchten, das Menschengeschlecht könne sich zu höheren Verhältnissen auf-

ſchwingen, als die, welche es ihm feſtzuſetzen beliebt hat. Der arme Stadtphiloſoph von Krähwinkel gehört leider zu dieſer Gattung, und glaubt ſteif und feſt, daß man unter dem Fortſchreiten der Menſchheit weder das eine noch das andere, von dem Herrn Doktor Angeführte verſtehen müſſe.

Ja, wenn es wahr wäre, daß, ſo oft neue Völker ſich in die Laufbahn der Weltkultur werfen, dieſe, bei jedem neuen Aufſchwunge, einen höhern, edlern Charakter gewänne? ſo möchte man allenfalls einräumen, daß eben dieſer höhere, edlere Charakter nach und nach die Vervollkommnung des moraliſchen Weſens herbeiführen würde, ohne welche (zwar ein Fortſchreiten einzelner Menſchen, aber) kein Fortſchreiten der Menſchheit denkbar iſt; allein das iſt nun einmal nicht wahr, und läßt ſich aus der Geſchichte durchaus nicht beweiſen, vielmehr das Gegentheil.

Unſere Kultur iſt der Stein des Siſiphus. Wenn wir ihn Jahrhunderte lang den Berg hinaufgewälzt haben, ſo rollt er wieder herunter und ſo wird es gehen in alle Ewigkeit. Wir haben manches Neue erfunden, dagegen manche alte Erfindung eingebüßt. Vielleicht würden wir nicht wenig erſtaunen, wenn wir alle die verlornen Erfindungen auch nur dem Namen nach kennten, und oft iſt uns ſchon widerfahren, daß wir eine neue Erfindung gemacht zu haben glaubten, die ſchon ſeit Jahrtauſenden den Chineſern bekannt war, zum Beiſpiel das Pulver und die Buchdruckerkunſt. Mit dem Verluſte alter Erfindungen

gingen auch Genüſſe verloren, die wir jetzt durch andere Genüſſe erſetzt haben, das iſt Alles. Dem Menſchen kommt es wahrlich nur darauf an, daß er genieße, ſelten was er genieße. Wir bilden uns ein, unſere Genüſſe vervielfacht, verfeinert und veredelt zu haben. Wenn die alten Babilonier wieder aufſtünden, würden ſie uns das vielleicht nicht einräumen. Schöpfen wir doch noch immer den feinſten Genuß, den die Muſen gewähren, größtentheils aus den Werken der Alten.

Wir gleichen bei dem ganzen Streite nur den Damen, welche diejenigen ihrer Mitſchweſtern bemitleiden, die nicht nach der neueſten Mode gekleidet ſind.

Nachſchrift des Garkoche.

Was meinen Sie dazu, Herr Kollega? — Mein Stadtphiloſoph möchte doch wohl Unrecht haben; denn wenn man nur eine ſpartaniſche Suppe mit einem Riz de veau à la tortue vergleicht, wie könnte man dann noch an dem Fortſchreiten der Menſchheit zweifeln!

Siſiphus.

In Verzweiflung ſtürzte der junge Wilhelm zu ſeinem alten Oheim in's Zimmer.

»Was haſt du? warum ſo wild?«

»Können Sie ſich das Abſcheulichſte denken! Vorige Woche ſehe ich ein armes Mädchen, dem die Füße erfroren

Erstens hat Herr Lange sich hiebey eine irrige Voraussetzung zu Schulden kommen lassen, indem ich damals krank war, von jener ganzen Begebenheit nichts wußte, und der Herr Baron v. Braun selbst das Stück, über welches er sich beklagt, angeordnet hatte.

Zweytens: wäre es aber auch wahr, daß ich behauptet hätte, man könne den Ethelwolf in der Elisende und den Hellmuth im Lohn der Wahrheit, hinter einander spielen, zumal wenn man zwey Tage vorher und zwey Tage nachher frey war, so sehe ich doch noch nicht ein, wie man mir deshalb die Kenntniß der Praxis absprechen könne? die ich mir nunmehro schon seit 17 Jahren erworben zu haben glaube, da ich bereits in meinem 20sten Jahre das damalige deutsche Hof-Theater in Petersburg eine Zeitlang zu allgemeiner Zufriedenheit dirigirt habe *).

7.

Herr Weidmann

und einige Andere haben mir Partheylichkeit gegen die neu engagirten Schauspieler vorgeworfen. Dieser Vorwurf ist für mich der schmerzhafteste; da ich mir innig bewußt bin, keine andere Partheylichkeit zu kennen, als die für das wahre Verdienst.

*) Dies geschah während einer langwierigen Krankheit, und kurz nach dem Tode des Generals von Bauer, dem die Kaiserinn eigentlich die Direction übertragen hatte, im Jahr 1782 und 1783.

waren, an der Straße liegen. Ich führe sie zu meiner Mutter, die sich ihrer erbarmt, sie heilt und kleidet, und, weil sie fleißig und gutmüthig ist, sie endlich gar in ihren Diensten behält. Da kommt heute der Pastor Brumm, der immer in den Spiegel guckt, um zu sehen, ob noch kein Heiligenschein um seinen Kopf strahlt, zieht meine Mutter geheimnißvoll bei Seite, zuckt die Achseln, und fragt, ob es wahr sei, was die ganze Stadt behaupte: daß sie meine Maitresse in's Haus genommen? — Ist das nicht zum Rasendwerden? für eine gute That wird mir ein böser Ruf."

»Hm!" sagte der Oheim, »als du vor einigen Monaten den dummen Streich machtest, dich, um eines Vortanzes willen, zu duelliren, da hieß es in der ganzen Stadt, du hättest dich für einen Greis geschlagen, der von deinem Gegner beleidigt worden, und Jedermann rühmte dich. Es war auch nicht wahr, so wenig als das, worüber du heute klagst. Hebe nun Eins gegen das Andere auf."

»Aber mein Gott!" erwiederte Wilhelm, »so ist es doch wahrlich um den Ruf eine erbärmliche Sache! Der gute wie der böse sind immer nur halb wahr."

»Oft nicht einmal halb," versetzte der Oheim, »mit jedem Tage wird er ungewisser. Ein paar Jahrhunderte nach dem Tode des Berufenen weiß man gar nicht mehr, was man daraus machen soll. Das müssen die gekrönten Helden sich gefallen lassen so gut als du, und dennoch trachten sie mit so rasender Begier nach einem Dinge, das alle Augenblicke eine andere Gestalt annimmt, wie die Wolke aus meiner Tabakspfeife. Sieh, da lese ich eben von

Siſiphus, der mag dir zum Beiſpiel dienen. Er herrſchte in Corinth. Viele Dichter verſetzen ihn in die Hölle, und meſſen ihm da ein ſaures Stück Arbeit zu. Er muß immer fort ein gewaltiges Felſenſtück auf einen Berg hinaufwälzen, und wenn er meint, er habe die Spitze erreicht, ſo rollt es wieder herunter. — Warum erleidet er dieſe verdammte Strafe? — Der Eine ſagt, er habe die Geheimniſſe der Götter verrathen. Jupiter hatte die Egina, Tochter des Aſopus, entführt. Der trauernde Vater bat den Siſiphus, der um die Entführung wußte, ihm zu entdecken, wo ſeine Tochter geblieben. Das that Siſiphus unter der Bedingung, daß ſeine Burg vom Aſopus mit Waſſer verſorgt werde. Dafür ſtürzte ihn Jupiter in die Hölle. — Ein Anderer behauptet, es ſei geſchehen, weil er ſeine Nichte Tyro verführt. — Ein Dritter ſchöpft aus dem Demetrius, einem alten Ausleger des Pindar über die olympiſchen Spiele. Dieſem zufolge hat Siſiphus ſterbend ſeiner Gemahlin befohlen, ſeinen Leichnam nicht zu begraben, ſondern ihn mitten auf den Markt zu werfen. Sie gehorchte pünktlich, allein das nahm der Geiſt des Siſiphus übel, denn er hatte nur ihre Liebe prüfen wollen. Er bat den Pluto um Erlaubniß, die Unterwelt auf einige Stunden zu verlaſſen, um ſeine Witwe zu züchtigen. Es wurde ihm zugeſtanden, unter der Bedingung, zur beſtimmten Zeit unfehlbar ſich wieder einzufinden. Aber es gefiel den Siſiphus in der Oberwelt ſo wohl, daß er ſeine Zuſage vergaß, und erſt nach vielen Jahren von Merkur mit Gewalt wieder hinabgeſchleppt wurde, wo er denn auf die angezeigte Weiſe büßen

mußte. — Noch Andere ſagen, er ſei wie ein Räuber in das attiſche Gebiet eingebrochen, und habe alle Fremde, die in ſeine Hände fielen, unter den grauſamſten Martern hinrichten laſſen, bis Theſeus, der König von Athen, ihn überwunden und getödtet. — Was meinſt du, Wilhelm? kann man einen elendern Ruf hinterlaſſen, als dieſer Siſiphus? Denn es möchte nun von den mancherlei Angaben wahr ſein, welche du willſt, ſo war er entweder ein Verräther, oder ein Wollüſtling, oder ein Narr, oder ein Räuber. — Nun höre aber dagegen, was Homer von ihm ſagt: Siſiphus hatte den Tod gefeſſelt, und hielt ihn viele Jahre gefangen, bis endlich Mars, auf Pluto's Bitten, ihn befreite; denn die Unterwelt blieb leer, weil die Menſchen nicht mehr ſtarben. Und wie erklärt das Homer? wodurch hatte Siſiphus den Tod gefeſſelt? Durch den Frieden. Er war der weiſeſte Sterbliche. Er lebte nicht nur ſelber in Eintracht mit allen ſeinen Nachbarn, ſondern es war auch ſein ſtetes Bemühen, ſie unter ſich in Frieden zu erhalten. Dadurch führte er Glück und Ueberfluß in ſeine Staaten, und die Menſchen ſtarben nicht mehr. — Wie viele Könige gibt es, oder gab es auf der Welt, denen man dies höchſte nachrühmen dürfte? und doch muß Siſiphus den Stein wälzen? und doch iſt ſein Ruf ſo zweideutig?

Darum tröſte dich, mein lieber Neffe. Meide das Böſe, thue das Gute, ohne dich um den Ruf zu bekümmern, denn wenn du auch in alle vier Winde ſchreiſt, er plaudert doch was ihm beliebt.

Der Zettel in den Tuilerien.

(Eine Erzählung nach dem Franzöſiſchen.)

Es war an einem ſchönen Herbſtmorgen, als Linval, auf einem Spazirgang in den Tuilerien, einen offenen Zettel fand, der folgende Zeilen enthielt: »Wenn derjenige, welcher dieſen Zettel findet, eine gute That verrichten will, ſo frage er in der Straße Saintonge Nr. 340 nach Eugenia de Mirande. — Nachſchrift: Wer dieſer Einladung, einer unglücklichen Mutter beizuſtehen, nicht Folge leiſten mag, der hindere wenigſtens keinen Andern daran, und werfe den Zettel wieder dahin, wo er ihn gefunden hat.«

Linval, der beſte Tänzer in Paris, trällerte eben eine neue Arie, trällernd las er auch den Zettel, ſchnellte ihn dann mit ſeinem Bambusrohre in die Luft und ging davon.

Der Zweite, der den Zettel bemerkte, war ein einfach gekleideter, ältlicher Mann, ein Beamter, der ſich eilig zu ſeinen Berufsgeſchäften verfügte, denn es war ſchon ſpät. Indeſſen beſtahl er ſich doch noch um ſo viel Zeit, als nöthig war, den Zettel zu leſen; aber gleich darauf ſah er achſelzuckend gegen Himmel, als wollte er ſagen: Das iſt nicht an mich geſchrieben, und legte ihn ehrerbietig wieder auf den Boden.

Ihm folgte ein Pachter der Staatseinkünfte, einer von jenen genügſamen Leuten, die ſchon zufrieden ſind, wenn ſie täglich drei tauſend Franken verdienen, die im Bewußtſein ihres Reichthums ſo zuverſichtlich auftreten, und von

denen La Bruyère sagt: Sie husten laut und spucken weit. Anfangs stieß er den Zettel mit dem Fuße fort, dann wurde er doch neugierig und hob ihn auf, las ihn flüchtig mit einem spöttischen Lächeln, und machte sich dann den Zeitvertreib, ihn in kleine Stücke zu zerreißen, wobei er in den Bart murmelte: Das ist eine Schelmerei.

Am andern Morgen lag ein ganz ähnliches Billet wieder auf derselben Stelle. Der Erste, der es las, schrieb sich die Adresse in sein Taschenbuch und legte es wieder hin. Jetzt kam ein junges, erst seit Kurzem verheirathetes Pärchen, und hob den Zettel auf. Julie, die Gattin, welche in drei Monaten ihre erste Niederkunft erwartete, sagte zu ihrem Manne: »Lieber! laß uns hingehen. Was wir anbieten können, ist wenig, aber oft kann ein Weniges den Unglücklichen von Verzweiflung retten — komm! laß uns hingehen.«

Und sie gingen. Nachdem sie in der Straße Saintonge die angezeigte Nummer gefunden, erfuhren sie, das Haus werde von einem alten Arzt bewohnt, der seine Kunst nicht mehr ausübe, für reich gelte, und eine einzige, durch Geist und Talente ausgezeichnete Tochter habe. Sie stiegen eine schöne Treppe hinauf und wurden im ersten Stockwerk in ein Zimmer geführt, welches nicht prächtig, aber mit vielem Geschmack möblirt war. Sie fragten nach Eugenie de Mirande, und ein junges Frauenzimmer erschien, von Anstand und Grazie umschwebt. Sie bat ihre Gäste in einen Saal zu treten, den die Musen zu bewohnen schie-

nen. Bücher, Zeichnungen, muſikaliſche Inſtrumente lagen und ſtanden ringsumher und bildeten einen nicht unangenehmen Kontraſt mit der zierlichen Ordnung, die ſonſt überall herrſchte. Daß man in einer ſolchen Wohnung Hilfsbedürftige ſuchen müſſe, begriff das junge Ehepaar noch nicht.

»Ich fürchte,« hub Julie an, »daß wir im Irrthum ſind. Wir haben auf einem hingeworfenen Zettel in den Tuilerien Ihre Adreſſe geleſen. Wir glaubten hier Nothleidende zu finden, denen wir helfen könnten, doch Alles, was wir ſehen, ſcheint mehr zum Genuß als zur Wohlthätigkeit aufzufordern.«

Ein wenig verlegen erklärte Eugenie, ſie ſei blos die Dolmetſcherin einer ſehr unglücklichen Dame, die, aus einem Ueberreſt von Stolz, verborgen bleiben wolle, aber ſicher des Mitleids würdig ſei.

Julie wünſchte dieſe Dame kennen zu lernen. „Auch mir iſt der Kummer nicht fremd,“ ſagte ſie, »vor mir darf ſie nicht erröthen.« — Eugenie wich dem Verlangen aus, unter dem Vorwand, das Unglück habe die Arme ſo ſchüchtern und mißtrauiſch gemacht, daß es äußerſt ſchwer ſei, ihr Vertrauen zu gewinnen.

»Hat ſie Kinder?«

»Drei, und eben iſt ihr Gatte, deſſen Arbeit die Familie nothdürftig ernährte, nach einer langen, koſtſpieligen Krankheit geſtorben.«

»Guter Gott! welche traurige Lage! — und wie alt ſind die Kinder?«

»Sie ſind alle noch ſehr jung. Das älteſte ein Mädchen von fünf Jahren.«

»Ich ſelbſt werde bald Mutter werden,« ſagte Julie, »um ſo mehr geht mir das Schickſal der kleinen Unglücklichen zu Herzen. Gern nähm ich ſie zu mir, aber mein eignes Kind wird meine ganze mütterliche Sorgfalt erheiſchen. Indeſſen erlauben Sie mir, daß ich Ihnen für das kleine Mädchen ein Packet zuſende, um es mit allerlei Kleinigkeiten zu verſorgen; denn ich kann mir nicht vorſtellen, daß, von Ihnen unterſtützt, die Familie an den erſten Bedürfniſſen des Lebens Mangel leiden könnte.«

Eugenie dankte herzlich im Namen der Unbekannten, verſprach das Geſchenk zu empfangen und ſchrieb Juliens Namen und Wohnung auf.

Kaum hatte das Ehepaar ſich entfernt, als derſelbe Zweck einen jungen Mann herbei führte.

»Verzeihen Sie,« ſagte er zu Eugenien, »ich ſuchte nicht Sie, ſondern Eugenien de Mirande.«

»Die bin ich.«

Der junge Mann erſtaunte nicht weniger als Julie und empfing dieſelbe Erklärung. Gerührt bot er ſeine Hilfe an. »Ich bin nicht reich,« ſagte er, »aber wenn man unverheirathet und ein wenig ſparſam iſt, ſo behält man immer Geld genug übrig, um den Nothleidenden beizuſtehen.«

»Mein Herr,« antwortete Eugenie, »Geld gewährt nicht immer Hilfe. Bemühungen, den Unglücklichen zu vertreten, ſind oft von weit höherem Werthe für ihn.«

»Sollte ihre Freundin des letztern bedürfen? — Reden Sie. Auf Ihre Empfehlung werde ich willig unternehmen, was in meinen Kräften steht.«

»So verzeihen Sie eine unbescheidene Frage zu Gunsten einer guten Absicht. Sind Ihre Verhältnisse von der Art, daß Sie dem Minister sich nähern dürfen?«

»Nein, Mademoiselle. Mein Vater besitzt ein kleines Gut in der Nähe von Paris, dessen Werth er durch seinen Fleiß verdoppelt hat; aber nie ist er in den Vorzimmern der Großen erschienen, und, Gott sei Dank! ich bedarf deren auch nicht. Genügsam werde ich einst mit fünf geliebten Schwestern und Brüdern das Erbe eines Vaters theilen, und hoffentlich soll der Minister nie von mir reden hören; es wäre denn, daß Ihre Freundin eines Stellvertreters bedürfte, der ihre Bitten vortrüge. In diesem Falle sehen Sie mich bereit. Wovon ist die Rede?«

»Von einem sehr gerechten Begehren,« erwiederte Eugenie. »Eine Anlage, welche der Gatte meiner Freundin mit vielen Kosten gemacht hatte, mußte zerstört werdern, weil die Sicherheit unserer Armee es erheischte. Sie bittet um Schadenersatz.«

»Bedarf sie dazu einer Protektion?«

»Das nicht, denn die Sache ist gerecht. Aber Sie wissen, wie oft dergleichen in den Büreaus in die Länge gezogen oder gar vergessen wird. Es käme also nur darauf an, die Sache zu betreiben.«

»Man müßte etwa dem Minister ein kurzes, bündiges Memoire vorlegen?«

»Ganz recht! aber ein ſolches Memoire zu machen —« hier erfolgte eine Pauſe. »Wenn ich Sie darum erſuchen dürfte?« fuhr endlich Eugenie ſchüchtern fort.

»Sehr gern. Ich würde mich ſogleich dazu erboten haben, wenn ich es nur verſtünde.«

»O gewiß!« ſagte Eugenie.

»Aber ich bin noch zu unbekannt mit der Sache.«

»Sie ſollen alles von mir erfahren.«

Hier trat ihr Vater herein, den ſie ſchnell von dem Gegenſtande des Beſuchs unterrichtete, und auf einen Wink von ihr, bat der Alte den jungen Mann zum Eſſen auf einen ihm beliebigen Tag. Dieſer Tag wurde feſtgeſetzt, und Dümont (ſo hieß der Fremde) erſchien pünktlich, um die verſprochenen Inſtruktionen zu empfangen. Man ſpeiſte fröhlich und zwanglos. Man ſchwatzte von allem, nur nicht von dem Geſchäfte, welches den Gaſt hergeführt. Er fand Eugenien ſehr geiſtreich, ſehr herzlich, und — endlich auch ſehr hübſch. Nach dem Eſſen erzählte ſie ihm lang und breit die Bewandtniß der Sache, die er zu führen übernommen. Er hörte ihr mit großer Aufmerkſamkeit zu, verſprach, in zwei Tagen das Memoire zu entwerfen, und hielt Wort. Es war gedrängt, klar und eindringlich. Eugenie las es mit ſichtbarem Vergnügen. »Es iſt ſehr warm geſchrieben,« ſagte ſie ſelbſt mit großer Wärme. »Wenn ich an des Miniſters Stelle wäre, Sie würden ſicher keine Fehlbitte thun.«

Dümont erröthete und ſtammelte.

»Vollenden Sie Ihr Werk,« fuhr Eugenie fort, »Sie

wiſſen, wie ſehr eine ſolche Schrift durch rührende Worte und Geberden des Bittenden unterſtützt wird. Verſchaffen Sie meiner Freundin eine Audienz bei dem Miniſter, damit ſie das Memoire ſelbſt überreichen könne."

Dümont ging, und nach acht Tagen, in welcher Zeit er unermüdet alles in Bewegung geſetzt hatte, trat er triumphirend in Eugeniens Zimmer. »Morgen," ſagte er, »wird Ihre Freundin vorgelaſſen werden. Sie darf nur dieſen Zettel vorweiſen, und alle Thüren werden ihr offen ſtehen."

Eugenie dankte ihm mit Wärme. »Aber," ſagte ſie, »ein ſchüchternes, von Kummer belaſtetes Frauenzimmer würde ſich ſchwerlich vortheilhaft darſtellen, wenn es unbegleitet erſchiene. Könnten Sie ſich wohl entſchließen, ſie hinzuführen?"

Dieſe letzte Gefälligkeit war ein Opfer für Dümont, doch Eugenien konnte er ſchon nichts mehr abſchlagen, auch mochte ein wenig Neubegier ihn ſpornen, die geheimnißvolle Unbekannte kennen zu lernen. Er verſprach, am andern Morgen ſich einzufinden, wo denn auch Eugeniens Freundin zum erſten Male erſcheinen ſollte. Am Vorabende dieſes merkwürdigen Tages ſtellte Eugenie folgende Betrachtungen an: Offenbar hat dieſer junge Menſch einen ſehr ſoliden, ſanften Charakter. — Seine Geſtalt iſt gar nicht übel. — Anfangs freilich ſchien er mich nicht zu bemerken, aber hernach — o hernach hat er mich recht ſehr bemerkt. — Mein Vater? — O der hat mir hundertmal

Es wird daher wohl nöthig seyn, eine kurze Uebersicht von denjenigen neuen Rollen zu liefern, welche ich den Neuen zugetheilt habe.

Herr Koch hat gespielt im Schreibpult den alten Herrmann, eine kleine ganz subordinirte Rolle, indessen ich Herrn Brockmann die glänzende Rolle des Rath Erlen gab. Im Lohn der Wahrheit den Polizeycommissär Dankwart, abermals eine subordinirte Rolle, auf die gewiß niemand Anspruch gemacht hätte. Im Gefangenen den Major, eine unbedeutende Rolle, der nur sein vortreffliches Spiel einige Bedeutung gab. In den Unglücklichen Peter Falk, eine Rolle, die er blos aus Gefälligkeit gegen Herrn Brockmann übernahm.

Mlle. Koch hat gespielt: Im Lohn der Wahrheit die Julie. Als Autor habe ich das Recht meine Stücke zu besetzen, wie ich es für gut finde, und der laute, schon so oft wiederholte Beyfall des Publicums, hat gezeigt, daß ich mich hier in meiner Wahl nicht irrte. Im Gefangenen die Louise, eine kleine Rolle ohne Bedeutung.

Herr Roose hat gespielt: im Epigramm, den Klinker, im Schreibpult den Ditheim, und im Gefangenen den jungen West; allerdings drey glänzende Rollen, von welchen aber hier nicht die Rede seyn kann, weil ich sie ihm nicht als Regisseur, sondern als Autor zugetheilt habe.

Außerdem hat er noch gespielt: im Mann von Wort den Maring. Nach meiner Einsicht gebührt ihm diese Rolle, weil er für das muntere Liebhaberfach engagirt worden. Ueberdies ist es auch damals Herrn Klingmann frey

gesagt, das wäre meine Sache. Der wird nichts dagegen haben. — Allen eingezogenen Erkundigungen zufolge hat der junge Mensch kein unwahres Wort gesagt. — Das sah man ohnehin auf den ersten Blick. Sein offenes, freimüthiges Betragen flößt Vertrauen ein. — Mir gefällt diese Offenheit. — Aber gefalle ich ihm? — Vielleicht ist sein Herz schon anderswo gefesselt? — o nein! o nein! dann würde er mich nicht so ansehen, so — ich weiß schon wie.

Eugenie schlief wenig, stand früh auf, kleidete sich sorgfältiger als gewöhnlich und war reizender als jemals. Dümont erschien zur bestimmten Stunde, sah sich um und sagte: »Sie ist noch nicht da?«

»Nein,« antwortete Eugenie mit einiger Bewegung.

»So werde ich warten.« Er nahm einen Stuhl und setzte sich zu ihr an den Theetisch. Man fing an, von allerlei zu sprechen, allein der Faden riß immer wieder ab. Es entstanden lange Pausen, die durch redende Blicke ausgefüllt wurden. Dümont erröthete. Er fühlte es, und dies Gefühl würde ihn sehr verwirrt haben, wenn nicht Eugenie auch erröthet wäre. Das schmeichelte seinem Herzen und gab ihm Muth.

»Ich muß den Zufall segnen,« hub er endlich an — (Eugenie schlug die Augen so tief nieder, daß sie nichts weiter sah, als ihre zitternde Busenschleife) »ich muß den Zufall segnen, dem ich Ihre Bekanntschaft verdanke —«

»Ihr zartes Benehmen, mein Herr, hat einen tiefen

Eindruck auf mich gemacht, und wird mir unvergeßlich ſein.»

Jetzt ſchlug er die Augen nieder und es erfolgte abermals ein peinliches Schweigen. Endlich faßte Dümont einen heroiſchen Entſchluß: »Ich weiß nicht ob ich wohl thue,» ſagte er, »allein wahrhaftig, ich kann nicht länger verhehlen was in mir vorgeht, und — nicht wahr? — Sie haben es auch längſt errathen?»

Freilich hatte ſie es längſt errathen, aber die Frauenzimmer ſind in ſolchen Fällen nie ſo mitleidig, die Verlegenheit eines Bedrängten abzukürzen; man muß ihnen alles noch einmal recht deutlich ſagen, und ſo war denn endlich auch Dümont genöthigt, das Wort Liebe ganz deutlich auszuſprechen.

Sobald dieſe, von Scham und Furchtſamkeit bewachte Schranke einmal durchbrochen war, ſo ging die Unterredung den gewöhnlichen ſchnellen Gang. Man fragte und antwortete; man erklärte, welchen Geſchmack, welche Denkungsart man beſitze, in welcher häuslichen Lage man ſich befinde, und alles das mit einem ſo geſchwätzigen Vertrauen, mit einer ſo ſüßen Hingebung, daß ganz unbemerkt zwei Stunden verfloſſen waren, und endlich Dümont doch wohl erinnern mußte, die Fremde ſei noch immer nicht da.

»Sie wird auch nicht kommen,» ſagte Eugenie. Mit einem fragenden Blicke der Verwunderung ſah Dümont ſie an, und ſie antwortete ihm durch einen halb zärtlichen,

halb lächelnden Blick. »Würden Sie auf mich zürnen,« hub sie an, »und recht im Ernſt böſe werden, wenn meine ganze Geſchichte von der unglücklichen Freundin nur ein Märchen wäre? erfunden, um meinem Herzen wo möglich die Bekanntſchaft eines Mannes zu verſchaffen, deſſen Gefühl für mich aus keiner unreinen Quelle entſpränge?«

Dümont machte große Augen, allein erzürnt ſah er nicht aus.

»Schon Mancher,« ſo fuhr Eugenie fort, »hat ſich um meine Hand beworben, vielleicht weil ich ihm hübſch vorkam, oder weil ich reich bin. Keiner glich meinem Ideal. Meine Mutter habe ich früh verloren. Mein Vater wurde mein Freund. Seine Denkungsart iſt unbefangen. Er erlaubte mir, die freilich etwas kühne Prüfung anzuſtellen, der ich am Ende doch immer eine beliebige Wendung geben konnte.«

Faſt verſteinert ſagte Dümont: »Alſo mein Memoire —?«

»Das werde ich bewahren als ein ſchönes Denkmahl Ihres Scharfſinns und der Güte Ihres Herzens.«

»Und der Verfaſſer dieſes Memoire's? was werden Sie aus ihm machen?«

»Meinen Gatten, wenn er will.«

Da ſank er zu ihren Füßen und ſie hob ihn auf in ihre Arme, und beide ſchloſſen die glücklichſte Verbindung, die Amor nicht angezettelt, doch freilich hinterher ſich ſehr ernſtlich darin gemiſcht hatte. Als ſie das erſte Mal zuſam-

men ausfuhren, geſchah es, um eine Wochenviſite bei Julien abzuſtatten.

Geographiſche Beſchreibung des Reiches der Dichtkunſt.

(Nach dem Engliſchen.)

Das Reich der Dichtkunſt iſt groß und ſehr bevölkert, beſonders durch Knaben. In Oſten wird es begrenzt durch die Beredſamkeit, in Süden durch Malerei und Bildhauerkunſt, in Weſten durch Muſik, und in Norden durch den Ocean der Gelehrſamkeit. Es theilt ſich, wie ſo viele andere Reiche, in Hochland und plattes Land. Das Hochland wird von ſehr ernſten, mit imponirenden Geberden auftretenden Menſchen bewohnt, deren Sprache, gegen die der übrigen Provinzen, wie ſpaniſch gegen franzöſiſch klingt. Die Einwohner ſind gewöhnlich Helden von Profeſſion. Einen Rieſen auf einen Streich mitten von einander ſpalten, iſt ihnen eine Kleinigkeit. Ihre Weiber, ſelbſt die häßlichſten, überſtrahlen die Sonne. Ihre Roſſe (denn Pferde haben ſie nicht) laufen ſchneller als der Wind, und die Gipfel ihrer Bäume ragen wenigſtens bis in die Wolken. Die Hauptſtadt dieſer Provinz heißt Heldengedicht. Sie ſoll größer ſein als weiland Ninive. So viel iſt gewiß, daß jeder Reiſende, der ſie umgehen wollte, ermüdet ſein Vorhaben aufgab. Aber ſie iſt auf einen ſandigen, undankbaren Boden erbaut, den nur

wenige, und ſelten mit Glück, zu kultiviren verſucht haben.

Die Einwohner ſind eben nicht ſehr gewiſſenhaft in Betreff der Wahrheit, und darin gleichen ſie ſämmtlichen Bewohnern des Reichs. Sie unterhalten den Fremden mit Märchen, die ſie jedoch ſehr ernſthaft und auch wohl intereſſant erzählen. Vor allen Dingen führen ſie die Neugierigen zu den Grabmählern des Homer, Virgil, Milton und Klopſtock.

Unangenehm iſt übrigens in dieſer Stadt, daß man faſt bei jedem Schritte auf Zweikämpfe und Mordſcenen ſtößt, und man eilt, um ſich zu zerſtreuen, in die große Vorſtadt der Romane. Da wohnen lauter ſchöne und auch ſogar lauter moraliſch vollkommene Leutchen. Die meiſten ſind viel in der Welt herumgereiſt und entſetzlich verliebt. Da gibt es immerwährende Feſtlichkeiten, und ſelten darf ein Reiſender ſie verlaſſen, ohne vier bis fünf Vermählungen beigewohnt zu haben. Draußen vor dem Thore liegen Schlöſſer in Ruinen, wo Räuber und Geſpenſter ihr Weſen treiben.

In der Ferne erblickt man hohe ſteile Gebirge, von Abgründen umgeben. Das ſind die Gebirge des Trauerſpiels, in welchem man noch hie und da ſchöne Trümmer alter Städte findet. Eine tiefe Schwermuth überfällt Jeden, der ſich nähert. Die Bewohner ſind grauſam, blutdürſtig, und ſogar die Weiber klatſchen in die Hände, wenn ein armer Teufel erdolcht wird, oder ſich ſelbſt vergiftet.

Es lag vormals in derſelben Provinz ein bezauberter

Palaſt, Oper genannt. Ihn hatte ein italieniſcher Zauberer ſo erbaut, daß man ihn transportiren konnte, wohin man wollte. Jetzt iſt er aber ſehr herunter gekommen. Ein leichtes Völkchen auf dem platten Lande hat ſich ſeiner bemächtigt, und ſeinen Namen in komiſche Oper verwandelt.

Nicht weit von dieſem Schloſſe, in einer ſehr ſchönen Gegend, erhebt ſich die alte Stadt Komödie. Hier herrſcht allgemein der Geſchmack für Zeichnung nach der Natur, nur Schade, daß man auch bisweilen gefährliche, verführeriſche Gegenſtände zeichnet. Jeder Einwohner macht ſich luſtig über die Thorheiten ſeines Nachbars, bekümmert ſich aber wenig um ſeine eigenen. Mit alle dem iſt ihre Moral meiſtentheils nicht übel.

Die Stadt iſt in fünf Stadtviertel getheilt. Am Eingang eines Jeden wird man von Muſikanten, auch wohl von Tänzern empfangen. Vor dem Thore ſteht eine Schildwach, die in der Landesſprache Prolog genannt wird. Sie unterrichtet den Reiſenden von allen Schönheiten, die er in der Stadt finden wird, und erſucht ihn, ſich artig aufzuführen. Das geſchieht beſonders, um ſich vor den Ueberfällen einer gewiſſen Horde in Sicherheit zu ſtellen, die ſich Kritiker nennt, und einen ewigen Krieg gegen die Dichterſtaaten führt.

Auf dem Abhang eines Hügels liegt eine andere Stadt, Drama genannt. Man hat ſie bis jetzt vergebens zur Nebenbuhlerin jener alten Stadt machen wollen.

Das Hochland und platte Land der Dichtkunſt

werden durch eine Art von Steppe geſchieden, die den Namen Verſtand führt, und wo man weder Stadt, noch Burg, nur einzelne zerſtreute Hütten findet. Es war ſonſt eine ſchöne Strecke Landes, die jede Lebens-Nothdurft reichlich hervorbrachte. Die Armuth der Einwohner kommt zum Theil daher, daß die Wege außerordentlich eng und rauh ſind, man auch ſelten Wegweiſer findet. Ihre Grenzen, die man Schimmergeiſt zu nennen pflegt, werden von einem leichten Völkchen bewohnt, das nach allerlei artigen Kleinigkeiten haſcht, oder im Arme der Wolluſt entſchlummert, und ſich ſelten in die einſamen Gefilde der Nachbarſchaft verirren mag. Die Hauptſtadt dieſer gefährlichen Provinz heißt Elegie. Sie iſt umringt von Höhlen und Quellen, von Felſen und Wäldern, denen die Einwohner unaufhörlich ihre Liebesgeſchichten anvertrauen, ſie aber um Gotteswillen bitten, ſie nicht zu verrathen.

Zwei Ströme, Reim und Vernunft, fließen durch das Reich der Dichtkunſt. Allein der letztere nimmt ſeinen Lauf blos durch die Provinz Verſtand, und wird folglich ſelten beſucht. Der erſtere hingegen entſpringt aus dem Traumgebirge, und Jedermann ſchöpft aus ihm ſo gut er kann.

An den Grenzen zieht ſich der große Wald der Dummheit hin, der ſo dicht iſt, daß kein Sonnenſtrahl hineindringt, und ſo alt, daß die Menſchen, von heiliger Ehrfurcht ergriffen, ihn nicht zu berühren wagen. Er beſchattet zum Theil die Provinz Nachahmung, die ſehr groß

und sehr unfruchtbar ist. Die Leute ernähren sich da mit Aehrenlesen auf den Feldern ihrer Nachbarn, und danken nicht einmal dafür.

An der Nordseite ist das Reich der Dichtkunst sehr kalt, von kleinen, pedantischen Leutchen bewohnt, die gewöhnlich lateinisch reden, und über einen Mückenfuß gewaltig viel schwatzen können. Da findet man die Schlösser Anagramm, Chronodistichon, Charade und mehrere andere, die zu sehen nicht der Mühe werth ist.

Hier kommen wir nun an den Ocean. Nicht fern von dessen Ufern liegt die Insel Satyre, die auch zum Reiche der Dichtkunst gehört. Die See ist da herum außerordentlich salzig, was vielleicht Schuld sein mag, daß die Einwohner alle so gallichten Humors sind. Zu den Zeiten der Römer war Juvenal Gouverneur daselbst, und es gibt noch hie und da Einige, die sein Andenken in Ehren halten.

Die kleine Halbinsel Epigramm soll auch nicht vergessen werden; sie erstreckt sich sehr spitz in die See hinaus. Käſtner liegt dort begraben. Uebrigens haben mehrere Schriftsteller einen Guide des Voyageurs für das Reich der Dichtkunst geschrieben, doch von ihnen Allen ist kein Einziger selbst darin gewesen.

Die Zusammenkunft zweier Könige.

Wir haben in unsern Tagen dergleichen Zusammenkünfte so oft erlebt, und die Zeitungen haben so treulich berichtet, wie es dabei zugegangen, daß es sonder Zweifel interessant

iſt, ein wenig in die Vorzeit zu ſchauen, um zu ſehen, wie die gekrönten Häupter ſich damals gegen einander benahmen. In den ſehr wenig bekannten Memoiren des Marſchalls von Fleuranges erzählt dieſer Held als Augenzeuge von der Zuſammenkunft der Könige von Frankreich und England, Franz des Erſten und Heinrich des Achten, im Jahre 1520, die man das Lager von Goldſtück zu nennen pflegte, weil beide Fürſten in Pracht wetteiferten. Ueber dem Zelte Franz des Erſten ragte ein großer heiliger Michael ganz von Gold hervor, den man ſehr weit ſehen konnte; aber — fügt der Marſchall naiv hinzu — er war hohl. Das Zelt Heinrich des Achten war von Holz, Leinwand und Glas zuſammengeſetzt, die Hälfte des Hauſes beſtand aus Glas. Man darf alſo wohl dem Marſchall auf's Wort glauben, daß es inwendig ſehr hell war. Vor der Thür ergoſſen ſich aus Springbrunnen mit drei Röhren Meth, Wein und Waſſer. Jedermann durfte nach Belieben ſchöpfen.

Als der König von England den Friedenstraktat unterzeichnen und beſchwören ſollte, las er die Artikel ſelber laut, und hub alſo an:

»Ich, Heinrich, König von England und Frankreich" — unterbrach ſich aber ſogleich, und ſagte zu Franz: »das letztere mag wegbleiben, denn es wäre doch gelogen." Der Marſchall fügt hinzu: der Traktat war ſehr weiſe entworfen, und würde vortrefflich geweſen ſein, wenn er nur wäre gehalten worden.

Man hatte veranſtaltet, daß die beiden Könige ſich nur

öffentlich sahen, umgeben von Leibwachen und Höflingen. Aber das wurde bald dem muntern, von jedem Argwohn entfernten Franz unerträglich. Eines Morgens in aller Frühe schwang er sich ungestiefelt zu Pferde, in einem spanischen Oberrock, nahm einen Pagen mit, den ersten, der ihm aufstieß, und sprengte nach dem Schlosse Guines, wo der König von England wohnte.

Auf der Zugbrücke fand er eine Menge Wachen. »Wo ist des Königs, meines Bruders Schlafzimmer? fragte er hastig. Man zeigte es ihm an. Der Gouverneur des Schlosses erschien, und stellte demüthig vor, der König sei noch nicht erwacht. »Hat nichts zu bedeuten," sagte Franz, und ging ohne Umstände hinein. Heinrich rieb sich die Augen, und erstaunte nicht wenig über den unerwarteten Besuch. »Herr Bruder," sagte er, »Ihr habt mir einen köstlichen Streich gespielt. Ich erkenne daraus, wie ganz ich Euch vertrauen darf, und in diesem Augenblicke ergebe ich mich Euch zum Gefangenen."

Bei diesen Worten löste er eine Kette vom Halse, fünfzehntausend Angelots an Werth, und überreichte sie dem Gaste als Freundschaftspfand. Alsobald beschenkte ihn Franz dagegen mit einem Armbande, dessen Werth der Marschall auf dreißigtausend Angelots schätzt, bat ihn, es aus Liebe zu ihm zu tragen, und band es ihm um den Arm.

Heinrich wollte aufstehen, Franz versicherte, er werde keinen andern Kammerdiener haben, als ihn, und wärmte ihm wirklich das Hemd. Dann warf er sich wieder auf sein Roß, und ritt zurück nach Ardres.

estellt worden, mit Herrn Roose zu alterniren, worauf Herr Klingmann freywillig Verzicht gethan hat.

Die Rollen im Arna, und im Doctor Tonuccio wird ihm wohl niemand beneidet haben, eben so wenig als die in der Margot, in den beyden Billets, dem Stammbaum und den Unglücklichen.

Mad. Stollmers hat gespielt: die Tochter der Natur; da es ihre einzige große Rolle war, das Stück auch noch ebendrein mißfallen hat, so glaube ich nicht, daß sie dadurch sehr hervorgezogen worden. Die Rollen im Epigramm, im Schreibpult und im Lohn der Wahrheit sind lauter sehr untergeordnete Rollen, so wie auch die in den oben genannten kleinen Stücken *) wohl nicht geeignet sind, einer Schauspielerinn großen Ruhm zu erwerben.

Aus dieser Uebersicht erhellt also: daß Herr Koch noch gar keine glänzende Rolle gespielt, wohl aber hie und da sich sehr gefällig hat einschieben lassen;

Daß der Demoiselle Koch nur eine einzige gute Rolle, und zwar in meinem eigenen Stück zu Theil wurde;

Daß Herr Roose drey gute Rollen in meinen eigenen Stücken und nur eine einzige im Mann von Wort unter der Bedingung mit Herrn Klingmann zu alterniren erhalten hat;

und daß endlich Mad. Stollmers durch die einzige gute Rolle in der Tochter der Natur unmöglich hat hervorgezogen werden können.

---

*) Margot, Röggen, Francisca Falk.

Am andern Morgen wurde er auf gleiche Weiſe vom Könige von England überraſcht, und ſo lebten die beiden Monarchen über drei Wochen in Freundſchaft und Einigkeit mit einander. (O möchten wir dies Schauſpiel doch bald wiederholen ſehen!) Am Zeitvertreibe fehlte es nicht. Nach dem Ringelrennen traten die franzöſiſchen und engliſchen Fauſtkämpfer auf; es waren kraftvolle Kämpfer darunter, da aber Franz die ſeinigen nicht aus Bretagne hatte kommen laſſen, ſo gewannen die Engländer den Preis. (Bretagne war alſo damals berühmt wegen ſeiner Fauſtkämpfer.)

Eines Tages zechten die beiden Könige mit einander, und der von England nahm den von Frankreich beim Kragen, und ſagte: »Mein Bruder, ich will mich mit Euch boxen.« Sie boxten ſich, und Franz warf ſeinen Gegner zu Boden, daß es krachte. Heinrich wollte wieder anfangen, aber ſie wurden zum Abendeſſen gerufen. (Der Kampf, in dem beide Monarchen jetzt begriffen ſind, iſt ernſtlicher. O möchten ſie doch auch zum Abendeſſen gerufen werden!)

Unhöfliche Sprödigkeit.

Nicht weit von der berühmten Hundsgrotte bei Neapel — ſo erzählt ein alter Reiſender — ſteht eine Kirche der heiligen Maria del Panto, die der Dichter Sannazar gegründet hat, deſſen Beiſpiel heut zu Tage kein Dichter mehr nachahmt. In dieſer Kirche ſoll ſich ein merkwürdi-

ges Gemälde befinden, der heilige Michael, wie er den Teufel überwindet. Aber dieſer Teufel hat keine Hörner, und ſieht überhaupt gar nicht ſo gräßlich aus, wie man ihn gewöhnlich malt, vielmehr trägt er auf ſeinem Rumpfe den Kopf einer reizenden Frau mit einem ſchönen Buſen. So ſoll im Jahr 1550 ein Biſchof von Ariano, Diomedes Caraffa, den Satan zu malen befohlen haben, und zwar aus folgender Urſache: Eine ſchöne, vornehme Dame hatte ſich heftig in ihn verliebt. Um ſie von dieſer Leidenſchaft zu heilen, ließ er ihren Kopf und Buſen auf den Rumpf des Teufels ſetzen, und als ſie eines Tages ihn wiederum mit ſündlichen Lockungen verfolgte, ſtellte er ſich, als wolle er ſie nach Hauſe begleiten, bat ſie aber, da der Weg vor jener Kirche vorüber führte, einen Augenblick herein zu treten, um ein neues, treffliches Gemälde zu bewundern. Sie erkannte ſich ſogleich, und natürlich machte das Kompliment einen ſehr widerlichen Eindruck auf ſie. Beſchämt lief ſie davon, wie der Reiſende verſichert. Aber der Biſchof — welcher ſtehen blieb — ſchämte er ſich denn gar nicht?

Ein Gedanke Machiavell's.

Viele meiner Leſer wiſſen wohl nicht einmal, daß Machiavell, der verketzerte und doch ſo lehrreiche Verfaſſer des Fürſten, auch eine Kriegskunſt geſchrieben hat. Ob ſie etwas taugt, kann ich nicht beurtheilen. Er war indeſſen der Erſte, welcher vorſchlug, die verſchiedenen Be-

wegungen der Truppen nach dem Schall der Trommeln und Pfeifen abzumeſſen. Unter andern wirft er folgenden Gedanken hin: „Seitdem Europa unter mehreren Mächten getheilt iſt, die ſämmtlich policirt und kriegeriſch ſind, ſeitdem kann die Kriegskunſt ſich weit beſſer erhalten und vervollkommnen, als zu der Zeit, da Rom die Welt beherrſchte, oder wenigſtens da, wo Rom's Scepter nicht hinreichte, nur Barbaren wohnten; denn jetzt eifern die Nationen einander nach und machen ſich die Ehre ſtreitig, die Geſchickteſten in dieſer Kunſt zu ſein. Die Römer hingegen, unter den Kaiſern, glaubten ſich ſo überlegen, daß ſie ihre alten ſtrengen Grundſätze vernachläſſigten, noch weniger um neue ſich bekümmerten. Rom lieferte bald weder gute Feldherrn noch gute Soldaten mehr."

Was die Nacheiferung der europäiſchen Mächte betrifft, ſo hielt ſie ſich wohl großentheils nur an Nebendinge, die Kriegskunſt ſelber ging verloren. Sie iſt, zugleich mit der Wachsmalerei der Alten, wieder entdeckt worden. Eine von dieſen beiden Künſten hätten wir wohl entbehren können.

Das Gemälde, welches Machiavell von dem Untergange der römiſchen Kriegskunſt aufſtellt, wird ſicher auch einmal wieder aufgefriſcht werden.

Gewohnheit.

(Nach Segur.)

Der zuerſt geſagt hat: Gewohnheit iſt die andere Natur, der hat in wenigen Worten faſt alles erſchöpft, was ſich darüber ſagen ließ.

Leute, die ſich ſehr klug dünken, behaupten, man ſolle ſich an nichts gewöhnen, um ſich manchen Kummer zu erſparen. Es ſcheint mir doch lächerlich zu begehren, daß man tauſend Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten entſagen ſoll, blos um deren Verluſt nicht fürchten zu dürfen. —

Nichts iſt ſüßer als die Gewohnheit! wenn der flatterhafteſte Menſch ſich recht prüfen wollte, ſo würde er in ſeinem Innern ein gewiſſes Bedürfniß der Beſtändigkeit ſpüren, das ihn, wo nicht an Menſchen, doch wenigſtens an Sachen feſſelt. Dieſe Quelle des Glücks verdanken wir der Natur. Wir geben uns bisweilen alle Mühe, ſie von unſerm Pfade abzuleiten (ſo wie wir denn überhaupt kein Geſchenk der Natur unverhunzt laſſen können), allein es gelingt uns nicht ganz; Jedermann iſt und bleibt mehr oder weniger der Herrſchaft der Gewohnheit unterworfen; am meiſten der gute, ſanfte Menſch, am wenigſten der Böſewicht, der ſich gern iſolirt, und der, in einem tumultuariſchen Leben, ſelten eine andere Gewohnheit kennt als den Hang zum Böſen. Die Liebe zum Guten hingegen umzieht das Leben des ehrlichen Mannes mit einem einförmigen Kreiſe; ein heimliches Dankgefühl feſſelt ihn an Perſonen und Sach-

die ihm nützlich oder angenehm sind. Er liebt sein Vaterland, sein Haus, und das ist die Wirkung einer süßen Gewohnheit.

Gemeiniglich erfreuen wir uns dieses Genusses, ohne uns Rechenschaft davon zu geben; denn da er gerade nicht sehr lebhaft ist, so ahnen wir kaum, welche wichtige Rolle er in unserm Leben spielt; nur wenn man ihn verliert, dann erkennt man dessen Werth. Wahrlich! die Gewohnheit mischt sich in unsere Neigungen und selbst in unsere Gefühle. Die Treue zum Beispiel ist nur eine süße Gewohnheit, denselben Gegenstand zu lieben. So lange die Liebe noch eine Leidenschaft ist, beherrscht sie mehr die Sinne als das Herz. Aber wenn die Zeit diese Leidenschaft gereinigt und gemildert hat; wenn der längst beglückte Gatte doch nicht ohne die Gattin leben kann, weil die Gewohnheit ihr Immergrün um die Blumenketten der Liebe schlang — dann darf die Geliebte auf unwandelbare Treue zählen.

Durch zwei widersprechende Empfindungen werden alle lebende Wesen bewegt, durch Liebe und Haß. Jene zieht an, dieser stößt zurück. Der stärkste Widerwille wandelt sich doch bisweilen in Wohlwollen, und vor allen die Gewohnheit bewirkt dieses Wunder. Man gewöhnt sich an alles, sogar an die Sklaverei; auch diese kann man lieb gewinnen. Als Lord Mazarin im Fort l'Evesque lange Zeit Schulden halber eingekerkert gewesen, wollte er es nicht verlassen, da seine Gläubiger befriedigt waren. Der einzige Mensch auf Erden vielleicht, der die Zerstörung der

Bastille beweinte, war ein Greis, der in ihren Mauern sich an den Verlust der Freiheit gewöhnt hatte.

Je mehr sich der Mensch dem Ende seiner Laufbahn nähert, je mehr scheut er neue Gegenstände. Es scheint, er wolle das fliehende Leben fest halten, indem er sich an Alles anklammert, was ihn lange Zeit umgab.

Selbst in die Kunst zu gefallen schleicht sich die Gewohnheit. Warum wird ein immer fortgesetztes Bemühen fast immer durch Gunst vergolten? — weil der Gegenstand desselben sich daran gewöhnt. Will der Liebhaber seinen Bewerbungen einen höhern Werth geben, so lasse er sie nie vergebens zu derselben Stunde erwarten. Anfangs werden sie der Geliebten blos angenehm, bald aber zum Bedürfniß werden, weniger noch durch ihren Reiz, als durch die beständige Gewohnheit sie zu empfangen. Das ist es, wodurch Manche, die sonst eben nicht liebenswürdig sind, ihre Hoffnung zu gefallen nähren; sie ersetzen den Mangel an Liebenswürdigkeit durch Beharrlichkeit.

Gewohnheit ist ein Instinkt, unabhängig von der Denkkraft; wir folgen ihm maschinenmäßig, selbst dann, wenn die Thätigkeit der Sinne unterbrochen ist; davon liefern die Nachtwandler den Beweis. Kurz, die Seele wie der Körper sind der Herrschaft der Gewohnheit unterworfen. Ohne sie würden wir nur Augenblicke, nie Jahre des Genusses kennen; durch sie werden die Jahre der Leiden endlich zu Augenblicken. Unglückliche sterben nicht einmal gern, blos weil sie sich an das Leben gewöhnt haben.

Es gibt Menſchen, deren Unbeſtändigkeit in Freundſchaft, Liebe und Geſchmack ſeltſam mit den Feſſeln der Gewohnheit kontraſtirt, die auch ſie dennoch tragen. — Ein gewiſſer Ehemann — ſo wird erzählt — war gewohnt, jeden Abend Punkt zehn Uhr zu Bett zu gehen. Der Liebhaber ſeiner Frau, ein Präſident, wurde täglich durch ſeine Amtsgeſchäfte verhindert, ſich früher als um zehn Uhr einzuſtellen; ſeine Ankunft war folglich immer das Signal für den Mann ſich zu entfernen, da ſeine Geſundheit ihn mehr beſchäftigte, als ſeine Frau. Mit einem Worte, es würde ſchwer geweſen ſein zu entſcheiden, wer am pünktlichſten war: die Uhr im Schlagen, der Liebhaber im Kommen, oder der Mann im Weggehen? — Eines Tages traf es ſich, daß der Präſident zu einer ungewöhnlichen Zeit, nämlich um ſechs Uhr erſchien. Es war im Winter — die Lichter ſchon angezündet — die Uhr ſtehen geblieben — Alles trug zur Täuſchung des Gatten bei. »Wie?« ſagte er, »iſt es ſchon ſo ſpät? Ich ſpüre doch noch gar keine Luſt zu ſchlafen. Gleichviel. Der Präſident iſt pünktlich, er iſt da und folglich geh ich ſchlafen.«

Doch nie iſt die Kraft dieſer unſerer zweiten Natur auffallender, als im Kampfe der Gewohnheit mit der Empfindung. Man wird jener ſo ſelten untreu, daß, wenn wirklich einmal die Empfindung über ſie triumphirt, das der ſtärkſte Beweis der Zärtlichkeit iſt, den man zu geben vermag.

Hieher gehört die naive Antwort eines Neuvermählten. Seit zehn Jahren liebte er ein Frauenzimmer. Jeden Nach-

mittag Punkt fünf Uhr beſuchte er ſie und brachte ſeinen Abend bei ihr zu. An Schauſpiel und dergleichen dachte er nicht, nur bei ihr war er glücklich. Plötzlich ſtarb ihr Mann. Des Liebenden Ungeduld konnte kaum das Witwenjahr abwarten, um die Geliebte nun auf ewig zu der ſeinigen zu machen. Das Hochzeitfeſt wurde fröhlich gefeiert. Die Gäſte ſtanden von der Tafel auf. Der Bräutigam ſchien niedergeſchlagen. »Warum ſo finſter?« fragte ihn einer ſeiner Freunde, »ſtehſt du nicht auf dem Gipfel des Glücks.«

»O gewiß!« antwortete der junge Ehemann, »ich liebe meine Frau unausſprechlich! ſie wird nun bei mir wohnen — welche frohe Ausſicht! — Nur eins beunruhigt mich, und ich geſtehe, daß ich zuvor nicht daran gedacht hatte.« — »Was denn?« — »Wo werd' ich künftig meine Abende zubringen?«

Geſpräch zwiſchen einem Engländer und einem Franzoſen über die Seemacht beider Nationen.

(Ein Deutſcher belauſcht dieſes Geſpräch und redet dann und wann ein Wort bei Seite.)

Um allen Mißdeutungen vorzubeugen, werde vor allen Dingen erklärt, daß die Gedanken, welche in dieſem Geſpräche enthalten ſind, ſchon vor dreißig Jahren gedacht und ausgeſprochen worden. In einer Parlamentsdebatte am 27. November 1781 behauptete Lord Mulgrave,

damaliger Kommiſſär der Admiralität, daß — als die Franzoſen anfingen, ihre ganze Aufmerkſamkeit auf ihre Marine zu richten — dieſe der engliſchen überlegen war. Natürlich brachte eine ſolche Ketzerei aus einem ſolchen Munde eine Menge Köpfe in Gährung, eine Menge Federn in Bewegung. John Sinclair ſchrieb ein Buch (Thoughts of the naval strength of the British Empire etc.), in welchem er jene ſo niederſchlagende Behauptung widerlegt, als verderblich für das Streben einer Nation, deren ganze Exiſtenz und politiſche Unabhängigkeit auf ihrer Seemacht beruhe. Er prüfte den Satz mit vieler Wahrheitsliebe, ſelbſt nach franzöſiſchen Schriftſtellern, die darüber geſprochen und die er wohl zu kennen ſcheint. Da er dieſe auszugsweiſe ſeinem Buche einverleibt hat, ſo wurden ſie gleichſam Zwiſchenredner, und bekräftigten nicht ſelten ſeine Meinung, die er freilich, bei der heutigen Lage der Dinge, wohl von ſelber zurücknehmen würde.

Der Engländer. Diejenige Nation, welche die ausgedehnteſten Seeküſten beſitzt, hat natürlich nach Verhältniß auch eine größere, an das Meer gewöhnte Zahl von Einwohnern, und kann folglich am leichteſten zu einer überwiegenden Seemacht gelangen. Nun kann in dieſer Hinſicht kein anderer europäiſcher Staat mit Großbritannien verglichen werden; denn die Küſten von England, Schottland, Irland und den umliegenden Inſeln nehmen, nach der Berechnung des Ritters Petty, einen Raum von dreitauſend achthundert Meilen ein, während die Seeküſten Frankreichs kaum ein Drittel dieſes Raums

betragen. Ferner beſitzt England eine weit überlegene Anzahl von ſichern und bequemen Häfen, und zwar aus folgender Urſache: Die heftigen Weſtwinde, welche die holländiſchen Häfen mit Sand füllen, ſind den engliſchen längs dem Kanale vortheilhaft, und auch die wenigen ſichern Häfen, deren Frankreich und Holland ſich erfreuen, verdanken ſie dieſem Winde. Einen ſolchen, von der Natur geſchenkten Vortheil können weder Kunſt noch Aufwand der Nachbarn aufwiegen.

Der Franzoſe. Der Sand, welcher die Küſten von Deutſchland, Holland und Frankreich bedeckt, wird von den vielen Strömen und Bächen herbei geführt, die ſich in den Rhein, die Moſel, die Seine, die Loire und die Garonne ergießen. Die Weſtwinde dämmen dieſen Sand an den Küſten. England hat wenig große Ströme, und der wenige Sand, den ſie mit ſich fortwälzen, wird durch dieſelben Weſtwinde in das Meer geführt.

Der Engländer. Großbritannien kann ſeine Seemacht augenblicklich vereinigen, weil ſeine Häfen einander nahe liegen und nicht durch die Länder fremder Mächte von einander getrennt ſind. Die große Entfernung Toulon's von Breſt iſt ein großes Hinderniß für die Vereinigung der franzöſiſchen Seemacht.

Der Franzoſe. In allen großen Staaten iſt die Seemacht vertheilt, und bedarf zu ihrer Vereinigung viel Zeit. Freilich hat diejenige Nation die vortheilhafteſte Lage für Seerüſtungen, deren Mittelpunkt nicht zu weit von ihrem Umkreis entfernt iſt, und England genießt dieſes

Wenn ich nun noch erinnere, daß Mad. Weissenthurn im Epigramm die Carolina; im Mann von Wort die Mad. Lessing;

daß Mad. Adamberger im Schreibpult die Sophie, daß Mlle. Rößler im Mann von Wort die Julie;

daß Mad. Leiser in den Unglücklichen die Schauspielerinn;

daß Herr Klingmann in der Tochter der Natur den Carl, im Schreibpult den Fähndrich, und im Lohn der Wahrheit den Wolgast;

daß Herr Lange im Mann von Wort den Lessing, und im Lohn der Wahrheit den Heilmuth;

daß endlich Herr Ziegler im Epigramm den Pusch gespielt haben; so frage ich: wo ist, oder wo war Partheylichkeit? Sollten etwa durchaus die Neuen keine Gelegenheit erhalten, ihr Talent zu zeigen? Das kann ich unmöglich von Schauspielern voraussetzen, die sich doch wohl gewiß nicht fürchten verdunkelt zu werden? und ich muß also den Vorwurf der Partheylichkeit für eine gehässige Beschuldigung erklären, die durch gar nichts erwiesen ist, und um deren Willen ich also mit vollem Rechte die Direction um Genugthuung bitte.

8.

Madame Monseul

hat geklagt, „daß ich nicht Einsicht genug besäße, „zu beurtheilen, wie viel Zeit dazu gehöre, eine „alte Rolle zu repetiren.“

Vorzugs, weil es weit kleiner iſt als Frankreich. Rußland hingegen, zum Beiſpiel, kann unmöglich eine Flotte des ſchwarzen Meeres oder der Oſtſee, mit einer Flotte aus Kamtſchatka vereinigen. —

Der Deutſche (bei Seite). Rußland hat auch nie eine Flotte in Kamtſchatka gehabt.

Der Franzoſe (fortfahrend). Darum ſollte auch nie eine Nation ſich der großen Ausdehnung ihres Landes, der Verſchiedenheit des Klima's und der Früchte rühmen. Es iſt leichter, fünfhundert Tonnen Waren von Aſoff durch das ſchwarze und mittelländiſche Meer, den Ocean und die Oſtſee, nach Petersburg zu transportiren, als den Don herauf, obgleich die letztere Fahrt zehnmal kürzer ſein würde.

Der Deutſche (bei Seite). Der Franzoſe kennt die Waſſerkommunikationen, die herrlichen Kanäle in Rußland nicht; doch das muß man ihm verzeihen, da nun einmal Unwiſſenheit, Rußland betreffend, in Deutſchland wie in Frankreich, in den bekannteſten Dingen herrſcht. (Behauptete doch noch vor Kurzem der Herausgeber der Zeiten*), eines Journals, welches Anſpruch auf Gründlichkeit macht, der ruſſiſche Regentenſtamm erlöſche mit dem jetzigen Kaiſer und deſſen Bruder Konſtantin, da doch jeder Kalender ihn hätte belehren können, daß Rußland's Hoffnungen noch in zwei faſt erwachſenen Prinzen blühen.)

Der Franzoſe (fortfahrend). Auch iſt es leichter tauſend Tonnen von Portobello nach Panama um das Kap

*) Novemberheft 1810.

Horn zu führen, als zu Lande zwanzig oder dreißig Meilen durch die Gebirge.

Der Deutſche (laut). Wahr, doch unverzeihlich. Wenn Napoleon in jenen Gegenden herrſchte, ſo wäre die Südſee mit dem Weltmeere längſt durch einen Kanal vereinigt. Große Schwierigkeiten mag ein ſolches Unternehmen haben, doch unüberwindlich ſind ſie ſchwerlich.

Der Franzoſe. Die Holländer können ſich ſchneller als die Engländer vereinigen, wenn es darauf ankommt, mit ihren kleinen Fahrzeugen von der Moſel bis zum Texel das Meer zu bedecken.

Der Engländer. Wenn England auch weniger Häfen hätte, ſo würden ſchon ſeine Baien hinreichen für ſeine Kriegs- und Handelsſchiffe; denn, ſo lange die Weſtwinde herrſchen — welches gewöhnlich die Hälfte des Jahres hindurch der Fall iſt — können die Schiffe ſicher auf den Rheden ankern. Der Ankergrund iſt an den engliſchen Küſten weit vorzüglicher, denn er beſteht aus hartem Lehm, Kreide oder feſtem Kies; Frankreich und Holland hingegen haben nur Felſen oder ausweichenden Sand. — Schon der große de Witt hat die Bemerkung gemacht, daß England's Lokal-Situation unermeßliche Vortheile gewähre. Dahin gehört auch die Fiſcherei, in der es von keiner andern Nation übertroffen wird. Zehntauſend Menſchen ſind allein immerwährend mit dem Auſterfang beſchäftigt. — Ohne Zweifel iſt auch der ausländiſche Handel eine reiche Quelle für die Seemacht; allein dauerhafter iſt in dieſer Hinſicht die Küſtenfahrt, die von jeder Nebenbuhlerſchaft un-

abhängig ist. Diese betrachte ich als die Hauptstütze einer Seemacht. Man hat berechnet, daß der Küstenhandel hunderttausend Matrosen erzieht. Welch' eine Pflanzschule!

Der Deutsche (leise zu dem Franzosen). Sollte diese Zahl nicht übertrieben sein?

Der Franzose. Schwerlich; denn nach diesem Verhältniß wäre nur Ein Mann von achtzig für das Seeleben zu rechnen, Irland nicht einmal mit einbegriffen. Schon der numerirten Fahrzeuge auf der Themse sind über neuntausend, ohne die ungeheure Anzahl derer in Anschlag zu bringen, die zum Fischen u. s. w. gebraucht werden. Es existirt in England nicht der kleinste Hafen, der nicht, zu seinem Privatgebrauch, eine Anzahl Schiffe und Fahrzeuge besäße.

Der Engländer. Großbritannien bedarf keiner fremden Hilfe zu Erbauung seiner Schiffe; es erzeugt Alles, was dazu erforderlich ist.

Der Deutsche (bei Seite). Oho!

Der Engländer (fortfahrend). Ich weiß wohl, daß wir eine Menge Artikel aus der Fremde kommen lassen, allein daran ist blos unsere Trägheit Schuld, oder der Mangel an Aufmunterung von Seiten der Regierung. England's Boden könnte Alles erzeugen.

Der Deutsche (bei Seite). Ja das klingt anders.

Der Engländer. Wenigstens ist die englische Eiche an Stärke und Dauerhaftigkeit dem Bauholze unserer Nachbarn weit vorzuziehen.

Der Franzoſe. Nimmer würde ſich England ſo hoch geſchwungen haben, wenn es alle Materialien zum Bau der Schiffe und deren Ausrüſtung ſelber hätte erzielen ſollen. Man denke ſich einmal die ganze Inſel mit Schiffbauholz bedeckt, ſo bliebe für Getreide kein Plätzchen übrig. Das nöthige Land für Holz, Hanf, Pech u. ſ. w. würde mehr Raum einnehmen, als ganz Großbritannien. Glücklich ſind die Engländer, daß ſie Produkte beſitzen, deren eine kleine Quantität hinreicht, um diejenigen dagegen einzutauſchen, welche viel Land erfordern. Jene kleine, durch die fleißigen Einwohner veredelte Quantität iſt die wahre Urſache ihres Uebergewichts im Handel über alle andere Nationen.

Der Engländer. Großbritannien beſaß die erſten guten, und lange Zeit die beſten Schiffsbaumeiſter. Leider iſt dieſer Vortheil ihm nicht mehr ausſchließlich eigen. Die verderbliche Freundſchaft Karl's des Zweiten für ſeinen ehrgeizigen Nachbar verſchaffte den Franzoſen die Gelegenheit, eine Kunſt zu erlernen, durch die ſie vergebens ihre Lehrer zu ſtürzen verſucht haben.

Der Franzoſe. Mit Erlaubniß, das ſcheint ein wenig parteiiſch. Warum ſollten wir nicht Schiffe bauen können, ohne es von den Engländern gelernt zu haben? Bauen nicht die Holländer ſolider als die Engländer? War denn jemals dieſe Kunſt der Stein der Weiſen? — Als die Römer, im erſten puniſchen Kriege den Karthaginenſern ein Ruderſchiff wegnahmen, bauten ſie deren gleich zweihundert nach dieſem Muſter.

Der Deutſche (bei Seite). Dann waren ja aber auch die Karthaginenſer die Lehrer der Römer in der Schiffsbaukunſt?

Der Engländer. Eine Nation, deren Land und Klima nicht geeignet ſind, ihren Matroſen auf der See Nahrung zu verſchaffen, wird nie einen großen Handel, nie eine Seemacht haben. Auch hierin iſt England allen europäiſchen Nationen überlegen. Sein Boden, ſein Klima liefern alle Arten von Lebensmitteln für die Marine beſſer als Frankreich und Spanien. Ich ſage beſſer und darum ſind auch die engliſchen Seeleute ſtärker und tapferer.

Der Deutſche (halb laut). Vielleicht werden ſie beſſer genährt, daraus folgt aber noch nicht, daß andere Nationen die ihrigen nicht eben ſo gut nähren könnten.

Der Engländer. Die Geſchicklichkeit und Erfahrung unſerer Matroſen ſind ohne gleichen. Die ſtürmiſchen Küſten unſerer Inſel müſſen natürlich eine ganz andere Menſchengattung erzeugen, als die ruhigen Ufer des mittelländiſchen Meeres. Wo andere ſchon verzagen, da lachen unſere Matroſen noch.

Der Franzoſe. Wir lachen dafür zu Lande.

Der Engländer. Keine Lage glücklicher als die einer Inſel. Das Meer iſt die ſicherſte Grenze. »Athen,« ſagt Xenophon, »herrſcht über das Meer. Allein da das Gebiet von Attica mit dem feſten Lande zuſammenhängt, ſo wird es oft vom Feinde verwüſtet. Die Großen ſchicken in ſolchen Fällen ihre Reichthümer nach irgend einer Inſel. Das Volk hat nichts zu verlieren. Aber wenn Athen auf einer

Insel läge, so könnte es Andern schaden, ohne selbst dabei zu wagen." Sollte man nicht glauben, fügt Montesquieu hinzu, Xenophon habe England gemeint? — In der That, wenn wir unsere insulanische Lage benutzten, unsere ganze Aufmerksamkeit auf das Seewesen richteten, unsere Vertheidigung blos unserer Miliz und unsern Flotten anvertrauten, so würde sich's bald zeigen, daß unsere Seemacht noch nicht halb so groß ist als sie werden kann. Fast alle unsere Einkünfte — oder wenigstens weit mehr als irgend eine andere Macht zu diesem Zwecke verwenden kann — stehen zu Vermehrung der Seemacht uns zu Gebote. Wer nur seinen Gegenstand fest im Auge behält, der kann für dessen Vervollkommnung thätiger wirken, als wenn mehrere Gegenstände ihn zerstreuen.

Noch ein Vortheil, den auch die Feinde uns einräumen, ist der, daß die Hauptstadt nicht, wie in Frankreich, im Mittelpunkte des Staates liegt. In London paaren sich höfische Geschliffenheit und ungeheure Thätigkeit, die gleichsam aus dem Meere entspringt. In Paris, sagt Deslandes, herrscht Indolenz, die höchstens nach Zeitvertreib hascht.

Der Deutsche. Das mochte gelten, so lange Paris nur der Mittelpunkt von Frankreich war.

Der Engländer. Der Charakter der englischen Nation ist fest und standhaft, kleine Hindernisse schlagen ihren Muth nicht nieder. Nur auf einen solchen Charakter kann eine Seemacht sich gründen, denn sie ist nicht das Werk eines Tages, und sie kann, ohne unermüdete Aufmerksam-

keit, auch nicht erhalten werden. Die Engländer haben in dieser Hinsicht die Festigkeit ihres Charakters seit zwei Jahrhunderten bewiesen, da hingegen der See- oder Schiffs-Enthusiasmus der Franzosen nur ruckweise erschienen ist, und mit dem Genie der Nation unverträglich zu sein scheint. Der Kardinal Richelieu sagte: Werke, die viel Anstrengung erfordern, taugen nicht für den Charakter der Franzosen.

Der Franzose. Da hätte der Herr Kardinal wohl etwas Klügeres sagen können, statt den Leichtsinn der Franzosen anzuklagen; Er, der bei dem mindesten Argwohn das Schwert über unsere Häupter zuckte. Sein Urtheil beweist, daß er das menschliche Herz nicht kannte. Er selbst war leichtsinnig und unbeständig, und die Franzosen verabscheuten seine Grundsätze. Festigkeit und Beständigkeit sind zufällige, durch Umstände erzeugte Eigenschaften. Die Menschen sind dieselben von den Dardanellen bis in den finnischen Meerbusen. Wenn von Weisheit und Standhaftigkeit in öffentlichen Angelegenheiten die Rede ist, so entscheidet nicht das Lokal, sondern einzig und allein die Regierungsform —

Der Deutsche (bei Seite). Eigentlich kommt es wohl nur auf die an, die an der Spitze — gleichviel welcher Regierungsform stehen.

Der Engländer. Zu allen unsern Vortheilen gesellt sich noch der einer freien Verfassung, ohne welchen alle die übrigen wenig bedeuten würden. So lange England frei ist, und die übrigen Nationen es nicht sind, so

lange wird auch seine Seemacht der seiner Nachbarn überlegen bleiben; was auch der Graf von Boulainvillers dagegen sagen mag.

Der Deutsche. Was sagt denn der Graf von Boulainvillers?

Der Engländer. Er behauptet, Frankreichs Lage sei günstig genug, um eine Seemacht zu errichten, die der englischen und holländischen die Wage halten könne. Frankreich besitze mehr Häfen im mittelländischen Meere als England. (Gleich als ob dieser kleine Meerbusen der eigentliche Schauplatz des Handels und der Seemacht wäre?) Es liege auch den Küsten Spaniens, Portugals und der Barbarei näher als England. — Immerhin! von solchen kleinlichen Umständen kann die Seemacht nicht abhängig sein. Das mittelländische Meer ist nicht mehr das große Emporium von Europa, und gerade die Nationen, die dort am mächtigsten sind, gelten sonst überall wenig. — Der Herr Graf rühmt als Vortheil, was er gerade umgekehrt als Hinderniß anführen sollte. Man kann, sagt er, die französische Seemacht theilen und jedem Zweige eine besondere Bestimmung anweisen. Ganz recht! und was ist daraus entstanden? Daß die Flotten von Brest und Toulon nur alliirt zu sein, aber nicht Einem Herrn anzugehören schienen.

Das milde Klima Frankreichs — auf welches der Herr Graf einen großen Werth legt — ist der Seemacht dieses Landes gar nicht günstig. Der starke, erfahrene Seemann

bildet ſich nicht im Säuſeln der Zephire, ſondern in den Stürmen der nordiſchen Meere.

Frankreichs Handel ſoll hinreichen um die Mittel zu liefern, der vereinten Macht Englands und Hollands die Herrſchaft zur See zu entreißen. Frankreich ſoll nur ſeinen Handel im mittelländiſchen Meere erweitern, und durch weiſe Geſetze den Getreidehandel begünſtigen. Aber der Herr Graf vergißt, daß Handel mit den Ausländern, oder mit den Kolonien, nie die Baſis einer Seemacht werden kann. Dazu iſt ein ausgebreiteter Handel im Innern erforderlich, der von den Nachbarn völlig unabhängig iſt. Nun wird der Herr Graf geſtehen müſſen, daß, wenn Frankreich ſich auf Küſtenfahrt einſchränken ſollte, dieſe nicht beträchtlich ſein würde.

Viel thut er ſich auch darauf zu gute, daß die franzöſiſchen Waren zum Transport eben ſo vieler Schiffe bedürften, als die Waren Hollands und Englands zuſammengenommen. Wenn es auch wahr wäre, was er behauptet: daß hundertfünfzig Millionen Acres des franzöſiſchen Bodens bearbeitet würden, ſo bliebe ſein Problem doch immer ſchwer zu löſen. Er weiß nicht, oder will nicht wiſſen, daß unſer Steinkohlenhandel ganz allein mehr Matroſen beſchäftigt, als Frankreichs ganzer Küſtenhandel, und daß, wenn man nicht abſurderweiſe auf dieſes erſte Lebensbedürfniß einen Zoll gelegt hätte, dieſer Handel allein hinreichen würde, uns Neptun's Dreizack in die Hände zu geben. — Und wenn er nun vollends von den Modewaren

seines Landes spricht, als von einer Hauptstütze der Seemacht! — O weh!

Der Franzose. Da mögen Sie Recht haben. Ein Schriftsteller muß sehr verlegen um Gründe sein, wenn er sich einbilden kann, daß seine Bonbons und seine Hauben jährlich auch nur vierhundert Tonnen Fracht liefern.

Der Engländer. Grundlos behauptet er ferner: Die französische Marine bedürfe keiner fremden Beihilfe zu ihrer Ausrüstung. Alle die hauptsächlichsten Materialien muß sie aus der Fremde ziehen. Was Frankreichs Bevölkerung anlangt —

Der Franzose. Nun wie da? wir haben vier und zwanzig Millionen Einwohner, Sie nur acht.

Der Engländer. Dennoch haben wir mehr Matrosen. Ja, wenn Frankreichs Einwohner Alle längs den Küsten wohnten, wie die Engländer. Der Ritter Petty hat berechnet, daß alle Theile von Großbritannien, einen in den andern gerechnet, nicht mehr als zwölf Meilen vom Meere entfernt liegen, alle Theile Frankreichs hingegen sechzig bis siebzig Meilen. Ein großer Vortheil für uns!

Endlich zählt auch der Herr Graf zu den Vorzügen seines Vaterlandes die Sicherheit der französischen Küsten. Es ist wahr, wie auch schon Deslandes bemerkt, daß mehrere Descenten unglücklich abgelaufen sind; aber das rührt nicht von der Stärke der Küsten, sondern überhaupt von der Gefahr solcher Unternehmungen her. Uebrigens muß jeder Menschenfreund sich freuen, daß die Na-

Ich überlasse es der Direction, über den Grund oder Ungrund dieser Klage zu entscheiden. Habe ich vielleicht in diesem Puncte eine irrige Meynung, so ist selbige sehr leicht zu berichtigen. Auf jeden Fall bin ich weit entfernt gewesen, einer so verdienstvollen Schauspielerinn als Mad. Meusel ist, etwas über ihre Kräfte zumuthen zu wollen. *)

9.

Hr. Klingmann, Hr. Müller Sohn, Hr. Koberwein und Hr. Sannens,

haben geklagt, „daß sie in Rollen zurück gesetzt würden."

Was Hr. Klingmann betrifft, so erhellt schon aus dem, was ich eben bey Gelegenheit des Vorwurfs der Partheylichkeit gesagt habe, daß seine Klage ungerecht ist. Er hat nicht allein würklich drey gute Rollen gespielt, son-

*) Unter mehreren, dem Publicum und der Direction Nachtheil bringenden Gewohnheiten der hiesigen Hofschauspieler ist auch diese: daß, so bald ein Stück seit ein paar Monaten nicht gespielt werden, ein Jeder seine Rolle vergessen hat, gegen die Aufführung protestirt, oder wenigstens Eine Woche Zeit braucht, um sich wieder einzustudiren. Daher kommt es denn, daß so oft in der Neuh Stephanies Wirthschafterinn, Brockmanns Wittwe von Leermet, und dergl. Abgeschmacktheiten gegeben werden müssen. Hr. v. K. wollte auch dieser Übelheit steuern, aber vergebens.

tur dieſer empörenden Art Krieg zu führen Schranken geſetzt hat.

Der Deutſche (bei Seite). Man hört wohl, daß Herr John Sinclair nicht mit bei Kopenhagen war.

Der Engländer. Nur einen einzigen Vortheil muß England ſeinem Nachbar beneiden: die herrliche Lage des Breſter Hafens auf einer Halbinſel, die ſich in's Meer erſtreckt. Dieſe Lage iſt ſehr vortheilhaft für ſeine Flotten.

Der Franzoſe. Nur Schade, daß Breſt ſo weit von der Hauptſtadt liegt.

Der Deutſche. Herr John Sinclair ahnete wohl nicht, daß nach dreißig Jahren die Seeküſten des franzöſiſchen Reichs von Bayonne bis nach Hamburg ſich erſtrecken würden?

Dummheit und Narrheit.

Mit Unrecht verwechſelt man oft beide. Ein Dummkopf iſt mir lieber als ein Narr, und ein Narr iſt nicht immer ein Dummkopf.

Ein beſchränkter Verſtand, eine lange Kindheit des Geiſtes, gänzlicher Mangel an Begriffen, oder an der Gabe ſie zu ordnen, das nennen wir Dummheit.

Narrheit hingegen iſt die Verkehrtheit eines Geiſtes, der ſich klug dünkt, die Alfanzerei, die für Grazie gelten, die Schwerfälligkeit, die leicht ſein will, der Uebermuth, der über Alles abſpricht und doch nichts verſteht. Narren beluſtigen,

aber auf ihre Koſten: man demüthigt ſie, man überliefert ſie der Geißel des Lächerlichen. Dummköpfe beluſtigen auch, ſie werden aber weder gehaßt, noch gedemüthigt und man geräth eben ſo wenig in Verſuchung, ihnen ihre Dummheit vorzuwerfen, als einem Tauben oder Blinden, daß er taub oder blind iſt.

Der Pater Bandory, ein geiſtreicher Jeſuit, unterhielt ſich oft zu ſeinem Vergnügen mit dem Thürſteher ſeines Kollegiums, der ſeiner Dummheit wegen allgemein bekannt war. »Ich habe nie einen Geiſt gefunden, der mich ſo angezogen hätte, als die Dummheit dieſes Menſchen," ſagte er. — »Setzen Sie ſich mir gegenüber," befahl Mirabeau einem ſeiner Sekretäre, »und reden Sie, ſo brauche ich nicht zu denken."

Madame de Crequy pflegte von einem gewiſſen Baron zu ſagen: »Ach er iſt kein Dummkopf, er iſt nur ein Narr."

Es gibt Albernheiten, die eben ſo ſehr beluſtigen als witzige Einfälle. »Wann eher wird Ihre Frau in die Wochen kommen?" fragte Ludwig XIV. einen Höfling. »Sire, ſobald es Ew. Majeſtät gefällig ſein wird." antwortete dieſer. — Das war dumm. — Eine fremde Fürſtin, der das Franzöſiſche nicht geläufig war, fragte, ob man naval oder naveau (zur See oder zum Schiffe gehörig) ſagen müſſe? — »Ich glaube, Madame," erwiederte ein Höfling mit großer Selbſtgefälligkeit, »man ſagt navets (Rüben)." — Das war närriſch.

Die meiſten Dummköpfe ſagen freilich nur gemeine

Dummheiten, aber es gibt deren auch sehr pikante, die als witzige Einfälle aufbewahrt werden. Nach Racine's Tode sagte Jemand in einer Gesellschaft: Er habe in seinem Testamente verordnet, im Port royal begraben zu werden. »Das würde er bei seinen Lebzeiten nie begehrt haben,« ließ ein Dummkopf sich in allem Ernst vernehmen. Ein witziger Kopf hätte dasselbe sagen können, nur mit verschiedenem Accent.

In einem geistreichen Zirkel wurde die Frage aufgeworfen: Welcher Unterschied zwischen einem Narren und einem Dummkopfe sei? — Ein Jeder sagte seine Meinung, doch keiner traf den rechten Punkt. Eine reizende Dame nahm endlich das Wort, die unglücklicherweise an einen ausgemachten Narren verheirathet war. »Ein Dummkopf,« sagte sie, »ist bisweilen erträglich, ein Narr nie. Den Dummkopf bedauert man bisweilen, über den Narren macht man sich lustig. Sie können mir auf's Wort glauben, denn seitdem ich mit einem Narren lebe, weiß ich was ein Dummkopf werth ist.«

Die Narren ahnen gar nicht, wie viel Geist dazu gehört, um nie lächerlich zu erscheinen.

Ein Kennzeichen der Dummheit ist: Alles bewundern. Das schadet übrigens Niemanden, und ist vielen sehr willkommen. — Ein Kennzeichen der Narrheit ist: Bewundern und tadeln, immer zur unrechten Zeit.

Ein Dummkopf gibt sich für das, was er ist, nicht

ſo der Narr, der macht Anſprüche, und zwar die lächerlichſten.

Was folgt aus allem dieſen? — Man ſuche die Geiſtreichen, man ertrage die Dummköpfe, man vermeide die Narren.

Die Moral der Welt.

Ein Gegenſtand, über den ein kluges, beobachtendes Frauenzimmer gewöhnlich ſchärfer denkt, zarter fühlt und beſſer ſpricht als ein Mann. Die, wohl mit Unrecht ganz vergeſſene Mademoiſelle Scuderi hat zwei Bändchen unter obigem Titel geſchrieben. — Sie ſpricht darin — freilich etwas geſchwätzig — über den Neid, die Faulheit, die Tirannei der Gewohnheit, den Zorn, die Ungleichheit des Betragens u. ſ. w. Lauter Gegenſtände, die jetzt nicht minder, als zu der Zeit, in der ſie ſchrieb, der Welt bekannt ſind, auch wohl ihr ewig bekannt bleiben werden.

Die Verfaſſerin ſchont ihr Geſchlecht eben ſo wenig als das unſrige, und ſie kennt beide. Es iſt ein altes, wahres Wort: wer die guten Eigenſchaften eines Mannes will kennen lernen, der wird ſie leichter von einem Frauenzimmer als von einem andern Manne erfahren; wer hingegen die Fehler einer Frau zu wiſſen verlangt, der thut beſſer, ſich an ein Frauenzimmer zu wenden.

Man findet hier unter andern, was man da nicht ſucht,

eine Maxime des Marschalls Türenne: »Im Kriege täuscht man sich oft durch zu vieles Klügeln, und indem man voraussagt, der Feind werde das thun, was er thun sollte.«

In der That soll Türenne sich oft in weit größerer Verlegenheit befunden haben, wenn er einen ungeschickten, als wenn er einen geschickten General gegen sich hatte, weil jener oft alle seine Berechnungen und Vorkehrungen zu Schande machte, ohne es zu wissen.

Den Geiz schildert die Verfasserin mit grellen, aber leider echten Farben. Es gibt Quellen, die alles, was man hinein legt, mit einer Rinde von Stein überziehen; eben so wird jede Empfindung in dem Herzen eines Geizigen mit einer Steinrinde überzogen. Ich erinnere mich dabei einer scharfsinnigen Bemerkung von Bayle. Man weiß, daß die Protestanten, zur Zeit der Dragonaden, lieber ihrem Vaterlande den Rücken kehren, als in die Messe gehen wollten. Unter den Flüchtlingen befanden sich manche Weltkinder von ausschweifender Lebensart, denen man so viel Anhänglichkeit an ihre Religion gar nicht zugetraut hatte; nur die Geizhälse konnten sich nicht entschließen, ihren Mammon zu verlassen, und opferten lieber den neuen, für besser erkannten Glauben.

Die Verfasserin führt das Beispiel eines Mannes an, der sich ohne Bedenken dreimal für einen Freund herum schlug, also dreimal sein Leben wagte, aber sich weigerte, als der Freund in Noth war, ihm eine kleine Summe Geldes zu leihen.

Da, wo von der Verleumdung die Rede iſt, bemerkt ſie unter andern, daß Satyren ſelten denen Perſonen, gegen welche ſie gerichtet ſind, einen daurenden Nachtheil zufügen, und das iſt ſehr wahr, doch nicht immer erfreulich und löblich, nämlich wenn Satyre und Schmeicheleі einander gegenüber ſtehen. Leider gewinnt die Letztere faſt immer die Oberhand über die Erſtere. Von einer Satyre gegen die Götter der Erde findet man nach hundert Jahren kaum noch ein Exemplar, die Schmeicheleien hingegen bleiben in Jedermanns Händen. Daraus entſpringt das große Uebel, daß zum Beiſpiel ein ſchlechter Fürſt wegen ſeines Rufes ganz unbeſorgt iſt, denn er darf nur die Schmeichler gut bezahlen, ſo werden ſie jede Satyre, wenn ſie auch noch ſo wohl begründet wäre, ſchon in der Flut ihrer Schmeicheleien erſticken, und nach hundert Jahren wird von den Verbrechen eines Tyrannen nicht mehr die Rede ſein.

Mademoiſelle de Scuderi hat mehrere ähnliche Werke geſchrieben, auch Romane, die zu ihrer Zeit viel geleſen und bewundert wurden. Zweierlei iſt beſonders merkwürdig an ihr. Erſtens, daß ſie ſo beſcheiden war, einen ihrer berühmteſten Romane, Cyrus und Clelie, unter dem Namen ihres Bruders drucken zu laſſen; und zweitens, daß ſie, trotz der Wärme, mit der ſie ſo oft verliebte Abenteuer beſchrieben, doch nie ſelbſt geliebt hat. Wie war es möglich, daß eine Leidenſchaft, die gleichſam in ihrer Einbildungskraft zu Hauſe war, nicht auch einmal in das Herz hinabſtieg! ſie findet ja ſonſt wohl den Weg dahin

aus viel weiterer Entfernung. Man könnte mit Horaz von der Verfaſſerin ſagen:

Cum tu inter scabiem tantam, et contagia lucri
Nil parvum sapias, et adhuc sublimia cures.

Die Romane.

Es hat zu allen Zeiten gegen Einen Satyriker viele tauſend Menſchen gegeben, die blos im Stande waren, jenem den Stoff zu liefern, und ſich über die Verarbeitung desſelben zu ärgern. Selbſt die Götter der Erde, wenn ſie gleich ſich verſtellen, als ob ſie Mückenſtiche verachteten, ſchlagen doch die ſtechende Mücke ſehr gern todt, wenn ſie können. In Frankreich brauchte man vormals nicht zu dieſer Extremität zu ſchreiten, man bediente ſich eines mildern Mittels. Wenn man nämlich die Schriften oder die Worte eines Satyrikers nicht vergeſſen machen konnte, ſo übergab man ihn ſelber der Vergeſſenheit — in der Baſtille, wo er denn allenfalls ſeine Epigrammen mit Kohlen an die Wände ſchreiben mochte.

Zu der Zahl der auf dieſe Art ſiegreich widerlegten Epigrammatiſten gehörte vor achtzig Jahren auch ein Graf Gordon de Percel, den man heutzutage nicht in die Baſtille ſperren würde, weil — ſie nicht mehr da iſt. Um ſich die Langeweile zu vertreiben, ſchrieb er ein Buch über den Gebrauch und Nutzen der Romane, in dem er ſich oft ſelber kitzeln mußte, um zu lachen. Er ſchlug auch wohl

dem Publikum ein Schnippchen, und ſchnitzte, wie er ſelber ſich ausdrückt, »Pfeile aus jedem Holze.« — Aber es laſſen ſich in unſerer Bücherſündflut doch immer einige Gedankentrümmer erhaſchen. Vor allen Dingen macht der Verfaſſer ſich über die Romanenverbote luſtig, und geſteht, daß er nie auf den Einfall gerathen ſein würde, Romane zu leſen, wenn er nicht davor gewarnt worden wäre. Die Kirchenväter haben die Romane verdammt, aber der heilige Johannes Damascenus hat doch ſelbſt einen geſchrieben, unter dem Titel: Barlaam und Joſaphat. Er nennt auch einen deutſchen Jeſuiten, Kontzen, als Verfaſſer eines Romans; ferner die Biſchöfe du Bellei, Fenelon, Huot als Romanenſchreiber.

Die Alten ließen in ihren Romanen die Liebenden gar zu ſchnell glücklich werden, und verſchleierten dieſes Glück zu wenig. Die Neueren verfahren weit ſchamhafter. Dennoch gibt man den Kindern Homer und Virgil in die Hände, und verbietet ihnen Kleopatra und Pharamond.

Eine ganz beſondere Idee ſtellt er von den Heldenromanen auf, behauptend, daß alles, was auf Vermehrung des Menſchengeſchlechts abzwecke, weit heroiſcher ſei, als was deſſen Zerſtörung bewirke. »Folglich,« ſagt er, »ſollte man denjenigen als einen Helden betrachten, und zwar als einen der dreifachen Unſterblichkeit würdigen Helden, der im Stande wäre, vom fünfzehnten Jahre an bis in's ſiebzigſte, vierzigtauſend Menſchen zu erzeugen, ungefähr zwei auf jeden Tag ſeines Lebens gerechnet. Ein ſol-

cher Held wäre, nach meiner Ansicht, den Zerstörern der Menschheit vorzuziehen, die große Männer zu sein glauben, weil sie das Talent besitzen, anderthalb Millionen Menschen umzubringen oder umbringen zu lassen, wie Alexander und Cäsar gethan haben." (Wenigstens würde es sehr gut sein, wenn man einem Alexander und Cäsar immer ein Paar Helden des Verfassers zugesellen könnte, um den Wald wieder anzusäen, den Jene ausgerottet.)

Das zweite Kapitel dieses Buches führt den Beweis, daß der Roman der Geschichte vorzuziehen ist. Es gebe keine Geschichte, in der nicht vieles falsch sei; der Leser werde also betrogen. Beim Lesen eines Romans hingegen wisse er schon vorher, daß Alles nur ein Spiel der Einbildungskraft sei. Die Geschichte liefere uns nicht die geheimen Triebfedern der Begebenheiten, das thue hingegen der Roman. In der Geschichte werde die Tugend oft unterdrückt, im Roman belohnt. Die Weiber wären bekanntlich die Triebfedern aller großen Begebenheiten, und doch spielten sie in der Geschichte selten eine große Rolle, der Roman hingegen setzte sie in ihre Rechte wieder ein. -

(Ein Körnchen Wahrheit möchte doch wohl in allen diesen Sophistereien zu finden sein. Es gibt Zeiten, wo alle Geschichtsbücher, klein und groß, die von der reinsten Geschichte handeln, eine Romanenbibliothek, und alle Zeitungen Märchen sind. Unter solchen Umständen möchte es doch wohl besser für uns und die Nachwelt sein, daß gar keine Geschichte geschrieben würde, sondern daß man sich

lieber an Romane hielte, ſollten es auch die Qualverwandtſchaften ſein.)

Die Menſchen haben zu allen Zeiten und in allen Ländern das Romanenhafte ſo ſehr geliebt, daß ſogar Hieronymus Xaver, als er das Leben Jeſu Chriſti in's Perſiſche überſetzte, für nöthig hielt, es mit einer Menge romantiſcher Zuſätze auszuſchmücken.

Dem Pater Daniel, dem berühmten Geſchichtſchreiber, wird hier eine Anekdote vorgeworfen, die, wenn ſie wahr iſt, ihm nicht zur Ehre gereicht. Man ſchlug ihm vor, einige große Sammlungen in der königlichen Bibliothek zu benutzen, die in vierzehnhundert Foliobänden die wichtigſten Urkunden und eine unzählige Menge von Originalbriefen enthielten. Er blätterte zwei Stunden darin, fand alles ganz vortrefflich, ſagte aber nachher zu einem Freunde, er frage den Henker nach dieſem Papierwuſt. (Man kennt die Anekdote von Voltaire, der, als er die wichtigſten Papiere zu der Geſchichte Peter des Großen erhielt, ſagte, er könne ſie nun nicht mehr brauchen, denn ſeine Geſchichte ſei ſchon fertig.)

Kleine Gallerie von Albernheiten.

Als die Hexen noch in der Mode waren, erſchien ein lateiniſcher Traktat über die Waſſerprobe, welche man mit dieſen Unglücklichen anzuſtellen pflegte, und der gelehrte Verfaſſer vertheidigte dieſelbe ſehr ernſthaft, unter andern

dern die neuern Austheilungen vom rächenden Gewissen und Selbstbeherrschung beweisen zur Gnüge, daß ich sein Talent nicht verkenne, sondern ihm überall diejenigen Rollen zutheile, die ich seinen Kräften und Verdiensten angemessen glaube.

Die übrigen drey Herren muß ich bitten, sich an das Publicum zu halten, welches über ihren respectiven Werth, vielleicht sehr unbillig, aber laut entschieden hat.

Ich gehe jetzt zu der von einer kleinen Anzahl der Mitglieder geäusserten Behauptung über:

daß ich das Amt eines Regisseurs nicht zu verwalten verstehe.

Zwar ist die Widerlegung dieses Vorwurfs schon ganz im obigen enthalten, denn so bald man keine andere, als die nichts bedeutendsten Klagen gegen mich aufbringen konnte; so bald man wider Willen zugestehen mußte, daß ich niemanden etwas gegen die Gesetze zugemuthet, und niemanden unhöflich begegnet habe; so bald stürzt jene Behauptung von selbst in ihr Nichts zusammen. Aber man erlaube mir demohngeachtet die Grundlosigkeit derselben noch näher ins Licht zu setzen.

Um behaupten zu können, daß ich dem Geschäfte der Regie nicht gewachsen sey, müßten wohl vorläufig erst folgende drey Puncte erwiesen werden:

1) Die Wahl der Stücke war schlechter als vormals unter dem Ausschuß.

aus dem Grunde, weil man ſonſt nicht mit Gewißheit, ſelbſt nicht von Augenzeugen erfahren könne, ob die Angeklagte wirklich mit auf dem Blocksberge geweſen oder nicht, denn die vornehmen Heren erſchienen dort nur maskirt. Uebrigens verſicherte er, daß eine Hexe, und wenn ſie auch noch ſo korpulent wäre, nicht mehr als fünfzehn Pfund wöge.

* * *

Nie hat es einen ſo wohl unterrichteten Geſchichtſchreiber gegeben, als einen gewiſſen O Flaharty, der eine Chronologie von Irland geliefert hat. Dieſer Mann weiß ganz beſtimmt, daß, vierzig Tage vor der Sündflut, am fünfzehnten des Monats, und zwar an einem Sonnabend, drei Männer mit fünfzig Weibern nach Irland kamen, um es zu bevölkern, allein die Sündflut machte einen Strich durch ihre Rechnung. Hingegen landeten drei hundert zwölf Jahre nach der Sündflut, am vierzehnten des Monats, und zwar an einem Dinſtage, ein Mann mit ſeiner Frau und drei verheiratheten Söhnen, um eine neue Kolonie zu gründen. Der Mann hieß Partholan. Vermuthlich hatte er ein Archiv hinterlaſſen.

* * *

Derſelbe ſcharfſinnige und behutſame Geſchichtſchreiber hat einen Stammbaum Karl II. verfertigt, in dem nicht weniger als ſechs und ſiebenzig königliche Generationen prangen; und dann noch acht und vierzig bis zu Adam hinauf, lauter Patriarchen und Anführer von Kolonien; ſo, daß Seneca in dieſem Falle völlig Unrecht

hat, wenn er irgendwo behauptet: es gäbe keinen König, unter deſſen Vorfahren nicht auch Knechte zu finden wären. — Ein ſpaniſcher Biſchof, Fandoval, hat eine Genealogie des Hauſes Oeſterreich von hundert achtzehn Generationen (von Adam bis auf Philipp III.) und ein anderer ſpaniſcher Schriftſteller, Pegeafiel Contreras, eine Genealogie des Hauſes Lothringen von hundert ein und zwanzig Generationen verfertigt, aber beide ſind von Herrn O Flaharty übertroffen worden, denn keiner hat gewagt, von Adam herab lauter Könige und Fürſten auftreten zu laſſen.

* * *

Im Journal des Savans, und ſogar im Pariſer Journal de Médicine wurde vor hundert Jahren ganz ernſthaft behauptet, es lebe zu Boury de Pressé eine ſchwangere Frau, deren Kind im Mutterleibe ganz vernehmlich ſchreie, und zwar hatte es am Charfreitag, als die Mutter zur Kirche ging, zum erſten Male geſchrien (vermuthlich um den Tod Chriſti zu bejammern). Seitdem ſchrie es täglich drei- bis viermal, auch bisweilen noch öfter, und ſo ſtark, daß der Magen der Frau aufſchwoll, als ob ſie erſticken ſollte. Es gab, wie immer bei ſolchen Gelegenheiten, viele Leute, die das Schreien ſelbſt mit angehört hatten.

* * *

Daß Steine vom Himmel fallen, iſt heutzutage nichts Neues mehr. Aber es ſind bisweilen noch ganz andere Dinge vom Himmel gefallen, die jetzt nicht mehr herunter

kommen. Es gibt eine purgirende Pflanze, Stinkſchwertel genannt (den Linneiſchen Namen weiß ich nicht), dieſe fiel einmal in Indien, aber in Erz gebildet, eilf Unzen ſchwer, während eines Sturmes vom Himmel, und der Hiſtoriograph der holländiſchen Kompagnie, Rumphirus, ſchickte ſie, nebſt andern ähnlichen Raritäten, an Herrn Menzel, Leibarzt des Churfürſten von Brandenburg, mit der Bemerkung, daß die Indianer aus dergleichen Metallen, welche der Himmel ihnen zuſendet, Ringe verfertigen, die, am Finger getragen, Sieg gegen den Feind verleihen. Die Indianer würden von dieſer Ware noch vor wenigen Jahren in Deutſchland ſtarken Abſatz gefunden haben, denn es fehlte blos an ſolchen Ringen.

* * *

In den Büchern der Maccabäer kommt ein Mann vor, der dreimal auf drei verſchiedene Arten geſtorben iſt, nämlich König Antiochus, der Juden Verfolger. Das erſte Mal fiel er, brach ſich alle Rippen entzwei und ſtank unerträglich. Das zweite Mal wurde er im Tempel von Nanea erſchlagen, und das dritte Mal ſtarb er aus Kummer in Babilon. Man muß bekennen, daß er einer der unglücklichſten Monarchen war.

* * *

Wenn Chevreau in ſeiner Weltgeſchichte die Größe der Stadt Rom beweiſen will, ſo erzählt er, daß Heliogabalus durch ſeine Sklaven alle Spinneweben in ganz Rom ſammeln ließ, und daß ſie zehn tauſend Pfund wo-

gen. Man ſollte faſt glauben, alle Häuſer in Rom wären unbewohnt geweſen.

* * *

Der Dichter Malherbe bekannte, daß er ein Narr geweſen, weil er die ſchönſte Zeit ſeines Lebens auf die Dichtkunſt verwandt habe. Iſt er, nach dieſem Bekenntniß, freiwillig in's Narrenhaus gegangen, in Hoffnung, etwa den Homer dort anzutreffen, ſo hat er ſich geirrt. — Einſt klagte einer ſeiner Freunde, der auch ein Dichter war, daß der König nur diejenigen belohne und auszeichne, die ihm in Geſchäften oder im Felde dienten. »Der König hat ganz Recht,« ſagte Malherbe, »denn ein guter Dichter nutzt dem Staate eben ſo wenig, als ein guter Kegelſchieber.«

* * *

In der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts adreſſirte ein franzöſiſcher Gelehrter einen Brief an den Herrn Abt Molanus, Profeſſor zu Erneſt. Das ſollte heißen: zu Rinteln, weil Rinteln Academia Erneſtina von ihrem Stifter genannt wurde.

Die verſchiedenen Anſichten.

In Sachſen lebten zwei alte Freunde auf ihren Gütern, die nur eine halbe Stunde von einander entfernt lagen. Es war ein frohes, gemüthliches Leben. Sie hatten zwanzig Jahre lang unter einem Regimente gedient, Gutes und Böſes mit einander erfahren, genoſſen und getragen; nun

war ein Jeder gleichsam des Andern Tagebuch geworden, denn was der Major von Thau etwa vergessen hatte, dessen erinnerte sich der Hauptmann von Welling ganz gewiß; und umgekehrt. Selten verging ein Tag, an dem sie sich nicht besuchten, oder auf ihren Grenzen zusammen kamen, bald an der Spitze munterer Jagdhunde, bald im Geleite ihrer Familien. Denn was alte Freunde so oft nach und nach trennt — Kälte oder Abneigung ihrer Frauen gegen einander — das störte hier das trauliche Verhältniß nicht. Frau von Welling machte große Ansprüche und Frau von Thau gar keine, folglich vertrugen sie sich recht gut. Jene hatte eine Tochter, Emma, diese einen Sohn, Eduard. Beide hielten ihre Kinder, nach mütterlicher Gewohnheit, für Meisterwerke der Schöpfung, und beide konnten das einander ohne Eifersucht zugestehen, weil es Kinder verschiedenen Geschlechts waren, und jeder Mutter unbenommen blieb, bei sich selbst zu denken: wäre mein Eduard ein Mädchen — wäre meine Emma ein Knabe geworden, er oder sie würde das Kindlein der Frau Nachbarin weit übertroffen haben. Jetzt kränkte keine Kollision die mütterliche Eitelkeit und folglich den nachbarlichen Frieden, denn beide Kinder sollten durch sehr verschiedene Eigenschaften glänzen.

Im Grunde glänzten sie beide nicht. Ein paar hübsche, gut geartete Kinder, das war Alles, was ein Unbefangener von ihnen sagen konnte. Sie spielten gern mit einander und hatten sich recht lieb.

So verfloß beiden Familien manches Jahr still und

friedlich, bis der neidische Tod den Trauerflor über die adelichen Wapen zog. Die alten Freunde starben in einer Woche und ein Denkmahl in der gemeinschaftlichen Pfarrkirche verkündet noch heute, daß den Männern, die unter ihm ruhen, das seltene Glück vergönnt war, eine Jugendfreundschaft bis zum späten Grabe fortzusetzen. Die Witwen trauerten, die Kinder weinten mit einander.

Frau von Welling fand nach ihres Gatten Tode, daß in ländlicher Einsamkeit ihr Kummer sich stets erneuere. Im Grunde hatte sie das Landleben nie geliebt, sondern nur in des Mannes Wunsch sich gefügt. Ihr Reichthum verstattete ihr eine glänzendere Lebensweise, darum beschloß sie, nach Berlin, ihrer Vaterstadt, zu ziehen. Sie thue es ungern, sagte sie, allein sie halte es für Pflicht, weil sie dort ihre Emma sorgfältiger erziehen könne. Frau von Thau hingegen, obschon sie auch sehr reich war, hielt, aus ähnlichen Ursachen, es für Pflicht, auf dem Lande zu bleiben, um ihres Eduard's Herz in kindlicher Unschuld zu erhalten; eigentlich weil sie lieber auf dem Lande war. Die menschlichen Neigungen verstecken sich gern hinter Pflichten.

Vor der Trennung beider Familien wurde noch ein ewiger Freundschaftsbund beschworen und durch die Verabredung besiegelt, Emma einst mit Eduard zu vermählen. Jede Mutter vertraute der andern im Stillen, das sei noch der letzte Wunsch ihres Gatten auf dem Sterbebette gewesen, und folglich sei man ihrem Andenken dieses Versprechen schuldig. Beide erlaubten sich da einen frommen Be-

trug, denn die Sterbenden hatten nicht daran gedacht und ihre Witwen dachten eigentlich nur an das schöne Vermögen, durch welches sie, nach mütterlichem Brauch, ihre Kinder beglücken wollten.

Eduard war von Natur ein fröhlicher, leichtsinniger Knabe, der das Gute gern that, wenn es ihm Vergnügen machte, aber auch wohl das Böse, wenn er nur der langen Weile dadurch entrinnen konnte, die ihm die größte aller Martern dünkte. Als er heranwuchs, bekam er einen Hofmeister, einen Jünger aus der neuesten poetischen Schule. Herr Senf, so hieß der Ehrenmann, studirte, wie er sich ausdrückte, den Charakter seines Zöglings, der noch gar keinen Charakter hatte, und beschloß, durch das Gemüth auf den Geist zu wirken, statt daß alle Erziehung eine Wirkung des Geistes auf das Gemüth sein sollte, weil das letztere unmittelbar sich gar nicht erziehen läßt. Er führte den empfänglichen Eduard nach und nach in die Vorhöfe und endlich in die Heiligthümer der mystischen Poesie. Da galten Worte für Gedanken, Ahnungen für Gefühle; da dünkte man sich erhaben oder kindlich, je nachdem von Karfunkeln oder Lilien die Rede war; da wurde der geistliche Stolz der heutigen Poeten in dem jungen Gemüthe erweckt, und mit Wohlgefallen bemerkte Herr Senf, daß Eduard schon in seinem sechzehnten Jahre die gemeine Vernunft verachtete, und Jeden, der blos Sinn für Klarheit und Wahrheit hatte, vornehm bemitleidete.

So viel war indessen durch die Einimpfung des Karfunkelfiebers bewirkt worden, daß die Langeweile, die

vielleicht auf manchen Abweg den Jüngling geführt hätte, ihm jetzt ein unbekanntes Leiden war. Denn so wenig der selige Nikolai unter seinen Fantasmen Langeweile empfinden konnte, so wenig Eduard unter den zarten Nebelgestalten, die, wie auf einer Jakobsleiter, in seinen wachenden Träumen ewig auf und nieder stiegen. Und als er vollends auf der Universität, seiner höhern Natur bewußt, von andern hohen Naturen sich bewundert sah; als der Trieb sich auszuzeichnen, der jeden kräftigen Jüngling beherrscht, auf diesem Wege die volle und leichte Befriedigung fand — weil die Narren, die auf ihren bunten Gondeln mit Janitscharenmusik den Strom hinab schwimmen, laut jauchzen, die Klugen aber, die am Ufer wohnen, nur lächelnd zuschauen und schweigen — so hielt Eduard immer fester an dem, was er seinen hohen Beruf nannte.

Vergebens wollte Gustav von Mohr, sein armer lustiger Vetter, ihm die Uebersinnlichkeit wegspotten. Eduard versuchte einige Mal, ihn zu sich hinauf zu ziehen, und als es nicht gelingen wollte, nannte er ihn eine gutmüthige aber gemeine Natur.

Ein Naturkind hätte er sagen sollen, denn das war Gustav; wild aufgeschossen wie ein Rohr im Bache. Sein Vater hatte viele Jahre lang an einem Hofe gelebt, an dem die Geistesbildung Ton war. Von Schulen und Sekten wußte man da nichts. Man genoß die Gaben der Musen und freute sich des Schönen, ohne von Kunst-

jüngern die Belehrung einzuholen: ob es auch schön sei? warum es etwa nicht schön sei? wie es beschaffen sein müßte, wenn es erlaubt werden könnte, darüber zu lachen oder zu weinen? u. s. w. Diese Unbefangenheit des Geschmacks und Urtheils brachte der alte Mohr mit auf's Land, als Kränklichkeit und Verarmung ihn nöthigten, die Einsamkeit zu suchen. Hier that er, als Erzieher seines Sohnes, gerade das Gegentheil von dem, was Herr Senf gethan, er suchte ihm nämlich klare Begriffe beizubringen, und bildete seinen Geschmack aus ihm selbst heraus, nicht in ihn hinein. Eine glückliche Organisation, ohne welche alles Unterrichten so viel ist als einen Stein mit dem Pudermesser bearbeiten wollen, begünstigte seine väterlichen Bemühungen. Gustav wurde ein Jüngling von hellem Geiste und klarem Gefühl, dabei so gutmüthig, daß Eduard ihn wider Willen lieb gewann.

Nach geendigter akademischer Laufbahn, die für Eduard nur eine Kletterschule bis in die Wolken gewesen war, begleitete Gustav seinen Vetter nach Hause, wo er die Liebe seiner Tante schnell gewann. Zwar bewunderte Frau von Thau ihren Sohn außerordentlich, konnte sich aber bisweilen nicht recht in das Glück finden, die Mutter eines so erhabenen Wesens zu sein. Sie war in seiner Gegenwart etwas gedrückt, da sie immer nur an ihm hinauf sehen mußte und er höchstens mit Güte auf sie herab sah. Hingegen verstand sie ihren Neffen wohl, für seine Empfindungen gab es einen Anklang in ihrem Busen und seine Gedanken schlu-

gen Funken aus ihrem Geiſte; darum war in ſeiner Geſellſchaft ihr behaglicher zu Muthe.

Frau von Welling hatte unterdeſſen in Berlin die Erziehung der ſchönen Emma vollendet. Das Mädchen verband mit einer reizenden Geſtalt eine holde Munterkeit, einen ſchlichten Sinn, ein reines Herz, viele Talente und ein wenig Koketterie. Zu ihrer Geſellſchaft hatte die Mutter eine arme Verwandte in's Haus genommen, Agneſe von Veilgen, die, vormals in einem Landſtädtchen wohnend, durch eine Leſebibliothek und durch ihr eigenes Herz zur Schwärmerin geworden war. Alle Rollen der Heldinnen in Schauſpielen und Romanen hatte ſie im Geiſte durchgeſpielt und ſich aus allen ein Ideal zuſammengeſetzt, welches für kein Bild der Fantaſie mehr gelten konnte, denn ſie war es ſelbſt.

Den größten Antheil an ihrer Verbildung hatte wohl der Wunſch, Aufmerkſamkeit zu erregen. Durch Schönheit konnte ſie das nicht, obgleich ihr Spiegel ſie verſicherte, ſie habe eine ſehr angenehme, geiſtreiche Phyſiognomie; arm war ſie oben drein, was blieb ihr alſo übrig, als ein weiblicher Sonderling zu werden? Darum that ſie alles anders als ihre Geſpielinnen; ob auch beſſer? Das mochte ſie glauben. Im Grunde kam ihr wenig darauf an, wenn es nur anders war.

Frau von Welling und Frau von Thau hatten, ſeit ihrer Trennung, eine ziemlich lauliche Korreſpondenz unterhalten, ſo lange die Jugend ihrer Kinder den verabre-

1) Das Publicum war unzufriedener als vormals.

2) Die Einnahmen wurden geringer.

Sind diese drey Puncte erwiesen, so bin ich ein schlechter Regisseur. Kann ich aber gerade das Gegentheil beweisen, so bedarf es alsdann auch weiter keiner Vertheidigung.

Also zur Sache: und zwar Erstens, was die Wahl der Stücke betrifft: Ich werfe zu diesem Behuf, einen Blick auf die Jahre 1793, 1794, 1795 und 1796, in welchen der Ausschuß die Regie führte, weil sich auf diese Weise am besten gegen einander vergleichen läßt, was Jener geleistet hat, und was ich geleistet habe.

1793 sind gegeben worden dreyzehn neue Stücke, und drey Kleinere.

Unter diesen ist

die Kriegslist in 1 Act überhaupt zweymal gegeben,

der Kerkermeister von Norwich in 4 Acten, überhaupt zweymal,

Prüfung und Frauengeduld in 5 Acten, überhaupt dreymal,

der Maytag in 4 Acten, überhaupt zweymal,

Taps in 2 Acten, überhaupt zweymal,

das Liebesgeständniß in 5 Acten, nur ein Einzigesmal.

Also ist in diesem Jahr fast die Hälfte der gewählten Stücke verunglückt.

deten Heirathsplan auszuführen hinderte; nun aber, da Eduard ein Mann geworden, und das Fräulein täglich eine Frau werden konnte, nun erkundigten ſich die klugen Mütter unter der Hand, wie — ſeitdem ſie entfernt von einander gelebt — mit dem beiderſeitigen Vermögen geſchaltet worden? und erfuhren mit Vergnügen, daß weiſe Sparſamkeit es anſehnlich vermehrt habe. Das rüttelte die alte Freundſchaft aus dem Schlummer. Die, auf dem Todbette ausgeſprochenen Wünſche der Verſtorbenen kamen wieder zur Sprache; man hielt es für heilige Pflicht ſie zu erfüllen, und die Zuſagen wurden erneuert.

Eduard erinnerte ſich gern der hübſchen kleinen Emma, mit der er einſt im Garten ſo fröhlich herum geſprungen und über manchen Zaun geklettert. Es war ihm faſt dabei zu Muthe, wie einem Emporkömmling, der ſich wohl gern einmal wieder unter ſeine alten fröhlichen Kameraden miſchen möchte, wenn es mit der neuen Würde nur verträglich wäre. Ihm unbewußt drückten ihn die Feſſeln, die er ſelbſt ſich angelegt. Ohne Widerwillen ergab er ſich in den Wunſch ſeiner Mutter, nur mit dem Vorbehalt, ſich anſtändig zurück ziehen zu dürfen, wenn er Emma allzutief unter dem Ideale fände, welches, in Liliendunſt gehüllt, ihm jenſeit des Mondes vorſchwebte.

Auch Emma hatte ihren muntern Spielkameraden nicht vergeſſen, der ihr zu Liebe ſo oft auf die Bäume kletterte, um ihr die ſchönſten Kirſchen zu brechen. Sie dachte ſich ihn als einen gefälligen freundlichen Mann, an deſſen Seite es ſich wohl fröhlich durch's Leben hüpfen ließe, und ſo

hatte auch ſie nichts dagegen, ihn als Bräutigam zu erwarten, obgleich ihre Geſpielin, Agneſe von Veilgen, über eine ſolche zwiſchen Müttern verabredete Verbindung die Naſe gewaltig rümpfte.

Die Brautſchau wurde beſchloſſen und Eduard reiſte ab, von ſeiner Mutter geſegnet, in Begleitung ſeines Vetters Guſtav, der die ſchöne Gelegenheit nicht verſäumen wollte, das ſchöne Berlin zu ſehen. Ein treuer Bedienter, Lukas Bär, wurde den jungen Herren zugeſellt, die beide ſo oft als möglich der Frau von Thau zu ſchreiben und alle ihre Empfindungen unverſtellt mitzutheilen verſprachen. Auch der ehrliche Lukas gelobte dem Kammermädchen ein Gleiches, denn er ſtand mit ihr ſchon ſeit zehn Jahren in einem ehrſamen Liebesbündniß, welches nach zehn Jahren, wenn es Gottes Wille wäre, in einen ehrſamen Eheſtandsknoten verwandelt werden ſollte.

Es war an einem Frühlingsabend als die Reiſenden ſich in und auf den Wagen ſetzten, und der Poſtillon durch den letzten hörbaren Peitſchenknall die Thränen der Frau von Thau und ihrer Kammerjungfer noch einmal reichlich hervor lockte. Die Reiſenden fuhren die ganze Nacht hindurch, und gelangten am andern Morgen nach Wittenberg, wo ſie, um die Merkwürdigkeiten dieſes Orts zu beſchauen, einen ganzen Tag verweilten, und Abends die erſten Briefe nach Hauſe ſchrieben, aus welchen wir Fragmente liefern wollen.

Eduard ſchrieb: »Es dämmerte in Oſten. Hellrothe Ordensbänder ſchmückten das Firmament. Bald begann

es zu glühen in Purpur verwandelt mit feurigen Rändern, und plötzlich stieg die Sonnenscheibe aus zitternder Glut heraus. Es ward Licht! So hat es gedämmert am Horizont der Menschheit bis die erhabene Naturphilosophie den glänzenden Tag herauf führte."

Gustav schrieb: »Wir fuhren einem heitern Morgen entgegen. Ich hatte mir vorgenommen, mich an dem herrlichen Schauspiel der aufgehenden Sonne zu laben, aber ich war in meiner Wagenecke richtig eingeschlafen."

Lukas schrieb: »Wir hatten eine verdammt kühle Nacht und als vollends die Sonne aufging, da war es so kalt, daß ich meine Kappe über den Kopf ziehen mußte."

Eduard fuhr fort: »Als wir den Mauern von Wittenberg uns näherten, da schien Luther's hoher Geist über ihnen zu schweben und eine Glorie herunter zu strahlen. Wittenberg ist die Wiege der Aufklärung, hier sind die Geister entfesselt worden."

Gustav fügte hinzu: »Ein erhaben schauerliches Gefühl ergreift uns, wenn wir einen Ort betreten, wo ein großer Mann gelebt und gewirkt hat. Ja, Luther war gewiß ein großer Mann! ob er uns aber durch die Reformation eine dauerhafte Wohlthat erzeigt hat? darüber lassen sich Zweifel erregen. Auch in der Religion gibt es einen Gemeinsinn, den haben wir durch die Spaltung verloren, mit ihm die Herzenswärme. Wir sind vor lauter Vernunft so unelektrisch geworden, daß selbst die Gefahr, das Heiligste zu verlieren, keinen Funken mehr aus unserer kalten Brust locken kann. Es sei ferne von mir, den päpstlichen

Unfug zu vertheidigen, dem Luther steuerte; doch das möchte ich wohl behaupten, so parador es klingen mag, daß wir nicht stehen, oder vielmehr liegen würden, wo wir jetzt liegen, wenn wir sammt und sonders katholisch geblieben wären."

Lukas erzählte: »Stell dir vor, Lieschen! hier hat Doktor Luther gelebt, und ist ordentlich herumgegangen auf seinen Füßen und hat gegessen und getrunken wie unser einer. Ich habe auch den großen Dintenfleck an der Wand gesehen, wo Doktor Luther dem Teufel das Tintenfaß an den Kopf geworfen hat. Das habe ich alles gesehen und die Haare standen mir zu Berge."

Nach einigen Tagen langten die Reisenden glücklich in Berlin an; weil es aber schon gegen Abend war, so versparten sie den ersten Besuch bei Frau von Welling bis auf den andern Morgen und gingen in die Komödie; ihren Lukas schickten sie auf die Gallerie. Der deutsche Hausvater wurde gegeben und lieferte Stoff zu den nächsten Briefen.

Eduard schrieb: »Es ist ein ganz modernes, der Leerheit der Zeitgenossen schmeichelndes Stück. Nicht eine leise Ahnung von den Gebilden der Kunst. Nur Begebenheiten, die der Zufall an einander reiht, in welchen kein Schicksal waltet. Auch in Iffland habe ich die klare Tiefe und die tiefe Klarheit vermißt; er ist nur subjektiv, nicht objektiv.«

Gustav hingegen: »Ich habe eines köstlichen Genusses mich erfreut! Der deutsche Hausvater ist ein schönes

dem Auge wie dem Herzen wohlthuendes Gemälde; es nimmt unsere heiligsten Gefühle in Anspruch, es rührt und bessert. Und was soll ich von dem herrlichen Iffland sagen! Ich kann sein Spiel nicht entwickeln; ich weiß nur, daß ich viel darum gegeben hätte, ihn umarmen zu dürfen, und hätte ich es gedurft, so würde auf seiner Wange die Spur meiner Thränen zurückgeblieben sein.»

Und Lukas: »Ich bin auch in der Komödie gewesen, aber das war langweilig. Die Leute wußten nicht recht was sie wollten, und am Ende, was ging das mich an? Ein vornehmer Mann spielte mit. Mein Herr sagte, er hieße eigentlich Iffland, und wäre gar nicht so vornehm; aber das lasse ich mir nicht weiß machen, ich habe wohl gesehen was er war.»

Am andern Morgen ließen Eduard und Gustav bei Frau von Welling sich melden. Emma's Herz begann heftig zu klopfen, als der Lohnbediente die Namen der Fremdlinge aussprach. Mit ängstlicher Neubegier lauschte sie am Fenster dem Besuche entgegen, und als sie die beiden stattlichen Jünglinge die Straße heraufschreiten sah, flog sie, nach schneller Musterung vor dem Spiegel, an ihr Fortepiano und verschanzte sich hinter demselben gegen alle Verlegenheit.

Von dieser ersten Zusammenkunft schrieb Eduard: »Fern von dem hohen Ideale, das meiner inneren Anschauung vorschwebt, fand ich Emma von Welling. Sie ist keine Prinzessin Schirin, auch nicht einmal eine Königin von Saba, deren Zunge ein süßer Papagei

war in Gitterſtäben von Demant. Was man hübſch nennt, mag ſie ſein, doch ihren Reizen fehlt das Seelenentfeſſelnde, Hinüberziehende in das Lilienreich, wo himmliſche Düfte die Herzen ſchwängern. Sie war ganz weiß, ohne Karfunkeln, gekleidet, ſpielte und ſang ein gemeines Lied aus einer gemeinen Oper, Fanchon genannt. Hingegen hat ſie eine Couſine, Agneſe von Veilgen, eine Maienblume, am nebelgrauen Morgen, denn grau war ihr Gewand von der Sittſamkeit bis unter das Kinn gewoben. Sie zeichnete eine orientaliſche Landſchaft. Ihr ſtiller Geiſt flüſterte aus den Palmen.

Guſtav ſchrieb: »Emma iſt ein allerliebſtes Mädchen. Sehr einfach war ſie gekleidet, und doch ſehr reizend. Ein feiner Muſſelin ſchmiegte ſich an ihre zarten Formen, und der jugendliche Buſen hob in ſeiner Fülle ſich blendend hervor. Ihre erſte, reizende Verlegenheit machte bald der fröhlichen Unbefangenheit Platz, der Purpur auf ihren Wangen den Roſen. Sie ſpielte und ſang mit bezaubernder Grazie ein Liedchen aus Fanchon, der niedlichen Oper. Sie hat auch eine Couſine, Agneſe von Veilgen, und faſt glaube ich, daß ſie ſich ihrer als einer Folie bedient. — Was ich von dieſer Couſine eigentlich denken ſoll, weiß ich noch nicht. Sie war gekleidet wie eine Nonne. Ein grauer Taffet vermummte ſie bis an den Hals. Ich möchte faſt vermuthen, daß dieſe Hülle nicht neidiſch, ſondern ſchlau iſt. Sie würde wohl thun, in gleicher Abſicht auch ihr Geſicht zu verſchleiern. Zwar, im Grunde iſt ſie nicht häßlich, aber die große römiſche Naſe ſenkt ſich doch ein wenig zu tief

gegen das Kinn herab, und ihre kleinen, blitzenden Augen stehen so nahe beisammen, als ob zu beiden Seiten der Raum gemangelt hätte. Sie zeichnete gerade eine Landschaft — recht hübsch, wie Eduard versichert — aber um den Frühling auszudrücken, ließ sie Blüten aus den Wolken regnen. Das fand Eduard sublim. Mir gefiel es nicht."

Und Lukas schrieb: »Ich habe das Fräulein gesehen, das unsere gnädige Frau werden soll, und auch ihre Cousine. Alle Hagel, das sind ein Paar gnädige Damen! sie haben mir Trinkgelder gegeben. Aber hübsch sind sie alle beide nicht, da lob' ich mir mein dickes Liesschen."

Und Emma schrieb an eine Freundin in Königsberg: »Mein Bräutigam ist angekommen, eine hübsche Figur, aber ein Blick, der aus höhern Sphären auf die erbärmliche Unterwelt, und auch auf meine kleine Person flüchtig herabschweift. Von der liebenswürdigen Offenheit des Knaben Eduard ist keine Spur mehr vorhanden. Er hat einen Vetter mitgebracht, Gustav von Mohr, ein behaglicher Mensch."

Und Agnese fügte hinzu: Unsere Freundin ist glücklich zu preisen! was Schirin von Kosru sagt, gilt auch vom Herrn von Thau:

»O sähest du die reichen Schönheitsgaben
Und seines Anstands Majestät,
Hoch über den Berg Kaf erhaben —"

Sein Vetter ist ein ganz gewöhnlicher Mensch."

So war die bedenkliche Stimmung, in welche die erste Zusammenkunft sämmtliche handelnde Personen versetzt

hatte. Eduard übereilte sich mit dem zweiten Besuche nicht, den auch seine Braut ohne Verlangen erwartete. Er wollte erst Berlin kennen lernen, und trieb sich einige Tage in der Stadt herum. Gustav hätte ihn doch lieber zur Frau von Welling begleitet, und Eduard's Mutter hoffte auch im nächsten Briefe ganz andere Dinge zu finden, als ein Urtheil über Berlin, wobei seiner Braut nicht einmal in einem Postskript erwähnt wurde. »Es ist ein abscheulicher Aufenthalt,« schrieb er, »unter den Linden erstickt man im Staube, und im Thiergarten versinkt man im Sande. Das Menschengewühl ist unerträglich! nirgends ein Plätzchen, wo man zu stiller Beschauung den Geist erheben kann. Dann treibt sich Alles so ökonomisch durcheinander, und Jedem steht auf der Stirn geschrieben: heute muß ich so und so viel ersparen, um morgen unter den Zelten meinen Kaffee zu trinken. Am besten gefallen mir noch einige Kraftäußerungen: das kühne Reiten mit verhängtem Zügel durch die Straßen — der freimüthige Lärm im Theater. Da ist doch noch Kraft, da springen doch die höhern Naturen noch aus der Gemeinheit hervor.«

Gustav aber urtheilte: »Berlin ist ein herrlicher Aufenthalt. Die Linden mit ihren fröhlichen Spazirgängen, der Thiergarten mit seinen mannigfaltigen Gruppen, es ist eine Freude, sich da herum zu treiben. Nur wird sie Einem bisweilen vergällt durch ungezogene Reiter, die sich Helden zu sein einbilden, wenn sie die Fußgänger mit Koth bespritzen, oder gar ein spielendes Kind über den Haufen reiten.

Lukas schrieb: »Berlin ist eine prächtige Stadt, viel

größer als Düben und Wurzen zusammen genommen. Ach Lieschen! was da für Kuchenbäcker wohnen, und ein Bier wird getrunken, sie nennen es Mannheimer — ich sage dir, da muß das Merseburger einpacken. Man merkt's aber auch, besonders im Theater, daß das Bier etwas stark sein muß, denn recht hübsche Leute führen sich da mannichmal ganz kurios auf."

Frau von Welling liebte das Theater, und hatte eine Loge, in welcher auch Eduard und sein Vetter Platz fanden. Eigentlich war es hier, wo die zwei jungen Pare einander näher kennen lernten, und die schönen Luftschlösser, an welchen die verständigen Mütter viele Jahre lang gebaut hatten, aus dem Grunde zerstörten. In dieser Lage nämlich wollte Eduard, wie sich's gebührte, den Ton angeben, da niemand besser als er wissen konnte und mußte, was zu gefallen würdig oder unwürdig war. Emma hingegen wollte genießen, was ihr behagte, und empfinden, was sie rührte, denn sie hielt das Nachempfinden noch für weit lächerlicher, als das Nachschwatzen. Wenn also Eduard zu ihrem Ohr sich neigte, um ihr begreiflich zu machen, daß dieses gemein und jenes erhaben sei, so ersuchte sie ihn um Stille. Er mußte sogar — welch' ein Gräuel! — mit eigenen Augen sehen, daß sie in einem Schauspiel von Kotzebue weinte, in der natürlichen Tochter von Goethe gähnte, und im Rochus Pumpernickel lachte.

In der Oper ging es nicht besser. Eduard nämlich glaubte mit Herrn Ernst Wagner: »daß noch Niemand weiß, was er mit der Tonkunst eigentlich machen soll, und daß sie

unter allen Künſten die ungebildeteſte iſt.“ Emma ergetzte ſich aber unendlich an Mozart'ſcher Muſik, und Weber's Deodata riß ſie zur Bewunderung hin. Mit Achſelzucken wandte er ſich zu Agneſen. Hier fand er ein offenes Ohr; ihre Augen hingen an ſeinen Lippen; wenn er ſpöttiſch den Mund verzog, ſo ſchüttelte ſie ſpöttiſch den Kopf, und wenn er ein leiſes Bravo hören ließ, ſo verſtärkte ſie daſſelbe durch ein leiſes Braviſſimo!

Auch Guſtav und Emma blickten einander oft verſtohlen an, nicht um ſich Raths zu erholen, was ſie denken und empfinden ſollten, ſondern um das Vergnügen zu genießen, die eigenen Gedanken und Empfindungen Einer auf des Andern Geſichte deutlich geſchrieben zu leſen. Was auf ſolche Weiſe im Theater ſich anſpann, das wurde durch mehrere kleine Begebenheiten immer klarer entwickelt.

Eines Abends wollte man zum Balle fahren. Emma hüpfte ſchon, niedlich geputzt, ohne Taſchen, wie es ſich verſteht, die Treppe hinunter, Agneſe ſchwebte hinter ihr her. An der Hausthür bettelte ein alter Mann um eine Gabe. »Ich habe keine Taſchen, und folglich auch kein Geld,“ ſagte Emma in den Wagen ſteigend, »komm' Er morgen zu mir, morgen um 11 Uhr.“ Agneſe hingegen kehrte um, ſchwebte die Treppe wieder hinauf, verweilte lange, ohne ſich an Emma's Ungeduld zu kehren, und kam endlich mit einigen Groſchen zurück.

Dieſe edle Handlung erhob Eduard bis in den Himmel. Nun, meinte er, ſei es entſchieden, daß Agneſe eine hohe, Emma eine gemeine Natur ſei. Guſtav läugnete nicht, daß er

1794 sind gegeben worden Zwölf neue Stücke und drey Kleinere.

Unter diesen sind aufgeführt worden:

die Quälgeister in 5 Acten, überhaupt zweymal,

Scheinverbrechen in 5 Acten, überhaupt zweymal,

Alexander Menzikoff in 5 Acten, nur ein Einzigesmal,

Hr. Spul in 5 Acten, überhaupt dreymal,

Wülfing von Stubenberg in 5 Acten, überhaupt viermal,

Dahlbeck der verlohrne Sohn in 3 Acten, überhaupt zweymal,

das Ehrenwort in 4 Acten, überhaupt viermal.

Also ist in diesem Jahre fast die Hälfte der gewählten Stücke verunglückt.

1795 sind aufgeführt worden dreyzehn neue Stücke und zwey Kleinere,

darunter

die unvermutheten Entdeckungen in 5 Acten, nur zweymal,

Wer ist sie? in 3 Acten, nur zweymal,

die Rache in 5 Acten, nur zweymal,

die Stiefmutter in 5 Acten, nur viermal,

die Freunde auf der Probe, nur dreymal.

Also ist in diesem Jahre abermals fast die Hälfte verunglückt.

es gern gesehen hätte, wenn die letztere, anspruchlos wie sie pflegte, dem Bettler einige Minuten von ihrem Vergnügen zu opfern bereit gewesen wäre, nur sprach er kein Verdammungsurtheil über sie aus, weil es nicht geschehen war. Daß ein junges Mädchen, zum Balle fahrend, einen Bettler auf den andern Morgen wieder bestellt, fand er sehr natürlich, und meinte, sie könne darum doch wohlthätig und zartfühlend sein. Dieser Glaube wurde ihm zur Gewißheit, als Frau von Welling in eine schwere Krankheit fiel. Die Tochter wich nicht von ihrem Bette, und wachte jede Nacht bei ihr, während Agnese, nach einem ruhigen Schlafe, täglich dreimal in die Messe ging (denn sie war katholisch), um für ihre Wohlthäterin — zu beten. Gustav fand diese Frömmigkeit unzeitig, und die Pflege der Kranken weit verdienstlicher. Allein Eduard erblickte auch hier die höhere Natur, welche, die gemeinen Mittel verschmähend, sich im Leiden aufschwingt, und, kindlich vertrauend, im Glauben Trost und Hülfe sucht.

Endlich, nach der Mutter Genesung, führte ein Spazirgang die Entwicklung herbei, deren schon längst im Stillen die handelnden Personen mit Ungeduld harrten. Bis jetzt hatte Eduard immer noch halb und halb für Emma's Bräutigam gegolten, obgleich man eben keines scharfen Blickes bedurfte, um gewahr zu werden, daß er die Cousine, und sie den Vetter vorzog. Wenn sie mit einander lustwandelten, so pflegte sich's auch immer von selbst zu fügen, daß er Agnesen führte, und Gustav Emma den Arm bot. So schlenderten sie auch diesmal einem Dörfchen

zu. Ein Gewitter überraſchte ſie, ein Bauernhaus wurde ihr Zufluchtsort. Agneſe floh in das enge Stübchen mit kleinen blinden Fenſterſcheiben; Emma blieb draußen unter einem Schoppen, weil ſie das erhabene Schauſpiel eines Gewitters liebte. Hier erzählte ihr die Bäuerin eine wunderbare Geſchichte, die ſich vor einigen Jahren im Dorfe zugetragen. Eine hübſche, reiche Müllerstochter, die mit einem reichen Pachtersſohne verſprochen war, wurde von einem armen jungen Bauer geliebt, und war ihm auch geneigter, als ihrem Bräutigam. Der Tag rückte immer näher, der ſie von ihm trennen ſollte; es war nicht mehr zu ändern, ſchon am nächſten Sonntag wollte man die Hochzeit feiern. Der arme Peter hatte Suschen zwar von ſeiner Liebe nie etwas geſagt, aber ſeine Augen hatten geſprochen, und die ihrigen geantwortet. Nun war es am letzten Freitage vor der Hochzeit, da begegneten ſie einander auf der Wieſe, und die Herzen brachen. In wehmüthigen Abſchiedsworten ſagten ſie einander tauſendmal dasſelbe, und wurden nicht gewahr, daß ein Gewitter heraufzog, und hörten den Donner nicht, und ſahen die Blitze nicht, bis ein Platzregen herabſtürzte, da eilten ſie unter einen Baum im Felde, und drängten ſich aneinander unter die dicken Zweige. Ein Blitz fuhr herab, und erſchlug ſie beide.

Die Bäuerin erzählte das ſo ungekünſtelt, die Erſchlagenen glücklich preiſend. Emma wandte ſich, ihr Auge war feucht. Eben brüllte ein heftiger Donnerſchlag. Guſtav ergriff haſtig ihre Hand zum erſten Male, und ſagte mit herzlicher Innigkeit: »Ach! wenn ich doch mit Ihnen unter dem

Baume stünde!" Emma sah ihn rührend freundlich an, und gab den Druck seiner Hand leise zurück. Gustav wurde kühn, und entriß ihr das Geständniß, daß sie auch wohl mit ihm unter den Baum treten möchte, wenn nicht Eduard seine Ansprüche gutwillig aufgäbe. »Aber," seufzte sie, »unsere Mütter haben das so fest verabredet — er scheint entschlossen, der seinigen zu gehorchen — was bleibt mir übrig!"

Gustav, der seines Vetters Gesinnungen kannte, sah den Stern der Hoffnung aufgehen. Unter dem Rollen des fernen Donners zog er Emma nach sich in das Stübchen, entschlossen, die Erklärung glimpflich einzuleiten. Doch als er die Thür öffnete, wurde er mit Entzücken gewahr, daß es einer solchen Einleitung nicht mehr bedurfte, denn Eduard lag zu Agnesens Füßen, sein Kopf ruhte in ihrem Schooße. Sie war nämlich, beim Eintritt in die schmutzige Stube, von der holdseligsten Schwärmerei ergriffen worden. Das triefende Butterfaß im Winkel, der vorjährige Erntekranz an der Decke, die wackelnden Stühle, der lange Tisch mit eingeschnittenen Namen — Alles begeisterte sie, und erregte eine hohe Wehmuth, die in eine prosaische Ode auf die Herrlichkeit des Landlebens ausbrach.

Hier zeigte Eduard vollkommen, daß er zu den echten Kunstjüngern gehöre, die auch das Gemeinste und Albernste erhaben und schön finden, wenn einer von ihnen es geschaffen hat. Er verglich ihre Lippen

»Mit Gefäßen von Korallen,
Aus welchen Honigtropfen fallen."

Er bewunderte das transparente ihrer inneren Anschauung; er war entzückt bis in die Sphären, wo nur ein Hauch der Engel den Aeolsharfen Töne entlockt. Beide waren darüber einig, daß man nur auf dem Lande den Staub der gemeinen Menschennatur ganz abschütteln, und in den Aether sich aufschwingen könne, um die Strahlenbrechung des ewigen Lichts zu belauschen. Die muntere Emma hatte sich nie so warm für das Landleben erklärt, sogar bisweilen geäußert: »Wenn man jung sei, folglich der Ruhe noch nicht bedürfe, und wenn man kein anderes Geschäft auf dem Lande habe, als zu leben, so könne man das gemüthlicher in Berlin abthun.“ Dieser höchst gemeinen Ansicht des Lebens erinnerte sich Eduard in dem kritischen Augenblicke, wo die süßen Redensarten von Agnesen's Munde trieften, wie die Rahmtropfen von dem im Winkel stehenden Butterfaße. Und hin stürzte er zu ihren Füßen, lösend das läſtige Band des mütterlichen Wunsches, frei ausströmend die eigenen Wünsche gleich dem Champagnerschaum aus einer entkorkten Flasche. Und ihr jungfräulich Herz that sich weit auf — und ihre beide naheſtehenden Augen sandten gewisse Blicke, die sich auf dem Rücken der römischen Nase vereinten, und sanft von der Nasenspitze hinab auf den knienden Berg Kaf glitten — und Sphären erklangen, und die Millionen Fliegen in der Bauernstube summten harmonisch.

In diesem seligen Momente traten Gustav und Emma herein. Mit holder Schaam schmiegte Agnese sich in sich

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51521-9
KOTZEBUE,A.F.F.VON FN. I4783/161

selbst, in so weit die Größe ihrer Nase es zuließ; Eduard aber sprang auf, und mit Werner'schem Pathos erklärte er laut, daß er fest entschlossen sei, diese Lilie mit seinen Karfunkeln zu vereinigen.

»Desto besser, Herr Bruder,« sagte Gustav, »so wirst du wohl nichts dagegen haben, wenn Emma mich durch ihre Hand beglückt?«

Hoch erfreulich war diese Gegenrede dem entflammten Eduard, dessen Herz an Agnesens Augen wie ein Feuerrad am Nagel sich herum drehte; und Agnese, die sich einer großen Sorge dadurch enthoben sah, fiel entzückt in die Arme der Cousine. Beide glückliche Paare — gingen heim? — mit nichten! nur Gustav und Emma gingen, Agnese und Eduard schwebten über ihnen, jene von sanfter Heiterkeit umstrahlt, diese in Thränen aufgelöst.

Was die verständigen Mütter zu dieser Verwandlung sagten? — sie machten anfangs saure, und zuletzt auf der Doppelhochzeit süßsaure Gesichter. Im Stillen vertrauten sie einander: am schmerzlichsten falle es ihnen, daß die Wünsche der verstorbenen Gatten unerfüllt blieben, und Jede glaubte, daß ihr die Andere Glauben beimesse.

Eduard zog mit seiner jungen Frau auf's Land, Gustav blieb mit der seinigen in Berlin. Beim Abschied gelobten die Cousinen einander, sich fleißig zu schreiben, und, so unglaublich es scheinen mag, sie hielten ein ganzes Vierteljahr lang Wort. Agnese schilderte das Landleben, ihr Gut war ein Paradies, ihr Mann ein Gott! — Emma beschrieb mit der heitersten, oft muthwilligen Laune die Vergnü-

gungen der Hauptstadt; und ihren Mann als den zärtlichsten, gefälligsten Gatten. Nach drei Monaten verstummten Beide, wie es mit solchen Briefwechseln gewöhnlich zu gehen pflegt, und es verstrichen einige Jahre, in welchen sie wenig von einander hörten. Emma war indessen zweimal Mutter geworden, hatte die Häuslichkeit lieben gelernt, und sehnte sich hinweg aus dem Geräusch der Residenz. Gustav kaufte ein kleines Gut einige Meilen von Berlin, und wurde jetzt mit Vergnügen ein Landmann, da ihm durch die Schriften des wackern Thaer ein schöner Beruf dazu geworden war. Echten Lebensgenuß fanden beide in den drei engen Kreisen, welche Natur, Liebe und Geschäftigkeit um sie gezogen hatten, und aus welchen die Langeweile, die Mörderin des häuslichen Glücks, verbannt war. Doch hatten sie deshalb mit dem guten Berlin sich nicht überworfen; sie fuhren gern bisweilen dahin, wenn der große Künstler Iffland ein neues Kunstwerk beseelte, oder sonst ein fröhlicher Wintertag sie lockte.

Bei einem dieser kurzen Besuche fanden sie zu ihrem größten Erstaunen Eduard und Agnesen, die eben angekommen waren, um sich in Berlin unhäuslich nieder zu lassen. Wie es zugegangen, daß die hochziehende Feuerkugel ihres poetischen Glücks endlich geplatzt war, und einen prosaischen Steinregen herabgeschleudert hatte, das konnten sie selbst nicht begreifen; aber Agnese hatte sich schon längst gestanden, daß ihr Mann doch nicht eigentlich ein Gott sei, und Eduard hatte schon längst die Bemerkung gemacht, daß

die Naſe ſeiner Frau zu groß wäre. Da Eins vor dem Andern ſich ſchämte, das kühl gewordene Herz aufzudecken, ſo ſpielten ſie ihre Rollen ſo lange fort, bis Langeweile und Ueberdruß ihnen mit Gewalt das Bekenntniß entriſſen, die gequälte Bruſt dadurch erleichterten, und ſie noch einmal mit gleichem Willen beſeelten. Sie zogen nach Berlin, wo Eduard anfangs, nach alter Weiſe, durch ſein Kunſtgeſchwätz ſich auszuzeichnen hoffte; allein dieſe Mode war unterdeſſen dort untergegangen, und wo noch eine ſolche Schellenkappe klingelte, da horchte Niemand mehr hin. Da nun Bewunderung der Thoren die einzige Nahrung dieſer Thorheit geweſen war, und nicht einmal ſeine Frau ihn mehr bewundern wollte, ſo entſtand dadurch eine Leere im Kopf und Herzen, die ihn zur Verzweiflung brachte. Er wurde ein Spieler. Agneſe ging von der poetiſchen Myſtik zu der religiöſen über, und beſuchte Bülows Grab, weil ſie Swedenborg's Grab nicht beſuchen konnte.

* * *

Tauſend Anſichten des Lebens geh'n an uns vorüber, viele derſelben halten wir einen Augenblick feſt, aber keine feſſelt uns wirklich, bis wir der Jugend den Tribut gezollt, und in reiferen Jahren das Rechte, das Wahre ſtehen bleibt. Doch wer in der Jugend ſich der Freude nicht offen hingibt, ſondern dann ſchon, wenn auch ihm unbewußt, eine Rolle ſpielt, der wählt ſeine Lebensweiſe nach dieſer Rolle, ohne zu bedenken, daß ſie früher als das Leben ausgeſpielt ſein wird. Anfangs hält ein gewiſſer Stolz ihn

fest dabei, er dünkt sich besser als andere Menschen, und lebt erträglich, so lange er sich von andern bewundert glaubt. Wenn aber die Leute sich nicht mehr um ihn bekümmern, und wenn nur er selbst immer sich bewundern muß, so schreitet, wie Moliere's steinerner Gast, die Langeweile herein. Der zu entfliehen, wählt er einen andern Weg, aber oft zu spät. Er bringt die Unbefangenheit der Jugend nicht mehr in die Welt, daher haben auch die Freuden der Jugend keinen Reiz mehr für ihn. Er will sie nun durch andere ersetzen, und hat von Glück zu sagen, wenn er nur albern, nicht schlecht wird.

Wer hingegen, wie Gustav und Emma, ohne vornehmes Nasenrümpfen der Jugend und der Welt mit offenem Sinn genießt, und nichts besonderes vorstellen, den Geschmack nicht beherrschen, nicht verhöhnen mag, dem bahnt ein freundlicher Lebenspfad sich nach und nach von selbst. Und wenn er in die Einsamkeit entweicht, so findet er da nicht mehr noch weniger, als er zu finden hofft; kein Gebilde der Phantasie, und darum nicht verschwindend, wenn diese aufhört zu träumen. Da er nicht aus Stolz, noch Eitelkeit die Welt verlassen, so bleibt er auch gern mit ihr in zwar lockern, doch angenehmen Verhältnissen. Sie mu[illegible] ihm dann und wann gewürzte Speisen liefern, doch immer kehrt er zu Milch und Früchten gern zurück.

Zweifache Reise nach Amerika der beiden russischen Seeoffiziere Chrostoff und Dawidoff.

(Geschrieben von dem Letztern.)

Das ist der Titel eines sehr interessanten Werkes, von welchem, vor wenigen Monaten, der erste Theil in russischer Sprache erschienen. Eine Vorrede — von einem der besten russischen Schriftsteller, dem Herrn Admiral Schischkoff — beschreibt die abenteuerlichen Schicksale der beiden, kraftvollen, jungen Männer, und erzählt die Veranlassung zu ihrer kecken Unternehmung. Diese Vorrede ist es, die ich hier im Auszuge liefere. Sie wird sonder Zweifel das deutsche Publikum auf das Werk selbst aufmerksam machen, mit dessen interessantesten Bruchstücken ich vielleicht künftig die Leser unterhalten werde.

Der Druck dieser Reise wurde angefangen, als beide Offiziere noch lebten, doch leider war das zweite Kapitel noch nicht einmal beendigt, als ein unglücklicher Zufall beide in Ein Grab stürzte.

Chrostoff war vier und dreißig Jahre alt, der Sohn eines Etatsrathes, im Seekadetten-Korps erzogen. Zuerst diente er gegen die Schweden als Gardemarin. Schon in seinem vierzehnten Jahre hatte er zwei heftigen Schlachten beigewohnt und eine goldene Verdienstmedaille empfangen. Nach dem, mit Schweden 1791 geschlossenen Frieden wurde er Offizier. In den Jahren 1795—98 befand er sich auf den Eskadren, welche sich damals mit der englischen

1795 sind aufgeführet worden Zehn neue Stücke, und
fünf Kleine,

darunter

der Ehemann in 4 Acten, nur zweymal,
die Irrthümer in 1 Act, nur zweymal,
das seltsame Testament, nur einmal,
der Eyd in 5 Acten, nur dreymal,
die minderjährige Verlobung in 4 Acten,
nur dreymal,
die Erbschaft in 1 Act, nur dreymal,
die Schachpartbie in 4 Acten, nur zweymal,
die Oesterreicher, nur dreymal,
Achmet und Zenide in 5 Acten, nur dreymal.

Also ist in diesem Jahre weit über die Hälfte der gewählten Stücke verunglückt.

Das sind also die Proben, welche der vormalige Ausschuß von seinen höhern Einsichten abgelegt hat. Es sind unter seiner Regie in einer Zeit von 4 Jahren 61 Stücke aufgeführt worden. Unter diesen sind 28 nur Ein- und Zweymal, höchstens Dreymal gespielt, und nur ein paar darunter zum viertenmale tolerirt worden. *)

Die unter dem Ausschuß etablirte Mittel-Proportion war also noch nicht Einmal: zwey gefallende Stücke gegen Ein Mißfallendes.

---

*) Da das Publicum hier so zahlreich ist, so gehört ein Stück, welches nur viermal gegeben werden kann, noch unter die verunglückten.

Seemacht gegen die Franzoſen vereinten. Bei der engliſchen Expedition gegen die holländiſche Flotte waren auch zwei ruſſiſche Schiffe und Chroſtoff als Lieutenant auf einem derſelben. Beide geriethen auf den Grund. In dieſem Augenblicke, den Tod vor Augen habend, ſchrieb er an einen Freund: »Unſere Lage iſt unerträglich. Wir ſitzen auf dem Grunde und alle Schiffe ſegeln uns vorbei. Die ſchöne Hoffnung, Miteroberer der holländiſchen Flotte zu werden, verſchwindet. Wir fluchen über unſern Lootſen, der ohnehin ſchon halb todt vor Schrecken iſt. Ein engliſches Schiff, Amerika, iſt gleichfalls auf den Grund geſegelt, und das lindert unſern Schmerz ein wenig. Es iſt freilich nicht recht, ſich über Anderer Unglück zu freuen, wir möchten aber doch zu entſchuldigen ſein, denn nun werden wenigſtens die Engländer nicht ſagen dürfen, nur ein ruſſiſches Schiff ſei auf die Sandbank gerathen. Vielleicht wird auch Admiral Mitchel nicht wagen, ohne dieſe beiden Schiffe eine Schlacht zu liefern; indeſſen gewinnen wir Zeit uns wieder flott zu machen, und kommen noch früh genug, um den Ruhm zu theilen."

In der That gelang es auch durch unbeſchreibliche Anſtrengung das Schiff zu retten, wobei Chroſtoff außerordentlich thätig war. Am andern Morgen ſtand es ſchlachtfertig in der Linie. Dieſe einzige Anekdote möge beweiſen, wie muthig der Jüngling nach Ruhm ſtrebte.

Nach ſeiner Zurückkunft in's Vaterland mußte er länger als ein Jahr auf dem Lande zubringen und erwartete mit großer Ungeduld eine Gelegenheit ſich auszuzeichnen.

Eine unbegrenzte Liebe zu seinen Eltern hielt allein jener Ruhmbegier das Gleichgewicht. Sein Vater hatte durch einen zwanzigjährigen Prozeß sein ganzes Vermögen verloren und befand sich mit zahlreicher Familie in einer bedauernswerthen Lage. Rasch faßt der Sohn einen Entschluß, den er Niemanden mittheilt. Er wirft sich dem Kaiser zu Füßen und bittet für seine armen Eltern. Der Monarch befiehlt ihm aufzustehen, sich zu beruhigen und schickt ihm ein Geschenk von tausend Rubeln. Er schlägt es ehrerbietig aus. Ich kann von meinem Gehalt leben, sagt er; nur meine Eltern sind es, für die ich bitte, die durch einen langwierigen Prozeß Alles eingebüßt haben. Der Kaiser läßt sich die Sache unterlegen, befiehlt ihm das Geschenk zu behalten und gibt seinem Vater eine jährliche Pension von tausend Rubel. Der glückliche Sohn meldet seinen Eltern die frohe Nachricht, und fügt dem Briefe an seine Mutter noch die tausend Rubel bei, die er selbst empfangen hatte.

Bald nachher wurde auch sein Wunsch nach Thätigkeit befriedigt. Der Kammerherr Resanoff, eines der angesehensten Mitglieder der amerikanischen Kompagnie (derselbe, der nachher als Gesandter mit Krusenstern in Japan war), kannte ihn persönlich, hatte auch viel von seinem Muth und von seiner Geschicklichkeit gehört; daher that er ihm den Vorschlag, zu Lande nach Ochotsk, und von da, auf Schiffen der Kompagnie, nach Amerika zu gehen. Mit Freuden nahm er diesen Vorschlag an, und erbat sich nur noch eine Frist von fünf Tagen, um zu seinen Eltern

auf's Land zu reisen und Abschied von ihnen zu nehmen. An demselben Tage trifft er von ungefähr den Midschipman Dawidoff, einen jungen aber sehr braven Offizier, der, als er von Chrostoff's Unternehmen hört, große Lust bekommt mit zu reisen, obgleich er kaum achtzehn Jahre zählte. Dem ältern Freunde gefällt diese Entschlossenheit, er bringt den Jüngling zu Resanoff, und auch Dawidoff wird für den Dienst der amerikanischen Kompagnie engagirt.

Die Trennung von seinen Eltern war für Chrostoff äußerst schmerzlich, besonders die von seiner Mutter, die ihn sehr zärtlich liebte. Er verbarg seine Angst hinter erkünstelter Fröhlichkeit, als er sich aber endlich aus ihren Armen losgerissen hatte und der Wagen fortrollte, fiel er bewußtlos nieder. Dann erst erleichterte ein Thränenstrom sein Herz.

Beide Freunde gingen nun nach Amerika. Ihre erste Reise ist in diesem Buche enthalten. Nach zwei Jahren kamen sie zurück. Sie hatten sich wacker herum getummelt, der amerikanischen Kompagnie große Vortheile verschafft, für sich selbst aber nichts erworben. Um Schätze zu sammeln, waren sie nicht ausgezogen. Alles, was sie zurückbrachten, konnten sie auf ihren Schultern forttragen. An Gelde hatte Chrostoff achthundert Rubel erspart, die er seiner Mutter aufdringen wollte, allein sie nahm sie nicht an.

Die Eltern beider Freunde wünschten jetzt, daß ihre Söhne den Dienst der Kompagnie verlassen und wieder zur Flotte übertreten möchten; allein die Kompagnie hatte

sie nun kennen gelernt, schätzte beide hoch, und that ihnen zum zweitenmale den Vorschlag zu einer ähnlichen Reise, diesmal mit verdoppeltem Gehalt, viertausend Rubel jährlich. Nach einer Bedenkzeit von einigen Monaten entschlossen sie sich dazu; doch empfand Chrostoff diesmal eine Unruhe, die er nicht verbergen konnte. Einige Tage vor der Abreise brachte er seiner Mutter abermals das Ersparte und ein Papier, welches die Eltern mit Erstaunen und Rührung lasen. Es enthielt ein Versprechen der Kompagnie, den beiden Alten jährlich die Hälfte von Chrostoff's Gehalt, nämlich zweitausend Rubel, auszuzahlen.

»Unsertwegen willst du dich aufopfern!« schluchzte die Mutter und wollte das Papier zerreißen. Er bat sie kniend und weinend, ihm diese Freude, diese Beruhigung nicht zu rauben. Sein Leben, sagte er, habe nur Werth für ihn, wenn es seinen Eltern nützlich sei. Diese Begebenheit, die leider einem Romane ähnlich sieht, ist Gott sei Dank die reine Wahrheit. Um seinen Eltern ein bequemes Auskommen zu verschaffen, wagte der kindlich-fromme Jüngling zum zweitenmal die gefahrvolle Reise. Am 14. Mai 1804 trat er mit seinem Gefährten sie an.

Der Kammerherr Resanoff war indessen mit dem Weltumsegler Krusenstern nach Japan abgereist. Chrostoff und Dawidoff gingen wiederum zu Lande nach Ochotsk, bestiegen dort das Schiff Maria und segelten nach Amerika. Ein Leck zwang sie in Peter-Paul's Hafen einzulaufen, wo sie, der spätern Jahreszeit halber, überwintern mußten. Im folgenden Jahre kehrte Resanoff aus Japan von

seiner mißlungenen Expedition zurück und übernahm das Kommando der Maria. Unter ihm besuchten die beiden Freunde die Inseln St. Paul, Unalaschka und Codiack, zuletzt die Insel Sitka. Resanoff, der sich von den Japanesern beleidigt glaubte, schmiedete hier Pläne der Rache und wollte diesem Volke Ehrfurcht vor der russischen Flagge einflössen. Durch Gewalt sollten die Japaner fühlen, daß es besser sei mit den Russen in Frieden als in Feindschaft zu leben; durch Gewalt wollte er sie zu einem Handelstraktate zwingen. Während seines Aufenthalts in Japan war ihm verrathen worden, daß das Volk in großer Gährung gegen seine Priester begriffen sei. Er hoffte, durch eine geringe Unterstützung dem Volke das Uebergewicht zu geben, und auf diese Hoffnung gründete er folgenden Plan.

Unweit Japan liegt eine fruchtbare Insel, Sachalin, deren Urbewohner (die Ainos), eine von den Japanern sehr verschiedene Menschenrace sind. (Man sehe Krusenstern's Reise, wo die Aino's als eine der liebenswürdigsten Völkerschaften beschrieben werden.) Vor ungefähr sechzig Jahren schickten die Russen eine Kolonie dorthin, man weiß aber nicht was aus ihr geworden ist. Die Japaner eroberten die Insel, ließen sich dort nieder und behandelten die Einwohner als Sklaven. Dieser Insel wollte Resanoff sich bemächtigen, die Japaner vertreiben, alle ihre Niederlassungen verwüsten, Alles mitnehmen, was fortzubringen sei, das Uebrige verbrennen oder den Aino's schenken. Dann wollte er silberne Medaillen vertheilen, die Sachaliner unter seinen Schutz nehmen und sie für russische Un-

terthanen erklären. Ueberdies sollten einige Japaner mit ihrem Priester gefangen, nach Ochotsk geführt und dort auf's beste behandelt werden. Diese, meinte er, würden — wenn man sie nach Jahr und Tag in ihr Vaterland zurück brächte — viel Gutes von den Russen erzählen, und so wäre das Vertrauen der Japaner gewonnen.

Von der Ausführbarkeit eines so unreifen Planes völlig überzeugt, befahl er zwei Schiffe zu dieser Expedition auszurüsten, und schrieb an Chrostoff und Dawidoff folgendes:

»Schon durch Ihre erste Reise nach Amerika habe ich Sie als entschlossene Männer kennen lernen. Ihre baldige Zurückkunft bewies Ihre Geschicklichkeit, und Ihre abermalige Bereitwilligkeit zu einer zweiten Reise bezeugt, von welchen Empfindungen Sie beseelt werden, und wie groß die Liebe zu Ihrem Vaterlande ist. Die Zeit, in der ich selbst Ihr Reisegefährte war, wird mir unvergeßlich sein. Und nun — da ich im Begriff stehe, eine wichtige Expedition zu unternehmen, welche dieses Land in einen blühenden Zustand versetzen soll — nun fühle ich erst ganz, welchen Schatz ich in Ihnen besitze. Wir brauchen zwei bewaffnete Schiffe, welche zu erbauen ich bereits befohlen habe. Sie, meine Freunde, die jeden Augenblick bereit sind, für das allgemeine Wohl sich aufzuopfern, bitte ich, das Kommando dieser Schiffe zu übernehmen und den Bau derselben unter Ihrer Aufsicht zu beschleunigen. Ich hoffe, er werde im April vollendet sein und wir im Mai unsere Reise antreten können. Ich weiß, daß Vieles uns mangeln wird,

aber wenn wurde je eine große That ohne Schwierigkeiten vollbracht? Diese werden unsern Muth nicht schwächen, hingegen unsern Ruhm vermehren. Noch scheint mir unnöthig, Ihnen meinen Entwurf umständlich darzulegen, allein es soll zu rechter Zeit geschehen. Die Güte der Schiffe betreffend, verlasse ich mich auf die Geschicklichkeit des Baumeisters, was aber die Reise anlangt, da vertraue ich gänzlich Ihren Einsichten und Erfahrung. Mit Ungeduld erwarte ich den Augenblick, in dem ich Ihre Thaten bewundern werde. Mit vereinten Kräften wollen wir zur Ausführung des großen Unternehmens schreiten, und der Welt zeigen, was eine Hand voll muthiger Russen zu vollbringen im Stande ist.

Resanoff."

Nach getroffenen Vorbereitungen fertigte er auch, in Gegenwart der beiden Freunde, einen Rapport an den Kaiser und an den Kommerzminister, Grafen Romanzoff, ab, in welchem er die von der Expedition zu erwartenden Vortheile schilderte und hinzufügte: er würde dergleichen nie unternommen haben, wenn er nicht zum Glück den Lieutenant Chrostoff unter seinem Kommando hätte, einen der thätigsten, geschicktesten und tapfersten Offiziere.

Während das eine Schiff gebaut wurde, ergab sich eine Gelegenheit, das andere zu kaufen von einem amerikanischen Schiffer, Namens Wulff. Es hieß Juno und sollte von Chrostoff befehligt werden. Das andere, neuerbaute, bekam Dawidoff, es wurde Vielleicht genannt.

Bis zum 25. Februar 1806 blieben sie auf der Insel Sitka. Es herrschte dort ein schrecklicher Brotmangel,

welchem abzuhelfen Resanoff sich auf der Juno einschiffte und nach Californien ging. Die Reise währte einige Monate. Er wurde von den Spaniern sehr wohl empfangen und kam am 9. Juni mit einer großen Ladung Getreide zurück, wodurch der Hungersnoth auf Sitka ein Ende gemacht wurde.

Am 25. Juli begab er sich auf's Neue mit beiden Schiffen in See, um der Ausführung des Unternehmens beizuwohnen. Aber nach einigen Tagen änderte er plötzlich seinen Vorsatz, man weiß nicht warum. »Ich habe sehr gewünscht,« sagte er, »dem Kaiser Ihre Thaten als Augenzeuge erzählen zu können; allein ich muß nach Petersburg. Daher befehle ich dem Midschipman Dawidoff nach Sachalin und Matmay zu segeln und dort in der Aniwabay oder im Kanal von La Perouse die Juno abzuwarten. Der Lieutenant Chrostoff soll mich nach Ochotsk bringen und dann sogleich zurückkehren, worauf Sie mit vereinten Kräften meine Instruktion befolgen werden.« Diese Instruktion — deren Hauptinhalt der schon oben mitgetheilte Brief geliefert hat — übergab er an Chrostoff und wünschte ihm Glück zur Ausführung. Die sämmtliche Schiffsmannschaft mußte schwören, daß sie die ganze Sache geheim halten wolle.

Die Schiffe trennten sich nun. Resanoff kam glücklich nach Ochotsk, stieg an's Land und befahl Chrostoff, jeden Augenblick zur Abreise bereit zu sein. Aber unter dem Vorwand, seiner Instruktion noch einen Zusatz beizufügen, forderte er ihm diese wieder ab und ohne allen Argwohn wur-

de sie ihm ausgeliefert. Nach einiger Zeit erhielt Chrostoff sie zurück. Er las den Zusatz — staunte und eilte an's Land, um sich mündliche Erläuterungen auszubitten; aber — Resanoff war schon abgereist!

Der Zusatz lautete wie folgt: »Der schadhafte Fockmast, der hier in Ochotsk nicht reparirt werden kann, nöthigt Sie, wieder nach Amerika zu gehen. Die Zeit, in der Sie mit dem Vielleicht sich vereinigen sollten, ist vorüber, und jenes Schiff muß, seiner Vorschrift gemäß, ohnehin schon nach Amerika gegangen sein. Auch ist dort, durch Ihre Abwesenheit, ein Mangel an Menschen entstanden, die im Nothfall den Hafen vertheidigen könnten. Mit einem Wort: ich halte für nöthig, meine vorige Instruktion zu vernichten, und befehle ihnen jetzt, nach Amerika zu segeln. Sollte aber der Wind Sie zwingen, doch die Aniwabay zu besuchen, und wenn es ohne Zeitverlust geschehen könnte, so suchen Sie das Vertrauen der Sachaliner durch Geschenke und Medaillen zu gewinnen, und die eigentliche Lage der Japaner auf dieser Insel zu erforschen. Ich denke, auch das wird Ihnen Ehre genug bringen; doch muß die Rückkehr nach Amerika stets Ihr erstes Ziel bleiben. Sollten Sie dem Vielleicht begegnen, so theilen Sie ihm diese Vorschrift mit. Wenn übrigens auf Ihrer Reise etwas vorfällt, was sich jetzt nicht voraussehen läßt, so handeln Sie zum Vortheil der Kompagnie. In Erfüllung meiner letzten Instruktion vertraue ich Ihrer Geschicklichkeit und Erfahrung. Ich bedaure sehr, daß Ihr Mast hier nicht umgetauscht werden kann, und daß mehrere

Gründe mich nöthigen, den Plan zu ändern. Den 24. September 1806. Resanoff.“

Man denke sich Chrostoff's Erstaunen und Verwirrung bei diesem doppelsinnigen Zusatze. Wie sollte er sich das erklären? wie sich vor Fehlern hüten? — nicht ein Wort von seinem veränderten Entschluß hatte Resanoff ihm gesagt. Er widerrief seine Instruktion und schickte sie ihm doch zurück. Warum? Doch wohl um darnach zu handeln? — Konnte er sie auch widerrufen, da sie dem Kaiser einmal unterlegt war? — Gegenbefehle hatte er nicht erhalten — er handelte ganz nach eignem Gutdünken — er schob auch eigentlich nur die Expedition auf wegen des schadhaften Mastes, und weil er die Gegenwart der Schiffe in Amerika für nothwendig hielt. Er sagt nicht, daß er Gründe gefunden, die Vortheile derselben zu bezweifeln, vielmehr befiehlt er, wenn die Zeit es erlaube, doch nach Aniwabay zu gehen u. s. w.

Natürlich mußte Chrostoff in der peinigendsten Ungewißheit bleiben, was er nun eigentlich zu thun habe. Eine, für die Krone so wichtige und bereits so kostbare Expedition sollte wegen eines schadhaften Mastes aufgegeben werden? — Das zweite Schiff erwartete ihn, konnte verloren gehen oder von den Japanern genommen werden. Der Zusatz befiehlt nach Amerika zu gehen, befiehlt aber auch nach Japan zu gehen, vernichtet die erste Instruktion und muntert doch zu deren Ausführung auf durch die Worte: »das allein werde ihm schon Ehre genug bringen.“ Hieß das nicht so viel: die Ausführung des Ganzen

Ich komme nunmehr auf die kurze Zeit meiner Regie. Es sind während derselben, das heißt, in einem Zeitraum von etwas über 8 Monaten — (denn die Stücke vor diesem Zeitraum gehören noch dem Ausschuß an) — 20 Stücke gegeben worden:

Darunter haben gänzlich mißfallen:

Doctor Tonuccio in 5 Acten,
der Stammbaum in 1 Act,
der Komet in 1 Act,

und wenig gefallen:

die Tochter der Natur,
der Krug, die Unglücklichen,

folglich war die Mittel-Proportion drey bis vier gefallende Stücke gegen Ein Mißfallendes. *)

---

*) Die Unglücklichen kann Hr. v. K. nicht einmal darunter rechnen, denn sie sind seither noch oft, und immer mit Beyfall gegeben worden.

Die übrigen, von ihm auf die Bühne gebrachten neuen oder ältern Stücke, sind (ausser den Zieglerischen) leichter Sinn, der Mann von Wort, und Selbstbeherrschung von Iffland, die Tochter der Natur von Lafontaine, Elfriede von Bertuch, die Zauberinn Sidonia von Zschokke, Gleiches mit Gleichem von Vogel, Doct. Tonuccio von Jester, der verliebte Briefwechsel von Huber, der seltne Fall u. der Krug geht zu Wasser bis er bricht, von Jünger, der Edelknabe von Engel, die beyden Billets und der Stammbaum von Anton Wall, Marget von Rambach. Mich deucht, er habe sich der Auswahl nicht zu schämen. In der letzten Zeit seiner Regie hatte er auch

würde ihm noch weit mehr Ehre gebracht haben? — Am Schluß bedauert er, diesen Befehl geben zu müssen, und gibt deutlich zu verstehen, daß er es nicht gethan haben würde, wenn nur im Hafen von Ochotsk ein anderer Mast zu haben wäre.

Freilich würde bei allen diesen Zweideutigkeiten ein Anderer als Chrostoff sich wohl gehütet haben, sein Leben in Gefahr zu setzen, da er sich, im Fall er zur Verantwortung gezogen würde, immer durch den Zusatz rechtfertigen konnte; er aber überlegte: »die Expedition ist dadurch nicht aufgehoben, nur aufgeschoben, und dieser Aufschub kann sehr schädlich werden, kann den Verlust des Schiffes Vielleicht nach sich ziehen. Warum ist sie aufgehoben? blos um des Mastes willen. Es ist klar, daß Resanoff die Expedition wünscht, aber an deren Ausführbarkeit jetzt nicht glaubt; folglich ist meine Pflicht, seine Erwartung zu übertreffen.« Aus diesem Gesichtspunkt die Sache ansehend, lichtete Chrostoff die Anker und segelte nach Japan. Dort fand er seinen Gefährten nicht mehr, allein auch dies neue Hinderniß setzte seinem Unternehmungsgeiste keine Schranken. Er landete und führte einen Theil der Instruktion allein aus, nämlich er eroberte die japanischen Magazine und belud sein Schiff mit Korn, worauf er nach Kamtschatka ging, hoffend, daß er den Vielleicht im Peter-Paul's Hafen antreffen werde. Diese Hoffnung täuschte ihn auch nicht. Krankheiten und der üble Zustand des Schiffs hatten Dawidoff genöthigt,

seinen Posten zu verlassen. Jetzt mußten beide hier überwintern.

Im folgenden Jahre 1807 war das Eis noch nicht aufgegangen, als sie schon sich mit Gewalt einen Weg aus dem Hafen bahnten, um das angefangene Werk zu vollenden. Wie sie nach der Aniwabay gekommen, und wie Alles, ihrer Instruktion gemäß, vollbracht worden, wird in der Reisebeschreibung erzählt. Mit einer reichen Ladung von Getreide segelten sie nach Ochotsk, gesonnen, von dort aus der Regierung Bericht abzustatten, mehrere, der amerikanischen Kompagnie zugehörige Sachen einzuladen und dann den letzten Theil der Instruktion zu erfüllen, nämlich nach Amerika zu gehen. Mit dem frohen Bewußtsein, ihre Pflicht gethan zu haben, landeten sie zu Ochotsk, mit Freude und Jubel hofften sie empfangen zu werden, aber ein ganz anderes Schicksal erwartete sie.

Resanoff war auf seiner Reise krank geworden und in Krasnojarsk gestorben. Der damalige Befehlshaber vom ochotskischen Hafen, Flottkapitän Bucharin — der bald nachher auf das Klaggeschrei des ganzen Landes abgesetzt wurde — bildete sich ein, die beiden Schiffe wären mit Gold und Silber geladen. Unter dem Vorwand, die Expedition sei ohne Befehl unternommen, belegte er sie mit Arrest und ließ den Lieutenant Chrostoff sammt seinen Gefährten Dawidoff in's Gefängniß werfen. Man nahm ihnen Alles, man beraubte sie sogar ihrer Kleider, und behandelte sie einen ganzen Monat hindurch mit der größten, von Tage zu Tage steigenden Unmenschlichkeit.

Sie waren von einander getrennt, konnten nicht einmal ihr Elend durch gegenseitige Klagen erleichtern, und sahen in diesem feuchten, schmutzigen Kerker den Hungertod vor Augen.

In dieser schrecklichen Lage blieb ihnen keine andere Rettung als die Flucht. Allein wie sollten sie die zahlreiche Wache täuschen? wie ohne Geld, ohne Nahrungsmittel sich hinaus in die Wüste wagen? denn der nächste Ort, Jakutsk, war tausend Werst (hundert fünfzig deutsche Meilen) entfernt. — Ihr Schutzgeist wachte. Durch ihr gefälliges Betragen hatten sie die Liebe aller Einwohner gewonnen und sogar ihre Wache wurde durch ihre unverdienten Leiden gerührt. Sie fanden Gelegenheit, sich einander mitzutheilen und während ein Mann, der ihres gleichen war, sie mit der unmenschlichsten Grausamkeit unterdrückte, nahmen sich rohe, aber gute Menschen ihrer an. Die nächtliche Flucht wurde verabredet. Freilich waren beide in dem ungesunden Kerker kränklich geworden und durch Hunger entkräftet, aber sie wollten lieber in Freiheit sterben, als hier lebendig verwesen. Die bestimmte Nacht brach herein. Jeder ließ in seinem Gefängniß eine Schrift zurück, erklärend, die Wache sei durch Opium betäubt worden. Unbeschreiblich war die Freude des Wiedersehens, als sie fesselos einander in die Arme sanken. Gutmüthige Einwohner von Ochotsk hatten sie mit zwei Flinten und Zwieback versehen. Sie traten sogleich ihre Wanderschaft an; da sie aber befürchten mußten, verfolgt zu werden, so nah-

men sie den Weg durch Wälder und Moräste, welche nie zuvor ein menschlicher Fuß betreten hatte.

Anfangs schien es, die Halbkranken würden solche Beschwerden unmöglich ertragen können. Sie ermatteten so sehr, daß sie sich bereits eine Höhle zum Grabe suchten. Doch reine Luft und tägliche Bewegung — beides hatten sie zwei Monate lang entbehren müssen — wirkten bei ihrer Jugend so heilsam, daß sie sich ermannen konnten und muthig vorwärts drangen. Es ist nicht angegeben, wie lange sie auf dieser schrecklichen Flucht zubrachten. Ihre Nahrungsmittel gingen bald zu Ende, sie geriethen in den kläglichsten Zustand. Fast verhungert, krank und zerlumpt kamen sie doch endlich nach Jakutsk. Ein Befehl, sie zu arretiren, war von Ochotsk ihnen schon vorausgegangen. Dieser Befehl enthielt unter andern die merkwürdigen Worte: man solle untersuchen, ob sie Gold bei sich führten. Buchar in dürstete nach Gold, selbst in einem Lande, wo ein Stück Brot für weit kostbarer gehalten wird.

Der Kommandant von Jakutsk ließ die Flüchtlinge verhaften. Doch nun erfuhr es der General-Gouverneur und sandte Befehl, sie nach Irkutsk zu senden. Auch bis nach Petersburg war der Ruf dieser Begebenheit gedrungen; der Minister schrieb, man solle die beiden Offiziere nirgend anhalten, und so erreichten sie endlich nach einer vierjährigen Abwesenheit die Residenz 1808.

Kaum hatten sie hier drei Monate von den ausgestandenen Beschwerden geruht, als der General Burhöwden, der die Armee in Finnland kommandirte, ihre Zurückkunft

erfuhr, und, weil er schon früher von ihrem Muthe und ihrer Geschicklichkeit gehört hatte, sich diese beiden Offiziere namentlich vom Seeminister ausbat. Sie waren augenblicklich zur Vertheidigung ihres Vaterlandes bereit. Drei Tage nach ihrer Ankunft bei der Armee wurden ihnen zwanzig Kanonenböte anvertraut, mit welchen sie am 18. August bei der Insel Sudzolo dem Feinde ein hitziges Gefecht lieferten und ihn besiegten. Chrostoff brachte dem Grafen Burhöwden den Bericht von diesem Gefecht, in welchem er, laut der officiellen Relation, so tapfer gefochten. Der Graf empfand eine sehr lebhafte Freude darüber, und, da sie eben an einer Wache vorübergingen, welche dem General die Honneurs abgab, sagte er, auf Chrostoff zeigend: »Nicht mir, sondern dem Sieger.« Er begab sich selbst an's Ufer zu den Böten, wo das ganze Schiffsvolk ihm jauchzend bekräftigte, daß allein Chrostoff den Sieg errungen habe. Viermal war der junge Held in diesem Gefechte dem Tode nahe, denn vier Böte wurden unter ihm zerschmettert.

Noch zweimal in diesem Feldzuge pflückte er Lorbeern in zwei ähnlichen Gefechten, am 6. September bei der Insel Palvo und am 19. bei der Insel Tevsalo, wo der Viceadmiral Mesajedoff ihm den Ruhm unglaublicher Tapferkeit beilegte. In allen diesen Gefahren war Dawidoff unzertrennlich von ihm, zeichnete sich aus und wurde leicht verwundet. Im Anfang des Winters begaben sich beide nach Petersburg, dort die Belohnung ihrer Thaten hoffend. Aber das unerforschliche Schicksal wollte es anders.

Jener amerikaniſche Schiffer Wulff, von welchem ſie auf der Inſel Sitka die Juno gekauft und mit dem ſie eine herzliche Freundſchaft errichtet hatten, kam am 4. Oktober 1809 nach Petersburg, und, da er gleich am andern Morgen wieder abreiſen mußte, ſo bat er ſeine alten Freunde, den Abend bei ihm zuzubringen. Er wohnte auf Waſilioſtrow, bekanntlich eine Inſel, die durch eine Schiffbrücke mit den übrigen Theilen der Stadt verbunden iſt. Man trennte ſich ſpät. Als Chroſtoff und Dawidoff auf die Brücke kamen, fanden ſie ein Joch derſelben abgelöſt, um eine Barke durchzuführen. Der Raum zwiſchen der Barke und der Brücke ſchien ihnen nicht groß. Ungeduldig ihren Weg fortzuſetzen, wollten ſie auf die Barke und von da wieder auf die andere Seite der Brücke ſpringen — aber der Sprung mißlang — beide fielen in die Newa und ertranken. Die ſtürmiſchſten, klippenreichſten Meere hatten ſie muthig befahren, hundertmal in Schlachten dem Tode getrotzt, allen Stürmen, Klippen und Geſchoſſen waren ſie glücklich entgangen, mitten in den ſibiriſchen Wäldern hatten ſie ihr Leben gefriſtet, und mußten nun mitten in der Hauptſtadt, von einem fröhlichen Gelage heimkehrend, den Tod finden. Ihre Körper wurden vergebens geſucht. Den Schmerz ihrer Eltern und Freunde beſchreibt keine Feder.

Der Selbſtbeſchauer.

Der Herr Doktor Garlieb Merkel in Riga ſchreibt eine politiſche Zeitung aus verſchiedenen andern Zeitungen ab,

und nennt sie den Zuschauer. Seit dem Anfang dieses Jahres verbindet er auch damit eine Zeitung für Literatur und Kunst, die er eigentlich den Selbstbeschauer nennen sollte. Der bei weitem größte Theil derselben besteht aus kleinen Nachrichten, welche das Morgenblatt und die elegante Zeitung geliefert haben; das Wenige, auf eigenem Sandboden Gewachsene ist eine immerwährende Selbstbeschauung, ein ewiges vor dem Spiegel stehen, um sich selbst anzugrinsen. Würdigt er dann und wann irgend einen berühmten Mann, einen Seitenblick auf ihn zu werfen, so ist es natürlich nur ein schielender Blick, weil er sich keine Zeit vom Spiegel abmüßigen kann. Er guckt immer dazwischen wieder hinein und so kommt es denn, daß sein geliebtes Ich neben jedem berühmten Manne herwandelt, wie ein kleines Gespenst, und, auf den Zehen trippelnd, an ihm hinauf sieht, um etwa eine Warze in seinem Gesichte zu erkennen. Hat es die gefunden, oder auch nur vermuthet, dann wird gekräht aus Leibeskräften, dann wird mit den lahmen Flügeln geschlagen und sich eingebildet, die ganze Welt vernehme es mit Bewunderung, weil der Hahn sehr hoch auf einem — Düngerhaufen steht.

Ich zweifle nicht, daß es den Leser belustigen werde, ein Viertelstündchen zuzusehen, wie der Mann Gesichter vor seinem Spiegel schneidet. — Eine Hauptmerkwürdigkeit ist dem Herrn Doktor gewöhnlich die Gestalt des Gelehrten, über den er etwas von sich geben will. Hier einige Beispiele.

Den seligen Nicolai lernte der Herr Doktor nicht et-

wa im Jahre 1798 oder 1800 kennen, ſondern 1799, welches ein ſehr merkwürdiger Umſtand iſt, denn der künftige Biograph des Herrn Doktors kann daraus den Schluß ziehen, daß derſelbe 1799 in Berlin geweſen und die Nachwelt wird ſich ſehr freuen, etwas ſo Wichtiges zu erfahren. — »Nicolai war ein langer, magerer, in ſeinem Benehmen linkiſcher Greis, mit matten Augen in einem ernſten und doch unbedeutenden Geſichte.« Er mißfiel mir, ſagt der Herr Doktor.

Den Dichter Gleim wollte er lange nicht kennen lernen, endlich entſchloß er ſich doch dazu aus Gefälligkeit für Herder's Gattin, und fand einen Mann »mit etwas gekrümmtem Nacken, trüben Augen und ſtarken Geſichtszügen.« — Den Dichter Weiſſe kennen zu lernen, konnte der Herr Doktor ſich lange nicht entſchließen, aber man fragte ihn ſo oft, ob er ihn noch nicht geſehen hätte? daß er doch endlich hinging. Da fand er denn »einen korpulenten Mann mit einem vollen, nichtsſagenden Geſichte in einer eleganten Perücke und einem ſeidenen Schlafrocke, aus deſſen Ermeln lange, ſteife Manſchetten hervorragten.« Ob jedoch der Schlafrock wirklich von Seide geweſen, kann der Herr Doktor nicht ganz gewiß behaupten. —

Den Kammerherrn von Suhm beſuchte er in Kopenhagen, und zwar nicht etwa Nachmittags, wie ſein künftiger Biograph vielleicht fälſchlich vermuthen möchte, ſondern Vormittags zu einer ſonſt nicht gebräuchlichen Stunde, wodurch denn auch dieſer wichtige Umſtand in dem Leben des Herrn Doktors völlig in's Reine gebracht wird. Er

fand in Suhm einen Mann von kleiner Gestalt. — Lafontaine sah »gutmüthig aus und war sehr korpulent.« Mich dünkt, der Herr Doktor sollte bei der Gestalt der Schriftsteller, die er mit seinen Besuchen beehrt hat, bei ihren Perücken und Schlafröcken nicht so lange verweilen, aus Furcht, daß es einmal Jemanden einfallen könnte, auch des Herrn Doktors Gestalt zu beschreiben. Doch möge er aussehen wie er wolle. Laßt uns vernehmen, wie er in wenigen Zeilen die Verdienste der genannten Männer und noch einiger Anderer abfertigt. Zwar mischt er hie und da auch etwas Süßes in seine Tränkchen, aber es ist nur Meerzwiebelhonig.

Nicolai's Unterhaltung war trocken, weitschweifig und dem Herrn Doktor besonders auch deshalb unangenehm, »weil er gewaltig zu sprudeln pflegte.« (Auch diesen wichtigen Umstand hat der Beobachter nicht übersehen, nur vielleicht an sich selbst noch nicht bemerkt, daß er in der Literatur gewaltig sprudelt und dadurch jedem rechtlichen Manne höchst unangenehm wird.) Nicolai's besten Werken soll der Hauch des Genie's fehlen, der allein Unvergängliches schaffe.

In Gleim sah der Herr Doktor nur noch »den Verfasser gewisser Verseleien und gewisser Briefe voll übersüßer Freundschaftlichkeit.«

In Weisse's Lust- und Trauerspielen kränkeln alle Leidenschaften und selbst der Witz an Engbrüstigkeit. In seinen kritischen Abhandlungen, die weder tief noch weitgreifend sind, tritt er so vorsichtig und manierlich auf, daß es

faſt bänglich iſt ſeinem Schleichen zuzuſehen u. ſ. w." (Nun, man muß dem Herrn Doktor die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er weder vorſichtig noch manierlich auftritt und daher auch Niemanden bänglich dabei zu Muthe wird. Uebrigens iſt das Wort bänglich nicht ſehr gebräuchlich. Als Einer meiner Freunde ſah, daß der Herr Doktor Garlieb Merkel ſich deſſen bedient habe, ſo meinte er, es komme her von Bengel, das iſt aber falſch, denn da müßte es mit einem e und nicht mit einem ä geſchrieben werden.) Engel hat in einem vertrauten Geſpräche dem Herrn Dokter zu verſtehen gegeben, Weiſſe ſei verſteckt und hämiſch. Auch das läßt der Herr Doktor zur Freude von Weiſſe's nachgelaſſener Familie drucken.

Ueber den däniſchen Geſchichtſchreiber Suhm ſpöttelt er, daß er ſich herausnehme, einen Roman zu ſchreiben und dabei in alten Manuſkripten und Büchern zu blättern. — Lafontaine's Romane nennt er hingebrudelte Bücher. — Jean Paul iſt ihm ein Kanarienweibchen, das täglich zu Neſte trägt, aber kein lebensfähiges Ei zu legen vermag, weil das Hähnchen fehlt, das Kunſttalent. — Kotzebue ein Schriftſteller, deſſen dramatiſches Talent verdorrt iſt, der eine lächerliche Geſchichte von Preußen geſchrieben hat und weniger weiß als ein Tertianer. — Heeren iſt ein Mann, der ſich Recenſionen in der Göttingiſchen gelehrten Zeitung abbetteln läßt. — Villers iſt ein Mann, der ſie abbettelt. — Der Geheimerath Delbrück in Berlin wird ein Buch ſchreiben, über deſſen Ankündigung der Herr Doktor ſich luſtig

(Sollte etwa Einer oder der Andere mir übel wollende hier noch der Charlatans*) erwähnen wollen, so erinnere ich, daß nicht ich dieses Stück gewählt, sondern daß es im versammelten Ausschuß zu Hr. Pardinis Debut bestimmt worden. Ueberhaupt müßten wohl die Jüngerschen Stücke mir gar nicht zur Last fallen, da die Direction Jüngers theatralischen Nachlaß theuer erkauft, und es mir beym Antritt meines Amtes zur Pflicht gemacht hat, denselben nach und nach auf die Bühne zu bringen).

Man beliebe ausser dem noch in Erwägung zu ziehen, daß durch meine Thätigkeit — (ohne jedoch die alten bestehenden Gesetze im Geringsten zu verletzen)

---

noch die Mitschuldigen u. Iphigenie in Tauris von Göthe ausgetheilt. In den Erstern hatte er sorgfältig alle kleinen Anstößigkeiten ausgemerzt. Demohngeachtet brachte es der neue Ausschuß dahin, daß es bey der letzten Probe verboten wurde, als die Anschlagzettel schon herum getragen waren. Die Ursach weiß man nicht, denn nachdem Hr. v. K., Hr. v. Ketzer, Hr. v. Eschrich und endlich der gewiß strenge Hr. Censor selbst erklärt hatten, daß durchaus nichts Anstößiges mehr in dem Stücke zu finden sey; so ist man fast berechtigt zu vermuthen, daß die Schauspieler sich vor den Versen gefürchtet haben, oder daß man sonst den Hrn. v. K. nur noch so viel wie möglich necken wollte. — Mit der Aufführung der Iphigenie schmeichelt man uns noch immer, ich zweifle aber daran. Ist Hr. v. K. einmal fort, so wird auch das in Vergessenheit gerathen.

*) Ein nachgelassenes sehr schlechtes Lustspiel von Jünger.

macht und hinzufügt: wenn der erſte Theil fertig ſei, werde der Verfaſſer, von der Glorie desſelben umglänzt, eine Reiſe antreten. (Alſo auch Bücher, die noch geſchrieben werden ſollen, tritt der Herr Doktor bereits in den Staub; doch freilich nur in den Staub, den er ſelbſt zuvor den Leuten in die Augen geworfen.) — Von dem, was zweitauſend jetzt lebende Pariſer Schriftſteller geſchrieben haben, wird die Nachwelt ſchwerlich viel erfahren. — Engel hatte glänzende Talente, aber kein Genie. — Ueber Böttiger ſpöttelt der Herr Doktor bei jeder Gelegenheit. Er ſoll Herder, durch immer neue Aufreizungen, immer höher gegen Kant erbittert haben. — Der deutſche Merkur ſoll unter ſeiner Redaktion aufgehört haben (er exiſtirt aber noch); das Journal London und Paris ſoll oft in's Stocken gerathen und in vielen Gegenden ganz vergeſſen ſein (es exiſtirt aber noch); eine, von Böttiger beſchriebene, antike Studirlampe ſoll der Mühe ſie zu beſchreiben nicht verlohnt haben u. ſ. w. — Man habe ſo viel davon geredet, daß der berühmte Schröder das Hamburger Theater wieder übernommen; das ſei auch nur eine Kleinigkeit, von der man zu viel Aufhebens mache. — Die ganze norddeutſche Literatur hat eine hippokratiſche Geſichtsgeſtalt. —

So haut der Herr Doktor ohne Gnade links und rechts um ſich herum, freilich nur in Luft, aber dieſe Luft riecht ſehr übel. Bisweilen iſt es komiſch zu ſehen, wenn er mit vornehmen Lächeln die Angriffe der Ruthenia zurück weiſet, einer in Riga erſcheinenden Monatsſchrift; oder wenn er jedem Aufſatze, den ſie enthält, irgend etwas anhängen

möchte, wobei er denn zuweilen selbst, aus lauter Begierde die Leute über den Haufen zu rennen, ein wenig stolpert. So hatte z. B. Herr Albers in einem Epigramm gesagt: die Kunsthenne habe gegackelt — zeigt her, was ist's? ein leeres Ei. Sogleich besteigt der Herr Doktor den kritischen Leibstuhl und läßt sich folgendergestalt vernehmen: »Aber es werden nie leere Eier gelegt. Wird Herr A. denn niemals lernen, daß jedem Einfall, jeder Vergleichung, um wirklich witzig zu sein, eine Wahrheit zum Grunde liegen muß?" — Hätte der gelehrte Herr Doktor doch lieber seine Köchin befragt! sie würde ihm geantwortet haben: Allerdings, mein werther Herr Doktor, werden, auch außer Ihrer Zeitung, leere Eier gelegt und zwar recht viele, man nennt sie Windeier; sie enthalten keine Dotter. — Es mag immerhin verzeihlich sein, daß ein so gelehrter Mann, indem er selbst Windeier legt, gerade nicht weiß, daß auch Hennen deren legen; aber es ist unverzeihlich, wenn er sich das Ansehen gibt, Alles zu wissen, und gerade seinen Tadel auf eine Unwissenheit gründet. Doch das kümmert ihn wenig. Dixit. Er ist ein Philosophus, der die minima non curat. Er hat keine Zeit zu denken oder zu fragen, er muß ja schreiben, abschreiben. Er selbst charakterisirt seine Zeitung in Nr. 6. S. 24 folgenderg'stalt: »Ich weiß in meinem Alter nichts besseres anzufangen, als aus guten und schlechten Zeitungen wahre und falsche Anekdoten zusammen zu schaben und sie schnell, schnell in die Druckerei zu schicken."

Vor allen Dingen Anekdoten, die berühmten Män-

nern etwa wehe thun können; denn fremder Ruhm blendet ihn, wie der Sonnenstrahl einen Kakerlacken, er blinzelt und schimpft auf die Sonne. Oft kennt er den Mann nicht einmal, den er begeifert, aber genug, das Verbrechen, berühmt zu sein, lastet auf ihm, folglich muß er hinauf auf das literarische Schaffot, wo Herr Merkel seine Guillotine in steter Bewegung erhält. Er gleicht dem athenienſiſchen Bürger, den, beim Oſtracismus, Ariſtides fragte: warum er deſſen Namen auf die Scherbe ſchreibe? ob er ihn kenne? — »Nein,« war die Antwort, »aber es ärgert mich, daß der Mann ſo berühmt iſt.«

Nun noch einige von den wichtigen Lebensumſtänden des Herrn Doktors, welche wir, zu unſerer großen Erbauung, aus deſſen Zeitung für Literatur und Kunſt erfahren. In wie weit ſie Literatur und Kunſt intereſſiren, möge der Leſer beurtheilen.

1799 war, wie ſchon geſagt, der Herr Doktor in Berlin, aber auch in demſelben Jahre ſcheint er in Hamburg geweſen zu ſein, denn dorthin ſchrieben an ihn der Satirendichter Falk und ein Prediger Pramer aus Berlin. Der Erſtere hatte in ſeinem Taſchenbuche die Berliner Charité angegriffen, der letztere es gut geheißen. Dagegen war der bekannte Gelehrte Bieſter aufgeſtanden, und einem ſo furchtbaren Gegner glaubten beide ſich nicht gewachſen. Was konnten ſie beſſeres thun, als ſich an den Herrn Doktor wenden, der Jedermann gewachſen iſt, und den ſie nun baten, ihre Sache zu führen. Er kannte die Charité nicht, wie er ſelbſt geſteht, aber er führte die Sache doch,

und natürlich mußte nun alles schweigen. Die Charité wurde verbessert, weil er, der sie nicht kannte, geschrieben hatte; Falk bekam für sein nächstes Taschenbuch hundert Dukaten mehr Honorar, die er dem Herrn Doktor verdankte, und der Prediger erhielt eine bessere Pfarre, gleichfalls durch die Feder des Herrn Doktors. (Da steht er leibhaftig vor dem Spiegel, der Selbstbeschauer. In Berlin weiß von alle dem Niemand ein Wort.)

Im Jahre 1797 wurde dem Herrn Doktor der Sommer in Weimar verdorben, durch eine Reihe von betrübenden Nachrichten aus — Da entschloß er sich schnell und kräftig, alle Bekümmernisse abzuschütteln und zu Fuße den Harz zu durchwandern, wobei bemerkt werden muß, daß er nur einen Bedienten mitnahm, der sein Felleisen trug, und dieses Felleisen war klein. In Halberstadt führte ihn Gleim in den umliegenden Gärten und Gegenden herum. Einige Wochen nachher ging der Herr Doktor nach Kopenhagen. Gleim ersuchte ihn, von dort aus ihm zu schreiben, der Herr Doktor that es aber nicht, hingegen schrieb Gleim ihm zuerst, welches man ja nicht übersehen wolle.

In Kopenhagen stand der Herr Doktor gleichfalls in großem Ansehen, denn er durfte den Kammerherrn von Suhm des Morgens zu einer nicht gebräuchlichen Stunde besuchen.

Mit Jean Paul lebte er einen Sommer hindurch in Weimar — (Schade, daß er die Jahrszahl nicht angeführt hat) und machte eine kleine Reise mit ihm nach Gotha,

bei welcher Jean Paul oft aus dem Wagen stieg, um — des Herrn Doktors unterrichtende Gespräche hinter dem Wagen aufzuschreiben. (Nun sieht man doch, woher Jean Paul seine guten Einfälle genommen hat; die sind dem Herrn Doktor so im Reisewagen entschlüpft.)

Auf einer Reise, die ihn durch Halle führte — (in welchem Jahre, ist leider wieder nicht angegeben) — besuchte er Lafontaine und fragte ihn, warum er seine Werke nicht feile? worauf dieser, nach einigem Stocken gestand, daß er selten wieder durchlese, was er geschrieben.

Im Winter des Jahres 1800 — 1801 war der Herr Doktor verstimmt (wie er sich ausdrückt) weil er sich den literarischen Unfug so sehr zu Herzen nahm, und deshalb Briefe an ein Frauenzimmer schrieb. — Das erzählt der Herr Doktor, ohne dabei zu erinnern, daß diese Briefe an ein Frauenzimmer eine kleine periodische Schrift waren, welches ich hiemit anmerke, weil sie längst vergessen ist und der Leser leicht fälschlich vermuthen könnte, der Herr Doktor spreche von einer Liebesgeschichte. Wer etwa damals mit jenen Briefen unzufrieden war, kann sich nun erklären, warum sie nichts taugten, der Herr Doktor war verstimmt, als er sie schrieb; so verstimmt — daß er zuweilen in drei Tagen Niemanden sah als die Boten der Buchhändler und Buchdrucker, die ihm neue Bücher und Korrekturen brachten. (Ein äußerst wichtiger Umstand.) Abends aber ging er zu Engel, und zwar betrug der Weg fast eine halbe Stunde. (Wiederum eine Bemerkung von größter Wichtigkeit, denn welchen hohen

Genuß würden die russischen Ostseeprovinzen entbehrt haben, wenn sie nicht erfahren hätten, daß der Herr Doktor Garlieb Merkel im Winter 1800 — 1801 sich täglich eine halbe Stunde auf dem Berliner Straßenpflaster herum bewegt hat).

Wenn er nun zu Engel kam, so sah er anfangs noch immer verdrießlich aus, aber sein jovialer Wirth zog ihn damit auf, und so wurde er lustig, blieb bis Mitternacht und — ihm verdanken wir den Lorenz Stark von Engel. Er hat Engel überredet, diesen trefflichen Roman aufzuschreiben, und erzählt uns das »mit einigem Stolze.« — Wenn das wahr ist (Engel kann freilich nicht mehr darum befragt werden), so ist doch auffallend, daß ein Mann, der gewöhnlich am unrechten Orte sehr vielen Stolz zeigt, gerade dies einzige Mal, wo es sehr verzeihlich gewesen wäre, nur einigen Stolz empfindet.

Das, ungefähr, sind die äußerst interessanten biographischen Notizen, die der Herr Doktor in den ersten achzehn Nummern seiner Zeitung der Lesewelt mitzutheilen beliebt. Es ist keine darunter, die ihn nicht vor dem Spiegel als freundlichen Selbstbeschauer zeigte. Er fühlt seinen Werth und ist überzeugt, daß nicht allein alles, was er thut und sagt, sondern auch sein Bedienter, sein Felleisen, sein halbstündiges Wandeln auf der Straße u. s. w. jedem Leser die anziehendste Unterhaltung gewährt. In einem Buche, welches er ankündigt, Charaktere und Ansichten, werden wir künftig wohl noch mehr dergleichen, ihm schmei-

chelhafte und andere verhöhnende Persönlichkeiten zu lesen bekommen.

Daß er vor Kurzem eine Ausforderung an den Herrn Professor Heeren ergehen lassen, ist bekannt. Dieser humane Mann hat auf die Zusendung des Cartels einen höflichen Brief geantwortet, und natürlich mußte auch dieser Brief sogleich abgedruckt werden. — Eben dies Zartgefühl, welches ihn treibt, alles abdrucken zu lassen, was auch nur ein Körnchen Weihrauch für ihn enthält, würde höchst wahrscheinlich ihn auch vermocht haben, uns einen anonymen Brief zum besten zu geben, dessen er in Nr. 7 erwähnt, der aber vermuthlich nie geschrieben worden und mit dem es folgende Bewandniß haben mag: Trotz aller der kleinen, interessanten Bosheit, mit welcher der Herr Doktor seine Zeitung zu würzen strebt, findet sie doch sehr wenige Leser, trägt folglich sehr wenig ein. Natürlich wünscht er seinen gerechten Unwillen über die Kälte des Publikums mit guter Manier auslassen, und ihm (wie man im burlesken Stil zu sagen pflegt) unter die Nase reiben zu können, welchen Schatz es eigentlich an dieser Zeitung besitze. Das konnte nicht füglicher geschehen, als wenn er einen anonymen Brief an sich schreiben ließ. Mein Gott! ruft er aus, der Brief enthält zu viele Lobsprüche, ich kann ihn nicht abdrucken lassen. Aber schon in der nächsten Zeile reut ihn diese Bescheidenheit und er liefert die Quintessenz jener Lobsprüche: „Sie sagen, ich gäbe den Gelehrten Liefland's durch dieses Blatt Gelegenheit, das

Publikum über wissenschaftliche Gegenstände zu unterhalten — mein Blatt werde zur Befriedigung des Bedürfnisses beitragen, dem Fortschritt der Wissenschaften und Künste in Europa, wenigstens historisch folgen zu können — aber (hinc illae lacrymae!) gibt es wirklich mehr als etwa ein halbes hundert Individuen in Liefland, die ein solches Bedürfniß fühlen? Ich glaub's nicht."

Das heißt: meine Zeitung hat sehr geringen Absatz. Daraus, mein werther Herr Doktor folgt ja aber noch gar nicht, daß kaum fünfzig Individuen in Liefland sich um die Fortschritte der Wissenschaften und Künste bekümmern. Es kann ja deren wohl noch fünfzig andere und mehr geben, die das Morgenblatt halten, aus dem Sie Ihre Zeitung abschreiben, welches nicht theurer ist als diese, und dem Wißbegierigen wenigstens zweimal mehr Befriedigung gewährt. Wer Ihre Streitigkeiten mit den Herausgebern der Ruthenia, oder Ihre bis zum Ekel wiederholten Sticheleien auf den verhaßten Kotzebue nicht lesen mag; wenn Ihre Recensionen von Ortwin's Dichterweihe, Cammerer's Vergangenheit und Gegenwart, Bronner's Leben u. s. w. nicht interessiren; wer um die Witterungsbeobachtungen, die einen großen Theil jedes Blattes füllen, sich nicht bekümmert; der wäre doch wohl ein Thor, wenn er nicht lieber das Morgenblatt hielte, welches so mannichfaltige, vergnügende und lehrreiche Unterhaltung darbietet.

Aber es ist in der That der Mühe werth, den Selbstbe-

ſchauer vor ſeinem Spiegel ſagen zu hören: »In Augenblicken des erhöhtern Selbſtgefühls (das heißt: in meinem ganzen Leben) denk' ich mit Stolz daran, daß eine ſolche Unternehmung (nämlich meine abgeſchriebene Zeitung) mit den erhabenen Abſichten unſerer weiſe-menſchenfreundlichen Regierung übereinſtimmt. (!) In dehmüthigeren Stimmungen hingegen (das heißt: nie) befriedigt es mich ſchon, daß dieſes Blatt vielleicht die erwähnten Fünfzig unter den Leſern und mich ſelbſt, wieder eine gewiſſe kurzathmende Lebensweisheit bewahren helfe, die ich durchaus nicht die liefländiſche nennen will, ſondern die fajakiſche.« Im Grunde zielt er aber doch auf Liefland und erinnert dabei an das Gebet:

Laß Garten, Feld und Herden,
Den Geiſt nur nicht, ſonſt alles fetter werden!

Das mögen die braven Liefländer hinnehmen, warum kaufen ſie ſeine Zeitung nicht?

Es ekelt mir, bei dieſem Selbſtbeſchauer noch länger den Zuſchauer zu ſpielen. Man ſagt, es ſei ein Schauſpiel für Götter, zwei Liebende zu ſehen. Das mag wohl ſein; aber nur einen Liebenden zu ſehen, und zumal einen, der blos ſich ſelbſt liebt, das kann nicht einmal ein intereſſantes Schauſpiel für ſeine Frau ſein.

(Die Fortſetzung künftig.)

Gespräch zwischen Franklin und dem Podagra.

(Dieser kleine Aufsatz hat ein doppeltes Interesse, denn erstens hat Franklin ihn selbst und zwar in französischer Sprache, während seines Aufenthalts in Paris, geschrieben; zweitens erfährt man daraus die tägliche Lebensweise dieses merkwürdigen Mannes.)

Franklin. O! — o! — o! — Lieber Gott, was hab' ich verbrochen, daß ich so leiden muß! —

Das Podagra. Mancherlei. Du hast zu viel gegessen, zu viel getrunken und deine Beine verhätschelt.

Franklin. Wer spricht mit mir?

Podagra. Ich selbst, das Podagra.

Franklin. Mein Feind in eigener Person?

Podagra. Dein Feind? ganz und gar nicht.

Franklin. Mein Todfeind! Denn du willst nicht blos meinen Körper zerstören, sondern auch meinen guten Ruf vernichten, indem du zu verstehen gibst, ich wäre ein Leckermaul, ein Trunkenbold; und doch wissen alle meine Bekannten, daß ich nie zu viel gegessen oder getrunken habe.

Das Podagra. Deine Bekannten mögen immerhin ein Auge zudrücken, wenn sie über dich urtheilen, ich aber weiß, daß eine Mahlzeit, die für denjenigen, der sich viel Bewegung macht, sehr mäßig ist, doch für einen andern, der immer stille sitzt, sehr unmäßig sein kann.

Franklin. Ich mache — o! o! — mir so viel Bewe-

die Zahl der jährlich zu liefernden Stücke von 15 bis auf 30 vermehrt worden, und daß es daher der Direction weit weniger Schaden bringt, wenn von 30 Stücken Ein Viertheil, als wenn von 15 Ein Drittel oder gar die Hälfte verunglückt.

Uebrigens ist nicht zu leugnen, daß weder der Ausschuß, noch ich, noch selbst Lessing, wenn er vom Orkus zurück käme, das Schicksal eines Stücks vorher bestimmen könne, da die Producte auch der beliebtesten Schriftsteller zuweilen mißfallen. Beyspiele davon hat der Ausschuß im Eid von Engel, an Achmet und Zenide von Iffland, und ich selbst an der Tochter der Natur von Lafontaine und am Komet von Iffland erfahren.

Ich glaube also so klar wie der Tag erwiesen zu haben, daß ich die Haupteigenschaft eines guten Regisseurs, nämlich die Kunst die Stücke zu wählen, wenigstens in einem eben so hohen Grad besitze, als der vormalige Ausschuß. *)

Die Kunst die Rollen zu vertheilen, wäre wohl die zweyte Haupteigenschaft, und es läßt sich aus der Natur der

*) Wäre Hr. v. K. länger in Wien, und mit der ältern Geschichte unsers Theaters mehr bekannt gewesen, so würde er diesem Puncte noch manches hinzugefügt haben. So hatte z. B. der Ausschuß ein elendes Stück von Weidmann, der Jugendfehler, für 50 Ducaten würklich gekauft, und fand erst bey der Probe, daß es doch wohl unmöglich sey, dem Publicum dergleichen aufzutischen. Das Nämliche war, wo ich nicht irre, der Fall mit einem Stücke der Postmeister, und mit einem Nachspiel: So handeln Freunde.

gung — o! o! o! — als ich nur immer kann, meine werthe Madame Podagra. Sie kennen meine sitzende Lebensart, und ich dächte meine theure Madame Podagra, Sie könnten mir deshalb schon ein wenig durch die Finger sehen, da es doch nicht ganz meine Schuld ist.

Das Podagra. Durch die Finger sehen? ganz und gar nicht. Spare deine höfliche Beredsamkeit, denn deine Entschuldigungen taugen nichts. Ist deine Lebensart sitzend, so sollten deine Erholungen um so thätiger sein. Du solltest spaziren reiten oder zu Fuße gehen, und bei schlechtem Wetter Billard spielen. — Aber laß uns doch ein wenig deine Lebensweise untersuchen. Wenn die Morgen lang sind und du Zeit genug hättest, herum zu spaziren, was thust du? statt durch eine heilsame Bewegung dir Appetit zum Frühstück zu holen, liesest du oder blätterst in Broschüren und Zeitungen, die oft der Mühe nicht verlohnen. Dennoch frühstückst du reichlich. Vier Tassen Thee mit Rahm mußt du haben, und noch ein paar Zwiebacke oder Butterschnitte dabei, mit geräuchertem Rindfleisch belegt, das doch wohl eben nicht gar leicht zu verdauen ist. Gleich nachher setzest du dich an deinen Schreibtisch, oder du redest mit Leuten, die in Geschäften kommen. Das dauert bis ein Uhr Nachmittags ohne die mindeste körperliche Bewegung. Alles das wollte ich dir noch verzeihen, weil, wie du sagst, es nun einmal mit deinem Stande verknüpft ist. Aber nach dem Mittagsessen, was thust du? — statt in den schönen Gärten deiner Freunde, bei welchen du ge-

ſpeiſt haſt, ſpaziren zu gehen, wie alle vernünftigen Leute thun, ſetzeſt du dich an's Schachbret und da kann man dich zwei bis drei Stunden hinter einander finden. Das iſt deine ewige Erholung, die, für einen Menſchen von ſitzender Lebensart, gerade am wenigſten geeignet iſt, denn ſtatt den Umlauf der flüſſigen Theile zu beſchleunigen, erfordert dieſes Spiel eine ſo angeſtrengte Aufmerkſamkeit, daß ſie gerade dadurch verzögert wird. Die innerlichen Abſonderungen werden gehemmt. — Was folgt nun aus einer ſolchen verkehrten Lebensart? ein Körper mit ſtockenden Säften, die ſich verderben; ein Körper, dem alle Gattungen der gefährlichſten Krankheiten drohen würden, wenn ich, das Podagra, nicht bisweilen zu Hilfe käme, Alles durcheinander ſchüttelte, reinigte und zertheilte.

Wenn du in irgend einer kleinen Winkelſtraße von Paris zu ſpeiſen pflegteſt, ſo möchte das verdammte Schachſpielen noch hingehen; aber du treibſt es ja eben ſo in Paſſy, Antenil, Montmache, Epinay und Sancy, wo die ſchönſten Gärten, die reizendſten Damen, die reinſte Luft gefunden werden, und wo du, ganz gemächlich ſpazirend, die angenehmſte, lehrreichſte Unterhaltung genießen könnteſt. Pfui, Monſieur Franklin! — Aber ich vergeſſe ganz über mein Predigen die Züchtigungen, die ich dir noch zu geben habe. Da! nimm dieſen Stich — und dieſen — und noch einen —

Franklin. O! — o! o! — meine vortreffliche Madame Podagra, ſo viele Predigten als Ihnen beliebt! aber verſchonen Sie mich nur mit Ihren Züchtigungen.

Das Podagra. Mit nichten! ich erlasse dir nicht eine einzige. Sie sind zu deinem Besten. Da! — nimm!

Franklin. O! — o! Sie thun mir aber Unrecht, meine Allergnädigste! ich mache mir doch wirklich viel Bewegung im Wagen, wenn ich ausfahre und wieder nach Hause komme.

Das Podagra. Ja doch! in einem Wagen, der in Federn hängt. Das ist unter allen nur ersinnlichen Bewegungen die aller unbedeutendste. Man darf nur den Grad der Wärme bemerken, den die verschiedenen Gattungen der Bewegung hervorbringen, so kann man die Wirkung einer jeden sehr leicht beurtheilen. Wenn du zum Beispiel im Winter mit kalten Füßen ausgehst, so werden, wenn du eine Stunde gegangen bist, sowohl deine Füße als dein ganzer Körper erwärmt sein. Zu Pferde kannst du vier Stunden herum trottiren, ehe du dieselbe Wirkung hervorbringst. Und nun vollends in einem Wagen, der bequem in Federn hängt, kannst du einen ganzen Tag reisen, und wenn du Abends in die Herberge kömmst, werden deine Füße noch immer eiskalt sein. Wie magst du denn das Bewegung nennen, wenn du eine halbe Stunde ausgefahren bist? — Der liebe Gott hat nicht allen Menschen Kutschen gegeben, wohl aber zwei Beine, die weit bequemere und dienstfertigere Maschinen sind. Dafür sei dankbar und bediene dich der deinigen wie sich's gebührt. — Willst du wissen, wie sie die Flüssigkeiten in deinem Körper herumtreiben, während du sie gemächlich wechselsweise voreinander setzest?

— Im Gehen wird das ganze Gewicht deines Körpers bald auf das rechte, bald auf das linke Bein geworfen; das drückt mit großer Kraft die Gefäße des Fußes, die das, was sie enthalten, zurückfluten, und während das Gewicht dem einen Fuße abgenommen, dem andern wieder aufgelegt wird, haben die Gefäße Zeit, sich wieder anzufüllen und das geht immer so fort. So wird der Blutumlauf durch das Gehen beschleunigt, die Flüssigkeiten werden bewegt, verdünnt, die Absonderungen erleichtert und Alles geht gut. Die Wangen färben sich, man ist gesund.

Betrachte einmal deine Freundin zu Antenil, eine Frau, die von der Natur mehr wahre Weisheit empfangen hat, als ein halbes Dutzend sogenannter Philosophen zusammen genommen aus ihren Büchern schöpfen mögen. Als sie dir die Ehre anthat, dich zu besuchen, kam sie nicht zu Fuße? Vom Morgen bis zum Abend spazirt sie herum, und alle Krankheiten, die aus Trägheit entstehen, läßt sie ihren Pferden. Aber sich auch, wie sie ihre Gesundheit und selbst ihre Schönheit erhält. Du hingegen, wenn du nach Antenil willst, so muß angespannt werden. Es ist doch um keinen Schritt weiter von Passy nach Antenil als von Antenil nach Passy.

Franklin. Madame, Sie machen mir Langeweile durch Ihr vieles Raisonniren.

Das Podagra. Wohlan, so will ich schweigen und mein Amt verwalten. Da! — noch ein Stich — und wieder einer —

Franklin. O! — o! — reden Sie lieber, ich bitte.

Das Podagra. Nein, nein, ich habe dir in dieser Nacht noch eine gewisse Anzahl von Stichen zu versetzen, die übrigen verspare ich auf morgen.

Franklin. Lieber Gott! — nun gar das Fieber! — o! — o! — Will mir denn Niemand diese Schmerzen abnehmen?

Das Podagra. Das mußt du deine Pferde fragen. Sie haben dich der Mühe zu gehen überhoben.

Franklin. Wie können Sie so grausam sein, mich um einer Lumperei willen so zu quälen?

Das Podagra. Lumperei? — ich habe eine lange Liste von allen deinen Sünden, und kann dir Rechenschaft von jedem meiner Stiche geben.

Franklin. So lassen Sie hören.

Das Podagra. Sie ist zu lang. Ich werde dir nur die Summe anzeigen.

Franklin. Ich bin ganz Ohr.

Das Podagra. Erinnere dich, wie oft du dir vorgenommen hast: morgen früh will ich im Gehölz von Boulogne oder im Garten von Muette spaziren gehen, oder doch in meinem eigenen Garten. Wenn nun der Morgen kam, da war das Wetter entweder zu kalt, oder zu warm, zu windig oder zu feucht; im Grunde warst du immer nur zu faul.

Franklin. Ich will bekennen: das ist vielleicht zehnmal im Jahre geschehen.

Das Podagra. Viel zu wenig. Hundert und sieben und neunzigmal ist es geschehen.

Franklin. Wäre es möglich?

Das Podagra. Sehr möglich, denn es ist gewiß. Du kennst die schönen Gärten der Madame B.? Du kennst die herrliche Treppe von fünfzig Stufen, die von der Terrasse in die Ebene führt? Zweimal in der Woche hast du jene liebenswürdige Familie besucht. Du selbst hast ausfindig gemacht, daß, wenn man eine Meile lang Treppen steigt, das eben so viel Bewegung gibt, als ob man zehn Meilen in einer Ebene gegangen wäre. Da hattest du nun die schönste Gelegenheit, aber hast du sie denn benutzt? Wie oft?

Franklin. Darauf kann ich gerade nicht bestimmt antworten.

Das Podagra. So will ich es thun an deiner Statt. Nicht ein einzigesmal.

Franklin. Das wäre?

Das Podagra. Auf mein Wort, nicht ein einzigesmal. Während des schönen verflossenen Sommers bist du immer um sechs Uhr hingekommen, hast die reizende Frau, die schönen Kinder und alle Hausfreunde bereit gefunden, dich auf dem Spazirgange zu begleiten und auf das angenehmste zu unterhalten. Aber was hast du denn gethan? Dich hingesetzt auf die Terasse, die schöne Aussicht gelobt, den reizenden Garten zu deinen Füßen überschaut, aber nicht ein einzigesmal diese Füße in Bewegung gesetzt, um

hinabzusteigen, herum zu wandeln. Im Gegentheil, du hast Thee und ein Schachbrett verlangt, und dich bis neun Uhr an den Stuhl geklebt, und das noch oben drein, nachdem du schon zwei Stunden nach dem Mittagsessen gespielt hattest. Wärst du dann nur noch zu Fuße heimgegangen, so möchtest du manches wieder in Ordnung gebracht haben; aber nein, der Wagen mußte vorfahren. Wie kann man bei solcher Lebensart gesund zu sein verlangen?

Franklin. Jetzt überzeuge ich mich abermals von der Richtigkeit des Sprüchleins: unserer Sünden und unserer Schulden sind immer mehr als wir glauben.

Das Podagra. Ja ja, ihr Philosophen habt immer schöne Maximen im Munde, ihr führt euch aber auf wie unwissende Schulknaben.

Franklin. Aber ist es denn ein Verbrechen, zu fahren?

Das Podagra. Für dich allerdings, denn du kannst nicht einwenden, daß du von der Arbeit des Tages ermüdet seist; du bedarfst zu deiner Erleichterung keines Wagens.

Franklin. Was soll ich denn mit meinem Wagen anfangen?

Das Podagra. Verbrenne ihn, wenn du willst, so wirst du wenigstens einmal durch ihn erwärmt werden. Oder, wenn dir das nicht ansteht — betrachte die armen Bauern in den Feldern und Weinbergen bei Antenil,

Paſſy, Chaillot u. ſ. w. Da findeſt du täglich vier oder fünf alte Männer oder Frauen, die unter der Laſt der Arbeit und Jahre ſeufzen, und nach ſaurem Tagewerk noch eine oder zwei Meilen bis zu ihrer Hütte gehen müſſen. Befiehl deinem Kutſcher, daß er ſie aufpacke und nach Hauſe bringe. Das wäre ein gutes Werk zum Heil deiner Seele, und — wenn du ſelber zu Fuße gehſt — auch zum Heil deines Körpers.

Franklin. Madame, Sie ſind in der That ſehr langweilig.

Das Podagra. Wohlan, friſch wieder an mein Handwerk. Du ſollſt wiſſen, daß ich dein Arzt bin. Da! —

Franklin. O! — o! — welch' ein verdammter Arzt!

Das Podagra. Undankbarer! wärſt du nicht ſchon längſt an der Gicht, an der Waſſerſucht, am Schlage geſtorben, wenn ich mich deiner nicht erbarmt hätte?

Franklin. Ja ja, das kann ſein, und ich bin Ihnen recht ſehr dafür verbunden; aber — wenn ich bitten darf — verlaſſen Sie mich nun für immer, denn es kommt mir vor, als wäre es beſſer zu ſterben, als ſo ſchmerzhaft geheilt zu werden. Bedenken Sie auch, daß ich Ihnen gleichfalls manche Freundſchaft erzeigt habe, indem ich es nie billigte, wenn man Sie bekämpfen wollte, es mochten Aerzte oder Charlatans ſein. Folglich, wenn Sie mich nicht verlaſſen, ſo ſind auch Sie eine Undankbare.

Das Podagra. Ich glaube nicht, daß ich dir große

Verbindlichkeiten ſchuldig bin. Ich frage den Henker nach den Charlatans! ſie können dich umbringen, aber mir nicht ſchaden. Und was die wahren Aerzte betrifft, die ſind endlich überzeugt von der Wahrheit: daß Podagra keine Krankheit iſt, ſondern ein wahres Heilmittel, und daß man ein Heilmittel nicht heilen muß. — Doch gehen wir wieder an unſere Arbeit.

Franklin. O! — haben Sie die Güte ſich zu entfernen. Ich verſpreche Ihnen treulich, daß ich künftig nicht mehr Schach ſpielen, mäßig leben und mir täglich Bewegung machen will.

Das Podagra. Ich kenne dich ſchon. Mit Verſprechungen biſt du freigebig; haſt du aber dich einige Monate lang wieder geſund gefühlt, ſo treibſt du es wieder nach dem Alten. Darum wollen wir unſere Rechnung erſt ordentlich ſchließen. Ich werde dich noch ein Weilchen bearbeiten und dann für diesmal verlaſſen. Sei aber ſicher, daß ich zu rechter Zeit mich wieder einfinden werde, denn ich bin und bleibe dir jederzeit gewogen.

Das Teſtament.

In Frankreich lebte einſt ein alter Hageſtolz, eben ſo reich als geizig, der konnte keinen einzigen Bedienten in ſeinen Dienſten behalten; denn er forderte nicht allein eine untadelhafte Treue, ſondern auch die ſeltene Gabe zu hun-

gern. Hingegen verſprach er, in der Zukunft für ſie zu ſorgen, nur wußte niemand wie? Indeſſen meldeten ſich doch, durch dieſe Hoffnung gelockt, alle herrenloſe Diener, einer nach dem andern, konnten es aber nicht aushalten, und gingen einer nach dem andern eben ſo ſchnell wieder davon.

Der Geizhals begriff endlich, daß er ſich ſelbſt werde bedienen müſſen, wenn er nicht einen andern Weg einſchlage. Er machte ein Teſtament, in welchem er demjenigen Bedienten, der ihm die Augen zudrücken würde, nicht allein eine Summe baren Geldes, ſondern auch ein Landgut verſprach. Kaum wurde bekannt, daß der Geizhals nach ſeinem Tode ſo freigebig ſein werde, als die Bedienten von allen Seiten herzuſtrömten, und ſich auch endlich einer fand, der, in Hoffnung einer beſſern Zukunft, Hunger und Durſt heldenmüthig ertrug. Ob er es lange würde ausgehalten haben? iſt zu bezweifeln, denn er war bereits ein Skelett, als, zu ſeinem Glücke, ſchon nach den erſten ſechs Monaten, der alte Geizhals ſtarb.

Die lachenden Erben eilten herbei. Die Erbſchaft war unermeßlich, dennoch fanden die Habgierigen es ſehr ärgerlich, daß dem abgezehrten Bedienten ein ſo anſehnliches Legat hinterlaſſen worden. Einer der Herren Vettern wollte das Teſtament ſehen, es wurde ihm überreicht, und als er die Worte las: Ich ſchenke und vermache demjenigen Bedienten, der mir die Augen zudrücken wird ꝛc., rief er plötzlich ſchadenfroh: »Die Schenkung iſt null und nichtig! —«

der Dinge ſchon a priori beweiſen, daß ich caeteris paribus dieſe in einem höhern Grade beſitzen muß als der Ausſchuß. Denn man ſage was man wolle, wer ſelbſt Schauſpieler iſt; wer den mit dieſem Stande unzertrennlichen Rollen-Ehrgeiz, auch wohl zuweilen Rollen-Neid beſitzt; wer Freunde oder Freundinnen, Söhne oder Töchter, Feinde oder Feindinnen unter der Geſellſchaft hat; wer endlich an die Direction nur durch das nämliche lockere Band wie ſeine übrigen Mitbrüder gebunden iſt; der kann unmöglich bey Vertheilung der Rollen eben ſo unpartheyiſch verfahren, als derjenige, der um ſeiner eigenen Ehre willen, einzig und allein den Vortheil des Ganzen vor Augen hat; der auf keine Rolle Anſpruch macht; der den erworbenen Ruhm keines Schauſpielers beneiden kann; auf dem im Gegentheil der Ruhm jeder wohlgelungenen Rolle mit zurückſtrahlt; der übrigens mit keinem von der Geſellſchaft in genauer Verbindung ſteht; und der endlich an die Direction durch weit engere Bande als irgend ein anderer gefeſſelt iſt.

Ein auffallendes Beyſpiel, daß bey der Regie des Ausſchuſſes nicht allein die Perſonen, ſondern ſogar die beſten Stücke zuweilen um der Rollen willen unterdrückt wurden, liefert Iffands treffliches Schauſpiel: Leichter Sinn. Dieſes Stück brachte Hr. Klingmann im Sommer 1797 mit aus Berlin, und länger als ein halbes Jahr nachher fand ich es, beym Antritt meines Amtes, im Staube des Archivs. Es war zurück gelegt worden, vermuthlich weil die nicht empfehlende Rolle des Miniſters von Bargen nothwendig auf

»Wie, mein Herr?" ſtammelte der erſchrockene Bediente.

»Null und nichtig!" wiederholte Jener. „Mein Oheim war einäugig, folglich habt Ihr ihm die Augen nicht zudrücken können."

Vergebens ſtellte der Bediente vor, der Wohlſelige habe unter dieſem Ausdruck nichts anders verſtanden als ſeinen Tod, folglich das Legat demjenigen zugedacht, der bis an ſeinen Tod bei ihm bleiben würde. Der Herr Vetter hingegen behauptete, der Wohlſelige habe ſehr gut gewußt, daß er einäugig ſei, und ſich folglich blos einen Spaß gemacht, indem er das Legat an eine, unmöglich zu erfüllende Bedingung gebunden.

Die Sache wurde in allem Ernſt klagbar, und die ganze Provinz intereſſirte ſich für den armen Bedienten, der natürlich den Prozeß gewann, obgleich die Erben die Unverſchämtheit ſo weit trieben, an das Parlament von Paris zu appelliren.

* * *

Folgende, gleichfalls wahre Anekdote mag zum Seitenſtück dienen. Lord F. war ein eben ſo reicher und geiziger Hageſtolz als jener Einäugige. Er lebte ſehr einſam auf dem Lande und hatte Niemanden um ſich, als einen alten franzöſiſchen Kammerdiener, der ihn ſeit fünfzig Jahren bediente, und in deſſen Armen er auch endlich ſeinen Geiſt aufgab, doch ohne ein Teſtament zu deſſen Vortheil zu hinterlaſſen.

Der nächſte Erbe, den der Verſtorbene nie hatte ſehen

wollen, war ein armer Edelmann in Schottland, dem der Kammerdiener sogleich eine Staffette sandte, mit der willkommenen Einladung, die Erbschaft in Besitz zu nehmen. Er kam mit funkelnden Augen. Der Greis legte ihm die genaueste Rechnung von den Einkünften des Gutes ab, welches er lange Zeit verwaltet hatte, und am Ende dieser Rechnung überreichte er ihm noch neunzigtausend Pfund Sterling in Banknoten, die er in der Schatulle seines seligen Herrn gefunden hatte. Er allein wußte um diesen gesammelten Schatz.

Der Erbe, ohne das mindeste Erstaunen über diese rechtschaffene Handlung zu äußern, durchlief das Taschenbuch mit gierigen Blicken, und sagte weiter nichts als: „Ist das Alles?"

Da rollten dem braven Franzosen — er hieß Furant — die Thränen über die Wangen. „Ihr sollt nicht unbelohnt bleiben," sagte der Erbe, und blätterte so lange unter den Banknoten, bis er eine von zehn Pfund fand, die gab er ihm und schickte ihn fort.

Der ehrliche Mann starb nachher zu London im Elend. Der berühmte Linguet erfuhr diese Begebenheit von dessen Arzte, machte sie öffentlich bekannt und warf dabei die Frage auf: „Worüber man am meisten erstaunen müsse? über die Redlichkeit des Bedienten? oder die Undankbarkeit des Erben?" Er meint, die Griechen und Römer hätten oft Namen verewigt, die es weit weniger verdient hätten als der Name Furant — und er hat Recht.

Der tragbare Barometer.

Vor hundert Jahren gab ein Arzt zu London, Namens Parker, eine Monatsschrift heraus, betitelt: »Neue Nachrichten von Wind und Wetter, in welchen ein tragbarer Barometer anzeigt, von welcher Seite Wind, Wolken und Regen kommen werden, und ob die Witterung heiter oder bedeckt, feucht oder trocken sein wird.« Der Verfasser erklärte zwar: er habe seine Erfahrungen noch nicht lange genug gesammelt, indessen sei er doch schon so weit gekommen, daß er einen Monat oder sechs Wochen voraus bestimmen könne, welcher Wind an jedem Tage in London wehen werde. Höchstens könne er sich unter zehnmal zweimal irren. »Denn,« fügte er hinzu, »mein Barometer lehrt mich nicht allein, wann Regen und Wind, Gewitter, Frost oder Schnee kommen werden, sondern auch wie sie entstehen, und mit der Zeit werden noch ganz andere Dinge durch dasselbe an's Tageslicht kommen.« Er ließ auch eine Beschreibung dieses wunderbaren Barometers drucken, und ein Bewohner der Gegend von London versicherte, daß, wenn man unter zehn Prophezeiungen ihm die Erfüllung von zweien erließe, die übrigen so ziemlich einträfen. Man hat aber seitdem nichts weiter davon vernommen.

Ein Wörtchen über das Trauerspiel.

Dieſes Wörtchen, aus dem wohl einmal gelegentlich ein ganzes Wort entſpringen möchte, iſt durch das Leſen einer Recenſion von Schlegel's Vergleichung der Phädra des Racine mit der des Euripides veranlaßt worden, wo denn, wie gewöhnlich, die Neuern gegen die Alten nicht blos im Schatten, ſondern in egyptiſcher Finſterniß ſtehen. Alles Zufällige, alles Willkürliche ſoll ein- für allemal aus den Trauerſpielen der Alten verbannt ſein. Unter uns, »wollte es noch Niemanden gelingen, die ewige Nothwendigkeit auszumitteln, von der durchdrungen ſich alle die einzelnen Begebenheiten zu einer innerlich verbundenen Reihe ordnen und Ein Ganzes bilden.“ Dazu iſt erforderlich, daß die Auswahl und Verknüpfung der Begebenheiten einer Idee untergeordnet werde, in dieſer Idee iſt die wahre Einheit der Tragödie zu ſuchen,“ und die Griechen hatten ſie gefunden in — dem Schickſal.

Und was iſt denn dieſes Schickſal? — Wenn wir's beim Licht beſehen, eine oft nicht minder willkürliche Verkettung der Begebenheiten, als irgend ein Neuer ſie ſich erlaubt haben mag; eine oft unbeſtreitbare Herrſchaft des Zufalls. Solche ketzeriſche Gedanken darf man wohl nicht ohne Beweis aufſtellen, und ich will ihn liefern. Da Euripides durch Herrn Schlegel und Conſorten ein wenig in Mißkredit gerathen iſt, ſo will ich dazu nicht ſeiner,

ſondern des hochgefeierten Sophocles mich bedienen. Ich wähle das erſte ſeiner Trauerſpiele, das mir in die Hände fällt: Electra.

Merkwürdig iſt, daß Sophocles gleich am Schluß der erſten Scene durch den Mund des Oreſt das Bekenntniß ablegt: »im menſchlichen Leben entſcheiden die Umſtände über die wichtigſten Begebenheiten.« Warum ließ er ihn nicht ſagen: z. E. »ſo fordert es das Schickſal?« Scheint es doch faſt, er habe ſelber nicht gewußt, daß man die Verknüpfung der Begebenheiten einer Idee unterordnen müſſe.

In der vierten Scene fragte der Chor, ob Egiſth in der Nähe ſei? und Electra antwortet: nein, er ſei nicht in Mycene, ſonſt würde ſie den Palaſt nicht haben verlaſſen dürfen. Warum Egiſth nicht in Mycene iſt? erfährt man im ganzen Stücke nicht. Er iſt zufällig abweſend, und wäre dieſer Zufall nicht eingetreten, ſo hätte auch das ganze Stück eine andere Wendung nehmen müſſen. Keine Nothwendigkeit ordnet (nach des Recenſenten Vorſchrift) ſeine Abweſenheit zu einer innerlich verbundenen Reihe der Begebenheiten, und folglich können ſie auch (nach ſeiner Anſicht) kein Ganzes bilden.

In der fünften Scene wird Clytemneſtra's Traum erzählt. Wenn wir auch dieſen Traum ſelbſt für keinen Zufall wollen gelten laſſen, ſondern als von den Göttern geſandt betrachten, ſo iſt es doch offenbar wieder ein bloßer Zufall, daß Chryſotemis ihn erfahren hat, denn er war

von der Beschaffenheit, daß Clytemnestra sich wohl hütete, ihn irgend Jemanden zu vertrauen. Aber die Griechen glaubten, wenn sie einen Unglück weissagenden Traum der Sonne erzählten, so würde dessen Erfüllung dadurch vorgebeugt. Das that denn auch Clytemnestra, und ein Jemand behorchte sie, und erzählte es ihrer Tochter wieder. Wenn das nicht willkürlich ist, was soll man denn so nennen?

Nach Clytemnestra's eigener Angabe in der ersten Scene des zweiten Aktes ist sie zu dem Morde an ihrem Gemahl blos durch das empörte Muttergefühl veranlaßt worden, da Agamemnon Iphigenien geopfert. Und warum hat er sie geopfert? — weil er einmal in Dianens Hain einen Hirsch erlegte, und dabei einige unehrerbietige Worte fallen ließ. Wäre er also nicht zufällig auf die Jagd gegangen, hätte er nicht zufällig jene Worte ausgestoßen, so lebte Iphigenie, Agamemnon lebte, und das Trauerspiel Electra konnte nicht geschrieben werden. Ich bin weit entfernt, dem Sophocles einen Vorwurf aus dieser etwas armseligen Erfindung zu machen, ich will nur zeigen, daß die Griechen, so gut wie die Neuern, zufällige Begebenheiten in ihre Trauerspiele verweben, und oft sie darauf gründen mußten.

In der ersten Scene des vierten Aktes bedient er sich gar eines Zeichens, an dem Electra den Orest erkennt. Was für ein Zeichen das gewesen, darüber sind die Ausleger verschiedener Meinung. Der Scholiast versteht darunter ein Elfenbein (!), welches die Nachkommen des Pelops

Alle an der Schulter hatten. Alſo eine Art von Muttermahl. Es war vor dreißig oder vierzig Jahren auch noch ſehr gebräuchlich unter uns, den Knoten eines Stücks durch ein Muttermahl zu löſen; eine bequeme und ſehr willkürliche Erfindung, die man aber heutzutage ſchwerlich mehr zu Markte bringen dürfte, ohne ausgelacht zu werden.

In der zweiten Scene dieſes Aktes macht der Hofmeiſter den Geſchwiſtern, die ſich wieder gefunden, die heftigſten Vorwürfe, daß ſie draußen vor der Pforte des Palaſtes ihre Geheimniſſe ſo laut abgehandelt. Alles wäre verrathen worden, wenn er es nicht zufällig bemerkt, und an der Pforte gewacht hätte. Offenbar iſt dieſe Unterredung vor dem Palaſte eine große Unwahrſcheinlichkeit, und, wenn man auch ſagen wollte, es liege im Charakter der Electra, im Glücke eben ſo unvorſichtig zu ſein, als im Unglücke, ſo mußte doch Oreſt den ganzen Erfolg ſeines gefährlichen Unternehmens nicht auf eine ſolche Spitze ſtellen. Da ſchaltet wieder keine Nothwendigkeit, ſondern bloße Willkür.

Eben dieſe Willkür iſt auch die Mutter der Unwahrſcheinlichkeit, daß keine Wache den Palaſt ſchützt, und daß ein Fremdling ganz ungehindert hineingehen, und die Königin ermorden kann.

In der vierten Scene des fünften Aktes erſcheint nun endlich Egiſth. Woher er kömmt, erfährt man nicht, eben ſo wenig, als warum er gerade jetzt kömmt? — Ein Zufall führt ihn herbei, und durch einen noch merkwürdi-

gern Zufall tritt auch er, der argwöhnische Tirann, ohne Wache auf. Sophocles brauchte ihn eben jetzt, und zwar brauchte er ihn ohne Wache. Er kann freilich antworten: das Schickſal hat es ſo gewollt, aber dann iſt das Schickſal doch wahrlich nichts anders, als ein Zufall. Ich glaube auch nicht, daß er ſo antworten würde, ſondern er würde ganz ehrlich wiederholen, was er am Ende des erſten Akts ſagte: »die Umſtände entſcheiden über die wichtigſten Begebenheiten.«

Es iſt unmöglich zu widerſprechen, daß die Beſtrafung des Egiſth ganz willkürlich vom Sophocles behandelt worden iſt. »Götter!« ruft Egiſth aus, »in welche Fallſtricke bin ich gerathen!« Man begreift aber nicht, warum er das ſagt, denn es iſt ihm kein einziger Fallſtrick gelegt worden. Freilich hat das Orakel dem Oreſt befohlen, er ſolle durch Liſt Rache an dem Schuldigen üben, und er hat auch in ſo weit gehorcht, daß er durch eine ausgeſprengte falſche Nachricht von ſeinem Tode die Mutter ſicher zu machen geſucht; um Egiſth aber hat er ſich gar nicht bekümmert. Es kommt keine Stelle im ganzen Stücke vor, welche etwa andeutete, daß er ihn herbei gelockt. Indeſſen iſt doch Egiſth bereits von der Ankunft der Boten unterrichtet, vermuthlich hat Clytemneſtra ihm die frohe Nachricht mitgetheilt; wir wollen alſo einmal annehmen, die Wirkung der Liſt des Oreſt habe ſich auch bis auf Egiſth erſtreckt, und er komme deswegen nach Hauſe — wird er denn allein kommen? und wenn er allein kommt, wird er ſich denn ſo ganz gut-

willig hinrichten lassen, wie ein Schaf, das dem Schlachter folgt? ei, dann war es ja gar nicht nöthig, List zu gebrauchen, dann hat das Orakel einen sehr überflüssigen Rath gegeben. Man urtheile selbst, hier ist ein Fragment aus der Scene:

Egisth. Götter! unter welche Menschen und in welche Fallstricke bin ich gerathen!

Hierauf witzelt Orest, er, der eben seine Mutter ermordet hat, er witzelt: merkst du nicht, du Lebendiger, daß du mit Todten redest?

Egisth (statt seine Wachen zu rufen). Weh mir! ich verstehe den Spott. Es ist wohl gar Orest, der mit mir spricht.

Orest witzelt: ein unvergleichlicher Wahrsager, allein zu spät.

Egisth (statt sich in Vertheidigungsstand gegen einen einzelnen Mann zu setzen). Ich bin verloren! ich Elender! erlaube mir nur noch einige Worte. —

Nun bittet aber Electra den Bruder, er solle ihm keinen Aufschub geben, sondern ihn sogleich erwürgen, und Orest herrscht ihm zu: fort hinein in den Palast, hier gilt's nicht Worte, sondern dein Leben.

Trotz dieser deutlichen Erklärung ruft Egisth noch immer seine Wachen nicht, sondern sagt ganz gelassen: Warum im Palaste? ist deine That löblich, warum scheut sie das Licht? warum ermordest du mich nicht öffentlich?

Orest. Kein Wort mehr! geh! auf der Stelle, wo du meinen Vater erschlugst, sollst du sterben.

Egisth (statt sein Schwert zu ziehen, stellt eine fromme Betrachtung an). So hat das Verhängniß diese Wohnung erkoren, um Zeuge des jetzigen und künftigen Unglücks der Pelopiden zu sein.

Oreſt. Des deinigen gewiß. Auf dieſe meine Weiſſagung darfſt du bauen.

Egisth. Dieſe Kunſt, deren du dich rühmeſt, haſt du von deinem Vater nicht geerbt. (Ein leeres Einſchiebſel. Man begreift nicht, warum er das in einem ſolchen Augenblicke ſagt. Oreſt kehrt ſich auch nicht daran, ſondern befiehlt ihm zu ſchweigen.) Du zauderſt zu lange, fort!

Nun ſollte man meinen, Egisth werde ſich doch endlich ermannen, aber nichts weniger, er fängt an, mit Oreſt zu komplimentiren, wer zuerſt hinein gehen ſoll. Geh voran! ſagt er.

Oreſt. Hinein! gehorche!

Und Egisth gehorcht. Warum? das erfährt man nicht. Seine Unterthanen haben ſich nicht etwa empört. Er darf nur winken, ſo iſt es um den kühnen Wagehals geſchehen. Wenn alle dieſe Unwahrſcheinlichkeiten auf Rechnung des Schickſals geſchrieben werden ſollen, welches Egisth's Kraft lähmt, und ihn zum geduldigen Opferthiere macht, nun, ſo muß man geſtehen, daß die griechiſchen Trauerſpieldichter ein weit leichteres Spiel hatten, als die Neuern; ſie durften ſich erlauben, was ſie wollten, es mochte noch ſo unwahrſcheinlich ſein, das Schickſal deckte Alles mit ſeinem weiten Mantel zu. Ganz überflüſſig waren alle die

ein Mitglied des Ausschusses fallen mußte, und weil keiner Lust hatte sie zu spielen.

Ich würde zu weitläuftig werden, wenn ich Alles anführen wollte, was ich über diesen Punct zu sagen weiß. Nur auf das Publicum will ich mich noch berufen, welches mir die Gerechtigkeit wiederfahren läßt, laut zu bekennen, daß die Rollen jetzt besser als vormals besetzt sind.

Den zweyten und dritten Punct brauch' ich wohl nicht erst zu beweisen. Die Casse hat gute Einnahmen und das Publicum ströme häufig in das Schauspielhaus, folglich ist es mit meiner Regie zufrieden, und folglich bin ich wenigstens ein eben so guter Regisseur als der Ausschuß, der, mit allen seinen gerühmten Kenntnissen von Localität und herrschendem Geschmack, es doch in vielen Jahren nicht so weit hat bringen können, als ich in 3 Monaten, und der, schon vermöge seiner Organisation, und der mit derselben nothwendig verbundenen Langsamkeit, unmöglich so gut als ein Einzelner für öftere Abwechslung und Mannichfaltigkeit Sorge tragen kann.

Ich bin stolz darauf, daß bey weitem der größte Theil der Gesellschaft mit meiner Regie zufrieden gewesen, da hingegen fast die ganze Gesellschaft ohne Ausnahme mit dem vorigen Ausschuß unzufrieden war, und dieser sogar im Auslande einen sehr gehässigen Ruf hatte, einen Ruf, der sowohl Schriftsteller als Künstler von Verdienst abschreckte, hieher zu kommen, oder ihre Arbeiten herzuschicken. Wenn ich, wie ich mir schmeichle, durch die Acquisition des Hrn. Koch mit seiner Dlle. Tochter und des

Vorbereitungen, ganz überflüssig die Warnung des Hofmeisters. Was lag daran, wenn der ganze Palast den Plan des Orest erfuhr? Egisth war ja doch einmal bestimmt, weder Hand, noch Fuß zu rühren. —

Auf gleiche Weise könnte man alle die hochgerühmten griechischen Trauerspiele zergliedern, und immer würde man finden, daß sie nichts weniger als »von einer ewigen Nothwendigkeit durchdrungen sind, welche die einzelnen Begebenheiten zu einer innerlich verbundenen Reihe ordnet, und ein Ganzes bildet," es wäre denn, daß man bei jedem Zufall, bei jeder Willkür, sich immer damit helfen wollte: das ist das Schicksal.

Wann wird doch endlich einmal die erbärmliche, blinde Bewunderung der Griechen aufhören! sie mögen für ihr Zeitalter, für ihr Volk ganz vortreffliche Dichter gewesen sein; sie mögen auch uns noch herrliche Bruchstücke liefern; aber sie uns im Ganzen als Muster aufstellen wollen — behaupten, wir hätten keine Tragödie, weil wir die griechische nicht haben — das ist lächerlich.

Ich kann mich nicht enthalten, aus derselben Electra noch einige der derbsten Schönheiten anzuführen, die zu ihrer Zeit große Wirkung gethan haben mögen, die aber unserem Gaumen, und mich dünkt mit Recht, nicht mehr behagen. Dahin gehört der Ueberredungsgrund, welchen Electra gegen ihre Schwester geltend macht, um sie zur Theilnahme an dem Morde des Egisth zu bewegen: sie werde sonst keinen Mann bekommen, sie werde unvermählt

veralten. Pſychologiſch richtig mag Electra kalkulirt haben, wenn es nur etwas zarter eingekleidet wäre. Ein Neuer dürfte ein Mädchen zu dem andern nicht ſo ſprechen laſſen. Dahin gehören die oft wiederholten, kräftigen Benennungen, durch welche Electra ihre Mutter bezeichnet, ſchändlich, ſcheußlich u. ſ. w., vor allen Dingen aber ihre wahrhaft gräßliche Freude, als ſie die Mutter, die eben ermordet wird, ſchreien hört. Der Chor ruft aus: »Ach! ich höre, was man ohne Schaudern nicht hören kann!« Die Tochter hingegen ruft — da Clytemneſtra wimmert: Wehe mir, ich bin verwundet! — O gib ihr noch Eins! wenn du kannſt! noch Eins!

Wenn dieſer ſcheußliche Zug dem griechiſchen Publikum behagt hat; welch' ein Publikum muß das geweſen ſein! — Welches Herz empört ſich nicht, wenn es eine Tochter, auch im gerechteſten Unwillen über eine verbrecheriſche Mutter, bei deren Ermordung ausrufen hört: O gib ihr noch Eins! und wenn ſie gleich darauf mit Wohlgefallen die Hand betrachtet, die noch vom Blute der Mutter trieſet. Wenn ich bei ſolchen Stellen Beifall jauchzen hörte, ſo würde ich glauben, das ganze Publikum beſtände aus einer Räuberbande.

Dahin gehört auch der Theater-Coup (denn weiter iſt es nichts), da Oreſt die bedeckte Leiche der von ihm ſelbſt ermordeten Mutter dem Egiſth vorführt, und bei deren Enthüllung keine andere Bewegung als Schadenfreude äußert. Freilich hat er geglaubt, indem er die Mut-

ter opferte, einen Spruch der Götter zu erfüllen; aber nun ist dieser Spruch erfüllet, und alle seine folgenden Aeußerungen kommen nicht mehr auf Rechnung des Werkzeugs der Götter, sondern auf Rechnung des unnatürlichen Sohnes.

So fühlen wir. Die Griechen haben anders gefühlt, und mögen zu entschuldigen sein; allein warum will man uns für Schönheiten aufdringen, was unser Innerstes empört? — Die Grăcomanen werden mich verketzern. Immerhin! ich weiß doch, daß tausende von gebildeten Menschen — unter ihnen war auch Gotter — mir gleich denken und fühlen. Gotter's Electra und Orest sollte nicht vergessen werden. Nur in solchem Gewande kann Sophocles uns noch gefallen.

Trostgründe für Jeden, der eines Plagiats sich schuldig weiß.

Schon Porphyrius hat bemerkt, daß man bisweilen in den Werken des Ephorus drei tausend Zeilen hinter einander fände, die er Wort für Wort von andern abgeschrieben. — Dergleichen literarische Diebstähle waren so gemein unter den Griechen, daß es gelehrte Spürhunde gab, die sich eine ernstliche Beschäftigung daraus machten, sie auszuspähen. Aristophanes, der Grammatiker, schrieb eine ganze Sammlung von Menander's Freibeutereien, und ein An-

derer ſogar ſechs Bücher, betitelt. tellen von Menander, die nicht von ihm ſind. Philoſtrat von Alexandrien erzeigte dem Sophocles denſelben Liebesdienſt. In einer Schrift, die Jäger benannt, wurden dem Theopomp die geraubten Federn ausgezogen. Kurz, es gibt in der Literatur keine einzige böſe Gewohnheit, von der uns nicht die Griechen Beiſpiele hinterlaſſen hätten.

Auch wir beſitzen ein Werk von Thomaſius de plagio literario. Aber müſſen es denn immer Plagiate ſein, wenn man in verſchiedenen Schriftſtellern einerlei Gedanken auf verſchiedene Weiſe ausgedrückt findet? — Les beaux esprits se rencontrent, ſagt das franzöſiſche Sprichwort; und auch davon würden wir aus dem Alterthume ſehr viele Beiſpiele anführen können, wenn wir das Buch eines gewiſſen Aretades noch beſäßen, περι συνεμπτώσεως, Begegnung der Gedanken, genannt.

In der preußiſchen Geſchichte des Herausgebers ſoll ihm auch das Unglück widerfahren ſein, einem Gedanken des Herrn Doktor Garlieb Merkel zu begegnen, weil er die Vermuthung geäußert hat, der alte preußiſche Held, Waidewut, möchte wohl nicht der Fabelwelt angehören, ſondern wirklich exiſtirt haben. Das ſoll ein gewaltiges Plagiat ſein, zumal da man den gelehrten Herrn Doktor nicht dabei citirt hatte. Das beraubte Werk iſt nämlich die Vorzeit Liefland's, ein vergeſſenes, aber einſt vom ſeligen Schlötzer als hiſtoriſcher Roman gewürdigtes Buch. In der That hat ſich der Herr Doktor darin eben

nicht als einen kritischen Geschichtsforscher gezeigt. Er bekennt, daß seine Nachrichten von Waidewut aus Kojalowicz entlehnt sind, einem Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts. Wenn ich keinen andern Gewährsmann hätte aufstellen können, so würde ich mich wohl gehütet haben, Waidewut's Existenz in Schutz zu nehmen. Meine Nachrichten beruhen auf ganz andern Zeugnissen, und darum kommt des Herrn Doktors pomphafter Vorwurf mir gerade so vor, als ob Feßler, der einen historischen Roman von Alexander dem Großen geschrieben hat, einen andern Biographen dieses Helden, der den Curtius benutzte, des Plagiats beschuldigen wollte. Mag in der schönen Literatur der Herr Doktor sich immerhin auf dem Richterstuhle brüsten, was aber die Geschichte betrifft — taceant mulieres in ecclesia.

Der Eingang zu einer Recension.

Unter den vielen, durch Albernheit merkwürdigen Recensionen im Fache der schönen Wissenschaften, die in der Jenaischen Literatur-Zeitung vorkommen, befindet sich auch eine in Nr. 173 des vorigen Jahrganges, deren Eingang für ein Muster gelten mag, mit vielen Worten eigentlich nichts zu sagen, und, einem guten Freund zu Liebe, die Begriffe dermaßen zu verwirren, daß der Teufel selber den Faden nicht herausfinden soll. Das recensirte Buch heißt: Rei-

sen aus der Fremde in die Heimath, von Ernst Wagner. Ich kenne es nicht, lasse folglich auch dessen Werth gänzlich unangefochten. Aber der Recensent ist offenbar ein Kunstjünger aus der neuesten Schule, und aus seinem Berichte erhellt, daß die Reisen aus der Fremde nicht im Geiste dieser Schule geschrieben sind, ihm also auch nicht gefallen können. Indessen sollen sie doch nun einmal gelobt werden. Wie fängt er das an?

Er steigt ganz gravitätisch herab von seiner Höhe, und läßt sich folgendergestalt vernehmen: »Der großen Lesewelt, welcher man, und zwar nicht mit Unrecht, manches Unrühmliche nachzusagen pflegt, gereicht es zur Ehre, daß sie sich mit entschiedener Vorliebe für die Romane von Ernst Wagner interessirt; und es ist dies ein erfreulicher Beweis, daß man endlich anfängt, des Abenteuerlichen und dem Empfindseligen (sic!) überdrüssig zu werden, und die Leere zu fühlen, welche das willkürliche und einseitige (?) Spiel mit Begebenheiten und Empfindungen im Gemüthe zurückläßt. Da man sich im Ganzen nicht glücklich fühlte (?), so suchte man, so zu sagen, wenigstens sich im Einzelnen glücklich zu empfinden, oder seinen unseligen Zustand über wunderliche Situationen und Ereignisse auf Augenblicke zu vergessen. Diese Scheinmittel konnten das Uebel zwar eine Zeit lang lindern, aber nicht heilen, und so mußten sie über kurz oder lang verdächtig, und dem Romandichter der Vorzug werden, der jene Leere auszufüllen im Stande war. Daß Ernst Wagner den hiezu erforderlichen

Grad von Kraft und Fülle besitzt, wird jeder inne werden, der seine Werke aufmerksam liest; vornemlich ist es Innigkeit des Gefühls und ein bei aller Weichheit der Empfindung energischer, zuweilen derber Natursinn. Was (sic!) aus ihm spricht, und gerade dieses ist dem gegenwärtigen Bedürfnisse des Publikums am angemessensten. (?) Dazu kommt, daß er sich gern in Betrachtungen über das Leben über Wissenschaft und Kunst und in Schilderungen der Natur ausbreitet, und alles Strebens zum Idealen und Höheren ungeachtet, dennoch immer in der Sphäre verweilt, wo mehr das Gefühl und der Verstand als die Fantasie sich wirksam zeigen. Auf diese Weise muß sich der Leser, der nicht sowohl eigentlichen Kunstgenuß, als mannigfaltige Erweiterung und Stärkung seiner Einsichten und Gefühle sucht, ganz befriedigt fühlen — und er kann vielleicht so am leichtesten dem höheren Grad von Bildung entgegen geführt werden, welchen das reine Wohlwollen am Schönen in der Kunst voraussetzt."

Die Lesewelt weiß kein Wort davon, daß sie sich mit entschiedener Vorliebe für die Romane des Herrn Ernst Wagner interessirt; sie erfährt es wahrlich erst vom Recensenten, und das ist auch das Einzige, was sie von ihm erfährt, denn die Saalbaderei über das Buch selbst gleicht einer grünen Donnerstags-Suppe, die bekanntlich aus neunerlei Grün dergestalt zusammengesetzt wird, daß keiner von den Gästen errathen kann, ob er etwas Spinat oder etwas Nesseln auf der Zunge hat. Die Lesewelt soll,

zu ihrer Ehre, des Empfindseligen überdrüssig sein, und um sie dafür zu entschädigen, wird ihr Herrn Wagner's Weichheit der Empfindung empfohlen, und das Abenteuerliche wird durch dessen derben Natursinn ersetzt, unter dem ich mir auch nur etwas Abenteuerliches denken kann. Wenn dieser derbe Natursinn in Gefühlen abenteuerlich ist, so möchte das weit schlimmer sein, als wenn Herr Wagner Märchen erzählte. Aber Weichheit der Empfindung und derber Natursinn sollen gerade den gegenwärtigen Bedürfnissen des Publikums am angemessensten sein, (!) und da nun der Leser Stärkung seiner Gefühle sucht, so wird er ganz befriedigt werden. Also durch Weichheit der Empfindung wird das Gefühl gestärkt. Nun trete noch Einer auf und spreche, es ließe sich nichts Neues mehr sagen. Ein Recensent in der Klemme sagt sicher viel Neues.

Bisher haben wir geglaubt, ein guter Roman müsse ein Kunstwerk sein; nun hören wir aber, daß Herr Wagner, der doch die erforderliche Kraft und Fülle besitzt, keine Kunstwerke liefert (denn es heißt ausdrücklich: Eigentlichen Kunstgenuß dürfe man nicht bei ihm suchen), daß er trotz alles Strebens zum Idealen und Höheren, doch in einer niederen Sphäre verweilt; folglich braucht ein Roman kein Kunstwerk zu sein, denn sonst würde ja der Recensent diesen nicht loben.

Ich mag den Leser nicht länger in diesem Irrgarten spaziren führen. Der Recensent hat einen Knauel von hochtö-

nenden Worten, den er abhaspelt und durch den er sich wieder heraus hilft. Man sieht, daß, wenn ein casus pro amico es erheischt, einem Recensenten kein Ding unmöglich ist, quod erat demonstrandum.

Fragen.

Ein alter Gelehrter, Barthius, hat auf der ersten Seite der Rede des Cicero gegen Vatinius, nicht weniger als siebzig Verse gefunden, und geglaubt, er würde deren wohl dreihundert gefunden haben, wenn er die Rede in dieser Absicht ganz durchlaufen hätte. Vossius hat ein ganzes Distichon im Anfang des dritten Buches des Redners ausgespäht, und Quintilian bekennt, es sei fast unmöglich, etwas Lateinisches zu schreiben, daß sich nicht unter irgend eine Gattung von Versen ordnen ließe. Warum wird es denn der deutschen Prose zum Vorwurf gemacht, wenn man bisweilen Jamben oder Alexandriner darin antrifft, die sich doch auch, im erhabenen Stil, nicht immer vermeiden lassen? —

* * *

Seneca beschreibt sehr lebhaft den Widerwillen, mit dem ein Kranker bekennt, daß er das Podagra hat. Im siebzehnten Jahrhunderte sagte ein witziger Kopf: Das Podagra gleiche den Fürstenkindern, die erst lange nach ihrer Geburt getauft würden. Warum schämt sich ein Podagrist?

oder vielmehr, warum hat er sich geschämt und thut es jetzt nicht mehr?

* * *

Vor hundertdreißig Jahren ließ ein gewisser du Roure zu Paris ein Büchlein drucken, von der Wiederherstellung der lateinischen Sprache in ihrer ganzen Reinheit, wie sie zu den Zeiten des Augustus gewesen. Er behauptet darin, das Lateinische werde an vielen Orten durch die Aussprache jämmerlich verunstaltet; man sage unter andern in der Schweiz, statt bonus vir, ponus fir, und in Baiern, statt pater, poter, statt panem, ponem. Aber sagt man denn nicht in Frankreich statt judex, schüdex? und statt discipulus, dissipülüs? — würde überhaupt ein Römer aus jenen Zeiten irgend einen unserer Gelehrten verstehen?

* * *

Als der Herzog von Montausier, Gouverneur des Dauphin, zu dessen Gebrauch die lateinischen Klassiker kommentiren ließ, empfingen die zu diesem Geschäft auserwählten Gelehrten unter andern die Anweisung: sie sollten Register machen, in welchen pünktlich angezeigt wäre, wie oft jedes Wort in dem Buche vorkomme. — Welchen Nutzen versprach sich der Herzog von dieser geisttödtenden Arbeit?

* * *

Chevreau, in seiner Weltgeschichte, behauptet, es gebe mehr als fünfzig verschiedene Arten, die Jahre der Welt

Hrn. Reose, dem Hoftheater keinen unbedeutenden Zuwachs verschafft habe; so frage man sie, ob sie gekommen seyn würden, wenn die Macht des vorigen Ausschusses noch bestanden hätte. Was meine Behauptung in Ansehung der Schriftsteller betrifft, so kann ich solche durch das Geständniß eines unserer dramatischen Lieblings-Schriftsteller belegen, welcher sagt, daß es vormals die Gewohnheit des Ausschusses gewesen, ihm fast alle seine Stücke zurück zu schicken. Freylich muß man erstaunen, wenn man hört, daß Iffands beyde treffliche Fortsetzungen von Verbrechen aus Ehrsucht, nämlich Bewußtseyn und Reue versöhnt, von dem Ausschuß ganz in der Stille zurück gelegt worden. Eben so gieng es mit einem Lieblingsstück unsers Publicums mit der Schachmaschine, die der Ausschuß verworfen hatte.

Schließlich bitte ich nur noch in Erwägung zu ziehen, wer eigentlich diejenigen sind, die mir die Kenntniß der Regie zu führen abgesprochen haben? Lauter solche, die entweder jetzt oder vormals Mitglieder des Ausschusses waren, und einige wenige andere, die in sehr genauer Verbindung mit diesen stehen, oder auch wohl künftig hoffen, Mitglieder des Ausschusses zu werden.

Natürlicherweise muß jenen zuerst genannten Herren daran liegen, so bald es möglich, eine Regie zu untergraben, mit welcher Direction, Publicum und über zwey Drittel der Schauspieler zufrieden sind, und durch welche ihre vormalige Regie etwas in Schatten gestellt wird. Schon dieser Umstand allein würde ihr Urtheil verdächtig

bis auf Christi Geburt zu zählen. Nach der ersten derselben sei Christus im Jahre der Welt 3740 geboren, und nach der letzten im Jahre 6984. Der Unterschied beläuft sich also nur auf dreitausend Jahre. Welche von diesen fünfzig Zeitrechnungen soll ein guter Christ als die wahre annehmen?

* * *

Lucan singt: — Quique bibunt tenera dulces ab arundine succos — und Statius: Et quas praecoquit Ebusita Cannas. Haben denn die Alten schon Zucker gehabt?

* * *

Im Jahre 1676 erschien zu Augsburg ein Buch: Felix Literatus, und 1680 ein anderes: Infelix Literatus. Das Erstere paßt nicht für unsere Tage; aber sollte von dem Letztern nicht eine neue Auflage zu veranstalten sein?

* * *

Es ist weit über hundert Jahre, als die Dichterin Des-Houlières eine verdrießliche Epistel schrieb (epitre chagrine), in welcher sie von den jungen Herren ihrer Zeit sagt: Sie scherzen über ihre Ausschweifungen; sie besuchen die Damen nur um zu erzählen, wie viel sie im Spiel gewonnen oder verloren haben oder um sich Rendezvous zu geben. Verliebt sich Einer zufälligerweise im Ernst, so verspotten ihn die Uebrigen und er darf es gar nicht wagen, dem schönen Geschlecht Ehrerbietung zu bezeigen. Dann beseufzt die gute Dame, daß die schöne Zeit

verſchwunden ſei, in welcher ein Nemours, ein Baſſompierre, ein Guiſe die galanten Ritter geſpielt, und wünſcht, ſie möchten wieder aufleben, um durch ihr Beiſpiel jene ehrerbietige Zärtlichkeit auf's Neue zu erwecken, die durch rohe Sitten und Hochdünkel verdrängt worden. — Sind ſie wirklich wieder aufgelebt? oder gelten die Klagen der Dichterin noch heutzutage?

* * *

Es wohnte vor alten Zeiten in Nürnberg ein berühmter Färber, Kriſel war ſein Name, für deſſen Meiſterſtück ein Tuch gehalten wurde, welches auf einer Seite ſcharlachroth, auf der andern violett gefärbt war. Welche Kunſt ſollte wohl ſchwerer ſein — die eben erwähnte? oder die, von welcher Athenäus im neunten Buche Meldung thut? Nämlich, ein Spanferkel ſo zuzubereiten, daß es auf einer Seite gekocht, auf der andern gebraten erſcheint? — Iſt es nicht bedauernswürdig, daß dieſe große, ſchöne Kunſt verloren gegangen?

* * *

Theophraſt hat irgendwo geſagt, daß, um weiſe zu ſein, man die Götter nicht fürchten müſſe. Das klingt abſcheulich, aber es klingt nur ſo. Die Alten nämlich theilten, in Anſehung der Moralität, die Menſchen in drei Klaſſen. Zu der erſten zählten ſie diejenigen, welchen es nur gelungen, manche Fehler abzulegen; zu der zweiten diejenigen, die alle ihre Laſter und Leidenſchaften bekämpft hatten aber noch immer in Gefahr ſtanden, wieder darin

zu verſinken; zu der dritten endlich die unerſchütterlichen Tugendhaften, denen weder Leidenſchaften noch Glückswechſel mehr etwas anhaben konnten. Von dieſen Letztern ſagt Seneca, daß ſie die Götter nicht mehr fürchten. Wir ſehen in unſern Tagen ſo Manchen, der die Furcht vor Gott glücklich überwunden hat; ſollten dieſe hohen Naturen lauter Weiſe ſein?

* * *

In England erſchien einmal ein Buch, betitelt: An Enquiry into the life and Writings of Homer (Forſchungen über Homer's Leben und Werke), in welchem der Verfaſſer, Blackwell, die Frage aufwirft: Wie es doch zugeht, daß ſeit zweitauſend ſiebenhundert Jahren, nämlich ſeit der Zeit, in welcher Homer ſchrieb, ihm noch Niemand gleich gekommen? und daß auch vor dieſer Zeit, ſo viel wir wiſſen, ihn Niemand übertroffen? — Dieſe Art von Wunder ſchreibt er dem Zuſammentreffen verſchiedener Umſtände zu, denen wir, nach ſeiner Meinung, Homer's Gedichte verdanken: dem Klima, dem Zeitraume, in welchem er lebte, den damaligen Sitten und Gewohnheiten, der Religion, der Erziehung des Dichters, ſeinen Reiſen, ſeinem Genie. — Mich dünkt, indem Blackwell das Letztere nannte, hätte er ſich die Aufzählung aller übrigen Umſtände ſo ziemlich erſparen können. Doch einen merkwürdigen Umſtand hat er ganz vergeſſen. Homer ſpricht in ſeiner Odyſſee Lib. IX. v. 196 u. f. von einem berühmten thraciſchen Weine, der ſo ſtark war, daß man zwanzigmal

so viel Wasser dazu mischen konnte. Ein römischer Konsul machte die Erfahrung an Ort und Stelle, behauptete aber, man könne achtzigmal so viel Wasser beimischen. (Plinius.) Folglich gossen andere Leute dreimal mehr Wasser in ihren Wein als Homer. Ist es denn ein Wunder, daß er dreimal begeisterter war?

* * *

Baron Pöllnitz, der in seinen Briefen und Memoiren Haag das erste Dorf in Europa nennt, gibt folgende Beschreibung von den Holländern: Sie tragen ihre Hemden vierzehn Tage lang unter einem fetten, ekelhaften Kamisol von Wolle, — sie bedienen sich gewöhnlich keiner andern Gabeln als ihrer Finger, mit welchen sie den Salat aus dem Weinessig fischen u. s. w. — Wenn diese Beschreibung wahr ist, wie sind denn die Holländer zu dem Rufe übergroßer Reinlichkeit gelangt?

Vergessene Wunderdinge.

1.

Im Jahre 1644 wurde ein gewisser Isak Heinrich Stiphont zu Harlem von einer bisweilen verrückten Mutter geboren. Schon in seiner Kindheit ließen seine Melancholie und seine oft sehr seltsamen Reden und Handlungen vermuthen, daß er eben so verrückt werden würde, als seine Mutter. Auch hatte er eine Schwester, die es bereits ge-

worden war. Indessen lernte er ein Handwerk, verheirathete sich im zwanzigsten Jahre, und, ob er gleich bisweilen tolle Streiche machte, so arbeitete er doch stets, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, bis er im Winter des Jahres 1684 mit seinem Schwager in Streit gerieth, und in der Hitze des Faustkampfs ihm ein Bein zerbrach. Die Furcht, in die Hände der Justiz zu fallen, verursachte ihm einen solchen Schrecken, daß er ganz wahnsinnig wurde. Man mußte ihn in's Tollhaus bringen. Nach sechs oder sieben Monaten fiel es ihm ein, zu behaupten, er sei der Herr Christus, darum wolle er auch vierzig Tage und vierzig Nächte fasten. Und diesen Vorsatz führte er wirklich aus. Am 6. Dezember 1684 fing er an zu fasten und hungerte bis zum 15. Januar 1685. Nur Tabak rauchte er wie gewöhnlich und trank etwas Wasser, doch das letztere mehr, um sich den Mund zu spülen als um zu trinken. Uebrigens nahm er durchaus weder Speise noch Trank zu sich, und litt auch nicht, daß man ihm etwas Fleischbrühe oder Branntwein in das Wasser mischte, denn er merkte es augenblicklich und schleuderte den Becher mit Abscheu von sich. Vergebens suchte man durch Drohungen oder gute Worte ihn zum Essen zu bewegen, vergebens ließ man ihm sogar einen Engel erscheinen, der im Namen Gottes ihm zu essen befehlen mußte. Er beharrte darauf, es sei der Wille des himmlischen Vaters, daß er fasten solle. Man untersuchte seine Kleider auf das genaueste, so wie jeden Winkel seines Kerkers, aber nie fand man versteckte Nahrungs-

mittel. Auch war es unmöglich, daß ihm etwa in der Nacht Jemand etwas zustecken konnte. Es war also kein Betrug dahinter, auch hörte jede Ausleerung schon in den ersten Tagen bei ihm auf. Und doch befand er sich, während der vierzig Tage seiner Fasten, immer ziemlich wohl, und schien am Ende fast nichts weder von seiner Wohlbeleibtheit, noch von seinen Kräften verloren zu haben.

Als die Zeit abgelaufen war, forderte er zu essen. Man fürchtete, sein entwöhnter Magen werde nicht mehr verdauen, und wollte ihm zuvor Arzenei geben, um alles Zusammengeschrumpfte wieder zu öffnen; allein er nahm sie durchaus nicht, sondern versicherte, der himmlische Vater habe ihm befohlen, zuerst eine Wassersuppe mit Mehl von türkischem Korn zu essen (eine Gattung von Suppe, die, wenn sie kalt geworden, man in Stücken schneiden kann), und zwar sollte seine Frau sie zubereiten. Es geschah. Man führte ihn in ein anderes Zimmer, wo viele Zuschauer sich versammelt hatten. Er sprach ein langes verrücktes Gebet, dann aß und trank er mit vielem Appetit. Aus Furcht, er möchte sich schaden, nahm man ihm die Schüssel weg. Das empfand er sehr übel, ergab sich nur der Gewalt, und sprach viel tolles Zeug.

Am andern Morgen hatte er starke Leibschmerzen, die ihm manchen Schrei auspreßten; vergebens machte er verschiedene Versuche zu Stuhle zu gehen. Indessen aß er doch wieder an diesem Tage. Es währte einige Zeit, ehe die Absonderungen seines Körpers wieder in Ordnung kamen,

rührt, der sich dieselbe mit, ich weiß nicht welcher, Feuchtigkeit gerieben hatte. Schade, daß dies Geheimniß nicht bekannt geworden. Es wäre sehr bequem für Jeden, der nicht gern Arznei nehmen mag.

3.

Im Herbst 1684 regnete es bei Rochefort Morgens um neun Uhr eine Viertelstunde. Dann trieb der Wind die Wolken in ein Thal, und plötzlich erschien das herrlichste Schauspiel, ein Regenbogen von ganz neuer Gattung. Er war nicht zur Erde gekrümmt, wie gewöhnlich, noch aufwärts gerichtet, wie bisweilen, sondern er bestand aus langen Wolkensäulen, deren erste grün, die zweite roth, die dritte orangenfarbig und die vierte blau war, also ganz gegen die gewöhnliche Ordnung, in der die Farben sich zeigen. Die Säulen waren ganz transparent, so daß man Wälder, Hügel und Schlösser dahinter sehen konnte. Zuerst verschwanden die rothen und orangenfarbenen. Dieser perpendiculäre Regenbogen, der kein Bogen war und wohl eine halbe Viertelstunde anhielt, muß wohl eine große Seltenheit sein, denn ich wüßte nicht, daß man, seit einhundert sechsundzwanzig Jahren, die seitdem verflossen sind, dergleichen wieder gesehen hätte. Siebzehn Jahre früher, 1667, beschrieb ein gewisser Pater Pardies in den Pariser Journalen einen verkehrten Regenbogen, der die Schenkel aufwärts richtete.

Charaden.

(Die über jeder Charade ſtehenden Zahlen bedeuten die Anzahl der Silben, z. B.: 1 — 2 bedeutet, daß das Erſte einſilbig, das letzte zweiſilbig, das Ganze alſo dreiſilbig iſt.)

1 — 2.

1. Mein Erſtes wird für koſtbar geachtet und dennoch täglich verſchwendet. Man nennt es theuer, es wird aber ſehr wohlfeil verkauft. Mein Zweites trägt, wie mancher Dichter, eine Gattung von Waffen, die vormals der Tod beſaß, die ihm aber genommen worden. Mein Ganzes liebt mein Erſtes ſehr, und iſt ſchon zufrieden, wenn es nur ein wenig davon bekommt. Aber trotz der täglichen Verſchwendung meines Erſten, gibt man meinem Ganzen doch nur in der Noth etwas davon. Dafür wird es durch Menſchen gerächt, die ſeinen Namen zu führen pflegen.

1 — 2.

2. Ein Mädchen kann mein Erſtes, mein Zweites und mein Ganzes zugleich ſein, aber mein Erſtes nur bis zum Traualtar, mein Zweites nur bis zur Hochzeit und mein Ganzes nur einen Tag.

1 — 1.

3. Die Leute wollen von einer Begebenheit, außer dem Warum, immer auch mein Erſtes wiſſen, beſon-

ders wenn mein Zweites, welches die Nachricht lieferte, von Wichtigkeit ist. Die merkwürdigste Begebenheit hat mein ehrwürdiges Ganzes prophezeiht, und die Prophezeiung ist eingetroffen.

2 — 1.

4. Wenn mein Zweites im Plurali den Mann verführt, sich einem Mädchen als mein Erstes hinzugeben, so muß er nicht selten mein Ganzes ertragen.

1 — 2.

5. Wenn mein Erstes eine Beleidigung empfängt, so ist oft mein Ganzes die Rache derselben. Eine Schmeichelei hingegen ist meinem Ersten süß, wie mein Zweites.

1 — 1.

6. So lange mein Zweites mein Erstes ist, wird es von Unkundigen bisweilen für mein Ganzes gehalten. Mein Zweites ist auch wirklich einmal mein Ganzes gewesen, kann es aber nie wieder werden. Mein Erstes ist für mein Ganzes sehr wünschenswerth, denn wenn mein Ganzes nicht mehr mein Erstes ist, so wird es schwerlich mein Zweites werden. Viele wünschen mein Zweites zu besitzen, viele wünschen es auch los zu werden. Mein Erstes ist sehr vergänglich, obgleich mein Zweites und mein Ganzes alle Mühe anwenden, um es zu erhalten.

machen, wenn auch nicht sonst schon die Evidenz überall für mich stritte.

Ob ich nun gleich überzeugt bin, mich über alles hinlänglich gerechtfertigt zu haben; so kann und mag ich doch nicht verhehlen, daß die nichtsbedeutenden, bey den Haaren herbeygezogenen, oft sogar auf eine unartige Weise ausgedrückten Klagen, meinem Herzen wehe gethan, und meinen Stolz empört haben. Ich trage das Bewußtseyn in mir, daß die Regie eines Theaters, und sey es das Erste in der Welt, meinem erworbenen Rufe nichts hinzusetzen kann; daß folglich nicht mein Ehrgeiz, sondern nur der Enthusiasmus für die Kunst mir diesen Posten angenehm machen konnte. Da nun aber so manche Mitglieder der hiesigen Bühne diesen Enthusiasmus nicht mit mir theilen; da sie Egoismus an dessen Stelle setzen; Alles, was ich zum Besten des Ganzen unternehme, schief beurtheilen, und meine Ruhe auf so mancherley Weise stören; so ergeht an eine k. k. Oberste Theater-Hof-Direction meine gehorsamste Bitte, mich von den Pflichten eines Regisseurs von nun an gänzlich zu entbinden.

Uebrigens lebe ich der gerechten Hoffnung, daß, wegen der gegen mich ausgestreuten und nunmehr als falsch erwiesenen Verläumdungen, die Direction mir eine angemessene Genugthuung nicht versagen werde.

---

1 — 1.

7. O du mein Erſtes! wenn wirſt du wieder kommen in einem beſſern Ganzen verſehen? — O du mein Zweites! füge dich in mein Erſtes, um mein Ganzes zu ertragen! —

2 — 2.

8. Wenn der Soldat ſein Schwert vor meinem Zweiten bewahrt, ſo wird er mit Recht zu meinem Erſten gezählt, und verdient blos eine Schöne, auf deren Lippen er mein Ganzes findet.

1 — 2.

9. Hätte mein Erſtes im Paradieſe die Schlange betaſten dürfen, ſo würde es die Eva gewiß vor meinem Zweiten gewarnt haben, und es wäre dann nicht nöthig geweſen mit Hilfe meines Ganzen, ſo viel Geſchwätz über die Erbſünde zu machen.

2 — 1.

10. Es gibt nur wenige Menſchen, die berechtigt ſind, mein Zweites zuerſt auf den armen Teufel zu werfen, der wider Willen nach meinem Ganzen wandert, um eine Beute meines Erſten zu werden.

1 — 1.

11. Im Zweiten findet der Menſch in Gefahren das Erſte und wird ſich ſelbſt das Ganze.

1 — 1.

12. Ein Mädchen, das keine Eltern mehr hatte, sondern unter der Obhut eines ehrbaren Oheims ſtand, heirathete einen Schiffer, der eine Reiſe nach China machte, als ſeine Frau eben im Kindbette lag. Er kam zurück, ging zu meinem Zweiten und fand ſeine Frau abermals im Kindbette. Voll Verwunderung bediente er ſich meines Erſten, und fragte mein Ganzes: wie geht das zu?

(Die Auflöſung im nächſten Bande.)

Inhalt.

	Seite
Der Maulwurf	11
Ermahnungsschreiben der Buchstaben des Alphabets an die arabischen Ziffern	14
Der Maler Protogenes	18
Das Erdbeben	22
Vertheidigung des Negersklavenhandels	23
Schwänke	25
Bemerkung	26
Eine bedenkliche Frage	27
Die Helmstädter Theologen vor hundert Jahren	28
Die Einsiedlerinnen	30
Die Liebesgeschichte der Mademoiselle de Montpensier und des Herrn von Lauzan	33
Milton's Gestalt	40
Anekdoten von Gelehrten	41
Einige Züge aus der spanischen Revolutions-Geschichte	53
Das wunderliche Testament	58
Herzbrechende Klagen, an meinen alten Schlafrock gerichtet	60
Das Mitleid	65
Der Unerträgliche	66
Das Leben eines Fiacre	68
Voltaire's Meinung über Regierungsformen	70
Fromme Wünsche	72
Die chinesische Literatur-Polizei	76
Eine Probe aus der chinesischen Geographie	79
Die redenden Taschen	80
Sendschreiben eines Garkochs in Krähwinkel an einen Restaurateur in Berlin	104

	Seite
Sisyphus	135
Der Zettel in den Tuilerien	139
Geographische Beschreibung des Reiches der Dichtkunst	149
Die Zusammenkunft zweier Könige	153
Unhöfliche Sprödigkeit	156
Ein Gedanke Machiavell's	157
Gewohnheit	159
Gespräch zwischen einem Engländer und einem Franzosen über die Seemacht beider Nationen	163
Dummheit und Narrheit	176
Die Moral der Welt	179
Die Romane	182
Kleine Gallerie von Albernheiten	185
Die verschiedenen Ansichten	189
Zweifache Reise nach Amerika der beiden russischen Seeoffiziere Chrostoff und Dawidoff	214
Der Selbstbeschauer	230
Gespräch zwischen Franklin und dem Podagra	244
Das Testament	250
Der tragbare Barometer	257
Ein Wörtchen über das Trauerspiel	258
Trostgründe für Jeden, der eines Plagiats sich schuldig weiß	267
Der Eingang zu einer Recension	269
Fragen	273
Vergessene Wunderdinge	278
Charaden	283

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Ac. 2 391

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Neununddreißigster Band.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Die Grille,

oder:

Neue kleine Schriften

von

August von Kotzebue.

Zweiter Theil.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Nachtrag
zu meiner Vertheidigung.

Herr Stephanie *)

hat geklagt — doch nein, nicht geklagt, sondern blos Gift gegen mich ausgespieen. Wenn ich es eben so machte, so würde ich mich ihm gleich stellen, und dafür behüte mich der Himmel! — Ich werde also nur ganz trocken diejenigen Dinge berühren, die er als von mir erlittene Kränkungen, oder als gesetzwidrige Zumuthungen anführt, und es übrigens ruhig der Gerechtigkeit der Direction überlassen, mir wegen seiner elenden Impertinenzen und pöbelhaften Ausfälle Genugthuung zu geben.

Er sagt Erstens: „ich hätte vermuthet, daß Er „Herrn Klingmanns Vertheidigungsschrift auf„gesetzt habe“ **).

Allerdings habe ich das vermuthet, denn es herrschte in jener Schrift ein gewisser hämischer Ton, den ich nicht Herrn Klingmann, wohl aber einem Manne zutrauen konnte,

---

*) Er war Krankheitshalber nicht gegenwärtig, und sandte seine Klage schriftlich ein.

**) Dieß bezieht sich auf eine schon vor längerer Zeit vorgefallene tracasserie, zu welcher man Herr Klingmann angehetzt hatte, und über die Herr v. K. sich beschweren zu müssen glaubte. Da aber Herr Klingmann, sich selbst überlassen, würklich ein recht guter Mann seyn soll, so hat er bald eingesehn, daß man ihn irre geleitet, und die Sache ist beygelegt worden.

Die Grille.

Der Hofmann.

Freilich sind die meisten Menschen Sklaven, aber doch nur ihrer eigenen Leidenschaften und Thorheiten, der Höfling ist ein Sklave fremder Launen. Er genießt sein Brot (oder Konfekt) zwar nicht im Schweiße des Angesichts, und doch ist es das sauerste, das auf Erden genossen wird; seine Kunst eine der schwersten.

Man sollte glauben, nur ein alter, vollendeter Hofmann könne die Regeln dieser Kunst lehren, und eben weil Verstellung eines ihrer Haupterfordernisse jederzeit gewesen, so könne auch kein Ungeweihter mit Kenntniß davon sprechen. Aber ein Spanier, Balthasar Gracian, hat das Gegentheil bewiesen, obgleich der Hof, an dem er lebte, nur ein Jesuiterkollegium in Catalonien war. Durch ein tiefes Studium der menschlichen Schwachheiten und der Art, wie sie am besten zu gängeln sind, haben bekanntlich die Jesuiten ihre einst furchtbare Macht gegründet; sie mußten folglich vor allen Dingen auch Höflinge sein, und es ist weniger zu verwundern, daß Gracian sich diese Kunst zu eigen gemacht, als daß er ihre Geheimnisse ausschwatzen durfte. Es sind nun fast zweihundert Jahre, als er es that, und sein Buch, heute wieder an's Licht gezogen, gleicht dem unverwesten Körper eines Großvaters, in dem der Enkel noch vollkommen die Familienähnlichkeit erkennt. Man wirft dem Verfasser Dunkelheit vor, und als Ame-

lot de la Hauſſaye, ein bekannter Schriftſteller unter Ludwig XIV., den Hofmann überſetzte, ſagte eine damalige Literatur-Zeitung: das Original ſei dunkel, und die Ueberſetzung finſter.

Aber Amelot bewies wenigſtens ſchon in ſeiner Zueignungsſchrift an den König, daß er einen echten Beruf hatte, das Original nicht allein zu überſetzen, ſondern auch mit Noten zu verſehen, denn es iſt nicht möglich, feiner und gröber zugleich einem Könige zu ſchmeicheln, als er in dieſer merkwürdigen Dedication.

Sire, ſagte er, ich zittere, wenn ich bedenke, was Sie ſind, und was ich bin. Nie würde ich gewagt haben, vor Ihnen zu erſcheinen, wenn nicht ein ſo geſchickter Hofmann, als Gracian, mich bei Ihnen einführte. — Hätte er noch zwanzig Jahre gelebt, und wäre Zeuge Ihrer Eroberungen geweſen, er würde nicht behauptet haben, daß ſeine Mutterſprache die allgemeine, und ein Schlüſſel der Welt zu nennen ſei. — Ich ſchweige von dieſen Eroberungen, die ſelbſt Augenzeugen beſſer bewundern, als erzählen können. Sie ſind der Achill von Europa, und ganz Europa iſt Ihr Homer. Sie ſind der Mann des Ruhmes. In den Krieg ziehen, heißt bei Ihnen zu Triumphen ausziehen. — In vierzig Jahren Ihrer Regierung haben Sie mehr gethan, als vierzig Könige, und Ihre Nachkommen werden einſt ſprechen wie Philipp II. bei Erblickung des Bildniſſes Ferdinand des Katholiſchen: Dieſem verdanken wir Alles! — Aber Sire, werden dieſe Nachkommen auch Ihr Andenken *lieben* können? — Die Unmöglichkeit, Sie nachzuah-

men, wird vielleicht mehr Neid, als Dank erwecken, weil die Unterthanen von ihnen begehren werden, sie sollen Ludwig dem Großen gleichen. — Wenn es jemals einen Meisterkönig gab, das heißt einen solchen, dessen Eigenschaften unter hundert andere vertheilt, aus Jedem einen großen Mann gemacht hätten, so bekennt Europa, daß Sie es sind. — Ein Fürst geboren werden, sagt Tacitus, ist nur ein Geschenk des Glücks, aber ein geborner König sein, und es zu sein wie Sie, das heißt sich selbst zum Könige erheben, das ist das non plus ultra des Königthums. — Viele Fürsten sind groß gewesen, weil sie glücklich waren, aber Sie sind glücklich, weil Sie groß sind. — Als ganz Europa sich gegen Sie verschwor, um den Strom Ihrer Eroberungen aufzuhalten, da verloren Sie keine Zeit damit, den gordischen Knoten zu lösen, sondern Sie hieben ihn entzwei, Sie vernichteten durch Einen Wink des Kopfes, durch Einen Streich des Schwertes die lange gebrütete Tücke der Feinde Frankreichs. — Oft haben Sie diesen Feinden gezeigt, daß Sie mit dem Muthe Alexander's und Cäsar's auch deren Schnelligkeit verbinden. Selbst mitten im Winter haben Sie oft Provinzen erobert, ehe man noch wußte, daß Sie in's Feld gerückt waren. — (Sogar Ludwig's schändliche Intoleranz zu loben, schämt sich der Schmeichler nicht; ein neuer Beweis, daß ein Machthaber, so lange er lebt, immer feile, niederträchtige Schriftsteller findet, die auch seine schlechtesten Handlungen preisen.) Sire, fährt Amelot fort, Sie haben die Hugenotten gedemüthigt, oder vielmehr vernichtet, aber nicht durch ge-

waltsames Aderlassen, wie vormals Karl IX., sondern durch eine lange Hungerkur, die ihnen nicht allein alles Fett, sondern auch alle Kräfte entzog. Sie haben diese Ketzer von allen Aemtern und Ehrenstellen ausgeschlossen, und sich dadurch eben so gut, als gerecht bewiesen. (!) — Wenn es schon schwer ist, Ihren Ruhm theilweise zu verkünden, um wie viel schwerer wird es sein, Ihre Geschichte zu schreiben, einen Universal-Fürsten darzustellen, ein Groß-Ganzes (ein Grand-tout). — Wenn jemals die Monarchie unter einem Ihrer Nachfolger sich zum Untergange neigte, so würde man nur Sie bedauern, nur Sie zurück wünschen, weil Sie der Einzige wären, der sie wieder herstellen könnte. — (Man sieht, die Schmeichler sind falsche Propheten.) — Viele Fürsten hat die Geschichte verewigt, aber keinen, der immer groß, und in Allem groß gewesen wäre. — (Einen solchen wird es auch wohl nie auf der Welt geben.) — Salomo war zuletzt nicht, was er anfangs gewesen. Augustus fing schlecht an, und endete gut, Tiber umgekehrt; Nero begann wie ein Phönix, und endete wie ein Basilisk. Viele haben ihre ersten Jahre mit Lorbeern, ihre letzten mit den Blumen der Wollust gekrönt. Nur unter Ihrer Regierung, Sire, ist Alles schön und majestätisch, von gleicher Kraft und Fülle, und Sie können sagen wie Alfons, der König von Neapel und Arragonien, daß Sie keinen Tag Ihres Lebens übel angewendet. —

Es ekelt mir, diesem elenden Schmeichler länger nachzuschreiben, aber lächeln muß ich, wenn ich an die Verzweiflung denke, die manchen heutigen Schmeichler ergrei-

fen wird, wenn er ſieht, daß ſchon vor mehr als hundert Jahren Alles in dieſer Kunſt erſchöpft worden, und es unmöglich iſt, noch etwas Neues hervorzubringen.

Amelot hat Gracian's Maximen mit Noten begleitet, die größtentheils aus den übrigen, nicht minder ſchlauen Schriften dieſes Jeſuiten geſchöpft ſind. Viele Gemeinſprüche laufen freilich mit unter; aber ein Auszug aus dem Ganzen verdient in der That das Breviarium der Höflinge zu bleiben, und gewährt ſicher auch jedem Leſer Genuß, dem tiefe Blicke in das menſchliche Herz erfreuen.

1. Man bedarf jetzt mehr Eigenſchaften, um Einen Weiſen zu bilden, als vormals deren ſieben, und es iſt in unſern Tagen mehr Geſchicklichkeit vonnöthen, um mit Einem Menſchen zu unterhandeln, als vormals mit einem ganzen Volke. (Ein Satz, aus dem vielleicht Herr Merkel einen neuen, aber ſehr zweideutigen Beweis ziehen würde, daß die Menſchheit fortſchreitet.)

2. Schweigen iſt das Heiligthum der Klugheit. Es birgt nicht blos Geheimniſſe, ſondern auch Fehler.

3. Der Kluge zieht abhängige Menſchen den Dankbaren vor. Hoffen laſſen, iſt ſchlau, auf Erkenntlichkeit lauern, einfältig; denn dieſe vergißt, Hoffnung erinnert. Wer getrunken hat, kehrt dem Brunnen den Rücken. Mit der Abhängigkeit ſchwindet auch die Dankbarkeit. Darum muß man ſich den Fürſten immer nothwendig machen.

4. Alle Ueberlegenheit iſt gehäſſig, aber die eines Unterthanen über ſeinen Fürſten thöricht oder Unglück bringend. Der Schlaue birgt ſeine Vorzüge wie ein Frauenzim-

mer die Schönheit unter einem Negligee. Man mag wohl Andern manche Ueberlegenheit einräumen, nur nicht die des Geistes, am wenigsten mögen das Fürsten. Eine solche ihnen zeigen, ist ein Staatsverbrechen. Ein Höfling, der eines Tages Philipp dem Zweiten mehrere Schachpartien abgewann, kam betrübt nach Hause, und sagte zu seinen Kindern: es ist aus mit uns! der König weiß, daß ich besser Schach spiele als er. — Man muß nie Rath ertheilen, sondern nur gleichsam an das Vergessene erinnern.

5. Von ferne stehen ist bisweilen gut. Man hegt von Abwesenden immer eine höhere Meinung, als von Gegenwärtigen.

6. Es gibt gewisse behagliche Menschen, die überall beliebt sind. Was sie dazu macht, lernt sich nicht aus Büchern oder in Schulen. Sie wissen Alles, was in der Welt vorgeht, kennen alle Gebräuche, und beobachten sie; merken sich die schönsten Stellen aus Büchern, das Wichtigste aus den Zeitungen, das Pikanteste aus Satyren. Sie erzählen Anekdoten aus der galanten Welt, bringen bald ein Epigramm, bald den Spruch eines Weisen an, und schonen immer dabei derer, mit welchen sie sich unterhalten. Was beleidigen könnte, verschweigen sie, und wenn ein Dritter tadelt, so entschuldigen sie. Wer diese Kunst besitzt, dem nutzt sie mehr, als wenn er Meister der sieben freien Künste wäre.

7. Stelle dich bisweilen, als wüßtest du nichts, um Andern das Vergnügen zu gönnen, dich zu unterrichten.

Viele finden darin ein göttliches Vergnügen, und lieben den, der es ihnen verschafft.

8. Hast du Fehler, so mache es wie Julius Cäsar: bedecke den Kahlkopf mit Lorbeern.

9. Das Unglück ist gewöhnlich ein Kind der Thorheit. Suche die Glücklichen, um sie zu nutzen, meide die Unglücklichen. Die größte Kunst im Piquetspiel ist das Wegwerfen, die kleinste Karte im Trumpf gilt mehr, als die höchste in einer andern Farbe.

10. Rede wie das Volk, aber denke wie die Weisen im Volke. Der Weise vermeidet eben so sehr zu widersprechen, als widersprochen zu werden.

11. Sanftmuth schließt den Muth nicht aus. Honig trägt die Biene, aber auch einen Stachel zur Vertheidigung.

12. Lerne warten. Philipp II. sagte: Die Zeit und ich, wir sind so gut als zwei andere. Die Zeit mit ihrer Spindel bringt größere Dinge hervor, als Herkules mit seiner Keule. Der weise Bias pflegte zu sagen: Jupiter würde längst schon keine Blitze mehr haben, wenn er nicht Geduld hätte. Wer sich selbst beherrschen kann, wird bald auch andere beherrschen. Bedenke lange, thue schnell. Das kostbarste Metall reift am langsamsten.

13. Wer durch die Pforte des Vergnügens in den Tempel des Glücks steigt, der geht gewöhnlich durch die Pforte des Kummers wieder hinaus.

14. Es ist ein gewaltiger Vortheil, der Erste zu sein, der in einer Sache sich auszeichnet. Das ist die Vorhand im Spiel; man gewinnt, ohne bessere Karten zu haben, als

der folgende. Mancher wäre ein Phönix in seiner Art geworden, wenn nicht schon andere vor ihm gewesen wären. Oft ist der Ruhm ein Majorat, das nur die ältesten Söhne erben.

15. Erspare dir allen Verdruß. Diese Regel ist die Hebamme der Zufriedenheit. Es gibt Menschen, die täglich ein wenig Verdruß haben müssen, wie Mithridat ein wenig Gift. Hast du zu wählen zwischen dem Vergnügen eines Andern oder deinem eigenen Mißvergnügen, laß Jenen sich kümmern. Thue auch nie etwas dir Unangenehmes einem Rathgeber zu gefallen.

16. Lerne mit guter Manier abschlagen. Von Manchen hört man lieber ein Nein, als von Andern ein Ja, weil ein höfliches Nein mehr vergnügt, als ein brummisches Ja. Es gibt Leute, die immer ein Nein auf der Zunge haben, und doch wohl hinterher alles zugestehen; aber dann weiß man es ihnen keinen Dank mehr, weil das ungewürzte Nein schon erbittert hat. Man muß auch nicht mit dem Nein so gerade in's Haus fallen, sondern es langsam zu verschlucken geben, immer noch einige Hoffnung durchschimmern lassen, und immer mit Höflichkeit die Leere ausfüllen. Ja und Nein sind ein paar kurze Worte, doch ehe man sie ausspricht, sollte man lange darüber nachdenken.

17. Bleibe dir immer gleich. Manche sind heute nie das, was sie gestern gewesen, haben täglich eine andere Meinung, einen andern Willen, ein anderes Benehmen. Das ziemt der Klugheit nicht. Ein Höfling muß keine Lau-

der eben von Leipzig kam, und daſelbſt ſehr angelegentlich Zwölf Exemplare eines gegen mich erſchienenen Pasquills *) in der Kleefeldiſchen Handlung gekauft hatte, vermuthlich um ſie hier an zwölf Perſonen zu vertheilen **). Wer ſich nicht ſchämt, auf dieſe Weiſe, ſeinen Haß und ſeine Schadenfreude zu äußern, der iſt wohl auch im Stande eine ſolche Schrift zu verfertigen; wenigſtens kann man ihn durch eine ſolche Vermuthung unmöglich beleidigen.

Zweytens: „Er habe in drey Wochen und 4 „Tagen zwey neue Rollen liefern müſſen“ nämlich vom 10ten bis 16ten Auguſt den Ritter Cuno, und vom 16ten Auguſt bis 4ten September den General in der Tochter der Natur.

Alles das iſt wahr, aber verdreht. Zu ſeiner erſten Rolle nämlich, im Tag der Erlöſung, welcher bekanntlich am 1ſten Auguſt gegeben werden ſollte, hernach aber bis zum 10ten auf Herrn Zieglers Bitte verſchoben wurde, iſt Herr Stephanie vom 1ſten July an 4 Wochen und 3 Tage Zeit gelaſſen worden. Hat er dieſe Zeit ſelbſt, durch ſeine Luſtreiſe abgekürzt, ſo iſt das nicht meine Schuld.

Zu der zweyten Rolle des Ritter Cuno, die er noch überdieß aus Gefälligkeit ſpielte, und zu deren Uebernahme

---

*) Ritter Neidharts Reiſen u. ſ. w.

**) Wegen dieſer hier vom Herrn v. K. geäußerten Vermuthung hat Stephanie ſich unterſtanden, noch kurz vor der Abreiſe des Hrn. v. K. einen Injurien-Proceß anhängig machen zu wollen, iſt aber, wie billig, abgewieſen worden.

nen haben. Nur wenn die Gestalt der Dinge um ihn her sich wandelt, verwandelt er sich mit.

18. Unentschlossenheit ist schlimmer, als schiefe Thätigkeit. Tacitus sagt: es gibt Dinge, die keinen Aufschub leiden, und wo Verwegenheit besser ist, als guter Rath. Man darf nicht zaudern, wenn man voraussieht, daß nur das Geschehene gerühmt werden wird. Stehendes Wasser verdirbt. Manche thun nie etwas, ohne von andern dazu gestoßen zu sein.

19. Geistreiche Menschen finden sich schnell in das Mißlingende. Durch eine artige Wendung entschlüpfen sie jedem Labyrinth. Durch ein graziöses Lächeln vermeiden sie bisweilen drohenden Zwist. Widerspruch kleidet sie in eine höfliche Zweideutigkeit. Es ist eine schöne Kunst, nie allzuverständlich zu werden.

20. Sei nicht unzugänglich. Diesen Fehler besitzen nur diejenigen, die das Glück übermüthig gemacht hat. Man geht bei solchen Leuten zur Audienz mit Furcht und Vorsicht bewaffnet, als ob man ein wildes Thier bekämpfen müßte. Zuvor krochen sie vor aller Welt, um ihren jetzigen Posten zu erschleichen, nun rächen sie sich an aller Welt durch ihren Uebermuth.

21. Ein großer Theil des Lebens verstreicht unter Nachfragen. Was wir sehen ist das wenigste. Wir leben auf Treue und Glauben anderer. Das Gehör ist öfter die Pforte der Lüge als der Wahrheit. Diese sieht man bisweilen, aber man hört sie selten, und am seltensten gelangt sie rein bis zu unsern Ohren, besonders wenn

ſie von weitem kommt; denn immer findet ſie auf ihrem Wege Leidenſchaften, von denen ſie einige mitnimmt. Erforſche den, der lobt, noch mehr den, der tadelt, und glaube ihm nicht eher, bis du weißt, warum er einen Hieb verſetzen will.

22. Weder das Gute noch das Böſe muß man zu tief ergründen, ſelbſt im Genuß nie zu weit gehen. Wer zu viel Milch haben will, der zieht endlich Blut aus dem Eiter.

23. Der Neid iſt eine Art von Blitz, der gewöhnlich nur die hohen Gegenſtände trifft. Begehe bisweilen mit Fleiß kleine Fehler, damit der Neid etwas zu begeifern hat. Plinius ſagte von einem geſchickten Redner: er hat gar keinen Fehler, außer den, daß er keinen Fehler hat.

24. Benutze deine Feinde. Man muß kein Meſſer bei der Schneide faſſen, ſondern beim Griff. Der Weiſe zieht mehr Vortheil von ſeinen Feinden, als der Narr von ſeinen Freunden. Jener macht aus dem Haß der Feinde einen Spiegel, in dem er ſich beſchaut.

25. Es iſt erbärmlich, wenn man zu nichts taugt; aber eben ſo erbärmlich, wenn man Allen Alles ſein will. Verſchwende dich nicht ſelbſt an Jeden. Das Vortrefflichſte wird gering geſchätzt, wenn es häufig iſt. Je heller eine Fackel leuchtet, je ſchneller verzehrt ſie ſich.

26. Es iſt ſehr leicht einen üblen Ruf zu erlangen, denn das Schlechte wird immer am liebſten geglaubt, und ſolche Eindrücke ſind ſchwer zu verwiſchen. Hüte dich vor Verleumdung! ſie iſt leichter zu verhüten als zu bekämpfen.

27. Alle Handlungen, die zweifelnd unternommen werden, sind gefährlich, es wäre besser sie zu unterlassen. Jeder Zweifel ist eine Art von Furcht, und Furcht schadet der Ausführung jedes Unternehmens.

28. Hast du einen gangbaren Furt durch den Strom gefunden, so laß Niemanden merken, wie tief er ist. Alle Welt müsse dich kennen, aber Niemand ganz. Pittacus, der Weise von Mitylene, hatte wohl Recht zu sagen, die Hälfte sei mehr als das Ganze; nämlich eine Hälfte, die man geschickt verbirgt, gilt oft mehr als ein Ganzes vor Jedermanns Augen.

29. Unsere Leidenschaften sind die Ohnmachten unsers Rufes. Ist man nicht immer Herr darüber, so muß man es machen, wie die Königin Isabelle von Spanien, die, wenn sie ihre Niederkunft erwartete, sich in das abgelegenste Zimmer begab, damit Niemand sie schreien hören möchte.

30. Ein Theil der Welt verspottet den andern, und beide lachen über ihre gemeinschaftliche Thorheit. Der ist ein unerträglicher Narr, der da will, daß Alles nach seiner Fantasie gehen soll. Der Geschmack der Menschen ist so verschieden als ihre Gesichtsform! Es gibt keinen Fehler, der nicht seinen Vertheidiger, keine Tugend, die nicht ihren Bekrittler fände. Laß den Muth nicht sinken, wenn Einer tadelt, was du thust, denn sicher wird ein Anderer es loben.

31. Der Vielredner ist selten geschickt. Das Gute ist doppelt gut, wenn es kurz ist.

32. Prunke nicht mit deinem Glücke. Iſt es denn nicht genug, daß du beneidet wirſt? willſt du auch gehaßt werden?

33. Zeige dich nicht unzufrieden mit dir ſelbſt, das iſt Schwachheit; aber auch nicht zufrieden, das iſt Thorheit.

34. Es gibt widerhaarige Menſchen, die, nicht aus Leidenſchaft, ſondern weil es ihnen ſo natürlich iſt, Alles tadeln, Alles beſſer wiſſen. Bei dem Einen verdammen ſie, was er gethan hat, bei dem Andern, was er thun will, übertreiben Alles, und machen Berge aus Sonnenſtäubchen. Sie ſind unausſtehlich und könnten die eliſäiſchen Felder in Galeeren verwandeln.

35. Warte nicht bis deine Sonne untergeht; oder ahme vielmehr die Sonne nach, die, untergehend, ſich in eine Wolke zu verhüllen pflegt, ſo daß man nicht recht weiß, ob ſie noch über dem Horizonte iſt oder nicht. Ein guter Reiter läßt bisweilen ſeinem Roſſe den Zügel ſchießen, damit es ſich nicht bäume und ihn zum Gelächter mache. Eine Schöne zerbricht ihren Spiegel, ehe er ihr zeigt, daß ſie altert.

36. Unſer ganzer Lebensgenuß iſt von Andern abhängig. (*) Das beſte Mittel, Freunde zu haben, iſt, ſich deren zu machen. Aber Viele murren, daß ſie gehaßt werden, und thun doch nichts, um geliebt zu werden. Viele verlaſſen ſich ganz auf ihre Verdienſte, dadurch gewinnt man aber die Herzen nicht.

37. Im Glück bereite dich vor auf das Unglück. Sammle im Sommer deinen Wintervorrath. Vernach-

läſſige im Glück keinen deiner vielen Freunde, denn im Unglück werden dir wenige bleiben, und du wirſt vielleicht froh ſein, dir Einen zu erhalten, den du jetzt gering achteſt. Thoren haben nie Freunde, weder im Glück, weil ſie dann Niemanden kennen, noch im Unglück, weil dann Niemand ſie kennen will.

38. Füge dich in die Launen derer, mit welchen du lebſt. Man gewöhnt ſich ja an häßliche Geſichter, warum nicht auch an böſe Launen?

39. Höflichkeit bezaubert Jedermann. Du haſt viel gewonnen, wenn man dich für verbindlich hält. Grobheit iſt entweder die Wirkung des Hochmuths — und dann verachtungswürdig — oder der Dummheit — und dann verächtlich. Höflichkeit koſtet nichts und trägt doch hohe Zinſen. Wer Andere ehrt, wird von Andern geehrt. Geſchieht das letztere aber auch nicht, ſo muß man ſprechen, wie jener Philoſoph, über den einer ſeiner Freunde ſich wunderte, daß er einen Menſchen grüße, der ihm den Gruß nicht zurück gebe: »Iſt es denn eine Schande für mich, höflicher zu ſein als Jener?" — Darum ſei aber nicht gegen Jedermann auf gleiche Weiſe höflich, denn man ſchneidet nicht Zwiebeln mit demſelben Meſſer, mit dem man das Brot geſchnitten.

40. Kenntniſſe beſitzen, iſt nicht an jedem Hofe Mode, und in einem ſolchen Falle thuſt du ſehr wohl, den Unwiſſenden zu ſpielen. Schicke dich in Zeit und Geſchmack. Füge dich in die Gegenwart, wenn auch die Vergangenheit

dich beſſer dünkte. Wenn der Weiſe nicht leben kann wie er will, ſo lebt er wie er kann.

41. Es iſt ein Zeichen eines böſen Rufes, wenn man den Ruf Anderer gern beflecken möchte. Verzeihe Andern, als ob du ſelber täglich fehlteſt, und hüte dich vor Fehlern, als ob du Andern nie verzieheſt. Durch fremde Gebrechen ſich für eigene tröſten, iſt Narrentroſt. Solche Leute haben den übelriechendſten Athem.

42. Haſt du eine Thorheit begangen, ſo biſt du darum noch kein Thor, aber du wirſt einer, wenn du ſie nicht zu verbergen weißt. Verſtändige Leute bemänteln ihre begangenen Thorheiten, Narren zeigen auch die, die ſie noch begehen wollen. Selbſt deinem Freunde, ſo ſehr du ihn auch lieben magſt, vertraue nie deine Fehler.

43. Es gibt ein ich weiß nicht was, welches größtentheils ein Geſchenk der Natur iſt. Man nennt es Zauber, weil es die Herzen beſtrickt; Feinheit, weil es faſt unmerklich iſt; Weltton, wegen ſeiner Geſchmeidigkeit; es iſt aber unmöglich, es zu definiren. Die Handlungen der Menſchen haben ihre Hebamme, der ſie es verdanken, wenn ſie glücklich zur Welt kommen; dieſe Hebamme iſt ich weiß nicht was. Ohne ſie werden ſie meiſtens todtgeboren, ohne ſie iſt das Beſte unſchmackhaft. Man fühlt es wohl, aber man kennt es nicht.

44. Großherzigkeit iſt die Tugend der Könige. Das Herz Alexander's war ein Erzherz, denn die ganze Welt hatte Platz in einem Winkel desſelben, und es konnte noch

sechs andere Welten beherbergen. Das Herz ist der Magen des Glücks. (!)

(Der Beschluß folgt.)

London und Paris.

Wir haben eine angenehme Zeitschrift, die denselben Titel führt, aber sich blos mit der Gegenwart beschäftigt. Der Grillenfänger, der gute Ursachen hat, sich mit der Gegenwart nicht zu befassen, sucht Unterhaltung in der Vergangenheit, und da stößt ihm ein Büchlein auf, welches ein Ritter Petty vor mehr als hundert Jahren geschrieben hat. Es enthält Versuche in politischer Rechenkunst, betreffend die Städte und Hospitäler von London und Paris, und gibt interessante Veranlassungen, das Gewesene mit dem, was ist, zu vergleichen. Petty will beweisen, daß London ansehnlicher sei, als Paris und Rouen zusammen genommen, und überhaupt als irgend eine Stadt in der Welt. Er gründet sich erstens auf die Mittelzahl der in den Jahren 1683, 84 und 85 in London Gestorbenen, wobei er bemerkt, daß keine außerordentlichen Krankheiten herrschten, und daß die Gebornen im gewöhnlichen Verhältnisse zu den Gestorbenen standen. Ein Jahr in's andere gerechnet, wurden jährlich zwei und zwanzig tausend drei hundert sieben und dreißig Menschen begraben, in Paris hingegen, wo die Sterblichkeit gerade sehr groß war, nur neunzehn tausend acht hundert sieben und achtzig, wovon

noch ein großer Theil im Hôtel dieu aus Mangel an guter Pflege gestorben sein soll.

Zweitens bemerkt Petty, daß die dreizehn tausend Häuser, welche im Jahr 1666 in London abbrannten, nur den fünften Theil der Stadt ausmachten, die aus sieben und achtzig tausend Häusern bestehe, da hingegen Moreri, der Paris zur größten Stadt in der Welt machen will, dort nur fünfzig tausend Häuser zählt. Da nun — so schließt er ferner — die Einwohner von Paris sich zu denen von London wie sechs zu sieben verhalten, und die Zahl ihrer Häuser wie sechs zu neun, so folgt, daß die Pariser sehr viel enger logirt sein müssen, als die Londner. Auch die englischen Hospitäler sollen besser sein, weil in den französischen von fünfzehn Personen zwei stürben, in den englischen nur von sechzehn zwei, wobei noch zu bedenken sei, daß die Zahl der Engländer, die sich in die Hospitäler begeben, zu der Zahl der Franzosen, die ein gleiches thun, sich verhalte wie eins zu zwanzig, woraus denn klar erhelle, daß in Paris mehr Armuth herrsche als in London. Aus der größern Sterblichkeit in den französischen Hospitälern leitet Petty auch noch den Schluß her, daß entweder die Luft in London gesunder, oder die Aerzte besser wären als in Paris.

Dann kommt er auf die übrigen großen Städte der Welt. Von Peking, Deli und Agra weiß er nichts zu sagen; aber daß in Konstantinopel täglich fünfzehnhundert Menschen an der Pest starben, und in Cairo dreiundsiebzig tausend in zehn Wochen, macht ihm keine Sorgen, denn

in London starben 1665 siebenundneunzig tausend Menschen an der Pest, und das war doch nur der fünfte Theil der Bevölkerung. Was würde er aber gesagt haben, wenn er in Chardin's Reisen gelesen hätte, daß die persischen Geschichtschreiber der Stadt Rey fast zwei Millionen Häuser oder öffentliche Gebäude zuschreiben? und daß vor vierhundert Jahren in einem einzigen Quartier der Stadt Tauris vierzigtausend Menschen durch die Pest hingerafft wurden?

Der haarkräuselnde Künstler.

Als ich neulich in den Zeitungen las, daß ein Schneider in Dresden ein Buch über seine Kunst geschrieben (denn es gibt keine Handwerke mehr unter der fortgeschrittenen Menschheit), da fiel mir ein gewisser Lefevre ein, Meister Koeffeur, der im Jahr 1778 zu Paris einen Traktat herausgab: »Von den Grundsätzen der Kunst, die Damen zu koeffiren, wo gezeigt wird, daß mit ein wenig Nachdenken man leicht lernen kann, sich und Andere zu koeffiren.« Das Büchlein enthält einhundert achtundsechzig Seiten. Kurz vorher war ein ähnliches erschienen: »Von der Kunst, die Nachtigallen zu füttern.« Der Verfasser desselben erhob in seiner Vorrede diese Kunst so hoch über alle andere, selbst die nothwendigsten, daß es schien, als ob er zum mindesten die Errichtung einer Ehrensäule von der Dankbarkeit seiner Mitbürger erwarte.

Der Haarkräusler Lefevre hat auch keine geringe Meinung von der Erhabenheit seiner Kunst. »Eigenliebe,« sagt er, — »ist die Schwachheit der Menschen. Wenn ich es wage, mich in diesem Werke den Malern und Bildhauern beizugesellen, so thue ich solches, weil auch sie, gleich mir, genöthigt sind, bei Verzierung ihrer Köpfe sich nach dem Kostüm ihrer Zeit zu richten. (?) Wenn gleich berühmte Männer in diesen beiden Künsten sich verewigen, so bleiben sie doch Menschen, folglich Brüder, und, was mehr ist, Mitbrüder aller Stände.“ (Welch ein bündiger Schluß!)

»Unter allen Künsten sollte die zu koeffiren eine der geachtesten sein. Malerei und Bildhauerei erhalten zwar die Menschen lebendig noch Jahrhunderte lang nach ihrem Tode, aber sie können mir doch den Titel eines Mitbruders nicht streitig machen, denn sie können nicht läugnen, daß sie meiner Kunst bedürfen, um ihre Werke zu vollenden. Sie brauchen Muster, um ihre Hände und ihre Einbildungskraft zu leiten, folglich können sie meine Kunst nicht entbehren, folglich gehen diese Künste Hand in Hand.“ (Die Maler brauchen auch Pinsel, folglich gehen sie mit den Pinselmachern Hand in Hand.)

Ferner sagt unser Pinsel: »Meine Kunst ist ohne Zweifel die glänzendste von allen, da sie den Künstler täglich mit allem, was groß, schön und köstlich auf der Welt ist, in Berührung bringt. Ueberdies muß er, beim Anblick einer Physiognomie, sogleich zu errathen im Stande sein, welche Gattung von Haarschmuck sie am besten kleiden wird. Er muß, indem er der allgemeinen Mode sich un-

ich ihn blos bittweiſe vermochte, hat er 14 Tage Zeit gehabt; auch bedung er ſich noch überdem ausdrücklich aus, an mehreren Tagen vor der Aufführung frey zu bleiben, weil er nur unter dieſer Bedingung die Rolle liefern werde. Alles dieſes geſtand man ihm zu, dankte ihm auf das höflichſte, und nun beklagt er ſich noch.

Zu ſeiner dritten Rolle, den General in der Tochter der Natur, hat er 18 Tage Zeit gehabt, das heißt: zehn Tage mehr als er nach den Geſetzen fordern dürfte, denn der General erſcheint erſt im 3ten Act, hat nur einige Scenen, und gehört ganz unſtreitig unter die kleinen Rollen, zu deren Einlernung die Geſetze 8 Tage beſtimmen.

Drittens: „Er habe 6 Tage hinter einander „ſpielen müſſen."

Da nicht ich, ſondern der Herr Baron von Braun ſolches befohlen hatte, ſo brauche ich mich auf dieſe Beſchwerde nicht einzulaſſen.

Viertens: „Ich ſoll auf dem Theater am 7ten „Auguſt geſagt haben, die Strenge müſſe helfen."

Ich erinnere mich deſſen zwar nicht; iſt es aber geſchehen, ſo ſehe ich darinn gar nichts unanſtändiges. Herr Stephanie wird ſich noch aus ſeinem Militair-Stande wohl erinnern, daß die Strenge ein heilſames Mittel iſt. Achte Künſtler und ruhige Mitglieder kommen nie in den Fall dieſes Mittel auf ſich angewandt zu ſehen.

Fünftens: „Meine Partheylichkeit erhelle „daraus, daß ich den Herrn Stephanie in der „Zeitung getadelt; da doch ſeine Rolle in den „Korſen ein von mir vergriffener Charakter ſey."

terwirft, sie doch gewissermaßen durch besondere Modifikationen beherrschen. Eine Frau muß koeffirt scheinen wie alle andere, und doch eigentlich nur nach ihrem Gesichte koeffirt sein. Folglich gibt es keine Toilette, wo der haarkräuselnde Künstler nicht täglich das schwerste Wunder der Natur erneuerte, nämlich das: stets einförmig und doch mannichfaltig in seinen Schöpfungen zu sein."

In dem Werke selbst ist nichts vergessen, was die erhabenste aller Künste betrifft. Man findet da sogar ein Kapitel über die Kunst, Haarwickeln im wahren Sinne des Papiers zu schneiden.

Wir lächeln. Gibt es denn aber nicht unter den deutschen Schriftstellern viele, die nur Haarwickeln liefern und doch sich einbilden, große Männer zu sein? — Man betrachte zum Exempel den Herrn Doktor Garlieb Merkel — er schreibt jeden Posttag einige Zeitungsartikel ab, würzt sie hie und da durch alberne Hohnsprechereien, begeifert was ihm in den Weg kommt, und glaubt nun so berühmt zu sein als irgend einer. Fürwahr, er gleicht dem Haarkräusler, der sich den Malern und Bildhauern gleich stellt.

Auch ein Modeartikel, aber ein alter.

Zu den Zeiten Richard des Zweiten waren die Schnäbel an den Schuhen und Stiefeln so ungeheuer lang, daß man endlich durch ein Gesetz bestimmen mußte, sie sollten nicht länger als zwei Zoll sein.

Unter Heinrich VIII. wechselten die Moden sehr häufig, weshalb auch ein Kupferstich erschien, betitelt: Introduction to Knowledge. Man erblickte darauf einen Engländer ganz nackend mit einem Stück Tuch und einer Schere in der Hand. — Anna Bolevn trauerte damals gelb um Katharinen von Arragonien. Der König und die Großen kleideten sich ungefähr wie noch heutiges Tages die Yeomans der Garde.

Seit dem Kardinal Polus war die Kardinalskleidung in England unbekannt, aber das ausgezeichnetste Stück derselben ging auf die Weiber der niedrigsten Stände über und wurde eine Kardinale genannt.

Unter der Königin Marie wurden die Reifröcke aus Spanien nach England gebracht. Howell sagt in seinen Briefen, daß der spanische Name derselben buchstäblich Kinder verstecken bedeute, als ob die Reifröcke erfunden wären, um Schwangerschaften zu verbergen. Ein Mädchen in der Jugendblüte verhüllte ihre Reize damals sorgfältiger, als jetzt eine runzlichte Alte ihre entfleischten Knochen verbirgt. Die Brust war bedeckt, der Arm bis zum Knöchel der Hand. Man trug sehr lange Röcke und einen leichten Schleier, der den Rücken hinab wallte, mit dem man aber gelegentlich das Gesicht bedeckte.

Die alten Portraits zeigen, daß die Männer die langen Bärte sehr liebten. Der Bischof Gardine hatte einen Bart, der mit einem Kometenschweif verglichen wurde.

Unter der Königin Elisabeth schnitten sich die Engländer das Haar auf der Scheitel ab und ließen es nur

an den Seiten wachsen. Die weiten Gewänder kamen nun aus der Mode, und die Frauenzimmerkleider glichen langen Kamisölen. Die Reifröcke der Männer (denn auch diese trugen Reifröcke) beschränkten sich nun auf eine mäßige Größe und die Damen verkleinerten auch die ihrigen. Nur einige Windbeutel erschienen noch in Reifröcken so groß als der der Königin und mit sehr langen Degen. Elisabeth nahm das übel und bestellte Aufseher, die, bis auf ein gewisses Maß, den jungen Herren die Reifröcke beschneiden und die Degen abbrechen mußten. — Die Beinkleider gingen nicht bis über das Knie, wohl aber aufwärts die Strümpfe. — Ein Graf von Pembroke war der erste in England, der gestrickte Strümpfe trug. Ein gewisser Rider hatte sie einem italienischen Kaufmanne nachgemacht, der ein Paar aus Mantua brachte. — Aus Italien brachte auch ein Graf von Oxford die ersten gestickten und parfümirten Handschuhe; er schenkte sie der Königin und sie ließ sich damit malen.

Damals trug man Hüte von sehr sonderbarer Form, gleich dem Geschirre eines Nachtstuhls, mit sehr breitem Rande. Nach dem Tode der Königin fand man in ihrer Garderobe nicht weniger als drei tausend Kleider von allen erfinnlichen Moden. — Die Korsets wurden außerordentlich lang getragen.

Die Grafen von Oxford scheinen sich als Priester der Mode ausgezeichnet zu haben, denn unter Jakob dem Ersten trat wiederum einer derselben zum ersten Male mit einem weißen Federbusche auf dem Hute auf. Die Ge-

cken fingen an ihr Haar zu kräuseln, in Locken zu legen und Ohrringe zu tragen. — Der König pflegte im Reifrock auf die Jagd zu gehen. — Auf dem Lande gingen die Edelleute in gelben Strümpfen.

Ein seidenes Kniebund wurde unter dem Knie in eine Schleife gebunden. Aehnliche Schleifen in Gestalt der Rosen schmückten die Schuh. — Die Gräfin von Esser, nachdem sie von ihrem Manne geschieden worden, erschien bei Hofe in jungfräulicher Kleidung mit flatternden Haaren, die ihr fast bis auf die Füße hingen. Eben so, aber mit mehr Recht, kleidete sich nachher die Prinzessin Elisabeth, als sie mit einem Prinzen aus dem pfälzischen Hause sich vermählte. Die Gräfin von Esser trug einen reichen Kopfschmuck und entblößte ihren Busen mehr als bis dahin gewöhnlich gewesen.

Unter Jakob dem Ersten fingen die Damen an, Geschmack an fremden Spitzen zu finden. — Eine Mistreß Turner, die Witwe eines Arztes, brachte die Mode der gelben Reifröcke aus Frankreich nach England. Sie wurde nachher wegen einer Vergiftung hingerichtet und bestieg sogar das Schaffot mit einem solchen Reifrocke, wodurch aber die Mode in Mißkredit kam. — Uebrigens gab es wenig Modenwechsel unter dieser Regierung, denn die Damen waren vom Hofe verbannt.

Unter Karl dem Ersten sah man Hüte in Form einer Krone, auch in Kegelgestalt. Die Haare wurden in's Gesicht gekämmt und nicht gelockt. Der König, und folglich auch die Höflinge, trugen an der linken Seite ein Fa-

voritchen, eine Locke, die weit länger war als das übrige Haar. Ein gewisser Pryne, dem diese Mode lächerlich vorkam, schrieb ein Buch in Quarto gegen diese Favoritchen. — Der Bart schrumpfte nach und nach bis auf einen Schnurrbart zusammen, und auch dieser verschwand unter Jakob II., gleich als ob das Schicksal der Bärte mit dem des Hauses Stuart verknüpft gewesen wäre.

Nach einem sehr langen Regiment im Reiche der Mode machten endlich die Reifröcke den großen Halskragen Platz, die Vandyk bei seiner Ankunft in England vorfand. — Spanische Stiefeln mit Sporn zog man an, wenn man auf den Ball ging. — Spitzentücher kamen sehr in die Mode unter den Damen, man nannte sie Vandyke's. Busen und Arme wurden nun entblößt. Die Schuhabsätze waren so hoch, daß die Damen ungeleitet nicht gehen konnten, und die Schleppen so lang, daß sie ihnen nachgetragen werden mußten, wenn sie nur aus einem Zimmer in's andere gingen.

Benlowes, in seiner 1652 gedruckten Theophila, beschreibt einen Mann nach der Mode während des Interregnums. Ein Federhut mit breitem Rande schief gesetzt, als ob er fallen wolle, langes Haar, doppelte Manschetten, ein Halskragen, der bis auf die Beinkleider hängt, ein ungeheurer Degen an einem Wehrgehänge über der Schulter, weite Hosen, um das Knie gepuffte Bänder wie gefüllte Blasen, kurze Stiefeln mit Franzen, und so weit als der Rand des Hutes, Schönpflästerchen im

Gesicht. — Im Winter trugen die Damen schwarze Larven bis über die Nase.

Unter Karl II. waren die Hüte à la Monmouth lange Zeit Mode. Frankreich lieferte die ersten Perücken. Die Prediger auf der Kanzel sprachen mit Abscheu davon. Aber die Perücken schienen Ehrfurcht einzuflössen. Die Richter und Aerzte bemächtigten sich ihrer. Ein gewisser Landedelmann, der viele Gemälde von Vandyk besaß, ließ ihnen allen durch einen Sudelmaler Perücken aufsetzen. — Zum ersten Male wurden die Schuhe mit Schnallen befestigt.

Ein Verzeichniß aller Moden wäre zwar die treueste, aber auch zugleich die langweiligste Geschichte der menschlichen Thorheit.

Shakespeare.

Das englische Universalmagazin lieferte vor dreißig oder vierzig Jahren eine sogenannte Rhapsodie über das Genie und die Schriften Shakespeare's, die vorzüglich gegen Voltaire gerichtet war und die blind anbetende Verehrung beweist, welche die Engländer für diesen, eben so oft höchst gemeinen als höchst erhabenen Dichter hegen.

Shakespeare's Schöpfungen, sagt der Wortführer, sind so aus der Natur gegriffen, daß man nicht allein im Großen, sondern auch durch das Mikroskop sie mit Bewunderung betrachten kann. Ein fremder Schriftsteller (Voltaire) wirft uns einen übertriebenen Enthusiasmus für die-

sen Barbaren vor, der seinen Herausgebern freilich sehr wenig zu verdanken hat. Die meisten derselben waren berühmte Schriftsteller; allein sie besaßen entweder selbst zu große Domainen auf dem Parnaß, um ernstlich für fremden Ruhm zu arbeiten, oder sie wollten, wie Warburton nur durch sinnreiche Konjekturen glänzen. Ein anderer hat unsern großen Dichter sogar als einen wilden oder verrückten Proteus dargestellt und mit dem Schwert der Kritik ihm jedesmal die Flügel behauen, wenn er ihm nicht nachfliegen konnte.

Indessen gibt es doch immer noch Leute, welche fest überzeugt sind, daß dieser Wilde, dieser Barbar ohne Geschmack, ohne Bildung, noch nicht die Hälfte des verdienten Ruhms empfangen hat. Diese hoffen, daß einmal ein neuer Aristoteles aufstehen werde, der, nicht zufrieden von der Oberfläche zu schöpfen, in den Geist des Dichters, in die Geheimnisse seines Genies eindringen und ihn von fremden Flecken reinigen wird. Wenn einst der Strom der Zeit alle seine Herausgeber und alle seine Ausleger verschlungen hat, wenn der Name Voltaire und die Sprache, in der Voltaire schrieb, längst aus dem Gedächtnisse der Menschen verschwunden sein werden, (!) so wird man noch am Ohio und auf den blauen Gebirgen die Zaubertöne dieses Barbaren vernehmen; die Zeit wird weder König Lear's Schmerzen noch Rosalindens Reize vertilgen. Von ihm wird nichts untergehen.

Gelehrt war er freilich nicht, aber doch vielleicht zu gelehrt für sein Genie und für seinen Ruhm. (?) Mil-

ton und er werden die abgenutzten Lumpen der Mythologie der spätesten Nachwelt überliefern, wohin sie durch eigenen Werth nie gelangt sein würden. Ovid's Metamorphosen, der Unsterblichkeit unwürdig, werden sich durch Shakespeare und Milton dazu erheben.

Shakespeare ist und bleibt durchaus von allen andern Dichtern himmelweit verschieden. Wir begreifen seine Schönheiten weniger als wir sie fühlen, und man kann mit Wahrheit öfter sagen, daß er uns versteht, als daß wir ihn verstehen; denn er ist der Herrschaft über unsere Herzen so sicher, daß er sich um unser Urtheil wenig bekümmert. Wir können seinem Gange nicht folgen, den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung nicht entdecken, aber wir werden von blinder Bewunderung hingerissen. Vieles scheint zufällig, und doch fühlen wir, daß alles mit Verstand geordnet ist. Seine Personen handeln und reden nicht allein der Natur, sondern auch uns am angemessensten. (?) Er macht mit uns was er will. Alles geht untereinander und doch steht Jedes einzeln; Alles scheint zusammen gefügt, und doch ist Alles einfach. Es ist erstaunenswürdig, daß eine bloße menschliche Kreatur eine so vollkommene Kraft und Kunst besitzen konnte! deren Wirkung oft Weiber und Kinder fühlen, während die Ursache den geschicktesten Auslegern entschlüpft. Ein Scepter oder ein Strohhalm bringen in seinen Händen gleiche Wirkung hervor. Er braucht nicht zu wählen; was er berührt, wird kostbar. Nichts ist ihm zu hoch, nichts zu niedrig. Könige

oder Bettler, Helden oder Wahnsinnige, Alle erregen, von seinem Genie beseelt, gleiche Bewunderung.

Mit welcher Zauberkraft weiß er Begebenheiten vieler Jahre in eine Stunde zusammen zu drängen. Er unterjocht die Vernunft; durch Kindermärchen blendet er das reife Alter; alle Ordnung ist vernichtet, alle Gesetze der Natur werden vergessen, und nur ein gewisser Schauder bleibt in den Gemüthern zurück. Wir bemerken weder die Verwechslung des Orts noch die Entfernung der Zeit, wir träumen bis der Vorhang fällt. (!)

Bisweilen erwacht wohl einmal so ein Träumer, und macht dem Zauberer einen Prozeß im Namen des Aristoteles; doch Aristoteles selbst, wenn er zurückkehren könnte, würde zu den Füßen des großen Mannes fallen, und sprechen: »O du höchstes Muster der dramatischen Vollkommenheit! Lege mir die Unverschämtheit dieser albernen Menschen nicht zur Last. Die Griechen waren eingezwängt in die Fesseln des Chors und konnten nur treulich die Einzelnheiten der Natur kopiren. Ich sah nicht voraus, daß es möglich sei, das Drama so weit auszudehnen, als der menschliche Geist reicht. Jetzt begreife ich erst, daß man sich eine weit einfachere Natur schaffen kann, — die wahre Poesie ist nicht die Natur, sondern eine Zauberei. Man sieht die Wirkung, allein die Ursachen bleiben verborgen oder unbekannt. Ich habe keine Regeln für Zauberer geschrieben, ihre Kraft ist ihr Gesetz u. s. w.«

Worauf deutet die Handschrift eines Menschen?

Es ist bekannt, daß Lavater über diesen Gegenstand mancherlei geträumt und geschrieben hat, allein es möchte weniger bekannt sein, daß er auch hierin, wie in allen seinen physiognomischen Träumereien, schon Vorgänger hatte. Hier ist z. B. ein Aufsatz, der im Jahre 1678 für eine Dame geschrieben wurde. Wenn — sagt der Verfasser — meine Konjekturen Ihrer Erwartung nicht entsprechen, so werden sie wenigstens durch den Reiz der Neuheit Sie interessiren. Er hätte noch hinzufügen können: auch durch den Reiz der Sonderbarkeit.

Ich setze erstens voraus — fährt er fort, daß die Hand der Bewegung des Herzens folgt. Zweitens, daß der Schreiber seine Handschrift gar nicht, oder doch nur zufällig verändert, nämlich wenn Tinte und Federn nichts taugen, oder dergleichen. Ich unterscheide drei Arten der Handschrift, die große, mittlere und kleine. Der großen gebe ich wieder eine Unterabtheilung. Sie ist entweder mit Tinte sehr überladen und unangenehm anzusehen, oder reinlich, leserlich, kühn. Ich sage kühn; denn wenn sie blos zierlich und überall gleich ist, so ist das ein fast untrügliches Zeichen bei allen Gattungen von Handschriften (die der Schreibmeister ausgenommen), daß derjenige, der sie anfertigte, ein Schwachkopf ist. Denn gleich wie eine übermäßige Sorgfalt in der Kleidung, bei Männern noch mehr als bei Weibern, einen eingeschränkten Geist andeutet, so auch eine geschnirkelte Handschrift.

Hierauf weiß ich weiter nichts zu antworten, als: ich habe Herrn Stephanie getadelt, weil ich ihn für einen schlechten Schauspieler halte *).

Die Kritik über meine Korsen beantworte ich nicht.

Sechstens: „ich sey partheyisch gewesen, weil „ich ihm in der silbernen Hochzeit nicht gleich den „Oberförster zugetheilt."

Ach! leider habe ich ihm diese Rolle aus Noth zutheilen müssen, und das Herz hat mir dabey geblutet. Es war mein eignes Stück, und schmerzlich genug für mich, diese Rolle, wegen Herrn Müllers Krankheit, so mittelmäßig besetzen zu müssen.

Höchst sonderbar ist es aber, mir daraus einen Vorwurf der Partheylichkeit machen zu wollen.

Siebentens: den Beweis, daß ich das Regisseur-Amt nicht verstehe, habe ich bereits in meiner ausführlichern Schrift widerlegt, wo die gerühmten Kenntnisse des Ausschusses in Ansehung des Geschmacks des Publicums, ganz hell beleuchtet werden. Hierauf verweise ich den Ausfall gegen das angekündigte Journal, wie auch gegen das Dorf

---

*) Hier bin ich doch, durch meine Wärme, verleitet worden, etwas zu viel zu behaupten. Stephanie spielt manche polternde Rolle nicht schlecht, auch kommt ihm seine unglückliche Physiognomie dabey sehr zu statten. In allen übrigen Rollen kann man ihn auch nicht gradezu schlecht nennen. Er gehört in die Classe der mittelmäßigen Schauspieler.

Die von mittler Größe theile ich gleichfalls in solche, die viel, und solche, die wenig Tinte brauchen. Die letztere kann abermals kühn, reinlich, wohl verbunden und leserlich sein, oder ungleich, unverbunden, dünn und unleserlich.

Der kleinsten Handschrift gebe ich keine Unterabtheilung, weil sie fast immer schwarz und tintenreich ist. (Hier irrt der Herr Verfasser gar sehr.)

Nun zur Beurtheilung der Charaktere, welche aus diesen verschiedenen Handschriften hervor leuchten. Wer große, mit Tinte überladene Buchstaben macht, denkt wenig an das, was er thut, ist sehr sinnlich, und liebt entweder eine leckere Tafel, oder den Wein, oder die Weiber. Wer liederlich lebt, der schreibt auch liederlich, und wer gewohnt ist, seine Finger in Brühen zu tunken, der gewöhnt sich auch unreinlich zu schreiben.

Sind die Buchstaben groß und reinlich, aber schlecht verbunden, so besitzt der Schreiber viel Eigenliebe, ist dabei blöde und vielleicht auch geizig. Sind sie wohl verbunden, so beweist das Eitelkeit, Ehrgeiz, Hang zum Luxus. (Die drollige Erklärung erlasse ich dem Leser, weil sie eben so dunkel als albern ist.)

Die erste Gattung der mittlern Handschrift deutet auf Mißtrauen, Habgier und Arbeitsamkeit. Es ist die der Kaufleute und Geschäftsmänner, die gewöhnlich alle diese Eigenschaften besitzen. Sie muß aber sonst wohlgebildet sein, denn wäre sie das nicht, und wären die Buchstaben

zu weit auseinander gezogen, so würde es Schwermuth bedeuten und folglich (Y) Liebe zu den schönen Künsten.

Die zweite Gattung der mittlern Handschrift, nämlich die kühne, reinliche, wohl verbundene, bezeichnet Güte, Freigebigkeit, Liebe zu den Wissenschaften, und besonders Höflichkeit. Ist sie aber ungleich, dünn und unleserlich, so ist der Schreiber launenhaft, verdrießlich, spitzbübisch und faul. Das letztere nämlich, wenn er sich nicht die Mühe geben wollte, besser zu schreiben, in welchem Falle er auch unreinlich ist und das Spiel liebt.

Die kleinste Handschrift endlich ist ein Zeichen des Mißtrauens und des Geizes. Gewöhnlich bedienen sich alte Leute derselben. Wer Papier und Tinte so gewaltig schont, der ist gewiß auch eben so sparsam in andern Dingen.

So weit der Verfasser. Der Herausgeber der Grille muß bekennen, daß seine Handschrift zu der letztern Gattung gehört, und daß er von seinen Freunden oft, wegen seiner Papiersparniß, aufgezogen wird; doch ist das, dem Himmel sei Dank, der einzige Geiz, den er kennt, so wie der gänzliche Mangel an Mißtrauen ihn nur zu oft geschadet hat. Ueberhaupt findet er die Andeutungen des Verfassers durch keine der vielen Handschriften seiner Korrespondenten bestätigt. Lavater stellte ganz andere Kennzeichen auf, die auch in der That etwas wahrscheinlichere Beweise lieferten. Z. B. die flüchtige, oder die schief nach der linken Hand liegende Schrift u. s. w.

Kleine Gallerie von Albernheiten.

Als die Schweizer vor mehreren hundert Jahren gegen das Haus Oesterreich so erbittert waren, schlugen sie unter andern alle Pfauen in ihrem Lande todt, weil über dem österreichischen Wapen ein Pfauenschweif prangte. — Einst saß ein Schweizer bei Tische und hatte ein Glas Wein vor sich stehen, welches eben von der Sonne beschienen wurde. Dadurch zeigten sich auf dem Tischtuche die Regenbogenfarben. Aber Einer aus der Gesellschaft, ein hitziger Patriot, erblickte darin blos einen Pfauenschweif, zog seinen Säbel, hieb das Glas in Stücken und war nun so vergnügt, als ob er einen Todfeind überwunden hätte.

* * *

Camus, Bischof von Bellay, galt zu seiner Zeit für einen großen Prediger. Einst behauptete er auf der Kanzel, daß die Fleischeslust unter allen Verbrechen das schändlichste wäre, und um das zu beweisen, sagte er: die übrigen kleinern Verbrechen, als Gotteslästerung, Verleumdung, Diebstahl, Mord und dergleichen, könne Ein Mensch begehen, zur Fleischeslust aber gehörten immer zwei, folglich u. s. w.

* * *

Ein Vertheidiger der mystischen Theologie und ihrer seltsamen Redensarten behauptet in einem Buche (La theologie reelle), man würde sich eben so lächerlich machen, wenn man diese Redensarten bespöttelte, weil man sie nicht versteht, als ein der Geometrie Unkundiger, der die

Kunstausdrücke Ellipse, Hyperbole, Trapezium u. s. w. verspotten wollte.

* * *

Ein Engländer, Namens Dunton, hat ein Buch geschrieben, von der Kunst inkognito zu leben (The art of living incognito). Es enthält hundert Briefe. Der neunte z. B. handelt von dem Gesang der Vögel; der zehnte von der Art, wie man aus Liebe närrisch wird, geschrieben bei der Gelegenheit, als der Doktor Creech sich aus Liebe zu einem hübschen Mädchen aufhing; der eilfte, von dem nicht Alleinschlafen in einem Hause, wo es spukt: der vierzehnte, von der Verschiedenheit der Gesichter seit Erschaffung der Welt. Man kennt das Ganze, wenn man diese Ueberschriften kennt.

* * *

Es gibt ein altes Buch, Miscellanea curiosa, in dem erzählt wird: Ein junger Mensch habe durch ein dreitägiges Fieber den Gebrauch der Sprache verloren, doch jedesmal zu Mittag, Punkt zwölf Uhr, eine Stunde lang gesprochen, und Punkt Ein Uhr plötzlich wieder aufgehört. Vergebens habe man die Uhren verrückt, um ihn irre zu machen, seine Zunge sei die beste astronomische Uhr gewesen, und habe genau gewußt, wenn die Sonne kulminire. — Dieses Wunder ist aber noch nichts gegen ein anderes, in demselben Buche Enthaltenes. Nämlich eine schwangere Müllersfrau, bei Naumburg, kam im Jahre 1672 mit einer Tochter nieder, die nicht einmal gleich nach ihrer Geburt fähig gewesen wäre, eine Vestalin zu werden, denn

sie war auch bereits schwanger, bekam nach acht Tagen ordentliche Wehen, und gebar abermals ein Töchterlein, welches freilich nur so lang als ein Finger war, jedoch so lebendig, daß man keinen Anstand nahm, es zu taufen. Die Großmutter befand sich wohl, aber die kleine Mutter und die kleine Tochter starben Tags darauf.

Der Thee.

Diese kostbaren und doch so unnützen Blätter sind nun schon längst bei uns eingebürgert und ein Arzt, der dafür oder dawider schreiben wollte, würde etwas sehr Ueberflüssiges unternehmen; besonders im letztern Falle, da sogar Franklin täglich vier Tassen trank. Aber vor fünf Viertel Jahrhunderten war es noch anders. Da schrieb ein gelehrter dänischer Arzt, Simon Pauli, ein Buch vom Mißbrauch des Tabaks und Thees, worin er besonders den letztern sehr geringschätzig behandelt. Noch jetzt glauben manche (und der Grillenfänger muß bekennen, daß er es auch glaubt), der Thee sei blos ein ehrbarer Zeitvertreib, ein Kopfkissen für die Trägheit, ein Mittel, um die Langeweile in einem Zirkel von Damen zu verscheuchen. Schädlich mag er wohl nicht sein, denn man hat nicht gehört, daß, seit er Mode geworden, mehr Menschen sterben als zuvor.

Ein anderer gelehrter Arzt, Namens Pechlin, ging etwas höflicher mit dem Thee um, als Simon Pauli, in

einem sogenannten Dialog, den er Theophilus Bibaculus betitelte. Den Theestrauch kannte er noch nicht, so wenig als Simon Pauli, der ihn für eine Gattung der Mirte hielt. Pechlin meinte, es sei die Pflanze, aus welcher die Troglodyten, nach Strabo's Zeugniß, ein Getränk brauten. Er kam aber auch von diesem Irrthum zurück. Heilsame Wirkungen schreibt er dem Thee schon deshalb zu, weil man ihn mit warmem Wasser trinke, und er spricht bei dieser Gelegenheit von dem Gebrauch des warmen Wassers bei verschiedenen alten und neuen Völkern. Den skorbutischen Krankheiten könne der Thee wohl vorbeugen, weil sein flüchtiges Salz sich dem Blute mittheile und das Gerinnen desselben verhüte.

Aus dieser Schrift erfährt man auch, daß der Thee anfangs nicht allein mit Milch, sondern auch mit Fleischbrüh getrunken wurde. Pechlin mißbilligte beides, wie auch, daß man ihn gleich nach einer starken Mahlzeit nehme, oder nachdem man viel Wein getrunken.

Im Ganzen ist er doch dem Thee, als einer neuen Modearzenei, nicht günstig. Auch er klagt schon, daß sogar die Heilmittel der Mode unterworfen sind, bald gepriesen, bald verschrien werden, bald im Strome ganz untergehen, bald wieder oben auf schwimmen. Er führt das Spießglas zum Beispiel an. Vor dem zwölften Jahrhundert bediente man sich dessen blos zum Verfertigen der Schminke. Dann erfand ein gewisser Mönch, Basilius Valentin, die Kunst, es so zu präpariren, daß es seine schädlichen

Eigenschaften verlor. Nun schrieb er ein Buch: Currus Antimonii Triumphalis, in welchem er das Spießglas als Universalarzenei anpries. Es wurde viel in den Klöstern gebraucht und behauptete eine Zeit lang seinen Ruhm. Dann wurde es wieder vergessen, bis fast dreihundert Jahr nachher Paracelsus es wieder zum Vorschein brachte. Die Chemiker präparirten es auf allerlei Weise, wandten es aber auch mit unter sehr zur Unzeit an, und so kam es abermals in Mißkredit. Man schrieb so viel dagegen, daß endlich das Parlament von Paris im Jahre 1566 es ganz verbannte. Dies Verbot bestand sehr lange. 1609 wurde ein Arzt aus der Fakultät ausgeschlossen, weil er sich des Spießglases bedient hatte. Freilich hatte er auch seine Patienten damit geheilt, aber wie durfte er sich unterstehen, sie, gegen den Willen des Parlaments, durch Spießglas gesund zu machen! — Nach und nach verschwand das Vorurtheil, und 1637 wurde es endlich unter die abführenden Mittel förmlich aufgenommen. Weil aber das Parlament noch nichts dazu gesagt hatte, so währte der Zank fort bis 1650, wo das Verdammungsurtheil vom 1566 endlich zurück genommen wurde. Gewiß hat seitdem das Spießglas noch manchen Glückswechsel erlebt.

Eben so ging es mit der China. Sie wurde in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts nach Europa gebracht und machte großes Aufsehen. Ein Engländer kam nach Paris und verkündete an allen Straßenecken, daß er die Fieber unfehlbar heile. Er hatte großen Zulauf; wer das Fie-

der nicht hatte, bekam es um der Mode willen. Er heilte den Dauphin, wurde mit Geschenken überhäuft und mit einem Orden geziert. Das war den französischen Aerzten sehr verdrießlich. Sie bedienten sich der China gar nicht mehr, und fünfzehn Jahre lang war sie in Vergessenheit begraben, dann kam sie wieder empor. Das Pfund hatte sechzehn Thaler gekostet, nun kostete es hundert, bis ein Apotheker aus der Provence, Namens Alari, durch ein neues Fiebermittel sie noch einmal verdrängte.

(Dasselbe Schicksal wird ihr auch in unsern Tagen durch die Spinnewebe angedroht. Der Herausgeber der Grille hat damit auf dem Lande mehrere Versuche gemacht, die einen ganz außerordentlichen Erfolg gehabt haben.)

Ob wohl auch der Thee endlich aus der Mode kommen wird? — Ob wir Thoren wohl endlich aufhören werden, so viele Millionen jährlich zu verschwenden, um uns den Magen mit einem übelschmeckenden Dekokt von chinesischen Blättern zu überschwemmen? — Haben wir denn nicht Schlüsselblumen, die zehnmal angenehmer schmecken? — aber freilich, sie kosten nichts. In China mögen sie vielleicht nicht zu haben sein, und wenn das ist, so möchte ich fast wetten, daß, wenn man eine Ladung getrockneter Schlüsselblumen nach China schickte, man dort den Thee verdrängen und große Summen gewinnen würde.

Das Glück der Dummen Vormund, oder Leiden und Freuden des jungen Hans Strohleder.

Ein Schwank.

(Die gegebenen Worte, aus welchen der Verfasser jenen Satz beweisen und diese wahrhafte Geschichte zusammensetzen mußte, waren: blöder Schäfer — Wapen — Spottgedicht — Schatz — Heirath aus dem Stegereif — Luftschifferin. Die Aufgabe war diesmal leicht, denn der uralte, hier wieder aufgewärmte Satz liefert den Gaukeleien der Fantasie einen so reichhaltigen Stoff, daß der Verfasser ohne Bedenken jedem Leser eine Wette anbieten darf, aus allen nur beliebigen Worten, die man ihm zusenden möchte, die Wahrheit desselben eben so gründlich zu erweisen, als hier geschehen ist.)

1. Der blöde Schäfer.

»Lieber Mann,« sagte Madame Strohleder, »ich bitte dich um's Himmelswillen! was sollen wir mit den vielen Kindern anfangen?«

»Gottes Segen,« antwortete er.

»Sieben Söhne!« wehklagte sie. »Ja, wenn man sie in eine Höhle schicken könnte, wie die Siebenschläfer, daß sie den Hunger sieben Jahre lang verschliefen und dann zum Lobe Gottes wohl genährt hervor träten —«

»Und wenn es ihrer vierzehn wären,« meinte der Mann, »sie werden ihr Brot schon finden.« —

»Suchen, willst du sagen.«

»Wer sucht, der findet.«

»Futter für Pulver, das werd' ich erleben.«

»Das Pulver muß auch sein Futter haben, damit die

Quadratmeilen nicht allzubevölkert werden. Vor alten Zeiten half die Pest, nun ist das Pulver in der Mode."

»Du bist ein unmenschlicher Vater."

»Nicht doch, Sibillchen, gräme dich nicht. Ein paar Söhne müssen unter die Fahnen, das versteht sich, das ist Bürgerpflicht. Max und Heinrich sind starke Buben, wenn sie Unrecht haben, schlagen sie gleich zu und behalten dann gewöhnlich Recht. Die mögen Soldaten werden. Den Fürchtegott suchen wir beim Zoll anzubringen. Gottlieb soll studiren, er weiß immer alles besser. Traugott mag ein Kaufmann werden, Kontrebande macht reich; und Siegfried ein Zuckerfabrikant aus Runkelrüben, das bringt schweres Geld."

»Aber Hans, lieber Mann? was soll der anfangen?

»Was ihm beliebt. Er ist schön, er ist dumm, was willst du mehr? Der ehrliche Gellert hat schon gesagt: Hans kommt durch seine Dummheit fort. Und kommt nun vollends die Schönheit dazu — o gewiß, wir werden Freude an ihm erleben. Ganz ungeschickt ist er doch auch nicht; er schreibt eine herrliche Hand."

Madame Strohleder beruhigte sich, zumal da wenige Wochen nach diesem Gespräch des Vaters Prophezeiung in Erfüllung zu gehen schien; denn das Glück, nach seiner Gewohnheit, fing schon an, das Hänschen aufzusuchen, und sich zu dessen treuen Vormund aufzuwerfen. Eines Tages beschäftigte er sich im Park mit der edlen Schmetterlingsjagd. Eine stark geschminkte Dame, die den Brunnen trank, ging spaziren. Das Pirmonter Wasser bekam ihr sehr gut

im Gebürge, und alle dabey vorgebrachten Impertinenzen verachte ich.

Daß er mir es zum Verbrechen macht, einen guten Schauspieler beklatscht zu haben, ist höchst lächerlich *).

Daß er meinen litterarischen Charakter angreift, verzeihe ich ihm, denn er versteht es nicht besser.

Nachdem sowohl die Klagen der Schauspieler, als auch die Vertheidigung des Herrn v. K. von der Direction geprüft worden, erschien nun von Seiten der Direction folgendes Circulare.

An sämmtliche mit Dekreten angestellte Mitglieder der K. K. National-Hof-Schauspieler-Gesellschaft.

Sämmtlichen Mitgliedern der k. k. deutschen Hofschauspielergesellschaft mache ich hiermit bekannt, daß Herr von Kotzebue um seine Entlassung dringendst geberen, sie auch mit höchster Bewilligung Sr. k. k. Majestät bereits erhalten habe, und daß in Folge dessen mit Eingang des nächstkommenden Jänners ein neuer Ausschuß errichtet werde.

---

*) Herr Stephanie hatte nemlich gemeynt, Herr v. K. dürfe als Zuschauer weder Beyfall noch Mißfallen äußern, weil er ein Mitglied der Direction sey.

und wirkte erwünscht, weshalb sie sich öfter im Gebüsch verlor, ohne den Schmetterlingsjäger in ihrer Nähe bemerkt zu haben. Plötzlich wurde sie von ihm überrascht und Hans wider seinen Willen in Geheimnisse eingeweiht, die bei den Römern nur einer Göttin verrathen wurden. Anfangs zürnte die holde Sterbliche, als aber der schöne Hans bebend vor ihr stand, und sie, in seiner schnell gemusterten Gestalt, einen zweiten Antinous erkannte, entrunzelte sich die hohe Stirn. Sie lächelte ihm gnädig zu, ließ sich in ein Gespräch mit ihm ein, fragte nach seinem Stand und Namen, wurde von seiner liebenswürdigen Einfalt bezaubert und verließ ihn mit einem freundlichen Kopfnicken, sah sich auch noch mehr als einmal nach ihm um.

Nicht wenig erstaunte der alte Strohleder, als einige Tage nachher ihm der Antrag gemacht wurde, seinen Sohn Hans dem Herrn Grafen von X als Handsekretär zu überlassen. Mit Freuden willigte er ein, denn der Graf galt viel bei Hofe und hatte einen sehr ausgedehnten Wirkungskreis, da er den Titel eines Obergarderobemeisters führte.

»Siehst du nun wohl?" sagte er zu seiner Frau, »das Glück sucht unsern Hans, wenn er sich nur finden läßt."

Wie es damit zuging, konnte Niemand begreifen, denn das Abenteuer der Brunnenkur hatte der keusche Hans verschwiegen oder vergessen. Man zerbrach sich also auch den Kopf nicht weiter, sondern öffnete dem anklopfenden Glücke die Pforten, ohne zu fragen: woher es komme? — Hans wurde von der Mutter mit hübschen Kleidern ausstaffirt und vom Vater mit der guten Lehre entlassen: »Halte

fleißig das Maul, mein Sohn; thuſt du es aber auf, ſo lobe, dann wird es dir wohlgehen auf Erden."

Hans trabte wohlgemuth zu dem Palaſte des Herrn Grafen von X, wo ein ſchöner, wohlgewachſener Schweizer ihn ſcheel anſah, doch einließ, und wiederum ein ſchöner, wohlgewachſener Kammerdiener ihn mit grimmigen Blicken maß, doch meldete. Se. Excellenz geruhten, Dero neuen Handſekretär vor ſich kommen zu laſſen.

Nun führte man ihn zu der Frau Gräfin, welche in ihrem Boudoir auf einem Divan von ſchwarzem Atlas im leichten Morgenkleide lag und mit einer Meerkatze ſpielte. Sie erſchien im Herbſt ihres Lebens, aber es war ein fruchtreicher Herbſt, denn Arme und Buſen prangten noch in üppiger Fülle. Die Meerkatze war ſo muthwillig, daß bald hier bald dort der nebelgleiche Muſſelin ſich verſchob, und manche derbe Reize enthüllte. Die Frau Gräfin ſchien nicht darauf zu achten. Immerfort mit dem Liebling ſpielend, warf ſie dann und wann einige Worte und Blicke dem an der Thür feſt gewurzelten Hans entgegen. »Hat mein Gemahl Sie hergeſchickt?" fragte ſie endlich.

Stammelnd antwortete Hans: »Der Herr Graf haben befohlen, daß ich Ihro Excellenz dankbarlich die Hand küſſen ſoll."

»Nun," ſagte die Gräfin lachend, »ſo kommen Sie her und küſſen Sie mir die Hand."

Er wankte zum Sofa mit niedergeſchlagenen Blicken, ergriff die dargebotene Hand mit den Fingerſpitzen und berührte ſie mit geſpitzter Lippe, wobei die Meerkatze ihm auf

die Achsel sprang und sein Haar zerzauste. Ehrfurchtsvoll versuchte er, sich der Zudringlichen zu entledigen, aber sie biß ihn in den Finger und die Gräfin wollte sich todt lachen. Doch ließ sie sich herab, ihm selbst kölnisches Wasser auf die blutende Wunde zu gießen und ein wenig englisches Pflaster darauf zu kleben, wobei sie, als von ungefähr, mit allen seinen Fingern spielte, er aber, an jedem Gliede zitternd, den Angstschweiß auf der Stirn verspürte.

»Sein Sie kein Kind,« sagte die Gräfin endlich, indem sie seine Hand los ließ und ihn scherzend mit den Fingern darauf schlug: »Sie sind ein wohlgebildeter junger Mann, es fehlt Ihnen nur noch an einer gewissen edlen Dreistigkeit. Nun das wird sich bald geben. Das Glück hat Sie in ein Haus von gutem Ton geführt, wo Sie sich ausbilden können, wenn Sie nur wollen.« Sie legte auf dieses wollen einen besondern Nachdruck. »Gehen Sie, mein junger Freund, Ihre Geschäfte werden Ihnen Zeit genug übrig lassen, mir bisweilen vorzulesen; man wird Sie rufen, wenn es mir gefällig ist.«

»Viel Ehre!« stotterte Hans, die Gräfin nickte freundlich und er taumelte rücklings zur Thür hinaus.

Nach einigen Tagen wurde er zu dem Herrn Grafen beschieden, der ihn mit wichtiger Miene empfing und ihm auftrug, einen Brief an seinen Jäger auf dem Lande zu schreiben. Auf der Stelle sollte sich der Jäger in die Residenz verfügen, um einen kranken Pudel in die Kur zu nehmen, den Se. Excellenz mit Dero Wohlwollen beehrten. Hans mußte den Patienten selbst besuchen, damit er den

bedenklichen Zustand desselben um so dringender schildern könnte.

Dieser Brief war in den ersten drei Wochen das einzige Geschäft, welches ihm zu Theil wurde. Hingegen empfing er öfters Befehle von der Frau Gräfin, ihr den Faust von Göthe vorzulesen, in welchem die Hexenscenen auf dem Blocksberge ihr besonders wohl gefielen. Da sie seit einiger Zeit über hysterische Beschwerden klagte und nichts Beengendes an sich leiden konnte, so war sie bei diesen Vorlesungen immer sehr leicht gekleidet, und ein minder bescheidener Jüngling, als der ehrliche Hans Strohleder, würde manche Symptome zu seinem Vortheil erklärt haben; doch es hielt schwer, seine Blicke vom Buche wegzuziehen, da das Lesen ihm ohnehin sauer genug wurde, und die Frau Gräfin sah sich genöthigt, seine Schüchternheit mit allen den Waffen zu bekämpfen, die eine lange, wohlbenutzte Erfahrung ihr lieh. Nur die Lebhaftigkeit ihres Temperaments stand ihr bisweilen dabei im Wege, und öfter, wenn alle Pfeile abprallten, wollte der Geduldsfaden reißen.

Endlich glaubte sie doch den entscheidenden Augenblick hinlänglich vorbereitet zu haben. Das strohlederne Herz schien zu wanken und sie beschloß einen Sturm zu wagen. »Ich habe schlaflose Nächte,« sagte sie eines Morgens zu dem schönen Antinous von Marmor, »ich muß Sie schon bitten, mir bisweilen Abends spät noch etwas vorzulesen, vielleicht daß Ihre Stimme mich sanft einlullt.« — Hans bückte sich und versicherte, er stehe in jeder Stunde zu Befehl.

»Sehr wohl. Wir wollen heute Abend den Anfang machen. Kommen Sie um eilf Uhr. Aber was lesen wir?«

»Alles was Ihro Excellenz befehlen.«

»Ich bin des deutschen überdrüssig. Die Italiener entzücken mich. Schade, daß Sie kein italienisch verstehen. Doch man hat gute Uebersetzungen. Kennen Sie den Pastor Fido?«

Hans meinte, dieser Fido sei ein Prediger in der Stadt und gestand, er gehe selten in die Kirche, weshalb er nicht alle Pastores kenne. Die Gräfin biß sich auf die Lippen. »Nicht doch, mein lieber Strohleder,« sagte sie, »Pastor Fido heißt der treue Schäfer und ist ein Gedicht, ein schönes Gedicht.«

»Allerdings, außerordentlich schön!« stotterte Hans.

»Es gibt aber nicht blos treue Schäfer,« fuhr die Gräfin fort, »sondern auch blöde Schäfer, verstehen Sie mich? Kennen Sie vielleicht einen der letzteren?« Bei dieser Frage sah sie ihn zärtlich an. Hans versicherte unterthänigst, er habe nichts davon gehört.

»Doch, doch,« sagte die Gräfin, indem sie ihn schalkhaft auf die Wange klopfte, »der blöde Schäfer ist Ihnen nicht unbekannt, den bringen Sie mir heute Abend mit.«

»Wo werd' ich ihn her bekommen?«

»Sie finden ihn auf Ihrem Zimmer.«

»Erlauben Ihro Excellenz, wie sollte der blöde Schäfer auf mein Zimmer gekommen sein?«

»Ich sage Ihnen, Sie werden ihn da finden — vor

dem Spiegel, wo ich nicht irre. Gehen Sie, mein lieber Strohlieder, und bewegen Sie jedes meiner Worte in Ihrem Herzen."

Hans that, wie ihm befohlen war, er ging hin, und suchte den blöden Schäfer, nicht allein auf der Kommode vor dem Spiegel, sondern auch in allen Winkeln seines Zimmers, allein vergebens. Er trollte seine vier Treppen wieder hinab, um der Frau Gräfin zu rapportiren, daß er die kühne Vermuthung hegen müsse, sie habe sich geirrt; doch Ihro Excellenz waren schon ausgefahren, und als sie nach zehn Uhr aus dem Schauspiel heimkehrten, ein verführerisches Negligee um die schwellenden Glieder warfen, und des Vorlesers harrend, auf dem schwarz atlassenen Sofa sich behaglich ausstreckten; da schlief Hans schon längst in guter Ruhe, denn er hatte gemeint, da der blöde Schäfer nicht zu finden sei, so werde die Frau Gräfin heute auch keine Vorlesung begehren. Daß sie unterdessen, anfangs sehr verdrießlich, zuletzt ein wenig wüthend wurde, ahnete er nicht, bemerkte aber doch am andern Mittag, als er in den Speisesaal trat, einige ungnädige Blicke, die unter den gemalten Augenbrauen hervor auf ihn geschossen wurden. Er hielt daher für seine Pflicht, eine demüthige Entschuldigung zu verlautbaren, trat dicht vor die Gräfin, die eben mit ihrem Gemahl gesprochen hatte, und hub seinen Spruch also an: »Ihro Excellenz werden verzeihen, daß ich gestern Abend nicht bestellter Maßen mich eingefunden; allein ich kann, bei allem was mir heilig ist, versichern, daß der blöde Schäfer, den ich mitbringen sollte, durchaus nicht zu finden war."

Paff! hatte er eine Ohrfeige, daß ihm die Backe hochroth glühte. Er taumelte zurück, und wußte nicht, wie ihm geschah. »Ei,« sagte der Herr Graf, »was hat das zu bedeuten?«

Die Gräfin zog ihren Gemahl an's Fenster, und erzählte einige Minuten lang sehr lebhaft, worauf Se. Excellenz sich mit hohem Ernst zu dem Erschrockenen wandten, und ihm zuherrschten: „Geh' Er auf sein Zimmer. Nach einer empfangenen Ohrfeige speist man nicht an meiner Tafel. Wir sprechen uns morgen.«

Hans schlich auf sein Dachstübchen, und konnte gar nicht begreifen, warum er die Ohrfeige bekommen? Er dachte darüber nach, bis ihm die Augen zufielen, aber es blieb dunkel in seinem Gehirnkasten. Am andern Morgen wurde er zu dem Grafen gerufen, und erschien zitternd. Es war Sr. Excellenz anzusehen, daß es Sie Mühe kostete, Dero gewohnte Würde zu behaupten, den jeden Augenblick standen Dieselben in Gefahr, in ein gemeines Lachen auszuplatzen.

»Mein lieber Strohleder,« sagte der Graf, »nehme Er mir's nicht übel, Er ist ein Esel. Meine Gemahlin hat mir den ganzen Vorgang mit ihrem Kammermädchen erzählt. Es ist ein hübsches, rundes Ding, und ich verdenke es ihm gar nicht, daß Er verliebt in sie ist. Aber hatte Er denn nicht gemerkt, daß sie beschlossen hatte, nicht unerbittlich zu sein? — Sie bestellt Ihn zu sich bei nächtlicher Weile, sie trägt ihm auf, den blöden Schäfer mitzubringen, und Er begreift nicht,

daß Er ſelbſt der blöde Schäfer iſt! und daß man Ihn mit Verlangen erwartet. Meine tugendhafte Gemahlin hat ſich krank darüber lachen wollen. Nun ſieht Er wohl ein, daß eine Dame von ihrem Range ſich ſtellen mußte, als ignorire ſie eine Intrigue ihres Kammermädchens. Wie konnte ſie ſich einbilden, daß Er öffentlich hintreten, und mit Ihro Excellenz von einer Sache ſprechen würde, die nur ihr Lieschen anging? — Er hat folglich die Ohrfeige nach Gebühr empfangen, und hätte ſie ſchon dadurch verdient, daß Er das ſchöne Rendezvous verſäumte. Ein anderes Mal, mein Freund, ſei Er klüger. Es thut mir leid, daß ich Ihn verabſchieden muß, aber Er hat es auch gar zu dumm angefangen. Meine Gemahlin iſt eine ſehr tolerante, aber auch eine ſehr keuſche Dame, und kann nach einem ſolchen ſkandalöſen Eclat Ihn nicht länger unter meinen Domeſtiken dulden. Leb' Er wohl. Der Haushofmeiſter wird Ihm Seinen Lohn auszahlen."

Mit dieſen Worten entfernten ſich Se. Excellenz in Dero Studirzimmer, wo ſie Fliegen zu fangen pflegten. Dem ehrlichen Hans war zu Muthe, als ob man perſiſch mit ihm geſprochen hätte. Er verſtand nicht ein Wort von dem allen, bis auch ſein Vater ihm wiederholte, er ſei ein Eſel geweſen. Die Mutter hingegen hatte eine fromme Freude an der Geſchichte. Sie verglich die Gräfin mit Potiphar's Weibe, und ihren Sohn mit dem keuſchen Joſeph, obgleich er ſeufzend ausrief: „Ach! hätte ich das nur gewußt! aber Geduld, Papa, es ſoll mir nicht zum zweiten Male wieder erfahren."

2. Das Wapen.

Die eitle Mutter konnte das Abenteuer ihres schönen Sohnes nicht auf dem Herzen behalten, sie vertraute es einigen Gevatterinnen. Die Anekdote ging von Munde zu Munde, stieg aus den bürgerlichen Theegesellschaften in die Hofzirkel hinauf, ergetzte selbst den Fürsten, und Jedermann war begierig, den blöden Schäfer zu sehen. Unter andern erfuhr sie auch der Oberceremonienmeister, der vor mehreren Jahren mit dem Obergarderobemeister einen heftigen Wortwechsel über die Frage gehabt hatte: welcher von ihnen beiden dem Staate die ersprießlichsten Dienste leiste? Seit dieser Zeit waren sie Feinde, neckten einander wo sie konnten, und wem der Obergarderobemeister seine Protection entzog, der war sicher, an dem Oberceremonienmeister einen Gönner zu finden. Kaum zehn Tage waren daher verstrichen, seit sich Hans ausser Diensten befand, und die besorgte Mutter nicht wuste, was sie mit ihm anfangen sollte, da wurde ihm abermals eine Sekretärstelle bei Sr. Excellenz dem Grafen Y angetragen.

Hier machte er sich durch seine schöne Handschrift sehr beliebt, denn Se. Excellenz waren gesonnen, zum Heil der Menschheit ein großes Werk zu unternehmen. Sie wollten nämlich eine neue, vermehrte und verbesserte Auflage von Lünig's theatrum ceremoniale historico-politicum herausgeben, ließen daher dieses dickleibige Werk auf gebrochenen Bogen sauber abschreiben, und versahen es mit Dero Zusätzen und Anmerkungen. Bei dieser, den Kräften des jungen Stohleder angemessenen Arbeit hätte er mehrere Jahre

hindurch sich sehr wohl befinden mögen, zumal da im Hintergrunde ihm die Aussicht lächelte, einst Hoffourier zu werden, und es lag nicht an Fortunens redlicher Vormundschaft, daß er dieses glänzende Glück nicht erreichte. Aber sein dämischer Genius spielte ihm abermals einen bösen Streich.

Die Frau Gräfin Y war eine sehr ehrwürdige Dame, die weder den Pyrmonter Brunnen trank, noch den Doktor Faust las, sondern zur Vervollkommnung ihres Geistes einen weit höhern Schwung genommen hatte. Sie sammelte nämlich alle adelichen Wapen aus der ganzen Christenheit, und ihre Sammlung belief sich bereits auf viele tausende, die in einer Reihe von Folianten, mit lebendigen Farben gemalt, prangten. Es war ihre süßeste Herzenswonne, in diesen Folianten zu blättern, und sie wußte auf ein Haar die Punkte und Striche, die Schilder und Helmzierathe, die Hörner und Narrenköpfe zu deuten. So oft ein Fremder bei Hofe erschien, dessen Geschlechtswapen ihr noch unbekannt war, so ruhte sie nicht eher, bis sie ihn vermocht hatte, es für sie abbilden zu lassen.

Vor Kurzem hatte sich ein vornehmer Portugiese am Hofe eingefunden, der weitläuftig mit der Familie Braganza verwandt war. Alsobald machte sie Jagd auf sein Wapen. Er versprach es ihr sehr höflich, und sie erwartete es mit der edelsten Ungeduld. »Ich bin gezwungen," sagte sie zu dem Portugiesen, »meinen Gemahl auf einige Tage auf seine Güter zu begleiten; haben Sie nur die Gewogenheit, das Wapen, sobald es fertig ist, unserm Sekretär

Was für Urſachen Herr von Kotzebue zu einer ſo baldigen Abtretung ſeines Amtes bewogen haben, iſt niemanden unbekannt. Schon ſeit geraumer Zeit bemerkte ich bey einigen Hofſchauſpielern eine auffallende Spannung ihn betreffend, und zu meinem nicht geringen Verdruſſe hörte ich endlich faſt mit jedem Tage neue leidenſchaftliche Ausſtreuungen gegen ihn. Um nun auf ordentlichen Wegen der reinen Wahrheit nachzuforſchen, und was immer für einem gekränkten Theile nach Recht und Billigkeit Genugthuung zu verſchaffen, ließ ich ſämmtliche Mitglieder der deutſchen Hofſchauſpielergeſellſchaft vorrufen, und jedes Einzelnen Klagen gegen Herrn von Kotzebue ordentlich zu Protokoll nehmen, das ich ihm hierauf zu ſeiner ſchriftlichen Vertheidigung gehörig mittheilte.

Zwar kann ſich der Beklagte ſchon durch die erhabenſte Huldbezeugung unſers gerechteſten Monarchen, Höchſtwelcher Talent und Verdienſte ſchätzt und belohnt, auch ihm nun eine lebenslängliche Jahrespenſion von 1000 fl. gnädigſt zuerkannt, und zu ſeinem fortdauernden Hoftheater-Dichter neuerdings dekretirt hat, vor aller Welt auf die ehrenvollſte Art gerechtfertigt halten. Da man nun aber nach genauer unpartheylichen Unterſuchung aus den beyderſeitigen Akten erſehen, daß die oben erwähnten Klagen gegen Herrn von Kotzebue gänzlich unſtatthaft und grundlos ſind, ſo wird den Urhebern und Theilnehmern dieſes leidigen Herganges ihr leidenſchaftliches Betragen, insbeſondere aber Herrn Stephanie ſein ungeſitteter und unanſtändiger Ton, hiermit ernſtgemeſſenſt verwieſen, und ſämmtlichen Mitgliedern der deut-

zuzuschicken, von dem ich es gleich nach meiner Zurückkunft erhalten werde."

Der Portugiese versicherte, sie solle es dann gewiß schon vorfinden. Hans wußte von dieser Verabredung nichts. Das Wapen wurde ihm auch nicht abgeliefert, da der Maler nicht Wort gehalten hatte. Hingegen war der Gräfin erstes Wort bei ihrer Heimkunft: »Bringen Sie mir noch diesen Abend das Wapen."

»Welches Wapen, meine Gnädigste?"

»Das von dem Portugiesen. Ich kenne es schon halb und halb aus seiner Erzählung, aber ich brenne vor Begierde, es zu sehen. Auf dem Helme prangen zwei große Hirschgeweihe, im Mittelfelde steht ein Hahn. Ich bin sehr müde, ich werde mich schlafen legen, aber das thut nichts, bringen Sie mir es nur, daß ich wenigstens noch einen Blick darauf werfe."

»Erlauben Sie, wo soll ich das Wapen hernehmen?"

»Es liegt auf Ihrem Zimmer, ganz gewiß auf Ihrem Zimmer. Suchen Sie es dort nur, ich erwarte Sie." Mit diesen Worten schlüpfte sie in ihr Schlafgemach.

»Holla!" dachte Hans, »was hat das zu bedeuten? — Offenbar ist die Frau Gräfin Y auch in mich verliebt. Die vornehmen Damen drücken sich verblümt aus. Ich soll ein Wapen aus meinem Zimmer holen? ein Wapen mit einem Hahn und einem Hirschgeweih? Wenn das nicht einen Hahnrei bedeutet, so versteh' ich nichts von der Sache. Ich soll es ihr bringen, wenn sie auch schon schlafen gegangen? — Ja, ja, es ist richtig. Der Herr Graf

von X haben mir zu sagen geruht, ich sei ein Esel gewesen, der Herr Graf von Y sollen mir wahrhaftig das nicht vorzuwerfen haben." — Zum Ueberfluß ging er noch auf sein Zimmer, und suchte das Wapen eben so emsig, als er einst den blöden Schäfer gesucht hatte, da es aber nirgend zu finden war, so wurde seine Vermuthung ihm zur Gewißheit, und mit siegreich bekämpfter Blödigkeit, die so leicht in Unverschämtheit ausartet, präsentirte er sich vor dem Schlafgemach der Gräfin.

»Sie hätten es nur meiner Kammerjungfer abgeben dürfen," sagte die halb Entkleidete unwillig, als er so keck die Thüre öffnete; doch geben Sie her, geschwind!"

Aber wie erstaunte sie, als Hans, statt der Antwort, sie plötzlich in seine Arme faßte, und einen feurigen Kuß auf ihren keuschen Busen drückte. Sie wollte schreien, die Stimme versagte ihr; hingegen fand sie noch Kraft genug in ihrer rechten Hand, um mit einer derben Ohrfeige die strohlederne Wange zu begrüßen. Im gleichen Augenblick stürzte die alte hagere Kammerjungfer herein, schlug ihre Nägel in des Jünglings lockichtes Haar — und eine neue Delila — bewies sie, daß man auch ohne Schere einen Simson seiner Locken berauben könne.

Wohl zerzaust gelangte Hans auf sein Zimmer, konnte wiederum nicht begreifen, warum solch' Unheil ihm widerfahren, und verfluchte alle Gräfinnen, alle Schäfer und alle Wapen. Nur das Einzige wurde am andern Morgen ihm klar, daß er über Hals und Kopf aus dem Hause trollen mußte; denn der Herr Graf von Y ließen ihm ver-

melden, er möge die Thür suchen, wenn er nicht zum Fenster hinaus springen wolle.

»Du bist ein Esel!" sagte sein Vater, als er diesem die Geschichte trübselig erzählte. Fürwahr, das Glück meint es ehrlich mit dir, aber du trittst es mit Füßen."

3. Das Spottgedicht.

Fortuna ließ sich treten, und wurde doch nicht müde, den widerspenstigen Liebling anzulächeln. Ein gewisser Hofrath, der, weil er ein Dichter war, bisweilen zu den Tafeln der Großen gezogen wurde, hatte bei dem Grafen von Y des jungen Strohleder's Handschrift zu sehen Gelegenheit gehabt, denn Se. Excellenz pflegten Ihre Gäste immer zum Nachtisch mit Lünig's theatrum ceremoniale zu bewirthen. So ein Schreiber wäre dem Hofrath längst willkommen gewesen. Er hatte schon sieben bis acht Bände Verse zusammengereimt, konnte aber in diesen schwindsüchtigen Zeiten des Buchhandels keinen Verleger finden, und wünschte sich wenigstens die Freude, seine Gedichte, sauber abgeschrieben, in Maroquin gebunden, in einem Mahagony-Glasschrank aufstellen zu können. Er war ein wohlhabender alter Hagestolz, der in seinem Testamente den Schreiber wohl bedenken konnte, zumal wenn dieser Geduld genug besaß, das Abgeschriebene sich täglich vorlesen zu lassen, denn unter den Bekannten des Hofraths war keiner mehr zu finden, der sein Ohr dazu herleihen mochte. Wenn er irgendwo in eine Gesellschaft trat, so sah man ihm nicht gleich in's Gesicht, sondern immer zuerst nach

seiner Tasche, die gewöhnlich mit Geistesprodukten hoch schwanger ging. Man wußte schon, wie leicht diese Tasche gebar, wie schwer hingegen von ihrem Wochenbette loszukommen sei, weshalb die Herren bei ihrem Erscheinen sogleich nach Hut und Stock liefen, und die Damen sich flüsternd zusammenzogen. Der Hofrath selbst pflegte wohl zu behaupten, er lese nie vor ohne besondere Veranlassung, und das mußte man ihm zugestehen, denn was konnte er dafür, daß jede Veranlassung ihm die besondere war? — Hatte er zum Beispiel ein Gedicht an die Sonne in der Tasche, und einer aus der Gesellschaft sprach von einer Perücke, so machte er die Bemerkung, daß eine Perücke den Kahlkopf gegen die Sonnenstrahlen schütze. Was war nun natürlicher, als daß die Strahlen ihn zur Sonne führten?

»Ich habe sie auch besungen, die liebe Sonne,« sagte er lächelnd, und ließ sie aus der Tasche herauf steigen.

Oder es war eine Sammlung anakreontischer Lieder, die er der Gesellschaft zum Besten geben wollte; man sprach aber eben von dem Elephanten in der Menagerie, und eine der anwesenden Damen meinte, er sei doch ein plumpes Thier. »Um Verzeihung,« unterbrach sie dann der Hofrath, »ich habe doch Elephanten gesehen, die mit ihrem Rüssel recht graziös eine Bouteille Wein ausschlürften, ja wahrhaftig, Anakreon selbst hätte seinen Wein nicht mit mehr Grazie trinken können. Apropos von Anakreon! ich muß Ihnen doch einige Liederchen mittheilen, die in seiner Manier gedichtet sind.«

Dieſer rüſtige Dichter und Vorleſer war es, der jetzt den jungen Hans Strohleder unter ſehr vortheilhaften Bedingungen in ſeine Dienſte nahm. »Du biſt doch wahrlich ein Glückskind,« ſagte ſein Vater, »bei dem kannſt du leben wie in Abraham's Schooß, und noch beſſer; denn in dieſem berühmten und weitläufigen Schooße würdeſt du von ferne das Geheul der Verdammten hören, welches immer eine fatale Muſik ſein mag; beim Hofrath hingegen hörſt du blos Gedichte, die ſo kühl und wäſſerig ſind, daß ſie die Höllenglut dämpfen könnten. Aber das ſage ich dir: höre ſie ſtets mit Wohlgefallen, lobe ſie mit Inbrunſt, und vor allen Dingen, ſchlafe nicht ein.« Nach dieſer Ermahnung ſchenkte er ihm ein Riechfläſchchen mit Eau de Cologne, empfahl ihm, ſolches immer bei ſich zu tragen, und ſo oft er verſpüre, daß der Schlaf ihm zu mächtig werde, ſich unvermerkt mit dem Waſſer die Augenlieder zu beſtreichen.

So ausgerüſtet trat Hans den neuen Dienſt an und Alles ging vortrefflich. »Ich ſchreibe eine ſchlechte Hand,« ſagte der Hofrath gleich am erſten Tage, »Sie werden vielleicht Mühe haben, ſie zu entziffern, darum will ich lieber zuvor Ihnen jedesmal das Gedicht vorleſen, und wenn es abgeſchrieben iſt, leſen wir es noch einmal miteinander durch.«

»Das wird mich ſehr glücklich machen,« ſagte Hans, reckte ſeine Ohren freundlich hin und befolgte gewiſſenhaft die erhaltene väterliche Inſtruktion, welche alſo lautete: »Sieh ſtets dem Vorleſer in's Geſicht, und ſo oft er ſeine Augen zu dir aufhebt, ſo nicke ihm freundlich zu. Fragt er

am Ende um dein Urtheil, so bediene dich abwechselnd der Worte, die ich dir auf diesem Zettel geschrieben habe: sie sind die Quintessenz aller lobenden Recensionen, und bedeuten alle im Grunde nichts, kitzeln aber das Ohr."

Der Hofrath war außerordentlich mit seinem Schreiber zufrieden. Er liebte ihn wie seinen eignen Sohn, und erklärte in allen Gesellschaften: er besitze einen Schatz an dem jungen Manne, man wisse gar nicht, was alles in ihm stecke.

Das währte fast ein halbes Jahr, und schon hatte der Hofrath seinem Testamente ein Codicill beigefügt, welches dem ehrlichen Hans eine sorgenfreie Zukunft verbürgte. Da begab es sich, daß ein junger Witzling ein Spottgedicht auf den wackern Dichter und Vorleser verfertigte, zwar ohne ihn zu nennen, aber so, daß er mit Händen zu greifen war. Schon eine Woche lang hatten alle Theezirkel sich daran ergetzt, nur der gute Hofrath wußte noch nichts davon. Aber in solchen Fällen gibt es immer dienstfertige Freunde, die mit aufrichtigem Bedauern den Gekränkten von dem unterrichten, was er besser gar nicht erführe. Ein solcher zeigte ihm eine Abschrift. Der Dichter wüthete, schwur, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und wollte das Spottgedicht behalten, der gute Freund hingegen sich nicht davon trennen, weil er es noch einigen andern guten Freunden mitzutheilen hatte. Das nöthigte den Hofrath, es in der Geschwindigkeit selbst abzuschreiben.

Mit funkelnden Augen kam er nach Hause. „Herr

Strohleder," sagte er, „lesen Sie einmal diese Verse, ich bitte, lesen Sie."

Hans nahm das Blatt, erkannte des Hofraths eigne Hand und fiel in den sehr verzeihlichen Irrthum, daß es ein Gedicht von seinem Gönner sei, zumal da er ihn in derselben konvulsiviſchen Bewegung sah, die jederzeit nach Geburtswehen ihn zu befallen pflegte. Freilich konnte Hans nicht begreifen, warum sein Gönner ihm diesesmal die neue Geburt nicht selbst vorlas? Doch da ihm das Nichtbegreifen täglich widerfuhr, so achtete er auch nicht weiter darauf, sondern las mit lauter Stimme und mit großem Pathos, wobei der Hofrath ihn drei oder viermal mit einem derben Ha! unterbrach. Hans merkte sich sorgfältig die Stellen, bei welchen das Ha! erschallte, weil er meinte, der Verfasser halte diese für die schönsten, und als nun Jener am Schluß vor ihn hintrat mit den Worten: „Nun? was sagen Sie dazu?" Da ergoß sich der ehrliche Hans, der keine Ahnung von der Tendenz des Gedichts hatte, in die wohleinstudirten Lobeserhebungen. Wie? sagte der Hofrath, mit weit aufgesperrten Augen und Lippen. „Ja ja," erwiederte Hans, „es ist tief, hoch, klar, transparent und gemüthlich; es bewegt sich anmuthig in den Fesseln des Reimes."

Dieses Gedicht —?

„Ist eins der gelungensten, die jemals aus Ihrer Feder geflossen sind."

So? und der Witz?

„O der ist beissend, treffend und zermalmend."

Wirklich? Sie finden es also vortrefflich?

»Nur ein ausgemachter Dummkopf könnte es anders finden.«

Herr! Sie sind ein Esel! packen Sie sich aus meinem Hause!

Mit diesem Bescheid entließ er den erstarrten Jüngling, der, abermals brotlos, zu seinem Vater eilte, von diesem aber, statt des Trostes, nur ein Echo vernahm, welches, eben so vielfach als das beim Grabe der Metella, das Wort Esel wiederhallte.

1. Der Schatz.

Die Geschichte wurde laut und die ganze Stadt, in der eben eine Schnupfen-Epidemie herrschte, lachte sich gesund. Nur zwei Männer lachten nicht mit: der eine war der getäuschte Hofrath, der andere Herr Krallfuß, ein liebenswürdiger Greis, der auf Pfänder lieh und das Seinige so zu Rathe hielt, daß er nicht einmal, wenn er sich einer Sache erinnern wollte, einen Knoten in sein Schnupftuch machte, um es nicht abzunutzen. Das Einzige, was er ohne Bedenken abnutzte, waren seine Augen, die durch das viele Schreiben, Rechnen, Goldabwiegen, Dukatenfeilen u. s. w. nach und nach sehr schwach geworden waren. Er kaufte sich eine wohlfeile Brille, die sehr vergrößerte und folglich seine Augen noch mehr verdarb. Mit schweren Seufzern mußte er endlich den Entschluß fassen, sich nach einem Gehilfen umzusehen. Dieses Umsehen währte lange, weil es nichts kostete, und weil jedes brauchbare Subjekt ihm nicht dumm genug war: denn er wollte, aus guten

Urſachen, den kompleteſten Schafskopf in der ganzen Stadt zum Schreiber haben. Freilich fiel ihm der Gedanke ſchwer auf's Herz, daß dumme Menſchen gewöhnlich am meiſten eſſen, aber in jeder andern Rückſicht war für ſein Gewerbe ein dummer Junge am tauglichſten.

Als daher die verſchiedenen Abenteuer des jungen Hans Strohleder auch ihm zu Ohren kamen, klatſchte er fröhlich in die Hände (nachdem er zuvor die Handſchuh ausgezogen) und rief: ich habe meinen Mann gefunden! — Er ſchickte ſogleich ſeine blinde Köchin zu Hans, die ihm den Antrag thun und nebenher ſich erkundigen mußte, wie es mit ſeinem Appetit beſchaffen ſei? — Hans verſicherte, daß er täglich mit zwei Pfund Fleiſch, drei Pfund Brot und etwas Zugemüſe ſich gern behelfen würde. Das Brot wurde ihm zugeſtanden, aber in Anſehung des Fleiſches wurde er nach Dänemark verwieſen, wo jetzt die Pferde geſchlachtet würden, und bei dem großen Fleiſchmangel die Leute doch geſund blieben trotz den Tataren. Uebrigens gab man ihm zu verſtehen, daß Herr Krallfuß ein Siebenziger ſei und ſein Teſtament ein Fleiſchtopf Egypten's für den treuen Schreiber werden könne.

Hans mußte ſich entſchließen, denn der Vater wollte ihm nicht einmal Brot geben, vielweniger Fleiſch, und er tröſtete ſich mit dem Gedanken, daß Fortuna, ſeine Gönnerin, auch wohl in der morſchen Hütte des Herrn Krallfuß ihn aufſuchen werde. »Thut ſie es,« ſagte er zu ſich ſelbſt, »ſo will ich ein Dummkopf heißen ewiglich, wenn ich ſie diesmal nicht feſt halte.«

In dieſer Stimmung trat er ſeinen neuen Dienſt an und erwarb ſich bald die Zufriedenheit des alten Herrn, denn Alles, wozu der Kopf nicht gebraucht wurde, that er flink und unverdroſſen; Herr Krallfuß hütete ſich aber wohl, ſeine tief ſchlummernden Geiſteskräfte zu entwickeln, denn er hatte manchem großen Herrn den Grundſatz abgelauert, daß Dummköpfe am bequemſten zu beherrſchen ſind. Hans gefiel ſich wohl in ſeiner neuen Lage und es blieb ihm in der That kein anderer Wunſch übrig, als daß ſein Herr bald ſterben möchte, weil Alles, was an barer Münze ihm zufließen ſollte, im Teſtamente ſtand. Allein in dieſem Stücke vertraute er ſeinem Glücke zu wenig. Es wußte noch andere Mittel, den Liebling plötzlich reich zu machen.

Man lebte damals in kriegeriſcher Zeit, man war keinen Tag vor Plünderung ſicher, und dieſe Angſt bewog Herrn Krallfuß, einen großen Theil ſeines Goldes dem Schooß der Erde anzuvertrauen. Er wählte dazu ſeinen Garten. So nannte er ein Stückchen Land, auf welches er jährlich Cichorien ſäete, weil ſeine blinde Köchin durchaus darauf beſtand, Kaffee zu trinken. Da er nun, als ein guter Patriot, alle Colonialwaren aus ſeinem Hauſe verbannt hatte, ſo empfahl er dieſes edle Surrogat und meinte, ſie könne, mit gehörigem Fleiß, auch wohl Zucker daraus ziehen, ſo gut als aus hundert andern Pflanzen, die jetzt zu dieſem Behuf verarbeitet werden.

Außer dieſen Cichorien ſtand in beſagtem Garten nur noch ein alter Weidenbaum, den Herr Krallfuß jährlich

ſchen Hofſchauſpielergeſellſchaft hiermit auch Herrn von Kotzebues ſchriftliche Rechtfertigung mitgetheilt.

Möchten die mir bekannten Unverträglichen doch in Zukunft für die Ehre und Ruhe ihrer Mitmenſchen mehr Achtung und Gewiſſenhaftigkeit bezeigen, meine ohnehin beſchwerlichen Theater-Directionsgeſchäfte mir mit fortdauernden Verdrüßlichkeiten nicht vollends unerträglich machen, und die ſchönen Pflichten und Tugenden des geſelligen Lebens, welche ſie durch ihre Schauſpielerkunſt den Zuſchauern ſo oft berufsmäßig ans Herz legen, doch auch außer dem Theater und in ihrem eigenen Umgang gehörig befolgen!!

Freyherr von Braun,
K. K. Vice-Director.

So lautete das dem Vorgeben nach ſo ſehnlich gewünſchte Reſultat, welches nicht erſchienen ſeyn ſoll.

kappen ließ, um seinen Holzvorrath für den Winter zu sammeln. Unter dieser Weide grub er in einer regnichten Nacht ein tiefes Loch, scharrte seinen Mammon hinein und legte Steine darüber, als ob der Zufall sie dahin geworfen hätte. Aber die Nacht war nicht so dunkel, daß Hans aus seinem Dachfensterlein, durch ein paar Mondblicke begünstigt, den Schatzgräber nicht bemerkt hätte. Der arme Hans konnte eben nicht schlafen, und das war freilich des Herrn Krallfuß eigne Schuld, denn er hatte Tags zuvor, um doch auch einmal seinen Hausgenossen einen Schmaus zu geben, verdorbenes Fleisch wohlfeil gekauft, ohne zu bedenken, daß ihre Verdauungskräfte dieser üppigen Nahrung nicht gewachsen waren. Hans empfand Uebelkeiten und hatte deswegen die Nase zum Fenster hinausgesteckt, denn den ganzen dicken Kopf hinauszuschieben, dazu war das Fenster nicht groß genug. Als er nun seinen werthen Prinzipal so lange unter dem Weidenbaume keuchen hörte, wurde er neugierig, den Grund zu wissen. Er lauerte, bis Krallfuß wieder hinein geschlichen und die Gartenthür nach seiner Gewohnheit sorgfältig verschlossen hatte. Nun trippelte Hans leise hinunter, stieg durch das Küchenfenster in den Garten, fand zwischen den Steinen die lockere Erde und wühlte mit den Nägeln so lange, bis er den Schatz hervorzog. Es war ein schweres Kistchen, und Hans nicht so dumm zu vermuthen, daß es Steine enthalte. Nachdem er glücklich damit seine Bodenkammer erreicht und sein Gewissen durch die Vorstellung beschwichtigt hatte, daß er

blos einen Theil der künftigen Erbschaft anticipirt habe; so entstanden nunmehr zwei schwer zu lösende Fragen: wie sollte er das wohl verschlossene Kästchen öffnen? und wo es verbergen?

Das Erstere schien unmöglich ohne Hilfe eines Schlössers, folglich ließ er vor der Hand es uneröffnet, zufrieden sich im Besitz eines schönen Nothpfennings zu befinden. Das Letztere fing er listig genug an. Er trug seinen Schatz auf den Taubenschlag; denn Herr Krallfuß hielt gern Tauben, weil sie des Nachbars Gerste fraßen und weil er sie gewöhnt hatte, immer fremde Tauben mit nach Hause zu bringen. Hier versteckte der schlaue Hans das Kästchen unter ein Nest im Stroh und legte sich dann wohlgemuth schlafen.

Der andere Tag verging ruhig, Krallfuß ahnete nichts und Hans überhob sich seines Glückes nicht. Doch in der Nacht trieb eine gewisse bange Ahnung oder ein Zug des Herzens den Alten schon wieder in den Garten, wo sich, beim Anblick des offnen Loches, seine zwanzig Haare hoch empor sträubten und der Husten in seiner Brust verstummte. Anfangs wollte er Feuer schreien, aber er bedachte klüglich, daß dann alle Nachbarn herbei rennen und im Getümmel sein Haus vollends plündern würden. Dann wollte er sich an die Weide hängen, aber der einzige Strick, den er im Hause hatte, war noch ganz neu, folglich Schade ihn abzunutzen. Endlich wankte er wieder in sein Kämmerlein und bat auf seinen Knien wechselsweise

den lieben Gott und den Teufel, ihm den Dieb des Schatzes zu verrathen.

Als er seiner Besinnung wieder etwas mächtig wurde, stellte er die Betrachtung an, daß durchaus keine andern Fenster die Aussicht nach dem Garten hatten, als die der Küche und der Bodenkammer. Aus dem erstern konnte er nicht belauscht worden sein, da die Köchin so blind war, daß sie bei Tage nicht sehen konnte, vielweniger bei Nacht. Es blieb also nur die Vermuthung übrig, daß sein Schreiber, der Pfiffikus, ihm auf die Spur gekommen. Sobald es Tag wurde, schickte er ihn unter irgend einem Vorwand aus dem Hause und kehrte indessen auf der Bodenkammer das unterste zu oberst, visitirte auch den Boden selbst und vergaß den Taubenschlag nicht; doch alles vergebens. Denn weil eine brütende Taube ganz ruhig auf ihrem Neste über dem Kästchen saß, so kam ihm gar nicht in den Sinn, sie zu verscheuchen, und Fortuna wachte über die Beute ihres Mündels.

„Der Räuber kann doch aber kein anderer gewesen sein als Musje Hans," dachte Krallfuß, „wer weiß wohin er mein Gold, meine Seele, so schnell auf die Seite geschafft hat. Auf den Kopf Schuld geben darf ich es ihm nicht, denn ich kann nichts beweisen. Wir müssen versuchen, den Fuchs zu überlisten."

Er berief den Schreiber auf sein Zimmer, setzte ihm ein Glas sauer Bier vor und sagte: „Mein lieber Strohleder, heute wollen wir uns einmal etwas zu gute thun.

Trink Er! trink Er frisch darauf los! und wenn Er auch die halbe Kanne ausleeren sollte, es ist Ihm vergönnt. Er ist ein ehrlicher junger Mensch, ich betrachte Ihn als meinen Sohn, darum will ich Ihm etwas wichtiges vertrauen. Wir leben in schweren Zeiten, der Feind steht in der Nähe, wer kann wissen, was uns heute oder morgen bevorsteht? Käme es zu einer Plünderung, so kann ich Ihm wohl sagen, daß man in meinem Hause ein artiges Klümpchen Gold vorfinden würde. Das wäre mein Tod! Um dem vorzubeugen, was meint Er, was ich gethan habe? — ich habe ganz im Stillen ein Kästchen mit Dukaten unter dem Weidenbaume im Garten verscharrt. Außer Ihm weiß Niemand darum. Auf Ihn kann ich mich verlassen, Er wird ja doch mein Erbe. Nun geht mir heute Abend noch ein Posten von zweitausend Thaler in Golde ein, den will ich in der künftigen Nacht auch noch dazu legen. Jetzt muß ich aber ausgehen, um das Geld zu heben. Vor zehn Uhr werde ich schwerlich nach Hause kommen. Thu Er mir den Gefallen, indessen fein wachsam herum zu schleichen, damit wir nicht bestohlen werden; es soll Sein Schade nicht sein." Mit diesen Worten nahm er den Filz, den er Hut nannte, und ging.

„Holla!" dachte Hans, „da kann ich meinen Schatz ansehnlich vermehren. Zweitausend Thaler sind nicht zu verachten." Flugs eilte er auf den Taubenschlag, holte das Kästchen, verscharrte es wieder, und als Herr Krallfuß um zehn Uhr heim kam, empfing er ihn mit freundlicher Geberde, übergab ihm den anvertrauten Hausschlüssel und

stieg in seine Bodenkammer, wo er, an der Lucke lauschend, sich herzinniglich freute, als er um Mitternacht den Alten nach dem Weidenbaume schleichen sah. »Jetzt legt er noch zwei tausend Thaler dazu,« meinte Hans; aber Krallfuß meinte das nicht, sondern nahm das wiedergefundene Kästchen stilljauchzend unter den Arm und trug es unter sein Kopfkissen, auf dem er nun sanft schlummerte.

Hans suchte indessen noch einmal den Weg durch das Küchenfenster, den er auch glücklich fand, aber nicht mehr den Schatz, nur das leere Nest. Ganz verwundert zog er ab, und seine Verwunderung stieg am andern Morgen noch höher, als Herr Krallfuß ihm ganz trocken sagte: er möchte sich zum Teufel packen.

Das konnte er nun vollends gar nicht begreifen. Mit hängenden Ohren schlich er zu seinem Vater und klagte dem, daß sein gewesener Prinzipal mit dem Teufel im Bunde stehe. »Du bist ein Esel,« sagte der Vater, »dich kann das Glück nicht reich machen, und wenn es dich im Pactolus schwemmte. Des alten Wucherers Dukaten auf diese Weise zu theilen, wäre ein verdienstliches Werk gewesen, aber wenn Fortuna sie dir in den Schooß werfen will, so fängst du sie mit einem Kornsiebe auf. Pack dich zum Teufel und komm mir nicht wieder vor die Augen!«

5. Die Heirath aus dem Stegreife.

»Hm!« dachte Hans, »wenn es Fortunen Ernst ist, einen ganzen Kerl aus mir zu machen, so wird sie mich auch wohl in die Fremde begleiten. Der Prophet gilt ja

ohnehin nicht in seinem Vaterlande." Er schnürte sein Bündel und ging wohlgemuth zum Thore hinaus. Kaum war er eine Stunde fortgewandert, als er an einem Meilenzeiger einen jungen Menschen sitzen sah, der singend die Löcher in seinen Strümpfen stopfte. »Wohin, Landsmann?" fragte der lustige Gesell den Vorübergehenden.

»Ich weiß es nicht," antwortete Hans. »Also der Nase nach? Daran thust du wohl, mein Freund. Im Grunde weiß doch kein Mensch auf der Welt, wohin er geht, und wo er endlich stehen bleiben wird. Brauchst du einen Reisegefährten, so stehe ich dir zu Diensten, denn ich gehe auch der Nase nach."

Bei diesen Worten sprang er auf, warf den Mantelsack über die Schulter und gesellte sich zu Hans, dem er willkommen war. Trauliche Bekanntschaft wurde bald gemacht.

»Ich bin ein Student," sagte der Fremde, »ich habe Kameralwissenschaften studirt und es fehlt mir blos noch an einem Fürsten, der Vertrauen zu mir hätte, so wollt' ich ihn durch meine Finanzvorschläge bald auf's Reine bringen. Finde ich keinen, so bin ich entschlossen, unterdessen dem Kalbfelle zu folgen; das ist heutzutage die leichteste Manier, sein eigenes Fell an den Mann zu bringen."

Hans meinte doch, das sei ein gefährliches Stück Brot, er schreibe eine saubere Hand und verlasse sich auf sein Glück. Der Student merkte wohl, ehe sie noch die erste Herberge erreichten, daß er einen Menschen vor sich habe,

der sich allerdings auf das Glück verlassen dürfe; die strohlederne Einfalt belustigte ihn, und er schwur, er wollte lieber in seiner Gesellschaft zu Fuße gehen, als mit dem eitlen Reichardt mit Extrapost reisen. Alle seine Abenteuer hatte Hans in den ersten paar Stunden dem Unbekannten treulich berichtet, alle seine Familienverhältnisse ihm mitgetheilt, und der Student vergalt sein Vertrauen zwar nicht durch gleiche Offenheit, aber durch die munterste Laune von der Welt.

So wanderten sie schon zwei Tage mit einander, da führte sie ihr Weg an Weinbergen vorüber, in welchen reife Trauben schimmerten. Dieser Lockung konnte der hungrige Musensohn nicht widerstehen, Hans aber äußerte Furcht vor den Knütteln der Wächter und bezähmte seine Lüsternheit.

»Ei,« sagte jener, »wer seine Haut nicht wagt, der bleibt hungrig sein Lebelang. Geh du nur sachte voran und erwarte mich beim nächsten Dorfe.« Hans ging voran, und der Leser wird gebeten, auch etwas voranzugehen, um das folgende Abenteuer gehörig zu begreifen.

Herr Türck war ein wohlhabender Förster, der eine sehr hübsche, sittsame Tochter von sechzehn Jahren hatte. Eines Tages jagte der Fürst in seinem Forste, nahm ein Frühstück bei ihm ein und verliebte sich in das Mädchen. Seit diesem Augenblicke verfolgte er das schöne Mädchen mit aller Hitze eines ausschweifenden Jünglings und allem Uebermuthe eines künftigen Herrn. Es wurden glänzende Vorschläge gethan, die der ehrliche Türck mit Abscheu zu-

rück wies. »Lieber,« sagte er, »wollte ich sie dem ersten besten ehrlichen Manne geben, den ich auf der Straße anträfe;« und das war ernstlich gemeint.

Als der Prinz sah, daß auf diesem Wege nichts auszurichten sei, machte er den Entwurf, sie seinem verschmitzten und gefälligen Kammerdiener zur Quasifrau zu geben, und damit nicht auch das fehl schlüge, wollte er selbst als Freiwerber auftreten, mit Recht voraussetzend, der Förster werde nicht wagen, dem Sohne seines Fürsten eine so anständige Bitte abzuschlagen. In dieser Absicht ließ er ihn wissen, daß er, an dem und dem Tage, wiederum in seinem Forste jagen und bei ihm frühstücken werde. Es war dem ehrlichen Türk nicht recht, allein es blieb ihm nichts anders übrig, als die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Malchen sollte dem Prinzen nicht unter die Augen kommen, sondern diesen ganzen Tag auf dem Boden zubringen. Daß die Rede von einer Heirath sein werde, ahnete er nicht.

Doch der eitle Kammerdiener hatte sich dessen zu früh berühmt. Einer von des Försters alten Freunden in der Stadt erfuhr, was im Werke sei, und sandte eilig einen Boten an Türck, damit er durch den Antrag nicht überrascht würde. Der Bote kam den Tag vor der Jagd. Türck las und stand wie vom Blitz getroffen.

Eine halbe Stunde ging er mit krauser Stirn auf und nieder, dann ließ er Malchen rufen: »Höre, mein Kind!« hub er mit Ernst und Wehmuth an, »so und so stehen die Sachen. Hält der Prinz für seinen Kammerdiener um

dich an, so muß ich, hol' mich der Teufel! ja sagen, und es ist so gut, als ob ich dich Seiner Durchlaucht selbst auslieferte."

Malchen weinte.

»Hier ist nur ein Mittel," fuhr der Vater fort, »um dich und unsere Ehre zu retten. Du mußt noch diesen Abend heirathen."

»Um's Himmelswillen!" rief Malchen erschrocken, »wen soll ich heirathen?"

»Ja, das weiß ich nicht. Kennst du nicht irgend einen ehrlichen braven Burschen, wenn er auch sonst nichts auf der Welt wäre, dem ich dich geben könnte?"

»Nein, mein Vater."

»Freilich, wir wohnen hier so mitten im Walde, haben nur wenige Nachbarn, und die sind alle verheirathet. Wohlan, mein Kind, du hast mich oft sagen hören, daß ich dich lieber dem ersten besten Wanderer in die Arme werfen würde, der mir auf der Straße begegnete. Das war kein Wort in den Wind geredet. Hast du Muth, es wahr zu machen? Sieh, es ist doch möglich, daß du und ich auf diese Weise noch glücklich werden; auf jene, die der Prinz im Sinne hat, bist du unwiederbringlich verloren, wirst ein verworfenes Weib, und ich muß mein graues Haar mit Schande zur Grube schleppen."

»Um Gotteswillen, mein Vater! Thun Sie, was Ihnen gut dünkt. Ich werde gehorchen."

»Nun wohl, so geh in deine Kammer, bete und dann schmücke dich bräutlich, so gut es in der Geschwindigkeit

sich thun läßt. — He! Konrad! sattle mir den Braunen. Ich reite zu meinem Gevatter, dem Pfarrer, und dann auf die Landstraße. Wenn Gott einen alten ehrlichen Mann nicht verderben will, so wird er mir ja wohl einen leidlichen Menschen zuführen, den ich morgen dem Prinzen als meinen Schwiegersohn vorstellen kann, und damit ist denn die ganze Sache glimpflich abgethan. Wie es weiter gehen möge, stelle ich in Gottes Hand. Aus zweien Uebeln muß man das kleinste wählen."

Mit diesen Worten schwang er sich auf's Roß und ritt davon. Malchen aber ging in ihr Kämmerlein, betete und schmückte sich bräutlich mit großer Herzensangst, weil sie nicht wußte für wen.

Schon dämmerte der Abend stark. Fast hatte Hans das Dorf erreicht, wo er den Studenten erwarten sollte; da sprengte ein Reiter ihm entgegen, hielt an, als er ihn erblickte, sprang vom Gaule, trat ihm näher, betrachtete ihn vom Kopf bis zu den Füßen, so viel die Dämmerung verstattete, und knüpfte folgendes Gespräch mit ihm an:

»Um Vergebung, mein Herr, wer sind Sie?"

»Ich heiße Hans Strohleder und bin ein Schreiber außer Dienst."

»Woher?"

»Aus der Residenz."

»Und Ihre Eltern?"

»Die und die."

(Sie waren dem Förster als ehrliche, mit vielen Kindern begabte Leute nicht unbekannt.)

Beylage B.

Ankündigung.

Die Direction der k. k. Hoftheater hat mich aufgefordert, mein geringes Talent und meine nicht geringe Erfahrung im dramatischen Fache zu einem Journal zu benutzen, dessen Zweck die Verbesserung der Wiener Schaubühne im Allgemeinen, und die Beförderung eines festern Geschmackes seyn würde. Diesem ehrenvollen Zutrauen, so viel in meinen Kräften steht, zu entsprechen, wird mein Stolz seyn. Aber auch das Wiener Publikum, welches Schauspiele so sehr liebt, so willig und kräftig unterstützt, muß — wenn jenes Unternehmen gelingen, und seiner würdig werden soll — mir freundlich die Hand dazu bieten. Ich verstehe darunter nicht bloß eine Unterstützung durch Pränumeration, sondern den Wunsch, daß das ganze Publikum sich als Mit-Herausgeber dieses Journals betrachte; daß es seinen Beyfall oder Tadel, seine Wünsche, Klagen, Vorschläge u. s. w. in den Schooß desselben niederlege; daß es mich, den Dollmetscher seiner Gesinnungen, nie mißdeute.

Unter dieser Bedingung, die aus dem reinsten Verlangen, das Gute zu befördern, entspringt, gebe ich nunmehr den Inhalt des Wiener Theater-Journals folgendergestalt an:

»Darf ich fragen, warum Sie Ihre Vaterſtadt verlaſſen haben?"

Hans, dem das Herz immer auf der Lippe ſaß, erzählte treuherzig ſeinen ganzen Lebenslauf. Der Förſter merkte nun wohl, daß er ein dummer Teufel ſei; aber, dachte er, darum kann er doch noch immer einen recht guten Ehemann abgeben. »Sie ſuchen Dienſte?" fuhr er fort.

»Ja, mein Herr."

»Würden Sie auch wohl heirathen?"

»Heirathen?"

»Ein junges, ſchönes, ſittſames, wohlhabendes Mädchen?"

»Ei warum nicht! lieber heute als morgen."

»Ja, morgen wäre es auch zu ſpät. Im Ernſt, mein Herr, Sie ſollen heute mein Schwiegerſohn werden, wenn es Ihnen beliebt." Und nun erzählte er in der Kürze, in welcher Gefahr ſeine Tochter ſchwebe, und daß er keine andere Rettung für ſie wiſſe.

Hans begriff von allem nur die Hälfte, denn alle dieſe Vorſtellungen waren ihm noch zu neu, aber das begriff er ſehr wohl, daß man ihm eine hübſche, reiche Frau geben und ein bequemes Leben verſchaffen wolle. Ohne Bedenken ſagte er ja.

»Nun ſo gehen Sie in's Dorf und kleiden ſich im Wirthshauſe ein wenig um. Ich will Ihnen ſogleich einen Jägerburſchen ſchicken und den ſanftmüthigſten Gaul aus

meinem Stalle, die sollen in einigen Stunden Sie zur Trauung bringen."

Er schwang sich wieder auf sein Roß und sprengte fort. Hans stand noch ganz verduzt, als der Student ihn einholte, mit einer Weintraube in der Hand, die er, selbst wohl gesättigt, dem Reisegefährten darbot. »Ei," sagte jener, »hier ist nicht von Weintrauben die Rede," und erzählte haarklein, was ihm widerfahren, wobei der Student anfangs ein Gesicht machte, wie der Fuchs, dem die Trauben zu hoch hingen; aber nach und nach mischte sich der gewohnte Ausdruck der List wieder in seine Züge und er hörte dem Erzähler sehr aufmerksam bis an's Ende zu. »Ich gratulire," sagte er dann, »geschwind, laß uns eilen, das Wirthshaus zu erreichen. Ich werde die Ehre haben, dem Herrn Bräutigam als Kammerdiener aufzuwarten."

Sie gingen. Hans konnte nicht aufhören über sein Glück zu lachen, oder vielmehr zu wiehern, daß es von allen Weinbergen widerhallte. »Siehst du wohl?" sagte er, »Frau Fortuna ist noch immer mit mir."

»Ja, ja," erwiederte der Student, »das seh' ich; halte sie nur fest."

Als sie im Wirthshause anlangten, schnallte Hans den Mantelsack auf, und holte sein bestes Kleid heraus, welches zugleich sein einziges war, denn auf der Wanderschaft trug er nur eine Weste. Dann machte er weitläufige Anstalten sich zu waschen, zu kämmen, zu striegeln, zu putzen, während der Student bei dem Wirth Erkundigung über den Förster einzog und lauter Gutes von ihm hörte.

»Ich habe nur noch einen Gulden," sagte er jetzt zu Hans, »aber dein Glück erfreut mich so herzlich, daß ich ihn heute muß springen lassen und wenn ich morgen verdurſten ſollte. Heda! Herr Wirth! geb' Er von ſeinem beſten Weine."

Hans lachte gewaltig. Der Student trank ihm zu: »auf deine Geſundheit! auf die Geſundheit deiner Braut — deines Schwiegervaters — deiner ganzen Familie"— immer ein Glas nach dem andern — ehe eine halbe Stunde verging, lag Hans unter dem Tiſche. Der Student zog ihm das Bräutigamskleid wieder aus, putzte ſich ſelbſt damit und erwartete mit Ungeduld den Jägerburſchen. Der ließ nicht lange auf ſich warten. Er fragte nach Herrn Strohleder. »Hier bin ich!" rief der Student, ſchwang ſich auf's Roß und folgte ſeinem Führer in den Wald beim Lichte des ſternenhellen Himmels.

Nachdem ſie etwa eine Stunde geritten waren, ſahen ſie von ferne Lichter durch die Bäume ſchimmern, und bald ſtand des Förſters Wohnung hell erleuchtet vor ihnen, denn der Vater hatte in der Eile, ſo gut es gehen wollte, Anſtalten zu dem Vermählungsfeſte gemacht. Als der Student an der Pforte abſtieg, empfing ihn der Förſter mit einer herzlichen Umarmung und führte ihn ohne weitere Umſtände zu ſeiner Tochter, die zitternd mit jungfräulicher Neubegier immer nach der Thür ſchaute, um bei deren Eröffnung denjenigen zum erſten Male zu erblicken, mit dem ſie in der nächſten Minute vor den Pfarrer treten ſollte. Der Vater hatte ihr geſagt, ſie würde zufrieden ſein, und als der Stu-

dent nun erschien, war sie auch nicht unzufrieden; denn obgleich er an Schönheit sich mit Hans nicht messen konnte, so war er doch auch ein wohlgebauter, wohlgewachsener Jüngling, und sein Auge weit geistreicher, als das todte, strohlederne Auge.

Mit liebenswürdiger Bescheidenheit trat er zu dem hübschen Malchen, welches glühend roth die Augen niederschlug, und sagte bittend: »Fassen Sie ein Herz zu mir. Ich bin ein armer Teufel, aber eine ehrliche Haut. Solch ein Glück, als mir heute widerfährt, hätte ich mir freilich nie träumen lassen; aber daß ich verdienen werde, was ich nicht verdient habe, das gelobe ich Ihnen feierlich! — Sie haben freilich den Vortheil über mich, daß man Sie beim ersten Anblick lieben muß, und daß folglich mein Bestreben, mich Ihrer werth zu machen, doch nicht einmal verdienstlich sein wird.«

Das schöne Malchen wußte nur durch einen verstohlenen, freundlichen Blick zu antworten, der Förster aber sperrte Maul und Nase auf über die feinen Redensarten, die er von dem Dummrian, den er vor ein paar Stunden gesprochen, gar nicht erwartet hatte. Es kam ihm auch wohl vor, als ob die Stimme anders klänge, Gestalt und Gesichtszüge hingegen hatte er nicht so genau in der Dämmerung aufgefaßt; sie schienen ihm dieselben, und so verscheuchte er alle Zweifel, fügte die Hand seiner Tochter in die des muntern Jünglings, und der Pfarrer sprach den Segen über die Ehe aus dem Stegereife. Bei der Hochzeittafel ließ der Student so viel Witz, Kenntnisse, frohe

Laune und Gutmüthigkeit blicken, daß der Förster im Stillen sich Glück wünschte, seinen raschen Entschluß ausgeführt zu haben, und Malchen, die ihn oft von der Seite anschielte, sich ganz willig in ihr Schicksal ergab.

Indessen schnarchte Hans unter dem Tische der Wirthsstube. Sein lieber Reisegefährte hatte ihn dermaßen zugedeckt, daß er bis an den hellen lichten Morgen schlief. Endlich erwachte er, rieb sich die Augen, erinnerte sich des gestrigen Abenteuers, und fragte gähnend sich selbst noch ein Stündchen, ob es ein Traum gewesen? — Sobald er darüber, daß er nicht geträumt habe, mit sich einig war, rief er den Wirth herbei und fragte nach seinem Kameraden. Der, hieß es, sei schon gestern Abend davon geritten.

»Er war ja zu Fuße?"

»Das kann sein, aber aus meinem Hofe ist er geritten."

»So?" sagte Hans, und weil er nicht wußte, was er davon denken sollte, so dachte er weiter nichts. „Aber wo ist denn der Jägerbursche, der mich abholen soll?" — »Das weiß ich nicht," sagte der Wirth. »Und wo ist denn mein Bräutigamskleid?" er suchte es überall, es war nicht mehr zu finden. »Da muß ich denn wohl in meiner abgeschabten Weste Hochzeit machen," murmelte er in den Bart, zog sich an und harrte mit Ungeduld des Jägerburschen, der nicht kommen wollte. Die Sonne stand schon ziemlich hoch, da meinte er, sein künftiger Schwiegervater könne es doch übel nehmen, wenn er so lange ausbliebe, darum wolle er lieber zu Fuße hinwandern. Er ließ sich den Weg in den

Forſt zeigen und ſtand im Begriff die Reiſe anzutreten, als der Wirth mit Ungeſtüm zuvor die Zeche von ihm begehrte. »Mein Reiſegefährte,« ſagte Hans, »hat einen Gulden ſpringen laſſen.«

»Nichts hat er ſpringen laſſen,« erwiederte der Wirth, »und ich laſſe den Herrn nicht von der Stelle.« — Hans ſah ſich genöthigt, ſeine ſilbernen Schuhſchnallen zu verpfänden, und begab ſich dennoch fröhlich auf den Weg, weil er meinte, die reiche Heirath werde alles erſetzen.

In der Förſterwohnung war man eben erſt aufgeſtanden, als der unerwartete Bräutigam erſchien. Der junge Ehemann ſaß in einem ſeidenen Schlafrock am Kaffeetiſch mit der zufriedenſten Miene von der Welt; die junge Frau, mit dem Ausdruck glücklicher Liebe auf dem Geſichte, ſchenkte ihm ein, und der Vater ſchmauchte ſein Pfeifchen mit großer Heiterkeit. Da meldete man Herrn Hans Strohleder. »Was Teufel!« ſagte der Student, »wer unterſteht ſich meines Namens ſich anzumaßen?«

Hans trat herein, ſperrte lachend das Maul auf, ſagte: »Gott zum Gruß!« ſchüttelte dem Förſter die Hand und wollte ſodann ſeine Braut ohne weitere Umſtände umarmen.

»Der Menſch iſt von Sinnen!« rief der Student und ſchleuderte ihn zurück.

»Herr Bruder,« ſagte Hans, »kennſt du mich nicht mehr?«

»Der Teufel iſt dein Bruder!« antwortete jener, »ich habe dich in meinem Leben nicht geſehen — was meinen

Sie, Herr Schwiegervater? das ist gewiß ein Stückchen von des Prinzen Kammerdiener. Wer weiß, wie der Mensch Ihren Entschluß erfahren, und will nun durch eine Gegenlist sich der Beute versichern."

Der Förster merkte zwar, daß es hier nicht ganz mit rechten Dingen zugehe, und daß vermuthlich ein Schlaukopf über einen Dummkopf gerathen sei; aber was war zu thun? die Sache ließ sich nicht wieder in integrum restituiren, und da er überdies mit seinem Schwiegersohne sehr zufrieden war, so stellte er sich, als pflichte er dessen Vermuthung bei, warf den verwunderten Hans zur Thüre hinaus und befahl, die Jagdhunde auf ihn zu hetzen. Der arme Teufel mußte froh sein, daß er mit ganzen Waden die Straße erreichte. Er ließ die Braut sammt den silbernen Schnallen im Stiche, und eilte sehr erleichtert (weil er auch den Bräutigamsrock nicht mehr zu tragen hatte) bis in das nächste Städtchen, von wo aus er sein Abenteuer dem alten Herrn Strohleder weitläufig berichtete, hinzufügend: er begreife von der ganzen Geschichte noch immer kein Wort, und bitte um etwas Geld zu einem neuen Rocke.

Der Vater hingegen begriff die ganze Geschichte sehr wohl, und schrieb: »mein lieber Sohn, du bist und bleibst ein Esel, folglich werde ich dir auch kein Geld schicken. Wenn Fortuna sich dir noch einmal quer in den Weg wirft, so sei wenigstens so gescheit, es nicht gleich dem ersten Besten auf die Nase zu binden, sonst wirst du abermals geprellt, und das von Rechtswegen."

6. Die Luftſchifferin.

Die Lehre war gut, aber der Brief leer, und Hans hatte nichts zu beißen noch zu brocken. Hungrig und ſehr betrübt ſetzte er ſeinen Wanderſtab fort, quer über eine Haide, den Blick zur Erde geſenkt. Da hörte er plötzlich in den Lüften über ſich ein gewaltiges Rauſchen. Er ſchaute empor und wäre vor Schrecken beinahe zu Boden geſunken, denn er hatte in ſeinem Leben noch keinen Luftballon geſehen und eben jetzt ſchwebte einer ganz dicht über ihm.

Eine weiß gekleidete Nymphe, die in der Gondel ſaß, warf ihm ſchreiend einen Anker zu; das Thau gerieth ihm in die Hand, er wußte nicht wie; er hörte nur die Worte: halten Sie feſt! und ſo hielt er denn feſt, ohne zu wiſſen warum. Einige Schritte weit wurde er mit fortgeſchleppt, da er aber Rieſenſtärke beſaß, und der Ballon ſchon ſehr von brennbarer Luft entladen war, ſo blieb er Sieger. Die ſchöne Nymphe kam zur Erde. Der zitternde Hans hielt ſie für einen Engel vom Himmel, und wunderte ſich nur im Stillen, daß ſie deutſch redete, da, nach ſeiner Meinung, die Engel hebräiſch reden mußten. Sie dankte ihm freundlich für ſeine Hilfe und erzählte, daß ſie in einer großen Stadt, zwei Meilen von da, unter lautem Zujauchzen aufgeflogen, nun aber großes Verlangen trage, dahin zurückzukehren, um noch dieſen Abend im Theater ihren Triumph zu feiern.

Von alle dem begriff Hans kein Wort. Er ſtammelte und gaffte ſie an. Sie beluſtigte ſich an ſeiner Einfalt, bemerkte zugleich als eine Kennerin, daß er ein wunderſchö-

ner Jüngling sei, und daß die Natur ihm nur das Entbehrlichste, nämlich den Verstand, versagt habe. Sie forschte ihn aus und in wenigen Minuten wußte sie seinen ganzen Lebenslauf.

Während sie so mit einander schwatzten und er mit aller Anstrengung den widerspenstigen Ballon fest hielt, keuchten mehrere Reiter herzu von schnaubenden Rossen getragen. Sie waren von fern der Aeronautin gefolgt, und priesen sich nun glücklich, auf die Gefahr den Hals zu brechen, sie erreicht zu haben. Es schienen lauter besonders gute Freunde und Bekannte zu sein. Bald kam auch ein Wagen mit vier Pferden bespannt, der die Heldin aufnahm. Um den Ballon fortzubringen, waren in der Eile einige Bauern aufgeboten worden.

Die schöne Luftschifferin bog sich noch einmal aus dem Wagen, und sagte mit holder Freundlichkeit zu dem gaffenden Hans: »Kommen Sie morgen früh zu mir, ich muß Ihnen meine Dankbarkeit beweisen.“

Fort flog der Wagen, und der reitende Haufe rannte hinterher, und die ganze Erscheinung verlor sich in einer Staubwolke. So viel begriff Hans endlich, daß es kein Engel gewesen, sondern vielleicht Frau Fortuna in eigener Person, die, weil sie auf der Erde ihn nicht finden können, den Weg zu ihm durch die Lüfte gesucht. Er ermangelte nicht, sich nach der Stadt zu begeben, deren Thürme seitwärts lagen, und wohin die Staubwolke vor ihm her wirbelte. Daß die berühmte Luftschifferin in dem berühm-

testen Wirthshause der Stadt wohnte, erfuhr er bald, und stellte sich, befohlnermaßen, am andern Morgen schon um sieben Uhr ein. Doch da sie Abends zuvor auf dem Theater gekrönt, nach dem Schauspiel traktirt, und erst gegen Morgen von zwanzig jungen Herren nach Hause begleitet worden war, so schlief sie bis Mittag, ohne zu ahnen, daß ein Hungriger an ihrer Schwelle harre. Endlich wurde es Tag bei ihr. So bald Hans gemeldet worden, ließ sie ihn hereinkommen, zog die Vorhänge ihres Bettes mit schneeweißen Armen zurück, hieß ihn willkommen, und sagte: sie wolle sein Glück machen, wenn er dessen würdig sei.

Er versicherte ganz ernsthaft, er sei dessen würdig. Lächelnd fuhr sie fort: „Es ist beschwerlich für eine Dame, so ganz allein in der Welt herum zu reisen. Sie glauben nicht, wie oft ich schon betrogen worden. Ich brauche einen ehrlichen Kassierer und im Nothfall auch einen guten, stillen Mann, der mir seinen Namen leiht. Unter gewissen Bedingungen könnte ich mich wohl entschließen, Ihnen meine Hand zu reichen. Ich würde Sie dann zum Professor der Physik machen, Sie würden an der Kasse stehen, die Billete einnehmen, den Ballon zeigen, das Geld verwahren, auf Reisen für das Vorspannen sorgen, und, an Orten, wo ich mich aufhalte, in meinem Vorzimmer sitzen, wenn ich Besuche empfange, welche Besuche übrigens Ihnen ganz gleichgiltig sein müßten. Sind Sie ein Philosoph und besitzen Sie die Gabe der Folgsamkeit, so biete ich

Erſtens. Anzeige und Bemerkungen über die auf beiden Hoftheatern aufgeführten Stücke.

Zweytens. Bemerkungen über die Schauſpieler.

Drittens. Anzeige und Zergliederung der, auf den Theatern der Vorſtädte am meiſten beliebten Stücke.

Viertens. Ueber die Schauſpieler in den Vorſtädten.

Fünftens. Die Stimme des Publicums. Nach dem, was ich oben erwähnt, ſetze ich nämlich voraus, daß man alles dasjenige, was das Publicum, in Betreff der Bühne, denkt, glaubt und wünſcht, mir dem Herausgeber mittheilen werde. Ich rücke ſolches alsdann augenblicklich in das Journal ein, und zwar, wenn der beſchränkte Raum es verſtattet, mit den eignen Worten des Verfaſſers; wobey ich jedoch bitten müßte, daß derſelbe ſich ſo kurz als möglich faßte, oder aber mir die Erlaubniß ertheilte, ſeinen Aufſatz abzukürzen, ſo viel es ohne Verunſtaltung des Sinnes geſchehen könnte.

Das Publicum wird leicht einſehen, welch ein unermeßlicher Vortheil aus dieſer Rubrik entſpringen kann; es wird fühlen, daß die Direction ihm dadurch einen unzweydeutigen Beweis ihrer Achtung giebt. Auf dieſe Art wird die Letztere die Wünſche des Erſteren erfahren, und erfüllen, wenn ſie kann; ſeinen etwanigen Klagen abhelfen, wenn ſie kann; oder die Unmöglichkeit beides zu thun, (wenigſtens ſchnell zu thun) öffentlich und redlich zeigen. Auf dieſe Art wird jedem Mißverſtand zwiſchen Publicum und Direction vorgebeugt und beider Zufriedenheit augenſcheinlich befördert werden.

Ihnen diese Hand, die, wie Sie sehen, gar nicht häßlich und überdies mit Gold gefüllt ist."

Hans fiel auf beide Knie und dankte Gott mit heißen Thränen für dieses überschwengliche Glück. Er gestand zwar, daß er kein Philosoph sei, aber was die Folgsamkeit betreffe, da meinte er keck, es mit jedem Pudel aufnehmen zu können. Man reichte ihm lächelnd den schneeweißen Arm zum Kuß, er drückte mit seinen Lippen blaue Flecken darauf. Die Kammerjungfer wurde gerufen und ihr aufgetragen, gegenwärtigen jungen Mann anständig auszustaffiren, auch sonst mit Allem zu versehen, was er bedürfen möchte. Er folgte der Zofe taumelnd vor Entzücken. Man schickte zu einem Schneider, der alle Gattungen von Männern machte, weil er fertige Kleider verkaufte, und in weniger als einer Viertelstunde sah sich Hans in einen respektablen Professor der Physik verwandelt. Das Kammermädchen warf doch fast mitleidige Blicke auf den schönen Jüngling und raunte ihm in die Ohren: »haben Sie denn keinen Freund, mit dem Sie sich zuvor berathen könnten?"

»Ja Prost die Mahlzeit!" dachte Hans, »mein Vater hat mir geschrieben, ich soll kein Esel sein, und dem Ersten Besten mein Glück auf die Nase binden. Da käme mir wieder so ein verdammter Student und fischte mir die Beute vor dem Maule weg. Nein, diesmal will ich so verschwiegen sein, als meine selige Großmutter im Grabe."

Er hielt Wort. Auch seinem Vater meldete er keine Zeile von dem bevorstehenden Glückswechsel; er wollte ihn

damit überraschen, und in acht Tagen war die schöne Luftschifferin eine Madame Paillecuir; denn den unsonoren Namen Strohleder übersetzte sie in's Französische, wodurch er nicht allein wohlklingend, sondern auch geadelt wurde.

»Parbleu!" dachte Hans (denn nun fing er schon an französisch zu denken), »wie wird mein Vater jubeln, wenn er mich so plötzlich als Professor der Physik und den Gemahl einer wunderschönen Aeronautin erblickt! Kein Sterbenswörtchen hab' ich von der Physik verstanden, und bin doch Professor. Wird er nun noch sagen — ich sei ein Esel?" — Der Gedanke, wie er über seinen Vater triumphiren wollte, war ihm so kitzelnd, daß er seiner Frau dringend anlag, ihre hundertundsiebente Luftfahrt in seiner Vaterstadt zu halten. Sie bat ihn, sich nur so lange zu gedulden, bis der junge Graf, der eben in sie verliebt war, kein Geld mehr haben würde, und sie eilte in der That, ihrem schönen Hans zu gefallen, diesen Zeitpunkt zu beschleunigen; ja, um seinen Triumph noch vollkommener zu machen, beglückte sie ihn sechs Wochen nach der Hochzeit mit einem muntern gesunden Knaben, den er mit Freudenthränen an sein Herz drückte, obgleich er, wie gewöhnlich, nichts davon begriff.

Sobald Madame Paillecuir das Wochenbett verlassen hatte, wurde die gewünschte Reise angetreten. Wie ganz anders erschien Hans Strohleder vor den Thoren seiner Vaterstadt, als da er sie verließ! — Damals ein hungriger Schreiber zu Fuß, mit silbernen Schuhschnallen und weni-

gen Groschen; jetzt ein Professor der Physik in einem eleganten Reisewagen mit vier Pferden bespannt, unter seinen Füßen eine mit Dukaten gefüllte Kassette, hinter seinem Rücken ein herrliches Schmuckkästlein, an seiner Seite eine holde, getreue Gattin, in seinem Arm ein schönes Knäblein — kurz, ein Mann, den schon mancher Lohnlackei Ew. Gnaden genannt hatte. Nein, diesmal hatte er Frau Fortuna doch wahrlich beim Schopf gefaßt.

Zwar wollte dann und wann ein dunkles Gefühl ihm verständigen, daß ihm dennoch, als einem wandernden Schreiber, gewissermaßen leichter zu Muthe gewesen, indem die Kassette ihn zwang, mit krummen Beinen zu sitzen, das Schmuckkästlein ihm das Heiligenbein empfindlich drückte, die holde Gattin an seiner Seite brummte, das schöne Knäblein auf seinen Armen gewaltig schrie; aber die Vorstellung des Glanzes, der nun bald seinen Landsleuten die Nasen und Mäuler aufsperren sollte, erleichterte jede Beschwerde, und laut lachend fuhr er zum Thore hinein.

Auch der alte Herr Strohleder lachte herzlich mit, als er vernahm, welch ein stattlicher Mann sein ehrlicher Hans geworden. Er legte sich auf Kundschaft, und nachdem er herausgebracht, daß seine Frau Schwiegertochter ein entlaufenes Berliner Freudenmädchen sei, wiederholte er seinen alten Spruch: mein Sohn, du bist ein Esel. Aber diesmal versagte Hans ihm gänzlich den Glauben. »Ein Freudenmädchen? desto besser! hätten Sie denn gewünscht, daß ich ein Trauermädchen heirathen möchte?

Ja, herrlich und in Freuden geht es bei uns her. Warten Sie nur, bis die hundertundsiebente Luftfahrt vor sich geht, dann sollen Sie Wunderdinge erleben!"

Er hatte Recht. Kaum war sie angekündigt, als neue Goldquellen in die Kasse strömten. Hans, der im Glücke keinen Groll mehr kannte, überschickte dem Herrn Krallfuß ein Freibillet, der es dankbar annahm und sogleich um den halben Preis wieder verkaufte.

Der große Tag erschien. Der Platz, von dem die Auffahrt vor sich gehen sollte, war mit vielen tausend eleganten Zuschauern angefüllt, unter welchen Hans, zu seinem großen Vergnügen, auch die Frau Gräfin X, die Frau Gräfin Y) und den poetischen Hofrath erblickte. Der Ballon erhob sich majestätisch. Die Luftschifferin begrüßte die Versammlung mit vieler Grazie durch das Schwenken eines Fähnleins; ihr weißer Unterrock flatterte in den Lüften zu Jedermanns Wohlgefallen; und nach wenigen Minuten sah man in schwindelnder Höhe nur noch einen schwarzen Punkt. Der Herr Professor der Physik empfing indessen Geld und Glückwünsche. Das Geld behielt er, aber die Glückwünsche verwandelten sich in Condolenzen, denn seine theuere Ehehälfte brach diesmal den Hals.

Jetzt zeigte sich's, daß Frau Fortuna recht eigentlich in ihn vernarrt sein mußte, denn es war ein schönes Sümmchen, welches die Schaulust der ehrlichen Deutschen ihm zugeworfen hatte. Er konnte ein Haus, einen Garten, eine zweite Frau und sogar den Ruf eines braven, verständigen Mannes dafür kaufen. Das that er auch, und, da es

nicht gewöhnlich ist, einem reichen Manne nachzurechnen, wie er zu seinem Gelde gelangte, so wurde Hans Strohleder hinfort zu den Honoratioren seiner Vaterstadt gezählt, auch bis an seinen Tod Herr Professor titulirt; denn er führte eine gute Tafel und sein Keller barg guten Wein. An jedem Sonntage speisten seine Eltern bei ihm, und, wenn es da recht lustig herging, so pflegte der alte Strohleder, mit dem Glase in der Hand, seiner Frau zuzuflüstern: »Habe ich dir nicht gesagt, wir werden Freude an ihm erleben!"

Amerikanische Anekdoten.

Unter diesem Titel erschien in französischer Sprache eine Geschichte der neuen Welt, die in der That manche interessante Anekdoten enthält. Ein paar davon mögen hier Platz finden.

Im Jahre 1651 ergriffen die Franzosen Besitz von den Inseln von Grenada oder den sogenannten Grenadillen, die jetzt den Engländern zugehören. Das Eigenthumsrecht glaubten sie von den Eingebornen durch einige Beile und Messer und durch etwas Branntwein erkauft zu haben. Sehr bald nahmen sie gegen diese unglücklichen Wilden (die Karaiben) den Herrscherton an. Da die Unterdrückten durch offene Gewalt nicht Rache üben konnten, so nahmen sie ihre Zuflucht zu Verstellung und Hinterlist, und meuchelmordeten alle Franzosen, die sie einzeln fanden. Nun

ſchickte man Truppen hin, um die entſtehende Kolonie zu beſchützen, und dieſe wußten kein leichteres Mittel dazu, als die Eingebornen gänzlich auszurotten. Es geſchah mit gräßlichem Erfolg. Ein elender Ueberreſt der Karaiben flüchtete auf einen ſteilen Felſen, wo er umzingelt wurde. Als die Wilden keine Rettung ſahen, wollten ſie lieber in den Abgrund ſpringen, als den Franzoſen in die Hände fallen. So ſtürzte einer nach dem andern ſich hinab, und die zuſchauenden Franzoſen nannten jenen Felſen ſcherzend le mont des sauteurs, ein Name, den er beibehalten hat. Der franzöſiſche Verfaſſer macht bei dieſer Gelegenheit eine Bemerkung über ſeine Landsleute, die der deutſche Ueberſetzer ihm jetzt nicht nachſchreiben dürfte, denn man muß den Deutſchen zum Ruhme nachſagen, daß ſie mit beſonderem Eifer über die Ehre ihrer Nachbarn wachen.

Die Karaiben wurden bald gerächt, und zwar durch einen franzöſiſchen Gouverneur der Kolonie, einen habgierigen, hochfahrenden Mann, der die Koloniſten ſehr grauſam behandelte. Ein großer Theil derſelben flüchtete nach Martinique. Die übrigen ſchafften ſich endlich ſelbſt Recht. Sie verhafteten den Tirannen und verdammten ihn zum Tode. Bei dieſem Blutgericht befand ſich nur ein einziger, Namens Archangeli, der zu ſchreiben verſtand. Eine Hauptperſon war ein Grobſchmidt, Labrie, der ſeinen Namen nicht ſchreiben konnte und ſtatt deſſen ein Hufeiſen unter die Akten ſetzte, um welches denn Archangeli, als Sekretär, die Worte ſchrieb: „Dies iſt das Zeichen des Herrn

von Labrie, Bericht erſtattenden Rathes." (Conseiller rapporteur.)

Indeſſen mochte dieſer ehrwürdige Richterſtuhl doch wohl fürchten, daß man weder ſeinen Spruch, noch ſeine Verfahrungsart in Frankreich genehmigen würde, denn Richter und Zeugen nahmen bald darauf die Flucht und verſchwanden von der Inſel. Neuengland war lange Zeit der Schauplatz theologiſcher Streitigkeiten über die Prädeſtination, die Gnade und mehr dergleichen Albernheiten. Dazu geſellten ſich, wie gewöhnlich, Heuchelei und eine vorgeſpiegelte Sittenſtrenge. Ein hübſches Mädchen, Polly Baker, wurde einſt zum fünften Male vor Gericht gefordert wegen eines fünften Kindes der Liebe, dem ſie das Daſein gegeben. Ehe ihr Verdammungsurtheil geſprochen wurde, bat ſie um Erlaubniß zu reden. Sie wurde ihr zugeſtanden und Polly hub an: »Ich bin arm und nicht im Stande, einen Advokaten zu belohnen. Zweimal hab' ich ſchon die Geldbuße erlegt, und zweimal bin ich ſchmerzhaft gezüchtigt worden, weil ich nicht zahlen konnte. Das Geſetz beſtimmt es ſo, ich weiß es, aber dies Geſetz iſt hart in Rückſicht meiner. Den Fehler ausgenommen, um deſſen willen ich hier ſtehe, hab' ich ſtets untadelhaft gelebt. Fünf Kinder verdanken mir ihr Daſein. Meine Milch und die Arbeit meiner Hände haben ſie ernährt. Ich bilde ſie für das Vaterland und für die Tugend, ſie werden beide ſie lieben gleich ihrer Mutter. Ich habe keinen Gatten verführt. Die Natur, die mich mit Fruchtbarkeit, Fleiß und Genügſamkeit begabte, hatte mich zu einer guten,

rechtlichen Ehefrau bestimmt. Hier unter ihnen, meine Herren, sitzt der Mann als mein Richter, der durch den Schwur mich zu ehelichen, mir meine Unschuld raubte — und mich straft man? mich beschimpft man? — Ich bin schwach gewesen, ich habe den Trieben der Natur gehorcht, doch war ich nie eine Verworfene, die sich Jedem Preis gab. Hab' ich die Vorschriften der Religion verletzt, so ist es an ihr, mich zu strafen. Hab' ich die Hölle verdient, warum will man Gott vorgreifen? — aber ich glaube nicht, daß Gott, der meine Kinder so gesund an Leib und Seele schuf, diejenige verdammen wird, die, mit Gefahr ihres eigenen Lebens, fünf guten Menschen das Leben gab. An ihn appellire ich von Ihrem Spruche. Sie sollten ein Geschlecht, das Sie verführen, nicht verdammen, sondern beklagen."

Die Richter stutzten, und derjenige unter ihnen, der Polly's Unschuld auf seinem Gewissen hatte, erhob sich plötzlich und reichte ihr die Hand, sie vom Richterstuhle zum Altare führend.

Eine Heldin anderer Art war ein Mädchen Namens Bard, aus Burgund gebürtig, die, durch den Verlust eines Prozesses in Armuth gerathen, Mannskleider anzog und eine Zeitlang in Paris einen Grafen bediente. Zufällig befand sie sich zu Rochefort, als eben der Weltumsegler Bougainville sich einschiffte. Sie bot einem seiner Reisegefährten, Commerson, ihre Dienste an, wagte sich kühn mit auf das Meer, folgte ihrem Herrn unermüdet auf seinen botanischen Exkursionen, es mochte unter einer

brennenden Sonne oder auf den Eisgefilden der magellanischen Meerenge sein, erwarb sich Kenntnisse, trug den Mundvorrath, die Waffen, das Gepäck, ohne jemals zu murren, und wurde endlich in Otaheyte von den Insulanern für ein Mädchen erkannt. (Wie und bei welcher Gelegenheit? ist nicht angeführt, und nur gesagt, daß gerade die Vorsichtsmaßregeln, die sie anwendete, um ihr Geschlecht zu verbergen, sie verrathen hätten.) Nach der Abfahrt von Otaheyte entdeckte sie sich Bougainville, der sie als brav und sittsam rühmt. Sie war das erste Weib, welches die Reise um die Welt gemacht hat. Das zweite unternahm diese Reise aus edleren Bewegungsgründen: die Gattin des unglücklichen la Peyrouse schiffte sich ein, um den verlornen Gatten zu suchen und vielleicht zu retten. Leider vergebens!

Stradella und Thomas Britton.

In einer englischen Geschichte der Musik von John Hawkins steht folgende Erzählung:

In der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts lebte der berühmte venetianische Sänger und Komponist Stradella, der lange Zeit ganz Venedig entzückte. In den angesehendsten Häusern dieser Stadt war sein Besuch willkommen, und wer Musik lernen wollte, buhlte um das Glück, von ihm Unterricht zu empfangen. Auch eine junge Dame aus einer alten römischen Familie, Namens Hor-

tenſia, zählte er unter ſeine Schülerinnen. Sie hatte damals einen kleinen Liebeshandel mit einem venetianiſchen Nobile. Stradella verliebte ſich auch in ſie, und es wurde ihm nicht ſchwer, ſeinen ſteifen Nebenbuhler auszuſtechen. Er entführte ſie und ging mit ihr nach Rom, wo ſie für Eheleute galten. Der Venetianer wüthete und nahm ſogleich, nach löblicher italieniſcher Gewohnheit, ein paar Banditen in Sold, die den Flüchtlingen nachſpüren mußten, ſie auch wirklich entdeckten.

Aber zu Stradella's Glück kamen die Meuchelmörder nach Rom gerade an einem Abend, wo er in der Kirche St. Johannes vom Lateran ein Oratorium ſang. Sie traten in die Kirche, um ihn zu beobachten, damit er ihnen, beim Ausgang aus derſelben, nicht entwiſchen möchte. Doch kaum hatten ſie Stradella's ſchmelzende Stimme gehört, als ſie, bezaubert und gerührt, ihren Mordanſchlag vergaßen und nun ſelbſt auf ſeine Rettung dachten.

Sie erwarteten ihn an der Kirchthüre. Er kam mit Hortenſien am Arme. Sie näherten ſich beſcheiden und höflich, dankten ihm für das Vergnügen, welches er ihnen gemacht, geſtanden, daß er ſeiner Stimme das Leben verdanke, und riethen ihm, Rom ſogleich zu verlaſſen, damit ſie dem, der ſie abgeſandt, vorſpiegeln könnten, daß ſie um einen Tag zu ſpät nach Rom gekommen wären. (Vermuthlich ſind nur italieniſche Banditen einer ſolchen Rührung durch Muſik fähig, deutſche hätten zugeſtoßen.)

Stradella befolgte ihren Rath und begab ſich mit Hortenſien nach Turin. Der venetianiſche Nobile gab ſeine

Sechstens. Eingesandte Beyträge anderer Art, Gedichte, kleine Abhandlungen u. s. w. Es giebt so viele gute Köpfe in Wien, daß ich hoffen darf, diese Rubrik werde nie leer bleiben, doch muß ich dabey erinnern, daß

1) Jeder Aufsatz Beziehung auf das Theater haben,
2) nicht zu lang, und
3) nicht trocken seyn darf. Und endlich muß ich noch
4) hinzufügen, daß, ob ich mir gleich nie herausnehmen werde, über den ästhetischen Werth eines eingesandten Aufsatzes abzusprechen, es mir doch erlaubt seyn muß zu beurtheilen, ob er gerade für das Publicum, welchem das Journal zunächst bestimmt ist, Interesse genug hat? und — im Fall ich dieses nicht finden sollte — ihn ungenutzt zurück zu legen, ohne mich weiter mit dem Verfasser in Erörterungen einzulassen.

Siebentens. Da das Wiener Theater-Journal vielleicht oft der Ankläger der Schauspieler, und das Publicum ihr Richter seyn wird; so ist es billig, daß auch dem Beklagten verstattet werde, sich zu vertheidigen, damit man ihn nicht ungehört verdamme. Die siebente Rubrik ist daher einer Art von Antikritiken der in dem Journal beurtheilten Schauspieler bestimmt. Ich setze dabey voraus, daß die Vertheidigung eben so bescheiden seyn werde, als mein Tadel, denn Angreifer und Vertheidiger sind dem Publicum gleiche Achtung schuldig. Kürze, und Vermeidung der Trockenheit muß ich auch dabey zur Bedingung machen. Wer zu seiner Ver-

Rache nicht auf. Er überredete nun auch Hortensiens Vater, daß dieser Schimpf nur im Blute abgewaschen werden könne. Der Alte meinte in der That, daß seiner Tochter verzeihen eine größere Schande sei, als wenn er selbst mit zwei Banditen ihr nachsetzte. Er ließ sich Empfehlungsschreiben an den französischen Gesandten, damals der Marquis von Villars, geben und reiste nach Savoyen.

Indessen hatte die Herzogin Regentin von Savoyen die beiden Liebenden in Schutz genommen, und Hortensien, um sie der Rache des verschmähten Liebhabers zu entziehen, in ein Kloster gebracht, den Stradella aber zu ihrem ersten Musikus ernannt und ihm eine Wohnung in ihrem Palaste gegeben. Diese Maßregeln schienen hinreichend für Beider Sicherheit, auch verflossen einige Monate ganz ruhig. Stradella glaubte, er habe nichts mehr zu befürchten. Aber eines Abends, als er auf den Wällen der Stadt spaziren ging, wurde er plötzlich von drei Meuchelmördern überfallen, empfing einen Dolchstich in die Brust und blieb für todt auf dem Platze. Die Thäter flohen zu dem französischen Gesandten, der die Gefälligkeit hatte, sie eine Zeit lang zu verbergen und dann entwischen zu lassen.

Stradella's Wunde war nicht tödtlich. Er wurde geheilt. Der Venetianer knirschte, als er erfuhr, daß seine Rache zum zweiten Male vereitelt worden. Statt abzulassen, wurde er nur noch erbitterter, beschloß jedoch, vor der Hand den verhaßten Nebenbuhler blos beobachten zu lassen, um seinen Rachedurst desto sicherer zu kühlen. So verstrich ein Jahr. Die Herzogin vermählte die beiden Liebenden förm-

lich und sie wähnten sich am sichern Ziele. Auch wären sie vermuthlich in Turin unangetastet geblieben. Aber sie waren zu sicher. Hortensien wandelte die Lust an, Genua zu sehen. Sie reisten dahin und am Morgen nach ihrer Ankunft wurden sie beide ermordet in ihrem Bette gefunden.

Diese Geschichte konnte sich nur in Italien zutragen; eine andere, die Hawkins erzählt, nur in England. Thomas Britton, der zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts lebte, war seines Gewerbes ein ehrlicher Kohlenhändler, und verband damit eine wahre Leidenschaft für Musik und — Chemie. Er bewohnte ein kleines, dunkles Haus, welches zuvor ein Pferdestall gewesen war. Hier versammelte er an jedem Abend eine Menge von Künstlern und Musikliebhabern vom ersten Range; ein Platz in seinem langen niedrigen Kohlenmagazine war sein Konzertsaal, doch immer angefüllt mit vornehmen Leuten, die sowohl durch ihre Liebhaberei, als durch das Seltene des Schauspiels hingelockt wurden.

Bei ihm fand man auch eine Sammlung der kostbarsten und seltensten Schriften über die Musik. Der Geschmack an solchen alten Büchern war damals allgemein. Viele der vornehmsten Herren der Insel, die Grafen Oxford, Pembroke u. s. w., sammelten alte Bücher und Handschriften. Am Sonnabend Vormittag, wo das Parlament nicht zusammen kam, liefen die Lords von einem Buchhändler zum andern; gegen Mittag kamen sie bei dem Buchhändler Christoph Bateman in der Paternosterstraße zusammen,

um einander ihre Entdeckungen mitzutheilen. Da fand sich denn auch Thomas Britton regelmäßig ein, in einem groben blauen Mantel mit einem Kohlensack auf der Schulter, aber gewöhnlich hatte er die kostbarsten Schriften den Lords weggefischt. Zu Mittag gingen alle zusammen nach einer Taverne, wo die Herren des Oberhauses mit ihrem guten Freunde, dem Kohlenhändler, sehr vergnügt speisten.

Der arme Thomas Britton nahm ein trauriges Ende. Er hatte einen Nachbar, Namens Robe, auch ein Mitglied seiner Konzerte, der, um sich einen Spas mit ihm zu machen, einen Londoner Schmidt, Samuel Honeymann, zu ihm führte. Dieser Schmidt war ein Bauchredner, wovon Britton nichts wußte. Plötzlich ließ eine Stimme sich vernehmen: »Thomas Britton! in einer Stunde mußt du sterben, wenn du nicht sogleich auf deine Knie fällst und ein Vaterunser betest.«

Der heftig erschrockene Kohlenhändler that sogleich wie ihm befohlen war, aber die Folgen des Schreckens brachten ihn wenige Tage nachher ins Grab. Sein Freund, der geschickte Maler Wootaston, hat ihn gemalt in seinem groben, blauen Mantel mit dem Kohlensacke auf der Schulter, und dem Maßstock in der Hand. Dieses Gemälde wird im brittischen Museum aufbewahrt, und so hat Hawkins, vor seiner Biographie, den Sonderling in Kupfer stechen lassen.

Die Gebrüder Bernoulli.

Nicht in unsern Tagen allein zanken sich berühmte Schriftsteller, und nicht allein die Dichter sind es, die durch Neid und Rechthaberei auf einen Kampfplatz gelockt werden, wo wenig Ehre und viel Spott zu erwerben ist; schon vor hundert Jahren gaben zwei große Mathematiker und Brüder sogar ein solches Skandal. Ich entlehne diesen Artikel aus Bossut's Geschichte der Mathematik, die schwerlich irgend ein Leser der Grille kennen und noch weniger lesen wird.

Schon lange hatten die Gebrüder Bernoulli in ihrer Wissenschaft rühmlich, aber auch neidisch gewetteifert, als einer derselben, Namens Johann, allen damals lebenden Geometern ein wichtiges Problem aufzurathen gab. In jener Zeit war es Mode, daß die Gelehrten unter einander sich auf diese Weise in Athem setzten, und solche Arbeiten brachten mehr Nutzen als das Recensiren in unsern Literatur-Zeitungen. Der berühmte Leibnitz, der auch damals lebte, löste das Problem gleich am ersten Tage, an dem er es empfing. Er meldete es dem Johann Bernoulli, und Beide kamen überein, die Auflösung geheim zu halten, und den übrigen Geometern ein ganzes Jahr Zeit zu lassen, um ihre Kräfte auch daran zu versuchen. Noch war das Jahr nicht verflossen, als drei andere Auflösungen erschienen, von Newton, dem Marquis de l'Hopital und Jakob Bernoulli. Die von Newton (an dem Göthe in unsern Tagen gern zum Ritter geworden wäre), erschien ano-

nym, allein Johann Bernoulli errieth den Verfasser und sagte: Ex ungue leonem.

Die Nebenbuhlerschaft des Ruhms, welche seit langer Zeit die Gebrüder Bernoulli entzweite, brach bei dieser Gelegenheit heftig aus. Anfangs war sie durch die Gewohnheit, sich wenigstens bisweilen zu sehen, gemäßigt worden; als aber Jakob 1695 Professor der Mathematik zu Gröningen wurde, hoben sie allen Umgang miteinander auf, sprachen blos in Journalen mit einander und auch dann nur, um durch die schwersten Probleme, die sie einander vorlegten, sich zu schikaniren. Johann Bernoulli war der angreifende Theil, aber es konnte auch nicht geläugnet werden, daß sein Bruder in seinen Antworten etwas Uebermuth zeigte, denn er war Johann's Lehrer gewesen. Um sich für dessen ewige Neckereien recht glänzend zu rächen, fügte er jetzt der Auflösung des erwähnten Problems ein anderes, noch weit schwereres, bei, und schloß seine Aufforderung mit den Worten: »Eine Person, für die ich mich verbürge, macht sich anheischig, meinem Bruder außer den verdienten Lobsprüchen, noch fünfzig Gulden auszuzahlen, wenn er in drei Monaten das Problem löst.

Sobald Johann die verschiedenen Auflösungen seines eignen Problems erhielt, ermangelte er nicht, seine Meinung darüber zu verlautbaren. Er rühmte Leibnitz, den Marquis de l'Hopital und Newton; er gestand auch, daß sein Bruder es gelöst, aber eine viel zu lange Zeit darauf verwandt habe. Was nun die neue Ausforderung betraf,

so erklärte er, daß er sogleich an's Werk gegangen, und, statt dreier Monate, nicht mehr als drei Minuten dazu gebraucht habe. Er forderte daher die fünfzig Gulden, die er den Armen geben wollte, weil sie ihm gar zu leicht zu verdienen geworden. Aber er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht, und sich selbst vielen Kummer bereitet, denn sein Bruder bewies ihm spöttisch, daß seine Auflösung mangelhaft sei.

Johann erkannte das nun selbst, und meinte, er habe sich ein wenig übereilt, stimmte aber deshalb seinen Ton nicht herunter, machte eine neue Auflösung bekannt und forderte spöttisch die fünfzig Gulden. Jakob antwortete ganz lakonisch: »Ich ersuche meinen Bruder, seine Berechnung noch einmal aufmerksam durchzugehen, und uns dann zu sagen, ob Alles so ist, wie es sein sollte. Ich erkläre ihm übrigens, daß, wenn ich meine eigene Auflösung bekannt gemacht habe, der Vorwand der Uebereilung ferner nicht Statt finden wird."

Johann, der noch immer weit entfernt war, die Grundfehler seiner Methode zu ahnen, erwiederte trotzig, er habe nicht nöthig, seine zweite Auflösung noch einmal durchzugehen, denn sie sei gut, und er könne seine Zeit besser anwenden.

„Ei, warum denn nicht?" antwortete Jakob spöttisch, »du hast ja nur drei Minuten gebraucht, um das ganze Geheimniß zu ergründen, also wird es dich ja noch weniger Zeit kosten, deine Arbeit noch einmal durchzusehen. Und

wären es auch sechs Minuten, das wird die Zahl deiner neuen Entdeckungen doch nicht vermindern."

Johann wurde wüthend, als er diese Antwort las und ergoß sich in grobe Schmähungen ohne allen Witz. Die Journale waren so gefällig sie drucken zu lassen (eine Gefälligkeit, die sie auch heutzutage sehr gern üben.) „Laßt uns sie vergessen," sagt Bossut, „zu Gunsten des Genies." (Ein tröstliches Wort für alle Genies, die sich dann und wann vergessen haben und bei ihren Zeitgenossen ein eisernes Gedächtniß finden.)

Es gab nun kein anderes Mittel mehr den Streit zu schlichten, als von beiden Seiten die gebrauchten Methoden bekannt zu machen, und sie dem Urtheil der geschicktesten Geometer von Europa zu unterwerfen. Johann forderte Leibnitz zum Schiedsrichter. Er hatte ihm seine Auflösung zugesandt, und Leibnitz, der sie wahrscheinlich nur flüchtig untersuchte, hatte sie gebilligt. Jakob willigte darein, Leibnitz für seinen Richter zu erkennen, aber er forderte auch Newton, den Marquis de l'Hopital und alle die berühmten Geometer seiner Zeit dazu auf, nur müsse man ihm Freiheit lassen zu sprechen und die Wahrheit in ihr ganzes Licht zu stellen.

In dieser Lage blieben die Sachen zwei Jahre lang. Im Jahre 1700 ließ Jakob zu Basel ein Sendschreiben an seinen Bruder drucken, in dem er, zwar mit großer Mäßigung, doch in einem Tone der Superiorität, ihn aufforderte, seine Methode bekannt zu machen. Zugleich gab er selbst die Formeln des Problems.

Nun begriff Johann, daß er in den Resultaten von seinem Bruder abweiche; da er aber die Grundsätze der wahren Auflösung nicht darin entdeckte, und noch immer von der Richtigkeit seiner Methode überzeugt war, so entwickelte er sie in einem Memoire, welches er versiegelt der Akademie der Wissenschaften in Paris zusandte, bedingend, daß es nicht eher geöffnet werde, als nachdem Jakob seine Analyse bekannt gemacht. Das that nun Jakob, im Mai 1701. Sie wurde als ein Wunder von Erfindungskraft und Scharfsinn betrachtet. Der Marquis de l'Hopital schrieb an Leibniz, daß er sie mit großer Begierde gelesen und sehr richtig befunden habe; ein Urtheil, welches Leibniz dem Johann Bernoulli mittheilte, so sehr er auch sonst für ihn eingenommen war.

Man erwartete nunmehr mit Recht, daß, nach so vielem Aufsehen, Johann seines Bruders Auflösung entweder bekämpfen oder deren Richtigkeit öffentlich eingestehen würde; aber es geschah keines von beiden; er beobachtete fünf Jahre lang ein tiefes Schweigen und ließ seine zuvor so sehr gepriesene Methode in der Akademie gleichsam begraben liegen, bis Jakob im Jahre 1705 starb, worauf sie gleich im nächsten Jahre gedruckt erschien, vermuthlich weil er nun seines Bruders Kritik nicht mehr zu fürchten hatte, und hoffte, es werde sonst Niemand so tief in die Sache eingehen. Ganz hat er sich in dieser Hoffnung nicht getäuscht, denn Fontanelle, in seiner Lobrede auf Jakob Bernoulli und Fouchi, dreiundvierzig Jahre später in seiner Lobrede auf Johann Bernoulli, sprachen von den

Methoden beider Brüder, als ob sie gleich richtig und allgemein wären. Aber — trotz aller Künste, die Johann anwandte, um seine Methode geltend zu machen — wurde von den besten Geometern doch seinem Bruder die Palme des Sieges zuerkannt. Mehr als dreizehn Jahre nach Jakob's Tode gestand endlich Johann selbst, er habe gefehlt, und auch dieses späte Bekenntniß würde ihm Ehre gebracht haben, wenn er nur nicht zugleich eine neue Auflösung bekannt gemacht hätte, die im Grunde ganz die seines Bruders, nur in einer andern Form war, welche die Rechnung sehr abkürzte, und wenn er nicht dabei, mit einer Art von Affektation, einige unbedeutende Ueberflüssigkeiten in der seines Bruders gerügt hätte.

So weit Bossut. Es ist allerdings betrübt, wenn man sehen muß, wie zwei große Gelehrte, zwei leibliche Brüder, weniger aus Eifer für die Wahrheit als aus Rechthaberei und Erbitterung einander Jahre lang bekämpfen, und nicht den Sieg der Wahrheit über Irrthum, sondern den Sieg der Leidenschaften über die Vernunft dem Publikum darstellen; aber die Resultate waren am Ende doch ergiebig für die Wissenschaft, die durch sie bereichert wurde. Hundert Jahre nachher beseufzen wir den Bruderzwist und freuen uns des Gelehrtenzwistes. Denn diese Gelehrten begnügten sich nicht, einander beständig mit empörender Unart zuzurufen: Du hast Unrecht! sondern ein Jeder suchte es besser zu machen als der Andere, und dadurch gewann die Wissenschaft. Aber — lieber Gott! — was wird

man nach hundert Jahren von den elenden Federkämpfen sagen, in welchen die heutigen schönen Geister ihre kleinen Leidenschaften zur Schau tragen? was wird man von einem Merkel sagen, der immer tadelt und nie besser macht? oder auch nur besser zu machen versucht? —

Fürwahr, ich fühle mich gedrungen, um wenigstens, so viel an mir liegt, das Urtheil der Enkel über mich zu mildern, den Weg der Väter einzuschlagen, und den Herrn Doktor Merkel gleichfalls einzuladen, mit mir gemeinschaftlich irgend ein moralisches Problem aufzulösen. Wie wäre es, wenn wir beide einen Roman, etwa über die unseligen Folgen des Egoismus, oder der Eitelkeit, schrieben? Oder wenn wir beide ein Stück aus der Geschichte bearbeiteten? so würde das Publikum am Ende vielleicht doch einen guten Roman oder eine gute Geschichte mehr besitzen. Wohlan, Herr Doktor, ich fordere Sie dazu auf, und wenn Sie mich besiegen, so verspreche ich Ihnen, wie Jakob Bernoulli, nicht nur die verdienten Lobeserhebungen, sondern auch noch fünfzig Gulden obendrein. Genehmigen Sie diesen Vorschlag, so belieben Sie nur durch Ihre Zeitung den Gegenstand bekannt zu machen, den Sie bearbeiten wollen (denn auch den Vortheil der Wahl überlasse ich Ihnen), und bestimmen Sie selbst die Frist, in der Sie damit hervortreten wollen, nur nicht drei Minuten, wie der eitle Johann Bernoulli. Entscheidet das Publikum für Sie, so werden Sie nicht allein das Vergnügen haben, mich wirklich gedemüthigt zu sehen,

theidigung der Feder selbst nicht mächtig genug zu seyn glaubt, der darf nur dem Herausgeber seine Gründe mündlich sagen, und überzeugt seyn, daß man sie dem Publicum treulich mittheilen werde.

Achtens. Witzige, oder komische Anekdoten, die Bühne betreffend.

Neuntens. Nachrichten von auswärtigen Bühnen, doch nur in sofern solche allgemein, und folglich auch für Wien interessant seyn können. Endlich

Zehntens. Eine Art von theatralischem Intelligenzblatt, in welchem die Veränderungen des Theater-Personale, Sterbefälle, Abgang von der Bühne u. s. w. angezeigt werden.

Dieß also wird den Inhalt des Wiener Theater-Journals ausmachen. Da es zu einer Lectüre für alle Klassen bestimmt ist; so verspreche ich übrigens, den Styl und Vortrag mit so viel guter Laune zu würzen, als der oft trockne Stoff nur immer erlauben wird.

Jetzt noch ein Wort über die Form dieser Zeitschrift. Es werden von selbiger wöchentlich ein bis zwey Bogen in einem geschmackvollen Umschlag geheftet, erscheinen. Papier, Druck und Form wie gegenwärtige Ankündigung. Der Jahrgang wird ungefähr drey Bände betragen. Zu jedem Bande wird ein Haupttitel und Register geliefert. Der Preis des Jahrgangs ist Sechs Gulden hier in Wien; für Auswärtige übernimmt das k. k. Obrist-Hof-Postamt die Versendung wöchentlich, und dann ist der Preis acht Gulden.

sondern auch das größere, endlich einmal von sich sagen zu hören: »Er tadelt nicht blos, er macht auch besser.«

Vorwürfe, der französischen Literatur von einem alten französischen Edelmanne gemacht.

Die Verwandtschaft der Materien weist diesem Aufsatze den nächsten Platz neben dem vorigen an. Es sind nun vier und dreißig Jahre, als er im Journal für Damen erschien, und — seltsam! — er paßt so ganz auf unsere heutige deutsche Literatur, als ob er gestern für sie geschrieben wäre. Der Briefsteller hebt an:

Mein ganzes Leben lang habe ich Grillen und Launen gehabt, und noch jetzt entsage ich beiden nicht. Lange wohnte ich in Paris, jenem geräuschvollen Aufenthalt, der so sehr dazu geeignet ist, Grillen und Launen zu erwecken und zu nähren. Ueber die Menschen fluchend erwachte ich des Morgens, und sie beklagend entschlummerte ich am Abend. Selbst meine Träume waren nicht friedlich. Ich murrte im Schlaf, und diese ewige Gährung störte meine Ruhe. — Das bestimmte mich endlich, mein Vaterland gegen die Schweiz zu vertauschen, die Schweiz, wo Freimüthigkeit herrscht, wo der Muth die Freiheit schützt und die Freiheit wiederum der Schutzengel aller Tugenden ist. Hier hoffte ich ungestraft so viel Gutes thun zu können, als mir beliebte, und auch nebenher auf die ganze übrige Welt nach Belieben zu fluchen; denn man flucht in der Schweiz mit-

unter ganz artig, und das war vielleicht mit eine Ursache meiner Vorliebe.

Jetzt bewohne ich hier eine Hütte ohne allen Prunk, aber bequem, und habe mit meinen lieben Landsleuten nichts mehr zu schaffen, nur daß ich ihre Bücher noch immer lese und über die meisten derselben toll werden möchte! Anfangs wollte ich nur die alten guten Schriftsteller lesen, Labruyere, der den Menschen so viel Böses nachgesagt, Montaigne, der sie gemalt, Pascal, der sie verleumdet hat; aber die Gewohnheit, den Fortschritten des Geistes meiner Nation zu folgen, und der noch immer sich regende Wunsch für ihre Ehre, führten mich doch wieder zu der verdammten Literatur zurück, die ich in sehr üblem Zustande hinterlassen und in noch üblerem wiederfand. Ich konnte wüthend werden, wenn ich im Lauf eines Jahres kaum ein gutes Werk auf einer Flut von armseligen Broschüren schwimmen sah, hingegen in einem halben Jahre ein paar hundert Flugblätter zählen mußte, die in der edlen Impertinenz mit einander wetteiferten.

Ich weiß, daß zu allen Zeiten der Hoch- und Uebermuth (die dummste unter den Leidenschaften) im Namen der Ehre sein erbärmliches Wesen getrieben hat; ich weiß, daß kriegführende Mächte nicht so erbittert gegen einander sind, als eitle Schriftsteller.

Im vorigen Jahrhundert gab es auch fünf oder sechs Pedanten, die sich mit einander balgten und durch Moliere gezüchtigt wurden. Ich weiß auch, daß die edle Zunft der Recensenten jederzeit parteiisch gewesen, und daß sie

sich nicht begnügt, in dem Werke eines von ihr gehaßten Schriftstellers blos das wirklich Tadelnswerthe aufzusuchen, sondern es lieber durch ein paar hochtönende Redensarten geradezu vernichtet. So schrieb einst Scaliger gegen Cardanus. Wenn der letztere sagte: ein Papagei sei doch ein schöner Vogel, so behauptete Scaliger, ein Papagei sei ein Ungeheuer.

Was mußte nicht Racine von der Wuth der Aristarchen erdulden! — In der Vorrede zu seinem Brittanicus erzählt er selbst: »Ich habe dieses Trauerspiel mit großem Fleiß bearbeitet, aber es scheint, je mehr ich mich bestrebt habe, es gut zu machen, je mehr suchen gewisse Leute es zu verschreien. Es gibt keine Kabale, die sie nicht angestiftet, keine Art von Kritik, mit der sie mich nicht begeifert hätten; Einige haben sogar den Weg des Nero gegen mich eingeschlagen.«

An einem andern Orte sagt er: »Alle diese Kritiken rühren von vier oder fünf unglücklichen, kleinen Schriftstellern her, denen es nie gelingen wollte, durch ihre eigenen werthen Personen Aufmerksamkeit beim Publikum zu erwecken. Da lauern sie denn immer auf irgend ein Werk, das Beifall erhält, um sogleich darüber herzufallen; nicht aus Eifersucht (denn was könnte sie berechtigen, eifersüchtig zu sein?), sondern in der Hoffnung, daß man sich die Mühe geben wird, ihnen zu antworten, und sie dadurch aus der Dunkelheit hervorgehen werden, in welcher sie, durch ihre eigenen Werke, ihr ganzes Leben lang zu schmachten bestimmt waren.«

Was versuchte nicht der kleine Haß des kleinen Scuderi gegen den großen Corneille? — ein Insekt im Ohr eines Löwen. — Selbst Fenelon, dieser sanfte, erhabene Weise, dessen Tugend man hätte respektiren sollen wie sein Genie, blieb nicht unangetastet, nicht unbeschimpft, und irgend ein Flugblättler schrieb von ihm: „Fenelon ist ein armseliger Theolog, der mehr die profanen Skribenten als die Kirchenväter studirt hat; er ist versteckt und geschmeidig, ein Schmeichler und Heuchler, wie es je einen gab, und der, selbst durch ein Weib verführt, nur darauf sinnt, überall Verführung zu verbreiten."

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle die Beispiele citiren wollte, wo jene zügellosen Menschen sich an den guten Ruf eines Schriftstellers klammerten, wie eine Fledermaus an das Gesims einer Marmorsäule, oder darüber hin krochen, wie eine Schnecke, die ihren ekelhaften Schleim auf einer reifen Frucht zurückläßt. Aber mir scheint, diese Pest habe nie so arg gewüthet als jetzt. Welch' ein Vergessen alles Wohlstandes! welch' eine verächtliche Animosität! welch' ein Strom von Schimpfwörtern, die man nicht lesen kann, ohne gegen die Elenden empört zu werden, die, um die Eitelkeit des Schriftstellers zu kitzeln, die Würde des Menschen mit Füßen treten. Eure Schriftsteller hassen sich wie Weiber und schimpfen sich wie Mönche. Die Alten hatten wohl Recht, ihre Pallas bewaffnet abzubilden. Diese Göttin, die über das Reich der Wissenschaften herrscht, muß dasselbe in einen kriegerischen Tummelplatz der wildesten Leidenschaften verwan-

delt sehen, die nicht blos die Schriften eines Mannes, sondern auch ihn selbst, seinen Ruf, seine Ehre zerreißen, und jeden Tag verloren zu haben glauben, an dem es ihnen nicht gelun gen, einen ehrlichen Namen an den Pranger ihrer Flugblätter zu heften. — — (O du! dessen Namen ich nicht zu nennen brauche, weil Jedermann ihn erräth, tritt her und spiegle dich!)

Die sieben Weisen Griechenlands.

Es ist merkwürdig, daß gerade diejenigen Männer, die wir als die Weisesten verehren: die sieben Weisen Griechenlands, keine Bücher geschrieben haben. Sie verdanken ihren Ruhm blos einzelnen Sprüchen, die sie zum Theil vielleicht nicht einmal sagten, und die auch nicht immer so vortrefflich sind, daß sie heutzutage den Namen eines Mannes verewigen würden.

Zum Beispiel: Thales soll gesagt haben: »Jüngling! bedenke, ob es nicht zu früh ist zu heirathen? Greis! bedenke, ob es nicht zu spät ist?" — Sehr gut, aber wer hat dergleichen nicht auch einmal in seinem Leben gesagt, ohne deshalb Anspruch auf den Titel eines Weisen zu machen? — Ein anderer Spruch von ihm ist um nichts besser: »Der Weise ist immer reich genug, aber der Reiche ist nicht immer weise genug."

Solon antwortete, als man ihn fragte: welcher Fürst der beste sei? »Derjenige, der sich selbst zu beherrschen

weiß; denn es ist eben so schwer, ein Volk zu bessern, dessen Fürst nichts taugt, als den Schatten eines Stabes gerade zu machen, wenn der Stab selbst krumm ist."

Nun, diese Sentenz würde heutzutage auch sehr kühl aufgenommen werden, zumal da Selbstbeherrschung so ziemlich das letzte ist, woran die meisten unserer Fürsten denken.

Solon hat auch gesagt: »Anerkannte Rechtschaffenheit ist der sicherste aller Eidschwüre." Besser gefällt mir folgender Spruch: »Macht keinen König, wenn ihr nicht gelernt habt, Einen zu machen." Es ist eine treffliche Warnung, nur Schade, daß der Unterricht im Königmachen sehr kostbar ist wegen der theuren Experimente.

Chilon, der dritte Weise Griechenlands und Freund Aesops, war ein Spartaner. Er soll die Ephoren eingeführt haben und selbst einer gewesen sein. Sterbend bekannte er, daß er in seiner Amtsverwaltung nur Einmal gefehlt, als er nämlich einem Verbrecher, seinem besten Freunde, das Leben rettete. Er war kalt und wortkarg, auch in seinen Sentenzen: »Hüte dich vor dir selbst." — »Verlange nicht das Unmögliche, und betrachte alles Ungerechte als unmöglich." — Was ist am schwersten? fragte man ihn einst. Er antwortete: »Ein Geheimniß bewahren, seine Zeit gut anwenden und Beleidigungen ertragen."

Die Beobachtung des folgenden Spruches, die leider nicht üblich ist, würde die Welt sehr glücklich machen: »Sei Herr in deinem Hause, oder in deinem Reiche, strebe aber nicht darnach, es bei Andern zu sein."

Pittacus von Mitylene, der vierte Weise, sprach folgende Warnung aus: »Wenn deine Freunde hadern, mische dich nicht darein, denn du verdirbst es dann gewiß mit Einem, vielleicht mit Beiden.“ Das mag sehr wahr sein, aber der Grundsatz ist sehr egoistisch, denn ein Freund, der, aus Furcht sich selbst zu schaden, seinen Freunden zu dienen unterläßt, und immer zuvor berechnet, was er dabei gewinnen oder verlieren kann, der weiß nicht, was wahre Freundschaft ist.

Bias, der fünfte Weise, war Fürst und Feldherr einer kleinen Stadt, die er, als sie vom Cyrus erobert und geplündert wurde, fast nackend verließ, sprechend: »Ich trage Alles bei mir.“ Er meinte nämlich seine Weisheit, und bewies zugleich dadurch, daß er auch seine Eitelkeit bei sich trug. Sein Tod ist merkwürdiger als sein Leben. Er wurde gebeten, als er schon sehr alt war, einen Freund vor Gericht zu vertheidigen. Er that es mit Beredsamkeit und Jugendfeuer. Nach Endigung seiner Rede, und während der Sachwalter des Gegners sprach, setzte er sich etwas erschöpft, lehnte sich an seinen Enkel und entschlummerte. Das Urtheil wurde gesprochen. Sein Freund gewann den Prozeß. Man wollte mit dieser Nachricht ihn wecken, allein er war, im Arm seines Enkels, hinübergeschlummert. Ein schöner Tod in einem schönen Augenblicke.

Von Bias haben wir auch noch folgenden wahren Spruch: „Der Weise fügt Niemanden Böses zu, auch wenn er es könnte, der Thor hingegen will immer schaden, auch wenn er es nicht vermag.“

Cleobul, der sechste Weise, ist minder bekannt als Bias. Er lebte still und glücklich in seiner Vaterstadt, an Körper und Geist untadelich, einen einzigen Fehler ausgenommen: er war bisweilen hitzig. Nur seine schöne Tochter, Cleobuline, die er außerordentlich liebte, soll die Kunst verstanden haben, ihn zu besänftigen. Der Sage nach erfand sie noch eine andere Kunst, die manchem Deutschen manchen Schweißtropfen gekostet hat, nämlich den Hexameter, und kleidete die Sentenzen ihres Vaters in dies neue Gewand.

„Gehe niemals aus dem Hause," pflegte er zu sagen, „ohne an das zu denken, was du thun willst, und kehre niemals heim, ohne an das zu denken, was du gethan hast."

„In Gegenwart fremder Leute mußt du deine Frau niemals weder liebkosen, noch rühmen, noch schelten." (Was das Schelten, und allenfalls auch das Liebkosen betrifft, mag er Recht haben, aber warum ein Mann seine Frau gelegentlich nicht rühmen soll, wenn sie ruhmwürdig ist? das begreife ich nicht.)

Einer von Cleobul's Sprüchen ist in ein französisches Liedchen übergegangen, und wohl oft von Lippen gesungen worden, die den Namen des Weisen nie ausgesprochen hatten:

Tout consiste dans la manière
Et dans le gout,
C'est la façon de le faire
Qui fait tout.

Von dem siebenten Weisen, Miso, ist uns kein einziger Spruch übrig geblieben, hingegen eine Handlung,

die ihn vielleicht als den Weiseſten unter Allen charakteriſirt. Sein Vater war Tirann irgend einer kleinen Stadt ſeines Vaterlandes. Nach deſſen Tode konnte Miſo in der Herrſchaft ihm folgen, verſchmähte es aber und zog ſich in die Einſamkeit zurück. Es hat mir immer geſchienen, als ob das freiwillige Verzichtleiſten auf Herrſchaft, ſelbſt auf eine ungerechte, die gröſßte Stärke des menſchlichen Geiſtes erfordere.

Manche zählen den Periander, den Tirann von Korinth, unter die ſieben Weiſen, der aber keinen andern Anſpruch auf dieſen Ehrentitel hatte, als den, daß er die Weiſen, Miſo ausgenommen, bisweilen an ſeiner Tafel köſtlich bewirthete. Dadurch iſt freilich auch in neuern Zeiten mancher Fürſt zu großem Rufe gelangt.

Ueberhaupt kann man ſich der Bemerkung nicht erwehren, daß wir entweder von den ſieben Weiſen Griechenlands nur das wenigſte und unbedeutendſte wiſſen, oder daß es damals ſehr leicht war, den Titel eines Weiſen zu erhalten; und, wenn das letztere der Fall iſt, ſo möchte man daraus ſchließen, daß es überhaupt mit der Weisheit in jenen Zeiten ſehr ſchlecht beſtellt war. Eben ſo wie vor hundert Jahren in Deutſchland jeder Reimer für einen Dichter galt, weil es der Dichter ſo wenige gab: eben ſo galt in Griechenland Jeder für einen Weiſen, der ein paar gute Lebensregeln als Sentenzen aufzuputzen wußte.

Die Entstehung des Freimüthigen.

(Berichtigung einiger Dutzend Unwahrheiten.)

Der Gegenstand ist fürwahr nicht sehr interessant, und wenn hier einige Blätter damit angefüllt werden, so muß man die Leser förmlich um Verzeihung bitten. Der Freimüthige ist in unsern Tagen so tief zu einer armseligen Buchhändlerspekulation herabgesunken, daß schwerlich noch irgend ein Mann von Geschmack ihn liest, oder sich erinnern mag, was er einst gewesen; aber der Herr Doktor Garlieb Merkel, dem einige Jahre hindurch die Redaktion dieses Blattes anvertraut war, scheint zu glauben, daß jedes kleine literarische Abenteuer, bei dem er jemals eine kleine oder große Rolle gespielt, dem Publikum nie aus dem Gedächtnisse kommen werde. Ihm hat beliebt, in seiner Zeitung für Literatur und Kunst ein Fragment aus einem größern seiner unsterblichen Werke, betitelt: Charaktere und Ansichten, über diesen Gegenstand abdrucken zu lassen. Warum er das gethan? da, laut dem Meßkatalog, das Buch bereits in der Ostermesse erschienen ist, folglich am 27. Mai schon in Jedermanns Händen sein konnte? — Die Frage möchte schwer zu beantworten scheinen, und kann doch sehr vernünftig beantwortet werden. Merkel's Bücher nämlich kommen nicht in Jedermanns Hände (wie seine seufzenden Verleger wohl wissen), eine Zeitung hingegen, wenn gleich aus zehn andern zusammengestoppelt, wird in Kaffee- und Bierhäusern gelesen. Ihm lag besonders daran, daß die

Das erſte Blatt erſcheint den erſten May, und wird bey dem Buchhändler Wallishauſſer am Kohlmarkt ausgetheilt. Man pränumerirt für ein halbes Jahr, entweder in eben benannter Handlung, oder in der Theater-Kaſſe, oder auch, um der Bequemlichkeit willen, bey den Kaſſierern der beyden Hoftheater, welche an Schauſpieltagen bey der Kaſſe die Nahmen der Pränumeranten aufzeichnen, und das Geld, gegen Schein, in Empfang nehmen werden.

Die Nahmen der Pränumeranten werden gedruckt, und die Liſten derſelben gleich dem erſten Hefte beygefügt. Es werden überhaupt nicht mehr Exemplare gedruckt, als ſich Pränumeranten finden, und das Journal wird im Buchhandel um keinen Preiß zu haben ſeyn.

Die Zeit, in welcher man pränumeriren kann, iſt von heute an, auf zwey Monath feſtgeſetzt.

Wien, den 7ten März, 1798.

A. v. Kotzebue.

Artigkeiten, mit welchen er mich abermals beehren wollte, in den ruſſiſch-deutſchen Provinzen, in deren einer ich wohne, ſobald als möglich unter die Leute kämen, weil ſie da vielleicht mir weh thun könnten, und folglich wählte er ein zweckdienliches Mittel.

Freilich ſtrotzt der ganze hämiſche Aufſatz von Lügen und Verdrehungen, aber was ſchadet das? — der erſte Eindruck, den ſie machen, iſt doch immer ſchwer zu vertilgen, zumal wenn dem Lügner eine Zeitung zu Gebote ſtand, der Verleumdete hingegen nur in einer ſelten erſcheinenden Schrift ſich vertheidigen kann. Doch immerhin! für meine Freunde kommt dieſe Berichtigung noch früh genug, und meinen Feinden die Freude zu verderben, bin ich keineswegs geſonnen.

Beſagtes Fragment trägt die Ueberſchrift: Entſtehung der Zeitſchrift der Freimüthige oder Ernſt und Scherz. Ich werde mir das Vergnügen machen, dem Herrn Doktor auf ſeinem finſtern Wege mit der Fackel der Wahrheit Schritt vor Schritt zu folgen, und wenn er vor dem Lichte derſelben bisweilen blinzeln muß, ſo iſt das nicht meine Schuld; tu l'as voulu, George Dandin.

Es hat überhaupt nur zwei Epochen in dem Leben des Herrn Doktors gegeben, in welchen er ſich einer Art von Celebrität erfreute: die erſte, als er ſeine Letten geſchrieben hatte, durch welche er Aufſehen erregen wollte und erregte; die zweite, als ich ihm die Redaktion des Freimüthigen übertrug. Da er ſeitdem wieder in das gebührende Dunkel zurück-

getreten ist, so mag man sich nicht wundern, daß er von dem Rufe, den der Freimüthige unter meiner Leitung erworben hatte, sich so viel als möglich zuzueignen, und dadurch gewissermaßen seine Existenz zu verlängern strebt. Arme Leute geben mit dem wenigen Ersparten wirthschaftlich um, und thun wohl daran. Don Ranudo speist die ganze Woche Kartoffeln, Herr Merkel hält sich an den Freimüthigen. Warum er aber, bei diesem löblichen Bestreben, ein Bret aus dem Schiffbruch zu retten, gerade damit anfängt zu erzählen: er habe in seinen vergessenen Briefen an ein Frauenzimmer meine Octavia für eine Sterbliche erklärt? ist wohl völlig unbegreiflich, denn was hat Octavia mit der Entstehung des Freimüthigen zu schaffen? — es ist doch ein böses Ding um den Schmähkitzel! —

Indessen, da es dem Herrn Doktor beliebt hat, diesen Eingang zu wählen, so muß ich seinem Gedächtniß wohl ein wenig zu Hilfe kommen und zeigen, wie er sich hier schon gleichsam zum Titelkupfer ausgestellt hat. Allerdings hat er irgendwo gesagt: Eulalia, Gurli und Octavia wären blos interessante Sterbliche. Theils bin ich mit diesem Lobe sehr wohl zufrieden, und wünschte nur, daß es allgemein wäre; theils war es mir auch sehr gleichgiltig, was der für mich uninteressanteste Sterbliche über meine Geschöpfe denken und sagen möchte. Als ich daher im Herbst 1802 nach Berlin kam, bedankte ich mich scherzend für diese Stelle seiner Briefe, und fügte scherzend hinzu: er hätte doch wenigstens mit meiner Octavia eine Ausnahme machen sollen.

Nun war es eben damals, als mancherlei Verhältnisse den Herrn Doktor zu der Güte bewogen, sich vorläufig meinen Freund zu nennen. Und was that er in dieser Qualität? — er setzte sich flugs hin, und schrieb eine lange, durch zwei Hefte seiner Briefe fortlaufende Anzeige der Octavia, in der er die Gefälligkeit hatte, mir »ein ausgezeichnet grosses dramatisches Genie" zuzuschreiben, und zu erklären: daß »eben sowohl als er den Muth gehabt habe, Göthe zu tadeln, er jetzt auch den Muth haben werde, zu untersuchen, ob der Dichter, dem drei oder vier Nationen so unendlich viele genußreiche Stunden verdanken, nicht ein vortrefflicher Dichter sei?" — Ferner: „daß er kein deutsches Schauspiel kenne, das in vielen, eigentlich dramatischen Rücksichten dieser Octavia an die Seite gesetzt werden könne." — Ferner: »der Stoff sei vielleicht der interessanteste, der je für die deutsche Bühne bearbeitet worden, und zwar nach einem meisterhaften Plane, der vollkommene Einheit des Interesse habe; dieses steige unaufhörlich; der Gang der Handlung sei kraftvoll und rasch, reich an erschütternden Situationen; die Charaktere schön idealisirt, kurz, das Ganze ein vortreffliches Kunstwerk."

Heute sagt er nun wieder: »als er Octavien eine Sterbliche genannt, sei das der treue Abdruck der Ansichten gewesen, die er immer von meinen Talenten und Schriften gehabt habe." — Auf welche Art er diese Widersprüche zusammenreimen will, ist nun seine Sorge. Wer ganz einfältiglich darüber nachdenkt, muß natürlich auf die Vermuthung gerathen: damals, als der Herr Doktor so lobpreisend in

die Posaune stieß, war er des Dichters Freund; nun, da er das Gegentheil sagt, ist er sein Feind geworden, folglich werden seine Urtheile durch Freundschaft oder Feindschaft geleitet, folglich ist vermuthlich sein Tadel eben so wenig werth, als sein Lob. So schien es mir auch damals schon. Ich hatte über die sterbliche Oktavia gelächelt, und lächelte nun über die himmlische.

Nach diesem ganz unnöthigen Seitensprunge, bei dem der Herr Doktor sich ein wenig den Fuß vertreten hat, kommt er nun endlich auf den Freimüthigen. Es ist wahr, daß ich ihm die Mitherausgabe desselben angetragen habe. Den Plan zu diesem Blatte hatte ich längst ohne ihn schon in Weimar entworfen, und es ist folglich ein Gedächtnißfehler, wenn er sagt: Wir entwarfen den Plan. Daß ich, so oft ich in Berlin mich aufhalten würde, die Redaktion führen sollte, war ein ganz unbestrittener Punkt. Weil ich aber damals noch nicht gesonnen war, länger als den nächsten Winter in Berlin zu verweilen, so wurde, auf den Fall meiner Abwesenheit, dem Herrn Doktor die Redaktion übertragen. Daran stieß es sich also gar nicht, und alle die Bedenklichkeiten, die er gehabt haben will, sich in eine solche literarische Verbindung mit mir einzulassen, sind blos artige Spiele seiner Einbildungskraft, die ihm den Gewinn abwerfen, mir einige beißende Dinge zu sagen. Er ergriff vielmehr den Vorschlag mit großer Begierde. Doch bald hernach verlangte er nicht nur den ihm gebührenden Antheil vom Ertrag des Blattes, sondern auch überdies — der ersten Abrede schnurstracks zuwider, ein ansehnliches Honorar als

Redaktionsgebühren, und daran fließ es sich. Da ich selbst nichts dafür verlangte, so hatte ich keine Lust, und der Verleger, Herr Sander, noch weniger, ihm solches zuzugestehen.

Es trat aber auch noch ein anderer Umstand in den Weg. Es hatte sich nämlich zwischen dem Herrn Doktor und dem Verleger ein Groll entsponnen, der zu den heftigsten Scenen zwischen beiden Veranlassung gab. Den Ursprung dieses Grolles kennt sonder Zweifel Herr Merkel noch recht gut; er datirte sich von Begebenheiten, die lange zuvor, ehe vom Freimüthigen die Rede war, vorgefallen, mir folglich ganz fremd waren. Die Sache ist zu delicat, um sie weiter zu berühren. Kurz, Herr Sander wurde so erbittert, daß er mit der ganzen Sache nichts zu thun haben wollte, wenn Herr Merkel als Theilhaber zugelassen würde. Da ich nun diesen Mann damals für den brauchbarsten in dieser Angelegenheit hielt, so schrieb ich ein Billet an Herrn Merkel, in welchem ich ihm höflich erklärte: daß man ihm das Honorar nicht zugestehen könne, und es mir folglich leid thue, den Freimüthigen ohne ihn anfangen zu müssen.

Man hätte glauben sollen, er würde herzlich froh gewesen sein, von der so bedenklichen literarischen Verbindung mit mir, vor welcher so mancher Freund ihn gewarnt hatte, sich mit guter Manier los sagen zu können; doch keineswegs! er trotzte den Gefahren, und erbot sich, in einer schriftlichen Antwort, auf das Honorar Verzicht zu leisten, wenn man ihn nur als Theilhaber aufnehmen wolle. Nun war

ich genöthigt, ihm gerade heraus zu sagen, daß Sander sich weigere, in Verbindung mit ihm zu treten. Er schlug mir sogleich einen andern Verleger vor, allein ich hatte Vertrauen zu Sander, und so blieb Herr Merkel ausgeschlossen.

Das konnte er mir nicht verzeihen. Ich suchte zwar mit ihm auf einem erträglichen Fuße zu bleiben; er sollte, als ein fleißiger Mitarbeiter geschätzt und bezahlt werden, und vielleicht wäre noch Alles ohne Ausbruch einer Fehde abgelaufen, wenn nur nicht der Freimüthige ein so seltenes Glück gemacht hätte. Das ertrug der Herr Doktor nicht. Er fühlte Kraft in sich, ein ähnliches, oder vielmehr ein besseres Blatt zu schreiben; er sagte mir mehrere Male, daß er das thun *könnte*, aber nicht thun *wolle*: doch kaum war ein halbes Jahr verflossen, als er seinen *Ernst* und *Scherz* ankündigte. Damals, als noch kein Blatt von dieser nun vergessenen Schrift erschienen war, speiste der Herr Doktor eines Tages bei mir in Gesellschaft eines meiner Freunde, der noch lebt. Bei Tische erwähnte ich seiner Ankündigung, und erinnerte ihn an sein oft wiederholtes Versprechen, durch kein ähnliches Unternehmen mir in den Weg zu treten, worauf er denn freilich nichts zu antworten wußte. Ich fügte hinzu: daß ich ihm aufrichtig Glück dazu wünschte, nur sagte ich: »lassen Sie uns hier in Gegenwart dieses Zeugen, einander die Hände darauf reichen, daß wir in unsern Blättern einander nicht antasten, dem schadenfrohen Publikum kein Schauspiel geben wollen.« Ich reichte ihm die Hand über den Tisch, er schlug ein, und

— in seinem zweiten Blatte wurde der Freimüthige bereits angegriffen.

Da ich wohl einsah, warum er an mir zum Ritter werden wollte, und daß er blos seinen komischen Ernst und traurigen Scherz durch eine Fehde mit mir zu heben hoffte, so that ich ihm nicht den Gefallen, Notiz davon zu nehmen, eine Mäßigung, die mir leicht wurde, da sein Blatt ein so sehr kleines Publikum hatte, daß der Ernst wie der Scherz ungehört verhallten, und ohnehin mit dem Ende des Jahres zu Grabe gegangen wären. Das weiß ich aus dem Munde des Verlegers, der über den schlechten Absatz klagte, obgleich Herr Merkel — wie er jetzt anführt — in diesem Blatte „seine Idee eines literarischen Tageblattes auszuführen suchte." Daß der Verleger die Wahrheit redete, bewies im folgenden Jahre so manches Bücherpacket, welches ich von ihm erhielt, und dem jederzeit Ernst und Scherz als Makulatur zur Envelopye diente. Sollte der Herr Doktor an dieser Thatsache zweifeln, so darf er sich nur in der Verlagshandlung erkundigen, wo sie aus den Handelsbüchern unbezweifelt hervor geben wird.

Seine Idee schien also dem Publikum minder zu behagen, als die meinige, und das war ein neues, unverzeihliches Verbrechen von mir, welches der Herr Doktor mich büßen ließ, so viel in seinen Kräften stand.

Plötzlich veränderte sich die Scene. Der Tod raubte mir eine vortreffliche Gattin. Die Redaktion des Freimüthigen forderte täglich mehrere Stunden zu einer Zeit, wo es mir unmöglich war, auch nur eine Stunde lang meinen

Schmerz durch solche Geschäfte zu zerstreuen. Diejenigen meiner Freunde, die mich damals sahen, wissen, wie mir zu Muthe war.

Indessen fragte das Publikum nicht nach diesem Schmerz, mit ihm hatte ich kontrahirt, ihm wöchentlich fünf Blätter zu liefern. In dieser Noth erklärte ich dem Verleger, daß ich auf seinen Unwillen nicht länger Rücksicht nehmen könne, und wandte mich an den Herrn Doktor mit derjenigen Unbefangenheit, die ein gegen ihn völlig reines Gewissen mir einflössen mußte. Daß ich aber gesagt haben soll: ich sei durch Herrn Sander verleitet worden, ihn anfangs auszuschließen, das ist abermals ein Irrthum seines liebreichen Gedächtnisses.

Seine Bedingungen waren hart. Das Blatt sollte künftig — außer dem Titel der Freimüthige — auch den nichts sagenden Ernst und Scherz führen. Ich mußte darein willigen. Die Forderung eines ansehnlichen Honorars für die Redaktion wurde erneuert, und — mußte zugestanden werden. — Ein neuer Verleger wurde mir aufgedrungen, der mich hernach um sehr namhafte Summen betrogen hat. Kurz, Herr Merkel konnte vorschreiben, was ihm beliebte; ich war gelähmt; ich stand da wie ein Schiffbrüchiger, mit dem der Besitzer des Ufers um das Bergerlohn handelt; ich mußte mich in Alles fügen. Man sieht hieraus, daß seine Großmuth wenigstens nicht ganz uneigennützig war. Ihm beliebt zu sagen: »offenbar hätte es mir jetzt nicht viel Mühe gekostet, den Freimüthigen ganz fallen zu machen, aber es wäre unedel gewesen, das Ver-

trauen, selbst eines Gegners, zurückzuweisen" (soll heißen mißbrauchen). Ich muß gestehen, daß mir an seiner Stelle nicht einmal ein solcher Gedanke würde eingefallen sein. Es wäre auch nicht sehr vortheilhaft für den Herrn Doktor gewesen, ein Blatt fallen zu machen, dessen Mitherausgeber er nach einigen Monaten werden wollte, und er hatte folglich das Vergnügen, mit seinem Edelmuth auch den Nutzen zu verbinden. Ob nun durch diese Begebenheit der Freimüthige seinem Blatte, oder sein Blatt dem Freimüthigen einverleibt worden? lasse ich dahin gestellt sein. Er glaubt das Erstere, und thut sich viel darauf zu gute; das Publikum glaubt das Letztere, worauf ich mir nichts zu gute thue.

Nun kommen wieder Dinge, die ganz und gar nicht zur Sache gehören, die aber herbeigezerrt und mit Erdichtungen ausstaffirt werden, blos in der süßen Hoffnung, mir wehe zu thun. Dahin gehört die aufgewärmte Sage, daß ich Verfasser der Flugschrift die Expektorationen sei, und daß der Verleger derselben, Quien, selbst versichert habe, daß er das Manuskript aus meiner Hand empfangen; da ich doch von eben diesem Buchhändler Quien noch ein schriftliches Bekenntniß besitze, daß er es nicht von mir erhalten. Uebrigens leiht die ganze Sache ihr gehässiges Ansehen nur von der geschickten Stellung, die der Herr Doktor ihr zu geben beliebte; denn die Expektorationen, deren sich schwerlich noch jemand erinnert (und darauf verläßt sich Herr Merkel), sind eine Posse, die durchaus keinen Menschen in seinen Privatverhältnissen

angreift, sondern blos literarischen Unfug rügt, weßhalb ich auch damals gedruckt erklärte, daß ich zwar nicht der Verfasser sei, daß ich aber die Meinung des Verfassers vollkommen theile, und es daher einem jeden frei stelle, mich für den Verfasser zu halten. Diese Erklärung machte dem Lärm ein Ende, nicht die scherzende Anzeige des Herrn Dokters, der er so großen Werth beilegt, daß er sogar behauptet, ich hätte bei einer andern Gelegenheit diese Wendung kopirt. Der gute Mann sieht nun einmal in Allem, was ich schreibe, entweder Erbärmlichkeiten, oder von ihm entlehnte Schönheiten. Nun, ich lasse mir das gern gefallen. Hat doch auch Engel seine Weisheit ihm zu verdanken, und Jean Paul sogar hinter dem Wagen aufgeschrieben, was er in demselben hatte fallen lassen. Uebrigens muß ich noch einmal fragen: was haben die Exkekorationen mit dem Freimüthigen zu schaffen? Denn ich habe nie davon gehört, daß diese Kleinigkeit den Herrn Doktor »in unangenehme Verwicklung gesetzt habe," eben so wenig als die seltsame Begebenheit mit dem Herrn Fürsten von H**, die er auch ganz unnöthigerweise wieder aufwärmt, und die sich — mit wenigen Worten einfach erzählt — folgendergestalt verhält:

Mir war aus S** ein Artikel für den Freimüthigen zugesandt worden, in welchem ein »vormaliger Graf" H** getadelt wurde. Genannt war dieser Graf nicht, sondern nur durch das Wort vormalig bezeichnet, und ich dachte bei dem II eben so wenig an den Fürsten H., als an den Hospodar der Wallachei; ich wußte nicht einmal, daß er

Beylage C.

Der Herausgeber glaubt, das Wiener Theater-Journal durch keinen ſchicklichern Aufſatz, als durch den hier folgenden, eröffnen zu können, der ihm vermittelſt der kleinen Poſt zugeſandt worden. Ob er gleich nicht alle in demſelben enthaltene Aeuſſerungen ohne Einſchränkung unterſchreiben mögte, ſo iſt doch ſo viel Wahres und Gutes darinn geſagt worden, und der Verfaſſer, er ſey wer er wolle, beſitzt ſo unleugbare Kenntniſſe und Verdienſte, daß der Herausgeber es dem Publicum und ſeiner eigenen Unpartheylichkeit ſchuldig zu ſeyn glaubte, die Bemerkungen des Ungenannten ſo ſchnell als möglich zum Druck zu befördern. Einige Noten zum Text ſchienen ihm jedoch hin und wieder erforderlich zu ſeyn. K.

Wien den 26ſten März 1791.

Hochwohlgebohrner Herr!

Mit der feſten Ueberzeugung, daß es dem Denker zu zweifeln, und ſeine Zweifel mit Beſcheidenheit vorzutragen erlaubt iſt; nehme ich mir die Freyheit an Euer Hochwohl-

vormals ein Graf gewesen, oder hatte es wenigstens längst vergessen. Das erklärte ich mit großem Befremden, als ich erfuhr, daß dieser unbedeutende Artikel, der die Censur passirt hatte, und dessen Verfasser ich sogleich nannte, mir Verdruß machen sollte. Die Sache wurde ausgeglichen, ohne daß meine Ehre im geringsten dabei kompromittirt worden wäre, wie solches in einem Stück der Minerva des Herrn von Archenholz des Jahrgangs 1804 zu lesen ist.

Aber nun bemerke man doch — und welcher rechtliche Leser wird es nicht mit Unwillen bemerken? — wie der Herr Doktor den Schluß seines Periodens stellt: »Die Wendung, welche die Sache, nach Herrn von Kotzebue's Rückkehr aus Paris nahm, gehört nicht hieher. Er verließ Berlin.« Offenbar soll der Leser glauben, ich hätte Berlin deswegen verlassen müssen. O wie schlau! wie gutmüthig und redlich! — Wenn die ganze Sache hieher gehörte, warum denn nicht auch die Wendung, die sie nahm? Aber mit dieser Wendung war freilich nichts anzufangen; sie konnte nicht so gestellt werden, daß ich dabei im Schatten erschien, und darum gehörte sie nicht hieher.

In einem seiner Briefe an mich klagt er ausdrücklich über „Weitläufigkeiten," in die er mit dem damaligen Preußischen Herrn Staatsminister verwickelt worden sei, und daß dieser „böse" auf ihn gewesen. Weiter läßt er sich zwar nicht heraus, allein auch dies wenige beweist, daß er die „unangenehmen Verwickelungen" nicht blos von mir

zu befürchten hatte, und daß er diejenigen, in die er wirklich gerathen, einzig und allein sich selbst verdankte.

Es soll nunmehr von dem Zeitpunkt geredet werden, in welchem der Herr Doktor die Redaktion allein führte. Das mochte wohl schon längst sein Wunsch gewesen sein; aber die Erfüllung dieses Wunsches als Bedingung aufzustellen (wie er jetzt so keck behauptet), war ihm nie in den Sinn gekommen, sondern ich war es, der sich freiwillig von der Redaktion lossagte. Sollte er dem noch widersprechen (wie er im Grunde ihm schon widersprochen hat), so kann ich, aus seinen eigenen Briefen, ihm folgende Stellen zu Gemüthe führen: „Es war zwischen uns ausgemacht u. s. w., als Sie Mitredakteur waren; jetzt haben Sie sich öffentlich von der Redaktion losgesagt — Sie wollen nicht mehr Redakteur sein u. s. w." Ferner heißt es in einem andern Briefe: »habe ich je geäußert, daß ich mir als Redakteur mehr zutraue als Ihnen? habe ich nicht sogar, als Sie der Redaktion entsagen wollten, meinen Verdruß darüber bezeugt?" — Nun vergleiche man diese Aeußerungen aus Originalbriefen, die ich Jedermann vorzeigen kann, mit seinen jetzigen Behauptungen! er würde sich gar nicht in die gefährliche Verbindung mit mir eingelassen haben, wenn ihm nicht einzig und unbeschränkt die Redaktion wäre zugestanden worden! — ich empfehle ihm Gedächtniß stärkende Mittel, und will gern das Meinige dazu beitragen, ihm das Vergessene in Erinnerung zu bringen.

Mit großer Selbstgefälligkeit spricht er von dem Wun-

derdinge, welches er aus dem Freimüthigen hat machen wollen, aber freilich nicht daraus gemacht hat. „Es sollte nun vorzüglich ein wissenschaftliches Blatt von wirklichem Gehalte werden und sogar Berlin zur Geistes-Hauptstadt in Deutschland erheben helfen." Ja wahrhaftig! so sagt er. Doch fügt er auch hinzu: »er habe ihm eine fortdauernde, steigende Wichtigkeit für alle Leserklassen in allen Theilen Deutschlands geben wollen," und jene hohe mit dieser niedern Ansicht zu verbinden, scheint seine Kraft überstiegen zu haben; denn der Absatz fiel, so bald ich ihm die Redaktion übergab.

Er selbst gesteht, er habe die »anspruchsvollsten" (soll heißen die verdienstvollsten) Mitarbeiter entfernt, und schämt sich sogar nicht, Huber zu nennen. Ja, es ist wahr, er hat den wackern Huber entfernt. Das möge ihm Gott verzeihen, das Publikum hat es ihm nicht verziehen. Dagegen erhielten wir nun Aufsätze, wie Calonne's Reisewagen und dergleichen Erbärmlichkeiten mehrere, die ich längst zurückgewiesen hatte. Wer dem Herrn Doktor schmeichelte, der durfte seinen Unrath im Freimüthigen niederlegen, wer das nicht verstand, der wurde zurück gewiesen oder spöttisch berandgloßt.

Noch eine wichtige Veränderung machte der Herr Doktor nach seiner Meinung: was ich zuvor unter dem Titel Notizen bekannt machte, das gab er jetzt unter dem Titel: nicht politische Zeitung und ließ es mit kleinern Lettern drucken. Das ist der ganze Inbegriff seiner Verdienste. Der Wille war gut und erhaben, aber das Fleisch

schwach. Man vergleiche den ersten Jahrgang des Freimüthigen mit dem zweiten, und man wird alle meine Angaben durchgehends bestätigt finden. Er selbst mag wohl wider Willen gefühlt haben, daß ein solcher angestellter Vergleich ihm eben nicht vortheilhaft sein würde, denn um dem vorzubeugen, sagt er: »nur allmählig würde er seinen Plan haben ausführen können, und es würden vielleicht noch drei Jahre dazu erforderlich gewesen sein" (nämlich um Berlin zur Geistes-Hauptstadt Deutschlands zu machen). Aber dann hätte man doch wenigstens in den ersten drei Jahren etwas davon sehen müssen? Von den letzten drei Jahren, die nicht eingetreten sind, jetzt in diesem anmaßenden Tone zu sprechen, möchte wohl bedenklich sein, wenn die ersten drei keine Spur von den Wundern verriethen, welche zu vollbringen Herr Garlieb Merkel sich rüstete. Ob der Umstand, daß der Freimüthige auch in fremden Ländern gelesen wurde, in der Vortrefflichkeit des Herrn Doktors, oder in dem, durch den ersten Jahrgang gegründetem Rufe seine Quelle findet, möchte auch wohl schwer zu entscheiden sein. Wenigstens muß ich wiederholen, daß Ernst und Scherz Makulatur geworden, und höchstens als solche über eine fremde Grenze gegangen.

»Offenbar," so schließt der liebenswürdige Selbstbeschauer etwas undeutsch: »offenbar gestehe ich, daß ich an dieses Blatt, aber mehr noch an seinen nicht halb ausgeführten Plan, mit innigem Selbstgefühl zurück denke." Ja, das sieht man wohl, und jeder Leser hätte es gesehen, wenn auch der Herr Doktor es nicht offenbar gestan-

den hätte; denn an welche seiner Handlungen, an welches seiner Worte, geschrieben, gesprochen oder auch nur im Sinne behalten, denkt ein Merkel nicht mit Selbstgefühl zurück? —

Indessen wurde wenigstens dieser hochgerühmte Plan nicht mit Standhaftigkeit befolgt, denn es währte nicht lange, so fing der Freimüthige an, sich in eine politische Zeitung zu verwandeln, wozu ich nie um meine Einwilligung befragt worden (wie sich's gebührt hätte), und was auch schwerlich Berlin zur Geistes-Hauptstadt erheben konnte; ja er sollte sogar — abermals ohne mein Mitwissen und folglich ohne meine Einwilligung — mit einem andern Blatte verbunden werden, dessen Tendenz nichts weniger als die Beförderung der Künste und Wissenschaften war. Da das so geradezu den erhabenen Aeußerungen des Herrn Doktors widerspricht, so muß ich es wohl auch mit seinen eigenen Worten belegen.

Folgendes antwortete er mir am 22. Dezember 1803, als ich ihm geschrieben, das Gerücht von dieser neuen, zu erwartenden Schöpfung sei mir zu Ohren gekommen: „Meine Verbindung mit Sander" (mit dem er sich also, Gott weiß wie, wieder ausgesöhnt hatte) „muß Sie nicht irren. Er hatte — oder vielmehr seine Frau — den Plan, ein ähnliches Blatt herauszugeben, und der doppelseitige und doppelzüngige Müller" (er meint Johannes Müller! den Verfasser der Schweizer Geschichte), „der das Vertrauen B — s und der Minister besitzt, hatte ver-

sprochen, daran zu arbeiten; daher konnte ich den Vorschlag, beide Blätter zu verbinden, nicht abweisen."

Aber wo blieb denn nun die Geistes-Hauptstadt?

Am 28. März 1806 schrieb er: »Aus meinem Zuschauer wird nichts, kann nichts werden. Das Kabinet, der König selbst munterten mich auf, fremde Gesandte machten Anträge u. s. w." Wie viel davon wahr ist, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß die arme Geistes-Hauptstadt damals ganz vergessen wurde.

Wenn, nach allem diesen, Herr Merkel im Eingange sagt: »es liegt mir daran, daß von der Entstehung des Freimüthigen keine unrichtige Ansicht verbreitet sei oder werde," so sieht der Leser nun wohl, daß das unrichtig hier blos so viel bedeutet, als eine Ansicht, die dem Herrn Doktor nicht gefällt. Mit wahrem Ekel bin ich ihm Schritt vor Schritt in das Labyrinth seiner Selbstbeschauungen gefolgt, und muß nochmals den Leser um Verzeihung bitten, daß ich mich der Sünde theilhaftig gemacht habe, ihn mit so nichts bedeutenden Kleinigkeiten zu unterhalten. Hätte der Herr Doktor nicht meinen Ruf so vielfach angetastet, ich wollte ihm gern den Ruhm, nach dem er so ängstlich strebt, gelassen haben. Uebrigens muß ich wohl, nicht ohne Grund, vermuthen, daß seine sogenannten Charaktere und Ansichten noch manche Verunglimpfung gegen mich enthalten. Die Glaubwürdigkeit derselben habe ich so eben dargethan. Indessen bleibt mir auch noch mancher Pfeil in meinem Köcher. Glücklicherweise habe ich den gehässigen Grundsatz: »betrage gegen deinen Freund dich immer so,

als ob er einſt dein Feind werden könnte" in meinem Leben nur ein einzigesmal, nämlich gegen Herrn Gatlieb Merkel, in Ausübung gebracht, weil ich von Anbeginn manche Veranlaſſung dazu hatte. Darum bin ich wohl gerüſtet. Er hat meine oft wiederholten gutmüthigen Warnungen nicht geachtet — nun denn, habeat sibi.

Mahomet's Vorſchrift.

»Ihr gläubigen Muſelmänner!" ſagte Mahomet, »hütet euch vor Schweinefleiſch! denn ein gewiſſer Theil von dieſem Thiere iſt höchſt ſchädlich zu genießen; darum jede meiner Jünger, der Schweinebraten ißt, in der Hölle gebraten werden ſoll."

Die Jünger nahmen es zu Herzen und aßen, ſo lange er lebte, kein Schweinefleiſch. Als er aber todt war, hätten ſie doch gar zu gern gewußt, welcher Theil von dieſem Thiere denn ſo ſehr ſchädlich ſei? wenn man den wüßte, meinten ſie, ſo könnte man doch wenigſtens das übrige ohne Gewiſſensbiſſe verzehren; aber um eines einzigen Stücks willen den ganzen Schweinebraten zu verbieten, das ſei doch hart, ſehr hart.

Nun fingen ſie an, ſich den Kopf über das ſchädliche Stück zu zerbrechen. »Es iſt der Kopf," ſagte der eine. »Beileibe nicht!" fiel ihm der andere in's Wort, der den Kopf gern aß, »wahrſcheinlich ſind es nur die Eingeweide."

»Ei nicht doch!" rief ein Dritter, der die Würste liebte, »ich halte dafür, es sei der Schwanz."

Der Vierte und Fünfte stellten wieder andere Meinungen auf, je nachdem sie an diesem oder jenem Stücke den meisten Geschmack fanden. Man zankte sich und endete damit, das Schwein vom Kopf bis zum Schwanze rein aufzuzehren.

Leser, du lachst? — machen wir es denn besser? »Fliehet die Welt!" so predigen unsere Moralisten sich heiser: »fliehet die arge Welt! sonst gerathet ihr auf manchen breiten Weg, der euch gerade zur Hölle führt!"

»Sehr wohl!" pflegen wir zu sagen: »wir wollen die arge Welt fliehen, aber wissen möchten wir doch, welche unter allen diesen Wegen die breiten sind, die zur Hölle führen?"

»Der Weg in's Schauspielhaus," ruft der eine. »Nicht doch," antwortet der andere, der gern alle Tage in die Komödie geht, »der Weg zum Trinkgelag ist gemeint." »Keineswegs!" lallt ein wackerer Zecher, »den Weg in's Spielhaus hat man andeuten wollen."

Man zankt sich eine Weile und es wird nach wie vor gegafft, getrunken und gespielt. Die arge Welt ist eine wohl besetzte Tafel, an der die Menschen sich niederlassen mit dem Vorsatz, nur das Gesunde zu speisen. Jeder warnt seinen Nachbar vor der oder jener Schüssel und langt zu nach dem, was ihm schmeckt. Um besser zu verdauen, thut

Jeder einige Sophismen zu seiner Portion, und am Ende ist Alles rein aufgezehrt.

Der Nationalgeist.

Auch aus Kleinigkeiten läßt er sich erkennen. Hier, zum Beispiel, sind drei Wetten, von einem Engländer, einem Franzosen und einem Deutschen. Der beobachtende Leser darf kühn die vierte Wette anbieten, daß er am Ende errathen werde, welcher von den genannten Nationen jeder der drei ersten zugehört.

Vor mehreren Jahren reiste ein König von Dänemark und kam in eine gewisse Hauptstadt, wo man es in öffentlichen Blättern zum Gegenstand einer Wette machte, genau zu berechnen, wie viel der Aufenthalt des fremden Monarchen der Nation an Zeit koste, welche die Handwerker und Fabrikanten durch Gaffen dabei verlören? —

In einer andern Hauptstadt stand ein junger Mensch am Fenster eines Kaffeehauses, als eben ein anderer seines Gleichen in einem eleganten Kabriolet vorbeifuhr.

»Das ist doch recht übermüthig,« sagte der Erste zu seinem Nachbar: »wir haben das schönste Wetter von der Welt und dieser Narr kann nicht zu Fuß gehen.«

»Wenn ihm zu fahren beliebt,« antwortete der Nachbar lachend, »wer kann es ihm wehren?«

»Wer? — ich!« rief der Jüngling, »was gilt die Wette?« — Man wettete, er sprang hinab auf die Straße,

leuchte dem Kabriolet nach, fiel den Pferden in die Zügel und sagte zu dem erstaunten Elegant, der darin saß: »Um Verzeihung, mein Herr, erlauben Sie mir die Bemerkung, daß es doch sehr sonderbar ist, Sie bei dem schönsten Wetter und der blühendsten Gesundheit in einem Kabriolet fahren zu sehen.

»Erlauben Sie auch mir zu bemerken," antwortete Jener, »daß es noch weit sonderbarer ist, diese Bemerkung von Ihnen zu hören."

„Es ist aber in der That sehr wunderlich —"

»Wunderlich oder nicht, lassen Sie die Pferde los!"

»Verzeihen Sie, ich kann es nicht vor mir selbst verantworten, Sie bei diesem herrlichen Wetter fahren zu lassen, und kurz, ich werde es nicht leiden."

»Sie werden es nicht leiden? Sapperment!"

Jetzt sprang der Elegant aus dem Kabriolet, beide zogen die Degen und in der nächsten Minute empfing der kecke Händelmacher einen derben Stoß in den Arm. »Ich habe genug," sagte er, »aber nun, da ich verwundet bin, und Sie sich vollkommen wohl befinden, werden Sie doch erlauben, daß ich in Ihrem Kabriolet nach Hause fahre?"

Ohne die Antwort abzuwarten, sprang er hinein, fuhr nach Hause und hatte seine Wette gewonnen.

In einer dritten Hauptstadt wettete Einer, daß er in einer Zeit von vier Wochen genau bestimmen wolle, wie vielmal das Wörtchen und in der Bibel vorkomme. Er saß Tag und Nacht, zählte Tag und Nacht, und gewann seine Wette gleichfalls.

gebohren zu ſchreiben, und das, was mir über Ihre Ankündigung vom 7ten März dieſes Jahres, in Rückſicht eines herauszugebenden Theater-Journals am Herzen liegt, mit deutſcher Offenherzigkeit in Ihren Schoos zu legen. Es ſteht Ihnen frey, meine Gedanken in Ihrem Journale zu benutzen, zu rügen, zu zergliedern; mich, wenn ich mich geirrt haben ſollte, zurechtzuweiſen, oder ſie unbenutzt in Ihrem Schreibpulte liegen zu laſſen; je nachdem Sie es für gut finden. — Ich bin nicht entgegen, wenn dieſe meine Gedanken auch das Schickſal der Schilleriſchen Xenien erfahren ſollten *).

Ich, meines Theils, kann nicht begreifen, wie ein Mann von geringem Talent, das ſagen Sie doch von ſich ſelbſt, eine, nicht geringe Erfahrung im dramatiſchen Fache haben könne. Ein geringes Talent kann ſich in einem wiſſenſchaftlichen Fache gar keine Erfahrung erwerben; durch Erfahrung, denke ich, ſammelt man ſich jene practiſchen Wahrheiten, die uns lehren, was in dieſem oder jenem Fache anwendbar und von Wirkung iſt; mit einem Worte: die Erfahrung lehrt uns eine vernünftige Wahl treffen, daß wir nemlich, von allem dem, was wir durch einen längeren Zeitraum geſehen und beobachtet haben, nur das wählen, was unmittelbar zu einem Zwecke führt; dieſer Zweck mag nun moraliſch oder phyſiſch ſeyn, wir können ihn mit einem geringen Talent gewiß nicht erreichen. Unmöglich

---

*) Das wäre ein höchſt unverdientes Schickſal.

Muß man nun dem Leſer noch verrathen, daß die erſte dieſer Wetten in England, die zweite in Frankreich, die dritte in Deutſchland geſchah?

Ein Portrait.

Herr von F** iſt weder geiſtreich noch dumm genug um Aufmerkſamkeit zu erregen, auch nicht reich genug, um zu glänzen, übrigens was man einen guten Menſchen zu nennen pflegt. Da er niemals Jemanden in den Weg tritt, ſo hat er auch keinen Feind, und er ſelbſt haßt Niemanden, begreift auch gar nicht, wie man haſſen kann. Hingegen iſt auch ſeine Freundſchaft ein bloßes Wohlwollen. Er genießt einer trefflichen Geſundheit und ſein feiſtes Geſicht iſt immer lachend und ſchimmernd. Er iſt weder Spieler, noch Trinker, noch Jäger; er hat nur eine Liebhaberei: gut eſſen in zahlreicher Geſellſchaft. Er fragt nie: welche Perſonen werden dort zu Gaſte ſein? ſondern wie viele? — In ſeinem ganzen Leben (er iſt fünfzig Jahre alt) iſt er zu keinem kleinen Zirkel eingeladen worden und hat es auch nicht verlangt. Hingegen ſucht er eifrig alle großen Geſellſchaften, wo er gar nicht bemerkt wird, und er fühlt, daß ihm das wohl thut. Seine Geburt öffnet ihm die erſten Häuſer. Zu allen Hochzeiten, Kindtaufen u. ſ. w. wird er geladen. Ein Verlöbniß macht ihm große Freude, denn nun wird er auf die Hochzeit gehen. Iſt eine Dame glücklich entbunden worden, ſo freut

er sich ungemein, denn nach einigen Wochen wird sie recht viele Visiten annehmen. Stirbt Jemand, so betrübt er sich aufrichtig und hat keinen andern Trost, als den, der Leiche zu folgen. Aber nun wird das Trauerhaus mehrere Wochen, vielleicht gar Monate, verschlossen bleiben — o das ist schlimm! — Sind hingegen Gratulationen irgendwo anzubringen, o das ist herrlich! Seit zwanzig Jahren hat er den Militärdienst verlassen und noch immer feiert er jedes Avancement. Einem Obersten gratulirt er von ganzem Herzen, einem General mit Entzücken, und bei einem Feldmarschall weint er Freudenthränen.

Diese Theilnahme und der Umstand, daß er sich nie um die skandalöse Chronik bekümmert, veranlaßten einst ein sonderbares Quid pro quo. Er hatte gehört, daß an einem gewissen Tage eine große Generals-Promotion vor sich gehen werde, und sich deshalb beim Minister eingefunden, in dessen Vorsaale es von Menschen wimmelte. Unter diesen befand sich auch ein Oberster von D**, der blos gekommen war, um einen Verhaftsbefehl gegen seine Frau auszuwirken, die ihn durch ihre Galanterie beschimpft hatte. Jedermann wußte das, nur der Herr von F** nicht. Als der Minister erschien, und in dem Zirkel, der sich um ihn bildete, von Einem zum Andern gehend, auch an den Obersten kam, sagte er: „Ihre Sache ist gemacht."

Herr von F**, der neben dem Obersten stand, glaubte, er sei General geworden, umarmte ihn entzückt und rief: „Ich gratulire Ihnen von ganzem Herzen! das konnte

nicht fehlen, das hatten Sie verdient. O ich habe es längst vorher gesagt, daß es so kommen würde."

Die Leute lachten, der Oberst schämte sich und Herr von F** konnte beides nicht begreifen. Er blieb dabei, es widerfahre seinem verehrten Freunde blos, was er längst verdient habe.

Die Grundsätze.

(Eine wahre Anekdote.)

Einen Mann von Grundsätzen pflegt man den zu nennen, aus dessen Handlungen gewöhnlich Einheit des Maßstabes hervorgeht. Es gibt auch in der That Manchen, der Grundsätze angenommen hat (gute oder böse, darauf kommt es hier nicht an), aber höchst selten Einen, der darnach handelt. Das geht sehr natürlich zu. Die Bildung und Annahme der Grundsätze geschieht mit ruhigem Gemüth unter Leitung des Verstandes. Das Handeln hingegen, bei Gelegenheiten, wo irgend eine Art von eigenem Interesse sich einmischt, geschieht mit mehr oder minder bewegtem Gemüth und verfinstertem Verstande. Wir sind eigentlich nur Menschen wenn wir denken, und bleiben gewöhnlich Thiere, sobald wir handeln. Das klingt hart, aber leider ist es wahr. Darum lebt auch kein Mensch auf Erden, und nie hat Einer gelebt, dem man nachrühmen könnte, er habe stets, mit Hintansetzung des eignen Vortheils, nach seinen Grundsätzen gehandelt. Wie im palais

royal, wenn der Abend dämmert, beständig hübsche Lustdirnen den Vorübergehenden winken, so locken die geschmückten Leidenschaften den Pilger von seinem Pfade. Wenn er auch an fünf derselben die Augen schließend vorüber geht, so wird er doch der sechsten zublinzeln und der siebenten in die Schlinge fallen. Unter Allen die gefährlichste Sophistin ist die Liebe, Männer widerstehen ihr selten, Weiber nie. Sie bläst die Grundsätze über sich hin, wie ein muthwilliger Knabe die Seifenblasen: sie spottet ihres Schimmers und freut sich, wenn sie platzen.

Die schöne Eulalia war eines Landpredigers Tochter, von ihren Eltern still und fromm erzogen, eine eifrige Christin, die steif und fest glaubte, daß Josua den Mond in's Thal Ajalon gebannt, und daß die Israeliten durch's rothe Meer spazieren gegangen. Wider die Freigeister hatte sie ihren Vater oft von der Kanzel donnern hören, darum war ein Freigeist in ihren Augen ein Teufelskind. Die konnte überhaupt nicht begreifen, wie es möglich sei ein Freigeist zu werden, so lange man nur noch einen Gran von Vernunft besitze, denn in der Bibel stand ja Alles so klar.

In diesen Grundsätzen war sie aufgewachsen, als ihre Eltern starben und ein Oheim in der Stadt die Verwaiste zu sich nahm. Hier zogen ihre Schönheit und Sittsamkeit sehr bald die Blicke und Herzen der Jünglinge an sich, unter diesen auch Bernhard, einen schönen, reichen, jungen Mann, und, was mehr als das, einen Mann, der im wohlverdienten Rufe der strengsten Rechtschaffen-

heit stand. Er gefiel ihr wohl und sie hatte nichts dawider, als Bernhard förmlich um sie warb.

Züchtiglich hatte sie bereits ihr Jawort gegeben, und züchtiglich den Bräutigam zum ersten Male geküßt; da kam eine dienstfertige Nachbarin, die schon längst für eine ihrer Töchter auf Bernhard spekulirt hatte, seufzte und vertraute ihr: der Mann sei wohl sonst recht gut, aber ein verdammter Freigeist.

Bei diesem Schreckensworte erblaßte die fromme Eulalia. Sie zog Erkundigungen ein und erfuhr, da Bernhard wirklich oft sich Religionsspöttereien erlaube, die er seine Grundsätze nannte. Sogleich verstieß ihn die erschrockene Braut zu großem Mißvergnügen ihres Oheims; denn die Verschenker von Mädchen-Händen fragen gewöhnlich den Henker nach der Moralität dessen, der das Geschenk empfangen soll. Ein reicher Mann, und wenn er den Orden der Hölle im Knopfloch trüge, ist überall willkommen.

Indessen wollte doch der Oheim die fromme Nichte auch nicht zwingen und das Körbchen wurde abgefertigt. Aber so leicht ließ Bernhard sich doch nicht abschrecken. Er besuchte nach wie vor das Haus, und der Oheim, der sehr gern gesehen hätte, wenn es dem Liebhaber gelungen wäre, die schüchterne Eulalia zu besiegen, ließ ihn oft mit ihr allein. Diese Gelegenheiten benutzte Bernhard mit der Liebe im Bunde, und es währte nicht lange, so seufzte Eulalia schon im Stillen, daß ihre Grundsätze ihr nicht verstatteten, ihn zu lieben. Diese Seufzer, in klare Worte

übersetzt, hießen: Ich lieb' ihn schon. Bald fing sie an Entschuldigungen für ihn aufzusuchen: er war verführt durch böse Gesellschaften, durch gottlose Bücher — wie leicht konnte diese Seele noch gerettet werden — und wenn es wohl gar ihr vorbehalten war, dem Himmel jene große Freude zu verschaffen, die er bekanntlich über einen bußfertigen Sünder empfindet? Ei so war es ja ihre Pflicht, ihn zu heirathen — ja ihre Pflicht, das ließ sich gar nicht läugnen, und folglich heirathete sie ihn auch ihren Grundsätzen zum Trotze.

In den Flitterwochen konnte man vor lauter Liebe nicht zu Religionsstreitigkeiten gelangen; als aber die vorüber waren, dachte sie mit Ernst an die Bekehrung des geliebten Freigeistes. Nun wurde an jedem Abend einige Stunden lang wacker disputirt. Eulalien zur Seite stand die Bibel. Bernhard stellte ihr den Voltaire entgegen. Am Ende blieb fast immer ein Jeder bei seiner Meinung, ohne daß ihre Zärtlichkeit darum erkaltete.

Eines Morgens wollte Bernhard zu einer ungewöhnlichen Stunde seine Gattin besuchen. Er fand die Thür ihres Schlafzimmers angelehnt, öffnete sie leise und erblickte Eulalien kniend, mit dem Rücken gegen ihn gekehrt. Er lauschte und vernahm das Fragment eines Gebetes, welches ihn bis in die innerste Seele rührte. Sie bat Gott um Kraft ihn zu bekehren, mit einer Innigkeit, die ihm Thränen entlockte. Leise schlich er wieder fort, und als am Abend die fromme Streiterin einen neuen Anfall auf ihn that, vertheidigte er sich weit schwächer als gewöhnlich. Er fing in

allem Ernſt an zu glauben, daß ſie doch wohl Recht haben könne; ſeine ſchöne Frau ſchien ihm ein mit dem Himmel verwandtes Weſen, das ihn ſanft nach ſich zog, und jede ihrer Liebkoſungen wurde für ihn ein Ueberzeugungsgrund. Kurz, ehe drei Monate vergingen, hatte Bernhard ſeine Grundſätze vergeſſen und war ein frommer Chriſt, obgleich Eulalia, in den letzten vier Wochen, das Geſpräch über dieſen Gegenſtand nicht erneuert, vielmehr ſichtbar vermieden hatte, und oft wie eine Träumerin herum wankte.

Bernhard meinte, ſie habe die Hoffnung aufgegeben, ihn zu bekehren, darum ſchweige ſie und ſei betrübt. Allein er hatte es nicht errathen, und mit großem Erſtaunen erfuhr er erſt lange nachher, was ihren Geiſt beſchäftigte. Seine Gegengründe nämlich, verbunden mit der Betrachtung, daß er, trotz ſeiner Freigeiſterei, doch immer ein braver, liebenswürdiger Mann geweſen, hatten nach und nach auf Eulalia einen ſo tiefen Eindruck gemacht, daß ſie, trotz ihrer ſchönen Grundſätze plötzlich aus einer frommen Chriſtin ein Freigeiſt wurde.

So ſpielte die Liebe mit Beider Vernunft. Sie brachten ein ganzes Jahr damit zu, einander wechſelsweiſe zu bekehren, bis ſie endlich ſelbſt nicht mehr wußten, was ſie glauben oder nicht glauben ſollten. Nur das Eine wurde von Beiden nicht bezweifelt: daß man dem Geliebten Alles glaubt, und daß, im Brennpunkte der Liebe, auch diamantene Grundſätze ſich verflüchtigen.

Was gehört vor allen Dingen zu einer guten Erziehung?

Der Leser würde lange rathen, ehe er die rechte Antwort träfe. Eine Verbeugung, ein Kratzfuß, ein gehorsamer Diener, das ist das Haupterforderniß einer guten Erziehung. Das hat vor vierzig Jahren ein spaßhafter Italiener bewiesen in einem zu Rom gedruckten Buche, betitelt: Riverenze ed Inchini etc. (Die Reverenze und Verbeugungen der Alten und Neuern, ein theoretisch-praktisch-historisch-politisch-physisch-moralischer Traktat in sechs Büchern, mit Kupfern und einer geographischen Karte.)

Es ist bekannt, daß einst ein Tanzmeister in England sich wunderte, einen gewissen Lord zum Minister erhoben zu sehen: »ich habe ihm zwei Jahre lang Stunden gegeben,« sagte er, »aber es war gar nichts aus ihm zu machen.« — Gleiche Gesinnungen hat der Verfasser dieses seltsamen Büchleins, in welchem die Kunst der Kratzfüße tief untersucht und deren Wichtigkeit erwiesen wird. Das erste Buch ist rein theoretisch und — metaphysisch. Der Verfasser beweist, daß der Mensch in seinem Innersten ein gewisses angebornes Prinzip der Kratzfüße birgt, welches mit seiner Natur dermaßen verschmolzen ist, daß man ihn eben so wohl Reverenzenthier, als ein vernünftiges Thier nennen könnte. Auf dieses Prinzip sollen die ersten Kenntnisse des Rechts gegründet sein, und

immer soll die Entwicklung der Fähigkeiten des Geistes und Herzens im Verhältniß zu der Fähigkeit sich zu verbeugen stehen. Man sieht, daß in vierzig Jahren die Welt sich nicht geändert hat.

Im zweiten Buche erzählt der Verfasser den Ursprung und die Fortschritte der Kratzfüße oder Verbeugungen, sowohl des Körpers als des Kopfes, bei den orientalischen Völkern. Er führte sehr gute Gründe dafür an, daß Eva es war, welche unserm Stammvater Adam die erste Verbeugung machte, wenn es gleich noch kein eigentlicher Knix sein mochte, und daß diese Höflichkeit sehr nachtheilige Folgen hatte. Ob ihre Kinder diesen Gebrauch von ihr lernten, wagt er nicht zu entscheiden, da die Geschichte über diesen wichtigen Punkt das Schweigen beobachtet.

Als Monarchien entstanden, da entwickelte sich das angeborne Prinzip sehr kräftig, (ja wohl!) und die Kunst der Kratzfüße machte bald sehr schnelle Fortschritte, auch in Europa, wohin sie auf verschiedenen Wegen, nämlich durch Kleinasien und durch Egypten, gelangte. Hier folgt nun eine gedrängte, aber doch in's Einzelne gehende Geschichte der Revolutionen, welche diese erhabene Wissenschaft von Anbeginn bis auf unsere Tage in allen Theilen der Welt erfahren hat, und hier ist sogar eine geographische Karte beigefügt. Es ist besonders merkwürdig, daß sie immer gleichen Schritt mit den übrigen Künsten und Wissenschaften hielt. Viele große Männer sollen einen Theil ihres Lebens der Uebung in Kratzfüßen gewidmet, ihre Verdienste und ihren Ruhm darauf gegründet haben. Der

Verfasser bemerkt, daß die chinesischen Mandarinen, die verdienstvollsten Männer ihres Vaterlandes, auch die geschicktesten Kratzfußmacher sind, und daß auf allen Universitäten der Herr Professor, wenn er das Katheder betritt, seinen Unterricht mit einer anständigen Verbeugung beginnt.

Das dritte Buch enthält das ganze System der Kratzfüße, getheilt in Klassen, Gattungen und Spielarten. Es gibt nur zwei Klassen, die einfachen und die zusammengesetzten. Jene haben wieder Unterabtheilungen: die vertraulichen, die ernsten, die gleichgiltigen und die gewöhnlichen. Auch die zusammengesetzten theilen sich in zweideutige, gelegentliche, komische u. s. w. Die Spielarten sind sehr zahlreich, dem Ganzen Tafeln beigefügt, auf welchen mathematisch berechnet wird, welche krumme Linien der sich neigende Kopf in einer gewissen Zeit beschreibt, und in welchen Verhältnissen er dann zu dem Rückgrath steht. Ferner: Kupferstiche, Abbildungen von berühmten Kratzfußmachern (fast lauter Höflinge), nebst anatomischen Kupfertafeln, auf welchen das Spiel der Nerven, Muskeln und Knochen bei jedem Kratzfuß zu schauen ist.

Im vierten Buche lehrt nun der Verfasser die große Kunst der Kratzfüße, »welche sich um eine unwandelbare Are dreht, an deren beiden äußersten Enden das eigene Interesse und der Wille Andern zu schaden sich befinden. Diese Are erleidet jedoch sehr unregelmäßige Ab-

kann ich den Begriff Erfahrung, von dem eines sehr vorzüglichen Talentes trennen; sie sind so eng mit einander verbunden, daß mir eine Trennung platterdings unmöglich scheint. Wollten Sie vielleicht bescheiden scheinen? denn das Selbstlob, vergeben Sie mir, leuchtet immer ein bischen hervor. Ein Mann, der sich fühlt, bedarf dieser Hülle nicht; er kann öffentlich und ohne Scheu zum Vortheile seines Talentes sprechen, ohne eben darum ein thrasonirender Prahler werden zu müssen. Ich denke, man soll von seinem Talente weder gar zu viel sagen, noch es so erniedrigen, als ob es beynahe gar nicht den Nahmen eines Talentes verdiene. Sie haben Verdienste um die deutsche Bühne, wer kann Sie Ihnen absprechen; Sie haben Kenntnisse, wer stellt dieß in Abrede; und eben darum glaube ich, daß es Ihrer nicht würdig ist, wenn Sie sich in das Mäntelchen der scheinbaren Bescheidenheit hüllen *).

*) Daß mir der Verfasser aus der Bescheidenheit einen Vorwurf macht, war mir würklich unerwartet. Mich dünkt: der Ausdruck, mein geringes Talent, sey immer weniger auffallend, als wenn ich gesagt hätte, mein großes Talent, oder auch nur, mein Talent, schlechtweg. Nur ausgezeichnete Verdienste dürfen so von sich sprechen, und obgleich der Verfasser so gütig ist, mir Verdienste um die deutsche Bühne zuzugestehn: so halte ich sie doch selbst nicht für so ausgezeichnet — und es scheint, er sey darinn mit mir einerley Meynung — daß mein Selbstlob verzeihlich würde. Bey einer Schrift wie

weichungen," und der gelehrte Verfaſſer vergleicht ſie mit der Erdare.

Das fünfte Buch liefert eine Reihe von alten und neuen Anekdoten in chronologiſcher Ordnung, welche unwiderſprechlich beweiſen, daß ſeit dreitauſend Jahren alle politiſche Revolutionen, alle den Fürſten zugeſtoßenen Unglücksfälle u. ſ. w. blos von einem, zu rechter oder unrechter Zeit gemachten Kratzfuße herrühren. Dieſer intereſſante Theil des Werkes kann als ein Handbuch allen Höflingen empfohlen werden.

Das ſechſte und letzte Buch beſteht aus zwei gleich wichtigen Abſchnitten. Der erſte enthält Uebungen in allen Gattungen von Kratzfüßen, den ehrgeizigen, frommen u. ſ. w., wie auch in Beziehung auf die verſchiedenen Stände der Menſchen und die Lagen, in welchen ſie ſich befinden. Es ſind einige darunter, die eine ziemlich lange Zeit und einen ſtarken Magen erfordern, zum Beiſpiel, die Uebungen des Gläubigers bei ſeinem vornehmen Schuldner, die des Supplikanten bei ſeinem Gönner u. ſ. w. Ferner: die von der zuſammengeſetzten, lächerlichen Gattung, wohin der Verfaſſer die diplomatiſchen, wie auch die der Gelehrten unter ſich und gegen ihre Mäcenen rechnet. Für die längſte und beſchwerlichſte hält er die des Schmeichlers, weil ſie den Geiſt und die Organe in einer beſtändigen Spannung erhält, weshalb auch dieſe Leute gewöhnlich an der Schwindſucht ſtürben.

Die zweite Abtheilung des Buches iſt der Diätetik der

Kratzfüßler, sowohl der vorbeugenden als heilenden gewidmet, und nicht minder gelehrt als das übrige, wie man aus folgender Stelle schließen mag:

„Es ist eine der größten Gefahren, welchen der Kratzfüßler ausgesetzt ist, das Gleichgewicht zu verlieren, besonders in solchen Fällen, wo sein Kopf sich tiefer bücken muß als die Knie dessen, vor dem er sich verbeugt. Da könnte es leicht geschehen, daß er vor seinem Götzen niederfiele und den Hals bräche, welches schlimm genug wäre, oder daß er von der Spitze des Winkels, den sein Kopf mit seinen Füßen bildet, ein unangenehmes Murren hören ließe, welches noch schlimmer wäre. Daher ist jedem Kratzfüßler anzurathen, bei solchen Gelegenheiten in seinen Beinkleidern ein Gegengewicht zu tragen, welches seinem Zwecke angemessen ist. Zum Beispiel, wenn er den Großen, den Ministern und ihren Maitressen seine tiefe Ehrfurcht bezeigen will, so thut er wohl, einige Rollen Gold zu sich zu stecken, welches ihn nicht allein im Gleichgewicht erhalten, sondern auch durch sympathetische Ausdünstungen zu seinem Vortheil wirken wird u. s. w."

Der ganze Spaß hat denselben Fehler, an dem viele seines Gleichen kränkeln: er ist zu lang ausgedehnt.

Theorie der Kommerztraktate.

Das ist der Titel eines Buches, welches ein französischer Gelehrter, Bouchaud, geschrieben hat. Er war einst Lehrer

des Natur- und Völkerrechts in dem College royal de france, auch Mitglied der Akademie der Inschriften. Seinen Gegenstand hat er sehr ausführlich behandelt, und dabei besonders unsern Landsmann Mascov de Foederibus commerciorum und seinen eigenen Landsmann Mably, droit public de l'Europe benutzt. Das allgemeine Interesse, welches dieser Gegenstand in unsern Tagen erregt, sollte wohl seinem alten Buche wieder neue Leser verschaffen. Es ist in fünfzehn Kapitel getheilt.

Einige Kommerztraktate haben den Anschein von gesellschaftlichen Verbindungen — ein solcher war der hanseatische Bund — andere zwecken einzig darauf ab, den Handel der Unterthanen eines Staats zu schützen. Mehrere, die man einfache Freundschaftstractate nennen kann, haben zum Ziele Freiheit, Sicherheit und Leichtigkeit der Schifffahrt und des Handels. Einige bestimmen eine gewisse Leistung, wodurch sie die natürliche Freiheit einschränken oder vermehren.

Diesen Untersuchungen ist Bouchaud's Werk gewidmet, aber sie würden überflüssig werden, sobald es eine Nation gäbe, welche, die Herrschaft über das Meer rechtlich behauptend, die übrigen Nationen der Freiheit der Schifffahrt und des Handels beraubte. Im Gegentheil wiederum, wenn es gar keine Art von Eigenthumsrecht, das Meer betreffend, gäbe, so könnte die Freiheit, es zu durchschiffen, auch in keinem Falle auf keine Weise eingeschränkt werden.

Die Anmaßung einer Herrschaft über das Meer findet der Verfasser schon im höchsten Alterthume, nämlich in den Zeiten des zweiten Minos, der einige Jahre vor der Belagerung von Troja in Creta herrschte. Mit gewaffneter Hand stritten die Athenienser, die Lacädemonier und viele andere Völker um diese Herrschaft. Die alten römischen Rechtsgelehrten urtheilten nach dem Naturrecht, daß nicht allein das Meer, sondern auch die Küsten ein gemeinschaftliches Gut wären. Aber diese Meinung änderte sich mit der Regierungsform; die Kaiser nannten sich Herren des Meeres, und sogleich sprachen die Rechtsgelehrten wie die Kaiser.

Unter den neuern europäischen Nationen ist die Frage mit der größten Heftigkeit debattirt worden, und zwar von Männern, die, wie Bouchaud meint, mehr Patriotismus als Wahrheitsliebe besaßen. Hugo Grotius und andere stritten mit Kraft für die Freiheit der Meere, die hinwiederum von Selden und vielen Andern eben so kräftig angegriffen wurde. Pontanus, Puffendorff u. a. m. glaubten auf einem Mittelwege, mit Hilfe einiger Distinktionen, den großen Streit zu schlichten. Der Verfasser bemerkt, daß alle Gelehrte ohne Vorurtheile sich für Selden erklärten. Es gebe also wirklich eine Art von Eigenthumsrecht auf das Meer? — Ohne Zweifel, antwortet Bouchaud, obgleich die Gemeinschaft der Güter allen Eigenthumsrechten vorausging. Diese beginnt, nach der Bemerkung des Rechtslehrers Nerea, mit dem natürlichen Besitz. »Ohne vorhergegangene Gemeinschaft der

Güter können Besitzergreifung und Theilung nicht gedacht werden, folglich sind sie die ältesten Arten einen Besitz zu erlangen.

Da der Gebrauch der gemeinschaftlichen Güter nicht unerschöpflich war, so mußte ihr Besitz Streitigkeiten veranlassen, und um diesen vorzubeugen, kam man überein, daß diejenigen Dinge, die zuvor Niemanden ausschließlich zugehörten, dem, der zuerst Besitz ergriff, verbleiben sollten. So bemächtigte man sich ganzer Länder. Nach und nach dehnten die Fürsten den Grundsatz auch auf die Gewässer aus, die ihre Staaten bespülten; welches freilich eben nicht seltsamer schien, als da man ihn auf wilde Thiere Flüsse, Metallminen u. dgl. anwandte.

Die Rechtslehrer kommen dieser Meinung durch eine Maxime gar sehr zu Hilfe, die sie für unbezweifelt ausgeben, nämlich: daß das Eigenthum einer Sache, von der einmal Besitz ergriffen worden, durch die bloße Intention auch erhalten wird, ohne daß die Fortdauer des wirklichen Besitzes nothwendig sei. So bestände nun auch die Fortdauer der Herrschaft über das Meer durch die bloße Intention es zu beherrschen, und brächte die auffallendsten Wirkungen hervor, besonders in unsern Tagen, wo Niemand mehr daran zweifle, daß man die freie Schifffahrt besondern Traktaten unterwerfen könne. (So lange das verhaßte Recht des Stärkern besteht — das heißt ewig — wird doch all das Schreiben und Disputiren zu nichts auf der Welt nützen; die stärkere Nation wird immer auch die herrschende sein, und gerade dieselben Anmassungen sich

erlauben, die sie heftig bestritt, als sie noch die schwächere war.)

Die Sicherheit der Schifffahrt und des Handels, fährt Bouchaud fort, erfordert, daß die Völker ihre Kräfte vereinigen, um der Seeräuberei Einhalt zu thun. Hier erwähnt er eines englischen Gesetzes, welches dieser Nation nicht zur Ehre gereicht. »Wenn ein Seeräuber geraubte Waren, von Fürsten oder Republiken, die mit England in Frieden sind, zu Markte bringt, und sie einmal verkauft worden, so verbleiben solche den Käufern und die Eigenthümer können weiter keine Ansprüche darauf machen.«

Darum waren die Holländer so vorsichtig, in einem Traktat, den sie 1667 mit England schlossen, ausdrücklich zu bedingen, daß die Seeräuber ihre Beute in keinem englischen oder holländischen Hafen verkaufen durften, und daß, wenn es doch geschähe, sie den Eigenthümern sollten zurück gegeben werden. (Es ist empörend, daß etwas dergleichen noch bedungen werden mußte.)

Für die Sicherheit der Schiffe bei Stürmen in finstern Nächten gibt der Verfasser, außer den Leuchtthürmen, noch ein gutes Mittel an. Man soll nämlich von Zeit zu Zeit Kanonen abfeuern, weil der Blitz des Pulvers durchdringender sei, als der einer bloßen Leuchte, und besonders, weil der Schiffer dann nach dem Schall, der in einer Sekunde hundert dreiundsiebzig Faden durchlaufe, berechnen könne, wie weit er noch von der gefährlichen Küste entfernt sei.

Um die Kosten solcher Anstalten zu vergüten, sind Zölle

errichtet worden, z. B. der Sundzoll in Dänemark, der von allen europäischen Mächten bewilligt und durch verschiedene Traktaten bekräftigt worden.

Das abscheuliche Strandrecht war lange Zeit bei allen Nationen in Gebrauch, selbst bei solchen, deren Fürsten bereits Gesetze dagegen gegeben hatten. (Dann müssen diese Fürsten doch wohl durch die Finger gesehen haben.) In Deutschland, sagt Bouchaud, machten sich noch jetzt die Prediger kein Gewissen daraus, von der Kanzel den lieben Gott um einen gesegneten Strand zu bitten, und ein Professor zu Halle, Namens Thomasius, habe behauptet, daß diese Gebete keineswegs unvernünftig, oder mit den Vorschriften des Rechts und der Barmherzigkeit unvereinbar wären. In Frankreich schaffte Ludwig XIV. im Jahr 1681 das Strandrecht ab. Der Verfasser meint aber, es wäre noch immer gut, wenn man sich in Traktaten dagegen verwahrte.

Die Konsuln (Handelsagenten) betrachtet der Verfasser, gegen Wicquefort, als Männer, die unter dem Schutz des Völkerrechtes stehen und führt unter andern einen Traktat von Heinrich IV. an, den dieser Monarch im Jahre 1604 mit dem Sultan Achmet schloß, in welchem stipulirt wird: »Daß alle handelnde Nationen, auch die Engländer, unter Flagge und Schutz von Frankreich frei handeln können, dem französischen Konsul aber Gehorsam schuldig sind.« (Die Zeiten haben sich sehr geändert, doch wer weiß, ob sie nicht bald wieder eintreten werden?)

Ein See-Gesetzbuch ist nothwendig. Die Alten rühm-

ten vorzüglich die Seegesetze der Rhodier, welche eine Zeitlang das Meer beherrschten. Wir besitzen sie noch, aber da sie keine Spuren von der gerühmten Weisheit an sich tragen, so glaubt Bouchaud sie wären unecht und etwa von einem konstantinopolitanischen Griechen geschmiedet. Die berühmtesten Gesetze dieser Art im Norden von Europa sind die von Wisby, der Hauptstadt auf der Insel Gothland in der Ostsee. Sie wurde von den Gothen erbaut, welche die Einwohner der Insel Usedom dahin versetzten, nachdem ihre große Handelsstadt Vineta von den Wellen war verschlungen worden. Aus diesen Gesetzen entsprangen die der Hansestädte. Sie wurden noch vor Kurzem in Holland beobachtet.

Eine andere Sammlung von Gewohnheiten, die unter dem Titel: Konsulat des Meeres, bekannt ist, wurde an den Küsten des mittelländischen Meeres, in Spanien, Italien und selbst auf den Inseln des Archipels befolgt; bis Karl V. und Philipp II. in Spanien, Ludwig XIV. in Frankreich, so wie mehrere europäische Mächte, besondere Gesetze gaben.

Der Verfasser kommt nun auf den wichtigen Gegenstand der Kontrebande. Schon den Römern war der Handel mit Ausländern oder Barbaren, gewisse Waren betreffend, verboten. Barbaren nannten sie alle Völker, die nicht ihrer Herrschaft unterworfen waren (und auch diese Gewohnheit ist nicht ganz abgekommen.)

Bei den Neueren zweifelt Niemand, daß es den Unterthanen eines Staates nicht gezieme, mit dem Feinde Han-

del zu treiben. — Aber erstreckt sich dies Verbot auch auf befreundete und neutrale Mächte? — Hier, sagt Bouchaud, sind die Meinungen der Publizisten getheilt, noch mehr die der Fürsten, die oft heftig für und wider gekämpft haben, je nachdem es ihr jedesmaliger Vortheil erheischte. Es gibt dreierlei Gattungen von Waren, die man dem Feinde zuführen kann: 1. Kriegsbedürfnisse. 2. Dinge, die nur zum Luxus und Vergnügen dienen. 3. Dinge, die in und außer dem Kriege nützlich sind, als Geld, Lebensmittel, Schiffe u. s. w. Was die erste Gattung betrifft, so nimmt man allgemein an, daß die kriegführende Macht diejenigen als Feinde betrachten könne, die ihrem Gegner solche Dinge zuführen. Ueber die Einfuhr der zweiten Gattung sollte keine Macht Klage führen, da sie weniger dazu dient den Feind zu stärken als zu entnerven. Die Frage betrifft also hauptsächlich nur die dritte Gattung, und hier meint der Verfasser, könne sie leicht, nach den Grundsätzen der gesunden Vernunft und des allgemeinen Rechts, entschieden werden, das heißt: nach dem Rechte, welches der Krieg verleiht, Handlungen zu begehen, die, ohne ihn, schwarze Verbrechen sein würden — (ach! welch ein unzubeneidendes Recht!) als da sind: Niedermetzeln, Plündern u. s. w. Wenn im Stande der Vertheidigung, sagt er, jedes zweckdienliche Mittel rechtmäßig ist, so muß auch dem Fürsten erlaubt sein, alle die Mittel anzuwenden, ohne welche er seine Rechte nicht erlangen kann; alle Hindernisse zu seiner Vertheidigung aus dem Wege räumen; folglich Lebensmittel, Geld und Schiffe

aufzufangen, die des Feindes Kräfte nur vermehren würden. Aus eben dem Grunde erlaubt er dem Fürsten, den Handel des Feindes mit einer befreundeten Nation auf alle nur mögliche Weise zu stören, wenn nur dabei das Gebiet des Freundes nicht verletzt werde. Einer nicht kriegführenden Nation hingegen sei nicht vergönnt, ein freies Volk in seinem Handel zu stören, nur könne sie ihm den Durchgang durch ihr Gebiet verweigern. (Herr Bouchaud vergißt, daß der Handel mit der zweiten Gattung von Waren, den er für unverfänglich hält, doch auch dem Feinde Geld verschafft, und folglich mit Einem Worte, nach seinen Voraussetzungen, jeder Handel verboten oder gehindert werden muß.)

Bei der Beprüfung der Konfiskationen wirft er die Frage auf: Ob erlaubte Waren konfiszirt werden können, wenn sie mit kontrebandenen Waren in einem Schiffe vermischt sind? — Viele Könige von Frankreich haben das bejaht, daher das Sprüchwort entstanden: Que la robe de l'ennemi confisque celle de l'ami. (Des Freundes Gewand wird durch das feindliche konfiszirt.) Der Verfasser hält das aber nicht für gerecht, auch sei es in Europa nicht mehr gewöhnlich.

Eine andere Frage ist wieder: zu wessen Vortheil soll die Konfiskation geschehen? Sind es gekaperte Schiffe, so gehört der größte Theil der Beute dem Kaper, ein anderer dem Fiskus. In Spanien eigneten sich der König und der Großadmiral einen Theil davon zu. In Frankreich bekam

Die Schaubühne im Allgemeinen zu verbessern und einen festeren Geschmack zu gründen, ist ein Riesenwerk *). Der Gedanke selbst bleibt ein frommer Wunsch, den nur eine außerordentliche Begünstigung und Unterstützung des Landesfürsten und der Regierung zu realisiren vermag. Wer wird zu einem wirklich sehr großen Zweck die Hand bieten? das Publicum etwa? Der größte Haufe dieses Publicums betrachtet die Schaubühne als einen Ort, der bloß zur Unterhaltung dient, und denkt bey weitem nicht auf den Nutzen, den sie gewähret. Wie wenige fühlen es, daß das Theater die Schule des guten Geschmacks und der Sitten ist, wie wenig tragen selbst Dichter und Schauspieler zur Erreichung dieses großen Zweckes bey! Das Publicum ist ein verwöhntes Kind; nicht gern geht es von seinen Schoosünden ab, liebt Ueberspannung und Bombast, scheucht die Simplicität

---

diese, glaubte ich, durch Bescheidenheit die Leser gewinnen zu müssen, und es schien mir, als könnte ich darinn nicht leicht zu weit gehen. Doch ich kann mich irren, und wohl mir! wenn man mir nie einen größern Irrthum vorzurücken im Stande ist.

Der Satz, daß Erfahrung immer mit einem sehr vorzüglichen Talente verbunden seyn müsse, mögte, im vorliegenden Falle wenigstens, doch wohl noch zu bestreiten seyn, da ja nicht allein von einem wissenschaftlichen Fache die Rede ist, sondern da auch die mechanische Einrichtung der Gesellschaft, der Bühne, u. s. w. der Beurtheilung des Wiener Theater-Journals unterworfen seyn sollte.

*) Sehr wahr! aber in magnis voluisse sat est.

der Großadmiral ein Zehntel, der Staat ein Fünftel. Eben so in Holland.

Fast heftiger als über den verbotenen Handel mit Pulver und Kanonen, ist von den Seemächten über die Begrüßung auf dem Meere gestritten worden. Ein Recht sie zu fordern gibt vor allen Dingen die Herrschaft über den Theil des Meeres, wo die Schiffe einander begegnen. Also an den Küsten gebührt der Gruß den Schiffen derjenigen Macht, welcher die Küsten zugehören. Aber wie weit erstreckt sich diese Herrschaft? was nennt man offene See? — Darüber gibt es keine feste Bestimmung. Bouchaud kennt nur Ein Beispiel, wo diese Entfernung in einem Traktat genau bestimmt wurde, den Ludwig XIV. im Jahre 1689 mit dem Dey von Algier schloß. Da hieß es: die Algierer sollten bis auf zehn Meilen von der französischen Küste keine Prisen machen.

Von dem Rechte zu Repressalien ist der Verfasser kein Freund. Er gesteht zwar ein, daß das Völkerrecht dazu autorisire, allein er meint, es erbittere nur die Gemüther, und es könnten dabei sehr leicht die rechtlichen Grenzen überschritten werden.

Um den Bruch der Traktaten zu verhüten, schlägt er verschiedene Mittel vor, unter andern auch jenes alte, leider seit mehreren Jahrhunderten gänzlich vernachlässigte, der Erwählung eines Schiedsrichters. Wenn man die Fürsten in ihren Manifesten sprechen hört, so sollte man glauben, es sei keiner unter ihnen, der nicht ungern Krieg führte, und mit Freuden Alles thun würde, um

ihn zu vermeiden. Warum wird denn kein fürstlicher Streit mehr durch Schiedsrichter geschlichtet? vormals wurde oft Blutvergießen dadurch verhütet. Jetzt nimmt man höchstens Vermittlung an, thut aber denn doch, was man will. Krieg ist jetzt das einzige Mittel, Traktaten aufrecht zu erhalten, und bei dem Worte Krieg fällt dem Verfasser die Feder aus der Hand.

Sein Werk ist sehr interessant und zugleich unterrichtend, tief geschöpft und doch klar; in den Gebräuchen der Alten ist er eben so bewandert, als in den heutigen. Zu den Vortheilen des Handels zählte er aber manches, was noch sehr problematisch sein möchte, und besonders auffallend ist, wenn er sagt: „daß zu den Vortheilen, welche eine Nation sich durch Kommerztraktate verschaffen müsse, auch die Monopole zu zählen seien." — Ein anderer Vorwurf, den man ihm machen könnte, ist, daß er sein Werk hin und wieder mit Gelehrsamkeit etwas überladen hat. Allein im Ganzen ist es sehr befriedigend, weil auch die Rechtlichkeit des Verfassers überall durchschimmert; nur wird dadurch Manches unpassend für Zeiten, wo Recht mehr gilt als Rechtlichkeit, und solche Zeiten gibt es doch bisweilen.

Der Regenschirm.

Es wurde einmal in Berlin auf den Gensdarmenplatz bei irgend einer fröhlichen Veranlassung ein Feuerwerk ab-

gebrannt; denn wenn die Menschen sich freuen wollen, so muß Feuer dabei sein, nicht blos im Herzen und Augen, sondern auch in Patronen und Racketen. Man könnte allerlei artige Betrachtungen darüber anstellen, daß, seit Erfindung des Pulvers, große Ehre und große Freude durch Knall und Feuer ausgedrückt, und besonders die Stufen der Ehre durch eine gewisse Anzahl von Knällen bezeichnet werden. Rauch ist freilich auch dabei. — Närrische Menschen! sagt irgendwo der liebe Gott in seinen sämmtlichen Werken.

Also ein Feuerwerk auf dem Gensdarmenplatze. Der Morgen war schön gewesen, auch der Mittag, aber gegen Abend bewölkte sich der Himmel, und drohte mit Regen. Indessen hofften die Berliner noch immer — weil sie stark im Hoffen sind — die Wolken würden ihr Vergnügen respektiren, und den feuchten Schooß nicht eher entladen, bis die letzte Racke te ihnen die Erlaubniß dazu gebracht. Viele tausend Menschen waren zusammengeströmt mit dem frohen Gedanken — der zugleich ihr letzter für heute war — daß sie nun nichts weiter zu thun hätten, als zu gaffen. An Sicherheitsanstalten gegen den Zorn der Wolken hatten nur wenige gedacht; man unterläßt sie wohl ja bisweilen gegen ganz andere Dinge, als Wolken sind. Doch unter diesen Wenigen befand sich auch der Assessor Püstrich, der nie ohne einen Regenschirm aus dem Hause ging, das Wetter mochte sein, wie es wollte. Er bediente sich dieser nützlichen Erfindung auf allerlei Weise gegen Regen, Sonne und Wind. Denn wenn es ihm entgegen stürmte, so hielt er

den ausgespannten Regenschirm horizontal vor sich hin, oder hinter sich, wenn ihm der Wind in den Rücken blies. Trug er ihn aufrecht, so neigte er ihn bald rechts, bald links, je nachdem von dieser oder jener Seite Tropfen oder Strahlen ihn bedrohten. Kurz, er war der geschickteste Regenschirmträger in ganz Berlin, doch nur für seine eigene werthe Person, nicht für alle übrigen Fußgänger in der Residenz; denn da er bei dem vielen Drehen und Wenden seiner Schutz- und Trutzwasse eines großen Raumes bedurfte, so kam er nicht selten dadurch in Collision mit Leuten, die ihr bischen Raum sich nicht wollten verengen lassen. Jetzt, da der Köpfe so viele und so dicht den Gensdarmenplatz füllten, daß man wirklich das Wunder leicht hätte vollbringen mögen, mehrere derselben unter Einen Hut zu stecken, hielt er seinen Regenschirm zwischen den Füßen, und Niemand ahnete dessen Gegenwart.

Das Feuerwerk begann, war aber kaum zur Hälfte abgebrannt, als urplötzlich ein derber Platzregen die gaffende Versammlung überfiel, die Lunten auslöschte, die Racketen einweichte, die Strohhüte in Lappen verwandelte, die seidenen Bänder ihres Glanzes beraubte, die leichten wollenen Shawls zu schweren Mänteln machte, und aus ihren Zipfeln herabtriefte. Es entstand ein Gekreisch wie beim Raub der Sabinerinnen, und vielleicht noch ärger, denn die Gefahr war größer. Alles drängte sich nach den Wänden der Häuser, um wenigstens unter den vorspringenden Dächern einigen Schutz zu finden. Hier konnten sich aber höchstens zwei Reihen von Menschen bergen, die dritte

Reihe kam gerade unter die Dachtraufe zu ſtehen. Natürlich wollte ſie das nicht, ſondern lieber zwiſchen ſich und der zweiten einen hinlänglichen Raum für die Traufe laſſen. Allein das gaben wieder die vierte und fünfte Reihe nicht zu, die, von den folgenden gedrängt, die dritte mit Gewalt unter der Traufe feſt hielten. Ein jämmerlicher Anblick! — Das Geſchrei derer, die unfreiwillig das Tropfbad gebrauchten, kontraſtirte ſeltſam mit dem Gelächter derer, die hinter ihnen trocken ſtanden. Zu den letzten gehörte auch der Aſſeſſor Püſtrich, nur lachte er nicht, dazu war er viel zu gutherzig. Er freute ſich bloß im Stillen, daß er ſeinen Regenſchirm mitgenommen, obgleich er in ſeiner jetzigen Stellung deſſen nicht einmal bedurfte. Zwei Schritte von ihm befand ſich eine brennende Straßenlaterne, bei deren Schimmer er ein hübſches, einfach gekleidetes Mädchen erblickte, welches auch mit zu der beträufelten Reihe gehörte, und in betrübter Verlegenheit war. Den niedlichen Strohhut hatte ſie abgenommen, um ihn wo möglich zu retten; aber ſie konnte ihn nirgends anders bergen, als indem ſie mit ihrer Schürze ihn bedeckte, wodurch er dann wieder dem Andringen der vierten Reihe Preis gegeben, und platt wie ein Eierkuchen gedrückt wurde. Ihr ſchönes blondes Haar entringelte ſich ſchnell, und ſandte triefend ſeine Waſſerquellen in ihren ſchneeweißen Buſen hinab. Das konnte der barmherzige Aſſeſſor nicht länger mit anſehen. Vermittelſt einiger Rippenſtöße macht er ſich ſo viel Luft, daß er den Regenſchirm ausſpannen konnte; dann verlängerte er ſeinen Arm ſo viel als möglich, und hielt den ſchützen-

den Tafft über den Kopf des hübschen Mädchens, nicht ungleich einem Mohren in Batavia, der seine Gebieterin beschirmt.

Sobald die Schöne bemerkte, daß mit ihrer Wiedertaufe inne gehalten wurde, forschte sie nach der Ursache, gewahrte den über ihr schwebenden Schirm, bald auch die Hand, welche ihn hielt, und endlich den dienstfertigen Menschen, dem diese Hand zugehörte. Sie warf ihm einen freundlichen, dankbaren Blick zu, der seinen Arm stärkte, die beschwerliche Anstrengung noch länger auszuhalten. Aber es gab Leute, denen diese Anstrengung noch beschwerlicher wurde, als ihm selbst; denn, indem er die Dachtraufe von dem hübschen Mädchen ableitete, ließ er sie natürlich auf die vor ihr stehenden Personen hinabrieseln, welche, da sie der Meinung waren, daß sie eine hinreichende Quantität von dieser Himmelsgabe ohnehin unmittelbar empfingen, anfangs laut murrten, dann laut schimpften, und zuletzt den höflichen Schirmhalter sehr unhöflich bedrohten. Der Assessor Püstrich ließ Alles das zu einem Ohr hinein-, zum andern wieder hinausrauschen, wie Wellen, die über das Verdeck schlagen, und sich gleich wieder verlaufen. Wenn der eine Arm müde war, so löste er durch den andern ihn ab; außer dieser einzigen Bewegung stand er wie in Stein gehauen. Das hübsche Mädchen hingegen wurde sehr verlegen, und fürchtete bald weniger die Dachtraufe, als die beträufelten Grobiane, die sich vor sie hingepflanzt hatten. Darum bat sie selbst ihren Ritter, die Segel einzuziehen, und sie ihrem nassen Schicksale zu überlassen. Doch als der

Aſſeſſor vollends die ſüße Stimme hörte, wurden die Muskeln ſeiner Arme von neuer Spannungskraft belebt, ein freundliches Kopfſchütteln war ſeine Antwort, und der Regenſchirm blieb nach wie vor über ihrem Haupte ſchwebend. Wahrſcheinlich wäre es zu handgreiflichen Erläuterungen zwiſchen den ſtreitenden Parteien gekommen, hätte nicht noch zu rechter Zeit der Himmel ſelbſt ſich in's Mittel gelegt, und ſeine Fenſter plötzlich verſchloſſen, worauf die feuerluſtigen Zuſchauer wieder vorwärts drängten, und da das naß gewordene Kunſtwerk den fernern Dienſt verſagte, ſich nach und nach verliefen.

Nur der Aſſeſſor verlief ſich nicht, ſondern bat ſehr beſcheiden um die Vergünſtigung, das hübſche Mädchen nach Hauſe zu führen. Zu dieſem Behuf bot er ihr den linken Arm und entſchuldigte dieſe Unhöflichkeit durch das Geſtändniß, daß der rechte ein wenig lahm ſei. Dennoch hatte er mit dieſem lahmen Arme den Regenſchirm eben ſo ſtandhaft ausgeſtreckt, als mit dem geſunden; eine Bemerkung, die das Mädchen im Stillen zu ſeinem Vortheile machte, und mit dem geheimen Vergnügen geſchmeichelter Eitelkeit an ſeiner linken Seite forttrippelte. Im Gehen wurde ſie bald gewahr, daß nicht blos ſein rechter Arm, ſondern auch der linke Fuß an einer Lähmung litt, weil er damit eine Art von Takt auf das Pflaſter ſchlug, welches man hinken zu nennen pflegt.

»Ich wohne weit,« ſagte ſie, »und das Gehen wird Ihnen ſauer.«

„O erlauben Sie," erwiederte er, „es kommt mir vor, als ob ich ein fliegendes Vöglein wäre."

So kam es ihr gar nicht vor, und sie würde sicher ohne ihren hinkenden Führer eine Viertelstunde früher zu Hause gewesen sein. Indessen wollte sie doch sich nicht von ihm los machen, da er theils ihr Wohlwollen verdient und erworben, theils unschicklich war, im Dunkeln allein zu gehen; denn die Magd, welche sie begleitet hatte, war im Platzregen durch das Menschengewimmel von ihr getrennt worden.

Um den Weg zu verkürzen, wurden Gespräche angesponnen, deren Faden immer schnell wieder abriß. Beide sagten einander, wer sie wären. Er, der Assessor Püstrich — sie hatte nie von ihm gehört — sie, die Tochter eines Tuchhändlers, von dem er auch nie gehört hatte, sich aber gleich im Stillen vornahm, künftig bei Niemanden Tuch zu kaufen, als bei ihm.

Endlich gelangten sie an die Thür der Wohnung des hübschen Mädchens. Es wurde geklopft. Mehrere rasche Fußtritte ließen sich auf der Treppe vernehmen. Eine ganze Gruppe von Mutter und Kindern stürzte der Kommenden entgegen. „Ach Henriette! bist du endlich da! wir sind deinetwegen schon sehr in Sorgen gewesen."

Nun wurde gefragt und erzählt. Henriette stellte den Assessor als ihren Schirmvogt vor, und bemerkte jetzt, bei dem Lichte der Mutter, daß ihm auch ein Auge fehlte. Uebrigens war er wohlgebildet, und eine gewisse Gutmüthigkeit lag unverkennbar in seinen Zügen. Man lud ihn

ein, mit hinaufzusteigen, und ein Viertelstündchen auszuruhen. Er nahm die Einladung mit Vergnügen an; denn bei dem Lichte der Mutter, welches weit heller schimmerte als die Straßenlaterne, hatte er deutlich wahrgenommen, daß Henrietten kein Auge fehlte, vielmehr ihre beiden Augen sehr lieblich funkelten. Oben fand er den alten biedern Vater im Schlafrock, ein Pfeifchen schmauchend, der ihm den lahmen Arm herzlich schüttelte, und für den seiner Tochter erwiesenen Ritterdienst dankte.

Die Bekanntschaft war bald gemacht. Dem Assessor wurde eine Pfeife gestopft, und ein Glas Punsch präsentirt. Er setzte sich zu dem Alten, seine Lippen sprachen mit diesem, sein Auge mit Henrietten, und zwischen beiden getheilt waren seine Ohren. Es that ihm wohl, zu vernehmen, wie von den jüngern Geschwistern — um Henrietten gesammelt — das Eine klagte, sie habe ihm heute das Butterbrot nicht zugeschnitten; das Andere, sie habe es nicht ausgekleidet, und wie sie gegen alle sich liebevoll entschuldigte und versprach, nun recht lange wieder zu Hause zu bleiben. Ein so gutes, häusliches Geschöpf hatte er längst in der großen Residenz vergebens gesucht, da sie, wie alle Residenzen, keinen Ueberfluß von Häuslichkeit in ihren Mauern birgt. Erst gegen Mitternacht verließ er den ehrlichen Tuchhändler, und hinkte heim auf Blumen, mit welchen die Hoffnung seinen Weg bestreute. Vater und Mutter hatten ihn freundlich eingeladen, dann und wann sie zu besuchen, und er selbst verwandelte das dann und

wann in oft; denn es kam ihm bald so vor, wenn er auch täglich hinging, als käme er nur dann und wann. Henriette empfing ihn stets mit Wohlwollen, doch freilich konnte er sich nicht verhehlen, daß aus ihren schönen Augen weiter nichts herauszuklauben war. Die Eltern sahen ihn schon bedeutender an, denn sie hatten sich nach ihm erkundigt, und vernommen, daß er nicht allein ein braver, sondern auch ein wohlhabender Mann sei. Darum entzifferten sie mit Vergnügen die Sprache seines einzigen Auges, und ließen ihn ohne Bedenken oft mit Henrietten allein.

Es währte lange, ehe er den Muth faßte, diese Augenblicke zu benutzen. Immer schreckte ihn der Gedanke zurück: »Du bist ein gebrechlicher Mensch, hast nur Einen Arm, Ein Bein und Ein Auge, wie darfst du hoffen, ein Mädchen zu rühren, das zwei so schöne Augen, zwei so blendend weiße Arme, zwei so niedliche Füßchen hat!« — Doch eines Tages, als er bei ungestümen Regenwetter mit seinem getreuen Regenschirm unter dem Arme herein trat, und Henrietten allein am Fenster sitzend fand, konnte er seine Wünsche nicht länger auf dem Herzen behalten. »Es sei gewagt!« so dachte er, »denn so kann es doch nicht länger bleiben. Hat doch mein Präsident mir schon gesagt, daß meine Relationen immer schlechter werden.« Als er nun so am Fenster mit ihr saß, den lahmen Arm auf den triefenden Regenschirm gestützt, faßte er sich ein Herz, und hub also an: »Liebes Mamsellchen, wollten Sie mir wohl erlauben, Ihnen meine Geschichte zu erzählen?«

»Herzlich gern.«

der Alten, will gerackt nicht gerührt seyn. Sehr vortrefflich sagt Lessing, nachdem er den Alten das Wort sprach, in der Vorrede zu seinem Laokoon: wir Neueren haben in mehreren Stücken geglaubt, uns weit über sie wegzusetzen, wenn wir ihre kleinen Lustwege in Landstraßen verwandelten; sollten auch die kürzeren und sicheren Landstraßen darüber zu Pfaden eingehen, wie sie durch Wildnisse führen. Wären die Künste, wie bey den Griechen, den bürgerlichen Gesetzen unterworfen; so würden sich die Künstler, auf die Authorität dieser bürgerlichen Gesetze gestützt, nie von dem Geiste des Schönen entfernen dürfen; das Publicum müßte sich an dieses allgemeine Gesetz schmiegen, dürfte auch nie Abweichungen von demselben fordern. Man sagt jetzt: der Endzweck der schönen Künste ist Vergnügen; und dieses Vergnügen in einem Staate befördern, ist nicht so nothwendig, nicht so unentbehrlich, wie das, was unmittelbar zum Wohl und Nutzen des Staates beyträgt. Man fordert nur wirkende Theaterstücke, frägt nicht, ob diese Theaterstücke inneren ästhetischen Werth haben, ob sie den Geschmack und die Sitten verbessern; man ist zufrieden, wenn sie dem Haufen gefallen, das ist: wenn sie überladen sind, von moralischen Tiraden und stark aufgetragenen Situationen strotzen; wenn sich der Knoten schwer schürzt und noch schwerer löst; kurz: je verwickelter das Schauspiel, desto schätzbarer ist es, desto mehr wird es beklatscht und bewundert. Oft erinnere ich mich bey unseren stark aufgetragenen, wirklich empörenden Schauspielen des Horazischen: quid dignum tanto feret

»Sie iſt ein wenig ſeltſam, denn in allen meinen Haupt- und Staatsaktionen ſind Regenſchirme verwebt.«

Henriette lächelte fragend. Der Aſſeſſor fuhr fort: »Ich war noch ein kleiner Knabe, als mein Vater einſt bei einem Wetter, wie das heutige, nach Hauſe kam. Er ſpannte ſeinen Regenſchirm aus, und ſtellte ihn in's Vorzimmer, um ihn trocknen zu laſſen. Es war indeſſen dunkel geworden. Ich lief durch das Vorzimmer, fiel über den Schirm, und ſtieß mir einen von den mit Meſſing beſchlagenen Rohrſtäben in's Auge; darum ſehen Sie mich einäugig.«

»In meinen Jünglingsjahren ſtand ich einſt unter den Zuſchauern eines Seiltänzers im Thiergarten. Die Sonne ſtach, aber ich hatte wie gewöhnlich meinen Regenſchirm bei mir, den hielt ich über mich. Nicht weit von mir ſtand ein Offizier mit einer jungen Dame, die zum Schutz ihres Hauptes nur einen elenden kleinen Fächer hatte. Der Offizier bat mich ſehr höflich um meinen Schirm für die Dame; ich war ſo unhöflich, es abzuſchlagen; da wurde er natürlich auch unhöflich, und endlich ſo grob, daß ich genöthigt war, ihn auf den Degen zu fodern. Er gab mir einen derben Stich in den Arm, und davon iſt der Arm lahm geblieben.«

»Auch fremde Regenſchirme brachten mir kein Glück. Ich ritt einmal ſpaziren auf einem ſchulgerechten Gaule, das heißt, das Pferd hatte mehr gelernt, als ich. Es kurbettirte und traverſirte, ohne daß ich es verlangte, weil ich vermuthlich zu unrechter Zeit mit dem Munde klatſchte oder ein Knie andrückte. Das geſchah denn auch in einem Au-

genblicke, wo ich eben an einer Obsthändlerin vorbei reiten wollte, die über ihre Körbe, und zugleich über sich selbst, einen großen Schirm von Leinwand ausgespannt hatte. Ich weiß diese Stunde noch nicht, ob ich zur Unzeit klatschte, oder ob das Pferd vor dem großen Schirm scheu wurde; genug, es traversirte trotz aller meiner Anstrengungen, immer auf die Körbe los, bäumte sich endlich und warf den Schirm um. Der Schirm fiel auf die Obstkörbe, die Obstkörbe fielen auf die Frau, die Frau fiel auf die Erde und ich selbst zu gleicher Zeit auf sie Alle, und zwar am unsanftesten, denn ich brach ein Bein; das wurde schlecht kurirt und davon bin ich lahm."

Henriette hatte Lust zu lachen, aber das Mitleid siegte. Sie erquickte den Erzähler durch eine gutmüthige Theilnahme.

»Ach! sagte der Assessor, das ist noch lange nicht Alles. Die Regenschirme haben mich mein Leben lang verfolgt. Den ersten Dienst, den ich suchte, erhielt ich nicht, weil ich auf der Straße einem vornehmen Gecken, der mir begegnete, mit meinem Regenschirme den Hut vom Kopfe stieß und ihm die Haardulle zerstörte. Den zweiten erhielt ich nicht, weil eine Nervenzarte Dame, die für mich sprechen wollte, von dem Wachstaffentgeruch meines neuen Regenschirms ohnmächtig wurde und dadurch einen Widerwillen gegen mich faßte. Den dritten erhielt ich nicht, weil ich mir einen Sekretär zum Feinde machte, der auf dem Klubb statt seines alten Regenschirms meinen neuen mit fortnahm,

und es sehr übel empfand, daß ich ihn ersuchte, die Schirme wieder auszutauschen."

»Am schlimmsten ging es mir aber, als ich um den vierten Dienst mich bewarb. Den hatte mir der Präsident schon für gewiß versprochen. Ich wurde sogar zu einer Abendgesellschaft bei ihm eingeladen. Unglücklicherweise fiel es mir ein, früher aufzubrechen als die übrige Gesellschaft. Ich suchte meinen Regenschirm im Vorzimmer und fand ihn nicht. Die Bedienten, dachte ich, werden ihn wohl in ein anderes Zimmer getragen haben, und öffnete daher die nächste Thür, ohne zu wissen, daß es das Schlafzimmer der Frau Präsidentin sei. Diese galante Dame war gerade in einer sehr traulichen Unterredung mit einem Offizier begriffen und fuhr mich an: was wollen Sie? — Ich stand erschrocken und entschuldigte mich so gut ich konnte mit der Wahrheit, nämlich: daß ich meinen Regenschirm suche. Da herrschte sie mir sehr unfreundlich zu: ich sollte mit sammt meinem Regenschirm zum Teufel gehen! — kurz, wenige Tage nachher bekam ein anderer den Dienst."

»Bald darauf gelang es mir, einen neuen Gönner zu erwerben, in dessen Macht es stand, mir alle getäuschte Hoffnungen reichlich zu vergüten. Er gab mir auch sein Wort darauf, bei nächster Gelegenheit für mich zu sorgen. Während ich diese Gelegenheit abwartete, sah ich ihn eines Abends in der Dämmerung ohne alle Begleitung in ein Haus schleichen, welches man unter die verdächtigen zu zählen pflegte. Er hatte sich zwar in einen Mantel gehüllt, allein ich erkannte ihn doch. Gott weiß, ich dachte nichts

Böſes, und da eben ein ſtarkes Regenwetter einfiel, ſo meinte ich, es wäre eine Höflichkeit von mir, die ſehr wohl würde aufgenommen werden, wenn ich ſo lange auf der Straße wartete, bis mein Gönner wieder heraus käme, und ihm dann meinen Regenſchirm anböte. Ich mußte eine ganze Stunde warten. Endlich kam er, — »Ew. Excellenz,« ſagte ich, »hier iſt mein Regenſchirm.« — Er ſtutzte, ſchien nicht gleich zu wiſſen, ob er antworten ſollte, und fürwahr, es wäre beſſer geweſen, er hätte gar nicht geantwortet, denn es beliebte ihm weiter nichts zu ſagen, als: »gehen Sie zum Teufel mit Ihrem Regenſchirme!« Am andern Morgen wollte ich ihm meine Aufwartung machen, aber ſeine Thür war und blieb für mich verſchloſſen.«

»Indeſſen, wenn man nur warten kann, in der Welt kommt endlich Alles. Zum Glück haben meine Eltern mir ein artiges Vermögen hinterlaſſen, ich konnte alſo warten, und ſo kam endlich auch der Dienſt. Aber die Tücke meines Regenſchirms mußt' ich doch noch oft erfahren.«

»Ich war ſchon einmal halb und halb mit einem artigen Mädchen verſprochen und hatte es auch ſchon halb und halb bereut, denn ſie konnte gewaltig kritteln und nergeln über Kleinigkeiten. Geſchieht das am grünen Bräutigamsholze, dachte ich, was wirds am dürren Eheſtandsbaume werden! Beſonders zog ſie mich mit meinem Regenſchirme auf, weil ich niemals ohne denſelben erſcheine, aus triftigen Urſachen. Ich ließ mir das gefallen und lächelte dazu; das nahm ſie übel; ich ſollte nicht lächeln, wenn ſie verdrießlich wäre.«

»Einmal in der Komödie wurde es doch gar zu arg. Ich hatte eine Loge gemiethet für sechs Personen. Sie, ihre Tante und ihre Schwestern gingen hinein, für mich blieb nur ein kleines Plätzchen, für meinen Regenschirm fast keiner. Ich stellte ihn bescheiden in die eine Ecke, da hieß es: thun Sie doch den Regenschirm da weg; ich stellte ihn in die andere, da klang es eben so. Ich legte ihn unter die Bank, da fiel er den Füßen beschwerlich; also blieb nichts anders übrig, als ihn in der Hand zu halten, worein ich mich auch geduldig fand. Aber nun beliebte es dem halben Dutzend Damen, mit meiner Braut an der Spitze, mich wegen des Schirms zu schrauben. Die Eine meinte, ich sähe aus wie der wilde Mann auf den Harzgulden, der einen Tannenbaum neben sich hat; die Andere, ich gleiche einem Talapoin aus dem Königreiche Siam, der auch mit einem Schirme gemalt wird; die Dritte versicherte, ich würde mich vortrefflich auf einem Elephanten ausnehmen — und was dergleichen Stachelworte mehr waren. Meine Braut fand Alles sehr witzig und wollte sich krank lachen. Aber mein Herz erkrankte bei diesem bösen Spiele, ich verließ die Loge und kam nicht wieder."

»Im Parterre ging es mir fast noch übler. Es wurde Menschenhaß und Reue gespielt. Die Zuschauer weinten ganz gewaltig. Nun hatte ich kurz zuvor in einer französischen Zeitung gelesen, daß ein Pariser Spaßvogel, bei Aufführung desselben Stückes, plötzlich im Parterre seinen Regenschirm ausgebreitet, um von den vielen, aus den Logen herab rieselnden Thränen nicht durch und durch naß zu

werden, wodurch im ganzen Hause ein Gelächter entstanden. Ich wollte doch auch einmal witzig sein, wenn gleich nicht originell, und spannte folglich zu Ende des dritten Akts meinen Regenschirm aus. Aber die Deutschen verstanden den Spaß nicht. Die hinter mir Stehenden murrten, weil ich ihnen die Aussicht benahm; endlich schimpften sie gar. Ich wandte mich gelassen um und erklärte ihnen, daß es ein witziger Einfall sei. Da schimpften sie noch ärger. Ich bekam Händel mit der Polizei und mußte froh sein, von manchem Rippenstoß begleitet, die Thüre zu gewinnen."

„Ich ging unter die Linden; da war eben ein großes Gewimmel hinaus nach dem Thiergarten und hereinwärts. Die Kommenden und Gehenden bildeten zusammen eine Masse, die stets hin und her wogend, durch tausend Ellenbogen sich berührte. Viele hatten auch Regenschirme, denn es fing an ein wenig zu sprühen. Ich ließ mich gemächlich mit fortschieben, und freute mich im Stillen meines geschützten Hauptes. Da rannte mir plötzlich einer entgegen, der auch einen Regenschirm trug und vermuthlich große Eile hatte, denn seine beiden Arme schienen ein paar Sturmböcke zu sein, die hastig Alles vor sich niederwarfen. Im Vorübergehen verwickelten sich unsere Schirme, der seinige riß mir den meinigen mit Gewalt aus der Hand. Auf die Erde konnte er nicht fallen, weil der Köpfe zu viele da waren; er humpelte also wohl zwanzig Schritte lang immer von einem Kopfe auf den andern, nahm diesem den Hut mit fort, Jenem die Brille von der Nase, riß den Frauenzimmern die Kopfzeuge aus den Haaren, kurz, er richtete,

unter großem Geschrei, eine jämmerliche Verwüstung an. Endlich packte man ihn und zerriß ihn in tausend Stücken. Ein Glück, daß die Leute nicht wußten, wem er zugehörte, sonst hätten sie mich auch wohl zerrissen."

»Ich würde nicht fertig werden, meine theure Mamsell, wenn ich Ihnen alle die Unglücksfälle erzählen wollte, die mein Regenschirm mir zugezogen."

»Armer Mann!" sagte Henriette, „künftig sollten sie lieber sich keines Regenschirms mehr bedienen, da er nun einmal zu Ihrem Unheil erfunden zu sein scheint."

»Ei mit nichten!" antwortete der Assessor, man muß nur Geduld haben; des Schicksals Tücke ermüdet endlich, und ich lebe noch der frohen Hoffnung, mein ganzes künftiges Glück meinem Regenschirme zu verdanken. Schon vor einigen Monaten hatte ich die große Freude, daß ein Kind aus dem Fenster gerade auf meinen Schirm fiel. Freilich warf mich der Sturz zu Boden, und ich bekam einige Löcher in den Kopf; hingegen hatte mein Schirm die Gewalt des Falles gebrochen, das Kind kam unbeschädigt zur Erde. Wenn sie gesehen hätten, wie die Eltern mich mit rührenden Liebkosungen überhäuften, Sie würden, gleich mir, für alle bisherigen Leiden sich belohnt gefühlt haben."

Bei diesen Worten sah er so unaussprechlich glücklich aus, daß Henriette nicht umhin konnte, ihn sehr wohlwollend anzublicken.

»Holla! dachte ich," so fuhr er fort. „Die Unglücksepoche meines Regenschirms ist vorüber, von nun an wird er mir nur Heil und Segen bringen. Und sehen Sie, wer-

theſte Mamſell, das gab mir den Muth, heute mit Ihnen zu ſprechen. Da ſteht der Regenſchirm vor mir — ihm verdank' ich Ihre Bekanntſchaft, und nur von Ihnen wird es abhängen, ihn zum Urheber meines zeitlichen Glückes zu machen. Ich habe nur ein Auge, aber es wird, ſo lange es offen ſteht, mit inniger Liebe auf Ihnen ruhen. Mein rechter Arm iſt lahm, doch hat er Kraft genug, Sie an ein redliches Herz zu drücken. Ich habe nur ein geſundes Bein, doch gäb' ich auch das mit Freuden, wenn ich nur auf Krücken an Ihrer Seite durch's Leben hinken dürfte."

Henriette erröthete. Es war nicht Liebe, was ſie zu ihm hinzog, aber ſie fühlte, daß ſie glücklich mit dieſem gutmüthigen Manne ſein würde. Sie reichte ihm die Hand und bereute es nie.

Ueber Oefen und Kamine, Monarchien und Republiken.

Bald nach der engliſchen Revolution von 1649 pflegte der Lord Fairfax zu ſagen: »in einem Zimmer, wo der Kamin raucht, ſitzt man am beſten in einem Winkel neben dem Kamin."

Viel wird das doch nicht helfen, der Rauch wird immer die Augen beißen, und wenn es brav raucht, ſo wird auch das kleinſte Inſekt hinter der Tapete dadurch inkomodirt, bisweilen erſtickt. Man ſollte Künſtler haben — und man meint auch gewöhnlich, man habe dergleichen — die

wenn ein Sturmwind in den Schornstein hinab stößt, zu verhindern wüßten, daß der Rauch nicht in das Zimmer schlage; mit andern Worten: das Gleichgewicht herstellten; weil jede gute, gesunde Organisation ein Gleichgewicht voraussetzt, im Menschen wie im Staate. Wird dieses gestört, so — raucht der Kamin. Ein Jeder will das Feuer schüren, ein Jeder die Zange fassen, und darum raucht der Kamin sehr oft. Der Eine legt zu viel Holz auf, erstickt die Flamme, sogleich raucht es. Der Andere läßt eine Thür oder ein Fenster offen, oder macht zu viel Wind beim Auf- und Abgehen, dann raucht es wieder. Eine ganze Gesellschaft drängt sich um den Kamin, hindert den Luftzug und es raucht. Kurz, es ist nichts schwerer als die Regierung — eines Kamins. Ich lobe mir den Ofen! da schürt nicht ein Jeder, die Wärme ist gleichmäßig: man erstarrt nicht auf einer Seite, während man auf der andern gebraten wird. Es ist freilich ein grosses Vergnügen, die Zange in der Hand zu haben, aber Einer reißt sie dem Andern aus der Hand, die Sucht zu schüren gleicht der zu politisiren.

Den Ofen kann ein einziger gut versorgen. Das könnte wohl auch beim Kamin geschehen, aber es geschieht niemals. Die Versuchung ist zu groß; man hat das Feuer vor Augen, die Zange liegt da, Jeder nimmt sie und reicht sie seinem Nachbar, der gewöhnlich wieder einreißt, was der Andere gebaut hat. Der Eine will ein konzentrirtes Feuerchen, der andere eine lodernde Flamme, der dritte glühende Kohlen, der vierte schiebt das Feuer vorwärts

an den Rand, der fünfte hinterwärts an die Mauer. Immer stehen und sitzen nur Wenige so nahe, daß sie der Wärme genießen, die übrigen im Zimmer frieren und sehen zu, wie die andern sich pflegen. Wenn ein vornehmer Mann in Paris hundert Gäste hat, so redet er einen Jeden beim Eintritt mit den Worten an: »approchez vous du feu!" aber wie viele finden ein Plätzchen, um dieser Einladung Folge zu leisten? — Ich lobe mir den Ofen, der wird geheizt von Einem, ohne daß man es gewahr wird, aber Alle wärmen sich behaglich. Besser wäre es freilich noch, wenn man weder Kamin noch Ofen nöthig hätte, und die Gäste nicht das theure Holz bezahlen müßten.

Der Churfürst von Sachsen fand es einmal sehr kalt bei Taubmann, seinem Hofnarren, der ihm jedoch versicherte, es sei für hundert Thaler Holz im Ofen. Er hatte nämlich eine Kremoneser Violine hineingesteckt. Ach ja! mancher große kalte Ofen wird mit Kremoneser Violinen geheizt.

Aehnlichkeit und Sympathie.

Vor etwa hundert und fünfzig Jahren lebten ein Paar Zwillingsbrüder, die Grafen von Ligneville und d'Autricourt, aus einer alten lothringischen Familie. Sie waren einander so vollkommen ähnlich, daß selbst ihre Bedienten sie verwechselten, wenn beide in gleicher Kleidung erschienen, was sie zum Scherz bisweilen zu thun pflegten.

hic promissor hiatu? — — — non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem cogitat. —

Sie wollen einen festeren Geschmack einführen, darf ich wohl fragen, was für einen Geschmack? denn wir Deutschen haben jetzt vielerley Geschmack, aber, leider, keinen wahren; den der Griechen, welcher die Schönheit zur Grundlage hat, den kennen wir theils nicht, oder wollen ihn nicht kennen. Wir sind ja alle klüger als die großen Muster der Kunst geworden; wir abstrahiren nicht mehr aus den Meisterwerken des Alterthums, wir folgen nicht ihrer Simplicität; schon Corneille, Crebillon und Racine haben sich weit über sie weggesetzt. Diese Dichter und Brumoy nebst andern französischen Kunstrichtern achteten sehr wenig den Geist der Alten; ihre Helden müssen durchaus französirte Griechen oder Römer seyn; Masfei, Gottinelli, Dolce, Dell, Trissino und Metastasio gehen auch ihren eigenen Weg. Letzterer beweiset vorzüglich in seiner: Nota di alcune osservazioni sopra tutte le Tragedie e Comedie greche, wie wenig er die Werke des Alterthums zu fühlen und zu verstehen im Stande ist. Lopez de Vega, der beste Tragiker der Spanier, wandelt auch einen Weg, den er sich selbst vorgezeichnet hat. Näher den Griechen kommen die Engländer, vorzüglich der große Shakespeare, seine Auswüchse abgerechnet *), und Thomson mit Young.

*) Da der große Shakespeare großentheils nur aus solchen Auswüchsen besteht, so können diese nicht abgerechnet werden, und ich glaube daher, daß es sehr gewagt sey, wenn man behauptet, er nähere sich der Simplicität der Griechen.

Auch der Ton ihrer Stimme war nur Einer. Ein Glück, daß sie einander so aufrichtig liebten, sonst hätten ihre schönen Gemahlinnen auf die unschuldigste Weise von der Welt treulos werden können. Indessen will man wissen, daß sie mit ihren Maitressen es nicht so gar genau genommen haben. Beide waren Rittmeister bei den Dragonern, nur bei verschiedenen Regimentern; aber sie wechselten bisweilen ihre Uniformen, jeder stellte sich an die Spitze von der Schwadrone des andern und Niemand wurde es gewahr. D'Autricourt schwebte einst in Gefahr, wegen eines bösen Handels arretirt zu werden; von Stund an kleidete sich Ligneville von Kopf bis zu Fuß wie sein Bruder und ging ihm nicht mehr von der Seite. Um nun nicht den Unschuldigen für den Schuldigen zu ergreifen, zögerte man so lange mit dem Arretiren, bis die Sache gütlich beigelegt war.

Beide Brüder reisten einst mit einander. In einer fremden Stadt ließen sie einen Barbier holen. Ligneville setzte sich zuerst, um sich den Bart abnehmen zu lassen; d'Antricourt hielt sich im Nebenzimmer verborgen. Als nun der Barbier seine Arbeit zur Hälfte vollbracht hatte, schützte Ligneville ein Bedürfniß vor, stand auf und ging in das Nebenzimmer. Gleich darauf trat sein Bruder in demselben Schlafrock heraus und setzte sich. Der Barbier will fortfahren, sieht die abgenommene Hälfte des Bartes wieder gewachsen, glaubt, er habe den leibhaftigen Satan vor sich und wird ohnmächtig. Diesen Augenblick benutzte Ligneville, um sich wieder hin zu setzen. Der Barbier

kommt wieder zu sich, und meint er habe geträumt, bis ihm das Räthsel gelöst wird.

Ein anderesmal, als Beide eben recht hungrig und durstig waren, gingen sie zu einem Speisewirth, doch nur einer ließ sich sehen, der andere versteckte sich hinter den Vorhängen eines Alkoven. Der Sichtbare forderte zu essen und Wein. Der Wirth trug eine Schüssel nach der andern auf und eine Bouteille nach der andern. Ligneville aß und trank zuerst sich satt, und, da er viel zu sich nehmen konnte, so machte der Wirth schon im Stillen die Bemerkung, daß der fremde Herr ein gewaltiger Esser sei. Doch wie erstaunte er, als er nun die letzte leere Schüssel wegtragen wollte, und d'Autricourt, der unterdessen mit nicht geringerem Appetit seines Bruders Platz eingenommen hatte, noch mehr und immer mehr forderte. Während er sich gütlich that, verdaute Ligneville auf dem Ruhebette und war nach einer Stunde schon wieder im Stande, seines Bruders Platz mit Ehren einzunehmen. Der Himmel weiß, wie viele Schüsseln sie noch gefordert haben würden, wenn des Wirthes Speisevorrath nicht erschöpft worden wäre. Der arme Schelm, der gleichfalls den Teufel in diesem Vielfraß vermuthete, erklärte mit Angstschweiß auf der Stirn, er habe nichts mehr vorzusetzen, und nun erst kam der andere Bruder lautlachend zum Vorschein.

Alle diese Geschichtchen sind eben nicht unglaublich. Wir haben selbst in unsern Tagen ein Paar Zwillingsbrüder (die beiden berühmten Maler von Kügelchen), die man leicht verwechseln kann. Allein, was nun folgt, möchte

ſchwerer Glauben finden. Nicht blos die Aehnlichkeit, ſondern auch die Sympathie, war zwiſchen beiden ſo groß, daß ſie immer zu gleicher Zeit krank wurden. Empfing Einer von ihnen eine Wunde, ſo fühlte der Andere den Schmerz derſelben. Oft träumten ſie in einer Nacht einerlei Träume. Endlich wurde d'Autricourt in Frankreich von einem Fieber befallen, an dem er ſtarb. Ligneville lag zu gleicher Zeit in Baiern an demſelben Fieber darnieder, und — ſagt die fromme Chronik, aus welcher dieſe Nachrichten gezogen ſind — hätte er nicht ein Gelübde gethan, die heilige Jungfrau von Altenötting köſtlich zu beſchenken, ſo würde er unfehlbar auch geſtorben ſein.

Franklin.

Viel, recht viel Merkwürdiges und Schönes enthalten Franklin's politiſche und philoſophiſche Mannichfaltigkeiten, die vor dreißig Jahren zu London unter dem Titel: Political miscellaneous and philosophical pieces, erſchienen. Daß man gerade in dieſem Zeitpunkte Franklin's Werke ſolcher Art in London drucken durfte (nämlich während des amerikaniſchen Krieges), beweiſt eine beneidenswerthe Preßfreiheit. Der Herausgeber ſelbſt ſagt im Vorbericht: es ſcheine zwar jetzt nicht von der Zeit und Stunde, Achtung und Ehrfurcht für Franklin zu bezeugen; allein die Geſchichte werde für ihn reden. Nie habe ein

Philosoph und Politiker, gleich ihm, so große und kühne, durch Erfahrung bewahrheitete Weissagungen aufgestellt. Der Engländer, der ihn lese, müsse Thränen vergießen bei dem Gedanken: das Land, welches ihn hervorgebracht, war vormals eine englische Provinz. »Leser!" ruft der Herausgeber, »wer du auch seist und welche Gründe ihn zu hassen du auch haben mögest, wisse, daß dieser große Mann dich liebt und dich gut zu machen wünscht. His country's friend, but more of human kind. (Seines Vaterlandes Freund, doch mehr noch Freund der Menschen.)" Diesem Ausbruch edler Empfindungen stimmten damals auch die englischen Journalisten unparteiisch bei, und wahrlich! das ist schön, das ist selten, zumal in Zeiten, wo Furcht oder Schmeichelei das Verdienst jedes ehrlichen Mannes zu unterdrücken strebt, der nicht fürchtet und nicht schmeichelt.

Alles anzuführen, was diese Sammlung enthält, erlaubt der Raum dieser Blätter nicht; manches ist auch schon in Deutschland hinlänglich bekannt, z. B. der Almanach des armen Richard. Die politischen Aufsätze werden, nach der Meinung eines englischen Journalisten, den Leser oft an Swift's Schriften erinnern, die er bei Gelegenheit der irländischen Unruhen herausgab, nur mit dem großen Unterschied, daß Swift immer satyrisch, parteiisch und gallsüchtig war, Franklin hingegen ruhig und leidenschaftlos. Alles, was er vor Anfang der amerikanischen Unruhen geschrieben, trägt den Stempel des Friedens und der Versöhnlichkeit. Auch noch nach dem Ausbruch derselben bewei-

sen viele Aufsätze, wie herzlich er die ursprüngliche Vereinigung seines Vaterlandes mit England zu erhalten wünschte. Noch als Mitglied des amerikanischen Kongresses schrieb er am 3. Oktober 1777 aus Philadelphia an einen Freund: »Ich wünsche den Frieden so heiß als Sie, und möchte so gern dazu mitwirken; aber jedes, aus Großbritannien kommende Schiff bringt Neuigkeiten, welche die Gemüther nur noch mehr erbittern, und es scheint mir, daß ihr erst durch eine kostbare Erfahrung werdet lernen müssen, es sei unmöglich, uns durch Gewalt zu unterjochen. — Ihr verachtet uns zu sehr und vergeßt das italienische Sprichwort: es gibt keinen kleinen Feind."

Und an Lord Howe schrieb er die merkwürdigen Worte: »Ich kenne zu wohl den Uebermuth der englischen Nation und den geringen Grad von Klugheit, den sie besitzt, um zu hoffen, daß sie jemals heilsame Maßregeln ergreifen werde. Als eine kriegerische, ehrsüchtige und handelnde Nation betrachtet, wird ihre Wuth zu herrschen, ihre Begierde nach Eroberungen und nach dem Besitz des Alleinhandels jederzeit ihre Blicke von ihrem wahren Interesse abziehen und sie in ferne, verderbliche Expeditionen verwickeln, die am Ende eben so zerstörend für sie sein werden, als es einst die Kreuzzüge für Europa waren. — Glauben Sie nicht, Mylord, daß ich durch meine Weissagungen Ihnen Furcht einjagen wolle; sie werden das Schicksal aller meiner übrigen haben, das heißt, man wird nicht eher daran glauben, bis man es mit Händen greift."

Wenn Franklin noch lebte, so würde er vielleicht bald den Triumph genießen, seine Prophezeiungen in Erfüllung gehen zu sehen.

Sollte man wohl glauben, daß einst ein gewisser Wedderburn es wagte, vor dem versammelten geheimen Rath, in Gegenwart des biedern Franklin, auszurufen: »Ich hoffe, Mylords, Sie werden, zur Ehre unsers Vaterlandes, zur Ehre von Europa und der Menschheit, diesen Menschen mit dem Stempel der Infamie bezeichnen. Er hat die der Gesellschaft und den Menschen schuldige Achtung abgeschüttelt. Wo dürfte er künftig noch mit jener edlen Zuversicht erscheinen, die nur eine Begleiterin der Tugend ist? Jedermann wird ihn mißtrauisch betrachten, Papiere und Schreibzeug vor ihm verschließen u. s. w.«

Diese heraus gesprudelten Invektiven bezogen sich auf gewisse Briefe des Gouverneur Hutchinson, welche, nach Boston befördert zu haben, Franklin beschuldigt wurde; auch hieß es, er habe einen dadurch veranlaßten Zweikampf zwischen den Herren Whately und Temple verhindern können, wenn er zeitig erklärt hätte, daß er der Beförderer jener Briefe gewesen. Der Herausgeber rechtfertigt seinen Freund siegreich. Er sagt: Die Ausforderung geschah des Morgens, und schon am Nachmittage schlug man sich, während Franklin gar nicht in der Stadt war, und erst einige Zeit nachher die Begebenheit erfuhr. Allein sobald er sie erfuhr, säumte er keinen Augenblick zu erklären: die Briefe seien durch ihn nach Boston gelangt. Er leistete zugleich einen förmlichen Eid in der Kanzlei, daß er nicht

gewußt, an wen dieſe Briefe gerichtet geweſen, und daß er ſie von einem Dritten empfangen; aber dieſen Dritten zu verrathen, konnte ihn nichts auf der Welt, auch nicht die Furcht bewegen, daß man ihn zweideutig beurtheilen werde. An Wedderburn rächte er ſich nie, erlaubte ſich nicht einmal einen heftigen Ausdruck gegen ihn.

Doch hinweg von dieſen unſittlichen, durch Animoſität veranlaßten Scenen, in welchen Franklin's ehrwürdiger Name nie genannt werden ſollte. Wenden wir uns lieber zu einem Kränzchen oder Klubb, den Franklin in Philadelphia errichtete, für den er auch Geſetze entwarf, die, wie alle ſeine Schriften, Menſchlichkeit und Tugend athmen. Die ausgezeichneteſten Bürger waren Mitglieder dieſes Klubbs; doch, um zugelaſſen zu werden, mußte der Aufzunehmende folgende Fragen beantworten:

1. Haben Sie irgend etwas gegen Eins der gegenwärtigen Mitglieder? — Antwort: Nein.

2. Erklären Sie aufrichtig, daß Sie alle Menſchen lieben, ſie mögen ſein, wes Standes und welcher Religion ſie wollen? — Antwort: Ja.

3. Glauben Sie, daß irgend Jemand, um ſpekulativer Meinung willen, an ſeiner Perſon, ſeinem Vermögen, ſeiner Ehre gekränkt werden dürfe? — Antwort: Nein.

4. Lieben Sie die Wahrheit um der Wahrheit willen? Sind Sie entſchloſſen, ſie aufrichtig zu ſuchen, und, wenn Sie ſie gefunden haben, ſie zu bekennen und den Andern mitzutheilen? — Antwort: Ja.

Unter den Geſetzen finden ſich folgende, gleichfalls in

Fragen eingekleidet: »Haben Sie in dem letzten Buche, welches Sie gelesen, etwas merkwürdiges gefunden, welches der Gesellschaft mitgetheilt zu werden verdiente? besonders im Fach der Geschichte, Moral, Dichtkunst, Physik, Reisen und anderer Wissenschaften?" — »Kennen Sie einen Bürger, dessen Glücksumstände seit einiger Zeit zerrüttet wären? und wissen Sie die Ursache davon?" — »Haben Sie von irgend einem Bürger gehört, dessen Wohlstand im Fortschreiten ist? und wissen Sie durch welche Mittel?" — »Wissen Sie nichts, worin die Gesellschaft den Menschen, dem Vaterlande, ihren Freunden oder Mitgliedern nützlich werden könnte?" — »Haben Sie etwa von irgend einem merkwürdigen Reisenden gehört, der seit unserer letzten Zusammenkunft hier angelangt wäre? könnten wir ihm in irgend etwas nützlich werden?" — »Kennen Sie vielleicht einen Jüngling, der sich auszeichnet und den wir auf irgend eine Weise aufmuntern könnten?" — »Haben Sie neuerlich in den Gesetzen unsers Landes Mängel entdeckt, die man der gesetzgebenden Gewalt anzeigen könnte, um sie zu verbessern? kennen Sie irgend ein gutes Gesetz, welches uns noch fehlt?" — »Welchen anständigen Dienst kann die Gesellschaft oder ein einzelnes Mitglied derselben Ihnen leisten?" — »Gibt es vielleicht irgend eine vielseitige Materie in Philosophie oder Moral, von welcher Sie wünschten, daß sie heute unter uns abgehandelt würde?" u. s. w.

Man kann sich beim Lesen dieser trefflichen, in ihrer Art einzigen Klubbgesetze des Wunsches nicht enthalten,

daß sie in allen Freimaurerlogen an die Stelle der höchst albernen Fragestücke treten möchten, deren man sich dort bedient, oder wenigstens vormals bediente.

Nichts entging Franklin's Aufmerksamkeit, wenn es den Menschen nützlich werden konnte, daher findet man im fünften Theile dieser Sammlung sogar eine verbesserte Methode zu buchstabiren. Wer, ohne Franklin zu kennen, zuerst diese neue Buchstabirmethode aufschlüge, und dann, beim Weiterblättern, eine neue Hypothese fände, um das Nordlicht zu erklären, würde nicht wenig erstaunen. Sie ist sinnreich und — ein seltenes Verdienst — auch dem Laien begreiflich. Franklin setzt voraus, daß die zwischen den Tropiken erhitzte Luft mit elektrischer Materie angefüllt ist, die, ihrer Leichtigkeit halber, in die obere Atmosphäre steigt, zu beiden Seiten des Aequators sich ausbreitet, und endlich bei den Polen niedersinkt, wo ein kalter, dichter Luftstrom in entgegengesetzter Richtung gegen den Aequator aufsteigt. Diese Circulation der kalten und warmen, der leichten und schweren Luft kann man auch in einem Zimmer, in welchem Feuer brennt, wahrnehmen. Wenn nun die elektrische Materie, in Gestalt von Wolken, gegen Norden hinzieht, so fällt eine Menge derselben mit dem Regen, Schnee oder Hagel nieder, ehe sie die Polargegenden erreicht, denn es ist offenbar, daß Regen, Schnee und Hagel elektrische Materie enthalten, weil sie ihre Elektricität einzelnen Schiffen mittheilen. In den gemäßigten Zonen, in welchen die Erde ein guter Konduktor ist, schluckt sie schnell die elektrische Materie ein, die Regen und Ge-

witter ihr zuführen. In den kalten Polarzonen ist es ganz anders. Da findet sie, mit dem Schnee niederfallend, keinen Konduktor an der Erde, sie wird vielmehr gewissermaßen durch die ewige Eisdecke zurückgestoßen, die, besonders bei übermäßiger Kälte, keinen Konduktor für die Elektricität abgeben kann. Dort wird sich also diese Materie auf der Oberfläche anhäufen, wie auf einer Glasscheibe. Wenn diese Scheibe überladen ist, so müssen verschiedene Ausbrüche der elektrischen Materie erfolgen (wie das auch bei einer überladenen, sogenannten Leydner Flasche zu geschehen pflegt), sie entschlüpft in die obere Atmosphäre, die an den Polen minder erhaben ist, als am Aequator, bis sie den leeren Raum oder wenigstens eine außerordentlich verdünnte Luft findet, die ein guter Leiter ist. Nun breitet sie sich gegen den Aequator aus, und bewirkt dieselben Erscheinungen, welche sie auch, bei Experimenten, im leeren Raume darstellt.

Ueber diese Hypothese las Franklin 1779 ein Memoire in der Pariser Akademie.

Der Korbflechter.

Georg I., König von England, soll öfter die folgende Begebenheit erzählt haben, die in unsern Tagen wohl leicht Glauben finden mag. Sie fällt ungefähr in das Jahr 1615. Ein deutscher Edelmann hatte eine Tochter, um die ein junger Mann aus der Nachbarschaft sich bewarb. »Wie wollen

Wer würde von unſerem Publicums ein Trauerſpiel im Geiſte eines Sophocles ertragen; wer ſeine Antigonä, ſeinen Oedipus in Kolonos, zwey Werke der erſten tragiſchen Größe, nur bis zur Hälfte ausdauern können? Dazu gehören freylich atheniensiſche Zuſchauer, oder Männer, die mit dem Geiſte dieſes Volkes bekannt ſind. Wie viel rechnen wir wohl ſolcher Männer? Wir müſſen uns an die Zeitumſtände ſchmiegen und begnügen, wenn unſere Dichter ſich nur dem Geiſte der Alten nähern; und das könnten ſie wohl, wenn ſie anders die Alten mehr ſtudirten und ſich nicht durch unſer verwöhntes Publicum noch mehr irre führen ließen; ſie halten die Stimme des Volks für Gottes Stimme und ſetzen damit den weiſen Schöpfer herab, der gewiß nicht, wie das Volk, das nicht immer richtig denken kann, urtheilen würde. Wir dürfen eben nicht einen Stoff aus der Geſchichte des Alterthums wählen; wir haben ſo manches lehrreiches Sujet aus den Scenen des gemeinen Lebens; warum behandeln wir es nicht mit der Simplicität der Griechen, mit der Leichtigkeit, die den Alten eigen war? die, ſo ſehr die Kunſt daran Antheil nimmt, keine Kunſt verräth. Simplicität mißfällt; und der reine Geſchmack empfiehlt doch dieſe Simplicität. Wie macht man das Publicum für dieſe empfänglich? wie für die äſthetiſche Schönheit? die nach Ariſtoteles in der Mannichfaltigkeit und Einheit beſtehet: Το καλον εν μεγεθει και ταξει εστι. Der griechiſchen Simplicität nähern ſich am meiſten unter den Franzoſen: Diderot, und unter den Deutſchen: Leſſing, Göthe, Gotter, Iffland und Schiller in ſeinem Dom Carlos. Wie die Werke dieſer

Sie meine Tochter unterhalten?" fragte der Vater. »Standesmäßig," antwortete der Jüngling.

„Das versteht sich; aber womit?"

»Mit meinem ansehnlichen Vermögen."

»Besitzen sie nichts als Landgüter?"

Diese seltsame Frage verwirrte den Freiwerber. »Nichts weiter," sagte er, »allein mich dünkt, das sei mehr als hinreichend."

»Mit nichten," meinte der Vater, »zwar ist meine Tochter meine einzige Erbin, und folglich reich; dennoch werde ich sie nie einem Manne geben, der nicht irgend eine Kunst oder ein Handwerk versteht, um sie auch bei eintretenden Unglücksfällen ernähren zu können."

Der junge Mensch fand diese Zumuthung äußerst sonderbar, allein er liebte, folglich unterwarf er sich der Bedingung, und bat nur um eine Jahresfrist, um durch irgend eine mechanische Kunst sich des Fräuleins würdig zu machen. Die Frist wurde ihm zugestanden. Er begab sich sogleich zu dem geschicktesten Korbmacher in der ganzen Gegend, und in weniger als einem halben Jahre übertraf er schon seinen Meister. Nun überreichte er seiner Geliebten ein Körbchen von seiner Arbeit von geschälten Zweigen, welches denjenigen zum Muster diente, die bald nachher unter den Damen so sehr Mode und Toiletten-Körbe genannt wurden. Man führte sie aus Deuschland in Holland und England ein, und sie waren eine Zeit lang ein nicht unbeträchtlicher Handelsartikel.

Der junge Mann erreichte nunmehr das Ziel seiner

Wünſche. Einige Jahre nachher wurde er, nebſt ſeinem Schwiegervater, in dem Kriege, der die Pfalz verheerte, von ſeinen Gütern vertrieben, und flüchtete nach Holland, wo er durch ſeine niedlichen Körbe die ganze Familie ernährte, und nun erſt begriff, daß die Frage des Alten: »Haben Sie nichts als Landgüter?" ſehr vernünftig geweſen. Wie manche Emigrirte in unſern Tagen würden nicht nöthig gehabt haben, ihr Elend zur Schau zu tragen, wenn ſie verſtanden hätten, Körbe zu flechten.

Seltſame Obliegenheit.

Lothringen zeichnete ſich vormals durch die ſonderbarſten Ueberbleibſel des Feudalſiſtems aus. Unter andern gab es da ein Dorf Uregnay, deſſen Maire verbunden war, jedes Jahr am heiligen Martinsabend den Herrn eines anderen Dorfes, Darganieulles, mit ſeinem ganzen Gefolge zu bewirthen, auch deſſen Pferde wohl zu füttern. Das war aber nicht Alles, ſondern er mußte während der Mahlzeit auch ſeine Frau herein kommen laſſen, und dieſe mußte vor dem Herrn ſingen, ſchreien, lachen und tanzen. Machte ſie nur eine böſe Miene dazu, ſo mußte ſie zur Strafe der Gemahlin des Herrn ein Kopftuch bringen, und ihr Mann durch ein Geſchenk von Zwiebeln und Oel büßen. Im Jahre 1595 befreiten ſich die Einwohner von Uregnay von dieſer ſeltſamen Obliegenheit, indem ſie dem

Herrn von Dargnieulles jährlich zwanzig Franken zu zahlen verſprachen.

Chapelain.

Ein literariſcher Ruf iſt auch in unſern Tagen ein ſehr zweideutiges Ding. Gönner, gute Freunde, Amt und Vermögen, die feilen Poſaunen der gelehrten Zeitungen und die Querpfeifen der Flugblätter begründen ihn nur gar zu oft. Der Schreier, der Abſprecher, der kecke Tonangeber, mit Einem Wort, der Schlegel oder Merkel, wiſſen ihn zu erringen, wie ein Rabe das Goldſtück. Sie werden gelobt, damit ſie wieder loben oder wenigſtens ſchweigen ſollen, weil doch nun einmal ihr Geſchrei das ſchwache Publikum oft bethört. Freilich währt das nur kurze Zeit, ſie brauchen nicht einmal zu ſterben, um ihre Kränze verwelken zu ſehen. Schlegel's Athenäum iſt längſt vergeſſen, gleich wie Merkel's Briefe an ein Frauenzimmer.

Chapelain liefert eines der auffallendſten Beiſpiele, wie man mit magern Verdienſten zu einem großen literariſchen Rufe gelangen kann. Durch eine Ode an den Kardinal Richelieu legte er den Grund dazu. Allerdings erregte dieſe Ode Hoffnungen, ſelbſt Boileau meinte, ſie wäre nicht ſchlecht, und das wollte ſchon viel ſagen in Boileau's Munde. Von dieſem Augenblicke an war der eitle Richelieu ganz für Chapelain gewonnen, auf deſſen Vorſchlag er den dichteriſchen Kreaturen, die an ſeinen Theaterſtücken

arbeiten mußten, die drei Einheiten vorschrieb. Es wurde gleichsam ein dramatischer Senat errichtet, dessen Präsident Chapelain mit einem Gehalt von tausend Thalern war. Doch muß man ihm nachrühmen, daß er durch diese Wohlthaten sich nicht ganz zum feilen Schmeichler des Kardinals herabwürdigen ließ, sondern den Muth behielt, ihm bisweilen harte Wahrheiten zu sagen. Das geschah unter andern bei Gelegenheit der großen Pastorale, zu der Richelieu selbst an fünfhundert Verse geliefert hatte. Sie sollte gedruckt werden, allein Chapelain geißelte die Handschrift so scharf, daß der Kardinal, anfangs gekränkt, sie doch endlich unterdrückte.

Hätte doch Chapelain für sein eigenes Gedicht: la Pucelle, sich einer ähnlichen scharfen Kritik zu erfreuen gehabt! — Nie wurde ein Werk so pomphaft angekündigt. Man nannte es ein Meisterwerk, welches alle epischen Gedichte, Homer und Virgil nicht ausgenommen, weit hinter sich lassen würde. Der Herzog von Longueville gab ihm eine Pension von hundert Thalern, noch ehe es vollendet war, und verdoppelte diese Summe, als es wirklich erschien. Es bestand aus vierundzwanzig Gesängen, wovon aber nie mehr als zwölf im Druck erschienen sind. Auch auf diese zwölf mußte man sehr lange warten, welches einem Spaßvogel Gelegenheit gab zu sagen: die pucelle sei eine fille entretenue des Herzogs Longueville. Indessen war des Dichters Ruf so groß, daß Richelieu, wenn er einem Werke Beifall verschaffen wollte, ihn bat, seinen Namen dazu herzuleihen, wogegen er ihm seinen Beutel zu leihen

verſprach. Die Herzogin von Longueville war vielleicht die einzige Perſon, die, ſchon vor dem Druck der Pucelle, keinen Geſchmack daran fand. Chapelain hatte ſie bei dem Prinzen von Condé vorgeleſen, man fragte um ihre Meinung, und ſie antwortete: »es iſt ſehr ſchön, aber auch ſehr langweilig.«

Indeſſen war der bloße Ruf des Gedichts ſchon ſo feſt begründet, daß auch der Druck desſelben ihn nicht gleich vernichten konnte. Die Lobſprüche hallten noch immerfort, keine Stimme wagte ſich dagegen zu erheben. Es ging ihm wie in unſern Tagen der froſtigen Eugenia von Göthe. In anderthalb Jahren wurde es ſechsmal aufgelegt; verdienſtvolle Männer, wie Saroſin, Menage, Maynard, überſetzten und rühmten es.

Endlich fingen doch mehrere mißbilligende Stimmen nach und nach an laut zu werden, unter allen die furchtbarſte, die von Boileau, deſſen Geringſchätzung für Chapelain gleichſam in der Familie erblich war. Boileau's Bruder, Puimorin, tadelte einſt ſogar die Pucelle in Gegenwart des Verfaſſers. »Sie können davon nicht urtheilen,« ſagte dieſer heftig, »Sie verſtehen ja nicht einmal zu leſen.«

»Ach Gott!« antwortete Puimorin, »leider verſtehe ich es nur gar zu gut, ſeitdem Sie drucken laſſen.«

Die geiſtreichſten Höflinge verſammelten ſich nun, nebſt Boileau, Racine, Lafontaine, Chapelle u. ſ. w. bei einem berühmten Speiſewirth in einem gemietheten Zimmer, wo

ein Exemplar der Pucelle stets auf dem Tische lag, und wenn einer der Gäste einen Fehler gegen die Sprache beging oder etwas Albernes sagte, so mußte er eine gewisse Anzahl Verse aus der Pucelle lesen, bisweilen wohl zwanzig, wenn er sich sehr vergangen hatte; aber das Verbrechen mußte ungeheuer sein, wenn eine ganze Seite ihm auferlegt wurde. Und das war dasselbe Buch, welches ganz Paris mit Entzücken verschlungen hatte! Der Plan allein hatte seinem Verfasser fünf Jahre Zeit gekostet; doch würde die Ausführung hart, trocken und langweilig geblieben sein, wenn er auch zehnmal fünf Jahre darauf verwandt hätte.

Ein beißendes Wort gegen die Weiber hat ihn fast berühmter gemacht, als seine Pucelle. »Die geistreichste Frau,« pflegte er zu sagen, „ist doch nur halb vernünftig.“

Er liebte die Ruhe; darum weigerte er sich, mit der Gesandtschaft des Grafen von Noailles nach Rom zu gehen, und mochte auch nicht einmal Lehrer des Dauphin werden. Man machte ihn zum Staatsrath, ohne daß er darum gebeten hatte. Einen noch auffallendern Beweis der Achtung, in welcher er stand, empfing er bei Gelegenheit der Verhaftung des Herzogs von Longueville. Damals verbannte man zu gleicher Zeit alle diejenigen aus Paris, die zu des Herzogs Umgebungen gehörten. Auch Chapelain rechnete sich dazu und fragte deshalb bei dem Kardinal Mazarin an, ob er die Hauptstadt verlassen solle? Der Kardinal antwortete in einem sehr verbindlichen Briefe, daß nicht

allein die gegebenen Befehle ihn nicht berührten, sondern daß auch die Königin ihm ausdrücklich befehle, sich nicht aus ihrer Residenz zu entfernen.

Man hat ihm Geiz vorgeworfen, allein mit Unrecht. Auch erkannte er gern fremdes Verdienst, und munterte es auf, wo er konnte. Als der junge Racine seine erste Ode an die Nymphe der Seine gedichtet hatte, prophezeite Chapelain sogleich, welche Früchte dieses keimende Genie einst tragen werde, verschaffte ihm durch Colbert im Namen des Königs ein Geschenk von hundert Louisd'ors, und bald darauf eine Pension von sechshundert Livres. (Wenn folglich Racine sich auch unter den witzigen Spaßvögeln befunden hat, die bei dem Speisewirth zusammen kamen, so war er ein Undankbarer, zumal wenn es wahr ist, daß er auch Verfasser einer Satyre war, betitelt: Chapelain decoëffé.)

Als der ruhmsüchtige Ludwig XIV. Gnadenbezeugungen an alle berühmten Schriftsteller in und außer Frankreich vertheilen wollte, widerfuhr Chapelain durch Colbert die Ehre, daß er die Liste derselben verfertigen mußte. Von sechzig, die er nannte, waren fünfundvierzig Franzosen, unter den letztern auch seine Feinde, Boileau und Racine. Dieser Zug seines Charakters macht viele schlechte Verse wieder gut.

Glänzendes Muſter von Schmeichelei.

(Bruchſtücke einer Rede, die der Abbé de Choiſy vor mehr als hundert Jahren zum Lobe des Königs in der Akademie gehalten.)

Meine Herren! — Ein König, der Größte der Könige, erklärte ſich für Ihren Beſchützer, wodurch Sie ſelbſt die Unſterblichkeit erlangen, die Sie andern zu geben wiſſen. Zwiſchen ihm und Ihnen wird ein Austauſch von Ruhm Statt finden. Dieſer Fürſt, ſo nothwendig ſeinem Volke, welches er bereits zu dem furchtbarſten in der Welt gemacht hat, und es nun auch zu dem glücklichſten machen wird; ſo nothwendig ſeinen Alliirten, welchen er ſeinen mächtigen Schutz verleiht; ſo nothwendig ſelbſt ſeinen Feinden, die er wider ihren Willen glücklich zu ſein zwingt, indem er ſie nöthigt, Frieden zu halten; dieſer Fürſt, der, nach dem Beiſpiele Gottes, deſſen lebendiges Bild er iſt, nur ſeiner ſelbſt zu bedürfen ſcheint, hat dennoch geglaubt, um ſeines Ruhmes willen, Ihrer zu bedürfen. — — Er iſt gleich groß im Frieden, wie im Kriege. Doch was iſt die Tapferkeit des größten Helden gegen die Frömmigkeit des wahren Chriſten! Dieſer chriſtliche Held hat kühn jene furchtbare Ketzerpartei angegriffen, vor der die Könige, ſeine Vorfahren, gezittert hatten; in weniger als einem Jahre hat er vollendet, was jene während zweier Jahrhunderte nicht anzufangen wagten, und das hölliſche Ungeheuer in den letzten Zügen (es iſt nämlich von der reformirten Religion die Rede) ſtürzt auf ewig zurück in den Abgrund, aus welchem die Bosheit

heit der Neuerer und die verdorbenen Sitten unserer Voreltern es hervorgerufen hatten. — (Also die Akademie billigte laut die Dragonaden Ludwig des XIV., das heißt seine abscheulichste Handlung; sie billigte sie nicht nur, sie pries sie laut!) Glückliches Frankreich! fährt der Herr Abbé fort, du wirst nicht mehr sehen, wie deine Kinder dein Eingeweide zerreißen; nur Eine Religion wird künftig sie beseelen, und Ludwig dem Großen, Gott selbst, verdanken wir diese Wohlthat! Gott hat ihn uns erhalten (Ludwig war damals krank gewesen), ihn den heißen Bitten von ganz Europa wieder geschenkt; denn, meine Herren, nicht die Franzosen allein beten für eine so kostbare Gesundheit, und wenn auch einige Fürsten, eifersüchtig auf den Ruhm des Königs, eitle Verbindungen gegen ihn machten, so sandten doch selbst ihre Unterthanen, gleich den Völkern von ganz Europa, Wünsche für ihn zum Himmel, wohl wissend, daß in seiner Person allein die öffentliche Ruhe ihren Sitz habe u. s. w.

Der Direktor der Akademie, Bergeret, antwortete dem Herrn Abbé unter andern: Sie werden immer mehr fühlen, wie schwer es ist, würdig von einem Fürsten zu sprechen, dessen Leben eine Kette von Wunderwerken ist. Die Dichter beklagen sich, daß sie keine Ausdrücke finden, die stark genug sind, um seine wundervollen Thaten zu besingen, und die Geschichtschreiber beklagen sich, daß sie keine Ausdrücke finden, die einfach genug sind, um zu verhindern, daß so viele Wunder der Nachwelt keine Erdichtungen scheinen. Welche

Kunst, welche Anstrengung, welche Gewandtheit ist nicht erforderlich, um seinen Großthaten Wahrscheinlichkeit zu verleihen!

Ich spreche nicht von dieser erstaunenswürdigen Tapferkeit, welche gleichsam im Lauf die stärksten Städte der Welt erobert hat, und vor der die zahlreichsten Heere stets geflohen sind aus Furcht zu fechten; von dem Frieden will ich sprechen, der ein Mirakel der Weisheit Ludwig's des Großen ist, ein Mirakel, welches die Politik nicht begreifen kann. Er allein konnte diesen Frieden Europa schenken, er allein kann ihn auch erhalten.

Welche Thaten, welcher Scharfsinn, welche Vorsicht, um so viele freie Staaten, deren Interesse einander zuwider ist, in die Grenzen zu verweisen, die er ihnen vorgeschrieben! Man muß zugleich auf das, was nicht mehr ist, auf das, was noch nicht ist, wie auf das, was ist, sehen; man muß ein Genie von außerordentlicher Kraft und Ausdehnung besitzen, das kein Geschäft belastet, kein Gegenstand täuscht, keine Schwierigkeit aufhält, kurz, ein Genie, wie das Ludwig des Großen selbst, welches in allen Theilen des Staats verbreitet ist, ohne darin eingeschlossen zu sein, welches außer demselben wie im Innern mit unbegreiflicher Kraft wirkt — bis an die äußersten Ende des Erdbodens, wohin seine Macht und Frömmigkeit heilige Missionen schickt — bis an fremde Höfe, wo seine Minister nichts weiter zu thun haben, als zu lesen und verständlich zu machen, was seine Weisheit diktirt hat — bis auf die Grenzen des Reichs, die er so befestigt, daß alle unsere Feinde ver-

Männer behagen, haben wir tägliche Beyspiele. Das Publicum findet die meisten derselben langweilig, schleppend, matt, so wie die feineren Lustspiele der Franzosen, und die unseres verdienstvollen Jüngers. Man will Burlesque, starke Kost, Raketenfeuer; im Trauerspiele Tyrannen, ritterliche Katzbalgerey, im Schauspiele überspannte unnatürliche Situationen, im Lustspiel Zweydeutigkeiten und niedrige Scherze. Selbst feinere Plaisanterien werden zum Ekel. Ich weiß eine Zeit, wo in Wien alle feineren Stücke unserer dramatischen Dichter goutirten; sie ist vorüber diese Zeit, wir sind wieder viele Jahre zurück. Die Ursache dieses Rückganges ist dem Beobachter einleuchtend.

Die Gründung des wahren Geschmacks halte ich jetzt für ganz unmöglich; *) denn ich kenne das hiesige Publicum sehr genau, und hatte die Gelegenheit, es durch mehrere Jahre zu studiren. Es ist zu bedauern, daß dieses Publicum unsere Dichter, Schauspieler und Romanenschreiber, vorzüglich letztere durch schaale Ritterromane, Geistermärchen und empfindsame Pinseleyen ganz verdorben haben. Nur nach und nach könnte allenfalls eine Reformation in dem herrschenden Geschmack vorgenommen werden; aber hoc opus, hic labor est. Vor allem müßten die seelenlosen Ballete, die noch seelenloseren Opern der Italiäner aufhören, und die

*) Demohngeachtet bleibt es doch immer verdienstlich, wenigstens einen Versuch zu wagen, und wenn Männer, wie der Verfasser dieses Aufsatzes gewiß Einer ist, die Hand dazu bieten wollen; so möchte es doch auch so unmöglich nicht seyn.

zweifeln — bis in die Häfen, wo er die bewunderungswürdigen Schiffe bauen läßt, die den Ruhm der Franzosen durch die ganze Welt tragen — bis in die Land- und See-Kadettenkorps, wo Geist und Muth gebildet werden — mit einem Worte, überall hin! Die Garnisonen stets unterhalten, die Magazine stets voll, die Arsenale stets wohl versehen, die Truppen stets in Athem, oder prächtige Werke zu schaffen beschäftigt, die eine Frucht des Friedens sind. So kann dieser große Fürst — indem er von allen Seiten zugleich wirkt, und beständig Dinge thut, die seinen Feinden Schrecken, seinen Unterthanen Liebe, der ganzen Welt Bewunderung einflößen — so kann er, trotz Haß, Eifersucht und Mißtrauen, den Frieden erhalten, weil jeder Staat wohl einsieht, wie gefährlich es wäre, ihn zu brechen.

Einige Reichsfürsten schienen einen solchen Gedanken zu hegen, und fingen an, neue Bündnisse zu machen — (des Ligues, sagt Bergeret; es gab damals noch kein anderes Wort dafür) — aber der König, stets gerecht und weise, ließ dem Kaiser sagen, daß, wenn er binnen zwei Monaten sich nicht genügend erkläre, der König die erforderlichen Maßregeln ergreifen werde. Zu gleicher Zeit flogen seine Truppen an die deutschen Grenzen, und der Kaiser gab alle erwünschten Zusicherungen.

Von einer andern Seite hatte Spanien unsern Handel belästigt. Alsobald sandte der König eine Flotte vor Cadix, die ganz Indien hätte erobern können. Sogleich versprach

Spanien Abhilfe der Beschwerden, und der genügsame König schien noch größer in seiner Mäßigung als in seiner Macht; denn wahrlich! nichts auf der Welt ist so bewunderungswürdig, als ein Fürst, der Alles kann, was er will, aber nur das Gerechte will. Doch das ist der natürliche Charakter Ludwig des Großen, das ist der Grund seiner Heldenseele, wo alle Tugenden rein, aufrichtig, gründlich und wahrhaft, eine Vereinigung bilden, die ihn nicht allein zum größten aller Könige, sondern auch zum vollkommensten aller Menschen macht. — (Man muß gestehen, daß es kaum möglich ist, die Schmeichelei noch weiter zu treiben. O ihr Gelehrten! ist es denn ein Wunder, wenn so manche Fürsten euch verachten?)

Rennefort's Geschichte von Ostindien.

Sie ist freilich sehr alt, denn sie erschien im Jahre 1688, aber sie enthält manches Interessante. Die Niederlassungen der Holländer in Indien hatten Bewunderung und Neid erweckt. Colbert wollte sie nachahmen. Es wurde eine Kompagnie errichtet, deren Fond in nicht weniger als fünfzehn Millionen bestand. Man hielt für nöthig, vor allen Dingen erfahrene Männer an die Höfe von Persien und Indien zu senden, um deren Gunst zu gewinnen. Die Herren de Lalain und Le Gour, nebst einigen Kaufleuten, wurden abgefertigt, zankten sich aber untereinander vom Tage ihrer Abreise an bis zum Tage ihrer Zurückkunft (wie schon im

Tavenier zu lesen), weshalb diese Sendung einen sehr üblen Erfolg hatte.

Indessen gingen doch 1665 die ersten vier Schiffe von Brest ab, mit ihnen Rennefort. Beim grünen Vorgebirge fuhren mehrere Schaluppen an's Land, wo die Neger sie am Ufer erwarteten und in ein nahes Dorf zu ihrem Fürsten führten, dessen Thron ein hölzernes Bänkchen war. Ein schöner, ansehnlicher Mann mit einer stolzen Miene, doch fast nackend. Seine Reichsbeamten umgaben ihn auf ihren Hacken sitzend. Nur sein geheimer Rath, mit Namen Johann Amsterdam, ein Greis von achtundneunzig Jahren, stützte sein Haupt auf die Knie des Fürsten. Der alte Mann stattete nachher einen Gegenbesuch auf den französischen Schiffen ab, nahm etwas viel Branntwein zu sich und ertrank auf der Rückfahrt nebst zwölf Franzosen. Unter diesen auch einer Namens Planson, der es verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden. Er konnte, als ein trefflicher Schwimmer, sich leicht retten, sah aber seinen Freund in Gefahr, schwamm ihm nach, kämpfte lange mit den Wellen um die Beute, verlor endlich die Kräfte, und ging mit seinem Freunde unter.

Der Tod des alten Geheimenraths erregte große Trauer am Lande. Es wurde ein prächtiges Leichenbegängniß gefeiert und dabei ein Stier geopfert. Der Opferprieſter ließ sich nachher mit einem französischen Missionair in ein Religionsgespräch ein, und schien von der Echtheit seines Glaubens nicht minder überzeugt, als der Christ von der des seinigen; denn er zog plötzlich ein anderthalb Fuß lan-

ges Messer aus dem Gürtel, setzte es gegen seine Brust, und ersuchte den Missionär, aus allen Kräften zuzustoßen. Als dieser sich weigerte, schlug er selbst mit der Faust mehrere Male auf das Messer, ohne daß es eindrang. Es wird behauptet, er habe sich zuvor mit einem gewissen Kraute gerieben, welches unverwundbar mache. Schade, daß dieses schöne Kräutlein nicht in Europa wächst! viele Thränen weniger würden fließen. Nach einem kurzen Aufenthalt segelten die Schiffe weiter, passirten die Linie, und auf der Höhe des Vorgebirgs der guten Hoffnung wurden vier Büchsen aufgemacht, welche mit dem Befehl ihnen waren überliefert worden, sie nicht früher, als auf dieser Höhe, zu eröffnen. Sie enthielten Patente für die neuen Gouvernementsräthe des französischen Indiens. Ein Herr de Beausse war zum Präsidenten und Rennefort zum Sekretär ernannt.

Es ist traurig, daß bei neuen Niederlassungen die Glieder und Regierer derselben fast nie mit Menschenkenntniß gewählt werden. Man glaubt es sei genug, wenn man Männer von Verdiensten wähle; ob sie aber auch verträglich, gesellig, rechtlich sind? ob sie Gemeingeist genug besitzen, um ihr eigenes winziges Interesse dem Wohl des Ganzen aufzuopfern? darnach fragt Niemand, obschon das Wohl und Weh der ganzen Kolonie mehr daran hängt, als an Verdiensten anderer Art. Die vier Büchsen wurden für die Reisenden wahre Pandorenbüchsen; Hader und Zwietracht herrschten seit ihrer Eröffnung.

Man landete auf der Insel Madagaskar, deren Beschreibung den größten Theil des Werkes einnimmt. Der

Verfaſſer macht ein Paradies daraus. Wein und Getreide gebe es zwar da nicht, obſchon ſie gut gedeihen würden, hingegen Pfeffer, Muskatnüſſe, Gewürznelken, Gummi aller Art, Spezereien, Indigo, Zucker, Tabak, Edelſteine, Silber, Gold, Ambra bis achtzehn Unzen ſchwer, und alle Bedürfniſſe des Lebens. Seide und Baumwolle in ſolchem Ueberfluß, daß ſie am Gehen hindern. (!) (Die Baumwolle mag paſſiren, aber auch die Seide?) Die Luft ſei ſo rein, daß man Greiſe von einhundertundzwanzig Jahren antreffe, das Waſſer beſſer als in Frankreich; Städte, Dörfer, Burgen von Fürſten, Edelleuten und Sklaven bewohnt; die Städte wenigſtens von tauſend Häuſern oder Hütten, ſo niedrig, daß man nicht aufrecht darin ſtehen kann, und ſo leicht, daß vier Neger ſie bequem wegtragen können. Bei Schmauſereien ſoll es herrlich zugehen und der Wirth ſogar dem Gaſte ſeine Frau leihen.

Die Einwohner ſind alle ſchwarz, ausgenommen die einer einzigen Provinz und einige Vornehme, die von den Arabern abſtammen, und deshalb Weiße genannt werden, ob ſie gleich nicht halb ſo weiß ſind als unſere ſchwärzeſten Zigeunerinnen. Rennefort fand die Weiber, trotz ihrer Schwärze, ſehr hübſch, und meint überhaupt (mit Recht), es ſei nur ein Vorurtheil, die Schönheit in der weißen Farbe zu ſuchen; die ſchwarze ſei unvergänglicher und nicht dem widerlichen Bleichwerden unterworfen.

Der Aberglaube der Einwohner iſt der Bevölkerung ſehr hinderlich, denn ſie haben eine Menge ſogenannte unglückliche Tage, und alle Kinder, die an ſolchen Tagen geboren

werden, setzt man ohne Barmherzigkeit auf die Straße. — Man sieht Mütter von zehn Jahren, welche ihre Kinder stillen. Natürlich werden sie auch schnell alt.

Auf Madagaskar würde das Büchlein, die Grille genannt, schon um seines Titels willen in hohen Ehren gehalten werden, denn die Einwohner beten eine gewisse Gattung von Grillen an, die sie in einem schönen Korbe bei ihren Kostbarkeiten verwahren. Ein Franzose fragte Einen ihrer Gelehrten, wie sie doch ein so elendes Thierlein anbeten könnten? Er antwortete sehr ernst: »Wir verehren in dem Gegenstande das Grundwesen aller Dinge, und es muß irgend etwas vorhanden sein, um den Geist fest zu halten.«

Die Portugiesen entdeckten Madagaskar 1492 und nannten sie St. Lorenzinsel; die Franzosen gaben ihr jetzt den Namen Isle Dauphine; beide sind vergessen. Schon 1642 bildete sich zu Paris eine Madagaskar-Kompagnie, die aber mit dem Tode ihres Protektors, des Kardinal Richelieu, unterging. Mehrere vornehme Herren suchten in der Folge aus Gewinnsucht sie wieder zu erwecken, veranstalteten verschiedene Sendungen, ernannten einen Gouverneur, bauten ein Fort, und, obgleich die Besatzung nur aus siebenzig Franzosen bestand, so behauptete sie sich dennoch gegen die Einwohner. Im Jahre 1663 wurde sie durch achtzig Mann vermehrt, und nun dachte der Herr Gouverneur sogleich auf Eroberungen, denn er hegte den beliebten Grundsatz: was ich kann, das darf ich auch. Alles ging vortrefflich. Schon waren zweimalhunderttausend feige Men-

schen gezwungen worden, Tribut zu bezahlen, als der unbesonnene Eifer eines Missionärs Alles wieder verdarb. Er wollte durchaus einen vornehmen Insulaner taufen, der keine Lust dazu hatte, und den Prediger mit Knütteln todt schlug. Der Gouverneur, nach Rache dürstend, zog aus an der Spitze seiner Truppen. Der vornehme Insulaner, der sehr drollig im Ornat des erschlagenen Missionärs erschien, bekämpfte ihn mit weit überlegener Mannschaft, zwang ihn, sich in das Fort zurück zu ziehen, und wollte ihn da aushungern.

So standen die Sachen, als die königlichen Schiffe ankamen und Frieden stifteten.

Besser wäre es gewesen, die neuen Beamten hätten erst unter sich selbst Friede gestiftet, denn ihr fortwährender Hader wurde der Kolonie weit verderblicher, als die Widersetzlichkeit der Einwohner. Der Gouverneur starb bald. Rennefort ging nach Frankreich zurück, wurde aber unterwegs von den Engländern, die eben mit Frankreich im Kriege begriffen waren, zum Gefangenen gemacht, bei welcher Gelegenheit man ihm alle seine schönen Edelsteine raubte.

In London begegnete er einst in St. James-Park einem Franzosen, der die wunderbarsten Abenteuer erlebt hatte oder erlebt haben wollte. Er war Page der Königin Marie von Medicis gewesen, und ihr in die Niederlande gefolgt. Von da hatte sie ihn an den Großherzog von Florenz geschickt. Die Tartane, auf welcher er die Reise machte, wurde von

einem algierischen Seeräuber gekapert, und er dem Großvezier Achmet gesandt, nach dessen Tode er in die Dienste des neuen Großvezirs Cuperli kam. Dieser war ein Liebhaber von Naturgeheimnissen und unterhielt deshalb einen Araber, der für einen großen Philosophen und Goldmacher galt. Der Araber gewann den Franzosen lieb, und auf seine Empfehlung kaufte ihn der Bassa von Cairo nach Cuperli's Tode. Dieser Bassa mochte nicht so leichtgläubig sein, als der Großvezier gewesen war, darum gefiel es dem Philosophen nicht bei ihm, und er entwich in seine Vaterstadt Zibit (wo liegt die?). Ohne Bedenken hatte er auch den Franzosen entführt, dem er nun seine Schwester zur Frau gab, und ihm alle seine Geheimnisse anvertraute. Eines Tages hatten sie lustwandelnd sich etwas weit von der Stadt entfernt, wurden von Räubern überfallen und fortgeschleppt, stießen aber zum Glück auf eine Karavane von Kaufleuten, durch die sie wieder befreit wurden. Jetzt ließ der Franzose seine Frau und seinen Schwager im Stiche und eilte nach London, wo er einen Narren zu finden hoffte, der ihm seine Geheimnisse abkaufte. Seinem Landsmann Rennefort gab er sie umsonst. Sie standen auf einem Zettel, den dieser der Länge nach abdrucken lassen. Es ist natürlich lauter verworrenes Zeug, worüber sich die Goldmacher nach Belieben die Köpfe zerbrechen mögen.

Als bald darauf Rennefort nach Paris zurückkam, hatte er den Verdruß, seine Dienste schlecht belohnt und seine Rathschläge unbeachtet zu sehen. Eine zweite Expedition

wurde nach Madagaskar gesandt, die eben so unglücklich ablief als die erste, und zwar aus denselben Gründen.

Ein Mittel gegen blinde Verehrung der Aerzte.

Es ist ganz einfach und besteht blos im Lesen der Geschichte der Arzneikunst, wozu ich unter andern den alten Hermann Conring empfehlen darf. So wie die Aerzte heutzutage einen gräßlichen Unfug mit der Naturphilosophie treiben, so haben sie auch schon vor Alters, zum Unheil der armen Kranken, auf allerlei Weise spekulativen Unfug getrieben. Drei- bis vierhundert Jahre lang waren die Araber ihre Helden; dann kamen die Griechen in die Mode. Anfangs entstand ein gewaltiger Krieg darüber. Die alten Aerzte hielten es noch mit den Arabern, die jungen verspotteten sie und wollten nur von Griechen hören. Einem Kranken, der arabisch kurirt wurde, bewies man, daß er eigentlich hätte sterben sollen, und umgekehrt. Es erschienen unzählige Kommentare über Hippokrates und Galen. Die Ehrfurcht vor dem letzteren stieg bis zur Abgötterei. Ein Professor in Padua, Alexander Messaria, erklärte ohne Umstände, »daß er lieber mit Galen irren, als mit einem andern die Wahrheit finden wolle,« wenn auch alle seine Patienten darüber sterben müßten.

Dann kam ein van Helmont in den Niederlanden, der sich philosophus per ignem, den Feuer-Philosophen nannte und gleich dem Paracelsus, das ganze Alterthum

verhöhnte. Er schwatzte von Samen-Ideen, von einem Acheus Faber, der in allen Körpern lebe und webe, und fand, fast wie Thales, den Grund aller Wesen im Wasser, in dem seine Samen-Ideen herum schwammen. Alle seine Heilmittel sollten untrüglich sein, und seine Patienten hatten sehr Unrecht, doch zu sterben.

Später wurde die kartesianische Philosophie — so wie jetzt die Naturphilosophie — in die Arzeneikunst gemischt. Die Klügsten hielten sich doch immer an keine Sekte, sondern an die Erfahrung, als die einzige Quelle ihrer Kunst. Man kann nicht oft genug jeden Kranken vor Aerzten warnen, welche irgend einer Sekte anhängen, denn die sind und bleiben sicher schlechte Praktiker. Ja wenn man aus den Sterbelisten jemals erweisen könnte, daß da, wo eine neue medizinische Sekte herrscht, weniger Menschen gestorben wären! — Aber im Ganzen werden die Aerzte nie die Sterblichkeit vermindern, denn wenn sie gleich Manchem das Leben retten, so liefern sie dagegen auch Manchen auf die Bahre, der, ohne sie, erhalten worden wäre. Wenn ein Ort auf der Welt existirte, den nie ein Arzt betreten dürfte, so würde ganz sicher die Sterblichkeit dort nicht größer sein, als sonst irgendwo.

Aus Conring lernt man auch, daß der erste botanische Garten zu Padua im Jahre 1540 auf Kosten der Republik Venedig eröffnet wurde. Dann folgten Pisa, Rom, Bologna und bald auch die benachbarten Reiche; in Frankreich zuerst Montpellier und lange nachher Paris; in England Oxford, in Schottland Edimburg; in Deutschland

Bühnen der Vorstädte aufgehoben werden. Der Fürst und die Regierung müßten durch geschmackvolle Schauspiele nach und nach das Publicum zur Empfänglichkeit des bessern Geschmacks gewöhnen. Dazu ist jetzt nicht die Zeit,*) und unser bester Monarch kann nicht mehr für die Kunst aufopfern, als er wirklich schon in dem kritischesten Zeitpunct aufgeopfert hat. Je mehr Störung das Publicum in dem herrschenden und liebgewonnenen Geschmack fände, desto ungeduldiger würde es; desto heftiger würde es diesen Liebling wünschen. All impediments in fancy's course, are motives of more fancy, bemerkt Shakespeare sehr richtig.

Es ist fast keiner unter unsern Zuschauern, der nicht ein competenter Kunstrichter zu seyn glaubte. Was für Urtheile höre ich seit vielen Jahren in den hiesigen Hoftheatern! Jeder urtheilt anders, jeder nach seinem Geschmack, jeder betrachtet das Schauspiel, was er sieht, nach einem andern Gesichtspuncte. Wie viel Mühe kostet es, solch ein Publicum zu reformiren! Unsere guten Köpfe beschäftigen sich hier zu wenig mit dem Theater**) und unsere Gelehrten vom ersten Range sind meist Philologen, denen keine Zeit übrig bleibt, sich auf das Studium der Dramaturgie zu verlegen. Man wird Ihr Journal lesen, vielleicht auch nur durchblättern und weglegen; man wird manchen schaalen Tadel, manche

---

*) Warum nicht?

**) Vielleicht nur, weil sie keinen Vereinigungspunct hatten. Die Direction schmeichelt sich, durch das Wiener Theater-Journal diesen Anstoß aus dem Wege geräumt zu haben.

war zu Altorff der erste botanische Garten, der hernach in Jena, Leipzig u. s. w. nachgeahmt wurde. In Holland war der zu Leiden berühmt.

Die Kunst einen Prinzen zu erziehen.

Ein sehr gut gemeintes Büchlein, welches gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts erschien und dem Duc de Bourgogne gewidmet ist. Der Verfasser will, daß die Prinzen alles lernen sollen, wäre es auch nur zu ihrem Vergnügen. Der beste Gedanke in dem ganzen Büchlein scheint mir der, daß man beim Unterricht in der Geschichte — der eigentlich fürstlichen Wissenschaft — große moralische und politische Maximen festsetzen und auf diese alle historischen Thatsachen beziehen soll. — In der Philosophie verwirft er mit Recht alles, was nach irgend einer Schule riecht. — Die Bildung des Herzens ist ihm eben so wichtig als die des Geistes. Ein Fürstenherz soll groß und Ruhm liebend, aber auch menschlich und vor allen Dingen gerecht sein; denn Gerechtigkeit ist wahrlich der Fürsten Schmuck und Ehrenkleid.

In unsern Tagen würde man, noch weit besser als aus diesem Büchlein, die Prinzenerziehung von dem ehrwürdigen Herzog von Oldenburg lernen.

Anekdoten und Kleinigkeiten.

Ein reicher Filz wollte doch nicht für geizig gehalten werden. Alle seine Bedienten hatte er abgeschafft, um deren Lohn und Kost zu ersparen; alle ihre Livreen hatte er verkauft; nur einen einzigen Livree-Ermel behielt er zurück, den zog er jeden Morgen an den rechten Arm, wenn er das Waschwasser zum Fenster hinausgoß, wobei er sich sehr in Acht nahm, mehr als den Arm blicken zu lassen, damit die Vorübergehenden glauben sollten, er habe noch einen Bedienten. — So ungefähr, nur nicht aus Geiz, machen es gewisse Schriftsteller, denen das erste ihrer Werke so ziemlich, von den hundert folgenden aber keines gelang, und die sich darum immer noch als Verfasser des ersten auf den Titelblättern aller folgenden nennen. Sie thun im Grunde nichts weiter, als daß sie, beim Ausgießen ihres Wassers, einen galonirten Ermel anziehen.

* * *

Tillotson, der große englische Kanzelredner, war oft so zerstreut, daß er im Stande war, wenn ihn eine Mücke in die Wade stach, das Bein seines Nachbars zu kratzen. Eines Tages wollte er, mit dreien seiner Freunde, unter welchen ein lebhafter Franzose, Herr de Maiseaur, sich befand, nach Windsor fahren und man hatte einen Wagen dazu gemiethet. Kaum waren alle viere eingestiegen, als sie auch schon anfingen über philosophische Materien zu disputiren und sich dermaßen darin vertieften, daß keiner von

ihnen bemerkte, wie langsam der Kutscher fuhr. Nur der lebhafte Franzose wurde es endlich gewahr und rief mehrere Male hinaus: »Allons done! allons done!" — Der Kutscher, der kein Französisch verstand, sagte ganz gelassen: »if you please Gentlemen, wie es Ihnen beliebt;" denn er hatte verstanden, er sollte nach London fahren. Die vier Freunde waren noch im schönsten Disputiren begriffen, als der Kutscher mit einem Prr! vor demselben Hause hielt, vor dem sie eingestiegen waren.

* * *

»Wenn ich alle Wahrheiten in meiner Hand hielte," pflegte Fontenelle zu sagen, »so würde ich mich wohl hüten, die Hand aufzuthun." — Er hielt also die Wahrheit für schädlich? er dachte vielleicht an Galilei und einige andere Märtirer derselben? — Der menschenfreundliche Mann bedachte aber nicht, daß die Wahrheit nur dem schädlich wird, der sie *sagt*, nicht denen, welche sie *hören*, und daß er also doch von Rechtswegen die Hand aufthun müßte; denn wenn die Besitzer der Wahrheit immer auch *feige* wären, so würde bald die ganze Welt ein Reich der Lüge werden. — Fontenelle hatte noch ein anderes Sprüchlein, das weit mehr für ihn einnimmt. Er war gewohnt, sich alles überflüssige zu versagen, um den Armen wohlzuthun, und wenn man ihn darum lobte, antwortete er weiter nichts, als: *das muß so sein* (cela se doit).

»Als ich einmal in meiner Jugend sehr verliebt war," erzählte er eines Tages, »wurde meine Geliebte mir un-

treu und ergab sich einem Andern. Ich war außer mir und überhäufte sie mit Vorwürfen. „Fontenelle" sagte sie lächelnd und ganz ruhig zu mir, „in Ihrer Liebe suchte ich mein Vergnügen; jetzt finde ich in der Liebe eines Andern mehr Vergnügen, und Sie könnten verlangen, daß ich Sie noch immer vorziehen soll?" — »Sie haben Recht," antwortete Fontenelle, der plötzlich seine Vernunft wieder fand. »Sie haben vollkommen Recht, ich will Ihr Freund bleiben." — Sehr verliebt muß er doch wohl nicht gewesen sein. — De la Motte rühmte sich einst gegen ihn, daß alle Schriftsteller seine Freunde wären. »Wenn Sie nicht irren," antwortete Fontenelle, »so würde das fürwahr kein günstiges Vorurtheil für Sie erwecken; aber Sie erzeigen den Schriftstellern zu viel Ehre und sich selbst zu wenig."

Doch hatte Fontenelle selbst in der That keinen Feind. »Auf welche Art bewirken Sie dies Wunder?" fragte man ihn einst. »Durch zwei kleine Redensarten, die ich immer bereit halte. Sie lauten: Alles ist möglich und die ganze Welt hat Recht." — Den Grundsatz, dem er seine Ruhe verdankte, drückte er bisweilen mit andern Worten folgendergestalt aus: »Die Menschen sind entweder Narren oder Bösewichter. Das habe ich mir frühzeitig eingeprägt, weil ich doch einmal mit ihnen leben muß."

Zwischen der ersten und zweiten Vorstellung von Voltaire's Orest verfloß eine ganze Woche, die der Verfasser dazu anwandte, sehr bedeutende Veränderungen in dem

Stücke zu machen. »Voltaire iſt ein wunderlicher Menſch,« ſagte Fontenelle, »er macht ſeine Stücke, während ſie geſpielt werden.«

Man pflegte vormals in Burgund die Einwohner von Beaune (ich weiß nicht warum) die Eſel von Beaune zu nennen. Piron, der etwas gegen ſie hatte, ging eines Tages in der Gegend ſpaziren, und ſchlug zum Zeitvertreib alle Diſtelköpfe ab. »Was machen Sie da?« fragte man ihn. »Ich bin im Kriege mit den Einwohnern von Beaune,« antwortete er, »und ich ſchneide dem Feinde die Lebensmittel ab.«

* * *

Einſt gerieth Piron in Streit mit einem vornehmen Herrn und wurde heftig. Der vornehme Herr warf ſich in die Bruſt und erinnerte ihn an den gewaltigen Abſtand, den Geburt und Rang zwiſchen ihnen geſchaffen. „Mein Herr,« ſagte Piron, »in dieſem Augenblicke ſtehe ich doch ſehr hoch über Ihnen, denn ich habe Recht und Sie haben Unrecht.«

* * *

Ein gewiſſer Ferri hat ein Buch geſchrieben: Bildniſſe oder Charaktere und Sitten des achtzehnten Jahrhunderts, in dem ſich manche gute Bemerkungen finden. Z. B.: Man muß es mit ſeinen Freunden halten wie mit der Tugend, und Beide nicht ohne Noth auf die Probe ſtellen. — Der Weiſe bedarf wenig, der Thor iſt nie zufrieden, darum ſind die meiſten Menſchen nicht glücklich. — Wohlthaten

sind der einzige Schatz, der durch Theilung sich mehrt. — Liebende verbergen einander ihre Fehler und betrügen sich; Freunde gestehen einander ihre Fehler und verzeihen sie. — Kein Weihrauch benebelt eine Frau so sehr, als der, der nicht für sie brennt. — Manche Weiber gleichen den Räthseln, sie gefallen nicht mehr, wenn man sie errathen hat. — Andere gleichen den schönen Geistern, lieber wollen sie getadelt, als vergessen sein. — Lobsprüche und Wein stärken, aber nur wenn sie nicht berauschen. — Die Großen und die Bäume des Waldes geben wohl Schatten, doch keine Früchte. — Es ist eine thörichte Anmaßung der Großen, daß wir immer, was sie uns schuldig sind, als Gnade von ihnen erbitten sollen. — Die Großen verachten diejenigen, denen ihre Größe imponirt, und lieben doch diejenigen nicht, denen sie nicht imponirt. — Jeder Schriftsteller erträgt leichter ungerechten Tadel als kühles Lob. — Man muß die meisten Vorurtheile wie große Herren betrachten, sie respektiren, aber sich nicht mit ihnen abgeben. — Diejenigen, welche glauben, daß man mit Gelde Alles machen kann, sind sehr geneigt, alles für Geld zu thun. — Cromwell pflegte zu sagen: man steige nie höher, als wenn man nicht wisse, wohin man steige.

* * *

Nachdem der Churfürst von der Pfalz die Philosophie des Descartes gelesen hatte, in welcher Spinoza gerühmt wurde, berief er diesen letzteren nach Heidelberg, um dort die Philosophie zu lehren, doch unter der Bedingung, daß er nicht dogmatisiren solle. Spinoza, ob er gleich in mit-

telmäßigen Umſtänden war, ſchlug, der Bedingung halber, den Ruf aus. Wie ſtolz würde jetzt Heidelberg darauf ſein, wenn es ſich rühmen dürfte: in dieſen Mauern hat Spinoza gelehrt.

* * *

Bei Gelegenheit eines Katalogs verbotener Bücher ſagt Bayle: Es gibt Dinge, die zugleich ſo viel für und wider ſich haben, daß es äußerſt ſchwer iſt, den Mittelweg zu treffen, und in ſolchen Fällen entſcheidet gewöhnlich die Leidenſchaft oder der Eigenſinn. So iſt es auch mit den verdächtigen Büchern. Erlaubt man ſie nicht, ſo ſcheint es, man fürchte des Gegners Gründe; erlaubt man ſie, ſo läuft das Publikum Gefahr, durch allerlei Scheingründe bethört zu werden. Daraus entſtehen heftige Fehden, denn durch Disputiren erbittert man nur ſtatt zu überzeugen, und das Beiſpiel, welches zwei Engländer einſt gaben, iſt äußerſt ſelten. Johann und Wilhelm Reinolds, zwei Brüder, wurden getrennt erzogen, der eine in der katholiſchen, der andere in der proteſtantiſchen Religion. Als ſie erwachſen waren und zuſammen kamen, disputirten ſie ſo heftig, und zugleich ſo gründlich über ihre Glaubensmeinungen, daß Beide ſich bekehrten: der Katholik wurde einer der eifrigſten Presbyterianer, und der Proteſtant ein ſo eifriger Katholik, daß er ſogar ein Buch unter dem Titel: Calvino-Turcismus, ſchrieb, worin er bewies, daß die Reformirten eigentlich Mahomedaner wären. — Als Nero zu Rom die Satyren des Fabricius Vejento verbrennen ließ, wurden

sie mit der größten Begierde aufgesucht und gelesen, besonders so lange Gefahr damit verknüpft war, sagt Tacitus.

Vor alten Zeiten, als man noch lateinisch schrieb, gab ein Deutscher, Namens Gretser, ein Buch heraus: de jure et more prohibendi libros noxios, welches in unsern Tagen wohl eine Uebersetzung verdiente, wenn es anders übersetzt werden darf.

Bayle behauptete: die Katholiken hätten es zu seiner Zeit gerade so gemacht, wie jetzt die herrschende Partei einer andern Art des Glaubens, sie hätten nämlich nie einen Ketzer gelobt, und wenn er auch das Allerlöblichste gethan oder getrieben hätte.

* * *

Schon vor mehr als hundertunddreißig Jahren schrieb ein Herr de la Terrière einen Traktat unter folgendem Titel: »Von der Vortrefflichkeit des Ehestandes, von dessen Nothwendigkeit und den Mitteln, glücklich darin zu leben. Zugleich eine Apologie der Weiber gegen die Verleumdungen der Männer.“ Ein herrliches Buch, wenn es hielte, was der Titel verspricht. Es hat den Damen nie an Vertheidigern gefehlt. Wenn man nur allein die Schriften der Mönche über diesen Gegenstand sammeln wollte, so würde man einen ganzen Buchladen damit anfüllen können. Sogar der große Zauberer Agrippa schrieb de nobilitate et praecellentia foeminei sexus. Freilich haben auch manche gegen das schöne Geschlecht geschrieben, aber bei weitem nicht so viele als für dasselbe.

Der Verfasser, von dem hier die Rede ist, nennt die

Ehe die einzige Pforte zum Paradiese, ohne zu erwähnen, daß der Weg bisweilen durch das Fegefeuer führt. »Ist es möglich,« ruft er aus, „daß man so sehr nach der Ehre geizt, ein schönes Buch geschrieben, ein schönes Bild gemalt zu haben und dergleichen mehr, und doch unempfindlich bleibt für die Ehre, Menschen gemacht zu haben?" (Die Hagestolzen könnten ihm antworten: Bücher und Bilder kosten nichts zu ernähren, Kinder aber sehr viel.) »Wo gab es jemals glücklichere Menschen," fährt er fort, »als Ibsian und Abdan, von welchen in der Schrift geredet wird? Der erste hatte dreißig Söhne, dreißig Töchter, dreißig Schwiegersöhne und dreißig Schwiegertöchter; der andere hatte vierzig Söhne und dreißig Enkel, die er alle zu Pferde sitzen sah. Ist das nicht ehrenvoller als alle Thaten eines Cäsar und Alexander?" Fürwahr, eine Kavallerie-Schwadron von vierzig Söhnen und dreißig Enkeln ist die schönste Ehrengarde von der Welt, nur kann man nicht, wie Cäsar und Alexander, Eroberungen damit machen, und die bringen doch immer die meiste Ehre in der Welt.

Es ist übrigens Schade, daß der Verfasser zu viel beweist, denn alle seine Gründe gelten auch für die Vielweiberei. — Wenn eine Witwe, sagt er, nicht in sechs Monaten sich wieder verheirathet, so begeht sie ein Verbrechen an Gott, der Menschheit, dem Staate, der Kirche und gegen sich selbst. Nach diesen Grundsätzen hätte das Pärchen, von welchem der heilige Hieronymus erzählt, kanonisirt werden sollen, denn der Mann sowohl als die

Frau waren mehr als zwanzigmal Witwer und Witwe gewesen.

Ueber die Kunst, in der Ehe glücklich zu sein, sagt der Verfasser nichts Neues, aber viel Gutgemeintes, und es wäre zu wünschen, daß sein Buch die nämliche Wirkung thäte, welche die Rede des Sokrates bei Xenophon's Gastmahl hervorbrachte: die Gäste wurden so sehr durch das, was er über die Liebe sagte, gerührt, daß die noch Unverheiratheten schwuren, sogleich Frauen zu nehmen, und die Verheiratheten schnell davon liefen, um sich in die Arme ihrer Gattinnen zu werfen.

Es ist sonderbar, daß Herr de la Terrière in seinem ganzen Werke nur zu den Männern spricht. In der Vorrede behauptet er, bei den Mädchen sei keine Ermahnung zum Ehestande vonnöthen, sie sprächen zwar aus Sittsamkeit nicht davon, aber im Grunde hegten alle keinen heißern Wunsch als den, Frauen zu werden.

* * *

Ein gewisser Varisot, der ein gottloses Buch geschrieben hat: der durch die Vernunft enthüllte Glaube, bediente sich, um sein Werk zu vervollkommnen, eines höchst seltsamen Mittels. Er bezahlte nämlich einem Theologen, einem Arzte und einem Chemiker stündlich einen Thaler dafür, daß sie sein Buch ihn vorlesen hörten, und ihre Meinung darüber sagten. Er soll auf diese Art eine große Menge Thaler los geworden sein. Wenn doch die schönen Geister, die bisweilen die Leute mit ihrem Vorlesen peinigen, wenigstens auch am Ende dafür bezahlten! —

wunderliche, auch lächerliche Wünsche, manche ungegründete Klagen und possierliche Vorschläge in Ihren Schoos legen; man wird Ihre Gesinnungen mißdeuten, Sie nicht verstehen, einer Partheylichkeit beschuldigen, und da, wo man keinen Ausweg finden wird, wacker schimpfen; *) vorzüglich, wenn Sie nicht alle Aufsätze, die Ihnen eingeschickt werden, einrücken. Hier erhält sich keine periodische Schrift, am wenigsten eine über das Theater; denn sie findet keine längere Unterstützung. Ich wünschte, daß ich mich für dieß Mahl in meiner Meynung getäuscht hätte; Ihrer Kenntniße wegen wünsche ich es, die in einem kritischen Journal sehr hervorleuchten müssen.

Sie wollen in Ihrem Journal, die auf beyden Hoftheatern aufgeführten Stücke recensiren; das ist ganz gut: wie benehmen Sie sich aber, wenn Sie Ihre eigenen Schauspiele beurtheilen? Sie sollen gegen sich selbst strenge seyn, können Sie das mit Freymüthigkeit, entfernt von aller Selbstliebe thun? Sie werden Fehler rügen müssen, von denen selbst Meisterstücke nicht frey sind. Ein kalter Beobachter und Beurtheiler Ihrer Stücke sollen Sie seyn — werden Sie das auch immer seyn? wird nie Eigenliebe für Sie sprechen? und gesetzt; Sie schonten sich selbst nicht, und geständen frey, wo Ihnen was Menschliches begegnet ist — wird

*) Weh mir! wenn der Geist des Verfassers richtig prophezeiht! Dann bliebe dem Herausgeber freylich nichts anders übrig, als die Feder so bald als möglich wieder nieder zu legen, und die Direction müßte sich mit dem Bewußtseyn ihrer guten Absicht trösten.

Ich gedenke bei dieser Gelegenheit einer vornehmen Dame in W*, die meine Sonnenjungfrau in's Französische übersetzt hatte. Sie lud mich und eine große Gesellschaft ein, unter der sich auch der jetzige Herr Großherzog von Frankfurt befand, die Uebersetzung von ihr vorlesen zu hören. Die Versammlung hörte geduldig zu bis an's Ende, und Mancher mochte wohl herzlich froh sein, als dies Ende erreicht war. Aber wie erstaunten wir Alle, da sie, das Buch weglegend, uns also anredete: »Meine Herren, ich bitte Sie, sich heute über acht Tage wieder bei mir einzufinden, wo ich das Vergnügen haben werde, Ihnen das Stück noch einmal vorzulesen.«

* * *

Balthasar Gracian's *Hofmann* schien der gelehrten Gräfin von Aranda, Donna Luisa de Padilla, so vollkommen, daß sie sich in allem Ernst darüber ärgerte, ihn gedruckt zu sehen, weil dadurch so erhabene Vorschriften in die Hände von Bürgerlichen geriethen und dadurch gemein würden. Es hieß vom Gracian wie vom Tacitus: Er habe nicht mit Tinte, sondern mit dem kostbaren Schweiße seines kräftigen Geistes geschrieben.

* * *

Als man Ludwig XIV. einen Triumphbogen errichten wollte, erhub sich ein gewaltiger Streit zwischen den Gelehrten, über die Frage: Ob die Inschrift französisch oder lateinisch sein solle? — Die Herren von der Akademie meinten alle, es sei ein Schimpf für ihre Muttersprache, wenn man sie bei dieser Gelegenheit ausschlösse. Die La-

teiner hingegen sagten, man müsse eine Sprache nicht verdrängen, in welcher Cäsar und Augustus verewigt worden. Es wurde viel darüber gesprochen, geschrieben und gedruckt. Unter andern schrieb Charpentier ein Buch de l'excellence de la langue française und widerlegte die Gegner Schritt vor Schritt. Wenn, sagte er, das alte Besitzthum der lateinischen Sprache für einen Grund gelten soll, so hätten auch Ludwig XII. und Franz I. sie nicht aus den Gerichtshöfen verbannen dürfen. Ueberdies sei sie schon oft, auch bei öffentlichen Denkmählern, in diesem Besitzthum gestört worden, denn die Bildsäule Ludwig XIII. trüge eine französische Inschrift und für die Heinrich IV. sei gleichfalls eine solche bestimmt gewesen. — Um die Allgemeinheit der französischen Sprache zu beweisen (ein Beweis, der heutzutage überflüssig wäre), führt er an, daß im Norden (man weiß, was die Franzosen darunter verstehen; ihr Norden ist nämlich das Scythien der Griechen), daß im Norden sie überall gelehrt werde und daß St. Didier, in seinem Bericht von dem Nimweger Konferenzen, versichere, die englischen, deutschen, dänischen Gesandten verständen eben so gut französisch als ihre Muttersprache, und faßten sogar ihre Depeschen in derselben ab. Selbst der stolze spanische Gesandte, Marquis von Los Balbases, beantworte die Komplimente französisch, und, die Frau Marquise ausgenommen, sprechen es auch alle übrigen Damen. Der König von Dänemark antwortete im Jahre 1679 den polnischen Abgeordneten französisch; der Marquis von Castel Moncayo, spanischer Gesandter, redete 1680 die General-

ſtaaten franzöſiſch an, und empfing auch die Antwort in derſelben Sprache. Als der Biſchof von Beauvais Geſandter in Polen war, fand er ſeine Sprache ſehr verbreitet. (Alſo damals ſchon wurde die Herrſchaft der Franzoſen über Europa gegründet, denn wo eine Sprache herrſchend wird, da auch bald das Volk, dem die angehört. Wenigſtens ſind den Franzoſen ihre Eroberungen dadurch ſehr erleichtert worden. Ein Volk, das nie unterjocht ſein will, muß durchaus darüber wachen, daß keine fremde Sprache bei ihm eingeführt werde. Deutſchland würde jetzt noch Deutſchland ſein, wenn die franzöſiſche Sprache nicht deutſche Hofſprache geworden wäre.) Charpentier ſagt, die Römer wären eben ſo erpicht auf die griechiſche Sprache geweſen, als wir nachher auf die lateiniſche — die Reden, ſelbſt eines Cicero, wären mit ſo groben Bildern angefüllt, daß man ſich keine Idee von dem ehrwürdigen Senat machen könne, vor dem er ſie gehalten — kurz er reicht ſeiner Mutterſprache die Palme. (Es wird auch in der That eine Zeit kommen, wo ſie die Sprache des ganzen kultivirten Erdbodens ſein wird, denn ſchon werden fremde Sprachen nur neben ihr verſtattet.) — Uebrigens wimmelt das Buch von Dingen, die gar nicht zur Sache gehören; denn bald erzählt der Verfaſſer, daß der gelehrte Hüet jenes berühmte: Gott ſprach, es werde Licht und es ward Licht! gar nicht ſo erhaben gefunden habe als Longin; bald beweiſt er in einem eigenen Kapitel, daß eine zu große Liebe zu den Wiſſenſchaften ein Hinderniß ſei, reich zu werden, und daß die Verſe eines Nero, der Ajax eines Auguſtus wenig Beifall

gefunden, bald schilt er auf die Trauerspieldichter, daß sie die historische Wahrheit verfälschen, bald spricht er von den Plagiaten der Griechen; kurz, Charpentier glich den deutschen Gelehrten, die auch immer der Kitzel sticht, alles anzubringen, was sie gelesen haben.

* * *

Mademoiselle Scudery hat einen Roman geschrieben, in welchem sie Anacreon und Sappho zu Zeitgenossen macht; Schade, daß Beide nicht wirklich zu gleicher Zeit lebten und sich miteinander verheiratheten, so würde es, seit die Welt steht, kein verliebteres Pärchen gegeben haben, obgleich darum nicht das treueste; denn ein Uebersetzer sagt von Anacreon: »Das weibliche Geschlecht, so liebenswürdig es ist, konnte seine Zärtlichkeit nicht erschöpfen," und umgekehrt wird dasselbe von der Sappho behauptet, die übrigens hundert oder hundertzwanzig Jahre früher lebte als Anacreon. Man hat die letztere über diesen skandalösen Punkt zu rechtfertigen gesucht, und wahr mag sein, daß der Neid ihr viel Böses nachgesagt. Aber wahr ist doch auch, daß sie entsetzlich verliebter Natur war. Sie wurde früh Witwe, wollte nicht wieder heirathen, und doch verfolgte sie den Phaon mit ihrer Liebe bis nach Sicilien, wohin er flüchtete, um Ruhe vor ihr zu haben. Aber alle ihre Mühe und alle ihre schönen Elegien waren umsonst, und es blieb ihr nichts anders übrig, als in's Meer zu springen. Ob dieser Kühnheit soll man sie mascula Sappho genannt haben; doch Andere behaupten mit mehr Wahrscheinlichkeit, das mascula habe eine ganz andere Beziehung. Von ihren

herrlichen Gedichten ist uns nichts übrig geblieben, als eine Hymne, eine Ode und einige Fragmente. — Die Leserinnen werden sonder Zweifel neugierig sein zu wissen, ob sie schön war? — Ich vermuthe aus guten Gründen: sie war häßlich; denn erstens würde Phaon der schönen Sappho schwerlich widerstanden haben, wenn sie auch Verse auf ihn gemacht hätte; zweitens sind die Dichterinnen gewöhnlich häßlich. Unter allen, die ich gekannt habe, war nur Amalie von Imhof schön, und Sophie Mereau hübsch zu nennen.

* * *

Ein Prediger zu Genf, Alphonsus Turretinus, hat vor siebzig oder achtzig Jahren Cogitationes und Dissertationes theologicae wie auch Orationes Academicae herausgegeben, welche in der That so vernünftig sind, daß sie eher als alles andere Geschwätz, eine Vereinigung der christlichen Sekten bewirken könnten. Hier sind einige seiner Kernsprüche:

»Die ganze Theologie ist in zwei Büchern enthalten, der Bibel und der Natur. — Wenn man sich stets eben so sehr bemüht hätte, das Dunkle aufzuklären, als man sich bemüht hat, das Klare zu verdunkeln, so würde es besser um die Theologie stehen. — In Allem, was Heil und Seligkeit betrifft, muß Jeder sein eigener Theolog sein. — Da Offenbarung und Vernunft von Einem und demselben Gotte ausgehen, so kann Offenbarung der Vernunft unmöglich widersprechen. — Diejenigen, welche die Vernunft verdammen, müssen ihre Meinung nothwendig auf

vernünftige Gründe stützen, folglich Vernunft üben, indem sie sie verdammen. — Die Bibel ist nicht für Gelehrte, sondern für die Menschen geschrieben, sie darf also nur populär ausgelegt werden. — Wenn verstattet wird, Alles, was die Schrift sagt, zu Allegorien und Prophezeiungen zu stempeln, so gibt es nichts gewisses mehr in der Religion. Je lebhafter die Einbildungskraft ist, je mehr der Mysterien wird sie finden, und Alles beweisen, was ihr beliebt. So, zum Beispiel, gründen auch die Alchymisten ihre Träume auf die Bibel. —

* * *

Der Professor Reimarus in Hamburg hat eine lateinische Biographie des gelehrten Fabricius geliefert, die manches Merkwürdige enthält. Schwerlich ist jemals ein Mann arbeitsamer gewesen. In den ersten zehn Jahren seines Professorats, lehrte er täglich zehn Stunden, im zweiten Decennium bald zehn, bald neun; im dritten sieben und acht, und erst im vierten, als seine Kräfte abnahmen, beschränkte er sich auf vier und fünf. Unbegreiflich, wie er bei alle dem noch eine so ungeheure Menge von Büchern lesen, so viele Werke in allen Theilen der Wissenschaften ausarbeiten, so viele Briefe schreiben, so viele Besuche empfangen konnte; ja er selbst korrigirte die Druckfehler in jeder seiner Schriften und zwar jeden Bogen zweimal; er übernahm sogar diese unangenehme Arbeit oft aus Gefälligkeit für Andere. — Dabei besaß er eine Bescheidenheit, wie sie heutzutage nicht mehr unter den Gelehrten gefunden wird. Baudelot wollte ihn zum Ehrenmitglied der Pariser

Akademie machen, Derham zum Ehrenmitglied der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London; er schlug beides aus. Hingegen kann man heutzutage fast kein gelehrtes Buch aufschlagen, von dem nicht das halbe Titelblatt mit den Mitgliedschaften des Verfassers angefüllt wäre.

* * *

In einer alten Sammlung von Abhandlungen über Gegenstände der Naturgeschichte von Oeslands, wird unter andern von einem alten Vorurtheil gesprochen, welches schon Aristoteles eingesogen hatte: Daß nämlich kein Kranker während der Flut des Meeres stürbe, sondern nur während der Ebbe. In allen Seestädten soll man daran glauben, oder hat man daran geglaubt, und nichts für den Kranken befürchtet, so lange das Meer stieg. Wenn das sich wirklich so verhielte, so würde es beweisen, daß die anziehende Kraft des Mondes sich nicht bis auf die Seelen erstreckt. Wenigstens hätte doch Siegwart während der Flut sterben sollen.

* * *

Ein Sachse, der lange in der Gegend von Nürnberg lebte, galt dort überall für einen Taubstummen, folglich nahm sich Niemand vor ihm in Acht, er hörte Alles, was in Gesellschaften gesprochen wurde und benutzte es zu seinem Vortheile. Wer bestohlen wurde, wandte sich an ihn, er brachte gewöhnlich den Dieb heraus. Besonders war keine Liebesintrigue vor ihm sicher, und er stand in hohem Solde aller eifersüchtigen Liebhaber und Ehemänner. Aber auch die

Damen bedienten sich seiner mit glücklichem Erfolg, und bestahlen ihre Männer, um ihn gut zu bezahlen. Er lachte über sie Alle und empfing von allen Seiten. Als er sich reich genug glaubte, wurde ihm der Zwang beschwerlich, darum traf er Anstalten, Gehör und Sprache auf eine wundervolle Weise wieder zu erlangen.

Zu seinen Künsten gehörte auch das Schatzgraben. In einer Nacht begab er sich mit einem Haufen Bauern an einen von ihm angezeigten Ort, um einen Schatz zu heben. Hier erschien, zum großen Schrecken der Umstehenden, ein Gespenst, welches ihm zurief: Mann Gottes! ich gebe dir Gehör und Sprache wieder! — Von Stund an konnte der Taubstumme reden und hören. Die Bauern schrien Wunder! und verkündeten überall, was sie erlebt. Der Taubstumme selbst redete nun öffentlich, Gott und dem wohlthätigen Geiste dankend. Aber — die Zuhörer vernahmen mit Verwunderung, daß dieses Gespenst ein sächsisches gewesen sein müsse; denn ein himmlischer Geist würde, allem Vermuthen nach, den Taubstummen reines Deutsch gelehrt haben, oder doch zum wenigsten den fränkischen Dialekt; allein er sprach den breiten sächsischen, und das verrieth den Betrüger. Er wurde eingezogen, zum Bekenntniß gezwungen und ausgepeitscht.

Diese Anekdote wird im XVI. Bande der Causes celèbres erzählt, und versichert, daß sie sich im November 1777 zugetragen habe.

Charaden.

2 — 1.

1. Mein Zweites ſchon iſt eine Geißel für mein Erſtes, mein Ganzes noch mehr. Mein Erſtes muß mein Zweites ertragen, mein Ganzes vermeiden. Eine Würde iſt mein Erſtes, die von meinem Zweiten ſelten reſpektirt wird, obgleich es nie gegen mein Erſtes gerichtet ſein ſollte. Bisweilen haben gewiſſe Stände mein Erſtes verachtet, ſind aber durch mein Ganzes fürchterlich dafür beſtraft worden.

1 — 1.

2. Kein Sklave kennt mein Erſtes, die Nacht mein Zweites nicht. Immer iſt den Türken mein Ganzes heilig, den Chriſten nur Einmal im Jahre.

2 — 2.

3. Wehe meinem Erſten! es wird zur berüchtigten Wohnung des Zweiten, wenn die Eiferſucht mein Ganzes wird. — Ach! leider hat ſchon im Paradieſe mein Zweites die Freuden meines Erſten geſtört, und die Schlange zu meinem Ganzen gemacht.

1 — 1.

4. Einer ſchönen Jägerin, die in Amor's Revieren nach meinem Erſten trachtet, und ihre Netze für mein Zweites ausſpannt, möchte es doch ſchwer werden, mein Ganzes zu erhaſchen.

1 — 1.

5. Mein Zweites ist in der Ehe selten mein Erstes, wenn es auch so tapfer wäre, als einst mein Ganzes war.

2 — 2.

6. Neubelebt wird die Natur, wenn mein Ganzes durch mein Zweites mein Erstes verkündet. Schön ist das Leben in meinem Ersten, schöner noch, wenn mein Zweites die erste Liebe verräth. Doch auch dem Greise verkündet mein Ganzes, jenseits des Grabes, mein ewig dauerndes Erstes.

1 — 1.

7. Die schönen Griechinnen versteckten mein Erstes nicht in mein Ganzes, und Atalanta hemmte ihren schnellen Lauf nicht durch mein Zweites. Der Ritter mußte im Mittelalter mein Erstes bewaffnen, wenn er durch mein Ganzes dazu aufgefordert wurde. Ein Liebhaber in unsern Tagen wähnt sich schon oft im Besitz des Ersten, wenn er etwa das Ganze erobert hat.

2 — 2.

8. Mein Erstes erblickt man gern in fremden Augen, in eigenen sieht man es nicht. Zu meinem Zweiten glaubt ein Jeder sich berufen, doch die Meisten sind nur mein Ganzes.

2 — 1.

9. Wer mein Zweites selbst verdient, dem scheint es durch mein Erstes gewürzt, und der entbehrt mein Ganzes leicht.

man nicht dann sagen können: warum vermeidet der Verfasser die Fehler nicht, die er selbst zu entdecken vermag *)?

Mißlich sind die Bemerkungen über die Schauspieler, aber Sie stechen in ein Wespennest; selbst die bescheidenste Kritik können diese Herren kaum ertragen. Der Geringste unter ihnen dünkt sich oft ein vollendeter Künstler zu seyn. Werden Sie wohl immer, in jedem Verhältnisse, bey jeden Umständen ganz unpartheyisch seyn können? wird das wohl immer, auch mit Aufopferung Ihrer Ruhe möglich seyn? Der größte Mann ist doch nur ein Mensch — Sind Sie ganz frey von Vorurtheilen, sind Sie immer fest und unerschütterlich in Ihrer Denkungsart? Sie, der Sie ein Mitglied der Direction sind und mit dem Theaterausschusse in so enger Verbindung stehen? Die Hand aufs Herz — — Auch

*) Ich habe geglaubt, es verstünde sich von selbst, daß ich nie meine eigenen Stücke beurtheilen würde. Homo sum, nihil humani a me alienum puto, und ich bin sehr überzeugt, daß der Vater unmöglich alle Partheylichkeit für sein Kind unterdrücken kann. Aber ganz unbeurtheilt werden deshalb meine Stücke auch nicht bleiben. Ich zähle bereits einige sehr würdige Männer unter meinen Mitarbeitern, die das Richteramt über dieselben gründlich und unpartheyisch verwalten werden. Am liebsten wäre es mir, wenn der Verfaßer dieses Aufsatzes selbst zuweilen eine kritische Anzeige meiner Stücke übernehmen wollte. Er scheint mir mit allen dazu erforderlichen Eigenschaften ausgerüstet zu seyn. Das Publicum, die Kunst und ich selbst würden unendlich dabey gewinnen, und ich wage es daher, ihn herzlich dazu aufzufodern, wenn seine Zeit es nur irgend erlaubt.

1 — 2.

10. Das Heiligſte auf Erden wird meinem Erſten gereicht, bisweilen auch Gift. Warmes und Kaltes geht hinein, Dummes und Kluges kommt heraus. Der Kluge braucht es am wenigſten, der Narr am meiſten. Wenn mein Zweites anfängt zu lärmen, ſo hält der Kluge mein Erſtes feſt. Hingegen lockt er damit aus meinem Ganzen recht liebliche Töne hervor, ob ſie gleich in keinem Orcheſter geduldet werden.

1 — 1.

11. Genannt zu werden wie mein Erſtes, nimmt der Einfältige übel, das hübſche Mädchen aber nicht, wenn nur das Wort im Diminutif gebraucht wird. Jeder ſucht mein Erſtes in Sicherheit zu bringen. Ein Menſch, der mein Ganzes iſt, trägt mein Zweites nur pro forma.

2 — 1.

12. Mein Erſtes und Zweites wird von Thieren geliefert, aber Beide wachſen auch auf Bäumen. Wenn mein Erſtes aus meinem Zweiten gemacht wird, ſo bleibt mein Ganzes übrig.

Die Auflöſung der Charaden im vorigen Bande.

1. Blutigel. 2. Brautjungfer. 3. Wieland. 4. Eigenſinn. 5. Ohrfeige. 6. Jungfrau. 7. Zeitgeiſt. 8. Haſenſcharte. 9. Gallapfel. 10. Rabenſtein. 11. Schutzgeiſt. 12. Oheim.

Die Stecknadel.

Ein Philoſoph — das heißt, ein Menſch, der gern Alles wiſſen möchte, und am Ende froh iſt, wenn er gelernt hat, daß er nichts weiß — ging eines Tages ſpaziren, in tiefem Nachdenken über das kleine Räthſel: warum er doch eigentlich auf der Welt ſei? während eine Menge ſeiner Mitgeſchöpfe auf zwei und vier Beinen hin und wieder liefen, ſich ihres Daſeins erfreuend, ohne um jenes große Warum ſich im mindeſten zu bekümmern. Er hatte endlich ein Dorf erreicht, und da ſeine Beine müder waren als ſein Kopf, ſo pflanzte er ſich auf eine Bank vor ein Bauerhaus, und ließ den Kopf allein ſpaziren gehen, wobei er mit ſeinem Stocke in einem Kehrichthaufen wühlte, der neben der Bank aufgeſchüttet lag. Plötzlich fiel ihm eine Stecknadel in die Augen, aber eine armſelige Stecknadel, krumm und ohne Kopf.

»Hm!" dachte er, »Schade, daß du mir nicht erzählen kannſt, wie es dir in der Welt ergangen: wodurch du krumm geworden; wodurch du den Kopf verloren, wie du in die Schickſale der Menſchen mit und ohne Köpfe eingegriffen; es möchte fürwahr manches Erbauliche zu hören und zu lernen ſein."

»Ei!" erwiederte die Stecknadel, »das alles kann ich dir wohl erzählen."

Der Philoſoph erſtaunte nicht wenig, als er die klare Stimme vernahm, denn er hatte in ſeinem Leben noch keine

Stecknadel reden hören; indeß besann er sich noch zu rechter Zeit, daß ein Philosoph über nichts in der Welt erstaunen muß; er hob die Rednerin auf, legte sie neben sich auf die Bank, und ersuchte sie fortzufahren. Sie ließ sich nicht zweimal bitten. Du siehst, mein Herr Philosoph — so hub sie an — daß ich vormals schön gewesen. (Man sah nicht eine Spur davon, und der Zuhörer bewunderte die Macht der weiblichen Eitelkeit selbst in einer alten rostigen Stecknadel.)

Ich gehörte nicht zu jenen großen, plumpen Spießen, an welchen man einen Kolibri braten könnte; aber auch nicht zu den kleinen, schwindsüchtigen Epigrammen, welche die Putzmacherin in ihre Schöpfungen versteckt; sondern ich war eine Nadel von mittlerer Taille, stark, aber schlank, und so glänzend polirt, daß die Sonne sich eben nicht schämen dürfte, wenn sie, statt ihrer Strahlen, mit lauter solchen Stecknadeln gespickt wäre. Meine erste Besitzerin war die Tochter eines reichen Sonderlings, der nur in ihr lebte, wogegen sie nur in sich und für die Mode lebte. Monatlich empfing sie einige hundert Thaler sogenanntes Stecknadelgeld, und wenn sie diese Summe der Bestimmung gemäß angewandt hätte, so würde sie ein großes Magazin von Stecknadeln haben errichten können. Indessen ging doch wirklich mancher schöne Thaler für Briefe hin, nämlich für Stecknadelbriefe; denn die Sorglosigkeit, mit welcher die Frauenzimmer mein armes Geschlecht überhaupt zu behandeln pflegen, trieb sie auf's höchste, uneingedenk, daß

sie gleich allen Schönen, uns einzig und allein ihr Dasein verdankte.

»Ei, wie so,« unterbrach der Philosoph die Erzählerin.

»Man hört an deiner Frage,« erwiederte diese, »daß du ein Philosoph bist, der das Fernste ergrübelt, und das Nächste nicht gewahr wird. Ohne Stecknadeln kein Putz, ohne Putz kein Frauenzimmer; da hast du den Beweis. Denke dir nur eine Schöne, der alle Stecknadeln plötzlich vom Leibe fielen, hilf Himmel! was würde aus ihr werden! und doch befestigt man uns oft so nachlässig, ist um unsern Verlust so unbekümmert. Auch meine Gebieterin ging mit uns um, als ob wir eine Art von Seelenschmuck wären; sie verlor uns zwar nie Alle zugleich, aber eine nach der andern, daraus machte sie sich nichts. Auch ich gehörte zu der Zahl dieser Unglücklichen. Eines Tages hatte ich die Ehre, eine Bandrose auf ihrem niedlichen Schuh zu befestigen. Diesen Schuh warf sie ihrer Kammerjungfer an den Kopf, weil das ungeschickte Mädchen den Schooßhund auf den Fuß getreten hatte; eine Scene, die mich dermaßen erschütterte, daß ich ohnmächtig zu Boden fiel.

Da lag ich nun, und Niemand bekümmerte sich um mich. Die traurige Begebenheit war in des Vaters Schreibzimmer vorgefallen, welches glücklicherweise oft in mehreren Wochen nicht gefegt wurde, sonst würde ich wohl schon früher den unanständigen Platz haben einnehmen müssen, auf welchem du mich gefunden hast.

Drei Tage hatte ich so gelegen, und den Schicksalswechsel beseufzt, der, von der Ehrenstelle auf dem Fuße, mich unter die Füße gebracht hatte, als Herr Burbaum sich bei dem Vater melden ließ.

»Wer war dieser Herr Burbaum?« fragte der Philosoph.

Ich könnte antworten: er war ein Mann, der das Pulver nicht erfunden hatte; allein mit Recht würdest du mir vorrücken, daß ich mich einer albernen Redensart bediente; denn bekanntlich wurde das Pulver nicht erfunden, sondern gefunden; ein Zufall, der auch jedem Dummkopf begegnen konnte, und folglich ist eben nicht vonnöthen, den Finder des Pulvers als ein großes Genie durch ein Sprichwort zu verewigen.

»Wollte Gott, er hätte es nie weder ge- noch erfunden!« seufzte der Philosoph.

Wäre dieses berühmte Unglück dem Herrn Burbaum begegnet — so fuhr die Stecknadel fort — er würde wenigstens keine Kanone, und nicht einmal eine Jagdflinte mit Pulver geladen haben, denn er war ein gutmüthiger Mensch, nur stand von ihm nicht zu erwarten, daß er eine Maschine zum Flachsspinnen erfinden würde. Nicht einmal der Geist seines Vaters ruhte auf ihm. Der war ein ehrlicher Kaufmann gewesen, das heißt, er hatte nur Einmal bankerott gemacht, und sich dadurch ein artiges Vermögen erworben. Dieses zu erhalten, nicht zu vermehren, war des Sohnes fleißige Bemühung. Er hielt zu Rathe, handelte noch immer, verschmähte nicht den klein-

sten Gewinn, ließ sich aber selten auf Spekulationen ein. Doch eben jetzt war ihm eine solche, er wußte selbst nicht wie, in den Kopf gestiegen. Sie erschien sehr sicher und einfach, er entschloß sich dazu, nur fehlte es ihm an einem Kapital von fünftausend Thalern, über welches er in diesem Augenblicke nicht schalten konnte. Darum ließ er sich bei dem reichen Sonderling melden, der ihn mit einem grämlichen Gesichte empfing.

Die Gabe eines überzeugenden Vortrags war Herrn Burbaum nicht verliehen, er stammelte sogar ein wenig. Der Kapitalist begriff lange nicht, was der Fremde eigentlich wolle, und als er es endlich begriff, war er schon so ungeduldig, daß er mit kurzen Worten das Gesuch abschlug. Herr Burbaum war nun nach und nach in den Fluß der Rede gekommen, gleich einer Flasche, in deren Hals ein Kork stecken geblieben, die anfangs ihre flüssige Gabe nur tropfenweis spendet, doch plötzlich, nach überwundenem Hinderniß, sie rauschend hervorströmen läßt. Er erschöpfte alle Gründe, unter welchen der wichtigste der war, daß er das Geld sehr nothwendig brauche. Alles umsonst! der reiche Sonderling blieb bei der trockenen Antwort: „Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen, mein Herr, und ich vertraue mein Geld Niemanden, von dessen Sparsamkeit ich nicht durch eigene Erfahrung mich überzeugt habe."

Beide gingen neben einander im Zimmer auf und nieder. Herr Burbaum wiederholte unverdrossen alle die schon vorgetragenen Ueberredungsgründe; als aber keine Antwort mehr erfolgte, suchte er, verstummend, deren nun in seinem

Kopfe, und als er sie da nicht fand, schlug er die Hände auf den Rücken, und heftete den starren Blick auf den Boden, um sie gleichsam da herauszubohren. Siehe, da fiel ihm von ungefähr meine Wenigkeit in die Augen. Gewohnt, in seiner Wirthschaft nichts umkommen zu lassen, bückte er sich nach mir, hob mich auf, und steckte mich schweigend auf seinen Aermel.

Der Sonderling sah ihn einige Augenblicke starr an, und sagte dann plötzlich: »mein Herr, Sie sollen die fünftausend Thaler haben. Ein Mann, der eine Stecknadel nicht verschmäht, wird mein Geld wohl fruchtbar zu machen wissen, und mich auch zu rechter Zeit bezahlen.«

Herr Burbaum sah mich verwundert an, und begriff nicht recht, wie er dazu komme, mir die Erfüllung seines Wunsches zu verdanken. Hoch erfreut empfing er einen Sack voll Gold, den er sammt mir nach Hause trug. Seine Spekulation schlug glücklich ein, er gewann ansehnlich, und bezahlte dankbar.

Nun war er in der That ein reicher Mann zu nennen, also auch ein Mann, der Müttern und Töchtern in die Augen stach, ob er gleich so dürr war als jener Tänzer mit Stundenglas und Sense, der, ich weiß nicht mehr in welcher vormaligen Reichsstadt, alle Stände mit einer zierlichen Menuet zu Grabe führt. Der einzige Theil seines Körpers, der einige Wohlbeleibtheit verrieth, war sein Rücken; allein bekanntlich wird nur auf das gesehen, was solch' ein Rücken trägt — Verdienste? — fort damit! — Gold? — willkommen!

Unter den Schönen seines Wohnorts, die solche ver-

nünftige Betrachtungen anstellten, befand sich auch Demoiselle Elise Schwalbach, eine reife Jungfrau, die von Rußland nichts höheres zu rühmen wußte, als daß man dort noch nach dem alten Julianischen Kalender zählt, wodurch die dahin Reisenden, sobald sie die Grenze betreten, plötzlich um zwölf Tage jünger werden. Indessen konnte man ihr nicht vorwerfen, sie habe ihre Jugend ungenossen vorüberstreichen lassen. Sie war dreimal Braut gewesen. Den ersten Bräutigam hatte ihr der Tod geraubt; den zweiten ein Gedächtnißfehler, indem er den zur Hochzeit anberaumten Tag unglücklicherweise vergessen hatte; der dritte war ein eigensinniger Kopf, der es übel nahm, als er sie eines Tages mit einem jungen Dragoneroffizier in der unschuldigsten Vertraulichkeit fand. Da sich keine Freier mehr meldeten, so war sie eine Zeit lang entschlossen, gar nicht zu heirathen, und widmete ihr Herz der Freundschaft, der sie auch ein Pflegekind verdankte, den kleinen, achtjährigen Jakob, den liebenswürdigsten, unartigsten Buben von der Welt. Er nannte sie Mama, und die mütterliche Zärtlichkeit, mit der sie ihn erzog, war allen Christen in der Nachbarschaft erbaulich.

Doch eben um dieses halb verwaisten Knaben willen, dem sie einst die Schranken der Ehre zu öffnen nicht wohlhabend genug war, beschloß sie, wenn es mit Anstand geschehen könnte, der Ehestandsscheue doch noch zu entsagen, und einen würdigen Sterblichen nicht allein als Gemahl, sondern auch zugleich als Vater zu begrüßen. Nachdem sie schon manche Wahl getroffen, doch stets die Ver-

blendeten ihrer unwürdig gefunden, warf sie endlich ihr Auge auf Herrn Burbaum, der ihr gegenüber wohnte, und, wenn er am Fenster sein Pfeifchen schmauchte, die Jungfer Nachbarin freundlich zu grüßen pflegte.

Es ist nichts gefährlicher auf der Welt, als einem schönen Mädchen gegenüber zu wohnen, wenn man die Fenster nicht zumauern läßt. Sie tritt hervor im reizenden Negligee, die Morgensonne röthet ihre Wangen, das kunstlos gelockte Haar umflattert das frische Köpfchen, die weiße Hand streckt sich aus, um Blumen zu begießen; sie legt sich wohl gar mit beiden Armen in's Fenster, und der schwellende, kaum verhüllte Busen saugt die Morgenluft in sich, unbekümmert um den Zephir, der mit dem Busentuche spielt; ihre Korallenlippen öffnen sich, ein munteres Liedchen zu trällern; verstohlene Blicke schweifen herüber — armer Burbaum! du bist verloren!

So dürr der brave Mann auch war, so mochte er doch recht gern üppige Gestalten sehen, und Jungfer Elise Schwalbach war eine solche, ihr Busen der Tummelplatz einer ganzen Schar von Liebesgöttern. Herr Burbaum merkte bald, daß es nicht recht richtig mit ihm sei, denn seine Pfeife ging ihm aus, sobald die schöne Nachbarin an's Fenster trat. Er merkte auch wohl, daß je kälter die Pfeife, je wärmer das Herz wurde, und als er endlich gar die Pfeife zu stopfen vergaß, da ging ihm ein Licht auf, welches weit heller brannte als der Wachsstock, an dem er sie anzünden wollte.

Jungfer Elise hatte bis jetzt den dürren Nachbar mit

freundlichen und schmachtenden Blicken beschossen, sobald sie aber gewiß zu sein glaubte, daß sein Stündlein geschlagen habe, veränderte sie die Batterie, schlug die Augen nieder, gab ihm sittsam den Morgengruß zurück, und seufzte in Zucht und Ehrbarkeit. Er, zum ersten Male auf Amor's Wildbahn ein gescheuchtes Reh, verkannte den Zweck dieser Kunstfertigkeit, meinte, die schöne Nachbarin könne ihn nicht leiden, härmte sich darob im Stillen, und jede Null, die er in's Hauptbuch schrieb, erinnerte ihn an die Niete, die er aus dem Glückstopf der Liebe gezogen. Er hatte einmal gehört: um einem widerspenstigen Herzen Gegenliebe abzuzwingen, gebe es kein sichereres Mittel, als ein von Wachs geformtes Herz unter gewissen Ceremonien in der Mitternachtsstunde mit einer Stecknadel zu durchstechen. Als seine Amme ihm das erzählte, glaubte er es halb und halb; jetzt, da er in der Noth war, glaubte er es ganz, denn nichts macht gläubiger als die Noth. Darum versuchte er nun mit meiner Hilfe, ein wächsernes Herz zu durchbohren, und brachte den übrigen Theil der Nacht schlaflos zu, weil die bange Erwartung des Erfolges ihm keinen Schlaf vergönnte.

Welch' Entzücken, als der Morgen kam, er mit bebender Hand das Fenster geöffnet hatte, und sogleich ein ungewöhnlich freundlicher Blick der schönen Nachbarin ihn begrüßte! was anders als sein Zaubermittel konnte diese plötzliche Veränderung bewirkt haben? — ihm kam es nicht in den Sinn, daß Jungfer Elise Betrachtungen angestellt, daß sie gefunden, ihr dürrer Verehrer besitze nicht Zartsinn genug pour

unſern erſten Schauſpielern am Hoftheater begegnet oft was ſehr Menſchliches — — quandoque bonus dormitat Homerus — Sollen Sie dieſe nicht rügen dürfen? und werden dieſe Künſtler immer auch mit der beſcheidenſten Kritik zufrieden ſeyn? Beleidigte Eigenliebe gebiert nicht ſelten wunderliche Dinge — ſie gebiert auch die Cabale, das Schooskind des Theaters. Ein, bis zwey ſich beleidigt geglaubte Schauſpieler können oft ein ganzes Publicum ſtimmen, vorzüglich, wenn ſie deſſen Lieblinge ſind.*) Ich könnte Ihnen eine Menge redende Beyſpiele anführen, wenn ich ohnehin nicht zu weit ausgeholt hätte. Inzwiſchen gehört dieſer Brief nicht in Ihr Journal, iſt auch nicht für daſſelbe geſchrieben. **)

---

*) Alles was der Verfaſſer hier anführt, iſt freylich größtentheils ſehr wahr. Die Weſpen werden ſtechen, ich muß es dulden. Wie viel Gutes würde denn wohl in der Welt geſchehen, wenn man ſich immer vor den Weſpen fürchten wollte? — Unpartheyiſch werde ich ſeyn, ſo viel ein Menſch es nur immer ſeyn kann. Mit dem Theater-Ausſchuß ſtehe ich in gar keiner engen Verbindung. Ich werde die Fehler des Erſten Schauſpielers wie die des letzten rügen. Die Cabale wird freylich gegen mich ziſchen; aber unmöglich kann ich mir einen ſo kleinen Begriff von unſerm Publicum machen, daß ich fürchten ſollte, die beleidigte Eitelkeit Eines Schauſpielers werde im Stande ſeyn, ein ganzes Publicum gegen mich zu ſtimmen.

**) Um Verzeihung! das widerſpricht Ihrer gütigen Aeuſſerung im Eingang Ihres Briefes, wo Sie ausdrücklich ſagen: „daß es mir frey ſtehe, Ihre Gedanken in meinem

filer le parfait amour, daß er wohl endlich gar aus langer Weile ihr wieder entſchlüpfen könne, und es alſo doch wohl am gerathenſten ſei, ihm eine ſeinem Faſſungsvermögen angemeſſene Aufmunterung angedeihen zu laſſen. Herr Burbaum ſchwamm in Wonne, und da in Kurzem aus den freundlichen Blicken ein wahres Liebäugeln wurde, ſo machte ihn das ſo beherzt, daß er, mit Hilfe des allzeitfertigen Kontoriſten, einen förmlichen Liebesbrief ſtiliſirte. Erſt als er ihn verſiegeln wollte, fiel ihm ein, daß er kein anderes Petſchaft beſitze, als das, auf welchem ſeine Firma: Burbaum et Compagnie, eingegraben war; er meinte, ſie könne das Wort Kompagnie auf ſich ziehen, und als eine voreilige, kühne Anmaßung auslegen; auch hatte er gehört, daß man ein Billet doux wohl bisweilen mit einer Stecknadel zuzumachen pflege; darum zog er mich vom Aermel, verſchloß durch mich den Dolmetſcher ſeines Herzens, befahl der Magd, ſich ſauber anzukleiden, und mich ſammt dem Billet hinüber zu der Jungfer Nachbarin zu tragen. Noch im Scheiden hört' ich ſein Stoßgebet mir nachhallen.

Die keuſche Eliſe Schwalbach empfing uns mit freundlicher Sittſamkeit. Mich entledigte ſie ſogleich meines Amtes, und ich hatte die Ehre, einſtweilen in ihr Buſentuch geſteckt zu werden, wo ich eine meiner Schweſtern fand, die in der That meines Beiſtandes bedurfte, um die widerſpenſtigen, ihr anvertrauten Schönheiten in Zucht und Ordnung zu halten. Ich ſah von meinem neuen Ehrenpoſten, mit welchem ſichtbaren Vergnügen das Billet geleſen wurde,

und vernahm die höfliche Einladung, daß Herr Burbaum nur sich selbst Nachmittags herüber bemühen möge.

Sein Federmesser, mit dem ich Bekanntschaft gemacht hatte, erzählte mir nachmals, welchen fröhlichen Wirrwarr diese Einladung in Kopf und Herzen des ehrlichen Burbaum angerichtet. Zum ersten Male in seinem Leben vergaß er den Posttag, und ließ ein Dutzend Briefe ungeschrieben, weil es ihm hoch nöthig dünkte, als Vorbereitung einen Liebesroman zu lesen, den er in der Geschwindigkeit aus der nächsten Lesebibliothek herbeischaffte. Sobald er so viele verliebte Phrasen, als nur immer die Eile erlaubte, in sein Gedächtniß gepfropft hatte, machte er mit großer Sorgfalt seine Toilette, wobei es ihm, gleichfalls zum ersten Male, auffiel, daß er doch wirklich ein wenig mager sei. Er suchte diesem Mangel so gut als möglich abzuhelfen, indem er drei wollene Westen über einander zog, und die Stellen, an welchen sich von Rechtswegen Waden befinden sollten, mit Werg künstlich genug ausstopfte. So gerüstet stellte er sich der Göttin seines Herzens dar, und obgleich er anfangs noch weit mehr stammelte, als damals, da er die fünftausend Thaler leihen wollte, so wußte sie doch bald ihm Muth einzuflößen, indem sie ihm auf halbem Wege entgegen kam, und mit holder Anmuth ihm zulispelte: »Sie mögen urtheilen, Herr Burbaum, wie angenehm mir Ihr Billet gewesen, da ich sogar die Stecknadel, durch die es verschlossen war, hier in meinem Busentuch verwahre.« Sehr zierlich bat der entzückte Freier um Erlaubniß, diese glückliche Stecknadel gegen eine brillantene

Nadel auszutauschen, welche er mit langen, dürren Fingern aus der Tasche zog. Die Jungfrau zierte sich anfangs ein wenig, als er aber das Etui öffnete, und die Diamanten ihr nun wirklich in die Augen schimmerten, da meinte sie, es sei nicht schicklich, ihm seine erste Bitte abzuschlagen, und eilte, mich ihm zu überliefern.

Es war wohl eine kleine Bosheit von mir, daß ich in diesem Augenblicke ihr in den schönen Zeigefinger eine so tiefe Wunde stach, daß ihr rosenfarbenes Blut ziemlich häufig hervorquoll. Burbaum gewahrte es, und, eingedenk einer rührenden Scene aus dem eben gelesenen Romane, ergriff er mich heroisch, stach sich gleichfalls in den Finger bis auf den Knochen, weil er zu diesem Behuf blos die Haut zu verwunden brauchte, und bat nunmehr auf das zierlichste um die hohe Vergünstigung, sein Blut mit dem ihrigen zu mischen, und mit diesem Purpursaft ein Eheversprechen niederzuschreiben. Solchen Beweisen der Liebe konnte Elise nicht widerstehen. Ein Bogen Velinpapier und eine noch nie mit Dinte befleckte Feder wurden schamhaft herbeigeholt, der glückliche Burbaum schrieb, und ich — ach! mich, die ich all' dieß Herrliche vollendet hatte, ließ er unbeachtet auf die Erde fallen.

Schon fürchtete ich, hier das Ziel meiner schönen Laufbahn im Kehricht zu finden, als glücklicherweise der kleine Jakob, der unter dem Tische saß, mich gewahrte, mich ohne Umstände beim Kopf ergriff, und meiner ganzen Länge nach dem Schreiber in die Wade versenkte. Die Pflegemutter sah es zu spät, und erschrack gewaltig, beruhigte sich

aber lächelnd, als sie bemerkte, daß diese Operation ihrem Freier nicht den geringsten Schmerz verursachte, ja, daß er nicht einmal ein leises Kitzeln zu fühlen schien. Freilich schloß sie daraus auf eine verborgene, mich abstumpfende Ursache, die eben nicht geeignet sein konnte, Ideen von Sinnlichkeit bei ihr zu erwecken, allein sie sah großmüthig darüber hinweg, und der mit dem Jawort beglückte Bräutigam trug mich in seiner Wade wieder nach Hause.

Die Hochzeit wurde nicht lange verschoben, und auch hier hatte ich Gelegenheit, meinem Herrn einen wichtigen Dienst zu leisten. Der Schneider, der, nach Gebühr, ihm einen neuen Anzug vom feinsten braunen Tuche liefern mußte, hatte das Maß wie gewöhnlich über die Gebeine des Bräutigams genommen, ohne davon unterrichtet zu werden, daß derselbe am Hochzeittage seinen ganzen Leichnam auspolstern wolle, woher es denn geschah, daß die Kleidungsstücke, besonders eines von den unentbehrlichsten, viel zu eng waren, der gute Burbaum plagte sich gewaltig damit, und war schon gesonnen, einiges von dem, was sein Fleisch repräsentiren sollte, wiederum abzulegen, als man ihm hastig meldete, er möge eilen, die Braut stehe bereits auf dem Teppich und empfinde es sehr übel, daß der Bräutigam auf sich warten lasse. Nun war kein Augenblick mehr zu verlieren. Seufzend strengte er alle Kräfte an, um sich in die engen Kleidungsstücke vollends hinein zu zwängen. Aber ach! bei dieser Kraftäußerung sprang plötzlich ein Knopf ab, dessen Stelle nicht wohl erledigt bleiben konnte. Zwar wurde die Magd herbei gerufen, um ihn schnell

wieder anzunähen, und sie erschien auch mit Nadel und Zwirn bewaffnet; als sie aber sah, wovon eigentlich die Rede sei, ließ die schamhafte Dirne sich durch nichts auf der Welt bewegen, ihre kunstreiche Hand hilfreich darzubieten. In dieser höchsten Noth nahm Herr Burbaum seine Zuflucht zu mir, und, da er noch diese Stunde lebt, so kann er mir nicht anders nachsagen, als daß ich ihm redlich gedient bis zu dem Augenblicke, wo es ihm selbst beliebte, mich meines Dienstes zu entlassen.

Ich entsinne mich nicht mehr, auf welche Weise Madame Burbaum sich meiner bemächtigte; vermuthlich mußte ich als ein Accessorium meinem letzten Prinzipale folgen, welches bald gänzlich in ihre Hände gerieth. Eigentlich regierte der kleine Jakob das Haus, denn seine Pflegemutter betete ihn an, obschon er auch ihr nicht immer eine gnädige Gottheit war. Was ihm einfiel, mußte geschehen, und hätte er Lust bekommen, aus sämmtlichen Handlungsbüchern seines Stiefvaters einen großen papiernen Drachen zu verfertigen, so würde Madame Burbaum sie sogleich zerschnitten haben. Der gute Herr Burbaum merkte nun wohl, daß der Ehestand doch ein Wehestand bleibt, wenn man gleich die Stecknadel in der ausgestopften Wade nicht fühlt, und daß es weit sicherer sei, gleich dem Moses, das gelobte Land nur von ferne zu schauen — nämlich über die Straße einer schönen Nachbarin in's Fenster zu gucken — als mit Gefahr der Freiheit dort, wie Josua und Caleb, eine große Traube zu stehlen. Seine theure Hälfte nannte ihn zwar ihr Unterparlament, doch gestand sie ihm blos

das Recht zu, Geld herbeizuschaffen, im übrigen durfte er sich um die Regierung nicht bekümmern. Nicht einmal seine wohlwollendsten, unmaßgeblichen Rathschläge und Warnungen wurden beachtet, wenn sie auch sichtbarlich nur die eigene Zufriedenheit der Gattin bezweckten. Dahin gehörte unter andern die oft wiederholte Ermahnung, sich mit meiner Hilfe nicht die Zähne zu stochern. Es ist wahr, ich bin zu diesem Dienst nicht tauglich, indem ich weder die Glasur der Zähne noch das Zahnfleisch zu verschonen pflege; allein umsonst kaufte er ihr die niedlichsten Zahnstocher von Schildpatt und Elfenbein, sie blieb dabei, sich meiner zu bedienen, weil ich ihr am nächsten bei der Hand war.

Außer dieser verderblichen Gewohnheit war sie auch noch, wie leider viele ihrer Schwestern, einer sehr gefährlichen ergeben; sie hielt mich nämlich sehr oft im Munde, besonders beim Ankleiden, ohne sich deshalb im Sprechen den mindesten Zwang anzuthun. Herr Burbaum hörte nicht auf, ihr traurige Beispiele zu erzählen von Leuten, die an verschluckten Stecknadeln gestorben sind; allein sie nahm sich nicht die Mühe, darauf zu hören, und brachte mich selbst durch diese Geringschätzung so auf, daß ich beschloß, mich bei der nächsten Gelegenheit an ihr zu rächen. Auf eine solche durfte ich eben nicht lange warten. Madame, vor dem Spiegel stehend, hatte mich abermals zwischen den Lippen, gerade als der kleine Jakob sich den Spaß machte, ein Loch in dem Sofa zu schneiden, um doch zu sehen, was eigentlich darin stecke. Herr Burbaum verbot es ihm einigemal und nahm ihm endlich die Schere

weg. Der wißbegierige Knabe fing an zu schreien, Madame ereiferte sich und bewies, daß der Trieb das Verborgene zu erforschen ein edler Trieb sei, den man nicht hemmen müsse, und daß der kleine Jakob sicher einmal ein Mann wie du, mein Herr Philosoph, werden würde, der nicht eher ruht bis er von allem das Wie und Warum erforsche, sollte er auch bis in die Eingeweide der Erde dringen. Herr Burbaum wollte nicht beistimmen, Madame gerieth in Hitze und setzte ihre Zunge so hastig in Bewegung, daß sie darüber vergaß den Athem zu berechnen, der nothwendig erforderlich war, wenn das Triebrad nicht plötzlich stocken sollte. Da ihr nun wirklich in der nächsten Minute der Athem ausging, so wollte sie, um keine Zeit zu verlieren, ihn fortsprechend wieder in sich ziehen. Diesen Augenblick nahm ich wahr, mich in ihre Luftröhre zu logiren und gern würde ich noch weiter hinabgeschlüpft sein, wenn nicht ein Krampf ihrer Muskeln mich daran verhindert hätte. Indessen that ich doch mein möglichstes, um mich fest zu bohren, und es gelang mir, diesen Platz mehrere Stunden lang zu behaupten. Madame gebehrdete sich fürchterlich. Es erhub sich ein harter Kampf zwischen uns beiden, den ich rühmlich bestand, denn er kostete ihr viel Blut, und als ich doch endlich weichen mußte, so hinterließ ich eine Entzündung, die meine Rache vollendete, und sie in's Grab stürzte.

»Da haben wir's!« hatte Herr Burbaum gesagt, als ich wieder zum Vorschein kam und er mich ihr vor die ge-

brochenen Augen hielt, mit einer Geberde, welche deutlich ausdrückte: hab' ich dich nicht oft genug gewarnt? — Sie konnte nicht reden, denn ihre Luftröhre war verschwollen; aber sie sah ihn mit blitzenden Augen an und schlug ein Schnippchen mit der Hand, welches vermuthlich bedeuten sollte; wenn ich gesund werde, thue ich's doch wieder. Allein sie wurde nicht wieder gesund. Als sie die blitzenden Augen für ewig schloß, sagte Herr Burbaum noch einmal: »da haben wirs!" Das waren aber auch die sämmtlichen Schmerzensäußerungen, die ich von ihm gehört zu haben mich entsinne. Mit großer Gemüthsruhe besorgte er das Begräbniß. Als Leidtragender mußte er dabei in einem schwarzen Mantel mit einem zweimal aufgekrempten Hute erscheinen und dieser Hut sollte mit einem langen Flor als Schmerzenssymbol verziert werden. Um den Flor zu befestigen, war er gesonnen, sich meiner zu bedienen, und ich, die ich während meiner ganzen Laufbahn nie meine beschränkte Kraft, sondern nur meinen redlichen Willen zu Rathe gezogen, ich lieh auch diesmal mich ohne Bedenken dazu her; allein der Filz, den ich durchbohren sollte, war so derb, daß ich unter dem Druck mich krümmte, und als Herr Burbaum dennoch darauf bestand, mich immer tiefer einzudrücken, brach mir plötzlich der Kopf vom Rumpfe, und nun — o menschliche Undankbarkeit! — mich, die ihm seine Reichthümer erworben; mich, die in den kritischsten Augenblicken am Hochzeittage ihn nicht verlassen; mich endlich, die ihn von seiner Tirannin wiederum befreit hatte — mich warf er nun von

sich und vertauschte mich gegen eine nagelneue Schwester, weil sie etwas stärker und glänzender war als ich! — Enthauptet und gekrümmt, wie du mich jetzt siehst, lag ich einige Tage auf dem Boden, bis ein unerbittlicher Besen mich ausfegte. Zwar wurde ich noch einmal von einem Bettelbuben wieder aufgerafft, der den Kehrichthaufen durchwühlte; aber auch er warf mich bald wieder von sich als ein unnützes Ding und so bin ich endlich hieher gerathen, wo ich den Unbestand des Glücks und die Undankbarkeit der Menschen beseufze. Denn sprich: ist das wohl eine gültige Ursache mich wegzuwerfen, daß ich keinen Kopf mehr habe? — wie viele Menschen verlieren bei vielen Gelegenheiten ihre Köpfe und werden darum nicht minder geachtet. Gibt es nicht deren genug, die nie Köpfe hatten, und vielleicht eben darum vorgezogen wurden? — oder soll ich in ewiger Verbannung leben, weil ich krumm geworden bin? — Ei du lieber Gott! was ist denn heutzutage nicht krumm? und was wird nicht gerade gemacht, es mag wollen oder nicht? Auch mich hätte eine hilfreiche Hand sehr leicht wieder gerade machen können, und ich würde dann noch eben so tief gestochen haben als die jüngste meiner Schwestern. Erbarme dich meiner, Herr Philosoph! bringe mich wieder zu Ehren! leihe mir deinen Kopf, ich will dir meine Spitze gegen die Recensenten leihen, so haben wir beide genug.

Der Philosoph schikanirte die arme Verlassene noch ein Weilchen über das Wort Kopf, behauptend, man könne

von einer Stecknadel blos sagen, daß sie einen Knopf besitze; als sie ihm aber bewies, daß in gar vielen Fällen Knopf und Kopf für Synonyme gelten können — (zum Exempel der Knopf auf dem Beutel, der Knopf, dessen Stelle sie einst selbst vertreten hatte; der Degenknopf u. s. w.) — so willfahrte er ihrem Verlangen, nahm sie mit nach Hause und erhob sie zu hohen Ehren, indem er jeden seiner Tage, die verflossenen sowohl als die künftigen ihrer Obhut übergab; das heißt, er befestigte durch sie einen Wandkalender an die Tapete.

Auch eine dramatische Vorlesung.

Meine Herren und Damen!

Wenn Sie sämmtlich zu Wien vor dem großen Schlegel gesessen hätten — dem Restaurateur der dramatischen Kunst — so würde ich mich wohl hüten, den Mund vor Ihnen aufzuthun, sondern müßte verstummen vor meinem Scherer. Da Sie aber dieses Glückes nicht theilhaftig geworden, ich hingegen die Schlegel'sche Weisheit in Saft und Blut zu verwandeln bemüht gewesen, so erlauben Sie, daß ich in die Geheimnisse des Kunstgeschmacks dieses großen Mannes Sie einweihe, damit Sie hinfort Ihren eigenen Geschmack entbehren können, der auf keinen Fall so gut ist als der seinige.

Ein Zuhörer (unterbrechend). Mit Gunst Herr Vorleser, das können wir so geradezu nicht einräumen,

Die Zergliederungen der beliebten Stücke auf den Theatern der Vorstädte und die Bemerkungen über die Schauspieler dieser Schaubühnen, könnten von großem Nutzen seyn, wenn ich nicht gewiß wüßte, daß man tauben Ohren predigt. Da geht die Kunst wirklich nach Brod. Man will nichts besseres sehen, als man gegenwärtig sieht; dahin läuft man sich die Füße lahm und selbst unsere sogenannten süßen Herrchen, die gleich alles, was ihnen nicht behagt, fad finden, sind meistens in den Schauspielhäusern der Vorstädte zu treffen. Die Vorsteher dieser Theater sagen, sie müßten sich, um nicht zu verhungern, oder die Schauspielhäuser auf immer zu versperren, nach dem Geschmacke des Publicums richten.

Ueberhaupt, glaube ich, sollte die Anzahl der Schauspieler in allen österreichischen Erblanden vermindert werden; auch sollte man nicht jeden Ungeweihten in Thalicus Tempel treten lassen. Der Troß schändet die Kunst und verwürzt und verwässert den Geschmack des Publicums. So lange jeder liederliche Bube, jede feile Dirne Schutz beym Theater findet; so lange in einem jeden unbedeutenden Städtchen oder Flecken eine Fratzenbude errichtet werden darf; so lange man nicht alle herumirrende Horden von Histrionen und Parasiten aufhebt; verspreche ich mir von der großen Kunst des

---

„Journal zu benutzen u. s. w.“ Das konnte ich aber nicht besser, als wenn ich sie ungetheilt dem Publicum vorlegte. Mich dünkt, das war meine Pflicht, und — ich darf mit Wahrheit hinzusetzen — eine angenehme Pflicht.

ohne einem Despotismus des Geschmacks die Thore zu öffnen; nun hat aber der große Schlegel selbst im Ersten Bande pag. 6. gesagt: »Es gibt kein Monopol der Poesie für gewisse Zeitalter und Völker, folglich ist auch der Despotismus des Geschmacks immer eine ungiltige Anmaßung."

Der Vorleser. Ei er hat auch pag. 17. gesagt: »Die Welt ist weit und es kann gar manches darin neben einander bestehen; aber die einseitige unwillkürliche Vorliebe macht keineswegs den Kunstkenner, sondern im Gegentheil das freie Schweben über abweichenden Ansichten mit Verleugnung persönlicher Neigungen."

Der Zuhörer. Nun folglich —

Der Vorleser. Wer wird denn immer Folgen aus Phrasen ziehen, die eine bloße captatio benevolentiae sind? Fragen Sie einmal den großen Schlegel, ob sein Geschmack nicht der einzig wahre und richtige sei? Er wird die Bescheidenheit nicht so weit treiben, das zu läugnen; er hat ja drei dicke Bände geschrieben, um es zu beweisen folglich ist ihm der Despotismus des Geschmacks keine ungiltige Anmaßung, und verständige Leser müssen darüber hinwegsehen, daß pag. 6 mit einem Grundsatz debütirt wird, den alle die folgenden Seiten zu vernichten streben. Fragen Sie ihn ferner: da, nach seiner Angabe, die Welt weit sei, ob Kotzebue neben ihm bestehen könne? und ob er seine persönliche Abneigung gegen denselben verläugnet habe? er wird Ihnen lächelnd antworten: Sind Sie denn blind, mein Herr? glauben Sie, daß ich den hyperborei-

schen Esel jemals vergessen werde? sehen Sie denn nicht, daß ich keine einzige Gelegenheit verabsäume, dem Verfasser desselben eins anzuhängen? und daß ich folglich will, er solle nicht neben mir bestehen?

Der Zuhörer. Hat doch der große Schlegel den Verfasser des hyperboreischen Esels nicht ein einzigesmal in seinen Vorlesungen genannt.

Der Vorleser. Er hat allerdings blos mit Fingern auf ihn gewiesen, welches seiner Mäßigung zur Ehre gereicht. Nicht einmal die schöne Stelle pag. 53 enthält Kotzebue's Namen, sondern lautet blos wie folget:

»Wir haben gerade in unsern Zeiten Schauspiele genug erlebt, und sie haben in Europa Glück gemacht, die von Aufwallungen des guten Herzens und Streichen des Edelmuths überfließen, und worin für einen schärfern Blick dennoch die versteckte Absicht des Verfassers unverkennbar ist, die Strenge sittlicher Grundsätze und die Ehrerbietung vor dem, was den Menschen heilig sein soll, zu untergraben und dadurch die schlaffe Weichlichkeit seiner Zeitgenossen für sich zu bestechen.«

Der Zuhörer. Woraus schließen Sie denn, daß diese Stelle auf Kotzebue gemünzt sei?

Der Vorleser. Erstens daraus, daß nur seine Stücke fast in alle europäische Sprachen übersetzt worden und folglich in Europa Glück gemacht haben. Zweitens ist der Vorwurf, den die Stelle in sich faßt, nicht neu, sondern derselbe, den Kotzebue's Feinde bei Gelegenheit von Menschenhaß und Reue schon tausendmal wiederholt haben.

Der Zuhörer. Erlauben Sie, es ist doch etwas ganz neues darin, etwas sublimes. Freilich hatten schon viele seiner Feinde ihn beschuldigt, er habe die Strenge sittlicher Grundsätze untergraben u. s. w. (so wie man einst Göthe beschuldigte, er habe in seinem Werther den Selbstmord gepredigt), aber noch hatte keiner gewagt zu behaupten, das sei unverkennbar seine Absicht gewesen, eine Absicht, die dem schärfern Blick des großen Schlegel nicht habe entgehen können. Darin liegt das Neue.

Ein anderer Zuhörer. Sollte nicht aber auch eben darin etwas liegen — wie soll ich es nennen? — etwas, das einer kleinen Bosheit, einer artigen Verleumdung sehr ähnlich sieht?

Der Vorleser. Ei, ei, mein Herr, bedenken Sie, daß Sie von einem Manne sprechen, der frei über abweichenden Ansichten schwebt!

Der Zuhörer. Aber können Sie sich denn einen Dichter denken, der, wenn er sich an seinen Schreibtisch setzt, zu sich selbst spräche: nun will ich die Strenge der sittlichen Grundsätze und die Ehrerbietung vor dem, was den Menschen heilig sein soll, untergraben; das ist meine Absicht bei dem Kunstwerke, welches anzufangen ich im Begriff stehe. Können Sie einen solchen Teufel sich denken? — Bisher glaubte man, die Schöpfungen eines Dichters verdankten ihr Dasein blos dem Drange seines Genius; allerdings könnten sie wohl bisweilen Unheil stiften, doch unmöglich könne dieses Unheil dem Dichter in der Stunde der Erzeugung vorgeschwebt, und am allerwenigsten könne

er blos um des Unheils willen sein Werk unternommen haben. Gesetzt aber auch, es gäbe einen solchen Satan, so könne Gott allein wissen, daß es seine versteckte Absicht gewesen, und kein Blick auf Erden, selbst nicht der Geierblick des großen Schlegel, sei im Stande, das zu erspähen; weil bis jetzt Gott allein sich vorbehalten, Herzen und Nieren zu prüfen. Das Alles glaubte man bisher und darauf gründete sich auch die Ueberzeugung, daß derjenige, der einen Andern einer höchst schändlichen Absicht bezüchtige, ohne ihm in's Herz sehen zu können, wohl kein Ehrenmann sein müsse. Fiat applicatio.

Der Vorleser. Sie urtheilen zu strenge, mein Herr, Sie sollten bedenken, daß schon mehr als drei und zwanzig Jahre verflossen sind, seit Kotzebue's Schauspiele auf allen Bühnen von Europa gern gesehen werden, und daß man seit drei und zwanzig Jahren sich umsonst unsägliche Mühe gegeben hat, ihn zu verdrängen. Sie werden gestehen, daß das sehr ärgerlich ist. Was bleibt denn am Ende übrig, um einem Jon oder gar einem Alarcos auch sein Plätzchen zu verschaffen, als daß man die Zuschauer zu überreden sucht, er habe die Absicht, sie sämmtlich geradewegs in die Hölle zu schicken? — wie wäre es denn sonst möglich, die Verblendeten von ihm zu erlösen? Der Zweck heiligt das Mittel. Es kam ja hier besonders darauf an, die braven Wiener, unter welchen Kotzebue noch manche Freunde seiner Muse zählt, ihm abwendig zu machen; wie konnte das füglicher geschehen, als dadurch, daß der große Schlegel ihnen seine Moralität verdächtig machte? Die braven Wie-

ner halten noch große Stücke auf Moralität, da war ihnen also am besten beizukommen; und nebenher empfingen sie dadurch von Herrn Schlegel's eigener, nicht überall sattsam bekannter Moralität einen hohen Begriff. Freilich werden sie sich gewundert haben, daß die Handlungen des Edelmuths, durch welche sie oft gerührt und mit guten Gefühlen erfüllt wurden, blos Streiche des Edelmuths waren. Also auch der Edelmuth begeht lose Streiche? wird mancher gefragt haben, und nur Spötter durften antworten: In Feindes Augen wird jede Handlung zum Streiche.

Eine Dame. Sollten Kotzebue's Schauspiele wohl wirklich Schaden gestiftet haben?

Der Vorleser. Im Gegentheil, es ist bekannt, daß Menschenhaß und Reue drei verirrte Gattinnen zu ihrer Pflicht zurück führte; daß Bruderzwist eine lange entzweite Familie versöhnte; daß das Kind der Liebe einen harten Vater bewog, seines natürlichen Sohnes hinfort sich anzunehmen; alle diese Beispiele sind unwidersprechlich wahr und können bewiesen werden.

Die Dame. Nun? so scheint es ja vielmehr, daß diese Schauspiele die Sittlichkeit befördern als sie untergraben?

Der Vorleser. Ja, so scheint es.

Die Dame. Und was hat man dem entgegen zu setzen?

Der Vorleser. Des großen Schlegel's Wort.

Die Dame. Weiter nichts?

Der Vorleser. Lesen Sie im dritten Bande pag. 419. »Was uns in diesen Dramen nicht nur als natürlich und erlaubt, sondern als sittlich und edel geschildert wird, das übersteigt alle Begriffe.« —

Die Dame. Mit Erlaubniß: werden Beispiele angeführt?

Der Vorleser. Nein.

Die Dame. Mich dünkt, das wäre doch wohl nöthig gewesen, um eine so ungeheure Behauptung zu rechtfertigen?

Der Vorleser. Es hat dem großen Schlegel nicht so geschienen. Hören Sie weiter: »Und diese Verführung ist weit gefährlicher als die der leichtfertigen Lustspiele, eben weil sie sich, ohne durch äußere Unanständigkeit abzustoßen, in noch unverwahrte Gemüther einschleicht und die heiligsten Namen zum Deckmantel wählt.«

Die Dame. Sind das wieder lauter unbewiesene Dinge?

Der Vorleser. Ich bitte um Verzeihung, es ist bereits erwähnt worden, daß sie erwiesen sind. Drei verirrte Gattinnen wurden verführt zu ihrer Pflicht zurück zu kehren, eine hadernde Familie wurde verführt sich zu versöhnen u. s. w. Alles, weil es, laut pag. 418, ihren verwöhnten Herzen außerordentlich gefiel und weil sie klar einsahen, daß die heiligen Namen der Treue, der Liebe u. s. w. blos von Kotzebue als Deckmantel gebraucht worden waren. »Denn seine allgemeine Lehre ist eigentlich, laut pag. 418, daß ein sogenanntes gutes Herz

alle Fehltritte und Ausschweifungen wieder gut mache, und daß man es mit der Tugend nicht so strenge nach Grundsätzen zu nehmen habe."

Die Dame. Hat er das irgendwo gesagt?

Der Vorleser. Nein, er hat vielmehr, selbst in Menschenhaß und Reue, ganz das Gegentheil so stark als nur immer möglich ausgedrückt.

Die Dame. Aber vielleicht widerspricht die Handlung dieses Stücks?

Der Vorleser. Auch nicht. Eulalia ist nicht allein von Anfang bis zu Ende das unglücklichste, blos durch ihren Fehltritt elend gewordene Weib, sondern der Verfasser hat sogar in einem Nachspiel, die edle Lüge, zu zeigen gesucht, daß sie, trotz Meinau's Verzeihung, nie wieder glücklich werden konnte.

Die Dame. Aber mein Gott! wo stecken denn die gefährlichen, schändlichen Grundsätze?

Der Vorleser. In der versteckten Absicht des Verfassers, die für das schärfere Auge des großen Schlegel's unverkennbar ist. Von der Schärfe seines Blickes kann ich Ihnen noch mehrere Beweise liefern. Die Antigone des Sophocles nennt er ein weibliches Ideal. Er selbst gesteht zwar, dies Ideal sei von großer Strenge, es grenze an Härte u. s. w., aber — meint er — sie offenbare doch ihr liebevolles, weibliches Gemüth in der einzigen Zeile: »nicht mit zu hassen, mit zu lieben bin ich da." Er hätte wohl hinzufügen mögen, auch da, wo sie versichert, wenn ihr der Tod Kinder oder

einen Gatten geraubt hätte, so würde sie nie mit Gefahr ihres Lebens (wie nun für den Bruder) den Gesetzen getrotzt haben. Und warum nicht? fragt sie sich selbst: ich hätte wohl wieder einen andern Mann gefunden und durch ihn andere Kinder bekommen, aber einen Bruder kann ich nicht wieder haben, da mein Vater und meine Mutter todt sind. — Sie lächeln, meine Damen? o das beweist nur, daß Sie für die weiblichen Ideale kein so scharfes Auge haben als der große Schlegel. Sehen Sie da die allgemeine Lehre, welche Sophocles predigt: eine Frau thut nicht wohl, für ihren Mann und ihre Kinder sich einer Gefahr auszusetzen, denn beide kann sie wieder haben: für den Bruder hingegen muß sie Alles wagen, doch auch nur in dem Falle, wenn beide Eltern todt sind und sie folglich keinen Bruder wieder bekommen kann. Beherzigen Sie das, meine Damen, und werden Sie weibliche Ideale zur Freude ihrer Männer und Kinder. Merken Sie sich auch, daß, wenn Sie, ohne griechisch zu verstehen, doch in den Geist der Griechen eindringen wollen, Sie die Antiken studiren müssen. Vor der Gruppe der Niobe und des Laokoon (I. pag. 69) werden Sie den Sophocles eigentlich verstehen lernen.

Ein Zuhörer. Klingt das nicht fast als ob man spräche: um in den Geist der italienischen Musik einzudringen, muß man die Gemälde des Raphael studiren?

Der Vorleser wirft einen verachtenden Blick auf diesen Zuhörer und fährt fort: Wir wollen uns noch ein wenig an der dramatischen Kunst der Alten nach den An-

sichten unsers großen Meisters erquicken. Die Alten entwarfen ihre Kunstwerke (I. pag. 182) nicht für den berechnenden prosaischen Verstand — und eine Unwahrscheinlichkeit, die erst durch Zergliederung gefunden wird, die nicht im Umkreise der Darstellung selbst liegt, galt ihnen für keine.

Der Zuhörer. Im Kreise der Darstellung? was soll das heißen?

Der Vorleser. Vermuthlich was auf dem Theater vorgeht.

Der Zuhörer. Und alles Uebrige dürfte unwahrscheinlich sein?

Der Vorleser. So scheint es fast. — Unser Zeitalter (I. pag. 201), kranket an ähnlichen Gebrechen als die waren, welche dem Euripides unter seinen Zeitgenossen so viele Gunst, wenn auch nicht gerade Achtung, verschafften.

Der Zuhörer. Woher weiß Herr Schlegel, daß Euripides von seinen Zeitgenossen nicht geachtet wurde? hat er es in irgend einem alten Schriftsteller gelesen?

Der Vorleser. Nein, sie bezeugen vielmehr Alle das Gegentheil, aber er vermuthet es und Sie werden gleich hören warum: wir haben eine Menge Schauspiele erlebt (nämlich die von Kotzebue), welche an Gehalt und Form zwar unermeßlich tief unter denen des Euripides stehen, aber ihnen darin verwandt sind, daß sie durch weichliche, zuweilen sogar zarte Rührung das Gefühl bestechen, während ihre Richtung im Ganzen auf wahre sittliche Freigeisterei hinausgeht. Seh'n Sie, meine Herren, diese schöne

Gelegenheit durfte nicht vorbei gelassen werden, um Kotzebue Eins zu versetzen, und folglich durfte auch Euripides nicht von seinen Zeitgenossen geachtet werden, sondern höchstens ihre Gunst besitzen.

Wir wenden uns zum Aristophanes. Dieser Dichter war zwar (nach pag. 291), in seinen persönlichen Neigungen pöbelhaft und verderbt, und beleidigte durch seine Späße oft Sitten und Geschmack —

Der Zuhörer. Ei da wird es ihm sehr übel ergehen, vor dem Richterstuhle eines Mannes, der so streng auf Beides hält.

Der Vorleser. Aristophanes hat dennoch Gnade vor den Augen des großen Schlegel gefunden, denn in der Anlage und Ausführung seiner Dichtungen könne man ihm den Ruhm des gebildetesten Künstlers nicht versagen.

Der Zuhörer. Gehören denn die unsittlichen Späße nicht zur Ausführung? und wie ist's denn mit der saubern Gewohnheit, lebende, gegenwärtige Menschen auf die Bühne zu stellen? vertheidigt Herr Schlegel die auch?

Der Vorleser. O ja! so strenge er für seine Zeitgenossen ist, so viele Nachsicht läßt er den lieben Alten angedeihen, welches ich ungemein löblich finde; denn einmal kann der Ruhm der Alten weder ihm selbst noch Andern lästig fallen, und zweitens verlieren die Neueren auch nichts dabei, denn sie dürfen sich mit der Hoffnung trösten, auch einmal Alte und dann auch gerühmt zu werden. Also der große Schlegel behauptet pag. 277: obgleich die alten Komiker lebende Menschen genannt und mit allen Um-

Schauspielers, für die ich so viel Ehrfurcht hege, keine bessere Epoche, und nie die Gründung eines besseren Geschmacks. Bey genauer und unpartheyischer Prüfung eines Schauspielers, der auch ein scientifischer Kopf seyn müßte, müßte ich vorzüglich auf die Sittlichkeit eines jeden Individuums sehen, und keinen von bescholtenen Sitten in die Zahl der Schauspielergesellschaft aufnehmen *).

Ich halte es nicht für gut, daß Sie sich in keine Erörterungen einlassen wollen, wenn Sie einen der eingesandten Aufsätze ungenutzt zurücklegten. Es kann oft mancher Aufsatz zurückgelegt werden, der von Nutzen wäre und ästhetischen Werth hat; es können Sie manchmal bloße Privatursachen zwingen, diesen oder jenen Aufsatz zu unterdrücken. Ich berufe mich hier wieder auf unsere Menschlichkeit, die uns nur zu oft partheyisch macht **).

---

*) Pia desideria, denen ich herzlich beystimme.

**) Nie werden mich Privatursachen zwingen, einen Aufsatz zu unterdrücken. Man sende mir immerhin Angriffe auf mich selbst; sie mögen so hart seyn als sie wollen, wenn sie nur mit Bescheidenheit vorgetragen sind, so wird man sie immer wörtlich eingerückt finden. Das sind auch die Gesinnungen der Direction, die zwar wohl weiß, daß sie irren kann, die aber, bey der Ueberzeugung von der Lauterkeit ihrer Gesinnungen, keinen Angriff scheuen darf.

Hingegen glaube ich, es sey zu viel von mir gefodert, mich in Erörterungen über schlechte Verse, oder ungesalzene, langweilige Prose einzulassen, die beyde gewiß nicht ausbleiben werden. Gewiß würden solche Erörterungen dem Publicum am Ersten lästig werden, und überdieß den ohne-

ständen auf das Theater gebracht hätten, so hätten sie darum doch keine bestimmten Individuen dargestellt. Diese historischen Personen hätten nur eine allegorische Bedeutung gehabt, eine Gattung vorgestellt.

Der Zuhörer. Aber in Athen verbot ja ein ausdrückliches Gesetz, wirkliche Personen einzuführen, sie durch Masken kenntlich zu machen u. s. w.? Schon Horaz meinte, der Mißbrauch habe diese Einschränkung herbei geführt, und so scheint es allerdings, denn man gibt keine Gesetze gegen Mißbräuche, die nicht vorhanden sind.

Der Vorleser. Unser Meister bleibt aber doch bei seiner Behauptung, und besonders schön ist seine Vertheidigung dieses Unfugs, wie nämlich die Tragödie (so sagt er) harmonische Einheit liebt, so lebt und webt die Komödie in chaotischer Fülle: sie sucht die buntesten Gegensätze und immerfort sich kreuzende Widersprüche. Das Seltsamste, Unerhörte, ja Unmögliche in den Vorfällen heftet sie daher mit dem örtlichsten und besondersten der nächsten Umgebung zusammen. — Der komische Dichter ist befugt, die Handlung so keck und fantastisch wie möglich zu ersinnen, sie darf sogar unzusammenhängend und widersinnig sein. — Nun, meine Herren und Damen, werden Sie sonder Zweifel einen sehr klaren Begriff von einer guten Komödie nach Schlegel'schen Grundsätzen haben.

Eine Dame. O ja, der große Mann sagt mit andern Worten: je toller je besser. Wir besitzen eine solche Oper.

Ein Zuhörer. Wie war's denn aber mit dem So-

krates, den Aristophanes so jämmerlich auf der Bühne persiflirte?

Der Vorleser. Im Sokrates personifizirte der Dichter blos die sophistische Metaphysik.

Der Zuhörer. Aber von der war ja Sokrates selbst ein entschiedener Gegner?

Der Vorleser. Ganz recht, unser Meister gesteht (pag. 307), daß vermuthlich persönliche Abneigung zum Grunde gelegen habe. Wir dürfen ihm das um so eher glauben, da er sehr wohl weiß, zu welchen Niederträchtigkeiten persönliche Abneigung verleitet.

Der Zuhörer. Allein empört es denn unsern großen Meister nicht, daß Aristophanes bei jeder Gelegenheit sich selbst die ungemessensten Lobsprüche ertheilt?

Der Vorleser. Ganz und gar nicht. Das soll blos zur komischen Ausgelassenheit gehören. Bei den Alten läßt sich Alles gar leicht entschuldigen.

Der Zuhörer. Wenn das eig'ne Lob ein Beweis der komischen Ausgelassenheit ist, so muß man gestehen, daß es keinen komischern Menschen auf der Welt gibt, als den großen Schlegel, der im dritten Bande pag. 52 sagt: daß nichts seltener sei, als ein Kunstrichter wie er.

Der Vorleser. Darum wollen wir um so fröhlicher genießen, was der Seltenste auf Erden uns spendet. Es hat große Männer im Felde und Kabinet gegeben und gibt deren noch, wiewohl man sie auch die Seltenen nennen darf; allein was sind sie gegen Herrn Schlegel? denn

nichts ist seltener als er. Wir werden noch öfter Gelegenheit haben, seine Bescheidenheit zu bewundern. Um aber die heutige Vorlesung würdig zu schließen, will ich noch in gedrängter Kürze zeigen, mit welcher unübertrefflichen Kunst der große Schlegel alles dasjenige auch zu vertheidigen weiß, was er etwa bei andern Gelegenheiten herunter gemacht hat. Es ist nämlich von einem Dichter die Rede, der, nach unsers Meisters eigenem Geständniß, uns zuweilen in anstößige Gesellschaft bringt; Zweideutigkeiten in Gegenwart der Frauen, oder gar von ihnen selbst sagen läßt; dessen Poesie bisweilen aus dem wahren Dialog heraus tritt; der oft witzelt, oft Wortspiele macht, auch wohl Sylbenspiele; der das Komische mit dem Tragischen grell mischt; der dieselben Personen nicht selten zu verschiedenen Zeiten die erhabenste und wieder die gemeinste Sprache führen läßt; der niemals Scheu davor hat, die idealische Poesie ganz dicht neben der gemeinsten Prosa wohnen zu lassen; der das Aeußerste des Fantastischen und Gemeinen zusammenknüpft; der Stücke geliefert hat, in denen nichts geschieht, oder, was geschieht, nicht so wesentlich ist als was gesagt wird; der auch die Auflösung bald willkührlich herbeiführt, bald zu breit anlegt, bald die Handlung in's Stocken gerathen

läßt; der Rauhigkeit in Ausdruck und Sitten beweiſt, ſeinen Helden Großſprechereien in den Mund legt; dem Heldenſchauſpiele bisweilen unter den Händen zu Luſtſpielen wurden; der die Wahrſcheinlichkeit ohne Bedenken verletzt u. ſ. w. Dieſer Dichter iſt Shakespeare, und Alles, was hier von ihm geſagt worden, ſind des großen Schlegel eigene Worte. Es wird wohl Niemand zweifeln, daß auch die Hälfte hinreichend wäre, um über einen neuern Dichter das Anathema auszuſprechen, und daß keine Schönheiten, die ihm ſonſt eigen wären, dieſe Mängel zudecken würden; allein mit Shakeſpeare iſt es ein anderes, den hat Herr Schlegel überſetzt und gut überſetzt; dieſes außerordentliche Verdienſt würde minder glänzen, wenn er das Geringſte auf ihn kommen ließe; darum heißt es trotz aller jenen Gebrechen: „Die Geiſterwelt und die Natur haben alle ihre Schätze in ihn niedergelegt: an Kraft ein Halbgott, an Tiefblick ein Prophet, an überſchauender Weisheit ein Schutzgeiſt höherer Art u. ſ. w.“ — Weil aber doch, meine Herren und Damen, dieſes hochfliegende Lob, verglichen mit dem Obengeſagten und Zugeſtandenen, Ihnen etwas ungereimt vorkommen möchte, ſo belieben Sie nun zu vernehmen, auf welche zierliche Weiſe der Panegyriſt alle jene Vorwürfe von ſeinem Halbgott ablehnt. — Zweideutigkeiten? nun ja, das war vermuthlich ein damals nicht unerhörter Muthwille. Andere haben ſich noch mehr erlaubt, und man muß nicht

gleich in jedem dreiſten Scherz eine Sünde wittern. (III. pag. 31, 32) Iſt das nicht eine herrliche Vertheidigung? — Schwulſt? — dieſer Tadel rührt von einer fantaſieloſen Sinnesart her, der Alles unnatürlich vorkommt, was nicht ihrer zahmen Nüchternheit gemäß iſt. (62.) Wortſpiele? — Im Homer findet man deren auch. Die Bücher Moſis ſind voll davon (p. 65.) Grelle Miſchung des Komiſchen mit dem Ernſten? — Dieſe verhütet, daß das Spiel ſich nicht in ein Geſchäft verwandelt, bewahrt dem Gemüth ſeine Heiterkeit u. ſ. w. (p. 75.) Hinneigen zum Allzuſchrecklichen? — Das iſt ein erhabener Fehler, aus der Fülle rieſenhafter Kraft entſprungen. (68.) Erhabene und gemeine Sprache einer und derſelben Perſon? — Dieſe Ungleichheit iſt in der Wahrheit gegründet, denn man ſpricht in verſchiedenen Lagen verſchieden. (p. 83.) Idealiſche Poeſie und gemeine Proſa neben einander? So iſt es ja auch meiſtens in der wirklichen Welt. (p. 133.) Unnöthige Breite in Auflöſung des Knotens? — Unſere heutigen Zuſchauer ſind ungeduldiger als die ſeinigen waren. (p. 136.) Die Haupthandlung geräth in's Stocken oder wird gar rückgängig? — Das war unvermeidlich und liegt in der Natur der Sache. (147.) Rauhigkeit in Ausdruck und Sitten? — Das muß nach der wüſten barbariſchen Zeit beurtheilt werden, in der etwa ein Stück ſpielt. (166.) Großſprechereien des Cäſar? — Da er nicht handelnd auftritt, ſo blieb

nichts anders übrig, um einen Maßstab seiner Größe zu geben. (171.) Ein Heldenschauspiel, das ihm unter den Händen zum Lustspiel wird? — Man glaube ja nicht, es sei ohne Wissen und Willen des Dichters geschehen. (211.) Verletzte Wahrscheinlichkeit? — Shakespeare durfte auf poetische Zuschauer rechnen. (223.)

Hier, meine Herren und Damen, empfangen Sie ein Muster von der Kunst Alles zu vertheidigen, wenn man einmal vertheidigen will. Schlagen und lesen Sie selbst nach, wenn Sie vielleicht vermuthen sollten, es könne unmöglich Alles so da stehen. Ja, es steht wirklich Alles so da; nur kann ich freilich die edle, imponirende Zuversicht Ihnen nicht darstellen, mit welcher dies Alles den guten Wienern vorgetragen wurde. Doch werde ich auch in dieser Kunst unsers Zeitalters mich üben, und mich bestreben, mein großes Vorbild zu erreichen. O du elender Pope! der du behauptet hast: Shakespeare habe zwar besser, aber auch schlechter als irgend ein Anderer geschrieben. O du elender Voltaire! der du vom Hamlet sagen durftest, er scheine von einem besoffenen Wilden herzurühren. O du elender Haller! der du folgendes verwegene Urtheil fälltest: »Seine Schauspiele sind voll Concetti und unnatürlicher Ausdrücke, zwischen welchen allerdings zuweilen etwas unverbesserlich Schönes hervorschimmert. — Shakespeare hat überhaupt unnachahmlich schöne Stellen, aber aus Mangel an Geschmack sinkt er in die niedrigsten. Es

iſt freilich wahr, der Geſchmack ſeiner Zeit hing am Hanswurſtiſchen. Das mag eine Entſchuldigung für Shakeſpeare ſein, nicht aber für die Schauſpiele, deren Ziel die Vollkommenheit ſein ſoll. Gelehrt war Shakeſpeare nicht. Sein Theſeus ſpricht vom Ariſtoteles. Wir können auch ſein Lob nicht zugeben, daß er die Leidenſchaften ſo vortrefflich geſchildert hätte, wenigſtens nicht die Liebe. — Er iſt ein Gemiſch von Gold und Koth."

(Beſchluß folgt.)

Worauf kommt's an?

Die folgenden Gedanken ſind von Marivaux. Sie könnten übrigens in jedem Jahrhundert jedem Beobachter ſich aufgedrängt haben. — Ich habe, ſagt er, mich lange damit beluſtigt, dem Pöbel zuzuſchauen, der die Triumphbogen angafft, und die Art, wie er das thut, läßt mich vermuthen, daß ſeine Bewunderung nicht eigentlich dem Schönen gilt, ſondern den mehr oder minder wichtigen Begebenheiten, welche die Ausſtellung des Schönen veranlaßt haben und es der Einbildungskraft vorrühmen. Ich hörte von allen Seiten: O wie ſchön! und wenn ich im Geiſte des Pöbels nach dem eigentlichen Grunde dieſer Exklamation forſchte, ſo hieß es wie folgt: »He! Siehſt du die Menge Menſchen? ſie erwarten die Ankunft der Infantin (der königlichen Braut). Alles, was wir ſehen, iſt

um ihretwillen da, folglich muß es wohl sehr schön sein; o es ist gewaltig schön!

Nun ja, diese Triumphbogen waren wirklich schön; aber im Geiste des Pöbels — o da fehlt wohl manchem Aushängeschilde einer gemeinen Schenke nichts weiter, um für ein Meisterstück zu gelten, als daß es bei irgend einer wichtigen Begebenheit ausgestellt würde.

Gemälde des Raphael! — sagte ich zu mir selbst — wenn ihr an der Stelle solcher Aushängeschilde hinget, so fürchte ich sehr, die Kunstliebhaber würden euch auch für weiter nichts nehmen; ich will des Todes sein, wenn sie, euch erblickend, auf den Einfall kämen, daß ihr von Raphael seid. Ach! wie viele schlechte Gemälde gibt es unter euch, die ein Zufall, eine eingebildete Kunstkennerei euch zugesellt hat! wie manche eurer echten Brüder hingegen hat man verschmäht, weil sie zu spät oder bei einer ungünstigen Gelegenheit erschienen sind! —

Wahrhaftig! ausgenommen, daß wir leben und denken, sind wir unter und für einander nichts als solche Gemälde, wenigstens haben wir gleiche Schicksale. Hier ist ein Raphael, ein köstliches Bild; ich meine, ein Mensch von Geist und Talent; wenn aber Zufall oder Geburt ihm einen schlechten Platz angewiesen haben, so ist's um ihn geschehen. Wir sehen und hören ihn täglich und täuschen uns doch in dem Urtheil über ihn, weil kein äußeres Zeichen uns verkündet, was er werth ist. Wir sehen nur in ihm ein Aushängeschild vor einem schlechten Wirthshause.

Ein Anderer hingegen ist eine wahre Sudelei, aber umringt von Gaffern, die große Verdienste in ihm entdecken. Ist er schwerfällig, spricht er wenig; so sagen sie, er sei kalt oder tiefdenkend. Schwatzt er viel und schlecht, so nennen sie ihn lebhaft, angenehm. Sind sie Dummköpfe? — o nein! es sind oft geistreiche Männer, und sie glauben sogar, was sie sagen; vielleicht hat es sie Mühe gekostet, sich selbst davon zu überreden; aber der Mann steht nun einmal in großem Ansehen, ist gewaltig reich, das verscheucht jeden Zweifel. Sie werden euch sehr gern zugestehen, daß sie ihn nicht gleich für das gehalten haben, was er ist, und ihr werdet sie Schmeichler schelten — aber sie sind es keineswegs; sie können sich nicht einmal diese Ehre anmaßen, sondern meinen es ganz ehrlich und halten sich selbst zum Narren; ihr Geist liegt in den Fesseln des Eigennutzes. Ja, der Eigennutz spielt den klügsten Leuten solche Streiche und macht sie glauben, daß eine schöne Equipage, eine Menge Bediente, eine gute Tafel so viel sind, als Witz und Verstand.

Getreuer Auszug aus Merkel's Skizzen.

(Erstes Heft)

Herr Merkel war Hofmeister in Liefland, wurde von einer patriotischen Idee ergriffen, zog Niemanden zu Rathe, brach seine Verbindungen plötzlich ab und ging nach Deutsch-

land, wo er Niemanden kannte. Das machte ihn etwas ängstlich, aber er hörte einen Finken schlagen, nickte ihm zu und bestellte sich ein Frühstück. In Leipzig suchte er eine Dame auf, an die er eine Empfehlung hatte, sah sie aber nicht gleich, denn sie war krank. Er ließ ihr sagen, wo er wohne und ging spaziren. Sie ließ ihn auf den andern Mittag zum Essen bitten und zwar durch einen Menschen, den er für einen Bedienten hielt; es war aber Seume, und da umarmte er ihn, machte auch bisweilen Reisen von zehn bis zwanzig Meilen, um ein paar Tage mit ihm zu leben. Seume hatte einen großen Backenbart und trug auch eine große Mütze; Weisse hingegen eine zierlich frisirte Perücke und einen vermuthlich seidenen Schlafrock und steife Manschetten und war dick und hatte ein hübsches Gesicht, aber es sagte nichts. Jedermann rühmte ihn als einen wackeren Mann, aber der (todte) Engel hat einmal den Kopf geschüttelt und gemeint, Weisse sei versteckt und hämisch.

Herr Merkel ließ sich als studiosus medicinae einschreiben, fand aber bald, daß das Hirn Deutschlands am Schlagflusse leide, zumal da ihm ein Buchhändler für sein mitgebrachtes Manuskript nur einen Dukaten für den Bogen bot, und folglich nur drei und zwanzig für das ganze Buch. Aber es machte Lärm und da baten ihn die Buchhändler zu Gaste; die Leipziger Dichter betrachteten ihn wie die Schooßhündchen einen Wolf, und die alten Herren sahen ihn an, als wollten sie sagen: Ei, sieh doch! (ge-

Da Sie wöchentlich nur ein, bis zwey Bogen zu liefern gedenken: so kann ich nicht begreifen, wie Sie alle die Gegenstände erschöpfen können, die Sie in Ihrer Ankündigung berühren. Es ist ein zu weites Feld, das Sie eröffnen, und der enge Raum Ihrer Hefte verbietet Ihnen eine jede Materie so auszuführen, als sie ausgeführt werden müßte. Wollen Sie alles nur oberflächlich berühren? das glaube ich nicht; denn da wäre das ganze Journal ohne Nutzen. Die Analysirung der Stücke und des Spiels der Schauspieler nimmt keinen geringen Raum ein, was bleibt für die übrigen Materien? Für Gedichte, kleine Abhandlungen, Klagen, Vorschläge ꝛc. für die sogenannten Antikritiken und das theatralische Intelligenzblatt selbst? Mehrere Stücke werden die Woche hindurch aufgeführt: wollen Sie von allen Stücken als Recensent sprechen, oder nur von einem jedem etwas? in Fortsetzung vielleicht in den spätern Heften? Auch dann würden Sie nicht alles ausführen können.*) Ich kenne bey-

---

hin knapp zugeschnittenen Raum noch mehr verengen. Indessen verspreche ich, wenigstens den Empfang jedes Aufsatzes in diesen Blättern zu bescheinigen, damit das Publicum erfahre, was ich erhalten habe. Ich mache sogleich den Anfang, und zeige hiermit an, daß mir ein sehr langes Gedicht in ungereimten Versen, auf Madame Weissenthurn als Natalie in den Corsen, zugeschickt werden, welches mir für das Publicum nicht Interesse genug zu haben schien.

*) Ich will weder erschöpfen — denn le secret d'ennuyer est celui de tout dire — noch blos oberflächlich berühren. Freylich ist der Raum sehr beschränkt, doch die

rade so, wie Herr Merkel auch noch jetzt angesehen wird.) Auch erhielt er nun viele Besuche von Neugierigen, die ihn sehen wollten. Aber er machte sich nichts daraus, sondern reiste nach Jena und miethete sich ein Studenten-Stübchen. Loder bat ihn zu Gaste, da sah er auch Göthe und Humbold, stand in dem Kreise, welcher Göthe'n huldigend umgab, zog sich aber schon nach einigen Minuten aus diesem Kreise zurück und suchte Göthe'n weder an diesem Abend noch in den drei folgenden Jahren wieder nahe zu kommen, weil die allgemeine Stimme in Weimar über Göthe ihn nicht dazu aufmunterte. — Schiller lud ihn sehr gütig ein, er ging aber nicht zu ihm, bis er im Begriff war, Jena zu verlassen. Nun aber ging er zu ihm und zwar in seinen Garten, und war eine halbe Stunde bei ihm. Nachher kam er nur selten von Weimar nach Jena und hatte nicht Zeit, Schiller zu besuchen. Noch später kam Schiller nach Berlin, war aber böse auf Herrn Merkel, weil dieser seine Braut von Messina nicht gelobt hatte. Herr Merkel wußte aber doch, daß Schiller ganz insgeheim eine Pension von dem dänischen Grafen Schimmelmann empfing, und außer Herrn Merkel wußten das kaum vier Personen in Deutschland; ihm hatte es aber auch die Frau Gräfin Schimmelmann selbst gesagt (wo ich nicht irre, fügt er hinzu, es könne es ihm also auch wohl Jemand anders gesagt haben). — Herder wohnte zwei Treppen hoch in einem sehr einfach möblirten Zimmer und war nicht sehr dick. Er nahm Herrn Merkel sehr gütig auf und machte

ihm sogar Komplimente. Er stellte ihn auch seiner Frau vor, und sagte: auf seiner Stirn stehe das Gegentheil von der Devise des Prinzen von Wales, ich diene nicht. Madame Herder gab ihm mütterliche Ermahnungen, aber Herder sagte: »Laß ihn gehen! er bleibt nun einmal so und das ist recht gut.« (Schade, daß, außer Herder, sonst Niemand das gesagt hat.)

An einem schönen Sommertage fuhr Herr Merkel auch mit Herder und seiner Familie spaziren und trank mit ihr Thee im Grase, zu welchem Thee ein Bedienter das Wasser kochte und zwar in einer Niederung. Damals rauchte er auch mit Herder eine Pfeife Tabak. — Fichte's Bekanntschaft suchte Herr Merkel nicht und Schelling ging er aus dem Wege. Aber Schelling wollte ein Buch gegen Herder drucken lassen, und da rief die Herder: Helfen Sie! helfen Sie, wenn Sie können! — und Herr Merkel konnte helfen. Er ließ nämlich einen Wagen kommen und fuhr nach Jena zu Schelling, der einen sehr gedrungenen Körperbau hat, übrigens aber von mittlerer Größe ist und ein stark knochigtes Gesicht hat. Schelling versprach ihm, nicht gegen Herder zu schreiben, und nun kehrte Herr Merkel in den Gasthof zurück, wo er seinen Wagen schon wieder angespannt fand, und folglich wieder nach Weimar fuhr, wo er eine Stunde früher ankam, als man ihn erwartet hatte. Madame Herder stand aber auch schon am Fenster und hatte eine große Freude. — Jean Paul gefiel Herrn Merkel gar nicht, deswegen will er uns auch nicht sagen,

wie er aussah. Herder soll oft über ihn gelacht haben. Herr Merkel reiste einmal mit ihm nach Gotha, da stieg Jean Paul unterwegs oft aus, um hinter dem Wagen aufzuschreiben, was Herr Merkel im Wagen gesagt hatte. Aber Eins schrieb er nicht auf, nämlich, daß er ein liebesiechtes Kanarienweibchen sei, das täglich zu Neste trage, aber kein lebensfähiges Ei zu legen vermöge, weil ihm das Hähnchen fehle, nämlich das Kunsttalent. — Lafontaine ist von ungeheurer Korpulenz, weint selbst, indem er die Leiden seiner Liebenden schildert, kann sie aber, trotz den Bitten seiner Frau, noch nicht glücklich machen, weil er noch beim ersten Bande ist.

In Berlin war Herr Merkel 1801 verstimmt. Abends ging er zu Engel und blieb da von fünf bis zwölf Uhr, und ihm, nämlich Herrn Merkel, verdankt das Publikum gewissermaßen den Lorenz Stark. — Falk war ein junger, schöner Mann, der gleich bei der ersten Bekanntschaft Herrn Merkel seinen Lebensplan mittheilte, nämlich daß er heirathen und nach Weimar ziehen wolle. Beides geschah auch, und Herr Merkel sah nachher in Weimar seine junge Frau. — Kotzebue's Schwester kam von Bremen nach Weimar und bat Herrn Merkel dringend, mit ihr nach Jena zu fahren, um ihren Bruder zu besuchen. Das geschah, und er brachte dort einen recht angenehmen Tag zu. Aber die Verschiedenheit zwischen Kotzebue's Charakter und dem seinigen war zu groß — (ja, Gott sei Dank!) — als daß ein näherer Umgang hätte

entstehen können. Hingegen erwies er Falk einen nicht unwichtigen Dienst bei einer Streitigkeit und rezensirte ihn nachher mit freundschaftlicher Wärme. — —

Das ist fürwahr alles, was man in diesem ersten Hefte von Herrn Merkel und dessen literarischen Bekanntschaften erfährt; alles übrige sind blos absprechende Urtheile in seiner gewöhnlichen Manier. In der Vorrede sagt er selbst: daß er sich über manche zarte Rücksichten hinweggesetzt habe, die ihm sonst heilig gewesen wären. (Wann war dieses sonst? oder wann wird es sein?)

Nach der Erzählung, daß er in Travemünde einen Finken schlagen gehört und sich wohlgemuth ein Frühstück im Wirtshause bestellt, wirft er die Frage auf: »Kennen meine Leser mich jetzt? — Die Psychologen unter ihnen gewiß.« — Man kann versichern, daß Jeder, der diesen Heft durchgelesen hat, Herrn Merkel vollkommen kennt, er sei Psycholog oder nicht.

Die Nachbarschaft bei der Tafel.

(Nach dem Französischen.)

Die meisten reichen Leute bilden sich ein, um bei ihren Schmausereien für einen guten Wirth zu gelten, sei es schon genug, die Tafel mit Leckerbissen und köstlichen Weinen zu beladen; ob aber diese Leckerbissen auch mit Wohlbehagen verzehrt werden, darum bekümmern sie sich nicht.

Neulich war ich bei M**, der für einen trefflichen Wirth gilt. Der Gäste waren fünf und zwanzig, und wenigstens vierzig hätten satt werden mögen. In mehreren Gängen wurde aufgetragen, und Weine gab es von Tailleur, Pasteten von Rouget, Konfekt von Georges, Eis von Mosunier, Liqueurs von Lemoine, ungekochten Kaffee vom Kaffeehaus der Fremden. Alles im Ueberfluß. Dabei war man gut bedient, das Auge des Wirthes schweifte unermüdet umher, ließ keinen Teller, kein Glas leer; alles war heiß, warm oder kalt, wie es sein mußte, auch die Wahl der Gäste verständig, lauter Leute von Verdienst, von Geist, von Ruf; und doch — hab' ich in meinem Leben keinem langweiligern Diner beigewohnt. Warum? — Von allen fünf und zwanzig Gästen kannte keiner den andern. Freilich lernt man an einer guten Tafel einander bald kennen, aber — es kommt auf den Platz an, den man einnimmt. Der Wirth kannte uns alle, er hätte uns also die Plätze verständig anweisen sollen; darum bekümmerte er sich aber nicht, sondern überließ es dem Zufall, und dieser war uns verzweifelt ungünstig.

Es gab unter uns Banquiers, Offiziere, Schriftsteller, Landprediger, Künstler, obrigkeitliche Personen, Schauspieler, Dichter u. s. w., folglich konnte die Unterhaltung sehr angenehm werden, nur nicht allgemein, weil wir zu zahlreich waren. Nun saß aber ein Prediger neben einem Dichter, ein Kaufmann neben einem Schriftsteller, ein Offizier neben einem Banquier u. s. w. Jeder versuchte

mit seinem Nachbar ein Gespräch anzuspinnen, schwieg aber bald, weil keiner des andern Sprache verstand. Der Dichter wollte von seinen neuesten Lustspielen sprechen, der Landgeistliche von seiner letzten Fastenpredigt. Der Schriftsteller fragte den Kaufmann, ob er die neueste Ausgabe vom Dictionaire der Akademie kenne? und der Kaufmann klagte über die Sperre der Kolonialwaren. Der Richter wollte dem Offizier einen Kriminalfall vortragen und dieser die Schlacht bei Austerlitz entwickeln. In Kurzem schwiegen alle und man hörte nur das Geklapper der Teller.

Der Wirth wurde verlegen. Er zog mich nach der Tafel an's Fenster, und konnte nicht begreifen, warum es so still zugegangen? »Künftig,« sagte ich, »ahmen Sie eine treffliche Gewohnheit nach, die in manchen Städten und Häusern beobachtet wird. Man schreibt die Namen der sämmtlichen Gäste auf kleine Zettel, die man auf die Servietten vertheilt, und zwar so, daß der Dichter neben den Schauspieler, der Banquier neben den Kaufmann, der Prediger neben den Richter, der Offizier neben eine hübsche Dame (wenn eine da ist) zu sitzen kommt u. s. w. Dann wird ein jeder in der Unterhaltung seines Nachbars die eigentliche Würze der Speisen finden.«

Eine Ausnahme.

Wenn den Verehrern des schönen Geschlechts — unter die ich seit meinem siebenten Jahre mich zähle — die folgende, leider wahrhafte Begebenheit schmerzlich ist, so mögen sie mit dem Gedanken sich trösten: es ist nur eine Ausnahme. Auch unter den schönsten Früchten bleiben nicht alle vom Wurme verschont.

Rodrigo, ein braver Spanier, vermählte sich aus Liebe mit einem armen schönen Mädchen, sie hieß Blanka. Er schmeichelte sich, von ihr wieder geliebt zu werden und alle seine Freunde glaubten es, da sie täglich Zeugen ihrer Zärtlichkeit waren; und sie selbst glaubte es, da ein Frauenzimmer eigentlich immer liebt, nur oft nicht weiß was und daher sich einbildet, den nächsten Gegenstand zu lieben.

Nach einiger Zeit fiel dem Spanier eine Erbschaft in Neapel zu. Um diese zu heben, mußte er selbst dahin. Sollte Blanka ihn allein reisen lassen? das schien ihr eben so unmöglich als ihm, sich von ihr zu trennen. Sie schifften sich also miteinander ein, doch kaum waren sie einige Tage in See, als das Unglück sie traf, von einem Algierer gekapert zu werden. Nur ein Trost blieb ihnen in der Sklaverei, sie wurden nicht getrennt, sondern beide an einen Herrn verkauft. Als dieser ihre wechselseitige Zärtlichkeit gewahrte, enthielt er sich aller Angriffe auf

Blankas eheliche Treue, nicht aus zarter Schonung, sondern aus Gewinnsucht, um von dem reichen Spanier eine höheres Lösegeld zu erpressen. Rodrigo schrieb Briefe über Briefe an seine nächsten Verwandten, mit dem Auftrage, alles zu verkaufen, was er besitze, und das Geld zu übermachen, damit er seine geliebte Blanka befreien könne. Aber jene Verwandten, seine nächsten Erben, eilten keineswegs, seinen Auftrag zu vollziehen, und hätten gern gesehen, daß er in der Sklaverei gestorben wäre. Davon ahnete der ehrliche Rodrigo nichts. Während er mit seiner Gattin ängstlich der Erlösung harrte, lernten sie einen französischen Renegaten kennen, einen muntern, wohlgebildeten Mann, der ihr Freund wurde, und ihnen tausend kleine Dienste erwies. Er war der erste, der den Spanier auf die Vermuthung brachte, daß seine Verwandten nicht rechtlich mit ihm umgingen, und ihm den Rath gab, selbst überzuschiffen, um seine Besitzungen zu verkaufen und dann mit dem Gelde seinen größten Schatz wieder einzulösen. Rodrigo stellte seinem Herrn die Sache vor, und dieser, im Vertrauen auf die Redlichkeit und Liebe seines Gefangenen, ertheilte ihm die Erlaubniß, nach Spanien zu gehen, während er Blanka als Unterpfand zurückbehielt. Unter heißen Thränenströmen trennte sich das liebende Paar. Rodrigo floh in seine Heimath, machte alles zu Gelde, was er besaß, und kehrte nach einigen Monaten mit der frohen Aussicht zurück, seine Blanka zu lösen und mit ihr, zwar verarmt, doch immer noch reich durch ihren Besitz, im freien Vaterlande zu leben.

Es war Abend, als er anlangte, mit einem Koffer, der alle seine Reichthümer enthielt. Blanka empfing ihn mit der größten Zärtlichkeit. Er wollte auf der Stelle ihrem Herrn das Lösegeld bezahlen. Sie überredete ihn, es bis zum andern Morgen zu verschieben und jetzt in ihren Armen auszuruhen.

Süß entschlummerte der Müde, süß erwachte er am Morgen, sein erster Gedanke war die Freiheit seiner Blanka. Allein vergebens sah er sich nach ihr um. Sie war in der Nacht mit dem Renegaten entflohen, und hatte seinen Koffer mitgenommen. Rodrigo blieb als Sklave zurück. Der Himmel erbarmte sich seiner. Nicht seine Ketten, sondern die schändliche Treulosigkeit der Geliebten drückte ihn bald in's Grab.

Bruchstücke von Addison.

Der Ehrenpunkt.

Worauf beruht er bei den Männern? — auf ihrem Muthe. Bei den Weibern? — auf der Keuschheit. Und warum? — es kann wohl keinen andern Grund davon geben, als das Verlangen beider Geschlechter, einander zu gefallen; denn der Muth ist in den Augen des Weibes, die Keuschheit in den Augen des Mannes die vorzüglichste Tugend. Man kann aber das Warum noch öfter wiederholen. Warum schätzen die Weiber den männ-

lichen Muth so hoch? — entweder weil es ihnen schmeichelt, denjenigen, der Andern ein Schrecken ist, als Sklaven zu ihren Füßen zu sehen; oder weil sie den Muth als Schutzwehr für ihre eigene Schwäche betrachten; oder bisweilen auch wohl, weil er das natürliche Kennzeichen einer starken, kräftigen Leibesbeschaffenheit ist. — Warum ist den Männern die weibliche Keuschheit so werth? — entweder weil der Besitz eines keuschen Weibes schwerer zu erringen ist; oder weil nur Keuschheit die Treue verbürgt; oder weil man voraussetzt, daß Herzensreinheit, Wahrhaftigkeit, Beständigkeit ihre Gefährtinnen sind, worin man doch gar oft irrt.

Die größte Beleidigung für einen Mann ist, wenn man ihn Lügen straft. Daß er ausschweifend lebe, fluche, sich betrinke u. s. w., alle diese Vorwürfe läßt er eher hingehen, aber man sage ihm, selbst im Scherz, er habe gelogen, so muß der Schimpf mit Blut abgewaschen werden. Warum? — weil es kein Laster gibt, dem die Feigherzigkeit so anklebt, als das Lügen. Herodot erzählt von den alten Persern, daß sie ihre Söhne, vom fünften Jahre bis zum zwanzigsten nichts weiter lehrten, als reiten, mit dem Bogen schießen und die Wahrheit sagen. Es ist nicht unmöglich, daß ein Mann, der sich bei irgend einer Gelegenheit entehrt hat, seine Ehre durch Großthaten wieder erlange; doch ein einziger Fehltritt, den ein Weib sich erlaubt, entehrt es auf immer.

Oeffentlicher Tadel ist eine Abgabe, die der Mann von seinen Verdiensten an das Publikum zahlt. Sich ihm

nahe alle Theaterjournale, aber nur wenige, aus denen man was lernen könnte. Auſſer Leſſings Dramaturgie, den Schinkiſchen Schriften und der vor 5 Jahren anonymiſch herausgekommenen Wiener Theaterkritik, iſt mir keine dramaturgiſche Schrift bekannt, die von Nutzen ſeyn könnte*). Ich betrachte unſere übrigen Theaterjournale, als bloße Theateranzeigen. Was kann der angehende Dichter, der Schauſpieler und unſer Publicum daraus lernen? Daß Ihr Journal belehrender als unſere gewöhnlichen Theaterjournale ſeyn wird, verſprechen wir uns hier alle von Ihrem Talente; aber noch mehr würden wir uns zu verſprechen haben, wenn Sie eine ganz freye Hand hätten, und nicht in ſo enger Verbindung mit dem Hoftheater ſtänden **).

Dieſer,

Direction wird ſich im Nothfall nicht an die vorgeſchriebene Bogenzahl binden, ſondern mehr leiſten als ſie verſprach. — Nicht von allen Stücken werde ich als Recenſent ſprechen, ſondern nur von denen, welche zum Erſtenmale aufgeführt werden.

*) Ich erſtaune, hier nicht auch die Schriften eines Sonnenfels angeführt zu finden, die Gedankenfülle mit der edelſten Sprache verbinden.

**) Noch Einmal — ich werde nie in die Claſſe feiler, gedungener Schriftſteller herabſinken. Meine Verbindung mit dem Hoftheater wird dieſes Journal auf keine Weiſe beeinträchtigen. Die Direction wünſcht Wahrheit zu hören, ein Beweiß, daß ſie das Zutrauen des Publicums verdient.

entziehen zu wollen, ist des großen Mannes Thorheit, empfindlich dagegen zu werden, seine Schwachheit. Die berühmtesten Männer aller Jahrhunderte haben ihn erfahren. Der einzige Schutz dagegen ist ein Leben in der Dunkelheit.

Die Sucht, einen ausgezeichneten Mann herab zu setzen, würde wenig Unheil stiften, wenn nur die Schmeichelei ihn nicht eben so hastig verfolgte. Denn ein großer Mann wird nie mit gleichgiltigen Augen betrachtet; immer sehen seine Zeitgenossen, in ihm einen Freund oder einen Feind. Darum lernt auch nur die Nachwelt seinen wahren Charakter kennen. Wir dürfen jetzt Cäsar einen großen Mann nennen, ohne den Ruhm des Pompejus dadurch zu vermindern, und wir dürfen Cato's Tugenden rühmen, ohne die des Cäsar zu verdunkeln.

Nach Newtons Berechnung kam der Komet von 1680 der Sonne so nahe, daß, wenn er von Eisen gewesen wäre, er zweitausendmal erhitzter geworden sein würde, als ein glühendes Eisen, und kaum fünfzigtausend Jahre hingereicht hätten, um ihn abzukühlen. Eine eben solche Gährung ist jetzt (Addison spricht von seiner Zeit) in der politischen Welt, die so erhitzt ist, daß sie wenigstens dreihundert Jahre zu ihrer Abkühlung brauchen wird.

Parteiwuth.

Als ich neulich mit meinem Freunde, Sir Roger, über diesen Gegenstand sprach, erzählte er mir, was ihm in sei-

ner Jugend widerfuhr, da eben zwiſchen den Royaliſten und den Anhängern des Parlaments die Flamme am heftigſten loderte. Er hatte ein Geſchäft in der Sanct Annenſtraße und fragte einen Menſchen, der ihm begegnete, um den Weg dahin. »Du papiſtiſcher Huad!« antwortete ihm dieſer, »wer hat denn die Anne zur Heiligen gemacht?«

Roger ging weiter, und, um nicht zum zweitenmal ſo anzulaufen, bat er einen Andern, ihm den Weg nach der Annenſtraße zu zeigen. »Du hündiſcher Ketzer!« fuhr dieſer ihn an, »Anna war eine Heilige, ehe du geboren wurdeſt, und wird es auch noch ſein, wenn du ſchon längſt gehangen biſt.«

Nicht allein für Sitten und Moral iſt Parteiwuth verderblich, ſondern ſie unterjocht auch den Verſtand. Die elendeſte Broſchüre wird geprieſen, wenn der Verfaſſer unſern politiſchen Glauben hat; denkt er aber anders wie wir, ſo mag er das Vortrefflichſte ſchreiben, es wird geringſchätzig aufgenommen. In dieſem Falle gleicht der verdienſtvolle Mann einem Stocke, den wir durch Waſſer betrachten, er ſcheint uns krumm.

Jeder Staat hat gewiſſe Epochen, wo dieſe Peſt in ſeinem Innern wüthet. Aber wehe dem rechtlichen Manne, der zu einer ſolchen Zeit geboren wird! es iſt das größte Unglück, was ihm widerfahren kann. — Die Spanier haben ein Sprüchwort: »wenn es in der Welt weder Narren noch Schelme gäbe, ſo wären wir Alle einig.«

Genie.

Mit diesem Titel beehrt man oft den kleinsten Sonnetenkrämer. Es gibt keinen elenden Odendichter, der nicht seine Bewunderer hätte, die ihn ein großes Genie nennen, und erhebt er sich vollends bis zur Tragödie, so ist er ein sublimes Genie. Nur sehr wenige große Genies erregen allgemeine Bewunderung, durch Werke, die sie blos ihrem Talent, ohne Hilfe der Künste und Wissenschaften, verdanken. Freilich können sie Unregelmäßigkeiten nicht vermeiden, hingegen bleiben sie frei von Nachahmung, die auch dem größten Genie anklebt, wenn es das Gebiet der Künste und Wissenschaften durchstreifte. Darum hat Virgil nie den Homer erreicht, und es gibt Stellen in der Bibel, in welchen Homer weit übertroffen wird. Nur darf unsere gebildete Zartheit sich nicht daran stoßen, wenn Salomo die Nase seiner Geliebten mit einem Thurme auf Libanon vergleicht, der gegen Damask schaut; oder Homer einen seiner Helden mit einem Esel im Haberfelde, der, von Buben geneckt, keinen Schritt weicht; und einen andern, der nach Rache dürstet, mit einem Stück Fleisch, das auf Kohlen gebraten wird.

Es gibt eine zweite Gattung von großen Genies — eine zweite, aber darum nicht untergeordnete — die sich nach den Regeln der Kunst gebildet, ihren eigenen Talenten Schranken gezogen haben. Solche waren bei den Griechen Plato und Aristoteles, bei den Römern Virgil und Cicero, bei den Engländern Milton und Bacon. In der ersten Klasse gleicht das Genie einem fruchtbaren Boden, der,

unter einem glücklichen Himmelsstrich, majestätische Wälder erzeugt, in der zweiten demselben Boden, durch die Hand des Gärtners bearbeitet.

Glück und Unglück.

Es ist eine traurige, aber wahre Bemerkung, daß, wenn alles, was man auf der Welt Glück zu nennen pflegt, über einen einzigen Menschen ausgegossen wäre, dieser Mensch sich doch nur mäßig glücklich fühlen würde. Wäre hingegen alles Unglück auf Einem Haupte vereinigt, so würde der, der dieses Haupt trüge, das bejammernswertheste Geschöpf sein.

Kleine Betrachtungen.

Obgleich ein Mensch, der gern Böses von den Leuten spricht, selbst für boshaft gilt, so kann er diesen Ruf doch ziemlich vermeiden, wenn er sich mit seiner Stachelzunge blos an verdienstvolle Männer hängt; denn erstens wird er dann überhaupt nur von Wenigen Böses reden, und zweitens findet er dann immer Leute, die ihm gern zuhören. —

Man pflegt nicht allein dumme, sondern auch wohl schlechte Streiche oft durch die sogenannte gute Absicht zu entschuldigen; aber warum wagen es denn so viele ungeschickte Leute, Absichten zu haben? —

Es ist eine böse Gewohnheit, über alle Leute, die man

kennt, ein Urtheil zu fällen; aber noch weit schlimmer, und fast auch häufiger, ist die, über Leute zu urtheilen, die man nicht kennt. —

Studire den Menschen! diese Ermahnung hört man oft, aber wehe dem, der sie befolgt! —

Eines Werkes Mängel aufzufinden, ist weit minder schwer, als dessen Schönheiten zu fühlen. —

Es gibt wenig Menschen, die den Muth haben, glücklich zu sein, weil ihnen die Kraft mangelt, sich über die elendesten Vorurtheile hinweg zu setzen. Den Meisten scheint blos daran gelegen, für glücklich gehalten zu werden. —

Ein Mann, welcher denkt, und seine Gedanken stark ausdrückt, ist von Rechtswegen kleinen Geistern ein Gräuel. —

Viele machen den Versuch zu lernen und bringen ihr Leben damit zu; aber daß sie unfähig sind zu lernen, das lernen sie nie. —

Der Schwache fürchtet die öffentliche Meinung, der Thor trotzt ihr, der Weise beurtheilt sie. —

Es gibt keinen geistreichen Mann, der sich rühmen dürfte, in einer Gesellschaft den Ton anzugeben, oder auch nur angehört zu werden, wenn ein einziger Narr darunter ist. —

Man wirft geistreichen Menschen bisweilen vor, daß sie hochmüthig wären, allein fürwahr! die Dummen sind es weit mehr. Jene äußern bisweilen Geringschätzung, wenn sie etwas besser verstehen, diese, wenn sie es nicht verstehen. —

Der Geſchmack hat Regeln, die der Mann von Geſchmack nicht verletzt, er möge ſie kennen oder nicht. —

Pope's Epiſtel über die Weiber, an Mylady ***.

Sie ſagten mir einſt, Mylady, daß die Weiber faſt nie Charakter zeigen. Sehr wahr! Man kann von Einem und demſelben Frauenzimmer tauſend verſchiedene Gemälde entwerfen, und Alle werden ihr gleichen. Stolz und anmaßend am Hofe, einfach und ſanft auf dem Lande, heute ihrem Gatten und allen Pflichten treu, morgen jeder Laune folgend: jetzt mit zerſtreutem Haar, Hände und Blick zum Himmel erhoben, durch Thränen rührend; dann wieder mit fröhlichem Antlitz, durch Putz und Grazie geſchmückt, die Saiten der Laute mit leichter Hand durchlaufend; betrübt ohne Grund, getröſtet ohne Urſach, Freude und Kummer ein Werk der Laune. Iſt auch ein ſo wunderlicher Gegenſtand meiner Anſtrengung, ihn zu ſchildern, würdig? — Wohlan es ſei. Spannt die Leinwand aus, miſcht die Farben. Wir wollen dieſe flüchtige Lufterſcheinung mit unſern Blicken verfolgen; wir wollen ſie malen, während ſie noch in ihrer ganzen Schönheit flammt. Aber ſchon iſt der Augenblick vorüber, ſie iſt nicht mehr dieſelbe. Ruſa, die, glänzend geſchmückt, Aller Blicke auf ſich ziehend, im Park luſtwandelt, iſt eben ſo verſchieden von jener Ruſa, die den Locke ſtudirt, als wiederum Sappho von ihr verſchieden iſt, man möge die letztere vor oder nach ihrer Toilette

beschauen. Sappho gleicht dem Insekt, das am Morgen aus der häßlichen Puppe hervorschlüpft und mit glänzenden Flügeln bis zum Abend herumschwirrt.

Ich bewundere die Sanftmuth der Silia, die nie eine Höflichkeitspflicht verletzt, im Umgange behaglich ist, Anderer Fehler entschuldigt, Irrende gern zurecht weist. Sie war es, die Calistens Betragen rechtfertigte, sie war es, die den guten Simplicius zu Rathe zog. Diese Güte, diese Sanftmuth verwandeln sich plötzlich in Wuth. Ihr staunt? Ihr fragt warum? tadelt nicht vorschnell. Mäßigkeit ist ohne Zweifel eine von Silia's Tugenden. Sollte sie sich erlauben, bei der Tafel zu schwelgen? einst vielleicht wird ihr Zorn und die glühende Röthe ihres Gesichts euch enträthselt werden.

Papilia, seit Kurzem mit ihrem Geliebten vermählt, scheint nur ihn, die Einsamkeit und den Schatten der Bäume zu lieben, unter welchem sie mit ihm lustwandelt; am andern Morgen verabscheuet sie ihn und die Einsamkeit.

Gleichwie die Blumen durch die Mannichfaltigkeit ihrer Farben gefallen, eben so liegt der größte Theil der Reize des schönen Geschlechts im ewigen Wechsel des weiblichen Charakters. Gute und böse Eigenschaften wissen die Weiber in so mancherlei Abstufungen zu gesellen, daß sie eben durch diese künstliche Zusammenstellung Wohlgefallen erregen. Callipsa, liebenswürdig in ihren Fehlern und schlau in ihren Schwachheiten, besiegt ohne Verdienst die Herzen. Sie ist nicht tugendhaft, aber sie wird geachtet; sie ist nicht schön, aber sie wird angebetet. Sie verdankt

ihre Eroberungen blos der boshaften Kunst ihrer Zunge und ihren Augen. Sie besitzt mehr Annehmlichkeit als Geist, mehr Geist als gesunde Vernunft. Fröhlichkeit belebt ihren Anstand, Lebhaftigkeit macht ihre Launen mannichfaltig und ein ich weiß nicht was ersetzt ihr die Schönheit. Witzige Einfälle gelten ihr für geistreiche. Sie ist beinahe häßlich und beinahe närrisch, dennoch bezaubert sie durch denselben Charakter, der uns bei andern zurückstoßen würde.

Narcilla ist das beste Weib von der Welt. Bisweilen affektirt sie Härte und würde diese gern bis zur Barbarei treiben. Immer jagt sie nach Vergnügen, obgleich oft ihre Launen, die sie für Grundsätze hält, sie daran hindern. In ihrem Temperamente liegen ihre Fehler, ihre Unbeständigkeit, ihre Gewissensbisse. Heute bietet sie alle ihre Reize, Künste und Geld auf, um eine Eroberung zu machen, morgen widmet sie sich ganz der Wohlthätigkeit und verschwendet Almosen, ohne zu wissen warum. Einen Augenblick nachher spricht sie mit Geringschätzung von der Herzensgüte, uneingedenk, daß diese allein sie erträglich macht. Sie beleidigt Jedermann und will doch geliebt sein. Eine Sklavin des Vergnügens und der Ehrsucht, wirft sie ein frommes Buch weg, um ein galantes Abenteuer zu bestehen, und setzt sich dann ganz gelassen wieder zu ihrem frommen Buche. Bald betend, bald ausschweifend wird sie von der Leidenschaft beherrscht; die Religion ist ihr ein Zeitvertreib, sie weiß Alles zu vereinigen, ist wechselsweise Athei-

stin und Christin, nicht aus Grundsätzen, sondern weil es ihr so einfällt.

Flavia ist geistreich und liebt das Vergnügen noch mehr, aber ihre Begriffe sind allzuverfeinert. Immer macht sie sich lustig über die lächerlichen Bedürfnisse unsers irdischen Lebens. Das Einzige, was sie begehrt — nicht von Gott, an den sie nicht glaubt — sondern vom Schicksal, ist: leben und genießen; dabei ist sie stets bereit, durch Gift und Dolch von den Mühseligkeiten dieses Lebens sich zu befreien. Woher dieser Kontrast? sollte ihr Geliebter ihr untreu geworden sein? oder sollte sie gar das Unglück haben, von ihrem Manne geliebt zu werden? Die aufgeklärte Thörin schöpft ihren Kummer aus der Quelle des Vergnügens. Sie ist zu geistreich, um Gefühl zu haben, zu lebhaft, um sich zu unterrichten, sie denkt zu viel, um Anderer Meinungen gelten zu lassen; sie liebt das Leben, sie möchte es gern benutzen; aber zu schwierig in den Mitteln dazu, stirbt sie ohne gelebt zu haben, und indem sie die Kunst zu leben noch immer suchte.

Werfen wir unsere Blicke auf minder glänzende, doch nicht minder der Neugier werthe Gegenstände. Betrachtet Simeon's alberne Gattin, sie ist gefällig aus Schwäche, halsstarrig aus Laune.

Jene andere bekennt ihre Fehler und bessert sie nie, und meint, die Anhänglichkeit an ihre Freunde müsse alle Tugenden ersetzen, die ihr fehlen. — Eine dritte ist verständig nach Grundsätzen, wird strafbar ohne Leidenschaften, nimmt Eindrücke an von Allen, die sich ihr nähern, wechselt ihre

Systeme mit eben der Leichtigkeit, mit welcher ihr Geschlecht die Moden wechselt. — Eine vierte springt ohne allen Grund vom Kummer zur Freude, von der Freude zum Kummer über, und lebt in ewigem Kampfe mit den beiden Feinden ihres Geschlechts, der Zeit und der Vernunft.

Weiber und Narren sind allzuschwer zu entziffern; verwirrender als der Mangel an Ideen ist der Ueberfluß. Nur eine sehr geschickte, sichere Hand kann solche Gegenstände malen. Einige Pinselstriche auf gut Glück, eine Mischung von Licht und Schatten, einfache aber kühne Züge reichen hin. Mit welchen Farben soll man ein Chamäleon malen, das in jedem Augenblicke seine Farbe wechselt? —

Im öffentlichen Leben erkennt man den Mann, im Privatleben die Frau. Unsere Talente bedürfen des hellen Lichts, die eurigen glänzen am schönsten in der Dämmerung. Ihr seid geschaffen, um ungekannt zu bleiben, darum werdet ihr mit der Kunst euch zu verstellen geboren. In der großen Welt, in die ihr euch verirrt, seid ihr am wenigsten gekannt. Euch beurtheilend unterscheidet man nicht die Ehre vom Stolze, die Sanftmuth von der Schwäche, das Laster von der Tugend. Die mannichfaltigsten Leidenschaften quälen den Mann; das Weib kennt deren nur zwei: Liebe zum Vergnügen und Herrschsucht. (*) Beide hat die Natur eingeflößt, unsere Erziehung vermehrt die Erstere auf Kosten der Letztern. Kann Vergnügen ein Verbrechen sein? sagen wir, und gehen von der Wollust zu Geschäften über, von der Liebe zum Ehrgeiz, vom Ehrgeiz zur Liebe. Euch hingegen fesselt unsere erste Wahl.

Dieſer, obſchon ſehr lange Brief, iſt in reiner Abſicht, auf Einrathen meiner Freunde, mit deutſcher Freymüthigkeit geſchrieben und vielleicht des ferneren Nachdenkens werth. So wie ich gewohnt bin, freymüthig beurtheilt zu werden; ſo pflege ich auch meine Meynungen freymüthig zu äuſſern. Uebrigens kann ich Sie verſichern, daß Sie in Zukunft durch mich mit keinem Aufſatz mehr beläſtiget werden, *) weil ich dazu weder Zeit noch Muſe habe, und weil ich weiß, daß in unſern Zeiten der beſte dramaturgiſche Kopf nur Streiche in die Luft thut.

Ich bin mit wahrer Hochachtung

Euer Hochwohlgebohren

gehorſamſter Diener
N. N.

---

*) Ich hoffe, der Verfaſſer werde dieſes harte Wort zurück nehmen, denn nichts könnte dem Publikum und dem Herausgeber willkommener ſeyn, als die thätige Theilnahme eines Mannes, der mit ſo gründlicher Gelehrſamkeit, einem ſo gebildeten Geſchmack und einer durchaus korrekten, körnigten Sprache, den ächten Ton der Beſcheidenheit verbindet. Möchte er ſich, durch die herzliche Anerkennung ſeines Verdienſtes bewegen laſſen, auch in Zukunft die Stunden ſeiner Muſe dieſen Blättern zu weihen! Seine Streiche werden gewiß nie Luftſtreiche ſeyn.

X.

Man sieht bisweilen Männer, die, ihrer Größe müde, Ruhe in der Einsamkeit suchen; aber ein Weib, welches herrscht, will immer herrschen, doch nur seiner Schönheit die Herrschaft verdanken. Von der Sucht nach Eroberungen wird es in der Jugend so besessen, daß es auch die schlechteste nicht verschmäht. In der Ferne und im Geräusch sucht es Glück und Ehre. Im stillen Hause leben, heißt für eine hübsche Frau, gar nicht leben. Sich zu rechter Zeit zurückziehen, ist der Triumph des Verstandes, aber der Größe, der Schönheit kommt er theuer zu stehen. Könige und schöne Frauen werden alt, ohne den Zauber der Freundschaft zu kennen, und fürchten die Ruhe wie die Einsamkeit, in der sie sich selbst finden würden. Vergebens lesen die Weiber in den Blicken des Publikums, daß sie nicht mehr sind, was sie waren, noch sterbend wollen sie gefallen und ihr erwünschter Tod kostet Niemanden einen Seufzer.

O ihr Schönen! immer hascht ihr nach Vergnügen, überall seht ihr es und nirgend könnt ihr es fest halten. Wird ein Genuß euch gewährt, so findet ihr ihn geringer als die Einbildungskraft ihn euch darstellte: ihr trachtet nach ihm, wenn er euch flieht, und ihr bedauert ihn, wenn ihr ihn verloren habt. Tausend kleine angenehme Thorheiten verstattet euch die Jugend, doch im Alter der Vernunft erröthet ihr nicht, ihnen noch immer nachzuhängen, wollt uns noch immer einbilden, daß ihr glücklich seid, und verbergt sorgfältig euren Verlust wie euren Verdruß. Gleich alten Zauberinnen, die in ihren Versammlungen fruchtlos die Nächte durchwachen, suchen auch die Weiber vergebens

ihre Reize wieder hervor zu zaubern und mit ihnen das verlorne Vergnügen. Alle ihre Anstrengungen bewirken weiter nichts, als daß sie zeigen: wir waren einst schön, und daß von ihnen gesagt wird: sie sind nicht mehr schön. So belohnt die Welt die Beständigkeit, mit der ihr sie liebt. Eure Jugend ist der Laune, euer Alter dem Spiel gewidmet. Ihr durcheilt mit Künstlichkeit eine Laufbahn, die ihr zwecklos beginnt und in der ihr auch keinen Zweck erreicht. Bisweilen glänzt ihr, ohne Liebe zu erwecken, und veraltet, ohne einen Freund zu erwerben; oder, wenn ihr einen Narren liebtet, so werdet ihr auch die Freundin eines Narren werden, und endlich sterben, weise oder lächerlich, in beiden Fällen vergessen.

Ha! Mylady! überlassen Sie andern den Geist der Kleinlichkeit! lernen Sie denken und huldigen Sie der Freundschaft. Ihre Reize werden vielleicht noch zu-, doch einst gewiß abnehmen und untergehen. Das erworbene Verdienst wird Ihre Schönheit überleben. Auch der Mond ist schön, wenn die Sonne untergegangen. Glücklich die, der die Natur dauernde Vorzüge verliehen! die, reizend in der Jugend, achtungswerth im Alter, ohne unwillig zu erröthen das Lob einer Schwester hört, keine Eifersucht empfindet, wenn man für ihre Tochter seufzt; die, im häuslichen Zwist, des Gatten Hitze verrauchen läßt, um dann der Vernunft den Sieg zu verschaffen; die ihn leitet, ohne ihn zu beherrschen; mit Sanftmuth befiehlt, mit Würde gehorcht; die ihren Gleichmuth nur in der Fröhlichkeit verliert; die Größe wie die Thorheit unbeachtet läßt;

ſtandhaft dem Kartenſpiel entſagt; Krämpfe nicht kennt; ihre wahren Reize nicht durch die Pocken verliert, und unerſchüttert eine Taſſe zerbrechen ſieht. Auch in dem beſten Weibe finden ſich Widerſprüche, doch eben dieſen verdankt es ſeine Vollkommenheit. Wenn der Himmel ein vollendetes Geſchöpf hervorbringen will, ſo entlehnt er von beiden Geſchlechtern das Beſte, um es dem Günſtling zu verleihen. Er gibt ihm Ihren Geſchmack am Vergnügen, ohne den man nicht liebenswürdig ſein kann; Ihren Hang zur Ruhe, ohne den es keine Weisheit gibt; er vereint in dieſem Meiſterwerke frohen Leichtſinn mit Verachtung der Thorheit, Aufrichtigkeit mit Klugheit, Zurückhaltung mit Offenheit, Feſtigkeit mit Gefälligkeit, Ehrgefühl mit Beſcheidenheit; eine geſunde Urtheilskraft, unerſchütterliche Grundſätze, eine freundliche Einbildungskraft, immer neue Blitze des Geiſtes, die Kunſt zu gefallen — mit Einem Worte, Mylady, Sie werden geboren, um alle Herzen zu erobern. Als der Gott der Sonne und der Dichtkunſt vor einigen Jahren durch die Wünſche Ihrer Eltern erfuhr, daß Sie geboren werden ſollten, bewachte er die Stunde, in welcher Ihre ſchönen Augen ſich zum erſten Male öffnen würden; er verſagte Ihnen Reichthümer, die oft nur dazu dienen, den Verluſt der Freiheit ſchneller herbei zu führen; Schönheit iſt ein weit köſtlicherer Schatz! die gab er Ihnen. Der Gott, der durch ſeine Strahlen das Genie entzündet und das Gold im Schooße der Erde reift, hat an tauſend Weiber Schätze verſchwendet, weil ſie ihrer nicht entbehren konnten; Ihnen verlieh er einen hellen Geiſt, ein zart-

fühlendes Herz, fröhliche Laune, körperliche Reize und — einen Dichter, um sie zu besingen.

Rede,

gehalten von Condorcet am 8. Juni 1782, als der Graf und die Gräfin von Norden (nachmaliger Kaiser Paul und dessen Gemahlin) einer Sitzung der Pariser Akademie beiwohnten.

Die Zeit hat das Andenken jenes Tages in uns nicht erlöschen können, an dem wir zum ersten Male einen Souverain unter uns erblickten (Peter den Großen), welcher Theilnahme an unsern Arbeiten bezeigte; aber dieses Andenken wird uns heute noch theurer, da nach fünfundsechzig Jahren der Enkel dieses Fürsten denselben Platz einnimmt und durch angeerbte Liebe zu den Wissenschaften uns beweist, daß er berufen ist, Peter dem Ersten in seinen großen Entwürfen wie in seinem Reiche zu folgen. Früher als der Czar hatte noch kein Souverain den bescheidenen Titel Akademiker mit allen jenen Titeln vereinigt, welche den ersten Stufen der menschlichen Größe vorbehalten sind. Der Besieger Karl's XII. schien geschmeichelt, als er seinen Namen auf einer Liste sah, welche durch die Namen Newton und Fontenelle geschmückt wurde. »In den Wissenschaften," schrieb er, »gibt es keinen andern Rang, als den Fleiß und Genie verleihen." Eifersüchtig auf den Ruhm, alles nur sich selbst zu verdanken und vor allen Dingen das Beispiel davon zu geben, wollte er auch seinen literarischen

Titel durch seine Arbeiten verdienen, gleichwie er zu den höhern militärischen Graden nur durch Dienste emporsteigen wollte. Er nahm den Titel eines Akademikers nicht eher an, bis er der Akademie ein Memoire über die Geographie des kaspischen Meeres gesandt hatte, gleichwie er erst nach einem Siege den Titel eines Viceadmirals annahm. Eifrig hatte er in allen Ländern die Männer aufgesucht, deren Kenntnisse seinen Unterthanen nützlich werden konnten, im Unterrichten wie im Beherrschen dieser Unterthanen nur auf sich selbst vertrauend. Da war es leicht vorauszusehen, daß er nun Europa's Grenzen weiter hinausrücken würde, und daß die Wissenschaften ein neues Reich erobert hatten.

Jener Zeitpunkt einer so großen Revolution für Rußland war auch für ganz Europa der einer glücklichen Revolution in den Wissenschaften. Zwar hatten schon zuvor mehrere Fürsten sie in Schutz genommen, entweder aus Geschmack dafür oder aus glühender Begierde nach Ruhm, allein der Czar war der Erste, der da bewies, daß ein Fürst den Schutz, welchen er den Wissenschaften gewährt, theils als eine weise Politik betrachten soll, die sein eigner Vortheil ihm vorschreibt, theils als eine wahre Pflicht, da ihre Fortschritte eine Glücksquelle für Staaten und Völker sind. Alle Fürsten gebildeter Nationen haben diese Meinung angenommen. Ueberall sind zur Ehre der Wissenschaften Versammlungen gebildet worden, die in den Hauptstädten, wie in den Provinzen, den Geschmack dafür

verbreiten. Die glücklichen Folgen jenes Schutzes sind so schnell und so ausgebreitet gewesen, daß er fast aufgehört hat, nothwendig zu sein. Die Liebe zum Unterricht, das Gefühl des Nutzens und der Würde der Wissenschaften sind zu allgemein, um von nun an noch fremden Beistandes zu bedürfen, und man kann sagen, daß, in Hinsicht ihrer, die größte Wohlthat der Fürsten die ist, sie unabhängig von fürstlicher Gewalt gemacht zu haben.

Aber unter den, zum Fortschreiten der Wissenschaften nothwendigen Arbeiten gibt es einige, zu welchen mehrere Generationen, andere, zu welchen mehrere Völker sich vereinigen müssen. Wenn diejenigen, die solchen Arbeiten sich widmen, auch Zeugen von dem Nutzen sein könnten, den ihre Anstrengungen einst hervorbringen werden; wenn sie zum Lohn entweder das Vergnügen neue Wahrheiten zu kennen, oder den Ruhm, sie entdeckt zu haben, hoffen dürften; wenn der Erfolg dieser Arbeiten nicht abhängig wäre von einem Zusammenstimmen der Beobachtungen, welches Verschiedenheit der Ansichten, oder vielleicht auch Eigenliebe so sehr erschwert; so dürfte man von der Thätigkeit und Kraft des Genies Alles erwarten. So lange Ruhmliebe, Verlangen, den Menschen wohl zu thun, und das Vergnügen, eine neue Wahrheit zu fassen, der Preis der Arbeit sein können, so lange brauchen die Wissenschaften von den Fürsten nichts zu begehren als Friede und Freiheit. Aber darf man von Gelehrten hoffen, selbst von den bescheidensten, daß sie ohne einen andern Lohn, als

jene kalte Achtung, die man dem Fleiße, der Pünktlichkeit oder dem Eifer zollt, sich aufopfern werden, um ihren Nachfolgern Ruhm zu bereiten? daß sie Materialien sammeln sollen zur Erleichterung der Entdeckung von Wahrheiten, die sie nie hören werden? und deren Nutzen künftigen Geschlechtern vorbehalten ist, die sie nie sehen werden?

Die Wahrheit dieser Bemerkungen wird noch auffallender, wenn man einen Blick auf den Zustand der Wissenschaften in Europa wirft. Auf einer Seite wird man erstaunen über die schnellen Fortschritte, welche sie seit einem halben Jahrhundert gemacht haben; über den unermeßlichen Schatz von Wahrheiten, die unsere Väter nicht kannten; über die große Anzahl von Methoden und, so zu sagen, neuen Wissenschaften, welche die Kraft und den Reichthum des menschlichen Geistes vermehrt haben; man wird erstaunen über die Menge der Männer, welche durch wahre Entdeckungen sich in die erste Klasse der Menschheit, in die der Erfinder aufgeschwungen. Aber zugleich wird man sehen, daß viele Theile der Wissenschaften sich diesem allgemeinen Impuls entzogen haben, und zwar gerade die, wo das Genie allein in sich selbst weder die Mittel, noch den Lohn seiner Anstrengungen findet; die, wo eine wichtige Entdeckung nur der Preis des Forschens vieler Jahrhunderte der vereinten Kräfte vieler Völker sein kann. Es sei mir erlaubt, diese Bemerkung hier zu entwickeln, und mit einigen Beispielen zu belegen. Bei dieser Gelegenheit über das sprechen, was die Wissenschaften noch von den Fürsten zu erwarten

berechtigt sind, heißt, uns von unsern Hoffnungen unterhalten.

Alles beweist, daß die Natur beständigen Gesetzen unterworfen ist; jede anscheinende Unordnung birgt eine Ordnung, die nur unsere Augen nicht gewahr werden konnten. Nur durch Beobachtung der Thatsachen, deren Zusammenstimmen oder Folge nöthig sind, um jene Ordnung unserm schwachen Gesicht wahrnehmbar zu machen, erkennen wir sie. Folglich müssen jene Thatsachen sich unter dem Gesichtspunkt eines Beobachters vereinigen lassen, oder er muß sie durch Experimente gleichsam zwingen können, sich nach seinem Willen ihm darzustellen. Ueberdies müssen die Gesetze, denen sie unterworfen sind, durch Revolutionen bezeichnet sein, deren Dauer nicht den kurzen Zeitraum übersteigt, den die Natur unserm Dasein angewiesen. Wenn diese glückliche Vereinigung von Umständen unserer Schwachheit nicht zu Hilfe kommt, so können die Anstrengungen des Genies lange Zeit fruchtlos bleiben.

Die ungeheure Menge von Phänomenen, welche die Atmosphäre uns darbietet, ihre schnellen Veränderungen die vorher zu sehen uns unmöglich ist, folgen indessen doch gewiß allgemeinen Gesetzen, hängen von beständigen, überall wirkenden oder lokalen Ursachen ab; aber die Natur dieser Ursachen wird kaum geahnet, und ihre Gesetze sind uns unbekannt.

Da unsere Existenz und alle unsere Bedürfnisse unter dem Einflusse dieser Phänomene stehen, so hieße, ihre Ursachen errathen, fast sie beherrschen. Könnte der Mensch die

Revolutionen der Jahreszeiten voraussehen, so würde er gewissermaßen unabhängig von ihnen sein; denn in dieser Wissenschaft, wie fast in allen andern, ist jede Entdeckung eine Eroberung, die der Mensch der Natur und dem Zufall abzwingt. Aber um bis zu dieser Kenntniß sich zu erheben, müßte man die Verbindung kennen, welche die Phänomene der Atmosphäre unter sich auf den verschiedenen Theilen des Erdbodens haben, und die Gesetze ihrer Perioden, deren Umwälzungen sich vielleicht auf ganze Jahrhunderte hinaus erstrecken; die Forschungen müßten alle Klimate und eine lange Reihe von Jahren umfassen.

Die Erde, die wir bewohnen, die Revolutionen, die sie erfahren hat, die, welche künftige Jahrhunderte herbei führen werden, sind uns eben so wenig bekannt, als die Bewegung der flüssigen Materie, von der sie umgeben ist, und die Phänomene, die sie in ihrem Schooße erzeugt. Vergebens haben wir die Oberfläche der Erde durchlaufen, in ihren Eingeweiden gewühlt, und was diese enthalten, beschrieben und zergliedert. Die Ursachen, welche die Erdkugel mit Bergen gespickt, mit Thälern gefurcht, Meere gegraben, Inseln erhoben, die kleine Zahl der Elemente in so verschiedenen Zusammensetzungen auf der Erde vertheilt haben; die eben so beständigen als mannigfaltigen Gesetze, welche bei der Bildung dieser Zusammensetzungen thätig waren; alles das ist uns unbekannt. Wir haben Sisteme geschaffen, aber bei jedem Schritte vorwärts auf dem Erdboden, bei jedem um einige Fuß tiefern Eindringen in des-

sen Schooß, sind alle diese Phantome der Einbildungskraft verschwunden. Wie könnte auch ein so ephemeres Wesen, als der Mensch ist, der Natur Geheimnisse ablauschen, die sie in einem für unsere Dauer so langen Zeitraum bereitet? Wie könnte der Mensch ein Ganzes auffassen, dessen einzelne Theile gleichsam in Unordnung über einen so weiten Raum zerstreut sind, daß, selbst wenn er sein ganzes Leben diesem Zwecke widmete, es ihm unmöglich sein würde, nicht bloß den ganzen Umfang zu beobachten, sondern auch nur zu durchlaufen, nicht blos alles zu untersuchen, sondern auch nur zu sehen.

Wie unbekannt ist selbst noch die Geschichte des Menschen! die Erde, die er bewohnt, ihre Feuchtigkeit oder Trockenheit, der mehr oder minder erhabene Boden, dessen Produkte und Kultur, die verschiedenen Beschäftigungen, Lebensweise, Art sich zu kleiden, Gebräuche, Regierungsform, Gesetze, alles das hat Einfluß auf Lebensdauer, Fruchtbarkeit, Stärke, Gesundheit, Thätigkeit, Industrie, selbst auf Charakter, Moral und Genie. Diese Ursachen sind zu gleicher Zeit untereinander verbunden, von einander abhängig, und können sogar noch modificirt werden durch die Wirkung der Veränderungen, die sie selbst hervorbringen. Wir haben über diese Gegenstände nur allgemeine und unbestimmte Beobachtungen, die sogar großentheils noch bestritten werden. Hier sind der Mensch, die Erde, die Einflüsse des Klimas der Gewalt der Gesetze und Meinungen gewichen; dort hat der Mensch, mitten unter politischen Revolutionen und Umwandlung der Vorurtheile,

Beylage D.

K. K. National-Hofschaubühne.

Unter dieser Aufschrift wird künftig in jeder Zeitung von den täglich in den beyden Hoftheatern aufgeführten Stücken, und den darauf sich beziehenden Theater-Vorfällen eine beurtheilende Nachricht gegeben werden.

Am 21sten August haben die National-Hofschauspieler ihre Vorstellungen nach den Ferien, mit dem Schauspiele von Iffland: der Hausfriede betitelt, wieder eröffnet. Das Publicum hatte das Vergnügen, Herrn Müller den Vater, und Madame Schütz, welche beyde seit langer Zeit krank waren, zum ersten Mahle wieder zu erblicken. Es ist schon bekannt, daß Hr. Müller sich in dem genannten Schauspiele besonders auszeichnet. Das Publicum bezeigte lebhaften Beyfall; der größte Theil hätte jedoch der Vorstellung einen etwas raschern Gang gewünscht.

Im Kärtnerthor-Theater ward die Oper Pirro gegeben, und zum Beschluß das Lager der Panduren, ein artiges Divertissement von Herrn Trafieri, in welchem am 24sten des verflossenen Monats, ein neu angenommener Grotesk-Tänzer, Hr. Angiolini der Jüngere, zum ersten Mahle mit verdientem Beyfalle auftrat.

Am 2ten August sang Herr Marchesi zum letzten Mah-

dennoch seinen Charakter, seine Konstitution und sein Klima beibehalten. Hier hat ein verpflanztes Volk mit seinem Wohnort auch die Sitten verändert; dort hat es seinen Charakter mit sich genommen, und weder Zeit, noch Begebenheiten, noch Vermischung mit andern Völkern haben den ursprünglichen Stempel verwischen können. Die Verbindung, welche zwischen der physischen Beschaffenheit des Menschen, seinen moralischen Eigenschaften, der gesellschaftlichen Ordnung, der Natur des Klimas, in welchem er lebt, des Bodens, den er bewohnt, der Gegenstände, die ihn umgeben, vorhanden ist, kann nur durch eine lange Reihe von Nachforschungen erkannt werden, die zu gleicher Zeit verschiedene Klimas, verschiedene Sitten und verschiedene politische Konstitutionen umfassen. Daraus würde eine sehr wichtige Wissenschaft hervorgehen, aber sie wird wahrscheinlich nicht eher geschaffen werden, bis eine unermeßliche Sammlung von scharfen und aneinander hängenden Beobachtungen erlauben wird, die Resultate, und wiederum die Gewißheit dieser Resultate einer Berechnung zu unterwerfen. Es ist freilich möglich, daß in diesen verschiedenen Theilen unserer Kenntnisse, wie in allen ähnlichen, nach einer langen Reihe von Jahrhunderten, einmal ein glücklicher Zufall die zerstreuten, verworrenen, von der Zeit aufgehäuften Denkmähler dem Blicke eines Genies vereint darstellt. Die Fürsten allein haben die Mittel in Händen, diesen Erfolg unabhängig von Zeit und Zufall zu machen. Sie allein können, nach einem Plane, der Einheit hat, jene langen und mühsamen Arbeiten vorschreiben und aus-

führen lassen, deren Lohn der Ruhm nicht sein kann. Wer als ein Fürst könnte so große Unternehmungen beginnen, deren Nutzen erst in ferner Zukunft fühlbar sein wird? ein Fürst, der seine Entwürfe nicht nach der Lebensdauer eines Menschen, sondern nach der Dauer der Reiche abmessen darf? nur die vereinigten Fürsten können den Forschungen der Gelehrten diejenige Ausdehnung geben, welche jeder Theil solcher Wissenschaften fordert, deren Elemente die Natur auf dem ganzen Erdboden verstreut hat.

Nie gab es einen günstigern Augenblick für Entwürfe zum Vortheil der Wissenschaften; nie hat ihre Herrschaft einen so großen Raum umfaßt, nie waren ihre Jünger so zahlreich. Die Linnäus und Bergmann haben unter eben dem Himmelsstrich Europa erleuchtet, wo die durch Christinen versammelten Gelehrten nur Gleichgiltigkeit und Geringschätzung erregten. Ein Philosoph, an Küsten geboren, wo die Engländer im verflossenen Jahrhundert nur Wilde fanden, hat die Ursachen des Blitzes errathen, ihn seinen Gesetzen unterworfen und mit derselben Hand, die die Fesseln der neueren Welt zerbrechen sollte, auch den Himmel entwaffnet; während in jener Stadt, der Nebenbuhlerin von Rom und Byzanz, die fast in unsern Tagen sich aus den Morästen der Newa erhoben hat, ein unermüdliches Genie, Euler, die tiefsten Entdeckungen mit einer Fruchtbarkeit hervorbringt, welche selbst bei den geringfügigsten Gattungen in Erstaunen setzen würde, ohne daß weder das Alter ihm Kraft geraubt, noch der Verlust des Gesichts seinen glühenden Eifer, seine unglaubliche

Leichtigkeit geschwächt hat; gleich jenem Tiresias — wenn anders, große Männer mit Fabelhelden vergleichen, sie nicht herabsetzen heißt — gleich jenem Tiresias, den die Götter durch Blindheit straften, weil er ihre Geheimnisse erlauscht, dem aber, wider ihren Willen, das Schicksal die göttliche Wissenschaft ließ, die sie ihm beneideten.

Wenn man jemals hoffen dürfte, die Fürsten für die Fortschritte des menschlichen Geistes vereinigt zu sehen, so ist es in dem Zeitraume, in welchem wir leben. Obgleich erworbene Kenntnisse und der blühende Zustand der Wissenschaften in ihren Reichen, ihnen fremdes Licht entbehrlich zu machen scheinen, so sind sie doch eifrig bemüht, nicht nur fremde Gelehrte zu sich zu rufen, sondern sie aufzusuchen, und setzen ihren Ruhm darein, jene Schätze in ihr Land zurück zu bringen, die allein man theilen kann, ohne ihren Besitzern etwas zu rauben. (Ja, das waren schöne Zeiten!) Die Fürsten eilen, sowohl die Scheidewände niederzureißen, welche vorgegebenes Nationalinteresse — Phantomen von Habsucht und Unwissenheit erschaffen — zwischen den Völkern gezogen hatte, als auch die, welche Vorurtheile aller Art zwischen Unterthanen eines und desselben Reiches aufthürmten. Man erkennt endlich, daß alle Menschen nur Eine Familie bilden, nur Ein Interesse haben. Der Name Menschheit, ein Gefühl bezeichnend, welches die Bewohner aller Länder und jedes Zeitalters umfaßt, ist in dem Munde der Fürsten wie der Philosophen, und scheint zu Einem Zwecke sowohl diejenigen zu vereinen, deren Ehrgeiz ist, die Menschen aufzuklären, als auch die,

deren Pflicht erheischt, über ihr Glück zu wachen und ihre Rechte zu vertheidigen.

Der Czar war der Erste, welcher fühlte, daß die größte Wohlthat, welche ein Fürst seinen Unterthanen erzeigen kann, die ist, sie aufzuklären. Möchte sein Enkel einst zeigen, daß eins der größten Güter, welches die Natur einer Nation zu gewähren vermag, ein Fürst ist, der, indem er alle Kenntnisse seines Jahrhunderts für sie wirksam macht, zugleich den kommenden Geschlechtern neues Licht bereitet, neue Quellen des Glücks öffnet.

Die Macht der Vaterliebe.

(Nach Imbert.)

Wenn der Himmel einem Menschen heftige Begierden gab, so kann er kein gefährlicheres Geschenk hinzufügen, als Macht und Gewalt. Mit regen Sinnen war Feldheim geboren; überströmende Gesundheit und Kraft weckten glühende Leidenschaften in ihm, und — er war reich, das heißt, er besaß die Macht, sie zu befriedigen. Die Liebe, oder vielmehr den Hang zu Weibern lernte er früh kennen; nicht Erholung, sondern Beschäftigung war ihm dieser Hang, dem die Gewohnheit immer tiefere Wurzeln schaffte. Er war fast vierzig Jahre alt, und glaubte noch immer zwanzig zu sein, weil er sich noch immer wie ein Jüngling benahm. Seit vielen Jahren hatte er die Liste seiner Schlachtopfer stets vergrößert. Doch galt dieser

Böſewicht noch immer für einen Mann von Ehre; denn wenn er gleich die Unſchuld verführte, Gatten trennte, ganze Familien in's Unglück ſtürzte, ſo bezahlte er doch ſeine Spielſchulden pünktlich in vierundzwanzig Stunden, und wenn er auch, um ein leichtgläubiges Weib zu bethören, die heiligſten Schwüre brach, ſo hielt er doch gewiſſenhaft Wort, wenn er verſprochen hatte, an irgend einer Luſtpartie Theil zu nehmen.

Indeſſen darf man doch nicht glauben, Feldheim ſei ein Geck geweſen. Ein Geck will nur Aufſehen erregen; ihm hingegen lag mehr am Genuß als an der Ehre der Eroberung; er war unbeſtändig, aber nicht um die Zahl ſeiner Siege zu vermehren, ſondern aus Begierde nach einem neuen Gegenſtande. Das mochte ihn minder verdammungswürdig, oder doch des Mitleids würdiger machen; aber ſeine Eroberungen blieben dennoch Schlachtopfer einer Leidenſchaft, die eben ſo verderblich war, als die Eitelkeit des Gecken; auch hatte die Gewohnheit ihn ſo gewiſſenlos über die Mittel gemacht, daß auch die verbrecheriſchſten ihm ein Spiel waren, wenn ſie nur ſeine Entwürfe begünſtigten.

Einſt ſah er die junge Eulalia, und alle ſeine Begierden erwachten. Sie war ein armes Mädchen, konnte ihn nicht durch Toilettenkünſte locken, noch weniger verſtand ſie die Künſte der Koketterie. In groben Kleidern, die nur durch Reinlichkeit ſich auszeichneten, erſchien ſie ihm mit züchtigem Anſtande. Ihre Unſchuld, ihre Armuth konnten

seine Schonung nicht gewinnen, er baute vielmehr auf die letztere den Plan der Verführung.

Eulaliens Vater hatte zwölf Kinder zu versorgen, und nur zwei Arme für saure Arbeit um Tagelohn. Zwar verdienten auch schon die ältesten Knaben etwas, aber wenn der Vater, am Abend müde heimkehrend, Alles überzählte, so reichte es doch nirgend hin. Da saß er denn oft kummervoll, der ehrliche alte Sander, und hatte keinen andern Trost — doch für ihn kein geringer — als daß in allen seinen Kindern seine eigene Rechtschaffenheit wieder gefunden wurde. Darum, wenn dann und wann ein Arbeitstag ergiebig gewesen war, entrunzelte seine Stirn sich leicht, und er konnte dann recht fröhlich unter dem Kinder-Gewimmel sitzen.

Aber wie liebten sie ihn auch alle! und vor allen Eulalia. Sie bedurfte ihrer Tugend kaum, denn die zärtliche Furcht, ihren Vater zu betrüben, würde schon allein in den Schranken der Zucht und Ehre sie stets erhalten haben. Auch liebte er sie vor Allen. Feldheim ließ durch eine Kupplerin ihr glänzende Vorschläge machen; sie verwarf sie mit Abscheu. Bitterlich weinend klagte sie ihrem Vater den der Armuth angethanen Schimpf. Er schloß sie bewegt in seine Arme und ging um so fröhlicher zu seiner Arbeit.

Diese rechtschaffene Familie war von edlen Seelen nicht unbemerkt geblieben. Plötzlich wurde Sander zu einem Notar berufen, der ihm ankündigte, daß er beauftragt sei, ihm jährlich hundert Thaler auszuzahlen. Freudiges Erstaunen machte den ehrlichen Alten stumm. Nun konnte er seine

jüngſten Kinder in die Schule gehen laſſen; nun konnte er ſeinen Töchtern zum Jahrmarkt Bänder kaufen und Sonntags dann und wann einen Krug Bier trinken. Er dankte Gott mit Thränen und brannte vor Begierde, die Knie ſeines Wohlthäters zu umfaſſen; allein dieſer Edle war gewohnt, das Gute im Stillen zu thun; Sander erfuhr deſſen Namen nicht. Ihm blieb kein anderes Mittel, ſeine volle Bruſt zu erleichtern, als das, Bekannten und Unbekannten mit funkelnden Augen zu erzählen, welch' ein unverhofftes Glück ihm widerfahren, und den beſcheidenen Wohlthäter laut zu ſegnen.

Alles das kam Feldheim zu Ohren. Er lächelte ſpöttiſch über den Sonderling, der für ſeine Wohlthaten nicht einmal Dank ernten wollte, und beſchloß, von dieſer Thorheit Nutzen zu ziehen. Nach einigen Monaten trat er, reich gekleidet, aber mit dem mühſam nachgeäfften Anſtand eines rechtlichen Mannes, in die Wohnung der redlichen Armuth. Man empfing ihn mit ehrfurchtsvoller Neubegier. »Mein ehrlicher Sander,« ſagte er, »ſchon lange wünſcht Ihr den Mann zu kennen, der ſo glücklich geweſen, durch ſeinen Ueberfluß Eure Sorgen zu erleichtern. Ihr würdet ſeinen Namen nie erfahren haben, wenn ihn ſein Herz nicht drängte, das Wenige, was er gab, um Eures braven Wandels willen, noch zehnfach zu vermehren. Ich ſelbſt bin der Mann.«

Kaum hatte er dies Wort geſprochen, als die ganze Familie mit dankbaren Thränen zu ſeinen Füßen lag. Jeder wollte ihm die Hand oder wenigſtens einen Zipfel ſei-

nes Rockes küſſen. Er heuchelte Beſchämung. »Laßt mich!« rief er, und wiſchte ſich die trocknen Augen, »ich bin nur gekommen, um dieſe rührende Belohnung erſt zu verdienen.« Er wandte ſich zu den Kindern, fragte nach dem Namen eines jeden, ſprach väterlich mit jedem und hütete ſeine Augen, die immer nur nach der ſchönen Eulalia ihn hinzogen. Die rührendſte Freude hatte ſie noch verſchönert.

Mit traulicher Theilnahme unterrichtete ſich Feldheim von dem ganzen Hausweſen des ehrlichen Sander. »Ich ſehe wohl,« hub er endlich an, »Ihr müßt noch immer mit zu großer Anſtrengung arbeiten, die leicht Eure Geſundheit untergraben, und dieſen guten Kindern ihren guten Vater rauben könnte. Ihr ſollt künftig ein paar derſelben weniger zu verſorgen haben, das nehme ich auf mich. Laßt ſehen, welche wählen wir aus? Die Knaben will ich Euch nicht entführen, die können Euch ſchon Beiſtand leiſten; aber mit den Mädchen hält es immer ſchwerer. Wohlan, ich nehme deren zwei zu mir und ſorge väterlich für ſie. Die eine beſtimme ich für meine Mutter, die andere für meine Frau. Ich hoffe, ſie werden ſich immer ſo aufführen, daß ſie Eurer Liebe und meiner Freundſchaft würdig ſind.« Nun wählte er Eulalien und die häßlichſte von ihren Schweſtern, um jeden Argwohn zu entfernen.

Ungern trennte ſich Sander von ſeinen Kindern, die bei dem Gedanken, ihren Vater zu verlaſſen, heiße Thränen weinten; aber ein ſolches Glück, eine ſo anſtändige Verſorgung — es war ein Wink des Himmels! und überdies — Feldheim verſprach, daß ſie recht oft ſich ſehen ſoll-

ten. Das Landgut, wohin er die Töchter führen wollte, lag nur wenige Meilen von der Stadt; der Vater konnte in den Feiertagen sie besuchen, oder, wenn der Kinder Sehnsucht allzugroß wurde, so ließ Feldheim einen bequemen, eleganten Wagen anspannen und in wenigen Stunden erreichten sie die väterliche Wohnung. Diese angenehmen Bilder, die er so freundlich ausmalte, erleichterte die Trennung. Sander grub den erborgten Namen seines heuchlerischen Wohlthäters, wie den von dessen Landgute tief in sein Gedächtniß, umarmte seine Töchter, und gab ihnen väterliche Ermahnungen, besonders die mit auf den Weg, ihren zweiten Vater kindlich zu lieben und zu ehren. Zitternd stiegen die Mädchen in einen schönen Reisewagen und Feldheim fuhr mit ihnen davon.

Unterwegs wurde es ihm nicht schwer, ihr Vertrauen zu gewinnen; sie betrachteten ihn ja schon als ihren Wohlthäter, und sein väterlicher Ton machte sie beherzt. Sie fingen schon an, kindlich mit ihm zu schwatzen, und wunderten sich blos, daß, bei dem raschen Fahren, es doch so lange währte, ehe sie das Ziel der Reise erreichten. Feldheim beruhigte sie leicht durch das Vorgeben, er habe einen weiten Umweg genommen, um zuerst die häßliche Schwester seiner Mutter abzuliefern, deren Wohnort er nannte. Eine Meile seitwärts liege der von der nächsten Station, das machte er den Kindern weiß und sandte wirklich von dort die häßliche Schwester mit einem vertrauten Helfershelfer an einen sichern Ort in Verwahrung. Eulalien führte er auf ein fernes Landgut, das er kürzlich gekauft hatte. Sie

ſtutzte, als ſie dort ſeine Gemahlin nicht fand. Er hatte keine, er war Witwer. Das ſanfte gute Weib, deſſen Beſitz er einſt nur durch die Ehe erlangen konnte, war längſt ein Opfer ihres Grams geworden. Aber zwei Kinder hatte ſie ihm hinterlaſſen, einen Sohn und eine Tochter, beide faſt in gleichem Alter mit Eulalien, und — er liebte dieſe Kinder. Es war das einzig gute Gefühl, das ſich noch bei ihm erhalten hatte; denn auch das verdorbenſte Herz gleicht dem ſibiriſchen Kupfer, welches immer noch mit einigen Goldtheilchen vermengt iſt.

Er überredete Eulalien, daß ſeine Gattin eine Luſtreiſe vorgenommen und in wenigen Tagen zurückkommen würde. Daß er dieſes ſittſame Mädchen nicht geradezu beſtürmen dürfe, begriff er wohl. In den Verführungskünſten erfahren und geübt, begann er leiſe und behutſam ihre Unſchuld einzuſchläfern. Die ländliche Einſamkeit bot ihm täglich wohlbenutzte Gelegenheiten. Seine Tochter lebte fern bei einer alten Tante, und ſeinem Sohne hatte er ausdrücklich verboten, ihn zu beſuchen.

Lange war Eulalia weit entfernt, ein Bubenſtück zu ahnen; Feldheim's Ungeduld und wachſende Begierde, die ihm nicht erlaubten, ſeine Rolle auszuſpielen, riſſen ihr endlich die Binde von den Augen. Sie errieth die Gefahr, in der ſie ſchwebte, ſie wollte zu ihrem Vater zurück. Täglich wiederholte ſie dieſe Bitte, bald mit Aengſtlichkeit, bald mit Heftigkeit — vergebens! Feldheim ließ ſie fühlen, daß ſie in ſeiner Gewalt ſei. Ach! ſie weinte bittere Thränen,

le in der Oper Lodoiska, und hinterließ uns, nach so manchen Beweisen seiner vollendeten Kunst auch noch einen schönen Beweiß seiner Menschenliebe, indem er die von der Direction für ihn bestimmte Einnahme den Armen überließ.

Am 2ten August ward auf dem Theater nächst der Burg ein neues Lustspiel in vier (eigentlich in fünf Akten) gegeben, betitelt: Der verliebte Briefwechsel, von C. F. Huber, Verfasser des heimlichen Gerichts, nach dem Französischen der Intrigue epistolaire des Fabre d'Eglantine frey bearbeitet. Zwar nur ein bloßes Intriguenstück; aber doch ein unterhaltendes Product der jetzt so unfruchtbaren französischen dramatischen Muse. Es hat viele Aehnlichkeit mit Beaumarchais beliebtem Barbier von Sevilla, und erreicht dasselbe zwar nicht in der Feinheit des Witzes, aber doch in der feinen und verwickelten Anlage mancher wahrhaft komischen Situationen. Durch Weglassung einiger müssigen Szenen, und durch das Zusammenziehen des vierten und fünften Akts, hat es allerdings gewonnen, und vielleicht wäre es gut gewesen, das Ganze noch mehr abzukürzen. Auch die gute Besetzung der Rollen und das rasche Spiel trugen das Ihrige dazu bey, das Stück unterhaltend zu machen. Besonders hat unsere vortreffliche Madame Adamberger, durch Uebernahme einer kleinen, minder bedeutenden Rolle, sich neuen Anspruch auf den Dank des Publicums erworben, indem sie gezeigt hat, daß eine große Künstlerinn auch in kleinen Rollen zu glänzen weiß, und das Ganze, durch eine solche nachahmungswürdige Gefälligkeit gegen das Publicum, sehr gewinnt. Herr Ziegler stellte den

daß sie den vermeinten Wohlthäter ihres Vaters nur hassen und verachten müsse. Noth lehrte sie Verstellung. Um den Wollüstling nicht zu Gewaltthaten zu reizen, ließ sie ihn bisweilen hoffen, daß er mit der Zeit ihre Tugend besiegen werde, und so gewann sie Frist, von Gott erwartete sie Hilfe.

Indessen harrte ihr Vater täglich mit der liebevollsten Sehnsucht auf Nachricht von seinen Töchtern. Sie kam nicht. Die Angst trieb ihn unstät umher. Um Rath und Trost zu holen, erzählte er sein Abenteuer bald diesem, bald jenem Bekannten; sie alle zuckten die Achseln. Er nannte den vornehmen Mann, dem er seine Töchter anvertraut; Niemand wollte ihn kennen; er nannte dessen Landgut — es gab kein solches. Nun stieg seine Angst bis zur Verzweiflung. Er konnte nicht mehr arbeiten und verlor seine kostbare Zeit unter vergeblichen Nachforschungen. Ermüdet, aber schlaflos sank er an jedem Abend auf sein Lager, benetzte es mit Thränen und fluchte dem Verführer.

Während Feldheim in wollüstigen Hoffnungen seine Tage auf dem Lande verschwelgte, bedrohte in der Stadt ein plötzlich ausgebrochener Bankerott ihn mit dem Verlust eines großen Theils seines Vermögens. Um diesen zu retten, war es dringend nothwendig, ihn sogleich davon zu unterrichten, und unter diesen Umständen glaubte Eduard, Feldheim's Sohn, daß er, trotz dem väterlichen Verbot, nur eine Kindespflicht erfülle, wenn er zu ihm eile. Er nahm Kourierpferde, und trat ganz unerwartet herein, als eben

ſein Vater mit Eulalien allein war. Feldheim erſchrack, wußte ſich aber zu faſſen, entfernte die Geliebte, hörte den Sohn, gab ihm Aufträge, und, nachdem er die Geſchäfte abgethan, ſagte er ihm geſprächsweiſe, das junge Mädchen, welches er eben geſehen, ſei aus wichtigen Urſachen von ihren Verwandten ihm anvertraut worden; Niemand dürfe wiſſen, wer und wo ſie ſei, weshalb Eduard, bei Vermeidung des väterlichen Zornes, ein ſtrenges Schweigen beobachten ſolle. Eduard war gewohnt zu gehorchen, doch Eulaliens Anblick hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, den ihr Erſcheinen bei der Abendtafel noch vermehrte. Sie ſprach wenig, aber was ſie ſagte, verrieth Geiſt und Gefühl. Der rührende Kummer in ihrem ſchönen Auge vollendete die Eroberung. Eduard's verſtohlne Blicke ſagten ihr, wie tief die ihrigen in ſein Herz gedrungen, und ſie verſtand dieſe Blicke, ſo unkundig ſie der Augenſprache war.

Eduard wurde gleich nach dem Eſſen auf ſein Zimmer verwieſen. Er konnte nicht ſchlafen. Am andern Morgen ſollte er wieder abreiſen; auch das konnte er nicht. Zwar nahm er Abſchied von ſeinem Vater, allein er verbarg ſich in eine Jägerhütte, die an den Park ſtieß, hoffend, die ſchöne Unbekannte luſtwandelnd zu erblicken, und, wenn ſie allein ſei, ihr ſeine Gefühle zu entdecken. Die Hoffnung täuſchte ihn nicht. Eulalia pflegte ſtets die Stunde, in welcher Feldheim Briefe ſchrieb, zu einem einſamen Spaziergange zu benutzen. Seufzend wankte ſie unter den hohen

Ulmen, da lag plötzlich Eduard zu ihren Füßen. Ihr Schrecken, ihre sittsame Bestürzung wurden bald von der Freude überwunden, endlich ein Wesen vor sich zu sehen, dem sie sich vertrauen, von dem sie Rettung hoffen dürfe. Sie sagte ihm alles, und schamroth hörte der Sohn die Anklage seines Vaters.

Was sollte er thun? den Vater selbst den Gerichten anzeigen? — das holde Mädchen, das ihn bezauberte, hilflos lassen? — Beides schien ihm unmöglich. Sie flehte so rührend — der Bund ihrer Herzen war schnell geschlossen; doch das einzige Mittel, sie eben so schnell zu retten, Entführung durch Eduard, schien ihr unanständig; wenigstens wollte sie nur in höchster Noth Gebrauch davon machen, und die Liebenden trennten sich mit der Verabredung, einen Weg auszusinnen, der weder ihre Ehrbarkeit noch die kindliche Pflicht durchkreuzte. In einigen Tagen sollte Eduard zurückkommen; so lange hoffte sie den zudringlichen Verführer noch im Zaume zu halten; dann sollte auf jeden Fall ein Entschluß gefaßt und rasch ausgeführt werden.

Allein vergebens grübelten beide während dieser Zeit, um eine schonende Entwickelung zu ersinnen. Ein neuer Unfall hatte Eduard's Geist noch mehr umnebelt. Ein Brief seiner Tante ersuchte ihn, seinem Vater die Schreckensbotschaft beizubringen, daß ein fremder Graf dessen Tochter entführt habe. Mit diesem traurigen Auftrage kam er zurück und sah zuerst insgeheim Eulalien, in deren

Buſen er ſeinen doppelten Kummer ausſchüttete. Sie aber ſchien bei dieſer Nachricht von einem Blitz erleuchtet zu werden. Sie bat Eduard, ihr den Brief der Tante anzuvertrauen und ſich für's erſte zu entfernen. Dann eilte ſie zu Feldheim, meldete ihm ſeines Sohnes Ankunft und übergab ihm den offenen Brief. Er las und war zu Boden geſchmettert. »Meine Tochter!« rief er, »mein geliebtes Kind! meine Ehre! mein Alles!« Dann ſank er in ſtummer Verzweiflung in den Seſſel, und einzelne glühende Thränen rollten über ſeine Wangen. Da warf ſich Eulalia ihm zu Füßen: »Was Sie jetzt um Ihre Tochter leiden,« rief ſie ſchluchzend, »das leidet mein armer Vater ſchon ſeit vielen Wochen um mich! muß ich noch mehr ſagen, um in dieſem Augenblicke Ihr Herz zu rühren?«

Nein! ſie hatte den rechten Augenblick ergriffen; ihre Worte drangen tief durch die Rinde dieſes Herzens. Vaterliebe, Vaterangſt hatten ſie aufgeweicht. Um ihre Vergebung flehend, warf er ſich in ihre Arme und bald auch zu den Füßen des trauernden Sander, den der Kummer auf's Krankenlager geworfen hatte. Dort, von der weinenden Familie umgeben, bekannte er reuig, welches Bubenſtück er vollbringen wollen — nicht vollbracht. Der Vater ſchloß die gerettete Tochter entzückt in ſeine Arme; Eduard machte jedes Unrecht wieder gut, indem er Eulalien zum Altare führte, und Feldheim ſuchte — der neuen würdigen Tochter Glück bereitend — die unwürdige zu vergeſſen.

Unſere Widerſprüche,

oder vielmehr nur einer von den zahlloſen Widerſprüchen, deren wir uns täglich ſchuldig machen. Schon Seneca hat ihn uns vorgerückt und alle die, ihm ſo gewöhnlichen Antitheſen dabei erſchöpft. »Wir beklagen uns ſämmtlich über die Kürze der Zeit" — ſo ſpricht er — »und doch haben wir deren ſo viel übrig, daß wir oft nicht wiſſen was wir anfangen ſollen. Wir bringen unſer Leben damit zu, nichts zu thun, oder etwas anders als wir thun ſollten. Wir ſeufzen ſtets über die wenigen Tage, die wir zu leben haben, und leben doch ſo, als ob wir nie ſterben ſollten."

Seine Bemerkung iſt eben ſo traurig als richtig. Das Leben ſcheint uns kurz, aber jede einzelne Periode des Lebens ſo lang, daß wir das Ende derſelben kaum erwarten können. Der Knabe brennt vor Begierde ein Jüngling, der Jüngling ein Mann zu werden — dann ein Amt zu bekommen — dann zu heirathen — dann Geld zu ſammeln — oder Ehre zu erwerben. — Jeder möchte ſein Leben verlängern, aber die einzelnen Theile desſelben verkürzen. Nicht blos Stunden und Tage, ganze Jahre geben wir oft mit Vergnügen hin, um nur weiter vorwärts zu kommen. Gleich als ob die Freuden des Lebens nur einzelne Brunnen in den afrikaniſchen Sandwüſten wären, eilen wir lechzend, wie die Pilger, immer nach ſolchen Brunnen, der ganze übrige Weg ſcheint uns eine Wüſte, und ſitzen wir endlich an dem erwünſchten Brunnen, ſo

thun wir kaum einige Züge daraus, finden das Waſſer unſchmackhaft und ſehnen uns nach dem, welches wir morgen Abend zu erreichen hoffen. Neun Zehntheile von dem Leben der meiſten Menſchen ſind weder durch Geſchäfte noch durch Vergnügen ausgefüllt, ſind ganz leer.

Horaz ſagt in der einundzwanzigſten Ode des erſten Buches: „Nach des Lebens kurzer Dauer miß deine Hoffnung. Indem wir ſprechen, entflieht die neidiſche Zeit. Genieße den heutigen Tag und zähle wenig auf den morgenden.“ Leider befolgen nur die Thiere dieſe Lebensweisheit, die Menſchen nicht.

Das Geſpenſt.

(Aus dem Journal dedié à Monsieur 1777.)

An einem ſchönen Sommermorgen in aller Frühe kam ein Pariſer Kaufmann zu Fuße von ſeinem Landhauſe zurück und begegnete am Thore einer ſeltſamen Geſtalt, wie man ſie heutzutage nur noch in unſern Ritterſchauſpielen ſieht. »Haben wir heute Maskerade?“ murmelte der Kaufmann. — Die Geſtalt ſchritt auf ihn zu, verneigte ſich und ſprach: »Sei doch ſo gut, mir zu ſagen, welche unermeßliche Stadt ich hier vor mir ſehe?“

Der Kaufmann. Wie, mein Herr? ſind Sie ein Fremdling in Iſrael? wo kommen Sie her, daß Sie eine ſolche Frage an mich richten?

Die Geſtalt. Ich bin ein Geiſt und komme gerades Weges aus der Unterwelt.

Der Kaufmann. Sie belieben zu ſcherzen. Wir glauben ſchon längſt nicht mehr an Geiſter.

Die Geſtalt. O wir haben leider wohl erfahren, daß, ſeit der Wiedergeburt der Wiſſenſchaften, die Pforten der Unterwelt uns verſchloſſen worden. Aber — Dank ſei es dem Dom Calmet und dem Abbé Langler (und dem Profeſſor Jung) — ſeit Kurzem ſind ſie wieder aufgethan, und wir dürfen nach wie vor herauf ſpaziren, wenn wir unten Langeweile haben. Fürchte dich nicht, ich bin weder ein Alp noch ein Vampyr.

Der Kaufmann. Sapperment! ich bin ſehr erfreut, Ihre Bekanntſchaft zu machen. Ich werde die Ehre haben, Sie unſern drei Akademien zu präſentiren, die nicht wenig ſtutzen werden.

Die Geſtalt. Es wird mich freuen, ſie zu ſehen, denn ich habe immer die Wiſſenſchaften geliebt, ob ich gleich ein Edelmann war. Du ſollſt wiſſen, daß ich leſen und ſogar meinen Namen ſchreiben konnte.

Der Kaufmann. In welchem Jahrhundert lebten Sie denn?

Die Geſtalt. Ich war ein angeſehener Mann am Hofe Ludwig des Dicken. Ich hatte zwei Knechte und die Erlaubniß, zwei Schüſſeln auf meiner Tafel zu haben, in jeder zwei Speiſen. Die Neider ſchrieen zwar über meinen Luxus, aber ich ließ ſie ſchreien. Nachdem ich nun dort un-

ten dafür gebüßt, komme ich, um mein Vaterland einmal wieder zu sehen.

Der Kaufmann. Nun wohl, Sie befinden sich vor den Thoren von Paris.

Die Gestalt. Von Paris? ist's möglich! es war zu meiner Zeit nicht viel mehr als ein Dorf in dicken Wäldern versteckt. Welche Verwandlung! — Nur eben so kothig war es damals, wie jetzt. Vermuthlich hat man den Koth aus Achtung für den Namen Lutetia beibehalten; denn ich erinnere mich, daß zu meiner Zeit ein Gelehrter in einer dicken Abhandlung bewies, Lutetia komme her von lutum. Der König gab ihm eine Abtei dafür.

In diesem Augenblicke fuhr ein Fiacre vorbei, in dem zwei Köchinnen saßen. Eine so prächtige Equipage war dem Gespenste nie vorgekommen. „Vermuthlich eine Prinzessin mit ihrer Ehrendame?" flüsterte es leise und verbeugte sich tief. Der Kaufmann und die Köchinnen lachten ihm in's Gesicht.

„Es freut mich," sagte das Gespenst, die alte französische Lustigkeit noch wieder zu finden. Ich habe es gern, wenn die Prinzessinnen lachen, nur ihr Luxus ist mir etwas anstößig. Zu meiner Zeit setzten sich die Damen hinter ihre Männer auf's Pferd. — Und dieser herrliche Palast? vermuthlich der eines Prinzen?"

Der Kaufmann. O nein, er gehört einem Finanzpachter.

Die Gestalt. Ei ei, die Pachter wohnen jetzt besser

als vormals die Könige und sogar die Mönche. Und dieser andere Palast gegenüber?

Der Kaufmann. Den bewohnt des Pachters Frau.

Die Gestalt. Wie? Mann und Frau wohnen nicht beisammen? sonder Zweifel ein Gelübde der Keuschheit?

Der Kaufmann. O ja, die Männer sind jetzt sehr keusch bei ihren Frauen und die Frauen bei ihren Männern.

Die Gestalt. Jenes große Gebäude scheint eine Kirche zu sein?

Der Kaufmann. Es ist ein Schauspielhaus.

Die Gestalt. Laß uns hinein gehen. Ich bin neugierig zu sehen, wie man jetzt die Mysterien vorstellt. O ich habe zu meiner Zeit selbst mitgespielt. Ich machte den Barrabas in der Leidensgeschichte mit großem Beifall.

Schon betrat das Gespenst die Schwelle der komischen Oper, als es aber vernahm, daß man Aschenbrödel spielen werde, schauderte es und verschwand.

Ursprung und Fortschritte des französischen Theaters.

Im dritten Bande der poetischen Annalen wird behauptet, die Franzosen hätten schon zu Karl des Großen Zeiten ein Theater gehabt, weil dieser im Jahre 742 ein strenges Edikt gegen die Histrionen gegeben, unter wel-

cher allgemeinen Benennung damals alle Tänzer, Gaukler und Taſchenſpieler begriffen wurden. Von ſolchen Menſchen bis zu einer Clairon oder einem Talma, war freilich eben ſo weit als von der Hütte des Wilden bis zu dem Palaſt der Tuilerien.

Unter den Königen der zweiten Dinaſtie findet man keine Spur von theatraliſchen Beluſtigungen, man müßte denn das ſogenannte Narrenfeſt dahin rechnen, welches in der Kirche von Verlarvten durch obſcöne Lieder und Pantomimen gefeiert wurde.

Nach mehreren Jahrhunderten verſuchten die Troubadours unförmliche Comödien in Gang zu bringen. Unter Karl V. gaben die Pilgrimme, welche ſingend von Wallfahrten zurückkamen, die erſte Idee zu gereimten Dialogen, die man Myſterien nannte. Die Schauſpieler, welche ſolche Myſterien darſtellten, wurden von Karl VI. im Jahre 1402 förmlich patentirt und erhielten den frommen Titel: Brüderſchaft der Leiden Chriſti. Sie ſchlugen ihr erſtes Theater im Hôtel de la Charité auf und hatten gewaltigen Zulauf. Ihre Vorſtellungen aus dem alten und neuen Teſtamente wurden auch nicht als ein Zeitvertreib, ſondern als eine fromme Handlung betrachtet, denn man hielt ausdrücklich ihretwegen den Gottesdienſt in den Kirchen früher, damit ſich das Volk nicht zu ſpät im Theater einfinden möchte.

Mit den Dekorationen wußte man noch gar nicht umzugehen. Es ſtanden auf der Bühne mehrere Gerüſte, im-

excentrischen, nur für seine Kunst lebenden Mahler vortrefflich dar. Die Rolle des Doctors Wolf scheint jedoch etwas mehr Lebhaftigkeit des Spiels zu erfodern. Am 4ten wurde dasselbe Stück im Kärtnerthor-Theater wiederholt.

Am 5ten gab man im Burgtheater den Lorbeerkranz oder die Macht der Gesetze, ein Schauspiel in fünf Akten, von Herrn Ziegler. Das Publicum hat über den Werth dieses Stücks schon längst entschieden. Es ist unstreitig Herrn Zieglers vorzüglichste Arbeit. Die Rollen sind größtentheils gut besetzt. Der Vater Schmerz, zu Ende des Akts, durch Herrn Breckmann dargestellt, ist ein Triumph der Kunst. Auch Madame Weissenthurn spielt mit Wahrheit, Feinheit und Empfindung. Hr. Schütz und Madame Baumann hingegen, scheinen mehr Talent für eine andere Gattung von Rollen zu haben.

Am 6ten ward das beliebte Lustspiel, die Schachmaschine, aufgeführt, in welchem Hr. Roose, ein neu angenommenes Mitglied, zum ersten Mahle in der Rolle des jungen Ruf auftrat. Er ist aus Königsberg hieher berufen worden, und verdient ohne Zweifel den Nahmen eines Künstlers. Seine Declamation ist durchaus richtig, sein Geberdenspiel fein und leicht; er weiß seine Rolle zu nüanzieren, ohne jemals in den Fehler der Uebertreibung zu fallen, welches, besonders in dieser Rolle, so leicht ist. Er hat den hier so seltenen Conversationston vollkommen in seiner Gewalt; und mit allen diesen Vorzügen verbindet er eine einnehmende Gestalt, und ein reines Sprach-Organ. Es konnte daher nicht fehlen, daß ihm lauter Beyfall zu Theil wurde. Im ersten Akt

mer eines höher als das andere. Das höchste stellte das Paradies vor, ein anderes den Palast des Herodes u. s. w. In der Mitte war die Hölle, in Gestalt eines Drachen, aus dessen feuerspeienden Rachen die Teufel hervorschlüpften, die in dem Stücke Rollen spielten. Vor einem Winkel waren Vorhänge gezogen, und der Zuschauer mußte alle die Handlungen, die sich nicht wohl vor die Augen bringen lassen, als hinter diesen Vorhängen geschehend sich denken, zum Beispiel die Niederkunft der heiligen Jungfrau. Zu beiden Seiten der Bühne standen Bänke, auf welche die Schauspieler sich setzten, wenn sie nicht zu spielen hatten. Das war nun ihre ganze Kunst. Freilich mangelte Täuschung, aber die Zuschauer waren auch weit leichter zu befriedigen, als jetzt.

Nicht in Akte wurden die Mysterien getheilt, sondern in Tage, und täglich wurde ein solcher Tag vorgestellt. Nach jeder tragischen Scene trat der Hanswurst auf und machte sein Späßchen.

Der glänzende Erfolg der Brüderschaft der Leiden Christi brachte zuerst die sämmtlichen Schreiber (die Clercs de la Basoche) auf den Einfall, eine neue Gattung von Komödien zu veranstalten, und so entstanden die Farcen und Moralitäten. In der letztern wurden Tugenden und Laster personifizirt. Die berühmteste Farce war der Advokat Patelin, der auch in den neuesten Zeiten wieder aufgewärmt worden. Die Schreiber trieben die Zügellosigkeit auf's Höchste. Dennoch wurden sie bald nachge-

ahmt von den sogenannten sorglosen Kindern (enfans sans souci.) Diese waren junge Leute von guten Familien, die eine Gesellschaft bildeten und sich einen König wählten, den sie Narrenkönig (roi des sots oder de la sottise) nannten, weil er seinen Thron auf Thorheiten errichtete, welche sie lächerlich machen wollten. Ihre glänzendste Epoche war unter Ludwig XII., wo sie so kühn wurden, ihn selbst auf das Theater zu bringen. Doch diese Kühnheit war sehr wohl begründet, wie man aus folgender, fast unglaublichen Anekdote ersehen wird, welche die aquitanischen Annalen von Bouchet uns aufbehalten haben. „Der treffliche König nämlich beklagte sich oft, daß ihm Niemand die reine Wahrheit sage, und er folglich nicht erfahren könne, wie sein Reich regiert werde. Darum erlaubte er die Theater und wollte, daß man ungehindert auf selbigen alle Mißbräuche darstellen sollte, die etwa an seinem Hofe oder im Reiche im Schwunge gingen." Nie hat wohl ein Monarch auf eine so auffallende Weise seine Wahrheitsliebe bewiesen. Er nahm sich selbst nicht aus, nur seine Gemahlin. Welch ein Beispiel! wenn man bedenkt, daß es nach ihm Zeiten gegeben hat, wo die leiseste Mißbilligung ein Verbrechen war.

Endlich trat Jodelle auf, der Erste, der die Franzosen Tragödie und Komödie in griechischer und lateinischer Form kennen lehrte. Sein Trauerspiel Dido hat schöne Stellen. Ihm folgten Peruse mit einer Medea, Grevin mit einem Tod Cäsars, St. Gelais mit einer Sophonisbe, zuletzt Garnier, der sie Alle verdunkelte.

Unter Ludwig XIII. erschien Alexander Hardy mit unerschöpflicher Fruchtbarkeit, denn er hat mehr als achthundert Stücke versertigt. Dann kam Nerée, von dem Racine manchen Zug entlehnte, und endlich Rotron, den Corneille seinen Meister nannte. Unter Richelieu schwang sich das Theater zu einer Höhe, von der es vielleicht jetzt im Herabsinken ist.

Anekdoten.

Als der Pater Bourdaloue in Rouen predigte, strömten die Zuhörer von allen Seiten in die Kirche; die Krämer liefen aus den Buden, die Kaufleute versäumten die Börse, die Advokaten ihre Termine, die Aerzte ihre Kranken. Bald nachher beschrieb ein anderer Prediger einem seiner Freunde diesen Enthusiasmus, den er Unfug nannte, und mi Selbstzufriedenheit hinzu fügte: »Nunmehro, da ich wieder predige, bleibt Alles in der gehörigen Ordnung.« — Dasselbe könnte mancher sonst gerühmte Schauspieler sagen, wenn Iffland Gastrollen gespielt hat.

* * *

In einer Gesellschaft fiel das Gespräch auf berühmte Echo's. Jeder erzählte, wo er dergleichen gefunden, die drei, vier und fünf Silben wiederholten. Ein Gascogner, der dabei saß und bis jetzt geschwiegen hatte, erhub plötzlich die Stimme: »Meine Herren!« rief er, »das sind ja

lauter elende Echo's. Ich kenne eines in meinem Vaterlande, wenn man dem zuruft: Echo! wie gehts? so antwortet es: Ich danke für die gütige Nachfrage; so ziemlich. Das ist noch ein Echo!" — Unsere heutigen Metaphysiker lassen auch bisweilen dergleichen Echo's reden.

* * *

Einer von jenen Schauspieldichtern, welche lauter Werke für die Ewigkeit schreiben und deshalb in der Zeitlichkeit wenig Beifall finden, hatte wieder ein Stück geliefert, in dem das Publikum gähnte. »Das freute mich," sagte er, »alle diese Menschen haben mir einzeln schon längst Langeweile gemacht; nun habe ich es ihnen Allen auf Einmal vergolten."

* * *

Corbillon dachte anders. Man erzählt, daß er, nach der ersten Aufführung eines seiner Trauerspiele, welches mißfiel, die sämmtlichen Rollen den Schauspielern abforderte, und sie, in Gegenwart vieler Zuschauer, mit den Worten in's Feuer warf: „So muß man gegen sich selbst verfahren, wenn man nicht das Glück hat, dem Publikum zu gefallen."

Wenn die Herren Schlegel und Konsorten diesem Beispiele folgen wollten, so dürften die Armen diesen Winter nicht frieren.

* * *

Eine alternde Dame versprach einst dem Bischof von Amiens, La Motte, einem Manne, der im Geruch der Heiligkeit stand, sie wolle von nun an Bällen und Schauspielen und allen Eitelkeiten der Welt entsagen, wenn er ihr nur erlauben wolle, sich noch ein wenig zu schminken. »Es sei darum,« antwortete er, »doch nur auf Einem Backen.

* * *

Ein geistreicher Mann pflegte von einem gewissen Philosophen zu sagen: »Der Herr muß sehr unwissend sein, denn er antwortet auf Alles.«

* * *

Sherlok erzählte in seinen Briefen: Ich besuchte zu Rom die Peterskirche mit einem Polen, einem Franzosen und einem Engländer. Der letztere suchte überall Schönheiten auf, der Franzose Fehler, der Pole suchte gar nichts. Vor der Bildsäule der Barmherzigkeit von Bernini blieb der Franzose stehen und fand sie abscheulich. Der Engländer wandte sich zu der Bildsäule der Gerechtigkeit von della Porta und fand sie vortrefflich. Der Pole wandte sich nach der Thür, durch die er gekommen war, und sagte: die Kirche sei doch länger als er geglaubt hätte.

* * *

Ein freigeisterischer Schriftsteller wurde gefährlich krank, und von Gewissensvorwürfen gepeinigt über den Schaden, den seine Schriften wahrscheinlich angerichtet hätten. »Ach!«

ſagte er voll Verzweiflung zu ſeinem Beichtvater, »nicht einmal nach meinem Tode werde ich aufhören Verderben zu ſtiften. Denn die Nachwelt wird mich leſen.«

»Beruhigen Sie ſich,« antwortete der Beichtvater, der nicht recht wußte, wie er ihn tröſten ſollte, »Ihre Bücher ſind ſo ſchlecht, daß Niemand ſie leſen wird.«

»Geh'n Sie zum Henker!« röchelte der Sterbende, »Sie ſind ein Dummkopf.«

* * *

Ein junger Menſch, der dafür bezahlt wurde, das Trauerſpiel von La Motte, Ines, auszupfeifen, hatte ſich deshalb mit einer tüchtigen Pfeife verſehen, allein die Kinderſcene ergriff ihn ſo heftig, daß er ſelbſt weinte wie ein Kind, und zu ſeinem Nachbar ſagte, indem er das gellende Inſtrument ihm reichte: »Sei ſo gut und pfeife für mich, denn weiß Gott! ich kann nicht.«

Quodlibet.

In einem ſehr alten, 1598 gedruckten Werke über Feuerwerkerei und Kriegsinſtrumente, von einem gewiſſen Boillot, kommt, unter den vielen Kupferſtichen, mit welchen es verziert iſt, auch ein ſehr merkwürdiger vor, nämlich Berthold Schwarz, der Erfinder des Pulvers, wie er eben beſchäftigt iſt, Pulver zu machen. Wie viel Schwefel, Kohle und Salpeter er dazu nehmen ſoll, flüſtert ihm eine

andere Figur in die Ohren, die hinter ihm steht, und diese ist — der Teufel.

* * *

Herr Merkel, der die Menschheit immer fortschreiten läßt (obschon er selbst nicht fortschreitet), findet einen Gegner an dem Abbé Para, der ein historisch-philosophisches Gemälde der Religion geschrieben hat, in welchem er zu beweisen sucht, daß schon vor der Sündflut die Künste und Wissenschaften nicht allein erfunden, sondern auch schon auf einen Grad der Vollkommenheit gebracht sein konnten. „Denn," sagt er, „die Fortschritte mußten damals weit schneller sein, weil die Menschen weit länger lebten, und weil oft zehn Jahre der längern Lebensdauer eines Genies den Künsten und Wissenschaften einen Vortheil von zehn Jahrhunderten bringen konnten." Er führt z. B. die Astronomie an, und daß Bailly in seiner Geschichte derselben vermuthet: die alten Völker Asiens hätten ihre astronomischen Kenntnisse von einem noch ältern, vom Erdboden verschwundenen Volke geerbt. Dieses untergegangene Volk, meint Para, habe vor der Sündflut gelebt.

* * *

In des Pater Maienbourg's Geschichte des Lutherthums steht: die Stadt Magdeburg sei mehr werth, als das ganze Churfürstenthum Sachsen.

* * *

Hartknoch in seinem Buche de republica polonica

erzählt, es sei im Jahre 1661 in den polnischen Wäldern ein Kind mitten unter Bären gefunden worden, man habe es gefangen, und zu dem Könige Kasimir nach Warschau gebracht. Es sei auf vier Füße gegangen, habe gefressen, was die Bären fressen, und überhaupt sehr viel Aehnlichkeit mit diesen Thieren gehabt. Es lernte endlich auf zwei Beinen gehen, sprechen aber nie. Indessen wurde es doch getauft und hinterdrein die Bemerkung gemacht — daß es doch wohl nur ein kleiner Bär sein möchte.

* * *

In den Memoiren de la Minorité de Louis XIV. wird erzählt: daß nach Richelieu's Tode viele Verbannte zurückberufen wurden; unter andern setzte man auch die Marschälle Bitry und Bassompierre in Freiheit, aus dem sonderbaren Grunde: weil sie in der Bastille zu viel verzehrten.

* * *

In denselben Memoiren wird dem Herzoge von Beaufort vorgeworfen, er habe seine Sprache nicht einmal verstanden. Die Incidentpunkte eines Prozesses (les incidents) habe er accidents genannt; ein schwarz ausgeschlagenes Zimmer lubrique, und wollüstige Augen lugubre. Dergleichen war eben nichts neues unter den französischen Höflingen. Zu den Zeiten Franz des Ersten vernahm einer, dieser Monarch sei ein Liebhaber von Epigrammen, und lief sogleich zu dem Mundkoch mit der Bitte, ihm ein Epi-

gramm zu machen, weil er sich einbildete, das sei irgend ein Leckerbissen.

* * *

In drei Briefen über den Zustand von Italien, die 1687 erschienen sind, wird unter andern erzählt, daß die Inquisition einmal ein Kruzifix, welches sich nicht gebührend benommen hatte, in's Gefängniß werfen ließ — und daß man lange Zeit einen Stein anbetete, auf welchem ein Engel die Spur seines Fußtritts sollte zurückgelassen haben, bis man endlich fand, daß dieser Stein ein Fragment von einer Bildsäule der Göttin Isis sei.

* * *

Ich finde in einem alten Buche: Raji Historia plantarum, daß der Saffran zwar magenstärkend sei, aber in einigem Uebermaß genossen, auch leicht ein tödtliches Lachen hervorbringe. Das sei unter andern einer Dame von Trient widerfahren, die drei Stunden nach dem Genuß sich todt gelacht habe. Solch' ein Tod, so lachend er auch scheinen mag, ist bei alle dem gar nicht lächerlich, und ich wünschte zu wissen, ob man neuere Erfahrungen dieser Art gemacht hat?

* * *

Der englische Zuschauer gab einmal ein unfehlbares Mittel an, um immer gesund zu bleiben: Iß so lange es dir schmeckt, aber iß nie mehr als von einer Schüssel, »und diese sei ohne Brühe, wenigstens ohne künstliche Sauce.« — Was das Trinken betrifft, so pflegte William Temple

zu sagen: »Ich trinke das erste Glas für mich, das zweite für meinen Freund, das dritte um fröhlich zu werden, das vierte für meine Feinde.«

»Sehr wahr!« rief ein wackerer Zecher, nachdem er dies gelesen, »aber Glas ist ein Druckfehler, es muß Bouteille heißen.«

* * *

Der Kirchenvater Tertullian hat ein donnerndes Werk über den Putz der Weiber geschrieben. Eine Stimme in der Wüste! es wird doch nicht anders werden. Damit aber die Damen, welche den alten Tertullian zu lesen scheuen, nicht etwa der Ausflucht sich bedienen mögen: sie verständen dessen Sprache nicht; so zeige ich ihnen hiermit an, daß es eine italienische Uebersetzung gibt: **Degli abbigliamenti e delle acconciature delle donne ecc.** von **Dominico Pachi**, die auch mit erläuternden Noten versehen ist, und die schönen geputzten Leserinnen belehren wird, wie nahe sie am Abgrunde stehen.

* * *

In Jurpin's historischem Gemälde der französischen Marine behauptet der Verfasser: die Benennung Pirat (Seeräuber) sei nicht immer schimpflich gewesen; sie komme von Piräus, dem athenienischen Hafen, wo man sich einschiffte, um die Feinde des Vaterlandes zu bekämpfen. »Die Piraten, welche Königen oder Republiken dienten, standen im Range anderer Krieger. Die Seeräuberei hatte nicht blos Geißeln der menschlichen Gesellschaft aufzuwei-

sprach er jedoch zu leise, und die Furcht, mit welcher er die Bühne zu betreten schien, erzeugte Anfangs einen gewissen Mangel an Lebhaftigkeit, der aber nach und nach abnahm, und endlich im fünften Akt ganz verschwunden war. Nach Endigung der Darstellung wurde er unter lautem Beyfall hervorgerufen, und dankte dem Publicum mit Bescheidenheit und Anstand.

Am 7ten d. M. trat Herr Roose zum zweiten Mahle in Schröders Portrait der Mutter, als Reckau auf, und erfüllte ganz die Erwartungen, die er schon durch sein Spiel vom vorigen Tage bey jedem Zuschauer erregt hatte. Die letzte Szene des dritten Akts ausgenommen, wo das Französische ihm nicht geläufig schien, spielte er die Rolle zur Zufriedenheit jedes Kenners. Nur vermißte man einen gewissen Grad von Lebhaftigkeit, der zu dieser Rolle unentbehrlich ist.

Außer Herrn Roose zeichnete sich noch vorzüglich Herr Müller, Vater, aus, der in der Rolle des alten Wacker nichts zu wünschen übrig läßt. Nach geendigter Vorstellung, riefen viele Stimmen Herrn Roose, die meisten jedoch Herrn Müller hervor, und der verdienstvolle Greis erschien, mit Herrn Roose an der Hand, den er durch eine bescheidne Pantomime dem Publicum zu empfehlen schien. Der lauteste Beyfall belohnte beyde.

Den 8ten erschien zum ersten Mahle, als Margarethe, in Islands Hagestolzen, Madame Stollmers auf unsrer Bühne. Diese junge Schauspielerinn ist von einem kleinen Theater

sen, sondern auch große Männer. Dionides war ein solcher. Alexander und Darius buhlten um seine Freundschaft; allein er war zu stolz, um sich einem Herrn zu unterwerfen, und wollte lieber ihr Feind als ihr Bundesgenosse sein. Endlich kehrte ihm das Glück den Rücken, er wurde gefangen und vor Alexander geführt. Mit welchem Rechte, sprach dieser, beunruhigst du die Meere? — Mit demselben Rechte, war die Antwort, mit welchem du die Erde beunruhigst. — Ich bin König, sagte Alexander, du bist nur ein Korsar. — So treiben wir einerlei Handwerk, erwiederte Dionides, ich mit einem einzigen Schiffe, du mit einem zahlreichen Heere. Wenn die Götter den Dionides in Alexander verwandelten und den Alexander in Dionides, so würde es einen guten König mehr auf dem Lande und einen geschickten Korsaren weniger auf dem Wasser geben."

* * *

Es gibt Leute, die, wenn sie in Gesellschaften gehen, schon bei sich beschlossen haben, womit sie die Gesellschaft unterhalten wollen; und auf diesen Gegenstand suchen sie die Unterredung zu lenken, es koste was es wolle. Chesterfield erzählt in seinen Briefen von einem solchen Menschen, der ein Geschichtchen wußte, in welchem eine Flinte vorkam, und sich immer alle mögliche Mühe gab, das Gespräch auf Flinten zu lenken, um sein Geschichtchen anzubringen. Wollte es ihm gar nicht gelingen, so war sein letztes Mittel, daß er von seinem Stuhle plötzlich

erſchrocken in die Höhe fuhr und ausrief: »Es kam mir vor, als hätte ich einen Flintenſchuß gehört.“ Verſicherte man ihm nun, er habe ſich geirrt, ſo ſagte er: »Es kann ſein, aber apropos von Flinten! da muß ich Ihnen doch eine Anekdote erzählen.“

* * *

Unſere Handlungen gleichen den ſogenannten Endriemen (bouts-rimés), aus denen jeder macht, was ihm beliebt. — Oft werden wir berühmt durch die am wenigſten löblichen Handlungen unſers Lebens und die löblichſten bleiben verborgen.

* * *

Papſt Sixtus der Fünfte verordnete, daß ein Hahnrei, der ſich über die Ausſchweifungen ſeiner Frau nicht öffentlich beklagen würde, mit dem Tode beſtraft werden ſollte; aber das Geſetz wurde, aus hundert guten Gründen, nie in Ausübung gebracht.

Die Auflöſung der Charaden in dieſem Bande.

1. Bürgerkrieg. 2. Freitag. 3. Eheteufel. 4. Wildfang. 5. Hermann. 6. Morgenröthe. 7. Handſchuh. 8. Splitterrichter. 9. Zuckerbrot. 10. Maultrommel. 11. Schafkopf. 12. Buttermilch.

Inhalt.

	Seite
Der Hofmann	7
London und Paris	21
Der haarkräuselnde Künstler	23
Auch ein Modeartikel, aber ein alter	25
Shakespeare	30
Worauf deutet die Handschrift eines Menschen?	34
Kleine Gallerie von Albernheiten	37
Der Thee	39
Das Glück der Dummen Vormund, oder Leiden und Freuden des jungen Hans Strohleder	43
Amerikanische Anekdoten	89
Stradella und Thomas Britton	93
Die Gebrüder Bernoulli	98
Vorwürfe, der französischen Literatur von einem alten französischen Edelmanne gemacht	105
Die sieben Weisen Griechenlands	109
Die Entstehung des Freimüthigen	114
Mahomet's Vorschrift	131
Der Nationalgeist	133
Ein Portrait	135
Die Grundsätze	137
Was gehört vor allen Dingen zu einer guten Erziehung?	142
Theorie der Kommerztraktate	146
Der Regenschirm	156
Ueber Oefen und Kamine, Monarchien und Republiken	172
Aehnlichkeit und Sympathie	174
Franklin	177
Der Korbflechter	181

	Seite
Seltſame Obliegenheit	186
Chapelain	187
Glänzendes Muſter von Schmeichelei	192
Rennefort's Geſchichte von Oſtindien	196
Ein Mittel gegen blinde Verehrung der Aerzte	203
Die Kunſt einen Prinzen zu erziehen	205
Anekdoten und Kleinigkeiten	206
Charaden	223
Die Steknadel	226
Auch eine dramatiſche Vorleſung	244
Worauf kommt's an?	261
Getreuer Auszug aus Merkel's Skizzen	263
Die Nachbarſchaft bei der Tafel	268
Eine Ausnahme	271
Bruchſtücke von Addiſon	273
Kleine Betrachtungen	278
Pope's Epiſtel über die Weiber, an Mylady ***	280
Rede, gehalten von Condorcet am 5. Juni 1782, als der Graf und die Gräfin von Norden (nachmaliger Kaiſer Paul und deſſen Gemahlin) eine Sitzung der Pariſer Akademie beiwohnten	288
Die Macht der Vaterliebe	299
Unſere Widerſprüche	309
Das Geſpenſt	310
Urſprung und Fortſchritte des franzöſiſchen Theaters	313
Anekdoten	317
Quodlibet	320

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Vierzigster Band.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Erinnerungen aus Paris

im Jahre 1804.

Von

August von Kotzebue.

Dritte, vermehrte Auflage

in zwei Bänden.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

in Reval bisher berufen worden. Sie ist noch nicht achtzehn Jahr alt, und da sie schon jetzt so viel leistet, so darf man sich in der Zukunft noch weit mehr von Ihr versprechen.

Die Naivetät der meisten Schauspielerinnen auf der Bühne, ist bloß Muthwille oder Schalkhaftigkeit. Die ihrige ist mit Unschuld gepaart. Ihr Ton ist innig und wahr, und die wenigen Stellen, wo sie Herzlichkeit auszudrücken hatte, gelangen ihr eben so vortrefflich, als die muntern Darstellungen. Ihre Gestalt ist artig, und würde bey einer etwas vortheilhaftern Art sich zu kleiden, noch mehr gewonnen haben; ihre Aussprache ist so verständlich, daß der Zuhörer auch nicht eine einzige Sylbe verliert.

Der Beyfall, den Madame Stollmers erhielt, war von der ersten Szene bis zur letzten, laut und ungetheilt. Sie wurde hervorgerufen, und dankte dem Publicum, im Charakter der Margaretha, mit Bescheidenheit.

Der Reiz der Neuheit soll jedoch nicht den Dank vergessen machen, welchen man Herrn Brockmann schuldig ist, der durch die Wahrheit seines Spiels den Zuschauer unwiderstehlich an sich zog.

Am 9ten wurde das Schauspiel des Herrn v. Kotzebue, die Corsen in Ungarn, gegeben, in welchem Madame Stollmers zum zweiten Mahle in der naiven Rolle der Gärtnertochter auftrat. Mit Widerwillen erinnerte man sich der Karrikatur, zu welcher vormals die kleine Brückl diesen Charakter umgeschaffen hatte; um so mehr gefiel Madame Stollmers, die auch heute ganz Wahrheit und Natur war.

Vorbericht.

Ich lege meinen flüchtigen Bemerkungen keinen andern Werth bei, als den, daß ich sie *selbst* gemacht habe. Es sind *meine* Ansichten, ich habe Niemanden nachgebetet. Wo ich urtheile, kann ich mich irren, aber ich habe immer nach meiner Ueberzeugung geurtheilt. Ich habe kein Wort geschrieben, von dessen Wahrheit ich mich nicht überzeugt hielt; ich habe aber manches Wort geschrieben, das der Leser hier nicht findet.

Weiter wüßte ich nichts zu sagen, bis die Ebbe und Flut der Zeit die Gestalten verändert, und die Gefahr, von einem Meteor mit Steinen beregnet zu werden, vorüber ist.

Berlin, den 2. April 1801.

A. v. Kotzebue.

Erinnerungen aus Paris

im Jahre 1804.

Erſter Band.

Flüchtige Reisebemerkungen

als Einleitung.

Man hat das Leben so oft mit einer Reise verglichen; alle Gleichnisse hinken, auch dieses. Welch ein Unterschied zwischen Leben und Reisen! — Welche Vorzüge sind dem letztern eigen! — Der Reisende weiß doch gewöhnlich, daß und wohin er reisen will; der arme Lebende aber wird nicht gefragt, ob und warum er leben will. Könnten diese Fragen, vor seinem Eintritt in die Welt, ihm vorgelegt werden, wahrlich er würde die erste oft verneinend beantworten; denn wer gibt ihm genügende Auskunft über die letztere?

Ach! und welch einen Alles überwiegenden Vorzug genießt der Reisende schon dadurch, daß er das Bittere der Reise, den Abschied von seinen Lieben, im Anfang übersteht, und das Wiedersehen am Ende ihn belohnt, indessen der Mensch umgekehrt mit jedem Schritt zum Ende, dem Abschied von seinen Lieben entgegen geht, und das Wiedersehen ihn nur im Traumgewande der Hoffnung beglückt. Also wiederfinden am Ziel der Reise; verlassen am Ziel des Lebens! —

So stößt man überall, im Kleinen wie im Großen, auf mächtige Unterschiede zwischen Leben und Reisen. Die

wirthlichſte Herberge, den dickbelaubteſten Baum darf der Reiſende ſuchen, wenn böſes Wetter ihn überfällt; nicht ſo der Pilger auf der Wallfahrt des Lebens. Er muß ſich allen Stürmen bloß ſtellen, und ſinkt oft ermattet nieder. Im frohen Umgang mit einem muntern Gefährten, ſucht und findet der Reiſende Erholung; aber im Arm des treuen Lebensgefährten kann man ſich nie ſicher der Freude überlaſſen: denn in dem Augenblick vielleicht, wo man ihn am herzlichſten an ſeinen Buſen drückt, muß man ihn, wie eine welke Blume, plötzlich fallen ſehen! — Genug! —

Wohl dem Kummervollen, der reiſen darf! Fremde Berge und Thäler, ach! und mehr noch fremde Geſichter, die nichts von ihm wiſſen, nichts von dem ahnen, was in ihm vorgeht, die muß er ſuchen, wenn er ſeines Lebens drückende Erinnerungen, eine nach der andern, von ſich wälzen will. Wem das Feuer ſein Haus zerſtörte, thäte thöricht, den rauchenden Trümmern gegenüber ſitzen zu bleiben. Wohl mir! Ich entferne mich von ihnen!

Potsdam.

Welch ein Gewimmel und Getümmel belebt des beſten Königs ſonſt ruhige Wohnung! Uniformen von allen Farben malen die Straßen bunt, Fremde aus allen Gegenden ſtrömen zum prächtigen Schauſpiel; die dumpfe Trommel wirbelt, und das Geſchütz donnert, und des halben Mondes Glöcklein tönen freundlich dazwiſchen. Die Thore ſind nicht weit genug, die ſchauende Menge zu faſſen: ſie drückt und drängt, preßt und ſchiebt ſich; hier ſtößt ein Ellbogen; dort ſtreift ein Rad; hier bleibt den zarten Schönen ein

Sporn im Kleide hängen; dort ruht der Kopf eines Gauls auf ihrer dünnverschleierten Schulter; bis endlich aus des Thores weitem Munde die Wolke hervorquillt, Hügel und Thäler überschwemmt. Da stehen und wogen die Tausende, und heften ihre Blicke, von Vergnügen trunken, auf die lange unabsehbare Fronte, über der die Fahnen wallen, an der die geflügelten Reiter auf und nieder eilen. Ein frohes Gemurmel verkündet des Königs Erscheinen; den ungeheuren Körper belebt ein einziges Wort, und Eine Seele bewegt die zahllosen Glieder. — Mir aber, liebe Freundin, war das herrliche Schauspiel unserer Herbstmanövers zu groß und fröhlich; es überfiel mich eine Angst bei all der lauten Freude, und nur im tiefen stillen Sande hinter Potsdam, von düstern Nadelwäldern eingeschlossen, athmete ich wieder freier. — Auch in Stuttgart waren, kurz vor meiner Ankunft, Manövers gehalten worden, von welchen ein dichterischer Zeitungsschreiber in einer würtembergischen Zeitung versichert: sie hätten eine schöne Physiognomie gehabt. Manövers mit Physiognomien! so weit haben die Preußen es doch noch nicht gebracht. Bald wird vielleicht ein militärischer Lavater herumreisen, um die Manövers zu silhouettiren und eine Physiognomik derselben herauszugeben.

Zwischen Wittenberg und Düben.

Gibt es wohl einen Reisenden in diesen Gegenden, der noch nicht über die sächsischen Landstraßen geklagt oder ge-

flucht hätte? Gibt es wohl einen Nichtreisenden, dem solche Klagen und Flüche nicht unzählige Male zu Ohren gekommen wären? — Wenn die Chineser, die bekanntlich keinen Fremden bei sich dulden mögen, durch schlechte Landstraßen ihnen das Reisen erschwerten, so wäre das kein Wunder; daß aber in Leipzig jährlich drei Messen gehalten werden, und daß viele tausend Fremde die Produkte aller Länder auf grundlosen Wegen dahin führen müssen, während ihre mannigfaltigen Abgaben die ohnehin gefüllten Kassen überströmen: das — ist allerdings ein Wunder, welches mein wittenbergischer Postillon mir dieses Mal auf eine drollige Weise erklärt hat. Ja, sagte er, indem er den brennenden Schwamm auf seine kurze Pfeife legte, und meine unmuthigen Klagen in eine Dampfwolke hüllte: daß die Wege so schlecht sind und bleiben, das kommt blos daher, weil der Kurfürst katholisch ist. Der Dessauer Fürst hätte das schon längst geändert u. s. w. — Darin hätte ich freilich den Grund der elenden sächsischen Landstraßen nie gesucht. Ich lachte, aber es schmerzte mich zugleich, einen Lutheraner so intolerant zu finden. Verketzerungssucht warf man vormals nur den Katholiken vor; bald wird es umgekehrt sein: denn hören Sie, als Pendant zu den Aeußerungen des lutherischen Postillons, was mir eine erzkatholische Magd in Neuhof, einem fuldaischen Städtchen, sagte. Ist der Ort katholisch? hatte ich sie gefragt. Ja, war die Antwort. — Aber der Fürst nicht? — Nein. — So kann er ja wohl nicht selig werden? fuhr ich scherzend

fort. — Ei, warum denn nicht? wenn er ſonſt gut iſt. Wir wollen ja Alle in den Himmel. — Recht! Aber die Katholiken kommen doch zuerſt hinein? — Innu, ſagte ſie, wenn wir nur Alle darin ſind. — Iſt das nicht wahre Lebens-Philoſophie? Und ich verſichere Sie, die Magd hatte übrigens eine Phyſiognomie wie eine Gans.

Noch eine Erinnerung aus dem Walde zwiſchen Wittenberg und Düben. Sie leſen da irgendwo auf einer hölzernen Tafel eine Inſchrift, durch welche beſonders den würtembergiſchen Ausgewanderten verboten wird, dem Walde Schaden zuzufügen. Warum denn eben beſonders dieſen armen Leuten? — Doch dabei will ich mich nicht aufhalten. Daß aber die Zahl der würtembergiſchen Auswanderer ſo groß iſt, daß man ſogar in fremden Ländern genöthigt wird, eigene Verordnungen wegen ihres Durchzuges zu machen, das iſt wohl der Aufmerkſamkeit werth. —

Zwiſchen Erfurt und Gotha.

Hier, auf dieſer trefflich unterhaltenen Chauſſee, wird man einmal des Reiſens froh, und alle die Segenswünſche, die der Reiſende in Sachſen zurückhalten mußte, ſtrömen jetzt reichlich über den Herzog von Gotha aus. Zwar muß man viel Chauſſeegeld zahlen, aber man thut es gern. Die einzige Unbequemlichkeit iſt das öftere Zahlen. Warum wird man alle Augenblicke auf der Straße angehalten? — Eine löbliche Gewohnheit, die bis jetzt nur im ſüdli-

chen Deutschland herrschte, ist auch vom Herzog von Gotha eingeführt worden; die Straße ist nämlich zu beiden Seiten mit vielen tausend Obstbäumen bepflanzt. Durstige und müde Wanderer werden künftig hier Schatten und Erquickung finden. Wahrlich! ein guter Weg mit Obstbäumen eingefaßt, ist dem Fürsten ein schöneres Denkmahl, als das kostbarste Gartenhaus in chinesischem oder sonst irgend einem Geschmacke. — Schade, daß man für die Erhaltung der jungen Obstbäume auf der Straße nach Gotha nicht Sorge genug zu tragen scheint. Schöne, starke Pfähle stehen zwar überall neben den Bäumen; aber selten sind diese daran gebunden, sondern beugen sich schutzlos im Winde; auch sah ich die verdorrten nirgends ersetzt. — Ich muß bei dieser Gelegenheit einen Gedanken laut werden lassen, der mir schon oft vorschwebte. Der Obstbau ist doch wohl ohne Zweifel der höchsten Aufmerksamkeit der Regierung würdig, da er immer die Nahrung des Landmanns ansehnlich vermehrt, und ihn oft sogar vor Hungersnoth schützen kann. Nun ist aber die Unterhaltung der freistehenden Obstbäume zu wenig mit dem Interesse der Forst- oder Wegebeamten verknüpft, als daß man von diesen die höchste Sorgfalt erwarten dürfte; daher gehen besonders viele tausend junge Stämme zu Grunde, die noch so manchem Muthwillen unterworfen sind. Wie, wenn ein Gesetz jedem Bauer auflegte, jedesmal wenn ihm ein Kind geboren wird, einen Obstbaum an den Weg zu pflanzen, der, mit einer Nummer bezeichnet, zwar sein Eigenthum bliebe, den er aber auch groß zu ziehen schul-

Was übrigens die Vorstellung im Ganzen betrifft, so war sie, Madame Weissenthurn ausgenommen, eben keine der vorzüglichen. Die Rollen waren nicht gut memorirt, und es herrschte eine gewisse Kälte im Vortrage. Herr Stephanie ist dieser Rolle zwar nie ganz gewachsen, doch heute schien er mehr als gewöhnlich die Schwierigkeiten derselben zu fühlen. Die letzte Szene des ersten Aktes, wo er den Brief öffnet, mißlang ihm ganz, und konnte, so gespielt, unmöglich Wirkung thun. In Herrn Klingmanns Spiele war viel Passion, aber wenig Natur. Madame Stephanie (Ottilie) legte in die erste Szene mit Natalien eine Neckerey, welche fast in Schalkheit ausartete, und welche mit der Angst, die sie kurz vorher und kurz nachher äußerte, seltsam kontrastirte. Kurz, der Darstellung mangelte die Kraft zu täuschen, ein Zauber, den ihr nur der immer rege, nie schlummernde Enthusiasmus des Künstlers verleihen kann.

Am 10ten wurde zum ersten Mahle aufgeführt: Der Tag der Erlösung, ein Schauspiel in 4 Akten, von Herrn Ziegler. Der außerordentliche Beyfall, mit welchem das Publicum dieses Stück aufnahm, beweißt hinlänglich, daß Hr. Ziegler die erste unter allen schönen Künsten, die Kunst zu gefallen besitzt. In diesem jüngsten Kinde seiner Muse findet man vortreffliche, herzerschütternde Situationen, eine kraftvolle Sprache, einen leichten raschen Dialog, und manche treffende Sentenz. Die liebenswürdige Agnes, welche der Griechinn Chelonis nachgebildet zu seyn scheint, und der Greis in Ketten, der seinem Staar ein Liedchen vorpfeift, erregen

dig wäre? Welch eine kleine, mit keinen Koſten verknüpfte Mühe, gegen den ungeheuren Vortheil, wenn ein Land in jedem Jahre einen eben ſo großen Zuwachs an Obſtbäumen, als an Kindern erhielte! Der Ertrag für die Zukunft ließe ſich nicht berechnen. Das ganze Land würde bald einem Garten gleichen, und dieſer Garten würde eine Art von Kalender für die Bauern ſein, und jeder Baum würde ſeinen eigenen Freund und Beſchützer haben, mit dem er heranwüchſe, der ihn lieben und pflegen würde. Mich dünkt, die Idee hat, außer dem Nützlichen, auch viel Lachendes, was in der That eben nicht bei vielen kameraliſtiſchen Ideen der Fall iſt.

Gotha.

Des wackern Salzmanns Inſtitut zu Schnepfenthal (von welchen ich aus Erfahrung rühmen kann, daß es die Herzen der Jünglinge für alles Gute und Schöne empfänglich macht und erhält), blüht noch immer wie vormals, und ſeine Blüten geben manchem Lande reife Früchte. Weniger Gutes läßt ſich in mancher Hinſicht von den weiblichen Erziehungs-Inſtituten ſagen, an welchen Gotha einen Ueberfluß hat. Ihre Vorſteherinnen ſind theils deutſche, theils franzöſiſche Damen, und ſie haben den für Frauenzimmer großen Nachtheil, daß Adelige und Unadelige mit einander auf gleichen Fuß erzogen werden. Natürlich ſchmiegen die jungen Gemüther ſich leicht an einander, und die kleine Komteſſe fragt noch nicht, ob der Vater ihrer Buſenfreundin nur ein Sekretär iſt. Aber die

erwachsene Komtesse denkt gewöhnlich anders, oder tritt wenigstens in andere Verhältnisse, die sie nöthigen, sich von der Gespielin ihrer Jugend zurückzuziehen; das thut denn natürlich der Unadeligen weh, das macht sie unglücklich. Sie, die vielleicht bestimmt ist, die kleine enge Wirthschaft eines bürgerlichen Kanzellisten zu führen, tritt aus einem frohen glänzenden Zirkel, wo sie Arm in Arm mit Gräfinnen und Baronessen das Leben durchflatterte, in die stille beschränkte Wohnung eines Gatten, der sich tief bückt, wenn eine der vormaligen Jugendfreundinnen seiner Gattin an ihm vorüber fährt.

Es gehört in der That mehr Kraft dazu, als man bei einem Mädchen gewöhnlich voraussetzen darf, um sich ohne Murren und Seufzen in das beschränktere Verhältniß zu finden. — Auch wenn sie nicht heirathet, wird ihr selten das Haus ihrer Eltern wieder das werden, was es vormals war. Kurz, diese gemischten Institute sind fähig, den Keim einer Untugend zu entwickeln, der ohnehin bei Frauenzimmern leichter gedeiht, als bei Männern, ich meine den Neid.

Frankfurt am Main.

Sie erwarten doch wohl nicht, daß ich Ihnen den Römer beschreiben soll, auf welchem der neue Kaiser zu speisen pflegt? oder die goldene Bulle? oder die Pantoffeln Karl's des Großen? Auf dem Römer sind ringsumher alle Kaiser, die seit Anbeginn des heiligen römischen Reichs gekrönt worden, in schmalen Nischen abkonterfeit; aber so

ſchmal auch die Niſchen ſind (denn wirklich hat hier kein gemalter Kaiſer ſo viel Platz, als eine Schildwache in ihrem Häuslein), ſo iſt dennoch für einen künftigen Cäſar kein Plätzchen mehr übrig: welcher Umſtand dem Großprahler Cüſtine, als er hier war, die Prophezeiung inſpirirt haben ſoll, der jetzige Kaiſer werde der letzte ſein. Ei nun! die Franzoſen haben ja den lieben Gott wieder in ſeine Rechte eingeſetzt, ſo werden ſie ja auch wohl in Anſehung des deutſchen Kaiſers ſich eines Beſſern beſinnen.

Die Domkirche enthält einige hübſche Gemälde, vorzügliche aber nicht; denn wenn ſie das wären, ſo hätten die kunſtliebenden Franzoſen ſie — mitgehen heißen. Ein alter, derber, deutſcher Ritter in Stein gehauen, Günther von Schwarzburg, hat mir am beſten gefallen. Man kann in der That die deutſche Kraft nicht anſchaulicher ausdrücken. — Vom Frankfurter Theater laſſen Sie mich ſchweigen. Ich habe einen ſehr wackern Schauſpieler geſehen, er heißt Werdy, und eine Madame Müller, von der es wohl mit Recht heißt: es gibt der Madame Müller's viele, ſehr viele in der Welt. Ihr größter Fehler war Gemeinheit. Man hat ſeit Kurzem neue Hoffnungen für die hieſige Bühne erregt, indem man einen verdienſtvollen Mann (Herrn von Meyer, Verfaſſer eines bekannten Gedichts Tobias) zum Intendanten derſelben ernannt hat; aber — er darf, ohne Zuziehung des Comité, weder gute Schauſpieler annehmen, noch ſchlechte verabſchieden, und folglich laborirt die neue Organiſation abermals an einem Grundübel. —

Die fremde und einheimiſche ſchöne Meßwelt hat hier einen weit angenehmern point de réunion, als in Leipzig, nämlich keine offene, jeder Witterung ausgeſetzte Straße, wie in Auerbachs Hof, ſondern ein ſehr geräumiges Gebäude, in welchem alle Waren des Luxus ein großes Viereck füllen, deſſen bunter Schmuck faſt zu jeder Tageszeit durch eine noch buntere Menge belebt wird.

Darmſtadt.

Das Monument, welches Friedrich der Große hier ſeiner Freundin errichtet hat, entſpricht der Erwartung nicht. Es iſt einfach niedlich: vom König hätte ich etwas einfach Großes zu ſehen gewünſcht. Ohne die berühmte Inſchrift würde man wohl nie von dieſem Denkmählchen geredet haben. Und ſelbſt dieſe Inſchrift — es möchte Leute geben, in deren Augen ſie kein Kompliment für die Landgräfin wäre. Foemina sexu, ingenio vir. Dem Geſchlecht nach ein Weib, ein Mann an Geiſt. Alſo mit andern Worten, ein Mittelding von Mann und Weib. Man weiß längſt, daß dieſe Miſchung keins von beiden Geſchlechtern liebenswürdig macht. Ein männliches Weib gefällt eben ſo wenig als ein weibiſcher Mann. Von einem Frauenzimmer ſagen, von Geiſt ein Mann, iſt eben ſo viel, als einer Blume nachrühmen: an Geruch eine Eiche.

In der Bergſtraße.

Zum erſten Mal bin ich durch dieſen Garten von Deutſchland gefahren, in dem gleichſam die Vergangenheit auf den Hügeln weilt und der ſchönen Gegenwart zu-

ſieht, wie ſie ihr fruchtbares Weſen treibt. Wie ſich doch Alles in der Welt ändert! Die Raubſchlöſſer, die vormals durch ihren Anblick dem Wanderer nur Schrecken einjagten, ergetzen ihn jetzt durch ihre maleriſchen Ruinen.

O, dacht' ich, möchte unſern Enkeln in der zweiten Hälfte dieſes Jahrhunderts die Ruhe wieder lächeln, wie die ſchöne Natur dem heutigen Pilger in der Bergſtraße: möchten dann die Gräuel der Revolutionen nur noch wie jene Ruinen von umnebelten Bergen ihnen ſchimmern, und, durch das Andenken an jene Schauer, das Gefühl der glücklichen Gegenwart nur erhöhen. — Sie ſehen, geliebte Freundin, ich dachte, wo ich nur fühlen ſollte: ein Beweis, daß ſelbſt dieſe Zauber der Natur, von welchen der Reiſende einen ganzen Tag lang umweht wird, mir noch keinen reinen Genuß gewährten. Ach! was iſt Genuß ohne Mittheilung! Ich meine, wir unterſcheiden uns vorzüglich dadurch von den Thieren, daß ſelbſt die gröbern Genüſſe, Eſſen und Trinken, den größten Theil ihres Reizes für uns verlieren, wenn nicht geſellige Liebe ſie theilt. Der gute gebildete Menſch kann nicht allein genießen. Alles, worauf ich in meinem Leben mich am meiſten gefreut habe, Alles, was in meinem Leben mir die meiſte Freude gemacht hat, ging immer von Andern aus, oder zu Andern über. In dem Auge eines geliebten Gegenſtandes Vergnügen ſchaffen, iſt ja wohl wahrhaftig ein göttliches Vergnügen; denn, der uns ſchuf, kannte kein anderes. — Ich, der nichts mehr habe als die Erinnerung, der ich noch obendrein alle Augenblicke die Vernunft mit

Ketten nachsenden muß — ich verließ die schöne Bergstraße wie ein Tauber ein Konzert.

Heidelberg.

Wenn ein Unglücklicher mich fragte, wo er leben müsse, um dem lauernden Kummer dann und wann eine Stunde zu entrücken, so nenne ich ihm Heidelberg; und wenn ein Glücklicher mich fragt, welchen Ort er wählen solle, um jede Freude des Lebens frisch zu kränzen, so nenne ich ihm abermals Heidelberg. Romantische Lage, milde Luft, biedre Menschen, Zwanglosigkeit, bequeme Wohnungen, Wohlfeilheit: welche Vortheile! und doch bei weitem noch nicht alle; denn einen der größten gewährte Heidelberg noch als Nachbarin so mancher schönen angenehmen Stadt, so manches freundlichen Städtchens. Will der Leidende mit seinem Gram allein sein — und das möchte er ja anfangs immer! — so wandelt er am reizenden Ufer des Neckar, oder auf den üppigen Bergen, oder in den majestätischen Ruinen des Schlosses, oder er macht kleine Exkursionen nach Weinheim, Heppenheim ꝛc. Hat aber erst sein Kummer aus dem Gebiete der Verzweiflung sich entfernt, darf er Menschen und Menschengewühl nicht mehr scheuen, so kann er meistens in einem halben, höchstens in einem ganzen Tage, in Manheim, Stuttgart, Frankfurt am Main, im Theater sich erlustigen, er kann in Darmstadt, Heilbronn, Bruchsal, Hanau, Speier, Worms, Oppenheim, Offenbach, kurz links und rechts, und überall, Zerstreuung finden. Heidelberg selbst besitzt der kleinen Merkwürdigkeiten so manche. Die Ruinen des Schlosses sind einzig; die Aussich-

ten wecken dort Gedanken an das beſſere Leben. Die alten unterirdiſchen Gänge beſchäftigen eine rege Einbildungskraft. Sie ſollen nach der Stadt führen, werden aber, um der Gefahr willen, weislich jetzt verſchüttet. Vor einigen Jahren verſank ein Emigrant, der ſeinem Führer vorausgeeilt war. Glücklicher Weiſe war er kurz vorher von einigen Knaben bettelnd verfolgt worden; ſie hatten ſich die Gegend gemerkt, in welcher er verſchwunden war, man zog ihn wieder heraus. Er erzählte, er ſei in dem Gange eine große Strecke fortgewandelt, weil er in der Ferne mancherlei Geräuſch gehört, das aus der Stadt über ihm herunter tönte. Endlich vernahm er das Geſchrei der Suchenden, und kehrte um. Auch ein Seiltänzer, der vor Kurzem auf dem Markte Pfähle einſchlug, um ſein Seil daran zu befeſtigen, fand denſelben Gang, in dem noch alte Waffen roſteten. — Das famöſe Heidelberger Faß iſt eine elende Merkwürdigkeit, die nicht einmal durch ihr Alterthum intereſſirt; denn das alte Faß iſt auseinander gefallen, und Kurfürſt Karl Theodor hat ſich durch die Erbauung eines neuen — nicht verewigt. Indeſſen rathe ich doch jedem Reiſenden, in den Keller zu gehen; denn er findet etwas, das er nicht ſucht, und das ihn wie mich ergetzen wird. Es iſt nämlich die hölzerne Bildſäule eines ehemaligen Hofnarren, Clemens genannt. Ja, das iſt eine wahre Hofnarren-Phyſiognomie: in dieſem Individuum erkennt man auf den erſten Blick die Gattung. Nicht ſowohl Witz (dem man keine Wahrheit verzeiht), als Jovialität (der man nichts übel nimmt) lebt und ſpricht in und aus die-

ſem Geſichte. In dem Munde dieſes Wohlgenährten wird Alles zum Scherz, wohl zum treffenden, aber nie zum bittern Scherz. Ja wahrhaftig, ich möchte einen ſolchen Narren um mich haben, und ich verdenke es allen gekrönten Häuptern, daß ſie die nützliche Mode haben abkommen laſſen. Die Bildſäule des ehrlichen Clemens ſcheint ihrem Untergange ziemlich nahe. Es wäre in der That Schade darum. Mir hat ſeine bloße Phyſiognomie einen heitern Augenblick gewährt, und ich möchte ihn weit lieber in's Leben zurückrufen, als die berühmte Dame Morata aus Ferrara, deren Denkmahl Sie in der Peterskirche finden. Sie ſtarb im neunundzwanzigſten Jahre, und hat, Trotz ihrer Jugend, mehrere gelehrte Sprachen verſtanden, und zu Heidelberg Collegia geleſen. Auch von ihrem Manne, einem gewiſſen Gründler, iſt in der Inſchrift nebenher die Rede. Sie wiſſen, ich liebe die Frauenzimmer nicht, die ſo gelehrt ſind, daß ſie ihre Männer dadurch zu einem Nebenher machen. — Wenn Sie, liebe Freundin, jemals nach Heidelberg kommen, ſo werden ſie vielleicht nach dem Wolfsbrunnen fragen, der ſo berühmt und ſo lieblich war, und an dem auch unſer gute König einſt gefrühſtückt haben ſoll. Ja, damals wölbten ſich noch dreihundertjährige Linden zu einem Tempel über dem Brunnen zuſammen, und ihre Zweige waren ſo dicht in einander verwachſen, daß man ſich ihrer wie des Fußbodens zum Gehen bedienen, daß man Tiſche und Stühle darauf ſetzen und in der grünen Dämmerung ein fröhliches Weſen treiben konnte. Die fremden Damen (ſo erzählen die Nachbarn) ſaßen oben in

den Bäumen mit Büchern und Strickſtrümpfen, oder ließen wohl gar ein Klavier darauf ſtellen, die Herren lauſchten mit Flöten in den dickbelaubten Aeſten; unten in der kühlen Nacht wurde Kaffee und Thee gekocht; die Quelle murmelte heimlich und unſichtbar hinter der grünen duftenden Wand. Nach alle dem dürfen Sie jetzt nicht mehr fragen, Sie finden nichts als ein viereckiges Baſſin von Baumſtrünken umgeben. Alle die prächtigen Linden ſind vor wenigen Wochen abgehauen worden. Wer hat das befohlen! rief ich empört. Die Kurfürſtliche Hofkammer, war die Antwort. Die dicken Bäume geben ſchönes Holz und — die Forellen im Brunnen konnten den allzukühlen Schatten nicht vertragen. — Nun, ſo wollt' ich, daß jeder Hofkammerrath, der zu dieſem Raube an der ſchönen Natur gerathen hat, jährlich ein paarmal am heißeſten Sommertage, in der Glut der Mittagsſonne lechzend, vergebens nach einem ſchattigen Plätzchen umherirren müßte. — O, es iſt nicht die einzige Sünde, welche der kameraliſtiſche Geiſt, der nie über einem ſolchen Paradieſe ſchweben ſollte, hier auf ſich geladen, oder wenigſtens auf ſich laden wollen. Die herrlichen Ruinen des Ritterſaales hat man wollen abbrechen laſſen, um die Steine zu verkaufen. Den Garten zu Schwetzingen hat man zu Kartoffelländereien verpachten wollen, weil er viel zu unterhalten koſtet. Das heißt einen Dichter zum Rechenmeiſter machen. Zum Glück iſt gegen beides wirkſam proteſtirt worden.

Mit dem Ritterſaal würde man das alte Schloß ſeiner

ſchönſten Zierde berauben; und wenn Schwetzingen viele Koſten verurſacht, ſo lockt es hingegen auch eine Menge verzehrender Fremden. O, wenn doch jede Hand verdorrte, die etwas zerſtören will, woran gute Menſchen Jahrhunderte lang Freude hatten! — Ehe wir Heidelberg ganz verlaſſen, muß ich Sie noch auf die ſchöne Brücke führen, die in Jahre 1783 oder 84 durch eine Waſſerflut weggeriſſen wurde. Damals blieb, zum großen Jubel aller gläubigen Seelen, der heil. Johannes ganz allein auf einem iſolirten Pfeiler ſtehen. Trotz dieſem unläugbaren Wunder hat der gute heil. Johannes auf der neuerbauten Brücke dennoch der blinden Heidin Minerva weichen müſſen! Ihr gegenüber ſteht die Bildſäule des Kurfürſten Karl Theodor. Bei einem im letzten Kriege vorgefallenen Gefechte auf dieſer Brücke iſt ſie ziemlich von Kartätſchenkugeln gemißhandelt worden, und qualifizirte ſich daher jetzt vollkommen zu einem Sinnbilde des deutſchen Reichs.

Mauren.

Man kann in der Geographie ziemlich bewandert ſein, ohne eben dies Städtchen oder Dorf (ich erinnere mich nicht recht, was es eigentlich war) zu kennen. Es iſt die erſte Station zwiſchen Heidelberg und Stuttgart, und iſt mir blos durch eine alte unglückliche Frau merkwürdig geworden. Ich zähle es unter die ſchönſten Vorrechte eines vielgeleſenen Schriftſtellers, daß er dann und wann, durch ein Wort zu rechter Zeit geſprochen, das Elend aus den finſtern Winkeln hervorziehen, und in die milden Strahlen des Mitleids ſtellen kann. Als ich in die Stube des Poſthauſes trat,

das lebhafteste Interesse. Die kältere Kritik möchte freylich erinnern: daß dieses Eine Schauspiel eigentlich in zwey verschiedene Schauspiele zerfällt, deren eines mit der Befreyung des Vaters zu Ende geht, und das andere in dem Augenblicke anhebt, in welchem der Greis das Bild seines Schwiegersohnes erkennt; daß die Erscheinung des Fürsten am Ende den Knoten nicht löst, sondern zerhaut; daß der Zuschauer, ungeachtet der Vergebung des Fürsten, dennoch eine unbefriedigte Empfindung mit nach Hause nimmt, indem man wohl fühlt, daß Agnes den begnadigten, aber nur schwach gerechtfertigten Verbrecher, doch nicht mehr hochachten, und folglich diese Ehe nie wieder ganz glücklich werden kann; daß manche Sentenzen schwer zu erweisende Behauptungen enthalten, z. B. die: „Es giebt nur undankbare Männer, aber kein undankbares Frauenzimmer;“ daß manche Bilder nicht glücklich gewählt scheinen, z. B. das: „die Thränen rollen in den Wein, wie eure Liebe in mein Herz rollt“ u. s. w. Aber zu allen solchen Krittelеyen hat man während der Vorstellung keine Zeit. Man wird hingerissen, man überläßt sich gern einer angenehmen Täuschung, und vergießt sanfte Thränen.

Herr Brockmann stellte den Gefangenen vortrefflich dar. Schon seine Gestalt flößte Mitleid und Ehrfurcht ein. Sein Spiel, den zweyten ganzen Akt hindurch, war einzig aus der Natur gegriffen. Auch die Szene, wo er das Bild seines Verfolgers erkennt, gelang Ihm vortrefflich. Madame Weissenthurn spielte ihre Rolle mit Einsicht und warmem

ſah ich ein achtzigjähriges blindes Mütterchen am Ofen ſitzen, das ein Stück Brot mühſam im Munde zerdrückte und ein kleines Glas Wein dabei trank; neben ihr ſtand eine Krücke. In ihrer Jugend mußte die Frau ſchön geweſen ſein; ihre noch immer einnehmende Phyſiognomie und der ſtille Gram, der darüber ſchwebte, machten ſie mir intereſſant. Ich fragte die Poſthalterin, ob es ihre Mutter ſei? Ach nein, verſetzte dieſe; es iſt eine ſehr arme blinde Frau, die ſich von fremden Wohlthaten nähren muß, und dann und wann zu uns kommt, wir thun dann an ihr, was wir können. — »Aber ſie bettelt ja nicht.« — Nein, betteln thut ſie nie; wer ſie kennt, gibt ihr. — Ich näherte mich der Alten: Sind Sie ſchon lange blind? hob ich an. — Noch vor Kurzem, ſagte ſie, habe ſie einen Schimmer gehabt; jetzt ſei auch der verſchwunden, und ſie könne noch immer nicht ſterben. — Trotz dem Antheil, den ich an ihr zu nehmen ſchien, bettelte ſie doch nicht. Das rührte mich; ein Wort gab das andere: ſie erzählte mir ihre traurige Geſchichte. Sie war im Hannöverſchen an einen Prediger verheirathet, hatte liebe Kinder, und lebte glücklich. Da kam der ſiebenjährige Krieg, mit ihm Noth und Elend. Sie verlor alles Ihrige, ſie darbte und behielt frohen Muth. Sie ſah ihre Kinder ſterben und hielt ſich noch aufrecht. Endlich ſtarb auch der Mann: das warf ſie nieder. Eine lange Krankheit fraß den Reſt ihres Vermögens. Nackt und bloß mußte ſie ihren Wohnort verlaſſen. Man rieth ihr, zu ihrem Schwager zu gehen, der Appellationsrath in Darm-

ſtadt war. Sie kannte ihn nicht, ein wunderlicher Heiliger ſollte er ſein; ſie wagte es, weil die Noth ſie drang. Von armen Freunden kärglich unterſtützt (denn, ſagte ſie, niemand hatte mehr etwas zu geben), brachte ſie die Reiſekoſten auf und kam mit dem Poſtwagen nach Darmſtadt. Bebend tritt ſie vor die Thür ihres Schwagers. Eine Magd empfängt ſie verlegen, weiſ't ihr jedoch ein gutes Zimmer an und bringt ihr Erfriſchungen. Sie bleibt mehrere Stunden allein; kein Schwager läßt ſich ſehen. Gegen die Nacht trägt die Magd ein gutes Abendeſſen auf; ſie aber kann vor Bangigkeit und Wehmuth nicht eſſen, ſondern frägt nur immer nach ihrem Schwager. Morgen, morgen, ſagt die Magd, die ihre Aengſtlichkeit gewahr wird und theilt, ſchlafen Sie nur erſt ruhig aus. Sie bedürfen der Erquickung. Sie ſchläft nicht. Der Morgen kommt, da tritt das ſämmtliche Hausgeſinde zu ihr herein und bekennt ihr weinend, der Schwager ſei vor vierzehn Tagen begraben worden, und habe durch ein Teſtament ſein ganzes anſehnliches Vermögen zu milden Stiftungen vermacht. — Hier fing die Frau bitterlich an zu weinen: ich kann noch immer nicht ſterben! ſagte ſie. — Mir iſt entfallen, wie ſie in die Gegend kam, in der ſie nun ſeit faſt fünfzig Jahren hungert und nicht ſterben kann. Von Heidelberg aus wurde ſie lange unterſtützt; aber ſeit anderthalb Jahren erhält ſie auch von dort nichts mehr. Da ſie nun nicht bettelt, ſondern nur ſo ſtill da ſitzt, ſo wird ihre Jammergeſtalt oft überſehen, und ſie erhält wenig. Im Geſpräche iſt ſie etwas weitläuftig; aber ſie erzählt gut und

zusammenhängend, und die Frau von Erziehung ist ihr sogleich anzumerken. Was man ihr gibt, nimmt sie mit verschämtem Anstand, und dankt herzlich ohne Kriecherei. Ihr Wunsch zu sterben, ihr Gebet um den Tod sind äußerst rührend. — O, wie gern will ich dem Posthalter verzeihen, daß seine Pferde auf dem Acker waren, und ich über die Gebühr bei ihm aushalten mußte, wenn diese kurze und schmucklose Erzählung die Veranlassung wird, daß gefühlvolle Menschen, die des Weges reisen oder nicht reisen, die arme blinde Frau unterstützen! Lange wird sie ihren Wohlthätern ja ohnehin nicht zur Last fallen; bald wird Freund Hain ihren sehnlichen Wunsch erfüllen, und sie sanft zu ihrem Gatten, zu ihren Kindern geleiten. —

Große Armuth und mehr Aufklärung unter dem Landvolke, als nöthig ist, hat der Krieg in dieser Gegend hinterlassen. Häufige Bettelei zeigt von jener; ein Gespräch zwischen zwei Bauern, die bei Wein und Käse saßen, mag von dieser zeigen. Seit dem unseligen Kriege sei es viermal schlechter zu leben als vorher: die Menschen wären gar nicht mehr dieselben, keiner helfe dem andern, jeder denke nur an sich. (Ja wohl ist der krasseste Egoismus ein Zeichen unserer Zeit!)

Neckargemünd.

Als ich durch das Thor dieses Städtchens fuhr, hatte ich von neuem Gelegenheit, einen alten Wunsch zu wiederholen, daß nämlich doch alle diejenigen, welche öffentliche Inschriften setzen wollen, Jemanden zu Rathe

ziehen möchten, der die Sprache verſteht. Ueber dem Thore von Neckargemünd ſteht geſchrieben: Zu Ehren dem Vater des Vaterlandes, zur Zierde der Stadt, heilig dem Volke. Von dieſer Inſchrift kann nur der mittelſte Satz einleuchten, wenn nämlich das Thor ſchön gebaut iſt. Warum ſoll es aber dem Vater des Vaterlandes zur Ehre gereichen? Es iſt ja keine Ehrenpforte. Und warum ſoll es dem Volke heilig ſein? Das letztere iſt ganz unverſtändlich, und kann höchſtens bedeuten, daß man den Thorſchreiber nicht um das Sperrgeld betriegen ſoll.

Sinzheim.

Dies Städtchen gehört jetzt dem Fürſten von Leiningen, der ein guter Fürſt ſein muß, weil ich überall mit Liebe von ihm ſprechen höre. Beſonders zugethan ſcheint man dem Erbprinzen, deſſen bloße Erwähnung auf alle Geſichter ein freundliches Lächeln lockt. Warum kann ich nicht dasſelbe von allen Staaten ſagen, durch die ich gereiſt bin! In dem einen herrſcht Furcht mit eiſernem Scepter; in dem andern erkennt man gleichgiltig die wahren Verdienſte eines Regenten, weil er ſich zu abgeſondert von ſeinem Volke hält, mit zu viel Ernſt ſeine Wohlthaten ſpendet; hier ein Ländchen, wo man den kleinen Deſpoten verwünſcht, dort ein anderes, wo die Menſchenſcheu des Fürſten ihm die Herzen entfremdet u. ſ. w. Wie wohl thut es nach allen dieſen und noch manchen andern Erfahrungen, wenn man die Menſchen im Leining'ſchen ſo heiter, ſo herzlich von ihrem Erbprinzen ſprechen hört!

Jammerschade, daß die Großen dieser Erde die schöne Gewohnheit haben abkommen lassen, dann und wann verkleidet unter ihren Unterthanen zu wandeln! Wie manche bittere aber heilsame Lehre würde der — und der — und der — empfangen! Wie manchen Segen würde unser Friedrich Wilhelm von Lippen hören, welche sonst in seiner Gegenwart die Ehrfurcht verschließt.

Heilbronn.

Immer erregt es in mir eine angenehmschauerliche Empfindung, ein Blatt Papier oder Pergament zu sehen, welches von irgend einem berühmten Biedermann aus alter Zeit eigenhändig beschrieben worden. Meine Fantasie malt mir dann seine Gestalt so lebhaft; auf dem Platze, wo seine Hand ruhte, seh' ich seine Hand wirklich; die Züge seines Gesichts finde ich gleichsam in den Zügen seiner Schrift. Darum freute ich mich, nach Heilbronn zu kommen; denn ich wußte, daß in dem dortigen Archive noch eigenhändige Briefe von unsern deutschen Helden Götz von Berlichingen und Franz von Sickingen aufbewahrt werden. Ich sandte daher gleich am andern Morgen zu dem Archivarius, mit der Bitte, mir einen Besuch zu verstatten. Diese Bitte wurde zwar mit aller Höflichkeit gewährt; aber — ich rathe Ihnen, wenn Sie jemals nach Heilbronn kommen, sich vorher wohl zu erkundigen, ob der echte und rechte Archivarius auch bei der Hand sei. Diesmal war er leider verreist, und sein Stellvertreter wußte durchaus weiter gar nichts, als daß er ein Paar Gewölbe voll weißer Schränke zu zeigen habe. Guten Wil-

len muß ich ihm nachrühmen; denn er suchte mit großer Aengstlichkeit nach dem, was ich zu sehen begehrte, aber vergebens. Er gestand endlich sein Unvermögen ein, und ich selbst war froh, daß er seine Leitern nur wieder bei Seite setzte. Ich kann Ihnen daher von dem Heilbronner Archiv nichts weiter sagen, als daß viel Papier und Pergament darin befindlich ist.

Kann ich die Briefe nicht sehen, dachte ich, so will ich wenigstens den alten Thurm besuchen, worin Götz von Berlichingen gefangen saß; ich will auf derselben Stelle gehen und stehen, wo dieser rauhe Biedermann den Hohn der Heilbronner Rathsherren erduldete. Diesen Thurm, meinte ich, werde jedes Kind mir nachweisen können; aber da irrte ich sehr. Wenigstens ein Dutzend Menschen von allen Ständen wurden befragt, die alle nicht begriffen, wovon die Rede sei, und von welchen keiner den ehrlichen Götz jemals hatte nennen hören. (Also auch nach Jahrhunderten gilt noch die traurige Wahrheit, daß ein berühmter Mann da, wo er einst wandelte, vergessen wird. Ach! alles Große und Gute wirkt der Mensch nur in die Ferne hinaus; die ihn umgeben, sehen es gleichgiltig, oder wollen es gar nicht sehen. — Endlich fand sich doch ein Häscher, der mir den Thurm zu zeigen versprach. Er ging, holte eine Menge Schlüssel, führte mich in einen der schmutzigsten Winkel der Stadt zu einem alten viereckigen Thurme, mehrere abscheuliche Hühnertreppen hinauf, bis auf die Platteforme, die eine schöne Aussicht gewährte. Aber, wo ist Berlichingens Kerker? — Er erbot sich, mir ihn aufzu-

ſchließen; es ſäßen aber eben zwei Uebelthäter darin. — Wie? der Kerker wird noch gebraucht? — Allerdings! — Wird nicht als ein intereſſantes Denkmahl des Alterthums behandelt? — Ach nein, es fehlt an Platz. Man hat ihn ſogar abgetheilt, um noch mehr arme Sünder hineinſperren zu können. — So, nun habe ich genug. Die Thür des Kerkers betrachtete ich von außen: ſie war im oberſten Stockwerk des Thurms und ſehr niedrig. Götz, der ſich bekanntlich ſehr ungern bückte, muß beim Hineintreten ſich gewaltig gebückt haben. — Unmuthig ſtieg ich wieder hinab. Wohl Schade, daß auch Jahrhunderte nicht im Stande waren, dem Magiſtrat von Heilbronn achtungsvollere Geſinnungen gegen Götz von Berlichingen einzuflößen!

Was ich ſonſt noch von dieſer alten Stadt Ihnen zu ſagen weiß, iſt blutwenig. In einer Kirche finden Sie die zwölf Apoſtel — rathen Sie einmal als was? — als Karyatiden! wahrhaftig, als Karyatiden! Sie tragen ganz geduldig die Säulen des Gewölbes, vielleicht als ein Symbol der chriſtlichen Gelaſſenheit. — An einem Hauſe leſen Sie in großen Buchſtaben: daß Karl der Fünfte ſich im Monat Dezember in einer Sänfte hineintragen laſſen (vermuthlich, weil er krank war), und daß er im Januar zu Pferde wieder herausgeritten (vermuthlich, weil er geſund geworden).

Stuttgart.

Ich habe in Stuttgart das Theater beſucht. Der Saal iſt nicht impoſant, und wird noch durch eine ſehr ſchmutzige Lampe verunziert, die in der Mitte herabhängt. Man gab

die Oper Achilles, in welcher ich einen braven Tenoriſten hörte, der Krebs heißt, ein ſchöner Mann, und, was man ſo ſelten beiſammen trifft, zugleich ein guter Schauſpieler iſt. Die Chöre gingen gut, wurden auch lebhaft geſpielt. Das Orcheſter, unter Kranzens Direktion, war vortrefflich. Alles übrige verdient keine Erwähnung. — Daß Stuttgart eine berühmte Bibelſammlung beſitzt, können Sie überall leſen; das Bibelſammeln iſt eine Liebhaberei, von der ich nichts begreife.

Hechingen und Dutklingen.

Faſt mit derſelben Empfindung, mit der ich am letzten Orte das Bächlein anſah, welches der Donau ſeinen Namen gibt, und fernerhin als ein majeſtätiſcher Fluß zwiſchen blühenden Ufern ſich fortwälzt, faſt mit derſelben Empfindung betrachtete ich zu Hechingen das alte Schloß Hohenzollern, die Stammburg unſers guten Königs. Dort oben war es alſo, wo die reine heitere Bergluft das Geſchlecht ſeiner Ahnherren ſtark und wacker machte, daß es ſeine Tugenden forterben konnte bis auf unſere Zeiten. Hier alſo iſt das Bächlein entſprungen, das, jetzt ein mächtiger Fluß, ſo herrlich zwiſchen geſegneten Ufern ſtrömt! — In ſtille, mannigfaltige Betrachtungen verſunken, ſah ich lange mit unverwandtem Blick hinauf; der Mondſchein kam meiner Fantaſie zu Hilfe, und ich glaubte endlich, den behelmten Kopf des alten Thaſſilo zu ſehen, der über die grauen Mauern herabſchaute. — Ja, wenn er das könnte, die Freude möchte ich ihm gönnen! —

Zürich.

Sie ſehen, ich bin in der Schweiz. Erwarten Sie aber ja keine maleriſche Beſchreibung der großen Naturſchönheiten, die ich hier geſehen habe. Der Reiſen in die Schweiz gibt es bei Dutzenden, gute, mittelmäßige und ſchlechte, und es läßt ſich über die Naturwunder dieſes Landes nicht allein nichts Neues mehr ſagen, ſondern es wäre auch von Anbeginn beſſer geweſen, man hätte gar nichts darüber geſagt. Denn aufrichtig geſtanden — hat noch je die Beſchreibung einer ſchönen Gegend, wäre ſie auch von Meiſterhand, Ihnen ein deutliches Bild vor die Seele geſchoben? — Mir nie. Man kann mir freilich einen See, deſſen Ufer mit lieblichen Landhäuſern beſäet iſt, zur Rechten hinmalen, man kann mir die Kette des Jura-Gebirges zur Linken zeigen, den Montblank in den Hintergrund ſtellen u. ſ. w.; man kann ſich der poetiſchen Bilderſprache dabei bedienen: in meiner Fantaſie wird man doch immer nur ein verwirrtes Bild von allen dieſen Gegenſtänden wecken; verwirrt und nicht einmal ähnlich ſchwimmt es vor mir herum, und ich ſuche vergebens es feſtzuhalten. Darum war ich von jeher ein Feind von allen ſolchen Beſchreibungen. Die Schweiz muß man ſelbſt ſehen, ſo wie man ein Konzert ſelbſt hören muß. Wer mir mit Worten Gegenden malt, der thut noch weniger, als der, der mir eine Symphonie vorträllert. Ich kann und will alſo weiter nichts von der Schweiz ſagen, als daß ich hier und da auf Stellen geſtanden habe, auf denen vermuthlich der liebe Gott ſtand, als er nach der Schöpfung die Welt an-

ſah und ſagte: ſie iſt gut. Der Rheinfall hat meine Erwartung nicht übertroffen, aber in einem hohen Grade befriedigt. Manche Reiſende hatten mir die Wirkung ſeines Anblicks geringer ſchildern wollen, als ich ſie wirklich fand. Es iſt ein imponirendes Schauſpiel, an deſſen Beſchreibung ſich keine Feder wagen darf. — Die Gegend um Zürich hat mir ſehr gefallen, vielleicht doch nur mehr als alle übrigen, weil der Aufenthalt durch gute Menſchen mir intereſſant wurde. Die Ausſicht vom Bürgeli über den See nach den Schneekoppen iſt ſehr reizend. Faſt noch reizender, wenigſtens noch mannigfaltiger iſt die aus den Zimmern des Gaſthofes (zum Schwert), welche ich bewohnte. Man hat dieſer Ausſicht im Vorbeigehen ſchon oft erwähnt; ich will Ihnen etwas umſtändlicher — nicht beſchreiben (davor behüte mich Gott!), ſondern nur aufzählen, was Sie alles ſehen. Das Zimmer iſt ein Eckzimmer. Oeffnen Sie ein Fenſter linker Hand, ſo ſehen Sie unter ſich den Fluß, die Limmat, und eine ſehr breite Brücke darüber, welche zu beiden Seiten mit dichten bunten Reihen von Gemüſe- und Obſtverkäuferinnen beſetzt iſt; zwiſchen denſelben ſpaziren die franzöſiſchen Chaſſeurs herum, deren Wachthaus Sie jenſeits der Brücke gewahr werden. Sie glauben nicht, welch ein Leben und Gewimmel auf dieſer Brücke herrſcht. Links hinunter erblicken Sie längs dem Fluſſe zwei lange Straßen und einen Theil der Stadt. Oeffnen Sie das Fenſter rechter Hand, ſo haben Sie unter Ihren Füßen einen freien, ſehr lebhaften Platz, und gerade vor ſich den Züricher See, von lachenden Landhäu-

Gefühl. Nur Schade, daß sie bey leidenschaftlichen Stellen gleich Anfangs den Ton zu hoch nimmt, und dann bey dem Steigen der Empfindung, ihre Stimme unangenehm wird. Die rühmlichen Fortschritte, welche sie bisher in ihrer Kunst gemacht hat, lassen hoffen, daß sie auch diese Klippe in Zukunft vermeiden werde. Herr Lange hatte eine wenig dankbare Rolle übernommen, indem man sich für den Charakter des Armenhold unmöglich mit Wärme interessiren kann; er that indessen alles, was sich von einem solchen Künstler erwarten läßt, um die peinliche Empfindung zu mildern, welche der Urheber der neunjährigen Leiden eines unschuldigen Greises nothwendig erzeugen mußte. Die Feyerlichkeit in Herrn Klingmanns Declamation fängt sogar an sich bis auf seinen Gang zu erstrecken. Mit herzlichem Vergnügen erinnert man sich noch der Natur und Wahrheit, die er sich vor einigen Jahren so glücklich eigen gemacht hatte, und man ist überzeugt, daß, wenn er nur will, es ihm leicht werden wird, diese alten Freundinnen wieder an sich zu fesseln. Hier bietet sich eine Gelegenheit dar, ein für allemal einen Einwurf zu widerlegen, durch welchen man den Wunsch zu bestreiten sucht, den Conversationston, als den einzig wahren, mehr als bisher auf unserer Bühne eingeführt zu sehen. Man sagt: das Theater sey zu groß; man müsse die Stimme zu sehr anstrengen, und darüber müsse der Conversations-Ton verlohren gehen. Beyspiele widerlegen diesen Vorwand am kräftigsten. Madame Adamberger, unsere, und vielleicht Deutschlands erste Schauspielerinn, besitzt den Conversations-

sern eingefaßt, die wiederum von den Alpen begränzt sind, über denen sich wiederum die Schneekoppen erheben. Dies Amphitheater, aus sanfter und rauher Natur zusammengesetzt, mit dem Menschengewimmel gerade unter sich, ist einzig. — Die herrlichen Spazirgänge um Zürich würden selbst einen Podagristen zum Spazirengehen verleiten. Geßner's Denkmahl ist so einfach und schön erfunden, daß man einer Thräne sanfter Wehmuth sich kaum erwehren kann. Schade nur, daß die französischen Chasseurs, die eben jetzt keine andere Gelegenheit haben, ihre Namen zu verewigen, sich bemühen, es auf diesem Marmor zu thun. An vielen Stellen fand ich das dreizehnte Regiment der Chasseurs angekritzelt, was sich denn freilich zu dieser Idyllenwelt paßt, wie eine Flinte zu einem Rosenstrauch. Auf der Bibliothek — nun, da stehen viele Bücher. Mehr kann ein gewöhnlicher Reisender wohl selten von einer Bibliothek sagen. Ein paar Briefe von der berühmten und unglücklichen Johanna Gray haben mich interessirt. Sie sind in Religionsangelegenheiten, in sehr gutem Latein, und so schön geschrieben, als habe sie jeden Zug dem Schreibmeister nachgemalt.

Lavater's physiognomisches Kabinet habe ich nur flüchtig gesehen. Das Merkwürdigste darin sind nicht sowohl die vielen Gesichter, welche er gesammelt hat, als vielmehr die Unterschriften, mit welchen er jedes bedeutende oder unbedeutende Gesicht beehrte. Man kennt seinen umwölkten Lapydarstil. Zuweilen scheint es ihm viel Mühe

gemacht zu haben, recht viel Seltſames in dunkle oder neugemachte Worte zuſammen zu preſſen. — Die Stimmung der Schweizer gleicht überall noch immer einem wogenden See, aus dem ein unterirdiſches Feuer plötzlich Klippen hervorgetrieben, an denen die eingeengten Wellen jetzt ohnmächtig ſchäumen. Die Wände der Wirthshäuſer ſind oft mit bittern Ein- und Ausfällen bekritzelt, die zuweilen nicht ohne Witz ſind. Den heftigſten Haß nähren die Schweizer gegen den General Andermatt, den Bombadierer von Zürich. Er lebt auf ſeinem Landgute ruhig, weil die tiefſte Verachtung ihn ſchützt. Auf die Ruſſen ſind ſie auch nicht gut zu ſprechen. Sie rühmen dem General Korſakoff nach, daß er die Bibliothek fleißig beſucht, und ſich für die Wiſſenſchaften intereſſirt habe; übrigens halten ſie ihn für keinen geſchickten General. Als man ihm rapportirte, die Franzoſen hätten bereits einen Berg beſetzt, der Zürich dominirt, ſagte er: tant mieux! c'est là que je les attendois. Gleich darauf mußte er aber retiriren, und wußte nicht einmal, aus welchem Thore er ſeine Flucht bewerkſtelligen ſollte; die Züricher mußten ihm den Weg zeigen. Seine Bagage ging dennoch verloren; die franzöſiſchen Huſaren machten große Beute, und hatten der beſchwerlichen Laubthaler ſo viele in ihren Mützen, daß ſie gern zehn bis fünfzehn für einen Louisd'or in Golde gaben, weil ſie das Gold leichter fortbringen konnten. — In der That muß man hieher nach Zürich reiſen, um aus jedem Munde eine Menge von merkwürdigen Anekdoten zu hören, die

gar nicht bekannt geworden sind, und dennoch ein helles Licht auf die damaligen Begebenheiten werfen.

Baden, in der Schweiz.

Hier fand ich eine Verordnung des Sittengerichtes angeschlagen, die eben kein Kompliment für den Geist unserer Zeit ist. Sie soll im Ganzen eine anständigere Beobachtung der Sonntagsfeier einschärfen: sie verbietet Spielen, Tanzen, Vogelschießen, Fische fangen, Schwimmen u. dgl. am Sonntage, und befiehlt: »daß alle verheiratheten Bürger in der Kirche in Mänteln, die ledigen aber in Röcken und in Jäkerlen erscheinen sollen.« Das Frauenzimmer (heißt es weiter) wird im Anzuge jenen Anstand beobachten, der der Heiligkeit des Ortes, der Reinigkeit ihrer Gesinnungen, so wie der Schamhaftigke i, Ehre macht.« — Ich möchte in der That wohl einmal unsere vermummten Ureltermütter mit ihren halbnackten Urenkelinnen in die Kirche gehen sehen; wie schnell würden Jene in ihre Gräber zurückkehren, und sich auf die Gesichter legen, um der entflohenen Scham unserer jungen Mädchen nicht nachschreien zu müssen! — Uebrigens gereicht es der Schweiz zur Ehre, daß sie Sittengerichte hat, das kündigt doch zum mindesten ein Bestreben an, die Sitten zu erhalten. Es fällt mir eben sonst kein europäisches Land ein, wo man dergleichen fände. Gebäude, die den Einsturz drohen, pflegt man wohl zu stützen, damit sie die Vorübergehenden nicht todt schlagen. Sittenvernichtung aber, die nur Seelen vergiftet, läßt man in Gottes Namen um sich greifen, wie vor ein paar

Jahren die Fichtenraupe, bis die Menſchen eben ſo kraftlos daſtehen, wie die Bäume in jenen verheerten Wäldern.

Bern — Lauſanne — Genf.

Was kann ich von allen dieſen Städten Ihnen ſagen, als daß ich da geweſen bin und geſehen habe, was hundert Andere vor mir ſahen? Die Städte gehören nicht zu den Schönheiten der Schweiz: ſie ſind, beſonders die größern, alt, winkelich, von engen ſchmutzigen Straßen durchſchnitten, welchen hohe Häuſer vollends die freie geſunde Luft benehmen. So geſund die Schweizerluft draußen vor den Thoren ſein mag, ſo ungeſund iſt ſie gewiß in den Städten; doch nehme ich die kleineren davon aus, beſonders die am Genfer-See ſo niedlich gelegenen, freundlichen Städtchen Morges und Rolle. — Ich hatte mich darauf gefreut, das ſeit vierthalb Jahrhunderten berühmte Beinhaus bei Murten zu ſehen, wo nach dem großen Siege über Karl von Burgund 1476 die Gebeine der Erſchlagenen geſammelt wurden. — Leider wird deſſen Stätte kaum mehr gefunden. Die Franzoſen haben es im vorigen Jahre weggeriſſen, die Knochen in den See geworfen und zerſtreut. Warum? das wiſſen ſie vermuthlich ſelbſt nicht. Eine kindiſche Zerſtörungsſucht ſcheint ſich ihrer oft zu bemächtigen. Indeſſen lagen doch noch ſo viele Rippen, Hirnſchalen und Beine auf dem Platze, um welche ſich Niemand bekümmert, daß er hieran wohl noch einige Jahre kenntlich bleiben wird.

In Genf habe ich bei einem Maler St. Ours ein treff-

liches historisches Gemälde gesehen. Da diese Gattung von Malerei die einzige ist, die ich enthusiastisch liebe, und doch so selten kultivirt finde, so gewährte mir der Anblick desselben einen wahren Genuß. Es ist sehr groß, nimmt eine ganze Wand ein und stellt die olympischen Spiele dar, in dem Augenblick, wo der Sieger seinen dritten Gegner überwunden hat, der zusammengesunken noch auf seinem starken Arme ruht. So tritt er vor den Kampfrichter, und fordert den Preis; der Richter greift nach dem Kranze, das Volk umher jauchzt ihnen zu, die Ueberwundenen werden fortgetragen. Der entzückte Vater des Siegers steht unter den Zuschauern, auch Sokrates wird man gewahr, und die Priesterinnen der Ceres (die einzigen welche den Spielen beiwohnen durften) sitzen dem Richter zur Seite. Diese Priesterinnen hat der Maler als außerordentlich schöne junge Mädchen dargestellt, und ihre Schönheit wird durch das Kostüm noch erhöht; eine derselben erhebt sich unwillkürlich von ihrem Sitze, und ihre mit liebenswürdiger Naivetät nach dem Sieger hinstrebende Stellung, scheint anzudeuten, daß sie mehr Theil an ihm nimmt, als einer Priesterin geziemt, auch wird sie von einer ihrer Schwestern sanft zurück gedrückt. Diese Gruppe, so reizend sie ist, scheint mir deshalb ein Fehler in dem Gemälde, weil sie das Auge von der Hauptsache ab, zu sehr auf sich, und immer wieder auf sich zieht. Auch ist vielleicht der Sieger ein wenig steif, und das Kolorit seines Körpers nicht das beste. Doch ich bin, Gott sei Dank, nicht Kenner genug, um zu kritisiren;

ich habe empfunden, das iſt genug. — Von St. Ours ging ich zu dem berühmten Deluc, einem ſehr wackern alten Manne, der mir ſein ſchönes Kabinet von Steinen, Laven und Konchylien mit der größten Bereitwilligkeit zeigte. Schade, daß ich ſo wenig davon verſtehe! Er erklärte ſich ſehr ſtark gegen die Hypotheſe, daß die ſogenannten Mondſteine wirklich aus Mondvulkanen auf unſere Erde herabgeſchleudert würden. Das Gravitations-Geſetz, meinte er, laſſe es durchaus nicht zu, daß irgend ein Stäubchen ſich von ſeinem Planeten entferne. Was er überhaupt über die Vulkane und ihre Entſtehung ſagt, iſt äußerſt intereſſant. Ohne Seewaſſer, meint er, könne es keine Vulkane geben: immer werde man dieſe nur in der Nähe der See finden; das Seewaſſer ſei durchaus nothwendig, um jene Gährung hervorzubringen. Anfangs ſei jeder Vulkan nur ein bloßes Loch in der Erde, welches nach und nach, durch das Jahrtauſende lang fortgeſetzte Auswerfen, zum Berge werde. Als ich ihm lächelnd einwandte, daß auf dieſe Weiſe eine ungeheure Zeit dazu gehöre, z. B. den Aetna zu ſchaffen, und daß dadurch das bibliſche Alter der Welt verdächtig werde, läugnete er das, weil die Vulkane von Anbeginn ſich vielleicht ſchon unter dem Waſſer zu Bergen zu bilden angefangen hätten, wie auch die vielen Seethiere auf ihren Gipfeln bewieſen. — Ich hätte ihm gern noch ſtundenlang zugehört, aber freilich kann ich Laie Ihnen das nicht ſo wieder erzählen.

Das Theater in Genf fand ich nicht ganz ſchlecht. Man gab unter andern Monsieur de Crac dans son petit

castel, worin einige guten Komiker auftraten. Die Loge des Maire sieht aus, wie ein Papageien-Käsicht, denn sie ist rings umher mit Drath beflochten. Eine sonderbare Auszeichnung. — Die häßliche Mode der Schauspieler, Löcher in den Vorhang zu reißen, um ihre Nasen hindurch zu stecken, herrscht zwar auch hier, aber wenigstens hat man auf eine Weise, die ich noch nirgends gesehen, dafür gesorgt, daß aus den Löchern keine Schlitzen werden! man hat sie nämlich mit Blech eingefaßt. In Berlin verdankt man es Iffland (dem man so vieles verdankt), daß dieser Uebelstand von dem Vorhange verschwunden ist. — Lieber, als alle Dekorationen des Genfer Theaters, hätte ich den Mont blanc gesehen, der mir leider nicht die Freude machte, aus seinem Wolkenschleier hervor zu treten. Doch dieser Altvater bleibt ja, wo er ist, und ich hoffe, ihn einmal auf derselben Stelle wieder zu finden. Eine andere Merkwürdigkeit von Genf hingegen habe ich ungern vermißt. Die berühmte Verfasserin der Delphine nämlich hatte sich auch in ihren Schleier gewickelt, und war, ich weiß nicht wohin gereist. Zum vollgiltigen Ersatz für diese zerstörte Hoffnung fuhr ich nach Ferney, und betrat dies Heiligthum mit klopfendem Herzen. Ich hatte in Petersburg das Modell davon gesehen (es steht in der Eremitage in Voltaire's Bibliothek), und erwartete daher, was das Gebäude betrifft, mehr als ich fand; so wie gewöhnlich eine gemalte Stadt sich besser ausnimmt, als eine wirkliche. Doch nur um des sogenannten Schlosses Ferney

willen war ich ja auch nicht hieher gekommen; nur den Ort wollte ich betreten, wo Voltaire gelebt, gewandelt, gedichtet; in den Empfindungen wollte ich schwelgen, die an einem solchen Orte eine reizbare Fantasie so leicht erweckt. Das Haus gehört freilich jetzt, ich weiß nicht welchem Kaufmann; aber er hat Achtung für Voltaire's Andenken bewiesen, indem er dessen Schlafzimmer ganz so gelassen, wie Voltaire es bewohnte.

Da stand noch sein Bett mit den verblichenen gelbseidenen Umhängen, da hing noch Le Kain's Portrait über dem Bett, Friedrich der Große daneben, eine Stickerei der Kaiserin Katharina und so manches andere. In einer Nische war noch die Urne zu sehen, in welcher sein Herz gelegen, mit der Unterschrift: »Ich bin zufrieden, denn mein Herz bleibt unter euch.« In einem andern Zimmer fanden wir noch das Billard, auf dem er zu spielen pflegte, und — auch noch eine lebende Reliquie wandelt im Hause herum, ein alter Prediger, der neun Jahre hier mit Voltaire gelebt hatte. — Ich kann die sonderbare Wehmuth meiner Empfindungen nicht in Worte kleiden. Sie, liebe Freundin, so reich an Zartgefühl, verstehen mich ganz, auch ohne Worte.

Hier endet meine Reisebeschreibung durch die Schweiz, der Sie wenigstens nicht Weitläufigkeit vorwerfen werden. Mache ich einst eine Fußreise in diesen romantischen Gegenden (und das ist mein fester Vorsatz), dann — ja dann hoffe ich auch mehr zu empfinden, als zu schreiben. — Zu Fuß muß man die Schweiz besuchen; das Reisen im

Wagen ist äußerst langweilig und sehr theuer. Wenn so ein Schweizer Kutscher mit seinen wohlgemästeten Pferden Sie in einem Tage vier bis fünf deutsche Meilen fortgeschneckelt hat (verzeihen Sie mir das neue Wort, es ist bezeichnend), so meint er Wunder wie viel gethan zu haben, und dann müssen Sie ihm für seine zwei Pferde drei Laubthaler bezahlen, und eben so viel für den andern Tag, wo er ledig zurück geht, dabei sind Sie gezwungen, Mittags und Abends still zu liegen, wo es ihm beliebt, und sich in den theuren Wirthshäusern prellen zu lassen. Das letztere geschah, jedoch gegen meine Erwartung, weniger in kleinen Städten und Dörfern, als in den besten Wirthshäusern der großen Städte, die oft nicht einmal so gut waren, als die der kleinen. Fast überall war die Bedienung schlecht. Ein Beispiel mag für viele gelten. Ich fahre zu Lausanne in den goldenen Löwen, den Reichardt's Guide des voyageurs als den besten Gasthof nennt. »Ist hier Platz?" frage ich den Kellner, der an den Wagen tritt. — Ja. — „Aber," fahre ich fort (weil ich schon einige Mal durch ein solches Ja betrogen worden war), »auch guter Platz?" — O ja. — »Ich brauche zwei Zimmer." — Zu Befehl. — Man führt mich drei schlechte Treppen hoch, durch allerlei schmutzige Winkel, und zeigt mir — Ein Zimmer. „Wo ist das andere?" — Zwanzig Schritte davon. — »Ich wünsche die Zimmer zusammen hängend." — Sind nicht zu haben. — Wohlan, ich begnüge mich, finde aber in beiden Zimmern keinen

Tiſch. — Man bringt endlich Tiſche. Ich beſtelle Thee. Nach einer guten Stunde wird er fertig. Ich frage: »Wann kann ich morgen früh Kaffee haben?" — So früh Sie befehlen. — »Um fünf Uhr?" — O ja. — Der Morgen kommt, aber kein Kaffee. Ich will klingeln, aber es gibt keine Klingel. — Im Kamin unter der Aſche glimmen noch Funken; ich will mir ſelbſt Feuer machen, aber — es iſt kein Blaſebalg da. — Endlich bringt mein Bedienter um ſechs Uhr den Kaffee. — Warum ſo ſpät? frage ich. — Alles ſchläft noch im ganzen Hauſe; die brummende Köchin hat er herausgetrommelt. — Und der Kellner, der geſtern verſprach? — Er ſchläft. — Und der Hausknecht, der Feuer im Kamin machen ſoll? — Er ſchläft. —

Alle dieſe Vernachläſſigungen und Hudeleien ſind Kleinigkeiten, wenn Sie wollen; aber geſtehen Sie, daß man ärgerlich darüber werden kann, beſonders wenn man, trotz der Unordnung, ſo über alle Gebühr bezahlen muß. Ein Wachslicht wurde mir in dem nämlichen Hauſe zu einem Franken (acht oder neun gute Groſchen) angerechnet, ein Abendeſſen von drei Schüſſeln für die Perſon einen Laubthaler u. ſ. w. — Für einen Menſchen, der, ſo wie ich, früh aufzuſtehen gewohnt iſt, iſt es höchſt unangenehm, daß man in der Schweiz und in Frankreich ſo lange ſchläft. In Genf; wo ich aux balances wohnte, ſagte mir der Kellner geradezu: er könne mir ſo früh keinen Kaffee ſchaffen; denn — die Ruſſen und Engländer tränken ihn weit ſpäter. — Am beſten thut man, alles bei ſich zu führen, mit

ten vollkommen, und doch redet sie eben so laut, als jeder Andere. Eben das ist der Fall mit Herr Weidmann, und noch einigen Andern; und grade der Umstand, daß alle die, welche diesen Ton inne haben, Lieblinge des Publicums sind, beweiset hinlänglich, daß man die Vorzüge des Conversationstons fühlt. Man kann also recht gut, wenn man nur will, die vereinten Wünsche aller Kenner befriedigen. An Talent, dazu fehlt es gewiß keinem unserer bessern Schauspieler. Man höre nur auf, durch prunkvolle Declamation nach lärmendem Beyfall zu haschen; man folge unsern vorzüglichsten Mitgliedern auf dem Pfade der Natur, und unsere Bühne wird dann bald auf den ersten Rang Anspruch machen dürfen.

Zu Ende der heutigen Vorstellung wurden die Herren Ziegler, Brockmann, Lange, Klingmann und Madame Weissenthurn herausgerufen.

Am 11ten ward das gestrige Stück mit großem Beyfall wiederhohlt, und die Herren Brockmann, Lange, und Madame Weissenthurn wurden abermals herausgerufen.

Am 12ten traten Madame Stollmers und Herr Roose zum drittenmale als Gretchen und Anton in dem Lustspiele, die Verwandschaften, auf. Das Talent des Herrn Roose ist noch fast größer in dieser Gattung von Rollen, als in der vorhergehenden, da eine gewisse Leichtigkeit, welche man dort vermißte, hier nicht wesentlich nothwendig war. Herr Roose sowohl als Madame Stollmers, blieben der Natur durchgehends treu, und unterhielten das Publicum sehr angenehm,

eigenem Feuerzeuge ein warmes Zimmer zu machen, und beim Kamin seinen eigenen Kaffee zu kochen. — Glücklicherweise gilt es auf Reisen vom Guten wie vom Bösen, daß man die Dinge oft anders findet, als man sie sich vorgestellt hatte. So war mir z. B. vor der französischen Douane sehr bange gemacht worden: man visitire sehr streng, man werfe alles durch einander, man sei grob. Von dem allen fand ich das Gegentheil. Die Grenz-Zollbeamten waren sehr höflich, warfen einen Blick in meinen Paß, öffneten meinen Koffer nur obenhin, und hielten mich keine fünf Minuten auf. Die Visitatoren nahmen zwar eine Kleinigkeit; aber ein anderer Beamter, der dabei stand, und mehr zu bedeuten schien, fand sich fast beleidigt, als ich ihm eine Erkenntlichkeit in die Hand drücken wollte. — Einigen neueren Nachrichten zufolge hatte ich befürchtet, die Hälfte des Werthes meines Reisewagens deponiren zu müssen: aber Niemand dachte daran, mir etwas abzufordern. Das Gesetz gilt nur von englischen Wagen, die zur See eingebracht werden.

Gerdon.

Unaussprechlich angenehm bin ich durch die Reise von Genf bis hierher überrascht worden. Ich wußte nichts davon, daß ich hier Gegenden sehen würde, welche alles, was ich in der Schweiz erblickte, weit hinter sich lassen. Jedermann reiset in die Schweiz, und sagt sein Wörtchen darüber, und meint, nun habe er das Herrlichste bewundert, was die Natur zur Schau gestellt; aber sicher würden die meisten gleich mir staunen, wenn sie nun ihren Weg nach Lyon fortsetzten,

wenn sie durch das Fort Ecluse sich durchwänden, wo zwischen der rauschenden Rhone und den gethürmten Felsen jeder Eidechse der Weg verschlossen scheint; wenn sie die wilden, fürchterlich romantischen, schroffen Klippen sehen, von welchen in kleinen, kaum hundert Schritt weiten Entfernungen, die Wasserfälle bald stürzen, bald tröpfeln, oft auch nur die Steine schwitzen, und ganze Berge mit einem flimmernden Glanze überziehen. So windet man sich bis in die Gegend von Avranchy, und sieht immer unter seinen Füßen die tausend Krümmungen des murrenden Rhone, der vergebens seinen Schaum zu den zahllosen Weinbergen hinauf zu spritzen strebt; bis er sich endlich brüllend in eine grundlose Felsenschlucht stürzt, und — ganz von der Oberfläche der Erde verschwindet; dreihundert Schritte weiter bricht er mit Ungestüm wieder hervor, um auf's neue seiner Braut, der Saone, entgegen zu eilen. Die Strecke Landes, unter der er tief im Schoß der Erde fortrollt, ist oben mit ausgewaschenen und durchlöcherten Felsenstücken bedeckt; denn in der Regenzeit ist das Grab, welches den Rhone verschlingt und wieder ausspeit, zu klein, um alle seine Gewässer zu verschlucken; sie wälzen dann zum Theil sich oben fort, und so laufen zwei Flüsse über einander, nur durch eine dünne Felsenschicht geschieden. — Sie fahren weiter, und glauben jeden Augenblick, das Ende des Weges vor sich zu sehen; aber dort, wo die Felsen sich zu schließen scheinen, krümmt sich plötzlich der Pfad zwischen ihnen hindurch, und eine neue romantische Welt öffnet sich Ihren erstaunten Blicken: bald ist es ein kleiner See, der einem

Erdfall gleicht; bald ſind es ſchroffe Felſen, an denen unbegreifliche Fußſteige ſich hinaufwinden, und wo Sie zwiſchen bizarr gethürmten Steinmaſſen der Natur einen Weinberg abgetrotzt ſehen; bald ſind es einſame Mühlen an Klippen gelehnt, von welchen ſich Waſſerfälle auf die Dächer herab zu ſtürzen ſcheinen. Von ununterbrochenem Staunen gefeſſelt, gerathen Sie ſo bis in die Gegend von Nantua, in ein Thal, welches ich das Thal der Verzweiflung nennen möchte. Etwas ſo wild Schauerliches ſah ich nie. Die einzelnen zerſtreuten Häuſer ſcheint irgend ein Robinſon erbaut zu haben, der in der großen Welt Schiffbruch litt. Hier, wie auf Novazembla, iſt die Sonne im Winter nicht ſichtbar; die ſchwarzen nackten Felſen wölben ſich zum Kerker, kein Vogelgeſang miſcht ſich in das Rauſchen der Quellen, die von den Klippen herabſchäumen, und kühle Moräſte umſchließen die kleinen Ackerplätze, die der mühſame Fleiß des Menſchen der wilden Natur abgebettelt hat. — Doch ſiehe, eine abermalige Krümmung des Weges, und plötzlich ſind Sie mitten in Nantua, einem freundlichen Städtchen, trotz den Felſen, die über allen Häuſern hervorragen. — Aber kaum haben Sie es verlaſſen, ſo umgibt Sie abermals die maleriſche Wildniß: Felſen und ein See klemmen den Reiſenden; aber es ſind nicht die wellenförmigen Bergrücken; es ſind ſeltſame Geſtalten von aufrecht ſtehenden Steinen, die irgend eine Umwälzung der Erde im grauen Alterthume in und auf einander ſchob, Geſtalten, von denen man zuweilen ſchwören ſollte, es wären rieſenmäßige Statuen, in einem roben

Zeitalter verfertigt. Da ſteht unter andern gleich hinter Nantua rechter Hand eine Rieſengeſtalt auf einer Klippe, und überſchaut, wie ein König des Landes, vermuthlich ſeit Jahrtauſenden die ganze umliegende Gegend. — Jetzt erblicken Sie auch hie und dort Ruinen alter Burgen: Klüfte und Höhlen, zu denen die Menſchen ſich nur mit Stricken hinauf winden können; tiefgefurchte Felſen, die ſeit Jahrtauſenden von den Regengüſſen zerackert worden; dazwiſchen wieder Weinberge und neue Kreuze, Zeugen des Fleißes und der wiederkehrenden Frömmigkeit. Endlich gerathen Sie in ein ſehr enges kaltes Thal, von düſtern Nadelwäldern beſchattet; Sie ſehen den Ausgang von einer Felſenwand geradezu verſperrt, und hier iſt es, wo die Natur — hinter jener Felſenwand, in ihrer ganzen Majeſtät thronend, Ihnen das überraſchendſte Schauſpiel aufgeſpart hat. Denn plötzlich treten Sie wie aus einer Kouliſſe hervor, ſehen ein ſchmales lachendes Thal, ſehen linker Hand große und kleine Waſſerfälle höher und niedriger von den Felſen herabſtürzen, große und kleine Bäche herunterrieſeln, unten vereinigt durch grüne Wieſen ſich fortſchlängeln, ſehen hinter ſich eine zerfallene Burg auf einer gänzlich unterwaſchenen Klippe, und weiter links abermals die Ruinen eines Schloſſes, dem der wohlerhaltene Wartthurm auf dem entfernteren Bergrücken nicht mehr zum Schutze dient; ſehen rechts mit ganz zurückgebogenem Nacken die ſchroffeſten, gleich einer Wand von Quaderſteinen abgeſchnittenen Felſen, die hoch oben ein drohendes Gewölbe bilden, unter welchem der Wanderer

nur mit Grauen hinwegſchleicht; denn hie und dort warnen ihn abgeriſſene, herniedergerollte Steinklumpen; und unter dieſem furchtbaren Gewölbe ſchimmern dennoch hie und da die blauen Früchte des Weinſtocks herab, und dicht am Rande desſelben ſteht ein neues Haus von hervorragenden Steinen in der Luft getragen; den Hintergrund dieſes göttlich-ſchönen Thales ſchließt das Städtchen Cerdon mit weißen freundlichen Häuſern. — Verzeihen Sie, wenn ich, meinem Vorſatz ungetreu, faſt zu einer Beſchreibung hingeriſſen worden bin. Ach! hier war es, wo mich zum erſten Male wieder ein Gefühl wehmüthiger Heiterkeit ergriff. — Wahrlich, die Schönheiten des Weges von Genf bis Cerdon ſind allein einer Reiſe werth, und vielleicht am meiſten jetzt in der Weinleſe, wo man überall die frohen Menſchen ſich regen und bewegen ſieht, und wo jeder lachend bekennt, daß er nicht Gefäße genug hat, den Segen der Natur einzuſammeln. Alle Augenblicke begegnen Ihnen große Wagen mit offenen, voll Weintrauben gepfropften Fäſſern, oder die Fäſſer ſtehen in langen Reihen an der Landſtraße, und Alt und Jung iſt beſchäftigt, die Trauben hineinzuſtampfen. Lockt Sie der Anblick, ſind Sie durſtig, ſo fordern Sie nur: alſobald erſcheint eine artige Winzerin, und hält Ihnen einen Korb voll auserleſener Trauben hin: Prenez tant que vous voudrez, ſagt Ihnen der Herr des Weinberges, vous ne payerez rien. — Hinter Cerdon wird die Gegend flacher und lieblicher, doch behält ſie auch hier noch etwas Majeſtätiſches durch die Kette von Schneegebirgen, die man

links in weiter Entfernung gleich lichten Wolken erblickt. — Schade, daß dieſe herrliche Straße ſo oft von Dörfern und kleinen Städten unterbrochen wird, oder vielmehr, daß man durch dieſe hindurch fahren muß; denn etwas Schmutzigeres, als jene Wohnungen, ſah ich kaum in Polen.

Lyon.

Ich möchte dieſe große Stadt eine einzige ungeheure Bude nennen; denn ich habe faſt kein Haus geſehen, in dem nicht irgend etwas zum Verkauf ausgeſtellt wäre: die in der Revolution zerſtörten Häuſer ausgenommen, deren leider ſehr viele ſind. — Die Ruinen einer römiſchen Waſſerleitung ſind prächtig, und erregen ein angenehmes Staunen. Das alte römiſche Bad iſt unbedeutend, und nur durch den Weinberg merkwürdig, der es jetzt bedeckt. Sehr wohl erhalten iſt es freilich, Dank ſeinem trefflichen Cement, von dem unſer Führer mir erzählte, daß ſelbſt die Alles zerſtörenden Jakobiner vergebens verſucht hätten, mit ihren Säbeln etwas abzukratzen. Er zeigte mir die Spuren, welche dieſe Vandalen hinterlaſſen hatten. In einer Kirche ſtehen vier koſtbare Säulen, die, glaube ich, einſt einen Altar Kaiſer Auguſt's ſtützten; aber — noch immer ſcheint der Vandalismus ſich zu regen, — denn ich fand ſo eben Arbeiter beſchäftigt, mit ganz unſäglicher Mühe Löcher in dieſe harten Säulen zu hauen und zu graben, um — ein eiſernes Gitter darin zu befeſtigen, das ſie eben ſo gut und weit leichter auf eine andere Art hätten befeſtigen können. Leider waren ſogar ſchon öfters dergleichen Verſuche gemacht worden; denn ich ſah mehrere Löcher in den Säulen, die

mit Kalk wieder zugefüllt waren. — Ein angenehmer Spazirgang am Waſſer führt bis zu dem Zuſammenfluß der Rhone und Saone, der jedoch bei weitem nicht den ſchönen Anblick gewährt, wie der Zuſammenfluß des Rheins mit dem Main. Der Quai, von dem einſt einer meiner Bekannten behauptete, er übertreffe den Quai zu Petersburg, iſt mit dieſem letztern gar nicht zu vergleichen. Dort die breite, majeſtätiſche Newa, mit den Paläſten zu beiden Seiten, hier die ſchmale Rhone mit größtentheils unanſehnlichen Häuſern; dort der Fußpfad und das Geländer von Granit, hier ein gepflaſterter Fußpfad und gar kein Geländer; dort der Strom mit Schiffen und niedlich geſchmückten Schaluppen bedeckt, hier mit großen platten Böten, in welchen lange Reihen von Wäſcherinnen ſchmutzige Wäſche auf Bänken klopfen, und dann vor dem Auge des Spazirgängers zum Trocknen aushängen. — In einer Fabrik, die ich beſah, wurden eben Fenſterkiſſen zum Auflegen der Arme für Bonaparte gemacht; ſie waren auf blauem Grunde mit Gold und Silber ſehr reich geſtickt, und koſteten ſicher mehr, als vormals das ganze Gehalt dieſes außerordentlichen Mannes betrug. — Das Theater in Lyon iſt in jeder Rückſicht mittelmäßig. Man gab Eugenie: die Rolle des erſten Liebhabers, Lord Clarendon, wurde von einem ſechzigjährigen Manne gebrüllt, und je ärger er brüllte, je toller klatſchten die Zuſchauer, auch wenn ſie nichts verſtanden hatten; denn der Lärm im Theater war faſt noch ärger, als zuweilen in Berlin, welches bekanntlich viel ſagen will. — Alles ſchimpft hier auf die Revolution,

entweder aus Ueberzeugung, oder weil es jetzt Mode ist, darauf zu schimpfen. Dennoch haben sich noch manche Ueberreste aus den Revolutionssitten erhalten; z. B. Männer aus allen Klassen nehmen den Hut nicht mehr ab, Hausknechte und Postillone sogar treten mit dem Hut auf dem Kopfe zu Ihnen in's Zimmer. Wenn das blos eine Mode wäre, so möchte es immer hingehen, denn Frauenzimmer und Türken nehmen ja auch die Hüte nicht ab; aber in so fern es ein Zeichen der hochbelobten égalité und fraternité sein soll, in so fern ist es abgeschmackt.

Zwischen Lyon und Paris.

Wenn sie jemals eine Reise durch Frankreich machen, so rathe ich Ihnen, es ja nicht mit Ihrem eigenen Wagen, mit Extrapost zu thun; denn Sie werden zwanzigmal mehr ausgeben, als Sie sich vorgenommen hatten, und die Schikanen und Nekereien nehmen kein Ende. Zuerst sind die Postverordnungen in Ansehung der Anzahl der Pferde, welche Sie nehmen müssen, die sonderbarsten von der Welt, und Sie werden dadurch ganz in die Hände des Posthalters gegeben. Zwei Personen müssen drei Pferde nehmen und vier bezahlen, drei Personen müssen vier Pferde nehmen und fünf bezahlen u. s. w. Dabei wird nicht die geringste Rücksicht auf den Wagen und das Gepäck genommen, es sei so leicht es wolle. In Genf spannte man mir zwei Pferde vor, denn in der That bedurfte ich nicht mehr. Einige Stationen weiter gab man mir drei, in Lyon vier, und ich mußte fünf bezahlen; endlich drang man mir gar

auch zwei Postillons auf, um des doppelten Trinkgeldes willen. Hiezu kommt denn noch das Geld für die Barriere, welches für jede Lieue erhoben wird, und jedesmal zwölf Sous ausmacht. Noch nicht genug! Sie geben einen Louis zu wechseln, man bringt ihn nach einer Viertelstunde zurück, und behauptet, er sei zu leicht, Sie müssen zwanzig bis vierzig Sous daran verlieren; oder man sagt gar, er sei falsch, tauscht auch wohl Ihren echten Louis gegen einen falschen aus, wie mir wirklich widerfuhr. Oder Sie bezahlen in Laubthalern, die nimmt man nicht, weil sie beschnitten sind. Oder Sie wollen in kleiner Münze bezahlen, die gibt man Ihnen zurück, weil sie zu glatt ist, der Stempel darf nicht im Geringsten verwischt sein. Zwar wenn Sie Gold wechseln, so erhalten Sie sicher jedesmal eine ganze Hand voll solcher glatten Münze zurück, und wenn Sie sie nicht nehmen wollen, so beweiset man Ihnen Stück für Stück, daß sie echt sei, und dem Gesetz zu Folge Jedermann sie nehmen müsse; wollen Sie aber den nämlichen Mann einige Minuten nachher wieder damit bezahlen, so schlägt er sie ganz trocken mit den Worten aus: ça n'est pas marqué. Da mögen Sie sich ärgern wie Sie wollen, es hilft nichts, und Sie bringen sicher am Ende eine ganze Tasche voll glatter Münze mit nach Paris. — Das ist noch nicht Alles. Reisen Sie mit Extrapost, so scheint das gleichsam eine Aufforderung an alle Gastwirthe zu sein, Sie ganz unverschämt zu prellen. Sie werden es kaum für möglich halten, wenn ich Ihnen sage, daß ich einst in einer kleinen Stadt für einen Eierkuchen und eine Bouteille

Landwein (der an Ort und Stelle acht bis zwölf Sous koſtet) zwei Laubthaler habe bezahlen müſſen. In großen Städten und Wirthshäuſern kommt vollends noch die unerſättliche Habſucht der Domeſtiken hinzu; — in Lyon z. B. waren deren nicht weniger als zehn, die Trinkgeld verlangten, die Köchin, zwei Stubenmädchen, die Feuer machen und Eſſen bringen, eine andere, die das Bett macht; wieder eine andere, die Kaffee und Thee bringt, dann verſchiedene Hausknechte, der Kutſcher und endlich noch ein Stallknecht, der den Reiſewagen gewaſchen hatte. Da können Sie ſich nicht anders durchſchlagen, als mit dem vollen Beutel in der Hand. — Dieſe ſchreckliche Jagd auf fremde Beutel rührt zum Theil von der großen Armuth und von dem Mangel an Reiſenden her, über den ich überall klagen hörte. Die Engländer, die ſonſt am meiſten reiſen und Geld verſchwenden, dürfen ſich nicht mehr ſehen laſſen, und eine Menge anderer Reiſeliebhaber laſſen ſich durch die kriegeriſchen Zeiten abhalten. Das ungebührliche Erpreſſen der Gaſtwirthe und Poſthalter iſt aber wiederum auf der andern Seite Urſache, daß ſelbſt die wohlhabendſten und angeſehendſten Leute in Frankreich nicht mehr mit Extrapoſt reiſen. — Unzählige Diligenzen, ſogenannte Berlinen und Kabriolets, durchkreuzen alle Straßen; ſie ſind ſämmtlich bequem, in Reſſorts hangend, und gehen faſt ſchneller als die Extrapoſten. Der Reiſende kann, wenn er Bequemlichkeit liebt, einige Plätze mehr beſtellen, als er wirklich braucht, ja er kann die ganze Berline für ſich allein nehmen, und es wird ihm immer noch nicht die Hälfte

durch ihr wahres, naives Spiel. Sie wurden zu Ende der Vorstellung beyde herausgerufen, und mit lautem Beyfall empfangen. Madame Nivella zeichnete sich in der Rolle der Bäuerin vortheilhaft aus, aber die des Peter Vollmuth wurde sehr kalt vorgetragen.

Am 13ten in Gegenwart Ihrer Kaiserlichen Majestäten, Wiederhohlung des neuen Zieglerischen Schauspieles: der Tag der Erlösung.

Wegen plötzlicher Krankheit des Herrn Baumann konnten die für die nächsten Vorstellungen bestimmten Stücke nicht gegeben werden. Anstatt derselben wurde am 14ten das Lustspiel des Herrn Ziegler: Liebhaber und Nebenbuhler in einer Person, aufgeführt. Madame Adamberger entzückte jeden Zuschauer durch ihr reizendes natürliches Spiel, und Herr Weidmann gab abermals einen Beweis, daß man, auch ohne zu übertreiben, ein großer komischer Schauspieler seyn kann. Herr Brockmann spielte den Hans Stadinger ganz im Geiste des Ritterzeitalters, welches schon allenfalls verstattet, die Farben ein wenig stark aufzutragen; jedoch aber nicht so stark, als Georg der Knappe, zu thun sich erlaubte.

Am 15ten ward die Schachmaschine wiederhohlt. Am 16ten der Graf von Burgund, worinn ein neu aufgenommenes Mitglied, Herr Stollmers, zum ersten Mahle als Ritter Blonay auftrat. Die Wahl dieser zwar nicht ganz unbedeutenden, aber doch kleinen Rolle, bewies schon hinreichend, daß Herr Stollmers ein bescheidner, aufstrebender

von dem koſten, was er für Extrapoſt ausgeben müßte. In allen Wirthshäuſern findet er einen guten Tiſch für ſehr mäßige Preiſe; der Kondukteur macht die Auslagen, und ſorgt für Alles; mit den Poſtillonen hat er nichts zu ſchaffen, und für Wagenreparaturen braucht er nicht zu ſorgen. Aller Aerger und alle Prellerei fallen auf dieſe Weiſe hinweg, und ich rathe daher einem jeden, ſeinen eigenen Wagen in einem Grenzort ſtehen zu laſſen, beſonders wenn er etwa ſo wie ich ſeinen Reiſewagen in Berlin gekauft hat; denn dort wird oft ſo ſchlechtes, mürbes Eiſen verarbeitet, daß man auf den gepflaſterten Chauſſeen in Frankreich alle Augenblicke genöthigt iſt, etwas repariren zu laſſen, und da iſt denn oft der Schmied ſo unverſchämt, für eine ſimple Schraube, oder ein kleines zuſammengeſchmiedetes Stückchen Eiſen, zehn Thaler zu fordern. — Verzeihen Sie mir dieſe kleinen Details zu Gunſten ſo mancher unerfahrnen Reiſenden, denen ſie nützlich werden können.

Ich ſchließe mit einer auffallenden Bemerkung: zu Montargis, und noch weiter hin an mehreren Orten finden Sie beim Ein- und Ausfahren eine Inſchrift, die irgendwo ſo angebracht iſt, daß ſie jedem in die Augen fallen muß; dieſe Inſchrift ſagt ungefähr: Citoyens! respectez les propriétés, elles sont le fruit de l'industrie etc. *) Rührt das etwa noch aus den Zeiten der Revolution her? Warum

*) Bürger! ehrt das Eigenthum, es iſt die Frucht des Fleißes u. ſ. w.

ſtreicht man es jetzt nicht durch? — Oder iſt eine ſolche Ermahnung jetzt noch nöthig? das wäre ſchlimm! —

Wenn man von Lyon nach Paris kommt, ſtellt dieſe ungeheure Stadt ſich prächtig dar, weil man in einer geringen Entfernung auf eine Anhöhe gelangt, von der man die ganze im Halbzirkel umherliegende Häuſermaſſe faſt mit einem Male überſieht, und weil zugleich im Hintergrunde der Montmartre ſammt den übrigen Hügeln ſich amphitheatraliſch erheben. Von der Seite von Straßburg hingegen wird man von Paris kaum eher etwas gewahr, bis man ſich ſchon in den erſten ſchmutzigen Gaſſen befindet, wodurch natürlich der erſte Eindruck ungünſtig wirkt. — Uebrigens fährt man ſo ungehindert in die Stadt Paris hinein, als ob man in ſein eigenes Haus führe. Keine Zollbeamten, keine Schildwachen, kein Viſitiren, kein Fragen nach Stand, Namen und Geſchäften; der Fremde gelangt bis in's Wirthshaus, ohne daß irgend Jemand eine Miene macht, ſich um ihn zu bekümmern; und ſelbſt im Wirthshauſe frägt Niemand nach ſeinem Paſſe.

Die Straßen von Paris,

in vier Briefen an eine Dame geſchildert.

Erſter Brief.

Liebe Freundin! das Sprichwort: »Sage mir, mit wem du umgehſt, und ich will dir ſagen, welch' ein Menſch du biſt!« möchte wohl mancher Ausnahme unterworfen

ſein, denn nur ſehr unabhängige Menſchen können ihren Umgang ſich nach Belieben wählen. Ich möchte dagegen ein anderes Sprichwort vorſchlagen, und ihm das Bürgerrecht verſchaffen: »Sage mir, wie es in deiner Wohnſtube ausſieht, und ich will dir ſagen, welch ein Menſch du biſt!« — Auch hier würden Ausnahmen zuweilen die Regel Lüge ſtrafen; aber im Allgemeinen fordere ich jeden Leſer auf, unter ſeinen Bekannten umherzuſchauen, ob nicht die Phyſiognomie des Wohnzimmers gewöhnlich der Phyſiognomie des Bewohners auf ein Haar gleiche? — Sie fragen, wozu dieſer Eingang? — Meine Antwort iſt: Wir ſind jetzt in Paris; die Hauptſtadt iſt gleichſam das Wohnzimmer einer Nation, und wenn es mir alſo gelingt, Sie mit dem heutigen Paris ein wenig näher bekannt zu machen, ſo denke ich, Ihnen auch die Nation zum Theil geſchildert zu haben.

Ich bitte mir Ihren Arm aus! — Wozu? — Um bei dem ſchönen Herbſtwetter einen Spazirgang durch die Straßen von Paris zu machen. Er wird Sie nicht gereuen. Kein Fremder ſollte einen ſolchen Spazirgang verſäumen, denn die Quais, Boulevards u. ſ. w. bieten vom Morgen bis zum Abend das unterhaltendſte Schauſpiel dar. So oft Zeit und Witterung es mir erlaubten, bin ich zu Fuß herum geſchlendert, bin überall ſtehen geblieben, wo ein Häuflein ſich ſammelte, habe geſehen, gehört, auch gegafft, wenn Sie wollen, mich trefflich amüſirt, und nebenher auch nicht ſelten ein Körnlein der Er-

fahrung in mein Gedächtniß niedergelegt. Folgen Sie mir getroſt. — Sieh da, ein Glücksrad von Glas. Wundern Sie ſich nicht. Die Extreme berühren ſich. Die aufgeklärteſte Nation von Europa ſcheint zugleich die abergläubigſte. An allen Ecken und Enden der Stadt finden Sie liſtige Menſchen, die unter allerlei Formen, auf allerlei Manier die Vorübergehenden herbei locken, um ihnen untrüglich zu verkündigen, welche Nummern bei der nächſten Ziehung aus den zahlreichen franzöſiſchen Lotto's hervorgehen werden, und immer iſt ein ſolcher Prophet von einem dichten Kreiſe umgeben. Hier, dies ſchmutzige Glücksrad, es hat oben ein viereckiges Loch; der zerlumpte Kerl der da hinter ſteht, hat ſich von einem Gänſerückenknochen ein Ding gemacht, welches die ſpielenden Kinder in Deutſchland einen Hippuff (Hüpfe auf) zu nennen pflegen; das Ding ſetzt er mit vielem Ernſte auf das Loch, ahmt faſt ohne die Lippen zu bewegen, die Sprache des Pulcinells nach, und es klingt gerade ſo, als ob ein kleiner Dämon in dem Rade ſäße, und die Vorbeigehenden anriefe. Treten nun die Neugierigen hinzu, ſo ſpringt plötzlich der Hippuff von dem Loche, und die geiſtige Stimme ladet unter glänzenden Verſicherungen, die ohnehin ſchon zuckenden Hände der Umſtehenden ein, die gewinnenden Nummern zu ziehen. Zwei Sous iſt der gewöhnliche Preis aller ſolcher unfehlbaren Weiſſagungen. — Dort hat ein anderer eine große Tafel mit Buchſtaben aufgeſtellt. Sagen Sie ihm nur den Anfangsbuchſtaben Ihres Namens, ſogleich zieht er ihn aus der Tafel, und in einem da hin-

ter befindlichen Loche liegt alles, was Sie zu wiſſen wünſchen. — Dieſe Art zu prophezeien hat aber ein Dritter, wie billig, zu einfach gefunden. Betrachten Sie einen Tiſch, auf dem allerlei kleine, niedliche Figuren, durch ein Uhrwerk getrieben, herumſchnurren. Auf den erſten Blick ſieht das gar nicht aus, wie das Heiligthum eines Lottopropheten, bald aber werden Sie gewahr, daß an der Mittelſtange, die durch den Tiſch geht, über den Puppen ein Thierkreis befeſtigt iſt, an dem die Monate zu leſen ſind, und der ſich auch mit herum dreht. Noch höher hinauf erblicken Sie abermals einen Kreis, der die neunzig Zahlen trägt. Nun belieben Sie nur mit Ihrem Finger eine Puppe zu bezeichnen, auf deren Gabe der Weiſſagung Sie ſich am meiſten verlaſſen, etwa hier dieſen türkiſchen Kaiſer, der den Scepter ſo majeſtätiſch in die Höhe reckt; ſogleich fangen ſämmtliche Figuren an zu laufen, der Thierkreis dreht ſich, die Lottonummern drehen ſich gleichfalls und — Sie harren geduldig. Jetzt iſt das Uhrwerk abgelaufen, der türkiſche Kaiſer ſteht und deutet mit ſeinem Scepter auf den Monat Auguſt, gerade über dieſem iſt die Nummer 78 zu leſen, und was iſt alſo natürlicher und gewiſſer, als daß Sie im Monat Auguſt dieſe Nummer beſetzen, und große Summen darauf gewinnen werden. Sie lachen darüber, daß die Menſchen ſich ſo ernſthaft zu einem Kinderſpiel hergeben. — Mit Gunſt, iſt es denn im Grunde etwas anders, als wenn ein Philoſoph auf ſeinen Katheder tritt und mit zwei demonſtrirenden Fin-

gern den Vorhang der Zukunft aufrollt, wie ein Stück Papier? — Laſſen Sie uns weiter gehen, dorthin, wo die prächtige Inſchrift prangt: goldene Kette des Schickſals. Dieſe koſtbare Kette beſteht aus neunzig Patronen von Goldpapier, und iſt wie abzuhaſpelndes Garn auf ein Rad gewunden, welches ein Blinder dreht. Sie wählen eine von dieſen Patronen oder Hülſen, der Blinde öffnet ſie, und die darin enthaltene Nummer macht abermals ihr Glück. — Wollen Sie aber durchaus Ihr Glück im Lotto nicht machen, ſo werden Sie doch wenigſtens neugierig ſein, Ihre künftigen Schickſale zu erfahren, auch die vergangenen, wenn es Ihnen beliebt. Dort vor dem Pont-neuf ſteht ein ſolcher Wundermann, der ſich ſogar ausdrücklich als von der Polizei privilegirt ankündigt, und der zwar auch ſein Talent hauptſächlich dem Lotto gewidmet hat (weil die Menſchen doch noch weit lieber Geld gewinnen, als in die Zukunft ſchauen), der aber auch nebenher auf Ihr Verlangen für zwei Sous das Buch des Schickſals aufſchlägt, und mit einer wundernswürdigen Geläufigkeit alles her erzählt, was geſchehen iſt und geſchehen wird. Ob zwanzig oder dreißig Menſchen hinter einander aus verſchiedenen Ständen, Altern und Geſchlechtern ſeine Kunſt auffordern, das verwirrt ihn gar nicht; er fixirt einen nach dem andern, lieſt in den Augen und der ganzen Phyſiognomie, ſpricht zu jedem Einzelnen wohl zwei Minuten lang, iſt dabei ſehr ernſthaft, drückt ſich vortrefflich aus, ſagt in einer halben Stunde (ſo lange ungefähr ſtand ich dabei) gewiß die nämliche Sache nicht

zweimal, ſtockt und ſtottert nie, macht am Ende eine kleine Verbeugung, fordert nichts, wendet ſich zu den Folgenden, nimmt was der Vorhergehende ihn in die Hand ſteckt, und fährt damit in die Taſche, ohne es anzuſehen. Der Menſch wäre ſicher in einer andern Lage ein trefflicher Redner geworden. Das Drolligſte bei der Sache ſind die Geſichter der Fragenden. Eine hohe Andacht, eine gänzliche Ergebung und ein feſter Glaube malen ſich unverkennbar in allen Zügen. Da der Mann ſich, beſonders was die Vergangenheit betrifft, immer mit einer ſo künſtlichen Zweideutigkeit ausdrückt, daß es nicht fehlen kann, er muß mit Hilfe der bereitwilligen Einbildungskraft der Zuhörer hie und da die Wahrheit treffen; ſo habe ich oft geſehen, mit welchem Erſtaunen man ihn angaffte, und wie manches Frauenzimmer mit Thränen in den Augen ſich von ihm wandte. Die nämlichen Pariſer alſo, die vor wenigen Jahren die Göttin der Vernunft freilich nur auf den Schultern herumtrugen, die nämlichen glauben an Wahrſagerei und umringen hundertweis den erſten beſten verſchmitzten Propheten. — Unerſchöpflich iſt der Franzoſe in artigen, gefälligen Wendungen, die, wenn man gleich weiß, es iſt nichts dahinter, jedem Zuhörer ein zufriedenes Lächeln ablocken. Da ſteht ein Kerl, der auf ſeinem Zeigefinger ein Puppenröckchen dreht, dann und wann ein Teufelchen herausgucken läßt, und indem er die Hand plötzlich gegen Himmel ſchleudert, ruft: dort fliegt es! Dieſen matten Spaß würzt er ganz allerliebſt durch eine fließende Erzählung alles deſſen, was das Teu-

ſelchen auf ſeinem Fluge über Paris zu ſehen bekommen wird, bald die Kanonierböte auf der Seine, von welchen er ſogleich eine pompöſe Beſchreibung hinzufügt, bald eine Jungfer, die eben aus dem Bette ſteigt, und die er ſo reizend als möglich ſchildert. So reichen Stoff aber auch ſein dem diable boiteux nachgebildeter diable volant ihm noch gäbe, ſo weiß er doch ſeine Unterhaltungen geſchickt zu wechſeln. Plötzlich ruft er einen Knaben aus dem Haufen hervor; der Junge iſt etwa zehn Jahre alt. Er legt ihm die Hand auf den Kopf: »biſt du verheirathet?« fragt er ihn ganz feierlich. Der Junge gafft ihn mit großen Augen an, und ſagt nein! »Schwöre,« fährt der Spaßmacher mit hohler Stimme fort, »ſchwöre daß du nicht verheirathet biſt!«

Der Junge muß die Hand in die Höhe ſtrecken und ſchwören. »Nun ſo will ich dich glücklich machen.« Er gibt ihm eine Büchſe, in welche er nach Belieben ſo oder ſo viele hundert Louisd'or zu zaubern verſpricht. Doch ehe er ſeine Gaukelei anfängt, wendet er ſich ſehr galant zu dem Publikum. »Sie könnten fragen, meine Herren, warum ich, bei dieſer Leichtigkeit Gold zu ſchaffen, nicht mich zuerſt glücklich mache? C'est que je le suis déjà. Ich bin es ſchon längſt. Alles, was ich hier thue, geſchieht blos zu Ihrem Vergnügen.« — Und hierauf zaubert er denn die Büchſe voll Gold, wenigſtens wird ſie ihm ſo ſchwer in der Hand, als ob Gold darin ſei. Freilich findet ſich beim Aufmachen nur ein Stein, aber was kann der Künſtler dafür, daß der Knabe nicht ehelich geboren, oder doch von

ſeiner Mutter in die Welt gelogen worden iſt. Er verſichert mit einer pfiffigen Miene, daß ihm das in Paris ſehr ſelten widerfahre, und hüpft ſchnell wieder auf einen andern Gegenſtand. — Alles das ſind nur Poſſen für das Volk, aber ſie werden ohne Schmutz vorgetragen und ſind doch in der That nicht ohne Witz. Geſtehen Sie, daß die Nation, unter welcher das gemeine Volk ſolchen Witz herzlich belacht, in der That in ſeiner Bildung einen Schritt vor vielen Nationen voraus hat. — Doch laſſen Sie uns weiter zu ſeinem Nachbar gehen. Der paßt ſorgfältig auf, wenn der Witzling, den wir eben verließen, eine Pauſe macht, — dann ruft er ſogleich mit heller Stimme: „Meine Herren, während mein Nachbar Athem ſchöpft, erlauben Sie mir, Ihnen ein höchſt merkwürdiges Experiment zu zeigen. Ohne die Antwort abzuwarten, trägt er ein Käſtchen herum, aus welchem er Fragen ziehen läßt, die ſich auf Geld, Geſundheit, Liebe, Treue oder Untreue des geliebten Gegenſtandes, zu hoffende Poſterität u. dgl. beziehen. Während man die Frage aus dem Käſtchen greift, ſteht der beantwortende Tauſendkünſtler fern davon, um zu beweiſen, daß er gar nicht nöthig hat, den Inhalt der Frage zu kennen. Dann erhält man von ihm, für bare zwei Sous, erſtens eine Beantwortung der Frage, zweitens eine völlige Charakteriſtik des Fragenden, worin ſein Humor, ſeine Fehler und Tugenden ihm aufgezählt werden, mit hinzugefügtem guten Rathe, wie er ſich künftig zu benehmen habe; endlich drittens auch noch die fünf Nummern, welche bei der nächſten Ziehung des Lotto hervorkommen

werden; alles gedruckt auf ziemlich weißes Papier. Wahrhaftig, ich begreife nicht, wie der Mann, bei seinen Auslagen, von den zwei Sous noch so viel profitiren kann, daß er das lustige Leben fristet. — Dieser Gedanke drängt sich mir oft auf. Hören Sie z. E. den Menschen dort, der allen Vorübergehenden mit lauter Stimme für zwei Sous die Regeln des Piquet-Spiels gedruckt darbietet. Die Broschüre ist ein paar Bogen stark, ich sehe nicht Einen unter Tausenden, der sie ihm abkauft, und doch finde ich ihn schon seit vierzehn Tagen immer auf derselben Stelle, und doch lebt er. Hören Sie jenes Mädchen, das täglich sich heiser schreit: cinquante curedents pour deux Sous! (fünfzig Zahnstocher für zwei Sous). Auch dies Mädchen hat einen sehr geringen Absatz von ihrer Ware; sie ist häßlich, Niemand kauft ihr ab und doch lebt sie. — Nein, da lob' ich mir die pfiffigen Köpfe, deren Industrie auf das unerschöpflichste Ding, die Neugier der Menschen, berechnet ist. Hier steht ein altes Weib und liest mit kreischender Stimme von einem bedruckten Blättchen Löschpapier, was in der letzten Sitzung des Staatsraths vorgegangen. Kaum schließt sie den zahnlosen Mund, so eröffnet schon ihre ältere Nachbarin die blassen Lippen, ergießt sich in einen Strom von gedruckter Beredsamkeit über die Treulosigkeit der Engländer; deutet dabei auf den Holzschnitt, der ihr Blatt verziert, und auf welchem der König von England sehr übel behandelt wird. Den angenehmen Vortrag beider Weiber hört man gratis und kauft ihre Blätter für einen Sous. — Lassen sie von den Herenge-

Mann ist. Er hatte den Charakter des ehrlichen Ritters richtig gefaßt, und wenn man sich erst an seine etwas fremde Aussprache gewöhnt haben wird, so ist zu hoffen, daß er für dergleichen Rollen, die oft so viel zum Gelingen des Ganzen beytragen, kein unbrauchbares Subjekt seyn werde.

ſtalten zu jenem hübſchen, runden Mädchen uns wenden, die ein beſcheidenes Tiſchchen aufgeſchlagen, auf dem etwa ein halbes Dutzend zinnerner und plattirter ſehr ſchmutziger Leuchter ſtehen. Sie hat einen wollenen Lappen in der Hand, den ſie in ein rothes Pulver taucht, und während ſie die Leuchter herrlich blank putzt, preiſt ſie mit einer äußerſt geläufigen Zunge und einem Grübchen in den Wangen, die Wunderkraft ihres Pulvers an. Sie fordert Fingerhüte und Schnallen von den Umſtehenden, ſie gibt ſie neu zurück, ſie verſpricht ſogar die Flecken aus dem Geſichte mit ihrem Pulver zu vertreiben. Niemand wollte aber ſein Geſicht zu dieſem Experiment hergeben. Ein luſtiger Kriegsmann zieht vorüber; er zeigt ihr eine Narbe auf der Backe, er fragt lachend, ob ſie auch wohl dieſe wegſchaffen könne? Sie antwortet, o ja! und verſpricht ihm zu dem Ende einen Beſuch in der Dämmerung. Ich wette, das Mädchen hat da ein Pulver erfunden, das mehr einträgt und weniger koſtet als das Goldpulver der berühmten Alchymiſten. — Aber was will denn der Matroſe mit ſeinem Mikroſkop? wo hat er das beſchmutzte, mit Draht zuſammen geflickte Ding aufgetrieben? was zeigt er dadurch? — Nichts mehr und nichts weniger als einen Floh. Dafür bezahlt man ihm einen Sous. — Ei nun, ſein Nachbar, hundert Schritt davon, weiß auch aus Kleinigkeiten Vortheil zu ziehen. Der Schlaukopf hat ſich ein paar Bogen von dem Papier zu verſchaffen gewußt, welches die Maler zum Durchzeichnen brauchen, und zeigt nun dem erſtaunten Pöbel für einen Sous, wie man in der größten

Geſchwindigkeit Gemälde kopiren könne. — Treten wir einen Augenblick in dieſe Bude. Hochtönend verkündet die Inſchrift ein Wunder: »wer nicht glauben will, der komme und ſehe!" und was denn? einen Floh, der einen Elephanten zieht; einen Floh, der einen Wagen mit ſechs Pferden, nebſt Herren und Damen herumkutſchirt; einen Floh, dem eine metallene Kugel mit einer goldenen Kette an den Fuß befeſtigt worden und der luſtig damit hin und her hüpft. Alles das iſt nicht erlogen. Es hat ſich wirklich ein Menſch die ungeheure Mühe gegeben, Elephanten, Wagen, Ketten u. ſ. w. von Gold ſo fein zu verfertigen und dem Floh Feſſeln anzuſchmieden. Was aber noch weit ſpaßhafter iſt und von einer ſeltſamen Erfindungsgabe zeugt: der Tauſendkünſtler produzirt auch zwei Fliegen, die ſich auf den Degen duelliren. Das hat er nämlich folgendermaßen zu Stande gebracht: Zwei Fliegen ſind perpendikulär hinter ihren Flügeln an zwei Nadeln befeſtigt, ſo daß ſie ihre ſechs Beine vor ſich hin halten. Sie werden einander gegenüber ziemlich nah geſteckt, und nun gibt man einer jeden eine kleine Kugel von Korkholz, in welcher ein kleiner Strohhalm befeſtigt iſt. Sobald dieſe Kugel ihre Füße berührt, faſſen ſie dieſelbe, um ſich daran zu halten; bei dieſer Berührung wird die Kugel immer hin und her gedreht, und folglich der Strohhalm gegen den Feind hin bewegt. Da nun dieſer von ſeiner Seite das Nämliche thut, ſo gerathen die beiden Strohhälme oft aneinander, wie ein Paar Degen, und das iſt denn das Fliegenduell. — Gleich neben dieſem Spring- und Fechtboden ladet man

uns ein, eine kleine Reiſe von einigen hundert Meilen auf mechaniſchen Pferden zu unternehmen, und verſpricht, daß man dieſe große, große Diſtanz in einer unglaublich kurzen Zeit zurücklegen ſolle. — Wohl! wir lächeln ſpöttiſch, aber wir gehen doch hinein. Kaum hat der ſchmutzige Vorhang ſich gehoben, ſo überzeugt uns freilich der erſte Blick, daß wir nichts weiter vor uns ſehen, als eine Art von Karouſſel, welches ſich blos dadurch unterſcheidet, daß Niemand zum Drehen nöthig iſt, ſondern daß der Reiter, indem er den Zügel ſtraff anzieht, auch das Rad in der Mitte in Bewegung ſetzt, und ſich folglich ſelbſt mit großer Geſchwindigkeit dreht. Der Spaß hat uns vier Sous gekoſtet. Damit Sie aber nicht wieder einige Sous umſonſt ausgeben, ſo warne ich Sie vor dem Kahlkopf, der dort einen großen Tubus von Pappe aufgeſtellt, gegen den Himmel gerichtet hat und Jedermann höflich erſucht, hinauf zu ſchauen. Dabei macht er ein großes, dem Pöbel ſehr gelehrt dünkendes Gewäſch von den verſchiedenen Dünſten und ihren Eigenſchaften, und verſichert, die Gläſer in ſeinem Tubus ſeien ſo künſtlich geſchliffen, daß die Dünſte ſich vor demſelben zu verſchiedenen ſonderbaren Geſtalten konzentrirten. Nicht bei jeder Witterung, ſetzt er bedenklich hinzu, aber heute iſt gerade ein Tag, an dem ſich alles vortrefflich präſentiren wird. Ich geſteh' Ihnen, liebe Freundin, der Kahlkopf ſprach neulich ſo gut und unbefangen, daß ich mich verleiten ließ, vor ſeinen Tubus zu treten. Da zog er unvermerkt an einem Zwirnsfaden, und ſiehe, zwiſchen meinem Auge und dem gewöhnlichen

Fenſterglaſe hüpfte ein Centaur vorbei, den er aus irgend einem Nürnberger Bilderbogen ausgeſchnitten hatte. Schnell zog ich den Kopf beſchämt zurück und ſchlich fort, um einem Andern Platz zu machen. — Aber warum ſollt' ich mich ſchämen? dacht' ich auf dem Heimwege: geſchieht es doch in meinem lieben Vaterlande täglich, daß die großen Dichter und Philoſophen uns ihre Tubus mit mächtigem Geſchrei vor die Augen halten, indem ſie uns, Gott weiß, welche Wunderdinge verſprechen. Wir ſind gutherzig, wir ſehen hinein und was erblicken wir? — Irgend ein kleines Nürnberger Ungeheuer. —

Doch ich ſehe Ihnen an, daß Sie von dem Spaziergange ermüdet ſind. Wenn das Wetter ſo ſchön bleibt, ſo ſetzen wir ihn wohl morgen ein Stündchen fort, denn ich verſichere Sie, wir haben noch viele artige und närriſche Dinge zu beſehen.

Zweiter Brief.

Heute, liebe Freundin, verfolgen wir unſern Spaziergang bei trocknem Wetter. Nicht immer werden die Gegenſtände ſo luſtig ſein, und ich ſtehe Ihnen nicht dafür, daß nicht eine Thräne dann und wann ſich in Ihr Auge ſtehlen wird. Da ſtößt uns gleich ein armer Blinder auf, er ſingt ſein Lied in einfach rührenden Tönen; neben ihm liegt ſein treuer Führer, der zottige Hund, und ſchüttelt zuweilen ſeine Glocke. Nicht weit davon ſitzt abermals ein Blinder, der vermuthlich nicht ſingen kann: ſtatt deſſen hat er eine Art von Gerüſte vor ſich ſtehen, an welchem mehrere viel-

ſtimmige Glocken hängen, die er durch einige Fäden in Bewegung ſetzt. Er bettelt nicht laut, ſondern greift nur zuweilen in den Hut, der neben ihm liegt, um zu fühlen, ob etwa ein Wohlthätiger vorüberging? meiſtens zieht er die Hand leer zurück. — Wir gehen nicht weit, ſo finden wir einen dritten Unglücklichen, dem der köſtlichſte Sinn fehlt; er hat auf dem Boulevard ein altes Klavier vor ſich hingeſtellt und hammert aus allen Kräften eine Sonate. Es bleiben Leute genug ſtehen, die ihm zuhören, aber das zinnerne Näpfchen, das da vorne an ſein Inſtrument befeſtigt iſt, erklingt ſelten von der Gabe des Mitleids. — Kaum haben wir dieſen verlaſſen, ſo begegnet uns wieder ein Blinder, der die Herzen durch die Töne einer verſtimmten Geige zu rühren ſucht. Er ſpielt ſie gehend; ſein Hund, der mit einem Kettchen an ſeinem Weſtenknopf befeſtigt iſt, wandelt vorſichtig vor ihm her. Doch habe ich auch einmal geſehen, daß das arme Geripp, Hund genannt, durch einen weggeworfenen Knochen unwiderſtehlich in einen Winkel gelockt wurde, wo ſein vertrauender Herr ſeinen ganzen Reichthum, Kopf und Geige, faſt gegen die Mauer zerſchmettert hätte. — Aber unter den vielen Blinden, welche ſingend, ſpielend und läutend die Pariſer Straßen bewohnen, ſammlen keine mehr Neugierige um ſich, als ein Paar Piquetſpieler, die den lieben langen Tag nicht um Geld, ſondern für Geld ſpielen, die mit bewundernswürdig feinem Gefühl die Karten betaſten und nennen, jeden, der das Spiel nur ein wenig verſteht, auf

einige Minuten zu interessiren wissen, und am Abend, wenn sie aufstehen, immer beide gewonnen haben.

Doch hinweg von den Blinden, deren Anblick die Sehenden nur betrübt, obgleich, von der Gewohnheit gestählt, die Pariser größtentheils gleichgiltig vorüber gehen. Am öftersten hab' ich Frauen von gewissen Jahren, die ich, nach ihren Körben zu urtheilen, für Köchinnen hielt, ihr Almosen spenden sehen; vielleicht wollten sie dadurch ihr Gewissen wegen der Marktpfennige beschwichtigen. — Wenden wir uns lieber zu jenem musikalischen Tausendkünstler, dessen erworbene Fertigkeit in der That Bewunderung verdient. Er ganz allein spielt eine Symphonie concertante auf fünf Instrumenten zugleich. Mit der einen Hand hält und greift er ein doppeltes Flageolet, dessen beide Mundstücke er stets vor seinen Lippen hin und her schiebt, oft auch bläst er auf beiden zugleich; mit der andern Hand spielt er die Harfe recht artig; mit dem einen Fuß schlägt er ein Tambourin, und mit den Zehen des andern bewegt er die Castagnetten. Sie hören, es klingt in der That recht gut zusammen; der arme Mensch arbeitet sich so dabei ab, wie die Sängerin, Mamsell Maillard, in der großen Oper, und hat daher seine paar Sous reichlich verdient. — Auch an Jenem dort wollen wir nicht vorübergehen, ohne eine kleine Silbermünze auf seinen Teller fallen zu lassen. Zwar ist sein Harfengeklimper nicht einladend, aber das arme junge Mädchen, das mit niedergeschlagenen Augen neben ihm steht und singt und immer singt, das verdient eine Gabe, eben weil ihre an den Bo-

den gehefteten Blicke zu ſagen ſcheinen: ich weiß wohl, daß ich ſchlecht ſinge, aber mein Vater hat kein Brot. — Gerade umgekehrt machen es die beiden kleinen Kinder, die auf der Brücke eine Art von Duett ſingen. Der Text ſoll die Herzen rühren, und würde es auch, wenn die Kinder nicht ſo gedankenlos plärrten und immer ſo frech um ſich her ſchauten. Jetzt erregen ihr Anblick und ihre Klagetöne blos den Gedanken: das werden einmal ein Paar Taugenichtſe. — Weit beſſer berechnet iſt eine Kindergruppe, zu der ich Sie nicht führen will, weil ſie das Herz zerreißt. — In der Straße Vivienne nämlich hab' ich länger als drei Wochen hintereinander (doch nur Abends, wenn es dunkel wurde) drei unglückliche Kinder im Kothe liegen ſehen. Das älteſte derſelben war ein Knabe von etwa zehn Jahren, der ſaß an der Mauer und hielt auf ſeinem Schooß ein anderes in Lumpen gehülltes Weſen von höchſtens drei Jahren, welches gewöhnlich wimmerte. Daneben ſtand oder lag ein drittes Jammerbild, etwa fünf Jahre alt. Dieſe Kinder bettelten nicht, ſondern hatten vor ſich ein kleines Stumpfchen Talglicht, neben dem auf einem Lappen ein geſchriebener Zettel lag, des einfach rührenden Inhalts: »Wir haben weder Vater noch Mutter.« — Selten blieb ein Vorübergehender ungerührt, und da die Straße ſehr lebhaft iſt, ſo war die Ernte immer reichlich. Mit Vergnügen habe ich bemerkt, daß beſonders die Soldaten gaben und viel gaben. Einen derſelben ſah ich eines Abends tief gerührt. Er trug einen großen ſchwarzen Backenbart, der im wilden Kontraſt mit der Rührung in ſeinen Geſichts-

Muskeln, von dem schwachen Schimmer des Talglichts aufwärts beleuchtet, seinen Schatten auf eine Thräne warf. Er blickte einige Minuten still auf die Gruppe nieder; der arme kleine Wurm wimmerte eben recht laut, weil ihn fror. Hastig griff der wackere Soldat in die Tasche und gab dem ältern Knaben zwei Silbermünzen (ich glaube zwei Zwölf-Sousstücke) unter der Bedingung, daß er das Kind gleich nach Haus tragen und wärmen sollte. Drei- oder viermal wiederholte er diese Bedingung, und ließ sich die Erfüllung derselben eben so oft von dem Knaben versprechen. Dann ging er. Indem er sich umwendete, stieß er auf mich. „Sie sind gewiß Vater?" redete ich ihn an. **Oui, Monsieur!** antwortete er ziemlich barsch und eilte davon. Ich blieb noch eine Weile und gab Acht, ob der Knabe seine kleinen Geschwister versprochenermaßen heimführen werde? Er that es nicht. — Daß übrigens die Polizei dieses Schauspiel viele Wochen hintereinander duldete, gefällt mir nicht. Fast scheint es mir unmöglich, daß die armen Kinder den Winter hindurch gesund bleiben können.

Eigentlich angebettelt wird man in Paris selten oder nie. Nur dann und wann hört man ein: **Monsieur, je meurs de faim!** (Mein Herr, ich sterbe vor Hunger) hinter sich her flüstern. Gewöhnlich sucht jeder Arme sich eine Art von giltigem Anspruch auf eine Gabe zu verschaffen. Der eine läuft, mit dem Besen in der Hand, wenn Sie eben durch eine schmutzige Stelle gehen wollen und fegt Ihnen schnell einen Fußsteig rein; der Andere benutzt einen Platzregen, der die Mitte der Straße mit Wasser füllt,

legt ein bequemes Brett darüber und ſteht freundlich helfend daneben. Nach den Kleidern beurtheilt er diejenigen, die ihm etwas geben können oder ſollen; alle, die er für arm hält, läßt er ungehindert paſſiren, und hübſchen Mädchen hilft er noch obendrein galant hinüber.

Doch es regnet ja jetzt nicht, und ich vergeſſe, daß wir ſpaziren gehen, um das Straßengetümmel zu beobachten. — Sollte man nicht Wunder denken, was in jenem dichten Kreiſe von Menſchen Merkwürdiges vorgehe? Ein alter Kerl, vielleicht ein verdorbener Seiltänzer, hat ein halbes Dutzend Gaſſenbuben Burzelbäume machen gelehrt. Ein Paar von ſeinen Lehrlingen ſcheinen ihm entwiſcht zu ſein und die Kunſt auf ihre eigene Hand treiben zu wollen. Sie haben dort an der Straßenecke ein Stück Tapete ausgebreitet, das ſo durchlöchert iſt, daß es kaum noch zuſammenhängt: ihren eigenen Lumpen haben ſie geſucht, die Form von Luftſpringer-Kleidung zu geben, und nun kullert ſich der eine auf dem Teppich herum, indeſſen der andere die platten Späßchen eines Paillaſſo nachzuahmen bemüht iſt. — Eben ſo wenig Aufmerkſamkeit verdient jener Kerl mit ſeinen Bechern; er iſt ein gewöhnlicher Taſchenſpieler. — Aber einen Augenblick hinter dieſen Vorhang zu treten, wird Sie nicht gereuen. Sie finden da ein ſeltſames weibliches Weſen, dem die Natur den Männerſchmuck verliehen, ein Mädchen mit einem langen, ſchwarzen, dicken Kapuzinerbart. Betrug iſt nicht dabei, ich hab' es genau unterſucht. Das Mädchen iſt noch in den Zwanzigen, und ihre

Augen, die, als ich bei ihr war, noch obendrein trieften, ſind von ein Paar gewaltig buſchichten, kohlſchwarzen Augenbraunen beſchattet. Denken Sie ſich nun dieſes ſo reich verzierte Geſicht unter einem ſchmutzigen weißen Turban, gleich unter dem ſchwarzen Barte ein Paar ſtarke weiße Brüſte, die bloßen Arme und Füße, wie auch der Nacken, mit Haaren dicht bewachſen, und Sie werden freilich die Figur nicht reizend finden. Wären die Brüſte nicht und ſänge ſie nicht mit einer feinen kreiſchenden Stimme zum Davonlaufen, man würde ſich nie überzeugen, daß wirklich ein Frauenzimmer vor einem ſtehe, „Sie ſei aus Norwegen gebürtig, ſagt ihr Begleiter, fünfhundert Meilen hinter Bergen.“ Ich gab mich für einen Dänen aus und fragte nach ihrer Mutterſprache. Das machte das arme bärtige Kind verlegen. »Ich bin ſchon als ein Kind von drei Jahren nach Frankreich gebracht worden,“ antwortete ſie mir mit dem gewöhnlichen Pariſer Accent. — Hinweg von dieſem Gegenſtande, wo der Muthwille der Natur an der Schönheit des Weibes gefrevelt hat. Wandeln wir lieber ein wenig auf und ab, um einen flüchtigen Blick auf die mancherlei käuflichen Dinge zu werfen. Da werden wir oft die ſonderbarſten Kontraſte neben einander finden. Hier bietet man Ihnen Körbe voll junger Hunde von allerlei Gattung, dort das Portrait des Herrn Jeſus Chriſtus, welches in nichts weiter beſteht, als in einem Blatt Papier, auf welchem die bekannte untergeſchobene Stelle aus dem Joſephus abgedruckt worden, die eine Beſchreibung von Chriſtus Geſtalt enthält.

Verzeichniß

der

sämmtlichen Schriften des Herrn v. Kotzebue,

welche

bey dem Verleger dieſer Schrift

zu haben ſind.

Kotzebue, Aug. von, kleine geſammelte Schriften, 4 Bände. 5 thl. 16 gr.

— Leiden der Ortenbergiſchen Familie, 2 Thle. 2te Auflage, 8. 1792. 1 thl. 12 gr.

— Adelheit von Wulfingen. Ein Denkmal der Barbaren des dreyzehnten Jahrhunderts. Mit einem Titelkupfer von Geyſer, 3te Auflage, 8. 1793. 12 gr.

— Die gefährliche Wette. Ein kleiner Roman in zwölf Kapiteln. 8. 1790.

— vom Adel. gr. 8. Gedruckt mit Didotſchen Lettern. 1 thl. 4 gr.

— Dasſelbe auf Velinpapier 2 thl.

— die jüngſten Kinder meiner Laune, 6 Theile, 8. 1793 bis 1797. 6 thl.

— für Geiſt und Herz; eine Monatsſchrift für die nordiſchen Gegenden, 12 Hefte. 8. 1796. 4 thl.

— Fragmente über Rezenſentenunfug. Eine Beylage zu der Jenaer Litteraturzeitung, gr. 8. 1797. 12 gr.

— die Wittwe und das Reitpferd. Eine dramatiſche Kleinigkeit. 8. 1796. 6 gr.

— Schauſpiele, 5 Bände, mit Titelkupfer und Vignetten von Geyſer, 8. 1797. 6 thl.

— neue Schauſpiele, 3 Bände, mit Kupfern, 8. 1797 bis 1799. 5 thl.

Die Schauſpiele 5 Bände, und neuen Schauſpiele 3 Bände, enthalten folgende Stücke, welche auch alle einzeln zu bekommen ſind:

Dieſe kleine wandelnde Bude, mit der großen Mannigfaltigkeit von Waren, verkauft alles Stück vor Stück für achtzehn Sous, jene für fünf und zwanzig. Sie finden wirklich Dinge darunter, von denen man nicht begreift, wie ſie um einen ſo geringen Preis losgeſchlagen werden können. — Daneben liegt auf einem ausgebreiteten Tuche ein großer Berg von Broſchüren aller Art. »Kaufen Sie, meine Herren!« ſchreit der Eigenthümer, Sie haben das Ausſuchen! »Stück vor Stück ſechs Sous.« — Ein anderer Brodneider ſucht ihm den Handel zu verderben und bietet ſeinen ähnlichen Haufen ſtückweiſe für vier Sous. Freilich ſind es meiſtens nur kraftloſe Romane, aber ich habe oft auch gute Sachen darunter gefunden, z. B. einzelne Theile von Briefen der Madame de Sevigné u. ſ. w. Ich fand ſie auf den zweiten oder dritten Griff. Wenn man ſich Zeit nähme und die Mühe gäbe, den ganzen Haufen zu durchwühlen, ſo würde man gewiß für wenige Livres eine artige Sammlung ſich herausklauben können. — Bequemer aufgeſtellt, aber auch theurer (obgleich immer noch ſpott wohlfeil), ſind die alten Bücher auf dem Geländer des pont-neuf und mehreren Quais: nach den meiſt ſchönen Bänden zu ſchließen, Ueberreſte zerſtörter Bibliotheken. Hier findet man oft die koſtbarſten Werke, vollſtändig und trefflich konditionirt, um äußerſt mäßige Preiſe.

Ich werde gewahr, daß die ſchöne Gold- und Silberbude Ihr Auge an ſich zieht. Sie haben Recht, herrlichere Arbeit finden Sie weder in Augsburg, noch in Wien. Nur

in der vortrefflichen Fabrik des däniſchen Etatsraths Buch in St. Petersburg habe ich Kunſtwerke geſehen, die ſich mit dieſen meſſen dürfen. Es iſt ſchwer, hier weiter zu gehen, ohne etwas zu kaufen; es iſt leicht, hier in Verführung zu gerathen, die Reichen zu beneiden.

Ich bitte einen Schritt weiter zu thun, denn in der That, der Mann, der da die große mannigfaltige Menge von ausgeſtopften Thieren ausgeſtellt hat, verdient auch als Künſtler Bewunderung; er hat wirklich den Gipfel ſeiner Kunſt erreicht. Alles lebt, alles ſcheint ſich zu bewegen. Sie ſtrecken die Hand aus, um dieſem Fuchs das Huhn abzujagen, das er im Munde trägt: es thut Ihnen weh zu ſehen, wie der Habicht ſeine Klauen in den wehrloſen Krammetsvogel geſchlagen; ſie verweilen freundlich vor einer Kanarienhecke, in welcher die Mutter ihre Jungen füttert: Sie lächeln über den ſchönen Pudel, der die Laterne im Rachen trägt, Sie glauben, er ſtehe nur ſtill, weil der Herr, dem er vorleuchtet, noch nicht hinter ihm iſt. Eine große Menge einzelner Vögel verzieren den Hintergrund der Bude. Dieſe artige Kunſt gewährt den Pariſern noch den Vortheil, daß, wer einen getreuen Hund, einen geliebten Vogel, oder ſonſt ein Thier beſaß, an das er ſich freundlich gewöhnt hatte, mit dem Tode dieſes Lieblings ihn doch nicht ganz verliert. Für eine Kleinigkeit wird ihm die äußere Hülle, Leben lügend zurückgegeben. Wirklich ſind die Preiſe dieſer Kunſtwerke ſehr gering. Das Ausſtopfen eines kleinen Vogels z. B. koſtet nur drei Livres (18 Groſchen), wenn man den Vogel ſelbſt liefert; ſonſt etwas mehr, nachdem der

Vogel selten ist, oder nicht. — Dieser Schauplatz lebloser Lebendigkeit ist gewissermaßen noch jenem vorzuziehen, der wirklich von lebendigen Kreaturen wimmelt, aber freilich durch die üble Ausdünstung zurückstößt. Wenn Sie indessen es über sich gewinnen können, einige Augenblicke in der Bude zu verweilen, so werden Sie einen kleinen Begriff von der Arche Noah wieder mit herausnehmen, die auch schwerlich durch ihren Wohlgeruch berühmt geworden sein würde. In Käfichten ohne Zahl herbergen Papageien, grau, grün und bunt, weiße Kakadus, prächtige indianische Raben; alle auf einmal singen nach ihrer Weise, daß Ihnen die Ohren gellen. Glauben Sie indessen nicht, daß trotz der Menge dieser Vögel Sie einen derselben wohlfeil kaufen könnten. O nein, unter acht Louis bekommen Sie keinen; es wäre denn jener kleine, sperlingsartige Papagei, der nicht spricht, und nie sprechen lernt, den überläßt man Ihnen allenfalls für drei Louis. Diese bunt gefiederten Ausländer nehmen, wie billig, den obersten Rang in der Vogelbude ein. Ihnen folgen die Tauben und Hühner, und zwar von beiden die seltensten Gattungen in großer Anzahl. Türkische Enten, Perlhühner, Gold- und Silberfasane, Singvögel aller Art, von der Nachtigall bis zum Zeisig, dazwischen Pudel und Mopse, Eichhörnchen und Meerschweinchen, Hasen und Kaninchen, und neben den Tauben junge Wiesel, und neben den Vögeln Angolakatzen, alles im traulichen Verein; alle Wände sind mit Käfigen tapezirt von unten bis oben, und sogar die äußere Mauer nach der Straße zu, so weit nur die Bude reicht. Jetzt

könnten wir in dieſes prächtige Möbelmagazin treten, wo der Geſchmack dem Luxus dient, zuweilen auch umgekehrt, aber warum ſollen wir uns das Herz ſchwer machen, da wir Fremdlinge doch nichts mit uns fortnehmen können, und wie man in guten Häuſern ſich heut zu Tage möblirt, das will ich Ihnen nicht auf der Straße zeigen. Aus gleichen Gründen laſſen Sie uns ſchnell an dieſem bunten und von Gold ſchimmernden Porcellanmagazin vorübergehen, wo die glasartige Materie in den gefälligſten und mannigfaltigſten Formen aufgeſchichtet iſt. Ein reizender Anblick fürwahr, der mich ſchon manche Viertelſtunde gefeſſelt hat. — O laſſen Sie ſich mit dem Weibe nicht ein, das Ihnen durchaus ein Loos zu der National-Lotterie aufdringen möchte. »Für eine Kleinigkeit fünfundſiebzigtauſend Livres zu gewinnen!« ſchreit ſie unaufhörlich, als habe ſie es von einem Braunſchweiger Collecteur gelernt. Doch beſcheidener als dieſer, verfolgt ſie Sie wenigſtens nicht mit Briefen, ſondern nur bis an die Straßenecke. — So, jetzt ſind Sie ſie los. Ein freundlicher Savoyard, der, wenn Sie befehlen, auch Ihren Schooßhund ſchert, kämmt und wäſcht, erbietet ſich Ihnen die Schuhe zu putzen. Sie wollen aber Ihren Fuß nur weiblichen Händen anvertrauen, und können einige Schritte weiter auch dieſer ſittſamen Bedenklichkeit ein Genüge leiſten.

Jetzt ſchlag' ich Ihnen vor, den Quay de l'école langſam hinab zu wandeln, und damit unſern heutigen Spazirgang zu beſchließen. Alle Kaffeehäuſer und Reſtaurateurs laſſen wir linker Hand liegen, ſo appetitlich die In-

schriften auch lauten, die mit großen Buchstaben auf die Glasthüren und Fenster gemalt sind: kalte und warme Frühstücke, Gabelfrühstücke (déjeuners à la fourchette), Rum- und Arrak-Punsch, Eiskäse, Milchkaffee, Schokolat u. s. w. Der nächste Nachbar ladet uns zu einer Partie à la poule, und wiederum der nächste zu einer Partie Billard; zwischen beiden verspricht uns ein dritter köstliches Märzbier. Alles vergebens, wir wandeln fürbaß. Auch auf der Straße selbst reizen uns weder die eben gebratenen heißen Kastanien, noch die aufgeschichteten Aepfel und Weintrauben, noch die schmutzigen Ganymede, die aus großen zinnernen Schleifkannen blanke zinnerne Becher mit einem faden Getränk füllen, das dem russischen Sbiten ähnelt. Ein solcher Becher voll kostet freilich nur einen Sous, aber ich rathe Ihnen lieber zum klaren Wasser, das gar nichts kostet. — Ha! wie lebhaft ist dieser Weg an der Seine herunter. Linker Hand die schöne Häuserreihe, wo Bude an Bude grenzt, wo die Waren aller Welttheile, ja sogar die Waren anderer Welten zur Schau aufgestellt sind (denn auch die famösen Mondsteine kann man irgendwo kaufen); dann das bunte Menschengewimmel auf der Straße, und die Fiakers, und die verdammten Cabriolets, von denen wir hier in Sicherheit sind. Und nun werfen Sie ihre Blicke rechts hinab auf den Fluß. Alle Wäscherinnen des Erdbodens scheinen sich hier versammelt zu haben. Auf langen, durch ein Dach bedeckten Böten stehen sie in langen Reihen, und schlagen unbarmherzig die einzelnen Stücke, die sie nachher zu Wäsch-

bergen aufschichten. Hoch schwingen sie die dicken, fleischichten Arme, gewaltig schlagen sie darauf los, und dennoch hört man wenig von ihren Keulenschlägen, weil die liebliche Rede ihres Mundes das Getöse verschlingt.

Was dieser Gruppe etwa an Schönheit mangelt, das ersetzen die einzelnen Bäder, die in allerlei Gestalten auf der Seine herumschwimmen, und unter welchen sich besonders die von Vigié auszeichnen. Indessen übertrifft die innere Einrichtung doch keinesweges an Ordnung und Eleganz die des Berliner schwimmenden Bades, im Gegentheil ziehe ich das letztere noch vor. Nur die Größe der Pariser Bäder ist imposanter, und die Umgebung von einigen anmuthiger, denn Blumen und Bäume, duftend und beschattend, sind um sie her gepflanzt worden. Lassen Sie uns einen Augenblick diese neue Brücke besteigen, durch welche die Regierung den Parisern zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen ein herrliches Geschenk gemacht hat. Sie ist so glatt gedielt, als man nur immer von einem Zimmer erwarten darf, und da zu beiden Seiten einige Stufen hinauf führen, folglich kein Reiter und kein Wagen den Fußgänger beunruhigen kann, so wird diese Brücke im Frühling und im Herbst der feinen Welt zu einem der angenehmsten Spazirgänge dienen. Noch ein Vortheil ist es, daß man die Erlaubniß darüber zu gehen mit einem Sous bezahlen muß, denn so ist man sicher auf der Brücke selbst, wo man, so lange man will, verweilen darf, nicht von Bettlern beläſtigt zu werden. Und welch' eine liebliche Aussicht zu beiden Seiten! Auch kann man, besonders jetzt, fast jeden Morgen das bedeutende

Schauſpiel mit anſehen, wie die platten, zur Landung in England beſtimmten Böte auf der Seine manöveriren. Freilich will es mit dem Rudern der Soldaten auch nicht recht fort, und wenn nicht der erhaben ſtehende Trommelſchläger den Takt angibt, ſo gleicht das Boot mit ſeinen vielen Rudern zu beiden Seiten zuweilen einem Wagen, der über eine lockere Knüppelbrücke fährt, wo die Knüppel einer um den andern ſich heben und fallen. Aber ein wenig Uebung, und es wird ſchon gehen, wenn nur das offene Meer eben ſo gutmüthig iſt, als die Seine. —

Ueberall iſt dieſer Fluß durch Thätigkeit und Fleiß belebt. Hier treibt er Mühlen um den Einwohnern Nahrung zu bereiten, oben führt er Kohlenſchiffe herbei um ſie zu wärmen; weiter unten wird das Waſſer aus ſeiner Mitte an das Ufer geleitet, und dort durch Leinwand in Fäſſer gepumpt, um den Durſtigen ein reines Getränk zu liefern. Auch dieſe gehäuften Kornſäcke haben ſeine Wellen hergetragen, auch jene Weinfäſſer liefert er ungewäſſert in die Keller der Wiedertäufer. Hier ſehen Sie ein buntes Gemiſch von Käufern und Verkäufern. Nehmen Sie ſich in Acht, daß Sie nicht mit Ihrem weißen Gewande an jene ſchwarze Köhler herſtreifen. Kommen Sie auch nicht den muntern und rüſtigen Auvergnaten zu nahe, die ſich zum Spaß ſo derb boxen, daß unſer Eins im Ernſt davon ſterben könnte, und die dabei ein Patois ſprechen, von dem wir wenigſtens keine Silbe verſtehen. — Retten Sie ſich aus dem Getümmel auf dieſen freien Platz — ach! es iſt der Platz Lagreve, auf dem vormals nur der Verbrecher büßte,

der aber während der Schreckenszeit das Blut so mancher Edlen fließen sah. Hier ist die Stelle, auf welcher die Guillotine lange permanent war, dort an jener Ecke die Laterne, an deren Arm man Foulon erwürgte. Sie schaudern? wir wollen den Ort verlassen, der vor wenig Tagen der letzten Hinrichtung zum Schauplatz diente; denn für künftige Exekutionen hat die Regierung eine andere Gegend der Stadt bestimmt. Wo? Darum hab' ich mich nicht bekümmert, denn ich bin kein Liebhaber von Hinrichtungen.

Um Ihre rege Phantasie von jenen düstern Gegenständen abzulenken, wollen wir schnell unter den Haufen uns mischen, der den scharlachrothen Marktschreier umringt. Der Mann mit seiner Habichtsnase stellt sich, als spräche er das Französische mit einem italienischen Accent. »Ich komme eben aus Neapel," ruft er laut, »ich habe gehört von dem guten Pariser Volke. Kein Eigennutz treibt mich her. Gott bewahre mich dafür! Blos das Verlangen, der großen Nation und dem guten Pariser Volke zu dienen. Sehen Sie hier, meine Herren, diese köstliche Arzenei! Jede Flasche derselben kostet auf Ehre mich selbst sechs Livres, aber ich bin zufrieden, wenn ich der leidenden Menschheit Hilfe bringe, ich verlange nichts, gar nichts, gar nichts, ich verschenke meine Flaschen, ja, ja, ich verschenke sie. Wer will davon haben, der trete herzu. — Wie? Es meldet sich niemand? — O wahrlich! das Pariser Volk ist noch besser, als man es mir geschildert hat; es ist zu stolz, zu edel, es will nichts geschenkt haben. Wohlan! damit eure Delikatesse nicht beleidigt werde, will ich denn einen Preis

darauf ſetzen, doch ſo gering, als möglich. Statt ſechs Livres begehre ich nur ſechs Sous. Kauft! kauft!"

Und ſiehe da, nun ſtrömt alles herzu und kauft. — Nicht wahr, liebe Freundin, jetzt gehen wir lachend nach Hauſe. —

Dritter Brief.

Jüngſt, liebe Freundin, erwähnte ich des Portraits des Herrn Chriſtus, welches man auf dem Boulevard für einen Sous kaufen kann; heute will ich ſie mit einer ähnlichen Spekulation bekannt machen. Sehen Sie da den großen mit Holzſchnitten verzierten Bogen: er iſt nur auf einer Seite bedruckt, aber er enthält nichts deſto weniger, das Leben und die Sitten der Nationen von Europa. Vie et moeurs des nations de l'Europe, ſo lautet die Ueberſchrift. Ich Deutſcher, der ich nicht gewohnt bin, die Sitten der Nationen anders, als aus dicken Quartbänden kennen zu lernen, werde natürlich von der Neubegier ergriffen, und leſe mit Vergnügen die Quinteſſenz der Urtheile und Vorurtheile der Franzoſen über ſich ſelbſt und ihre Nachbaren. Hier einige Beiſpiele:

»In der Religion iſt der Deutſche ungläubig, der Engländer devot, der Franzoſe eifrig, der Italiener voll Ceremonien, der Spanier bigot. — Im Wortbalten iſt der Deutſche treu, der Engländer ſicher, der Franzoſe leichtſinnig, der Italiener liſtig, der Spanier betrügeriſch. — Im Rathgeben iſt der Deutſche langſam, der Engländer entſchloſſen, der Franzoſe übereilt, der Italiener

ſein, der Spanier verwahrt ſich durch Cautelen. — In der Liebe: der Deutſche verſteht nicht zu lieben, der Engländer liebt hie und da ein wenig, der Franzoſe überall, der Italiener weiß wie man lieben muß, und der Spanier liebt wirklich. — Von Geſtalt iſt der Deutſche groß, der Engländer wohl gewachſen, der Franzoſe wohl ausſehend (de belle mine), der Italiener mittelmäßig, der Spanier zum Erſchrecken. — In der Kleidung iſt der Deutſche ärmlich, der Engländer prächtig, der Franzoſe veränderlich, der Italiener lumpicht (pietre), der Spanier beſcheiden. — In Sitten: der Deutſche bäueriſch, der Engländer grauſam, der Franzoſe gewandt, der Italiener höflich, der Spanier ſtolz. — Im Bewahren eines Geheimniſſes: der Deutſche vergißt, was man ihm geſagt hat, der Engländer verſchweigt was er ſagen, und ſagt was er verſchweigen ſollte, der Franzoſe plaudert alles aus, der Italiener ſpricht kein Wort, der Spanier iſt ſehr geheimnißvoll. — In der Eitelkeit: der Deutſche prahlet wenig, der Engländer verachtet alles, der Franzoſe rühmt alles, der Italiener ſchätzt das Geringe gering, der Spanier rühmt nur ſich ſelbſt. — In Beleidigungen und Wohlthaten: der Deutſche thut weder Gutes noch Böſes, der Engländer thut beides ohne Urſach, der Franzoſe vergißt beides, der Italiener iſt ſchnell zum Wohlthun, aber rachſüchtig, der Spanier gegen beides gleichgültig. Im Eſſen und Trinken: der Deutſche ein Trunkenbold, der Engländer ein Leckermaul, der Franzoſe delikat, der Italiener mäßig, der Spanier knauſericht (chiche). Im Geſpräch: der Deut-

Menschenhaß und Reue, Schauspiel in 5 Akten, 8. 8 gr.
Die edle Lüge. Schauspiel in einem Aufzuge; Fortsetzung von Menschenhaß und Reue, 8. 4 gr.
Die Indianer in England. Lustspiel in 3 Aufzügen. 8. 8 gr.
Sultan Wampum, oder die Wünsche. Ein Orientalisches Scherzspiel mit Gesang, in 3 Aufzügen, 8. 7 gr.
Die Sonnenjungfrau. Schauspiel in 5 Aufzügen, 8. 12 gr.
Das Kind der Liebe. Schauspiel in 5 Akten, 8. 12 gr.
Bruder Moritz der Sonderling, oder die Colonie für die Pelew-Inseln. Lustspiel in 3 Aufzügen, 8. 12 gr.
Graf Benjowsky, oder die Verschwörung auf Kamtschatka. Schauspiel in 5 Aufzügen, 8. 12 gr.
Der Mann von 40 Jahren. Lustspiel in 1 Aufzuge, 8. 4 gr.
Armuth und Edelsinn. Lustspiel in 3 Aufzügen, 8. 12 gr.
Der Papagoy. Schauspiel in 3 Akten, 8. 8 gr.
Die Spanier in Peru, oder Rolla's Tod. Ein romantisches Trauerspiel in 5 Akten, 8. 12 gr.
Die Negersclaven. Ein historisch-dramatisches Gemälde in 3 Akten, 8. 10 gr.
Die Verläumder. Schauspiel in 5 Akten, 8. 14 gr.
Der weibliche Jacobiner-Clubb. Ein politisches Lustspiel in einem Aufzuge, 8. 5 gr.
Der Graf von Burgund. Schauspiel in 5 Akten, 8. 12 gr.
Falsche Scham. Schauspiel in 4 Akten, 8. 12 gr.
La Peyrouse. Schauspiel in 2 Akten, 8. 5 gr.
Der Wildfang. Lustspiel für die Verdauung in 3 Akten, 8. 12 gr.
Die Versöhnung. Schauspiel in 5 Akten, 8. 12 gr.
Die Verwandschaften. Lustspiel in 5 Akten, 8. 10 gr.
Der Opfertod. Schauspiel in 3 Akten, 8. 8 gr.
Die Unglücklichen. Lustspiel in einem Akt, 8. 5 gr.
Die silberne Hochzeit. Schauspiel in 5 Akten, 8. 14 gr.
Die Corsen. Schauspiel in 4 Akten, 8. 12 gr.
Der alte Leibkutscher Peter des Dritten. Eine wahre Anekdote. 8. 4 gr.
Ueble Laune. Schauspiel in 4 Akten, 8. 12 gr.

ſche redet wenig und ſchlecht, aber ſchreibt gut, der Engländer redet ſchlecht und ſchreibt auch gut, der Franzoſe ſchreibt und ſpricht gut, der Italiener redet gut, ſchreibt viel und gut (?), der Spanier redet wenig, ſchreibt wenig, aber gut. — In der Art ſich zu präſentiren: der Deutſche ſieht aus, wie ein Dummkopf (butor), der Engländer gleicht weder einem Narren noch einem Weiſen, der Franzoſe iſt étourdi, der Italiener iſt klug, ſieht aber aus wie ein Narr, bei dem Spanier iſt es umgekehrt. — In Geſetzen: die deutſchen Geſetze ſind ſo ſo (!), der Engländer hat ſchlechte Geſetze, beobachtet ſie aber gut, der Franzoſe hat gute Geſetze und befolgt ſie ſchlecht, der Italiener und Spanier haben auch gute Geſetze; jener befolgt ſie nachläſſig, dieſer ſtreng. — Die Bedienten ſind in Deutſchland Gefährten, in England Sklaven, in Frankreich Herren, in Italien ehrfurchtsvoll, in Spanien Untergebene. — Von Krankheiten haben die Deutſchen vorzugsweiſe die Flöhe (?), die Engländer die Wölfe, die Franzoſen die Pocken, die Italiener die Peſt und die Spanier die Kröpfe. — Die Weiber ſind in Deutſchland Hausfrauen, in England Königinnen, in Frankreich Damen, in Italien Gefangene und in Spanien Sklavinnen. — Muthig iſt der Deutſche wie ein Bär, der Engländer wie ein Löwe, der Franzoſe wie ein Adler, der Italiener wie ein Fuchs, und der Spanier wie ein Elephant. — In den Wiſſenſchaften iſt der Deutſche ein Pedant, der Engländer ein Philoſoph, der Franzoſe weiß von allem ein wenig, der Italiener iſt ein Profeſſor und der Spanier ein tiefer Denker. —

Prächtig sind in Deutschland die Fürsten, in England die Schiffe, in Frankreich der Hof, in Italien die Kirchen, und in Spanien die Gewehrkammern (?). Endlich noch die Ehemänner (welche den Beschluß machen) sind in Deutschland Herren (???), in England Knechte, in Frankreich Gefährten, in Italien Schüler, und in Spanien Tirannen. —

Ich gebe Ihnen gern zu, liebe Freundin, daß ein Drittheil dieser sonderbaren Charakteristik unwahr, zuweilen albern ist, aber die zwei übrigen Drittel möcht' ich wohl in Schutz nehmen. Uebrigens haben wir Deutsche uns am wenigsten über den Maler zu beklagen, und wenn er nur die abscheuliche Verleumdung weggelassen hätte, daß wir nicht zu lieben verständen, und wenn er nicht so in den Tag hinein behauptete, daß wir als Ehemänner Herren wären, so könnte man schon mit ihm zufrieden sein. —

Jetzt wollen wir, wenn's beliebt, diese Bibliothek an Bindfaden aufgehängt, weiter hinauf spaziren; sie grenzt dort an eine ähnliche Tapete von Musikalien, die wiederum mit einer dergleichen von Bildern zusammen hängt. Unter jenen finden Sie alle neue Arien, Duette u. s. w. aus den beliebtesten französischen und welschen Opern, unter diesen die Abbildung alles dessen, was etwa eben die Pariser vorzüglich interessirt, z. B. Fanchon das Leiermädchen, den schönen Regimentstambour der Konsulargarde mit seinem hinreißenden Backenbart, den prächtig gekleideten Mamelucken des ersten Konsuls, natürlicherweise auch den ersten Konsul selbst auf tausenderlei Manie-

ren, beſonders wie er mit dem Schwert in der Fauſt das Kreuz wieder aufpflanzt und der Glaube ihm eine Palme reicht; neben ihm die andern beiden Konſuls, oder auch die ſchöne Madame Recamier mit dem halb verſchleierten reizenden Geſichte. Auch Karikaturen hängen da in Menge, und natürlich iſt jetzt immer der König von England die Zielſcheibe des franzöſiſchen Spottes, der ihnen aber von ihren Feinden jenſeit des Kanals nicht allein reichlicher, ſondern wohl meiſtens auch witziger zurückgegeben wird, denn man muß geſtehen, daß man unter zwanzig franzöſiſchen Karikaturen kaum Eine findet, die auf Witz Anſpruch machen darf. Hier erblicken Sie den König zwiſchen ſeinem guten und böſen Genius, wie er ſich dem letztern in die Arme wirft: dort reitet ein Engländer auf einem kalekutiſchen Hahn, am Sattelknopfe hangen Körbe mit Weinflaſchen, und darunter ſteht: der Angriff; der Pendant dazu iſt die Niederlage (la défaite), wo der nämliche Engländer auf einem flüchtigen Hirſche, Hut und Tabakspfeife verlierend, davon eilt. Hier der Herzog von C., der die rückkehrende hannöveriſche Poſtkutſche ſelbſt kutſchirt und ein Faß hinten aufgeladen hat, worauf ſteht: Hannöveriſches Blut. Dort eine Armee von Fröſchen, deren Froſchgeneral, in engliſcher Uniform, auf einem Krebſe reitet, während ein Franzoſe einen Froſch nach dem andern aufnimmt, und mit ſeinem breiten Säbel entzwei haut. Bald ſetzen die Karikaturen-Schmieder den König mitten in Höllenflammen, die Teufel rings umher ſchüren das Feuer: und darunter ſteht: Endlich haben wir ihn! Bald ſaß ein-

Elephant des Königs Gefäß mit dem Rüſſel, und wirft ihn in einen Brunnen, wobei die Worte zu leſen: Du mußt doch endlich ſpringen. Ein anderes Mal reitet Pitt auf dem König am Ufer ſpaziren, und guckt nach den ankommenden franzöſiſchen Schiffen. Hier ſpringt der König über den Kanal, und verliert im Springen ſeine Krone; dort faßt er eine Menge Papierrollen, auf welchen die Namen ſeiner Länder geſchrieben ſtehen, weil er ſie aber mit der Hand nicht alle umſpannen kann, ſo verliert er einige; Hannover liegt ſchon am Boden, Irland iſt eben im Fallen, und Maltha auch bereits ſehr locker. Hier laufen die Engländer vor einer Staubwolke davon, die durch eine Herde Schafe erregt wird, und dort exerzirt Pitt ſeine Truppen, die mit lauter wilden Schweinsköpfen verſehen ſind. Eine der witzigſten Karikaturen möchte noch etwa folgende ſein: Ein Bruchbandmacher präſentirt dem Könige ein neues Bruchband, auf welchem ſteht: observation de traités; zu des Königs Füßen liegen zwei zerriſſene oder zerſprengte Bruchbänder, auf dem einen die Inſchrift: forces navales, auf dem andern lévée en masse. — Sie ſehen, daß ſich alles jetzt um die politiſchen Begebenheiten dreht. Nur einige wenige dieſer Zerrbilder griffen auch die Sitten der Engländer an, dahin gehört z. B. jene engliſche Familie in Paris (ſo lautet die Unterſchrift), wo ein gewaltig dicker, mit Roſtbeef ausgeſtopfter Engländer, zwei ſteife Miſſ's am Arme führt, die ſehr ungeſchickte Knickſe machen u. ſ. w.

Aus allem dem erhellt denn ſo viel, daß man an dem Gelingen der Landung in England gar keinen Zweifel hegt,

und wenn Sie es dem Bilderhändler nicht glauben wollen, ſo glauben Sie es jenem Kerl, der, von hundert andächtigen Zuhörern umgeben, ſo eben eine Ballade abſingt, welche haarklein beſchreibt, wie es bei der künftigen Landung zugegangen iſt. — Wollen Sie ſeine hochtrabenden Prophezeiungen mit anhören, ſo trete ich indeſſen an dieſen vergitterten Hof eines Bildhauers, der von Büſten und Statuen in Marmor und Stein, gut und ſchlecht durch einander, ſo angefüllt iſt, daß kaum ein enger Fußpfad zu der Hausthür des Künſtlers ſich hindurchwindet. Oder ich ſchäme mich auch nicht, vor dieſer Bude mit Kinder-Spielzeug ſtehen zu bleiben, wo abermals Fanchon das Leiermädchen eine Hauptrolle ſpielt, und wo ich einen mir räthſelhaften Umſtand bemerke, daß nämlich die Franzoſen, die doch ſo gern ſpielen, in Fabricirung und Erfindung von Kinderſpielwerken weit hinter den Nürnbergern ſtehen, die vielleicht wiederum von den Berlinern übertroffen werden.

Sind Sie nun des Plärrens der Ballade überdrüſſig, ſo ſchlendern wir einmal im Vorbeigehen durch den Garten der Kapuziner, wo es Tiger und Affen gibt, wo Franconi ſeine halsbrechenden Reiterkünſte zeigt, wo am Abend die Geiſter erſcheinen, und wo mit einem Wort früh und ſpät Tauſenderlei zu begaffen iſt. Da ſteht für einige Augenblicke eine wandelnde Bude mit alten Tapeten behängt, in welcher mein lieber Polcinello ſich mit dem Teufel balgt. Zwei Taſchenſpieler locken zu beiden Seiten, der

hier durch den gewöhnlichen Becher, der andere durch noch gewöhnlichere Karten-Kunststückchen — Weit größern Zulauf hat ein Mensch, dessen ganzer Apparat in einem Kohlbecken voll glühender Kohlen, und etwa an einem Dutzend an Drath befestigten kleinen Stücken Asbest besteht. Er fängt damit an, daß er mit großer Suade die Expedition nach Egypten erzählt (die zugleich sein Nachbar in einem Guckkasten den Schaulustigen präsentirt), welche Heldenthaten mit seiner Hilfe dort gegen Mamelucken und Krokodile ausgeführt worden, und wie er einst einem Erschlagenen das Hemd ausgezogen, und wie er gefunden, daß dasselbe nicht aus gewöhnlicher Leinwand, sondern aus gesponnenem Stein bestehe, dessen sich die Egyptier aus Bequemlichkeit bedienen, weil sie auf diese Weise ihre Hemden nicht zu waschen und zu trocknen brauchen, sondern sie nur Abends in den Kamin werfen und des Morgens weiß wie Schnee wieder hervorziehen. Um nun von der Wahrheit seiner Erzählung die Zuschauer sinnlich zu überzeugen, ergreift er eine von den Nadeln, an welche er ein Pröbchen Asbest gespießt hat, wendet es im Gassenkoth so lange hin und her, bis man nichts Weißes mehr daran sieht, wirft es dann in das Kohlenbecken, fährt fort, während es durchglüht, den Zuschauern vorzuschwadroniren, und zieht es nach wenigen Minuten, zum großen Erstaunen aller Umstehenden, ganz gereinigt aus dem Feuer. — Einer meiner Nachbarn, der ein lustiger Kautz zu sein schien, verglich einmal diese ganze Prozedur mit der französischen Revolution. Eben so, sagte er, wie dieses

Stückchen Asbest, ist Frankreich im Kothe herumgewälzt worden, eben so ist es aus der Glut des Feuers rein, neu und herrlich hervorgegangen. Was seinen ersten Satz betrifft, so hat er leider nur allzu sehr recht, und ich wünsche vom Herzen, daß auch sein zweiter Satz unbestreitbar sein möge.

Vierter Brief.

Noch widerlicher, als das Mädchen mit dem langen schwarzen Barte, ist die starke Frau, die hier in dieser Breterhütte sich sehen und bewundern läßt. Bei jener behält das Mitleid die Oberhand, denn was kann am Ende das arme Mädchen dafür, daß es einen so verzweifelten Bart trägt und tragen muß; bei dieser hingegen mischen sich Ekel und Unwillen in die Empfindungen des Mitleids. Jene gehorcht blos der Natur, diese fordert die Natur gleichsam heraus; fünf Männer läßt sie auf ihren hohlliegenden Leib treten; Eisen läßt sie darauf schmieden, und was dergleichen tours de force mehr sind, von denen Sie, liebe Freundin, mit Recht Ihre Blicke abwenden. — Ich kann Ihnen aber nicht helfen, Sie müssen doch noch in eine ähnliche Hütte mit mir kriechen, um den unverbrennbaren Spanier zu sehen, der in der That eben so viel Bewunderung als Schauder erregt. Bemerken Sie jenen Topf mit Oel, der auf der Kohlenglut steht; das Oel wellt auf; es prickelt, es siedet, und nun nimmt der junge Mensch den Topf vom Feuer, thut einen kräftigen

Zug daraus, ohne eine Miene zu verziehen, behält das Oel im Munde, spühlt sich den Mund recht lange damit aus, wie wir mit frischem Wasser, spuckt es noch immer kochend wieder aus, und wäscht sich nun mit dem Ueberreſt des Oels im Topfe die Hände, Arme, das Geſicht und ſogar die Augen (die er jedoch zuhält). Nachdem er ſo, wie Asbeſt, durch das Feuer gereinigt worden, macht er zur Veränderung einen Spazirgang mit bloßen Füßen auf glühendem Eiſen, und endlich, zur Erquickung, leckt er ſogar dieſes glühende Eiſen mit der Zunge. Wenn dieſer arme Jüngling eben ſo gefühllos gegen die Flammen der Liebe bleibt, ſo iſt er doppelt zu bedauern. Betrug iſt übrigens nicht dabei; alles was ich eben erzählt habe, geſchieht wirklich. Ob er ſich aber, wie man behauptet, eine Art von Salamanderſalbe in die Haut reibt, welche nicht zu bemerken iſt, das laſſe ich unentſchieden. — Um jene widrigen Eindrücke zu verlöſchen, laſſen Sie uns einige Minuten vor dieſe kleine Feſtung treten, von welcher Sie mehrere Exemplare auf dem Boulevard zerſtreut finden. Es iſt eine neue Gattung von Kegelſpiel, dem, wie Sie ſehen, nicht blos Knaben, ſondern mitunter auch wohl ehrſame Bürger Geſchmack abgewonnen haben, und in der That hat es darin einen großen Vorzug vor dem gewöhnlichen Kegelſpiel, daß es weit weniger Platz einnimmt und ſich von einem Orte zum andern transportiren läßt. Die kleine Feſtung erreicht ungefähr Mannshöhe, und iſt amphitheatraliſch erbaut. Unten hat ſie eine Zugbrücke, darüber ſind Wälle ſtufenweis aufgeführt, und auf

dieſen Wällen ſtehen hie und da eine Menge Soldaten. Acht bis zehn Schritte von der Feſtung iſt ein hölzerner Mörſer (oder auch eine Kanone) aufgepflanzt, aus welchem auf die bei Kinderflinten gewöhnliche Weiſe eine Kugel im Bogen (oder bei der Kanone gerade) geſchnellt wird. Die Kraft des Mörſers iſt gerade für die Entfernung von acht bis zehn Schritten berechnet, die Kugel erreicht, wenn losgedrückt wird, jedesmal die Feſtung; die Kunſt iſt aber ſo gut zu zielen, daß man einen oder mehrere Soldaten umwirft, oder gar den Mittelpunkt ſehr genau trifft, in welchem Falle ſogleich die Zugbrücke niederfällt, und vermittelſt der getroffenen Feder ein Staatswagen mit ſechs Pferden beſpannt hervorrollt (bei einigen Andern erhebt ſich oben auf der Feſtung eine weiße Fahne). Die Kugel verliert ſich inwendig und kommt unten am Boden wieder hervor. Man begreift, wie mancherlei Vortheile noch außer den oben genannten dies artige Spiel vor den Kegelbahnen voraus hat. Es kann in dem kleinſten Garten, ja in jedem nur etwas geräumigen Zimmer aufgeſtellt werden; es gehört nur eine geringe körperliche Anſtrengung dazu, auch Damen können es mitſpielen; es intereſſirt, weil das Zielen und Treffen doch eine gewiſſe Geſchicklichkeit und Uebung vorausſetzt; kurz, ich glaube durch die Beſchreibung dieſes Spiels einen angenehmen Beitrag zu Guthsmuths gymnaſtiſchen Spielen geliefert zu haben, und erinnere nur noch, daß der Bogenſchuß des Mörſers weit mehr Vergnügen gewährt, als der leichtere gerade Schuß der Kanone. — Da der ohl-

ſtand liebe Freundin, uns hier auf dem Boulevard nicht erlaubt, an dem Spiele Theil zu nehmen, ſo wollen wir lieber den armen kleinen Kanarienvögeln noch ein wenig zuſehen, die in jener Bude zu allerlei ganz wider ihre Natur laufenden Künſten gemißbraucht werden. Da dreht einer den Bratſpieß, der andere fährt ſeinen Kameraden auf einem Schubkarren davon, der Dritte ſteht Schildwach mit Flinte, Säbel und Grenadiermütze, der Vierte rührt ſich nicht von der Schulter ſeines Meiſters, ungeachtet dieſer die Trommel ſchlägt, daß man hinaus laufen möchte; der Fünfte löſt eine Kanone, deren brennender Pfropf den Sechſten vom Tiſch herab als todt auf die Erde wirft; ein Siebenter ſitzt ſogar mitten in einem brennenden Feuerrade, ſo ruhig und luſtig, als ob er in einem Roſenſtrauch auf ſeiner heimiſchen Inſel ſäße u. ſ. w. Sie werden freilich dergleichen ſchon öfter auch in Deutſchland geſehen haben, obwohl nicht in dieſer Vollkommenheit; aber eine Bemerkung haben Sie vielleicht noch nicht gehört, die dem Lehrherrn entſchlüpft und Stoff zum Nachdenken gibt. Die Weibchen, ſagt er, faſſen zwar alles weit ſchneller, als die Männchen, und ich kann ſie gewöhnlich nach einigen Wochen ſchon kunſtreich produziren, aber — ſie vergeſſen bald und ſterben bald. — Ich glaube faſt, der Satz läßt ſich von der gefiederten Welt auch auf die Quälgeiſter derſelben, die Menſchen, ausdehnen; denn wenn die Schönen moraliſche und äſthetiſche Künſte lernen, ſo erleiden ſie zwar nicht davon den

leiblichen Tod, aber ihre Liebenswürdigkeit geht gewöhnlich zu Grabe.

Da wir eben noch ein halbes Stündchen übrig haben, so laſſen Sie uns dieſe Zeit benutzen, um ein paar berühmte Brunnen zu beſehen. Die Fontaine rue de Grenelle iſt in der That ſehr ſchön, aber die Straße iſt eng, und entlegen, die Fontaine ſteht nicht von allen Seiten frei, und das große Gebäude wird noch obendrein durch allerlei Aushängſchilder verunſtaltet; rechts hängt eine große gemalte Kuh, weil da Milch verkauft wird, links ein Tiſchlerſchild u. ſ. w. Mir (verzeihen Sie mir die Ketzerei, wenn es anders eine iſt), mir wird es immer lächerlich vorkommen, ein ſolches Gebäude mit zwei Flügeln in der Höhe von drei Stockwerken zu errichten, es mit Kolonnaden und Statüen zu verzieren, und alles das wegen der beiden kleinen Löwenköpfe ganz unten, einige Fuß über dem Fundament, die man gar nicht einmal gewahr wird, weil kein Waſſer herausläuft, ſondern weil man das wenige vorhandene Waſſer erſt heraufpumpen muß. Von der größtentheils ausgekratzten Inſchrift iſt nichts mehr übrig als die Worte: »Zum Nutzen der Bürger und zur Zierde der Stadt.« Hiervon iſt nur das letztere, doch auch nur zum Theile wahr, und dieſer Zweck hätte auf andere Weiſe wohl glänzender erreicht werden können. — Wir haben noch einen weiten Weg bis zu der andern Fontaine auf dem Markte der Unſchuldigen (marché des innocens); ich führe Sie daher ſchnell an der berüchtigten Abtei vorüber, die Sie an ihren vier kleinen Eckthürmchen erkennen.

Im Innern des Hofes sind die Fenster auf eine sonderbare, grausam erfinderische Weise vermacht, so daß der Gefangene durchaus nichts sehen kann, obgleich ein wenig Licht von oben hinein fällt. Die Fenster gleichen auf diese Weise fast einer Schachtel, in der man Raupen oder Maikäfer einsperrt, und den Deckel ein wenig schief darauf setzt, um den Thieren etwas Luft zu lassen. Hier ist die Thür, aus welcher in der Schreckenszeit die Schlachtopfer gestoßen wurden; hier stehen wir auf der Stelle, auf welcher die harrenden Kannibalen sie empfingen und zerfleischten; dies ist die Straßenrinne, in welcher damals Menschenblut, wie jetzt Regenwasser floß. O lassen Sie uns vorüber eilen! der Ort ist schauerlich und ich möchte keinen Palast der Abtei gegenüber zum Geschenk nehmen, obgleich die neuere Inschrift besagt, daß sie jetzt nur noch zu einem Militär-Gefängnisse dient.

Jetzt sind wir auf dem Markte der Unschuldigen. Die Fontaine mag schön sein, wenn Wasser herausfließt, aber sie ist noch übler daran, als die in der rue Grenelle, denn man kann nicht einmal einige Tropfen heraus pumpen, sie ist völlig trocken. Das große Wasserbecken, welches in einer beträchtlichen Höhe in der durchbrochenen Mitte steht, sieht nun natürlich aus wie ein runder Theetisch, den man eben so dahingesetzt hat, und das macht mit der Umgebung einen drolligen Kontrast. Ueberhaupt ist das ganze Monument äußerst schmutzig und übel unterhalten. — Um für die getäuschte Erwartung Sie schadlos zu halten, wer-

ſen Sie einen Blick auf den ſchönen Markt ſelbſt, der durch ſeine Größe und durch ſein lebendiges Gewühl bei weitem intereſſanter iſt als, jenes nutzloſe Werk der Baukunſt. Da ſitzen in endloſen Reihen unendlich dicke Weiber, Poissardes genannt, unter großen Regenſchirmen, die acht bis zehn Fuß im Durchmeſſer haben, und, von oben herab geſehen, ein Dach bilden, welches dem der alten römiſchen Soldaten gleicht, wenn ſie bei dem Manöver, Schildkröte genannt, mit übergeworfenen Schildern anrückten. Dieſe Schirme ſind aber nicht das Eigenthum der Weiber, ſondern ſie werden auf dem Markte (ich weiß nicht, für weſſen Rechnung) um einige Sous vermiethet. — Hier nun, vor Regen und Sonnenſtrahlen bedeckt, bewundern Sie die Butterberge, das Fiſchgewimmel, die Eiermagazine, die Birn- und Aepfelthürme, die Blumengärten, die unendlichen Weintrauben und andere Obſtſorten, das bunte Gemiſch von Zugemüſe, worunter beſonders der große, blendend weiße und ſehr niedlich aufgeſchichtete Blumenkohl ſich vorzüglich gut ausnimmt; horchen Sie dazwiſchen ein wenig auf das kräftige patois der ſtämmigen Verkäuferinnen (von deren Energie Sie übrigens jetzt nichts zu befürchten haben), und wenn Ihnen der Anblick von ſo vielen Leckereien Appetit gegeben hat, ſo werfen wir uns ſchnell in einen Fiacre und fahren zum Reſtaurateur.

Der erste Konsul und dessen Umgebungen.

Es wäre kühn und zwecklos, wenn ich über Bonaparte als Helden oder Staatsmann sprechen wollte. Thaten, durch Erfolg gekrönt, sind immer Heldenthaten, und diejenige Staatskunst ist die rechte, die dem Lande Glück und Ruhm bringt. Daher kann nur die Nachwelt über den Mann richten, der jetzt, wie einst von Jupiter gesungen wurde, mit seinem Augenwimper Welten bewegt. Und worauf wird das Urtheil der Nachwelt sich gründen? Abermals fast nur auf den Erfolg; wir beschränkte Menschen haben nun einmal keinen andern Maßstab. Erkämpft Bonaparte Frieden und lange Ruhe; darf er das Schwert für eine Reihe von Jahren sinken lassen, — (es ganz in die Scheide zu senken, wäre ihm schwerlich zu rathen), — so wird er auch gewiß alle die wohlthätigen Begleiter des Friedens unter seinem Schilde sammeln. Man gibt ihm Schuld, was man schon vielen großen Männern vorgeworfen, er achte die Menschen wenig, sie seien ihm nur Mittel zum Zwecke. Gesetzt dem wäre so (und ohne zu erinnern, daß dem Manne auf des Berges Spitze die Menschen im Thale nur klein scheinen, der Regent hingegen an des Volkes Spitze nicht wenig Menschen kennen lernt, die wirklich klein sind) — gesetzt also dem wäre so, was kümmert es das Volk, zu wissen, warum Bonaparte es glücklich gemacht hat? — Wenn nur die schöne Zeit wiederkehrt, wo jeder Bauer sein Huhn in den Topf steckt, wird er dabei fragen: ist es auch die Liebe des Re-

genten, der ich meinen Wohlstand verdanke? Oder fehlte ihm nur mein Wohlstand noch zu seinem Ruhme? — Nein, auf solche Spitzfindigkeiten läßt sich das Volk nicht ein. Je glücklicher es ist, desto weniger denkt es an den Urheber seines Glücks; denn die Völker machen es mit ihren Regenten, wie die Menschen überhaupt mit Gott, sie klagen oder murren nicht eher, als bis es ihnen übel geht, gleichviel mit oder ohne ihre Schuld.

Schwer mag es sein, auf einem solchen Posten die Menschen noch zu lieben oder gar zu achten. Wenn jeder, der sich naht, das Herz verschließt und nur die Hand öffnet, um zu empfangen; wenn jeder seine schönste Farben breit zur Schau legt, wie die Blumen beim Sonnenschein, und geschwind die Blätter zusammen faltet, wenn eine Regenwolke vorüberzieht; wenn alle und alle nur durch Ehrgeiz oder Habsucht an den Thron, und nicht an den, der darauf sitzt, gefesselt sind: wenn Alle morgen dem neuen Herrscher dasselbe vorlispeln, was sie heute dem alten vorgelispelt haben: sagt mir um's Himmelswillen, wo soll Achtung für die Menschheit herkommen? — Nur ein Freund, in der wahren Bedeutung des Wortes, ein Freund, wie Sülly es Heinrich dem Vierten war, kann des Regenten Herz vor dieser starren Kälte bewahren, die unvermeidlich sonst ihn menschenfeindlich ergreifen muß.

Doch ist das, wie gesagt, nur für ihn ein Unglück, nicht für sein Volk; denn das wird entweder gar nicht nach der Quelle seines Glückes fragen, oder recht gern der Liebe beimessen, was die Ruhmsucht erzeugte.

Als ich nach Paris kam, war ich äußerst begierig, den gefeierten Helden des Jahrhunderts zu sehen. Einige Tage verstrichen, mein Wunsch blieb unerfüllt. Endlich eines Abends im Théâtre français wurde die Vorstellung durch ein lautes allgemeines Klatschen unterbrochen, und aller Augen wandten sich nach Bonaparte's Loge, welche dicht an der Bühne befindlich ist. Ich war unglücklicherweise gerade in einer Loge, wo ich ihn nicht sehen konnte; da aber die Mitglieder des Théâtre français mir sehr gütig das Recht eingeräumt hatten, nach meinem Belieben im ganzen Hause zu gehen, wohin ich wollte, so bediente ich mich jetzt dieses Rechts schnell, um auf die Bühne selbst zu eilen, und da aus einer Koulisse, der Loge des ersten Konsuls gerade gegenüber, den merkwürdigen Mann recht in's Auge zu fassen. Schon öfter war ich auf dem Theater gewesen, und nie hatte ich ein Hinderniß daselbst gefunden, wie erstaunte ich daher nicht, als ich jetzt die drei ersten Koulissen mit Konsular-Garde besetzt fand, die jeden, der sich nähern wollte, zurück wiesen; ja sogar das Kammermädchen der Mademoiselle Duchenois, welche letztere, ich weiß nicht mehr welche Rolle spielte, traf dieses Schicksal, ungeachtet ihre Gebieterin ihrer nothwendig bedurfte. Indessen wurde, durch Verwendung der Herren Lafond und Monvel, die gerade gegenwärtig waren, für mich sowohl als für das Kammermädchen das strenge Verbot aufgehoben, dessen Grund ich mir nicht wohl erklären kann. Als bloße Sicherheits-Maßregel scheint es mir unzulänglich. Vielleicht liebt Bonaparte nicht, angegafft zu werden; da hat er freilich Recht,

aber er muß ſich daran gewöhnen: denn es iſt nun einmal unzertrennlich von einem ſolchen Poſten. Vielleicht rührte der Befehl auch gar nicht von ihm ſelbſt her; vielleicht hat er ihn ſogar gemißbilligt; ich erinnere mich wenigſtens nicht, nachher wieder Konſular-Garde auf der Bühne geſehen zu haben.

Im Schauſpiel ſitzt er ſtill und ernſt, ſcheint ſehr aufmerkſam, ſpricht mit keinem ſeiner Begleiter (die alle hinter ihm ſtehen), gibt kein Zeichen weder des Beifalls noch des Mißfallens, auch nicht einmal durch eine Miene. Das Parterre empfängt ihn jedesmal mit rauſchendem Beifalle, übrigens aber bekümmert es ſich nicht um ihn. Das Recht zu pfeifen und zu toben läßt es ſich nicht rauben, und ich habe es in Bonaparte's Gegenwart erlebt, daß ein neues Stück, welches er doch auch zu ſehen gekommen war, nicht einmal ausgeſpielt werden durfte. Bei dieſem Muthwillen bleibt er ganz gelaſſen, vermuthlich eingedenk, daß die Pariſer wie die Römer panem et circenses haben müſſen, wenn ſie ruhig bleiben ſollen. — Bonaparte liebt vorzüglich Trauerſpiele. Er hat ſich gegen mich ſelbſt, mit guter Laune, gegen die Dramen erklärt, ließ aber auch die aus Voltaire hergenommene Einwendung gelten: que tous les genres sont bons, hors le genre ennuyeux. Man glaube auch nicht, daß er darum eben ein Feind der Luſtſpiele oder Dramen ſei: ich habe ihn vielmehr der erſten Vorſtellung eines neuen Luſtſpiels beiwohnen ſehen, und mein Drama: Bruderzwiſt be-

ſuchte er, als es gerade nach einem Trauerſpiel dargeſtellt wurde, bei welchem er nicht gegenwärtig war.

Seine Logen in den vier erſten Theatern ſind ſehr reich und geſchmackvoll verziert. Unter die Verzierungen gehört beſonders auch ein goldener Stern, der bald unter, bald über der Loge angebracht iſt. Man ſagt, er glaube an einen Glücksſtern, und vertraue mehr auf denſelben, als auf ſein großes Genie. Wenn das auch wahr iſt (wie mich viele verſichert haben), ſo kann das dennoch ſeinen Ruhm nicht ſchmälern. Wenn der Grieche, den das Orakel für den Weiſeſten erklärt, ſeiner Weisheit unbeſchadet, einen Dämon haben durfte, warum denn nicht Bonaparte einen Stern? —

Die große Parade, jetzt eine der vorzüglichſten Merkwürdigkeiten von Paris, hab' ich auch ein paar Mal mit angeſehen. Es iſt in der That ein imponirendes Schauſpiel. Ich befand mich nebſt einigen Andern in einem Saal der bel-étage, faſt in der Mitte der Tuilerien, durch welchen Bonaparte gehen mußte. Die Bedienten hatten uns dieſen Platz mit vieler Höflichkeit angewieſen, und unſern Uniformen verdankten wir es, daß wir auch da bleiben durften; denn bald kam ein Adjutant, der einem unſerer Gefährten im Frack (jedoch abermals mit großer Höflichkeit) andeutete, er könne hier nicht ſtehen bleiben, und ihm eine andere ſehr gute Stelle anweiſen ließ.

Alle Säle waren en haie mit Garden beſetzt, zehn bis zwölf Mann in jedem Saale, alle zwei bis drei Schritte ein Mann, ſo auch die Treppen, wo jede Stufe zwei

Mann trug. Auf dem großen Hofe der Tuilerien war die Infanterie bereits aufmarſchirt, vier oder fünf verſchiedene Regimenter. Die Uniformen würden wenig in's Auge fallen, denn ſie ſind einfach, und die langen Röcke ſcheinen mir weder ſchön noch bequem, aber die gewaltigen Bärenmützen gewähren einen kriegeriſchen Anblick. Die Fahnen der Konſular-Garde ſind nicht blos mit den Nationalfarben geſchmückt, ſondern führen in der Mitte goldene Sonnen, und ſind größtentheils grün, auch die Federbüſche der Gardeoffiziere ſind roth und grün. Eine eitle Zierde jedes Regiments iſt der Regiments-Tambour, der von dem Korps der Offiziere mit verſchwenderiſcher Pracht gekleidet wird, wobei man es ſtets einander zuvor zu thun ſucht. Man wählt dazu die größten und ſchönſten Leute, ihre Kleider ſind, wenn ich nicht ſehr irre, von Sammt und ſo reich mit Gold verbrämt, daß man die Grundfarbe kaum ſehen kann. Noch eine Eitelkeit des jetzigen franzöſiſchen Militärs iſt der Backenbart, der ſo ſehr mit Liebe gepflegt wird, daß er zu einer ungeheuren Größe heran wächſt. Unter den Sappeurs gibt es ſogar Männer, die den ganzen rabenſchwarzen Bart haben wachſen laſſen, ſo daß er bis tief auf die Bruſt herab hängt. — Außer der Grille auf dem Karouſſelplatze ſtand die Kavallerie, Chaſſeurs, Garde zu Pferde, und ein außerordentlich ſchönes Regiment Küraſſiere. Auch das Häuflein der Mamelucken zeichnete durch ſeine orientaliſche Tracht ſich aus.

Jetzt wurden die Fahnen aus den Zimmern des erſten Konſuls geholt. Bald darauf kam er ſelbſt, von Genera-

len und Adjutanten umgeben, die alle prächtig gekleidet waren, indeſſen Bonaparte eine ſehr einfache Uniform trug, ohne Stickerei oder ſonſtigen Schimmer, und einen Hut ohne Treſſe, Quaſte oder Feder. Er ging ſehr ſchnell. In der Hand trug er blos eine kleine Reitpeitſche. Unten an der Pforte beſtieg er einen Schimmel, und ritt dann von einem glänzenden Schwarm begleitet, langſam durch die Reihen auf und nieder. Nachdem er auf dieſe Weiſe die Infanterie beſchaut hatte, ritt er hinaus zu der Kavallerie, und machte es da eben ſo. Hier war auch außer den Truppen noch eine große Menge Volks verſammelt, und von Vielen wurden ihm Bittſchriften überreicht. So viel ich bemerkt habe, durfte Jeder zu ihm treten, und was ich von den großen Vorſichtsanſtalten gehört hatte, die zu ſeiner Sicherheit getroffen würden, fand wenigſtens heute nicht Statt, denn wie er da unter dem Volke herum ritt, war ſein Leben in der Hand eines jeden entſchloſſenen Böſewichts. — Auch als er wieder in den Hof herein tritt, wurde er verſchiedene Male von Frauenzimmern angehalten, die ihm in der That ſehr nahe auf den Leib traten, mit ihm ſprachen und ihm Bittſchriften hinauf reichten. Er gab dieſe, ſo viel ich ſehen konnte, ſeinen Adjutanten. Doch eine, deren Ueberreicherin (wenn meine Augen mich nicht getäuſcht haben) ſogar den Zügel ſeines Roſſes gefaßt hatte, entfaltete er ſogleich, las ſie auf dem Pferde und gab der Supplikantin einen kurzen Beſcheid. — Während dieſer ganzen Heerſchau war ſein treuer, prächtig gekleideter Mameluck nicht dicht hinter ihm (wie man ſo oft in

Deutſchland uns erzählt), ſondern blos im Gefolge hinter allen Generalen.

Jetzt kam der Held zurück und hielt vor dem Eingang der Tuillerien, nur wenige Schritte von dem Platze, den ich einnahm; hier überreichte ihm der türkiſche Geſandte im Namen des Großherrn zwei Pferde zum Geſchenk, die ſehr ſchön ſein ſollen, von deren Schönheit aber dem Auge wenig ſichtbar wurde, weil das lange, weite, von Gold und Perlen ſtrotzende Reitzeug ſie faſt ganz bedeckte. Muthig waren ſie allerdings, denn als zwei Türken ſich darauf ſetzten, um auf dem Platze ſie herum zu tümmeln, ward der Eine ſogleich herabgeworfen, ſchien aber das Ding gewohnt zu ſein, denn er ſtand flugs auf den Beinen und war auch mit Einem Sprunge wieder im Sattel. — Bonaparte, der während dieſer Kavalkade oft Tabak aus einer ſehr einfachen Doſe von Schildpatt ſchnupfte, würdigte das Geſchenk eben keiner großen Aufmerkſamkeit; kaum warf er dann und wann einen gleichgiltigen Blick darauf. Hingegen ſchien er ganz mit den Truppen beſchäftigt, die er jetzt, ein Regiment nach dem andern, einige Manövers machen ließ. Der Kommandeur des Regimentes trat jedesmal mit gezogenem Säbel zu ihm, empfing ſeine Befehle und kommandirte dann dieſen gemäß. Beſonders mußte jedes Regiment einige Quarré's formiren, vielleicht zur Erinnerung an den Krieg in Egypten. Die eine Konſular-Garde ließ er unter andern das Exercitium machen, wo beim Anſchlagen und Feuergeben

das erste Glied auf das Knie fällt, und die andern beiden über dasselbe wegschießen. Ich weiß nicht, ob das Kommando etwa unrichtig verstanden worden war, aber so viel ist gewiß, daß es höchst unvollkommen executirt wurde. Halbe Kompagnien blieben stehen und besannen sich, und ließen sich endlich Einer nach dem Andern gemächlich auf das Knie nieder. Der erste Konsul äußerte selbst sein Mißfallen dadurch, daß er das leichte Exercitium sieben oder achtmal wiederholen ließ. — Hierauf defilirte die Infanterie vor ihm vorbei, und ließ ihre herrliche Feldmusik ertönen, die man wohl sonst nirgend in dieser Vollkommenheit hört. Es sind durchaus keine gewöhnlichen Märsche, wo derselbe Theil immer regelmäßig zweimal wiederkehrt; ich möchte es vielmehr Marsch-Symphonien nennen, die gewiß von guten Meistern komponirt worden, und mit außerordentlicher Präcision vorgetragen werden. — Als die Infanterie den Hof verlassen hatte, ritt die Kavallerie herein, und defilirte auf trefflichen Pferden (vielleicht auf Hannöverischen) gleichfalls vor dem ersten Konsul vorbei. Von diesen Regimentern mußte jedoch nur Eins ein Paar Manövers exekutiren, womit dann die heutige große Parade ihre Endschaft erreichte. Bei der zunächst folgenden marschirte auch zum Ersten Mal ein Bataillon Matrosen mit auf, das besonders durch seine Bewaffnung mit Enterhaken sich auszeichnete.

Wir eilten jetzt, um dem ersten Konsul nicht bei seiner Zurückkunft zu begegnen, hinunter in den Saal der Ambassadeurs (oder vielmehr in einige sehr einfache

Zimmer, die ſo genannt werden), wo wir das Corps diplomatique ſammt allen Fremden, die heute präſentirt werden ſollten, verſammelt fanden. Da man hier nichts als Sterne und Ordensbänder ſah, ſo ſchien es, als ſei man plötzlich an einen monarchiſchen Hof verſetzt worden. Nur das Koſtüm der Palaſtpräfekten, die in ihren geſtickten Scharlachkleidern mit blauen Schärpen zwiſchen uns herumwandelten, erinnerte an die republikaniſche Konſularchie. Offizianten und Bediente, in grüner Kleidung mit Gold verbrämt, boten uns Liqueure und dergleichen Erfriſchungen, worauf ſich endlich der ganze ſchimmernde Haufe in Bewegung ſetzte und die Paradetreppe hinauf ſtieg. Die Hecke von Gardeſoldaten, auf beiden Seiten, ſtand noch wie zuvor auf Treppenſtufen und in Sälen. Oben an der Treppenruh paradirte etwa eine halbe Kompagnie mit dem Trommelſchläger. Wir zogen langſam durch drei bis vier Säle, die mit allerlei neufranzöſiſchen Trachten angefüllt waren, als da ſind huissiers in ſchwarzen Kleidern mit goldenen Ketten um den Hals, an welchen Medaillen hängen, gerade wie ſie vormals die Ritter trugen; eine Menge einfache, blaue, mit Gold und Silber geſtickte Uniformen (auch die Beinkleider ſah ich bei vielen längs der Näthe geſtickt) u. ſ. w. Die Säle, durch welche wir gingen, waren dieſelben, in welchen ich vor dreizehn Jahren noch die hundert Schweizer, à la Henri IV. gekleidet, geſehen hatte; dieſelben, durch welche die ganze königliche Familie damals in die Meſſe an mir vorüber

zog. Ich empfand eine sonderbare wehmüthige Beklemmung, als ich in diesem Augenblicke jenes Augenblicks gedachte! — Jetzt öffneten sich die Thüren des Audienzzimmers, dessen schönste Dekoration die Fahnen sind, welche da malerisch gruppirt aufbewahrt werden. Bonaparte stand zwischen dem zweiten und dritten Konsul, welche reichgestickte Scharlachkleider, aber nach dem gewöhnlichen Schnitte trugen. Auch der Oberrichter (grand juge) war in seinem Kostüm gegenwärtig, das dem der Kardinäle nicht unähnlich ist. — So bald ein Kreis sich formirt hatte, trat Bonaparte hervor, sprach zuerst mit dem anwesenden Churprinzen von Würtemberg, und dann in der Reihe herum, gerade so wie andere Könige und Fürsten es zu machen pflegen mit den Ministern fremder Höfe, die ihm bei dieser Gelegenheit ihre Fremden präsentirten.

Keines von den Bildern, die ich in Deutschland oder Frankreich von ihm gesehen habe, gleicht ihm ganz; die meisten gleichen ihm gar nicht. (Zu den letztern gehört unter andern David's berühmtes Gemälde.) Am besten hat ihn Isabey getroffen, der ihn in ganzer Figur stehend dargestellt hat, und von dessen Bilde auch ein recht guter Kupferstich vorhanden ist. Ihm bei weitem am ähnlichsten finde ich das Brustbild auf den neuen Fünf-Frankenstücken vom Jahre Zwölf; so oft ich dies betrachte, steht der erste Konsul lebhaft vor mir. Er hat seit einiger Zeit zugenommen, welches einen Mann wie Bonaparte gerade nicht vorzüglich kleidet; denn man ist gewohnt, ihn ganz Geist zu denken, und die Fantasie erlaubt ihm gleichsam nur so viel von irdi-

ſcher Hülle, als eben nothwendig iſt zum Werkzeug des Geiſtes. Ich wette, daß ſich Niemand Bonaparte wohlbeleibt denken kann, und doch iſt er es jetzt ein wenig, ſcheint es vielleicht auch mehr, weil er klein von Statur iſt. Sein Profil iſt das eines alten Römers, ernſt, edel, ausdrucksvoll. Wenn er immer ſchwiege, ſo würde ſein Ernſt etwas Kaltes, Zurückſchreckendes haben; ſobald er aber redet, ziert ein wirklich holdes Lächeln ſeinen Mund, und man gewinnt Vertrauen zu ihm. Gerade das war der Fall mit Paul dem Erſten, deſſen Freundlichkeit man nicht widerſtehen konnte.

Da ich eben Paul's des Erſten gedenke, ſo darf ich nicht vergeſſen zu erwähnen, daß der erſte Konſul mit mir über dieſen unglücklichen Monarchen ſprach, und mit Innigkeit ſeine Hochachtung für ihn bezeigte. »Er war ein Hitzkopf,« ſagte er unter andern, »aber er hatte ein vortreffliches Herz.«

Einige Schritte von mir ſtand der amerikaniſche Geſandte, mit dem er, wenn ich anders recht verſtanden, über den Handel ſeines Vaterlandes ſprach. Der Geſandte ließ, hierdurch veranlaßt, einen leiſen Wunſch nach Frieden fallen; der erſte Konſul zuckte die Achſeln, als wolle er ſagen: meine Schuld iſt es nicht. Auch ſchienen einige Worte über dieſen Gegenſtand ihm auf der Lippe zu ſchweben, aber er verſchluckte ſie und ging weiter. — Mit großer Leichtigkeit und Unbefangenheit ſprach er von den verſchiedenartigſten Materien, worunter denn, als er zum zweiten Male ſich mir nahete, auch das Theater Platz fand. Er nannte uns

Deutsche melancholisch, und meinte, durch die rührenden Dramen werde das französische Trauerspiel etwas beeinträchtigt: er liebe nicht zu weinen u. s. w. — Wenn ich anführe, was der erste Konsul mit mir selbst gesprochen, so hebe ich natürlich dasjenige aus, was, ohne Rücksicht auf mich, für das Publikum Interesse haben kann. Aus einer Art von Reisebeschreibung sein Ich ganz zu verbannen, ist nicht wohl möglich, aber sich hüten soll man, daß man es nicht in den Vordergrund stelle, wie man wohl neulich erlebt hat.

Als der erste Konsul seine Runde gemacht hatte, trat er wieder zwischen die beiden Konsuls, die sich während der ganzen Zeit nicht vom Platze gerührt hatten, verbeugte sich und gab dadurch das Zeichen zum Aufbruch, blieb auch so lange stehen, bis das ganze Korps diplomatique hinaus war. — Ein zahlloses Volk, mit dem Bedürfniß zu gaffen auf jedem Gesichte, umgab die Tuillerien, während der Parade, und auch noch jetzt, wurde aber von den Schildwachen sehr in Respekt gehalten; und kaum konnte man sich einbilden, daß diese nämlichen Gaffer einst jene Kugeln gegen die Tuillerien schleuderten, deren Spuren man noch überall in der Mauer sieht, weil man mit Fleiß die Löcher nicht allein nicht ausgebessert, sondern vielmehr die Kugeln darin hat stecken lassen, und neben jede solche Stelle mit großen Buchstaben geschrieben: der zehnte August.

Eines unangenehmen Nachspiels der Präsentation beim ersten Konsul muß ich noch erwähnen. Am andern

Morgen nämlich meldeten ſich die Muſikanten des erſten Konſuls, um mir zu meiner Ankunft Glück zu wünſchen, das heißt um ein Geſchenk zu erhalten. Da ihrer nur zwei waren, ſo glaubte ich genug zu thun, wenn ich jedem einen ſechs Livres-Thaler verehrte, allein ſie waren damit nicht zufrieden, ſondern erklärten, daß ihrer vierundzwanzig ſeien. Hier verging mir die Geduld. Ich ſagte ihnen ſehr höflich, die Gratulation ſolcher Künſtler könne keinen andern Preis haben, als den Dank für eine ſolche Ehre, und ließ ſie mit langen Geſichtern abziehen. — Gewiß weiß ihr Chef nichts von dieſer Art zu betteln, und ich glaube durch die Bekanntmachung ein gutes Werk zu ſtiften, denn jeder Franzoſe, der dies lieſt, wird eilen das Seinige beizutragen, um eine Gewohnheit abzuſchaffen, welche die Nationalehre beeinträchtigt.

Von den Mittagstafeln beim erſten Konſul iſt ſchon oft allerlei gedruckt worden, und ich weiß dem wenig beizufügen. Daß Bonaparte kein Liebhaber von langem Zutiſchſitzen iſt, weiß Jedermann. Daß man zwar gut bei ihm ißt, aber daß er auf Leckerei nichts hält, iſt auch bekannt. Er ſelbſt ſoll öfter geſagt haben: wer recht gut eſſen will, muß nicht zu mir kommen, ſondern zum Konſul Cambaceres gehen. — Die feſtlichen Tafeln in der groſſen Gallerie beſtehen zuweilen aus einigen hundert Perſonen; ich bekenne aber, daß dieſe ungeheure, ſo impoſant verzierte Gallerie, Empfindungen weckt und unterhält, die der Eßluſt eben nicht vortheilhaft ſind. Man denke ſich die Wände mit Gobelins bedeckt, auf welchen die Schlachten

Konſtantins prangen (die aber leider auf der Sonnenſeite ſehr zu erbleichen beginnen), dazu ſtelle man in geringen Zwiſchenräumen längs den Wänden hinab die größten Helden Frankreichs in Lebensgröße, aus weißem Marmor gehauen und trefflich gearbeitet, als Bayard, Condé, Turenne u. ſ. w., und man wird mit mir fühlen, daß ein Kriegsrath, ein Friedensſchluß oder ein Geſandten-Empfang ſich beſſer in einem ſolchen Lokal ausnimmt, als Tellergeklapper. Auch einige bekannte Antiken befinden ſich hier: der Jüngling, der ſich den Dorn aus dem Fuße zieht, und die Knochenſpielerin. Die mannigfaltigen Gemälde am Plafond haben auch großen Werth. Schade nur, daß die Decke mehrere Riſſe hat. — Der eigentliche auch ziemlich große Speiſeſaal, der mit den Zimmern der Madame Bonaparte eben nicht zum bequemſten verbunden iſt, zeichnet ſich allenfalls blos durch edle Einfachheit aus.

Da ich gerade von der Pariſer Wohnung des erſten Konſuls und ſeiner Gemahlin rede, ſo will ich gleich ſagen, was mir noch bemerkenswerth geſchienen. Die Zimmer der Madame Bonaparte ſind ſehr geſchmackvoll verziert, aber durchaus nicht mit Pracht überladen. Einige köſtliche Bronzen, die man aber ſchon vormals in Verſailles geſehen, wenige treffliche Gemälde (unter welchen eine ſchlafende Venus von Correggio obenan ſteht), einige Marmorarbeiten und Moſaiken aus der Florentiner-Fabrik, und ſchöne Vaſen aus der Fabrik de Sevres, das iſt ungefähr Alles, was von der Möblirung koſtbar genannt werden kann.

BIBL. UNIVERS.

Vieles dergleichen findet man auch in reichen Bürgerhäusern. Die Zimmer mit seidenem Zeuge von Einer Farbe faltig zu drapiren, ist jetzt der neueste Geschmack, der sich aber, so lieblich er auch ist, schwerlich lange erhalten wird, weil der Staub sich zu sehr in die Falten legt, und die Bedienten schwerlich bis an die Decke hinauf die Wände täglich reinigen werden. In einem der Gesellschaftszimmer der Madame Bonaparte ist diese Draperie in kleinen Zwischenräumen durch goldene Leisten perpendikulär getheilt, oder gleichsam linirt, welches einen schönen Effekt macht. Im Schlafzimmer, dessen sowohl sie als er sich bedienen, hangen mehrere hübsche Gemälde, sonst aber ist es ganz einfach, so wie auch das Toilettezimmer, welches artig getäfelt und das nämliche ist, in welchem die Königin vormals sich zu kleiden pflegte. Man hatte mir gesagt, Madame Bonaparte bediente sich daselbst der goldenen Toilette der unglücklichen Königin, es ist aber nicht wahr; ich habe auf ihrem Putztisch keine prächtigen oder goldenen Gefäße gesehen. Zwei kleine niedliche Badezimmer machen das Ende einer Wohnung, die etwa alles in allem aus sieben oder acht Piecen besteht, und folglich noch lange nicht z. B. den endlosen Prunkgemächern der russischen Großen gleicht. Im Vorzimmer hängen ein paar große Bilder von einem niederländischen Maler, welche Scenen aus dem Leben Ludwig XIV. darstellen und vormals im hôtel Condé gefunden wurden. — Das Zimmer, wo die Konsuls ihre Sitzungen halten, ist dasselbe, in welchem die Fahnen aufbewahrt werden, und das einzige auffallende Mö-

bel darin iſt eine ſehr große Erdkugel, auf welcher die Finger oft hin und her fahren mögen, um das Schickſal der Länder zu beſtimmen, die ſich mit derſelben herumdrehen. — Der Saal des Staatsraths und die daran ſtoßende kleine Kapelle ſind anſtändig, zeichnen ſich aber durch nichts aus. Auffallend war es mir und andern, daß jeder Konſul und jeder Staatsrath ein Nadelkiſſen vor ſich ſtehen hat, und auffallend blieb es mir auch noch alsdann, als ich bei näherer Unterſuchung fand, daß dieſe Nadelkiſſen eigentlich zu Oblatenſchachteln dienten. — Ehe ich von den Tuillerien ſcheide, muß ich noch dankbar erwähnen, daß alles, was darin auf und nieder und durch einander wandelt, Beamte, Bedienten und Schildwachen, alle höflich und zuvorkommend in Antworten und im Zurechtweiſen ſind. Nie haben Grobheit oder Uebermuth der Kleinern, die ſonſt wohl oft an dergleichen Orten zurückſchrecken, meine Neubegier beſtraft. Ich mochte im zugeknöpften Oberrock oder in meinem beſten Staate erſcheinen, dadurch wurde die Höflichkeit der Leute weder vermindert, noch vermehrt. Ganz beſonders muß ich die franzöſiſchen Schildwachen rühmen. Es hat ſich oft getroffen, daß ich mit ihnen geſprochen, und ſie haben ſich ohne Ausnahme als geſittete Menſchen betragen, ſelbſt dann, wenn ſie mich irgendwo zurückwieſen. Ich erinnere mich unter andern, daß ich einſt in der Vorhalle der Tuillerien einen großen bedruckten Bogen an der Wand erblickte, und hinzutrat, um ihn zu leſen. Da näherte ſich mir die nächſte Schildwache ſehr beſcheiden, und ſagte mit einem höflichen

Der

Wirrwarr,

oder

der Muthwillige.

Eine

Posse in fünf Akten

von

August von Kotzebue.

BIBL. UNIVERS. LIPS.
EX
BONO
UCKERMANN

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer.
1803.

Lächeln: »Monsieur c'est notre consigne, das darf nicht geleſen werden.« — Mancher Deutſche würde mir ſein: Herr! das iſt verboten zu leſen! ſehr unfreundlich zugerufen haben. Uebrigens war es mir in der That leid, daß ich das Blatt nicht leſen durfte, zumal ſeitdem ich wußte, was es enthielt, denn es war in ſo vielen Punkten abgefaßt, daß ein intereſſanter Aufſchluß über die inneren Sicherheitsmaßregeln des Palaſtes darin zu vermuthen iſt.

Ein ſchmeichelnder Dichter ſang, während meines Aufenthaltes, von Bonaparte;

Il eut pour ennemis le feu, la terre et l'onde,
Il en a triomphé pour le bonheur du monde.

Das letztere kann freilich ein Dichter prophezeien, aber nur der künftige Geſchichtſchreiber beſtätigen, und dann iſt noch immer zu wünſchen, daß jener Triumph nie durch kleinliche Maßregeln erreicht worden ſein möge. Zu ſolchen würde ich die ungeheure Cenſurbedrückung rechnen, die man ſich jetzt in Paris erlaubt, und die unter Paul dem Erſten wahrlich nicht empörender war. Der jüngere Düpaty ſchrieb ein artiges Stück für das Theater Faydeau, das Vorzimmer betitelt, in welchem die Emporkömmlinge von der Satyre gegeißelt wurden. Sogleich findet man verwegene Anſpielungen darin; man glaubt ſogar, einer der Schauſpieler habe durch einen blauen Rock mit gelben Knöpfen die Kleidung eines Mannes bezeichnen wollen, der vormals im Artillerie-Korps eine ſolche Uniform trug; man geht ſo weit, die ſämmtlichen

im Stück gebrauchten Kleider holen zu lassen. Man findet nichts, dennoch wird der Autor nach St. Domingo exilirt, zwar nicht als Dichter, sondern als Offizier der Marine, weil er ohne gehörigen Urlaub auf einige Tage nach Paris gekommen war. Aus seinem eigenen Munde habe ich es, daß er, bereits eingeschifft, auf der Rhede von einer schweren Krankheit befallen, wieder an's Land gebracht, und in einem langen Arrest gehalten wurde, bis endlich wirksame Fürsprache es dahin brachte, daß dieser Arrest ihm als Strafe seines Vergehens angerechnet wurde. Jetzt ist der liebenswürdige junge Mann frei, lebt in Paris, studirt die republikanische Vorsicht, und läßt sein Vorzimmer unter einem andern Titel aufführen. —

Ein anderer Dichter macht ein lustiges Stück, in welchem ein gesunder wohlgewachsener Mensch an einer Insel landet, die von lauter Bucklichten bewohnt wird, folglich findet man ihn ungestalt und lacht ihn aus. Da sagt er am Ende: »wenn ich einmal unter lauter Blinde gerathen sollte, so würde ich, um ihnen ähnlich zu sein, mir beide Augen ausstechen lassen.« — In diesen Worten fand der Censor eine Satyre auf diejenigen Soldaten, welche in Egypten ihr Gesicht verloren. — Ein anderer schrieb ein Stück: Belisaire. Der Censor glaubte den General Moreau darin zu erkennen, und verbot es. — Fermez la porte (macht die Thür zu) darf nicht gesagt werden, denn zugemachte Thüren deuten auf eine Verschwörung. — Das Wort brigand darf man sich auch nicht entwischen lassen, denn man könnte Männer darunter verstehen,

die an der Staatsverwaltung Theil nehmen. — Nogaret heißt der Mann von drei und ſechzig Jahren, der ſolche ſaubere Stückchen à la Tumanskoi macht, und auf alle Vorſtellungen, die man an ihn ergehen läßt, nichts weiter antwortet als: »Wollen Sie, daß ich meinen Platz verliere? Ich habe ſonſt nichts, wovon ich leben könnte.«

Sollte es nun aber wirklich wahr ſein, daß der Mann ſeinen Platz zu verlieren Gefahr laufen würde, wenn er eine weniger alberne Strenge ausübte, ſo würde die Regierung einen der giltigſten Anſprüche auf den ehrenvollen Ruf der Liberalität verlieren, und, weil das jedem Weltbürger ſchmerzlich ſein muß, ſo wünſche ich von Herzen, daß jene von Nogaret geäußerte Befürchtung nur das kindiſche Geſchwätz eines alten Mannes ſein möge, welches, wenn es Bonaparte zu Ohren kommt, hoffentlich nicht von ihm gebilligt werden wird. Aber auch ſelbſt in dieſem Falle iſt es immer ſehr drückend für Literatur und Kunſt, daß man einem ſolchen invaliden Cenſor nicht beſſer auf die Finger ſieht. Ein Schriftſteller, wie ich, der unter einer der liberalſten und eben deswegen ſicherſten Regierungen Europa's zu leben das Glück hat, fühlt natürlich doppelt das Empörende jenes Druckes, und tröſtet ſich gern, im Genuß echter Freiheit, die vom Throne herabſtrahlt, über kleine Armſeligkeiten, die ihm ſeinen Beruf zuweilen erbittern. —

Noch eine kleine Anekdote von Mercier, dem berühmten Verfaſſer des tableau de Paris, gehört hieher, ob ſie gleich nicht dem alten Nogaret, der blos Schauſpiel-Cen-

ſor iſt, zur Laſt fällt. Mercier ſaß bekanntlich vierzehn oder ſechzehn Monate lang gefangen, und vertrieb ſich dieſe böſe Zeit durch eine Widerlegung Newton's, die oft in Perſifflage ausartete. Er ließ nachher die Frucht ſeiner Einſamkeit drucken, und auch hier witterte der ſeltſamſte Argwohn, es ſei wohl unter dem Namen Newton ein ganz anderer zu verſtehen. Beweiſen ließ ſich das freilich nicht, aber wirklich gehört Mercier nicht unter die Lieblinge der Regierung.

Der Leſer wird ſo gerecht ſein zu geſtehen, daß ich das viele Gute und Große am erſten Konſul in dem, was ich über ihn geſagt, nicht verkannt, daß ich gern und mit Wärme über ihn geſprochen habe: ich bin aber weit entfernt, mich zum Heer ſeiner Schmeichler zu geſellen, und es muß mir daher vergönnt ſein, eben ſo freimüthig zu bekennen, daß ich manches an ihm mir nicht genügend zu erklären weiß, und daß ich zum Beiſpiel ſein Benehmen gegen Frau von Stael tadelnswerth finde, ſo lange es ihm nicht beliebt, Gründe dafür anzugeben. In dem Augenblick, da ich dieſes ſchreibe, habe ich Frau von Stael noch nicht geſehen, und kenne ſie blos aus ihren geiſtreichen Schriften; aber als Bürger der literariſchen Republik, die alle andern Republiken überleben wird, muß ich die Prophezeiung unterſchreiben, welche die hochherzige Frau gegen den erſten Konſul eben ſo ſchön als kräftig ausdrückte: Vous me donnez une cruelle illustration, je tiendrai une ligne dans Votre histoire.

Als der erſte Konſul am 10. Brümaire plötzlich ſeine Reiſe

nach den Seeküſten antrat, wußte wenige Stunden vorher noch niemand etwas davon; ja er ſoll noch am ſelbigen Morgen Papiere an die Miniſter geſandt haben, mit dem Auftrage, ihm des andern Tages darüber Bericht zu erſtatten. Zu zweien ſeiner Adjutanten ſagte er ganz kurz: »ſie würden ihn auf ſeiner Reiſe begleiten" und fügte die Frage hinzu: »ob ſie viel Zeit zu den Vorbreitungen nöthig hätten?" — Dieſe, welche glaubten, es ſei wenigſtens von einigen Tagen die Rede, antworteten mit nein. »Wohlan," ſagte der erſte Konſul, »ſo nehmen Sie Ihre Degen und Hüte." — In der That war der Befehl zum Anſpannen eben gegeben worden, und der Kourier, der die Pferde beſtellen ſollte, war vor einer Viertelſtunde abgegangen.

Daß Jemand krank ſein könne, begreift der thätige Mann nicht, oder kann es doch nicht leiden; (ein Zug, den er ganz mit Paul dem Erſten gemein hat); daher, wird erzählt, nimmt jedermann proviſoriſch Arzenei, wenn er einmal verreiſt, weil ſonſt keine Zeit dazu übrig bleibt. — Er ſchätzt den Dichter Lemercier, Verfaſſer des Trauerſpiels Agamemnon, welches in Paris ſehr mißfallen hatte, und nicht mehr geſpielt wurde. Um, ſagt man, es den Pariſern wieder ſchmackhaft zu machen, begehrte Bonaparte eine Vorſtellung desſelben in St. Cloud, weil die Mitglieder des Théâtre français dadurch genöthigt wurden, es auch in der Hauptſtadt wieder zu geben. Das Stück hat wirklich mehrere verrenkte Schönheiten und ſchöne Gräßlichkeiten. Bonaparte ſelbſt hat dem Dich-

ter eine sehr richtige Kritik darüber gemacht. »Ihre Klytemnestra,« sagte er, »ist ein sehr schwaches Weib, und doch lassen Sie sie eine sehr starke That verrichten, ohne andere Vorbereitung, als daß Egisth sie in einer einzigen Scene ein wenig dazu überredet. Fühlen Sie denn nicht, daß dieses Weib, indem es das Schlafzimmer des Gemahls betritt, auf dem Wege bis zu seinem Bette, den mörderischen Vorsatz nothwendig wieder aufgeben muß?«

Ich halte für schicklich, meine kleinen Bemerkungen über einen großen Mann zu schließen. Wenn ich freilich alles mittheilen wollte oder könnte, was mir von ihm gesagt, erzählt und oft auch wohl vorgelogen worden, so würde ein Buch daraus werden, und — vermuthlich kein wahres — aber ein interessantes Buch. Doch da ich auf politische Raisonnements oder Träume mich nicht einlassen mag; da es, vor gänzlich hergestellter Ruhe zu früh ist, Bonaparte als Regenten zu beurtheilen, und da die Schilderungen von ihm als Privatmann sich gar zu oft widersprechen; so ist es Pflicht den unsichern Pinsel für den künftigen Maler, dem die Zeit täglich vorarbeitet, niederzulegen.

Die Vorstellung beim zweitem und dritten Konsul ist mit wenig Umständen verknüpft, wenn nämlich die bei dem ersten vorhergegangen ist. Der Minister, zu dem man gehört, wählt einen Tag, an welchem die beiden Konsuln zu essen geben, das ist Dinstags und Sonnabends. Nach aufgehobener Mittagstafel, etwa Abends gegen neun Uhr, fährt man hin. Auch sie haben in

ihren Höfen und Korridors Wachen von Konsular-Garde die nicht etwa blos aus einzelnen ihnen zugesandten Schildwachen bestehen, sondern unter Kommando eines Offiziers ordentlich bei ihnen aufziehen. Ihre Wohnungen sind ziemlich geräumig, aber prunklos; schöne Gobelins ist das einzige, wodurch sie sich auszeichnen. In der Thür des Gesellschafts-Saals steht — (wie überhaupt in Paris in allen großen Häusern) ein Offiziant oder Kammerdiener, der eigentlich Anmelder heißen sollte; denn ihm sagt jeder Kommende seinen Namen, und er ruft diesen Namen laut in das Zimmer hinein, in dem Augenblicke da der Fremde eintritt. Diese Gewohnheit ist auf einer Seite sehr vortheilhaft für die versammelte Gesellschaft, die dadurch sogleich unterrichtet wird, wen sie vor sich hat; man kann aber nicht läugnen, daß sie den Eintretenden nothwendig etwas verlegen machen muß, zumal wenn er etwa einen nicht ganz unbekannten Namen trägt, und folglich aller Augen sogleich auf ihn gerichtet werden. — Der Konsul, der gewöhnlich am Kamin steht, geht dem Kommenden, nach Beschaffenheit seines Ranges, seiner Verdienste u. s. w., viele oder wenige Schritte, oder auch gar nicht entgegen, erwiedert dessen Verbeugung sehr höflich und anständig, spricht oder spricht auch nicht, worauf sich der zuletzt Gekommene zu dem übrigen meist sehr großen Zirkel gesellt. Cambaceres hat zwei schwarzgekleidete Hof-Kavaliere, welche die Honneurs bei ihm machen, und besonders sogleich bei der Hand sind, wenn eine Dame hereintritt; sie gehen ihr entgegen,

fassen ihre Fingerspitzen, führen sie vor den Konsul, dem sie einen Knix macht, und dann von dem Kavalier bis zu einem Stuhle geleitet wird. Auch die Männer werden von diesen Herren empfangen, und ihnen gewöhnlich gesagt: approchez Vous du feu, Monsieur, welches überhaupt die Pariser Winterformel ist, um ein Gespräch einzuleiten. Oft wird denn auch das Feuer des Gesprächs durch das Kaminfeuer ersetzt. Einer jener Kammerherren ohne Schlüssel ist jetzt Aigrefeuille, ein Mann, der durch den ihm dedizirten Almanach der Leckermäuler sehr berühmt geworden ist. Man sagt, er habe diese Auszeichnung vollkommen verdient, obgleich er sie bescheiden von sich ablehnte, und ich bekenne, daß, wenn die Küche des zweiten Konsuls unter seiner Direktion steht, ich selbst in Versuchung gerathe, eine Küchen-Hymne auf ihn zu dichten; denn unter siebzig oder achtzig Schüsseln, von deren Hälfte ich wenigstens zu kosten alle meine Kräfte aufgeboten habe, war auch nicht eine, die Lucullus oder Apicius verschmäht haben würden. (Ueberhaupt ist ohne alle Widerrede die französische Küche jetzt die erste in der Welt.) Der Konsul legt selbst von vielen Speisen vor, schenkt vielerlei Getränke selbst ein, und ruft die Gäste sehr höflich auf zu erklären, ob sie davon wollen? — Ungeachtet des großen Ueberflusses von Speisen, sind doch nur wenige Schüsseln so eingerichtet, daß allenfalls jeder Gast davon nehmen könnte, sondern, in der Voraussetzung eines verschiedenen Geschmacks, werden nur die Hauptschüsseln von den Bedienten herum getragen, die übrigen bleiben stehen, und

der, vor dem sie gerade steht, legt davon vor, wenn Jemand ihm seinen Teller schickt. — Sehr gut finde ich es, daß man nicht so vielerlei Weine gibt, als z. B. bei uns in Berlin, wo man am Ende der Mahlzeit gewöhnlich zehn bis zwölf verschiedene Gläser vor sich stehen hat. Nur ein paar gute Tischweine, ein paar Dessertweine und kein Champagner. Es wird, Gott sei Dank, sehr geschwind servirt, fast ein wenig zu geschwind. Wer in dieser Rücksicht einmal die beiden Extreme zu versuchen Lust hat, der esse heute beim ersten Konsul, und morgen in einem guten Berliner Bürgerhause, so hat er heute nicht Zeit, sich satt zu essen, morgen aber vollkommen Zeit, zweimal zu verdauen und wieder von vorne anzufangen; denn in diesen Häusern glaubt man noch, ein Gastmahl sei nicht vollständig und gereiche dem Wirth nicht zur Ehre, wenn die Gäste nicht über das lange Sitzen in Verzweiflung gerathen. — Bei dem Konsul Cambaceres würde das lange Sitzen noch beschwerlicher werden, weil man auf kleinen Strohstühlen so sehr eng sitzen muß, daß man durchaus nur die Hände und die Arme rühren kann. Ich halte es mit dem deutschen Sprichwort: gut gesessen, halb gegessen, und mein Gaumen kann der Leckereien nicht froh werden, wenn ich alle Augenblicke in Gefahr bin, Rippenstöße zu geben oder zu empfangen. Hat man nun vollends etwa das Unglück, an schwer zu unterhaltende Nachbarn zu gerathen, so wird der Gaumenkitzel theuer erkauft. Das letztere ist mir jedoch selten widerfahren, ich erinnere mich

hingegen mit Vergnügen einer Mittagstafel bei Cambaceres, wo mein Nachbar, der General Cäsar Berthier, durch eine äußerst lebhafte Erzählung der Einnahme von Tabago durch die Engländer, mich sowohl die engen Sitze als die leckeren Speisen vergessen machte. — Eine Gewohnheit, die mir wohl gefällt, die ich jedoch nur in diesem Hause gefunden zu haben mich entsinne, ist, daß das Eis erst nach dem Kaffee herum präsentirt wird. — Die Tischgesellschaft besteht gewöhnlich aus dreißig bis vierzig Personen; unter den Damen sind viele Generalinnen, und unter allen Generalinnen, die ich gesehen habe, keine, die älter wäre als etwa achtundzwanzig Jahre. — Nach der Tafel finden sich die Besuchenden bei Hunderten ein, und man hat Gelegenheit, sehr interessante Bekanntschaften zu machen. Hier sah ich den Weltumsegler Bougainville, der, wie es scheint, den Versuch machen will, wie alt man werden kann, ohne etwas von Munterkeit und Liebenswürdigkeit zu verlieren. Hier sah ich Barbé-Marbois, den wackern Gefährten Barthelemy's auf seiner Deportations-Reise nach Cayenne; Portalis, den aufgeklärten, biedern Chef der geistlichen Einrichtungen; den alten weißlockichten Guillotin, den mit Unrecht berüchtigten Erfinder der Guillotine, denn bei dieser Erfindung hat ihn reine Menschenliebe geleitet. Man hat in Deutschland sehr oft gesagt, er selbst sei das erste Opfer der Guillotine geworden; er befindet sich aber noch sehr wohl, und hat nie in dergleichen Gefahr geschwebt. Mehrere dieser Herren waren neugierig, etwas von Weimar zu hören, welches

Städtchen sie sich nicht blos als den Sitz der deutschen Musen träumten, sondern auch meinten, die Musen lebten dort sehr gesellig, würden mit Ehre und Reichthum überhäuft, und verdienten es durch ausgezeichnete Humanität. Ich that was ich konnte, um den Ruhm meiner lieben Vaterstadt nicht zu schmälern, mußte aber freilich aus Wahrheitsliebe einige Begriffe zu ihrem Erstaunen berichtigen.

Wenn man bei dem Konsul Lebrun nicht ganz so lecker speist als bei seinem Kollegen, so sitzt man hingegen bequemer bei ihm. Er ist ein Mann mit einem sanften, sehr einnehmenden Aeußern; er ist gesprächiger und zuvorkommender als Cambaceres, hält wenig auf Zeremonien, denn bei ihm gibt es keine Hof-Kavaliere. Dagegen ist er der literarischen Welt als wackerer Uebersetzer des Tasso bekannt, und seine Unterhaltung ist die eines eben so fein gebildeten als gründlich gelehrten Mannes. Bei ihm fand ich unter andern den ehemals uns zugehörenden Lagrange, von dem man sich freuen wird zu erfahren, daß er noch ganz der Biedermann ist, der er in Berlin war, daß seine Verdienste durch Ertheilung der Staatsrathswürde anerkannt worden, und daß er an der Seite einer äußerst liebenswürdigen Gattin gemächlich und glücklich lebt. Mit stillem Vergnügen erinnere ich mich der Stunden, die ich in seinem Hause verlebt habe.

Der Konsul Lebrun scheint mir im Publikum mehr geliebt zu sein, als sein Kollege. Dem letzten wirft man, ich weiß nicht ob mit Recht oder Unrecht, Hochmuth vor.

Vielleicht hat nur sein Aeußeres ihm diesen Vorwurf zugezogen. Er soll nie anders ausfahren, als von reitenden Garden umgeben, die bei dieser Gelegenheit mit den Fußgängern zuweilen unglimpflich umgehen. Bonaparte soll er oft und gern seinen Kollegen nennen.

Der Abend in den Tuillerien.

Jetzt will ich einen Abend, in den Tuillerien zugebracht, beschreiben. Man empfängt Tages vorher ein versiegeltes Billet vom Palast-Präfekten, worin derselbe Hrn. N. N. ganz kurz benachrichtigt, daß an dem und dem Tage Abends um neun Uhr Cercle in den Tuillerien sein werde. In einer Nachschrift wird man noch ersucht, dieses Billet, wenn man hinfahre, zu sich zu stecken, um es, bei etwaiger Nachfrage am Eingange, vorzuzeigen. Ich habe diese Vorschrift treulich befolgt, bin aber nie angehalten worden. Indessen soll man in der That oft mit Strenge darauf sehen. Folgendes Beispiel kann ich verbürgen: ein Mann von Bedeutung war Vormittags bei Madame Bonaparte, ihr, wo ich nicht irre, Gemälde oder andere Kunstwerke zu zeigen, die sie zu sehen begehrt hatte. Er unterhielt sie lange und angenehm, und als er sich empfahl, sagte Madame Bonaparte: „ich hoffe, wir werden diesen Abend das Vergnügen haben, Sie bei uns zu sehen.“ Es war gerade den Abend Cercle, was war also natürlicher, als daß der Herr sich für eingeladen hielt? und zwar für ehrenvoller eingeladen, als alle übrigen Gäste? — Folglich findet er sich des Abends zu

rechter Zeit ein, wird angehalten, um das Billet gefragt, gesteht, er habe keins, erklärt die Sache, wie sie ist, aber vergebens, man zuckt die Achseln, la consigne est sevère, er muß zurück.

Als ich an dem Abend, von welchem hier die Rede sein soll, und der mit geringen Veränderungen jedem andern Cercle gleicht, in die Säle der Tuillerien trat, fand ich bereits eine Menge Damen und Herren, sitzend, gehend, stehend, versammelt, und im letzten Zimmer den ersten Konsul am Kartentisch, spielend mit seiner Gemahlin, Stiefstochter, und dem Kapitän der Konsulargarde. Er nahm dabei den ersten Platz ein: er saß nämlich mit dem Rücken gegen die Wand gekehrt, und es gab Leute, welche die Bemerkung machten, daß vormals der König an festlichen Tagen, gerade so mit der Königin, einer Prinzessin vom Geblüt, und dem Kapitän seiner Garde gespielt habe. Die Bemerkung ist ziemlich unbedeutend, aber ein kleiner Pinselstrich zum Gemälde ist sie doch.

Lange währte das Spiel nicht. Bonaparte kam zuerst heraus, machte die Runde unter den Gästen, und bemühte sich, besonders jeder Dame etwas Verbindliches zu sagen. Da vielleicht sechzig und noch mehr Damen gegenwärtig waren, und er selten eine ohne ein freundliches Wort vorüber ging, so hatte ich in der That Gelegenheit, dieses neue Talent an ihm zu bewundern. Als er vollendet hatte, trat Madame Bonaparte heraus, durchschnitt, vom zweiten Konsul geführt, und nach allen Seiten sich beugend, den Gesellschaftssaal, und begab sich gradeswegs in den Kon-

zertſaal. Ihr folgte auf gleiche Weiſe ihre Tochter, Madame Louis Bonaparte (hier nur kurz Madame Louis genannt), an der Hand des dritten Konſuls; wir alle ſtrömten hinterher, und befanden uns im nächſten Augenblicke, in einen großen Halbzirkel formirt, einer Gruppe von Muſikern gegenüber, deren düſterer Anblick ſehr ſeltſam mit dem bunten Gemiſch der Gäſte kontraſtirte. Das ganze Orcheſter nämlich glich einem Leichen-Kondukt, alle ſchwarz gekleidet vom Kopf bis zu den Füßen, rabenſchwarze Titusköpfe mit Haarbeuteln daran, und nur der Stahldegen brachte ein wenig Schimmer in das Gemälde.

Neben Madame Bonaparte blieben zwei Stühle leer, die Konſuls ſetzten ſich aber nicht. Der Erſte ſtand dicht neben ſeiner Gemahlin, die oft einige Worte mit ihm ſprach, wobei er ſich denn jedesmal freundlich herunter beugte. Dieſe Augenblicke ausgenommen, blieb ſein Geſicht, wie gewöhnlich, ganz unverändert, und nur ein einziges Mal entſchlüpfte ihm, als Beifallszeichen, ein leichtes Kopfnicken, als die kleine, dicke Perſon, mit der chineſiſchen Phyſiognomie, Strina Sacchi genannt, ſich recht angriff. Sie gilt für eine brave Sängerin, und darum verzeiht man ihr die drolligſte Häßlichkeit. Es wurde in dieſem Konzerte meiſt geſungen; auch eine artige Spanierin ließ ſich beifallswürdig hören. Vorzüglich ſchön wurde ein Doppel-Konzert zwiſchen Harfe und Waldhorn exekutirt, in welchem der berühmte Frederic ſeinem Waldhorn Töne entlockte, die aus dem fernen Himmel herab zu ſchweben ſchienen, um den Menſchen eine frohe Zukunft zu verkünden. Ich habe

kaum je etwas Rührenderes vernommen, und meine, so haben sich die Engel angekündigt, als sie den Hirten die Geburt Christi meldeten.

Das ganze Konzert dauerte kaum eine Stunde. Dann brach die Gesellschaft wieder auf und verfügte sich unverzüglich in die große Gallerie, wo einige dreißig kleine, runde Tafeln, jede zu sechs Personen, gedeckt waren. Man nahm Platz wie der Zufall es fügte. Nur die drei ersten Tafeln in der Mitte der Gallerie schienen nach einer gewissen Etikette geordnet zu sein. An der einen saß Madame Bonaparte; ihre Gesellschaft bestand aus dem zweiten Konsul, der Gemahlin des preußischen Ministers, der russischen Fürstin Dolgorucki, dem Kardinal Erzbischof und dem österreichischen Minister. Da Graf Markoff, zeitheriger russischer Gesandter, bereits Abschied genommen hatte, so schien an seiner Stelle die liebenswürdige russische Fürstin ihren Hof zu repräsentiren. — An der zweiten Tafel machte Madame Louis die Honneurs, der dritte Konsul saß ihr zur Seite. Der Oberrichter in seinem Kostüm präsidirte an der dritten Tafel.

Bonaparte selbst setzte sich nicht, aß auch nicht, sondern ging zwischen den Tafeln hin und her, und sprach bald mit diesem bald mit jenem. — Die Tische waren reich und geschmackvoll besetzt, doch möchte ich es eher eine Kollation, als ein Souper nennen. Die Bedienung war aufmerksam und, wie hier alles, besonders schnell. Auch währte das Essen überhaupt nur eine kleine halbe Stunde. Madame Bonaparte, und mit ihr alle Anwesende, erhoben sich, und

der Zug ging zurück nach dem Konzertsaal, aus welchem eine liebliche Tanzmusik uns entgegen tönte. Statt jedoch zum Tanz sich anzuschicken, wie ich erwartete, gruppirte sich die Gesellschaft abermals im halben Zirkel, und kaum hatte ein Jeder Platz genommen, als die Thür gegenüber sich öffnete, und Vestris mit Pantomime den Kopf herein steckte, dann in einem geschmackvollen Bauer-Kostüm herein sprang, tanzend die Gesellschaft begrüßte, durch Geberden zu verstehen gab, daß hier für Kunst und Freude ein einladender Aufenthalt sei, und gegen die Thür winkte. Sogleich schlüpften Madame Gardel, Milliere und noch sechs andere der ersten Opertänzer und Tänzerinnen in verschiedenen Kostümen herein, und tanzten auf ebener Erde ein kleines Ballet, wie ich es wohl nie wieder so schön sehen werde. Die zu große Nähe der schwebenden Gestalten schadete wohl deren Effekt ein wenig, dagegen aber ging auch kein geflügelter Schritt, keine grazienvolle Wendung des Körpers verloren; die Künstler schienen sich ihres Publikums zu freuen, und es ist unmöglich, die Sinne durch den Tanz in einen angenehmern Taumel zu versetzen, als hier geschah.

Das Ballet füllte wiederum etwa eine kleine halbe Stunde; die Tänzer verschwanden, die Gäste begaben sich noch einmal zurück in den Gesellschaftssaal, trieben sich schwatzend noch ein Viertelstündchen durcheinander, bis der erste Konsul mit seiner Familie sich in die innern Zimmer begeben hatte, und nun fuhr jeder zu rechter Zeit (es war etwas über Mitternacht), sehr befriedigt nach Hause. —

Man pflegt ſonſt wohl immer, und oft mit Recht, die eigentlichen Hoffeſte für Opfer zu halten, welche die Etikette feierlich der Langenweile darbringt: aber es iſt in der That nicht möglich, einen Abend in großer Geſellſchaft angenehmer zu verleben, als hier geſchah. Ich wüßte mich nicht zu entſinnen, daß — die ſchönen zwangloſen Bälle unſerer vortrefflichen Königin ausgenommen, — mir an irgend einem Hofe die Zeit ſchneller dahin geflogen wäre. Nichts wurde erſchöpft, jeder Zeitvertreib rauſchte vorüber, und wenn man noch gern dem Fliehenden nachſah, zog ſchon der Kommende die Blicke auf ſich. Dabei waren die leidigen Karten verbannt, und es wurde auf dieſe Weiſe der tauſendmal wiedergekäute, aber doch ewig falſch bleibende Satz: »eine große Geſellſchaft könne nicht ohne Karten unterhalten werden,« ſiegreich widerlegt. In der That gehört, beſonders für einen reichen Mann, oder gar für einen Fürſten, blos Geſchmack und ein wenig Thätigkeit dazu, um auch ohne Hilfe der gemalten Blätter die Langeweile aus den größten Zirkeln zu verſcheuchen. Aber freilich iſt es bequemer für Wirth und Wirthin, die Gäſte bei Vieren an grünbeſchlagene Tiſche zu pflanzen, und ſich weiter nicht um ſie zu bekümmern.

Die Präſentation bei Madame Bonaparte — welche zu meiner Verwunderung eben nicht vorher zu gehen braucht, um zur Theilnahme am Cercle fähig zu machen, vermuthlich weil ſonſt der Fremde, den man durch ſolche Theilnahme etwa ehren will, auf die ſeltenen Audienztage zu lange warten müßte, — dieſe Präſentation geſchieht ohne große Feier-

lichkeit, wenigstens setzen keine Garden sich deshalb in Bewegung. Nicht am großen Portal, sondern an einem Seiteneingang fährt man vor, und begibt sich sogleich in das Audienz-Zimmer der Gemahlin des ersten Konsuls.

Dort fand ich, außer dem Minister Talleyrand, den Gesandten der meisten Höfe, und den von ihnen zu präsentirenden Fremden, auch eine Menge Damen, sämmtlich in schwarzem Sammt gekleidet, mit Juwelen reich geschmückt, und ich bekenne, daß diese feierliche Hoftracht mir nicht allein sehr edel vorkommt, sondern auch die Damen vortrefflich kleidet. Sie erwarteten sitzend im halben Zirkel die Erscheinung der Madame Bonaparte, welche auch bald von einer Dame und einem Mops begleitet, hereintrat, und sich ringsherum mit jeder Dame einige Augenblicke unterhielt. Dann stellte sie sich vor das Kamin, und jeder Minister führte seine Fremden vor. Wenn das geschehen, setzt sie sich nieder, gibt auch den übrigen Damen einen Wink, sich zu setzen, und spricht nur mit denen, welche ihr am nächsten sitzen, einige Worte, ruft auch wohl diesen oder jenen Herrn näher zu sich. Alles das währt aber kaum eine halbe Viertelstunde; sie steht auf, verbeugt sich, und verschwindet. — Für meine Leserinnen wird es nicht überflüssig sein, zu bemerken, daß sie ein einfaches weißes, mit Blumen gesticktes Kleid trug, folglich unter den vielen schwarzen Sammt-Gewändern sich sehr auszeichnete. — Was ihre Persönlichkeit betrifft, so thut man ihr sehr Unrecht, wenn man Sie des Stolzes beschuldigt. Ihr Aeußeres ist angenehm, und eben so freundlich als höflich. Sie kleidet sich

mit viel Geſchmack, und faſt weniger Pracht, als ihr jetzt geziemt. Ihr ganzes Weſen drückt durchaus nicht Hochmuth auf den Platz, welchen ſie einnimmt, vielleicht noch eher einen Anſtrich von Verlegenheit darüber aus. Ihre Phyſiognomie iſt weit leſerlicher als die ihres Gemahls, und ich möchte wohl wetten, daß ſie nach jeder vollendeten Hoffeierlichkeit gern und mit leichterer Bruſt in ihren häuslichen Zirkel zurücktritt. Daß ſie nicht blos als eine feingebildete, ſondern auch als eine gute, wohlthätige Frau gerühmt wird, iſt bekannt.

In St. Cloud hat Bonaparte ein artiges Theater bauen laſſen, auf welchem, wenn er es begehrt, die Künſtler des Théâtre français, zuweilen auch die der Opera buffa Vorſtellungen geben. Auch zu dieſen wird man, wie oben beſchrieben worden, durch ein Billet des Palaſt-Präfekts eingeladen, welches zugleich, bei Nachfrage, als Entrébillet gilt. Pünktlich um ſieben Uhr ſich einzufinden, war empfohlen. Ich trat daher die kleine Reiſe ſchon um ſechs Uhr an, und befand mich bald in einer Wagenſchnur (File), die von der Barriere an ſelten unterbrochen wurde. Da es auf dem trefflich unterhaltenen und ſo gut als die Pariſer-Straßen erleuchteten Wege ſehr ſchnell vorwärts geht, ſo gelangten wir ſchon vor ſieben Uhr an die ſchöne Grille vor St. Cloud, durften aber nicht auf den großen Hof fahren, ſondern mußten ihn linker Hand liegen laſſen, und dagegen einen verzweifelten Schneckenberg hinaufklimmen, der uns endlich zu einem kleinem Platze an eine kleine Hinterpforte führte. Ich konnte mir nicht helfen, mir

fielen einige Liebhaber-Theater in Berlin dabei ein. — Beſagte kleine Hinterpforte lag ſo hoch am Berge, daß wir nunmehr drei Treppen hinabſteigen mußten, um in das Parterre zu gelangen, welches zwar klein, aber da es blos für die anweſenden Fremden beſtimmt iſt, mehr als zu geräumig iſt. Das Corps diplomatique nimmt die erſte Gallerie ein, den Platz dicht an der Bühne linker Hand ausgenommen, wo ſich Bonaparte befindet. Es ſind der Gallerien vier über einander, und ganz unten vergitterte Logen. Ziemlich reich und ſehr geſchmackvoll iſt das Ganze dekorirt, auch Scenen aus griechiſchen Trauer- und römiſchen Luſtſpielen, aus Sophokles, Euripides, Terenz, ſind ringsumher grau in grau gemalt. —

Die Damen, welche beſonders die erſte und zweite Gallerie einnahmen, waren ſämmtlich mit Brillanten bedeckt, und ſchienen, während der ganzen Vorſtellung, eine an der andern dieſe Brillanten zu überzählen; denn nicht eine, auch nicht Eine gab Achtung auf das Stück, welches an dem Abend, von dem ich hier ſpreche, ein ſchreckliches Trauerſpiel, Agamemnon, von Lemercier (nicht Mercier) war. Da hier Niemand klatſchen darf und überhaupt alles ſehr ſtill zugeht, ſo hatte ich einen wahren Genuß. Ich ſah zum erſten Mal die berühmte Mademoiſelle Düchesnois, die von der Natur ſo ſtiefmütterlich, und von der Kunſt (wie die Pariſer behaupten), ſo mütterlich ausgeſtattet worden. Ich werde bei einer andern Gelegenheit mehr von ihr ſagen; jetzt nur vom erſten Eindruck, den ſie auf mich machte, und der gewöhnlich der reinſte zu ſein pflegt. Sie

Der

Wirrwarr,

oder

der Muthwillige.

Eine

Posse in fünf Akten.

ſchleppt die Silben in einer Art von Geſang, ſchreit ganz fürchterlich, und iſt doch dabei ſo häßlich, daß man wünſcht, es möchte ihr ergehen wie der Nymphe Echo, die in eine bloße Stimme verwandelt wurde. Daß ſie die franzöſiſche Manier gut gefaßt hat, kann man ihr nicht abſprechen, den Geiſt aber müßte ihr Talma einhauchen. Bekanntlich betrachten die Franzoſen den erſten Schöpfer jeder Rolle wie einen Bildhauer, der ein Kunſtwerk gemacht hat; alle die nach ihm kommen, nehmen nur Abgüſſe davon. Auf Individualität des Schauſpielers wird gar keine Rückſicht genommen. Was z. E. Lekain, ſeine Geſtalt, Phyſiognomie, Organ u. ſ. w. zu Rathe ziehend, auf ſolche Weiſe ausdrückte, das muß der heutige Künſtler gerade eben ſo wieder ausdrücken, wenn auch jene Nebenbeſtimmungen ganz verſchieden ſein ſollten. Die gewöhnliche franzöſiſche Kunſt läßt ſich alſo blos erlernen, und man muß Talent dazu haben, Genie braucht man nicht. Doch gibt es natürlich große Ausnahmen, unter welchen Talma oben an ſteht. Vorzüglich gelang ihm im Agamemnon die Erzählung, wie der Geiſt des Thyeſt ihm erſchienen; es war, als ob das Geſpenſt mit eiskalter Hand über den Rücken jedes Zuſchauers führe. — Das griechiſche Koſtüm war eben ſo treu als reich, vielleicht hie und da zu treu, denn die bis faſt an die Schultern nackten Arme der Männer fielen mir wenigſtens unangenehm auf. Es gibt ja ſo wenige Männer, die einen ſchönen, muskulöſen und doch fleiſchichten Arm haben. Warum geht man denn nicht auch mit nackten Füßen? — Das aber gefällt mir, daß bei

Sandalen die fleiſchfarbenen Tricots von den Füßen auch die Zehen, gleich Handſchuhen, bezeichnen. Damen und Herren tragen ſie ſo.

Während des Schauſpiels in St. Cloud werden keine Erfriſchungen gereicht. Sobald es geendet iſt, ſchwatzt der erſte Konſul noch ein Weilchen mit ſeinen Nachbarinnen, verbeugt ſich dann ein wenig gegen die Zuſchauer und verſchwindet. Dann ſtürmt alles hinaus, die drei Treppen wieder hinauf. Da aber die Zuſchauer von allen Plätzen auf dieſen Treppen zuſammenfließen, ſo ſtopft der enge Raum ſich bald ſo voll, daß man froh ſein muß, in zwei Minuten eine Stufe zu erobern. Natürlich währt es auf dieſe Weiſe wohl eine halbe Stunde, ehe man bis an die Thür gelangt, und hier müſſen Damen und Herren, in einem ſehr kleinen Vestibule zuſammengepreßt, bleiben; denn da der Platz draußen für die Menge der Wagen bei weitem zu eng iſt, ſo müſſen dieſe in einer langen, oft gebogenen Reihe hinter den Gebäuden ſich herum ziehen, und können nicht errufen werden, oder doch nicht vorfahren. Iſt das Wetter ſchlecht, ſo kann derjenige, deſſen Wagen zufällig einer der letzten iſt, ſicher eine gute Stunde warten; um Verkältung darf er dann nicht ſorgen. Bei gutem Wetter haben denn die einzelnen Herren das Hilfsmittel, zu Fuß ſo lange herum zu rennen, bis ſie ihren Wagen finden, um auf dieſe Weiſe etwas früher fortzukommen. Dies thun denn auch die meiſten. — Nun geht der Zug, mit einiger Gefahr des Halsbrechens, den Schneckenberg wieder hinab, auf Paris los, und bildet nunmehr eine ununterbrochene

Wagenschnur. Unterweges galoppirte der erste Konsul, oder doch Jemand von seiner Familie, mit vier schnaubenden Rossen an uns vorbei. Seine prächtige Livree ist auch im Mondenschein noch flimmernd, und sticht um so mehr ab, da der Livreen überhaupt noch so wenige sind. Doch finden sie sich allmälig wieder ein, und ich habe in den letzten Tagen meines Aufenthalts schon weit mehrere bemerkt als in den ersten.

Ueber Madame Recamier.

Auf einer zarten bescheidenen Blume eine Raupenbrut zu finden, ist verdrießlich; — etwa durch Rauch das Ungeziefer tödten, ist ein kräftiges Mittel, doch schadet's auch bisweilen der Blume selbst. So ist es mit dem Rufe eines Frauenzimmers, dieser zartesten aller Blumen. Leicht möchte die Schöne glücklicher sein, von der man gar nicht redet, als die, von der man zu viel spricht; und oft möchte selbst die redlichste Bemühung, ihren Ruf zu vertheidigen, die Verleumdung nur weiter verbreiten. Aus diesen Gründen habe ich bei mir angestanden, ob ich die Klatschereien, die mehrere deutsche Journalisten sich gegen die gute und liebenswürdige Madame Recamier erlaubt haben, rügen und widerlegen solle? Und wenn ich — bei der Ueberzeugung, daß der Neid immer lieber ein häßliches Märchen als eine schöne Wahrheit glaubt, — es dennoch unternehme, so ist es mehr mein empörtes Gefühl, welches

mich dazu antreibt, als die Hoffnung, Verleumder zu belehren, die nicht belehrt sein wollen.

Ich nannte Madame Recamier eben gut und liebenswürdig: die meisten Leser werden wohl zuerst erwartet haben, daß ich sie schön nennen würde? Nun ja, sie ist schön, sehr schön, und wer sie nur wenig sah, wird wohl zuerst davon reden: aber so wie die Häßlichkeit vor der Liebenswürdigkeit bald verschwindet, so auch die Schönheit; von der herrlichen Rose wie von der braunen Nachtviole vergessen wir die Gestalt, wenn ihr süßer Duft uns entzückt.

Auch ich hegte Vorurtheile gegen Madame Recamier, als ich nach Paris kam; ich meinte, ich würde ein eitles kokettes Wesen sehen, das, von Weihrauch benebelt, durch Reichthum verhärtet, in der ganzen umgebenden Welt nur sich selbst sieht und liebt; Huldigungen wie Pflichten, mit kaltem Stolze empfängt; um sich auszuzeichnen über alle Konvenienzen sich hinweg setzt; und — was weiß ich, zu welchen Ketzereien die nachgeplauderten Verleumdungen der deutschen Journalisten mich verleitet hatten. Ich war daher zwar neugierig, sie zu sehen, aber nicht sie kennen zu lernen. — In der Oper war es, wo ich meine Neugier zum ersten Mal befriedigte. »Dort sitzt Madame Recamier,« sagte einer meiner Nachbarn, und natürlich drehte ich meinen Hals schnell nach der Loge, welche er mir bezeichnete. In der vordersten Reihe suchten sie meine Blicke, durch Diamanten vielleicht noch mehr glänzend, als durch Schönheit. Aber da fand ich sie nicht. Ganz zurückgedrückt,

wie ein Veilchen in's Gras, saß die schöne Frau mit ungeschmücktem Haar, im einfachsten weißen Gewande, und die Grazie der Sittsamkeit schmiegte sich schwesterlich an sie, und sie schien sich zu schämen, daß sie so schön sei.

Diese ihre erste Erscheinung machte einen sehr freundlichen Eindruck auf mich und gern ließ ich mich nunmehr in ihr Haus einführen. Auch da fand ich sie, obwohl in glänzender Gesellschaft, die einfachste von allen. — »Sie verstehen sich auf Ihren Vortheil, sagt Franziska in Lessings Minna von Barnhelm: wenn wir schön sind, sind wir auch ungeputzt am schönsten.« Allerdings mag auch Madame Recamier sich wohl auf diesen Vortheil verstehen, aber wer möchte ihr das als Koketterie auslegen? Ich wenigstens, der ich die Weiber so ziemlich kenne, wünsche von ganzem Herzen, daß diese Art Koketterie allgemein sein möge. Weißer und feiner, obgleich höchst anständig, habe ich freilich nie etwas gesehen als das Gewand, welches Madame Recamier gewöhnlich wie ein zarter Duft umfließt; anspruchloser und doch reizender, gibt es keinen Haarschmuck, als das Gewirre der kastanienbraunen Flechten und Locken, die sie, oft ohne hinzusehen, kunstlos unter dem Kamme vereinigt. Viele Wochen lang habe ich sie fast täglich gesehen, aber nie mit Brillanten geschmückt. An ihr vermißt man sie nicht, und eben so wenig würde man an ihr sie gewahr werden. Lieblichkeit, Anmuth, Sittsamkeit, das sind die drei Grazien, welche ihre Toilette umgeben. Darum sei auch zum letzten Mal von ihrer Schön-

heit die Rede; die Anmuth ist ja unendlich mehr als Schönheit. Ich kenne außer ihr nur noch eine Frau, über deren Gestalt diese himmlische Anmuth so reichlich ist ausgegossen worden, — die Ehrfurcht verbietet mir sie zu nennen.

Eine freundliche, aufmerksame Wirthin, die es allen ihren Gästen recht zu machen weiß, ist Madame Recamier in ihrem Hause; ein freier ungezwungener Ton herrscht darin; von den vornehmsten Staatsbeamten, von den ausgezeichnetesten Fremden, von Dichtern, Philosophen, Gelehrten und Künstlern wird es gern und häufig besucht. Die anmuthige Wirthin, die schon sein mehreren Jahren eine so glänzende Rolle in der großen Welt spielt, ist gegen Personen, welchen sie Verdienste zutraut, anfangs fast ein wenig verlegen. Menschenkenner werden auch in dem kleinen Zuge ihres Charakters wohl bemerken, daß keine Art der Eitelkeit auf äußere Vorzüge, das wahre Schätzenswerthe bei ihr in den Hintergrund stellt; sie scheint im Gegentheil jene fast ängstlich verbergen zu wollen, sobald sie dieses in ihrer Nähe spürt.

Wenn ich weiter nichts von Madame Recamier zu sagen wüßte, so wäre das immer auch schon ziemlich viel; doch wie gering sind alle jene Eigenschaften gegen die Güte ihres vortrefflichen Herzens! Streng beobachtet sie, mitten im Strudel der Pariser Welt, die Pflichten der Gattin gegen einen wackern Mann, der ihr Vater sein könnte. Selbst die giftigste Verleumdung hat von dieser Seite sie nicht anzutasten gewagt. Sie war nie Mutter, aber sie pflegt mit

mütterlicher Liebe die Kinder einer Verwandtin, die kindlich an ihr hangen. Sie ist warm und vielleicht gar ein wenig schwärmerisch in der Freundschaft, aber darum nicht minder beständig, wie ihre älteren Freunde mich versichert haben. Indessen, damit das Gemälde doch nicht ganz ohne Schatten bleibe, will ich sie hier auch eines kleinen Fehlers zeihen. So rasch und willig sie ist, ihren Freunden große Opfer zu bringen, so ungern bringt sie kleine. So lange nicht vom Glück des Freundes, sondern blos von seinen Wünschen, seinen Freuden die Rede ist, so lange erlaubt sie sich wohl zuweilen ohne Bedenken ihn zu vernachläßigen, um der Gesellschaft zu Liebe etwas zu thun, was sie doch fast immer ohne Neigung thut. Dieser Fehler liegt theils in der Weiblichkeit überhaupt, deren zarte Natur es mit sich bringt, gern allen, und oft nur aus Furcht, gefallen zu wollen, theils ist er von einer gewissen Existenz, in einer Stadt wie Paris fast unzertrennlich.

Madame Recamier ist fromm, ohne es scheinen zu wollen. Führe sie nicht so oft in die Messe, so würde man blos aus ihren guten Handlungen auf ihre Frömmigkeit schließen dürfen. Jeden Tag bezeichnet sie durch Wohlthaten. Ich weiß wohl, daß man reichen Leuten eine Gabe und selbst ansehnliche Gaben eben nicht zum Verdienst anrechnen darf; nicht die Wohlthat selbst, sondern die Art, wie sie von ihnen erzeigt wird, macht ihr Verdienst aus, und gerade hier ist es, wo ich Madame Recamier unaussprechlich edel und liebenswürdig gefunden habe. Daß sie mit ihrer Wohlthätigkeit in meiner Gegenwart nur habe

prunken wollen (wie zuweilen der Neid mir eingewendet), ist schon deshalb unmöglich, weil ich zu jeder Stunde des Tages Zutritt bei ihr hatte, und oft ein sehr unerwarteter Zeuge ihrer Handlungen war.

Nie werde ich den schönen Morgen vergessen, an dem ich sie ganz allein in Gesellschaft eines kleinen taubstummen Mädchens fand, das sie, Gott weiß in welchem Dorfe, bei einer Spazirfahrt aufgelesen hatte. Eine Zeit lang war das Kind auf ihre Kosten erzogen worden, dann hatte sie durch ihr Vorwort ihm eine Stelle in dem trefflichen Institut des edlen Sicard verschafft; eben jetzt war das Mädchen neu gekleidet zu ihr geführt worden, um von ihr selbst zu Sicard gebracht zu merden. Sie hatte dem Kinde ein Frühstück auftragen lassen, welches zufällig in dem schönen Gesellschaftssaal, auf einem Marmortische, unweit eines Spiegels geschehen war, in dem die Kleine sich ganz sehen konnte, und vermuthlich sich so zum ersten Mal sah. Das rührende Ergetzen ihrer reizenden Wohlthäterin an dem freudigen Erstaunen des Kindes, das bethränte Lächeln, mit dem sie dem Kinde die Haare aus dem Gesichte strich und es von Zeit zu Zeit auf die Stirn küßte; die mütterliche Gutmüthigkeit, mit der sie es zum Essen nöthigte, und das übrige Zuckerwerk ihm in die Taschen pfropfte, der unartikulirte Dank, den das Kind auf eine höchst seltsame, aber rührende Weise, durch eine Art von Geschrei ausdrückte: — von alle dem war doch wahrlich nichts erkünstelt, und von solchen Scenen bin ich ja nicht etwa nur Einmal Zeuge gewesen. —

Wenn die Neider der lieblichen Frau verzweifeln müſſen, daß der Angriff auf ihre Sittlichkeit und Tugend gelingen werde, ſo ſuchen ſie durch ein Achſelzucken ihren Geiſt herabzuwürdigen. Freilich, wenn nur das Frauenzimmer geiſtvoll genannt werden kann, was die Philoſophie eben ſo fertig handhabet, als eine Sticknadel, über die Kunſt in Floskeln ſchwatzt, über alle neuern Produkte der ſchönen Literatur ohne Bedenken abſpricht, verdienſtvollen Männern über den Mund fährt und für Sekten Partei nimmt, freilich, dann iſt Madame Recamier kein geiſtvolles Frauenzimmer. Sie gehört nicht zu den Damen, die ſich hervordrängen, Fahnen unter die verſchiedenen Volontair-Korps auszutheilen, unter welchen ſie doch ſelbſt nicht mitfechten können. Wenn aber ein geſunder Verſtand, eine vorurtheilsfreie Vernunft, ein reines Gefühl für alles Edle und Schöne, es komme woher und von wem es wolle, ein williges Hingeben an die ſchönen Wahrheiten der Natur und an die lieblichen Täuſchungen der Kunſt, wenn alles dies einem Frauenzimmer Anſpruch auf Geiſt gibt, ſo iſt Madame Recamier eine ſehr geiſtreiche Frau, und wollte der Himmel, es gäbe zum häuslichen Glück aller Ehemänner und zum Vortheil der weiblichen Liebenswürdigkeit überhaupt nie geiſtreichere Frauen.

Wenn man mir anders zugeſteht, daß ich überhaupt den Geiſt eines Frauenzimmers zu beurtheilen vermag, ſo darf man hier um ſo mehr meinem Urtheile vertrauen, da ſich, außer dem täglichen freundſchaftlichen Umgange, auch noch eine andere Gelegenheit zur Prüfung mir dargeboten,

bei der weder Mannsperson noch Frauenzimmer die Geistesarmuth verbergen können. Ich habe nämlich bei einer Spazirfahrt mit Madame Recamier vier bis fünf Stunden in einem Wagen gesessen, ohne andere Begleitung, als die ihrer kleinen Pfleglinge, wodurch also die Unterhaltung nicht erleichtert wurde. Es gibt kein Mittel auf der Welt, das sicherer zur Bekanntschaft eines Menschen und seiner Geisteskräfte führte (vorausgesetzt, daß er nicht schläft), als eine solche unausweichbare Unterhaltung im Reisewagen. Da muß der Geist sich entfalten, und wenn vollends die Personen freundschaftliche Gesinnungen für einander hegen, so schließt das trauliche Verhältniß im engen Wagen auch das Herz vertraulich auf, und — mit einem Wort, das geistlose Frauenzimmer möchte ich sehen, das, mir vier Stunden lang gegenüber, mir weiß machen könne, es habe Verstand.

Der letzte unbedeutende Vorwurf, den der Neid meiner Freundin macht, ist von ihrer Prachtliebe hergenommen. Daß sie in ihrer Person dergleichen nicht äußert, habe ich schon oben erwähnt. Daß ihre Treppe einem lebendigen Blumengarten gleicht, ist wohl nur ein zarter Geschmack. Daß ihre Zimmer mit Seide drapirt, die Zierathen von Bronze, die Kamine von weißem Marmor, die Spiegel sehr groß sind u. s. w., mein Gott, das ziemt doch wohl einem reichen Manne. Eigentliche Pracht (in so fern diese Benennung sehr relativ ist) habe ich nirgend bei ihr gefunden; prächtige Eleganz möcht ich es vielmehr nennen, und auch diese ist nur in ein Paar Zimmern. Ein

Personen:

Herr v. Langsalm, ein Landedelmann.
Frau v. Langsalm.
Doris, ihre Tochter.
Fritz Hurlebusch, ihr Neffe und Mündel.
Major v. Langsalm.
Babet, seine Tochter.
Selicour.
Lafleur, Selicours Bedienter.
Frau Krick, Haushälterin.
Nachtwächter.

Die Scene ist ein Saal mit einer Mitteltüre und vier Seitenthüren auf dem Gute des Herrn v. Langsalm. Die Erste links, ist das Zimmer der Fräuleins; die Zweyte, das des Herrn von Langsalm: Die Erste Thüre rechts das Schlafzimmer der Frau von Langsalm, die Zweyte das Gastzimmer. Im Hintergrunde hängt über einem Stuhle ein Regenmantel, daneben ein Regenschirm und ein großer Gartenhut.

Vorzimmer, zwei Gesellschaftszimmer, ein Schlafgemach, ein Kabinet und der Eßsaal, siehe da, das ist es alles, und schwerlich würde eine Deutsche petite maitresse bei solchem Reichthum sich damit begnügen. — Noch ein kleiner Zug möge hier stehen, der beweist, wie wenig Madame Recamier durch Pracht zu blenden sucht. Eben bei der oben erwähnten Spazirfahrt stiegen wir vor ihrem Hause in einen zwar sehr bequemen, aber auch sehr einfachen Wagen, mit zwei Pferden bespannt; erst an der Barriere von Paris fanden wir einen hübschen Phaeton, mit einem sehr schönen Postzug unserer wartend. Als ich mein Befremden darüber äußerte, sagte sie: sie liebe nicht auf diese Art durch die Stadt zu fahren, das Volk gaffe so viel. — Wenn das Eitelkeit ist, so ist sie wenigstens von sehr verborgener Art.

Man fasse jetzt alle jene hingeworfenen, getreu nach der Natur kopirten Züge in ein Bild zusammen, und wer wird nicht laut bekennen: dies Bild ist reizend!

Was sagen denn nun aber die deutschen Journalisten? Sie sagen: während Madame Recamier in England gewesen sei, habe ihr Gemahl zu Paris eines Tages geäußert, er habe keine Nachricht von seiner Frau, und irgend ein Witzling habe ihn spöttisch gefragt: »ob er denn nicht die Zeitungen lese?« — Gesetzt diese Anekdote sei wahr, was kann denn Madame Recamier dafür, daß die englischen Zeitungsschreiber nach jeder Kleinigkeit haschen, um ihre Blätter zu füllen? Ist es etwa ihr allein so gegangen? Man lese doch den Morning-Chronicle ꝛc. Man wird oft genug darin angezeigt finden, wie die Robe ausgesehen,

welche dieſe oder jene Lady bei irgend einer Hoffeierlichkeit getragen.

Die deutſchen Journaliſten wiſſen ferner noch: Madame Recamier habe eines Tages einen Ball gegeben, ſich aber um Mitternacht zu Bette gelegt, und ſämmtliche Ballgäſte vor ihrem Bette empfangen. An dieſer Anekdote iſt etwas Wahres. Die reizende Wirthin wurde auf dieſem Ball plötzlich und ernſtlich krank, ſie war aber zu gutmüthig, um die allgemeine Freude ſtören zu wollen, ſie ſchlich ſich alſo in ihr Schlafzimmer und legte ſich zu Bette; einige vertrautere Freundinnen beſuchten ſie, und aus dieſer ſo einfachen, ſo natürlichen Geſchichte hat man jene Klätſcherei zuſammengeſetzt.

Die deutſchen Journaliſten ſchwatzen endlich auch noch: der Luſtſpieldichter Picard habe ein Stück geſchrieben, in welchem die ſchöne edle Frau perſiflirt wäre, und ihr Gemahl habe es dem Dichter um eine namhafte Summe abgekauft. Ich bin von dem wackern Piccard ſelbſt autoriſirt worden, dieſem Märchen geradezu zu widerſprechen. Es iſt ihm nie in den Sinn gekommen, etwas gegen Madame Recamier zu ſchreiben: das einzige Wahre von der Geſchichte iſt, daß man einige Einfälle in einem ſeiner Stücke auf ſie gedeutet hat, und blos um ſolchen Deutungen auszuweichen, hat der brave Picard, ohne irgend eine andere Veranlaſſung oder niedrigen Kaufhandel das Stück zurückgenommen.

Eine Karikatur wurde einſt in Paris auf ſie gemacht (und das hat ſie mir ſelbſt erzählt); ſie trat, ohne es zu

wiſſen, in einen Bilderladen, man bot, ohne ſie zu kennen, ihr das Zerrbild zum Verkauf an; ſie ſtutzte, aber ſie betrachtete es ſehr gefaßt. »Vermuthlich,« fragte ſie den Bilderhändler, »iſt es eine Perſon von üblem Rufe?« — »O bewahre der Himmel!« antwortete dieſer haſtig, »es iſt eine Frau, gegen deren Ruf nichts einzuwenden iſt.« — Und nun fuhr er fort, ſich in Lobeserhebungen über ſie zu ergießen, die, weil ſie ganz unverdächtig waren, ſie leicht über das Zerrbild in ſeiner Hand tröſteten.

Ich könnte noch viel von ihr erzählen, viele kleine Züge, die nur ein geübter Beobachter bemerkt, und die doch oft ſchnelle, tiefe Blicke in das Herz zu thun erlauben; aber manches würde zu ſagen unſchicklich ſein, da der Freund kein Recht hat, die innere Häuslichkeit auch der edelſten Frau gerade vor dem Publikum zur Schau zu ſtellen. Ich hoffe genug geſagt zu haben, um die deutſchen Journaliſten zu beſchämen, und jedes Vorurtheil gegen Madame Recamier zu zerſtören.

Möge ſie noch lange des Glücks genießen, daß ſie weit mehr ihrem Herzen, ihrer Tugend und Sittſamkeit, als dem Reichthum und der Schönheit verdankt.

Das Muſeum der franzöſiſchen Denkmähler

iſt jetzt unſtreitig eine der vorzüglichſten Merkwürdigkeiten von Paris. Herz, Geiſt, Kunſtſinn, Fantaſie, alles wird in Bewegung geſetzt, ſo bald man dies Heiligthum betritt. Alexander Lenoir, der von glühendem Eifer beſeelte

Stifter und Vorsteher des Museums, hat, einem von der Regierung erhaltenen Auftrage zu Folge, aus allen zerstörten Schlössern, Kirchen und Klöstern gegen sechshundert französische Denkmähler gesammelt, deren manche bis zum sechsten Jahrhundert hinaufsteigen, und deren Jedes ohne Ausnahme entweder durch Kunstwerth, oder durch Beobachtung der Fortschritte der Kunst, oder durch die Geschichte, oder auch nur durch die entflammte Fantasie des Beschauers, ein hohes Interesse empfängt. Ein aufgehobenes Kloster (des petits Augustins) ist zu Aufstellung dieser Schätze eingeräumt, und dies antike Lokal sammt seinen Höfen und Gärten trefflich benutzt worden. Was der heillose Vandalismus der Revolution zerstört oder zerstückelt hatte, das ist von dem fleißigen Lenoir so viel möglich wieder hergestellt worden. Er selbst war überall gegenwärtig, überall geschäftig, und hat z. B. bei der Ausgrabung der Leichname in der Abtei St. Denis sehr interessante Bemerkungen gemacht. Viele, dort in steinernen Särgen Begrabene (ein Gebrauch, der sich aus den ersten Zeiten der Monarchie herschreibt), wurden noch mit unversehrten Kleidern gefunden, und allerlei Geräthschäften neben ihnen, die zu ihrem Gebrauch gedient hatten oder dienen sollten: leider rissen die damaligen Wilden die Kleider in Stücke, und was Metall war, wurde in die Münze getragen.

Man tritt zuerst in die vormalige Kirche, welche mit Denkmählern aus allen Jahrhunderten, chronologisch geordnet und malerisch gruppirt, angefüllt ist. Von da ge-

langt man in ein ſchauerliches Gewölbe, deſſen bemalte Fenſterſcheiben nur ein zweifelhaftes Licht durchſchimmern laſſen. Hier thront auf unförmlichen Ueberreſten das dreizehnte Jahrhundert. Grob aus Stein gehauene Könige und Königinnen, mit flach zuſammengefügten Händen, liegen da auf ihren Särgen in ſtarrer Ehrbarkeit. Alles Umgebende, ſelbſt die Fenſterſcheiben ſind aus jener grauen Vorzeit, und es iſt unmöglich, in der Dämmerung dieſer Gräber zu wandeln, ohne von einem geheimen Schauer durchdrungen zu werden. — Durch den einer Höhle gleichenden Ausgang tritt man in die gothiſche Halle, dem vierzehnten Jahrhunderte geweiht, wo abermals jeder Säule, jeder nur als Verzierung gebrauchte Stein, wirklich ein Ueberreſt derjenigen Zeit iſt, welche den aufgeſtellten Denkmählern das Daſein gab. Und ſo ſchreitet der Beſchauer, der Zeit ſpottend, mit einem unnennbaren Gefühl aus Jahrhundert in Jahrhundert bis in das achtzehnte hinüber, wandelt endlich durch die Schattengänge des Eliſiums (des ehemaligen Kloſtergartens), ſteht dort vor einem großen Mann aus der Geſchichte, oder verweilt hier an dem Grabe des liebenswürdigen Lafontaine.

Ich hoffe nicht langweilig zu werden, wenn ich kurz nenne, und mit einigen Pinſelſtrichen bezeichne, was mir beſonders aufgefallen. Da ſteht, wenn man kaum in die Kirche tritt, rechter Hand ein Altar von Stein; pariſiſche zu Waſſer handelnde Kaufleute, unter Tiber's Regierung, errichteten ihn dem Jupiter. Man erkennt unter ſeinen

Verzierungen Merkur, Bacchus und Venus, und freut sich der Beständigkeit der Pariser, die seit achtzehnhundert Jahren nie aufgehört haben, jene Gottheiten zu verehren.

Hier dieser Stein mit griechischer Inschrift deckte zwei liebende Gatten, Philochares und Timagoren. Keine hochtönende Worte verkünden ihre eheliche Liebe, aber einfach rührend spricht das Basrelief, auf welchem sie sich traulich die Hand reichen zum Gange in die Unterwelt.

Gruß dem Moschus, Sohn des Moschus! sind die wenigen Worte, die dort ein Grabstein von Parischem Marmor dir zuruft. Sie sind an einen berühmten Dichter gerichtet, der in Sicilien 285 Jahre vor unserer Zeitrechnung starb. Keine Schmeichelei entweiht sein Andenken, aber nach zweitausend Jahren grüßt jeder Vorübergehende ihn heute noch freundlich: Gruß dem Moschus!

Welche lange Reihe griechischer Namen ist auf jenen großen Marmortafeln verzeichnet? Es waren tapfere Männer aus dem Stamm der Erechthiden, die auf dem Schlachtfelde fielen. Die Dankbarkeit ihrer Mitbürger grub ihre Namen in diesen Marmor, der bald nach Cimon's Tode, zur Zeit des peloponnesischen Krieges, also vor zweitausend dreihundert Jahren, aufgestellt wurde. Wer kann diese Buchstaben betrachten, ohne daß die ganze, uns beinahe zur Fabel gewordene griechische Welt vor seinen Augen steht?*) — Um so gleichgiltiger geht man an dem plumpen

*) Diese beiden Marmortafeln sind in das Museum Napoleon gebracht worden, vermuthlich, weil es keine Nationaldenkmähler sind.

Gefäß von orientaliſchem Alabaſter vorüber, von welchem eine fromme Tradition behauptet; es habe bei der Hochzeit zu Canaan gedient. Hilf Himmel! Was für Menſchen mögen die Hochzeitgäſte geweſen ſein, wenn ſie dieſen Pokal aus Hand in Hand konnten gehen laſſen, denn er wiegt wenigſtens fünfhundert Pfund.

Lächelnd ſteh' ich vor einem ſonderbaren Grabmahl, welches die Jahrhunderte bis zu einem halben Dutzend hinauf zählt. Sein Grabmahl erzählt in höchſt drolligen Basreliefs, wie es ihm nach ſeinem Tode ergangen. Man muß von unten anfangen, wo Dagobert's Leichnam ausgeſtreckt liegt. Dann folgt ein wenig höher hinauf ein Boot mit Teufeln, die Dagobert's Seele zwiſchen ſich haben und martern. Wenn es des Künſtlers Abſicht geweſen, dieſe Teufel gräßlich und fürchterlich darzuſtellen, ſo hat er ſeinen Zweck ganz verfehlt, denn ſie ſind alle höchſt komiſch, und tragen auf menſchlichen Leibern Froſchköpfe, Hundeköpfe und dergleichen. Um anzudeuten, daß der Menſch, den ſie da zwiſchen ſich herum zerren, kein eigentlicher Menſch, ſondern eine bloße Seele iſt, hat der Künſtler die Geſchlechtstheile weggelaſſen. So ganz Unrecht mag er nicht haben. Hätte er auf eben dieſe Weiſe den Mangel eines Magens andeuten können, ſo hätte er wenigſtens Alles aus dem Wege geräumt, was den Menſchen Seele zu ſein hindert. — Weiter oben erſcheinen nebſt ein Paar Engeln der heil. Denis und der heil. Martin, welche Dagobert in ſeiner Noth angerufen, und entreißen den Teufeln ihre Beute, wobei mehrere Höllengeiſter mit Froſchköpfen

sehr drollig in's Wasser purzeln. Noch höher steht die Seele zwischen ihren Rettern in ein Tuch gewickelt, und Engel beräuchern sie. Endlich ganz oben knien die Heiligen vor Abraham, und bitten ihn, die Seele in seinen berühmten großen Schooß aufzunehmen. — Auch ein Paar Bildsäulen sind noch vorhanden, die zu beiden Seiten des Grabmahls standen; die eine ist Dagobert's Gemahlin Nantilde, die andere Clovis, beider Sohn.

Mit ernsten Gefühlen, Fluch und Segen murmelnd, stehe ich jetzt zwischen den Grabmählern Fredegundens und Bertrudens, jene die Mörderin ihres Gemahls, Feindin Gottes und der Menschen *); diese unermüdet beschäftigt, durch weibliche Sanftmuth ihres Gatten rauhen Sinn zu mildern, und seinem Blutdurst jedes Opfer zu entrücken. Fredegundens Sohn, Clotar II., war ihr Gemahl, und beide Grabmähler hat er errichtet.

Welche wehmüthige Beklommenheit ergreift mich, indem ich jenes Gemach betrete, dessen Bauart das zwölfte Jahrhundert verkündet? O diese Säulen, diese Trümmer, gehörten einst dem Paraklet, und in der Mitte dieses Grabmahl — es ist Abelard's! Es ist dasselbe, welches Peter der Ehrwürdige seinem Freunde widmete. Hier liegt Abelard mit gesenktem Haupte und gefaltenen Händen, und neben ihm seine treue Geliebte, und die Köpfe dieser interessanten Gestalten sind Abdrücke, die der Bildhauer von ihren wirklichen Köpfen nahm, und — was mehr als Alles

*) So nennt sie Gregor von Tours.

— dieſes Grab umſchließt wirklich die vereinte Aſche der Liebenden! — Abelard! Heloiſe! ruft der Stein mir zu. Ich lege meine Hand darauf: — Kalter Stein! will ich ſagen — und ziehe ſie plötzlich zurück, denn dieſer Stein iſt nicht kalt! — Eine Inſchrift, von welcher man behauptet, daß ſie Marmontel zum Verfaſſer habe, iſt ſo einfach ſchön, daß ich ſie gern abſchreibe:

Hic
Sub eodem Marmore jacent
Hujus monasterii
Conditor Petrus Abaelardus
Et abbatissa prima Heloisa,
Olim studiis, ingenio, amore, infaustis nuptiis
Et poenitentia,
Nunc aeterna, quod speramus, Felicitate
conjuncti.

Hier
ruh'n unter demſelben Marmor
dieſes Kloſters
Erſter Erbauer Peter Abelard
Und erſte Aebtiſſin Heloiſe,
Vormals durch forſchenden Geiſt, Liebe, unglückliche Ehe
und Reue,
Jetzt, ſo hoffen wir, durch ewige Glückſeligkeit
vereinigt.

Jedes liebende Paar, das ſo glücklich iſt, Hand in Hand die tauſend Merkwürdigkeiten von Paris zu beſuchen, ſollte an dieſem Grabe den Schwur der Treue erneuern. Dann mag es im Vorübergehen einen verächtlichen Blick auf jenen

Grabstein werfen, der die Gebeine des Abbé Adam, Abelard's Verfolgers, deckt. Dieser blinde Eiferer war es, der als Abt von St. Denis den Philosophen einsperren ließ, weil er gewagt hat, die unerhörte Ketzerei zu äußern: die Knochen, welche man zu St. Denis als Reliquien aufbewahre, seien nicht die wahren Knochen des heiligen Denis, des Areopagisten, der nie nach Frankreich gekommen.

Einen neugierigen Blick verdient allerdings jenes Kästchen mit Elfenbein und Schildpatt verziert. Ludwig IX. brachte es, mit Reliquien angefüllt, von seinem Kreuzzuge aus Palästina zurück, und seitdem wurde es in der Sainte Kapelle zu Paris selbst als Reliquie verehrt, obgleich die Basreliefs desselben offenbar den Zug der Argonauten nach dem goldenen Vlies darstellen. —

Das große Basrelief, welches hier den Blick auf sich zieht, ist aus der Abtei St. Denis genommen, und blos merkwürdig durch seine bizarre Zusammensetzung. Es stellt nämlich das Leiden Christi vor, wobei auf einer Seite der heilige Eustachius und auf der andern die Jünglinge im Feuerofen befindlich sind. — Ein anderes, Marie Verkündigung, ist nicht weniger drollig. Die betende Jungfrau erblickt mit Erstaunen den jungen Gabriel, als ein Stutzer jener Zeit gekleidet, der aber nicht zu sprechen wagt, sondern ganz bescheiden ein Manuskript aufrollt, welches den Zweck seiner Sendung enthüllt. Oben ist Gott der Vater mit einem ganz vergüldeten Gesicht, und aus seinem Munde fliegt der heilige Geist gradesweges zu Maria.

Gern ruht das Auge dort auf der Bildsäule von weißem

Erſter Akt.

Erſte Scene.

(Herr v. Langſalm, Fritz Kurzbuſch und Gellert, ſitzen beyſammen und ſchlafen in komiſchen Poſituren, wobey die Köpfe zuweilen aneinander ſtoßen. Nach einigen Minuten treten Frau v. Langſalm, Doris und Babet herein.)

Frau v. Langſalm. Dacht' ichs doch! da ſitzen ſie alle drey und ſchlafen.

Dor. Wahrhaftig! und wie es ſcheint, recht im vollen Ernſt. (ſie ruft hinaus) Jacob! bring geſchwind die Stalltrommel herauf.

Marmor, denn ſie verewigen die Züge einer guten Frau, Valentine de Milan, Gemahlin eines Herzogs von Orleans, der 1407 zu Paris ermordet wurde, und deſſen Verluſt Valentine nicht ertragen konnte. Sie ſtarb vor Kummer 1408. Ihre rührende Deviſe war eine ſich neigende Gießkanne, aus welcher Tropfen gleich Thränen fielen, mit der Umſchrift:

Rien ne m'est plus;
Plus ne m'est rien.

Jene Statue Peter's von Navarra erinnert an den ſonderbaren Tod ſeines Vaters Karl II., Königs von Navarra, der Böſe zubenannt. Die rächende Nemeſis ſtellte an ihm ein fürchterliches Beiſpiel auf. Eine Art von Starrſucht überfiel ihn, er konnte keines ſeiner Glieder bewegen. Da riethen ihm die Aerzte, ſich vom Kopfe bis zu den Füßen in einen Lailach feſt einnähen zu laſſen, welches Tuch vorher in Branntwein geweicht ſein müſſe. Es war Abends beim Schlafengehen, als man ihm dieſe Art von Sack anzog. Eine der Kammerfrauen des Schloſſes nähte ihm denſelben unter dem Kinn feſt, und als ſie fertig war, wollte ſie das übrig bleibende Ende des Fadens abſchneiden; da ſie aber gerade keine Schere bei der Hand hatte, ergriff ſie das Licht, den Faden abzubrennen. Augenblicklich ſtand der ganze König in Flammen, die erſchrockene Kammerfrau lief ſchreiend davon, und Karl der Böſe verbrannte lebendig in ſeinem Bette.

Dieſe Marmorbildſäule vergegenwärtigt die Züge Karl's

von Orleans, der ſchon als Urgroßvater Franz des Erſten, und mehr noch als liebenswürdiger Dichter, Intereſſe einflößt. Ein Manuſkript, welches in der Nationalbibliothek aufbewahrt wird, enthält die Früchte ſeines Genies, von welchen ich hier eine kurze Probe mittheile.

Ballade.

Jeune, gente, plaisante et debonnaire!
Par un prier qui vaut commandement,
Chargé m'avez d'une Ballade faire,
Si l'ai faite de coeur joyeusementt:
Or la veuillez recevoir doucementt;
Vous y verrez, s'il vous plait à la lire,
Le mal que j'ai, combien que hardiment
J'aimasse mieux de bouche vous le dire.

Votre douceur m'a açu si bien attraire
Que tout Vostre je suis entierement,
Très désirant de Vous servir et plaire,
Mais je souffre maint douloureux tourment
Quant à mon gré je ne vous voi souvent.
Et me déplaist quand me faut vous l'escrire,
Car si faire je pouvois autrement,
J'aimasse mieux de bouche vous le dire.

C'est par dangier; mon cruel adversaire
Qui m'a tenu en ses mains longuement.
En tous mes faits, je le trouve contraire
Et plus se rit quand plus me voit dolent.
Si je voulois raconter pleinement
En cet escrit mon ennuyeux martyre,
Trop long seroit, pour ce certainement
J'aimasse mieux de bouche vous le dire.

So zart ſang man die Liebe in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts.

Vorüber an der Bildſäule Iſabellens von Baiern, die, von der Nation verabſcheut, auf einer einfachen Bahre von einem einzigen Prieſter begleitet, nach St. Denis gebracht wurde. Verweilen wir lieber bei der Büſte des Mädchens von Orleans, in deren ſanften weiblichen Zügen man vergebens den Muth ſucht, durch welchen der Mann, der neben ihr ſteht, auf dem Throne erhalten wurde. Wohl aber ſieht man es dieſem Manne an, daß er feig genug war, ſeine Retterin der Wuth des Fanatismus preis zu geben, ohne auch nur einen Verſuch zu ihrer Befreiung zu wagen. — Herrlich als Kunſtwerk und intereſſant durch ſeinen Gegenſtand, iſt dieſe kniende Bildſäule Philipp's von Villiers l'Isle Adam, desſelben Großmeiſters des Johanniter-Ordens, der bei der berühmten Belagerung von Rhodus durch Tapferkeit und Klugheit zweimalhunderttauſend Türken widerſtand, bis die Verrätherei ſeines Kanzlers Amaral ihn zur Uebergabe nöthigte. Ihm ſchenkte Karl der Fünfte Malta; als er ſtarb, beweinten alle ſeine Ritter in ihm den Helden und Vater. Auf ſeinen Leichenſtein grub man das ſchöne Lob: Hier ruht die glückbeſiegende Tugend.

Mit Ehrfurcht betrete ich eine Kapelle, dem Wiederherſteller der Künſte Franz des Erſten geweiht. Der Leichnam dieſes Biedermannes, ſo wie der ſeiner Gemahlin Claude de France, ſind mit täuſchender Wahrheit in Marmor nachgeahmt, und die hier und dort angebrachten Reliefs intereſſiren durch treue Darſtellung der Kleidertrachten und

Kriegsgeräthe damaliger Zeit. Ueber dem von sechszehn jonischen Säulen getragenen Gebälke erblicket man abermals die Bildsäulen des königlichen Paares, kniend, betend, von lieben Kindern umgeben, und die steifen Hof- und Staatskleider machen einen grellen Abstich mit der Uniform des Todes da unten. — Noch einmal finde ich den Leichnam von da Vinci's königlichem Freunde, kunstreich abgebildet in weißem Marmor, und mache leider die Erfahrung, daß schon im sechzehnten Jahrhunderte der Knabenmuthwille des Ehrgeizes eben so rege war als heutzutage, durch Bekritzeln mit obskuren Namen die heiligsten Denkmähler zu entweihen. Da haben z. B. ein Hugues Bétauld im Jahr 1580, ein Lormel 1584 u. a. m. sich auf diese schimpfliche Weise an Franz des Ersten Denkmahl versündigt und verewigt.

Diese schöne Säule, mit Lorbeern und Weinblättern umwunden, trägt auf ihrer Spitze das Bild der Gerechtigkeit, und verschloß einst das Herz des edlen Connetable von Montmorency, zugleich mit dem eines Königs, der mit dem Freunde im Tod und im Leben vereinigt bleiben wollte. Der Inschrift fehlt es wohl an Geschmack, aber gewiß nicht an Herzlichkeit:

Cy - dessous gist un Coeur plein de vaillance,
Un Coeur d'honneur, un Coeur qui tout savait,
Coeur de vertus qui mille coeurs avait,
Coeur de trois rois et de toute la France.
Ci gist ce Coeur qui fut notre assurance,
Coeur qui de Coeur de justice vivait,
Coeur qui de force et de Conseil servait,

Coeur que le Ciel honora des l'enfance,
Coeur, non jamais, ni trop haut, ni remis,
Le Coeur des siens, l'effroi des ennemis,
Coeur qui fut coeur du roi Henri son maitre,
Roi qui voulut qu'un Sépulcre commun
Les enfermoit après leur mort, pour être
Comme en vivant, deux mêmes coeurs en un.

Obgleich vom König nur in den letzten vier Zeilen die Rede iſt, ſo weiß ich doch kaum, wem die Inſchrift mehr Ehre macht, dem treuen Diener, desgleichen es viele gibt? oder dem liebenden Könige, deſſen Gleichen es wenige gibt?

Bei der knienden Bildſäule des Kanzlers René-Birague (der mit der abſcheulichen Katharina von Medicis in den Blutſtrömen der Bartholomäusnacht ſich badete), würde ich keinen Augenblick verweilen, wenn nicht unter ſeinen Füßen der Anblick ſeiner Gattin mich feſſelte. Gekleidet im Koſtüm ihrer Zeit, ruht ſie auf weiche Kiſſen hingegoſſen, die runden Wangen in die fleiſchichte Hand ſtützend; ein Buch liegt vor ihr, in dem ſie nur flüchtig zu leſen ſcheint, weil ein niedlicher Schooßhund ſie neckend daran hindert. Welch' ein ruhiges Bild des ſtill genießenden Lebens, das nicht ahnt, wie nahe der tückiſch beſchleichende Tod ihm ſei, und doch dürfen wir nur herunterblicken auf das Basrelief ihres Ruhebettes, da liegt dieſe nämliche Frau als Leiche, ſtarr ausgeſtreckt, die weichen runden Formen verſchwunden, das helle Auge verſunken, das kunſtreiche Gewand mit dem einfachen Leichentuche ver-

tauscht. Diese Zusammensetzung von Leben und Tod macht einen tiefen Eindruck auf den Anschauer, und das Ganze scheint weniger ein Denkmahl, als eine Satyre auf das menschliche Leben zu sein.

Wessen ist die Bildsäule, um die ich so oft einen Haufen älterer Franzosen mit gerührtem Ernst versammelt sehe? — Es ist der gute Heinrich IV., den die Republikaner nie vergessen werden. Aehnlicher als diese Statue findet man keine Darstellung von ihm; dies bezeugt Lenoir, der zu St. Denis gegenwärtig war, als man Heinrich's Sarg öffnete, und ihn unversehrt daliegend fand. —

Der Kunst zu Ehren, aber, trotz der pomphaften Inschrift, sich selbst zum Schimpf, kniet hier der Marschall von Frankreich, Albert Gondi, der Karl IX. fluchen und morden lehrte. — Geschwind vorüber! zu jener weiblichen Gestalt: Claude Katharina von Clermont Tonnerre, Beschützerin und selbst Vertraute der schönen Wissenschaften. Sie war es, die, als die polnischen Gesandten dem Sohne Katharinens von Medicis das Wahldekret zum polnischen Thron überbrachten, statt ihrer Gebieterin lateinisch antwortete, und eine so zierliche Rede hielt, daß sie den alten Kanzler Birague dadurch beschämte, der für Karl IX. geantwortet hatte. Die Inschrift nennt sie: heroina cum quavis prisci aevi comparanda.

Den Namen Dominic Sarrede hatte ich nie nennen hören, aber wie gern verweilt mein Auge auf seiner Büste, seitdem ich weiß, wie treu er Heinrich den Vierten geliebt. In der Schlacht von Ivry verlor er ein Bein, das hin-

derte ihn aber nicht, ſeinem guten Könige ferner zu dienen. Sein Schmerz, als Meuchelmord ihm den beſten Herrn ſtahl, war ſo groß, daß, als er zwei Tage nach der gräßlichen That durch die Straße de la Ferronerie über den Platz ging, wo ſie geſchehen war, er ohnmächtig niederſank, und am andern Morgen ſeinen Geiſt aufgab. Man errichtete ihm zu Ermenonville eine Trophäe von ſeinen Waffen, und ſchrieb darunter:

En ce bocage où ton laurier repose
Sur le joli myrte d'amour,
Ton fidèle sujet depose
Ses armes à toi pour toujours.
O mon cher, mon bien-aimé maitre!
J'ai déjà, sous ton étendard
Perdu de mes membres le quart;
Te voue ici mon restant être.
Que si d'un pied marche trop lent pour toi,
Point ne faudroit meilleure aide;
Car pour combattre pour son roi,
L'amour fera voler Sarrede.

Das Denkmahl des rechtſchaffenen Präſidenten Pibrac aus dem XVI. Jahrhundert iſt von einem Stein bedeckt, der ſeinen Lebenslauf in lateiniſcher Sprache und vier franzöſiſche Verſe enthält, in welche wahrhaftig alle Lebensweisheit eines klugen und ehrlichen Mannes zuſammengedrängt iſt:

Dieu tout prémier, puis père et mère honore,
Sois juste et devot, et en toute saison,
De l'innocent prens en main la raison;
Car dieu te doit là haut juger encore.

Heureux qui met en dieu son espérance,
Et qui l'invoque en sa prosperité,
Autant ou plus qu'en son adversité,
Et ne se fie en humaine assurance.

Il est permis souhaiter un bon prince;
Mais tel qu'il est il le convient porter;
Car il vaut mieux un tyran supporter,
Que de troubler la paix de la province.

Songe long tems avant que de promettre;
Mais si tu as quelque chose promis,
Quoi que ce soit, et fust-ce aux ennemis,
De l'accomplir en devoir te faut mettre.

Sei mir gegrüßt, Philippe Desportes, liebenswürdiger erotiſcher Dichter, der du, von drei Königen geliebt, geehrt, belohnt, im Ueberfluſſe und Ruhe ſtarbſt. — In Ruhe? — Schwerlich. Konnteſt du jemals vergeſſen, daß Diana von Coſſé-Briſſac, deine reizende Geliebte, von ihrem Gemahl in deinen Armen überraſcht, ein blutiges Opfer wüthender Eiferſucht ward? — Gibt es ein ſchrecklicheres Schickſal für einen Liebenden? — Ach! und doch hat Desportes Dianen vergeſſen! Eine Hippolyte, eine Laure haben ihm die Unglückliche bald erſetzt. — Ich verweile nicht bei ſeinem Denkmahle.

Aber mit Ehrfurcht gehe ich an dem Manne vorüber, deſſen Leben auf dieſem Basrelief die Muſe der Geſchichte emſig niederſchreibt. Es iſt der berühmte Geſchichtſchreiber de Thou.

Den Phyſiognomen wird jene Statue intereſſiren, Charlotte Katharina de la Tremouille, angeklagt, ihren Ge-

mahl vergiftet zu haben, und losgesprochen vom Parlament. Da dieses Bild außerordentlich ähnlich sein soll, so kann der Physiognom entscheiden, ob sie mit Recht angeklagt oder losgesprochen worden? Ich glaube das erstere.

Girardous berühmtes Meisterstück, Richelieu's Grabmahl hatte ich schon vormals in der Sorbonne bewundert. Merkwürdig aber ist, und ehrenvoll für den Direktor des Museums, daß er sein Leben wagte, um dies Kunstwerk den Klauen der Vandalen zu entreißen, und daß er dabei durch einen Bajonnetstoß verwundet wurde.

Jener irländische Jüngling, aus der Familie Douglas, starb im vierundzwanzigsten Jahre auf dem Bette der Ehren; ein Frauenzimmer errichtete ihm dieses Monument, und ließ die vielsagende altfranzösische Inschrift darauf setzen:

Prou de pis, peu de pair, point de plus.

Diese Prinzeß von Conty, deren Schönheit und Tugend im fünfunddreißigsten Jahre der Welt entrissen wurde, zählte kaum neunzehn Jahre, als sie ihren Schmuck verkaufte, um bei einer Hungersnoth die Armen zu speisen. Zart gewissenhaft, gab sie alle die Güter zurück, deren Besitz ihr nur im Geringsten verdächtig schien, und die Summe soll sich auf achtmal hundert tausend Livres belaufen haben. Herzlich wohlwollend ist der Blick, mit dem man von ihrem Basrelief scheidet.

Aber eine andere rührend erhabene Empfindung durchströmt mich, wenn ich das herrliche Denkmahl anschaue,

welches Charles le Brun seiner Mutter errichtete. Ein Engel mit der Tuba schwebt über ihrem Sarge, der Ruf zur Auferstehung erschallt, die Matrone hört ihn, und hebt den Deckel des Sarges und steigt, nach langem Schlummer fröhlich erwachend, aus dem Grabe. Die Kunst hat der kindlichen Liebe die Hand geboten; der Ausdruck der Gestalt ist bewundernswürdig; ein heißes Verlangen nach himmlischem Lichte scheint das Gesicht der Auferstehenden zu verklären. —

Dank dir, wackerer Girardon, für die große Lehre, die du hier, auf Louvois Denkmahl, allen Staatsministern gegeben. Die Geschichte, ein offenes Buch haltend, wendet bethränte Augen gegen Louvois, und scheint ihm in ihren Annalen die Stelle zu zeigen, welche seine Grausamkeit gegen die Pfalz verewigt.

Die beiden französischen Zeilen, welche der lateinischen Inschrift auf des Dichters Santeuil Grabe folgen, sind mehr auffallend als verständlich:

Cy gît le célèbre Santeuil?
Muses et fous, prenez le deuil.

Eine in ihrer Art einzige Zusammensetzung.

Diese Melpomene, die sich weinend über Crebillon's Büste herab beugt, erinnert an eine drollige Anekdote. Das Denkmahl war für die Kirche St. Gervais bestimmt, wo Crebillon begraben liegt, allein der Priester erklärte, er werde nicht dulden, daß sein Heiligthum durch ein so profanes Denkmahl entweiht werde, wenn nicht die Muse und Crebillon's Büste weggelassen würden. — So

Fr. v. Langs. O dein Vater schläft nie anders als im Ernst. Als er mir den Heirathsantrag that, es mogte Abends gegen 9 Uhr seyn, da war er so schläfrig, daß er kaum die Zunge rühren konnte; und an unserm Hochzeittage schlief er Abends beym Essen richtig ein.

Dor. Daß ein Ehemann schläft mögte noch hingehn; zuweilen kann das sogar für Galanterie gelten; aber daß meine beyden Liebhaber schlafen, nicht wahr Mämagen, das ist impertinent?

Fr. v. Langs. Zwey Liebhaber? das wäre die Hälfte zu viel.

Dor. Ach! es ist noch um ein Dutzend zu wenig. An jedem Finger einen Ring, und für jeden Finger einen Liebhaber, so ist es jetzt Mode in der Stadt.

Fr. v. Langs. Ein schöner Larns, ich habe nichts dagegen; aber ich rathe die Vorsicht. (leise) Du weißt, daß dein ganzes

Glück

wollte man einſt auf dem heiligen Theater zu D** die Vorſtellung von Schiller's Don Carlos nur dann erlauben, wenn die Liebe des Don Carlos zu ſeiner Stiefmutter wegbliebe.

Die ſchöne Inſchrift unter jenem Medaillon ſchreibe ich auch deswegen ab, weil ſie d'Alembert zum Verfaſſer hat:

François de Chevert, Lieutenant Général etc.
Sans ayeux, sans fortune, sans appui,
Orphelin dès l'enfance,
Il entra au Service à l'age de XI ans.
Il s'éleva, malgré l'envie, à force de mérite,
Et chaque grade fut le prix d'une action d'éclat,
Le titre seul de Maréchal de France
A manqué, non pas à sa gloire,
Mais à l'exemple de ceux qui le prendront pour modèle.

Schöne, fromme, oft erhabene Empfindungen gießen alle dieſe Denkmähler großer Männer und trefflicher Frauen in den Buſen jedes gebildeten Menſchen, der zwiſchen ihnen herum wandelt; aber wehmüthig ſchauerlich werden dieſe Gefühle, und unwillkürlich breiten die Arme ſich aus zu umfahen, wenn man im Eliſium hie und dort die Aſche ſeiner Lieblinge wirklich wieder findet, die Aſche der Männer, deren Schriften oder Thaten man von Jugend auf im Herzen trug. Da ſeh ich ein Grabmahl mit komiſchen Masken verziert, es umſchließt Moliere's Ueberreſte. Die einfache Inſchrift ſagt: Molière et Thalie reposent dans ce tombeau. Das Ganze iſt mit Mirten, Roſen und Cypreſſen umgeben. Hier ruht jetzt der Unvergeßliche, dem

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51521-9
KOTZEBUE,A.F.F.VON FN. I4784/162

der Erzbiſchof von Paris ein ehrliches Begräbniß verſagte. — Dieſer Sarkophag birgt Rene Descartes Aſche, die von ſeinem Freunde Dalibert aus Schweden, wo er ſtarb, zurück in ſein Vaterland gebracht wurde. — Unter dieſem Steine ruht Lafontaine. Zwei Basreliefs ſtellen zwei ſeiner lieblichen Fabeln dar. Hier lieſt man: Jean Lafontaine est dans se tombeau, und dort: Jean s'en alla come il étoit venu; die erſte Zeile der Grabſchrift, die er ſich ſelbſt ſetzte.

Jean s'en alla comme il étoit venu,
Mangeant le Fonds avec le revenu,
Tint les trésors chose peu necessaire.
Quant à son temps, bien sut le dispenser:
Deux parts en fit, dont il soulait passer,
L'une à dormir, et l'autre à ne rien faire.

Jener Stein deckt Boileau's Reſte. Drei Zeilen aus einer ſeiner Epiſteln ſind darauf gegraben.

Ainsi que mes chagrins, mes beaux jours sont passés,
Je ne sens plus l'aigreur de ma bile première
Et laissé aux froids rimeurs une libre carrière.

Hier ruht Mabillon, der gelehrte Kritiker und Diplomatiker, dort Montfaucon, der große Antiquar.

Wie könnt' ich ausdrücken, was ich empfunden habe, unter den Schatten wandelnd, welche dieſe ehrwürdigen Gebeine umſchweben? — Genug, es gab keinen merkwürdigen Mann in Frankreich, an den man nicht in dieſem Muſeum erinnert würde, und wäre es auch nur durch eine Büſte, deren unzählige ſind. Hier Michel Montaigne, Sülly, Rotrou, Corneille, dort Racine, Quinault, Fénélon,

Lenoſtre; hier Boſſuet, beide Rouſſeau's, Deſtouches, dort Heloiſe und Abelard, Ludwig XVI. und Marie Antoinette; hier Moriz von Sachſen, Montesquieu, der hundertjährige Fontanelle und der deutſche Winkelmann, dort Helvetius, Piron (mit der bekannten Inſchrift: Ci git qui ne fut rien: pas même Academicien) du Belloy und Voltaire, mit der Unterſchrift von Lebrun (dem Konſul?)

O Parnasse! Frémis de douleur et d'effroi:
Pleurez, Muses, brisez vos lyres immortelles;
Toi dont il fatigua les cent voix et les ailes,
Dis que Voltaire est mort, pleure et repose-toi.

Hier Büffon, der edle Malesherbes, d'Alembert und Diderot, dort Raynal, Bailly, Vauſancon und unſer Gluck, mit der bedeutenden Unterſchrift: Il préféra les muses aux Syrenes.

Welch' ein Genuß für ein denkendes, empfindendes Weſen, allüberall vor den ähnlichen Bildern der Männer zu ſtehen, die Großes thaten, oder Schönes ſagten, oder Nützliches erfanden; gleichſam eines Jeden perſönliche Bekanntſchaft zu machen, und in ſeinen Zügen zu ſpähen, ob ſie mit ſeinem Geiſte verwandt ſind? — Unendlich koſtbarer ſind freilich die Kunſtſchätze im Muſeum Napoleon, und der einzige Apoll von Belvedere mag in Rückſicht auf Kunſt das ganze Muſeum der franzöſiſchen Denkmähler aufwiegen; aber — Bewunderung erwärmt ſelten das Herz, und hat meiner Fantaſie wenigſtens nie ein

so schwelgerisches Mahl bereitet, als ich unter den Gräbern und Denkmählern großer Männer gefunden.

Sehr löblich ist des Stifters Bemühen, das ganze Lokal von innen und außen in Einklang zu bringen. Da ist z. B. der ganze Vorhof, durch welchen man in den ersten Saal tritt, mit Portiken des alten Schlosses Anet verziert, welches Heinrich II. für seine Geliebte Diane von Poitiers bauen ließ. — Die gemalten Fensterscheiben sind, wie schon erwähnt, immer mit den Denkmählern aus einerlei Zeit. Man findet schöne Kunstwerke, als z. B. ein Ecce homo von Albert Dürer darunter.

Das sei genug von dem neuen Vorzug, den Paris durch Lenoirs Enthusiasmus sich erworben. Jeder Reisende wird gewiß in den ersten Tagen seines Aufenthalts zu den petits Augustins eilen. Es ist da noch sehr viel zu sehen, wovon ich nicht ein Wort erwähnt habe, und ein Kunstkenner, der beurtheilt, wird noch zwanzigmal mehr davon sagen können, als ich, der ich blos empfand.

Das Museum Napoleon.

1. Gemälde-Gallerie.

Ehe ich ein Wort über diesen reichsten Kunstschatz auf dem ganzen Erdboden schreibe, muß ich mit den Lesern mich über das verständigen, was sie von meiner Beschreibung zu erwarten haben. Ich muß nämlich das traurige Bekenntniß ablegen, daß ich so unglücklich bin, zu allen Kunstwer-

ken mein Gefühl mitzubringen, und sogar immer zuerst mein Gefühl. Ich weiß recht gut, und habe von unserer gewaltigen neuen Schule oft gehört, daß ein Kunstwerk gar nicht auf das Gefühl wirken darf und muß: daß es ein elendes Machwerk ist, sobald es dergleichen thut; daß es die Natur nicht nachahmen oder gar erreichen darf, weil es sonst unausstehlich gemein ist; daß es völlig gleich viel gilt, an welchem Gegenstande die Kunst sich übt, u. s. w. Alle diese schönen und einleuchtenden Wahrheiten bin ich so unglücklich mit einem Ohr zu hören und zu dem andern wieder herausgehen zu lassen. Ich frage nicht vorher: von wem ist das Bild? Ist es auch alt genug, um es enthusiastisch loben zu dürfen? Ist in der Zeichnung gar kein Fehler? Und ich frage auch nie: welchen Eindruck soll das Bild nicht machen? Sondern ich frage: welchen macht es? weil ich so verstockt bin, mir einzubilden, der Maler habe es gemalt, um diesen oder jenen Eindruck auf den Beschauer hervorzubringen. Aus allen diesen meiner gemeinen Natur anklebenden Gebrechen folgt nun, daß der Leser durchaus keine Kunsturtheile von mir zu erwarten hat. Ich will und werde nichts anderes thun, als erzählen, was ich gesehen, und welche Empfindungen das Gesehene in mir erregte. Daher werde ich oft bei Gegenständen verweilen, die manchem untergeordnet scheinen, und bei andern vorüberschlüpfen, über die manche ein großes Geschrei erheben. Mit gutem Vorbedacht habe ich keinen von den vermaledeiten Kunstkennern mit mir genommen,

die, mit der Doppellorgnette vor den Augen, nichts weiter zu thun wissen, als dem unbefangenen Beschauer jeden Genuß zu verkümmern; oder hinwiederum ihn zwingen wollen, zu genießen, wofür nur ihre höhere Offenbarung sie empfänglich macht. Das einzige, was bei meiner sündigen Einfalt mich noch ein wenig tröstet, ist Lessing's Ausdruck in Emilia Galotti: »hinweg mit dem, der erst vom Maler lernen will, was schön ist.« — Ja, der gute Lessing würde heutzutage auch kein großes Glück mit seinen Kunstwerken machen, denn vom Lacrymas müßte er lernen, wie er den Nathan hätte schreiben sollen.

Genug zur Einleitung. Die Kunstjünger und Nasenrümpfer mögen das ganze Kapitel überschlagen. Wir treten in den ersten Saal; er enthält Früchte der Eroberung aus Venedig, Florenz, Neapel, Turin und Bologna. Die Fantasie ergreifend ist die Sühnung eines unwillkürlichen Verbrechens des heiligen Julian. Der arme Mann hatte das Unglück gehabt, Vater und Mutter zu morden, weil er sie in seinem Bette fand, und durch die Nacht getäuscht, glaubte, es wäre seine Frau mit ihrem Liebhaber. Um die Sünde abzubüßen, floh er mit seinem Weibe an das Ufer eines reißenden Stromes, über welchen zu setzen sehr gefährlich war; hier gründete er ein Hospital für die Armen und Nothleidenden. Einst mitten im Winter, um Mitternacht, hört er am jenseitigen Ufer eine klagende Stimme, er eilt hinüber, und findet einen armen Aussätzigen, trägt ihn durch den Fluß, versucht ihn zu erwärmen, und, da ihm das am Feuer nicht gelingt,

legt er ihn in sein eignes Bett. Plötzlich umgibt Himmelsglanz den Kranken; er versichert den frommen Wirth, daß durch dessen gastfreie Barmherzigkeit nunmehr sein Verbrechen getilgt sei, und verschwindet. Der Maler (Allori aus Florenz im XVI. Jahrhundert) hat den Augenblick gewählt und trefflich dargestellt, wo der heilige Julian dem Armen aus dem Boote hilft.

Eine heilige Familie von Andreas del Sarto ist unaussprechlich lieblich; aber in Wehmuth versinket man mit einer knienden Figur (von dem Römer-Feti). Sehr deutlich sagt ihr Blick, der auf einem Todten-Kopfe ruht: ich habe Alles verloren! — Helenens Entführung von Guido Reni ist ein schönes, aber lächerliches Bild. Läßt sich's wohl denken, daß bei einer hastigen Entführung die Geliebte an alle ihre Kostbarkeiten, und sogar an ihr Schooßhündchen denken werde? Auch mag im gemeinen Leben wohl oft vorfallen, daß die Kammerjungfer weit hübscher ist, als ihre Gebieterin, aber auf dem Bilde hätte Guido Reni sich davor hüten sollen. — Wer es für gleichgiltig hält, an welchem Gegenstande sich die Kunst übt, der mag den Bettler von Murillo bewundern, der sich das Ungeziefer absucht; ich kehre ihm den Rücken und lächle im Vorübergehen über eine heilige Familie desselben Malers, auf welcher der kleine Jesus mit dem Rosenkranze spielt. In tiefen Ernst verliert sich aber mein Lächeln, wenn ich mein Auge auf das schöne Bild Karl's des Ersten, enthaupteten Königs von England, richte.

Ein Holländer, Mytens, hat ihn im siebenundzwanzigsten Jahre gemalt. Allerdings macht dieses Bild in Paris noch einen stärkern Eindruck, als in Turin geschehen sein mag, wo man es — erobert hat. — Die Hochzeit zu Kanaan von Paul Veronese ist in vielen Rücksichten merkwürdig. Erstens: weil es wohl eines der größten Gemälde ist, die auf der Welt existiren; zweitens: weil der Maler viele Portraits berühmter und unberühmter Personen seiner Zeit darauf angebracht hat: der Bräutigam z. E. ist ein gewisser Marquis Guasto, die Braut Franz des Ersten Gemahlin, neben dieser sitzt Franz der Erste selbst, und neben ihm die Königin Maria von England. Hierauf folgt sogar der türkische Kaiser, Soliman der Zweite, und dann eine Frau mit dem Zahnstocher, die Gemahlin des Marquis von Pescaire. Kaiser Karl V. hat einen etwas unbequemen Platz, wo die Tafel einen Winkel macht, darum ist er nur in Profil zu schauen. Mehrere Kardinäle und Mönche, Freunde des Malers, sitzen und stehen. Sehr interessant ist endlich der Chor der Musikanten, unter welchen Veronese die berühmtesten venetianischen Maler seiner Zeit dargestellt hat; er selbst spielt das Violoncell. Sehr drollig sind die Verstöße gegen die Chronologie. Die Musikanten geigen nach Noten, Karl der Fünfte prangt mit dem Orden des goldenen Vließes u. s. w. Dies Gemälde schmückte vormals den Speisesaal von St. Georg zu Venedig, und der Maler hat weniger dafür empfangen, als heutzutage ein einzelnes gutes Portrait oft kostet, nämlich nicht mehr als neunzig Dukaten. — Großes Ver-

gnügen gewährt ein Bild von Rubens, auf welchem er sich selbst und seine liebsten und berühmtesten Freunde dargestellt hat. Hier ist Hugo Grotius, der biedere Weltweise, mit dem Hunde, welchen er liebte. Neben ihm Justus Lipsius, der berühmte Professor zu Löwen; die Büste Seneca's hinter ihm deutet vielleicht auf seine Schriften über den Stoicismus, so wie die Tulpen anzeigen sollen, daß er in seinen Erholungsstunden diese damals neue Blumen eifrig kultivirte. Der große Maler selbst und sein Bruder vollenden die interessante Gruppe. — Aber nicht weit davon hängt ein zurückstoßendes Gemälde, von Sebastiano del Plombo. Die heilige Agathe nämlich, die ganz hübsch gewesen sein mag, hat die Liebe eines Gouverneurs von Sizilien verschmäht, und zur Strafe werden ihr die Wärzchen vom schönen Busen mit Zangen heruntergekniffen. Wie kann die höchste Kunst an solchen Gegenständen Vergnügen gewähren?

Ich trete in die eigentliche Gallerie. Sie ist nicht weniger als vierhundert Schritt lang, und sollte nächstens noch um ein Paar hundert verlängert werden; denn der Breterverschlag am Ende der Gallerie birgt noch eine weite Strecke, und ist über und über mit Gemälden angefüllt, die an den Wänden über einander lehnen, und noch nicht haben geordnet oder restaurirt werden können. — Die französische Schule macht rechter Hand den Anfang. Man bewundert sogleich mehr als zwanzig große Bilder von Charles le Brun, unter welchen mir besonders das Zelt des Darius gefallen hat. Nach der Schlacht, in

Glück darauf beruht, den wilden Vetter Hurlebusch zu heirathen.

Dor. Oder vielmehr seine halbe Million.

Fr. v. Langs. Gleichviel.

Dor. Nun, der kann mir ohnehin nicht entgehn. Das Testament seines Vaters befiehlt ja ausdrücklich, daß er seiner liebenswürdigen Cousine entweder Hand und Herz, oder ein Drittel seines Vermögens zu Füßen legen muß.

Fr. v Langs. Sehr wohl; aber das Ganze ist besser als ein Drittel. Ferner würden wir dadurch unangenehme Vormundschaftsrechnungen vermeiden. Und kurz, es ist die höchste Zeit, die Sache ins Reine zu bringen, denn unter uns, kein Vetter wird Morgen mündig. Noch weiß er zwar nichts davon. Wir haben ihm weiß gemacht, er sey ein Jahr jünger. Aber wie leicht kann ein Zufall — Du begreifst, es ist nothwendig, deine Aufmerksamkeit vor der Hand blos auf ihn zu richten; und es wäre besser gewesen, du

hätteſt

welcher Alexander den Darius überwand, tritt der Sieger, blos von seinem Liebling Hephästion begleitet, in das Zelt der persischen Prinzessinnen. Sysigambis, des Darius Mutter, wirft sich dem Günstling zu Füßen, weil sie, durch die Pracht seiner Rüstung getäuscht, ihn für den König nimmt. Ihren Irrthum gewahrend, will sie ihn entschuldigen. »Kein Irrthum,« sagt Alexander, »er ist mein zweites Ich.« — Neben Sysigambis kniet des Darius Gemahlin, dem Ueberwinder ihren Sohn entgegen haltend. Die weinende Statyra und ihre jüngere Schwester (des Darius Töchter), ein großes Gefolge von Frauen, Priestern und Verschnittenen füllen den übrigen Raum dieses herrlichen Bildes. — Sehr lieblich ist Lebrun's Geburt Christi, wo die dreifache Beleuchtung einer Lampe, eines Feuerherdes und der himmlischen Glorie einen höchst malerischen Effekt hervorbringt. — Fast noch lieblicher ist die heilige Jungfrau mit der Weintraube (von Mignard), also genannt, weil die Mutter dem Kinde eine Traube hinreicht. — Der heiligen Jungfrauen mit dem Jesuskinde findet man in allem ein Paar hundert in dieser Gallerie, und, so schön der Gegenstand auch sein mag, so kehrt er doch viel zu häufig wieder. — Grauen erregend ist die Sündflut von Poussin. Man möchte in diese Wellen springen, um die arme Familie zu retten, die da vergebens dem Tode zu entrinnen strebt. — Theolon ist ein unberühmter Name, aber er verdiente wohl berühmter zu sein, wenn er mehrere Bilder hinterlassen hat, von gleichem Werthe, als der Kopf einer alten Frau, den ich für vortrefflich halte. —

Von Vandyk's lebendigen Bildern ist hier eine große Sammlung, und keines darunter, das nicht seinen Ruhm bewährte. Vor allen gefiel mir ein ex Voto, wo die Darbringer des Gelübdes, Mann und Frau, vor der heiligen Jungfrau knien, und das Jesuskind sie himmlisch, freundlich aufnimmt. Himmlisch, sagte ich? Nein, ein wenig irdisch, denn der kleine Christus läßt sich herab, dem Manne den Bart zu streicheln. —

Da hängt ein Portrait, von einem Deutschen, Namens Faes, gemalt, ein ähnliches Portrait, wie man sagt: wer sollte aber wohl in dieser Physiognomie den Protektor Cromwell suchen? Viel leserlicher haben Holbein oder die Natur das Gesicht des Kanzlers Thomas Morus geliefert. Diesem Manne traue ich es zu, daß er seinen Nacken kaltblütig unter das Beil gebogen. — Noch ein Paar andere Bilder von Holbein, ein junges Weib mit dem Schleier, die Hände über den Knien verschränkend, und Erasmus, Verfasser des Lobes der Narrheit, werden jedem, wie mir, Vergnügen gewähren. Soll aber das Vergnügen in herzliches Lachen übergehen, so trete man vor das Bohnenfest (fête des rois) von Jordans. Man kann, ohne mit zu lachen, es durchaus keine Minute mit ansehen, wie die sämmtlichen Gäste lächelnd auf den trinkenden Bohnenkönig schauen. — Sehr unbefriedigend ist mir Lairesse's Herkules zwischen Wollust und Tugend vorgekommen, und sehr komisch eine dicke Venus Rembrandt's, in flamändischer Tracht, mit schönen großen Ohrringen. Wahrlich, wären dem Jungen, der vor ihr

ſteht, nicht ein Paar Flügel angeleimt, keine Seele würde errathen, daß er einen Amor vorſtellen ſoll. Da lobe ich mir das herrliche Familiengemälde des weniger berühmten Oſtade. Drei ſolche Rembrandt'ſche Venus gäbe ich dafür hin.

Ein kleines, von der Zeit gemißhandeltes Bild ſoll ein Turnier vorſtellen und Rubens zum Verfaſſer haben. Es gehört eine ſtarke Einbildungskraft dazu, ſowohl den Gegenſtand als den Verfaſſer zu erkennen. — Du, mit dem ſanften Geſicht, Eliſabeth von Bourbon, Geliebte des Dom Carlos; mehr noch als Rubens Pinſel, macht Schiller's Meiſterwerk dich mir intereſſant, und nur jene lebhaft dargeſtellten ſtillen Freuden der Häuslichkeit von Steen, können meinen Blick von dir abziehen. Man hänge dieſes Bild neben das der heil. Agathe, der die Bruſtwarzen abgekniffen werden, und frage ſich dann, ob man lieber Steen's oder Sebaſtiano's Freund ſein möchte? —

Sehr dramatiſch hat Terburg eine etwas lockere Scene behandelt, wo ein dicker Soldat, ein jovialiſcher Zechbruder, einem Mädchen Geld bietet, das zwar verſchämt die Augen nieder, aber das Geld nicht ausſchlägt. — Das Portrait eines alten Hausmeiſters der Maler-Akademie zu Antwerpen (von Cornelius Vos) iſt von einer hinreißenden Wahrheit; und die Micheline (von Barocci) von einer unausſprechlichen Lieblichkeit. Hat dieſe ſchöne Pilgerin wirklich ſo ausgeſehen, ſo wird ihre Heiligkeit ſie ſchwerlich vor profaner Liebe geſchützt haben. — Um ſo empörender iſt abermals das Märtirerthum der heil. Placida

und der heil. Flavia von Corr:ggio. Gott! welch' ein gemeines Menſch iſt hier dieſe heil. Flavia. Sehr natürlich, daß die Saracenen, die ſonſt eben nicht grauſam gegen das ſchöne Geſchlecht waren, dieſes Exemplar desſelben ſo unhöflich behandelten. — Der Fluch Gottes über die erſten Eltern, von Domenichino, erregt Lachen ſtatt Schauder. Ein großer Haufen Engelein tragen den lieben Gott in den Wolken, der ganz gewiß herunter fallen würde, wenn ihm die Engelein nicht überall die Hände untergeſchoben hätten, beſonders unter die Posteriora. — Die Ermordung der unſchuldigen Kinder iſt abermals einer von den Gegenſtänden, bei welchen ſelbſt Guido Reni's Name mich nicht feſthalten kann. Noch obendrein hat der ſonſt ſo große Maler eine ſehr geringe Kenntniß des Mutterherzens verrathen, und aus ſeinem Gegenſtande gar nicht den Vortheil gezogen, den er daraus hätte ziehen können. Die Mütter thun nichts als flehen und ſchreien; keine bittet, keine wehrt ſich. Das letztere beſonders dürfte durchaus nicht vermißt werden, da ja das ſchwächſte Huhn ſeine Jungen gegen einen Adler vertheidigt. Ich erinnere mich in Wien, ich glaube in der fürſtlichen Lichtenſteiniſchen Gallerie, ein Gemälde derſelben Gräuel, ich weiß nicht mehr von welchem Meiſter, geſehen zu haben; es war weit richtiger gedacht als dieſes. Die Hand einer verzweifelten Mutter, der eben ihr Kind durchbohrt wurde, zerfleiſchte da in demſelben Augenblicke die Backe des Mörders. Es war gräßlich ſchön und wahr. — Wer David's berühmtes Gemälde, die Sabine-

rinnen, gesehen hat, der werfe hier auch einen Blick auf dieselbe Geschichte von Guercini behandelt. Man sieht auf den ersten Blick, daß der letztere gar kein Dichter war; wer kann aber jemals ein großer Maler werden ohne Dichter zu sein? wenn man die beiden Bilder in Gedanken mit einander vergleicht, so kommt es einem vor, als habe unser Opernschmied V—s auch einen Wallenstein schreiben wollen. — Die Rückkehr des verlornen Sohnes von Spada hat großen Reiz für mich; besonders die Gestalt des Sohnes, dieses lebendigen Bildes von Mangel und Reue. — Zwei weibliche Portraits von Leonardo da Vinci fesseln unwiderstehlich. Das eine stellt die unglückliche Anna Boleyn dar, und interessirt durch das Schicksal des Originals noch mehr als durch die Kunst. Das andere ist Madame Lise, Gattin eines florentinischen Edelmanns. Sollte der Himmel einmal wieder eine heilige Jungfrau brauchen, so kann er durchaus keine andere Gestalt dazu wählen als diese. — Zwei Jünglinge von Raphael, beide denkend, sind vortrefflich, und gaben mir eine weit höhere Idee von dem großen Meister als sein heiliger Michael, wie er den Teufel besiegt. — Ich schließe mit Guercini's Mars, Venus und Amor, wo letzterer seinen Pfeil, muthwillig drohend, eben im Begriff steht abzuschießen, wo der Beschauer getäuscht, alle Augenblicke den Pfeil in seinem eigenen Herzen erwartet, und sich doch nicht entschließen kann, dem Schusse auszuweichen.

Das ist ungefähr alles was mir ganz besonders Vergnügen gemacht hat. — Wie? hör ich fragen, nicht ein

Wort mehr von Rubens, von dem doch mehr als fünfzig Bilder hier anzutreffen? nicht ein Wort von Vernet's der Natur gestohlenen Landschaften? Nichts von fünf und zwanzig Albano's und eben so vielen Annibal Carraccio's? Nicht einmal eine Sylbe von Domenichino's berühmter Communion des heil. Hieronymus? u. s. w. — Nichts von alle dem. Ich habe ja meine Schwachheit bereits gestanden. Was ich blos mit Kunstsinn beschaue, und, wenn man will, auch bewundere, das gräbt sich nicht in mein Gedächtniß, ich kann nichts davon wieder erzählen. Die hochgepriesene Abnahme vom Kreuz z. B. — ja ich finde sie auch außerordentlich schön — aber ich kann nie dabei vergessen, daß das Kreuz bei den Juden eben so viel war als bei uns der Galgen, und daß eine Abnahme vom Galgen durchaus kein Gegenstand für die schönen Künste ist. Eben so geht es mir mit den fatalen Märtyrern, von welchen diese Gallerie gleichfalls wimmelt. So ein gerösteter, gespickter oder geschundener Heiliger, und hätte ihn der liebe Gott selbst gemalt, ist mir ein unausstehliches Kunstwerk, an dem ich schnell vorüber eile. — Was die Landschaften betrifft, so hege ich da wieder meine eigene Ketzerei. Zwar sind mir die gemalten Landschaften weit lieber als die beschriebenen, und Vernet und Hakkert (von dem hier aber nichts ist) reißen auch mich oft zu staunender Bewunderung hin, aber — es bleibt mir kein Bild in der Seele; es wäre denn, daß die Landschaft durch eine Geschichte belebt würde, denn für mich ist nun

einmal Geschichtsmalerei das Höchste und Einzige in dieser Kunst!

Schade, daß der Katalog der Gallerie so sehr mangelhaft ist. Viele Bilder haben ganz falsche Nummern und viele gar keine. — Mit der Fremden-Karte in der Tasche kann man diesen herrlichen Kunsttempel fast täglich besuchen, und da er den Einheimischen nur an gewissen Tagen offen steht, so hat man den großen Vortheil, ganz ungestört darin herumwandeln zu dürfen. Allein ist man zwar nie, sondern stets umgeben von jungen lernbegierigen Künstlern, auch Künstlerinnen, die hie und dort, hoch und niedrig, auf ebener Erde und Gerüsten sitzen, um zu lehrreicher Uebung die Meisterstücke zu kopiren.

---

2. Zeichnungen.

Wenn man aus der großen Gallerie wieder in den Salon tritt, so öffnet sich gegenüber eine andere Thür, und ladet in den Saal des Apollo, der gleichfalls ungeheuer groß ist, und eine unendliche Menge von Originalzeichnungen, untermalten Skizzen, Cartons, Gouachen, Pastells, Email-Malereien, Miniaturen, etruskischen Vasen u. dgl. enthält. Hier werde ich mich noch kürzer fassen, denn das meiste ist in der That nur für den eigentlichen Kunstkenner, und ich gestehe aufrichtig, daß, so herrlich mir auch z. E. Raphael's Schule von Athen in der Ausführung vorgekommen, doch die bloße Skizze (die seltene Krone dieses Kabinets) nur einen geringen Eindruck auf mich gemacht hat, ungefähr so

wie die skizzirten Schauspiele in Lessing's nachgelassenen Schriften. — Da ist eine Zeichnung mit der Feder von Passarotti, ein Schiffer, von Homer's Genie entzückt, bittet den Dichter, ihn auf seinen Reisen zu begleiten, und Homer — spielt ihm ein Stückchen auf der Geige vor. — Da sind ein paar schöne Basreliefs in Wachs gearbeitet, aus der italienischen Schule. Jupiter, wie er die Titanen zerschmettert, und Diana, wie sie die Kinder der Niobe tödtet. Schwerlich läßt sich wohl diese Kunst höher treiben. — Da ist eine liebliche Zeichnung von Raphael: Alexander bietet Roxanen seine Krone dar. Liebesgötter wimmeln um ihren Putztisch und andere spielen mit der Rüstung des entwaffneten Helden. Besonders artig und drollig ist die Idee, daß ein Liebesgott in Alexander's Harnisch geschlüpft, Kopf und Arme herausstreckt, und so auf dem Boden herumkriecht. — Ich bin eben sonst kein Liebhaber von Allegorien, aber hier hat Raphael eine hinterlassen, die er wie man sagt, dem griechischen Maler Apelles nachgebildet, und die, abgesehen von ihrem hohen Kunstwerth, auch dem Dichter Ehre macht. Der Gegenstand ist die Verleumdung. Apelles (so erzählt Lucian) wurde von einem Verleumder angeklagt, daß er sich in einer Verschwörung gegen den König Ptolomäus eingelassen, und rächte sich folgendergestalt: Er malte die Leichtgläubigkeit mit Midasohren sitzend zwischen Unwissenheit und Argwohn; sie empfing sehr freundlich die Verleumdung, welche als ein schönes reichgeschmücktes Weib dargestellt ist,

einen Feuerbrand in der Hand trägt und die Unschuld bei den Haaren nach sich schleppt. Diese hebt Augen und Hände gegen Himmel, seinen Beistand erflehend. Ihr folgt der Neid, schielend, bleich, entfleischt; er hat zwei Gefährten bei sich, Betrug und Arglist, die unaufhörlich bemüht sind, ihn zu putzen. Ganz zuletzt kommt die Reue im Trauergewande, der sich plötzlich die himmlisch schöne nackte Wahrheit zeigt, bei deren Anblicke die Reue sich die Haare ausreißt und die Finger zernagt. — Die Ausführung dieser Zeichnung ist ganz vortrefflich. Vielleicht wäre aber die Allegorie noch wahrer, wenn statt der Leichtgläubigkeit die Schadenfreude auf dem Thron säße, denn diese ist es eigentlich, die der Verleumdung immer willig entgegen kommt. Die Leichtgläubigkeit müßte jedoch mit unter den Hofdamen sein. — Das Leiden Christi von Albert Dürer zeichnet sich durch Reichthum und erstaunlichen Fleiß aus; so wie ein armer Betrübter von Lucas von Leyden, durch große Wahrheit. — Kunstreich ist ein Relief von Elfenbein, von van Opstal, den Raub der Sabinerinnen darstellend, und sinnreich Lebrün's Zeichnungen von Menschen- und Thierköpfen, durch welche er die Aehnlichkeiten der Menschen- und Thierphysiognomien zu beweisen suchte. — Eine kuriose Idee hat Pouſſin gehabt, als er einen Philosophen zeichnete, der seine Wissenschaftslehre auf dem Rücken eines Jünglings niederschreibt. — Aeußerst interessant sind die in große Rahmen gefaßten Miniaturen, weil sie fast Alle berühmte Personen darstellen. Hier findet man (von

lauter guten Meiſtern) Peter den Großen, Madame de Maintenon, Ludwig XIV., den Dichter Voiture, die Kaiſerin Maria Thereſia, neben der hübſchen Gärtnerstochter von Meudon, Ludwig's Geliebte, Ninon Lenclos neben dem Kardinal Richelieu, die Frau von Sevigné, die Königin Chriſtine von Schweden, die Dichterin Deshoulieres, und noch hundert andere. — Mannichfaltig ſind auch die Kunſtwerke in feinen Steinen aus der bekannten Manufaktur von Florenz; ſieben prächtige Tafeln von Porphyr, Marmor und Lapis lazuli, in welche Figuren von Korallen, Muſcheln, Vaſen u. dgl. vortrefflich eingelegt ſind. Auf gleiche Weiſe ſind der Hafen von Livorno, Tempel, Grabmähler u. ſ. w. dargeſtellt. — Die etruskiſchen Vaſen ſind von großem Werth, aus der Bibliothek des Vatikan erobert, und faſt Alle von Winkelmann, Paſſeri und Montfaucon beſchrieben.

---

3. Gallerie der Antiken, Statuen, Büſten, Basreliefs.

Ich endige wie ich angefangen habe, das heißt, ich theile mein Gefühl ſo gut ich kann dem Leſer mit, und verwehre Niemanden ein anderes Gefühl oder auch gar keins dabei zu haben. Beim Eintritt in dieſe Gallerie der Antiken ähnelte meine Empfindung (obwohl nur ſchwach) derjenigen, welche ich zu haben pflege, wenn ich unter dem klaren geſtirnten Himmel ſtehe. Mit einer Rührung erpreſſenden Ehrfurcht ſteht man plötzlich unter dritthalb

bätteſt den ſchönen Sellcour in der Stadt gelaſſen.

Dor. Soll ich denn vor Langeweile auf dem Lande ſterben?

Fr. v. Langſ. Mädgen, ein Frauenzimmer muß Alles können, wenn es darauf ankömmt einen Plan durchzuſetzen, allenfalls auch ſterben.

Dor. Ueberdies iſt der Vetter noch ſo roh und ungehobelt, daß man ihm weiß machen könnte, Amor ſey ein Pfefferkuchenmann.

Fr. v. Langſ. Trau ihm nicht! ſein pedantiſcher Hofmeiſter, den des Vaters letzte Grille ihm verordnet, hat ihm abgeſchmackte Dinge in den Kopf geſetzt.

Dor. Lächle Nebel, die der Sonnenblick meiner Augen leicht zerſtreuen wird.

— (Ein Bedienter bringt die Stalltrommel.) —

Dor. Ha da iſt die Trommel! Nun wollen wir Reveille ſchlagen, daß mans im ganzen Dorfe hören ſoll. (Sie ſetzt die Trommel hinter

der Paris liebte, in deſſen Mauern den Purpur genommen, es verſchönert, zu einer Hauptſtadt erhoben, und den Grund zu ſeiner künftigen Größe gelegt hatte. Die Statue lag übrigens vergeſſen in der Werkſtatt eines Bildhauers, dem das Gouvernement ſie für das Muſeum abkaufte. — Vorbei vor dieſem eben ſo eitlen als grauſamen Nero, der hier als Sieger in den griechiſchen Spielen ſich darſtellen ließ, eine Ehre, die er bekanntlich höher ſchätzte, als das Diadem. Auch ſein Kopf iſt ähnlich, aber geſchmeichelt hat ihm der Bildhauer, veredelt hat er die gemeinen Züge. — Ha, jene koloſſaliſche Melpomene, nicht weniger als zwölf Fuß hoch, zieht doch wohl die Blicke hauptſächlich nur durch ihre Größe an ſich, und iſt allerdings, was den Umfang betrifft, das merkwürdigſte Ueberbleibſel des Alterthums. Sie zierte urſprünglich nebſt acht ihrer gleichen Schweſtern das Theater des Pompejus. — Ein trefflich erhaltener Sarkophag vergnügt durch ſeine kunſtreichen Basreliefs, vorne die neun Muſen, an beiden Seiten Calliope, die Muſe des epiſchen Gedichts, mit Homer; und Erato, die Muſe der Philoſophie, mit Sokrates ſich unterhaltend. — Ein ruhender Faun war mir deshalb merkwürdig, weil er in einem Landhauſe des guten Mark Aurel ausgegraben worden, der ſich vielleicht oft daran ergetzt hat. Dann hat er auch einen ſehr hohen Kunſtwerth, weil man aus guten Gründen vermuthet, es ſei eine Kopie in Marmor des Faun von Bronze des Pra-

xiteles, der in ganz Griechenland so berühmt war, daß man ihn nur periboëtos, den Berühmten, nannte.

Ariadne, auf dem Felsen von Naxos schlummernd, wird wohl nicht auf Jedermann einen so starken Eindruck hervorbringen, als sie auf mich gemacht hat, denn es ist die nämliche Bildsäule, die unter dem Namen Kleopatra bekannt ist (ein Irrthum, zu welchem ein Armband in Form einer Schlange Gelegenheit gegeben), die nämliche, von welcher eine treffliche Kopie auf der Treppenruh im Michailow'schen Palast stand; die nämliche, vor der ich Paul den Ersten zwölf Stunden vor seinem Tode zum letzten Mal sah und sprach. Die Erinnerung an ihn wurde um so lebhafter, da der Herrscher, in dessen Lande ich mich eben befand, ihm in so manchen Stücken gleicht. —

Ich gestehe gern, daß der Inhalt des Saals der berühmten Männer mich weit mehr interessirt hat, als die Bildsäulen aller Götter und Göttinnen. Hier findet man Zeno, das Haupt der Stoiker, und Demosthenes, den Fürsten der Redner. Der letztere sitzt, entwickelt ein Buch auf seinen Knien und scheint einem tiefen Nachdenken hingegeben. Man erkennt die sehr einwärts gebogene Oberlippe, welche wahrscheinlich der Naturfehler war, der ihn hinderte, deutlich zu sprechen. Hier steht Trajan, nicht als Kaiser, sondern als Philosoph; dort Sextus, dessen Andenken als Plutarch's Oheim, und mehr noch als Lehrer des guten Mark-Aurel uns werth bleibt. Hier Phocion, der bescheidenste unter den Helden, auch

hier ohne allen Schmuck; dort Menander, der Fürst der neuen Komödie (wie ihn die Griechen nannten), er sitzt und scheint zu ruhen. O, warum hat die Zeit nicht auch seine Schriften, wie diesen Marmor, verschont! Gerade jetzt wären sie uns am willkommensten, denn aus allem, was man davon weiß, erhellt, daß unsere neueren Gräkuli vermuthlich dadurch in die Verlegenheit kommen würden, den armen Griechen allen Geschmack abzusprechen. — In ähnlicher Stellung wie Menander, findet man hier auch den Schauspieldichter Posidippos, ein Bild von großer, einfacher Wahrheit. Diese Herme stellt einen jungen Wüstling vor, der seine Gesundheit verschwendete, und jene einen Mann, der die Kunst lehrte, sie wieder herzustellen, Alcibiades und Hippokrates. — Ungern reiße ich mich hier los, und eile weiter.

Was ist lieblicher als diese schöne jungfräuliche Gestalt, die man Ceres nennt, weil es einem Erneuerer beliebt hat, ihr Kornähren in die Hand zu geben. Wahrscheinlicher hielt sie vormals ein Buch, und ward als Muse Clio verehrt. — Ihrer Nachbarschaft werth ist eine herrliche Urania, an der man unendliche Feinheit des Meißels bewundert. — Ehrfurcht flößt eine römische Matrone ein, deren Kopf ein Portrait ist. Sie wurde bei Tripoli gefunden, und ist nicht allein eines der geschmackvollsten, sondern auch wohlerhaltensten alten Kunstwerke. — Der sogenannte sterbende Fechter (eigentlicher wohl auf dem Schlachtfelde seinen Geist aushauchender nichtrömischer Krieger oder Barbar, vielleicht ein

Deutscher oder Gallier) ist durch tausend Kopien und Nachahmungen zur Genüge bekannt. Er gehört unter diejenigen Kunstwerke, die auf mich keinen Eindruck machen. Dasselbe will ich nur auch gleich ganz geschwind von dem berühmten Torso bekennen, und hiermit mein Gewissen von einer schweren Schuld entladen haben.

Allerliebst ist der Faun mit dem Metallflecken, sein heiteres Lachen ist ansteckend und seine jugendliche Unbefangenheit so sprechend. Die eine Backe und Schulter geben einen Metallschein von sich, der ihm den Namen lieh. — An Lieblichkeit ihm gleich ist eine junge Römerin mit einem Kopfputz, wie er in den schönsten Zeiten des römischen Reiches getragen wurde. Der Kopf ist ein Portrait. Wohl dem Vater oder Gatten, dem diese reine Unschuld angehörte. Vielleicht war diese Statue ein ex voto einem Tempel geweiht, oder vielleicht zierte sie das väterliche Haus.

Es ist doch seltsam, daß, wenn man gleich zum Anstaunen und Nachbeten sich nicht geschaffen fühlt, man doch immer eine gewisse Scheu behält, seine Meinung gegen die der Menge laut werden zu lassen. Eben geht es mir schon wieder so mit der Venus von Medicis und dem Laocoon. Was kann ich denn dafür, daß diese Venus mir wie ein ganz artiges Kammermädchen vorkommt, die von dem jungen Herrn vom Hause im höchsten Negligee überrascht wird, und sich seinem lüsternen Blicke nicht ganz ernstlich zu entziehen sucht? — Sie hat Ohrlöcher, in welchen wohl vormals prächtige Ohrgehänge pran-

gen mochten, so wie die Spur auf ihrem linken Arm deutlich zeigt, daß sie einst das Armband, Spinther genannt, trug. Man sagt, man wolle ihr diese Zierathen wieder geben, um ganz den Geschmack der Alten nachzuahmen, welche Gold und Marmor gern mischten. Nach meinem Geschmacke wäre das nicht. — Der Künstler, der diese Venus schuf, soll Cleomenes geheißen haben, und in Darstellung schöner Weiber sehr glücklich gewesen sein; so sehr, daß Plinius sogar erzählt, ein römischer Ritter habe sich einst in eine seiner Statuen zum Sterben verliebt. Was kann ich den ferner dafür, daß dieser Laocoon mir eine Empfindung gibt, wie der Menschenfresser zu Berka bei Weimar, als ich ihn in meiner Jugend rädern sah? — »Kunst, hohe Kunst!« allen Respekt vor der Kunst; da ich aber nicht hieher gekommen bin um die Anatomie zu studiren, so gehe ich vorüber, will jedoch Niemanden in seinem Glauben irre machen. Man lasse nur auch mir den meinigen, der unabweichlich darin besteht, daß die schönen Künste auch schöne Gegenstände behandeln müssen, und daß, eben so wenig als eine Darstellung von Gerstenberg's vortrefflichem Ugolino auf der Bühne Vergnügen gewähren würde, eben so wenig der Laocoon mit seinen scheußlichen Schlangen. — Um meine Fantasie von ihm loszuwinden, bleibe ich vor der Bildsäule dieses schönen Jünglings stehen, den man Paris nennt, weil ihm der Erneuerer einen Apfel in die Hand gegeben, der aber eigentlich ein Priester des Gottes Mithra ist, dessen Mysterien in Grotten gefeiert wurden.

Auch grub man ihn aus einer Höhle am Tiberstrom. Die Draperie seines Gewandes ist sehr geschmackvoll. Doch freilich steht er an Vollendung jenem herrlichen Jüngling weit nach, den man lange für einen Antinous gehalten, hernach, den Irrthum einsehend, ihn bald Theseus, bald unbärtigen Herkules, bald Meleager genannt, jetzt endlich ihn ziemlich einstimmig für einen Merkur gibt. Er sei und heiße wer und wie er wolle, er ist und bleibt eines der anziehendsten Kunstwerke in dieser reichen Sammlung. Die Harmonie zwischen allen seinen Theilen ist so schön, daß Poussin einst vorzüglich von ihm die Proportionen der menschlichen Gestalt abstrahirte. — Die schöne Leucothea, des Bacchus Amme, mit ihrem Säugling auf dem Arm, hat es wohl verdient, daß Winkelmann sie verewigte. Diese Gruppe ist eines der ältesten noch vorhandenen griechischen Kunstwerke. O wie hold freundlich sie auf das Kind herabblickt! Keine Mutter wird an ihr vorübergehen. — Doch halt! ich stehe vor dem Apoll von Belvedere! und diesesmal knie ich willig nieder und vereinige mein Staunen, meine Bewunderung mit denen der Kenner und Nichtkenner. Ja, dieser flüchtige Fuß hat die Schlange Python erreicht, schon flog der tödtende Pfeil vom Bogen, jedes Glied zeigt noch von Anstrengung; der Unwille thront auf seiner Lippe, aber Zuversicht des Sieges in seinem Auge, und die Zufriedenheit, Delphos von jenem Ungeheuer befreit zu haben. Die leichten Locken ringeln sich um den Hals, oder streben unter der Götterbinde hervor. Um die rechte Schul-

ter hängt der Köcher an einem Bande, reiche Sandalen zieren seine Füße. Die zurückgeworfene Chlamys enthüllt jeden Theil seiner göttlichen Gestalt. Ewige Jugend, Adel, Geschmeidigkeit, Kraft und Zierlichkeit, das sind die Theile, aus welchen sie zusammengesetzt ist. Ja, ich beuge willig meine Knie, und bedaure nur mit vielen Andern, daß die Art, wie man dies vortreffliche Kunstwerk aufgestellt hat, nicht verstattet, es von allen Seiten zu betrachten. Zum Ersatz dafür lieset man aber eine schöne neue Inschrift, welche besagt: »daß dieser Apoll am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zu Antium gefunden, von Julius dem Eilften zu Anfang des sechzehnten im Vatikan aufgestellt, im Jahre fünf der Republik von Bonaparte erobert, und im Jahre acht, im ersten seines Konsulats, hieher gebracht worden." Die Namen der drei Konsuln und der des Ministers des Innern, Lucian Bonaparte, sind auf der Rückseite eingehauen. —

Fast möchte ich nun gar nichts mehr sagen, denn wenn die Sonne einmal da steht, so sieht man die Sterne nicht mehr. Es wäre aber doch undankbar, der herrlichen Musen gar nicht zu erwähnen, die einen eigenen Saal schmücken, besonders der holden Thalia mit der Epheukrone und dem Tambourin, die beide auf ihren bacchischen Ursprung deuten, mit der komischen Larve, und endlich mit der Hirtenflöte, weil sie auch die Muse der Hirtengedichte war. — Gleich neben ihr ist eine schöne Herme des Sokrates, der ihre Scherze nicht verschmähte, und eine Büste Virgil's, dem sie so hold war. — Unsern

erblickt man Euripides sitzend, und was diese Statue äußerst kostbar macht, ist eine griechische Inschrift am Plinth derselben, die nicht nur den Namen des (trotz Schlegel und Konsorten) ewig großen Trauerspieldichters, sondern auch einen Katalog seiner Werke enthält. —

Unter den vielen Büsten dieser Gallerie nenne ich, als besonders trefflich oder sonst durch den dargestellten Gegenstand vorzüglich interessant: die kolossale Büste des Kaisers Hadrian; die durch einen Heiligenschein lächerlich geschmückte Büste Nero's, der bekanntlich schon bei seinen Lebzeiten diesen Heiligenschein auch auf den Münzen zu seinem Bilde fügen ließ (hier bemerket man noch überdies ringsumher runde und viereckige mit einander abwechselnde Vertiefungen, in welchen vermuthlich kostbare Steine befestigt waren). Die Büste des Commodus, welche in Marmor sehr selten gefunden wird, weil der gerechte Abscheu des Volks alle seine Denkmähler zerstörte; die schöne Büste Galba's; die sehr ähnliche Büste der Julia Mammea, der ehrgeizigen Mutter des Alexander Severus u. s. w. — Die schönen alten Badesitze von Rosso-Antico mag man nicht unbeachtet lassen, besonders wenn man sich lächelnd erinnert, daß sie im Mittelalter als päpstlicher Thron in der christlichen Kirche dienten, und erst von Pius dem Sechsten dem profanen Alterthum zurückgegeben wurden. — Auch die kolossale Statue eines egyptischen Götzen verdient einen Blick, theils wegen der Materie (sie ist von Alabaster), theils wegen ihres hohen Alterthums, denn sie stand wahrscheinlich in einem

Tempel des Horus. — Hat man nun noch unter den Basreliefs den Antinous, den jagenden Faun, und das allerliebste Kind mit der Gans bewundert, so hat man alles gesehen, was meine Blicke besonders gefesselt hat. Die Pallas von Velletri war leider bei meiner Anwesenheit noch nicht aufgestellt.

Pariser Gewohnheiten und Sitten.

1. Essen und Trinken.

Seit man in Paris sich zwischen sechs und sieben Uhr Abends zur Mittagstafel setzt, weiß man natürlich nichts mehr von Vesperbrot (goûté); nur Schulknaben, Landleute und Bewohner einiger entfernter Provinzen kennen noch das liebliche Schauspiel einer fröhlichen Gesellschaft, die sich um die geschäftige Hausmutter an einem Tische sammelt, der mit Milch, Früchten u. dgl. besetzt ist. Welch ein Leben! besonders im Freien, im Grünen. Dergleichen Scenen liebt man auch wohl in Paris noch, aber nur in der Oper. Der Thee hat den Platz des Vesperbrotes eingenommen. Thee nennt man aber eine Mahlzeit, die zwischen zwei und drei Uhr Morgens aufgetischt wird, und wobei man so ziemlich alles findet, nur keinen Thee. Fleisch, Wild, hitzige, schäumende Weine, Punsch, Bischof, das sind die Hauptbestandtheile eines Thees. — In einigen Städten Frankreichs sollen noch große goutés bei Kindtaufen gewöhnlich sein; dann hei-

hinter die Schlafenden und ſchlägt einen kurzen Wirbel. Alle drey erwachen.)

Sel. Was war das?

Langſ. Mich träumte eben es donnerte.

Frih. (ſich umſehend) Der Jupiter iſt hinter uns.

Sel. (aufſpringend) Ich bitte tauſendmal um Vergebung.

Dor. (ſpöttiſch) Gehorſame Dienerin.

Langſ. (ſeine Frau gewahr werdend) Ah ſind Sie es mein Schatz? vermuthlich haben Sie mit dem Bedienten gezankt?

Fr. v. Langſ. Alberner Schnack! hab' ich denn eine Stimme wie unſre Stalltrommel?

Langſ. War es unſre Stalltrommel? ey, ey, wie man ſich doch irren kann.

Fr. v. Langſ. Sie ſind zum Irrthum geboren.

Dor. Daß der Papa Mittagsruh hält iſt nichts Neues. Das Vetter Hurlebuſch einſchlief, war ſehr gut, denn unterdeſſen konnte

ßen sie Kollationen. Alle ersinnliche Leckereien werden dabei verschwendet, doch alles wird kalt servirt. — Die Beschreibung eines Vesperbrots nach alter guter Sitte findet man nur noch in der neuen Heloise, wo Frau von Wolmar ein solches in ihrem Elysium veranstaltet hat. — In Paris sind die goutés sogar bei den Preisaustheilungen an die fleißige Jugend verschwunden. Daher würde ein ehrgeiziger Wirth in nicht geringe Verlegenheit gerathen, wenn man ihm heutzutage plötzlich zumuthete, ein elegantes Vesperbrot zu geben. Doch habe ich mir sagen lassen, wie ein solches im Nothfall einzurichten sei.

Eine gewaltige Torte, bei Cauchois oder Leblanc gebacken, muß die Mitte der Tafel einnehmen, an beiden Enden Käse und Rahm mit Vanille oder Rosen, halb gepeitscht, halb gefroren, und mit Pistazien gewürzt. Diesen Artikel muß Madame Labour oder Madame Lambert geliefert haben, denn diese Beiden gelten für die besten Crêmieren von Paris. Sechs Assietten umringen die Torte mit den köstlichsten Früchten von der Witwe Fontaine. An die vier Ecken stelle man Prophetenkuchen (brioches) von Le Sage, méringues à la Crême (ein Backwerk von der Art, die wir Küsse zu nennen pflegen) von Bénard; Aebtissinnenkuchen und kleine Törtchen von Georges, und Waffeln von Van Roosmalen. Vier Pyramiden endlich in den Winkeln müssen erbaut sein von trocken und naß eingemachten Früchten von Oudard und Berthellemot zubereitet, Pfefferkuchen und Marzipan von Hémart, Konfekt von Rouget, Gélés von

Janvel. Doch würden alle dieſe Herrlichkeiten im Halſe ſtecken bleiben, wenn nicht Frontignac von Tailleurs ſie hinunterſpült und verſchiedene Liqueurs von Lemoine ſie würzen. Beſonders iſt zu empfehlen die ſogenannte Crême d'Arabie, von welcher der Preiszettel des Künſtlers verſichert, ſie ſei auf Bouteillen gepfropfter — (man rathe was?) Sammt! wahrhaftig, du Velours en Bouteille. Indeſſen iſt dieſer flüſſige Sammt wirklich eine große Delikateſſe für Gaumen und Naſe. Ich habe etwas davon mitgebracht, und Leckermäuler unter meinen Freunden haben geſtanden, nie etwas ähnliches getrunken zu haben.

Das Frühſtück, ſagt man ſprichwörtlich, ſei für Freunde, die Mittagstafel gehört der Etikette, das Veſperbrot der Kindheit, und das Abendeſſen — der Liebe! denn ſeine Stunde grenzt an die Schäferſtunde. Der Lärm des Tages iſt verhallt, die Geſchäfte ſind abgethan, die Ruhe ladet ein, die Wachskerzen verbreiten ein ſanftes Licht, die Weiber ſind dann am liebenswürdigſten, denn die Stunde ihrer unumſchränkten Herrſchaft naht heran, daher auch Manche ſich ganz von der Sonne geſchieden haben. Wohl dem, der zu allen Tageszeiten einem guten Weibe angehören darf! doch wen auch der läſtige Broterwerb am Tage in das gemeine Lebensgewühl ſchleudert, der ſuche wenigſtens Abends am runden Tiſche Erholung zwiſchen einer muntern und zärtlichen Nachbarin. Auch die Muſen ſind dem Abendeſſen hold. Mit dem ſpringenden Kork aus der Champagnerbouteille

wird auch der Witz entfesselt, Bonmots steigen wie Raketen von allen Seiten auf; Jedermann hat Geist und theilt ihn mit, hätte er ihn auch erst am Morgen desselben Tages gesammelt.

So war es wenigstens vormals in Paris. So ging es zu bei jenen berühmten Soupers, wo Höflinge, Städter und Gelehrte sich vereinigten, wo Gleichheit herrschte, und ein hoher Rang sich nur durch feinern Geschmack, durch ungezwungenere Grazie auszeichnen durfte; wo der echte Weltton die Eigenliebe jedes Gastes zart zu schonen lehrte; wo die Schönheit des Tages und der Dichter in der Mode mit dem allmächtigen Minister und dem höfischen Günstling gemischt waren.

Ach! der Revolutions-Strom hat alles verschlungen. Jene Soupers wurden ersetzt durch sogenannte brüderliche Mahlzeiten mitten auf den Straßen, bei welchen die Brüderschaft von Kain und Abel herrschte: denn nie war weniger Gleichheit und Freiheit in Frankreich, als da sie an allen Häusern angeschrieben stand. Sitten, Reichthümer, Würden, Verstand und Witz, alles hat eine andere Richtung genommen, und könnte man auch die noch existirenden Ueberreste jener Gesellschaften wieder zusammen bringen, so würden sie doch schwerlich den echten Ton wiederfinden.

An Soupers wird eigentlich in Paris jetzt wenig mehr gedacht. Wie könnte man das auch in einer Stadt, wo man Abends zu Mittag speist, wo die Schauspiele um Mitternacht endigen, wo die Spielwuth sich aller Gesell-

ſchaften bemeiſtert, wo (mit Ausnahme) die Reichen keine Kenntniſſe beſitzen, die Weiber keine Erziehung, und wo (ſo drückt ein Pariſer Blatt ſich aus) von égards und politesse bald nur noch die Namen bekannt ſein werden. (Dies Urtheil, welches ſich von einem feinen Beobachter herſchreibt, iſt hart, und ich für meine Perſon kann es nicht durchgehends unterſchreiben, aber ich habe auch nur wenige, und nur die beſten Häuſer beſucht.)

Vergebens hat man den Thee an die Stelle der Soupers ſetzen wollen, beide gleichen ſich gar nicht; ja, dieſe koſtſpieligen Thees, die man nur in reichen Häuſern trifft, gleichen an nichts, weil ſie Allem gleichen. Weder Witz noch Leckerei finden ihre Rechnung bei dieſen Baſtard-Mahlzeiten; da iſt weder Unterhaltung noch Suppe, weder Bonmot noch Gebratenes. Derbe kalte Schüſſeln, eben ſo ſchwer zu verdauen, als mancher derbe Midas, der dabei ſitzt. Calembourgs ſtatt Witz, Sticheleien ſtatt Epigramme, Ausgelaſſenheit ſtatt Fröhlichkeit, und, um das Ganze zu würzen, ein Ton, an den ſich zu gewöhnen, den Reſten der ehemaligen guten Geſellſchaft unmöglich wird. Dabei herrſcht oft noch obendrein eine Arroganz, die mit dem republikaniſchen Sinn gar ſeltſam kontraſtirt. Die ducs und pairs der Monarchie waren ſehr viel höflicher als die fournisseurs der Republik.

Die Soupers können unmöglich wieder in Aufnahme kommen, ſo lange Sitten und Gewohnheiten nicht eine ganz andere Richtung nehmen. Ein vernünftiger Menſch hat um zwei Uhr des Morgens kein anderes Bedürfniß,

als sich schlafen zu legen; das ist aber gerade die Stunde, wo man sich zum Abendessen setzt. Die heutigen Thees sind auch der Gesundheit weit nachtheiliger als die vormaligen Soupers. Vor Zeiten setzte man sich um zehn Uhr zu Tisch und stand spätestens um Mitternacht auf, aber nicht etwa, um gleich fort zu gehen (wie die neuere artige Sitte erheischt), sondern man begab sich zurück in das Gesellschaftszimmer, man schickte die Bedienten hinaus, und nun wurde die Unterhaltung erst noch recht lebendig. Dann ließ man Hof und Minister en revue passiren, erzählte sich leise die skandalösen Anekdoten, wiederholte ein Epigramm oder Kouplet des Tages. Das waren die Augenblicke der Vertraulichkeit, die schönsten für den Mann von Geist, den Beobachter; selten wurde gespielt. — Was thut man jetzt? Der Geist, wie wir sehen, hat bei der Umwandlung nichts gewonnen; ist sie etwa den Leckermäulern zu gute gekommen? — keineswegs.

Das Souper unterscheidet sich jetzt in der Regel von dem Diner blos durch die Abwesenheit der Suppe und des Rindfleisches (welches letztere überhaupt zwar noch immer mit aufgesetzt, aber von Niemanden mehr gegessen wird). Statt dessen steht ein anderes gewaltiges Stück Fleisch in der Mitte, gewöhnlich eine farcirte Kalbskeule von zwanzig bis fünfundzwanzig Pfund. Zwei derbe Schüsseln stehen an den Ecken, acht kleinere und sechs hors d'oeuvres vollenden den ersten Gang. Dann kommen die Braten und Zwischenspeisen, gerade wie beim Diner, auch das Dessert eben so. Das Eis ist unerläßlich, und wo möglich muß

es von Mazurier geliefert sein, der am Eingang der elisäischen Felder thront. Liqueurs und Kaffee werden gleichfalls nach dem Abendessen herum gegeben, der Kaffee muß aber stärker sein als Mittags, um die Gäste besser wach zu erhalten, wozu er heutiges Tages oft geschickter ist, als die Unterhaltung. — Im Ganzen sind die Soupers so aus der Mode gekommen, daß nur wenige Restaurateurs sich damit abgeben. Vielleicht könnte der berühmte Tailleurs sich durch hohe Preise wieder in die Mode bringen, denn er hat neulich eine Mahlzeit gegeben, welche in den Annalen der Leckereien einen Platz verdient; die Person zahlte ungefähr zwanzig Thaler ohne den Wein.

Ich komme auf das Frühstück. Eine Tasse Thee oder Lindenblütwasser, oder auch Milchkaffee, wie er in Paris fabrizirt wird, sind nicht mehr hinreichend, um ein Mittagsessen zu erwarten, welches jetzt später aufgetragen wird, als zu den Zeiten Karl VIII. das Abendbrot. Daher die Gabelfrühstücke (dejeuners à la fourchette), die vormals verachtet und, als ein grober Gebrauch, blos gemeinen Leuten und Reisenden überlassen wurden. Jetzt sind sie in reichen Häusern des neuen Frankreichs sehr gewöhnlich. Die Geschäfte fangen selten vor zehn Uhr an. Gegen ein Uhr wird eine Mahagony-Tafel gedeckt, mit vielerlei Gattungen kalten Fleisches und mancherlei Weinen besetzt. Von warmen Speisen werden höchstens geduldet: Tauben à la Crapaudine, Hühner à la tartare, kleine Pastetchen au jus, rognons (Abschnitzel, eine sehr beliebte Schüssel) und Bratwürstchen. Hingegen

gibt es kalte Fleischsalate, Wild- und Schinken-Pasteten, und zur Vorrede Austern von dem berühmten Felsen von Cancale. — Ein solches Frühstück kann freilich weder der arme Rentenirer, noch der bescheidene Musensohn sich auftischen lassen; die Einkünfte des Erstern würden nicht acht Tage hinreichen, und die Fantasie des Letztern würde unter dem Gewicht der Pasteten erliegen; denn als Boileau sang:

Horace a bu son soul quand il voit les ménades,

da meinte er nicht die jetzigen Frühstücke. Zu große Mäßigkeit mag freilich die Lebensgeister nicht anfrischen, aber zu viele saftreiche Speisen ersticken sie ganz. Indessen muß der Musensohn doch auch etwas haben, um den Mittag ohne Murren erwarten zu können, etwas, das leicht, doch substantiös, den Magen beschwichtigt, ohne die Einbildungskraft zu hemmen; das gut schmeckt und doch wohlfeil ist, das viele sättigende Bestandtheile zu einem kleinen Raum einschließt, und doch nicht hindert, als Gast einem Mittagsessen Ehre zu machen. Dieses Problem hat die Chokolate gelöst. Vor zwanzig Jahren tranken nur alte Leute Chokolate, jetzt Jedermann, der nicht reich genug ist, um zu schwelgen, oder der seinen Geist munter erhalten will. Daher kommt es denn aber, daß dieser Göttertrank, der sonst nur in den Apotheken, oder höchstens von zwei oder drei anerkannt guten Fabrikanten gemacht wurde, jetzt von so vielen Pfuschern gesudelt wird, daß man alle Augenblicke eine Vergiftung oder wenigstens allerlei Magenbeschwerden fürchten muß; denn es gibt Chokolaten in Paris, wozu Alles genommen wird, nur keine Cacaobohnen. Die

beſte liefert jetzt ein gewiſſer Bauve, Rue St. Dominique Nro. 1020. Ich theile dieſe Adreſſe beſonders auch für Schwindſüchtige und an der Auszehrung Leidende mit, für welche er eine vortreffliche Geſundheits-Chokolate verfertigt. Sonſt trinkt man ſie auch ſehr gut im Kaffé Corazza im palais royal. In vielen andern Kaffeehäuſern erregt ſie Ekel, Magendrücken, Verſtopfungen u. dgl.

Das Mittagseſſen iſt bekanntlich dreihundert fünfundſechzigmal im Jahre die wichtigſte Angelegenheit des Lebens. Beſonders jetzt, da es in die Abendſtunden verlegt worden, verlängern ſich alle Geſichter, wenn es durch Zufall noch um einige Minuten verſpätet wird; alle Geſichter klären ſich aber auch auf, wenn der Haushofmeiſter mit der Serviette über dem Arme hereintritt und das Zauberwort ausſpricht: Madame est servie. Nach einigen Ceremonien (die manche zwar dadurch abkürzen, daß ſie Namen auf die Teller legen, aber auch auf dieſe Weiſe ihre Gäſte an Nachbarn feſſeln, die ſie vielleicht nicht gewählt haben würden), ſetzt man ſich zur brennenden Suppe, denn brennend muß ſie ſein, und alle Gaumen ſcheinen mit Moſaik ausgelegt, oder das Privilegium des unverbrennbaren Spaniers zu haben, ſo wenig ſieht man beim Hinunterſchlucken des flüſſigen Feuers eine Miene verziehen. Rindfleiſch mit Sauce aux thomates, oder à la moutarde apéritive, von dem berühmten Mailhe verfertigt, war noch vor kurzem der ſolide Grund jeder Mahlzeit, jetzt, wie ſchon oben erinnert worden, iſt das Rindfleiſch in

Mißkredit gerathen, vermuthlich, weil gewöhnlich in der Suppe schon die besten Kräfte ausgekocht worden. Während man die rélévés zerlegt, die statt der Suppen hingesetzt werden, speiset man die entrées, (man muthe mir nicht zu, alle Kunstwörter zu übersetzen; die meisten sind ganz unübersetzbar). In unserm Norden hat man Vorschneider, die besser und appetitlicher die Speisen zerlegen, und dann die Schüsseln herum senden, wodurch man auch vielen unnützen Komplimenten entgeht. In Paris aber legt theils der Hausherr, theils derjenige Gast vor, vor welchem eben die Schüssel steht; man kann also nicht selbst zulangen, sondern muß zufrieden sein mit dem, was man bekommt. Der Braten muß fümet sein, das heißt, er muß ein wenig — riechen. Von feinen Weinen wird wohl Bordeaux, Champagner und Bourgogner angeboten. Die Entremets machen bei großen Mahlzeiten eine eigene Tracht aus. Gewaltige Pasteten von Toulouse, Straßburg oder Périgueux in der Mitte, welche vorzulegen eine besondere Kunst erfordert. Dann gibt es Vegetabilien auf alle nur mögliche Weise pikant gemacht, und an beiden Enden der Tafel Crêmen und Backwerke, den Damen und Kindern erfreulich. Die eigentlichen Leckermäuler machen sich daraus nichts, sondern haben mit dem Braten ihre Mahlzeit geendigt. Ich muß nicht vergessen zu erwähnen, daß in allen guten Häusern eine besonders große Konsumtion von Trüffeln gemacht wird. Trüffeln findet man oft an Speisen, wo man sie nie vermuthete, und sie werden auch unvermischt in allerlei Gestalten gegessen.

Jetzt erscheint das Dessert, mit welchem ein geschickter Künstler die meiste Ehre einlegen kann, denn um ein gutes elegantes Dessert zu liefern, muß man zugleich Zuckerbäcker, Dekorateur, Maler, Architekt, Bildhauer und Blumist sein. Man hat in Paris Feste gegeben, wo das Dessert allein auf zehntausend Thaler geschätzt wurde. Die Leckermäuler weiden aber nur ihre Augen daran, und essen höchstens noch ein Stück guten Käse de Rocfort. Eis und Kaffee müssen trefflich sein, doch wird der letztere, auch in den besten Häusern, selten so gemacht, daß ihm sein ganzes Aroma bleibt; dann trinkt man lieber noch ein Glas Liqueur von Lemoine, der (nach dem des Isles) der beste ist, und lange noch einen Nachgeschmack hinterläßt, der allen Wohlgerüchen Arabiens gleicht.

Hat der Leser sich jetzt einen hohen Begriff von den Pariser Gastmählern gemacht, so glaube er deswegen ja nicht, daß man bei den bessern Restaurateurs um ein Haar schlechter speise. Ueberhaupt machen diese Restaurateurs eine der angenehmsten Einrichtungen, die ich kenne. Von vier Uhr bis um sieben Uhr, und auch wohl später noch, findet man bei ihnen immer die größte und leckerste Verschiedenheit fertiger Speisen. Man tritt in einen sehr geräumigen Saal (oft sind es mehrere verbundene Säle), der mit einer Menge von Spiegeln und Säulen elegant verziert ist. Hier stehen längs den Wänden lauter kleine gedeckte Tische zu einer auch zwei Personen; sie stehen einander so nahe, daß man, wenn man Lust hat, wohl mit

konnte er doch nur im Traume muthwillige Streiche machen. Daß aber auch Sie, mein galanter Herr, den ich blos aus der Stadt mitgenommen habe, um mir auf dem langweiligen Lande die Zeit zu vertreiben —

Sel. Ihr Bild umgaukelte mich auch im Schlummer.

Dor. Das soll aber nicht seyn! Sie sollen mich umgaukeln, mein Herr Schmetterling.

Sel. Sehr gern, Dame Nese.

Dor. Kommen Sie herein an mein Klavier. Ich habe Lust ein Duett zu singen. Vetter, küssen Sie mir die Hand.

Frik. Dafür, daß Sie mir heute Senf in die Suppe gegessen haben?

Dor. Warum nicht? Alles was die Männer genießen, müssen die Weiber würzen, und ja nicht immer mit Zucker, denn das macht auch gar zu leicht stumpfe Zähne. (Sie gibt Selicour den Arm und geht mit ihm in das Nebenzimmer.)

Zweyte

den Nachbarn ſchwatzen kann, aber auch wieder weit genug von einander, um, wenn man nicht mit Fremden reden mag, ungeſtört bleiben zu können. Zierlich gekleidete Kellner mit ſchneeweißen Schürzen laufen bei Dutzenden herum. Sobald einer derſelben gewahr wird, daß man Miene macht, ſich an einem Tiſchchen niederzulaſſen, ſo überreicht er die Karte, das heißt, die Liſte aller an dieſem Tage vorräthigen Speiſen und Weine, mit dabei geſetzten Preiſen jeder Portion. Man wählt; wer etwa gar kein Franzöſiſch verſtände, könnte auch recht gut ſtumm bleiben, und nur mit dem Finger auf den Namen der Speiſe deuten, die er begehrt. Der Kellner fliegt davon, und bringt gewöhnlich in zwei Minuten das Verlangte: trifft ſich's aber, daß man eine Speiſe fordert, deren Zuſammenſetzung oder Zubereitung etwas mehr Zeit koſtet, ſo benachrichtigt der Kellner den Gaſt davon, und ſagt ihm, wie viele Minuten er werde warten müſſen. Dann vertreibt unterdeſſen der Gaſt ſich die Zeit entweder mit einer andern Schüſſel, oder er muſtert die Geſellſchaft, oder er lieſet die öffentlichen Blätter, deren immer einige der vielgeleſenſten da liegen. Uebrigens mag er viel oder wenig eſſen, koſtbare oder wohlfeile Schüſſeln wählen, ſeltenen oder gewöhnlichen Wein trinken, das gilt alles gleich viel, er wird darum nicht minder ſchnell und ohne Grimaſſen bedient. Iſt er ſatt, ſo fordert er die Rechnung (la Carte payante), und pfeilſchnell eilt der Kellner zu der Limonadiere, ihr anzuzeigen, der Herr an dem Tiſche Nummer ſo und ſo viel wolle bezahlen. Dieſe ſogenannte Li-

monadiere iſt eine nothwendige Perſon bei allen Reſtaurateurs, auf allen Kaffeehäuſern. Sie ſitzt erhaben auf einer Art von Kanzel, hat Tinte und Feder und eine Menge kleiner Zettelchen. Sobald ein Gaſt herein tritt, widmet ſie ihm ein ſolches Zettelchen, alles, was er fordert, meldet ihr der Kellner und ſie notirt es augenblicklich. Man kann denken, wie oft ſie, bei der Menge der Gäſte, von einem Zettelchen zum andern überhüpfen muß. Wird nun am Ende die Rechnung begehrt, ſo hat ſie weiter nichts zu thun, als die Summe zu ziehen, und ſo erhält jeder Gaſt jeden Mittag eine geſchriebene Rechnung, die er ſogleich mit der gedruckten Speiſeliſte vergleichen kann, ob auch alles um den angegebenen Preis aufgeſetzt worden. — Die Limonadiere pflegt auch mit allem, was zum Deſſert erforderlich iſt, umgeben zu ſein, und ſitzt oft, wie hinter einem Bollwerke, hinter Schüſſeln voller Früchte, Crêmen und Compots.

Ich empfehle jedem Reiſenden wenigſtens einmal bei Grignon, unſern des Palais royal, zu ſpeiſen, nicht als ob ſeine Küche eine der ausgeſuchteſten wäre, oder ſein Name unter die berühmteſten gehörte, aber er hat ein Paar ſehr artige Töchter, die in zwei verſchiedenen Sälen den Dienſt der Limonadiere verſehen, und ſich durch eine unbeſchreibliche Sittſamkeit ſo auszeichnen, daß ich faſt wetten will, ſie wiſſen nicht, wie auch nur ein einziger von ihren hundert täglichen Gäſten ausſieht, denn ſie ſchlagen die Augen ſo hartnäckig nieder, daß kein lüſterner Blick ſie jemals aus der Faſſung bringen kann, und warten da-

bei ihrer Aemter mit Eifer und liebenswürdiger Unbefangenheit. Außerdem findet man auch bei Grignon gewöhnlich viele Deutſche, das Eſſen iſt gut, der Wein nicht ſonderlich; ſeine Preiſe halten das Mittel zwiſchen ſeinen großen, oft unverſchämten, und kleinen, oft ſchmutzigen Kollegen.

Um dem Leſer einen vollſtändigen Begriff zu geben, wie gut und reichlich er bei den beſten Reſtaurateurs ſpeiſen könne, will ich den Inhalt einer ſolchen Speiſeliſte nur ſummariſch anführen. Ich entlehne ihn von Very, einem Reſtaurateur im Palais royal, der, ſeitdem Naudet ſich daſelbſt etablirt hat, nicht einmal mehr für den erſten gilt. Man hat erſtens die Wahl zwiſchen neunerlei Suppen, welcher ſieben Gattungen von Paſteten folgen. Wer kein Liebhaber von Paſteten iſt, kann ſtatt derſelben Auſtern fordern, zu zehn Sous das Dutzend, denn immer ſtehen im Vorſaale Weiber, die nichts anders thun, als Auſtern aufmachen. Der hors d'oeuvres (kleine kalte Schüſſeln) ſind fünf und zwanzig, worunter die berühmten Schweinefüße von St. Menehoud, allerlei marinirte Seefiſche, Krautſalat, Würſte, Schinken u. dgl. Noch gehört zur Grundlage der Mahlzeit, an welche Viele ſich gewöhnt haben, das Rindfleiſch, auf vierzehnerlei Weiſe zubereitet, auch Roſtbeef und Beefſteaks. Wenn nun durch alles Obige in dem Magen des Gaſtes ein ſolider Grund gelegt worden, ſo bietet ihm die Liſte ein und dreißig Entrées von wildem und zahmem Geflügel, und acht und zwanzig derglei-

chen von Kalb- und Hammelfleiſch dar. Die Wahl iſt ſchwer, zumal da man die wunderlichen Kunſtwörter ſich oft nicht überſetzen kann. Wer weiß denn z. B. gleich, was eine mayonnaise de poulet, eine galantine de Volaille, ein cotelette à la minute, oder gar ein Epigramme d'Agneau für Dinger ſind. Oft läßt man ſich auch, durch den wohlklingenden Namen getäuſcht, ſo etwas bringen, was nachher den erwartenden Gaumen nicht befriedigt. — Nie iſt das der Fall bei den Fiſchen, deren nunmehr acht und zwanzig Gattungen folgen. Da ſind Karpfen und Aale, Stockfiſch und Lachs, Stör und Hecht, Gründlinge und Cabeljau, Makrelen und Schellfiſch, Barſche und Muſcheln, Butten und Schollen, Rochen, Alſen und Stinte, alles an einem Tage zu haben. Man muß bekennen, daß die Fiſchliebhaber ſich in Paris gar nicht übel ſtehen. — Doch der Braten verlangt auch ſein Recht. Es ſind dieſes Mal fünfzehn Gattungen desſelben zu bekommen, worunter die normänniſchen fetten Kapaunen, die rothen Rebhühner und die Schnepfen die theuerſten ſind. — Ueber dem Braten ſind die Entremets nicht zu vergeſſen, welche, ſehr mannigfaltig, den wählenden Gaum vierundvierzigmal in Verſuchung führen. Da ſind alle Zugemüſe, welche die Jahreszeit hervorbringt und nicht hervorbringt, denn auch Spargel und grüne Erbſen ſtehen zu Befehl; da ſind Eier und Eierkuchen auf alle Arten zubereitet, da ſind Gélés und Crêmen, Macaroni und Trüffeln in Champagner, Scham-

pignons und Krebſe, Kirſchen- und Aprikoſentorten. Ich meine, ein guter Eſſer, und brächte er auch den Appetit des berühmten Paul Butterbrod mit, wird nicht hungrig vom Tiſche gehen. Sollte er aber ja noch ein leeres Plätzchen im Magen finden, ſo werden die ein und dreißig Gattungen des Deſſerts ihm Gelegenheit genug darbieten, es zu füllen; und iſt er gleich, wie es echten Eſſern zukommt, kein Liebhaber von Süßigkeiten, von Kompots, Konfitüren, Backwerk, friſchen und trockenen Früchten, ſo wird er doch ein Stück Käſe de Rocfort, oder de Brie, oder de Neufchatel, oder auch Cheſterkäſe nicht verſchmähen. Die ganze Mahlzeit aber kann er reichlich mit zwei und zwanzig Arten rothen und ſiebzehn Arten weißen Weines anfeuchten, wobei es ihm gänzlich frei ſteht, eine Bouteille guten Tiſchwein für ſechs Groſchen, oder eine Bouteille Clos Vougeot für zwei Thaler zu trinken. Am Ende warten noch ſieben Gattungen der Liqueurweine auf ihn, die aber nur in kleinen Gläſern verſchenkt werden, und nach dem Kaffee kann er, wenn es ihm beliebt, noch aus ſechzehn Liqueurs denjenigen wählen, der ihm der Ehre des gänzlichen Beſchließens am würdigſten ſcheint.

So herrlich und überſchwenglich ſind freilich nur die erſten Reſtaurateurs eingerichtet; man glaube aber doch ja nicht, daß man ſelbſt bei dieſen außerordentlich theuer zehre. Ich habe oft bei Very geſpeiſt, auch bei Naudet, ich habe mir nichts abgehen laſſen, da man aber doch gewöhnlich nur von vier oder fünf Schüſſeln ißt, ſo kann man,

guten Wein mitgerechnet, selten mehr als zwei Thaler ausgeben. Speist man etwa mit einem Freunde in Gesellschaft, so hat man den Vortheil, doppelt so viele unbekannte Schüsseln versuchen zu können, indem beide sich immer nur eine Portion geben lassen. Der Wein wird zwar in ganzen Bouteillen aufgesetzt; trinkt man aber nur die Hälfte, so zahlt man auch nicht mehr.

Wer wohlfeil leben will oder muß, findet auch dafür gesorgt. Es gibt viele Restaurateurs, bei denen man für vierzig, ja für sechs und dreißig Sous (etwa eilf bis zwölf Groschen) folgendes erhält: Suppe, Rindfleisch, noch zwei andere Fleischspeisen, eine Zwischenschüssel, Brot so viel beliebt, Dessert und eine halbe Bouteille recht trinkbaren Tischwein. Dabei ist man nicht einmal an einen bestimmten Küchenzettel gebunden, sondern man hat die Wahl zwischen fünfzehn bis zwanzig Speisen. Ich habe diese wohlfeile Art sich zu sättigen selbst ein paar Mal versucht, z. E. in der Parthenope im Palais royal, und muß bekennen, daß, wenn gleich ein Leckermaul seine Nahrung dabei nicht finden möchte, doch ein genügsamer Geschäftsmann sehr wohl zufrieden sein kann, und daß ich nicht begreife, wie es möglich ist, für so geringen Preis so viele und gute, wenn auch nur Hausmannskost, zu liefern.

Ich will für einige meiner ärmeren Landsleute noch ein paar Anzeigen solcher wohlfeilen Speisehäuser beifügen, die ich jedoch nicht selbst besucht habe. Letellier, rue Grenelle St. Honoré, gibt für sechs und dreißig Sous Suppe, vier zu wählende Schüsseln, Dessert, Brot, und eine halbe

Bouteille Wein. — Ein anderer im Palais royal Nr. 643 bietet das nämliche (nur eine Schüssel weniger) an, für fünf und zwanzig Sous, also kaum acht Groschen. Seine Karte ist überschrieben: Allons diner pour 1 Liv. 5 S. par tête.

Ich kann diesen Artikel unmöglich schließen, ohne noch vorher eines Orts zu erwähnen, den das Andenken an Freundschaft, Gastfreiheit, Witz und frohe Laune mir unvergeßlich macht. Ich meine die Schenke (le Cabaret), der Felsen von Cancale genannt. Man stoße sich nicht an den gemeinen Titel Schenke, der Wirth ist so klug gewesen, keinen andern annehmen zu wollen. Recht feine und vornehme Leute wallfahrten zu ihm, denn er hat die besten Austern und Seefische in ganz Paris, gibt auch sonst recht gut zu essen, und zwar in lauter kleinen von einander abgesonderten Zimmern, in welchen man mit einer gewählten fröhlichen Tischgesellschaft allein sein kann (ein Vortheil, den man übrigens auch bei vielen Restaurateurs findet). Hier war es, wo ich oft mit meinen Freunden, den auch auf unsern Bühnen beliebten Bouilly und Duval, mit Arnault (dem Verfasser des Marius à Minturne), Andrieux, Piccard und Longchamps, den Lustspieldichtern, mit dem interessanten Talma, dem biedern lustigen Michot, und mehreren Andern, frohe, durch geistreichen Scherz gewürzte Stunden durchlebt habe. Hier war es, wo ich in die tiefen Geheimnisse des Calembourgs eingeweiht wurde, wo keine politische Wolke den Himmel zu trüben wagte, den wir mit Champagnerstöpseln erstürm-

ten, und wo wir gern die Erfahrung machten, daß man werden müsse wie die Kinder, um in das Freudenreich Gottes einzugehen. — Ich kann indessen nicht verschweigen, daß einst einem der Anwesenden die Bemerkung entschlüpfte: »Unsere Gesellschaft sei in diesem Augenblicke vielleicht die einzige echtfröhliche in ganz Paris."

---

2. Kleidung.

Ich theile zuförderst ein drolliges Gespräch mit, welches die Frau von Genlis erfunden oder belauscht hat. Eine vormalige Reifrocksverkäuferin und ein vormaliger Schnürbrustmacher treffen zufällig in den Gärten der Tuillerien auf einer Bank zusammen. Die erstere redet den letztern an: »Wohnt der Herr in diesem Quartier der Stadt?" — Ja Madame, und Sie vermuthlich auch?

Sie. Ach ich war vormals sehr bekannt hier, ich hatte die Bude zum goldenen Reif.

Er. Die große Bude rechter Hand? wo man Damenreifröcke verkaufte?

Sie. Ganz recht. Da hauseten wir von Vater auf Sohn seit sechs und fünfzig Jahren, aber seit der Revolution —

Er. Ach ja! Adieu paniers *), vendanges sont faites, wie das Liedchen sagt. Mir geht es eben so. Ich

---

*) Ein unübersetzbares Wortspiel: panier heißt ein Korb, und auch ein Reifrock.

war Frauenschneider, ich machte Schnürbrüste, und meine Frau Hauben à Carcasse.

Sie (seufzend). Wenn man jene Zeiten mit den jetzigen vergleicht —

Er. Welch ein Unterschied!

Sie (eine junge Person betrachtend, die eben vorübergeht). Ach du lieber Gott! sehen Sie doch nur einmal die Figur.

Er. Die Dame en robe de linon?

Sie. Ja, im März Linon über das Hemde gezogen.

Er. O das geschieht auch im Januar.

Sie. Sieht sie nicht aus wie ein Holzbündel? und bemerken Sie nur, wie ihr der Rock so eng um die Lenden schlägt.

Er. Aerger als eine Hose.

Sie (den Fächer vorhaltend). Fi l'horreur!

Er. Das geschieht, um die Formen zu zeichnen, nicht die Form der Taille, sondern —

Sie. Fi donc! fi donc!

Er. Selbst die Kinder machen diese Thorheit schon nach. Ich habe eine kleine Tochter von sechs Jahren, als die gestern mit ihrer Schwester spielte, nahm sie plötzlich die Schleppe und dann das Hemde, und schlug alles über den Kopf zusammen. Was Henker machst du da? rief ich ihr zu. — Papa, ich drapire mich.

Sie. Das ist denn doch nur kindliche Unbefangenheit.

Er. So ist es jetzt. Unsere Mädchen und jungen Wei-

ber haben für alles die Entſchuldigung: ſie ſtellen Griechinnen vor, oder Statuen, oder ſie drapiren ſich. Auch wollen ſie jetzt nichts anders tragen, als ganz feinen Mouſſelin ohne alle Appretur.

Sie. Ja die Steife iſt leider ganz aus der Mode! und es war doch ſo hübſch, wenn Flor oder Zeug, wohlgeſteift, ſich aufrecht hielten wie Papier. Ich habe eine Muhme, welche vormals alle Damen am Hofe ſteifte, und jetzt bei ihrem großen Steiftalente hat ſie keinen Biſſen Brot.

Er. Natürlich, denn die heutige Damenkleidung muß vor allen Dingen einer naſſen Leinwand gleichen, weil ſich das beſſer anſchmiegt. Ich will es noch erleben, daß ſie ihre Toilette nicht mehr mit dem Baden anfangen, ſondern endigen werden. Ganz geputzt werden ſie in die Badewanne ſpringen. Die Köpfe waſchen ſie ohnehin ſchon, ſtatt ſie zu friſiren und dabei bleibt es gewiß nicht.

Sie. Ja ja; der Kopf wird das übrige nachholen. Es iſt aber auch keine Kunſt ſich in's Waſſer zu werfen, wenn man nichts als ein Hemd auf dem Leibe hat.

Er. Welche Folgen das haben wird! keine Wäſcherinnen mehr.

Sie. Es iſt ſchrecklich! fürchterlich! Ich habe ſelbſt zwei Töchter, die Wäſcherinnen ſind.

Er. Und ich einen Sohn, der Friſeur iſt. Sie können ſich vorſtellen, was bei den Titusköpfen herauskömmt. Und mein Schwiegerſohn, der Stärkefabrikant —

Zweyte Scene.

Vorige ohne Doris und Sellcour. Babet ſteht im Hintergrunde und ſtrickt. Frik ſchielt nach ihr.

Fr. v. Langſ. Sagen Sie mir nur Herr Gemahl, wie Sie immer ſchlafen können?

Langſ. Sagen Sie mir nur, mein Schatz, wie Sie immer wachen können?

Fr. v. Langſ. Die letzte Poſaune wird Sie einſt noch ſchlafend finden.

Langſ. So lange Sie leben, mein Schatz, brauche ich keine Poſaune.

Fr. v. Langſ. Wenn ich nicht wäre, das Hausweſen gienge zu Grunde.

Langſ. Der Weiſe ſchläft auch auf Trümmern.

Fr. v. Langſ. Ach mein lieber Herr Gemahl! wenn man, wie Sie, keine einzige Leidenſchaft

Sie. Ja, lieber Gott! Puder trägt man auch nicht mehr.

Er. Gestehen Sie, daß die Sachen so nicht bleiben können.

Sie. Wo denkt das Gouvernement hin?

Er. Das weiß Gott! Ich aber sage: wenn man die Schnürbrüste und Reifröcke nicht wieder einführt, so gehen die guten Sitten in Frankreich zu Grunde.

Sie. Das ist sonnenklar.

Er. Das gute alte Kostüm! es war erfunden, um die allzuzärtlichen Weiber ein wenig im Zaume zu halten. Wenn eine junge Person zwei große Poschen hatte, die fünf bis sechs Pfund wogen, vier Zoll hohe Haken unter den Schuhen, eine gute tüchtige Schnürbrust, die ihr als Küraß diente, einen Reifrock von sechs Ellen im Umfang, einen Kopfputz zwei Fuß hoch, einen dicken, ledergleichen Stoff zum Kleide, einen steifen Halskragen mit Draht, in den das Gesicht so eingeschachtelt war, daß sie den Kopf weder rechts noch links drehen konnte, einen Blumenstrauß vor der Brust, größer als ihr Kopf, diamantene Ohrgehänge, breiter als eine Hand, wenn sie, sage ich, so herausgeputzt war, so mußte sie es wohl bleiben lassen, so luftig in Gang und Manieren zu sein, als heut zu Tage.

Sie. Freilich. Ein Frauenzimmer befand sich wie in einer Citadelle. Die Leichtfertigste hielt auf diese Weise die Männer in einer gewissen Entfernung.

Er. Natürlich; denn hätte eine den Wohlstand vergessen wollen, so gerieth sie erstens in Gefahr, den Hals

zu brechen, zweitens ihre steifen Spitzen zu verknüllen, und drittens ihren Kopfputz zu entpudern; statt das jetzt —

Sie. O jetzt können sie wahrhaftig alles thun was ihnen beliebt, man wird es hinterdrein gar nicht gewahr. Aber ist es wohl begreiflich, daß Väter, Mütter und Ehemänner ihnen erlaubt haben, sich so zu entkleiden?

Er. Ich habe mir nichts vorzuwerfen. Schon als man statt der Schnürbrüste mit Fischbein die bloßen Korsets einführte, sagte ich gleich die Revolution voraus.

Sie. Ich auch, als man die Reifröcke kleiner machte. Das Schlimmste von allem ist noch, daß das Publikum sich gar nicht einmal darüber betrübt.

So plaudern sie noch ein Weilchen fort, beschließen dem Gouvernement Vorstellungen zu überreichen, und, wenn es derselben nicht achtete, es für absurd zu erklären.

Obiges Gespräch zeichnet bereits treffend die heutige Mode sich zu kleiden, die allerdings für lüsterne Männeraugen die schönste ist, die der Satan jemals erfinden konnte. Die Kleidung, die man heut zu Tage ehrbar nennt, hätte man vor hundert Jahren nicht einmal einem Lustmädchen öffentlich zu tragen erlaubt. Wenn das nun so fort geht — und warum sollte es nicht? — so werden in hundert Jahren unsere Enkelinnen ihre Töchter mit wenigen Kosten kleiden. Man lacht wohl jetzt über den Gedanken, daß unsere Urenkelinnen vielleicht nur Schürzen von Feigenblättern tragen werden; aber ich bitte, ist denn der Abstand vom Feigenblatt bis zu den jetzigen durchsichtigen

Hemden größer, als von diesen bis zu dem vormaligen Reifrocke? ich dächte nicht, und hoffe daher, daß wir mit Gottes Hilfe es immer weiter bringen werden.

Zwar meinen ängstliche Hypochondristen: man müsse dann zugleich vom Himmel eine Veränderung unserer Erdaxe erflehen, auf daß ein milderes Klima die schöne Nacktheit begünstige. Aber ich glaube in der That, man mache ein wenig zu viel Geschrei von dem nachtheiligen Einfluß der jetzigen Mode auf die Gesundheit. Der Mensch und die Kartoffel gewöhnen sich ja an alles. Im Kampf des zarten Geschlechts mit der rauhen Witterung habe ich in Paris Wunder von Tapferkeit gesehen. Die Gesundheit ist jetzt Mode, es fällt keiner Dame ein, sich über den Zugwind oder dergleichen zu beklagen; von Vapeurs vernimmt man nichts, die Schönen sind alle frisch und gesund, essen und trinken mit gutem Appetit, verderben keine Gesellschaft durch Migräne, — wahrhaftig, diese Vortheile sind auch was werth, und wenn man sich zu erinnern beliebt, wie man noch vor zwanzig oder dreißig Jahren auf keine einzige Lustpartie mit Sicherheit rechnen konnte, weil unsere Schönen von eben so vielen Krankheiten als Amouretten umflattert waren, der wird ihnen jetzt schon etwas zu gute halten.

Roth schminkt man sich nicht mehr. Blaß ist weit interessanter. Man nennt das eine Figur à la Psyche, nach einem sehr hübschen Gemälde von Gerard. Die Damen bedienen sich daher nur noch der weißen Schminke, und überlassen die rothe — den Herren. Ja, ja, den

Herren. Jener Titus, der eine ſo große Simplizität affektirt, der Puder, Wohlgerüche und ſeidene Kleider verbannt hat, behält von der alten Mode gerade das Weibiſchſte bei; dieſe friſche Farbe, die mit ſeiner ſchwarzen Perücke ſo angenehm kontraſtirt, iſt erborgt.

Zur Morgentoilette einer Dame gehört, gleich nach dem Bade, Savon des Sultanes, Ekmelek, Roſeneſſenz, huile antique, und vor allen Dingen Waſchwaſſer von der Demoiſelle Matthieu, welches unfehlbar die Alten jung und die Häßlichen ſchön macht. Zu der eigentlichen Kleidung zollen alle Welttheile ihren Tribut: engliſches Tuch, egyptiſcher Shawl, irländiſche Schuh, römiſche Sandalen, indiſchen Mouſſelin, Spitzen von Malines, Stickereien von Lyon, Seidenzeuge aus Turin. Den Kopf ziert eine Titusperücke, oder ein Chignon à la Nina, oder ein Häubchen rependir d'Eulalie. Vor einiger Zeit entwandten die Damen den Herren die Tuchkleider und Kamaſchen, und die Herren ſtahlen ihnen dagegen die weißen Hüte, die aber nicht lange hielten. — Die Löckchen des Haarputzes werden nicht mehr wie vormals undankbarer Weiſe namenlos gelaſſen, es gibt jetzt moraliſche, religiöſe, empfindſame Löckchen; die letztern ſind jedoch nicht mehr Mode, und da die Haarbüſchel oben auf dem Kopfe tempérament genannt werden, ſo gab das neulich einem Witzling Gelegenheit zu dem Bonmot: nos femmes ont quittés les sentimens, elles n'ont plus que du tempérament. An-

dere nennen jenen Haarbüschel auch coup de vent, weil vorausgesetzt wird, er sei durch einen Windstoß, von unten und hinten zugleich, entstanden. — Nur diejenigen Frauen sind d'un certain genre, welche Kasimir-Shawls und Spitzenschleier haben, die übrigen gehören zu den espèces. — Die große parure ist sehr einfach. Keine Schminke, kein Puder, das Haar ein wenig verworren, ein Diadem von Brillanten eine Tunica von Spitzen, kein Reifrock, kein Fischbein, nur Blumen. Von der ceremoniellen Hofkleidung habe ich schon oben geredet. Bei dem zweiten Konsul sah ich einst, unter vielen sehr geputzten Damen, Madame Talleyrand in einem schwarzsammtnen Oberrocke, der wie ein Reisekleid gemacht war, und auch auf dem Kopfe trug sie eine Art von Reisehut; mir kam es wenigstens so vor, und so viel ist gewiß, daß sie sich sehr von den übrigen auszeichnete.

Eine petite maitresse, sagt ein schalkhafter Journalist, braucht jährlich dreihundert fünf und sechzig Kopfzeuger, und eben so viele Paar Schuh, sechshundert Kleider und zwölf Hemden. Ihre Meublen müssen griechisch, römisch, etruskisch, türkisch, arabisch, chinesisch, persisch, egyptisch, englisch und gothisch (nur nicht französisch) sein, und jährlich fünfzigtausend Franken kosten; das Bett jedoch ausgenommen, welches allein zwanzigtausend Franken wegnimmt. Logen im Schauspiel und Inseratgebühren für Journalartikel erfordern einen Aufwand von dreißigtausend Franken, gute Werke nur von hundert.

Eine niedliche oder glänzende Equipage gehört, seitdem

die Hemden in Mißkredit gekommen, unter die erſten Bedürfniſſe. Karoſſe ſagt man nicht mehr. Man hat des Morgens einen Karrik und Abends eine Diligence, welche letztere jetzt ſehr niedrig ſind. Man fährt ſpaziren in einem tape-cul, zum Schauſpiel in einer Berline, zu öffentlichen Feſten in einem char, zu den Gläubigern in einer demi-fortune, zu dem Manne in einer dormeuse, und zu dem Liebhaber en diligence. — Diejenigen Frauenzimmmer, die das große Unglück haben, keine Equipage zu beſitzen, gehen des Morgens im Amazonenkleide ſpaziren, mit einer Art Huſarenmütze auf dem Kopfe, und geſchnürten Halbſtiefeln an den Füßen. Vor einiger Zeit war dabei Mode, ein Buch in der Hand zu tragen, als ſei man geſonnen, ſich irgendwo unter den Bäumen niederzulaſſen und zu leſen. — Das Pelzwerk wird wieder hervorgeſucht, ſogar der Muff, welches denn mit der übrigen, dem Zephyr gewidmeten Kleidung ſeltſam kontraſtirt.

Ridicüles ſieht man gar nicht mehr, wodurch natürlich die Verlegenheit wegen des Schnupftuchs auf's neue ſehr bemerklich wird. Eine Mutter fragte einſt ihre Tochter: »warum leideſt du, daß der große dicke Menſch, der ausſieht wie ein Modell zu einem Glockenthurme, dich immer verfolgt? — »Mein Gott!« verſetzte die Tochter, »ich muß mich doch ausſchnauben.« (Er trug nämlich ihr Schnupftuch.)

Trotz all' dieſer Modewuth gibt es dennoch ein Stadtviertel in Paris, wo man wenig oder nichts davon weiß,

nämlich au marais. Da wohnen wegen der größern Wohlfeilheit die wenig Bemittelten; da herrſchen noch Einfachheit und Anſtand in der Kleidung; da gibt es gute, ſittſame Mädchen, die niemand heirathet. Wer in ſeinem Wohlſtande zurückkommt; zieht au marais; aber — weſſen Umſtände ſich verbeſſern, verläßt es auch bald wieder; beſonders die jungen Leute, denen es viel zu ſteif und ehrbar da zugeht.

Die Schneiderkunſt für Herren beſteht jetzt darin, fünf oder ſechs Säcke zuſammen zu nähen, die man Weſte und Hoſen nennt. Ich erinnere mich wohl noch der Zeit, da man ein Paar Gehilfen nöthig hatte, um ſich in eine Hoſe hinein zu arbeiten, jetzt kann man ſie an die Beine ſchleudern. Pantalons werden aber wenig mehr getragen, und die Redingotte mit vielen Kragen den Bedienten überlaſſen. So gehören auch die Hüte mit weißen Federn nur für die Livree, die Feder auf dem Hute des Herrn muß ſchwarz ſein. Halbes Negligee, wie der Modeſklav im Schauſpiel erſcheint, iſt ein runder holländiſcher Hut mit großen Rändern, Beinkleider von dürrblätterfarbigem Sammt oder panne (eine Art Zeug, das vormals nur Keſſelflicker und Bergbauern trugen), Suwarow-Stiefeln mit gelben Klappen, der Rock ſchwer zuzuknöpfen, um den Wuchs zu bezeichnen, eine Menge Gilets, je mehr je beſſer. So ſieht denn dieſer hier einem Paillasso ähnlich, jener einem fiacre, dieſer einem Jokei, jener einem Poſtillon, und ſo ſpiegeln ſich (um mit Schlegel zu reden) die Herren in ſich ſelbſt.

Ueberhaupt theilen ſich die Elegants jetzt in zwei Klaſſen. Die eine iſt die oben beſchriebene, die andere trägt ſchwarze Kleider, weiße ſeidene Strümpfe, Schuh mit Schnallen, Haarbeutel, Degen; die eine herrſcht des Morgens beim dejeuner à la fourchette, beim diner sans ceremonie, im Bois de Boulogne, auf den Straßen, in den boudoirs; die andere bei den großen diners, Bällen, beim Thee, in den Salons de Compagnie u. ſ. w.

Auch die Herren ſtoppeln ihre Moden aus allen Ländern und Welttheilen zuſammen. Holländiſche Leinewand, preußiſche Hüte, ruſſiſche Stiefeln, engliſche Gilets. An den Redingotten tragen ſie Täſchchen oben über der Bruſt, die den Namen Ridicüles uſurpirt haben, weil ſie, ſeit jene Beutel verbannt worden, die Schnupftücher und Lorgnetten der Damen darin aufbewahren. — Die Zöpfe werden nicht mehr an die Haare gebunden, ſondern an den Kragen des Kleides geſteckt: wenn nun der junge Herr ſich zufällig einmal bückt, ſo entſteht eine Kluft zwiſchen Zopf und Haar. Eine Hauptbeſchäftigung der jungen Leute beiderlei Geſchlechts iſt, ihre Haarbüſchel immer wieder in die Höhe zu ſtreichen, ungefähr wie die Katzen und Eichhörnchen ſich mit der Pfote über den Kopf fahren. — So wenig Umſtände nun auch eine ſolche Friſur zu machen ſcheint, ſo iſt und bleibt der Friſeur doch eine wichtige Perſon im Staate. Bekanntlich ſind alle Friſeurs jetzt Artiſten. Vor ihren Werkſtätten prangen eine Menge ſchöner Wachsbüſten, Griechen und Römer, die männlichen gleichen gewöhnlich Bonaparte. Ein ſolcher

Artiſt, wenn er zum erſten Mal erſcheint, um einen Kopf zu arrangiren, betrachtet den Gegenſtand von allen Seiten, bittet den Inhaber des Kopfes gegen Himmel zu ſehen, dann zur Erde, dann geradeaus; er läßt ihn gehen, tanzen, ſich ausſchnauben u. ſ. w. »Monſieur,« ſagt er dann, »es iſt genug; ich weiß jetzt, was Sie bedürfen, eine Miſchung von Titus, Caracalla und Alcibiades. Betrachten Sie dieſe Büſte, dies Tituslöckchen iſt äußerſt gütig, aber es iſt höchſt wichtig, es mit der rauhen Strenge dieſes Löckchens von Caracalla zu vereinigen; um jedoch das letztere wieder aufzuheitern, fügen wir ein kokettes Alcibiades-Löckchen hinzu. Mein Gott, Monſieur, was waren Sie, ehe ich herein trat; ein Barbar hat ihr Haar fürchterlich verſtümmelt. Ihre Farbe iſt pâle foncé, glückliche Häßlichkeit! das iſt gerade die antike Kouleur. Ihre Augen ſind ſchwarz à faire plaisir, ihre Haare ſchwarz à faire horreur.«

Genug. Ich ſchließe mit der allgemeinen Regel — (ob ſie aber in dieſem Augenblicke noch giltig ſei, weiß Gott). Wer in Paris für einen Elegant gelten will, muß friſirt ſein von Armand, berockt durch Catel, behoſ't durch Henry und beſchuht durch Aſthley. — Wem es aber gerade nicht darum zu thun iſt, unter ſolchen Leuten auf ſolche Weiſe zu glänzen, der kann auch in ſeiner täglichen oder mitgebrachten Kleidung gehen wohin er Luſt hat. Niemand, von dem es die Mühe verlohnte, ihn Jemand zu nennen, wird darauf Acht geben. Mit einer Uniform kommt man am beſten durch. Faſt jedermann erſcheint hier ſelbſt

in Civiluniform, die sehr verschieden, und meistentheils geschmackvoll mit Gold und Silber gestickt ist. Die Uniform des Nationalinstituts zeichnet sich durch Geschmack und Einfachheit besonders aus, sie ist dunkelgrau, mit einer Guirlande von grünen Lorbeerzweigen gestickt.

---

3. Versuche zu Ehestiftungen.

Es vergeht in Paris selten eine Woche, in der nicht mehrere Herren, zuweilen auch Damen, durch die öffentlichen Blätter den Versuch machten, einen Gefährten des Lebens zu finden. Ob ein solcher Versuch oft oder selten gelinge, erfährt man freilich nicht; das erstere ist jedoch zu vermuthen, weil man sich sonst der Zeitungsblätter nicht so häufig dazu bedienen würde. — Vom eigentlichen Heirathen ist wohl auch nicht immer die Rede, es ist meistentheils zweideutig ausgedrückt. Ich führe einige Beispiele an, die für den Sittenbeobachter mehr als ein Interesse haben werden.

„Ein Junggeselle von 40 Jahren, in der Literatur bewandert, ein aufgeweckter Gesellschafter, von sanften Sitten, aus einer guten Familie und ziemlich wohlhabend, sucht ein Mädchen oder eine Witwe ohne Kinder von sechsundzwanzig bis vierunddreißig Jahren, wohlerzogen, gefühlvoll (sensible) und auch nicht ohne Vermögen, à s'unir (um sich zu vereinigen) und glückliche Tage mit einander zu verleben." — Soll nun dieses unir so viel als marier bedeuten oder nicht? — Das weiß ich nicht. — Man bemerke doch auch, welcher Werth be-

denschaft hat, so ist es gar keine Kunst ein Weiser zu seyn.

Langs. Ich keine Leidenschaft? Haben Sie denn vergessen, daß ich wie 40 Jahren in Sie verliebt war?

Fr. v. Langs. Ha! ha! ha! Sie gleichen der Aloe, Sie blühen auch nur alle 100 Jahr Einmal.

Langs. Nun mein Schatz, Ihre Blütenzeit ist ja auch vorüber.

Frih. Aber die gnädige Tante hat eine Frucht getragen —

Fr. v. Langs. (freundlich). Die du Scheim pflücken sollst.

Frih. (bey Seite) Wenn sie nicht wurmstichig wäre.

---

reits wieder darauf gelegt wird, von guter Familie zu sein.«

»Ein Mann von 38 Jahren, sein eigener Heer, wohlhabend u. s. w., wünscht ein Frauenzimmer zu finden, das etwas Vermögen habe, und Gesellschaft mit ihm machen wolle (veuille faire société avec lui).« — Das Wort Heirathen ist abermals vermieden.

»Ein sechzigjähriger gesunder Witwer, ohne Kinder, mit tausend vierhundert Franken jährlicher Einkünfte, der seit zehn Jahren ein artiges Quartier bei den Tuillerien bewohnt, sucht eine Dame von schicklichem Alter (d'un age convenable), sanftem Charakter und einigem Vermögen, um ihr Propositionen zu machen, die sie annehmlich finden könnte, oder um sich auch von ihr Propositionen machen zu lassen. Sein einziger Zweck ist gegenseitiges Glück.« — Auch dieser alte Corydon nimmt sich wohl in Acht, der Ehe zu erwähnen. Auch er macht wie die übrigen es zur ausdrücklichen Bedingung, daß das Frauenzimmer nicht arm sein müsse. Uebrigens ist noch bemerkenswerth, daß er einen Werth darauf setzt, seine Wohnung nahe bei den Tuillerien zu haben. Für eine Französin ist das allerdings einladend.

»Eine junge Witwe, interessant in jeder Rücksicht, sowohl was den Charakter, als auch ihre körperliche Gestalt anlangt (intéressante sous tous les rapports, tant pour le charactère que pour le physique), gut erzogen, wünscht, weil sie ihr Vermögen eingebüßt hat, einer einzelnen Person Gesellschaft zu leisten.« — Daß

unter dieſer einzelnen Perſon ein Mann verſtanden wird, ergibt ſich ſchon aus der Anpreiſung der Geſtalt, die bei Damen überflüſſig, vielleicht gar nachtheilig geweſen wäre.

»Eine Demoiſelle von dreißig Jahren, von guter Geburt, mit ſechzehntauſend Franken und einem artigen Mobiliar-Vermögen, wünſcht ſich rechtmäßig zu verbinden (s'unir legitimement) mit einem Manne zwiſchen dreißig und fünfundvierzig Jahren, der gute Sitten, einen Platz in irgend einem Büreau, oder ſtatt deſſen etwas Vermögen hat.« — Hier will ſich denn doch endlich einmal Jemand rechtmäßig verbinden. Da aber das Wort legitimement durchaus bei dem Worte unir geſetzt werden mußte, um dieſe Rechtmäßigkeit anzudeuten, ſo folgt klar, daß alle übrige, die blos von unir ohne Beiſatz ſprachen, auch die Ehe nicht darunter verſtanden haben. Uebrigens ſieht man aus dieſem Beiſpiel, wie weit ein Mädchen mit ſechzehntauſend Franken und einem artigen Mobiliar-Vermögen gebracht werden kann, wenn es dreißig Jahre bekennt und folglich vierzig alt iſt.

»Ein Mann von dreiundſechzig Jahren, geſund, Witwer, ohne Kinder u. ſ. w. ſucht die Bekanntſchaft einer Dame (mit allen den Eigenſchaften begabt, wie ſie gewöhnlich verlangt werden) um ihr vielleicht ſeine Hand anzubieten, wenn er ſie vorher einige Zeit gekannt, und ihre beiderſeitigen moraliſchen Eigenſchaften ſie hoffen laſſen, glücklich mit einander zu leben — oder, wenn ſie das vorzieht, bloß ihr Intereſſe mit dem ſeinigen zu vereinigen, ohne ein anderes Band als

das der Freundschaft, auf welche sie von seiner Seite rechnen kann.

Einmal habe ich sogar gelesen, daß ein vormaliger Parlaments-Advocat für seinen reichen jungen Neffen auf diese Weise eine Frau suchte. Der wollte aber freilich schon höher hinaus. Sie sollte nicht weit über achtzehn Jahr, von guter Geburt, artig und liebenswürdig sein, auch fünfundzwanzig- bis dreißigtausend Franken bares Vermögen besitzen. Eine solche wurde ersucht, eine Zusammenkunft zu verstatten, um sich wechselseitig zu besehen und zu prüfen.

Fast möchte man aus diesen verschiedenen Beispielen, die ich ansehnlich vermehren könnte, folgern: daß die zweckdienlichsten Eigenschaften zum Heirathen oder zum Vereinigen bei den Parisern selten angetroffen werden, weil so viele sie außer dem Zirkel ihrer Bekannten suchen, die sich doch wohl Alle vorher in diesem Zirkel werden umgesehen haben. Mit den Bekannten mögen sie sich nicht einlassen, die noch Unbekannten malt ihnen die Phantasie mit tausend Reizen und Vorzügen, die wohl auch in der Nähe verschwinden werden. Freilich sind es meist Hagestolze, oder gar schon alte Leute, die solche Wege einschlagen.

Gern möchte ich dem Leser nun auch berichten, wie einige dieser Verbindungen ausgefallen, aber das lassen die Herren und Damen nicht in die Zeitungen setzen.

Das Thal von Montmorenci und die Abtei St. Denis.

„Wollen Sie sehen, wo Rousseau gewohnt hat?“ fragte mich eines Tages Madame Recamier. — Ob ich das sehen will? ist das auch eine Frage? — »Nun, so finden Sie sich morgen früh bei mir ein, ich will Sie hinführen.“ — Früh ist es eigentlich bei einer Pariser Dame noch um ein Uhr Nachmittags, wo sie aufzustehen pflegt; doch die Grazien hatten sich diesesmal früher bei der Toilette eingefunden, und wir saßen um eilf Uhr schon im Wagen. An der Barriere vertauschten wir die städtische Equipage mit einer ländlichen, den verschlossenen Wagen mit einem offenen, die beiden stolztrabenden Kutschpferde mit einem raschen Postzuge. Obgleich in den letzten Tagen des November, gab es doch freundliche Sonnenblicke, eine frische erquickende Luft, welche die Wangen meiner schönen Begleiterin schminkte, und sie zwang, den indischen Shawl fester um die, wie gewöhnlich, leichte Bekleidung zu schlingen. Rasch flogen wir die Straße entlang, nach einiger Zeit kamen wir in ein Städtchen, es war St. Denis. — »Haben Sie die Ruinen der Abtei schon gesehen? die Gräber unserer vormaligen Könige?“ — Nein. — »So lassen Sie uns einen Augenblick aussteigen. Auch ich bin so oft hier durchgefahren, und habe meine Neubegier noch nie befriedigt.“ —

Wir nahmen den Weg zur Abtei. Ha! welch ein imposanter Anblick! Diese tausendjährigen Mauern, von keinem

Dache mehr geschützt, die dem Himmel zu sagen schienen: wir bedürfen keiner Decke um deinen Wettern zu trotzen — diese prächtigen, gleich Spitzen durchbrochenen Wände, die gestern für ein heutiges Fest erbaut scheinen, — diese gothischen Säulen, die seit zwölf Jahrhunderten die ausgespannten Gewölbe so leicht tragen, wie der Aetna die Wolken — dazwischen an der Außenseite die verstümmelten Zierathen, die von den Vandalen geköpften Heiligenbilder — und endlich, beim Hineintreten, die öde Größe, die trümmerreiche Wüste, durch welche die nistenden Vögel flattern, und in der die Mehlfässer aufgeschichtet stehen. — Sonderbarer Wechsel der Dinge! Hier, wo sonst nur der Wurm an Königen schmauste, wird jetzt den Menschen Brot verwahrt.

Ein alter Schweizer fand sich ein, der schon seit vierzig Jahren seinen Dienst hier verwaltet, und die Abtei in ihren letzten herrlichen Tagen gesehen hatte. Er wandelt hier wie ein gespenstischer Ahnherr in der wüsten Burg, deren Pracht in seines Lebens Jugend ihm unverwüstbar schien. Seine Augen hingen an den kahlen Mauern mit einem bedeutenden Kopfnicken, als sei er da und dort von einem alten Freunde geschieden, dessen Bild jetzt vor ihm schwebe. Es waren die verschiedenen Denkmähler, die da gestanden, und einen lebendigen Abdruck in seiner Seele zurückgelassen hatten. Der Mann war ein vollständiges Register alles dessen, was vormals diese weiten Gewölbe enthielten. Bei jedem Schritte hielt er uns auf; »hier stand einer Königin Monument« — bei jeder Grube, in die er uns zu fallen warnte,

mußten wir verweilen: »hier ruhte ein König oder Held.« — Wir folgten ihm, manche Stufe hinab, in einen dunkeln unterirdiſchen Gang. Zu beiden Seiten desſelben ragten noch aus der Mauer die ſteinernen Poſtamente hervor, auf welchen einſt die Särge ſtanden, und beengten dermaßen den Gang, daß die ſchöne Lebendige an meinem Arm ſich feſter an mich drängen mußte, um dem Ruheſitze der Todten auszuweichen.

Hier in dieſer Dunkelheit, wo nur ein fernes Licht, gleich einer beſſern Zukunft, uns entgegen dämmerte, ſchien des alten Mannes Stimme aus der Unterwelt herauf zu rufen: »Hier lag Ludwig XIV., und dort Türenne — hier Ludwig XIII., dort Bertrand du Gueſclin« — und als wir faſt durch den ſchmalen Gang hindurch waren, in dem Hoheit und Ehrgeiz von dreißig Königen Raum gefunden hatten, da blieb er mit gefalteten Händen und geſenktem Haupte ſtehen, und ſprach halb in ſich hinein: »dieſe Bank trug den Sarg Heinrich des Vierten!«

Sein und unſer düſteres Schweigen ehrte den Platz und füllte einige Minuten, in welchen Jeder mit ſeiner Wehmuth fertig zu werden ſuchte. Der Alte unterbrach die Stille, denn ihm lag noch auf dem Herzen uns zu erzählen, daß er dabei geſtanden, als man Heinrich's Sarg öffnete; daß der Leichnam unverſehrt in wohlbekannter Geſtalt da gelegen; daß die entſchloſſenſten umherſtehenden Böſewichter, ſelbſt Robespierre, bei dieſem Anblicke unwillkürlich von ehrfurchtsvollem Schauer ergriffen worden; daß dieſer und jener ſich leiſe genähert, und verſtohlen einige

Haare aus Heinrich's Barte gezogen, die sie seitdem als kostbare Reliquien in Ringen tragen.

»Aber wo blieben all' diese Leichen?" — Auf Robespierre's Befehl sollten sie, Türenne ausgenommen, sämmtlich verbrannt werden — »und sind wirklich verbrannt worden?" — Hier stockte der Alte. Doch da er in mir wohl den Fremdling erkannte, und meine schöne Begleiterin so herzlich bewegt sah, faßte er Zutrauen und bekannte, er habe die Gebeine nicht verbrannt, sondern sie etwa hundert Schritt von der Abtei in stiller Nacht begraben. Wir baten ihn, uns dahin zu führen. Er versprach's.

Wir traten jetzt aus der langen finstern Gruft in eine helle unterirdische Kapelle, wo noch viele Bildsäulen von Heiligen in Lebensgröße standen. Der Schweizer machte uns aufmerksam auf eine Jungfrau Maria, die, durch einen seltsamen Zufall, der unglücklichen Königin Maria Antoinette so ähnlich sieht, daß jeder, der diese nur einmal sah, bekennen muß, es gäbe kein ähnlicheres Bild von ihr.

Aus dem beraubten Tempel des Todes stiegen wir wieder hinauf in die öden Hallen, an welchen die Zeit zum ersten Male wagt, ihre Sichel zu wetzen. Der Alte schmeichelt sich, es noch zu erleben, daß die Abtei wieder hergestellt werde, seine Hoffnung gründet sich auf einige Worte, die Bonaparte einst soll geäußert haben. Da der Bau aber große Summen kosten würde, so ist wenigstens vor der Hand nicht daran zu denken; doch wohl dem guten Greise, daß er noch hienieden an einer Hoffnung hängt! sie ist das

letzte Oel zu seinem Lebensdochte; wer die ihm heute raubt, der findet ihn morgen todt.

Als wir die Abtei verließen, erfüllte er sein Versprechen, und führte uns, etwa hundert Schritt von da auf einen kleinen Grasplatz, der sich durch nichts, durch gar nichts auszeichnete. Hier, auf einem Raume, den meine ausgebreiteten Arme umspannten, lagen unter meinen Füßen die Gebeine von mehr als vierzig Königen, Königinnen, Prinzen und Helden. Was in einer Reihe von Jahrhunderten die Oberwelt bewegt, oft umgekehrt, geplagt, oder beglückt hatte, dem allen hatte die Unterwelt ein Plätzchen zugestanden, eben groß genug für ein Kind, das seine Puppe herum tummelt. Wen Uebermuth und Ruhmsucht quälen, der fliehe auf die heilige Stätte! denn gleichwie die Furien den Oreſt am Eingange von Dianens Hain verließen, so werden diese Leidenschaften ihm bis hieher nicht zu folgen wagen; ja vielleicht werden selbst, wenn er schon vom einfachen Grasplatze hinwegging, die Lauernden ihm nicht mehr schaden.

»Sind denn die Gebeine hier alle unter einander gemischt?" fragte ich den Schweizer. »Ach ja," sagte er, »ich hatte nicht Zeit sie zu sondern, ich machte schnell eine Grube, und warf sie alle hinein. Den einzigen, den ich mir herauszufinden getraue, ist Heinrich der Vierte, denn ihn habe ich zuerst hinabgeworfen, seine Knochen liegen ganz unten." — Ich vermuthe wohl, daß diese Thatsache Mehreren in Paris bekannt sein mag; da aber noch manches Jahr, vielleicht noch manches Jahrzehend, verstreichen

kann, ehe die Zeit wiederkehrt, wo jeder Franzose laut wünschen darf, die Gebeine des guten Heinrich's einer empörenden Vergessenheit zu entreißen, so will ich, was ich erfuhr, in diese Blätter niederlegen. Und sollte der alte Schweizer, sammt Allen, die etwa den Ort kennen, indessen sterben, so kann der Platz doch, so lange ich lebe, nicht verloren gehen, denn ich vergesse ihn nie! —

Der Alte begleitete uns bis an den Wagen, und man sah ihm an, wie wohl es ihm gethan, sich einmal von Herzen ausreden zu können. Wir saßen lange stumm und bewegten in der Brust, was wir gesehen, gehört. Es war eine würdige Vorbereitung auf den Anblick von Rousseau's Einsiedelei, die, als wir eine Weile im Thal von Montmorenci herumgekreuzt waren, von einem buschichten Hügel uns bescheiden winkte. Als wir uns näherten, sah ich im Geist den botanisirenden Rousseau auf den Anhöhen unter den Bäumen, oder als gutmüthigen Zuschauer neben den Tanzplätzen der Bauern. Das Haus, welches jetzt im Sommer von dem liebenswürdigen alten Gretri bewohnt wird, ist sehr klein, sehr einfach, und wird im Winter nur durch eine alte Frau und ein junges Mädchen, ihre Tochter, bewacht. Wir fanden blos die letztere zu Haus, die uns mit freundlicher Bereitwilligkeit in Rousseau's Zimmer führte, dessen Tapeten noch die nämlichen sind, wie zu seiner Zeit. Ich setzte mich an denselben Tisch, an dem er horchend niederschrieb, was die Natur ihm diktirte; ich zog die Schublade heraus, und fand dasselbe Dintenfaß, dessen er sich bedient hatte; auf dem Kamin stand auch noch sein Leuchter. Ich

ſchweige von meinen Empfindungen. Wenn die Vergangenheit den Menſchen mit einer ſtarken Erinnerung ergreift, ſo raubt ſie ihm auch gleich die Sprache. Für die Gegenwart gab der Himmel uns Töne, für die Vergangenheit nur Seufzer. — Eine Taube flatterte im Zimmer umher, ſie war ſo zahm, ſo gut — wir öffneten ihr vergebens das Fenſter. Gern hätten wir an die Seelenwanderung geglaubt.

Wir ſtiegen hinab in das Gärtchen, wo Rouſſeau oft gepflanzt, gegraben. In einer Niſche der Mauer ſteht ſeine Büſte hinter einer Glasthür, darunter ein artiger Vers, der mir entfallen iſt. Um der Fremden willen, die vielleicht nach mir dahin kommen, und, wenn ſie meinen Namen unter Rouſſeau's Büſte gekritzelt finden, mich einer lächerlichen Eitelkeit beſchuldigen möchten, erwähne ich, daß nicht mir, ſondern der ſchönen Hand meiner muthwilligen Begleiterin, dieſe Sünde zugerechnet werden muß.

Ein wenig durchfroren traten wir in die Küche, ſetzten uns vor den Kamin, und hörten die einfach rührenden Klagen des guten hübſchen Mädchens mit an, dem man vor wenig Tagen ſeinen Bruder von der Seite genommen, und als Soldat zu einer fernern Beſtimmung verſandt hatte. Nur zwei Söhne beſaß die alte Mutter, der ältere war ſchon längſt hinaus, ich glaube an die ſpaniſche Grenze, und ſie hatte nichts wieder von ihm gehört. Den jüngern, jetzt den einzigen, hoffte ſie zu behalten, weil er ihr Stückchen Feld baute und ſie ernährte — aber vergebens! er mußte fort. Von der Grenze der nächſten Provinz ſchrieb er noch einmal

Dritte Scene.

Frau Krick. Die Vorigen.

Fr. Krick. Der Bauer Hartmann iſt draußen.

Fr. v. Langſ. Was will er?

Frik. Ah ich weiß ſchon, er bringt Ihnen ein fettes Kalb.

Fr. v. Langſ. Ey der brave Menſch!

Fr. Krick. Ganz und gar nicht, er kommt ſich zu bedanken.

Fr. v. Langſ. Zu bedanken? wofür?

Frik. Für die Ehre, die Sie ihm erzeigen, ſein Geſchenk anzunehmen.

Fr. v. Langſ. Ich verſchmähe armer Leute Gaben nicht.

Fr. Krick. Aber hier iſt von keinem Kalbe die Rede, ſondern von einer Kuh.

Fr. v. Langſ. Gar eine Kuh?

Frik.

ein klägliches Lebewohl, und nun, — meinte die Schweſter mit feuchten Augen — nun werden wir wohl auch nichts mehr von ihm zu hören bekommen.

Schon manchmal hat die Frage ſich mir aufgedrängt: wenn Rouſſeau zu den Zeiten der Revolution und nachher gelebt hätte, was würde er geſagt haben? — die Einſiedelei im Thal von Montmorenci hätte ihn nicht vor traurigen Eindrücken geſchützt.

Wir flohen bald, wie der Menſch zu thun pflegt, den Anblick eines Kummers, dem wir nicht abhelfen konnten. Auch wurde es ſpät, wir rollten nach Paris zurück. — Eine heitere Wehmuth bezeichnete den Reſt dieſes ſchönen Tages.

Erinnerungen aus Paris

im Jahre 1804.

Zweiter Band.

Das Kabinet der Antiken.

Die Zeit, deren Arme sich in's Unendliche dehnen, um alles zu umspannen, und, über das Meer der Vergessenheit hoch hinrauschend, alles hinabzuwerfen, läßt selten hie und da am Ufer dieses Meeres ein Stäubchen aus dem Arme schlüpfen, das der Mensch gierig auffängt und heilig bewahrt, als Erinnerung an das, was in den Wellen vor ihm begraben liegt. Das Beste und Schönste, was von entwichenen Jahrtausenden uns übrig blieb, bewahrt das herrliche, mit der Nationalbibliothek verbundene Kabinet der Antiken zu Paris. Noch ist leider kein Verzeichniß davon zu haben, aber der wackere zuvorkommende Inspektor des Kabinets, der berühmte Millin, ersetzt diesen Mangel dem Fremden vollkommen, und bei seiner unermüdeten Höflichkeit und Regsamkeit wird man nie gewahr, daß er selbst seine Zeit zum kostbarsten Opfer bringt. — Vormals standen die gelehrten Antiquare in dem Rufe der Pedanterie, sie mochten, außer ihrem Fache von nichts wissen und mit nichts zu thun haben, am wenigsten paßten sie in muntere Gesellschaft; die Dichter hingegen schwatzten über alles, lachten gern und waren die Seele froher Geselligkeit. Heut zu Tage hat sich, wie Alles, auch dies geändert. Drei der gelehrtesten Antiquare, die ich persönlich zu kennen so glücklich bin, Millin, Böttiger und Köhler, sind zugleich die humansten Männer, die nicht allein keine Gesellschaft verderben, sondern wohl im Stande sind, eine verdorbene

Gesellschaft, wie verschiedene Weinhändler ihren umgeschlagenen Wein, zu verbessern. Hingegen kenne ich große Dichter, die ihre zahl- und maßlosen Ansprüche in Gesellschaften mit einer so steifen Derbheit zur Schau stellen, daß jede zarte Freude davon flattert. Millin ist ein sehr lebhafter, geistreicher Mann, mit blitzenden Augen. Sein Thé literaire, zu dem an jedem Mittwoch sich so manche ausgezeichnete, einheimische und fremde Gelehrte versammeln, ist schon oft beschrieben worden. Die Wände des Gesellschaftssaals sind durch die seltensten Werke kostbar tapezirt, und in der Mitte desselben steht eine große Tafel, auf welcher man beständig das Neueste und Beste aus Literatur und Kunst, aus allen Sprachen, zur Schau ausgelegt findet. Man steht, sitzt, liest, blättert, schwatzt in großen oder kleinen Gruppen, oder unter vier Augen, wenn's beliebt, ißt und trinkt dabei, wenn man hungert oder durstet; kurz, man erfreut sich des vielfachsten Genusses mit größter Ungezwungenheit verbunden.

Dem biedern Millin verdanke ich es, daß ich das Kabinet der Antiken mehr als einmal, theils allein, theils durch seinen Unterricht mir fruchtbar gemacht, gesehen habe. Als Kenner davon zu sprechen, ziemt mir nicht; aber der Leser wird es wohl gern hören, wenn ich ihm historisch aufzähle, was sich etwa in mein Gedächtniß grub, und das fromme Staunen, mit welchem ich diese Ueberreste des hohen Alterthums betrachtet habe, wird vielleicht sich Manchem mittheilen. An egyptischen Seltenheiten ist das Kabinet besonders reichhaltig. Ich schweige von der Menge der Gö-

henbilder, unter welchen die Iſis mit ihrem Sohn Horus auf den Knien, offenbar unſerer heiligen Jungfrau zum Vorbild gedient zu haben ſcheint. Die berühmte, wohlerhaltene Iſistafel, auf welcher die Figuren mit Silber eingelegt ſind, iſt ſchon längſt ein Gegenſtand gelehrter Nachforſchungen geweſen. Ein egyptiſches Buch hat Bonaparte geſchenkt; Schade, daß noch Niemand es zu leſen verſteht. Mehrere Schriften auf Papyrus ſind von Mumien abgelöſt und ſorgfältig aufgeklebt worden. Die auch noch vorhandenen Mumien ſehen ziemlich zerlumpt aus, weil Cuvier ſie anatomirt hat, um die Spezereien zu erforſchen, mit welchen ſie einbalſamirt wurden. Allerlei Schmuck und kleines Hausgeräth der Egypter verſetzt die Fantaſie plötzlich in ihre Wohnungen, in ihr häusliches Leben. Da ſind Löffel, Gabeln, Rechentafeln, Würfel u. dgl. Ein paar Mumien des Vogels Ibis, der bekanntlich von den Egyptern göttlich verehrt wurde, weil er ihre Gefilde von dem ſchädlichen Gewürm befreiete. Ein Altar (eins der ſeltenſten Stücke), mit Hieroglyphen beſchrieben.

Der berühmte Sardonix*), Kaiſer Auguſtus Apotheoſe darſtellend, iſt bekanntlich der größte geſchnittene Stein in der Welt. Germanicus ſteht vor dem Tiber, und in den Wolken ſchwebt die Familie, lauter Portraits. Glücklicherweiſe haben die frommen Chriſten in dieſer Vorſtellung den Joſeph zu erkennen geglaubt, wie er den Traum

*) Iſt ſeitdem geſtohlen worden.

auslegt, und so ist dies Kunstwerk dem heiligen Zerstörungseifer entgangen. Dasselbe Glück hat eine allerliebste Büste von gleicher Materie gehabt, Valentinian vorstellend. Der ehrliche Heide ist lange bei christlichen Prozessionen als Heiliger herumgetragen und verehrt worden. Ein kostbarer Kelch, gleichfalls ein Sardonir, mag den frommen Kommunikanten wohl oft Heil und Trost auf die Lippen geträufelt haben, ist aber doch wohl vormals bei den Mysterien des Bacchus gebraucht worden, wie die eingeschnittenen Figuren zur Genüge offenbaren.

In demselben Schranke liegt die alte Krone der longobardischen Könige, auch die kleinere der Königinnen. Es sind nur Reife. Auf der ersten ist Agilulphus Name eingegraben. — Das Ceremonien-Schwert des Großmeisters von Maltha wird durch die Erinnerung merkwürdig, wie es hieher gekommen. — Auf einer großen silbernen Schale sind Scenen aus der griechischen Geschichte, zwar sehr künstlich, aber mit gewaltigen Zeitverdrehungen dargestellt. Interessanter noch war daran ein deutsches Turnier, an welchem das Kostüm sehr treu ausgedrückt worden. — Einen halben Schritt weiter findet man eine Menge kostbarer Dinge aufbewahrt, die aus dem Grabe des Königs Clovis, Childerich's Vater, genommen worden. Der ehemalige Gebrauch mehrerer derselben läßt sich blos vermuthen, nicht mit Gewißheit bestimmen. Ein sehr altes Schwert und der königliche Siegelring befinden sich darunter. — Gleich daneben liegt eine goldene Kapsel in Form eines Herzens, in welcher vormals das

Herz der Anna von Bretagne verschlossen war. Eine Inschrift sagt, daß es das beste Herz von der Welt gewesen. — Ach! die besten Herzen, die hienieden liebevoll geschlagen haben, bekommen selten goldene Kapseln.

An antiken geschnittenen Steinen ist die Sammlung hier so reich, wie wohl sonst nirgend, und was man hier, als zur zweiten oder dritten Klasse gehörig, nur flüchtig übersieht, das würde an andern Orten für Schätze erster Ordnung gelten. Millin hat in seinen monumens antiques die vorzüglichsten und seltensten Steine beschrieben; auf dies treffliche Werk verweise ich den lernbegierigen Leser. Michel Angelo's Siegelring aber hat, außer der Kunst, auch noch ein menschliches Interesse. Dasselbe gilt von mehreren Portraits bekannter Personen, deren Aehnlichkeit gerühmt wird. Die Königin Elisabeth ist mir durch ihre Häßlichkeit, und Maria Stuart durch ihre Schönheit aufgefallen. — Daß übrigens im Steinschneiden die Neuern sich wohl noch dann und wann mit den Alten messen dürfen, hat der Tiroler Pichler bewiesen, von welchem man hier einen Stein bewundert, mit dem er den größten Kenner, Winkelmann selbst, so vollkommen angeführt, daß dieser eine eigene Abhandlung darüber geschrieben, und den Stein in Kupfer stechen lassen.

Die römischen Alterthümer, groß und klein, sind unzählig. Altäre und Grabsteine, Lampen aller Art, Urnen, Thränen-Vasen, Pferdegeschirre, Schlüssel, Schnallen, Glocken, Fingerhüte — ein Rad, vermuthlich von einem Staatswagen, — die ersten Münzen der Römer,

auffallend durch Größe und Plumpheit. Daneben die seltensten griechischen Münzen. — Auf der Erde stehen vier große steinerne Tafeln, über und über mit sehr kleiner griechischer Schrift bedeckt. Sie enthalten das noch vollständige Testament einer Griechin, die ihr Vermögen zu einer Sammlung von Kunstsachen vermacht. Daß sie zugleich eine gute gefällige Gattin gewesen, beweist die Ursache welche sie von diesem Vermächtnisse anführt, ihr Mann habe es nämlich gewünscht. — Viele, in Herkulanum ausgegrabene Alterthümer werden jeden Beschauer interessiren. Es befinden sich unter andern ein Paar plumpe goldene Armbänder darunter, welche man einem Skelett abgenommen, die aber doch bei weitem nicht so schwer sind, als sie aussehen. Ferner Damen-Ohrringe, die mir sehr unbequem geschienen.

Seltsam aufgefallen ist mir eine Tafel, auf welcher die Megarenser, auf Befehl des Orakels von Delphos, einem gewissen Drippos ein Ehrendenkmahl errichtet, weil er den Preis des Laufens in den olympischen Spielen zum ersten Mal ganz nackend errungen. Vorher pflegte man immer etwas um die Lenden zu behalten, das wenigstens die Stelle eines Feigenblattes ersetzen konnte. Doch je nackender der Preisbewerber war, je leichter mußte ihm wohl das Laufen werden; das Orakel hat also wahrscheinlich nicht die größere Geschicklichkeit des Drippos, sondern vielleicht seine Verachtung der Vorurtheile belohnen wollen.

Neben einem merkwürdigen Stein mit phönizischer Schrift steht eine sehr alte, sehr ausdrucksvolle Büste

eines methodiſchen Arztes, medicus asiaticus genannt, von dem die Inſchrift rühmt, er habe viel Gutes und viel Böſes in ſeinem Leben erfahren, und ſei Oberhaupt der methodiſchen Sekte geweſen.

Aeußerſt intereſſant iſt ein ſchöner Stein, größer als ein Kopf, mit Figuren und perſepolitaniſcher Keilſchrift, die, wo ich nicht irre, der gelehrte Lichtenſtein in Helmſtädt bereits zu erklären verſucht hat. Es ſoll ein Klagelied ſein, ich begreife aber nicht, wozu der Stein gedient haben kann? Zum Aufrechtſtehen iſt er nicht gerichtet, denn er läuft oben und unten ſchmal zu; man ſieht auch nicht, daß er irgend worin oder worauf befeſtigt geweſen. Zum Liegen iſt er auch nicht eingerichtet, denn dann würde die Schrift auf einer Seite verdeckt werden. Ich verweiſe den Leſer auf eine Abhandlung im deutſchen Merkur.

Ich will manches und mannichfaltiges noch kurz zuſammen faſſen, um nicht lange bei Gegenſtänden zu verweilen, die geſehen und deren Werth empfunden werden muß.

Mehrere Kleinigkeiten aus Perſepolis — eine koſtbare, aber geſchmackloſe Schüſſel eines perſiſchen Fürſten, — Mumienſärge, — eine große Badewanne von Porphyr. — Eine große, zu Rheims gefundene und mit Goldſtücken angefüllte goldene Schüſſel, die vermuthlich in einem Tempel diente. Man erblickt darauf den Wettſtreit im Saufen zwiſchen Herkules und Bacchus, der erſtere iſt offenbar ſchon ein wenig benebelt; auf dem Rande der Schüſſel iſt des Bacchus Triumphzug darge-

Frik. Frau Krick will nur die Größe des Kalbes damit andeuten.

Fr. Krick. Mit nichten, junger Herr, drehen Sie sich, wie Sie wollen, es muß doch heraus.

Frik. Mit nichten, Frau Krick, es muß hinein.

Fr. v. Langs. Was denn?

Frik. Das Kalb in den Stall.

Fr. Krick. Zum Henker mit Ihrem Kalbe! Dem Bauer Hartmann ist gestern seine einzige Kuh gefallen. Die Frau hat gewinselt. Da ist der junge Herr in der Dämmerung nach Hause geschlichen, und hat durch seinen Peter die beste Kuh aus Ihrem Stalle hinübertreiben lassen.

Fr. v. Langs. Wie Wetter! ich will nicht hoffen —

Frik. Daß Frau Krick gelogen hat? Gott sey Dank, nein.

Fr. v. Langs. Was? meine beste Kuh?!

Frik.

ſtellt, und Herkules wird betrunken nach Haus geſchleppt. — Ein Aſchenkrug von Porphyr, in welchem die goldene Bulle eines jungen römiſchen Patriciers gefunden wurde. — Allerlei chriſtliche Alterthümer, Biſchofsſtäbe u. dgl., die durch den bereits gehabten Genuß etwas unſchmackhaft werden. — Die franzöſiſche Königskrone. — Aufgeſtellte Rüſtungen von Heinrich IV., Sülly und Mehreren. — Chineſer in ihren Trachten. Ein chineſiſches Haus, in dem ein Holländer einen Beſuch abſtattet. Die ganze kaiſerl. chineſiſche Familie, wovon eine Prinzeſſin Tochter mit dem Kopfe wackelt. Ein chineſiſches Gebäude von Elfenbein, ſo fein gearbeitet, daß man darauf ſchwören ſollte, es wären Spitzen. Waffen, Pfeile, Kleider, Federn u. ſ. w. von Wilden aus allerlei Nationen u. ſ. w. Auch eine neuere Merkwürdigkeit befindet ſich in dieſer Art von Rumpelkammer, nämlich die ſehr zuſammengeſetzte Platte zu den vormaligen Aſſignaten. —

Noch ein großer Schatz, mit deſſen flüchtiger Erwähnung ich meine kurze Nachricht beſchließe, iſt das herrliche Münzkabinet, welches man gleichfalls hier aufgeſtellt findet. Es iſt muſterhaft eingerichtet. Die Städte liegen nicht mehr, wie vormals, in alphabetiſcher Ordnung, ſondern die Länder beiſammen, dann wiederum in jedem Lande die Städte einzeln, und zuletzt die Könige und Herren. Was man gewöhnlich ſchon in einzelnen Exemplaren für ſehr ſelten hält, findet ſich hier bei halben Dutzenden, z. E. die Münzen von Otho, doch nur Goldmünzen (denn

kupferne gibt es nicht von ihm). — Mit Bewunderung des Fortschreitens der Künste betrachtet man die Kindheit der Stempelschneiderkunst in den ersten Münzen der macedonischen Könige.

Möchte doch unser braver Landsmann, Winkler, der gleichfalls bei der Nationalbibliothek angestellt ist, seinem Amte so viel Zeit entwenden können, um ein Verzeichniß dieses einzigen Kabinets anzufertigen, oder vielmehr möchte es ihm zur belohnten Amtspflicht gemacht werden. Gewiß wäre, durch Fleiß und Kenntnisse, Niemand geschickter dazu als er.

Der Pariser Laufbericht.

So hieß eine schlechte deutsche Zeitung, die bis zu Anfang dieses Jahres in Paris herauskam, und, wie man sagt, von einem gewissen Doktor Seyffert, einem Sachsen, geschrieben ward, der vormals Leibarzt des Herzogs von Orleans war, und sich während der Revolution durch gemäßigte Gesinnungen empfohlen (Andere behaupten, nicht empfohlen) haben soll. Doch das könnte uns jetzt gleichviel gelten, wenn er nur unsere Muttersprache nicht revolutioniren, und den Parisern weiß machen wollte, er schreibe eine deutsche Zeitung für die Franzosen. Sie ist nun zwar schon zu Grabe gegangen diese drollige Mißgeburt, aber es verlohnt der Mühe, sie noch einmal aus der Vergessenheit hervor zu ziehen, damit sie den einzig möglichen Nutzen stifte, nämlich unser Lachen errege.

Diese Afterzeitung erschien mehrere Male wöchentlich, nie versäumte ich sie zu lesen, und immer bemerkte ich mir auf ein Zettelchen die auffallendsten Worte. Daraus entstand endlich ein drolliges Wörterbuch, welches wohl am meisten unterhalten wird, wenn ich versuche, es in einen Zusammenhang zu bringen. Ich habe daher Briefe im Stil des Pariser Laufberichts und mit dessen eigenen Worten entworfen, die ich zum Scherz hier mittheile.

Mein Herr.

Ein Hirnfluß [1]), der daher entstanden ist, daß ich im Träubler [2]) meine Baarhouke [3]) nicht aufgesetzt, und der mir sogar einen Saftkrampf [4]) zuzog, hat mich abgehalten, Ihnen mein Schätzgefühl [5]) zu bezeigen, wie auch Ihnen die Merkgeschichtel [6]) des hiesigen Freithumsder Franken [7]) mitzutheilen. Der Oberregsrath [8]) und seine Feldgehilfen [9]) und Nachschalter [10]), sind jederzeit übschäftlich [11]) bemüht, bald Staatsrenner [12]) fortzusenden, bald das Hinterhaltsheer [13]) vor Ablauf [14]) zu schützen. In der Kriegskranken-Pflegerei [15]) ist während des Hiehers [16]) und Debstlers [17]) ein Seuchdunst [18]) und

---

[1]) Katharr. [2]) Vendemiaire. [3]) Perücke. [4]) Fieberparoxysmus. [5]) Achtung. [6]) Anekdoten. [7]) Französische Republik. [8]) Erste Konsul. [9]) Adjutant. [10]) Substitut. [11]) praktisirend. [12]) Kourier. [13]) Reservearmee. [14]) Desertion. [15]) Militärhospital. [16]) Thermidor. [17]) Fructidor. [18]) Miasma.

Luftverdurb [19]) entſtanden, welche den Traulingen [20]) des Stadtnaturforſchers [21]) übel bekommen, und von den Geſundheitsbeſorgern [22]) durch ihre Schriftführer [23]) regſchäftlich [24]) angezeigt worden. Der kriegeriſche Vorſchwung [25]) iſt dem Schriftthum [26]) friſtfältig [27]) ungünſtig. Man ſagt, im Keimer [28]) oder Blümner [29]) werde es los gehen, und ſogar das buhlſeuchige [30]) Hofgeweibe [31]) belobklatſcht [32]) dieſen Vorſatz. Ich lebe unterdeſſen ganz unfältig [33]), beſehe die Oltdinge [34]), und gehe oft auf die Längenheitsfachſtube [35]) des Sternbeobachtungsthurmes [36]). Im Helfeyder'ſchen Freithum [37]) ſoll es jetzt unruhig ausſehen. Wenn die guten Leute nur ihre Wortſtäbung [38]) für Verbuntung und Sprachkrätze [39]) hüteten, gleich Ihrem

Freunde Hans Reinteutſch.

Ein dito.

Meine Frau [40]).

Ich eile, Sie von der neueſten Schmücklaune [41]) und Behäublung [42]) zu unterhalten. Auf Spazirgän-

---

[19]) Miasma. [20]) Patienten. [21]) Stadtphyſikus. [22]) Officier de Santé. [23]) Sekretär. [24]) offiziell. [25]) iſt ſchwer zu erklären. [26]) Literatur. [27]) ſoll wohl heißen von Zeit zu Zeit. [28]) Germinal. [29]) Floreal [30]) kokett. [31]) Hofdame. [32]) applaudiren. [33]) ſimpel. [34]) Antiquitäten. [35]) Bureau de longitudes. [36]) Observatorium. [37]) Helvetiſche Republik. [38]) Sprache. [39]) Verunreinigung. [40]) Madame. [41]) Mode. [42]) Coeffüre.

gen trägt man Heldinröcke [43]) wie auch Zärtel- und Fröstelröcke [44]) mit Knüpfflügeln [45]). Die Lauschhäubchen [46]) empfangen jetzt große Gunst [47]) auch die Türkenwickel [48]), und der wallschwester Putz [49]) wird mit Blitzsteinen und Putzeicheln verziert, findet aber seltnen Anwand [50]). Nilschwämmig und dürrlaubfarbig wird geliebt, das ist alles was ich von der Putztracht [51]) zu sagen weiß. Jetzt komme ich auf mich selbst. Seit dem Windner [52]) hat mich die Liebe zu Ihnen ganz rippsüchtig [53]) gemacht. Ich habe eine Stocksäftigkeit in den Schlüpferdrüsen, und oft solche Suchtsfälle [54]), daß ich hundert Walzstöße [55]) in einer Zaude [56]) zähle, mag's [57]) die Abflatung [58]) mit Hilfe des Arzneivermittlers [59]) und seiner Wißgenossen [60]) gehörig unterhalten wird. O jeder meiner Blutwalze [61]) schlägt für Sie! wann werden Sie einmal gesänftet [62]) werden! wann werde ich mit holder Abmundung [63]) das Wort von Ihnen hören: Ich liebe dich! — Ich bin zwar nur ein armer lehrwißlicher [64]) Schriftthumler [65]), aber durch viele Anheischige [66]) habe ich gute Einnahme. Spre-

---

[43]) Amazonen. [44]) Douilletten. [45]) Zum Zuknöpfen. [46]) Kornetten. [47]) sind beliebt. [48]) Turban. [49]) weiß ich nicht zu erklären. [50]) wird wenig getragen. [51]) Mode. [52]) Ventose. [53]) Hypochonder. [54]) Paroxismen [55]) Pulsschläge. [56]) Minute. [57]) obgleich. [58]) Stuhlgang. [59]) Apotheker. [60]) Kollegen. [61]) Puls. [62]) sanfter. [63]) Accent. [64]) theoretischer. [65]) Schriftsteller. [66]) Abonnenten.

chen Sie, von welchem Augenblicke darf ich mein Glück bezeiten [67])? O hätt' ich Eilreuter [68]), oder lieber noch eine Wortschleuder [69]), um Ihnen täglich in jeder Selbe [70]) zu wiederhohlen, wie sehr mein Herz Sie in Erächtniß nimmt [71]), und wie ich mich für eingekaisert [72]) und eingekönigt [73]) halten werde, so bald ich mich gunz nennen darf Ihren

Hans Reinteutsch.

Damit man jedoch nicht glaube, ich wolle mich blos über den guten Hans Reinteutsch lustig machen, und mehr auf seine Schultern bürden, als er zu tragen verdient, so will ich eine von ihm selbst gebaute Periode ganz unverändert hieher setzen.

»Die Sprachreinigung, Freund, ist, tiefdenkend betrachtet, vielleicht der stärkste Mittheil einer wahren Grundanlage der Glückseligkeit eines gesitteten Volkes; sie bereitet das Grab des von der Wildniß überbrachten und gesittet so kostläßtigen Betruges, vermindert die den Völkern so läßtige Streitfechterei u. s. w. kurz, ein gemeiner Verstand reiner Sprache vermehrt das Vernunftlicht, vermindert die wilde Macht der Einbildung, erklärt das reiche Vorgetümmel (?) und schwächt die Menge des in gesitteten Staatsverfellungen überbleibenden Untertümmels.« (?) — Was sagen nun meine Leser zu diesem Vorgetümmel und Untertümmel?

---

[67]) baliren. [68]) Kourier. [69]) Telegraph. [70]) Silbe. [71]) [72]) [73]) Eigene Ausdrücke des Laufberichts.

Hier auch ein Pröbchen seines Witzes.

Die Schülerin und der Rechenmeister.

Die Schülerin. Bin ich schon weit im Rechnen, Herr Lehrer?

Rechenmeister. Gewiß, meine Schöne, schon an der neun.

Endlich auch noch ein Beweis, wie gut der Mann von allem unterrichtet ist, was, die deutsche Sprache betreffend, in seinem Vaterlande vorgeht.

Friedrich der Zweite, sagt er, sei bis zum siebenjährigen Kriege ein Feind der deutschen Sprache gewesen, dann aber habe er Gellert's Schriften alle gelesen, und ihm versprochen, gleich nach dem Kriege in seinen Staaten alles mögliche für die hochdeutsche Sprache zu thun. Er habe auch Wort gehalten, und seitdem blühe das Hochdeutsche in den preußischen Staaten. Aus dieser Liebe endlich für das Deutsche habe Friedrich darauf bestanden, daß der Teschner Friedensschluß deutsch geschrieben werde. — Das Lateinische werde jetzt nur noch von Quacksalbern gebraucht.

Natürlich konnte ein solches dem Unsinn geweihtes Blatt sich keine lange Dauer versprechen; es ist aber seitdem durch einen andern Redakteur besser ausgestattet, aus dem Dunkel wieder an's Licht getreten.

Kriminal-Justiz.

Die Neubegier trieb mich in das Palais de justice, um dem gerichtlichen Verhör eines Delinquenten beizuwohnen. Im Hintergrunde eines großen Saales erblickte ich drei Richter in langen schwarzen Amtskleidern, mit Baretten auf den Köpfen, sitzend an einer Tafel. Hinter ihnen an der Wand las ich mit großen goldenen Buchstaben eingegrabene Gesetze, welche den Richtern einschärften: daß sie nie ungehört verdammen, nie eine härtere Strafe auflegen sollten, als das Gesetz vorschreibe u. s. w. Den Richtern zur Rechten, auf erhöhten Bänken, saßen die Geschwornen in gewöhnlichen Kleidern. Zur Linken, den Geschwornen gerade gegenüber und noch erhöhter, befand sich der Angeklagte zwischen zwei Soldaten. Zu den Füßen des Angeklagten saßen zwei Rechtsgelehrte, seine Vertheidiger. Vor der Tafel der Richter, und mit dem Rücken gegen dieselben gekehrt, schrieb ein Protokollist, links und rechts; wo die erhabenen Sitze aufhörten, befanden sich abermals zwei Schreiber, hinter welchen die huissiers standen, die, so oft es nöthig war, laut Silence! riefen. Den Richtern gerade gegenüber waren niedrige Schranken, die sie vom Volke schieden, und an deren innern Seite eine Bank herlief, welche für die Zeugen bestimmt war. Hinter diesen Schranken befand sich abermals ein eingeschlossener Raum, welcher drei oder vier Bänke faßte, theils um die Zeugen nach abgelegtem Zeugniß aufzuneh-

men, theils für distinguirte Personen unter den Zuschauern. Dann folgten noch eine Menge Bänke hinter einander, die von einer niedern Volksklasse eingenommen waren, und endlich ein großer Raum zum Stehen für den Pöbel. Das Ganze gewährte in der That einen imposanten Anblick. Der Saal war sehr angefüllt, und auch oft geräuschvoll, doch konnte man sehr deutlich bemerken, daß, so oft ein Geräusch entstand, es nicht auf fremde Gegenstände, sondern auf die verhandelte Sache sich bezog, deren Untersuchung der ganze Haufe aufmerksam verfolgte. — Ich muß hier abermals die gastliche Höflichkeit der Franzosen rühmen. Als ich kam, war das Verhör schon in vollem Gange, und ich mußte mit einem Platz hinter dem Pöbel vorlieb nehmen. Kaum aber hatte mein Lohnlackei dem nächsten huissior einen Wink davon gegeben, daß ich ein Fremder sei, als dieser mir sogleich bis zu den Bänken der gemeinen Leute verhalf; und kaum hatte mich hier wiederum einer der Protokolliſten wahrgenommen, als er mir Platz machen und die Schranken der nächsten Bänke öffnen ließ, wo ich denn zum Theil unter den Zeugen saß und alles sehr gut sehen und hören konnte.

Der Delinquent war ein junger muthwilliger Banqueroutier. Ein Zeuge nach dem andern wurde vorgerufen, der mittelste Richter oder Präsident that die gewöhnlichen Fragen an ihn, nach Namen, Alter, Stand, Verhältnissen mit dem Angeklagten u. s. w., dann fügte er eine kurze Ermahnung hinzu, die Wahrheit getreulich zu berichten, ließ ihn aber nicht schwören. Endlich schloß er mit

den Worten: Erklären Sie, Bürger, (denn hier allein hört man noch etwas von Citoyen, und hier ist es auch ganz an seiner Stelle), erklären Sie, Bürger, den Geschwornen, was Sie von der Sache wissen.

Der Zeuge wendet sich hierauf an die Geschwornen und erzählt. Die Geschwornen bleiben stumme Zuhörer, der Präsident aber thut, wo es ihm nöthig scheint, Fragen dazwischen, und, wenn er nichts mehr zu fragen weiß, ersucht er den Zeugen, sich wieder auf seinen Platz zu verfügen. Dann kehrt er sich zu dem Angeklagten, sprechend: Habt Ihr etwas gegen die Aussage des Zeugen einzuwenden? worauf denn dieser seine Einwendungen vorbringt, der Zeuge auch wohl zum zweiten Mal aufgerufen wird, und so gewissermaßen ein Gespräch zwischen dem Angeklagten, dem Präsidenten und dem Zeugen entsteht, wobei alle drei sich einer gewissen Urbanität beflissen, und das Harte, was sie etwa zu sagen hatten, doch immer in einem höflichen, völlig leidenschaftlosen Tone vortrugen.

Der junge Banqueroutier, ein Meubelhändler, schien mir ein großer Spitzbube. Trotz seiner Jugend wußte er sich immer sehr gut zu fassen, schob alles auf seine Mutter, deren Geschäfte er blos geführt, da er selbst das erforderliche Alter noch nicht habe, und — wenn er nicht weiter konnte — so läugnete er geradezu. Der Richter wußte ihn jedoch einigemal ganz fein in seiner eigenen Aussage zu verwickeln, und dann entstand jedesmal eine Art von Bei-

Frih. Ihre beſte, aber nicht Ihre einzige. Dem armen Teufel war ja die Einzige gefallen.

Fr. v. Langſ. Er muß ſie herausgeben!

Frih. Ich bezahle ſie.

Fr. v. Langſ. Es war eine holländiſche Kuh.

Frih. Ich bezahle ſie mit holländiſchen Ducaten.

Fr. v. Langſ. Sie gab täglich 8 Kannen Milch.

Frih. (ſchlau) Je nun, liebe Tante, wir backen auf meiner Hochzeit ein paar Kuchen weniger.

Fr. v. Langſ. (beſänftigt) Auf deiner Hochzeit? du machſt ja noch keine Anſtalten?

Frih. Das kömmt plötzlich.

Fr. v. Langſ. Dein pedantiſcher Hofmeiſter, den endlich Gott noch zu rechter Zeit zu ſich nahm, hat allerley Syſteme in deinem Kopfe aufgebaut —

fallsgemurmel unter dem verſammelten Volke, das einen ſehr richtigen Takt vorausſetzte.

Mit wahrem Vergnügen brachte ich wohl einige Stunden hier zu; da aber die Zahl der abzuhörenden Zeugen ſehr groß war, ſo konnte ich das Ende nicht abwarten. Als der mir am nächſten ſitzende Schreiber merkte, daß ich gehen wollte, näherte er ſich mir ſehr höflich, und benachrichtigte mich, daß am dritten des kommenden Monats ein noch weit intereſſanteres Verhör Statt finden werde, als das heutige, zu welchem er mich einlade, wenn es mir Vergnügen gewähre. Dieſes Zuvorkommen, welches ich ſchwerlich irgendwo in Deutſchland hätte erwarten dürfen, überraſchte mich in der That. Ich dankte ihm herzlich, und ermangelte nicht, mich am beſtimmten Tage einzufinden.

Dieſesmal waren der Angeklagten nicht weniger als vierzehn. Da nun jeder ſeinen eigenen Soldaten bei ſich hatte, ſo war auf den für ſie beſtimmten Bänken kaum Platz für alle. Dazu kam noch, daß die rothen Federbüſche der Soldaten viele Geſichter der Delinquenten verbargen, und dadurch manche phyſiognomiſche Bemerkung verhinderten. Sie hatten ſämmtlich an der Fabrikation falſcher Banknoten Theil genommen. Ein Kupferſtecher, Namens Duclos, der ſich anheiſchig gemacht hatte, die Platten zu ſtechen, ſpielte die verhaßte Rolle des Angebers, und wurde ſo eben abgehört, als ich hereintrat. Aus mehreren Aeußerungen der Angeklagten erhellte ziemlich deutlich, daß der Patron ſie ſchwerlich verrathen haben würde, wenn er ſo viele Vorſchüſſe bekommen hätte, als er unaufhörlich

verlangte. Nach seiner Anzeige an die Obrigkeit bediente sich die Polizei seiner, um die übrigen zu fangen. Er lockte sämmtliche Spießgesellen zu einem Diner in Lyon. Keiner ahnete den Verrath, und so fielen sie alle auf einmal den Aufpassern in die Hände.

Die Vertheidiger der Angeklagten warfen ihm diese Hinterlist bitter vor. Sie führten unter andern an (und er konnte es nicht läugnen), daß Einige der Verhafteten mehrere Mal gegen ihn geäußert: sie wollten die Sache aufgeben, es reue sie, sie wollten nichts weiter damit zu thun haben. »Warum,« so apostrophirten sie den Angeber sehr feierlich, »warum sagtet Ihr diesen nicht, was Ihr vorhattet? traten diese auch bei, so mußten die übrigen von selbst auseinander gehen, und vierzehn Hausväter wären nicht in dieses unabsehbare Elend gestürzt worden.«

Duclos stotterte und wußte nichts zu erwiedern. Ein allgemeines Gemurmel des Unwillens unter dem Volke antwortete statt seiner.

Der erste Delinquent war ein kecker Patron, er läugnete alles frisch weg trotz der bündigsten Beweise. Seine immer wiederholte und einzige Antwort war: ich weiß von alle dem nichts. Der zweite machte es beinahe eben so. Der Richter verstand aber das Fragen sehr gut, und verwickelte die Läugner oft in ihre eigene Aussagen. — Der dritte erzählte die ganze Geschichte sehr aufrichtig, und wurde einigemal von seinen Thränen unterbrochen. Nachdem er die Erzählung vollendet hatte, fügte er die rührenden Worte hinzu: »Zu meiner Entschuldigung weiß ich weiter nichts

zu ſagen, als: ich kam aus St. Domingo, hatte alles verloren, Niemand wollte mir helfen, und meine Kinder hungerten." — Der Menſch war gewiß mehr Unglücklicher als Böſewicht. — Die Meiſten wurden verdammt, mit einem F. auf der Schulter gebrandmarkt zu werden, und ſechs Jahre Ketten zu tragen. Ob, wenn dieſe ſechs Jahre verfloſſen ſind, der Monſieur Duclos nicht noch die Folgen ſeiner Angeberei ſpüren wird, ſteht zu erwarten. Die Delinquenten ſchienen ſehr erbittert gegen ihn, und das Volk nicht minder. Es war ſehr merklich, daß es, vor dem Richterſtuhl des Gewiſſens, ihn für ſtrafbarer hielt als Jene.

Im Ganzen habe ich von der jetzigen Procedur der Franzoſen bei Kriminalverhören eine ſehr günſtige Meinung bekommen, und ich wüßte in der That nicht, wie ſie zweckmäßiger eingerichtet werden könnte.

Das Nachmachen des gemünzten ſowohl, als des Papiergeldes, iſt jetzt ein häufig vorkommendes Verbrechen, zu welchem das große Elend treibt. Aber je ſinnreicher die Fabrikanten ſind, je wachſamer iſt die Polizei. Am 22. Oktober wurde einer, Namens Pescio St. Simon, guillotinirt, weil er die neuen Fünffrankenſtücke mit Bonaparte's Bildniſſe nachgemacht hatte. Er kaufte zum erſten Mal für ſechs Sous Gemüſe, und wechſelte einen ſeiner falſchen Thaler, den man ſogleich für falſch erkannte, dem Wechsler nachſetzte, und ihn einholte, als er abermals um vier Sous Tabak mit ſeiner fabrizirten Münze bezahlen wollte. Sobald er jedoch merkte, daß er in Gefahr ſei, ließ er ſein

Geldstück fallen, und entsprang glücklich. Einige Tage nachher trieb ihn der Hunger doch wieder heraus, er wagte sich zu einem Fruchthändler, in dem Augenblicke, als nur die Frau desselben in der Bude war, von der er vermuthlich wußte, daß sie ein blödes Gesicht habe. Ihr gab er ein Fünffrankenstück, sie verließ sich aber nicht auf ihre Augen, sondern rief ihren Mann herbei, der es sogleich für falsch erkannte, und den Pescio ersuchte, mit ihm zum Polizeikommissär zu gehen. Statt der Einladung zu folgen, lief er davon, der Fruchthändler hinter ihm her, aus vollem Halse schreiend. Sogleich arretirten ihn die Vorübergehenden; als sie aber hörten, warum man ihn der Polizei ausliefern wollte, bemühten sie sich (welches sehr merkwürdig ist), ihn wieder durchschlüpfen zu lassen. Offenbar sieht also das Volk dieses Verbrechen nicht so schwarz an, als es sollte, und es bestätigt sich hier abermals, daß der größere oder mindere Abscheu dagegen blos von der Art und Weise abhängt, wie die Staatsgelder überhaupt eingetrieben oder verwandt werden.

Pescio kam dennoch nicht mehr durch. In dem Augenblicke seiner Verhaftnehmung machte er sich noch verdächtiger, indem er ein Papier wegwarf, in welches noch vier falsche Frankenstücke gewickelt waren. Er bekannte sogleich alles, nannte auch einen Mitschuldigen, einen Gensd'arme, von der sogenannten élite à cheval. Am 29. Vendemiaire wurde er guillotinirt.

Sehr löblich scheint mir die Gewohnheit, den ganzen

Prozeß mit sammt dem Urtheil durch öffentlichen, gedruckten Anschlag bekannt zu machen..

Gemüthsstimmung der Pariser.

Wenn man nicht wüßte, daß es überhaupt eine unvertilgbare Unart der Menschen ist, immer die Zukunft, nie die Gegenwart zu genießen, und folglich, wenn nun die Zukunft wirklich zur Gegenwart wird, des Genusses bereits überdrüssig zu sein; wenn sage ich, diese Erbsünde nicht auf allen Adamskindern haftete, so sollte man die Franzosen für inkonsequenter halten, als die übrigen Erdbewohner, denn ihre Revolution sammt allen daraus entsprungenen Folgen haben sie herzlich satt, und die meisten wünschen die gute alte Zeit zurück.

In einer Diligence führte der Zufall zehn Personen von verschiedenen Ständen zusammen: einen Unteroffizier, Landeigenthümer, Küster, Arzt, Zeitungsschreiber, Autor, Holzhändler, Advokaten und Juden.

»Schade, daß wir Frieden haben,« hub der Soldat an, „im Kriege hoffte ich mein Glück zu machen, so aber bleibe ich immer nur Sergeant.«

Der Landeigenthümer. Freilich, die ganze Welt mag umgekehrt werden, wenn Sie nur avanciren. Ich wünsche zwar auch Krieg, aber aus ganz andern Ursachen: die Kornpreise werden immer geringer, das Brot ist fast umsonst zu haben.

Der Holzhändler. Ach! wenn wir nur wieder ein

paar tüchtige Winter erlebten! aber der Kalender des Herrn Lamark verkündet nichts als Nebel, Regen und Südwind. Ja sonst, da hatten wir noch zuweilen achtzehn Grad Kälte, aber jetzt —

Der Advokat. Gott sei Dank, daß es warm bleibt! Die Advokaten müßten ja erfrieren. Man hat die Zahl der Rechtsgelehrten dermaßen vergrößert, man hat Friedensrichter und Vergleichsbureaus eingeführt, man droht uns sogar mit einem Civilgesetzbuch wie in Preußen. Ja, sonst konnte man bei vierzig Jahren sich mit vierzigtausend Livres jährlicher Einkünfte in Ruhe setzen.

Der Zeitungsschreiber. Wenn ihr klagt, was soll ich thun? Im Kriege gab es täglich gewonnene und verlorne Schlachten, belagerte und eroberte Städte, tausend widersprechende Verordnungen, überall Aufruhr; da war keine Provinz, kein Städtchen, die nicht ihr Erdbeben, ihre Ueberschwemmung gehabt hätten, und wie die Elemente, so kämpfend auch die Parteien mit einander; aber da ist plötzlich ein Mann gekommen, der, wie Neptun, alles zum Schweigen gebracht hat. Höchstens gibt es einmal eine Höllenmaschine, oder ein paar Steine, die aus dem Monde herabfallen.

Der Arzt. Seitdem man nicht mehr Ader läßt und nicht mehr so viele Tisane zu trinken gibt, ist unsere Kunst verloren. Die Vapeurs und Nervenkrankheiten sind ganz aus der Mode, keine hübsche Frau will auch nur ein paarmal wöchentlich in Ohnmacht fallen, um interessant zu erscheinen. Im Gegentheil, sie laufen mir nichts dir nichts

halbnackend herum, und bekommen höchſtens eine langweilige Schwindſucht.

Der Küſter. Das iſt es eben, was auch mich in Verzweiflung bringt. Ich hatte das Begraben in meinem Kirchſpiel gepachtet, und rechnete wenigſtens auf zehn Todte wöchentlich. Ich bin ruinirt.

Der Arzt. Meine Schuld iſt es nicht. Von meinen Kranken ſtirbt immer richtig die Hälfte.

Der Jude. Uns geht es am ſchlimmſten. Jedermann will heut zu Tage Jude ſein. An jedem Hauſe lieſt man: bureau de prêt, mont de piété u. ſ. w. Der Name Jude wird ganz vergeſſen. Man geht, wenn man Geld braucht, zum erſten Beſten, Chriſt oder Jude, und wird vom einen wie vom andern bedient. Ueberdies hat man den Termin der Volljährigkeit leider abgekürzt, und die jungen Leute haben gar zu viele Mittel ſich ſelbſt zu helfen. Unter dem ancien regime hatten wir vier Jahre länger zu arbeiten, und das waren gerade die rechten Erntejahre.

Der Autor. Und ich, meine Herren! liege ich denn auf Roſen? Meinen Sie, dem Schriftſteller fließe Milch und Honig? Seit zwanzig Jahren ſchreibe ich, und ſehen Sie, wie mein Rock ausſieht. Alles hab' ich verſucht, nichts iſt gelungen. Ich hatte meinen Gläubigern ein herrliches Schauſpiel verpfändet; eh bien! es iſt ausgepfiffen worden, denn man hat keinen Geſchmack mehr. Endlich ſchrieb ich ein treffliches Werk über das gelbe Fieber, als es gerade in Cadix herrſchte. Was geſchieht? kaum iſt mein Buch

gedruckt, ſo hört das Fieber auf, und da liegen nun die Exemplare wie Blei. Ja, vor alten Zeiten, ehe man die Buchdruckerkunſt erfand, da galt ein Schriftſteller noch ſeinen Preis. Anno 1471 bezahlte Ludwig XI. hundert Goldthaler und zwölf Mark Silber für eine Kopie eines ſchlechten arabiſchen Buches über die Arzeneikunſt. Unter Ludwig XIII. gab der Kardinal Richelieu ſechshundert Livres für ſechs Verſe. Das waren gute Zeiten!

Der Soldat. Unter Karl dem Kahlen gab es eine Schlacht bei Fontenay, wo einmalhunderttauſend Mann auf dem Platze blieben, und die Unteroffiziere ſchnell avancirten. Das waren gute Zeiten!

Der Landeigenthümer. Anno 1336 war die Hungersnoth ſo groß, daß die Menſchen ſich unter einander aufaßen, und das Maß Mehl fünfzig Franken koſtete. Das waren gute Zeiten!

Der Arzt. Anno 1269 herrſchte eine ſo furchtbare Peſt in Paris, daß täglich hundert fünfzig Perſonen ſtarben. Die Aerzte konnten nicht herumkommen —

Der Küſter. Und die Küſter nicht Gräber genug beſtellen. Ach ja, das waren gute Zeiten!

Der Advokat. Vor der Reform der Tribunäle hatte ich täglich wohl zehn Prozeſſe zu plaidiren, Bittſchriften zu überreichen ꝛc. Zwanzig Familien weinten alle Morgen vor meiner Thür. Das waren gute Zeiten!

Der Jude. Ehe die Banquiers, Mäkler, Wechsler, Leihhäuſer, Frömmigkeitsberge u. ſ. w. in Schwung kamen, da waren gute Zeiten, denn alles gehörte uns. Da-

mals nahm man auch die beschnittenen Thaler, heut zu Tage wiegt man alles.

Der Holzhändler. Anno 1709 froren alle Flüsse in Frankreich zu, alle Holzvorräthe waren erschöpft. Ach! die herrlichen Zeiten!

Der Zeitungsschreiber. 1793 und 94 gab es alle Tage Konspirationen, wöchentlich drei bis vier Volksaufstände, monatlich sieben bis acht Schlachten, in jedem Kanton einige Massacren, jeden Morgen hundert fünfzig revolutionäre Verurtheilungen, jeden Abend fünfzig bis sechzig Nationaldekrete, Reden, Motionen ꝛc. ꝛc.

Obwohl dieses ganze Gespräch nur zum Scherz erfunden sein mag (da es sich in der ganzen Welt mit Wahrheit parodiren ließe), so kann man doch ähnliche Aeußerungen überall hören. Ganz zufrieden ist eigentlich keiner, nicht einmal der Emporkömmling, denn er sieht noch einen andern Emporkömmling über sich, und meint, die Stelle habe ihm gebührt. Das ist der Lauf der Welt.

Die Gräuel der Revolution werden allgemein verabscheut, theils von Herzen, theils um die Mode mit zu machen. Diejenigen, die an jenen Gräueln thätigen Antheil genommen, werden nicht verfolgt, sondern vergessen; nicht einmal Groll scheint man mehr gegen sie zu hegen. Barras lebt zu Brüssel unter Menschen, welchen er viel Böses zugefügt hat, und die dennoch freundlich mit ihm umgehen.

Daß die Pariser sich der alten Zeiten nicht ungern erinnern, wird bei hundert Gelegenheiten, und aus hundert

kleinen Zügen bemerkbar. Das Portrait Ludwig des Sechzehnten findet man in allen Bilderläden. Am Abend meiner Ankunft besuchte ich die Oper Adrien, und hörte mit Erstaunen die Worte: fidèle à mon roi, enthusiastisch beklatschen. — Der sogenannte Palast des Tribunals heißt wieder allgemein Palais royal, die letzte Post vor Paris, poste royale, die Straße de la loi wird häufiger wieder rue Richelieu genannt. — Eine Posthalterin zwischen Lyon und Paris sagte wehmüthig, als sie den Stern auf meinem Kleide erblickte: En vous voyant, Monsieur, nous renaissons. — Leute, die ihre Dienste anbieten, zählen es unter die Empfehlungen, vormals von Adel gewesen zu sein. Eine Dame, die einen Platz suchte, führte ausdrücklich an: sie sei die Tochter eines Ludwigsritters, und eine andere rühmte sich in derselben Absicht ihrer adelichen Abkunft: ja diese letztere ließ öffentlich in die Zeitung drucken: sie wünsche bei einem Herrn oder einer Dame de sa classe die honneurs de la table zu machen. — Die Minister werden wieder Excellenz genannt; die Livreen vermehren sich täglich.

Die gelesensten Blätter vertheidigen den Adel oft geistreich. Ein gewisser Familienstolz, sagt man, ist jedem Rang und allen Klassen eigen. Vor der Revolution fand sich der Bürger so gut als der Edelmann durch eine Reihe rechtschaffener Ahnen geehrt, die etwa adelige Bedienungen gehabt hatten. Selbst der Landmann erkundigte sich sorgfältig, ehe er seine Tochter verheirathete, nach der Familie des künftigen Schwiegersohnes. Eine Art von Adel war

Fritz. Die Liebe ist wie ein Erdbeben, sie wirft dergleichen Gebäude um.

Fr. v. Langs. Wenn das endlich dein Ernst ist, Vetter, so will ich dir den Muthwillen diesmal verzeihen, und hinaus gehn, um den Dank des Bauers gnädig in Empfang zu nehmen. Aber täusche meine Hoffnungen nicht länger! Gehorche meinem Befehle und deines Vaters Testamente. (Zu Babet, welche die ganze Zeit über im Hintergrunde saß und strickte.) Nun Fräulein Nichte? hast du nichts Nothwendigeres zu thun? (ab mit Frau Frick.)

ſelbſt den Bauerhütten nicht fremd, dort beſtand er in der Achtung vor dem Alter und der anerkannten Redlichkeit einer Familie.

Die Philoſophie hat jene Gefühle zuweilen herabgewürdigt, die Revolution ſie gar zerſtören wollen. Alles rief mit Juvenal: Stemmata quid faciunt! was kümmern uns Voreltern? — Die Weisheit grauer Jahrhunderte hat dieſe Frage längſt beantwortet. Schon im Alterthume fängt jeder Menſch, der über ſeinen Namen und Stand befragt wird, damit an, ſeine Väter zu nennen. Sie ſind gewiſſermaßen ſeine Bürgen. Die homeriſchen Helden unterlaſſen es nie. Plato ſelbſt hält es nicht für zu gering, zu bemerken, daß Alcibiades, durch den Euryſaces, bis zu Jupiter hinauf rechnen konnte, und daß Sokrates den Dädalus und Vulkan zu Ahnherren hatte. —

Was iſt das für ein Volk, das bei den olympiſchen Spielen ſich das Geſchlechtsregiſter des Leonidas hererzählen läßt? Was iſt das für ein Volk, das die Geduld hat, von der Rednerbühne herab den Cäſar die lange Reihe ſeiner Ahnen nennen zu hören? — die Griechen! die Römer! — Man wäge: auf einer Seite die Uebereinſtimmung aller Völker, aller Zeiten, unter allen Regierungen und Formen derſelben; auf der andern die Weisheit einiger Tage, der man die große Entdeckung verdanket, daß ein Sohn mit ſeinem Vater gar nichts zu ſchaffen hat.

Was allgemein iſt, kann kein Vorurtheil ſein. Nicht nur Europa, ſelbſt die neue Welt hängt an dieſem Glauben, und kein Wilder in Nordamerika verläßt ſeine Wohnung,

ohne die Gebeine ſeiner Väter mitzunehmen. Das älteſte bekannte Volk, die Chineſer, verehrt ſeine Voreltern ſogar noch abgöttiſch. Vom Palaſt bis zur Hütte ſucht der Menſch ſein Andenken auf kommende Jahrhunderte fortzupflanzen. Von dieſem Wunſch beſeelt, ſäet der Greis den Samen eines Baumes, deſſen drittes Blatt er vielleicht kaum erleben wird. Durch ſeine Voreltern (das heißt Erinnerungen) hängt er mit der Vergangenheit zuſammen; durch ſeine Kinder (das heißt Hoffnungen) mit der Zukunft. In der phyſiſchen Ordnung der Dinge gehen die Individuen unter, die Gattungen bleiben ewig; eben ſo in der moraliſchen. Der iſt kein guter Menſch, der alle unſere Genüſſe gleichſam iſoliren, und auf den gegenwärtigen Augenblick beſchränken will.

So raiſonniren heutzutage die nämlichen Franzoſen, die noch vor wenigen Jahren augenblicklich zum Laternenpfahl mit demjenigen gewandert ſein würden, der ſich unterſtanden hätte, dergleichen laut werden zu laſſen.

Geſellſchaften und Vergnügungen.

Geſellſchaften gibt es freilich wohl noch, aber ohne Geſelligkeit. Eine fremde Dame, welche ſchon ſeit mehreren Jahren in Paris ein großes Haus macht, klagte mir einſt: die Leute vom nouveau régime ſeien uneiniger unter ſich ſelbſt, als wenn ſie mit denen vom ancien régime zuſammen kämen. Die Letztern wären dann auch wieder ge-

ſpalten, weil ein Theil der Altadelichen mit den neuen Menſchen Umgang hält, ein anderer hingegen zu ſtolz oder zu arm dazu iſt. Hiezu kommt noch, daß man die liebenswürdigſten Altadelichen nur ſehr ſelten bei ſich ſehen kann, weil ſie zu entlegen wohnen, nicht ſo viel übrig behalten haben, um einen Fiacre bezahlen zu können, und man doch nicht wagt, ihnen einen Wagen zu ſchicken.

Iſt es nun aber endlich gelungen, drei Menſchen bei ſich zu verſammeln, ſo herrſchen auch gewiß drei verſchiedene Meinungen in dieſer kleinen Geſellſchaft. Das Mißtrauen gegen einander ſteht lesbar in ihren Zügen, daher eine zerhackte Unterhaltung, Peinlichkeit des Wirths, und folglich keine Geſelligkeit.

Die Mittagsgeſellſchaften ſind noch erträglich, weil die Tafelfreuden ſie würzen, aber die abendlichen Zuſammenkünfte, wo man kommt, geht, im halben Zirkel ſitzt, wo kein Geſpräch allgemein wird, und jeder ſich ängſtlich nach einem umſieht, dem er ſagen könne, was heute für Wetter iſt; wo die Frau vom Hauſe, mit nicht immer glücklich verhehlter Verlegenheit, bald dieſen, bald jenen zu unterhalten ſtrebt, indeſſen der Herr Gemahl blos dadurch als Herr vom Hauſe kenntlich wird, daß er ſich nicht die geringſte Mühe gibt, ſeine Langeweile zu verbergen, und ſich höchſt nachläſſig auf alle Sofa's ſtreckt — ja, ſolche Aſſembleen denen ich auch ein paarmal beizuwohnen das Glück gehabt, beſtätigen leider auffallend die Bemerkungen jener geiſtreichen fremden Dame.

Eine geſchmackvolle Wirthin ſucht natürlich alles hervor, um ihren nicht Karten ſpielenden Gäſten einen angenehmen Zeitvertreib zu verſchaffen, und man bedient ſich dazu vorzüglich dreier Mittel, die allerdings vortrefflich, nur aber meiſtentheils ſchwer zu erlangen ſind. Das erſte iſt der Abbé Delille, der berühmte Dichter, der die Gefälligkeit hat, in Häuſern, wo er bekannt iſt, ſeine Verſe herzuſagen (nicht herzuleſen, denn er iſt faſt ganz blind), der Genuß des Zuhörers beſchränkt ſich dabei nicht blos auf die mancherlei Gedichte ſelbſt, die ſein erſtaunenswürdiges Gedächtniß alle auswendig weiß, und die größtentheils aus ſchön verſifizirten neuen Wendungen alter Gedanken beſtehen; ſondern man erfreut ſich auch vorzüglich der unbefangenen Kindlichkeit des alten Mannes, die man überall, und beſonders in Paris, ſo ſelten trifft. Sehr gern erinnere ich mich eines Abends, den ich mit ihm bei der eben ſo geiſtreichen als liebenswürdigen ruſſiſchen Fürſtin Dolgorucki zugebracht habe. Er war gern in dem Hauſe — und wer wäre da nicht gern? — denn die aufmerkſame Wirthin kannte ſchon alle ſeine kleinen Wünſche und Bedürfniſſe, und kam allen zuvor; ſelbſt für fromage à la Crême, den er gern ißt, war geſorgt. Dagegen unterhielt er uns mit den ſchönſten und feurigſten Bruchſtücken ſeiner ungedruckten Werke, und ſo oft einer der Mitgäſte ihn an dies oder jenes vormals Gehörte erinnerte, war er gleich ſo gefällig, es zu wiederholen. Schade nur, daß er ſo außerordentlich ſchnell ſpricht, daß ſelbſt Franzoſen Mühe haben, ihm

zu folgen, für Ausländer aber nothwendig vieles verloren geht.

Man begreift leicht, daß dieses erste treffliche Mittel, eine Gesellschaft zu unterhalten, nur in der Macht derjenigen steht, welche Delille mit seinem Wohlwollen beehrt. Hiezu kommt noch, daß es nicht einmal immer von ihm selbst abhängt, ob er kommen will oder nicht, denn er wird, wie alle Dichter, von seiner Frau beherrscht. Ohne diese mit einzuladen, ist kein Besuch von ihm zu hoffen. Da nun Madame Delille singt, und ihr Gesang ihren Gemahl entzückt, so muß auch dafür gesorgt werden, daß ein Instrument bereit stehe, sie zu akkompagniren. Während ihr Gatte im Deklamiren eine Pause macht, ist es der Höflichkeit gemäß, Madame Delille zu ersuchen, eine Probe ihrer Kunst abzulegen; sie weigert sich ein wenig, gibt aber nach, und dann sitzt der Abbé Delille neben ihr am Klavier, hingerissen von der Schönheit ihres Gesanges. Dagegen ist sie auf das zärtlichste für seine schwache Gesundheit besorgt, und gibt nicht zu, daß er zu viel Fromage à la Crême esse.

Ein zweiter nicht alltäglicher Zeitvertreib in den ersten Häusern von Paris ist die Gesellschaft irgend eines vorzüglichen Schauspielers, besonders Talma oder Lafond. Diese sind so gefällig, aus allen Trauerspielen ihres Repertoirs die schönsten Scenen oder Monologe mit allem Aufwand ihrer Kunst zu deklamiren, auch wohl andere lyrische Gedichte darunter zu mischen, und das gewährt allerdings zuweilen Stunden lang einen herrlichen Genuß. Von Tal-

ma, dem Einzigen, werde ich noch bei einer andern Gelegenheit sprechen. Lafond zeichnet sich besonders durch ein äußerst angenehmes Organ und eine einnehmende jugendliche Gestalt aus, im Uebrigen ist er als Schauspieler ganz Franzose. Doch ist sein Spiel im Zimmer weit gemäßigter, und ich werde seinen Drosmann (besonders die Worte: Zaire, vous pleurez?) wie auch den Traum aus Athalia, nie vergessen. — Wie leicht ließe sich dieses treffliche Unterhaltungsmittel sich auch in deutsche Gesellschaften einführen; wie angenehm wäre es nicht, Bruchstücke von Schiller oder Göthe gut deklamiren zu hören, ohne durch ein lärmendes Parterre um die Hälfte gebracht zu werden; wie manchen gebildeten und wohlerzogenen Mann gibt es nicht auch unter unsern Schauspielern, der eine aus den ersten Ständen zusammen gesetzte Gesellschaft nicht verunzieren würde; aber — da stoße ich plötzlich auf ein unübersteigliches Hinderniß! Unsere Schauspieler sind herzlich froh, wenn sie auf der Bühne ihre Rolle mit Hilfe des Souffleurs hergestottert haben, unsere Schauspieler wissen nichts auswendig, können den Soufleur nicht eine Minute entbehren; dem Franzosen hingegen fehlt nie ein Wort, er spricht, als ob ihm die Rede nur so eben aus dem Herzen flösse, und bedarf nie einer Zurechtweisung. Das ist also für uns Deutsche nichts.

Das dritte Unterhaltungsmittel endlich ist die Musik. Ich verstehe darunter nicht eigentliche Konzerte, sondern das Spielen und Singen einzelner Personen, vom Klavier oder von einem andern Instrumente begleitet. Es wäre un-

dankbar, hier nicht der jungen schönen Gemahlin des Staatsraths Regnaud de St. Jean d'Angely zu erwähnen, welche wirklich schön und lieblich singt und z. B. eine Scene von Gluck mit tiefem Gefühl vorträgt. Wo aber nun die Wirthin vom Hause solche Vorzüge nicht besitzt, da ist man besonders bemüht, den berühmten Sänger Garat in die Gesellschaft zu ziehen, und man wird schon mehrere Tage vorher ausdrücklich auf ihn, wie auf Delille, eingeladen.

Aber welch ein Unterschied zwischen ihm und Delille! Dieser ist vielleicht zu gefällig; jener besitzt den unausstehlichsten Künstlereigensinn und Uebermuth, den ich jemals zu verachten Gelegenheit gehabt habe. Dreimal fand ich mich ein, um ihn zu bewundern. Das erste Mal hatte er sehr gewiß versprochen zu kommen, blieb aber ganz aus. Das zweite Mal (bei Madame Regnaud de St.-Jean d'Angely) kam er zwar, aber sobald ich ihn erblickte, wußte ich schon, woran ich war. Er trat in eine große geputzte Gesellschaft nachlässig gekleidet, in Stiefeln und mit verworrenem Tituskopf, gab sich Airs, wie vormals nur ein verzogener Höfling gethan haben mag, und war durch keine Bitten dahin zu bringen, daß er gesungen hätte. — Das dritte Mal — bei der tieffühlenden Verfasserin der Valerie — machte er es eben so. Ich sah lange von fern zu, wie man ihn mit Bitten bestürmte; da ich aber sehr deutlich in seinen Zügen las, daß diese Bitten ihm nicht unangenehm, sondern ein nicht zu unterlassendes Vorspiel waren, das noch lange dauern konnte, ich hingegen solchen Ziere-

reien in den Tod feind bin, ſo ſchlich ich fort, gerade einige Minuten vorher, ehe er zur Gnade ſich neigte, kann alſo ſein Talent nur auf Hörenſagen rühmen.

Daß Delille, Talma, Laſond und Garat nicht gerade allein das Privilegium haben, den erſten Pariſer Zirkeln einen geiſtigen Genuß zu gewähren, verſteht ſich von ſelbſt. Es gibt wohl wenige gute Häuſer, in welchen nicht ein oder mehrere Vertraute der Muſen heimiſch wären; und wer nur zu eſſen geben kann, der hat auch gewiß, aus Mode oder Geſchmack, einige der ſchönen Geiſter, von welchen Paris wimmelt, an ſeiner Tafel. So fand ich z. B. bei Frau von Beauharnois den alten Retif de la Bretonne (der einem gutmüthigen Faun gleicht, und deſſen Romane wohl keinem meiner Leſer unbekannt ſein werden), Cailhava, deſſen Buch l'Art de la Comédie einſt geleſen, und deſſen Schauſpiele einſt geſpielt wurden), Dorat Cubieres (eigentlich Palmeſeaux, der, ich habe vergeſſen warum, Dorat's Namen angenommen), Volmerange (der Verfaſſer verſchiedener Boulevard-Stücke), Vigée (ein angenehmer Dichter und beſonders guter Deklamateur) u. ſ. w.

Wer nun aber nicht ſo glücklich iſt, oder nicht Luſt hat, ſeine Geſellſchaften auf dieſe Weiſe zu beleben, ja, der muß wie gewöhnlich zu den Karten ſeine Zuflucht nehmen. Doch bleiben freilich in guten Häuſern auch immer noch Leute genug übrig, die nicht ſpielen, und unter welchen ein Fremder immer ſehr intereſſante Bekanntſchaften macht. Da trifft man auch wohl zuweilen mit Fremden zuſammen,

denen man im Vaterlande zu begegnen nicht das Glück hatte, und ich entsinne mich unter andern mit großem Vergnügen bei dem amerikanischen Gesandten Herrn Livingston, den Grafen Rumford gefunden zu haben, den mein Herz schon längst verehrte. Die Gegenwart dieses achtungswerthen Menschenfreundes und die der höchstliebenswürdigen Schwiegertochter des Gesandten (einer jüngern Schwester der Venus pudique), hätten schon allein hingereicht, jede Erwartung des Fremdlings zu befriedigen.

Noch habe ich eines Hauses nicht erwähnt, wo Anstand, Fröhlichkeit und geistreiche Unterhaltung zwanglos vereinigt sind: ich meine das Haus des preußischen Ministers, Marquis von Luchesini, dessen Geist sich nie erschöpft, wie seine Gefälligkeit nie ermüdet. Die in der großen Welt erforderlichen Talente, die er alle in einem ausgezeichneten Grade besitzt, haben einen leichten Firniß über die Eigenschaften seines Herzens gezogen, der aber so durchsichtig ist, wie der Firniß auf einem köstlichen Gemälde, und folglich nur dient, ihm Glanz zu leihen. Sein Geschmack ist so geläutert, und seine Kenntnisse sind so mannigfaltig, daß er mit der größten Leichtigkeit hier einen Politiker, dort einen Philosophen, hier einen Dichter, dort einen Künstler, Jeden in seinem Fache unterhält und in jedes Fach zu gehören scheint. Dabei leuchtet unverkennbar eine gewisse Gutmüthigkeit hervor, die seinem Gaste Behaglichkeit und Zutrauen einflößt. Alle die Annehmlichkeiten, welche sein Haus ihm verdankt, weiß seine geistreiche Gemahlin noch zu erhöhen, und es wird wohl kein Frem-

der, der das Glück gehabt hat, ihm näher anzugehören, Paris ohne eine bleibende dankbare Erinnerung verlassen.

Außer den ersten Häusern (wenn nämlich Glanz den Rang bestimmt), gibt es auch noch manche, die in anderer Hinsicht Anspruch auf diesen Rang mit Recht machen dürften, und in welchen den Karten wie der Langenweile der Zutritt versagt ist. Dahin gehören z. B. die Häuser mehrerer Staatsräthe, die bekanntlich größtentheils aus dem Stande der Gelehrten gewählt worden. Des edlen Lagrange habe ich schon irgendwo erwähnt. Ihm gleicht Fourcroy, der den Ruf eines großen Gelehrten mit dem eines hinreißenden Redners verbindet, und die gewählteste Gesellschaft an seiner runden Tafel sammelt. Auch Perrégaux, der erste Banquier der Regierung, weiß durch anspruchlose Gastfreiheit sein Andenken dem Fremden lieb zu machen. Es würde mich zu weit führen, wenn ich alle die Häuser nennen wollte, wo echt französische Urbanität die Geselligkeit fesselt; es sind ihrer viele, und doch bleiben sie nur Ausnahmen, denn die Wuth, große Zirkel zu bilden, ist allgemein.

Einige große Maler und ihre Atteliers.

Der Ruhm von David's Sabinerinnen ist schon durch ganz Europa geflogen, und hat nicht zu laut geblasen. Es ist ein herrliches Gemälde! Krittler tadeln manches, z. B. die Stellung des Römers, und was weiß ich was sonst noch. Ich habe vor lauter Genusse nicht zum Tadeln

Vierte Scene.

Frih. Vater und Herr v. Langſalm, der wieder eingeſchlafen iſt.

Vat. (tritt ſeufzend an den Tiſch und ſpült die Taſſen.)

Frih. (nach einer Pauſe) Kann denn mein liebes Couſingen keine edlere Beſchäftigung vornehmen?

Vat. Wie Sie fragen können; muß ich nicht täglich die Taſſen ſpülen?

Frih. Brechen Sie ſie nur ein paarmal entzwey, ſo wird man Sie bald Ihres Amtes entſetzen.

Vat. Entzwey brechen? Da könnt' ich auch nur gleich aus dem Hauſe laufen.

Frih. Je nun, die Welt iſt groß, und Sie würden es leicht beſſer finden als hier im Hauſe.

Vat.

kommen können. Der angreifende Sabiner ist die Schöpfung eines großen Meisters! und wie poetisch ist das Bild gedacht! welch eine lebendige Einbildungskraft hat es hervorgezaubert! — die Weiber rollen ihre Kinder zwischen die Streitenden — da hat sich ein zartes Weib um die Knie des Sabiners geschmiegt — kann der rauhe Mann ihr widerstehen? — Ha! ein Bild voll schmerzlichen Lebens, und dennoch hat das Genie des Meisters ein Mittel gefunden, einen Kontrast von heiterer Ruhe anzubringen — wie? wird man schwerlich errathen, und es ist doch so natürlich. Zwischen den Füßen des Römers liegt eins der hingeworfenen Kinder, welches eben seine ersten Zähne zu machen scheint, und deshalb ganz unbefangen mit dem Finger im Munde spielt. Dies zarte spielende Kind unter dem wuthschnaubenden Helden macht großen Effekt.

Wenn die deutschen Künstler konsequent sind, so dürfen sie das Bild freilich nicht loben, denn es sind wahrhaftig noch mehr Kinder darauf, als in meinen Hussiten vor Naumburg vorkommen. Da nun dieses Stück besonders der Kinder wegen, so gründlich bespöttelt worden, so hoffe ich, werde es dem wackern David nicht besser ergehen, denn er und ich haben ganz aus der Acht gelassen, daß bei Darstellung einer Geschichte, in welcher Kinder die Haupttriebfeder der Handlung sind, durchaus keine Kinder sich zeigen müssen.

Man bezahlt, um die Sabinerinnen zu sehen, eine Kleinigkeit beim Eintritt, und kann auch zugleich eine Broschüre kaufen, in welcher David dieses Verfahren mit

dem Beispiel der Alten entschuldigt, und behauptet, daß ihm vorzüglich daran gelegen sei, die Urtheile des Publikums auf diese Weise wie Apelles zu sammeln; da mag er denn auch wohl auf manchen Schuster stoßen. — Nach andern Nachrichten soll es ihm nebenher gar nicht gleichgiltig sein, auf diese Weise bereits sechzigtausend Livres eingenommen zu haben.

Indessen stehen noch ein Paar Bilder in seinem Atelier, die wohl so viel werth sind, als die Sabinerinnen, und die er einem Kunstliebhaber gratis zeigt. Die Horazier, die eben den feierlichen Schwur aussprechen, möchten wohl in Hinsicht auf Komposition, Simplicität und Kraft, den Sabinerinnen noch vorzuziehen sein; denn vielleicht ist es wahr, was manche den Sabinerinnen vorwerfen, daß man beim Anblick, besonders des Römers, sich nicht enthalten kann, an die französische Oper zu denken. Die Hände der schwörenden Horazier sind unaussprechlich schön.

Minder hat mir Brutus gefallen, der seine Söhne zum Tode verdammt. Zwar ist der Ausdruck im Kopfe ganz gelungen, so wie die krampfige Angespanntheit seines ganzen Körpers, die bis in die Fußzehe sichtbar bleibt. Aber das Bild ist gleichsam in zwei Theile getheilt, die Mutter mit den beiden Töchtern und der Großmutter sind durch eine Säule und durch ein ausgespanntes Tuch gleichsam abgesondert. Herrlich ist die zusammensinkende Figur der einen Tochter. Vielleicht würde sie etwas zu groß sein, wenn sie sich aufrichtete. Ist es wahr, was man gewöhnlich be-

hauptet, daß das Verhüllen den höchsten Grad des Schmerzes ausdrücke (woran ich doch zweifle), so möchte es besser gewesen sein, statt der Großmutter, die Mutter sich verhüllen zu lassen. Ein schöner Gedanke aber ist es, daß Brutus sich auf den Altar der Roma stützt, als seinen einzigen Trost in der schmerzlich erfüllten grausamen Pflicht.

Gerard. Auch dieser brave Geschichtsmaler ist Dichter, das beurkundet sein herrlicher Belisar; denn die höchst poetische Situation, in welche er auf diesem Bilde den blinden Greis gesetzt hat, ist seine eigene glückliche, doch herzzerreißende Fiktion. Der Jüngling, welcher Belisar zum Führer dient, ist, durch den Stich einer Schlange verwundet, gestorben. Belisar trägt ihn fort, die Schlange hängt dem Jüngling noch am Fuße; die Sonne ist eben im Untergehen begriffen. Der arme Blinde, seines Führers beraubt, hat in unwegsamen Gegenden den Pfad verloren, die Nacht ist da, er sucht mit dem Stocke seitwärts einen Weg, und weiß nicht, daß gerade vor ihm ein Abgrund ist, dem er bereits ganz nahe steht. Das Bild erschüttert unglaublich. Der Athem stockt dem Beschauer. Man streckt unwillkürlich die Arme aus, um den blinden Greis vom Abgrund hinweg zu ziehen, oder man wendet sich schnell ab, um nicht Zeuge seines Sturzes zu sein.

Da bei der bloßen Geschichtsmalerei die Kunst eigentlich nach Brot geht, so hat auch Gerard, wie andere seines Gleichen, sich zum Portraitmalen herabgelassen; doch weiß sein Genie jedes Portrait zu einem Tableau zu machen,

das, trotz der täuschenden Aehnlichkeit, den höhern bleibenden Werth durch seinen Pinsel erhält. Ich habe treffliche Gemälde der Art bei ihm gesehen. Die Generalin Mürat z. B., die Schwester des ersten Konsuls, an einem Tische, halb stehend, halb sitzend, und auf dem Tische eine Wiege, mit ihrem jüngsten schlummernden Kinde, und das ältere um ihre Knie spielend, beide Kinder völlig nackend. Auch Madame Recamier's noch nicht vollendetes Portrait in Lebensgröße, einer Venus gleich, unter einem dünnen Schleier ruhend, ist ein sehr liebliches Gemälde.

Drouais. Leider hat der Tod diesen jungen hoffnungsvollen Künstler hingerafft. Er starb zu Rom an einem hitzigen Fieber, im fünfundzwanzigsten Jahre, eben als er Riesenschritte zur Vollkommenheit that. Er war der einzige Sohn einer wohlhabenden Frau in Paris, der nichts von ihm übrig geblieben, als sein Marius, dargestellt in dem Augenblicke, da der Cimbrier zu ihm hereintritt, um ihn zu ermorden; ein treffliches Bild, welches er der geliebten Mutter aus Rom schickte, und welches, so viel man auch schon dafür geboten, um keinen Preis ihr feil ist. Aber sie läßt es gern jeden Kunstliebhaber sehen, sie empfängt die Fremden, die diesen Wunsch ihr äußern, mit vieler Höflichkeit, und findet selbst einen Genuß darin, den hier noch lebenden Geist ihres einzigen Kindes bewundert zu sehen. Wenn man das Bild lobt, so treten ihr gleich die Thränen in die Augen. — Die Gestalt des Marius ist wirklich ausnehmend schön, aber unrichtig scheint mir die Idee, daß der Cimbrier, weil er seinen Blick nicht ertragen kann, den

Mantel vor die Augen hält. So drückt kein mordlustiger Cimbrier seine Ehrfurcht vor einem großen Manne aus.

Isabey. Er ist eigentlich ein Miniaturmaler, man findet aber in seinem Attelier Stücke, deren Vollendung bewundernswürdig ist. Ich empfehle besonders einen alten Mann mit einem Jüngling, das Vollkommenste, was ich jemals in der Art gesehen habe. Madame Tallien rief aus, als sie dies Bild sah: ça pue l'huile!

Sehenswürdigkeiten.

Ich werde unter dieser Rubrik noch einiges kurz zusammen fassen, wovon zwar viel zu sagen wäre, wovon aber ich gerade nicht viel zu sagen weiß.

Desaix's Denkmahl. Es ist sehr geschmackvoll, und verziert einen Brunnen auf einem öffentlichen Platze, in dem aber noch kein Wasser ist. Die Inschriften sind kurz und kräftig. Was mir aber sehr mißfällt, ist, daß man am Fuße des Denkmahls die Namen aller derjenigen eingegraben hat, welche durch Subskription zu Errichtung desselben beigetragen. Diese steinerne Pränumerantenliste ist mir komisch vorgekommen. Glücklicherweise ist sie so angebracht, daß die Wasserschöpfenden sie bald auslöschen werden.

Les Chevaux de Conquête. Die berühmten vier Rosse, die manche artige Reise in der Welt gemacht, und, ich weiß nicht wie lange, sogar im Wasser gelegen haben, stehen jetzt einzeln vertheilt auf dem schönen Gitter,

welches den Hof der Tuillerien vom Karouſſelplatze ſcheidet. Ich war ſehr neugierig, ſie zu ſehen, ſie haben aber nur einen ſchwachen Eindruck auf mich gemacht. Es ſind vier recht artige Klepper, die, nach meinem Gefühl, mit den vier Roſſen auf dem Brandenburger Thore zu Berlin nicht zu vergleichen ſind, und die ſo ziemlich auf Schränke geſtellten Puppen ähneln. Vielleicht ſchadet es dem Effekt, daß ſie nicht alle vier neben einander ſtehen. Man hat dies aber unter andern auch deswegen unterlaſſen müſſen, weil ſie nicht mit einerlei Fuß ausgreifen, und alſo nur paarweiſe geſtellt werden durften.

Der Garten der Tuillerien iſt ſehr reizend und freundlich. Unter den Fenſtern des erſten Konſuls iſt die Luft durch lange Rabatten von Reſeda mit ſüßem Duft geſchwängert. Auf zwei ſchönen Baſſins ſchwimmen majeſtätiſche Schwäne. Unzählige Statuen, zum Theil von großem Werth, locken den Kunſtliebhaber aus einer Allee in die andere. — Wenn das Wetter nur einigermaßen erträglich iſt, ſo findet man zu jeder Stunde, beſonders aber um Mittag, eine wogende Menge von Spazirgängern. Alte Weiber vermiethen Stühle und Zeitungen. Fröhliche Kindergruppen ſpielen in der Sonne. Wer Erquickung ſucht, darf nur die Terraſſe der Feuillants beſteigen, wo ein trefflicher Reſtaurateur ſeinen Hunger zu ſtillen und ſeinen Gaumen zu kitzeln bereit iſt. Die ehemalige Reitbahn, in welcher ich einſt Mirabeau donnern hörte, iſt weggeriſſen, und durch eine neue Straße wird der Platz von dieſer Seite noch ſehr verſchönert werden. — Ein rüſtiger Spa-

zirgänger, dem der große Garten dennoch nicht groß genug sein sollte, kann, zwischen den herrlichen Pferdegruppen hinaus wandelnd, sich sogleich in die angrenzenden elisäischen Felder begeben.

Tapetenfabrik der Gobelin's. Der herumführende Cicerone zeigt gewissenhaft den Anfang und die Fortschritte dieser Kunst, man begreift aber dennoch wenig davon. Weberstühle hat jedermann gesehen, und diesen gleicht auch hier der Mechanismus; wie es aber zugehe, daß diese einzelnen Fäden so herrliche Gemälde hervorbringen, das bleibt, Trotz aller Erklärung, des Anstaunens würdig. — Es waren da schöne historische Gemälde in der Arbeit, unter andern eine Iphigenia, wie sie den Orest erkennt, ein ausgezeichnet schönes Bild. — Von dem eigentlichen Kostüm der Iphigenia muß man wohl gar keine Spur mehr haben, denn so oft ich es noch, nach der Angabe von Kunstverständigen, gesehen, in Berlin, Weimar, Paris u. s. w., so oft finde ich es ganz verschieden. Auf dem Gemälde, von welchem die Rede ist, ist ihr Gewand ganz weiß, sie trägt eine weiße Stirnbinde und eine Art von Ordensband, mit Sternen und halben Monden besäet.

Die Gallerie der fertigen, zahlreichen Stücke, wird Kenner und Nichtkenner befriedigen. Die Entführung der Orithia durch Boreas, und dann der Präsident Molé, unter den Frondeurs, zeichnen sich besonders aus. Alle werden jedoch durch den Mord des Admiral Coligni übertroffen. Die dahin gehörige Stelle aus der Henriade ist auf eine Tafel geschrieben und daneben gehängt. Die

Figur des Admirals ist einem Geiste ähnlich, und weckt schaudernde Ehrfurcht. — Ein Paar Blumenstücke und ein Fruchtstück von einem Jüngling von achtzehn Jahren setzen in Erstaunen; man muß sich durch das Gefühl überzeugen, daß man blos Bilder vor sich hat.

Diese Fabrik erfordert großen Aufwand, und muß von der Regierung ansehnlich unterstützt werden; auch ist diese es wohl, die der Fabrik den meisten Absatz verschafft, indem ihre ersten Beamten sich keiner andern Tapeten bedienen, auch oft Geschenke an fremde Höfe damit gemacht werden.

Die Feuermaschine, durch welche das Wasser aus der Seine heraufgepumpt wird, kann nur derjenige zu besuchen wünschen, der Lust hat, sich einen deutlichen Begriff von der Hölle der Alten zu machen. Da sind Irions-Räder und Ketten, und die Fässer der Danaiden, und die schwarzen unterirdischen Gestalten. Halb gebraten, und durch die fürchterlichen Schläge des Eisens betäubt, flieht man aus dieser Werkstätte Vulkans, deren Mechanismus überdies so zusammengesetzt ist, daß man mancherlei Vorkenntnisse mitbringen müßte, um Nutzen aus dem Beschauen zu ziehen. Dasselbe gilt auch zum Theil von der

Fabrik der Gebrüder Perrier. Hier werden Kanonen gegossen, und eine Menge anderer Maschinen verfertigt, z. B. die englischen Maschinen zu der Baumwollenspinnerei. Sie waren, so viel ich davon verstehe, sehr gut gemacht, und kosteten, nach Maßgabe ihrer Größe, so viel Louis, als Spulen daran befindlich sind. Ein Mann und

ein Kind setzen sie in Bewegung. — Die Fabrik ist von großem Umfange: wenn man aber nicht schon vorher etwas davon versteht, so gafft man blos und lernt wenig. Weit unterhaltender ist

Die Spiegelfabrik, welche sechshundert Menschen lustig und lebendig beschäftigt, und wo man reine, klare Spiegel, von neun Fuß Höhe und sechs Fuß Breite sieht.

Die Bastille. Der Platz, wo dieses Werkzeug gesetzloser Herrschaft einst gestanden, wird immer merkwürdig bleiben. Mauern, Graben, und einige Thore sind noch vorhanden, auf dem ganzen innern Raume aber ist Brennholz aufgestellt. Ich mag die Sage nicht verbürgen, welche behauptet, ein republikanischer Held habe den Verlust der Bastille schon mehrere Male herzlich beklagt. Ei nun, da ist ja noch der sogenannte Tempel, wo Ludwig XVI. gefangen saß, und der auch Raum für manchen Unglücklichen hat. Er ist mit so hohen Mauern umgeben, daß man seine vier Thürme, die einen fünften einschließen, nur in einiger Entfernung erblickt. Der schrecklichen Vergangenheit gedenkend, ergreift hier eine finstere Wehmuth den Vorübergehenden.

Das physikalische Kabinet des Professor Charles, in welchem er auch seine Vorlesungen hält, sollte von keinem Fremden unbesucht gelassen werden, denn es ist eins der schönsten und vollständigsten in Europa. Die Elektrisirmaschine ist so ungeheuer groß, daß, wenn sie nur eben in Bewegung gesetzt wurde, sich in einer Entfernung von zwei Schritten die Haare auf meinem Kopfe

empor sträubten. Das Rad hält fast fünf Fuß im Durchmesser. Hier findet man alle Instrumente für Physik, Mechanik, Optik, Akustik u. s. w., auch ein Weltsistem, welches aber dem in Berlin weit nachsteht. Man versäume auch nicht, einen Blick in die Camera obscura zu werfen, denn da das Kabinet im Louvre sich befindet, so gewährt das beständige Gewühl in dieser Gegend einen sehr belustigenden Anblick. — Charles war bekanntlich einer der ersten Luftschiffer, und die Gondel, in welcher er seine Reisen vollbracht, ist auch hier zum Andenken aufgehängt.

Das Hôtel Dieu wird von Sachverständigen nicht sehr gerühmt. Ich fand die meisten Betten leer, weiß aber nicht, ob aus dem wünschenswerthen Mangel an Kranken, oder aus andern Ursachen. — Eine Inschrift in Marmor, auf Befehl des ersten Konsuls eingegraben, sollte die Verdienste zweier Männer, Desault und Bichat, verewigen; deren erster, der Wiederhersteller der Wundarzneikunst genannt, und dem letztern große Verdienste um die Arzneikunde zugeschrieben wurden. — Ich kann dergleichen Ermunterungen zu Tugend und Thaten nicht genug rühmen, und begreife nicht, wie es zugeht, daß man deren in Deutschland so wenige findet. Ja, ich muß leider bekennen, daß die Deutschen nicht einmal empfindlich für solche Denkmähler zu sein scheinen. Wenn das ist — freilich, dann ist auch die Errichtung derselben ganz überflüssig, denn der Todte, den sie ehren, ist dahin, und der Lebende, den sie zur Nacheiferung anfeuern sollen, bleibt kalt, wie der Marmor.

Bab. Sie haben gut reden. Ihr Vater hat Ihnen eine halbe Million hinterlassen. Der Meinige besitzt nichts als seinen Degen, und ich esse hier das Gnadenbrod.

Frih. Von der Frau Tante gesalzen und versalzen. Haben Sie nicht wieder ein Briefgen an Papa zu bestellen?

Bab. Ach ja lieber Vetter! da ist Einer. Wenn Sie so gut seyn wollten —

Frih. Ich will so gut seyn. Nur her damit.

Bab. Aber das Porto —

Frih. Will ich schon wieder auslegen. Wenn Sie einmal einen reichen Mann heirathen, bring' ich meine Rechnung. — Das Briefgen ist wohl wieder voll herzbrechender Klagen?

Bab. Ach ja!

Frih. Armes Kind! Ihre Jugend trägt keine Rosen.

Bab. Doch auch nicht lauter Nesseln. Ich habe manche kleine Freude, die mir um

so

— Eine ältere Inſchrift rühmt: daß ein vornehmer Mann aus der Familie Bellievre ſterbend verordnete, alle ſein prächtiges Hausgeräth zum Dienſt der Kranken im Hôtel Dieu umzuformen. Das iſt nun wohl ganz gut, aber, da er ſelbſt es doch nicht mehr brauchen konnte, ſo war das Opfer nicht groß, und verdient wahrlich kein Ehrendenkmahl. Wir würden ja vor lauter Denkmählern bald nicht mehr auf den Straßen gehen können, wenn ſie an ſolche Handlungen verſchwendet werden dürften. — Uebrigens iſt das Hôtel Dieu mit der Charité in Berlin gar nicht zu vergleichen; aber — es gibt in Paris ſehr viel dergleichen Hoſpitäler, in Berlin nur eins. Ob es beſſer ſei, die wichtige Sorge für hülfloſe Kranke unter mehrere zu vertheilen, oder nur einem anzuvertrauen? dieſe Frage verdiente Erörterung, führt aber zu weit.

Fündelhaus. (Hospice de la maternité.) Hier fand ich, zu meinem unausſprechlichen Vergnügen, die nämliche alte Nonne wieder, die ſchon vor dreizehn Jahren durch ihre unbeſchreibliche Mutterſorge mich ſo gerührt hatte. Nur in weltlichen Kleidern fand ich ſie jetzt, und auch nur die Kleider waren verändert an ihr. Durch Glauben und Vertrauen auf Gott war ſie allen Stürmen der Revolution glücklich entgangen. Die andern Nonnen hatten ſich furchtſam zu ihren Familien zurückgezogen; und eben wollte auch ſie, mit einem Bündelchen auf dem Rücken, das Kloſter traurig verlaſſen, als ihr auf der Treppe ein Volksrepräſentant entgegen trat, ſie erſuchend, zu ihren Beſchäftigungen zurück zu kehren. Anfangs weigerte

sie sich dessen; als man sie aber versicherte, sie solle in ihrem Glauben ungekränkt bleiben, und, die Ordenstracht ausgenommen, nach Gefallen leben: da kehrte sie muthig wieder um. Freilich erinnert sie mit Wehmuth sich des schönen Klosters, das sie räumen müssen, und für das ihre jetzige Wohnung keinen Ersatz gewährt, aber sie ist dennoch heiter und zufrieden, im Bewußtsein erfüllter Pflicht. Ich fand wenige Fündlinge, denn sie werden, der großen Sterblichkeit halber, gleich auf's Land gegeben; nur die, welche am selbigen Morgen, und wenige Tage vorher gebracht worden, lagen in reinlichen warmen Betten. — In einer Reihe von artigen Zellen, auf einem langen Gang, warteten die Ammen auf Fündlinge, und säugten indessen ihre eigenen Kinder. Die weibliche Bedienung des Hauses bestand aus lauter groß gezogenen Fündlingen. Ordnung, Sauberkeit, Freundlichkeit, alles war wie vormals.

Das Waisenhaus, nicht weit vom Jardin des plantes, herbergt tausend einhundert Kinder, wovon sechshundert bereits mit nützlichen Arbeiten beschäftigt werden. Ein Theil wird zu Soldaten erzogen, und diese stehen auch bereits Schildwach mit Ober- und Untergewehr. Die meisten sehen gesund und froh aus. Ihr Brot ist gut und schmackhaft. Ueberall herrscht Reinlichkeit. Das Gebäude ist sehr weitläufig. Die Schlafsäle sind lustig, doch scheinen mir die Betten einander zu nahe zu stehen. Die Schule ist in mehrere Klassen getheilt. In einer derselben, wo das Schreiben gelehrt wird, fand ich eine Menge Vorschriften angeheftet, die sehr zweckmäßig aus kurzen

faßlichen Sentenzen beſtanden. (In Deutſchland muß die liebe Jugend noch an vielen Orten mit bibliſchen Sprüchen ſich behelfen, und David's Geſchlechtsregiſter auswendig lernen.) Ganz paſſend waren indeſſen auch hier nicht alle Vorſchriften: manche gingen wohl über die Begriffe der Kinder, manche konnten auch nachtheilig wirken; z. B. die Verſöhnung mit einem Feinde iſt ſelten von Dauer. — Leider eine Wahrheit, aber was ſoll der Knabe damit machen? — Merkwürdig iſt, daß die Kirche dieſes Waiſenhauſes, vermuthlich, an Schätzen leer, während der Revolution unberaubt und unberührt geblieben.

Das Haus der heiligen Perine iſt ein neues treffliches Inſtitut. Um darin aufgenommen zu werden, muß man entweder alt oder kränklich ſein. Darin gleicht es andern Hoſpitälern, aber wodurch es ſich von allen andern unterſcheidet, und dem Geiſt unſers Zeitalters Ehre macht, iſt folgendes: durch eine leichte Erſparung in jüngern Jahren verſchafft es dem hilfloſen Alter ein ſicheres Eigenthum, und bedarf keiner Unterſtützung von der Regierung. Jeder nämlich, der unterzeichnet, bezahlt zwiſchen dem dreißigſten und vierzigſten Jahre monatlich zwei Franken, zwiſchen vierzig und fünfzig drei, zwiſchen fünfzig und ſechzig vier, zwiſchen ſechzig und ſiebzig neun Franken; zuſammen eine Summe von zweitauſend einhundert und ſechzig Franken, und das iſt ſein lebenslängliches Eigenthum. Tritt er nach dem dreißigſten Jahre ein, ſo muß er dennoch das verſäumte nach-

zahlen. Doch erleichtert die Administration Unbegüterten die Zahlung gern. Wirklich in das Haus ziehen kann der Unterzeichnete nicht früher als in seinem siebzigsten Jahre, es wäre denn, daß er schon vorher krank und hilflos wäre.

Im Hause hat Jeder sein eignes, niedliches Zimmer, (das ihm nach seinem Geschmack auszuschmücken frei steht) mit einem im Fenster sinnreich angebrachten Kamin; aufmerksame Bedienung; am Tische (jede Tafel zu zwölf Kouverts) das beste Brot und Fleisch. Des Morgens um acht Uhr empfängt er ein Brot, um ein Uhr Suppe, Rindfleisch und Zugemüse, um sieben Uhr Abends Gemüse, Früchte, Käse, weißes Brot so viel ihm beliebt, jede Mannsperson täglich eine Bouteille, jedes Frauenzimmer eine halbe Bouteille Wein. — Alle Monat liefert ihm die Wäscherin ein Paar reine Bettlaken, alle fünf Tage ein Hemde, Halstuch, Schnupftuch und ein Paar Strümpfe. — Für die Kranken wird in besondern Zimmern gesorgt. Das Haus unterhält einen Apotheker, Arzt, Wundarzt, Krankenwächter. — Was einer an Mobiliarvermögen mitbringt, erbt bei seinem Tode das Haus. — Eine hohe gesunde Lage in der Straße Chaillot und anmuthige Gärten vermehren die Annehmlichkeit des Hauses im Sommer, im Winter ein Gesellschaftssaal, in welchem Zeitungen und Journale liegen. — Das Resultat ist: ein Mensch müßte wohl sehr arm sein und sehr wenig verdienen, wenn er nicht im Stande sein sollte, in einem Zeitraum von vierzig Jahren etwa sechshundert Thaler zurück zu legen. Für eine jährliche Ersparniß von fünf-

zehn Thalern also erwirbt er sich — nicht etwa Anspruch auf Barmherzigkeit — sondern ein Recht, in seinen alten Tagen anständig versorgt zu werden. Er genießt im Alter kein Almosen, sondern die Früchte seines Fleißes. Welch ein Trost für zartfühlende Seelen! — Man kann auch für andere unterzeichnen, wie bereits von vielen geschehen, und gute Herrschaften finden hier ein vortreffliches Mittel, alte treue Diener zu versorgen.

Die ersten Klassen der Einwohner von Paris haben sich für diese Anstalt interessirt. Zu dem Konseil, welches sich dafür gebildet hat, gehören der Präfekt des Seinedepartements, der Polizei-Präfekt, der Erzbischof von Paris, der Bankdirektor u. s. w. Der erste Konsul hat für dreißig Plätze, seine Mutter für vier und seine Gemahlin für fünfundzwanzig unterzeichnet. Der zweite Konsul hat zehn, der dritte fünfzehn, die verschiedenen Minister jeder zehn Plätze u. s. w. Auch manche Ausländer sind unter den Subskribenten, z. B. die russischen Generale Sprengporten und Chitroff, der russische Kammerherr von Balk, der Sekretär des Großfürsten Konstantin Salrapeßnoff u. s. w.

Der Münz-Palast (Hôtel des monayes.) Hier hält in einem großen, schönverzierten auf Marmorsäulen ruhenden Saale, der berühmte Le Sage chemische Vorlesungen, dessen Büste seine dankbaren Schüler im Nebenzimmer aufgestellt haben. Das Viereck des Saales ist in der Mitte zirkelförmig durch Glasschränke abgetheilt, in welchen auf der auswendigen Seite ein treffliches Mine-

ralien-Kabinet verwahrt wird. Der inwendige Raum ist für die Zuhörer mit bequemen und eleganten Bänken besetzt. Hinter dem Katheder stehen in einer Art von Höhle zwei egyptische Bildsäulen und zwischen ihnen alle zur Chemie gehörigen Oefen, Instrumente u. s. w. Eine breite Gallerie läuft um den Saal und mehrere Zimmer grenzen an denselben. Man findet da viele Modelle von Fabrikgebäuden und Maschinen; alle Werkzeuge des Bergbaues im Kleinen; Schüsseln von dem berühmten Töpfer Palissy, der vor dreihundert Jahren lebte, der größte Chemiker seiner Zeit war, und nie einen andern Titel annehmen wollte, als den: Meister Töpfer.

Die chirurgische Schule. Ein prächtiges Gebäude. Das Innere entspricht dem Aeußern. Die mit Wachs ausgespritzten Präparate sind erstaunenswürdig, doch habe ich bei dem Herrn Geheimenrath Loder in Halle sie eben so gut gesehen. — Eine Menge in Wachs sehr täuschend nachgeahmter Krankheiten, unter andern ein vom Krebs zur Hälfte weggefressener Kopf, das Original liegt dabei gräßlich zu betrachten, und der Mensch hat denoch gelebt, und hat immer noch leben wollen. Alles Essen wurde ihm, Gott weiß wie, in die Gurgel geflößt, denn Mund, Nase, Backen, Zähne, alles war weg; und dennoch hat er immer noch leben wollen. Welch eine Zauberei liegt denn im Dasein! da selbst der es nicht fahren lassen will, der ihm täglich fluchen muß. — Skelette, Köpfe und Gebeine gibt es hier bei Hunderten, Mißgeburten aller Art zusammengewachsene Kinder, auch eins mit einem Krötenkopf.

Wenn ich ein solches elendes Geschöpf sehe, höre ich auch immer den Jammer der armen Mutter, die mit Schmerzen gebar, und nun, da sie den Lohn überstandener Leiden an den vollen Mutterbusen drücken will, sich plötzlich von einem Krötenkopfe angrinsen sieht.

Allerlei Kuriositäten sind auch zu schauen: die Kopfhaut des berüchtigten Cartusch; der Zwerg des Königs von Polen, Bebe, in Wachs geformt, mit seinen eigenen Kleidern angethan; das Skelet des vor einem Jahre verstorbenen Mannes, der weder Arme noch Beine, sondern nur Hände und Füße hatte, die gleich oben am Ellenbogen, und unten am Leibe angewachsen waren. — Alle Steine die in thierischen Körpern gefunden werden. Es sind fürchterlich große Steine von Menschen darunter. — Das Schaf, vom ersten Augenblick seiner Entstehung, bis zu seiner Geburt, in mehr als fünfzig Epochen. — Eine kostbare Sammlung von chirurgischen Instrumenten aller Art, auch eine große Bibliothek, die doch nicht aus lauter zur Wissenschaft gehörigen Werken besteht, denn ich fand zu meiner Verwunderung auch hier wieder Voltaire's Werke. — Das ganze Lokal, so schön und groß es auch bereits ist, wird dennoch in diesem Augenblick noch sehr erweitert. — Ich will bei dieser Gelegenheit sogleich einige Worte über die

Veterinairschule zu Charenton einschalten. Sie ist eine Schöpfung des Erministers François de Neufchateau, und wurde anfangs sehr unterstützt, geräth aber jetzt immer mehr in Verfall, weil Geld fehlt, und sich niemand

darum bekümmert. So geht es leider, nach der Versicherung wohlunterrichteter Leute, mit vielen hiesigen Instituten, die glänzend wie Meteore heraufsteigen, und eben so bald zerplatzen. So ging es unter andern einem kleinen Hospital, welches zu der école de médecine gehörte, und zur Vervollkommnung der Zöglinge errichtet worden war, daher es auch, wo ich nicht irre le perfectionnement genannt wurde. Man richtete mehrere Säle dazu ein, ein Chirurgus wurde dabei angestellt, alles ging eine kurze Zeit recht gut, und nun liegt alles wieder im Schlummer begraben.

Das Institut der Blindgebornen ist, seit ich es nicht sah, noch erweitert worden. Man hat nämlich mit den dreihundert Blinden (quinzevingts) die Lehranstalt für junge Blinde vereinigt, in welcher sie zu allerlei Manufakturarbeiten, oder was ihnen sonst zu lernen möglich ist, angewiesen werden. Vom bloßen Gefühl geleitet lesen und drucken sie noch wie vormals, haben ihre geographischen Karten en relief, ihre Musiknoten desgleichen, lieben die Musik gar besonders (weshalb man auch in ihren Schlafsälen fast nichts als musikalische Instrumente sieht) gehen überall frei umher ohne sich zu stoßen, sind immer lustig und guter Dinge. Die Mädchen spinnen. Der Unterhalt dieser glücklichen Elenden schien mir aber bei weitem nicht so gut, als z. B. der der obenerwähnten Waisenkinder. Das Haus ist groß und schmutzig. Man zeigt weniger Achtung darin vor dem Publikum als sonst allgemein in Paris. Ich wollte einer öffentlichen Sitzung beiwohnen, sie war

um zwölf Uhr präziſe angeſagt. Das Wort präziſe wird hier oft ſehr uneigentlich gebraucht. Es war halb eins als ich ankam, da ſaßen die Blinden noch, und ſtimmten ihre Geigen. Jeder ſpielt ſein eigenes Stückchen und das währte ſo lange und war ſo hölliſch anzuhören, daß ſie mich endlich nach ein Uhr mit ihrer Teufelsmuſik wirklich davon jagten, als die Sitzung noch immer nicht eröffnet war. — Verſchiedene ihrer Fabrikate lagen ausgebreitet, Bettdecken u. dgl.

Das Prytanäum. Urſprünglich iſt dieſe Erziehungsanſtalt für ſolche Knaben beſtimmt, deren Väter auf dem Bette der Ehren für's Vaterland ſtarben, und denen nunmehr die dankbare Nation den Vater erſetzt, Es werden aber auch Penſionairs aufgenommen, welche für Unterricht, Koſt und Kleidung jährlich die ſehr mäßige Summe von tauſend Livres bezahlen, und wenn ſie ſich auszeichnen, dem Gouvernement bei ihrem Austritt beſonders empfohlen werden. Der Zöglinge ſind überhaupt vierhundert und fünfzig. Der Direktor der Anſtalt iſt ein ſehr wackerer Mann, Namens Champagne. Sämmtliche Lehrer, ſo viele ich davon geſehen, ſind feingebildete Leute, und zuvorkommend bereit, alles zu zeigen, alles zu erklären. Die ſehr weitläufigen, vormals den Jeſuiten gehörigen Gebäude enthalten mehrere große Höfe, deren ſich die muntere Jugend zu Spielplätzen bedient. Die verſchiedenen Klaſſen, die Schlaf-, Speiſe-, Zeichenſäle, die Küche, alles war geräumig, luftig, reinlich. Nur die kleinern ſchlafen in Sälen beiſammen, unter Aufſicht von Leh-

rern und Bedienten; die größern haben Jeder ſeine eigene Schlafkammer, eine ſeltene aber treffliche Einrichtung.

Die Zöglinge werden ſehr gut genährt. Ich ließ mir ein Stück von ihrem Brote reichen; es war beſſer und weißer als bei dem erſten Reſtaurateur Naudet im Palais royal. Alle ſehen aber auch geſund und friſch aus. — Eine ſchöne Bibliothek von dreitauſend Bänden iſt beſonders reich im Fache der Geſchichte. Man verdankt dieſe Bibliothek dem Miniſter Benezech, denn die vormalige war in der Revolution ganz verſchleppt und zerſtreut worden.

Ich habe das Prytaneum mehrere Male beſucht. Als ich zum erſten Male dahin kam, ſchlug die Uhr gerade Eins und das Hofgitter wurde eben geſchloſſen, weil die Zöglinge vom Eſſen kamen, und nun Erlaubniß hatten, eine Stunde auf den Höfen herum zu ſpaziren, zu rennen, ſich luſtig zu machen. Der Thürſteher fragte mich, ob ich Geduld haben wolle, bis die Rekreationsſtunde vorüber ſei? Ich bejahte es, und er führte mich in ein Sprachzimmer, wo ich Langeweile befürchtete; doch mit Unrecht, denn hier war ich Zeuge von Scenen, die mir nie wieder aus dem Gedächtniß kommen werden. Es war nämlich die Stunde, in welcher die verwitweten Mütter ihre Söhne beſuchen. Der Saal ſchien darauf eingerichtet, eine Menge kleiner einzelner Gruppen zu faſſen, denn es ſtanden rings umher wohl ein Dutzend kleiner, grünbeſchlagener Tiſche, um jeden einige Stühle. Die Mütter hatten ſich ſchon eingefunden, ſie waren alle früher da, als die Stunde ſchlug,

so mehr wohlthut, da ein guter Mensch sie mir im Verborgenen macht, ohne Dank dafür zu begehren.

Frih. So?

Bab. Ja, denken Sie nur, noch in voriger Nacht hat Jemand einen Käfich mit einer Nachtigall vor mein Fenster gehängt.

Frih. Ey der Wagehals! vor ein Dachfenster! Der muß klettern können, wie eine Katze.

Bab. Sie kennen die düstre Laube im Park, wo ich so gern sitze? Da fand ich neulich um die Rasenbank meine Lieblingsblumen gepflanzt.

Frih. Ey, wie galant.

Bab. Noch mehr. Vor ein paar Tagen kömmt eine alte Bürgersfrau aus dem Städtgen zu mir, um sich bey mir für 2 Louisdor zu bedanken, durch die ich ihr Elend gemildert haben soll.

Frih. So so? mein Cousingen ist doch nicht so arm, als es sich stellt.

Mutterliebe eilt der Zeit voraus. Mit Sehnsucht und Erwartung waren ihre Blicke auf die Thür geheftet. Ein Sohn nach dem andern wird gerufen. Er tritt ein, sein Blick schweift hastig umher, dann rennen Mutter und Kind einander in die Arme. Die eine nahm ihren Sohn, einen derben Buben von wenigstens zwölf Jahren, auf den Schooß, und herzte ihn wie ein säugendes Kind. Eine andere saß mit dem Liebling am Tische, sie hatte ihm Kastanien mitgebracht, die er mit großer Eßlust verzehrte, während sie still weinte, nnd sich alle Augenblicke die Thränen verstohlen abtrocknete. Eine dritte empfing fröhlich den fröhlichen Sohn, der aber kaum einen Augenblick am Mutterbusen gelegen hatte, als er zuerst bitterlich zu weinen begann. — Alle Mütter hatten etwas mitgebracht, in Ridikülen, Schnupftüchern, Körben, Servietten. Manche Söhne nahmen das fröhlich hin, bei manchem trocknete es die Thränen nicht. Ein paar Knaben, die vermuthlich ganz verwaist waren, saßen ernst an einem Tische, und hörten einem bejahrten Manne zu, der sehr gütig mit ihnen sprach, vielleicht ein Freund ihrer verstorbenen Eltern. Ihre Blicke schweiften immer nach den von ihren Müttern geliebkosten und beschenkten Kameraden. — Auch eine Menge Schwestern, große und kleine, hatten sich eingefunden, doch sah ich keine darunter gerührt. Geschwisterliebe ist ein Werk der Gewohnheit und nicht der Natur.

Sehr schnell verflog mir diese Stunde, niemand nahm Notiz von mir, alle waren nur mit sich beschäftigt, ich konnte ungestört beobachten. Endlich erschallte der Ruf der

Trommel, noch eine letzte Umarmung, und alles zerſtreute ſich. — Der Sprachſaal war einfach, aber zweckmäßig, durch Büſten berühmter Franzoſen verziert, zwiſchen welchen Zeichnungen und Riſſe hingen, die von Zöglingen des Hauſes verfertigt worden, und welchen man, als Belohnung, dieſen Platz angewieſen hatte. — Ich wünſchte eben ſo viel Gutes von der

polytechniſchen Schule erzählen zu können, aber ich weiß nichts weiter von ihr zu ſagen, als daß die jungen Militärs daſelbſt zu Ingenieurs, Wegbaumeiſtern u. ſ. w. gebildet werden. Es ſcheint, daß wenige Fremde dergleichen Anſtalten beſuchen, denn man ſchickte mich lange von einem zum andern, der eine empfing mich grämlich, der andere freundlich, aber jeder ſchickte mich zum nächſten Nachbar, und kurz, nachdem ich eine Stunde mich von Hof zu Hof, von Gang zu Gang vergebens herumgetrieben, fuhr ich weiter.

Das Athenäum von Paris iſt ein ſeit neunzehn Jahren beſtehendes vortreffliches Inſtitut, zu welchem ſich die Herren jährlich mit ſechsundneunzig Franken, und die Damen mit achtundvierzig Franken abenniren. Dafür erhalten ſie nicht allein das Recht, täglich von neun Uhr Morgens bis eilf Uhr Abends in den ſchönen Sälen des Athenäums unter gewählter Geſellſchaft zuzubringen, und alle daſelbſt befindliche periodiſche Schriften zu leſen, ferner, den gutbeſetzten Konzerten beizuwohnen, die monatlich zweimal gegeben werden, ſondern — was die Hauptſache iſt — ſie können dafür auch faſt alle Wiſſen-

schaften und Sprachen bei den besten Lehrern und Meistern erlernen; denn Montags lesen Fourcroy und Mirbel daselbst über Chemie und Botanik; Dinstags Biot, Cuvier, Boldoni Physik, Naturgeschichte, italienische Sprache; Mittwochs Lavit, Sicard, Roberts Perspektive, Grammatik, englische Sprache, auch ist derselbe Tag musikalischen Unterhaltungen bestimmt. Donnerstag Garat und Thenard Geschichte und Chemie; Freitag Hassenfratz, Guinguene, Boldoni Technologie, Literargeschichte, italienische Sprache; endlich Sonnabends Biot, Süe, Vigée und Roberts Physik, Anatomie, schöne Literatur, und englische Sprache.

Jeder Abonnement erhält Sonntags in seiner Wohnung ein Bülletin von den Arbeiten der künftigen Woche; auch hängt in einem der Säle eine Tafel, auf welcher man lesen kann, was man täglich zu erwarten hat. Die Damen können, wenn sie wollen, sich in ein für sie ausdrücklich bestimmtes Zimmer zurückziehen. Außer den meist berühmten Männern, welche als Lehrer bei diesem Institut angestellt sind, gibt es noch viele andere, die zwar nicht eigentlich dazu gehören, aber mit Vergnügen dann und wann ihre Geistesfrüchte da vorlesen. — Eine artige Bibliothek, die beständig mit den neuesten interessantesten Werken vermehrt wird, steht gleichfalls zum Gebrauch offen. Kurz, es ist wohl unmöglich, sich für kaum fünf Friedrichsd'or acht Monate lang ein mannigfaltigeres und geistreicheres Vergnügen zu verschaffen. — Als Gast kann jedoch Nie-

mand eingeführt werden, und es war allerdings eine große Auszeichnung, daß man bei mir eine Ausnahme von der Regel machte. Ich war bei der diesjährigen Eröffnung der Sitzungen gegenwärtig. Garat, als Präsident, machte die Einleitung, Ginguené las über die neuere Literargeschichte, Baour-Lormian gab eine Nacht von Young in Versen zum Besten. Ein großes Konzert machte den Beschluß. Indessen habe ich von alle dem sehr wenig Vortheil ziehen können, denn ich kam etwas zu spät, und fand den Saal so entsetzlich von Menschen überfüllt, daß ich mich nicht in's Gedränge wagen mochte, und folglich mir in der Ferne wenigstens aller Zusammenhang verloren ging.

Das Athenäum der Fremden, (Athénée des étrangers) ist eine ähnliche Einrichtung, doch blos mit Hinsicht auf die schönen Wissenschaften. In einer Sitzung z. B. las Cailhava über die tragische Deklamation: Lantier eine Erzählung in Versen, die undankbaren Kinder; Baour-Lormian Narcissens Tod nach Young; Murville eine Nachahmung einer Juvenal'schen Satyre; Lancival Deidamirens Lebewohl an Achill, und Chazet eine poetische Epistel. — Die Herren abonniren sich mit zweiundsiebzig Franken, die Damen mit zweiundvierzig. Hier werden auch Bälle und Konzerte gegeben.

Es gibt noch mehrere dergleichen Einrichtungen in Paris, die bald mehr bald minder vorzüglich sind, und man muß doch in der That bekennen, daß kein Ort in der Welt,

London nicht ausgenommen, so viele Geistesnahrung um so wohlfeile Preise darbietet. — Die Académie de legislation, und besonders das Collège de France, verdienen hier gleichfalls erwähnt zu werden. Wenn aber in dem letztern eine Vorlesung von Delille angekündigt worden ist, so rathe ich einem jeden, sich vierzehn Tage vorher mit einem Einlaßbillet zu versehen, denn drei Tage vorher ist keins mehr zu haben.

Die Bibliothek des Arsenals enthält in vielen, eben nicht großen Sälen und Zimmern hundertfünfunddreißigtausend sehr wohl geordnete und konditionirte Bände. Drei Zimmer sind voll Manuskripte, wovon freilich wohl die wichtigsten schon benutzt worden, doch aber noch manche interessante Nachlese zu halten wäre. Sie soll, wie es heißt, nach dem Palais Luxembourg transportirt werden, denn der Erhaltungssenat will doch auch seine eigene Bibliothek haben. Da, wo sie jetzt ist, enthält sie noch eine besondere, nicht zu transportirende Merkwürdigkeit, nämlich ein Zimmer und ein Kabinet, welche Sülly bewohnte, beide getäfelt, und im alten Geschmack reich vergoldet. Ueber dem Kamin befindet sich noch ein eingesetzter Spiegel, von den ersten, die aus Venedig gebracht worden, der damals sehr kostbar sein mochte, heutzutage aber für eine Kammerjungfer zu klein wäre. Man erkennt sein Alterthum an den geschliffenen Seiten. Vor diesem Kamin mag Sülly oft mit Heinrich IV. gesessen haben. — Rings umher sind die Bilder starker und tapferer Frauen aus alten und neuern Zeiten gemalt, unter andern die Jungfrau von Orleans.

Die Mazarin'sche Bibliothek ist hundertzwanzigtausend Bände stark, in einem sehr artig dekorirten Saale aufgestellt, aber fünfzigtausend Bände liegen noch auf der Erde, denn man hat einen zweiten Saal, ich weiß nicht zu welchem Gebrauch, der Bibliothek entzogen. Schöne antike und moderne Büsten stehen rings umher; was aber am merkwürdigsten ist ein ex voto mit phönizischer Schrift, welches die Tyrier bei einem Schiffbruch gelobt hatten. Da die griechische Uebersetzung darunter steht, so hat der Abbé Barthelemi, mit Hilfe derselben, einen Theil des phönizischen Alphabets wieder hergestellt.

Das Observatorium ist ein großes, sehr bequem eingerichtetes Gebäude, mit gewaltigen Souterrains. Hier steht unter andern ein zweiundzwanzigfüßiger Teleskop mit einem Spiegel, der zweiundzwanzig Zoll im Durchmesser hat, aber nicht von Platina ist, wie ich anfangs glaubte. Das Gerüste, auf welchem er ruht, sieht schwer und unbehilflich aus, ist aber durch einen einfachen Mechanismus so eingerichtet, daß ein einziger Mensch die ganze ungeheure Maschine nicht allein hin und her leicht bewegen, sondern auch hinaus auf die Platteforme schieben kann. — Auf dem Dache wurden eben recht artige Kabinetchen zu Beobachtung der Kometen erbaut. — Die Aussicht über Paris ist hier schön.

Eine große vortreffliche Sammlung von Maschinen und Modellen sollte kein lernbegieriger Fremder unbesucht lassen. Sie ist in mehreren ungeheuren Sälen aufgestellt,

und man findet hier alle Maschinen und Geräthschaften modellirt, die zur Landwirthschaft oder häuslichen Oekonomie gehören, Pflüge, Windmühlen, Feuerspritzen, Bienenkörbe, Spinnmaschinen, Kochöfen, Brunnen, Wagen u. s. w. Diese treffliche Anstalt, die noch nicht ganz in Ordnung ist, und noch ansehnlich vermehrt werden soll, wird zu meinem Erstaunen wenig besucht, und es kostete mich viele Mühe, sie auszufragen.

Das Panstereorama. Hier sieht man in zwei Sälen Paris, Lyon und London, en relief schön gearbeitet. Bei den ersten beiden Städten sind sogar die Ungleichheiten des Terrains beobachtet, und diese artige Kunst gewährt allerdings eine sehr lebhafte Vorstellung des gewählten Gegenstandes. Mehrere Panorama's übergehe ich, als bekannt, mit Stillschweigen.

Das Kupferstichkabinet, welches mit der Nationalbibliothek vereinigt ist, gehört auch noch unter die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten. Es ist eine ungeheure Sammlung, die vielleicht nahe an eine Million Kupferstiche enthalten mag. Sie ist dabei vortrefflich klassifizirt, und ein schöner offen da liegender Katalog gewährt den Vortheil, sie nach Wunsch benutzen zu können. Auch geschieht das sehr häufig, denn man findet beständig beide Seiten einer langen Tafel mit jungen Künstlern besetzt, die kopiren oder betrachten. Die Kupferstiche sind in großen Portefeuille's gleich Büchern aufgestellt, und in Länder abgetheilt. Jedes Land hat dann wieder seine Unterabtheilungen. Die merkwürdigen Portraits sind unzählig, und da sie abermals in

viele Klaſſen (als Fürſten, Gelehrte, Künſtler u. ſ. w.) eingetheilt ſind, ſo kann man ein einzelnes Portrait, das man eben gern ſehen möchte, leicht auffinden. Z. B. ich wünſche Dr. Luther's Portrait, ſo ſuche ich zuerſt die Seite der Wand, an welcher Deutſchland aufgeſtellt iſt, dann unter den verſchiedenen Rubriken die Portraits, dann unter den Portraits die Geiſtlichen, dieſen Band laſſe ich mir herausgeben, und befriedige meinen Wunſch in wenigen Minuten. — Einſt ließ ich mir zur Unterhaltung die deutſchen Künſtler reichen, und fand zu meinem Erſtaunen in dem nämlichen Porteſeuille auch die deutſchen Misgeburten und Narren, unter den letztern viele, die wir undankbare Deutſche ganz vergeſſen haben, doch auch manche alte Bekannte, z. B. Eulenſpiegel, Hanswurſt, kurz, eine Menge Narren, denen man es auf den erſten Blick anſah, daß ſie recht geſcheite Leute geweſen waren.

Die Kirche St. Sulpice, ein ſehr impoſantes Gebäude, deſſen Aeußeres nach meiner Empfindung einen erhabenern Eindruck hervorbringt, als das der Kirche Notre Dame. Inwendig macht die Kuppel im Hintergrunde des Tempels eine faſt magiſche Wirkung. Durch eine große Oeffnung nämlich hinter dem Hochaltar ſcheinen die lichten Wolken hereinzuquillen, und auf ihnen die heilige Jungfrau mit dem Jeſuskinde, alles in Marmor gehauen, aber ſo ſchön, daß in einer geringen Entfernung die Phantaſie ſehr glücklich getäuſcht wird.

Das Palais-Royal gleicht noch ganz dem Gemälde,

welches unſer Landsmann Friedrich Schulz einſt davon entwarf. Nur der innere Hof, dreihundertzwanzig Schritt lang, und einhundertfünfzig breit, iſt neu bepflanzt worden. Die jetzige Generation wird es ſchwerlich erleben, unter dem Schatten dieſer Pflanzungen zu wandeln. Indeſſen, beſchattet und unbeſchattet, bleibt das Palais-Royal doch immer ein täglicher Sammelplatz vieler tauſend Menſchen, und unter den Arcaden desſelben iſt es den größten Theil des Tages über ſo voll, daß man nur mit Hilfe der Ellbogen ſich durchwinden kann. Kein Wunder, denn man findet hier achtzehn Kaffeehäuſer, zehn Reſtaurateurs, ein halbes Dutzend Paſtetenbäcker, eben ſo viel Viktualienhändler, mehrere Weinhändler, Eisverkäufer, Obſtweiber, ein Paar Billards, eine Menge Zuckerbäcker, kurz, man kann hier eſſen und trinken, ſo viel und ſo delikat als irgend in der Welt. Unter andern iſt auch eine eigene Waffelbude hier, wo einige Menſchen, den ganzen Tag vor dem Feuer ſitzend, nichts anders thun, als Waffeln backen, und zwar ganz vortreffliche Waffeln. In einem kleinen Stübchen hinter der Bude werden ſie heiß aufgetragen, und, wenn man Luſt hat, ein Glas Malaga dazu. Es war mein gewöhnliches, den Magen nicht beſchwerendes Frühſtück. Wem das nicht genügt, der kann aus der nächſten Bude ſich eine kalte Paſtete von rothen Rebhühnern holen, oder ſonſt eine von den tauſend kalten Speiſen, die ihn, höchſt appetitlich für das Auge zubereitet, überall locken. — Iſt er ſatt, ſo kann er, eine Treppe hoch, in ſchön geſchmück-

ten Sälen mit allen möglichen Hazardſpielen ſich die Zeit vertreiben und den Beutel fegen; oder er kann dem Geſange einer Syrene folgen, der aus den Fenſtern des Entreſols ihm herabtönt; oder er kann in einem Kaffeehauſe die Zeitungen leſen, oder in das Leſekabinet gehen, welches ein gewiſſer Jorre hält, wo man ſtets zwei warme Zimmer findet, und, für ſechs Livres monatlich, von Morgen bis Abends einige vierzig Zeitungen und Journale leſen kann. Iſt er auch das überdrüſſig, ſo mag er — (man merke wohl, immer unter denſelben Arcaden) — in's Theater Montanſier gehen; oder die chineſiſchen Schatten des Monſieur Seraphin beſuchen (wo noch immer, wie vor dreizehn Jahren, die Ruſſin, die durchaus von ihrem Manne geprügelt ſein will, um deſſen Liebe zu erkennen, den Pariſern großen Spaß macht), oder eine Kinder- und Puppen-Komödie, oder ein Geſellſchaftstheater unten im Keller. Zu meiner Zeit waren auch Pyramus und Thisbe in Wachs zu ſchauen, und der guten Thisbe, die ſich, vermuthlich von Pyramus, in geſegneten Leibesumſtänden befand, konnte der Leib aufgethan und die Lage des Kindes gezeigt werden. Vor der Thür ſtand ein Ausrufer, den man ſchon von ferne den ganzen Tag ſchreien hörte: Messieurs, voyez en passant le chef d'oeuvre de l'art, curieux et intéressant, le professeur va commencer l'explication dans l'instant. Entrez! entrez! Dieſe Einladung wurde gleichſam nach einer Art von Melodie abgeſungen und unaufhörlich wiederholt, daß man endlich von dieſer Melodie, wie von

Bab. Spotten Sie? ich habe keinen Heller. Ein Mensch in einen Mantel gehüllt hat ihr das Geld in meinem Namen gebracht.

Fritz. Ein sonderbarer Kauz.

Bab. Ein edler Mensch muß er seyn.

Fritz. Vermuthlich ein Liebhaber.

Bab. Das weiß ich nicht, aber ich meine, ich errathe ihn.

Fritz. Vielleicht des Amtmanns Sohn? der macht auch Verse.

Bab. Nein, nein, Sie, Vetter, Sie sind es.

Fritz. Ich? je warum nicht gar! Ich sollte Arm- und Beinbruch wagen, um Ihnen eine Nachtigall vor das Fenster zu hängen? ich sollte Blumen pflanzen, die ich nicht leiden mag? und Geld hab ich vollends gar nicht. Mit sammt meiner halben Million hält mich die Tante sehr knapp.

Bab. Sie verschmähen meinen Dank?

einem Gespenst, verfolgt wurde, und sie noch immer zu hören glaubte, wenn man das Palais schon längst verlassen hatte. — Ernstere Unterhaltung bietet wie ich schon oben erwähnt, einige Schritte weiter, Bertrand's physikalisches Kabinet dar. — Auch das Théâtre français (das erste in Paris) ist dergestalt mit dem Palais-Royal verbunden, daß eine Fortsetzung der Arcaden trocknen Fußes bis dahin führt. — Sind alle diese Zeitvertreibe erschöpft, so wird doch wohl einer von den zwanzig Buchhändlern, die unter den Arcaden hausen, eine pikante Nouveauté haben? — oder man gibt dem Drange der Eitelkeit nach, und läßt sich von einem Miniaturmaler portraitiren. Nicht weniger als neunzehn haben ihre Tafeln und Proben ausgehängt, gut und schlecht, wohlfeil und theuer, für sechs Livres und für zehn Louis. Es sind welche darunter, die in einer Stunde ein fertiges Gemälde zu liefern versprechen, und, wenigstens was Aehnlichkeit betrifft, Verdienst haben. So habe ich z. B. das schlecht gemalte, aber wohlgetroffene Bildniß des Erbprinzen von Weimar während meines ganzen Aufenthalts im Palais-Royal hängen sehen. — Ist man Trotz alle dem noch immer mit seiner Zeit verlegen (welches doch schwer möglich), so gewährt das Lesen der vielen tausend angeschlagenen Zettel, und das Angaffen der schön aufgeputzten Buden schon allein Unterhaltung, denn da sind nicht weniger als sechzehn Putzmacherinnen, zwanzig Buden mit fertigen Kleidern, dreißig mit allerlei Zeugen für Herren- und Damenputz, eine Menge der prächtigsten Quincail-

lerien, Glas-, Porzellain-, Gewehrbuden, Petschierstecher, Kinderspielzeug u. s. w.

Hat man etwa kein Geld, um diese Herrlichkeiten zu kaufen, so gibt es hier auch zehn Leihhäuser, und zwei Lotteriebureaus. Die erstern geben bares Geld für gutes Pfand, und die letztern Hoffnung für bares Geld. — Kurz, man kann im Palais-Royal sich Zeitlebens einsperren lassen, und man wird, wenn man nur Geld hat, dennoch nie etwas von alle dem entbehren, was das Leben angenehm macht, vom Théâtre français an, bis auf die Schuhputzerbude, mit der pompösen Inschrift: aux artistes réunis.

Die Kaffeehäuser wetteifern mit einander im artigen Aufputz. Eins nennt sich aux milles colonnes (zu den tausend Säulen), weil seine Säle etwa von einem halben Dutzend Säulen getragen werden, die sich in den Spiegelwänden rings umher zu einigen Dutzenden, und folglich Tausenden vervielfältigen. Ein anderes, au mont St. Bernard, nennt sich unique, und das Mittel, wodurch es sich auszeichnet, ist auch in der That seltsam genug. Man hat nämlich einen ziemlichen Raum des einen Saales aufgeopfert, um eine Art von Modell des Bernhardsberges dahin zu stellen, ungefähr so verfertigt, wie die Zuckerbäcker in Berlin ihre Weihnachtsausstellungen machen. Ferner sind alle Wände mit einer unendlichen Menge kleiner, in Handlung gesetzter Puppen, unter Glas und Rahmen verziert. Sie bilden zum Theil allerlei Nationen nach, und sind besonders aus Cook's Reisen entlehnt, zum

Theil ſtellen ſie auch franzöſiſche Landleute aus entfernten Provinzen vor, und ſind wirklich ſehr gut gemacht. Allerdings kann man hier, während man eine Taſſe Kaffee trinkt, ſich recht angenehm unterhalten.

Der Palaſt des Erhaltungsſenats, vormals Palais Luxembourg. Der Garten dieſes Palaſtes gibt dem der Tuillerien wohl wenig nach (beſonders ſeitdem er anſehnlich vergrößert worden) und prangt gleichfalls mit herrlichen Statuen. — Der Saal, durch welchen man zu der Gallerie gelangt, iſt ganz mit den bekannten trefflichen Abbildungen aller franzöſiſchen Häfen von Vernerit behängt, welche vormals (wie Reichardt im Guide des Voyageurs ſagt) im Hôtel der Marine gefunden wurden, in welchem Hôtel jetzt aber gar nichts Sehenswürdiges mehr befindlich iſt.

Die Gallerie ſelbſt iſt nach Rubens genannt, weil ſie zu beiden Seiten faſt ganz mit den großen Gemälden von Rubens angefüllt iſt, welche die Lebensgeſchichte der Marie von Medicis fortlaufend darſtellen. Ich muß abermals aufrichtig bekennen, daß ich dieſen Bildern keinen Geſchmack abgewinnen kann. Ich finde darin eine Zuſammenſetzung von Ideen, die dichteriſch ſein ſollen und von Allegorien, die ſinnreich ſein ſollen, gewöhnlich aber lächerlich ausfallen. Bei Mariens Geburt übergibt die alte Götterhebamme Lucina das Kind einem Löwen, der die Stadt Florenz repräſentirt. Bei ihrer Erziehung ſpielt ihr Apoll ein Stückchen auf der Baßgeige vor. Bei ihrer Verheirathung trägt Hymen ihr die Schleppe,

und ein Hund ist gegenwärtig, vielleicht als Sinnbild der Treue. Bei ihrer Ausschiffung zu Marseille verrenken sich die Syrenen fast die Rippen, um das Schiff fest zu halten, und ein Triton bläst fürchterlich auf einer Muschel. In Lyon wird die Vermählung vollzogen, da erscheint sie im Kostüm der Juno, und Heinrich IV. empfängt sie als Jupiter. Bei der Geburt Ludwig des XIII. überreicht ihr die Fruchtbarkeit noch ein ganzes Nest mit fünf kleinen Kindern, als Prophezeiung, daß sie deren noch so viele auf die Welt setzen werde. Bei ihrer Krönung sind wieder einige Hunde geschäftig. Bei der Apotheose Heinrich des IV. rauft sich Bellona die Haare aus, und es gibt auch da ein paar derbe Hunde, die überhaupt auf den meisten dieser Bilder zu Hause sind. Bald sind es Jagd-, bald Windhunde, bald Bullenbeißer, zuweilen auch ein Schooßhündchen. Auf dem Gemälde, welches Mariens Regierung versinnlichen soll, wird ein Globus (nämlich Frankreich) von Tauben gezogen. Die Versöhnung zwischen ihr und ihrem Sohne wird abermals in Gegenwart von Hunden gefeiert. Rechnet man zu allen diesen Lächerlichkeiten nun auch noch die kriechende Schmeichelei, die aus jeder dieser Allegorien hervorleuchtet; so ist es wohl natürlich, daß die Wirkung der Kunst, selbst eines Rubens, größtentheils verloren geht.

Ersatz dafür gewährt ein schlummernder Einsiedler von Wien, der seine Entstehung einem Zufall verdankt. Der Künstler malte nämlich einen Fuß nach der Natur, und ein armer Einsiedler diente ihm dabei als Modell.

Der Alte, der nicht ganz nüchtern sein mochte, hatte Langeweile, wurde schläfrig, wollte durch ein wenig Kratzen auf der Violine sich ermuntern, schlief aber richtig dabei ein, und seine Stellung war so auffallend, daß der Maler auf der Stelle, statt des Fußes, den ganzen Eremiten skizzirte, und nachmals eins der vortrefflichsten Gemälde aus dieser Skizze schuf.

Die heilige Familie von Raphael ist wunderschön, sie mag nun wirklich von Raphael sein oder nicht: denn Kenner wollen behaupten, sie sei von seinem Zögling Andreas del Sarto. Sehr zweifelhaft ist die Sache allerdings, *denn ich erinnere mich sehr bestimmt, die nämliche* heilige Familie unter dem Namen Raphael auch zu Wien gesehen zu haben, und (wenn ich nicht irre) fast noch vorzüglicher. Welches ist nun das echte Bild? — gleichviel, sie sind beide echt.

Aus der Gallerie des Rubens tritt man in die Gallerie des Le Sueur, der zuweilen der französische Raphael genannt wird, obgleich er nie Welschlands schönen Himmel sah. Hier hängt weiter nichts von ihm, als die Geschichte des heil. Bruno, in vierundzwanzig Bildern ausgeführt. Er malte sie auf Holz für die Karthäuser-Mönche, deren Stifter Bruno war. Muthwillige Buben oder infame Neider beschädigten und zerknatzten die Bilder dermaßen, daß die Karthäuser genöthigt waren, Thüren darüber machen zu lassen. Jetzt sind sie sämmtlich restaurirt, und von Holz auf Leinwand getragen worden. Man muß sich vorher ein wenig mit Bruno's Lebensgeschichte familiarisiren,

um hier Genuß zu finden. Da ich aber dazu gar keine Luſt in mir ſpüre, und überhaupt glaube, dieſe auf Befehl einer Königin gemalte, ſehr gemißhandelte, ſchlecht ausgebeſſerte, dann von Holz auf Leinwand getragene, und endlich abermals reſtaurirte Bilder können nur einen ſchwachen Begriff von Le Sueur's Genie geben: ſo wende ich mich lieber zu der herrlichen Marmorgruppe eines lebendigen Künſtlers, Amor und Pſyche, von Delaiſtre zu Rom verfertigt. Ich glaube, um ſo berühmt zu werden, als manches griechiſche oder römiſche Kunſtwerk, fehlt dieſer Gruppe weiter nichts, als der Tod ihres Schöpfers und ein Alter *von ein paar hundert Jahren.*

Der Saal, in welchem der Erhaltungsſenat ſeine Sitzungen hält, iſt recht ſchön, aber zeichnet ſich eben nicht aus. Er iſt auch wohl zu klein, und man ſoll bereits die Veranſtaltung getroffen haben, ein größeres Lokal einzuräumen. — Das merkwürdigſte im palais Luxembourg iſt das Zimmer, wo vormals das Directorium ſich verſammelte, vor der Revolution das Schlafzimmer von Madame, der Gemahlin Ludwig XVIII. Hier ſieht man noch eine große Karte von Deutſchland und den angrenzenden Ländern, auf welcher noch die Poſitionen der franzöſiſchen Armeen in dem Augenblicke des Friedensſchluſſes von Campo Formio mit kleinen bunten Stückchen Papier und ſeidenen Fäden bezeichnet ſind. Die verſchiedenen Farben bedeuten bald das Hauptquartier, bald dieſen oder jenen General, Poſten, die leicht oder ſchwer zu vertheidigen ſind u. ſ. w. Auch die Orte, wo merkwürdige Gefechte

oder Schlachten vorgefallen, ſind markirt, und die Papierchen mit ganz dünnen Stecknadeln befeſtigt. — Ha! dacht' ich, wie oft mag auf dieſer Stelle der Finger eines Directors, nachdem er vielleicht ganz gleichgiltig eine Priſe Tabak in die Naſe geſtopft, das Elend meines Vaterlandes bezeichnet haben.

Der Saal der Fünfhundert. So muß der Verſammlungsort des alten römiſchen Senats ausgeſehen haben, und wenn er nicht ſo ausgeſehen hat, ſo hat er ſicher dem Saal der Fünfhundert weit nachgeſtanden. Dieſer iſt prächtig ohne Luxus, eine einfache, aber darum deſto mehr imponirende Pracht. In einem großen halben Zirkel erheben ſich amphitheatraliſch fünfhundert Sitze, hinter dieſen eine Gallerie für die konſtituirten Autoritäten, und über derſelben eine zweite für das Volk. Die Decke, die ſich an die letztere ſchließt, wird durch die Bilder alter Geſetzgeber und berühmter Republikaner geſchmückt. Da ſind Solon, Lykurg, Regulus, Cato und viele andere, ſtets mit Angabe der Zeit, in welcher ſie gelebt haben. In der Mitte aller dieſer Bilder thront die Natur, mit der Umſchrift: »die Natur allein gibt ewige Geſetze.« — Das Licht erhält der Saal von oben, und die Wärme von unten, denn Fenſter und Oefen hat er nicht.

Den Sitzen der Fünfhundert gegenüber ſteht eine ſehr ſchöne Tribune für den Präſidenten, ein wenig tiefer eine zweite für die Sekretärs. Die Wände ſind ringsumher drapirt, aber nicht mit dreifarbigem, ſondern mit dunkelgrünem Tuche mit feuerfarbenen Verzierungen.

Alles iſt einfach erhaben, und es ſcheint mir unmöglich, irgend ein Lokal auf der Welt ſeiner Beſtimmung gemäßer einzurichten.

In der That werden alle die kleinen Hilfsmittel, welche ſo ſehr auf die Sinne, und durch dieſe auf den Geiſt wirken, von uns hyperſoliden Deutſchen gewaltig vernachläßigt; wir ſpötteln wohl gar darüber, denn wir ſind viel zu vernünftig dazu; deswegen kommen wir auch vor lauter Vernunft nie zum Handeln. — Der Franzoſe hingegen vergißt nichts von dem, was ihn an ſeine Thaten erinnern, oder zu künftigen Thaten anfeuern kann. Was er zu dieſem Behuf erfindet, iſt nicht immer Original, er kopirt meiſtens die Griechen und Römer, aber gleichviel, wenn es nur die nämliche Wirkung wie damals hervorbringt. So ſind zum Beiſpiel in den Hallen des Palais legislatif Tafeln aufgehangen, auf welchen die verſchiedenen Eroberungen und Siege der Armeen verzeichnet ſind. Wer nun in dieſen Hallen auf und nieder wandelt, lieſt unwillkürlich, was, wohin er ſich auch wenden mag, die Tafeln ihm vorhalten: im Soldaten erweckt es Ehrgeiz, im Bürger Nationalſtolz; wer unter jenen Armeen diente, findet ſich ſchmeichelhaft belohnt, wer jetzt darunter dient, genießt den Vorſchmack des Lohnes, der ſeiner wartet. Doch das letztere wohl nie mehr, als wenn er das

Hotel der Invaliden beſucht. Daß ſchon das Aeußere dieſes herrlichen Palaſtes an Pracht keinem andern nachſtehe, iſt längſt bekannt, und ich halte mich dabei nicht auf. Aber von einer ſonderbaren, faſt möcht' ich ſagen fröhlichen Weh-

muth wird man ergriffen, wenn man so durch den großen Garten fährt, der vor dem Hôtel sich ausdehnt, und die schöne freundliche Aussicht auf die Seine gewährt; wenn man alle Augenblicke einem Krüppel begegnet, der froh und wohlgenährt aussieht, bequem auf einer Bank frische Luft schöpft, oder müßig in den Gängen lustwandelt. Ich war da gerade zur Mittagszeit; als die Trommel das Zeichen zum Speisen gab, sammelte sich Alt und Jung, kriechend und hinkend, in großen Sälen, wo sie sich an kleinen runden Tischen zusammen setzten, und eßlustig in die Schüsseln langten, die mit guter Hausmannskost gefüllt standen. Sie sind aber auch gar nicht gezwungen, in den Speisesälen zu essen, denn die dankbare Nation will ihnen nicht blos Nahrung, sondern auch Bequemlichkeit im Alter geben, daher sah ich viele, die sich ihre Portion holten, und sie auf ihr Zimmer trugen. Ein jeder hat seine Carasine mit Wein dabei, um sein Herz zu erfreuen. — Aber wenn sie nun gesättigt sind, was thun die braven Verstümmelten dann, um die Langeweile zu vertreiben? — O dafür ist gesorgt. Sie haben eine treffliche Bibliothek, wie in mancher deutschen Residenz keine fürstliche gefunden wird. Ein großer Saal ist rings umher mit saubern, schön gearbeiteten und wohlgefüllten Bücherschränken tapezirt. Zum Genuß dieser Seelenspeise laden bequeme Stühle und Tische ein. In verschiedenen Entfernungen findet man die Bitte angeschlagen, nicht auf den sehr reinlich gehaltenen Boden zu spucken. Im Hintergrunde der Bibliothek hängt das berühmte Bild von David, Bonaparte, wie er über die

Alpen geht, und der Wind ihm den Mantel über den Kopf weht. Es ist das nämliche, welches Bonaparte den Invaliden schenkte, und welches die grauen Helden, als es gebracht wurde, mit Kanonenschüßen salutiren mußten. Der große segelnde Mantel hüllt den kleinen Mann ganz ein. Aehnlich ist es vollends gar nicht. Indessen versteht sich, daß die Schmeichelei dafür sorgt, daß es vervielfältigt werde. Ich fand einen Maler und zwei junge Frauenzimmer davor sitzen, die es kopirten, der Maler en miniature, die Frauenzimmer blos gezeichnet. Eine Menge Invaliden saßen ringsumher und lasen, der eine ein militärisches Werk, der andere ein Trauerspiel von Racine, der dritte einen Roman. Dabei hatten sie aber immer ein Auge auf ihre Gäste vom schönen Geschlecht, und, weil es eben ziemlich kalt war, kamen sie, und nöthigten die Damen, sich am Ofen zu wärmen. Als diese, eifrig mit ihrer Arbeit beschäftigt, es ablehnten, holten die galanten Krüppel Strohdecken herbei, und breiteten sie den Mädchen unter die Füße, damit sie auf dem mit Steinen ausgelegten Fußboden sich nicht erkälten möchten. Das hätten deutsche Invaliden nun wohl schwerlich gethan, hätten auch schwerlich da gesessen, um die Geschichte des siebenjährigen Krieges oder ein Trauerspiel von Schiller zu lesen. Man muß nämlich dabei nicht vergessen, daß es lauter gemeine Soldaten sind. — Wahrlich! wenn man eine Stunde in dem Palast herumgegangen ist, so bekommt man selber Lust, sich ein Bein abschießen zu lassen.

Frih. Liebes Couſingen, laſſen Sie ſich ſagen: ſo etwas kann nur ein Verliebter thun; und Sie glauben doch nicht etwa, daß ich verliebt in Sie bin?

Bab (lächelnd) Warum nicht? ein wenig.

Frih. Bewahre der Himmel! im Vertrauen, Sie haben eine Menge Fehler.

Bab. Das weiß ich.

Frih. Sie ſind ſo ſchüchtern, ſo blöde —

Bab. Wie die Armuth.

Frih. Sie verſtehn nicht ſich griechiſch zu kleiden.

Bab. In der Küche iſt meine Toilette.

Frih. Sie verhüllen den Buſen wie eine Nonne.

Bab. Mein Herz iſt unverhüllt.

Frih. Sie brauchen keine Schminke.

Bab. Das Morgenroth ſchminkt mich täglich.

Frih. Sie machen keine Verſe.

Bab. Ich leſe Schiller.

Besonders herzerhebend ist der große Dom, von dessen Gewölben die zahllose Menge der Fahnen sich herabneigt, deren jede ein Buchstabe einer Inschrift ist, welche die Siege der Nation verkündet, Hieroglyphen, so leserlich, als es noch keine gab. Die Fahnen fast aller Nationen prangen da, doch preußische habe auch ich trotz alles Umherschauens nicht bemerkt. Was in Egypten an Roßschweifen, halben Monden u. dgl. erobert worden, ist an den Säulen malerisch gruppirt. Der Fahnen überhaupt mögen wohl mehrere Tausende sein, und man wandelt wie unter einem ungeheuren Zelte. — Doch man schaue nicht blos über sich, die Seitenwände sind nicht minder merkwürdig. Gleich beim Hereintreten, rechts und links, sind die Mauern bis hoch hinauf mit Marmor inkrustirt, und — gleich den alten griechischen Tafeln im Museum Napoleon, welche die Namen der Helden aus dem Stamme der Erechtyden verewigen — liest man hier die Namen aller Krieger, die sich in den verschiedenen Armeen hervorgethan haben, oder auf dem Bette der Ehre geblieben sind. Diese Tafeln werden einst den Franzosen als Ahnenprobe dienen.

Ich schreite vorwärts, um die Gemälde zu betrachten. Das allergrößte Schmeichlerbild, den achtzehnten Brümaire vorstellend, hat gar keinen Eindruck auf mich gemacht, einmal, weil ich überhaupt wenig Sinn für Allegorien habe, und zweitens, weil ihm dieser Ehrenplatz viel zu früh eingeräumt worden. Die Plätze im Dom der Invaliden sollte, wie im Pantheon, nur die Nachwelt vertheilen. — Die Schlachten Ludwig XIV. hängen freilich wohl an ihrer

Stelle, aber es ist wenig daran zu sehen, denn die gemalten Schlachten sehen sich alle einander ähnlich. Das Gemälde hingegen, welches die heldenmüthige Aufopferung des jungen Offiziers zu Nancy vergegenwärtigt (der sich bekanntlich vor die Kanone stellte, um ihr Abfeuern auf die Bürger zu verhindern, und ein Opfer seines Patriotismus wurde), dieses Gemälde ist schön, und daß es hier hängt, ist noch schöner. — Trete ich endlich unter die große Kuppel, diesen runden, himmelanstrebenden, im erhabensten Stil erbauten Tempel, so erblicke ich seinen einzigen, in jeder Rücksicht einzigen Schmuck, Türenne's Grabmal. Die aus der Höhle zu St. Denis geretteten Gebeine ruhen hier wirklich. Das Denkmal ist dasselbe, welches ihm seine Kinder einst zu St. Denis errichten ließen. — Etwas ist mir doch in der Kuppel dieses Tempels aufgefallen. Man sieht da nämlich die zwölf Apostel gemalt, und unter denselben Basreliefs von Voltaire, Rousseau u. a. m. Wie kommen Voltaire und Rousseau zu den Invaliden und Aposteln?

Der Garten der Pflanzen. (Jardin des Plantes.) Er ist groß und schön; da ich aber kein Botaniker bin, so wird man in dieser Hinsicht weder Beschreibung noch Beurtheilung von mir erwarten. Die Treibhäuser enthalten nichts besonders, sind klein und niedlich. Wenn man die herrlichen Treibhäuser in Schönbrunn bei Wien gesehen hat, so scheinen diese hier nur armselige Hütten. Dort ist alles so geschmackvoll geordnet, für Auge und Nase, ohne Hin-

tanſetzung des Wiſſenſchaftlichen, ſo — faſt möchte ich ſagen dichteriſch geſorgt — die Waſſerpflanzen blühen in und um ſchöne Marmorbecken, maleriſch vertheilt — die duftenden Blumen ſind nach ihren verſchiedenen Farben ſo kunſtreich gemiſcht — die Bäume und Produkte der heißeſten Zonen erfreuen ſich in eigenen Häuſern ihres gewohnten Klima's — und die Häuſer alle ſind ſo hoch, ſo geräumig, ſo einladend zum Spazirgang — und der Obergärtner oder Direktor dieſer ſchönen Anſtalt verbindet ſo reiche Kenntniſſe mit ſo gefälligen Sitten, hat ſelbſt alle die Länder bereiſt, aus welchem Flora und Pomona ihre uns fremden Kinder hieher ſandten. — Kurz, von allen dem findet man im Jardin des Plantes nichts. Man kriecht gebückt unter allerlei Geſträuchen herum, durch welche ein ſchmuziger Gärtnergeſell den Weg zeigt, und man iſt am Ende froh, ſich wieder unter freiem Himmel zu befinden; wo man denn auch im Vorübergehen die berühmte Ceder bewundern mag, der in den Revolutionszeiten eine Kanonenkugel den Gipfel geraubt.

Die fremden Thiere ſind ziemlich zahlreich, doch iſt eben nicht viel darunter, was man nicht ſonſt ſchon geſehen hätte, Ein Paar Elephanten, die allerlei Künſte machen, die eroberten Bären von Bern, Löwen, Tiger, Leoparden, Wolfe, Adler, ein Strauß, ein Paar Kanguru's, ein Ichneumon, viele Gattungen von Schafen, Ziegen, Hirſchen, — das iſt ungefähr Alles. Aber ſehr artig iſt die Einrichtung, daß alle diejenigen Thiere, deren Wildheit nicht zu ſcheuen iſt, draußen im Freien herumlaufen, und nur durch

niedere Zäune von einander getrennt sind, über welche ein Mensch von ganz geringer Größe sehr gut hinwegsehen kann.

Was aber den Pflanzengarten am interessantesten macht, und trotz seiner Entfernung zu wiederholten Malen hinlockt, ist wohl die in der Welt einzige Gallerie der Naturgeschichte. Ein schönes Gebäude mit vielen geräumigen Sälen dicht am Garten faßt dieselbe. Alles ist auf das unterrichtendste in Glasschränken geordnet. Im ersten Stockwerk findet man das Mineral- und Pflanzenreich; auch viele Versteinerungen, unter andern eine große Sammlung versteinerter Fische, unter welchen Einer sich befindet, der von der noch flüssigen Steinmasse in demselben Augenblicke muß umgeben worden sein als er einen andern kleinen Fisch verschlang, denn seine Beute ist ihm halb im Halse stecken geblieben, und ist hernach zugleich mit ihrem Räuber versteinert worden. Eines der merkwürdigsten Stücke ist auch ein sehr vollkommener, versteinerter Krokodillkinnbacken. — Mondsteine gibt es hier in Menge, auch ein Stück von dem berühmten alten Ensisheimer. — Weiterhin die Holzarten, ja die Früchte aller Welttheile, die man sonst nur etwa aus Reisebeschreibungen kannte. Die Früchte sind theils getrocknet, theils in Weingeist aufbewahrt; einige wenige auch in Wachs nachgebildet.

Im zweiten Stock ist das Thierreich befindlich. Da erblickt man zuerst unter Glas die Käfer, Schmetterlinge und alles kriechende Gewürm, dann kommen die Schlangen, Eidechsen, Schildkröten, dann die Vögel aller Art,

unendlich bunt und schön, zum Theil mit ihren Nestern und Eiern. Da ist der allerliebste Fliegenvogel, mit einem Nest voll Jungen, die nicht größer sind als Bienen, und ihre Mutter kommt an Größe etwa einer Bremse gleich. Nicht weit davon stehen die Riesenvögel Casuar und Strauß. In den herrlichen Colibris und den zahllosen Gattungen der Papageien hat die Natur ihre ganze Pracht zur Schau gelegt. — Ein großer Saal enthält die vierfüßigen Thiere, die Mitte des Saales füllen der buntgestreifte Zebra, das Rhinoceros, der Elephant, und endlich die ungeheure Giraffe, neben welcher der Elephant wie ein Zwerg steht. Zwei Schritte davon findet man auch das sibirische Mäuschen, das kleinste aller vierfüßigen Thiere. — Lieber Gott! wenn man in Gedanken den Fliegenvogel neben den Strauß, und das sibirische Mäuschen neben die Giraffe stellt, und sich dabei erinnert, daß jener Koloß nicht mehr Leben von der Natur empfing, als dieses winzige Wesen, daß die Genußfähigkeit in diesem kleinen Raume eben so kunstreich organisirt worden, als in jenem wandelnden Berge — zu wie manchen ernsten Betrachtungen ergibt sich hier der Stoff. — An den Wänden umher stehen, außer den bekanntern Thieren, die man auch wohl an andern Orten findet, der Hippopotamus (Nilpferd), die Seekuh, die Antilope, Faulthier, Ameisenfresser, kurz alles, was man vorher nur im Büffon gemalt gesehen hatte. Auch das seltsamste, erst kürzlich entdeckte Schnabelthier, welches eine bisher unausgefüllte Stufe zwi-

schen den Vögeln und vierfüßigen Thieren einnimmt. Doch war der Schnabel dieses Exemplars nicht so gut erhalten, als der eines andern, das ich bei dem Herrn Hofrath Blumenbach in Göttingen gesehen habe.

Das Lokal, so groß es auch scheint, ist bereits zu klein geworden, und man denkt auf Vergrößerung; denn für die neuen Sachen, welche Kapitän Baudin mitgebracht, ist schon kein Platz mehr. — Alle diese gehäuften Naturschätze stehen dem Schau- und Lernbegierigen täglich umsonst offen, und er braucht sich nicht mit dem Beschauen zu begnügen, sondern er kann auch in die schöne, daranstoßende Bibliothek gehen (welche durch Büffon's Bildsäule geschmückt wird), wo er alle in die Naturgeschichte einschlagende Werke findet, wo er sich gemächlich niederlassen, nachschlagen und excerpiren mag. Diese Anstalt ist einzig! sie entzückt! sie reißt den Fremden zum innigsten Danke gegen eine Regierung hin, die mit so lieberalen Gesinnungen alles mittheilt, hergibt, aufschließt, was Fremde und Einheimische zur Vervollkommnung der Wissenschaften ermuntern kann.

Da der berühmte Cuvier am andern Ende des Gartens wohnt, so erwähne ich hier sogleich seines eigenen anatomischen Kabinets, welches füglich, sowohl der Größe als des Inhalts wegen, auch Gallerie genannt werden könnte. Der wackere Cuvier zeigt es bereitwillig und spricht sehr lehrreich darüber.

Hier findet man die kleinsten Geschöpfe, Insekten sogar, mit bewundernswürdiger Kunst und Geduld ana-

tomirt, unter andern einen Seidenwurm mit ſeinen Eiern, der ſo fein bearbeitet iſt, daß man faſt auf den Gedanken geräth, Cuvier müſſe, ſtatt der Augen, zwei Mikroskope im Kopfe haben. Das Küchlein von ſeiner erſten Entſtehung im Ei bis zum Auskriechen. Eine Menge ſkeletirte Fiſche und vierfüßige Thiere, unter letztern die prächtige Giraffe, die vormals der Erbſtatthalter beſaß. Ein Paar Kameele, die neben ihr ſtehen, können ihr bequem unter dem Bauche durchkriechen. Ein Krokodillkopf, an dem deutlich zu gewahren, daß, gegen den bisherigen Glauben, der Krokodill den obern Kinnbacken auf und zu thut, der untere hingegen unbeweglich iſt. Ein Paar Elephantengerippe u. ſ. w., Mißgeburten von Menſchen und Thieren. Das Skelett des niedlichen Zwergs Bebe, eines Lieblings des Königs Auguſt von Polen. Mehrere Mumien, theils egyptiſche, theils der Guanchen, der Ureinwohner der Inſel Teneriffa. Letztere haben die Zähne ſo abgeſtumpft, daß man den ſichern Schluß daraus ziehen kann, ſie haben ſich blos von Vegetabilien genährt; ihre Köpfe ſind ſehr ſchön geformt, und Cuvier meint, dieſes ausgeſtorbene, oder vielmehr ausgerottete Volk müſſe eine ſchöne, edle Menſchenrace geweſen ſein. — Die Sammlung von Köpfen iſt noch im Werden, bis jetzt ſteht ſie der Blumenbach'ſchen noch weit nach. Traurig iſt die Bemerkung für die Seelenverfechter und allgemeinen Freiheitsprediger, daß die Negerköpfe gerade die Abſtufung zwiſchen Menſchen und Affen ausmachen, eben ſo verſchoben, wie die der Affen,

auch das Kinn einwärts gehend, wie bei den Thieren, alſo — möchten doch wohl die Neger nicht unſere Brüder ſein. — Von Gall's Siſtem ſprach Cuvier zwar mit Intereſſe (er korreſpondirt ſelbſt mit ihm), meinte auch, daß im Ganzen viel Wahres darin liege, nur laſſe ſich wohl im Einzelnen und Kleinen noch nicht ſo viel beſtimmen, als Gall thue. Ich wüßte doch nicht warum? Iſt nur erſt das Ganze erprobt, ſo muß das Einzelne ſich ja durch Erfahrung ausmitteln laſſen, und wer Gall's Siſtem nur einmal durch ihn ſelbſt hat vortragen hören, der wird unwillkürlich von der Evidenz ſeiner vor Augen liegenden Beweiſe hingeriſſen.

Sehr merkwürdig iſt eine Sammlung verſteinerter Knochen, die, obwohl ſie alle in der Gegend um Paris gefunden worden, doch wohl fünfzehn Thierarten enthalten, die heut zu Tage gar nicht exiſtiren, und offenbar zu einer bereits zerſtörten Schöpfung unſerer Welt gehört haben. Aehnliche Thiere hat die neue Schöpfung wieder hervorgebracht, doch dieſelben nicht wieder. Hier iſt Gelegenheit, ſich in einen Abgrund verwirrender Gedanken zu ſtürzen. Cuvier ſchreibt in dieſem Augenblicke ein Buch über dieſen Gegenſtand, deſſen Erſcheinen wohl Tauſende, gleich mir, mit Verlangen entgegen ſehen werden. — Eine Sammlung von Köpfen, vom erſten Augenblicke des Lebens an, Jahr für Jahr, bis in's hohe Alter, iſt noch unvollſtändig. — Eine Sammlung der verſchiedenen Vogelfedern, nicht um der Farben, ſondern um der Geſtalt willen. — Die Struktur des Auges, des

Ohres, der Zeugungstheile, in Wachs nachgebildet, doch weniger schön als bei Bertrand u. s. w. Ein Transport afrikanischer Thiere, vom Bey von Tunis geschenkt, ist jetzt unterwegs. Cuvier rühmt besonders, daß die in fernen Ländern kommandirenden Generäle es sich sehr angelegen sein lassen, die verschiedenen Sammlungen des Jardin des plantes zu bereichern. — Ein Beutelthier war vor ein paar Tagen gestorben, und wurde eben anatomirt. Dagegen ist das Weibchen des Kanguru trächtig.

Der falsche Dauphin.

Diese seltsame, in Deutschland meines Wissens noch nicht bekannt gewordene Geschichte wird um so mehr in Erstaunen setzen, wenn ich versichere, daß es noch jetzt eine Menge Menschen in Frankreich gibt, welche nicht allein steif und fest glauben, Ludwig der Siebzehnte lebe noch, sondern auch ziemlich scheinbare Gründe dafür anführen. Kämen nicht einige offenbare Märchen dabei vor, so müßte man wenigstens bekennen, die Sache sei möglich. Die Geschichte ist übrigens aktenmäßig bekannt gemacht worden; ich will sie dem Leser mittheilen, zuerst so, wie das Gouvernement und die Richterstühle sie erzählen, alsdann so, wie der Held der Geschichte und seine Anhänger sie glauben machen gewollt haben.

Jean Marie Hervagault ist der Sohn eines Schneiders zu St. Lo, von einnehmender Gestalt, Gesichtszügen, welche mit denen Ludwigs XVI. viel Aehnlichkeit haben,

blond, ſchlank, lebhaft, arglos ſich hingebend, ſchnell faſſend, Unſchuld trefflich heuchelnd; alſo viele gute Anlagen, aber ohne Erziehung. Man muthmaßt, er ſei ein Kind der Liebe des ehemaligen Herzogs von Valentinois, welcher Güter in der Normandie beſaß. Die wundergleichen Begebenheiten der Revolution verrückten ihm den Kopf; er ſah, daß ſo Mancher aus dem Staube ſich emporgeſchwungen hatte, er wollte es auch verſuchen. Im September 1796 lief er aus dem väterlichen Hauſe, ſchweifte auf dem Lande herum, und gab ſich für den Sohn einer angeſehenen, durch die Revolution heruntergekommenen Familie aus. Jugend, Unſchuld und Wahrſcheinlichkeit ſeiner Erzählungen verſchafften ihm überall günſtige Aufnahme und Unterſtützung. Er hatte keinen Paß, aber Niemand fragte ihn darnach. Er wurde dreiſter, wagte es, nun auch in Städten ſein Handwerk zu treiben, kam nach Cherbourg. Hier aber wurde er bald als Vagabund arretirt. Sein Vater, der Schneider erfuhr es, eilte herbei, ihn in Empfang zu nehmen, und wunderte ſich nicht wenig, ihn mit Geld und Kleinodien reichlich verſehen zu finden. Er nahm ihn wieder mit zurück nach St. Lo, wo aber der junge lebhafte Menſch nicht lange aushielt, ſondern bald zum zweiten Mal davon lief, im Departement du Calvados herum irrte, und, an Leib und Geiſt gewachſen, ſein Märchen noch beſſer erſann, als das erſte Mal. Bald gab er ſich für einen Sohn des Prinzen Monaco, bald des Herzog von Urſel in den Niederlanden aus. So ſtieg er von Stufe zu Stufe; es währte nicht lange, ſo war er ſchon

Frik. Sie werden nicht roth über Zweydeutigkeiten.

Bab. Weil ich sie nicht verstehe.

Frik. Sie sind nicht ein bischen kokett.

Bab. Wünschen sie das?

Frik. Sie sind kein starker Geist; spotten nie über Vorurtheile; machen sich nie lustig über das Alter; nicht einmal zu medisiren verstehen Sie.

Bab. Vetter, wenn das Ihr Ernst wäre, ich würde aufhören Ihnen gut zu seyn.

Frik. Sind Sie mir denn gut?

Bab. O ja, recht von Herzen. Sie sind ja der Einzige im Hause, der, die ewigen Neckereyen ausgenommen, mir nicht übel begegnet.

Frik. Und doch wollten Sie mich gestern Abend nicht küssen?

Bab. Sind die Küsse bey Ihnen der Maasstab der Freundschaft?

verwandt mit Ludwig XVI., mit Kaiser Joseph II. und mit dem König von Preußen; um seiner bedrohten Sicherheit willen reiste er in Frauenzimmerkleidern, und gab vor, er komme eben aus England zurück, wohin er seinem emigrirten Vater Geld gebracht.

Viele, sehr viele Leute von Rang und Erziehung wurden getäuscht, denn er schmeichelte ihren alten Vorurtheilen, besonders nahmen sich die Damen seiner an, denn der schöne Jüngling sprach zu ihren Herzen. Seine Abenteuer fingen an einiges Aufsehen zu erregen, da wurde er in Weibertracht abermals arretirt und nach Bayeur in's Gefängniß gebracht. Bayeur ist nur zehn Meilen von St. Lo, sein Vater kam zum zweiten Mal, ihn zu befreien, und man war, in Rücksicht seiner Jugend, auch zum zweiten Mal so nachsichtsvoll, ihn der väterlichen Gewalt auszuliefern. Er sollte nun Schneider werden; der Gedanke war ihm unerträglich. Er entsprang zum dritten Mal.

Im October 1797 befindet er sich auf der Diligence zwischen Laval und Alençon, sehr einfach und seinem Geschlechte gemäß gekleidet. Nicht weit von Alençon steigt er ab, und geht seitwärts nach einem Dorfe, genannt les Joncherets. Die Nacht überfällt ihn, er bittet einen Bauer um ein Nachtlager. Man weiset ihn nach dem Hause der Demoiselle Talon-Lacombe, wo er mehr Bequemlichkeit finden werde. Er geht dahin, sagt, er gehöre zu der Familie Montmorency, habe Schloß und Güter bei Dreux, irre verlassen und verfolgt umher. Die Dame interessirt sich lebhaft für ihn, gibt ihm Kleider und Geld, welches

er bei seiner Ankunft zu Dreux zu erstatten verspricht. Er läßt sich's hier eine Zeit lang wohl sein, spielt den vornehmen Herrn, und schenkt z. E. dem Stalljungen, der ihm das Pferd zum Spazirenreiten sattelt, einen Louis.

Endlich muß er sich doch zur Abreise entschließen, und Demoiselle Lacombe begleitet ihn nach Dreux, um dort ihre Auslagen wieder zu erhalten. Sie kommen glücklich dahin, aber Schloß und Güter sind verschwunden. Was ist natürlicher? Die Revolution erklärt Alles. Um fünfzig Louis ärmer, und an Erfahrung reicher, kehrt die Dame zurück. Der junge Held wird immer dreister. Im Mai 1798 wagt er sich auf der Diligence nach Meaux (nur acht Posten von Paris) und steigt im Wirthshause ab. Hier gibt man ihm zwar zu essen, versagt ihm aber ein Nachtlager, weil er ohne Paß reist. Eine Pariser Kaufmannsfrau, Laravine, die sich gerade zu Meaux aufhält, erbarmt sich seiner, und erlaubt ihm in ihrem Warenlager zu schlafen. Diese Gefälligkeit gibt ihm Muth, mehr bei ihr zu wagen, und es glückt. Er sagt ihr, er sei der Sohn eines reichen Pächters zu Damery, jetzt auf der Flucht, um der Aushebung zum Rekruten zu entgehen. Madame Laravine schenkt ihm noch vier Louis, und er miethet sich einen Platz auf der Diligence nach Straßburg.

Etwa eine Meile von Chalons verschwindet er, Postillon und Kondukteur erwarten ihn lange vergebens. Er geht nach dem Dorfe Mery, und will sein Märchen auf dem Schlosse Guignaucourt auskramen, allein hier traut man ihm nicht, er wird arretirt und zum Friedensrichter nach

Cernon gebracht. Auf die Frage: wer er sei? versetzt er geheimnißvoll, er habe darauf nichts zu antworten. Man liefert ihn aus nach Chalons. Hier wird er abermals um seinen Namen befragt und antwortet stolz: »man wird ihn nur zu früh erfahren.« — Endlich sagt er, er heiße Louis-Antoine-Jean-François de Longueville, sein Vater sei todt, seine Mutter Madame Sainte-Emilie, wohnhaft zu Beuzeville bei Pont-Audemer im Departement de l'Eure. Man muß gestehen, daß man nicht umständlicher lügen kann.

Von jetzt an, im Arrestshause zu Chalons, affektirt Hervagault einen vornehmen Ton und ein geheimnißvolles Wesen, reitzt die Neubegier, gibt Winke, und kurz, es währt nicht lange, so murmelt man sich in's Ohr: es ist der Dauphin! der Sohn Ludwig des Sechzehnten! — Der Kerkermeister selbst glaubt das Märchen, und thut ihm Vorschub. Zwei Kaufmannsfrauen aus Chalons, Saignes und Felize, werden in das Geheimniß eingeweiht, bald verbreitet es sich, niemand zweifelt mehr, — seine Gestalt, seine Manieren — man darf ihn nur sehen, rufen die gläubigen Seelen, auf den ersten Blick erkennt man ihn. Alle Einwohner von Chalons der vormals privilegirten Klassen, werden nach und nach zu Vertrauten und Anhängern geworben, alle wetteifern, den letzten unglücklichen Zweig ihrer Könige zu unterstützen. Seine Tafel wird täglich mit Leckereien aller Art besetzt, seine Zimmer werden elegant möblirt; man hält ihm Lehrer, der Kerkermeister ist gehorsam und ehrfurchtsvoll, sein

Gefangener darf ſpaziren gehen, ſo oft ihm beliebt, doch ſtets als Mädchen verkleidet; das Gefängniß verwandelt ſich gleichſam in ein Luſtſchloß.

Indeſſen waren die Eingeweihten nicht immer vorſichtig genug, ſie ließen in der Freude ihres Herzens ſich hier und da ein Wörtchen entſchlüpfen, die Obrigkeit wurde aufmerkſam, und, nachdem jene Maskerade einige Monate lang geſpielt worden war, befragte man Hervagault ſchärfer. Liſtig und mit Geberden, die das Gegentheil beſagten, erklärte er nun ſelber, er ſei der Sohn eines Schneiders zu St. Lo. Man ſchrieb an den Vater, die Wahrheit der Ausſage beſtätigte ſich, und man verdammte ihn zu monatlichem Gefängniß. Dieſe gelinde Strafe wurde von den Eingeweihten mehr als ein davon getragener Sieg betrachtet; ſie hatten, während der Unterſuchung, gezittert, daß der wahre Stand des Gefangenen werde entdeckt werden. Um ihn, nach überſtandener Strafe, der Wachſamkeit der Polizei zu entziehen, verſieht man ihn reichlich mit Geld, auch Juwelen, und hilft ihm fort. Er iſt ſehr zufrieden mit dieſem Ausgang, und fängt nunmehr an, ſeine Rolle im Departement Chalvados, und zwar zu Vire, zu ſpielen. Hier macht er wenig Proſelyten, wird bald auf's neue arretirt, und dieſesmal mit mehrerer Strenge zu zweijähriger Gefangenſchaft verurtheilt. Da die Einwohner von Vire ihn blos als einen jungen Taugenichts betrachteten, ſo würde er dieſe zwei Jahre ſehr übel zugebracht haben, hätten nicht die Getreuen von Chalons ihn fortwährend unterſtützt, wobei Madame Saignes die

troſtreiche Korreſpondenz führte. Dieſe Frau meinte es wirklich gut mit ihm, ſie wünſchte auch, er möchte die Zeit ſeiner Gefangenſchaft dazu anwenden, ſich zu unterrichten, aber er ergab ſich dem Trunke, und verließ nach zwei Jahren das Gefängniß ſchlechter als vorher. Madame Saignes holte ihn ſelbſt von Vire ab, um ihn zurück nach Chalons in den Kreis ſeiner Getreuen zu führen. Dort wurde alles auf das herrlichſte zu ſeinem Empfange vorbereitet; er kommt, wird komplimentirt, man ſtreut ihm Blumen, man behandelt ihn mit ausgezeichneter Ehrfurcht, das Horn des Ueberfluſſes wird von neuem über den Schneiderſohn von St. Lo ausgeſchüttet.

Die Polizei kam bald auf die Spur, aber die Getreuen erhielten Wind davon, man berathſchlagte, und fand für gut, den Dauphin auf Reiſen zu ſchicken. Seine Reiſeroute richtete man ſo ein, daß er überall Vertraute fand, die, von ſeinem hohen Stande unterrichtet, ihm die gebührende Aufmerkſamkeit bewieſen. So war er einmal zu Rheims, und zweimal zu Vitry-le Français, auch oft auf Landgütern, überall wechſelten Bälle, Konzerte, Feſte aller Art. Zu Vitry wohnt er prächtig und bequem in dem Hauſe der Madame de Rambecourt, deren Gemahl ihn wie ſeinen Schatten begleitet, ihn aufmerkſam bedient, gleichſam ſeinen Kammerherrn macht. Am Tage des heil. Louis gibt man ihm, als an ſeinem Namenstage, ein herrliches Feſt, wobei die Damen Lieder ihm zu Ehren ſingen. Man nennt ihn im vertrauten Kreiſe ſtets mon prince. Man läßt ſein Portrait als das des Dauphins herum-

gehen; man erzählt, der Papſt ſelber habe ihm ein Zeichen auf das Bein gedrückt, um ihn einſt wieder daran zu erkennen; man theilt ſich endlich den Brief eines Biſchofs mit, der, gleichfalls getäuſcht, in den ehrerbietigſten Ausdrücken an den jungen Landſtreicher ſchreibt, und durch ſein Beiſpiel manchen, der noch wankte, überzeugt. Schon bildet ſich eine Art von Hof um Ludwig XVII., er hat Favoriten, wird bald die großen Hofchargen beſetzen; unter ſeinen Anhängern finden ſich Namen von Bedeutung. Alle glühen von Enthuſiasmus, und ſind bereit, ihm die größten Opfer zu bringen. Männer von Geburt und Rang ſchätzen ſich glücklich, ihm gleich Kammerdienern die niedrigſten Dienſte zu leiſten. Geizhälſe werden verſchwenderiſch, wenn ſie nur das Glück haben können, ihn zu bewirthen. Natürlich, daß alles das der wachſamen Polizei nicht entgehen konnte, der Polizeiminiſter Fouché erfuhr zu Paris alles, was zu Vitry vorging, und plötzlich machte ein Verhaftsbefehl der Komedie ein Ende. Aber ſelbſt bei dieſer Verhaftung betrug ſich Hervagault mit einem Stolz, mit einer Würde, die Allen imponirte; ſeine betrübten Anhänger umgaben ihn mit tiefſtem Reſpekt; einer derſelben bat gerührt um die Erlaubniß, ihn umarmen zu dürfen; da reichte ihm der Schneidersſohn nachläſſig die Hand zum Kuß. Gleich am erſten Abend der Verhaftung wird im Kerker ein ſplendides Gaſtmahl veranſtaltet. Man bittet um ſeine Befreiung und will Bürgſchaft für ihn ſtellen, aber vergebens. Man kann alſo nichts weiter thun, als

ihm seine Gefangenschaft auf alle nur mögliche Weise erleichtern. Er wurde stets auf das köstlichste servirt, und war schon so daran verwöhnt, daß, als man ihm einst zum Abendessen ein Huhn, eine Taube, Salat und eine Crême brachte, er das nicht hinreichend fand, sondern es auf die Erde warf. Der Notarius Adnet nannte ihn selbst im Gefängniß Monseigneur, und wurde dafür gnädig belohnt durch die Benennung mon petit page, mon petit valet de chambre d'amitié.

So spielt er seine Rolle kaltblütig und mit Würde fort. Geht er zur Messe, so trägt ihm ein Bedienter Kissen und Gebetbuch nach. Er ernennt sich einen Sekretär, der in seinem Namen Louis Charles unterzeichnen muß. Wenn man einen großen Namen trägt, äußert er gegen die Richter, so ist man der Verfolgung ausgesetzt. — Der Maire von Vitry sah sich endlich genöthigt, um des großen Zulaufs willen, ihn enger einzuschränken, auch den ungeheuren Lieferungen von Wein und Speisen vernünftige Grenzen zu setzen. Die nothwendigsten Personen ausgenommen, mußte man einen Erlaubnißschein haben, um ihn zu besuchen.

Sein Verbrechen wurde indessen noch immer aus keinem politischen Gesichtspunkte betrachtet, sondern blos der Polizeibehörde (police correctionelle) zur Untersuchung und Bestrafung übergeben. Auch Madame Saignes wurde als seine Mitschuldige eingezogen, da man ihr aber nichts beweisen konnte, wieder auf freien Fuß gestellt. Hervagault hingegen wurde zu Ende des Jahres 1802 wegen Escro-

querie und Mißbrauch der Leichtgläubigkeit des Volkes zu vierjähriger Gefängnißstrafe im Zuchthause zu Oſtende kondemnirt. Sowohl Hervagault, als auch der Fiskal des Gouvernements, appellirten beide von dieſem Urtheil.

Die Sache ſollte nun zu Rheims verhandelt werden. Plötzlich tritt ein neuer und ſehr wichtiger Schauſpieler in dieſer Tragi-Komödie auf. Der alte Prälat, L. v. S., Biſchof v. V., ein wegen ſeiner Redlichkeit, ſtrengen Sitten und Gelehrſamkeit allgemein geachteter Greis, hält ſich überzeugt, daß Hervagault wirklich der echte und rechte Dauphin ſei. Er hat ſogar mit den Wundärzten geſprochen, die den vermeinten Leichnam des Dauphin im Tempel geöffnet, und ihn verſichert haben, es ſei nicht der des Dauphin geweſen. Er beſchließt ſeinen jungen Monarchen zu befreien, leiht große Summen, verläßt ſein Amt, kommt nach Rheims, korreſpondirt durch den Kerkermeiſter mit dem Gefangenen, und glaubt endlich ſeiner Sache gewiß zu ſein. Der Tod des Dauphin iſt ihm eine politiſche Lüge des Nationalkonvents. Er glaubt ſich auch berufen, dem vernachläßigten Prinzen eine Erziehung zu geben, ſeine Abſichten ſind rein und vortrefflich; er ſchickt ihm Bücher, unter andern einſt le Genie du Christianisme, von Chateaubriand, und das Trauerſpiel Athalie, worauf er zu ſeiner Verwunderung die Antwort erhält: „Spotten Sie meiner? alles das weiß ich auswendig.“

Was der alte Prälat am meiſten für ſeinen Schützling fürchtet, iſt Deportation. Er bietet, um dies zu verhindern,

alle Kräfte, selbst seine Freunde in Paris auf; er entwirft eine Liste der Personen, denen er des Dauphins Schicksal anvertrauen will, man findet darauf unter andern die Namen Brissac, Necker, Madame de Stael, Montesson, Roquelaure, Angouleme, Tallayrand, Puysegur, Boufflers, Laharpe u. s. w. Einige glauben ihm, andere nicht; einige geben ihm die Namen Blondel und neuer Joab. Man bedient sich der Ziffersprache; man macht sogar das Projekt, den Dauphin mit einer weitläufigen jungen Verwandtin des königlichen Hauses zu vermählen. Hervagault weigert sich anfangs beizustimmen, denn er hat (wie wir hernach hören werden) der liebenswürdigen Schwester der Königin von Portugall Treue geschworen, er gibt aber endlich aus Staatsgründen nach, und es wird beschlossen, für ihn zu werben.

Ehe aber alle diese Unterhandlungen recht in Gang kamen, wurde der Prozeß vor dem Kriminalgericht zu Rheims noch einmal öffentlich untersucht, und zwar in Gegenwart eines zahlreichen Volkes, welches sich offenbar auf die Seite des Beklagten neigte, laut gegen den Fiskal des Gouvernements murrte, hingegen Hervagault's Vertheidiger mit Enthusiasmus beklatschte. Die Richter ließen sich aber nicht irre machen, sondern bestätigten das erste Urtheil. Während sie in einem andern Zimmer noch deliberirten, sah man die bangste Erwartung auf allen Gesichtern. Hervagault hörte sein Urtheil mit einem spöttischen Lächeln kaltblütig an, und seine Anhänger, statt von den Gründen der Richter überzeugt zu werden, blieben nur noch halsstarriger auf ihrer

Meinung. Man fuhr fort, im Gefängniß ihn königlich zu bedienen. Er hatte unter andern einen silbernen Becher mit den Buchstaben L. C. (Louis Charles) und der alten französischen Krone geschmückt; er sagte dem Kerkermeister, das sei sein Chiffre. Keiner seiner Anhänger wurde abtrünnig, im Gegentheil, ihr Eifer verdoppelte sich, und der alte ehrwürdige Bischof v. B. stand immer an der Spitze. Ja, dieser letztere beschränkte seinen Eifer nicht auf Geschenke und guten Rath, er wollte auch thätig sein, und, als er in Erfahrung brachte, daß man seinen illüstren Pupillen von Rheims nach Soissons bringen wolle, beschloß er, ihn auf der Landstraße den Händen seiner Verfolger zu entreißen. Dieses junge Projekt eines alten Kopfes wurde verrathen, man bemächtigte sich des Bischofs, wie auch seiner Papiere, und fand darin den Beweis, daß er wirklich den Schneidersohn von Saint Lo die Rolle des Dauphin habe wollen spielen lassen. Er läugnete das auch gar nicht, sondern erklärte geradezu, daß er Hervagault für den Dauphin halte. Das Gouvernement hatte Mitleid mit dem Greise, und setzte ihn in Freiheit. Auch mit Hervagault würde es milde verfahren haben, wäre er nur irgend zu bessern gewesen; doch da er in Soissons sich abermals schnell einen Anhang bildete, so hat man ihn verschwinden lassen.

Um nun aber begreiflich zu finden, wie so viele angesehene und kluge Leute sich von diesem rohen Jüngling konnten täuschen lassen, hätte man ihn selbst müssen erzählen hören. Mit großer Rührung erinnerte er sich, wie sein

Frik. Allerdings. Ein wahrer Nilmeſſer. Je mehr Küſſe, je höher ſteigt die Flut, je fruchtbarer das Land. Küſſen Sie mich jetzt.

Bab. Nein.

Frik. Ich bitte.

Bab. Es wird nichts daraus.

Frik. Ich drohe.

Bab. Ha! ha! ha!

Frik. Ich brauche Gewalt.

Bab. Hüten Sie ſich! ich taufe Sie mit dem Spülnapfe.

Frik. Das wollen wir doch ſehn. (Er küßt ſie mit Gewalt auf die Backe. In dieſem Augenblicke ſchnarcht Langſalm ſehr ſtark. Babet erſchrickt, ſchreyt, und läßt eine Taſſe fallen, die ſie eben in der Hand hatte.)

Bab. Ach! ums Himmelswillen! ich habe die Mundtaſſe der Tante zerbrochen.

Frik. Zerbrochen? ha! ha! ha! nulle fête ſans verre caſſé.

Bab. Daran ſind Sie ſchuld.

Frik,

Vater Ludwig XVI. ihm noch im Kerker Unterricht in Geschichte und Geographie gegeben; mit dem Ton der unbefangenen Wahrheit sprach er von einer Hündin, die seine Mutter, Marie Antoinette, sehr geliebt und Fidele genannt hätte. Die kleinsten Umstände malte er mit kindlicher Lebhaftigkeit, und vergaß auch nicht, daß sein Kerkermeister Simon ihn sogar des Nachts aufgeschreckt habe, um sich zu überzeugen, daß er nicht entführt sei. »Ich mußte,« fuhr er fort, »die niedrigsten Arbeiten verrichten, meine Gesundheit litt darunter. — Der neunte Thermidor erleichterte das Schicksal so mancher Schlachtopfer der Revolution, auch das meinige; man gab mir bessere Kleidung, gesundere Speisen, man erlaubte mir sogar die Spiele meines Alters. Meine Schwester durfte zu mir kommen, mit mir essen, mit mir spielen. Welch ein Augenblick, der erste unserer Wiedervereinigung! (er weinte bitterlich, wenn er davon sprach). Indessen wurde meine Gesundheit doch immer schwächer, die Kerkerluft würde mich getödtet haben, aber Gott hatte beschlossen, mir Hilfe zu senden.«

»Eines Tages, gegen Ende des Mai 1795, als ich eben einschlummern wollte, näherte sich mir einer meiner Wächter, den ich seiner Sanftmuth halben stets geliebt hatte, und flüsterte mir zu: Gutes Kind, hier im Gefängniß würdest du bald sterben; aber Leute, die dich lieben, wenn du sie gleich nicht kennst, lassen dir sagen, wenn du schweigst, so wollen sie dich bald an einen Ort bringen, wo du frei sein, und mit Kindern deines Alters spielen wirst. — Ich verschlang seine Worte, versprach, mir nichts merken

zu lassen, und harrte sehnsuchtsvoll der Erfüllung seines Versprechens.»

»Am andern Abend, um die nämliche Zeit, kam ein Wagen, mit weißer Wäsche beladen, auf den Hof, die man gegen schmutzige Wäsche auszutauschen gewohnt war. Unter diesem Weißzeug lag ein sehr krank aussehendes Kind meines Alters verborgen. Mich nahm ein starker Mann, als Matrose gekleidet, in seinen Arm, steckte mich unter einen Haufen alter Wäsche, und nur eine kleine Oeffnung schützte mich vor dem Ersticken. Das letzte, was ich in meinem Kerker sah, war das schlafende kranke Kind, welches in mein Bett gelegt wurde. Ich wurde ziemlich unsanft auf den unten stehenden Wagen geworfen, und ohne Hinderniß nach Chaillot gefahren. Sobald wir aus dem Tempel waren, lüftete man mich ein wenig, nur bei der Barriere wurde ich wieder ganz bedeckt. Zu Passy trug man mich, noch immer eingewickelt, in eine niedrige Stube, wo man mich ganz in Freiheit setzte. Drei unbekannte Männer sah ich hier, die sich zu meinen Füßen stürzten, und vor Freude außer sich schienen. Man kleidete mich schnell in Weibertracht, setzte mich in eine Postchaise, und nahm den Weg nach der Vendee zu der Armee der Royalisten. — Was es eigentlich mit meiner Befreiung für eine Bewandtniß gehabt, habe ich erst spät erfahren. Nach dem Sturz Robespierre's nämlich wurden die herrschenden Parteien unter sich selbst uneinig, viele neigten sich zur Wiederherstellung der Königswürde, man näherte sich den Royalisten in der Vendee, man pflog Unterhandlungen mit ihnen durch das Konventsmitglied

Ruelle, und einer der erſten Punkte, worauf jene beſtanden, war meine Auslieferung, dem jedoch der Wohlfahrtsausſchuß die Einſchränkung hinzufügte, daß dieſelbe anfangs verhehlt, und ein anderes Kind an meiner Stelle untergeſchoben werden müſſe. Nach langen und heftigen Debatten geſtanden die Royaliſten das zu. Die Schwierigkeit war, nur noch ein Kind zu finden, das man für mich paſſiren laſſen konnte. Der Graf Louis de Frotté übernahm es, und ſchickte den Abbé Laurent deshalb nach der Normandie, begleitet von ſeinem Adjutanten Dühamel. Sie beſtechen zu St. Lo einen Schneider, Namens Hervagault, ſeinen mir ähnlichen Sohn für zweimalhunderttauſend Livres dem allgemeinen Beſten zu opfern. Man verſicherte den Schneider übrigens, daß er für das Leben ſeines Sohnes nichts zu beſorgen habe, und man verſchwieg ihm ſogar, daß das Kind durch eine ſtarke Portion Opium in einen tiefen Schlaf verſenkt werden ſollte.“

»Im Tempel war nur dreien Perſonen das Geheimniß vertraut, der Frau des Kerkermeiſters, dem oben erwähnten Wächter, und dem Wäſcher des Gefängniſſes. Der letztere war es, der mich heraustrug, und zu Paſſy an die Herren de Frotté, du Chatelier, und den Abbé Laurent ablieferte. — Zwei Stunden nach meiner Befreiung kam der berühmte Arzt Deſſault, deſſen Sorgfalt ich anvertraut war, in den Tempel. Eine zu ſtarke Doſis Opium hatte das Kind, das in meinem Bette lag, in einen todtenähnlichen Schlaf verſenkt. Deſſault wollte es befühlen, ohne es zu erwecken; als er aber die Hand auf den Körper des-

ſelben legte, ſpürte er eine Verſchiedenheit mit dem meinigen, die ihm einen Schrei auspreßte. Sein Erſtaunen verwandelte ſich in das heftigſte Schrecken, als er bei näherer Beſichtigung nicht mehr zweifeln konnte, es ſei ganz ein anderes Kind. Faſt eine Stunde lang blieb er in ſtarrem Entſetzen. Er überdachte ſeine Verantwortlichkeit, die Gefahr, in welcher ſein Kopf ſchwebte, und beſchloß endlich ſich zu decken, indem er einen geheimen, der Wahrheit gemäßen Rapport an den Comité der öffentlichen Sicherheit ſandte. Hier präſidirte Rovère, der im Geheimniß war, und ſeinen erſtaunten, wüthenden Kollegen, nachdem ihre erſte Heftigkeit ſich gelegt hatte, bewies, daß Schweigen hier das Beſte ſei, zumal, da das fremde kränkliche Kind wahrſcheinlich ſterben werde, und es dann leicht ſei, ganz Europa zu überreden, der wirkliche Dauphin ſei geſtorben. Deſſault aber wurde vorgefordert, und mit ſo bittern Vorwürfen überhäuft, daß er von Kummer und Verdruß überwältigt, in eine ſchwere Krankheit fiel und ſtarb. Mein kleiner Stellvertreter that dasſelbe. Deſſault's Nachfolger öffnete den Leichnam, merkte auch wohl, daß es nicht der meinige ſei, und bediente ſich daher im procès verbal der zweideutigen Wendung: Nous sommes procédés à l'ouverture d'un cadavre, que les commissaires nous présentèrent comme celui du fils de Louis Capet.“

„Indeſſen rollte ich mit meinen Befreiern auf der Landſtraße. Die friſche Luft und das Schütteln des Wagens zogen mir anfangs eine Ohnmacht zu. Als ich aber an beides mich gewöhnt hatte, machte der freie Anblick der Na-

tur mir unaussprechliches Vergnügen. Die Bewegung, deren ich so lange entbehren mußte, und die gute reichliche Nahrung, mit der man mich versah, stärkten meine Gesundheit sichtbarlich. Wir kamen glücklich in das Hauptquartier der Royalisten nach Belleville, wo man mich mit einer Art von Gouvernante in das Schloß logirte. Nach Charette, der eben nicht zugegen war, wurden Boten ausgesandt. Er besuchte mich mit Stofflet, betrachtete mich sehr genau, war kalt und einsilbig, bezeigte mir aber alle Ehrerbietung. — Wie die Friedensunterhandlungen durch die Treulosigkeit der Republikaner abgebrochen wurden, ist bekannt. Die unglückliche Expedition von Quiberon hatte einen traurigen Einfluß auf mein Schicksal. Das Kabinet von St. James, und die französischen Prinzen, besonders der Graf Artois, wollten nichts von einer beschränkten Monarchie hören, zu welcher die Royalisten sich verstanden, und um deren willen die Republikaner mich ausgeliefert hatten. Diesem politischen Zwiespalt wurde ich, mit des listigen Puysaye's Hilfe, geopfert. Charette selbst, den ich oft zu Pferde begleitete, verbot mir ernstlich, meinen Stand zu entdecken. Der Ruf von meinem Tode fand immer mehr Glauben. Die wenigen besser Unterrichteten durften nicht wagen, sich und mich selbst in Gefahr zu setzen. Endlich verlangte England meine Auslieferung, theils unter dem Vorwand, die Identität meiner Person zu bewahrheiten, theils weil ohnehin die coalisirten Mächte mich anerkennen müßten. Ich wurde also auf der Küste von St. Jean de Monts eingeschifft, und, von dem Chevalier de la Robe-

rie begleitet, landete ich zu Jerſei, wo der Prinz von Bouillon mich mit Auszeichnung empfing. Der Chevalier hatte eine von den Royaliſtenchefs unterzeichnete Erklärung bei ſich, wodurch ſie mich für den Sohn und Erben Ludwig des XVI. erkannten. Dasſelbe that der Herzog von Bouillon im Stillen. Das Podagra hielt ihn ab, mich vollends hinüber nach England zu begleiten."

»Bei meiner Ankunft zu London wurde ich ſogleich zu dem Herzog von Harcourt, Geſandten der franzöſiſchen Prinzen am engliſchen Hofe, geführt, der mich kalt empfing, und impertinente Fragen an mich that, auf die ich ihn keiner Antwort würdigte. Graf Artois wollte mich nicht ſehen, und nun war es klar, daß man Abſichten hatte, denen ich im Wege ſtand. Indeſſen bewirkte mir der Chevalier de la Roberie eine geheime Audienz bei dem König, dem man vieles verſchwiegen hatte. Ob Se. Majeſtät gleich, dem Rath ihrer Miniſter zufolge, mich nicht öffentlich anerkennen konnten, ſo ließen Sie mir doch Zimmer im Schloſſe einräumen, mich anſtändig bedienen, und behandelten mich überhaupt ſehr väterlich. Zuweilen ſpielte der König ſogar mit mir wie ein Kind, bei welcher Gelegenheit ich ihm einſt eine Ohrfeige gab."

»Mein Oheim, der Graf Artois, war ſo wüthend über die Aufnahme, die mir widerfuhr, daß er einſt durch einen ſeiner Köche meine Suppe vergiften ließ. Man entdeckte das Vorhaben noch zu rechter Zeit, und gab mir ſchnell Gegengift. Der König wollte meinen Oheim arretiren laſſen,

ich bat für ihn, und wendete den Blitz der Rache von ihm ab. Mein Leben war nun aber in England nicht mehr in Sicherheit, daher der König, obgleich er sich sehr ungern von mir trennte, beschloß, mich mit dringenden Empfehlungen nach Rom und Portugal zu senden."

»Von einem alten treuen Diener begleitet, und mit Geschenken überhäuft, reisete ich ab. Unter den letztern befand sich eine Schachtel von Mahagony, mit Gold beschlagen, in welcher eine Instruktion für Prinzen lag, die zum Thron bestimmt sind. Der König von England hatte sie ganz eigenhändig geschrieben, und, der Verlust dieses Kleinods war mir am schmerzlichsten, als ich nachher aller meiner Habseligkeiten beraubt wurde. Ich schiffte mich zu Portsmouth ein, und landete nach einer langen Fahrt, im Hafen von Ostia, von da ich nach Rom ging, und Pius dem Siebenten ein eigenhändiges Schreiben des Königs von England überreichte. Der Papst erstaunte, liebkoſete und segnete mich, wollte mich sogar insgeheim salben, und ließ mir, um mich stets wieder zu erkennen, das französische Wapen auf das rechte Bein, und die Worte, vive le roi, auf den linken Arm brennen. Es geschah im Beisein von zwanzig Kardinälen. Hierauf ging ich bald durch Spanien nach Portugal."

»In Spanien sah ich von meinen Verwandten Niemand als die Herzogin von Orleans, die sich zu meinen Füßen warf, ohne daß ich es verhindern konnte. Ich that keinen Schritt, um am Madrider Hofe vorgestellt zu werden, da ich wohl wußte, daß er Frankreich unterwürfig

ſei. In Portugal hingegen wurde ich über alle meine Erwartung aufgenommen. Nie werde ich Liſſabon, die Ufer des Tajo und den Palaſt von Quelus vergeſſen! Dort lernte ich zuerſt die Liebe kennen. Die Königin, die mir außerordentlich gewogen war, verſprach mir die Hand ihrer reizenden Schweſter, der Prinzeſſin Benediktine, Witwe des Prinzen von Braſilien; auch bot die Königin alles auf, um die Potentaten von Europa für mein Schickſal zu intereſſiren. Ihr verdanke ich es, daß neun Souverains (Portugal, England, der deutſche Kaiſer, Preußen, Sardinien, Schweden, Dänemark, Rußland und der Papſt) durch ihre Geſandten eine Erklärung unterzeichnen ließen, durch welche ich förmlich anerkannt und mir Beiſtand verſprochen wurde. Dieſe Erklärung muß in den Archiven des portugieſiſchen Hofes liegen."

»Indeſſen hatte die Ebbe und Flut der Revolution abermals andere Begebenheiten und Entwürfe herbeigeführt. Rovère und Pichegrü beriefen mich nach Frankreich und hielten ſich ihrer Sache gewiß. Ich verließ mit ſchmerzlichem Lebewohl den edlen gaſtfreien Hof von Portugall und meine geliebte Benediktine, ich landete in Hamburg, ging von da nach Berlin, und hatte zu Potsdam eine geheime Audienz bei dem König, der mich mit Achtung und Liebe aufnahm. Von da eilte ich in die Schweiz und erwartete daſelbſt auf Pichegrü's Landſitz Bellevau Nachrichten aus Frankreich. Sie kamen. Man ſchrieb mir, der Zeitpunkt ſei günſtig, ich ſolle mich augenblicklich einfinden. Ich reiſte in Frauenzimmerkleidung ab, und war

bereits bis Auxerre gekommen, als ich vernahm, daß meine Partei zu lange gezögert, und daß der 18. Fructidor alle meine Hoffnungen vernichtet habe. Schon gewöhnt an die Tücke des Schicksals blieb ich gelassen; veränderte sogleich meine Reiseroute und kam in kleinen Tagereisen in das Departement von Calvados, von da ich in einem Fischerbote nach Jersey zu entkommen hoffte. Ich schiffte mich auch wirklich ein, aber englische Kreuzer jagten mich zurück auf den Strand. Hier wurde ich, als verdächtig, arretirt und nach Cherbourg gebracht. Ich entwischte, fiel unter Räuber, kam fast nackend nach Paris, wurde von einigen alten treuen Dienern meines Vaters kärglich unterstützt, wollte, ihren Rath befolgend, nach Deutschland flüchten, wurde unterwegs bei Chalons abermals angehalten, ausgeliefert, verurtheilt — der Leser weiß das Uebrige.

Man muß gestehen, daß es fast unbegreiflich ist, wie ein ungehobelter Schneidersohn aus St. Lo ein so künstlich zusammengesetztes Märchen erfinden konnte. Das ist es auch, was noch jetzt seine Anhänger einwenden. Die Erzählung, sagen sie, trägt das Gepräge der Wahrheit, und hat man den Dauphin nicht ganz aus der Welt geschafft, so wird er über lang oder kurz wieder erscheinen, die goldenen Zeiten auf unsere Fluren zurück-, und seine Getreuen zu hohen Ehren bringen.

Lucian Bonaparte's Gemälde-Gallerie.

Sie steht Jedermann offen. Der Besitzer ist so gefällig, wenn Fremde kommen, sich in andere Zimmer zurück zu ziehen. Ich habe sie zweimal gesehen, das letztemal in Gegenwart des äußerst liebenswürdigen Besitzers, der nicht allein durch seine anspruchlos geäußerten Kenntnisse mir merkwürdig, sondern besonders auch durch sein häusliches Benehmen interessant wurde. Sein Kind auf den Armen tragend, mit ihm spielend, mit mir sprechend, einfach in Kleidung und Manieren, hat er mir eine liebgewordene Erinnerung zurückgelassen.

Seine Gallerie ist auserlesen, und hier habe ich ein Bild gefunden, welches unter den vielen tausend Bildern, die ich in meinem Leben sah, den tiefsten, bleibendsten, unauslöschlichsten Eindruck auf mich gemacht hat. Es ist Marcus Sextus, von einem jungen, leider, kränklichen Maler Guérin. Marcus Sextus kommt nach Hause und findet seine Frau todt. Da steht er vor der Leiche, hat die blaße erkaltete Hand zwischen den Fingern seiner beiden Hände und starrt vor sich hin. Seine Tochter schmiegt sich weinend um seine Füße. Das ist die ganze Gruppe, deren Total-Effekt durch nichts gestört wird. Tiefer hat nie ein Maler oder Dichter empfunden, als dieser Guérin; sprechender ist nie die stumme Verzweiflung ausgedrückt worden. Die Seele dieses Marcus Sextus ist aufgelöst, und nur die letzte Empfindung vor ihrer Auflösung blieb im erstarrten Körper zurück. Er weiß

Fritz. Ganz und gar nicht. Warum haben Sie sich geziert?

Bab. Was soll ich nun anfangen?

Fritz. Das Ungewitter ruhig abwarten.

Bab. O mein Gott! sie wird mich mißhandeln! ich glaube wahrhaftig, ich höre ihre Pantoffeln schon auf der Treppe.

Fritz. Stille nur! Diesmal will ich Ihnen aus der Klemme helfen. (Er giebt das größte Stück der zerbrochenen Tasse dem schlafenden Langsam in die Hand, und legt die übrigen Scherben neben ihn.)

Bab. Was machen Sie?

Fritz. So, nun mag sie kommen. Das wird ein Spaß werden! (er ruft aus der Thür) Tante! Tante! Ihre Mundtasse ist zerbrochen!

Bab. Vetter! sind Sie toll?

Fritz. Tante! kommen Sie! Ihre Mundtasse in 1000 Stücke!

Bab. Abscheulicher Mensch!

---

nichts davon, daß er die todte Hand der Geliebten in der seinigen hält; er weiß nichts davon, daß sein armes Kind zu seinen Füßen wimmert; er fühlt auch nicht eigentlich sein Elend, denn er ist leblos. Großer Gott! es ist nicht möglich eine Minute vor diesem Bilde zu verweilen, ohne daß einem die Thränen aus den Augen stürzen; und wenn man es schon längst verließ, erblickt man noch lange in jedem Winkel die herzzerreißende Gestalt; selbst jetzt, indem ich dieses schreibe, steht sie lebhaft vor mir und durchschauert mich mit unnennbarer Wehmuth.

Hieher gehört eine Anekdote, die den französischen Künstlern zu großer Ehre gereicht. Bei der Ausstellung im Louvre erhielt, ich weiß nicht mehr welches Gemälde, so vorzüglichen Beifall, daß die Nebenbuhler des Malers selbst einen Kranz darüber hingen. Einige Tage nachher brachte Guérin seinen herrlichen Hippolite accusé par Phèdre; als der bekränzte Maler dies Meisterstück erblickte, diese Schöpfung des innigsten Gefühls mit der Kunst verschwistert, flog er nach seinem Kranze, riß ihn herunter und hing ihn auf über dem Hippolite. Seine Mitbrüder theilten den Enthusiasmus, und verlangten, daß Guérin's Portrait, von Robert Lefebure sehr gut gemalt, neben dem Bilde, unter dem Kranze aufgehängt werden sollte, welches auch geschah. — Als Lucian Bonaparte, der auch diejenigen Schönheiten des Marcus Sextus zu fühlen vermag, die außer dem Gebiete der Kunst liegen, ihn sah, kaufte er ihn auf der Stelle für tausend Livres. Ich prophezeie, daß der Werth dieses Bildes in hundert Jah-

ren zehnfach ſteigen, und daß jeder Menſch von Gefühl hin zu ihm wallfahrten wird. Man ſagt, es ſolle in Kupfer geſtochen werden; das thut mir faſt leid, denn unmöglich kann ein Kupferſtich dieſe in die Farben gehauchte Seele nachbilden.

Eine heilige Familie von Raphael, eines ſeiner frühern Bilder, iſt auch eine ſchöne Blüte der Einbildungskraft, und David's Beliſar eine reife Frucht. Es ſind da mehrere koſtbare Gemälde aus der italieniſchen Schule, die den Kenner entzücken, aber auch die Neuern hat Lucian nicht verſchmäht, und die Nachwelt wird es ihm Dank wiſſen, denn ſie ſtehen den ältern oft in nichts nach, als in den Jahren; ſie erreichen ihre Vorgänger in der Kunſt und übertreffen ſie in poetiſcher Behandlung. — Da ſitzt unter andern eine alte Frau, eine ſogenannte Rentenierin, das heißt, eine vormals wohlhabende Frau vom Stande, welche durch die Staatsbankerotte bis zum Betteln heruntergebracht worden: dabei ſcheint ſie blind, doch iſt ſie noch anſtändig gekleidet, ihre Züge verrathen nichts Gemeines, ſie ſitzt, auf ihren Stab gelehnt, vor einem Hauſe; vor ihr ſteht ein herrlicher Knabe, deſſen Kleidung auch noch Spuren beſſerer Zeiten trägt, er iſt vermuthlich ihr Enkel; mit einem kummervollen Geſicht und naſſen Augen hält er bettelnd ſeinen Hut den Vorübergehenden hin. Der Hut iſt leer, und an dem Hauſe, an welches die Alte ihren Rücken lehnt, lieſt man, unter mehreren Anzeigen von Bällen, Lotterien, Konzerten, auch eine

ausgebotene Belohnung von fünf und zwanzig Louis für einen verlornen Hund. Dieſes Bild, welches herrlich gemalt iſt, enthält eine blutige Satyre auf die franzöſiſche Revolution. — Sehr artig fand ich auch einen Knaben, der beim Leſen eingeſchlafen iſt, und ein Mädchen, das aus einer Schale Milch trinken will, von einem Kinde aber zurückgehalten wird, daß es nicht zu viel trinke. Der Kleine drückt mit ſeinen Händchen ihre Stirn ſo herzhaft weg, und auf ſeinem Geſicht ſteht ſo leſerlich: es bleibt ja nichts für mich übrig. — Nun komme mir Einer und ſage: gleichviel, welchen Gegenſtand die Kunſt wählt. Da hänge mir Einer einmal den heiligen Stephan mit den Pfeilen im Leibe neben eine ſolche liebliche Gruppe. — Auch ein Paar Schachſpielerinnen von einem ältern Maler haben mir vorzüglich gefallen. Gewiß wird dieſe Gallerie bald eine der erſten in Frankreich ſein; denn jetzt, da Lucian's Geſchmack bekannt iſt, bietet man ihm von allen Seiten Meiſterwerke zum Kauf an, und ich fand eine Menge dergleichen an den Wänden umher ſtehen, die ſeiner Entſcheidung harrten.

Auch mehrere ſchöne Antiken beſitzt er, unter andern einen Amor, der von Kennern ſehr hoch geſchätzt wird. Er kaufte alles dies auf einer Auktion zu Mallaga von einem engliſchen Schiffe, welches ein franzöſiſcher Kaper genommen hatte. Die Sachen gehörten einem Engländer, deſſen Namen ich vergeſſen habe, und der nachher fünfzigtauſend Franken mehr bot, als Lucian gegeben, wenn man ihm die Sachen zurückliefern wolle. Sogleich ließ Lucian

dem Verkäufer die fünfzigtauſend Franken nachzahlen, um ihn zu entſchädigen.

Beiläufig führe ich noch an, daß man nirgend in Paris eine ſo gleiche und wohltemperirte Wärme in allen Zimmern und Sälen findet, als in Lucian's Palaſte. Es fällt um ſo mehr auf, da man gar keinen Ofen gewahr wird, und man muß ſich lange umſehen, ehe man die kleinen offenen Mäuler bemerkt, die hie und dort, nicht hoch über dem Fußboden angebracht ſind, die Wärme aus dem untern Stocke empfangen und hier wieder ſanft aushauchen. Das iſt einmal ein vernünftiger Luxus, der, wie oben erwähnt, auch in dem herrlichen Saal der Fünfhundert herrſcht. — Fourcroy hat die nämliche Vorrichtung in ſeinem Speiſeſaal, gerade unter dem Tiſche, angebracht, welches anfangs, indem man ſich zu Tiſche ſetzt, ſehr wohl thut, bald aber läſtig, und ſo warm wird, als ſäße man in einem Bade.

Gallerie der Handſchriften.

Ich ſchweige von der prächtigen National-Bibliothek, die ſchon vor dreizehn Jahren über dreimalhunderttauſend Bände ſtark war, und ſeitdem noch ſehr anſehnlich vermehrt worden iſt. Beſchreiben läßt ſich da nichts, denn wer nicht Zeit hat, dieſe Schätze Monate lang zu ſtudiren, der wandelt durch die ungeheuren Bücherſäle, wie durch einen Wald, und kann von jenen nichts mehr ſagen, als von dieſem: ich habe Bücher, ich habe Bäume geſehen.

Doch auf eine Merkwürdigkeit will ich, besonders die Russen, aufmerksam machen, nämlich auf eine Karte des kaspischen Meeres, die Peter der Erste selbst gezeichnet, und bei seiner Anwesenheit in Frankreich als Geschenk hinterlassen hat.

Ich führe den Leser sogleich in die Gallerie von vierundachtzigtausend Handschriften, welche der gelehrte und berühmte Langles mir mit einer Güte und Bereitwilligkeit gezeigt hat, die mir noch heute den innigsten Dank abnöthigt. Vor der Revolution belief sich die Zahl der Handschriften nur auf fünfunddreißigtausend, aber das Schwert des Eroberers hat, besonders im Vatikan zu Rom und in Venedig, reiche Beute gesammelt. Ich will nennen was mir noch im Gedächtniß schwebt, und auch den Ungelehrten interessiren kann. — Eigenhändige Briefe Heinrich's des Vierten an seine Geliebte. Sie sind zwar meist alle schon gedruckt, aber sie machen einen weit lebhaftern Eindruck, wenn man sie von Heinrich's Hand geschrieben sieht, und das nämliche Blatt hält, auf dem die schönen Augen der Geliebten ruhten.

Eben das ist der Fall mit dem eigenhändigen Manuscript des Telemach von Fenelon, wo auch besonders die Korrekturen des Verfassers Aufmerksamkeit verdienen.

Ein frommes Buch auf Purpurpergament, aus dem sechsten Jahrhundert, erhält freilich nur seinen grossen Werth durch das hohe Alterthum; aber der griechische Paulus aus eben jener Zeit, wird noch durch eine beson-

dere Anekdote merkwürdig. Ein Engländer arbeitete einſt täglich in der Bibliothek, und da man ihn für einen honneten Gelehrten hielt, ſo gab man nicht mehr ſo genau auf ihn Achtung. Der gelehrte Spitzbube ſtahl aber mehrere Kapitel aus dieſem Paulus, die er künſtlich ausſchnitt, und ſeinen Raub nach Oxford brachte. Es währte lange, ehe man den Diebſtahl bemerkte, als es aber geſchah, wurde der damalige Conservateur des manuscrits, Abbé Sallier, ſo ſehr dadurch erſchüttert, daß er erkrankte und ſtarb. Man ſpürte indeſſen dem Thäter nach, entdeckte die geſtohlenen Kapitel zu Oxford, reklamirte ſie, und der König von England befahl ſogleich, ſie wieder heraus zu geben.

Mir beſonders intereſſant war eine uralte Handſchrift des Terenz mit den Masken zu Anfang jedes Stücks, und mehreren dazwiſchen gemalten Scenen. Es kommen da eine Menge Dinge vor, die ſich heut zu Tage, ſelbſt von Sachverſtändigen, nicht mehr gut erklären laſſen, und vermuthlich dienten, die Dekorationen anzudeuten, weil dieſe bekanntlich oft nur ſymboliſch angedeutet wurden. Z. E. eine viereckige Maſchine, nicht größer als eine gewöhnliche Thür, mit Stricken wie ein Netz bezogen, theilte das Theater gleichſam in zwei Theile. —

Der Alkoran, den Karl der Fünfte einſt aus Marokko mitbrachte. — Ein indiſcher Roman, mit ſchönen lebhaften Gemälden, unſchätzbar bei Erklärung von Koſtüm und Gebräuchen. Unter andern ſieht man am Schluß eine Witwe, die ſich mit ihrem Gatten verbrennt,

mit der Unterschrift: Diese Flammen sind Eis gegen meine Liebe.

Eine Menge chinesischer Portraits, seltsam anzuschauen. — Ein französisches Buch, zu welchem ein Bramine sehr hübsche Gemälde verfertigt hat. — Indische Manuskripte auf Palmenblättern, worunter noch viele unbekannte, unter andern ein Gedicht, welches die ganze Kosmogenie der Indier enthält.

Eine große Tafel aus China gebracht, beweiset, daß die christliche Religion schon im siebenten Jahrhundert bis nach China vorgedrungen war. Ihre Echtheit erkennt man besonders aus den syrischen Anfangsbuchstaben, deren sich die Bischöfe damals bedienten. — Mehrere Handschriften mit herrlichen Bildern, — prächtig eingebundene Meßbücher u. s. w. — Das wäre es ungefähr, was sicher auch jeden Ungelehrten und selbst Damen einige Stunden in der Gallerie der Handschriften fesseln wird.

Das Taubstummen-Institut.

Der Nachfolger des berühmten Abbé de l'Epée, der nicht unberühmte Sicard, war eine Zeitlang krank gewesen, und hatte die gewöhnlichen öffentlichen Sitzungen aussetzen müssen, daher war die Versammlung sehr zahlreich, als er zum ersten Male dazu einlud. Kaum faßte der große Saal die Menge der Fremden. Seine einzige Verz'erung war die Büste des Abbé de l'Epée. Reihen von Bänken erho-

ben sich amphitheatralisch, die taubstummen Zöglinge saßen auf den vordersten; Sicard selbst betrat ein Katheder.

Trotz seiner kaum überstandenen Krankheit redete er fast ununterbrochen, von halb zwölf Uhr an bis nach vier Uhr, also fast fünf Stunden, um die er uns aber gewissermaßen betrog, denn niemand glaubte länger als ein Paar Stunden gegenwärtig gewesen zu sein. Man hat ihm verschiedentlich in deutschen Blättern den Vorwurf der Charlatanerie gemacht, ich meine aber, man thue ihm Unrecht. Der Mann hat durchaus nichts Aehnliches mit einem Charlatan, und, wenn er zuweilen in diesen Sitzungen die sinnreichsten Taubstummen einige Künste machen läßt, so ist ihm das wohl zu verzeihen, denn womit soll er denn eine so große, so sehr gemischte Versammlung unterhalten? — Er that doch an jenem Tage bei weitem mehr, und wirklich zuviel für ein solches, größtentheils aus Damen bestandenes Publikum. Er entwickelte seine Methode, den Zweck (nämlich Menschen aus diesen Unglücklichen zu machen), die Hindernisse, welche ihre fehlerhafte Organisation entgegensetzt, die Mittel, sie zu besiegen. Er zeigte, daß man nicht allein die gewöhnlichen, den Sinnen faßlichen Dinge, sondern auch die allerabstraktesten Wahrheiten, die Taubstummen lehren könne.

Massieu, sein geistreichster Zögling, ist freilich ein außerordentlicher Mensch, und seine tours de force, wenn man es so nennen will, setzen in Erstaunen. Ein Gelehrter unter den Zuhörern prüfte ihn einigemal durch schwere Aufgaben, die er mit bewundernswürdigem Scharfsinn

löſete. Er ſollte z. B. den Begriff von être éternel (ewiges Weſen) ausdrücken, da doch der Begriff von être ſchon ſo ſchwer zu entwickeln iſt. Der letztere war ihm indeſſen ſchon geläufig, und er fand ihn bald. Nun fragte ihn Sicard durch Zeichen, ob es wohl ein être gäbe, dem dieſe Benennung ganz ausſchließlich zukomme? — Er ſann eine Weile, und endlich, wie von einem Blitzſtrahl gerührt, mit vor Freude funkelnden Augen, ſchrieb er an die Tafel: Dieu! einen Augenblick nachher ſetzte er mit einer Art von Triumph hinzu: être des êtres!

Ein anderes Mal, da Maſſieu, von ſeinem Lehrer geleitet, eben das Wollen (vouloir) mit allen ſeinen Abtheilungen und Unterabtheilungen analiſirte, forderte ein Zuhörer, man ſolle ihn das Wort velléité finden laſſen. Das Wort iſt bekanntlich unüberſetzbar, und bedeutet ſo viel als Halbwille. Sicard verſicherte, er habe dies ſeltene Wort nie diktirt, und Maſſieu es nie geleſen, fing aber gleich ſehr bereitwillig an, ihm die Begriffe zu entwickeln, oder vielmehr ſie von ihm ſelbſt entwickeln zu laſſen, um ihn auf dieſen zu führen. Wäre hier Betrug geweſen, ſo müßte er ſehr fein angelegt, und der Lehrer ſowohl als der Zögling große Schauſpieler ſein. Es wurde dem Maſſieu offenbar ſauer, das Wort zu finden. Nach langem Nachſinnen ſchrieb er: petite volonté. Sicard billigte das, gab ihm aber zu verſtehen, er müſſe den Begriff durch ein einziges Wort ausdrücken. Nun war er in großer Verlegenheit, und ſchrieb endlich an die Tafel: »ich muß, um dieſes Verlangen zu erfüllen, mir mit dem Lateiniſchen helfen, und nach der

Analogie desselben ein Wort zu schaffen wagen." Hierauf schrieb er: velleté und vellité, fehlte also nur um einen Buchstaben.

Das letzte starke Kunststück war folgendes: Massieu diktirte durch Zeichen aus einem so eben erschienenen, ihm völlig unbekannten Buche, einem andern Taubstummen, der das Diktirte richtig Wort für Wort nachschrieb. Dann wechselten beide die Rollen mit gleichem Erfolg, und endlich kam ein artiges kleines Mädchen, welches das Nachgeschriebene mit ganz vernehmlicher Stimme von der Tafel ablas. Das einzige e konnte sie nicht aussprechen, wenn es Schlußbuchstabe war, weil es alsdann durch die Nase gesprochen wird, und diese Operation, da sie inwendig geschieht, den Taubstummen nicht beigebracht werden kann.

Rührend und merkwürdig war eine Apostrophe Sicard's an die anwesenden Mütter, worin er sie bat, seine Methode auch auf gesunde Kinder anzuwenden, nämlich sie dasjenige, was man sie lehren wolle, gleichsam selbst finden und erfinden zu lassen: weil es die einzige Art sei, ihnen etwas mit Nutzen und bleibend beizubringen. (In der deutschen Erziehungskunst ist diese Methode schon längst eingeführt.) Mehrere Mal bat Sicard die zahlreich versammelten Damen um Verzeihung, daß er nicht umhin könne, sich oft in die Höhen der Metaphysik zu versteigen. Diese Bitte war zwar zum Theil überflüssig, weil die Damen gar nicht darauf Achtung gaben, aber mich däucht, er hat Unrecht, bei einer so gemischten Versammlung so sehr in's Einzelne zu gehen; dazu sollte er sich einen engern Zirkel wählen, bei dem auch

Fünfte Scene.

Fr. v. Langſalm. Vorige.

Fr. v. Langſ. (hereinſtürzend) Was? meine Muddaſſe? wer? wie? wo?

Fritz. Da ſehen ſie nur! Der Oncle will noch Kaffee trinken, die Couſine ſchenkt ihm ein, er trinkt, entſchlummert, und patſch! da liegt die Taſſe.

Fr. v. Langſ. (ſchüttelt ihren Mann) Herr Gemahl! verdammter Herr Gemahl!

Langſ. (riegelt die Augen auf) Mein Schatz?

Fr. v. Langſ. Was haben Sie wieder für dumme Streiche gemacht?

Langſ. Mein Gott, ich habe ja geſchlafen, und im Schlafe thut man doch nichts Böſes?

weniger Störungen zu befürchten wären, die einen aufmerksamen Zuhörer an diesem Tage oft in Verzweiflung brachten. Schon längst war der Saal voll, beide Thüren verschlossen, die Unterhaltung in vollem Gange, als noch alle Augenblick jemand herein wollte, und, wenn man nicht schnell genug öffnete, mit Fäusten unverschämt an den Thüren trommelte.

Die Zöglinge schienen überhaupt sehr lebhaft, besonders die Mädchen, die unaufhörlich untereinander gestikulirten. Wird ein neuer Taubstummer in das Institut gebracht, so geben sie ihm gleich unter sich einen Namen, das heißt, vermittelst ihres Scharfblicks bemerken sie sogleich, wodurch der Ankömmling sich etwa von den übrigen unterscheidet, und darnach formiren sie ein Zeichen. So haben sie für Sicard ein Zeichen, welches andeutet, daß er den Kopf gewöhnlich etwas auf die rechte Seite neigt. Sicard's Vortrag ist klar, kräftig, männlich, zuweilen sogar ein wenig in das Gebiet der Dichtkunst schweifend; zuweilen macht er aber auch die Sachen all zu deutlich, als ob er lauter Strohköpfe vor sich hätte. — Sehr oft bat er um Aufmerksamkeit — leider war es nothwendig.

Theater der Franzosen.

Da in Paris täglich auf siebzehn oder achtzehn verschiedenen Bühnen gespielt wird, so ist begreiflich, daß die Theater von sehr verschiedenem Werthe sind. Es gibt vortreffliche, gute, mittelmäßige und schlechte.

Das erſte im Range und in der Vollkommenheit iſt das Théâtre français. Ueber die franzöſiſche Manier, Trauerſpiele darzuſtellen, habe ich mich ſchon an mehreren Orten erklärt. Ich kann ſie nicht leiden, eben weil ſie Manier iſt. Alle franzöſiſche Helden ſind in eine Form gegoſſen, bei ihnen gibt es nur eine Art, Empfindungen und Leidenſchaften auszudrücken; wer ein Trauerſpiel ſah, der hat ſie alle geſehen. Einige der erſten Mitglieder des Théâtre français machen hiervon zuweilen eine Ausnahme, der einzige Talma immer. Er ſelbſt geſteht aber auch, daß er die deutſche und franzöſiſche Manier zu vereinigen ſuche. Seine Neider tadeln ihn deshalb, aber die große Wirkung, die er jedesmal hervorbringt, beweiſt zur Genüge, daß er die Herzen trifft. Talma iſt ein ſchöner Mann mit einer ſanft ſchwermüthigen Phyſiognomie, die jedoch jede Leidenſchaft auszudrücken fähig iſt. Er ſpricht ſehr vernünftig über Natur und Kunſt, und über den großen Streit zwiſchen Deutſchen und Franzoſen, da ſie bald dieſer bald jener ausſchließlich huldigen. Die Vereinigung beider, ſagt er mit Recht, ſei beider Triumph. Er hat ausländiſche Theater geſehen. Prüfet Alles, das Gute behaltet, iſt auch ſein Wahlſpruch.

Ich will einige Stücke nennen, die ich auf dem Théâtre français habe ſpielen ſehen. Tancred — Lafond gab ihn vortrefflich, die übrige Beſetzung war höchſt mittelmäßig. Amenaide wurde durch eine doublirende Schauſpielerin dargeſtellt — Les deux frères (die Verſöhnung oder Bruderzwiſt von mir) wurde ſo ſchön vorgeſtellt, wie ich

es nie gesehen habe, und vermuthlich nie wieder sehen werde. Baptiste, als Kapitän, Michot, als Hans Buller (einzig, unübertrefflich), Mamsell Mars, als Lottchen (unaussprechlich liebenswürdig, eine Naivetät und Sittsamkeit und Feinheit und Unschuld — es ist unmöglich, von dieser jüngsten Grazie nicht bezaubert zu werden), Damas, als Doktor Bluhm, La Rochelle, als Eyterborn — ja wahrlich, seine Stücke so spielen sehen, ist ein wahrer Genuß! In Deutschland werden immer nur einzelne Rollen hervorgehoben, das ganze bleibt Stückwerk. In Deutschland sollte eigentlich nie ein Schauspiel beurtheilt werden, denn man sieht es nie so, wie der Verfasser es sich dachte. Doch nehme ich in Berlin einige wenige Stücke aus, z. B. Jeannette von Gotter, wo Iffland's Kunst herrlich glänzt, und dennoch die übrigen neben ihm sich nicht im Schatten verlieren. Es ist eine Prunkvorstellung des Berliner Theaters, das Stück ist bekanntlich gut, und so oft es gespielt wird — bleibt das Haus leer. Doch ich vergesse, daß ich noch in Paris bin. Das Pariser Publikum erinnerte mich bei der Vorstellung der deux frères lebhaft an das Wiener, denn es hob, wie jenes, mit regem Gefühl, jede bessere Stelle heraus. Das Stück hatte, wie man mir erzählte, anfangs mit großer Kabale zu kämpfen, hob sich aber immer höher, und ist jetzt ein Lieblingsstück der Pariser. — Le Tasse mit Veränderungen. Ich weiß nicht, wie das Stück ohne Veränderungen gewesen sein mag, aber ich weiß, daß es immer ein schlechtes Stück bleiben wird, besonders für Je-

mand, der Göthe's Meisterwerk kennt. Einige gute Situationen hat es doch. Der Moment, wo Tasso aus dem Wahnsinn nach und nach wieder zu sich kommt, wurde von Lafond erschütternd und mit großer Wahrheit dargestellt. Die Prinzessin aber (Mlle. Fleury), eine Vierzigerin, machte Tasso's verliebten Wahnsinn völlig unbegreiflich. — L'homme à bonnes fortunes. Heutzutage würde man dieses alte Lustspiel höchstens noch als Posse durchschlüpfen lassen. Erstaunt bin ich über Dazincourt, der, wie ein französischer Nachbar mir sagte, noch ein Ueberrest der alten guten Komödie sein soll, und wirklich ein trefflicher komischer Bedienter ist; aber — als er seines Herrn Kleider anzieht, um auch bonne fortune zu suchen, als er sein Schnupftuch in eau de la vande einweicht, und es nachher zu naß findet, ringt er es in das Souffleurloch aus, und der Zartgeschmack der Pariser nahm daran keinen Anstoß. Ich äußerte meine Verwunderung darüber gegen meinen Nachbar, er wurde verlegen und meinte, Dazincourt sei einmal so beliebt beim Publikum, daß man ihm alles hingehen lasse. Freilich kenne ich auch in Deutschland ähnliche Beispiele. —

Zaire. Mademoiselle Volney, ein artiges junges Mädchen, spielte die Zaire so ziemlich, Lafond schrie als Orosman entsetzlich. Nach der Vorstellung wurden Beide herausgerufen. Der Lärmen dauerte länger als eine Viertelstunde, ehe Mamsell Volney erschien; sie trat aber kaum aus der Koulisse einen Schritt hervor, machte eine kleine Verbeugung und verschwand. Lafond kam gar

nicht, trotz alles Schreiens. Die Musik hub an, man schrie fort. Der Vorhang rollte auf, das zweite Stück sollte beginnen; man ließ die Schauspieler nicht zum Worte kommen. Endlich trat einer der Mitspielenden vor und sagte: Meine Herren, unser Kamerad befindet sich nicht wohl. Nun waren sie zufrieden. Les projets du mariage von Duval, ist ein artiges Stück, und wurde sehr lebhaft gespielt. — Andromaque. Heute sah ich zum ersten Mal die berühmte Mademoiselle Düchesnois als Hermione. Man hat mich oft in Paris gefragt: ob sie oder ihre schöne Nebenbuhlerin, Mademoiselle George, mir besser gefiele? ich bin, wenn ich konnte, der Antwort gern ausgewichen; konnt' ich aber nicht, so gestand ich freimüthig, daß mir keine von beiden behage. Mademoiselle Düchesnois ist erstens sehr viel häßlicher, als einer Schauspielerin erlaubt ist zu sein; zweitens hat sie, außer allen Fehlern der französischen Manier, auch noch einige, die ihr eigen sind, nämlich eine Art von Gesang in der Deklamation, und dann legt sie mit ihrer ganzen Schwere sich auf mehrere Silben in jeder Zeile und reckt diese gewaltig. Dabei ist alles so offenbar studirt, sie scheint immer vor dem Spiegel zu stehen, kein Ton kommt aus dem Herzen oder ist von der Natur eingehaucht, lauter Kunst und abermals Kunst. Hingegen war Talma als Orest ganz vortrefflich, und hätte ich nie etwas von ihm gehört, als den letzten Monolog in Andromache, so wüßte ich genug, um zu behaupten, daß er unter die größ-

ten Schauspieler gehört, die gelebt haben und leben werden. —

Uebrigens finde ich meine alte Bemerkung täglich bestätigt, daß nämlich die Franzosen für den Ausdruck des edlen Stolzes keine andere Bewegung haben, als — einander den Rücken zuzukehren. Auch sonst thun sie es sehr oft. — Monsieur de Crac, diese lustige Posse, sah ich hier zu meiner Verwunderung weniger gut spielen, als in Genf.

L'Orphélin de la Chine. Hier zeigte sich Mademoiselle George als Idamé, eine majestätische Schönheit, obgleich heute das fatale chinesische Kostüm sie entstellte. Sie ist groß und stark, von königlichem Wuchse, soll erst siebzehn Jahre alt sein, sieht aber aus wie fünfundzwanzig. Sie spielt gut und schreit bei weitem nicht so wie ihre Nebenbuhlerin, auch leiht ihr die Natur zuweilen herzliche Töne. Sie hat mir gefallen, doch meiner Erwartung auch nicht entsprochen. — Schon wieder war unter den Schauspielern einer, der seinen meist wichtigen Platz schlecht ausfüllt. Im Tancred mußte ich ihn als Arsire verdauen, in Zaire gar als Lusignan und heute als Idamé's Gemahl. Das Publikum lachte ihn ein paar Mal aus. Was das Schlimmste ist, so gibt es, Monvel ausgenommen, keinen andern für dieses Rollenfach; Monvel aber ist alt und kränklich. — L'Impertinent — wurde von St. Phal recht gut gegeben.

La Metromanie. Fleury ist ein sehr braver, fein komischer Schauspieler, und hat noch ganz den alten feinen Ton

in seiner Gewalt. Schade, daß er für Liebhaberrollen zu alt ist. — Ein neues Stück von Longchamps, le pauvre garçon malade, wurde, durch gräßlichen Tumult unterbrochen, nicht ganz zu Ende gespielt. Die Dekoration, zwei Zimmer neben einander, war allerliebst und wurde, als der Vorhang aufrollte, sehr beklatscht. Ein junger Mensch, der sich den Fuß verstaucht hat und folglich nicht darauf treten kann, liegt auf einem Ruhebette, einige Schritte vor ihm steht seine goldene Dose auf dem Tische; ein Spitzbube kommt herein und nimmt sie ihm vor seinen Augen weg, ohne daß er es hindern kann (hier wurde stark gepfiffen). Seine Geliebte, die ihn aufsucht, ist im Nebenzimmer, ohne daß Beide von einander wissen. Sie sieht von ungefähr die Dose in fremden Händen, die sie einst selbst ihrem Liebhaber schenkte, und kauft sie. Ihr Vater, der die Dose nicht kennt, freut sich über den wohlfeilen Kauf, und nimmt sie ihr weg (gepfiffen). Er hat Langeweile im Wirthshause und möchte gern Schach spielen. Der Wirth führt ihn zu dem Kranken, der auch dies Spiel liebt und auch Langeweile hat; Beide kennen sich aber nicht. Sie spielen, der Alte setzt zufällig die Dose neben sich, der Jüngling erkennt sie auf den ersten Blick und gibt seinem Gast den Diebstahl Schuld (gepfiffen). Zum Beweise, daß die Dose ihm wirklich gehöre, öffnet er einen verborgenen Deckel und zeigt ihm das Portrait seiner Tochter (geklatscht). Wie sich das Stück nun endigen werde, erräth Jeder leicht. Einmal wurde so entsetzlich gepfiffen, daß die spielenden Personen sich endlich genöthigt sahen, die

Bühne zu verlassen, nachdem sie schon lange genug diese Musik mit angehört hatten. Nun aber fing ein Theil des Publikums an zu klatschen, der andere fuhr fort mit Pfeifen, es war um das Gehör zu verlieren. Nach einer Weile kam Baptiste, der den Vater spielte, und fragte bescheiden, ob man erlauben wolle fortzuspielen oder nicht? Ja! ja! schrie alles. — Man fuhr also fort, und alsobald tönten die Pfeifen wieder so schmetternd, daß die letzte Scene gänzlich vorloren ging. Dazwischen schrie man hier c'est mauvais! dort paix! Silence! und dann wieder la toile! kurz, keine Feder beschreibt den Lärm.

Man hat mich versichert, daß die jungen Herren im Theater Pfeifen mit Blasebälgen unter beiden Armen und in beiden Schuhen haben, so daß sie mit den Händen zu klatschen scheinen, indessen sie eben durch das Klatschen beide Pfeifen unter den Armen in Bewegung setzen. So oft sie aber auf die Zehen treten und dann die Fersen wieder sinken lassen, pfeift es in beiden Schuhen.

Die Aufführung von Menschenhaß und Reue war durch eines Schauspielers Krankheit lange verzögert worden. Madame Talma (vormals Petit - Vanhoe) spielte die Eulalia recht gut, St. Phal aber den Meinau sehr unter meiner Erwartung. Erstens sollte schon ein so wohl genährter Mann mit ausgestopften Backen nie den Meinau spielen; zweitens sollte Meinau nie so fürchterlich toben, und drittens sollte er nicht angezogen sein wie ein Handwerksbursche. Er trägt nämlich einen altväterischen

dunkelblauen Rock mit gelben Knöpfen, eine Scharlachweſte mit großen viereckigen Taſchen, ſchwarze Beinkleider und Stiefeln über die Knie gezogen. Als ich meine Verwunderung über dieſes ſeltſame Koſtüm zu erkennen gab, beſtand man darauf, das ſei deutſch. Ich hatte gut reden und zeigte vergebens auf meinen eigenen Frack, der ja noch in Deutſchland gemacht ſei. Man blieb dabei: c'est le costume Allemand. Ich ſchloß mit der Verſicherung, daß nur die deutſchen Fleiſchersknechte ſich ſo kleideten und verlor kein Wort weiter. — Meinau packt ſich einigemal ſo wüthend bei der Bruſt, daß man alle Augenblicke fürchten mußte, er werde ſich ſelbſt in's Parterre ſchleudern.

Philinte von Moliere. Auch eine ſchöne Rolle von Fleury. Er trug heute ſogar noch die alten Achſelbänder auf dem reichen Kleide. Wenn man das Molier'ſche Koſtüm allgemein beobachtete, ſo hätte ich nichts dagegen, da aber die Damen im neueſten Geſchmack à la Grecque erſcheinen, ſo iſt dieſe Miſchung lächerlich und widerlich.

Didon. Hier erſcheint Mamſell George in ihrer ganzen königlichen Schönheit. Das Tigerfell und der Köcher um Schultern und Nacken, der Bogen in ihrer Hand, machen ſie zur reizendſten Diane, und tauſend Actäons würden, aller Gefahr trotzend, der Verſuchung nicht widerſtehen, ſie im Bade zu belauſchen. Aber ihr Spiel war ſehr mittelmäßig. Ich kann hier einen Zug des Publikums nicht mit Stillſchweigen übergehen. Als man einmal ein wenig applaudirte, ließ ſich plötzlich im Parterre

eine Pfeife hören. Das hatte sie nun wirklich nicht verdient. Das Publikum fühlte auch lebhaft die Ungerechtigkeit, und da vorher kaum einige geklatscht hatten, klatschte jetzt das ganze Haus. Der Pfeifer ließ sich nicht irre machen; kaum war es wieder still geworden, so ertönte sein Instrument von neuem. Jetzt erhob sich, wie am Draht gezogen, das ganze Parterre, und schrie mehrere Minuten lang fürchterlich: à la porte! (zur Thür hinaus!) Da nun aber der Pfeifer nicht auszumitteln war, und immer Einer auf den Andern zeigte, so entschloß sich das Parterre, von einem Geiste beseelt, statt der lauten Unzufriedenheit mit dem Pfeifer, die laute Zufriedenheit mit der Ausgepfiffenen kund werden zu lassen; es kehrte sich abermals, wie an einer Schnur gezogen, nach der Bühne, und schrie unter heftigem Klatschen bravo! bravo! daß die Säulen zitterten. — Während dieser ganzen Scene, die wohl fünf Minuten dauern mochte, litt die arme George unbeschreiblich. Sie stand mit niedergeschlagenen Augen, gesenktem Haupte und gefalteten Händen, und das Blut in ihren Wangen überglühte die Schminke. Sie war wirklich rührend schön.

L'Epreuve nouvelle von Marivaux ist ein unbedeutendes Stück, wurde aber mit einem so vortrefflichen Ensemble gegeben, daß es entzückte. Besonders war Mamsell Mars wieder unaussprechlich liebenswürdig. Sie ist ein Liebling des Publikums, und doch so bescheiden. »Ich habe keine Debüts gehabt,« sagte sie mir, »je me

Fr. v. Langs. Belieben Sie nur auf Ihre Hand zu blicken.

Langs. Ein Scherben? was soll das?

Fr. v. Langs. Ja, ein Scherben; und da unten liegen noch ein Dutzend. Ich wollte, daß Sie selbst in 1000 Scherben zerbrochen würden.

Langs. Ey, ey, mein Schatz, ich weiß von gar nichts.

Fr. v. Langs. Kaffee haben Sie getrunken!

Langs. Kaffee, so?

Fr. v. Langs. Und sind drüber eingeschlafen.

Langs. Das ist möglich.

Fr. v. Langs. Sie haben meine Mundtasse zerbrochen.

Langs. Es thut mir leid, mein Schatz.

Fr. v. Langs. 20 Jahr hab' ich draus getrunken.

Langs. Ich kaufe Ihnen eine Andre.

suis glissé au théatre français mit kleinen unbedeutenden Rollen, und das hat jetzt den Vortheil für mich, daß ich keine Reputation zu souteniren habe.» — Sie ist dabei ein so sittsames Mädchen, steht in gutem Rufe, verschmäht alle Anträge, und bleibt ihren ersten Verbindungen unwandelbar getreu.

Cinna. Nach einer langen Krankheit trat Monvel zum ersten Mal wieder auf. Er ist ein sehr braver Künstler, doch griff die Rolle des Kaisers ihn heute noch stark an. Schade, daß die Jahre sein Verdienst nicht respektiren. Der erste Konsul war heute gegenwärtig, er soll Cinna nie versäumen. Man ist neugierig zu sehen, ob er nicht in einer ähnlichen Lage auch sagen wird: Soyons amis, Cinna! Mamsell George war, wie gewöhnlich, sehr schön und nicht viel mehr. Den Cinna spielt sonst Talma, und man vergöttert ihn in der Rolle. Heute ließ er sich von Lasond doubliren. — Ich muß doch im Vorbeigehen bemerken, daß die französischen Schauspieler seit der Revolution eine sonderbare Veränderung mit der Aussprache vorgenommen haben; sie sagen nämlich nicht mehr mon coeur, mon sort u. s. w., sondern mun coeur, mun sort. Allgemein wird auf den Bühnen das mon jetzt so ausgesprochen, wenn es vor einem Consonanten steht, und das drolligste ist, daß sich das so nach und nach eingeschlichen, daß sie selber nichts davon wissen, denn von mir erfuhren sie es zum ersten Mal.

Herrmann et Werner, ou les militaires, ein schwaches Produkt, welches aber durch treffliche Darstellung, be-

sonders der Mamsell Mars, dennoch hohen Genuß gewährte. Dasselbe gilt von la belle fermière, wo sie noch von dem trefflichen Michot unterstützt wurde. — Le habillard. Bei solchen Rollen sollte St. Phal bleiben und zu keinem Meinau sich versteigen. Heute sah ich wieder, wie viel die Franzosen, und mit Recht, auf eine runde Vorstellung halten. Ich war vor Anfang des Stücks im Foyer des Theaters, da fand ich den Schwätzer umgeben von den sechs Damen, mit welchen er die Plauderscene hat, welche sie eben probirten. Dann gingen sie sämmtlich auf das Theater und probirten sie da noch zweimal hintereinander. Nun ging es aber auch Schlag auf Schlag.

In Iphigénie en Tauride, feiert Talma als Orest abermals einen Triumph. Die alte Demoiselle Fleury ist in keiner Hinsicht dieser Rolle gewachsen. — La dédaigneuse, ein neues Lustspiel, in welchem, wie schon der Titel anzeigt, eine Kokette alle Männer abweist, und endlich, wie sich's gebührt, sitzen bleibt. Zu einem Akte war hier Stoff, zu dreien nicht. Indessen ist Demoiselle Mezeray für solche Rollen einzig. Sie spielt mit einem Anstand und einer Feinheit, die nichts zu wünschen übrig lassen. Freilich zieht Mamsell Mars (die jüngere Schwester) auch hier alle Blicke auf sich. — Das Stück war nicht ohne artige Einfälle, aber im Ganzen langweilig. Man pfiff es aus, und Trotz der Gegenwart des ersten Konsuls wurde der Lärmen so groß, daß das Ende nicht mehr gehört wurde. Bonaparte blieb aber doch bis zu Ende, und schien sich um nichts zu bekümmern. Wenn, wie man sagt, die

Dédaigneuse das Probeſtück eines jungen Dichters iſt, ſo ging man viel zu hart damit um. — Le seducteur amoureux. Ein glücklich gewählter Stoff, ziemlich gut verarbeitet. Die Hauptrolle wurde durch Fleury vortrefflich dargeſtellt. Das Stück war, wie faſt immer, mit außerordentlicher Präciſion einſtudirt. Nie hörte man das leiſeſte Flüſtern vom Souffleur, und doch nahmen ſich die Schauſpieler immer die Worte aus dem Munde.

Daß man auf dem Théâtre français auch noch Stücke gibt, wie der Medécin malgré lui, und daß das ohrenzarte Publikum ein Geſpräch wie folgendes verträgt: va-t-elle à la chaise percée? — Oui, — Copieusement? — Assez. — Et la matière est-elle — u. ſ. w., iſt mir unbegreiflich. Auch die unaufhörlichen Prügeleien ſollten in die Hanswurſtbuden verwieſen werden.

Dieſes Theater nährt ſich, wie man ſieht, ganz von alten Stücken; die neuen werden faſt immer ausgepfiffen. Agamemnon iſt das einzige Trauerſpiel, welches ſich, Trotz den blutigſten und auch wohl verdienten Kritiken, zu erhalten ſcheint. — Das Lokal iſt groß und ſchön, ſieben Reihen Logen und Gallerien über einander, denn ſelbſt in der Decke ſind noch Logen durchgebrochen. Ueberall hört man gut, an vielen Stellen ſieht man aber ſchlecht, weil die Pfeiler in den Logen die Bühne verdecken.

Ich komme nun 2) auf die große Oper, welche, in manchem Betracht, das erſte Spektakel in der Welt genannt zu werden verdient. Orcheſter, Chöre, Dekorationen, Maſchinerie und Tanz werden nirgends

so gefunden. Der Gesang allein ist mehr ein Geschrei. Man will das durch die Größe des Hauses entschuldigen, aber vergebens. Warum vernimmt man denn auch von Madame Branchu jeden Ton, obwohl sie bei weitem nicht so gräßlich schreit als Mamsell Maillard, die man sicher einst todt vom Theater tragen wird. Sehr oft überschreit sie, bei leidenschaftlichen Rollen, sich dermaßen, daß sie nur noch unartikulirte Töne von sich gibt. Bediente sie sich dieser Manier, als Kunstgriff, äußerst selten, so würde sie einen großen Effekt damit hervorbringen, es ist aber ihre Natur, und kommt in jeder Scene wieder vor.

Adrien. Mehul's Musik scheint mir, wenigstens so vorgetragen, ein Meisterstück der Deklamation. Wie stark das Orchester besetzt ist, kann man unter anderm aus dem Umstande ermessen, daß sechs Kontrebässe darin sind. Ueberdies ist in den meisten Pariser Theatern der Platz des Orchesters weit zweckmäßiger berechnet, als in den deutschen. Es ist nämlich weniger lang als bei uns, und hingegen viel breiter. Der Raum, der dadurch in der Mitte für die Zuschauer verloren geht, wird an beiden Seiten wieder gewonnen. Der Hauptvortheil aber ist, daß die Blasinstrumente nicht zu weit entfernt sitzen, und alle Stimmen mehr concentrirt sind. Es gibt hier keinen Souffleur. Derjenige, der das Orchester dirigirt, verwaltet auch zugleich dieses Amt. — Die Sänger sind zugleich ziemlich gute Schauspieler, ein Talent, welches man auch der Schreierin Maillard nicht absprechen kann. Madame Branchu besonders spielt mit Natur und Grazie. — Alles Neben-

werk war vortrefflich einstudirt. Die Statisten kamen nie paarweise angestiegen, wie eine Prozession von Schulknaben, sondern immer gruppenweise, stellten sich nie zu beiden Seiten immer auf eine und dieselbe Manier, sondern waren stets in Gruppen malerisch vertheilt. Die Gefechte bestanden nicht aus einem elenden Geklapper in der Luft, sondern schienen in der That sehr ernsthaft. Zu dem Herabklimmen über die Felsen hätte man gewiß in Deutschland hinter der Pappe bequeme Stufen angebracht, hier gab es nur in weiten Entfernungen, bald links bald rechts, unordentliche Absätze, und viele ließen sich an Seilen herab. Prächtig war Adrians Triumphbogen mit allen seinen Umgebungen, reich und glänzend das Kostüm. — Nie wurde, um einer Verwandlung willen, zwischen den Akten der Vorhang herabgelassen. — Doch eine Unschicklichkeit muß ich rügen. Eine steinerne Brücke, auf derben Pfeilern ruhend, stürzte zusammen, weil zwanzig oder dreißig Menschen darüber gelaufen waren. Hier hätte man, wie auch der Dichter vorgeschrieben, eine hölzerne Brücke hinstellen, oder, wenn es durchaus Stein sein müßte, sie wenigstens sehr baufällig malen sollen.

Da man, um gute Plätze zu haben, in der großen Oper sehr früh kommen muß, so bringen viele Leute Bücher mit, und lesen bis angefangen wird. Es versteht sich, daß die Beleuchtung so gut ist, daß man sehr bequem dabei lesen kann. In Berlin müßte man das wohl bleiben lassen, denn da gehören schon gute Augen dazu, um in den Opern die Arien nachlesen zu können.

Der Dichter Duval hat meine Huſſitten ſehr glücklich zur großen Oper umgeſtaltet, und wenn Mehül, der ſie komponiren wird, ſie eben ſo reich mit den Schätzen ſeiner Phantaſie ausſtattet, als dieſen Adrian, ſo kann die Wirkung nicht fehlen.

Anacreon von Cherubini iſt ein langweiliges Produkt, daß allenfalls den Stoff zu einem Operettchen, nicht aber zu einer großen Oper enthält. Wäre dieſe nicht durch allerlei Nebenwerk ſo prächtig aufgeputzt, es wäre kaum der Mühe werth einmal hinzugehen. — Das Urtheil des Paris, ein großes Ballet von Gardel, iſt ſchlecht erfunden, und eben ſo langweilig in ſeiner Art, wie der Anacreon. Der erſte Akt gehört gar nicht zum Ganzen, denn er beſteht blos aus einem Schäferſpiel, wo Paris ſich mit einer Menge Mädchen recht artig neckt, und am Ende einen Löwen erlegt, der in die Herde gefallen iſt. — Als ich nach Berlin zurückkam freute ich mich, daß ſchon in Paris gefällte Urtheil auffallend beſtätigt zu finden. Denn als man auch hier den Paris gab, machte man ad libitum den erſten Akt zum zweiten, und den zweiten zum erſten, welches wohl der ſicherſte Beweis iſt, daß der erſte aus einem angeflickten hors d'oeuvre beſteht. — Wann werden doch die Balletmeiſter anfangen (im Fall ſie nicht ſelbſt Dichter ſind), ſich blos auf die Ausführung einzuſchränken, nicht aber mit der Erfindung ſich zu befaſſen? — die letztere ſollte ſtets einem guten Dichter überlaſſen bleiben, denn ein guter Plan zu einem Ballet iſt eben ſo ſchwer zu entwerfen, als der zu einem

Schauspiel, und ist im Grunde dasselbe. Wenigen ist vielleicht bekannt, daß, als die Musen einst in Weimar sich niederließen, weil eine ihrer Schwestern da regierte (es sind nun über dreißig Jahre), damals der selige Musäus viele Ballette machte, die nachher vom Balletmeister kunstreich ausgeführt wurden.

Saül, ein sogenanntes pasticcio, das heißt, eine Zusammensetzung von guten Musikstücken mehrerer Meister, machte eine vortreffliche Wirkung; besonders war ein Chor von Händel darin, das mich bis zu Thränen gerührt hat. Aber diese Chöre muß man auch hören, sie sind einzig. Abermals hatte ich Gelegenheit, die Sorgfalt für das Zusammenpassen alles Leblosen und Lebendigen auf der Bühne zu bewundern. Wie schön hier das Aufmarschiren der Truppen sich ausnimmt, das bei uns immer an eine Herde Gänse erinnert! Allerliebst war der Tanz in David's Triumphzug, wo die Kinder vor ihm her tanzend Rosen streuten. — Das Ballet, Les noces de Gamache, ist ein albernes Ding; aber Don Quixote spielte sehr gut, und die Rosinante und Sancho Pansa's Eselin waren lebendige Thiere, die den Parisern große Freude machten. Die Karavane von Kairo, von Gretry, hat mir ein wenig Langeweile gemacht. Hingegen hat mich Le devin du village von Rousseau sehr interessirt. Auch das Publikum schien heute sonderbar bewegt, und ließ, was in der großen Oper sonst nie geschieht, ein Lied wiederholen. Madame Branchu ehrte das Andenken Rousseau's, indem sie mit derjenigen Einfachheit sang, die er selbst

gefordert hat; der Tenorist hingegen ließ sich Schnörkel zu Schulden kommen, die fast immer, hier aber besonders unverzeihlich sind. — Semiramis, von einem jungen Komponisten, der ein Zögling des Conservatoire de musique ist, und der dieser Anstalt Ehre macht. Für das Außerwesentliche war wiederum herrlich gesorgt. Ein kriegerischer Tanz riß zur Begeisterung hin. Der Donnerschlag, der des Ninus Grab zerschmetterte, war wahrhaftig ein Donnerschlag, und welche Dekorationen! diese schwebenden Gärten, dieser babilonische Thurm — wie verständig war bei dem letzten die Entfernung berechnet, in der man so etwas nur allein darstellen darf. Wenn ich dagegen an unsern feuerspeienden Berg im Labyrinth dachte! — Für einen großen Fehler halte ich es, daß Semiramis zuletzt noch einmal auf das Theater gebracht wird, um singend zu sterben. — Das Ballet le retour de Zephyre ist erbärmlich erfunden, und wäre in Wien unfehlbar ausgepocht worden. Hier wurde es durch einen herrlichen jungen Tänzer, Duport, erträglich gemacht, der jetzt schon Vestris übertrifft. Er besitzt unter anderm eine ganz außerordentliche Stärke und Gewandtheit darin, sich vierzig oder fünfzigmal auf einem Beine herumzudrehen; da er aber weiß, daß er dann jedesmal so applaudirt wird, als ob die Bewohner der ganzen Welt ausdrücklich zum Klatschen zusammen gekommen wären, so bringt er diesen tour de force alle Augenblicke an. Die Pariser sehen sich das freilich nicht überdrüssig.

Hecube, ich habe vergessen von welchem Meister, und

das beweiſt ſchon, daß die Muſik keinen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat; es kommen aber recht artige Sachen darin vor. Die letzte Dekoration war unausſprechlich ſchön. Die hintere Mauer fiel ſtückweiſe ein, und nun erblickte man Troja in Flammen, und dieſe Flammen waren kein gewöhnliches Theaterfeuer, man ſah wirklich eine brennende Stadt, die Säulengänge ſtürzten nach und nach zuſammen, über die glühenden Ruinen trug Aeneas ſeinen alten Vater, mitten aus den Rauchwolken ragte das gigantiſche Pferd hervor. — Die Täuſchung hatte den höchſten Grad erreicht. — Die Ballets, Telemach und Pſyche, werden noch immer häufig, doch nicht mehr mit derſelben Anſtrengung gegeben, wie vor dreizehn Jahren.

Um kein Theater in Paris unbeſehen zu laſſen, habe ich die große Oper weniger beſucht, als ich Luſt hatte. Der jetzige Adminiſtrator derſelben, Bonnet, wird mit beißenden Kritiken verfolgt, wie alle ſeine Vorgänger. Das iſt nun ſchon einmal das Los aller, die Gott in ſeinem Zorn dazu verdammt hat, ein Theater zu dirigiren; denn da die wenigſten wiſſen, wie viel Geduld, Fleiß und Kenntniſſe dazu gehören, es auch nicht wiſſen wollen, und bei allem Tadel jeder nur ſein eigenes liebes Ich im Auge hat, ſo werden die ausgezeichnetſten Vorzüge überſehen oder kühl gelobt, und die kleinſten Mängel bitter getadelt. — Bonnet gibt ſich wahrlich viele ruhmwürdige Mühe. Ihm ſind indeſſen die Hände nicht ganz ungebunden, denn er ſteht unter dem préfect du palais. Es iſt daher kein Wun-

der, daß man auch hier auf den Geschmack des ersten Konsuls gern Rücksicht nimmt. Ein Beispiel mag's beweisen. Mein Reisegefährte, der verdienstvolle Musikdirektor Weber aus Berlin, der so fest in Gluck's Fußtapfen tritt, hatte durch eine seiner Symphonien, welche in einem öffentlichen Konzerte aufgeführt wurde, und durch die Bescheidenheit, die sein Verdienst schmückt, die Administration der großen Oper so für sich eingenommen, daß man ihm, ganz ohne sein Zuthun, die Komposition einer Oper antrug, eine Auszeichnung, die manchem, der sich solcher rühmt, nicht widerfahren ist. Es stieß sich nur noch an der Wahl eines guten Sujets. Ich erbot mich, einen Plan zu entwerfen; ich that es, der Zufall wollte, daß die Geschichte von Eginhard und Emma mir passend schien, und kaum hatte die Administration die Augen auf den Titel geworfen: La fille de Charlemagne, als bei dem bloßen Namen Charlemagne sie aus guten Ursachen freudig beistimmte.

3) Die von Bonaparte reichlich und dennoch vergebens unterstützte Opera bussa, ist sehr mittelmäßig, hat einen Tenoristen, Nasari, der gut singt, und einen Buffo, der gut spielt. Da ich kein Kenner bin, so schweige ich lieber von Madame Strinasachi. Man gibt meist alte abgedroschene Opern, z. B. gli Artigiani, von Ansossi. Eben als ich in Paris war, wurde die ganze Entreprise auf Aktien ausgeboten, ein Nothschuß. Das Publikum interessirt sich nicht dafür. Umsonst zahlt das Gouvernement jährlich sechzig tausend Livres, umsonst Bonaparte für seine Loge zwölf tausend Livres, man will nun einmal

Fr. v. Langs. Sie für ein Präsent von dem jungen Lieutenant, der einmal bey uns im Quartiere lag.

Langs. Von dem? So? nun Sie haben ja noch mehr Andenken von ihm.

Fr. v. Langs. (zu Babet) Und du! warum mußt du dem Siebenschläfer grade meine Tasse geben?

Bab. Weil —

Fritz. Ganz natürlich, weil sie eben rein war.

Bab. Ja, ich hatte sie eben rein gemacht.

Fr. v. Langs. Fort, in die Küche, du Unglückskind!

Bab. (ab.)

---

keine Opera buffa, und ſie wird ſchwerlich Beſtand haben.

4) Dagegen iſt die franzöſiſche komiſche Oper, Théâtre Faydeau genannt, ein allerliebſtes, mit Recht häufig beſuchtes Spektakel. Der Saal mit doppeltem Säulengang iſt ſehr hübſch, das Orcheſter gut beſetzt, die Dekorationen recht artig, unter den Sängern viele, die mit einem angenehmen Geſang ein gutes Spiel verbinden, beſonders gilt das von Elleviou, der die Krone dieſer Bühne iſt. Ich habe die Königin von Golkonda geſehen, und die allerliebſte kleine Oper St. Foix ou le Coup d'Epée, Text von Duval, Muſik von Darchi, und ma tante aurore, von Longchamps, Muſik von Boieldieu, und die Soirée orageuse, und trente et quarante (welches in Berlin leider ohne Muſik gegeben wird), und den Kalifen von Bagdad, wo Elleviou, wie im St. Foix, ſo ſchön ſpielt, daß man ihm alle Augenblicke an den Hals ſpringen möchte; alle dieſe Vorſtellungen haben mich ſehr angenehm unterhalten, und, was davon auf deutſchen Bühnen noch nicht bekannt ſein möchte, darf ich zum Ueberſetzen empfehlen.

5) Théâtre Luvois, an deſſen Spitze der brave Picard, der Verfaſſer ſo manches unterhaltenden Luſtſpiels, ſteht, iſt ausſchließlich den Spielen der Thalia gewidmet, Melpomene erſcheint hier nie. Das Haus iſt ziemlich groß und artig verziert; nur ſcheint mir der jetzige Pariſer Geſchmack, die Greifen überall ſo häufig anzubringen, nicht der beſte. Man findet ſie faſt in den meiſten Theatern. Mit

ſparſamer Hand vertheilt, thut dieſe Zierde allerdings die beabſichtigte Wirkung, aber wenn alle Logen von oben bis unten damit bemalt ſind, ſo verfehlt es den Zweck. — Das Théâtre Louvois beſitzt mehrere ausgezeichnete Talente. Picard ſelbſt und ſein Bruder ſind brave komiſche Schauſpieler. Beſonders aber zeichnet ſich de Vigny aus. Ich ſah ihn zuerſt in Le Vieillard et les jeunes gens, und war entzückt. Auch gibt es wohl wenige Luſtſpiele, die ſo zu rechter Zeit geſchrieben worden als dieſes. Der elende Uebermuth der heutigen Jünglinge, die alles beſſer wiſſen, iſt hier treffend gezüchtigt. Ueberſetzt kann das Stück nach meiner Meinung nicht werden, aber bearbeitet würde es auch in Deutſchland ſehr willkommen ſein, da Deutſchland eben ſo gut als Frankreich von Originalen dazu wimmelt. — La Suite du menteur war mir ſehr gerühmt worden, erfüllte aber meine Erwartung nicht. Auch nahm mich Wunder, daß die ſonſt ſo delikaten Franzoſen keinen Anſtoß daran nahmen, ein honnettes Frauenzimmer zu einem jungen Menſchen, den es gar nicht kannte in's Gefängniß kommen zu ſehen, um ſich ihm anzubieten. Wie würde man in Deutſchland geſchrien haben, wenn ich dergleichen in einem meiner Stücke gewagt hätte. — Die Vorſtellung war nur mittelmäßig, dennoch wurden faſt alle Schauſpieler applaudirt, ehe ſie noch den Mund aufgethan hatten, ja ſelbſt, wenn ſie zum zweiten oder dritten Male wieder auftraten. Das gefällt mir nicht. Was ſoll es bedeuten? — Auffallend iſt, daß la petite ville in Berlin beſſer geſpielt wird, als hier, wo es zuerſt unter

den Augen des Verfassers erschien. — Mediocre et Rampant hingegen wurde trefflich exekutirt. Vom vieux comédien, den ganz Paris zu sehen nicht müde wird, hatte ich mehr erwartet. Die, nach dem Urtheil der Franzosen, noch in der Kindheit liegende deutsche Bühne, würde es nicht dulden, daß zwei Väter, als Narren verkleidet, sich plötzlich ihren Kindern unter die Augen stellen, um sie zu beschämen. Uebrigens hat das Stück Aehnlichkeit mit meinen Unglücklichen, welche, nach Picard's eigenem Geständniß, ihm die erste Idee dazu gegeben haben.

Eine eigene glückliche Idee hat aber der nämliche Verfasser in dem Lustspiel Monsieur Musard ausgeführt. Muser war ein mir bis dahin unbekanntes französisches Wort, und bedeutet so viel als immer beschäftigt sein, aber nie mit dem, was man eigentlich thun sollte. Also ist Monsieur Musard ein geschäftiger Müßiggänger, wie Lessing ihn schon vor mehr als vierzig Jahren zeichnete. In Paris gibt es viele Originale zu dieser Kopie. Die erste Vorstellung wurde mit rauschendem Beifall aufgenommen. Als der Vorhang fiel, stürmte alles, was nur irgend mit Picard bekannt war, in die Foyers und Ankleidezimmer, um ihn zu sehen, zu umarmen, zu ersticken. Ob es alle ehrlich meinten, mag Gott wissen. Es waren viele Autoren darunter. Doch sind in der That die Autoren in Paris nicht so neidisch als bei uns. — Noch bei der dritten Vorstellung mußte das Orchester ausgeräumt werden, um der herzuströmenden Menge Platz zu machen.

6) Das Théâtre du Vaudeville, kann blos Franzosen interessiren: denn erstens gleichen diese Gassenhauermelodien sich alle auf ein Haar; wer eine gehört hat, der kennt sie alle: und zweitens treffen die epigrammatischen Spitzen ihrer Liederchen meistens Gegenstände, die nur in Paris bekannnt, und auch da nur einige Tage in der Mode sind. Ich habe den Florian gesehen, der mir Langeweile machte, und den blinden Cassander, über den ich nicht lachen konnte; doch macht Fanchon das Leiermädchen eine Ausnahme, wie auch Berquin, beide von Bouilly. Fanchon wurde durch Madame Belmont allerliebst gespielt, ich prophezeie aber, daß unsere Unzelmann sie übertreffen werde. In dem letztgenannten Stücke (Berquin) war es Schade, daß eine Mutter auftrat, von der man Anstand und Sittsamsamkeit erwartete, die aber den Entresols des Palais-Royal entlaufen zu sein schien. — Der Saal ist niedlich. — Eine sonderbare Gewohnheit herrscht hier im Publikum. Kein Zipfel eines Shawls darf über die Loge herabhängen, sonst schreit sogleich das ganze Parterre: Otez le Shawl. Gehorcht die Dame nicht augenblicklich, so verdoppelt sich der Lärm, und es heißt nun: Jettez le Shawl! und schon öfter ist die Dame gezwungen gewesen, diesem ungestümen Verlangen nachzugeben. Thut sie es nicht, so wird so lange geschrieen, bis die Polizei sich darein mischt, und die Dame in der Loge ersucht, dem Begehren des Publikums zu willfahren. Oder man ruft auch wohl: à la porte! —

Den Rücken darf man in den Logen dem Publikum auch nicht zukehren, sonst heißt es gleich: Ne tournez pas le dos, c'est vilain! — Eine Parodie des Agamemnon machte, während meines Aufenthalts, auf dieser Bühne viel Glück. Die Fehler des Stücks waren mit Witz gerügt, und mehrere Kouplets sehr artig. Der Harlekin, Laporte, machte Talma's Spiel sehr gut nach. Als ich die Posse sah, war auch gerade Mamsell Düchesnois gegenwärtig, und sah sich selbst als Klytemneſtra parodiren, machte aber gute lachende Miene zum bösen Spiel.

Die genannten Theater sind die vornehmsten in Paris, diejenigen, zu welchen die schöne Welt ausschließlich wallfahrtet. Ich kann nicht umhin, dankbar zu erwähnen, daß sie sämmtlich gewetteifert haben, mir mündlich und schriftlich auf die schmeichelhafteste Weise den freien Eintritt in ihre Säle und zu ihren Bühnen anzutragen, und obwohl bei einem kurzen Aufenthalt eine solche Freiheit gerade als ersparte Ausgabe nicht in Betrachtung kommt, so ist sie doch ein Beweis von Achtung, der mir um so auffallender war, da ich kurz vorher in einigen Städten meines Vaterlandes, um meine eigenen Stücke zu sehen, hatte bezahlen müssen.

7) Das Théâtre Montansier im Palais royal führt bekanntlich nur Possen auf, und Brünet ist allerdings ein trefflicher Possenreißer, den man schwerlich ohne Lachen sehen wird. Besonders als Jocrisse, ein Charakter, der dem italienischen Pierrot auf ein Haar gleicht, ein tölpischer Mensch, der alles verdirbt, indem er alles gut machen

will. Jocriſſens Verzweiflung iſt auch unter uns ſchon bekannt. Es gibt aber noch eine ganze Menge ſolcher Späßchen. Heute war z. B. une heure de Jocrisse; da ſollte er Jemanden einen Vogel zum Geſchenk bringen, brachte ihm aber blos den leeren Käfig, weil der Vogel auf der Straße durch ſeine Ungeſchicklichkeit davon geflogen war, und freute ſich, als er hörte, daß der Vogel in den Brief geflogen ſei, den er dabei überreichte. Er will einen Theetopf reinigen, kann mit der Hand nicht hinein kommen, ſchwenkt ihn aus, ſchlägt ihn gegen den Tiſch entzwei, und iſt nur froh, daß nicht er, ſondern der Tiſch ihn zerbrochen hat. Ein Kleid bürſtet er aus, fällt damit auf den durch das Reinmachen des Theetopfes naſſen Boden, beſchmiert einen Aermel, ſchneidet ihn geſchwind heraus, um ihn zu einem Manne zu tragen, der Flecken ausmacht, und läßt ſich von dieſem unterdeſſen einen andern Aermel leihen, der natürlich nicht zum Kleide paßt. — Von ähnlichem Gehalt ſind Cricri dans so menage, und Vandé dans son grénier ect. ect. Es iſt alles gar zu gemein. Zwar iſt Brünet's komiſches Talent in der That groß, aber die Späßchen ſind, beſonders für Fremde, viel zu lokal und mit Calembourgs ſo durchwebt, daß man ſehr darauf geübt ſein muß, um alles zu verſtehen. — Von Fremden gehen auch meiſtens nur junge Leute in dies Theater, wegen der ſchmiegſamen Jungfrauen, von welchen es wimmelt. — Auf ſolchen Bühnen iſt alles erlaubt, und die derbſten Zoten werden beklatſcht.

So hörte ich z. B. im Huissier dégourdi unter großem Beifall ſagen: une femme ne redoute jamais une prise de corps; und die ſchüchterne, ſchamhafte Geliebte erklärte: qu'on peut exiger d'un époux, qu'il lui reste au moins une jambe.

8) Théatre des jeunes artistes. Ich habe da Harlekins Geburt aus dem Ei aufführen ſehen, ein Zauberſpiel mit vielen Verwandlungen, Spektakel, Muſik, Pantomime, Tanz, Geſang, alles ſo gut, daß man in großen Städten Deutſchlands gewaltig herzuſtrömen würde. Ein Gefecht zwiſchen ſechs Perſonen, nach dem Takt der Muſik, habe ich auf unſern Bühnen nie ſo täuſchend darſtellen ſehen. Auch ein Kampf zu Pferde zwiſchen ſechs Reutern, bei welchem die Pferde luſtig hinten ausſchlugen, und Harlekin und Pierrot mit den überhängenden Beinen fochten; ferner feuerſpeiende Drachen u. dgl., alle ſo gut als in der Donaunymphe. Bewundernswürdig ſchnell war Harlekin in der Kunſt, ſich ſelbſt zu verwandeln, beſonders nahm er zweimal hinter einander die Geſtalt ſeines Nebenbuhlers an, wobei er nicht allein alle Kleider, ſondern auch ſogar die ſchwarze Larve mit ſeinem eigenen Geſicht wechſelte, welches alles — zumal das zweite Mal — wirklich nahe an Zauberei grenzte. — Ein Tageblatt (les annales de la politesse) beklagte ſich, daß auf den kleinen Theatern der deutſche Geſchmack am Wunderbaren ſo ſehr einriſſe, und fürchtete, daß die Vernunft des Volks dadurch werde geſchwächt werden, auch werde man endlich wohl gar die Rückwirkung (Contre-

coup) auf den großen Theatern spüren, denn die Volksmeinung pflanze sich fort wie ein elektrischer Schlag bis in die entferntesten Glieder. So ganz unrecht mag das Blatt nicht haben.

9) Theâtre de la gaiété. Ein artiges Haus, sehr geschmackvoll verziert. Statt der ewigen Greifen sieht man hier überall an den Logenbrüstungen niedliche Genien mit Blumenguirlanden, die in allerlei Stellungen drapirte Vorhänge aufheben. Ich wüßte mich nicht zu erinnern, jemals eine lachendere Verzierung gesehen zu haben. — Hier wird Madame Angot (welche das französische, so wie John Bull das englische Volk repräsentirt) auf allerlei komische Weise verarbeitet. Die Rolle wird durch eine Mannsperson dargestellt, wodurch sie oft allein lächerlich wird, z. B. Madame Angot im Serail des Großsultans. Die gemeine Pariser Fischweibersprache kann man bei dieser Gelegenheit in ihrer ganzen Reinheit hören. Es befinden sich unter den Schauspielern einige sehr ausgezeichnete Talente im Komischen.

Eine Jungfrau von Orleans habe ich auch auf diesem Theater spielen sehen, von der ich doch wundershalben und zur Vergleichung mit der Schiller'schen einen kurzen Begriff geben will. Das Stück hebt an mit einem Erntefest, wo Jacques d'Arc, der Vater (bei Schiller Thibaut), mit seiner Familie nach vollbrachter Arbeit sich lustig macht. Man tanzt, man überreicht Johanna Kränze, man läßt sie die Worte lesen: à Jeanne d'Arc, la plus belle et

la plus sage. Plötzlich hört man Jagdgetöse, ein wildes Schwein stürzt herzu, alles flieht; ein junger Jäger kämpft mit dem Eber, unterliegt, Johanna fliegt herbei, tödtet den Eber, rettet den Jüngling, es ist Dünois. Allgemeine Freude. Der Gast wird in's Haus geführt, soll ruhen, kann aber nicht, denn an der Wand erblickt er Johanna's Bild. Er kniet davor, sagt ihm allerlei schöne Dinge, wird aber unvermuthet durch ein Donnerschlag unterbrochen, und eine Stimme ruft: »Ritter Dünois, entweihe nicht durch profane Wünsche die Retterin Frankreichs! kehre zurück zu deinem Könige, zeige ihm den Willen Gottes an, und bringe ihm das heilige Schwert, welches Johannens siegreichen Arm bewaffnen soll.« — Der Zuschauer wird in Johannens Kämmerlein versetzt, sie schlummert, ein süßer Traum schwebt auf ihrem Antlitz. Der Hintergrund öffnet sich, ein Engel, von einer leuchtenden Kugel getragen, legt ein feuriges Schwert zu Dünois Füßen nieder, Dünois nimmt es, schwört des Himmels Gebot zu erfüllen, der Engel steigt gegen Himmel, zwei andere Engelinnen aber umgeben die schlafende Johanna, und decken sie mit Fahnen; so schließt der erste Akt.

Der zweite hebt an im königlichen Palast. Karl, Agnes und sein Hof machen sich lustig, ohne der nahen Gefahr zu gedenken. Ein Ritter zeigt an, daß die Engländer Orleans belagern, und daß, wenn sie es erobern, Frankreich verloren sei. Große Verwirrung. Dünois kommt, und verkündet das Mittel der Rettung. Die Hofleute spotten darüber. Er läßt Johannens Bild von zwei Pagen kniend dem König

vorhalten; der König bleibt zweifelhaft, aber plötzlich umgibt ein feuriger Glanz das Bild, und darunter lieſt man die Worte: elle vaincra; jetzt ſchwinden alle Zweifel. Johanna erſcheint geharniſcht, ihr Anblick befeuert alle Ritter, und man fliegt zum Streite.

Die Bühne verwandelt ſich in das franzöſiſche Lager, wo der König mit der Jungfrau anlangt, und ſeine muthloſen Soldaten dadurch wieder aufrichtet. Er gibt ihr den Ritterſchlag, und reicht ihr das Wunderſchwert; da ſie aber kein Degengehäng dazu hat, ſo hält es der liebe Gott der Mühe werth, dieſem Mangel ſelbſt abzuhelfen, ein Regenbogen erſcheint, und auf dem Regenbogen ein Engel, der ihr die Schärpe bringt, ihr Sieg verkündet, doch vor der Liebe ſie warnt. Dann ſchlägt er an einen Baum, und ein Genius tritt heraus, der ihr das Oriflamm übergibt. Darauf kehren Beide auf dem Regenbogen in den Himmel zurück, und man eilt in die Schlacht. — Nun erblickt der Zuſchauer die Stadt Orleans, von den Engländern belagert. Talbot ordnet ſeine Truppen zum Sturm, die Franzoſen ſind zur Gegenwehr auf den Wällen bereit, die Sturmleitern werden angelegt, man ſtürmt, man ſchießt Breſche, die Wälle werden erſtiegen, ſchon hat man ſich der Fahne bemeiſtert, die Stadt will kapituliren. Aber die Jungfrau erſcheint, der Kampf erneuert ſich, die Engländer werden geſchlagen, ihre Palliſaden umgeſtürzt, die Einwohner von Orleans ſtrömen aus den Thoren, ſinken zu den Füßen ihrer Befreierin, überreichen ihr die Schlüſſel der Stadt. Dünois iſt entzückt und verliebt,

Sechste Scene.

Die Vorigen ohne Babet.

Langſ. Kann ich mich doch gar nicht beſinnen, daß ich Kaffee getrunken habe.

Fr. v. Langſ. Sie werden ſo lange ſchlafen, bis Sie vergeſſen, daß Sie verheirathet ſind.

Langſ. (mit einem herzlichen Seufzer) Ach mein Schatz! das vergeſſ' ich nicht.

Fr. v. Langſ. Munter, Herr Gemahl! wir haben mit dem Vetter von ernſthaften Dingen zu ſprechen.

Langſ. Mit dem Vetter?

Fr. v. Langſ. Allerdings. Meine Tochter iſt nun ſchon ſeit vier Wochen aus der Stadt zurück, und noch immer hat der Vetter Hartebuſch ſich nicht erklärt.

auch Johanna nicht gleichgiltig dagegen, aber des Engels Warnung schreckt sie noch. Ein Thron wird errichtet, sie besteigt ihn nebst Dünois, festliche Tänze beginnen; es wird Nacht, Johanna wird auf einem Triumphwagen nach der Stadt geführt, wobei man Blumen vor ihr her streut.

Der dritte Akt zeigt einen Garten, Dünois zu Johannens Füßen, sie ist entwaffnet, hat das Wunderschwert an einen Lorbeerbaum aufgehangen, kann seinen Bitten nicht widerstehen; er schrieb mit seinem Dolch die Worte auf einen Felsen: Aimer ne peut être un crime, sie schreibt darunter: Je vous ai vu — je le crois. Sogleich wimmeln Liebesgötter um sie her, ein Altar erscheint mit der feurigen Inschrift: à l'amour et à l'hymen. Die Liebesgötter geleiten das junge Paar dahin, aber im Augenblick des Schwurs geschieht ein Donnerschlag, die Genien fliehen, der Altar verschwindet, eine Stimme ruft: »Johanna ist meineidig, sie zittere vor des Himmels Rache.«

Ein Trompetenstoß kündigt einen Herold der Engländer an; Talbot und Chandos fordern Dünois und Johanna zum Zweikampf. Diese nehmen ihn an und schicken ihre Handschuhe. Die Jungfrau will sich waffnen, als sie aber nach dem Wunderschwert greift, verwandelt sich der Lorbeerbaum in eine Bildsäule der Rache, welche das Schwert in ihrer Faust hält. Johanna ist zwar erschrocken, aber sie geht mit dem Geliebten, um zu siegen oder zu sterben.

Man erblickt den Kampfplatz zwischen Schranken und

von den Zelten der Engländer umgeben. Kampfrichter, Herolde, Soldaten nehmen Platz, Chandos und Talbot erscheinen, Dünois und Johanna lassen sich nicht lange erwarten. Man schwört ohne Hinterlist zu kämpfen. Die Heldin und ihr Geliebter siegen, aber — die Treulosigkeit der Engländer mußte ja doch auch in das Stück verwebt werden — ein Schuß streckt Dünois zu Boden, und Johanna wird umringt, gefangen, fortgeschleppt. — Nun schmachtet sie im Gefängniß. Chandos erbietet sich sie zu retten, wenn sie ihn lieben wolle; sie weis't ihn mit Verachtung zurück. Er läßt eine schwarze Fahne bringen, auf welcher sie das Urtheil liest, daß sie als Zauberin zum Tode verdammt sei. Sie bleibt standhaft. Man führt sie zum Scheiterhaufen. — Die letzte Decoration stellt den Marktplatz zu Rouen dar, der Scheiterhaufen ist bereit, das Volk versammelt. Johanna besteigt muthig den Holzstoß, man zündet ihn an, aber kaum hat er sich entflammt, als eine Taube aus den Flammen aufsteigt. Das Feuer verlischt, der Scheiterhaufen verschwindet, nur eine Glorie bleibt nach, in der Glorie Johanna, von der Unsterblichkeit gekrönt. So steigt sie in die Wolken. An der Stelle, wo der Scheiterhaufen stand, erscheint ein Altar, im Hintergrunde ein transparenter Triumphbogen, und unter demselben die Statue der Jungfrau, nach dem neuen Modell verfertigt, wie sie wirklich in Kurzem zu Orleans errichtet werden soll. Unter Trompeten und Paukenschall fällt der Vorhang. —

Ich habe geglaubt, es könne die Leser wohl interessi-

ren, zwiſchen Schiller und Cuvelier eine Paralelle zu ziehen. Freilich kann hier nur vom Plan die Rede ſein, und nicht von dem Zauber der Redekunſt, in welchem Schiller dem Franzoſen ſo unendlich weit überlegen iſt. Man verſuche es aber einmal, Schiller's Jungfrau ſo zu ſkeletiren, wie ich ſo eben Cuvelier's Jeanne d'Arc ſkeletirt habe, und man wird finden, daß der Plan nicht weniger abenteuerlich, oft noch weit ſchlechter iſt. Wenigſtens iſt Johannens Liebe zu Dünois weit beſſer motivirt, als jenes alberne, plötzliche Verlieben im Moment des Kampfes.

10) Théatre de la porte St. Martin. Ein ſchönes, artig verziertes Haus. Vormals ſpielte hier die große Oper, und ſtatt das Haus zu verkleinern, hat man es ſeitdem noch vergrößert, der Himmel weiß warum, denn ſchwerlich wird es oft ſich füllen. Man gibt auch hier Spektakelſtücke. Ich habe z. B. les Charbonniers de la foret noire darauf geſehen. Die Dekorationen ſind gut, die Geſellſchaft gar nicht ſchlecht, auch ſingen einige Mitglieder derſelben recht artig.

11) Das Théâtre des petites variétés im Palais royal, ein kleines enges Lokal, ſchlecht herausgeputzt. Kinder, unter welchen einige viel Anlage verrathen, ſpielen kleine Stücke. Dann werden die Zuſchauer mit Marionetten unterhalten, die recht artig ſind. Aber Himmel, welche Unanſtändigkeiten erlaut man ſich hier! Da zieht z. B. eine Marionette die Beinkleider aus, und zwar ſo, daß man alles das treulich Nachgeahmte, was die Beinkleider verhüllten, zu ſehen bekommt.

12) Ambigu comique. Ein sehr geschmackloses Theater. Gothische Säulen, griechische Basreliefs, neufranzösische Draperien. Drei Reihen Logen, und vor jeder derselben noch eine Gallerie. (Diese Bauart findet man in vielen Pariser Theatern, und sie scheint mir sehr zweckmäßig zu Gewinnung des Raumes.) Ein sehr besuchtes Stück dieser Bühne, dem man auch in der That Reichthum der Fantasie nicht absprechen kann, ist: les mines de Pologne. Die Dekorationen waren vortrefflich. Unter anderm schneiete es einmal im letzten Akt so täuschend und so dicht, daß der Schnee bald die ganze Bühne bedeckte, auch auf den Schildwachen liegen blieb. Die Schauspieler sind nicht schlecht, das Ballet taugt aber nichts. Man gibt hier eine seltsame Gattung von Schauspielen, die man Melodrama nennt, wo man nämlich in manchen Scenen ganz willkürlich die Sprechenden durch Musik unterbrechen läßt.

13) Théâtre olympique. Eines der schönsten und niedlichsten Theater, wohl fast so groß als das Berliner. Durch einen Kreis von Caryatiden, die den zweiten Rang der Logen, und darüber einen Kreis von Säulen, welche die Gallerie tragen, wird das Ganze sehr geputzt. In dem nämlichen Geschmack ist auch der große Foyer erbaut, wo oft Bälle gegeben werden. Die Gesellschaft spielt aber höchst mittelmäßig, auch schien dieses Theater wenig besucht.

14) Théâtre du marais. Recht artig, im griechischen Geschmack, grau in grau gemalt. Der Saal ist nicht klein,

er hat drei Reihen Logen und Gallerien. Die Schauspieler sind aber bloße Marionetten.

15) Théâtre de l'école dramatique gleich mehr einem Gesellschaftstheater, ist jedoch recht niedlich dekorirt. Die Schauspieler waren der aufgeführten Stücke, und die Zuschauer beider würdig, alles unter der Kritik. In der Loge, in welcher ich mich befand, waren auch einige Herren und Damen, die sich Bier bringen ließen; zu meinem Unglück war das Bier sehr gut, es sprengte den Stöpsel aus der Flasche, und mir seinen Schaum auf die Kleider.

16) Théâtre de la Cité. Ein hübsches Haus und ziemlich groß. Auch hier hielt ich einen Akt von Menschenhaß und Reue aus. Meinau's Kostüm war dasselbe, wie auf dem Théâtre français. C'est le costume Allemand, das bleibt ausgemacht. Diese Madame Müller hatte gewiß nie Reue empfunden.

17) Théâtre de Molière. Der Schauspielsaal verdient allerdings mit Molière's Namen zu prangen. Alle Logen haben Spiegelwände, und auch die übrigen Verzierungen sind sehr geschmackvoll, die Dekorationen gut, die Kostüme reich und richtig, kurz, nichts ist schlecht, als die Schauspieler und die Stücke, welche sie aufführen.

Außer diesen siebzehn Bühnen gibt es, wo ich nicht sehr irre, noch ein paar, die ich nicht gesehen habe, z. B. das Théâtre mareux. Ich schließe mit einer auffallenden Bemerkung. Mehrere Male wurde in den Pariser Tageblättern, ich weiß nicht mehr auf welchem Theater ein

neues Stück angekündigt: die Gerechtigkeit Alexander des Ersten; es durfte aber nie gegeben werden. Warum nicht?

Noten aus meiner Schreibtafel, Miszellen, abgerissene Bemerkungen.

Nicht überall ißt man in Paris so spät zu Mittag. In den stillen und entfernten Quartieren der Stadt haben sich noch die alten Sitten erhalten. Ein Schalk hat ausgerechnet, daß ein tüchtiger Esser in Paris den ganzen Tag essen kann. Zu diesem Behuf muß er um neun Uhr Morgens nach der Vorstadt St. Germain fahren, wo die Employes und Kommis wohnen. Hier theilt er ein dejeuner à la fourchette, welches diese verzehren, ehe sie in ihre Büreaus gehen. — Um eilf Uhr findet er mehrere Frühstücke in der Vorstadt St. Honoré bereit. — Von da begibt er sich nach der Chaussée d'Antin, zu einigen jungen Herren vom guten Ton, die um ein Uhr spaziren reiten, vorher aber Austern essen und Champagner trinken. — Nun läßt er der schönen Welt auf der Chaussée d'Antin Zeit auszuschlafen, und begiebt sich schnell au marais. Hier speisen die Familien der ancienne robe bereits zu Mittag, er setzt sich zu ihnen und hilft, bis die Zeit heran naht, wo die Richter und Advokaten in der cité hungrig nach Hause kommen. Er eilt dahin, und verweilt daselbst, bis die ehrlichen Leute in der Vorstadt St. Germain und au marais schon wieder zu Abend essen. Schnell ver-

schlingt er einige Bissen, denn diesesmal ist ihm die Zeit karg zugeschnitten, er muß zurück auf die Chaussée d'Antin, wo man in den besten Häusern jetzt zu Mittag speiset. Dann bleibt ihm wohl noch ein Augenblick übrig, um in irgend einem Theater sich mit Eis zu erquicken. Sobald aber der Vorhang gefallen ist, winkt ihm ein sogenannter Thee, wo, wie ich eben beschrieben, recht derbe Schüsseln vorkommen. — So rückt unvermerkt zwei Uhr in der Nacht heran, und natürlich flattert er nun zu einem Souper in alter Form. — Kann der Held um vier Uhr des Morgens seinem Magen noch etwas zumuthen, so darf man nur in's nächste Spielhaus gehen, wo um diese Zeit ein sogenanntes reveillon (ein Aufwecken) servirt wird, und so mag er denn endlich, wohlgesättigt, um fünf Uhr zu Bett gehen, um vier Stunden auszuruhen, und dann, wenn's beliebt, den Kreislauf von vorn wieder anfangen.

* * *

Vormals war es unschicklich, wenn eine petite maitresse in Gesellschaften zeigte, daß sie mit Appetit essen könne. Sie mußte sich immer stellen, als brauche sie höchstens, wie ein chinesischer Goldfisch, alle zwei Tage etwas frisches Wasser, um zu leben. Hatte ihr die Natur, trotz aller Schnürbrüste, einen widerspänstigen Magen gegeben, so mußte sie sich lieber vorher zu Hause satt essen. Solcher Ziereréien bedarf es heut zu Tage nicht mehr. Die schönen zarten Damen essen Rindfleisch und Hammelbraten, Pasteten und Trüffeln, daß es eine Lust ist zuzusehen. Vormals

nippten sie höchstens in ein Weinglas, jetzt schlürfen sie Liqueurs, trinken Punsch, und stürzen den Champagner hinunter. Vormals konnten sie in den engen Schuhen kaum trippeln, jetzt reiten sie, und einige schwimmen sogar. Kurz, die rohen Männer haben das zarte Geschlecht zu sich heruntergezogen. Ich meine aber, unsere schönen Mütter und Großmütter hatten gar nicht Unrecht in diesem Punkte auf Ziererei zu halten, denn Götter und Frauenzimmer müssen, um sich den Respekt zu erhalten, keine sinnlichen Bedürfnisse sich abmerken lassen. Die Geliebte denkt man sich immer als ein geistiges Wesen, und es thut ordentlich weh, wenn man sie mit großem Appetit essen sieht.

* * *

Seit der Revolution scheint die Einbildungskraft der französischen Maler eine düstere Farbe angenommen zu haben. Guerin's Marcus Sextus, David's Brutus Gerard's Belisar u. a. m. haben das schon bewiesen. Einst sah ich auch bei dem Dichter Arnault eine herrliche große Zeichnung, die einen neuen Beleg dazu liefert. Aus der stürmischen See ragt eine Reihe von Klippen hervor, kein Land in der Ferne. Auf eine der Klippen hat sich ein Mann aus dem Schiffbruch gerettet, vor ihm liegen sein Weib und sein Kind, beide todt. Für ihn selbst zeigt sich weit und breit weder Rettung noch Hilfe. Er ist nackt und bloß, doch das fühlt er in diesem gräßlichen Augenblicke nicht. Er kniet mit starrem Auge vor Weib und Kind, und hat die eine Hand auf die Frau gelegt, um zu fühlen, ob

noch Leben in ihr sei. Der Blick der Verzweiflung sagt nein! — Ich möchte die Zeichnung nicht in meinem Wohnzimmer hängen haben, sie erregt Grausen und Wehmuth. — Abermals ein Beweis, daß die französischen Maler gute Dichter sind: unsere deutsche Propyläisten sind bloße Künstler.

* * *

Noch ein Pröbchen aus dem Pariser Laufbericht: »Mein Herr! es ist zu ermaaßen [1]), daß Sie bei der entdeckten Hintertrifft [2]) mich beschiedigt und unterwickelt haben [3]), denn man anbetrauert [4]) mich, und ich kam meinen Argwohn nur bei Ihnen vermitten und zukreisen [5]). Diese Verafferung [6]) haben Sie gut erziffert [7]); Sie käkeln und schlazen [8]) daß man sich für Ihre Verheiligung [9]) vergeldern [10]) sollte; aber Ihre franzkrätzige und lateinräudige Sprache wird Ihnen zu nichts helfen, auch mögen sie den Leuten schöseln und büseln [11]) und bei den Weibern böckeln [12]) so viel Sie wollen. Es geschähe Ihnen ganz recht, wenn man Sie wie Abelard entgeilte. Ich würde Ihnen alles dieses mündlich sagen, wenn ich nicht seit einigen Tagen verhartleibet wäre.«

* * *

Unter die Erfordernisse einer guten Amme scheint in Paris zu gehören, daß sie brünett sei, wenigstens rühmt

---

[1]) vermuthen. [2]) Konspiration. [3]) kompromittirt [4]) konbolirt. [5]) konzentrirt. [6]) Verläumdung. [7]) kalkulirt. [8]) schwatzen. [9]) Heiligsprechung. [10]) verbürgen. [11]) liebkosen.

ſich in den Tageblättern ausdrücklich eine Amme dieſer Eigenſchaft zu ihrer Empfehlung.

Ein Tanzmeiſter, der Glück machen will, muß zugleich Lektionen für den tambour de basque ankündigen.

Ein gewiſſer Doktor Braun wählte zu meiner Zeit einen noch unbekannten Weg, Aufmerkſamkeit zu erregen. Er ließ nämlich ſeine ganze Lebensgeſchichte, wo er ſtudirt, herumgereiſet, wer ſeine Lehrer geweſen u. ſ. w. auf einen großen Bogen drucken, und an alle Straßenecken ſchlagen.

Trotz aller Charlatanerien ſcheinen aber doch die Leute ziemlich alt in Paris zu werden, denn ich habe in einem einzigen Tageblatt, unter acht und zwanzig angezeigten Todesfällen, einen Mann von fünf und neunzig, zwei von ein und achtzig, und noch fünf von neun und ſiebzig, ſechs und ſiebzig, ſiebzig, fünf und ſechzig und drei und ſechzig, alſo acht ziemlich alte Leute gefunden.

* * *

Viel Spaß haben mir oft die Urtheile über mich ſelbſt in den öffentlichen Blättern gemacht, und es verging ſelten ein Tag, wo ich deren nicht zu leſen bekam. Der Eine beſchwerte ſich mit vieler Bitterkeit, daß ich der einzige Fremde ſei, deſſen Stücke die Ehre gehabt, ganz oder doch nur mit ſehr geringen Abänderungen, auf der franzöſiſchen Bühne vorgeſtellt zu werden; alle übrigen hätten nur Stoffe geliefert. — Wodurch, ruft er aus, erhalten ſich dieſe mittelmäßigen Dramen? — durch die guten

Langſ. Muß ich dabey ſeyn, wenn er ſich erklärt?

Fr. v. Langſ. Das iſt gar nicht nöthig. Sie ſollen ſchon gerufen werden, wenn es zum Segnen kömmt.

Langſ. Was ſoll ich denn alſo?

Fr. v. Langſ. Ihn zur Rede ſtellen, warum er die Sache auf die lange Bank ſchiebt?

Langſ. (ſehr phlegmatiſch) Wohlan Vetter, ich ſtelle dich zur Rede.

Frih. Blödigkeit, liebe Tante, nichts als verdammte Blödigkeit.

Fr. v. Langſ. Die iſt doch ſonſt eben nicht dein Fehler. Und kurz und gut, das Teſtament deines Vaters befiehlt ausdrücklich deine Heirath mit meiner Tochter, das weißt du.

Frih. Ja, ja, Sie haben es mir ſehr oft geſagt.

Fr. v. Langſ. Machſt du Einwendungen, ſo verlierſt du ein Drittel deines Vermögens.

Schauſpieler? — nein, denn die nämlichen Schauſpieler können ja nicht verhindern, daß ſo viele andere weit beſſere Stücke fallen? man kommt ja doch immer wieder um zu weinen, und ſich hinterdrein über diejenigen luſtig zu machen, welche geweint haben. In Parentheſe geſteht er, daß Laharpe geſagt habe: Les épigrammes contre les pleurs sont d'assez mauvaise grace. — Nun endlich, wodurch erhalten ſich denn meine Stücke? — durch ihren moraliſchen Zweck (gerade das was man ihnen in Deutſchland abſpricht), der ſich von den franzöſiſchen Dramen eines Diderot und Beaumarchais zu ihrem Vortheil unterſcheidet.

Ich will es den Herren beſſer ſagen: ſie erhalten ſich, Trotz allen ihren Fehlern, blos durch die Wahrheit der Empfindung und Darſtellung. Alle Jons und Eugenien werden ſie nicht verdrängen. Ein natürliches Veilchen iſt am Ende doch immer mehr werth, als eine gemachte Lilie, wäre ſie auch noch ſo kunſtreich fabrizirt.

»Wie iſt es möglich,« ruft ein Anderer, »daß bei unſerm Leichtſinn, unſerm Hang zur Fröhlichkeit, wir ſeit vier oder fünf Jahren ſo viele Thränen in einem ſchlechten deutſchen Drama vergießen? hätte man ſie alle geſammelt, die vergoſſenen Thränen, man hätte die große Trockenheit dieſes Jahres damit! vermindern können.« — Nun aber kommt das Merkwürdigſte, die Urſache nämlich, warum Menſchenhaß und Reue in Deutſchland ſo ſehr gefallen habe. »In Deutſchland,« fährt er fort, »war das ſehr

natürlich, weil vor Erſcheinung von Menſchenhaß und Reue die Sitten noch ſo außerordentlich ſtreng waren, denn was geſchah, wenn ein Frauenzimmer ſich vergaß? man heftete ihr einen Zettel auf die Schulter, ſetzte ihr eine Art von Triangel mit Schellen und Glöcklein auf den Kopf, führte ſie ſo durch die Stadt, und endlich in's Zuchthaus, wo ſie mit eiſernen Kugeln an den Füßen ein Jahr lang die Straßen fegen mußte. Ueberdies mußte ſie alle Sonntage in der Kirche öffentliche Buße thun." (Himmel! was für reine Straßen und volle Kirchen würden wir haben, wenn das wahr wäre!) »Der Zweck von Menſchenhaß und Reue ſei alſo eigentlich geweſen, die Strenge dieſer Geſetze zu mildern, und darum hätten beſonders die Weiber das Stück gleich in Schutz genommen. Daß aber auch die Franzoſen ihren Korneille, Racine, Voltaire um eines deutſchen Dichters willen eine Zeit lang vergeſſen hätten, das ſei doch gar zu arg. Das deutſche Theater liege überhaupt noch ſo ſehr in der Kindheit" u. ſ. w.

Sollte man nicht glauben, Deutſchland ſei von Frankreich wenigſtens ſo weit entfernt, als der Mond von der Erde?

Es hat indeſſen auch in Paris Leute genug gegeben, die, eben ſo albern als in Deutſchland, Menſchenhaß und Reue (eins der moraliſchſten Schauſpiele, die jemals geſchrieben worden), von Seiten der Moralität angegriffen haben. Dagegen erſchien während meines Aufenthalts (wo ich nicht irre, im Courier des spectacles) eine ſehr gute

Vertheidigung, die mir größtentheils aus der Seele geschrieben worden. »Gibt es wohl," sagt der Verfasser, »viele Weiber, die, wenn sie aus der Vorstellung kommen, den Ehebruch als eine unbedeutende Kleinigkeit betrachten? als eine Kleinigkeit, die weder auf das Glück des Gatten, noch auf die gesellschaftliche Ordnung Einfluß habe? — Eulaliens Gewissensbisse, ihre Demüthigung und peinliche Lage in Gegenwart des beleidigten Mannes stellen ein schauderhaftes Gemälde dar, und rächen vielleicht die Tugend strenger, als alle Strafen und Beschimpfungen, welche die Völker des Alterthums mit dem Verbrechen verknüpften." — Auch den Charakter des Meinau (den man übertrieben findet) nimmt der Verfasser in Schutz. Kotzebue, sagt er, will wohl schwerlich alle beleidigten Ehemänner überreden, sich zu Anachoreten zu machen; da hätte er viel zu thun, besonders in unserer guten Hauptstadt; aber er will zeigen, was ein nagender Kummer über das Herz eines braven Mannes vermag, der sein ganzes Glück in den Besitz einer geliebten, tugendhaften Frau gesetzt hatte. — Man klagt täglich über Sittenverderbniß in den Ehen; gewiß sie entspringt öfter aus der Gleichgiltigkeit der Männer, als aus dem Leichtsinn der Weiber. Das Land, wo Meinau für einen Narren passirt, bringt schwerlich sehr gefällige Ehemänner hervor. — Aber, tadelt man ferner, das Süjet ist fehlerhaft, es lehrt junge Leute, was sie nicht wissen sollen. Wenn eine Tochter ihren Vater fragt, warum Meinau eigentlich so traurig sei? was kann er ihr antworten? — Der Einwurf ist schwach. Ein

Vater, der seine Tochter in's Schauspiel führt, muß das Stück zuvor kennen; und dann sind unsere Töchter auch gerade keine solche Agnesen. Ueberdies möchte das schreckliche Gemälde der Folgen eines Fehltrittes leicht moralischer sein, als die Liebeslektionen, welche sie täglich hören, um Väter und Männer zu betrügen. Stücke wie Heureusement, la Gageure, Figaro u. s. w. sind bei weitem gefährlicher, aber man zieht sie dennoch vor, denn unsere Ehemänner sind artiger als Meinau."

Ich möchte wohl wissen, was sich mit Fug und Recht auf diese Bemerkungen antworten ließe?

Das nämliche Blatt enthält auch eine artige Fabel, zu Nutz und Frommen manches deutschen Kritikus. Ein Papagei entfloh aus seinem Käficht in den Wald, und meisterte dort den Gesang der Vögel. Endlich bittet man ihn, da er es so gut versteht, doch auch einmal zu singen. Da kratzt er sich im Kopfe und sagt: Meine Herren, ich pfeife wohl, aber ich singe nicht.

* * *

Die meisten ci-devants sind nicht blos arm, sondern leiden wirklich drückenden Mangel, der sie sogar zu betteln nöthigt. Sie haben aber gewöhnlich eine Art zu betteln, die nicht zu ihrem Vortheil einnimmt. Sie lassen sich ansagen, ein bekannter, berühmter Name öffnet ihnen sogleich die Thür, sie treten herein, affektiren die noble Dreistigkeit ihres vormaligen Standes, lassen sich ohne Umstände am Kamin nieder, sagen dem Fremden die unverschämtesten Schmeicheleien, und schwatzen von tausend

Dingen wohl eine halbe Stunde lang, ohne mit einer Silbe ihrer Noth zu gedenken. Sie haben blos das Glück haben wollen, den Fremden kennen zu lernen u. ſ. w. Endlich rücken ſie heraus, anfangs verblümt, dann deutlicher, haben auch wohl ein Buch geſchrieben, auf welches ſie pränumeriren laſſen, und den Pränumerationsſchein gleich bei der Hand haben, den ſie nachläſſig auf den Tiſch werfen, indeſſen ſie von etwas anderm ſprechen. — Mir iſt dergleichen öfter widerfahren, und ich könnte Namen nennen, die den Leſer in Erſtaunen ſetzen würden. Manche wagen doch nicht, eine ſolche Rolle in Perſon zu ſpielen, ſondern ſchreiben Briefe, die wenigſtens beſcheiden klingen. Ich kann mir indeſſen wohl vorſtellen, daß Menſchen, die ſo erzogen wurden, und ſo zu leben gewohnt waren, wenn ſie nun einmal zum Betteln gezwungen ſind, auf keine andere Art betteln können.

* * *

Speiſet man unter Mannsperſonen an einer großen Tafel, ſo kann man darauf wetten, daß unter zwanzigen nicht zwei ſein werden, die nicht Feldzüge mitgemacht hätten, wenn man ſich gleich unter lauter Dichtern, Künſtlern und Schauſpielern befindet. In der Schreckenszeit war es ein Glück, wenn man Paris verlaſſen und zur Armee gehen durfte, denn nur in der Armee fand man eine Freiſtatt. — Eben ſo oft trifft man, ohne es zu ahnen, auf Männer, die während der Revolution große Rollen geſpielt haben, und jetzt nicht einmal den Schein mehr davon haben mögen, wenn ſie gleich als Männer von Gefühl und

Ehre handelten. Da ist z. B. der brave Schauspieler des Théâtre français, Michot (der Einzige, den ich in gewissen launigen Rollen mit Iffland vergleichen möchte), der machte zwei Feldzüge mit, wurde blessirt, dann als Kommissär des Gouvernements an den General Montesquieu mit der Ordre geschickt, Savoyen zu besetzen. Dort machte er sich bei den Einwohnern sehr beliebt, weil er menschlich war, und nicht litt, daß man die Ceremonien der Religion verspotte oder hindere. Bei seiner Zurückkunft ward er zum Deputirten, und zu verschiedenen andern Aemtern erwählt, war aber so klug, alles auszuschlagen; denn hätte er sie angenommen, so wäre er, als ein Freund der Girondisten, sicher mit diesen guillotinirt worden. Er behielt also blos seinen Platz unter der Nationalgarde und übernahm oft die Wache bei Ludwig dem Sechzehnten. Diesem erleichterte er sein Schicksal, so viel in seinen Kräften stand. Sah er sich unbeobachtet, so nahm er sogleich seinen Hut ab, nannte den König Sire und Votre Majesté. Auf sein Verlangen steckte er ihm auch den Tacitus und Gilblas zu. Der König hatte Vertrauen zu ihm und fragte Michot einigemal, was er wohl glaube, daß man mit ihm anfangen werde? — Michot tröstete ihn stets mit der Aussicht, zu seinen Verwandten nach Spanien geschickt zu werden; denn Michot selbst hielt sich überzeugt, daß man zu keinem Extrem schreiten werde. Er sagt noch jetzt mit einer Ueberzeugung, die aus seinem nassen Auge spricht: »ich bin gewiß, daß bei der Stelle in Ludwig's Testament, wo er von ames sensibles spricht, er auch an mich ge-

dacht hat.“ — Ich beneide den braven Mann um dieſes ſchöne Bewußtſein.

* * *

Unter manchen andern Vorzügen, die ſelbſt Feinde den Franzoſen nicht abſprechen können, iſt einer der ſchönſten, der freigebige Enthuſiasmus, mit dem ſie Genie und Kunſt aufmuntern und belohnen. Muſik, Malerei, dramatiſche Dichtkunſt und Schauſpielkunſt ſind hier nicht, wie an den meiſten Orten Deutſchlands, wandernde Pilger, die blos geduldet werden und allenfalls froh ſein mögen, wenn man ſie nicht hindert, ihr Stückchen Brot mühſelig zu gewinnen; ſie werden geehrt, geliebt, geſchätzt, man hat es der Mühe werth gehalten, Geſetze ihretwegen zu machen; kein Nachdrucker-Raubgeſindel darf ſich an den Früchten des Genies vergreifen. Jeder erntet da, wo er geſäet hat, und zwar, wenn die Ausſaat anders gut war, ſo darf er ſicher ſein, daß der Boden ihm reichlich tragen werde. Bei uns iſt es umgekehrt; je beſſer die Ausſaat, je ſchneller ſammeln ſich die Raubvögel auf allen Bäumen umher, wie auf Robinſon Cruſoe's Inſel, und kaum hat der Säemann den Rücken gekehrt, ſo lagert ſich die verzehrende Wolke.

Der Verfaſſer eines Schauſpiels oder der Komponiſt einer Oper werden in Frankreich folgendermaßen behandelt. Jede Einnahme wird in drei Theile getheilt und von einem Drittel erhalten ſie das Siebentel. Das ſcheint wenig, aber — ſie erhalten dieſes Siebentel nicht einmal, ſondern ſo lange ſie leben, und ihre Erben noch zehn Jahre

nach ihrem Tode; sie empfangen es nicht blos in Paris, sondern in ganz Frankreich von jeder Bühne; nicht blos, so lange das Stück noch Manuskript, sondern auch, wenn es schon längst gedruckt ist, denn kein Direktor einer Bühne darf sich unterstehen, es ohne Erlaubniß des Verfassers aufführen zu lassen. Auch vor dem schwer verpönten Nachdruck ist er ganz sicher. — Man könnte einwenden, der Autor könne doch oft hintergangen werden, da es ihm ja unmöglich sei zu wissen oder zu erfahren, welche Stücke man in ganz Frankreich spiele, und wie oft und wie groß die Einnahme gewesen? daß es höchst beschwerlich und kostbar sein müsse, dergleichen Nachrichten einzuziehen u. s. w.

Für alles das ist gesorgt. Es existirt nämlich in Paris ein Bureau, ausdrücklich zu diesem Zwecke errichtet. Hier meldet sich der Verfasser eines Schauspiels, zeigt sein Werk an, und läßt nun das Bureau für alles übrige sorgen. Dieses hat seine Korrespondenten und Kassirer im ganzen Lande, und berechnet dem Schriftsteller, gegen den mäßigen Abzug von zwei Prozent, seinen Antheil gewissenhaft. Da nun in Frankreich weit über hundert Schaubühnen angetroffen werden, (wenn gleich viele nur klein und unbedeutend sind), so wird es begreiflich, daß der Verfasser eines beliebten Stückes in den ersten paar Jahren nach dessen Erscheinen auf eine Einnahme von vierzigtausend Livres rechnen kann. Nachher nimmt es zwar ab, aber die Repertoirs der Franzosen sind weit weniger dem Wechsel unterworfen, als die unsrigen, und daher

bleibt dem Schriftſteller eine ſichere jährliche Revenüe, die auf der allergerechteſten Baſis ruht, denn ihre größere oder mindere Bedeutſamkeit hängt einzig und allein von der Güte ſeines Werkes ab. Hatte es blos Vorzüge, die im erſten Augenblick blendeten, ſo wird es ſelten; hat es wahren Gehalt, oft geſpielt. Ein Autor, dem es gelungen, drei oder vier Stücke auf das Repertoir des Théâtre français zu bringen, iſt nicht allein für ſeine Perſon auf Lebenszeit anſtändig verſorgt, ſondern hinterläßt auch ſeinen Kindern zehn Jahre lang eine ſichere Subſiſtenz. Welch eine ehrenvolle Penſion! aber nur in Frankreich hat man Gelegenheit, ſie zu verdienen.

Madame Molé, welche Menſchenhaß und Reue ein wenig verballhornt hat, iſt dadurch jetzt ſchon zum Beſitz eines Vermögens von ſechzigtauſend Livres gelangt, und noch immer wird das Stück häufig geſpielt, oft in Paris allein auf verſchiedenen Theatern dreimal an einem Tage. Mir, dem Verfaſſer, hat Menſchenhaß und Reue Summa Summarum zweihundert Thaler eingetragen. — Dalayrac, der bekannte beliebte Komponiſt, zieht, die Hauptſtadt ungerechnet, noch jetzt monatlich aus den Provinzen ungefähr hundert Louis, alſo jährlich über ſechstauſend Thaler, wofür er keinen Federſtrich weiter zu thun braucht. — Was ſoll man nach ſolchen Beiſpielen davon denken, wenn z. E. die Frankfurter einem dramatiſchen Schriftſteller gedruckt vorwerfen, er treibe einen enormen Handel mit ſeinen Stücken, weil er etwa zwölf Friedrichsd'or für eine Abſchrift fordert? und —

dieſe kaufmänniſch-geſinnten Mäcene, die doch wahrlich auf ihren Komptoirs keinen Buchſtaben umſonſt ſchreiben, meinen, ein Schriftſteller müſſe ſich mit der Ehre, ſie zu amüſiren, bezahlen, und könne übrigens, mit Frankfurter Lorbeeren gekrönt, verhungern. Doch Frankfurt iſt nicht der einzige Ort, wo dem Genie Kupferpfennige, und dem Zahlenſchreiber Goldſtücke zugewogen werden.

Nicht blos die Schriftſteller werden in Frankreich mit ſolcher Achtung behandelt; auch die erſte Klaſſe der Schauſpieler erfreut ſich der Hoffnung, im Alter — nicht etwa mit einer lumpigen Penſion von ein paar hundert Thalern abgeſpeiſt zu werden, bei der man weder leben noch ſterben, wenigſtens unmöglich ſo gut leben kann, als man bis dahin gewohnt war — nein, in eine Art von Wohlſtand, in eine beſſere Lage bei reichlichern Einkünften verſetzt zu werden. — Das geht ſo zu: Das Théâtre français wird von den Mitgliedern ſelbſt dirigirt. Nach Abzug aller Koſten wird der Gewinn in fünfundzwanzig Theile getheilt. Die erſten und älteſten haben einen ganzen Theil, andere einen halben u. ſ. w. Manche werden auch blos von den Theilhabern beſoldet. Wer einen ganzen Theil hat, zieht jährlich fünfundzwanzig bis dreißigtauſend Livres (etwa ſieben bis achttauſend Thaler), aber er muß ſich monatlich einen kleinen Abzug gefallen laſſen, der, von allen zuſammen, jährlich zweiundſiebzig tauſend Livres beträgt. Dieſe Summe wird zurückgelegt und verzinſet. Hat nun einer zwanzig Jahre gedient, ſo kann er ſich in Ruhe ſetzen, wäre er auch kaum vierzig Jahre alt. Dann erhält er erſtens

Fritz. Ganz recht.

Fr. v. Langs. Das Testament ist in meiner Verwahrung.

Fritz. (bey Seite) Das hat sie besser verwahrt als die Tochter.

Fr. v. Langs. Du bist nun heran gewachsen, wirst in Jahr und Tag mündig.

Langs. Ich denke doch, mein Schatz?

Fr. v. Langs. Wenn Sie sich doch mit dem Denken gar nicht abgeben wollten. Wer muß es besser wissen? Sie oder ich?

Langs. Sie mein Engel, allerdings.

Fr. v. Langs. (zu Fritz) Folglich ist es Zeit den Willen deines sterbenden Vaters zu vollbringen.

Fritz. Ich muß doch erst der Cousine ein wenig die Cour machen.

Fr. v. Langs. Das kannst du nach der Hochzeit thun.

Fritz. Wo denken Sie hin? das wäre ja die verkehrte Welt.

das während seiner Dienstzeit zurückgelegte Geld bar auf einem Brete wieder, und es beträgt alsdann eine Summe von dreißigtausend Livres. Zweitens wird ihm eine Benefiz-Vorstellung auf dem großen Opern-Theater verwilligt, die, wenn er nur irgend beliebt ist, abermals dreißigtausend Livres einträgt. Drittens empfängt er von den Theilhabern eine jährliche Pension von zweitausend Livres, und endlich viertens eine eben so starke Pension vom Gouvernement. Ueberdies bleibt ihm das Recht, wenn er noch jung und gesund genug ist, seinen Platz unter den Theilhabern beizubehalten; aber das geschieht selten. — So hatte ich mir den Schauspieler La-Rive immer als einen alten Mann vorgestellt, weil ich wußte, er habe sich in Ruhe gesetzt; aber nichts weniger. Er ist ein Mann von etwas über vierzig Jahren, der, um das Leben zu genießen, ein kleines Gut, Montlignon, nahe bei dem Thale von Montmorency, gekauft, und dort eine mineralische Quelle entdeckt hat, die als sehr magenstärkend allen Leckermäulern empfohlen wird. Er will an dieser Quelle ein Dorf anlegen, und erbot sich, als ich in Paris war, für fünfzehntausend Franks ein- für allemal bezahlt, Jedem, dem es beliebe, ein allerliebstes Haus zu bauen und einen artigen Garten zu geben. Ich habe nicht gehört, ob sein Projekt Eingang gefunden.

Bei allen den Vortheilen, die der französische Schauspieler genießt, hat er weit weniger Arbeit als der deutsche, denn man fordert nicht so oft neue Stücke von ihm. Hingegen muß man gestehen, daß er sich zehnmal mehr Mühe

gibt, ein neues Stück gut und rund einzuſtudiren. Dreißig Proben werden gewöhnlich alle mit der größten Ordnung gehalten (in Deutſchland zwei bis drei), der Verfaſſer iſt, wenn er will, immer gegenwärtig. Bei der letzten Probe, ſelbſt wenn das Stück ſchon angekündigt iſt, hat er das Recht, ein Veto von ſich zu geben und zu erklären: es gehe noch nicht, es muß noch öfter probirt werden. Auch wollte ich keiner Bühne rathen, ohne Einwilligung des Verfaſſers, auch nur ein Wort an ſeinem Werke zu ändern. Lauter Beweiſe gegenſeitiger Achtung und zarter Behandlung, von denen man in Deutſchland nur da, wo der wackere Iffland an der Spitze ſteht, einen Begriff hat.

Der Miniſter des Innern, Chaptal, war bekanntlich vor der Revolution ein berühmter Chemiſt, Apotheker zu Montpellier. Sein rühmlicher Zweck war ſtets, ſeine Wiſſenſchaft auf die Künſte und Handwerker anzuwenden. So hatte er ſich bereits einen ziemlich großen Reichthum erworben. Einſt, unter Robespierre's Tirannei, brauchte man Pulver, man ließ Chaptal kommen und ſagte ihm: er müſſe nothwendig ſo und ſo viel Pulver ſchaffen, wozu man ihm alles geben wolle, was er bedürfe; man könne ihm aber auch nicht verhehlen, daß dies das einzige Mittel ſei, ihn zu retten, weil er bereits als ein reicher Ariſtokrat denuncirt worden ſei. Man gab ihm zweimal vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit. Chaptal verſprach, hielt was er verſprochen, und erbot ſich, noch weit mehr zu liefern, wenn man ihm einen Theil am Gewinn zugeſtehen wolle. Das that man; er machte

nun zweimal mehr Pulver, als man begehrt hatte, und wurde unermeßlich reich dabei.

Auf gleiche Weiſe, doch nur dem Scheine nach, machte ſich Ségur ſehr verdient, indem er eine Manier, das Leder auf engliſche Art zu bereiten, erfand, die unendlich weniger Zeit koſtete, als die bisherige. Für den Augenblick war das eine große Hilfe, denn die Armeen hatten keine Schuhe, aber — das Leder hielt nicht.

* * *

Wenigen iſt wohl bekannt, woher die Benenung fiacre für Miethkutſcher entſtanden. Der Erfinder dieſer Bequemlichkeit war 1680 ein gewiſſer Nikolaus Sauvage, der in der Straße St. Martin, hôtel de St. Fiacre wohnte.

* * *

Von einem ſchwärmeriſch-liebenden Mädchen habe ich mir eine Anekdote aufgezeichnet, die ſich kürzlich zugetragen haben ſoll, und wohl die meiſten Leſer, wie mich, rühren wird. Sie ſpielte das Klavier, ihr Geliebter akkompagnirte ihr oft auf der Harfe. Er ſtarb. Seine Harfe war in ihrem Zimmer geblieben. Aus der erſten Verzweiflung verſank ſie in tiefe Schwermuth, und es währte lange, ehe ſie ſich entſchließen konnte, ſich wieder an ihr Klavier zu ſetzen. Endlich that ſie es, griff einige Akkorde, und horch! die gleichgeſtimmte Harfe tönte mit! Anfangs überlief ein heimlicher Schauer das gute Mädchen, aber bald empfand ſie blos eine freundliche Wehmuth. Sie war feſt überzeugt, daß der Geiſt ihres Geliebten aus den Saiten der Harfe liſpele; das Klavier war nun ihr einziger Troſt, denn nur da fand

sie die erfreuliche Gewißheit, daß der Geliebte noch um sie schwebe. — Einst trat einer von den herzlosen Menschen, die alles wissen und alles erklären, zu ihr in's Zimmer — das Mädchen gab ihm einen Wink, still zu sein, denn die liebe Harfe tönte gerade so vernehmlich — er erfuhr, welch' ein lieblicher Wahn sie täusche, lachte, und bewies ihr hochgelahrt aus der Experimentalphysik, daß das ganz natürlich zugehe. Von Stunde an wurde das Mädchen schwermüthig, und starb bald nachher. — O ihr wohlweisen Menschen! die ihr so manchen süßen beglückenden Wahn uns raubt, ohne etwas Tröstendes an die Stelle setzen zu können, ist es euch denn nicht möglich, eure Weisheit für euch zu behalten? müßt ihr denn durchaus dem Kitzel, mit höherer Einsicht zu prahlen, die Ruhe zufriedener Menschen opfern?

* * *

Mercier, der Verfasser des tableau de Paris, des Essighändlers u. s. w., ist, durch Gutmüthigkeit und Paradoxen, ein angenehmer und unterhaltender Gesellschafter. Er glaubt in allem Ernst, daß Newton nur ein Charlatan gewesen. Das Gesetz der Attraktion läugnet er ganz; die Schwerkraft ist, nach ihm, nur ein Druck der Luft. — Er ist noch immer ein sehr lebhafter alter Mann, der nie vor zwei Uhr Morgens schlafen geht. Acht fertige Schauspiele habe ich bei ihm im Manuskript gesehen, von welchen auch einige vom französischen Theater angenommen, aber noch nicht gespielt worden.

* * *

Ein gewiſſer Terier kündigte, während meiner Anweſenheit, Vorleſungen von engliſchen und franzöſiſchen überſetzten Stücken an, und machte den Anfang mit Sheridans Läſterſchule, wobei ich gegenwärtig war. Er hatte ein ſehr artiges Lokal im Salon des étrangers gewählt, auch war die Verſammlung glänzend, aber nicht zahlreich. Er lieſet ſehr gut, wird jedoch ſchwerlich ſein Glück auf dieſe Weiſe machen, denn theils kann der Franzoſe dieſen treu übertragenen engliſchen Produkten keinen Geſchmack abgewinnen, theils hat niemand Geduld, vier Stunden lang, von acht bis zwölf Uhr Abends, vorleſen zu hören. Auch iſt der Preis von einem Laubthaler eben nicht gering. In England ſoll Terier viel Geld mit Vorleſung franzöſiſcher Stücke verdient haben. Das will ich eher glauben. In Frankreich wollt' ich ihm rathen, lieber Schauſpieler zu werden, denn da ſeine Deklamation und ſein Mienenſpiel in der That vortrefflich ſind, ſo würde er einen der erſten Plätze ausfüllen können.

* * *

Anekdoten aus der Schreckenszeit hört man noch überall. Es wäre gut, wenn ein verſtändiger Mann ſie ſammelte, doch nur ſolche aufzeichnete, die dem Erzähler ſelbſt begegnet ſind, denn auch hier ſieht es mit der hiſtoriſchen Glaubwürdigkeit übel aus. Ein angeſehener Schriftſteller verſicherte mich, er habe ſich oft vergebens alle erſinnliche Mühe gegeben, Widerſprüche zu heben. — Das Bonmotiſiren, wenn man zur Guillotine geführt wurde, war, wie in Frankreich alles, zur Mode geworden; ein

ehrlicher Mann konnte sich gar nicht mehr dadurch auszeichnen, denn sogar die Chauffeurs wurden witzig auf dem Schaffot. — Danton's Bonmot ist gräßlich. Einer seiner Gefährten im Tode wollte ihn vor der Hinrichtung umarmen. »Laß gut sein,« sagte Danton, »unsere Köpfe kommen ja doch gleich im Sacke zusammen.« (Die Köpfe wurden nämlich alle in einen Sack gesteckt.)

Bei einer fröhlichen Mahlzeit, bei welcher auch Talma gegenwärtig war, kam man nach Tische auf den Einfall, Guillotine zu spielen. Man bediente sich dazu eines Kaminschirms, den man auf- und niederfallen lassen konnte, und unter welchen man den Kopf legte, und nachher den Schirm auf den Nacken fallen ließ. Die Gesellschaft bestand zufällig größtentheils aus Girondisten, die zwei Tage nachher wirklich guillotinirt wurden.

Madame Roland war zwar am Tage ihrer Hinrichtung bekanntlich sehr standhaft, aber den Abend zuvor in einer außerordentlichen Bewegung. Madame Talma, die mit ihr eingesperrt war, erzählte mir, die Unglückliche habe die ganze Nacht auf dem Klavier gespielt, aber auf eine so fremde, schauerliche, fürchterliche Weise, daß sie den Klang nie vergessen werde. — Der kleine Platz, auf welchem die königliche Familie hingerichtet ward (place de Louis XV.) ist noch von einem einfachen hölzernen Geländer, und von den Schrecken der Erinnerung umgeben.

* * *

Man nennt in Paris die Dinge so ziemlich bei ihren Namen. Nur eine gewisse Bequemlichkeit, die doch im Grunde ganz unschuldig ist, bezeichnet man durch den Ausdruck: lieu à l'angloise. Hingegen bietet ein Friseur im palais royal auf einem großen gedruckten Zettel nicht allein Wasser für die Eier aller Insekten an, die sich in die Haare hängen, sondern auch noch einen gewissen Essig, den er geradezu nennt, und dadurch das vielleicht noch schuldlose Mädchen die Kunst lehrt, Trotz aller Ausschweifungen, seinen künftigen Bräutigam zu betrügen. Daher kommt es denn auch, daß man in einem einzigen Tageblatte sechs Ehescheidungen angezeigt findet, wobei freilich die gefällige Justiz gewöhnlich incompatibilité d'humeur et de caractére als Grund angibt.

Auf den Straßen, und besonders im Palais-Royal, widerfährt es einem oft, daß ein Kerl, der Broschüren, Kalender u. dgl. verkauft, einem in's Ohr zischelt: Monsieur, voulez-vous jouir de la plus belle femme de Paris? — Ich weiß nicht, in wie weit er sein Versprechen wahr zu machen im Stande sein würde.

Eifersucht zeigt sich, wie man versichert, hier selten, und nur als galante Ironie. Eine Dame, die ihren Mann Nachts bei einer Andern wußte, ließ dieser glücklichen Nebenbuhlerin eine Nachtmusik bringen, und nach jeder Arie rief ein dazu bestellter Mensch mit lauter Stimme: »Diese Nachtmusik ist für Madame X, im Namen des Herrn Y, der in diesem Augenblicke bei ihr schläft.«

* * *

Man bildet sich gewöhnlich ein, der Reisende werde auf der Grenze von Frankreich, dann wieder in allen großen Städten, durch welche er passirt, und endlich in Paris selbst, von Zollbeamten, Schildwachen, Polizeispionen, auf das strengste visitirt, ausgefragt, belauert. Ob das letztere geschehe, weiß ich nicht, daß aber das erste und zweite nicht geschieht, kann ich verbürgen. Von Genf bis Paris ist mir ein einziges Mal mein Paß abgefordert worden, als ich durch das kleine felsenfeste Ecluse fuhr. Bei meiner Ankunft in Paris glaubte ich wenigstens einige Stunden auf Zollhäusern, Polizeihäusern, Packhäusern zubringen zu müssen — nichts weniger. Ich fuhr durch die Barrieren, ohne daß sich irgend ein Mensch um mich kümmerte; ich nahm Platz im Wirthshause, ohne daß der Wirth mir meinen Paß abfragte. Erst am andern Tage brachte ich denselben zu unserm Gesandten, der mir einen Schein dagegen gab, damit ich diesen im Polizeibureau gegen eine Aufenthaltskarte (permis de sejour) auswechseln sollte. Eine solche Karte hat bekanntlich den Vortheil, dem Inhaber überall, wo etwas zu sehen ist, freien Eintritt selbst an Tagen zu verschaffen, wo dem übrigen Publikum die Thüren verschlossen bleiben. Außerdem dient sie noch, bei allem, was einem etwa zustoßen könnte, sich zu legitimiren. Wer aber etwa auf diese beiden Vortheile Verzicht leisten, und den Schein seines Gesandten nicht auswechseln wollte, der könnte es auf seine Gefahr auch bleiben lassen, ohne daß Jemand darnach fragen würde. Indessen wäre das niemanden zu rathen.

Die Aufenthaltskarte aber kann man nur erhalten, indem man persönlich auf dem Polizeibureau erscheint, und von dieser Bedingung dispensirt weder Rang, noch Geschlecht, noch Alter, denn auch Damen und Kinder müssen sich in Person stellen, weil man da, in der Karte, vom Kopf bis zu Fuß beschrieben wird. Das geht indessen außerordentlich schnell. Der dieses Geschäft verwaltende Sekretär (ein höflicher Mann und Berliner von Geburt) überschaut und faßt die ganze Gestalt mit einem Blicke. Nicht eine halbe Minute hat er mich angesehen, so flog seine Feder; meine Größe bestimmte er auf ein Metre und sechs und siebzig Centimetres, worin er vermuthlich irrte, denn meinen Reisegefährten, der offenbar ein wenig größer ist als ich, machte er eben so schnell um zwei Centimetres kleiner. Dann beschrieb er mit gleicher Genauigkeit Augen, Haar, Gesichtsform u. s. w. Wo eine nähere Bestimmung zu weitläufig sein würde, da hilft er sich mit dem Worte moyen (mittelmäßig); meine Stirn z. B. war moyen, meine Nase moyen, mein Mund moyen, — alles das geschieht gratis, mit der größten Höflichkeit und Schnelligkeit, in einem schönen großen Saale, gewiß dem einzigen Polizeisaale in der Welt, denn er ist ringsumher mit Büsten der berühmtesten Redner und Dichter verziert.

Beim Abschied erinnert der Sekretär, daß man wenigstens acht Tage zuvor, ehe man abreisen wolle, den Paß wieder abholen und sich um einen Reisepaß bei dem Grand juge melden müsse. Ich rathe einem jedem Reisenden das bleiben zu lassen, denn es wird ihm eine Menge Zeit und

Geld, viel Laufens und Rennens kosten (wovon ich Beispiele weiß), indessen er es weit schneller und bequemer haben kann. Der Gesandte nämlich gibt ihm einen Paß, etwa vier und zwanzig Stunden vor der Abreise, den producirt er bei dem Minister der auswärtigen Verhältnisse, Talleyrand, der seinen Namen darunter schreibt; somit ist denn alles geschehen und er kann den alten Paß im Polizei-Bureau in Gottes Namen im Stiche lassen.

* * *

Auffallende Anzeigen aus öffentlichen Blättern. Um die Zurückgabe eines verlornen Hundes bat einer im Namen der Menschheit (au nom de l'humanité.) — Ein Anderer kündigt an, daß für einen homme de lettres ein Dienst, der tausend sechs hundert Franken jährlich abwerfe, zu vergeben sei, bedingt sich aber zugleich von demjenigen, der den Dienst erhalten werde, eine recompense honnête aus. Ein solches öffentliches Feilbieten von Aemtern dünkt mich sehr empörend. — Madame Leon erbietet sich, in einer einzigen Sitzung von vier Stunden die Haare schwarz oder kastanienbraun zu färben, so, daß die Farbe im ganzen Leben nicht wieder abgehen werde. Es ist also in Paris selbst einem Ehemanne unmöglich zu bestimmen, von welcher Grundfarbe das Haar seiner Frau sei.

* * *

Man gönne mir den Spaß, die jungen Pariser Elegants noch einmal vor meiner Einbildungskraft vorbeihüpfen, oder eigentlich reiten zu lassen, denn diese Men-

Fr. v. Langſ. Du glaubſt nicht, lieber Vetter, welche Reize der Eheſtand hat! Der Eheſtand, lieber Vetter —

Langſ. (die Augen gen Himmel gerichtet) Iſt ein Weheſtand!

Fr. v. Langſ. Dummer Schnack!

Langſ. Es iſt ſo ein Sprüchwort.

Fr. v. Langſ. Auf der Stelle machen Sie Ihren abgeſchmackten Einfall wieder gut; ſchildern Sie ihm die Reize des Eheſtandes.

Langſ. Ich mein Schatz?

Fr. v. Langſ. Ja Sie! ich verlange es ausdrücklich.

Langſ. Ich bin nicht ſehr ſtark in Schilderungen.

Fr. v. Langſ. Maßlen Sie ihm unſer häusliches Glück, die ſtillen Freuden unſerer Liebe.

Langſ. Es wird mir ſauer werden — ich meine das viele Reden.

schengattung fraternisirt jetzt einzig und allein mit den Houynhms. Im Bologner Holze wird geritten und einander zugerufen: quelle superbe bête! — wer nicht eine solche bête hat, bedeutet gar nichts. Ein schlechter Reiter auf einem magern Gaule gilt für einen Engländer, besonders wenn er recht auswärts reitet, Sporn und Reitpeitsche werden auch ohne zu reiten getragen. — Ein Modejüngling grüßt Niemand; den hübschen Weibern gibt er einen Blick, den Kammermädchen einen vertrauten Wink, den Ehemännern ein bon soir, den Gläubigern ein kleines Hutlüften und dem Vater einen Händedruck. Um Glück zu machen, muß er mager und bleich aussehen, muß ein Pfeifer, Persiflirer und Mystifizirer sein, muß nichts verstehen und über alles urtheilen. Die unsittliche Mode, die Hände in die Hosenklappe zu stecken, ist endlich verschwunden, man ist bis zur Hosentasche hinübergerückt ist. — Alles, was ein Elegant an seinem Leibe trägt, muß zerknillt sein, nichts darf neu aussehen; die Strümpfe müssen herunter hängen, die Weste nachlässig zugeknöpft, keine Leinwand mehr, Hemden von Baumwollenzeug, die Beinkleider am Knie so zugeknöpft, daß das Knie schief erscheint, nur einen Ring und eine Uhr. Tabak schnupfen ist wenig mehr Mode, rauchen desto mehr, denn das hat man bei der Armee gelernt.

* * *

Nachlese zu dem Artikel: Gesellschaften und Vergnügungen. Warum sitzt jene Dame so ängstlich an ihrer Toilette? Warum zittert sie vor dem Gedanken, daß der

Friseur oder die Putzmacherin ausbleiben könnten? — blos um sich in ein Gewühl und Getümmel zu werfen, Knixe und Grimassen zu machen, von tausend kaum den Namen nach gekannten Personen immer das Nämliche sagen zu hören, auf den Fußspitzen stehend einige Tänzer zu bewundern (die nur durch leichte Verbeugungen links und rechts auf alle Lobsprüche antworten können), sich einem Augenblick zum Spiel zu setzen, Geld zu verlieren, zu gähnen, das Gedränge zu verwünschen, nach dem Thee zu seufzen, endlich davon zu schleichen, ärgerlich, daß sie nicht genug bemerkt worden, bei Tages Anbruch zu Bette zu gehen, und Mittags zu erwachen, um den nämlichen Kreislauf von vorn wieder anzufangen.

In gewissen Häusern, die gar nicht unter die letzten gerechnet werden, ist ein grosser Spieltisch in der Mitte des Salons das unentbehrlichste Hausgeräth. Wenn dieser Tisch wohl garnirt ist, gesellt auch die Frau vom Hause sich dazu, hat die Augen überall und schreit von Zeit zu Zeit: Messieurs! au Chandelier! denn unter den Leuchter wird für die Karten so viel abgesetzt, daß das ganze Haus mit all seinem Luxus davon unterhalten werden kann.

Die Quantität der Gäste, nicht ihre Qualität, leiht jetzt einem Zirkel Glanz. Man ladet Menschen von allen Ständen ein, wenig Frauenzimmer, meistens Männer, besonders Fremde, sonst Engländer, jetzt vorzüglich Russen. Alle Zimmer sind offen und erleuchtet. Der Nachbar flüstert dem Nachbar in's Ohr. Allgemeine Theilnahme bewirkt

nur dann und wann ein artiger Calembourg, der unerwartet durch die Gesellschaft blitzt. Gleich darauf wird es wieder ganz still. Ein paar junge Herren reden mit der Frau vom Hause, die übrigen schleichen hin und her, betrachten die antiken Kanape's, die griechischen Zimmer, das römische Bett, das chinesische boudoir. — Die Mystificateurs und Plaisants (vormals Spaßmacher genannt) sind noch sehr Mode und gleichen den Lilien auf dem Felde, sie arbeiten nicht und der himmlische Vater ernährt sie doch. Sie setzen sich an die Tafeln der Reichen und ihre Künste sind: Gesichter schneiden, das Geschrei von allerlei Thieren oder das Geräusch einer Säge nachmachen, die Stimme verändern, hinter einer spanischen Wand ganz allein eine Komödie spielen, sich auf allerlei Art vermummen, einen honneten Mann vor der Gesellschaft zum Narren halten u. dgl. m.

Zum guten Ton gehört, alle Damen zu vernachlässigen und sich allein um die schönste herzudrängen, sie starr anzugaffen und fast zu ersticken. — Gegen zwei Uhr in der Nacht kommt ein Tänzer par excellence, dann schreit plötzlich alles: die Gavotte! die Gavotte! — ein Pianoforte wird zurechtgesetzt, man bildet einen Kreis, man steigt auf die Stühle, man klatscht, der junge Mensch, der mit der Frau vom Hause tanzt, empfängt selbstgefällig die Komplimente als schuldigen Tribut. Er nimmt den Pas über Männer und Greise, präsentirt keiner Dame einen Stuhl, schwatzt von Spektakel, Literatur und schönen Künsten in's Tageslicht hinein, macht durch einem

Calembourg einen würdigen Gelehrten lächerlich, unterbricht das interessanteste Gespräch von soliden Dingen durch alberne Kleinigkeiten, mystifizirt, wenn es darauf ankommt, seinen eigenen Vater, rühmt sich das neueste Stück ausgepfiffen zu haben, und was dergleichen modische Heldenthaten mehr sind. — Vom Walzen gibt er, sich selbst zuerst belachend, eine Definition: »Es ist ein vertrauter Tanz,« sagt er, »der die Amalgamation beider Tänzer erfordert, und dahin fließt wie Oel auf einem glatten Marmor.« — Erblickt er beim Souper einen jener Aepfelkuchen, denn die Franzosen Charlotte nennen, so bemerkt er sehr witzig: »Ich möchte wohl der Werther dieser Charlotte sein.« — Es gibt Menschen, die sich über einen solchen aufgeblasenen Jungen ärgern können, ich selbst ärgerte mich vormals, doch schon seit langer Zeit habe ich ein treffliches Mittel dagegen: ich denke mir nämlich, welche Rolle dieser Mensch nach zehn oder fünfzehn Jahren spielen wird, und dann tritt jedesmal Mitleid an die Stelle des Aergers.

Der freie Ton an öffentlichen Orten, wo alle Klassen gemischt sind, lockt natürlich eine Menge junger Leute dahin, die sich gar keinen Zwang auflegen mögen, und die finden hier ihre Schule der Höflichkeit. Madame Recamier kam einst nach Frascati und bezahlte bei dieser Gelegenheit das Vergnügen schön zu sein ziemlich theuer. Man litt mit ihr, wenn man sah, wie sie in der Menge herum schwamm, sich hin und her wandte, dem Erdrücken zu entrinnen suchte. Man stieg auf die Stühle,

um ſie zu ſehen, die Hälſe verlängerten ſich, die Letztern drängten die Vordern, und vermuthlich würde man den Gegenſtand der läſtigen Bewunderung endlich erſtickt haben, wenn er nicht ſo klug geweſen wäre, nach einigen Minuten zu entſchlüpfen.

Man glaube übrigens ja nicht, daß an ſolchen Orten eigentlich Vergnügen herrſche. Der Pariſer ſtürzt ſich in das Gewühl, weil die ſtillen Freuden der Häuslichkeit ihm fremd ſind. Das Wort plaisir iſt nur eine Redensart, eine façon de parler. Man hat das Vergnügen, Sie zu ſehen, zu hören, mit Ihnen zu ſprechen, Sie ſind aber dem, der das Vergnügen hat, dennoch ſehr gleichgiltig. Er hatte das Vergnügen, bei dem oder dem zu Mittag zu ſpeiſen, wo er gräßliche Langeweile erduldete. Sie laden ein — mit großem Vergnügen, ſagt er, und kommt nicht. Sie fordern ſeinen Arm — mit vielem Vergnügen, Madame; dabei murmelt er einen Fluch zwiſchen den Zähnen, denn dieſer Zwang iſt ihm in den Tod zuwider.

Der Geſchmack an den ſogenannten fêtes champêtres hat ſehr abgenommen, denn die Orte, wo dieſe ländlichen Feſte gegeben wurden, vermehrten ſich in's Unendliche, und lächerlich war es, wenn einer das kleinſte Stückchen Land mit ein paar Zwergbäumen beſetzte, einen elenden Springbrunnen oder ein ſchlängelndes Pfützlein ſchuf, und dann ihm den Namen Isle de Venus, Jardin d'Apollon, Paphos, Elysée, Frascati, les grands Maronniers, la Chaumière Indienne u. ſ. w. beilegte.

Die Feuerwerke, besonders Ruggieri's, sind sehr beliebt, und das beste Spektakel konnte dagegen nicht aufkommen. Von Liebhabertheatern hingegen hört man wenig mehr. — In Ranelagh spielen die jungen Leute — so lange es die Witterung erlaubt — das jeu de barres, und da sich immer eine Menge Damen als Zuschauerinnen einfinden, so kann man leicht denken, daß die Eitelkeit auch hier den Vorsitz führt.

Die öffentlichen Bälle, die stets mit vielem Pomp angekündigt werden, bedeuten gar nichts. Da ist ein Casino Venitien, eine Salle de Terpsichore u. s. w. Da wird ein grand Orchestre verkündet; da wird eine mise decente (schickliche Kleidung) zur unnachläßlichen Bedingung des Eintritts gemacht; und wenn nun der Fremde, den großen Worten vertrauend, wohlgeputzt daher kommt, so findet er einen Haufen ungezogener Leute in Stiefeln, mit runden Hüten auf den Köpfen, und das grand Orchestre besteht aus fünf Personen, deren eine ein Mohr ist, welcher eine länglichte Trommel mit der einen Hand schlägt, und mit der andern auf einer Pfeife spielt. Zwischen den Tänzen werden Fanfaren geschmettert. Weder Natur noch Kunst leihen dem Frauenzimmer hier Reize, und Verschämtheit hab' ich nirgend angetroffen. — Ein seltsames Raffinement ist mir in mehreren dieser Tanzsäle aufgefallen. Es hat nämlich in einem Winkel ein Silhouetteur seine Bude aufgeschlagen, und silhouettirt auf der Stelle für einen mäßigen Preis. Ein Geliebter, der etwa selten Gelegenheit hat, seine Geliebte zu sehen, kann es wohl

veranstalten, daß sie einen Augenblick in diese Bude schleicht, und ihm wenigstens ihren Schatten zurückläßt.

* * *

Vormals war die Erziehung in Frankreich heilsam streng, jetzt nennt man das pedantisch. Vormals wurde man an Arbeit gewöhnt, man trieb ernsthafte Studien, man lernte Mathematik, alte Sprachen, und nebenher schöne Künste und Wissenschaften. Freilich konnte dann ein junger Mensch, der eben aus der Schule kam, nicht gleich in Gesellschaften glänzen: die Damen mußten erst nach und nach ihn abschleifen. Jetzt wird das gute Kind vor allen Dingen nicht durch Studiren ermüdet, alte Sprachen sind überflüssig, schöne Künste die Hauptsache. Die vormals gewöhnlichen Klassen sind abgeschafft, es gibt nur cours publiques, wo auch Damen und Fremde sich zahlreich versammeln und die ersten Plätze einnehmen; die eigentlichen Zöglinge müssen hinten sitzen, wie die Kanaille bei der gerichtlichen Zeremonie in Figaro's Hochzeit. Durch das süße Geschwätz und das Liebäugeln der Damen werden die Kinder auf die Stunde vorbereitet. Endlich erscheint der galante Professor, nicht mehr ein schwerfälliger Pedant, wie vormals; er ist in allen Gesellschaften bekannt, Mitglied aller Liceen, artig, gewandt, kurz deliziös. Man empfängt ihn mit frohem Gemurmel, und er zieht den Weihrauch, indem er gebückt durch den Saal geht, bescheiden in die Nase. Damit nun die Zöglinge lesen lernen, liest der Professor, und was? Eine Satyre von Boileau, oder einen Gesang von Gresset's Vertvert, dann

auch wohl ein paar Worte über einen alten Autor. Er will unterhalten, nicht unterrichten, gleitet also über alles Ernsthafte hinweg und schließt endlich mit einer Vorlesung *seiner eignen Verse* unter gewaltigem Händeklatschen der Zuhörer. — So verfließt das Jahr, und die Preise werden ausgetheilt. Das geschah vormals mit *feierlichem Pomp*, jetzt in einer der *niedlichsten* Gesellschaften. An die Preise wird wenig gedacht. Die Damen finden sich ein, weil es Konzert und Ball gibt. Auf dem letztern glänzen auch die Zöglinge vorzüglich, und man prophezeit, daß dieser oder jener bald ein großer Tänzer sein werde.

Diese Art von Feierlichkeiten ist noch bedenklicher in den Mädchen-Pensionen. Da werden auch Schauspiele aufgeführt, wo die Mädchen die reizende Blödigkeit der Unschuld unterdrücken, um durch kühne Grazie zu gefallen, und nachher beim Tanz mit den erfahrensten Frauen in der Koketterie zu wetteifern. — Vormals würde ein junges Frauenzimmer es sehr übel genommen haben, wenn man von ihm gesagt hätte: es tanze wie auf dem Theater; jetzt ist das das einzige einer guten Tänzerin würdige Lob.

Auch *Kunstkennerinnen* sind jetzt die heranwachsenden Schönen. Ein Mädchen von höchstens fünfzehn Jahren steht vor David's Gemälde und betrachtet den Sabiner, der splitternackend vor ihr steht, aufmerksam durch ihre Lorgnette, sie spricht von dieser Muskel, die gut prononzirt, von jener, die es nicht sei; sie spricht von der Tibia, dem Abdomen, und Gott weiß wovon sonst noch. — Da man die artige Ziererei, den Fächer vor die Augen zu hal-

ten, nicht ganz hat wollen abkommen lassen, und sie dennoch beschwerlich gefunden hat, so hat man den Ausweg ergriffen, die Lorgnette in den Fächerstäben anzubringen, wodurch allem abgeholfen ist.

Mutter und Tochter sind jetzt ganz gleich gekleidet, dutzen sich, und wenn sie disputiren, gibt keine nach. Beide tanzen die Gavotte, singen, spielen Karten, fahren einzeln nach Haus, begehen Thorheiten, bekennen sie einander, schmollen mit einander, beide befehlen im Hause; das einzige, wodurch sie sich unterscheiden, ist: die Mutter trägt Diamanten im Haar und die Tochter Blumen.

Ein junger Mensch kam aus der Provinz, seine Braut zu besuchen, er fand sie allein mit einem jungen Mann, vor ihr eine Akademie (Gipsstatue), sie nahm, des Zeichnens halber, Unterricht in der Anatomie. Wir waren eben, sagte der Meister, bei den Muskeln der Lenden, jetzt wollen wir zum Abdomen übergehen, und so springt des Mädchens Einbildungskraft von Muskel zu Muskel. — Der Bräutigam fragt nach der Mutter. »O,« antwortet die Braut, »das ist eine kleine Libertine, sie hat in voriger Nacht zu viel gewalzt.« — Jetzt ersucht sie den Bräutigam, sie auf die Reitbahn zu begleiten. Dort schwingt sie sich auf den raschen Gaul und fliegt dahin im sausenden Galloy. Das gute Männchen aus der Provinz gafft ihr mit offenem Munde nach.

Von der Reitbahn geht es in die Schwimmschule (école de natation), hier begibt sich die holde Braut in ein Kabinet und erscheint bald darauf in einem weiten Ba-

bebend; aber auch dies läßt sie fallen und steht da in Weste und Pantalon von Nankin, die sich fein glatt an den Leib schmiegen, und so springt sie beherzt in's Wasser. — Der Bräutigam, der alle diese Reize nicht eher als am Hochzeitstage zu sehen hoffte, läßt sie schwimmen, eilt nach Hause, hilft selbst anspannen, und kehrt über Hals und Kopf ohne Abschied in seine Provinz zurück.

Obige Bemerkungen rühren nicht alle von mir selbst, sondern zum Theil von einem sehr unterrichteten Beobachter her.

* * *

Die neue Frömmigkeit scheint mir, wie Alles in Paris, nur eine Mode. Ich habe einem feierlichen Hochamt in der Kirche notre Dame beigewohnt, die gedrängt voll war; ich habe das Volk genau beobachtet, es gab nur wenige Andächtige darunter, fast alle hatten ihre Schauspielgesichter mitgebracht. Die Vokal-Musik war ziemlich gut, für die große Kirche doch wohl nicht stark genug. Der Einlaß auf der Emporkirche kostete sechs Sous. An den Pfeilern hingen Tafeln, auf welchen die Taxen der zu vermiethenden Stühle zu lesen waren. Bei einem Te Deum fand ich sie am theuersten, vielleicht weil ein Te Deum gewöhnlich sehr theuer erkauft wird. Uebrigens hörte ich zum ersten Mal in Paris eine Glocke, denn dieser berühmten alten Kirche hat man eine (den sogenannten Bourdon) gelassen, die einen herrlichen Klang hat.

* * *

Fr. v. Langs. Ohne Umstände! oder ich lasse Sie in 24 Stunden kein Auge zuthun.

Langs. Wenn Sie durchaus befehlen. — Der Ehestand, mein lieber Vetter — wenn man über den Ehestand so recht nachdenkt — und selbigen Ehestand richtig zu schildern versucht — [illegible]

Fr. v. Langs. Am besten läßt er sich vergleichen mit einem sinnverwirrenden Frühlingswetter —

Langs. Im April.

Fr. v. Langs. Eine Frau ist eine wahre Himmelsgabe! Schönheit, Sanftmuth, Gefälligkeit — kurz, eine Frau hat —

Langs. Immer Recht.

Fr. v. Langs. (wirft ihm einen grimmigen Blick zu und fährt dann fort) An der Hand einer Frau, lieber Vetter, wandelst du auf Blumen, auf Rosen — bis einst am späten Grabe Freund Hayn —

Langs. Dich erlöst.

Ludwig XVI. und Marat, kurz, alle die ehrwürdigen und nichtswürdigen Schlachtopfer der Revolution sind schon so ganz vergessen, daß alle meine Mühe, den Magdalenen-Kirchhof (wo sie begraben liegen) aufzufinden, vergebens war. Der eine wies mich dahin, der andere dorthin; mein Lohnlakei wollte von gar nichts wissen. Endlich hieß es, der Kirchhof sei an einen Schlösser verkauft, der einen Garten daraus gemacht habe. Sogleich fuhr ich zu dem Schlösser, er war nicht zu Hause; die Leute im Hause wußten nicht recht, ob die Angabe wahr sei, meinten aber auf jeden Fall, es sei in ihrem Garten keine Spur mehr von Gräbern, denn der Kalk, mit dem man die Leichen verschüttet, habe alles verzehrt. Kurz, ich mußte wieder abziehen, so sehr ich auch gewünscht hätte, wenigstens auf dem Platze zu stehen, wo die Gebeine der Unglücklichen und Bösewichter unter einander gemischt ruhen. — Eine Dame versicherte mich nachher, der Platz sei nicht allein noch zu finden, sondern sogar mit drei Lilien bepflanzt!, allein der Eigenthümer, der zu sehr überlaufen worden, habe aus Furcht sein Gärtchen aller Welt verschlossen. — Daran hat er Recht gethan.

* * *

Das Boulogner-Holz (bois de Bologne), wo die Eisenfresser sich herumschießen, und die Elegants ihre Gäule und Kabriolets tummeln, ist eigentlich kein Holz, sondern ein Gesträuch, das durch keine Anmuth lockt. Eine Menge Alleen durchkreuzen sich. Ist man einmal darin, so mag man immer bis zu dem Schloß Bagatelle

fahren, einst dem Grafen Artois gehörig, wo man auf einem kleinen Raume die niedlichste Einrichtung finden wird. Auch steht über dem Eingang: parca sed apta. Jetzt hauset ein Traiteur darin, der sich für den Einlaß fünfzehn Sous, und für ein Glas schlechten Maderawein fünfzig Sous bezahlen läßt. Die Aussicht ist reizend, der Park sehr angenehm, obwohl verwildert. In einigen Zimmern stehen noch die alten Möbeln, die meisten Zimmer aber sind ausgeplündert. Die Eintheilung des Hauses ist sehr bemerkenswerth. Schwerlich mag es möglich sein, auf einem so beschränkten Platze mehr Schönheit und Bequemlichkeit zu vereinigen. — Auf dem Rückwege fährt man an einem Schlosse des vormaligen Königs, muette genannt, vorüber. Hier schlief Marie Antoinette die Nacht vor ihrer Vermählung, und sah gewiß die Zukunft nicht im Traume.

* * *

Ein deutscher Arzt ist in Paris eben nicht in einer beneidenswerthen Lage. Die Einkünfte sind gering. Man muß fordern, und dazu kann der bescheidene Deutsche sich anfangs nicht entschließen. Viele Reiche machen Bankerott. Ueberdies kommt eine Menge deutsches Gesindel nach Paris, in der Hoffnung, Glück zu machen, findet sich getäuscht, erkrankt durch Mangel und Kummer, wendet sich an den deutschen Arzt, und kann oft von diesem nur durch Wein und nahrhafte Speisen, die er selbst bezahlen muß, geheilt werden. Dabei soll er noch Equipage halten, die ihm jährlich gegen tausend Thaler kostet; oder

doch halb so viel, wenn er sich mit einem einspännigen Kabriolet behilft, denn die vornehmsten Leute fahren jetzt, um der Schnelligkeit willen, in Kabriolets. Freilich entsteht aber auch daraus viel Unglück, weil sie sich selbst kutschen müssen, welches in den engen Straßen von Paris keine leichte Kunst ist.

* * *

Man klagt über die jungen Leute, daß sie nichts wissen, und doch über Alles absprechen. Als ob das jetzt nicht überall so wäre! Niemand versteht, niemand lernt mehr die große Kunst zu hören und zu schweigen. „Sehen Sie," sagte ein alter Franzos, „da pflegte er zu sitzen, in diesem Großvaterstuhl, ich glaube ihn noch zu sehen, meinen guten Vater, er sprach wenig, aber hörte vortrefflich. Seine Aufmerksamkeit lieh Allem, was gesprochen wurde, ein erhöhtes Interesse, seine lebhaften Augen redeten: er sah Sie nur an, und Sie mußten glauben, er habe Ihnen geantwortet. Da hängt sein Bild, nach dem Leben getroffen, man sollte meinen, er hörte noch zu. — O ich bitte Sie, verblättern Sie das Buch nicht, das da auf dem Kamine noch aufgeschlagen liegt, an der nämlichen Stelle, wo mein Vater zu lesen aufhörte, was er schon so oft gelesen hatte: Plutarch's Traktat, betitelt: wie man zuhören soll. Er sprach oft mit mir davon, denn mit mir brach er sein Schweigen, um mir das Zuhören zu empfehlen. Das lernt sich nach und nach, sagte er, und ist eben so schwer zu lernen, als gut reden. Lies auch

Plutarch's Traktat: über den Kitzel, immer zu ſprechen; der kluge Kanzler, l'Hopital, ſchätzte dieſen Traktat ſehr hoch. Unſere jungen Leute gleichen jenem Portikus mit ſieben Stimmen, den man zu Olympias ſah, ſie wiederholen beſtändig, was ſie geſagt haben, und Niemand hört auf ſie. Man möchte ihnen immer mit Ariſtoteles zurufen: Gott ſei Dank, ich habe Beine, um euch nicht anhören zu dürfen.

Und woher dieſe Fehler? ſie haben nicht zuhören lernen. Die Kunſt, zu hören, iſt der Anfang, der Kunſt zu gefallen. Im Sprechen zeigt man blos das Verlangen liebenswürdig zu ſein, im Zuhören iſt man es wirklich. In den erſten Jahren der Revolution lebte mein Vater auf dem Lande, und alle Parteien ſeines Dörfchens ſetzten ihn auf ihre Liſte unter die Zahl derjenigen, die gut urtheilen. Keine Partei verfolgte ihn, alle ehrten ſein Schweigen. Viele haben in jenen ſtürmiſchen Zeiten von ihrem Schweigen Nutzen gezogen. — Ohne zu reden, kann man für einen großen Redner gelten, man darf nur auf gewiſſe Art zuhören, die Leute aufmerkſam dabei anſehen, hie und da einmal mit dem Kopfe nicken: am Ende glauben die Leute, man habe ihnen gerade ſo geantwortet, wie ſie es wünſchten. Eines Tages, da mein Vater auf dieſe Art ganz ſtumm geweſen war, verſicherte ihn einer aus der Geſellſchaft, es freue ihn außerordentlich zu ſehen, daß er ſeiner Meinung ſei. Gibt man den Leuten keine Antwort, ſo machen ſie ſich ſelber eine nach ihrem Wunſche. — Wer

nicht zu hören verſteht, ſondern nur immer wiederholt, was andere geplaudert haben, der gleicht den kleinen Eimerchen an einem Schöpfrade, die ſich immerwährend anfüllen, und ſogleich wieder ausleeren."

* * *

Eine Dame von Welt will zuerſt gefallen, dann und wann liebenswürdig ſein, endlich Hochachtung verdienen, das letztere nur, wenn nichts beſſeres mehr zu thun iſt, oder um ſich auszuzeichnen, denn es gibt eine Koketterie in der Moral, wie in der Kleidung und glücklicher Weiſe wird die Tugend zuweilen Mode.

Ich habe keine Zeit, Sie hochzuſchätzen (ſagte eine ſolche Dame zu einem ehrlichen Manne, der ihr Langeweile machte), wenn Sie mir gefallen könnten, ſo wäre das weit ſchneller geſchehen.

* * *

Mit dem Ehrentitel Artiste wird eine gewaltige Mäkelei getrieben. Artiste en marbre, heißt ein gewöhnlicher Steinhauer; Artiste en peinture, ein Hausanſtreicher. Monsieur Joly iſt der berühmteſte Artiste en cheveux. Er fährt in ſeiner Equipage vor, hüpft herein, grüßt kaum, und ſcheint den Hut etwas abzunehmen, weil es ihm zu warm iſt. Er tritt vor den Spiegel, muſtert ſeinen Frack, ſeine lederne Beinkleider und Stiefeln; dann küßt er der Dame die Hand, läßt ſich eine Schachtel bringen, zieht allerlei Haarkram heraus, den er sentimens, souvenirs u. ſ. w. nennt, heftet den Kram in einer Minute nach-

läſſig an das Haupt der Dame, und — huſch iſt er wieder verſchwunden. — Die Schuhputzerartiſten, aux trois frères, passage du panorama, führen auf ihrem Schilde folgendes Motto:

O vous qui redoutez les taches et la crotte,
Amateurs de Journaux, de propréte, de vers,
Entrez ici, lisez, souffrez qu'on vous decrotte,
Et livrez à nos soins la botte et le revers.

Die Schuſterartiſten beweiſen ihre Kunſt beſonders dadurch, daß ſie die Schuhe ſo zerreißbar als möglich machen. Ein Nichtelegant beklagte ſich gegen ſeinen Schuſter, daß ein Paar neue Schuhe nur vierzehn Tage gehalten hätten. Vierzehn Tage! rief der Artiſt, dann waren ſie gewiß nicht von mir: denn die meinigen erreichen nie ein höheres Alter, als von acht bis zehn Tagen.

* * *

Die Wucherer zu Paris leihen auf Pfand ein Fünftheil des Werthes, ziehen die Zinſen zu fünf Prozent monatlich ſogleich ab, und fordern dann noch Stecknadeln für ihre Frauen. Dieſe Stecknadeln beſtehen nämlich in Ringen, Uhren u. dgl.

* * *

Das neue Trauerreglement gebietet der Frau ein Jahr und ſechs Wochen um ihren Mann zu trauern, dem Manne hingegen nur ſechs Monat um die Frau. Den Grund dieſes Geſetzes begreife ich nicht.

* * *

Das Selbststillen der Kinder war vor einigen Jahren Mode. Jetzt hat man wichtige Gründe dagegen. Viele Kinder können die Milch ihrer Mütter nicht vertragen, und befinden sich besser bei einer Amme. — Die zartnervigen Damen sind schlechte Ammen. — Die Landluft bekommt den Kindern besser. — Die Mütter verzärteln sie zu sehr. — Die Natur verlangt zwar das Selbststillen, aber wir haben nun einmal einen Grad der Civilisation erreicht, der das Selbststillen verbietet, wie so manches andere, was die Natur verlangt. — Wer könnte solchen Gründen widerstehen? —

* * *

Eine Menge nachahmungswerther Einrichtungen habe ich bereits beschrieben, und wie viele, die ich nicht beschrieben habe, gibt es nicht noch! Da ist ein sejour conservatoire de santé (Gesundheitsaufenthalt) wo beide Geschlechter auf Monate, Jahre, oder Lebenszeit sich einmiethen können, entweder um der Gesundheit zu pflegen, oder aus Oekonomie, oder aus Geselligkeit, oder um sich alle häuslichen Sorgen zu ersparen. Fremde von jedem Range, die sich etwa wollen operiren lassen, oder die in Gasthöfen krank werden, auch Kindbetterinnen, kurz alle, die, entfernt von ihren Familien, Mangel an Pflege leiden, finden hier Platz. Da gibt es auch Bäder, Duschen, mineralische Wässer, Bequemlichkeit, gute Gesellschaft. Natürlich sind die Preise sehr verschieden. —

Man findet von Paris aus täglich Gelegenheit, in die ganze Welt zu reisen, und fast immer wohlfeil, bequem

und schnell. Ein viersitziger Wagen in Federn hängend geht nach Lyon in vier Tagen; nach Marseille, Genf, Grenoble oder Chambery in fünf ein halb; nach Turin in neun, Mailand in eilf Tagen u. s. w. Dabei liegt man noch jede Nacht stille, und schläft ordentlich aus. —

Angenehm ist es für den Fremden, daß er, wenn er irgend etwas ihm Lästiges verkaufen will, nicht nöthig hat, sich selbst darum zu bekümmern, sondern er beauftragt das Bureau des affiches, welches ihn, gegen einen sehr mäßigen Profit, dieser Mühe überhebt. Oder will er sein Eigenthum lieber an den Meistbietenden verkaufen, so schickt er es an das sogenannte Cabinet orbitral.

Oft bieten honnette Familien von gutem Ton, in den besten Quartieren von Paris, Fremden ihren Tisch an. Freilich sind es meistens herabgekommene Familien, ehemalige Adeliche, die jetzt einer solchen Beihilfe bedürfen, um sich anständig zu ernähren; aber kleinliche Vortheile suchen sie weiter nicht dabei. Ihre Tafel ist so gut als die der bessern Restaurateurs, man findet da gewählte Gesellschaft, kann sich in der Sprache üben, und den Pariser guten Ton lernen; denn man ist in solchen Häusern gleichsam zu Gaste, und gerade so behandeln sich wechselseitig die Wirthin und der Kostgänger.

Als ich in Paris war, kündigte ein vormaliger Major eine Anstalt an, die er Propylée, oder vestibule des voyageurs nannte. Hier sollte ein jeder, der auf Reisen gehen wollte, allen ersprießlichen Unterricht dazu erhalten; nämlich Reiserouten, Anzeigen von Merkwürdigkeiten,

Zeichnungen von schönen Gegenden oder Monumenten, Bildnisse berühmter Männer und Frauen; auch sogar Empfehlungsschreiben wurden versprochen, wenn man Bürgen stelle. Ueberdies sollte Unterricht gegeben werden in Sprachen, Geschichte, Literatur, Anthropologie, Naturgeschichte, Botanik, Odiitologie (Wissenschaft des Reisens); da hatte man zu erwarten: Auszüge aus den besten Reisebeschreibungen und aus der Korrespondenz des Propyläe. Endlich konnte man monatlich zwei literarischen Sitzungen und zwei Konzerten beiwohnen, das letztere, um die Musik aller Völker des Erdbodens, das erstere, um den Zustand der Literatur und Künste in ganz Europa kennen zu lernen. Mit zwölf Franken monatlich (zwei Laubthalern) konnte man auf alle diese Herrlichkeiten sich, wie man Lust hatte, als Zögling, Pensionair oder Amateur, abonniren, für die Hälfte mehr auch Damen hinführen, um die jährlichen Preise von goldenen Medaillen konkuriren u. s. w. Der Minister des innern hatte dem Erfinder dieser Anstalt einen aufmunternden Brief geschrieben, und es wäre allerdings zu wünschen, daß seine Propyläen besser gedeihen möchten, als die zu Makulatur gewordenen deutschen. —

Schwangere Frauenzimmer, die Lust haben, unbemerkt niederzukommen, finden dazu verschiedene Gelegenheiten, bei Aerzten und Chirurgen, die sehr häufig ihre Wohnungen, sammt allen Bequemlichkeiten, die achtungsvollste Behandlung, und ihre eigene Frauen als Hebammen anbieten.

Lernen kann man in Paris alles, Jurisprudenz ausüben, und Liederchen zu einem Vaudeville drechseln, chemische Experimente und künstliche Blumen machen. Das letztere wird in wenigen Stunden zu lehren versprochen. Auch die unschätzbare Kunst, eine Sprache zu reden und zu schreiben, die jedermann in allen Ländern versteht und liest (pasigraphie und pasilalie) kann man bei einem gewissen St. Demaimieux für zwölf Franken in ein paar Stunden sich erwerben. Diese Universalschrift hat nicht mehr als zwölf Buchstaben und zwölf Regeln; die darauf gegründete Sprache nur drei Regeln.

Die Société des observateurs de l'homme (Gesellschaft der Menschenbeobachter) drückt den Zweck ihrer Arbeiten schon durch den gewählten Titel aus. Ihr Präsident ist Fourcroy, ihr Sekretär, der durch seine Kinderschriften bekannte Jauffret. In der Sitzung, welcher ich beiwohnte (und in der ich durch ein Diplom, welches mich zum Mitglied ernannte, überrascht wurde), las Jauffret eine interessante Abhandlung über die Sitten und Gewohnheiten der Wilden, wobei die zahlreiche Versammlung durch Vorzeigung der Kleidungsstücke, Waffen und Geräthschaften der Wilden, sehr angenehm unterhalten wurde.

Der vormalige Schauspieler La Rive hat einen Cours de l'art dramatique angekündigt, und verspricht in zwölf Sitzungen von den nöthigen Eigenschaften eines Schauspielers, der Stimme, Aussprache, dem Blicke, Gehör, Gefühl, Ausdruck der Einbildungskraft, Inspiration, Verführung (Seduction) (!), Würde, Wahrheit, Eifer-

Fr. v. Langf. Herr Gemahl, Sie ſind unausſtehlich. Hör' ihn nicht an, Vetter, er iſt ſo fühllos als ein ſchlafender Dachs; er wird noch erſticken in ſeinem Fette. Kommen Sie doch, kommen Sie, Sie ſollen mir die Hühner aus dem Garten jagen.

Langf. Iſt das auch Eine von den Süßigkeiten des Eheſtandes?

Fr. v. Langf. Ey, Sie müſſen ſich Bewegung machen, und die Hühner ſcharren mir den Saamen aus der Erde. Fort! fort! (ſie zieht ihn vom Seſſel) Und du Vetter, denke der Sache nach. Meine Doris ſcheint dir nicht abgeneigt, drum erkläre dich je eher je lieber.

Langf. Zum Hochzeitsgeſchenk beſtimm' ich dir zwey Dutzend Hühner.

Fr. v. Langf. Was ſoll er damit?

Langf. Ach Vetter! es wird mir ein Troſt ſeyn, wenn ich zuſehn darf, wie du ſie aus dem Garten jagſt.

sucht, knechtischer Nachahmung und Affektation, Diktion, Deklamation, vom Muthe (?), bösen und guten Herzen (?), Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten der Schauspielkunst, den Ursachen ihres Verfalls, der Kritik u. s. w. zu handeln.

Ich glaube vielen Bücherliebhabern einen Gefallen zu thun, indem ich beim Schluß dieses Artikels ihnen noch die Adresse eines Buchhändlers anzeige, der auf den sonderbaren aber sehr nützlichen Einfall gerathen ist, nichts anders zu verkaufen, als einzelne Theile von Büchern, die etwa diesem oder jenem verloren gegangen sind, und wenn man sie nicht ersetzen kann, das ganze Werk unbrauchbar machen. Man findet bei ihm alle die besten französischen Schriftsteller in den mannigfaltigsten Ausgaben, und was er nicht hat, schafft er. Freilich verkauft er nicht um den gewöhnlichen Preis, das versteht sich; aber wie oft ist die Ergänzung eines Defekts einem Bücherliebhaber von großem Werth? Der Mann heißt Cordier, und wohnt in der Straße Traversière St. Honoré, Nr. 771, neben der Straße du Hazard, im ersten Stocke, im Hofe.

* * *

Es ist in Deutschland ein großes Geschrei von der Theurung, welche in Paris herrsche. Ich habe es nicht so gefunden, sondern bin vielmehr überzeugt, man könne auf einerlei Weise wohlfeiler in Paris als in Berlin leben. Mit Petersburg ist es vollends nicht zu vergleichen. Ich habe in der besten Gegend der Stadt, im Hôtel d'Angleterre,

sehr nahe beim Palais-Royal, und bei fünf oder sechs Theatern gewohnt. Meine Wohnung bestand aus einer zu heizenden Entrée, einem Gesellschaftszimmer, Kabinet zum Schlafen, Arbeitszimmer, Kabinet zum Ankleiden, einem kleinen Zimmer für den Kammerdiener, einem Entresol für Domestiken und Holzraum; die Kamine waren von Marmor, die Fußböden mit schönen Teppichen belegt, seidene Möbeln, Pendulen, große Spiegel, artige Tapeten; und für alles das gab ich monatlich zwölf Louis (zwei und siebzig Thaler). — In sehr guten, aber etwas entlegenen Gegenden der Stadt kann man alles das um ein Achtel dieses Preises haben. Doch muß ich hinzufügen, daß die Verbannung der Engländer aus Paris die Preise sehr herabgesetzt hatte. Meine Wohnung z. B. hatte noch kurz vorher zwanzig Louis gekostet. — Vom Essen und Trinken habe ich bereits gesprochen. Man kann für zwölf bis sechzehn Groschen recht gut essen und eine halbe Bouteille Wein dabei trinken, welches man in Berlin wohl muß bleiben lassen. — Equipage und Schauspiele sind theuer. Ein Kleid vom besten Tuche kann man für fünf und zwanzig bis dreißig Thaler haben, die besten Stiefeln für vier bis fünf Thaler u. s. w.

Auch den alten merkwürdigen Lappen habe ich in Paris aushängen sehen, der die Tapete der Königin Mathilde genannt wird, und von dieser Gemahlin Wilhelm's des Eroberers gestickt worden ist. Schon Montfaucon hat sie in Kupferstich abbilden lassen. Sie enthält die Geschichte der Eroberung Englands, ist achthundert

Jahre alt, zweihundert und vierzehn Fuß lang, aber nur achtzehn Zoll breit. Sie befand ſich vormals in der Kathedralkirche von Bayeux, wo ſie an gewiſſen feierlichen Tagen öffentlich gezeigt wurde. Lateiniſche, zum Theil verloſchene Inſchriften ſind über den Figuren zu leſen. Unmöglich konnte wohl die Königin dies Werk allein vollbringen, alle ihre Hofdamen müſſen ihr geholfen haben. Es iſt eine intereſſante Vorſtellung, wenn man ſich im Geiſt achthundert Jahre zurückverſetzt, und den ſchönen weiblichen Hof um die Stickerei emſig beſchäftigt ſieht. Wie manche ſchöne und vielgeküßte Hand, von der jetzt nicht einmal die Knochen mehr übrig ſind, mag hier Nadelſtiche gethan haben! —

Als in Paris angekündigt wurde, daß, aus guten Urſachen, auf Befehl des Gouvernements, dieſes Denkmahl im Muſeum Napoleon ausgehängt und gratis zu ſehen ſei, war der Zulauf ungeheuer; die Säle wurden nicht leer, und ſchon auf den Treppen mußte man ſich drängen. Indeſſen iſt für denjenigen, der nicht eine lebhafte Einbildungskraft mitbringt, wenig daran zu ſehen. Die Zeichnungen ſind ſo, wie Kinder von vier Jahren ſie zu machen pflegen; gut, daß immer darüber ſteht, was ſie bedeuten ſollen, z. E. Hic Harold mare navigavit, oder über einem Dinge, das einer Laube ähnlich ſieht, ecclesia (Kirche) u. ſ. w.

Für Liebhaber des Studiums alter Koſtüme iſt der Lappen doch ſehr merkwürdig. Da reitet Harold mit dem Falken auf der Fauſt, und ſeine Hunde rennen vor ihm her. Er und ſein Gefolge ſind unbärtig; doch tragen ſie

Zwickelbärte. Dadurch unterscheiden sie sich von den Franken. Kleine Mäntel, gleich der griechischen Chlamys, sind auf der rechten Schulter angeheftet. Bei einem Gastmahl sieht man Trinkhörner. An den Schiffen, die alle nur einen Mast haben, sind zu beiden Seiten eine Reihe von Schilden aufgestellt, gerade wie man es auf den Gemälden im Herkulanum gewahr wird. Auf den Schilden der Franzosen erblickt man bereits Embleme, eine Art von Wapen, die jedoch damals noch nicht erblich waren. Ein Zwerg (die Schrift über seinem Haupte nennt ihn Turold) verrichtet Pagendienste. Die Tafel, an welcher Wilhelm mit seinen Baronen speist, bildet einen halben Zirkel; man reicht ihm kniend zu trinken. In der Schlacht sieht man die Reiter ihre Lanzen heben, das Fußvolk seine Bogen spannen, die Schilder sind mit Pfeilen wie gespickt. Bis hieher war der Rand der Tapete mit Vögeln und allerlei Grotesken gestickt, jetzt aber ist er mit Leichnamen besäet. Auch eine Gewohnheit der Alten, z. B. auf dem Sarkophag, der die Schlacht der Amazonen gegen die Athenienser vorstellt. Ein Bischof streitet mit der Keule vermuthlich um kein Blut zu vergießen. Diese Schlacht, welche Wilhelm den Eroberer und seinen Stamm auf den Thron von England setzte, wurde im Jahr 1066 geliefert, und mit ihr endet auch die Tapete, doch zerissen, und so daß man sieht, sie sei noch länger gewesen. Kunstverständige glauben, sie sei vermuthlich bis zu Wilhelm's Krönung fortgesetzt worden. —

Jede Geſchichte iſt, wie auf den Basreliefs der Alten, durch Bäume, Häuſer, oder etwas dergleichen, von der folgenden geſchieden.

Unvergeßlich ſollen mir die Sonntagsfrühſtücke der dramatiſchen Autoren bleiben, zu welchen mir der Zutritt vergönnt war. Hier kommen Duval, Arnault, Andrieux, Le Gouve und eine Menge Anderer, bald bei dieſem, bald jenem zuſammen, es wird à la fourchette doch ziemlich frugal gefrühſtückt, und dann lieſt Einer ſeine neueſte dramatiſche Arbeit vor. Dies Vorleſen geſchieht aber nicht, um der Eitelkeit des Verfaſſers zu ſchmeicheln, ſondern Jeder ſagt ganz unverhohlen ſeine Meinung, die von ſämmtlichen Anweſenden geprüft, beſtritten, gebilligt, und vom Verfaſſer benutzt wird. Wahrlich, ich habe hier oft in einer Stunde mehr feine Bemerkungen und Kritiken gehört, als ich zuweilen in einem Jahrgang einer deutſchen gelehrten Zeitung finde.

* * *

L**, ein ſiebzigjähriger Greis, war im Dorfe Gagny, im Departement der Seine und Oiſe, fünfundzwanzig Jahre lang Seelſorger, wurde aber, wie ſo viele andere, vertrieben und deportirt. Nachdem er mehrere Jahre im Elend herumgewandert, erlaubte ihm endlich eine mildere Regierung in ſein Vaterland zurückzukehren. Vor K beſuchte er den Maire zu Villemamble, einem Dorfe, welches in der Nachbarſchaft von Gagny liegt. Da er ſeinem vormaligen Wohnorte ſo nahe war, ergriff ihn eine un-

widerſtehliche Begierde, ſeinen alten Glockenthurm wieder zu ſehen. Der Maire begleitete ihn. Beim Anblick des Dorfes in der Ferne gerieth der Greis in große Bewegung, und konnte nur, von ſeinem Freunde geſtützt, weiter wanken. Kaum hatte er aber die erſten Häuſer erreicht; kaum haben einige Einwohner ihn erkannt, als ein Jubelgeſchrei von Straße zu Straße läuft: unſer alter Pfarrer iſt wieder da! Männer und Weiber, Kinder und Greiſe ſtürzen herzu, er iſt umringt, wird faſt erſtickt von Liebkoſungen und Segenswünſchen. Jeder will ihn bewirthen, der Eine zieht ihn in dieſes Haus, der Andere in jenes, man bringt ihm die Kinder, die unterdeſſen geboren worden; man läßt ihn nicht eher wieder fort, bis er verſpricht, am nächſten Sonntag wieder zu kommen und Meſſe zu leſen. Er verſpricht es, er hält Wort. Zwar findet er ſeine geiſtliche Amtskleidung nicht mehr, und die vormaligen Kirchen-Zierathen ſind verſchwunden: aber der ganze Altar iſt mit Blumen geſchmückt, und das ganze Dorf iſt in der Kirche verſammelt. Er verwaltet ſein Amt mit inniger Rührung. Als er vollendet hat, wird plötzlich ein Te Deum angeſtimmt. Er fragt, weswegen? — Seine Rückkunft iſt es, die man feiert. Kaum kann er ſo viel Liebe ertragen. Er verläßt die Kirche. Eine feierliche Deputation der Gemeine wartet ſeiner, ihn flehentlich zu bitten, ſeine Wohnung wieder zu beziehen, und ſeine Tage unter ſeinen Kindern zu beſchließen. Es war nicht ſeine Abſicht geweſen; der Greis hatte ſich Ruhe gewünſcht,

aber wie hätte er solchen Bitten widerstehen können? Man versichert mich, daß ähnliche Scenen an vielen Orten vorgefallen sind.

* * *

Den Schluß der in meiner Schreibtafel aufgezeichneten Bemerkungen macht eine gerechte Rüge. In den letzten Tagen meines Pariser Aufenthalts erschien ein Werk von Pigault le Brun, in zwei Bänden, le Citateur genannt, welches sehr viel Aehnlichkeit mit Voltaire's Bible enfin expliquée hat, auch vielleicht ganz daraus geschöpft worden ist; folglich enthält es die abscheulichsten Schmähungen gegen Religion und Bibel. Dazu hat sich der Verfasser ohne Bedenken genannt, der Buchhändler Barba hat es ohne Bedenken verlegt, die Censur hat es ohne Bedenken drucken lassen, und die Polizei erlaubt ohne Bedenken, daß es öffentlich in Palais royal verkauft werde. Die gröbsten Lästerungen gegen Christus sind also in Paris erlaubt; aber es unterstehe sich Einer, auch nur eine Zeile gegen — zu schreiben, wenn er nicht etwa neugierig ist, die Ufer von Cayenne zu sehen.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Einundvierzigster Band.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Fr. v. Langs. Dacht' ichs doch! schon wieder eine Albernheit! sehn Sie denn nicht, daß ich die zärtlichste Sorgfalt für Ihre Gesundheit hege?

Langs. Ja ja, mein Schatz, ich bin ganz zerknirscht von ihrer Zärtlichkeit. (er wird von seiner Frau hinausgezogen.)

Siebente Scene.

Fritz allein.

Armer Oheim! unter deiner Fahne wird Hymen wenig Proselyten machen. (Man hört in Doris Zimmer einige Sänge auf dem Klavier.) Was ist das? Musik? — (er guckt durch das Schlüsselloch) Die Stadtcousine wird vermuthlich ihre Opernweisheit auskramen. — (Doris und Selicour singen hinter der Scene das Duett: „Frieden lasset uns stiften," doch nur die Hälfte.) Richtig! das Duett aus der Cosa rara. — Mögen sich wohl gezankt haben. —

Ich

Erinnerungen

von einer

Reiſe aus Liefland

nach

Rom und Neapel.

Von

Auguſt von Kotzebue.

Erſter Theil.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Statt einer Vorrede.

Verzeichniß von denjenigen, welche dieses Buch nicht lesen müssen:

1. Alle Künstler und sogenannte Kunstkenner; es wäre denn, daß es ihnen Vergnügen machte, alle Augenblicke mitleidig die Achseln zu zucken. Denn weil sie die Kunst als etwas fertiges betrachten, ich aber als etwas täglich neues — sie als die Schöpfung einer Form, ich aber als den Anshauch eines Geistes — sie als eine Prüfung geübter Augen, ich als eine Beschäftigung der Seele — weil ihnen die Form das erste und mir das letzte ist: so können wir nie zusammen treffen; ich werde sie nicht belehren und sie mich nicht; wir bleiben ewig weit auseinander.
2. Alle diejenigen, welche Kunst zwar lieben, auch wohl gern Kunstwerke betrachten, aber

nicht gern davon erzählen hören. Solche Leser werden wenigstens viel, sehr viel überschlagen müssen. Ich verspreche, das keinem übel zu nehmen.

3. Ich habe nicht geschrieben, um einen trockenen Katalog von Merkwürdigkeiten zu liefern, wie Volkmann; oder um meine Belesenheit in den Alten auszukramen, wie Stollberg (der, so oft er eine Ziege erblickt, nicht unterlassen kann, ein paar Stellen aus dem Virgil zu citiren), oder um auf fremde Unkosten witzig zu scheinen, wie Gorani; oder um empfindsame Gemälde aufzustellen, wie Meyer u. s. w. Wer etwas dergleichen sucht, der lasse mein Buch ungelesen. Ich bin der Meinung, ein Reisebeschreiber müsse (um mich eines gemeinen Sprichworts zu bedienen) reden, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Ist er ihm gut gewachsen, das heißt, ist er ein interessanter Mensch, so wird der Leser Vergnügen finden, denn die Seele des Reisenden wird sich in der Beschreibung kunstlos spiegeln. Setzt

sich aber der Verfasser zurecht, schraubt sich hinauf, kitzelt sich, schlüpft in geborgte Kleider, oder sucht sonst auf irgend eine Weise zu sein, was er nicht ist, zu geben, was er nicht hat; so kann dem Leser unmöglich wohl bei seinem Buche werden; es wird ihm immer so ängstlich dabei zu Muthe sein, als spräche er mit einem Stotternden, dem er gern nachhelfen möchte.

Italien ist so viel hundertmal beschrieben worden, daß es lächerlich wäre, sich einzubilden, man könne noch etwas neues darüber sagen. Aber etwas ziemlich seltenes bleibt noch immer zu sagen übrig, nämlich ein getreuer Bericht des Reisenden, wie ihm die Dinge vorgekommen, indessen die meisten nur nachplaudern und erzählen, wie sie ihnen wahrlich nicht vorgekommen sind. Solche Leute haben die Form ihres Buches schon im Kopfe, ehe sie sich noch in den Wagen setzen; sie wollen jetzt empfindsam, oder gelehrt, oder witzig reisen, und was sie dann sehen, wird dieser Form angepaßt; nichts betrachten sie mehr mit unbefangenem Blicke.

Ich habe mir keine Noten gemacht, habe daher selten eine Schreibtafel zur Hand genommen; bin aber jeden Morgen lange vor Tage aufgestanden, und während der drei oder vier Stunden, die ich auf diese Weise ungestört in stiller Einsamkeit zubrachte, habe ich alles ehrlich niedergeschrieben, was ich Tages vorher gesehen, gedacht, empfunden hatte. Anfangs geschah das blos um meinem Gedächtnisse nachzuhelfen, nach und nach ist ein Buch daraus geworden. Ist es gut, so bedarf es keiner Entschuldigung; ist es schlecht, so hilft das Entschuldigen auch nichts. Doch einer Mißdeutung muß ich vorbeugen. Ich habe leider so oft Gelegenheit gefunden, über den Aberglauben zu spötteln, daß ein flüchtiger oder übelwollender Leser wohl auf den Einfall gerathen könnte, ich hätte die Religion selbst angreifen wollen. Gegen diese Beschuldigung halte ich für nöthig, mich feierlich zu verwahren. Von der Nothwendigkeit einer positiven Religion ist niemand überzeugter als ich; Gesetze binden nur, Religion kettet die menschliche Gesellschaft zusammen, sie ist die Philosophie des Volks, ihm ein

Stab im Leiden, ein Hoffnungsstern im Unglück, ein Zügel im Glück, ein Schild gegen die Schrecken des Todes; durch Religion erhalten die Bande der Natur für den sinnlichen Menschen eine Weihe; sie ist oft Schöpferin, öfter noch Erhalterin des nothwendigsten Glücks auf Erden, des Familienglücks; wehe also dem, der ihre Freuden und Tröstungen dem Volke rauben möchte! — Es gibt noch Priester derselben, die Ehrfurcht und Liebe verdienen; ja ich selbst zähle unter meinen besten Freunden einen katholischen Priester. — Vielleicht würde ich überhaupt diese, von Voltaire und andern eigentlich längst erschöpfte Materie gar nicht berührt haben, wenn wir nicht gerade in einem merkwürdigen Zeitpunkte lebten, wo eins der größten Genies unsers Jahrhunderts — (vom Vertrauen auf sich selbst verlassen, weil Bewußtsein reiner Seelengröße es verließ) — den morschen Stab des Aberglaubens fast ängstlich ergriffen hat. Darum ist das oft Gesagte wiederum ein Wort zu rechter Zeit, und Jeder, der dem Aberglauben die Larve vom Gesicht, die elenden Lumpen vom Leibe reißt,

thut Recht; kein Unbefangener wird ihn beſchuldigen, er habe die Religion antaſten wollen.

In mehreren Jahren, die vor meiner Reiſe nach Italien voraus gingen, hatte ich nichts über dieſes Land geleſen, und jetzt, nachdem dieſe Reiſe beſchloſſen war, wollte ich nichts darüber leſen, um mein Urtheil nicht gängeln zu laſſen. Nur in Neapel lieh mir ein Freund Volkmann's Reiſe, in der ich zuweilen blätterte und nachſchlug (denn leſen kann man ſie ſchwerlich). In Rom hingegen, und an andern Orten meines Aufenthalts, hatte ich gar keinen Leitfaden, welches vielleicht um ſo beſſer war. Nur wo ich das Gemälde des neuen Roms durch die Erinnerung an das alte Rom ſchmücken wollte, da bediente ich mich theils der Beſchreibung von Adler, theils eines vor kurzem erſchienenen oder neu aufgelegten Werks: Accurata e succinta descrizione topografica delle antichità di Roma vom Abt Venuti. Vaſi's Wegweiſer von Rom iſt oft unzuverläſſig, und immer nur mit vollen Backen lobpreiſend. Viel verdanke ich auch dem Umgange mit Künſtlern aller Art. Ich ſchmeichle mir daher,

dem Reisenden ein Buch zu liefern, welches doch wenigstens in den ersten zehn Jahren ihn richtig leiten wird, und in welchem er zwar keine tiefgeschöpften, aber auch keine nachgeplauderten Urtheile findet. Wer mit Unbefangenheit, ohne Kunstvorurtheile, nach Rom und Neapel kommt, dessen Gefühl wird sicher mein Urtheil bestätigen. — Mein Aufenthalt in Italien war zwar nur kurz, doch wüßte ich nicht, warum das eben den etwaigen Werth meiner Urtheile verringern sollte? Die Gabe zu beobachten ist eine Naturgabe; wer sie nicht mitbringt, wird sie auch in Jahren nicht erwerben. Die meisten Dinge sieht man entweder gleich beim ersten Male recht, oder nie. Das wirklich Auffallende, wirklich Bemerkenswerthe zeigt sich beim ersten Ueberblick, und ich möchte fast sagen: nur beim ersten. Hat das Auge sich einmal an die Gegenstände gewöhnt, so ist der scharfe Blick schon verloren. Auch ich habe die berühmtesten Kunstwerke zwei- und mehrere Male gesehen, doch immer gefunden, daß mein erstes Gefühl, mein erstes Urtheil am frischesten, am durchdringendsten war. Darum

Ich hätte groſse Luſt auf der Stalltrommel zu accompagniren.

Achte Scene.

Babet und Fritz.

Bab. (legt die übrigen Taſſen in ein Körbgen)

Fritz. Eben recht, ſchöne Babet! Hier wird ein Duett geſungen. Wie wär's, wenn wir ein Quartet daraus machten? „Laſſe Frieden uns ſtiften."

Bab. Wir haben uns ja nicht gezankt.

Fritz. „Biſt du mein Glück, meine Wonne?

Bab. Ich bitte Sie Vetter, laſſen Sie mich zufrieden. Es iſt mir gar nicht fingerlich. Die Tante hat mir eben wieder ein Lied vorgeſungen, das mir noch in den Ohren gellt.

Fritz. Was Tante! die Tante iſt eine perſonificirte Diſſonanz. Ich aber, mit der reinen Harmonie meines Herzens —

ſuchte ich auch immer dieſen Eindruck feſt zu halten, und wenige Stunden nachher auf dem Papiere zu ſchildern. Wer indeſſen mein Buch blos als eine Sammlung von flüchtigen Bemerkungen betrachten will, der thue es immerhin; die flüchtigen Bemerkungen ſind nicht immer die ſchlechteſten.

Alles was ich beſchreibe, habe ich auch wirklich geſehen. Es blieb aber noch manches übrig, das ich nicht geſehen habe; doch wohl nur Weniges von Bedeutung. Uebrigens iſt die Form meines Buchs die Form einer Reiſe ſelbſt; ich habe mich an keine Ordnung gebunden, ſondern jedesmal erzählt, was mir eben am nächſten lag, nicht ſtudiren ſollte der Leſer, ſondern mich auf meinen Wanderungen begleiten, ſo wie ſie eben von Wind, Wetter und Laune abhängig waren.

Erinnerungen

von einer

Reiſe aus Liefland

nach

Rom und Neapel.

Erſter Theil.

Hang zur Veränderung iſt des Menſchen angeſtammte Art oder Unart; alles muß wechſeln und ſchnell vorüber gehen, gleich ihm ſelbſt. Auch das Glück wird ihm langweilig. Jener glückliche König warf ſeinen koſtbarſten Ring in die Fluten, um nur das ewige Einerlei ſeines Wohlbehagens zu unterbrechen. Plötzliches Unglück ſogar führt einen großen, nicht erkannten Troſt bei ſich, nämlich das Gefühl einer veränderten Lage.

Doch dieſer rein menſchliche Trieb kann, verhätſchelt, zur Schmarotzerpflanze werden, die Alles umwindet, erſtickt. Ich meine, ſeit vierzig bis fünfzig Jahren habe der Hang zur Veränderung unter den Europäern gewaltig zugenommen, im Großen wie im Kleinen, von der Geſetzgebung an bis zum Vaudeville herab. Unſere Väter grübelten wohl über die beſte Geſetzgebung, aber ſie änderten nichts an der, welcher ſie nun einmal ſeit Jahrhunderten gehorchten; ihre Meinungen bewieſen ſie gern durch Citate, ungern durch Waffen. Unſere Väter gingen in's Theater, und begnügten ſich, wenn man ihnen vier neue Schauſpiele jährlich auftiſchte; jetzt müſſen wir deren monatlich ſo viele haben, und ehe wir ein gutes Stück oft bewundern, laſſen wir lieber geſchehen, daß die Donaunymphe dem Odoardo den Dolch aus der Hand winde. Unſere philoſophiſchen Väter hatten höchſtens Wolf und Leibnitz; wir aber erfreuen uns ganzer Scharen von

großen Geistern, die uns der Welt Räthsel lösen, und, wie die geistreiche Frau von Stael einst in meiner Gegenwart sagte, dem drolligen Lügner Münchhausen gleichen, der, als er einen breiten Graben nicht überspringen konnte, sich selbst beim Zopf faßte und sich hinüber schleuderte. Wir genießen dabei das Vergnügen, aus der heutigen Ewigkeit eines Sistems in die morgende Ewigkeit eines andern überzuspringen. — Selbst die Kleidermoden, obwohl stets veränderlich, behaupteten doch vormals einige Wochen länger ihr wandelbares Regiment.

So war es denn auch mit dem Reisen. Unsere Väter saßen still und lasen in der Bibel das Gebet: »Daß ihre Flucht nicht geschehe im Winter.« Auch im Sommer, wenn kein Geschäft sie drängte, blieben sie lieber daheim. Mußten sie aber dann und wann eine Reise von zwanzig Meilen antreten, so nahmen sie Abschied von der ganzen Sippschaft, weinten eine Quantität Thränen, machten auch wohl ein Testament. Jetzt — lieber Gott! — jetzt weiß man es kaum ein paar Tage vorher, wenn man nach Paris oder London reisen will; man hüpft eben so sorglos in den Reisewagen, als man vormals in die Sänfte stieg, um sich zum Mittagsschlaf in die nächste Kirche tragen zu lassen. Wenn der Hang zum Reisen so fort um sich greift, so erlebe ich noch wohl Völkerwanderungen, die ohnehin, nach meiner Meinung, nur zum kleinsten Theil von angewachsener Bevölkerung oder von dem Drucke des Grenznachbars, größtentheils aber vom Hange zur Verän-

derung herrührten. Dieſer iſt es, der den nomadiſchen Tatar von Steppe zu Steppe, und mich, freundlicher Leſer, vom Ufer der Oſtſee an den Golf von Neapel treibt. Unſere Väter verthaten ihr Geld, indem ſie für ihre Nachkommen maſſive Gebäude aufthürmten, die nach Jahrhunderten noch der Zeit wie dem Brecheiſen trotzten. Wir verthun das Unſerige, indem wir für die Enkel Erfahrungen ſammeln. Eines mag leicht das andere aufwiegen, ja das letztere hat wohl manchen Vorzug. Häuſer werden doch baufällig, unbequem; Erfahrungen behalten ſtets gleichen Werth: man braucht ſie nicht einmal einzuſchmelzen, wie altes Silber, an dem man wenigſtens die Façon muß ändern laſſen. Erfahrung iſt eine Münze, die in der ganzen Welt gilt, und deren Gepräge ſich nie abgreift. Wie manche Regel der Lebensweisheit, die uns Salomo's leider viel zu wenig geleſene Schriften aufbewahrten, iſt noch heute ſo treffend als vor ein paar tauſend Jahren.

Wer dieſe Betrachtungen, Schwätzereien, Paradoxen, oder wie man es nennen will, für eine Apologie meines Hanges zum Reiſen will gelten laſſen, der thut mir einen Gefallen, denn in der That, ich habe keine andere. Da ſie aber, mir wenigſtens, hinreichend ſcheint, ſo will ich in Gottes Namen wohlgemuth anfangen, meine kleine Reiſeabenteuer zu erzählen. Meine Art iſt dem Leſer bekannt. Ich reiſe weder als Gelehrter noch als Kunſtkenner, ich reiſe blos als Menſch, überlaſſe mich meinem Gefühl, meiner Laune, künſtle nicht an meinem Vortrage, ſondern

betrachte das Publikum als einen freundlichen Reisegefährten, mit dem ich durch Städte und Dörfer rolle, auch wohl bisweilen auf einem anmuthigen oder romantischen Fußpfade mich verliere. Wem das so recht ist, der schlendre sorglos neben mir her, und lasse sich den Strauß von Wiesenblumen gefallen, den ich ihm wandelnd zu pflücken gedenke. Wem das nicht genügt, der bleibe zurück und gehe meinetwegen spaziren im nächsten Treibhause.

2.

Auch Alexander — ich meine nicht den gewaltigen Reisenden, der in großer Gesellschaft die Welt durchstrich, und endlich gar eine Brücke in den Mond hinauf bauen wollte; ich meine den holden Genius Rußlands, dem die Mondbewohner, wüßten sie von ihm, wohl gern eine Brücke herunter bauen möchten — auch Alexander ist in diesem Jahre durch seine deutschen Provinzen gereiset, freilich nicht wie ich, um Blumen zu pflücken, sondern wie es ihm gebührt, um Früchte zu sammeln, die im Strahl seiner Frühlingssonne zu reifen beginnen. Nicht Liebe möchte ich es nennen, sondern Leidenschaft, die man in Esth- und Liefland für Alexander empfindet. Ich erzähle wahrlich blos, was ich selbst sah. Jedes Auge glüht, jede Stirn entwölkt, jede Zunge löst sich, sobald sein Name genannt wird. Er war nur einige Tage in Reval, und doch weiß ich, daß bei seiner Abreise Thränen geflossen sind, wie man sie um einen scheidenden Geliebten weint. Ja,

was bezeichnet wohl kräftiger das Gefühl, das er in Aller Herzen zurück ließ, als der mit Jubel aufgenommene Vorschlag des wackeren Gouvernements-Prokureurs von Riesemann; jährlich an dem Tage, da Alexander in Reval war, zum dankbaren Andenken die Armen zu speisen. So ehrt wahre Liebe den Fürsten. Man vergleiche doch Alexander's stille, wohlthätige Reise durch Esth- und Liefland mit den Triumphzügen manches Weltenerschütterers, dessen empörender Uebermuth durch nichts übertroffen wird, als durch die Schmeichelei eines jochgewohnten Volkes. Möge man dem Schützlinge Fortunens immerhin Triumphbögen und Piramiden errichten; die gesättigten Armen um Alexanders Tafel werden noch Jahrhunderte lang den Herrscher durch Liebe fröhlich segnen, wenn jene Piramiden schon längst in Staub zerfallen sind.

Gut ist es, daß ich außer dem schönen, in Reval gestifteten Liebesmahl noch hundert ähnliche Thatsachen anführen könnte, denn bloße Worte würden mich in den Verdacht der Schmeichelei bringen, mich, der ich ihn sah, mit ihm sprach, und dem höchsten wie dem niedrigsten seiner Unterthanen gleich, von seiner Huld bezaubert wurde. Nach diesem Geständniß breche ich lieber ab, denn kalt von ihm sprechen kann ich nicht, und meine Wärme soll Niemand mißdeuten. — Wollte Alexander des höchsten Genusses sich erfreuen, so müßte er, wie vormals die orientalischen Fürsten, verkleidet unter seinem Volke umher wandeln; ha! welche Augenblicke würden da seiner warten!

— Heil der Mutter, die ihn gebar! aber auch Heil dem edlen Manne, einſt ſein Erzieher, jetzt ſein Freund, der ſolchen Samen auf ſolchen Boden ſtreute. Man erräth, daß ich von La Harpe ſpreche.

Um einige Stunden früher den Armen ſeiner Mutter, ſeiner Gattin zuzueilen, verließ Alexander ſein Gefolge, und warf ſich in den leichten, nur halb verdeckten Wagen ſeines Oberhofmarſchalls. So ſah ich ihn auf Jewe ankommen, gleich einem gewöhnlichen Reiſenden, von keinem andern Geleite umgeben, als von dem der Liebe ſeines Volkes. So fuhr er nach kurzem Aufenthalt, trotz der einbrechenden Nacht, weiter, durch öde Wälder, mit dem ruhigen Bewußtſein, daß Liebe ſein wohlthätiges Leben beſchirme. — Mit Vater- und Menſchenliebe ſorgte er für einen Poſtillon, der das Unglück hatte, zu ſtürzen und ein Bein zu brechen. Nicht eher wich der Kaiſer von der Stelle, bis der ſchon weit entfernte Leibarzt herbeigeholt, und ſeiner Pflege der Verunglückte übergeben worden. Daß er ihn mit Geſchenken überhäufte, war für einen Kaiſer wenig; daß er aber bei ihm ausharrte bis Hilfe kam, daß er ihn nicht mit Geld abſpeiſte (wie die Großen gewöhnlich zu thun pflegen), ſondern durch Menſchenliebe ihn erquickte, das iſt ein köſtlicher Zug im Charakter eines Beherrſchers von dreißig Millionen Menſchen.

3.

Seit Jahr und Tag iſt in allen Zeitungen und Journalen des Lobens und Rühmens viel geweſen von der neuen

beglückenden Konſtitution, welche der lief- und eſthländiſche Adel ſeinen Bauern gegeben. In ſo fern dadurch des Kaiſers vortrefflicher Wille kund geworden, ſtimme ich herzlich mit ein; wenn aber von der Ausführung dieſes Willens die Rede iſt, ſo glaube ich, man habe, wenigſtens vor der Hand, etwas zu früh und etwas zu viel davon geſprochen. Die Konſtitution für die Letten iſt bereits gedruckt und in Jedermanns Händen. Ich maße mir nicht an, ſie zu beurtheilen, nur das kann ich nicht verſchweigen: Als ich Liefland verließ, war die kaiſerliche Kommiſſion, welche die neue Einrichtung den Bauern bekannt zu machen beauftragt iſt, bereits in Thätigkeit aber — viele Bauern, beſonders die, welche gute Herren hatten, machten trübe Geſichter, und baten, ſie beim Alten zu laſſen. Das beweiſt freilich noch nichts, denn wie oft leidet das Neue Widerſpruch, wenn gleich das Beſſere klar vor Augen liegt; auch haben die Bauern zu viel erwartet, haben ſich eingebildet, der Kaiſer wolle ſie ganz frei laſſen, meinen wohl gar, es ſei wirklich geſchehen, die Kommiſſion aber, in welcher ihre Herren mit ſitzen, verſchweige es ihnen (Mißverſtändniſſe, die ſämmtlich beweiſen, wie behutſam jeder Schritt geſchehen muß, wenn man Blinde oder Verblendete leiten will); indeſſen ſollte jene auffallende Bitte: es beim Alten zu laſſen, doch ſo viel bewirken, daß man ſein Urtheil über die neue Konſtitution vor der Hand ſuſpendire. Wenn nach einigen Jahren ſegensreiche Folgen die Bemühungen des menſchenfreundlichen Adels belohnen,

Bab. Sagen Sie das Ihrer Braut.

Fritz. Meiner Braut? Potz Veiten! Kennen Sie meine Braut?

Bab. Wunderliche Frage.

Fritz. Sie meinen doch nicht Couſine Doris?

Bab. Wen ſonſt?

Fritz. Fehlgeſchoſſen!

Bab. Ein Drittel Ihres Vermögens ſteht auf dem Spiele.

Fritz. Und mein Herz.

Bab. Haben Sie ſchon jemals die Bemerkung gemacht, daß Sie ein Herz haben?

Fritz. Eine malizioſe Frage. Und wenn ich Ihnen nun bekenne, daß ich ſo verliebt bin, wie noch kein Hurlebuſch jemals geweſen; ſo verliebt, daß ich, wie ein zweyter Dom Quixotte, neulich unſern Pfarrer auf der Kanzel für eine Windmühle anſah —

Bab. Dann bedaure ich Sie.

Fritz. Wollen Sie den Gegenſtand meiner Liebe kennen lernen?

Bab.

so wird dann von selbst die gehässige Sage verschwinden, als hätten die meisten Herren bei der neuen Einrichtung gewonnen. Manche behaupten, sie sei immer noch wohlthätiger für die Bauern, als die des esthländischen Adels, welches schon daraus erhelle, daß der letztere zu befürchten schiene, dieselbe annehmen zu müssen. Wahr ist es, der esthländische Adel hat eine, der oben erwähnten nicht ganz ähnliche, Konstitution aufgesetzt, die aber, als ich abreiste, noch nicht vom Kaiser bestätigt war. Es ist ein Punkt darin, der mir — mit gebührender Achtung sei es gesagt — ein Fehlgriff scheint. Die Bauern nämlich, die vormals bei allzu unleidlichem Drucke ihre Beschwerde bei der Regierung anbringen durften, sollen zwar künftig zu diesem Behuf drei Instanzen haben, aber jede dieser Instanzen wird einzig und allein durch den Adel selbst mit dessen eigenen Mitgliedern besetzt; die dritte ist inappellabel. So brav und edelgesinnt nun diese Männer auch sein mögen, so bleibt es doch nicht recht und scheint mir unzweckmäßig, daß ein ganzer Stand im Reiche von dem Monarchen gleichsam abgeschnitten, ihm jeder Weg versperrt wird, bis zum Throne zu gelangen, er folglich ganz in die Hände seiner Herren überliefert worden. Wenn nun einmal ein unreiner Esprit de corps sich dieser bemächtigen sollte (welches freilich von der jetzigen Generation nicht zu befürchten ist), was würde dann aus den armen Esthen werden? — Zwar hat jeder Herr auf seinem Gute ein Bauerngericht niedergesetzt, in welchem von den Bauern

ſelbſt gewählte Richter ihres Standes die Strafen diktiren; aber — den Vorſitzer dieſer Gerichte ernennt der Herr ſelbſt, und ſein Einfluß auf ſeine Leibeigenen wird überhaupt ſtets ſo groß bleiben, daß dieſe wohl nie wagen werden, ein ihn kränkendes Urtheil zu fällen. Es iſt, sans comparaison, eben ſo, als ob ein Fürſt ſeine Tribunale mit lauter Höflingen beſetzt, und einen ſeiner Kammerherren ihnen zum Präſidenten gegeben hätte. Doch, wie ſchon erwähnt, jene Konſtitution iſt noch nicht beſtätigt, und es wäre voreilig, mehr darüber zu ſagen. Dürfte man annehmen, daß die Geſinnungen der Enkel ſtets den guten Abſichten ihrer Väter entſprechen würden, ſo hätte ich überhaupt kein Wort darüber verloren, denn mit Vergnügen bekenne ich, daß der Geiſt des jetzigen eſthländiſchen Adels nur ſeltene Mißbräuche befürchten läßt.

---

i.

Der Peipus See, der weniger bekannt und weniger ſchön iſt als der Genfer See, hat mir dieſes Mal ein fürchterlich ſchönes Schauſpiel gewährt. Langſam fuhr ich am ſandigen Ufer, da erhub ſich ein gewaltiges Sauſen in der Luft, ein Sturm in den obern Regionen, unten nur hörbar, denn der See blieb ſtill, und eben dieſe Stille, im Kontraſte mit dem heftigen Sauſen hoch über mir, war gräßlicher als hätten die Wellen ſich gethürmt. Rechter Hand über dem finſtern Fichtenwalde hingen ſchwarze Wolken, die der Blitz zerriß. Links über dem See rollte es

dunkel vom Himmel herab, wie ein Leichentuch, und bedeckte die jenseitige, etwa eine Meile entfernte Küste. Die Möwen kreischten über dem ruhigen Wasser; ein paar kleine Fischerböte mit schlaffen Segeln suchten ängstlich das Ufer. Jetzt zogen die furchtbaren Heere langsam gegen einander, links hallte der Donner im tiefen Walde, rechts rollte er von der verhüllten Küste herüber. Keine Hütte weit und breit, nur einzelne Fischernetze hie und da ausgespannt. Immer näher rückten einander die schwarzgewappneten Kämpfer, immer schneller wurden die Blitze vom Donner ereilt. Kein Regentropfen fiel, auf Erden war alles still, nur oben sauste es fort. Plötzlich schoß links ein Blitz in den See herab, sein langer Strahl, der sich, das Wasser berührend, in unzählige Funken theilte, glich einer umgekehrten Rakete. Er schien das Signal für herabstürzende Hagelströme, die in wenigen Augenblicken den Boden mit einer Eisdecke mehrere Zoll dick belegten. Der Hagel hatte vollkommen die Größe von Bohnen. Mein Wagen mußte halten, der Postillon sprang vom Pferde, die Bedienten eilten vom Kutschbocke herab, alles verkroch sich unter dem Wagen. Aber der Hagel schlug die Pferde so gewaltig, daß sie nicht länger stehen wollten. Die Menschen mußten wieder hervor, um, ihren Rücken preisgebend, die unruhigen Thiere zu halten. Was die Gewitterwolken vom Tage noch übrig gelassen, das verschlang jetzt vollends der dichtfallende Hagel, die nächsten Gegenstände verschwanden, kaum konnte ich aus dem Wagen die Pferde sehen. Nur

häufige Blitze beleuchteten mit falbem Scheine die weißen Hagelkörner und Donnerschläge krachten dazwischen. Da rings umher kein Gegenstand war, der den Blitz ableiten konnte, so erwartete ich jeden Augenblick, Menschen oder Pferde stürzen zu sehen, oder — auch selbst den glücklichen Tod des Romulus zu leiden. Wohl sieben bis acht Minuten krochen so vorüber, von der ängstlichen Lage zu Stunden ausgedehnt. Endlich zog das Ungewitter tiefer in den Wald, Menschen und Thiere schöpften wieder Athem, und bald blieb von dem Schauspiel des Schreckens nichts weiter übrig, als der seltsame Genuß, den der Geist des Menschen in Betrachtung der Spuren einer überstandenen Gefahr findet. Ueberschwemmte Wege, von Hagelschichten eingefaßt; Geier, deren Flug der nasse Fittig erschwerte; wenige Schritte von mir, auf einem abgestorbenen Baume, ein Adler (deren es in dieser wilden Gegend viele gibt), der wider Willen sich Menschen so nahe kommen ließ, weil vermuthlich das Unwetter auch seine Flügel gelähmt hatte; in der Ferne eine zerstreute Herde, um die ein hungriger Wolf schlich: — so nutzt der Dieb die Feuersbrunst, um bestürzte Flüchtlinge zu berauben. Die Sonne trat hervor, Licht und Ordnung kehrten wieder. Auf der nächsten Station wußte man nichts von diesem fürchterlichen Ungewitter, nur mein Wagen trug dessen Spuren bis dorthin, denn noch nach anderthalb Stunden war der Hagel, der sich auf der Decke gesammelt hatte, nicht ganz geschmolzen. So sieht der glückliche Bewohner einer friedlichen Grenze

den Flüchtling ruhig ankommen, der aus dem bekriegten Lande die Spuren der Verwüstung zu ihm herüber tragend, blos ein interessantes Schauspiel ihm gewährt.

3.

Daß Dorpat jetzt eine Universität ist, bemerkt man sehr bald beim Hereinfahren, weil man alle Augenblicke Jünglingen begegnet, welche Helme tragen, ohne Soldaten zu sein; eine Mode, die natürlich nur Studenten aufbringen konnten. Indessen kleiden diese Helme nicht übel, zumal da eine Art von Uniform die Täuschung unterstützt. Sie ist geschmackvoll, dunkelblau, mit schwarzsammtenen Aufschlägen und Kragen, auf dem letztern gestickte goldene Schleifen, dabei die Unterkleider weiß. Natürlich gibt es auch manche junge Helden, die bei dieser Uniform und den behelmten Häuptern noch einen gewaltigen krummen Säbel um ihre Lenden gürten, den sie an die steifen, mit klirrenden Sporen versehenen Stiefeln schlagen lassen, und einher schreiten, als ob sie nicht in's Kollegium, sondern in die Schlacht zögen. So ist es ja überall, wo die freundlichen Musen thronen, und welcher unter uns ältern Musensöhnen hat diese wichtigen Kleinigkeiten nicht auch einmal mitgemacht? Wenn die Jünglinge über dem Helme der Minerva die Eule nicht vergessen, so kann man ihnen die Spielerei wohl gönnen. Uebrigens sind sie trotz ihres kriegerischen Ansehens wohl so fein gesittet, als man sie schwerlich auf einer deutschen Universität im Ganzen fin-

det, wenigſtens waren es die, mit welchen ich in Geſellſchaft war.

Ueberhaupt wird man wohl ſchon längſt in Deutſchland die Bemerkung auch gemacht haben, daß auf allen Univerſitäten die jungen Lief- und Eſthländer die Geſittetſten ſind, die man ohne Anſtand in jeder Geſellſchaft produziren kann. Der Grund iſt klar. In Lief- und Eſthland laſſen blos Edelleute, Prediger (die dort in allen Stücken dem Adel gleich ſind) und angeſehene Civilbeamten ihre Söhne ſtudiren, nicht aber Bürger oder gar Bauern. Jene Alle kommen durch die gaſtfreie, weit liberalere Lebensart, welche dieſe Provinzen ſo vortheilhaft auszeichnet, von Jugend auf beſtändig in gute Geſellſchaften, haben hingegen faſt gar keine Gelegenheit, unter den Pöbel zu gerathen, und dort ſchlechte Sitten anzunehmen. Wie bengelhaft ſind ſonſt gewöhnlich unſere deutſchen Knaben von vierzehn bis fünfzehn Jahren, wie albern, blöde oder wie vorlaut. In Lief- und Eſthland findet man dergleichen verwahrloſte Sprößlinge ſehr ſelten. Die Knaben ſind freimüthig beſcheiden, denn der gute Ton gehört gleichſam zur Hausordnung, und ſie lernen ihn blos aus der Uebung. — Eben das iſt auch der Grund, warum der liefländiſche Dialekt der deutſchen Sprache nach meiner Meinung der angenehmſte von allen unſern Dialekten iſt. Das eigentliche Volk nämlich ſpricht nicht deutſch, die Ausſprache hat ſich daher nicht vergröbern können. Doch ich vergeſſe, daß ich noch immer in Dorpat bin.

Daß einst sehr ernstlich die Rede davon gewesen, die Universität von Dorpat nach Pleſcow zu verſetzen, ist eine Thatsache, obgleich der akademische Senat, oder vielmehr der Herr Professor Scherer im Namen desſelben in den Zeitungen dagegen proteſtirte, und zwar in einem Tone, der einem so reſpektablen Corpus nicht wohl geziemte. Es hieß unter andern: die Nachricht ſei hiſtoriſch unwahr. Seltſam, eine Nachricht hiſtoriſch unwahr zu nennen, die gerade der Profeſſor der Hiſtorie zuerſt verbreitete; denn nach authentiſchen, von mir an Ort und Stelle eingezogenen Berichten war er es, der ſie mit aus Petersburg brachte, und dem damaligen Rektor offiziell von Seiten des Kurators anzeigte, und zwar nicht als Bedrohung der Stadt (wie man jetzt vorgibt), ſondern der Universität ſelbſt, aus Urſachen, die ich nicht berühre. Die Sache war so ernſthaft, daß ſchon Manche daran dachten, ihre Häuſer zu verkaufen. Weil man aber in Dorpat eben so wenig als irgendwo ſonſt in der Welt gern die Wahrheit hören mag, so mußte der arme Freimüthige, der ſie ausſprach, verunglimpft werden, ja man erlaubte ſich ſogar Ausfälle gegen meine Perſon, die doch bei der ganzen Sache nicht im Geringſten intereſſirt war. Vielleicht wird, was ich hier ſage, abermals einige dergleichen veranlaſſen, aber ſie werden unbeantwortet bleiben. Genug, ich ſchrieb nichts unverbürgtes, will auch der Ehre keines Menſchen dadurch zu nahe treten.

In Dorpat hat vor einiger Zeit die Runtheler'ſche Schau-

ſpielergeſellſchaft ihr Weſen getrieben, von der geſchrieben ſteht: Herr erbarme dich unſer! unter andern hat ſie ein Schauſpiel in Manuſkript aufgeführt, Blick in die Zukunft betitelt, von dem mir mehrere Zuſchauer eine komiſche Beſchreibung gemacht haben. Im Vorgrunde der Bühne ſtand eine Raſenbank, auf dieſe ſetzte ſich ein Pärchen, erzählte ſich allerlei, trat ab, und machte einem andern Pärchen Platz. Dieſes Ablöſen der erzählenden Paare währte ſo lange, bis das Publikum endlich die arme Raſenbank verfluchte, welche ſie ſämmtlich dahin lockte. Der Verfaſſer ſoll ein Profeſſor in Dorpat ſein; da er ſich aber nicht öffentlich dazu bekannt hat, ſo verſchweige ich wie billig ſeinen Namen.

Woher kommt es doch wohl, daß Jedermann glaubt, es ſei ſo leicht ein Schauſpiel zu ſchreiben. An keine Art von Schriftſtellerei wagt man ſich mit keckerm Muthe; keine beurtheilt man vorſchneller und ſtrenger. Mißglücken eigene Verſuche, ſo kann man ſich nie überreden, daß man das Ding nicht verſtehe, ſondern — es liegt am Publikum, das hat keinen Sinn für höhere Schönheiten u. ſ. w. Weil man ſich aber an dieſem ſtumpfen Publikum nicht rächen kann, ſo müſſen es die wenigen dramatiſchen Dichter entgelten, die gewöhnlich lauten Beifall erhalten. Ueber dieſe fallen ſie mit bitterer Wuth:

Ces êtres gonflés du besoin de médire,
Trouvent qu'il est plus grand de blâmer que d'écrire,
Et dont les noms obscurs au mérite inconnu,
Sont répetés sans cesse et jamais retenus.

Der gemißhandelte Dichter muß sich tröſten, indem er mit Chazet ausruft:

Je chercherai dans leur plaisir
Ma reponse à leurs outrages,
Et je veux, forçant leur suffrages,
Les amuser pour les punir.

Doch ich bemerke, daß Dopat mich abermals zu einem Seitensprunge verleitet hat, und verlasse jetzt dieses artige Städtchen schnell, indem ich nur noch die einzige Bemerkung hinzufüge, daß man daselbst für eine Universität viel zu theuer lebt. Wenigstens sechshundert Rubel braucht ein Student. In Deutschland bildet man sich ein, ein Professor habe sein Glück gemacht, wenn er mit einem Gehalt von zweitausend Rubeln nach diesem neuen Musensitz berufen wird, aber man irrt sehr. Fast die Hälfte dieses Gehaltes muß er aufopfern, wenn er nur eine gute Wohnung haben will. Mit dem Lesen der Kollegien ist wenig zu verdienen, da die Anzahl der Studirenden zu gering ist. In der Nähe also verschwindet der Rubelschimmer, den das Wort zweitausend um den Ruf herzog. Andere Vortheile jedoch, wohin ich besonders die starken Pensionen für Witwen rechne, sind nicht zu verkennen. Die Auszeichnungen des Ranges möchten auch manchen locken, da bekanntlich der Fluch der Rang- und Titelsucht fast auf allen deutschen Gelehrten ruht. Man denke doch! in Dorpat trägt der Rektor einen Federhut, so lange er dieses Amt verwaltet, läßt sich auch wohl Etatsrath nennen, welches ihm aber nicht gebührt, weil er, sobald er

den Federhut wieder ablegen muß, auch nicht mehr zur fünften Klaſſe gezählt wird, und weil es in Rußland keine Etatsräthe auf gewiſſe Zeit gibt.

6.

Riga. Dieſe durch blühenden Handel wohlhabende Stadt gewährt das ſeltene Schauſpiel einer Verſchwiſterung des Kaufmannsgeiſtes mit Kunſtſinn, feiner Lebensart und dem Hange zur edelſten Wohlthätigkeit. Man erlebt da ganz im Stillen Dinge, die, wenn ſie in Deutſchland geſchähen, in fünfzig Zeitungen und Journalen würden ausposaunt werden. Ich kann unmöglich der Begierde widerſtehen, dem Leſer ein paar neuere Beiſpiele mitzutheilen; die Namen bekannt zu machen habe ich keine Erlaubniß, ich verſchließe ſie in mein Herz.

Einem angeſehenen, allgemein geachteten Beamten widerfuhr das Unglück, daß die öffentliche, ihm anvertraute Kaſſe um eine anſehnliche Summe (wo ich nicht irre achttauſend Rubel) beſtohlen wurde. Des Morgens früh entdeckte der Mann den Diebſtahl, und ſchon zu Mittag wurde ihm die ganze Summe wieder in's Haus geſchickt, von Männern zuſammen geſchoſſen, die ſeine Verdienſte und ſeinen Charakter ſchätzten, ſonſt aber in keiner weitern Verbindung mit ihm ſtanden. Hoffentlich bedarf dieſe prunkloſe Erzählung für keinen meiner Leſer eines Kommentars. — Hier iſt auch die zweite Anekdote. Ein Arzt, der ſich beſonders um die öffentlichen Armenanſtalten ſehr ver-

Bab. Den Gegenstand Ihrer Thorheit.

Frik. Es ist ein schönes Mädgen.

Bab. Das glaubt jeder Liebhaber von dem seinigen.

Frik. Sie sollen selbst urtheilen. Ich kann Ihnen ihr Portrait zeigen.

Bab. Ihr Portrait?

Frik. Ja ja, wollen Sie es sehn?

Bab. Nun ich bin doch neugierig.

Frik. (Dreht sie schnell um. Sie stand mit dem Rücken gegen den Spiegel, und sieht nun gerade vor demselben.) Da! da! zum Sprechen getroffen. (er läuft fort.)

Bab. Meint er mich? (mit niedergeschlagenen Augen) Arme Babet! — (sie hebt den Blick froh empor) Er meint mich! — Glückliche Babet! (sie geht ab mit dem Korbe.)

Ende des Ersten Akts.

dient gemacht hatte, ſtarb, von einer Krankheit angeſteckt, die er ſich durch eifrige Abwartung ſeines Berufs am Krankenbette der Armen zugezogen hatte. Sein Leichenbegängniß, durch eine treffliche, auch gedruckte Rede des wackern Oberpaſtors Sonntag verherrlicht, war das rührendſte Schauſpiel, denn alle die zahlreichen Armen, denen er geholfen, hatten ſich auf dem Kirchhofe verſammelt, empfingen ſeinen Sarg mit Schluchzen, ihre Thränen floſſen in ſeine Gruft, ihr Segen hallte ihm nach. Er hinterließ eine junge ſchwangere Witwe und wenig Vermögen. Ein angeſehener Kaufmann — es wird mir ſauer ihn nicht zu nennen — bat ſich aus, Gevatter bei dem Kinde zu ſtehen. Er machte ſeinem vor der Geburt verwaiſten Pathen ein Geſchenk von viertauſend Albertsthalern, und fügte eine Bedingung hinzu, die ſeinem Kopfe eben ſo viel Ehre macht, als ſeinem Herzen. Das Kapital, ſprach er, ſoll unangerührt Zinſen von Zinſen tragen, bis der Knabe ſo alt iſt, als ſein Vater war, da er ſtarb (ich glaube etwas über vierzig Jahre) damit er, im Vertrauen auf dieſe Hilfe, nicht vernachläßige, ſich Verdienſte zu erwerben, die ihm auch ohne dieſelbe ſein Glück zu gründen vermögen. Dann aber, wenn ſein Vater ſchon zu Staub geworden, genieße er in demſelben Alter die Früchte, die ſeines Vaters Tugend ſammelte. Stirbt er früher, ſo fällt das Kapital an ſeine Geſchwiſter. — (Der letztere Fall trat leider ein.) — Der wackere Kaufmann beſchränkte ſeine Wohlthätigkeit noch nicht hierauf. Er hörte, die Witwe ſei geſonnen, ihre Equi-

page abzuschaffen, er wußte, sie war an diese Bequemlichkeit gewöhnt; sogleich setzte er ihr ein Jahrgehalt von fünfhundert Thalern aus, unter der Bedingung, nach wie vor Kutsche und Pferde zu halten. —

Noch einmal, wie würden die deutschen und britischen Zeitungsschreiber ihre Druckerpressen in Bewegung gesetzt haben, wenn sie solche Handlungen zu verkünden hätten. Ich freue mich des Vorzuges, der erste zu sein, der sie einfach wie es sich gebührte (denn welche Feder könnte hier Schmuck leihen?) seinen für hohen Edelmuth empfänglichen Landsleuten mittheilte. Wenn, nachdem er dies gelesen, sein Schicksal einmal nach Riga führt, der wird schon von ferne die Thürme der Stadt nicht mit jener stumpfen Neugier erblicken, die den Reisenden beim Anblick eines fremden Ortes zu ergreifen pflegt; Riga ist ihm nicht mehr fremd, er weiß, unter diesen Dächern hausen wackere Menschen, er fährt mit leichtem Herzen zum Thore hinein.

7.

Eine Luftfahrt habe ich in Riga mit angesehen, Robertson war es, der aufstieg. Ich zweifle keinen Augenblick, daß man die Direktion der Luftballons nächstens finden werde, ja ich bin gewiß, man würde sie schon gefunden haben, wenn nur, wie vermuthlich bei dem ersten Wasserbeschiffer geschah, die große Lehrerin Noth ihre Stimme erhoben hätte. So lange die Luftreisen blos ange-

ſtellt werden, um neugierigen Gaffern ein Schauſpiel zu geben, ſo lange wird es wohl beim Auf- und Niederfahren, nach Willkür der Winde, ſein Bewenden haben; aber man laſſe einmal irgend eine Art von Noth, beſonders Hungersnoth- und Liebesnoth ein keckes mechaniſches Genie ergreifen, und plötzlich werden wir die Luftballons ſo zahlreich als die Schwalben herum ſegeln ſehen. Dieſer Gedanke iſt es, der mir jede Luftfahrt doppelt intereſſant macht. Ich denke mir, wie bald vielleicht ein liebender Jüngling, ganz im Stillen, ohne dieſe Menge Volkes um ſich zu verſammeln, aus ſeinem einſamen Hofe bei nächtlicher Weile aufſteigen wird, um eine hundert Meilen entfernte Geliebte mit gutem Winde zu beſuchen; oder wie ein zärtlicher Hausvater, der in einer belagerten Stadt Weib und Kinder hungern ſieht, ſich plötzlich kühn in die Luft ſchwingt, über den Häuptern des Feindes höhnend dahin ſchwebt, auf Freundes Boden ſeine Gondel ſtatt des Ballaſtes, mit Brot befrachtet, und nach wenigen Stunden triumphirend zurückkehrt. Will ich lachen, ſo denke ich mir einen Kontrebandierer, mit herrlichen Spitzen beladen, der dem dicken lauernden Zollviſitator, im eigentlichſten Wortverſtande, Sand in die Augen ſtreut; oder einen hübſchen, muthigen Faublas, der mitten in den Garten eines Nonnenkloſters, zum großen Schrecken der alten Domina, herabſinkt. Ha! welch ein neues unabſehbares Feld für die Romanenſchreiber! wie werden dann die Ritter und Geiſter auseinander ſtieben, wenn die Luftfahrer erſcheinen werden.

Robertſon's anſpruchloſe Kühnheit gefällt mir. Er machte ſeine Anſtalten mit eben ſo vieler Ruhe als Gewandtheit, ja er hatte dieſe Ruhe ſelbſt ſeiner Gattin eingeflößt, die ohne ſichtbare Bewegung den Augenblick herannahen ſah, in welchem das unermeßliche Meer ohne Klippen ſie von dem Gatten trennen ſollte. Sein Sohn, ein hübſcher Knabe, lief ſpielend unter den tauſend Zuſchauern herum. — Jetzt war der Ballon gefüllt, Robertſon beſtieg die Gondel, ließ ſich, an Stricken ſchwebend, einmal im Kreiſe herumführen, und gab dann das Zeichen, ihn den Winden Preis zu geben. Es geſchah, aber der Ballon ſenkte ſich wieder, und, um ihn zu erleichtern, war Robertſon genöthigt, die Köpfe der nächſten Zuſchauer mit Sand zu taufen. Jetzt hob er ſich zwar, doch nur wenig, der ziemlich ſtarke Wind gab ihm ſogleich eine ſchiefe Richtung, und er ſchwebte, zu unſer aller Schrecken, gerade auf ein Dach zu. Schon war er im Begriff an dieſer Klippe zu ſcheitern, ſchon ſtreifte ſein Anker das Dach, als er noch zu rechter Zeit, durch Auswerfen ſeines ganzen Ballaſtes, dem er ſogar ſeinen Mantel nachſandte, ſich der Gefahr entzog, und nun in der That majeſtätiſch dahin ſchwebte. Das Händeklatſchen der jauchzenden Menge gab ihm das Geleite. Einige Meilen von Riga auf der Petersburgiſchen Straße, ſtieg er glücklich aus dem unſichern Elemente auf den mütterlichen Boden herab.

Was dieſe Luftfahrt am merkwürdigſten machte, war ſeines Nebenbuhlers, Garnerin, Gegenwart. Dieſer

kleine Mann hat überall den Ruf der Habsucht hinterlassen, und vielleicht wissen sogar die Vögel, die er in der Luft besuchte, ein Lied davon zu singen. Man sah es ihm auch heute wohl an, daß er hinter seiner spöttischen Larve den heimlichen Wunsch barg, Robertsons Unternehmen scheitern zu sehen. Hätte er Glauben gehabt wie ein Senfkorn, und folglich Berge versetzen können, er würde nicht ermangelt haben, dem edleren Nebenbuhler, statt jenes Daches, eine Alpe in den Weg zu werfen. Man sagt er habe Rußland mit dem Versprechen verlassen müssen, nie wieder dahin zurück zu kehren; wenigstens versicherte ein Postmeister, diese schmeichelhafte Klausel in seinem Passe gelesen zu haben.

---

8. Beschaffenheit der Extraposten von Petersburg bis Neapel.

Gute Einrichtungen für Extraposten zu treffen, mag so gar schwer nicht sein, man darf nur schon vorhandene kopiren; aber mit Ernst und Strenge darüber wachen, daß die guten Gesetze auch befolgt werden, scheint allerdings eine schwere Kunst zu sein, denn ich vermisse sie oft in Ländern, wo sonst Gerechtigkeit streng gehandhabt wird. Ich will das Extrapostwesen sämmtlicher Staaten, durch welche ich gereist bin, in gedrängter Kürze erzählen. Vielleicht nutzt es hie und da — wenigstens Reisenden.

Es ist bekannt, daß man in Rußland vortrefflich fährt, zwei deutsche Meilen in einer Stunde ist nichts

Ungewöhnliches, anderthalb iſt bei guten Wegen gesetzlich. Man muß der Poſtordnung zufolge, ziemlich viele Pferde vorſpannen, aber hingegen bezahlt man für zehn Pferde in Rußland noch nicht ſo viel, als für fünf in andern Ländern. Der Poſtillon iſt flink, unterwürfig, ſingt fröhlich den ganzen Weg über, und wenn er fünf und zwanzig Kopeken Trinkgeld erhält (etwa fünf Groſchen), ſo bückt er ſich tief. Auf den Poſthäuſern iſt aber wenig oder nichts zu haben, man muß alles bei ſich führen. — Wie in Rußland ſo iſt's auch in Ingermannland, nur findet man da ſchon auf manchen Poſthäuſern Bequemlichkeit und Erquickung. In Jamburg beſonders befindet man ſich ſehr wohl. — In Lief- und Eſthland fährt man nicht ganz ſo ſchnell wie in Rußland, doch iſt der Unterſchied unbeträchtlich, und Erſatz gewähren die guten Poſthäuſer, in welchen man faſt durchgehends nach Wunſch bedient wird. Der Adel unterhält hier die Poſten, und hat in Liefland die lobenswerthe Einrichtung getroffen, die Preiſe alles deſſen, was der Fremde bedarf, genau zu beſtimmen. Man lieſt daher in jedem Poſthauſe angeſchlagen, wie viel man für eine Mahlzeit von zwei drei oder vier Schüſſeln, für Betten u. ſ. w. zu bezahlen habe. Prellerei hat man alſo in Liefland nicht zu befürchten. — In Kurland ſollte man, was das Poſtweſen anlangt, nicht glauben, noch in den Staaten desſelben Monarchen zu reiſen. Erſtens iſt das Poſtgeld wohl zweifach höher; zweitens iſt in den Verordnungen manches ſo

unbeſtimmt angegeben, daß man, was die Zahl der Pferde betrifft, ganz von den Schikanen des Poſthalters abhängt. Ein zweiſitziger Wagen, heißt es zum Exempel, bepackt oder mit vier Menſchen, ſoll ſechs Pferde nehmen. Man komme alſo nach Kurland mit einem halben Wagen, der immerhin ſo klein und leicht ſei, daß ein einziger Menſch ihn fortziehen könne, man habe gar kein Gepäck bei ſich, aber man reiſe mit einem Gefährten und zwei Bedienten auf dem Bocke, ſo muß man, wenn es dem Poſthalter beliebt, ſechs Pferde nehmen. Oder man ſitze auch ganz allein im Wagen, habe aber hinten und vorne Koffer aufgepackt, ſo muß man ſich abermals ſechs Pferde gefallen laſſen. Dieſe ſonderbare Verordnung iſt von dem ehemaligen Gouverneur von Drieſen unterzeichnet. — Die Poſthäuſer waren ehemals ſehr gut, aber dieſesmal habe ich ſie, Frauenburg ausgenommen, ſehr mittelmäßig gefunden. Eine Taxe iſt da auch nicht; man muß viel zahlen. —

In Preußen mit Extrapoſt zu reiſen, hatte ich vor einigen Jahren verſchworen, allein man ſagte mir ſo viel von den vortrefflichen neuen Einrichtungen, daß ich es wiederum wagte. Ich kann eben nicht ſagen, daß ich es beſſer gefunden hätte als vormals. Man glaubt jetzt ſchneller zu fahren, aber man täuſcht ſich, denn nach der neuen Meſſung ſind die Meilen viel kleiner geworden. Ein Geſetz, welches den Reiſenden, die mit Extrapoſt ankommen, auferlegt, wenigſtens drei Tage an einem Orte zu

verweilen, ehe es ihnen vergönnt iſt, einen Fuhrmann anzunehmen, ſollte wenigſtens für die Strandreiſe zwiſchen Memel und Königsberg aufgehoben werden, denn an dieſem Strande, auf den weder Ceres noch Pomona jemals herabblickten, wo man durchaus nichts anders gewahr wird, als Meer, Himmel, ganz kahle Sandberge, kleine Steine, Schiffstrümmer und Möwen; wo man alle drei bis vier Meilen nichts anders findet, als eine Bretterhütte, zwei Schritt lang und zwei Schritt breit, ohne Thür und Fenſter; wo man in ſolchen elenden Hütten verweilen muß, bis die ausgeſpannten Pferde über die ungeheuren Sandberge ſich eine halbe Meile weit hinüber gearbeitet haben, und bis von dem dort gelegenen, dem Reiſenden aber unſichtbaren Poſthauſe andere Pferde geſchickt werden; wo man während dieſer angenehmen Pauſe, das etwa mitgenommene Eſſen auf der kahlen Erde ausbreiten und ſich auf die kahle Erde daneben legen kann (denn Tiſche und Stühle gibt es da nicht), wo man, wenn die Pferde lange ausbleiben, keinen andern Zeitvertreib hat, als am Strande Bernſtein zu ſuchen oder bunte Steinchen zu ſammeln; bei dieſem von der Natur verworfenen Strande ſollte es wohl erlaubt ſein, nach eigenem Belieben zu reiſen, ohne vorher drei Tage verlieren zu müſſen. Reiſet man mit einem Fuhrmann, ſo iſt man doch wenigſtens ſicher, über die Sandberge hinüber, bis in das jenſeits gelegene Poſthaus gefahren zu werden, welches zugleich ein Wirthshaus iſt, wo man einige Bequemlichkeit findet;

der Poſtillon hingegen thut das nicht, und kann es auch mit ſeinen matten Pferden nicht thun. Beſteht der Reiſende darauf, weil es Nacht wird und er ſchlafen will, ſo reitet der Poſtillon erſt hinüber um andere Pferde zu holen. Iſt die Equipage etwas ſchwer, ſo ſendet der Poſthalter einen kleinen offenen Wagen, auf den muß man ſich ſetzen, ſein Nachtzeug mit darauf nehmen, den eigenen Wagen aber, unter der Obhut eines Bedienten, vor der erwähnten Bretterhütte ſtehen laſſen, bis zum andern Morgen. Nicht jeder Reiſende mag ſeinem Bedienten dergleichen zumuthen. Man rechne nun noch hinzu, daß auf dieſen Stationen überhaupt ſehr wenige Pferde gehalten werden, die Straße dennoch ſehr frequent iſt (weil die meiſten Reiſenden einen Umweg von vierzehn Meilen über Tilſit ſcheuen), und man daher ſehr oft keine Pferde findet, ja daß ſelbſt eine vorausgeſandte Staffette oft keinen Nutzen bringt. Das Letztere erfuhr ich noch dieſesmal. Schon Nachmittags erſuchte ich das Poſtamt zu Memel, mir durch eine Staffette die nöthigen Pferde beſtellen zu laſſen, und als ich am andern Mittag auf der erſten Station anlangte, war die Staffette nur eine Stunde vor mir eingetroffen, weil man ſie einem Reiſenden mitgegeben hatte. Geſetzt aber auch, man findet Pferde, und glaubt nun alle Schwierigkeiten überwunden zu haben, ſo quält gewöhnlich der Poſthalter den Reiſenden noch mit der Zumuthung, ſein Gepäck zu Waſſer auf einem Boote vorauszuſenden, und auf dieſe Weiſe den Wagen zu erleich-

tern. Um das Gemälde zu vollenden, muß ich noch hinzufügen, daß an dieſem Strande ſehr oft eine Art von Sand gefunden wird, den man Treibſand oder Triebſand nennt. Solche Stellen unterſcheiden ſich im Aeußern durch nichts, geräth man aber darauf, ſo ſinkt der Wagen plötzlich auf der Seeſeite ein, und zwar bisweilen ſo tief, daß in weniger als einer halben Minute der Sand durch das Kutſchfenſter eindringt, und die Perſonen, welche darin ſitzen, kaum ſo viel Zeit übrig behalten, ſich zu der andern Thür hinaus zu retten. Mir iſt ein ſolches Beiſpiel bekannt. Ein angeſehener Mann, dem es begegnete, fuhr mit eignen guten Pferden, die dennoch nicht vermögend waren, den Wagen wieder heraus zu ziehen, er war gezwungen, ihn ſtückweis auseinander zu nehmen und gleichſam ausgraben zu laſſen. Poſtpferde ſind vollends zu kraftlos, und dennoch vermeiden die Poſtillons gerade am wenigſten die Gefahr, ſondern fahren gewöhnlich mit einem Rade in der See, weil da der feuchte Sand härter zu ſein pflegt. Wem alſo die Zeit nicht allzu koſtbar iſt, der thut beſſer über Tilſit zu reiſen, ſo vermeidet er auch noch den widrigen Seegeruch. — Doch laßt uns weiter reiſen. Es iſt jetzt die Einrichtung in Preußen getroffen worden, daß der Poſtmeiſter nicht zugleich Poſthalter iſt, auch nicht, wie ſonſt gewiſſe Einkünfte von den Extraposten zieht, er hat daher weniger Intereſſe, ſie ſchnell zu befördern, auch ſcheint der Poſthalter eben nicht ſehr abhängig von ihm zu ſein. Der Letztere hat an vielen Orten, z. B. in Brom-

Zweyter Akt.

Erste Scene.

(Herr v. Langsalm ganz in Schweiß und außer Athem, unter jedem Arm eine große Pappschachtel mit Frauenzimmerputz.)

Uf! — uf! — ich bin todt! — (er wankt nach dem Lehnstuhl) Die Hühner — die vermaledeyten Hühner! — und kaum bin ich sie los, so führt der Satan einen Boten aus der Stadt her, bepackt wie ein Maulesel mit Frauenzimmerkram! den muß ich die Treppe herauf schleppen! ich, der ich mich selber kaum zu schleppen vermag! — Zwar, schwer ist er nicht — leicht, sehr leicht, wie das ganze Geschlecht,

berg, Driesen u. s. w. ein kleines Gut nahe bei der Stadt, da braucht er die Pferde zur Feldarbeit, sie müssen also erst vom Felde geholt werden, oder sie werden von den Bürgern zusammen getrommelt. So ging es mir in Bromberg. Die Pferde waren schon Abends bestellt, dennoch mußte ich am andern Morgen drei Stunden warten. Endlich kamen mehrere Bürger. Jeder brachte ein Pferd oder zwei (ich brauchte deren sieben), Jeder hatte einen Sattel bei sich, und noch einen Futtersack und noch einen Kober, alle diese Sättel und Futtersäcke und Kober muß der Reisende mit auf seinen Wagen nehmen. In Bromberg soll es, wie der Gastwirth sagte, gewöhnlich so übel bestellt sein. In Fülehne und Driesen ging es mir eben so. Am erstern Orte mußte sogar ein mit Geld beladener Postwagen sechs oder sieben Stunden auf Pferde warten. Der brave alte Postmeister gab sich alle mögliche Mühe ihn fortzuschaffen, aber der Posthalter, ein Jude, hatte die Bürger so knickerig behandelt, daß ihm nun keiner vorspannen wollte. Hier mußte ich abermals drei Menschen, drei Habersäcke und drei Kobers mitnehmen. — Das Gesetz verspricht dem Reisenden, daß er spätestens in einer Stunde fortgeschafft werden soll, aber es hilft zu nichts, sich auf dieses Gesetz zu berufen. In Driesen antwortete mir der Sekretär ganz trocken, das Gesetz gelte nur dann, wenn Pferde da wären. Lieber Gott! dann brauchte es gar nicht gegeben zu werden. Mein Laufzettel war zwei Stunden

vor mir angekommen, dennoch mußte ich dritthalb Stunden warten und endlich doch eines meiner Pferde unterweges liegen laſſen. Solche Unannehmlichkeiten hatte ich an mehreren Orten zu bekämpfen, beſonders je näher ich der Reſidenz kam. Man entſchuldigte ſich gewöhnlich mit der Ernte und mit der ordinären Poſt; von beiden erwähnt aber das Geſetz nichts. — Den ſogenannten Stundenzettel, den man dem Reiſenden mitzugeben pflegt, möchte ich eine mit Extrapoſt reiſende Lüge nennen. Ich fühle, daß ich das beweiſen muß, und ich will es. Aus Graudenz fuhr ich um halb ſechs Uhr Morgens, im Stundenzettel ſtand neun Uhr. In Culm kam ich um halb zwölf Uhr Mittags an, als die Leute eben aus der Kirche kamen, im Stundenzettel ſtand zwei Uhr. In Oſtromezke ſollte ich um acht Uhr Abends angekommen, um neun Uhr abgereiſt ſein, ich war aber um acht Uhr ſchon jenſeits der Weichſel und um neun Uhr bereits in Bromberg. Aber ob ich gleich daſelbſt zum Thore hineinfuhr, als eben der Zapfenſtreich geſchlagen wurde, alſo unwiderſprechlich nicht ſpäter angekommen war, las ich doch am andern Morgen zu meinem Erſtaunen, ich ſei um ein Uhr in der Nacht eingetroffen. So geht es überall. Man kann freilich die Unwahrheiten rügen und auf deren Abänderung beſtehen; aber ſoll ſich der Reiſende mit jedem Poſtſekretär des Stundenzettels halber herum zanken? —

Zu allen dieſen Unbequemlichkeiten rechne man nun noch die göttliche Grobheit der Poſtillons. Wahrlich,

als Jupiter verlegen war, die Grobheit recht grob zu schaffen, da hauchte er ihr endlich die Seele eines preußischen oder sächsischen Postillons ein, und siehe! das Werk war gelungen. Man nehme sich vor, so fest man wolle, mit diesen Leuten in keinen Streit zu gerathen, man spende das Geld mit vollen Händen, es ist alles einerlei, sie sind nie zufrieden, und so außerordentlich reizbar, daß auch die sanfteste Ermahnung, etwa ein wenig schneller zu fahren, sie gleich in eine Art von grober Wuth versetzt. Nach der Verordnung sollen sie sich nicht unterstehen, ohne Erlaubniß des Reisenden unterweges anzuhalten, aber auch dieses Gesetz wird, so wie die übrigen, selten oder gar nicht befolgt. Der Postillon geht in das Wirthshaus, thut sich gütlich, und der Reisende hat das Vergnügen, aus seinem Wagen heraus, durch das Fenster des Wirthshauses, ihn am Tische sitzen zu sehen, wo er sich oft sogar warme Speisen auftragen läßt, ohne sich darum zu bekümmern, ob den Reisenden hungert oder ob er Langeweile hat. Sagt man ein Wort dagegen, so bekommt man Impertinenzen anzuhören. Klagt man darüber auf dem nächsten Postamt, so ist gewöhnlich ein Achselzucken die ganze Antwort, höchstens ein Versprechen es zu melden. Schwerlich aber zieht eine solche Meldung dem Kerl Strafe zu, sonst würde der Unfug ja wohl endlich aufhören, auch erfährt der Reisende nie etwas von erlangter Satisfaktion. Sogar den König von Schweden, als er kürzlich von Leipzig abfuhr, behandelten die Postillons unterweges so grob, daß er von der

erſten Station deshalb eine Klage nach Dresden ſandte. Da wurden nun freilich Einige in's Zuchthaus geſteckt, aber das war auch ein K ö n i g! wo findet ein Privatmann gegen ſolche Menſchen Recht? — Die preußiſchen Poſtillons hatten doch vormals noch den Vorzug, daß ſie gut auf dem Poſthorn bliesen, und dadurch den Reiſenden bisweilen ergetzten; anjetzo aber iſt das Poſthorn eine Qual mehr für ihn, denn alle Poſtillons, etwa zwei oder drei ausgenommen, zerreißen durch ihr Gequicke die Ohren auf das fürchterlichſte, und nehmen es noch obendrein ſehr übel, wenn man ſie bittet es bleiben zu laſſen.

Ich hoffe nicht, daß dieſe freimüthigen, aber d u r c h a u s w a h r e n Bemerkungen über das preußiſche Extrapoſtweſen irgend Jemand beleidigen werden, ich ſchmeichle mir vielmehr Dank damit zu verdienen, indem auf dieſem Wege Wahrheiten an die B e h ö r d e n gelangen, die ſie ſonſt vielleicht nie erfahren würden, denn der Reiſende ſcheut Weitläufigkeiten, hat auch ſelten Zeit dazu, und vergißt lieber das überſtandene Ungemach. Gewiß braucht den Behörden der zunehmende Unfug nur zu Ohren zu kommen, um ihm ſogleich abzuhelfen. Zwar, in S a c h ſ e n habe ich die Hoffnung dazu verloren, denn da ſcheint die ſonſt vortreffliche Regierung gegen die unendlichen Klagen der Reiſenden taub zu ſein. Langſamkeit und Grobheit der Poſtillons haben daſelbſt den höchſten Gipfel erreicht. G u t e Poſtverordnungen gibt es da zwar auch zur Genüge, und ſie ſind in allen Poſthäuſern a n g e ſ c h l a g e n, aber beim

Anſchlagen läßt man es auch bewenden. Einen kleinen Erſatz findet der Reiſende jedoch in Sachſen durch Erſparniß, indem man ihn nicht zwingt, mehr Pferde zu nehmen, als er wirklich bedarf. In Preußen iſt die Zahl der Pferde nach der Zahl der Perſonen beſtimmt, und drei Perſonen z. B. müſſen vier Pferde nehmen, wenn ſie übrigens auch auf einem unbepackten Kinderwagen führen. Bemerken muß ich noch eine Seltſamkeit: jemehr man ſich der Reſidenz nähert, je gröber werden die Menſchen. Es ſollte doch wohl umgekehrt ſein. Im eigentlichen Preußen ſind die Extraposten am beſten bedient, jemehr man ſich aber dem Brandenburgiſchen nähert, je größern Vorrath von Geduld rathe ich auszupacken. Vielleicht iſt es wirklich nur in der Erntezeit ſo ſchlimm, aber das ſollte öffentlich bekannt gemacht werden, damit Jedermann um dieſe Zeit ſein zu Hauſe bliebe.

Es iſt eine ſehr behagliche Empfindung, wenn man nun endlich durch Sachſen ſich durchgearbeitet hat, ſchon in den Ländern der Grafen Reuß, willige, höfliche Menſchen zu finden. Zwar ſind die Wege im Voigtlande verdammt ſchlecht, aber hundertmal lieber will ich doch ſchlechte Wege, als unerträgliche Menſchen dulden. Weiterhin, im Reiche, hört auch die Klage über die elenden Straßen auf, man findet ununterbrochen Chauſſee, wan wird auf den Poſten ſchnell bedient, die Poſtillons fahren gut, ſind mit dem Trinkgeld zufrieden und behandeln den Reiſenden mit gebührender Achtung. Man

hat gar keine Gelegenheit mehr ſich zu ärgern, man fährt ruhig und ſchnell ſeines Weges, man befindet ſich auf einmal wie im Himmelreich. So iſt es auch in Baiern und Tirol. Natürlich dringt ſich einem alle Augenblicke die Frage auf: wenn in dieſen Ländern ſolche heilſame Maßregeln genommen werden konnten, warum denn nicht auch in Preußen und Sachſen? beſtehen denn da die Poſtillons aus einer eigenen, ganz unbezwingbaren Menſchenrace? — Auch wegen der Anzahl der Pferde entſtehen in jenen Ländern nie Schwierigkeiten. Ohne ſtrenge Poſtverordnungen (wenigſtens kenne ich ſie nicht), gibt der Poſtmeiſter gern der Billigkeit Gehör. Oft hab' ich in Preußen fünf Pferde nehmen müſſen, aber in den zuletzt genannten Ländern, ſelbſt in den Tiroler Gebirgen, hat man mir unweigerlich drei vorgeſpannt.

Eine Unannehmlichkeit anderer Art erwartet jedoch den Reiſenden beim Eintritt in die öſterreichiſchen Staaten. Bis dahin nämlich fragt Niemand nach ſeinem Paß, aber nun iſt auch des Fragens kein Ende; es iſt als beträte man das Reich des Mißtrauens. Auf der Grenze iſt es vielleicht nothwendig, auch wohl in Innſpruck; aber warum denn ſchon wieder in Botzen? und noch einmal in Ala? und abermals nicht weit von Ala? wo überdies auch zum zweiten Male die Koffer viſitirt werden. Endlich kommt man nach Verona, da wird erſtens vor dem Thore die Plombe am Koffer unterſucht, zweitens der Paß vorgezeigt; drittens muß man nach der Polizei fahren, wo

der Paß von zwei verschiedenen Behörden einregistrirt wird; viertens geht es nunmehr zum Vicecapitano, der den Paß unterzeichnen muß, fünftens, vom Vicecapitano wandert man zum Platzmajor, der abermals sein vidi darunter setzt. Nun glaubt man endlich frei und ungehindert über die Brücke fahren zu dürfen, welche das österreichische Verona von dem cisalpinischen Verona scheidet, aber man irrt sich. Auf der Brücke selbst muß man sechstens den Paß nochmals vorzeigen, und meint man nun Alles überstanden zu haben, so kommt siebentens noch ein Visitator, der sich aber absinden läßt. Sollte wohl, kraft aller dieser Vorsichtsanstalten, der Kaiser weniger hintergangen werden als der König von Preußen oder der Churfürst von Baiern? ich zweifle sehr. Ehrliche Reisende werden nur dadurch gequält, und Spitzbuben wissen sich Pässe zu verschaffen, die mit allen möglichen Signaturen versehen sind. Einer großen Macht steht es so wohl an, Vertrauen zu zeigen, und ein solches Vertrauen imponirt mehr als alle jene Anstalten.

Doch ich komme wieder auf die Extraposten. In Italien sind sie abermals vortrefflich bedient, selten wartet man eine Viertelstunde auf Pferde; die Postillons fahren sehr rasch und die Wege sind gut, überall Chaussee. Wenn in Deutschland der Boden nur das geringste Hinderniß in den Weg legt, so heißt es gleich: hier kann man keine Chaussee machen. Lieber Gott! ich habe sogar im Gebiete des Papstes, hoch auf den Apenninen, zwanzig

bis dreißig Esel auf einmal angetroffen, deren jeder zwei kleine Körbchen trug, die er voll Sand da hinauf geschleppt hatte, um die Chaussee damit auszubessern. Wie oft müssen die Eselherden auf- und abklimmen, ehe sie so viel Sand als nöthig ist in ihren kleinen Körben zusammentragen? welche Beschwerde! dennoch sorgt sogar der Papst dafür! und in Sachsen — ringsum die berühmte Handelsstadt Leipzig — versinkt man in Koth und wirft am hellen lichten Tage, auf ebener Straße, schrittfahrend, um, wie es mir wirklich einmal begegnet ist.

So gut nun aber auch die Extraposten in Italien sind, so thut man doch wohl, nicht weiter als bis Bologna damit zu fahren, dort aber einen Vetturino anzunehmen, mit diesem über die Apenninen bis Florenz, auch von da weiter nach Rom und Neapel zu gehen. Der Gründe sind mehrere; die Hauptursache ist — Sicherheit. Besonders in dem Staate, der leider noch immer der Kirchenstaat ist, gibt es keine Station, wo man nicht von Raub und Plündern hörte; die Postillons selbst sollen oft mit den Räubern im Einverständniß sein, auch greifen diese immer nur Posten an. Man hat kaum ein paar Beispiele, daß ein Vetturino wäre attakirt worden. Die vornehmsten römischen Herren halten es für nothwendig, sich von Bewaffneten begleiten zu lassen. Ich selbst bin dem Schatzmeister des Papstes begegnet, dessen Wagen von vier Kerls zu Pferde mit langen Flinten umgeben war, obgleich noch überdies Bedienten hinten und vorne darauf

saßen. Wenn man solch einem armirten Zuge begegnet, so wächst einem wahrlich nicht der Muth, in diesem Lande zu reisen. Man wird überdies in allen kleinen Städten, durch welche man fährt, so verdammt zweideutige Gesichter gewahr, die, bis an die Nase in Mäntel verhüllt, so gierig hervor glupen; man muß immer an den Angelo in Emilia Gallotti denken.

Ferner hat man, sobald die Gebirge ihren Anfang nehmen, ewige Streitigkeiten über die Anzahl der Pferde. Zweirädrige Kaleschen kommen, wie in Frankreich, am besten fort. Rollt man aber auf vier Rädern, so werden alle Augenblicke sechs Pferde vorgespannt, zu jedem Paar Pferde ein Postillon mitgegeben. Nimmt man nun noch, der Sicherheit halber, eine Begleitung von einigen Dragonern mit (die zu diesem Behufe auf allen Posten bereit sind), so kann man denken, wie ungeheuer sich die Ausgaben vermehren. — Die Postillons sind zwar nicht grobe, aber wilde, verwegene Menschen, zu allem fällig. Im Kirchenstaate bestehen sie größtentheils aus Gesindel, das, aus Furcht vor Strafen, seit der letzten Revolution aus dem Neapolitanischen entsprungen ist. Hier ein neues Beispiel ihrer Bosheit. Ein paar Franzosen reiseten in einem sehr leichten Wagen. Man wollte ihnen, in einer kleinen Stadt, mehr Pferde vorspannen, als sie zu bezahlen verbunden zu sein glaubten; sie wandten sich daher an die Obrigkeit des Orts. Aber, während sie dort ihre Sache vortrugen, steckten die Postillons ihren Wagen in Brand,

und als sie zurückkamen, fanden sie ihn richtig in Asche verwandelt.

Oft trifft es sich auch, da verhältnißmäßig wenig Pferde auf dieser Straße gehalten werden, daß der Reisende sich genöthigt sieht, die Nacht in einem öden Posthause zuzubringen, wo der Mangel an allen Bequemlichkeiten noch das kleinste Uebel ist, sondern wo er, hinter unverschlossenen Thüren (weil es keine Schlösser an den Thüren gibt), alle Augenblicke für sein Leben zittern muß.

Von allem diesem hat man bei einem Vetturino nichts zu befürchten. Langsamer geht es freilich, und oft sehr langsam; indessen man die Extraposten pfeilschnell neben sich einherschießen sieht; aber die Maulesel geben doch auch einen starken Schritt, und vierzig italienische Meilen macht man bequem auch in kurzen Tagen. Ferner ist der Tritt dieser Thiere äußerst sicher, ein wichtiger Umstand auf einer Reise, die fast immer bergauf bergab, über Abgründe führt, welche, mit keiner Mauer versehen, den Reisenden bald rechts, bald links angähnen. Pferde gehen schneller vorwärts, wenn sie geprügelt werden, das Maulthier aber steht nur um so fester, je mehr Prügel es bekommt. Ich bin erstaunt über die steilen Felsen, welche wir oft, ohne das Rad zu hemmen, herabgefahren sind. Mit Maulthieren hat man kein Beispiel eines unglücklichen Sturzes. Sehr oft schläft ihr Führer, aber sie gehen darum nicht minder sicher. — Der Vetturino läßt seine Glocke weit ertönen, ohne, wie schon gesagt, die

Geſchlecht, für welches er gearbeitet wurde; — aber — muß man nicht die Arme ausrecken wie auf der Folter? — (er läßt beyde Schachteln fallen) Da, liege du! Abgott der Damen! der Meinige iſt die Ruhe! — (er ſinkt behaglich in den Seſſel) Ach! — die Hühner! die verfluchten Hühner! — Wenn ſie doch Alle Einen Hals hätten — damit der Koch ſie auf Einen Schnitt aus der Welt ſchaffte. — Beſonders war da ein kalekutſcher Hahn, mit verdammt langen Beinen — wenn ich meinte, ich hätte ihn von den Erbſen weggejagt, huſch ſaß er auf den Bohnen — und endlich ſprang er gar aufs Melonenbeet, ſtreckt mir ſeine blaurothe Naſe entgegen und macht kauwl kauwl kauwl! — Mit ſaurer Mühe treib' ich die Beſtie zum großen Thore hinaus — was geſchieht? der Vetter Hutlebuſch läßt ihn zur Pforte wieder hinein. — Ach! wenn doch jeder Heirathsluſtige ſich vorher ein paar tüchtige Marder anſchaffte, die ihm den Hühnerſtall ein wenig aufräumten — und

meinen

Räuber dadurch herbei zu locken. Es scheint eine Art von stillschweigender Verabredung zwischen ihnen zu herrschen. — Für alle Bequemlichkeiten des Reisenden sorgt der Vetturino nach Möglichkeit. Er bringt ihn in die besten und sichersten Häuser zum Nachtlager, er berichtigt sogar seine Zeche, und schützt ihn dadurch vor Prellerei. Wird irgend etwas am Wagen zerbrochen, so sorgt er dafür, daß es schnell, gut und wohlfeil reparirt werde, kurz, er vertritt den Reisenden überall. — Herr Polastri in Florenz ist vielleicht der größte Unternehmer von solchen Fuhrwerken in ganz Europa. Ich selbst habe einen Vetturino von ihm gehabt, der mehrere Male in Wien, Berlin, Calais, ja sogar einmal in Warschau, mit seinen Mauleseln gewesen war, auch deutsch, französisch und polnisch radebrechte. Er hieß Vincenzo, ein freundlicher, gefälliger Mensch, den ich allen Reisenden empfehle, sie werden mir's Dank wissen. — Ich füge nun noch hinzu, daß, in Ansehung der Kosten, die Ersparniß bedeutend ist. Ich bin für achtzig holländische Dukaten mit sieben Pferden von Florenz bis Neapel (etwa achtzig deutsche Meilen) gefahren, und habe überdies nur Mittags meine Zeche bezahlt. Mit der Post würde es vielleicht noch einmal so hoch sich belaufen haben.

---

9. Reise von Riga nach Berlin durch Westpreußen.

Für einen Reisenden, dem der Winter über den Hals zu kommen droht, und der, weil er Italiens Grenze vorher

zu erreichen wünscht, so schnell als möglich mit Extrapost reisen muß, gibt es zwischen Riga und Berlin wenig zu bemerken. Ich schüttele meine Schreibtafel, aber es fallen nur einzelne Brocken heraus.

Die kurländische Verfassung öffnet auf Privatgütern noch mancher Willkür die Pforten. Ein Edelmann, der selbst Gutsbesitzer dort ist, und dem ich zu mißtrauen um so weniger Ursache finde, ist bei dieser Behauptung mein Gewährsmann. Die Krone hingegen hat väterlich für die geringsten und unentbehrlichsten ihrer Kinder gesorgt. Sie behandelt ihre Pächter alle auf einerlei Weise, die Kontrakte mit denselben sind gedruckt. Ein bedrückter Kronsbauer darf sich ungehindert mit seiner Klage an die kaiserliche Kammer (Kameralhof) wenden, die ohnehin verpflichtet ist, von drei zu drei Jahren durch eine Kommission alle Kronsgüter zu bereisen und deren Zustand untersuchen zu lassen.

Wer in Memel ein Stündchen übrig hat, der versäume doch nicht, die alte Citadelle zu besteigen; die Aussicht wird ihm seine Mühe reichlich lohnen: denn er erblickt zwei Meere, rechts die Ostsee, links das kurische Haff. Von beider Wellen bespült, liegt die schmale Erdzunge in der Mitte, und befindet sich freilich sehr übel dabei, denn noch bei Menschengedenken prangte sie mit dem fruchtbarsten Weizenboden. Aber Menschen, die nicht weiter vor sich sahen, als ihre Nase reichte, hauten die schützenden Wälder um. Seitdem versandet die ganze Erdzunge,

und nur noch wenige grüne Plätze liegen wie Inseln in diesem Sandmeer. Zwar hat man seit einiger Zeit wiederum angefangen, Wälder zu säen und zu pflanzen, aber selbst diese Anpflanzungen werden nur mit vieler Mühe vor dem alles verschlingenden Flugsande geschützt.

Unter manchen interessanten Gegenständen, welche die Schloßbibliothek zu Königsberg enthält (und welche von dem wackern Herrn Professor Gensike gefällig gezeigt werden), befindet sich auch die Handschrift einer braunschweigischen Fürstin aus dem Mittelalter (Namen und Jahrzahl habe ich vergessen), eine Instruktion für ihren Sohn, wie er sich während seiner Regierung verhalten solle, die durch Klarheit der Begriffe, durch fast republikanische Gesinnungen, und durch vorurtheilfreie Würdigung der Geistlichkeit in Erstaunen setzt. Wahrlich, so richtig und frei konnte damals nur noch ein Frauenzimmer beobachten, fast möchte ich behaupten, auch jetzt noch. Das Ganze ist dabei kräftig, und oft mit drolliger Herzlichkeit geschrieben. Es verdiente bekannt gemacht zu werden, und würde manchem Regenten, der Ohren hat zu hören, noch heute sehr nützlich sein. Wie abstechend ist dagegen eine in gleicher Absicht, aber nicht mit gleichen Kräften geschriebene Instruktion des ersten Herzogs in Preußen. Sie ist nicht einmal vollendet, denn der gute Mann hat sich viel zu lange bei dem Religionsunterricht aufgehalten, der ihn nichts anging, und hat sich über das Wesen der drei Personen in der Gottheit (die keine Personen hat)

in solche Spitzfindigkeiten verwickelt, daß ihm endlich die Feder aus der Hand gefallen, noch ehe er zu den Regentenpflichten kam, die ihm vermuthlich nur Nebensache schienen.

Die herrlichen Briefe Friedrich des Zweiten an Fouquet sind zwar gedruckt, aber es ist doch äußerst interessant, sie hier von des großen Königs eigner Hand geschrieben zu erblicken.

Auch einen eigenhändigen Brief Doktor Luther's an seine Frau wird man mit Vergnügen lesen. Die gute Frau hatte allerlei Gewissenszweifel, das hieß, nach damaliger Sprache, Anfechtungen vom Teufel. Luther tröstet sie, in seinem gewöhnlichen, kräftigen, drolligen Stil, und gibt ihr gute Lehren, wie sie es anzufangen habe, um den Satan los zu werden. Wolle er durchaus nicht weichen, so solle sie endlich sprechen: »Wohlan, Teufel, wenn du es besser verstehst, so fahre hinauf gegen Himmel, und disputire mit unserm Herr Gott.« — Ach! wenn man doch überhaupt alles Disputiren über außersinnliche Gegenstände auf ewig dahin verweisen könnte! —

Die Bedeutung Bocksbeutel ist heut zu Tage von ihrer ursprünglichen so sehr abgewichen, daß es wohl der Mühe verlohnt, zuletzt noch einen Blick auf die kleine Antiquität zu werfen, die in der Schloßbibliothek aufbewahrt wird: nämlich eine Art von Tasche, von grünem Sammt mit Gold verbrämt, in welcher ein Psalmenbüchlein steckt. Solche Taschen hängten unsre frommen alten Mütter an

die Seite, und ſie waren ſo bequem eingerichtet, daß ſie die Pſalmen aufſchlagen konnten, ohne die Taſche abzunehmen. Solch ein Ding hieß ein Buch's-Beutel, und war — weil die Eitelkeit ſich auch in fromme Seelen ſchleicht — zugleich ein nicht unbedeutendes Stück des weiblichen Putzes, wie die noch vorhandene Figur zeigt. Warum in ſpätern Zeiten gerade dieſe kleinen Buchsbeutel erkoren worden, überhaupt jede verſchollene Gewohnheit zu bezeichnen, davon möchte der Grund wohl ſchwerlich wieder zu finden ſein.

Der neue Juſtizpalaſt in Marienwerder, an dem der Reiſende vorüberfährt, hat ein dreifaches Intereſſe: erſtens als herrliches Gebäude; zweitens durch ſeine ſchöne Inſchrift: Jedem Gerechtigkeit (welche einen neuen Beweis liefert, daß unſere Sprache ſich auch dem Lapidarſtil ſehr wohl zu fügen weiß); und endlich drittens durch die frohe Ueberzeugung, die in der Bruſt jedes preußiſchen Unterthans lebendig iſt: daß die Inſchrift nicht lügt.

Von Graudenz weiß ich nichts weiter zu berichten, als daß in ſeiner Nähe der ſchönſte Galgen ſteht, den ich in meinem Leben geſehen habe. Zwar, der Galgen ſelbſt unterſcheidet ſich nicht von ſeinen dreibeinigen Brüdern, aber der mit ſtolzen Eichen bepflanzte Hügel, auf welchem er ſteht, iſt ſo ſchön, daß er die armen Sünder gleichſam einladet, ſich mit Vergnügen aufhängen zu laſſen. — Ich ſpreche nicht ganz im Scherz. Wenn man täglich ſieht, wie

ängſtlich die Menſchen um ihre letzte Ruheſtätte beſorgt ſind, wie ſorgfaltig ſie das kleine Plätzchen wählen, auf welchem ſie einſt vermodern wollen; ſo iſt es ja wohl möglich, daß auch ein armer Galgenkandidat dieſe Empfindung mit zum Richtplatze nimmt.

Ueberall, auf dem Wege durch Weſtpreußen, trifft man Koloniſten, die ſich dem Anſehen nach wohl befinden. Wenn künftige Könige und künftige Miniſter ſo fortfahren, ſo möchte ich wohl nach fünfhundert Jahren einmal wieder durch die preußiſchen Staaten reiſen; ſchwerlich würde Voltaire dann noch ſagen können: les états longs et sablonneux du roi. Die Breite wird dann wahrſcheinlich ſchon verhältnißmäßig und aller Sand verſchwunden ſein.

Von Berlin will ich dieſesmal weiter gar nichts erwähnen, als daß ich Schiller's vortrefflichen Wilhelm Tell habe aufführen ſehen, und daß, nach dem herrlichſten, vier Akte hindurch währenden Genuſſe, es mir in der Seele weh gethan hat, ſehen zu müſſen, wie der fünfte Akt die vier erſten unbarmherzig ermordet. Ein vollkommneres hors d'oeuvre, als dieſer fünfte Akt (wenigſtens für die Darſtellung) iſt, kam mir noch nie zu Geſichte. Doch will ich damit Schiller's großem dramatiſchen Genie wahrlich nicht zu nahe treten, denn ich halte ihn, mit dem aufrichtigſten Herzen, für den größten jetzt ſchreibenden Dichter, und muß immer mitleidig lächeln, wenn ich nachplaudernden Anbetern begegne, welche Göthe

vor Schiller den Vorzug ertheilen. Ich spreche nicht von dem vormaligen, sondern von dem heutigen Göthe. — Als einst die vortreffliche Schauspielerin Adamberger in Wien aus Gefälligkeit für mich noch einmal die Gurli spielte, zu welcher Rolle sie selbst sich zu alt fühlte, und meinen Bitten lange widerstand; da rief das dankbare Publikum am Ende der Vorstellung sie heraus, und bewillkommte sie mit lautem Jauchzen. Die bescheidene Frau verbeugte sich und sprach nur das einzige Wort: gewesen! — Um wie viel mehr würde Göthe's Bewußtsein an der rechten Stelle sein, wenn er jedesmal, beim Zujauchzen des Publikums, aufträte, und bescheiden ausriefe: gewesen! — Denn er hat zwar nicht seinen Ruhm, aber wahrlich seine geistige Zeugungskraft überlebt. Seine Eugenia kann man eben so wenig, als die Offenbarung Johannis, ein Theaterstück nennen. Was wir bringen, ist ein so elendes Machwerk, daß nur er es wagen durfte, das Publikum damit zu narren. Seine Uebersetzungen französischer Trauerspiele kommen mir vor, wie die leeren Rüstungen alter Helden, die man in Rüstkammern aufstellt, sie sehen zwar noch aus, als ob sie lebten, aber sie rühren sich nicht mehr.

---

10. Zwischen Leipzig und Nürnberg.

Altenburg ist ein kleines Städtchen, aber ich wünsche jedem Freunde — und warum nicht auch in Gottes Namen jedem Feinde — wenn ihn sein Weg hindurch trägt, daß

es ihm dort so wohl behagen möge als mir. Schon vor der Stadt versetzte mich der Anblick eines schönen Gebäudes, mit der Inschrift: Dem hilflosen Alter! Ernst. in die beste Laune. Zwar könnte man die Inschrift ein wenig bekritteln: Hilflosem Alter wäre kürzer gewesen; und dann, so sehr ich auch den Titeln bei solchen Gelegenheiten feind bin, und so viel Ehre es dem wackern, bescheidenen Herzog von Gotha macht, daß er hier blos seinen Namen genannt wissen wollte; so hätte doch hier das Wort Herzog nicht wegbleiben sollen, denn jetzt ist die Inschrift für jeden Fremden, der nicht weiß oder erräth, wie der Stifter hieß, völlig unverständlich. Ich selbst glaubte einen Augenblick, es werde dem hilflosen Alter Ernsthaftigkeit empfohlen, bis mir der Name des verstorbenen wohlthätigen Herzogs einfiel. — Doch ich schäme mich fast der Krittelei im Angesicht eines solchen Gebäudes. Segen der Asche des Mannes, der dem hilflosen Alter diese lachende Wohnung bereitete. Es ist der Nämliche, der in seinem Testament begehrte, in keinem Sarge, sondern im Schooß der Mutter Erde zu ruhen. Man hat sein Verlangen erfüllt, und, in der mit Rasen ausgezierten Gruft, ihn blos mit Blumen bedeckt. Er schlummere sanft unter den Blumen! Das Andenken an seine stillen Wohlthaten wird nicht welken wie die Blumen. Auf den wohl unterhaltenen Chausseen seines Landes wird jeder Reisende ihn segnen, wie ich. Die Allee von jungen Obstbäumen, die ich auch hier an der Straße fand, wird noch sorgfältiger verpflegt, als die zwi-

schen Erfurt und Gotha. — In dieser friedlichen Stimmung fuhr ich zum Thore hinein, und fand in dem kleinen Altenburg einen Gasthof, wie er vielleicht in ganz Deutschland nicht besser angetroffen wird. Er heißt Stadt Gotha. Wer sich gern gütlich thut, der bleibe hier, könnte er auch am selben Tage noch eine Station weiter reisen. Der Anblick der alten Burg wird ihn an Kunz von Kaufungen erinnern, der die seltsame Verwegenheit hatte, zwei wohl bewachte junge Prinzen aus ihr zu rauben, die hernach von den treuen Köhlern des Waldes wiederum befreit wurden. Vor dreißig und mehr Jahren wurde auf dem weimarischen Hoftheater fleißig eine artige Oper gespielt, zu welcher diese Geschichte den Stoff geliefert hatte. Sie ist vergessen, trotz der lieblichen Musik eines Wolf. Sie ist vergessen, wie denn alles in der Welt vergessen wird. — Die Altenburger Bauern scheinen jedoch, in Ansehung ihrer Kleidertracht, von diesem allgemeinen Fluche ausgenommen zu sein; denn während die bunte Modewelt sich im ewigen Zirkel um sie her dreht, sind ihre Pumphosen und ihre kleinen runden Hüte noch immer dieselben, die sie vor vielen Jahrhunderten waren. Möchten auch ihre einfachen Sitten sich gleich den Pumphosen erhalten haben! Die Tracht der Männer fällt recht gut in's Auge, aber die der Weiber — man kann sich unmöglich des Lachens enthalten, wenn man sie zum ersten Male sieht. Ein halbes Dutzend Röcke ziehen sie wenigstens über einander, und diese Röcke sind bei weitem nicht so lang, als die Florschürzen einer Pariser

Tänzerin; das entblößte Knie, und auch noch etwas über dem Knie, zeigt ſich dem lüſternen Auge. Dabei ſind die Füße ſo groß, daß man glauben ſollte, alle Altenburgerinnen hätten Füße, wie weiland der Koloß von Rhodus. Trotz der anſcheinenden Leichtfertigkeit ihrer Röcke habe ich doch nicht gehört, daß der böſe Wille eben ſo leicht den Weg zu ihren verborgenſten Reizen fände, als das Auge den Weg zu ihren Lenden. Sie traten vielmehr auf ihren gewaltigen Schuhen ſo ehrenfeſt einher, als drohten ſie denjenigen zu zertreten, der ihre Röcke für zu kurz halten möchte.

Bei Saalburg auf dem Wege nach Ebersdorf hatte ich Gelegenheit, eine alte Bemerkung zu erneuern, daß es nämlich ſehr gut ſein würde, wenn man in jedem deutſchen Lande einen öffentlichen Beamten beſoldete, der deutſch verſteht, und der nichts weiter zu thun haben müßte, als alles dasjenige abzufaſſen, was hie und da im Lande öffentlich angeſchlagen werden ſoll. An der Landſtraße nach Göttingen, ich glaube bei Heiligenſtadt, fand ich einſt eine Tafel, worauf blos die Worte ſtanden: Hüte dich vor einem Gulden Strafe! was man aber unterlaſſen müſſe, um dieſe Strafe nicht zu verwirken, davon erfuhr man keine Silbe. Eine ähnliche Lächerlichkeit iſt hier bei Saalburg zu leſen. Es wird nämlich das Tabaksrauchen verboten, es geſchehe unter welchem Vorwande es wolle. Welchen andern Vorwand zum Tabaksrauchen kann es wohl geben, als den, daß man gern raucht? es wäre denn, daß man es um der Zahnſchmer-

Jäger — den jag' ich aus dem Dienſt, wenn er ſich unterſteht wieder einen Habicht zu ſchieſſen. — (er rüttelt ſich zurecht) Ein dummer Stuhl — gar nicht bequem — man weiß nicht wo man den Kopf hinlegen ſoll — Da lob' ich mir die alten Stühle mit den großen gepolſterten Ohren — Ja, ja, ſo geht es in der Welt! täglich weniger Stuhlohren und mehr Eſelsohren. — Nein, ſo kann ich nicht liegen. Ich muß nach der ſchweren Strapaze meinem Körper doch wieder eine Güte thun. — Ein Kopfkiſſen aus dem Schlafzimmer holen? — das iſt zu weit. — Iſt denn gar nichts in der Nähe? — die Schachteln? — (er nimmt die kleinſte, und verſucht ſie unter den Kopf zu ſchieben) Das iſt viel zu ſteif — und riecht nach Buchbinderkleiſter. — Vielleicht iſt der Inhalt weicher. (Er öffnet ſie und zieht eine Haube heraus) Richtig, da iſt eine Menge Bagage — Flor, Blonden und dergleichen — das läßt ſich verſuchen — (er ſchiebt ſie ſich unter den Kopf, und verſucht es auf al-

zen willen thäte, und dann wäre es doch grausam, es zu verbieten.

In Bamberg ist jetzt, der gesunden Vernunft zum Troste, nur noch Ein unaufgehobenes Nonnenkloster, nämlich das der Klarisserinnen. Ob es dem allgemeinen Schicksal durch den Nutzen, den es stiftet, oder — durch seine Armuth entgangen ist, mag ich nicht untersuchen. Dreihundert junge Mädchen werden hier in mehreren Klassen gratis im Rechnen, Schreiben und der deutschen Sprache unterrichtet. Auch ist das Kloster zugleich eine Art von Industrieschule, denn alle weiblichen Arbeiten werden gelehrt, und die Nonnen versicherten uns, daß auch erwachsene Mädchen und Frauen an diesem Unterricht häufig Antheil nähmen. Recht artige Stickereien der Schülerinnen mit darüber gezeichneten Namen hingen an den Wänden. Mögen doch die Lehrerinnen eine Kleidung tragen, welche sie wollen, mögen sie ihrem Seelen-Bräutigam treu bleiben, so lange sie wackere Hausfrauen für körperliche Bräutigams zu bilden sich so rühmlich bestreben. — Der ungeheure Palast des Fürstbischofs von Bamberg, in welchem Niemand unterrichtet wird, macht einen grellen Abstich mit diesem demüthigen Kloster. — Eben so demüthig in seiner Art ist das Theater, vom Graf Soden erbaut. Nie haben wohl die Musen einen bescheidenern Tempel bewohnt.

---

11. Nürnberg.

Daß man hier schon eine italienische Uhr findet, und wie man sie findet, und warum man sie findet, darüber

hat Nicolai, wo ich nicht irre, ein ganzes Buch geschrieben, auf welches ich, der Kürze halber, verweise. — Der mächtige preußische Adler hat seine Flügel sehr dicht über Nürnberg ausgebreitet, denn man erblickt ihn hart am Thore dieser freien Reichsstadt; und mich dünkt, sie würde wohl thun, ihm lieber ein Nest mitten auf dem Markte zu bereiten; dann würden gewiß sogleich die vermaledeiten Löcher verschwinden, über die, mit Eisenstäben vergittert, man unter den Hallen des Rathhauses stolpert. Doch wer auch vorsichtig geht, und folglich nicht stolpert, wird dennoch bald, gleich mir, durch einen pestilenzialischen Duft auf diese Löcher aufmerksam gemacht werden. — Mein Gott! woher dieser Gestank? — Antwort: da unten sind die Gefängnisse, die bis unter die Sebalduskirche hin dunkel fortlaufen. — Heiliger Howard! welch ein Schauder würde dich hier ergriffen haben! — »O,« sagte mein Führer, »die Gefangenen befinden sich da unten recht wohl, sie haben gut zu essen und zu trinken.« — Aber keine Luft? — »Daran gewöhnen sie sich.« — Nun so wollte ich, daß man die Nürnberger Rathsherren sammt und sonders einmauerte, und ihnen täglich, durch ein schnell wieder zu verschließendes Loch, die schmackhaftesten Rebhühner und Trüffeln in Champagner gekocht vorsetzte. — Der Gedanke an diese, des Mittelalters würdige Barbarei, verbittert den Reisenden den Genuß an Albert Dürer's schönen Gemälden, die auf diesem Rathhause hängen. Fünf der schönsten haben die Franzosen — er-

obert. Sie hatten in den herrlichen Sälen ihr Corps de Garde aufgeſchlagen. Die prächtigen Oefen ſprengten ſie durch Ueberheizen, die geſchmückten Wände beſchmierten und verwüſteten ſie; kurz, ſie trieben es hier, wie ſie es überall getrieben haben. — Für den Liebhaber vaterländiſcher Alterthümer iſt die lange Gallerie am merkwürdigſten, die ſich draußen vor den Zimmern herzieht. Ihre Decke nämlich ſtellt in ſchöner, wohlerhaltener Stuckaturarbeit ein altdeutſches Turnier aus dem vierzehnten Jahrhundert dar. Die Figuren, deren viele hunderte hier geſehen werden, ſind alle in Lebensgröße, und das Ganze gibt den deutlichſten Begriff von dieſem beliebten Schauſpiele unſerer Väter. Voran ziehen die Muſikanten, dann folgen die Ritter, welche damals turnierten, ſämmtlich an ihren Wapen kenntlich, die ſie, ausgemalt, auf Helm und Schild tragen. Jeder wird von einem Fußgänger begleitet, der einen Stab in der Hand hält, und gleichfalls ſeines Ritters Wapen auf die Bruſt geheftet hat. Weiter hin rennen die Kämpfenden wirklich gegen einander, Lanzen brechen, Reiter werden bügellos, andere vom Roſſe geſtochen. Große Haufen von Zuſchauern, unter welchen ſich ſchön geputzte Damen befinden, ſchauen von den Balkons herab. Dieſe Darſtellung hat mir ſo viel Vergnügen gemacht, daß mein Nacken es den ganzen Abend empfunden hat, und ich kam in Verſuchung die Stolzen zu beneiden, welche die Naſe ſo hoch tragen, daß ſie, ohne den Nacken zu biegen, die ganze Arbeit gemächlich beſchauen können.

Die Sebalduskirche ist ein ehrwürdiges Denkmahl des grauen Alterthums. Sie soll schon tausend Jahre zählen. Man sieht da allerlei Legenden vortrefflich in Stein gehauen, auch Albrecht Dürer's Abnahme vom Kreuz. Ich habe schon irgendwo erklärt, daß dieses Abnehmen vom Kreuz mir ein sehr unglücklich gewählter Gegenstand für die Kunst scheint; ich sehe es ungern, und wenn der heilige Lukas selbst, der Raphael der ersten Christen, es gemalt hätte. Zwei der schönsten Bilder aus dieser Kirche wollten die Franzosen, wie gewöhnlich, mitgehen heißen, hatten auch schon das Maß zu den Kisten genommen, als die Oesterreicher sie plötzlich zwangen, die Kisten stehen und die Gemälde hängen zu lassen. Indessen ist doch eins derselben, auf Holz gemalt, bei dem ungeschickten Maßnehmen gesprungen. — Sonst zeigt man noch in dieser Kirche des heiligen Sebaldus Grab von Bronze. Der gute Mann ruht hier in eine Menge Särge eingeschachtelt, weil er vermuthlich anders über das Begraben dachte, als der Herzog von Gotha. Die ungeheure Masse von Bronze ist bemerkenswerth, auch wohl die künstliche Arbeit. — Die zahllose Menge von Wapen, die in der Kirche herum hängen, und noch täglich vermehrt werden, beweiset, daß die Nürnberger Patricier, auch noch nach dem Tode, ihre Eitelkeit gern irgendwo annageln. — Hier belehrte mich auch eine Inschrift, daß es in Nürnberg eine Zunft der Altmacher gibt. Was diese Zunft eigentlich treibt, wußte mir das artige Mädchen, das uns herumführte, nicht zu

ſagen, und ich vergaß nachher mich näher darnach zu erkundigen. Dürfte man die Benennung nach dem Wortverſtande nehmen, ſo würden die Altmacher bei den Damen wenigſtens ſchwerlich in Anſehen ſtehen.

Die Kunſthandlung des humanen Frauenholz zu beſuchen, verſäume doch Niemand. Seit der Beſitzer das Braun'ſche Kabinet für achtunddreißigtauſend Gulden gekauft hat, iſt ſeine Sammlung merkwürdiger als jemals, beſonders an geſchnittenen Steinen und ſchönen Gemälden. Eine Flucht nach Egypten, vormals ein Eigenthum der unglücklichen Königin von Frankreich, zeichnet ſich beſonders aus, und nie würde, ſelbſt der Kenner, Tenier's Pinſel errathen, der ſonſt nur niedrige, oft ekelhafte Gegenſtände malte. Durch dieſes Gemälde ſoll er ſeinen Ruhm, und mit Recht, gegründet haben. Auch ein herrliches, weibliches Portrait von Rembrandt zieht die Blicke an ſich, denn es iſt nicht in ſeiner gewöhnlichen fatalen Manier gemalt, wo er ſeinen Pinſel in egyptiſche Finſterniß taucht, und ſein Möglichſtes thut, um zu verhindern, daß der Beſchauer ja nicht errathen möge, was er eigentlich ſieht. Ich begreife nicht, wie dieſe Manier jemals Beifall finden konnte. Mehrere ſchöne Bilder von Kupetzky und Vandyk ſchmücken dieſe Sammlung. — Der wackere Frauenholz hat den Entwurf zu einer Lotterie ohne Nieten gemacht, in welcher der Hauptgewinn aus tauſend geſchnittenen antiken Steinen beſtehen wird. Schade, daß er zu ſolchen Mitteln ſeine Zuflucht nehmen

muß, um das reichere deutſche Publikum, das lieber Faſanen und Rheinwein als Kunſtwerke kauft, aus dem Schlummer zu wecken.

---

12. Augsburg.

Seit mehreren Jahren klagen die Perückenmacher, ihre Kunſt werde nicht mehr nach Würden geehrt; man ſchneide ohne Umſtände die Zöpfe ab, oder laſſe höchſtens ein Rattenſchwänzchen hängen. Alles übrige müſſe hinauf borſten, des erquickenden Puders entbehren, und ſtatt dem ſchöpferiſchen Kamm, wie vormals, die lockichten Reize zu verdanken, fahre man nur, gleich Katzen, Eichhörnchen und Fliegen, mit beiden Pfötchen über den Gehirnkaſten, ſo oft man befürchte, daß die Borſten nicht genug aufwärts ſtreben möchten; an Perücken, an jene edle Kopfzierde unſerer Väter, ſei vollends gar nicht zu denken; Allongen-Perücken, das Höchſte der Kunſt, kenne man nur noch aus Gemälden, und mit Wehmuth müſſe man ſich der Zeiten erinnern, wo eine Allongen-Perücke dem Höfling, wie dem Richter Gravität und Würde lieh.

Dieſe Klagen einer ehrſamen Perückenmacherzunft ſind freilich nicht ungerecht; wir machen es mit unſern Haaren wie mit unſerer Philoſophie: Anfangs in jenen viel Wulſt, in dieſer viel Schwulſt; nach und nach haben wir Alles weggeſchnitten, und nur auf dem Wirbel des Kopfes ſteht jetzt noch ein verworrenes Ding, das die Kunſtverſtändigen eine Dolle nennen. Das Wort mag immerhin

von der Philoſophie wie von den Haaren gelten, denn unſere Zungen-Weiſen (vormals benannte man ſie nicht nach der Zunge, ſondern nach der Naſe) bürſten jene gerade ſo aufwärts wie dieſe. Die Perückenmacher müſſen ſich damit tröſten, daß ſie es in dieſen böſen Zeiten weit beſſer haben als die Philoſophen, denn den letztern wüßte ich keine Stadt anzudeuten, wo ihre Kunſt ſich echt erhalten hätte, wohl aber den erſtern, nämlich Augsburg. Hieher flüchte jeder alte wackere Pudergott, dem das neue borſtige Unweſen ein Gräuel iſt; hier werden ihm die ausgeſtandenen Leiden überſchwenglich vergolten; hier gibt es noch ehrwürdige, mit zehn tauſend Löckchen prangende Allongen-Perücken, ja, was noch mehr iſt, der wackere Haarkräusler, der in ſeiner Vaterſtadt nur Sterbliche bediente, ſchwingt ſich hier zum Gipfel ſeines Ruhms und friſirt blos Götter! Der ganze chriſtliche Olymp nämlich, den heiligen Geiſt ausgenommen, trägt in Augsburg Allongen-Perücken. Es iſt herzerfreuend, wenn man in eine Kirche tritt, gleichviel in welche, und die heilige Jungfrau in Brocat gekleidet, erblickt, von ihrem Haupte eine Allongen-Perüke herabwallend, in ihrem Armen das Jeſuskindlein, abermals durch eine wohlgepuderte Allongen-Perücke verherrlicht. Ja auch Gott dem Vater ſelbſt ſchwimmen die Locken vom Haupte auf die Weltkugel herab. Wahrlich, kein Perückenmacher wird die Augsburger Kirchen betreten, ohne Freudenthränen zu vergießen.

Freilich meinen verſtockte Weltkinder, die herrliche

Waſſerkunſt, durch welche ſo viele Häuſer und Brunnen bequem und reichlich mit Waſſer verſorgt werden, bringe den Augsburgern mehr Ehre, als ihre friſirte Dreifaltigkeit. Beſchreiben läßt eine ſolche Waſſerkunſt ſich nicht. Schnell, wie nützliche Gedanken, durch Gott weiß wie viele feine Aederchen in das Gehirn hinauf gepumpt werden, und von da durch das Papier in die Welt ſtrömen, eben ſo ſammelt ſich hier das Waſſer vier Stockwerke hoch in großen Behältern, und fließt von da durch tauſend Röhren in die Häuſer der Bürger, denen es alsdann frei ſteht (gerade wie bei den Gedanken), zu ihrem Hausbedarf davon zu ſchöpfen, oder es ungenutzt vorüber fließen zu laſſen. — Auf der Platteforme des Thurms genießt man eine herrliche Ausſicht. Die Franzoſen hatten hier einen Telegraph errichtet, den ſie auch zurück gelaſſen, und der noch gezeigt wird, mit einer Miene, als zeige man Spuren des Blitzes, der ein Haus getroffen. — In den verſchiedenen Stockwerken ſind viele Modelle von Kirchen, Brücken, Salzwerken u. dgl. aufgeſtellt, die den Kunſtverſtändigen ergetzen mögen. Irgendwo iſt auch ein ſehr ſchwerer Stein, mit einem daran befeſtigten Ringe zu ſchauen; wer Kraft genug beſitzt, mit einem Finger ihn aufzuheben, der erhält, zum ſüßen Lohn, die Erlaubniß, ſeinen Namen an die Wand daneben zu ſchreiben. Ich dachte dabei an den Tauſendkünſtler, der, ich weiß nicht mehr welchen König, dadurch in Erſtaunen zu ſetzen glaubte, daß er Erbſen ſehr geſchickt durch ein Nadelöhr warf, und zur Vergeltung, auf die

er sich wacker spitzte, einen Scheffel Erbsen zum Geschenk erhielt. Unter den vielen Namen, mit welchen die Wand bekleckset worden, ist auch der Name einer Jungfrau zu lesen. Wer einst diese Heldin heirathet, wird doch wohl mit einigem Zagen den Entschluß fassen, denn Gott hat ihr Kräfte verliehen, die Herrschaft zu behaupten.

Eine in Marmor gegrabene Inschrift, und die modernden Ueberreste eines Baldachins, verewigen hier das Andenken an die berüchtigte Reise Papst Pius des Sechsten; bei welcher Gelegenheit sogar der evangelische Rektor Mertens bekanntlich den heiligen Vater vergötterte, und dafür von hundert Federn gezüchtigt wurde. — Einen kleinen Ersatz für alle den Unsinn, den man in der Wohnung der heiligen Afra beschauen muß, gewährt ein Gemälde von Mettenleiter, die Auferstehung.

Mit großen Erwartungen betritt man das Rathhaus, weil von dem herrlichen Saale dieses Gebäudes Wunderdinge erzählt werden. Groß ist er, das muß man bekennen, aber auch schön? mit nichten! er ist bunt und vollgepfropft von tausenderlei Vergoldungen, Schnitzwerken, Malereien, Inschriften; Kaiser an den Wänden, Küchenmägde an der Decke; kurz, es sieht aus, als habe man eine große Sündflut befürchtet, und alle diese Gegenstände hier zusammen gewürfelt, um eine Arche damit zu befrachten. Sieht man vollends zum Fenster hinaus in den Hof hinab, so zieht sich das Herz noch enger zusammen, denn hier erblickt man unterirdische, mit Blei

gedeckte Wohnungen, in welchen Gefangene ſchmachten. Großer Gott! haben denn die Reichsſtädte allein das Recht, in einem Jahrhundert, in welchem Howard lebte — nicht Verbrechen zu beſtrafen — ſondern Menſchen zu martern? — Möchten doch alle Quellen um Augsburg ſich plötzlich verſtopfen, die ſinnreiche Waſſerkunſt keinen Tropfen Waſſer mehr liefern, und alle Rathsherren den brennendſten Durſt leiden, bis ſie den Befehl ertheilten, dieſe ſchändlichen Bleidächer, die an die venetianiſche Inquiſition erinnern, nieder zu reißen, und menſchliche Schlachtopfer an das Tageslicht herauf zu führen, die, als Verbrecher, nur den Tod, aber nicht dieſe Qualen verdient haben können.

Fliehen wir von dieſem Schauder erregenden Anblick zu einem ſchönen Gemälde des Lucas Cranach, Simſon und Delila, das in einem unteren Zimmer hängt. Je länger man es betrachtet, je ſchwerer reißt man ſich davon los. Simſon ſchläft ſo tief, ſo ſorglos, und in Delila iſt, trotz ihrer Schönheit, auf den erſten Blick, die herzloſe Buhlerin zu erkennen. — In einem andern Zimmer ſteht ein großes Bild, nicht als Kunſtwerk, aber als treue Darſtellung alter Koſtüme merkwürdig, und in dieſer Hinſicht empfehle ich es den Herausgebern der, jetzt heftweiſe erſcheinenden, altdeutſchen Trachten. Es ſtellt das Rathhaus und den Marktplatz vor, wie beides vor ein paar hundert Jahren im Winter ausſah, mit großem Menſchengewimmel am Markttage. Käufer und Verkäufer bewegen

lerley Weiſe; die Haube kömmt ihm endlich auf den Kopf zu ſitzen) So wird es gehen — man muß vorlieb nehmen — wer gerne tanzt — dem iſt leicht gepfiffen — (er ſchlummert ein.) .

Zweyte Scene.

Fr. v. Langſalm. Herr v. Langſalm.

Fr. v. Langſ. Nun, mein Schatz, wollen wir doch ſehn, ob die Putzmacherin — (ſie wird die Haube gewahr) Was! — Gott ſteh mir bey! ich glaube wahrhaftig er hat meine neue Haube zur Schlafmütze gebraucht! — Herr v. Langſalm! (ſie rüttelt ihn) Herr Timotheus Sebaſtian v. Langſalm!

Langſ. (erwachend) Was giebts denn ſchon wieder?

Fr. v. Langſ. Was es giebt? ich erſticke vor Aerger!

Langſ. Iſt der verfluchte kalekutiſche Hahn wieder im Garten?

Fr.

ſich durcheinander, die Rathsherren ziehen in corpore von den Stufen des Rathhauſes herab, der Polizeimeiſter reitet herum, auf Ordnung haltend; ein junger Elegant fährt eine Dame im Schlitten, er ſelbſt ſteht hinten auf und die Dame ſitzt ihm gegenüber, eine Sitte, die vielleicht nur deswegen abgekommen iſt, weil der junge Herr mehr der Dame in's Geſicht als auf ſeinen Weg geſehen, und ſo daher öfter als heut zu Tage umgeworfen hat. Kurz, eine unendliche Menge von Figuren bewegen ſich auf dieſem Bilde, und das wohl ausgedrückte, ſehr mannigfaltige Koſtüm macht eine jede derſelben intereſſant.

Endlich muß ich doch noch eines Dinges erwähnen, das dem Reiſenden von ſeinem Führer mit großem Pomp angekündigt wird, viel Geld koſtet, aber der Erwartung im Geringſten nicht entſpricht: es iſt der ſogenannte alte Einlaß. Zu den Zeiten des Fauſtrechts nämlich wurden die Stadtthore bei Nacht unter keiner Bedingung geöffnet; man mochte draußen winſeln oder ſterben, kein augsburgiſcher Hahn krähte darnach. Vermuthlich war man durch Erfahrung gewitzigt worden, und ein Hochedler Rath mochte ganz recht daran thun. Nun begab es ſich aber, daß Kaiſer Maximilian eine Zeit lang in der Stadt herbergte, und wenn er etwa auf die Jagd oder ſpaziren geritten war, nicht immer Luſt hatte, heim zu eilen, um, wie die Leipziger, der Thorſperre zuvor zu kommen. Dem vornehmen Gaſte wollte man nicht Zwang auflegen, und doch auch von der alten Sitte nicht abweichen. Da gerieth man end-

lich auf den Einfall, einen Gang unter dem Walle zu wölben, durch mehrere ſchwere Pforten ihn zu verſchließen und über dem Graben eine ſchmale Zugbrücke zu führen. Auf dieſem Wege konnte nun mancher einzelne Reiter und Fußgänger in die Stadt gelaſſen werden, ohne die Sicherheit derſelben in Gefahr zu ſetzen. Um aber auch dieſen Gang möglichſt vor Einbruch zu ſchützen, traf man, durch eine eben nicht künſtliche Mechanik, die Einrichtung, daß die Riegel der Pforten nur von einem unſichtbaren, in der Höhe befindlichen Pförtner geöffnet und ſogleich wieder verſchloſſen werden konnten; gerade wie man heut zu Tage manche Hausthüren im erſten Stockwerk entriegeln kann. Die Zugbrücke und das äußere Gitter gehorchten einem ähnlichen Mechanismus. Das iſt nun die ganze Merkwürdigkeit. Weil die ſchweren Pforten ſich auf- und zuthun, ohne daß man eine Menſchenhand gewahr wird, die ſie in Bewegung ſetzt, und weil man zugleich den kleinen Kunſtgriff anwendet, immer die eine Pforte in dem Augenblick ſich öffnen zu laſſen, in dem die andere ſich verſchließt, ſo frappirt das in der erſten Sekunde, in der zweiten lacht man über ſich ſelbſt, daß man von der plumpen Täuſchung ſich überraſchen ließ. Das einzige, wahrhaft Merkwürdige, was am Ende noch übrig bleibt, iſt die Thorheit der Augsburger, die ſich dieſe ſeltſame Einrichtung bis 1768, ſchreibe Eintauſend ſiebenhundert acht und ſechzig, gefallen ließen, da doch ſchon Kaiſer Maximilian ſelbſt das Fauſtrecht abſchaffte. Bis zu dem erwähnten Zeit-

punkte mußte jeder Reisende, der das Unglück hatte, nach dem Thorschluß vor Augsburg anzulangen, Wagen und Gepäck draußen stehen lassen, eine Wache dabei setzen, seine Nachtkleider unter den Arm nehmen, und durch die finstern Gewölbe, vom Gerassel der zuschlagenden schweren Pforten begleitet, wie in ein tiefes Gefängniß in die Stadt wandern. — Wahrlich, man hätte, statt den Buchsbeutel zu verewigen, jede alte unnütze Sitte den Augsburger Einlaß nennen sollen.

Ich vollende mein Miniaturgemälde von Augsburg, indem ich die moderne Bemerkung darunter setze, daß die Damen hier schlecht tanzen, und beim Tanz ihre Röcke gewaltig hoch aufschürzen. Honny soit qui mal y pense.

---

13. Zwischen Augsburg und Innspruck.

Die Nacht brach ein, als ich Schwabmünchen erreichte. Aus dem Posthause tönte mir großer Jubel entgegen. Die Hausthür war mit Blumen geschmückt, und aus den Fenstern erschallte das bekannte Lied aus dem rothen Käppchen: O! O! O! Hans Christoph, das war dumm!

»Vermuthlich wird hier eine Hochzeit gefeiert?« fragte ich beim Aussteigen. — Ja, versetzte die geputzte Hausmagd, indem sie zugleich erklärte, wir müßten weiter fahren, denn heute könne man uns nicht beherbergen. — »Wird vielleicht die Tochter vom Hause verheirathet?« — Nicht doch, ein Herr Pfarrer hat seine erste

Meſſe geleſen. — »Ich hörte ja aber ſingen: O! Hans Chriſtoph, das war dumm!" — Oben wird geſchmauſt. Wenn Sie ein wenig hinauf ſpaziren wollen, wird es Jedermann gern ſehen. — Ich ließ mir das nicht zweimal ſagen. Oben fand ich denn einen großen Tiſch in Form eines Hufeiſens gedeckt, der mit allerlei ehrſamen Bürgern und Bürgerinnen beſetzt war. Den Ehrenplatz nahm der Bräutigam ein, und die Tiſchecke der luſtige Vorſänger, dem ein paar kreiſchende Violinen aus Leibeskräften aſſiſtirten. Sechs bis ſieben Amtsbrüder, von reifen und überreifen Jahren, waren auch gegenwärtig, und noch mehrere fanden ſich ein, während ich dem luſtigen Weſen zuſah. Unten hatte ich geglaubt, die Mahlzeit ſei noch in vollem Gange, denn in der Küche wurde, bei einem praſſelnden Feuer, noch gar gewaltig geſchmort und gebraten; jetzt ſah ich aber, daß nur noch Kuchen und Wein, dieſe Schlußſteine einer ſoliden Gaſterei, aus ziemlich leeren Flaſchen befeuchtet wurden. Die Anſtalten unten in der Küche deuteten alſo auf eine Abendmahlzeit. Die Aufmerkſamkeit der Anweſenden war ſo ganz auf die Sänger gerichtet, oder hatte ſich dermaßen in Rebenſaft gebadet, daß wir Fremdlinge gar nicht bemerkt wurden, ſondern ungeſtört hören und ſehen konnten. Außer dem oberwähnten Liede brüllte der Sänger noch mehrere andere, die zum Theil noch weit luſtiger waren, als Hans Chriſtoph. Die männlichen, ſchwarz oder bunt gekleideten Gäſte lachten ohne Scheu aus vollem Halſe, und ihre

Geſichter leuchteten wie der Mond bei einer totalen Finſterniß; des Herrn Bräutigams weibliche Sippſchaft aber geberdete ſich ein wenig feierlicher, und ſchmunzelte nur. Zu meinem Bedauern rief mich das ſchmetternde Poſthorn nur allzubald wieder in den Wagen, aber herzlich vergnügt fuhr ich weiter.

Die ſtille Nacht lud mich zu ſtillen Betrachtungen ein. Ein Feſt mit anpaſſender Feierlichkeit zu begehen, iſt eine Kunſt, die man gewöhnlich für ſehr leicht hält, die aber wahrlich ein eigenes Genie erfordert. Beſſere Kleider anziehen und einen Tiſch mit Weinflaſchen und Schüſſeln belaſten, höchſtens das Ganze mit Blumen bekränzen oder beſtreuen, das ſind die ſogenannten Feierlichkeiten, mit welchen man ſowohl eine Braut in's Ehebett als einen Todten zu Grabe trägt. Immer läuft die Freude darauf hinaus, die Empfindungen des Herzens durch größere Thätigkeit des Magens an den Tag zu legen, und wenn einmal ein vernünftiger Menſch bei ſolchen Gelegenheiten die Magen der Gäſte vernachläßigt, ſo wird er unbarmherzig bekrittelt. Noch kürzlich erlebte ich ein ſolches Beiſpiel. Einer meiner Freunde verlor ſeine geliebte Gattin; ſein Rang machte ihm ein feierliches Leichenbegängniß, das heißt vor allen Dingen einen Schmaus, zur Pflicht. Da er aber weder Liebhaber von ſolchen Gelagen, noch in der Stimmung war, Gäſte zu bewirthen, ſo raiſonnirte er folgendergeſtalt: »Wie hoch belaufen ſich ungefähr die Koſten einer vornehmen Leichenfeier?« — Höchſtens auf tau-

ſend Rubel. — »Wohlan, ich glaube, indem ich zugleich meinen Schmerz ſchone, das Andenken meiner Gattin beſſer zu ehren, wenn ich dieſe tauſend Rubel an ihrem Begräbnißtage unter die Armen vertheile.« — Das that der wackere Mann wirklich, und nur ein Paar Freunde geleiteten die Verſtorbene ſtill zu Grabe. Da ſchüttelte denn aber mancher Nachbar den Kopf, und manche Nachbarin verzog den Mund: »ein ordentliches Leichenbegängniß hätte der Frau doch gebührt,« ſo hieß es hie und da; das Wort ordentlich bedeutet in der Sprache ſolcher Leute: Schüſſeln und Flaſchen, ſo viel der Tiſch nur immer tragen kann.

Beſonders werden die Blumen bei den meiſten Feſten gewaltig gemißbraucht. Alles ſollen die armen Blumen ſinnbildlich darſtellen. Die Kokette vor dem Traualtar findet ihre welke Unſchuld im friſchen Myrthen-Kranze wieder, der Bräutigam, der um ihren Geldſack freite, beſcheinigt ſeine Liebe durch die Roſe im Knopfloch. Das Blumen-Streuen iſt ſo alltäglich geworden, daß ich Niemanden rathen wollte, irgend einen großen Herrn zu empfangen, ohne ein Dutzend zwölfjähriger Gänschen in weiße Kleider zu ſtecken, und von ihren rothen Händen ganze Körbe voll Blumen auf den Weg ſtreuen zu laſſen. Am allerunpaſſendſten ſcheint mir dieſe Ceremonie bei Königen und Fürſten angebracht, denn die ſind nun einmal nicht auf der Welt um auf Blumen zu wandeln, ſondern ihr ſchönes Los iſt es vielmehr, uns Blumen zu ſtreuen,

und es wäre gewißlich bedeutender, wenn einmal ein Fürſt, beim Ausſteigen aus dem Wagen, einen Korb voll Blumen unter den gedrängten Haufen ſeiner Unterthanen ſchüttelte, als wenn er ewig, nach alter Leier, ſich von naſeweiſen Kindern bewerfen und ſchlechte Verſe vorſagen läßt. Eben ſo ſollte er es auch mit den Schlüſſeln halten, die man ihm am Thore zu überreichen pflegt. Schlüſſel geben ſollte er, nicht empfangen (es wäre denn, daß er die Stadt erobert hätte).

In Eſth- und Liefland herrſcht der Gebrauch, den Weg, auf welchem eine Leiche zu Grabe getragen werden ſoll, mit gehackten Fichtenzweigen zu beſtreuen, welches wenigſtens den Leidtragenden, die zu Fuße der Leiche folgen, einen wirklichen Vortheil bringt; denn ſind die Straßen kothig, ſo werden ſie gangbarer durch die dick geſtreuten Zweige, und liegt tiefer Schnee, ſo leiden die Füße auch weniger von der naſſen Kälte. Nun erinnere ich mich aber, daß 1783 die alte Verfaſſung Eſthlands durch die Kaiſerin Katharina aufgehoben, und eine neue mit großem Pomp eingeführt wurde. Ich ſelbſt befand mich damals unter den neu ernannten Richtern, die ſich ſämmtlich, unter Anführung des Gouverneurs, paarweiſe nach der Kirche begaben, um ihren Eid zu leiſten. Bei dieſer Gelegenheit hatte man denn auch gehackte Fichtenzweige auf den Weg geſtreut, und was war natürlicher, als daß die ohnehin nicht ganz zufriedenen Eſthländer ſich in die Ohren ziſchelten: »unſere alte Verfaſſung wird zu

Grabe getragen." — So wenig wird überall bei Anordnung von Feierlichkeiten Rückſicht auf den Geiſt des Feſtes genommen, und der geiſtliche Bräutigam in Schwabmünchen iſt wahrlich nicht der einzige, der den dummen Hans Chriſtoph mit dem goldenen Kelche paart. — Doch der Poſtillon fuhr ziemlich raſch, die Station iſt nicht lang, die Nacht geht vorüber, und wir befinden uns in Kaufbeuren.

Man muß wohl vor alten Zeiten willens geweſen ſein, Kaufbeuren zu einer großen Stadt zu machen, denn die Stadtmauern ſind bei weitem von größerm Umfang als die Stadt ſelbſt, welches ſich drollig ausnimmt. Die heilige Crescentia thut hier viel Mirakel, und eben jetzt begegneten wir gläubigen Wallfahrern, die ſich bunte Bilderchen und Ablaß ihrer Sünden geholt hatten.

Der Ort — vormals auch eine erbärmliche freie Reichsſtadt — gehört jetzt dem Churfürſten von Baiern. Eben als wir durchgingen, waren die alten Rathsherren ſämmtlich abgeſetzt worden, und ein ſogenannter Stadt-Kommiſſär regierte. Ich fragte unſere gute dicke Wirthin: ob man mit ihm zufrieden ſei? — »O ja, verſetzte ſie, er iſt auch ein galanter Mann." — Das hieß nämlich in ihrer Sprache, ein wackerer Mann, und ich erſtaunte, in Kaufbeuren das franzöſiſche galant homme in ſeiner richtigen Bedeutung gebrauchen zu hören.

14. Tirol.

Warum reiſet denn Alles, was reiſen kann, immer nur nach der Schweiz? warum beſuchen ſo wenige Menſchen Tirol? Warum ſchreibt denn Alles, was ſchreiben kann, Bücher über die Schweiz? und warum leſen wir ſo ſelten etwas über Tirol? — Ich habe die Schweiz auch geſehen, wenn gleich nur obenhin, aber ich muß laut bekennen; daß die Naturſchönheiten Tirols mir jenen der Schweiz in nichts nachzuſtehen ſcheinen.

Das Einzige, was ich vermißt habe, ſind Waſſerfälle, die freilich in Tirol nur ſparſam und unbedeutend ſind, aber auch ohne Waſſerfälle wage ich zu behaupten, daß man Tirol vielleicht befriedigter verlaſſen werde, als die unaufhörlich hoch geprieſene Schweiz. Welche romantiſche, gewaltig ergreifende Ausſichten! — Gleich wie man aus einem ſentenzen-reichen Autor die beſten Stellen auszuziehen, und zuſammengedrängt, ſeinen esprit zu nennen pflegt, ſo möchte ich, zum Exempel, den Weg zwiſchen Fueſſen und Reitti einen esprit de la nature nennen, denn es ſcheint in der That, die Natur habe ihre ſchönſten, erhabenſten Gegenſtände aus der ganzen Welt zuſammen geleſen, und hier, auf einem engen Raume wieder ausgeſchüttet. Fahre doch ja kein Reiſender dieſe Straße im Dunkeln, er würde muthwillig den ſüßeſten Empfindungen aus dem Wege fahren. Geht es bergunter, von Lermos nach Naſſereit, ſo ſteige er aus, und gehe ganz gemächlich zu Fuße. Die ſchroffen Felſen, die ihn zu er-

drücken drohen, die herabrieſelnden Quellen, die durch Vitriol ſo herrlich grün gefärbten Seen, der Wald von Lerchenbäumen, die Wände von Berberisſträuchen, das alte zerſtörte Schloß auf einem iſolirten Hügel mitten im dunkelgrünen See — dann wieder der herrliche Lechſtrom, bald ſchäumend und murrend im engen Felſenbett, bald ſtill und majeſtätiſch durch blühende Ebenen ſich wälzend — nein! ich habe ſchon öfter erklärt, daß ich Gegenden nie beſchreiben werde; aber wer Sinn hat für die erhabenſten Dekorationen der Natur, der traue auf mein Wort: ihm werden auf dieſer Reiſe mehr als einmal die Thränen unwillkührlich in's Auge ſich drängen.

In der Schweiz muß man ſich gefallen laſſen, mit vorgeſpannten Schnecken, die ſie dort Pferde zu nennen belieben, fein langſam herum zu kutſchen, und die koſtbare Zeit an den eigenſinnigen Schlendrian eines theuren, ſehr theuren Fuhrmanns zu vergeuden, denn Poſten gibt es dort nicht; hier hingegen trabt man immer raſch mit muntern Poſtpferden durch das Land, ſpeiſt und ſchläft, verweilt oder zieht fürder, alles nach Belieben. Und iſt es nicht ein großer Vorzug, den Tirol vor der Schweiz behauptet, daß alle ſeine unendlichen Schönheiten an der Landſtraße liegen? daß man nicht nöthig hat, wie dort, links und rechts abzuweichen, und mühſam herum zu klettern, um die verſteckten Reize der Natur zu belauſchen? hier kommt ſie Dir überall mit majeſtätiſchem Ernſt und doch wieder ſo freundlich entgegen, und wo findeſt du,

Fr. v. Langs. Ich wollte, er kratzte Ihnen beyde Augen aus.

Langs. Mein Schatz, ich thue was ich kann, aber den langbeinigten Satan vermag ich nicht einzuholen.

Fr. v Langs. (faſt athemlos) Was haben Sie denn da auf dem Kopfe?

Langs. Auf meinem Kopfe? (er faßt dahin und nimmt lächelnd die Haube ab) Ach ja ſo!

Fr. v. Langs. Iſt das eine Nachtmütze?

Langs. Nein, das iſt eine Haube.

Fr. v. Langs. Eine Haube, die ich verſchrieben habe, um am Verlobungstage meiner Tochter damit zu prangen.

Langs. Sehr wohl, da iſt ſie: ich werde ſie nicht aufſetzen.

Fr. v. Langs. Aber ich ſoll ſie wohl aufſetzen, nachdem ſie von Ihnen auf das Grauſamſte verbogen und zerdrückt worden?

Langs. (indem er auf eine ungeſtüme Weiſe die Haube zurecht macht) Da läßt ſich wohl nachhelfen.

wie in Tirol, dieſen erſchütternden Kontraſt zwiſchen der wildeſten Natur und den lieblichen Bildern des regſten menſchlichen Fleißes? — Sieh, wie dort die zackichten Felſen dir die Welt und den Himmel zu verſchließen ſcheinen, ein Erdbeben hat dieſe Maſſen ſo eigenſinnig in einander geſchoben, der brüllende Strom ſtürzt aus ihnen hervor, ſie beugen ſich auf ihn herab, als wollten ſie den Weg ihm ſperren, und er ſpritzt ſeinen Schaum, ſie verhöhnend, empor. Da liegt aber, dicht neben dem ewigen Kampf der Elemente, ein ſtilles Hüttchen, von Weinreben umrankt, blökende Kühe weiden, und ein fröhliches Kind bückt ſich ſorglos über die tobende Fluth und ſchöpft ſich einen Becher voll Waſſer. Man möchte ihm ängſtlich zurufen: Fall nicht, Kleiner! aber er verſteht das nicht, er ſieht hier keine Gefahr. — So iſt es überall; wie Blüten auf Wellen ſchwimmen, ſo überall in Tirol das Bild wohlthätigen Fleißes gemalt auf den Grund einer ſcheinbar zürnenden Natur. Große Felder, mit türkiſchem Korn bebaut, breiten eine güldene Decke über die Thäler, mehr als dreihundertfältig lohnt dieſe ſegensreiche Frucht, und hat der Landmann ſie geerntet, dann erſt erſcheinen die Kohlköpfe, die dazwiſchen gepflanzt waren, und das Feld prangt von neuem, als ſei es blos dazu beſtimmt geweſen, mit der Hoffnung reicher Ernte. — Bunter geſchmückt als in Tirol, findeſt du nirgends die ländlichen Hütten. Die Legenden, mit welchen die Wände bemalt ſind, werden überſchattet von aufgereihten türkiſchen Korn-

ähren, die eine liebliche Tapete bilden, gleichsam zur Begrüßung des im Triumph vorbeiziehenden Herbstes.

Doch was sind die reichsten Gaben der Natur, wenn sie ihr Füllhorn nicht über gute, fröhliche Menschen-ausschüttet? auch diese findest du hier, ein biederes, treuherziges Volk, das fest an Gott und dem Kaiser hängt, auch ein wenig stolz auf den letzten Landsturm ist; und mit Recht, denn es verwehrte den Franzosen das Eindringen in seine Gebirge, indem es die Kräfte der Vaterlandsliebe gegen die der neuen Freiheit abwog, und das Zünglein mächtig zu sich herüberriß. Gern erinnern sich die Tiroler jener gefahr- und ehrenvollen Zeit, durch mancherlei Bilder suchen sie an ihren Häusern das Andenken daran zu verweigen. Ueberhaupt mögen sie gern interessante Erinnerungen fest halten, besonders wenn sie halsbrechende Dinge betreffen. So findet man zum Beispiel an der Landstraße, die beständig über steile Gebirge führt, oft Bilder aufgerichtet, auf welchen hier einer von den Räubern überfallen wird, dort ein Anderer in Wassernoth schwebt, dort wiederum ein Dritter von scheuen Pferden die Felsen hinabgeschleift wird. Durch schnelle Hilfe eines Heiligen, zu dem die Verunglückten einen Stoßseufzer sandten, wurden sie gerettet, und dankbar bezeichneten sie die Stelle, wo ein Wunder ihr Leben erhielt. Ich finde diese Gewohnheit sehr löblich, obgleich anfangs die gräßlichen Bilder dem furchtsamen Reisenden zuweilen Schrecken einjagen. Aber was gehen den braven Tiroler die furchtsa-

men Reisenden an? ist er doch in seinem Lande, und niemand soll es ihm verargen, wenn er die Erinnerung an überstandene Gefahren durch sinnliche Denkmähler stets wieder hervorzurufen strebt, denn wahrlich jene Erinnerung ist eins der süßesten menschlichen Gefühle. Ich spreche aus Erfahrung.

Als ich nach Sibirien geschleppt wurde, begab es sich eines Tages, da wir die Grenzen jener Einöde schon überschritten hatten, daß wir, bei regnichtem Wetter, einen langen, steilen Hügel, am Fuße des uralschen Gebirges, hinauffahren mußten. Die Wege waren schlüpfrig, die Pferde ermüdet, strauchelten oft, blieben öfter stehen, konnten nur durch kräftige Peitschenhiebe sehr langsam vorwärts getrieben werden. Ich stieg aus, und ging zu Fuße bis auf die Spitze des Hügels. Da stand, auf zwei hölzernen Stufen, ein griechisches Kreuz unter einem kleinen Dache. In meinem Mantel gewickelt, setzte ich mich auf die obere Stufe, legte meinen Rücken an das Kreuz, blickte seufzend hinab auf das Dörfchen, in dem wir eine elende Nacht zugebracht hatten, dann links auf die uralsche Bergkette, deren Gipfel aus dem Nebel hervorragten, dann gerade vor mich, auf die mühsam heraufkeuchenden Rosse, deren Henker auch die meinigen waren, und die den engen Schauplatz meiner tausendfachen Leiden — ich meine den Wagen — mir wieder zuführten — dann ließ ich auch wohl einen Blick in die Ferne schweifen, nach der Himmelsgegend, wo Weib und Kinder um mich weinten. Kurz es war ein

Chaos von unaussprechlichen Gefühlen, die, während der Viertelstunde, als ich unter dem Kreuze saß, mein Herz zerrissen. Endlich hatte der Wagen die Anhöhe erreicht, und wir fuhren weiter. — Als ich einige Monate nachher, auf meiner Zurückreise aus Sibirien, bei schönem heitern Wetter, mit hoffnungsreicher Seele, wieder an dieses Kreuz kam, da ergriff mich eine Empfindung, der ich keine Worte zu leihen vermag. Ich konnte dem Verlangen nicht widerstehen, noch einmal unter dem Kreuze zu sitzen; ich ließ den Wagen halten, sprang heraus, wickelte mich auch wieder in meinen Mantel, obgleich die Sonne warm schien, befahl den Hügel langsam hinab zu fahren, lehnte meinen Rücken, wie damals, auf der nämlichen Stelle, an das Kreuz, blickte auf das Dörfchen hinunter, das mir nun so freundlich vorkam, dann auf die uralsche Bergkette, deren Gipfel im hellen Sonnenlicht strahlten, dann auch hinüber nach der Himmelsgegend, wo Weib und Kinder des geretteten Gatten und Vaters sehnsuchtsvoll harrten. — O es war einer der genußreichsten Augenblicke! und noch jetzt ergreift mich zuweilen recht heftig der Wunsch, nur noch einmal in meinem Leben unter dem Kreuze zu sitzen! denn gerade wie die Tiroler habe ich in meinen Gedanken dies Kreuz errichtet, zur Erinnerung an überstandene Gefahren. — Auf mehreren der erwähnten Bilder sind auch junge Mädchen dargestellt, denen Bösewichter ihre Unschuld rauben wollen, die aber, durch ein wohl angebrachtes Stoßgebet, die Hilfe irgend eines keuschen Heiligen

noch zu rechter Zeit herbei riefen. Auch einem alten Manne den ein Schlagfluß auf dem Felde traf, hatte man auf der Stelle, wo der Tod ihn so plötzlich überraschte, ein Denkmahl errichtet. Sehr vergänglich sind diese Denkmähler freilich, denn gewöhnlich bestehen sie aus kleinen hölzernen Tafeln, etwa einen Schuh in's Gevierte, welche, mit groben Farben bepinselt, jeder Witterung Preis gegeben sind; aber was schadet das? wenn sie nur so lange ausdauern, als die Menschen leben, welche die Begebenheit interessirt.

Für Leute, die sich's gern bequem machen, gern gut essen und trinken, gewinnt die Reise durch Tirol abermals neue Reize, denn ich wüßte kein Land, wo ich, auch in dieser Hinsicht, lieber reisen möchte. In jedem Dorfe findest du mehrere gute, oft elegante, immer sehr reinliche Zimmer, mit weißen bequemen Betten versehen. Eine Stunde, oft auch nur eine halbe Stunde nach deiner Ankunft, wird dir ein Mal aufgetischt, bestehend aus Fleischsuppe, Fisch, Wildbraten, delikater Mehlspeise; zum Desert Konfekt und Früchte. Alles ist trefflich zubereitet. Dann trinkst du einen recht guten Landwein, der deinen Gaumen befriedigen wird, wenn du auch sonst an Bourdeaur-Wein gewöhnt wärest, und der auch vermuthlich oft genug im lieben deutschen Vaterlande für Bourdeaur-Wein verkauft wird. Der sogenannte rothe, scharfe (das heißt nicht süße) ist nach meinem Geschmack dem süßen vorzuziehen, denn der letztere, da er eigentlich nur halb süß ist, schmeckt etwas widerlich. Schnelle und freundliche

Bedienung würzt das Mahl, und am Ende iſt die Zeche ſo mäßig, das auch der Beutel weit länger gefüllt bleibt, als in der Schweiz. — Was lieſſe ſich wohl noch mehr zur Empfehlung einer Luſtreiſe ſagen? Ein herrliches Land, zauberiſche Ausſichten, wohl unterhaltene Chauſſeen, gute Pferde, wilfige Poſthalter, höfliche Poſtillons, bequemes Nachtlager, leckere Speiſen, guter Wein, freundliche Bedienung, wohlfeile Zeche. Ohne Bedenken darf ich ſelbſt ſchwächlichen Damen den Rath geben, ſich im nächſten Sommer Geſundheit und Heiterkeit in den Tiroler Gebirgen zu holen. — Fünf Stunden von Innſpruck gibt es auch Gletſcher von ungeheurem Umfang, welche dieſes Jahr von vielen Fremden, beſonders von Engländern, bereiſet worden ſind. Man ſchilderte ſie mir als außerordentlich merkwürdig. — Der höchſte Berg im Lande liegt gegen Graubündten zu, und heißt der Oertler. Er ſoll über dreizehntauſend Fuß hoch ſein. Manche Patrioten wollen ihn ſogar zum Nebenbuhler des Montblanc machen, der bekanntlich über vierzehntauſend Fuß hält. — Eine treffliche Spezialcharte von Tirol hat, blos durch Hilfe ſeines Genies, ein Bauer, Namens Peter Honig, verfertigt. Auch ein paar ſchöne Globen, die noch auf einem Schloſſe unweit Innſpruck gezeigt werden, ſind ſein Werk. Maria Thereſia belohnte ihn dafür, ſie gab ihm nämlich täglich einen Gulden. Dagegen widerfuhr ihm nach ſeinem Tode die große Ehre, daß ſein Leichnam wieder ausgegraben, und von dem Kirchhofe in die Kirche ſelbſt ge-

bracht wurde, die übrigens weder eine Westminster-Abtei, noch ein Pantheon, sondern eine gewöhnliche Dorfkirche ist.

---

15. Die Gemsenjagd.

Alle Tiroler sind leidenschaftliche Liebhaber von der Jagd. Ehe ich nach Innspruck kam, wurde mir erzählt, man habe ihnen zwar die Jagdfreiheit nicht ausdrücklich zugestanden, aber, als man in Zeiten der Gefahr ihrer Hilfe bedurfte, habe man den unbefugten Jägern durch die Finger gesehen, und thue das auch noch jetzt, um sie für ihr Wohlverhalten zu belohnen, ja man verpachte deshalb die Jagd nicht mehr; wodurch es denn aber freilich geschehe, daß die Menge des Wildes sich täglich verringere. Mich erfreute das Benehmen der Regierung, die treue Dienste, in Zeiten der Gefahr geleistet, nach wiederhergestellter Ruhe nicht vergißt, und sie auf eine Weise belohnt, die dem Volke am angenehmsten, für sie selbst zugleich am wohlfeilsten ist. Aber in Innspruck wurde ich bald eines andern belehrt. Nur damals, als der kecke Feind vor den Tiroler Gebirgspässen das Ziel seiner Siege fand, und die muthige Treue von Schützen, die nie Soldaten waren, der zitternden Hauptstadt zur Vormauer diente, nur damals gestand man vel quasi den Tirolern die Jagdfreiheit zu. Jetzt aber heißt jeder jagende Tiroler wieder ein Wilddieb, wird ergriffen, und ohne Gnade unter die Soldaten gesteckt. Es ist aber nun einmal ihre Leidenschaft, der sie mit mehr Wuth anhängen, als ein Spieler den Karten

und Würfeln. Daher ſchrecken weder Drohungen noch Strafen ſie ab. Einer, der ſchon mehrmals ertappt worden war, bekannte laut: »und wenn ich gleich wüßte, daß der nächſte Baum ein Galgen für mich ſein werde, ſo müßte ich doch jagen.« — Eigennutz kann ihn nicht antreiben, ſeine Freiheit zu wagen, denn eine geſchoſſene Gemſe, die höchſtens fünfzig bis ſechzig Pfund, oft weniger wiegt, trägt ihm, mit ſammt der Haut, die nur im Herbſte brauchbar iſt, etwa zehn bis zwölf Gulden ein. Um dieſen elenden Preis ſetzt er ſich tauſend halsbrechenden Gefahren und noch obendrein dem Schimpf und einer harten Beſtrafung aus. Um dieſen elenden Preis bringt er die kälteſten Winternächte auf Klippen zu, vergräbt ſich in Schnee, und lauert ſchlaflos. Mit einem geringen Vorrath von Lebensmitteln verſehen, ſchweift er oft mehrere Tage lang in den öden Gebirgen umher, hungert und durſtet, und findet dennoch ſein höchſtes Glück in dieſer Lebensart. Die Beute kann er überdies nur mit ängſtlicher Vorſicht verkaufen, doch wird ihm das ſo viel möglich durch die Herrn Geiſtlichen zu Wiltau erleichtert, welches ein Kloſter im Gebirge iſt, wo man gern Wildbraten ſpeiſet, auch das ganze Jahr hindurch reichlich und wohlfeil damit verſehen ſein ſoll. Gleichermaßen bieten die Gaſthöfe zu Innſpruck ihnen gern die Hand zum Abſatze des Geſchoſſenen, das ihnen bei nächtlicher Weile zugetragen wird. — Einem Jäger allein kommt ſelten oder nie eine Gemſe zum Schuß; mehrere müſſen ſich vereinigen und das Wild umkreiſen. Eine

Gemsenherde stellt immer eine Schildwache aus. Auf einer Felsenspitze, die nicht mehr Raum darbietet, als etwa die fünf Fingerspitzen, wenn man sie zusammen preßt, steht dennoch die Gemse mit allen vier Füßen; schon in weiter Ferne wittert sie den Menschen, augenblicklich gibt sie einen lauten, pfeifenden Ton von sich, und husch ist die ganze Herde mit entsetzlichen Sprüngen verschwunden. Außer den Gemsen gibt es, doch seltener, auch Hirsche, häufiger Bären, Wölfe, Füchse, Dächse, Murmelthiere; von dem Fette der letztern trinken kreisende Frauen, um eine schwere Entbindung zu erleichtern. Schwarzwild findet man nicht.

Die Wilddiebe pflegen verlarvt zu gehen, oder sonst auf irgend eine Weise ihre Gesichter unkenntlich zu machen. Erblicken sie von ferne einen Jäger, so winken sie ihm mit der Hand, sich schnell zu entfernen, rufen ihn auch wohl zu: geht, oder man wird Euch bedienen. Thut er es nicht, so legen sie an, und sucht er sein Heil nicht bald in der Flucht, so drücken sie auch wohl los, doch nur, wenn sie sich selbst nicht anders mehr zu retten wissen. Erkennt der Jäger dennoch einen unter ihnen und gibt ihn an, so mag er sich vor der Rache hüten. Es gibt davon traurige Beispiele. Ein Wilddieb, der viele Jahre unter einem entfernten Regimente hatte dienen müssen, kam endlich in sein Vaterland zurück, kletterte sogleich wieder auf die Jagd, begegnete seinen Angeber, und schoß ihn todt. Ich weiß doch nicht, ob die Regierung nicht besser thun

würde, dieſem unbezwingbaren Hange lieber nachzugeben. Einem Volke, das im Nothfall ſeine Grenzen vertheidigen muß, ſollte es immerhin erlaubt ſein, ſich im ſteten Kriege mit wilden Thieren zum Kriege mit wilden Menſchen vorzubereiten. Ich möchte doch wiſſen, ob die Tiroler ſich ſo tapfer gegen die Franzoſen vertheidigt haben würden, wenn ſie nicht lauter geborne Jäger wären?

---

16. Tirol.

Einer gewaltigen Menge von Salzfuhren begegnet man auf den Landſtraßen. Sie ziehen alle nach dem, jetzt dem öſterreichiſchen Scepter unterworfenen Lindau, wo ſie ihren Salzvorrath in ein anſehnliches Magazin niederlegen. Aus dieſem Magazin holen es die Schweizer mit großer Gefahr über die Grenze, denn die Franzoſen, welche ihnen bekanntlich die eigentliche ſüße Freiheit wieder gegeben, haben unter andern kleinen Höflichkeiten, ſie auch zwangsweiſe erſucht, von Niemand ſonſt Salz zu kaufen, als von ihnen. Die Preiſe machen ſie natürlich ſelber. —

Zwiſchen Zeil und Innſpruck iſt eine Grotte, an ſteiler Felſenwand, in ſo ſchwindelnder Höhe, daß das Auge ein daſelbſt errichtetes großes Kruzifix kaum unterſcheidet. Hieher ſoll Kaiſer Maximilian ſich auf der Gemſenjagd verirrt haben, und durch einen Engel herabgeleitet worden ſein. Eine wahre Begebenheit ſcheint dieſer allgemein verbreiteten Volksſage zum Grunde zu liegen; auch kann ich es Niemanden verdenken, wenn er glaubt, daß

helfen. Frauenzimmerkopf und Frauenzimmerherzen, wenn ſie auch ein wenig gedrückt werden, kommen leicht wieder in die alte Form.

Fr. v. Langſ. Wenn Sie doch nur nicht noch obendrein witzig ſeyn wollten. Der Elephant muß nicht tanzen. Her mit der Haube! (ſie reißt ſie ihm weg) Es iſt wahrhaftig noch ein Glück, daß der Mann nicht über den Spitzenſchleyer in der andern Schachtel gerathen iſt; er wäre im Stande geweſen, Strumpfbänder daraus zu machen.

Langſ. Ein Spitzenſchleyer? wie viel Scheffel Korn ſind dafür nach der Stadt gewandert?

Fr. v. Langſ. Dumme Frage! unſere Doris hat ſich ſchon längſt einen ſolchen gewünſcht. Vetter Hurleduſch ſoll ihr dieſen zum Geſchenk machen, wenn er ihr ſeine Liebe erklärt.

Langſ. So ſo. Liebt er ſie denn?

man von diesem schroffen Felsen nur an der Hand eines Engels herabgleiten kann.

Dicht bei Innspruck war vormals ein großer Thiergarten, wo (ich weiß nicht einmal zu wessen Vergnügen, da blos eine Dame hier residirte), allerlei Wild unterhalten wurde. Die Regierung hat ihn sehr weislich eingehen lassen, da Tirol ohnehin Mangel an Ackerbau hat. Jetzt ist Korn darauf gesäet.

Innspruck, vom grünen Innstrom umflossen, ist eine schmutzige Stadt, und zählt trotz ihrer Größe, nicht mehr als zehn bis zwölf tausend Einwohner, ein Garnison-Regiment ungerechnet. Es ist da wenig Merkwürdiges zu beschauen. Kaiser Maximilian's Grab in der Domkirche, hat schön gearbeitete Basreliefs von weißem Marmor, des Kaisers Leben und Thaten vorstellend, aufzuweisen. Im Grabe selbst liegen nur die Eingeweide des Helden; ich habe vergessen, wo man seinen Kopf gelassen hat, der doch wahrlich das Beste an ihm war. — Auffallend und einzig ist der Einfall, in die Mitte der Kirche eine doppelte Reihe von (wenn ich recht zählte) achtundzwanzig kolossalen Bildsäulen in Bronze zu stellen, die fast alle im Jahre 1528 gegossen sind, und da stehen, als ob sie bei Hofe an einem Courtage auf die Erscheinung des regierenden Herrn warteten. Es sind aber lauter Leute, denen man zu ihren Lebzeiten selbst die Cour gemacht hat, auch die reiche Erbin Tirols, Margaretha Maultasch, befindet sich darunter. Daß man hier keine Aehnlichkeiten suchen

darf, begreift ſich leicht, denn viele der Originale, z. B. Rudolph von Habsburg, Gottfried von Bouillon u. ſ. w. haben wohl nie einem Bildner geſeſſen. Da nun dieſe koloſſalen Puppen weder Kunſtwerth noch Intereſſe der Aehnlichkeit beſitzen, ſo thäte man eben ſo wohl, Kanonen daraus zu gießen. Doch nein! hier ſtehen ſie ja ſo unſchädlich, höchſtens verſteht ſich dann und wann eine ſchwangere Frau an ihnen, warum ſollte ich wünſchen, ſie in Mordſchlünde verwandelt zu ſehen?

Wer dem Küſter eine Treppe hinauf zu folgen Luſt hat, der tritt in die ſogenannte ſilberne Kapelle, weil eine ſchlechte Bildſäule der heiligen Jungfrau, und einige andere Kleinigkeiten von Silber darin befindlich ſind. Die Kapelle der Liebenden ſollte man ſie nennen, denn hier iſt das Grab der ſchönen Philippine Welſerin, jener reizenden Bürgerstochter, welcher die Liebe den herzoglichen Hut aufſetzte. Ihr Gemahl iſt der Stifter der Kapelle, und auch der Tod hat ihn nicht von ſeiner Geliebten getrennt, ſie ruhen hier neben einander. Glich Philippine dem Marmorbilde, das auf ihrem Sarge liegt, ſo war ſie wirklich ſchön, und mehr als ſchön; dieſe edlen Züge haben dem Fürſten-Purpur Glanz verliehen, nicht ihnen der Purpur. Auch blickt man gern von dem ſilbernen Tand, und ſelbſt von der trefflichen Moſaikarbeit, welche die Gräber umgibt, immer wieder in dies ſchöne blaſſe Geſicht, deſſen erhabene Ruhe freilich keine Spur mehr von Leidenſchaft trägt. Man gäbe viel darum, die Frau lächeln

zu ſehen, dann war ſie gewiß eben ſo herzenfeſſelnd als Preußens ſchöne Königin. — Woher mag es doch kommen, daß wir an der Ruheſtätte einer Liebenden weit mehr empfinden, als am Grabe des tapferſten Helden? Die Antwort iſt leicht. Zum Lieben ſind wir alle geboren, zum Todtſchlagen, dem Himmel ſei Dank! nur wenige.

Ein reiches aber ſtrenges Kloſter von liebloſen Urſelinerinnen entweiht die Stadt, in welcher die liebende Philippine Welſerin begraben liegt. Der Schlachtopfer, die hier ſeufzen, ſollen viele ſein und oft noch vermehrt werden. Das Einlaßbillet zu der klöſterlichen Seligkeit iſt ziemlich koſtbar, denn zweitauſend Gulden wenigſtens muß eine Novize mitbringen, um des Kloſterhimmels und der ewigen Reue theilhaftig zu werden. Daß die letztere jedoch, ſelbſt innerhalb der Mauern, nicht allzu laut werde, dafür wiſſen die frommen Schweſtern Rath. Sie haben nämlich einige ſtille Wohnungen bereit, die man im unhöflichen Mittelalter Burgverließe zu nennen pflegte, da überlaſſen ſie die Reuige der ſüßen Einſamkeit — auf ewig! — Unlängſt hatte ein Fräulein Pfeifersdorf dieſes Schickſal! glücklicherweiſe — ſo erzählt man — hörte ein Schornſteinfeger in ſeinem Berufe das unterirdiſche Winſeln, zeigte es der Polizei an, und das arme Mädchen wurde gerettet. Eine andere junge Nonne, ſchon Apothekerin des Kloſters, entſprang vor Kurzem, und — man denke ſich den frommen Abſcheu der alten Urſelinerinnen, die verſtohlenen Seufzer der jungen Non-

nen — heirathete wenige Tage nachher einen Soldaten vom Regiment Jordis, deſſen Kommißbrot ihr beſſer ſchmeckte als die klöſterlichen Leckerbiſſen. Jetzt ſoll die vormalige Braut Chriſti Hoffnung haben, bald ein lebendiges Kind an den mütterlichen Buſen zu drücken. Vielleicht hatte ſie einmal davon gehört, daß der gottloſe Voltaire behauptet, der Vater ihres himmliſchen Bräutigams ſei ein lockerer römiſcher Soldat geweſen.

Als ich in Innſpruck war, wurde gerade der Namenstag des Kaiſers gefeiert. Die Bürger hatten ein Scheibenſchießen veranſtaltet, und ich hatte Gelegenheit, die berühmte Kunſt der Tiroler-Schützen zu bewundern. Man ſagt nicht zu viel von ihnen. Unter zehn bis zwölf Schüßen gingen wenigſtens immer acht in's Schwarze. Die Scheibe ſelbſt fehlte Keiner. Auch war der Hanswurſt (der, wie gewöhnlich, nach jedem Schuſſe hervorkommen und die Stelle bezeichnen mußte, wo die Kugel getroffen hatte), ſo gewiß, daß Niemand vorbei ſchießen werde, daß er oft während des Schießens neben der Scheibe ſtehen blieb. Er mußte wohl nicht blos von der Kunſt, ſondern auch von der Nüchternheit ſeiner Landsleute überzeugt ſein. Abends wurde, den feſtlichen Tag zu verherrlichen, ein ſchlechtes Schauſpiel von Ziegler, Fürſtengröße, ſchlecht geſpielt. Auf dem Zettel war angekündigt: das Theater werde heute beleuchtet ſein. Das verſtehe man nicht ſo, als ſei es gewöhnlich ganz dunkel, ſondern heute waren eine große Menge Wachslichter an der Brüſtung der Logen

befeſtigt, und des Kaiſers Bild von einigen hundert Kerzen umgeben, glänzte auf der Bühne, und Herr Deniffel, der Direkteur, ſprach einen Prolog. Das Theater mit zwei Reihen Logen, deren jede, nach Geſchmack und Laune des Inhabers bunt oder einfach verziert iſt, nahm ſich recht artig aus. Leider wurde am Schluß, als man ſchon das ganze ſchlechte Stück überſtanden zu haben glaubte, noch eine Feſtung ſo lächerlich von drei Mann geſtürmt und von drei Mann vertheidigt, daß ich mit Ehrfurcht an die Pariſer Feſtungen auf dem Boulevard zurück dachte, wo die kleinen Soldaten mit hölzernen Kugeln über den Haufen geſchoſſen werden. Der Direkteur des Theaters ſteht unter einer Oberdirektion. Keiner von den Mitgliedern ſeiner Bühne iſt des Nennens werth. Bei der geringen Bevölkerung würde ein Schauſpiel ſich hier gar nicht erhalten können, wenn nicht die hier reſidirende Erzherzogin, Tante des Kaiſers, das Beſte dabei thäte. Den Offizieren gibt ſie, vom Kadeten bis zum Hauptmanne, freie Entree.

Ehe ich Innſpruck verlaſſe, muß ich noch den Wunſch äußern, die Stadt einmal in dem Augenblicke zu ſehen, wo alle Einwohner ihre Wäſche trocknen. Auf den meiſten Häuſern nämlich befindet ſich zu dieſem Behuf auf den Dächern eine Art von ſchlechter Gallerie. Dieſe Gallerien gewähren auch unbekleidet ſchon einen ſeltſamen Anblick, aber hilf Himmel! welch ein ungeheures Zelt muß die ausgehängte Wäſche bilden! und wenn der Wind alle die

Hemden bewegt, gerade in dem Augenblicke, wenn der Reisende Innspruck zum ersten Male von ferne erblickt, muß es ihm nicht vorkommen, wie eine segelnde Stadt?

Aber welche göttliche Aussichten eröffnen sich wieder, sobald man Innspruck verlassen hat! Möge des Kummers scharfe Klaue ein armes Herz noch so fest zusammen gedrückt haben, hier muß es sich wieder aufthun. Ja, ich muß es wiederholen: die Schweiz hat wahrlich nichts Schöneres aufzuweisen. Verschiedene Denkmähler, am wohl unterhaltenen Wege errichtet, sind bald mehr bald minder merkwürdig. — Daß auf einer andern Stelle ein fürstlicher Bräutigam seine fürstliche Braut empfing — das mag sehr interessant sein für das fürstliche Paar, wenn es nach fröhlicher Begehung einer silbernen Hochzeit, etwa einmal wieder den Platz betritt, wo, mit großer Verlegenheit, sich beide zum ersten Mal sahen, und mit schüchternen Blicken prüften, ob die gewechselten Miniatur-Portraits ähnlich gewesen oder nicht? — aber an einem dritten Monumente verweilt man gern einige Augenblicke. Hier ist zu lesen: daß dieser, wirklich vortreffliche Weg, zuerst von den römischen Legionen unter Septimius Severus und Julian in die Felsen gesprengt, nach Jahrhunderten wieder aufgefunden, die alten römischen Meilenzeiger zum Andenken in einem nahen Schlosse verwahrt werden. Nachher sei er oft durch Ueberschwemmungen zerstört, durch menschlichen Fleiß wieder gebessert worden, bis endlich Kaiser Joseph ihn so vollkommen herstellen lassen, als er noch

heute gefunden wird — eine Wohlthat, für die jeder Reisende ihn segnet.

In dieser Gegend von Tirol bemerkt man an dem weiblichen Geschlechte eine reizende National-Physiognomie, ovale Gesichter, schön geschnittene braune Augen, eine weiße Haut. Sie gleichen sich alle wie Schwestern, aber wie liebliche Schwestern, Schade nur, daß ihre geschmacklose Kleidung ihre Reize verunstaltet. — In jedem Wirthshause findet man nun eine Taxe für Mahlzeiten, eine löbliche Gewohnheit, nur die Klassifizirung der Mahlzeiten hat mir ein Lächeln entlockt. Die erste große Eintheilung ist in Fleisch- und Fasttage gemacht, dann gibt es Herren-Mahlzeiten, Fuhrmanns-Mahlzeiten, Hochzeitmahle, und bei den letzteren ist für Frauenzimmer die seltsame Einschränkung gemacht, daß sie acht Kreuzer weniger bezahlen als die Mannspersonen. Das ist übrigens sehr billig und sollte wohl überall so sein, denn sie essen und trinken ja in der That weniger. — In diesen Gegenden wird schon, wie überhaupt in ganz Italien, das Leinenzeug nicht mehr geplättet, sondern bloß gewaschen, welches einem verwöhnten Gefühl unsanft thut. — Die schöne Landschaft wird hie und da durch die unendliche Menge von abgelaubten Bäumen (ich glaube, es sind Eschen) verunstaltet; man freut sich aber doch zu sehen, daß der Landmann nichts vernachläßigt, um seinem Vieh im Winter Futter zu verschaffen. Eine Bäuerin versicherte mich, das Vieh fresse die Blätter sehr gern, und befinde sich wohl dabei. Warum ahmt man dies Beispiel im Nor-

den nicht nach? besonders in Lief- und Esthland, wo das Vieh so oft im Winter Stroh fressen muß? Fehlt es etwa an Händen, um die Blätter einzusammeln? aber ein einziger Baum gibt reiche Ausbeute, und erfordert wenige Zeit ihn zu entlauben. An tauglichen Bäumen ist auch kein Mangel, denn nicht blos die Esche dient dazu, auch die Ulme, ja sagar der Eichbaum, wie ich nachher oft in Italien zu sehen Gelegenheit hatte.

Bis Mittewald kamen die Franzosen; hier steckten die wackern Tiroler ihrem Vordringen ein Ziel. Aber freilich erkauften sie ihre Siege oft theuer. Der Postmeister zu Mittewald liefert ein trauriges Beispiel, wie viel Unglück zuweilen das Schicksal plötzlich über einen Menschen zusammen häuft. Er war ein wohlhabender Mann, ein glücklicher Gatte und Hausvater. Da kamen die freien und edlen Franzosen, raubten ihm alles, und schossen ihm zwei Häuser in den Grund. Seine Gattin wurde vor Schrecken wahnsinnig. So irrte sie in den Feldern umher, er mußte sie einsperren. Kaum war der Feind verjagt, so stellte sich die Pferdeseuche ein, und ihm fielen sechsunddreißig Pferde. So blieb er auf den Trümmern seines Glücks, vor der verriegelten Thür einer wahnsinnigen Frau sitzen. Jetzt war seit drei Wochen wenigstens diese in der Besserung, nur noch melancholisch; sie nahm sich aber doch schon wieder, zu des Mannes Freude, der häuslichen Geschäfte an. Ich meine, der Kopf, der so viel Elend zu ertragen vermag, muß sehr stark oder sehr schwach sein.

Der Weg zwiſchen Briren und Botzen iſt wiederum äußerſt romantiſch; immer rechts ſchroffe Felſen, links ein jäher Abgrund, unten der reißende Strom, die Eiſach, den ich faſt einen viele Meilen langen Waſſerfall nennen möchte. Doch auch hier ſind dem rauhen Boden überall kleine fruchtbare Plätze abgetrotzt, und Millionen Kürbiſſe ſchimmern aus jeder Steinritze hervor. Beſonders wird der Weinbau hier herum ſehr emſig betrieben. Der Tiroler Wein iſt recht gut, wohlfeil, und ich kann mich nicht genug wundern, daß wir ihn im Norden nie zu trinken bekommen. Oder trinken wir ihn vielleicht nur unter vornehmerem Titel? —

Botzen iſt ſchön, eine halbe italieniſche Stadt, wird auch hier meiſtentheils Bolzano genannt. Man hört weit mehr italieniſch als deutſch reden. Auf den Dächern ſieht man ſchon ſogenannte Logen, um die friſche Luft daſelbſt zu genießen. Auch erſcheint, nach italieniſcher Sitte, kein Frauenzimmer mehr in dem Zimmer des Reiſenden, Mannsperſonen bereiten ſogar die Betten. — Die komiſchſten Kopfzeuge in Aſien und Europa werden von den Weibern der Wotiäken und von den Bürgerfrauen zu Botzen getragen. Die erſteren habe ich auf meiner Reiſe nach Sibirien geſchildert; die letzteren beſtehen aus einer Art von dreieckichten Mannshüten, von ſchwarzem Flor, die aber faſt in den Nacken geſetzt werden; vorn läuft eine Art von ſchwarzem Zipfel, wie man ihn bei tiefer Trauer hin und wieder in Deutſchland trägt, bis auf die Stirn. Das Drol-

lige und Häßliche des Ganzen läßt sich nicht mit Worten beschreiben.

Immer mehr und mehr sieht sich der Nordländer mitten unter Gegenstände gezaubert, die im Vaterlande ihm fast fremd waren. Maisfelder dehnen sich vor ihm aus, in Rahmen von goldgelben Kürbissen gefaßt. Aus Meilen langen Bogen-Gängen winken ihm blaue Trauben. Gleich Guirlanden, um ein Fest zu schmücken, sind die Weinreben von Ulme zu Ulme gezogen. Die Gebüsche am Wege hat der wilde Hopfen so dicht umrankt, daß man die Straße mit nichts als Lauben eingefaßt glaubt. Lange Alleen von Maulbeerbäumen ziehen sich an andern Stellen den Weg entlang. Cypressen ragen hie und dort gleich hohen Pyramiden hervor, echte Kastanien, Stämme von ungeheurem Umfang, überschatten mit tausend Zweigen die Rasen, große Feigenbäume lassen ihre Zweige verworren in einander laufen, hohes, an der Spitze gefiedertes Rohr, scheint neidisch zu eilen, um die höhern Bäume im Wachsthum zu erreichen — und zwischen allen diesen sieht man hübsche, braunäugige Bäuerinnen wandeln, mit schwarzen Zöpfen, silbernen Nadeln darin gesteckt, Wallfahrts-Lichtern in den Händen, und — ohne Andacht in den schalkhaften Mienen. So befriedigt, und so erwartungsvoll betritt der Reisende Welschlands Grenze, eilt rasch durch Trient, wo ihn die Erinnerung an das tridentinische Konzilium nicht zurück zu halten vermag, und erreicht, von dem mannigfaltigsten

Fr. v. Langf. Das weiß ich nicht. Das mag er halten, wie er will. Aber sagen soll er es, und heirathen soll er sie.

Langf. In Gottes Namen!

Fr. v. Langf. Ich will, daß die Sache noch heute beendigt werde, den morgen wird er mündig, und da könnt' er leicht Sprünge machen.

Langf. Aber der Sprung in den Ehestand ist doch auch ein gefährlicher Sprung.

Fr. v. Langf. Haben Sie etwa den Hals gebrochen?

Langf. Gebrochen nun wohl eben nicht, aber stark gebogen.

Fr. v. Langf. Und das von Rechtswegen! Du mein Himmel! wenn wir euch nicht immer auf dem Nacken säßen, was würde da herauskommen? Ueber Ich und Nicht-Ich zu räsonniren; die Wiederkunft eines Kometen zu berechnen; den Zirkel in ein Quadrat zu bringen; ja das verstehr ihr Männer! Aber in der großen Welt auch nur

Einen

Genuſſe berauſcht, aber nicht geſättigt, das merkwürdige Verona.

---

17. Zwiſchen Verona und Florenz.

Was ich über Verona, Mantua, Modena und Bologna etwa zu ſagen weiß, verſpare ich bis zu meiner Zurückreiſe, weil ich alsdann alle dieſe Städte noch einmal zu ſehen hoffe. Des Lachens konnte ich mich nicht enthalten, als ich über die Brücke fuhr, welche die kaiſerlichen Staaten von der cisalpiniſchen Republik trennt, und ſogleich an der erſten Gaſſenecke mit großen Buchſtaben geſchrieben fand: Circondario della libertà (Stadtviertel der Freiheit), dem aber auch ſogleich die lebendige Widerlegung, eine franzöſiſche Schildwache, hinzugefügt war. Mit den Päſſen wird man in dieſer ſogenannten Republik eben ſo unnütz und über die Gebühr herumgezogen, als im Oeſterreichiſchen. In jeder Stadt, an jedem Thore, in jedem Wirthshauſe muß man ſie vorzeigen, überall werden ſie eingeſchrieben, abgeſchrieben, beſchrieben und unterſchrieben, ſo daß man endlich eine Sammlung von fünfzig verſchiedenen Händen und fünfzig verſchiedenen Siegeln erhält. An den Thoren muß man Viertelſtunden lang, und oft noch länger warten, ehe man herein- oder herausgelaſſen wird. In manchen Städten muß man ſich ſogar perſönlich vor der Polizei ſtellen.

Die einzige italieniſche Stadt, die ich zur Nachtzeit durch Laternen erleuchtet geſehen habe, iſt Verona. Sollte

man es für möglich halten, daß ſogar Rom und Neapel nichts von Straßenbeleuchtung wiſſen? man müßte denn hie und da ein ſchwaches Lämpchen vor einem Madonnenbilde dafür gelten laſſen. Sobald es finſter wird, darf man ſich nicht mehr ohne Laterne oder Fackel auf die Gaſſe wagen, und wenn etwa ungeſtümes Wetter dieſe verlöſcht (wie mir einige Mal geſchehen), ſo tappt man in dieſer Finſterniß in Städten herum, die durch Banditen und Aſyle für Mörder längſt berühmt geworden ſind. Wer lernen will, wie eine Stadtpolizei nicht eingerichtet ſein muß, der reiſe nur nach Italien.

Hingegen muß ich die Polizei der Landſtraßen größtentheils rühmen. Die Chauſſeen und Brücken ſind gut unterhalten, die Ueberfahrt über den oft gefährlichen Po iſt als Muſter zu empfehlen. Eine große, ſolid gebaute fliegende Brücke, mit der möglichſten Bequemlichkeit und Sicherheit, für Equipagen und Pferde ſowohl, als für Fußgänger eingerichtet, hängt mit einer Reihe von Kähnen zuſammen, deren letzter in der Mitte des Stroms feſt vor Anker liegt, und ſo wird die Brücke, blos durch die vereinigten Wirkungen des Stroms und des Steuerruders, leicht und ſchnell an das andere Ufer geführt. Wenn ich dagegen an die unangenehmen und unſichern Ueberfahrten über die Weichſel und Memel gedenke, oder gar an die elenden Prahmen in Kurland, wo das Waſſer immer Fuß hoch zu allen Seiten herein dringt; ſo ſchmerzt es mich, daß der ſonſt ſo fleißige Norden hier einmal vom faulen Süden übertroffen wird.

Auch in andern Ländern habe ich wohl schon oft gefunden, daß schlechte Gasthöfe sich durch pompöse Aushängeschilder ein Ansehen zu geben suchen, und daß man sich in solchen Fällen auf kein Bildniß eines Kaisers oder Königs verlassen darf; in Italien treiben sie aber das Ding noch viel weiter; denn da trägt nicht allein das Haus selbst einen respektabeln Namen, sondern auch jedes Zimmer. In Novi z. E. hießen vier schlechte Stuben: Venedig, Neapel, Rom und Paris. In einer andern kleinen Stadt führten sie gar die Namen der vier Welttheile, und über der fünften stand: Rußland.

Das vormalige päpstliche Kastell San Urbino, prangte an seinen Thoren mit einer lateinischen Inschrift, welche den Leser unterrichtet: »Das Kastell sei erbaut worden, um den geistlichen Schafstall vor den reißenden Wölfen zu bewahren" Die reißenden Wölfe, die jetzt die Besatzung dieses Kastells ausmachen, haben die Inschrift stehen lassen.

Wenn man über die Apenninen geht — ich sage gehen — denn wer die Schönheiten dieser Gebirge recht genießen will, muß sich nicht verdrießen lassen auszusteigen, und, wie ich gethan habe, den Weg größtentheils zu Fuß zu machen — wenn man also über die Apenninen geht, so wird man durch eine sehr interessante Auf- und Abstufung der schaffenden Natur auf das Angenehmste unterhalten. Erst pilgert man langsam aufwärts durch Weinberge, an welche in einer gewissen Höhe sich Kastanienwälder

ſchließen. Wo dieſe enden, fangen die Eichen an, die bald einem niedrigen Buſchwerk und Wachholdergeſträuch Platz machen; hierauf folgt Farrenkraut, bis endlich nackte Felſenſpitzen erſtiegen ſind. Eben ſo geht es wiederum abwärts in umgekehrter Ordnung, nur mit dem Unterſchiede, daß am jenſeitigen Fuße der Gebirge ſich noch einige Produkte des wärmern erreichten Himmelsſtriches anreihen, denn jetzt erblickt man zum erſten Male die herrliche Cypreſſe, den lichtgrünen Oelbaum. Vor den Früchten des letztern warne ich den neugierigen Reiſenden, wenn ſie auch noch ſo ſchwarzblau herab winken; ſie ſind entſetzlich bitter, man wird den bittern Geſchmack den ganzen Tag nicht wieder los: dieſe den reifen Oliven beiwohnende Bitterkeit verlieren ſie nur durch Räuchern.

In den Apenninen war gerade Kaſtanienernte, Jung und Alt in den Wäldern zerſtreut, die Kaſtanien von den Bäumen zu ſchlagen, und dann die flachlichte Frucht mit kleinen hölzernen Zangen aufzuſammeln. Welche Wohlthat der Natur iſt für die faulen Italiener dieſe in ungeheurer Menge ohne Pflege reifende Frucht! wenn der Nordländer ſeinen Kartoffeln Acker und Fleiß widmen muß, ſo ſchlendert der Italiener blos zum Zeitvertreib hinaus, um bei ſeiner Kaſtanienernte ein fröhliches Volksfeſt zu begehen.

Wenn man auch nicht weiß, daß man die toskaniſche Grenze betreten hat, ſo erräth man es bald, weil Fleiß, Reinlichkeit, Heiterkeit und Schönheit dies einſt ſo weiſe beherrſchte Völkchen auszeichnen. Die Bauermädchen in ihren runden, mit Blumen beſteckten Hüten ſehen allerliebſt aus.

Am Abhang der Apenninen liegt eine Villa, welche den Medicis zugehörte, als sie nur noch Kaufleute waren. Der Anblick von Florenz, mit den umliegenden Hügeln, die alle mit weißen, freundlichen Häusern besäet sind, wird von Vielen für einzig gehalten. Auch ich habe ihn schön und lieblich gefunden, weit lieblicher als die Aussichten in Tirol; aber den hohen, imponirenden Charakter jener erreicht er doch bei weitem nicht. Die Gegenden um Florenz ergetzen, erheitern; die Gegenden in Tirol füllen die Brust mit unnennbarem Entzücken; jene kann man wieder vergessen, diese nie!

---

18. Zambeccari's Luftfahrt.

(Aus Bologna.)

Zambeccari, der eiserne Mann mit dem unerschütterlichen Muthe, ist wahrhaftig merkwürdig. Er hat alles, und mehr gelitten, als ein Sterblicher leiden kann, er hat, im eigentlichsten Wortverstande, mit allen Elementen gekämpft, er liegt in diesem Augenblicke verstümmelt, krank darnieder, und dennoch denkt er an nichts, spricht von nichts, als von neuen, halsbrechenden Versuchen. Da seine letzte Luftfahrt (am 22. August dieses Jahres) theils in wissenschaftlicher Rücksicht Aufmerksamkeit verdient, vorzüglich aber einen Menschen bei der größtmöglichsten Gefahr in seiner ganzen Kraft darstellt, ja, da man kühn behaupten darf: in einer solchen verzweifelten Lage befand sich, seit es Menschen gibt, noch kein Sterblicher, so glaube

ich, man werde gern mehr darüber lesen, als die magern Zeitungsberichte geliefert haben. Hier ist ein getreuer Auszug aus der Relation, welche die hiesige Gesellschaft der Wissenschaften (die eifrige Beförderin jener Experimente) unter ihrer und Zambeccari's Unterschrift hat drucken lassen. — Am 21. August um Mitternacht verkündeten drei Kanonenschüsse den Anfang des Versuchs. Der Ball wurde aus der Kirche delle Acque, wo er verfertigt worden, nach der nahe gelegenen Wiese gebracht. Er hatte dreißig Bolognesser Fuß im Durchschnitt, welche etwas über fünfunddreißig Pariser Fuß ausmachen. Eine zirkelförmige Lampe mit Weingeist war angebracht, sie hatte ringsum vierundzwanzig Löcher, sämmtlich mit Klappen versehen, um sie schnell zu öffnen oder zu verschließen, je nachdem die Flämmchen verlöschen oder sich wieder entzünden sollten. Das Gewicht der ganzen Maschine sammt den beiden Reisenden und deren Geräthe betrug achthundert und fünfzig bolognesser Pfund, wozu man noch so viel Ballast rechnen muß, als nöthig war, um die Maschine fast im Gleichgewicht zu erhalten, jedoch mit einem ganz kleinen Uebergewicht, und folglich einer Neigung zum Fallen. Um drei Uhr Morgens wurde der Anfang mit dem Füllen gemacht. Aus sechzehn Tonnen, die im Kreise um zwei große, mit Wasser gefüllte Kufen standen, entwickelte sich das Gas, und stieg gereinigt in den Ball hinauf. Die Direktion des chemischen Apparats war den beiden Brüdern Domenico und Gaetano Sgarzi anvertraut; durch ihre Geschicklichkeit und mit Hilfe der

Herren Tartarini und Fratta ging dieſes Geſchäft ſchnell und glücklich von Statten. Es war voraus beſtimmt, den Luftball bis auf zwei Drittel zu füllen, man brauchte dazu dreitauſend fünfhundert achtundvierzig Pfund Zink, mit dem nöthigen Verhältniß von Schwefelſäure und Waſſer. Schon nach einer Stunde fing der Ball an ſich ſelbſt zu bewegen, und man würde ſehr bald bis zu dem vorgeſchriebenen Maße der Füllung gelangt ſein, hätte man die Operation nicht oft unterbrechen müſſen, um erſt die Gondel und dann die Gallerie bequem zu befeſtigen; die letztere wurde nach und nach, ſo wie die aufſteigende Kraft zunahm, mit dem Nöthigen beladen.

Um ſechs Uhr Morgens riefen abermals drei Kanonenſchüſſe die Zuſchauer aus der Stadt. Sie ſtrömten in dichten Haufen herbei; die mit Einlaßbilleten Verſehenen füllten die Schranken, das Volk kletterte auf die Hügel rings umher, der Anblick war groß und einzig. Aller Augen hefteten ſich ſtarr auf die Luftſchiffer, die mit der gemeſſenſten Vorſicht zu ihrem Aufſluge ſich bereiteten.

Jetzt war die chemiſche Operation vollendet, der Ball in der Mitte durch ein doppeltes Seil verſchloſſen, welches leicht durch einen Ring lief, den man nicht hoch über den Boden angebracht hatte; die Gallerie war beladen, der Ballaſt eingenommen — um halb eilf Uhr beſtiegen Zambeccari und Andreoli die Gondel. Zuerſt machten ſie einen ſehr merkwürdigen Verſuch mit den Rudern. Sie warfen fünfundzwanzig Pfund aus, und ſtiegen alſobald ſo hoch,

als das fünfzig Fuß lange Seil erlaubte, welches den Ball noch hielt. In dieſer Höhe bewegten ſie die Ruder regelmäßig, und ſiehe da, die Maſchine folgte gleichfalls ziemlich regelmäßig, in abſteigender Richtung, der Bewegung der Ruder, überwand alſo die Kraft von fünfundzwanzig Pfund. Einige wollten zwar noch zweifeln, daß wirklich die dazwiſchen tretende Kraft der Ruder groß genug ſei, um jene aufſteigende Kraft zu überwältigen, ſie meinten, der Strick thue dabei das Beſte. Da aber der Strick immer ſchlaffer wurde, je mehr der Ball ſich zur Erde neigte, und er dennoch den Rudern gehorchte, ſo verſchwanden alle Zweifel. Jetzt wurde ein zweites Experiment gemacht. Die ausgeworfenen fünfundzwanzig Pfund wurden wieder eingenommen, und noch fünf Pfund darüber, daß folglich das ganze Gewicht die aufſteigende Kraft um fünf Pfund übertraf. Nicht mehr als zwei angezündete Flämmchen waren hinreichend, den Ball ſichtbar anzuſchwellen, und die ſo verdünnte Luft hob ihn langſam ſo hoch, als des Strickes Länge erlaubte. Sobald aber durch die Klappen die beiden Flämmchen wieder unwirkſam gemacht wurden, wurde der Ball auch wiederum ſchlaffer, und ſenkte ſich langſam. Ein kleiner Windſtoß trieb ihn aber gegen die Segelſtangen, daher mußte das Seil etwas angezogen werden, um ihn davon abzuhalten.

Der dritte Verſuch beſtand im Anzünden von ſechs Flämmchen, deren Wirkung natürlich um ſo ſchneller war. Aber der Ball ſenkte ſich nicht, als die Flämmchen ausge-

lösch wurden, sondern erhielt sich ungefähr zwei Minuten in dieser Höhe; so viel Zeit war erforderlich, um seine Temperatur mit der der umgebenden Luft wieder in's Gleichgewicht zu bringen. Dann stieg er sanft und mit gleichförmiger Bewegung herab wie das erste Mal.

Nach diesen Versuchen schickten sich die Luftschiffer zur Abreise an. Vorher prüfte man noch einmal das Gewicht der ganzen Maschine, und überzeugte sich, daß nur ein Uebergewicht von einigen Pfunden sie zum Fallen geneigt mache. Jetzt wurden acht Flämmchen angezündet, das Seil losgelassen, und alsobald geschah der Aufflug. Es war zehn Uhr fünfzig Minuten. Der Barometer zeigte 27 Pariser Zoll, sieben Linien, der Reaumursche Thermometer stand auf 17,33. Es wehte ein leichter Nordwestwind. Der Donner von sechs Kanonenschüssen vom Berge St. Michael empfing die kühnen Schiffer in den Regionen der Luft. Das Aufsteigen geschah so abgemessen und langsam, daß man ganz deutlich gewahr wurde, wie die durch die Kanonen erschütterte Luft die Gondel schwanken machte. Wenige zerstreute Wolken zogen am Himmel, die Luft war still, der Wind sehr gering, veränderlich in verschiedenen Höhen, doch am veränderlichsten unten auf der Erde. Da dieser Umstand den Ball hinderte, sich weit von Bologna zu entfernen, so blieb er fast immer im Gesichtskreise der Zuschauer; von den Spitzen aller Hügel, und von den Thürmen verfolgte ihn das Auge bis zu seinem Niedersteigen. Die Verticalbewegung war ziemlich einförmig und

ſtets abgemeſſen durch die Kunſt der Luftſchiffer; die aufſteigende Bewegung zeigte ſich verſchieden, je nachdem der Ball andere Luftſtröme durchſchnitt; anfangs ging er nach Süden, dann gegen Weſten, endlich nach Norden, und in dieſer Richtung entfernte er ſich von Bologna. Die Reiſenden manövrirten fleißig, und machten folgende Bemerkungen:

1. Die oben erwähnte Kunſt, die Temperatur des Balles nach Gefallen zu verändern, erfüllte ganz ihre Erwartung. Mit einem einzigen angezündeten Flämmchen mehr beſchleunigten ſie augenblicklich das Aufſteigen, oder verzögerten es, indem ſie das Flämmchen wieder auslöſchten. Erhielten ſie die Flämmchen brennend in beſtimmter Anzahl, ſo erhielt ſich auch der Ball in gleicher Höhe; verſchloſſen ſie dann nur eine einzige Klappe, ſo fing er an zu ſinken.

2. Beim Auslöſchen der Flämmchen war die Wirkung nicht ſo ſchnell als beim Anzünden; es verging dann wohl eine Minute, ehe das Steigen des Balles aufhörte, und er ſich nach und nach wieder zum Falle neigte, vermuthlich weil das Erwärmen der Temperatur abhängiger von der aufſteigenden Flamme iſt, als das Kühlerwerden von der verloſchenen.

3. Etwas Beſonderes beobachteten die Reiſenden ein- oder zweimal. Wenn nämlich der Ball gleichſam ſtehend oder ruhend war, fing er einige Mal von ſelbſt an ſich ruckweiſe zu erheben, ohne daß das Feuer dabei wirkte.

Einen Schritt zu thun, ohne zu ſtolpern, das ſeyd ihr unfähig, wenn die Weiber euch nicht immer am Gängelbande leiten.

Langſ. So ſo. — Aber wär' es nicht beſſer mein Schatz, wir machten dem Vetter bekannt, daß die Vormundſchaft Morgen ein Ende hat?

Fr. v. Langſ. Bekannt? Wozu?

Langſ. Damit es nicht ausſieht, als ob wir ihn zu der Wahl überredet oder gezwungen hätten.

Fr. v. Langſ. Da haben wir es! Sind Sie nicht das Haupt der Familie?

Langſ. Das Haupt? allerdings.

Fr. v. Langſ. Und iſt Vetter Hurlebuſch nicht ein Glied der Familie?

Langſ. Ein Glied, jawohl.

Fr. v. Langſ. Nun folglich. Das Haupt befiehlt, die Glieder gehorchen; denn das Haupt iſt der Sitz der Vernunft, und die Vernunft bin ich.

Langſ. Sind Sie.

Dieſe kleine Anomalie ſchrieb Zambeccari der verſchiedenen Temperatur der umgebenden Atmoſphäre zu, die vielleicht durch die Sonnenſtrahlen oder das Reflektiren derſelben in den Wolken begründet wurde.

4. Dieſe Kleinigkeit ausgenommen, wurde es den Luftſchiffern ganz leicht, die Vertikalbewegung zu leiten, ſich nach Gefallen zu erheben, herab zu laſſen, oder in einer gewiſſen Höhe zu bleiben. Einen ſolchen Verſuch machten ſie im Angeſicht aller Zuſchauer, indem ſie über Ronzano aus einer großen Höhe bis auf fünfhundert Fuß von der Erde herabſtiegen, und dann wieder zur vorigen Höhe ſich hinauf ſchwangen.

5. Auf der ganzen Reiſe kam die durch den Barometerſtand beſtimmte Höhe vollkommen mit den Anzeigen überein, welche man durch die von Zambeccari ſogenannte anemometriſche Schnellwage erhielt. Die kleinſte Höhe des Barometers war zwanzig Pariſer Zoll, folglich erhob ſich der Ball nicht höher als bis zu ſechs tauſend neun hundert acht und neunzig Bologneſer Fuß. Die kleinſte Höhe des Thermometers war neun Grad Reaumur.

6. Der Ball durchſchnitt einmal eine nicht ſehr dichte Wolke, die ſich plötzlich auflöſte. Weder indem man der Wolke ſich näherte, noch auch bei deren Berührung, ergaben ſich fühlbare Anzeigen von Elektricität. Vermuthlich zertheilte ſich die Wolke ſchon bei der bloßen Annäherung durch den darauf wirkenden Druck des Luftballs, wenigſtens ſpürten die Reiſenden nicht die geringſte Feuchtigkeit, als ſie hindurch waren.

DIGIT. UNIVERS. LIPS.

Um ein Uhr Nachmittags ſchwebte der Ball über Capo d'Argine, einer Poſtſtation auf der Straße nach Ferrara, ſechs Meilen von Bologna. Ein Luftſtrom führte ihn nach Nordweſt. Die Reiſenden hatten anfangs nichts dagegen, aber eines Theils war der Wind zu ſchwach, um eine lange Fahrt zu unternehmen, andern Theils waren die Kräfte zweier Menſchen kaum hinreichend, um den Ball zu regieren und zugleich die gehörigen Beobachtungen anzuſtellen. Das Feuer der Lampe zu mäßigen oder zu verſtärken, je nachdem es die Umſtände erheiſchten; den Barometer und Thermometer wie auch die Magnetnadel beobachten; bei jeder Bewegung des Balles deſſen Lage unterſuchen; das waren zu gehäufte Arbeiten und Sorgen, die kleinſte Täuſchung konnte Gefahr drohen. Zambeccari entſchloß ſich daher zur Erde herab zu ſteigen, und bei dieſer Operation gehorchte der Ball abermals zum Erſtaunen dem Willen ſeiner Regierer. Tauſende von Zuſchauern waren Zeugen davon, und auf Anſuchen der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften hat die Departemental-Polizei ein Protokoll darüber aufgenommen.

Als der Ball ſich der Erde näherte, ſchwebte er über einem moraſtigen Boden, der den Luftſchiffern ein naſſes Reisfeld ſchien. Augenblicklich zündeten ſie zwei Flämmchen an, hoben ſich wieder, flogen über das Poſthaus weg, und da ſie etwa zwei hundert Schritte von da ein Feld gewahr wurden, wo keine Hinderniſſe zu befürchten waren, ſo ließen ſie ſich herab. Schon war der vier und ſiebzig Fuß

lange Anker ausgeworfen, faßte auch ziemlich feſt an einem Ulmenzweige. Die Einwohner liefen jauchzend herbei, und empfingen die Ankömmlinge mit Flintenſchüſſen. Aber der Schiffbruch erwartete ſie im Hafen. Der Ball ſtieg nämlich ſchief herab, indem er eines Theils dem Geſetze der Schwere, andern Theils dem Eindrucke des Windes gehorchte. Kaum hatte der Anker gefaßt, als der Strick ſich verwickelte und die Gondel einen Stoß erhielt, welcher den Ball ſo ſehr auf eine Seite neigte, daß der brennende Spiritus überlief. Die Flamme breitete ſich ſogleich auf der Gallerie aus, die unglücklicherweiſe noch ganz naß von verſchüttetem Spiritus war. Vom Feuer ergriffen und durch die plötzliche Gefahr verwirrt, hatten die Reiſenden nicht Gegenwart des Geiſtes genug, augenblicklich die aufſteigende Kraft um ſo viel zu vermehren, als nöthig geweſen wäre, den Ball vom ferneren Sinken zurück zu halten. Er fiel mit ſeinem ganzen Gewichte zur Erde, und dieſer neue heftige Stoß verurſachte ein abermaliges Ueberfließen des Spiritus, wodurch die Flamme noch mehr um ſich griff. Zum Unglück erreichte ſie eine Flaſche, in der noch ungefähr dreißig Pfund enthalten waren, die ſich plötzlich mit einem ſtarken Knall entzündeten. Die beträchtliche Verringerung des Gewichts verurſachte, daß die Maſchine mit großer Gewalt aufprallte, indeſſen hielt ſie der Anker. Fall, Stoß und Zurückprallen war das Werk eines Augenblicks. Der verwickelte Strick drohte das Ruder zu zerbrechen. Zwei Menſchen klammerten ſich an den Maſtbaum und verſuch-

ten auf dieſe Weiſe den Ball zu halten. Indeſſen ſchrien die vom Feuer umgebenen Luftſchiffer, man ſolle das Seil anziehen. Ihre Kleider brannten, ihr Geräthe, das Netz, die Stricke der Gallerie, Alles ſtand in Feuer. Da war nicht lange zu rathſchlagen. Zambeccari goß ſich eine Flaſche Waſſer über den Kopf, und es gelang ihm wenigſtens, das ihn zunächſt umgebende Feuer zu löſchen. Andreoli, um ſich ſchnell zu retten, klimmte am Ankerſeil herab. Aber ſeine Eilfertigkeit und die Erſchütterung waren Schuld, daß ihm das Seil wieder entſchlüpfte, er ſtieß ſich heftig gegen den Maſtbaum und von da fiel er ſehr unſanft zur Erde. Da der Ball auf dieſe Weiſe plötzlich ſo viel an Gewicht verloren hatte, ſo ſtrebte er jetzt wiederum ſo gewaltſam in die Höhe, daß keine Kraft vermögend war, ihn zu halten. Die beiden Menſchen, die ſich unter dem Maſtbaum angeklammert hatten, und ohnehin durch Andreoli's Fall aus ihrer Lage geſchreckt worden waren, konnten dem heftigen Strammen des Seils nicht länger widerſtehen und wurden zurück geſchnellt. Alſobald erhob ſich die Maſchine mit entſetzlicher Schnelligkeit; das durch den Stoß verurſachte Schwanken der Gallerie währte noch ſehr lange; man konnte es deutlich bemerken, und es ſchien allen Zuſchauern von ſehr übler Vorbedeutung. So lange man Zambeccari mit den Augen folgen konnte, ſah man ihn beſchäftigt, ſich das Feuer von den Kleidern zu ſtreichen, und alles Brennende, das ihn umgab, ſo gut es gehen wollte, zu löſchen oder heraus zu werfen. Aber bald verlor

man den Ball ganz aus dem Gesichte, der zu einer erstaunlichen Höhe stieg, und nordwestlich getrieben wurde. Diese ganze Katastrophe war das Werk von drei Minuten.

Trotz des mit so vielem Fleiß gesuchten aber nun verlornen Gleichgewichts verlor Zambeccari doch nicht den Muth, aber welche Hilfsmittel konnten Genie und Kunst in einer so verzweifelten Lage ihm darbieten? Er schwebte in einer so ungeheuren Höhe, daß er, nach seinem eigenen Ausdrucke, die Wolken nur noch als einen Abgrund unter sich sah. Wie hoch er eigentlich war, konnte er freilich nicht bestimmen, da der Barometer durch den Fall zerbrochen wurde. Seine ohnehin schon übel zugerichteten Hände fühlten bald die empfindlichste Kälte. Indessen stieg er doch nicht ganz so hoch, als sich wohl vernünftigerweise hätte erwarten lassen. Er sah über sich, und schloß aus der Schlaffheit des untern Theils der Maschine, daß sie noch einer größern Ausdehnung fähig sei. Eine mit Luft gefüllte Blase, die er bei sich hatte, gab ihm überdies einen ungefähren Maßstab für die dermalige Ausdehnung des Balles, der selbst in dieser fürchterlichen Höhe noch einige Falten hatte. Diese Anzeigen beruhigten ihn über die Gefahr, plötzlich herab zu stürzen, wenn die Wände des Balles zusammen fielen.

So zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, ergriff ihn ein Luftstrom, und führte ihn schnell über das adriatische Meer. Um zwei Uhr Nachmittags wurde man ihn aus einigen Gegenden gewahr, aber in der weiten Entfer-

nung konnte man den Gegenstand nicht unterscheiden; man hielt ihn für eine besondere Lufterscheinung, und die Bewohner jener Gegenden zitterten. Nach und nach ließ der Ball sich auf das Meer herab, ungefähr fünf und zwanzig Meilen von der italienischen Küste. Ein Theil der Gallerie senkte sich in das Wasser, Zambeccari selbst stand bis an den halben Leib darin, hoffte jedoch das Ufer zu erreichen oder ein rettendes Fahrzeug anzutreffen. Er warf angstvoll seine Blicke umher, aber ach! nichts als Himmel und Wasser wurde er gewahr. Der Muth verließ ihn nicht; weit, meinte er, könne er nicht von der Küste entfernt sein; der Wind, der auf der See in entgegengesetzter Richtung von derjenigen blies, die er oben in der Luft gehabt hatte, werde ihn wohl bald dahin führen. Als er aber lange vergeblich wartete, und keine Küste am Horizont erschien, wollte er sich wenigstens gegen Ermattung oder Schlaf durch Anklammern an einem Stricke sichern, und zog daher das Ankerseil nach sich, welches zu seiner Linken im Wasser hing. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er bemerkte, daß der Anker im Grunde gefaßt hatte, und folglich den Ball verhinderte, fortzurücken. Er sah augenblicklich die Nothwendigkeit ein, das Seil zu kappen; aber wie? womit? er hatte kein Instrument dazu, er hatte nicht einmal Hände zur Arbeit; die rechte war ihm erfroren, die linke verstümmelt. Die Noth machte ihn erfinderisch. Er zerbröckelte die Linse eines Fernrohres, welches er bei sich hatte, faßte das größte Stück derselben mit den

Zähnen, und fing an das von Seide gedrehte Seil durchzufeilen, welches, da es durchweicht war, leichter nachgab. Endlich gelang es ihm, die Maſchine wurde flott, mit günſtigem Winde und guten Hoffnungen trieb ſie der italieniſchen Küſte zu, und Zambeccari half, ſo viel er konnte, durch die ruderförmige Bewegung ſeiner Arme.

Wohl fünfzehn Meilen war er ſo fortgerückt, als er ſieben Fiſcherbarken begegnete, die aus Magnavacca ausgelaufen waren. Die erſten vier, als ſie die ſonderbare Maſchine auf dem Waſſer erblickten, wurden von paniſchem Schrecken ergriffen und kehrten ſchnell um. Glücklicherweiſe waren die letzten drei minder furchtſam. Sie näherten ſich jedoch ſehr langſam und vorſichtig; als ſie aber den Gegenſtand erkannt hatten, ſpannte eine derſelben ihre Segel auf und kam ſchnell näher. Antonio Malta von Chioggia — hieß der Herr der Barke, der das Verdienſt hatte, den Verunglückten zu retten. Es war die höchſte Zeit, ſchon vier Stunden ſtand er im Waſſer, die Gondel ſenkte ſich immer tiefer, und das Waſſer ging ihm, im eigentlichſten Verſtande, bis an die Kehle. Die Fiſcher thaten ihr Beſtes, und ſelbſt ſeine Rettung war nicht blos mit Mühe, ſondern auch mit Gefahr verknüpft. Vergebens verſuchten ſie auch den Ball zu halten, der, ſobald er erleichtert war, ſich mit großer Heftigkeit wieder empor hob, ſeinen Weg zuerſt gegen Comacchio, dann nach der Levante gegen die Türkei zu nahm und verſchwand.

Die gutmüthigen Fiſcher erquickten ihren Gaſt, ſo gut

ſie vermochten. Trotz der entſetzlichen Strapatzen, welche er ausgeſtanden hatte, hielt dennoch ſein ſtarker Geiſt den Körper aufrecht. Er brachte eine ziemlich ruhige Nacht am Bord der Barke zu. Am andern Morgen erreichte er Magnavacca, und kam von da nach Comacchio, wo der Delegat der Präfektur ihn ſehr gaſtfrei aufnahm und ihn beſtmöglichſt reſtaurirte.

Man denke ſich unterdeſſen die bange Sorge um ſein Schickſal, welche in Bologna herrſchte; aber man kann ſich auch ſchwerlich den ungeſtümen Jubel vorſtellen, mit welchem Zambeccari empfangen wurde. Es war ein Triumph für ihn, für die Philoſophie und für ſein Vaterland. Leider wurde die Freude durch ſeinen bedenklichen Geſundheitszuſtand ſehr gemindert. Man fürchtete, er werde die ganze rechte Hand einbüßen, er iſt aber glücklicherweiſe noch mit dem Verluſt von zwei Fingern davon gekommen; und man ſchmeichelt ſich, es werde von dieſer fürchterlichen Begebenheit nichts weiter übrig bleiben, als die faſt zur Gewißheit gediehene Hoffnung, die Luftbälle künftig nach Belieben regieren zu können.

---

19. Ein Morgen in den Apenninen.

(Fragmente eines Briefes aus Barberini unweit Florenz.)

Sie wundern ſich, lieber Freund, daß ich noch immer gern reiſe? Sie haben Recht. In meinem Alter hat man ſich ſchon an ſo manche kleine Bequemlichkeiten des Lebens gewöhnt, daß man ſich am Ende richtig Bedürf-

niſſe daraus erkünſtelt hat, deren Entbehrung, trotz aller Annehmlichkeiten des Reiſens, immer ſehr empfindlich bleibt. Ich, zum Beiſpiel, hungern kann ich wohl einen Tag, oder mit trockenem Brote ein paar Tage vorlieb nehmen, das verſtimmt mich nicht; aber des Morgens das Getränk entbehren, welches der Abbé de Lattaignaut Voltaire's Hippocrene nannte, mit einem Worte, ohne Kaffee bleiben, mag ich ſehr ungern. Aber wo nehme ich Kaffee her in den Apenninen? — Ferner iſt es mir nicht einmal genug, ihn zu trinken, ich muß auch Zeit haben, ihn zu ſchlürfen; ich muß ein Rauchopfer von braſiliſchen Blättern dabei anzünden können. Aber wo nehme ich Zeit her in den Apenninen? hier, wo der muntere Vetturino wenigſtens mit Tagesanbruch den Reiſeſtab fortzuſetzen begehrt?

Bedauern Sie mich nicht zu früh, denn ſehen Sie, ich ſitze wirklich in dieſem Augenblicke in den Apenninen, es hat eben drei Uhr (Morgens) geſchlagen; eine dampfende Schale Kaffee ſteht vor mir, und eine Dampfwolke ſteigt aus meinem Munde. Wie habe ich das gemacht? Habe ich etwa meine müden Bedienten aus dem Schlafe gepocht, und ſie gezwungen, mit gähnender Grämlichkeit für die Bedürfniſſe ihres verwöhnten Herrn zu ſorgen? — Keineswegs. Ich will Ihnen zum Behuf Ihrer künftigen Reiſe nach Italien einen Wink geben, wie man, ohne ſchreienden Egoismus, ſich helfen kann. Das vermag ich nicht beſſer zu thun, als wenn ich Ihnen die Beſchreibung eines

Abends und Morgens auf einer Reiſe von Florenz nach Rom liefere.

Trunken von den Schönheiten einer Gegend, die der Schöpfer in ſeiner beſten Laune hinzauberte, komme ich mit den letzten Strahlen der Sonne in's Nachtquartier, zwar nur eine Dorfſchenke, aber nicht ohne Bequemlichkeiten. Sie finden ein paar erträgliche Zimmer, mit Backſteinen gepflaſtert und mit Heiligen-Bildern behängt; Sie finden harte Betten ohne Kopfkiſſen mit reinlichen Laken und ſchmutzigen Bettdecken; Sie finden ein treffliches Abendeſſen von fünf bis ſechs Schüſſeln, und herrliche Früchte zum Deſſert; Alles von einer hübſchen freundlichen Wirthin aufgetiſcht, die im ſüßen, toskaniſchen Dialekt mit Ihnen ſcherzt. Sie haben alſo vor der Hand weiter nichts zu thun, als Ihre eigenen Kopfkiſſen auf dies Bett zu legen, und die ſchmutzigen Decken mit Ihren eigenen zu verwechſeln, denn beides rathe ich Ihnen mitzunehmen, ſo wie ich es gemacht habe. Was könnte nun noch Ihre Ruhe trüben, als etwa der Gedanke: wie wird es morgen früh werden? hier iſt kein Kaffee zu bekommen. — Auch dieſem Mangel weiß ich abzuhelfen. Meine gute Frau (denn ohne Frau müſſen Sie ja nicht reiſen), packt Zucker und Kaffee aus, ich hole aus meinem Reiſenecessaire eine Lampe mit Spiritus gefüllt, ſetze unſere eigene Kanne darauf, und ſiehe, ehe eine halbe Stunde vergeht, haben die lieben Hände, die mich durch's Leben leiten, mir Ermunterung für den Morgen bereitet. Nun

Fr. v. Langf. Alſo keine weitere Einwendungen! ſtehen Sie auf, tragen Sie die Schachtein; auf meinem Zimmer wollen wir den Schleyer auspacken und das übrige beſprechen.

Langf. Könnt' ich nicht noch ein wenig hier bleiben?

Fr. v. Langf. Warum?

Langf. Von wegen des kalekutiſchen Hahnes bedarf ich einiger Erholung.

Fr. v. Langf. Poſſen! Haben Sie keine Geſchäfte?

Langf. Das ich nicht wüßte.

Fr. v. Langf. Iſt das Recept zu der Mandeltorte abgeſchrieben?

Langf. Noch nicht.

Fr. v. Langf. Iſt die Baumwolle für die Kanarienvögel gezupft?

Langf. Auch noch nicht.

Fr. v. Langf. Und mein kranker Mops —

lege ich mich ruhig schlafen, das Nachtlicht brennend, die Repetiruhr an meiner Seite. Gegen Morgen, zwischen Schlafen und Wachen, greife ich mit geschlossenen Augen nach der Uhr, lasse sie repetiren, sie schlägt drei. Ich springe auf, zünde die Lampe an, setze die Kanne darauf, und während mein Kaffee sich erwärmt, esse ich Weintrauben, öffne die Fenster — ja, ja, ich öffne am achtzehnten Oktober die Fenster — und lege mich leicht bekleidet mit halbem Leibe heraus, um die milde italienische Luft mit vollen Athemzügen einzusaugen, und die herrliche vom Mond beleuchtete Landschaft zu überschauen. Das sumsende Geräusch des kochenden Kaffee hinter mir weckt mich aus süßen Träumen, ich verlasse das Fenster mit nassen Augen, denn ich hatte in der Stille der Nacht über die beleuchteten Bergzacken hinüber mit meinen abgeschiedenen Lieben mich unterhalten; ich setze mich, trinke und schreibe Ihnen diesen Brief, so ruhig und bequem, als säße ich in unserm lieben Berlin in der französischen Straße. Eine halbe Stunde ist noch Alles still um mich her, dann aber fangen die Glocken der Maulthiere an zu tönen, der Vetturino läßt seine Stimme erschallen, der Wagen wird herausgeschoben, munter und erquickt springe ich hinein, fahre weiter, habe meine Freude an den Nebelwölkchen, die an den Bergen herumklettern, denke mir, daß es Menschen sind, die nach Ruhm jagen, und — drücke der Schöpferin meines häuslichen Glücks die Hand.

20. Florenz

Das verdammte gelbe Fieber ist Schuld, daß ich von dieser schönen, berühmten Stadt nur wenig zu sagen weiß. Ich blieb da kaum einige Tage, wollte auf der Heimreise ihre Merkwürdigkeiten mit Muse betrachten: und siehe, da pflanzte sich mir ein Kordon in den Weg, der mich zwar ohne Bedenken hinein, aber, ohne eine vierzigtägige Quarantaine nicht wieder heraus gelassen hätte. Nun glaube ich aber, wer das gelbe Fieber noch nicht hat, bekommt es aus langer Weile bei einer solchen Quarantaine, wo man, in einem öden Hause auf der Grenze, an allen Bequemlichkeiten, fast sogar am Nothdürftigen Mangel leidet. Ich tröstete mich daher mit den Theater-Direktoren (Impressarien) zu Rom, welche noch weit schlimmer daran waren, als ich: denn fast Alle hatten in diesem Karneval Sänger und Springer aus dem Toskanischen zu liefern versprochen, und nun las man täglich an den Straßenecken jammernde Anzeigen an das Publikum, welche das gelbe Fieber bei demselben verklagten, und die Unmöglichkeit erwiesen, ihr Wort zu erfüllen. Ich hingegen habe keinem Leser mein Wort gegeben, ihm gerade Florenz zu beschreiben; ich kann ruhig über Ancona nach Hause reisen, und das Publikum müßte zufrieden sein, wenn ich von Florenz auch nichts weiter erzählte, als daß die Dachrinnen so lang auf die Straßen hinauslaufen, daß bei Regenwetter kein Wagen durchfahren kann, ohne fürchterlich getauft zu werden; oder: daß eine Rauch-

werkbude da exiſtirt, mit der Ueberſchrift: Sic tenebris Phoebe tegit Solis ora superbi; oder: daß man Kreuze an alle Mauern malt, um die Mannsperſonen dadurch abzuhalten, die Häuſer zu verunreinigen. Ich weiß aber doch etwas mehr von Florenz. Ich habe den Palaſt Pitti geſehen, welchen die Königin bewohnt, und unter deſſen Porticus der Eſel eingehauen iſt, der die Steine zum Bau trug. Wenn doch alle Ehrendenkmähler ſo wohl verdient wären, als dieſes. Der Palaſt enthielt vormals eine auserleſene Sammlung von Gemälden; jetzt iſt es eine ausgeleſene, denn die unerſättliche Kunſtliebhaberei der Franzoſen hat zweiundſechzig derſelben verſchlungen. Mir gefällt es, daß die Königin überall die leeren Rahmen hat hängen laſſen. Dieſer Anblick, in den beraubten Courzimmern eines königlichen Palaſtes, muß doch immer für jeden ehrliebenden Franzoſen, der ihn betritt, eine Art von Tortur ſein. Doch gibt es auch jetzt noch ſchöne Bilder von guten Meiſtern hier, auch haben glücklicherweiſe die Plafonds nicht können mitgenommen werden. In den Sommerſälen befindet ſich eine artige Sammlung von Statuen, Büſten und Basreliefs. In einem Wohnzimmer der Königin hing das Portrait des Königs von Spanien, als Jäger mit Hund und Flinte. Wenn ein König ſich in keiner königlichern Beſchäftigung darſtellen kann, ſo ſollte er ſich wenigſtens immer eine Krone auf den Kopf malen laſſen; das hieße denn, höflich ausgedrückt, ſo viel, als hätte man darunter geſchrieben:

das ſoll ein König ſein. Die Frauenzimmertracht in Spanien iſt vermuthlich äußerſt kokett, ſonſt würde eine ſo alte Dame, wie die Königin, deren Bild auch hier hängt, ſich gewiß matronenmäßiger haben malen laſſen. Uebrigens wird hier bereits merklich, was nachher durch ganz Italien ſich wieder findet: der Mangel an geſchmackvollen Möbeln, an die das Auge ſich im ganzen Norden ſo ſehr verwöhnt hat.

Mit mehr Ehrfurcht noch als den königlichen Palaſt, habe ich die Kirche zum heiligen Kreuz betreten, denn ſie iſt das Pantheon der Florentiner. Hier ruhen die Gebeine von Michel Angelo, Machiavell, Aretin, Galilei und — ſeit Kurzem auch Alfieri's, dieſes Tacitus unter den dramatiſchen Dichtern. Noch iſt ſein Grabmahl ungeſchmückt, aber der erſte Künſtler ſeiner Zeit, Canova, arbeitet bereits an einem ſeiner würdigen Denkmahle. Machiavell's Grabſchrift lautet: Tanto nomini nullum par elogium Nicolaus Machiavelli. — Ein Aaron von Marmor in der prächtigen nikoliniſchen Kapelle hat meinen Blick gefeſſelt. Außerdem iſt mir die ſeltſame Idee aufgefallen, wie ein Künſtler verſucht hat, die Jungfrauſchaft darzuſtellen, die ſich doch wohl eigentlich nur durch große Reinheit der Geſichtszüge andeuten läßt. Ein ſchönes Weib von Marmor, an dem ein Einhorn herauf ſpringt, das ſoll die Jungfrauſchaft vorſtellen. Wie kommt das Einhorn zu dieſer Repräſentation? Faſt ſollte man vermuthen, der Schalk von Künſtler habe ſich luſtig machen wollen.

Tapezirte Kirchen sind selten; wer eine zu sehen Lust hat, der gehe in die Dominikaner-Kirche. Die Mönche des dazu gehörigen Klosters haben eine vortreffliche Apotheke. Wer nach Rom reiset, versehe sich hier mit einem vortrefflichen Essig; in der Gift hauchenden Campagna romana wird er seiner bedürfen.

Die Kirche S. Marco imponirt durch ihre Façade. Hier liegt der berühmte Politian begraben, von dem die Inschrift sagt: er habe drei Zungen in einem Kopfe gehabt. Vermuthlich hat er drei Sprachen verstanden, aber die Italiener müssen Alles hochtrabend sagen. So heißt es auch in eben dieser Kirche von einem Prinzen von Mirandola, er sei im zwanzigsten Jahre ein Wunder von Gelehrsamkeit gewesen, und man habe ihn gekannt am Tagus, Ganges, ja vielleicht bei den Antipoden. Ich Unglücklicher hatte vorher nie etwas von dem Wundermanne vernommen.

Die Kirche dell' Annunziata herbergt Bandinelli's Leichnam und eines seiner vorzüglichen Kunstwerke, das aber keinen Eindruck auf mich gemacht hat. Es ist ein todter Christus in Marmor, den Gott Vater auf seinen Knien hält. In dem Portikus vor der Kirche hat Andrea del Sarto sich ein Grabmahl verdient, weil er den ganzen Portikus al Fresko gemalt, und auch mehrere seiner Meisterwerke in die Kirche selbst geliefert hat. — Eine ziemlich natürliche Ideen-Association hat hier, und fast in ganz Italien veranlaßt, daß die Findelhäuser der Verkün-

bigung Mariä gewidmet sind. Nicht immer verbinden sich die Ideen so geschickt in den Köpfen der Gläubigen. In einer Kirche z. E., ich weiß nicht mehr in welcher, sah ich auf einem großen alten Bilde die Hölle vorgestellt. Natürlich schwammen die Verdammten im Feuerpfuhle; indessen waren es doch immer verdammte Christen, und um diese recht zu quälen, hat der fromme Maler eine Menge Centauren um den Pfuhl gestellt, die mit Pfeilen hinab schießen.

Die höchste Pracht in Marmor und edlen Steinen findet man in der in ihrer Art einzigen, obwohl unvollendeten Begräbniß-Kapelle des Hauses Medicis, von Michael Angelo erbaut. Sie ist unter andern ringsumher mit den Wapen der toskanischen Städte verziert, die alle in ihren natürlichen Farben mit edlen Steinen ausgelegt, und vortrefflich gearbeitet sind. Köstlicher noch sind die Statuen von Michel Angelo's Meisterhand: Morgen, Tag, Dämmerung und Nacht. Mehrere Medicäer ruhen hier unter kostbaren Grabmählern, auch der Gemahl der schönen Bianca Capello, die einst Meißner uns so lieb zu machen wußte. Die Bildsäule seines Bruders und Mörders steht ihm gegen über. Ich enthalte mich einer weitern Beschreibung dieser Kapelle, die vermuthlich schon hundert andere vor mir geliefert haben. Ferdinand I. hatte den seltsamen Plan, das ganze heilige Grab aus Jerusalem hieher transportiren zu lassen: die Türken gaben es aber nicht zu.

Die Taufkirche zu St. Johann iſt achteckig, darum manche glauben, ſie ſei vormals ein Heidentempel geweſen. Es iſt höchſt ſeltſam, daß nicht allein alle Kinder, die in der Stadt, ſondern auch alle, die auf dem Lande um Florenz geboren werden, in dieſer Kirche getauft werden müſſen. Für die Landleute iſt das doch in der That ſehr beſchwerlich. Wir wohnten einer ſolchen Taufhandlung bei, und bewunderten die hohe Andacht des Landvolks. Dieſe Kirche hat Thüren von Bronze, die ſo ſchön ſind, daß Michel Angelo zu ſagen pflegte: ſie verdienten die Thüren des Paradieſes zu ſein. Ein Paradies ſollte aber eigentlich gar keine Thüren haben.

Die ſogenannte Loge (Loggia) — ich weiß nicht, wozu ſie eigentlich erbaut iſt oder gebraucht wird — iſt ein Portikus, den mehrere Meiſterwerke neuerer Künſtler zieren, unter andern der Perſeus von Benvenuto Cellini, in Bronze, von welchem Göthe ſo viel Weſens macht, der aber doch gewiß dem Perſeus von Canova weit, weit nachſteht. Dieſer hier iſt freilich gerade ſo ſteif, wie die göthiſche Schule es von großen Kunſtwerken fordert. Eine Judith von Donatello ſcheint mir noch weniger bedeutend, auch der Gegenſtand äußerſt unglücklich gewählt. Der Sabinerraub, eine Gruppe von Johann von Bologna, möchte wohl das Beſte hier ſein. — An einer Mauer lieſt man, daß die Florentiner den Eigenſinn hatten, noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, ihr Jahr am fünf und zwanzigſten März anzufangen. — Auf dem benachbarten

Platze ſteht die Bildſäule zu Pferde in Bronze, von Cosmus I., ein ſchönes Werk von Johann von Bologna; beſonders haben mir die Basreliefs am Piedeſtal gefallen, welche merkwürdige Begebenheiten und Thaten aus Cosmus Leben darſtellen. — Der Brunnen nicht weit davon, mit dem koloſſalen Neptun, fällt ſehr in die Augen, weiter weiß ich nichts davon zu ſagen. —

Auch der koſtbarſte Schatz, den Florenz beſitzt, ſeine Gallerie, iſt ſchon von Schriftſtellern aller Nationen beſchrieben und geprieſen worden; ich darf mich alſo nur kurz faſſen, und muß es thun, da ich ſie leider nur flüchtig beſehen habe. Ihre Stiftung verdankt Florenz, wie ſo vieles Andere, der Familie Medicis, deren Glieder in mehreren Jahrhunderten ſich um die Wette bemüht haben, ſie zu vergrößern und zu verſchönern. Manche thaten es freilich wohl nur aus Prahlſucht, aber es gab auch viele unter ihnen, die wirklich Kenner und Liebhaber der Künſte waren. Lorenz Medicis war mit Michel Angelo befreundet, und gründete für Maler und Bildhauer eine Akademie, welche der berühmten florentiniſchen Schule das Daſein gab. Cosmus I. ließ im ſechzehnten Jahrhundert von Vaſari das herrliche Gebäude errichten, das der Fremde noch jetzt bewundernd durchwandelt. Mehr noch vielleicht that der Großherzog Leopold, da er das Intereſſe ſeiner Familie von dem des Staats ſchied, die Gallerie für ein Eigenthum des letztern, und folglich der Nation erklärte. Im Jahre 1800 war man ſo klug, die vorzüglichſten Sta-

tuen und Gemälde nach Sicilien in Sicherheit zu schicken, sie sind aber kürzlich alle wohlbehalten zurück gekommen, weil man glaubt, das Ungewitter sei nun vorüber. Ich möchte doch nicht dafür haften, daß ein Sturm in den obern Regionen es nicht plötzlich zurückführen könne. — In der Vorhalle stehen die Büsten der Fürsten, welche die Gallerie bereichert haben. Diese Auszeichnung verdienten sie allerdings, wenn nur nicht die meisten so unangenehme, völlig kunstwidrige Physiognomien hätten. Die Gallerie besteht, außer vielen Sälen und Zimmern, aus drei unabsehbaren Gängen, deren zwei weit über vierhundert Fuß messen; der dritte, verbindende, ist etwas kürzer. Die Plafonds sind merkwürdig für die Geschichte der Kunst, so wie die Gemälde in dem kürzern Gange für die toskanische Geschichte überhaupt. Alle merkwürdige Männer dieses Landes sind hier verewigt, jede Art von Verdienst hat ihren Platz gefunden. Hier Lorenz Capponi, der in einer Hungersnoth viertausend Arbeiter unterhielt; dort Americus Vesputius, der dem einen Welttheile seinen Namen gab; hier der Philosoph Machiavelli, dort der unsterbliche Galilei. Unter den Dichtern sind Dante und Petrarca, unter den Bildhauern Michel Angelo und Bandinelli nicht vergessen. Die Reihe der Maler zieren Leonardo da Vinci und Andrea del Sarto. Auch die durch ihre Schriften über den Ackerbau sich auszeichneten, hat man mit Recht einer solchen Ehre würdig gehalten. — Dicht unter dem Plafond ist

eine schöne Kette von fünfhundert Bildnissen berühmter Männer, chronologisch geordnet, worunter man aber leider auch die Kardinäle und Theologen gerechnet hat. — Ich übergehe ein Dutzend Sarkophagen mit Stillschweigen, deren Basreliefs zu beschreiben, allein ein Buch erfordern würde, und eile zu der sehr vollständigen Sammlung antiker Büsten der römischen Kaiser und ihrer Familien. Es sind sehr wenige darunter, deren Echtheit man in Zweifel zieht, und man hält die Sammlung für vorzüglicher, als selbst die des Kapitols. Hier ist Julius Cäsar noch ohne Lorberkrone, welche er später so gern trug, weil der große Mann die Schwachheit hatte, sich seines Kahlkopfs zu schämen. Hier ist die schöne Julia, August's unkeusche Tochter, und Messalina, deren Name ein Schimpfwort für Frauenzimmer geworden. Hier ist Otho, dessen Büsten noch seltner sind, als seine Gold- und Silbermünzen, und dessen Kopf so ganz haarlos war, daß sein Mörder ihn nicht fassen konnte, sondern in seinen Mantel wickeln mußte. Winkelmann rühmt diese Büste als eine der vollendetesten. Hier ist Vitellius, dessen behaglicher Physiognomie man es wohl ansieht, daß er in weniger als einem Jahre neun Millionen Sestertien für kleine Soupers verschwendete. Drei Büsten von dem guten Marc Aurel stellen als Jüngling und Mann ihn dar. Kein Wunder, daß es seiner Büsten so viele gibt; ein gleichzeitiger Schriftsteller schreibt: man habe denjenigen für gottlos gehalten, der nicht ein Bild von diesem geliebten Kaiser unter seine

Langſ. Ach ja, der ſoll noch hinaus in die Sonne getragen werden. Du lieber Gott! da muß ich freylich — (er erhebt ſich mühſam)

Fr. v. Langſ. (ſtopft ihm die Schachteln unter den Arm) Fort! fort! es iſt keine Zeit zu verlieren.

Langſ. (indem er von ihr fortgeſchoben wird) Der Meyo iſt doch ein glückliches Thier, wenn er gleich krank iſt. Er wird getragen. Ich muß immer gehn, immer gehn — bis ſie mich einmal zu Grabe tragen werden.

Fr. v. Langſ. Dann können Sie recht ſchlafen.

Langſ. Ach ja! dann will ich recht ausſchlafen. (beyde ab.)

Hausgötter gestellt habe. Eine schöne Büste von Caracalla nennen Kenner den letzten Seufzer der Kunst. Mir war sie merkwürdig durch den auf die Schulter hängenden Kopf; der Thor meinte, wenn er den Kopf schief trüge, so gleiche er Alexander dem Großen. Es gibt noch genug solche Thoren. — Würde und Keuschheit umschleiern den Kopf der Aquilia, einer Vestalin, die vermuthlich wider Willen den schwelgenden Tirannen Heliogabalus heirathen mußte, der sich einen Sonnenpriester log, und unter diesem Vorwande das Bündniß erzwang. — Sehr selten ist die Büste des Alexander Severus, nur eine befindet sich noch im Museum zu Rom, und diese wurde erst kürzlich zu Ofricoli ausgegraben. Warum haben die Künstler seiner Zeit einen Monarchen nicht häufiger abgebildet, der Philosoph, Dichter, Maler, großer Feldherr, und — was mehr als alles ist — ein trefflicher Fürst war? — Noch seltener fast ist der Kopf der Tranquilla oder Tranquillina, Kaiser Gordian's Gemahlin, die wohl den Namen mit der That geführt haben mag, denn diese Physiognomie spricht die lauterste Sanftmuth und Seelenruhe aus. —

Ich führe jetzt den Leser zu einigen der vorzüglichsten Statuen. Ein Satyr oder Pan, der einen Jüngling die Flöte blasen lehrt, ist so schön, daß manche glauben, es sei einer von den drei Satyren, deren Plinius mit so großem Lobe erwähnt. — Eine äußerst seltene Bildsäule (weil sie gar keiner Restauration bedurfte), eine Vestalin. Ihr

Haar birgt der Schleier. Die Alterthumsforscher ſtreiten darüber, ob die Veſtalinnen, nachdem ihnen die Haare abgeſchoren worden, es wieder wachſen ließen oder nicht? Dieſe Statue könnte vielleicht den Streit entſcheiden, wenn es nur erſt gewiß wäre, daß ſie eine Veſtalin vorſtellen ſoll. Aber ſo geht es mit den meiſten Antiken, der Eine macht dies, der Andere jenes daraus. Lanzi behauptet, es ſei eine Plautine. — Venus von Belvedere hielt vormals einen Apfel in der Hand, da aber die Venus von Medicis, die ſonſt auch hier war, eine Wanderſchaft angetreten, ſo hat man, zur Erinnerung, dieſer Venus die Arme abgebrochen, und ein paar neue angeſetzt, welchen man die Biegung der mediceiſchen gegeben. Ich finde das ſehr drollig. Die Statue wird übrigens dem Phidias zugeſchrieben. — Bacchus, der ſich auf einen jungen Faun ſtützt — äußerſt lieblich! An den Baumſtamm daneben iſt eine Flöte mit zehn Röhren gelehnt, wie man ſie ſonſt nirgends ſieht. — Einer hübſchen, weiblichen Figur mit einer Gans erwähne ich blos deshalb, weil man dieſe Darſtellung auch noch öfters in dieſer und andern Gallerien antrifft, und ſie bis jetzt für eine Leda mit dem Schwane ausgegeben hat. Eine Gans iſt aber kein Schwan, und ein Gelehrter hat bewieſen, daß Venus Lamia auf dieſe Weiſe abgebildet wurde. — Venus Anadiomene, aus dem Waſſer ſteigend, wie auf dem berühmten Gemälde des Apelles, deſſen Plinius gedenkt — ein reizendes Weib, von einem glühenden Meißel dargeſtellt. — Recht fleiſcher-

mäßig hingegen ist die Idee, wenn sie gleich antik sein soll, einen geschundenen Marsyas aus einem röthlichen Marmor zu verfertigen, der dem geschundenen Fleische in der That so ähnlich sieht, daß man das Auge schnell weg wenden muß. — Ein Bacchus von Michel Angelo hat mir doppelte Freude gemacht, weil man ihn einst um hohen Preis für antik gekauft hat. Ich glaube wahrhaftig, man ist noch immer schwach genug, sich dieses Irrthums zu schämen. — Der famöse Laocoon — ist zwar nur eine Kopie von dem durch den Krieg nach Paris versetzten, aber eine herrliche Kopie, von Bandinelli im sechzehnten Jahrhundert verfertigt. Und am Ende ist ja der Pariser doch auch nur eine Kopie, denn er ist zusammengesetzt, und das Original soll aus einem einzigen Block bestanden haben. — Ein schöner achteckiger Saal enthält diejenigen Statuen, welche für die kostbarsten geachtet werden. Das Piedestal, auf welchem einst die mediceische Venus stand, ist leer, man glaubt die Stelle nie wieder ausfüllen zu können; ich meine, man dürfte es nur Canova auftragen, und ich wette mit meinem Urenkel, daß nach ein paar hundert Jahren eine Statue von Canova den Platz rühmlich ausfüllen wird. Im Kreise umher stehen: der graziöse Apollino, der sogenannte Schleifer (aus dem die Gelehrten nicht wissen, was sie machen sollen), die Ringer (die man wegen ihres Muskelspiels hoch preiset) und der Faun, den man Praxiteles zuschreibt, und ihn so oft abgeformt hat, daß er endlich Flecken davon im Gesicht be-

kommen. Es ist also wohl verzeihlich, wenn man mit der Erlaubniß des Abformens schwierig ist. — Von dem sämösen Hermaphroditen schweige ich ganz. Es ist ein sehr alberner Gegenstand für die Kunst, wenn er auch noch zehnmal schöner behandelt wäre. Endlich betrete ich auch noch den Saal, in welchem man die große Gruppe der Niobe aufgestellt hat, und bekenne, daß meine Erwartung hier sehr getäuscht wurde. Es ist doch eine vermaledeite Sache um das Nachbeten. Warum muß denn immer Alles dem Winkelmann nachgebetet werden? Da hat er sich, Gott weiß in welcher Begeisterung, vor die Niobe hingestellt, und hat in ihren Zügen eine Menge Dinge gelesen, von welchen nicht ein Wort darin steht; von Schmerz vollends keine Silbe, auch nicht von dem erhabensten. Etwas ruhiger Trotz, ziemlich flach ausgedrückt, das ist der Charakter dieses Kopfes. Man versuche es nur einmal und gebe hundert verständigen Leuten den Kopf allein zu beurtheilen; wenn sie ihn vorher nie gesehen haben, so wette ich, keiner wird ihn für den Kopf einer Mutter erklären, deren Kinder eben umgebracht werden. Mehrere unter den Statuen der Kinder sind doch auch sehr mittelmäßig, und man weiß ja nicht einmal, ob sie Alle dazu gehört haben; noch weniger, wie sie gruppirt gewesen. Das Gewand der einen Tochter ist so dünn auf dem Rücken gefaltet, daß es gerade so aussieht, als sei sie gegeißelt worden, und die Striemen seien noch geblieben. Ist das auch schön? —

Ich wende mich zu den Gemälden. Es gibt da zuerſt eine Sammlung von alten Bildern, die freilich wenig anderes Verdienſt haben, als daß ſie im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert gemalt worden ſind. Unter andern der Mönch Schwartz, wie er in ſeinem Laboratorio ſitzt und das Pulver erfindet. An dem Mörſer lieſet man: Pulvis excogitatus 1354 a Daniele Bartoldo Schwartz. Das Bild iſt von einem Coppi gut gedacht und gemalt. Ein Gemälde, welches die Unſchuld des erſten Weltalters vorſtellen ſoll, beweiſet, welche Begriffe man ſich damals von Unſchuld machte: die Kinder ſtehen nackend da und p — in's Waſſer. — Eine Judith die eben dem Holofernes den Kopf abſägt, iſt von einem Frauenzimmer (!) gemalt, Namens Artemiſia Lomi. Dieſe Judith treibt ihr Henkerswerk ſo con amore, daß die Malerin, die im Stande war, ein ſolches Bild zu malen, wenigſtens das Zuchthaus verdient hat. — Sehr lieblich hingegen iſt Lucretia, Gattin des Andrea del Sarto, der man es wohl anſieht, daß der Pinſel eines liebenden Gatten ſie malte. — Einen Chriſtus am Grabe bemerke ich blos, weil er mich den Lehrer des großen Albert Dürer kennen lehrte, er hieß Michel Wohlgemuth. — Der Waſſerfall von Tivoli iſt hier von Wutky gemalt, der auch vergeſſen hat, daß man einen Waſſerfall nie malen ſollte. — Die Portraits des einzigen Vandyk möchte ich Alle nennen, doch zeichne ich vorzüglich das ſeiner alten Mutter aus. Hier ſcheint kindliche Liebe ſeine Kunſt

zu krönen. — Albano ſollte keine Kinder malen, die dem kleinen Chriſtus die Marterwerkzeuge darreichen; es ſind doch keine Engel, alle ſeine Kinder ſind Amoretten, und für dieſe ſchickt ſich ſolch Spielzeug nicht. — Eine Madonna, die ihr Kind ſäugt, von Leonardo da Vinci, eine andere von Saſſo Ferrato, eine Scene aus dem Arioſt von Guido Reni, mehrere Portraits von Andrea del Sarto, die Marquiſe de Sevigné und ihre Tochter, an welche ſie ſo ſchöne Briefe ſchrieb, von Mignard, der Theſeus von Pouſſin, das Opfer der Iphigenia von Lebrun, der Dichter Rouſſeau von Largilliere, ein Kopf von Denner, mehrere Bilder von Albert Dürer, Rubens, Holbein; Doktor Luther und ſeine Frau von Lukas Cranach; eine Geburt Chriſti von Vanderwerff (die durch allzugroßen Fleiß ein wenig kalt ſcheint) — ich ſollte hier auch von Rembrandts ſchwarzen Bildern ſprechen, aber ich thue es nicht — die herrlichen Kindergruppen von Albano, drei Gemälde von Raphael, in welchen man Anfang, Fortſchritt und höchſtes Ziel ſeiner göttlichen Kunſt bewundert (das dritte, berühmteſte, iſt Johannes in der Wüſte), die hochgeprieſene — nach meiner Empfindung zu hoch geprieſene Venus von Tizian — das iſt es, was von mehreren tauſend Gemälden mir vorzüglich im Gedächtniß geblieben. Dadurch will ich aber keinem der übrigen ſeinen Werth abſprechen; es iſt nur nicht möglich, in einem ſo herrlich

blühenden Garten alle Blumen zu pflücken. — Nun noch ein Wort von der Sammlung von Portraits berühmter — und zuweilen auch unberühmter Maler. Sie ist einzig. Gegen dreihundert Maler haben sich selbst abkonterfeit, ohne diejenigen zu zählen, deren Portraits von Andern gemacht worden sind. — An Zeichnungen ist die Gallerie gleichfalls sehr reich. Um sie zu schätzen, muß man Kenner sein, denn von Kennern sehe ich oft ein paar der Kreuz und Queer gemachte Striche bewundern, die mir sehr unbedeutend scheinen. Das einzige wirklich Lehrreiche sind die Veränderungen und Verbesserungen (man nennt sie in der Kunstsprache pentimenti, Bereuungen), die ein großer Meister etwa in seiner Zeichnung angegeben hat. — Die Kupferstich-Sammlung steht den übrigen nicht nach. Unter andern findet man hier alle Kupferstiche von Albert Dürer. — Für die etruskischen Vasen habe ich keinen Sinn und übergehe sie daher mit Stillschweigen. Weit mehr haben mich die antiken Bronzen interessirt, eine Menge kleiner Hausgötter, Thiere, ein römischer Adler, der einst der vierundzwanzigsten Legion als Fahne diente, eine offene Hand (manipulus) zu gleichem Gebrauche für eine Compagnie; eine Mauerkrone, Helme, Sporn, Schnallen, Ringe, Halsbänder, Spiegel von Metall, unzählige Lampen von allen Formen, Hausgeräth, Dreifüße, Schlösser, Schlüssel u. s. w. Hier ist auch ein altes Manuskript in Wachs, die Ausgaben eines Tages enthaltend, welche Philipp der Schöne auf einer Reise

machte. — Eine herrliche etruskische Antike ist die Statue eines Redners in Bronze. Der griechische Stil mag freilich kunstreicher sein, aber edler, erhabener war er gewiß nicht. — Unter den modernen Bronzen nenne ich nur den berühmten Mercur von Johann von Bologna, der auf dem Hauche eines Zephirs sich in die Luft schwingt. — Die griechischen und lateinischen Inschriften, egiptische Monumente u. s. w. würden Tage und Wochen erfordern, wenn man auch nur die interessantesten herausziehen wollte. — Das ist auch der Fall mit den Kameen, geschnittenen Steinen u. s. w., von welchen allein ein Katalog in zehn Foliobänden vorhanden sein soll! — Die Münzen und Medaillen habe ich nicht einmal gesehen, denn wahrlich! hier ist gar zu viel zu sehen, und zwar Alles gratis; durch einen Anschlag an den Thüren wird jeder Fremde ersucht, Niemanden etwas zu geben, und durch ein Gesetz ist allen Beamten, vom ersten bis zum letzten, auf das strengste untersagt, irgend etwas anzunehmen, es bestehe in Gold oder andern Geschenken. Sehr selten möchte ich die Italiener den Deutschen zu Mustern empfehlen, wohl aber in diesem Falle. —

Auch die Theater zu Florenz habe ich besucht. Das Vornehmste heißt della Pergola, von der Straße in welcher es gelegen. Diese Art, die Theater zu benennen, ist überhaupt Sitte in ganz Italien. Der Saal ist groß und schön, hat fünf Reihen Logen übereinander, ist aber schlecht

beleuchtet. Wer hier ein Opernbüchlein kauft, thut es eben so vergebens als in Berlin, er müßte es denn zu Hause lesen wollen. Ich sah hier eine Opera seria, Olympia, Tochter der Statira, Witwe Alexander des Großen und Oberpriesterin im Tempel zu Ephesus. Der Verfasser des schlechten Gedichts hat sich nicht genannt, aber der Komponist heißt Paganini, und hätte auch wohl gethan sich nicht zu nennen. Die erste Sängerin, Rosa Pinotti, ein sehr junges und hübsches Mädchen, das recht artig singt, nur eben noch keine Prima Donna ist; ihre Stimme hat noch nicht Umfang genug. Neben ihr stand ein schlechter Kastrat, Marzochi, dessen Stimme sehr schwach zu sein schien. Der Tenor wurde gar vom Publikum laut ausgelacht, und erweckte Mitleid. Den Maler Tarchi muß ich rühmen, die Dekorationen waren vortrefflich; auch das Orchester sehr brav, wenn gleich kein Pariser.

Bei jeder Opera seria werden den schaulustigen Italienern zwei Ballete aufgetischt. Das erste folgt nach dem ersten Akt der Oper. Dann wird der zweite Akt gesungen, und endlich mit dem zweiten Ballet geschlossen. Ich sah Katharina von Kaluga, eine russische Geschichte in fünf Akten; worin freilich gegen das russische Kostüm oft gar wunderlich verstoßen war. Katharina wurde im Schlitten entführt, als aber ihr Räuber mit ihr über eine Brücke fuhr, brach diese entzwei und beide, sammt dem Pferde, stürzten herab in den Fluß, wo sie von Bauern aufgefischt wurden. Der Balletmeister heißt Panzieri, und

mag leicht einer der geſchickteſten ſein, die ich in Italien angetroffen. Auch die erſte Tänzerin, Chiari, erhielt großen, gerechten Beifall. Vorzüglich zeichnete ſich eine Groteske aus, die größte Meiſterin in der Pantomime, die ich jemals ſah, ſie hieß Montani oder Angiolini. Daß ich ihren Namen nicht ſicherer anzugeben weiß, kommt von einer ſonderbaren, in Eitelkeit und Eiferſucht gegründeten Gewohnheit der italieniſchen Sänger und Tänzer. Wenn nämlich mehrere Anſpruch auf gleiche Verdienſte machen, ſo weiß der Direkteur, um keinen zu beleidigen, ſich nicht anders zu helfen, als daß er ihre Namen entweder in einem Zirkel, oder in ein Kreuz drucken läßt, ſo daß man nicht weiß, wo man zu leſen anfangen ſoll. Zum Ueberfluß ſteht noch darüber: a perfetta vicenda (vollkommen gleich) obwohl es faſt nie wahr iſt. Zuweilen zeigt der Direkteur auch an, daß er die Namen nach dem Loſe aufeinander folgen läßt. Man ſieht, daß die Impreſſarien in Welſchland, eben ſo, wie die Direkteurs in Deutſchland, unaufhörlich mit der ungeheuren Eitelkeit ihrer Untergebenen zu kämpfen haben. Sie müſſen ferner auf ihren Anſchlagzetteln nicht allein alle Mitglieder des Orcheſters, nicht allein Maler- und Maſchiniſten, ſondern auch den Manns- und Frauenſchneider nennen. Diesmal hatten die Letztern es wohl verdient, denn die Garderobe war wirklich ſehr ſchön, ſo wie das ganze Ballet unter die vorzüglichern gehörte. So wohlfeil die italieniſchen Theater für diejenigen ſind, welche das

Dritte Scene.

Selicour ſpringt aus Doris Zimmer mit einem Taſchenbuche in der Hand. **Doris** läuft hinter ihm her.

Doris. Selicour! ich ſage Ihnen, ich werde böſe.

Sel. Deſto beſſer! es iſt ohnehin unerhört, daß wir uns ſchon zwey Monat lieben, ohne uns recht ordentlich gezankt zu haben.

Doris. Geben Sie mir mein Taſchenbuch.

Sel. Nicht eher als bis ich den Inhalt durchgeblättert.

Doris. Es ſind Briefe darin.

Sel. Billets doux?

Dor. Das geht Sie nichts an.

Sel. Wenn ſie älter als zwey Monat ſind, nein; aber der Himmel ſtehe Ihnen bey, wenn ich Eines von jüngerm Datum finde.

Partere beſuchen, ſo entſetzlich theuer kommen ſie denen zu ſtehen, welche Logen miethen müſſen. Denn erſtens iſt der Preis der Loge ſelbſt ſehr hoch; hat man aber den bezahlt, ſo hat man dadurch noch nicht das Recht erhalten hinein zu gehen, ſondern man beſitzt blos den Schlüſſel, der zu gar nichts hilft, wenn man nicht an der Thür auch noch ein Entreebillet gelöſt hat. Ja, in manchen Städten, z. B. in Rom, muß man ſogar noch für den Bedienten bezahlen, der draußen vor der Loge bleibt. Endlich iſt man darin und ſetzt ſich. Aber die Stühle ſind hart; will man weich ſitzen, ſo muß man vom Logenſchließer Kiſſen miethen, die derſelbe ſtets vorräthig hat. Wer nun ſeine Dame etwa noch mit Eis und andern Erfriſchungen bedient, der wird ſich nicht wundern, wenn er am Ende für ein einziges Schauſpiel fünf holländiſche Dukaten ausgegeben hat. Am erſten und zweiten Abend, bei Eröffnung der Bühne, ſind die Preiſe noch weit höher.

Im Theater del Cocomero ſah ich eine ſo gute Opera buffa, als ſie mir nachher in Italien nicht mehr vorgekommen iſt: Le Cantatrici villane, herrliche Muſik von Fioravanti, ein ziemlich glückliches Gedicht, eine Sängerin (Bertini), die zwar nicht jung mehr war, aber vortrefflich ſang, und einen Buffo (Bonſanti), der ohne Widerſpruch einer der vortrefflichſten Buffos iſt, den die italieniſche Bühne jetzt beſitzt. Auch alle übrigen trugen das ihrige redlich bei, mir einen ſehr genußreichen Abend zu verſchaffen. Die Ballete bedeuteten nicht viel, waren aber auch nicht ſchlecht.

Unter den Grotesken befand ſich eine, mit einem ſeltſamen frommen Vor- und Zunamen, ſie hieß nämlich Signora Annunziata Evangeliſti. — Die Neugier verleitete mich, noch ein drittes Theater zu beſuchen, ich bezahlte ſie aber theuer, denn es war unter der Kritik.

21. Zwiſchen Florenz und Rom.

Bis Siena iſt die Gegend ſehr ſchön, dann aber ſieht man nur nackte Berge, zerriſſene Felſen, etwas Kornbau, auf weiten Strecken keinen Baum. Eſel tragen in kleinen Körben ſehr mühſam Sand auf die Chauſſee. Arme ſammeln den Miſt vom Wege. Die Vettiai iſt äußerſt beſchwerlich, und überſteigt alle Vorſtellung. Wenn der Wagen eines Fremden ſich nur in der Ferne blicken läßt, ſo eilt der Hirt von ſeiner Herde, der Bauer vom Pfluge, und wirft ſich ſchreiend den Vorüberfahrenden in den Weg. — An Faſttagen iſt man in dieſen Gegenden übel berathen, man erhält nichts, als Eier, harten Schafskäſe, Trauben, Kaſtanien und ſtinkenden Seefiſch. — Den Weintrinkern zur Warnung ſchreibe ich eine ſeltſame Grabſchrift aus einer hieſigen Kirche ab: „Wein gibt Leben, mir gab er Tod. Nüchtern konnte ich den Morgen nicht ſchauen. Jetzt durſten die Knochen. Wanderer! beſprenge das Grabmahl mit Wein, leere dann den Kelch und geh! Lebt wohl, ihr Trinker!" — In Buonconvento hatte ich das Glück ein Erdbeben zu erleben, eine Erſcheinung, die in dieſen Gegenden ſehr häufig ſein ſoll. Mein Bett wurde

um Mitternacht sehr merklich erschüttert, so daß ich augenblicklich davon erwachte. Doch unbekannt mit Erdbeben traute ich meinen Sinnen nicht ganz, und schlief wieder ein. Am andern Morgen erfuhr ich aber, daß mein Gefühl mich nicht getäuscht hatte, und freute mich, diese wirklich einzige Empfindung in ihrer Art auch geschmeckt zu haben. Wenige Tage nach meiner Abreise war das Erdbeben so stark zurückgekehrt, daß mehrere Häuser davon beschädigt wurden, und die Einwohner in's freie Feld flohen. Viel unterirdisches Feuer wüthet noch in den Apeninnen, und droht vielleicht nahen Ausbruch.

Radicofani liegt auf einem ungeheuern Berge, den man stundenlang auf- und niederklimmt. Ein kleiner Ort rechter Hand, Chiusi, war vormals Porsenna's Residenz und hieß Clusium. — Hinter St. Lorenzo ist die Straße mit Trümmern, Ruinen und Höhlen besäet, die eine verzweifelte Aehnlichkeit mit Räuberhöhlen haben, und wo ich keinem Reisenden rathen möchte, bei Nachtzeit zu fahren. Selbst am Tage ist der Weg schauerlich, man legt ihn schweigend zurück, und der Vetturino treibt seine Maulthiere leiser an. — Volsena ist ein Nest, an einem See liegend, der ungesunde Dünste aushaucht. Ein liebliches Wunder verrichtet hier die Natur jährlich, indem sie den süßen Wein von Orvietto hervorbringt, der mir besser geschmeckt hat, als sein Nachbar, der berühmte Est-Wein von Montefiascone. Jeder Schulknabe kennt die Geschichte, wie ein Diener von seinem trinklu-

ſtigen geiſtlichen Herrn vorausreiſen, die Weine koſten, und ihm immer diejenigen Fäſſer mit dem Worte Est bezeichnen mußte, die er für würdig hielt, von Sr. Eminenz angezapft zu werden. In Monteſiascone ſchrieb er das Est dreimal, und hatte auch den Geſchmack des frommen Herrn ſo wohl getroffen, daß dieſer ſich todt darin ſoff, worauf ihm die bekannte Grabſchrift geſetzt wurde (die noch exiſtirt): Est est est, propter nimium est Dominus N. N. mortuus est. Ich darf prophezeien, das heutzutage kein Feinzüngler in Monteſiascone ſich todt trinken wird. Der Wein iſt ſüß und fade. — Ronciglione iſt ein armes Städtchen, in welchem von drei Häuſern immer eins in Trümmern geſchoſſen worden iſt, aus Rache, weil im letzten Kriege hier ein paar Franzoſen umgebracht wurden, die man vermuthlich nicht gutwillig wollte plündern und Weiber ſchänden laſſen. — Viterbo iſt eine ſchmutzige große Stadt mit kleinen Fenſtern, die alle blind und ſchmutzig ſind, oft auch nur aus geöltem Papier beſtehen. Ueberhaupt gilt das ſo ziemlich von allen Fenſtern in ganz Italien. Die Frauenzimmer in Viterbo hüllen ihre Köpfe, wenn ſie ausgehen, in große rothſeidene Tücher mit breiten ſchwarzen Rändern, welches recht artig ausſieht. — Schon in einer Entfernung von zwanzig und mehreren Meilen von Rom, verkündigt von Zeit zu Zeit ein mephitiſcher Geſtank die weiland berühmte Campagna romana, und nun erblickſt du, bis unter die Mauern von Rom, nichts als Spuren der verzehrenden Pfaffenregie-

rung. Selten wirst du ein kleines Stück angebautes Land gewahr. Alles liegt öde und wüst; nur große Schafheerden begegnen dir oft, und zuweilen verräth plötzlich ein lieblicher Kräuterduft die unbenutzte Kraft des Bodens. Weit öfter hingegen mußt du deine Zuflucht zu dem Florentiner Essig nehmen, weil der pestilenzialische Geruch dir den Athem zu rauben droht. So fand ich es im Spätherbst; im Sommer ist die Luft tödtend, verbreitet ihren schädlichen Einfluß bis in die Stadt, und rafft jährlich Tausende hinweg. — Einst gab es eine Zeit, wo die Mönche sich wahrhaft nützlich und mit Recht verehrungswürdig machten, weil sie mitten in Wäldern und Morästen sich niederließen, um durch ihren Fleiß den verwilderten Boden in urbares Land zu verwandeln.

Wenn man, schon als Schulknabe, Rom so oft die Stadt der sieben Hügel hat nennen hören, so bildet man sich ein, man werde diese sieben Hügel schon von ferne unterscheiden. Das ist aber nicht der Fall. Rom scheint so flach da zu liegen als Berlin; nur die Kuppel der Peterskirche erhebt sich aus der grauen Häusermasse. Das kommt wohl zum Theil daher, daß der Boden von Rom wenigstens um fünfzehn Fuß höher geworden ist, als er vor zweitausend Jahren war. — Das erste Denkmahl aus grauer Vorzeit, welches den Reisenden auf einige Minuten fesselt, ist ein altes römisches Grabmahl, gewöhnlich das Grab des Nero genannt, ob man gleich gar keinen Beweis dafür hat. Ich hoffe, es liege ein anderer guter

Menſch darunter, auf daß der Fremde nicht mit einem Fluch in Rom einziehen müſſe. Ohnehin erwarten ihn an der Porta Flaminia (jetzt Porta del popolo) allerlei Schikanen, die ihn leicht übler Laune machen können. Jeder Reiſender ſollte nämlich wiſſen — ich habe es leider nicht gewußt — daß er wohl thut, ſeine Ankunft zuvor dem Miniſter ſeiner Nation zu melden, der ſodann die Güte hat, mit leichter Mühe die Erlaubniß auszuwirken, daß die Koffer des Fremden in ſeiner Wohnung viſitirt werden. Den Zollbeamten am Thore, durch welches er herein paſſiren muß, wird ein Zettel mit dem Namen des zu erwartenden Fremden zugeſchickt, dieſen zeigen ſie vor, und derjenige, der ſich zu dem Namen bekennt, fährt ungehindert in ſein Wirthshaus. Iſt das aber nicht geſchehen, ſo muß der Fremde auf das große Zollhaus, wo er gewöhnlich mehrere Stunden lang aufgehalten wird. Mit Mühe entging ich dieſer Unannehmlichkeit dadurch, daß ich mich ſelbſt in die Kanzlei des Treſorie begab, und einen Erlaubnißſchein auswirkte, der zwar ſehr höflich bewilligt wurde, aber doch manche weitläufige Schreibereien veranlaßte, die eine gute halbe Stunde wegnahmen, während welcher meine Frau im Wagen ſitzen mußte, und keinen andern Zeitvertreib hatte, als ſich über die modernen Römer zu ärgern, die aus dem Tempel des Antoninus Pius ein Zollhaus gemacht, und die eilf Säulen von griechiſchem Marmor, mit dem prächtigen Gebälke darüber, durch dazwiſchen geflickte Mauern verhunzt haben.

22. Ein Spazirgang in Rom.

Ich bin ja wohl nicht der Einzige, der die majeſtätiſchen Ueberreſte des großen Amphitheaters, Coliſeum genannt, der ſtolzen Peterskirche vorzieht? und alſo darf ich laut bekennen — (das thäte ich aber auch, wenn ich der Einzige wäre) — daß ich bei meiner Ankunft in Rom früher zu jenem verfallenen Denkmahl der Römer Größe, als zu dieſem noch in ſeiner ganzen Pracht da ſtehenden der — päpſtlichen Hoheit eilte. — Mit gutem Vorbedacht gehe ich nicht zu Fuße, ſondern fahre dahin, ſehe mich auch nicht früher um, als bis ich aus dem Wagen geſtiegen bin. Jetzt wende ich mich, und plötzlich werden meine Augen von der Erhabenheit des Gegenſtandes mir gleichſam in den Kopf zurück gedrückt. Man verzeihe mir jeden kühnen Ausdruck: denn wahrlich, wer hier gelaſſen, oder gar nur ſentimental ſprechen kann, für den ſchreibe ich nicht.

Ein ſüßes, die Bruſt beengendes Staunen, iſt die erſte Empfindung, die den Beſchauer ergreift.

Könnte ich nur das Coliſeum beſchreiben! aber ich werde mich wohl hüten es zu thun, nicht einmal den treueſten Kupferſtich möchte ich davon liefern, denn wie tief bleibt alles unter der Wirklichkeit! über ſechzehnhundert Fuß hat das Gebäude im Umfang, vier Säulenreihen erheben ſich über einander, die unterſte iſt ſchon tief in den alles verſchlingenden Erdboden verſunken. Dennoch möchte ich den Ammian keiner Uebertreibung beſchuldi-

gen, wenn er ausruft: »Kaum erreicht des Menschen Auge dessen Höhe!« Ein wenig dichterisch hat er davon gesprochen, aber wer sollte hier nicht zum Dichter werden!

Dank den Juden, daß sie sich in die Gefangenschaft schleppen ließen, denn dreißig tausend gefangene Juden sollen die Handlanger bei diesem Riesenwerk gewesen sein, gegen welches ihr buntes Tempelchen Salomonis, trotz der pomphaften Beschreibung, nur ein Kartenhaus bleibt. Ein Teich, oder ein kleiner See, zu Nero's goldenem Hause gehörig, füllte den Platz, ehe Vespasian durch irgend ein schöpferisches Genie, dessen Namen die undankbaren Mitbürger nicht aufbehalten, ihn der Bewunderung der Nachwelt weihte. Gegen achtzigtausend Zuschauer faßte der innere Raum, und als Titus die ersten Fechterspiele hier veranstaltete, kämpften und fielen nicht weniger als fünftausend wilde Thiere. Dio Cassius zählt gar neun tausend. Nach dem Gefecht wurde der ganze Platz unter Wasser gesetzt, zwei Flotten, die corcyrische und corinthische genannt, stellten ein Seetreffen dar. Dann wurden kleine Tafeln unter das Volk geworfen, auf welchen Geschenke geschrieben waren. Wer ein solches Täfelchen aufgriff, der holte sich nachher das darauf bezeichnete Geschenk. Um die Ausdünstung einer so ungeheuren Menschenmenge unschädlich zu machen, ließ man durch Druckwerke von oben wohlriechende Wasser ganz fein auf das Volk hinabregnen, oft war es Wein mit Safran vermischt. Mit dem schönen Geschlecht ging man nicht allzu

höflich um, denn es hatte seinen Platz ganz oben hinter den Bänken, und mußte, wenn es sitzen wollte sich selbst die Stühle mitbringen. Nur den vestalischen Jungfrauen ward unten ein Ehrenplatz eingeräumt. — Den Christen verbot natürlich ihr Glaube, Spielen beizuwohnen, welche heidnischen Gottheiten gewidmet waren. —

Des edlen Titus Nachfolger erkannte den hohen Werth dieses Denkmahls. Schon Antoninus Pius sorgte für dessen Erhaltung, und sogar Heliogabalus, der nicht immer blos Hahnenkämme und Pfauenzungen speiste, stellte es nach einer großen Feuersbrunst wieder her.

Ob das Amphitheatrum Colosseum seine Benennung von der kolossalischen Größe empfing, oder von einem Koloß, der in seiner Nähe gestanden haben soll, das wird wohl Jedem so gleichgiltig sein als mir. Ein anderer, in der That besonderer Umstand hat schon seit vielen Jahren die Köpfe und Federn der Gelehrten abgenutzt. Man erblickt nämlich überall unzählige Löcher eingehauen und weiß nicht wie man sich die Entstehung derselben erklären soll. Mühsam eingehauen sind sie gewißlich, aber warum? — Der eine sagt: man habe Balken darin befestigt, um, wie es gewöhnlich war, Leinwand zum Schutz vor Sonne und Regen daran auszuspannen. Der Augenschein widerlegt das. Der Löcher sind zu viele, zu unregelmäßig vertheilt, zu tief angebracht; und wozu von außen, wo doch die meisten gefunden werden? überdies gab es ja zu diesem Behuf eigene Anstalten in der Höhe des Ge-

bäudes. — Andere meinen, die Werkſtücke ſeien unter einander durch Erz verbunden geweſen, und um dieſes Metall zu rauben, hätten die Barbaren es heraus gemeißelt. Ich bekenne, daß auch dieſe Hipotheſe, obwohl ſie faſt allgemein angenommen wird, mir nicht befriedigend ſcheint. Freilich, hie und da erſcheinen die Löcher allerdings an Stellen, wo man ſich eine Verbindung der Steine denken muß, aber oft auch an ſolchen, wo das nicht möglich iſt. Ich führe zum Beiſpiel, nur ein Paar an, die man in einem Basrelief unter dem Triumphbogen des Titus gewahr wird, wo man durchaus annehmen müßte, daß dieſes eben nicht große Basrelief aus vielen Stücken ſei zuſammengeſetzt geweſen, welches mir nicht glaublich vorkommt. Ferner gibt es auch große Stellen am Coliſeum, wo man keine Löcher, und doch auch kein bindendes Metall erblickt. Es ſteckt inwendig, ſagen die Verfechter der Hipotheſe. Dann ſollte man doch einen Verſuch machen, die Sache in's Klare zu ſetzen.

Einer dritten Meinung zufolge war das Metall in Blei eingelaſſen, bei dem großen Brande ſchmolz das Blei und das Metall fiel heraus. Dann bleibt aber wieder die Frage unbeantwortet: warum fiel es denn nicht auch an den noch unbeſchädigten Stellen heraus? — Ich habe meine eigene Meinung, die ich vertheidige, weil ich ſie für die natürlichſte halte. Weder aus Muthwillen noch aus Habgier entſtanden dieſe Löcher, auch war da gar kein Metall zu holen. Die Maſſe von Erz, welche zum Aufbau des Coliſeums

Dor. Sie ſollen gar nichts finden. Her damit!

Sel. Waffenſtillſtand! Halt! ich propo-nire einen Frieden.

Dor. Erſt die Eroberung herausgegeben! ich beſtehe auf dem ſtatus quo.

Sel Ich negociire. Wir treffen einen Tauſch. Da iſt mein Taſchenbuch.

Dor. Was ſoll ich damit?

Sel. O ich verſichere, daß es eben ſo fruchtbar iſt als das Ihrige.

Dor. Den Tauſch könnt' ich mir allen-falls gefallen laſſen.

Sel. Da nehmen Sie, und dann wol-len wir ſehn, was wir einander abtreten können.

Dor. (nimmt) Sie ſind ein Erzböſewicht.

Sel. (blättert) Von Herrn Kammerjun-ker von Froſch? ey ey!

Dor. (blättert) Von Frau von Fink? ſieht doch.

Sel. Ich opfere Ihnen den Finken.

Dor.

nöthig gewesen wäre, mußte so ungeheuer sein, daß die alten Schriftsteller deren gewiß erwähnt haben würden. Aber da so viele Jahrhunderte hindurch ein Jeder mit dem Coliseum machen durfte, was ihm beliebte (gleichwie noch vor wenigen Jahren die Franzosen eine Zeit lang ihr Lazareth darin aufschlugen), so stelle ich mir vor, der Eine habe dies, der Andere jenes, der Eine ein Häuschen, der Andere eine Bude daran gebaut; für die letztern besonders mag das Gebäude, so lange die Vorhallen noch fest und gangbar waren, sehr dienlich gewesen sein; die Krämer brauchten nur hie und da einen Balken oder Stab zu befestigen, so konnten sie ihre Waren sehr gemächlich da auskramen. Zu diesem Behuf also meißelten sie Löcher in die Steine. — Freilich sind aber auch an Trajan's Säule bis hoch hinauf solche Löcher, und das wirft meine Hipothese gewissermaßen wieder um. — Doch warum soll ich mir den Kopf damit zerbrechen? mag doch jeder glauben, was er Lust hat.

Seit kurzem hat ein Mann (ich glaube, er heißt Carluccio) die Erlaubniß erhalten, den Grund des Coliseums aufgraben zu lassen. Der Anfang ist gemacht, ich habe hinabgeschaut, und das Unterirdische eben so bewundernswürdig gefunden, als das, was über der Erde steht. Interessante Entdeckungen lassen sich hier noch hoffen. Ich sah unter andern auch einen alten ganz braunen Menschenknochen in der Grube liegen, vermuthlich der heil ge Ueberrest eines Märtirers.

Ich reiße mich endlich los vom Coliseum, und lade den Leser zu einem Spazirgang ein, der wahrhaftig einzig in der Welt ist. Wir wollen nämlich die heilige Straße der alten Römer, die sogenannte via sacra, hinaufwandeln, wollen über das römische Forum (jetzt leider das Kuhfeld betitelt) durch den Triumphbogen des Severus, stolz zum Capitol hinauf schreiten. Auf diesem Wege führe ich den Leser zugleich in die beste alt-römische Gesellschaft, denn die heilige Straße war einst für die Römer, was Linden und Kohlmarkt jetzt für Berliner und Wiener sind. Hier, zwischen dem palatinischen und kapitolinischen Berge war es, wo die Sabiner, durch den Raub ihrer Weiber zur Wuth entflammt, die Römer schlugen, bis im erneuerten Treffen die geraubten und besänftigten Weiber selbst den Vätern und Brüdern die Schwerter aus den Händen wanden. Da reichten die beiden Könige auf dieser Straße sich die Hand zum Frieden, und fortan hieß sie die heilige.

Wir bleiben, indem wir das Coliseum verlassen, zuerst bei einem Springbrunnen stehen, aus dem die Römer sich erquickten, wenn sie im vollgepfropften Schauspielhause durstig geworden waren. Einst stieg sein Wasser in einer hohlen Säule von großem Umfang in die Höhe, und ergoß sich dann von oben herab nach allen Seiten. Jetzt macht freilich nur noch ein Stück altes Gemäuer die Stelle kenntlich, aus welchem, statt des Wassers, ein grüner Strauch emporsteigt.

Konstantin der Große ist nicht mein Held und sein Triumphbogen kein sonderliches Kunstwerk, aber er steht uns linker Hand so nahe, daß wir nicht vorbeigehen können, ohne einen Blick darauf zu werfen. Er ist mit Basreliefs von sehr verschiedenem Werthe geziert, denn die bessern hat man einem Triumphbogen Trajan's entwandt, und nur die schlechtern beweisen, daß zu Konstantin des Abtrünnigen Zeiten auch diese Kunst, so wie alles andere, in Verfall gerieth. Mit den elenden Schmeicheleien, die an diesem Bogen stehen, mag ich meine Feder gar nicht beflecken. Er war sehr verschüttet, und das Merkwürdigste ist, daß er in diesem Augenblicke auf Kosten des Papstes ganz aufgegraben wird. Die Arbeit ist beinahe vollendet, und die Gegenstände, welche dadurch am untern Theile des Bogens zum Vorschein gekommen sind, liefern keine Ausbeute für die Kunst.

Vermuthlich gehen wir nun an der Stelle vorüber, wo einst der Koloß des Nero gestanden, doch nur von Nero's Grausamkeit ist noch das Andenken übrig, sein prahlender Koloß ist gänzlich verschwunden, obwohl er von Marmor war, und in der großen Feuersbrunst nicht schmelzen konnte, wie die metallene Bildsäule der Cloelia, die auch hier stand. Dies tapfere Mädchen, als Geißel dem König Porsenna überliefert, schwamm durch die Tiber, und befreite durch ihren Muth auch ihre gefangenen Gespielen. Darum wollen wir ihrer an diesem Platze gedenken, wenn gleich ihre Bildsäule geschmolzen ist.

Jetzt betreten wir die Gasse, welche bei den Römern vicus Sandalarius hieß. Ach! sie wäre schon merkwürdig genug, wenn auch nicht der Triumphbogen des edlen Titus darin stände, denn hier hatten einst die Buchhändler ihre Gewölbe; hier begegneten und versammelten sich die Gelehrten, die Schriftsteller; hier wandelten täglich Männer, deren Namen wir mit Ehrfurcht und Entzücken nennen. — Der Triumphbogen des Titus, fast in der Mitte der Straße, ist leider sehr beschädigt. Der Sieg über die Juden war dessen Veranlassung, denn deutlich erkennt man noch an demselben den siebenarmigen, sehr geschmacklosen Leuchter, den Schaubrottisch, die Posaunen. Ob es wahr sei, daß die zu Rom wohnenden Juden nie durch diesen Bogen gehen, sondern lieber einen großen Umweg nehmen, habe ich nicht näher untersucht. Wir, die wir keine Juden sind, wollen ohne Bedenken hindurch gehen, und nun haben wir rechter Hand den Tempel des Friedens, linker Hand Nero's goldenes Haus. Ja, hier stand das Prachtgebäude, dessen Wände mit Goldblech überzogen, mit Edelsteinen geschmückt waren. Hier schwelgte Nero in dem Speisesaal, den man drehen konnte, und wo duftender Balsam aus verborgenen Röhren herabträufelte. Jetzt gehört der Platz, unter dem Namen farnesische Villa, dem König von Neapel. Die wollüstigen Bäder der Livia liegen da im Küchengarten unter Gesträuch begraben. Hier fand man im Jahre 1720 herrliche Meisterwerke, deren größten Theil Friedrich der Einzige kaufte und Sanssouci

damit schmückte. Noch jetzt, vermuthet man, würde das Nachgraben reiche Ausbeute liefern, aber der König von Neapel findet mehr Geschmack an einem Hirsche von sechzehn Enden als an einer Pallas von Velletri.

Wenden wir uns lieber rechter Hand, wo vom Tempel des Friedens noch drei herrliche Bogen stehen. Das prächtige Säulen-Gewimmel ist freilich verschwunden. Nur eine einzige (sie ist vierundvierzig Fuß hoch und ganz gestreift) entging der Zerstörung. — Die drei noch vorhandenen Hallen jenes Tempels erwecken noch jetzt einen erhabenen Begriff von der Pracht des Ganzen. Er war der reichste Tempel in Rom; Gold und Silber war darin verschwendet; Kronen von Zimmt mit Gold eingelegt, verehrte Vespasian: die Statue des Nil, um welche sechzehn Kinder spielten, aus einem einzigen Stücke schwarzen Basalt verfertigt, prangte hier; der Juden goldener Leuchter, ihr goldener Tisch und ihr Gesetzbuch wurden daselbst verwahrt; auch erwähnt Plinius eines vortrefflichen Gemäldes des Protogenes, durch dessen Beschreibung er aber seine Kunstkennerschaft eben nicht bewährt, denn er rühmt besonders den Schaum, der einem Hunde so natürlich aus dem Rachen geflossen sei. Privatpersonen pflegten ihre größten Kostbarkeiten in diesem Tempel in Sicherheit zu bringen. Sogar eine ansehnliche Bibliothek war damit verbunden, und Gellius erzählt, daß die Gelehrten sich oft da versammelten, auch ihre Schriften in die Bibliothek als Geschenke niederlegten. Eigennützige Geschenke, denn

sie meinten wohl, hier am sichersten die Unvergänglichkeit ihrer Werke zu erringen. Aber vergebens! denn leider zerstörten die Flammen, unter der Regierung des Commodus, in einer einzigen Nacht alle diese Schätze, und nur die Trümmer der einst sie umgebenden Mauern betrachten wir jetzt mit stiller Wehmuth.

Wenige Schritte weiter erblicken wir den Tempel des Remus (nicht Romulus, wie manche glauben). Der vordere, runde Theil ist ein Ueberrest des grauen Alterthums.

Noch zehn Schritte und der herrliche Tempel Antonins und der Faustina erpreßt uns unwillkürliche Töne der Bewunderung. Die ganze vordere Seite ist erhalten; sie prangt mit den schönsten Säulen aus orientalischem Marmor, und sogar die Ueberschrift zaubert uns noch in die Vergangenheit. Divo Antonino et divae Faustinae ist noch jetzt deutlich daran zu lesen. Vermuthlich um des auffallenden Kontrastes willen ist die Kirche einst den Apothekern geschenkt worden, die ein Hospital für kranke Apotheker dabei angelegt haben, und jährlich, am Laurentiustage, arme Apothekerstöchter mit fünfzig Thalern ausstatten. — Antonin, Faustina und die Apothekerstöchter! eine treffliche Zusammenstellung!

Wenn außer den Gebäuden, von welchen wir noch heute die Ueberreste anstaunen, auch nichts weiter auf der heiligen Straße gestanden hätte, wie prächtig müßte sie dennoch gewesen sein! Aber nur ein kleiner Theil ihrer Herrlichkeit

iſt noch in Trümmern dem Auge ſichtbar; denn wo blieben die Ehrenſäulen und metallenen Elephanten, von triumphirenden Siegern hier errichtet? wo der Sonnentempel? der Koloß? wo der Tempel der Hausgötter? die Wohnung des Königs Ancus Martius? der Altar der Göttin Orbona? deren ſchönes Amt es war, diejenigen Unglücklichen zu tröſten, welchen der Tod Gattin oder Kinder entriſſen hatte? wo der Tempel der Venus Cloacina? und der der Göttin Strenua? welche die Neujahrsgeſchenke weihete: wo der Palaſt des Paullus Aemilius, dicht neben dem Tempel des Friedens? der Ehrenbogen des Fabius, ein Denkmahl ſeiner Siege über die Allobroger. Numa's Haus und Cäſar's Palaſt? Wo endlich die Wohnung des Oberprieſters und die der veſtaliſchen Jungfrauen? — Alles das ſchmückte einſt die heilige Straße, und von allem iſt keine Spur mehr vorhanden!

Man denke ſich zu allem dieſem noch das Gewühl der Käufer und Verkäufer, denn hier waren Obſt und Gartenfrüchte feil und alle Künſtler von Bedeutung ſchlugen ihre Buden daſelbſt auf. Weſſen Fantaſie ſtark genug iſt, alle dieſe Gegenſtände zu umfaſſen und einen Augenblick feſt zu halten, der bleibe hier ſtehen, und verſuche es, einige Scenen des grauen Alterthums ſich zu vergegenwärtigen, die jährlich und täglich hier geſehen wurden. Alles was Aufſehen erregen, Ehrfurcht oder Abſcheu einflöſſen ſollte, zog und tummelte ſich durch dieſe Straße. Die Lebendigen

trugen ihre Siegeszeichen, die Todten ihre vergängliche Pracht zur Schau. Hier folgten die Blicke der trauernden Menge dem Leichenpomp des Kaisers Claudius, hier schleppte das wüthende Volk den Kaiser Vitellius. — Was bedeutet der bunte Haufe, der langsam dort am Tempel des Friedens vorüber wimmelt? — Fromme Landleute sind es, die, nach ihrer Gewohnheit, monatlich das Opferlamm zu der Wohnung des Opferkönigs geleiten. — Aber der unbändige Lärm, das wilde Geschrei, das sich dort aus der nächsten Straße Suburra erhebt? ist ein plötzlicher Volksaufruhr entstanden? — Ach nein! es sind die Bewohner jener Straße, die mit denen des heiligen Weges jährlich im Oktober einen kleinen lustigen Krieg um den Kopf des Pferdes führen, welches dem Mars geschlachtet wird. Siegen jene, so heften sie den Kopf triumphirend an den mamilischen Thurm; siegen diese, so schmücken sie mit der blutigen Trophäe das Haus des Opferkönigs, und jauchzen und jubeln so lange darum herum, bis etwa ein ehrwürdiger Zug von Vestalinnen oder Auguren die Straße heraufschwebt und die Menge auseinander stiebt.

Doch verweilen wir hier nicht länger, sondern schreiten über den Marktplatz hinüber, der, einst so reich an Merkwürdigkeiten, noch jetzt mit herrlichen Trümmern prangt. Am meisten fallen die drei schönen, oben noch durch ein Stück Gebälk verbundenen Säulen in die Augen, Ueberreste eines Tempels des Jupiter Stator. Romulus ge-

lobte diesen Tempel, als seine Römer, tapferer im Weiberraub als im Gefecht mit Männern, vor den Sabinern wichen. Jupiter erhörte sein Flehen, die Römer standen, und der Beiname Stator blieb dem hilfreichen Gotte. — Nur zwei hohe, sehr massive Mauern, zwischen moderne Häuser eingeklemmt, bezeichnen noch den Platz, wo das hostilische Rathhaus stand; verschwunden sind die Stufen, von welchen Tarquin den Servius herabstürzte. — Weiter hinauf hält eine einzelne Säule das herumschweifende Auge fest; sie blieb allein übrig, um trauernd Jahrtausende lang das Schicksal ihrer Brüder der Nachwelt zu verkünden. Einst erhob sie stolz ihr Haupt in der Reihe derer, welche den Tempel Jupiter des Erhalters umgaben. Ihn hatte der aus Kriegsgefahren gerettete Domitian gelobt und erbaut. — Ganz erhalten in seiner Pracht steht noch der Triumphbogen des Kaisers Severus. Nur die fußlangen Buchstaben, von vergoldetem korinthischen Erz, sind durch die Barbaren herausgebrochen und geraubt worden. Er lag ziemlich tief verschüttet, der jetzige Papst ließ ihn gänzlich ausgraben und mit einer Mauer umgeben, von welcher man jetzt ziemlich tief hinab sieht, ein Beweis, wie sehr der Boden von Rom, durch den immer vermehrten Schutt, nach und nach erhöht worden ist. Auf der Spitze des Bogens erblickte man einst den Kaiser selbst, zwischen seinen Söhnen, auf einem von sechs Rossen gezogenen Siegeswagen.

Ach wie wenig von der ehemaligen Pracht des römi-

ſchen Forums haben der Zahn der Zeit und die fanatiſche Wuth der Barbaren verſchont. Kein bedeckter, durch Stufen erhöhter Gang, von Tarquin dem Aeltern gegründet, ſchützt mehr vor übler Witterung oder dient den Zuſchauern, um ſich an den Gauklern des Marktplatzes zu ergetzen. Nicht eine einzige mehr von den vielen Statuen, die, nach Eroberung Griechenlands, ſich hier ſo häuften, daß ein Theil derſelben weggeſchafft werden mußte. Unter den bleibenden ragten die vergoldeten Bildſäulen der zwölf obern Götter hervor. — Und wo ſind die Bogen, mit eroberten Schiffsſchnäbeln geziert, von ihnen rostra benannt? Hier trat der Ankläger, der Lobredner auf, hier ward Recht geſprochen, hier verkündeten Herolde erfochtene Siege dem Volke. Den Kopf des ermordeten Marius nagelte Sylla an die rostra. Cicero donnerte hier ſeine Reden. Gegen das Capitolium mußte der Sprechende ſich wenden, gleichſam den capitoliniſchen Jupiter zum Zeugen der Wahrheit anzurufen. Hier legten die Conſuln ihre Aemter nieder; hier verſuchte der alte Wollüſtling Appius dem freien Vater die freie Tochter zu entreißen, und auf dem Platze, wo wir jetzt ſtehen, ergriff Virginius vielleicht das Meſſer, und ſtieß es verzweifelnd der geliebten Tochter in die Bruſt. Vergebens hatten Glück und Eintracht, als Virginiens keuſches Blut floß, zu beiden Seiten ihre Tempel.

Dort an den Verſammlungsplatz des Volkes (Comitium) ſtieß ein ſchönes Gebäude, Grăcoſtaſis, den mit

Dor. Behalten Sie den Frosch.

Sel. Vom Hauptmann Stier? Der ist ein Grobian, mit dem mag ich nichts zu thun haben.

Dor. Von Fräulein Mondschein? vier Seiten voll? o das ist langweilig.

Sel. Von dem blinden Herrn v. Schnabel mit den langen dürren Fingern? nun, auf die Eroberung dürfen Sie eben nicht stolz seyn.

Dor. Von der Finanzräthin Blend, die seit 40 Jahren in dem Osten steht? ha! ha! ha! das ist auch nicht weit her.

Sel. Von dem Oberlandbaurath —

Dor. (reißt ihm das Taschenbuch weg und giebt seines zurück) Genug! genug! Einem Jeden das Seinige. Sie sehen, daß die halbe Residenz in meinem Taschenbuche wimmelt.

Sel. Und in dem meinigen die andere Hälfte.

Dor. Es ist wahr, lieber Selicour, wir scheinen recht für einander geschaffen.

Sel.

Rom verbündeten Völkern gewidmet. Dort harrten die fremden Gesandten bis zum feierlichen Gehör vor dem Senat; die stolzen Gebäude sollen uns nicht verhindern, auch einen Blick auf den alten Feigenbaum zu werfen, unter welchem, der Sage nach, Romulus und sein Bruder von einer Wölfin gesäugt wurden. Sorgfältig pflegte man seiner, siebenhundert und vierzig Jahre soll er gestanden haben, und als er nun endlich verdorrte, da erhob sich ein allgemeines Wehklagen, bis, zu großer Freude des Volks, neue Sprößlinge aus den Wurzeln des alten Stammes hervorschossen *).

Links vom hostilischen Rathhause prangte der porzische, vom Censor Cato erbaute Palast, dessen Steine man nur in einem heutigen Kornmagazin wieder findet. Die Penaten, welche unsern einen kleinen Tempel hatten, vermochten des Cato Wohnung nicht zu schützen.

Ein Tempel des Castor und Pollux stand in der Nähe, bis zu seinen Vorhöfen reichte der Palast des Tirannen Caligula, der, geblendet von Uebermuth, die göttlichen Jünglinge Brüder nannte, oft zwischen sie trat, und gleich ihnen verehrt zu werden verlangte. — Nicht ihm, wohl aber dem Cäsar, errichtete Dankbarkeit einen Tempel neben dem des Castor und Pollux, und eine Quelle sprudelte hier, der Brunnen der Juturna genannt. Vielleicht diente ihr klares Wasser den vestalischen Jungfrauen, deren Tempel, einige Schritte weiter, vom

*) So erzählt Tacitus, ich glaube es ihm aber doch nicht.

heiligen Haine umzogen, sich erhob. Mit Kupfer, in Syracus erbeutet, war er gedeckt.

Ein Springbrunnen, dessen Wasser aus einer Schlange hervorspritzte, stand vor der Basilica Julia, dem Julius Cäsar zu Ehren vom Augustus errichtet. Hundert Männer saßen hier zu Gericht. Oft wurden ihre Bänke heraus auf den Markt getragen, wo sie öffentlich Recht sprachen. Kaiser Caligula machte sich zuweilen den Spaß, aus diesem Palaste Geld unter das Volk zu werfen.

Sehen wir lieber von diesem höhnenden Schauspiel auf den nahen Triumphbogen des Tiberius, wenn gleich unsere Nationaleitelkeit ein wenig verwundet werden sollte, denn er ist ein Denkmahl der wieder eroberten Fahnen und Kriegszeichen, welche in der berühmten Schlacht des Varus gegen die Deutschen verloren worden waren. Gleich daneben stand der Tempel Saturns, die öffentliche Schatzkammer und das Archiv des römischen Staats. Vor seinen Hallen sah man den vergoldeten Meilenzeiger, auf welchem die Entfernung der vorzüglichsten Städte des Reichs von Rom, verzeichnet war. Dieser Meilenzeiger wurde, weil er ungefähr mitten in der Stadt lag, sehr witzig der Stadt-Nabel genannt. — Schon fast am capitolinischen Berge lag der Tempel Vespasians (von dem man noch einige Trümmer zu erkennen vermeint), und die Schola Xantha, in welcher Leute, die öffentliche Dokumente abfaßten, wie auch die Bücherabschreiber, ihr Wesen trieben.

Wenden wir uns gegen die Morgenseite des Forums, ein Tempel Hadrian's fällt uns in die Augen, von kindlicher Liebe erbaut. Wie prächtig muß er gewesen sein, wenn die jetzt noch vorhandenen Säulen und die alte Kirchenthür ihm angehörten. Hier stand auch die kolossalische Bildsäule des Marsor's, einen Strom, vielleicht die Tiber, abbildend. — Die Mitte des Forums war nicht leer. Sitze für das Volk erhoben sich vor den Rostris, Cicero gedenkt ihrer oft. Oelbaum und Weinstock, von selbst gewachsen, verbreiteten Schatten, unter dem das römische Volk gern verweilte. In dieser Gegend wurde Galba ermordet. Hier neben einer Sonnenuhr stand die Säule, an welcher der tapfere Horatier die erbeuteten Waffen der Curiatier aufhing. Unweit davon, als Schatten zum Gemälde, die Bildsäule des Marsyas, stets umgeben von leichtfertigen Dirnen, die für Geld zur Wollust lockten. Waren sie glücklich, so kränzten sie nach kurzem Taumel die Statue mit Blumen. Selbst Julia, die Tochter des Kaisers Augustus, hatte der weiblichen Schamhaftigkeit so ganz entsagt, daß sie oft bei dieser Bildsäule sich Preis gab, und nachher ihre Schande, durch eine dem Marsyas aufgesetzte Blumenkrone, dem Pöbel kund that.

Am Fuße des capitolinischen Berges, vor dem Tempel der Eintracht laßt uns noch einen Augenblick verweilen. Ihn errichtete Consul Camillus, ein Denkmahl der Aussöhnung zwischen Adel und Bürger. Herrliche

Ueberreſte ſind noch von dieſem Tempel vorhanden, acht joniſche Säulen von orientaliſchem Granit, deren jede zwölf Fuß im Umfang und vierzig Fuß Höhe hat, tragen ein Gebälke, deſſen Zierathen einen Begriff von der Schönheit des verſchwundenen Ganzen geben. Und hier ende unſer Spazirgang; der Leſer bekenne, daß ich Wort gehalten, daß es unmöglich iſt, in der ganzen bewohnten Welt einen ähnlichen Raum zu ſuchen, auf welchem die Erinnerung, an ſtolze Ruinen ſich klammernd, ſo unendlichen Stoff fände, die große Vergangenheit wieder hervorzuzaubern! Und wie gering iſt der Umfang, in welchen alle dieſe Wunder gehäuft ſind! — Kaum eine Viertelſtunde bedurften wir, um von den Trümmern des Coliſeums bis zu den Trümmern des Tempels der Eintracht zu wandeln, und dieſe Viertelſtunde — kaum eine Minute dünkte ſie uns. — O es verſäume doch ja kein Reiſender, der Rom beſucht, dieſen einzigen, einzigſten Spazirgang mir nachzumachen; doch unterlaſſe er auch nicht, wenigſtens dreißig bis vierzig Bajochi zu ſich zu ſtecken, damit er, im Umgange mit den alten Römern, die heutigen bettelnden Römer ſich ſo ſchnell als möglich vom Halſe ſchaffe.

---

23. Werther und Lotte.

Weſſen Fantaſie durch die mannigfaltigen erhabenen Gegenſtände zu ſehr erhitzt und geſpannt worden, der thue, um ſich abzukühlen, was ich that: er gehe den Abend in's Theater; kälteres Waſſer findet er nicht, um ſchnell die

Glut zu löschen. Ein Schauspiel wurde aufgeführt (eine Charakter-Komödie nennen es die Italiener), Carlotta e Werther. Der Titel reizte meine Neubegier. Werther's Leiden in fünf Akten zu sehen, war mir ganz neu und meine Erwartung sehr gespannt. Sie ward noch übertroffen. Man höre nur.

Der Vorhang rollt auf. Ein alter treuherziger, und ein junger komischer Bedienter Werther's unterhalten sich in der ersten Scene von der unglücklichen Liebschaft ihres Herrn. Man erfährt, daß Albert nach Wien gereiset ist, und Werthern, seinen besten Freund, ersucht hat, Lotten indessen Gesellschaft zu leisten. Werther erscheint; er sieht sehr verstört aus, spricht auch kein Wort. Der Alte führt ihm zu Gemüthe, wie thöricht sein Beginnen sei, erinnert ihn an seine Mutter, und bringt es endlich so weit, daß Werther sich entschließt, plötzlich abzureisen, ohne Lotten wieder zu sehen. Sein letztes Lebewohl trägt er dem Hofmeister von Lottens Kindern auf; denn Lotte ist so gar jung nicht mehr, sie hat einen bengelhaften Sohn von wenigstens zehn Jahren, und eine Tochter, die sie bald zur Großmutter machen wird. Nachdem Werther seine letzten Liebesseufzer in den Busen des Hofmeisters ausgehaucht hat, stürzt er fort. — Aber — er weiß nicht, daß er den Bock zum Gärtner gesetzt hat, denn eben dieser Hofmeister ist selbst ganz sterblich in Lotten verliebt, jauchzt über Werther's Entfernung und hofft nun, während Albert's Abwesenheit, seinen bösen Zweck zu er-

reichen. — Lotte, ein sehr gemeines Weib, kommt zum Vorschein, man setzt Stühle und alles läßt sich zur Liebeserklärung an. Zwar wird die Scene durch die beiden Kinder unterbrochen, aber die müssen über Hals und Kopf sich in den Garten trollen, und nun wagt der Herr Hofmeister einen Sturm. Hilf, Himmel, wie empfängt ihn die keusche Lotte! Kein Fischweib in Paris, keine Kastanienbraterin in Wien kann mit edlerem Ungestüm ihre Tugend vertheidigen. Sie will den bösen Hirten gänzlich zum Schafstall hinausjagen, aber er erklärt ganz trocken, daß solches nicht in ihrer Macht stehe; daß er nur Alberten Rechenschaft zu geben habe und folglich bleiben werde. Ihre Wuth ist auf's höchste gestiegen, als ein schnippisches Kammermädchen ihr berichtet, daß Werther im Begriff stehe, zu fliehen. Jetzt vergißt sie Alles und stürzt schreiend hinaus, um den Geliebten zurück zu halten. Das gelingt ihr. Der verschmähte Hofmeister wird dadurch veranlaßt, ehrenrührige Vermuthungen zu schöpfen, obgleich das Kammermädchen ihn auf ihre Ehre versichert, daß der Umgang zwischen Werthern und Lotten sehr schuldlos sei. Albert kommt zurück und der Hofmeister weiß ihm die Sache so plausibel vorzutragen, daß er, in der ersten Hitze, Lotten verstößt, und sie zu ihren Eltern schickt. Werther, durch diese schreckliche Katastrophe zur Verzweiflung gebracht, sich selbst alle Schuld von Lottens Schicksal beimessend, beschließt zu sterben, und zwar durch Gift (der Italiener liebt bekanntlich das Gift mehr als die Pistolen). Er

präparirt ſich zu dieſem Behuf eine Flaſche Wein, die er aber vor der Hand noch ſtehen läßt, man weiß nicht warum. Sein alter Diener hat glücklicherweiſe ſein Vorhaben ausgewittert, und macht ſich den Spaß, die vergiftete Flaſche mit einer unſchädlichen zu verwechſeln. Dieſe findet der Hofmeiſter und trinkt ſie richtig aus. Als er eben das letzte Gläschen ſchlürft, kommt Werther dazu. Durch ihn erfährt der Hofmeiſter, daß er Gift im Leibe habe, krümmt ſich wie ein Wurm, und bekennt in der Todesangſt alle ſeine Verleumdungen. Natürlich läßt Albert ſeine alte Lotte ſogleich zurück holen, und es erfolgt eine allgemeine Aufklärung und Verſöhnung. Das Drolligſte iſt, daß Werther's Verhältniß zu Lotten am Schluß des Stücks gerade noch das nämliche iſt und bleibt, wie in der erſten Scene. Was daraus werden wird, mögen die Götter wiſſen. An's Erſchießen wird gar nicht gedacht.

---

21. Zwiſchen Rom und Gaeta.

Die appiſche Landſtraße, von den Alten die Königin der Straßen genannt, wurde vom Cenſor Appius Claudius im vierhundert zweiundvierzigſten Jahre der Stadt angelegt. Sie war mit Steinen gepflaſtert, die fünf bis ſechs Fuß in's Gevierte hielten, nicht durch Kitt oder Mörtel verbunden, ſondern nur ſo dicht und kunſtreich zuſammengefügt waren, daß der Weg aus einem Stücke zu beſtehen ſchien. Wo Appius die Steine herbringen laſſen, iſt unbekannt; in der Gegend von Rom gibt

es keinen Steinbruch der Art. So häufig sie gebraucht wurde, so war doch zu Procopius Zeiten noch nichts daran verfehrt, und selbst jetzt noch trifft man oft lange Strecken derselben an, die vollkommen wohl erhalten sind; nur ist mit beschlagenen Pferden nicht gut darauf zu fahren; ich vermuthe, die Alten beschlugen ihre Pferde nicht. Die appische Straße führte bis Capua, und in der Folge gar bis Brundusium. — Sobald man Rom verlassen hat, wird man, auf einer Strecke von mehreren Meilen längs der Straße, eine große Menge alter Grabmähler gewahr, von welchen zum Theil nur noch unförmliche Steinhaufen übrig sind. Jedermann weiß, daß die Römer sich am liebsten an der Landstraße begraben ließen, oft die herrlichsten Mausoleen aufführten, die freilich manchem Spitzbuben zu Schlupfwinkeln dienten, und daher diese Gegend sehr unsicher machten. Sie ist es noch bis auf den heutigen Tag, und jeder Vetturino hütet sich, den Weg im Dunkeln zu fahren. Milo, den Cicero vertheidigte, hat hier einst den Clodius umgebracht. Auch große, Meilen lange Trümmer von Wasserleitungen ergetzen das Auge. — Etwa vierzig Meilen von Rom passirt man die armselige Stadt Albano. Sie wurde von Ascanius, Sohn des Aeneas, vierzig Jahre früher als Rom erbaut. In ihrer Nähe sind ein paar merkwürdige alte Grabmähler; das eine hat die Gestalt eines viereckigten Thurmes, und, weil doch jedes Ding seinen Namen haben muß, nennt man es das Grab des Ascanius. Das andere gilt für das Denkmahl der

drei Curiatier, die in dem bekannten Kampfe gegen die Horatier fielen. Es trägt fünf Piramiden, verräth einen rohen Geschmack, imponirt aber durch eine gewisse wilde Größe. Im Sommer wird Albano von vielen Römern bewohnt, welche hier gesundere Luft und die Freuden des Landlebens suchen. — Der Ursprung des nahen Riccia verliert sich gar im höchsten Alterthum. Man will, es sei fünf hundert Jahre vor dem trojanischen Kriege von einem Archilous erbauet worden, und Orest habe die Bildsäule der Diana von Tauris hieher gebracht. — Velletri ist eins der schmutzigsten Nester, war aber einst die Hauptstadt der Volsker, und in seinen Mauern empfing Kaiser Augustus das Dasein. Das einzige erträgliche Wirthshaus daselbst schmückt sich auch noch mit dem Namen dieses glücklichen Monarchen. Man findet in Velletri noch mehr Ueberreste von Tempeln und Lusthäusern der Kaiser. Der Kardinal Borgia, der mit nach Paris reisen und unterwegs sterben mußte, hat hier einen Palast, der ein reiches Museum von Antiken und Gemälden in sich faßt. Von Velletri aus thut man wohl, eine Eskorte von Husaren mitzunehmen, denn die Gegend ist gar übel berüchtigt, und ich glaube, hier herum war es auch, wo dem wackeren Seume ein Unfall begegnete.

Ich nähere mich nun den pontinischen Sümpfen, die fast in noch schlechterem Rufe stehen, als das Raubgesindel von Velletri. Ich kann das nicht bestätigen, denn als ich durchfuhr, war die Luft rein, und ich hatte mein

Schnupftuch vergebens in Essig gebadet. Man glaubt gemeiniglich, diese Sümpfe seien, zu der Römer Zeiten, das herrlichste fruchtbarste Land gewesen. Man muß ihr aber nicht mehr aufbürden, als sie wirklich verschuldet hat, sie trägt ohnehin schwer genug. Diese Gegend war zu allen Zeiten Ueberschwemmungen ausgesetzt. Schon Cornelius Cethegus und Julius Cäsar haben große Kosten auf ihre Austrocknung verwendet, aber auch damals zerstörten ein paar Flüsse gar oft wieder in einigen Tagen, was der Fleiß von Jahren errungen hatte. Die appische Straße führt mitten hindurch, und man that alles Mögliche, um sie stets brauchbar zu erhalten. Trajan leitete das Wasser auf's Neue ab, ebnete Hügel, füllte Vertiefungen aus, und legte Nebenwege an, deren einer seinen Namen führte. Antoninus Pius folgte seinem Beispiele. Welche Mühe in unsern Tagen Papst Pius VI. sich gegeben hat, die Sümpfe auszutrocknen, ist bekannt. Auch glaubte er damit völlig zu Stande gekommen zu sein, und erbaute deshalb, da wo die Sümpfe anfangen, ein Kloster, in welchem eine Inschrift die Vollendung dieser Arbeit rühmt, und hinzufügt: Der Tempel sei errichtet, damit es den Kolonisten nicht an Gelegenheit mangeln möge, ihren Gottesdienst zu verrichten. Das Kloster wurde den Kapuzinern eingeräumt, man findet aber jetzt nur Eidechsen daselbst, und keinen einzigen Kapuziner, die böse Luft hat sie längst wieder vertrieben, das neue Kloster steht verödet. Nur das Posthaus ist sparsam bewohnt. — Pius VI. hatte das

Sel. Zwey Seelen wie die Unſrigen mußten ſich finden.

Dör. Ich verſpreche Ihnen Treue noch auf ein ganzes halbes Jahr.

Sel. Welch' ein Heroismus! — aber ich liebe Sie auch mit einer fureur — Sollten Sie glauben, daß ich einſt im Begriff ſtand die Thorheit zu begehn, Ihnen meine Hand anzubieten?

Dör. Sind Sie raſend?

Sel. Glücklicherweiſe trat meine Vernunft noch zu rechter Zeit dazwiſchen —

Dör. Wie ein Geiſt.

Sel. Unſer Umgang iſt ja weit intereſſanter, weit pikanter, wenn Sie den jungen Bären heirathen, der hier in den Wäldern aufwuchs. Das Thier beſitzt eine halbe Million baar, und ſeine Dummheit iſt eine andere halbe Million werth. Das heißt ein Leben geben!

Dör. Sie haben Recht. Unſere Familie iſt arm. Seine Mutter, meine ſelige Tante,

Glück, die alte Appiſche Straße wieder aufzufinden, die noch jetzt in einer geraden Linie bis Terracina läuft. Bei dieſer Gelegenheit wurden eine Menge Säulen, alte Meilenzeiger und andere Trümmer gefunden, die jetzt zerſtreut hier herum liegen, und auf welchen Millionen Eidechſen luſtig krabbeln. Was von urbar gemachtem Lande durch neuere Ueberſchwemmungen noch verſchont worden iſt, findet ſich erſt weiter hin, die erſten Meilen hingegen ſind wiederum gänzlich zu Moraſt geworden, in welchen man nunmehr die erſten Büffelherden ſieht und grunzen hört. Die Jagd auf Enten und Schnepfen iſt vortrefflich; man ſieht dies wilde Geflügel bei Tauſenden herumziehen. — Je mehr man ſich dem Süden von Italien nähert, je ſchmutziger werden die Menſchen. Hier z. B. wuſchen ſich die Poſtillons mit Maulthier-Miſt, als wäre es Seife. In ihre Arme und Hände haben ſie Madonnen- und Heiligenbilder eingebrannt; ihr Hauptſtaat ſind große ſilberne Schuhſchnallen, die ſie aber als Gürtelſchnallen in den Beinkleidern tragen. Die Tracht der Weiber iſt ſehr häßlich, beſonders ein Schnürleib, der ihnen den Buſen völlig platt drückt. — Es hatte geregnet, und daher fand ich bei Terracina die Straße ſehr überſchwemmt. Niemand denkt mehr daran, dieſem wilden Gewäſſer Abzug zu verſchaffen, es kann daher nicht fehlen, daß in Kurzem das wenige gewonnene Ackerland wieder gänzlich verſchlammt ſein wird. — Terracina hat eine herrliche romantiſche Lage am mittelländiſchen

Meere. Die steilen Felsen, die seine Ufer schmücken, das freundliche Städtchen, aus dessen Gärten Citronenbäume und sogar Palmen winken, der Hafen von Fischern wimmelnd, die Inseln Ischia, Capri, ja selbst der Vesuv in der Ferne — man ist entzückt, man glaubt sich in eine Zauberwelt versetzt. Die liebliche Zauberei dauert fort, wenn man Terracina verlassen hat, und nun zwischen blühendem Mirtengebüsch dahin rollt, zwischen zahllosen Gattungen von frisch grünenden Gesträuchen, die bald mit schwarzen, bald mit blutrothen Beeren bedeckt sind. — Hier betritt man zum ersten Male das Königreich Neapel, und wird durch die gewöhnlichen Weitläufigkeiten mit Pässen und Visitiren aus den süßen Träumereien geweckt. Etwas weiter hin wären diese ohnehin durch die Städte Itri und Fondi unterbrochen worden, die häßlichsten, schmutzigsten und stinkendsten, die es in allen fünf Theilen der Welt gibt. Nur eine einzige Kleinigkeit stand mit diesem ekelhaften Wust im seltsamen Kontrast, nämlich der spanische Pfeffer, den man auf Mirtenstengel gereiht, verkaufte. Es sieht in der That aus, als sei er zu einer Ballet-Dekoration zubereitet worden. Es gab aber hier weder arkadische Schäfer noch Tänzer, sondern blos Bettler und Sbirren. — Unweit Gaeta wurde mein Wagen plötzlich von Dragonern eingeholt, die mit gezogenen Säbeln Halt zu machen geboten, weil — ein kleines Kind des Königs von Sardinien spaziren fuhr, und ihm die Straße nicht breit genug war,

oder die Ehrfurcht vor dem Kinde dieſe Demuth erheiſchte. Ich dachte an den biedern König von Preußen, der immer ſo allein ſpaziren reitet, und niemanden genirt. Ich zuckte die Achſeln und lächelte.

---

25. Cicero's Villa.

Ich kam ziemlich früh im Hafen von Gaeta an. Mir blieben noch einige Stunden bis zum Einbruch der Nacht, und ich beſchloß, ſie zu einem Spazirgang anzuwenden. Mich lockte das ſchöne warme Wetter (es war am ſiebenundzwanzigſten Oktober), mich lockte mehr noch ein Citronen- und Orangen-Wäldchen, deſſen goldene Früchte aus einem an der See gelegenen Garten mir winkten. Ich ging und fand die Thür verſchloſſen. Ein gemeiner Kerl empfing uns, nach ſeiner Art, recht höflich und treuherzig. Er war der Pächter dieſer Villa. Wir wandelten, ich mag wohl ſagen, wonnetrunken, unter den beladenen Bäumen, und nahmen hie und da eine Citrone auf, die der Wind abgeſchüttelt hatte. Als der Mann bemerkte, daß die uns umgebende üppige Natur uns neu war, ſchien ihm das Vergnügen zu machen, er brach eine ſchöne Doppelfrucht von einem Orangenbaum und überreichte ſie meiner Frau mit gutmüthiger Galanterie. So gelangten wir bis an die Spitze des Gartens, die weit in das Meer hinein lag, und wo, am ſchroffen Felſenabhang, Tiſch und Bänke von Stein zum Ruhen, Schauen und Genießen einluden. Eine kleine Hütte ſtand daneben, vor der offenen Thür ſaß ein

junges Weib, von Kindern umgeben, um einen Korb mit Oliven beschäftigt.

Von allen diesen lieblichen Scenen konnte wohl nichts Geringeres unsere Aufmerksamkeit losreißen, als die vielen, im ganzen Garten umher zerstreuten Trümmer, die wir auf den ersten Blick für altrömisches Bauwerk erkannten. Da waren Bogengänge und Mauern und tiefe Gewölbe, überall von Gesträuch überwachsen und bedeckt. Besonders aber war da ein Bad, fast ganz erhalten, die steinerne Treppe, welche hinabführte, nicht zerstört, nur verwittert, ja oben noch die kaum verstopfte Röhre, durch welche einst das Wasser hineinlief. Wir standen, in Betrachtung versunken, und hörten kaum auf die Erzählung des geschwätzigen Wirthes, den ohnehin sein gemeiner neapolitanischer Dialekt sehr unverständlich machte. Plötzlich aber traf das Wort Cicero mein Ohr. Ein Schauer durchbebte mich. Wir horchten nun aufmerksam, wir fragten, und welch ein Gefühl ergriff uns, als wir vernahmen, daß wir in Cicero's Garten gelustwandelt, daß wir von seinen Früchten genossen hatten! — Alles schien jetzt ein anderes Ansehen zu bekommen, die Trümmer umgab ein Glanz, der Hain war heilig. Hier hat Cicero gebadet, hier ist er gewandelt, auf jener Felsenspitze hat er gesessen, und vielleicht ein Kapitel seines Buchs: Von den Pflichten, geschrieben, das allein hinreichen würde, sein Andenken zu verewigen. Ach! hier war es auch, wo die Mörder ihn fanden, und sein theures Haupt dem Blutdurste des Triumvirats opferten! —

Dieſen, mit Trümmern und Früchten bedeckten Platz hat der ehrliche Gaetaner für fünfundvierzig Dukaten gepachtet. Cicero's Villa für fünfundvierzig Dukaten! — Aber war es denn auch wirklich Cicero's Villa? höre ich einen kritiſchen Alterthumsforſcher mir einwerfen. Daß Cicero hier eine Villa hatte, iſt freilich wohl gewiß, denn der Hafen von Gaeta, Mola genannt, iſt auf den Trümmern der Stadt Formiä erbaut, und in ihren Mauern lag das Formianum des Weiſen. Aber wo? — Meyer, in ſeinen Darſtellungen aus Italien, ſetzt es in ein Citronenwäldchen vor der Stadt, und manche Einwohner, die man befragt, weiſen den Frager eben dorthin; viele wiſſen gar nichts davon. Doch die ganz unverdächtige, ihm gleichſam nur gelegentlich entſchlüpfte Ausſage des gemeinen Gaetaners beweiſet wenigſtens, daß die Volksſage dieſen ehrwürdigen Ort an die Stelle verſetzt, auf welcher ich geſtanden. Hierzu kommt noch die herrliche Lage des Orts, von der ſich wahrlich vermuthen läßt, daß ein Cicero ſie gewählt haben werde. Linker Hand die Feſte, die gleichſam aus den Wellen des Meeres emporſteigt; gerade im Geſicht die Inſel Iſchia, und rechter Hand der Veſuv! — Nein wahrlich! ſo lange man das Gegentheil mir nicht gründlich erweiſen kann, werde ich den frommen Glauben nicht fahren laſſen, daß ich Cicero's Villa betreten, daß ich am Rande ſeines Bades geſtanden.

Auch ein hohes Denkmahl, draußen vor der Stadt, habe ich geſehen. Es ſoll, von ſeinen dankbaren Freigelaſ-

ſenen errichtet, den Platz bezeichnen, auf welchem der Unſterbliche von Mörderhand fiel.

Ich will bei dieſer Gelegenheit noch einen Irrthum berichtigen, der gleichfalls in Meyer's Darſtellungen ſich findet. Dieſer achtungswerthe Reiſende erzählt, er ſei hinüber nach Gaeta in einem kleinen Kahn geſchwommen, und erſt dort habe er zum erſten Mal den Veſuv erblickt. Das iſt faſt unmöglich; denn er hätte nur in dem Wirthshauſe, das am Hafen liegt, an das Fenſter treten dürfen, ſo hätte ihm der Veſuv ein wenig linker Hand in die Augen fallen müſſen. Es iſt überhaupt ein Irrthum, den viele Reiſende verbreitet haben, man werde den Veſuv nicht eher gewahr, bis man Gaeta erreiche. Er iſt bei hellem Wetter in Terracina ſehr deutlich zu erkennen. Zwar mag der Fall ſelten ſein, denn ſogar ein Einwohner von Terracina wollte mir den Veſuv wegdisputiren, der unverkennbar vor uns lag und rauchte; aber ein Schiffer von der Inſel Iſchia, der eben mit Töpferwaren landete, entſchied den Streit augenblicklich. Nur muß man nicht nach dem Veſuv fragen, denn unter dieſem Namen kennt man den Berg hier nicht; Jedermann nennt ihn blos Somma, oder la Montagna, den Berg par excellence.

---

26. Zwiſchen Gaeta und Neapel.

Durch einen Garten ſcheint der Weg zu führen; Citronen und Pomeranzen wachſen hier ſo häufig, als bei uns Eicheln und Buchnüſſe; Aloen, wie ich ſie noch nie

so groß gesehen hatte, standen zu beiden Seiten an der Straße; alles grünte, blühte, duftete, reifte; es war in den letzten Tagen des Oktobers. — Kurz zuvor, ehe man den Garigliano erreicht, erblickt man ansehnliche Ruinen der alten Stadt Minturnum, und ich kann nicht begreifen, warum alle Reisebeschreiber, die ich nachzuschlagen Gelegenheit hatte, so gar wenig darüber sagen. Es ist nicht allein eine Wasserleitung, deren Trümmer mein Auge auf mehrere Meilen weit verfolgt hat, es steht auch noch ein großes, rundes Gebäude, das inwendig, mit dem äußern Zirkel parallel laufend, einen kleinern Zirkel bildet; vielleicht war es ein Theater. Außerdem ist die ganze Gegend umher in einer großen Strecke mit Ruinen gleichsam besäet, und ich bin gewiß, der Alterthumsforscher würde hier gute Beute machen, wenn er sich etwa entschließen wollte, ein paar Tage in dem nahe gelegenen elenden Posthause zuzubringen. — Ich kann mir das Schweigen der Schriftsteller über diese herrlichen Trümmer nicht anders erklären, als durch die Erbärmlichkeit des Menschen überhaupt, dessen höchster Enthusiasmus für eine Sache gar bald in Gleichgiltigkeit verwandelt wird, wenn er sie zu häufig findet. Das Letztere ist freilich hier der Fall. Man kann, ohne Uebertreibung, auf diesem Wege kaum zehn Schritte fahren, ohne ein Grabmahl, eine Wasserleitung oder ein Stück von einer antiken Mauer zu erblicken, die man sogleich an dem sogenannten Reticularwerk (netzförmiger Steinbekleidung) erkennt. — Ueber den Garigliano

führt ein elendes Fahrzeug. Es iſt derſelbe Fluß, an dem einſt Bayard, der Ritter ohne Furcht und ohne Tadel, eine Heldenthat ausübte, die, um der des Horatius Cocles gleich zu ſein, nur einen Livius hätte finden dürfen; er vertheidigte nämlich, ſo gut als Jener, ganz allein eine Brücke gegen eine feindliche Armee. Alle Schulkinder wiſſen das vom Horatius Cocles zu erzählen, doch Bayard's That iſt faſt vergeſſen. So wenig können die Helden der guten Schriftſteller entbehren, und dennoch geben ſie ſich zuweilen das Anſehen, ſie gering zu ſchätzen.

Als ich mich der Stadt Capua näherte, und mich erinnerte, wie es dem Hannibal hier erging; als ich vollends des Campaner Thals unſers originellen Jean Paul's gedacht; da meinte ich geradesweges in ein Parabies zu fahren; es iſt aber eine häßliche Stadt und eine ſehr einförmige Gegend. Wenn Hannibal's Truppen ſich betrunken haben, ſo muß der Wein in Capua damals beſſer geweſen ſein als jetzt, und wenn vollends andere Wollüſte ſie entnervten, ſo waren vermuthlich die damaligen Schönen von Capua hübſcher als die jetzigen. Die Ruinen der alten Stadt liegen in einiger Entfernung von der neuern. — Von hier ſind es nur noch vier deutſche Meilen bis Neapel, die man in wenigen Stunden zurücklegt. Einen ſehr charakteriſtiſchen Nationalfluch hörte ich jetzt zum erſten Mal: ich wollte, daß du ermordet würdeſt! — Dieſes kleine artige Kompliment machen ſich die Neapolitaner alle Augenblicke bei den geringſten

Veranlassungen, und schreien bei unbedeutenden Zänkereien immer dermaßen, daß man, ehe man es gewohnt wird, stets fürchtet, sie werden sich wirklich ermorden.

---

27. Neapel.

Ich muß den Leser erst ein wenig in der Stadt herumführen, denn hier ist Alles so ganz verschieden von dem, was sich ein Nordländer gewöhnlich unter einer Stadt denkt, daß man anfangs im Monde zu sein glaubt.

Neapel kommt mir vor wie ein großes Haus, in dem eine Menge Menschen wohnen, und die Häuser scheinen mir bloße Schlafzimmer, denn, das Schlafen ausgenommen, geschieht alles übrige, was Menschen zu thun pflegen, auf den Straßen. Alle Handwerker haben nicht blos offenstehende Buden, sondern sie tragen ihre Tische, und was sie sonst zur Treibung ihres Handwerks bedürfen, heraus auf die Straße, und da sieht und hört man sie klappern, hammern, nähen, weben, feilen, hobeln, frisiren, barbiren, den lieben langen Tag. — Der Garkoch rupft und bratet Hühner, kocht und backt Fische auf der Straße, die Hungrigen treten hinzu und halten ihre Mahlzeit. Um ihren Durst zu löschen, dürfen sie nur ein paar Schritte weiter gehen, zu einem der vielen Wasserausschenker, der seine Bude auf der Straße hat. Die Buden dieser letztern fallen jedem Fremden zuerst auf; sie deutlich zu beschreiben ist ein wenig schwer. Vor dem Tische oder der Schenke, hin-

ter welcher der Mann ſteht, erheben ſich an den vier Ecken, vier bemalte und vergoldete Stangen, oben durch Querpfoſten verbunden, und das Ende dieſer Querpfoſten nach der Straße zu iſt bei allen auf eine Weiſe verziert, die wir in andern Ländern für liederlich halten würden, die aber hier Niemanden mehr auffällt. Es ſind nämlich Hände, die den Daumen durch die beiden erſten Finger ſtecken. Wie man ſo allgemein auf dieſe ſonderbare und leichtfertige Verzierung gefallen iſt, mag Gott wiſſen. Die Hände, ſo wie das ganze obere Pfoſtenwerk, iſt bunt angeſtrichen, in der Mitte mit Heiligenbildern geſchmückt, zu beiden Seiten flattern ein paar Fähnlein, und die übrigen Zwiſchenräume ſind mit angenagelten Bouquets von Zitronen, auch wohl mit Blumen ausgefüllt. Man muß beim erſten Anblick ſogleich an die Chineſer denken. Dem Verkäufer zu beiden Seiten hängen zwei lange, trommelförmige Fäſſer, durch deren Mitte eine eiſerne Achſe läuft, ſo daß man ſie bequem neigen oder kippen kann. Dieſe Fäſſer enthalten ſchönes, klares Waſſer und Eis. Auf dem vordern Rande des Tiſches ſtehen eine Menge Gläſer und Zitronen. Um ſolche Buden ſind die Menſchen bald mehr bald weniger, oft in dichten Haufen verſammelt, und bewundern muß man die außerordentliche Fertigkeit, mit welcher der Verkäufer links und rechts ſeine Trommeln kippt, die Gläſer voll ſchenkt, ein wenig Zitronenſaft dazu preßt, den Trank hinreicht, das Geld empfängt, darauf herausgibt u. ſ. w. Wer lange zuſieht, dem kommt der

hat einen reichen Fliz geheirathet, der so klug war mich zur Erbin einzusetzen. Freylich muß ich den jungen Tölpel mit auf dem Kauf nehmen; dagegen werde ich aber auch das Erste Haus in der Residenz machen.

Sel. Ich werde die Feten arrangiren.

Dor. Mein Mann schreibt die Einladungskarten.

Sel. Ich führe Sie auf die Promenade —

Dor. Sie begleiten mich in die Oper —

Sel. Wir kritisiren —

Dor. Und protegiren auch.

Sel. Wir laden Einen Tag in der Woche arme Poeten zum Essen.

Dor. Die müssen uns Verse machen —

Sel. Auf Ihren Mann.

Dor. Ganz recht, auf meinen Mann, ha! ha! ha!

Sel. Boutrimés ha! ha! ha!

Dor. Alles sehr gut, wenn wir nur nicht die Rechnung ohne den Wirth machen; denn mein

Kerl endlich vor wie eine Maſchine durch ein Räderwerk getrieben. An heißen Sommertagen ſoll das Gedränge unbeſchreiblich groß ſein, ſoviel auch dergleichen Buden vorhanden ſind. Abends werden ſie erleuchtet mit acht, zehn, auch zwölf Lampen. Der Preis des Getränks iſt eine der kleinſten Kupfermünzen. Es ſieht in der That appetitlich aus, wenn das kriſtallhelle Waſſer in das Glas perlt, und die Kälte es ſogleich beſchlägt. Auch geht es, wider Gewohnheit, reinlich dabei zu; der Verkäufer ſchwenkt die Gläſer immer vorher aus, wenn ihm die zudringlichen Durſtigen nur irgend Zeit dazu laſſen, drückt auch den Zitronenſaft nicht durch die Finger hinein. — Außerdem gibt es auch noch herumwandelnde Waſſerverkäufer, die ihr acqua! den ganzen Tag ausſchreien, und gleichfalls drei oder vier reinliche Gläſer an ihrer Schleifkanne herumtragen.

Eſſen und Trinken iſt die erſte und wichtigſte Angelegenheit eines Volks, daher kann man auch in Neapel nicht zehn Schritte weit gehen, ohne auf eine Veranſtaltung zu ſtoßen, um dieſe beiden Bedürfniſſe ſogleich aus freier Fauſt zu befriedigen. Hier ſtehen große Keſſel mit Maccaroni, völlig zubereitet, Käſe darüber geſtreut, und die Oberfläche mit kleinen Stücken von den ſogenannten Goldäpfeln (pomi d'oro) verziert. Eine ſolche Portion Maccaroni zu verzehren iſt aber eine Kunſt, die man den Neapolitanern erſt ablernen muß, denn, da ſie ellenlang ſind, ſo müſſen ſie mit dem Daumen und Zeige-

ſinger gefaßt, bei weit zurückgebogenem Halſe und aufgeſperrtem Munde, von oben herabgelaſſen werden. Fremde pflegen ſie wohl vorher mit Meſſer und Gabel zu zerſchneiden, und dann mit Löffeln zu eſſen, das iſt aber ganz gegen das Nationalkoſtüm. Uebrigens werden die Maccaroni hier ſehr einfach, mit Fleiſchbrühe und Käſe zubereitet, und ſchmecken ſo ungleich beſſer, als die mancherlei mit Paſtetenteig umgebenen, fetten Verkünſtelungen, die ich an andern Orten davon gefunden habe. Nur zu wenig kochen läßt man ſie, und das geſchieht überhaupt in Italien mit dem Reis, den Graupen u. ſ. w., es muß Alles hart ſein, für einen Fremden oft ungenießbar. Ich habe einmal dabei geſtanden, als eine Schneidersfrau auf der Straße ihre Maccaroni kochte. Sie hatte einen metallenen Mörſer umgewendet, auf dieſen eine platte eiſerne Pfanne geſtellt, in welcher ſehr kleine Stücke Holz brannten, und auf der Pfanne ſtand ihr Keſſel mit Waſſer. Als das Waſſer zu kochen begann, ergriff ſie ein Pack Maccaroni, in Papier gewickelt, ſtauchte ihn, ſo tief der Keſſel war, hinein, und hielt ihn ſo lange, bis die ſteifen Maccaroni, vom heißen Waſſer etwas biegſam gemacht, nachgaben, dann ließ ſie das ganze Bündel, das nunmehr ſich ringelte, vollends nachſchlüpfen. Ich ſah nach meiner Uhr. Etwas über fünf Minuten ließ ſie die Speiſe aufwallen, goß dann das Waſſer ab, Fleiſchbrühe darüber, ſtreute Käſe darauf, und das Mittagsmahl war fertig. Ihr etwa fünfjähriger Knabe hatte ſich ſchon lange vorher einige halbgekochte

Fäden durch Schreien ertrotzt. Dazwiſchen war der Nachbar von ſeiner Werkſtatt aufgeſtanden, und hatte, ohne um Erlaubniß zu fragen, ſeine Pfeife an dem kleinen Feuer angezündet. Auch war die ganze Küche einen Augenblick lang durch ein Schwein und einen beladenen Eſel mit dem Untergang bedroht worden. Es iſt wirklich ſehr unterhaltend, ſolch einer Straßenwirthſchaft zuzuſehen. — Leckermäuler miſchen zuweilen Hühnerlebern unter die Maccaroni, und das iſt allerdings ſchmackhaft.

Wir haben es aber jetzt blos mit dem Pöbel zu thun, der, außer jener Nationalſchüſſel, noch andere Lieblingsſpeiſen hat. Dahin gehören die Bohnen und Erbſen, die gleichfalls in großen Keſſeln gekocht, die Vorübergehenden einladen. Endlich auch das türkiſche Korn, deſſen Aehren, ſo wie ſie da ſind, ohne weitere Zubereitung in Waſſer gekocht werden. Es iſt freilich die gemeinſte und verachtetſte Speiſe; ſie muß aber doch ſehr nahrhaft ſein, und ich habe manchen Bettelbuben mit großer Eßluſt hineinbeißen ſehen. Sie eſſen nicht blos die Körner heraus, ſondern verzehren auch das weichgekochte Fleiſch, in welchem die Körner feſt ſitzen.

Eine zweite ſehr reiche Quelle der Nahrung ſind die unendliche Menge und Verſchiedenheit der Seefiſche, die, gekocht, gebraten und roh auf den Straßen verkauft und verzehrt werden. Ihre mancherlei groteske Geſtalten zu beſchreiben, wage ich nicht. Es gibt deren mit langen Schnepfenſchnäbeln, andere, die einer Gallerte

gleichen; noch andere, welchen eine Menge Frangen aus dem Rachen hängen. Schaalen-Fiſche, die ganz die Geſtalt einer noch mit ihren Stacheln verſehenen Kaſtanie haben; andere, die wie Meſſerſtiele von Achat ausſehen. Beide Gattungen werden roh gegeſſen, und, mich dünkt, es gehöre Muth dazu, beſonders die letztern zu verzehren, denn die Art ſie zu eſſen iſt folgende: man drückt ihre Schaale hinten, ſogleich ſtecken ſie die Köpfe und den halben Leib heraus (ungefähr wie die Schnecken aus ihren Häuſern) und winden ſich dabei wie Blutigel, denen ſie überhaupt an Geſtalt, nur nicht an Farbe, gleichen. Hält man ſie an den Teller, ſo ſaugen ſie ſich mit dem Kopfe an, der alsdann breiter wird. Zwei kleine Augen ſind, als ſchwarze Punkte, an dem Kopfe deutlich zu unterſcheiden. Wer ſich entſchließen kann dieſes Gewürm zu eſſen, muß es gerade auf den Kopf beißen, ſobald es denſelben aus der Schaale ſteckt, muß dieſen Kopf mit den Zähnen feſt halten, und ſo den ganzen Wurm aus der Schaale ziehen, den er ſodann nach Belieben kauen mag, bis er keine Lebenszeichen mehr von ſich gibt. Ich bekenne, daß ich mich nicht habe überwinden können, dieſe Operation vorzunehmen. Man pflegt ſie auch wohl zu braten, gleich den Auſtern, und da habe ich ſie zu koſten verſucht. Sie haben ein ſüßes ekelhaftes Fleiſch. —

Auſtern gibt es hier auch in Menge, aber ſie ſind ſehr klein und ihr Geſchmack nicht ſonderlich. Die Fiſcher pflegen ſie zu öffnen und vier bis fünf in eine Schale zu thun,

damit man doch einen Mundvoll bekomme. Dieſe Manier iſt aber weder reinlich noch einladend.

Am Meeresufer, wo die Fiſcher ihre Waren (die hier Seefrüchte heißen) feil halten, pflegt ſich an Sommerabenden die ganze ſchöne Welt zu verſammeln, um Fiſche zu eſſen. Es geht dabei zu wie ungefähr im Thiergarten bei Berlin. Man ſpeiſt nämlich an vielen kleinen Tiſchen, die fertig gedeckt ſtehen. Der Fiſcher hat dann ſeine mannigfaltigen Seefrüchte amphitheatraliſch aufgeſchichtet und herausgeputzt, man wählt nach Belieben. Da aber der Platz zu dieſer Eßluſtbarkeit eben nicht groß iſt, ſo muß man auch, wie in Berlin, ſich ſchon vorher einen Tiſch beſtellen, wenn man ſicher ſein will, noch Raum zu finden. — Ein Freund erzählte mir eine drollige Anekdote, die ſich kürzlich zugetragen. Ein kecker, übermüthiger Jüngling, wie es deren überall gibt, kam zu ſpät. Zwar fand er noch alle Tiſche leer, aber ſie waren alle beſtellt. Er fing an, mit dem Fiſcher zu kapituliren, und bewies ihm, daß er mit ſeiner Mahlzeit fertig ſein werde, ehe die Geſellſchaften eintreffen. Der Fiſcher hatte taube Ohren. Vergebens zankte und drohte der Hungrige, der Fiſcher ließ ſich nicht irre machen. Als der junge Menſch ſah, daß hier keine Hoffnung ſei durch Unverſchämtheit zu ſiegen, ſchwieg er endlich, nahm aber einen Strick, band ihn verſtohlen an die gefüllte Bude des Fiſchers und harrte bis zufällig ein Wagen an derſelben hielt. Flugs befeſtigte er das andere Ende des Strickes an das Wagenrad, und entfernte ſich

ſchnell. Als nun der Wagen fortfuhr, nahm er natürlich die ganze Bude mit, und alle die appetitlich zubereiteten Fiſche lagen plötzlich in einer Brühe von Koth.

Eine andere Hauptnahrung des Volks liefern die Gartengewächſe, die hier das ganze Jahr hindurch grün, friſch und wohlfeil zu haben ſind. Junge türkiſche Bohnen ſind noch jetzt häufig (ich ſchreibe dieſes in der Mitte des November) und man verſichert mich, daß ich um Weihnachten junge Erbſen in Menge ſehen werde. Alle Kohlgattungen, unter andern der Italien eigenthümliche Broccoli, ſind maleriſch an ſchrägen Wänden ſechs bis ſieben Fuß hoch aufgeſchichtet. Kein in Norden bekanntes Zugemüſe fehlt, manches dort unbekannte iſt hier gemein. Dahin gehören die pomi d'oro, die man zwar ſchon in Wien, aber bei weitem nicht ſo groß und häufig ſieht, und die vortreffliche Brühe geben; ferner eine eiförmige violette Frucht, deren Namen ich vergeſſen; weißen und rothen Broccoli u. a. m. Beſonders gibt es eine unendliche Menge von Kürbiſſen, meiſt die Gattung, die man Herkuleskeule nennt, und die hier zu einer ungeheuern Größe wachſen. Man füttert nicht blos das Vieh damit, ſondern man kocht auch einen Brei davon, mit Reis vermiſcht, der recht gut ſchmecken ſoll. Ein Lieblingsgericht des Italieners iſt der ſpaniſche Pfeffer, deſſen rothe und grüne Schoten, zuweilen auf Mirtenſtengel gereiht, dann in Eſſig geweicht, ſeinen Gaumen verbrennen, und die Thätigkeit des Magens reizen.

Endlich hat auch Pomona ihr Füllhorn sehr reichlich über die Gegend von Neapel ausgeschüttet. Ich höre klagen, das Obst sei dieses Jahr schlecht gerathen, und doch ist es so häufig und wohlfeil. Kastanien sind noch häufiger als in Norden die Kartoffeln, die man hier ziemlich selten sieht. Die Weintrauben werden in Körben zu großen Piramiden aufgethürmt, mit Rosmarinzweigen besteckt, und gewähren einen lachenden Anblick. Citronen und Orangen, grün und gelb, muß man nach Millionen zählen. Sie werden zum Theil schon abgeschält verkauft. Die großen, sogenannten Pinien-Aepfel, eigentlich eine Art von Tannzapfen, werden auf der Straße geröstet, um die schmackhaften Kerne leichter zu enthülsen. Die Granatäpfel werden ganz und in einzelnen Scheiben feil geboten, und in letzterer Gestalt ergetzen sie das Auge durch ihre zahllosen purpurfarbigen Kerne. Die Feigen sieht man entweder frisch in großen Körben, oder auch halb getrocknet auf lange hölzerne Spieße gesteckt, wie die Leipziger Lerchen. Aepfel, Birnen, Mispeln, Nüsse sind gemeine Früchte. Ananas schmeicheln dem Gaumen des Reichen, denn da man fast gar keine Treibhäuser hat, so sind sie theurer als in Berlin und Petersburg. Der Lazzaroni begnügt sich mit Melonen, die ihm, in Stücken geschnitten und mit frischem Wasser begossen, mit großem Geschrei überall feil geboten werden. Ah che bella cosa! ach! was für eine herrliche Sache! hört man auf allen Straßen kreischen, und in der That ist der Anblick einer

so zerschnittenen und sauber gewaschenen Melone bei warmem Wetter recht einladend.

Auch an Leckerbissen fehlt es dem Pöbel nicht. Da steht zum Exempel ein Kerl unter meinem Fenster, der hat ein Tischchen vor sich, an dessen einer Ecke eine Stange befestigt ist; aus der Stange ragt, in einer Höhe von etwa sechs Fuß, ein dicker eiserner Nagel hervor. Jetzt knetet der Kerl auf seinem Tische einen Teig von Maismehl zusammen, und versüßt ihn reichlich mit schwarzem Honig. Den Teig, der auf diese Weise ganz schwarz aussieht, zerrt er nun zu einem dicken, langen Welger, faßt die Enden derselben mit beiden Händen, und schlägt sie so lange mit kräftigen Schlägen über den dicken Nagel, bis der Teig dadurch anfangs gelb, dann immer weißer, und endlich ganz weiß wird. Nun schneidet er ihn in kleine Stücke, wirft ihn in eine Pfanne mit siedendem Oel, und in wenigen Minuten ist der Leckerbissen gebacken. Die Straßenjungen erhaschen mit Begierde jedes Abschnitzelchen, und gewöhnlich stehen schon eine Menge Eßlustiger rings umher, denen das Maul sichtbar voll Wasser läuft, während sie der Operation zusehen. Ein Deutscher wird sich freilich nicht leicht entschließen können, diese Kuchen aus dem Stegreife zu versuchen; hingegen darf er nur einige Schritte weiter an die Bude eines Kuchenbäckers treten, wo er jederzeit vortreffliche kleine Kuchen, theils mit Früchten, theils mit Ricotta gefüllt, findet, die, ich darf es aus Erfahrung versichern, keiner fürstlichen Tafel Schande machen würden. Ri-

cotta ist eine Art von geronnener Milch oder weichem Käse, der in ganz kleinen trichterförmigen Körbchen mit darüber geschlagenen Weinblättern verkauft wird. — Der Käse überhaupt steht bei den Italienern bekanntlich in sehr großem Ansehen, aber die neapolitanischen Käsegattungen taugen doch alle nichts. Ein Paar darunter sind sehr scharf, die meisten ganz geschmacklos. Der gemeinste hat die Gestalt einer kleinen runden Pilgerflasche und wird auch so an Bindfaden aufgehängt; die ganze Bude ist gewöhnlich damit garnirt. Schneidet man ihn von einander, so kommt es Einem vor, als liege er in einer Blase, denn man kann eine ziemlich dicke Haut herunterziehen, wie eine Blase. Das Inwendige ist sehr zähe und schmeckt nach gar nichts. Diesem sehr ähnlich sind die Büffelkäse, die sich wie Leder recken. — Käsekrämer handeln hier mit nichts anderm, als mit dieser Ware, und stehen sich sehr gut; ein Beweis, wie stark der Verkehr damit ist. Sie haben eine ganz eigene, sonst nirgend gewöhnliche Manier, ihre Läden aufzuputzen. Die Hauptzierde derselben, die nicht fehlen darf, ist ein großer, weißer Marmortisch, in dessen Mitte abermals ein kleineres Marmortischchen auf Säulen ruht, oder von Genien mit Füllhörnern gehalten wird u. dgl. Hier äußert sich nun der Geschmack, oder auch der Witz des Käsekrämers. Die Vorderseite des kleinen Tischchens nämlich ist entweder mit Basreliefs (zum Exempel dem heiligen Abendmahl) oder öfter mit Sprüchen und Sentenzen geschmückt, geistlich und weltlich, meistens lächerlich. Hier liest man

eine Warnung, die den Käufer wie den Verkäufer gelten kann: Betrug fällt auf den Betrüger zurück; dort ein paar lateiniſche Sprüche aus der Bibel: Dilata os tuum et implebo illud (ſperre das Maul auf, ich will es dir vollſtopfen), und butyrum de armento et lac de ovibus. Ein Anderer läßt von Genien Dukaten aus Füllhörnern ſchütteln, mit der Inſchrift: In te Domine speravi! (auf dich, Herr, habe ich meine Hoffnung gebaut!) Ein dritter iſt ein Spaßmacher, man lieſt an ſeinem Tiſchchen: Heute wird hier kein Kredit gegeben, aber morgen. Gern möchte ich wiſſen, wie es zugeht, daß unter allen hieſigen Kaufleuten die Käſekrämer die einzigen ſind, welche, wie Trauerſpieldichter, ihre Waren mit Sentenzen aufputzen; aber löblich iſt es, daß eine ſo ſchmutzige Ware, als der Käſe zu ſein pflegt, von weißen Marmortiſchen gekauft wird. — Eine ähnliche löbliche Gewohnheit, die aber auch meines Wiſſens nirgend als in Neapel angetroffen wird, iſt die Art und Weiſe Milch zu verkaufen. Die milchende Kuh nämlich wird von dem Eigenthümer von Haus zu Haus geführt; wer Milch bedarf, ſchickt ſeine Bedienung heraus vor die Thüre, und es wird der Kuh auf der Stelle ſo viel abgemolken, als der Käufer nöthig hat. Man iſt alſo ſicher, daß man die Milch ganz unverfälſcht erhält. Die Kuh iſt gleichſam ein wandelnder Brunnen, aus dem Jeder ſchöpft und heimträgt, ſo viel ihm beliebt.

Das Fleiſch iſt in Neapel gut, und wird ohne Be-

mein Herr Vetter von Marmorſtein iſt noch immer blind für meine Reize. Ich glaube er fürchtet ſich vor Ihnen.

Sel. So viel Verſtand hätte ich ihm kaum zugetraut.

Dor. Im Ernſt, Sellcour, es wäre gut, wenn Sie bis nach der Hochzeit ein wenig vorſichtiger zu Werke giengen.

Sel. Vis à vis von ſolchen Augen eine ſchwere Aufgabe.

Dor. Stellen Sie ſich, als ob Sie meiner blenden, ſaden Couſine die Cour machten.

Sel. Sie ſetzen mich auf eine harte Probe.

Dor. Ich will es, ich befehle es.

Sel. Und die Belohnung?

Dor. Eine lachende Zukunft.

Sel. Ich bin ein großer Freund von der Gegenwart, und wenn ich mir den Zwang anthun ſoll, der ſchmeichelnden Babet zu huldigen,

denken auch an Faſttagen verkauft. Büffel werden häufig geſchlachtet. Die apuliſchen Schafe, die man hier oft ſieht, fallen durch Größe und durch ihre ſogenannten Rammsköpfe den Fremden auf. Eben ſo neugierig wird er die Schweine betrachten, die alle ſchwarzgrau und ganz nackend ſind. Sie werden ungeheuer fett, theils weil man ſie mit türkiſchem Korne mäſtet, theils weil auch ſie die Erlaubniß haben, den ganzen Tag auf den volkreichen Straßen herum zu wandeln, wo es bei der unendlichen Menge von Eßwaren an reichlicher Nahrung nicht fehlen kann. Sie ſind aber auch eben ſo unverſchämt als die Mönche, ſcheuen weder Pferde, noch Wagen, und laufen, wie ich ſelbſt geſehen habe, den Fußgängern durch die Beine. Auch die Hühner nehmen Theil an der allgemeinen Straßenfreiheit; junge Hühner gibt es das ganze Jahr. Blos Enten und Gänſe habe ich nicht auf den Straßen geſehen, vermuthlich weil die Neapolitaner überhaupt keine Gänſe eſſen.

Das Brot iſt ziemlich gut. Es wird für die Wohlhabendern von Weizen, für die Aermern von türkiſchem Korn gebacken. Roggenbrot gibt es nicht. Man legt hier nicht, wie an andern Orten, das Brot auf dem Laden zur Schau, ſondern man hängt es auf oder nagelt es auf Breter. Es ſcheint, die Neapolitaner haben ſich einmal vorgenommen, in allen Gewohnheiten von den übrigen Europäern abzuweichen.

Der Wein iſt natürlich ſehr wohlfeil, aber ſelten gut;

der meiſte hat, ohne eben ſüß zu ſein, doch eine gewiſſe Süßlichkeit, die ihn einem Nordländer ſehr zuwider macht. Es gibt aber auch Gattungen, die frei davon ſind, beſonders die ſo berühmten Thränen Chriſti, die am Fuß des Veſuvs wachſen, und wohl den beſten Tiſchwein liefern; nur iſt er ſehr hitzig, und man iſt genöthigt, ihn mit Waſſer zu miſchen. So gut aber auch dieſer Wein iſt, ſo entſpricht er doch ſeinem großen Rufe bei weitem nicht, und iſt mit einem mittelmäßigen Bordeauxwein kaum zu vergleichen. — Der Wein von der Inſel Iſchia wird auch als Tiſchwein geſchätzt. Man wird immer wohl thun, hier keine fremden Weine zu trinken. Wären ſie auch nicht gewöhnlich verfälſcht, ſo ſind ſie doch dem Klima nicht angemeſſen. Es iſt eine allgemeine und heilſame Regel, in einem Weinlande keinen andern, als inländiſchen Wein zu fordern; Geſundheit, Geſchmack und Beutel werden ſich wohl dabei befinden. — So leicht es auch wäre, ſich hier Korkholz zu verſchaffen und gute Stöpſel daraus zu ſchneiden (da der Korkbaum in Italien wächſt), ſo behält die Tirannin Gewohnheit doch auch hierin die Oberhand. Man begnügt ſich, auf die bekannten, dünnhalſigen, mit Baſt umſchlungenen Weinflaſchen ein wenig Oel zu gießen (welches nachher mit Baumwolle oder Flachs, oft unvollkommen und unreinlich genug, wieder abgenommen wird) oder man bedient ſich auch elender Stöpſel von einem leichten Rohr. Bei einer Mahlzeit im Wirthshauſe kommt der Wein gar nicht in Betrachtung. Man kann trinken, ſo viel

man Luſt hat, das vergrößert die Zeche nicht. — Liebhaber vom Biere ſind hier übel daran, denn ich habe weder gutes, noch ſchlechtes Bier gefunden.

Jetzt wiſſen die Läckermäuler, welche Speiſen und Getränke ſie hier zu erwarten haben, und ich füge nur noch ein Wort von der Zubereitung der erſtern hinzu. Die italieniſche Küche kommt der franzöſiſchen bei weitem nicht bei, ſie iſt aber auch nicht ſchlecht. Im Hart-Kochen und Braten ahmt ſie die engliſche nach, auch gibt ſie das Gemüſe auf engliſche Art, blos aus dem Waſſer gekocht. Wer das nicht liebt, der kann zu dem herrlichen Oel ſeine Zuflucht nehmen; das Vorurtheil, welches er etwa im Vaterlande gegen das Oel geſchöpft hat, wird hier bald verſchwinden. Man liebt hier vielerlei Speiſen. Zwölf Schüſſeln, Deſſert ungerechnet, iſt eine ganz gewöhnliche Mahlzeit.

Nach dieſer nahrhaften Beſchreibung — (die ich des Vormittags zu leſen bitte, weil man Nachmittags ungern von Eſſen und Trinken hören mag) — kehre ich auf die Straßen von Neapel zurück. Ich habe erklärt, man treibe in Neapel, das Schlafen ausgenommen, alles auf den Straßen, folglich iſt es noch nicht genug, daß man daißt, trinkt, Eſſen kocht, Kühe melkt, Kälber füttert, ſein Handwerk treibt, ſeine Waren verkauft, Briefe und Suppliken ſchreibt, ſich das Ungeziefer abſucht u. ſ. w. — Man entledigt ſich auch ohne Bedenken der ſchmutzigſten Bedürfniſſe, und dieſe ſchändliche Gewohnheit, welche ganz Neapel zu einem großen Cloak macht, iſt den Augen, wie der

Naſe des Fremden oft unerträglich. Man wendet freilich ein: Tauſende von Lazzaroni's wohnen und ſchlafen ſogar auf den Straßen, folglich ſind ſie wohl genöthigt, auch alles übrige da zu verrichten. Ferner: Tauſende von Landleuten führen täglich ihre Produkte in dieſe große Stadt, wo ſie, außer Straßen und Marktplätzen, keinen andern Zufluchtsort kennen: man verſichert daher, ein Hauseigenthümer, deſſen Haus eine Thorfahrt habe, dürfe nicht einmal dieſe Säuerei verbieten. Wenn dem ſo iſt, ſo möchte ich wenigſtens nicht in Neapel wohnen, und noch weniger ein Haus darin beſitzen. Viele ſuchen ihre Paläſte oder Häuſer auf eine indirekte Weiſe vor ſolchem Schmutz zu ſichern. Die Erfindung iſt drollig, und da ſie ganz auf den Nationalhang zum Aberglauben berechnet iſt, ſo verdient ſie wohl eine Erwähnung. Man läßt nämlich an denjenigen Orten, die zu irgend einer Entledigung einladen könnten, Kreuze an die Mauer pinſeln. Vor dieſen Kreuzen haben die Italiener ſo viel Reſpekt, daß ſie es ſelten wagen, die Stelle zu verunreinigen. Oft hilft aber auch das noch nicht, daher haben andere Schlauköpfe hie und da verſucht, die Gemüther noch tiefer zu rühren; ſie haben nämlich iminer zwiſchen zwei Kreuze eine Seele im Fegefeuer malen laſſen, welche ihre Hände bittend aufhebt. Ein ſolches Gemälde thut gewöhnlich die erwünſchte Wirkung, doch auch nicht immer, denn ich habe ſelbſt geſehen, daß ein Kerl ſich alle Mühe gab, die Feuerflammen durch Waſſer zu löſchen.

Sollte man für möglich halten, daß auf dem Schloßplatze, der königlichen Residenz gerade gegenüber, und zwar an der Mauer der Sanct Ludwigskirche, eine der größten Cloaken in Neapel befindlich ist? — Der König, dessen Zimmer da herausgehen, kann nicht auf seinen Balkon treten, ohne die Augen dahin zu wenden; die Gläubigen können nicht die Kirche besuchen, ohne ihre Schuhe zu besudeln. Von ihren Nasen spreche ich nicht, denn so groß auch gewöhnlich die Nasen der Italiener sind, so scheinen sie doch durchaus gar keinen Geruch zu haben, sie gehen ganz unempfindlich durch ihr stinkendes Neapel. Vielleicht ist der Gehörsinn, den sie bis zur höchsten Feinheit kultiviren, Schuld, daß der Geruchsinn vernachläßigt wird. Ueberhaupt scheint ihnen aller Schmutz, die Wohnzimmer ausgenommen, vollkommen gleichgiltig zu sein. Ihre Vorhäuser, ihre Treppen, Vorzimmer u. s. w. starren von dickem Koth, und der Palast des Ministers unterscheidet sich darin nicht im geringsten von der Hütte des Krämers. Ich kann nicht begreifen, wie die reinlichen Engländer sich so gern und häufig hier aufhalten mögen. Die Straßen haben doch noch den Vorzug vor den Häusern — daß sie — zwar nicht auf Veranstaltung der Polizei gefegt werden (daran denkt man nicht) — aber daß es doch immer Menschen genug gibt, die den Koth aus Eigennutz zusammen scharren, um ihn als Dünger zu verkaufen. Wie appetitlich es aussieht, wenn ein solcher industriöser Kopf seinen Korb beinahe voll hat, und dann,

ohne Rückſicht auf irgend eine Gattung des Unraths zu nehmen, ihn mit den Händen fein glatt zuſammendrückt, das kann man ſich vorſtellen. Auch durch die Regengüſſe werden die meiſten abhängigen Straßen gereinigt, denn da ganz Neapel mit großen ſchönen Quadern von Lava gepflaſtert iſt, ſo klingt es parador, iſt aber buchſtäblich wahr, daß ſie nur ſchmutziger werden, wenn es wenig regnet; ein ſtarker Regen hingegen wäſcht ſie ſchön rein.

Die Stadt ſelbſt hat ein ſonderbares Anſehen. Dächer wird man ſelten gewahr. Die ſehr hohen Häuſer ſind ſtatt derſelben mit einem Guß von Eſtrich verſehen, wo man ſehr angenehme, friſche, reine Luft genießt, herumſpazirt, die Nachbarn von einem Dache zum andern begrüßt, mit ihnen ſchwatzt, ſie belauſcht. Schade nur, daß der Eſtrich oft ſpringt, daß es dann durchregnet, und daß man eine Menge Pech mit Sand vermiſcht in die Riſſe gießen muß, wodurch dieſer ſchöne, luſtige Spazirgang auf einigen Häuſern ſehr verunreinigt wird. — Fenſter, möchte ich behaupten, hat Neapel auch gar nicht, ausgenommen im Erdgeſchoß, alle übrigen Stockwerke haben gläſerne Thüren, aber keine Fenſter, denn alle Oeffnungen eines Hauſes führen auf Balkons. Es gibt kein einziges Zimmer, das nicht ſeinen Balkon hätte. Oft läuft eine Gallerie ein ganzes Stockwerk entlang, meiſtens aber ſind es lauter kleine, von den übrigen abgeſonderte, mehrentheils mit Blumen geſchmückte Balkons. Ein ganz eigener Zierath ſind die Kürbiſſe, der ſpaniſche Pfeffer, die Weintrauben und die

Arlesbeeren, mit welchen man im Herbſt die Vorderſeite der Häuſer, beſonders über den Thüren, ſehr häufig behängt findet.

Paläſte gibt es hier genug, von einer ſchönen edlen Bauart, aber ſie ſehen ſo beräuchert aus, und liegen in ſo ſchmutzigen engen Straßen, daß ihr Anblick keine Wirkung thut. Es gibt überhaupt ſehr wenig gute Straßen hier, regelmäßige Plätze gar nicht, und man irrt, wenn man glaubt, Neapel ſei eine ſchöne Stadt. Mit Petersburg oder Berlin darf ſie ſich nicht meſſen. Die einzige Straße Toledo iſt allerdings ſchön, ziemlich breit und ſehr lang, aber doch auch gekrümmt, und durchaus weder mit der Perſpektive in Petersburg, noch mit den Linden in Berlin zu vergleichen. Die unendliche Menge von Buden und das ungeheure Menſchengewühl geben ihr den größten Reiz. Nur iſt ein Spazirgang darin demjenigen auch nicht zu rathen, der etwa ſchwache Gehörnerven hat. Es iſt bekannt, daß die Italiener überhaupt nie reden, ſondern immer ſchreien, und daß ſie, um ſich doch auch hierin von den Franzoſen zu unterſcheiden, das Schreien nur dann laſſen, wenn ſie ſingen; nirgend aber iſt ihr Geſchrei unbändiger, als in der Straße Toledo. Man ſagt, es erleichtere die Kur der Taubheit, wenn man einem tauben Menſchen ſeinen beſtändigen Aufenthalt in der Nähe eines ſtarken Geräuſches anweiſe, und man empfiehlt zu dieſem Behuf Mühlen und Waſſerfälle. Aber was ſind Mühlen und Waſſerfälle gegen das Geſchrei der Italiener

und gegen das raſtloſe Mühlwerk ihrer Gurgeln! Wer in der Straße Toledo keine Töne vernimmt, deſſen Ohr hat das ſtrenge Schickſal auf ewig verſchloſſen.

Möchten immerhin alle Straßen von Neapel jener einzigen gleichen, möchten Paläſte an Paläſte ſich reihen, und die ſchönſten Plätze mit Meiſterwerken der Bildhauerkunſt prunken, Neapel bliebe doch immer eine elende Stadt, ſo lange ſie von dieſen zahlloſen Bettlern wimmelt. Hier ſinkt mir die Feder aus der Hand! Beſchreiben läßt ſich dieſer Jammer nicht. Trittſt du aus dem Hauſe, zwanzig hohle Hüte und offene Hände ſtrecken ſich dir entgegen. Nicht zehn Schritte thuſt du auf der Straße, ohne daß dir ein Bettler den Weg vertritt oder dich anſtößt und anbrult. Weiber, oft in ſchwarze Seide gekleidet und verſchleiert, drängen ſich unverſchämt an dich; Männer, wie pauvres honteux gekleidet, flüſtern dir in die Ohren. Krüppel aller Art halten dir plötzlich ihre Arm- und Beinſtummel unter die Augen. Geſichter ohne Naſen oder vom Krebs gefreſſen grinſen dich an. Ganz nackte Kinder, ja nicht ſelten auch ganz nackte Männer, liegen im Kothe und wimmern. Ein Waſſerſüchtiger ſitzt an der Mauer, und zeigt dir ſeinen entblößten ungeheuern Bauch. Schwindſüchtige Mütter liegen am Wege, und halten auf ihrem Schooße nackte kleine Kinder, die immer laut weinen müſſen. Willſt du in eine Kirche gehen, ſo mußt du ſchon an der Thüre dich durch ein Dutzend ſolcher Jammergeſtalten durchſchlagen. Trittſt du endlich hinein, ſo

rutschen dir wieder eben so viele auf den Knien entgegen. Auch selbst in deiner Wohnung bist du keineswegs sicher. Oeffnest du die Balkonthüre, so schallen dir sogleich die Seufzer von unten herauf. Mönche dringen zu dir herein und betteln, indem sie dir einen Teller voll Früchte präsentiren. Ja des Königs Gärtner bettelt, indem er auf ähnliche Weise eine etwa seltene Frucht, aus des Königs Treibhause gestohlen, dir anbietet.

Wenn man sich, beim Anblick aller dieser Gräuelscenen, des stolzen neapolitanischen Sprichworts erinnert: Neapel muß man sehen und dann sterben; so kann man sich eines verächtlichen, bittern Lächelns nicht enthalten. Vor einigen Jahren wollte man das Betteln plötzlich abstellen, man befahl jeden Bettler ohne Unterschied aufzugreifen, und in das große Armenhaus zu bringen, welches für mehrere tausend Menschen Raum hat; aber man vergaß dabei nur die Kleinigkeit für den Unterhalt dieser Tausende zu sorgen. Man hatte auf die wohlthätigen, freiwilligen Beiträge der Neapolitaner gerechnet, auch waren diese anfangs ziemlich reichlich; aber man weiß ja, wie es mit solchen ungewissen Einnahmen zu gehen pflegt; nichts ermüdet leichter als Wohlthätigkeit. Man sperrte die Unglücklichen bei fünfhundert in einen Saal zusammen; sie hatten gar keine Beschäftigung, aber auch nichts zu essen, Krankheiten rissen ein; man war endlich froh, daß einer nach dem andern davon lief; die Bettler wurden nicht mehr aufgegriffen, und es ist jetzt alles

wieder beim Alten. — Pfui! Neapel iſt doch eine häßliche Stadt.

28. Einige Straßenſcenen in Neapel.

Außer dem, was ſo gewöhnlich in den Straßen vorzugehen pflegt — (als da iſt: reiten, fahren, kaufen und verkaufen, betteln und ſtehlen) — pflegt auch jeder Ort ſeine Eigenheiten zu beſitzen, die zwar dem Einwohner nicht mehr, wohl aber jedem Fremden auffallen. Vollkommene Aehnlichkeit gibt es eben ſo wenig zwiſchen zwei Städten, als zwiſchen zwei Menſchen; eine gewiſſe Familienähnlichkeit zwiſchen den italieniſchen Städten wird man auf den erſten Blick gewahr, aber eine jede derſelben hat ihre eigenen Geberden. Das gilt vorzüglich von Neapel.

Eine andere neapolitaniſche Merkwürdigkeit ſind die öffentlichen Vorleſer auf dem Molo. Dieſer Molo iſt überhaupt ein ſehr angenehmer, in die See hineingebauter Spazirgang, bis auf den mörderlichen Geſtank, von dem auch er nicht frei iſt. Links wiegen ſich die Schiffe an ihren Ankern, rechts brechen ſich die Meereswellen an den Felſenſtücken, der Leuchtthurm ſteht vorn an der Spitze. Obgleich der Molo ſehr breit, und gleichfalls mit großen Quadern gepflaſtert iſt, ſo darf doch kein Wagen darauf fahren, und wäre auch nicht wohl möglich, denn das Menſchengewühl iſt da meiſtens ſo lebhaft, daß man kaum zu Fuß durchkommen kann. Hier gibt es denn immer allerlei Menſchen die auf die Leichtgläubigkeit des Volkes ſpe-

digen; ſo müſſen Sie mir wenigſtens einen Kuß pränumeriren.

Dor. Das Pränumeriren iſt aus der Mode gekommen.

Sel. Aber das Stehlen nicht. (er küßt ſie ſchnell auf die Backe)

Dor. Unverſchämter Menſch! da haben Sie mir nun die Schminke von der Wange geküßt. (ſie tritt vor den Spiegel) Wahrhaftig, auch das Lockengebäude iſt untergraben. Verlohnt es wohl der Mühe, daß ich um Ihretwillen meine Toilette noch Einmal machen muß? (ſie geht in ihr Zimmer.)

---

kuliren, auch andere, die von seiner Neubegier Nutzen ziehen. Zu den letztern gehören besonders zwei schon ziemlich betagte, aber noch rüstige Männer, deren armselige, sehr geflickte, doch nicht zerrissene Kleidung beweiset, daß sie in der Kette der Einwohner das nächste Glied vom Bettler sind. Sie bauen sich ein Viereck von einer einfachen, auch wohl doppelten Reihe von Bänken (doch jeder für sich und ziemlich weit auseinander), da setzen sie sich, mit einem Manuskript in der Hand, und harren gewöhnlich nur kurze Zeit auf ein zahlreiches Auditorium. Fünfzig bis sechzig Zuhörer habe ich sehr oft um sie versammelt gefunden. Ihr Publikum besteht aus Schiffern, Bedienten, Handwerkern, Lazzaronis und Straßenjungen. Die letztern pflegen sich in der Mitte des Vierecks auf dem nackten Boden zu lagern. Was sonst auf den Bänken nicht Platz findet, das bildet stehend einen Kreis um dieselben. Das Manuskript, welches die Zuhörer so unwiderstehlich anlockt, ist immer und ewig die Geschichte eines gewissen Prinzen Rinaldo, der ein großer Liebling der Neapolitaner ist. Natürlich war dieser Prinz ein Held, der Räuber, Ungeheuer, Giganten und Amazonen besiegte, zwischen durch auch sehr galant gegen Damen zu sein wußte. Am auffallendsten für einen Fremden ist, daß alle diese Wunderdinge größtentheils singend vorgetragen werden. Die Melodie dieses Gesanges ist sehr einförmig, und gleicht in etwas dem Recitativ. Der Sänger oder Leser gestikulirt dabei aus Leibeskräften, so daß seine näch-

ſten Nachbarn nicht ſelten, zu großem Vergnügen der übrigen, derbe Püffe davon tragen. Gibt es einen Kampf auf Leben und Tod, wie ſie in dieſer Mordgeſchichte faſt auf allen Blättern vorkommen, ſo verſinnlicht er das Gefecht durch Pantomime, ſo viel ihm nur immer möglich; er zieht mit der Rechten das Schwert, hält mit der Linken das Buch als einen Schild vor die Bruſt, ſtößt und haut auf den Feind, wird verwundet, verzerrt das Geſicht ſchmerzhaft, oder ſiegt und lächelt triumphirend. Man weiß oft nicht was man lieber beobachten mag, die Grimaſſen des Vorlſers, oder die ſtaunenden Gebehrden der Zuhörer, die mit ſtarren Blicken und offenen Mäulern an ſeinen Lippen hängen. Die meiſten wenigſtens ſind äußerſt aufmerkſam und ernſthaft, doch gibt es allerdings auch ſtarke Geiſter unter ihnen, die ſich dann und wann zu ſpötteln erlauben, oder ſonſt plumpen Witz los zu werden ſuchen. Oft unterbricht auch der Vorleſer ſeinen Geſang, um das Geleſene oder Geſungene zu erklären, und das thut er mit ſo vieler Weitſchweifigkeit und Redſeligkeit, daß man wohl ſieht, welche geringe Begriffe er von der Faſſungskraft ſeiner Zuhörer hat. Das währt denn ſo einige Stunden, bis jene, oder er ſelbſt ermüdet ſind. Oefter geſchieht das letztere, denn das Publikum erneuert ſich oft, manche gehen, andere kommen an ihre Stelle. — Aber, höre ich fragen, was wird denn am Ende dem armen Teufel dafür, daß er ſeine Lunge täglich ſo ſtrapezirt? — ach! blutwenig, oft ſo gut als gar nichts. Während des Vorleſens

wirft er dann und wann einen Blick um ſich her, welcher mit der größten Schnelligkeit prüft, ob ſich wohl Leute unter den Zuhörern befinden, die ihm etwas geben können und wollen. Wird er ſolche gewahr, ſo reicht er, ohne ſich zu unterbrechen, ſeinen Hut einem Lazzaroni, der ihm nahe ſitzt, dieſer weiß ſchon was das zu bedeuten hat, er nimmt den Hut, und geht damit im Kreiſe umher. Niemand iſt gezwungen etwas hinein zu werfen, und daher nicken die meiſten, zum Zeichen, daß er vorübergehen ſolle, wie in Deutſchland die Kirchengänger, die nichts in den Klingenbeutel werfen mögen. Der Ertrag einer ſolchen Kollekte, ſo oft ich ſie beobachtete, überſtieg nie die Summe von einigen Pfennigen; und ſelbſt von dieſen gibt der großmüthige Vorleſer dem Sammler noch einen ab. Vollends am Schluß der Vorleſung, wenn er das Buch zuſchlägt und aufſteht, dann iſt es, als führe ein Wirbelwind in die Verſammlung, ſo ſchnell zerſtiebt ſie nach allen Seiten. Da aber der Mann doch täglich wieder kommt, ſo müſſen die paar Pfennige doch wohl hinreichen, ihm das poetiſche Leben zu friſten.

Eine andere eigenthümliche Unterhaltung der Neapolitaner ſind die Straßenprediger. Dort weht eine Fahne die Straße herauf, hinter ihr wird ein Kruzifix getragen, und dieſem folgt ein ehrwürdiger Geiſtlicher im Ornat. Er nähert ſich dem Molo, ſucht einen Platz, der ihm bequem dünkt, gibt einen Wink, die Fahne hält und entfernt ſich einige Schritte von ihm. Er ſelbſt beſteigt

den erſten beſten Stein, oder eine Bank, die aus der nächſten Bude ihm ehrfurchtsvoll hingeſchoben wird, pflanzt das Kreuz neben ſich auf, und fängt an zu predigen. Sogleich ſammelt ſich das Volk um ihn mit abgezogenen Hüten. Ich habe einen derſelben in der That recht gut und zweckmäßig reden hören. Er predigte Buße, und warnte zugleich vor der Macht des böſen Beiſpiels. »Ihr Leichtſinnigen,« ſprach er, »denkt bei euch ſelber, mein Nachbar thut dies oder jenes, warum ſoll ich's nicht auch thun? jener blieb ungeſtraft, warum ſollt' es mir ſchlimmer ergehen? aber wißt ihr denn auch ob er ungeſtraft geblieben? habt ihr ſeine Gewiſſensangſt geſehen, die ſchlimmer iſt als alle körperlichen Schmerzen? wenn ein Unſinniger in die Flammen ſich ſtürzt, wollt ihr ihm nach ſpringen?« — In dieſem Tone predigte er immer fort, und ſeine Argumente waren alle nach den beſchränkten Begriffen ſeiner Zuhörer eingerichtet. Späßchen erlaubte er ſich gar nicht, und ein Jeder, der auch nicht zuhören mochte, ging, nur mit abgezogenem Hute, vorüber.

Dieſe Prediger ſollen, wie ſehr natürlich, großen Einfluß auf das Volk haben, und man ſagt, die Regierung bediene ſich ihrer bisweilen, um dieſe oder jene Stimmung hervorzubringen. Vor nicht langer Zeit lebte hier ein ſolcher Mann (wo ich nicht irre Pater Rocco genannt), den der Hof ſehr ſchätzte, und ihm ſogar Equipage hielt, damit er ſchnell von einem Ende der Stadt zum andern ſich begeben könne, wenn die Noth es erfordere. Das Volk

fürchtete ihn noch mehr als es ihn liebte, denn er war ein gewaltiger Eiferer, und wenn er etwa an heiligen Tagen Leute antraf, die spielten, so schlug er tapfer mit dem Kreuze dazwischen. Einst ärgerte er sich, daß ein Pulcinelltheater in seiner Nachbarschaft zahlreicher umringt war als seine Kanzel, flugs sprang er herunter, jagte den Pulcinell davon, trat an seine Stelle, schwang das Kreuz auf der kleinen Bühne, und schrie: sehet da den wahren Pulcinell! — Der Mann hat aber auch viel Gutes gethan, und manche wohlthätige Stiftung ist blos durch sein Ansehen und sein rastloses Sammeln zu Stande gekommen. Unter andern verdanken auch sehr viele Laternen, welche in den Straßen vor Heiligenbildern brennen, ihm ihr Dasein; und da das große prächtige Neapel gar keine andere Straßenerleuchtung hat, so ist das allerdings eine große Wohlthat.

Das Beispiel ist ansteckend, die Jugend äfft es nach. Ein Knabe von etwa zwölf oder dreizehn Jahren zieht auch in Priesterkleidung herum, und predigt unter den Balkons, wenn man es verlangt, für einige Pfennige, wobei er sehr emphatisch die rathlosen Sünder apostrophirt. Gewöhnlich schließt aber die Predigt mit einer Balgerei zwischen ihm und den Straßenjungen.

Ich darf hier nicht vergessen, eines Mannes zu erwähnen, der täglich auf dem Molo sein Wesen treibt. Er hat eine imponirende Figur, ist als ein ungarischer Husar gekleidet, auch mit einigen Medaillen behangen. Sein Name

klingt eben ſo prächtig als der des Don Ranudo de Colibrados, nämlich er heißt Mauro Guerra Gamba Curta (zu Deutſch Mohr Krieg Kurzbein), gibt ſich für einen Preußen aus, und behauptet, ſeine Familie habe ſeit fünfhundert und ſieben Jahren die Welt mit einem trefflichen Balſam verſehen, den ihr Ahnherr erfunden. Wenn er ſo da auf ſeinen Bretern ſteht, ſeine Arzeneien auskramt und anpreiſet, ſo bringt er durch den feſten, entſcheidenden Ton, mit welchem er ſpricht, dieſelbe Wirkung hervor, die ich zuweilen in Hörſälen der neueſten Philoſophie beobachtet habe. »Ihr guten Neapolitaner! ruft er aus, »ich weiß wohl, daß es treffliche Aerzte und Wundärzte hier gibt, ich bin nur ein Lump dagegen, aber durch die Gnade Gottes — (hier zieht er den Hut ab und alle Umſtehenden thun desgleichen) — durch die Gnade Gottes beſitze ich einen Balſam, der die tiefſten Wunden augenblicklich heilt. Meint ihr, ich verlange, daß ihr mir auf's Wort glauben ſollt? keineswegs. Gebt Acht!" — Jetzt zieht er den Rock aus, entblößt den ganz zerhackten Arm zieht ſeinen Säbel, macht einen Einſchnitt in's Fleiſch, läßt das Blut reichlich herausſtrömen, gießt dann ein paar Tropfen von ſeinem Balſam hinein, und ladet die Zuhörer ein, am andern Tage wieder zu kommen, um die wundervolle Wirkung des Balſams in Augenſchein zu nehmen. — »Hier," fährt er fort, „iſt ein Waſſer gegen den Skorbut. Und wenn alle eure Zähne wackelten, und, wie das Haar auf meinem Kopfe, von jedem Winde be-

wegt würden, so dürft ihr euch nur mit diesem Wasser den Mund ausspülen, gleich stehen sie wieder wie die Palisaden um eine Festung. Dieses Wasser ist gleichsam der Kardinal unter meinen Arzeneien, diese Salbe hingegen der Papst selbst! (Hier wird wieder der Hut abgenommen, und zwar noch etwas tiefer als bei Erwähnung des lieben Gottes.) Habt ihr einen Ausschlag, er sei so schlimm er wolle, schmiert euch damit heute, morgen, übermorgen, Adieu aller Ausschlag! — Meint ihr, ich wolle euch um Geld prellen? das sei ferne! ich arbeite blos zur Ehre Gottes! Diese Arzenei kostet mich selbst vier Karlins, ich gebe sie euch für Einen. Ja, ich gebe sie euch umsonst! Da, nehmt sie hin, ich verlange nichts dafür. Probirt sie zuvor, und dann kommt und bezeugt ob Gamba Curta wahr geredet oder nicht?" — Einmal war ich wirklich Zeuge, daß er, von einem rechtlich gekleideten Manne, durchaus nichts annehmen wollte, und dieser viele Mühe hatte, ihm das Geld aufzudringen. — »Traut mir nicht! (so schließt er oft) fragt nach mir, erkundigt euch, geht in den Palast Sr. Exzellenz des und des Generals, fragt, was ich unter seinem Regiment gewesen? etwa nur gemeiner Husar? gehorsamer Diener! das ganze Regiment habe ich von allen möglichen Krankheiten kurirt. Wenn der Tod auf den Lippen saß, und Niemand mehr helfen konnte, dann wurde der ehrliche Gamba Curta gerufen, man wußte schon, der ließ Niemanden sterben." — So schwadronnirt er in einem fort, der Strom seiner Beredsamkeit ist unerschöpflich.

Wäre der Mann in Deutschland geboren, er hätte sicher Epoche in der heutigen Philosophie gemacht. Hier werden seine Verdienste, seitdem sie etwas veraltet sind, nicht sehr geschätzt. Vor einem Jahre soll er großen Zulauf gehabt haben, auch jetzt hat er Zuhörer die Menge, allein oft zerhackt er sich vergebens den Arm, und spricht sich vergebens stundenlang heiser: nur selten sieht man eine Hand mit einer Kupfermünze zwischen den Fingern, sich ausstrecken, um etwas von den Wunderarzeneien zu kaufen, die er durch die Gnade Gottes erfunden hat. — Weit ergiebiger scheint das Handwerk eines Zahnarzts, der, zu Herrn Kurzbein's großem Verdruß, sich täglich in seine Nachbarschaft stellt. Er hat zugleich ein kleines wandelndes Pulcinelltheater, wodurch er gewöhnlich erst die Leute zusammenlockt. Scheint ihm der Kreis dicht und groß genug, so tritt er hinter der Leinwand hervor, haranguirt mit weniger Grandezza als Herr Gamba Curta, aber mit sanfter überredender Stimme. Ich habe einmal zugesehen, wie er einen Matrosen, der Zahnschmerzen hatte, nach und nach dahin brachte, sich den Zahn auf der Stelle ausziehen zu lassen. Der junge Kerl hatte eine sehr glückliche Physiognomie. Muth ohne Wildheit war ihm in jeden Zug geschrieben; aber die Furcht vor der Operation verschmelzte sich jetzt mit diesen Zügen, er zwang sich zu lächeln. Endlich war der Entschluß gefaßt, er stellte sich mitten in den Kreis und sperrte vor der ganzen Versammlung das Maul weit auf. Ich muß bekennen, daß der Zahnarzt Wort hielt,

und in einem einzigen Moment den Zahn glücklich heraushob, den er dann ſogleich auf die umgekehrte Hand legte und dem Volke triumphirend zeigte.

Allerlei Spiele werden gleichfalls auf der Straße getrieben. Dasjenige, wo die Spielenden einander die Finger gleichſam an den Kopf werfen, iſt das gewöhnlichſte, aber ſchwer zu beſchreiben. Zwei oder mehrere Perſonen treten zuſammen, machen eine Fauſt, ſtrecken dann eine beliebige Anzahl von Fingern zugleich aus, und nennen zugleich eine Zahl. Trifft dieſe mit der Zahl der ausgeſtreckten Finger, von beiden Händen zuſammen addirt, wirklich überein, ſo hat derjenige der ſie ausſprach gewonnen. Zum Exempel: ich ſtrecke meinen Gegner drei Finger entgegen, er mir zwei, und ich nenne zu gleicher Zeit die Zahl fünf, ſo habe ich gewonnen. Hat keiner von beiden die rechte Zahl getroffen, ſo wird ſchnell wieder die Fauſt gemacht, und die Hände fliegen auf's neue auf und zu. Alles das geht mit einer unbegreiflichen Geſchwindigkeit, und dabei ſchreien die Spieler ihre Zahlen ſo heftig, ſie ſtoßen ſie gleichſam mit Gewalt aus der Gurgel heraus, daß man, unbekannt mit dem Spiele, von ferne nicht anders glauben kann, als, hier ſei ein heftiger Zank, der ſogleich in einen Fauſtkampf enden werde. — Ein anderes ſehr beliebtes Spiel iſt das auch bei uns gewöhnliche Aufwerfen einer Kupfermünze (in Thüringen Wapen oder Schrift genannt), wo der Aufwerfer beſtimmt, welche Seite der Münze beim Herunterfallen oben zu liegen

kommen solle, und verliert oder gewinnt, nachdem er wahr oder unwahr prophezeite. — Was bei uns nur Knabenspiele sind, wird hier von Jünglingen und Männern getrieben. Auf öffentlichen Plätzen zum Exempel sieht man sehr oft einen Kreisel hinschnellen; sogleich sammeln sich mehrere, fangen den Kreisel sehr geschickt mit der flachen Hand auf, lassen ihn eine Weile auf derselben sich drehen, und wissen ihn dann so behende wieder auf den Boden zu schnellen, daß er immer fortläuft, und so von einer flachen Hand auf die andere spazirt. — Besonders geschickt sind die Lazzaronis alle auch im Regieren der papiernen Drachen, die man hier hundertweis in der Luft herumfliegen sieht. Viele lassen sie von ihren platten Dächern aufsteigen, und man begnügt sich nicht mit der gewöhnlichen Spielerei, sondern man weiß ihr in der That ein größeres Interesse dadurch zu geben, daß man sich bemüht, einander den Wind abzufangen, und seinen Drachen, gleich einem Raubvogel, auf den Drachen des andern stoßen zu lassen. Gelingt es, den Nachbar aus dem Felde zu schlagen, so entsteht ein großer Jubel. — Auch Karten sieht man, besonders an Sonntagen, häufig auf der Straße spielen, und ich habe auf dem Wege nach Portici zuweilen acht bis zehn Spieltische vor einer Schenke etablirt gesehen. — Ich weiß wohl, daß ich hier lauter Kleinigkeiten erzähle, aber ich denke sie gehören zur Sittenschilderung eines Volks. — Jetzt will ich den Leser auch zu einigen ernsthaftern Straßenszenen führen.

Vierte Scene.

Sellcour allein.

Bin ich ſie endlich los? — ha! ha! ha! ſie ſelbſt will, ich ſoll mich in Babet verliebt ſtellen? — Ein köſtlicher Einfall! — Freylich werde ich ihr die Roſſe bald gar zu natürlich ſpielen. Eine ſo reizende Novize, ſo intereſſant ſchmachtend — ich fühle, daß ich Babet vier Wochen länger als gewöhnlich lieben könnte.

Ein Leichenzug stößt uns auf. Wie? begraben hier lebende Menschen einen Todten? oder wird jede Leiche durch Gespenster zur Erde bestattet? Die Frage ist verzeihlich, denn alles was den Sarg umgibt, ist von dem Scheitel bis zur Fußzehe weiß vermummt, das Gesicht nicht ausgeschlossen; nur ein Paar kleine Löcher für die Augen sind dareingeschnitten, wo die Mummerei das Gesicht bedeckt. Wenn nun zwanzig bis dreißig dergleichen Gespenster, durch die finstere Nacht, mit Fackeln in den Händen, sich murmelnd heraufbewegen, und ein prächtiger, rothsammtener Sarg, auf einer mit goldenen Kronen gestickten rothsammtenen Decke ruhend, ihnen folgt, ohne daß man irgend eine Kraft gewahr wird, welche ihn hebt, trägt oder zieht, so kann Einem wohl unheimlich zu Muthe werden. Das geht aber so zu: Es gibt in Neapel verschiedene fromme Brüderschaften, deren Pflicht unter andern heischt, die Todten zur Erde zu bestatten. Warum sie die närrische Maskerade spielen, sich von oben bis unten in einen Sack zu verhüllen, habe ich nicht erfahren, vermuthe aber fast, es geschehe aus Stolz; denn da sich, wie man mich versichert, viele junge Leute von Stande darunter befinden: so mögen sie sich wohl schämen, bei allerlei oft niedrigen Verrichtungen ihr Antlitz dem Volke zu zeigen. Man kann es aber auch als Demuth auslegen, wenn nur nicht allzubekannt wäre, daß die christliche Demuth blos auf den Lippen wohnt, während der empörendste Stolz das Herz beherrscht. Daß der Sarg sich

von selbst zu bewegen scheint, kommt daher, daß die prächtige Decke, mit welcher man die Bahre behängt, fast bis auf die Erde reicht, die Träger aber darunter stecken, so daß man nicht das geringste von ihnen gewahr wird. Vermuthlich werden, wenn der Sarg an Ort und Stelle gelangt ist, jedesmal einige Erstickte hervorgezogen; denn die schwere, von Gold starrende Sammtdecke kann wohl unmöglich so viel Luft durchlassen, als zu einem einzigen Athemzuge erforderlich ist. Uebrigens ist der in der That königlich geschmückte Sarg nur ein Paradekasten, der zu allen Leichenbegängnissen dient, und in welchen das eigentliche, vielleicht sehr demüthige Kämmerlein des Todten nur hineingeschoben wird. Der erwähnten Brüderschaften gibt es mehrere, von verschiedenen Farben, denn es sind mir auch roth-vermummte aufgestoßen, welche das Ansehen von blutigen Gespenstern hatten. Alle, sowohl die weißen als rothen, tragen, gleich einem Ordenszeichen, auf der Brust ein Heiligenbildchen. An gewissen Tagen schwärmen sie einzeln durch die Straßen, und sammeln Geld für die Seelen im Fegefeuer, wobei sie aber nicht reden, sondern nur mit der Geldtasche den Vorübergehenden um die Ohren klappern. — Ich habe auch einmal einen sogenannten vornehmen Leichenzug mit angesehen, Sarg und Bahrdecke waren da von blauem Sammt, mit eben so reicher Stickerei, und dem Sarge folgten dreißig bis vierzig zerlumpte Kerls, deren Jeder ein Fähnlein in der Hand trug, mit dem Wapen des Verstorbenen. Es

werden zu dieſer adeligen Pracht die erſten beſten Lazzaroni's von der Straße aufgegriffen, und ſie gehen nicht paarweiſe, ſondern ſechs bis acht Mann hoch. Es iſt ein drolliger Kontraſt. Vergebens durchſpäht das Auge ihre Fähnlein, um eine Verſchiedenheit zu entdecken, man wird immer nur das nämliche Wapen gewahr, und kann nicht begreifen, warum es ſo multiplizirt erſcheint. Doch die Wapenſucht iſt eine Erbkrankheit des alten Adels. Ich habe einmal die Ehre gehabt, in dem ſeligen Mainz bei einem alten Reichsritter zu ſpeiſen, da ſah ich ſein Wapen zuerſt an der Vorderſeite ſeines Palaſtes, dann hielten es zwei Löwen zu beiden Seiten der Treppe, dann war es über die Thüre gemalt, dann in die Stühle geſtickt, auf welchen wir ſaßen, dann in die ſilbernen Teller gegraben und in die Tiſchtücher gewirkt; hob ich mein Auge empor, ſo erblickte ich es in Stuckaturarbeit in den vier Ecken des Saales, auf dem Arbeitstiſchchen der gnädigen Frau war es ſehr künſtlich mit farbigen Hölzern eingelegt; die Bedienten trugen es auf den Borten ihrer Livree, und in die Zipfel der Windeln des hochadeligen Kindes war es ſauber eingenäht. Ich vermuthe, daß, wenn in einem ſo vornehmen Hauſe ein gemeines Bedürfniß mich hätte nöthigen können, die Geſellſchaft zu verlaſſen, ich das hochadelige Wapen ſicher auch auf dem Deckel gefunden haben würde, der, bei Königen wie bei Bettlern, einerlei Gegenſtand zu verſchließen pflegt. — Doch ich kehre ſchnell aus Mainz nach Neapel zurück. Glücklicherweiſe iſt

die empörende und oft die schädlichsten Wirkungen hervorbringende Sitte, die Todten unbedeckt durch die Stadt zu tragen, größtentheils abgekommen. Ich sage, größtentheils, aber leider noch nicht ganz, die todten Kinder und todten Geistlichen zur Beschauung herum zu führen, ist noch immer gebräuchlich. Die Kinder werden über und über mit Blumen ausgeputzt, bekommen Blumensträußer in die Hände, und man stopft ihnen auch einen Blumenstrauß in den Mund. Dann nimmt man einige Straßenjungen, und steckt sie in eine Art von Opernkleidung, damit sie Engel vorstellen sollen. So wunderlich maskirt umringen sie die Leiche, und umgaukeln sie bis zur Gruft, wo sie dann hoffentlich von den wahren Engeln abgelöst werden.

Verschiedenere Trachten, die doch alle inländisch sind, erblickt man wohl nirgends als auf den Straßen von Neapel. Zum Theil kleiden sich die Landleute fast in jedem Dorfe anders (welches wohl noch aus den ältesten Zeiten sich herschreiben mag, da sie sämmtlich Nachkömmlinge, so verschiedener Stämme und Kolonien sind), zum Theil zeichnen sich die Bewohner der Inseln Ischia, Procida, Capri u. s. w. durch ihre Tracht aus: vorzüglich aber treiben die Einwohner der Residenz selbst unter einander allerlei seltsame Mummereien. Der Brüderschaften, die wie Gespenster herum wandeln, habe ich bereits erwähnt. Der Mönche gibt es viele Tausende, von allen Orden und Farben. Dann gibt es auch eine Art von

Nonnen, Hausnonnen (monaca della casa) genannt, die nicht eigentlich zu einem Orden gehören, sondern blos für sich das Gelübde gethan haben, zeitlebens die häßliche Nonnenkleidung zu tragen, nicht zu heirathen, und, wenn sie können, auch wohl keusch zu leben, übrigens aber der argen Welt nicht zu entsagen, sondern vielmehr in ihrer Mummerei sich unter den Menschen herum zu treiben. Ich vermuthe, daß die Neapolitanerinnen zu dieser frommen Koketterie nicht eher ihre Zuflucht nehmen, bis ihre Jugendreize verschwunden sind, denn ich habe keine einzige junge Hausnonne gesehen. Indessen ist die gewöhnliche Tracht der Frauenzimmer vom Mittelstande um nichts besser als Nonnentracht. Sie kleiden sich nicht allein alle in schwarze Seide, sondern sie tragen auch auf den Köpfen eine gewaltig große schwarze Kappe, die ihre Gesichter verhüllt, und, wenn der Wind hinein stößt, ihnen das Ansehen von Luftballons gibt, die auf Menschenbeinen herum wandeln.

Oft begegnet man Männern, die gerade so aussehen, wie preußische Feldprediger, das sind die Advokaten, deren es gleichfalls eine ungeheure Anzahl geben soll. Dann sieht man viele Jünglinge in langen Talaren, bald weiß, bald blau oder schwarz, sie gehören zu den verschiedenen Konservatorien, in welchen Musik gelehrt wird, und Manche verrathen leider sogleich durch ihren ungeschickten Wuchs, daß sie zu den Unglücklichen gehören, welche das verwöhnte Ohr der Italiener am liebsten singen hört. —

Durch Kleidung und Gesichtszüge unterscheidet sich auch ein Korps Arnauten, welches hier in Garnison liegt. Die Garde des Königs ist roth und blau, ein anderes Regiment weiß, ein drittes dunkelblau, die Sbirren gelb und schwarz gekleidet. Unter alle diese bunten Haufen mische man nun noch einige armenische Kaufleute und algierische Sklaven, so wird man bekennen, daß es nicht möglich sei, die Trachten bunter zusammen zu würfeln. Hierin gewähren die Straßen von Neapel mehr Abwechselung, als die von Paris, in einer andern Hinsicht aber sind die letztern weit unterhaltender; dort nämlich findet man alle Wände mit Anschlagzetteln tapezirt, hier gar nicht; dort hat Jedermann dem Publikum etwas mitzutheilen, vorzuschlagen, anzubieten, hier Niemand. Die Franzosen wollen so viel möglich alle Menschen und alle Stände in Verbindung mit einander bringen; der Italiener sucht sie zu vereinzeln. Des Franzosen unruhiger Geist bedarf überall einer Nahrung, wäre es auch nur im Vorbeigehen; der Italiener hingegen sucht blos Nahrung für den Körper und hat nie Langeweile. (Ach! die Langeweile ist eine Krankheit, wie das Podagra, sie ergreift nur geistreiche Menschen, so wie dies nur geldreiche. Wem sinnlicher Genuß alles ist, der hat nie Langeweile, er genießt, so lange er kann, und dann ruht er.) Höchstens an den Kirchthüren erblickt man zuweilen in Neapel ein gedrucktes Zettelchen, und was enthält es? eine geistliche Einladung (invito sacro), hier oder dort einem

frommen Feste beizuwohnen. — Der einzige Anschlagzettel, der mir während meines ganzen Aufenthalts in Neapel aufgestoßen ist, hing in der Straße Toledo und war abgeschmackt. Ein Sprachmeister erbot sich nämlich, einen christlich-moralischen Unterricht (istruzione christiana e morale) in der italienischen Sprache zu ertheilen. Auch die Regierung hat dem Volke höchst selten etwas zu sagen. Bei aller Mühe, die ich mir gegeben, mir die seit ein paar Jahren erschienenen Polizeiverordnungen zu verschaffen, habe ich deren nicht mehr als sechs zusammen bringen können. Sollte man nicht glauben, man lebe in einer himmlischen Monarchie, wo die Engel keiner Verordnung bedürften? Die wenigen, die man hie und dort findet, stehen auf der Mauer, aber nicht etwa mit dem Meißel eingegraben, sondern nur mit schwarzer Farbe angeschrieben, so kann man sie gelegentlich überweißen. — Haben jedoch die Wände in Neapel Mangel an weltlichen Neuigkeiten, so sind sie desto reichlicher mit Heiligenbildern bepinselt, die gewöhnlich die abgeschmacktesten Gegenstände darstellen. Dahin gehören vorzüglich die armen nackten Seelen im Fegefeuer, welchen die Flammen gräßlich um die Lenden schlagen. — Auf der Straße, welche nach Portici führt, sieht man an der Mauer ein sehr merkwürdiges Gemälde, nämlich den Einzug des Kardinal Ruffo mit seinen Kalabresen. Er selbst kommandirt zu Pferde, über ihm schwebt der heilige Antonius mit dem königlichen Wapen; ihnen gegenüber ist der Höllenpfuhl, in wel-

chem ein gewaltiger Drache den ungeheuren Rachen aufsperrt. In dieſen Drachen jagen ſeine Truppen alle Franzoſen ohne Gnade und Barmherzigkeit. Schade, daß der Zahn der Zeit ſehr ſtark an dieſem luſtigen Gemälde nagt, und dem Fremden dadurch in kurzem eine wohlthätige Erſchütterung ſeines Zwergfells zu rauben droht. — Ich bleibe dabei, daß auf den Straßen einer Stadt ſich der Geiſt der Einwohner offenbart, und ich hoffe daher keine undankbare Arbeit unternommen zu haben, da ich ſie dem Leſer zu ſchildern verſuchte. Er weiß jetzt wenigſtens in Neapel eben ſo gut Beſcheid als ich.

* * *

Stadt und Gegend wimmeln von großen und kleinen Merkwürdigkeiten. Die beiden vorzüglichſten ſind, nach meinem Gefühl, Pompeji und der Veſuv. Wer etwa nur ein paar Tage hier verweilen könnte, der würde dennoch für ſeine Reiſe hinlänglich belohnt ſein, wenn er Pompeji durchwandert und den Veſuv beſtiegen hätte. Ich mache mit dem letztern den Anfang, ohne welchen ja auch das erſtere in ſeiner heutigen Geſtalt nicht exiſtiren würde.

---

29. Der Veſuv.

Als ich nach Neapel kam, ſtiegen zwar keine Feuerſäulen mehr aus dem Berge, aber er warf noch häufig Lava aus, und ſchon dies gewährte mir ein herrliches Schauſpiel, obgleich hier Niemand mehr der Mühe werth hielt, darnach zu ſehen. Der Veſuv lag meinem Fenſter gerade gegenüber.

Wenn es dunkel wurde, so wurde ich sehr deutlich gewahr, wie die Feuermasse sich langsam den Berg herunter wälzte. So lange es noch ein wenig dämmerte, konnte man zugleich den Umriß des Berges sehen, an dessen Abhang die Lava eine zwar schräg gezogene, aber doch gerade Linie bildete. So bald es daher völlig dunkelte, und man vom Berge selbst gar nichts mehr sah, so schien ein feuriger Komet mit einem langen Schweife am Himmel zu stehen. In acht bis zehn Tagen wurde der Glanz immer geringer, endlich verschwand er ganz, und der Berg rauchte blos. — Ich hatte schon lange auf einen recht heiteren Tag gewartet, um Vulkans Werkstätte in der Nähe zu betrachten. Endlich erschien der dreizehnte November, und lud durch ein herrliches, nur etwas zu heißes Sommerwetter zu diesem etwas mühseligen Spazirgange ein. In Begleitung einiger Freunde und einiger Weinflaschen trat ich den Weg an. Wir fuhren in einer Stunde nach dem Städtchen Resina, hinter Portici gelegen. Hier stiegen wir aus, und wurden sogleich von einem Haufen geldhungriger Menschen umringt, die uns ihre Esel, Maulesel und ihre eigenen Arme und Beine anboten. Der gewöhnliche Preis für einen Langohr, sammt menschlicher Zubehör, ist ein Piaster (etwa anderthalb Thaler). In wenigen Minuten waren wir sämmtlich beritten. Statt des Zaumes hatte ein Esel einen Strick, doch nur an der rechten Seite, der Sattel war ziemlich bequem. Ein Cicerone eröffnete den Zug, die Mundprovision tragend: neben jedem Esel ging

ſein Führer, und redete ihm zu, ſich brav zu halten. Er that das vorzüglich durch eine einzige Silbe, die ungefähr wie Au oder Aum klingt, und haſtig herausgeſtoßen wird. Wollte das noch nicht helfen, ſo ſtach er ihn mit einem Stocke in das Hintertheil; wo es ſehr ſteil und holpricht war, da führte er ihn auch wohl am Zaume. So zogen wir nun eine ziemliche Strecke aufwärts durch die Stadt. Die Einwohner, die dergleichen Cavalcaden zu ſehen ſchon gewohnt ſind, lachten nicht über uns, wir ſelbſt aber konnten uns nicht ohne Lachen anſehen. Die Eſel gehen ziemlich ſicher, doch weniger als die Mauleſel. Einer meiner Gefährten ſtürzte mit ſeinem Langohre auf dem glatten Pflaſter der Stadt, beſchädigte ſich aber glücklicherweiſe nur wenig. — Wohlgemuth und ſcherzend erreichten wir das Freie, und fingen an zu klettern. Der Weg windet ſich zwiſchen lauter Weinbergen, die mit Mauern aus Lava eingefaßt, und mit kleinen freundlichen Häuſern beſäet ſind. Hier wächſt der berühmte Lacryma Christi, der aber wahrſcheinlich ſeinen Ruhm überleben wird, wie — — — Dann und wann machen die Führer Halt, um den Reiſenden einen Lavaſtrom zu zeigen, der in dem oder dem Jahre hier floß. — Wir waren kaum eine Viertelſtunde aufwärts geſtiegen, als wir ſchon den fernen Donner des Berges hörten. Der Cicerone verſicherte uns, es habe ſich in der letzten Nacht ein neuer Schlund geöffnet. Der emporſteigende Rauch ſchien uns doch nicht beträchtlich. Je höher wir kamen, je ſparſamer wurde die Vegetation; doch nahm ſie nur unvermerkt

Fünfte Scene.

Fritz und Sellcour.

Sel. Eben recht, mein lieber Hurlebusch.

Fritz. Eben unrecht.

Sel. Ich brauche einen Vertrauten.

Fritz. Ich nicht.

Sel. Desto beſſer, ſo können Sie mir Ihre ganze Aufmerkſamkeit ſchenken.

Fritz. Sehr wohl. Ich ſchenke recht gern an arme Leute.

Sel. (bey Seite) Wie dumm! (laut) Sie ſollen wiſſen, daß ich Ihre Couſine Babet liebe.

Fritz. So? ich liebe ſie auch.

Sel. Wetterliebe, lauwarmes Waſſer. Die meinige iſt ein brennender Spiritus.

Fritz. Theaterflamme.

Sel.

ab; die Weinberge reichten einander noch immer ihre Ranken, und ich fand, zu meiner Verwunderung, in einer sehr beträchtlichen Höhe noch Pappeln, die ich auf diesem trockenen Berge nicht zu sehen erwartet hatte. — Eine Stunde ungefähr waren wir aufwärts geklimmt, den Vesuv immer gerade vor uns habend; jetzt wandte sich der Weg linker Hand nach dem Somma, seinem Nachbar, der vor grauen Jahren mit ihm vereint den Feuerschlund bildete, und von dem er sich nun auf ewig getrennt hat. Hier sahen wir nun den eigentlichen Kegel des Vesuvs, den Aschenkegel, dem ein gräßliches Schlackenmeer zur Basis dient. Alles war zu unserer Rechten schwarz und dunkelgrau, nur hie und da zeigte sich noch ein verbranntes Pflänzchen; kein Vöglein schwebte über dieser Einöde, keine Eidechse wand sich durch das scharfe Gestein; aber linker Hand grünte der Sommer. So wandelten wir auf der Grenze des Reichs der Zerstörung, bis wir durch einen steilen Lavafelsen zu der bekannten Einsiedelei auf dem Somma uns hinaufwanden. Hier empfing uns der freundliche Eremit und bot uns Erfrischungen an. Aber wir verweilten nur kurze Zeit, um die göttliche Aussicht zu genießen, die ich nach meiner Gewohnheit nicht beschreibe, und eilten dann, unser großes Ziel zu erreichen. Noch etwa eine Viertelstunde trabten wir auf dem schmalen Bergrücken des Somma ziemlich bequem, dann aber mußten wir herab in das Schlackenmeer steigen, wo ein kleiner Fußpfad in der Asche zwischen den zackigten Lavastücken

ſich durchwand. Es waren lauter ſteile Hügel, die ihre Zacken emporreckten, und an welchen unſere Eſel mit groſſer Geſchicklichkeit auf- und niederklimmten. Wir vernahmen jetzt ſchon ein Sauſen wie vom Sturmwind, den wir hörten, aber nicht fühlten. Rings um uns her ſchien die Natur im Greiſesalter unter Verzuckungen geſtorben, der Anblick ihrer Leiche erregte Schauder. — Jetzt befanden wir uns am Fuße des Aſchenkegels, und verließen unſere müden Thiere, um mit geſparten Kräften das Letzte und Schwerſte zu vollbringen. Die Sonnenhitze (am dreizehnten November!) nöthigte uns, die Kleider wegzuwerfen. Jeder Führer ließ von ſeiner Schulter ein ſtarkes Band herabhängen, und jeder von uns faßte ein ſolches Band. Der Cicerone ſtieg voran, wir folgten paarweiſe. Anfangs ging es ziemlich gut. Die viele zerbröckelte, aber harte Lava erlaubte zu fußen, und da ich kein ungeübter Bergkletterer bin, ſo ſchmeichelte ich mir ſchon, die Beſchwerlichkeiten dieſer Reiſe tief unter meiner Erwartung zu finden. Aber nur allzubald verwandelten ſich die Steinchen in lauter Aſche; der Weg, obwohl er ſich ſchräg an der Wand des Berges hinzieht, wurde immer ſteiler; der Schritt vorwärts gleitete ſehr oft in die Spur des zuletzt gethanen Schrittes zurück, wenigſtens war er immer halb umſonſt gethan; das dumpfe Rollen in dem Schlunde des Berges linker Hand, der Abgrund, der rechts immer tiefer uns angähnte, beengten den Athem auch ein wenig, und wir waren genöthigt, oft Halt zu machen, um nur Kräfte

zu ſammeln. Aber ſelbſt dieſe Ruhepunkte gewährten wenig Ruhe, denn die Baſis auf der man ſtand, war ſo locker, daß man nach wenigen Sekunden, von eigener Schwere gedrückt, ſich bis über die Knöchel in Aſche verſunken ſah, und wer etwa zum Schwindel geneigt war, mußte ſich hüten, rechter Hand in die Tiefe zu ſchauen. Auch nach dem Gipfel des Berges ſein Auge zu richten, war nicht tröſtlich, denn ach! er war noch ſo fern! — Doch die unermüdeten Führer ſprachen unaufhörlich Muth ein, wir kletterten unverdroſſen höher, und nach drei Viertelſtunden (die kurzen Zwiſchenräume des Ausruhens mitgerechnet) waren wir dem Gipfel ſchon ſo nahe, daß wir eine Geſellſchaft von Reiſenden, die ſich bereits oben befanden, deutlich erkennen konnten. Dieſer Anblick befeuerte unſern Muth — noch wenige Minuten klimmten wir mühſam — jetzt hofften wir uns hinauf zu ſchwingen — ſiehe! da ſtanden wir plötzlich vor einer Wand, welche die letzten, erſt ſeit Kurzem verdickten Feuerſtröme zackicht vor uns aufgethürmt hatten. Unſer Führer ſtutzte, man ſah deutlich, daß dies Hinderniß neu und ihm fremd war. Hinüber zu kommen, ſchien unmöglich, an dem ſteilen Berge wie ein Schwalbenneſt hängen zu bleiben, war eben ſo unmöglich, wir mußten vorwärts oder rückwärts. Das letztere mochte keiner, wir beſchloſſen daher, die Lavaſchlacken zu *umgehen*. Um dies zu bewerkſtelligen, mußten wir eine kleine Strecke wieder *hinab*, und hier war die ganz *neue* Aſche noch ſo ſehr dem feinſten Staube ähnlich, daß ſie jeden Fußtritt

gleichsam verschlang. Wir vollbrachten es dennoch glücklich, und als wir nun wieder zu der gleichen Höhe uns hinaufgeschwungen hatten, da standen wir plötzlich auf dem mit einer Kruste bedeckten Feuerstrome. Die Hitze drang sogleich durch die Sohlen, man fühlte sie deutlich an den Backen. Die Lava hatte verschiedene Risse, welche alle dampften; steckte man einen Stock hinein, so schlug die Flamme sogleich heraus. Es war zu heiß und zu gefährlich, hier lange zu verweilen. Indessen waren wir nur noch etwa fünfzig Schritte vom Krater entfernt. Einer meiner Gefährten (der durch seine trefflichen Darstellungen von Italien hinlänglich bekannte Herr Rehfuß) wollte auf dem dünn belegten Flammenmeere weiter vorwärts gehen, aber das war unmöglich. Wir mußten denselben Weg zurück, mußten uns wieder um die kälteren Lavazacken herumwinden. Ich war der erste und folgte meinem Führer, der mich in veränderter Richtung einen Aschenfußsteig hinan, bis auf den Gipfel führte. Hier stand ich auf einer schmalen Bergwand, durch eine rauchende Kluft, höchstens zehn Schritte breit, von einer ähnlichen getrennt, welche dem Krater selbst zur Einfassung diente. Hier sah und hörte ich —wer leihet mir eine Sprache für das, was ich sah und hörte! Doch die einfachste Beschreibung wird hier zur erhabensten Dichtung. Aus der Mitte des Kraters erhob sich der schwefelgelbe Kegel, den die Eruption dieses Jahres gebildet hat; jenseits desselben stieg unaufhörlich ein dicker Rauch empor, aus dem erst in der letzten Nacht ge-

öffneten Schlunde. Die Wand des Kraters gegen mir über, die sich beträchtlich höher erhob, als die diesseitige, auf welcher ich stand, gewährte einen einzigen Anblick, denn sie war mit lauter einzelnen kleinen Rauchsäulen besäet, die aus ihr hervorbrachen, und gleichsam lauter ausgelöschte Lichter schienen. Die Luft über dem Krater hatte sich verkörpert; man sah sie sehr deutlich in einer heftig zitternden Bewegung. In der Tiefe des Berges kochte und brauste es fürchterlich, wie der stärkste Orkan; zuweilen aber — und das machte auf meine Sinne den tiefsten Eindruck — erfolgte plötzlich eine Todtenstille von einigen Sekunden, dann erhob sich das Brausen doppelt stark, und der Rauch quoll dichter und schwärzer hervor. Es war, als habe der Berggeist den Schlund plötzlich verstopfen wollen, aber die Flamme habe sich nicht einkerkern lassen, sondern sei mit verdoppelter Wuth hervorgebrochen. So weit mein Auge reichte, hatte der Vulkan seine gräßlich bunte Decke ausgebreitet, der gelbe Schwefel, die schwarzen Schlacken, das blendend weiße Salz, der graue Bimsstein, das moosgrüne Kupfer, die Metallflittern, Alles das bildete zusammengenommen den Mosaikboden der Hölle. Dicht vor mir rauchte die kleinere Kluft an mehreren Stellen, und da, wo der Rauch ausbrach, lösten sich von Zeit zu Zeit kleine Steine von der schrägen Wand, und rollten hinab, das einzige Geräusch, welches außer dem Brausen des Berges hier das menschliche Ohr traf. — Nicht ohne Beklommenheit genoß ich den Anblick dieses fürchterlich-schönen

Schauspiels etwa eine Viertelstunde lang. — Zwei meiner Gefährten hatten dennoch gewagt, über spitze Zacken und brennende Risse, durch erstickende Schwefeldämpfe, noch näher zu dringen, hatten aber, außer einem etwas größern Theil des neuen Schwefelkegels, nicht mehr gesehen, als ich. Das Merkwürdigste, was sie in dieser Nähe des Feuerschlundes antrafen, war — eine Dame, die Herzogin della Torre, welche in kurzen Hosen am Rande der Hölle herumspazirte, doch auch hier die weibliche Sittsamkeit nicht vergaß, denn sobald meine Gefährten sich ihr näherten, ließ sie die Röcke fallen. Ihr Gemahl, der wissenschaftliche Bemerkungen über den Vesuv macht, und sie drucken läßt, stand in meiner Nähe, war sehr mit seinen Experimenten beschäftigt, und schien da so zu Hause, als befände er sich in seiner Studirstube.

Voll von dem erhabensten Schauspiel der Natur, und doch froh, den Anblick desselben überstanden zu haben, traten wir den Rückweg an. Dieser wird gewöhnlich von den Reisenden als sehr leicht und bequem geschildert. Was mich betrifft, ich muß bekennen, daß er mir mühseliger vorgekommen ist, als das Hinaufsteigen. Freilich geht es sehr schnell, denn jeder Schritt, den man willkürlich thut, bringt Einen glitschend und unwillkürlich noch zwei Schritte weiter; aber die Knie fangen sehr bald an zu zittern, und kommt man vollends in die Region der kleinen Steine, so ist das Schurren sehr beschwerlich; ich mußte meinen Führer beim Kragen fassen, um nicht zwan-

zigmal zu fallen. Reich beladen mit Beute, vom Berge geraubt, und von ſeinem donnernden Murren begleitet, kamen wir glücklich zu unſern Eſeln zurück. Ehe ich aber den meinigen beſteige, nur noch ein Wort im Allgemeinen über dieſe Wallfahrt, die von manchen Reiſenden als ſehr leicht, von andern wiederum als ſehr ſchwer geſchildert wird. Sie iſt keines von beiden. Freilich, wer Menſchenquälerei nicht achtet, der kann es ſich ſehr bequem machen; er darf nur, wie noch neuerlich der hieſige Erbprinz gethan, zwei tüchtige Kerls an ſeine Arme ſpannen, die ihn ziehen, und von zwei andern ſich hinten ſchieben laſſen, ſo kommt er hinauf er weiß nicht wie. Oder er laſſe ſich gar in einem Tragſeſſel von acht Menſchen hinauf transportiren (wie die Erbprinzeß gethan), ſo kann er unterweges noch den neueſten Roman leſen. Es beſitzt aber nicht Jedermann die Gabe, Vergnügen zu genießen, welches arme Menſchen durch Ueberſpannung aller ihrer Kräfte verſchaffen müſſen. Wem dieſer Anblick Unluſt oder wohl gar Schmerz macht, der wagt nicht einmal das Band ſeines Führers allzuſtramm anzuziehen, ſondern thut es höchſtens nur im Fall der Noth; alſo iſt dieſe Hilfe von geringer Bedeutung. Ich geſtehe hinwiederum gern, daß das Hinaufſteigen für Jeden, der an's Klettern gewöhnt iſt, nur ein Spaß ſein würde, wenn der ganze Kegel nicht aus Aſche beſtände; dieſe allein macht es mühſelig. Dennoch mag auch eine Dame es immerhin wagen — und wie viele wagten es nicht ſchon! — nur in einem ſolchen Augen-

blicke, wo der Berg zürnt, wie jetzt, würde ich fordern, daß es ja keine schwachnervige Dame sei. — Der letzte Ausbruch des Vesuvs war ein galanter Ausbruch. Die Damen machten hundertweise Lustpartien nach Torre dell' Annunziata, der Mündung, aus welcher die Lava floß, gerade gegenüber. Da spazirten sie dann gemächlich bis an den Fuß des Berges, standen am Ufer des Feuerstroms, sprangen muthwillig über die schmalen Arme desselben hinüber und herüber, stellten sich wohl gar vor den Strom und erwarteten dessen Ankunft; denn auch dies war ohne alle Gefahr, da er äußerst langsam sich fortwälzte, oder vielmehr seine großen geschieferten Wellen bedächtig übereinander schob, bis sie durch das Aufthürmen das Gleichgewicht verloren, und wie ein Wasserfall herabstürzten, wo es dann immer noch Zeit war, sich zu entfernen. Ja, man versichert mich, der Vesuv habe manchem schmachtenden Liebhaber ein Rendezvous verschafft, das rothe Licht des brennenden Stromes habe den Wangen der Schönen eine reizende Farbe geliehen, und so viel Helle verbreitet, daß keiner ihrer verstohlenen Blicke verloren gegangen. So mischt sich die Liebe in Alles, spielt mit den Schrecken der Natur und gaukelt noch am Ufer des Phlegeton.

Ermüdet aber fröhlich kamen wir zu unserm freundlichen Eremiten zurück, und schlugen die Einladung, seine bescheidene Wohnung zu betreten, nicht zum zweiten Mal aus. Wir fanden ein Zimmer, dessen willkommenster Schmuck ein ziemlich weicher Sofa war. Die Verzierung

der Wände, wie sie jetzt war, möchte wohl nicht lange die nämliche bleiben, ich eile daher, sie wenigstens hier auf dem Papiere fest zu halten. Ein geübter Maler war vor kurzem da gewesen, und hatte mit Kohle über dem Kamin in Lebensgröße das gutmüthige Gesicht des Wirthes abkonterfeit. Vermuthlich hatte er sich in der Gesellschaft von Lucian Bonaparte befunden, denn dieser, seine Gemahlin, und mehrere französische Gesichter waren rings umher in großen Medaillons, gleichfalls mit Kohle, auf die Wand gezeichnet. Das neufürstliche Paar fand ich sehr ähnlich, wie auch den Eremiten, die übrigen kannte ich nicht. Natürlich wird hier eine Art von Stammbuch gehalten, in welches jeder, der zu den Wundern des Vesuvs, wenn auch nur bis hierher, wallfahrtet, seinen Namen verzeichnet, und sonst noch etwas Dummes oder Kluges, nach Belieben oder Vermögen, dazu schreibt. Hilf, Himmel! welch eine Suppe von Unsinn, auf der die Gedanken wie einzelne Fettaugen schwammen. Viele, sehr viele hatte die leidige Empfindsamkeit ergriffen (und das waren die fatalsten), die hatten sich nun lang und breit über die herrliche Aussicht und über den gewaltigen Vulkan erpectorirt; Einer hatte sogar versichert, die Flamme habe ihn hold angeschauet. Andere hatten schlechte Späßchen und ekelhaften Witz in Wasserströmen von sich gegeben; Einer erzählte zum Exempel, sein pfiffiges Kammermädchen Lisette sei auf dieser Reise vom Esel gefallen. Ein Wunder, daß er uns nicht auch ihre Stellung beschrieben hatte. In allen Spra-

chen fand man hier dergleichen Allotria, doch muß ich beschämt gestehen, daß, beim flüchtigen Durchblättern, es mir so vorgekommen, als hätten die Deutschen das meiste dumme Zeug geschrieben; wenigstens affektirten sie die meiste Empfindsamkeit. Indessen sind diese Bücher, in der öden Wohnung, in welcher sie gefunden werden, immer ein ganz angenehmer Zeitvertreib für Leute, die eben nichts besseres zu thun haben. Schade nur, daß die ältesten, schon voll geschriebenen Bücher nicht mehr vorhanden, sondern, ich weiß nicht wohin, abgeliefert worden sind. Jetzt ist nur Ein angefülltes zu durchblättern, das zweite ist erst vor Kurzem angefangen.

Der behagliche Eremit setzte uns Käse, Brot und recht guten Lacryma Christi von seinem eigenen Gewächs vor. Er schwatzte auch wohl recht gern, nur erstreckt sich sein Ideenkreis nicht über den Golf von Neapel hinaus. Das Interessanteste, was wir aus seinem Munde vernahmen, war die Beschreibung von drei Erdstößen, welche in der vergangenen Nacht seine Wohnung so sehr erschütterten daß, wie er sich ausdrückte, ihm alle Zähne mitwackelten. Hierauf hatte sich eben ein neuer Schlund im Innern des Kraters eröffnet, und das Sausen und Brausen im Innern des Schlundes, welches schon gänzlich aufgehört hatte, ließ befürchten, daß die diesjährige Eruption noch nicht zu Ende, sondern noch ein schreckliches Nachspiel zu erwarten sei. Wir konnten uns des egoistischen Wunsches nicht erwehren, daß der schwarze Vorhang der Hölle doch je eher

Sel. Wollen Sie mir beyſtehn? mein poſtillion d'amour werden?

Frih. (bey Seite) Wart! ich will dich zuſammen reiten.

Sel. Nun? keine Antwort?

Frih. Wollen Sie Babet heirathen?

Sel. Das wird ſich finden.

Frih. Freylich, freylich. Fürs Erſte ein Liebeshandel?

Sel. Getroffen.

Frih. So hinter dem Rücken anderer ehrlicher Leute?

Sel. Errathen.

Frih. Ein Rendezvous in der Dämmerung?

Sel. Allerliebſt.

Frih. Allenfalls auch eine Entführung?

Sel. Das wäre um ſo romantiſcher.

Frih. Das arme Mädgen wird ohnehin hier im Hauſe übel gehalten.

Sel. So wär' es ja ein Verdienſt ſie zu entführen.

je lieber wieder aufgezogen werden möchte. — Erquickt verließen wir endlich den dienstfertigen Eremiten, und trollten zu Fuße den Berg wieder herab, denn das Reiten auf dem Esel ist abwärts noch weit beschwerlicher als aufwärts, und hindert den Reiter oft, sich mit Muße dem Anschauen der himmlischen Gegend zu überlassen. In Resina setzten wir uns wohlgemuth in den zurückgelassenen Wagen, und kamen glücklich nach Neapel zurück, nachdem wir sieben genußreiche Stunden auf dieser Wallfahrt verlebt hatten.

Noch ein Wort von dem diesjährigen Ausbruch des Vulkans mag hier ein ganz schicklicher Appendix sein. Wer aber den Plinius zur Hand hat, und ihn versteht, dem will ich's nicht verdenken, wenn er lieber nach diesem greift, und die meisterhafte Beschreibung liest, von der Eruption, die im neunundsiebzigsten Jahre nach Christi Geburt Pompeji bedeckte und Herculanum verschlang. Damals flog die Asche bis Rom, sogar bis über das mittelländische Meer. Die Vögel erstickten in der Luft, die Fische starben im Meere, welches damals die Mauern von Pompeji bespülte, aber im ungleichen Kampfe mit dem stärkern feindlichen Elemente meilenweit zurückwich und sich selbst gleichsam verschlang. Nachher erfolgten, in längern und kürzern Zwischenräumen, bald mehr bald minder starke Eruptionen. Eine der fürchterlichsten war die im Jahr 1633, wo nicht blos die Feuerströme von allen Seiten herabflossen, und sogar den Hafen von Neapel austrockneten, sondern auch gesalzene Wasserfluten das ganze Land überschwemmten. Eben

so verwüstend war der Ausbruch vor zehn Jahren. Drei Tage vorher sandte der Berg Erdbeben als Herolde aus, die seinen Zorn verkündeten. Plötzlich gähnte der Abhang des Berges, und ein helles Feuer loderte mit solcher Gewalt aus diesem Rachen, daß es, nach der Beschreibung des Eremiten, aussah, als werde es von starken Blasebälgen angefacht. Bald darauf öffneten sich noch vier kleinere Schlünde, Rauch- und Feuersäulen stiegen empor, Blitze schlängelten sich, glühende Steine wurden geschleudert, Asche regnete, Feuer floß. In Neapel wurden eine Menge Prozessionen angestellt, das Volk lag sich die Knie wund. Die Einwohner der Städte am Fuße des Berges, unter andern die von Torre del Greco, waren von dem Erdbeben aus ihren Wohnungen gescheucht worden, und betrachteten auf freiem Felde das grausende Schauspiel. Als nun die Lava sich ergoß, und ihren Lauf gerade nach Resina richtete, da jammerten die Einwohner von Torre del Greco über das Unglück, welches ihre Nachbarn bedrohte. Doch plötzlich wendete sich der Strom, und bahnte sich verheerend den Weg zu ihrer eigenen Stadt. Kaum vermochten die Erschrockenen den nacheilenden Fluten zu entrinnen, an Rettung ihrer Habseligkeit war nicht zu denken.

Schnell erreichte der Strom die Stadt, theilte sich in Bäche, umarmte die Gebäude, stürzte sie nieder, entzündete oder vertilgte sie; was noch etwa durch Wunder verschont blieb, steckte der glühende Aschenregen in Flammen.

Noch unbeschädigt stand ein Marienkloster, auf einem Feuermeere gleichsam schwimmend; zwei Menschen kreischten heraus um Hilfe, es war nicht möglich sie zu retten. Am andern Tage, als schon eine Rinde den Flammenstrom, wie ein glühendes Blech bedeckte, wagten es die Unglücklichen, mit geflügelten Füßen herüber zu eilen. Es gelang, aber sie hatten den Tod schon tausendmal gelitten. Die Straßen von Neapel waren mit Asche bedeckt, fünf Linien hoch lag sie im königlichen Schlosse zu Portici, und über einen Zoll hoch in der Nähe der Lava. Diese hatte die Landstraße in einer großen Breite gesperrt, und wälzte sich endlich in's Meer, wo das umgebende Wasser kochte, und die Fische getödtet wurden. Die schöne fruchtbare Gegend war verwüstet, achtzehntausend Menschen wanderten am Bettelstabe. Aber auch der Berg hatte seine Wuth auf eigene Kosten gebüßt, denn wohl ein Fünftheil seines Gipfels war an der Mittagsseite versunken. Ein krachendes Getöse drohte noch lange mit neuen Schrecken, und dennoch — — gleich einem Ameisenhaufen, den eines Bären Fuß zertritt, und den die kleinen Insekten fleißig durcheinander wimmelnd, sogleich wieder herzustellen suchen, unbekümmert ob in der nächsten Minute ihr furchtbarer Feind die Tatze nicht zu neuer Zerstörung hebt — so wimmelten bald die verscheuchten Einwohner um die rauchenden Wohnungen, gruben mit versengten Füßen sich schmale Pfade zu ihren Trümmern, scharrten die wenigen noch unverbrannten Reste ihrer Habseligkeiten weinend aus der

Asche. — Vor zehn Jahren wurde der angerichtete Schaden nach Millionen berechnet, und vierzehn Menschen büßten ihr Leben dabei ein. Dieses Jahr ist das Unglück bei weitem nicht so beträchtlich. Kein Mensch hat das Leben verloren, keine Stadt, kein Dorf sind zerstört worden. Die faulen Karmaldulenser-Mönche haben einen Theil ihrer Einkünfte verloren, und können in Zukunft nicht mehr so viel Wein trinken, welches gar nichts zu bedeuten hat. Mehrere Weinberge von Privatleuten sind verwüstet worden. Das ist freilich beklagenswerth, aber der ganze Schade, die Mönche mit gerechnet, beläuft sich doch nur auf etwa dreihundert tausend Thaler.

Der Duca della Torre, dessen ich oben erwähnte, hat eine etwas langweilige Beschreibung der letzten Eruption drucken lassen. Schon am 22. Mai spürte der Eremit drei starke Erderschütterungen von unterirdischem Getöse begleitet. Am 31. Juli hatte sich das Wasser in den Brunnen und Cisternen der umliegenden Gegenden merklich verringert; lauter Vorboten eines nahen Ausbruches. Am 11. August hörte der Eremit den Vesuv abermals brüllen, und am zwölften stieg ein dicker, schwarzer Rauch aus dem Schlunde; am 13. verwandelte sich dieser Rauch in eine Feuersäule. Unter einem Regen von schwarzer Asche und kleinen Steinen, begab sich der Herzog auf den Gipfel des Berges. Das Brüllen in seinen Eingeweiden war fürchterlich. Der Boden des Kraters hatte sich sehr stark aber ungleich erhoben; in Südwesten spie eine breite Spalte Lava,

Flammen und Steine, die letzten fielen faſt alle in den Krater zurück, und häuften ſich da zu kleinen ſpitzen Hügeln. Lange konnte es der Herzog auf ſeinem gefährlichen Standpunkte nicht aushalten. Er zog ſich weislich zurück und ſchloß, aus der großen Elektricität, die er durch ſeinen Elektrometer erprobt hatte, daß es einer der ſchrecklichſten Ausbrüche werden würde, worin er ſich aber geirrt hat. Er ſtieg nachher noch öfter hinauf; und hat ſeine Experimente weitläufig beſchrieben. Da ſie aber blos Intereſſe für den Naturkündigen haben, ſo übergehe ich ſie mit Stillſchweigen. Er bemerkte unter andern, daß, wenn die Lava auf ihrem Wege einen Baum antraf, ſie ihn umarmte und dann weiter ſtrömte. War es ein dürrer Baum, ſo brannte er augenblicklich wie eine Fackel. War er aber noch friſch, ſo veränderten ſich ſeine Blätter und wurden gelb; dann verkohlten ſich die Zweige, und endlich der Stamm. An denjenigen Bäumen, Eichen und Pappeln, welche blos die Hitze der Lava in der Nähe ſpürten, krümmten ſich die gelben Blätter, und überzogen ſich mit einem weißen Salzſtaube. — Auf dem Berge ſelbſt, am Rande des Kraters, war der Dampf aus einer neu geöffneten Bocca einmal ſo ſtinkend und erſtickend, daß er einigen Gefährten des Herzogs die Sprache benahm und ihre Kehlen plötzlich austrocknete; die Hitze war unerträglich. — Auch bei dieſer Eruption regnete es mehrmals Aſche über der Hauptſtadt, und blieb auf den platten Dächern liegen.

Der Vesuv.

Am 22. November 1804.

Schon einige Abende hatte der Vesuv geleuchtet, die Rauchwolke über dem Berge wurde nach und nach roth und immer röther, bis sie endlich die Farbe der Glut annahm, dann kam in umgekehrter Abstufung die Dunkelheit zurück, währte etwa eine halbe Minute, und wich dann auf's Neue dem blutrothen Lichte. Gestern und vorgestern hatte jedoch dieses Schauspiel nicht Statt gefunden. Die Luft hatte sich etwas abgekühlt, heute aber kehrte der lähmende Sirocco zurück, und brachte diesen Morgen einen starken Platzregen. Doch schien auch heute der Vesuv ganz ruhig bleiben zu wollen, er rauchte nicht einmal so stark als an vorigen Tagen. Noch um neun Uhr, kurz vor dem Abendessen, stand ich am Fenster um ihn zu beobachten; da aber der Mond noch nicht aufgegangen war, so konnte ich nicht einmal den Berg *sehen*. Alles war ruhig.

Kaum aber hatten wir uns zu Tische gesetzt, als einer von uns ein *Licht* auf dem Vesuv bemerkte, welches schnell in eine feurige Schüssel sich zu verwandeln schien. Wir sprangen alle auf und eilten auf den Balkon. Siehe, da wuchs mit jedem Augenblicke die helleuchtende Glut. Schon dehnte sich das Feuer sichtbar nach dem Abhange des Berges — ein neuer Strom quoll aus der Mündung, und nun wälzte sich die Flamme mit zunehmender Geschwindigkeit den steilen Aschenkegel herab, dessen Fuß sie in einer kleinen halben Stunde erreichte. Hier fand sie ein

ſanft abhängiges Thal, wo der Strom einen Augenblick zu ſtocken ſchien, dann aber ſich wiederum fortbewegte, und von ſeinem gewaltigen Zufluſſe gleichſam vorwärts geſchoben wurde. Abermals eine Stunde, und er hatte das Thal durchſchnitten; der Abhang, über den er jetzt hinweg glitt, machte ſeinen Lauf wiederum ſchneller, und wir verfolgten ihn mit erſtaunten Blicken, bis das Caſtell Nuovo, meiner Wohnung ſchräg gegenüber gelegen, ihn uns verdeckte. Wir eilten auf den Molo, von dem wir den Ausbruch beſſer beobachten zu können glaubten, wir ſahen aber dort nichts mehr; nur unſere Vermuthung beſtätigte ſich, daß die feurigen Wellen ſich abermals ein neues Bett gegraben; daß ſie entweder das unglückliche Torre del Greco wiederum heimſuchen, oder gar noch näher auf Reſina ſich ſtürzen würden. — Die Eruption war erfolgt, ohne irgend eine vorhergehende, ſonſt wohl gewöhnliche Zuckung des Berges. Die Erde bebte nicht, der Schlund donnerte nicht, keine Feuerſäulen ſtiegen in die Luft, keine glühenden Steine wurden geſchleudert; der Vulkan glich blos einem überkochenden Gefäße; aber die große Breite der Lava und ihr ſchnelles Strömen ließen vermuthen, daß eine gewaltige Maſſe ſich ergieße. Es war recht warm. Wir gingen wieder nach Hauſe, ſetzten uns auf den Balkon und ſahen dem gräßlichen Schauſpiele zu, das, während wir ruhig ein Glas Punſch dabei tranken, vielleicht viele tauſend Unglückliche machte. Die Lava ſchien ſich ein wenig rechter Hand unter dem Gipfel einen Weg gebahnt

zu haben. Ihr Hervorquillen aus dem Schlunde konnte man deutlich gewahr werden, die Stelle leuchtete, nach dem Zwiſchenraum von einigen Sekunden, immer von friſcher Glut. Oben rauchte der Feuerbach wenig, tiefer unten, wo er ſich vielleicht in einer Vertiefung mehr geſammelt hatte, ſtieg eine ungeheure Rauchwolke auf, hie und da ſchimmerten Minuten lang weiße Lichter in der rothen Flamme, vermuthlich entzündete Bäume oder Häuſer. Auf der dunkeln Seite des Berges ſah man zuweilen eine Fackel, die ſich nach dem Eremiten zu bewegte; ſie wurde ohne Zweifel dem kühnen und unermüdeten Herzog della Torre vorgetragen, der bei jedem Ausbruche der erſte auf dem Berge iſt. Einmal lagerte ſich ein langer, ſchmaler, dichter Wolkenſtreif zwiſchen uns und den Berg, der aus Aſche zu beſtehen ſchien; er löſte ſich aber bald wieder auf. Der übrige Horizont war hell und ſternenklar. Nach eilf Uhr trat der Mond hervor, und verherrlichte das Schauſpiel, denn er verſilberte die rothen Rauchwolken, auf der ihm zugekehrten Seite, mit einem weißen Saume. Wiederum ein ganz verſchiedenes Licht ſchimmerte aus der Laterne des Leuchtthurms im Hafen, und um die Mannigfaltigkeit der Beleuchtung zu vollenden, zündeten die Gaſſenbuben, auf dem freien Platze, welchen ich bewohne, zuſammengefegte Strohhaufen an. Dann rollten die Wagen nach wie vor zu den Spielhäuſern, die Leute gingen und kamen wie gewöhnlich, kein Menſch bekümmerte ſich um den brennenden Berg, ja ſogar ein paar Guitarren

ließen plötzlich ein luſtiges Liedchen unter meinem Fenſter hören.

Welche Wirkung alle dieſe Kontraſte auf mich machten, vermag ich nicht zu beſchreiben. Ich war in einer fieberhaften Spannung. Vergebens legte ich mich ſchlafen. Aus meinem Bette ſelbſt konnte ich den Vulkan brennen ſehen. Alle Augenblicke trieb es mich wieder heraus. Ein unruhiger Schlummer von wenigen Stunden wurde von ängſtlichen Träumen unterbrochen. Um halb vier Uhr ſtand ich auf und aß auf den Balkon mein Frühſtück von Weintrauben, die vielleicht auf der Stelle gewachſen waren, welche die Zerſtörung dieſer ſchrecklichen Nacht getroffen hatte. Das Schauſpiel war auch am Morgen noch immer dasſelbe. Immer neue Glutſtröme quollen aus dem Schlunde, ja einige Male ſah ich glühende Steine wie Leuchtkugeln in die Luft ſchleudern, doch in ſchräger Richtung und nicht hoch. Der Rauch hatte ſich ganz hinunter nach dem Meere zu gezogen. Ich ſetzte mich, dem Vulkan gegenüber, um meine Bemerkungen aufzuzeichnen, und um mir die Zeit bis zum Anbruch des Tages zu vertreiben. So bald der erſte Tagesſtrahl im Oſten ſchimmert, will ich mich in den Wagen werfen, und hineilen, das gräßliche Schauſpiel in der Nähe zu betrachten. —

Am 23. November 1804.

Mich hatte die Ferne getäuſcht. Ich fuhr durch Portici und Reſina, ohne eine Spur von den Schrecken der letzten Nacht gewahr zu werden. Das Tageslicht hatte die Flam-

men des Vesuvs dem Anschein nach ausgelöscht, der Krater sowohl, als der ganze Strich, den die Lava bildete, schienen nur zu rauchen. Erst als ich nahe bei Torre del Greco war, begegneten mir Wagen mit Hausrath, unordentlich bepackt, mehrere noch mit Weinfässern, dem Hauptreichthum dieser armen Leute. Auch holte ich eine Menge Weiber und Kinder ein, die während der Nacht aus den bedrohten Wohnungen geflüchtet waren, und nun gleichsam schüchtern einen Besuch da ablegen wollten, denn die Gefahr war noch nicht vorüber. Die kleinen Kinder trugen Hühner unter dem Arme, ihre Lieblinge, deren sie, als die Noth hereinbrach, sogleich gedacht hatten. Eine sehr alte Frau kehrte auch am Stabe langsam zurück, und wurde auf der andern Seite von einem jungen Mädchen geführt. In ihrem kummervollen Gesichte stand geschrieben: soll ich denn in meinem hohen Alter noch auswandern? soll ich nicht da sterben, wo ich geboren wurde? — Ich fuhr durch die ganze Städt; überall trieb man noch Handel und Wandel, doch überall war man auch mit Einpacken beschäftigt. Uebrigens sah ich immer nur noch die ältere Schwester der jetzt strömenden Lava, die ihre scheußliche Gestalt vor zehn Jahren hieher gelagert hatte. Erst am andern Ende des Städtchens, bei der Villa des Kardinal-Erzbischofs von Neapel, hieß man mich aussteigen und zwischen den hohen Mauern der Weinberge hinaufklimmen. Viele hatte, gleich mir, die Neubegier hieher getrieben, viele Wagen standen schon hier. Nie habe ich einen Weg

Fritz. Topp! ich will das veranſtalten.

Sel. Mon cher ami, ich muß Sie küſſen!

Fritz. Kleinigkeit! Unter uns, ich glaube, Babet iſt ſchon bis über beyde Ohren in Sie verliebt.

Sel. Wirklich? glauben Sie?

Fritz. Wie können Sie zweifeln?

Sel. Sie haben Recht, ich bin zuweilen ſo verdammt modeſt. Aber doch — welche Proben —

Fritz. Sie hat einen Staarmatz, den hat ſie Ihren Namen ausſprechen gelehrt.

Sel. (entzückt) Meinen Namen? ein Staarmatz? meinen Namen?

Fritz. Er ruft von früh bis in die Nacht: Sellcour! Sellcour!

Sel. Sellcour! Sellcour!

Fritz. Als ſie ihn kaufte, da verſtand er weiter nichts als: Spitzbube! Spitzbube! das kömmt denn freylich auch noch mit unter. — Et! ich höre kommen. Fädeln Sie die Sache nur

mit größerer Ungeduld zurückgelegt, als dieſen Fußpfad zwiſchen den Weinbergen. Die Mauern waren ſo hoch, daß ich den vor mir liegenden Veſuv nicht ſehen konnte, und doch überzeugte mich der herüber dringende Rauch, daß ich der brennenden Lava bereits ſehr nahe ſei. Eine gute Viertelſtunde war ich den ſanften Abhang aufwärts geſtiegen, da erblickte ich endlich vor mir eine gaffende dreifoppelte Menſchenkette, hinter welcher der Rauch empor qualmte. Schnell drängte ich mich herzu, und ſtand ſieben oder acht Schritte vor der Lava, die ſich gerade auf uns herwälzte. Das klingt wohl ſchrecklich, ſich ſo gerade vor einen brennenden Strom hinzuſtellen, und ihn auf ſich zufließen zu laſſen; aber es klingt gefährlicher, als es in der That iſt. Das Wort fließen ſollte man von der Lava durchaus nicht gebrauchen, höchſtens nur da, wo ſie eben aus dem Krater hervorquillt, denn dort iſt ſie wirklich ein flüſſiges Feuer. So bald ſie aber in Berührung mit der äußern Luft kommt, verdickt ſie ſich augenblicklich und ſetzt gleichſam eine Rinde von dünnen Schieferplatten an. Nur ihr Kern glüht noch, fließt aber nicht mehr, ſondern ſchiebt ſich langſam vorwärts, weil die ihn bedeckende Rinde und ſeine eigene Verdickung ihn hindern, gleich einer Flüſſigkeit zu ſtrömen. Dieſes Schieben alſo geſchieht auf einem ſanft abhängigen Boden ſo unvermerkt, daß man es kaum gewahr werden würde, wenn die innere Bewegung nicht die Rinde zwänge, ſich zu zerbröckeln, und ihre geſchülferten Brocken kniſternd über den Abhang auf den noch unberührten Bo-

den zu werfen. Die Lava, die ſich durch die ſchönen Weinberge ſo auf uns her ſchob, hatte eine Höhe von drei bis vier Fuß, nur unter der Rinde ſah man das rothe Feuer wie glühendes Eiſen, ihre Schlacken warf ſie vor ſich her, faſt wie bei einer Meereswelle zuerſt der Schaum herabſtürzt, und dann erſt die Welle ſelbſt dieſem folgt. Eben als ich hinzutrat, erreichte die Glut einen Feigenbaum, der, wie eine Fackel, kniſternd aufloderte. Schon auf einer Strecke von anderthalb Meilen waren alle Weinreben in Aſche und der grünende Boden in ein rauchendes Schlackenmeer verwandelt; noch eine üppig angebaute Strecke lag vor ihr, von welcher die nächſten Weinreben ſchon angeſengt und gekrümmt, ſich zu ihr hin neigten, wie man von den kleinen Vögeln erzählt, die einer Klapperſchlange bezaubert in den Rachen fliegen. Die Eigenthümer der Weinberge haueten ſelbſt ſo ſchnell als möglich ihre mit ſorgfältigem Fleiß gepflegten Reben ſeufzend um, und riſſen die Pfähle aus, um wenigſtens etwas Holz zu retten. Ein hübſches Haus rechter Hand war nur noch etwa drei oder vier Schritte von der Lava entfernt, dennoch meinte man, es werde noch eine gute Stunde dauern, ehe der gräßlich langſame Strom es verſchlingen werde. Die Leute waren noch ängſtlich beſchäftigt, Weinfäſſer aus dem Keller zu retten, indeſſen die nahe Glut ſchon die Mauer des Hauſes erhitzte. Andere, deren Eigenthum bereits verwüſtet war, ſahen nur noch todtenblaß mit ſtarrem Blick hinüber nach der Stelle, wo noch vor wenigen Stunden ihre Hoffnungen blühten,

und die ſie nicht einmal mehr zu erkennen vermochten, weil kein Strauch übrig blieb, an den die Erinnerung ſich halten konnte. — Der Lavaſtrom hatte ſich, wie immer, in mehrere Bäche zertheilt, zwiſchen welchen ſparſam kleine etwas erhaben liegende Inſeln verſchont geblieben waren. Die Breite zwiſchen den beiden, die Verwüſtung begrenzenden Bächen mochte wohl eine halbe Stunde betragen (eine italieniſche Meile). Die Lavaſchicht, vor der ich ſtand, bewegte ſich, wegen des minder abhängigen Bodens, etwas langſamer, als zwei nahe Bäche linker und rechter Hand, die ziemlich weit vorausgeeilt waren, und mich gleichſam einzuſchließen drohten. Dieſer zwar nicht Gefahr bringende, aber doch die Phantaſie aufregende Umſtand beſtimmte mich, nach einer Viertelſtunde den Rückweg anzutreten, auf einer Straße, die nun bald für viele Jahrhunderte von der Oberfläche des Erdbodens verſchwinden ſollte. — Die Lava nimmt ihren Lauf wiederum geradesweges nach Torre del Greco, nur etwas höher aufwärts als vor zehn Jahren. Sollte ſie die Landſtraße erreichen, ſo würde die Villa des Kardinal-Erzbiſchofs eines ihrer erſten Opfer ſein, woran übrigens nicht viel gelegen wäre. Ich zweifle aber noch, daß ſie bis dahin ſich ſchieben werde, denn es ſcheint, die Wuth des Vulkans habe nachgelaſſen. Zwar ſtrömt noch immer friſche Lava aus dem Schlunde, doch nicht reichlich genug, um ihre erſten, ſchon ſo weit entfernten Wellen noch mit hinlänglicher Gewalt vorwärts zu ſchieben. Dieſe werden, wenn kein neuer Ausbruch erfolgt, ſich immer mehr abküh-

len und bald ſtehen bleiben. So hätte denn auch bei dieſem Kampfe der Elemente, wie in den Kriegen der Menſchen, nur der Arme gelitten.

Am 26. November 1804.

Meine Vermuthung iſt nunmehr Gewißheit. Die Lava ſteht, und hat, ſeitdem ich ſie zum letzten Male ſah, ſehr wenig Raum mehr gewonnen. Mit Erſtaunen ſah ich heute das Haus, welches neuerlich dem Untergange ſo nahe ſchien, faſt völlig unverſehrt. Kein Wunder, wenn die Menſchen hier an Wunder glauben, die eigenſinnigen Wirkungen der Natur können wohl dazu verleiten. Die Lava hatte allerdings das Haus erreicht, ſich an demſelben hinaufgethürmt, war dann links und rechts herab gefloſſen, hatte es an drei Seiten dicht umgeben, ja ein langer Feuerzipfel hatte ſogar ſchon an der vordern Seite ſich hingezogen, das ganze Haus hatte ſich gleichſam in einen Mantel von brennender Lava gehüllt, nur dieſen Mantel vorn nicht zuſammen geſchlagen — und dennoch war die hölzerne Thür des Hauſes unbeſchädigt; ich trat hinein, und fand inwendig alles ſo, wie der fliehende Eigenthümer es verlaſſen hatte. In einem Keller, der einige Schritte vor dem Hauſe lag, hatte der Strom ſich ergoſſen, und augenblicklich die darin befindlichen Balken, welche den Fäſſern zur Unterlage dienten, in Brand geſteckt. Der Landſchaftsmaler Denis war gerade gegenwärtig, als dies geſchah, und verſicherte mir, der Effekt von dieſem brennenden Keller, in den man hinabſchauen konnte, ſei herrlich geweſen. Heute war die Lava an dieſer

Stelle ſchon ganz erkaltet; um ſie noch glühend zu finden, mußte ich den Berg weiter hinaufſteigen. An vielen Orten rauchte ſie noch, an einigen war auch noch die Luft über derſelben in einer ſichtbaren zitternden Bewegung. Doch um bis zu einer ſolchen Stelle zu gelangen, mußte man über die erkalteten Ufer hinweg klettern. Ich that es, obwohl es äußerſt beſchwerlich iſt, denn Alles beſteht jetzt entweder aus ſcharfen Zacken, oder aus geſchieferten Brocken, nirgend ein feſter Tritt. Die Schwefelglut, die mir entgegen ſchlug, bewog mich ohnehin, bald wieder umzukehren. Ich begnügte mich, ein Stück Lava zu erbeuten, welches ſo heiß war, daß man die Hand keine Sekunde lang daran halten konnte; eine Viertelſtunde nachher war es kaum noch warm. — Die armen Leute, die hier herum beſchäftigt waren, den Reſt des Bodens anzubauen, den des Vulkans Wuth ihnen übrig gelaſſen, erzählten mir, es ſeien hundert Morgen Landes verwüſtet worden, und gewiß würde die Lava noch weiter gefloſſen ſein, wenn nicht ihre gute Königin Nachmittags erſchienen, um ganz nahe bei dem erwähnten Hauſe an einen Baum, den man mir zeigte, ein Marienbildchen zu heften. Alſobald habe die Lava gleich einer Mauer geſtanden. Die Königin hatte noch überdies Geld unter die Verunglückten ausgetheilt, und war ſo, von Segen und Bewunderung begleitet, wie eine Heilige davon gefahren. Indeſſen ergriff ich doch die Gelegenheit, die ſich mir bald nachher darbot, die Königin ſelbſt zu fragen, ob die Anekdote wahr ſei? — Sie lächelte. Es war ihr gar

nicht in den Sinn gekommen, ein Bildchen mit dahin zu nehmen. »Ich stimme das Volk lieber hinauf als herab,« sagte mir die geistreiche Frau; und so hatte ich denn abermals einen Beweis, wie wenig man sich auf das allgemeine Gerücht verlassen kann, selbst wenn es von Augenzeugen herrührt.

So hat das gräßliche Schauspiel für dieses Mal sein Ende erreicht, wenn nicht die warmen Regengüsse, die jetzt fallen, einen neuen Ausbruch bewirken, denn immer nach starken Regengüssen pflegen die Flammen mit verdoppelter Wuth hervor zu brechen, gleichsam um dem Himmel trotzend zu verkünden, daß er vergebens seine schwersten Wolken in den Krater ausleert. — Ja, die innere Kraft des Berges zieht wohl noch obendrein das Wasser aller Brunnen in der Nachbarschaft an sich, und macht, daß sie Tagelang versiegen. — Ein noch schwerer zu erklärendes Phänomen ist: daß während jedes Ausbruches die Fische weit häufiger an der Küste wimmeln, und so reichlich gefangen werden, daß sie nie wohlfeiler sind, als um diese Zeit. Vielleicht zieht der Berg die Ströme des Meeres an sich, und die Fische folgen unwillkürlich den Strömen. — Ich schließe mit einer Beobachtung, die mir wichtig scheint. Sehr deutlich habe ich bemerkt, daß schwache Weinbergsmauern den Feuerstrom eine Zeit lang aufzuhalten im Stande sind, daß er sich, durch sie begrenzt, zusammenzieht, und mit dem engen Bette, welches sie ihm zuweilen anweisen, sich in einer Länge von zehn bis zwanzig Schritten begnügt,

bis endlich die Gewalt der aus Feuer in Felsen verwandelten Massen die Mauern dennoch umstürzt, und sich neue Wege bahnt. Nach dieser Beobachtung scheint es mir unwidersprechlich, daß man wenigstens die am Fuße des Vesuvs gelegenen Städte und Dörfer auf immer vor einem Unglück bewahren könnte, wie das war, welches vor zehn Jahren Torre del Greco und vor tausend achthundert Jahren Herculanum traf. Man müßte nämlich nach der Seite des Berges zu die Stadt im halben Zirkel mit einer dicken, hohen, inwendig mit starken Strebepfeilern versehenen Mauer umgeben; der mittlere Theil dieses Halbzirkels müßte am erhabensten liegen, und dann zu beiden Seiten immer abhängiger werden; die Enden des Halbzirkels müßten links und rechts sich nach dem Meere hinabziehen, und so viele Schritte von der Stadt entfernt bleiben, als nöthig wäre, die nächsten Häuser von den Wirkungen der allzunahen Glut zu sichern. Es ist gar kein Zweifel, daß die Lava, wenn sie diese Mauer erreichte, sich zwar anfangs höher thürmen, bald aber, durch den zu beiden Seiten abhängigen Boden gezwungen, links und rechts an der Mauer herabgleiten, und so einen unschädlichen Lauf nehmen würde. Freilich müßte die Mauer sehr hoch und sehr dick sein, aber ich verlange sie weder höher noch dicker als diejenige ist, welche die Chineser gegen die Einfälle der Tataren aufgeführt haben; folglich verlange ich zwar ein Riesenwerk aber nichts unmögliches. Ich meine, der Vesuv ist ein schlimmerer Feind als die Tataren, und verdient

wohl, daß man gleiche Anſtalten gegen ihn treffe. Was die von uns für halbe Wilde geachtete Chineſer vollbracht haben, das wird uns klugen Europäern doch nicht zu ſchwer ſein? Ha! welche treffliche Gelegenheit für einen König, ſeinen geſegneten Namen auf die ſpäteſte Nachwelt zu bringen. Und wieviel wohlfeiler könnte er zu dieſem Ruhme gelangen, als der chineſiſche Kaiſer. Die Materialien liegen den Arbeitern unter den Händen, die Lava ſelbſt liefert den Stoff zu ihrer Bezähmung. Die Arbeiter darf er nur aus den vollen Kerkern nehmen. Die Strecke, die er zu befeſtigen hat, kommt gar nicht in Betrachtung gegen die vielen hundert Meilen, welche die chineſiſche Mauer einnimmt. Er dürfte für's erſte nur mit Torre del Greco und Reſina den Anfang machen, weil es ſcheint, die Lava werde vielleicht noch lange in den zuletzt gegrabenen Betten ſich fortwälzen. Ja, ich halte es gar nicht für unmöglich, ſchon am Fuße des Aſchenkegels die Mauer anzufangen, in einem einzigen großen Halbzirkel alle die unten liegenden Städte einzuſchließen, und zugleich auch alle darüber gelegenen Weinberge zu ſchützen, indem alsdann die Lava, ſie breche aus wo ſie wolle, immer nur zwei offene Wege finden würde, dem Meere zuzuſtrömen. Der Menſch hat ſo oft die Elemente ſiegreich bekämpft, warum denn nicht auch hier? — Der Gedanke iſt groß! ach! warum erwärmt er nicht jedes Herz wie das meinige! Warum bin ich nicht ein Liebling an dieſem Hofe, daß meine Stimme durchdringe und gelte! Wahrlich! nach einigen Jahren ſollten

die Bewohner von Torre del Greco ruhig ſchlafen und nach tauſenden von Jahren noch mein Andenken ſegnen!

Am 30. November 1804.

Wir haben heute in guter und froher Geſellſchaft auf dem Veſuv gefrühſtückt. Sogar drei Damen hatten die Eſelsreiterei nicht geſcheut, um den grämlichen Nachbar ein wenig mehr in der Nähe kennen zu lernen; die Eſel wurden am Zaume geführt und jede Dame glich einer Fluchtnach Egypten. Unter Scherz und Lachen, bei warmer herrlicher Witterung, erreichten wir die Wohnung des freundlichen Eremiten, und ſchlugen die unſrige da auf. Um doch aber auch dem Berge die gebührende Ehre zu erweiſen, wurden einige Herren hinauf zu ſeinem Krater deputirt, welche bei ihrer Zurückkunft folgenden Rapport abſtatteten: an der Seite wo die Lava ausfließt, hat der Berg ſich geſpalten, und gleichſam einen tiefen Hohlweg gebildet. Die Bergwände, da wo ſie aus einander geriſſen worden, prangen gräßlich mit allerlei Farben. Nur oben gleich beim Ausfluß der Lava, iſt er noch wie vormals, zuſammenhängend, ſo daß die Lava ſich wie ein Waſſerfall, wohl dreißig Fuß hoch und etwa zehn Fuß breit — herunter in die neue Schlucht ſtürzt, dann einige Schritte ſich fortwälzt, unter einer Decke von ſchon erkalteter Lava auf kurze Zeit verſchwindet, bald aber, wie die Rhone im ſüdlichen Frankreich, auf's Neue hervorbricht, und glühend in das Thal ſtrömt. Wir glaubten unſerm Erzähler auf's Wort, daß dieſer Anblick furchtbar herrlich

ſei. Die mit gelbem Schwefel überzogene Piramide, in der Mitte des Kraters, iſt noch vorhanden, aber weit höher geworden; der Geiſt des Berges hat ſie gleichſam heraufgeſchoben. Mehrere kleine Kegel ſind entſtanden, der ganze Krater ſcheint ausgefüllt, die Geſtalt der Wände hat ſich an mehreren Stellen verändert, manches iſt in den Schlund hinabgeſtürzt, manches dünn und hohl geworden; kurz, alles bewies, daß die Feuermaſſe noch immer mit großer Kraft koche und gähre. Heute zwar ſcheint der Berg ziemlich ruhig; die Lava ſtrömt ſtill, der Rauch iſt gering, das Brauſen und Donnern des Schlundes hat ganz aufgehört; aber — man fürchtet dennoch eine neue Exploſion, denn die Brunnen in Portici gaben geſtern zum Theil wenig, zum Theil ſehr ſchlechtes Waſſer, ein Beweis, daß der Berg die Quellen wieder an ſich ſaugt, um ihre Waſſer zum eigenen Gebrauch ſeiner hölliſchen Küche zu verwenden. Auch ſeine Stille iſt verdächtig.

Einer kürzlich erſchienenen, gelehrten Abhandlung zufolge, ſoll das Klima von Neapel nur dann recht mild und geſund ſein, wenn der Berg von Zeit zu Zeit Flammen auswirft. Sobald er aber mehrere Jahre hartnäckig ſchweigt, will man bemerkt haben, daß nicht allein mehrere Krankheiten im Schwange gehen, ſondern daß ſie auch einen bedenklichern Charakter annehmen. Die Beobachtung mag allerdings gegründet ſein, denn wie ungeheuer muß die Elektricität der Luft durch den wochen- und mondenlangen Flammenhauch des Veſuvs ſich anhäufen. Es ver-

nur gut ein, und im übrigen verlaſſen Sie ſich auf mich. — Ich gehe ein wenig bey Seite, ſie mögte ſich ſonſt vor mir ſchämen.

Sel. Gehn Sie, gehn Sie, ich bin gerüſtet mit Amors Waffen.

Frib. (bey Seite) Ich will verdammt ſeyn, wenn ich dir nicht eine Schellenkappe aufſetze. (er ſtellt ſich als gehe er, ſchleicht aber hinter den Sofa.)

Sel. Nun ſage mir einer mehr, daß man die dummen Leute zu nichts brauchen könne. Ein geſcheiter Kopf weiß auch Funken aus Holz zu reiben.

geht, seit meinem Hiersein fast kein Tag, an dem nicht, Abends oder Morgens, ein starkes Wetterleuchten, oft auch vom Donner begleitet, am Firmament sich blicken ließe. Die Luft, die wir einathmen, ist mit elektrischer Materie geschwängert.

---

30. Caserta.

So heißt ein Lustschloß des Königs, fünfzehn italienische Meilen von Neapel. Es liegt in der Ebene von Capua, welche als sehr reizend geschildert wird, mir aber sehr langweilig vorgekommen ist. Ich gebe gern zu, daß Felder, die noch jetzt im Anfang Dezembers, mit dem frischen Grün der jungen Saat prangen, und in lauter Alleen von Pappeln und Maulbeerbäumen, zwischen welchen die Weinreben sich ranken, getheilt sind, daß solche Felder dem Auge wohl thun — aber — ich mag nur nicht fünfzehn Meilen hintereinander immer und ewig denselben Anblick; das Auge wird doch gewaltig dadurch ermüdet; so wie Jedermann bekennen wird, daß eine, schnurgrade durch einen Wald gehauene Landstraße von mehreren Meilen (wie z. B. zwischen Narva und Jamburg) zwar anfangs vergnügt aber zuletzt fast unerträglich wird. So ist der Mensch nun einmal! Abwechselung erheitert seinen Geist, und wäre der Himmel stets blau, so würde er nach Donnerwolken seufzen.

Das Schloß zu Caserta ist sehr groß, wohl so groß als das Winterpalais zu Petersburg, auch von ähnlicher

Form, aber bei weitem nicht ausgebaut, ungeachtet ſchon ſeit fünfzig Jahren daran gearbeitet wird. Jetzt vollends hat man dringendere Ausgaben. Indeſſen iſt auch der vollendete Theil ſchon groß genug, um die ganze königliche Familie, bequemer als in Neapel ſelbſt, zu beherbergen. Die Treppe iſt die ſchönſte die ich in meinem Leben geſehen habe, jede Stufe ein einziges Stück Marmor, achtzehn Fuß lang, die Wände mit dem herrlichſten Marmor ausgelegt, die Decke ſchön gemalt. Auf der Treppenruhe liegen zwei große Löwen von weißen Marmor, welche ihre Tatzen ſehr unſanft auf Krone und Scepter ſchlagen, ein Sinnbild das ſich ſehr verſchieden deuten läßt. Den Vorſaal möchte ich lieber einen achteckigen offenen Tempel nennen, deſſen Kuppel auf vier und zwanzig der ſchönſten Säulen ruht. Ueberhaupt findet man hier einen ungeheuren Reichthum der vortrefflichſten Marmorgattungen, und, was den Werth dieſes Schatzes noch ſehr erhöht, iſt, daß er ganz inländiſch iſt; Apulien, Sicilien, Benevent und die Gegend von Neapel ſelbſt haben ihn geliefert. Außer dem Könige von Neapel iſt nur der Kaiſer von Rußland noch im Stande, einen ſolchen Palaſt von inländiſchem Marmor aufzuführen, und wirklich ſtehen manche ſibiriſche auch finniſche Marmorgattungen, den beſten italieniſchen in nichts nach.

Im erſten Saale ſteht die koloſſale Statue eines Helden, der vom Siege gekrönt wird. Sie ſoll die Eroberung Flanderns durch Alexander Farneſe vorſtellen. Unter den

Füßen des Helden krümmt sich eine nackte männliche Figur (nämlich Flandern) und Gnade Gott der armen Provinz, wenn die symbolische Darstellung Wahrheit ausdrückt, denn mit dem einen Fuße steht der Sieger auf dem Nacken des Besiegten, mit dem andern hat er sich ziemlich tief in seinen Bauch eingegraben, welches einen recht widerlichen Anblick macht. Eine recht gute Idee war es hingegen, diesen Saal durch zwölf Basreliefs zu verzieren, welche zwölf Thaten der Römer vorstellen, deren Schauplatz in dieser Gegend gefunden wird. Die Deckengemälde sind im ganzen Schlosse von geringer Bedeutung und die Zimmer überhaupt gar nicht prächtig ausgeschmückt; fast überall einfarbige seidene Tapeten, nirgends ausgezeichnete Kunstwerke. Im zweiten Zimmer ein paar große Landschaften, den Prater bei Wien vorstellend; auf der einen prellt der König Füchse, auf der andern sticht er wilde Schweine. Welch' ein Genuß ist hier der Nachwelt bereitet? —. Im dritten Zimmer ist Hackert's Talent zu fünf, durch den Gegenstand seiner unwürdigen Landschaften gemißbraucht worden. Auf der einen werden wilde Schweine durch's Wasser getrieben, der König steht auf einer Brücke und schießt darunter. Auf der andern ist eine ähnliche Jagd mit Hunden. Auf der dritten schießt der König Enten am See Fusaro. Auf der vierten hält er Revue bei Gaeta, und das ganze Bild zeigt nichts als bunte Soldaten in Reihe und Glieder gestellt. Auf der fünften kommt die neapolitanische Flotte von Algier zurück,

wo sie bekanntlich nichts ausgerichtet hatte. Merkwürdig blieb das letztere Bild dadurch, daß der Vesuv auf demselben abgebildet ist, wie sein Kegel noch im Jahre 1784 aussah. Seitdem hat sich die Gestalt desselben sehr verändert. —

Die Franzosen hatten alle diese Landschaften bereits nach Paris geschleppt, eine Beute, die ihnen allenfals zu gönnen war, aber um der Wichtigkeit der Gegenstände willen, wurde eine diplomatische Unterhandlung darüber eröffnet, und es gelang endlich dem Marquis de Gallo, sein Vaterland durch ihre Zurückgabe zu beglücken. Jetzt können die treuen Bürger nach wie vor sich an den Thaten ihres Königs weiden. — Bei sieben kleineren Landschaften im vierten Zimmer hat Hackert's Genius ein freieres Spiel gehabt, denn hier sind Aussichten von den Inseln Capri, Ischia u. s. w. die seines Pinsels würdig waren. —

Ein kleines Badezimmer der Königin ist mit passenden Gemälden verziert — Venus aus dem Bade steigend, die drei Grazien, und — Diana wie sie Actäon mit Hirschgeweihen beschenkt. Ein boshafter Witzling meinte Actäon hätte nur einen Buchstaben weniger in seinem Namen führen dürfen, um ein solches Unglück an dieser Stelle nicht zu befürchten.

Jetzt folgen drei Bibliothekzimmer der Königin, man könnte sie auch wohl Säle nennen. Im ersten sind eine Menge historische und philosophische Werke, meist in fran-

zösischer Sprache, sauber gebunden, in zierlichen Wandschränken aufgestellt und oben auf den Schränken stehen schöne etruscische Vasen. Der zweite Saal ist ganz der deutschen Literatur gewidmet, aber hilf, Himmel! welch eine Schofelbibliothek! Da ist doch auch seit zwanzig Jahren kein einziger schlechter Roman erschienen, der hier nicht anzutreffen wäre. Die Königin ist daran wohl unschuldig; sie hat, wie sie mir selbst nachher sagte, oft kaum Zeit, die Titel der Bücher zu lesen, aber derjenige Buchhändler, welcher den Auftrag hat, ihr deutsche Bücher zu senden, sollte seiner Wahl und seines Eigennutzes sich schämen, und der Bibliothekar solchen Schofel augenblicklich ausmerzen, und nicht vor Fremden zur Schau stellen. Im dritten Saal findet man eine ziemlich auserlesene, nicht längst erst wieder ausgepackte Sammlung von Büchern, welche die Königin nach Sicilien begleiteten, von da nach Triest und Wien mitgingen, und endlich auch die Rückreise hieher wiederum glücklich vollbrachten. Wenn Bücher, gleich Wein und Bier, durch Seefahrten besser würden, so müßte diese Sammlung jetzt unter die besten gehören. Uebrigens wird dieser Saal durch herrliche Freskogemälde von unserm verdienstvollen Landsmann Füger verschönert. — Gleich an denselben stößt ein kleines Familien-Theater, auf welchem die Prinzen und Prinzessinen sich dann und wann üben. Die noch stehende Dekoration, ein Altar mit Inschriften, bewies, daß die Kinder hier zuletzt ein frohes Familienfest, ihren Eltern zu Ehren gefeiert

hatten. Die Königin hängt an ihren Kindern und Enkeln mit der zärtlichſten Mutterliebe, das bekennen ſelbſt ihre Feinde. In einem andern Zimmer, wo ſie gern ſich aufhält, fanden wir, außer mehreren Familienportraits, auch die fünf allerliebſten Kinder des öſterreichiſchen Kaiſers, trefflich gemalt. — Die meiſte Pracht in dieſem Palaſt iſt an die Kapelle verſchwendet, beſonders zeichnen ſich die Wände durch das herrliche Giallo antico aus, welches der Tempel des Serapis hat liefern müſſen. Das Altargemälde, die Himmelfahrt Mariens, von einem Maler Namens Bonita (wo ich nicht irre), iſt nicht außerordentlich; aber auf der Gallerie, welche die königliche Familie einzunehmen pflegt, finden ſich ein paar herrliche Bilder. Das eine iſt von unſerm wackern Landsmann Mengs, die Vorſtellung Mariens im Tempel. Eine reinere Jungfrau ward nie geſehen. Sie gleicht einer in der Morgendämmerung aufgebrochenen Knospe, deren reine Farbe ſelbſt der Lichtſtrahl noch nicht berührte. Vielleicht iſt das Kolorit des Ganzen ein wenig zu grell, aber nie werde ich die reizende Unſchuld vergeſſen, die da ſo kindlich vor dem hohen Prieſter kniet. — In dem andern Bilde, von Conca, die Geburt Mariens, ſind die Farben ſanfter verſchmolzen, und der Lichtſtrahl, der, vom heiligen Geiſte herab, auf das Kind im Schoße der lieblichen Mutter fällt, gibt der ganzen Gruppe etwas Ueberirdiſches, die Fantaſie warm Ergreifendes. — Das dritte große Bild auf dieſer Gallerie, die Vermählung Mariens, iſt leider

wiederum von Bonita, und nichts daran zu bewundern als die außerordentliche Züchtigkeit, mit welcher Maria ihrem Bräutigam die Fingerspitzen reicht.

Das Theater im Schlosse zu Caserta ist im Kleinen nach dem Plane des großen Theaters San Carlo erbaut. Es strotzt von Marmor und Gold, ist aber doch nicht bunt, sondern gewährt einen äußerst gefälligen Anblick. Der Hintergrund der Bühne kann, nach dem Felde hinaus, geöffnet werden, wenn man Lust hat, große Aufzüge oder ganze Schlachten vorstellen zu lassen.

Einige Meilen weiter liegt Belvedere, ein niedliches Jagdschloß des Königs, an einem Bergrücken. Den Fuß des Berges umgeben eine Menge kleiner neugebauter Häuser, von welchen man behauptet, der König schenke sie nach und nach hübschen, jungen Bäuerinnen, die er — verheirathet. Er hält sich, um des edlen Waidwerks willen, einen großen Theil des Jahres hier auf, indessen seine Familie, zwanzig Meilen davon, in Portici wohnt. Ein großer Flügel des Schlosses ist einer Seidenfabrik eingeräumt, welche sehr beträchtlich sein, und deren Gesetze und Einrichtungen der König selbst eigenhändig entworfen haben soll. — Der nahe englische Park ist klein, die Anlage unbedeutend, den Park bei Weimar zum Exempel an Schönheit bei weitem nicht erreichend. Daß er mit schönen südlichen Bäumen und Gewächsen prangt, verdankt er dem Klima; ich habe unter andern den Kampferbaum hier sehr üppig gefunden. — Ein Wasserfall

außerhalb des Parks, von dem man viel Wesens macht, ist kaum des Ansehens werth. Zwar ist die Wassermasse nicht gering, und die Höhe, von welcher sie herabstürzt, ansehnlich, aber man hat beide Vortheile nicht zu benutzen, und durchaus keinen großen Effekt hervorzubringen gewußt. Den Eindruck, den er etwa jetzt noch machen könnte, hat man vollends durch eine Menge schlechter Statuen und kleinliche Spielereien vernichtet. Mehreren Fenstern im Schlosse zu Caserta dient dieser Wasserfall zum Schlußpunkt des Gesichtskreises, und man meint Wunder, wie schön das sei! Aber in dieser Entfernung sieht er vollends aus wie ein weißer Zwirnsfaden. Wenn der König in Belvedere ist, darf man nicht einmal, wie sonst, bis zu dem Wasserfall fahren, sondern man muß, über eine Meile, zu dem schlecht belohnenden Schauspiele zu Fuße wallfahrten. Warum der königliche Jäger hier so viel Umstände mit sich machen läßt, begreife ich nicht. Ueberhaupt wird die Nähe der königlichen Familie dem Fremden öfter lästig, denn hat er die Ehre und das Unglück einem Kinde aus derselben zu begegnen, so muß er auf die Seite fahren, anhalten, und sich bücken, bis das Kind vorüber ist. — Die Wasserleitung von Caserta ist sehr berühmt, und wird von Volkmann den größten Werken der Römer nicht allein gleich gesetzt, sondern sogar vorgezogen. Darüber kann nur die Zeit entscheiden. Kühn angelegt ist sie freilich, und zuweilen in drei Stockwerken übereinander von

Bergen zu Bergen fortgeführt; aber wird sie auch Jahrtausende stehen wie die römischen? — Ueberall bemerke ich, daß die Werke unserer Zeit nicht einmal Jahrhunderte ausdauern: man muß ewig daran flicken; man bauete weder mit demselben Mörtel, noch mit denselben kunstreichen Händen.

---

31. Portici.

Den Vorzug, daß die königliche Familie dieses Lustschloß so gern und so lange Zeit im Jahre bewohnt, hat es gewiß nicht seiner Schönheit zu danken; vermuthlich der Nähe der Stadt, der Geräumigkeit und andern mir unbekannten Ursachen. Der Einfall, die Landstraße mitten durch das Schloß zu führen (so daß Jeder, der nach Calabrien, oder auch nur nach Torre del Greco, Pompeji, Castel al mare u. s. w. reist, zu einem Thore des Schlosses hinein, und zum andern wieder herausfahren muß) ist so seltsam, und verträgt sich so wenig mit der ländlichen Stille, daß ich schon deshalb diese geräuschvolle Einsamkeit nie zu meiner Erholung wählen würde. Tag und Nacht gehen Post- und andere Wagen durch; ich begreife nicht, wie man da schlafen kann. — Ist der Aufenthalt für Wachende etwa desto angenehmer? mir kommt es nicht so vor. Der Garten liegt nicht einmal am Meere. Er besteht eigentlich nur aus einem Wäldchen von immer grünenden Eichen, durch welches breite Alleen zum Fahren und Reiten gehauen sind. Diese Eichen haben schmale

Blätter, und geben im Sommer nicht Schatten genug. Im Winter hingegen iſt dieſer Buſch allerdings ſehr reizend, denn da nirgend ein Blatt vom Baume fällt, und auch der Boden grün bleibt, ſo ſpazirt man darinnen herum, wie mitten im Sommer; höchſtens erinnern die umher geſtreuten Eicheln an den Herbſt. Nahe am Palaſt ſind einige große mit Mauern eingefaßte Plätze, wo viele tauſend Orangenbäume mit Millionen goldenen Früchten prangen. Hier ſah ich (am 12. Dezember) Blüten und Früchte zugleich auf den Bäumen; Levkoien und Nelken blüheten in Töpfen, Narciſſen und Jonquillen im freien Lande. Die Luft war milde, wie bei uns mitten im Sommer; der Himmel bewölkt, doch konnte man keinen Oberrock dulden. — Ha! welch ein Klima! — aber — welche Menſchen! — — Der Erbprinz hat dieſes Jahr eine neue engliſche Partie angelegt, von der ſich noch nichts loben, wohl aber tadeln läßt, daß die Gänge viel zu ſchmal ſind. Das Schloß iſt groß, aber man kann ſich die Mühe erſparen hinein zu gehen, denn es iſt nichts Merkwürdiges darin zu ſehen, man müßte denn das bunte, geſchmackloſe Zimmer dahin rechnen, welches Tapeten von Porzellan hat, oder einige mittelmäßige Gemälde von Bonita, unter andern ein Raub der Proſerpina, der nicht übel ſein würde, wenn das Bild nicht mit Figuren ſo ſehr überladen wäre, daß man ſich der Furcht nicht erwehren kann, ſie werden in dem kleinen Raume nicht Luft genug haben, um Athem zu ſchöpfen. In einem

Sechste Scene.

Babet die mit Flachs über die Bühne geht. Die Vorigen. Doris an der Thür.

Sel. Wohin so eilig, mein schönes Kind?

Bab. Ich muß Flachs um meinen Spinnrocken legen.

Sel. O bleiben Sie hier um meinen Lebensfaden zu spinnen.

Bab. (lächelnd) Mein Herr, ich bin keine Parze.

Sel. Aber doch Eine von den Himmlischen!

Bab. Der Rauch aus meiner Küche steigt freylich zum Olymp empor!

Sel. O! wär' ich Jupiter! ich würde meine Götternase blos nach diesem Rauch ausstrecken!

Bab.

Saale hängen sechs mächtig große, nicht schlecht gemalte, allegorische Gemälde, die aber unausstehlich allegorisch sind; das heißt: man muß einen wohl unterrichteten Mann bei sich haben, der die Gegenstände erklärt, und wenn er sie erklärt hat, versteht man doch nichts davon. In einem andern Saale sind in Lebensgröße ein paar Riesen gemalt, die sich zu verschiedener Zeit in Europa für Geld sehen ließen, daneben erblickt man die Conterfeis eines türkischen und tunesischen Gesandten, nebst ihrem Gefolge. Das letztere Bild scheint mir das beste im ganzen Schlosse zu sein. In der Kapelle erwartete ich sicher Pracht, oder doch schöne Gemälde zu finden. — Keins von beiden. Eben diese Hoffnung täuschte mich in drei oder vier kleinen Kapellen, zur Privatandacht der königlichen Familie bestimmt, nicht einmal da werden gute Altargemälde angetroffen. Der Erbprinzessin z. B. wäre anzurathen, wenn sie sich in gesegneten Leibesumständen befindet, der Heiligen über ihrem Betaltar nicht auf die verzeichneten Hände zu sehen, sie wird sonst schwerlich ein Kind mit den schönen Händen der Großmutter zur Welt bringen. — In des Königs Zimmer gibt es schlechte Landschaften und Prospekte in Menge, in denen der Königin recht artige Bilderchen, von buntem Wachs en Basrelief gemacht. Ueberhaupt ist nirgend eine Spur von Pracht oder Luxus. Ein paar antike Fußböden aus Pompeji wären allenfalls zu bemerken. Man erholt sich von dieser vergeblichen Reise durch mehr als hundert Zimmer, wenn

man heraus auf die ſchöne Treppe kommt, wo ein paar Statuen aus Herkulanum durch die herrlichen faltenreichen Gewänder auffallen, und endlich vollends unten im Portikus, wo man die köſtlichen Bildſäulen zu Pferde der beiden Balbus bewundert. Jedermann weiß, daß ſie in Herculanum ausgegraben wurden; ſie ſind vortrefflich erhalten und ſcheinen mir beide das Werk großer Meiſter. Kenner ziehen die Statue des Sohnes der des Vaters vor. Ich bin kein Kenner und zolle meine Bewunderung beiden zu gleichen Theilen. Der Kopf des Vaters iſt wenigſtens gewiß ſprechender als der des Sohnes. —

Ich kann Portici nicht verlaſſen, ohne noch jeden Fremden vor der unverſchämten Bettelei zu warnen, die hier, beſonders im königlichen Garten, ſeiner wartet. An jeder Thür, an jeder Hecke empfängt ihn ein anderer Führer, um ihm das kleine Stück Land zu zeigen, welches ſeiner Obhut anvertraut iſt. Kaum ſind ein paar hundert Schritte gethan worden, ſo wird er ſchon wieder, ohne etwas Merkwürdiges geſehen zu haben, an einen dritten abgeliefert, und ſo geht es immer fort; Gärtner, Untergärtner und Gärtnerburſche ſpielen ſich den Fremden zum Rupfen in die Hände; hier bringt ihm einer eine Blume, dort bietet ihm ein Anderer eine Frucht. Alle wollen bezahlt ſein, alle werden bezahlt, und keiner iſt zufrieden.

---

32. Die Favorite.

Dies iſt der Name eines gleich hinter Portici gelegenen Luſtſchloſſes, deſſen Garten ſich bis an die See er-

ſtreckt. Es iſt ein ſehr angenehmes Landhaus, deſſen Eintheilung und Verzierung den Wunſch erweckt, es zu beſitzen, ein Wunſch, der in den Paläſten der Großen mir wahrlich ſehr ſelten aufſteigt. Es wird Einem in dieſer Favorite ſo wohl, ſo behaglich. Das untere Geſchoß iſt zu Bällen und Hoffeſten eingerichtet; tiefer als alle die übrigen Zimmer liegt der Tanzſaal, man ſteigt von zwei Seiten auf einer ſchönen Treppe von weißem Marmor zu ihm hinab. Er iſt einfach mit Büſten verziert, ein großer Kronleuchter von Bergkriſtall, zwiſchen Blumen-Guirlanden ſchwebend, erleuchtet ihn. Ob es ſich auf den rothen Backſteinen gut tanzt? ſie ſind zwar mit einem Oelfirniß überzogen, und dadurch glatt, aber zum Tanze ſcheint ein Fußboden von Holz doch tauglicher. Ueberhaupt muß ich hier die Bemerkung einſchalten, daß man nirgend weniger auf ſchöne Fußböden hält als in Neapel; ſie ſind faſt durchgehends in den reichſten, wie in den ärmſten Häuſern von rothen Backſteinen, die höchſtens noch einmal mit einer rothen Oelfalbe überzogen werden. Holz iſt freilich aus manchen Urſachen hier nicht zu rathen; es wärmt zu ſehr, begünſtigt das Ungeziefer, und iſt zu theuer. Aber warum ahmen reiche Leute nicht die Fußböden der Alten nach, die ſie doch ſo ſehr bewundern? Dieſe lieblichen Moſaiken aus Pompeji? dieſe köſtlichen Marmorplatten aus Herculanum? Alle die Steine, deren die Alten ſich dazu bedienten, ſind ja auch noch jetzt vorhanden. — Noch einen beſonderen Zierath des Tanzſaales der Favorite darf ich nicht mit Still-

ſchweigen übergehen, eben weil er dazu beiträgt, dem Ganzen ein ſo häusliches, behagliches Anſehen zu geben; es ſind die Portraits von ſehr vielen Wiener Damen, denen die Königin wohl will. Sie ſind ſämmtlich in gleicher Größe, en medaillon gemalt, und ſo kunſtreich, theils im Saale ſelbſt, theils auf den Treppen vertheilt, daß ſie dem höhern Stile des Gebäudes, welches wohl eigentlich keine Portraits leidet, nicht Hohn ſprechen. — Mehrere um den Saal gelegene Zimmer haben Balkons, zum Herabſchauen unter die Tanzenden. Eine große luftige Terraſſe, von welcher man das Meer ſieht, gewährt den erſchöpften Tänzern Kühlung, und daneben eine herrliche Ausſicht. Alle Zimmer ſind übrigens mit dem nothwendigſten Möbel, nämlich mit Spieltiſchen ſehr reichlich verſehen. Sonſt findet man da nichts Prächtiges, und muß ſogar auf Strohſtühlen ſitzen. Das obere Geſchoß hingegen, das ſogenannte Appartemento nobile, prangt mit Kunſtwerken, die zu ſehen kein Fremder verſäumen ſollte. Hiezu rechne ich vorzüglich die vierzehn Seehäfen des Reichs, von Hackert gemalt, und alle ſeines Pinſels würdig. Vielleicht hat er die lebenden Figuren ein wenig zu häufig angebracht, und etwas zu viel Fleiß darauf verwandt; man ſieht zuweilen den Hafen vor lauter Menſchen nicht. Auf einem dieſer Bilder, wo ein Kaſtell den Vorgrund bildet, hat er gar drei Trommelſchläger als Hauptfiguren hingeſtellt, die das Trommeln lernen. Ich vermuthe faſt, er habe das auf höhern Befehl gethan, denn mir ſcheint es,

er habe sich selbst über diese Trommelschläger lustig machen wollen, indem er ein kleines Mädchen mit einer kleinen Trommel in ihrer Nachbarschaft stellte. — Von höherm Kunstwerth als diese vierzehn Häfen, halte ich die übrigen zahlreichen Landschaften desselben Meisters, die man hier antrifft. Es sind größtentheils herrliche Gegenden aus Sicilien, besonders um Messina; man mag, gleich mir, noch so wenig Liebhaber von Landschaften sein, hier wird man dennoch gefesselt. — Den nächsten Rang nach Hackert's Meisterwerken, und für manchen Verehrer des Alterthums vielleicht den ersten, nimmt der prächtige marmorne Fußboden ein, der einen ovalen Saal schmückt. Er ist auf der Insel Capri in Nero's Palaste ausgegraben worden, die Füße jenes kaiserlichen Ungeheuers berührten diesen Boden, der dadurch verunreinigt, aber nicht zerstört wurde, denn er ist trefflich erhalten. — Einen neugierigen Blick verdienen die seidenen zum Theil recht lebhaft gestickten Tapeten in mehreren Zimmern, weil sie in des Königs Fabrik zu Belvedere gearbeitet worden. Sie sind schön und geschmackvoll. Bemerkenswerth sind auch einige Tische von versteinertem Holz, in Amethist und Lapis lazuli gefaßt. — Die Bibliothek, unfern des Königs Schlafzimmer, ist niedlich eingerichtet, die Schränke sind sehr sauber gearbeitet, mit Glasthüren und grünen seidenen Vorhängen versehen; aber — es ist kein einziges Buch darinnen, ist auch nie eines darin gewesen. — In einem folgenden Kabinete erblickt man hingegen eine Tischuhr, deren Gehäuse ganz von Hirschgeweihen

Hinter Puzzoli gelangten wir an den Averner See, der seiner giftigen Ausdünstungen wegen von den Alten nur mit Schauder genannt wurde, ja selbst sein Name deutete schon an, daß nicht einmal Vögel auf ihm und über ihm leben könnten *). Hier ließ Homer seine Schatten hervorrufen; wer sich dem See nahte, mußte zuvor die Geister der Unterwelt durch Opfer besänftigen. Selbst Hannibal wagte es nicht, dieser Phantome zu spotten. Von hohen, schroffen Hügeln war der See umgeben, die, mit dichten Wäldern bekränzt, der Luft den Durchzug verwehrten. Jetzt ist das alles anders. Das unterirdische Feuer, welches durch den Mund des Avernus pestilenzialische Dünste hauchte, ist vermuthlich verloschen; die Hügel sind zwar noch vorhanden, doch die Wälder abgehauen, worüber einst die Bildsäule der Calypso Thränen vergoß. Man blickt hinunter auf einen sehr ruhigen kleinen See, der eben nichts reizendes hat, an und auf dem aber Menschen und Vieh jetzt ohne Gefahr wohnen und schwimmen.

In einem der umgebenden Felsen ist die sogenannte Grotte der Sibylle. Die Gelehrten streiten darüber, ob sie hier oder zu Cumä ihre Orakel gegeben habe; mir gilt es gleich. Man muß bei Fackelschein die ersten fünfzehn Schritte gebückt hineinkriechen, dann wird es zwar wieder hoch genug, um aufrecht zu wandeln, aber alles ist so mit Wasser angefüllt, daß man nur auf Menschen rei-

*) Ἄορνος, avibus carens.

tend vorwärts kommen kann, welche Reiterei höchſt beſchwerlich und unangenehm iſt. Ueberdies lohnt es nicht einmal der Mühe, denn man ſieht da gar nichts; es wäre denn, daß man den Worten des Cicerone glaubte, der viel ſieht. Man vermuthet, daß einſt die Grotte zum bequemen Wege von Cumä nach dieſer Seite von Bajä diente. Vor einigen Jahren hat man einen zweiten Eingang derſelben entdeckt, nach dem Lucriner-See ſich neigend. Es bleibt aber immer ſchwer zu beweiſen, daß ſie mit den Grotten von Cumä zuſammen hing.

An der andern Seite des Sees liegt eine große Ruine, welche die meiſten Reiſebeſchreiber, ihrem Cicerone nachplaudernd, einen Tempel des Apollo nennen, da doch in keinem alten Schriftſteller eine Spur davon zu finden iſt. Die Badezimmer, die noch jetzt um das runde Hauptgebäude herliegen, und eine warme Quelle, die unter einem dieſer Zimmer gefunden wird, machen es wahrſcheinlicher, daß auch hier eines der prächtigen und wollüſtigen Bäder von Bajä zu ſuchen iſt.

Wir fuhren weiter über die Hügel, die den Averner-See einfaſſen, und gelangten bald an den Arco felice. So heißt ein großer Bogen, der den Felſenweg ſperrt, und einem alten Stadtthore gleicht, daher man ihn auch wohl mit Recht für eines der alten Thore von Cumä hält. Man verſäume nicht, den ſchmalen Felſenpfad hinauf zu klimmen, nicht aber um die oben liegenden Ruinen zu betrachten (ob es gleich intereſſant genug iſt, eine moderne Wein-

kelter unter den Trümmern eines Apollotempels zu finden)
sondern vorzüglich um der herrlichen Aussicht zu genießen
da man in der Ferne das Meer mit allen seinen Inseln
und rechter Hand sogar Gaeta erblickt. Ischia scheint hier
kaum durch einen Fluß getrennt, fast möchte man die Häuser
der Stadt am Ufer zählen. Weit näher liegen die Ruinen von
Cumä, welches durch die große Wahrsagerin des Alter-
thums so berühmt wurde, denn sie war es, die den Sturz
von Troja und die Gründung Rom's prophezeite. — Vor
nicht langer Zeit waren nahe bei dem Berge von Cuma
noch Ueberreste eines Tempels des Jupiter Stator zu sehen
den das Volk Riesentempel nannte, weil man daselbst
die kolossale Statue fand, die nun vor dem königlichen
Schlosse steht; jetzt sind von diesem Tempel nur noch zer-
streute Steinhaufen übrig.

Die berühmten Austern des See Fusaro lockten uns
an dessen Gestade. Wir ließen uns nach einem artigen klei-
nen Hause übersetzen, welches der König zum Behuf sei-
Fischerei und Entenjagd am See erbaut hat. Hier aßen
wir, unter freiem Himmel, von der mildesten Sonne be-
schienen, Austern, die vor unsern Augen aus dem Was-
gezogen wurden, sehr groß waren und einen trefflichen Ge-
schmack hatten. Nach dieser Erquickung eilten wir wie-
an das jenseitige Ufer, ließen unsern Wagen bald stehe
und kletterten zu Fuß hinab zu den gewaltigen Trümme
der Bäder von Bajä. Aus jedem derselben macht der Ci-
rone einen Tempel, daher fanden wir zuerst linker Ha

einen sogenannten Tempel der Diana, eigentlich ein warmes Bad, von dem noch eine Rotunde zu schauen, deren Gewölbe zum Theil eingestürzt ist. Rechter Hand nennt man den Tempel des Merkur, auch einst ein Bad in Form einer schönen Rotunde, die ihr Licht von oben empfängt. Der Cicerone läßt die Fremden ganz leise gegen die Mauer reden, welches derjenige hören kann, der sein Ohr gegenüber anlegt, und er verlangt, daß man diese bekannte Wirkung eines elliptischen Gewölbes bewundern soll. Wenige Schritte von Merkur's Tempel wird man in einen Keller geführt, dessen Gewölbe noch ganz mit Basreliefs, in Stuck gearbeitet, bedeckt sind. Ein altes Weib zündet eine Fackel an, bindet sie an einen Besenstiel und fährt dann mit der loderaden Fackel ganz dicht an der Decke hin und her. Man erkennt allerdings noch allerlei Figuren, eine badende Venus, und besonders eine Menge Sphinxe, aber in wenigen Jahren wird von alle dem nichts mehr zu erkennen sein, denn der Fackelrauch hat es schon gewaltig geschwärzt. — Am nächsten dem Meeresufer steht der Tempel der Venus, eine Rotunde, durch welche jetzt ein Weg zum Hafen führt, und die selbst in ihren Trümmern noch imponirt. — Die Beschwerden des Weges, den wir jetzt am Meeresufer auf- und niederklimmten, wurden uns reichlich vergolten, theils durch die romantische Aussicht, theils dadurch, daß wir über lauter Ruinen von Bajä kletterten. Wir gingen darauf, wir sahen sie rechts bis zum Meere hinab, ja im Meere selbst, wir erblickten

Bab. Auch ohne Jupiter zu ſeyn, ſteht all mein Rauch Ihnen zu Dienſten. (ſie macht einen Knix und will fort)

Sel. (hält ſie) Daphne will fliehen, aber Apoll hält ſie zurück!

Bab. Erwarten Sie nur nicht, mein Herr Apoll, mich um Ihretwillen in Holz verwandelt zu ſehn.

Sel. Leider ſind Sie bereits in Stein verwandelt worden.

Bab. Laſſen Sie mich, mein Herr! Ihre ganze Mythologie wird keinen einzigen Faden von meinem Rocken ſpinnen.

Sel. Sind dieſe Roſenfinger für ſolche Arbeit geſchaffen?

Bab. Das ſpinnen war vor alten Zeiten eine ſehr edle Beſchäftigung.

Sel. Das Lieben iſt weit edler.

Bab. Nicht immer.

Sel. Aber doch wenn zwey Herzen wie die unſrigen ſich finden?

sie links uns zur Seite, und unsere Kleider streiften zuweilen an den inneren Wänden der Häuser, die, bis auf geringe Reste verschüttet, doch an manchen Stellen noch den Ueberzug von Stuck erhalten hatten. Das war also die uralte Stadt, der ein Gefährte des Ulysses seinen Namen gab, die durch die Sicherheit ihres Hafens, die Reinheit der Luft, die Menge der warmen Quellen so viele Fremde und Einheimische zu sich lockte, wo die reichsten Römer die prächtigsten Landhäuser bauten, von der Horaz sang: daß kein Ort in der Welt sie an Lieblichkeit übertreffe; die Seneca so reizend und so wollüstig beschreibt; die Clodius dem Cicero als einen für Philosophen ungeziemenden Aufenthalt vorwarf, und deren Besuch Properz seiner Cynthia verbot, weil sie der Unschuld junger Mädchen gefährlich sei. Von alle der wollüstigen Herrlichkeit sind nur Trümmer und Schutthaufen übrig geblieben; die Geschöpfe des neunzehnten Jahrhunderts kriechen auf ihnen herum, sprechen von der Vergänglichkeit und handeln dennoch als ob es keine gäbe. Der Ueberfluß dieser Gegend an warmen Quellen ist noch jetzt sichtbar, denn an vielen Stellen längs dem Fußsteig dampft das aufgelöste Wasser hervor. Zwischen allen diesen Trümmern steht auf dem Rücken eines Hügels ein unter der jetzigen Regierung errichteter Denkstein, der, zur bittersten Satyre auf unsere modernen Denkmähler, bereits eben so zertrümmert ist, als das dreitausendjährige Bajä. — Durch ein langes schmales Gewölbe führte uns endlich der Weg zu den sogenannten Bädern

des Nero, eigentlicher Tritoli genannt, von einem griechiſchen Worte, welches Heilung des dreitägigen Fiebers andeutet. Dieſe Gänge und Badekammern ſollen größtentheils in neuern Zeiten erbaut ſein. Ein Kerl erwartet hier die Fremden, der ſich bis auf den Gürtel entkleidet, und dann, mit einigen friſchen Eiern und brennenden Fackeln verſehen, ihm durch einen engen Gang zu folgen einladet. Verſuchen mag es wer Luſt hat, die ſchreckliche Hitze wird ihn bald wieder zurückjagen. Der Halbnackende aber dringt muthig bis in eine Kammer, in deren Waſſer er in wenigen Minuten die Eier kocht, und, ſelbſt von Schweiß triefend, ſie zurückbringt. Der Menſch hat ſein Trinkgeld ehrlich verdient. Man verſicherte mich, daß noch jetzt im Monat Juli dieſe Bäder für viele Krankheiten mit großem Nutzen gebraucht werden, und, nach dem was ich ſelbſt ſah und fühlte, zweifle ich keinen Augenblick daran.

Kaum hatten wir den Bädern des Nero den Rücken gewandt, als wir uns am Lucriner See befanden, deſſen Auſtern bei den Alten ſo berühmt waren, als jetzt die Auſtern von Fuſaro, und an dem einſt Herkules einen Damm aufführte, um ſeine geſtohlenen Ochſen darüber zu treiben. Auf den Ueberbleibſeln dieſes Dammes endigte unſere heutige Wallfahrt, und faſt ſchwindelnd von dem mannigfaltigen Genuß dieſes Tages, kehrten wir nach Neapel zurück.

Leſer, welche die möglichſte Vollſtändigkeit lieben, wer-

den in meiner Beſchreibung noch manches vermiſſen; ſie werden das Dorf Baoli ſuchen, das ich nicht betreten, und mir dadurch das Andenken an Nero's Muttermord erſpart habe; ſie werden mich von Agrippina's Grabe wollen ſprechen hören, das ich nicht geſehen, von der piscina mirabile, die ich nicht bewundert habe. Die letztere iſt ein großes, unterirdiſches, wohl erhaltenes Gewölbe, welches auf acht und vierzig Pfeilern ruht. Wenn man von Puzzoli nach der Solfatara hinaufſteigt, ſieht man linker Hand ein ganz dem ähnliches, nur wenig kleiner, welches vor Kurzem entdeckt und ausgeräumt worden, und kann ſich daher den beſchwerlichen Gang zu der piscina mirabile erſparen. Die nämliche Bewandtniß hat es auch mit den ſogenannten hundert Kämmerlein, die vormals Terraſſen zur Stütze dienten. Auf dem Cap Miſene und in den Steinhaufen, welche man Theater nennt, bin ich auch nicht geweſen, die Grotte von Traconara habe ich folglich auch nicht geſehen. — Aber warum nicht? höre ich den zürnenden Leſer fragen. Was ſoll ich antworten? Mangel an Zeit, Bequemlichkeit, und — nur heraus damit? — Ueberdruß haben mich davon abgehalten. Ja wahrhaftig, man wird es endlich überdrüſſig, bei jedem Schritt ſtehen zu bleiben, Steinhaufen anzugaffen, die nichts mehr ähnlich ſehen, in Schlünden und Spalten herum zu kriechen, wo man nichts ſieht, Fabeln und Märchen anzuhören, die nichts bedeuten. Der plaudernde Cicerone erläßt dem Fremden keinen Stein, verſpricht alle

Augenblick ihm Gott weiß, welche Merkwürdigkeit zu zeigen, und iſt man ihm nachgekrochen, ſo wird man doch wieder nichts anders gewahr, als dunkle Bilder, welche die Erinnerung vor die Fantaſie ſchieben muß, um die todte Gegenwart zu beleben. — Mit einem Worte, ich will nun keine Ruinen mehr ſehen. Wenn man mich aber auf's Aeußerſte treibt, ſo will ich alle diejenigen, die ich nicht geſehen habe, weitläufig beſchreiben. Das kann ſo ſchwer nicht ſein, haben es doch hundert Andere vor mir gethan.

31. Pompeji.

Ein brennender Berg iſt allerdings ein großes Schauſpiel, aber die Natur gibt es an mehreren Orten. Eine Stadt hingegen, eine große reiche Stadt, die achtzehn Jahrhunderte lang tief im Grabe lag, dann zum erſten Mal wieder von der Sonne beſchienen wurde, und jetzt ſo fremd da ſteht unter den übrigen Städten, wie einer ihrer vormaligen Bewohner unter ſeinen heutigen Enkeln ſtehen würde; eine ſolche Stadt iſt einzig in der Welt. Die Gefühle, die an ihrem Thore mich ergriffen haben, dieſe Wehmuth, dieſer Schauer, dieſe traumähnliche Beklommenheit — dieſe Neigung zu weinen, wie man ſie wohl empfindet, wenn man etwas Edles, Großes erzählen hört — ja ſagen kann ich ungefähr, wie mir zu Muthe war, aber lebendig darſtellen nicht. Als die gläubigen Heerſcharen Gottfried's von Bouillon zum erſten Mal Jeruſalem erblickten, und, vom frommen Gefühl überwältigt,

niederstürzten auf ihre Knie, da mochte eine ähnliche Empfindung sie durchbeben. — Es gibt Augenblicke im menschlichen Leben, die einzig da stehen, und sich nicht an die Kette der übrigen Erinnerungen anreihen lassen; es sind Punkte, die noch hell leuchten, wenn auch schon Nebel und Nacht die übrige Vergangenheit umhüllen; es sind die letzten Gegenstände, auf welchen unser Auge noch verweilt, wenn Charon's Kahn bereits vom Ufer stieß. Ein solcher lichter Punkt bleibt mir Pompeji, dieser Epimenides unter den Städten, und was ich dort in wenigen Stunden sah, wird meinen Geist noch oft an still heitern Tagen der Welt entrücken. —

Der Weg von Neapel nach Pompeji — nicht viel über zwei deutsche Meilen — ist eine ununterbrochene Kette von blühenden Städten, die des Vulkan's Tücke verhöhnend, seinen Fuß bekränzen und den Meerbusen schmücken. Ueber Portici und Resina gelangt man nach Torre del Greco, jener unglücklichen Stadt, die überall noch Spuren der gräßlichen Verwüstung trägt, wo das Auge den geronnenen schwarzen Lavastrom bis in's Meer verfolgt, und verwundert die neuen Wohnungen zwischen den Ruinen anblickt, welche vergebens zu warnen scheinen. Noch haben Witterung und Menschenfleiß die Lava hier nicht geebnet, überall reckt sie noch ihre scharfen Zacken empor, und ungeheure schwarze Steinmassen, einst feurig in's Aschenbett gewälzt, starren längs dem Wege. Leichteren Athem schöpft die Brust, wenn man die hochgethürmten

Schlacken hinter sich, und das von Menschen wimmelnde Torre dell' Annunziata vor sich sieht. Von da fährt man zwischen Weinbergen und Baumwollenpflanzungen, durch eine lachende Gegend, vormals Meeresgrund. Nicht lange mehr, so gewahrt das Auge linker Hand zwischen den Rebenhügeln die Stadt, die, das Leichentuch von Asche von sich werfend, aus ihrem Grabe hervorging. Ohne Dächer sind die Gebäude, unvorbereitet hielte man sie für zerstört durch Feindes Wuth oder abgedeckt durch einen Orkan. — Jetzt hält der Wagen — zitternd steigst du heraus, und zitternd schreitest du durch das unbewachte Thor dessen Pompeji, welches Seneca und Tacitus einst die berühmte campanische Stadt nannten. Ja damals, als sie noch vom Meere umflossen war, starrte ein Mastenwald in ihrem verschwundenen Hafen, der Handel blühte, der Luxus schwelgte, Käufer und Verkäufer wimmelten vor diesem Thore, in diesen jetzt öden Straßen. Dein Fuß betritt noch dasselbe Pflaster, noch sind ihm die Spuren der Räder eingedrückt, die hier vor achtzehnhundert Jahren rollten. Zu beiden Seiten der Häuser läuft ein erhöhter Gang für die Fußgänger, und damit sie auch bei Regengüssen quer über die Straße bequem auf die andere Seite gelangen möchten, hat man in verschiedenen Zwischenräumen große flache Steine zur Brücke gelegt, deren drei die ganze Breite des Fahrweges einnahmen. Weil nun die Wagen, um diesen Steinen auszuweichen, immer die kleinen Räume zwischen denselben benutzen mußten, so sind auch da die Spuren der

Räder am sichtbarsten. Das ganze Pflaster ist sehr wohl erhalten; es besteht aus lauter ansehnlichen Lavastücken, die jedoch nicht, wie jetzt geschieht, zu Vierecken behauen sind, vielleicht eine Ursache ihrer Dauerhaftigkeit.

Man hält diese Straße für die ehemalige Hauptstraße von Pompeji, woran ich doch fast zweifeln möchte; denn die Häuser zu beiden Seiten waren, vielleicht ein paar ausgenommen, nur Wohnungen gemeiner Bürger, alle klein, meistens mit Buden versehen; die Straße selbst ist eng, nur zwei Wagen konnten sich ausweichen; auch ist es wohl noch sehr ungewiß, ob sie durch die ganze Stadt lief: denn von der Stelle, wo man zu graben aufhörte, bis zu der, wo man wieder anfing, und dieselbe Straße wieder gefunden zu haben glaubt, ist noch eine so weite Strecke mit Weinbergen bedeckt, daß sehr bequem die prächtigsten Märkte und Straßen sich darunter verbergen können. Doch ohne ergrübeln zu wollen, was der neidische Aschenschooß hier noch verbirgt, laßt uns bei dem verweilen, was offen vor uns liegt, und gesegnet sei das Andenken des ehrlichen Winzers, der, als er vor fünfzig Jahren Bäume pflanzen wollte, mit dem ersten Stoß der Schaufel in die Erde, das Zeichen zur Auferstehung einer Stadt gab. — Bleiben wir einen Augenblick vor dieser Bude stehen, in der man warme Getränke verkauft. Wir möchten den Hausherrn bei Namen rufen, er scheint nur, um eines kleinen Geschäftes willen, sich auf kurze Zeit entfernt zu haben, vielleicht um die Gefäße wieder zu füllen, die in

dieſen Vertiefungen ſtanden, denn ſeht, der Marmortiſch trägt ja noch die geringelten Spuren der Taſſen, welche von Trinkern, die eben weggegangen ſind, hier niedergeſetzt wurden. Will Niemand erſcheinen? wohlan, wir gehen in das nächſte Haus. Hat doch auf der Schwelle der Hausherr ein Salve von ſchwarzen Steinen auslegen laſſen, wir ſind alſo willkommen und wollen ohne Bedenken die Neubegier ſtillen. Daß wir Wohnungen betreten, deren Bauart uns völlig fremd iſt, ſehen wir gleich auf den erſten Blick. Die Mitte des Hauſes nimmt ein Viereck ein, ungefähr wie der Kreuzgang eines Kloſters, oft von Säulen umgeben, reinlich, bunt und zierlich mit Moſaik gepflaſtert, in der Mitte ein kühlender Springbrunnen, zu beiden Seiten kleine Zimmer; nur etwa zehn bis zwölf Fuß in's Gevierte, aber hoch, mit ſchönen Farben, roth oder gelb gemalt, der Fußboden von Moſaik, das Licht blos durch die Thüre empfangend, denn nur in einem einzigen Zimmer fand man ein Fenſter von dickem blauen Glaſe. Manche dieſer Zimmer hält man für Schlafgemächer, weil eine erhöhte breite Stufe darinnen befindlich, auf welcher das Bett mag geſtanden haben, und weil einige der Gemälde am beſten in ein Schlafzimmer zu paſſen ſcheinen. Andere glaubt man zu Toilettezimmern beſtimmt, weil an der Wand noch jetzt Venus von den Grazien geſchmückt wird, und weil man allerlei Fläſchchen und Büchschen darinnen fand. Größere Gemächer dienten wohl als Speiſeſäle, wiederum in andern ſind bequeme Anſtal-

ten zum kalten und warmen Baden getroffen. Die Art, wie man ein ganzes Zimmer sehr stark erwärmen konnte, ist mir besonders aufgefallen. Es wurde nämlich an der gewöhnlichen Wand eine zweite, von der ersten etwas abstehende Wand errichtet. Dazu nahm man große viereckige Ziegel, die an der inwendigen Seite, gleich unsern Dachziegeln, einen stumpfen Haken oder Spitze hatten, so daß sie gleichsam die erste Wand damit von sich abhielten; es blieb also ein hohler Raum rings umher von oben bis unten, und in diesen waren die Röhren geleitet, welche die Wärme hineinführten, daher war das ganze Zimmer gewissermaßen ein Ofen. — Auch den Lampendunst oder Geruch wußten die Alten künstlich zu vermeiden. In einigen Häusern ist für die Lampe eine Nische in der Mauer angebracht, mit einem trichterförmigen kleinen Schornstein, durch welchen der Dampf hinauszog. Der Hausthür gegenüber sieht man gewöhnlich das größte Zimmer, eigentlich eine Art von Halle, denn sie hat nur drei Wände und ist vorne ganz offen. Hier, stelle ich mir vor, saß die Hausfrau mit ihrer Arbeit, von ihren Kindern umgeben, die Kühle genießend, welche der Springbrunnen vor ihr verbreitete, und die eintretenden Gäste willkommen heißend. — Die Zimmer an den Seiten haben keine Verbindung untereinander, sie sind alle wie die Zellen der Mönche abgetheilt, die Thüre eines jeden führt zum Springbrunnen.

Die meisten Häuser bestehen blos aus einem solchen,

mit Zimmern eingefaßten Viereck, hie und da führt noch eine zerstörte Treppe in das obere Stockwerk, welches nicht mehr vorhanden ist. Einige Wohnungen jedoch, reicher und vornehmer Leute vermuthlich, waren weit geräumiger. Durch Gänge nämlich hängt der erste Hof mit einem zweiten, und auch wohl mit einem dritten zusammen, wo man, mit geringen Veränderungen, überall wieder die nämliche Eintheilung findet. Noch manche Guirlande von Blumen und Weinranken, noch manches artige Gemälde zeigt sich auf der Wand. Vormals war es dem Führer erlaubt, diese Gemälde, in Gegenwart des Reisenden, mit frischem Wasser anzuspritzen, und so ihren alten Glanz auf Augenblicke wieder hervor zu rufen: jetzt ist das scharf verboten, welches freilich nicht zu tadeln, da die öftern Wassergüsse die Wände wohl endlich durchweichen möchten. — Ueber einer der Hausthüren ist ein Priap oder Phallum eingehauen, über dessen Bedeutung man nicht einig ist. Einige glauben es sei hier eine Wohnung der Freudenmädchen zu suchen, andere halten es für ein Attribut des Gottes der Gärten, unter dessen Schutze man in dieser Straße vielleicht Gartenfrüchte verkaufte. Dazu scheint mir jedoch die Straße viel zu eng. Gewisser ist, daß ein anderes dieser Häuser, einem Bildhauer zugehörte, denn man fand seine Werkstätte, noch voll von den Spuren seiner Kunst. Ein drittes wurde wahrscheinlich von einem Wundarzte bewohnt, dessen Gewerbe gleichfalls durch die in seinem Zimmer entdeckten Instrumente verrathen wurde. — Ein

Bab. Warten Sie, ich will meine Couſine herausrufen.

Sel. Wozu?

Bab. Um Ihre galante Apoſtrophe an die rechte Perſon zu richten.

Sel. Sie meinen doch nicht etwa, ich ſey verliebt in Ihre Couſine?

Bab. So ſcheint es beynahe.

Sel. Welchen verdorbenen Geſchmack trauen Sie mir zu.

Der. (bey Seite) Was?

Bab. Iſt denn meine Couſine nicht hübſch?

Sel. Hübſch? o ja, doch weit weniger als ſie ſich einbildet.

Bab. Die ſchwarzen Augen —

Sel. Die mit der ganzen Welt kokettiren.

Bab. Das freundliche Lächeln —

Sel. Eine Lockſpeiſe für Jedermann.

Bab. Das lange ſeidne Haar —

Sel. Iſt falſch.

Bab.

großes Landhaus, nahe am Thore, hat gewiß einem sehr wohlhabenden Manne zugehört, und ladet wahrlich noch jetzt Bewohner ein. Es ist sehr geräumig, lehnt sich an einem Hügel, hat mehrere Stockwerke, ungewöhnlich große, schön verzierte Zimmer, luftige Terrassen, von welchen man hinab in einen niedlichen Garten schaut, der jetzt wieder mit einigen Blumen bepflanzt worden. In der Mitte dieses Gartens ist ein großer Fischteich und neben demselben eine Erhöhung, aus welcher an zwei Seiten sechs Säulen hervorgehen. Man pflegt diesen Platz eine Laube zu nennen, ich weiß aber nicht warum? denn er hat nicht die geringste Aehnlichkeit mit einer Laube. Die hintern Säulen sind am höchsten, die mittlern etwas niedriger, die vordern am niedrigsten, sie scheinen also ein schräges Dach gestützt zu haben. Ein bedeckter, auf Säulen ruhender Gang schließt an dreien Seiten den Garten ein; er war gemalt, und diente vermuthlich bei Regenwetter zum angenehmen Spazirgang. Unter demselben, so lang und breit als er ist, befindet sich ein schöner gewölbter Keller, der durch eine Menge Oeffnungen von außen Licht und Luft empfing, folglich gar wohl auch, im heißen Sommer, zum erquickenden Lustwandeln dienen konnte. Hier sieht man noch jetzt eine Menge Amphoren (große Weinkrüge) die noch gerade so an der Wand lehnen, wie sie der Kellermeister verließ, als er den letzten Trunk Wein für seinen Herrn heraufholte. Hätten die Einwohner von Pompeji ihre Weinkrüge mit Stöpseln verwahrt, so ist zu vermu-

then, daß man noch Wein darin gefunden haben würde; da sie aber, wie die heutigen Italiener, nur Oel darauf gossen, so hat natürlich der hineindringende Aschenstrom den Wein herausgedrängt, und den König von Neapel des Vergnügens beraubt, achtzehnhundertjährigen Wein zu trinken. Statt dessen fand man in diesem Keller mehr als zwanzig menschliche Gerippe, einst Fliehende, die sich hier zu retten vermeinten, und gewiß einen zehnfach grausamern Tod fanden, als diejenigen, die er unter freiem Himmel ereilte. — Ach! wenn man so durch die öden Straßen und Häuser wandelt, so möchte man alle Augenblicke fragen: wo sind denn nun alle die Einwohner geblieben, die nur eben weggegangen zu sein scheinen, da sie hier alles stehen und liegen ließen? — Ihr Schicksal war fürchterlich! kein Feuerstrom umfloß ihre Wohnstätten; dann hätten sie Rettung und schnellere Flucht gefunden. Kein Erdbeben verschlang sie; dann hätten sie, schnell erstickt, den Tod gelitten, aber nicht gefühlt. Ein Aschenregen begrub sie nach und nach lebendig. Man lese die Schilderung des Plinius: »Eine Finsterniß brach ein, nicht wie die einer mondlosen Nacht, sondern wie die Finsterniß eines verschlossenen Zimmers, in welchem das Licht plötzlich ausgelöscht wird. Weiber heulten, Kinder winselten, Männer kreischten. Hier riefen Kinder angstvoll ihre Eltern, dort suchten Eltern ihre Kinder, Gatten ihre Weiber, alle erkannten sich blos am Geschrei. Diese beklagten ihr eignes Schicksal, jene bejammerten das Schick-

ſal der Ihrigen. Viele wünſchten ſich den Tod aus Furcht vor dem Tode. Viele rieſen zu den Göttern um Hilfe! Andere verzweifelten am Daſein der Götter, und hielten dieſe Nacht für die letzte, ewige Nacht der Welt. Wirkliche Gefahren wurden durch erlogene Schrecken vergrößert. Die Erde bebte immer fort, und halb wahnſinnige Menſchen taumelten herum, durch Weiſſagungen ihre und Anderer Furcht vermehrend."

So ſchrecklich wahr malt Plinius das Entſetzen derer, die doch ſchon fern vom eigentlichen Schauplatz des Jammers ſich befanden. Wie aber mag den unglücklichen Pompejanern zu Muthe geweſen ſein, als das Brüllen des Berges und das Beben der Erde ſie aus dem erſten Schlafe weckte! Auch ſie verſuchten dem Zorne der Götter zu entrinnen, das Koſtbarſte ergreifend, was in Dunkelheit und Verwirrung ihnen zuerſt in die Hände fiel. Auf der Straße, vor dem Hauſe, deſſen Schwelle mit dem freundlichen Salve bezeichnet iſt, fand man ſieben Gerippe, das erſte trug eine Laterne, die übrigen alle hatten noch etwas, das ſie retten wollten, zwiſchen ihren Knochenfingern. Plötzlich ereilte ſie das vom Himmel herabſtürzende Grab. Vor dem zuletzt beſchriebenen Landhauſe ſtand noch ein männliches Gerippe, mit einem Schlüſſel in der Hand, und da ſein Finger noch einen jener Ringe trug, welche nur römiſchen Rittern zu tragen vergönnt waren, ſo vermuthet man, daß er der Hausherr geweſen, der eben zur Flucht die hintere Gartenthür geöffnet hatte, wo ihn das Grab

verschlang. Mehrere Gerippe fand man noch in eben der Stellung, die sie im letzten Augenblicke ihres Lebens gehabt hatten, ohne daß der Todeskrampf ihnen die verschiedenen Dinge entrissen hätte, die sie eben hielten. Wie war das möglich? muß man sich fragen, wenn man einen Augenblick über dieses Phänomen nachdenkt. Ein Aschenregen, er falle auch noch so dicht, kann doch immer nur nach und nach den Boden bedecken; folglich müßten die Menschen anfangs darinnen gewatet sein, freilich immer schwerer und mühsamer, so wie ihnen die fallende Asche vom Knöchel zum Knie, vom Knie zur Lende heraufstieg. Doch auch dann noch machten sie gewiß die fürchterlichsten Anstrengungen weiter zu kommen; bis die Asche ihnen unter die Arme reichte, bis endlich das Aschenmeer bis zum kreischenden Munde drang, und ihn auf ewig verschloß. — Aber nein, so kann es nicht zugegangen sein. Die sieben Menschen, die aus ihrer Wohnung flohen, wären ja schnell wieder umgekehrt, hätten, von Mauern geschützt, ihren Untergang um einige Minuten verzögert; oder, bei den gewaltigen Anstrengungen sich fort zu helfen, hätten sie freie Hände und Arme gebraucht, würden alles von sich geworfen haben. Diese Betrachtungen lassen mich vermuthen, daß die Aschenwolke nicht als ein Regen, sondern als eine dicke Masse auf einmal herabfiel, eine Masse, die so dicht war, daß sie kaum, bei Berührung der Gegenstände, auswich, sondern sie gleichsam abdrückte, gerade wie man einen Gipsbrei über eine Statue hergießt.

Nur wenn ich mir die Begebenheit so vorstelle, begreife ich, wie es möglich war, die Fliehenden Alle in ihrer letzten Stellung gleichsam fest zu zaubern; und so war ihr Schicksal minder gräßlich, denn der Tod verwandelte sie plötzlich in leblose Bildsäulen: sie fühlten ihn nicht mehr, sie hatten nur seine vorhergehenden Schrecken empfunden. Aber doppeltes Mitleid erregt nun auch der Jammer der Elenden, die sich in Keller und Gebäude flüchteten. In dicke Finsterniß begraben, mußten sie zu ihrer Qual leben, bis der Tod nach und nach durch die Oeffnungen zu ihnen herein drang, bis der Mangel an Luft zuerst die etwa mitgenommenen Lampen, und endlich unter grausamer Angst ihr Lebenslicht erstickte. Man schaudert, wenn man das Bild sich ausmalt. — Hinweg davon!

Wir haben die Einwohner in ihren Privathäusern besucht, ich führe die Leser jetzt in ihre öffentliche Gebäude. Da steht noch der Tempel der Isis mit seinen dorischen Säulen. Auf diesen Altären wurde geopfert, von diesen weißen Marmorstufen floß das Blut der Opferthiere herab; aus jener Gruft erscholl die Stimme des Orakels. Hier waren die Mauern mit Emblemen des Dienstes der Isis bemalt: dem Hippopotamus, der Kokosblume, dem Ibis u. s. w. Hier fand man noch die heiligen Gefäße, Leuchter, Lampen, Isistafeln. Aus einer kleinen noch vorhandenen Kapelle soll vormals ein giftiger Dunst aufgestiegen sein, den die Götzenpriester zu allerlei Gaukeleien wohl benutzt haben mögen. Schon Seneca erwähnt dessen.

Nach der ſtarken Eruption des Veſuvs vor zehn Jahren, ſoll dieſer Dunſt ſich noch vermehrt haben; jetzt aber habe ich nicht den geringſten Geruch bemerkt.

Ein kleiner griechiſcher Tempel, von dem nur noch zwei Säulen ſtehen, iſt vermuthlich ſchon durch das Erdbeben zerſtört worden, welches, unter Titus, einige Zeit vor dem fürchterlichen Ausbruche des Vulkans erfolgte. — Jenſeits dieſes Tempels ſteht noch auf vierundſiebzig Säulen ein Gebäude, welches man das Quartier der Soldaten zu nennen pflegt, weil man daſelbſt allerlei Waffengeräth, auch gemalte Soldaten und ein Gerippe in Ketten angetroffen. Andere halten es für das Forum von Pompeji.

Zwei Theater ſind trefflich erhalten worden, beſonders das kleinere, welches mit geringen Koſten wiederum zum Spielen eingerichtet werden könnte. Seine Bauart iſt die bei den Alten gewöhnliche und leider bei uns ungewöhnliche. Wer in Petersburg das Theater der Eremitage (zu Kaiſer Paul's Zeiten) geſehen hat, ſich daſſelbe unbedeckt vorſtellt und ohne Logen, der hat ein treues Bild des Theaters zu Pompeji. Ich kann nicht begreifen, warum man heutzutage nicht mehr ſo bauet. Die Forderungen der Zuſchauer ſind jetzt, wie damals, bequeme Sitze, freie Ausſicht auf die Bühne, und Leichtigkeit zu hören. Alles das wird in ſolcher Vollkommenheit in keinem unſerer modernen Theater erreicht; für den Unternehmer wäre ja noch der Vortheil, daß auf dieſe Weiſe kein einziges Plätzchen unbenutzt bleibt, und daß jeder Winkel des Hauſes gleich

viel werth ist, oder vielmehr, daß es gar keinen Winkel gibt. Ich habe das kleinere Theater zu Pompeji, welches zweitausend Menschen faßte, von oben bis unten durchklettert, ich habe mich bald da, bald dorthin gesetzt, überall mußte ich vollkommen mit meinem Platze zufrieden sein. Selbst der Pöbel, der ganz in der Höhe, auf einer breiten Gallerie stand, wo jetzt noch die Anstalten sichtbar sind, die man zum Ueberspannen der Segel traf, selbst dieser Pöbel verlor eben so wenig von dem, was auf der Bühne vorging, als der Magistrat auf seinem Marmor-Balkon. Die Bühne selbst ist sehr breit, da sie keine Seitenwände hat, und scheint weniger tief als sie wirklich ist. Eine Wand nämlich läuft quer über dieselbe, und schneidet gerade so viel Raum ab, als zur Bequemlichkeit der spielenden Personen nöthig ist, das heißt, ungefähr so viel, als bei uns ein Vorhang hinter der zweiten Koulisse thun würde. Aber diese Wand hat drei mächtige breite Thüren, die mittelste unterscheidet sich durch ihre Höhe, hinter derselben ist der Raum noch tiefer als vorne. Wenn nun diese Thüren, wie ich vermuthe, immer offen standen, so war die Bühne in der That groß, und gewährte noch den Vortheil, eine doppelte Dekoration zeigen zu können, denn wenn z. B. die Schauspieler vorne in einer Straße sprachen, so konnten sie hinter sich die freie Aussicht in's Feld haben. Jene zweite Abtheilung der Bühne ist im Hintergrunde abermals durch eine Wand verschlossen, die keine Thüren weiter hat, und hinter welcher noch ein sehr gro-

ſter Raum für die Schauſpieler, zum Ankleiden oder Herumſpaziren übrig iſt. Ich gäbe viel darum, einmal ein Schauſpiel auf einem ſolchen Theater aufführen zu ſehen, wo die Täuſchung durch keine Couliſſen geſtört wird, an die ſich unſer Auge zwar einmal gewöhnt hat, die aber doch im Grunde eine ſehr abſurde Einrichtung ſind.

Ein Spazirgang durch eine vor kurzem noch begrabene Stadt läßt ſich wohl nicht beſſer endigen, als bei den Gräbern der Einwohner vor dem Thore an der Landſtraße. Hier iſt beſonders das Grabmahl der Prieſterin Mammea merkwürdig, das ihr, der Inſchrift zufolge, Kraft eines Dekrets der Decemvirn errichtet wurde. Zwar ſpreche ich nicht von ihrer eigentlichen Ruheſtätte, einem Kämmerlein in einem viereckigen Steinklumpen, in deſſen Mitte ihr Aſchenkrug auf einer Art von Altar ſtand, umgeben von den Aſchenkrügen ihrer Familie in kleinen Wandniſchen; ich ſpreche auch nicht von den zerbrochenen gräßlichen Larven, die noch auf der äußern Mauer kleben; aber nie werde ich den ſchönen Ruheſitz vergeſſen, der in einem großen halben Zirkel ſich vor ihrem Grabe an der Landſtraße herzieht, und Raum für zwanzig bis dreißig Perſonen hat. Vermuthlich war er vor achtzehnhundert Jahren von Bäumen überſchattet; hier ſaßen gewiß an kühlen Abenden die Bürgerinnen von Pompeji, und ihre Kinder ſpielten vor ihnen im Sande, und ſie ſelbſt muſterten neugierig die Spazirgänger und Reiſenden, die durch dieſe Thore gingen und fuhren. Hier ſaß auch ich, ermüdeter von Gefühlen als von

körperlicher Anſtrengung, und ſchaute noch einmal mit umwölkten Blicken auf die Leiche von Pompeji zurück. — Guter Gott! wie wimmelten hier einſt die Menſchen, von Bedürfniſſen und Leidenſchaften in Bewegung geſetzt! und nun — wie öde! wie öde! — Mit Augen von erhabener Rührung feucht, betritt man Pompeji, mit Thränen, vom Schauder der Vergänglichkeit erpreßt, verläßt man es wieder. — Nur der kleinſte Theil der Stadt iſt ausgegraben, wohl mehr als zwei Drittel derſelben liegen noch unter der Aſche. Nur eine einzige Hauptſtraße, und ein Theil einer engen Nebenſtraße ſind gangbar. Wenn man eben rechts die Häuſer durchlief, und nun links zum Nachbar gegenüber gehen möchte, ſo ſtößt man an die Aſchenwand, aus welcher überall Spuren der Häuſer hervorragen, und um Wegräumung ihrer Laſt zu flehen ſcheinen. Aber es wird wenig mehr gegraben, oft gar nicht. Kürzlich hat die Königin (wie man ſagt auf Anregung des Prinzen von Würtemberg) den Befehl ertheilt fortzufahren, und ich fand wirklich zwanzig Mann beſchäftigt, ein Haus zu entblößen. Aber was iſt hier die Arbeit von zwanzig Mann! — Es wird eingewendet, der Schade, der durch Zerſtörung der oben liegenden Weinberge entſtehe, ſei allzugroß; aber was iſt ſolch ein Weinberg gegen die Schätze, die er bedeckt? — Es wird eingewendet, man wiſſe nicht wohin mit der vielen ausgegrabenen Erde. Wahrlich! lauter armſelige Schleier, in welche man den ſchwachen Willen verhüllt. Auf den Straßen von Neapel hungern und betteln

dreißig bis vierzigtauſend müßige Lazzaroni, alle Kerker ſind mit Galeerenſklaven vollgeſtopft, die man, unbegreiflicher Weiſe, zu nichts braucht; alſo gibt es noch Hände genug; die letztern würde man nicht einmal bezahlen, und die erſtern arbeiten um geringen Tagelohn. Dann würde man auch ſtrenge Maßregeln gegen die Bettler ergreifen können, indem man ihnen zuvor Gelegenheit gäbe, ihr Brot auf eine ehrliche Weiſe zu verdienen; und ſo würde Pompeji noch die Wohlthäterin von Neapel werden. — Die Franzoſen haben bei ihrem Hierſein einige hübſche Häuſer ausgegraben, und kürzlich hat man auf Koſten des hieſigen Prinzen Leopold ein paar andere aufgedeckt; denn jeder Prinz und jede Prinzeſſin will doch Ehren halber etwas beigetragen haben, um den Fremden, die bei Hofe vorgeſtellt werden, davon erzählen zu können. Dieſe erſt ſeit wenigen Monaten wieder an das Licht der Welt getretenen Gebäude haben ſchöne marmorne Springbrunnen mit dergleichen Einfaſſungen, und in den Zimmern findet man artige, ziemlich wohl erhaltene Gemälde, deren Deutung die Alterthumskundigen wohl beſchäftigen wird. Auf dem einen ſteht eine nackte weibliche Figur, den Schleier hinter ſich empor haltend. Ihr gegenüber ſitzt ein Jüngling, dem zwei lange umgekehrte Spieße im Schooße ruhen, und über deſſen Haupt ein Stern ſchwebt. Zwiſchen beiden ſteht ein geflügelter Knabe mit einer brennenden Fackel. Der Cicerone iſt ſchnell mit der Erklärung fertig: es iſt Venus, ſagt er, Apoll und Amor. Er könnte eben

Bak. Die blühende Wange —

Sel. Iſt gemahlt.

Bak. Die immer heitere Laune —

Sel. Ohne weibliche Delicateſſe.

Bak. Die intereſſanten Kapriſen —

Sel. Wie weiland Frau Honeſta.

Dor. (die ſich kaum zu halten vermag) Warte Spitzbube!

Sel. Kurz, ſchöne Baket, Sie irren, wenn Sie glauben, daß ich im Stande ſey, eine Perſon zu lieben, die ihre welken Reize überall aſſichirt; der keine Eroberung zu gering und kein Mittel zu klein iſt. Hier zu Ihren Füßen ſchwöre ich —

Dor. (giebt ihm mit dem Fächer einen derben Schlag auf die Schulter) Daß Sie ein Narr ſind! ein ausgemachter Narr! (ab in ihr Zimmer.)

Sel. (kniet verdrüßt)

Bak. O weh mein Herr Jupiter! Ihre Juno hat Sie beherrſcht.

so gut noch ein Dutzend andere Götter oder Halbgötter nennen, ohne daß mir das Bild deutlicher werden würde. Das zweite ist noch räthselhafter. Ein nackter Mann steht, von einer hübschen weiblichen, aber bekleideten Figur, traulich umfaßt. Beide scheinen sehr ruhig einen Drachen zu betrachten; aus der Luft kommt ein Spieß herab, nicht gegen den Drachen, sondern gegen sie selbst gerichtet, und hinter dem jungen Manne ist ein Schwert an einen Hügel gelehnt. Auch hier blieb der Cicerone die Antwort nicht schuldig, denn das ist die unentbehrliche Kunst solcher Leute, sie müssen antworten, gleich viel was? nur schweigen dürfen sie nicht. — Auf dem dritten Gemälde ist ein Herkules deutlich zu unterscheiden, das übrige aber sehr beschädigt. — Niedliche Arabesken werden auch in diesen neuen Zimmern angetroffen, aus welchen sich beweisen ließe, daß unsere jetzigen Gartenleitern schon vor achtzehnhundert Jahren im Gebrauch gewesen, denn es kletern da Genien auf solchen Leitern herum, die von andern Genien gehalten werden.

Tief erschütternd ist der Anblick von Pompeji noch jetzt; aber ach! wie unendlich mehr würde er es sein, wenn es dem Könige gefallen hätte, die große Menge von Statuen, Hausrath, Opfergeräth u. s. w., welche dort ausgegraben worden, an der Stelle zu lassen, wo man sie fand. Selbst die vielen Gerippe hätte man sollen stehen und liegen lassen, ihnen nicht rauben, was sie noch in den Händen hielten. Die Form der alten Töpfer hatte in dem Aschenteige

sich deutlich abgedrückt; diese Form nachahmend, hätte man die Häuser wieder decken sollen. Wenn dann der Fremde, in Pompeji herumwandelnd, die Opfergeräthe noch auf den Altären, den Hausrath in den Zimmern, die halb zubereiteten Speisen in den Küchen, die Oel- und Salbenfläschchen in den Bädern gefunden, die beschäftigten Gerippe angestaunt hätte, welche namenlose Empfindungen würden ihn ergriffen haben! in einer von lebenden Todten bewohnten Stadt hätte er zu wallen geglaubt, und aufgelöst im Schauer der Vergangenheit würde er Pompeji, als die Grenzstadt der Unterwelt, verlassen haben.

Man wendet ein, das Projekt sei unausführbar gewesen, weil man in wenigen Wochen alles gestohlen haben würde, was sich nur fortbringen läßt. Aber wofür hat man denn Soldaten? die ohnehin hier nicht viel mehr thun, als in der Oper tanzen? Wie leicht wäre es gewesen, Wachhäuser an den Thoren von Pompeji zu errichten. Mit einer oder zwei Kompagnien Invaliden hätte man bequem alle Zugänge bewachen können. Dann hätte man sich auch die Mühe ersparen können, alle die ausgegrabenen Alterthümer nach Palermo zu schleppen. Aus Pompeji *selbst* — das traue ich den Franzosen zu — würden sie keinen Nagel geraubt, und alles, was sich dort befand, als Eigenthum der Todtengerippe respektirt haben. — Fromme Wünsche! wer hört darauf? nur *bewaffnete* Wünsche eilt man zu erfüllen.

35. Herculanum.

Lasse sich doch ja kein Reisender verleiten tief unter der Erde in Herculanum hinabzusteigen. Das Trinkgeld, welches er seinem Cicerone dafür geben muß, ist auf die Straße geworfen, denn seine Neubegier wird fast in jedem Keller dasselbe finden. Große Anstalten werden gemacht, Fackeln angezündet, jedem ein brennendes Wachslicht in die Hand gegeben; nun klettert man hinunter, eine zahllose Menge von Stufen, die auf der Straße rollenden Wagen hört man über sich wie fernen Donner; und was sieht man denn Merkwürdiges? ungeheure Massen von Lava, welche einst die Stadt begruben. Alles übrige muß man dem Führer auf's Wort glauben. Durch allerlei kalte, feuchte, Luft ermangelnde Gänge wird man, wie durch ein unterirdisches Labyrinth auf- und niedergeschleppt; diese Mauer, heißt es, gehört zum Theater. Hier ist noch ein Pröbchen von Marmor zu schauen: jene Treppe führte hinab in die Arena, hier saßen die unglücklichen Herculanenser, und sahen ruhig dem Schauspiele zu, während der Vesuv ihnen den Untergang bereitete. Man gafft die Mauer und die Treppe an, winkt dem Cicerone Beifall zu, bleibt so klug als zuvor, und ist am Ende herzlich froh, aus der dumpfen Kellerluft wieder an das Tageslicht herauf zu klimmen. — Ja, vormals war dieser Gang belohnend, Tempel und Schauspielhäuser, Gemälde, Statuen u. s. w. gab es da in Menge zu bewundern; aber jetzt ist fast alles wieder zugeworfen, weil man nicht gewußt hat, wo man die viele ausgebro-

chene Lava lassen sollte; jetzt ist da, im strengsten Wortverstande, so gut als gar nichts zu sehen. Die herrlichen Kunstwerke, die man aus diesem reichen Schacht zu Tage gefördert hat, befinden sich sämmtlich in dem königlichen

86. Museum zu Portici.

Leider befinden sich jetzt auch nur die wenigsten daselbst, denn, was nur irgend durch Materie oder Kunst einen höhern Werth zu haben schien, hat man, aus Furcht vor den Franzosen, weislich nach Palermo geschickt, wo es in zwei und fünfzig Kisten ruht, bis die brennende französische Lava sich einst abgekühlt haben wird. Doch merkwürdig bleibt noch immer auch das wenig Vorhandene. Wer kann, ohne die seltsamsten Regungen der Verwunderung, die Ueberreste der vergänglichsten Dinge anschauen, welche seit achtzehn Jahrhunderten der gewaltigen Zeit spotten! Da ist noch Brot, Korn, Teig, der eben in den Ofen geschoben werden sollte, Seife, mit der man sich eben gewaschen hatte; da sind Feigen, Johannisbrot, ja sogar Eierschalen, völlig weiß und wohl erhalten, als habe der Koch sie erst vor einer Stunde zerschlagen. Da ist eine Küche, mit allem nöthigen Geräth versehen. Dreifüße und Töpfe stehen auf dem Herde, Kasserollen hängen an den Wänden, Schaumlöffel, Zangen, in der Ecke ein metallener Mörser, auf einem alten Säulenschafte ruhend; Gewichte, Hammer, Sensen und anderes Ackergeräth; Helme und Waffen; Opfer-

schalen und Messer; eine Menge artig geformter Gläser, große und kleine gläserne Flaschen; Lampen, Vasen, Möbelverzierungen; ein Stück Tuch, Netze, Schuhsohlen sogar; allerlei Damenschmuck, Halsbänder, Ohrgehänge, Ringe; ein hölzernes, freilich verkohltes Schachspiel. Alle diese Dinge sind mehr oder minder vom Feuer angegriffen, aber doch alle auf den ersten Blick kenntlich. Unversehrt hat Metall und Stein sich erhalten. Alle Zimmer des Museums sind mit den herrlichsten antiken Fußböden belegt, theils Mosaik aus Pompeji, theils Marmor aus Herculanum. Statuen, Springbrunnen, Vasen, Büsten, Kandelabres, Altäre, Tische von Marmor und Bronze, sind alle noch so beschaffen, als wären sie gestern aus der Hand des Künstlers hervorgegangen. Tausende von Münzen füllen die Schränke. Eine sonderbare Zimmerverzierung der Alten ist mir aufgefallen. An kurzen feinen Ketten hingen runde Medaillons von Marmor von der Decke herab, ungefähr so wie heutzutage Kronleuchter oder Vogelbauer zu hängen pflegen. Diese Medaillons sind auf beiden Seiten mit Basreliefs versehen, die mir keinen großen Kunstwerth zu haben scheinen. Sie hängen so, daß man sie mit der Hand erreichen, also nach Belieben hin und her wenden und betrachten konnte. Ich will nicht entscheiden, welche Wirkung ein solcher Zierath gethan haben mag. Da alle, welche man gefunden, hier in einem einzigen Zimmer zusammen gepfropft von der Decke her-

abhängen, so ist der Anblick unangenehm. — Die meisten Gemälde in Herculanum, Pompeji und Stabiä hat man bekanntlich von der Wand gesägt, und im Museum eine lange Reihe von Zimmern damit tapezirt. Ich kann eben nicht sagen, daß man eine sorgfältige Auswahl getroffen; es ist viel fast ganz verwischtes, auch viel schlechtes darunter. Es scheint, man sei nur darauf ausgegangen, je mehr Zimmer, je besser damit anzufüllen, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß der Anblick sehr ermüdet, und vielleicht nur ein Zwanzigtheil des Ganzen die Mühe lohnt. Hat man nicht sogar den kindischen Einfall gehabt, alle die Kritzeleien, welche die Soldaten zu Pompeji in ihren Kasernen an die Wand geschmiert hatten (wie heutzutage noch die Schulknaben in den Schulen zu thun pflegen), mühsam abzulösen, und ein großes Zimmer damit zu schmücken? — — Alles, was zu viel Raum einnahm, hat man in den Hof verwiesen, der von Grabsteinen, Inschriften, Zisternen, Säulen, Statuen u. s. w. wimmelt. In der Mitte ist ein schönes Pferd von Bronze aufgestellt. Die neue Inschrift sagt, daß ihrer *vier* gewesen, aber nur dieses Eine gerettet worden sei. Man hätte lieber davon schweigen sollen, denn blos durch Vernachläßigung der Regierung, die sich gar nicht die Mühe nahm, darauf Acht zu geben, sind die übrigen drei von habgierigen Menschen zerstückelt und zerstreut worden, bis man doch endlich fand, daß es gut sein würde, das vierte in Sicherheit zu bringen.'

Das Merkwürdigste in dem Museum zu Portici sind

die Manuſkripte, welche man in Herculanum in zwei Zimmern eines Hauſes fand. So viele Beſchreibungen man auch davon geleſen haben mag, ſo iſt es doch kaum möglich, ſich eine deutliche Idee zu machen, wenn man ſie nicht ſelbſt geſehen hat. Sie gleichen verkohlten, zum Theil auch verſteinerten Holzknüppeln, ſind ſchwarz und kaſtanienbraun, liegen in mehreren Glasſchränken und ſind leider ſo bröcklich, daß man unter jedem derſelben eine Menge Staub und Abgebröckeltes gewahr wird. Sämmtlich nach Art der Alten, aufgerollt, vielleicht auch nach und nach von der durch die Aſche dringenden Feuchtigkeit beſchädigt, ſcheint es jetzt faſt unmöglich, jemals wiederum einen Buchſtaben davon an das Licht zu bringen. Aber des Menſchen Genie und Fleiß iſt nichts unmöglich, und ſeine Erbſünde, die Neubegier, macht ihn zum Schöpfer der ſinnreichſten Erfindungen. Die Maſchine, vermittelſt welcher die Manuſkripte aufgewunden werden, deutlich zu beſchreiben, muß ich faſt verzweifeln. Sie gleicht, doch nur dem Aeußern nach, einem Handwerksgeräth der Buchbinder, auf welchem ſie die Bücher zu heften pflegen. Im Schooß von zwei Bändern, mit dem einen Ende oben befeſtigt, ruht auf etwas Baumwolle das Manuſkript, gerade ſo wie der Vorhang vor einer Bühne in Stricken ruht. Dann wird mit Eiweiß auf die äußere Seite desſelben Goldſchläger-Häutchen in ganz kleinen Stücken oder Streifen mit einem Pinſel aufgetragen, um doch etwas zu haben, woran man halten könne. An dieſes Häutchen werden ſeidene Fä-

den befeſtigt, die oben, neben den Bändern, um Wirbel ſich winden, wie eine Violinſaite um ihren Wirbel. Wenn nun der Arbeiter einen Theil des Manuſkripts, wo es nur immer möglich und thunlich war, mit dem Häutchen beklebt, und mit einem ſpitzen Stift das erſte Blatt ſo viel möglich gelöſt und gelüftet hat, dann dreht er mit großer Behutſamkeit die Wirbel, und iſt ſehr froh, wenn er ſo glücklich iſt, einen Viertelzoll abzuwickeln, worauf er die Operation von Neuem anfängt. Man darf ſich auch ja nicht vorſtellen, daß dieſer mühſam errungene Viertelzoll nun etwa ein zuſammenhängendes Gewebe bilde; o nein, es gleicht vielmehr einem ausgebrannten Stück Zunder, das überall durchlöchert iſt. Hat der Arbeiter endlich ein ganzes ſolches Zunderblatt gewonnen, ſo trägt er es mit zurückgehaltenem Athem auf eine Tafel, die er nunmehr den Abſchreibern übergibt. Dieſe müſſen ſehr geübt ſein, um die Buchſtaben zu erkennen. Man ſollte ſie auch nicht Abſchreiber, ſondern Abzeichner nennen, denn ſie kopiren das ganze Blatt mit allen ſeinen Lücken auf das ſorgfältigſte, worauf ein Gelehrter die fehlenden Buchſtaben zu ergänzen ſucht. Natürlich iſt bei dieſer Ergänzung ſehr viel Willkürliches. Faſt keine Zeile, in der nicht Buchſtaben oder Worte fehlten, oft mangeln ganze Zeilen, oft mehrere ſogar hinter einander. Welch ein weites Feld für den Grübler! Glücklicher Weiſe ſchreibt man die Ergänzungen mit rothen Buchſtaben zwiſchen die ſchwarzen; man wird alſo gleich auf den erſten Blick gewahr, was dem Original

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
KOTZEBUE,A.F.F.VON
3-598-51521-9
FN. I4785/163

angehört, und was der heutige Gelehrte hinzugefügt hat. So bunt sollen die Manuskripte auch gedruckt werden, und dann seh' ich schon im Geiste, wie die Sprachforscher Europens darüber herfallen, und jeder nach seiner Weise die Ergänzungen bekritteln oder andere an deren Stelle setzen wird.

Wie unendlich mühsam das ganze Geschäft sei, begreift jeder leicht. Vor einiger Zeit hatte man es bereits ganz liegen lassen, wie man hier alles liegen läßt; bekanntlich hat aber jetzt der Prinz von Wallis sich dessen angenommen und gibt die Kosten dazu her, ohne daß der jagende König von Neapel es übel nimmt. Eilf junge Leute wickeln die Manuskripte ab, zwei kopiren sie, und an der Spitze der Unternehmung steht ein verdienstvoller, von Enthusiasmus glühender Engländer, Namens Haiter. Er versicherte mich, daß die Leute jetzt schon sehr viel schneller und geschickter arbeiteten als vor einigen Jahren. Er gibt die Hoffnung gar nicht auf, die noch vorräthigen sechzehnhundert Manuskripte sämmtlich zu entziffern, und zweifelt keinesweges, daß er einen Menander, einen Enniusu s. w. entdecken werde, so wie er in diesem Augenblick einen Polybius in der Arbeit zu haben sich schmeichelt. Gerade den Tag vorher, ehe ich das Museum besuchte, hatte er einen ganz neuen, oder vielmehr bisher unbekannten Autor gefunden, der Κωλωτος heißt. Sein Werk ist philosophisch. Da der Name des Verfassers immer erst auf der letzten Seite steht, so kann man nie eher wissen,

Frih. (kömmt hinter dem Sofa hervor, und wirft ſich auf der andern Seite zu Babets Füßen) Und hier zu Ihren Füßen ſchwöre auch ich.

Bab. War der Wildfang auch hier? nun ſo ſchwört einander ewige Treue! (ſie ſchlüpft in Doris Zimmer, und läßt beyde knieend zurück.)

Siebente Scene.

Selicour und Frih.

(Beyde ſehen ſich einige Augenblicke mit komiſch-tragiſchen Geberden an.)

Sel. Mein Herr von Hurlebuſch —

Frih. Mein Herr von Selicour —

Sel. Das war ein verdammter Streich!

Frih. Sie ſchlug zu wie ein Korporal.

Sel. Wo ſtacken Sie denn?

Frih. Hinter dem Sofa.

Sel. Sind Sie Doris nicht gewahr worden?

Frih. O ja.

Sel.

von wem das Werk ist, bis man das letzte Blatt aufgerollt hat. — Sieben lateinische Autoren waren Herrn Haiter nach und nach in die Hände gefallen, aber leider alle so bröcklich, daß es nicht möglich war, sie aufzuwinden. Er klagte hierüber um so herzlicher, da einer derselben ihm Livius schien, wenigstens war es gewiß ein historisches Werk, in seinem Stil geschrieben, und hub mit einer Rede an, in welcher viel von einer Familie Acilius vorkam. Mehr war leider nicht heraus zu bringen. Herr Haiter jammert auch darüber, daß der Erste, dem die Manuskripte anvertrauet waren (ein Spanier, Namens Albuquerque), sie alle unter einander geworfen, denn er meinte, sie seien vielleicht in den verschiedenen Kammern, in welchen sie gefunden wurden, auch von verschiedenem Werth gewesen. — Bis jetzt hat man nunmehr fünf Schriftsteller entdeckt: Philodem (von welchem die meisten Werke gefunden werden, unter andern ein Traktat von den Lastern, welche an Tugend gränzen, allerdings ein reichhaltiger Gegenstand, wenn ein Mann von Geist ihn behandelt hat), Epicur, Phädrus, Demetrius Phalerius, und nun seit gestern Kolotes. — Es ist Herrn Haiter freilich nicht recht, daß er immer auf philosophische Werke stößt; doch sagt er, daß auch in diesen viele noch unbekannte historische Notizen zerstreut gefunden werden. So wird unter andern in einer Abhandlung über den Zorn ein Beispiel angeführt, wie Bacchus den Kadmus des Zorns wegen bestraft habe; ein Umstand, von dem wir bis

jetzt kein Wort wußten. — Jeder Reisende, der sich für die Wissenschaften interessirt, wird, so wie ich, mit Begierde an den Lippen des verdienstvollen Haiter hängen, und ihm, gleich mir, Gesundheit wünschen. An allen übrigen, zu seinem Beruf erforderlichen Eigenschaften fehlt es ihm nicht.

Nachschrift.

In einer neuen Unterredung mit dem fleißigen Haiter habe ich erfahren, daß die gefundene Handschrift von Kolotos eine Widerlegung von des Plato Traktat über die Freundschaft enthält. Haiter hat indessen auch den Namen Kolotos im Plutarch aufgespürt, er hat gefunden, daß Plutarch gegen diesen Philosophen, so wie dieser wiederum gegen Plato geschrieben hat. Es ging also damals unter den Philosophen so zu wie heutiges Tages. — Eine neue wichtige Entdeckung ist in diesen Tagen gemacht worden. Bisher hatte man die Schriften Epicurs nur einzeln gefunden, jetzt hat man sie in einem Manuskript alle zusammen angetroffen. Dieses Manuskript ist eins der wohl erhaltensten, und Haiter wird nun seine vorher gemachten Supplemente daraus berichtigen können. Es muß äußerst interessant für einen geistreichen Mann sein, sich jetzt überzeugen zu können, ob er richtig supplirte? — Hundertunddreißig Manuskripte sind jetzt theils aufgewickelt, theils in der Arbeit.

Inhalt.

		Seite
Vorrede		5
1.	Einleitung	15
2.	Kaiser Alexander	18
3.	Neue Konstitution der liefländischen Bauern	20
4.	Das Ungewitter am Peipussee	23
5.	Dorpat	26
6.	Riga	31
7.	Robertson's Luftfahrt	33
8.	Beschaffenheit der Extraposten von Petersburg bis Neapel	36
9.	Reise von Riga nach Berlin durch Westpreußen	52
10.	Zwischen Leipzig und Nürnberg	58
11.	Nürnberg	62
12.	Augsburg	67
13.	Zwischen Augsburg und Innspruck	74
14.	Tirol	80
15.	Die Gemsenjagd	88
16.	Tirol	91
17.	Zwischen Verona und Florenz	102
18.	Zambeccari's Luftfahrt	106
19.	Ein Morgen in den Apenninen	119
20.	Florenz	123
21.	Zwischen Florenz und Rom	143
22.	Ein Spazirgang in Rom	148
23.	Werther und Lotte	165
24.	Zwischen Rom und Gaeta	168
25.	Cicero's Villa	174

	Seite
26. Zwiſchen Gaeta und Neapel	177
27. Neapel	180
28. Einige Straßenſcenen in Neapel	201
29. Der Veſuv	219
» » am 22. November 1804	237
» » » 23. » »	240
» » » 26. » »	245
» » » 30. » »	250
30. Caſerta	252
31. Portici	260
32. Die Favorite	263
33. Fahrt nach Baja	267
34. Pompeji	275
35. Herculanum	291
36. Muſ um zu Portici	295
Nachſchrift	302

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Auguſt's von Kotzebue

ausgewählte

proſaiſche Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Zweiundvierzigſter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Erinnerungen

von einer

Reise aus Liefland

nach

Rom und Neapel.

Von

August von Kotzebue.

Zweiter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Sel. Warum avertirten Sie mich denn nicht?

Frih. Ich wollte nicht ſo unhöflich ſeyn, Sie zu unterbrechen.

Sel. (ſpringt auf) Hol Sie der Teufel!

Frih. (ſpringt auch auf) Lieber der, als Dame Honeſta.

Sel. Nun wird gemault werden drey Tage lang.

Frih. Was machen Sie ſich daraus? Sie entführen Babet und ſpotten der Verlaſſenen im Arm der Liebe.

Sel. Ja wenn Sie mich liebte!

Frih. Iſt Ihnen das noch immer zweifelhaft?

Sel. Sie war ſo ſchnippiſch.

Frih. Um die holde Schaam zu verbergen. Haben Sie nicht bemerkt, wie wohl es ihr that, als Sie Doris Schönheit verkleinerten?

Sel. Dergleichen hört jedes Frauenzimmer gern.

Erinnerungen

von einer

Reise aus Liefland

nach

Rom und Neapel.

Zweiter Theil.

---

1. Sehenswürdigkeiten.

Ich fasse unter diesem Titel Alles zusammen, was mit einigen Worten sich abthun läßt, und doch auch nicht übergangen werden darf. Volkmann, obgleich seine Reise schon so alt ist, als eine verjährte Schöne, nämlich über dreißig Jahr, ist noch immer der beste Führer in Neapel. Nur sieht man oft nicht was er gesehen hat, entweder weil das nicht mehr vorhanden ist, oder weil man andere Augen mitbringt.

Einige Kirchen in Neapel. Die Kirchen selbst als Gebäude betrachtet, sind hier selten des Anschauens werth. Fast alle sind sehr klein, und ihre Baumeister haben sich nicht verewigt. Aber dennoch gibt es fast keine, die nicht irgend eine Merkwürdigkeit enthielte, und darum wollen wir sie doch flüchtig durchlaufen. Bei mittelmäßigen Gemälden werde ich mich nicht aufhalten, sondern blos nennen, was durch Schönheit oder Lächerlichkeit sich auszeichnet. — 1. Santa Maria Soledad. Ein spanischer Offizier hat das Nonnenkloster gestiftet, zur Erziehung armer verwaister Offizierstöchter. Das ist löblich. Gern hätte ich erfahren, wie man seinen Willen befolgte, aber die alten Nonnen verweigern den Zutritt. In ihrer Kirche spielt die heilige Cäcilie auf der Orgel und ein Engel nimmt sich die Mühe ihr die Bälge zu treten. Caravacci hat diesen drolligen Einfall gehabt. — 2. Santa Brigida prangt mit einer, von Luca Giordano herrlich gemalten Kuppel.

Sie stellt, wie man das sehr häufig findet, eine Versammlung der himmlischen Hofhaltung vor, welche dem lieben Gott die Cour macht. Die Heiligen sehen ihn an und die Engel spielen auf allerlei Instrumenten dazu. Aber das Ganze tritt so vortrefflich heraus, daß man des Hinschauens nicht müde werden kann, und je länger man hinschaut, je lebendiger werden die Gegenstände. Um den untern Theil der Kuppel läuft eine, gleichfalls gemalte Gallerie, auf welcher die Evangelisten stehen, und sich an dem Anblick ergetzen; nicht sie allein, sondern auch ihre Bestien, der Ochs, der Adler, der Löwe, schauen mit frommer Sehnsucht hinauf. Luca Giordano, der hier auch begraben liegt, hat sich durch diese Kuppel ein schöneres Denkmahl gestiftet, als wenn er die prunkendste Inschrift auf sein Grab hätte setzen lassen. Alle Heiligen und Engelscharen scheinen jetzt vom Himmel herab zu rufen: Hier ruht Luca Giordano! — 3. Santa Trinita ist die prächtigste Kirche in Neapel, aber auch weiter nichts. Es ist gewaltig viel Marmor darin verschwendet, aber die Gemälde bedeuten wenig, obgleich welche von Spagnolett darunter befindlich sind. Ein für allemal will ich erinnern, daß man die Kirchenschätze, an Silber und kostbaren Steinen, welche vormals hier und in vielen andern Kirchen gefunden wurden, nicht mehr suchen muß. Sie sind alle säkularisirt worden. — 4. Spirito Santo, soll mit einem Hospital für lüderliche Weibspersonen verbunden sein; da aber alle Hospitäler hier im ekelhaftesten Schmutz begra-

ben liegen, auch ich weiß, daß mein verdienstvoller Landsmann, Herr Rehfuß, Beobachtungen über diesen Gegenstand gemacht hat, die er dem Publikum mittheilen wird, so habe ich den Besuch solcher Cloaken, in welchen die Menschen lebendig modern, vernachläßigt. — Ein Rosenkranzgemälde von Luca fà presto — (hier darf ich den wackern Giordano schon bei seinem Spottnamen nennen) wird sehr gerühmt. Ich sehe doch lieber Freskogemälde von ihm, und überhaupt sind mir diese ewigen Rosenkränze höchst zuwider. Hingegen will ich den Leser mit einem neuen Maler bekannt machen, dessen Namen er wahrscheinlich zum ersten Mal hört, ihn aber ohne Bedenken in's Gedächtniß prägen mag. Er heißt Fidelis Fischetti und hat ein großes, herrliches Bild geliefert, von dem eine wahrhaft himmlische Jungfrau herab lächelt. Die Köpfe der Heiligen und Engel sind meisterhaft, die ganze Gruppirung vortrefflich, das Kolorit sehr lebhaft. Nur scheinen mir die Figuren alle ein wenig zu sehr im Vorgrunde gehalten. Mit Vergnügen bemerkt man auch, daß das liebliche Christuskind viel Aehnlichkeit von seiner lieblichen Mutter hat. — In einer Kapelle hängt ein recht gutes Gemälde, einen närrischen Gegenstand darstellend. Die Himmelskönigin nämlich ist mit einem tüchtigen Knittel bewaffnet, und hat eben den Satan derb durchgeprügelt. An der andern Seite streckt ein Knabe von etwa vierzehn Jahren die Hände nach ihr aus. Man sieht an seinen verdrehten Augen, daß er epileptisch, folglich vom Teufel be-

ſeſſen geweſen, und ich halte daher das ganze Bild für ein ex voto. — Auf einem guten Freskogemälde wird der Zauberer Simon aus den Lüften herabgeſtürzt. In dem trefflichen Kopfe des heil. Peter iſt beſonders die Schadenfreude ſehr lebhaft ausgedrückt. Wie ſich doch die frommen Maler zuweilen verſchnappt haben. — Eine prächtige Inſchrift in Marmor erzählt dem gläubigen Leſer, daß hier die Gebeine von Gott weiß wie viel tauſend Märtirern ruhen. Darunter ſind nicht weniger als zehn Könige, Kaiſer und Kaiſerinnen und Prinzeſſinnen, aus England, Schottland, Dalmatien u. ſ. w. Der kurioſe Sammler hat auch nicht vergeſſen, anzuführen, von welchen Kirchhöfen und aus welchen Katakomben er alle dieſe Knochen zuſammengeleſen. Nicht weit davon liegen drei runde glatte Marmorſteine, jeder derſelben mit ein paar Löchern verſehen, an welche, der Sage nach, die Märtirer zu ihrer Qual gebunden wurden. Gläubige Lippen küſſen dieſe Steine noch täglich glätter. — 5. Die Kapelle der Maria della Pietà de Sangri iſt eigentlich nur ein Familienbegräbniß der fürſtlichen Familie Sangri. Dieſe Kapelle iſt durch mehrere Kunſtwerke in Marmor, beſonders durch eine ſogenannte Statue der Schamhaftigkeit berühmt geworden. Es iſt nämlich eine recht ſchöne weibliche Figur, vom Kopf bis zu den Füßen in einen Schleier gehüllt, der überall gleich dünn und durchſichtig iſt. Der Schleier ſchmiegt ſich ſo vertraulich an Geſicht uud Körper, daß man jeden Zug und jede Blöße hinter demſel-

ben unterscheiden kann. Volkmann findet den Einfall zwar neu aber nicht schön. Ich finde ihn schön aber nicht neu, und habe weiter gar nichts daran auszusetzen, als daß man eine Bildsäule, die weit nackter ist als eine Pariser Opern-Tänzerin, Schamhaftigkeit zu nennen beliebt. Kokette Wollust würde ich sie nennen, denn nur um zu locken, scheinen diese Reize so schlecht verhüllt zu sein. Der Künstler hieß Corradini. Eine an der Schamhaftigkeit angebrachte Inschrift, deren er sich vielleicht schämen würde, vergleicht ihn ganz bescheiden mit den Griechen. Eine andere seltsame Statue führt gleichfalls einen seltsamen Namen, sie heißt: die vernichtete Täuschung. Ein Mann steckt in einem Netze, welches mit dem Körper aus einem Stück, und mit bewundernswürdigem Fleiße gearbeitet ist. Ein Genius, dessen Attribute die Vernunft bezeichnen sollen, hat das Netz vor dem Gesicht des Bestrickten geöffnet, und fängt an es ihm abzuziehen. Es ist eine eigene Sache um die Allegorien, sie müssen sehr einfach und hell sein, wenn sie behagen sollen. Ein todter Christus, über den man gleichfalls einen Schleier geworfen zu haben scheint, ist offenbar Nachahmung von jener Bildsäule der Scham. — Aber wie war es möglich, daß Volkmann das herrliche Basrelief von weißem Marmor über dem Altar mit Stillschweigen überging? es ist nach meinem Gefühl das beste Stück der ganzen Kapelle. Die Figuren sind sämmtlich von Lebensgröße. Der todte Christus von seinen Lieben umgeben; die alle ihren Schmerz

über seinen Tod höchst wahr und rührend ausdrücken. In den Wolken schwebt eine weinende Engelgruppe, so schön, daß sie dem Zuschauer selbst Thränen in die Augen lockt. Das Ganze ist sehr lieblich, hat aber doch einen Fehler, nämlich Christus ist nicht todt, er schlummert nur. — Ein vor etwa dreißig Jahren verstorbener Fürst Sangro war ein Tausendkünstler, der alle Augenblicke mit einer neuen Erfindung hervorrückte. Bald malte er mit Wachsfarben, bald machte er künstlichen Lapis lazuli, bald Wolle aus Hundskohl; echten Steinen nahm und gab er Farben, Porzellan schliff er durch ein Rad, kupferne Gefäße verzinnte er dauerhafter als gewöhnlich, Pflanzen rief er aus ihrer Asche hervor, unauslöschliche Lampen verfertigte er u. s. w. Unter andern wußte er auch dem weißen carrarischen Marmor beliebige Farben zu geben, und zwar durchdrangen diese Farben den ganzen Stein. Von dieser letzten Kunst hat er ein Andenken in der Kapelle hinterlassen, denn sein eigener Sarkophag scheint aus Porphyr gemacht zu sein. Aufmerksam darf man ihn jedoch nicht betrachten, sonst sieht man bald, daß er gefärbt ist, und kann sich der Bemerkung nicht erwehren, daß seine natürliche Weiße ihn besser geziert haben würde. Ob die mancherlei Erfindungen des Prinzen mit ihm zu Grabe gegangen, habe ich nicht erfahren. Wenigstens haben sie gewiß bei seinen Lebzeiten ihn selbst sehr glücklich gemacht, denn nie ist der eitle Mensch glücklicher, als wenn er glaubt, durch eigenes Genie etwas erworben zu haben, was vor ihm noch

Niemand beſaß. — 6. San Lorenzo ſoll, nach Volkmann, durch eine Menge Statuen, Gemälde u. ſ. w. merkwürdig ſein. Ich habe dort nichts geſehen, als einen Chriſtus am Kreuz im rothſeidenen Schlafrock. — 7. San Girolamo hätte auch wohl verdient von Volkmann erwähnt zu werden, denn ſie prangt mit zwölf herrlichen Säulen aus dem Tempel des Jupiter Serapis *). Leider iſt die ganze Kirche ſo reichlich mit buntem Marmor aufgeputzt, daß die ſchönen einfachen Säulen da ſtehen, wie ernſthafte Männer unter Knaben die Komödie ſpielen. Ein Gemälde in der Sakriſtei wird Guido Reni zugeſchrieben. Man findet überhaupt hier eine Menge Gemälde, aber wenig von Bedeutung. In einer Kapelle ſieht man einen Greis, der einen Jüngling durch eine Umarmung zu bewillkommen ſcheint. Ich bin ſehr geneigt das Bild für ſchön zu halten, und erwähne gern Dinge, die andere verſchweigen, weil kein berühmter Name ſie empfahl. Ach! die berühmten Namen täuſchen ſo oft. — 8. San Gennaro, iſt die Kathedralkirche. Ein Paar kleine Porphyrſäulen vor dem Eingange ſollen aus einem Tempel des Apollo ſein, ſind aber kaum des Anſehens werth. Der Taufſtein iſt ein antikes Opfergefäß des Bacchus, Thirſusſtäbe und Masken verzieren dasſelbe, Schade nur, daß man die Henkel und die Naſen der Masken abgeſchlagen hat. Drollig iſt es, daß der göttliche Wein dem gött-

*) Für gewiß will ich das letztere doch nicht ausgeben. Wenigſtens verdienten ſie dort geſtanden zu haben.

lichen Waſſer hier hat weichen müſſen. Alle Weinhändler ſollten ihre Kinder in dieſem Gefäß taufen laſſen. Mit Erſtaunen leſe ich im Volkmann, daß die Altargemälde von Dominichino nicht von ſeiner beſten Arbeit ſeien. Er nimmt ſich nicht einmal die Mühe ein Wort weiter darüber zu ſagen, ſondern erzählt uns lieber, wie viele goldene Kelche mit Diamanten beſetzt in dem Schatze des heil. Januarius gefunden worden, und wie man es vermuthlich anfängt, um das Blut flüſſig zu machen. Ich geſtehe aber, daß die Auferweckung eines Todten von Dominichino einen tiefern Eindruck auf mich gemacht hat, als alle jene Altarſchätze. Dieſes erſte Erwachen des Todten, dieſe ängſtliche Verwunderung mit der er um ſich her ſchaut, die liebevolle, furchtloſe Freude mit der ihn ſein Weib umfaßt, und der Ausdruck der Furcht und des Entſetzens in den übrigen Perſonen, die ihm weniger nahe angehörten, alles das verräth den tieffühlenden Meiſter und thut gewaltige Wirkung auf das Herz. Auch das gegen über hängende Gemälde, wo mehrere Kranke wundervoll geheilt werden, iſt vortrefflich, nur ſollte keine verkrüppelte Hand darunter ſein, die kein Gegenſtand für die Kunſt iſt. Die unterirdiſche Kapelle zu beſuchen, iſt nicht der Mühe werth. Der Kardinal Caraffa in Marmor kniet dort. Wenn es aber wahr iſt, daß Michael Angelo dieſe Statue verfertigt hat, ſo hat er wenigſtens gewiß ſeinen Ruhm dadurch nicht gegründet. — 9. San Giacomo. Fern vom Vaterlande freut man ſich über jede

Frih. Aber Babets schüchterne Blicke, der affectirte Scherz, das jungfräuliche Sträuben — kurz, mein Herr, halten Sie nur um Mitternacht Ihre Postschäse bereit, und lassen Sie mich für das übrige sorgen.

Sel. Trop! ich beslehe das Abentheuer. Zwar, es steigt ein Gewitter herauf —

Frih. Umdesto romantischer. Und bedenken Sie nur, welch' ein Gewitter sich hier im Hause über Ihrem Kopfe zusammen zieht.

Sel. Sie haben Recht. Ich eile nach dem Posthause. Courierpferde für mich, und ein leichter Phaeton für meine Göttin. (ab.)

Frih. (allein) Wart! ich will dir eine Göttin hineinpacken, die dir zu schaffen machen soll. Aber wen? Doris? oder die Tante? oder wohl gar Frau Reick, unsere alte Haushälterin? — Gleich viel! wen der Zufall mir in den Wurf führt.

Kleinigkeit, die an die Heimath errinnert. Hier, wo man so selten deutsch sprechen hört, und noch seltener etwas deutsch geschriebenes erblickt, erregt es ein angenehmes Gefühl, wenn man in dieser Kirche plötzlich auf eine deutsche Grabschrift stößt, die das Andenken eines braven deutschen Ritters verewigt, der Kaiser Karl dem Fünften als Rath und Soldat treulich diente, und nicht eher starb, als bis des Kaisers Sohn seiner nicht mehr bedurfte, nämlich gerade an dem Tage, an welchem der Friede geschlossen wurde. Mit altdeutscher Einfalt hebt die Grabschrift an: »Hans Walther von Hiernhaim bin ich genannt" »mit Eren füret ich meinen Ritterstandt" »des Kaiser Carls Rath und Oberster ich was" »Seinem Sune Philippsen gleichermaß" »Trewlich dienet sein Land zu verfechten" »Zog herein mit sechstausend Landsknechten u. s. w." Einer seiner Vettern, ein Pappenheim, hat ihm dies Grabmahl errichten lassen. — Weit besser fällt freilich das Denkmahl des Vicekönigs Peter von Toledo in's Auge, des nämlichen, der alle seine Thaten durch Errichtung des Giganten auf dem Schloßplatze krönte. Es ist von Johann von Nola verfertigt, eine bunte geistlose Zusammensetzung von Statuen und Basreliefs. Auf den letztern haben die meisten Figuren schiefe Beine; unter den erstern ist eine ganz hübsche Gerechtigkeit, die in der einen Hand ihre sehr entbehrliche Wage (es müßte denn eine Goldwage sein) und in der andern, Gott weiß warum, einen Haarzopf trägt. — Eine drollige Anekdote erlebte ich hier. Der alte Mann,

der mich herumführte, mochte glauben, für einen Fremden habe nichts Werth, was nicht antik sei, daher versicherte er mit großem Ernst von vielen Gemälden, sie seien antik, und als er mich vor einer Geburt Christi von Spagnolett lange stehen sah, behauptete er, das Bild sei über vierhundert Jahre alt. Vermuthlich konnte ich ein Lächeln nicht ganz unterdrücken, welches ihn etwas in Verwirrung zu setzen schien, und er fügte schnell hinzu: der größte Theil des Gemäldes sei wirklich antik, nur das Lamm im Vorgrunde sei modern. — Eine heilige Familie sorgfältig von einem seidenen Vorhang bedeckt, wird für eine Arbeit von Guido Reni ausgegeben. Ich habe in Neapel nun schon gelernt, mich weder durch Namen noch durch Vorhänge täuschen zu lassen. — 10. San Filippo. Dieser Kirche errinnere ich mich blos um zu lachen. Denn erstens wird da ein Bilderchen des heil. Januarius aufbewahrt, welches einmal in einer Feuersbrunst unversehrt geblieben, der Inschrift zufolge, ein größeres Wunder, als da es dem Heiligen beliebte, durch einen Wink seiner Hand den tobenden Vesuv zum Schweigen zu bringen. Zweitens liest man daselbst eine drollige, zweideutige Grabschrift eines gewissen Peter Leo, der Vorsteher des Nonnenklosters gewesen: In cura virginum coenobii diligentissimi. — 11. Santa Maria nuova. Wer den Erfinder der Pulverminen des Besuchens würdig hält, der mag hier sein Grab besehen. Er hieß Peter Navarro und schwang sich vom gemeinen Soldaten zum Ge-

neral der spanischen Armee empor. Am Ende ist es auch wohl nicht einmal gewiß, ob jene höllische Erfindung ihm zugeschrieben werden kann, denn die Grabschrift erwähnt blos er sei in expugnandis urbibus (in Eroberung der Städte) sehr geschickt gewesen. — Das beste Gemälde in dieser Kirche ist leider ein gräßlicher Gegenstand, nämlich ein Henker zerrt, ich weiß nicht mehr welchem Märtirer, die Eingeweide aus dem Leibe. Die nämliche vermaledeite Geschichte habe ich auch schon in einer andern Kirche gesehen, wo aber die Einbildungskraft des Malers sie noch erhabener dargestellt hatte, denn dort waren die Eingeweide um eine Walze gewunden, die man drehen konnte, und wurden dem Heiligen gerade so aus dem Leibe gewickelt, wie die Damen Garn abwinden. — 12. Santa Chiara, ein sehr zahlreiches Nonnenkloster, mit lauter Fürstinnen und Gräfinnen bevölkert, die Besuche geben und annehmen, und bei denen es recht lustig hergehen soll. Die jetzige Aebtissin ist eine Fürstin Filamarino, sie weidet über zweihundert Schäfchen. Ihre Kirche ist eine der größten und schönsten in Neapel. Der Plafond, von Conca, David, wie er vor der Bundeslade hertanzt, ist so schön gemalt, daß man dem frommen Ehebrecher das unschickliche Tanzen und dem lieben Gott die Freude verzeiht, die er in den Wolken darüber äußert. Ein interessantes Grabmahl, mit einer rührenden Inschrift, ist einem jungen vierzehnjährigen Mädchen gewidmet, das von ihren Eltern als einzige Tochter, von einem Bräutigam als ge-

liebte Braut beweint wird. Sie liegt da in Stein gehauen, und wenn ihr das Bild ähnelt, so muß sie ein liebliches Geschöpf gewesen sein. — Ein antiker Sarkophag steht in der Kapelle der Familie San Felice. Als Kunstwerk hat er wohl nur geringen Werth, aber den Gegenstand, den er vorstellen soll, zu entziffern, wäre, glaube ich, der Beschäftigung eines Alterthumskenners nicht unwürdig. Dasselbe gilt von einer Kanzel, die, der Sage nach, den frommen Schwestern, sammt zwei gewundenen Säulen, aus Jerusalem zum Geschenk übersandt worden. Sie ist mit sehr schlechten, aber sehr kuriosen Basreliefs geziert. Menschen werden da in Stücke geschnitten, Könige schauen zu u. s. w. Man sieht, die Kanzel ist echt christlich. — In der Kapelle der Familie Bauci ist ein altes Grabmahl durch das Kostüm von sieben darauf befindlichen Rittern merkwürdig. Jeder trägt nicht allein seinen Falken auf der Hand, sondern mehrere halten noch in der andern Hand eine Falkenklaue, und einer hat noch obendrein einen Falkenflügel am Gürtel hängen. Die Bauci müssen wohl in gerader Linie von dem gewaltigen Jäger Nimrod abstammen. — Hier soll auch das Grabmahl eines Marschalls Cabarro befindlich sein, der auf Anreizen der Königin Johanna zur Ermordung ihres Gemahls behilflich war, und zum wohlverdienten Lohne, auf Befehl derselben Königin, um dieser That willen hingerichtet wurde; ich habe es aber nicht gefunden, und der Mönch, der mich herumführte, wußte nichts davon. Wirk-

lich Schade! denn ein so sprechendes Denkmahl von der Art und Weise, wie die Großen das Verbrechen lieben und den Verbrecher hassen, sollte zu Jedermanns Warnung sorgfältig erhalten werden. — 13. San Dominico. Die Sakristei empfehle ich allen übermüthigen Fürsten um sie von Zeit zu Zeit einmal zu besuchen, denn hier nagt die Verwesung an den Gebeinen von ihres Gleichen. Auf der Gallerie, die rings umher läuft, sind große Kasten mit rothem Sammt beschlagen aufgestellt, in welchen Könige und einige Helden aus königlichem Geblüt modern. — Die Verkündigung Mariä von Titian, und ein heiliger Joseph von Giordano, vermehren den Ruhm ihrer Meister nicht. Ein seidener Vorhang schwebte über einem Altare, ich glaubte, er verhülle ein köstliches Gemälde, und verlangte, man solle ihn wegziehen. Der Führer erklärte, das dürfe nicht anders geschehen, als wenn man vorher die Lichter auf dem Altare angezündet habe. Da es hier ziemlich finster war, so meinte ich, er wolle mir das Gemälde im stärkeren Lichte zeigen, und ersuchte ihn, die Kerzen anzuzünden. Er that es, beugte das Knie, schlug Kreuze vor die Brust, spannte meine Neubegier auf das höchste, und als er nun endlich den Vorhang hinweg zog — siehe da stand eine hölzerne Puppe, die heilige Jungfrau in Goldbrokat gekleidet. Für die Zukunft zog ich mir die Lehre daraus, die ich jedem Reisenden empfehle, beim Anblick eines Vorhangs immer erst zu fragen: ob auch ein Quadro (ein Gemälde) dahinter sei? Denn die Mei-

ſterſtücke des Aberglaubens werden hier eben ſo verhüllt, wie die Meiſterwerke der Künſte. — Eine Grabſchrift, die Arioſt auf einen Marquis Peſcara gemacht haben ſoll, hab ich abermals vergebens geſucht. — 14. San Paolo, vormals ein Tempel des Caſtor und Pollux, von dem noch zwei Säulen übrig ſind. Volkmann hat hier noch viele andere antike Säulen von einem Theater geſehen, auf welchem Nero zum erſten Mal getanzt haben ſoll: auch dieſe habe ich hier nicht finden können. Seneca ging hier oft vorbei, um einen philoſophiſchen Hörſaal zu beſuchen, und ärgerte ſich dann, wenn er das Theater weit voller fand, als jene Schule. Dieſer Aerger war, däucht mich, ſehr unphiloſophiſch. Himmel! welch ein unausſtehliches Volk würde dasjenige ſein, bei dem es umgekehrt zuginge. — 15. San Giovanni Evangeliſta. Vielleicht die kleinſte, und dennoch die merkwürdigſte Kirche in Neapel, denn ſie iſt von einem Philoſophen, Namens Pontanus, erbaut worden, und daß der Mann wirklich Anſpruch auf jenen Ehrentitel machen durfte, beweiſt ſogleich die Inſchrift am Hauptaltar. Sie lautet folgendergeſtalt: Tibi Deus optime maxime aedem hanc dedicat Joannes Pontanus, nec tamen paciscitur, ut sibi, liberis posterisque suis benefaxis, cum ipse volens libensque gratuitu benefacias cunctis, sed quia tibi uni ab omnibus debentur omnia. Zu deutſch: »Dir großer herrlicher Gott, weiht dieſen Altar Johann Pontanus, nicht gleichſam vertragsweiſe, daß ihm, ſeinen

Kindern und Nachkommen, du wohl thun ſolleſt, denn ſelbſt willig und gern thuſt du allen wohl; ſondern weil dir dem Einzigen Alle Alles verdanken." — Es iſt ſchon über zweihundert Jahre her, daß der Mann lebte, man muß daher die Kühnheit bewundern, mit der er in ſeinem Zeitalter ſo zu ſprechen wagte. — Auch von außen hat er die Kirchenmauer ganz unchriſtlich mit philoſophiſchen Sittenſprüchen geſchmückt, die von ungleichem Werthe ſind Hier ein paar der beſten: Excellentium virorum est improborum negligere contumeliam a quibus etiam laudari turpe. (Trefflicher Männer Art iſt, der Schurken Schmähung verachten, die auch durch Lob beſchimpfen). Nec temeritas semper felix, nec prudentia ubique tuta. (Nicht immer iſt Verwegenheit glücklich, noch Klugheit ſicher.) Folgende Sentenz ſcheint Napoleon I. ſich zum Wahlſpruch erwählt zu haben: Audendo agendoque respublica crescit, non iis consiliis quae timidi cauta appellant. (Wagend, handelnd, wächſt der Staat, nicht durch Rathſchläge von Schüchternen als vorſichtig geprieſen.) — Höchſt rührende Grabſchriften hat Pontanus hier ſeiner geliebten Gattin und ſeinen Kindern geſetzt, die er alle zu überleben das Unglück hatte; ſie würden aber noch größere Wirkung hervorbringen, wenn ſie weniger lang wären. Mit einer ſinnreichen Spielerei hat er ſich an einer andern Stelle beſchäftigt. Er fand nämlich einſt eine halbe Marmortafel mit einer halben antiken Inſchrift, die er flugs dergeſtalt ergänzte, daß ſie zu einer ſinnreichen Grab-

schrift auf einen seiner Freunde diente. — Auch an einer Reliquie fehlt es dieser Kirche nicht, aber es ist eine echt philosophische Reliquie, um deren willen wohl der gute Pontanus verdient hätte, den Scheiterhaufen zu besteigen und zur Ehre Gottes lebendig verbrannt zu werden. Es ist nämlich der heidnische Arm des heidnischen Geschichtsschreibers Livius.

Die Kirche zum heiligen Geist. Wer die höchste Kraft und tiefste Schwäche des menschlichen Geistes bewundern will, der stelle Newton, wie er das Gesetz der Schwere erfindet, neben ein altes Weib, das den Rosenkranz betet. — In der Kirche zum heiligen Geist, den Dominikanern zugehörig, hängt ein Gemälde von Luca Giordano. Natürlich ist es keines seiner besten, denn wie könnte solch' ein Gegenstand einen guten Maler begeistern? Die Himmelskönigin sitzt in den Wolken, und theilt Orden aus, nämlich Rosenkränze. Das Jesuskindlein auf ihrem Schooße thut desgleichen, und das heilige Gesindel, welches unten herum kniet, empfängt sie mit frommen Danke. — Zum Ersatz für die Zeit, die man bei Betrachtung dieses Unsinns verlor, hebe man sein Auge geschwind hinauf zur Decke, an welcher die Taufe Christi, von Mattheis trefflich gemalt, zu schauen ist. Das Begießen mit Wasser ist ein ganz schickliches Bild der Reinigung, obwohl eben kein interessanter Gegenstand für die Kunst. Dennoch würde Mattheis durch sein Gemälde einen sehr angenehmen Eindruck zurück lassen, wenn es ihm nicht beliebt hätte, es mit ein paar Gräuelscenen zu

flankiren. Nämlich links zeigt David des Riesen abgehauenen Kopf, und rechts Judith des Holofernes abgesägtes Haupt. Daß doch die Christen überall Blut sehen müssen! oder wollte der Maler etwa daran erinnern, daß das Tauswasser eine Quelle von Blutströmen geworden ist?

Der Gigant. Ein verstümmelter und von Anbeginn schlecht gemeißelter Grenz-Jupiter (Jupiter terminalis) wurde, Gott weiß wo ausgegraben, und durch einen noch schlechteren Künstler, als sein Schöpfer war, restaurirt. Es ist ein ungeheurer unförmlicher Klumpen, an dem das merkwürdigste ist, daß man ihn auf den freien Platz neben dem königlichen Schlosse gesetzt hat. So gelangen überall Dummköpfe zu hohen Ehren. Es sind diesem Giganten ein paar neue Arme angesetzt worden, die vermuthen lassen, daß er in der Riesen-Republik sich zum Fleischersknechte qualifiziren würde. An seiner jetzigen Stelle braucht er sie nicht, denn dieser ungeheure Aufwand von Kraft nützt ihm blos, um in jeder Hand ein kleines Wapen zu halten! welch' eine burleske Zusammenstellung! Vom Unterleibe bis zu den Füßen herab ist eine Adlershaut über ihn gebreitet, und auf dieser steht eine pomphafte Inschrift (ein Stil, in welchem die Italiener besonders stark sind), welche der Nachwelt verkündet, daß irgend ein Vicekönig — es ist nicht der Mühe werth, seinen Namen abzuschreiben — nachdem er der Stadt eine große Menge Wohlthaten erzeigt, sein Werk dadurch gekrönt, daß er

dieſen Giganten hier aufgerichtet, und ihn aus einem fabelhaften Weſen in den Schutzgeiſt des beſten Königs verwandelt habe. Welcher König hier gemeint ſei, gilt gleich viel. Alle Könige ſind, wenn ſie leben, die beſten. — Das Volk treibt allerlei Spaß mit dieſem vierſchrötigen Giganten. Einem häßlichen Mädchen zum Exempel wünſcht es den Rieſen auf dem Schloßplatze zum Manne.

Der Leuchtthurm. Da jeder Reiſende, wenn er auch nur einige Wochen hier verweilt, gewiß mehr als einmal im Hafen ſpaziren geht, ſo laſſe ſich doch keiner die Mühe verdrießen, die ſteilen Treppen des Leuchtthurmes herauf zu klettern, ja er laſſe ſich bei ſtillem Wetter den Kaffee nachtragen; ein alter, freundlicher Pilot wird ihm ſogleich Stuhl und Tiſch heraus auf die Gallerie ſetzen, welche ſich um die Laterne herzieht, wird ihm auch, wenn er ein blödes Geſicht hat, ein Fernrohr dazu bringen, und ſo weide er ſich gemächlich an dem herrlichſten Panorama, das jemals in eines Menſchen Auge ſich ſpiegelte. Gleich einem Amphitheater liegt die prächtige Stadt um ihn her, gekrönt von der Karthauſe, über welche das Fort St. Elmo herüber ſchielt. Links und rechts dehnt ſich der Golf vor ſeinen Blicken, den gekrümmten Rand mit weißen Paläſten geſtickt, wie ein Gewand mit Blumen. Diesſeits erhebt ſich Pauſilipp, jenſeits Portici. An dieſes ſchließt ſich der rauchende Veſuv; von ihm herabſchweifend erreicht das Auge Caſtell al mare und das Vorgebirge der Minerva.

Achte Scene.

Frau v. Langſalm, Frik.

Fr. v. Langſ. (mit einem ſchwarzen Spitzenſchleyer) Nun Vetter, da hab' ich etwas für dich gekauft.

Frik. Einen Schleyer? wollen Sie mich zur Nonne machen?

Fr. v. Langſ. Narr, du ſollſt ihn deiner Braut ſchenken.

Frik. Meiner Braut? herz'lich gern.

Fr. v. Langſ. Auf dieſe Art wirſt du deine Blödigkeit am leichteſten überwinden. Ein ſo koſtbares Geſchenk wird dir den Weg zu Doris Herzen bahnen.

Frik. Wird ſchon gebahnt ſeyn.

Fr. v. Langſ. Meineſt du Schelm? nun ſo rufe ſie heraus, und erkläre dich in meiner Gegenwart.

Unter den Füßen des Beschauers, in schwindelnder Tiefe, wimmelt das Volk auf dem Molo herum, und die gewiegten Schiffe bewegen den Mastenwald im Hafen. Zahllose Böte schwimmen hin und her und hinaus zu den englischen Kriegsschiffen auf der Rhede. Folgt der Blick den tanzenden Kähnen, so gleitet er, unwiderstehlich angezogen, über die majestätische Meeresfläche, nicht eher ruhend, bis er an die Insel Capri stößt, die mit ihren Höckern wie ein Dromedar sich aus den Wellen erhebt. — Ich sage nichts weiter, als: wer hier nicht wenigstens Minuten lang über ein Stückchen Welt die ganze Welt vergißt, der — ist vermuthlich blind.

Die Villa reale. Ein öffentlicher Spazirgang, der allenfalls mit den Linden in Berlin, keineswegs aber mit dem Sommergarten in Petersburg, noch weniger mit den Tuillerien in Paris verglichen werden kann. Hätte er nicht auf einer Seite das Meer, und wäre nicht der berühmte farnesische Stier in dessen Mitte aufgestellt, so wäre er kaum des Nennens werth, denn ein paar magere Reihen von Bäumen, und magere Höflinge, die darunter spaziren, sind die einzigen Zierden, deren er sich erfreut.

Das Grab Virgil's. Man steigt ziemlich mühsam einen gepflasterten Berg hinauf, dann klettert man, noch mühsamer, ungepflasterte Fußsteige hinab, gelangt in eine kühle Felsenschlucht, und befindet sich endlich am Eingange einer Höhle, die inwendig ein regelmäßiges, gewölbtes

Viereck bildet. Rings umher sind kleine Nischen in den Felsen gehauen, wo die Aschenkrüge standen, und wer das Grab der Priesterin zu Pompeji gesehen hat, wird keinen Augenblick zweifeln, daß auch diese Höhle ein Begräbnißplatz gewesen. Aber warum gerade Virgil's? das weiß ich nicht zu beantworten. Die Menge der Nischen beweist vielmehr deutlich, daß hier, wie in Pompeji, ein Familienbegräbniß war. Nun war aber Virgil aus Mantua gebürtig, und hatte in Neapel keine Familie; es möchte also wohl eine fromme Täuschung sein, wenn man sich in dieser Höhle von dem Schatten des Sängers der Aeneide umschwebt glaubt. Auch scheint es leider nicht, daß die Reisenden jeden Standes und Gewerbes, welche sich hier einfinden, von erhabenen Gefühlen ergriffen werden, denn das erste, was sie thun, ist, den berühmten Virgil rein zu vergessen, und ihre meist unberühmten Namen an die Wände zu kritzeln. Ganze Regimenter könnte man hier aus allen Nationen anwerben. Es ist entsetzlich, wie viel Tausende der gute Virgil mit in die Ewigkeit schleppen soll. — Dem Eingange der Höhle gegenüber ist eine weiße Marmortafel in den Felsen befestigt, auf welcher eine unbedeutende, oft abgeschriebene Inschrift zu lesen. Die Zwischenräume derselben sind abermals mit Namen der Reisenden ausgefüllt. Da steht Gustav der Dritte, König von Schweden, zwar nur mit Bleistift geschrieben, und fast so verloschen, daß man es dem Cicerone auf's Wort glauben muß. — Da steht Hamilton, dessen Name ein Franzose im

patriotiſchen Freiheitseifer, unter lauten Verwünſchungen, mit dem Säbel faſt ausgekratzt hat. Da ſteht Sidney Smith, den der franzöſiſche Held wohl noch weniger verſchont haben würde, wenn der engliſche Held nicht nach ihm hieher gekommen wäre. Da ſteht auch unſer preußiſcher Orpheus, der Kapellmeiſter Himmel, dem ich, zur Strafe für dieſe Sünde, und dem Publikum zu Nutz und Frommen, die Buße auflege, die ſchönſten Stellen aus Virgils Georgica eben ſo trefflich zu komponiren, als er Tiedge's Urania (die wahrlich neben jenen genannt werden darf) komponirt hat. — Auch mehrere Damen haben hier vergeſſen, daß ſie ihre Namen nur in Herzen, und nicht in Steine graben ſollen. — Von den Lorbeern, die aus Virgil's Grabe ungepflanzt und unvertilgbar hervorſprießen ſollen, habe ich wenig geſehen. Lorbeerbäume in der Erde findet man freilich hier überall, Lorbeerzweige um die Köpfe faſt nirgend.

Die Briefliſten vor dem Poſthauſe. Wenn man von dem Platze Largo del Caſtello nach dem Molo zugeht, ſo muß man an einem Winkel (cul de sac) vorbei, wo am Poſttage auf mehreren hölzernen Tafeln die Liſten der angekommenen Briefe ausgeſtellt ſind. Da findet man jederzeit ein großes Menſchengewimmel, und kann einige Sonderbarkeiten bemerken, die, ſo viel ich weiß, nur Neapel eigen ſind. Die Briefe ſind numerirt, und die Namen derer, an welche ſie gerichtet ſind, nach dem Alphabet verzeichnet, aber — ſeltſam genug — nicht die Zunamen,

sondern die Vornamen. Auch das gilt nicht einmal von Allen, denn wenn man zum Beispiel das Glück hat, ein Fürst zu sein, so muß man seine Briefe unter P. (principe) suchen. Nun kommen eine Menge Leute hieher, die nicht lesen können, und doch gern wissen möchten, ob Briefe an sie angekommen sind. Auf diese Unkunde des Lesens hat ein pfiffiger Kerl die glückliche Spekulation gegründet, sich gemächlich zu ernähren. Da steht er mit einem ganzen Pack weißer Zettelchen in der Hand; der Hilfsbedürftige nähert sich ihm, drückt ihm ein paar Pfennige zwischen die Finger, und nennt seinen Namen. Sogleich durchläuft des Lesers Blick die Liste: findet er den Namen, so thut er weiter nichts, als die dabei stehende Nummer auf das Blättchen schreiben; das gibt er dem Fragenden, der damit in das Posthaus eilt, und seinen Brief ohne Umstände empfängt. Ob der Empfänger wirklich der rechte sei? darnach wird nicht gefragt, wenn er nur das Postgeld bezahlt. Die Briefe der Fremden werden nicht einmal auf die Liste gesetzt, sondern in der Poststube alle auf einen Haufen geworfen. Kommt nun ein Fremder, und fragt nach Briefen, so zeigt man ihm den Haufen, und läßt ihn selbst darin herumwühlen. Er kann sich aussuchen, was ihn beliebt; man fordert von ihm keinen andern Beweis, daß er zum Empfang berechtigt sei, als die Bezahlung des Postgeldes. Man kann denken, welche Unordnungen da vorfallen müssen. Jeder Fremde wird wohl thun, wenn er seine Briefe an einen Bankier adressiren läßt.

Doch geschwind wieder hinaus in den Winkel, denn der Kerl, der dort die Nummern aufzeichnet, ist nicht der Einzige, der in diesem Winkel eine Silbergrube gefunden hat, nur fördert er die Ausbeute mit mehr Bequemlichkeit zu Tage, als die übrigen. Es stehen nämlich hier noch ein halbes Dutzend kleiner Tische auf der Straße, vor den kleinen Tischen sitzen ein halbes Dutzend Menschen, deren Röcke eben so abgetragen sind, als ihre Physiognomien. Sie halten Federn in ihren Händen, und ein gefalzter Briefbogen liegt vor ihnen; sie dürfen die Feder nur in die bereit stehenden Dintenfäßer tauchen, so sind sie fertig, nach allen vier Weltenden alle nur erdenklichen Briefe zu schreiben. Ein zweiter Stuhl, dem ihrigen gegenüber, ladet den ihrer Kunst Bedürftigen ein, sich niederzulassen, und seine Gedanken zur fernern Verarbeitung von sich zu geben. Da kommt denn auch hier ein altes Mütterchen, dort ein ehrlicher Matrose, hier ein Kriegsheld, dort eine flinke Dirne, die haben Söhne und Mütter und allerlei Herzensangelegenheiten, nah' und fern, in der alten und neuen Welt; die möchten gern mit ihren fernen Lieben Gedanken wechseln, und können es doch nicht ohne fremde Hilfe. Da setzt sich nun das alte Mütterchen (eine Scene, der ich selbst beiwohnte) dem ersten Briefsteller gegenüber, der keine Nase mehr hatte (welches man hier nicht selten sieht), sogleich setzt er die Feder an — das: Neapel, den 2. November 1804, hatte er schon vorläufig an den Rand des Bogens geschrieben, um jetzt keine Zeit zu verlieren. Er hat

Recht, denn das Mütterchen iſt etwas weitläufig; ihr einziger Sohn ſchweift in der Welt herum, ſie möchte ihn gern nach Hauſe haben, weil ſie ihr Ende heran nahen fühlt; den Beweis ihrer Kränklichkeit führt ſie durch öfteres ſchweres Huſten, wodurch ſie den Strom ihrer Worte unterbricht, den Beweis ihrer Sehnſucht durch oft hervorbrechende Thränen. Was ich hier kurz gefaßt wieder gebe, koſtete der Alten einen Haufen von Redensarten, die alle das Nämliche ſagten, denn mit Worten war ſie nicht karg, die Zunge ſchien der geſundeſte Theil ihres Leibes. Der Menſch ohne Naſe hörte ihr geduldig zu, quinteſſentirte in der Geſchwindigkeit ihr Gedankenmeer, und ſetzte die Schreibfinger in Bewegung. Die Alte, welche noch mit einer Naſe verſehen war, fand daher kein Hinderniß, eine Brille aufzuſetzen, und folgte nunmehr mit ihren Augen jedem Federzug mit einer ſo geſpannten Aufmerkſamkeit, daß man hätte denken ſollen, ſie wiſſe ſehr gut zu unterſcheiden, ob ihr Sekretär italieniſch oder arabiſch ſchreibe. Sie ſprach auch noch oft dazwiſchen, holte das Vergeſſene nach, und gab dem Nichtvergeſſenen die gehörige Breite. Der Herr Sekretär ohne Naſe kehrte ſich aber an nichts mehr, er hatte den Kopf des Briefes einmal gefaßt, und nun wand er ihn ab wie einen Bandwurm, ließ auch nicht eher ab, bis er ihn glücklich durch das Labyrinth ſeiner Schriftzüge bis zur Unterſchrift gewunden hatte. Dann las er ihn der Alten vor, die beifällig nickte, und in ihre Runzeln ſchlich ſich ein kontrebandes Lächeln. Der geſchickte Schreiber präſen-

tirte ihr die Feder zur Unterschrift, welche sie aber diesmal aus verschiedenen Ursachen ablehnte. Er ließ sich ihren Namen vorbuchstabiren, unterzeichnete, verschloß den Brief mit einer Oblate, setzte die Ehrentitel des Sohnes darauf, und übergab ihn den zitternden Knochen der Mutter zur weiteren Beförderung. Sie faßte mit der Linken das Blatt, welches ihren Wunsch, aber nicht ihre Sehnsucht ausdrückte, und fuhr mit der Rechten in die Tasche, die, nach mancher Umwälzung, endlich seufzend sich aufthat, und einen kupfernen Sparpfennig in die längst aufgethane Hand des Schreibers fallen ließ. Dann trippelte sie mit dem Briefe hinüber in das Posthaus, und er falzte geschwind einen neuen Bogen, unwissend und ihm gleichgiltig, ob er in der nächsten Minute Ausbrüche des Schmerzes oder der Freude dem Papiere anvertrauen werde. — Alle diese Korrespondenzen werden gewöhnlich so laut verhandelt, daß die Post gar nicht nöthig hat, wie in andern christlichen Ländern, die Briefe nachher wieder zu öffnen, sie darf nur ein paar Offizianten, mit leisem Gehör begabt, zwischen dem Volke herumschleichen lassen; besonders verlautbaren Matrosen und Soldaten ihre Begebenheiten ohne Bedenken; gestikuliren heftig, und schlagen oft mit den Fäusten dabei auf den Tisch. Schwerer möchte es dem Horcher werden, die Empfindungen eines verschämten Mädchens zu belauschen. Auch solche habe ich sitzen und diktiren sehen, und ich wollte wetten, es waren Briefe an die Getreuen oder Ungetreuen, die mit ihren Herzen davongegangen waren,

aber ich habe keine andern Beweise für meine Vermuthung, als das unverständliche Zischeln, die niedergeschlagenen Blicke, der Farbenwechsel der Wangen von ihrer Seite, das freundliche Anschielen von Seiten des Schreibers, dessen freischweifenden Blicken keine Nase im Wege stand.

Aber nicht blos um Briefe zu expediren, haben diese spekulativen Köpfe hier auf der Straße eine Kanzlei errichtet, sondern um auch die ankommenden Briefe denjenigen zu enträthseln, die nicht gern Geschriebenes lesen. Am Tage also, wo die Post nicht abgeht, sondern eintrifft, verändert sich die Scene; die Federn ruhen, die Lippen sind in Bewegung, und, wie man leicht denken kann, gibt es da noch öfter interessante Dinge zu beobachten. Die starre Aufmerksamkeit, mit welcher die Briefempfänger an den Lippen der Vorleser hangen, die wechselnden Leidenschaften, die erfüllte oder getäuschte Hoffnung, und auf der andern Seite die vollkommene Gleichgiltigkeit des Vorlesers, die unveränderte Stimme, mit der er Schreckensposten wie fröhliche Botschaften ableiert — es sind die mannigfaltigsten Scenen, wie sie wahrlich nirgend auf offener Straße gespielt werden. Eine lustige Anekdote hat mir ein Freund, der Augen- und Ohrenzeuge war, mitgetheilt. Ein Matrose empfing einen Brief, den er mit Sehnsucht erwartet zu haben schien, und trug ihn hastig zu einem Vorleser. Dieser entfaltete das Blatt und hub mit der größten Gleichgiltigkeit folgendergestalt an, während der Matrose ihm mit freundlicher Ungeduld jedes Wort aus

dem Munde zu nehmen bereit war: »Lieber Freund, kein ärgerer Spitzbube als du bist, ist mir in meinem Leben nicht vorgekommen. — « Man kann sich vorstellen, wie die Züge des Harrenden, sich stracks veränderten. Natürlich verging ihm die Luſt, des Briefes Fortgang und Ende in Gegenwart des lachenden Volkshaufens zu vernehmen, er riß dem Vorleſer das Blatt aus der Hand, und verkroch ſich, Flüche murmelnd, unter die wiehernde Menge. — Täglich trifft man dieſe Straßenkanzlei bald in größerer, bald in minderer Thätigkeit, und es iſt ein Charakterzug der Italiener, durch welchen ſie ſich von den Franzoſen mächtig unterſcheiden, daß ſie ihre Unwiſſenheit ohne Bedenken zur Schau tragen. Die gemeinen Franzoſen können eben ſo wenig leſen und ſchreiben als die gemeinen Italiener, aber nie werden ſie ſich dazu verſtehen, dieſe Unwiſſenheit vor allem Volke laut auf der Straße zu bekennen. Der Franzoſe iſt unwiſſend und eitel, der Italiener nur das erſtere.

Die Karthäuſer. Gleich einem Amphitheater liegt Neapel am Meeresufer, und gleich einer Loge, für den Kaiſer erbaut, um auf dieſes Amphitheater herab zu ſchauen, erblickt man das ſchöne Karthäuſer-Kloſter San Martino faſt in allen Straßen über ſich. Hinter demſelben, noch ein wenig höher, ragt das Caſtell Sant Elmo hervor, trägt gleichſam das Kloſter in ſeinem Schooße vor ſich hin, und ſeine drohenden Kanonen ſcheinen blos aufgepflanzt zu ſein, um die Jünger des heil. Bruno zu

ſchützen. Dieſe beſaßen des ſilbernen Kirchengeräthes ſo viel, daß es auf Millionen geſchätzt wurde. Nahmen es die Franzoſen? fragte ich einen Karthäuſer. Primo il re, gab er mir zur Antwort, e poi gli francesi. (Zuerſt der König und dann die Franzoſen.) Sie hatten unter andern ein großes ſilbernes Kreuz mit Basreliefs von einem braven Künſtler, Anton Faenza; auch dieſes hat in die Münze wandern müſſen, aber die guten Paters haben zum wehmüthigen Andenken es abmalen laſſen, und zeigen es nun ſeufzend in effigie.

Glücklich noch wären ſie geweſen, hätten ſie nur mit ihrem Silbergeräthe ſich loskaufen können, und hätte man ihnen nicht auch die Quellen verſtopft, aus welchen immer neu das Silber floß. Sie beſaßen nämlich große Güter, die behagten dem König, die unruhigen, koſtſpieligen Zeiten gaben den beſten Vorwand, er zog ſie ein, und gab den Mönchen die Erlaubniß, zu gehen, wohin es ihnen beliebe. Es waren aber viele darunter, die kaum mehr gehen konnten. Vor dem Verhungern ſchützte ſie die königliche Gnade durch eine Penſion von (wo ich nicht irre) hundert und fünfzig neapolitaniſchen Dukaten, deren etwa dritthalb auf einen holländiſchen gehen; folglich konnten ſie nicht ſterben, aber auch nicht leben, denn ſie hatten vorher hundert und fünfzigtauſend Dukaten jährlicher Einkünfte genoſſen. Als man nun aber vor Kurzem die Jeſuiten wieder herſtellen wollte, fand man es doch bedenklich, einen förmlich vom Pabſt aufgehobenen Orden zurück zu rufen, und

Frik. In Ihrer Gegenwart? nein, liebe Tante, das kann ich nicht. Eine Liebeserklärung darf nur unter vier Augen geschehn.

Fr. v. Langs. Nun so geh hinein. Aber horchen darf ich doch an der Thür?

Frik. Ja — das wohl — aber —

Fr. v. Langs. Noch ein Aber?

Frik. Babet ist bey ihr.

Fr. v. Langs. Schick sie fort. — Weißt du was? meine Meerkatze ist in den Garten gesprungen; es kömmt ein Gewitter, das arme Thier mögte naß werden; sage Babet, sie soll gleich hinunter in den Garten, die Meerkatze zu fangen; ich hab' es befohlen. Unterdessen hast du Zeit deine Worte anzubringen.

Frik. Sehr wohl. Ich werde Babet die Hintertreppe hinabschicken, damit sie gar nichts merkt.

Fr. v. Langs. Recht so, recht so. (Frik geht in Doris Zimmer.)

mit reichen Gütern auszustatten, während die armen, nicht aufgehobenen Karthäuser immer noch in unverdienter Verbannung schmachteten. Da rief man sie zurück, und räumte ihnen ihr herrliches, von Marmor strotzendes Kloster wieder ein. Aber auch die Güter? ach nein! die waren indeß zum Theil verkauft worden, zum Theil ließ sich noch eine artige Summe daraus lösen. Die Karthäuser, die in bessern Zeiten wohl etwas zurückgelegt haben mochten, baten den König um Erlaubniß, die noch übrigen Güter selbst wieder an sich zu kaufen. Zwar ließen sie nicht merken, daß sie aus eigenem Schatze einen solchen Verkauf bestreiten könnten, sondern sie gaben vor, es mit Hilfe einiger Freunde zu thun. Der König bewilligte ihre Bitte mit Vergnügen, denn sie waren ja die einzigen Käufer, von welchen er das Verkaufte im Nothfall wieder zurücknehmen, und allenfalls noch einmal verkaufen konnte. Sie sind jetzt also, zwar bei weitem nicht mehr so reich, als vormals, aber doch wiederum wohlhabend. Es würde auch in der That den auffallendsten Kontrast bilden, wenn die Bewohner eines solchen Palastes von einer elenden Pension leben müßten. Man kann sich nichts Schöneres denken als ihr Kloster. Der auf Marmorsäulen ruhende Kreuzgang, welchen ein sehr geräumiger Platz einschließt, würde jeden königlichen Palast zieren. Der herrliche Brunnen in der Mitte des Platzes ist gleichsam von einem Garten umgeben, dessen drei Viertheile mit artigen Buchsbaumschnörkeln prangen, das letzte Viertel aber zu Begräb-

niſſen dient, und von einem Geländer umſchloſſen iſt, welches Todtenköpfe von weißem Marmor ſchmücken. Die Kloſterhöfe ſind groß und reinlich. Ein herrlicher Garten, in Terraſſen eingetheilt, zieht ſich im Halbzirkel um den Berg, hat ein ſchönes Belvedere, und goldene Früchte winken von den Bäumen. Ordnung und Reinlichkeit herrſchen auswendig und inwendig; die weiße Kleidung der Mönche gewährt einen freundlichen Anblick; noch freundlicher aber ſind ſie ſelbſt. Sie empfangen die Fremden mit der gutmüthigſten Herzlichkeit. Denn man verbinde hier ja nicht mit dem Namen Karthäuſer die gewöhnliche Vorſtellung von ſtrengen Anachoreten, die nichts thun als ihr Grab bereiten und kein anderes Wort hervorbringen dürfen, als: memento mori. Die Karthäuſer von San Martino ſind nicht ſo finſter; ſie ſprechen mit den Fremden und untereinander; ſie lächeln und lachen; ſie bewohnen recht niedliche Zimmer (manche haben deren drei), ſie ſind recht artig möblirt, ſchlafen unter ſeidenen Bettdecken, ſchauen von ihren Balkons durch Fernröhre auf das Gewimmel der Neapolitaner herab, bewirthen den Fremden mit Kaffee und Roſoli; kurz, ich bekenne, daß für einen alten Mann, dem etwa ſeine Lieben abgeſtorben ſind, und der nichts mehr von der Welt zu hoffen hat, kein angenehmerer Aufenthalt gedacht werden kann. Ich habe unter andern einen Greis in ſeiner Zelle beſucht (er iſt ein Bruder des Herzogs von Serra Capriola, des neapolitaniſchen Geſandten in Petersburg), und habe ſelten einen alten

Mann gesehen, der mir heiterer und zufriedener geschienen hätte. Außer drei hübschen Zimmern hatte er auch seinen eigenen kleinen Hof mit einem Brunnen, seine Küche u. s. w. Auch vor den Zimmern, zum Lustwandeln, eine sehr geräumige bedeckte Gallerie mit einer göttlichen Aussicht. Hier zog er Hyacinthen, und noch eine Menge anderer Blumen-Töpfe verriethen, wie angenehm er in den letzten Stunden seines Lebens sich beschäftige. Der Mann wird einst gewiß sehr sanft unter den Blumen entschlummern. — Der Mönche sind jetzt in allem zwei und fünfzig, meist Greise, doch sah ich auch einige sehr junge Männer. Einer der letzteren, der uns herumführte und alles aufschloß, schien kaum fünf und zwanzig Jahre zu zählen, obwohl er schon eilf Jahre im Kloster zu sein versicherte. Er hatte eine sehr angenehme, geistreiche, ein klein wenig auf Melancholie deutende Physiognomie. Unwillkürlich interessirte ich mich sehr für ihn, glaubte in seinen Gesichtszügen höhere Bildung zu lesen, und meinte, er müsse durchaus unglücklich sein. Von diesem Irrthum kam ich aber zurück, als ich seine Zelle besuchte, in der ich zwar viele Bücher, aber kein einziges vernünftiges fand. Im Speisesaale (Refectorium) fand ich eine Menge Tische reinlich gedeckt; vor jedem Teller standen drei zinnerne Kannen, die größte derselben freilich nur Wasser enthaltend, aber die mittlere faßte vollkommen eine Bouteille Wein, und die kleinste, für eine bessere Gattung des Weines bestimmt, auch noch eine halbe Bouteille. Mit dieser

Portion zu jeder Mahlzeit kann ein mäßiger Trinker sich schon begnügen und fröhlich dabei sein. »Du mußt den Herrn auch das Beste zeigen," sagte ein anderer Karthäuser. Unter diesem Besten verstand er nämlich die Küche, und es verlohnte in der That der Mühe sie zu besehen. Sie war sehr geräumig, in der Mitte stand ein Brunnen mit einem blasenden Triton, überall herrschte die gesuchteste Reinlichkeit, das kupferne Geräth hing blank gescheuert und verzinnt an den Wänden. Gleich daneben war die Bäckerei, in deren Mitte eine große Marmortafel, auf welcher die Kuchen und Pasteten eingemengt wurden. Die heutige Abendmahlzeit stand bereits, in Portionen abgetheilt, in der Küche. Sie bestand aus Salat, auf vielen kleinen Tellern, zwar appetitlich, aber nicht reichlich angerichtet. Der lustige Mönch versicherte, sie bekämen auch noch ein wenig Fisch dazu.

Eben so wohleingerichtet als die Küche, ist auch ihre Apotheke. Der alte Mönch, der ihr vorsteht, soll große Kenntnisse besitzen, und mancherlei Arcana zu verfertigen wissen. Ich fand dort auch einen eisgrauen, ganz zusammengeschrumpften Karthäuser, der vielleicht nicht weit mehr von hundert Jahren sein mochte. Er saß und hielt eine Katze auf seinem Schooße, schien auch sonst an nichts Theil zu nehmen. Ich wünschte ihm — in seiner Lage gewiß das Beste — daß nämlich er nicht das Unglück haben möge, seine Katze zu überleben.

Die Kirche ist prächtig, aber ein wenig zu bunt. Vor

lauter Gold, Marmor und Gemälden sieht man beinahe die Kirche selbst nicht. Die größte Zierde derselben ist die Geburt Christi von Guido Reni, ein sehr liebliches Bild, von dem Volkmann, ich weiß nicht warum, behauptet, es fehle ihm noch die letzte Hand. Zwar sagen auch die Mönche, das Christuskind selbst sei unvollendet, aber ich meine, sie plaudern es nur nach. Mich dünkt, Guido habe das Christuskind mit Fleiß nur gleichsam angedeutet, um es von den übrigen irdischen Massen, die es umgeben, durch eine Art von himmlischer Durchsichtigkeit zu unterscheiden, und in meinen Augen ist ihm das trefflich gelungen. Hätte er den Knaben wie gewöhnlich ausgemalt, so wäre es ein derber Bube, aber kein Himmelskind gewesen. Daß doch die Kenner in den Gemälden immer nur Malerei und nie Poesie suchen, immer nur Körper und nie eine Seele. — Guido soll das Bild haben liegen lassen, um dem Neid der neapolitanischen Maler zu entgehen. Wie wenig kennt man das Gemüth eines Künstlers, wenn man glaubt, daß der Neid anderer Künstler es bewegen könne, seine eigenen Arbeiten minder vollkommen zu machen. Gerade umgekehrt. — In der Sakristei hängt das beste Gemälde, das ich jemals von Spagnolett gesehen habe; freilich ein fataler Gegenstand: ein todter Christus, in Johannes Armen, um den die Mutter weint, und dem Magdalene die Füße küßt; aber die Ausführung ist so schön, daß man den Gegenstand darüber vergißt. Es gibt außerdem hier und in der Kirche noch eine

Menge Gemälde von lauter guten, oder als gut gerühmten Meistern, ich habe aber nicht Lust einen Katalog davon zu liefern, und nenne immer nur das, was einen bleibenden Eindruck auf mich machte. Darum eile ich sogleich in die Zimmer des Priors, die reich mit Gemälden tapezirt sind, unter welchen sich kein einziges schlechtes befindet. Eine heilige Lucia, von Guido Reni, ist zwar ein wenig fett, aber dennoch ein schönes, liebliches Weib. Wer ihre Geschichte nicht kennt, der wird nicht begreifen, warum sie noch ein paar andere Augen auf einem Teller trägt? da doch diejenigen, welche ihr im Kopfe sitzen, völlig hinreichend scheinen, die Sterblichen zu bezaubern. Die Begebenheit ist in der That so einzig, daß sie wohl ein Plätzchen hier verdient. Ein schöner Jüngling hatte sich in die heilige Lucia verliebt, und die heilige Lucia war ihm auch nicht gram. Den größten Eindruck hatte sie durch ihre seelenvollen Augen auf ihn gemacht, aber leider fand er nur seinen irdischen Himmel darin. Das sagte er ihr so oft, und vermuthlich so herzlich, daß die hübsche Heilige — ob der Kühnheit nicht zürnen konnte, ja, daß sie endlich sehr deutlich fühlte, ihre Heiligkeit schwebe in großer Gefahr. Da faßte sie plötzlich in einer heroischen Stunde den vermaledeiten Entschluß, die Klippen aus dem Wege zu räumen, an welchen die Keuschheit ihres Geliebten, und vermuthlich ihre eigene, bald scheitern mußte: sie stach sich die schönen Augen unbarmherzig aus, oder vielmehr, sie ließ sie ausgraben, legte sie auf einen blanken Teller, be-

deckte ſie mit einem andern, und ſandte die leckere Schüſſel dem Jüngling zu. Die Hiſtorie meldet nicht, wie ihm bei dem Anblick zu Muthe geweſen, wohl aber wie die heilige Lucia für ihre Heldenthat belohnt wurde. Der Herr Chriſtus gab ihr nämlich auf der Stelle neue Augen, die vollkommen eben ſo ſchön waren, als die ausgeſtochenen. Nun komme Einer und rühme noch die römiſche Lucretia. Daß ein Frauenzimmer ſich erſticht, um dem Gefühl der Schande auszuweichen, iſt eben nichts beſonderes. Daß aber ein Frauenzimmer ſich unter den fürchterlichſten Schmerzen ihrer größten Schönheit beraubt, blos um das zu vermeiden, was ſonſt alle ſo emſig ſuchen (nämlich ſinnliche Eindrücke hervor zu bringen), das iſt ein Heroismus, den keine Heidin, und wahrlich auch keine andere Chriſtin jemals erreichen wird. — Noch eine herrliche Madonna hängt in des Priors Zimmer, die Mönche konnten mir aber nicht ſagen, von welchem Maler.

In ſeinem Schlafgemach erblickt man über der Thür ein kleines Bild, das ſo hoch gerühmte Kruzifix von Michel Angelo. Man erzählt das Märchen, der Künſtler habe, um ein Meiſterſtück der Natur ganz getreu zu liefern, wirklich einen Menſchen kreuzigen laſſen. Wäre er in der That einer ſolchen abgeſchmackten Barbarei fähig geweſen, ſo hätte er wenigſtens einen gerade gewachſenen Menſchen dazu nehmen ſollen, denn ſein Chriſtus iſt offenbar buckelig. Ich kann mir nicht helfen, und wenn auch die ganze nachplappernde Künſtlerzunft Wehe! über mich ſchreit, und

mir zuruft: Siehſt du nicht, daß der Sterbende ſich gekrümmt hat? ich bleibe dabei, der Chriſtus iſt buckelig; denn ich weiß den Krampf des Todes von einem Buckel auch recht gut zu unterſcheiden.

In einem ziemlich finſtern Winkel ſteht noch ein Bild, welches zwar nicht durch Kunſtwerth, wohl aber durch die Begebenheit, welche Gelegenheit dazu gab, merkwürdig iſt. Eine grauſame Peſt verheerte einſt Neapel, wer fliehen konnte, entfloh dieſer Geißel Gottes. Zu den Karthäuſern flüchteten, im Vertrauen auf die geſunde Bergluft, über hundert Perſonen, und die guten Mönche nahmen ſo viele Flüchtlinge auf, als der Raum nur immer verſtattete. Dann aber ſchloſſen ſie weislich ihre Thür zu, und ſchnitten alle Gemeinſchaft mit der Stadt ab. Das währte ziemlich lange, und der Peſt der Langeweile, die ohnehin in jedem Kloſter zu Hauſe iſt, konnte die Geſellſchaft freilich nicht entgehen. Ein Maler befand ſich darunter (ſeinen Namen habe ich vergeſſen), der vertrieb ſich die Zeit auf eine recht angehme Weiſe, indem er alle im Kloſter befindlichen Perſonen abkonterfeite, und ſie betend zuſammen gruppirte. Vor die Thür des Kloſters hat er die Peſt geſtellt, die mit Gewalt herein zu bringen droht, aber durch den heiligen Bruno beſcheiden zurückgewieſen wird. Das Bild hat jetzt noch ein hiſtoriſches Intereſſe, und muß beſonders, ſo lange noch einer von den Geretteten lebte, ein rührendes Denkmahl geweſen ſein.

Die ſo oft geprieſene, gut und ſchlecht beſchriebene

Aussicht aus den Zimmern des Priors muß man nicht zu genießen verabsäumen. Von den Gegenden umher sage ich gar nichts, man muß sie sehen. Der Anblick der gleich einem Modell unter den Füßen liegenden Stadt ist einzig. In allen Straßen sieht man wie Zwerge das Völkchen krabbeln und wimmeln, und ein dumpfes Gesause von ein paarmalhunderttausend Stimmen, die, in einem einzigen Luftwirbel zusammenfließend, herauftönen, ist auf den Terrassen sehr vernehmlich. — Die Bibliothek soll einen Schatz von griechischen Handschriften besitzen; ich habe sie nicht gesehen, und, nach den Figuren ihrer Besitzer zu urtheilen, liegen sie vermuthlich tief im Staube.

Lebt wohl, ihr freundlichen Mönche! Sie erfüllen wenigstens einen Wunsch des Schöpfers, sie sind froh. Ich gönne es ihnen herzlich, und möchten sie es immer bleiben. Möchte der Greis immer mit seinen Blumen, der Jüngling mit seinen Legenden sich begnügen.

Der Palast Villa franca zu Neapel. Man muß sich eine königliche Erlaubniß verschaffen, um diesen Palast zu sehen, aber es ist der Mühe werth, um diese Erlaubniß nachzusuchen, welche übrigens, auf Verwendung eines fremden Ministers, nie verweigert wird. Außer der Gemäldesammlung ist nichts Merkwürdiges darin, diese aber ist vortrefflich, obwohl nicht zahlreich. Die Krone derselben ist eine Madonna von Raphael. — Weit mehr Ansprüche auf diesen Titel darf eine andere

Madonna von Andrea del Sarto machen, die mit Schönheit und Unschuld Erhabenheit verbindet. Sie muß ich verehren, bewundern, anbeten, sie kann ich nicht lieben. Aber von Mutterschwäche scheint selbst diese Madonna nicht ganz frei gewesen zu sein, denn warum leidet sie, daß der kleine Christus in ihrem Schooße sich mit dem kleinen Johannes um einen Apfel zankt? — Ein wunderschöner Knabe ist freilich ein anderer kleiner Christus, den eine Madonna von Tintoretto auf ihrem Schooße hält, nur verräth er noch keine Spur seines himmlischen Ursprungs, es ist blos ein sehr hübsches Menschenkind, trotz der Engelkette, die (ein drolliger Einfall) statt des Heiligenscheines den Kopf seiner Mutter umgibt. Vermuthlich hat sie eben ihr Morgengebet verrichtet, denn sie hat das Gebetbuch noch in der Hand. Himmel! welche komische Ideen kann doch ein Malerkopf zusammenpaaren. — Doch genug von Madonnen, deren auch hier, wie überall, eine große Menge zu finden sind. Wenden wir uns zu dem schalkhaften Amor von Schidone. Nehmet euch in Acht! er scheint zwar zu ruhen, aber das durchdringende Auge, der kleine Zeigefinger am Munde — gewiß sinnt er auf eine Büberei. — Ich wüßte keine Sammlung so reich an Gemälden des wackeren Schidone. Ein trefflicher Maler war er meistentheils, ein malender Dichter immer. Ihm war es vorbehalten, vom bethlehemitischen Kindermorde dasjenige darzustellen, was allein die Kunst darstellen sollte: nicht diese gräßlich blutenden Kinder, nicht diese Ver-

Fr. v. Langſ. (allein) Endlich ſteh ich am Ziel meiner Wünſche! Er iſt freylich noch ein junger Bär, aber ſie wird ihn noch dreſſiren. Meine mütterlichen Lehren und das Stadtleben war nicht fruchtlos.

Fritz. (kömmt) Sie iſt fort.

Fr. v. Langſ. So bewaffne dich mit dem Schleyer; faſſe Muth! geh hinein als mein lieber Vetter, kehre zurück als mein lieber Sohn.

Fritz. (nimmt den Schleyer) Jetzt hab' ich Courage. Bleiben Sie nur ganz nahe an der Thür; Sie ſollen ſelbſt hören, wie ich meine Empfindungen ausdrücken werde. (ab in Doris Zimmer.)

Fr. v. Langſ. (öffnet eilig ihres Mannes Zimmer) Herr Gemahl! kommen Sie heraus!

Langſ. (inwendig) Schon wieder?

Fr v. Langſ. Geſchwind! geſchwind!

---

zuckungen der Mütter, dieſe viehiſche Wuth der Henkersknechte. Schidone hat einen Soldaten gemalt, der mehreren Müttern, die von ihren Kindern umringt ſind, im Vertrauen erzählt, welch' ein Jammer ihnen bevorſtehe. Herrliche Idee! nur ein trefflicher Kopf konnte ſie faſſen. Das Schrecken, die Angſt der Mütter im Kontraſt mit der Ruhe der ſpielenden und ſchlummernden Kinder — läßt ſich ein Gegenſtand maleriſcher denken? Schade, daß Schidone ihn nicht ſo ſchön ausgeführt als gedacht hat! — Die Magdalena von Titian iſt die wahrſte Magdalena, die ich jemals geſehen habe. Sie liegt nicht, wie ſonſt gewöhnlich, denn warum muß denn die Reue juſt liegen? ſie ſteht, gegen Himmel blickend, und dieſe Thränen, die ſo rührend ihre Wangen herabfließen, ſind nicht Thränen des Kummers, ſondern der innigſten Reue. Die meiſten Künſtler, welche dieſen Gegenſtand behandelten, haben Magdalenen, trotz ihrer Zerknirſchung, immer noch als ein ſchönes blühendes Mädchen dargeſtellt; manchmal ſieht ſie wohl krank und blaß aus, aber ihre kranke Bläſſe iſt nicht Wirkung ihrer Lebensart, ſie gleicht mehr einer liebeſiechen Dirne. Titian hingegen hat ſeiner Magdalena zwar auch Schönheit, hohe Schönheit verliehen, hat auch ſogar das kleine Hilfsmittel verſchmäht, ihr ein krankes Anſehen zu geben; aber dennoch ſieht man es dieſer Schönheit auf den erſten Blick an, daß ſie gemißbraucht worden iſt, und dieſe Behandlung verräth den dichtenden Maler. — Will man von dem tiefen, ſchmerzhaften Eindruck, den jenes Bild

hinterließ, ſich lachend erholen, ſo trete man vor die lachenden Knaben von Parmeggianino, ſie lachen ſo herzlich, daß mein Subkonrektor in Weimar, bei dem ich in Tertia in die Schule ging (der ernſthafteſte Mann, den ich in meinem Leben gekannt habe), gewißlich ſein Schulmonarchengeſicht bei ihrem Anblick entfaltet haben würde. Oder er ſtelle ſich vor den prächtigen Silen von Spagnoletto, der mit ſeiner behaglichen Trunkenheit von den komiſchſten Faunsgeſichtern umgeben, gewiß dieſelbe Wirkung hervorbringen wird. — Den Wechſel dieſer Empfindungen wird ſchnell wiederum ein Meiſterſtück von unſerm Albert Dürer bewirken; Chriſtus am Kreuze, von denen, die ihn liebten, umringt. Welche Köpfe! welch ein ſeelenvoller Schmerz! wie ſchön ſind die körperlichen Leiden mit denen der Seele in dem Chriſtuskopf verſchmolzen! wie ſichtbar hingegen, daß bei den übrigen Perſonen nur die Seele leidet! Großer Dürer! wie tief haſt du empfunden! wie gern verzeihe ich dir die Engelein, die da mit Bechern in den Händen herumflattern, die ſie überall unterhalten, wo Chriſti Blut herausſpritzt, um jedes Tröpfchen aufzufangen. Ich vermuthe, daß dieſes Gemälde von einer adelichen Familie und zwar als ein ex voto beſtellt worden iſt, denn links kniet ein Hausvater mit zwei Söhnen hinter ſich, rechts die Hausmutter mit ein paar Töchtern (lauter treffliche Köpfe), über ihnen das adeliche Wapen, und, was meine Vermuthung rechtfertigt, iſt der Umſtand, daß der Satan in gräßlicher Geſtalt die gute

Dame am Beten zu hindern strebt. Vermuthlich hatte sie oft dergleichen Anfechtungen, und um ihrer los zu werden, gelobte sie dies schöne Bild. Ist es so, so soll der Satan Dank dafür haben, denn man muß auch dem Teufel sein Recht widerfahren lassen. — Fast eben so schöne Köpfe, als Dürer sie schuf, hat ein gewisser Lippi auf einem Gemälde geliefert, welches die heiligen drei Könige darstellt, die bekannten Geschenke bringend. Nur der kleine Christus gleicht einem albernen verzogenen Kinde. — Durch ein treffliches Gemälde in Lebensgröße hat Raphael einem vergessenen, vermuthlich schlechten Dichter die Unsterblichkeit geschenkt, sonst wäre wohl nicht einmal sein Name, Theobaldino, der Vergessenheit entrissen worden. — Zarte, behagliche Empfindung erweckt ein Bild, die Wohlthätigkeit. (Leider ist mir der Name des Meisters entfallen.) Der herrliche Greis, dem die Stufen hinauf geholfen wird; die liegende Mutter, die ihres Kindes Hand ausstreckt, um die Gabe zu empfangen; endlich der Knabe, der schalkhaft seine Hände auf den Kopf eines Lammes legt — Alles ist so lieblich, so wahr. — Wahrer als die Nacht von Caracci, durch die Lüfte fliegend und zwei schlafende Kinder auf den Armen tragend. Es sieht aus, als habe ein Dämon die Kinder aus der Wiege geraubt. Auch scheint sein Pinsel mir hart. — Christoph Columb, von Titian trefflich gemalt, entspricht ganz der Idee, die man von diesem kühnen Manne sich macht. Zwei alte Köpfe von Rembrandt und Rubens, die dicht

neben einander hängen, und um den Preis zu ringen scheinen; ein weibliches Portrait von Spilberg, ein männliches von Vandyk, ein alter Kopf von Schidone, ein Christuskopf von Correggio, dem ich nur die fatale Dornenkrone wegreißen möchte. — Das sind die Meisterwerke, von welchen die Erinnerung sich meinem Gedächtniß am schnellsten eingeprägt hat. Ich habe sie geschildert, wie ich immer pflege, ohne den sogenannten Kunstsinn, blos nach meinem Gefühl. Wer mehr fordert, der suche es in andern Büchern. — Junge Maler haben die Erlaubniß, hier zu kopiren und benutzen sie fleißig. Man findet immer einen kleinen Vorrath von Miniaturgemälden, meist gute Kopien der besten Stücke, die man für einige Dukaten kaufen kann.

Uebrigens wird in diesem Palast eben so wenig als sonst irgendwo in Italien auf Reinlichkeit gehalten. Ueberall ist Schmutz, und vor der ersten Thür schienen sogar die Ziegen ihren Stall gehabt zu haben. Nicht einmal ein Eisen, um die Schuhe daran abzustreifen, ist vor der Thür befindlich.

Capo di monte. So heißt ein königliches Schloß, auf einem hohen Berge gelegen, zu dem man sehr mühsam emporklimmt. Seine kargen Schätze zu betrachten, muß man sich gleichfalls eine ausdrückliche Erlaubniß verschaffen, um welche nachzusuchen kaum der Mühe lohnt. Schon der Eingang zu diesem Musensitze starrt, wie das übrige Neapel, von Schmutz und Unrath. Zur Leibesbewegung läßt sich das Inwendige empfehlen, denn man findet hier

eine ungeheure Menge von Zimmern, Raum genug, um alle in der ganzen Welt zerſtreuten Meiſterſtücke zu faſſen. Die Wände ſind auch alle mit Bildern behangen, aber wahrlich nicht mit Meiſterſtücken. So wie Bürger einſt, aus den ihm zugeſandten Gedichten, einen Schofelalmanach herauszugeben verſprach, ſo ſcheint der König von Neapel hier eine Schofelgallerie haben anlegen zu wollen, und es iſt ihm gelungen. Zwar ſind vierzehn der beſten Gemälde nach Palermo übergeſchifft worden, und als ſie noch hier waren, konnte man vielleicht aus dem alten Kirchenliede ſingen: »Es möchten ihrer etwa fünfe ſein, die thäten nach dem Willen dein;« faſt aber iſt allzuwenig übrig geblieben, um die Barmherzigkeit der Muſen anzuflehen. Höchſtens ein paar Dutzend Bilder, zu Verzierung eines Kabinets kaum hinreichend, ſind des Nennens oder des Lobes werth.

Eine heilige Familie von Schidone iſt ſchön, beſonders Joſeph. Es werden hier noch viele Bilder von Schidone gefunden, man ſcheint aber ausdrücklich ſeine ſchwächſten Werke ausgewählt zu haben. — Ein zahlreicher Hauſe von Engeln, große Studien von Correggio, die er nachher im Dom zu Parma ausführte, mögen allerdings ſehr ſchön ſein, jeder Kopf einzeln betrachtet, iſt ausdrucksvoll, nur iſt auch nicht ein einziger Engelskopf darunter, es ſind lauter Schulbuben, manche derſelben ſind auch recht muthwillig, denn ſie kriechen dem ernſthaften lieben Gott unter den Rock. — Als Gegenſtand der magern Kunſt, als Aka-

demie, ist, um der unnachahmlich schön dargestellten Verkürzung willen, ein heiliger Stephan von Schidone bewundernswürdig. Seine Schwestern ziehen ihm die Pfeile aus dem Leibe. — Ein Portrait von Raphael's Mutter, von Raphael gemalt, ist sehr schlecht, vermuthlich seine erste Schülerarbeit; ich habe es aber doch mit Vergnügen betrachtet, denn ich dachte mir die Freude, welche die gute Mutter bei dieser ersten Probe von ihres Sohnes Talent empfunden haben mag. — Viele Portraits von Tizian, auch Miniaturen, entschädigen hie und da für die elenden Pinseleien. — Ein schlafender kleiner Christus von Guido Reni würde entzücken, wenn die fatale Dornenkrone und die Marterwerkzeuge nicht zu seinen Füßen lägen. Lieber wendet man sich dann zu dem schlafenden Amor von Parmeggianino, dem die muthwilligen Genien die Pfeile stehlen. — Eine heilige Familie von Andrea del Sarto zieht an, eine andere von eben dem Meister stößt zurück, denn der kleine Johannes hat einen so unausstehlich fehlerhaft verkürzten Arm, daß es auch jedem Laien beim ersten Blick auffallen muß. Der Führer behauptete, das Bild sei bei der Restauration verdorben worden. — Eine Judith (ich habe vergessen von welchem Meister), ist die erste Judith, bei der ich gern verweilte. Sie ist geschildert im ersten Augenblicke nach der unweiblichen That. Ihre Magd ist beschäftigt, den Kopf in den Sack zu stecken. Sie selbst trägt eine Lampe, hält die Hand vor das Licht, und sieht starr in einen Winkel, als fürchte sie noch etwas. Man

könnte fragen: was fürchtet sie? Holofernes ist ja schon todt! — Aber wahrlich, der Künstler, der auf das Gesicht eines Weibes, nach einer solchen That, den Ausdruck der Furcht und des starren Schreckens zeichnet, der sie gleichsam Gespenster in jedem Winkel erblicken läßt, hat das menschliche Herz tiefer studirt, als der sie triumphirend mit dem Kopfe in der Hand zur Schau stellt. — Von Giulio Clavio, demselben, der den berühmten Codex des Tasso mit so schönen Gemälden verzierte, befindet sich hier ein treffliches Portrait. — In den Köpfen des heiligen Peter und des heiligen Hieronimus hat Guercini Meisterstücke geliefert. Ich kann eine große Antipathie gegen alle Heiligen nicht ableugnen, und sollte ich jemals Abbildungen von ihnen in mein Zimmer hängen, so dürften es nur diese sein. — Lieber nähme ich aber noch den Bauer zwischen zwei Zigeunerinnen von Michel Angelo Caravaggi, wenn nur nicht eine derselben, indem sie dem Bauer die Taschen bestiehlt, mit der andern Hand das leichtfertige Zeichen machte, dessen ich bei der Beschreibung der Wasserbuden in Neapel erwähnt habe. Die andere wahrsagt ihm. Das Ganze ist von unübertrefflicher Wahrheit. — Bei Betrachtung eines Satyrs, der eine Statue des Bacchus mit Weinlaub bekränzt, hört man gern den Namen Mattheis nennen, da man gewöhnlich diesen braven Künstler nur in den abgeschmackten frommen Gegenständen bewundern muß. — Eine Abnahme vom Kreuz von Albert Dürer hat zwei vortreffliche Köpfe aufzuweisen, nämlich

den der Maria und den des Johannes. Nie bildete ein Maler den Schmerz sprechender als Albert Dürer. Die übrigen Köpfe sind schlecht, sehr schlecht; man sagte mir aber, das Ganze habe gelitten. — Keine liebende Mutter wird an dem Bilde der Madonna von Karl Maratti ungerührt vorüber gehen. Das Kind schläft, die Mutter bedeckt es himmlisch lächelnd mit ihrem Gewand. — Eine Hauptzierde der ganzen Sammlung ist ein großes, reiches Gemälde, die Kreuzigung Christi, von einem Maler, den ich mit Erstaunen zum ersten Male nennen hörte, von Bernardo Gatti. Warum ist der Mann nicht berühmter? Komposition, Zeichnung, Kolorit, Ausdruck der Köpfe, alles scheint mir vortrefflich; auch ist es wahrlich ein Zug des Genies, wenn gleich keines frommen Genies; daß der Maler in das Gesicht des bösen Schächers weit mehr Geist und Kraft gelegt hat, als in das seines bekehrten Nachbars. — Siehe da, ich bin wahrhaftig schon fertig mit der ganzen, mehrere tausende von Gemälden enthaltenden Gallerie. Wer zuletzt noch einen fröhlichen Eindruck mit herausnehmen will, der werfe im Vorbeigehen einen Blick auf das spaßhafte Bild, auf welchem sechs Blinde einander an den Rockzipfeln halten; der erste ist ihr Führer, er thut einen Fehltritt, burzelt, und alle übrigen burzeln hintendrein.

Spazirfahrt nach Puzzuoli. Wenn man die Enthusiasten von den vielen Wunderdingen reden hört, die in und um Puzzuoli zu schauen sind, so fährt man mit großen

Erwartungen dahin, und findet — ein paar Merkwürdigkeiten; das meiſte iſt nicht des Anſehens werth. Zuerſt führt der Weg durch die berühmte Grotte von Pauſilipp. Es iſt aber keine Grotte, ſondern ein breiter, wohlgepflaſterter Fahrweg, der, zum höchſten Erſtaunen Aller, die ihn zum erſten Mal ſehen, mitten durch den Berg führt, und ſo lang iſt, daß man, im ſtarken Trabe, dennoch fünf Minuten zubringt, ehe man jenſeits anlangt. Es iſt Einem gerade ſo darinnen zu Muthe, als ob man durch das Thor und die dunkeln Gewölbe einer Feſtung führe. Höchſt ſeltſam iſt der Weg, und eben durch ſeine Seltſamkeit imponirt er, an einigen Orten auch durch die gewaltige Höhe des Gewölbes, die über achtzig Fuß beträgt. Sonſt iſt die Fahrt hindurch wahrhaftig nicht angenehm, denn erſtens iſt es ſehr dunkel darin, das Licht fällt blos von beiden Enden hinein, und da Ein- und Ausgang weit über zweitauſend Fuß von einander entfernt liegen, ſo kann man ſich leicht vorſtellen, daß es in der Mitte unmöglich iſt, eine Nähnadel einzufädeln. Zwar hat man noch von oben ein paar kleine ſchräge Oeffnungen anzubringen geſucht, ſie helfen aber wenig, zumal da ſie mit Geſträuch verwachſen ſind. Seneca ſpricht ſchon von der dicken Finſterniß in dieſer ſogenannten Grotte. Zweitens verurſacht die ewige Trockenheit der Höhle, daß ſie immer mit Staub angefüllt iſt. Oft werden Viehherden durchgetrieben, und dann iſt der Staub ganz unerträglich. Dabei befürchtet man, in der Mitte alle Augenblicke an andere entgegenkommende Wagen zu rennen,

oder Fußgänger an die Mauer zu quetschen. Kurz, man ist herzlich froh, wenn man glücklich hindurch ist. Daß dieser sonderbare Weg blos angelegt worden sei, um nicht über den Berg oder am Meeresufer fahren zu müssen, kann ich mir nicht vorstellen. Gewiß haben diejenigen Recht, welche vermuthen, daß man anfangs zum Bauen Steine und Sand aus dem Berge geholt, daß nach und nach eine immer tiefere Höhle entstanden, bis man endlich auf den Einfall gerathen, sie vollends durch zu graben. Sie war auch in den ältesten Zeiten weit niedriger. Mehrere Könige und Vicekönige haben sie erweitert, erhöht, gepflastert, und vor allen Dingen — mit einer Kapelle versehen, in welcher, da sie gerade in der Mitte angebracht ist, natürlich nur bei brennenden Lichtern gebetet werden kann. Der Einsiedler, der hier wohnt, sollte eigentlich immer ein Blinder sein, da er seiner Augen hier gar nicht bedarf. — Hat man die Grotte verlassen, so fährt man rechts zum See Agnano hinab. Man hält das Bett dieses Sees für einen ausgebrannten Vulkan; andere meinen, es habe vormals ein Landhaus des Lucullus hier gestanden. Jenes will man durch die schwefelichten Ausdünstungen und das Kochen des Wassers, dieses durch noch vorhandene Trümmer beweisen. Was mich betrifft, ich habe weder das Wasser kochen, noch auch Trümmer gesehen, sondern nichts als einen schönen See, auf dem wilde Enten waren, die niemand schießen darf, als der König. Den Schwefeldunst habe ich freilich auch gerochen, aber er schien mir nicht aus

Neunte Scene.

Herr v. Langſalm. Frau v. Langſalm.

Langſ. Mein Schatz; Sie wiſſen, daß ich kein Liebhaber von Geſchwind bin, und daß mir auf der Welt Niemand fataler iſt, als ein Courier oder ein Laufer.

Fr. v. Langſ. Stille! wir wollen zuhören, wie Vetter Hurlebuſch ſich gegen Doris erklärt.

Langſ. Zuhören? wohl, wohl. Das iſt eine meiner angenehmſten Beſchäftigungen.

Fr. v. Langſ. Wir wollen uns dabey unſers eignen Brautſtandes erinnern.

Langſ. Ach ja! — kann ich auch dabey ſitzen?

Fr. v. Langſ. Warum nicht? wir wollen uns recht zärtlich neben einander ſetzen.

Langſ.

dem See zu steigen, denn dicht am Ufer liegt die Hundsgrotte, und wenig Schritte davon das Schwitzbad irgend eines Heiligen. Die berühmte Hundsgrotte ist ein bloßes Loch im Berge, durch eine elende hölzerne Thüre verschlossen. Die sogenannte Schwefelhöhle bei Pyrmont ist weit schöner, und die Wirkung des Ganzen dort eben so stark. Man martert einen armen Hund, indem man ihn bei allen vier Beinen faßt, auf den Boden der Grotte legt, und seinen Kopf niederdrückt. In wenig Augenblicken fängt er an stark zu athmen, und, wenn er halb todt ist, wirft man ihn heraus, auch wohl in den See, wo er sich bald wieder erholt. Es ist ein unangenehmes Schauspiel, und die Hunde, welche ausdrücklich zu diesem Experiment gehalten werden, haben vom Schicksale wohl das härteste Los empfangen. Thiere quälen ist immer ein Verbrechen, aber sie vollends blos darum zu quälen, damit ein neugieriger Reisender überzeugt werde, es steige hier eine schädliche fixe Luft aus dem Boden, das sollte die Regierung nicht dulden; der Reisende darf sich ja nur bücken, und die Nase an den Boden halten, so wird er's schon riechen. Oder er begnüge sich mit dem zweiten Experiment, wo der Führer eine Fackel anzündet; die Flamme lodert hell, sobald er sie aber gegen den Boden hält, verlischt sie augenblicklich. Er wiederholt das öfter, und es sieht in der That recht artig aus, kostet auch weder Menschen noch Vieh einen schweren Athemzug. — Das Schwitzbad zu besuchen will ich Niemanden rathen, der empfindliche Nerven

hat. Eine gewölbte kleine Kammer ist über einem Schlunde erbaut, der stets raucht, und einen erstickenden Schwefelgeruch ausdampft. Für manche Krankheit soll das Bad doch sehr heilsam sein, und das glaube ich gern; nur meine ich fast, es sei besser krank zu bleiben, als hier alle Tage Stunden lang zu ersticken.

Durch sehr rauhe Wege kehrt man vom See Agnano auf die Landstraße von Puzzuoli zurück. Hat man das Meeresufer erreicht, so stößt das Auge an die kleine Insel Nisida, eigentlich nur ein kleiner Berg, der sich von allen Seiten steil aus dem Meere erhebt, grün bewachsen ist, und einen artigen Anblick gewährt. Er soll vormals mit dem festen Lande zusammen gehangen, und zu der Villa des Lucullus gehört haben. Im Mittelalter hieß diese Insel San Salvadore. Constantin der Große — so nennen ihn die Mönche — schenkte ihn den Mönchen. Jetzt ist eine kleine Quarantaine daselbst errichtet. Kauffartheischiffe werden in dieser Absicht dahin gesandt. Schiffe habe ich auch wirklich da liegen sehen, aber was die Quarantaine betrifft, so hält man es, für einige Piaster, damit nach Belieben. Das merkwürdigste von dieser Insel ist, daß ein junger Frankfurter Kaufmann, Namens Estermann, (wo ich nicht irre) sie gekauft hat, und kultiviren will. Der Einfall ist um so sonderbarer, da die Luft daselbst schon bei den Alten durch ihre Ungesundheit übel berichtigt war. Auch wird manches Jahrzehend verstreichen, ehe sein Kapital sich verzinsen wird.

Bei Fortsetzung des am Seeufer angenehm sich hinziehenden Weges erblickt man nun auch den Neuenberg (monte nuovo), an dem gar nichts zu sehen ist, denn er sieht aus wie alle andere Berge. Daß er erst vor ein paar hundert Jahren plötzlich entstanden, soll ihn merkwürdig machen; aber ich meine, alle die Berge hier herum sind gleichen Ursprungs, hundert Jahre früher oder später, das kommt auf eins heraus.

Jetzt halten wir vor dem Thore von Puzzuoli, steigen aus, und klimmen rechter Hand zu Fuß einen sanft abhängigen Hügel hinauf, bis man uns ein Thor öffnet, welches sich von allen andern Thoren in der Welt dadurch unterscheidet, daß es nicht irgend ein Gebäude, sondern eine große runde Ebene verschließt, die rings umher mit steilen nackenden Felsenwänden eingefaßt ist. Dampfte, beim Eintritt in dieses Thor, dem Reisenden nicht Schwefelgeruch entgegen, so würde er nie glauben, der fürchterlichen Solfatara so nahe zu sein, denn was er sieht, verkündigt eher einen Park, als eine unterirdische Werkstatt der Hölle. Freilich überzeugt der erste Blick, den man umher wirft, daß hier vormals der Krater eines feuerspeienden Berges gewesen, aber man wandelt lange Zeit recht lieblich einen geschlängelten Fußpfad, zwischen Kastaniengebüsch, und nur der kleinste Theil dieser Ebene, zu welchem man erst zuletzt gelangt, ist nackt und graulich anzuschauen. Sobald man aus dem Gebüsch heraustritt, macht man Halt, um einem Kerl zuzusehen, der einen

großen Stein hebt, und ihn mit aller Gewalt gegen den Boden wirft. Sogleich bebt die Erde, und ein dumpfes unterirdiſches Rollen beweiſt, daß man nur auf dünner Rinde wandelt, welche ewige Gluten deckt. Das Experiment, welches öfter wiederholt wird, iſt ein wenig ängſtlich anzuſehen und anzuhören. Man kann ſich des Gedankens nicht erwehren, daß das dünne Gewölbe, immer an einer und derſelben Stelle geſchlagen, doch endlich einmal durchbrechen möchte, zumal wenn man weiß, daß viele Naturkundige mit Gründen behaupten, dieſer Vulkan ſei noch gar nicht ausgebrannt, ſondern werde gewiß einſt plötzlich ſeine Stelle unter den aktiven Vulkanen wiederum einnehmen. — Der Rauch, den man hie und da hervorquillen ſieht, gibt dieſer Vermuthung noch mehr Wahrſcheinlichkeit. Einige Schritte weiter ſtößt der Führer eine Schaufel in den Boden, holt ein wenig Erde heraus, und muthet dem Reiſenden zu, die Hand darauf zu legen, welches dieſer thun mag, wenn er Luſt hat, ſie zu verbrennen. Die ganze Bergwand an dieſer Seite raucht; ein dicker Qualm aber erhebt ſich aus einem Schlunde, den man mit einer Mauer eingefaßt hat. Ein Blick hier hinein iſt ein Blick in die Hölle. Zwar ſieht man keine Flammen, aber man pflegt eine große Menge Ziegel hinein zu werfen, damit der Schwefel ſich daran hängen ſoll, der in den Monaten Juli und Auguſt eine reiche Ernte gibt. Dieſe mit goldgelbem Schwefel dick überzogenen, und im dickſten Rauche liegenden Ziegel, ſehen natürlich aus, als ob ſie

glühten, und die große Hitze, die man in der Nähe spürt, macht die Täuschung vollkommen. — Weiter ist auf dieser gräßlichen Ebene nichts zu sehen. Man ist froh, wenn man sie wieder im Rücken hat.

Der Cicerone geleitet den Fremden durch einen weit unbequemeren Fußsteig wieder herab, um ihm einige Pflastersteine zu zeigen, die er via appia nennt, und mehrere alte Mauern, die er für römische Paläste ausgibt. Endlich erreicht man das Amphitheater, welches fast eben so groß war, als das Coliseum zu Rom, dessen Trümmer aber bei weitem nicht so merkwürdig sind. Inwendig ist alles mit Erde und Bäumen bedeckt, und der Hügel, von welchem man die Arena betrachtet, ist ein künstlicher Hügel, dem die ehemaligen Sitze des Volks zur Unterlage dienen. Weiß man nichts davon, so wird man inwendig nie errathen, daß man sich in einem berühmten Amphitheater befindet. Eine demüthige Weinbergshütte steht auf dem Platze, wo einst, nach Sueton's Erzählung, ein stolzer Senator sich beleidigt fand, daß man seiner im Gedränge nicht achtete, und dadurch sogar ein Gesetz Kaiser August's veranlaßte. Jetzt ist hier keine Rangstreitigkeit, der Winzer lebt mit seinen Schweinen und Kühen in vollkommener Gleichheit und Eintracht, und die Behältnisse, in welche man vormals wilde Thiere sperrte, dienen ihm zu Kellern und Ställen. Von außen sind noch einige Portiken und Corridors ziemlich wohl erhalten, aber man hat sie durch einige Kapellen verunreinigt, und eine neuere In-

ſchrift erzählt, daß der heilige Januarius hier eine Märtirerkrone errungen.

Ziemlich unbefriedigt ſetzt man die Wallfahrt fort, und hofft auf den Tempel der Diana, der nun erſcheinen ſoll. Lieber Himmel! da drüben im Weinberge ragt ein Stück altes Gemäuer hervor, das iſt der Tempel der Diana. Man könnte es eben ſo gut mit jedem andern Namen taufen. Vielleicht iſt der Tempel des Neptun merkwürdiger? — Ach nein! da liegt er gerade gegenüber. Der Trümmer ſind ein wenig mehr, aber nichts verräth ſeine alte Beſtimmung. Cicero ſagt irgendwo: »Da liegt Puzzuoli vor uns, aber wir ſehen nicht unſern Freund Avienus, der vielleicht in dieſem Augenblick unter den Porticus des Neptun ſpaziren geht.« — Jetzt iſt da kein Porticus, wo man ſpaziren gehen kann, ſondern blos ein gemeiner Taubenſchlag klebt an der Mauer, die einſt den Cäſar opfern ſah, als er in den Krieg gegen Antonius zog.

Ich mag den Leſer nicht ermüden, indem ich ihm einen Katalog der prunkenden Namen liefere, die hier alten Steinhaufen beigelegt werden. Man geht noch an allerlei dergleichen vorüber. Bald ſoll es ein Landhaus des Cicero, bald ein Tempel der Nymphen ſein. Des Beſchauens werth iſt nur der Tempel des Jupiter Serapis, von dem noch drei ſtehende und einige liegende Säulen, zweiundzwanzig Kammern ringsumher, ein ſchöner, mit weißen Marmor-Quadern gepflaſterter Fußboden, eine runde Erhöhung zum Opfern, Ringe von Bronze, an welche die

Opferthiere gebunden wurden, und mehrere Trümmer zu sehen sind. In die a Kammern harrten einst die Kranken auf weissagende Träume. Hätte der König nicht zweiundzwanzig der schönsten Säulen wegbringen lassen, so würde dies schöne Denkmahl des Alterthums noch weit imposanter sein. Es ist erst vor fünfzig Jahren entdeckt worden, und lag vermuthlich lange unter Meereswellen begraben, denn die Meerwürmer, die man deshalb Lithophagen nennt, haben bis zu einer gewissen Höhe die Säulen sehr zerfressen.

Im Vorbeigehen mag man zuletzt noch einen Blick auf die Ruinen des alten Molo werfen, den man gewöhnlich die Brücke des Caligula nennt, und dabei das Märchen erzählt, Caligula habe sie bis Bajä hinüber fortbauen wollen. Jetzt scheint es nur noch, als habe man große Steine in gerader Linie, gleichsam um einen trocknen Steg zu machen, in die See geworfen. Es ist gar nichts davon zu sehen; und fast möchte ich behaupten, das sei der Fall mit zwei Dritteln aller solcher Ruinen, welchen blos Erinnerung und Ehrfurcht vor dem Alterthum noch eingebildeten Werth leihen können.

---

2. Theater zu Neapel.

Als ich hier zum ersten Male das Theater besuchte, welches das Florentiner (dei Fiorentini) genannt wird (nach der Straße, in welcher es liegt), da hatte man ein neues Stück angekündigt: Marwell und Malwin.

Die Deutschen müssen nicht glauben, daß die Komödienzettel in Italien so unterrichtend seien, wie bei uns; in Neapel werden vollends gar keine gedruckt, sondern man begnügt sich, an beiden Eingängen der Straße, in welcher das Theater befindlich, eine hölzerne Tafel an einem Stricke so aufzuhängen, wie an mehrern Orten die Laternen aufgehängt werden, nämlich über der Mitte des Weges in der Luft schwebend. Auf dieser Tafel steht mit großen Buchstaben geschrieben: 1. der Name des Theaters, 2. der Titel des Stücks, 3. der Tag der Aufführung, allenfalls noch mit hinzugefügter Stunde des Anfangs. Endlich steht zuweilen, aber selten, ganz unten noch eine kleine Bemerkung, zum Exempel: mai più ripresentata (ist noch nie gespielt worden), oder auf allgemeines Verlangen wiederholt, und dergleichen. Außer dieser schwebenden lakonischen Einladung sind nur noch ein paar dergleichen auf einigen Hauptplätzen Neapel's an die Mauer geheftet. Man erfährt also durchaus nichts, als den trockenen Titel des Stücks. Wer der Verfasser und ob es Original oder Uebersetzung? welche Personen darin vorkommen? wer die Rollen spielt? was die Entree kostet? u. s. w. von alle dem kein Wort. Man muß gestehen, daß wir Deutsche es in Komödienzetteln viel weiter gebracht haben; bisweilen liegt ein wahrer Schatz von Kenntnissen in unsern Komödienzetteln, und ich getraue mich zu behaupten, daß ein Philosoph wie Voltaire's Zadig aus ihnen vielleicht die Sitten und den Charakter der Einwohner größtentheils

errathen könne, in deren Mitte sie gedruckt worden. Hält man mich beim Wort, so vergönne man mir eine kleine Abschweifung: aus einem Berliner Komödienzettel zum Exempel schließe ich: daß die Berliner ihren König ehren — daß sie das Neue lieben — daß sie ein wenig bequem sind — daß sie Bescheidenheit zu schätzen wissen — daß sie die Sitten der Franzosen nicht angenommen haben — daß sie gern zukünftige Dinge vorher wissen mögen — daß sie Gastfreiheit üben — und Gott weiß, was sich noch alles daraus entziffern ließe. Hier ist der Beweis: die Berliner ehren ihren König, denn — ich lese, daß zur Feier seines Geburtsfestes ein Prolog gesprochen wird. Sie lieben das Neue, denn — sonst würde man bei neuen Stücken die Bemerkung nicht hinzufügen, daß es zum ersten Male gegeben werde. Sie sind bequem, denn — sie lassen sich nicht blos unterrichten, wann das Stück anfängt, sondern auch, wann es aufhört, damit sie sicher sind, daheim den Tisch gedeckt zu finden. Sie schätzen Bescheidenheit, denn — der berühmte Iffland läßt seinen Namen ohne Herr drucken. Sie haben die Sitten der Franzosen nicht angenommen, denn — wenn sie um sechs Uhr zu Mittag speiseten, so könnte das Schauspiel nicht um halb sechs Uhr seinen Anfang nehmen. Sie mögen gern zukünftige Dinge vorher wissen, denn — das Repertorium der ganzen Woche wird ihnen für sechs Pfennige feil geboten. Sie üben Gastfreiheit, denn — alle Augenblicke findet man Gastrollen angezeigt. Was läßt sich gegen meine

Schlüsse einwenden? in Neapel muß ich es wohl bleiben lassen, dergleichen zu drechseln; da sitze ich und erwarte mit gebührender Resignation die neue Bekanntschaft der Herren Marwell und Malwin. Aber siehe da, es sind alte Bekannte, ich erinnere mich ihrer, so bald der Vorhang aufgerollt worden, es ist der Opfertod, eines von meinen vielen Kindern, die, bald gehätschelt, bald gemißhandelt, in der weiten Welt herum laufen. Dieses hier durfte sich eben nicht über Mißhandlung beklagen; das Stück war treu und gut übersetzt, wurde brav gespielt, herzlich aufgenommen, und mußte, obgleich schon eine andere Vorstellung angekündigt war, am andern Tage wiederholt werden.

Nur drei kleine Veränderungen hatte man sich zu machen erlaubt, und diese Veränderungen sind es eben, um deren willen ich der ganzen, übrigens unbedeutenden Begebenheit erwähne, denn sie scheinen mir eben so viele Charakterzüge der Italiener. Im ersten Akt hat man die Scene weggelassen, wo der hungernde Vater die Semmel in seines Kindes Hand gewahr wird, und, vom Hunger überwältigt, einigemal im Begriff steht, sie ihm zu entreißen, allein sein Bedürfniß bekämpft, als er hört, daß sein guter Knabe selbst halb verschmachtet ist. Eine solche Darstellung ist also dem Volke zu stark, in dessen Mitte einst Ugolino verhungerte. Auf allen ihren Straßen sehen sie täglich die scheußlichsten Scenen des Elends, und gehen ungerührt vorüber, aber auf der Bühne werden sie

Langſ. Recht zärtlich, ach ja! (ſie ſetzen ſich neben Doris Thür.)

Fr. v. Langſ. (die zunächſt ſitzt und horcht) Ich höre ſeufzen.

Langſ. So?

Fr. v. Langſ. Erinnern Sie ſich noch, wie auch Sie ſeufzten?

Langſ. O ja, ich ſeufze noch immer!

Fr. v. Langſ. (horchend) Stille! jetzt werden die Seufzer laut.

Felix. (inwendig) Liebe gute Couſine! ich komme mit ausdrücklicher Bewilligung meiner Tante.

Fr. v. Langſ. Der gute Junge! welchen Reſpect er für mich hat.

Langſ. Das ganze Haus hat Reſpect für Sie.

Felix. (inwendig) Ochon längſt liebt' ich Sie im Stillen.

Fr. v. Langſ. Grade ſo ſprachen Sie auch zu mir.

Langſ. That ich das? ey! ey!

Felix.

zu sehr davon angegriffen. Ich habe in Deutschland ähnliche Urtheile darüber gehört: ich kann mir aber nicht helfen, ich rechne die Scene doch immer unter die besten, die ich jemals geschrieben, oder vielmehr empfunden habe, und wer weiß, was man davon sagen würde, wenn sie in einem Stücke von Shakespeare vorkäme, dessen Lear übrigens weit gräßlicher ist.

Die zweite Veränderung ist ein Zusatz. Ich habe nämlich zu Anfang des zweiten Akts einen öffentlichen Garten geschildert, in welchem spazirt, gespielt, gegessen, getrunken, kurz alles das getrieben wird, was an solchen Orten getrieben zu werden pflegt. Bei mir erscheinen jedoch aus guten Ursachen lauter Mannspersonen, auch greifen die einzelnen, dem Scheine nach abgerissenen Scenen alle in das Ganze ein. Das war dem Italiener zu einförmig. Mit dem Geschmack seiner Nation vertraut, setzte er auch zwei Damen an ein Tischchen, welche sich von der Eifersucht ihrer Männer unterhalten. Ob das übrigens ieher passe oder nicht? ob es den Zusammenhang zerstückle oder nicht, das gilt ganz gleich.

Die dritte Veränderung ist abermals ein Zusatz. Bei mir rettet ein biederer Packträger den unglücklichen Marwell aus den Wellen der Themse, und schlägt jede Belohnung edelmüthig aus. Das war dem Italiener nicht genug. Bei ihm macht er noch die silbernen Schnallen aus den Schuhen und bezahlt damit dem hartherzigen Hausherrn Marwell's schuldige Miethe. Ich wiederhole es: diese drei Ver-

änderungen kommen mir so charakteristisch vor, daß sich die wichtigsten Resultate daraus herleiten lassen. Ein Volk, das nur durch romantischen Edelmuth gerührt wird, ist des wahren Edelmuths selten fähig: einem Branntweintrinker schmeckt der Wein nicht. Wer Scenen des höchsten Elends — hier ein gewöhnliches Straßenschauspiel — auf der Bühne nicht sehen mag, der beweist, daß er auf der Straße sein Auge davor verschließt, und in der That ist das der Fall. Nur ein Beispiel unter tausenden. Ich ging eines Tages auf dem Molo spaziren, es hatte ziemlich stark geregnet, das Pflaster war feucht und schmutzig. Ein Knabe von etwa dreizehn Jahren lag ganz nackend in der Mitte der Straße, denn ein paar handbreite Lumpen, die seine Schamtheile bedecken sollten, aber nicht bedeckten, kann ich für keine Bekleidung gelten lassen. Er lag da in sich gekrümmt, der Kopf ruhte auf dem Pflaster, er richtete sich nie auf, bettelte auch nicht eigentlich, sondern wimmerte blos. Viele hundert Menschen gingen an ihm vorüber — ich habe genau Achtung gegeben — die meisten sahen gar nicht hin, sondern setzten ihr Gespräch fort, als ob sie gar nicht ahneten, daß dies nackte wimmernde Wesen ein Mensch sei. Die Wenigen, die hin sahen, thaten es weder mit Mitleid noch mit Ekel, sondern mit dem unbefangenen Blicke, den man zu haben pflegt, wenn das Auge zufällig auf einen gleichgiltigen Gegenstand fällt. Auch mehrere Mönche, die immer sechs oder acht Mann hoch paarweise spaziren gehen, streiften mit ihren Kutten an seine Blöße (ja wahrlich! so nahe gingen sie vorüber), aber ihre

frommen ſchielenden Blicke ſahen das verſchmachtende Kind nicht, und auf ihren dummen Geſichtern war eben ſo wenig zu leſen, als auf dem Hintertheil eines Menſchen. — Doch ich breche hier ab. Der lebhafte Unmuth wägt die Worte nicht.

Die Schauſpielergeſellſchaft der Florentiner iſt gerade nicht vortrefflich, aber doch gut. Der alte Pinotti zeichnet ſich ganz beſonders aus; er dürfte in komiſchen und treuherzigen Rollen ſich mit den beſten unſerer deutſchen Schauſpieler meſſen (etwa Iffland und Weidmann ausgenommen), auch iſt er ein großer Liebling des Publikums, dem ein frohes Gemurmel entſchlüpft, ſo oft er erſcheint. Die erſte Liebhaberin iſt etwas zu alt und auch ein wenig manierirt. Der erſte Liebhaber hat mir beſſer gefallen, als er den Neapolitanern zu gefallen ſcheint. Sie können ihn nicht leiden, ich weiß nicht, warum. Er hat die ſchwere Rolle des Maxwell, bis auf einige Kleinigkeiten, ſehr brav dargeſtellt. Eines Tages darauf ſah ich den Hausverkauf von Düval, und noch ein anderes Stück aus dem Franzöſiſchen: das Geheimniß und die Eiferſüchtige (das letzte wird in Berlin als Oper, blos unter dem Titel: das Geheimniß, geſpielt), man ſieht, daß die Italiener ſich blos mit Ueberſetzungen behelfen, denn außer ihrem matten Federici haben ſie keinen jetzt lebenden Originaldichter. Es verſteht ſich, daß ich nur vom Luſtſpiel und Drama ſpreche; denn die tragiſche Muſe hat Italien mit einem ihrer Lieblinge, Alfieri, beſchenkt.

Das Vergnügen, welches man im Theater der Florentiner genießen könnte und wirklich genießt, wird sehr durch die Lebensgefahr verbittert, der man sich beim Hinein- und Herausgehen Preis geben muß. Man denke sich eine Straße, in der es nur zwei neapolitanischen Kutschern möglich ist, einander auszuweichen, wobei sie nicht umhin können, die Bäuche der an die Wand gepreßten Fußgänger zu streifen. »Was kümmert das mich?" möchte Jeder denken, der Geld genug hat, einen Wagen zu bezahlen, „ich fahre, und kehre mich den Henker daran, ob meine Räder ein halbes Dutzend Menschen zerquetschen oder nicht." — Mit Erlaubniß, Herr Egoist, auch das Fahren schützt Ihre eigene werthe Person noch lange nicht. Ich bin das erste Mal auch gefahren, aber — die enge Straße ist zugleich sehr abhängig und mit wohlbehauenen Quadersteinen gepflastert; da muß der Wagen sehr leicht sein, wenn die Pferde vermögend sein sollen, ihn aufzuhalten. Die armen Thiere straucheln und schurren alle Augenblicke, und ich war keine zwanzig Schritte entfernt, als das eine derselben stürzte und fürchterlich schnaubend unter der Deichsel lag. Wir mußten über Hals über Kopf aus dem Wagen springen, und froh sein, so abzukommen. Seitdem zog ich das Zufußegehen vor, es ist doch minder ängstlich. Da läßt man sich nun durch den Bedienten eine Fackel vortragen, aber diese Fackel muß schon ausgelöscht werden, wenn man wenigstens noch fünfzig Schritt vom Theater entfernt ist, vermuthlich, weil man unmöglich mit einer brennenden Fackel den gedrängten

Haufen durchschneiden könnte, ohne den Leuten die Haare und die Kleider zu versengen. Man könnte auf diese Weite von fünfzig Schritten die Fackel auch wohl recht gut entbehren, wenn nur das Polizeigesetz befolgt würde, welches verordnet, daß auch kein Wagen weiter als bis zur Straßenecke fahren soll. Dies Gesetz hat aber das Schicksal aller Polizeigesetze: Anfangs ist darüber gehalten worden, jetzt kehrt sich Niemand mehr daran, wenigstens glaubt der vornehme Uebermuth sich davon dispensiren zu können; man hat also mit Pferdeköpfen und Deichseln und Rädern bei jedem Schritte zu kämpfen. Hat man sich endlich bis zum Eingange durchgeschlagen, so findet man einen Gang und eine Treppe, beide höchstens fünf Fuß breit. Durch diese Schlucht wälzt sich der ganze Menschenstrom auf und nieder, und diese Schlucht ist der einzige Aus- und Eingang. Sollte einmal Feuer hier auskommen, so lege sich nur jeder ruhig in seiner Loge nieder, und lasse sich schmoren, an Rettung ist nicht zu denken. So ist eins der königlichen Haupttheater beschaffen.

Das Inwendige ist eben nicht groß, aber recht artig; fünf Reihen Logen erheben sich über einander. Das Ganze hat, wie hier alle Theater, die Gestalt eines Hufeisens, und ich glaube in der That, daß diese Form wohl die beste sein mag. Es wird viel Raum dadurch gewonnen, und man kann überall gut sehen. Die Dekorationen sind sehr mittelmäßig, der Vorhang bedeckt nicht einmal ganz die Bühne; man wird auf beiden Seiten, durch einen mehr als hand-

breiten Raum, sehr deutlich die ersten Coulissen gewahr. Da haben denn freilich die Schauspieler nicht nöthig, sich große Löcher in den Vorhang selbst zu reißen. — Die Hitze ist unausstehlich. Eine große runde Oeffnung in der Decke würde dieser Beschwerde abhelfen, wenn man sie nicht gleich verschlösse, so bald der Kronleuchter hinaufgezogen worden. Oeffnet man die Loge, so ist der Zug unleidlich. — Von der sehr guten Opera bussa, welche hier auch gegeben wird, will ich, um nicht zu lange bei einem Gegenstande zu verweilen, an einer andern Stelle reden.

Das Theater San Carlo. Das erste in Neapel und das größte in Europa. Ich habe es erst ein einziges Mal gesehen, aber in seiner ganzen Pracht. Es war am Feste des Heiligen, der ihm den Namen geliehen. Die königliche Familie hatte sich im größten Prunk eingefunden. Die Prinzessinnen flimmerten von Diamanten. Alle Logen waren mit geputzten Damen garnirt, welche alles, was sie nur von Brillanten hatten auftreiben können, an diesem festlichen Tage zur Schau trugen. Hier galt es, *gesehen zu werden*, und dieser höchste weibliche Genuß war hier in seiner ganzen Fülle zu erreichen, denn an der Brüstung jeder Loge prangte ein vergoldeter Wandleuchter, und auf jedem derselben flammten drei Wachsfackeln. (Ich sage mit Fleiß *Fackeln*, nicht *Lichter*.) Da nun das Haus in sechs Reihen achtundneunzig Logen zählt, so kann man sich vorstellen, daß zweihundert vierundneunzig Wachs*fackeln*, verbunden mit der gewöhnlichen Beleuchtung der

Kronleuchter u. ſ. w., einen künſtlichen, aber hellen Tag ſchufen. Vormals waren noch obendrein die Logen von außen mit Spiegeln bekleidet, aber das ſoll, wie natürlich, ſo ſehr geblendet haben, daß man jetzt, ſtatt der Spiegel, eine einfache und geſchmackvolle Malerei, grau in grau gewählt hat: Genien, die Blumenguirlanden halten, dazwiſchen Adler und Leiern, das Ganze mit niedlichen Arabesken verziert. Nur der Plafond iſt bunt, viel zu bunt, und ſehr mittelmäßig gemalt. Das gewaltig große Parterre, in dem kein Unterſchied ſich befindet, iſt in lauter Sitze mit Armlehnen abgetheilt, die faſt zu breit und bequem ſind, und verurſachen, daß weniger Menſchen Platz haben, als ſonſt der Fall ſein würde. Jetzt kann man, vermittelſt dieſer Sitze, ſehr leicht berechnen, wie viel Menſchen das Theater faßt: höchſtens dritthalbtauſend. Die allzuſtarke Beleuchtung würde den Dekorationen Schaden gethan haben, wenn ſie nicht ohnehin mittelmäßig wären. Der Vorhang iſt ſogar unter der Kritik, und Niemand kann errathen, was das darauf befindliche Gemälde vorſtellen ſoll.

Daß die königliche Familie gegenwärtig ſein werde, wird zwar nie auf der Anſchlagstafel ausdrücklich verkündigt, aber Jedermann weiß es, ſo bald darunter ſteht: der Anfang iſt um vierundzwanzig Uhr. Daraus folgt indeſſen noch nicht, daß das Spektakel wirklich um dieſe Zeit ſeinen Anfang nehmen werde, denn die königliche Familie nimmt durchaus keine Rückſicht auf das Publikum, ſondern kommt,

wenn es ihr beliebt. Zuweilen zwei Stunden später, zuweilen auch wohl eine halbe Stunde früher. Beides steht nicht fein.

Es war eine Opera seria angekündigt, von der ich sprechen werde, so bald ich sie gesehen habe; denn da es dem ersten Tenor beliebt hatte, einige Tage vorher spazieren zu reiten und fast den Hals zu brechen, so mußte am prächtigen Sanct Karl's Feste die kleine Opera bussa aushelfen, zu großer Unzufriedenheit der Neapolitaner. Man begann das Schauspiel mit einem prächtigen Ballet in fünf Akten, und siehe da, wiederum ein alter Bekannter, nämlich meine Sonnenjungfrau zum Ballet umgeschaffen. Die einzige sehr alberne Veränderung bestand darin, daß man, statt Rolla, einen englischen Gesandten eingeführt, auch Alonzo zum Engländer gemacht hatte. In dem Gesandten erkannte er einen alten Freund, und der ließ englische Truppen mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen anrücken, welche das liebende Paar befreiten. Auch das Kind, welches die Sonnenjungfrau noch in ihrem Schooße trägt, hatte der Herr Balletmeister hervor gezaubert; es war ein artiger Knabe von vier oder fünf Jahren, der durch seine rührende Pantomime großen Eindruck auf die Herzen der Zuschauer machte. — Die neapolitanischen Gardesoldaten sind vortrefflich zu gebrauchen, nämlich auf dem Theater, denn am Schluße des Ballets war ihnen ein artiger marschirender Tanz einstudirt, in welchem sie, nach einzelnen Schlägen einer Trommel, eine große Mannigfal-

tigkeit von Figuren, Kreuze, Zirkel, Quadrate, schiefe und gerade Linien mit großer Fertigkeit bildeten. Immer schlangen sich die Tänzer und Tänzerinnen zwischen ihnen hindu[illegible]; bald hatten sie die Bajonette auf die Flinten gepflanzt, bald nahmen sie dieselben wieder ab, und die Tänzerinnen steckten ihnen Palmenzweige darauf. Die ganze Spielerei nahm sich sehr artig aus, und die fünfzig oder sechzig Mann, deren keiner unter sechs Schuh maß, in knapper englischer Uniform, gewährten dem Auge einen schönen Anblick. — Die erste Tänzerin, Signora Trabattoni, tanzt nicht übel, ist aber eine kleine, sehr dicke Person, deren ungeheurer Busen unaufhörlich quabbelt, und sie durch seine Schwere aus dem Gleichgewicht zu bringen droht. Der erste Tänzer, ein windiger Franzose, Beaulieu, der den Neapolitanern weiß gemacht hat, er sei einer der ersten Pariser Operntänzer (von dem ich aber in Paris nichts vernommen habe), ist ein ganz unbedeutender Mensch, und erhält dennoch für seine alltäglichen Sprünge — horribile dictu — sechstausend Dukaten Gehalt, sammt mehreren Emolumenten. Der Balletmeister heißt Gaetano Gioja, ist vormals eine Zeit lang in Wien gewesen, wo seine Kunst, so viel ich weiß, auch keine Bewunderung erregt hat.

Es ist eine sonderbare, aber für den Zuschauer sehr angenehme Mode, daß man in Italien zu einer Opera seria immer zwei Ballets gibt, ein heroisches und ein komisches. Zwar begreife ich nicht, wie man das ewige Einerlei

dieſer Pas und Sprünge nicht endlich müde wird, denn hat man in ſeinem Leben ein Solo tanzen ſehen, ſo hat man für ewige Zeiten alle geſehen; aber eine gute Pantomime iſt allerdings eine frohe und geiſtreiche Unterhaltung. Nur Schade, daß die eigentliche Pantomime immer mehr und mehr in Verfall geräth, die Balletmeiſter fühlen ſelbſt, daß ſie nichts davon verſtehen, ſie müſſen immer große Bücher drucken laſſen, weil ſonſt Niemand weiß, was ſie haben wollen; und außer den ſogenannten Argumenten (ſo nennen ſie drollig genug den Plan des Ballets) müſſen ſie ſogar noch ihre Zuflucht zu allerlei transparentem Geſchreibſel auf der Bühne ſelbſt nehmen. Ein gut gedichtetes Ballet muß verſtändlich ſein, ohne irgend einige Zuthat; dergleichen waren Alcina und das Waldmännchen, die vor einigen Jahren in Wien entzückten, von Traſieri, dem beſten Balletmeiſter, den ich in dieſer Hinſicht kennen lernte. — Das heutige komiſche Schlußballet ſoll gleichfalls ganz Wien entzückt haben — wenigſtens behauptet ſolches Herr Gioja — es heißt: der Schneider-Vormund, und iſt allerdings drollig, zumal da die Begebenheit ſich wirklich hier in Neapel zugetragen haben ſoll. Ein junger Offizier liebt das ſchöne Mündel eines Schneiderleins, vom langfingrigen Vormund ſelbſt zur Hausfrau erkoren. Der Offizier miethet ein Zimmer im nächſten Hauſe, Wand an Wand mit der Kammer ſeiner Schönen. Eine verborgene Thür wird praktizirt, und Kleider werden davor gehangen, um ſie den Augen des

Frik. Entſcheiden Sie über das Glück meines Lebens.

Fr. v. Langſ. Als ob ich Sie hörte, mein theurer Gemahl.

Langſ. Ja ja, ich war damals ein großer Schmeichler.

Frik. Ich weiß, daß nicht mein Reichthum Sie beſtimmen wird, ſondern mein redliches Herz.

Fr. v. Langſ. Ich bin doch begierig Doris Antwort zu vernehmen.

Langſ. I nun, ſie wird antworten wie gewöhnlich. Die alte Leyer.

Fr. v. Langſ. Pfuy Herr Gemahl! wer wird die Liebe mit einer alten Leyer vergleichen.

Langſ. Sie iſt es ja doch, mein Schatz, und zwar die älteſte die ich kenne.

Fr. v. Langſ. Stille! — Doris ſpricht — aber ſo leiſe, daß man ſie nicht verſtehen kann.

Frik.

Eiferſüchtigen zu verſtecken. Auf dieſe Weiſe beſuchen ſich die Liebenden nach Gefallen. Eines Tages will ſich der muthwillige Jüngling den Spaß machen, ſeiner Schönen von ihrem Vormund ſelbſt das Maß zu einem neuen Kleide nehmen zu laſſen. Er putzt ſie vorher ein wenig vornehm heraus, und läßt dann den Schneider rufen, der natürlich ſeine Mündel ſogleich erkennt, dem es aber in's Geſicht mit gehöriger Impertinenz abgeläugnet wird. Um ſich zu überzeugen, läuft er ſchnell nach Hauſe, aber noch ſchneller ſchlüpft das Mädchen wieder hinüber, und ſitzt ganz ehrbar bei dem Strickſtrumpf. Man kann denken, zu welchen drolligen Szenen dieſer ſtete Wechſel Veranlaſſung gibt. Alles kommt dabei auf den Schneider an, der aber von einem Signor Laneri nur mittelmäßig geſpielt wurde. Es verſteht ſich, daß die Bühne der Länge nach in zwei Theile getheilt iſt, und man folglich in zwei Zimmern zugleich die Handlung vorgehen ſieht.

Das Theater San Carlo wird gewöhnlich einem Unternehmer (Impressario) überlaſſen; da aber die Künſtler und Künſtlerinnen ſo ungeheure Summen fordern und erhalten, auch noch jährlich mit ihren unverſchämten Forderungen ſteigen (wie das Beiſpiel des unbedeutenden Herrn Beaulieu beweiſt), ſo iſt es einem Unternehmer faſt nicht möglich, ohne ſeinen Schaden, das Publikum zu befriedigen. Daher fand ſich in dieſem Jahre auch Niemand, der es zu wagen Luſt hatte. Mehrere Edelleute mußten zuſammen treten, und ſich als Direktoren an die Spitze ſtellen.

Etwas läßt sich doch zur Entschuldigung der Menschen beibringen, die ihre frivole Kunst weit höher anschlagen, als die ersten Staatsbeamten ihre Dienste. Es gibt nämlich in Italien kein sicheres Engagement, keine Pension, keine Aussicht für das Alter. Werden dem Sänger seine Kehle, dem Tänzer seine Beine untreu, so ist er auch sogleich ein Bettler, wenn er die Erntezeit nicht genutzt hat. Nicht einmal einige Jahre hinter einander darf der italienische Künstler auf eine sichere Versorgung zählen, denn man engagirt hier nicht auf Jahre, sondern nur auf Jahrszeiten. Sind diese verstrichen, so muß der Künstler wie ein Zugvogel weiter ziehen und sein Futter suchen. Er ist also nirgends zu Hause, kann seine Wirthschaft nirgend einrichten, und braucht folglich mehr als jeder andere. Aus dieser Ursache wäre die übermäßige Bezahlung ihm allerdings zu gönnen, wenn er wirklich etwas für künftige magere Jahre zurücklegte, aber davon gibt es nur seltene Beispiele, und gewöhnlich hört mit dem Singen und Tanzen auch das Wohlleben bei ihnen auf. — Im Theater San Carlo ist das Wohlleben auch unter den Zuschauern Sitte, und zwar während des Zuschauens. Man begnügt sich aber nicht mit den bei uns gewöhnlichen Buffets, sondern in den Korridors, jeder Logenthür gegenüber, ist ein Klapptisch an der Wand angebracht, der aufgeschlagen, und von den Bedienten der in der Loge befindlichen Herrschaft mit Konfekt und allerlei Erfrischungen besetzt wird. Der Hitze wegen stehen alle Logenthüren offen, und es wird fleißig zugelangt.

Die Straße, in welcher das Theater San Carlo liegt, iſt nicht allein breit, ſondern auch der große Largo di Caſtello ſo nahe, daß die Wagen ſich bequem ſtellen können, und die Fußgänger den ſchmählichen Tod des Räderns nicht zu befürchten haben. Doch muß die königliche Familie, die jetzt in Portici wohnt, erſt weggefahren ſein, denn ihre Begleitung braucht gewaltig viel Platz. Die ſechs Pferde vor jedem Wagen ungerechnet, fährt der König nie ohne eine Bedeckung von zwölf Dragonern, eben ſo die Königin; der Erbprinz hat deren acht, und jeder andere Prinz oder Prinzeſſin wenigſtens ſechs. Man kann ſich alſo vorſtellen, daß da wenigſtens ſechzig Mann wohl berittene Dragoner zuſammen kommen, deren ein guter Theil mit Fackeln verſehen iſt, und daß Niemanden zu rathen ſein möchte, ſich früher heraus zu wagen, bis dieſe Armee ſich in Marſch geſetzt hat. Als ich das ſo mit anſah, mußte ich an den guten König von Preußen denken, den nur der Segen ſeiner Bürger nach Hauſe begleitet, und dem, wenn er ſpaziren reitet, ein einziger Reitknecht in einer ſo großen Entfernung folgt, daß man noch zweifeln muß, ob er zu dem König gehöre.

---

3. Der Hiſtorienmaler Schmidt.

Er iſt ein Penſionär von Heſſen-Darmſtadt, und man verſichert, er ſei einer der beſten, wohl gar der beſte Geſchichtsmaler in Neapel. Wenn das iſt, ſo bedaure ich die Kunſt, denn Herr Schmidt malt nicht übel, aber der

lebendige Athem des Genies ist seinen Werken nicht eingehaucht. Zwar, eine schlafende Venus, die für sein Meisterstück gehalten wird, ist allerdings lieblich und von warmen Kolorit — (die Verkürzungen wage ich nicht zu beurtheilen) — aber der Amor, der daneben steht, ist ein altkluger Junge, der aussieht, als wollte er zu seiner Mutter sagen: es ist nicht gesund so lange zu schlafen. Dann hat ihm der Maler ein Paar Flügel angesetzt, die ein Jagdkundiger in Versuchung geräth für Habichtsflügel zu halten. Ich machte Herrn Schmidt diese Bemerkung, allein er behauptete, es wären Hühnerflügel, er habe sie nach der Natur gemalt. Ich meine, Amor sollte weder mit Habichts- noch mit Hühnerflügeln herumflattern.

Ein zweites Gemälde, auf das sich der Künstler viel zu gute thut, ist Simson, ruhend vom Kampfe mit den Philistern, dem Delila eine Schale zur Erquickung reicht. Er könnte das Bild eben so gut für einen jungen Herkules, und die Dirne für Dejaniren ausgeben, ja, die Handlung ist so alltäglich, daß sie noch auf unzählige Helden des Alterthums passen würde. Doch nein, Herr Schmidt hat geistreich dafür gesorgt, daß ein fleißiger Bibelleser den Simson erkenne, denn zu seinen Füßen liegt der berühmte Eselskinnbacken, die malerische Waffe des tapfern Jünglings. Es gibt wohl schwerlich einen erbärmlichern Gegenstand für die Kunst, und wenn einmal ein Unchrist dieses Gemälde betrachtet, der nicht

das Glück hat, jenes Eſelswunder zu kennen, muß er nicht glauben, der ſchöne junge Mann ſtehe mit ſeiner Geliebten auf einem Schindanger? — würde man einem Tonkünſtler verzeihen, der, um Hirtenmuſik zu ſchildern, ein Kuhhorn ertönen ließe? — Der Held, der nicht mit dem Schwerte focht, bleibe lieber ungemalt, denn wenn die Einbildungskraft des Beſchauers ſtatt der Schwertſtreiche Ohrfeigen ſieht, ſo wird ihn ſelbſt Raphael's Pinſel in keine erhabene Stimmung verſetzen.

Herr Schmidt findet das nicht, und ſcheint überhaupt ſeinen eigenen Werth lebhaft zu fühlen; denn er zeigt noch ein drittes unvollendetes Gemälde, die Sabinerinnen, welche ſich mit ihren Kindern zwiſchen die kämpfenden Römer und Sabiner ſtürzen. Es iſt bunt und kalt wie eine gefrorne Fenſterſcheibe. Ich warf die Bemerkung hin, daß ich vor Kurzem denſelben Gegenſtand in Paris von David behandelt geſehen. Da meinte Herr Schmidt, David's Kompoſition ſei fehlerhaft, denn er habe die beiden Könige, Romulus und Tatius, zu Fuße gegeneinander geſtellt; da doch aus dem Livius und Plutarch erhelle, daß ſie zu Pferde geweſen. Nun muß ich ihm die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, ſeine Könige ſitzen wirklich zu Pferde, Romulus ſieht aus, als wolle er ſpaziren reiten, und den Leuten befehlen ihm Platz zu machen; Tatius ſchneidet ein Jammergeſicht. O großer David! fürchte nicht, daß ich mich ſo ſehr vergeſſen werde, eine Parallele zu ziehen. — Alles übrige abgerechnet, hat

Herr Schmidt noch den unverzeihlichen Fehler begangen, das Intereſſe zu theilen, denn bei ihm ſieht man nicht blos die ängſtlichen, um Frieden flehenden Weiber, man ſieht auch ſolche, die ihre erſchlagenen Gatten auf der Wahlſtatt finden, und ihren Tod beweinen. Noch obendrein ſind es Hauptfiguren. — Nebenwerk iſt freilich nur die Verzierung des Hintergrundes, aber ein Mann, der ſich ſo keck auf Livius und Plutarch beruft, hätte wiſſen ſollen, daß zur Zeit des Sabinerraubs, Rom nicht mit dieſen herrlichen Tempeln und Säulengängen von allen fünf Ordnungen prangte. Die erſten Tempel waren verzweifelt klein und unanſehnlich.

Landſchaften ſind nun vollends nicht Herrn Schmidt's Stärke. Eine Nacht, welche Jaſon's Flucht mit Medeen darſtellt, iſt weniger als mittelmäßig, obgleich der Künſtler mit wahrer Vaterliebe davon ſpricht.

---

4. Rega.

So heißt ein vortrefflicher Steinſchneider, ein würdiger Nebenbuhler Pichler's, der vorzüglichſte, den vielleicht Europa jetzt aufzuweiſen hat. Ich habe Paſten bei ihm geſehen, die einen Winkelmann täuſchen könnten. Er ſchneidet auch Portraits, und man kann ſich von ihm, um den mäßigen Preis von fünfzig Unzen (etwas mehr als fünfzig Dukaten) verewigen laſſen. Die berühmte Lady Hamilton habe ich zweimal bei ihm geſehen; auch das Portrait des Landſchaftsmalers Hackert. Beide laſſen nichts zu

wünſchen übrig. Sein Vorrath von Köpfen in antikem Stil iſt anſehnlich, und der Anblick eines Jeden derſelben, zaubert in die ſchönſten Zeiten der griechiſchen Kunſt zurück. Iſt man ſo glücklich auch ſeiner Gattin vorgeſtellt zu werden, und von ihrer Beſcheidenheit zu erlangen, daß ſie ein paar Sonaten auf der Harfe ſpiele, ſo hat man gewiß einige der angenehmſten Stunden in Neapel zugebracht, denn ſie iſt ihrer Kunſt faſt eben ſo Meiſterin, als ihr Gatte der ſeinigen.

---

5. Der Ritter Calcagni.

Es wäre ſchlimm, wenn jeder Menſch nur einen einzigen Zweck hätte, den er unabläſſig verfolgte, ohne weder links noch rechts zu ſchauen. Zwar würden dann die verſchiedenen Zwecke weit vollkommener erreicht werden, weil der Baum beſſer gedeiht, wenn ſein Saft nur eine Krone, als wenn er hundert Zweige zu ernähren hat; aber wo fände man alsdann Menſchen, welche das errungene Ziel angafften? bewunderten? die Reſultate der Bemühungen in ihren Nutzen verwendeten! Wir ſind ohnehin einſeitig genug; lebte vollends Jeder von uns nur einem einzigen Zwecke, ſo würde er für alles übrige eine unausſtehliche Apathie empfinden, das ganze Menſchengeſchlecht würde ſich in lauter Sekten theilen, deren Jede die andere verachten und verhöhnen würde. Es iſt daher recht gut, daß es Blumen gibt, die nichts weiter zu werden ſtreben, als ſchöne, vollkommene Blumen; es iſt aber auch recht gut, daß es

Bienen gibt, die von einer Blume zur andern gaukeln, ihre Rüssel und Höschen füllen, und uns endlich das liefern, was die Blumen nicht liefern können — Honig. — Jedem Verdienste Gerechtigkeit, und mit Freuden zolle ich sie den Verdiensten des wackern Ritters Calcagni. Er ist aus Palermo gebürtig, und seine einzige Beschäftigung, an der er mit ganzer Seele hängt, ist das Sammeln der alten Münzen seines Vaterlandes Sicilien. Die Sammlung, welche er bereits besitzt, ist auserlesen und vielleicht einzig, ohne gerade sehr zahlreich zu sein. Alle seine Münzen sind vortrefflich erhalten, und eine große Anzahl derselben kann an Schönheit und Vollendung mit den besten Cameen wetteifern. Es versteht sich, daß er als Philosoph sammelt, daß er seine dem Anschein nach trockenen Kenntnisse fruchtbar zu machen sucht, daß er die Geschichte bereichert und manchen Nebel der Vorwelt zerstreut. Ein Werk, an welchem er mehrere Jahre arbeitete, ist in diesem Augenblicke unter der Presse, und wird durch manche neue Entdeckung die Numismatiker und Geschichtsforscher in Erstaunen setzen. Ich will versuchen, ein paar Beispiele zu liefern.

Plautus in seinen Lustspielen erwähnt zweier Könige von Syracus, die er Fintias und Liparo nennt. Nur der Dichter, nicht der Geschichtschreiber hat ihre Namen aufbewahrt, und weil die Geschichtschreiber gewöhnlich etwas vornehm auf die Dichter herabsehen, so hat man es dem ehrlichen Plautus nicht auf sein Wort glau-

ben wollen, daß dieſe Könige wirklich exiſtirt haben, ja, eine hochweiſe Akademie zu Paris ſoll ſogar einmal in einem ſehr gelehrten Memoire bewieſen haben, daß ſei blos ein Scherz des Luſtſpieldichters geweſen. Zwar kannte man ſchon einige Münzen von Fintias, aber man hielt ihn für einen Herrn von Agrigent, und vom König Liparo glaubte man vollends gar keine Spur mehr zu finden. Nun beweiſt aber Calcagni durch mehrere von ihm entdeckte Münzen, daß Plautus kein Lügner, und Fintias wirklich König von Syracus war; denn erſtens gab man den Herrn von Agrigent nie den Titel Basileus (König); zweitens tragen ſeine Münzen das Bild der Diana Conservatrix, welche unter dieſem Titel, blos von den Syracuſanern verehrt wurde. Dem armen Liparo iſt es noch wunderlicher ergangen. Calcagni hat entdeckt, daß man allerdings Münzen von ihm beſitzt, aber daß man bis jetzt, durch die Aehnlichkeit des Namens verleitet, glaubte, ſie ſtammen von den liparischen Inſeln her. So ſind alſo zwei Könige — die freilich beſſer gethan hätten ſich durch Thaten zu verewigen — wenigſtens dem Namen nach wieder in ihre Rechte eingeſetzt worden, und — ich darf ja wohl mit einigem Stolz hinzufügen, einem Schauſpiel-Dichter gebührt das erſte Lob, ſie der Vergeſſenheit entriſſen zu haben. Wie mancher Fürſt blickt geringſchätzig auf den Dichter herab, der vielleicht beſtimmt iſt, nach ein paar tauſend Jahren der Nachwelt zu verkünden, daß der Herr Fürſt — wenigſtens exiſtirt hat.

Vom Segeſt, der Segeſta gründete, beſitzt Calcagni eine merkwürdige Münze mit puniſcher oder phöniziſcher Inſchrift, alle folgende tragen griechiſche Buchſtaben. Das beweiſt, daß die puniſche Sprache, im Anfang von Segeſt's Herrſchaft, in Sicilien noch üblich war, bald aber nach und nach erloſch. — Mehrere Münzen, von dem abſcheulichen Tirannen Agathocles, tragen die Spuren des unausbleiblichen Richterſpruchs der Nachwelt. Kaum war er todt, als das Volk eilte, ſein Andenken ſo viel möglich auszurotten. Seine Münzen trugen auf einer Seite das Bild der Diana, das Volk verwandelte es in einen Jupiter imberbis; auf der andern den Donnerkeil, das Volk prägte ſeinen Adler, das Sinnbild der ſirakuſaniſchen Freiheit darüber, und das geſchah mit ſolcher Haſtigkeit, daß noch jetzt, auf vielen dieſer Münzen, die Spuren des Dianenkopfs und des Donnerkeils deutlich zu ſehen ſind. Vermuthlich haben ſie dem Tirannen gleich ein paar ſolche ungeprägte Münzen mit in's Grab gelegt, um dem Charon die Ueberfahrt damit zu bezahlen. Möchte doch jeder Tiran den beſchämten Agathocles ſich malen laſſen, wie er vor dem finſtern Fährmann ſteht, und dieſer den umgeprägten Groſchen mit ſpöttiſchem Lächeln betrachtet. Wüßte ich doch kein treffenderes Bild um den Gedanken an Sterblichkeit und Urtheil der Nachwelt zu verewigen. Es wäre des Pinſels eines Guerin würdig. —

Von den Münzen, auf welche die Syrakuſaner das

Fritz. O Sie machen mich unaussprechlich glücklich!

Langs. Nun da haben wirs! sie hat ja gesagt.

Fritz. Meine Geliebte! meine Braut!

Fr. v. Langs. Welches Entzücken! ich bin ganz gerührt.

Langs. (nähmend) Ich auch.

Fritz. Lassen Sie mich den heißen Kuß der Ersten Liebe auf Ihre Hand, auf Ihre Lippen drücken.

Fr. v. Langs. Ach mein Schatz! umarmen Sie mich!

Langs. Wie so mein Schatz?

Fr. v. Langs. Um die Erinnerung an unsere Erste Liebe zu feyern.

Langs. Sehr wohl mein Schatz. (sie umarmen sich) Ich war ja aber nicht Ihre Erste Liebe.

Fr. v. Langs. Gleich viel, so sind Sie doch meine Lezte.

Bild ihrer Schutzpatronin, der Nimphe Arethusa, prägten, beſitzt Calcagni eine große Anzahl, und es iſt äußerſt merkwürdig, daß man, in der Darſtellung ihres Kopfputzes, ſich immer nach der eben herrſchenden Mode gerichtet hat. Ihr Haar iſt auf unendlich verſchiedene Weiſe geſchmückt, und die oft ſonderbaren Moden ſcheinen deutlich zu beweiſen, daß ſie nicht in der Fantaſie des Künſtlers ihren Urſprung nahmen. Dieſe Münzen können für das älteſte Modejournal auf dem Erdboden gelten. — Möchten es doch die Chriſten mit ihrer heiligen Jungfrau eben ſo gemacht haben, ſo hätten wir die vollſtändigſten Modeberichte von achtzehn Jahrhunderten, und die Madonna würde ſehr erbaulich, bald mit einer Fontange, bald mit einem bonnet à l'Eulalie erſcheinen. Das wäre doch wahrlich paſſender als die Augsburgiſchen Allongen-Perücken. — Oft glaubt man, bei Betrachtung der alten ſicilianiſchen Münzen, ſich plötzlich in chriſtliche Zeiten verſetzt, wenn man das Kreuz in mancherlei Geſtalten gewahr wird; dieſes Kreuz iſt aber Egyptiſchen Urſprungs — (daß doch die Chriſten ſo gar nichts Neues erfunden haben) — und ſoll bei den Egyptern, Gott weiß warum, ein Sinnbild der Unſterblichkeit geweſen ſein. Daher muß man auch alte Grabſteine nicht gleich für chriſtliche halten, wenn man ein Kreuz darauf erblickt. Viele, die dieſes Zeichen tragen, ſtanden unbezweifelt auf heidniſchen Gräbern. — Mit vielem Scharfſinn ſucht Calcagni zu beweiſen, daß einige Goldmünzen, vom König

Geron oder Hieron, in dem Pariſer Kabinet verfälſcht ſind; ich glaube aber faſt, die Liebe zu ſeiner eigenen Sammlung führt ihn hier ein wenig zu weit. Er ſelbſt nämlich beſitzt die Münzen von Geron ſehr vollſtändig, vom Jüngling bis zum Greiſen-Alter, denn Geron regierte über fünfzig Jahre, und ſein zunehmendes Alter iſt in den Köpfen ſehr deutlich zu erkennen. Nun trifft die Größe und das Gepräge der Pariſer Goldmünzen gerade vollkommen mit der Größe und dem Gepräge einiger ſeiner Kupfermünzen überein, und er ſetzt daher als gewiß voraus, daß jene nach dieſen geformt worden. Mich däucht, das folge noch nicht. Geron kann ja in fünfzig Jahren wohl einmal eine Goldmünze haben prägen laſſen, die dieſen Kupfermünzen ähnlich war. Von alle dem ſcheint mir alſo nichts gewiß, als daß Calcagni keine Goldmünze von Geron beſitzt. — Vielleicht iſt dieſer Artikel für manchen Leſer ſchon viel zu lang; ich will alſo nur noch das redliche Zeugniß hinzufügen, daß Ritter Calcagni der höflichſte, gaſtfreundlichſte Mann iſt, deſſen Charakter eben ſo große Hochachtung verdient, als ſeine Kenntniſſe.

---

6. Der Erzbiſchof von Tarent.

Ein liebenswürdiger, humaner Mann, mit einer geiſtreichen Phyſiognomie. Er beſitzt viele ſchöne Gemälde und eine Sammlung von etruſkiſchen Vaſen, die von großem Werth ſein ſoll. Ich bekenne, daß ich dieſer Liebhaberei durchaus keinen Geſchmack abgewinnen kann. Man mag

mir noch so viele dergleichen alte Gefäße vor Augen stellen, und von der Schönheit ihrer Zeichnungen schwatzen, so viel man Lust hat, ich sehe doch immer nichts als unscheinbare zerbrochene Töpfe, mit steifen Karrikaturen, die mir noch obendrein oft sehr verzeichnet vorkommen; denn man glaube doch ja nicht, daß sie wirklich so aussehen, wie Winkelmann und Hamilton sie haben in Kupfer stechen lassen. Sie gleichen diesen Kupferstichen eben so wenig, als häßliche Prinzessinnen ihren Miniaturgemälden, die man an auswärtige Prinzen schickt, um das Original an den Mann zu bringen. Ich habe hie und da, z. B. bei Herrn Heigelin, nachgemachte etruskische Vasen gesehen, mit allerliebsten Gemälden, die ich ohne Bedenken den antiken vorgezogen hätte, aber freilich bin ich nur ein Laie, der den Werth einer antiken Töpferschmiererei nicht zu schätzen weiß. Immer muß ich diejenigen mit offenem Maule anstaunen, welche, vor einem solchen Töpfe stehend, in Extase gerathen, und mit den Augen ihres Geistes Vortrefflichkeiten gewahr werden, welche mir blinden Sterblichen verborgen bleiben. Ich meine doch zuweilen, Winkelmann, Hamilton und wie die großen Männer alle heißen, haben die Welt und sich selbst manchmal zum Besten gehabt. Von einer zu Nola befindlichen Sammlung wird außerordentlich viel Rühmens gemacht. Ich habe sie nicht sehen mögen. Nächstens wird sie, prächtig in Kupfer gestochen, erscheinen, mehrere Blätter sind schon fertig. Vermuthlich wird man auch da wieder die Welt mit schönen Zeichnungen bethören, deren Origi-

nale ganz anders aussehen. Nie sind die Menschen erfinderischer, als wenn ihnen daran liegt, Werth zu geben oder abzusprechen. — Am meisten thut sich der Erzbischof von Tarent auf seine Münzensammlung zu gute, und sie ist in der That in mancher Rücksicht einzig. Von Tarent allein besitzt er deren über zweitausend. Man glaubte vormals, es gebe unter den tarentinischen Münzen kaum zwei oder drei in Bronze, bei ihm findet man deren über vierzig. Die Goldmünzen sind besonders schön. Ehedem wurde von jeder Münze, auf der man eine Eule fand, flugs entschieden, sie habe Athen angehört; der Erzbischof zeigt aber viele unläugbar tarentinische Münzen mit Eulen. — Zuweilen spielt ihm die Einbildungskraft (wie es bei jeder antiken Liebhaberei zu gehen pflegt), einen Streich. Da hat er zum Beispiel einen alten Pfennig, auf dem ein Mensch zu Pferde sitzt, im weiten Mantel, die Hand vorwärts gestreckt; hinter ihm erblickt man ein Ding, welches sich allenfalls wohl für eine Mütze ausgeben läßt. Was macht nun der gute Erzbischof daraus? — Als die Griechen vor Troja waren — so erzählt er — währte ihren Weibern daheim die Zeit lang, es waren nicht lauter Penelopen; da ließen sie von ihren Knechten und Sklaven sich die Zeit vertreiben, und es begab sich, daß sie eine Menge Knaben gebaren. Als nun die siegenden Griechen nach Hause kamen, war dieser Zuwachs ihrer Familie ihnen nicht erfreulich, sie jagten sämmtliche Bastarde zum Thore hinaus. Die Noth vereinte diese Jünglinge, sie zogen in die weite Welt, um ihr Unter-

kommen zu ſuchen, zum Sinnbild ihrer Fahnen wählten ſie eine Mütze. Auf dieſen Auszug nun ſei obige Münze geſchlagen worden; die vorgeſtreckte Hand bedeute das Reiſen in die Ferne; der flatternde Mantel (welcher aber nicht flattert) zeige das nämliche an, das Sinnbild der Mütze mache vollends alles klar. Der wackere Erzbiſchof hat ſich wohl nie die Frage aufgeworfen: wer dieſe Münze denn geſchlagen haben möchte? Die Griechen ſelbſt, um ihre eigene Schande zu verewigen? oder die Jünglinge, die nackt und blos davon gejagt wurden, und ſchwerlich einen Apparat um Münzen zu ſchlagen mit ſich nehmen konnten? — Eben ſo wenig möchte ich verbürgen, daß eine große viereckige Kupferplatte, auf welcher ein Elephant befindlich, ein ex voto ſei, welches die Römer nach der gegen Pyrrhus verlornen Schlacht verfertigen laſſen, weil ſie damals die Elephanten zum erſten Mal kennen lernten. Doch ſind alle dieſe Zweifel mir erſt aufgeſtoßen, nachdem ich den liebenswürdigen Erzbiſchof verlaſſen hatte, denn ſo lange man ihn ſelbſt reden hört, glaubt man Alles.

7. Der Landſchaftsmaler Denis.

So wenig Sinn mir auch der Himmel für Landſchaftsmalerei verliehen, ſo muß ich doch Denis bewundern, denn das Vortreffliche jeder Gattung erwärmt mein Herz. Bei dem franzöſiſchen Geſandten Alquier — einem liebenswürdigen und ſehr unterrichteten Manne — ſah ich die erſte Landſchaft von Denis, und ſie beſtimmte mich, ihn in ſei-

nem Atelier zu beſuchen. Hier vollendete er ſo eben ein entzückendes Bild! nie haben Pouſſin oder Hackert ſo auf mich gewirkt. Pouſſin iſt ſo glücklich todt zu ſein, daher wird man ihn vor der Hand wohl noch eine Weile hoch über Denis ſetzen; iſt aber auch Denis einſt in das Reich der Schatten gewandelt, ſo werden ihm dort die Muſen und hier die Menſchen wahrſcheinlich die Oberſtelle anweiſen. Man ſagt, ſeine größte Stärke beſtehe im Hintergrunde, ſein Vorgrund ſei nicht fehlerfrei (ſo wie bei Hackert gerade das Gegentheil Statt finden ſoll); man wirft ihm vor, er wähle und male zwar italieniſche Gegenden, aber das Vieh, mit welchem er dieſe Gegenden belebe, ſei niederländiſch; und was dergleichen Kritteleien mehr ſind, die ich dem hieſigen Vieh nicht nachſchreiben mag. Vielleicht hat ſein Bild auch deshalb einen ſo ſtarken Eindruck auf mich gemacht, weil es nicht blos Landſchaft iſt, ſondern in derſelben eine intereſſante Begebenheit hiſtoriſch darſtellt. Der Blitz hat eine Bauerhütte entzündet, ſie ſteht in Flammen. Die Bäuerin flieht, mit ihrem Säugling auf den Armen. Der Bauer ſucht ſein Pferd heraus zu ziehen, welches ſich, nach Art aller Thiere bei Feuersbrünſten, heftig widerſetzt, hinten ausſchlägt, und ein anderes Kind zu Boden geworfen hat. Das Hornvieh iſt aber ſchon vorher aus der Hütte getrieben worden, und läuft hie und dort brüllend in der Irre umher. Ein Stier rennt nach der Brücke zu, die über einen Bach führt, aber der treue Hund, auch jetzt nur ſeiner Pflicht gedenkend, widerſetzt ſich ihm.

Die grauen Felsen rechter Hand, an welchen der Bach herabströmt, sind außerordentlich schön. Das Bild ist für den General Soult bestimmt und wird einen freundlichen Pendant erhalten. — Hier sah ich ferner eine sehr getreue Abbildung von dem diesjährigen Ausbruch des Vesuvs, auch mehrere Studien, denselben Gegenstand betreffend. Eine von Denis besten Landschaften, dem General Acton zugehörig, stand leider schon eingepackt, um nach Sicilien geschafft zu werden; der Maler hatte aber Gründe zu vermuthen, daß dieser Transport wohl noch sehr lange möchte aufgeschoben werden, und war willens sie wieder auszupacken. Er ist mit Bestellungen so überhäuft, besonders aus Rußland, daß man selten etwas Fertiges bei ihm findet, denn kaum hat er den letzten Pinselstrich gemacht, so wird das Gemälde auch schon gierig abgeholt, gleich als fürchte man, es werde von einem Fremden ihm abgeschwatzt werden. Dabei ist zu bemerken, daß seine Kunst nicht nach Brot geht, denn er läßt sich die ungeheure Summe von achtzehnhundert bis zweitausend neapolitanischen Dukaten (etwa dreitausend Thaler) für eine einzige Landschaft bezahlen. — Wer die schönsten Landschaften in Neapel, von den drei größten Meistern, Denis, Hackert und Reinhardt, beisammen sehen will, der muß den wackern Bankier Heigelin besuchen. Wer aber auch kein Liebhaber von Landschaften ist, wird dennoch wohl thun, sich eine Adresse an diesen Mann zu verschaffen, weil er da einen biedern, immer heitern Greis und eine sehr liebenswürdige Familie findet.

8. Eine Gräuelſcene in Neapel.

Als ich eines Morgens durch eine volkreiche Straße ging, wurde ich einen Haufen Menſchen gewahr, die ſich vor der Bude eines Schuſters um eine Frau verſammelt hatten, die vermuthlich auf der Erde lag, weil alle dahin ihre Blicke richteten. Da ich keine Gelegenheit verabſäume, das Volk zu belauſchen, ſo drängte ich mich durch, und ſah — eine ſterbende Weibsperſon. Zugleich hörte ich von den Lippen mehrerer Unſtehenden die Worte — die mir das Eingeweide erſchütterten — ſie ſtirbt vor Hunger. Der Anblick der leidenden Kreatur beſtätigte dieſe Ausſage nur allzuſehr. Sie war mit Lumpen karg bedeckt, ein elendes Skelett, das zwiſchen dreißig und vierzig Jahre alt ſein mochte. Sie lag auf dem Steinpflaſter, dicht an der Schuſterbude, neben ihr ſtand ein zerbrochener Strohſtuhl, den man auch ſchwerlich für ſie hingeſchoben hatte. Daß ſie mit dem Tode rang, war ſichtbar. Niemand ging vorüber, ohne einen Augenblick ſtehen zu bleiben, und das gräßliche Spektakel zu betrachten; jeder wandelte aber auch wieder gelaſſen ſeines Weges, ſobald er es geſehen hatte, keiner wollte helfen. Durch die Kommenden und Gehenden immer näher gedrängt, ſtand ich der Sterbenden jetzt am nächſten. Mit meinem Beutel in der Hand, bat ich um Gotteswillen! — ja ich nannte ſogar in der Angſt die Beata Vergine — es wolle ſich doch Jemand ihrer erbarmen. Vergebens! — In der offenen Schuſterbude befand ſich ein Meiſter mit zwei Geſellen. Ich bot dieſen Leuten

alles an, was ich bei mir hatte, wenn sie die Frau hineintragen und in ein Bett legen wollten. Umsonst! — Einer der Gesellen lachte sogar, ja wahrlich! er lachte! vielleicht weil ich schlecht italienisch spreche. — Es ist mir tröstlich zu glauben, daß die Sterbende, wenn auch nicht meine Worte, doch meine Pantomime noch verstand, denn ihr Blick ruhte auf mir — ich war der letzte Gegenstand, auf den ihr brechendes Auge sich heftete — gleich darauf starb sie! — Ich wollte es noch immer nicht glauben, ich hoffte noch immer die Unglückliche retten zu könnnen, und zögerte daher, mich von ihr zu entfernen; aber ein Vorbeigehender, vermuthlich ein Arzt, faßte ihr an den Puls, sagte ganz gelassen: Sie ist todt! und ging seines Weges. Auch ich trat nunmehr zurück, verließ aber doch die Straße nicht, um zu sehen, wie das Schauspiel endigen werde. Noch eine gute Viertelstunde lag die Leiche auf der Straße, von Tausenden begafft, bis endlich Sbirren kamen, die sie fortschleppten. — Und ich denuncire nunmehr diesen Gräuel vor ganz Europa. Ich sage laut: Am 4. Dezember 1804, des Morgens gegen zehn Uhr, ist zu Neapel in der Straße Giacomo, eine der volkreichsten der Stadt, ein Mensch Hungers gestorben!!! —

9. Die Katakomben.

Der Eingang zu dieser Bibliothek des Todes ist bei einer kleinen Kirche des heil. Januarius, die in einem sehr ent-

fernten Theile der Stadt liegt. Wie eine Bibliothek sind mir die Katakomben in der That vorgekommen, denn die Menschen, die einst Schriftzüge von der Hand Gottes waren, werden hier in Repositorien aufbewahrt, um sie einst am jüngsten Tage wieder aufzuschlagen und nachzulesen. Diese Wohnungen der Unterwelt recht anschaulich zu beschreiben, ist schwer, doch will ich's versuchen. Eine weite Höhle gähnt dich an; mit lodernder Fackel steigst du hinein. Man zeigt dir einen Altar, in dem einst der Körper des heil. Januarius verschlossen war,und hinter dem Altar einen eingemauerten Stuhl, von dem herab die Prediger der ersten Christen gepredigt haben sollen. Das will ich nun zwar nicht verbürgen, aber so viel scheint gewiß, daß dieser Stuhl sehr alt ist, und daß man ihn nicht umsonst in die Mauer befestigt hat. Wozu hätte er aber wohl dienen können? Sicher hat ein Mensch darauf gesessen; und dieser Mensch hat schwerlich den seltsamen Geschmack gehabt, hier ganz allein zu sitzen, gewiß war er von vielen Menschen umringt, zu welchen er sitzend redete, wie ein Vater zu seinen Kindern. Der Ort ist auch gar nicht feucht oder sonst mit übler Luft angefüllt, oder sehr dunkel, denn der weite Eingang der Höhle ist unverschlossen, und scheint auch nie verschlossen gewesen zu sein. Ich glaube daher zwar nicht, daß die ersten Christen hier gerade geheime Zusammenkünfte gehalten; aber die armen Leute hatten kein Geld, um schöne Kirchen zu bauen, sie fanden hier eine fertig, ihren damaligen Bedürfnissen angemessen, und be-

Fritz. Empfangen Sie, theures Mädchen, diesen Spitzenschleyer, der weder Ihre Reize noch Ihre Tugend verhüllen wird.

Fr. v. Langs. Wie galant!

Langs. Das steckt im Blute.

Fr. v. Langs. So etwas Schönes haben Sie mir nie gesagt.

Langs. Ich denke mehr als ich sage.

Fritz. O sträuben Sie sich nicht länger ihn anzunehmen.

Fr. v. Langs. Das pfiffige Mädgen sträubt sich auch noch.

Fritz. Nein, er ist nicht zu kostbar für Sie —

Fr. v. Langs. Ich muß ihm nur zu Hülfe kommen. (indem sie in das Zimmer geht.) Genug Kinder! ihr seyd für einander geschaffen. Kommt heraus, zu den Füßen Eures Vaters, in die Arme Eurer Mutter!

---

dienten sich ihrer. Vielleicht wurde auch nur bei Begrabung der Todten hier zuvor Gottesdienst gehalten, und dann die Leiche linker Hand in die Gruft getragen. Ich nehme einen Augenblick diese Vorstellung als wahr an, ich sehe sie im Geist. Die Bahre, auf welcher der Todte ohne Sarg ruht, steht vor dem Stuhle des alten Mannes, der vormals noch nicht Bischof hieß; er segnet den Todten ein, die Umstehenden beten leise. Jetzt heben Träger die Bahre, Fackeln wallen voran, die dunkle Höhle seit-wärts verschlingt den ganzen Zug. Doch so wie die Fackeln den Vorplatz erleuchten, werden geräumige Straßen dieser unterirdischen Todesstadt sichtbar: sie sind von Felsen überwölbt, erstrecken sich von allen Seiten, hoch und breit genug, um des Zuges Ordnung nicht zu stören. Er wählt eine Straße, bewegt sich vorwärts, und immer länger scheint die Straße zu werden, immer dunkler brennen die Fackeln, du glaubst von Ferne Irrlichter hüpfen zu sehen. An beiden Seiten begrüßt das Licht den still bewohnten Felsen, denn links und rechts sind Betten für die Schlafenden hineingehauen, schmal und niedrig, wie die Schlafstätte in eines Seemanns Kajüte. Reihenweise, gleich den Zellen einer Biene, sind die kleinen Kammern in den Felsen gehauen, kleinere für die Kinder, etwas geräumigere für Erwachsene, gleichviel ob in der untern Schicht der reiche Prasser und über ihm der Bettler liege. Meilenweit wandelt der Zug zwischen diesen stummen Bewohnern, ein Plätzchen suchend für den neuen Ankömmling. Endlich — siehe, ein frisch gemachtes

Bett, dahinein legen sie ihn, da schlummert er ruhig vielleicht neben seinem Todfeinde; ein Stein wird vor die Oeffnung gesetzt mit seines Namens Inschrift, und dann verlassen ihn die Lebenden, denn schon brennen die Fackeln zu Ende; mit ängstlicher Vorsicht suchen sie den Rückweg, denn wenn ein Seitengang sie irre leitet, wenn die Fackeln verlöschen, so hört kein Sterblicher über ihnen ihre Hilfe rufende Stimme; stets tiefer verlieren sie sich im Labyrinth des Todes, tappen verzweifelnd von Grabe zu Grabe, bis sie endlich, halb erstickt, halb verhungert, ihr eigenes Grab mit den Nägeln scharren.

Man halte diese Schilderung nicht etwa für poetische Uebertreibung. Schon mancher Neugierige fand hier seinen Tod, weil er sich zu tief hinein wagte, oder weil die Fackel ihm verlosch. Denn ohne Ordnung sind die Gänge in den Felsen gegraben, ein Spiel des Zufalls oder der Laune scheinen sie zu sein. Drei unterirrdische Stockwerke erheben sich übereinander, auf zahllosen Pfeilern ruhen die Gewölbe, bald steigt man unvermerkt in das obere hinauf, bald muß man sich hüten durch Spalten in das untere hinab zu sinken, das durch Erdbeben zum Theil verschüttet worden. So kann, wer Lust hat, mehrere Meilen forttappen, ja Einige wollen, diese Unterwelt erstrecke sich bis Pozzuoli. Die zahllosen Todtenlager sind zum Theil leer, oder auch großentheils noch mit Schädeln und Knochen angefüllt. Ob es christliche Märtirer? ob es Heiden waren? oder ob man vor ein paar hundert Jahren die Menschen, die an

der Peſt ſtarben, hieher warf, ſind gleichgiltige Fragen für mich. Meine beiden Führer glaubten das erſtere mit frommer Zuverſicht. Bei meiner Abreiſe aus Deutſchland hatte ich einem Freunde verſprochen, ihm einen Knochen aus den Katakomben mitzubringen, ich erinnerte mich jetzt dieſes Verſprechens, und bat mir einen aus. Der Cicerone war bald willig dazu, aber der Fackelträger, ein kleiner alter Mann, widerſetzte ſich ſehr ernſtlich. Der Cicerone, der eine gute Belohnung hoffte, ſuchte ihn durch die Vermuthung zu beruhigen, daß ich dieſes Verlangen blos per divozione (aus Frömmigkeit) äußere: ich beſtätigte ſeine Worte ſogleich, und der kleine alte Fackelträger gab endlich nach, trat in eine Gruft, wählte lange, verwarf wieder, alle ſchienen ihm zu groß, zu wichtig. Endlich ergriff er ein Knöchlein, und habe ich recht bemerkt, ſo küßte er es zuvor, ehe er es in meine Hände gab. Ich mußte verſprechen, ja keinem Neapolitaner von dieſem heiligen Raube etwas zu offenbaren; ich that es, und mit meiner morſchen Beute zufrieden, ſuchte ich je eher je lieber das Land der Lebendigen wieder zu erreichen. — Mit den verſchiedenen Vermuthungen, über die Entſtehung der Katakomben, will ich den Leſer nicht ermüden. Ich müßte ſie doch nur aus andern Büchern abſchreiben, die in Jedermanns Händen ſind. Da die natürlichſten Auslegungen mir immer die liebſten bleiben, ſo ſchlage ich mich auf die Seite derer, welche vermuthen, daß hier Anfangs Steine und Puzzola-Erde zum Bauen aus dem Berge genommen worden; daß

ſo die Höhle und Gänge eigentlich entſtanden, bis man ſich endlich ſo tief hineingegraben, daß das Herausſchaffen der Baumaterialien allzu beſchwerlich wurde, und man bequemere Stellen aufſuchen mußte. Nun kam irgend Jemand auf den geſcheiten Einfall, die Menſchen, die ſich ihre Wohnungen da herauf geholt hatten, nach ihrem Tode wieder hinunter zu ſenden, um die leeren Räume auszufüllen. Der Gedanke fand Beifall, und wurde, erwieſenermaßen, ſchon in heidniſchen Zeiten ausgeführt, wie Tauſende von gefundenen Inſchriften und Thränengefäßen bezeugen.

---

10. Die Theater zu Neapel.

Ich habe ſchon Anfangs einige Worte über dieſe genſtand geſprochen, und komme jetzt, kurz vor meiner Abreiſe, noch einmal darauf zurück. Ein Deutſcher, der ſeine Winterabende hier im Theater angenehm zuzubringen hofft, der irrt ſehr, es wäre denn, daß er einen ganz italieniſchen Geſchmack hätte. In der Regel aber haben die Deutſchen noch immer die altväteriſche Gewohnheit in's Theater zu gehen, um das Schauſpiel oder die Oper mit anzuhören, daher mögen ſie denn auch nicht, drei Monat hintereinander, Tag für Tag, die nämliche Oper ſehen und hören, und hätte ſie auch die heilige Cäcilie ſelbſt komponirt. Den Italienern gilt das gleichviel, denn ſie kommen blos um zu plaudern, höchſtens beehren ſie dieſes oder jenes Terzett oder Quartett mit ihrer Auf-

merkſamkeit. Wenn ein ſolches beliebtes Muſikſtück angeht, wird es plötzlich ſtill, wie die Gänſe einen Augenblick ſtill werden, wenn ein Schuß geſchieht, hinterdrein aber deſto ärger anfangen zu ſchnattern. Im recitirenden Schauſpiel hat auch dann und wann eine einzelne Scene den Ruhm, ſie zum Schweigen zu bringen, es muß aber auf dem Theater geſchrien werden, ſonſt geht die Scene oft unbemerkt vorüber. Das Theater Fiorentini iſt das einzige, welches Dramen und Luſtſpiele, in der Faſten auch Trauerſpiele gibt. Es iſt eine recht brave Truppe, die nur das deutſche Unglück hat, eine Directrice zu beſitzen, die trotz ihrer reifen Jahre und ausgefloſſenen Geſtalt, noch immer alle erſten Liebhaberinnen ſpielt. Iſt die Rolle ihr allzujung, ſo unterdrückt ſie lieber das Stück wie ſie es z. E. mit meinem Bruderzwiſt machte, der im vorigen Jahre dem hieſigen Publikum ſehr gefallen hatte. Ich ſchlug ihr zu dieſer Rolle ein artiges junges Mädchen vor, das mir viel Talent zu haben ſchien; aber die eintönige und manierirte Signora Lanzetti fand einen ſolchen Eingriff in ihr Fach zu gefährlich. Der alte Pinotti hat in allen Rollen, die ich von ihm geſehen habe (und deren ſind nicht wenige), mein erſtes Urtheil über ihn beſtätigt. Er iſt ein vortrefflicher Schauſpieler, den ich zuweilen mit Iffland, zuweilen auch mit Eckhof vergleichen möchte. Er wird von den meiſten Männern recht brav unterſtützt. Sie führen wenig Originale auf, aus der ſimplen Urſache, weil ſie keine haben. Ihr Albergati, Fede-

rici, Sograti, Rossi, sind lauter Männer von sehr mittelmäßigen Talenten und armer Einbildungskraft. Die Handlungen, welche sie darstellen, sind romanhaft aber nicht romantisch, selten motivirt, die Charaktere mit unsicherer Hand gezeichnet. Takt für das Schickliche fehlt ihnen oft ganz. Da gibt es z. B. ein Stück: der Chirurgus von Aquisgrana. Der seiner Kunst ergebene Chirurgus hat den Körper eines Geräderten sich zu verschaffen gewußt, um ihn zu anatomiren, als er aber anfangen will, findet er noch Leben in dem Leichnam, und heilt den armen Sünder glücklich. Daraus sind nun fünf Akte gedrechselt worden, in welchen der Geräderte beständig vor den Augen des Publikums herumwandelt. — Die nämliche Idee hat auch den Herrn Sograti bei seiner Donzella d'Orford begeistert. Das arme Mädchen wird eines Diebstahls beschuldigt, in's Gefängniß geworfen, und soll gehenkt werden. Glücklicherweise ist ein Studiosus medicinae ihr Liebhaber, er bringt ihr einen Schlaftrunk bei, sie wird für todt gehalten, und, als eine Verbrecherin, dem anatomischen Theater der Universität abgeliefert. Da sehen wir sie nun liegen, die Instrumente zum Anatomiren neben ihr; die Studenten finden sich ein, um der Section beizuwohnen, und siehe da, die Schlummernde erwacht in den Armen ihres Liebhabers. Ist das nicht rührend? — Selbst die Dama prudente scheint mir, ein paar gute Einfälle ausgenommen, ein sehr mittelmäßiges Werk, ob ich gleich hinterdrein zu mei-

nem Erſtaunen erfuhr, daß es von Goldoni ſei. Die ganze Klugheit der Dame beſteht darin, daß ſie ihren Mann entſetzlich belügt, und — obwohl in allen Ehren — zu ihrem Liebhaber in's Gefängniß ſchleicht, um ihren Gatten von ſeiner Eiferſucht zu kuriren. — Meiſtentheils werden Ueberſetzungen gegeben, und zwar habe ich deren aus allen Sprachen geſehen. Einiger Kleinigkeiten von Duval, aus dem Franzöſiſchen, habe ich bereits erwähnt. Außerdem ſah ich noch die Schottländerin von Voltaire, und die beiden Grenadiere, eine Farce, in welcher Brünet auf dem Theater Montanſier die Pariſer beluſtigt. Der Keſſelflicker aus dem Spaniſchen iſt ein Triumph des braven Pinotti. Ein Stück aus dem Engliſchen wird jetzt einſtudirt. Vom Opfertod, aus dem Deutſchen, habe ich bereits Rechenſchaft gegeben. Auch Menſchenhaß und Reue ſah ich, wenigſtens den erſten Akt, denn man hatte es dergeſtalt mißhandelt, daß es mir unmöglich war, länger auszuhalten. Den Peter hatte man weggeſtrichen, ſtatt ſeiner aber den Greis mit einer Tochter verſehen, die bei Meinau (der hier ein Einſiedler iſt) betteln muß. Nachdem Meinau dem Greiſe den Beutel in die Hand gedrückt hat, läuft er nicht etwa davon wie der Menſchenſcheue, der wider ſeinen Willen Gutes thut; nein, er bleibt ſtehen, duldet, daß der Alte ihm kniend dankt, duldet, daß ſein Bedienter, der ihn belauſcht, ihm die Hände dafür küßt, und erklärt in einer langen philoſophiſchen Rede: warum er das Geld gege-

ben? — Das Stück soll durch und durch auf diese Weise verbalhornisirt worden sein. Der Graf z. E. erscheint nicht früher, als bis ihn Meinau gerettet hat, Notabene, nicht aus dem Wasser, sondern von wilden Pferden, die mit ihm durchgingen. Doch ich meine, der Leser habe an diesem Pröbchen schon genug.

Die Opera Buffa im Theater Fiorentini, welche mit dem recitirenden Schauspiel abwechselt, ist fast noch besser besetzt als dieses. Signora Millar, die Prima Donna, ist zwar ein wenig zu korpulent, aber auf diesem fleischigen Körper, über diesem allzureich begabten Busen, erhebt sich ein allerliebster Kopf, und aus dem allerliebsten Kopfe tönt eine herrliche Stimme. Pellegrini singt den schönsten Baritono, den ich in meinem Leben gehört habe. Casaccio ist ein guter Buffo, den die Natur mit einer drolligen Physiognomie ausgestattet hat. Bianchi, ein braver Tenor, soll vormals noch besser gewessen sein, in London aber durch Krankheiten die Stärke seiner Stimme verloren haben. Die Oper, welche leider unaufhörlich gegeben wurde, hieß l'Equivoco delle spose (die Verwechslung der Bräute) und glich dem unter uns bekannten Lustspiele, die Irrthümer einer Nacht, nur daß, wie sich's gebührt, weit weniger Sinn und Verstand darinnen war. Die Musik, von dem Sohne des berühmten Guglielmi, ist recht gut, sinkt jedoch gegen das Ende. — Die Opera Seria im Theater San Carlo habe ich nun auch gesehen und gehört. Die Verwegenheit, nach Gluck eine Iphigenia in

Aulis zu komponiren, hat der Verfasser schmerzhaft gebüßt. Er heißt Vittorio Trento, und man rühmt seine Musik als gelehrt. Ich glaube das wohl, denn sie ist langweilig, wie alles Gelehrte. Die Prima Donna, Signora Perotti, ist eine häßliche dicke, alte Person, die durch ihren Gesang ihre Figur nicht vergessen macht. Man hat sie einem Achill gegenüber gestellt, der aus Mangel an einem Kastraten, durch ein Frauenzimmer (Signora Gazzotti) gespielt und gesungen wird. Sie singt gut, spielt schlecht, und das Pärchen nimmt sich übel aus. Ich schweige von den übrigen; sie halten sich bescheiden in den Schranken der Mittelmäßigkeit. — Der erbärmliche Dichter führt einen prächtigen Namen, er heißt: Signor Don Giuseppe Cavaliere Pagliuca de Conti di Manupello. Es war nicht zu vermuthen, daß ein Mann mit einem solchen Namen etwas Gutes machen würde. In der Vorrede gesteht er zwar ein, daß ein berühmter Dichter vor ihm (Metastasio) den Gegenstand schon behandelt habe, doch sei er dem Euripides und Racine zu sehr gefolgt; er hingegen, der Herr Pagliuca de Conti di Manupello, habe sich an den Apostolo Zeno gehalten. Bei dem veränderten Geschmack des Publikums sei es nothwendig gewesen, ihm eine neue Iphigenia zu geben, damit die Bühne dieses lyrische Sujet nicht ganz verlieren möchte. — Der Leser wird hoffentlich nicht verlangen, daß ich ihm einen Auszug aus dieser Schülerarbeit liefern soll. — Die Dekorationen von Domenico Chelli waren sehr mittelmäßig; das Orchester

zu schwach und in Präcision und Ausdruck bei weitem dem Pariser nicht zu vergleichen. Kurz, die große Erwartung, die mancher Reisebeschreiber von der hiesigen Oper bei mir erregt hatte, fand sich ziemlich getäuscht. Die Herren Cavaliere, die Unternehmer desselben, sprechen zwar in einer Zueignungsschrift an den König mit vieler Zuversicht davon (wobei sie auch als echte Höflinge, ohne schamroth zu werden, den König mit dem Kaiser Augustus vergleichen), aber das Publikum läßt sie schmerzhaft empfinden, daß sie sich täuschen. Kein Theater ist leerer, als das schöne Theater San Carlo, und vergebens sucht man, bald durch eine Illumination, bald durch ein neues pas de deux, die Zuschauer hinzulocken. Daß die Logen leer bleiben, daran sind wohl die ungeheuren Preise Schuld, welche die Herren Cavaliere, um ihren mittelmäßigen und suffisanten Pariser Tänzer zu bezahlen, dieses Jahr sehr erhöht haben (für eine Loge im dritten Range mußte ich sieben Dukaten bezahlen), das Parterre hingegen ist unverhältnißmäßig wohlfeil (etwa einen halben Thaler kostet die Entree), ist dabei sehr bequem eingerichtet, und bleibt dennoch leer. — Das dritte Theater zu Neapel ist das Teatro nuovo, auf welchem eine eigene Gesellschaft Opera Buffa gibt. Ich habe die Liebe in der Weinlese daselbst gesehen; Musik und Sänger waren nicht schlecht, besonders ein Buffo, der, wo ich nicht irre, Gennaro Lucio heißt, und um den es Schade ist, daß die Jahre ihn sehr zu drücken anfangen. Die Prima Donna hingegen war völlig unbedeu-

Zehnte Scene.

Frik. Babet verſchleyert. Die Vorigen.

Fr. v. Langſ. (zieht Frik und Babet aus der Thür. In dieſem Augenblick donnert es) Hört! es donnert. Der Himmel ſelbſt billigt Eure Vereinigung. Munter Herr Gemahl! ſegnen Sie das junge Brautpaar. (Frik und Babet knieen vor ſeinen Stuhl)

Langſ. Von Herzen gern!

Fr. v. Langſ. Empfangt auch meinen mütterlichen Segen! (es donnert wieder) Und möget ihr nie in Eurem Eheſtande ein anderes Gewitter erleben, als dieſes, welches eben ſo à propos meine Worte mit der gehörigen Feyerlichkeit accompagnirt.

Langſ. Fiat!

---

tend. Das Theater ist, wie alle hiesigen Bühnen in der sehr schicklichen Form eines Hufeisens erbaut, hat fünf Reihen Logen, und ist einfach aber gefällig verziert. — Dasselbe gilt von dem vierten Theater, Del Fondo genannt. Es ist nach dem von St. Carlo das größte, und genießt dabei den hier so seltenen Vortheil an einem geräumigen Platze zu liegen. Dennoch wird es gerade am wenigsten gebraucht. Die Gesellschaft des alten Pulcinella Giancola führt zuweilen Spektakelstücke daselbst auf. Ich habe z. B. die afrikanische Hochzeit gesehen, welche meine guten deutschen Landsleute, trotz der Donaunymphe, entzückt haben würde; denn es erschienen zwei Chöre Janitscharenmusik, die das Trommelfell der Zuhörer zu zerstören drohten; es marschirten ganze Armeen paarweise auf, eine schöne Prinzessin ritt auf einem lebendigen Rosse, und ihre beiden Zofen ritten gleichfalls auf lebendigen Mähren, ein Mohrenkönig prunkte auf einem Elephanten, und sein General kurbettirte auf einem wilden Rappen; das Gewitter schlug ein, Schiffbrüchige schwammen an's Ufer, eine Bataille erfolgte, es wurde entsetzlich geschossen — was verlangt man mehr? und es geschah allerdings noch weit mehr, aber ich entfernte mich zu Anfang des zweiten Akts, und kann daher von den übrigen keine Rechenschaft geben. —

Zuweilen produzirt Giancola seine Späßchen auch auf dem Teatro nuovo, und ich habe dort den Spiegel der Welt von ihm gesehen, aber es wäre in der That ver-

ſchwendete Dinte, ein Wort mit dieſen Poſſen zu verlieren. Der Pulcinella (dieſe Art von Hanswurſt, im weißen, oft ſchmutzigen Hemde, ſchwarz verlarvt, einen weißen, pyramidalförmigen Hut auf dem Kopf) ſpielt überall die Hauptperſon, und da er blos im neapolitaniſchen Dialekt ſpricht, auch ſeine Späßchen meiſt lokal ſind, ſo gehen ſie für einen Fremden ganz verloren. — Wie aber dieſe Leute ihre Spektakelſtücke anzukündigen pflegen, davon will ich doch, zum Muſter für manchen deutſchen Schauſpieldirektor, ein Pröbchen mittheilen: »Schon längſt,« ſo hebt der Zettel an, »ſchon längſt ſah man nicht mehr auf der Bühne die mörderiſchen Schlachten und die gräßlichen Gefechte von Afrika. Allzu denkwürdig ſind jene Thaten, allzu verwickelt jene Begebenheiten, um nicht die Fantaſie des Dichters zu entflammen. Auf ſolche Weiſe hat ein ungenannter Autor ein Spektakelſtück geboren. Geſchrieben iſt es für die Geſellſchaft von Giancola, welche weder Mühe noch Schweiß ſparen wird, um es würdig darzuſtellen. Es heißt: die afrikaniſche Hochzeit, oder die Eroberung von Tombucto mit dem Pulcinell, ein Spiel der Wellen und Ueberwinder der Mohren. Die Garderobe iſt ganz neu dazu verfertigt, die Dekorationen ſind nimmer geſehen worden, der Pulcinell ſpielt die Hauptrolle; wir dürfen uns ſehr ſchmeicheln, das geneigte Publikum zufrieden zu ſtellen u. ſ. w.«

Gewöhnlich treibt Pulcinella ſein Weſen auf einem weit kleinern Theater, und nur für die Spektakelſtücke mie-

thet er ſich auf einzelne Abende ein größeres. Bei ihm werden mehr Originale aufgeführt, als auf allen übrigen Bühnen, aber er verſchmäht auch Ueberſetzungen nicht; es wird wenige Stücke geben, die er gar nicht brauchen könnte. Wenn nur ein Bedienter darin vorkömmt, den er zum Hanswurſt umſchaffen kann, ſo mag das übrige ſo traurig ſein, als es wolle. So gibt er z. B. Zemire und Azor. — Ich mag doch nicht ganz Abſchied von dem ehrlichen Spaßmacher nehmen, ohne dem Leſer wenigſtens ein Pröbchen ſeines Witzes mitgetheilt zu haben. Ich wähle dazu die Wachſamkeit oder den nächtlichen Arzt, mit Pulcinella, blind und ſtumm aus Hunger. Das Stück iſt durchgehends ſentimental. „O lieber Knecht!" ſpricht Madame Wilfalt zu ihm; »Gefährte unſrer Leiden! was bringſt du Neues?" — Pulcinell. Um Gotteswillen! gebt mir geſchwind fünf und zwanzig Pfund Maccaroni und ein tüchtiges Stück Käſe dazu. — Madame Wilfalt. Haſt du ausgerichtet, was ich dir auftrug? — Pulc. Ausgerichtet? M. Wilf. Haſt du geredet wegen des Gemäldes? — Pulc. Geredet? — M. Wilf. Aber ſo antworte doch! Pulc. Was ſoll ich antworten, da mein Leib ſo ſchlaff iſt, als eine Sackpfeife ohne Wind. — M. Wilf. Geduld! — Pulc. Was Geduld! es iſt die Rede davon, daß ich ſeit geſtern noch nüchtern bin. Ich hatte die treffliche Gewohnheit, zwölfmal des Tages zu eſſen und alle Viertelſtunden wenigſtens etwas zu kauen, um die Kinnbacken in Uebung zu erhalten; will ich nun die ver-

lorne Zeit einholen, so muß ich wenigstens in sechs Schenken, achtzehn Wirthshäuser und vier und zwanzig Keller gehen. — M. Wilf. Beklage dich nicht über uns, sondern über das Schicksal. — Pulc. Ist das Schicksal zu Hause? ich will ihm den Kopf waschen. — M. Wilf. Ach! es hat seine Freude daran, die Sterblichen zu quälen. — Pulc. Es wird wohl eine Apothekerstochter sein. — »O Mutter!« ruft das Kind der Madame Wilfalt: »seien sie nicht so traurig« (mesta). — Pulc. Recht so, mein Schatz, zuerst die Suppe (im Volksdialekt la menesta). M. Wilf. Wie soll ich der Strenge des Schicksals widerstehen (fato)? — Pulc. Es ist unmöglich, den Geruch vom Stufato (Gestopften) zu widerstehen. Aber wann gehen wir zu Tische? — M. Wilf. Immer war es mir zuwider! (fatale). — Pulc. Wie? erst nach Weihnachten (natale)! Gehorsamer Diener! unterdessen kann ich mein Herz in einer Zuckerbüchse verkaufen. — So geht es nun immer fort; nichts als Wortspiele und plumpe Späßchen, durch den Dialekt vollends ganz unverständlich. Der Toskaner würde den Pulcinell kaum verstehen, so wenig als der Sachse den Wiener Kasperl versteht. — Das fünfte Theater, San Ferdinando, habe ich nicht gesehen; es liegt in einem sehr entfernten Theile der Stadt, ist meistentheils verschlossen, oder gibt auch blos Farçen mit dem Pulcinell, soll übrigens groß und schön gebaut sein wie die andern. — Das sechste Theater ist eine Puppenkomödie, die sich auch wohl einmal mit ansieht, denn der Saal ist ziemlich

groß, hat eine Reihe Logen und iſt artig verziert. Die Dekorationen ſind gut gemalt, die Puppen von der Größe eines zehn bis zwölfjährigen Knaben, gut gekleidet, machen ſehr natürliche Bewegungen (nur gehen ſie ſchlecht), die Leute, welche ſie regieren, deklamiren wohl ſo gut als auf irgend einem andern Theater, und die Stücke, welche ſie aufführen, ſind auch um nichts ſchlechter; nur freilich beſtehen die Zuſchauer, wenigſtens im Parterre, aus Kreti und Pieti, und da der Saal niedrig iſt, ſo fällt die unreine Luft ſehr beſchwerlich. Die höhern Stände, welche ſich an die geiſtreiche Unterhaltung des Hazardſpiels gewöhnt haben, halten es für unanſtändig hier zu erſcheinen. Ich erinnere mich, eine ähnliche Puppenkomödie in Berlin geſehen zu haben, die bisweilen auch von recht vornehmen Leuten beſucht wurde, ja, von der ſogar die neue Dichterklique behauptete, ſie ſei dem Nationaltheater weit vorzuziehen, denn das ſei die eigentliche Komödie. Sie hatten Recht, weil ſie ihre eigenen Stücke zum Maßſtab nahmen.

Noch ein paar kleine Pulcinelltheater verdienen weiter keine Erwähnung. Sie ſpielen mehrere Male des Tages, blos für den geringſten Pöbel, den ſie theils durch große ausgehängte Bilder, theils durch die Späßchen eines Pulcinell herbeilocken, der eigentlich nicht zur ſpielenden Truppe gehört, ſondern der weiter nichts zu thun hat, als den ganzen Tag draußen vor der Thür auf einem Tiſch zu ſtehen, und mit dem Pöbel von den Herrlichkeiten zu ſchwatzen, die er inwendig ſehen wird. Bricht der Abend herein,

ſo zündet der Kerl eine Fackel an, und läßt ſich von Straßenbuben leuchten. Bewundern muß man ſeine nie zu ermüdende Lunge. In ſolchen Theatern ſind Hitze und Knoblauchgeſtank unerträglich, auch ſchaben und kratzen ſich die Nachbarn unaufhörlich. Wieder herauszukommen iſt ſehr ſchwer, denn ſie ſind gepfropft voll, und alle Sinne der Zuſchauer ſo an das Schauſpiel gefeſſelt, daß Niemand hört, ſieht noch ausweicht.

Der Hof beſucht blos das Theater S. Carlo, und zuweilen, aber ſelten, das der Fiorentini. In dem letztern habe ich nur einmal das Glück oder Unglück gehabt, den Hof anzutreffen. Allerdings mag ich es ein Unglück nennen, denn es war ein regnichter Tag, alle nach dem Theater führende Straßen waren ſchon mehrere Stunden vorher mit Dragonern zu Pferde dicht beſetzt, die mit gezogenen Säbeln unter dem Volke herumtobten. Bei der letzten Straße mußte Jedermann ausſteigen und den übrigen kothigen Weg zu Fuß machen, wobei man das Vergnügen hatte, von den Pferden der Dragoner mit Koth beſpritzt zu werden. In den Korridors ſelbſt mußte man ſich durch ganze Reihen von Grenadieren drängen, die, durch ihren Beruf unverſchämt gemacht, keinem Menſchen ausweichen. Der Hof ſelbſt vermehrte die Gefahr auf den Straßen durch ſeine Ankunft, denn er brachte abermals ein großes Detaſchement Dragoner mit, die vorausritten, nahe am Theater plötzlich zu beiden Seiten ſich ſchwenkten, und alle, die da ſtanden, ohne Barmherzigkeit an die Wand quetſchten.

Beim Herausgehen war es natürlich noch ärger. Kurz, ich rathe Jedermann, der in das Theater Fiorentini gehen will, ſich vorher zu erkundigen, ob der Hof hineinkomme, und in dieſem Fall lieber zu Hauſe zu bleiben. Natürlich vermehren ſolche mißtrauiſche Anſtalten die Liebe des Volks nicht. — Wenn nun vollends ein Preuße dabei an die Prunkloſigkeit ſeines guten Königs, ſeiner holden Königin denkt! die nicht einmal auf ſich warten laſſen. Welch ein Kontraſt! — Hier hat der Hof die löbliche Gewohnheit, die Stunde des Anfanges zu beſtimmen, aber ſich nie zu dieſer Stunde einzufinden. Oft lieſt man angeſchlagen: das Schauſpiel werde, auf höchſten Befehl, um fünf Uhr Abends anfangen; dann fängt es gewöhnlich um halb acht Uhr, zuweilen aber auch wohl um halb fünf Uhr an. Ob die Zuſchauer Langeweile haben oder zu ſpät kommen, dies gilt dem Hofe gleich viel. — Es iſt doch wahrlich nicht rathſam, die Verachtung und Geringſchätzung, welche man für das Volk hegt ſo deutlich zu erkennen zu geben; man verſcherzt dadurch jedes freiwillige Zeichen der Anhänglichkeit, das in den Augen des beſſern Fürſten allein Werth hat, und in den Augen des Deſpoten wenigſtes ſeine Sicherheit verbürgt.

---

11. Die Porzellan-Fabrik.

Das Magazin der königl. Porzellanfabrik iſt weder an Reichthum noch an Vollkommenheit mit dem Berliner, Dresdner und Wiener zu vergleichen. Die Materie ſelbſt

ſcheint ſchlechter zu ſein, wenigſtens fällt ihr Weiß in's Gelbliche. Die Malerei iſt hart. Meiſtens ſind es Kopien von den Gemälden aus Herculanum und Pompeji, und darauf bildet man ſich hier am meiſten ein. »Wenn wir auch in andern Dingen manchen Ländern nachſtehen," ſagt man, »ſo haben wir doch für die Malerei die beſten Muſter." Gerade das möchte ich leugnen, in ſo fern von den Kunſtwerken jener ausgegrabenen Städte die Rede iſt. Es geht den antiken Gemälden wie manchen poetiſchen Werken, die ſich in keine fremde Sprache überſetzen laſſen; kopirt man ſie, ſo zieht man den Schleier ab, in welchen das ehrwürdige Alterthum ihre Fehler verhüllte. Dieſe Bemerkung drängt ſich hier faſt bei jedem Schritte auf. Einige Vaſen ausgenommen, ſind auch die Formen der übrigen Dinge meiſt ſehr geſchmacklos. Das einzige, worin die Fabrik die Berliner übertrifft, der Dresdner aber nachſteht, ſind die Figuren in Bisquit. Der Vorrath davon iſt ſehr anſehnlich und mannigfaltig, viele der beſten antiken Statuen, z. B. Laokoon, ſind ziemlich glücklich kopirt worden. Die Königin ſieht man hier, etwa ein Fuß hoch — ihre Phyſiognomie beſtätigt nichts von dem, was Gorani von ihr geſchrieben, und ſeinem eigenen Witz zu liebe, gefabelt hat. Des Wunſches habe ich dabei mich nicht erwehren können, daß doch auch Berlin uns ein ſolches Götterbild auf unſere Hausaltäre liefern möchte. — Die Preiſe der Porzellanfabrik zu Neapel ſind ſehr hoch, der Abſatz aber auch gering, denn die Fremden finden es über-

all beſſer, und den Einheimiſchen iſt das Porzellan — zu reinlich.

---

12. Einige Kunſtwerke in Paläſten der Großen.

Volkmann nennt mehrere Paläſte, die gar nicht mehr vorhanden, zum Theil in der Revolution zerſtört worden ſind; er ſchweigt von andern, die zu ſeiner Zeit noch nicht exiſtirten. — In dem Palaſte des Prinzen Santobona iſt eine zahlreiche Gemäldeſammlung, ein Saal und ſechs bis acht Zimmer hängen ganz voll. Zum Behuf der Fremden ſind in jedem Zimmer zwei Tafeln befindlich, auf welchen in italieniſcher, franzöſiſcher, deutſcher und engliſcher Sprache die Gemälde aufgezeichnet ſind, neben jedem der Name des Malers. Das iſt eine ſehr feine Aufmerkſamkeit des Fürſten, die jeder Fremde ihm Dank wiſſen wird, aber nicht fein iſt es, daß er ſeine Liſten mit ſo vielen berühmten Namen ausſtaffirt, welche die höchſte Erwartung erregen; wendet man nun das Auge von dem geſchriebenen Titian oder Raphael auf den gemalten, ſo erſchrickt man und gafft das Bild mit offenem Munde an, Schönheiten ſuchend, die gar nicht vorhanden ſind. Zwar bin ich nicht Kenner genug, um behaupten zu dürfen, die Stücke, welche der Prinz von Santobona den größten Meiſtern zuſchrieb, wären gar nicht von ihren Pinſeln; aber das darf ich ſagen, auch ohne ſo tief in die Geheimniſſe der Kunſt eingedrungen zu ſein, daß, wenn ſie wirklich von ihnen herrühren, es ihre ſchlechteſten Arbei-

ten sind. Vor allen Dingen nehme ich aber die Geißelung Christi aus, ein großes Bild von Rubens, das dem Namen seines Urhebers Ehre macht. Es ist in jeder Rücksicht vortrefflich, und gehört unter die vorzüglichsten Bilder, die ich in Neapel gesehen habe. Schade nur, daß die Wahl des Gegenstandes so unglücklich ist, denn wer mag lange hinsehen, wie ein Mensch den Staupbesen bekommt, und das Blut ihm von dem Rücken herunter läuft? — Auszeichnen möchte ich auch den Märtirertod der heil. Cäcilia von Domenichino, dessen Vorstellungen überhaupt unter die wahrsten gehören, er ist ein klarer Dichter, nur wiederhole ich auch hier meine Klage über den vermaledeiten Gegenstand, und überdies scheint mir das Kolorit ein wenig zu hart. — Bei einer Himmelfahrt Christi von Vasari bemerke ich abermals, wie wenig Maler es gibt, welche die Auf- und Abstufungen der menschlichen Empfindungen treu darzustellen wissen. Christus schwebt bereits in den Wolken und wird nur noch in der Ferne gesehen, die Jünger bilden eine Gruppe, und schauen ihm nach; welch ein weites Feld für den Seelenmaler! aber diese Gesichter drücken höchstens eine fröhliche Neubegier oder ein dummes Erstaunen aus. Wahrlich, hätte nur Vasari jemals einen Luftballon aufsteigen sehen, er hätte sich ganz andere Muster zu seinen Köpfen sammeln können. — — Ein kleines Bild aus der Schule Raphael's hat der Fürst mit viertausend Dukaten bezahlt. Ich weiß nicht recht, was es vorstellen soll, vieles

Eilfte Scene.

Doris athmend durch die Mittelthür. Die Vorigen.

Dor. Nun Mama? was soll denn das vorstellen —

Fr. v. Langs. Doris!? (sie schreyt laut) Ach! Betrug!

Dor. Ich bin unschuldig! (sie springt auf und läuft zurück in das Zimmer)

Langs. Doris in duplo.

Dor. Ein Gewitter kömmt, es regnet schon, und ich muß die Meerkatze haschen.

Fr. v. Langs. Ich bin versteinert!

Langs. Meinen Segen hat er weg.

Dor. Was heißt denn das Alles?

Fr. v. Langs. Verdammter Vetter! das ist wieder Einer von deinen Spitzbubenstreichen.

darauf ist ganz verwischt, und was übrig blieb ist hübsch bunt. Die sogenannten Kenner sind doch in der That närrische Leute; sie geben gewaltig viel Geld aus, um glauben zu machen, sie sähen mehr als andere Menschen, und doch kann ihre verschwenderische Eitelkeit es nicht dahin bringen, daß nicht dann und wann ein unbefangener Fremdling aufträte, und sie herzlich auslachte. — Man wird bei dem Fürsten von Santobona nicht leicht einen berühmten Namen aus der italienischen Schule vergebens suchen; aber meistens wird man auch nur die Namen finden; mir wenigstens ist, noch einige schöne Köpfe ausgenommen, von seiner großen Sammlung nichts weiter als das eben genannte im Gedächtniß geblieben.

Noch schlimmer ist es mir bei dem Duca del Gesso ergangen, wo ich anfangs glaubte, man wolle meiner spotten. Selbst die paar Gemälde, die durch Vorhänge verhüllt waren, würden, ohne diese Vorhänge, wohl nie eines Menschen Aufmerksamkeit an sich ziehen. So verhüllt sich eine alternde Schöne, um wenigstens schmeichelhafte Vermuthungen zu erregen. Ich kann von der Sammlung des Herzogs del Gesso nichts weiter sagen, denn ich bin so glücklich gewesen, sie ganz zu vergessen.

Der französische Minister Alquier ist ein Liebhaber und Beförderer der Künste. Seine Gemäldesammlung ist zwar noch klein, sie ziert blos seinen Arbeitssaal, aber es sind lauter auserlesene Stücke. Nur möchte ich den trefflichen Kopf des heil. Johannes, wie er abgehauen auf der

Schüssel liegt, nicht in mein Studirzimmer hängen; der große Meister, dessen Namen ich vergessen, hat die Natur gräßlich treu kopirt.

Der Marchese Berio ist einer der reichsten, und, was man so selten beisammen trifft, der gebildetsten Kavaliere. Er besitzt eine gewählte Bibliothek von etwa zehntausend Bänden, die er selbst nach den verschiedenen Klassen der Literatur geordnet hat. Sein großer Palast in der Straße Toledo ist sehr geschmackvoll verziert, größtentheils mit Basreliefs von der Hand des berühmten Canova. Auch von unserm Landsmann Tischbein fand ich hier das Original eines Gemäldes, von dem ich schon irgendwo in Deutschland die Kopie gesehen und bewundert hatte: ein Mann und ein Jüngling, die zu Roß von der Jagd zurückkehren, mit Beute von wilden Thieren behangen sind, und hinter sich einen erlegten Löwen schleppen. Der Jüngling ist ganz nackt; das Ganze im antiken Stil, sehr poetisch gedacht, bringt treffliche Wirkung hervor. — Einen Garten besitzt der Marchese, der dem Wundergarten der Semiramis gleicht, denn er ist im zweiten Stockwerk befindlich. Wodurch er aber einen großen Vorzug vor dem Garten der Semiramis gewinnt, ist ein Pavillon, in dem eine herrliche Gruppe von Canova steht, Venus und Adonis. Man behauptet zwar, es sei keine von des vortrefflichen Künstlers besten Arbeiten, und man mag Recht haben. Doch das schlechteste Produkt von Canova's Meißel (wenn man anders das Wort schlecht hier gebrauchen darf) ist noch

immer so überraschend schön, daß ein Mensch von einigem Gefühl in der ersten Viertelstunde schwerlich daran denken mag, Fehler aufzusuchen. — Jeder Fremde suche durch einen Bekannten sich bei dem Marchese Berio einführen zu lassen, er wird außer dem Kunstgenusse auch in der Gesellschaft eines Mannes sich wohl befinden, der Sinn für Wissenschaften hat, mehrere europäische Sprachen fertig redet, und zugleich ein liebenswürdiger, zärtlicher Familienvater ist. Ich wüßte nichts an ihm auszusetzen, als daß er den Gast mit Höflichkeiten zuweilen fast erstickt.

---

13. Die Studien.

Sicher wird Niemand errathen, was man in Neapel unter dieser Benennung versteht. Die königliche Bibliothek und die Sammlung von antiken Statuen werden, beide zusammen, mit dem Namen Studien bezeichnet. Aber man bilde sich ja nicht ein, daß dort studirt werde. Zwar steht die Bibliothek dem Publikum täglich von acht Uhr des Morgens bis ein Uhr Mittags offen, ich selbst habe, während meines Aufenthalts, wohl zwanzig ganze Vormittage darin zugebracht, doch nie habe ich, außer einigen Studenten und denen, welche ihre Pflicht fesselte, Jemand hier gefunden. Da ist es in Paris ganz anders; da sitzen die Wißbegierigen in allen Sälen an langen Tafeln, die Unterbibliothekare haben genug zu thun, die verlangten Bücher herbei zu holen, und sogar Türken fand ich dort, die in arabischen Schriften blätterten. Hier

lieſt und blättert Niemand; alles iſt öde, aber darum doch nicht ſtill. Die Bedienten und Handlanger der Bibliothek ſind ſo wenig gewohnt, fremde Studirende dort zu ſehen, daß ſie beſtändig laut ſingen und plärren, und gar nicht daran denken, daß Jemand dadurch geſtört werden könne. Der Bibliothekar iſt ein höflicher Mann, der ein wenig franzöſiſch radebrecht. Da er einen königlichen Befehl erhalten hatte, mich ungehindert die Bibliothek und deren Manuſkripte benutzen zu laſſen, ſo war er ſo gefällig, mir ein eigenes Zimmer einzuräumen, wo ich ganz ungeſtört zu ſein hoffte. Aber ein Menſch, der kein Schüler mehr war, und der, ohne dazu gezwungen zu ſein, täglich vier Stunden hier zubrachte, ſchien den Leuten ſo merkwürdig, daß alle Augenblicke dieſer oder jener die Thür öffnete, und mir ein Weilchen mit Verwunderung zuſah, bis ſie es endlich gewohnt wurden und aufhörten mir läſtig zu ſein. — Vor dem Haupteingang hat man unter andern Geſetzen auch in Marmor gegraben, daß keinem bei der Bibliothek angeſtellten Beamten ein Geſchenk gemacht werden, und keiner ſich unterſtehen ſolle, etwas anzunehmen. Aber derjenige Fremde würde ſehr ſchief angeſehen werden, der ſich an dieſes Verbot kehrte, denn alle Blicke ſind gierig auf ihn gerichtet, alle Hände erſcheinen ihm hohl gekrümmt, und für das, was er bei einem gewöhnlichen Beſuch zu ſehen bekommt, muß er recht viel zahlen.

Das Gebäude iſt, den Schmutz abgerechnet, ſchön. Eine breite, künſtlich gebrochene Paradetreppe führt zu

dem großen Saale, der etwa achtzig Schritte lang und von verhältnißmäßiger Breite ist. Die Wände desselben sind zwei Stockwerk hoch, mit Büchern tapezirt, um den zweiten Stock läuft eine schmale hölzerne Gallerie. Die Bücher sind nach den Wissenschaften geordnet, und über jeder Abtheilung hängt ein Täfelchen, auf welchem geschrieben steht, was darunter zu suchen ist: z. B. Poeten, Grammatiker, Rhetoren u. s. w. Die theologischen Schriften sind die zahlreichsten, obgleich man, um ihre unverhältnißmäßige Anzahl nicht gar zu auffallend zu machen, sie wiederum in mehrere Zweige vertheilt hat, als da sind: Kirchenväter, Concilien, Bibeln u. s. w. Zusammen genommen machen sie reichlich ein Sechstheil des Ganzen aus. Unter den Polygraphen steht Bayle! übrigens sind die Polygraphen fast lauter Deutsche. — Auf die Sammlung von Kupferstichwerken scheint man sich etwas einzubilden. Sie ist, im Vergleich mit der Pariser, nicht des Nennens werth. — Der Handschriften sind ziemlich viele, aber man bekommt nichts weiter davon zu sehen, als die Paradestücke, die sie jedem Fremden vorreiten, nämlich: eine Bibel mit schönen Gemälden (unter welchen mir aufgefallen, daß die Schlange, welche Eva verführt, einen Frauenzimmerkopf hat) ein vortrefflich geschriebener Homer, der noch merkwürdiger dadurch wird, daß Raphael sein Portrait hinein gemalt hat. Warum? wußte der Führer nicht eigentlich zu sagen. Er meinte, es sei auf Verlangen

eines Medicis geschehen, von welchem dies Manuskript nachmals an die Bibliothek gekommen. Ein sehr sauberer Virgil; Briefe, ich weiß nicht mehr welches Kirchenvaters aus dem siebenten Jahrhundert, und endlich, ein eigenhändiges Manuscript von Tasso, welches besonders alle diejenigen zu ihrem Troste besehen mögen, die eine unleserliche Hand schreiben. Ich fragte nach deutschen Handschriften, aber vergebens. Es sind welche da, war die Antwort, doch man zeigte sie nicht. Die Manuskripte füllen ein eigenes großes Zimmer, welches aber dem Publikum nicht offen steht, sondern in der Regel verschlossen ist. Daß man auch den bekanntesten Einwohnern, kein Buch nach Hause leiht, ist ein großes Hinderniß, die Bibliothek zu benutzen, wenn man nicht Equipagen hält, oder zufällig in der Nachbarschaft derselben wohnt. Die Anzahl der Bände soll sich über achtzigtausend belaufen. Der große Saal ist mit einigen sehr mittelmäßigen Gemälden verziert, und mit bunten Kacheln gepflastert, die zwar einen sehr geschmacklosen, aber doch reinlichen Fußboden bilden. Stellt man sich in die Mitte, und schreit zur Decke hinauf, so wird man durch ein gewaltig zitterndes Echo überrascht.

Wenn der Fremde die Bibliothek verlassen, und die schöne Treppe wieder heruntergestiegen, so betritt er rechter Hand die allerschmutzigsten und dunkelsten Gänge, die jemals existirt haben, seit es Schmutz und Dunkelheit in der Welt gibt; und das ist der Ort, wo eine herrliche Sammlung von alten Kunstwerken, die berühmte farne-

ſiſche Erbſchaft, aufbewahrt wird. Hier ſteht der farneſiſche Herkules, zürnend über den unwürdigen Platz; hier ſteigt Venus aus dem Bade, und würde wohl thun, darin zu bleiben. Hier muß Flora ſich von den Blumen entwöhnen, und höchſtens mag Agrippina den finſtern Ort ihrem Kummer angemeſſen finden. Alle jene Meiſterwerke ſind ſo bekannt, daß es überflüſſig wäre, davon zu ſprechen oder ſie zu loben. Selbſt unter dem Staube, der ſie verzehrt, gebieten ſie noch Ehrfurcht und Bewunderung. Hier findet ſich auch ein Denkmahl der ungeheureſten weiblichen Eitelkeit, das bis zum jüngſten Tage kein Fremder ohne Lachen anſehen wird. Eine römiſche Kaiſerin nämlich, ich habe vergeſſen welche, hat in einem Alter von wenigſtens ſechzig Jahren noch den tollen Einfall gehabt, ſich in der Geſtalt derjenigen Venus, die wir die mediceiſche nennen, in Lebensgröße abbilden zu laſſen. Schon die Schamloſigkeit des alten Weibes, ſich nackend hinzuſtellen, iſt bewunderungswürdig; aber nun vollends dieſer alte Kopf auf dem zarten jugendlichen Leibe, dieſe verſchämte Stellung, dieſes züchtige Beſtreben, Dinge zu verbergen, nach welchen bei ihr kein Auge mehr blickte; es iſt wirklich zum Todtlachen. Ueberhaupt muß es wohl damals unter den Römerinnen Mode geweſen ſein, in dieſer beliebten Geſtalt ſich zur Schau zu ſtellen, denn ich fand noch eine Kopie derſelben Venus, deren Geſicht gleichfalls ein Portrait war; doch hier verzeiht man dem Originale, denn es iſt ein ganz artiges intereſſantes Geſicht. — Die

Zahl der bekannten und unbekannten Büſten iſt ſehr groß, es ſind herrliche Köpfe darunter, aber gerade von den ausdruckvollſten weiß man nicht, wem ſie angehört haben. — Mehrere Basreliefs ſind von großem Werth, die beſten ſchon vor alten Zeiten in derbe hölzerne Rahmen gefaßt, mit Thüren verſehen, wie man bei Altargemälden zu thun pflegt. Einige darunter hätte ich mir gern erklären laſſen, aber wir hatten einen albernen Schulknaben zum Führer, der ſeine auswendig gelernten Namen herleierte, und ſonſt keine Frage zu beantworten wußte. Da iſt zum Beiſpiel eines, auf dem ein junger Held zu ſchauen (der Bube nennt ihn Alexander), an welchen ſich traulich ein Genius lehnt; ihm gegenüber ſitzt ein ſchönes, verſchämt niederblickendes Mädchen (der Bube tauft es Helene), neben ihm Venus, ihm Muth zuſprechend; höher oben die Bildſäule einer Göttin, welche der Bube friſch weg zur Göttin der Ueberredung macht; über jeder Figur iſt eine griechiſche Inſchrift, und das Ganze hat mir vortrefflich geſchienen. Soll es vielleicht Prinz Paris ſein? dann würde das Uebrige wohl paſſen. — Einen Katalog von dieſen herrlichen Kunſtwerken gibt es nicht. Man ſagt, es werde daran gearbeitet. Man ſagt das ein wenig ſpät und thut es vielleicht noch ſpäter. Man ſchmeichelt ſich auch mit der Hoffnung, daß den Künſten bald eine minder demüthige Wohnung werde angewieſen werden. Es iſt in der That die höchſte Zeit, denn ich will wetten, daß des Königs Jagdhunde beſſer logirt ſind, als der farneſiſche Herkules.

Leider finden sich hier auch Spuren von der barbarischen Kunstgier der Franzosen. Sie hatten, ihrer löblichen Gewohnheit zufolge, manches mitnehmen wollen, woran sie nachher verhindert wurden; aber eine sehr schöne Gruppe, Orest und Electra, steht noch eingepackt, und zwar so elend, so tölpisch eingepackt, daß ein Bein zerbrochen worden, und der Leib des Orest einen Riß bekommen hat. Auch zwei Termen mit den Köpfen des Sokrates und Homer, stehen schon zum Transport bereit. An der des Sokrates ist eine lange griechische Inschrift befindlich, die man aber jetzt nicht lesen kann, weil sie von den hölzernen Leisten größtentheils bedeckt wird. — Ehe ich die Studien verlasse, muß ich noch dankbar eines Mannes erwähnen, der mit wahrer Humanität sich bestrebt hat, allen meinen Wünschen, in so fern sie Künste und Wissenschaften betrafen, Vorschub zu leisten. Es ist der Marchese Tacconi, einer der Konservatoren der königlichen Bibliothek, ein freundlicher, kunstliebender Mann, dessen schöne geräumige Wohnung einem Tempel der Musen gleicht. Seine eigene Bibliothek ist ansehnlich, und er besitzt die schönsten und seltensten Ausgaben. Seine Gemäldesammlung ist klein, aber auserlesen. Ich habe unter andern eine Madonna von Raphael bei ihm gesehen, die mich entzückt hat. Das Christuskind reitet auf einem Lämmchen. Die Idee ist allerliebst, und die Ausführung Raphael's Pinsel würdig.

Eine Bemerkung hat sich mir schon oft beim Schreiben

aufgedrungen, und jetzt eben wieder. Ich habe in Frankreich, Italien, Deutschland und Rußland so unendlich viel Bilder gesehen, die man für Werke großer Maler ausgibt, daß es mir geradezu unmöglich scheint, daß eines Menschen Leben hinreichen könne, so viele Meisterstücke hervor zu bringen. Wir wollen zum Beispiel bei Raphael stehen bleiben. Bekanntlich wurde er nicht alt, ich glaube nur einige dreißig Jahre; und dennoch habe ich nun schon so viele Bilder gesehen, die ihm zugeschrieben werden, daß, wenn sie wirklich alle von seiner Hand wären, er wenigstens in jeder Woche eins gemalt haben müßte. Hat man denn kein authentisches Verzeichniß von seinen Werken? — Wenn ich nur an den vatikanischen Palast zu Rom denke, so kommt es mir vor, es sei unmöglich, daß er außerdem noch etwas anders geliefert haben könne. Vermuthlich haben Dutzende seiner bessern Schüler ihren eigenen Ruhm aufopfern müssen, um den seinigen zu vergrößern.

---

14. Fragmente und flüchtige Bemerkungen über Sitten und Denkungsart der Neapolitaner.

Es wäre allzukühn, wenn ich mich unterfangen wollte, nach einem Aufenthalt von kaum zwei Monaten, ein Sittengemälde von Neapel zu versprechen. Nur einzelne, aber wahre Züge vermag ich zu liefern. Die Neapolitaner haben unter andern auch das mit den Thieren gemein, daß sie ihre Sitten nicht verheimlichen, das Unschickliche nicht

Frih. Gnädige Tante, Sie haben mich gesegnet.

Fr. v. Längs. Meinest du, ich werde so albern seyn, Babet den Spitzenschleyer zu lassen?

Dor. Was? Babet einen Spitzenschleyer?

Frih. Nehmen Sie den Schleyer zurück, und geben Sie mir Babet.

Fr. v. Langs. Hier steht deine Braut! und die Bettelbirne soll ihre Unverschämtheit büßen. (sie folgt Babet)

Frih. Hu! hu! das Gewitter schlägt ein! ich muß nur geschwind einen Ableiter aufstellen. (er folgt der Tante.)

Dor. Was ist das Papa? ich verstehe kein Wort von der ganzen Geschichte.

Langs. Ich auch nicht, mein Kind.

Dor. Aber ich will es wissen! ich muß es wissen! Gehn Sie indessen hinunter in den Garten und haschen die Meerkatze; sie sitzt auf dem großen Birnbaum. (sie folgt den übrigen.)

Langs.

fühlen, und daher auch keinen Beobachter scheuen; es ist also leicht, die Grundzüge aufzufassen, doch beschränke ich mich hauptsächlich auf die höheren und niederen Stände; die mittlern sind mir ganz unbekannt geblieben. — Wenn ich von einem Volke, ohne es zu nennen, erzählte: es sei faul, unreinlich, sinnlich, abergläubisch, auf Hazardspiele mit Wuth erpicht, völlig gleichgiltig gegen Künste und Wissenschaften, blos Flitterstaat liebend, der ehelichen Treue fremd — würde man nicht glauben, ich spräche von Irokesen oder Hottentotten? — nun ja, die vornehmen Neapolitaner sind die Wilden von Europa. Sie essen, trinken, schlafen, spielen. Sie haben und treiben kein anderes Geschäft als das Spiel. Die Staaten von Europa wälzen sich um, sie spielen. Pompeji geht aus seinem Grabe hervor, sie spielen. Die Erde bebt, der Vesuv speit Flammen, sie spielen. Die prächtigen Ruinen von Pästum, wenige Meilen von hier, vor Jedermanns Augen prangend, mußten von Fremden entdeckt werden, denn die Neapolitaner spielten. Die ersten Herzoge und Prinzen sind Spielwirthe. Ein Prinz Ruffano, einer der angesehensten des Landes, hält das erste Spielhaus in Neapel, und außer dem seinigen gibt es noch zwanzig dergleichen! Dahin fährt Abends die ganze vornehme Welt. Der Fremde läßt sich von irgend einem Bekannten präsentiren; doch das geschieht nur pro forma. Man macht dem Wirth und der Wirthin eine flüchtige Verbeugung, welche von beiden flüchtig erwiedert, und in der Regel dabei kein

Wort gesprochen wird. Uebrigens ist man da wie auf dem Kaffeehause — schlimmer als auf dem Kaffeehause, denn da kann man wenigstens für sein Geld fordern, was einem beliebt; hier gibt es keine Erfrischung, etwa ein Glas Wasser ausgenommen, wenn man es vorher zehnmal bei den Bedienten bestellt hat. Ein großer, dürftig genug möblirter Saal ist der Tummelplatz von Rouge et noir und Faro. Hoch über einander gethürmte Stühle in einer Ecke des Saals beweisen, daß man auf zahlreiche Gesellschaft rechnet. Kaum ist der bunte Hause herein gerauscht, so lagert er sich auch schon mit gierigen Blicken um die Gold blinkende Tafel. Conversationen werden diese Zusammenkünfte genannt, aber wehe dem, der hier eine Conversation anspinnen wollte! Kaum einzelne Worte darf man sich zuflüstern; erlaubt man sich mehr, so zischen alle Lippen, um tiefes Schweigen für die heiligen Mysterien des Spiels zu fordern. Weiber, besonders alte Weiber, sitzen mit langen Knochenfingern, die weit herausstehenden Augen unbeweglich auf Rouge et noir geheftet, mit grün funkelnden Augen Geld einstreichend, oder Lamentationen über die treulose Fortuna aus Zahnlücken heulend. Auch junge hübsche Weiber entweihen hier die Würde der Frauen, sprechen der Schönheit und der Grazie Hohn. Die Prinzessin N*** z. B., eine liebliche Gestalt, ist eine determinirte Spielerin. Manche andere, ihres Berufes gewissenhafter eingedenk, kommen, um neue Eroberungen zu machen, oder alte fest zu halten, und in beiden Geschäften thun sie

ſich keinen Zwang an; ein Fremder hat es auf den erſten Blick weg, wer eben der begünſtigte Liebling dieſer oder jener Dame iſt. Die Männer ſind entweder gar nicht gegenwärtig, oder ſie bekümmern ſich nicht im geringſten um die Weiber, denn von der ſo ſehr verrufenen italieniſchen Eiferſucht wird man keine Spur gewahr. Auch Geiſtliche, und ſogar Kinder ſpielen, wie z. B. die kleine achtjährige Tochter des Marquis Berio, der einer der aufgeklärteſten neapolitaniſchen Kavaliere iſt. — Einige behaupten, dieſe heilloſe Spielwirthſchaft trage dem Prinzen Ruffano jährlich fünfzigtauſend Dukaten ein. Andere wollen wiſſen, er bekomme blos täglich zwölf Dukaten dafür, daß er ſein fürſtliches Palais zum Tripot einräume. Er ſelbſt iſt nicht Bankier, aber vielleicht hat er Antheil an der Bank, und ſo könnte beides wahr ſein. Der Bankier wird, in ſeiner Art, für einen ſehr ehrlichen Mann gehalten; wenigſtens iſt gewiß, daß er ohne Mißtrauen ſpielt, und zuweilen auf ausdrückliches Verlangen eine gewonnene Summe zweimal auszahlt, wie ein naheſtehender ſicherer Beobachter mit eigenen Augen geſehen hat. Ein anderer, gleichfalls zuverläßiger Mann hat mich verſichert, man müſſe überhaupt ſchnell ſein, das Gewonnene einzuſtreichen, denn ſehe man ſich etwa dazwiſchen einmal um, ſo überhebe einem der Nachbar der Mühe. Vielleicht iſt dieſes wie jenes aus Zerſtreuung geſchehen, aber geſchehen iſt es.

Wer nun einmal in dieſen Spielgelagen präſentirt worden, der kann da täglich ab- und zugehen, wie auf einem

Kaffeehause, kann auch andere Fremde gelegentlich wiederum präsentiren, deren Namen man eben so wenig behalten wird, als den seinigen; es wäre denn, daß er selbst fleißig und hoch spielte, denn das ist die einzige Möglichkeit in den guten Gesellschaften von Neapel die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. — So wird bis zwei Uhr in der Nacht Zeit, Geld, Gesundheit und Sittlichkeit verspielt. Dann fährt man nach Hause, um bis gegen Mittag zu schlafen. Alsdann wird etwa ein Spazirgang in der Villa reale gemacht, wo das Schnappen nach frischer Luft Mode ist. Die jungen Herren fahren in einem Karrikel dahin, um sich und ihre Pferde zu zeigen. Um zwei, höchstens drei Uhr wird zu Mittag gespeist, und nach dem Essen folgt eine Spazirfahrt, entweder in Santa Lucia, oder auf der Magdalenenbrücke, oder wo sonst eben im Winter die Sonne hinscheint. Um die Sonne wäre es aber im Grunde wenig dabei zu thun, wenn sie nicht fein hell leuchtete, daß man Reize, Kleiderprunk und besonders Equipagen in ihrem Licht zur Schau stellen kann. Auf Equipagen halten die Neapolitaner gewaltig viel, nicht eben auf kostbare oder sehr elegante Equipagen; sie darf nur mittelmäßig in's Auge fallen, es dürfen nur acht Pferdebeine davor gespannt sein, so ist es schon genug; denn nichts auf der Welt fürchtet man hier mehr, als das schreckliche Unglück, zu Fuße zu gehen. Daher sagt man auch von einem armen Teufel, der sich durch das Spiel ruinirt hat, nicht: er hat kein Brot, sondern: der arme

Mann! er geht zu Fuße. Die neapolitaniſche Pferderaçe hat ihren Ruhm auch überlebt, ſeitdem die Franzoſen, die alles brauchen können, die ſchönſten Hengſte weggeführt haben. — Nach einer ſolchen Spazirfahrt, wo die Kutſchen, wie ein Leichenkondukt, dicht hinter einander herziehen, begibt man ſich entweder in's Theater, um zu plaudern, oder nach Hauſe, um ſich im Stillen zu langweilen, bis die erſeufzte Spielſtunde wiederum ſchlägt. Und das iſt nun der tägliche Kreislauf eines vornehmen Neapolitaners. Es gibt Leute unter ihnen, wie z. B. der Fürſt Angro, die acht bis zehn der herrlichſten Villa's beſitzen, und ſich doch nie aus Neapel entfernen, weil ſie dort nur grün, nicht aber roth und ſchwarz zu ſehen bekommen. — Um die ſogenannten Converſationen noch anlockender für fremde junge Gimpel zu machen, geben die Spielwirthe dann und wann auch Bälle in engen, fürchterlich heißen Zimmern. Da wird bei ſchlechter Muſik und ſchwacher Beleuchtung von nachläſſig gekleideten Perſonen ſchlecht getanzt. Das währt ein paar Stunden; man ſieht, daß der Tanz blos Uebergang zu höhern Freuden iſt, und daß er hier betrachtet wird, wie in manchen Bürgerhäuſern die Suppe, von welcher die Kinder oft wider Willen erſt eſſen müſſen, ehe ſie Fleiſch bekommen. Das Geſchrei und Geſchnatter der Damen iſt dabei unausſtehlicher als ſonſt irgendwo in Europa, denn erſtens ſchwatzen die Italienerinnen überhaupt, daß einem Fremden die Ohren gellen, auch können ſie gar nicht ſprechen, ohne alle Geſichtsmuskeln da-

bei in Bewegung zu ſetzen; zweitens iſt der hieſige gemeine Dialekt widerlich breit und lämmerblökig (man erlaube mir dies neue Wort, es iſt bezeichnend), und wahrhaftig, die vornehmen Damen ſprechen eben ſo zwanglos in dieſem gemeinen Dialekt, als die Fiſchweiber. Man wird mich nicht der Uebertreibung beſchuldigen, wenn man hört, daß die Neapolitaner das Toskaniſche gleich einer fremden Sprache lernen, ſo wie etwa die pommer'ſchen Bauern das Hochdeutſche lernen würden. Ich habe ſelbſt eine Bekanntmachung von einem Sprachmeiſter geſehen, der, außer dem Lateiniſchen, Deutſchen, Holländiſchen und Spaniſchen, ſich ausdrücklich erbot, das Toskaniſche zu lehren. Für Ruſſen, die Sibirien kennen, mache ich hier im Vorbeigehen die Bemerkung, daß der neapolitaniſche Dialekt ſich von dem beſſern Italieniſchen gerade ſo unterſcheidet, wie der der Sibiriaken von dem der übrigen Ruſſen; eben dies ſingende, das dem ſibiriſchen Bauer ſo eigen iſt. Wer auch beide Sprachen verſteht (italieniſch und ruſſiſch), wird doch ſchwerlich unterſcheiden, welche von beiden er hört, ſobald neapolitaniſch und ſibiriſch geſprochen wird.

Daß auch die hieſigen Damen nicht verſchmähen ſich im Volkston auszudrücken, iſt ein Beweis ihrer gänzlichen Unkultur, und ſpricht zugleich der Kultur ihrer Liebhaber das Urtheil. Man ſollte glauben, die meiſten Damen ſprächen wenigſtens franzöſiſch, beſonders jetzt, da ſie ſo oft in nähere Beziehung mit den Franzoſen kommen; aber ſo

iſt es doch nicht. Man ſtößt hier überhaupt ſehr ſelten auf Jemand, der franzöſiſch ſpricht, wenn er ſich auch zu den höchſten Ständen oder zu den Gelehrten rechnet. Spricht er es ja, ſo geſchieht es mit einem ſo verdammt kauderwelſchen italieniſchen Accent, daß man die größte Mühe hat, ihn zu verſtehen. Der jetzige Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Michérour, macht hiervon eine Ausnahme; er ſpricht gut, und iſt überhaupt ein ſehr angenehmer Mann, den ſelbſt eine ſchmerzhafte Krankheit nicht abhält, diejenigen, die ihn beſuchen, ſtundenlang geiſtreich zu unterhalten. Er ſtammt aber auch aus einer franzöſiſchen Familie, und war lange Zeit an fremden Höfen bei Geſandtſchaften angeſtellt. — Doch ich erinnere mich faſt zu ſpät, daß wir noch auf dem Balle ſind, und daß wir, von andern Dingen ſchwatzend, leicht im Dunkeln bleiben könnten, denn ſobald nach eilf Uhr die Muſikanten mit ihren Inſtrumenten entwichen ſind, ſobald werden auch die Lichter im Tanzſaale ausgelöſcht, es mögen ſich noch Gäſte darinnen befinden oder nicht. Dies ſeltſame Lichterauslöſchen geſchieht doch wohl ſchwerlich aus Sparſamkeit, ſondern nur den Gäſten dadurch zu verſtehen zu geben: »jetzt trollt euch zum Spieltiſch!« — das thun ohnehin die meiſten unerinnert, und nun fängt das eigentliche ſtille Leben erſt an. Jeder dankt Gott, daß der Ball zu Ende iſt.

Aber genug von Spielgeſellſchaften, höre ich den Leſer ſagen, jetzt führe man uns auch in andere, wo keine Hazardſpiele die Paläſte der Großen herabwürdigen, ſondern höch-

ſtens ein Kommerzſpiel erlaubt wird. Ich bedaure dies billige Verlangen nicht erfüllen zu können, denn wahrhaftig, es gibt gar keine andere Zuſammenkünfte in Neapel, als jene berüchtigten Converſationen. Man vergeſſe nicht, daß ich blos von den Einheimiſchen ſpreche, denn einige Fremde haben freilich die Bildung ihres Vaterlandes in ihre eigenen Zirkel verpflanzt, die ſie aber auch ſorgfältig rein zu erhalten ſtreben, und gewöhnlich blos Fremde darinnen aufnehmen. Ich nenne z. B. die Häuſer des engliſchen Miniſters Elliot und der ruſſiſchen Gräfin Skawronsky. Die letztere wohnt ſchon ſeit vielen Jahren hier, macht ein ſehr angenehmes Haus, in welchem ſie, trotz ihres hohen Alters, die Unterhaltung durch ihre Launen würzt, und auch wohl bisweilen pfeffert; aber kein Neapolitaner erhält leicht Zutritt zu ihr, es ſind immer nur fremde Zugvögel, die bei ihr aus- und einflattern. — Als ich jene beiden Häuſer nannte, hätte ich die Worte zum Beiſpiel doch nicht hinzufügen ſollen, denn es ſind die einzigen, welche dem ſpielhaſſenden Fremden eine Zuflucht gewähren; es wäre denn, daß er Luſt hätte eine Liebſchaft anzuſpinnen, welches, beſonders Fremden, hier nicht ſchwer fallen ſoll. Man verſichert mich, daß die ſchönen und häßlichen Ducheſſen, Principeſſen keinen Liebhaber verſchmachten laſſen, und daß ein Ton unter ihnen herrſcht, der dem beſten dieſer Art unter den Linden in Berlin nichts nachgibt.

Von der ſonſt ſo fürchterlich beſchriebenen Eiferſucht der

Italiener hat der Fremde nichts zu fürchten, die findet sich nur noch in deutschen Romanen. Nicht blos der Gemahl legt ihm keine Hindernisse in den Weg, auch selbst der Cicisbeo ist verschwunden, man wird dies letztere zweideutige Wesen nirgend mehr gewahr. Eheliche Treue darf hier nur fliehend, oder vor dem Spott sich versteckend gemalt werden, daher sind auch die Neapolitaner die einzigen Europäer, welche in einer Vorstellung von Menschenhaß und Reue nicht weinen, sondern lachen, weil sie gar nicht begreifen können, warum man solch Aufsehens von einer alltäglichen Kleinigkeit mache? — Wie weit man es in dieser Art zu denken gebracht, und wie sehr dergleichen im großen Stil getrieben wird, mögen zwei Beispiele beweisen.

Eine verheirathete Dame hatte, wie sich's gebührt, einen jungen Offizier zum Liebhaber, den sie, wie sich's gebührt, nach einiger Zeit überdrüßig wurde, und einen andern nahm. Der Offizier war so thöricht sich darob zu grämen; er liebte das Weib in der That, und bemühte sich zärtlich sie wieder in seine Arme zu locken. Eines Tages traf er sie allein, man erklärte sich wechselseitig, des Liebhabers Vorwürfe rührten, seine Bitten siegten, man söhnte sich feierlich aus. ——— Glücklich wie ein Gott, oder vielmehr wie ein Liebender und geliebter Mensch, verließ der Offizier gegen Abend seine wieder gewonnene Schöne. Es fiel ihm freilich ein wenig auf, daß nicht weit von ihrem Hause ihm sein Nebenbuhler begegnete, aber — dachte er lächelnd —

der wird abgewiesen werden. Er blieb stehen, um diesen Triumph in einiger Entfernung zu genießen. Der Nebenbuhler wurde nicht abgewiesen. Das beunruhigte den Offizier im ersten Augenblick, aber — tröstete er sich im zweiten — sie muß ihm ja doch erklären, daß nichts mehr für ihn zu hoffen ist. Nur darum hat sie seinen Besuch angenommen, und der arme Teufel wird schnell genug zurückkommen. Aber der arme Teufel kam nicht zurück. Ein schneidender Argwohn zuckte durch die Brust des Offiziers, doch zum dritten Mal faßte er Muth. Eine solche Unterredung, sprach er zu sich selbst, ist ja nicht in weniger Minuten abgethan; der überlästige Mensch wird bitten, toben, knien; man weiß ja wohl, wie bei solchen Gelegenheiten das hundertmal Gesagte noch hundertmal wiederholt wird, und wie schwer es der Eitelkeit fällt, sich zu überreden, man werde nicht mehr geliebt. Die arme Frau wird genug bei dieser Unterredung auszustehen haben, es wäre grausam, sie noch obendrein durch Mistrauen zu kränken. — Durch solche Trostgründe suchte er sich zu beruhigen, und da es ihm endlich doch gar zu lange währte, so ging er nach Hause, mit dem Vorsatz, sich am andern Morgen von seiner Dame recht umständlich erzählen zu lassen, wie sie den Nebenbuhler abgefertigt habe. — Statt dieser Erzählung aber erschien am andern Morgen ein Billet von der Dame, worin sie ihm ganz trocken meldete, sie habe sich, trotz der gestrigen Aussöhnung, wiederum anders besonnen, und wolle ihn nicht wieder sehen. Betäubt antwortete der Un-

Langſ. (allein) Je warum nicht gar! — Du ſelber eine Meerkatze. Und wenn ihr Alle zuſammen auf dem großen Birnbaum ſäßet, ſo rührte ich mich nicht von der Stelle. (es donnert von Zeit zu Zeit) Es donnert recht artig — und der Regen klatſcht an die Fenſter — dabey ſchlummert es ſich ſo ſüß — (er nickt) Ja wenn der Schlaf nicht wäre — eine herrliche Erfindung — ich wette, ſie kömmt von einem geplagten Ehemanne — (er ſchläft ein. Die Gardine fängt an zu wehen. Das Gewitter dauert fort, und wird heftig. Bey jedem ſtarken Schlage fährt Langſam ein wenig auf, nickt aber gleich wieder ein.)

Ende des zweyten Akts.

(Das Orcheſter ſpielt eine paſſende Symphonie.)

Dritter

glückliche Alles, was Liebe und Verzweiflung ihm eingaben. Besonders führte er ihr zu Gemüthe, daß ihre Aussöhnung ja keine gewöhnliche, pro forma geschehene sei, sondern daß die Liebe selbst durch ihre süßesten Freuden sie besiegelt habe. Er schloß mit der Drohung sich zu erschießen, wenn die Grausame bei ihrem Vorsatze beharre. Und die Grausame beharrte. Sie gab zwar zu, daß der erneuerte Bund geschlossen worden sei, entschuldigte sich aber damit, daß sie ihn auf keine andere Weise habe los werden können. Doch von nun an sei ihre Thür ihm verschlossen, und wenn er sich wirklich erschießen sollte, so würde es ihr zum Ruhme gereichen, daß ein so schöner Jüngling um ihretwillen dem Leben entsagt habe. — Der Offizier erhielt dies letzte unverschämte Billet in einem Kaffeehause, stand plötzlich auf, sagte zu einigen Freunden, er müsse verreisen, nahm Abschied von ihnen, ging nach Hause und schoß sich todt. Die Dame lebt noch und treibt es noch immer nach wie vor. — — —

Ein Duca, der für den schönsten Mann in Neapel gilt, heirathete ein liebenswürdiges, unbescholtenes Mädchen, das, zu seiner eigenen nicht geringen Verwunderung, auch als Frau liebenswürdig und unbescholten blieb. Dennoch wurde der Herr Duca ihrer sehr bald überdrüssig, und bewarb sich mit großem Eifer um die Liebe einer Principessa (deren Namen ich, so wie den seinigen, verschweige). Endlich gelang es ihm, die Gunstbezeugungen der neuen Geliebten zu erringen, doch nur unter der ausdrücklichen Be-

dingung, so lange ihre Verbindung dauere, seine junge hübsche Gemahlin blos als seine Schwester zu betrachten. Er versprach Alles; das Versprechen wurde ihm aber leichter als das Halten, denn gar bald verrieth ein kleiner lebendiger Zeuge sein gebrochenes Wort. Die edle Principessa tobte, sie wollte nichts mehr von ihm hören. In dieser Klemme schwur er Stein und Bein, er sei nicht Vater zum Kinde seiner Frau. Die Principessa stutzte. Ein Ehemann, der sich heldenmüthig selbst einen solchen Schimpf aufbürdet, imponirte ihr einen Augenblick. Doch ihre Eifersucht begehrte stärkere Beweise. Er erbot sich zu Allem. »Ist das Kind nicht das Ihrige,« sprach sie, »so schicken Sie es augenblicklich in's Findelhaus.« — Der Duca ging, und schickte sein Kind in's Findelhaus, trotz der Verzweiflung der Mutter, von deren Unschuld ganz Neapel noch jetzt überzeugt ist. — — —

Diese Beispiele, deren Zahl und Mannigfaltigkeit ohne Grenzen sind, mögen zur Aufmunterung des Fremden dienen, der ein Liebhaber von Intriguen im höhern Stile ist, er kann sicher sein, daß er auf nichts, was Sittlichkeit und Natur beleidigen könnte, Rücksicht zu nehmen braucht. Nur eine Vorsicht ist ihm zu empfehlen: die Sorge für seine Gesundheit. Er lasse sich ja nicht dadurch einschlummern, daß seine Geliebte eine Ducheſſa oder Marchesina ist; das vermindert die Gefahr keineswegs. Viele dieser Göttinnen werden von ihren Eheherren angesteckt, und aus solchen kleinen Unannehmlichkeiten macht man hier

kaum ein Geheimniß. Bekanntlich iſt die Luſtſeuche in wärmern Himmelsſtrichen überhaupt nicht ſo gefährlich als in kältern, daher macht man hier auch nicht mehr Weſens davon als von einem Schnupfen oder Huſten. Aus dem Munde eines Arztes habe ich es, daß unter den höhern Ständen ſelten eine Familie ganz frei davon iſt, und daß man bei jeder andern entſtehenden Krankheit Rückſicht auf dieſe vernachläßigte nehmen muß. Abgefreſſene Naſen ſieht man freilich nur unter dem gemeinen Volke, das noch ſpäter Hülfe ſucht, weil es nicht im Stande iſt, ſie zu bezahlen.

Die wenigen Stunden, welche Spiel, Liebe, Theater und Schaugepränge noch übrig laſſen, füllen die Neapolitaner mit Religionsübungen aus. Man hat mich verſichert. daß die vornehmen Sünderinnen ſich zuweilen herablaſſen, in den Hoſpitälern Kranke zu pflegen, wobei es vermuthlich ſo zugeht, wie bei dem Fußwaſchen, welches der Kaiſer verrichtet. Die vermummten Brüderſchaften beſtehen zum Theil aus dem erſten Adel. Ich habe zuweilen einzelne Glieder derſelben geſehen, die Almoſen für die Seelen im Fegfeuer betteln, und die für wahre Elegants unter den Geſpenſtern gelten könnten. Ihre übergeworfenen langen Kappen waren von der feinſten Leinewand, ſchneeweiß gewaſchen, an kühlen Tagen trugen ſie ein kurzes Mäntelchen von dem ſchönſten rothen Scharlach darüber; der Pilgerhut, der an ihrer Seite hing, ſchien vom weichſten Biberhaar gemacht, Schuh und ſeidene Strümpfe verriethen,

daß die ganze Mummerei einen beſſern Anzug bedecke. Da gingen ſie denn, mit einer zierlichen Taſche in der Hand, von Haus zu Haus, reckten ſie jedem Krämer ſchüttelnd hin, empfingen gewöhnlich ein Kopfſchütteln zur Antwort, gingen ohne Murren weiter, und meinten nun, auf dieſe elende Weiſe ſich ein Verdienſt um unſern Herr Gott erworben zu haben.

Ihr Aberglaube äußert ſich zuweilen auf die lächerlichſte Art.

Nirgend wird wohl häufiger gebeichtet als in Neapel. Ich habe, bei meinem öftern Beſuchen der Kirchen, die Beichtſtühle, deren in jeder Kirche eine große Anzahl ſind, faſt nie leer gefunden. Gewöhnlich ſieht man aber zwanzig beichtende Weiber gegen einen Mann. Das beweiſet doch wohl ſchwerlich die größere Sündhaftigkeit des ſchönen Geſchlechts, ſondern vielmehr die größere Verſtocktheit des unſerigen. Auch mögen die Weiber lieber ſchwatzen un' um jeden Preis Männer mit ſich beſchäftigen, wäre auch der Gegenſtand ihre eigene Sünde.

Ich habe nur noch ein Wort von der Unreinlichkeit der Neapolitaner zu ſagen; doch will ich eben nicht behaupten, daß ſich dieſelbe, in den höhern Ständen, bis auf ihre Zimmer erſtrecke, denn ich ſah manche derſelben ſehr reinlich und elegant. Aber ihre Häuſer, ihre Eingänge, ihre Treppen, ſind lauter Cloaken; und mich dünkt, wenn es nichts ſeltenes iſt, auf der Treppe eines Großen Menſchenkoth zu finden, ſo iſt der Schluß nicht zu kühn, daß

es mit der innern Reinlichkeit auch nicht sonderlich bestellt sein möge. —

Für die Liebe der Großen zu den Wissenschaften geben die Buchhandlungen einen ganz richtigen Maßstab. Ihrer sind zwar sehr viele — unter ihnen die Gebrüder Terres die berühmtesten — aber Erbauungsbücher und einige Uebersetzungen aus fremden Sprachen ausgenommen, wissen sie dem Nahrungsuchenden nichts anzubieten. Klagen darüber, beantworten sie durch das freimüthige Geständniß, daß in Neapel Niemand schreibt, Niemand liest und folglich auch Niemand Bücher kauft. Höchstens schaffe sich dieser oder jener Große eine Bücher-Sammlung zum Staat an. Dasselbe gilt von Gemälden, die allenfalls noch der Mode wegen gekauft werden. Es gibt einige gute Maler hier, aber sie sind Fremde. Mit der Bildhauerei ist es noch schlimmer bestellt, ich habe nicht erfahren, daß irgend ein Künstler von Bedeutung in diesem Fache hier zu finden sei. Gäbe es einen, so würde er auch blos für Grabmähler zu arbeiten haben. —

Laßt uns eine Stufe tiefer zu den mittlern Ständen hinabsteigen. In andern Ländern werden diese durch Kaufleute und Gelehrte formirt; hier gibt es aber keine Gelehrte, an ihre Stelle treten die Advokaten, die eben nicht im besten Rufe stehen, und deren Anzahl fast so groß sein soll, als die der Lazzaroni. Mir ist ein Beispiel bekannt geworden, eine kleine Begebenheit aus den letzten Tagen, welche eben auch keinen Beweis für die strenge

Sittlichkeit dieſer Klaſſe abgibt. Ein Deutſcher ſah ein hübſches Mädchen, die ſittſame Tochter eines Advokaten, öfter am Fenſter; ſie gefiel ihm ſo ſehr, daß er ihre Bekanntſchaft zu machen wünſchte. Um dieſen Wunſch zu erfüllen, ſchrieb er ihr ohne Umſtände ein Billet, und bat um eine Zuſammenkunft. Das Billet wurde ohne Umſtände angenommen und beantwortet. Das Mädchen meldete ihm ganz züchtig, ſein Beſuch werde ihr ſehr angenehm ſein, er möge ſich nur gegen Abend bei ihr einfinden, wo er auch die Geſellſchaft einiger Verwandten antreffen werde. Er kam, fand eine ehrbare Geſellſchaft, wurde zuvorkommend aufgenommen, und ging öfter hin. Man könnte wähnen, das ſei nur löbliche Gaſtfreiheit, und in der That wäre das z. B. in Rußland gar nichts beſonderes. Aber Gaſtfreiheit iſt hier ein Fremdling, und weit eher iſt zu vermuthen, daß etwa eine Spekulation dabei zum Grunde lag. Mehrere dergleichen Anekdoten berechtigen mich zu dieſer Vermuthung. Indeſſen habe ich von dem Mittelſtande zu wenig in Erfahrung gebracht, um wagen zu dürfen, über ſeine Sitten abzuurtheilen. Nur das weiß ich, daß er eben ſo unwiſſend und eben ſo abergläubiſch iſt, als der höhere Stand, und daß bei ihm, an die Stelle von Rouge et noir, das verdammte Lotto tritt, dem er mit gleicher Wuth ergeben ſcheint. — Ich habe einer Ziehung des Lotto mit beigewohnt; es iſt ein Volks-Spektakel, das ein Fremder zu genießen nicht verſäumen ſollte. In einem ſehr groſſen Saal des Gerichtshauſes (Vicaria) verſammeln ſich eine

Menge ſchwarzgekleideter Männer in Allongen-Perücken, welche ſehr reichlich dafür bezahlt werden, daß ſie ſich alle vierzehn Tage Einmal hier gemächlich niederlaſſen und ein Viertelſtündchen verweilen. Der Waiſenknabe, der, wie auch in andern Ländern üblich, die Nummern zieht, iſt über und über mit heiligen Bilderchen behangen. Gegen zweitauſend Menſchen haben ſich in den Saal geſtopft, und obgleich alle Fenſter und Thüren offen ſtehen, ſo iſt dennoch die Luft dermaßen mit mephitiſchen Dünſten geſchwängert, daß ich faſt vermuthe, ein angezündetes Licht würde hier verlöſchen. Wo möglich noch ärger als der Geſtank, iſt das Geſchrei und Pfeifen dieſes raſenden Pöbels. Oft muß man ſich fragen: bin ich in einem Tollhauſe? — So oft einer von den ehrenfeſten Herren erſchien, die bei der Ceremonie präſidiren, wurde er, weil es ſchon etwas ſpät war, ſo wüthend ausgepfiffen, daß der ſchneidende Ton das Gehirn erſchütterte. Das Drehen des Rades wurde von dem gräßlichſten Geſchrei begleitet. Die erſte herausgezogene Nummer (welche der vorſitzende Miniſter von dem Kinde empfangt, und dann einem hinter ihm ſtehenden Lazzaroni mittheilt) fand großen Beifall, und ein jauchzendes Geſchrei erſchütterte abermals das Gewölbe. Die zweite Nummer hingegen wurde ſchmetternd ausgepfiffen. — Jetzt eilte ich hinaus, um nicht nachher erdrückt zu werden. An der Treppe fand ich abermals eine Beutelſchneiderei; es hatte nämlich eine fromme Seele ſogleich auf die zahlreiche Verſammlung ſpekulirt und ſich mit einer Taſche

dahin gestellt, um für die armen Seelen im Fegfeuer Geld zu betteln. — Das war allerdings gut berechnet, besonders vor der Ziehung, wo ein Jeder noch bei der Glücksgöttin einer Vorsprache bedurfte. Uebrigens saß die Treppe voll bettelnder Krüppel, und damit man die Hauptzüge des neapolitanischen Volks (Aberglauben, Spielwuth, Armuth und Unsauberkeit) hier alle beisamen finden möchte, so war gleich neben der Treppe, im zweiten Stocke, ein Kl — angelegt, das heißt, es war erlaubt, hier auf offener Gallerie — — — — — — —, und es geschah sehr häufig. — Als ich endlich die Straße erreichte, fand ich die Tausende, welche oben schrien, hier unten verzehnfacht. Es fiel ein starker Platzregen, aber daran kehrte sich Niemand. Mit und ohne Regenschirme bildete das Volk zu beiden Seiten eine dicke lange Hecke, welche von der Vicaria bis zu dem mehrere Straßen entfernten Gebäude reichte, in welchem die Gewinnste ausgezahlt werden. So bald oben eine Nummer gezogen war, wurde sie aus dem Fenster einem deshalb bereit stehenden Lastträger zugerufen, dieser setzte sich sogleich in Trab, um das Lotto in dem erwähnten Hause davon zu benachrichtigen, unterwegs aber der ängstlich harrenden Menge die große Neuigkeit mitzutheilen. So bald der Pöbel auf den Straßen den ersten dieser Lastträger von ferne erblickt, so wirbelt auch ein blökendes Geschrei sich in die Luft; viele tausend Hände durchsägen die Lüfte, denn ohne die Hände redet kein Neapolitaner. Eine halbe Minute lang bewegen sich alle Lippen, um dem

Nachbar tiefe Bemerkungen über den großen Gegenſtand mitzutheilen; bald aber legt ſich der Sturm und Alles wird wieder ruhig, um dem zweiten Laſtträger entgegen zu ſehen, der nun mit der zweiten Nummer den nämlichen Lärm bewirkt. — Es iſt in der That der Mühe werth, den Spaß mit anzuſehen. — Die Lottowuth greift auch wohl deshalb hier noch weiter um ſich, als ſonſt irgendwo, weil der erglaube zugleich ein weites Feld findet, welches er redlich anbaut. — Es iſt zum Todtlachen, welchen Alfanzereien die Neapolitaner bei der Wahl ihrer Nummern vertrauen. Hat z. B. ein Taugenichts, der eben nichts beſſeres zu thun weiß, den Einfall, fünf Nummern, gleichviel welche, auf die erſte beſte Wand zu ſchreiben, und darunter die Bemerkung zu ſetzen: ſie werden ſicher bei der nächſten Ziehung herauskommen; ſo kann man Alles darauf verwetten, daß, unter zehn Lotto-Spielern, die zufällig dieſe Nummern erblicken, acht ſie beſetzen. Leider hat die Raſerei dieſes in der Hölle erfundenen Spiels auch die unterſten Klaſſen ergriffen, und jeder Lump trägt ſeinen erbettelten Groſchen in die Lotterie. — So dunkel bisher die Farben waren, mit welchen ich den Charakter der Neapolitaner ſkizzirte, ſo werden ſie doch noch ſchwärzer, indem ich zum gemeinen Volke herabſteige. Mit allen Gebrechen der obern Stände verbinden ſie noch einige dem Pöbel eigene Laſter. Dennoch verſichern mich Männer von Anſehen, Fremde, welche ſeit länger als einem Vierteljahrhundert hier wohnen, das Volk ſei im Grunde ſehr treuherzig und

brav, gleiche gewiſſermaßen dem Deutſchen. Ich will und kann nicht an der Ausſage dieſer Männer zweifeln, denn ſie hatten allzuhäufige Gelegenheit das Volk zu beobachten. Auch habe ich ſelbſt ſeit zwanzig Jahren einen Bedienten, welcher oft lügt, öfter ſäuft, auch bisweilen ſtiehlt, und dennoch, trotz aller dieſer Laſter, eine gute ehrliche Haut iſt, die nicht allein mir, ſondern gern einem Jeden dient, ſo viel in ihren Kräften ſteht. Mit iſt alſo die Möglichkeit klar, daß rohe Menſchen, bei großen und groben Gebrechen, doch recht gute Menſchen ſein können, denn ihre Laſter ſind nur Angewohnheiten, aber freilich ſehr beſchwerliche Angewohnheiten. Diebſtahl iſt hier ſehr häufig, trotz Henken und Stäupen; ja, man erzählt die drollige Anekdote, daß einſt der Henker unter dem Galgen ſeine Schuhe ausgezogen, um bequemer auf die Leiter zu ſteigen, und daß, während er ſein Amt verrichtete und Aller Augen auf den Dieb am Galgen geheftet waren, ein anderer Dieb unter dem Galgen die Schuhe ſtahl. Verſchiedene ſtrenge und zum Theil ſonderbare Polizeigeſetze, die man dem jetzigen Ober Polizei-Meiſter, dem thätigen Herzog von Aſcoli verdankt, beweiſen, wie nöthig man gefunden, ungewöhnliche Maßregeln gegen dieſes Laſter zu ergreifen. Jeder Fremde z. B. der in einem Wirthshauſe wohnt, ſoll von dem Wirthe erſucht werden, demſelben ein Verzeichniß von allen ſeinen bei ſich habenden Koſtbarkeiten einzuhändigen. Es ſteht in des Fremden Belieben, das zu thun oder nicht, im letztern Fall aber ſoll er dem

Dritter Akt.

Erſte Scene.

Langſalm ſchlafend. Fr. v. Langſalm öffnet Frik aus Dorts Thür.

Fr. v. Langſ. Hinaus, junger Herr! er hat hier nichts zu ſuchen.

Frik. Ich ſuche auch *nichts*, ich habe bereits gefunden.

Fr. v. Langſ. Was gefunden?

Frik. Ein Mädgen, das ich liebe, ein Mädgen, daß mich wieder liebt.

Fr. v. Langſ. Poſſen! mit ſeinem Gelde wird er deren überall finden.

Frik.

Wirth eine schriftliche Erklärung ausstellen, daß er das Verzeichniß verweigert habe. Wenn nun der Wirth weder diese Erklärung, noch ein solches Verzeichniß aufzuweisen hat, so muß er, im Fall ein Diebstahl in seinem Hause geschieht, Alles ersetzen. Eben das ist er auch zu thun gezwungen, wenn er den Fremden gar nicht von dieser Einrichtung benachrichtigt hat. Das letztere scheint gewöhnlich der Fall zu sein, wenigstens habe ich es nur aus der gedruckten Polizeiverordnung erfahren, die ich mir verschaffte. Man ist also in Wirthshäusern vollkommen sicher und ich rathe daher Niemanden in Privathäuser zu ziehen, wenn er gleich dort etwas wohlfeiler wohnen könnte. Während meines Aufenthalts in Neapel fand ein Baron B —, ein Deutscher, der chambre garnie gemiethet hatte, eines Abends bei seiner Nachhausekunft, alle seine Habseligkeiten gestohlen, ob er gleich seinen Schlüssel dem Lohnlackei anvertraut hatte. Der Kerl wurde auf der Stelle eingezogen, läugnete aber keck die Mitwissenschaft. Ueberhaupt sind die italienischen Lohnbedienten das ärgste Diebsgesindel, welches die Erde trägt. Dem Anscheine nach werden sie geringer bezahlt als in andern großen Städten, sie fordern nämlich nicht mehr als sechs Carlins täglich (etwa achtzehn Groschen), aber sie wissen sich sehr gut für diese anscheinende Mäßigung zu entschädigen. Denn einmal ist es schon Herkommens, daß der Wagenverleiher, von dem der Fremde seine Equipage miethet, ihnen täglich zwei

Carlins abgeben muß; sie sehen daher sehr scheel dazu, wenn man dann und wann einmal zu Fuße gehen will. Zweitens kaufen sie Alles ein, was der Fremde braucht, und berechnen es doppelt hoch. Es nutzt auch zu nichts, wenn man die Sachen selbst behandeln und kaufen will; denn sie stehen hinter dem Fremden, und geben dem Kaufmann mit aufgereckten Fingern ein Zeichen, wie viel Carlin er zum Vortheil des Lohnbedienten mehr fordern soll. Thut er es nicht, so führt er ihm keine Kunden wieder zu. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß der Fürst Ascoli auch einmal einen seiner wachsamen Blicke auf diese Blutsauger richten möchte. — Gleich den Gastwirthen müssen auch die Wagenverleiher für Alles haften, was demjenigen, der den Wagen miethete, aus demselben gestohlen wird, und können sich, zur Entschädigung, blos an ihre Knechte halten, weil vorausgesetzt wird, daß sie Sorge tragen müssen treue Knechte zu wählen. Jeder Miethwagen ist nicht allein mit einer Nummer bezeichnet, sondern noch überdies der Ort daran geschrieben, wohin er gehört, z. B. Napoli, Portici u. s. w. Der beraubte Passagier hat also weiter nichts zu thun, als der Polizei die Nummer anzuzeigen. Ja selbst in dem Falle, daß er keinen Zeugen aufstellen könnte, der gesehen was er mit sich in den Wagen genommen, soll sein eigenes Zeugniß hinlänglich sein, wenn er sonst ein Mann von gutem Rufe ist. Dieser letzte Umstand ist in der That so hart für den Wagenverleiher, daß, wie mich dünkt, nur eine wichtige Ursache ihn ent-

ſchuldigen kann: und welche andere könnte das ſein, als das Ueberhandnehmen des Diebſtahls, dem man ſelbſt durch harte Mittel ſteuern zu müſſen glaubt. Vermuthlich haben ſie auch ſchon gute Wirkung gethan, denn, außer dem oben angeführten Beiſpiele, habe ich, während meines Hierſeins, nichts dergleichen erfahren, und von Taſchen-Dieberei iſt mir gar nichts zu Ohren gekommen. Wenn daher wahr iſt, was Gorani verſichert, daß ihm faſt täglich ein Schnupftuch aus der Taſche geſtohlen worden, ſo ging es entweder damals ärger zu als jetzt, oder Gorani war ein Elegant, der die Zipfel ſeiner Schnupftücher zu lang aus der Taſche hängen ließ. Ich habe mich doch auch durch manche Volkshaufen gedrängt, aber nie ein Schnupftuch vermißt. — Eine andere böſe Gewohnheit der Neapolitaner war vormals das Meſſerzucken, um es, bei geringen Zänkereien, dem Gegner in die Bruſt zu ſtoßen. Auch hiervon hört man jetzt gar nichts mehr, man kann bei Tag und Nacht ſo ſicher auf den Straßen, als in ſeinem Zimmer herumwandeln. Dieſe geſegnete Ruhe hat abermals eine ſcharfe Verordnung des Herzogs von Aſcoli hervorgebracht. Kein Menſch, wer er auch ſei, die Offiziere in Uniform blos ausgenommen, darf bewaffnet auf der Straße erſcheinen, oder ſich ſonſt erkühnen irgend einen Unfug anzufangen, denn außer den von den Geſetzen angedrohten Strafen wird er noch überdies auf der Stelle militäriſch gezüchtigt, durch Stockſchläge, Peitſchenhiebe oder am Pranger (welcher, ſelt-

ſam genug, Berlina heißt). Dieſen Verordnungen hat Fürſt Ascoli durch eine neuerrichtete, gelb und ſchwarz gekleidete Garde Reſpekt zu verſchaffen gewußt, welche ſich von den gewöhnlichen Sbirren darin unterſcheidet, daß ſie auch in die Häuſer dringen, und Jedermann ohne Unterſchied, auch Offiziere, arretiren darf. Das ſtrenge Geſetz ſelbſt iſt aber wiederum ein trauriger Beweis von ſeiner Nothwendigkeit. Die Italiener überhaupt ſind äußerſt reizbar und rachſüchtig, wenn auch nicht nachtragend; aber im erſten Augenblicke ſind ſie ihres Zorns nicht Meiſter; eine vermeinte Beleidigung wird auf der Stelle gerächt, am liebſten, wenn es ſein kann, durch ein blankes Stilet. Ich habe einen jungen Burſchen geſehen, den ein anderer mit einem Stein am Kopfe verwundet hatte; er ſetzte dem Thäter nach, konnte ihn nicht erreichen, wieherte vor Zorn, biß in ſein Schnupftuch und zerriß es mit den Zähnen. Dieſer ſeltſame Ausbruch ſeiner Wuth kehrte öfter zurück, und, nachdem er dem Anſchein nach, ſchon ganz ruhig davon gegangen war, hörte ich ihn noch in der Ferne plötzlich wiederum brüllen, und ſah, wie er auf's neue in das Schnupftuch, gleich einem Hunde in den vorgehaltenen Stoß biß. Hätte dieſer Menſch ſeinen Gegner erwiſcht, und hätte der wohlthätige Herzog von Ascoli ihm das Meſſer nicht genommen, ſo wäre er ſicher zum Mörder geworden.

In Anſehung der Lebhaftigkeit der Empfindung ſind die Italiener Kinder, ſie ſchreien; die Ruſſen

Knaben, sie singen; die Deutschen Jünglinge, sie schwärmen; die Franzosen Männer, sie handeln; die Engländer Greise, sie schweigen. Oft hört man hier auf den Straßen ein Geschrei, daß man meinen sollte, es sei ein blutiger Zank; und tritt man näher, so war es wohl gar ein freundschaftliches Gespräch. Daß bei einer solchen Reizbarkeit die Wollust hier zur fürchterlichen Leidenschaft werden mußte, ist begreiflich. Die elende, Seele und Leib entnervende, griechische Liebe geht hier stark im Schwange.

Ich kehre zu meiner Skizze des Volkscharakters zurück. Daß der neapolitanische Pöbel faul sei, möchte ich doch gerade nicht behaupten, so oft es auch schon behauptet worden. Er hat nur nichts zu thun, und darum muß er wohl faul sein, man gewöhnt ihn zur Faulheit, in seiner Natur liegt sie gar nicht. Freilich stehen, zu jeder Tageszeit, Tausende von Müßiggängern auf den Straßen; aber man versuche es nur, man rufe zu irgend einem Geschäft die Lazzaroni herbei, haufenweis werden sie herzu stürzen um ein paar Gran zu verdienen. Wüßte die Regierung ihre Kräfte zu benutzen, sie könnte wahrlich viel mit diesem Volke ausrichten. Die Handwerker sieht man doch immer fleißig und emsig vor ihren Thüren sitzen; aber was sollen die dreißig bis vierzigtausend Lazzaroni anfangen, wenn man sie nicht beschäftigt, sie müssen am Ende wohl faule Tagediebe werden, und natürlich entspringen aus dieser Tagedieberei wiederum alle anderen Laster. Doch

muß ich zu ihrem Ruhme bekennen, daß sie immer wenigstens mäßig dabei bleiben, denn nie habe ich einen Betrunkenen gesehen. — — Aus allen diesen, freilich nur flüchtigen Bemerkungen glaube ich das Resultat ziehen zu dürfen: daß die höhern Stände in Neapel unverbesserlich sind, daß die jetzige Generation ganz herabgewürdigt und verloren ist, und daß nur nach und nach durch eine zweckmäßigere Erziehung diese unedle Race wieder veredelt werden kann. Das Volk hingegen, dem gebe man nur Arbeit, so wird es bald ein fleißiges, braves und wohlhabendes Volk werden. — Ich darf diesen Artikel nicht schließen, ohne noch eines Zuges zu erwähnen, der in diesem Augenblick dem Charakter der Neapolitaner tief eingedrückt ist; ich meine den glühenden Haß gegen die Franzosen. Vom Höchsten bis zum Niedrigsten ist dieser Haß tief eingewurzelt. Sie geben sich auch gar keine Mühe ihn zu verbergen, und ich habe Aeußerungen gehört, deren Unklugheit (da sie gegen einen Fremdling ausgesprochen wurden), wahrhaftig nur ein überfließendes Herz entschuldigen konnte. Ihrem Hasse gleicht nur ihre Furcht. Sie lassen sich von den Franzosen alles gefallen. Sie beugen ihren Nacken unter das Joch des Uebermuthes, welcher außer ihrem Vaterlande den Franzosen eigen ist (denn in demselben sind sie meist sehr liebenswürdige Menschen). Einer meiner Freunde sah jüngst, wie ein besoffener französischer Livreebedienter auf öffentlicher Straße einen neapolitanischen Offizier insultirte und auf ihn eindrang,

ohne daß dieſer wagte ihn arretiren zu laſſen; ja er mußte ſich endlich in ein Kaffeehaus zurückziehen, und durch eine Hinterthür fernern Beſchimpfungen entſchlüpfen. Freilich, wenn der hieſige franzöſiſche Geſandte Alquier dergleichen erfährt, ſo beſtraft er ſeine Landsleute ſtreng; aber der Sieger findet gerade in der Flucht des Beſiegten immer neuen Reiz zu muthwilligem Frevel. Daher gehen die Neapolitaner den Franzoſen ſo viel als möglich aus dem Wege. Mir iſt davon ein auffallendes Beiſpiel bekannt geworden. Ein deutſcher Kaufmann, ein Fremder, hatte ſich zufällig zu einigen franzöſiſchen Offizieren geſellt; ſie wollten miteinander die königliche Porzellanfabrik beſehen, und die Offiziere wollten einiges dort kaufen. Man verweigerte ihnen den Eintritt, unter dem Vorwande, es ſei eine ausdrückliche Erlaubniß dazu vonnöthen. Als der Kaufmann ſich hierauf von den Offizieren getrennt hatte, ward er zurückgerufen, und ihm zu verſtehen gegeben, für ihn ſei die Fabrik nicht verſchloſſen. Er ging hinein und beſah ſie nach Gefallen.

---

15. Mizze za. Einzelne Bemerkungen.

Der Handel, der hier ſo blühend ſein könnte, bedeutet unter den Inländern ſehr wenig. Sie beſitzen die herrlichſten Produkte zur Ausfuhr, Korn, Oel, Roſinen, Feigen, Seide, Wolle, Wein u. ſ. w. Sie haben die vortrefflichſten Häfen am mittelländiſchen und adriatiſchen Meere; aber — ſie haben keinen Kredit. Es geht

ihnen wie den ruſſiſchen Kaufleuten. Sie laſſen ihre Waren durch Fremde verſchreiben. Spekulationen auf Neapel zu machen, iſt ſehr gefährlich, wenn man nicht mit einem guten fremden Hauſe allhier in Verbindung ſteht. Die Zahlungen erfolgen ſehr unordentlich, und ſendet man mehr Waren hieher, als in drei Monaten verkauft werden können, ſo iſt man ſicher, ſie auf dem Halſe zu behalten. Daher ſind auch die ausländiſchen Waren ſehr theuer, trotz der Leichtigkeit, ſie von allen Seiten zu bekommen. Wollte freilich die Regierung den Handel unterſtützen — aber ſie thut gar nichts dafür; hohe Auflagen erſchweren ihn vielmehr. — Himmel! was würde ein Friedrich II. aus dieſem reichen Lande gemacht haben! es wäre längſt das Schrecken ſeiner Feinde, der Schooß des Glücks für die Eingebornen, des Vergnügens für die Fremden.

* * *

Es iſt eine ſonderbare Gewohnheit, die aber auf den Kredit der Neapolitaner ein ſehr übles Licht wirft, daß, wenn man über irgend etwas mit einem Neapolitaner kontrahirt (z. B. mit dem Vetturino über eine Reiſe nach Rom), man nicht ihm, wie in andern Ländern gebräuchlich iſt, Geld auf die Hand gibt, ſondern ſich von ihm welches geben läßt. Unterläßt man dieſe Vorſicht, ſo iſt man ſeiner Sache nicht gewiß. Der unbekannte Fremdling hat alſo mehr Kredit als der anſäßige Eingeborne.

* * *

Für Leute, die hier wohnen, iſt Neapel ein wohlfeiler Ort, denn alle Bedürfniſſe des Lebens bringt die Natur das ganze Jahr hindurch ohne Anſtrengung hervor, folglich ſind ſie zu geringen Preiſen zu haben. Fremde müſſen freilich, wie überall, mehr bezahlen, und für dieſe iſt Neapel wohl eben ſo theuer als Paris. Das gilt beſonders von der Wohnung. Für einen ſchön dekorirten Saal und vier Zimmer habe ich monatlich hundert und zwanzig Thaler bezahlt, doch freilich in der beſten Gegend der Stadt, am Largo del Castello, umgeben von allen Schauſpielhäuſern, den Veſuv im Geſicht, in einem ſehr reinlichen Hauſe, Albergo del Sole genannt, das von einer liebenswürdigen Engländerin gehalten, und wo man ſehr gut bedient wird. Ich empfehle dieſes Haus jedem Reiſenden, es wäre denn, daß er lieber den Ruhm haben möchte, in dem erſten Wirthshauſe, la grande Bretagne, zu wohnen, wo man, der Sage nach, ungeheuer geprellt werden ſoll. — Der Tiſch iſt gut, aber auch nicht wohlfeil. Der Preis von zehn Carlins (ein Thaler ſechs Groſchen) für die Portion, war ein ungewöhnlich niedriger, von mir bedungener Preis. Der Wein iſt da freilich mitgerechnet, aber den gewöhnlichen hieſigen, unausſtehlich ſüßlichen Tiſchwein kann man nicht trinken, man muß alſo die Thränen Chriſti dennoch apart bezahlen, doch bekommt man für ſechs Groſchen einen ſehr trinkbaren Wein dieſer Gattung. Das Brot iſt nicht ſonderlich und ſteht dem franzöſiſchen weit nach. Das Gemüſe hat bei weitem nicht die Kraft, wie in nördlichen

Ländern, die Kartoffeln und Rüben ſind faſt nicht zu genießen; nur der Blumenkohl iſt gut und wächſt ungeheuer groß. Fiſche und Früchte ſind vortrefflich und im Ueberfluß; doch nur diejenigen, welche die Natur ohne Hilfe hervorbringt, Ananas hingegen (deren Erziehung doch auch hier wenig Mühe macht) ſind theurer als in Berlin, weil Niemand Treibhäuſer hat. — Equipage iſt, wie überall, einer der theuerſten Artikel für den Fremden; ſie koſtet täglich vier und einen halben Thaler. Fährt man vollends mit vier Pferden einige Meilen über Land, ſo iſt das eine Ausgabe von neun Thalern. — Die Logen im Schauſpielhauſe ſind, wie ſchon erwähnt, faſt nicht zu bezahlen. — Einzelne Plätze darin kann man nicht haben, man muß ſie ganz nehmen, und doch kann man auch kein Frauenzimmer in's Parterre führen. Es iſt daher ein Glück, daß man eben nicht in Verſuchung geräth, oft in's Theater zu gehen. — Dem Lohnlackei gibt man gewöhnlich ſechs Carolins (achtzehn Groſchen) täglich; das ſcheint im Vergleich mit andern Reſidenzen nicht viel; aber man hüte ſich, dieſe Menſchen ſind wahre Blutſauger, ſie verdoppeln jede Ausgabe der Fremden und laſſen die Hälfte in ihren Beutel fallen. Dabei ſind ſie unter den vielen Faulthieren in Neapel die allerfaulſten. — Putzwaren für Damen findet man hier ſchön und geſchmackvoll, aber zu ungeheuren Preiſen. — Mit Gemälden und Alterthümern wird man überlaufen. Wer kein Kenner iſt, hüte ſich ſehr vor dem Anführen, laſſe auch nicht durch die geforderten Preiſe ſich irre

Frih. Pfuy, liebe Tante, wird denn die Liebe Ellenweis verkauft? oder Pfundweis?

Fr. v. Langf. Merk' er ſich die Lehre aus dem Schatzkäſtlein der Erfahrung: dem Menſchen iſt Alles feil.

Frih. Ey warum nicht gar!

Fr. v. Langf. Intereſſe iſt das große Rad in der Weltmaſchine.

Frih. Wenn auch; muß denn das Rad eben aus Gold beſtehn?

Fr. v. Langf. Gold repräſentirt Alles.

Frih. Auch Tugend und Liebe?

Fr. v. Langf. Alles! Alles! und wenn du glaubſt, daß Babet dich liebe, ſo was du Liebe nenneſt, ſo biſt du ein eitler Thor! Heirathen will ſie dich und weiter nichts.

Frih. Sehr wohl, ich will vor der Hand auch weiter nichts.

Fr. v. Langf. Sie iſt blutarm.

Frih. Sie hat die ſchönſten rothen Backen.

machen, zu glauben, das Ding sei doch wenigstens die Hälfte werth. Etwa ein Drittel muß man bieten, und oft ist das noch zu viel. — In Villa franca kann man Kopien von den berühmtesten Gemälden kaufen, welche die jungen Maler dort in Miniatur, meistens recht schön verfertigen, und sich mit geringem Lohn begnügen. Will man aber Originale kaufen, es seien Gemälde oder Vasen und Gemmen, so ziehe man ja einen Kenner zu Rathe. Der Steinschneider Rega gilt für den besten, und ich weiß, daß viele Sammler keinen Handel schließen, ohne seinen Ausspruch gehört zu haben.

* * *

Eine Volks Scene trug sich unter meinem Fenster zu, die eben kein günstiges Vorurtheil für das hiesige weibliche Geschlecht erweckt. Ein Frauenzimmer, in schwarzer Seide sehr anständig gekleidet, mit der hier gewöhnlichen großen schwarzen Kappe über dem Kopfe, gerieth in Streit mit einem andern Frauenzimmer, das, nach seiner weißen Kleidung zu schließen, auch nicht zum Pöbel gehörte. Anfangs disputirten sie eine Weile mit entsetzlichem Geschrei; doch konnte das auch ein freundschaftliches Gespräch sein, da hier immer geschrien wird. Plötzlich aber gab die schwarzseidene Frau der andern eine derbe Ohrfeige, und empfing auf der Stelle die Bezahlung in gleicher Münze. Hierauf riß die schwarze der weißen die Haube vom Kopfe, schleuderte sie auf den Markt, ankerte mit allen zehn Fingern in den Haaren ihrer Gegnerin, und zauste sie gewaltig. Allein

die weiße erſah ihren Vortheil, ſchlug der ſchwarzen ein Bein unter, und warf ſie ſo geſchickt auf das Steinpflaſter, daß die entblößten Poſteriora das Licht der Sonne begrüßten, und nun hammerte die weiße auf der ſchwarzen, wie ein Koch auf dem Hackbrete. Ein Pöbelkreis von vielen hundert Menſchen ſchloß ſich ſo dicht um ſie, daß die Prügelnden kaum Platz übrig behielten, ihre nervichten Arme zu bewegen; Geheul, Geſchrei, Ziſchen, Klatſchen, Pfeifen akkompagnirten den Kampf; aber keiner nahm ſich die Mühe, die tollen Weiber aus einander zu bringen, ſie hätten ſich in Gottes Namen todtſchlagen mögen. Endlich kamen Soldaten, die ſie von einander riſſen, aber nicht arretirten. Vielmehr nahete ſich ein wohlgekleideter Mann, reichte der ſchwarzen Dame ſeinen Arm, und führte ſie ruhig davon. Für die weiße intereſſirte ſich Niemand, ſie verließ als beſcheidene Siegerin den Kampfplatz. — Auch dieſe Frauenzimmer biſſen vor Wuth in ihre Schnupftücher, welche Aeußerungen des Zornes den Neapolitanern eigen zu ſein ſcheint. — An allen ſolchen Begebenheiten nimmt der Pöbel blos als Zuſchauer Theil, hält ſich nie verpflichtet, Unglück zu verhüten. Wenn Straßenjungen ſich balgen, wird ſogleich ein Kreis geſchloſſen, aber nur, wenn Blut fließt, findet ſich Einer oder der Andere unter den Umſtehenden, der es verſucht, ſie aus einander zu bringen.

* * *

Eine ſeltſame Furcht haben die Neapolitaner vor dem Regen. Nirgend ſieht man mehr Regenſchirme als hier,

und bei Regenwetter ist es in den vielen engen Straßen äußerst beschwerlich, den Tausenden von Regenschirmen auszuweichen. Es ist lustig zu sehen, wie die Miethskutscher auf öffentlichen Plätzen schnell nach allen Richtungen davon fahren, wenn ein Regenguß sie plötzlich überrascht. Gerade in Augenblicken, wo Miethswagen am nothwendigsten wären, ist kein einziger auf den Straßen zu finden. Diese drollige Furcht gründet sich, wie man mir sagt, auf eine Behauptung, die vermuthlich nur ein Vorurtheil ist, der hiesige Regen schade nämlich der Gesundheit. — Eine gute, nachahmungswerthe Gewohnheit erinnere ich mich nicht sonst irgendwo bemerkt zu haben. Wenn nach Platzregen in der Mitte der abhängigen Straßen sich Bäche bilden, welche der Fußgänger sehr unbequem durchwaten würde, so werden alsobald kleine Brücken auf Rädern dahin gefahren, die so lange stehen bleiben, bis das Wasser sich verlaufen hat.

* * *

Die gewöhnlichen Fiacres sind in Neapel sehr weit von Eleganz entfernt und besonders unreinlich. Wie es inwendig in einem solchen Wagen aussehen muß, kann man aus dem Umstande abnehmen, daß der Miethskutscher gegen Mittag beide Thüren öffnet, den Hafer hinein schüttet, vor jede der offenen Thüren eins seiner Pferde stellt, und sie so, mit den Köpfen einander gegenüber, aus dem Wagen fressen läßt.

* * *

Gegen Weihnachten finden sich in Neapel hunderte von Bockspfeifern ein, die in ihren Schafspelzen, das Rauhe nach außen gekehrt, seltsam gegen die leicht bekleideten Lazzaroni abstechen. Es sind Hirten aus Apulien und andern oft entfernten Gegenden, die es für Religionspflicht halten, um diese Zeit mit ihren Dudelsäcken nach der Residenz zu wallfahrten, und so die Hirten nachzuahmen, welche zu Bethlehem die Krippe des Heilandes besuchten. Sie gehen von Haus zu Haus, von Bude zu Bude, und es ist gar lustig zu sehen, mit welcher Andacht sie vor den Marienbildern stehen bleiben, und so, während ihre Lungen blasen, ihre Hände fingern, mit frommen Blicken zu der Madonna hinauf schauen. Ich wundere mich, daß noch kein Maler eine solche Scene zum Gegenstand seiner Kunst gewählt hat. — Mehrere Wochen vor Weihnachten hört man auf allen Straßen nichts als dieses Gedudel, das doch mitunter recht harmonisch klingt. Die letzten neun Tage vor dem Feste soll es am ärgsten sein. — Man versichert mich, daß manche Hirten mehr als vierzig Häuser täglich auf diese Weise bedienen. Da jeder Madonna doch wohl eine Viertelstunde gewidmet werden muß, so bläst folglich ein solcher zehn Stunden hinter einander auf dem Dudelsacke. Welche Lungen!

* * *

In einer italienischen Zeitung las ich unlängst: Die Deutschen behaupteten alles erfunden zu haben, während andere Nationen sich den Ruhm davon zueigneten, z. B.

die Kuhpocken, eine deutsche Erfindung, habe Doktor Jenner in England zuerst in Gang gebracht. Eben so sei die Erfindung des Telegraphen von den Franzosen benutzt worden. Ein gleiches sei mit dem Luftballon geschehen, dessen ein gewisser Moshof zuerst zu erwähnen glaube, worin ihm aber die Italiener zuvor gekommen. (Das Blatt sagt nicht wann und wo?) Knochengallerte habe schon Ploucquet in Tübingen gemacht, Cadet de Beaur hingegen sie ausgeschrien. Klaviere, welche selbst die Noten niederschreiben, die auf ihnen gegriffen werden, habe Pfeiffer in Stuttgart verfertigt, Stanhope in England sich die Ehre zugeeignet, u. s. w. — Die Italiener hätten aber noch weit mehr Ursache, die wichtigsten Erfindungen, als die Frucht ihres Genies, zu reklamiren. Daß zum Beispiel eine magnetische, auf Queckſilber schwimmende Kugel die Eigenschaft habe, sich um ihre Achse zu drehen, und dergestalt Länge und Breite anzuzeigen, gebe ein Engländer für seine Erfindung aus. Es ist nicht wahr, sprächen die Franzosen, denn es steht schon in Busch's geographischen Ephemeriden vom Jahre 1803. Das kann sein, rufen frohlockend die Italiener, aber es steht schon im Leben eines gewissen Vico, welches 1730 geschrieben und gedruckt worden. — Von Herzen gönne ich ihnen diesen Triumph, und bemerke nur in Ansehung meiner deutschen Landsleute, daß ihnen ganz recht geschieht, wenn andere Nationen ihnen Ehre und Vortheil vor dem Munde wegschnappen, denn immer schreiben sie nur

und handeln nie. Bei ihnen ist alles Hypothese, die höchstens den Erfinder erwärmt, die übrigen trauen den Hypothesen nicht, betrachten sie blos als eine angenehme Spielerei des Geistes, fürchten sich lächerlich zu machen, wenn sie Geld hergäben, um Versuche anzustellen, selten aber ist der Erfinder selbst ein reicher Mann, der aus eigenen Mitteln Versuche bestreiten kann; so ist er denn gezwungen, seine Erfindung in ein dickes, langweiliges Buch niederzulegen, das Niemand liest, das in wenigen Jahren ganz vergessen wird, bis ein spekulativer Fremdling den verborgenen Schatz aufspürt, das Todte belebt. Dann blättern die Deutschen flugs auch, und sprechen: halt! das haben wir erfunden! — Unbedeutender Ruhm! Mit Recht gebührt die Ehre dem, der die Erfindung der Welt nutzbar machte.

* * *

Für den zwölften November kündigten die Patres scolari im Kollegio Caravaggio den Anfang ihrer philosophischen Vorlesungen an, die Neubegier trieb mich hin, wiewohl mit geringer Erwartung. Ich fand eine Art von Gallerie, ringsum mit geometrischen und mechanischen Figuren behangen; zu beiden Seiten einige Bänke, auf welchen sieben junge Leute saßen, im Hintergrunde ein Mann hinter einem Tische, der auch kaum dreißig Jahre zählen mochte; er trug ein Priestergewand und hatte sein Baret neben sich gestellt. Bereits im Vortrag begriffen, als ich hereintrat, stand er sogleich auf, kam mir höflich entge-

gen, und fragte nach meinem Begehren. Es dauerte eine Weile ehe er begriff, daß ich blos in der Absicht käme, ihm zuzuhören; man las das Erstaunen auf seinem Gesicht, über den vermuthlich unerhörten Besuch eines Menschen, dem ein Stern auf das Kleid gestickt war. Er faßte sich aber augenblicklich, wies mir sehr höflich einen Platz an, setzte sich, wiederholte mir kürzlich, was er in der Vormittagsstunde über die Geschichte der Philosophie gesagt hatte, und fuhr dann unbefangen fort, mit einer Suade, einer Wahl des Ausdrucks, die mich eben so sehr in Erstaunen setzten, als die geläuterte Vernunft, die aus jedem seiner Worte hervorblickte. Schon daß er die ganze Philosophie blos auf Mathematik gründete, war mir völlig unerwartet. Was er sprach, waren freilich lauter bekannte Dinge, für einen auf protestantischen Schulen erzogenen Deutschen; aber es machte mir großes Vergnügen, sie an diesem Orte, von einem Manne in solchen Kleidern wieder zu hören, und ich verließ die Stunde, mit wahrer Achtung für den jungen Mann erfüllt, dessen Physiognomie eben so geistreich war als sein Vortrag. Ich fürchte nur, daß die sieben jungen Leute, die ihn mit offenen Mäulern angafften, wenig davon verstanden haben. — Von andern philosophischen Vorlesungen ist mir in Neapel nichts zu Ohren gekommen. Da man nun daselbst der Sage nach sieben hunderttausend Einwohner zählt, so folgt, daß von hunderttausenden stets nur einer sich entschließt, ein wenig Philosophie zu studiren.

Eine andere Art von Philosophen, Herr Vincenz
Orsino, sagt in einer gedruckten Ankündigung: es hab
stets viel gottlose Leute gegeben, welche behaupten, da
Studium der Natur schade der geoffenbarten Religion
Das sei nicht wahr; die Religion sei vielmehr ein Bot
der Geheimnisse Gottes, und die Natur mache sein
Allmacht offenbar. Dennoch sei man so verblendet, di
Religion noch für eine Feindin der Fortschritte des mensch
lichen Geistes zu halten, und meine, jede Denkfreihei
müsse auch irreligiös sein. Zur Widerlegung dieser Mei
nung habe er ein Buch geschrieben, betitelt: die irre
ligiöse Denkfreiheit, eine Feindin der Fort
schritte in den Wissenschaften, in welchem be
wiesen wird, daß alle Werke von Gelehrten, die nicht zu
gleich fromme Gläubige waren, von Widersprüchen wim
meln, blos den Alten nachbeten, sich nie über dieselbe
erheben, und daß auf alle neuern Entdeckungen das Chr
stenthum den vortheilhaftesten Einfluß gehabt hat. Diese
vortreffliche Werk werde nächstens bei den Gebrüdern Te
res in Neapel für sieben Carolins (ein und zwanzig Gr
schen) zu haben sein.

* * *

Der Ritter Calcagni fand in dem merkwürdigsten Jah
meines Lebens den schönen Vers von Wieland:

Die Hand, die uns durch dieses Dunkel führt,
Läßt uns dem Elend nicht zum Raube.

Er übersetzte ihn folgendergestalt in's Lateinische:

Quae nos per medias hoc duxit dextra tenebras,
Postremo nunquam deserit exitio.
Atque ubi spes desit, quo sedibus alliget imis,
Quassatam prorsus ancora jacta ratem:
Haec mente immota maneat fiducia nobis
Quovis momento vertitur exiguo.

Als er nun von mir hörte, dieſer Vers ſei von unſerm vortrefflichen Wieland, nahm er ſich ſogleich vor, dieſen Fürſten der deutſchen Dichtkunſt zu leſen, zu ſtudiren, vielleicht zu überſetzen.

* * *

Damit meine ſchönen Leſerinnen alles Lateiniſche in dieſem Buche auf einmal überſchlagen können, laſſe ich hier ſogleich eine merkwürdige Inſchrift folgen, die den Veſuv betreffend, an einer Straßenecke in Portici gefunden wird. Zum vollkommneren Verſtändniſſe derſelben iſt zu wiſſen nöthig, daß einſt ein Ausbruch des Berges Portici verheerte, und daß mehrere Menſchen blos dadurch ihren Tod fanden, daß ſie ihre Habſeligkeiten, trotz der dringendſten Gefahr, noch retten wollten.

Posteri Posteri
Vestra res agitur
Dies facem praefert diei nudius perendino
Advertite
Vicies ab satu solis infabulatur historia
Arsit Vesaevus
Imuani semper clade haesitantium
Ne posthac incertos occupet moneo

Uterum gerit mons hic
Bitumine alumine ferro sulphure auro argento
Nitro aquarum fontibus gravem
Serius ocius ignescat pelagoque influente pariet
Sed ante parturit
Concutitur concutitque solum
Fumigat coruscat flammigerat
Quatit aerem
Horrendum immugit boat tonat arcet finibus accolas
Emica dum licet
Jamjam enititur erumpit mixtum igne lacum emovit
Praecipiti ruit ille lapsu seramque fugam praevertit
Si corripit actum est peristi
Ann. Sal. CIↃIↃCXXXI. XVI. Cal. Jan.
Philippo IV. rege
Emanuele Fonseca et Zuniga Comite montis regii
Pro rege
Repetita superiorum temporum calamitate subsidiisque
Calamitatis
Humanius quo munificentius
Formidatus servavit spretus oppressit incautos et avidos
Quibus Lar et suppellex vita potior
Tum tu si sapis audi clamantem lapidem
Sperne Larem sperne sarcinulas mora nulla fuge.

Ich habe von dieſer, hin und wieder dunkeln und etwas preziöſen Inſchrift eine Ueberſetzung im Lapidarſtil gewagt, die nicht mehrere Worte enthält, als das lateiniſche Original, von der man alſo in dieſer Hinſicht, wohl nicht mehr fodern kann. Auch der möglichſten Treue habe ich mich befleißigt. Kenner mögen über den Verſuch

Fr. v. Langf. Du weißt doch, daß ich ſie um Gotteswillen erzogen habe?

Frih. O ja, Sie werfen es ihr ja täglich vor.

Fr. v. Langf. Ihr Vater, der Eſel, war ein Herr Lieutenant von Habnichts. Er heirathete ein Fräulein von Habnichts, zog in den Krieg, ließ Mutter und Kind mit auf dem Halſe —

Frih. Der Mutter haben Sie großmüthig ein Plätzgen in Ihrem Erbbegräbniß eingeräumt.

Fr. v. Langf. Nun ſind es 17 Jahr, daß er ſich in der Welt herumtreibt. Major iſt er geworden — ja du lieber Gott! Die Ehre iſt ein köſtlich Ding, nur zum Eſſen taugt ſie nicht.

Frih. Zuweilen vergißt man Eſſen und Trinken darüber.

Fr. v. Langf. Kurz Vetter, aus deinem Roman wird nichts Dabei ſchick' ich Morgen mit dem Frühſten an einen Ort, wo ihr

die

entſcheiden. Ich erinnere nur noch, daß das Lateiniſche ſehr treu kopirt iſt, aber freilich kommen manche Dinge darin vor, die mir unerklärbar ſind, z. B. das emica dum licet, wo ich mir eine Abweichung erlaubt habe, weil ſelbſt wenn man emicat dum licet leſen wollte (wie mir einer meiner gelehrten Freunde vorſchlug), doch nur ein ſehr erzwungener Sinn herauskommen würde.

Nachwelt! Nachwelt!
Dir gilts.
Dem Uebermorgen leuchtet heutigen Tags Fackel.
Höre!
Zwanzigmal redet Geschichte seit Lichtes Geburt.
Vesuv entbrannte,
Zögernden stets Jammer bringend;
Ueberraschung droht Wankenden, ich warne,
Des Vulkans Eingeweide bergen
Erdpech, Alaun, Eisen, Schwefel, Gold, Silber,
Salpeter; Wasserquellen schwängern ihn,
Früher, später erglühend, mit eingesaugtem Meere
Gebärend;
Doch zuvor
Erbebend, den Erdboden durchschauernd
Dampft, blizt, flammt,
Bewegt er Lüfte,
Brüllt grausend, kracht, donnert, verscheucht seine
Grenzbewohner.
Entweiche! noch ist's vergönnt.
Schon treibt's, quillt, ein Feuerpfuhl wogt,
Jäher Absturz verwehrt späte Flucht,
Ergriffen bist du verloren.

Im Jahre CIↃIↃCXXXI. d. 16. December.
Unter König Philipp IV.
Emanuel Fonseca und Zuniga Graf Montreal
Dem Vicekönig,
Wiederkehrte voriger Zeiten Jammer, ihm Hilfe,
Menschlicher je reichlicher.
Gefürchtet, doch Nahrung spendend, verschlingt Vesuv nur
Wagehälse, Habsüchtige,
Denen Wohnung, Hausgeräth, theurer als Leben,
Drum, bist du weise, höre schreienden Steins!
Verachte Wohnung, verlass Habe, flieh ohne Verweilen!

* * *

Keine zwanzig Schritte kann man in Neapel thun, ohne auf eine pomphafte Inschrift zu stoßen, die meistens an Brunnen, Statuen, Piramiden u. dgl. angebracht ist. Ich wette, wenn man sie alle abschreiben wollte, sie würden einen dicken Quartband füllen. Wo viel geschrieben wird, da wird wenig gethan. Manche lügen recht unverschämt. Eine z. B. hebt an: Carolus Borbonus, supra omnes retro principes, pacis bellique artibus clarissimus et feliciasimus, und wenn man nun fragt, was dieser Karl von Bourbon, der über alle Fürsten hervorragt, denn Großes gethan hat? so findet sich, daß man, besonders zu der Zeit, als dieses geschrieben wurde, nämlich vor seiner Gelangung zum spanischen Throne, auch nicht das Geringste von ihm zu sagen weiß. — Aber die That, welche durch diese prächtige Inschrift verewigt wird? — nun ja, die ist recht gut, recht lobenswerth,

ſolcher Thaten verrichtet aber ein guter König täglich bei Dutzenden. Er hat nämlich einen Weg ausbeſſern laſſen, der vorher ſchlecht war. Solche Dinge auf ſolche Weiſe in Marmor verewigen, um derenwillen ein Fürſt, der beim Spazirenfahren ein wenig gerumpelt wurde, ſeinem Weg-Intendanten nur zwei Worte zu ſagen braucht, das heißt den Marmor, das Volk und den Fürſten ſelbſt herabwürdigen. — Was mir bei den vielen tauſend Inſchriften zu Neapel am lächerlichſten ſcheint, iſt, daß ſie alle lateiniſch ſind. Ich weiß wohl, daß es in andern Ländern auch Sitte iſt, was man der Nachwelt ſagen will, lateiniſch zu ſagen, gleich als fürchte man, die Sprache der Nation werde verloren gehen; aber ich mache mich auch überall darüber luſtig. Haben denn etwa die Römer griechiſche Inſchriften, oder die Griechen egyptiſche gemacht? würden wir nicht einen Menſchen auslachen, der jeden Vorübergehenden lateiniſch anredete? und vertritt denn nicht ein ſolcher Stein gleichſam die Perſon des Fürſten, unter dem das Denkwürdige geſchah? — Nicht einmal im Mittelalter war dieſe unſinnige Gewohnheit zu verzeihen, obgleich damals jeder Große und jeder gebildete Menſch lateiniſch verſtand; aber vollends jetzt! da unter hundert wohlerzogenen und ſonſt kenntnißreichen Menſchen gewiß neunzig keine Silbe davon begreifen, und die übrigen zehn kaum einige Worte aus ihren Schuljahren im Gedächtniß behalten haben; jetzt wird eine lateiniſche Inſchrift offenbar blos für ein halbes Dutzend Gelehrte von Pro-

ſeſſion verfertigt, die etwa in der Stadt wohnen, und alle Jahr einmal vorbei gehen. Niemand ſchreibt mehr lateiniſch, niemand ſpricht es mehr; die Sprache hat aufgehört Univerſalſprache zu ſein, ſie hat den Scepter an ihre Tochter, die franzöſiſche abgetreten, und vernünftiger wäre es, jetzt alle Inſchriften franzöſiſch zu machen. Ich ſage vernünftiger, aber nicht vernünftig; denn was ein Volk der Nachwelt zu ſagen hat, wäre es auch das Volk der Kalmuken, das ſoll es in ſeiner eigenen Sprache thun, damit der Pöbel eben ſowohl als die Gelehrten erfahre, was Merkwürdiges in ſeinem Vaterland vorging, oder welche Wohlthäter desſelben er zu verehren habe. Enthält die Inſchrift vollends Dinge, die gerade den Pöbel belehren ſollen, ſo iſt es unſinnig, ſie in einer fremden todten Sprache aufzuzeichnen. Da ſteht unter andern zu Neapel, ich glaube auf dem Platze, der der kleine Molo heißt, eine Piramide, die auf der verfluchten Stelle errichtet worden, auf welcher der Pöbel den Freiheitsbaum pflanzte; an den vier Seiten erblickt man die wohlgetroffenen Medaillons des Königs, der Königin, des Erbprinzen und der Erbprinzeſſin, unter jedem dieſer Medaillons lange lateiniſche Inſchriften, welche dem Volke beweiſen, wie gottlos Revolutionen ſind, und wie nothwendig es ſei, daß nur ein Einziger herrſche. Von alle dem verſtehen die guten Neapolitaner nicht eine Silbe, und für die Wenigen, die es verſtehen, iſt es nicht geſchrieben. Die jetzige Generation weiß allenfalls noch die Veranlaſſung zu dieſer

Piramide und vergißt sie nicht; die folgende hingegen bekümmert sich gar nicht mehr darum, und ereignet sich einst einmal wieder eine Begebenheit, wo eine solche Warnung wenigstens bei Einzelnen fruchten könnte, so ist es eben so gut, als stellte man einen Herold hin, um hebräisch mit dem Volke zu reden. — Wie viel könnte nicht durch kurze, zweckmäßige Inschriften, in der Landessprache verfaßt, auf die Moralität eines Volkes gewirkt werden! und wie trefflich war die Idee jenes Griechen, der auf alle Hermen am Wege Sentenzen graben ließ, die jeder Wanderer im Vorbeigehen las, nach und nach behielt, sie am heimischen Herd seinen Kindern wieder vorsagte, bis sie zu lauter Sprichwörtern wurden. In Rußland könnte man die Werstpfähle und in Preußen die Meilenzeiger vortrefflich zu solchen Sprüchen benutzen. Jetzt stehen, besonders die letztern, leer da, und dienen höchstens einem Handwerksburschen seinen Namen daran zu kritzeln. — Der gewöhnliche Einwurf, den man gegen die neueren Sprachen macht, ist: sie schicken sich nicht zum Lapidarstil, man könne sich nicht so kurz darinnen fassen, als in der lateinischen. — Wäre dies auch wahr, so müßte doch wohl der erste Zweck Verständlichkeit für Jedermann und nicht Kürze sein. — (Die neapolitanischen Inschriften sind auch alle so ungeheuer lang, daß sie schon deshalb nicht einmal für lateinische Inschriften gelten können.) — Ueberhaupt ist aber der Einwurf unerwiesen, die deutsche Sprache wenigstens kann dem Lapidarstil sehr

wohl angeſchmiegt werden. Ich habe im Eingange dieſes Buches der Inſchrift auf einem Hoſpital zu Altenburg erwähnt: Hilfloſem Alter, Ernſt. Kann hier das Lateiniſche kürzer oder ausdrucksvoller gebraucht werden? und würde die berühmte Inſchrift zu Berlin: Laesis sed non victis etwas an ihrer Schönheit verlieren, wenn da ſtände: Verwundeten doch Unüberwundenen? ſie wäre ſogar um ein Wort kürzer als im Lateiniſchen.

Man verzeihe mir die Abſchweifung. In Neapel fließt kein Tropfen Waſſer aus einem Brunnen, ohne daß eine prahlende Inſchrift verkündet, wer die Röhren dazu bezahlt hat. Oft ſind auch nur die Röhren da, und es fließt gar kein Waſſer heraus. Bei den meiſten der vielen tauſend Heiligenbilder iſt ſorgfältig bemerkt, weſſen Frömmigkeit ſie errichtet hat, ja unter der Bildſäule des heil. Januarius auf der Brücke, durch welche ſich der ſchon erwähnte Pater Rocco verewigte, haben ſich noch ein halbes Dutzend große Herren mit angeflickt, weil ſie auch gern ſo wohlfeil als möglich in der ſchönen großen Ewigkeit wären. — Welchen kleinherzigen Begriff übrigens die Neapolitaner von einem für die Nachwelt errichteten Denkmahl haben, erhellet aus einem drolligen Faktum, deſſen Mittheilung ich einem ſichern Manne verdanke. Ein Fremder wird ſich wundern, wenn er alle Augenblicke einen Brunnen, oder ſonſt etwas zum Dienſt des Publikums beſtimmtes, mit der Ueberſchrift erblickt: Ferdinand der Vierte (der jetzige königliche Jäger und Fiſcher) hat dies er-

richtet, und wird glauben, man thue diesem Monarchen sehr unrecht, wenn man behauptet, er bekümmere sich durchaus um nichts anders, als um Jagd und Fischerei. Man muß aber wissen, daß während der Revolution die Namen aller Könige auf öffentlichen Denkmählern, sie mochten Karl, Philipp oder Ferdinand heißen, ausgekratzt und ausgemeißelt wurden. Als nun das Ungewitter vorüber war, Thron und Kreuz wieder aufgerichtet wurden, da fand man für nöthig, auch diese Inschriften wieder herzustellen, und da doch die alten Könige, Karl, Philipp und wie sie alle heißen, es nicht mehr übel nehmen konnten, wenn man sie ein wenig vernachläßigte, so gedachte man ihrer weiter nicht, sondern schrieb flugs überall hin: Ferdinand IV. — Immerhin! es bleibt ja doch in der Familie.

* * *

Von dem königlichen Schlosse zu Neapel kann ich nichts weiter sagen, als daß es eine schöne, imposante Außenseite hat. Das Innere habe ich blos bei einer Audienz, und folglich nur wenig davon gesehen. Die Säle, durch welche ich geführt wurde, waren mit hier verfertigten, gewirkten Tapeten behangen, die den Gobelin's unendlich weit nachstehen. Die Zeichnungen waren größtentheils abscheulich plump; die Farben lebhaft, beinahe grell. Auf einer Wand hielten Grazien ein Medaillon, die vereinten Portraits des Königs und der Königin vorstellend; der König in Uniform, sehr ähnlich, die Königin aber in einem Kleide

und Kopfputz, wie sie vielleicht vor zwanzig Jahren Mode waren, folglich sieht es jetzt abscheulich aus. Wann wird man doch einmal der Thorheit entsagen, sich in der Modetracht abkonterfeien zu lassen? Jede unserer heutigen Moden ist mehr oder minder abgeschmackt und entstellend; höchstens Wochen lang kann der eiserne Szepter der Mode sie in Ansehen erhalten, und erstreckt sie ihren Einfluß während dieser wenigen Wochen auch auf Bilder, so müssen es große Kunstwerke sein, wenn sie nicht das Schicksal erleben sollen, auf den Boden hinter den Schornstein getragen zu werden. — Die Grazien, welche dieses geschmacklose Medaillon trugen, hielten auch einen Zettel, auf welchem die biblische Sentenz aus den Sprüchwörtern Salomon's stand: Rex sapiens dissipat impios (ein weiser König zerstreut die Gottlosen). — Man muß bekennen, daß nirgend unverschämter geschmeichelt wird als in Neapel. — Ein paar schöne Marmorbüsten sah ich doch, die des Kaisers Franz und die des deutschen Helden Erzherzog Karl, dessen biedere und geistreiche Physiognomie dem Anschauer wohl thut.

* * *

Mit großen Vorurtheilen gegen die Königin, die ich aus Büchern und Hörensagen geschöpft hatte, kam ich nach Neapel; mit der Ueberzeugung von ihrer Liebenswürdigkeit verlasse ich es wieder. Daß sie in diesen schweren Zeiten das Ruder nicht immer mit sicherer Hand führte; daß sie oft falsche Schritte that, die sie zurück thun mußte,

oft nicht einmal zurück thun konnte, das gebe ich freilich zu; aber gilt denn nicht derselbe Vorwurf fast von allen Fürsten in Europa? — Außerordentliche Umstände erfordern außerordentliche Maßregeln. Wem diese glücken, der wird groß genannt; wem sie mißglücken, den verkleinert man. Ich bin gewiß, die Königin hat immer das Beste gewollt, wo aber die Wege zum Besten in die dichsten Nebel verhüllt sind, da ist der Instinkt eines Friedrich erforderlich, um sie tappend zu finden. — Die Königin ist die zärtlichste, liebevollste Mutter ihrer Kinder; ein solches Mutterherz ist auch ein königliches Herz, nur die bittersten Erfahrungen können es gegen das Volk verhärten, oder doch dessen Gefühl abstumpfen. »Um das Volk glücklich zu machen,« sagte sie mir, »muß man leider oft Despot sein, wenn auch gegen eigene Neigung, und ist man es, so wird man nicht geliebt.« — Ich meinte, das sei nicht immer die Folge, und erinnerte sie an das Beispiel Maria Theresiens. »O!« erwiederte sie, »meine Mutter war dennoch unglücklich in ihren letzten Tagen, denn das undankbare Volk wünschte allgemein ihren Tod; und warum? wegen einer elenden Steuer.« — Von den Illusionen des Thrones spricht sie mit einer Offenheit und Liebenswürdigkeit, die unwiderstehlich für sie einnehmen. Sie sehnt sich nach dem Zeitpunkt, wo allgemeine Ruhe ihr erlauben werde, allen Geschäften zu entsagen, und sich, sammt ihrem Gemahl, in die Einsamkeit zurück zu ziehen. »Dann,« sagte sie, »dann wird man sehen, wer Marien

Karolinen, oder wer blos der Königin zugethan war." — Wahrlich! die das Glück hatten, ihr nahe zu sein, und oft sie so sprechen zu hören, bleiben ihr gewiß zugethan. — »Das schönste Glück auf Erden ist Mutterglück," sprach sie zu meiner Frau, die eben jetzt dieses Glück erwartete: »ich habe siebzehn lebendige Kinder gehabt, sie waren meine einzige Freude. Zur Mutter machte mich die Natur, die Königin ist nur ein Gallakleid, das ich aus- und anziehe." — Sie faßte bei diesen Worten ihr Kleid mit zwei Fingern und ließ es mit einer fast verkleinernden Miene wieder los. »Wer ein unabhängiges Sort hat," sagte sie mit einer Innigkeit, die wahrlich nicht erkünstelt war, »der ist weit glücklicher als der Fürst auf dem Throne." — Es wäre unschicklich, wenn ich alles wiedererzählen wollte, was sie über die jetzigen Zeitläufte, über den Werth der Jesuiten u. s. w. sprach, alles trug den Stempel eines hellen klaren Geistes und eines zwar mit Bitterkeit angefüllten, aber im Grunde vortrefflichen Herzens. — Man gibt ihr Falschheit und Verstellung Schuld, doch wahrlich! ich zweifle, daß es möglich sei, einen Menschen so zu täuschen, dessen Hauptgeschäft seit dreißig Jahren darin bestand, die Menschen zu beobachten. Was sie mit mir sprach, das dachte und fühlte sie auch; Niemand wird mich jemals vom Gegentheil überreden.

Dem Erbprinzen ist die Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit auf das Gesicht geschrieben. Prinz Leopold und die beiden Prinzessinnen scheinen noch ein wenig schüchtern zu sein.

Langs. Hat der Blitz meine Frau getroffen?

Frik. Nein, aber das ganze Haus steht in Flammen.

Langs. In Flammen? da müssen wir wohl heraus gehn?

Frik. Die Treppe brennt schon.

Langs. Du lieber Gott! wie retten wir denn das blogen Leben?

Frik. Zum Fenster hinaus?

Langs. Ich zum Fenster hinaus?

Frik. Es ist die höchste Zeit. Riechen Sie nicht den Rauch schon?

Langs. Ja ja, ich rieche ihn Rauch.

Frik. Drum schnell! schnell!

Langs. Ich breche ja den Hals.

Frik. Nicht doch. Hier in den Garten. Die Terrasse ist hoch, die Orangenkübel unter den Fenstern, die können Sie mit den Füßen erreichen.

Langs. Aber wenn ich mit meiner Last die jungen Orangenbäume zerknicke?

Frik.

Alle haben sich in deutscher Sprache mit mir unterhalten, die besonders der Erbprinz ziemlich geläufig redet. Das wechselseitige Betragen der Kinder gegen die Mutter und der Mutter gegen die Kinder, welches zu beobachten ich Gelegenheit hatte, ist so herzlich, so ungekünstelt, so häuslich, daß die behaglichste Empfindung sich des beobachtenden Fremdlings bemächtigen muß. Es ist auch ein schöner Zug im Charakter der Königin, daß sie noch immer mit so vieler Liebe an ihrem Vaterlande hängt. Schon wenn man in ihr Vorzimmer tritt, hört man nichts als deutsch reden, und überall lachen ehrliche deutsche Gesichter einen an. — Aus Wien erhält die Königin wöchentlich einen geschriebenen Bericht, von allem was dort Merkwürdiges und nicht Merkwürdiges vorfällt; sie nennt es ihren Lügenbericht, läßt ihn aber doch seit dreißig Jahren unausgesetzt kommen.

* * *

Wenn man nach der Straße St. Lucia geht, so kann man von oben herab in einen großen Hof sehen, der zu einem Gebäude der Admiralität gehört. Hier ist den gefangenen algierischen Seeräubern erlaubt, frische Luft zu schöpfen, und ich habe ihnen zuweilen zugesehen, wie die halbnackten braunledernen Kerls mit rohen Galgenphysiognomien sich beim Ballspiel ergetzten, oder mit untergeschlagenen Armen ihre Pfeifen rauchten. Ihrer sind etwa vierzig, alle auf demselben Schiffe zu Gefangenen gemacht. Dagegen versicherte man mich, daß wenigstens viertausend Neapolitaner in algieri-

ſcher Gefangenſchaft ſchmachten, ſo ſehr war bis jetzt die Marine Sr. algieriſchen Hoheit der Sr. ſicilianiſchen Majeſtät überlegen. Auch war ſie, der Gefahrloſigkeit bewußt, bereits ſo unverſchämt dreiſt geworden, daß ſogar Schiffe bei Neapel, wenigſtens ein paar Stunden davon, bei Caſtell al Mare, landeten, raubten, plünderten, wegführten, was ihnen beliebte. Ein wohlunterrichteter Mann behauptete, daß, wenn dieſe Barbaren nur Lokalkenntniß und Muth genug hätten, ſie einmal in der Nacht bei Portici an's Land ſteigen, und die ganze königliche Familie in die Gefangenſchaft ſchleppen könnten; die von den Ruſſen neu errichtete Garde, die ſo ſchön auf dem Theater tanzt, werde ſie nicht daran hindern. — Iſt es nicht eine Schande, daß kein Schiff hinüber nach Sicilien ſegeln kann, ohne Gefahr zu laufen, weggenommen zu werden, ſobald es nur den Hafen von Neapel verlaſſen hat? — Doch jetzt iſt die Ruhe zur See für einige Wochen wieder hergeſtellt; Micherour nämlich, der Bruder des Staatsſekretärs, der ein Geſchwader kommandirt, hat die Barbaresken aufgeſucht, ſie mit vieler Bravour angegriffen, und ſehr übel zugerichtet. Sie haben ihre eigenen Häfen ſuchen müſſen, die See iſt in dieſem Augenblicke ganz rein von ihnen. — Ich machte die Bekanntſchaft jenes neapolitaniſchen Seehelden, er iſt eben ſo galant als tapfer, und ſpricht von ſeinem Siege mit großer Beſcheidenheit. Eine gute halbe Stunde hielten die Algierer doch das ſtärkſte Feuer aus, ehe ſie flohen. Sie waren an Zahl den Neapolitanern überlegen, doch ihre Artille-

rie ſchlecht bedient. — Was nutzt aber dieſer Sieg den armen Viertauſenden, die fern von der Heimath Sklavenfeſſeln tragen, und die man dort zu harter Arbeit anſtrengt? — Die wenigen Algierer hingegen in Neapel befinden ſich recht wohl und thun gar nichts. — Iſt es möglich, daß dieſes Raubgeſindel von ſo vielen Seemächten noch immer geduldet wird? — Ich weiß freilich wohl, daß Ludwig XIV. einmal geſagt haben ſoll: »Wenn es kein Algier gäbe, ſo müßte man eines wünſchen;« ich weiß aber nicht, was er Vernünftiges, oder auch nur Politiſchkluges damit gemeint haben kann. —

* * *

Weit ſchlechter als die gefangenen Algierer werden die eigenen Galeerenſklaven zu Neapel gehalten. Auch ſie braucht man ſehr wenig zur Arbeit, denn ſo oft ich am Meere hinab gegen Portici ſpaziren ging, ſah ich ſie in einem Kaſtell hinter doppelten, weit von einander abſtehenden eiſernen Gittern ſitzen, ſo daß die friſche Luft vom äußerſten Gitter bis zum innerſten noch einen ziemlichen Raum zu durchlaufen hat, und gewiß nicht rein bis zu jenen Unglücklichen gelangt. Gewöhnlich ſtehen Weiber und Mädchen vor den Fenſtern, die mit ihren Männern und Geliebten, oft weinend, zuweilen auch lachend, ſprechen, und ihnen allerlei Eßwaren zu reichen ſich beſtreben. Zu gewiſſen Stunden des Tages werden ſie auf einen kleinen Platz herausgetrieben, der höchſtens zwanzig Schritt in's Gevierte halten mag, und der mit hohen, ſtarken Palliſaden eingefaßt iſt.

Demungeachtet werden noch zahlreiche Detachements zu Fuß und zu Pferde kommandirt, welche den Platz mit geladenen Gewehren und gezogenen Schwertern umgeben, um sogleich drein zu schießen und zu hauen, wenn die Sklaven etwa Miene machen sollten, die Pallisaden zu überwältigen. Sie scheinen aber gar nicht dazu geneigt, sondern begnügen sich, ihre schwarze, wirklich schwarze Wäsche durch die Lücken der Pallisaden oder über dieselben hinweg den Weibern zuzustecken, welche draußen darauf harren. — Wenn in Neapel jemals ein Gefangener entspringt, so ist es wenigstens nicht die Schuld der Regierung, denn an zahlreicher Bewachung läßt sie es nicht ermangeln. Wo man in andern Ländern etwa zwei Wächter braucht, da gibt sie deren ein Dutzend. Ich habe mehrere Male einzelne, gebundene Menschen zwischen zehn bis zwölf Mann wohlbewaffneter Sbirren in's Gefängniß führen sehen, und wenn ich fragte: wozu so viele? — so war die Antwort: »Wären ihrer nur drei, der gebundene Kerl würde sie überwältigen, und davon laufen.« — Dann ist es freilich kein Wunder, daß die wenigen ungebundenen Franzosen so schnell mit Armeen von achtzigtausend Mann fertig wurden. Staatsgefangene werden in wohlverschlossenen Portechaisen getragen, sind aber dennoch von sechs bis acht Sbirren umringt, und ein solcher Zug, dem ich vier- oder fünfmal begegnete, erregte wirklich großes Aufsehen. Ich wundere mich, daß man solche Transporte nicht bei Nacht geschehen läßt. — Spione besoldet die Re-

gierung in Menge, und es gibt ihrer unter den vornehmſten Ständen. Als einen der famöſeſten nennt man einen Chevalier R**, der ſich in den beſten Geſellſchaften herumtreibt.

* * *

Woher mag es doch kommen, daß der ruſſiſche und italieniſche Volksgeſang ſo außerordentlich viel Aehnlichkeit miteinander haben? — Beſonders wenn man auf freiem Felde in der Ferne einen Italiener ſingen hört, ſo ſieht man ſich plötzlich nach Rußland verſetzt — wenn man nämlich die Augen zuſchließt, denn ſonſt möchten die Oel- und Citronenbäume die Täuſchung mächtig hindern. Beider Nationen Volksmelodien ſind offenbar die altgriechiſchen, was man ſogleich hört, wenn man ſie mit den griechiſchen Bruchſtücken vergleicht, die Winkelmann aufbewahrt hat. Man will auch noch ſonſt viel Aehnlichkeiten zwiſchen dem italieniſchen und ruſſiſchen Volke finden; es mag ſein, aber die Ruſſen ſcheinen mir doch ein weit edler organiſirtes Volk.

* * *

Um die Stärke des Hungers zwar etwas ekelhaft, aber mit großer Kraft zu malen, dürfte man nur eine Scene kopiren, die ich mehrere Male beobachtete. Ein Kerl verkauft Melonen, die er in kleine Stücke zerſchnitten hat; ein armer Teufel kauft ein ſolches Stück, verſchlingt es, nagt mit den Zähnen die Schale ab, und wirft ſie dann weg. Flugs klaubt ein Betteljunge die Schale aus dem Kothe

wieder heraus, benagt sie noch einmal heißhungrig, und läßt sie nicht ohne Seufzer fallen, bis sie so dünn ist als Postpapier.

* * *

Höchst unbequem ist in Neapel das ängstliche Wiegen jedes Piasters, eine Münze, die man zuweilen selbst vom Bankier nicht durchgehends unbeschnitten empfängt, und das Schlimmste ist, daß Niemand, selbst nicht einmal der Kaffeewirth, sich unterstehen darf, eine beschnittene Münze zu nehmen, wenn man sie ihm auch um weit geringern Werth überlassen will. Man ist gezwungen, sie wegzuwerfen, oder bei einem allein bevollmächtigten Wechsler umzusetzen.

* * *

Schon einigemal habe ich im Vorbeigehen des herrlichen neapolitanischen Klima's erwähnt, und bekenne gern, daß es jede Beschreibung übertrifft. Ich hatte mich anfangs von der Kälte gefürchtet, denn, dachte ich, wo keine Oefen, ja nur selten Kamine angetroffen werden, und wo man dabei auf steinernen Fußböden wandelt, da muß auch der mildeste Winter beschwerlicher fallen, als der harte russische, dem man durch tüchtige Oefen wohl zu begegnen weiß. Aber ich hatte mich geirrt. In meinen vier oder fünf Zimmern befand sich nur ein einziger Kamin für den Nothfall, und auch in diesem einzigen habe ich nie Feuer machen lassen, obschon ich bis zum sechzehnten Dezember in Neapel blieb. Den ganzen November hindurch hatten wir ge-

wöhnlich über zwanzig Grad Wärme; Tag und Nacht waren gleich warm. Trotz meiner Gewohnheit, mich schon des Morgens um vier Uhr, zuweilen noch früher, an den Schreibtisch zu setzen, habe ich doch nie die geringste Kälte empfunden. Man bedient sich einer Art von kupfernen Pfannen mit gewölbten Deckeln, in welchen Mirtenreis zu Kohlen gebrannt wird, und die sodann eine angenehme Wärme verbreiten; aber auch diese sind in Häusern, die gegen Süden liegen, sehr entbehrlich, und ich habe sie nie begehrt. Ein paar Tage, wo vielleicht die Wärme bis auf vier oder fünf Grad gefallen war, schienen den Neapolitanern unmenschlich kalt, und alle versicherten, daß man eine strengere Kälte bei ihnen nie erlebe. Ich lachte sie natürlich aus, wenn sie mir mit ihren Mänteln über den Mund geschlagen begegneten. — Die Fußböden werden mit dicken, aus Bimsen geflochtenen Decken belegt, welche die Wirkung der kühlen Steine gänzlich verhindern. — Fast kein Tag verging, an dem es nicht Abends oder Morgens stark geblitzt hätte, ja zuweilen wurden förmlich starke Gewitter daraus, und ich erlebte eines in den letzten Tagen meines Aufenthalts, welches ein paar hundert Schritte von meiner Wohnung in dem Castell nuovo einschlug, und drei Menschen traf. Zwei oder drei Schritte weiter würde der Blitz ein Pulvermagazin entzündet, und auch mich vermuthlich außer Stand gesetzt haben, seine Wirkung zu beschreiben. Sonderbar, daß man bei den vielen Gewittern keinen einzigen Gewitterableiter in Neapel sieht. — Die

Felder draußen prangen alle mit ewigem jungen Grün. Wenige Bäume verlieren ihr Laub ganz, keine Hecke wird kahl. Der Sonnenschein ist oft stechend, fast immer zu warm. Einen Oberrock kann man selten vertragen. — Die Eingebornen klagen über den Seewind, Scirocco genannt, und meinen, er spanne ab, mache krank und träge. Ich habe das nicht empfunden, mir hat der Scirocco sehr wohl gethan. So fürchterlich mir sonst sein Name klang, so kenne ich ihn doch nur als einen warmen, lieblichen Zephyr, der mir nie eine unangenehme Empfindung verursacht hat. — Geschwelgt habe ich in dieser himmlischen Luft, dieser bezaubernden Natur, diesen Denkmählern des Alterthums; und dennoch — ich bekenne es freimüthig — dennoch habe ich Neapel sehr gern wieder verlassen, habe mit erleichterter Brust Athem geschöpft, als ich die stinkende Stadt im Rücken hatte, in welcher eine halbe Million Menschen wimmelt, zu deren keinem ich Vertrauen fassen konnte. Das eigentliche frohe Leben des Menschen ist unter guten Menschen. Natur und Klima tragen wenig dazu bei. Man gewöhnt sich an Alles, nur an herzlose Menschen nicht. — Lebe wohl! du stolzes Parthenope! ich wünsche nicht dich wieder zu sehen.

* * *

Von den Gräueln der Revolution erzählt noch Jedermann mit Schaudern, die Lazzaroni brateten Menschen auf den Straßen, und bettelten dabei von den Vorübergehenden etwas Geld, um Brot zu ihren Braten zu

kaufen. Viele trugen abgeschnittene Finger, Ohren und dergleichen in der Tasche, und wenn sie einem Manne begegneten, den sie für einen Patrioten hielten, so zeigten sie ihm triumphirend ihre blutige Beute. Einen Mann trieben sie ganz nackend durch die Straßen, und zwangen ihn stets gebückt mit eingezogenem Leibe zu gehen, denn ein Satan, der neben ihm ging, versuchte beständig mit seinem Säbel, ihm die Schamtheile glatt am Leibe weg zu schneiden. Einem meiner Bekannten zeigte ein solcher Mörder frohlockend seinen blutigen Dolch, und rühmte sich, ihn einem Jakobiner durch die Schulter in die Brust gestoßen zu haben. Der Zuhörer mußte sich sehr erfreut darüber stellen; er fragte, wie denn der Jakobiner geheißen, und hörte — den Namen eines seiner besten Freunde! — Die Weiber trieben es am ärgsten, auch war es genug, von einer solchen Furie als Jakobiner bezeichnet zu sein, um sogleich geopfert zu werden. Wer rundes Haar trug, war ein Kind des Todes. Man legte sich geschwind falsche Zöpfe zu, aber das Volk merkte den Betrug, lief hinter Jedem her, faßte ihn beim Zopf, und riß daran: blieb der Zopf in der Hand, so war es um seinen Träger geschehen. Mehr als zweitausend Häuser wurden rein ausgeplündert. Der dänische Konsul war oft in Gefahr, weil man seine Uniform für eine französische hielt. Alles geschah per la santa fede, daher auch santa fede jetzt ein Schimpfwort geworden. Drei Monate lang hauste Ruffo so mit seinen Calabresen. Endlich kamen die Franzosen, und nun war

auch in vierundzwanzig Stunden die Ruhe hergestellt. Ihrer waren nicht mehr als viertausend; genug für einen so feigen Feind. Sie ergriffen freilich strenge Maßregeln. Wenn sie z. B. einem Verdächtigen begegneten, so rochen sie ihm nur in die Hände; rochen diese nach Pulver, so wurde er ohne Barmherzigkeit niedergesäbelt.

* * *

Die empörendste Bettelei in Neapel ist nicht die der Straßenbettler. — Als ich bei Hofe präsentirt worden war, erschien zuerst ein Hofbedienter in meinem Vorzimmer, der mir, im Namen aller seiner Kameraden, Heil und Segen zur glücklichen Ankunft wünschte. Ich zuckte die Achseln und gab. Eine Viertelstunde nachher kam ein Hellebardirer (eine Wache in den innern Zimmern des Schlosses) mit demselben Kompliment. Ihm folgten mehrere dergleichen, und zuletzt meldeten sich sogar die Bedienten des Oberstallmeisters, der doch nicht das geringste mit der Präsentation zu thun gehabt hatte. Wollte ich nicht fünfzig Piaster auf die Straße werfen, so mußte ich endlich die Leute eben so unverschämt abweisen, als sie unverschämt forderten. Man hat mich versichert, daß ein deutscher Prinz, der kürzlich hier war, auf diese Weise nicht weniger als achtig Piaster hat ausgeben müssen. Das ist schimpflich! — Dem Beispiel des Hofes folgen die Großen. Hat man bei einem zu Mittag gegessen, sicher finden sich am andern Morgen Einer oder ein Paar von seinen Leuten ein, um sich das Essen dreimal theurer bezahlen zu

Fritz. Immerhin! die Tante wird doch lieber ihren Gemahl retten, als ihre Orangenbäume?

Langs. Höre Vetter, das ist noch die Frage.

Fritz. Nun so verbrennen Sie! ich eile —

Langs. Nein nein, ich will nicht verbrennen, zum Henker auch! verbrennen will ich nicht! Hilf mir nur hinaus.

Fritz. Von Herzen gern. Steigen Sie hier auf diesen Stuhl.

Langs. (geberdet) Steigen! ach! ich muß springen!

Fritz. Merken Sie nichts? der Rauch wird immer stärker.

Langs. Ja ja, er beißt mir schon in die Augen.

Fritz. Stecken Sie das rechte Bein zum Fenster hinaus — so — nun das linke — und klammern Sie sich mit beyden Händen an die Fensterrahmen, und lassen sich sachte hinab.

laſſen, als man es im Wirthshauſe gehabt hätte. Das iſt recht ſchimpflich! —

---

16. Die Handſchriften der königlichen Bibliothek zu Neapel.

Da bis jetzt über dieſen Gegenſtand noch nichts durch den Druck bekannt gemacht worden, und ich Gelegenheit gehabt habe, mich näher davon zu unterrichten, ſo glaube ich allen Liebhabern der Wiſſenſchaften einen Gefallen zu erzeigen, wenn ich meine Bemerkungen mittheile. Die Bibliothek ſelbſt wurde, der Sage nach, von Robert von Anjou geſtiftet, von nachfolgenden Königen anſehnlich vermehrt, beſonders auch bei Gelegenheit der Verſchwörung der Reichsbarone, deren Güter nachher konfiszirt und alle ihre Bücher hieher gebracht wurden. Die Bibliothek war daher eine der merkwürdigſten, bis Karl VIII., König von Frankreich, das Beſte daraus, als eine Frucht ſeiner Siege, nach Paris bringen ließ; ein Beweis, daß ſchon damals die kriegeriſchen Franzoſen die literariſche Beute nicht verſchmähten. Dennoch blieb noch vieles übrig, und kürzlich iſt die Zahl der Handſchriften (die ſich auf ſechstauſend beläuft) durch mehrere Hunderte aus der vatikaniſchen Bibliothek vermehrt worden, welche die Neapolitaner den Franzoſen zu Rom wieder abjagten, und, als gute Priſe, dem Papſte nicht zurück gaben. Dieſer römiſche Theil der Manuſkripte iſt aber noch in großer Unordnung, kaum kennt man die Titel derſelben, und verlangt der Fremde

eines zur Durchsicht, so ist es schwer zu finden. — In einem eigenen Schränkchen werden die sogenannten seltensten Handschriften aufbewahrt. Ihre Seltenheit will ich ihnen nicht abstreiten, aber durch Interesse zeichnen sie sich eben nicht aus. Es sind deren eilf, von welchen nicht weniger als fünf das Officium beatae Mariae Virginis mit schönen gemalten und goldenen Buchstaben und Bilderchen enthalten. Das sechste Manuskript ist ein Breviarium romanum, das siebente ein botanisches Lexikon, die Pflanzen recht schön mit der Feder gezeichnet, doch nur bis zum Buchstaben C fortgesetzt, weil der Verfasser darüber gestorben sein soll. Das achte sind ascetische Schriften eines heiligen Franz Borgia. Das neunte betrifft die Literairgeschichte von Venedig. Das zehnte sind die Uebungen eines Knaben, der die Geschichte Frankreichs aus dem Französischen in's Lateinische übersetzt hat. Aber dieser Knabe war Karl VIII., damals Infant von Spanien, der Vater des jetzt regierenden Königs. Dieser Umstand allein macht das Verdienst dieser Handschrift aus, und ihm verdankt sie es auch, daß sie die einzige von allen Handschriften und allen Büchern der ganzen Bibliothek ist, welche der König sich hat zeigen lassen. Sonst hat er nie einen Buchstaben von seinen literarischen Schätzen genossen. — Das eilfte Manuskript endlich ist die eigene Handschrift Tasso's, della Bellezza, welcher die Bemerkung beigefügt ist: in cui con sorpresa ravvisasi dell' immortale autore il pessimo carattere (in der man mit Erstaunen

gewahr wird, daß der unſterbliche Dichter eine verdammt ſchlechte Hand ſchrieb). Ich kann mich nicht enthalten, hierbei noch ein Pröbchen von der Unwiſſenheit der Italiener einzuſchalten. Als ich Taſſo's Handſchrift zum erſten Mal ſah, verſicherte mir der Unterbibliothekar, dieſer Traktat (Minturno della Bellezza), wie auch die daran gehängten (Il Cataneo, delle conclusioni amorose und il Ficino dell' Arte), ſeien noch nicht gedruckt. Ich traute nicht ganz, ſondern befragte mich noch bei einem vornehmen Manne, einem Marcheſe, der ſelbſt eine ſehr anſehnliche Bibliothek beſitzt und für einen der gebildetſten Großen in Neapel gilt. Er beſtätigte des Bibliothekars Ausſage. Jetzt wandelte mich die Luſt an, das ſehr unleſerliche Manuſkript wo möglich zu entziffern und herauszugeben. Schon hatte ich einen ganzen Morgen damit verloren, als mir glücklicherweiſe doch noch ein kleiner Zweifel aufſtieg; ich ließ mir Tiraboſchi und Taſſo's Werke geben, wo ich denn, zu meinem Verdruß und zu des Bibliothekars Erſtaunen, Alles abgedruckt fand. — Nur ein einziges deutſches Manuſcript befindet ſich hier, und das iſt ein metallurgiſches Werk, von Scheidung des Goldes und Silbers, von Münzproben u. dgl. Der Bibliothekar erfuhr erſt durch mich, was es enthielt, denn bis jetzt war es im Katalog blos unter dem Titel: Kodex in deutſcher Sprache, aufgeführt worden. — Zu meiner nicht geringen Verwunderung ſtieß ich unter den perſiſchen und arabiſchen Handſchriften plötzlich auf einen Kodex, welcher Poeſien in deutſcher

Sprache enthalten ſollte. Man kann denken, mit welcher Begierde ich ihn ergriff, aber ſiehe da, es war Engliſch, doch mit deutſchen Charakteren im Jahre 1457 ſchön geſchrieben. Das Buch hebt an mit einer Menge von Rezepten für Frauen in Kindesnöthen und einige für andere Krankheiten. Dann folgt eine lange Rittergeſchichte in Verſen, Sir Benys of Hampton; dann eine kürzere vom heiligen Alexius, wiederum eine längere von Libraz Diſtonyus, und endlich ein Gedicht in fünf Geſängen, deſſen Gegenſtand eine Griſelda iſt. Der Abſchreiber hat faſt jedes Gedicht mit dem drolligen Vers geſchloſſen: hic pennam fixi, poenitet me si male scripsi. Ich kenne die altengliſche Literatur zu wenig, um zu wiſſen, ob dieſer Kodex wirklich merkwürdig iſt, und will, durch deſſen Erwähnung, nur die Engländer aufmerkſam darauf machen. Das Wort deutſche Poeſien iſt jetzt, auf meine Angabe des Irthums, in engliſch verwandelt worden. — Die Griechen und Römer findet man hier in großer Menge, die meiſten ſehr ſauber geſchrieben; ich bekenne aber, daß ich für dieſe Art von Raritäten keinen Sinn habe, und daß mir ein einziges von den verloren gegangenen Kapiteln des Livius, wenn auch ſchlecht geſchrieben, lieber ſein würde, als der prächtige alte Kodex von den Briefen des heiligen Hieronymus, oder die epistolae Basilii Magni aus dem eilften Jahrhundert. Ein ſehr ſchön geſchriebener Josephus de bello judaico 1403 iſt bemerkenswerth. Unter den römiſchen Klaſſikern ſind beſonders Cicero's Werke faſt

unzählige Mal anzutreffen. Ueberhaupt beſitzt die Bibliothek ſehr viele Doubletten, und könnte dadurch, wenn ſie mit andern Bibliotheken Europens einen Tauſchhandel eröffnete, dieſen und ſich ſelbſt nützlich werden. Der arabiſchen Handſchriften ſind ziemlich viele, unter andern ein Averroes, ein Werk über die Aſtronomie, und einige Korans. Eine Sammlung von türkiſchen Dichtern hätte ich wohl verſtehen mögen. Auch chineſiſche und japaniſche Handſchriften auf chineſiſch Papier geſchrieben; die Werke der Rabbiner und mehrere dergleichen Kurioſitäten mangeln nicht. Doch der eigentliche, vielleicht unſchätzbare Werth der Sammlung liegt in ihrer Brauchbarkeit für die Geſchichte; hauptſächlich freilich die Geſchichte Italiens, aber da dieſe mit der übrigen Geſchichte von Europa ſo innig verwebt iſt, ſo muß nothwendig hier noch eine Goldgrube zu bearbeiten ſein. Dem Geſchichtsforſcher zu Liebe will ich ſagen, welche Schätze ſeiner hier ungehoben warten. Erſtens findet er viele Geſchichten von Italien oder von einzelnen Staaten desſelben, in alten und neuen Zeiten geſchrieben (unter die älteſten gehört eine Historia Insulae Siciliae von 1318); doch die eigentlichen vollſtändigen Geſchichten ſind nicht ſo häufig, und in der That auch nicht ſo koſtbar für den Geſchichtsforſcher, als zweitens die unendliche Menge von kleinen hiſtoriſchen Schriften, welche einzelne hie und da vorgefallene Begebenheiten erzählen, und meiſtens von Augenzeugen geſchrieben ſind. Ich will einige Beiſpiele anführen: Tibe-

rio Caraſa, Geſchichte des Krieges in Italien von 1734, mit Karten, Figuren und Plänen von Städten, Alles mit der Feder gezeichnet. Eine Sammlung von hiſtoriſchen Memoiren in ſechs Bänden. Borelli apparatus historicus ad antiquos Chronologos illustrandos, ex vetustissimis documentis Neapolitanorum Archiviorum collectus et alphabetico ordine dispositus, vier Bände, — Sammlung verſchiedener Begebenheiten, die im fünfzehnten Jahrhundert vorgefallen. — Domenico Romano, Aufzählung der Dienſte, welche Meſſina den Kaiſern und Königen geleiſtet, die es beſeſſen, ſeit dem römiſchen Reich bis 1671. — Geſchichte der Ermordung Alexanders von Medicis durch ſeinen Bruder Lorenz — und hundert andere dergleichen einzelne Schriften. Ich habe natürlich keine Zeit gehabt, ſie alle durchzugehen, ihr Werth mag ſehr verſchieden ſein; doch habe ich genug geſehen, um behaupten zu können, unter dreien werde Eins die Mühe des Durchblätterns belohnen. Zum Beweis will ich nur noch einen Augenblick bei dem zuletzt genannten Manuſkripte ſtehenbleiben. Die That des Brudermörders wird darin vertheidigt, und zwar hin und wieder ein wenig im Stil der Jakobiner. Daß man Fürſten gehorchen müſſe, wird zwar zugegeben, »aber — heißt es — ſoll man auch Tirannen zugethan bleiben, die ſelbſt alle Geſetze verdrehen, aller guten Gewohnheiten ſpotten? nein, dann ſind die Menſchen, allen Geſetzen und Gewohnheiten zum Trotz, verbunden, den Tirannen von der Erde wegzuſchaffen, und

zwar, je eher ſie es thun können, je verdienſtlicher und lobenswerther iſt es.“ — Noch eine Merkwürdigkeit dieſer Handſchrift iſt ein Brief des Brudermörders, den er, bald nach der That, aus Venedig an einen Freund geſchrieben. Er hebt damit an: daß ihm das Urtheil ſeiner Feinde gleichgültig ſei, er halte es nicht der Mühe werth, ſich gegen ſie zu vertheidigen; aber ſein Freund ſolle erfahren, daß er ſich des Freundes nicht zu ſchämen habe, und daß dieſer eine löbliche That verrichtet. Hierauf vertheidigt er ſich ſelbſt mit vieler Geſchicklichkeit und ſichtlicher Ueberzeugung, daß er recht gethan. — Demſelben Kodex iſt eine Liſte angehängt, die gleichfalls in mancher Hinſicht merkwürdig iſt, nämlich eine Liſte aller derjenigen Perſonen, die ſeit dem Jahre 1420 bis 1600 zu Florenz hingerichtet worden, mit Bemerkung ihrer Verbrechen. Sie trägt das Gepräge der größten Authenticität, denn ſie iſt aus den Regiſtern der ſchwarzen Brüderſchaft gezogen, welche zu Florenz (wie es überhaupt in Italien üblich) die Verbrecher zum Tode bereitet und zur Richtſtätte führt. Es ſind ſonderbare Fälle darunter. Als zum Exempel 1523 der päbſtliche Stuhl Adrian VI. erledigt war, wettete ein gewiſſer Pietro Orlandini mit einem Manne, Namens Benivtenti um hundert Scudi, daß der Kardinal Medicis nicht Pabſt werden würde. Es geſchah aber doch. Die Nachricht kam nach Florenz, Benivtenti begegnete dem Orlandini auf der Straße, rief ihm ſchon von ferne die große Neuigkeit entgegen, und mahnte ihn um die hundert Scudi. „Du ſollſt

sie haben" versetzte Orlandini, »doch muß man erst abwarten, ob dieser Kardinal auch Pabst sein kann?" womit er auf dessen uneheliche Geburt anspielte. Benivolenti wiederholte laut das Wort Bastard. — Vorübergehende belauschten dies Gespräch, rapportirten es, und Orlandini wurde auf der Stelle arretirt und enthauptet, wobei man ihm kaum Zeit ließ, das Heil seiner Seele zu besorgen. Eine im Geist der Zeit gemachte Bemerkung ist hinzugefügt: Orlandini sei nämlich votmals dem bekannten Savanarola begegnet, als dieser eben in's Gefängniß geführt worden, und habe ihm lieblos zugerufen: du gehest, wohin du zu gehen verdienst; worauf Savanarola geantwortet: »ich habe doch wenigstens Zeit zu Reue und Buße, dir aber wird es so gut nicht werden." — Einen zweiten auffallenden Beweis des Blutdurstes der Familie Medicis liefert das unglückliche Schicksal eines gewissen Bernardino Antinori, der blos einen Brief an Eleonore von Toledo, Gemahlin Peter's von Medici, schrieb (es steht nicht dabei, welchen Inhalts, vermuthlich verliebten), und der zwei Stunden nachher strangulirt wurde. — Ein Arzt verlor den Kopf, weil er den Roman mit einer hübschen Nonne ganz ausgespielt hatte, und ein Anderer, weil er seiner Magd zumuthete, was sonst nur Knaben zugemuthet wird. —

Ich habe mit Fleiß etwas lange bei diesem Manuskript verweilt, um wenigstens an einem Beispiele zu zeigen, wie mancherlei interessante Bemerkungen nicht blos der Geschichtsforscher, sondern auch der Philosoph und Menschen-

beobachter hier schöpfen kann. Ich wiederhole, daß es solcher Sammlungen von kleinen historischen Schriften, gewöhnlich unter dem Titel: Miscellanea, bei hunderten gibt. Besonders ist jeder Aufruhr, jede Verschwörung gewiß mehrere Mal von Augenzeugen erzählt worden. Die Prozesse gegen berühmte Verbrecher füllen einen eigenen Codex. — Eine dritte sehr wichtige Quelle für die Geschichte sind die vielen Sammlungen von eigenhändigen Briefen, Billetten, Memorialen, Berathschlagungen, Notizen, Instruktionen u. s. w. von den größten und bekanntesten Staatsmännern. Ich nenne z. B. das Tagebuch des Herzogs von Ossuna; Instruktionen des Kardinals Mazarin an französische Gesandte am päpstlichen Hofe; Antonii Galatei Briefe über die Erziehung Ferdinands von Arragonien u. s. w. Ich kann versichern, daß diese Sammlungen außerordentlich zahlreich, und jede einzelne sehr reichhaltig ist. Eine derselben besteht z. E. aus zehn Bänden und begreift die Jahre 1650 bis 1720. — Endlich viertens findet der Geschichtforscher gewiß interessante Aufschlüsse in der großen Menge von Familien-Nachrichten, die hier aufbewahrt werden. Es ist vielleicht keine adeliche Familie in ganz Italien, deren Begebenheiten hier nicht anzutreffen wären. — Unvermuthet stößt man auch bisweilen auf Schriften, die einem Geschichtschreiber der nordischen Staaten sehr willkommen sein würden. Dahin gehört z. B. Alexander Cilli, Erzählung der Begebenheiten, die sich in Polen, drei

Jahre hintereinander, unter Sigismund III., zugetragen haben. Geschrieben zu Krakau 1609.

Ist Jemand ein Liebhaber von der Kirchen-Geschichte, so öffnet sich ihm abermals ein weites Feld. Der Schriften, die Beziehung auf die Verhältnisse des päpstlichen Stuhls zu den europäischen Fürsten haben, sind unzählige. Dann gibt es eine Menge Prozesse von kanonisirten Heiligen; viele Schriften für und gegen die Einführung der Inquisition; — für und gegen die Rechte der Geistlichkeit; eine Sammlung alles dessen, was gegen die Jesuiten in China verhandelt worden; — Geschichte aller Ketzereien (z. B. Remondo Istoria dell' Eresie del Secolo XVI.); — manche theologisch-philosophische Abhandlungen (z. B. über die kitzliche Frage: warum Gott lieber das Gute aus dem Bösen gezogen, als das Böse ganz verhindert hat?); — Geschichten der Concilien u. s. w. — Ein gescheites Buch gehört zu dieser Klasse, nämlich: eines Jesuiten, Sgambati, Beweis, daß alle Klostergelübde null und nichtig sind. Um das Gift dieser ketzerischen Abhandlung zu entkräften, hat man auf dem Titel derselben bemerkt: der arme Sgambati sei verrückt gewesen, als er sie geschrieben. (Codex scriptus propria manu ejusdem Sgambati, tempore quo demens erat.) Es ist zu hoffen, daß man bündigere Beweise seines Wahnsinns aufstellen könne. — Kardinal Seripando, der zu seiner Zeit in hohem Ansehen stand, hat diese Klasse von Manuskripten durch eine große Menge seiner eigenen Werke sehr an-

die Liebesgrillen ſchon vergehn werden; und du biſt entweder noch dieſen Abend Doris verlobter Bräutigam, oder das Teſtament deines Vaters — du verſtehſt mich. (ſie will gehn)

Frih. Nur noch ein Wörtgen, liebe Tante! Sie wollen Babet von hier wegbringen laſſen?

Fr. v. Langſ. Das will ich.

Frih. Wohin?

Fr. v. Langſ. Ey ja doch, daß ich eine Närrin wäre dich zum Vertrauten zu machen. Der irrende Ritter mögte wohl hinterher galloppiren? — Nein, nein, zu Doris Füßen iſt dein Platz. Babet ſiehſt du nie wieder.

(ab.)

---

sehnlich vermehrt. Es finden sich dabei, außer seinem Tagebuch von 1514 bis 1562, und seinem Testamente, auch sehr viele Originalbriefe von großen Herren, Prinzessinnen, Kardinälen, Mönchen u. s. w., nebst seinen eigenhändigen Antworten. — Ueberhaupt sind die Brief-Sammlungen von mehr oder weniger berühmten Personen äußerst zahlreich. Es scheint in Italien wenigstens vormals Sitte gewesen zu sein, wenn ein nicht unbedeutender Mann starb, seine hinterlassenen, empfangenen und geschriebenen Briefe sogleich zu sammeln, einen oder mehrere Bände daraus zu machen, diese mit vollständigen, manchmal raisonnirenden Verzeichnissen zu versehen, und so in Privat- oder öffentlichen Bibliotheken aufzubewahren. Die Sitte ist gewiß löblich, und manches Faktum, welches die Zeit verunstalten, oder ganz in das Grab der Vergessenheit werfen würde, erhält sich für die Nachwelt. Ich nenne einige der interessantesten Sammlungen: Nogarola, Briefe an seine Freunde und ihre Antworten, vom Jahre 1400. — Epistolarum familiarum Lib. I. Es kommen zwei ungedruckte Sonnete und eine Canzone von Petrarch darin vor. — Petrarch's lateinische Episteln. — Briefe berühmter Männer. Es ist einer von Tasso an Pellegrino darunter, dessen Inhalt zwar nicht von Bedeutung ist, aber in welchem doch einige Gedanken vorkommen, aus denen man Tasso erkennt. »Dein Buch,« sagt er z. B., habe ich von dem toskanischen Gesandten, und dann auch von Signor Attendolo empfangen; beide Männer sind

würdig, nicht allein es zu lesen, sondern auch zu loben.“ — Die Liebhaber der Dichtkunst finden noch von Petrarch Carmina latina, Bucolica, ein Liber rerum senilium 1374 geschrieben, ein Libro de trionfi mit Randglossen, und eine lateinische Uebersetzung von Tasso's befreitem Jerusalem. Sie finden außerdem noch eine große Menge Gedichte von meist ziemlich unbekannten Verfassern, ich nehme den Papst Aeneas Sylvius aus, der, zu meiner Verwunderung, Epigrammata de amoribus Pamphyli hinterlassen hat. Schon vom Jahre 1372 gibt es Gedichte eines gewissen Antonio Bucza. Auch ein Codex mit Poesien in provenzalischer Sprache ist vorhanden. Ein gewisser Bragacia hat die artige Idee gehabt, in einer Reihe von Madrigalen, ein junges Mädchen zu schildern, das Nonne wurde. Sie heben mit ihren ersten Empfindungen über diesen Gegenstand an, das vorletzte malt ihren Eintritt in's Kloster, und das letzte, ist ihr Dank an die Gespielinnen, welche sie begleitet haben. Unter der ungeheuren Anzahl von Schauspielen ist mir ein bekehrtes Sachsen aufgefallen, und eine Maria Stuart von della Valle. — Den Aerzten, deren Kunst mir ganz fremd ist, weiß ich weiter nichts zu sagen, als daß sie auch nicht leer ausgehen. Es sind mir viele medizinische Bücher aufgestoßen, auch Rezepte genug, in welchen Perlen, Korallen, Ambra, Todtenknochen u. dgl. nicht geschont waren. Auch die Juristen werden trockenen Stoff genug zu trockener Unterhaltung

finden. — Den Physiognomisten empfehle ich nicht allein den alten Porta über die Physiognomie (ein Codex der zwar defekt ist, aber dennoch weit mehr enthält als gedruckt worden), sondern auch einen andern physiognomischen Altvater, Peter Niptoni's wohlbeleibten tractatus de physiognomia, der schon 1488 geschrieben worden, aber mit Buchstaben, welche zu lesen ich nicht geübt genug bin, obschon viele derselben schön bunt gemalt sind. Auch über die Kabalistik hat Porta einen hebräischen cum characteribus theutonicis geschriebenen Codex hinterlassen, dessen geheimnißvolles Aeußere schon zur Genüge andeutet, daß ohne Zweifel die Kunst Gold zu machen darin verborgen ist. — Alle Finanzminister mögen eilen, den Traktat eines gewissen Spinola zu lesen, »über die Mittel, die Bedürfnisse des Hofes zu befriedigen, ohne dem Volke lästig zu fallen.« Wenn der Mann wirklich diese schwere Kunst lehrt, so ist sein Buch ohne Zweifel das kostbarste in der ganzen Bibliothek; doch ist es, wenigstens hier in Neapel, noch nicht gelesen worden. — Die Antiquare finden, unter mehrern Dingen die in ihr Fach schlagen, ein Werk von zehn Bänden, von Ligorio betitelt Antichità. Es handelt von Epitaphien, Inskriptionen, griechischen und römischen Münzen, Maß und Gewicht u. s. w. Ein Traktat von Pontanus de tumulis schien mir bemerkenswerth, den ein Philosoph, der einer von ihm erbauten Kirche einen Arm des Livius zur Reliquie gab, hat wahrscheinlich nicht schlecht geschrieben.

Bei der jetzigen politischen Lage der Dinge, würde vielleicht der russische Hof ein Manuskript vom Jahre 1716 benutzen können. Es heißt: Nouveau traité ou projet sur la defense de l'Isle de Corfou. Es wäre doch der Mühe werth, es von einem Kunstverständigen prüfen zu lassen. Was nutzen denn alle die Sammlungen von Handschriften, wenn man sie immer im Staube liegen läßt, und nicht bei Gelegenheit Vortheil daraus zieht? Wäre ich König, mein Bibliothekar müßte mir bei jeder politischen Veränderung in Europa sogleich anzeigen, welche Manuskripte, die sich auf den Gegenstand der Veränderung beziehen, in meiner Bibliothek vorhanden wären. —

Ein Itinerarium totius orbis von 1484 wird vielleicht den Geographen interessant scheinen; so wie den Musikern ein sehr alter Dialogus de musica von einem Abt Oddo geschrieben. —

Jetzt will ich noch von denjenigen Handschriften reden, welche aus der vatikanischen Bibliothek hierher gekommen sind, und welche durchblättert zu haben mir um so angenehmer ist, da der Bibliothekar mir im Vertrauen gestand, es sei noch sehr ungewiß, ob man sie behalten werde, weil man täglich erwarte, daß der Papst sie wohl zurückfordern könne. Die Hauptbestandtheile dieser Sammlung sind dieselben, nur hat das Ganze natürlich eine mehr päpstliche Physiognomie, denn es wimmelt von Geschichten der Conclaven, von Dekretalien u. dgl. Von den letztern ist eine schön verzierte und mit

Randglossen versehene Handschrift aus dem fünfzehnten Jahrhundert vorhanden. Der Miscellaneen sind sehr viele, man muß sie aber nothwendig selbst durchsehen, wenn man einen Begriff von ihrem Inhalt sich erwerben will. Denn oft sind die heterogensten Dinge zusammen gebunden, z. E. Wunderwerke, Vorstellungen an die Churfürsten im dreißigjährigen Kriege, theologische Disputationen und Inschriften auf österreichische Kaiser. Für die Geschichte merkwürdig ist eine Sammlung in zehn Bänden, deren Titel: Politische Schriften, Instruktionen an die Nuntien, Berichte von verschiedenen Geschäften des römischen Hofes mit den Höfen von Europa, und andere Weltbegebenheiten vom Jahre 1500 bis 1600. Da der römische Hof sich bekanntlich in Alles mischte, so ist kein Zweifel, daß man hier nicht Erläuterungen fast über jeden Punkt der Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts finden sollte. — Mehrere Bände Annotationen zu den Annalen des Baronius, ferner: Annali ecclesiastici e profani, scheinen mir auch historischen Werth zu haben. Um die Trockenheit zu vermindern, die, bei einer Abhandlung wie diese, unvermeidlich ist, erlaube man mir, zum Vergnügen mehr als zum Unterricht, einige Auszüge zu liefern, wenn auch nicht aus den seltensten, doch aus den seltsamsten Manuskripten. Ich stoße zuerst auf eine große Sammlung satirischer Schriften, die man kaum in der vatikanischen Bibliothek gesucht haben sollte, da

ſie zum Theil die Päpſte und Kardinäle mit ſcharfer Lauge waſchen. Beſonders iſt Benedikt XIII. ſehr übel weggekommen, und ſeinen noch lebenden Kardinälen ſind hier beißende Grabſchriften geſetzt. Nach dieſen Grabſchriften folgen kurze Inſchriften auf die Zellen der Kardinäle, die ſich nach dem Tode Benedikt XIII. im Conclave verſammelt haben. Es ſind lauter abgeriſſene Stellen aus der Bibel. Z. B. Pignatelli: Non est sanitas in carne mea. Albani: De stercore erigere pauperem. Lambertini: Delicta juventutis meae ne memineris domine. Cybo: Conturbata sunt ossa mea. Caraffa: Resurrexit, non est hic. Kereszegh (ein Ungar): Bestiae et universa pecora u. ſ. w. — Le statue parlanti: (die redenden Bildſäulen) iſt eine ganz artige Idee, die Aehnlichkeit mit den vormals beliebten Geſprächen im Reiche der Todten hat. Der Verfaſſer erzählt, er habe bei einem Freunde auf dem Lande eine ſchöne Sammlung von Statuen gefunden, die er mit vieler Aufmerkſamkeit betrachtete. Als er ſich bald darauf ſchlafen gelegt, träumte er, daß dieſe Statuen ihn ſämmtlich umringten, und Geſpräche mit einander hielten, die er beim Erwachen aufzeichnete. Einige der redenden Bildſäulen ſind: Julius Cäſar, Heinrich VI., Richelieu, Guſtav Adolph, Wallenſtein, Pindar, Taſſo u. ſ. w. Julius Cäſar macht den Anfang, indem er zu Brutus ſpricht: »Mörder! war das der Lohn dafür, daß ich dir das Daſein gegeben? Brutaler Brutus!« — Hein-

rich IV. erinnert ihn sogleich, er habe ja nicht allein die Mutter dieses Brutus, sondern auch dessen beide Schwestern gemißbraucht, ein Schimpf, den ein römischer Senator unmöglich habe dulden können. — »Du hast eben keine Ehre zu reden,« erwiedert Cäsar; »weißt du noch, wie du einen deiner Bastarde als ersten Prinzen von Geblüt anerkennen ließest?« u. s. w. Man sieht, die Potentaten aus Marmor verschonen sich nicht. — Eine zweite Unterredung hebt Gustav Adolph mit dem Ausruf an: »Ich möchte lieber ein Ungeheuer als ein Weib erzeugt haben« (zielend auf seine Tochter, die Königin Christina). Wallenstein versetzt ganz trocken: »Ist es ein Weib, so ist es ja ein Ungeheuer.« Und Pindar fügt hinzu: »Euripides sagt, ein gelehrtes Weib ist zweifach närrisch.« — Man findet in diesem Codex ferner mehrere satyrische Gedichte; aber auch ein ganz frommes moralisches für einen Kardinal, der Papst werden will, hat sich darunter verirrt.

Ich ergreife eine andere Handschrift. Sie enthält verschiedene gelehrte Abhandlungen, eine astronomische, eine Betrachtung über die Tugenden und Fehler Alexander des Großen, eine Schilderung des Julius Cäsar u. s. w. Zum Theil von des ungenannten Verfassers eigener Hand geschrieben. Eine Sammlung von Sentenzen, unter dem Titel: Heldengesinnungen von 1680, sind vermuthlich zum Behuf eines Fürsten abgefaßt, denn die meisten derselben enthalten gute Lehren für Fürsten, z. B. »Es

gibt Leute, die allerlei verſtehen, zu allerlei zu gebrauchen ſind; Fürſten ſollten nur Eins verſtehen: regieren.» — »Wenn die Fürſten ihre Pflichten kennten, Niemand möchte Fürſt ſein.» — Es ſind aber auch eine Menge andere, zum Theil recht gute Sprüche für alle Stände darunter, z. B. »Einem Schurken Dank ſchuldig ſein, iſt ein großes Unglück.» — »Ehe die Menſchen das kleine Wort: ich weiß nicht, ausſprechen, eher ſagen ſie lieber tauſend Albernheiten.» — »Größe gleicht dem Wohlgeruch, wer ihn an ſich trägt, empfindet ihn nicht mehr.» — »Das glücklichſte Leben wäre ein Unglück, wenn es nie endete.» — »Man bemüht ſich ängſtlicher gut zu ſcheinen, als gut zu ſein. — »Die Jugend ſoll ein Fieber ſein; o möchte ich doch mein ganzes Leben hindurch fantaſiren!» — »Bequemlichkeit macht glücklicher als Reichthum und Größe.» — »Kleine Spitzbuben, große Narren.» — »Nur ſchweigende Bewunderung iſt ein Gebet Gottes würdig.» — Schade, daß der wackere Verfaſſer ein großer Weiberfeind iſt. Das weibliche Geſchlecht nennt er ſehr drollig: »eine große Verlegenheit, aus der ein ehrlicher Mann ſich kaum mit Ehren zu ziehen weiß.» — Glückliche Ehen, meint er, gäbe es gar nicht, weil Liebe und Ehe ſich nicht vertrügen, und der Menſch allzuglücklich ſein würde, wenn es anders wäre. Dennoch äußert er von der Liebe mitunter ſehr zarte Begriffe. »Wahre Liebe,» ſagt er unter andern, »will nur lieben. Treue in der Liebe iſt nicht Verdienſt, ſondern Nothwendigkeit.» — Die Frömmigkeit ſeines Zeit-

alters verleitet ihn mitunter zu Paradoxen, die mir sehr gewagt und sehr falsch scheinen. Z. B. »Man muß mit den Menschen leben wie mit Kranken, man muß alles von ihnen leiden.« — Oder: »wenn uns auch Gott ausdrücklich geschaffen hätte, um ewig wie Fackeln in der Hölle zu brennen, so verdiente er dennoch unsere Liebe und Anbetung.« — Ich bekenne, daß ich einer solchen frommen Ergebung unfähig wäre. Das Ganze schließt mit den Worten: „Diese Gedanken sind von einem Manne, der Niemand hintergehen mag, und Niemand fürchtet.“ — — Ich schlage eine andere Handschrift auf und finde ein Schauspiel, der heil. Bonifaz genannt, von einem Kardinal Ruspigliosi. Um einen Begriff von dem Ganzen zu geben, braucht es blos die handelnden Personen anzuführen: Die streitende Kirche. Die triumphirende Kirche. Aglae! (eine allerliebste Zusammensetzung). Der heil. Bonifaz. Ein Dragoner-Kapitän. Ein Schutzengel. Der Teufel. Lucinde. Ein Chor von Soldaten. — Es scheint wohl, die Kardinäle thun besser, sich an die heilige Maria zu halten; die heilige Thalia begünstigt sie nicht. — Ueberhaupt sind die vielen, hier vorhandenen Gedichte meistentheils Ausbrüche eines verbrannten oder verrückten Gehirns. Ein Mensch hat z. B. auf Clemens XI. eine Lobschrift verfertigt, die prächtig auf Pergament geschrieben ist, und hat sich die ungeheure Mühe gegeben, sie ganz und gar aus Stellen der Bibel zusammen zu setzen, so, daß von ihm selbst keine

Silbe dabei iſt. Aber er hat nicht etwa ganze Sprüche oder Perioden aus der Bibel genommen, ſondern immer nur einzelne abgeriſſene Worte, wie er ſie eben brauchte; auf dem breiten Rande citirt er ſodann die Stelle, wo die paar Worte in der Bibel zu finden ſind. Mühſam mag die Zuſammenſetzung geweſen ſein, aber ſinnreich wahrhaftig nicht; denn natürlich enthält die dicke Bibel alle nur mögliche Phraſen, die ein Lobredner nöthig haben kann. — Ich wende mich von dieſer Spielerei zu einem merkwürdigen Codex aus dem ſiebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, der aus lauter den Päbſten überreichten Plänen zur Emporbringung der ſchönen Künſte und aus andern Memoires über Alterthümer beſteht. Den Anfang machen mehrere ausgearbeitete Projekte zu Errichtung einer Malerakademie, die auch nachher wirklich zu Stande kam. Die Nothwendigkeit der guten Erziehung eines Malers wird unter andern durch das Beiſpiel Titians erwieſen, der ſeinen Kollegen Tintoretto zum Hauſe hinausgeworfen hatte, und Jean Calvarts, der den armen Dominichino derb durchprügelte. — Hierauf folgt ein lehrreicher Unterricht, wie eigentlich Beſchreibungen von Gemälden, wenn ſie für Maler verfertigt werden, eingerichtet ſein ſollen. — Ein 1542 ausgeſtellter Befehl, achtundfünfzig Kiſten mit Antiken für den König von Frankreich frei paſſiren zu laſſen, hat wohl weiter nichts merkwürdiges, als daß Michel Angelo ihn unterzeichnet hat. — Aus einer an den Papſt gerichteten Klage lernen

Zweyte Scene.

Frih. Langſalm ſchlafend.

Frih. So? — meinen Sie? — das iſt ſo Gott will eine Rechnung ohne Wirth — Alſo Morgen ſchon? morgen mit dem Frühſten? — Da hätten wir keine Zeit zu verlieren. Was iſt da viel zu beſinnen? ich lauſe mit Babet davon, und das noch dieſen Abend. Wenn ſie nur einwilligt — wenn ich nur eine Minute finde, ihr Liebe und Gefahr ans Herz zu legen. — Was hindert mich gleich auf der Stelle — der Orce da? — den wollen wir bald auf die Seite ſchoſſen. (Er rüttelt ihn) Oheim! beſter Oheim!

Langſ. Nun? was giebts?

Frih. Das Gewitter hat eingeſchlagen.

Langſ. So?

Frih. Hier im Hauſe.

wir, daß unter der nachläſſigen Aufſicht eines Bartoli viel Antiquitäten verſchleppt, im Grunde neuer Häuſer vermauert, ja wohl gar in den Kalkofen geſteckt wurden, zu großem Schaden der Gelehrſamkeit und noch größerm Ekel der Fremden. Der Papſt wird daher gebeten, einige neue Aufſeher zu ernennen, die gern ohne Gehalt, um der Ehre willen dienen würden; man ſchlägt dazu unter andern den berühmten Maffei vor. Für das was Merkwürdiges in den Weinbergen gefunden werde, möge der Papſt einen Ort beſtimmen, etwa den großen Korridor vor der vatikaniſchen Bibliothek, der dann bald gleichen Ruhm, wie die Arundel'ſche Sammlung zu London erreichen werde. — (Wie viel der herrlichſten Alterthümer mögen wohl ſchon in Kalk verwandelt worden ſein, ehe ein Kunſtbeſchützer dieſe Vorſtellung wagte!) — Ein anderes Memoire vom Jahr 1700 unterzeichnet Montani, zeigt an, welche Reparaturen unumgänglich nothwendig ſeien, um den gänzlichen Ruin des Coliſeums zu verhindern. Auch von den Triumphbogen des Conſtantin, Severus, Titus, vom Friedenstempel u. ſ. w. iſt die Rede darinnen. (Ich meine, wenn das mit dem Repariren ſo fortgeht, wird man nach einigen hundert Jahren zwar noch die Geſtalten der antiken Gebäude ſehen, aber aus lauter neuen Materialien zuſammen geſetzt.) — Eine bittere Klage über die Kirchenvorſteher der in den Bädern des Diocletians errichteten Kirche. »Sie haben ſich, heißt es, alle Mühe gegeben, dieſes herrliche Gebäude durch ihren ſchlechten Geſchmack zu verhunzen,

und haben ſich's noch obendrein viel Geld koſten laſſen. Aus einer großen Kirche iſt eine kleine geworden. Die Wände ſind überweißt, wodurch der ſchöne antike Anſtrich verloren gegangen. Die prächtigen Kapitäler der acht koſtbaren Granitſäulen ſind überweißt, und in den Fenſtern Stuckaturarbeit angebracht, wie man ſie ſonſt nur in kleinen Dorfkirchen gewahr wird.» — Es werden verſchiedene Vorſchläge gethan, dieſem Unfug abzuhelfen. — Eine Bulle Pius II., vom Jahre 1462, die ſich gleichfalls in dieſe neuere Sammlung verirrt hat, thut alle diejenigen in den Bann, welche ſich an Alterthümern vergreifen würden, und es gefällt mir wohl, daß der Papſt, ſich in den Zeitgeiſt fügend, als Grund ſeines ſtrengen Verbots, die Urſache angibt: »Weil dieſe Ruinen die Zerbrechlichkeit aller menſchlichen Dinge ſo laut predigten.» — Von dem weiter oben wegen Nachläſſigkeit und Unwiſſenheit verklagten Bartoli findet ſich nun eine weitläufige Rechtfertigung, wie auch Klagen desſelben, beſonders über die Engländer, die ſo viel der beſten Kunſtwerke aufkaufen und heimlich wegſenden. Der Papſt hat neben jeden Punkt ſeine Reſolution eigenhändig geſchrieben, aber ſo unleſerlich, daß ich ſie nicht entziffern konnte. — Merkwürdig iſt ein eigenhändiges Schreiben von Karl Maratto von 1706, an die Malerakademie, worinnen er ſich mit vieler Wärme eines gewiſſen Martinelli annimmt, den die Akademie aus ihren Regiſtern ausſtreichen wollte. Die Antwort darauf iſt aber abſchlägig,

weil die Sache ſich ganz anders verhalte. — Ein Rapport an den Papſt wegen eines alten Mauerwerks, welches eben niedergeriſſen wurde; es ſei nämlich nicht eigentlich antik, ſondern habe zu einem Thurm gehört, den Leo IV. im Jahre 849 gegen die Einfälle der Saracenen erbaute. — Sonſt findet man noch in dieſem Codex die der Malerakademie ertheilten Prämien; Briefe über gefundene Statuen und Inſchriften; Liſte der Statuen im Palaſte Farneſe; viele Schriften über den Transport der Säule des Antoninus Pius, Beſchreibung und Zeichnung der dabei gebrauchten Maſchinen u. ſ. w. (Ich hoffe, Kunſtliebhaber werden mir verzeihen, daß ich bei dieſer Sammlung ſo weitläufig geweſen bin.) — Eine dicke Sammlung von eigenhändigen Briefen großer Herren aus dem ſiebzehnten Jahrhundert, größtentheils an den Kardinal Cybo gerichtet, wird theils durch die verhandelten Geſchäfte, theils auch die Namen ihrer Schreiber bemerkenswerth; die letzten ſind: Kaiſer Leopold; die Könige Amadeus von Sardinien und Johann von Polen; die Churfürſten Emanuel und Joſeph Clemens von Baiern, Anſelm von Mainz, Philipp Wilhelm von der Pfalz, Johann Hugo von Trier; die Pfalzgrafen am Rhein; die Herzoge von Holſtein, Parma u. ſ. w.; die Grafen Dietrichſtein, Harrach, Königseck und viele andere. — Ein Julius Caballus hat unter dem Großherzog Ferdinand II. einen dicken politiſchen Traktat geſchrieben. — An einem ſtarken Band Gedichte, von Ottavio Aronſarelli, wird hoffentlich nichts

verloren sein; des Verfassers eigene Handschrift ist sehr unleserlich. — Varchi und Gianotti haben weitläufige Geschichten von Florenz geliefert. — Eine Biographie des Kardinal Domenico Cecchini ist von ihm selbst geschrieben, und erhält dadurch, wenigstens für mich, ein Interesse, denn ich sehe gar zu gern, wie ein Mensch sich ängstlich müht, zwischen den beiden Klippen, Wahrheit und Eitelkeit, hindurch zu schiffen. — Das Leben des Dante schien manches Neue zu enthalten. — Ein Codex: zuerst unbedeutende Orationen von allerlei Gattung; dann folgt ein Gebet an den heiligen Stroppinus! — (Wer hat diesen Ehrenmann vorher gekannt? und doch — sollte man es glauben? war er der Beichtvater — man rathe wessen? — des Herrn Jesu Christi!) Ob er von diesem die Gabe empfangen, das Podagra und Chiragra zu heilen, weiß ich nicht; aber um Befreiung von diesen Uebeln wird besonders zu ihm gebetet. Interessante Briefe und endlich eine Liste aller der Stellen im Dante, die gefährlich zu lesen sind, beschließen diesen zusammengewürfelten Codex. — Ein heroisches Gedicht, Karl V., von einem Marchese Santinelli; es hat zwanzig Gesänge, und jeder Gesang über hundert Stanzen. Wer hat den Muth es zu lesen? — Philosophische Miszellen von Ventuselli, ein starker Band. Er enthält unter andern eine Abhandlung über die Seele, von der man damals eben so wenig wußte als jetzt. — Historische Miszellen, kleine merkwür-

dige Schriften, z. B. eine Relation vom Jahre 1551 eines gewissen Bernardo, der damals Bailo zu Konstantinopel war. Uebrigens enthält dieser Codex auch viele juristische Responsa, ein neuer Beweis, wie wenig man sich auf die Titel der Handschriften verlassen kann. — Politische Nachrichten und Bülletins vom Jahre 1709 aus allen den vornehmsten Städten von Europa. Es gehört viel Geduld dazu, sie zu lesen, aber man findet auch gewiß nirgend bessere Aufklärung über die damalige Zeitgeschichte. Unter andern ist eine Zusammenkunft der Könige von Dänemark, Polen, Preußen und des Churfürsten von Hannover zu Berlin erzählt, wo von der Wiedereinsetzung des Königs August unterhandelt wurde. — In einem Bande Miszellen, der mit der Geschichte der goldenen Rose anhebt (eine päpstliche Feierlichkeit), findet sich auch eine Liste derer Gelehrten, welche Kaspar Scioppius persönlich gekannt hat, mit kurzen Schilderungen derselben, von ihm selbst bei jeden Namen geschrieben. — Von Tassoni annales ecclesiastici fehlt der erste Theil. Der zweite fängt mit dem Jahre 1201 an. — Eine dicke Sammlung von Komödien eines Delfini; sie scheinen zum Theil recht interessante Pläne zu haben. — Eine lateinische Geschichte der Einnahme von Jerusalem und Antiochien. Der Verfasser hat sich nicht genannt. — Miszellen, politischen Inhalts, zum Theil sehr merkwürdig. Z. E. Vota zweier Kardinäle über Karl des Fünften Entsagung des Reiches. — Geheime Kapitula-

tionen des Herzogs von Alba. — Mediziniſches Gutachten zweier Aerzte über eine anſteckende Krankheit in Agro tridentino morbus lenticularum genannt, von 1517. Es war ein peſtilenzialiſches Fieber, wobei ein linſenartiger Ausſchlag erfolgte, und weshalb das Concilium von Trient nach Bologna verlegt wurde. Es wäre wohl der Mühe werth zu unterſuchen, ob dieſe Krankheit nicht Aehnlichkeit mit dem heutigen gelben Fieber hätte? — Ein lateiniſcher Codex, eine gute Spanne dick und ſehr klein geſchrieben, handelt blos von den abſcheulichen Sitten der Ketzer, de nostri temporis pravis hereticorum moribus, und iſt Paul V. dedicirt. Hier iſt klar bewieſen, daß ein Ketzer weder ſtark im Kriege, noch treu im Frieden ſein kann, daß er die Freundſchaft nicht kenne u. ſ. w. Bald werden ſchreckliche Laſter, bald Lächerlichkeiten den Ketzern angedichtet. Einmal ereifert ſich der fromme Verfaſſer auch über die böſe Gewohnheit, in den ketzeriſchen Schulen von den äſopiſchen Fabeln unmittelbar zu der Theologie über zu gehen. In einer Rückſicht könnte das Buch doch Dank verdienen; ein Kapitel nämlich handelt von den Schriften der Ketzer, und nennt eine Menge Titel von Büchern, die man jetzt kaum noch kennt; unter andern, ſatyriſche Schriften aus der Reformation, die es wohl verdienen möchten, wieder aufgeſucht zu werden. — Histoire de la reine Christine, l'Auguste ſcheint von derſelben Hand, welche die oberwähnten Heldengeſinnungen geſchrieben hat. Ein Kapitel handelt von der

Antipathie, welche Chriſtine ſchon als Kind gegen Zwerge, Hofnarren, Wein, Bier und Puppen hatte. Ein anderes von der Amaranthen-Brüderſchaft und dem Feſt, Wirthſchaft genannt, welches ſie zuweilen prächtig zu feiern pflegte. Bei einer ſolchen Gelegenheit ſtiftete ſie eine Geſellſchaft von ſechzehn Herren und ſechzehn Damen, welche die Chiffer A (Amaranth) mit Brillanten eingefaßt an der Bruſt trugen und gewöhnlich Sonnabends auf dem Lande zu ungezwungener Fröhlichkeit ſich bei ihr verſammelten. Schade, daß das ganze Manuſkript theils ſehr unleſerlich geſchrieben, theils zu panegiriſch iſt. — Politiſchen Inhalts ſind abermals ein Band Briefauszüge von 1675; ferner ein Codex voll aufgefangener verdächtiger Briefe, unter andern das Schreiben eines neapolitaniſchen Fürſten an Johann von Oeſterreich, um ihn zu bewegen, ſich zum König von Sicilien zu machen. Ferner Scritture politiche — eine Erzählung von dem, was zu Madrid bei Gefangennehmung der Fürſtin von Caſignano vorging, 1611. — Geſchichte von Genua von 1535 bis 1625. — Prozeß eines Francesco Borri wegen Ketzereien. — Form der jeſuitiſchen Regierung u. ſ. w. Dann ſtößt man auch wieder auf ganz heterogene Dinge, z. B. ein Compendium der Chiromantie. Das Regiſter zeigt auch noch eine Sammlung von vertrauten Briefen an, die aber leider herausgeſchnitten waren. — Eine ſpaniſche Handſchrift, Beſchreibung der philippiniſchen Inſeln, von einem Geiſtlichen,

der achtzehn Jahre daselbst gewesen, mag recht merkwürdig sein. Ich verstehe das Spanische nicht. — Unter dem Titel: Lettere di diversi e notizie findet man ganz andere Dinge, z. B. die Jahre 1659 und 1660, ausgezogen aus den eigenhändigen Memoiren Jakob's Stuart, damals Herzog von York, nachmals Jakob II. Dessen Feldzug von 1657, von ihm selbst geschrieben, auch von ihm selbst 1696 in's Französische übersetzt, und dem Kardinal von Bouillon geschenkt. Ferner enthält dieser Codex die Beschreibung eines merkwürdigen Lichtphänomens auf dem adriatischen Meere. — Die Missionen eines Pater Koffrer — einen geheimen Bericht aus Paris über die Krankheit und den Tod Ludwig XIV. u. a. m.

Unglücklicherweise fielen kurz vor meiner Abreise aus Neapel Festtage ein, an welchen die Bibliothek verschlossen blieb, ich mußte daher einige Reihen Manuskripte, die mir zu durchlaufen noch übrig waren, unbesehen lassen. Ueberhaupt weiß ich wohl, daß dieses oft trockene Titelverzeichniß keinen andern Werth hat, als die Gelehrten, die künftig nach Neapel kommen, auf manches aufmerksam zu machen, was sie vielleicht sonst übersehen haben würden. Sollte es einem meiner Nachfolger schwer werden, die Erlaubniß zu Benutzung der Manuskripte zu erhalten, so darf er sich nur geradezu an die Königin wenden, die sie ihm gewiß ertheilen wird. Was die Kürze der Zeit mir verstattete, habe ich geleistet, doch nicht Monate, sondern

Jahre würden dazu gehören, auch nur Auszüge aus den interessantesten Werken zu liefern.

---

17. Die Revolution von Neapel.

Ueber diesen Gegenstand ist in allerlei Sprachen viel geschrieben worden. Für das pikanteste Werk wird mit Recht ein Buch gehalten, welches den Titel führt: Saggio istorico della rivoluzione di Napoli. Es ist in drei Bänden von einem wüthenden Patrioten verfaßt, daher die Ausfälle auf die Königin u. s. w. bis zum Ekel getrieben und oft sehr empörend sind. Auch eine Menge sehr seichter Urtheile über militärische und staatswirthschaftliche Gegenstände kommen darin vor, weshalb ich zweifle, ob das ganze Buch die Ehre einer Uebersetzung verdiene, welche in diesem Augenblicke von einem deutschen Bildhauer zu Rom für eine Buchhandlung in Berlin gemacht wird. Ein Auszug in ein Bändchen zusammen gedrängt, würde hingereicht haben, das Interessanteste daraus zu liefern. Indessen mag der Uebersetzer eine Entschuldigung in der Seltenheit des Werkes finden, denn es ist nur einmal zu Mailand aufgelegt, und durch scharfe Verbote außerordentlich rar geworden. In Neapel und Rom darf man es nicht einmal nennen. In Bologna, wo doch die meisten Buchhändler sind, versicherte mich einer der vornehmsten, er habe seinem Kommissionär in Mailand den Auftrag ertheilt, ihm das Buch um jeden Preis aufzukaufen; allein der Mailänder habe ihm geantwortet: er

könne es nicht schaffen, und wenn man es auch mit Gold aufwiegen wolle. In Rücksicht der Seltenheit theile ich hier einige Proben mit, die den Geist des ganzen ersten Bandes enthalten.

»Jedes Volk bereitet auf seiner politischen Laufbahn nach und nach einen Zunder zu Revolutionen, aber diejenige Nation, welche das Fremde, Ausländische zu sehr bewundert, häuft jenen eigenen Zunder durch den der fremden, bewunderten Nation. Wie viel Demokraten gab es aus keiner andern Ursache, als weil die Franzosen Demokraten waren. Auf hundert Köpfe muß man funfzig Weiber, und acht und vierzig Männer rechnen, die es den Weibern an Frivolität zuvorthun; diese alle raisonniren so: in Frankreich frisirt man sich besser, kleidet sich besser, kocht besser, redet besser; der Beweis ist, daß wir uns gerade so frisiren, so kleiden, so bewirthen; folglich müssen die Franzosen auch besser denken und handeln.« — (Leider macht man oft in Deutschland Schlüsse, die um kein Haar besser sind.)

»Einige schwärmerische Jünglinge, die aus Zeitungsblättern die neue Theorie geschöpft hatten, sprachen unter sich, oder, was noch weniger bedeutet, mit ihren Mädchen und Friseurs davon. Siehe da ihr ganzes Verbrechen. Junge Leute ohne Rang, Vermögen, Einfluß, konnten wohl schwerlich ein anderes auf sich laden. — Es war damals Mode unter den jungen Herren, durch Chiaja und Wagnuoli spaziren zu reiten; sogleich machte man Acton

Langſ. (ſchon halb draußen) Wo bleibſt du denn Vetter?

Fritz. Ich rette hier noch was ich kann. Jetzt nur losgelaſſen.

Langſ. Soll ich?

Fritz. Ja ja! die Flamme ſchlägt ſchon zur Thür hinein.

Langſ. Nun in Gottes Namen! (Man hört ihn fallen)

Fritz. (nachſetzend) Plump! das koſtet ein halbes Dutzend junge Bäume. Der iſt expedirt. Durchs Fenſter kömmt er nicht wieder herein, und ehe er bis zur Hausthür fortwatſchelt, habe ich bereits den Vorſprung. (er will zu Vater)

---

weiß oder vielmehr Acton machte dem Hof weiß, man wolle die olympischen Wettrennen wieder herstellen. Was in aller Welt haben die griechischen Spiele mit einem Spazirritt unseren jungen Herren zu schaffen! Gesetzt aber auch, es sei wahr gewesen, welches Uebel, welche Gefahr konnte daraus entstehen? — Acton empfahl der Polizei so dringend, wohl auf diese Wettrennen Acht zu haben, daß man hätte glauben sollen, es sei wenigstens von zwanzig feindlichen Schwadronen die Rede, welche die Residenz zu überfallen drohten."

Man rief ein Bluttribunal, unter dem Titel: Giunta di Stato. — Bei sogenannten Staatsverbrechen ist meistens nur von Worten die Rede, die eben so nichtsbedeutend als Drohungen, oder von Gedanken, die noch unbedeutender als Worte sind. Solche Dinge gelten gerade nur so viel, als die Furcht des Beherrschers sie gelten macht. Die Königin fürchtete sich sehr, allein doch noch nicht so sehr, als Acton wünschte. — Man wollte Blut, und man erhielt Blut. Drei Unglückliche wurden zum Tode verdammt, unter ihnen auch der wackere Emanuel Dedro, den die Königin Begnadigung anbieten ließ, unter der Bedingung, daß er seine Mitgenossen verrathe. Ohne Bedenken zog er den Tod der Schande vor. Bei seiner Hinrichtung wurden aus Furcht ganz ungewöhnliche, vormals und auch noch jetzt ganz überflüssige Maßregeln genommen. Man fürchtete, das Volk werde sich rühren, um einen Menschen zu befreien, den es kaum

kannte; man zitterte vor funfzigtausend Revolutionsmännern; denn so viele, hieß es, befänden sich wenigstens in Neapel. — Die Truppen, welche gleichsam die Stadt belagerten; die drohenden Befehle der Regierung, Alles regte die Fantasie des Volkes auf. Jede, zu anderer Zeit gleichgiltige Kleinigkeit mußte es jetzt in Bewegung bringen. Es fürchtete die Aufwiegler, fürchtete die Regierung, fürchtete alles, und diese Stimmung, in einer so ungeheuren Volksmasse, mußte nothwendig eine Gährung verursachen. Argwohn der Regierung machte das Volk argwöhnisch. — Vorher hielt es sich selbst, fast ohne Polizei, in Schranken, aber jetzt wurde es schwer zu lenken. Alle öffentlichen Funktionen geschahen mit größerer Vorsicht, doch drum nicht ruhiger.»

»Nun wurde die Nation von zahllosen Spionen und Angebern belagert und belauert, welche Schritte zählten, Worte registrirten, Gesichtsfarbe anmerkten, Seufzer protokollirten. Alle Sicherheit verschwand. Privathaß fand der Rache Pforten offen, und wer keinen Feind hatte, der unterlag durch Gold oder Ehrgeiz verführten Freunden. — Die Königin soll gesagt haben, sie werde sich eines Tages gezwungen sehn, das alte Vorurtheil auszurotten, welches den Angeber mit Schande bedecke.»

»Alle Kastelle, alle Gefängnisse füllten sich mit Unglücklichen. Man warf sie in abscheuliche, finstere Löcher, wo sie an allem Mangel litten, Jahre durch schmachteten, ohne weder verdammt noch losgesprochen zu werden, oder auch

nur einmal die Urſache ihres Unglücks zu erfahren. Nach vier Jahren endlich wurden faſt alle für unſchuldig erkannt und entlaſſen. Alle würden ſo gerechtfertigt hervorgegangen ſein, hätte man ſie nicht der Mittel zu ihrer Vertheidigung beraubt. — Vanni, damals an der Spitze der Geſchäfte, bekümmerte ſich nicht mehr um die, die ſchon in Feſſeln ſchmachteten, ſondern nur um die, für welche noch Feſſeln geſchmiedet werden konnten. Er hatte die Verwegenheit laut zu ſagen: es müſſen wenigſtens noch zwanzigtauſend arretirt werden. Wenn Bruder, Sohn, Vater, Gattin für einen Unglücklichen baten, ſo war es ein Verbrechen!» — (Ich kann nicht umhin, hier zwei ſchreckliche, aber leider wahre Anekdoten einzuſchalten, die ſehr glaubwürdige Augenzeugen mir erzählten. Die Furcht, für Mitſchuldige gehalten, und, wie man täglich vor Augen ſah, als ſolche überwieſen hingerichtet zu werden, hatte ſich aller Gemüther ſo gräßlich bemeiſtert, daß, um jeden Argwohn von ſich abzulehnen, ein Bruder am Tage der Hinrichtung ſeines Bruders, ein glänzendes Souper gab, und — ein Vater, während ſein Sohn unter dem Henkerbeile blutete — ich ſchaudere es hin zu ſchreiben — am offenen Fenſter die Guitarre ſpielte! —)

»Geſcheite Leute lachten freilich darüber, daß nach einer ſo ſtrengen Inquiſition von vier Jahren, noch immer kein Staatsverbrechen entdeckt oder bewieſen war. Das Volk, anfangs erbittert gegen die Schuldigen, erkaltete, und bemitleidete endlich arme Gefangene, die es wohl für unſchul-

dig halten mußte, da es keinen verdammen ſah. — Wer für Wahrheit ſeine Stimme erhob, war ein Verbrecher. Den Advokaten wurde ſogar gedroht, wenn ſie die Gefangenen mit Eifer vertheidigten, ob man es gleich ſelbſt ihnen zur Pflicht gemacht hatte. Doch ſolche Drohungen waren vergebens. Unterdrückt hatte man die Nation, aber noch nicht verdorben. Sie gab ein großes Beiſpiel von Geduld, ein größeres von Tugend. Nichts konnte die Standhaftigkeit der Richter oder den Muth der Advokaten ſchwächen. Die Unſchuld triumphirte, und nun wurde alles auf Vanni geſchoben. Man ſetzte ihn ab und exilirte ihn. Melancholiſche Wuth bemächtigte ſich ſeiner ehrgeizigen Seele, er gab ſich ſelbſt den Tod, kurz zuvor, ehe die Franzoſen in Neapel eingezogen; denn vor ihnen zitterte er, und hatte deshalb vom Hofe eine Freiſtatt in Sicilien begehrt. Man ſchlug ihm ſein Begehren ab. Ehe er ſich entleibte, ſchrieb er ein Billet des Inhalts: »Die Undankbarkeit des Hofes, die Annäherung eines grauſamen Feindes, der Mangel einer Freiſtatt haben mich beſtimmt, mir ein Leben zu rauben, welches mir zur Laſt iſt. Man gebe Niemanden Schuld an meinem Tode, und mein Beiſpiel mache alle Staatsinquiſitoren weiſer.«

»Aber die Staatsinquiſitoren lachten über ſeinen Tod, und überließen ſich gleicher Wuth, bis zur Ankunft der Franzoſen in Capua. —«

»Acton wollte Neapel eine Marine geben. Die Natur hatte allerdings die Nation für eine Marine geſchaffen,

aber nicht dieſen Acton für die Nation. Die Seemacht ſollte vor allen Dingen unſern damaligen Handel beſchützen. Unſere Feinde waren die Barbaresken, gegen die wir keiner großen, ſondern nur einer kleinen Freibeuter-Marine bedurften, und gerade dieſe zerſtörte Acton. Das wirkſamſte Mittel gegen die Barbaresken wäre vielleicht dasjenige, welches die Engländer unter Karl II. ergriffen, nämlich, jedes Kauffartheiſchiff mit zehn Kanonen zu bewaffnen, und dann einem jeden die Vertheidigung ſeines Eigenthums ſelbſt zu überlaſſen. Unſere Schiffer hatten tauſendmal um die Erlaubniß hiezu angehalten, tauſendmal war ſie ihnen verweigert worden. Sie hatten Muth und guten Willen, aber gerade das konnte Acton nicht leiden."

»Ein Beiſpiel von der ſchlechten Verwaltung der eingezogenen geiſtlichen Güter: Als die Jeſuiten aus Sicilien vertrieben wurden, hinterließen ſie Beſitzungen, die im erſten Jahre hundert und fünfzigtauſend Dukaten eintrugen, im zweiten nur ſiebzigtauſend, im dritten vierzigtauſend, und nach dieſem letztern Maßſtabe wurde ihr Werth beim Verkauf berechnet."

„Als die Franzoſen ſiegten, ward ein Aufgebot in Maſſe beſchloſſen, das Volk durch ein Proklama aufgefordert, ſich für Weib, Kind, Eigenthum und Religion zu bewaffnen. Zum erſten Mal ließ der gedemüthigte Deſpotismus ſich herab, die Neapolitaner daran zu erinnern, daß ſie von Samniten, Campanern, Lucanern und Griechen abſtammten. Natürlich mußte ein ſolcher Aufruf

große Gährung erzeugen, besonders in Neapel, wo eine unermeßliche Volksmenge, in Müßiggang aufgewachsen, blos von den Unordnungen der Regierung und den Vorurtheilen der Religion lebte. Diese Gährung konnte und mußte das Reich retten, aber durch Acton's Mißgriffe, durch des Hofes Furcht wurde sie die Ursache seines Unterganges. Das Volk stürmte haufenweise zum königlichen Palast, sich zur Vertheidigung anzubieten. Der König durfte nur zu Pferde steigen, und den augenblicklichen Enthusiasmus benutzen, er wäre zum gewissen Siege geeilt. Acton hielt ihn zurück. Das Volk wollte den König sehen, er zeigte sich aber nicht; sondern sandte an seiner Statt den General Pignatelli und den Grafen dell'Accerra. Einer aus dem Volke rief: das Unglück des Landes komme blos von den Fremden her. Acton erfuhr es, und beschleunigte nunmehr die Abreise der königlichen Familie. Es war leicht, eine schon argwöhnische Königin zu diesem Schritte zu bewegen, und den König einen Volksaufruhr fürchten zu lassen. Acton's Agenten reizten am folgenden Morgen das Volk, einen Kabinets-Kourier, Alessandro Ferreri, zu arretiren, der Nelson Depeschen bringen sollte. Fast Jedermann glaubte, dieser Mann sei ein schon längst bestimmtes Opfer geworden, weil er um Geheimnisse wußte, die man nur in eigener Brust begraben wollte. In dem Augenblicke, als er sich einzuschiffen im Begriff stand, um zu Nelson's Flotte zu fahren, wurde er ermordet, sein blutiger Leichnam bis vor den Palast, unter des Königs Augen geschleppt, mit

dem Geſchrei: ſo ſterben Verräther! es lebe die heilige Religion! es lebe der König! — Dieſer war auf dem Balkon, ſah die ungeheure Volksmenge, verzweifelte daran, ſie beherrſchen zu können, Furcht ergriff ihn, und die Abreiſe wurde beſchloſſen. Man lud auf engliſche und portugieſiſche Schiffe die koſtbarſten Möbeln der Paläſte zu Neapel und Caſerta, die vorzüglichſten Seltenheiten des Muſeums zu Portici und Capo di Monte, die Edelſteine der Krone, und zwanzig Millionen, vielleicht noch mehr, theils bares Geld, theils noch ungeprägte Metalle. So beraubte man eine Nation, welche im äußerſten Elend zurück blieb. Bei nächtlicher Weile geſchah die Einſchiffung, als müſſe man einen Feind fliehen, der ſchon vor den Thoren ſei, und am Morgen des 21. Dezembers wurde in den Straßen von Neapel ein Anſchlag geleſen, welcher das Volk benachrichtigte: der König ſei auf kurze Zeit nach Sicilien gegangen, um mit mächtiger Hilfe zurück zu kommen. Das Volk zeigte eine ſtumme Beſtürzung, die weniger von Furcht herrührt, als von Ueberraſchung durch ein nicht vorhergeſehenes Ereigniß. In den erſten Tagen, als der König wegen widrigen Windes auf der Rhede verweilen mußte, lief alles hin, ihn zu ſehen und zu bitten, daß er bleiben wolle. Aber die Engländer betrachteten ihn ſchon als ihren Gefangenen, und wieſen die Bittenden als Verräther zurück. Der König ſelbſt wollte oder durfte ſich nicht zeigen. Dieſe harte, unverdiente Behandlung, die Erinnerung an das Vergangene, der Raub des National-Eigen-

thums, die Schrecken der Gegenwart, alles zuſammen genommen, veranlaßte ſehr ernſthafte Betrachtungen. Am 23. Dezember ſah das Volk den König abſegeln, ohne Freude oder Mißfallen auszudrücken."

(Nun folgt die Beſchreibung der Anarchie, die bis zur Ankunft der Franzoſen herrſchte, und von der ich bereits unter dem Artikel Miszellen einige noch ungedruckte Anekdoten geliefert habe. — Hier vergönne man mir, nur noch ein Wort über die ſogenannte Flucht des Königs hinzuzufügen. Es iſt wahr, dieſe Flucht hat jeden Einwohner von Neapel ohne Ausnahme empört. Ich habe unter andern mit einem alten, ſehr rechtlichen Manne darüber geſprochen, der jederzeit dem königlichen Hofe wahrhaft zugethan war und blieb, der aber aufrichtig bekannte: daß er beim Anblick der Schiffe, welche den König trugen, in heftige Verwünſchungen ausgebrochen ſei, weil durch dieſe Flucht ganz Neapel, mit allen getreuen Anhängern des Hofes, einem räuberiſchen Mordgeſindel Preis gegeben worden. Es iſt ferner wahr, daß der Hirt ſeine Herde nie verlaſſen ſoll, und daß es die Pflicht eines Königs iſt, mit ſeinen Unterthanen zu leben und zu ſterben. Ferdinand konnte ſeine Familie in Sicherheit bringen, das würde ihm Niemand verargt haben, er ſelbſt aber mußte bleiben, jede Gefahr theilen, ſein Leben auf's Spiel ſetzen. Aber — es läßt ſich doch auch vieles zur Entſchuldigung jenes Schrittes anführen. Was in Frankreich geſchehen war, ſchwebte vor dem Gedächtniß, der Leichnam des Couriers lag

vor Augen, das entzügelte Volk ſtand vor dem Palaſte — unter ſolchen Umſtänden mußte man mehr als Ferdinand ſein, um den Kopf nicht zu verlieren. Die Herde nicht zu verlaſſen, iſt freilich des Hirten Pflicht, ſo lange nur ein Wolf droht, aber wenn die ganze Herde toll wird, ſo ſcheint dieſe Pflicht mir aufgehoben. Ein Held wäre freilich geblieben, und vielleicht Retter geworden; aber Ferdinand iſt kein Held, er wäre höchſt wahrſcheinlich als ein verſpottetes Opfer gefallen, ſein Tod hätte nicht den geringſten Nutzen geſtiftet; alles das wußten die wohl, die ihn umgaben, wer alſo dieſem Könige zur Flucht rieth, hatte nicht Unrecht. Eben ſo wenig kann ich es für Unrecht halten, daß die vorzüglichſten Kunſtwerke u. dgl. eingepackt und mitgenommen wurden. Der Erfolg hat den Nutzen dieſer Maßregel gezeigt. Geſetzt auch, man wolle alle jene Schätze für National-Eigenthum gelten laſſen (ein Satz, der doch noch manchen Widerſpruch leiden möchte), ſo that man doch nichts mehr, als was der Arzt thut, wenn er einem Raſenden die koſtbaren Spiegel aus dem Zimmer nehmen läßt, weil der Unſinnige ſie höchſt wahrſcheinlich mit den Fäuſten entzwei ſchlagen wird. Hätte aber auch das Volk jene Schätze verſchont, ſo wären ſie ja doch eine Beute der raubgierigen Franzoſen geworden, ſtatt daß ſie jetzt der Nation erhalten ſind. — Nach dieſer Note, die Billigkeit und Unbefangenheit mir einflößten, kehre ich zum Text des Buches zurück.)

»Die Neapolitaner ſandten Boten in's franzöſiſche La-

ger, mit dem Ersuchen, die Franzosen möchten nicht nach Neapel kommen, wogegen sie zu erfüllen sich erboten, was schon im Waffenstillstand versprochen war, auch noch eine Summe darüber zahlen wollten. Die Franzosen schlugen das Begehren ab. Einer unserer Emigrirten fügte Drohungen und Beleidigungen hinzu, wodurch das Volk noch mehr erbittert wurde. Die Raubsucht, jedem Pöbel eigen, bemächtigte sich seiner; fanatische Priester vermehrten den Muth durch Einsegnung der Waffen; Hoffnung wurde bis zur Verwegenheit hinauf gespannt, Verwegenheit in Wuth verwandelt. Das Volk sah sich von allen verlassen, und that nun alles durch sich selbst. Die Stadt wurde ein wilder Schauplatz von Verwüstung, Brand, Kampf, Schrecken, Mord. Unter den vom Pöbel Ermordeten zählt man leider auch den Duca della Torre, und seinen Bruder, Klemens Filamarino, beide ehrwürdig durch Talente und Tugenden, Schlachtopfer der elenden Treulosigkeit eines schurkischen Bedienten."

»Jeder gute und vernünftige Mensch wünschte jetzt die Ankunft der Franzosen. Diese standen bereits vor den Thoren, und dennoch vertheidigte sich noch immer ein schlecht bewaffnetes, hauptloses Volk, mit einem Muthe, der einer bessern Sache würdig gewesen wäre. Zwei Tage lang hielt es, in einer überall offenen Stadt, den Einzug des Siegers auf, kämpfte Schritt vor Schritt um jeden Fußbreit Erde, und als es endlich vernahm, das Fort St. Elmo sei ihm entrissen, als von allen Punkten Feuer auf

Dritte Scene.

Fr. v. Langſalm, durch die Mittelthür. Fritz.

Fr. v. Langſ. Wohin Vetter?

Fritz. (bey Seite) Verdammt! (laut) Ach liebe Tante! ich ſuche Hülfe! Hülfe!

Fr. v. Langſ. Hülfe? was iſt geſchehn?

Fritz. Der Oheim hat den Verſtand verloren.

Fr. v. Langſ. Mein Mann? wie ſo?

Fritz. Denken Sie nur, er will mit mir um die Wette voltigiren.

Fr. v. Langſ. Mein Mann? voltigiren?

Fritz. Ja, und da ich ihm ſein Alter, ſeine Schwerfälligkeit zu Gemüthe führe; lacht er mich aus, nennt mich einen furchtſamen Haſen, und um mir zu beweiſen, daß es ihm Ernſt ſey, ſpringt er mir nichts dir nichts da zum Fenſter hinaus.

das Volk gegeben wurde, da zog es sich endlich zurück, weniger muthlos, weniger gedemüthigt durch den Ueberwinder, als erbittert gegen diejenigen, die es für Verräther hielt.»

So weit der erste Band, der den Geist des Ganzen hinlänglich verräth. Der Verfasser ist seiner Feder mächtig und weiß lebhaft darzustellen, aber zum Geschichtschreiber fehlt ihm gänzlich die Unbefangenheit. Er ist ein erklärter Feind des Hofes, ein wüthender Partisan des Volks, sieht alles schwarz, was jener gethan, bemäntelt alles, was dieses verbrochen.

Weit kälter und unparteiischer hat ein Franzose (gleichfalls Augenzeuge) über jene merkwürdige Revolution geschrieben. Sein Buch heißt: Memoires pour servir à l'histoire des dernières revolutions de Naples. Von ihm erfährt man, daß schon 1791 ein paar kühne Franzosen die Neapolitaner aufzuwiegeln suchten; daß nicht von unschuldigen Spazirritten junger unbedeutender Wildfänge die Rede war, sondern daß unter den Verschwornen sich Leute befanden, deren Stand und Vermögen alle Aufmerksamkeit verdiente. Die Verschwörung wurde entdeckt und vernichtet, die Schuldigen flohen nach Frankreich. Doch im Jahre 1795 wuchs der Hyder ein neues Haupt, und nur strenge Wachsamkeit konnte das Reich retten.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich die beiden Augenzeugen noch länger gegen einander stellen und

abhören wollte; am Ende kommt doch nur das gewöhnliche Resultat heraus, nämlich: daß selbst Augenzeugen sich widersprechen, weil ein Jeder mit andern Augen sieht; daß folglich die historische Glaubwürdigkeit ein gar gebrechliches Ding ist, auf das ich schon längst nicht mehr vertraute. Das Ueberschauen vergangener Begebenheiten kann hie und da zu wahrscheinlichen Schlüssen führen, aber sichere Resultate liefert es nie. Den Stamm eines Baumes bis in seine Wurzelfasern verfolgen, kann nur ein Gott! wir Maulwürfe wühlen wohl die Erde auf, aber wir sind blind.

---

18. Ehrenrettung des dänischen Grafen Corniflz von Uhlefeld, von ihm selbst entworfen.

(Aus einer Handschrift der königlichen Bibliothek zu Neapel.)

Vorbericht. Daß ich, unter so vielen interessanten Handschriften jener Bibliothek, gerade diese zur Mittheilung gewählt habe, that ich: erstens, weil Uhlefeld's Geschichte im Norden Aufsehen genug erregt hat; zweitens: weil noch Jedermann ihn für schuldig hält, mir aber der Ton der Wahrheit und Unschuld in dieser Vertheidigung so kräftig und ungekünstelt erscheint, daß ich mich völlig überzeugt halte, dem Manne sei in mancher Rücksicht zu viel geschehen. Da nun der Zufall gerade mir seine Vertheidigung in die Hände gespielt hat, und leicht viele Jahrhunderte verfließen könnten, ehe sie noch einmal aus dem Staube hervorgezogen würde; so

habe ich es für Pflicht des ehrlichen Mannes gehalten, das beschimpfte Andenken eines ehrlichen Mannes zu retten. — Wie das Manuskript nach Neapel gekommen, weiß ich mir nicht zu erklären. Vielleicht hat es sich unter den Papieren der Königin Christine befunden. So viel zum Vorbericht. Jetzt möge Uhlefeld selbst sprechen.

* * *

Schon lange verfolgte mich das Schicksal, jetzt aber muß ich unterliegen, wenn Gott nicht durch ein Wunder mich rettet, denn was vermag meine Unschuld gegen mächtige Feinde! Kein Verbrechen kann man mir erweisen, dennoch muß ich leiden, wie ein Verbrecher. Ich würde nicht murren, ich würde dulden und schweigen; allein der Vortheil meiner armen, geliebten Frau, die Ehre meiner ganzen Familie, zwingen mich, der Welt zu zeigen, daß ich nur unglücklich bin, und meine Richter eben so ungerecht, eben so geizig als grausam sind. Vielleicht hat ein langes Schweigen selbst diejenigen befremdet, die mir wohl wollen, aber Reisen, Flucht, Krankheit, hinderten mich bis jetzt die Feder zu ergreifen. Meine Vertheidigung mußte wohl später erscheinen als meine Verurtheilung, denn die letztere erfolgte vor der Anklage, man hat mich nicht gehört, man wollte mich nicht hören! was in der ganzen Christenheit dem ärgsten Verbrecher zugestanden wird, hat man mir versagt. Warum? wie durfte man das? — Fürchtete man etwa, daß ich meine Feinde beschämen würde, wie ich schon vormals gethan? — Wohlan!

bin ich gleich zu schwach, um meine Richter zu zwingen mich zu hören: so soll doch keine Tirannei auf Erden mich zwingen, der Welt zu zeigen, daß man mir in Dänemark Verbrechen aufbürdet, die eben so erfunden sind, als die, welche man vor einigen Jahren mir dort Schuld gab. — Um hierin mit einiger Ordnung zu verfahren, muß ich zuvor die Hauptpunkte meiner Anklage und Verdammung berühren. (Beide sind nur eins und vielleicht ging die letztere sogar der erstern voraus.) — Sie sagen also: sie hätten von sehr vornehmen Personen gewisse Nachrichten erhalten, auch Originaldokumente, aus welchen klar erhelle, daß ich gegen den König konspirirt; daß ich vorgegeben, Adel und Geistlichkeit seien mit der Regierung unzufrieden, und deshalb versprochen habe, das Reich einem fremden Fürsten zu unterwerfen, ob ich gleich durch Reverse und Schwüre freiwillig gelobt, nie etwas gegen die Person des Königs oder des Staats zu unternehmen.

Das sind die Gründe ihres Verdammungsurtheils, dem sie hinzufügen: es sei weder nöthig noch üblich in der Welt, Leute, die solcher Verbrechen angeklagt seien, zu zitiren, oder anzuhören, sondern man müsse sie ohne Prozeßform richten und bestrafen. Hierauf also verurtheilen sie mich ungehört, unüberwiesen, zu einem schimpflichen Tode, lassen mein Wapen durch den Henker zerbrechen, schicken meine Kinder in's Elend, konfisziren meine Güter und die meiner geliebten Gattin. — Großer Gott! König der Könige! ich appellire an deine Gerechtigkeit! weil die Men-

ſchen mir die ihrige verſagen. Ich frage jeden Unbefangenen: ob ein Richter ſo ſprechen dürfe, ohne dem Beklagten auch nur einmal ſeine Ankläger zu nennen? — ich fordere die Bewohner der ganzen Erde auf, mir zu beweiſen, daß ich jemals mit einem Worte, geſchrieben oder geſprochen, gegen den König von Dänemark mich vergangen habe. Die großen, vornehmen Herren, welche ſo gütig geweſen, Seine Majeſtät von meiner vorgeblichen Verrätherei zu unterrichten, warum fürchten ſie ſich bekannt zu werden? warum ſoll denn die Welt nicht erfahren, daß ſie ihrem König Leben und Thron erhalten haben? warum verſchmähen ſie das Lob der Welt als gerechten Lohn ihrer Großmuth? und warum treiben ſie ihre Opfer nicht noch weiter? warum entdecken ſie nicht auch meine Mitſchuldigen? — denn ſie werden doch auch den einfältigſten Menſchen nicht überreden wollen, daß ich den König ab- und einen fremden Fürſten auf den Thron ſetzen könnte, ohne ausgebreitete Einverſtändniſſe im Lande zu unterhalten? — Doch hört man von alle dem bis jetzt nichts. Kein Menſch iſt arretirt oder gar hingerichtet worden. Nur einen Goldſchmied hat man auf einige Tage in's Gefängniß geſetzt, weil er etwas Geld von mir in Händen hatte. Als er das herausgab, wurde er gleich wieder losgelaſſen. — Iſt denn die Welt jetzt ſo dumm, daß ſie glauben wird, ein armer, kranker Greis könne in einer Entfernung von zwei bis dreihundert Meilen, ohne Land- oder Seemacht, ohne Einverſtändniß weder mit Fremden noch Einheimiſchen, einen König vom

Throne stürzen und eine ganze königliche Familie ausrotten? —

»Aber sie haben Nachrichten von vornehmen Personen des Auslandes, deren Rang keinen Zweifel erlaubt.« — Ich meine, diese vornehmen Personen des Auslandes befinden sich in Dänemark, und wohl gar unter meinen Richtern. Existirten sie aber auch wirklich vorgegebenermaßen, muß man dann unbedingt alles glauben, was sie sagen? — Nur Gott wird auf's Wort geglaubt; der Mensch — er sei so vornehm als er wolle — kann sich irren oder getäuscht werden. Was hätten denn die Christen den Türken vorzuwerfen, wenn es jedem großen Herrn frei stände, einen Edelmann Mords und Hochverraths anzuklagen, ohne zu irgend einem Beweise verbunden zu sein? — Wo man nur anklagen darf, da gibt es bald gar keinen Unschuldigen mehr. — Aber um zu beweisen, daß die Dänen mir stets übel gewollt, und nicht zum ersten Mal mich grundlos angeklagt haben, darf ich nur an das erinnern, was vor einigen Jahren in dem Prozeß der Dina sich ereignete. Damals schrieb der König von Dänemark, gerade wie er jetzt wieder gethan, an alle Potentaten von Europa, schilderte mich und meine Frau als Verräther und Giftmischer, forderte guten Rath, zu welcher Todesart er mich verdammen solle, und bat sie, an seiner Freude Theil zu nehmen, daß Gott meine abscheulichen Anschläge zu Wasser gemacht habe. Aber damals wurde mir erlaubt, mich zu vertheidigen, und was geschah?

Trotz aller Hindernisse, die man mir in den Weg legte, wurde derselbe König durch die Klarheit meiner Unschuld gezwungen, mich loszusprechen und meine Ankläger zu verdammen. Also bin ich wenigstens schon einmal durch königliche Originalbriefe verleumdet worden. Wenige Jahre nachher, als ich in Schweden war, und den Schutz der Königin Christine genoß, ließ mich der König von Dänemark abermals durch seinen Ambassadeur eines Raubes von vier und zwanzigtausend Thalern und noch mancher anderer Verbrechen beschuldigen. Der Herr Gesandte bewies seine Anklage durch Originalbriefe von zwei großen Königen, deren einer sein Herr, und der andere ein fremder, getäuschter Fürst war. Alle diese Briefe waren eigenhändig von beiden Königen unterzeichnet. Aber glücklicher Weise befand ich mich in einem Staate, wo man ohne Ansehen der Person die Gerechtigkeit handhabt. Ich durfte mich vor dem Conseil der Königin vertheidigen, ich erwies meine Unschuld durch unzweifelhafte Originaldokumente, und der Herr Ambassadeur, der die Anklage in Person mit vieler Heftigkeit, trotz der Gegenwart der Königin führte, wurde so verlegen und beschämt, daß er sich so weit vergaß, davon zu laufen, ohne nur einmal der Königin eine Reverenz zu machen. Jene Dokumente existiren noch, und die Abschriften davon befinden sich in der schwedischen Staatskanzlei. Auf gleiche Weise würde ich auch jetzt meine Ankläger beschämen, wenn man nur wagte, sie mir zu nennen. So aber bleibt mir nichts übrig, als vor aller Welt, bei allem was

heilig ist zu betheuern, daß ich so unschuldig bin als das Kind das geboren werden soll, an Allem was man mir aufbürdet. Die beiden angeführten Beispiele beweisen, daß königliche Briefe noch keine Evangelien sind; daß ein Fall, der sich zweimal ereignete, auch wohl zum dritten Mal Statt haben könne; und daß große Herren Menschen bleiben, die oft von elenden Günstlingen betrogen werden.

Meine Richter erwähnen auch in ihrem Urtheil eines Reverses und Schwurs der Treue, den ich dem Könige von Dänemark freiwillig soll geleistet haben. Aber jedes Kind in Dänemark weiß, daß ich dadurch mein Leben und meine Freiheit erkaufen mußte; auch hat man diesen erpreßten Revers nie drucken lassen, weil man sonst auch gewisse Dinge bekannt machen mußte, die man, ohne Beschämung, nicht wohl verlautbaren kann. — Gewisse starke Geister haben mich getadelt, daß ich nicht den Tod einem schimpflichen Widerrufe vorgezogen; aber sie vergessen, daß nicht blos von meinem Leben, sondern auch von der Wohlfahrt meiner Gattin die Rede war, die ich stets mehr als mein Leben geliebt habe. Auch darf ich wohl das Interesse meiner sieben Kinder für etwas zählen. Und was wäre es denn am Ende für eine Schande für einen armen Greis, der siebzehn Monat im Gefängniß die tiranniſchste Behandlung erduldet, wenn er sich endlich entschließt, um Leben und Freiheit zu retten, eine Schrift zu unterzeichnen, die seine Feinde nach ihrem Belieben aufgesetzt haben? werde ich dadurch schuldig, wenn mächtige Feinde

mich zwingen, um Vergebung zu bitten? — Könnte man jetzt oder jemals mir eine Schuld erweisen, ja dann würde dieser Schritt mich beschimpfen; so aber zeugt er blos von der tirannischen Macht meiner Feinde.

Alle Augenblicke haben der Graf Ranzau und der General-Major Voß mir die Dienste vorgeworfen, die ich der Krone Schwedens in dem ersten Kriege gegen Dänemark geleistet habe; sie nannten das mein einziges Verbrechen, und den einzigen Grund der übeln Behandlung, die ich erfahren müssen. Aber wo sollte ich die Genugthuung suchen, welche die dänische Gerechtigkeit mir versagte, als bei den schwedischen Waffen? Dazu berechtigte mich die Verabredung (l'accord) zwischen beiden nordischen Kronen. Und angenommen einen Augenblick (doch nicht zugestanden), die Dänen könnten mir das wirklich als Ursachen anrechnen; wurde denn nicht durch die General-Amnestie Alles in Vergessenheit gestellt? und hatten sie nicht selbst, in dem Traktat von Rondschild, jedem Anspruch auf meine Person entsagt? sowohl als auf meine Familie und Güter? indem sie mich als schwedischen Minister anerkannten, und folglich ihnen zu nichts verbunden? — Mit welchem Recht warfen sie den Minister und Unterthan Schwedens in's Gefängniß? welche neue Prätension hatten sie auf mich? mit welchem Rechte durften sie den Friedenstraktat verletzen? — Freilich haben sie mich im Kerker durch Gewalt genöthigt zu unterschreiben, ich sei abhängig vom Könige von Dänemark; freilich habe

ich auf den mich betreffenden Friedensartikel für mich und die Meinigen Verzicht leiſten, und erklären müſſen, es ſei ſo gut als habe er nie da geſtanden; aber was ein Gefangener unterſchreibt, hat nicht allein keinen Werth, ſondern die Herren Dänen haben auch vergeſſen, daß ich armer Privatmann nicht im Stande bin, irgend etwas an einem Friedenstraktat zu verändern, den zwei große Mächte mit einander geſchloſſen haben; daß dazu die Einwilligung des Königs erforderlich iſt, deſſen Unterthan ich leben und ſterben will; und daß ich folglich Alles, was man mit dem Schwert an der Gurgel mir abgezwungen, für null und nichtig erklären muß. Meine Feinde wiſſen auch gar wohl, daß ihr Verfahren unverantwortlich iſt, aber ihr Haß gegen meine Perſon iſt eben ſo groß, als ihre Liebe zu meinen Gütern; darum ſuchen ſie wenigſtens den Pöbel zu täuſchen, dem man alles weiß machen kann. — Dennoch wollte ich Alles ohne Murren ertragen, wenn ihre Wuth ſich an mir allein ſättigte; aber das Herz blutet mir, und ich finde keinen Troſt, ſo oft ich mein Auge auf meine unglückliche, unſchuldige Gattin werfe, die, ohne angeklagt, und minder noch überwieſen zu ſein, in dieſem Augenblicke das Schickſal des ärgſten Verbrechers erduldet. Schon während ihrer erſten Gefangenſchaft, die eben ſo ungerecht war, als die jetzige, zwang man ſie, dem größten Theile ihrer Güter und allen Vortheilen zu entſagen, die ſie zum Theil ihrer Geburt, zum Theil der Gnade ihres Königs und Vaters verdankte; jetzt hat man ihr vollends Alles geraubt,

Fr. v. Langs. Bist du toll? er und springen!

Frik. Wenn Sie mir nicht glauben, so sehen Sie nur selbst. Dort hinkt er die Allee hinab, und Ihre Orangenbäume sind alle zerknickt.

Fr. v. Langs. (sieht hinaus) Was? meine Orangenbäume? — Herr v. Langsalm! Herr Timotheus Sebastian v. Langsalm! — er hört und sieht nicht. — Ach du mein Himmel! war denn der Mann nicht schon arm genug an Geist! mußt er auch das Wenige noch verlieren! (sie läuft fort.)

Frik. Die wär' ich auch los. Aber sie läuft schnell wie eine Spinne; ich darf keine Zeit verlieren. (er will zu Babet)

was von der erſten Plünderung noch übrig geblieben war; man hat ſie in einen elenden Kerker geworfen, den ihre eigenen Voreltern für Mörder und Räuber erbaut haben. Dennoch klagt Niemand ſie an, keine lebendige Seele tritt gegen ſie auf. Das arme Weib floh nach England, um eine anſehnliche Summe Geldes zurück zu erbitten, die ich dem König von England geliehen hatte, als er ſich außer ſeinen Staaten befand. Aber ach! ſtatt der Bezahlung, ward ſie ihren Feinden ausgeliefert, die ſie nun die grauſamſten Wirkungen ihres Haſſes und Geizes empfinden laſſen. Wer ein Herz im Buſen trägt, wird das bittere Schickſal einer Frau bemitleiden, die blos verfolgt wird, weil ſie die Tochter eines großen Königs iſt, und weil ſie einſt reich war. — Doch auch die gerechteſte Klage, wenn ſie zu lang iſt, macht dem Leſer Langeweile, und für einen Mann, der kein Gehör bei ſeinen Unterdrückern hoffen darf, habe ich ſchon zu viel geredet, zu viel für meine Unſchuld, an der ohnehin keiner zweifeln wird, der von dem wahren Verlauf der Sache unterrichtet, und ohne Leidenſchaft iſt. Gott wird ſich endlich meiner erbarmen, und iſt es nicht ſein Wille, daß mir in dieſer Welt Gerechtigkeit widerfahre, ſo wird er wenigſtens, wenn ich längſt im Grabe modere, meine Unſchuld an den Tag bringen!

19. Zwiſchen Neapel und Rom.

Auch meine Rückkehr nach Rom iſt durch den giftigen Aushauch der pontiniſchen Sümpfe nicht beunruhigt wor-

den; im Gegentheil habe ich an den Grenzen derselben eine der angenehmsten Stunden in Italien genossen. Es war gegen das Ende des Monats Dezember, der Himmel heiter, die Luft rein und warm. Der Vetturino fütterte seine Maulthiere neben dem verlassenen Kapuziner-Kloster, dessen ich schon einmal erwähnt habe. Wir deckten unsern Tisch auf der großen Kirchentreppe, im mildesten Sonnenschein, und hielten ein fröhliches Mahl unter freiem Himmel. Nach dem Essen verlor ich mich ganz allein hinter dem Kloster, wo ich in stillem Entzücken das ganze Europa vergaß, denn wahrlich! ich stand in Arkadien. Der Rasenteppich grünte mit zahllosen Blümchen geschmückt, nur lange Herbstfäden zogen hie und da über die Haide. Lerchen stiegen neben mir aus dem Grase und wirbelten das Lied, das ich sonst nur als Frühlingslied kannte. Zahme Scharen von Enten, Schnepfen, Kibitzen, flatterten um die Sümpfe; einzelne Habichte kreischten in der Höhe. Büffel grunzten, Glöcklein weidender Schafe tönten dazwischen. Allerlei kleine Vögel zwitscherten. Ein Hirt sang in der Ferne eine russische Melodie. Gegenüber auf den Bergen lag eine Stadt, aus welcher Glockengeläut dumpf herüber schallte. Dann und wann vernahm das Ohr aus weiter Ferne einen Flintenschuß. Die mancherlei Töne, welche die Natur belebten, waren doch vereint noch nicht stark genug, um ein Geräusch zu bilden; es blieb eine wehmüthige Stille um mich her, ich konnte jede Eidechse im Grase rascheln hören. Welch ein Kontrast mit dem lär-

menden Neapel, in dem noch vorgeſtern das widerlichſte Gekreiſch mich betäubte. Hier alles ſo ſtill, ſo unſchuldig — ein Paradies ſchien mir die Erde und ein Gewölbe von Kornblumen der Himmel. — Welch ein abſcheuliches Bild hatte ich mir ſtets von den pontiniſchen Sümpfen gemacht! welch ein liebliches trage ich mit mir hinweg! —

---

20. Gallerie der Künſtler, die ſich jetzt in Rom aufhalten.

Der Landſchaftsmaler Reinhardt ſteht in dieſer Gattung gewiß oben an. Zwar habe ich wenig von ihm geſehen, er hatte nur ein vollendetes Stück zu Hauſe; aber wenn ich auch nichts von Wieland geleſen hätte, als den Oberon, ſo dürfte ich ja doch wohl behaupten, daß er ein großer Dichter ſei? — Reinhardt's Pinſel iſt ernſter und kräftiger als Hackert's. Ob er dem Pinſel von Denis gleich komme, wage ich doch nicht zu entſcheiden. Wäre das aber auch nicht, ſo dürfen wir dennoch auf unſern Landsmann ſtolz ſein, er iſt gewiß der erſte deutſche Landſchaftsmaler. Schade, daß dieſer große Künſtler, der zugleich ein ſehr wackerer, jovialer Menſch zu ſein ſcheint, unſerm Vaterlande auf immer den Rücken gekehrt hat, weil er meint, er könne nun, nach einer Abweſenheit von zehn Jahren, nicht mehr unter dem nördlichen Himmel wohnen.

Der Geſchichtsmaler Abel aus Wien ſammelt Verdienſte. Er iſt ein Schüler des berühmten Füger und arbeitet jetzt eben an zwei Gemälden für den Grafen Fries,

Hektor's Abschied von Andromache, und dann, der Augenblick, in welchem Andromache, durch den Anblick von Hektor's geschleiftem Leichnam erschüttert, leblos zu Boden gesunken ist, und ihre erschrockenen Weiber ihr zu Hilfe eilen. Das erste Bild (der Abschied) scheint mir ein wenig kalt, ich sehe die Griechinnen nicht gern mit dem Schnupftuch vor den Augen; es fallen mir immer die Theater-Prinzessinnen dabei ein; auch möchte die ganze Gruppe wohl zu zerstreut sein. Das letztere hingegen ist schön gedacht, und die Figur der unglücklichen entseelten Gattin scheint mir eines Meisters würdig. — Prometheus, der an den Felsen geschmiedet wird, nähert sich gleichfalls seiner Vollendung, und wird ein sehr interessantes Bild werden. Fast möchte ich behaupten, dieser Prometheus sei kräftiger als der berühmte seines großen Meisters. Es ist ein schöner Trotz, der den starken Mann auch noch in Fesseln trefflich kleidet. Und welch ein geistreicher Blick! Man sieht wohl, daß er, und nicht der etwas flache Merkur, der vor ihm steht, das himmlische Feuer gestohlen hat. Die neben ihm knienden weiblichen Figuren sind sehr reizend und graziös. Auch rechne ich es Abel zum Verdienst an, daß er den vermaledeiten Geier noch nicht erscheinen ließ. Er braucht, um zu wirken, diesen Behelf nicht. — Ein großes schönes Bild hat der Künstler bereits vollendet, Antigone, die still weinend mit gefalteten Händen vor dem Leichnam des Geliebten sitzt; ein sehr rührendes Gemälde, auf dem die wahre und doch schöne

Leiche das Gefühl nicht empört, nur inniges Mitleid erweckt. Hätte Abel vor hundert Jahren gelebt, so wäre sicher ein todter Christus daraus geworden, an dem wir das Blut von allen fünf Wunden, und die von der Dornenkrone verursachten Blutperlen schaudernd bewundern müßten. — Herr Abel wird bald nach Wien zurückkehren, und sich dort an die Reihe der besten Künstler anschließen.

Will man in unsern Zeiten etwas recht kühnes sehen, so muß man französische Künstler besuchen. Hariette, ein Schüler David's und französischer Pensionär, ist in letzterer Qualität verbunden, ein Gemälde von einer gewissen Größe (ich glaube von acht Fuß) nach Paris zu liefern. Aber Hariette will sich auszeichnen, ihm genügt das vorgeschriebene Maß nicht, er hat eine Leinwand von zweiundzwanzig Fuß Breite und sechzehn Fuß Höhe ausgespannt, auf der er die Heldenthat des Horatius Cocles abzubilden im Begriff steht, wie er allein die Brücke vertheidigt, welche hinter ihm abgeworfen wird. Es ist eine große, sehr kühne Komposition, in der mir am kunstreichsten scheint, daß trotz der unendlichen Mannigfaltigkeit, doch alles nur auf Einen Punkt hin arbeitet. Auf der Brücke, dem Abgrund nahe, steht Horatius, den Fuß in Leichen gewurzelt, mit drohend geschwungenem Schwerte; des Feindes kecke Jugend dringt noch auf ihn ein. Den tiefern Vorgrund füllen die fliehenden Römer, die sich theils zu Roß in die Wellen der Tiber stürzen, theils hindurch schwimmen, oder von Böten gerettet werden;

der siegende Feind verfolgt sie bis in den Strom. Das wären also wohl eigentlich zwei Haupthandlungen, die Heldenthat auf der Brücke und die Flucht durch den Strom. Beide hatte Hariette sehr sinnreich zu verbinden gewußt, so, daß das im Vorgrund ruhende Auge stets wieder hinauf zu der Hauptfigur geleitet wird. Rechter Hand nämlich sitzt in einem Nachen der verwundete, bereits dem sichern Ufer nahe Konsul, von seinem weinenden Sohne unterstützt. Ihm schwebt der Tod auf den Lippen, aber die Sorge um das Vaterland verschlingt jeden Schmerz; sein Blut fließt ungehindert, sein brechendes Auge sucht nur den Helden, der jetzt Rom's letzte Hoffnung ist. Ein Centurio sitzt neben ihm, und erzählt ihm mit großer Lebhaftigkeit, was das schon gebrochene Auge nur noch dämmernd sieht. Doch die Art, wie der Konsul des Centurio Hand gepackt hat, beweist, daß er ihn versteht; dieser Händedruck sagt deutlich: nun sterbe ich ruhig. Die Verbindung mit dem Vorgrunde linker Hand ist durch einen der Feinde bewirkt worden, der, am Ufer der Tiber stehend, so eben seinen Pfeil auf Horatius abdrücken will; aber in demselben Augenblick wird sein Hals von einem Pfeil durchbohrt, den ein römischer Jüngling in der Mitte des Vorgrundes, in einem Boote stehend, hinüber an das Ufer schwirren läßt. Siehe, so bildet der reiche Vorgrund die Basis eines Triangels, dessen Spitze der Held ist. Jenseits der Brücke am römischen Ufer steht Volk, das zu den Göttern fleht; ein blinder Greis drängt sich vor, um im

Nothfall ſich zuerſt dem Feinde in den Weg zu werfen. Durch die Lücke, welche die abgebrochene Brücke verurſacht, erblickt man in der Ferne das alte Rom mit dem Capitolium. — Das Ganze iſt wahrlich ſehr poetiſch gedacht, und die Ausführung ſcheint des Gedankens würdig. Jeder Kopf, jede Hand, jeder Fuß haben den individuellſten Ausdruck, und es zeigt unter andern von Hariette's Scharfſinn, daß die rohen Bootsknechte ſo wenig Theil an der Begebenheit ſelbſt zu nehmen ſcheinen; ſie ſind Sklaven, die ihre ganze Aufmerkſamkeit blos auf das Rudern wenden, ja ſelbſt die ſtarke Anſtrengung, mit welcher ſie rudern, iſt ganz ſichtbarlich Produkt einer andern Kraft, als die, mit welcher gefochten wird. — Zu bewundern iſt, daß Hariette ſein Bild gar nicht untermalt, ja ſelbſt mit der Kreide ſich nur wenig vorzeichnet, ſondern Alles gleich mit dem Pinſel ausführt. Kaum drei Monat hat er an dieſem Rieſenwerk gearbeitet und in drei Monaten hofft er fertig zu ſein. Man muß ſeine Arbeit ſelbſt geſehen haben, um begreiflich zu finden, daß dieſe Schnelligkeit ihr nicht ſchaden werde.

Einen ganz verſchiedenen, aber darum nicht ſchwächern Eindruck macht die Skizze zu einem großen Gemälde, welche ein Italiener, Namens Boſſi, in Lebensgröße entworfen, und die er in Mailand (wo er Sekretär der Akademie iſt) auszuführen gedenkt. Daß der Mann eine große Beleſenheit in den Alten beſitzt, erräth man ſogleich aus ſeiner Kompoſition. Es iſt ein Parnaß, die Hauptfigur auf dem Gipfel Apoll, der die Leier ſpielt, und dem

Alles rings umher, in unaussprechlich schönen Gruppen, zuhorcht. Gleich neben ihm stehen die drei Grazien auf das lieblichste verschlungen; bald hinter ihm die Nemesis, allein von Allen das Auge mit Ernst gegen Himmel schlagend. Den Zipfel ihres Gewandes hat der Gott des Schweigens gefaßt. Den Hügel abwärts zu beiden Seiten sind die Musen gruppirt; es ist unmöglich, sich graziösere Figuren zu denken. Der Erato hat Amor die Leier entwandt, und spielt muthwillig damit. Unter Apoll's Füßen wird man eine geöffnete Höhle gewahr, in ihr den Quellgott Hippocrene, der lächelnd den schlafenden Schlaf in seinen Armen hält. So reizend hingegossen kann nur der Schlaf selbst schlafen. Der Charakter des Bildes ist so warm lieblich, und das Ganze so schön zusammen gehalten, daß ich fast prophezeien möchte, es werde in aller Stille den Preis über Hariette's Prachtstück davon tragen; wenn anders Bossi auch zu malen versteht, eine freilich nur untergeordnete Kunst, die ich ihm aber absprechen hörte.

Ein junger Künstler von großen, ja von schon erfüllten Hoffnungen ist der Bildhauer Schweiklen aus dem Würtembergischen. Sein Probestück, das ihm ohne Bedenken Sitz und Stimme in der Versammlung der Meister gibt, ist ein Amor mit der Keule, Besieger des Herkules. Als er es zum ersten Mal ausstellte, sprach man in ganz Rom von nichts anderm, und noch jetzt reden die Künstler selbst mit Enthusiasmus davon. Er hat noch nichts

weiter geliefert, als diesen Amor. Der Löwe gebärt nur ein Junges, aber es ist ein Löwe. Der Bruder des modernen Herkules, Lucian Bonaparte, hat darum gefeilscht, aber der Churprinz von Würtemberg ist ihm zuvorgekommen, und für diesen, in jeder Rücksicht liebenswürdigen Fürsten, führt Schweiklen jetzt seinen Amor in Marmor aus. Er ist ein sehr bescheidener junger Mann, und paßt daher nicht in die neue deutsche Schule, die Bescheidenheit für Schwachheit hält, und von Göthe gerade das Schlechteste nachäfft, nämlich seinen imponirenden Ton, in dem er doch von Gamba Curta auf dem Molo zu Neapel übertroffen wird.

Angelika Kaufmann ist schon seit vielen Jahren mit Recht so bekannt, mit einigem Unrecht so berühmt, daß ich mir das Vergnügen, ihr Atelier zu sehen, nicht versagen konnte. Sie ist eine recht freundliche, angenehme alte Frau, deren Gesicht kein Genie aber viel Gutmüthigkeit ausdrückt. Durch anhaltenden Fleiß und Glück hat sie ein Vermögen von ein paarmal hunderttausend Thalern erworben, und einen Verwandten aus Deutschland kommen lassen, um sie zu pflegen und zu beerben. Ihre Wohnung athmet Kunst. Durch einen Saal, der ganz mit Statuen und Büsten angefüllt ist, kommt man in ihr Wohnzimmer, wo sie eine kleine auserlesene Sammlung von alten Gemälden sehr ordentlich unter seidenen Vorhängen bewahrt. Es ist ein heiliger Hieronymus, ihrer Sage nach, von Leonardo da Vinci darunter; ich bekenne, daß

alles, was ich von diesem Meister gesehen, einen ganz andern Ton hat. Zwischen einigen schönen Köpfen von Vandyk und Rembrandt hängt auch ihr eigenes Portrait, einst von Reynolds in London gemalt, und durch einen Kupferstich von Bartolozzi sehr bekannt; es ist aber nicht ähnlich, wenigstens jetzt gar nicht. — Doch ich eile zu dem, was die fleißige Künstlerin von eigenen Arbeiten jetzt vorräthig hat. Das Beste unter den historischen Stücken ist unstreitig der Prophet Nathan, welcher den König David das Urtheil über den reichen Mann sprechen läßt, der dem Armen das einzige Schäfchen raubte, und nun ihm erst zuruft: du bist der Mann! Die Figuren sind von Lebensgröße. Nathan's Kopf ist in der That schön und voll männlichen Ernstes. Auch ist es der Malerin gelungen, dem David eine ziemlich edle und doch zweideutige Physiognomie zu geben, gerade wie man den alten frommen Schalk sich denken soll. Er hat eben auf der Harfe gespielt, die ihm vor Schrecken entsinkt; nur möchte ich seine Bewegung eher ein Achselzucken als Schrecken nennen. Uebrigens ist das Bild in Angelika's gewöhnlicher Manier, das heißt gefällig, elegant. — Weit geringern Werth scheint Hagar und Ismael zu haben, sie scheint mit dem Engel in ein kaltes, etwa politisches Gespräch verwickelt zu sein, und der ausgestreckte Arm des Engels ist offenbar verzeichnet. — Für heroische Gegenstände gebricht es der Künstlerin vollends an Kraft. Der Abschied Coriolan's ist eine mit vieler Zierlichkeit dar-

Vierte Scene.

Selicour. Frih.

Sel. Et! Herr von Hurlebusch!

Frih. (bey Seite) Muß der Teufel den auch noch herführen! (laut) Was beliebt?

Sel. Die Postpferde sind bestellt.

Frih. Das ist mir lieb. (bey Seite) Ich kann sie brauchen.

Sel. Mein Lasteur hat den Postillon bestochen.

Frih. Waren Sie nicht selbst auf dem Posthause?

Sel. Nein. Wozu?

Frih. Um Ihrer Sache ganz gewiß zu seyn.

Sel. Mein Lasteur ist der pfiffigste Kerl von der Welt.

Frih.

geſtellte Scene aus einem franzöſiſchen Trauerſpiel. — Hingegen haben drei Mädchen, die aus einem Notenblatt ſingen, mir recht wohlgefallen; ſolche Gegenſtände ſind ihren Kräften angemeſſen. In Portraits ſcheint ſie jedoch ihre größte Stärke zu beſitzen, und vielleicht ſind die Frauenzimmer, wenn ſie Malerinnen werden wollen, recht eigentlich für dieſen Zweig der Kunſt beſtimmt, denn wahrlich, ſie haben von der Natur einen feinen Inſtinkt erhalten, in Phyſiognomien zu leſen, das ganze bewegliche Geberdenſpiel des Mannes ſchnell aufzufaſſen und zu deuten. Es iſt eine Gabe, welche ihnen, als Waffe des Schwächern, die Natur vorzugsweiſe verlieh. Das Portrait eines ſchottiſchen Edelmannes, ganze Figur, in der ſchönen maleriſchen Nationaltracht, feſſelt vorzüglich das Auge. Daneben ſtand ein allerliebſter Knabe, völlig nackend, als junger Bacchus gemalt, und leider ſtark verzeichnet. Noch einige andere Portraits, bei welchen ſie ſich blos auf Bruſtbilder eingeſchränkt hatte, ſind ihr vortrefflich gelungen. Canova's Bild ſtand auch unvollendet.

Seit Kurzem befindet ſich hier ein junger Hiſtorienmaler, Wagner aus Würzburg. Ich habe zwar nichts weiter von ihm geſehen, als die Skizze zu einem Gemälde, aber — ex ungue leonem. — Dieſe Skizze iſt wahrlich eine Löwenklaue. Schon die Wahl des Gegenſtandes aus dem Homer iſt von der Art, daß ſie augenblicklich den Mann von großem Genie bezeichnet, das den einfachſten Stoff zu der ſchönſten Mannigfaltigkeit verarbeitet, ohne der erha-

benen Einfalt zu ſchaden. Es iſt der alte Neſtor, der zwiſchen den trojaniſchen Helden in der Stunde der Morgendämmerung erzählend ſitzt. In den maleriſchſten und zugleich ſchwerſten Stellungen ſind die Helden kunſtreich um ihn gruppirt, der Charakter eines jeden in der Art, wie er zuhört, verſtändlich ausgedrückt. Sehr klüglich z. B. iſt Agamemnon ganz in Schatten geſtellt. Die Beleuchtung iſt ſinnreich, lieblich und wird großen Effekt machen. Die ſcheidende Göttin der Nacht fliegt mit ausgeſpreiztem Mantel über die Helden hin. Aurorens Gebiet grenzt an das ihre, doch ſo, daß das dämmernde Licht vorzüglich auf den alten Neſtor fällt. Ich prophezeie ein herrliches Bild, wenn Herr Wagner es im Großen ausführt. Nur zwei kleine Bemerkungen möchte ich mir erlauben. Die erſte betrifft den Ulyſſes, der in weiter Ferne vom Pferderaube zurückkehrt. Man wird zwar wenig von ihm gewahr, aber ich wünſchte ihn doch ganz hinweg, weil er die ſchöne Einheit ſtört. Die zweite geht die Perſonifizirung der Nacht an. Ich habe zwar nichts dagegen, ſondern glaube vielmehr, es werde eine freundliche Wirkung thun; mich däucht nur, dann müſſe auch die Morgendämmerung perſonifizirt, Aurora ſelbſt ſichtbar werden. — Vielleicht ſind das Kritteleien. Ich mache ſie ſchnell wieder gut, indem ich Deutſchland aufrichtig zu ſolch einem wackeren Künſtler Glück wünſche, der bei ſehr geringer Unterſtützung und knapp zugemeſſener Zeit (wie es die Art deutſcher Mäcene mit ſich bringt) dennoch gewiß mehr leiſten wird, als die ſo ſehr

begünſtigten franzöſiſchen, oder die reich bezahlten ſpaniſchen Penſionärs.

Doch nehme ich von den Franzoſen billig Guerin aus, der — wenigſtens in Wahrheit und Tiefe der Empfindung unerreichbar bleiben wird. Ja, auch er iſt hier der liebenswürdige Schöpfer des Marcus Sertus, der mir in Paris ſo ſanfte Thränen entlockte. Er arbeitet jetzt an der Darſtellung einer Idylle von Geßner. Amintas wollte auf einem rauhen, unbeſchatteten Wege zum Tempel des Apoll einen Ruheplatz anlegen für die Pilger; er pflanzte Bäume und leitete eine Quelle dahin. Apoll, um ſeinen frommen Eifer zu belohnen, ließ die gepflanzten Bäume in einer Nacht emporwachſen, blühen, Früchte tragen. An derſelben Stelle wurde Amintas begraben. Auf Guerin's Gemälde ſehen wir ſein Grabmahl und den Ruheplatz von Pomeranzenbäumen beſchattet. Ein pilgernder Hirt und eine Hirtin haben ſich gelagert; eine Enkelin des Amintas ſteht vor ihnen, erzählend, welch ein Freund der Götter und Menſchen der Mann war, an deſſen Grabſtein ſie ſich lehnen. Das ganze Bild athmet ſanfte Empfindung, liebliche Stille. Man ſollte es nie in eine Gallerie, ſondern in das Zimmer eines Unglücklichen hängen, den es im Sturm der Leidenſchaften beruhigen würde, wie einſt David's Harfe den König Saul.

Auf einem andern Pfade ſucht der Geſchichtsmaler Gaylard den Ruhm. Er hat ſich einen ganz eigenen antiken Stil gebildet, den ich den Lapidarſtil der

Malerei nennen möchte, der auf den ersten Blick mißfällt, dessen Ungewöhnlichkeit aber mich mißtrauisch gegen mein Urtheil macht. Es ist doch eine ernste große Manier, das Auge muß sich nur erst daran gewöhnen. Gaylard arbeitet jetzt an dem Richterspruch des Minos über die Seelen. Das ganze Bild ist treffliche Poesie, reicher Stoff für den Dichter. Der unbewegliche Ernst in den Köpfen der drei Höllenrichter, die Ruhe im Gesicht und Stellung des Landmanns, der ihnen zunächst steht; der Philosoph, auf das Buch in seiner Hand vertrauend; der edle Krieger mit der Hand auf der Wunde, die ihm den Tod für's Vaterland brachte; das schüchterne Mädchen — und endlich zuletzt, mit zögerndem Schritt und gesenktem Haupte, der Tirann! — Welche Kontraste! — In der Ferne wird man die elysäischen Felder gewahr, und siehe, ein Kind springt ungerichtet hinüber in die glücklichen Gefilde. Ein warmer, fröhlicher Gedanke! — Auf einem andern, vollendeten Bilde, hat Gaylard den bettelnden Belisar vorgestellt, und zwar bettelnd an seinem eigenen Triumphbogen, der seine Thaten, seine Siege, seine Verdienste um das Vaterland verkündet. Ein Mädchen, welches Wasser vom Brunnen holte, reicht dem führenden Knaben eine kleine Münze. In der Ferne, jenseits des Bogens, stehen zwei Soldaten, welche den Bogen betrachten, bewundern, aber den Helden nicht sehen, dessen Ruhm er verewigt. Dieser ruht an einem Brunnen, der die Inschrift trägt: Tandem felix. — Vielleicht ist Gaylard noch mehr

Dichter als Maler. Bei der Preisbewerbung in Paris soll er ein Gemälde aus dem Ossian aufgestellt haben, welches — vielleicht auch um der Ungewöhnlichkeit des Stils willen — dem Publikum nicht, wohl aber dem Kenner David sehr gefiel.

Channin ist ein junger, talentvoller Landschaftsmaler. Er hielt sich einige Zeit in Neapel auf, wo er den Vesuv studirte. Aber auch er ist von der gewohnten Heerstraße abgewichen; er hat nicht, wie fast alle seine Brüder, durch die Flammen des Vesuvs eine Nachtscene gräßlich erleuchtet, sondern das Bild des ausgebrochenen Vulkans am Tage zu fassen versucht. Er hat dabei seinen Standpunkt sehr glücklich in einem tiefen Thale zwischen Felsen gewählt, wo ein einsamer Bach still hinrieselt, an dem Hirsche sich ätzen. Nur den dampfenden Gipfel des Vesuvs sieht man über die Felsen hervorragen. Die Rauch- und Aschenwolken des furchtbaren Berges oben, die Ruhe des ätzenden Wildes in der Tiefe und die Stille der ganzen Gegend bilden einen schönen Kontrast.

Mademoiselle Bansy ist eine vortreffliche Zeichnerin, eine Schweizerin von Geburt, die in der französischen Akademie bei dem Direkteur Suvee wohnt, und ganz ihrer Kunst lebt. Sie kopirt jetzt die Raphael'schen Gemälde in der Farnesina, und ist gesonnen, sie in Kupfer stechen zu lassen. Schade, daß diese Gemälde, als dichterische Kompositionen, so sehr geringen Werth haben. Man würde nie errathen, was sie vorstellen sollen, wenn es einem nicht

erklärt würde. Auch als Portraitmalerin soll die bescheidene Bansy Vorzüge besitzen.

Ein Spazirgang in dem Garten der Villa Medicis wird keinen Fremden gereuen, selbst wenn es regnen sollte, wie an dem Tage, da ich ihn unternahm; denn rings umher liegen die Ateliers französischer Bildhauer, die zum Theil recht kräftig nach dem Kranze des Ruhmes streben. Vor allen nenne ich Dūpaty, einen Bruder des jungen Dichters zu Paris, der unlängst dadurch berühmt wurde, daß der mit dem Donnerkeil bewaffnete Argwohn ihn wegen eines Vaudevilles nach St. Domingo senden wollte. Der junge Künstler, von dem ich jetzt rede, hat einen kolossalischen Philoctet erschaffen, der sich am Fuße verwundet hat. Ich glaube wohl, daß sein Werk nicht fehlerfrei ist, aber die Kühnheit und der kräftige Ausdruck des Ganzen erregen die herrlichsten Erwartungen. Außerdem hat er eine Büste von dem gefeierten Helden des Tages und drei andere von der Mutter dieses Helden in Marmor gearbeitet.

Mit Dūpaty wetteifert Calamor, der eine nackte Bildsäule Bonaparte's in Marmor ausführt. Der Kaiser hält ein Schwert, auf dessen Scheide man die drei Namen Marengo, Arcoli, Lodi liest. Weit besser als die Bildsäule, zu welcher die Schmeichelei begeisterte, gefiel mir eine andere, die Unschuld, welche in ihrem Busen eine Schlange erwärmt. Es ist eine sehr liebliche Figur. Auch durch eine weibliche Büste, welche der Künstler Sappho

nennt, hat er seinen Schönheits-Sinn bewährt. Uebrigens arbeitet auch er an einer Büste von der Mutter des neuen Messias, die selbst wünscht, so oft als möglich in Marmor verewigt zu werden. Er hat ihr ein Diadem zum Kopfschmuck gegeben, auf welchem ihres Sohnes Haupt in Basrelief sich befindet. Vielleicht wünschte sie auf diese Weise einem Jupiter zum Pendant zu dienen, aus dessen Haupte Minerva entspringt.

Wir gehen weiter und finden bei Milon eine artige Psyche mit der Lampe, etwas unter Lebensgröße, und ein skizzirtes Basrelief für Alfieri's Grab bestimmt. Das letztere scheint mir mit allegorischen Personen überladen und wird einen verworrenen Effekt machen.

Der kühnste, wie der verwegenste unter den französischen Bildhauern ist unstreitig Moutony, der eine kolossale Gruppe unternommen hat, Theseus, wie er die besiegte Amazonenkönigin auf seinen Armen davon trägt. Auf den ersten Blick imponirt sein Werk, doch hält es den zweiten nicht aus. Theseus hat das Weib so sonderbar zwischen den Beinen gefaßt, sie reitet so unanständig auf seinem Arm — und dann ist ihr linker Arm so gänzlich mißrathen — ihr Kriegsgewand endet auf der Schulter in einen Löwenkopf, dieser Löwenkopf scheint aus seinem Rachen ihren Arm auszuspeien, oder vielmehr einen fremden ihr nicht gehörigen Arm zur Hälfte verschlungen zu haben. Dieses Werk wird schwerlich Glück machen, ob es gleich an dem Talent des Künstlers nicht verzweifeln läßt, wenn er nur erst etwas furchtsamer wird geworden sein.

Nicht allein von dem oben genannten Schweiklen werden die französischen Bildhauer in Rom übertroffen, auch der Däne Thorwaldsen läßt sie weit hinter sich. Er hat, in kolossaler Größe, einen herrlichen Jason mit dem Widderfelle vollendet, den er in diesem Augenblicke für den reichen Banquier Hope in Marmor ausführt. Schade, daß das Glück dem Künstler bei der Wahl des Marmorblocks nicht günstiger gewesen, er hat viele böse Flecken. Außer dem Jason sah ich noch bei ihm einen allerliebsten Ganymed, den er jetzt gleichfalls in Marmor für eine russische Gräfin verfertigt. Eine schöne kräftige Büste des unsterblichen Bernstorff schmückt dieses Atelier eines Dänen. Thorwaldsen macht seinem Vaterlande Ehre, an Kraft übertrifft er sogar Canova.

Die Kunst, schöne Gewänder zu schaffen, scheint vorzüglich der Italiener Pacetti studirt zu haben. Seine sitzende Minerva (eine kolossale Statue), welche dem vor ihr stehenden, von Prometheus gekneteten Menschen die Seele einhaucht, indem sie ihm einen Schmetterling auf den Kopf setzt, hat ihr vorzüglichstes Verdienst im Gewande. Auffallend ist, daß der neugeschaffene Mensch beide Daumen einschlägt, wie einer, der von der Epilepsie leidet. Der Künstler entschuldigt das durch die Versicherung, daß alle neugeborne Kinder, in dem Augenblick da sie auf die Welt kommen, oder gar im Mutterleibe, die Daumen so einschlagen. Ich bin kein Accoucheur und kann ihm also nicht widersprechen; aber der Mensch des Promo-

theus iſt hier kein Kind aus Mutterleibe. Mich dünkt, man kann ihm etwas ähnliches von dem zurufen, was der Prinz in Emilia Galotti dem Maler Conti ſagt: weniger treu wäre ſchöner geweſen. — Pacetti iſt als Mitglied der Akademie nach Mailand berufen, und wird erſt dort ſeine Minerva in Marmor ausführen.

Der Hiſtorienmaler Landi hat ein einſchmeichelndes Gemälde ausgeſtellt, ein ſehr ſchönes Weib, das völlig nackend auf ein Ruhebett hingegoſſen liegt. Den Purpurvorhang hinter ihr hebt eine ſchlaue Alte, die einen der ſchönſten Jünglinge leiſe hinein läßt, und mit dem Finger auf dem Munde ihm Schweigen gebietet. Das Bild iſt in keiner Rückſicht mittelmäßig, der Künſtler hat mit der Danae des Titian gewetteifert, doch freilich ſein Urbild nicht erreicht; den größten Werth gibt ſeiner Venus (oder wie man ſie nennen will) das belebende Kolorit. Man verſichert, daß eine der ſchönſten und vornehmſten Damen ihm bei ſeiner Arbeit zum Modell gedient habe, ja daß Eitelkeit nicht ſelten die ſchönen Römerinnen zu einer ſolchen Enthüllung ihrer Reize bewegen ſolle. Wie weit bei dieſer Gelegenheit die Eitelkeit führen und verführen könne, davon redet wohl nur der Gemahl der Dame mit Schaudern, und vielleicht der nicht einmal. — Nach Vollendung ſeiner Venus will Landi einen Oedip malen, wie ihm die Tochter, ſeine letzte Stütze entriſſen wird. Ich habe eine kräftige Skizze davon geſehen. — Auch als Portraitmaler hat dieſer Künſtler große Verdienſte. Ueberzeugende

Proben davon lieferte mir eine vornehme polnische Familie, Mann, Frau und Schwiegervater. Eine seltsame Grille schien es zu sein, daß der Vater sich in altrömischer Tracht, der Sohn in spanischer, die Tochter in griechischer Kleidung hatte malen lassen. — Landi fühlt den Werth seiner Arbeiten. Für ein ganzes Portrait läßt er sich zweihundert Dukaten zahlen, für seine Venus fordert er fünfhundert. Doch ihm ist Gold zu gönnen, er weiß es anzuwenden. Als vor zwei Jahren in Rom Hunger und ansteckende Seuchen herrschten, lag ein Mensch vor einem Kaffeehause im Begriff Hungers zu sterben. Der Zufall führte Landi vorbei, er sprang hastig in das Kaffeehaus, ließ sich den besten Wein geben, eilte heraus, faßte den Sterbenden in seine Arme, flößte ihm Wein in den Mund und rief ihn glücklich in's Leben. Ich habe diese dem menschlichen Künstler Ehre bringende Anekdote von einem meiner Bekannten, der dabei stand.

Der beste italienische Landschaftsmaler in Rom ist jetzt Labruzzi. Ein paar Gegenden bei Tivoli, nach der Natur gemalt, sind wirklich vortrefflich. Minder gelungen scheinen ein paar andere, die er durch Scenen aus Psychens Geschichte belebt hat. Sie waren von dem verstorbenen Lord Bristol bestellt, ein Sonderling, um den die hiesigen Künstler noch lange wehklagen werden. — Bis zur Geschichtsmalerei sollte Labruzzi sich doch nie versteigen, um so weniger, da er eine seltsame Spielerei daraus macht. Man gibt ihm nämlich ein Papier, auf welches

Frik. Es wäre aber doch besser, Sie gingen selbst. In der That, lieber Herr Baron, gehn Sie, gehn Sie, thun Sie mir den Gefallen, jetzt gleich auf der Stelle.

Sel. Ich sage Ihnen, es ist nicht vonnöthen, mein Laskeur ist ein abgefeimter Spitzbube.

Frik. (bey Seite.) Nun so wollt' ich, du säßest in dem tiefsten Loche, das Maupertuis einst graben wollte.

Sel. Besser wär' es, ich versicherte mich von den Gesinnungen Ihrer reizenden Cousine.

Frik. Ja — ja da haben Sie Recht. Wissen Sie was? jetzt ist der schönste Augenblick sie allein zu sprechen.

Sel. Wo? wo?

Frik. Das arme Mädgen! Sie wissen, wie unwürdig Sie hier im Hause behandelt wird?

Sel. Eben deswegen, ich will sie retten.

man ſo vielmal fünf Punkte geſetzt hat, als Figuren man auf dem Gemälde haben will, nämlich einen Punkt für den Kopf, zwei für die Hände und zwei für die Füße. Dann ſagt man ihm, welchen Gegenſtand das Bild darſtellen ſoll, und flugs füllt Labruzzi die Punkte aus. So hat ihm erſt kürzlich der liebenswürdige Erbprinz von Meklenburg-Strelitz fünfzehn Punkte vorgezeichnet, mit dem Begehren, einen Herkules am Scheidewege zwiſchen Tugend und Wolluſt daraus zuſammen zu ſetzen. Es iſt geſchehen, und der Maler iſt wirklich dabei, das Bild in Lebensgröße für den Prinzen auszuführen, dem es doch ſchwerlich zu etwas mehr dienen wird, als zur Erinnerung an einen Scherz. Ich möchte die ganze Spielerei ein gemaltes bout rimé nennen. Die Engländer ſollen große Liebhaber davon ſein, und Labruzzi hat in der That ein ganzes Buch voll ſolcher Einfälle radiren laſſen. Das Verdienſt dabei iſt verzweifelt klein. Die Art, wie er ſich darüber vertheidigt, iſt eine Selbſtanklage. Er ſagte nämlich, durch ſolche vorgeſchriebene Punkte werde die Monotonie vermieden, welche ſonſt einem Maler leicht bei der Kompoſition ſeiner Gruppe überraſche. Wehe dem Maler, der ſich davor durch Punkte ſchützen muß!

Jetzt will ich von einem Gemälde reden, welches den unauslöſchlichſten Eindruck auf mich gemacht hat. Es iſt der Tod der Virginia von Camuccini, einem Römer. Das Bild iſt zweiunddreißig Palmen breit und neunzehn Palmen hoch. Linker Hand auf einer Tribune ſitzt der wol-

lüstige Decemvir Appius Claudius, von seinen Lictoren umgeben. Rechter Hand treibt ein Lictor das erschrokene Volk mit Gewalt zurück. In der Mitte ist die Hauptgruppe. Jedermann weiß, daß Appius die schöne keusche Virginia, unter dem Vorwand, sie sei eine Sklaventochter, dem Vater entreißen und sie entehren wollte. Um sie zu retten waren alle Mittel erschöpft; der Wuth des Greises, wie der des verlobten Bräutigams spottete der Gewalthaber. Der Augenblick war gekommen, in dem man Virginien wegschleppen wollte. Da wandte sich plötzlich der Vater zu dem Decemvir. »Halt!« rief er, »noch einen Augenblick! vergib, Appius, dem Kummer eines Vaters, wenn meine Rede gegen dich unsanft war. Vergönne nur, daß ich das Mädchen noch in Gegenwart ihrer Wärterin selbst befrage, mich überzeuge, daß ich nicht ihr Vater sei, und dann ruhig von diesem Platze scheide.« — Es ist dir vergönnt, sprach Appius. Sogleich führte Virginius seine Tochter zu den nahen Buden, ergriff dort das Messer eines Schlachters, und stieß es ihr mit den Worten in die Brust: Siehe, das ist das einzige Mittel deine Freiheit zu retten! — Dann kehrte er sich gegen den Richterstuhl, streckte die blutige Faust mit dem blutigen Messer dem Decemvir entgegen, und schrie: »Te Appi tuumque caput hoc sanguine consecro!« (Dieses Blut komme über dein Haupt.) — Diesen fürchterlichen Augenblick hat der Künstler gewählt, und mit furchtbarer Wahrheit dargestellt. Das Ge-

ſicht des Vaters ſpricht Verzweiflung und Trotz, Schmerz und Wuth! von allen dieſen Leidenſchaften iſt keine halb ausgedrückt; ſie ſind nicht gemiſcht in dieſen erſchütternden Zügen, ſie ſind alle ganz darinnen; ja ſogar ein Lächeln der Unterirdiſchen hat der Künſtler darüber hingehaucht, wie ein Flammenſchein über Felſenzacken. Man hört den unglücklichen Vater gräßlich lachen, aber man hört ihn auch fürchterlich heulen. Die Worte: »Mit dieſem Blute weih' ich dein Haupt dem Tode!« ziſchen nur zwiſchen den Zähnen hervor; ihm verſagt die Stimme; aber das blutige Meſſer ſchreit laut! — und Appius — ha! da ſitzt er, niedergedonnert! überraſcht von der That; Schrecken und Wuth verzerren die tiefgegrabenen Züge, er beißt die Zähne zuſammen; der Zorn ſpannt die Muskel ſeiner Arme, ballt ſeine Fauſt, der Zorn krümmt ſeine Fußzehen auf dem Rande der Tribune zuſammen. Vom Kopfe bis zur Scheitel iſt der Mann nur eine einzige Zuckung. — Und das herrliche Mädchen! dieſe reine Unſchuld! ſchon halb entſeelt iſt ſie in die Arme des alten Numitorius geſunken, ihre Linke hängt todt herab, ihre Rechte ſucht mit der letzten Kraft das Gewand ihres Vaters zu faſſen; ihr Auge bricht, aber ſie iſt noch immer unausſprechlich ſchön! ein Lächeln begleitet ihren fliehenden Geiſt! Der Bräutigam kniet neben der entſeelten Braut, ſucht das Blut ihrer Wunde zu ſtillen. Mit ausgebreiteten Armen will die verzweifelnde Amme ſich auf ſie werfen. In den reichen Gruppen der Umſtehen-

den iſt Mitempfindung auf die wahrſte und mannigfaltigſte Weiſe ausgedrückt. Die Römerinnen, welche der Lictor zurückdrängt, hört man ſchreien: Müſſen wir darum Töchter gebären! — Nur allein die Art der Theilnahme, welche der Künſtler auf die Geſichter der Lictoren geſchrieben hat, bezeichnet die Sklavenſeelen. —

Was ſoll ich nun von Menſchen halten, die vor ſolch' ein Gemälde hintreten und kritteln? die, während mir der Athem enger wird, und meine Augen ſich befeuchten, mit kalter Krittelei mir zeigen oder zeigen wollen, daß die verſchiedenen Gruppen nicht innig genug verbunden ſind; daß die Stellung der Virginia einem Telegraphen gleich ſieht; daß das Ganze keine Haltung habe; und was dergleichen die Kunſtmenſchen noch mehr zu tadeln finden. O wie herzlich bedaure ich den armen Mann, der vor dieſem Bilde, ſtatt zu genießen, ſich ſelbſt quält, ſeine Kennerſchaft zu beweiſen! — Nicht um die Welt möchte ich die Gabe beſitzen, alle Fehler eines Bildes gleich auf den erſten Blick zu erkennen. Eine Gabe nannte ich es? o es iſt ein Fluch, der auf Künſtlern ruht. Ich wundere mich nur, daß ſolche Unglückliche nicht auch die Blumen ausmeſſen, und beſtimmen, ob eine Roſe ihre Blätter nach der Kunſt gefaltet hat. — Wenn die Virginia von Camuccini mich zum lebendigen Zeugen der lebendigen Begebenheit macht; wenn ſie alle die Empfindungen, welche die Umſtehenden damals ergriffen, auch in mir wirklich hervorbringt; wenn ich, mich ſelbſt vergeſſend, mit dem Va-

ter weine, mit dem Volke ſchreie, und dem Virginius das blutige Meſſer entreißen möchte, um es dem Appius in die Bruſt zu ſtoßen — was kann man mehr von einem Kunſtwerke fordern? — Aber die Formen! die Formen! — ei ſo hol' euch der Henker mit euren Formen! ihr herzloſen Menſchenformen! ſucht irgend einen Prometheus, und laßt euch zuvor einen Funken einhauchen, ehe ihr über ſolch' eine Darſtellung richten wollt. Der Geiſt! die Seele! das ſchrei ich euch entgegen! was ſollen mir eure geregelten Formen; was liegt mir daran, ob Virginia noch maleriſcher habe fallen können? was frage ich darnach, ob die Gruppen noch kunſtreicher hätten vereinigt werden können? — ich ſehe ja kein Bild, ich bin ja gegenwärtig, bei der Begebenheit ſelbſt. Es iſt ja kein Zug in allen dieſen Geſichtern, der mich erinnerte, es ſei nur Täuſchung. So und nicht anders drücken alle dieſe Leidenſchaften ſich aus; das fühle ich tief! und verlangt man mehr? — Formen malen, oder meißeln, oder dichten, o das läßt ſich lernen; der mittelmäßigſte Kopf kann es weit darin bringen; Leidenſchaften mit tiefer Wahrheit darſtellen, das iſt der Stempel des Genies. Das fühlen auch die Kunſtmenſchen wohl, und weil die Natur ihnen Genie verſagte, ſo halten ſie ſich an die magern Formen, die ſie auch begreifen, die ſie auch nachmachen können, und all ihr Kritteln iſt im Grunde nichts anders, als eine Vertheidigung ihrer eigenen Mittelmäßigkeit und Eingeſchränktheit und trockenen Steifigkeit. —

Ich fühle wohl, daß ich zu warm werde, aber wer hier nicht aufſprudelt, der — nun den mag ich wenigſtens nicht zum Freunde. — Ich ſollte wohl, um mich abzukühlen, noch von einem andern Bilde Camuccini's ſprechen, von einem ungläubigen Peter, der die Hand in Chriſtus Wunden legt; aber es iſt eine beſtellte Kirchenarbeit, die in Moſaik ausgeführt werden ſoll. Sie mag allerdings auch ihre großen Schönheiten haben; aber nach der Virginia läßt ſie ſich nicht betrachten.

Auch mehrere Ruſſen befinden ſich jetzt in Rom, welche beweiſen, daß die Natur ſie ſo gut als andere Nationen mit Kunſtſinn begabt hat. Der vorzüglichſte unter ihnen iſt ein Landſchaftsmaler, Feodor Matwejeff, der ſich ſchon ſeit fünfundzwanzig Jahren hier aufhält. Er vollendet eben ein großes Bild, eine Anſicht vom Mont Cenis, und ſchwingt ſich faſt dadurch zu dem Range der Reinhardte und Denise empor; wenigſtens wird er mit der Zeit nicht hinter ihnen bleiben. Er iſt nicht ruſſiſcher Penſionär, aber Kaiſer Alexander hat ihm kürzlich ein Geſchenk überſandt, welches ihm große Freude macht. Möchte doch der Kaiſer dieſen verdienſtvollen Mann zurückrufen, und etwa nach der Krimm ſchicken, um in einem an Schönheiten ſo reichen Lande, wo nur ſelten ein Maler der Natur etwas abſtiehlt, reizende Gegenſtände für ſeine Kunſt zu ſammeln, die noch überdies ein Nationalintereſſe haben würden. — Ich habe noch zwei andere Landſchaften bei Matwejeff geſehen, die mein erſtes Urtheil beſtätigen: eine An-

ſicht von Neapel und eine von Tivoli, beide für den ruſſiſchen Grafen Panin beſtimmt.

Ein vielverſprechendes, doch noch nicht ſo ausgebildetes Talent als dieſes, hat Alexi Jegorieff, Hiſtorienmaler. Mit den Farben weiß er ſchon trefflich umzugehen, und ſeine Zeichnungen ſind ziemlich korrekt, nur die Muſe der Dichtkunſt hat ihren Stempel noch nicht auf ſeine Werke gedrückt. Ein Herkules am Scheidewege wird ein ſchön geformtes und gemaltes Bild; aber dieſe Tugend iſt nicht tugendhaft, dieſe Wolluſt iſt nicht wollüſtig. Eben ſo kalt läßt die Ehebrecherin, beſchämt vor Chriſtus ſtehend; die Tochter, welche ihrem Vater im Gefängniſſe die Bruſt reicht; ja ſogar der Chriſtus, dem auf ſeinem Leidensgange das Blut abgetrocknet wird, obgleich dieſer letztere ſein am meiſten vollendetes Gemälde iſt, und in Behandlung der Farben wenig zu wünſchen übrig läßt. Der fliehende Brudermörder Kain war nur ſkizzirt, und, wie es ſchien, recht gut gedacht, aber in den Wolken läßt der ihm fluchende Gott ſich von Engeln tragen, die ihm die Hände unterſchieben, daß er nicht falle. Ich weiß wohl, daß man die nämliche Idee bei vielen großen Meiſtern antrifft, die ſich doch noch durch die abgeſchmackten Begriffe ihres Zeitalters entſchuldigen mögen; heut zu Tage iſt ſie unverzeihlich albern. Am geiſtvollſten iſt Jegorieff, eine ſkizzirte Gruppe aus dem bethlehemitiſchen Kindermord gelungen; wenn nur der vermaledeite Gegenſtand nicht ſo gräßlich wäre!

Rhoden, ein deutscher Landschaftsmaler, zeichnet durch wahres Verdienst sich aus. Auch er schwelgt, wie sie alle zu thun pflegen, in den unerschöpflichen Reizen von Tivoli. Fast zu fleißig ausgearbeitet sind seine Bilder, man kann sie beinahe als Miniaturgemälde ansehen, und ich wundere mich nur, daß dieser ängstliche Fleiß ihnen, in gewisser Entfernung betrachtet, keinen Schaden thut.

Auch der Engländer Wallis ist Landschaftsmaler, und der einzige von seiner Nation, der genannt zu werden verdient; nur ist sein Stil etwas hart, seine Farbe etwas zu grau. Die Figuren, durch welche er seine Landschaften belebt, sind ziemlich schlecht. Meistens wählt er Geschichten aus Ossian. Ein Cincinnatus war fast dramatisch gedacht. Am seltsamsten fiel mir ein Schwarm von Seelen auf, die auf einem andern Bilde sich in den Lethe stürzen, um Vergessenheit zu schlürfen. Sie gingen und schwebten nicht, sondern flogen alle dicht über den Boden hin, und da sie sämmtlich noch die Kleider trugen, deren sie sich in der Oberwelt bedient hatten, so nahm sich diese fliegende Schar sehr kindisch aus.

Koch, Landschafts- und Historienmaler zugleich, ist ein gebornes, aber nicht ausgebildetes Genie. Als Herzog Karl von Würtemberg einst durch Tirol reiste, fand er ihn als Hirtenknaben, der das Vieh weidete, und dabei zeichnete. Das fiel dem Herzog natürlich auf, er nahm ihn mit, und ließ ihn auf seiner damals berühmten Akademie zu Stuttgart erziehen. Hier verrieth er bald einen unbän-

digen satyrischen Geist. Zwei Töchter des Obervorstehers, welche häßlich waren, malte er einst sehr ähnlich als Vogelscheuen auf einen Kirschbaum. Den Obervorsteher selbst, welcher aus Geiz schlechten Tabak zu rauchen pflegte, malte er mit der Pfeife im Munde, und, von dem häßlichen Geruch betäubt, fielen die Vögel todt aus der Luft. Sein satyrischer Witz verschonte auch höhere Personen nicht. Als die französische Revolution ausbrach, wurde er mit Leib und Seele Republikaner, ging nach Straßburg, und hielt im Jakobinerklubb eine ausschweifende, aber kräftige Rede, während welcher er sich den Zopf abschnitt, ihn sogleich in ein Kouvert siegelte, und nach Stuttgart schickte. Jetzt ist er schon seit langer Zeit in Rom. Eine Landschaft, auf welcher Noah nach der Sündflut das erste Opfer bringt, und einige Gegenden von Tivoli beurkunden seinen Beruf zu diesem Zweige der Kunst. Eine historische Scene aus Ossian hingegen hat mir in keiner Rücksicht Genüge geleistet.

Schick, ein Geschichts- und Portraitmaler, ist vielleicht nur zum letztern geboren, wenigstens gibt das einzige große Bild, welches ich in der ersten Gattung von ihm gesehen, mir ein Recht zu vermuthen, daß ihm der belebende Dichterfunke gänzlich fehlt. Es ist Noah's Opfer nach der Sündflut. Die Gruppen sind allzusehr zerstreut, das Auge kann sie nicht zusammenfassen. Auch er läßt den lieben Gott, von Engeln getragen, aus den Wolken herabkommen, und zwar schießt die himmlische

Gruppe so entsetzlich schnell hernieder, ist dem Haupte Noah's bereits so nahe, daß sie entweder die Opfernden erdrückt, oder, im Fall sie durch einen Wink der göttlichen Allmacht sich plötzlich schwebend erhält, in einer ängstlichen, dem Auge wehthuenden Lage bleiben muß. Auch gegen das Opfer selbst hätte ich einige historische Einwendungen. Schwerlich haben die Früchte, die etwa Noah mit in den Kasten nahm, sich so lange konservirt, um noch zum Opfer zu taugen; andere gab es aber noch nicht auf dem überschwemmten Erdboden. Eben so schwerlich darf vermuthet werden, daß Noah ein Schaf geschlachtet habe; denn bekanntlich nahm er von jeder Gattung Thiere nur ein Pärchen mit in den Kasten; hätte er nun die Hälfte der Schafe dem Opfermesser geweiht, so würde die andere Hälfte sich nicht mehr fortgepflanzt haben.

Ein sehr bescheidener und gewiß nicht verdienstloser Künstler ist Kiesling, ein Bildhauer und Pensionär des Wiener Hofes. Sein Ganymed, sein Hymen sind liebliche Figuren. Bei dem kaiserlichen Gesandten, Grafen Khevenhüller, hat er eine Gruppe aufgestellt, Merkur, welcher Psychen in den Olymp holt, die bei fortgesetztem Studium viel verspricht. Er wird bald nach Wien zurückkehren, und erst dort die drei genannten Werke in Marmor ausführen. Es scheint ihm so sehr Ernst um seine Kunst, und er wünscht so aufrichtig, tadelnde und belehrende Winke zu empfangen, daß er schon um deswillen rühmlich ausgezeichnet zu werden verdient. Kann er seine

Frih. Aber das haben Sie vielleicht noch nicht bemerkt, daß ſie ſogar jeden Abend wie die gemeinſte Viehmagd die Kühe melken muß?

Sel. Wär' es möglich! Quelle horreur!

Frih. Jetzt eben iſt ſie unten im Kuhſtalle, da bleibt ſie wenigſtens noch eine Viertelſtunde. Eilen Sie, eilen Sie;

Sel. In den Kuhſtall?

Frih. Nun freylich, das giebt ein herrliches Rendezvous. Wenn Sie dort von Ihrer Liebe ſprechen, und die Kühe ſo ihr Bäh dazwiſchen brüllten, das iſt neu, das iſt originell.

Sel. Das wohl, aber —

Frih. Nur nicht lange beſonnen, der Augenblick entſchlüpft.

Sel. Wo iſt denn der Kuhſtall?

Frih. Dicht neben dem Taubenſchlag. Sie können gar nicht fehlen.

Sel. Aber es regnet ſtark?

Gruppe etwas mehr himmelanstrebend bilden, kann er Psychens Züge durch ein etwas ängstliches Staunen interessanter machen; so wird sie einst unter den besten Kunstwerken ihren Platz verdienen. Seine Formen mögen, besonders in den Seiten nicht ganz fehlerfrei sein.

Auch in Deutschland ist Gmelin schon als ein trefflicher Kupferstecher bekannt; als einen der besten Zeichner habe ich ihn hier kennen lernen. Viele warm gezeichnete Ansichten von Tivoli und dessen herrlichen Ruinen schmücken die Wände seines Zimmers. Er arbeitet jetzt an einem Claude Lorrain aus der Gallerie Doria, den er als Pendant zu einer andern Landschaft von demselben Meister liefern wird.

Giuntotardi, ein Italiener, heißt auch Landschaftsmaler, ich werde ihn aber lieber einen braven Situationszeichner nennen. Wer, von dem was er gesehen, angenehme und lebhafte Erinnerungen mitzunehmen wünscht, der kann bei ihm schöne, kolorirte Zeichnungen kaufen, welche die interessantesten Gegenstände getreu darstellen. So hat er z. B. das Forum Romanum (Campo Vaccino) trefflich abgebildet, mit allem was ich auf meinem Spazirgange durch Rom beschrieben habe. Um das Bild zu beleben, tanzen die heutigen Römer im Vorgrunde den bekannten Saltarello. Als Pendant dazu wünschte ich dasselbe Forum Romanum, wie es einst war, und zur Belebung einen Cicero auf der Rednerbühne vom Volke umgeben. — Eine Ansicht von Pom-

peji, wo man gerade auf die Straße dieſer auferſtandenen Stadt hinblickt, wird auch demjenigen einen deutlichen Begriff davon geben, der nie ſo glücklich war, dieſe einzige Merkwürdigkeit in ihrer Art zu ſehen. Dasſelbe gilt von den Ruinen von Päſtum und mehrern andern.

Keller, ein Bildhauer aus Zürch, hat eine Atalante geformt, die er, für Lord Briſtol, in Marmor zu hauen im Begriff ſtand, aber der Tod, ſchneller als Atalante, kam ihm zuvor, und, indem er den Künſten einen Beſchützer entriß, lähmte er auch die Hand des Künſtlers, deſſen Atalante unvollendet ſteht. Kenner behaupten, es gehe nicht viel verloren, wenn ſie auch immer ſo ſtehen bliebe. Keller beſchäftigt ſich und ſeine Schüler mit Nachbildungen im Kleinen von den berühmteſten Kunſtwerken, die zwar ſchön, aber weit theurer ſind, als die Florentiner Fabrik ſie liefert. Auch eine ihm eigene recht artige Idee fand ich darunter, eine Venus, die eben ihre Muſchel geöffnet hat, und noch auf der untern Muſchelſchale kniend, die obere über dem Haupte hält. Im Kleinen nimmt ſich das ſehr gut aus, doch im Großen ausgeführt, würde die Muſchel die Figur erdrücken.

Aquiſti, ein italieniſcher Bildhauer, hatte auch für Mylord Briſtol eine Gruppe in Arbeit. Ihm hat der Tod des Mäcens den Meißel nicht aus der Hand gewunden; er iſt dabei, ſie in Marmor zu vollenden, obwohl er vielleicht beſſer thäte, ſein Modell zu zerbrechen. Es ſtellt den Kriegsgott dar von der Liebesgöttin um-

armt, über Lebensgröße. Zwar ist dieser Mars nicht ohne Verdienst; aber diese Venus mit ihrem breiten Bauche, stammt offenbar aus der niederländischen Schule. Ein anderes seiner Werke, auch eine Venus, die sich mit Rosen bekränzt, ist etwas besser gerathen.

Metz ist ein trefflicher Kupferstecher, der sich sehr lange in England aufgehalten. Er arbeitet jetzt an einem großen Werke, welches ihm die Nachwelt einst noch mehr als die Mitwelt verdanken wird, nämlich an dem jüngsten Gericht von Michel Angelo. Dieses regellose Genieprodukt geht in der sixtinischen Kapelle nach und nach zu Grunde; schon jetzt wird es dem Abzeichner sehr schwer manche Partien zu erkennen. Er muß auf einer Leiter hoch hinauf klimmen und sich ganz in der Nähe die Figuren zu entziffern suchen. Viele Gruppen habe ich erst durch Metzens Zeichnung kennen lernen. Dieses gewaltig reiche Gemälde von dreihundert Figuren bringt Metz auf zwölf Platten, die man nach Gefallen, entweder einzeln aufbewahren, oder zu einem großen Ganzen vereinigen kann. Ich würde das letztere vorziehen, weil man sich doch nur dann eine ganze deutliche Vorstellung von diesem Riesenwerke Michel Angelo's machen kann. Vereinzelt müssen nothwendig die verschiedenen Gruppen unterbrochen werden, die Einbildungskraft kann sie nicht so schnell wieder zusammen setzen, das Bild fällt auseinander. Die vereinigten zwölf Platten nehmen freilich einen sehr großen Raum ein, und man findet keine Glasscheibe, die das

Bild bedecken könnte, aber Metz gibt den Rath, eine Art von Glasfenster darüber machen zu lassen, welches man auf- und zuschieben kann. Ein recht guter dünner Firniß würde auch sehr zur Erhaltung beitragen. Der Subskriptionspreis auf dieses Werk ist zehn Louisdor, welches mir in der That ein geringer Preis zu sein scheint. Nach wenigen Jahren würde man gewiß gern das Dreifache bezahlen. Der Künstler glaubt etwa noch ein Jahr daran zu arbeiten. Die Hälfte des Preises wird pränumerirt. Mehrere Platten sind schon ganz fertig und vortrefflich gerathen. Für junge und alte Künstler ist es ein klassisches Werk, das ein jeder sich anschaffen sollte, denn es gibt keine einzige denkbare Stellung und Körperbiegung in der Welt, die nicht hier anzutreffen wäre. Das Blatt wird in dieser Rücksicht unschätzbar sein. Hingegen kann man es, als Muster in Richtigkeit der Zeichnung, wirklich nicht empfehlen; es wimmelt von groben Schnitzern; hier ein Bein zu lang, dort ein Arm zu kurz; hier ein Männerarm an einem weiblichen Körper, dort umgekehrt. Es ist lustig zuzuhören, wie die Künstler alle das bemänteln, denn bekanntlich leiht man einem großen Mann bei seinem Leben Fehler, die er nicht hatte, nimmt ihm aber dagegen nach seinem Tode die, die er wirklich besaß. — Daß übrigens die ganze Komposition noch tausendmal interessanter und sinnreicher sein würde, wenn sie ein heidnisches jüngstes Gericht darstellte, wird jeder sehr natürlich finden, der weiß, wie unpoetisch unsere Religion ist. Wenn z. E.

zwei Mohren an einem Rosenkranze in den Himmel hinauf gezogen werden, um dadurch anzudeuten, daß sie die ewige Seligkeit ihrer Bekehrung zum Christenthum verdanken, so ist das freilich sehr lächerlich.

Kayfermann, ein Genfer und sogenannter Veduten-Macher. Der Ausdruck scheint einige Geringschätzung seiner Kunst zu verrathen, und das verdient sie doch wohl nicht, denn manche seiner Veduten streiten um den Preis mit schönen Landschaften, und wo er blos Gebäude, Ruinen u. s. w. abbildete, da weckt die Treue der Darstellung sehr angenehme, lebhafte Erinnerungen, die durch einen geschickten Pinsel noch verschönert werden. Ich muß unter andern das Coliseum und das Grabmahl der Familie Plautia als große vorzügliche Stücke auszeichnen. An die Cascatellen hätte er sich freilich nicht wagen sollen. Hingegen hat er eine Menge reizender Ansichten von Tivoli verfertigt, und sie durch Nationaltänze oder Beschäftigungen belebt. — Einer bei Künstlern seltenen Erscheinung muß ich noch erwähnen. Kayfermann nämlich ist zugleich Maler und Schweinehändler. Er pflegt im Frühjahre viele tausend Schweine aufzukaufen, zieht sie groß, und verkauft sie wieder mit großem Vortheil. Auch viele von den Ziegen gehören ihm, die in Rom herumgetrieben und von Haus zu Haus gemolken werden. Da heißt es wohl recht: die Kunst geht nach Brot.

Maximilian ist ein mittelmäßiger Bildhauer, und

ich möchte wohl wissen, wie er zu dem ehrenvollen Auftrage gekommen ist, eine kolossale Bildsäule des französischen Kaisers für den Saal zu verfertigen, in welchem der Senat oder das Tribunal sich versammelt. Sie ist fast vollendet, ist aber viel zu gewandreich; vor lauter Gewand sieht man den Helden kaum. Es ist wahr, daß er selbst ein weites Gewand zu lieben scheint, denn sein Kaisermantel war, wo ich nicht irre, acht Ellen breit, und nach diesem scheint der Künstler das unendliche Gewand geformt zu haben. Der Faltenwurf ist größtentheils recht schön, nur nicht um das Knie, wo er gar zu häufig und verworren ist. Die Hände sind sehr mittelmäßig, der Kopf ist von Canova's Koloß entlehnt; ich werde weiter unten davon sprechen. Also in der Gestalt eines römischen Konsuls steht Napoleon da, das Haupt mit einem Lorberzweig umwunden; in der Rechten ein Steuerruder haltend, das er auf eine Weltkugel stützt — (welche ungeheure Schmeichelei!) in der Linken das berühmte Concordat, durch welches bekanntlich die Franzosen ihre Göttin der Vernunft wieder absetzten. Um der Bildsäule noch eine Stütze zu geben, hat der Künstler eine Art von Weinfäßchen angebracht, von welchem er behauptet, eine solche Maschine habe einst gedient, um die Fasces darin aufzubewahren. Ich weiß das nicht, und kann ihm also nicht widersprechen; so viel weiß ich aber, daß dieses Weinfäßchen neben dem Helden eine seltsame Figur macht. Nun zum Piedestal. Es scheint mir viel zu klein für diese Sta-

lue, und kleinlich ist es, daß man es nicht aus einem Blocke verfertigt hat. Hingegen sind die Schmeicheleien auch nicht daran gespart. Alle vier Seiten tragen Basreliefs; hier ein Genius, welcher die Jugend krönt; dort Klugheit und Sieg, die ihre Kronen austauschen; auf dem dritten die Klugheit, aus den Händen der Schnelligkeit eine Schlange nehmend; und endlich das vierte, vielleicht das bedeutendste: der Sieg, welcher das Glück ein wenig unsanft bei den Haaren faßt. In der That sieht es aus, als sollten der armen Glücksgöttin alle Haare aus dem Kopfe gerauft werden, und wer weiß, was geschieht.

Bouquet oder Boquet, ein französischer Landschaftsmaler, soll große Verdienste besitzen; ich habe ihn aber nicht gesehen, denn eine schwere Krankheit seiner Gattin verhinderte ihn, meinen Besuch anzunehmen. — Den Beschluß dieser Künstler-Gallerie mache der herrliche Canova. Indem ich seinen Namen ausspreche, nenne ich den größten Bildhauer, der seit Phidias Zeiten gelebt hat. Ich weiß recht gut, daß die Kunstmenschen auch über dieses Urtheil spötteln werden; ich weiß recht gut, daß es jetzt in Rom Mode geworden, Canova zu verkleinern, ja tausendmal zu wiederholen: es fehle ihm an Kraft, er dürfe sich an große Gegenstände gar nicht wagen; die Zeichnung seiner Formen sei nicht immer ganz richtig; für Basreliefs habe er gar keinen Sinn, und was dergleichen Albernheiten mehr sind, die einer dem andern nachschwatzt, und die alle nur

zum leidigen Troſt über Canova's ausgebreiteteſt Ruhm erfunden worden ſind. Formengerechte Kunſtſtückmacher verzweifeln, den dichtenden Künſtler zu erreichen, zucken daher die Achſeln, flüſtern und werden endlich laut. Sie haben einen vornehmen Protektor, deſſen platte Phyſiognomie ſie etwa in Gips abgeformt haben, der ſchwatzt mit. Oder ſie machen gar einer hübſchen Frau den Hof, die ein wenig Ton angibt; nun iſt das Spiel gewonnen, und die große Wahrheit gefunden, daß Canova nie bis zu der eigentlichen Kunſthöhe ſich ſchwingen werde. Warum hat er aber auch ſeinen Ruhm in ganz Europa ausgebreitet, und iſt ſo verwegen, noch zu leben? wußte er denn nicht, daß man todt, recht ſehr todt ſein muß, um Verzeihung für ein Talent zu erlangen, das mächtig auf die Mitwelt wirkte? wußte er nicht, daß ein trockenes, geregeltes Verdienſt, von gewiſſen Leuten immer hoch über das Genie geſtellt wird, weil ſie kein anderes Mittel kennen, ſich von der läſtigen Hochachtung zu dispenſiren. Ihren eigenen Götzen räuchern ſie nur deshalb ſo gern, weil der Mangel des allgemeinen Beifalls dieſe mehr in der Demuth erhält, und ſie deſto dankbarer gegen die Wenigen machen muß, die ſie überreden, ſie wären auch große Männer. Ferner glaubt man ſich ein Anſehen dadurch zu geben, wenn man anders urtheilt, als viele tauſend geſcheite und empfindende Menſchen. Wer, wo alle loben, alle hingeriſſen werden, noch ſo viel zu tadeln findet, der muß wohl ein gewaltiger Kenner ſein. Es iſt ein ſo kitzeln-

des Gefühl, ſich in die Bruſt werfen, und andere ehrliche Leute von oben herab meſſen zu dürfen. Der Hang dazu iſt dem Menſchen angeboren. Ich ſah noch neulich auf der Wachparade einen kleinen Jungen, dem ſeine Eltern ein hübſches Huſarenjäckchen hatten machen laſſen, ihm auch einen kleinen Säbel um die kleinen Lenden geſchnallt hatten. Da ſtolzirte er unter den Offizieren herum, warf erhabene Blicke auf die Zuſchauer. Das nämliche Gefühl hat ſich jener Kunſtmenſchen bemeiſtert. Sie ſelbſt können nichts hervorbringen, ſo wenig als der kleine Junge mit zu Felde ziehen kann; aber ihr erhabenes Kunſtgeſchwätz tragen ſie zur Schau, wie das Kind ſeinen kleinen Säbel, und bilden ſich ein, wie dieſes, die Umſtehenden hielten ſie auch für etwas rechtes. — Doch ſchon viel zu lange habe ich bei dieſen albernen Kreaturen verweilt. Geſchwind zurück zu dem herrlichen Canova, der den Meißel des Phidias erbte, ihn mit dem immer grünenden Lorber der Dichtkunſt umſchlang, und den, während er arbeitet, die Grazien unaufhörlich umgaukeln. Ich will nicht warten, bis er todt iſt, um laut zu bekennen, daß ſeine Kunſtwerke mich entzückt und bezaubert haben. Doch wo ſoll ich anfangen? ſeine Werkſtatt iſt die reichſte in Rom, und eben dieſe Fruchtbarkeit wird ihm zum neuen Verbrechen gemacht. — 1. Pſyche, traulich an Amor ſich ſchmiegend. Wenn es möglich wäre, daß einſt die Liebe aus der Welt verſchwände, nur Wolluſt zurück bliebe, und eine freudenloſe Nachwelt fragen müßte: was war denn eigentlich

Liebe? Dann ſtelle ſie einen Jüngling und ein Mädchen vor dieſe Gruppe, mit feuchtem Blicke und lächelnder Angſt wird ihr Auge daran hängen, und unwillkürlich werden ihre Arme ſich öffnen; ohne zu begehren wird der Jüngling das Mädchen an ſeine Bruſt drücken, und die Liebe iſt wieder geboren. — 2. Hebe. Eine Verklärte! ein Mädchen aus der Geiſterwelt! ein zartes, überirdiſches Weſen, das wie ein Frühlingshauch dich umſchwebt. Man tadelt die Marmorwolken unter ihren Füßen, aber ich habe ſie gar nicht geſehen. Man tadelt auch die goldene Schleife, mit der das leichte Gewand um den jungfräulichen Leib befeſtigt iſt, und dieſer Tadel möchte nicht ganz ungerecht ſein; denn dieſe Schleife war das einzige, was mich zur Erde herabzog; als ich die Schleife ſah, hätte ich das Mädchen umarmen mögen. — Hebe ſowohl, als Amor und Pſyche, waren bereits das Eigenthum eines reichen Engländers (ſo erzählt Canova) und befanden ſich ſchon in England, als die Kaiſerin der Franzoſen Canova um etwas von ſeiner Arbeit erſuchen ließ. Er hatte nichts fertig, und konnte auch in Jahren nicht daran denken, den wünſchenden Befehl jener Beherrſcherin zu erfüllen. Da ſchrieb er an den Engländer, und bat, ihm die beiden Kunſtwerke, gegen Rückzahlung des Kaufpreiſes, wieder abzuſtehen. Der ſtolze Britte ſandte die Götterbilder zurück, nahm aber kein Geld dafür, ſondern bedung ſich aus, daß der Künſtler bei mehrerer Muße ihm ein anderes Werk zum Erſatz liefern ſolle. Es gefällt mir, daß dem Engländer ein Kunſtwerk von Canova nicht feil war. — 3. Herkules,

Friz. Fürchten Sie etwa daß ein Platzregen Ihre Liebesflammen auslöschen werde?

Sel. Das nicht, aber mein Frack, meine Locken —

Friz. Geschwind! da nehmen Sie meines Oheims Redingotte. (er holt ihm einen großen Mantel, der im Hintergrunde auf einem Stuhle hängt) Da ist auch sein Gartenhut mit Wachstaffent überzogen. (er drückt ihm den Hut auf den Kopf, daß der Puder umherstäubt.)

Sel. O weh!

Friz. Was o weh? jetzt sehn Sie recht aus wie ein Bandit. Nun fort! fort! (er schiebt ihn nach der Thür.)

Sel. Aber es wird schon dunkel —

Friz. Desto besser! Amors Fackel leuchtet auch im Nothfall. (er schiebt ihn vollends hinaus.) So der Narr ist auch April geschickt. Nun ist die Luft rein. Wenn nicht etwa die saubere Doris wieder die Hintertreppe heraufschlich. (er guckt durch das Schlüsselloch.) Nein. Babet ist ganz allein. Das gute

Kind!

der den Anteus in's Meer ſchleudert. Eine koloſſale Gruppe, kühn gedacht und mächtig wirkend. Verzweifelnd klammert ſich Anteus noch an die Löwenhaut. Hier krittelt man wieder: Herkules wende zu viel Kraft an, die Hälfte ſei genug, um ſeinen ſchwachen Gegner hinab zu werfen. Der gute Canova kann es den Kunſtmenſchen nie recht machen; bald hat er der Kraft zu viel, bald zu wenig. — 4. Palamedes, ſeine neueſte in Marmor vollendete Statue. Vollendet iſt ſie in jeder Rückſicht. — 5. Das Grabmahl der Erzherzogin Chriſtine. Ich wünſche der Kaiſerſtadt Glück zu dem herrlichen, in ſeiner Art einzigen Kunſtwerk, das ſie nun bald in ihren Mauern beſitzen wird. Möchte es nur vortheilhaft aufgeſtellt werden! Von der Wirkung des Ganzen kann ich nicht urtheilen, da ich die Figuren nur einzeln geſehen, doch prophezeie ich, ſie werde groß ſein. Auf der obern Stufe des geöffneten Grabmahls, linker Hand, ſteht die Tugend, den Aſchenkrug haltend, der mit Guirlanden umwunden iſt, deren maleriſch herabhängende Enden zwei ſchöne weibliche Figuren tragen. Einige Stufen tiefer ſteht ein Greis, der von der Wohlthätigkeit heraufgeführt wird. Rechts ſtützt der Genius des Gatten ſich auf einen Löwen, um Kraft für ſeinen Schmerz zu ſchöpfen. Aufſchwebend trägt ein anderer Genius das Bruſtbild der Verſtorbenen. Vielleicht iſt die ganze Idee ein wenig zu geſucht, nicht einfach genug, aber die Ausführung iſt unübertrefflich ſchön. Das einzige, was der Gruppe ge-

wiß ſchaden wird, iſt das erzherzogliche Wapen, welches zu Tugend und Wohlthätigkeit auch noch den Rang geſellt, der hier ganz überflüſſig iſt. Der Künſtler hatte freilich eine ähnliche Ueberzeugung, aber — man wollte es nun einmal ſo. — 6. Bonaparte, koloſſal (beſtellte Arbeit), als ein vorſchreitender Mars, ganz nackend, blos den Kriegesmantel nachläſſig über die eine Schulter geworfen. Auf der rechten Hand trägt er eine kleine Victoria, auf der Tuba blaſend. Es iſt bemerkenswerth, daß der Künſtler anfangs die Victoria mit dem Geſicht gegen den Helden gewendet hatte, ſo daß ſie faſt einem Vöglein glich, das ihm zahm auf die Hand geflogen. Aber entweder ſchien es unſchicklich, daß der Held von ſeinen eigenen Siegen ſich vorblaſen hörte, oder man hätte daraus ſchließen können, daß nunmehr ſeine Siege geendigt ſeien; genug, die Victoria iſt jetzt umgekehrt, ſie verkündigt aller Welt ihres Lieblings Größe, und flattert luſtig vorwärts zu neuen Triumphen. Aehnlichkeit muß man in dieſem koloſſalen Kopfe nicht ſuchen. Der Kaiſer der Franzoſen iſt ſo kleiner Statur, und ſeine Geſichtszüge ſind ſo zuſammen gedrängt, daß, wer ihn einmal ſah, ihn ſchwerlich in dieſer Maſſe erkennen wird. Es kam ja aber auch nur darauf an, der Nachwelt eine große, wenn gleich täuſchende Idee zu hinterlaſſen. So machten es ja auch die Alten. Plinius erzählt, daß der Muſentempel zu Rom wegen der vielen Statuen von Gelehrten ſehr berühmt geweſen. Unter andern befand ſich auch ein koloſſaler Actius Plautius darunter. Das Origi-

nal war ein ganz kleines Männchen. — Das Glück ist auch hier seinem Günstling hold gewesen, denn es hat, zum Behuf dieser Bildsäule, einen makellosen karrarischen Marmorblock zu Tage gefördert, den man von dieser Größe höchst selten findet. — 7. Lächerlich abstechend ist dagegen die gleichfalls kolossale Statue des Königs von Neapel, der sich auch einen Helm hat aufsetzen, und ein Kriegsgewand umthun lassen. Man kann das gutmüthige Gesicht in dieser Vermummung nicht ohne Lachen ansehen. — 8. Die Prinzessin Borghese, so gut als ganz nackend, auf ein Ruhebett hingegossen, mit einem Apfel in der Hand (!) Ist diese Abbildung gleich nicht allzu decent, so ist sie doch im antiken Geschmack; nur muß ich bekennen, daß, wenn ich die Ehre hätte, der Gemahl der Prinzessin zu sein, ich meine nackende Gemahlin nicht gern so zur Schau stellen würde. — 9. Die Mutter des französischen Kaisers, als eine sitzende Agrippina, den Arm nachlässig über die Lehne des Stuhls geworfen. Stellung und Gewand sind meisterhaft. — 10. Eine Venus, die sich schamhaft in ein leichtes Gewand hüllt. Man könnte sagen, die Stellung sei der mediceischen etwas nachgeahmt; ich finde sie aber weit schöner als jene, denn diese Venus läßt sich das verzweifelte steife port des bras nicht zu Schulden kommen, das jene von einem Tanzmeister gelernt zu haben scheint. — Ich komme nun zu den Basreliefs, für welche man dem Künstler das Talent abspricht, und in welchem er mir wo möglich noch herrlicher erscheint, als in seinen Bildsäulen.

Vor allen nenne ich zuerſt den rasenden Herkules, dies tief erſchütternde Meiſterwerk. Herkules, im Wahnſinn ſeine eigenen Kinder für die ſeines Feindes haltend, drückt eben einen Pfeil auf ſein Weib ab. Der alte Vater ſucht es mit ohnmächtiger Kraft zu hindern. Die Gattin, fern ſtehend, in herrlicher vorgebogener Stellung, beut ihm mit liebevoller Miene die Bruſt dar, ſucht nur, ihr kleinſtes Kind auf dem Arme, mit ihrem Körper zu decken. Unten in ihr Gewand wickelt ſich ein anderes Kind. Vor ihr liegt ein drittes todt. Ein viertes hat ſich hinter den brennenden Altar geflüchtet, kniet dort, und hält beide Händchen vor die Ohren. (Wie wahr! wie aus der Natur gegriffen!). Eine Tochter kniet mit aufgehobenen Händen vor dem Vater; ein kleiner nackter Knabe hat ſich feſt um ſein Bein geſchlungen, und ſcheint für die Mutter zu bitten. Entſeelt, mit den Pfeilen in der Bruſt, liegen ſchon andere umher. Das Ganze iſt herzzerreißend. Man wird das Bild nicht wieder los, wenn man es auch ſchon längſt verlaſſen hat. Immer ergreift einen der Gedanke: der Unglückliche! wenn er aus ſeinem Wahnſinn erwacht! —

2. Alfieri's Grabmahl. Die Erfindung iſt etwas gemein. Ein Bruſtbild, eine Leier, ein Genius des Trauerſpiels, ein weinendes Italien, alles das iſt ſchon hundertmal da geweſen. Eben das gilt z. von dem Denkmahl eines Freundes von Canova, der Volpato hieß. Es mag allerdings außerordentlich ſchwer ſein, in ſolchen Gegenſtänden immer neu zu erſcheinen. Auch der beſte Dichter wird ſelten ein gutes Leichenkarmen machen. Die Ausfüh-

rung ist übrigens Canova's würdig. — 4. Venus, die zu dem todten Adonis herabschwebt. Hier ist Canova wieder der tieffühlende Dichter. Nicht schweben hätte ich sagen sollen: die Bewegung der Venus hält das Mittel zwischen schweben und sich herab werfen. Sie ist von allen ihren Amoretten begleitet, und alle diese lieblichen Kinder weinen so schön! — 5. Sokrates, der den Alcibiades in der Schlacht beschützt, ein Basrelief, durch welches Canova einst den Preis in der Akademie errang. — 6. Sokrates im Kerker. Er hat so eben von seiner trostlosen Familie Abschied genommen, begleitet sie aus der Thür, und findet vor derselben die Philosophen, die ihn zum letzten Male zu hören kommen. Die Zusammenstellung ist äußerst sinnreich. — 7. Sokrates den Giftbecher trinkend. Der Ausdruck in den Köpfen der ihn umgebenden Philosophen ist eben so wahr als mannigfaltig. — 8. Sokrates vor seinen Richtern hat mir am wenigsten gefallen. — 9. Ein junges liebliches Weib, mit einem Kinde auf dem Arme. Sie reicht einem Knaben Brot für einen alten Bettler, der hinter ihm steht. Eine schöne rührende Gruppe. — 10. Achilles, der den Priamus am Altare tödtet. Einen hilflosen Greis so gräßlich morden zu sehen, ist mir zuwider, selbst wenn Canova's Meisterhand das Bild darstellt. Wäre Achilles wahnsinnig, wie Herkules, dann würde das Mitleid mit dem Unglücklichen das allzu empörte Gefühl mildern; so aber wendet man schnell den Blick von dem schnöden Mißbrauch der Gewalt. — Außer

den genannten Werken findet sich hier wohl noch ein halbes Dutzend von Basreliefs, deren ich mich nur verworren erinnere, weil sie einen minder tiefen Eindruck auf mich gemacht haben. — Möchte doch irgend ein reicher Mann auf den glücklichen Einfall kommen, sie alle in Marmor ausführen zu lassen; es gäbe eine einzige Gallerie. Zumal da Canova ein Geheimniß besitzt, durch irgend einen Firniß oder Beize (deren Dasein man aber gar nicht ahnet) den Marmor in lebendiges Fleisch zu verwandeln. — Genug von dem großen Manne, auf den einst die Nachwelt stolz sein wird. Wäre es ihm darum zu thun, auch den Beifall seiner Nebenbuhler zu verdienen, so wollte ich ihm wohl einen Rath geben, wie er diesen Zweck sehr schnell erreichen könnte. Er dürfte nur ganz heimlich ein paar neue Kunstwerke schaffen, und sie ganz heimlich in den Bädern des Caracalla, oder in der Villa des Hadrian vergraben, dann auf eine ungezwungene Weise veranlassen, daß sie gefunden würden; so würde er Zeuge eines Jubels sein, der ihm viel Spaß machen würde. Siehe da, Phidias! würde es heißen: siehe da die echte antike Kunst! welcher Neuere darf so verwegen sein, sich mit diesem zu messen! — Statt daß man jetzt sein Verdienst so gern schmälern möchte, würde er dann das Vergnügen genießen, zu seinen wirklichen Vorzügen sich noch neue andichten zu hören. — Wer weiß aber, ob ihm damit gedient wäre; denn er ist ein bescheidener, liebenswürdiger Mensch.

Inhalt.

	Seite
1. Sehenswürdigkeiten in Neapel	7
Einige Kirchen in Neapel	—
Die Kirche zum heiligen Geist	22
Der Gigant	23
Der Leuchtthurm	24
Die Villa reale	25
Das Grab Virgil's	—
Die Briefliften vor dem Posthause	27
Die Karthäuser	33
Der Palast Villa franca zu Neapel	43
Capo di monte	48
Spazirfahrt nach Puzzuoli	52
2. Theater zu Neapel	61
Das Theater San Carlo	70
3. Der Historienmaler Schmidt	77
4. Rega	80
5. Der Ritter Calcagni	81
6. Der Erzbischof von Tarent	86
7. Der Landschaftsmaler Denis	89
8. Eine Gräuelscene in Neapel	92
9. Die Catakomben	93

Seite

10. Die Theater zu Neapel 98
11. Die Porzellanfabrik 111
12. Einige Kunstwerke in Palästen der Großen 113
13. Die Studien 118
14. Fragmente und flüchtige Bemerkungen über Sitten und Denkungsart der Neapolitaner 124
15. Miszellen. Einzelne Bemerkungen 151
16. Die Handschriften der königlichen Bibliothek zu Neapel . 185
17. Die Revolution von Neapel 213
18. Ehrenrettung des dänischen Grafen Cornitz von Ahlefeld, von ihm selbst entworfen 226
19. Zwischen Neapel und Rom 235
20. Gallerie der Künstler, die sich jetzt in Rom aufhalten . . 237

Gedruckt bei J. P. Cellinger.

L. 1.

Kind! hat das Köpfgen in die Hand geſtützt. Hier an meinen Buſen ſoll ſie ſich lehnen. Friſch gewagt! (er will hinein.)

Fünfte Scene.

Doris durch d. Mittenthür. Fritz.

Dor. Vetter Hurlebuſch!

Fritz. (prallt zurück) Hat ſich denn die Hölle gegen mich verſchworen!

Dor. Vermuthlich ſuchen Sie mich?

Fritz. Allerdings, wen ſonſt?

Dor. Um Ihre Sottiſen wieder gut zu machen?

Fritz. Um Verzeihung, ſchöne Couſine, wenn ich dumme Streiche mache, wer iſt ſchuld daran?

Dor. Ihre Thorheit.

Fritz. Nein, Ihre eigene Weisheit.

Dor. Die Meinige? wie ſo?

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Dreiundvierzigster Band.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Erinnerungen

von einer

Reise aus Liefland

nach

Rom und Neapel.

Von

August von Kotzebue.

Dritter Theil.

Wien, 1813.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Erinnerungen

von einer

Reiſe aus Liefland

nach

Rom und Neapel.

Dritter Theil.

1. Die Peterskirche.

Sie gilt bekanntlich für ein Wunder der Welt, auch iſt es mir mit ihr ergangen, wie es mir gewöhnlich mit Wundern zu ergehen pflegt, ſie hat mich kalt und unbefriedigt gelaſſen. Ich habe ſie nicht allein nicht ſchön, ſondern auch nicht einmal imponirend gefunden, denn ihre ungeheure Größe wird durch lauter kleine Schnörkel verſchlungen. Ja, wenn — doch ich will in der Ordnung anfangen. Die Kirche iſt auf dem Circus und den Gärten des Nero erbaut. Der Boden wurde einſt durch Märtirerblut geheiligt. Schon vor mehr als dreihundert Jahren iſt der Plan zu der Kirche entworfen, oft verändert, von dieſem Papſte vernachläßigt, von jenem eifrig befördert worden. Der berühmte Architekt Bramante ſchuf die Idee, eine ungeheure Kuppel darauf zu ſetzen; der Tod erlaubte ihm nur die vier Grundpfeiler aufzurichten, die Raphael d'Urbino zu ſchwach fand, daher den Grund mehr befeſtigte. Bald ſollte die Kirche einem lateiniſchen, bald einem griechiſchen Kreuze ähnlich ſehen, aber bei der fatalen Kreuzesform bleiben ſie alle, ſelbſt Michel Angelo Buonarotti, und doch iſt es gerade dieſe alberne Form, die es unmöglich macht, eine einfach erhabene Wirkung hervorzubringen. Michel Angelo nahm bei der Kuppel das herrliche Pantheon zum Muſter, wollte auch der Kirche eine ähnliche Façade geben, ſtarb aber zu früh. Jakob de la Porte

vollendete die Kuppel, Karl Maderno das übrige Gebäude. Bernini, der, Gott weiß wie zu seinem Ruhme gelangt ist, beliebte einen Glockenthurm darauf zu setzen, den er wieder einreißen mußte, weil die Mauern Risse bekamen. Unter Pius VI. wurde noch eine Sakristei hinzugefügt. Mehr als ein Dutzend Päpste und einige Dutzend Baumeister haben an der Peterskirche gebaut, gebessert, verschlimmert, gekünstelt. Schon zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts kostete sie sieben und vierzig Millionen römische Thaler; vielleicht kostet sie jetzt noch zweimal so viel. Die Façade ist imponirend, hätte nur der letzte Papst nicht den allzumodernen Einfall gehabt, ein Paar Uhren anzubringen, die alles verdarben. Die verschiedenen Maße kann man in allen Büchern finden; um sich aber doch einen kleinen Begriff von der Größe des Ganzen zu machen, erwähne ich blos, daß in der Kugel oben auf der Kuppel sechzehn Personen Platz haben, und daß vom Boden bis zur äußersten Spitze des Kreuzes vierhundert zwei und dreißig Fuß gezählt werden. Bekanntlich wird die Kuppel jährlich am 29. Juni durch viertausend Laternen und zweitausend Feuertöpfe erleuchtet, welches allerdings einen prächtigen Anblick gewähren mag. Von dem mittlern Balkon ertheilt der Papst am grünen Donnerstage den Segen. Die Vorhalle der Kirche ist groß und schön. Ueber dem mittlern Eingang bewundert man eine Mosaik von Giotto, schon im Jahre 1303 verfertigt. An beiden Enden links und rechts erblickt man zwei Bildsäulen zu Pferde,

von Karl dem Großen und Konstantin dem Kleinen, welchen ich aber nicht näher zu treten bitte, denn sie taugen beide nichts. Karl will durch einen Triumphbogen reiten, vor dem ein Vorhang weggezogen wird. Welch' eine Idee! einen Triumphbogen gerade wie einen Alkoven zu behandeln. Dennoch hat dieser schülermäßige Gedanke von Comachini dem glatten Bernini so gefallen, daß er flugs seinen Konstantin durch eine Art von Zelt reiten läßt, wo sich das Pferd nothwendig beim ersten Schritte vorwärts verwickeln muß. Unter den fünf Thüren, welche in die Kirche selbst geleiten, ist eine zugemauert, nämlich die heilige Pforte, die nur an Jubelfesten sich aufthut, wenn der Papst mit dem Hammer daran schlägt. Die Mittelthür ist ganz von Bronze, und mit Basreliefs geziert. — Doch laßt uns hinein treten. Ich war darauf vorbereitet, die Kirche auf den ersten Blick kleiner zu finden, als ihr Aeußeres verspricht; ob aber, wie man vorgibt, die trefflich beobachteten Proportionen blos diese Wirkung hervorbringen, daran zweifle ich sehr. Ich suche sie vielmehr zum Theil in der kindischen Theaterdekoration hinter dem Hochaltar, wo der heilige Geist in einer transparenten Glorie flattert, größtentheils aber in der abscheulichen Ueberladung mit Zierathen aller Art. Bestände das große Schiff der Kirche ganz aus weißem Marmor, höchstens sparsam mit Bronze verziert, der erste Blick würde sich unwillkürlich in Thränen der Bewunderung auflösen. Aber jetzt — diese Muschelschalen, diese Marmorschnörkel von

allen Farben, diese wie Schwalbennester überall angeklebten Grabmähler, diese reich vergoldete Decke, diese Wapen, eben so viele Sinnbilder, alles das erdrückt die Größe, und die ganze Kirche gleicht einem schönen Weibe des siebzehnten Jahrhunderts, das sich alle Mühe gegeben hat, hinter lauter Steifröcken und Fontangen seine Schönheit zu verstecken.

Diesen Eindruck hat das Ganze wenigstens auf mich gemacht. — Jetzt ein Wort von seinen Einzelheiten. Das Schönste in der ganzen Peterskirche ist das Grabmahl eines Papstes, von Canova. Zwar ist die Religion als ein sehr steifes Frauenzimmer dargestellt, der Genius hingegen, den der große Künstler auf die andere Seite gehaucht hat, ist unaussprechlich lieblich, und die herrlichen beiden Löwen beweisen, daß der Vorwurf, welchen der Neid Canova macht, als sei sein Meißel nicht kräftig genug, sehr ungerecht ist. — Eine sitzende Statue des heil. Peter soll aus dem Bronze des Jupiter Capitolinus gegossen sein. Um das Grab desselben Heiligen brennen jederzeit hundert und zwölf Lampen. — Der Hochaltar gleich daneben, vor dem nur der Papst selbst Messe lesen darf, ist von einem Baldachin überschattet, der höher ist als der höchste Palast in Rom. Das möchte noch hingehen; daß man aber aus dem Pantheon gegen zweihunderttausend Pfund Bronze geraubt hat, um ein elendes Werk von Bernini daraus zu künsteln, das ist eine Schandthat. — Die große, wirklich erstaunenswürdige Kuppel, hat zwei

Frih. Wer hat uns den Laffen aus der Stadt gebracht? wer hat mir sein Beyspiel empfohlen um mich darnach zu bilden?

Dor. Ich! und wollte der Himmel sie befolgten meinen Rath.

Frih. So? allerliebst. Ein Mensch, der sich nicht einmal schämt unserer Viehmagd die Cour zu machen —

Dor Was?!

Frih. Ihr bis in den Kuhstall nachzuschleichen —

Dor. Sind Sie rasend?

Frih. Des Abends in der Dämmerung, vermummt wie ein Nachtwächter.

Dor. Vetter, ich hielt Sie blos für einen Narren, jetzt hör' ich, daß Sie auch ein Verleumder sind.

Frih. Danke für den Narren; den Verleumder kann ich aber nicht acceptiren, denn was ich sage ist wahr.

Dor. Sie sollen wissen, mein sauberer junger Herr, daß ein feiner Weltmann, den

ich

Fuß weniger im Durchschnitt als die des Pantheon, nämlich hundert sieben und dreißig, ist aber um zwanzig Fuß höher, nämlich hundert neun und fünfzig, ohne noch die Laterne, das Piedestal der Kugel, die Kugel selbst und endlich das Kreuz zu rechnen, welche zusammen auch noch hundert zwanzig Fuß ausmachen. Mit alle dem bringt sie bei weitem nicht den lieblich großen Eindruck hervor, von dem man im Pantheon unwiderstehlich ergriffen wird. Dagegen aber verschließen ihre Säulen ein Stück vom heiligen Kreuz, und den Spieß, mit welchem Christus die Seite geöffnet worden u. dgl. m. Am Charfreitag wird ein ungeheures Kreuz unter der Kuppel aufgehangen, welches, durch mehr als dreihundert Lampen erleuchtet, eine recht hübsche Dekoration machen soll. — Im Hintergrunde der Kirche steigt man auf Porphyrstufen bis zu einem Altar, über welchem die sogenannte Kanzel des heil. Peter steht; natürlich nur ein armseliger hölzerner Stuhl, aber man hat ihn in einen großen Sessel von Bronze eingesperrt, auch schlechte kolossale Statuen von Bronze darum gestellt. Gleich daneben erblickt man auf einem päpstlichen Grabmal die famöse Statue der Gerechtigkeit von Jakob de la Porte. Von den hundert fünf und dreißig Statuen, welche die ganze Kirche schmücken, wüßte ich keine sonst auszuzeichnen. Eine ihrer größten Zierden aber sind die vortrefflichen Mosaiken, lauter Kopien von den berühmtesten Gemälden, welchen dadurch eine ewige Dauer zugesichert worden. Die Originale sind jetzt zum Theil in Paris. Es

iſt, als habe man dieſen Verluſt geahnet, und zeitig für Erſatz geſorgt. — Unter den Basreliefs iſt eins von Algarde ſehenswerth, wo Papſt Leo der Große dem Hunnenkönig Attila verbietet, ſich Rom zu nähern. — Unter den Grabmählern iſt eins von Bernini, welches, wie alle ſeine Werke, ſeinen kleinen, unpoetiſchen Geiſt verräth. Ein koloſſales Todtengerippe nämlich hebt einen Marmorvorhang auf, den es, wie mit einer Adlersklaue gefaßt hat. — Ein anderes Grabmahl iſt der Königin Chriſtine von Schweden zu Ehren errichtet. Auf einem Basrelief ſieht man dieſe ſonderbare Frau die lutheriſche Ketzerei abſchwören. Es iſt an Naſen und Händen ſehr beſchädigt, vielleicht eine Wirkung des gerechten Unwillens reiſender Schweden. — Man ſollte eben ſo mit der empörenden Geſchichte verfahren, die unter dem Sarkophag der famöſen Gräfin Mathilde abgebildet iſt. Man erinnert ſich, wie Kaiſer Heinrich IV. in ihrer Gegenwart gemißhandelt wurde. Die Päpſte ſollten die Blätter aus der Geſchichte reißen, auf welchen ſolche Unthaten geſchrieben ſtehen, ſtatt deſſen ſuchen ſie dieſelben noch in Marmor zu verewigen. — Ich könnte freilich noch mehrere Bogen mit der verſchwendeten Pracht dieſer Kirche anfüllen, aber ſo oft ich ſie wieder ſah, kam es mir vor, als wolle man nächſtens da eine Auction von ſchlechten und guten Kunſtwerken anſtellen, die man einſtweilen ohne Ordnung hier unter einander geworfen, und ich wünſchte, die Auction möchte nur ſchon vorüber ſein, damit ich die Kirche ſelbſt bewundern könnte. — Unter derſelben iſt

noch eine Höhle, Grotte, oder wie soll ich es nennen? Derselbe Ort, wo die Märtirer verscharrt wurden, und den man bei Erbauung des neuen Prachttempels sorgfältig verschonte. Es ist da so wenig Merkwürdiges und so schlechte Luft, daß ich mich wohl gehütet habe, hinabzusteigen. Mehrere Kaiser, Könige und Päpste liegen da begraben, und viele Inschriften, Malereien, Mosaiken der uralten Kirche werden gefunden, die zum Theil interessant genug sein mögen. — Die prächtige Sakristei der Peterskirche hat Pius VI. erbaut, und da sie so neu ist, so wird natürlich sehr viel daran getadelt, denn alles Lobenswerthe in Rom muß antik sein; übrigens sei es so schlecht es wolle. Auf sehr bequemen Stufen, welche zarte Damen sogar auf Eseln sitzend erklimmen können, steigt man auf das Dach der Peterskirche, wo man sich in einer seltsamen Welt befindet. Ja wahrhaftig, man glaubt in einer kleinen Stadt zu sein, denn man ist plötzlich unter einer Menge von Gebäuden, die bei den häufig nothwendigen Reparaturen der Kirche, theils den Arbeitern zur Wohnung, theils zur Aufbewahrung der Baumaterialien dienen. Die Kuppel, deren Fuß man nunmehr erreicht hat, scheint die Hauptkirche dieser Stadt zu sein, und die vielen kleinern hin und wieder zerstreuten Kuppeln zieren und füllen das Ganze. Man rechne hinzu, daß die um das ganze Dach laufende Gallerie so hoch und obendrein mit kolossalen Statuen besetzt ist, daß man durchaus nicht auf die Straßen sehen kann, wenn man nicht sehr nahe tritt; so wird man be-

greifen, wie wunderbar täuschend ein solcher Anblick sein muß, zumal, wenn bisweilen, wie man mich versicherte, ein Markt von Lebensmitteln für die Bewohner daselbst gehalten wird. Ob man aber gleich bereits auf dem Dache steht, so ist dennoch bis zu der Spitze der Kuppel, noch eine schwindelnde Höhe zu erklimmen. Ehe man diese Wallfahrt antritt, wird man seitwärts auf die Gallerie geführt, welche inwendig sich rings um die Kuppel zieht. Schaut man von da hinab in die Kirche, so krabbeln die Menschen unten wie kleine Kinder herum. Je höher man steigt, je unbequemer wird freilich das Klettern, denn die einwärts gebogenen Wände beengen die ohnehin schmale Treppe so sehr, daß man den ganzen Körper auf eine Seite biegen muß. Mehrere Marmortafeln sind in die Wand gemauert, auf welchen die wichtige Nachricht zu lesen, daß irgend eine vornehme Person in dem und dem Jahre die Heldenthat vollbracht, bis in die Kuppel, oder wohl gar bis in die Laterne und Kugel zu steigen. Joseph II. befindet sich zweimal darunter, auch Paul I. als Großfürst. An Stellen, wo die hohen und steilen Stufen das Klettern vormals allzubeschwerlich machten, hat man erst seit Kurzem für den bequemen König von Neapel hölzerne Treppen angelegt, die im Zickzack laufen, und zwar auf einem Umwege, aber desto bequemer bis zu der Laterne geleiten. Welche Aussicht den Unermüdeten oben erwarte, kann man sich auch ohne Beschreibung denken. Es ist ein unermeßliches vom Meere begrenztes Panorama. Aber der

Sturmwind, der gewöhnlich in diesen obern Regionen herrscht, verleidet das große Schauspiel. Ich rathe jedem Fremden, sich wohl zu verwahren, sollte es auch unten noch so warm und milde scheinen. Ich kann leider durch Erfahrung die Nothwendigkeit dieser Maßregel verbürgen. — Es bleibt mir jetzt nur noch übrig, ein Wort von dem herrlichen Petersplatze zu sagen, der in meinen Augen mehr werth ist, als die ganze Kirche mit aller ihrer Pracht. Er ist oval, die Kirche im Hintergrunde, zu beiden Seiten vierfache Hallen, die auf zweihundert vier und achtzig Säulen und acht und achtzig Pilastern ruhen (ein Werk, um dessen Willen ich Bernini manche Abgeschmacktheit verzeihe), die Hallen tragen hundert zwei und neunzig Statuen, jede zwölf Fuß hoch, die leider nichts als Heilige darstellen. Zwei herrliche Springbrunnen, die eine große Wassermasse über neun Fuß hoch hinauf schleudern und sie höchst malerisch wieder herab fallen lassen, verschönern den Platz außerordentlich. Wenn man aber zu seinen Verschönerungen auch den großen Obelisk rechnet, der in der Mitte des Platzes steht, so irrt man, wie ich glaube. Mag er immerhin schon vom Kaiser Caligula aus Heliopolis in Egypten, nach Rom transportirt worden sein; mag immerhin der Mechanismus für bewundernswürdig gehalten werden, durch welchen Fontana auf Befehl Sixtus V. ihn auf diesen Platz transportirte, mag immerhin seine Errichtung allhier gegen siebzigtausend Thaler gekostet haben; ich bleibe dabei, seine Masse schadet der Façade

der Kirche, ohne jene würde dieſe größere Wirkung hervorbringen. Man verſuche es nur, und denke ſich den Obelisk hinweg, ſogleich iſt das Ganze weit impoſanter. Und wenn man nun vollends die erbärmlichen Inſchriften lieſt, welche dies Denkmahl des grauen Alterthums entweihen. — Genug von dieſen Erbärmlichkeiten, die man hier an allen Säulen und Obelisken findet.

2. Der Palaſt des Vatikans.

Wer ihn eigentlich erbauet hat, darüber ſtreitet man: mir iſt es gleichgiltig. Aber intereſſanter iſt, daß vor tauſend Jahren Karl der Große lange darinnen wohnte, als er ſich hier zum Kaiſer krönte. Papſt Julius II. verlieh ihm ſeinen höchſten Schmuck durch Raphael's Meiſterhand. Seine ſogenannten Logen ſind zu bekannt, die Gemälde und Arabesken derſelben, zu lange ſchon vertauſendfältigt, als daß ich mir erlauben ſollte, hier noch davon zu ſprechen. Nur das darf ich nicht verſchweigen, daß ſie, von ſeinen Schülern ausgeführt, theils von ſehr ungleichem Werthe, theils auch durch die Witterung ſchon ſehr beſchädigt ſind. Nach fünfzig oder hundert Jahren wird man kaum noch eine Spur davon ſehen. Ueberdies — ſollte man es glauben! — dienen die Logen, wie auch die dahin führenden Treppen, jetzt zum Bequemlichkeitsort für Jeden, der Drang fühlt, ſich ſeiner Bedürfniſſe zu entledigen. Nur mit zugehaltener Naſe kann man hier Raphael bewundern. Nicht alle Stockwerke dieſer Logen (eigentlich offene Gallerien,

die vor den verſchiedenen Thüren hinlaufen) ſind von Raphael: ein oberes z. B. iſt von minder berühmten Meiſtern gemalt, und hier findet man unter andern geographiſche Karten auf die Wände gepinſelt, die ein Pater Dominikaner entworfen haben ſoll, deſſen Ignoranz höchſt lächerlich iſt. Moskovia iſt ein völlig flaches Land, ganz mit Wäldern und Sümpfen bedeckt. In der großen Provinz Eſthland ſind nicht mehr als drei Orte aufgezeichnet, nämlich Wieck, Fegfeuer und Forell. Nun muß man aber wiſſen, daß Wieck gar kein Ort, ſondern die Benennung eines Kreiſes iſt, und daß Forell und Fegfeuer zwei unbedeutende kleine Güter ſind. Die Hauptſtadt Reval fehlt ganz. — Indien iſt ganz mit Gold gemalt. Die Inſchrift ſagt: es ſei ein Land, wo Milch und Honig fließe, und wo der Erlöſer geboren ſei. — Italien wird natürlich über alle Maßen herausgeſtrichen. — Längs dieſer Bogen ſind die Zimmer, wo die Kardinäle eingeſchloſſen werden, wenn ſie einen neuen Papſt wählen ſollen. Ihre Wohnung iſt während dieſer Zeit nicht größer, als der Raum, welchen ein Bogen der Gallerie einnimmt. Das mag den Herren, die ſich Churfürſten gleich achten, wunderlich genug vorkommen. — Die vier Säle Raphael's mit ihren unſchätzbaren Freskogemälden bedürfen auch meiner Beſchreibung nicht. Sie ſind auf Papier, Leinwand und Tapeten ſo oft gezeichnet, gemalt und gewirkt worden, daß es gewiß wenige unter meinen Leſern gibt, die ſie nicht irgend einmal ſollten geſehen haben. Ich darf

nur die Schlachten Konſtantin's, die Schule von Athen, den Parnaß u. ſ. w. nennen, um die Gegenſtände ſogleich in Jedermanns Erinnerung zu rufen.

3. Der Garten des Vatikans.

Wenn eben das Wetter ſchön iſt, ſo mag man ihn wohl durchlaufen, ſonſt aber kann man es auch bleiben laſſen, ohne viel dabei zu verlieren. Man ſieht einen ungeheuren Pinien-Apfel von vergoldeter Bronze, der vormals auf der Spitze des Mauſoleums Kaiſer Hadrian's geſtanden haben ſoll. Merkwürdiger noch iſt das Fußgeſtell der Säule Antonins des Frommen, mit ſeinen Inſchriften und zerbrochenen Basreliefs. Die vordere Seite ſtellt die Apotheoſe Antonins und ſeine Gemahlin Fauſtina vor. Der geflügelte Genius iſt nicht übel, aber freilich keine griechiſche Arbeit. Zu beiden Seiten erblickt man Soldaten zu Pferde, wie ſie vormals die Scheiterhaufen der Kaiſer zu umreiten pflegten. Sie reiten hier in mehreren Reihen über einander; eine Abbildung, die ſich abermals kein Grieche erlaubt haben würde. — Eine artige Spielerei mag man, beſonders bei Sonnenſchein, nicht vorüber gehen. Es iſt ein dreimaſtiges Schiff von Metall auf einem Baſſin, welches, vermittelſt einer Waſſerkunſt, nicht allein aus allen Maſten Waſſer ſpeit, ſondern auch ſeine ſämmtlichen mit Waſſer geladenen Kanonen löſt. Zugleich ziehen die Sonnenſtrahlen einen ſchönen Regenbogen darüber hin.

1. Die Bibliothek des Vatikans.

Sie bedarf zu ihrem Ruhme meiner Feder nicht. Schon seit Jahrhunderten ist man gewohnt, sich den kostbarsten literarischen Schatz zu denken, wenn man sie nennen hört. Sie besaß noch vor wenigen Jahren dreißigtausend Manuskripte. Jetzt wird sie freilich von der Pariser Bibliothek übertroffen, doch nur, indem man sie beraubte, wurde es möglich, ihre Nebenbuhlerin hoch über sie zu erheben. Die Bibliothek zu Paris zählt jetzt, bekanntermaßen, über achtzigtausend Manuskripte, doch die kostbarsten unter dieser ungeheuren Anzahl hat Bellona, als Siegerbeute, dem Vatikan entwendet. Gern hätten wohl die Franzosen auch das herrliche Gebäude mitgenommen, das hier den Wissenschaften zum Tempel dient; ein wenig zu bunt bemalt, sonst aber werth, die Geister der Weisen aller Zeiten zu beherbergen. Sixtus V. hat es erbaut. Wer möchte das prophezeit haben, als der arme Hirtenknabe die Schweine hütete? — Im Vorsale hängen die Portraits aller Kardinäle, welche Oberaufseher der Bibliothek waren. Sie sind meistens schlecht gemalt. Ein großer, sehr breiter Saal, über zweihundert Fuß lang, in der Mitte durch sieben Pilaster in zwei Schiffe getheilt, sieht beim ersten Anblick gar nicht aus wie eine Bibliothek, denn man erblickt kein einziges Buch. Sie sind alle in nicht hohen Schränken verwahrt. Die verschlossenen Thüren schützen sie vor Staub, und stehen auch diese offen, so hält noch ein inneres Drahtgewebe räuberische Hände ab; doch freilich nur solche, die

unbewaffnet sich zeigen. Während der kurzen Herrschaft der Neapolitaner hatte General Mack an die Thüre der Bibliothek schreiben lassen: Todesstrafe für den, der sich hier vergreift. Dieses Verbot reizte die Habgier nur noch stärker. Einige neapolitanische Soldaten drangen ein, rissen den ältesten vorhandenen Codex aus dem Schranke, weil sie seinen Beschlag von vergoldetem Metall für Gold hielten, liefen damit fort, brachen auf der Straße das vermeinte Gold davon, und warfen, des eigentlichen Schatzes unkundig, den sie wirklich bereits in Händen hatten, den Codex in den Staub. Ein ehrlicher Winzer, der eben vorbei ging, sah ihn liegen, meinte, das Buch könnte doch wohl noch zu etwas taugen, und trug ihn flugs zu seinem Herrn, der glücklicherweise ein nicht unwissender Abbate war. Dieser ahnete den Werth der Handschrift, und brachte sie dem Bibliothekar des Vatikans zurück, einem wackern gelehrten Manne, der wirklich schon heiße Thränen darum vergossen hatte. — Die Freskogemälde an den Wänden des Saals sind, wie schon erwähnt, zu bunt (obgleich von den besten Meistern jener Zeit), oft auch der Gegenstand zu unbedeutend. Sie sollen die Thaten Sixtus V. vorstellen; man hat ihm aber auch für Thaten angerechnet, daß er vier Obelisken hat aufrichten lassen; und daß er die Trajanssäule verunreinigt hat. Rechter Hand sieht man auch zwischen den Fenstern die acht ersten Concilien. Was sollen die in einer Bibliothek? Schlimm genug, daß man ihre Annalen darinnen dulden muß. Die Bilder linker Hand

ich meiner Geſellſchaft, meines Wohlwollens würdige, ſich nie ſo weit vergeſſen kann.

Frih. Mich ſoll aber der Teufel holen, wenn er nicht eben in des Oheims Redingotte in den Kuhſtall gewandert iſt.

Dor. Nein, ich kann es nicht glauben.

Frih. Hören Sie, wenn es nicht wahr iſt, ſo will ich noch dieſen Abend die alte Frau Kick heirathen. Nun werden Sie mir doch glauben?

Dor. Beweiſe! Beweiſe!

Frih. Zu dienen, zu dienen. Gehn Sie nur ſelbſt in den Kuhſtall, Sie treffen ihn noch.

Dor. Ja warlich! wenn es nicht ſo ſtark regnete, ich würde gehn, um Ihr Läſtermaul zu Schanden zu machen.

Frih. Da — da iſt des Oheims Regenſchirm. (er ſpannt ihn aus)

Dor. Her damit! aber wenn Sie gelogen haben —

Frih. Aber wenn ich Recht habe?

Dor.

gegenüber sind die einzig zweckmäßigen, denn sie sollen die allerälteſten Bibliotheken vorſtellen. Da hat man nun freilich des Guten auch zu viel gethan, denn die Geſetztafeln Moſis waren noch keine Bibliothek, eben ſo wenig als die babiloniſche Schule, der Sage nach, vom König Nebukadnezar errichtet. Dann aber folgen die athenienſiſche Bibliothek, von Piſiſtrat; die unglückliche alexandriniſche, von Ptolomäus Philadelphus, die palatiniſche, vom Kaiſer Auguſt errichtet. An dieſe reihen ſich die heiligen Bibliotheken zu Jeruſalem, Cäſarea und endlich zu Rom; die letztere, dem Vorgeben nach ſchon zu den Zeiten des unwiſſenden heil. Peter gegründet. — Eine ſehr zweckmäßige und inſtruktive Idee iſt es ferner, daß man auf den ſieben Pilaſtern alle die klugen Männer abgebildet hat, welche ihre Nationen die Kunſt zu ſchreiben lehrten, oder doch die ſchon vorhandene Schriftſprache mit neuen Buchſtaben vermehrten. — Wenn man einen Blick auf alle dieſe verſchiedenen Bilder zurück wirft, ſo kann man daraus einen Schluß ziehen, wie wenig Raum eigentlich für Bücher in dieſem großen Saale übrig geblieben. Schränke überall, aber ſehr niedrig; die vatikaniſche Bibliothek iſt die einzige, in der man keiner Leitern bedarf. — Ein paar große ſchöne Marmortafeln ſtehen hier, deren Einfaſſung von vergoldeter Bronze mit Basreliefs geziert iſt, welche die Thaten Pius VI., z. B. ſeine Reiſe nach Wien u. dg. m. vorſtellen. Ich würde dieſer Tafeln kaum erwähnt haben, wenn nicht die Neapolitaner, abermals der angedrohten Todesſtrafe

trotzend, die Bronze, die sie auch für Gold hielten, durch gewaltsames Abreißen sehr beschädigt hätten. »Die Franzosen,« sagte der Custode, »haben die Tafeln respektirt, unsere sogenannten Freunde, die Neapolitaner, nicht.« — Guter Custode! wäre hier wirklich Gold zu holen gewesen, die Neapolitaner würden keine Spur mehr davon gefunden haben. — Eine etwas krumme Säule, aus einem einzigen Stück orientalischen Alabasters, ist bemerkenswerth, so wie ein Sarkophag von weißem Marmor, in dem man ein Stück Asbest fand, ein unverbrennbares Leichentuch, welches noch gezeigt wird. — Jetzt tritt man in eine Gallerie, die vierhundert Schritt lang ist. Die Schränke zu beiden Seiten sind mit den seltensten Ausgaben von Büchern angefüllt, und oben darauf stehen eine große Menge etruskische Vasen, die zum Theil sehr schön sein sollen, von deren Schönheit ich aber nichts begreife. Für ein hübsches Service von Berliner oder Dresdner Porzellan gäbe ich sie alle zusammen hin. Irgendwo sitzen die Marmorbildsäulen des Aristides und des heil. Hippolitus einander gegenüber. Wenn sie lebten, würden sie schwerlich wissen, was sie miteinander reden sollten. — Eine Menge christlicher Alterthümer werden auch gezeigt, Marterwerkzeuge für die ersten Christen; Bilderchen aus Griechenland gerettet, als die Bilderstürmerei ihnen drohte; Schnitzwerk, Medaillen u. dgl. In den Mauern sieht man schlechte Basreliefs, von den ausgegrabenen Sarkophagen der alten Christen abgesägt. — Linker Hand endigt diese Gallerie

mit einem schönen Zimmer, welches mit alten Handschriften auf egyptischem Papirus tapezirt ist. Ob sie gleich nur Schenkungen betreffen, die der Kirche gemacht worden sind, und also in dieser Rücksicht gar keinen Werth haben, so sind sie doch durch ihr hohes Alter ehrwürdig, denn sie rühren sämmtlich aus dem fünften und sechsten Jahrhundert her. Ueberdies prangt dieses Zimmer mit einem herrlichen Plafond, von unserm Raphael Mengs, die Geschichte, welche die Weltbegebenheiten auf dem Rücken der Zeit in ihr großes Buch trägt. Ob aber die Allegorie wohl zu vertheidigen sein möchte? — Die Zeit ruhend und gar kniend darzustellen, ist mehr als kühn. Ist denn jemals, seit Erschaffung der Welt, eine Begebenheit vorgefallen, bei welcher die Zeit zu verweilen gewürdigt hätte? — Wir wenden uns nunmehr, um auch die andere Hälfte der vom Saal durchschnittenen Gallerie zu durchwandern. Hier findet man seit Kurzem unverschlossene Bücherrepositorien auf den niedrigen Schränken errichtet. Sie enthalten siebzehntausend Bände, aus aufgehobenen Klöstern und Kommunen zusammen gebracht. So, meinte der Custode, sei der vatikanischen Bibliothek ihr mannigfaltiger Verlust reichlich ersetzt worden. Das reichlich ist nämlich von der Anzahl zu verstehen. Die Gallerie schließt an diesem Ende abermals mit einem schönen Zimmer, das profane Museum genannt, denn es bewahrt heidnische Alterthümer. Darunter ist ein uraltes metallenes Götzenbild der Etrusker, welches ihrem rohen Geschmack eben keine Schande macht.

Ferner ein Gott der Mäuse, der schwerlich bei unsern Damen Glück machen würde; einige schöne Mosaiken u. s. w. — Das Kupferstichkabinet in einem Nebenzimmer ist, für eine solche Bibliothek, eben nicht sehr bedeutend. — Von den Büchern und Manuskripten sage ich kein Wort, denn sie sind den Gelehrten schon längst durch gedruckte Kataloge bekannt.

5. Das vatikanische Museum

ist unstreitig das herrlichste in diesem Palast; vorzüglich imponirt das Lokal, ein Musentempel, wie wahrlich kein zweiter mehr existirt. Auch soll die Mutter des französischen Kaisers, als sie zum ersten Mal dahin geführt wurde, staunend ausgerufen haben: »Ich glaubte, wir besäßen in Paris auch etwas, aber ich sehe wohl, wir haben noch gar nichts.“ — Freilich wird weder in Paris, noch in Korsika etwas Aehnliches gefunden. Noch jetzt, nachdem die Franzosen das Museum so manches Schmuckes beraubt haben, ist und bleibt es vielleicht das erste in der Welt. Was die schönsten Zeiten griechischer und römischer Kunst geliefert haben; was nur immer Kostbares einst Tempel, Bäder, Paläste, Gräber, Märkte und Circus schmückte, ist hier vereint. Alles zu nennen vermag ich nicht, zu beurtheilen noch weniger. Was mir die tiefsten Eindrücke gemacht, will ich kurz erwähnen. — In der prächtigen Vorhalle: Der Sarkophag des Cornelius Scipio (eines Vorfahren des Scipio Afrikanus), durch hohes Alterthum ehrwürdig, denn

dieſer Scipio war Konſul im vierhundertſechsundfünfzigſten Jahre der Stadt. Es ſind nicht viel über zwanzig Jahre, daß man ſein Grabmahl in einem Weinberge gefunden, nebſt vielen Steintafeln, auf welchen Inſchriften und Verſe zum Lobe dieſer Familie ſtehen, und die auch hier aufgehängt ſind. — Der berühmte Torſo iſt, aus guten Urſachen, nur noch in Gips zu ſchauen; ich habe den Marmor in Paris geſehen; er hat mich dort eben ſo kalt gelaſſen als hier. Es gehört blos ein Kenner, wie Michel Angelo, dazu, um in einer Statue, der Kopf, Arme und Beine fehlen, das non plus ultra der Kunſt gewahr zu werden. Ich eile durch die ſchöne runde Vorhalle, weil ſie abermals nur Fragmente von Statuen enthält. Ich will es recht gern glauben, daß es lauter koſtbare Fragmente ſind; ich denke aber doch, die Römer und Griechen würden lachen, wenn ſie ſähen, wie ſorgfältig wir jede zerbrochene Puppe von ihnen aufſtellen, die ſie ſelbſt höchſt wahrſcheinlich würden weggeworfen haben. — In einem andern Zimmer ſteht die ſchöne Gruppe des Bacchus, der ſich auf einen Faun ſtützt. — Im achteckigen Säulengang des Hofes, unter vielen merkwürdigen Sarkophagen, Basreliefs u. ſ. w., der geprieſene Merkur, ſonſt Antinous von Belvedere genannt (Pouſſin's Studium der Schönheit), eine Venus mit dem Liebesgotte, deren Kopf das Portrait der Gemahlin des Kaiſers Alexander Severus darſtellt; der Gipsabguß des Apoll von Belvedere; der des Laokoon; der herrliche Perſeus von Canova, der, nach meinem

Gefühl, einen großen Theil des Geraubten erſetzt, und unter den ſchönſten Werken des Alterthums kühn ſeinen Platz behauptet. — Eine Gallerie iſt größtentheils mit Thieren angefüllt, die vortrefflich nach der Natur gearbeitet ſind. Hier gibt es Löwen und Wölfe, Tiger und Katzen, Adler und Eulen ꝛc. Die koloſſale Bildſäule des Nil von ſechzehn Kindern umgeben, weil der Nil, wie man ſagt, ſechzehn Zoll hoch ſteigen muß, um eine glückliche Ueberſchwemmung zu verurſachen. — In einer zweiten, abermals mit Thieren aller Art beſetzten Gallerie, dient der Flußgott Tiber dem Nil zum Pendant. In beiden Gallerien ſind ſchöne Fragmente von antiken Fußböden. — Hierauf folgt abermals eine lange, an trefflichen Statuen reiche Gallerie; es ſind ein Paar ſitzende darunter, deren griechiſche Inſchrift die intereſſante Nachricht gibt, das es Portraits der beiden griechiſchen Dichter, Menander und Poſydippus ſind. — Von drei Sälen, mit Büſten angefüllt, ſage ich weiter nichts, als daß in einem derſelben auch der Fechter (ein Meiſterwerk Canova's) ſteht, und in einem andern ein herrlicher Jupiter auf einem Adler ſitzend. — Ein Saal, von Pius VI. angelegt, hat einen vortrefflichen, in der Villa Hadrian's gefundenen Fußboden, der oft den Blick von dem zarten Ganymed und der ſchönen Venus abzieht, welche hier unter mehreren Kunſtwerken entzücken. — Der Saal der Muſen iſt prächtig, aber die Muſen ſelbſt haben ſich leider in Gips verwandelt. Doch gern verweilt man noch bei den Hermen berühmter Redner,

Philosophen und Dichter, die ihnen zur Seite stehen. — Der folgende runde Saal, gleichfalls ein schönes Denkmahl Pius VI., fällt durch zehn kolossale Büsten auf, und einzig in der Welt ist die ungeheure Schale von Porphyr, welche in der Mitte steht; sie hat ein und vierzig Fuß im Umkreis! — Ein wie ein griechisches Kreuz gestalteter Saal wird durch eine Thür verschlossen, die — wenn es doch nun einmal Himmelspforten geben soll — wohl allein würdig sein möchte, diesen Platz auszufüllen. Es wimmelt hier abermals von Kunstwerken und Seltenheiten. — Auf einer prächtigen Treppe steigt man in das obere Stockwerk, und findet mit Erstaunen abermals eine Reihe von Zimmern, Sälen, Gallerien, mit Kunstwerken aller Art angefüllt. Es befindet sich darunter auch eine reiche Sammlung von egyptischen Alterthümern. Ein antiker Wagen, ganz von Bronze, und der wohlerhaltendste, der existirt, ist erst kürzlich gefunden worden. — Alle diese unzähligen Schätze werden noch täglich vermehrt, und schon harrt eine reiche, zu Ostia ausgegrabene Sammlung der ordnenden Hand. Ich bin sehr kurz gewesen, weil ich fühle, daß jede Beschreibung langweilig sein, und doch keinen Schatten von Wirklichkeit liefern würde. Schade nur, daß ein Fremder dieses Meer von Genüssen unmöglich ausschöpfen kann, denn, wäre er auch Monate lang in Rom, so müßte er nichts thun, als täglich das vatikanische Museum besuchen und wieder besuchen, wenn er jede einzelne Schönheit desselben in sein Gedächtniß prä-

gen wollte. Pius VI. hat viel für dasselbe gethan, aber auch nicht ermangelt, unter jedes von ihm hier aufgestellte Kunstwerk die Worte zu setzen: Munificentia Pii VI. Der jetzige Papst ist etwas bescheidener, er schreibt: Cura Pii VII.

6. Die Akademie der schönen Künste.

Sie ist dem heil. Lukas, dem Erzmaler, geweiht, und ihr gehört auch die sehr alte, neben ihrem Versammlungsort gelegene Kirche. Die Produkte ihrer Zöglinge, Bildhauer, Maler und Architekten sind in zwei Stockwerken aufgestellt; die Bildhauer machen den Anfang, schon auf der Treppe und im Vorsaal wimmelt es von Basreliefs in gebrannter Erde. Aber — fast kömmt es Einem so vor, als ob man zu Weimar in den Saal der Preisausstellung von Göthe träte, so sehr schlecht sind sie alle. Ein einziges von Canova ragt hervor, wie eine Pinie über den Buchsbaum. Unter den Preisgemälden des ersten Stockwerks gibt es einige, die keimendes Talent verrathen. Ein Zimmer ist mit architektonischen Zeichnungen behangen, von welchen ich nichts verstehe. — Am interessantesten für den Fremden ist der obere Stock, wo ein großer, durch Bogengänge getheilter Saal sehr geschmackvoll zu Aufbewahrung der der Akademie gehörigen Kunstwerke eingerichtet ist. Das herrlichste von Allen — obwohl zerstört und nicht mehr schaffend — ist Raphael's Schädel, der unter einem Gehäuse von Glas steht, und dem zur Seite man Inschrif-

ten in Marmor gegraben lieſt, die für ein ſolches Genie viel zu pompös und wortreich ſind. Nach meinem Gefühl würden die Worte: Raphael der Maler, die erhabene Einfachheit dieſes großen Künſtlers beſſer bezeichnet haben, als alle die ſinnreichen Hyperbeln, die man hier verſchwendet hat. Die Empfindungen, mit welchen man vor einem Schädel ſteht, der einſt ſo kunſtreich eine Welt umfaßte und darſtellte, gewähren einen Genuß, der nicht mit der Zeit Abrechnung hält. Unſer Körper gleicht in ſolchen Augenblicken einer auflodernden Lampe: die hohe Flamme verzehrt zu viel Oel, aber ſie leuchtet auch um ſo heller. Und wer möchte ſein Leben nach Jahren zählen, wenn er es in einigen Tagen, mit dem Geiſte ſchwelgend, aufzehren könnte? — Ueber Raphael's Schädel hängt ein Gemälde von ihm, das ich doch kaum für ſeinen Pinſel erkannt haben würde; es iſt das des heil. Lukas, wie er die Madonna malt. Wollte der Himmel, der wirkliche Lukas hätte ſeine Madonna ſo angelegt, wie der Gemalte es hier thut. — Eine intereſſante Zierde des Saals macht eine reiche Sammlung von Portraits (ich glaube es ſind einige hundert) von allen vormaligen und jetzigen Mitgliedern der Akademie. Schade nur, daß ſie wegen Mangel des Raums ſo hoch unter dem Geſims hängen, daß ein gutes Auge kaum ihre groß geſchriebenen Namen leſen, weit weniger an den minder beleuchteten Stellen ihre Züge unterſcheiden kann. Auffallend iſt, wie geiſtreich die alten, meiſt magern Köpfe gegen die neuen, fetten und dummen Phyſiogno-

mien abſtechen. Doch vielleicht wurden jene beſſer gemalt, vielleicht iſt auch das moderne, ſteife Koſtüm Schuld daran. Die Heiligen, welche ſich mit Malerei beſchäftigt haben, nehmen für ſich einen Ehrenwinkel ein. — An einer Wand erblickt man das Medaillon von Guſtav III., König von Schweden, unter demſelben eine Sammlung von ſchwediſchen Medaillen, die, laut der Inſchrift, dieſer Monarch bei ſeinem Aufenthalt in Rom der Akademie ſchenkte. — Uebrigens ſind alle Wände mit Bildern behangen, von geſchickten Akademikern gemalt. Ich zeichne, wegen der außerordentlichen Lieblichkeit, eine Iris aus, die dem Pinſel eines Engländers oder Deutſchen ihr Daſein verdanken ſoll; ſeinen Namen konnte ich nicht erfahren. — Abgüſſe von den ſchönſten Antiken ſind hie und da aufgeſtellt. Es befinden ſich ein Paar vortreffliche unter ihnen, die ich ſonſt nirgend geſehen habe, und deren Originale in England ſind. — Wie viele Kunſtwerke verſchlingt und verſchließt dieſes Land! — Ich bediene mich mit Fleiß des Ausdrucks verſchlieſſen, denn wer ſieht ſie dort, wo ſie in Landhäuſern zerſtreut und verſteckt werden? — Faſt ſollte man wünſchen, daß England einmal erobert würde, weil das der einzige Weg zu ſein ſcheint, um die Kunſtſchätze, die dort eben ſo tief, als einſt in der Erde, begraben liegen, einmal wieder gemeinnützig zu machen.

Dor. Dann verbann' ich den unbelicaten Verräther, auf ewig aus meinem Angesicht! (ab.)

Fritz. Ha! ha! ha! Dem süßen Herrn hab' ich eine Suppe eingebrockt. Mögen sie sehn, wie sie miteinander fertig werden. Ich muß eilen, die Früchte meiner Schelmerey zu sammeln. (er schlüpft zu Babet.)

Sechste Scene.

Frau v. Langsalm. Herr v. Langsalm hinkend und naß.

Fr. v. Langs. Aber sagen Sie mir nur, Herr Gemahl, ob Sie Ihre paar Sinne ganz verloren haben?

Langs. Es wäre kein Wunder, mein Schatz, nach einem solchen Schrecken.

Fr. v. Langs. Welcher Satan hat sie denn zum Fenstr hinaus getrieben?

Langs.

7. Die Villa Panfili.

Man muß sehr weit fahren, um sehr wenig zu sehen. Die Villa ist wegen ihrer Größe berühmt, denn sie soll fünf Meilen im Umfang haben. Ferner spricht man viel von ihrer weiten Aussicht bis zum Meere; ich kann das weder läugnen, noch bestätigen, denn ich sah sie an einem ziemlich trüben Tage. Auch ihren Faun, der durch eine Wasserkunst getrieben, Liederchen auf der Flöte bläst, habe ich nicht bewundern können, denn die Seele war von ihm gewichen, die Wasserkunst verdorben. Sie darf eben sowohl, als die Villa Ludovisi, gerechten Anspruch auf den Titel eines Lazareths von Antiken machen, denn sie ist mit furchtbaren Ueberresten ausgeschmückt. In dem dazu gehörigen Landhause gibt es freilich einige bessere, aber nichts ausgezeichnetes; man müßte denn die Büste der famösen Donna Olympia dahin rechnen, die mir in der That interessant war, weil der Geiz und der Hochmuth, durch welche sie einst Rom aussog und quälte, sehr leserlich in ihre Physiognomie geschrieben sind. Unter den Gemälden ist vollends gar nichts von Bedeutung. Die besten, welche einst da sich befanden, sind auf eine schlaue Weise gestohlen worden. Eines Abends nämlich, in den Zeiten der Revolution, meldeten sich fünf französische Husaren oder Dragoner bei dem Custode, zeigten ihm eine Einquartirungskarte, und nahmen von dem Schlößchen Besitz. Am andern Morgen waren sie sammt den schönsten Gemälden verschwunden. Den Kopf der schönen Vatermörderin Cenci

haben sie doch hängen lassen. — Einige kostbare Säulen von nero und verde antico würden außer Rom allerdings Bewunderung verdienen; hier sieht man dergleichen gar zu viel. Eine Menge andere Spielereien hingegen würden in der ganzen Welt nur die Aufmerksamkeit von Kindern erregen. Z. B. ein paar lange Stoßzähne von dem Fische, der, wo ich nicht irre, Narbal heißt, sind in kleine Gerüste, wie ein paar Espontons vor einer Hauptwache, befestigt und aufgestellt. Allerlei Korallen, chinesische Töpferware, Schatullen von der famösen Olympia, ausländisches Porzellan und was dergleichen Spielereien mehr sind. — Die Villa soll an demselben Orte gelegen sein, wo vormals die Gärten des Kaisers Galba sich befanden. Jetzt gehört sie dem Hause Doria.

8. Der Palast Corsini.

Fast scheint es, dieser Palast sei nur frommen Damen gewidmet, den der eigentliche Besitzer wohnt, wenn ich nicht irre, zu Florenz. Aber die seltsame Königin Christine von Schweden hat hier bis zu ihrem Tode gehaust, und ihn durch den empörenden Mord ihres Lieblings Monaldeschi entweiht. Jetzt wird er von einer frommen Erzherzogin von Oesterreich bewohnt, welche die große Zahl der Klöster noch mit einem vermehrt hat. Weiter wüßte ich nichts von ihr zu sagen. — Klemens XII., aus dem Hause Corsini, hat diesem Palaste viele Prachtzimmer angebaut, die, der Sage nach, ganz neu möblirt sind.

Wer sich also einen Begriff von dem neuesten Geschmack der Römer in Möbeln machen will, der komme und schaue — dunkle, schwere Stoffe von Sammt mit Seide durchwirkt, altväterische Stühle mit ledernen Kappen und prächtige Marmortische auf geschnörkelten Füßen. Die Gemäldesammlung ist ziemlich reichhaltig, und usurpirt, wie gewöhnlich, berühmte Namen, doch sind allerdings auch einige vorzügliche Werke von Andrea del Sarto, Tizian u. s. w. darunter. Sehr auffallend ist eine Madonna, die sich durch den kräftigen Charakter fast vor allen Madonnen der Welt auszeichnet. Ich fragte mit Begierde nach dem Namen des Malers, und hörte einen Spanier Morillos nennen, der mich auf's Neue mit Achtung für die spanische Schule erfüllte, denn eine gewisse heiße Kraft spricht aus ihren Werken, die wohl ein Erzeugniß ihres Klimas sein mag. Wie ihre Früchte eine brennende Farbe tragen, so auch ihre Gemälde. — Unter den antiken Büsten zeichnet sich ein Kopf des Seneca aus. — Die Bibliothek dieses Palastes, welche acht große Zimmer füllt, ist eine der angesehensten in Rom. Sie ist besonders reich an Manuskripten des fünfzehnten Jahrhunderts, besitzt auch eine Kupferstichsammlung von vierhundert Bänden. — Die mit dem Palast verbundene Villa liegt am Abhange des Berges Janiculus, auf dem Platze, wie man behauptet, auf welchem der Vetter des Satyrikers Martial sein Landhaus hatte. Man will das durch die Rom beherrschende Aussicht beweisen, welche Martial eben auch dem

Hauſe ſeines Vetters mit den Worten zuſchreibt: **Hinc septem dominos videre montes, et totam licet aestimare Romam.** Man könnte jedoch dasſelbe von vielen Plätzen ſagen.

9. Die Villa Albani.

Man fährt durch das ſalariſche Thor, in deſſen Nähe, und zwar auf dem ſogenannten Laſterfelde (campus sceleratus), die Veſtalinnen lebendig begraben wurden, welche, ſtatt des heiligen Feuers in ihrem Tempel, das Flämmlein ſinnlicher Liebe in ihrer Bruſt genährt hatten. In dieſer Gegend war auch das Haus des Atticus gelegen, an den Cicero ſo viel herzliche Briefe geſchrieben hat. Längſt verhallt ſind die Seufzer der unglücklichen Liebe, wie der Zuruf der Freundſchaft. Von Erinnerungen begleitet, erreicht der Fremdling die nahe Villa Albani, und auch hier erwartet ihn eine Erinnerung, die, wenn er ein Deutſcher iſt, ihn mehr intereſſiren wird als jene, denn Winkelmann hat die Kunſtſchätze dieſer Villa geordnet; fünf Jahre hat er damit zugebracht; ſehr oft wohnte und ſchlief er hier; der alte Mann, der die Fremden herumführt, hat ihn noch gekannt, und verſichert, er ſei ein galant' uomo geweſen. Daß hier eine ſehr verſtändige Hand gearbeitet, würde man errathen, wenn man es auch nicht erführe, denn jeden andern als Winkelmann möchte es ſchwer geworden ſein, einen ſolchen Reichthum von vortrefflichen Kunſtwerken ſo zu ordnen, daß ſie eine

einfach große Wirkung hervorbringen, und daß man nicht eher merkt, wie sehr viel man gesehen hat, bis man zu Hause sich die Gegenstände wieder in's Gedächtniß ruft. Die Villa Borghese gleicht einer schönen Frau im größten Staate, mit Diamanten überladen, um so eben in die hell erleuchtete Oper zu fahren; die Villa Albani ist eine schöne Frau im ausgesuchtesten Negligee; da sind auch Spitzen und Diamanten, aber mit scheinbarer Nachlässigkeit, mit schlauer Sparsamkeit angebracht; das Auge wird nicht verwirrt, noch ermüdet, kein Schimmer blendet, die Empfindung bleibt ungestört. Man findet hier überhaupt gar nichts schlechtes; was keinen hohen Kunstwerth hat, bietet wenigstens ein historisches Interesse dar, oder ist durch hohes Alterthum interessant. Ich werde von dem reichen Schatze nennen, was mir im Gedächtniß blieb. Ist man durch die schöne Vorhalle mit den drei kolossalen Masken in den Korridor getreten, so lasse man das antike Gemälde nicht unbemerkt, Livia und Octavia, dem Mars opfernd. Es ist zwar von keinem Meister gemalt, aber die Bilder aus jenen grauen Zeiten sind so selten! — Die Treppe ist mit schönen Basreliefs geschmückt, vorzüglich sind ein paar Bacchantinnen voll Bewegung und Grazie. Wenn nur die Griechen nicht meistentheils so steife Gewänder gemacht hätten; eine Klage, die ich sehr oft wiederholen möchte. Das Gewand von der Figur getrennt, würde man selten für ein Gewand erkennen, ehe noch für eine gerisselte Muschel oder etwas dergleichen an-

ſehen. Von den Statuen erinnere ich mich vorzüglich einer vortrefflichen Pallas, eines Apollo in Bronze, einer ſitzenden, aber ſchlecht reſtaurirten Agrippina, und (um der Seltenheit willen) eines weiblichen Satyrs. Ich wüßte nicht, daß man die letztere noch irgendwo anträfe; mir wenigſtens iſt unter den vielen tauſend Statuen, die ich geſehen habe, nur dieſe einzige Satyre aufgeſtoßen. Unter den Basreliefs iſt dasjenige, welches Zethus, Amphion und Antiope darſtellt, das koſtbarſte, vielleicht von Phidias ſelbſt gearbeitet, denn ſein Stil gleicht ganz dem der berühmten athenienſiſchen Künſtler. Deshalb hat auch wohl Winkelmann es über einem Kamine angebracht, wo man es ſehr bequem betrachten kann. Die Wahl des Herkules iſt mir durch die Art der Darſtellung ſehr merkwürdig geworden. Herkules ſitzt unter einem Apfelbaume, um den ſich eine Schlange gewunden, wodurch er dem Baume des Erkenntniſſes ſehr ähnlich wird. Die Wolluſt ſteht vor ihm, und bietet ihm eine Frucht, die ſie eben gebrochen. Der Tugend kehrt er den Rücken zu, ſie hat ihren Arm um den Baum geſchlungen. Faſt möchte ich wetten, daß in dieſe Fabel noch Umſtände verflochten ſind, die wir jetzt nicht mehr wiſſen, aus welchen aber die chriſtliche Mythologie ihre Adamsgeſchichte im Paradieſe gedrechſelt hat. — Das berühmte Basrelief, Antinous, iſt nur noch im Gipsabguß vorhanden. Dädalus, die Flügel des Icarus arbeitend, Diogenes in ſeiner Tonne, Berenice, die ihre Haare opfert, um ihrem Gemahl eine glück-

liche Rückkunft zu erflehen, der Kampf des Achilles mit Memnon, und hundert andere bald mehr bald weniger meisterhafte Darstellungen fesseln und entzücken das Auge. Mehrere antike Basreliefs in gebrannter Erde werden als eine große Seltenheit betrachtet. Der Büsten und Hermen sind unzählige. Man bewundert einen Jupiter Serapis in Basalt, einen Faunskopf von Giallo antico, eine Büste von schwarzem Basalt, deren Fußgestell aus dem äußerst seltenen grünen Porphyr besteht u. s. w. Auf einen prächtigen Sarkophag ist die Vermählung des Peleus mit der Thetis abgebildet. Ein alter Thierkreis in Marmor ist sehr interessant; er wird von einem Atlas getragen, und am Fußgestelle ist eine kupferne Schaumünze eingesetzt, welche dieselbe Vorstellung zeigt. Eine große flache Schale, zwei und zwanzig Fuß im Umfang, ist mit den Thaten des Herkules verziert. — Viele Mosaiken, höchst interessante Inschriften sind in die Wände gemauert; vermuthlich hat Winkelmann sie alle abgeschrieben; mir fehlte die Zeit, dabei zu verweilen. Eine antike Landschaft, auf Stuck gemalt, ist in ihrer Art eben so merkwürdig, als der schöne Plafond von Mengs, Apoll und die Musen. Der neuen Skulptur zu Ehren möge man auch einen Blick in die Kapelle werfen, denn man wird dort einen todten Christus finden (ich weiß nicht von wem), der den übrigen Kunstschätzen dieser Villa wenigstens keine Schande macht. — Auf dem Rückwege aus diesem Kunsttempel besuche man die nahe Villa Aldo-

brandini, wo sich ein großes, wohlerhaltenes, antikes Gemälde befindet, welches die Ceremonien darstellt, die einst von Neuvermählten beobachtet wurden. Es ist in der Nähe des Bogens des Galienus gefunden, und endlich auch unter Glas gesetzt worden, nachdem es bereits viel von seinem ersten Glanze verloren. Indessen bleibt es immer noch sehr merkwürdig, da es den deutlichsten Begriff von der Malerei der Alten gibt. Die Zeichnung ist schön, die Komposition einfach, Schatten und Farben gut vertheilt, der Ausdruck in den Köpfen sprechend. Eine Kopie davon, die Nikolaus Poussin gemacht hat, trifft man in der Gallerie Doria an. Uebrigens ist hier nichts zu sehen. — Aber der Palast Rospigliosi ist nicht weit; seine Gallerie gehört nicht unter die vorzüglichsten, und kann bequem in einer halben Stunde besehen werden. Der Palast steht auf den ehemaligen Bädern Konstantin's, den letzten, die in Rom gebaut wurden. Die berühmte Aurora von Guido Reni ist hier das merkwürdigste. Sie schmückt den Plafond eines Gartensaals. Blumen streuend fliegt sie vor dem Hesperus her, den sieben Nymphen umgaukeln, welche die Stunden vorstellen sollen. Warum gerade sieben? Das ist das Geheimniß des Malers. Sein Meer ist doch wohl allzu blau. — In einigen Nebenzimmern hängen ein paar gute Gemälde von Dominichino, unter andern Adam, der auf einen Baum gestiegen ist, um der nach dem Falle schamhaft gewordenen Eva ein Feigenblatt herabzuholen. Ich erinnere mich nicht, die-

sen allerdings malerischen Gegenstand von irgend einem andern Meister behandelt gesehen zu haben. Unter den Gemälden des Palastes zeichnen sich die zwölf Apostel von Rubens sehr aus. Herrliche Köpfe! Schade, daß man sie nicht alle zwölf neben einander gestellt hat, um die Verschiedenheit des Ausdrucks besser übersehen zu können. — Im Garten dieses Palastes fand ich am dritten Januar außer Millionen gelben Früchten, blühende Rosen, Levkoyen, Geranium und Astern. Man verzeihe dem Nordländer, daß er dieser lieblichen, ihm ungewohnten Erscheinung so oft erwähnt.

10. St. Peter in carcere.

Ein uraltes Denkmahl der Vorzeit, denn schon Ancus Marcius, der vierte römische König, hat es erbaut, Servius Tullius aber vollendet, und von ihm erhielt es auch den Namen Tullianum. Es steht noch jetzt, und wird wahrscheinlich noch ein paar tausend Jahre stehen, denn es ist aus gewaltigen, fast acht Fuß langen Quaderstücken erbaut. Es hatte drei Abtheilungen bis tief in die Erde hinab. Das unterste für die gröbsten Verbrecher hatte ein mit starken eichenen Bohlen ausgefüttertes Loch, woher es den Namen robur bekam. Hier herein warf man, in Kisten verschlossen, die zum Tode Verurtheilten, und ließ sie den Hals brechen oder verhungern. Daher die Redensart bei den Alten: Ex robore oder de robore praecipitari. Eine Treppe nach dem Markte hinab, hieß die Seufzertreppe (sca-

lao gemoniae) vermuthlich von den Seufzern derer, die in dieſes Gefängniß geführt wurden. Auf die Stufen legte man die nackenden todten Körper der Miſſethäter dem Volke zur Schau, und ſchleppte ſie dann durch die Straßen nach der Tiber. Chriſtliche Schriftſteller haben es, ich weiß nicht warum, carcer mamertinus genannt. Der heilige Peter hat zu Nero's Zeiten länger als neun Monate darin geſchmachtet. In dem Gefängniſſe iſt neben einer kleinen Säule der Platz, wo auf den Wink des heiligen Peter eine Quelle entſprang, um den bekehrten Kerkermeiſter zu taufen. Vermuthlich machte ein großer Waſſermangel in Rom dieſes Wunder nothwendig.

11. Carlucci.

Er iſt zwar nur ein gemeiner Mann, aber er hätte wohl auch ſeinen Platz unter den Künſtlern verdient. Wenn ich ſage: er macht herrliche Modelle in Korkholz, ſo gehört freilich zu dieſer Arbeit kein Genie; wenn ich aber ſage: ſeit zwölf Jahren beſchäftigt er ſich mit Erbauung eines kleinen Coloſſeums, mit einem Eifer, als ob es die Wiederherſtellung der römiſchen Republik gälte; wenn ich ferner erzähle, daß er für ihn ſehr koſtſpielige Nachgrabungen im Coloſſeum angeſtellt hat, und noch anſtellt, um den Grund dieſes bewundernswürdigen Baues zu erforſchen; ſo wird man bekennen, daß er mehr als ein

Langs. Ich mußte ja wohl, wenn ich nicht verbrennen wollte.

Fr. v. Langs. Wo brennt es denn?

Langs. Hier im Hause.

Fr. v. Langs. In Ihrem Kopfe!

Langs. Hat denn nicht der Blitz eingeschlagen?

Fr. v. Langs. In Ihren Kopf hat er geschlagen!

Langs. Nicht doch mein Engel —

Fr. v. Langs. Ja doch mein Satan! Sehn Sie doch nur zum Fenster hinaus, wie Sie meine liebsten Orangenbäume zerquetscht haben.

Langs. Das hat vermuthlich der Blitz gethan. — Haben Sie doch nur Erbarmen! ich bin naß wie eine blinde junge Katze, die man in den Teich wirft.

Fr. v. Langs. Wer hat es Ihnen geheißen?

Langs. Vetter Hurlebusch.

Fr. v. Langs. Wie?

Langs.

bloßer Handarbeiter iſt. Man muß das Modell ſehen, das ſeine Freude, ſeinen Stolz ausmacht; beſchreiben läßt es ſich nicht gut. Es iſt vierzehn Palmen lang und zwölf Palmen breit (eine Palme iſt etwas weniger als ein Fuß). Mit der mühſamſten Emſigkeit hat ſich Carluccio (der gemeine Mann) aus den alten Schriftſtellern von der Einrichtung des Coliſeums unterrichtet; nach dieſen Belehrungen und nach den herrlichen noch vorhandenen Trümmern hat er ſein Werk zuſammengeſetzt, und weiß von oben bis unten alles trefflich zu erklären, überall auf das Bewundernswürdige in der Bauart aufmerkſam zu machen. Der Mechanik, deren ſich die Alten bedienten, um ihre Amphitheater mit Segeltuch zu beſchatten, iſt er auf die Spur gekommen, zweihundert und vierzig Segel hat er angebracht, ſie ſind in einem Augenblicke ausgeſpannt und wieder eingezogen. Doch ſind nach ſeiner Meinung, nur die Sitze des Volks, nicht die Arena bedeckt worden. Er klagt ſehr über die neuen Antiquare, die ihn durch ihre Schriften über das Coliſeum irre geführt haben; denn als er bereits den innern Raum deſſelben, nach ihrer Angabe, gänzlich vollendet hatte, gerieth er erſt auf den Einfall, dieſe Angaben an Ort und Stelle zu prüfen. Er grub, und fand die angegebenen Maße unrichtig. Noch mehr, er fand, daß die Stufen weit tiefer, als man bisher glaubte, herabgegangen waren, zwar nicht als Sitze für die Zuſchauer, ſondern um den hoch oben ſtehenden nicht die

Aussicht zu benehmen, da sie — wenn eine gerade Mauer die Stufen plötzlich abgeschnitten hätte — jedesmal, wenn der Kampf dicht an dieser Mauer sich hinzog, nichts würden gesehen haben. Diese Entdeckung ist allerdings neu und interessant; die Freude darüber ist bei Carluccio größer als der Aerger, sein fast vollendetes Werk wieder einreißen zu müssen, eine Arbeit, bei der wir ihn eben ganz fröhlich beschäftigt fanden. Wenn er nur überall graben dürfte! das ist sein einziger Wunsch. Er hat sich unendliche Mühe gegeben, diese Erlaubniß zu erhalten, aber vergebens; denn gerade auf der interessantesten Stelle, wo noch nie gegraben worden, steht eine — Kapelle, deren Boden geweiht ist, und folglich nicht umgewühlt werden darf. — Was hat denn nun aber der arme fleißige Mann von seiner mühsamen dreizehnjährigen Arbeit? (denn noch ein ganzes Jahr wird hingehen, ehe er fertig damit wird.) — Ach! nicht das liebe Brot. Er hat zwar endlich einen venetianischen Kavalier gefunden, der ihm drei tausend Scudi (etwa vier tausend fünfhundert Thaler) dafür versprochen hat; aber welch' ein Preis für die Arbeit einer solchen Reihe von Jahren, die ihm noch oben drein selbst so viele Auslagen verursacht hat, und wenn nun endlich die drei tausend Scudi ihm ausgezahlt werden; wenn er sein schönes Modell einpacken und wegführen sieht; dann wird es ihm vorkommen, als habe er sich von einer Geliebten getrennt; und verläßt ihn der Muth, flugs wieder ein neues anzufangen, so prophezeie ich, daß er aus Gram

ſterben wird. — Auch eine Nachbildung der Trümmer des Coliſeums habe ich bei ihm geſehen. Man kann ſich nichts treueres denken. Er hat alle Steine wirklich gezählt, bei ihm iſt keiner mehr, und keiner weniger als in der Natur. Faſt möchte ich behaupten, er hat auch die Grashalmen und Blätter gezählt, die auf jenen Ruinen wachſen. Nicht genug! er hat jeden dieſer Millionen Steine ſo gewiſſenhaft nachgebildet, als ob er ein Portrait kopirte. Wo Zeit oder Meißel das kleinſte Loch gemacht haben, da hat er es ſicher aufgefaßt und angedeutet. Ich wundere mich nur, daß der Wagehals, bei dieſem ewigen Herumklettern im Coliſeum, den Hals noch nicht gebrochen hat.

12. Tommaſo Diamanti, Büchſenmacher und Mechanikus in Rom.

Dieſer Mann hat eine wichtige Erfindung bekannt gemacht, wofür er Segen und Fluch verdient, wenn er leiſtet, was er verſpricht. Es iſt nämlich eine Kanone, die nicht von vorne, ſondern von hinten geladen wird. Das Manöver, ſagt der Erfinder, iſt einfach, ſtark und untrüglich. Die Konſtruktion der Kanone iſt von der bisherigen ganz verſchieden, aber nicht minder ſolid und weit ſicherer beim Abfeuern. Es gibt da weder Schraube noch Zange, weder Pfanne noch Hebel oder ſonſt ein Gewicht; durch eine einzige Bewegung öffnet ſich der hintere Theil der Kanone; in einem Augenblick iſt die Ladung an ihrer Stelle,

ſelbſt im Dunkeln kann nicht gefehlt werden. Der Erfinder erbittet ſich die Probe zu machen, ſo oft man will, nur verlangt er mit Recht, daß man vorher eine gewiſſe Summe zu ſeiner Belohnung irgendwo deponire. Er will auch, unter ſeiner Direktion, Stücke nach ſeinem Modell gießen laſſen, und zugleich ein unfehlbares Mittel an die Hand geben, die Gefahr zu vermeiden, welche aus der Erhitzung der Kanone durch zu häufiges Abfeuern entſpringt. Beſonders nützlich würde dieſe Erfindung ſich auf Kriegsſchiffen erweiſen, wo das Laden mit ſo vielen Umſtänden verknüpft iſt. Er behauptet, daß künftig eine Kanone, welche nur von drei Artilleriſten bedient wird, doppelt ſo viel leiſten werde, als eine gewöhnliche. Häufigeres Losbrennen alſo und größere Sicherheit der Losbrennenden iſt der Hauptnutzen dieſer dennoch vermaledeiten Erfindung, denn gegen einen Artilleriſten, der dadurch am Leben erhalten wird, müſſen Hunderte in's Gras beißen, die bei langſamer Bedienung verſchont geblieben wären. Das kommt mir vor, als ob einer ſein Haus einriſſe, um zu verhindern, daß es auf dem Dache nicht durchregnen ſoll.

13. Einige der vorzüglichſten Kirchen zu Rom.

Niemand muthe mir zu, ein Verzeichniß aller hieſigen Kirchen und ihrer Merkwürdigkeiten zu liefern. Man zählt nicht weniger als dritthalb hundert Kirchen, außerdem noch dreizehn Hauptkirchen (Basilica), ſieben Kapellen, fünfzehn geiſtliche Kollegien, fünf Nonnenklöſter, ſieben

Oratoria, eine Taufkirche, und Gott weiß was noch sonst für geistliche Anstalten. Wenn man bedenkt, daß die Bevölkerung von Rom vielleicht bis auf höchstens hundert und zwanzig tausend Menschen zusammengeschmolzen ist, so folgt, daß etwa zwei hundert und fünfzig erwachsene Menschen immer eine große Kirche für sich haben, von der sie, wenn sie auch alle an einem Tage sich einfinden, kein Achtel ausfüllen können.

Die Gründung der Kirche des heiligen Martin geschah in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung. Die Christen, durch Verfolgung geehrt und hartnäckig gemacht, schufen sich ein heimliches Bethaus in einem unterirdischen Theile der Bäder des Titus. Es dient jetzt zu Begräbnissen. Unter andern ruht hier ein Kardinal, an dem ungeschmückten bemoosten Gewölbe hat man seinen purpurrothen Kardinalshut aufgehangen, und man glaubt nicht, welchen sonderbaren Kontrast dieser rothe Hut mit den ehrwürdigen Ueberresten der Bäder des Titus bildet, in welchen man noch auf antikem Mosaik wandelt. Schon um dieses einzigen Anblicks willen (den sogar einst ein Maler abgebildet hat) ist es der Mühe werth, diese Kirche zu besuchen. Außerdem sah ich da noch einen großen neuen Topf, der eine Urne vorstellen sollte, in welchem die Eingeweide eines gewissen Tomasi lagen, mit dessen Seligsprechung man jetzt beschäftigt ist.

Als Konstantin, der sogenannte Große, dem Christenthum Frieden schenkte (den es nie genoß), kroch es auch

hier unter der Erde hervor. Der heilige Sylveſter erbaute nun die obere Kirche, in welcher gegen das Jahr 321, im Beiſein Konſtantin's, zwei hundert und dreißig Biſchöfe ein Concilium hielten. Merkwürdiger iſt ſie jetzt dadurch, daß einſt Pouſſin, vor der Peſt fliehend, ſich auf lange Zeit darin verſchloß, und, um der Langeweile zu entgehen, die meiſtens ſchrecklicher iſt als die Peſt, Landſchaften an die Wände pinſelte. Es gibt wohl kaum eine Kirche mehr in der Welt, in welcher man Landſchaften anträfe. Dieſe hier widerſtanden der Zeit nicht lange. Man ließ ſie, für einige Scudi, durch einen Gaskogner reſtauriren und verderben. Jetzt bedeuten ſie faſt nichts mehr; indeſſen will ein Künſtler aus Heilbronn ſie in Kupfer ſtechen laſſen. Ich fürchte, er werde wenig Glück damit machen. — Unter mehreren nicht ſchlechten Gemälden hat mir beſonders ein Fegfeuer, wo ich nicht irre, von Cavalucci, gefallen. Das Fegfeuer iſt überhaupt eine der poetiſchen Erfindungen in unſerer unpoetiſchen Religion, und ich wundre mich ſehr, daß gute Meiſter dieſen Gegenſtand ſo ſelten, faſt nie, behandelt haben. — Auf dem Bilde, von welchem ich rede, ziehen einige Engel, wie gewöhnlich, gereinigte Menſchen aus den Flammen hervor; aber die Behandlung iſt ungewöhnlich. Die Köpfe ſind durchgehends ſchön und ausdrucksvoll, und vor allen zeichnet ſich ein liebliches Weib aus, das mit über die Bruſt geſchlagenen Armen der Erlöſung harrt, in ſeinem ſchönen Geſicht die rührenden Spuren langer Leiden

trägt, und dem nahenden Engel mit einem Blicke, in dem Demuth, Ergebung und Hoffnung sich herrlich mischen, entgegen sieht. Warum mußte sie so lange im Fegfeuer bleiben! sie hat doch gewiß nur geliebt.

Auch die Kirche des heiligen Peter in vincoli ist sehr alt, ja Peter selbst soll sie gegründet haben. Nero's Brand verzehrte auch sie, aber Papst Leo, der sogenannte Große, baute sie einem Wunder zu Ehren wieder auf. Denn als die griechische Kaiserin Eudoria die Kette zum Geschenk sandte, mit welcher einst Herodes den heiligen Peter fesseln ließ, gerieth der große Mann auf den großen Einfall, die geschenkte Kette mit derjenigen zu messen, die Peter in Rom getragen hatte, und siehe, kaum berührten sich beide Ketten, so vereinten sie sich auch brüderlich, und zwar so fest, daß keine Gewalt sie mehr trennen konnte. Was war also wohl natürlicher, als eine Kirche zu bauen? Man mißbrauchte dazu zweiundzwanzig herrliche antike Säulen von griechischem Marmor, die sieben Fuß im Umfange haben. Verschiedene gute Gemälde von Guercino finden sich hier. Vorzüglich aber bewunderte man vormals (vielleicht auch noch), die kolossale Bildsäule eines Moses von Michel Angelo, die das Grab Julius des Zweiten ziert. Ich habe nichts Großes daran gefunden, als die Größe. Man denke sich die Figur einmal verkleinert, so wird sie sehr unbedeutend sein. So schmal geschultert und so breitbäuchig bildeten die Griechen keinen starken kräftigen Mann. Der abscheuliche, bis auf den Gürtel

herabreichende Marmorbart ist vollends unausstehlich. — Hinter dem Altare steht ein antiker Stuhl von weißem Marmor, auf dem es sich recht bequem sitzt.

Santa Maria in Trastevere (jenseits der Tiber), vormals ein Invalidenhospital der römischen Soldaten, dann die erste der heiligen Jungfrau geweihte Kirche. Sie ruht auf mehr als zwanzig schönen antiken Säulen (denn man trifft fast keine Säule in Rom an, die nicht antik wäre). An dem mit geschmacklosen goldenen Zierathen überdeckten Plafond erblickt man eine Himmelfahrt der heiligen Jungfrau, ein treffliches Werk von Dominichino. Zur linken des Hochaltars ist ein sehr schönes antikes Mosaik in einen Pfeiler gemauert, es sind allerlei Vögel darauf, und schon wegen dieses schönen Ueberrestes allein verdient die Kirche gesehen zu werden. Der Maler Lanfranco liegt hier begraben. Merkwürdiger aber, als durch alles obige, wird sie durch einen Richterspruch des heidnischen Kaisers Alexander Severus. Als nämlich die ersten Christen um den Grundplatz dieser Kirche mit einigen Gastwirthen stritten, sprach der Kaiser den Platz den Christen zu, »weil es besser sei, wenn eine Gottheit, gleich viel welche, da verehrt werde, als wenn Gastwirthe ihr Wesen darauf trieben.«

Die Kirche der heiligen Cäcilia ist auf der nämlichen Stelle erbaut, wo das Haus der Jungfrau, Klavierspielerin und Märtirin gestanden haben soll. Man zeigt noch ihr Badezimmer, mit den Röhren, die Wasser und warmen

Dunst herbei führten. Außer ihren eigenen Gebeinen, werden auch die Knochen ihres Gemahls, des heiligen Valerian, hier aufbewahrt. Ihre liegende Bildsäule unter dem Altar wird gerühmt, es ist aber eine magere Figur.

Die Kirche St. Sebastian ist blos merkwürdig, weil man aus ihr in die berühmten Katakomben hinabsteigt. Sie sind aber bei weitem nicht so schön, als die zu Neapel, in denen man gemächlich wandeln kann. Hier muß man kriechen, klettern, oft sich bücken, und zwei Personen können nicht neben einander gehen. Da sich fremde Wagehälse darin verirrt haben, und schmählich umgekommen sind, so hat man jetzt viele Seitengänge weislich zugemauert. Schon eine Inschrift oben in der Kirche erzählt, daß hier hundert vier und siebzig tausend gemeine Märtirer und sechs und vierzig Päpste begraben liegen. Der Bannfluch wird demjenigen angedroht, der von diesen heiligen Gebeinen etwas entwenden wird.

Wenn man eben vor der Kirche Santa Maria della Palma vorbei fährt, und einen Augenblick übrig hat, so mag man zum Scherz wohl aussteigen, und betrachten, welche plumpe Füße der Herr Christus gehabt hat, denn seine Fußtapfen sind hier in einem Steine geblieben. Die Wiener würden es eine Pratze nennen.

Die Kirche St. Andreas della Valle ist reich an guten Gemälden. Man besucht sie vorzüglich wegen der vier Evangelisten von Dominichino, welche unter der von Lanfranco gemalten Kuppel befindlich, und

mit Recht eines der geachtetesten Werke dieses Meisters sind.

S. Maria d'Aracöli nimmt, der Sage nach, auf dem Capitolium den Platz des prächtigen Jupiter Capitolinus ein; ja, ihre zwei und zwanzig egyptischen Granitsäulen sollen noch dieselben sein, welche einst jenen berühmten Tempel trugen. Man gründet diese Vermuthung auf eine noch leserliche, aber doch wohl nicht viel beweisende Inschrift an der dritten Säule: A cubiculo Augustorum. Kaiser August soll, ungefähr zu der Zeit von Christi Geburt, dem Erstgebornen Gottes einen Altar darinnen errichtet haben, der ara primogeniti Dei hieß, und der Kirche nachher den Namen gab. Ich weiß nicht, wer den Einfall gehabt hat, dem Kaiser August eine solche Albernheit aufzubürden. Der Altar ist nicht mehr vorhanden. Dagegen hat der heilige Lukas sich auch hier durch ein Konterfei der Madonna verewigt, das mit wunderthätiger Kraft begabt, der Verdienste entbehren kann, durch welche die übrigen Gemälde dieser Kirche größtentheils sich auszeichnen.

Die Kirche des heiligen Clemens verdient aus zwei Ursachen gesehen zu werden; einmal, wegen einer Kapelle, in welcher die Leidensgeschichte der heiligen Katharina von einem der ersten Wiederhersteller der Malerei, Masaccio, al Fresko auf die Wand gemalt ist. Man findet vortreffliche Köpfe darunter, die Raphael oft studirt haben soll. Schade nur, daß während der Revolution die Republika-

Langs. Ich hatte mich hier ein wenig zur Ruhe verfügt, da packt' er mich an wie ein Karrenschieber; schreyt, das Haus stehe in Flammen, läßt mich sogar den Rauch riechen, sagt, die Treppe brenne schon, trägt mir einen Stuhl vor das Fenster, und wälzt mich hinaus auf die Terrasse.

Fr. v. Langs. Der Böſewicht! und mir sagt er, Sie hätten mit ihm um die Wette voltigiren wollen.

Langs. Ich voltigiren! mein Schatz, wo denken Sie hin!

Fr. v. Langs. Der Spitzbube! wo ist er? wo steckt er?

---

ner, denen nichts heilig iſt, auch in dieſer Kapelle Spuren ihrer Barbarei zurückgelaſſen haben, und daß von den Gemälden bald eben ſo wenig mehr übrig ſein wird, als von Leonardo da Vinci's Abendmahl zu Mailand. Wer übrigens noch nicht weiß, wie Seelen ausſehen, und wie ſie den Körper verlaſſen, der kann es hier gewahr werden. Der Mund des böſen Schächers ſpeit ein Kindlein aus, es liegt ihm noch halb zwiſchen den Zähnen, und auf dem Kreuze lauert der Satan, um es in Empfang zu nehmen. Der gute Schächer hat ſein Kindlein ſchon in die Luft gehaucht, und ein Engel trägt es davon. Die andere Merkwürdigkeit iſt die innere Einrichtung der Kirche aus den älteſten Zeiten, die in ganz Rom in keiner andern Kirche mehr gefunden wird. Sie beſteht aus zwei Reihen von Sitzen, zwei Kanzeln und einer umgebenden Gallerie, alles aus griechiſchem Marmor, im altgothiſchen Stil verfertigt, und in der Mitte der Kirche aufgeſtellt. — Das Kloſter gehört den irländiſchen Dominikanern, und als eine dritte, aber vorzügliche Seltenheit, muß ich noch anmerken, daß ein feiner, weltkluger Mönch uns herum führte, der ſehr gut franzöſiſch ſprach, und dem man leicht anmerken konnte, wenn er es auch nicht erzählt hätte, daß er einſt Almoſenier bei, ich weiß nicht mehr, welcher Geſandtſchaft war. Er erzählte auch unter anderm, daß, während der Revolution, die Juden den reich vergoldeten Plafond der Kirche gekauft hatten, und bereits abzubrechen anfingen, als ein fran-

zösischer Offizier sie noch daran verhinderte. Das war in der That eine recht jüdische Spekulation.

S. Peter in Montorio muß man jetzt in Paris suchen, denn seitdem das Meisterwerk Raphael's, die berühmte Transfiguration, von den Franzosen herausgeholt worden, verlohnt es nicht mehr der Mühe, diese Kirche zu besuchen. Wer aber etwa neugierig ist, das Plätzchen anzugaffen, wo der heilige Peter den Märtirertod empfangen, der findet dasselbe im Kloster darneben, von einem artigen runden Tempel beschattet, dessen Altargemälde von Guido Reni sein soll.

S. Nikolaus in Carcere. Keine kostbaren Gemälde und Statuen, aber die Erinnerung an eine köstliche That bewahrt diese Kirche, welche auf dem Platze steht, wo einst der Decemvir Appius Claudius ein Gefängniß hatte erbauen lassen. Es ist noch vorhanden. Mit angezündeten Fackeln steigt man hinab unter den Hochaltar, und — nach dem Willen des Führers — soll man die Spuren der alten Malerei bewundern, die noch am Gewölbe zu schauen sind. Doch wer könnte sich hier mit dieser bunten Schmiererei beschäftigen, die noch dazu offenbar aus spätern Zeiten herrührt. Hier war es, wo einst ein Greis eingesperrt wurde, um Hungers zu sterben. Seine Tochter erbettelte vom Kerkermeister die Erlaubniß, ihren Vater besuchen zu dürfen, doch ohne ihm Lebensmittel zuzustecken. Sie ließ sich jedesmal visitiren, sie brachte wirklich nichts, was ein Kerkermeister hätte finden können, aber ihr kindlicher Bu-

sen bewahrte Milch, die sie ihrem Säugling entzog; an diesem treuen Busen sog der alte Vater neues Leben ein. Seine Richter erstaunten, als sie vernahmen, daß der Greis dem Hunger so lange widerstehe; man belauscht die rührende Gruppe durch ein kleines Gitterfenster, an welchem ich gestanden habe; tiefe Rührung ergriff seine Henker bei diesem überraschenden Anblick, so wie mich bei der bloßen Erinnerung. Der Alte wurde begnadigt. Die Konsulen C. Quintius und M. Attilius bauten auf der Stelle einen Tempel der kindlichen Treue. Vor demselben ward eine Säule errichtet, die man Milchsäule nannte (columna lactaria), und an welcher die Findlinge ausgesetzt wurden. Man weiß den Namen dieses herrlichen Weibes nicht mehr, aber ich rechne ihre That ohne Bedenken unter die schönsten und schwersten, die jemals kindliche Liebe hervorgebracht hat. Es war nicht eine von jenen raschen Handlungen, die nur eine augenblickliche Aufopferung heischen, und eben darum weit leichter sind; denn ich möchte behaupten, es gebe keinen Menschen auf der Welt, der nicht in Augenblicken einer großen That fähig wäre. Aber ein schweres Opfer, das Tag für Tag, in jeder Stunde, dem Opfernden fühlbar, und dennoch standhaft vollbracht wird, dazu gehört ein großes, edles Herz. Man denke sich die Mutter, an die der geliebte Säugling sich stündlich anschmiegt, durch Lächeln und Weinen Nahrung aus dem mütterlichen Busen erfleht; man denke sich eine Mutter wie diese, die, trotz ihres über-

ſchwenglichen Gefühls, das ſchmachtende Kind doch immer wieder von ſich ſchiebt, um dem hungernden Vater ihre Milch zu bringen. — O! es muß ein herrliches Weib geweſen ſein! — Ihre That und der Schauplatz derſelben ſind jetzt unter dem Namen Carità romana bekannt. — Beim Herausgehen aus der Kirche werfe man noch einen lächelnden Blick auf den alten heidniſchen Altar, der hier zum Almoſenblock umgeſchaffen ward. — Von den acht ſchönen Marmorſäulen, auf welchen die Kirche ruht, ſollen vier aus einem Tempel der Juno ſein.

Wer den Madonnen-Maler Saſſo Ferrato liebt wie ich, der beſuche die Kirche S. Francesco de Paula, wo er in der Sakriſtei einen herrlichen Plafond finden wird, den man für eins ſeiner Meiſterſtücke hält. Die Madonna iſt wiederum das Schönſte davon, er hat aber hier auch gezeigt, daß er vortreffliche Greiſenköpfe malen konnte.

S. Maria della Minerva wurde alſo genannt, weil die Kirche auf einem Tempel der Minerva erbauet worden. Dieſer Tempel muß wohl prächtig geweſen ſein, denn man hat hier oft vorzügliche Kunſtwerke ausgegraben, z. B. die beiden Flüſſe Nil und Tiber, jetzt in Paris, ein paar Obelisken, eine Bildſäule der Iſis u. ſ. w. Ich ſpreche nicht von den Bildern und Grabmählern der heutigen Kirche, deren gerühmte Schönheit ich vergebens geſucht habe; doch ihre öffentliche Bibliothek muß ich im Vorbeigehen erwähnen, wenn ich gleich nichts weiter davon ſagen kann, als daß ſie aus vielen Büchern beſteht, die ein Kardinal Caſamatta dem Kloſter geſchenkt hat.

S. Sylveſter bewahrt eine ſchöne Madonna von Andrea del Sarto, und die Kirche der heiligen Apoſtel iſt weniger merkwürdig durch das Grabmahl Clemens XIV. von Canova (weil es mit Recht nicht für ſeine beſte Arbeit gehalten wird), als durch den Umſtand, daß am Sonntage, zwiſchen zwölf und ein Uhr, ſich faſt alle ſchönen und andächtigen Römerinnen da verſammeln, um durch die Andacht neue Reize zu gewinnen. Hier ſieht man ſie beſtändig Lippen und Augen bewegen, die Lippen für den Herrn Chriſtus, die Augen für ihre Liebhaber.

In der Kirche St. Gregorius haben Dominichino und Guido Reni einen edlen Wettſtreit, zwei herrliche Freskogemälde, geliefert. Man weiß nicht, welchem man den Preis zuerkennen ſoll, wenn nur die Gegenſtände nicht ſo martervoll wären.

Die Kirche der heil. Dreifaltigkeit hat Guido durch ein ſchönes Altarblatt verherrlicht. Auch der himmliſche Vater, in der Laterne über der Kuppel, iſt von ihm. Beides habe ich nicht geſehen, denn ich fand die Kirche verſchloſſen; aber in dem Hoſpital der Pilger bin ich geweſen, welches zu der Kirche gehört. Alle Pilger aller katholiſchen Nationen werden hier aufgenommen. In der heiligen Woche ſtrömen ſie beſonders zahlreich herbei, und man hat deren in einem Jahre (ich glaube 1775), in dieſer einzigen Woche fünftauſend gezählt. Da ſpeiſen ſie an langen Tiſchen, doch beide Geſchlechter abgeſondert, und ſchlafen in langen Sälen, wo ich achtundfünfzig reinliche

Betten zählte. Am Abend ihrer Ankunft werden ihnen auch die Füße gewaschen, und zwar von einer Brüderschaft, welche Prinzen und Kardinäle unter ihre Mitglieder zählt. Dieselben Brüder bedienen die Pilgrimme auch beim Essen, wobei es zwar sehr erbaulich, aber auch sehr ungeschickt zugehen mag. — Genesende, aus Hospitälern Entlassene, werden hier auch zu jeder Zeit drei oder vier Tage unterhalten, damit sie inzwischen für weitere Nahrung sorgen können. Allerdings eine löbliche Einrichtung. Ich fand solcher Leute einige zwanzig, die alle recht munter aussahen. Die Stiftung rührt vom heil. Philipp Neri her, besteht seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, und ist oft von frommen Gläubigen in Testamenten bedacht worden.

Wenn jemals eine christliche Kirche schön zu nennen wäre, so würde ich die Kirche S. Maria Maggiore also nennen, die auf ihren sechsunddreißig ganz weißen, recht jungfräulich aussehenden Säulen ruhend, der keuschen Diana anzugehören scheint. Die Kirche S. Maria Maggiore ist wirklich so schön, als eine Kirche nur immer sein kann. Sie steht auf den Ruinen des Tempels der Juno Lucina. Die heil. Maria, die eine große Liebhaberin von Kirchen sein muß, hat sich selbst die Mühe genommen, ich weiß nicht welchem Papst im Traume anzuzeigen, daß sie eine ihr geweihte Kirche auf demjenigen Platz in Rom begehre, den er am andern Morgen mit Schnee bedeckt finden werde. Der Papst machte sich früh auf, es war ein hübscher warmer Tag in den Hunds-

tagen, keine Spur von Schnee in ganz Rom anzutreffen, bis er endlich an dieſe Stelle kam, da lag der Schnee einige Fuß hoch, und bezeichnete ganz genau die Größe des Bauplatzes. Darum heißt die Kirche auch noch S. Maria in neve, (die heil. Schnee-Maria). Sie hat eine ſchöne Façade, auch einen Balkon zum Segnen für den Papſt, und eine zugemauerte Thür, wie die Peterskirche. In der dazu gehörigen Kapelle Sixtus des V. iſt Marmor aller Art, verde antico, vergoldete Bronze u. ſ. w. verſchwendet, ſie wimmelt von mittelmäßigen Statuen und ziemlich guten Gemälden. Dieſer Kapelle gegenüber iſt die des Hauſes Borgheſe, welche für die ſchönſte und prächtigſte in Rom gehalten wird. Hier ruhen die Säulen auf Fußgeſtellen von Agat, und das Bild der Madonna, ſchon wieder von Lukas gemalt, iſt auf Lapis lazuli geheftet, mit Edelſteinen umgeben. Vier Engel von vergoldeter Bronze halten es. Mehr als alle dieſe Herrlichkeiten hat Guido's Pinſel die Kapelle verſchönert, auch ſind noch andere gute Gemälde darinnen. Der Hauptaltar der Kirche iſt eine große Urne von Porphyr, und ſein Baldachin aus vergoldetem Metall wird von Porphyrſäulen getragen. Der König von Spanien iſt Protektor dieſer Kirche, und jederzeit ein Kardinal der erſte Chorherr derſelben. Ich warne jeden Reiſenden, nicht an hohen Feſttagen hinein zu gehen, weil dann ihre größte Zierde, die weißen Säulen, in rothen Damaſt vermummt ſind.

Es iſt nicht recht, daß ich ſchon von ſo vielen Kirchen,

und noch nicht von der des heil. Johann von Lateran geredet habe, da sie doch das Haupt aller Kirchen in der Welt genannt wird. Der Ursprung ihres Namens verdient Erwähnung. Es gab einmal eine sehr angesehene römische Familie, Lateranus, die große Güter, und auf dieser Stelle einen Palast besaß. Der letzte war Plautius Lateranus, lebte zu Nero's Zeiten, war zur Konsulwürde bestimmt, zog aber vor, sein Vaterland von einem Tirannen zu befreien, und wurde deshalb das Haupt der gegen Nero Verschwornen. Am Tage der circensischen Spiele wollte er sich dem Kaiser zu Füßen werfen, gleichsam um sich eine Gnade zu erbitten, ihn aber plötzlich bei den Beinen fassen, vom Throne reißen, sich auf ihn werfen und ihn halten, bis die Andern herbei kämen. Der Anschlag wurde verrathen, Lateranus starb von Henkers Hand, auf dem nur für Sklaven bestimmten Gerichtsplatze. Seine Güter zog Nero ein. Den Palast schenkte Konstantin dem Papst Sylvester, der die Kirche erbaute. Sie ist die vornehmste in Rom. Erwählte Päpste nehmen feierlich Besitz davon. Zwölf Concilien wurden hier gehalten. Tausend Jahre lang stand sie, bis 1308 eine Feuersbrunst sie verzehrte; man baute sie auf's Neue, doch ein schreckliches Erdbeben 1349 zerstörte sie abermals. Frömmigkeit rief sie bald wieder aus dem Schutte hervor. Viele Päpste schmückten, Clemens XII. vollendete sie. In der Vorhalle steht eine Bildsäule Heinrich des IV., des besten unter den Beherrschern Frankreichs, und eine andere, Konstantin des

Kleinen, die in dessen Bädern gefunden worden. Das Innere ruht auf mehr als dreihundert Säulen. Statuen und Gemälde gibt es die Menge, doch wenig vorzügliches. Verde antico und andere kostbare Marmorgattungen, wie auch Bronze, sind überall verschwendet. Einen Altar umgeben vier geriffelte metallene Säulen, die dem Jupiter Capitolinus entwendet worden sind. Man hält sie für die nämlichen, die Augustus nach der Schlacht bei Actium machen ließ; andere behaupten, sie wären von Vespasian aus dem Tempel zu Jerusalem gebracht worden. Das Altargemälde in der Sakristei ist von Michel Angelo. Die beiden leeren Köpfe von Peter und Paul werden in dieser Kirche verwahrt; auch alte Breter aus der Bundeslade und mehr dergleichen himmlische Sächelchen. Aber auch für Künstler gibt es Reliquien, denn die guten Maler Arpino und Andreas Sacchi liegen hier begraben. Beichtstühle findet man für alle Nationen. Eine Ueberschrift ladet jeden Fremden in seiner eigenen Sprache ein, diese Handlung zu vollbringen. — Der neben der Kirche befindliche Palast diente lange Zeit den Päpsten zur Wohnung, und wurde endlich in ein Hospital für dreihundert Waisenkinder verwandelt, die Seide spinnen mußten. Ob sie es noch thun, weiß ich nicht. Das Gebäude hat nicht einmal Fenster mehr.

Ganz in der Nähe von dieser Kirche gibt es rechter und linker Hand noch zwei Merkwürdigkeiten zu beschauen. Die erste, das sogenannte Baptisterium Konstantin's,

eine runde Kirche, auf acht ungeheuren Porphyrsäulen ruhend, welche die schönsten in Rom sind. Daß Konstantin sie erbauet hat, ist sehr möglich; daß er aber, wie man sagt, auch darin getauft worden, ist nicht wahrscheinlich, da der große Mann seine Taufe bekanntlich immer verschob, um das unschätzbare Glück zu genießen, in dem elenden Bächlein des Jordan getauft zu werden. Der Taufstein ist eine antike Urne von grünem Marmor. Am Sonnabend vor Ostern werden hier Juden und Türken getauft, wenn sie Lust dazu haben. Andreas Sacchi hat sich hier durch acht schöne Bilder aus der Geschichte der heil. Jungfrau verewigt, und andere gute Maler, z. B. Karl Maratti haben die Großthaten Konstantin's auf die Wand gepinselt, wie ihm z. B. ein Kreuz in der Luft erscheint, und wie er die wehrlosen Bücher der Arianer verbrennt. Allerlei Knochen vom heiligen Pöbel werden hier verwahrt.

Die andere Merkwürdigkeit linker Hand ist die Scala santa (heilige Treppe), die aus achtundzwanzig Marmorstufen besteht, welche aus dem Hause des Pilatus hieher gebracht worden, und auf welchen der Herr Christus auf und ab gewandelt sein soll. Diese Treppe darf man nur auf den Knien hinauf rutschen.

Die Kirche des heil. Paulus ist freilich etwas weit draußen vor dem Thore gelegen, man versäume aber doch nicht, sie zu besuchen, denn sie enthält das kostbarste Säulenmagazin. Vermuthlich hat einmal irgend ein Papst

Siebente Scene.

Doris. Selicour. Die Vorigen.

Dor. Lassen Sie mich! Sie sind ein abscheulicher Mensch!

Sel. Aber hören Sie mich doch nur an —

Langs. Was ist das für eine Mummerey?

Fr v. Langs. Habt ihr eine Promenade im Platzregen gemacht?

Dor. Eine schöne Promenade! Dieser Herr läuft unsern Milchmägden bis in den Kuhstall nach.

Fr. v. Langs. Wie? ich will nicht hoffen —

Sel. Bewahre der Himmel! —

Dor. Ich selbst hab' ihn ertappt.

einen großen Vorrath von antiken Säulen aus allen Winkeln zusammen geschleppt, hat gerade nicht gewußt, was er damit anfangen sollte, und um sie nicht in Vergessenheit gerathen zu lassen, hat er sie einstweilen hier aufgestellt. Denn nur in einem kleinen, durch Stufen erhöhten Theile der Kirche wird Gottesdienst gehalten, das übrige hat ganz das Ansehen eines Magazins, ist blos mit dem Dachstuhle bedeckt, und mit lauter Fragmenten von Grabsteinen und Inschriften gepflastert, alle so zerbrochen und gemißhandelt, daß dem Verehrer des Alterthums bei jedem Schritte das Herz blutet. Der Säulen sind nicht weniger als hundertundzwanzig, von Marmor aus Paros, egyptischem Cipollin, Porphyr u. s. w. Ringsumher sind alle Päpste, vom ersten bis zum letzen, sehr schlecht auf die Wand gepinselt. Natürlich verwahrt man hier den Körper des heil. Paul. In dem gothischen Kreuzgange des Klosters findet man eine große Menge eingemauerter Inschriften, meist aus den ersten christlichen Zeiten. — Kirche und Kloster sind so weise angelegt, daß sie einen großen Theil des Jahres unter Wasser stehen, welches natürlich die Luft da herum so ungesund macht, daß die Mönche sich alle Jahr genöthigt sehen, Wohnung und Tempel eine Zeit lang leer und öde stehen zu lassen.

14. Die Obelisken.

Es gibt deren nicht weniger als zehn in Rom, und selten wirft man einen Blick in eine Straße, ohne am

Ende derſelben einen Obelisk zu erblicken. Ich bekenne, daß mir dieſe Art eine Stadt auszuzieren gar nicht gefällt. Einen Stein, den die Egyptier vollgeſchrieben haben, um den Egyptiern irgend eine Nachricht zu hinterlaſſen, und zwar in einer Sprache, die kein Menſch von uns allen, nicht einmal ein Gelehrter verſteht (denn alles, was man etwa noch davon weiß, iſt: daß ein Sperber die Schnelligkeit, ein Krokodil das Böſe, ein Auge die Gerechtigkeit, eine offene Hand die Freigebigkeit u. ſ. w. andeutete); einen ſolchen Stein in Rom aufzuſtellen, iſt doch wohl närriſch, und wenn dieſe langen Maſchinen nur noch wirklich eine Zierde gewährten. Aber ihre Form iſt ſehr geſchmacklos; man ſieht es ihnen wohl an, daß ſie von Erfindung roher egyptiſcher Kunſt ſind, deren Urſprung ſich in den Zeiten der Semiramis (folglich über zwölfhundert Jahre vor Chriſti Geburt) verliert. Das Auge verweilt nicht gern auf ihnen, und wo ſie vor großen ſchönen Gebäuden ſtehen, da ſchaden ſie dieſen. Der größte Obelisk in Rom iſt der, welcher vor der Laterankirche ſteht, er mißt hundert fünfzehn Fuß. Vor dreitauſend Jahren hat ihn ein König von Egypten, den kein Menſch mehr kennt, zu Theben der Sonne geweiht; ein Sohn Konſtantin's ließ ihn nach Rom bringen, um ihn im großen Circus aufzurichten; in der That der einzige Platz, wo allenfalls ein Obelisk hingehört, weil er einen Zweck erfüllt. Zur Zeit Sixtus V. lag er ſechzehn Fuß tief unter der Erde, in drei Stücken zerbrochen.

Daß er wieder zu den heutigen Ehren gekommen, hat er diesem Papst zu verdanken. Das Kreuz oben darauf sticht gar artig gegen den Ibis und die anderen Hieroglyphen ab. — Auch den Obelisk vor S. Maria Maggiore, und den auf Monte Cavallo, welcher die herrliche Gruppe von Phidias verhunzt, hat derselbe Papst, den eine wahre Wuth ergriff Obelisken aufzurichten, bei dem Mausoleum des Augustus ausgraben lassen, wohin sie einst vom Kaiser Claudius gesetzt waren. — Der vor der Kirche S. Maria Minerva, und ein anderer auf dem Platz der Rotunde, haben vormals einem Isistempel in dieser Gegend angehört. Man hat zu dem ersten einen schlechten Elephanten machen lassen, auf dessen Rücken er jetzt steht. — Der Sonnenobelisk, den Kaiser August aus dem Marsfelde zum Behuf der Sonnenuhr errichtete, rührt noch von dem alten egyptischen Graubart Sesostris her, und steht jetzt auf dem Monte ciborio. — Von dem, welcher der Façade der Peterskirche so weh thut, habe ich schon geredet. — Den auf dem Platze Navona ließ Caracalla zum Behuf seines Circus aus Egypten bringen. — Der Obelisk auf Trinità del Monte schmückte einst den Cirkus in den Gärten des Sallustius. — Man bemerke, daß kein einziger Kaiser auf den närrischen Einfall gerathen ist, einen Obelisk zur Zierde der Stadt machen zu wollen; blos ihrer Rennbahnen wegen ließen sie die schweren unbehilflichen Maschinen aus Egypten bringen. Hätten die Päpste — die auf der geistlichen Rennbahn zum Himmel ihrer nicht

bedurften — ſie als Meilenzeiger gebraucht, und etwa die erſten zehn Meilen von Rom dadurch bezeichnen laſſen, ſo würden ſie allenfalls noch dem Reiſenden imponiren, und als eine würdige Vorbereitung zu dem Eintritt in die Hauptſtadt der Welt dienen, deren ehemalige Pracht in den heutigen Trümmern bald eben ſo unleſerlich ſein wird, als jene Hieroglyphen.

13. Fahrt nach Tivoli.

Nicht ohne groſſe Beſchwerden wird dieſes Vergnügen genoſſen, und doch darf Niemand Rom verlaſſen, bevor er nicht Tivoli geſehen hat, das berühmte Tibur, faſt ein halbes Jahrtauſend älter als Rom, und der reizendſte, fröhlichſte Aufenthalt, zu der Zeit, als Glück, Macht und Luxus der Römer den höchſten Gipfel erreicht hatten. Aber es liegt achtzehn Meilen von der Hauptſtadt, der Weg iſt ſehr ſchlecht; in kurzen Wintertagen kann man Abends nicht zurück kommen, weil man entweder den Hals brechen, oder den räuberiſchen Bewohnern der Campagna romana in die Hände fallen würde; man muß alſo die Nacht in Tivoli bleiben; immer eine unangenehme Bedingung bei einer Luſtfahrt, wenn gleich das Wirthshaus nicht ſchlecht iſt. — Man fährt aus Rom auf der uralten, jetzt aber ſehr ſchlechten ſalariſchen Straße, deren ſchon im dreihundert vierundneunzigſten Jahr der Stadt erwähnt wird, weil damals die furchtbaren Gallier bei dem dritten Meilenzeiger dieſer Straße ihr Lager aufſchlugen. Hin und

wieder findet man Stellen, wo noch das alte Pflaster liegt. Für beschlagene Pferde sind diese grosien breiten Steine zu glatt, ich meine aber, die Römer beschlugen ihre Pferde nicht. Man passirt einige Brücken, die wenigstens noch auf antiken Grundpfeilern ruhen. Wem auf dieser Fahrt der Wind entgegen weht, der wird (wenn ihn anders der Himmel mit einem feinen Geruch gestraft hat) schon bald hinter den Thoren von Rom durch einen Gestank gequält werden, der mit jedem Schritte vorwärts immer stärker und ekelhafter wird, bis er endlich in der Nähe des sogenannten Schwefelbaches fast den Athem benimmt. Er riecht wie das Nenndorfer Wasser, nur noch stärker. Ich rathe jedem Reisenden, sich mit einem guten Essig zu versehen, denn es ist hier schlimmer, als wenn er durch die pontinischen Sümpfe reist. Nicht weit vom Wege, wo der Bach entspringt, bildet er einen See, aus dem beständig Blasen aufsteigen, und auf welchem kleine Inseln herum schwimmen. Das Wasser sieht aus wie dünne, schlechte Milch. Die Alten schrieben ihm grosie Heilkräfte zu. Ein Orakel bewohnte vor grauen Zeiten den Hain, der es umgab, und hier befragte der König Latinus die Götter um Rath, als er seine Tochter Lavinia mit Aeneas vermählen wollte. — Den Schwefelbach im Rücken habend, erreicht man mit freierem Athem das Grabmahl der Familie Plautia, welches ganz dem der Cäcilia Metella ähnlich, ja fast noch schöner ist, denn obwohl die Gothen es auch einmal zur Festung gebrauchten, so ist es doch nicht

wie jenes durch einen hohen, kontraſtirenden Aufſatz verunziert worden; überdies ſchmücken noch ſechs Säulen die der Landſtraße zugekehrte Seite, wo auch die Inſchriften zu leſen ſind, und linker Hand hat ſich der Epheu außerordentlich maleriſch hinaufgewunden. Auch dieſes Grabmahl hat eine große Menge ſolcher Löcher aufzuweiſen, wie das Coloſſeum und andere. Ich bin hinan geſtiegen und habe ſie mit allem Fleiß unterſucht; es iſt durchaus keine Spur zu finden, daß jemals Metall da geſeſſen, und ſelbſt mein Begleiter (der der Hypotheſe ſehr zugethan war, welche behauptet, die Löcher ſeien blos gemacht, um das verbindende Metall heraus zu holen) wußte ſich gegen dieſen augenſcheinlichen Beweis nicht anders zu helfen, als indem er durch eine neue Hypotheſe die alte ſtützte; er meinte nämlich, man habe dennoch Metall geſucht, nur keins gefunden. Dann müſſen es wenigſtens emſige Sucher geweſen ſein, die durch ein paar Dutzend ſehr mühſam und dennoch vergeblich gemachte Löcher ſich nicht haben abſchrecken laſſen; auch hätten ſie dann die Mühe ſich ohne Noth verdoppelt, denn die Löcher ſind viel breiter und tiefer, als zu ihrem Zwecke nöthig geweſen wäre. Ich bleibe alſo noch immer dabei: die alte, nachgeplauderte Hypotheſe iſt ſehr unbefriedigend, und, weiß ich gleich keine beſſere anzugeben, ſo weiß ich doch, daß man eine beſſere erfinden muß. — Einige Meilen weiter verläßt man die Landſtraße und fährt, auf einem Wege, wie ihn nur Vaillant in Afrika mit ſeiner Ochſen-Equipage überwunden hat,

nach der Villa des Kaiser Hadrian. Iſt man einmal dort, ſo wird man freilich für die ausgeſtandenen Beſchwerden belohnt, denn man wandelt, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, in einem Walde von Ruinen, der ſieben Meilen im Umkreis hält. Kaum hat Rom, wenn es alle ſeine Trümmer zuſammenſtellt, ſo viele aufzuweiſen. Hier wollte einſt Hadrian alles vereinen, was Griechenland, Egypten und Aſien Schönes und Seltenes hervorgebracht hatten; ja ſogar eine lebendige Darſtellung der Hölle und des Eliſiums ſollte ſeine Villa enthalten. Er führte in der That ſeine rieſenmäßigen Entwürfe aus, und nur ein Wolkenbruch von Barbaren, ſchlimmer als der Aſchenregen, der Pompeji bedeckte, konnte alle dieſe Herrlichkeiten zerſtören. — Zerſtören, aber dennoch ihr Andenken nicht ganz vertilgen; denn welche ſtolze Trümmer haben der Wuth der Gothen getrotzt! was ſieht, was erkennt man nicht noch alles! Ein Theater, in dem jetzt freilich Pflaumenbäume wachſen, von dem aber Sitze, Bühne und Orcheſter noch deutlich zu unterſcheiden ſind; ein ſehr großer Waffenplatz, deſſen lange Mauer noch Spuren der Hallen zeigt, die, auf Säulen ruhend, ihn umgaben; ein Tempel oder Schule der Weiſen, wo vielleicht, in den ſieben noch vorhandenen Niſchen, Bildſäulen der ſieben Weiſen Griechenlands aufgeſtellt waren, wo jetzt zwar nicht mehr Lehren der Weisheit von Lippen der Philoſophen ſtrömen, wo ich aber am dreißigſten Dezember duftende Veilchen pflückte; eine

Naumachie (welches man wohl durch Wassertheater übersetzen könnte, weil da Seegefechte vorgestellt wurden), eine Bibliothek auf dem Gipfel eines Felsen, deren vormalige Bestimmung eine dort gefundene Inschrift verrathen hat, mehrere Tempel der Diana, der Venus, des Apoll; den Kaiserpalast selbst, dessen untere Hallen man noch mit heiligem Schauder durchwandeln würde, wenn nicht viele tausend Reisende ihre Namen an die Wände gekleckst hätten; die Quartiere der kaiserlichen Garde, jetzt die hundert Kämmerlein genannt; jede derselben war aufwärts dreimal abgetheilt, und das Ganze mochte etwa tausend und vierhundert Mann fassen; Grotten, die man für Gefängnisse ausgibt; Bäder für Männer und Frauen; ein Tempel des egyptischen Götzen Canopus, und noch hundert dergleichen Ruinen, deren ehemalige Bestimmung man nicht mehr kennt. Alle sind auf das malerischste mit Bäumen und Gesträuch bewachsen. Bei jedem Schritte möchte man sich hinstellen und zeichnen. An vielen Gewölben erblickt man noch die alten Verzierungen von Stuck, oft so zart und schön, als wären sie erst gestern aus des Künstlers Hand hervorgegangen. Auch allerlei Farben sind noch kenntlich. Jetzt dienen diese Trümmer unzähligen Amseln zur Wohnung, die, selten gescheucht, bei der Annäherung des Fremdlings laut schwatzend davon flattern. Keine menschliche Stimme ist zu hören, nur Jäger schleichen lauernd durch das Gebüsch, und wecken oft plötzlich durch einen nahen Schuß

den Wanderer aus schwermüthigen Träumereien. Die Naumachie ist ein Weingarten, die Rennbahn bedeckt ein Wald von Oelbäumen; zu den meisten Trümmern versperrt Dornengesträuch den Zugang. — Viele herrliche Denkmähler des Alterthums sind hier gefunden worden, jetzt die Zierde der Museen. So erzählt man unter andern, daß einst ein eben nicht reicher Mann hier lustwandelte, und von ungefähr eine kleine Oeffnung erblickte, welche, nach starken Regengüssen, durch das Einstürzen eines Gewölbes entstanden war. Er schaute hinab, und sah eine Grotte, ganz mit Statuen angefüllt. Sogleich schloß er die Oeffnung wieder, so gut er konnte; merkte sich den Platz, ging hin und kaufte den Weinberg. Da aber ein Gesetz befiehlt, daß alles, was der Käufer im ersten Jahre seines Besitzthums findet, zur Hälfte noch dem Verkäufer zugehört, so hatte er die Geduld, weit über ein Jahr zu warten. Dann erst stellte er sich, als wollte er auf dem bewußten Platze ein Haus bauen, ließ mit dem Graben des Fundaments den Anfang machen, und zog nun unter andern die berühmten neun Musen hervor, die ihm sein gewagtes Kapital zehnfach wieder einbrachten, und die noch jetzt eine Hauptzierde des Pariser Museums ausmachen. Cicero's Buch über die Pflichten hatte der Mann wahrscheinlich nicht gelesen. — — Ist man unter diesen Trümmern vergangener Herrlichkeit einige Stunden herumgewandelt, so nimmt man Abschied von dem einzigen Weingärtner, der zwischen ihnen wohnt, und der durch die Fieberblässe seiner Wangen und durch das

Bekenntniß, daß er in jedem Sommer ein Fieber zu überſtehen habe, den Beweis liefert, welche ſchädliche Dünſte die vernachläßigte Campagna romana aushaucht. Man fährt vollends nach Tivoli, einer ziemlich großen, aber ſehr ſchmutzigen Stadt, obwohl ſie auf dem Rücken eines Berges liegt. Mit den Einwohnern muß man ſo wenig als möglich Gemeinſchaft pflegen, denn ſie ſind zum Theil als unverſchämte Bettler, zum Theil als verwegenes, blutdürſtiges Volk bekannt. Auf unſere halb im Scherz gethane Frage: ob in den letzten Weihnachtsfeiertagen viele Menſchen umgebracht worden ſeien? antwortete man uns in allem Ernſt: es ſei dieſesmal nur ein einziger todtgeſtochen worden. — Sobald man im Wirthshauſe die nöthigen Anſtalten getroffen, eilt man zu der ſogenannten großen Cascade, wo der Fluß Anio (jetzt Teverone) ſich ungefähr ſo hoch als der Rhein bei Schaffhauſen, nur bei weitem nicht ſo breit, herabſtürzt, auch während ſeines Sturzes keine ſolchen Felſen antrifft, die ihn dort ſo ſehr maleriſch unterbrechen. Doch der Grund beſteht auch hier aus tief ausgewaſchenen Felſenſtücken, in welchen der Strom laut brüllend kocht, und ſeiner Schaum als einen dünnen Rauch ſo hoch emporſpritzt, daß man noch in großer Entfernung davon durchnäßt wird. — Herrlicher noch iſt das Schauſpiel, wenn man auf einem freilich ſehr mühſamen Fußſteige zu der Grotte des Neptun hinabklimmt. Hier kämpft der Strom furchtbar-ſchön mit den Klippen, und die tiefen Furchen der letzteren beweiſen, daß wenn ſie

Fr. v. Langſ. Schämen Sie ſich, Herr von Selicour.

Dor. Ja, wenn er ſich noch ſchämen könnte.

Sel. Erlauben Sie nur —

Langſ. Und ich glaube gar, er hat meinen Redingotte angezogen?

Fr. v. Langſ. In meinem Hauſe muß man den Wohlſtand beobachten.

Dor. Man muß ſich nicht zum Geſpött der Domeſtiken machen.

Langſ. Und meinen Hut hat er auch aufgeſetzt.

Sel. Aber ich bitte Sie —

Fr. v. Langſ. Ein ſolcher Unfug iſt in meinem Hauſe unerhört!

Dor. Mir wird man verwerfen, daß ich Sie hier eingeführt habe.

Langſ. Und vielleicht hat man ihn gar für mich angeſehn.

ihre tausendjährigen Plätze behaupten, es doch nicht ohne immerwährenden Verluſt geſchieht, der, ſo wenig auch jeder Tag ihnen nimmt, doch endlich die Stolzen in Staub auflöſen wird. Dieſe Klippen ſind wohl das treffendſte Bild des Ruhmes. Er ſei ſo groß er wolle, der Zeitenſtrom wäſcht und reißt ihn dennoch nach und nach mit ſich fort, bis nach Jahrtauſenden nur noch ein fabelhaftes Andenken von ihm zurück bleibt, und abermals nach Jahrtauſenden auch dieſes verliſcht. So berechnete einſt ein Engländer die Zeit, nach welcher der Name Jeſus Chriſtus, des berühmteſten unter den Menſchenkindern, von keiner Lippe mehr würde genannt werden. Hat man dieſem ernſten Bilde den Rücken gekehrt, ſo mag man im Heraufklettern ſich die Spuren eines großen Rades zeigen laſſen, welches mitten in den Felſen eingeklemmt war. Antik iſt dieſes Rad wohl ſchwerlich (vermuthlich war es ein Mühlenrad), da aber das Waſſer dieſes Stromes ſehr ſchnell eine dicke Steinkruſte anzuſetzen pflegt, ſo vermuthe ich, daß einſt ein Erdbeben dieſe Felſen, und alles, was darauf ſtand, durcheinander ſchüttelte (vielleicht vor wenigen Jahren), ein Rad blieb dazwiſchen, wurde nach und nach mit der Steinkruſte umzogen, das Holz faulte bald heraus, und nur die Form in Stein abgedrückt blieb zurück. So wird man auch noch mehrere Löcher gewahr, in welchen wahrſcheinlich Baumſtämme eingeklemmt waren. — Oben auf dem Felſen ſtehen noch zwei wohl erhaltene Tempel der Sybille und der Veſta, von welchen beſonders der

eine, runde, mit seinen korinthischen Säulen einen sehr malerischen Anblick gewährt. Tritt man hinein, so sind freilich wiederum alle Bänke mit Namen beschmiert; denn mitten unter den stolzen Ruinen, die so laut Vergänglichkeit auch der herrlichsten Menschenwerke predigen, können die kleinen Menschlein doch nie unterlassen, ihre unberühmten Namen auf einige Augenblicke zu verewigen. Was sie doch nur eigentlich dabei denken? — vermuthlich gar nichts. — Auf dem Rückwege durch die Stadt möge der neugierige Alterthumsforscher einen Augenblick in ein Haus treten, dessen Eigenthümer die Wände seines Hofes mit zerbrochenen Basreliefs, ganzen und halben Inschriften tapezirt hat, die in der Gegend von Tivoli gefunden worden sind. Mehrere darunter werden dem Gelehrten zu rathen geben. Eine, deren Bruchstück mir seltsam vorkam, habe ich abgeschrieben. Hier ist sie.

TREPTO
IMORECTORUM. ME
OAPOLLINIS ADIECTO
ONIA. DAPHNE
OPTIMO.

Hat man noch eine Stunde vom Tage übrig, so besuche man die Villa d'Est, der man es von außen wahrlich nicht ansieht, daß sie drei Millionen Scudi zu erbauen gekostet haben soll. Auch inwendig ist sie öde und leer. Nur die herrliche Aussicht vom Balkon, und die Sage, daß Ariost hier seinen Orlando Furioso gedichtet haben

ſoll, machen ſie dem Fremden merkwürdig. Welch ein kleiner Geiſt den Beſitzer oder Erbauer beſeelt hat, beweiſt eine im Garten ausgeführte, recht mesquine Idee. Er hat nämlich alle die ſchönſten Ueberreſte des alten Roms, das Pantheon, die verſchiedenen Tempel u. ſ. w. im Kleinen, etwas über Mannshöhe, nach bauen und alle auf einem Platze zuſammen ſtellen laſſen. Von oben herab ſieht es aus, wie eine Berlinee Weihnachtsbude, oder wie ein Zuckerbäcker Aufſatz auf eine Tafel. Die Dinger haben viele Tauſende gekoſtet, ſind auch oft wieder ausgebeſſert worden, ſo verliebt war der ſinnreiche Erfinder in ſeine alberne Idee. In der That gibt eine Abbildung in Moſaik auf einer Dose, einen deutlichern Begriff von jenen Trümmern, als dieſes Kinderſpielwerk. Weit lieber ſind mir die herrlichen Cypreſſen in dem wüſten Garten, die größten und älteſten, die man in und um Rom findet. — Wer, ſo wie ich, im Winter Tivoli beſucht, der muß die übrigen Merkwürdigkeiten auf einen Morgenſpazirgang verſparen. Dann aber wünſche ich jedem Reiſenden einen ſchönen heitern Sommertag, wie er mir am letzten Tage des Jahres zu Theil wurde, und einer der köſtlichſten Spazirgänge wird ihm jede Beſchwerde reich vergelten. Damen pflegen auf Eſeln zu reiten, welches ſie aber nicht thun ſollten, denn Geſellſchaft von Eſeln verkümmert jeden Genuß, und iſt gleich der Weg ein wenig ſteinig, ſo iſt er doch keinesweges beſchwerlich. Ein gemächliches Luſtwandeln von etwa anderthalb Stunden

wird jeder Dame wohl bekommen und Rosen auch auf sonst blasse Wangen locken. Ein enges tiefes Thal an des Berges Abhang zu umkreisen, um jenseits den herrlichen Cascatellen gegen über zu stehen, ist der Zweck dieser Wanderung. Man geht den großen Wasserfall noch einmal vorüber, und gelangt bald an eine Stelle, wo ein steiler Fußpfad hinab zu der Sirenen-Grotte führt, eine der Neptuns-Grotte ähnliche, aber noch romantischer ausgestattete Felsenhöhle, in welche der ganze Fluß sich durch ein einziges rundes Loch ergießt. Noch vor Kurzem konnte ein guter Kletterer auf mühsamen, sehr schlüpferigen und oft gefährlichen Wegen bis in die Grotte gelangen, und dort, dem beengten Strome zur Seite stehend, in eine einzige große Urne ihn auffangen; aber vor einigen Monaten hat die Flußnymphe zürnend sich in ihren verborgensten Heiligthum belauscht zu sehen, die längst ausgewaschenen Felsen übereinander gestürzt, und auch den kühnsten Sterblichen den Zugang verschlossen. Man muß sich daher begnügen, auf festem sichern Boden zu stehen, und die nassen Dampfwolken anzustaunen, in welchen die schöne Nymphe sich verhüllt. — Doch bald vergißt der Wanderer was ihm hier versagt worden, über den reichen Schätzen, welche die Natur auf jedem seiner Schritte vor ihm ausbreitet. Der mit zwei Tempeln gekrönte Felsen, an dessen Fuß der Anio in der Neptunshöhle schäumt; der Bergrücken, über ihm eine Stadt tragend; das enge Thal, an dessen steilen Wänden die Oelbäume und Weinberge

hängen, muntere Kinder ohne Schwindel herumklettern, Oliven zu sammeln, und lächelnd dem Steine nachblicken, der unter ihrem leichten Fußtritte sich lösend, pfeilschnell hinabrollt; rechter Hand bald eine Felsen-Grotte mit Epheu verschleiert, bald ungeheure Aloen mit baumhohen vertrockneten Blütenstängeln. So erreicht man endlich die Stelle, wo gegenüber schon längst ein dicker Wasserrauch die Gegenwart der Gascatellen verkündete. Dort hat eine ganze Schar muthwilliger Nymphen sich gelagert, die eine etwas höher oben, die andere ein wenig tiefer unten, die dritte mehr rechts, die vierte weiter links, doch alle haben ihre Urnen umgestürzt; Ströme, Bäche und Bächlein, stürzen, rollen und rieseln von Abhang zu Abhang, murren, wenn ein Felsstück es wagt sich ihnen entgegen zu stemmen, umarmen es schäumend, oder wälzen sich darüber hin, breiten sich fallend aus wie ein Fächer, und halten der Sonne einen Spiegel hin, die zugleich mit ihren Strahlen einen Bogen in die Dampfwolken zeichnet. Ich werde mich wohl hüten, eine Beschreibung dieses herrlichen Anblicks zu wagen. Mit einer Beschreibung könnte ich ohnehin mich nicht loskaufen, hunderte, tausende müßte ich entwerfen, denn jeder Schritt verwandelt die Scene. Bald ist die Aussicht frei, bald blinken die Ströme hinter dem blassen Grün der Olivenbäume; bald ist durch einen gekrümmten Baumast nur derjenige Theil sichtbar, der sich in Masse wie flockige Wolle herabgießt, bald verdecken die Baumgipfel den Sturz, und man wird blos den

Kampf der Wellen mit den Felsen im Abgrunde gewahr. Hier setze man ja nur langsam einen Fuß vor den andern, denn jeder eilende Schritt bezeichnet einen verlornen Genuß. Ein paar der schönen Nymphen scheinen mit ihren Gespielinnen zu maulen, die eine hat sich fern gelagert, läßt ihre Quelle einsam herabplätschern; die andere war noch eigensinniger, sie wählte zum Tummelplatz des nassen Spiels die Villa des Mäcenas, von welcher auf dem Bergrücken noch große Bögen zu schauen. Hinter einem solchen Bogen goß sie ihre Urne aus, daß der Strom malerisch hindurch stürzt und von Felsen zu Felsen zu den Gewässern der Tiefe hinabspringt. — Ach! hier wäre gut Hütten bauen! Doch was sind Hütten und Palaste, wären sie auch im Elysium selbst erbaut, wenn herzliche Bewohner ihnen mangeln. Ich darf nicht verschweigen, daß der herrliche Spazirgang dem Wanderer alle Augenblicke durch das verdammte date mi qualche cosa (gebt mir etwas) verleidet wird, welches ihm von allen Lippen entgegen tönt. Und nicht etwa von zerlumpten Bettlern, nein, von wohlgekleideten Landleuten, die da herum ihr Feld bauen, vonlmuntern, gesunden Kindern, die ihren Spielplatz verlassen, sobald sie einen Fremden gewahr werden, und ihn mit angeborner Unverschämtheit verfolgen. Hat man von den Cascatellen und Bettlern sich losgerissen, so führt der Weg an der Villa des Quintilius Varus vorüber, deren Bogen und Mauern nur noch durch ihre Größe die ehemalige Pracht verrathen. Man

klimmt hinab in das Thal, geht über eine antike Brücke, und steigt dann den Berg wieder hinauf, der größtentheils noch das antike Pflaster trägt. Ein wenig erschöpft vom Gehen, Sehen und Empfinden, erreicht man endlich den Tempel des Hustens, das Ziel der Wallfahrt. Er ist rund, klein, aber wohl erhalten und gleicht dem der Minerva Medica. Gern hätte ich in dem öden Tempel geopfert, da ich mir eben, auf der Kuppel der Peterskirche, einen derben Schnupfen geholt hatte. Doch statt der Bildsäule des Gottes erblickte ich blos Spuren einer Madonna, die einst ein frommer Pinsel hier an die Wand geschmiert hatte. Ich floh in den Wagen und eilte zurück nach der gedemüthigten Hauptstadt der Welt.

Noch eine Bemerkung vergönne man mir, ehe ich ganz von Tivoli scheide. Fast kein Tag im Jahre verstreicht, an dem nicht Künstler sich daselbst einfänden; alle Landschaftsmaler, die Italien bereisen, scheinen sich das Wort gegeben zu haben, vor allen Dingen die Cascade, und die Cascatellen von Tivoli zu zeichnen und zu malen; hunderte solcher Kopien der Natur habe ich gesehen, bevor mich die Natur selbst entzückte; ich glaubte längst einen deutlichen Begriff davon zu haben; ich glaubte der Genuß sei mir durch die vielen Bilder schon längst verkümmert, er werde zu wenig Neues mir darbieten. Aber wie sehr hatte ich geirrt! Diese Natur erreicht kein Pinsel, und ich habe mich auf's Neue überzeugt, daß ein Landschaftsmaler nur die ruhige See, höchstens einen stillen Fluß, nie aber

einen Waſſerfall malen ſollte, von dem er weder Leben noch Getös auszudrücken vermag, und der doch eben durch ſeine immerwährende Bewegung ſo reizend wird. So wenig der Hiſtorienmaler zu ſeiner Darſtellung einen ſchnell vorübergehenden Augenblick wählen darf, eben ſo wenig ſollte es dem Landſchaftsmaler erlaubt ſein.

---

16. Die Gemäldegallerie Doria.

Kein König darf ſich dieſer Sammlung ſchämen, die an Zahl und Werth den beſſern in Europa nicht nachſteht, wenn anders den vielen berühmten Namen zu trauen iſt, welche der Cicerone ſehr geläufig nennt, und die freilich nicht immer durch die ihnen zugeſchriebenen Werke gerechtfertigt werden. Eine lange, im Geſchmack des ſiebzehnten Jahrhunderts verzierte Gallerie, welche ein regelmäßiges Viereck bildet, und noch zwölf bis dreizehn daran ſtoßende Zimmer ſind mit mehreren tauſend Gemälden angefüllt, unter welchen der Behauptung nach kein einziges mittelmäßiges ſich befinden ſoll. Alle ſind stupendo oder maravigliozo. Dadurch muß man ſich nicht irre machen laſſen; es ſind wirklich herrliche Sachen darunter, die alte und reiche Familie Doria, deren Namen ſo oft in der Geſchichte glänzt und nicht glänzt, hat lange daran geſammelt; teſtamentariſche Verordnungen und Familienpacta haben jederzeit verhindert, daß auch Verſchwender nichts davon haben verſplittern können. Der ganze Palaſt, mit

seinen Marmorfußböden und schweren sammtenen Vorhängen vor Thüren und Fenstern, zeugt von antiker, solider Pracht. Schade, daß viele der Zimmer zu wenig Licht haben. — Einen flüchtigen Gang hindurch wird der Leser nicht ungern mit mir machen, denn meiner Gewohnheit zufolge werde ich nur da verweilen, wo Poesie mit Kunst vermählt, mir nicht blos Bewunderung, sondern auch Gefühl entlockt. — Der erste Saal enthält lauter Landschaften von Poussin (ein paar ausgenommen); der zweite, größere abermals. Liebhaber von Landschaften dürfen sich also hier großen Genuß versprechen; ich aber lasse mir die Landschaften nicht gern von Jemand anders, als vom lieben Gott selbst malen; und werfe daher nur einen flüchtigen Blick auf alle diese Schätze, die zum Theil mit schwarzen Bäumen und türkenblauen Horizonten prangen, welches gewaltig schön sein soll. Die meisten hat Poussin durch Figuren belebt, aber die Wahl seiner Historietten ist nicht immer die glücklichste. Zum Beispiel, ein Engel, der in einer kleinen Schale das Weltmeer auffassen will, um den heiligen Augustin zu verspotten, der sich einbildet, die unbegreifliche Dreieinigkeit zu begreifen. Der Engel ist allerdings ein kluger Engel (der, wenn er unsere heutigen Philosophen eines Besuches würdigen wollte, vermuthlich statt der Schale ein Sieb mitbringen würde), aber auf einer gemalten Landschaft macht er eine üble Figur, denn da muß eine Handlung sich rein aussprechen (wie die neuern Deutschen sehr geziert sagen), oder sie muß verständlich sein,

muß keiner Erklärung bedürfen (wie die ältern Deutſchen ſich ungeziert ausdrücken). Doch ſchon zu viel von Landſchaften. — Kain's Brudermord, von Gaſpa-ro, die Figuren in Lebensgröße, iſt gewiß ein ſchönes Bild, aber der Eſelskinnbacken in Kain's Fauſt, oder welcher andere Knochen es ſein ſoll, bleibt doch ein großer Fehler; denn zu geſchweigen, daß die Bibel, wo ich nicht irre, ausdrücklich eine Keule als Mordwerkzeug nennt, konnte Kain auch unmöglich mit dem Knochen eines Thieres ſich bewaffnen, weil es noch kein todtes Thier auf Erden gab. Doch wenn das alles auch nicht wäre, ſo hätte der Maler doch eine Keule wählen ſollen, denn dieſer Knochen thut die nämliche Wirkung auf das Ganze, die z. B. ein Hund, vor den Siegeswagen eines Triumphators geſpannt, hervorbringen würde. Im dritten Zimmer iſt die allgemeine Sündflut, von einem Maler aus der venetianiſchen Schule, abgebildet. Der Gegenſtand iſt ſehr unglücklich gewählt, eine Klippe für den größten Meiſter. Ich erinnere mich zwar wohl, in Paris eine Sündflut (von Pouſſin, wo ich nicht irre) geſehen zu haben, die mich entzückte, aber dort war das Hauptintereſſe in einer einzigen Gruppe vereinigt, alles übrige nur ſchwach angedeutet; hier ſind die nothleidenden Menſchen auf dem großen Bilde überall zerſtreut; das Auge möchte ſie gern zuſammen faſſen, ſich ein Ganzes daraus bilden, aber vergebens! man fühlt blos, daß die allgemeine Sündflut ſich nicht malen läßt, und daß Pouſſin's Bild zu Paris weit

Sel. Aber laſſen Sie mich doch nur zum Worte kommen. Der junge Hurlebuſch iſt Schuld an Allem.

Fr. v. Langſ. Mein Neven?

Dor. Mein Vetter?

Langſ. Schon wieder?

Sel. Er ſagte mir, Fräulein Doris ſey hinunter gegangen, um — um —

Dor. Doch wohl nicht um die Kühe zu melken?

Sel. Das nicht, aber um friſche Luft zu ſchöpfen —

Dor. Im Kuhſtalle? ich bin nicht ſchwindſüchtig.

Sel. Kurz, auf Kavaliers Parole, er ſandte mich hinunter, zog mir ſelbſt den Redingotte an, ſetzte mir den Hut auf den Kopf — und da ich das gnädige Fräulein ſo lange nicht geſehn hatte — und da ich ſie dort zu finden hoffte — und da man gern glaubt was man wünſcht —

weniger schön sein würde, wenn er sie wirklich gemalt hätte. Eben so ist es mit Schlachten. Wer mag das verworrene Gemisch anschauen und sich ein Ganzes daraus zusammen setzen? Gefechte kann man malen, Schlachten nicht. — Mit ungleich wärmerem Interesse verweile ich bei Portraits von der Hand großer Meister, denn in jedem Menschen-Gesichte hat die Natur die unendlichste Mannigfaltigkeit kunstreich zu einem Ganzen verschmolzen, und diese kleine Welt ist mit einem einzigen Blicke zu fassen und zu überschauen. Die Gallerie Doria ist reich an solchen Gemälden von Tizian, Rubens, dem unübertrefflichen Vandyk und mehreren guten Meistern. Vor jedem solchen Kopfe verweilt man gern Minuten lang, denn die ganze Seele geräth sogleich in Bewegung, sie vergleicht, macht Schlüsse, weckt Erinnerungen, ahnet Verborgenes, kurz sie genießt, indem sie alle ihre Kräfte in Thätigkeit setzt. Und das geschieht selbst dann, wenn sie von dem Original nichts weiß, wenn es irgend ein unbedeutender Prinz oder Rathsherr ist, den blos der Pinsel des Malers verewigt hat. Steht man aber vollends vor dem Portrait eines berühmten Mannes, dessen Geist, dessen Thaten man kennt, o dann verzehnfacht sich der Genuß. Auch diese Fülle des Genusses gewährt die Gallerie Doria. Man findet hier Macchiavelli, von Andrea del Sarto — (ja so mag er wohl ausgesehen haben, dieser feine Menschenkenner, den Thoren als einen Bösewicht verschreien, weil er Fürsten lehrte, Thoren klüglich zu beherrschen) —

Bartolus und Baldus, die beiden großen Juriſten, von dem göttlichen Raphael gemalt. Welch' ein Abſtich gegen Machiavelli's feine Phyſiognomie! ein paar rüſtige Streiter, das ſieht man ihnen an. Janſenius, von Tizian — kaum hätte ich in den Zügen des Hauptes einer Sekte ſo viele Sanftmuth, ſolch einen ruhigen Verſtand geſucht. — Rubens Geliebte, von ihm ſelbſt gemalt. In ihrem großen Auge ſchwimmt der Gedanke, man glaubt ihn zu errathen. — Holbein und ſeine Gattin, beide von ihm ſelbſt lebendig dargeſtellt. Vermuthlich hat er die Blumen und das Geld geliebt, denn er hat ſich in die eine Hand eine Nelke, in die andere einen Beutel gegeben. — Rubens Beichtvater, von Rubens Pinſel. — Der Papſt Panfili, von Diego Velasquez, iſt wahrlich ein bewundernswürdiges Bild, welches gewaltige Wirkung thut. Ein Kopf in päpſtliche Kleidung verhüllt, und dennoch ſolche Kraft, ſolche unwiderſtehliche Kraft! Purpur iſt des Mannes Gewand, Purpur der Seſſel, auf dem er ſitzt, überall Purpur und nichts als Purpur, und dennoch wußte der Künſtler aus dieſer Eintönigkeit ſo ungeheuern Vortheil zu ziehen. Selbſt das Geſicht hat eine rothe Tinte, aber Velasquez hat nicht mit Farbe, ſondern gleichſam mit Fleiſch gemalt. Man verzeihe mir den kühnen Ausdruck, das kühne Bild berechtigt dazu. — Welch' ein liebliches Weib hat dort Leonardo da Vinci dargeſtellt? Dieſe Augen ſprechen Liebe, dieſer Mund athmet Liebe — und dennoch — nur in weiblichen Phyſiogno-

mien ſtraft die Natur ſich Lügen — es iſt die Königin Johanna von Neapel, dieſe unzüchtige Mörderin ihres Gemahls, dieſer Schandfleck ihres Geſchlechts. O warum mußte der ehrliche Leonardo da Vinci, dieſer Freund von dem biedern Franz dem Erſten, ſeinen Pinſel ſo entweihen! — Geſchwind hinüber zu dem Bilde einer alten Frau, von Vandyk, die zwar dem Namen nach unbekannt, aber mit Jedem, der vor ſie hintritt, ſchon ſeit vielen Jahren vertraut iſt. Wahrer darzuſtellen iſt unmöglich. Es iſt eine gutmüthige geſchwätzige Alte, ſie möchte gar zu gern mit euch ſprechen, ſie thut den Mund ſchon auf; redet ſie nur an, ſie antwortet euch ganz gewiß — und Alles was ſie ſpricht iſt ſo verſtändig, ſo herzlich, man trennt ſich recht ungern von ihr.

Das ungefähr ſind die vorzüglichſten Portraits. Faſt möchte ich dahin auch noch einen Chriſtuskopf, von Frangi Pani, rechnen, über welchem das Kreuz, welches der Heiland trägt, hervor ragt. So rührend ſah ich die fromme Ergebung noch nie ausgedrückt. Und vor ihm der Kopf der heiligen Veronica — ihr offener, ſtummer Mund haucht und redet Schmerz. — Von alten Meiſtern finden ſich hier viele Bilder, doch ſind es meiſtens nur gelungene Bemühungen, die Kunſt aus der Kindheit heraus zu arbeiten. Am wenigſten unter ihnen ſchätze ich ſonſt Benvenuto Garofalo, aber man ſieht doch hier einen Beſuch der heiligen Jungfrau bei der heiligen Eliſabeth, der ihm Ehre macht und leicht ſein beſtes Werk ſein möchte.

Elisabeth eilt der Freundin mit offenen Armen entgegen. Der Kopf der Madonna wäre Raphaels würdig; daß sie aber in dieser beschwerlichen Kleidung einen so weiten Weg zu Fuß hat machen können, ist zu verwundern.

Eine Magdalena von Tizian ist schön, obwohl sie der von Franka Villa zu Neapel nicht gleich kommt. Der Meister verliebte sich selbst so sehr in sein Werk, daß er es mehrere Mal kopirte. Eine solche Kopie von seiner eigenen Hand wird hier gleichfalls gezeigt. — Ein heiliger Rochus, als kranker Pilger, von einem Engel geheilt, ein treffliches Werk des braven Schidone, von dem man aber auch Madonnen in dieser Gallerie antrifft, an die er sich nicht hätte wagen sollen. Kräftige Geschichtsmalerei war eigentlich sein Beruf. O wie manches herrliche Meisterwerk mehr würden wir besitzen, wenn die kleinlichen Bilder unserer Religion das Genie der größten Maler nicht so oft in Fesseln geschlagen hätten. — Von artigen, unterhaltenden Nachtstücken des Gherardo delle Notte hat die Gallerie Doria mehrere aufzuweisen, unter andern auch das Mädchen, das sich beim Lampenschein Flöhe absucht. Unbegreiflich, wie ein Maler einen solchen Gegenstand con amore bearbeiten kann. Noch obendrein sind die Flöhe entsetzlich groß. — Ein neapolitanischer Lazzaroni, welcher Melonen verkauft, von Michel Angelo Caravaggio, wird besonders die Reisenden interessiren, die eben aus Neapel kommen, denn es ist eine lebendig wahre Darstellung. — Der verlorne Sohn, der zu seinem Vater zu-

rückkehrt, von Guercino, iſt voll Ausdruck. Man ſollte aber den Vater davon wegſchneiden, denn der ſcheint mir ſehr unbedeutend. — Lieblich iſt die heilige Agneſe, von demſelben Meiſter, aber gemißbraucht hat er ſeine Kunſt, als er ſo kräftig den Simſon darſtellte, wie er aus dem Eſelskinnbacken Waſſer in ſeinen Mund laufen läßt. Es macht einen widerlichen Effekt. — Ueber die Maßen gerühmt wird eine Madonna von Guido Reni, wie ſie andetend über das ſchlafende Kind ſich neigt. Das Bild iſt allerdings ſchön, aber ich würde ihm dennoch die heilige Familie von Saſſo Ferrato vorziehen, die einen groſſen Eindruck auf mich gemacht hat. Wie herzlich und doch wie leiſe die Mutter das herrlich ſchlafende Kind an ihren Buſen drückt! Und dann dieſer ſchöne geduldige Kopf des heil. Joſeph! — Saſſo Ferrato malte nichts als Madonnen, und er that wohl daran, denn Alle ſind ihm ſo trefflich gelungen, daß ich faſt glauben möchte, dieſer Maler ſei eigentlich ein Frauenzimmer, ſei ſelbſt Mutter geweſen. — Eine Bathſeba im Bade, die eben ein Liebesbriefchen vom heiligen Wollüſtling David empfängt, wird einem Deutſchen zugeſchrieben, den die Italiener Bronchueſt nennen, und vermuthlich ſeinen Namen verſtümmeln. Man findet an dieſem Bilde vieles auszuſetzen, mich dünkt aber doch, das Weib habe ſehr ſchöne Arme und Füße. — Einer Judith, von Guido Reni, erwähne ich blos, um mich abermals darüber zu ärgern, daß auch die beſten Maler den ſchönſten Weibern abgehauene Köpfe in die

Hände geben, und dabei ihre Züge so freundlich frohlockend darstellen, daß es jedes Menschen Herz empören muß. Auch ist diese Darstellung durchaus unwahr. Kein solches Mädchen, und wäre es eine Charlotte Corday, trägt nach einer solchen unweiblichen That diese schöne weibliche Ruhe auf dem Gesicht. — Eines der vortrefflichsten Werke Tizian's ist Abraham, der Isaak opfern will. Wer diesen Greisenkopf und diesen schon halb entseelten Jüngling einmal gesehen hat, der vergißt beide nie wieder. — Will man die Gallerie in lustiger Stimmung verlassen, so betrachte man zum Schluß die Bauernhochzeit, von Teniers, oder die vier Geizhälse von Mareschalco d'Anversa. Für Damen wird das letzte Bild vielleicht den meisten Werth haben, denn es ist aus Liebe gemalt worden, und das schmeichelt doch immer dem ganzen Geschlecht. Der Maler nämlich soll ein Hufschmied gewesen sein, und sich in eines Malers Tochter verliebt haben. Der stolze Künstler wies den armen Handwerker zurück: nur ein Maler, sprach er, erhält meiner Tochter Hand. Aus einem Hufschmied plötzlich einen Maler zu schaffen, ist der Liebe ein Leichtes, sie hat wohl ganz andere Wunder bewirkt. Mareschalco d'Anversa vertauschte den Hammer mit dem Pinsel, und malte in Kurzem besser als sein Schwiegervater, von dem nichts übrig geblieben ist, als die Erinnerung an seinen Künstlerstolz. — Jetzt habe ich alles genannt, was mir in der Gallerie Doria besonderes Vergnügen gemacht hat. Es sind aber noch viele herrliche Sachen darin, an wel-

chen wiederum andere ſich ergetzen werden; dafür bürgen die Namen Annibal Caracci, Paul Veroneſe, Lanfranco, Vaſari, Spagnoletto und viele andere gute Meiſter, deren ich nicht erwähnte.

17. Die Villa Medicis.

Sie iſt vom Papſt Leo XI. aus dem Hauſe Medicis erbaut worden, und prangte vormals mit den herrlichſten Kunſtſchätzen, die aber ſchon längſt alle in Florenz ſich befinden. Was man ihr nicht hat rauben können, iſt ihre vortreffliche Ausſicht über Stadt und Land, und neuen Glanz gibt ihr die von Ludwig XIV. 1666 geſtiftete franzöſiſche Akademie, welche ſeit Kurzem hinein verlegt worden, da die franzöſiſche Regierung durch Kauf oder Tauſch die Villa an ſich gebracht hat. Dieſe Akademie der ſchönen Künſte beſteht jetzt aus ſechzehn Penſionärs, Maler, Bildhauer und Architekten, die ſämmtlich ſchon in Paris Preiſe ihrer Kunſt davon getragen, und als Preiserringer bekanntlich den ſchönen großen Vortheil genießen, fünf Jahre lang in Italien auf Koſten ihres Vaterlandes erhalten zu werden. Die Proben, die ſie ſchon dort von ihrem Genie ablegten, ſind Bürgen ihrer vollkommenen Bildungsfähigkeit, und ſelten werden ſie die Erwartung täuſchen, wenn nicht durch einen frühzeitigen Tod, der hier viele von ihnen wegrafft, vielleicht in Zukunft noch mehrere weggerafft werden, denn man behauptet, die Villa Medicis habe, eben um ihrer hohen Lage willen, eine ungeſunde Luft, weil ſie im Som-

mer die giftigen Dünste der Campagna di Roma aus der ersten Hand erhält. Der Vorsteher dieses Instituts, vor alten Zeiten selbst ein Zögling desselben, heißt Suvee, ein Mann von Kenntniß, Geschmack und Lebensart. Er hat vor achtzehn Monaten den Palast ohne Fenster und Thüren auf die jämmerlichste Weise zerstört, übernommen und schon jetzt eine neue, liebliche, obwohl noch nicht vollendete Schöpfung daraus hervorgezaubert. Von allen den berühmtesten Antiken hat er in einer langen Gallerie vortreffliche Abgüsse aufgestellt, und zwar die besten doppelt, weil ein oft unersetzliches Exemplar (da die Originale zum Theil in fremden Ländern sind) durch Zufall beschädigt werden könnte. Durch ein chemisches, ihm aus Paris mitgetheiltes Geheimniß hat er den Formen die häßliche gelbe Farbe sehr mühsam zu nehmen gesucht, alle seine Abgüsse sind blendend weiß, manche kaum vom Marmor zu unterscheiden. Auch die kürzlich entdeckte Pallas von Velletri findet sich hier, die man aber wohl weniger, als geschehen ist, hätte lobpreisen sollen. — Die Abdrücke von der trajanischen Säule, die der König von Frankreich einst mit großen Kosten formen ließ, lagen in mehreren hundert Stücken zerstreut, Niemand bekümmerte sich darum. Als die Neapolitaner nach Rom kamen, schaufelten sie dieselben, gleich als wären es Dachziegel, auf Frachtwagen, und schickten die Beute mit nach Neapel. Auf Suvees anhaltendes Begehren sind sie zurückgegeben worden; in welchem Zustande, kann man sich denken. Jetzt hat er die Bruchstücke sorgfäl-

tig in die Wände der Gallerie mauern lassen, und auf diese Weise ein schönes Denkmahl des Alterthums erhalten, dessen Original jeder Witterung ausgesetzt, täglich unscheinbarer wird, und dessen Kopie nicht mehr existirt, auch schwerlich zum zweiten Mal von einem königlichen Kunstbeschützer unternommen werden möchte. — Mehrere an die Gallerie stoßende Säle sind geschmackvoll mit Statuen und Basreliefs verziert; einer derselben ist der neuern Kunst gewidmet, man findet da einen Christus, von Michel Angelo, Werke von Bernini u. s. w., folglich sehr abstechend gegen die Meisterwerke der Griechen. — Im obern Stocke wohnen sämmtliche Pensionärs sehr bequem neben ihren Ateliers, und zwar so vertheilt, daß die Architekten die Stadt, die Maler das Land vor sich haben. — Beiläufig erwähne ich hier eine sonderbare Eigenschaft des italienischen Thons, welche den fremden Künstlern, die nicht damit bekannt sind, oft viel zu schaffen macht. Zwar läßt er sich leichter bearbeiten, als der deutsche oder französische, aber er hat so viele schlammige Theile, die, wenn sie nur ein wenig trocken werden, leicht bröckeln und auseinanderfallen. Daher muß das kleinste Modell einer Figur mit einer Menge Draht inwendig gestützt werden. Der Fremdling, der das in seinem Vaterlande nicht gewohnt war, vernachläßigt diese Vorsicht und findet oft am Morgen den Fleiß vieler Wochen in Trümmern liegen. Bei großen Werken wird das zuweilen sogar gefährlich. Der Bildhauer Schweiklen z. B. hatte ein sehr großes Basrelief unter-

nommen, welches faſt eine ganze Wand bildete, und wäre eines Tages beinahe davon erſchlagen worden, da es plötzlich zuſammen ſtürzte.

18. Die Villa Ludoviſi.

Der Beſitzer derſelben iſt ein wenig ſchwierig mit der Erlaubniß ſie zu beſehen; man muß ihm eine Viſitenkarte ſchicken, auf deren Rückſeite er ſodann die ſchriftliche Erlaubniß mit ſehr unleſerlichen Zügen ſetzt. So lange man den Garten durchwandelt, bereut man faſt die Mühe, welche man ſich darum gegeben, denn obwohl er von antiken Statuen und Vaſen wimmelt, ſo ſind es doch gerade die ſchlechteſten Alterthümer, die man nur hat auftreiben können, und noch obendrein ſo beſchädigt, daß man oft kaum unterſcheiden kann, was ſie vorſtellen ſollen. Es iſt ein wahres Lazareth von Antiken. Unter andern ſtehen um ein Gartenhaus eine Menge ungeheuer große, dickbäuchige Vaſen, die vielleicht einſt in einem Keller à la Heidelberg als Amphoren gedient haben mögen, hier aber einen wahrhaft gräßlichen Anblick gewähren. — Doch für all dieſes Aergerniß wird man durch einige große Kunſtwerke entſchädigt, unter ihnen das vorzüglichſte eine Gruppe von Menelaus (laut der griechiſchen Inſchrift), über deren Deutung die Kenner ſehr uneinig ſind. Es iſt eine ſchöne, doch nicht mehr ganz junge Frau, die einen vor ihr ſtehenden, noch nicht ganz erwachſenen Jüngling mit inniger Zärtlichkeit betrachtet, und, während er kindlich zu

Fr. v. Langs. Dahinter ſteckt etwas.

Langs. Hat er Ihnen nichts von dem großen Brande erzählt?

Dor, Am Ende iſt es doch wohl ein Schelmenſtreich von dem ſaubern Vetter. Mich hat er auch überredet.

Fr. v. Langs. Es ſcheint beynahe, er hat uns Alle los ſeyn wollen. Was gilt die Wette, ich finde ihn. (ſie öffnet die Thür) Richtig, da ſitzt er. (ſie geht hinein und ſpricht inwendig) Komm er doch einmal heraus, mein ſcharmanter Herr Vetter. (ſie führt Fritz bey einem Ohre heraus)

ihr hinauf ſieht, ihren Arm um ſeinen Nacken geſchlagen hat. Einige machen hieraus Electra und Oreſt, doch dieſer Blick iſt nicht der Blick einer Schweſter, auch findet ſich keine Spur von der Rache darinnen, welche Electra ihrem Bruder einzuhauchen ſuchte. Andere meinen, es ſei Papirius, der ſeiner Mutter die Geheimniſſe des Senats verräth. Doch das iſt wiederum nicht der Blick, mit dem man ein Geheimniß erzählen hört. Noch andere halten es für Phädra und Hippolyt; doch in dieſem ſeelenvollen Auge ſchwimmt nur Mutterliebe, kein unreiner Gedanke miſcht ſich hinein. Ich glaube alſo, jene drei Meinungen ſind alle drei irrig, aber freilich weiß ich nichts Beſſeres an die Stelle zu ſetzen, wie das gewöhnlich zu gehen pflegt. Eine liebende Mutter iſt die ſchöne edle Frau gewiß, welche? gleich viel! es iſt ein göttliches, der Natur abgeſtohlenes Kunſtwerk. Reſtaurirt iſt wenig daran, aber dies wenige herzlich ſchlecht.

Eine zweite ſehr ſchöne Gruppe iſt ein Mann, der eben ein junges Weib durchbohrt hat, und nun ſich ſelbſt das Meſſer in die Bruſt ſtößt. Man nennt ſie Pätus und Arria. Doch warum ſollte Pätus das Geſicht abwenden? und zwar nicht ſo, als wollte er den Anblick der Sterbenden vermeiden, ſondern als ſähe er nach etwas in der Ferne? — Wahrſcheinlicher iſt daher eine zweite Hypotheſe. Das Mädchen nämlich iſt eine Prinzeſſin, deren Namen ich vergeſſen habe. Die Burg, in der man ſie ſicher glaubt, wurde belagert, erobert. Ein treuer Sklave hatte auf dieſen Fall

Befehl, sie lieber zu tödten als dem Feinde in die Hände fallen zu lassen. Er führte diesen Befehl aus und ermordete dann sich selbst, indem er nach dem Sieger blickt, der so eben die Mauer ersteigt. Die Art jedoch, wie er sich ersticht, ist äußerst gezwungen; er stößt sich mit ganz verdrehtem Arm das Messer in den Hals. An dem Mädchen findet man keine Wunde. Nur unter der Achsel laufen ihr einige Blutstropfen am Gewande herab. Man legt das als eine große Delikatesse des Bildners aus, der dadurch habe andeuten wollen, der Sklave habe nicht gewagt, die keusche Brust seiner Gebieterin zu durchbohren. Ich finde das sehr lächerlich. Er hatte ja deshalb nicht nöthig, das Gewand wegzuschieben. Ich vermuthe vielmehr, daß dieser seltsame Umstand sich auf ein historisches Faktum bezieht. — Außer diesen beiden Kunstwerken erster Gattung sieht man hier noch einige andere von hohem Werth, z. B. einen sitzenden Fechter oder Krieger von großer Wahrheit, dessen Stellung nur ein wenig zu froschartig ist; einen schönen aber schlecht beleuchteten Junokopf u. s. w. — Ein kleines Haus in der Mitte des Gartens besitzt die herrlichsten Freskogemälde von Guercino, besonders eine Blumen streuende Aurora auf ihrem Wagen. Zwei Freskolandschaften von Dominichino verrathen den großen Meister eben nicht.

Die ganze Villa ist, wie fast alle Häuser der Großen in Italien, schlecht und altväterisch möblirt. Der angenehme Luxus mit geschmackvollen Ameublements scheint den

Italienern noch gänzlich unbekannt zu sein. Dagegen lassen sie ihren lächerlichen Stolz überall in Wapen und Inschriften hervorleuchten. Auch hier findet man wahrlich über jeder Thür angeschrieben: Kardinal Ludovisi, Camerarius u. s. w. — In einem der Zimmer wird in einem saubern Kasten ein versteinertes Menschengerippe gezeigt. Man sollte es eigentlich ein mit Stein überzogenes nennen, denn offenbar sind die Knochen blos von einer Steinmasse umgeben.

19. Monte Cavallo.

Die Hauptzierde dieses Platzes (und vielleicht von ganz Rom, wenn gleich Winkelmann, ganz unbegreiflicher Weise, nur im Vorbeigehen davon zu reden beliebt) sind die beiden kolossalen Gruppen, die ich die Pferdebändiger nennen möchte, ohne mich weiter darum zu bekümmern, ob sie Castor und Pollux vorstellen sollen, oder Alexander den Großen, der den Bucephalus bändigt. Das letztere ist ohnehin unmöglich, da, wenigstens die eine Gruppe linker Hand, unstreitig wirklich von Phidias zu sein scheint, der schon lange vor Alexander unsterblich wurde. Die Manier, und sogar die Art, wie der Meißel geführt worden, sind ganz dieselben, wie bei den berühmten Basreliefs von Athen, die Choiseul, wenn ich nicht irre, dort abformte, und deren Originale Lord Elgin nach England brachte. An das Piedestal der zweiten hat man den Namen Praxiteles geschrieben, ohne irgend einen Grund dafür

zu haben, als vermuthlich den, daß man keinen würdigern Namen neben den des Phidias zu setzen wußte. Beide Gruppen sollen von Nero oder Konstantin aus Alexandrien nach Rom gebracht worden sein. Es sind die kostbarsten Meisterwerke, in welchen man jedoch mehrere Sonderbarkeiten bemerkt, die sich blos dadurch erklären lassen, daß der Künstler ganz allein auf den Effekt arbeitete, den die kolossale hochgestellte Bildsäule hervorbringen sollte. So ist z. B. die rechte Hand an der Statue des Phidias weit größer als die linke, und das linke Auge ist weit tiefer eingesenkt als das rechte. Von unten hinaufgesehen wird man das nicht gewahr, man mag sich stellen wohin man will; ersteigt man aber das Piedestal, so fällt es sehr deutlich in die Augen. Am Kinn desselben Kolosses ist ein kleines Stückchen hervorragender Marmor stehen geblieben, Gott weiß warum. Beide Bildsäulen haben auf jeder Achsel und auf dem Kopfe ein Loch, welches wieder zugemacht worden; vermuthlich steckten einst Eisen darinnen, um einen Schirm daran zu befestigen, und so die Statuen vor dem Einfluß der Witterung zu schützen. Diese Gewohnheit soll bei den Alten nicht selten gewesen sein; es muß aber kurios ausgesehen haben, Bildsäulen mit Regenschirmen. Eine heilsame Vorsicht war es allerdings, denn jetzt leiden diese herrlichen Kunstwerke sehr, und an Stellen, wohin das Regenwasser gewöhnlich seinen Lauf nimmt, kann man in der Nähe fühlen und sehen, daß die unberührten Theile weiter hervorstehen, gleichsam einen Wulst bil-

den. In einigen Jahrhunderten werden dieſe unerſetzlichen Denkmähler nur noch unſcheinbare Trümmer dem Auge darbieten. Und dennoch denkt Niemand daran ſie abzuformen! — Nur ein Engländer hat es einſt gethan, die Formen aber mit nach England genommen, folglich ſind ſie für Rom verloren. — Warum der Künſtler die herrlichen Roſſe ſo klein gemacht hat? mag er ſelber wiſſen. Wenn ihre Führer darauf ſtiegen, würden ihnen die Füße auf den Boden hängen. Die Koloſſe ſelbſt ſehen von unten auch bei weiten nicht ſo groß aus, als ſie wirklich ſind; ſteht man aber oben, ſo reicht ein Mann von mittlerer Größe ihnen bis an das Knie. — Zwiſchen beide Gruppen hat man — wie mich däucht unverſtändigerweiſe — einen Obelisk von rothem Granit geſetzt, vermuthlich damit es fein ausſehen ſoll, wie das Plateau auf einer Tafel.

20. Der Todten-Garten.

Ich ging in die Capucinerkirche, um ein Gemälde von Guido Reni zu ſehen, den Engel Michael, wie er mit vieler Grazie den Teufel an einer Kette hält. Wer in Wien jemals das ſchöne Ballet Alcine ſah, der hat das leibhafte Original dieſes Engels geſehen, denn gerade ſo ſtand die reizende Caſſentini auf dem Zauberer. — Bei dieſer Veranlaſſung rühmte man mir den Begräbnißort der Capuciner, ich wurde neugierig ihn zu ſehen, ohne jedoch ein ſo außerordentlich frappirendes Schauſpiel zu erwarten, als ich in der That fand. Nie wird das Bild davon aus mei-

ner Seele ſchwinden. — Man denke ſich weder Kirchhof noch Todtengruft, weder Keller noch Höhle. Im untern Stockwerk des Kloſters, doch nicht unter der Erde, öffnete ſich mir eine Reihe von gewölbten Zimmern, deren Fenſter alle nach dem Hofe hinaus und geöffnet waren. Nie habe ich eine reinere Luft geathmet als hier, auch war das wohl nöthig, da das Schauſpiel ſelbſt die Bruſt ohnehin ein wenig beengte. Für die Lebenden, die hier wallen, läuft ein Gang längs den Fenſtern, den rechter Hand eine niedrige Gallerie von den ſtillen Wohnungen der Todten ſcheidet. Jenſeits dieſer Gallerie erblickt man in jedem Zimmer, und zwar ſo groß als das Zimmer ſelbſt, eine Grotte von Todtenknochen, die äußerſt künſtlich über einander geſchichtet ſind. In kleinen Zwiſchenräumen bilden dieſe Grotten Niſchen, und in jeder Niſche ſteht oder liegt ein todter Capuciner, in der Stellung eines Lebenden, angethan mit ſeiner Kutte, der grinſende Kopf meiſtens noch mit dem langen Bart verſehen; denn man muß wiſſen, daß in dieſen Gewölben, wie in dem Bleikeller zu Bremen, die Todten nicht verweſen, ſondern nur austrocknen; diejenigen, welche am beſten erhalten ſind, werden auf dieſe Weiſe hingeſtellt und gelegt. An jedem iſt ein Zettel befeſtigt, auf welchem zu leſen, wie er geheißen, wann er geſtorben. Das Häuschen, in welchem er gleichſam Schildwache ſteht, um die Ankunft des jüngſten Tages zu erwarten, iſt klein, ſehr klein, und doch beſteht es aus hunderten ſeiner Brüder. Der enge Raum zu ſeinen Füßen umfaßt ſieben

Gräber, die aber nicht Hügel bilden, sondern gerade so bearbeitet sind wie Gartenbeete. Hier trocknen die Capuciner aus, bis der Mangel an Raum sie nöthigt, Platz zu machen, und wohl ausgedörrt wieder an das Licht der Welt hervorzugehen. An jedem Grabe steht ein einfaches schwarzes Kreuz. Den Plafond schmücken Arabesken und allerlei Zierathen von Todtenknochen, wozu man die kleinern ausgesucht hat. Ein ziemlich großes Kreuz war aus lauter Gurgelknochen zusammengesetzt. Ansehnliche Kronleuchter mit vielen Armen und Lampen von verschiedener Größe hingen von der Decke herab, sämmtlich aus Todtenknochen, ohne irgend eine andere Zuthat, geformt. Wandleuchter von derselben Materie zierten den Gang, der vor der Grotte hinlief. Jedes Zimmer hatte seine eigene Architektur, in dem einen waren es lauter Köpfe, in dem andern lauter Hüftknochen u. s. w., in jedem aber standen und lagen die Capuciner in Nischen, wie chinesische Puppen. Wir hoben eine Kutte von denselben auf und sahen eine Haut, die gelbem Pergamente glich. Jede dieser seltsamen Statuen trug in ihrer Hand ein Licht, jeder Kronleuchter und jede Lampe waren mit vielen Lichtern besteckt, auf jedem Kreuze hatte man ein Licht befestigt. Nun denke man sich diese Beleuchtung bei Nacht! Es muß einen schauerlich großen Eindruck machen, wenn hier, wo so viele tausend Lebenslichter ausgelöscht sind, die Flämmchen zwischen Millionen Knochen hervorschimmern. Unterlasse doch ja kein Fremder die fünf Grotten zu besuchen, in welchen mehrere Tausende

ſeiner Mitbrüder ſo friedlich neben und übereinander hauſen. Kaiſer Joſeph iſt auch hier geweſen. Ich wünſchte, jeder Fürſt, der nach Rom reiſet, thäte ein Gleiches. Aus der vierten Grotte tritt man in eine kleine Kapelle, wo Seelenmeſſen geleſen werden, und die, obwohl ſparſamer, auf gleiche Weiſe wie die übrigen verziert iſt. —

Hat man dieſen Todtengarten wiederum verlaſſen, und will ſich zerſtreuen, ſo betrachte man in der Kirche noch einige ſchöne Gemälde von Peter von Cortona, Dominichino, Lanfranco und andern. Im Vorbeigehen werfe man auch einen Blick auf den Altar, der die Reliquien des heil. Juſtinus bewahrt.

---

21. Der Palaſt Barberini.

An Gemälden, Statuen, und — wie gewöhnlich — an ſchlechten, geſchmackloſen Möbeln iſt dieſer Palaſt reich. In einem großen Saale hat Peter von Cortona ſein Meiſterſtück an die Decke gepinſelt, das Barberiniſche Wapen nämlich wird von den Tugenden gegen Himmel getragen. Welch ein erbärmlicher Gedanke! — Ich würde den Leſer zu ermüden fürchten, wenn ich von den vielen ſchönen Sachen, die ich hier ſah, mehr als das vorzüglichſte mit ſtrenger Auswahl nennte. Auf der großen Treppe brüllt dem Fremden ein ſehr ſchöner antiker Löwe entgegen. Schade, daß einige Tatzen und der Schweif ſo ſchlecht reſtaurirt ſind. Der letztere iſt beſonders ſo lang gerathen, daß drei Löwen ſich darin theilen und damit zufrieden ſein könnten. —

Der sehr zahlreichen Sammlung von Gemälden hat Leonardo da Vinci die Krone aufgesetzt, durch ein unvergleichliches Bild, welches ganz fehlerlos sein würde, wenn es wirklich das vorstellte, was es vorstellen soll, nämlich die Eitelkeit und die Bescheidenheit. Es sind herrliche Figuren, aber es ist auch nicht eine Spur weder von Eitelkeit noch Bescheidenheit darin. Eine Magdalena von Guido; die junge Bäckerin, Raphael's Geliebte, von ihm selbst gemalt; einige Bilder von Andrea del Sarto, Tizian, und — dem Vorgeben nach — auch von Raphael; das mag genug sein, um den Kunstliebhaber zu locken. Er wird außerdem noch mehr gute Gemälde, aber auch recht viel Schofel finden, der mit den berühmtesten Namen dekorirt ist; die italienischen Großen sehen blos darauf, so viel Zimmer als möglich mit Bildern zu behängen, und wenn denn ein paar wirkliche Meisterstücke darunter sind, so ist ihnen das übrige ziemlich gleichgiltig. — Die Antikensammlung prangt mit einem herrlichen schlafenden Faun, die einzige Statue, von der man weiß, daß sie eine von denen war, welche Hadrian's Grabmahl (die Engelsburg) schmückten. Trotz der wirklich sehr indecenten Stellung, welche man diesem Faun vorwirft, ist er doch ein griechisches Meisterwerk, welches den besten an die Seite gesetzt zu werden verdient. Er steht erst seit Kurzem wieder hier, denn während der Revolution wurde er verkauft, und der Bildhauer Pacetti erstand ihn um geringen Preis, restaurirte auch seine Hände so schlecht als

möglich. Nach wieder hergestellter Ruhe fand man, daß es besser sei, den Kauf zu annulliren, und man fing deshalb einen sehr ungerechten Prozeß an. Das bewog Pacetti mit dem Verkauf seines bestrittenen Eigenthums zu eilen, und er fand bald an dem Bruder des französischen Kaisers einen Kenner und Liebhaber, der das feilgebotene Meisterwerk nach Würden schätzte. Allein der Papst ließ Pacetti drohen, er solle sich zum Ziele legen, er werde und solle seinen Prozeß nie gewinnen. Diesem Gewaltstreich verdankt es Rom, daß eines der schönsten Ueberbleibsel der griechischen Bildhauerkunst nicht aus seinen Mauern fortgeschafft worden. Ein sehr elendes Familienportrait, welches aber das Verdienst der Aehnlichkeit hat, macht es begreiflich, daß dieser Principe Barberini solche Wege einschlagen konnte und mochte. — Eine andere Statue, die zwar unstreitig auch antik, obwohl von geringerem Werthe ist, wird durch eine Eigenheit merkwürdig, die ich noch an keiner Bildsäule aus dem Alterthume bemerkte. Sie stellt nämlich Brutus vor, der die beiden abgehauenen Köpfe seiner Söhne in beiden Armen trägt; folglich sind hier drei Büsten beisammen. Es nimmt sich aber schlecht aus, und darum haben auch wohl die Alten diese seltsame Idee nie wiederholt. — Die Bibliothek des Hauses Barberini soll aus fünfzigtausend Bänden bestehen, auch einige tausend Manuskripte besitzen. Sie steht Montags und Donnerstags dem Publikum offen; aber Niemand geht hin.

Achte Scene.

Frih. Die Vorigen.

Fr. v. Langſ. (ihn noch immer haltend) Er unterſteht ſich mit Leuten Spas zu treiben, denen er Ehrfurcht ſchuldig iſt?

Dor. (die ihn beym andern Ohrzipfel ergreift, ſo oft Frau von Langſam ihn los läßt) Meinen Sie, Vetter, man dürfe ſich mit Damen ſolche Studentenſtreiche erlauben?

Fr. v. Langſ. Mir ein X für ein U zu machen — (zieht ihn herüber)

Dor. (zieht ihn hinüber) Mich im Platzregen in April zu ſchicken —

Fr. v. Langſ. Mich gegen meinen geliebten Gemahl aufzuhetzen — (zieht ihn herüber)

Dor. (zieht ihn hinüber) Mir Mißtrauen gegen die guten Sitten unſers Gaſtes einzuflößen —

22. Der Palaſt der Cäſaren.

Majeſtätiſche Trümmer! — Schon Romulus ſpielte als Kind auf dem palatiniſchen Berge. Auguſtus erbaute hier einen Palaſt, nachdem er über vierzig Jahre genügſam in dem nicht prächtigen Hortenſiſchen Hauſe gewohnt hatte, welches endlich abbrannte. Vor dem Eingang ſeines neuen Palaſtes ſtand ein Lorbeerbaum, der ihm mehr werth ſein mußte, als alle Triumphbogen, denn man hatte einen Eichenkranz daran gehangen, zum Zeichen, daß er vielen römiſchen Bürgern das Leben gerettet habe. Er ſtiftete hier auch eine berühmte Bibliothek, von deren Lokal ich mir keinen rechten Begriff machen kann, wenn es wahr iſt, daß eine koloſſale Bildſäule von Bronze des Apollo darinnen ſtand, deren Höhe Plinius auf fünfzig Fuß angibt. Welch einen Saal ſoll ich mir denken, um dieſer Statue gehörigen Raum zu geben? — Tiberius erweiterte dieſen Palaſt, Caligula noch mehr; er baute die Façade nach dem Forum hinaus, und hängte durch eine prächtige Brücke auf achtzig Marmorſäulen den kapitoliniſchen Berg mit dem palatiniſchen zuſammen. Endlich kam Nero, dem nichts groß genug war; er nahm den ganzen Raum zwiſchen dem cöliſchen und esquiliniſchen Berge noch dazu, und nun wandelte man daſelbſt zwiſchen Gärten, kleinen Seen, Bädern, Gehölz und Häuſern; es glich einer kleinen Stadt. Noch einmal verzehrte das Feuer dieſe ſtolzen Menſchenwerke, und jetzt erbaute Nero ſein goldenes Haus, deſſen Portikus allein mit drei Säulenreihen tauſend Schritte

lang war, und von deſſen wollüſtiger Pracht die Alten kaum genug erzählen können. Dennoch ſoll der Tirann (wie Sueton verſichert) nach deſſen Vollendung nichts weiter geſagt haben, als: Nun werde ich doch auch einmal wohnen wie ein Menſch. — Als der Uebermüthige die kleine enge Wohnung der Unterirdiſchen bezogen hatte, erneuerte Domitian den Palaſt. Veſpaſian und Titus aber trennten alles davon, was außer dem palatiniſchen Berge lag, um auf der Stelle des Coloſſeum, den Tempel des Friedens und die Bäder des Titus zu erbauen. Unter Totila endlich wurde der kaiſerliche Palaſt durch die Vandalen zerſtört. Aber ehrwürdige Trümmer bezeichnen den Ort, wo er geſtanden. Durch Krautgärten windet man ſich aufwärts zwiſchen unterirdiſchen Gewölben, Ueberreſten großer Portiken, hohen Mauern und zertrümmerten Arkaden. Ueberall wächſt üppiges Geſträuch zwiſchen den Riſſen und Spalten hervor; es iſt ein herrlicher, maleriſcher Anblick, der dennoch mit tiefer Wehmuth erfüllt. Himmel! was geſchah hier alles! wie oft wurde das Schickſal der Welt auf dem Platze entſchieden, auf dem jetzt der Dornenſtrauch meine Hand verwundet! wie oft hat hier die Liebe geliſpelt, wo jetzt ein Käuzlein aus einer Steinritze krächzt! wie oft hat hier der Ehrgeiz den Römerbuſen gefoltert, wo jetzt eine Gärtnerfamilie in Lumpen ihren Kohl pflanzt. — Ich erklimmte endlich eine Höhe, die noch durch antikes Moſaik bezeichnet iſt. Welch ein Anblick! dicht unter mir der Circus Maximus, zwar jetzt

auch nur ein Krautfeld, aber doch seiner Gestalt nach kenntlich; mir gegenüber die Bäder des Caracalla, linker Hand das majestätische Colosseum, nicht weit davon der Tempel des Friedens — und wenn meine Augen über alles dieses hinaus in das weite Feld schweiften, so erblickten sie das Grabmahl der Metella und hundert andere Ueberreste von römischen Grabstätten. — Kein Fremder lasse sich das beschwerliche Klettern verdrießen, dieser Standpunkt wird ihm die Mühe reich vergelten.

23. Das Theater des Marcellus.

Hätte Vitruv es nicht genau beschrieben, so würde man jetzt wohl schwerlich mehr seine Verhältnisse ergrübeln, denn es ist wenig davon übrig, und dies wenige ist so jämmerlich verbaut, daß es kaum der Mühe werth ist hin zu gehen. Kaiser August baute es seinem Neffen Marcellus zu Ehren, und es soll noch jetzt zum Muster der dorischen und jonischen Säulenordnung dienen. Es faßt dreißigtausend Zuschauer. Als es eingeweiht wurde, bespritzten sechshundert wilde Thiere es mit ihrem Blute. In den mittleren kriegerischen Zeiten wurde es in eine Citadelle, und endlich in einen Palast umgeschaffen, der der Familie Orsini zugehört. Eben so unbefriedigt wird der Fremde von dem

24. Porticus der Octavia

scheiden, den Kaiser August seiner herrlichen Schwester, der Mutter des Marcellus, weihte, und der dazu diente,

das Volk, welches zum Schauspiel wallte, vor übler Witterung zu schützen. Jetzt ist nur noch der Eingang dieses Porticus übrig, und auch vor diesem kann man unmöglich lange verweilen, denn der moderne Fischmarkt, der gerade auf dieser Stelle gehalten wird, füllt die Luft mit pestilenzialischen Gerüchen.

---

25. Das Mausoleum des Augustus

gibt auch keinen Begriff mehr von seiner alten Herrlichkeit. Blos der innere cylinderförmige Raum ist übrig geblieben, weil man ihn zum Schauplatz für Stiergefechte und Feuerwerke umgeschaffen hat. Der Platz muß eine große Menge Menschen fassen, denn er mißt hundert zwei und dreißig Fuß im Durchschnitt; ringsum erheben sich, nach Art der Alten, fünf Reihen steinerne Sitze, über diesen eine Reihe Logen, und endlich noch eine geräumige Gallerie; der Himmel ist sein Dach. Da im Sommer hier auf keinem Theater gespielt wird, so entschädigen sich die Römer durch fünf und vierzig Stiergefechte und sieben und zwanzig Feuerwerke und Illuminationen. Die Feuerwerke können freilich nur kleinlich ausfallen, da der Platz dazu nicht geräumig genug ist, aber die Illumination mit farbigen Lampen soll sich vortrefflich ausnehmen, besonders das schöne, bunte Volksgewimmel, das dadurch beleuchtet wird. Freilich darf man während dieses Schauspiels wohl nicht daran denken, daß Augustus, Marcellus, Agrippa und Germanicus hier begraben liegen. Die römischen Damen

haben das längst vergessen, und weiden ihr Auge an den halb nackten Fechtern, die ihr Leben gegen wilde Bestien wagen, oft verlieren, wenigstens oft gefährlich verwundet werden, und mit ihrem Blute die Arena bespritzen. — Vor alten Zeiten umgab ein Lustwald dieses Mausoleum, in dem Jedermann zu spazieren vergönnt war; jetzt ist keine Spur mehr davon übrig.

Von dem Tempel des Bacchus, in einer geringen Entfernung von Rom gelegen, ist wenigstens die äußere Form trefflich erhalten. Er ist ganz rund und nicht groß. An der gewölbten Kuppel unterscheidet man noch Kinder mit Weintrauben in Mosaik. Auch die vierundzwanzig Granitsäulen korinthischer Ordnung, die den Tempel tragen, hält man für antik, obwohl sie zwei und zwei gekuppelt sind, wovon sich sonst im Alterthum kein Beispiel findet. Außerhalb des Tempels sind auch noch schöne große Ruinen, die man für einen Hippodromos (eine Art von Reitbahn) hält, welche Konstantin erbaut haben soll. — Um aber dem Leser nicht mit leichtsinnigem Gewissen eine Unwahrheit aufzuheften, will ich geschwind noch hinzufügen, daß einmal ein gelehrter Mann, mit dem gelehrten und barbarischen Namen Borrichius, gründlich erwiesen hat, der Bacchustempel sei kein Bacchustempel gewesen, denn Weintrauben hätten die Christen auch geliebt; und bei ihnen sei das Auspressen der Weintrauben, wie der Wallfisch des Jonas, ein Sinnbild der Auferstehung. Ja, er macht sogar einen Sprung nach Aachen, zu Kaiser

Karl's Grabe, und zeigt, daß auf demselben der Raub der Proserpina gleichfalls die Unsterblichkeit der Seele andeutete; denn es ist ja ganz natürlich, daß, gleichwie Proserpina durch ihre Entführung unter die Götter versetzt worden, also wird auch die vom Körper geschiedene Seele in die Wohnungen der Seligen eingeführt, und gleichwie der Löwe ein grimmiges Thier ist, also sollen wir auch in einem neuen Leben wandeln. Kurz, der Bacchustempel ist ein ehrliches Baptisterium, von Konstantin dem Kleinen errichtet, um seine Schwester und Tochter darinnen taufen zu lassen. Der Hippodromos daneben ist auch nie eine Reit- oder Rennbahn gewesen, sondern ein Kloster. — So geht es auch mit den schönen Ruinen des Tempels der sogenannten Minerva Medica, die unter die malerischesten Ueberreste des alten Rom's gehören, daher man sie auch fast auf allen Mosaikdosen findet. Bald soll Augustus diesen Tempel dem Cajus und Lucius geweiht haben, bald Brutus dem Herkules. Wer in diesen Sandwüsten der Kritik herumwaten wollte, der thäte besser Rüben zu zählen, wie einst der Kobolt des Riesengebirges. Genug, der Tempel steht da, und ist wenigstens dieses Mal keine christliche Kirche gewesen. Es scheint, daß, wer ihn noch sehen will, eilen müsse, weil er den nahen Einsturz droht. Die Kuppel, von welcher, nach der vortrefflichen soliden Art der Alten, zuerst die Bogen geschlagen und dann der Raum zwischen den Bogen ausgemauert worden, würde ohne diese Bauart längst niedergestürzt sein, denn nur die

Bögen sind noch vorhanden, durchbrochen, als wären sie von Zucker gemacht. Man wandelt nicht ohne Besorgniß unter diesen spitzenähnlichen Gewölben, denn wer stark hinaufschreit, kann leicht einige Steine herunterschreien. Man hat hier eine schöne Statue der Minerva mit der Schlange gefunden, die noch vor Kurzem den Palast Giustiniani zierte; an ihrer Stelle ist eine Weinkelter. Lieber hätte ich freilich die Weinkelter im Palast und die Bildsäule an ihrer alten Stelle finden mögen. Doch ich habe vergessen anzuzeigen, daß der ganze Tempel jetzt mitten in einem Weinberge liegt. Er muß prächtig gewesen sein, denn man hat mehrere schöne Statuen da ausgegraben. — Der nämliche Weinberg hat auch noch den Vorzug, die Gräber der Familie Arruncius zu besitzen, die man Columbarien (Taubenschläge) nannte, nicht etwa weil die Seelen aus- und einflogen, wie die Tauben, sondern weil die Gräber inwendig ungefähr so abgetheilt waren, und noch sind. Man steigt mit Fackeln wohl zwanzig Fuß tief unter die Erde, und findet mehrere Gräber, mit einer Art von Frontons im Dreieck geziert, auf welchen die Grabschriften stehen. An der Decke sieht man noch Spuren von Malerei. Aus dieser Gruft gelangt man in eine zweite, der ersten ähnliche, in welcher man noch vor wenigen Tagen, auf Befehl der Kammer, gegraben und, fünfzehn Fuß tief, Todtenknochen, Urnen, Lampen und Thränengefäße entdeckt hatte. Alles war bereits weggeschafft, nur die Todtenknochen lagen noch da, und ich konnte mich nicht ent-

brechen, einen Arunciuskopf zu ſtehlen, der, obwohl ſein Schädel durch das hohe Alterthum mehr einem dünnen Gipſe als Knochen ähnlich war, doch noch die ſchönſten Zähne von der Welt hatte. — Auf dem Rückwege werfe man einen Blick auf die ſogenannten Trophäen des Marius, die nichts weiter ſind als Ueberreſte des großen Behältniſſes, in welchem die Gewäſſer aus der Waſſerleitung der Julia ſich ſammelten, und von da auf dem esquiliniſchen Berge vertheilt wurden. —

Die Bäder der Livia liegen in dem farneſiſchen Garten, und verdienen kaum, daß man ihretwegen hingeht, denn es ſind ein paar Kammern tief unter der Erde, wo man, beim Hinabſteigen auf ſchlüpfrigem Boden, den Hals zu brechen meint, wo keine Luft für eine menſchliche Bruſt ſich erzeugt, und wo der durchſeigende Regen einem kalt wie Geſpenſterfinger auf die Stirne fällt. Iſt man endlich unten, ſo beleuchtet der Führer mit ſeiner Fackel einige Zierathen und Gemälde an der Decke, die durch ihre ſchön erhaltenen Farben, beſonders die blaue, allerdings in Erſtaunen ſetzen. Auch Vergoldung iſt noch ſichtbar. Wenn aber auch die ganze Gruft von Gold ſchimmerte, ſo wird doch Jeder, dem es um reine Luft zu thun iſt, ſchnell zurück eilen, und ſich lieber auf die ſchöne Terraſſe ſetzen, welche mit Trümmern der hier geſtandenen Paläſte überſäet iſt. Ein großes Stück altes Marmorgebälke iſt als Tiſch hingeſtellt worden, eine Menge Säulenknäufe umgeben dieſen Tiſch als Stühle.

Fremde frühstücken hier zuweilen, und thun sehr wohl daran. — Ob der Tempel des Claudius diesem von seiner Gemahlin Agrippina, oder dem Bacchus, oder dem Faunus gewidmet gewesen, ist ungewiß; leider ist aber gewiß, daß man ihn nun schon längst dem heiligen Stephan gewidmet hat. Er ist ganz rund, und seine acht und fünfzig jonischen Säulen geben ihm ein majestätisches Ansehen. Da die Säulen von verschiedener Art und Größe sind, so ist wenigstens so viel erwiesen, daß der Tempel aus gesammelten Ueberresten anderer erbaut worden. Ringsumher sind von Pomerancio die gräßlichen Martern auf die Wand gepinselt, durch welche die ersten Christen zu Märtirern geworden, und in der Mitte auf dem Altare steht ein Modell, von Gott weiß welcher Kirche, das wie ein babylonischer Thurm aussieht, und das ganze Gebäude verunziert. Der Tempel ist vormals weit größer gewesen, man zeigte uns noch draußen die alten Mauern. — Vor einer Kirche der heiligen Maria, die nahe dabei liegt, ist ein antikes Schifflein von Marmor aufgestellt worden, an dem man auf das deutlichste sieht, wie die Alten ihre Böte bauten. Man glaubt — und es ist wahrscheinlich — daß dieses Boot zum Andenken eines Schiffbruches und zu Erfüllung eines Gelübdes verfertigt wurde. Die Kirche heißt davon Maria in navicella. Andere glauben, Papst Leo X., dessen Name am Piedestal befindlich, habe das Boot, nach einer überstandenen Wassersgefahr, hieher setzen lassen. — In dieser Gegend ist auch die curia hostilia, einst ein Ver-

sammlungsort der Rathsherren, jetzt große aber unbedeutende Trümmer. Der ehrwürdige Sitz der römischen Senatoren hat einer Kirche des heiligen Johannes und Paulus weichen müssen. — Eben so unbedeutend ist der Bogen des Dolabella, den Nero, fremdem Ruhm höhnend, zu seiner Wasserleitung benutzte. — Auch den Tempel der Venus und des Cupido hat die Allgewalt der Liebe nicht vor der alles verzehrenden christlichen Liebe schützen können. Seiner Trümmer sind nur wenige, ja, Konstantin der Kleine soll ihn selbst haben abbrechen lassen, um sich durch eine Kirche des heiligen Kreuzes zu verewigen. Cupido's Pfeil und Bogen sind verschwunden, dagegen ist aber ein ganzes Drittheil des heiligen Kreuzes, ein Nagel von demselben, zwei Dornen aus der Krone und ein Stückchen Schwamm, womit Christus getränkt worden, hier zu finden. Auch sogar die Erde in einer Kapelle rings umher ist aus Jerusalem hieher geschleppt worden. Das Kloster ist schön, und wird sehr reinlich gehalten. Ein Laienbruder, der vier und siebzig Jahre alt, doch rüstig und freundlich ist, führt herum, und klagt nebenher, daß kaum noch zehn beschorne Faullenzer hier leben können, weil die vormaligen Einkünfte aus Mailand seit der Revolution ausbleiben. Aus den Fenstern des Klosters übersieht man den Klostergarten, einst das Amphitheatrum castrense, in welchem die Soldaten, in Gegenwart der Kaiser und Feldherren, sich in den Waffen übten, auch wohl gegen wilde Thiere kämpften, denn man hat, beim Nach-

Fritz. (sich mit beyden Händen die Ohren haltend) Um Verzeihung meine Damen, wie lang befehlen Sie meine Ohren?

Langs. Nein, Vetter, das ist zu arg —

Sel. Es grenzt an Ungezogenheit.

Fritz. Wie ich merke, herrscht hier eine vollkommene Uebereinstimmung der Gesinnungen, und dies Wunder hab' ich bewirkt.

Langs. Warum sagst du mir denn: das Haus brenne?

Fritz. Brennt es nicht? Gott sey Dank!

Fr. v. Langs. Warum machst du mir weis, mein Gemahl habe dir das Voltigiren proponirt?

Fritz. Will er nicht voltigiren? nun, ich glaube, daran thut er sehr wohl.

Sel. Warum sagen Sie mir, ich würde das Fräulein im Kuhstalle finden?

Fritz. War sie nicht dort? das thut mir leid.

Der. Warum überreden Sie mich, Herr v. Selicour schleiche unsern Viehmägden nach?

Fritz:

graben, viele Grüfte mit Knochen von großen Thieren angefüllt gefunden. Die äußern Mauern des Amphitheaters, und folglich seine Gestalt, sind noch übrig; die schöne doppelte Reihe von korinthischen Säulen ist verschwunden, aber eine Menge Bruchstücke derselben liegen im Garten zerstreut. — Am Bogen des Galienus kann man dreist vorbei fahren, ohne hinzusehen, man hat nichts dabei verloren.

86. Der Tempel des weiblichen Glücks

hat seine Erhaltung wohl verdient. Als Coriolan sein Vaterland zittern machte, und mit einem Heere der Volsker sich schon vor Rom's Thoren gelagert hatte, da ging seine Mutter, von ihrer Schwiegertochter begleitet, hinaus in sein Lager; durch beider Flehen bewogen, hob er die Belagerung auf, und zum ewigen Denkmahl ward dieser Tempel errichtet, in dem eine Statue des weiblichen Glücks stand, die keine unverheirathete Römerin anrühren durfte. Sie war wunderthätig, und hatte zweimal mit lauter Stimme die Matronen gepriesen, die den Coriolan besiegt, und die Göttin so geehrt hatten. Der Tempel ist von gebrannten Steinen aufgeführt, viereckig, mit Pilastern verziert. Die Architektur daran verräth fast neuere, geschmackvollere Zeiten, und die Gelehrten glauben daher, Marc Aurel's Gemahlin habe den verfallenen Tempel vielleicht von Neuem aufgeführt.

27. Die Pyramide des Cestius.

Ein fast zu prächtiges Grabmahl für einen Mann, der weiter nichts, als Aufseher über die Mahlzeiten war, welche den Göttern zu Ehren gegeben wurden. Aber vermuthlich war er reich, und in seinem Testamente verordnete er diesen Bau, wie die Inschrift lehrt. Es ist eine Pyramide, welche, die Größe ausgenommen, ganz den egyptischen ähnelt. Sie ist hundert und dreizehn Fuß hoch, ihre Mauern, auswendig mit Marmortafeln bekleidet, sind fünf und zwanzig Fuß dick. So bleibt inwendig nur ein großes Zimmer übrig, wo die Asche des Cestius aufbewahrt wurde. Die Wände desselben waren mit Fresco-Gemälden geziert, die auf sein Amt Bezug hatten. Man sieht hie und da noch etwas davon, aber Zeit und Fackelrauch haben sie sehr beschädigt. Merkwürdig ist, daß dieses ganze ungeheure Werk in dreihundert und dreißig Tagen angefangen und vollendet worden. Die Pyramide liegt halb in, halb außer der Stadt, und der Platz, der sie jenseits der Stadtmauer umgibt, ist für die reisenden Fremden noch interessanter als die Pyramide selbst, denn es ist der Begräbnißplatz der Protestanten aller Nationen. Da leider in dem ungesunden Rom viele Fremde ihr Leben einbüßen, so kann es nicht fehlen, daß die späteren Ankömmlinge, die hier lustwandeln, auf den hier zerstreuten Grabsteinen die Namen von Landsleuten, Bekannten, oft Freunden finden dürften, deren Andenken sie wehmüthig feiern. Es that mir leid, eine schlechte deutsche Grabschrift (auf einen Herrn von Reizenstein)

darunter zu finden. Der Mann mag sehr brav gewesen sein, aber die Grabschrift taugt nichts. Sie ist viel zu schwülstig, und oft sogar undeutsch. Indessen ist sein Denkmahl doch unbeschädigt, und das kann man nur von den wenigsten sagen, die hieher gestellt wurden; denn die Römer sind noch immer so blinde Eiferer, daß sie sich oft den Spaß machen, die Grabsteine der Ketzer umzuwerfen. Ja, die Beerdigungen der Ketzer müssen stets von päpstlicher Wache begleitet werden, und die Begleitenden dürfen, um kein Aufsehen zu erregen, erst in einer kleinen Entfernung von der Pyramide Fackeln anzünden. Ohne priesterliches Geleite wird der Todte hinausgeführt, ein Freund hält eine kurze Standrede an seinem Grabe. — Möchte ich einst auch so begraben werden! — Aus Beschreibungen hatte ich mir diesen Begräbnißplatz außerordentlich schön und anmuthig vorgestellt. Er ist es nicht, wenigstens bei weitem nicht so, als man gemeiniglich schreibt und glaubt. Er ist eine Wiese mit unansehnlichen Bäumen sparsam bepflanzt. Doch freilich ruht es sich hier weit anmuthiger, als in den abscheulichen Grüften der Römer, die in den Kirchen große Löcher machen, in welchen sie die Leichen ohne Sarg so lange hinabschleudern, bis ein solches Loch voll ist. Dann wird es zugemauert, um nach fünfzig Jahren wieder eröffnet zu werden. Natürlich sind, nach einem so kurzen Zeitraum, die Leichen noch nicht in geruchlosen Staub verwandelt. Pestilenzialischer Gestank verbreitet sich, sobald eine solche Eröffnung geschieht, und wehe dann denen, die

das Unglück haben, in der Nachbarschaft zu wohnen. Der kaiserliche Gesandte, Graf Khevenhüller, erfuhr das noch vor Kurzem, sein ganzer Palast roch viele Tage lang wie eine Todtengruft.

28. Der Tempel der Vesta

soll einst prächtig und schön gewesen sein, jetzt ist er beides nicht mehr. Zwanzig kanelirte korinthische Säulen, von parischem Marmor, stehen freilich noch in die Runde, aber zwischen ihnen hat man verdammte Mauern von Backsteinen aufgeführt, und inwendig thront eine Jungfrau Maria, die keine Vestalin war. Eben so hat man es mit dem

29. Tempel des männlichen Glücks

gemacht, einem der ältesten in Rom (folglich nicht von Marmor erbaut), von dem man nur noch eine Anzahl ehrwürdiger Säulen mit ihrem Gebälke, halb in die modernen Ziegelsteine versteckt, gewahr wird. Der sechste römische König, Servius Tullius, soll des Tempels Erbauer gewesen sein. Jetzt treiben die armenischen Christen ihr Wesen darin. Unweit davon liegt das sogenannte

30. Haus des Pilatus,

das dem Pilatus eben so wenig zugehört hat, als mir. Eine Inschrift sagt sogar, daß es im vierzehnten Jahrhundert erbaut worden, doch allerdings von schönen Bruchstücken anderer alter Gebäude, die man hie und dort, so gut es

geben wollte, anzubringen gesucht, daher das Ganze ein auffallendes, fremdes Ansehen erhalten hat. Adler meint zwar, das Haus rühre gewiß aus den Zeiten der römischen Republik her. Es ist unbegreiflich, wie ein so gelehrter und vorsichtiger Mann auf einen solchen Irrthum verfallen konnte.

31. Die Engelsburg

habe ich inwendig nicht gesehen. Es ist dazu eine ausdrückliche Erlaubniß des Kardinal-Ministers erforderlich, und da gar nichts Merkwürdiges darin anzutreffen sein soll, so dispensirte ich mich von dieser Weitläufigkeit. Zwar hätte ich das Zimmer wohl besuchen mögen, in welchem Cagliostro gefangen saß, und sein Leben endete, denn er soll alle Wände desselben vollgeschrieben haben, und es mögen interessante Bemerkungen genug darunter sein; aber es ist gewöhnlich — und war auch damals — mit Gefangenen besetzt, dieser Zweck wäre also auch unerreicht geblieben. Eine Dame, die wohl auf Cagliostro's Schicksal einigen Einfluß gehabt haben mag, — Frau v. der Recke, — ist in der Engelsburg gewesen, und ich wünschte, diese liebenswürdige Dichterin beschriebe uns ihre Empfindungen beim Anblick der Thür von Cagliostro's Kerker; denn hinein ist sie auch nicht gekommen. — Daß übrigens die Engelsburg aus dem ungeheuren Grabmahl des Kaisers Hadrian entstanden ist, weiß Jedermann, wie auch, daß es damals mit den herrlichsten Statuen ringsum verziert war,

deren größter Theil, den belagernden Feinden auf die Köpfe geworfen, noch jetzt in der Tiber liegt. Den Gipfel zierte ein ungeheurer Tannenapfel von vergoldeter Bronze, der noch jetzt im Garten des Vatikans zu schauen ist; bei den Alten ein Sinnbild der Traurigkeit, weil Atys unter einem Tannenbaum ermordet, und dort von der Mutter der Götter betrauert wurde. Heutzutage steht nur der Erzengel Michael oben darauf, der einer riesenmäßigen Nachteule ähnlicher sieht, als einem Engel. Wo einst Säulen prangten, da gähnen jetzt Schießlöcher.

32. Die Bäder des Caracalla.

Da unter den Alterthümern besonders oft Bäder vorkommen, so glaube ich den meisten Lesern einen Gefallen zu erzeigen, wenn ich zuvor zwei kurze Worte von den Bädern der Alten sage. Man muß sich eben nicht vorstellen, daß die Römer schon in den ältesten Zeiten die Ueppigkeit und Pracht der Bäder gekannt hätten; die lernten sie erst von den Griechen, übertrafen aber bald ihre Meister. Der Eintritt in öffentliche Bäder war frei, oder kostete eine Kleinigkeit. Für einen Quadrans durfte man eine ganze Stunde baden. So lange Sittsamkeit in Rom herrschte, badeten beide Geschlechter abgesondert; unter den ausschweifenden Kaisern, Männer und Weiber unter einander. Manche Kaiser verboten es, z. B. Hadrian. Andere erlaubten es ausdrücklich. Hadrian pflegte sich mit allerlei Leuten, auch geringen Standes, in Gesellschaft zu baden.

(Wie anders war damals das Verhältniß zwiſchen Herrſchern und Beherrſchten! Wie frohlockend muß der Satan gelacht haben, als es ihm gelungen war, die abſurde Karikatur der Ehrerbietung, Etikette genannt, einzuführen!) — Rom war ſehr bevölkert, das Baden ſehr beliebt, folglich bedurfte es vieler Bäder. Es gab deren (nach Publius Victor) ſechzehn warme, achthundert ſechs und fünfzig kalte, ohne noch die Teiche und Waſſerbehälter zu rechnen, in welchen man zugleich ſchwamm, und deren Zahl auf ſechzehnhundert ſtieg. Die Einrichtung der warmen Bäder hat uns Vitruv kennen gelehrt. Sie hießen Thermen. Man ſah bei ihrer Erbauung auf eine warme Lage, ihre Fenſter gingen nur nach Süden und Weſten; nicht blos um Nord- und Oſtwind zu vermeiden, ſondern auch, weil man gewöhnlich Nachmittags und gegen Abend badete, und es gern bei warmem Sonnenſchein that. In der Mitte aller Badezimmer waren drei kupferne Keſſel über einander eingemauert, der unterſte ruhete auf einem Ofen, alle drei hatten Gemeinſchaft durch Röhren; das Waſſer des oberſten war natürlich am kälteſten, das des unterſten am heißeſten. Der Badende konnte in jedem Zimmer zapfen, aus welchem er wollte, und ſich das Waſſer beliebig temperiren. Die Waſſerleitungen ſorgten dafür, daß die Keſſel nie leer wurden. Die einzelnen Bäder waren ungefähr wie die herrlichen Marmorbäder zu Pyrmont eingerichtet, man hatte Bänke zum Sitzen, kleinere, um die Füße darauf zu ſtellen, und ein Geländer umgab das

Ganze. Ein Vorzug der alten Bäder war aber, daß auch der Boden geheizt wurde, folglich das Waſſer länger warm blieb. Zu gleichem Behuf waren mitten hindurch aus den Oefen Röhren geleitet; eine Erfindung aus den Zeiten des Nero, denn Seneca erwähnt ihrer als bei ſeinem Gedenken aufgekommen. — Im warmen Bade ließ man ſich mit warmem wohlriechenden Oele reiben, welches Caligula einführte. Es geſchah theils um die Glieder geſchmeidig zu erhalten, theils aus Wolluſt. Wer noch reichlicher ausdünſten wollte, ging in Schwitzbäder, deren hohle Wände geheizt waren. Da ſetzte man ſich in Niſchen, und ſchwitzte nach Gefallen. Wurde es zu viel, ſo zog man nur an einer Kette, und öffnete dadurch ein rundes Loch in der Decke. — Vor dem Bade machte man ſich Bewegung mit Ballſpielen, Diskuswerfen, Laufen und Ringen, in Hallen und großen Sälen, die über den Bädern angelegt waren. — Damit das viele Oel die Schweißlöcher nicht verſtopfe, kratzte man ſich mit Bürſten, und zuweilen ſogar mit einer Art Striegel von Eiſendraht. — Wie groß die Pracht der Bäder in ſpätern Zeiten war, erzählt Seneca ſeufzend. Er ſelbſt, obwohl ein ſehr reicher Mann, hatte nur ein einfaches Bad. „Wer möchte ſich jetzt darinnen baden?“ ruft der Philoſoph. »Wie arm würde ſich derjenige glauben, deſſen Badezimmer nicht mit koſtbaren Marmorplatten belegt wären. Aus alexandriniſchem und numidiſchem Marmor müſſen köſtliche Gemälde zuſammen gefügt werden. Glas und der Stein Theſinus, ſonſt nur ein

Schmuck der Tempel, faſſen jetzt die Waſſerbehälter ein. Sogar bei den Plebejern ſind die Hähnchen an den Röhren ſchon von Silber. Die Freigelaſſenen müſſen Säulen und Statuen haben, ſie bringen künſtliche Waſſerfälle an und legen den Boden mit edlen Steinen aus.» — Ein anderer Alter (Statius) erzählt ſogar, man habe die Röhren von Silber gemacht, und den ſilbernen Fußboden vergoldet. — Heut zu Tage badet ſich kein Römer. Alle Bäder liegen in Trümmern. Von denen des Caracalla ſind majeſtätiſche Ueberreſte vorhanden. Das Vergnügen, ſie auch inwendig zu beſehen, iſt ſeit Kurzem durch eine unangenehme Bedingung erſchwert worden. Man muß nämlich Abends zuvor den Schlüſſelbewahrer davon benachrichtigen, und ihn am andern Morgen im Wagen abholen. Da man nun wohl eine Stunde weit zu fahren hat, ſo iſt dieſe Geſellſchaft ein wenig läſtig, obſchon der gute Mann an Höflichkeit es nicht ermangeln läßt, und man ihm nicht einmal eine Vergeltung ſeiner Mühe aufdringen kann. Dieſe beſchwerliche Einrichtung iſt freilich aus einem guten Grunde getroffen. Vormals nämlich vertraute man die Schlüſſel den Lohnlackeien an, die aber behielten ſie oft lange, liehen ſie wieder an andere, ließen dort wegnehmen und ausbrechen, was man wollte. — Nach dem Coliſeum wüßte ich in Rom keine herrlichern und impoſantern Ruinen. Die Bäder des Diocletian waren zwar noch größer, aber ſie ſind jetzt verbaut. Dieſe hingegen ſtehen einzeln im Felde, ihr ganzer Umfang iſt noch zu ſchauen,

sie gleichen einer nicht kleinen zerstörten Stadt. Der Säle, Hallen und Zimmer waren unzählige. Dreitausend Menschen konnten zu gleicher Zeit darinnen baden. Sechzehnhundert Stühle von Marmor waren vertheilt. Mosaische Fußböden, Marmorwände und vergoldete Bronze, schmückten jeden Winkel dieser kleinen Welt. Alle Mauern stehen noch, nur die Gewölbe sind eingestürzt. Man kann sich nichts Malerischeres denken, als diese Ruinen, wo man durch tiefes Gras aus einem Thore in das andere wandelt, und überall von der Erhabenheit und Mannigfaltigkeit dieser Trümmer auf's Neue überrascht wird. Die Mauern bestehen, zu größerer Festigkeit, aus lauter nachher ausgefüllten Bögen, drei und vier über einander. Allenthalben sieht man noch die Röhren, welche das Wasser herbei führten. Statt des Marmors und Bronze kriecht der Epheu an den Wänden hinauf; große Bäume und mancherlei Gesträuch wachsen lustig in den Sälen. Die Bäder selbst liegen jetzt unter der Erde; man wandelt in den Sälen, welche zu gymnastischen Spielen bestimmt waren. Einer derselben, der sein Licht von oben empfing, ist so groß, daß sein gewölbter, und doch platter Fußboden einst das Erstaunen der Alten war, und jetzt die Verzweiflung der neuern Architekten ist. Seine Länge mißt hundertachtundachtzig Fuß, seine Breite hundertachtunddreißig. — Man kann noch jetzt auf einer sehr zerfallenen Wendeltreppe die Spitze dieser prächtigen Ruinen ersteigen. Ich habe es gethan, will aber Niemanden rathen, es mir nach-

Frih. That er das nicht? (galant) Dann trägt er vermuthlich andre Fesseln.

Dor. Sie sind ein abgeschmackter Mensch, dem man gar nicht die Ehre anthun muß, sich über ihn zu ärgern. (ab durch die Mittelthür)

Frih. Gehorsamer Diener!

Fr. v. Langs. Ein muthwilliger Bube, der der Ruthe zu früh entsprang, und der ganz verloren ist, wenn ihm eine vernünftige Frau nicht bald den Kopf zurecht setzt. (sie folgt Doris)

Frih. Gehorsamer Knecht.

Sel. Ein Unbesonnener, den ich züchtigen würde, wenn nicht das Recht der Gastfreundschaft mich zurückhielte. (er folgt den übrigen)

Frih. Gehorsamer Diener.

Langs. Ja ja, Vetter, du bist ein Sausewind, dem ich einen langen Sermon zu halten mich genöthigt sehe —

Frih. O weh!

Langs.

zuthun, wenigstens muß man vor dem Schwindel sehr sicher sein. Wenn man bereits so hoch geklettert ist, als zwei gewöhnliche Stockwerke zu sein pflegen, wobei man immer den Abgrund neben sich sieht, da die vordere Mauer eingestürzt ist, so kommt man plötzlich an eine Stelle, wo die Treppe ganz aufhört, und muß nun, in verschiedenen Richtungen, auf Leitern höher klimmen. Wer da ausgleitet, ist verloren. Endlich findet man die Treppe wieder, und gelangt vermittelst derselben auf die Spitze, wo wiederum Gras und Gebüsch einen weiten Platz zu füllen scheinen. Aber gerade hier ist es am gefährlichsten. Das Gebüsch nämlich verhüllt einen nahen Abgrund, um welchen herum nur ein schmaler Weg führt, zu beiden Seiten ist schwindelnde Tiefe. Wer das nicht weiß, und durch das einladende Gebüsch vorwärts dringen will, der ist ohne Rettung verloren. Auch ich blieb hier stehen, und war nicht neugierig genug, mein Leben noch ferner zu wagen, um ein kleines Stück Mosaik zu betrachten, welches noch jenseits sich erhalten hat, und die ganze Ausbeute für den Wagehals ist. Beim Zurückklettern erfährt man noch deutlicher, welcher Gefahr man sich hier aussetzt; denn da, wie gesagt, die Treppe eine Wendeltreppe ist, folglich die Nachfolgenden dem Vorangehenden über dem Kopfe bleiben, so klimmt er unter einem Regen von zerbröckelten Steinen hernieder, die sich durch den Fußtritt der andern lösen. Eben so gut kann aber auch einmal, besonders nach anhaltenden Regenwetter, ein großer Stein sich ablösen, und den

neugierigen Fremdling zerschmettern. Es ist in der That zu verwundern, daß bei den vielen Wagestücken dieser Art, welche die Fremden hier täglich unternehmen, dennoch so wenig Unglück geschieht. — Der ganze innere Raum der Bäder des Caracalla ist mit Marmortrümmern aller Art bedeckt. Wir haben verschiedene, recht schöne Stücke von Giallo antico aufgehoben und mitgenommen. — Unter mehreren trefflichen Kunstwerken fand man hier einst den berühmten farnesischen Herkules (von dem Athenienser Glycon) und den farnesischen Stier. — Wir umkreisten nachher auch die Ruinen von außen: da fanden wir an einer Stelle eiserne Sprossen in die Wand gemauert, um auf denselben einen Theil der Ruinen zu erklimmen, von welchen herab die Aussicht besonders schön sein soll. Da das Klettern in völlig senkrechter Richtung geschehen muß, so hatte ich keine Lust, es zu versuchen. — Kleine Strohdächer, die man hie und dort für die Wächter der Weinberge an die Trümmer geklebt hatte, machten einen seltsamen Abstich mit diesen ungeheuren Ueberresten. — An einer Seite befand sich ein Fels, auf welchem zwischen lauter Marmorbrocken die Bohnen (am zweiten Weihnachtsfeiertage) einige Zoll hoch aufgeschossen waren. Wir sammelten einen Strauß von Wiesenblumen, und brachten ihn meiner Frau.

---

20. Einige andere Ruinen in dieser Gegend.

Ganz nahe bei den Bädern des Caracalla steht ein alter Tempel, den man für einen Dianentempel hält. Seine

runde Form und seine Nischen inwendig haben sich erhalten; es ist aber weiter nichts daran zu sehen. Wir eilten daher zu dem Grabmahl der Metella, einem runden Thurm von ungeheuren Quadersteinen. Seine Mauern sind so dick, daß sie vermuthlich noch am jüngsten Tage der Posaune des Engels trotzen werden. Betrachtet man ihn von außen, so vermuthet man inwendig einen weiten Raum zu finden, aber man irrt, denn seine Dicke hat nur Platz zu einem Begräbniß übrig gelassen, obwohl sein Durchmesser neunundachtzig Fuß mißt. Der Sarkophag ist leider weggenommen, und steht jetzt in dem Hofe des Palastes Farnese, wo er gar keine Wirkung thut. Um das Gesimse des Thurmes läuft eine schöne Guirlande, mit entfleischten Ochsenköpfen verziert, welche bekanntlich bei den Alten viele Grabmähler schmückten; bei den Neuern aber diesem Denkmahl des Alterthums den Namen capo di bove erwarben. — Bei dieser Guirlande hört die Schönheit des Thurmes auf, denn der obere Theil desselben ist in den Bürgerkriegen der mittlern Zeiten als Festung zugestutzt worden, so daß er jetzt mit seinen Schießscharten dem Eckthurme einer alten Festung gleich sieht. Nahe dabei ist ein schönes Echo, welches, zu großem Vergnügen der Fremden, die Namen ferner geliebter Personen aus weiter Ferne sechsmal wiederholt. — Man durchschneidet eine große Wiese, und befindet sich in dem Circus des Caracalla, der, obwohl einer der kleinsten, noch den deutlichsten Begriff von dieser Gattung von Gebäuden gibt, denn

er ist sehr wohl erhalten. Er ist über fünfhundert Schritte lang, und etwa hundert vierzig Schritte breit. Die einschließenden Mauern, die sich oben wölbten, das Ziel (Meta), die kleine Mauer (spina), welche den Circus beinahe theilte, und das Thor, durch welches der Sieger auszog, stehen noch. Die Spina ist aber nicht in der Mitte, sondern mehr nach einer Seite gerückt, weil die Wagen anfangs, wenn sie alle zu gleicher Zeit ausrannten, mehr Platz brauchten, nachher aber, wenn einer den andern hinter sich ließ, auch im engern Raume sich nicht hinderten. In der Mitte der Spina stand ein egyptischer Obelisk. Zehn Stufen liefen rings umher, auf welchen etwa zwanzigtausend Zuschauer sitzen konnten, folglich war diese Rennbahn nur klein, denn der große Circus faßte dreihundertachtzigtausend Menschen. — In die dicken Wände sieht man noch eine Menge großer hohler Töpfe eingemauert, theils um den Raum schneller zu füllen, theils um die Last zu verringern. — Das Ganze ist jetzt eine im Winter sehr nasse Wiese. Die Römer benutzen den Circus gar nicht; ich weiß aber, daß fremde Künstler zuweilen hier Wettläufe angestellt haben. — Man erblickt ringsumher noch mehrere unbedeutende Ruinen, die man für Ställe des Circus, für Gräber der Familie Servilia u. s. w. ausgibt. — Von hier hat man eben nicht weit zu fahren, um den König Numa mit der Nymphe Egeria zu belauschen. Man muß aber bald vor der Pforte eines Weinberges halten, und sich entschließen, einen ziemlich langen und beschwerlichen Weg zu Fuße zu ma-

chen, weil der unhöfliche Fürſt, dem der Weinberg zugehört, und deſſen Namen ich glücklicherweiſe vergeſſen habe, ausdrücklich verboten hat, Wagen herein zu laſſen, obgleich ein breiter Fahrweg vorhanden iſt. Die Mühe wird kaum belohnt, denn die Grotte iſt blos durch ihr hohes Alterthum merkwürdig. Sie war, als ich ſie ſah, voll Waſſer; im Hintergrunde ſieht man noch eine zerbrochene Statue, und in den Seitennischen ſollen die der Muſen geſtanden haben. Die Gegend umher war ſchon zu Numa's Zeiten ſehr einſam und iſt es noch. In dem Augenblicke, als ich vor die Grotte trat, trennten ſich eine Wachtel und ein Waſſerhühnchen von einander; die Wachtel flog nach Rom zu, das Waſſerhühnchen ſchlüpfte unter einen Stein. Mit dem ſchönen Glauben an Seelenwanderung konnte man hier noch die Gegenwart Numa's und ſeiner Geliebten ahnen. — In demſelben Weinberge zur Linken ſteht eine kleine Kirche des heil. Urban, vormals ein Tempel des Bacchus oder wahrſcheinlicher der Muſen, da man weiß, daß Numa über ſeiner Grotte den Muſen einen Tempel erbaute. Jetzt wird man weder an den Rebengott, noch an die lieblichen Camönen erinnert. Nur noch vier korinthiſche Säulen beurkunden, daß einſt höhere Weſen, als der heil. Urban iſt, hier wohnten.

34. Der Palaſt Giuſtiniani.

Er iſt auf die Bäder des Nero gebaut, und ſeine meiſten Antiken ſollen in dieſen Bädern gefunden worden ſein.

Das ist eben kein Kompliment für Nero's Geschmack; denn obgleich dieser Palast mit Antiken von oben bis unten angefüllt ist, obgleich man in der Vorhalle, im Hofe, auf der Treppe und fast in allen Zimmern, über Statuen und Büsten stolpert; so möchte ich es doch nicht eine Sammlung, sondern eine Rumpelkammer von Antiken nennen, zumal jetzt, da der Fürst das Beste daraus (nämlich die Minerva mit der Schlange aus dem Tempel der Minerva Medica, und das berühmte Basrelief, auf welchem eine Nymphe dem Jupiter aus dem Horn der Ziege Amalthea zu trinken reicht) an Lucian Bonaparte verkauft hat. Alles Uebrige würde freilich in andern Städten von Europa noch sehr sehenswerth sein; aber hier, wo die Menge der Meisterwerke den Geschmack ekel macht, hier kann man nicht lange dabei verweilen. Ein sehr schöner Kopf des Apollo ist noch darunter, und auch dieser war — Dank sei es der Unwissenheit des Herrn Fürsten — in großer Gefahr verloren zu gehen. Der Bildhauer Pacetti nämlich hatte mehrere Antiken für diesen hohen Kunstfreund restauriren müssen. Als der Fürst ihn bezahlen wollte, verlangte Pacetti kein Geld, sondern versicherte sehr höflich, er wolle sich mit einem alten, unbedeutenden Kopfe begnügen, der da in einem Winkel stehe. Der Fürst, der von Kunst so wenig versteht, als der Negerfürst auf der Insel Bantam, freute sich über den wohlfeilen Handel, und lieferte die Büste Apoll's willig aus. Der schlaue Bildhauer verkaufte sie augenblicklich an Lord Bristol um hundertfünfzig Dukaten. Einige Tage nachher

kam der Lord mit dem Fürſten Giuſtiniani in Geſellſchaft zuſammen, und, noch ganz entzückt von ſeiner neuen Acquiſition, erzählt er dem Fürſten, er habe eines der beſten Stücke aus deſſen Sammlung gekauft. Der Fürſt will es nicht glauben, erkundigt ſich bei Künſtlern, alle beſtätigen den Werth des Verlornen, und nun geräth er außer ſich! ſeine Kunſtliebhaberei hat nichts eingebüßt, aber ſeine Eitelkeit; er kauft die Büſte zurück, Lord Briſtol iſt ſo gefällig, ſie ihm wieder abzutreten, und ſie iſt nun, ſeit dem Verkauf der beiden beſten Kunſtwerke, die Krone der ganzen Sammlung, die übrigens auch viele (antike) Copien von den berühmteſten Statuen, oft ſogar doppelt, enthält, auch einen ſchönen Bock. Merkwürdig iſt eine weibliche Bildſäule (man nennt ſie Veſtale) aus grauer Zeit, der Sage nach von etruskiſcher Arbeit. Sie iſt gewaltig ſteif, aber eine gewiſſe ernſte Größe iſt wirklich darinnen. Eine andere kleinere Statue hat durch die liebliche Idee mich gefeſſelt; es iſt nämlich ein Amor, der einen kleinen, neugebornen Amor in ſeinem Wege findet. Ich wundere mich, daß dieſer anlachende Gedanke nie, auch nicht einmal auf einem Basrelief kopirt worden. Abgüſſe davon würden gewiß Glück machen. — Auch von den Gemälden hat der Fürſt, der geldbedürftig zu ſein ſcheint, vier der beſten Stücke verkauft (unter andern auch den berühmten Kindermord von Pouſſin), und die zahlreiche Gallerie beſteht größtentheils aus zuſammengerafftem Alltagsgut; menigſtens gilt dies Urtheil hier in Rom, aus der ſchon angeführten Ur-

ſache. Ein Paar heilige Familien von Raphael und Andrea del Sarto ſind ſchön; ich glaube faſt, beide ſind von dem letztern Meiſter; denn auch in dieſer Gallerie, wie überall in Rom, tauft man die Bilder nach Gefallen. Ich nenne noch einige der beſten Gemälde, ohne durch ihre Beſchreibung den Leſer zu ermüden. Eine heilige Familie, von Saſſoferrato, dem lieblichen Madonnenmaler; ein Chriſtus vor Pilatus, und ein Petrus im Gefängniß, von Gerhard delle Notte (Honthorſt), der, wie die Eulen, nur bei Nacht ausflog; ein Johannes, von Dominichino; eine verſchleierte Venus, von Tizian u. ſ. w. Ein Bild von Caravaggio wird durch die jämmerlich fromme Idee auffallend: Amor, die profane Liebe, zu Boden liegend, neben ihm die zerbrochenen Pfeile; vor ihm ſteht ſein Ueberwinder, die geiſtliche Liebe, ganz geharniſcht, ein Flammenſchwert auf den armen kleinen Amor zuckend. Ich fürchte nur, die zerbrochenen Pfeile werden immer noch kräftiger verwunden, als das geiſtliche Flammenſchwert. — Uebrigens iſt auch dieſer Palaſt, wie alle übrigen, ſehr ſchlecht und geſchmacklos möblirt. Aber an einigen Thronhimmeln fehlt es auch hier nicht; denn ſo wie die Schauſpieler auf dem Theater ſich gar zu gern Ordensſterne auf das Kleid nähen laſſen, ſo ſpielen die italieniſchen Fürſten mit Thronhimmeln, unter welchen ſie ſich einbilden, Audienzen zu geben.

35. Eine Wallfahrt.

Die Kirche und das Kloſter des heil. Onofrio haben einige gute Gemälde aufzuweiſen; doch diesmal waren es nicht Bilder, die mich dahin lockten. — Zu Taſſo's Grabe wollt' ich wallfahrten. Der große Dichter ſtarb in dieſem Kloſter im Jahr 1595, nicht älter als einundfünfzig Jahre. Gerade ſo alt wurde auch mein unvergeßlicher Lehrer Muſäus, und die Erinnerung an dieſen miſchte noch mehr Wehmuth in die Ehrfurcht, mit der ich vor Taſſo's Grabſtein trat. Man erblickt ihn, wenn man in die Kirche tritt, gleich linker Hand, nebſt Taſſo's Bildniß, von dem leider die Farben ſehr gedunkelt haben. Die lateiniſche Grabſchrift iſt ſchön und rührend. Torquato Taſſo! hebt ſie an: wie vielen Ruhm drückt dieſer einzige Name aus! Mit wenigen, aber kräftigen Worten werden ſeine Verdienſte erhoben, und am Ende hinzugefügt, »daß der Kardinal Bevilaqua ihm dieſes Grabmal errichtet, damit der, deſſen Ruhm lebend die Welt erfüllte, auch im Tode an einem ehrwürdigen Orte möge geſucht und verehrt werden.« — Von ſeinem Grabe ſtieg ich hinauf in die Kloſterbibliothek. Hier zeigt man noch unter Glas einen eigenhändigen Brief von Taſſo, den ich auch augenblicklich für dieſelbe Hand erkannte, die ich in Neapel ſo fleißig ſtudirt hatte; hier zwar etwas leſerlicher, doch nur wenig. Der Brief hub an: »Die Freundſchaft hat nichts beſſeres zu geben, als ſich ſelbſt.« Gern hätte ich ihn ganz kopirt, wenn ich ihn nur geläufig hätte leſen

können, aber einige Stunden darauf zu verwenden, dazu gebrach es mir an Zeit. Auch Taſſo's Büſte fand ich hier, über der Leiche abgeformt, und keinem von den Bildern ähnlich, die ich bisher von ihm geſehen hatte. Damen dürfen dieſes Kloſter nicht betreten, doch die Mönche waren ſo höflich zu erlauben, daß ich die Büſte hinab in die Kirche ſchickte, um ſie meiner dort harrenden Frau zu zeigen. Noch ein paar andere Reliquien von Taſſo ſind hier, nämlich ein Handtuch aus Baumrinde recht fein gewebt; ein großes, länglich-rundes, doch unten abgeplattetes Stück eines ſchweren Holzes, von welchem die Mönche nicht wußten, was es vorſtellen ſollte, und deſſen ſich Taſſo vermuthlich bediente, um beim Schreiben das Papier damit feſt zu halten; endlich auch noch eine kleine irdene Schale zum Streuſand. Vormals war das Tintenfaß auch dabei geweſen, aber in der Revolution hat irgend ein Verehrer des großen Dichters es mitgehen heißen. Ich bekenne, daß auch mich die Verſuchung zu ſtehlen ankam, und daß, wenn die Gelegenheit mir günſtig geweſen wäre, die Mönche die Streuſandſchale auch nicht mehr beſitzen würden. Sie fühlen ja ohnehin den Werth ihres Schatzes ſo wenig, daß ſie in dem Käſtchen, in welchem ſie ihn verwahren, noch ein Bildchen und einige Kleinigkeiten von Gott weiß welchem Kardinal dazu gelegt haben. — Eine ſchöne Marmorbüſte des berühmten Verfaſſers der Argonis, Barclay, wird in dieſer Bibliothek gleichfalls verwahrt, und hinter einem Gitter ſind die ſehr un-

Langs. So bald ich erst ein wenig werde geschlummert haben. (er watschelt in sein Zimmer)

Fritz. Gehorsamer Knecht.

Neunte Scene.

Fritz allein.

(er schüttelt sich) Gr. Das wäre Alles wieder abgeschüttelt. Aber daß Babet sich von mir nicht will entführen lassen — daß sie mir Dankbarkeit, Wohlstand, Sittsamkeit, entgegen setzt — daß sie lieber der Tante zum Klosteraltar als mir zum Traualtar folgen will — im Grunde ist das freylich honnett von ihr, sehr honett — aber ärgerlich — verdammt ärgerlich!

ſchuldigen verbotenen Bücher zu ſchauen, unter welchen Boſſuet's Univerſalhiſtorie oben an ſteht. — In der Kirche, nahe Taſſo's Gebeinen, ruhen auch die eines andern, nicht unberühmten italieniſchen Dichters, Alexander Guidi. — Warum hat Göthe, als er hier war, nicht wenigſtens einen Lorbeerkranz an Taſſo's Grabe aufgehängt? Ihm, den Taſſo einſt zu einem Meiſterwerke begeiſterte, hätte dieſe Huldigung wohl angeſtanden.

---

36. Einige Ruinen, die blos durch mitgebrachte Erinnerungen intereſſant werden.

Dahin zähle ich beſonders die Brücken. Eine Spazirfahrt an der Tiber, mit der römiſchen Geſchichte in der Hand, bleibt immer ſehr unterhaltend, wenn auch nur einzelne Steine die Begebenheiten, die hier vorfielen, beurkunden. Von der Tiber ſelbſt bringt man freilich einen weit erhabenern Begriff mit. Man hat, ſeit früher Jugend, ſo viel davon gehört und geleſen, daß man einen majeſtätiſchen Fluß, etwa wie die Newa, zu ſehen erwartet. Aber es iſt nur ein ſehr mittelmäßiger Strom, höchſtens wie die Saale in Thüringen. Das Beiwort gelb, welches die Alten öfter von ihr gebrauchen, hat ſie reichlich verdient, nur iſt es kein ſchönes, ſondern ein ſchmutziges Gelb. — Die älteſte Brücke in Rom (natürlich von Holz) iſt, oder war, der pons ſublicius, alſo genannt von den Pfählen, welche in volskiſcher Sprache ſublices heißen. König Ancus Martius erbaute ſie, etwa

hundert und fünfzehn Jahre nach Gründung der Stadt. Weit später wurde sie durch Kaiser Antonin den Frommen von Stein angelegt, doch auf derselben Stelle. Bei niedrigem Wasser sieht man noch einige Steinhaufen hervorragen, und bei hohem Wasser bezeichnen die stärkern sich brechenden Wellen den Ort, wo ihre Trümmer liegen. Hier war es, wo Horatius Cocles gegen Porsenna's Heer ganz allein die Brücke vertheidigte, bis sie hinter ihm abgeworfen war. Hier schwamm die heldenmüthige Jungfrau Clölia durch die Tiber; hier wurden die Körper der verabscheuten Tirannen, Heliogabalus und Commodus hinab in den Strom geworfen. Von dieser Brücke erhielten alle römischen Priester, selbst der heutige Papst, ihren Titel pontifex; denn ihnen — die für ununterbrochenen Götterdienst diesseits und jenseits der Tiber sorgen mußten, war aufgetragen, die Brücke in brauchbarem Stande zu erhalten, und von pontes faciendo wurden sie pontifices genannt. — Jährlich am fünfzehnten Mai war der pons sublicius der Schauplatz eines sonderbaren Volksfestes. Die erste Kolonie der Griechen in diesen Gegenden hatte, einem mißverstandenen Orakelspruch zufolge, jährlich dreißig Menschen in der Tiber ersäuft. Herkules schaffte diese unmenschliche Gewohnheit ab, und überredete die Griechen, das Orakel habe eben nicht lebendige Menschen verlangt, sondern begnüge sich auch mit Puppen. Darum warfen noch die Römer alle Jahre dreißig von Binsen verfertigte und angekleidete Puppen mit großer Feier-

lichkeit von dieser Brücke in die Tiber. Die Konsulen, alle Obrigkeiten, die Priester, und selbst die vestalischen Jungfrauen, mußten dabei gegenwärtig sein. — Die zweite, und erste steinerne Brücke in Rom, war der pons senatorius (jetzt ponte rotto,) also genannt, weil die Rathsherren darüber gehen mußten, so oft sie jenseits die sibyllinischen Bücher um Rath fragen wollten. Die Menschen haben oft mit der Tiber gekämpft, um sie zu erhalten, aber immer hat der Strom obgesiegt. Papst Paul III. trug Michel Angelo auf, sie neu zu gründen, starb aber als nur erst der Grund vollendet war. Alsobald entriß der Neid dem wackern Michel Angelo dies Geschäft; ein elender Mensch, Namens Biscio, riß den dauerhaften, nicht zu verbessernden Grund wieder ein, und führte sein eigenes Machwerk auf, das aber kaum zehn Jahre lang dem Strome widerstand. Seitdem ist die Brücke nicht wieder gebaut worden, aber man sieht noch Spuren davon. — Der pons fabricius (jetzt ponte di quattro capi) steht noch, mit der alten Inschrift, und führt auf eine Tiber-Insel, der man einen seltsamen Ursprung beilegt. Nach dem Tode des verhaßten Tarquinius nämlich schenkte der Senat alle seine Güter dem Volke; aber dieses erbitterte Volk wollte sich nicht mit dem Eigenthum des Tirannen besudeln; wüthend fiel es unter andern über die Korngarben her, welche eben längs der Tiber geschnitten worden waren, und warf sie sämmtlich in den Fluß. Der Garben waren so viele, daß der Strom sie nicht alle fortwäl-

zen konnte, sie stemmten sich und bildeten eine Insel, die man nachmals durch eine Mauer befestigte und wohnbar machte. Sie wurde dem Aeskulap geweiht, und man gab ihr die Form eines Schiffes, weil das Symbol jenes Gottes, die Schlange, von Epidaurus zu Schiffe dahin gebracht wurde. Wo der Mastbaum zu stehen pflegt, errichtete man einen Obelisk. Jetzt steht auf dem Platze, wo Aeskulap's Tempel prangte, eine Kirche des heil. Bartholomäus, und wenn man aus dem kleinen Klostergarten eine Treppe an den Fluß hinabsteigt, so sieht man, bei niedrigem Wasser noch eine Schlange in Stein gehauen. Vor dem Eingang des Tempels las man das Rezept zu dem Gegengifte, dessen sich Antiochus der Große bedient hatte. Die Kranken, welche im Heiligthum Genesung suchten, mußten, wie im Tempel des Jupiter Serapis zu Puzzoli, die Offenbarung eines Heilmittels im Traume erwarten, und dies Mittel aufschreiben, wenn sie gesund wurden. Daher waren alle Wände mit solchen Zetteln behangen. Ich glaube, es werde dem Leser interessant sein, wenn ich einen dergleichen abschreibe, den Borrichius uns aufbewahrt hat. Er beweist, daß Alfanzereien unter den Römern eben so gebräuchlich waren, als unter uns. — »In diesen Tagen hat das Orakel einem gewissen blinden Cajus befohlen, er soll zum Altar treten, das Knie beugen, von der Rechten zur Linken gehen, fünf Finger auf den Altar legen, die Hand emporrecken, und dann auf seine Augen drücken. Sogleich hat er gesehen." — Natürlich war die

ganze Insel immer voll von Kranken. Einst brachte man zu Kaiser Claudius Zeiten sehr viele kranke Leibeigene hieher, und der Kaiser befahl, daß alle, die genesen würden, ihre Freiheit erhalten sollten, weil ihre Herren so schlecht für sie gesorgt hätten. Ich kenne Länder, wo die Wiederholung eines solchen Befehls sehr gerecht sein würde. — Zum Tode verurtheilte Staatsgefangene, verweilten, auf Kaiser Tiber's Befehl, einen ganzen Monat auf dieser Insel, ehe sie hingerichtet wurden. — Mehrere berühmte Tempel standen auch noch hier, folglich war die kleine Insel äußerst merkwürdig, und bleibt es noch jetzt durch Erinnerung. — Von ihr auf das jenseitige Ufer führt der pons Cestius, der von Cestius Gallus erbaut, und von verschiedenen Kaisern ausgebessert worden. — Von dem pons triumphalis, über welchen die aus den abendländischen Provinzen heimkehrenden, siegenden Feldherren zogen, ragen nur noch Trümmer aus dem Wasser hervor. Der pons Aelius (jetzt Engelsbrücke) ist vom Kaiser Aelius Hadrianus erbaut, nachmals oft ausgebessert worden, und Klemens IX. hat zehn schlechte Engel von Bernini darauf setzen lassen. Triumphirende Feldherren findet man nicht mehr in Rom, aber Engel genug. Diese hier halten die Marterwerkzeuge Christi, und an ihren Fußgestellen liest man alberne Inschriften, z. B. in flagella paratus sum (zum Geißeln bin ich bereit) und mehr dergleichen, die ich abzuschreiben mich schäme. — Ich erwähne noch des pons Milvius (jetzt

ponte molle), weil der Censor M. Aemilius Scaurus den großen Aufwand ihrer Erbauung ganz aus eignen Mitteln bestritt, obwohl sein Vater ihm nichts, als einen ehrenwerthen Namen und ein glückliches Genie hinterlassen hatte, durch welches er sich zu den einträglichsten Bedienungen emporschwang. — — Vom Tempel der Pallas, den Domitian erbaute, sind noch ein paar korinthische Säulen und ein Gebälke vorhanden, dessen sehr beschädigte Figuren in Basrelief noch immer einen hohen Kunstwerth haben. Alles übrige ist verbaut, oder tief in die Erde versunken. — Weit mehr ist noch von dem Forum des Nerva übrig. Jedes Forum war bei den alten Römern ein geräumiger Platz, auf welchem nicht nur Markt gehalten, sondern auch Streitsachen vorgetragen, über öffentliche Angelegenheiten berathschlagt wurde. Ansehnliche Hallen in der Mitte solcher Plätze hießen Curiä oder Basilica, und dienten, das Volk vor Wind und Wetter zu schützen. Von dem Forum Nervä steht unter andern noch eine sehr hohe Mauer, die durch ihre ohne Kalk verbundenen ungeheuern Quaderstücke, und durch die gebogene Linie, welche sie dennoch formirt, aller Kenner Bewunderung erregt. Damit jeder Höfling, der mit seinem gnädigsten Herrn nach Italien reist, und etwa dieses Buch liest, die erwähnten Ruinen mit Schaudern betrachte, führe ich ein Beispiel von der strengen Gerechtigkeit des Kaisers Alexander Severus an, welches auf diesem Platze vorfiel. Ein Höfling, Petronius Turinus, handelte, wie noch oft zu geschehen

pflegt, mit den Gnadenbezeugungen des Kaisers, verkaufte täuschende Versprechungen. Der Kaiser ließ ihn durch Rauch von angezündetem Stroh ersticken, und ein Herold rief während der Execution: Fumo punitur, qui vendidit fumum (der Rauchverkäufer wird durch Rauch bestraft). Wenn man heutzutage alle täuschenden Höflinge so ersticken wollte, so würde man genöthigt sein, aus Mangel an Stroh, die Bauernhäuser abzudecken. — Vom Tempel des Nerva stehen noch einige prächtige korinthische Säulen von griechischen Marmor. Sie sind ein und fünfzig Fuß hoch, und messen sechzehn ein halb Fuß im Umfang. — Der Platz Navona, vormals Circus Agonalis, hat noch ganz die Gestalt eines Circus, denn die Häuser ringsumher sind auf die Stufen desselben erbaut. Man feierte hier Spiele, dem Janus zu Ehren. Jetzt ist er mit vielen modernen Brunnen und schlechten Statuen von Bernini geziert, und im Monat August wird er Sonntags unter Wasser gesetzt. Dann fahren die vornehmen Leute in ihren Kutschen im Wasser herum, und der Pöbel ergötzt sich zu Fuß an der Kühlung. — Nicht weit davon, auf einem andern Platze, steht ein Stück von einem Menelaus, der den getödteten Patroclus hält. Das habe ich freilich nur vom Hörensagen, denn erkennen läßt sich der Gegenstand schwerlich mehr. Leute, die es verstehen wollen, versichern, es müsse eine herrliche Gruppe gewesen sein. In neuern Zeiten hat sie von einem Schneider in der Nachbarschaft den Namen Pasquin erhalten, und diente dazu, alle Spott- und

Schmähschriften daran zu heften, mit welchen Päpste und Kardinäle jederzeit reichlich übergossen wurden. Aber schon seit langer Zeit haben die Römer aufgehört witzig zu sein, und ihr Witzträger Pasquin ist verstummt. — Gleich dabei steht der Palast des Nepoten Braschi, dessen ich hier nur im Vorübergehen erwähne, weil er die schönste, größte und marmorreichste Treppe in Rom, aber kein einziges bewohnbares Zimmer enthält. — Ein Spazirgang auf den tarpejischen Felsen ist auch nicht belohnend, denn es ist da nicht eine Spur mehr, weder von der Vestalin Tarpeja, die einst das Schloß den Sabinern verrieth, zum Dank ermordet und dort begraben wurde, noch von den Missethätern, die man von der steilen Höhe hinab zu stürzen pflegte. Der Felsen ist zwar jetzt nicht mehr so hoch als er anfangs gewesen sein soll, weil oben viel abgetragen, unten viel aufgeschüttet worden, aber doch noch immer hoch genug, um einem Menschen den Hals zu brechen. — Wenn man bei Fackelschein, zwischen Heuwagen sich durchdrängend, in die Ruinen der Bäder des Titus hinab steigt, so erblickt man an den Wänden noch einige wohlerhaltene Malereien, besonders recht artige Vögel. Das ist aber auch Alles, denn übrigens sind diese Trümmer nicht eben von Bedeutung, und um sie lieb zu gewinnen, muß man die Erinnerung mitbringen, daß der wackere Titus hier in einem schlechten Hause geboren und erzogen wurde, darum es liebte und verschönerte. Noch unbedeutender sollen die sogenannten sieben Kammern (sette salle)

sein, die ich verschlossen fand, und die wahrscheinlich blos zu einem Wasserbehälter dienten. Manche vermuthen, aus diesen Behältern sei vielleicht das Wasser in das Colosseum geleitet worden, weil man sonst nicht begreift, wie daselbst Seegefechte haben gehalten werden können. — Eine unverbürgte Sage behauptet, die Bäder des Titus wären zum ersten Mal zu Raphael's Zeiten entdeckt, und die darinnen gefundenen Arabesken von ihm kopirt worden, daher er auch das meiste wieder zuwerfen lassen, um seine Freibeuterei nicht zu verrathen. Als ob diese Gattung von Zierathen nicht schon längst aus den Schriften der Alten (z. B. Vitruv der sie tadelt) bekannt gewesen wäre. An der Anekdote ist nichts gewisses, als daß die Bäder wieder zugeworfen, und erst 1776 auf's Neue ausgegraben worden. Hier fand man den berühmten Laocoon. Hier blühten auch einst die Gärten des Mäcenas, und mehr noch die Geistesswerke der Dichter, welche er um sich versammelte, und denen er seinen Ruhm verdankt. Horaz, Virgil, Properz bewohnten Landhäuser in der Nähe. Auch der Thurm stand nicht fern, von welchem Nero Rom brennen sah, und dabei zu seiner Leier den Brand von Troja sang.

37. Das Capitolium.

Es ist nicht mehr das alte, wo der prächtige Tempel des Jupiter Capitolinus stand, auf dem ein vierspänniger goldener Wagen prangte; dessen Stufen die siegenden Feldherren, und selbst der stolze Cäsar, nur kniend er-

ſtiegen; in deſſen Hallen ſie Triumphmahlzeiten gaben. Hier ſaß einſt der koloſſale Donnerer, aus lauterm Golde geformt, auf einem Stuhl von Elfenbein und Gold; man wandelte auf vergoldetem Metall; Sieger häuften hier Beute, fremde Botſchafter Geſchenke, fromme Bürger köſtliche Gaben. Doch höhern Werth als Gold, gaben dieſem Tempel die ſybilliniſchen Bücher, welche in einem Gewölbe unter der Erde aufbewahrt wurden; mehr als koſtbare Steine ſchmückten ihn zahl- und kunſtreiche Statuen. In den Vorhöfen feſſelten ſilberne und metallene Säulen und Tafeln den Blick, in welchen man eingegraben las, was Volk, Staat und Nachwelt intereſſiren konnte. Der Schätze häuften ſich hier ſo viele, daß kaum Platz für die Kommenden und Gehenden blieb, bis endlich, im ſechshundert-einundſiebzigſten Jahre der Stadt, unter dem Diktator Sulla, der ganze Tempel ein Raub der Flammen wurde. Sulla erbaute ihn auf's Neue und ſchmückte ihn mit herrlichen Säulen aus einem Tempel zu Athen. Abermals zerſtörte ihn das Feuer in den unruhigen Zeiten des Vitellius. Veſpaſian ſtellte ihn noch einmal her, Titus erlebte den dritten Brand, Domitian erbaute ihn dennoch wieder, aber ſeine nachmaligen Schickſale ſind unbekannt. — Der Tempel der Treue grenzte an den des Donnerers. Gegen über lag die Burg und eine Spitze, auf welcher der Oberprieſter den Neumond beobachtete. Daneben lag ein Rathhaus und eine ſchlechte Hütte mit Stroh gedeckt, des Romulus erſte beſcheidene Herberge.

Zehnte Scene.

Major Langsalm. Frih.

(Während dieses Akts ist es Abend geworden.)

Major. Donner und Wetter! das regnet wie bey der Sündfluth, und ist finster wie 8 Tage vor der Schöpfung. — Um Vergebung. Ich bin ein Reisender. Nacht und Ungewitter haben mich herein getrieben. Ich glaube mich verirrt zu haben, und finde Niemand der mich zurecht weißt.

Frih. Sey Sie willkommen, mein Herr. Wo gedenken Sie hin?

Major. Nach dem Gute eines gewissen Herrn v. Langsalm.

Frih. So so.

Major. Bin ich noch weit davon?

Frih. Nein, gar nicht weit mehr. Darf man fragen, was Sie dort für Geschäfte haben?

Major.

Eine ähnliche Wohnung des Königs Tatius stieß an den Tempel der Juno, den ein Hain als Freistätte umgab. — Doch wer zählt alle Tempel und merkwürdige Gebäude, mit welchen das uralte Capitolium prangte! Auch Ovid wohnte dort zwischen den Göttern, die ihm nicht immer hold blieben.

Zu dem modernen Capitolium steigt man von Norden zwischen zwei wasserspeienden Löwen, auf einer Treppe, die Michel Angelo entwarf. Oben am Geländer stehen die kolossalen Bildsäulen des Kastor und Pollux, deren jede ein Roß am Ziegel hält. Ihnen zur Seite die Trophäen des Marius, dann zwei Statuen der Söhne Constantin's, in dessen Bädern gefunden, und endlich zwei Meilenzeiger, deren nur Einer antik ist, und den Anfang der appischen Straße bezeichnete. Den andern hat man mit einer Kugel von Bronze geziert, in welcher, der Sage nach, einst Trajans Asche verschlossen war. Das ganze gewährt einen imposanten Anblick. — Hat man die letzte Stufe erstiegen, so zieht die schöne Bildsäule von Bronze, Marc Aurel zu Pferde, sogleich das Auge auf sich. Sie ist ein Meisterwerk, vorzüglich der Gaul, der so lebendig ist, daß Michel Angelo, ihn betrachtend, ihm unwillkürlich zugerufen haben soll: Geh! — Warum nicht lieber: Steh! denn das Roß schreitet ja wirklich.

Um den Enthusiasmus, den diese Statue, und das Andenken an den göttlichen Mann, den sie darstellt, erweckt, wiederum schnell abzukühlen, betrachte man einen Augen-

blick das hölzerne Kreuz dort an der Mauer des Palastes. Es ist in der That merkwürdig, denn, trunken von seinem kurzen Siege, hat der König von Neapel es aufgepflanzt, und damals mit einer Inschrift versehen, welche seine Thaten pries, und die Franzosen jämmerlich schmähte. Die voreilige Inschrift ist natürlich weggenommen, nur das Kreuz hat die Frömmigkeit nicht anzutasten gewagt.

Eilen wir vorbei in das capitolinische Museum. Aus dem Porticus desselben blickt man in einen Hof, an dessen Brunnen der Flußgott Rhein ruht, weit bekannter und berühmter unter dem Namen Marforius, weil er als solcher so manches witzige Pamphlet trug, und dem Pasquin so manche geistreiche Antwort gab. Schon unter dem Porticus findet man eine Menge Statuen, Sarkophagen, Altäre u. s. w. von sehr ungleichem Werth, denn es sind aus Konstantin's Zeiten ganz erbärmliche darunter. Auf ein köstliches Basrelief aus den ältesten griechischen Zeiten machte mich ein Kenner aufmerksam; es war sehr beschädigt und ich verstand nichts davon. Es ist, glaube ich, Rhea vor dem Jupiter. Das kostbarste Stück dieser Sammlung, den Sarkophag des Alexander Severus, haben die Franzosen mitgenommen, er ist nur noch in Gips hier zu schauen. Man wendet sich rechter Hand, wo der kolossale Mars, unter dem Namen König Pyrrhus, steht, und wo man eine vierzehn Fuß hohe Säule von orientalischem Alabaster bewundert. Hier öffnet sich ein Zimmer, Canope genannt, weil es ganz mit sehr komischen egyptischen

Statuen von schwarzem Basalt angefüllt ist. Nach kurzem Verweilen steige man die Treppe hinauf, aber langsam, recht langsam, denn die Wände zu beiden Seiten bewahren eines der interessantesten Denkmähler des Alterthums, nämlich den Plan des alten Rom's auf viele Marmortafeln gegraben, im Tempel des Remus gefunden. Die meisten sind freilich sehr zerstückt, doch manche noch wohl erhalten, besonders ein Theater, welches ganz unbeschädigt ist. Kaum verstatten diese ehrwürdigen Reste ein paar schöne Statuen der Juno und der Scham, auf der Treppenruh zu betrachten. Oben findet man im Vorsaal eine Menge Grabschriften in die Wand gemauert, auch drei kolossale Füchse und ein antikes Mosaik, welches freilich weniger schön ist, als die heutigen, dagegen aber auch weit mühsamer von wirklichen Steinen ausgelegt worden, da man es sich heutzutage bequemer macht, und die Mosaiken nur noch aus gefärbten Steinmassen verfertigt. — Die Wände des ersten Saales tragen weit über hundert seltener Inschriften, von Tiber bis auf Theodosius chronologisch geordnet. In der Mitte steht eine große schöne Vase, mit Basreliefs im ältesten Stil; von dieser Vase führt der Saal den Namen. Er faßt aber noch mehrere schöne Statuen und einige Sarkophagen. Der zweite Saal des Herkules (also genannt, weil dessen Bildsäule, die Hydra bekämpfend, der vorzüglichste Schmuck desselben ist), bewahrt abermals interessante Inschriften wie der vorige: dann die berühmte,

in der Villa Hadrian's gefundene Statue des Antinous; das Kind, welches eine bärtige Larve vor das Geſicht hält; Amor und Pſyche — Venus und Mars (welche letzteren man für Portraits hält), eine herrliche Agrippine in der Mitte des Saals u. a. m. Auch drei ſchöne antike Altäre, den Winden, Wellen und der Ruhe gewidmet, laden hier zum Opfer ein. Der dritte, prächtige, auf Pilaſtern ruhende Saal wird beſonders durch den hochberühmten ſterbenden Fechter merkwürdig, dem zur Seite ein Antinous als egyptiſcher Prieſter, ein paar Centauren u. ſ. w. ihren Platz würdig behaupten. Ringsumher ſtehen noch viele treffliche Statuen, die, alle zu nennen, doch nur trockenes Geſchwätz wäre. — Der vierte Saal iſt den Philoſophen, Dichtern, Rednern gewidmet, deren Büſten hier, über hundert an der Zahl, den Blick feſſeln. Als die vorzüglichſten, in Rückſicht auf Kunſt, werden Homer, Cicero, Sokrates, Ariſtides, Ariſtophanes, Demoſthenes und Pindar geſchätzt. Für den Bewunderer ihrer Schriften haben ſie alle ein hohes Intereſſe. Eine Bildſäule Zeno's iſt von imponirender Schönheit. Kenner bewundern noch einige Basreliefs an den Wänden, beſonders drei Frauen, vor denen ein nackter kleiner Faun hergeht. Der Name Callimachus iſt darunter gegraben. Man hält ihn für denſelben, den Plinius mit Lobſprüchen überhäuft. — Der Saal der Kaiſer enthält fünfundachtzig Büſten von Kaiſern und ihren Gemahlinnen. Die Sammlung iſt, wie ſchon geſagt, minder

vollſtändig als die zu Florenz. Eine Venus, in der Mitte des Saals, gleich der mediceiſchen, und ſoll von manchen jener noch vorgezogen werden. Außer mehreren Statuen und Basreliefs ſind hier auch zwei der letztern, welche von Kennern für's erſte Meiſterwerk griechiſcher Kunſt geachtet werden. An dem einen (Perſeus und Andromeda) iſt auffallend, daß Perſeus die befreite und herabſteigende Andromeda nicht bei der Hand, ſondern beim Arme faßt, und ich habe ein wenig lächeln müſſen, als ein wackerer Enthuſiaſt und ſelbſt braver Künſtler gerade in dieſem kleinen Umſtande einen tiefen Sinn des Meiſters fand, nämlich, er ſagte: das iſt die wahre Heldenbewegung; ein Held faßt ein Frauenzimmer nicht bei der Hand, ſondern beim Arme. — Nach dieſer ſinnreichen Erklärung betrachtete ich mir das Basrelief etwas genauer, und glaubte deutlich gewahr zu werden, daß der Künſtler nur deshalb jene Bewegung gewählt, weil an dieſer Stelle nicht Marmor genug war, um des Perſeus Hand weiter vorzurücken. Aber ſo geht es großen Männern gewöhnlich: In dem kleinſten, was ſie thun, wird tiefer verborgener Sinn geahnet, wenn ſie gleich nur durch die Umſtände dazu genöthigt wurden, oder auch gar nichts dabei dachten.

Im ſechſten Saale findet man außer ein paar hundert Inſchriften aus den Grabmählern der Freigelaſſenen der Livia Auguſta, eine Menge Büſten, Statuen, Sarkophagen u. ſ. w. Der ſiebente, ähnlich geſchmückte Saal zeichnet ſich

durch eine Statue von rosso antico aus, einen Faun mit Weintrauben; ferner durch eine zwei Fuß hohe Vase von Bronze, deren Inschrift beweist, daß Mithridat sie einem Gymnasio schenkte, und endlich besonders durch das schöne, schon von Plinius gepriesene, und durch zahllose Kopien vervielfältigte Mosaik, auf welchem vier Tauben auf dem Rande einer Schale sitzen.

Ich steige wieder hinab in den Hof, vor den sogenannten Palast der Konservatoren. Es halten da nämlich Herren ihre Sitzungen, die Konservatoren von Rom heißen; ob sie's wirklich sind, weiß ich nicht. Im Hofe findet man Ueberbleibsel von ungeheuren Kolossen, unter andern einen Fuß, dessen große Zehe dicker ist, als der Körper eines wohlbeleibten Mannes. Man hält ihn für einen Ueberrest des Sonnen-Kolosses, der einundvierzig Fuß hoch war. Hinter einem Staket von Eisen wird man eine schöne triumphirende Roma und ein paar überwundene Könige gewahr.

Gleich bei der Treppe ist eine Kopie der berühmten Säule mit Schiffsschnäbeln in die Wand gemauert, welche auf dem Forum Romanum dem Konsul Cajus Duillius, wegen seiner Siege über Karthago, errichtet wurde. Auf der Treppe sieht man, außer einer Urania und Thalia, die nicht viel bedeuten, vier schöne Basreliefs aus der Geschichte Marc-Aurels, auch einen Curtius, der sich mit seinem Rosse in den Flammenschlund stürzt. Im ersten Saale hat Arpino Römerthaten gemalt, die seltsam gegen die ver-

mummten Bildsäulen einiger segnenden Päpste abstechen. Im zweiten Saale sind diese Gemälde durch einen andern fortgesetzt worden, und man hat die Umgebungen mehr damit in Einklang zu bringen gesucht, indem man Büsten berühmter päpstlicher Feldherren (also doch auch römischer) dahin gestellt hat, z. B. Colonna u. a. m. Das Auge weilt aber doch am liebsten auf der Büste von Bronze, welche Michel Angelo's sehr ähnliches Portrait darstellt. — Im dritten Saale ist eine schöne Statue von Bronze, einer der Sklaven, welche einst Rom retteten. — Der vierte Saal ist sehr interessant durch die konsularischen Fasten in Marmor gegraben, welche bis auf Kaiser August's Zeiten reichen, und in der Gegend gefunden wurden, wo einst die Curia Hostilia stand. — Der fünfte wird durch eine heilige Familie von Giulio Romano geziert, und auch ein paar Gänse von Bronze stehen da, von welchen man glaubt, sie seien den Gänsen zu Ehren verfertigt worden, deren Geschrei das Capitolium einst seine Rettung dankte. — Vom sechsten Zimmer ist mir nichts im Gedächtniß geblieben, denn die gerühmten Tapeten sind schlecht: aber das letzte enthält eine schöne Statue des Herkules von vergoldeter Bronze, in einem ihm geweihten Tempel gefunden. Auch ein paar andere Bildsäulen gewinnen dadurch Interesse, daß man sie für Cicero und Virgil ausgibt. Man geht endlich noch durch ein paar Säle, wo die Namen altrömischer Magistratspersonen auf Marmortafeln stehen, die man irgendwo ausgegraben hat.

Bei der Gemäldegallerie des Capitoliums will ich mich gar nicht aufhalten, denn sie ist weder zahlreich, noch aus lauter Meisterwerken zusammengesetzt. Eine Seele, von Guido Reni, ist freilich gut gemalt, aber ich mußte doch dabei an den orbis pictus denken. Wer eine Seele malt, dem fehlt sie in diesem Augenblick. Vielleicht thut man auch Guido Unrecht, denn eigentlich ist es doch nur eine nackte menschliche Figur, und wer weiß, was er sich dabei gedacht hat. — Ariadne und Bacchus wird auch Guido zugeschrieben, ich möchte aber daran zweifeln. Das sind wohl schwerlich seine Farben, und die Erfindung ist auch gar zu mager. — Romulus und Remus, von der Wölfin gesäugt, ist ein großes schönes Bild, dessen Schöpfer Rubens sein soll. — Ein Weib, von Tizian, soll die Eitelkeit vorstellen. Man muß es darunter schreiben. — Ein Portrait von Diego Velasquez, von seiner eigenen Hand gemalt, vereint mit dem Kunstinteresse das des Gegenstandes, denn dieser Diego Velasquez ist, nach meinem Gefühl, ein so großer Maler als irgend einer genannt werden kann. — In dem zweiten Saal zeichnet sich noch weniger aus; er hängt auch nicht einmal mit dem ersten zusammen. Es wird hier von jungen Malern fleißig kopirt, und diese Kopien, die zum Theil nicht schlecht sind, werden um geringe Preise verkauft. — Der nahe tarpejische Felsen, von dem einst die Verbrecher herabgestürzt wurden, mag, der Erinnerung halber, wohl besucht werden, man wird aber da nichts finden als einen

Krautgarten, mit einer niedrigen Mauer, von der man auf ein Dach herab sieht. — Am Abhang des capitolinischen Berges stehen noch drei schöne Säulen mit ihrem Gebälke, einst ein Tempel des donnernden Jupiters, ihm vom Kaiser August aus Dankbarkeit geweiht, da ein Sklave vor seiner Sänfte vom Blitz erschlagen wurde, ohne daß der Kaiser selbst beschädigt wurde. — Ganz nahe dabei sind die schönen Ueberreste des Tempels der Eintracht, vom Konsul Camillus, zum Gedächtniß der Versöhnung zwischen Adel und Bürgern erbaut. Acht prächtige, doch ungleiche jonische Säulen von orientalischem Granit tragen ein Gebälke mit herrlichen Verzierungen.

38. Die Triumphsäulen.

Wenn diese nicht durch Heiligenbilder und Kreuze so kunstmörderisch entweiht worden wären, so würden sie allerdings der Stadt zur großen Zierde gereichen. Noch jetzt stehen sie da wie entthronte Könige, denen man spottweise papierne Kronen aufgesetzt hat. Die höchste ist die des Marc-Aurel, ihm von der Dankbarkeit des Volks bestimmt, von dem bescheidenen Monarchen aber dem Antoninus Pius gewidmet. Sie ist bis zu ihrem Gipfel mit Basreliefs geschmückt, welche Marc-Aurel's Siege über die Marcomannen darstellen. Man kann durch eine Schneckentreppe von fast zweihundert Stufen bis auf die Spitze steigen; das wäre vormals schon der Mühe werth gewesen, weil man oben die Statue des guten Marc-Aurel fand;

jetzt aber steht der heilige Paul oben, an dem nicht einmal seine Heiligkeit merkwürdig ist. — Die Trajanssäule ist noch weit berühmter, wegen ihrer meisterhaften Basreliefs, welche mehr als dritthalbtausend Figuren enthalten, und die Siege Trajan's über die Dacier verewigen. Sie ist, wie jene, von Marmor, doch etwas niedriger, nämlich hundert drei und dreißig Fuß hoch. Man kann auch inwendig hinaufsteigen. — Ich weiß nicht, ob noch jetzt Trajan's Asche im Piedestal ruht? Schwerlich, denn die Urne war von Gold.

Mehr als durch alle Obelisken und Säulen wird Rom durch seine

geziert. Dieser Reichthum von Wasser — freilich oft durch einen bizarren Geschmack zu Tage gefördert — diese lebendige Bewegung, dieses Rauschen und Schäumen, diese zahllose Menge von Tritonen und Najaden, die fast auf jedem freien Platze ihr Wasser bald hoch in die Luft spritzen, bald aus Urnen herabplätschern lassen — das gibt der Stadt eine außerordentliche Lebendigkeit, und ersetzt gewissermaßen für das Auge den Mangel an Einwohnern. Von den beiden herrlichen Springbrunnen auf dem Petersplatze habe ich bereits geredet. Der Brunnen Trevi imponirt auf eine ganz verschiedene Weise. Der Ocean scheint auf einem Muschelwagen seinen Palast zu verlassen, Meerpferde ziehen, Tritonen umgeben ihn, Gesundheit und Ueber-

Major. Donner und Wetter! ich habe dort eine Tochter, die ich in der Wiege verließ, und nun seit 16 Jahren nicht gesehen habe.

Frih. Sie sind doch wohl nicht gar der Herr Major von Langsam?

Major. Der bin ich.

Frih. Vortrefflich. Ich habe die Ehre Ihre Fräulein Tochter zu kennen.

Major. (mit vielem Interesse) Wirklich?

Frih. Sie ist ein allerliebstes Mädgen, schön, sittsam, bescheiden.

Major. Bey meiner armen Seele! das ist mir lieb zu hören.

Frih. Auch finden Sie dort noch einen Neffen, einen gewissen jungen Hurlebusch, der munterste artigste Mensch von der Welt.

Major. Man hat ihn mir als einen muthwilligen Patron geschildert.

Frih. Verleumdung.

Major. Einen Taugenichts —

Frih. Boshafte Verleumdung.

Major.

fluß ſtehen in Niſchen ihm zur Seite. Das Ganze iſt von Marmor.

Eine ungeheure Waſſermaſſe ergießt ſich von allen Seiten in ein Becken, das ich eher einen Teich nennen möchte. Es iſt ein herrliches klares Waſſer, ſchon zu der Römer Zeiten berühmt; ein junges Mädchen fand einſt die Quelle und zeigte ſie durſtigen Soldaten, daher das Waſſer aqua virgo (Jungfrauen-Waſſer) genannt, und von Auguſts Schwiegerſohn, Agrippa, nach Rom geleitet wurde. Es gefällt mir, daß ein Papſt ſowohl das Andenken an dieſen Agrippa als an das junge Mädchen durch zwei Basreliefs verewigt hat. — Viele halten die Kompoſition der ganzen Gruppe für unſchicklich, weil ſie ſich an einen Palaſt lehne, und man alſo nicht begreife, woher das Waſſer komme? Ich finde dieſen Vorwurf ungerecht. Wo Ocean ſteht, da kann er auch Waſſer ſchaffen. Man könnte ja den nämlichen Zweifel auf jeder Stelle erregen, wäre ſie auch mitten auf einem Markte. Man muß ſich nur nicht vorſtellen, das Waſſer ſtröme aus dem Palaſte, nein, es entſpringt, auf Oceans Winke aus ſeinem Muſchelwagen. — Der Brunnen Termini, auch aqua felix genannt, wird durch chriſtliche Mythologie verſchönert, denn hier läßt ein koloſſaler Moſes das Waſſer aus dem Felſen ſtrömen. Die Idee wäre in der That nicht übel, wenn man nur die Umgebungen damit in Einklang gebracht hätte. Aber wie kommt Moſes Felſen in der Wüſte zu den Arkaden und joniſchen Säulen? und warum gibt ſich der

Prophet so viele Mühe, da ja schon ein paar schöne Löwen von schwarzen Basalt (egyptische Arbeit) aus ihren Rachen dicke Ströme schleudern? — Auf dem spanischen Platze ist ein Brunnen in Gestalt einer Barke. Dieser Bernini hat doch wunderliche Einfälle gehabt. — Der Brunnen auf dem campo vaccino ergießt sich in ein ungeheures Becken von orientalischem Granit, welches schon in den ältesten Zeiten zu dem nämlichen Behuf diente. — Der Brunnen Paulina ist der wasserreichste in Rom, und wurde zuerst von Trajan dahin geleitet. Jetzt ist er mit Bögen, Säulen und einer Attika geschmückt, Drachen speien Wasser, Inschriften prahlen, die Materialien dazu hat man vom Forum des Nerva geraubt. — Der Brunnen auf dem Platze Navona ist von dem geschmacklosen Bernini sehr bunt mit Felsen, Obelisken, Meerpferden, Löwen u. dgl. ausgeziert worden. Ferner findet man da, in kolossaler Gestalt, den Ganges, den Nil, den Platafluß und die Donau. Es ist wohl die lächerlichste Idee von der Welt, vier der größten Flüsse des Erdbodens auf einen kleinen Brunnen zu stellen. — Der Brunnen an der Sixtusbrücke ist zwar weit kleiner, aber unendlich schöner in seiner Einfachheit. Nur eine Nische zwischen zwei jonischen Säulen, aber ein unvereinzelter, breiter Wasserstrom stürzt sich hoch herab, zuerst in ein kleineres, dann in ein größeres Becken, welches einen herrlichen Anblick gewährt. — Der Schildkrötenbrunnen auf dem Platze Mattei ist eine artige Spielerei. Vier Figuren von Bronze

ſetzen vier Schildkröten auf den Rand des Beckens, aus dem ſich ein Springbrunnen erhebt. — Auf dem Platze Barberini ſtehen zwei Brunnen von dem ſinnreichen Bernini. Hier ſpritzen Delphine und Tritonen das Waſſer, dort gar drei Bienen, die auf einer Muſchel ſitzen. — Es gibt auch einige Geſundbrunnen zu Rom, deren Kraft gerühmt wird. Einer derſelben heißt aqua acetosa (Sauerbrunnenwaſſer).

10. Die Bäder des Diocletian

waren die größten in Rom. Man kann ſich einen Begriff von ihrem ungeheuern Umfange machen, wenn ich kurz nenne, was, außer den anſehnlichen Ruinen, noch jetzt auf dem Platze ſteht, den ſie einſt einnahmen. Kirche, Kloſter und Garten der Bernhardiner; Kirche, Kloſter und Weinberg der Karthäuſer; zwei große Plätze; ein Theil der Villa Negroni; weitläufige Kornböden und viele Privathäuſer. Sie enthielten aber auch bei dreitauſend Bäder aller Art, ſchöne Hallen, prächtige Säle, Spazirgänge, Schulen, Plätze zu gymnaſtiſchen Spielen u. ſ. w. Die berühmte Ulpianiſche Bibliothek war daſelbſt aufgeſtellt, und in einem großen Saale, Pinacotheca genannt, bewundert man die Meiſterwerke der Malerei und Bildhauerkunſt. Sieben Jahre ließ Diocletian durch vierzigtauſend Chriſtenſklaven daran arbeiten. Die runde Bernhardinerkirche iſt aus dem Gebäude entſtanden, wo man das Waſſer zu den Bädern wärmte. Die herrliche Pinacotheca iſt eine

Marienkirche geworden, die Michel Angelo erbaut hat. Es stehen noch jetzt acht ungeheure antike Säulen von orientalischem Granit darinnen. Karl Maratti und Salvator Rosa liegen hier begraben. Einige Mosaikgemälde sind sehenswerth.

Ein paar große Mathematiker haben, auf päpstlichen Befehl, vor hundert Jahren eine Mittagslinie verfertigt, weil man, mit Recht, dies Gebäude für eins der stärksten in Rom hielt. Zugleich hat sich die päpstliche Eitelkeit ein lächerliches Denkmahl gesetzt, denn der Sonnenstrahl dieser Linie fällt durch ein päpstliches Wapen.

41. Die Villa Borghese.

Abgesehen von ihren Kunstschätzen, die zum Theil einzig sind, ist sie auch ein sehr anmuthiger Spazirgang, wohin die vornehmsten wie die gemeinsten Römer haufenweise wallen, um sich im Schatten der immer grünenden Eichen zu erquicken. Doch seit Kurzem nicht mehr so häufig als vormals, denn die neue Prinzessin Borghese, die ein wenig zu oft und stark fühlt, wessen Schwester sie ist, hat den größten und schönsten Theil des Parks verschlossen, um dort — zu botanisiren oder was weiß ich! Man kann leicht denken, daß sie die Liebe des römischen Volks nicht dadurch gewonnen hat, so wie sie durch das Bestreben, neue Sitten und Gewohnheiten einzuführen, auch die Herzen des römischen Adels schnell entfremdete,

und keinen andern Vortheil daraus zog, als daß sie — allein blieb. Da nun ein solches Alleinbleiben bei Damen ihrer Art mit langer Weile verknüpft zu sein pflegt, so entschloß sie sich endlich einen Schritt zurück zu thun, und fügte sich etwas mehr in die römischen Gewohnheiten.

Die Villa hat drei Meilen im Umfang, in den Alleen wimmeln Antiken; die Façade des Palastes ist damit übersäet. Eine Wirkung der gerechten Erbitterung des Volks scheint es aber zu sein, daß alle diese Antiken, so weit man mit Händen oder Stöcken hat reichen können, seit Kurzem verstümmelt worden sind. Eine breite Treppe führt zu einer Vorhalle, wo vier Säulen von dem äußerst seltenen Marmor befindlich sind, der Imacchello heißt, und sich aus lauter kleinen Schnecken gebildet hat. Tritt man in den ersten großen Saal, so zieht sogleich ein herrliches Basrelief die Blicke auf sich, Curtius, wie er sich in die Flammen stürzt. Der ganze Saal ist mit Statuen und Büsten von griechischer Meisterhand gefüllt, unter welchen eine Gruppe des Herkules mit seinem Sohn Thelephus und ein Achilles sich besonders auszeichnen. In der Mitte des ersten Zimmers prangt eine prächtige Vase, auf welcher ein Bacchanal ist. Schade, daß unter den schönen Statuen ringsumher auch ein David, von Bernini steht. — Im zweiten Zimmer steht ein Sarkophag, dessen Basrelief den Tod Meleager's vorstellt; auf demselben ein schöner Bacchus, der mit einem Kinde spielt. Unter den übrigen ist ein sterbender Seneca von Probier-

ſtein merkwürdig. Doch lieber ruht das Auge auf den drei Grazien, die lieblich gruppirt, eine Vaſe ſtützen. — Im dritten Zimmer hat man Bernini die Ehre angethan, ſeinen Apollo und Daphne in die Mitte zu ſtellen. Auch einen Aeneas und Anchiſes hat man hier von ihm aufbewahrt. Man kann denken, wie dieſe geſchnörkelten Kunſtſtücke gegen den Jupiter und den Beliſar abſtechen, die ſich in ihrer Nachbarſchaft befinden. — Das vierte Zimmer iſt eine Art von Gallerie, mit Marmor reich und ſchön verziert: die koloſſalen Büſten des Marc Aurel und des Lucius Verus ſind vorzüglich ſchön. — Im fünften Zimmer hat ſich Bernini an einem Hermaphroditen verſündigt. Es ſtehen da aber auch ein paar ſchöne Gruppen, Coriolan mit ſeiner Mutter und Caſtor und Pollux. Das Pflaſter iſt antike Moſaik. — In dem ſechſten Zimmer ſteht der weltberühmte Fechter von dem griechiſchen Bildhauer Agaſias. Als die neue Prinzeſſin Borgheſe ihn zum erſten Male ſah, ſoll ſie befohlen haben, ihn ein wenig abzuraſpeln, weil er ſo ſchmutzig ausſah. Das mag wohl nur eine boshafte Erfindung der Römer ſein. — Das ſiebente Zimmer enthält viele egyptiſche Götzen und allerlei bunte Statuen, die mir nicht gefallen. — Endlich im achten Zimmer iſt ein trefflicher Silen, der den Bacchus als Kind in ſeinen Armen hält. Man pflegt dieſe Gruppe auch Saturn zu nennen, und ſie wird beſonders dadurch merkwürdig, daß ſie gar nicht reſtaurirt iſt; ein höchſt ſeltener Fall. Außerdem ſind noch mehrere der

trefflichſten Kunſtwerke für dieſes letzte Zimmer aufbehalten worden, unter andern der von Winkelmann hochgeprieſene geflügelte Genius, ein Centaur, den die Liebe zähmt, Amor und Pſyche u. ſ. w Die Plafonds ſind ſämmtlich ſchön, manche vortrefflich gemalt, doch außer Conca, iſt eben kein berühmter Name unter den Meiſtern. Das Ameublement iſt prächtig und geſchmackvoll; man erräth daraus ſogleich, daß keine Italienerin hier herrſcht. In den obern Zimmern ſind viele gute Gemälde, von neuern Meiſtern, auch Landſchaften von Hackert. — Der Park iſt recht artig, ob ich ihn gleich mit dem zu Deſſau oder Weimar nicht vergleichen möchte. An einem See ſteht ein Tempel des Aeskulap mit einer griechiſchen Statue dieſes Gottes. Auch einen Dianentempel, einen Circus zu Wettrennen und allerlei andere Ideen ſind reichlich angebracht, doch faſt alle in dem verſchloſſenen Theile des Gartens.

42. Der Palaſt Farneſe

wird für ein Meiſterwerk der Architektur gehalten. Es war wohl eine geringe Kunſt, mit dem Raube des Coloſſeums etwas gutes und prächtiges zu bauen. Die beſten Statuen, der Herkules u. ſ. w. ſind aus dem Hofe des Palaſtes nach Neapel gebracht worden. Jetzt ſteht da nur noch der Sarkophag der Cäcilia Metella, welcher gar nicht dahin gehört. Eine Gallerie, von Hannibal Caracci al Fresko ge-

malt, soll sein größtes Werk sein. Es stellt Bacchus und Ariadne, und mehrere andere Göttergeschichten vor.

83. Der Palast Colonna.

Die meisten Paläste zu Rom sind einander vollkommen ähnlich, das heißt: wenn man die Gemälde heraus nimmt, so geben sie treffliche Wohnungen für Nachteulen ab. Der Palast Colonna aber unterscheidet sich doch durch einen wahrhaft königlichen Saal, der über zweihundert Fuß lang ist, und sich in eine Art von Tribune endigt, zu welcher man einige Stufen hinaufsteigt. Auch ohne Gemälde würde diese Gallerie eine Zierde jedes Palastes sein, um wie viel mehr anjetzo, da Landschaften von Claude Lorrain und Salvator Rosa, mehrere Bilder von Rubens, Guido Reni, Tizian, Vandyk u. s. w. darin befindlich sind. Auch die übrigen zahlreichen Zimmer wird man nicht ohne Interesse durchwandeln, eins ist al Fresko von Poussin gemalt, von dem auch viele Landschaften im Palaste zerstreut sind. Freilich muß man auch hier zwanzig schlechte Bilder angaffen, ehe man einmal auf eine heilige Familie von Andrea del Sarto, oder eine Magdalena von Guido stößt; aber das ist nun einmal der Geschmack der römischen Großen, sie machen es alle wie Gärtner, die ein paar Hyacinthen mit einer Reihe von bunten Tulpen einfassen. — Die Statuen und Büsten des Palastes Colonna bedeuten in Rom wenig.

14. Der Palaſt Borgheſe

iſt des Herrn der Villa Borgheſe würdig. Schon der Eintritt in den Hof imponirt, denn er iſt mit Arcaden umgeben, die auf ſechs und neunzig Granitſäulen doriſcher und korinthiſcher Ordnung ruhen. Ich nenne unter den zahlreichen Gemälden die Jagd der Diana, von Dominichino, als eins der berühmteſten, ob es gleich auf mich keinen außerordentlichen Eindruck gemacht hat. Daſſelbe muß ich von Raphael's Abnahme vom Kreuz bekennen; lieber verweilte ich bei Macchiavelli's und Borgia's Portrait von ſeinem Pinſel, bei der Venus des Leonardo da Vinci und einigen andern. Es iſt ein anmuthiger Gedanke, ein ganzes Zimmer mit lauter Darſtellungen der Venus anzufüllen; man ſieht und vergleicht gern, wie ſo mancher berühmte Meiſter ſich das Ideal der Schönheit gedacht hat. Ein Zimmer mit Spiegelgläſern tapezirt, die wiederum mit Blumen und Genien tapezirt ſind, iſt eine Spielerei, der ich keinen Geſchmack abgewinnen kann. Wenn übrigens in dieſem Palaſte die Namen Raphael, Leonardo da Vinci u. ſ. w. dem Cicerone alle Augenblicke über die Lippen laufen, ſo iſt das blos eine römiſche façon de parler. — Die oberen Zimmer ſollen prächtig möblirt ſein; ich habe ſie nicht geſehen.

---

15. Das Pantheon.

Nach dem Coloſſeum gibt es nichts herrlicheres und majeſtätiſcheres in Rom. Es iſt der Triumph der alten

Baukunſt und die Verzweiflung der neueren. Mancher Zierde hat man es beraubt, durch manchen Zuſatz es zu verhunzen geſtrebt, aber dennoch ſteht das Ganze noch wohl erhalten, und beim erſten Blicke möchte man ausrufen: Das iſt ein Tempel aller Götter! — ein Papſt hat ihn allen Märtyrern gewidmet! — Einſt hat Agrippa dieſen herrlichen Tempel dem rächenden Jupiter gewidmet, zum Andenken der Schlacht, welche Auguſtus gegen Antonius und Cleopatra gewann. Die Bildſäulen aller Götter in Bronze, Silber, Gold und edlen Steinen ſchmückten ihn würdig. Die prächtige Vorhalle ruht auf ſechzehn ungeheuren Säulen von orientaliſchem Granit, jede aus einem Block gehauen; die Decke desſelben beſtand aus Bronze, die Nägel allein wogen bei zehntauſend, das Ganze über vierhundert fünfzigtauſend Pfund. Die Halle war auch mit ſchönen Statuen geſchmückt, unter andern ſtand da eine Venus, welche die eine große Perle als Ohrgehänge trug, deren gepaarte Cleopatra einſt in Eſſig auflöſte und trank. Die Statuen raubte ſchon Kaiſer Conſtans und ließ ſie nach Konſtantinopel bringen. Man ſtieg vormals auf ſieben Stufen zu dieſem Porticus, jetzt liegen fünf derſelben unter dem erhöhten Boden. Als ich in Rom war, ließen die Zöglinge der franzöſiſchen Akademie daſelbſt graben, und fanden unter anderm, daß das Pantheon mit einer Mauer umgeben geweſen ſei. — Der Tempel ſelbſt iſt völlig rund, von gleicher Höhe und Durchmeſſer, nämlich hundert drei und dreißig Fuß, von einem

Major. Das freut mich. Aber wo bin ich denn eigentlich?

Frih. Sie sind — auf einem Landgute — welches nur eine halbe Stunde von Langsalm entfernt ist.

Major. Und der Besitzer?

Frih. Ein Herr von Schmeerbauch. Sie werden die Familie schon kennen?

Major. Nein, sie ist mir völlig unbekannt.

Frih. O die Familie der Schmeerbäuche ist sehr groß und sehr ansehnlich.

Major. Ich zweifle nicht. Vermuthlich sind Sie der Sohn vom Hause?

Frih. Aufzuwarten.

Major. Poh Element, junger Herr von Schmeerbauch, Sie könnten mir einen großen Dienst erweisen.

Frih. Mit Vergnügen.

Major. Mein Pferd will nicht mehr von der Stelle. Haben Sie nicht irgend einen

neu

ungestützten, Staunen erregenden Gewölbe überschattet. In der Mitte dieses Gewölbes ist eine Oeffnung, durch welche allein er sein Licht empfängt. Freilich dringt der Regen da häufig herein, denn die Oeffnung ist unverschlossen, aber doch möchte ich um keinen Preis andere Fenster darin sehen. Trotz der Altäre, mit denen jetzt das Inwendige erfüllt ist, schimmert doch noch überall der heidnische Tempel hervor, der Charakter imponirender Majestät war ihm ursprünglich und unauslöschlich aufgedrückt. Was muß er nicht gewesen sein, als die von Plinius so hoch gerühmten Caryatiden von Bronze noch das Gewölbe zu tragen schienen, und Silberplatten seine Caissons bedeckten. Das Kostbarste darin sind jetzt die Grabmähler von Metastasio, Mengs, Winkelmann, Pouſſin, Sachini und Raphael, dessen lateinische Grabschrift so lautet: »Dieser ist Raphael! als er lebte, fürchtete die Natur von ihm überwunden zu werden, als er starb, mit ihm zu sterben.« — Man hat viel Wesens aus dieser Grabschrift gemacht, deren Verfasser der Kardinal Bembo ist. Ich finde sie höchst lächerlich. Hätte Raphael die Natur überwunden, so wäre er ein schlechter Maler gewesen. Wenn man recht viel sagen will, sagt man gewöhnlich etwas dummes. — Noch ein paar päpstliche Versündigungen an diesem Tempel aller Tempel darf ich nicht unberührt lassen.

46. Janus Quadrifrons.

So nannten die Römer eine Art von Bogen mit Durchgängen nach vier Seiten, den sie an Orte stellten, wo das Volk sich häufig aufzuhalten pflegte, damit es Schutz vor böser Witterung finden möchte. Jetzt ist nur dieser eine noch übrig, außerordentlich massiv aus griechischem Marmor erbaut, aber ziemlich tief in die Erde versunken. Daß er in den mittleren Zeiten auch einmal befestigt gewesen, davon trägt er noch Spuren. Manche Gelehrte meinen auch, die Janusbögen hätten als eine Art von Börse gedient. Daran zweifle ich. Einen dichtern Haufen Volks konnten sie wohl fassen, der sich vor einem Platzregen zusammen drängte; aber für Geschäftsleute, die hin und hergehen, hatten sie zu wenig Raum. Gleich neben dem Janusbogen steht

47. der kleine Triumphbogen des Septimius Severus,

ihm von Kaufleuten errichtet, mit nicht kunstreichen Basreliefs versehen, die, so wie der ganze Bogen, sehr beschädigt sind. Ihm gegenüber wandert man zu den

48. großen Cloaken,

einem der erstaunenswürdigsten und nützlichsten Werke, die jemals von den alten Römern unternommen und ausgeführt worden. »Drei Dinge sind es vorzüglich,« ruft Dionysius von Halicarnaß, »die von Roms Größe zeugen: die Wasserleitungen, Landstraßen, Cloaken.«

Um allen Unrath aus der Stadt auf eine leichte und bequeme Art nach der Tiber abfließen zu laſſen, legte ſchon Tarquinius Superbus die große Cloake an, zu deren Erbauung er ſämmtliche Einwohner mit Härte anſtrengte. Wer nicht zu den Koſten beitragen konnte oder wollte, der mußte perſönlich helfen. So entſtanden dieſe gewaltigen unterirdiſchen Gewölbe, ſo hoch und breit, daß man mit einem beladenen Heuwagen durchfahren konnte. Wie hoch ſich die Koſten ihrer Erbauung belaufen, iſt nicht bekannt, aber ihre bloße Ausbeſſerung koſtete einſt tauſend Talente (etwa ſiebenhundert fünfzigtauſend Thaler). Nach der Einäſcherung Rom's durch die Gallier vergaß man die Lage dieſer Kanäle ganz; Paläſte und Kirchen wurden auf ihnen erbaut, denen ſie, zum Theil noch immer ungekannt, zum ſichern Grunde dienen. Waſſerfluten und Erdbeben haben ſie ſtets getrotzt. Ein Aedil Agrippa ließ einſt ſie reinigen, und fuhr dann auf einem Boote hindurch bis in die Tiber. Daſſelbe konnte, nach Caſſiodor's Behauptung, noch mehrere hundert Jahre nachher geſchehen. Engländer, die immer die kühnſten Wagehälſe unter den Reiſenden ſind, arbeiten ſich auch jetzt noch bisweilen hindurch. Das Wageſtück iſt überflüſſig, denn man kann die herrlichen Ueberreſte ohne alle Gefahr bewundern. Man ſieht Steinblöcke von fünf Fuß Länge und drei Fuß Dicke, die, ohne Kalk oder Mörtel, in ungeheure Gewölbe zuſammengefügt ſind, und gern ſtimmt man Plinius und Strabo bei, wenn ſie das unterirdiſche Rom für eben ſo bewun-

dernswerth erklären, als das oberirdische. Als dreihundert Jahre nach Erbauung der Stadt die Pest wüthete, warf man die Leichen hinein, und etwa vierhundert Jahre nachher geschah dasselbe mit vielen Körpern, die bei einer Schlägerei auf dem Markte getödtet worden waren, als die Partei des Clodius die Zurückberufung des Cicero zu verhindern suchte. Daher machte man es den Prätoren zu einer ihrer ersten Pflichten, für die Reinigung der Cloaken zu wachen. Ich nenne mit Vergnügen Gregor IX. und XV. als solche, die ansehnliche Kosten darauf gewendet haben, die Cloaken wieder herzustellen.

49. Der Palast Lucian Bonaparte's.

Endlich doch einmal ein elegant möblirtes Haus, eine behagliche Wohnung. Wenn man auch nicht wüßte, in wessen Palast man sich befindet, so würde man doch augenblicklich errathen, daß er keinem Italiener gehört. Zwar hat Lucian ihn noch nicht gekauft, er steht noch darüber im Handel; aber er hat die Zimmer doch einstweilen für sich eingerichtet, und bei jedem Schritte fühlt man die Nähe des Mannes von Geschmack, des Kunstkenners und Liebhabers. In dem großen Saale steht die herrliche Statue der Minerva, die er von dem Fürsten Giustiniani gekauft hat, und die der berühmten Pallas, von Velletri, wohl den Preis streitig machen möchte. Hohe Majestät ist ihr Charakter. Auch das oft gepriesene Basrelief, auf welchem Bacchus oder Jupiter mit der Milch der Amalthea getränkt

wird, und ein sehr schöner antiker Altar schmücken diesen Saal. Von Bildhauerei hat er weiter noch nichts gekauft, allein dies Wenige ist schon sehr viel. Auch die Gemäldesammlung ist eben noch nicht zahlreich, aber es ist kein einziges schlechtes darunter, und man genießt endlich einmal das Vergnügen, lauter Meisterstücke zu bewundern, ohne sich vorher durch einen Wust von Schofel durcharbeiten zu müssen. Der Kindermord, von Pouſſin, ist die vortrefflichste Darstellung, die ich von diesem abscheulichen Gegenstande gesehen habe. Die erste Wunde hat das Kind schon empfangen, und liegt am Boden blutend und schreit. Der Henker holt aus, ihm den zweiten Streich zu versetzen. Die Mutter fängt ihn mit der einen Hand auf, indem sie mit der andern ihre Nägel in des Henkers Rücken schlägt. Ihr Gesicht — ach! das konnte freilich nur der Pinsel eines Meisters malen. Worte können das nicht. Es ist nicht blaß und hat doch gar keine Farbe; die Verzweiflung hat es angehaucht, es ist ein Kolorit der Unterwelt, die Farbe der Höllenqualen, die wir nicht sehen, die gleichsam schnell durch unser Auge hindurch und wie ein kalter Schauder den Rücken hinab strömt. Ich mag nicht länger davon sprechen, es thut mir weh. Hätte ich das Bild gemalt, es würde mich getödtet haben. Ich meine, Pouſſin hat keine Kinder gehabt, oder hat die Kinder nicht geliebt; wie hätte er sonst das arme Geschöpf so unbarmherzig tödten können? Der Henker bedurfte doch dazu nur eines Streichs, der Maler mußte es Wochen und Monate

lang zu seinen Füßen bluten lassen. — Es fehlte mir an einem Führer, der mir die Namen der verschiedenen Meister hätte nennen können, doch habe ich manche derselben zuverlässig errathen. Eine Madonna ist sicher von Raphael und zwar eins seiner lieblichsten Werke. In einem herrlichen Brustbilde ist der Pinsel Leonardo's da Vinci auch nicht zu verkennen. Wenn eine meisterhafte Gruppe von mehreren Köpfen, beim Schein einer Laterne, von Honthorst ist (wie ich fast vermuthe), so ist es gewiß das gelungenste Werk dieses Meisters. Eine Venus im Schlafgemach ehrt Titian's Pinsel Doch wozu das trockene Verzeichniß? Auch ist das Errathen der Meister eine Kunst, die schon Dubos höchst trügerisch nennt. Genug, hier ist, drei oder vier Bilder ausgenommen, gar nichts mittelmäßiges anzutreffen, und es ist die einzige Gallerie in Rom, die ich mit voller Befriedigung verlassen habe. Es ist nicht zu läugnen, daß die geschmackvolle Möblirung die Schönheit der Bilder noch erhebt, und daß es einem sehr wohl thut, nicht immer auf schmutzigen Backsteinen zwischen ledernen Sesseln herum irren zu müssen. Lucian will seine Gemälde-Sammlung bis auf die Zahl von dreihundert bringen; es sollen aber lauter Meisterwerke sein. Dann wird sie nicht allein die einzige in Rom, sondern vielleicht die einzige in Europa werden. Mit dem Palaste, wenn er ihn kauft, hat er weit aussehende Pläne. Man sagt, er wolle eine ganze Straße dazu kaufen, und ihn ungeheuer vergrößern. Diese Prachtliebe

weiß ich nicht mit seinem Hange zur Häuslichkeit zu reimen, der in seiner Wohnung zu Rom, wie in der zu Paris, überall sichtbar ist. Sein Studirzimmer ist dicht neben dem Kinderzimmer, und dieses letztere ist mit so liebevoller Sorgfalt eingerichtet, daß man sogleich den zärtlichen Vater erkannte. Auch versicherte der Custode, Lucian würde es nicht überleben, wenn eins seiner Kinder sterben sollte. — Er hat nicht weit von Rom eine Villa, auch zu Mailand einen Palast gekauft; es scheint also wohl, daß er Italien zu seinem zweiten Vaterlande machen werde.

50. Die Theater in Rom.

Für eine so mäßige Bevölkerung, als Rom jetzt in sich faßt, gibt es der Theater bei weitem zu viele. Da ist Argentina (große Oper und Ballet), Aliberti (große Oper und Ballet), della Valle (Opera bussa und Schauspiel), Tordinoni oder Apollo (Opera bussa und Schauspiel), della Pace (Farcen mit dem Pulcinell und Spektakelstücke), della Corde (ein artiges Marionettentheater mit dem Harlekin, und noch einige kleinere. Freilich sind alle nur während des Karnevals geöffnet, und dann überfüllen sich die Römer mit Schauspielen, wie an Festtagen mit Fleischspeisen, nur mit dem Unterschied, daß sie die letztern mit mehr Geschmack genießen als die erstern, und daß ihr Fleisch auch weit besser ist, als ihr Schauspiel. Ich war bei Eröffnung des Theaters Argentina gegenwärtig. Man gab Ines de Castro (das Sujet ist auch

unter uns bekannt genug), mit langweiliger Musik von Guglielmi. Die Primadonna sollte eine Engländerin sein, Namens Plomer, von der es hieß, sie stehe in Diensten des Herzogs von Baiern, sie hatte sich aber kurz zuvor mit dem Direkteur gezankt, und er kündigte durch gedruckte Zettel an, sie sei krank geworden, daher eine andere flugs ihre Rolle übernommen habe. Diese andere sang aber so leise, daß dem Publikum ihre Stimme ein tiefes Geheimniß blieb. Signora Plomer hingegen widersprach, gleichfalls gedruckt, der ihr aufgebürdeten Krankheit, und lud zu einem Konzert ein, in welchem sie den Gegenbeweis anhörlich führen werde. Sie hat dies Konzert wirklich gegeben, und alle Anwesende überzeugt, daß sie in der That eine gesunde schlechte Sängerin sei. — Der Kastrat Sgatelli, ein sehr junger Mensch von sechzehn bis achtzehn Jahren, wurde auf einem Throne hereingetragen, von dem er herab zu fallen zitterte. Vom Throne fiel er nicht, als er aber zu singen begann, da fiel er. — Der erste Tenor Guglielmi, ein Bruder des Komponisten, hat erst seit kaum einem Jahre zu singen angefangen, war aber dennoch der beste unter dem Haufen, und erhielt allgemeinen Beifall. An allen übrigen gaben die Römer ihr Mißfallen laut und mit Recht zu erkennen. Man traut wirklich seinen Augen und Ohren kaum, wenn man mit dem gewöhnlichen Vorurtheil nach Italien kommt: man werde da das Höchste in der Musik finden. Die guten Sängerinnen sind äußerst selten, die guten Te-

nore noch seltener, die Komponisten liefern (außer Paer und Fioravanti) lauter Reminiscenzen und alte abgedroschene Notenverkettungen, die Orchester sind zu schwach besetzt, mechanische Körper ohne Seele; die Dekorationen fast überall schlecht, und oft recht sehr schlecht (wie z. B. auf diesem ersten Theater Argentina); die Kleidungen der Hauptpersonen reich, bei tausend Verstößen gegen das Kostüm, die Kleidung aller übrigen armselig und lächerlich; die Ballete, als poetische Darstellungen betrachtet, unter aller Kritik (wie z. B. das Ballet Eloise di Trouedal, welches hier gegeben wurde), die Tänze aus lauter gewöhnlichen jetzt so beliebten Sprüngen und Beinausstreckungen zusammengesetzt; die Tänzer erheben sich selten über das Mittelmäßige. Hier war nun gar eine Madame Rossi prima ballerina, deren man sich in Wien noch wohl erinnern wird, wo sie den Platz einer Groteske schlecht ausfüllte. Sie hat einige Knochen von der Natur empfangen, das Fleisch ist dahin. Das Ballet selbst war schwerer zu verstehen, als die Hieroglyphen auf einem Obelisk. Eine Menge bewaffneter Menschen retirirte sich auf einen Felsen, zwanzig Mann in rother Uniform zogen auf, um den Felsen zu belagern. Die Artillerie war ansehnlicher als die ganze Armee, denn es wurden zwei Feldstücke, jedes mit zwei lebendigen Pferden bespannt, auf die Bühne geschleppt, aufgepflanzt und losgeschossen; zu gleicher Zeit fielen einige Flintenschüsse vom Berge, und das war die ganze Schlacht, denn im nämlichen Augen-

blicke steckten auch die Belagerten eine weiße Fahne aus. Der General der Truppen, der gleichfalls auf einem lebendigen Pferde erschien, stieg ab, die Ueberwundenen kamen herab, und es wurde getanzt. Nachher sollte jedoch, wie billig, die Artillerie abgefahren werden, das Zugvieh der einen Kanone war aber nicht von der Stelle zu bringen, und man mußte sich endlich entschließen, sie gerade in den Berg hinein fahren zu lassen. Damit war es leider noch nicht zu Ende. Der überwundene Räuber, oder was er vorstellen sollte, bemächtigte sich der schönen Eloise und ihres Kindes; er warf die Mutter in ein Loch hinab, und verschloß dasselbe zu meiner großen Freude. Doch der General erschien (vermuthlich ihr Geliebter), es folgten einige Scenen, aus der bekannten Camilla entlehnt, starke Seufzer nämlich (welche die Musik ausdrücken mußte) verriethen den Kerker, und — am Ende ging alles gut, nur für den Zuschauer nicht, denn der mußte noch einige schlechte Tänze hinabwürgen. — Zum Beschluß des Ganzen ist auch noch ein lustiges Ballet gegeben worden, la Pianella; ich hatte aber an diesem genug, und habe es also nicht gesehen. — Das Theater selbst ist groß und schön, hat sechs Reihen zum Theil tapezirter Logen. Bei der ersten Vorstellung erscheinen alle Damen im größten Staat, von Diamanten flimmernd. Eine sonderbare Gewohnheit ist es, daß, bei Eröffnung der Bühne, der Gouverneur von Rom, gleichsam verpflichtet ist, den vornehmern Theil der Zuschauer mit Erfrischungen zu bewirthen. Nach Endigung

nen Klepper im Stalle, der einen alten Kriegsmann noch heute Abend bis hinüber nach Langsalm tragen könnte?

Fritz. Für heute mögte das unmöglich seyn.

Major. Warum?

Fritz. Unser Kutscher macht grade Hochzeit.

Major. Da will ich ihn nicht stören. Aber der Stallknecht —

Fritz. Der hat ein Bein gebrochen.

Major. Donner und Wetter! das hat er sehr dumm gemacht. Ja, wenn es sich so verhält, so muß ich schon um Nachtquartier bitten.

Fritz. Sie werden meinen Eltern sehr willkommen seyn, und ich eile sie herbey zu rufen. Doch muß ich Sie vorher von einem Umstand unterrichten: Mein Vater und der Herr v. Langsalm, Ihr Bruder, sind seit Jahr und Tag geschworne Feinde.

Major. Warum das?

des ersten Akts fliegen plötzlich alle Logenthüren des ersten und zweiten Ranges auf, zu jeder tritt ein Bedienter herein, der zwei brennende Wachskerzen auf silbernen Leuchtern trägt; ihnen folgen ein paar andere Lackeien (alle in reichen Livreen), die auf silbernen Präsentirtellern Eis, Konfekt, Früchte u. s. w. anbieten. Auch in das Parterre verfügt sich eine solche Ambassade, doch nur an die daselbst befindlichen wachhabenden Offiziere gerichtet, um die sich aber ein dichter Kreis ihrer Bekannten gedrängt hat, welche sämmtlich die Präsentirteller schneller und siegreicher zu reinigen verstehen als ein Schlachtfeld. — Die Eröffnung des Theaters Aliberti (welches mit Argentina gleichen Rang behauptet) soll des gelben Fiebers wegen verschoben werden müssen, weil mehrere aus Florenz Verschriebene ausgeblieben waren. Unter diesen befand sich auch die hübsche und angenehme Rosa Pinotti, die nun auch in Rom als Primadonna auftreten sollte. — Das Theater della Valle gibt abwechselnd Opera buffa und Schauspiel. Schon bei meinem ersten Aufenthalt in Rom kam mir die Oper nur mittelmäßig vor, und auch jetzt war sie es, obgleich mancher Wechsel bei der Gesellschaft indessen vorgegangen war. Aber einer vorzüglichen Oper von Paer erfreute sich diese Bühne; una in bene ed una in male ist der Titel. Die Musik vermehrt den Ruhm ihres genievollen Meisters, und obgleich die Primadonna, Signora Falzi, die Herren Albertanelli, Ghedini u. s. w., nur nach ihren sehr geringen Kräften zu dem guten Er-

folge beitrugen, so erweckte die treffliche Musik doch einen solchen Enthusiasmus bei den Zuhörern, daß Paer am Ende jubelnd in einen Wagen gesetzt, und, von hundert Wagen und Fackeln begleitet, im Triumph durch die Stadt geführt wurde. Dieser Ausbruch eines gerechten Enthusiasmus hat mir um so besser gefallen, da er mir so ganz neu war, denn in dem blos vernünftigen Deutschland ist er unerhört.

Auch einige Schauspiele habe ich auf dieser Bühne vorstellen sehen. Die Männer spielen gewöhnlich nicht schlecht, besonders im Komischen haben die Italiener eine angeborne Kraft; aber die Weiber sind alle äußerst gemein, und — wenn sie Damen vom Stande vorstellen — unerträglich. Ich sah ein Originalstück, in welchem Joseph II. inkognito die Hauptrolle spielte, und der Stern auf der Brust zuletzt den Knoten löste. Hilf Himmel! welch ein genügsames Publikum! Alles wurde beklatscht, alle wurden herausgerufen. Der Schauspieler, der den Kaiser vorstellte, kündigte nach dem dritten Akte das Stück an, welches morgen gegeben werden sollte, womit er das Kompliment verband, daß er sich freue, wieder vor einem so erleuchteten Publikum zu erscheinen. Um dieser Ankündigung willen wurde er heraus gerufen. — In einem andern Stücke, dessen Vorstellung ich beiwohnte, kam ein Wahnsinniger vor, der auch vor Endigung des Stückes, beim Schluß eines Ballets, herausgerufen wurde. Der Wahnsinnige war wenigstens so

vernünftig, seine Kette vorher abzulegen, dann erschien er. Das war dem klatschlustigen Publikum noch nicht genug, es rief auch den Lustigmacher dazu, der kam, schien sich aber vor dem Wahnsinnigen zu fürchten, und spielte auf diese Weise ein Intermezzo, über welches die Römer sich todt lachen wollten. Alle Predigten, alle Sentenzen, und besonders alle Invectiven gegen die Philosophie, wurden mit einer Art von Wuth beklatscht. Ganz zuletzt rief man die ganze Gesellschaft heraus. Es ist in Deutschland schon manchmal über das Herausrufen gespöttelt worden; aber wie weit stehen wir noch in dieser vortrefflichen Sitte hinter den Italienern zurück!

Das Theater della Valle ist nicht sehr groß, hat aber doch fünf Reihen Logen über einander. Zu beiden Seiten der Bühne hat man die Brüstungen der Logen mit den Brustbildern der berühmtesten Dichter und Tonkünstler geschmückt, und ihre Namen mit großen goldenen Buchstaben darunter geschrieben; eine Auszeichnung, die mir sehr wohl gefällt, die aber doch keinem noch lebenden widerfahren sollte, z. B. Paesiello; nicht, als ob ich das Verdienst dieses großen Tonkünstlers im geringsten bezweifelte, sondern weil überhaupt, um Schmeicheleien zu verhüten, Dichter und Künstler nur durch den Tod in die Ehrenlegion aufgenommen werden dürfen, sonst geht es ihnen wie Königen und Fürsten, bei welchen dergleichen keinen Werth mehr hat, weil Jedem dasselbe gesagt wird.

Der Mißbrauch, Löcher in den Vorhang zu reißen, um zu sehen, was im Parterre passirt, wird nirgends weiter getrieben, als in Italien, und besonders auf der Bühne della Valle, da gibt es Löcher im Vorhang, durch welche nicht blos der Kopf, sondern sehr bequem auch der halbe Leib herausgesteckt werden kann, und wirklich herausgesteckt wird. Oft habe ich auch die Vorhänge selbst so schmal gefunden (besonders in Neapel), daß sie die erste Koulisse zu beiden Seiten nicht zur Hälfte bedeckten, folglich einem Lappen glichen, und den größten Theil ihres Zweckes gar nicht erfüllten. Ueberhaupt geben sich die Italiener nicht die geringste Mühe, Illusion zu befördern, oder deren Unterbrechung zu verhüten. So sah ich unter andern auf dem Theater Tordinone, oder Apoll, ein gräßliches Drama aufführen. Das Stück spielte bei Nacht im Walde, folglich waren die Lampen vorne herunter gelassen. Als aber die erste Schauspielerin auftrat, die man vermuthlich für hübsch hielt, rief das Publikum plötzlich: lumi! lumi! und sogleich mußte der Tag anbrechen, die Lampen kamen herauf. Aber sie dampften sehr stark. Das Publikum wurde unruhig darüber, da kam der Lampenputzer, und brachte sie während der Vorstellung wieder in Ordnung. Doch nun brannten sie zu dunkel, das Publikum stimmte abermals sein lumi! lumi! an, und siehe da, ein Paar schmutzige Kerls erschienen, kleine Kasten mit Lichtern tragend, die sie, abermals während der Vorstellung, zu Verstärkung der Beleuchtung auf die Bühne setzten, und

deren Anblick allein schon jede Illusion vernichtete. Mit dem Herausrufen trieb man es auf diesem Theater eben so arg, wie auf dem della Valle, obgleich Schauspieler und Stücke noch schlechter waren als dort. Herr Federici liest, während meiner Anwesenheit, ein neues Stück daselbst aufführen (ich glaube, es hieß Mathilde von Istrien), ein saftloses Ritterwesen, mit dessen Uebersetzung man uns ja wohl bald beschenken wird. Das Theater Tordinone ist sehr groß, als ein Hufeisen gebaut, mit sechs Reihen Logen, grau in grau recht artig gemalt. Die Dekorationen waren hier, und überall in Rom, schlecht. Das gefällt mir aber, daß man den mittleren Kronleuchter gewöhnlich mit Wachsfackeln besteckt; das Haus wird dadurch trefflich erleuchtet.

Das Theater della Corde ist nur ein Marionettentheater; aber gute Marionetten sehe ich lieber als Schauspieler, die schlechte Marionetten sind. Da war unter andern ein allerliebster Harlekin, der mich sehr angenehm unterhalten hat, wenn ich gleich seine Volksspäßchen nicht alle verstanden habe. Nie werde ich ohne Lachen an die Scene denken, wo der alte Harlekin krank zu Bette lag, sein Söhnlein, auch ein kleiner Harlekin, herein hüpfte, vom Vater auf das Bett gehoben, gehätschelt, examinirt und mit guten Lehren, die zum Theil höchst drollig waren, ausgesteuert wurde. Auch Ballet tanzten diese Marionetten, und stellten unter andern ein großes Spektakelstück vor: Die Befreiung Wien's. — Das Theater ist ziem-

lich groß, mit zwei Reihen Logen, aber zu lang und schmal.

Alljährlich erscheint zu Rom ein Theater-Edikt, welches sehr streng ist, aber nicht befolgt wird. Den Theaterunternehmern wird darin angekündigt, daß, wenn sie nicht ein Spektakel liefern, wie das Publikum zu fordern ein Recht habe, man, ohne irgend eine Entschuldigung anzunehmen, dem Publikum Ersatz schaffen werde. Nun sind aber sämmtliche Spektakel zu Rom schlecht, sehr schlecht; ich habe jedoch nicht gehört, daß von Seiten des Gouvernements irgend etwas dagegen verfügt worden wäre. — Der zweite Punkt befiehlt, daß die Vorstellungen nie nach zwei Uhr (italienischen Zeigers) anfangen sollen, bei fünfzig Scudi Strafe. Die nämliche Strafe sollen die Unternehmer erlegen, wenn sie Billete um einen höhern Preis, als den festgesetzten, verkaufen, ausgenommen an den beiden ersten Abenden. Man kann aber vor allen Theatern Billete um höhere Preise kaufen; sie werden schon auf der Straße ausgeboten, obgleich abermals bei fünf und zwanzig Scudi Strafe geboten ist, daß der Cassier sie blos in seiner Botteghina veräußern soll. — Die Billetvertheiler sollen, bei Vermeidung schwerer Strafe, sich mit gebührendem Respekt gegen die Käufer betragen; ein einziger Zeuge ist hinreichend, ihnen die angedrohte Strafe zuzuziehen. Lassen sie sich gar Betrug zu Schulden kommen, so werden sie dreimal gewippt (tre tratti di corda), welches eine ganz vermaledeite Qual sein soll, die gar oft

dem so Gezüchtigten den Gebrauch seiner Arme auf Lebenszeit raubt. — Der neunte Punkt untersagt mit großem Ernst, alles was gegen die guten Sitten läuft. Geschieht dergleichen durch Schuld des Unternehmers, so wird ihm das Theater verschlossen; ist es aber die Schuld der Sänger oder Tänzer, so werden sie körperlich bestraft. Letztere beide sollen auch nie, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Gouvernements, eine Arie oder einen Tanz auf Verlangen des Publikums wiederholen, gleichfalls sotto le pene corporali a nostro arbitrio. Auch ihre Zänkereien unter einander werden auf gleiche Weise bestraft. (Es ist merkwürdig, daß die italienischen Artisten noch so gewaltig unter dem Stocke stehen.) Wer sich mit Worten vergeht, wird sogleich von der Gesellschaft ausgestoßen. Wer sich Thätlichkeiten erlaubt (wenn gleich ohne Waffen, also Ohrfeigen u. dgl.), der kommt auf zehn Jahre auf die Galeeren. Wer gar Waffen gebraucht, gesetzt auch, daß kein Blut vergossen würde, der rudert lebenslang; und fließt Blut, so wird er hingerichtet. Wäre man bei uns so streng, wie mancher deutsche Schauspieler müßte rudern oder gar hängen!

Aber auch die Zuschauer werden, gerechtermaßen, in diesem Edikt mit gleicher Strenge behandelt. Niemand soll durch andere einen Platz aufbewahren lassen, oder mit seinem Hute belegen, bei Gefängnißstrafe. Wer der Wache nicht gehorcht, wird gewippt. Wer Lärm macht, soll

sogleich herausgeführt werden. Würde dieses heilsame Gesetz wirklich befolgt, so müßte man wenigstens ein Regiment Soldaten dahinschicken, um das ganze Publikum (den Herrn Gubernatore, der das Gesetz gab, an der Spitze) herauszuführen. — Keiner soll im Applaudiren die Grenzen des Anstandes überschreiten, und seinen Beifall nie in einen vergognoso fanatismo ausarten lassen, auch nie Wiederholungen verlangen. Das Misfallen soll Jedermann blos durch Schweigen ausdrücken, alles bei Gefängnißstrafe und anderer körperlichen Züchtigung. Es wird dabei versichert, daß man die kräftigsten Maßregeln genommen habe, die Widerspenstigen sogleich zu arretiren. Das ist aber nur eine Drohung, vor der sich Niemand fürchtet. — Die Kutscher draußen, die sich ungebührlich verhalten, sollen auf der Stelle gewippt werden, wenn auch nur ein einziger Soldat Zeugniß gegen sie ablegt. — Trotz allen diesen strengen Gesetzen geht es in den italienischen Theatern doch nicht um ein Haar besser zu, als bei uns, ja oft weit schlechter.

51. Beitrag zu einer Schilderung der Sitten in Rom.

Ein noch lebender italienischer Lustspieldichter, Namens Rossi, aus Rom gebürtig, hat in einem Lustspiel, der englische Schuster genannt, die Sitten seiner Vaterstadt so treffend geschildert, daß ich es für keine undankbare Arbeit halte, einige Züge daraus zu übersetzen, die zugleich äußerst belehrend für Fremde sind. Ein reicher englischer

Schuſter, mit dem unausſprechbaren Namen Pfetth, dem es eine Opernſängerin in London zu bunt machte, reiſet nach Italien, um zu ökonomiſiren. Sein Freund Flutt, ein Schneider, der ſich zu Rom für einen Herzog ausgab, hat ihn daſelbſt an den Signor Rosbiff empfohlen, einen vorgeblichen Engländer, der den Antiquar ſpielt. Dieſer nimmt den Schuſter ſogleich in Beſchlag, ſtempelt ihn zum Mylord und ſchröpft ihn unbarmherzig. Einen Lohnbedienten, Trialla, hat er ihm zugewieſen, der anfangs ſeinen Degen mitbringt, weil er noch nicht weiß, ob der Herr, den er bedienen ſoll, ganz oder halb vornehm iſt; im letzteren Falle gedenkt er ihn ſelbſt als Antiquar zu begleiten, und im Wagen neben ihm zu ſitzen. Im erſten Fall läßt er ſeinen Degen in des Wirths Küche, und ſteigt hinten auf die Kutſche. Mit Rosbiff unter einer Decke ſpielen ein Graf Erneſto und deſſen Gemahlin Eugenia, die ſchon den Herzog Flutt in die vornehmen Spielgeſellſchaften einführte, und nun dem Mylord Pfetth den nämlichen Dienſt erweiſt. Zwar anfangs iſt die vornehme Dame ein wenig verlegen; ſie argwöhnt, daß der Herzog Flutt wohl eigentlich kein Herzog geweſen ſein möge, und fürchtet jetzt eine ähnliche Täuſchung. »Aber — ruft der Herr Gemahl — wozu die Skrupel? Rosbiff ſagt, er ſei ein Lord, und ſo müſſen wir es glauben.«

Gräfin. Freilich; und Herzog Flutt war doch auf jeden Fall eine artige Perſon, und ein groſſer ſtarker Mann.

Graf. Und wie hilfreich wird dies Jahr für uns werden. Denn, um die Wahrheit mit aller möglichen Decenz zu sagen — diese Engländer sind kluge Leute, sehr kluge Leute. — Sollte Mylord schon einen Miethswagen haben? Wenn er zwei oder drei Monate in Rom bleibt, so wird unsere Equipage uns vor der Hand ganz unnütz, wir könnten die Pferde verkaufen.

Gräfin. Nicht doch, Herr Gemahl, das wünsche ich nicht. Es sieht so herrlich aus, wenn der leere Wagen des Fremden, mit angezündeten Fackeln den unserigen folgt.

Graf. Ei, ich habe den Henker vom Aussehen. Wir haben keinen Hafer geerntet, und das Heu ist sehr theuer. Mir fällt etwas bei. Könnten wir nicht durch Rosbiff dem Lord unsern Wagen vermiethen, als sei es ein Fiacre? Wenn man in der Stadt unsere Livree sieht, wird man glauben, wir leihen ihm unsern Wagen. So hätten wir Ehre davon und strichen auch Geld ein.

Gräfin. Die Idee ist freilich ökonomisch, aber sie mißfällt mir nicht. Doch die Hauptsache — ein versiegeltes Geschenk, wie wir mit dem Herzog Flutt es machten, haben Sie schon daran gedacht?

Graf. O dafür ist mir nicht bange. Solche Leute kaufen immer irgend etwas, ein Kunstwerk und dergleichen. das sie hundertmal theurer bezahlen müssen, als es werth ist. Oben auf dem Boden stehen ja noch eine Menge alte Gemälde. —

Gräfin. Könnte man ihm nicht die große zerbrochene

Fritz. Kleinigkeit. Beyde waren in der Stadt auf einem Balle, wo ſich auch eine gewiſſe ſchöne Gräfin Turteltack befand. Ihr Herr Bruder und mein Vater ſtritten beyde um den Vortanz mit dieſer ſchönen Dame. Sie gab dem Herrn v. Langſalm den Vorzug; mein Vater war außer ſich, und daher iſt ein heftiger Groll entſtanden, den beyde wohl mit ins Grab nehmen werden.

Major. Donner und Wetter! mein Bruder iſt ein Narr. Auch hab' ich nie gehört, daß er ein ſo großer Liebhaber vom Vortanzen wäre.

Fritz. Grade wie mein Vater.

Major. Er ſoll ja ſehr dick geworden ſeyn.

Fritz. Grade wie mein Vater.

Major. Blitz und Knall! dann ſollten ſie beyde das Tanzen fein bleiben laſſen.

Fritz. Die ſchöne Gräfin Turteltack war allein Schuld.

Major.

Vase verkaufen, die schon längst unten im Hofe alle Wagen am Umwenden hindert?

Graf. Lieber noch die beiden kleinen Säulen an unserer Weinbergspforte, die jetzt blos dazu dienen, um es den Spitzbuben, die unsere Weintrauben mausen, bequem zu machen. Ich glaube, sie sind von gutem Marmor, sie sind weiß. — Die Dame ist alles zufrieden, und empfängt Mylord Schusters ersten Besuch, der sich freilich sehr ungeschickt dabei nimmt. — Rosbiff läßt sich auch willig finden, dem Lord des Grafen Equipage zu vermiethen, wofür der Graf fünfundzwanzig Zechinen monatlich empfangen soll. Freilich findet er den Preis zu gering, denn sein Wagen ist ganz vergoldet. Dann wird ausgemacht, daß der Graf ein altes zerrissenes Gemälde in seinem Zimmer aufhängen soll, um dem Engländer vierhundert Zechinen dafür abzuschwatzen. Gern will er dem ehrlichen Unterhändler fünfundzwanzig Prozent abgeben, aber dieser begnügt sich nicht unter fünfzig. Der Graf ist das endlich zufrieden, unter der Bedingung, daß Mylord auch noch eine Dose von Mosaik kaufen müsse, welche seine Frau neulich im Spiel für zehn Zechinen annehmen mußte. Wenn Mylord ihr fünfunddreißig dafür gibt, so ist die arme Frau zufrieden. — Unterdessen hat der Schuster bereits einen prächtigen geschnittenen Stein gekauft, den ihm sein Lohnbedienter angeschmiert hat. Rosbiff ärgert sich darüber, sagt, der Stein tauge nichts, erzählt hingegen, daß neulich ganz von ungefähr ein Bauer ihm eine auserlesene Gamee gebracht

hat; ein außerordentliches Glück, weil man sie nur selten mehr findet. Er will, daß Mylord dieses Glücks theilhaftig werden soll, und fordert nicht mehr als seine Auslage, hundert Guineen, weil man unter Freunden nicht eigennützig sein muß. Pfeffich mag ihn nicht. Als man ihm aber begreiflich macht, daß es zum guten Ton gehöre, einen ganzen und einen zerbrochenen Camee zu besitzen, und daß sein Freund Flutt es eben so gehalten, so nimmt er ihn doch. — Der Graf läßt sich von Rosbiff vierzehn Zechinen auf den Wagen pränumeriren, welche dieser für fünfzehn zu notiren verspricht, weil auf den Vorschuß etwas gewonnen werden müsse. — Um den Lohnbedienten für sein unberufenes Einmischen zu bestrafen, überredet Rosbiff den Engländer, der Camee sei zwar allerdings antik, doch keine altrömische Arbeit, sondern rühre offenbar von den Franken her, worauf der Schuster den Stein zwar bezahlt, aber zurückgibt. — Eine treffende Satyre sind die Regeln, die Rosbiff nunmehr dem Schuster einprägt, wie er sich bei Beurtheilung eines Kunstwerks verhalten solle. »Die Gemälde betreffend, sagt er, loben Sie nur immer diejenigen, die am dunkelsten sind. Von Statuen müssen Ihnen diejenigen am meisten gefallen, die am bestaubtesten und verdorbensten sind. Aus eben der Ursache müssen Sie auch jedes Gebäude bewundern, das in Trümmern liegt oder eben einstürzen will. Ueberhaupt, so bald ich sage: das ist antik: so machen Sie ein ernsthaftes Gesicht, betrachten Sie es sehr aufmerksam, brechen Sie von Zeit zu Zeit

in Exklamationen aus, ſtellen Sie ſich ganz entzückt. Wer das Geſicht in Falten zu legen, einen geheimnißvollen Ton anzunehmen, und in einzelnen Silben zu ſprechen weiß, der gilt für einen Kenner." (Ich meine, ſie machen es in Deutſchland auch ſo.)

Als nun Rosbiff mit ſeinem Mündel zu dem Grafen kommt, hängt, verabredeter Maßen, das zerriſſene Gemälde da. »O ſehen Sie! ſehen Sie!" ruft Rosbiff aus: »welch ein bewundernswürdiges Gemälde." — Ja, ſagt der Schuſter, es iſt ſchwarz genug. Wo war es denn aber dieſen Morgen?

Rosbiff. Der Graf zeigt es nicht Jedermann. Aber vor Fremden prahlen die Römer gern mit ihren Schätzen. Das Bild müſſen Sie kaufen.

Pfeffch. Immerhin, aber laſſen Sie das Loch vorher zunähen.

Rosbiff. Nicht doch, das gibt eben dem Bilde den Hauptwerth. Sie ſollen wiſſen, daß dieſes Loch von Einem mit der Fauſt hineingeſchlagen worden, weil er ſich in die ſchöne weibliche Figur verliebt hatte, und ſie nicht beſitzen konnte. — Der Engländer erklärt, der Kerl ſei eine Beſtie geweſen, man müſſe nicht gemalte, ſondern lebendige Weiber lieben und bezahlen. Indeſſen iſt er willens, das Gemälde für vierhundert Zechinen zu kaufen, und es wird ihm noch als eine beſondere Gnade angerechnet, daß man es ihm überläßt. Die Gräfin muß ſich endlich bei ihrem Gemahl dafür verwenden, der ſich höchſt ungern davon trennt.

— In dieſer Scene ſchießt übrigens der gute Schuſter einen groben Bock. Die Gräfin fragt ihn nemlich, ob er ſchon einige Merkwürdigkeiten von Rom geſehen? Er nennt das Coliſeum. — Wie gefällt es Ihnen? — O herrlich! wenn das erſt fertig ſein wird, das wird ein prächtiges Gebäude werden! Beſonders wenn man erſt die Löcher alle zugemacht und das Ganze überweißt haben wird. — Im dritten Akt iſt der Zuſchauer wiederum Zeuge einer vertrauten Unterredung zwiſchen dem liebenswürdigen hochadlichen Ehepaare. Die Frau Gräfin will ſich dies Mal nicht mit der Hälfte der Summe begnügen, welche für das Gemälde escroquirt worden. Der Herr Gemahl klagt ihr hingegen, daß Rothbiff bereits die eine Hälfte hinnehme, folglich für ihn gar nichts übrig bleiben würde. Sie haben ja noch andere Reſſourcen mit Mylord; ſie könne ihn Faro ſpielen laſſen, mit ihm moitié pointiren, und zugleich der moitié in der Bank ſein; verliere der Engländer, ſo werde er ſo höflich ſein, allein zu bezahlen, und ſie werde mit dem Bankier theilen; gewinne er hingegen, ſo nehme ſie den ganzen Gewinnſt. — »Wozu,« ruft die Gräfin, »mir einen Plan ſo weitläufig auseinander ſetzen, den ich beſſer kenne als Sie? aber leider ſpielt Mylord nicht, er kennt keine Karte. — Uebrigens werden auch zweihundert Zechinen für mich nur ein Tropfen Waſſer in einem Fluß ſein.« — »Und für mich,« erwiederte der Graf, »ein Tropfen in einem Ocean.« — Sie machen ſich Vorwürfe. Wer ſchafft das Geld herbei? — Ich, ſagt der Eine, ich, die Andere.

Graf. Das Gemälde iſt meine Ware.

Gräfin. Das Gemälde iſt ein alter Teppich.

Graf. Was Teppich! es iſt von guter Hand.

Gräfin. Ja, von Scopa (ein Wortſpiel mit Beſen).

So geht der Zank ſehr erbaulich fort, bis der Friſeur die Dame abruft.

Unterdeſſen hat der geadelte Schuſter ſich eine Rechnung ſeiner Ausgaben von dieſem einzigen Tage durch Rosbiff anfertigen laſſen, die ihm denn doch ein wenig allzuſtark vorkommt. Er zeigt ſie dem Lohnbedienten, der noch erbittert wegen des alt-fränkiſchen Gameen, um ſich an Rosbiff zu rächen, ihm die Augen öffnet. Mylord lieſt: »Fünfzig Zechinen monatlich für den Wagen.«

Trialla. Koſtet nicht mehr als dreißig.

Mylord. Fünfzehn Zechinen für deinen Lohn.

Trialla. Davon bekomme ich nur die Hälfte, weil der Herr Antiquar die andere Hälfte für ſich behält.

Mylord. Zwanzig Zechinen für die Wohnung.

Trialla. Die können ſie für zwölf haben, ſo viel hat noch kürzlich ein Holländer dafür bezahlt. Aber freilich muß der arme Wirth acht Zechinen dem Herrn Antiquar abgeben.

Mylord. Drei Zechinen täglich für die Mahlzeit und zwei für den Wein.

Trialla. Dafür kann man ein halbes Faß kaufen.

Mylord. Vierhundert Zechinen für ein Gemälde von Correggio.

Trialla. Aber ſehen Ew. Excellenz denn nicht, daß das Bild von irgend einem Boden aus der Gallerie der Mäuſe genommen worden. Mit vierhundert Zechinen können Sie viertauſend ſolcher Lappen kaufen.

Mylord. Acht Zechinen Trinkgeld an die Bediente des Grafen.

Hier bringt man ihm einen Brief aus London, er iſt von ſeiner noch immer geliebten Tänzerin, die ſich eines Beſſern beſonnen, und ihm ſehr zärtlich ſchreibt, daß ſie künftig mit hundert Guineen monatlich ſich begnügen werde. Er berechnet ſogleich, daß er mit dem, was ihm der Aufenthalt in Rom monatlich koſten werde, ſeine Tänzerin fünf Monat unterhalten könne. Ueberdies hat er Langeweile in Rom, die magere Gräfin gefällt ihm nicht; die Antiquitäten ſind alle zerbrochen, die beſten Gemälde ſind kohlenſchwarz; Rosbiff iſt zwar ein ehrlicher Mann, aber, ſeit Freund Flutt's Abreiſe hat er ſich auf's Stehlen gelegt. — Alle dieſe Betrachtungen beſtimmen ihn, auf der Stelle Poſtpferde zu beſtellen, und zu großem Schrecken des vornehmen Raubgeſindels über Hals und Kopf nach London zurück zu kehren. — Reiſende, die gern mit Rang und Geld prahlen, mögen ſich eine Lehre daraus ziehen, denn ich bin verſichert worden, daß die Geſchichte dieſes engliſchen Schuſters, bis auf einige Uebertreibungen, eine ſehr alltägliche Geſchichte ſei. — Ein anderes Luſtſpiel von Roſſi, der erſte Opern-Abend, ſchildert die unſinnige Wuth der Römerinnen, an einem ſolchen Abend ja nicht ohne Loge

zu bleiben, ſollten ſie auch ihre letzten ſilbernen Löffel deshalb verſetzen, oder junge reiche Gimpel an ſich ziehen, die für ſie bezahlen müſſen.

---

52. Miszellen. Einzelne Bemerkungen.

Wenn der Fremde von Neapel nach Rom zurückkehrt, ſo iſt ihm nichts auffallender als die Oede und Stille in allen Straßen. Wenn er in der Straße Toledo zu Neapel beſtändig mit beiden Armen ſich Platz machen mußte, ſo kann er hier im Torſo ganz gemächlich wandeln. Auch das abſcheuliche Geſchrei der Neapolitaner fällt ihm hier nicht mehr beſchwerlich. Das große Rom ſcheint entvölkert zu ſein. — Anfangs thut die Stille doch recht wohl. Man wird in Neapel allzubetäubt von dem unaufhörlichen Lärm. — Mit noch größerm Vergnügen bemerkt man nunmehr die Reinlichkeit der Stadt. Ja, man lache mich nicht aus; im Vergleich mit Neapel iſt Rom wirklich eine reine Stadt, und wer nicht bis dorthin vordrang, der weiß noch gar nicht, wie hoch die Liebe zum Schmutz getrieben werden kann. — Freilich findet man auch hier an gar vielen Mauern angeſchrieben: Immondezzaio, das heißt: ein Platz, auf den es Jedermann erlaubt iſt, ſeinen Unrath zu werfen, eine Erlaubniß, die auch häufig genug benutzt wird. Aber es ſind doch immer nur Plätze, und ſie mögen ſo nahe an einander liegen, als ſie immer wollen, ſo ſind die kurzen Zwiſchenräume wenigſtens rein. In

Neapel hingegen sollte man an das Thor schreiben: Immondezzaio, denn die ganze Stadt ist ein Cloak.

* * *

Die gemeinen Weiber tragen hier im Winter immer ein Henkeltöpfchen mit sich herum, in welchem glühende Kohlen liegen. Sie wärmen die Hände darüber, ja sie sehen oft nicht aus dem Fenster, ohne dieses Töpfchen vor sich heraus zu halten. Das Sonderbarste ist, daß sie es marito (Ehemann) nennen. Ob das ein Kompliment oder eine Satyre auf die Ehemänner sein soll, habe ich nicht erfahren. Vielleicht finden die Römerinnen nur in ihren Kohlentöpfen, was sie von ihren Männern begehren, — Wärme.

* * *

Die Augen- und Zeichensprache ist überall in Italien, am meisten in Rom gebräuchlich und zu großer Fertigkeit gebracht worden. Man kann darüber in Kirchen und Gesellschaften sehr lustige Bemerkungen anstellen. Ein Liebhaber wird sich selten der Geliebten nähern, aber er unterhält sich aus der Ferne mit ihr, sie führen die lebhaftesten Gespräche miteinander, ohne daß ein Uneingeweihter eine Silbe davon versteht, oder auch nur einmal merkt, daß sie sich unterhalten. Mit der offenen Hand bis über das Kinn fahren und dann mit ein paar Fingern über den Mund streichen, heißt: Du bist hübsch, ich möchte gern mit dir reden. Wenn die Dame das letzte Zeichen einfach nachmacht, so willigt sie in die Unterredung;

hängt sie aber, nachdem sie den Mund gestrichen, noch eine kleine fächelnde Bewegung der Hand daran, so heißt das: Geh deiner Wege, ich mag nicht. Oft redet sie auch auf solche Weise, indem sie fast ganz unmerklich mit der Spitze des Fächers über den Mund fährt, und dann den Fächer sanft sinken läßt. Das heißt: Ja, ich habe nichts dagegen. Die vornehmsten Damen benehmen sich noch feiner; sie beugen sich blos langsam mit dem halben Leibe vorwärts, werfen dann einen Blick auf den Jüngling, der ihnen gefällt, und ziehen sich wieder zurück. Ueberhaupt machen sie alle Zeichen, ohne den Mann ihrer Wahl dabei anzusehen. Erst wenn das Zeichen gemacht ist, lassen sie einen flüchtigen Blick auf ihn fallen, und das ist genug. — Mit der Hand winken, heißt in Deutschland: Komm her, in Italien blos: Ich grüße dich. Ein Fremder, der das nicht weiß, geht natürlich oft auf den Winkenden zu, und meint, er wolle ihm etwas sagen. Diese Art zu grüßen kleidet hübsche Damen ganz allerliebst. Mit der umgekehrten Hand winken, heißt bei uns: Geh fort, in Italien: Ich werde gleich zu dir kommen. Oft sieht man auf beide Arten hintereinander winken, das heißt: Ich grüße dich jetzt und werde nachher gleich zu dir kommen. Den Fächer sanft ausbreiten, ein wenig nachdenkend darauf blicken, und mit dem Finger eine Bewegung darüber hin machen, heißt: Schreibe mir. Mit der umgekehrten Hand über die Achsel hinüber winken, heißt: Geh, ich glaube dir nicht.

Den Augenwinkel an der Naſenwurzel mit dem Zeigefinger abwärts ziehen, und dabei ein wenig mit dem Kopfe nicken, heißt: Das iſt ein ganzer Kerl, der Haare auf den Zähnen hat. — Es wird hier zuweilen auf dem Theater ein Intermezzo, eine Art von Farce, gegeben, in welches die ganze Zeichenſprache der Römerinnen verwebt iſt, und welches daher, beſonders für Fremde, ſehr intereſſant ſein muß. — Ich kann über dieſen Gegenſtand nichts weiter ſagen, und überlaſſe es jüngeren Reiſenden, als ich bin, dieſe vortreffliche Sprache gründlich zu ſtudiren. Nur glaube ich die wichtige Bemerkung dabei gemacht zu haben, daß die weit vorzüglichere Augenſprache dabei verloren geht, oder wenigſtens in der Kindheit bleibt. Die Römerinnen verlaſſen ſich blos auf ihre Zeichen, die deutſchen Schönen auf ihre Augen, und mich dünkt, ſie haben es ſo weit darinnen gebracht, daß ihnen der Mangel einer Zeichenſprache gar nicht fühlbar wird.

* * *

Die Volksbettelei iſt in Rom auch weit erträglicher als in Neapel. Man findet zwar Bettler genug, beſonders um die Kirchen, aber ſo nackend, ſo heulend, ſo unverſchämt ſind ſie doch bei weitem nicht. Von verhüllten Damen in ſeidenen Kleidern bin ich nie, wie dort ſo häufig geſchah, um Almoſen angeſprochen worden. In der Straße Condotti ſitzt gewöhnlich ein dicker Mann, mit einer luſtigen, glücklichen Phyſiognomie, der die Vorübergehenden joviliſch lächelnd um eine Gabe anredet, und dieſer neuen

Major. Tartetack! eine kuriose Familie.

Frih. Es geht so weit Herr Major, daß mein Vater bey dem bloßen Namen Langsalm in Wuth geräth.

Major. Donner und Wetter! es ist doch ein ehrlicher Name.

Frih. Sie glauben nicht, wie viel ich bey dieser Schwachheit meines Vaters leide. Aber — ich bin ihm Ehrfurcht schuldig —

Major. Recht, junger Herr.

Frih. Und deshalb wage ich, mir die Erlaubniß von Ihnen zu erbitten, Sie meinen Eltern vor der Hand unter einem andern Namen vorzustellen, damit das Recht der Gastfreyheit nicht verletzt werde.

Major. Potz Element! Herr v Schmeerbauch, das ist eine wunderliche Zumuthung. Ich habe noch nie meinen ehrlichen Namen verleugnet.

Frih. Nur für diesen Abend, um Unheil zu verhüten. Morgen früh habe ich die

Ehre

Art zu betteln wirklich reichliche Gaben verdankt. Gibt man ihm nichts, so zuckt er ganz freundlich die Achseln, und sagt: pazienza! Speist man ihn mit der Ausrede ab, daß man keine kleine Münze bei sich habe, so erwiedert er, abermals sehr freundlich, la mia disgrazia (mein Unstern). Man behauptet, er gebe den Bettlern Rom's alle Jahr einen Schmaus, und das traue ich diesem lustigen Gesichte wohl zu. — Die vornehme Bettelei hingegen ist wo möglich hier noch unverschämter als in Neapel. Nicht genug, daß die Bedienten der Großen, in deren Häuser man etwa eingeführt worden, gleich am andern Morgen ihr Trinkgeld begehren; auch sogar wenn ein vornehmer Herr seine Schuldigkeit gethan, und dem Fremden eine Gegenvisite gemacht hat, so läßt sich gleich darauf seine Familie anmelden, das heißt seine Bedienten, und verlangen Geld für die Ehre, die dem Fremden durch einen solchen Besuch widerfahren sein soll. Alles Dienstvolk wird hier äußerst karg besoldet, und von der Herrschaft blos auf diese Nebeneinkünfte angewiesen, die es sogar in manchen Häusern der Herrschaft berechnen und mit ihr theilen muß!!! — Elende Bettelei! der Fremde muß die Bedienten der hiesigen Großen besolden! elendeste Bettelei! — In Deutschland geschieht hie und da etwas ähnliches, besonders mit dem Kartengelde. In Hamburg muß man auch das Mittagessen, zu welchem man eingeladen worden, dreidoppelt bezahlen! — Wann wird man endlich einmal solchen empörenden Unfug abschaffen! — Hier in Rom

thut ein Fremder überhaupt beſſer, gar keine Geſellſchaften zu beſuchen; er findet da doch nichts als Spiel und Langeweile; höchſtens dann und wann ein wenig Muſik. Will er die Principeſſa Ceſarini ſehen — die hier, wie Madame Recamier in Paris, im Rufe der höchſten Schönheit ſteht, ſo kann er das auch auf dem Corſo thun, auf dem die römiſchen Damen ſich täglich zu gewiſſen Stunden von zwei Pferden herum ziehen laſſen. Auf dem Platze del popolo halten die Wagen, die begünſtigten jungen Herren nahen ſich; ſpringen auch wohl auf den Wagentritt, und ſchwatzen mit den lächelnden Damen, die man bei dieſer Gelegenheit nach Herzensluſt angaffen mag.

* * *

Auf das Lottoſpiel ſind auch die Römer ſo erpicht, daß ich mich wundere, keine Kirche, der heiligen Fortuna gewidmet, hier anzutreffen. Doch das Volk verehrt dieſe Göttin unter andern Namen. Im Sommer verſammelt ſich der Pöbel bei fünfzigen und bei hunderten gegen Mitternacht bei einer Kirche, deren Namen mir entfallen iſt. Hier plaudern ſie mit einander ſehr lebhaft, bis die Uhr zwölfe ſchlägt. Mit dem erſten Glockenſchlage wird Alles mäuschenſtill, und mit dem letzten ſetzt ſich der ganze Haufe in Bewegung, und zieht betend zum Thore hinaus, nach einer dort gelegenen Kirche, wo er mit gläubigem Herzen die heilige Jungfrau — um Glück im Lottoſpiel anfleht.

* * *

Den Diebstahl halten die Römer für ein Laster, nicht aber den Mord für ein Verbrechen. Mit einem Diebe schämen sie sich umzugehen, einen Mörder nennen sie poveretto, und helfen ihm gern durch. Das Waffentragen ist zwar hier auch verboten, aber bei weitem nicht so strenge als in Neapel, daher die Messerstiche auch noch ziemlich häufig vorfallen. Doch hat man seit mehreren Jahren kein Beispiel, daß ein Fremder sei umgebracht worden. — Die Trasteveriner (jenseits der Tiber Wohnenden) zeichnen sich noch immer durch Wildheit und Verwegenheit aus. Vor nicht langer Zeit ging ein großer Hause derselben zu Weine außerhalb den Thoren Roms. Sie zechten brav. Bei ihrer Heimkehr hatten sie sich getheilt, der eine Hause war etwas früher in die Stadt zurück gekommen, und in ein Kaffeehaus getreten, wo er Erfrischungen zu sich nahm. Der andere folgte später, that dasselbe, verließ aber das Kaffeehaus früher, ohne die ersten zu grüßen. Sogleich fanden sich diese beleidigt; vom Schimpfen kam es zu Schlägen, von Schlägen zu Steinwürfen, von Steinwürfen zu Messerzucken, ja viele holten Flinten aus ihren nahen Wohnungen. Mehrere blieben todt auf dem Platze, viele wurden schwer verwundet nach Haus getragen. Die Sbirren wagten nicht sich darein zu mischen. Nur erst, nachdem alles wieder still geworden war, suchten sie die Rädelsführer einzeln zu fangen. Einer, an dessen Haus sie bei nächtlicher Weile klopften, fragte aus dem Fenster, wer unten sei? — Die Diener der Gerechtigkeit!

war die Antwort. — Verzieht nur einen Augenblick, rief er herab, ich komme gleich. — Er kam auch mit ein paar Pistolen bewaffnet, öffnete die Thür, schoß auf der Stelle einen Sbirren todt, und verwundete den andern tödtlich, worauf er selbst, von einem Streich getroffen, sterbend zu Boden stürzte. — Es hilft nichts, da selbst kleinere, unbedeutende Händel sogleich mit der Corde bestraft werden, welches in der That eine unmenschliche Marter ist. Man wippt nämlich den Verbrecher, indem man ihm die Arme aus den Achselgelenken windet, so daß er sich derselben oft in seinem ganzen Leben nicht wieder bedienen kann. — Das in Neapel so sehr häufige Spiel, wo man einander die Finger in's Gesicht zu werfen scheint, sah ich hier nie auf den Straßen, weil es der vielen dadurch entstehenden Händel wegen, besonders bei Nachtzeit, scharf verboten ist. Die Römer sollen Meister darin sein. Ein Fremder, den sie nur ein halbes dutzendmal die Finger ausstrecken sahen, verliert immer gegen sie, denn sie merken ihm nicht allein augenblicklich ab, welche Fingerzahl er gewöhnlich auszustrecken pflegt, sondern sie haben auch einen so geübten Blick, daß sie schon an der leisesten Bewegung die Handmuskeln sehen, welche er eben ausstrecken wird, und dann mit der schnellsten Besonnenheit sogleich ihre eigene Fingerzahl darnach einrichten.

* * *

Bis nach Rom wandern in den fröhlichen Weihnachtstagen die Sackpfeifer aus dem Königreiche Neapel, und

verscheuchen mit ihrem Gedudel, wie dort, den Morgenschlummer jedes Fremden. Am heiligen Abend gewähren die Straßen einen lachenden Anblick. Außer den Buden mit Kinderspielzeug (welche denen in Berlin weit nachstehen) sind besonders alle Viktualienbuden recht seltsam und bunt ausgeputzt. Da auch der ärmste Italiener in den Festtagen einen calecutischen Hahn essen muß, so sieht man diese Vögel bei vielen tausenden gerupft da hängen, und fast alle haben Citronen im Schnabel. Das Rind- und Kalbfleisch ist mit Gold- und Silberschaum belegt, auch wohl mit Bändern geschmückt. Hunderte von Würsten sind an einander gereiht und wie Guirlanden aufgehängt; dazwischen ist in papiernen Düten die weiße ricotta abstechend geordnet. Sogar auf die Spitze jedes Pinienapfels hat man Citronen gesteckt und die Pinien wie kleine Piramiden vertheilt. Statt der Fichtenbäumchen, welche die nordischen Märkte zieren, sind hier kleine Lorbeerbäumchen, an welche man Orangen und Citronen gebunden hat. Das Ganze sieht recht fröhlich aus. — In der Weihnachtsnacht ist viel Lärm auf den Straßen. Die Bauern aus der umliegenden Gegend versammeln sich schon Abends in der Kirche Maria Maggiore, deren schöne weiße Säulen zu dieser Festlichkeit durch rothen Damast bekleidet und verhunzt werden. Tausende von Lichtern erhellen die prächtige Kirche. Da aber erst gleich nach Mitternacht die große Messe gelesen wird, so werden natürlich die Bauern, die manchmal weit herkommen, müde und schläfrig, fallen

und ſinken in den Winkeln und Säulengängen übereinander, lehnen ſich an die Grabmähler, ſchlafen recht herzlich ein, und bilden bei der zauberiſchen Beleuchtung herrlich-maleriſche Gruppen. Auch kenne ich Künſtler, die dieſe Nacht nie verſäumen, in der Kirche zuzubringen, und immer des Morgens, mit neuen Ideen bereichert, ſie verlaſſen. Noch etwas anderes lockt Künſtler und Nichtkünſtler dahin: die ſchönſten Mädchen und Frauen, die vornehmſten wie die geringſten, wallen um Mitternacht hieher, um — durch die täuſchende Beleuchtung noch ſchöner zu ſcheinen. Man kann hier Formen ſtudiren, und Intriguen zu Erſchaffung neuer Formen anknüpfen. — Wenn endlich das Glöcklein läutet, ſo taumeln die Bauern ſchlaftrunken auf, die Schönen nehmen eine andächtige Miene an, das Chriſtuskind iſt geboren, und wird in einer prächtigen ſilbernen Wiege, die in der That ein Kunſtwerk iſt, auf den Hochaltar geſetzt; wobei die Unſchicklichkeit vorfällt, die ſich die Heiden ſchwerlich würden haben zu Schulden kommen laſſen, daß ein paar gemeine Kerls auf den Altar klettern, und ſehr lange mit ihren plumpen Füßen darauf herum trampeln, ehe ſie die Wiege in gehörige Ordnung gebracht haben. Außer dieſer ſilbernen Wiege ſoll die Kirche auch die wirkliche Wiege des Heilands verwahren; aber auch unbeſehen, würde ich ihr das ſchöne ſilberne Konterfei weit vorziehen. Es brennen eine große Menge Lichter darum, und zu beiden Seiten ſtehen vier Männer von der päpſtlichen Schweizergarde.

Vom ersten Feiertage an sind mehrere sogenannte Präsepien oder Krippen in Rom zu schauen, nämlich die Geburt Christi mit Puppen dargestellt. Sie sind meistens in Kirchen, ich habe sie alle gesehen. — Eine einzige dieser Krippen zeichnet sich alle Jahr außerordentlich aus, und ist wirklich als ein Kunstwerk zu betrachten. Sie heißt della Regola, ich glaube von der Straße, in welcher sie befindlich ist. Ein frommes Genie verfertigt sie jährlich, durch fromme Beiträge unterstützt, und stellt sie auf seinem platten Dache so schön auf, daß der beste Dekorateur es ihm schwerlich gleich thun würde. Das Ganze ist von einigen Bretern und Korkholz und Puppen zusammen gesetzt. Im Vordergrunde ist der berühmte Stall selbst mit allem, was dahin gehört, der aber, wegen der zu großen Nähe, die geringste Wirkung thut. Blickt man hingegen über und neben dem Stalle hinaus, so sieht man die schönste belebteste Landschaft, ferne Gebirge, deren Rücken Städte und Dörfer tragen, nähere Bauernhäuser, Viehweiden, Felder, Ströme u. s. w. Die Täuschung ist so groß, daß ich, trotz meines trefflichen Gesichts, lange nicht glauben wollte, sie sei durch Kunst hervorgebracht; ich hätte darauf geschworen, ich sehe über das Dach hinaus in's freie Feld, und der Mann habe nur die fernen Gebirge so klüglich zu benutzen gewußt, daß sie seiner artigen Spielerei zum passenden Hintergrunde dienten. Aber der geschmeichelte Künstler führte mich selbst hinaus auf das Dach, und da sah ich erstaunt, mit welchem geringen Aufwand diese

Zauberei hervorgebracht war. Der Strom, den ich kurz vorher naß und fließend erblickte, war nichts als ein gemaltes, schräg gelegtes Bret; eben so die Gebirge, die mir meilenweit entfernt geschienen hatten, und die nun ein paar Schritte von mir sich an einen Schornstein lehnten. — Die Mühe, dieses kleine Kunstwerk zu schaffen, ist blos eine Handlung der Frömmigkeit. Man bezahlt nichts für die Entree. Selbst die Wache, die uns durch das zuströmende Volk Platz machte, und der wir eine Kleinigkeit in die Hand stecken wollten, verbat sich die freiwillige Gabe, erinnerte uns aber ganz höflich, unsere Hüte abzunehmen.

* * *

Der Scherbenberg (monte testaccio) soll aus allen den Scherben entstanden sein, welche, seit Tarquins Zeiten, die hier herum wohnenden Töpfer auf einen Haufen tragen mußten, um nicht den Fluß dadurch zu verunreinigen. In der That begreift man kaum, wie ein so gewaltiger Hügel aus lauter Scherben könne entsprungen sein. Das Factum ist aber richtig, es sei nun damit auf die eben erzählte Weise zugegangen, oder nicht. Er ist jetzt zur physikalischen Merkwürdigkeit geworden, durch die außerordentliche Kühlung, die er im Sommer gewährt, mittelst der Luft, wie man behauptet, die zwischen den Scherben eine solche Temperatur annimmt. Es sind die herrlichsten Weinkeller darin, folglich sammeln sich auch die Menschen, besonders im Oktober, um den kühlen Wein zu genießen. Man sieht dann eine Menge Tische unter den

Bäumen aufgeschlagen, um welche fröhliche Zecher sitzen. Die Tiber entlang wird die Saltarella getanzt. Mit einbrechender Nacht geht, wer seine Ruhe liebt, nach Hause, denn alsdann pflegt es ein wenig bunt herzugehen, und Messerstiche sind nichts seltenes. Der Kirchhof der Protestanten ist nur durch eine mit Bäumen besetzte Wiese von dem Scherbenberg getrennt.

* * *

Der Tag vor dem Feste der heil. drei Könige wird von dem römischen Volke eben so fröhlich begangen, als in Obersachsen der Weihnachtsabend. Alle Obst- und Zuckerbuden sind dann herrlich aufgeputzt, und zwar unter dem Vorsitz eines Popanzes, eine Art von Knecht Ruprecht. Bald ist es eine Puppe mit gräßlicher Larve und feurigen Augen, bald ein lebendiger, vermummter Mensch, der allerlei Spaß treibt. Zu den seltsamen, aber gewöhnlichen Späßchen deren Ursprung ich wohl wissen möchte, gehören Strümpfe mit Orangen und andern Früchten voll gestopft. Diese ausgestopften Strümpfe sieht man überall hängen, zuweilen sind auch Briefe mit Stecknadeln daran befestigt. Liebhaber beschenken ihre Geliebten mit solchen Strümpfen, die übrigens mir nicht einmal neu zu sein schienen. — In großen Buden wird noch mehr Aufwand gemacht. Da stehen und sitzen Puppen so groß als zwölfjährige Kinder, und scheinen sich mit einander zu unterhalten; eine jede hat von Früchten strotzende Strümpfe an ihrer Seite hängen. Die Zuckerbäcker wett-

eifern mit denen in Berlin in künstlichen Darstellungen, übertreffen diese nicht selten, besonders auch in der Wahl des Gegenstands. Denn wenn ich in Berlin nur Scenen aus der Donaunymphe, oder etwas dergleichen erblickte, so war es hier der Brand von Troja, der Tod des Marcus Antonius, die Entdeckung von Amerika; lauter erhabene Sujets, die gewöhnlich ein Raum von zehn bis zwölf Schritt Länge und ein paar Schritt Breite einnahmen, die Bühne nicht selten auf das täuschendste gemalt, dekorirt und beleuchtet; die kleinen Figuren sinnreich gruppirt und in Handlung gesetzt, auch meistens richtig gezeichnet, wenigstens für den Effekt. — Man kann denken, welch ein Gedränge und fröhliches Gewimmel um diese Buden ist. Dennoch fährt die vornehme Welt der Bequemlichkeit des Volks nicht achtend, in langen Reihen durch die mit Menschen eben so voll gepfropften Straßen, als die Strümpfe mit Orangen, hält auch wohl still vor den Buden, und verursacht dadurch in der That ein gefährliches Drängen. Ich selbst habe zwar diesen Unfug mitgemacht, bekenne aber, daß, wenn ich Gouverneur von Rom wäre, ich es nicht dulden würde. — Einem Nordländer, der an ewigen Zugwind gewöhnt ist, fallen bei dieser und mehreren Gelegenheiten die vielen tausend Lampen auf, die ohne Schirm auf den Straßen brennen, und doch nie vom Winde ausgelöscht werden.

* * *

Der spanische Platz, auf welchem ich gewohnt habe, steht, kraft eines seltenen Herkommens, unter der Polizei des spanischen Gesandten, dessen Palast hier befindlich ist. Hat man ihn zum Freunde, so kann man auf diesem Platze nach Belieben morden, Unzucht treiben, kurz, jede Schandthat sich erlauben, kein Sbirre darf es wagen, Hand an den Verbrecher zu legen, der ruhig da steht, und die Diener der Gerechtigkeit höhnt und neckt. Auch selbst dann, wenn der spanische Gesandte den Verbrecher nicht schützen will, gewinnt dieser wenigstens durch die saubere Einrichtung so viel Zeit, daß er ganz bequem auf eine sichere Retirade denken kann. Denn da müssen erst die Untergerichte an die Obergerichte rapportiren, und die Obergerichte müssen den Gouverneur benachrichtigen, und der Gouverneur muß die Sache zur Kenntniß des Staatsministers bringen, und der Staatsminister muß eine schriftliche Note deshalb an den spanischen Gesandten machen, und der spanische Gesandte muß schriftlich darauf antworten. — Man begreift leicht, daß unterdessen der Mörder ganz gemächlich entwischt. Vor einem oder zwei Jahren empfing ein Unglücklicher hier einen Messerstich, starb an der Straßenecke, und seine Leiche lag vom Morgen bis zum Abend auf der Straße, ehe die gewöhnlichen Formalitäten verstatteten sie wegzuschleppen. — Auch die schmiegsamen Jungfrauen dürfen auf keinem andern Platze in Rom ihr Wesen treiben, auch sie stehen unter spanischem Schutze; daher wohnen sie auch alle in den Häusern hier herum, und der Platz wimmelt

von ihnen, so bald es Abend wird. Es ist höchst komisch, oder auch höchst unanständig, den gravitätischen Spanier zu sehen, und sich ihn als obersten Schutzherren der schmiegsamen Jungfrauen denken zu müssen. Auch der kaiserliche Minister hatte auf dem Platze, welcher seinen venetianischen Palast umgibt, gleiche Rechte, doch seine weisere Regierung entsagte ihnen schon längst. — Ist es nicht eine ungeheure Albernheit, fremden Mächten zu erlauben, in einer Stadt, wie Rom, eine eigene Gerichtsbarkeit auszuüben? und durch die Unverletzbarkeit ihrer Distrikte gleichsam zu Verbrechen aufzumuntern? — Pius VI. hat viele sogenannte Asyle in und vor Kirchen aufgehoben, und seitdem hat sich die Anzahl der Mordthaten beträchtlich vermindert. An großen Festtagen sieht man auch von früh bis in die Nacht Patrouillen durch die Stadt reiten. Das hinderte aber doch nicht, daß am Neujahrstage bei der Fontaine de Trevi zwei Menschen erstochen wurden. — Je besser der Wein gerathen ist, sagen die Römer selbst, je häufiger sind die Mordthaten.

* * *

Mit allen diesen Gräueln ist, wie gewöhnlich, ein hoher Grad von Frömmigkeit verbunden. Ehe der Mörder zur That schleicht, hört er eine Messe und nachher geht er in den Beichtstuhl. Daher fängt sogar das Postbüchlein mit folgender Erinnerung und Ermahnung an: »Wer reisen will, muß vor allen Dingen beichten und andächtig kommuniziren, dann eine Messe für die Seelen der Ver-

ſtorbenen leſen laſſen, oder auch pro itinerantibus. An dem Morgen ſeiner Abreiſe muß er noch eine Meſſe hören und alsdann, wenn er in den Wagen ſteigt, oder ſich zu Pferde ſetzt, oder zu Fuß ſeinen Weg antritt, bete er irgend einen Pſalm, oder den Roſenkranz, oder was ihm ſonſt Gott eingeben wird. Iſt er nun endlich wirklich vom Hauſe abgereiſt, ſo ſpreche er mit zerknirſchtem Herzen ein Confiteor, und hierauf folgendes Gebet.“ (Hier iſt dann ein langes lateiniſches Gebet abgedruckt, in welchem der Angelus Raphael um Begleitung des Reiſenden erſucht wird. Dieſem folgt der Lobgeſang des Zacharias, gleichfalls lateiniſch, und zum Schluß noch ein Oremus.) Dieſe Sächelchen ausgenommen, iſt das römiſche Poſtbüchlein das aller elendeſte in ganz Europa, denn faſt keine einzige Station iſt richtig angegeben, und beſonders auch Nachrichten aus fremden Ländern ſind mit der komiſchſten Unwiſſenheit verſtümmelt. Von den ruſſiſchen Münzſorten heißt es zum Beiſpiel: „Dort wird ein länglichtes Stück Silber geſchlagen, welches man Copia nennt, deren vier und ſechzig einen deutſchen Reichsthaler ausmachen. Eine andere Münze heißt Denga, und vier derſelben gelten eine Copia; zehn Copien machen eine Geuina.“ — Welcher Ruſſe wird hier ſeine Münze erkennen? — Ferner heißt es: in Moskau gelten die deutſchen Reichsthaler, welches unwahr iſt. — In Deutſchland gibt es, dieſem Büchlein zufolge, nur eine Goldmünze, nämlich ungariſche Du-

katen, und von Silbermünze nichts als Thaler, Gulden, und Fufenzini (sollen vermuthlich Fünfzehner sein).

* * *

Man hält gewöhnlich Neapel für wohlfeiler als Rom; ich habe es umgekehrt gefunden, obwohl ich in dem theuresten Wirthshause gewohnt habe. Ein Quartier, von der nämlichen Beschaffenheit wie in Neapel, ist in Rom um ein ganzes Drittel wohlfeiler. Dasselbe gilt von der Equipage. Die Tafel hält an beiden Orten so ziemlich gleiche Preise. Die Lohnlackaien sind Spitzbuben, hier wie dort. Putzwaren sind in Rom theurer und geschmackloser als in Neapel. Guten trinkbaren Tischwein findet man leichter als dort, denn man bezahlt den vortrefflichen Florentiner, der dort gar nicht zu haben ist, etwa mit acht Groschen die Bouteille. Das Zugemüse ist sehr schmackhaft. Brocoli, Kohl, Kohlrabi und vorzüglich Zwiebeln, habe ich nirgends besser gegessen. Man kocht die letztern hier ganz zum Rindfleisch, sie sind lieblich süß, und thun weder auf das Geschmacksorgan, noch auf den Magen irgend eine von den unangenehmen Wirkungen, die ich sonst wohl daran kannte. Das Brot könnte besser sein. Die Maccaroni werden aus Neapel verschrieben; man behauptet, sie könnten nirgends so gemacht werden. Doch sind auch dort nicht alle Fabriken von gleicher Güte; oft fand ich sie sandig. Seefische gibt es hier eben so häufig wie dort, auch dieselben Gattungen, nur nicht so frisch, da sie aus den nächsten Häfen herbeigeführt werden müssen. Von Fleisch-

speisen ist das Geflügel am beliebtesten, nur Gänse werden auch hier sehr wenig gegessen. Zu den meisten Suppen wird geriebener Käse gegeben. Doch der gerühmte römische Blumenkäse (Caseo di fiore) ist, trotz seines schönen Namens, eine sehr unschmackhafte Speise. Er gleicht einem zähen frischen Ziegenkäse. Das Alter soll ihn verbessern. Unstreitig der beste Käse in Italien, und vielleicht in Europa, ist der sogenannte Strachino di Milano. — Kaffee und Zucker sind gewaltig theuer. Ein Pfund guter Kaffee kostet über achtzehn gute Groschen. Für drei Portionen Kaffee, mit einigen Butterschnitten, habe ich täglich fast anderthalb Thaler bezahlen müssen.

* * *

Es ist eine allgemein angenommene Meinung im Norden (und ich selbst habe es lange geglaubt), daß die alten Römer einen ganz besondern Mörtel zu machen verstanden hätten, daß blos deshalb ihre Gebäude so dauerhaft gewesen, daß aber diese Kunst verloren gegangen sei. Dem ist nicht also. Die Römer verfertigten ihre Mörtel gerade so wie wir, aber ihr Sand ist von einer weit tauglichern Beschaffenheit dazu, als der unserige. Im Norden muß man die neuen Mauern vor der Nässe verwahren, wenn man nicht will, daß sie auseinander fließen sollen; hier ist es gerade umgekehrt. Soll eine Mauer die größtmögliche Festigkeit erhalten, so begießt man sie fleißig mit Wasser, dann wird bald ein einziger Stein daraus, und wenn sie zerstört wird, so fällt sie nicht in kleinen Brocken, sondern

in großen Maßen von einander, die wie Felsenstücke herumliegen. Darum wird auch dieser Sand jetzt weit und breit als Ballast verführt. — Die alten Römer verstanden aber allerdings eine Kunst, die verloren gegangen ist, nämlich mit Quadersteinen ohne Mörtel so zu bauen, daß die Steine auf einander geleimt schienen. Kunstverständige glauben wirklich, sie haben die Steine nicht blos behauen, sondern auf irgend eine Art gleichsam geschliffen, und dadurch die Cohäsion zum Erstaunen vermehrt.

* * *

Einer päpstlichen Wachparade beizuwohnen sollte Niemand versäumen, denn etwas Drolligeres in dieser Art bekommt man nie wieder zu sehen. Etwa dreihundert Menschen in braunen Kitteln stehen, so ziemlich nach Belieben, der Säule Antonins gegenüber; sie haben Flinten, die sie gleichfalls nach Belieben halten. Die Feldmusik probirt ihre Instrumente, jeder bläst sein eigenes Stückchen. Die Offiziers spaziren auf dem Platze herum, alle nach Belieben gekleidet. Selbst von den Dienstthuenden trug Einer Uniform, der Andere einen Oberrock, bei dem Einen war der Säbel darüber, bei dem Andern darunter geschnallt. Der Eine hatte Stiefeln, der Andere Gamaschen, der Adjutant sogar Pantalons, aus welchen weiße Zwirnstrümpfe und Schuhe mit silbernen Schnallen hervorragten. Endlich wird exercirt, das heißt: die dreihundert Menschen werfen ihre Flinten nach Belieben hin und her. Zuletzt wird auch marschirt, dann hat der Jammer

den höchſten Gipfel erreicht. Nicht zwei Füße ſieht man zu gleicher Zeit heben oder niederſetzen, und jedes Glied ſcheint den Beweis führen zu müſſen, daß eine krumme Linie länger iſt, als eine gerade. Muſikanten und Soldaten bemühen ſich um die Wette, den Takt zu erwürgen. Es iſt ein Glück, daß von der Antoninsſäule nur noch ein Heiliger herabſchaut, der nichts vom Marſchiren verſteht. Stände der alte wackere Kaiſer noch oben, er hätte ihnen längſt die ganze Säule auf die Köpfe geworfen.

* * *

Allen künftigen Tirannen, die etwa mein Buch leſen möchten — denn jetzt kenne ich nur ein paar, die es nicht thun werden — zeichne ich hier zur Warnung auf: daß in der Gegend um Rom noch jetzt der Name Nero als einer der gröſten Flüche und Verwünſchungen ausgeſprochen wird. Per il corpo di Nerone! gilt eben ſo viel als der Teufel ſelbſt.

* * *

Der Bogen Konſtantin's iſt nun auch ganz ausgegraben, und, als ich abreiſte, war man ſchon damit beſchäftigt, ihn mit einer eben ſolchen Mauer und Geländer zu umgeben, als bei dem Bogen des Septimius Severus geſchehen iſt. Einige Säulen hat man zum Theil gereinigt, um zu wiſſen, woraus ſie beſtänden; es iſt giallo antico. Die meiſten Stimmen zu Rom ſind darin einig, daß das Ausgraben dieſes Bogens eine ſehr überflüſſige Arbeit geweſen.

* * *

In dem Palaſt Spada ſteht dieſelbe koloſſale Statue des Pompejus, an welcher Julius Cäſar einſt ermordet wurde. Als die Franzoſen in Rom hauſten, geriethen ſie auf den Einfall, den Tod Cäſar's von Voltaire auf einem römiſchen Theater zu ſpielen, und, um die Illuſion zu verſtärken, ſchleppten ſie mit großer Mühe jene Bildſäule wirklich auf die Bühne. Man klagt ſehr, daß ſie bei dem Transport gelitten habe, denn die modernen Mörder Cäſar's verfuhren nicht ſäuberlich mit dem großen Pompejus.

* * *

Die Druckerei der Propaganda zu Rom bildet ſich ein, die Alphabete aller bekannten Sprachen zu beſitzen, und verkauft auch wirklich gedruckte Proben davon. Wenn ſie aber alle nicht ſicherer ſind, als das deutſche Alphabet (das doch ſo leicht zu haben war), ſo ſieht es übel damit aus. Ich kopire treulich einige Buchſtaben aus einem vor mir liegenden Exemplare:

Welcher Deutſche ſollte wohl jemals errathen, daß hier von ſeiner Mutterſprache die Rede ſei? — Ein däniſcher Gelehrter, der ſich jetzt zu Rom aufhält, hatte neulich große Mühe, etwas coptiſches drucken zu laſſen. Er mußte es wohl zwanzigmal korrigiren, ehe es nur erträglich gerieth. Es iſt alſo nur unnütze Prahlerei mit dieſem Sprachenreichthum.

* * *

Ein hiesiger Künstler, den ich natürlich nie nennen werde, hat zwei schöne, aber höchst maliziöse Zeichnungen verfertigt. Sie sind über zwei Fuß hoch und anderthalb Fuß breit. Auf der einen steht, in einem Mittelschilde, Bonaparte in der Generalskleidung mit gezogenem Degen. In acht kleinen Medaillons, die das Mittelschild umgeben, sieht man seine berühmtesten Thaten abgebildet, als da ist: die Schlacht bei Marengo, die Brücke von Lodi u. s. w. Unter dem ganzen Bilde steht die Unterschrift: Bonaparte's Thaten als General. Die zweite Zeichnung liefert den Pendant, abermals ein Mittelschild, Bonaparte im kaiserlichen Ornat. Abermals acht kleine Medaillons, in welchen folgende Gegenstände dargestellt sind: 1. die Hinrichtung des Herzogs von Enghien; 2. das Gespräch mit Lord Withworth; 3. die Erbauung der Flotte gegen England; 4. die Errichtung der Ehrenlegion; 5. die Verhaftung des englischen Residenten in Hamburg; 6. die Zusammenkunft mit einem Maire, der in seiner Harangue sagte: Gott habe ausgeruht, nachdem er Bonaparte geschaffen; 7. die Trennung von seinem Bruder Lucian; 8. die Krönung. Unter dem Ganzen steht: Bonaparte's Thaten als Beherrscher Frankreichs. — Wer sollte glauben, daß die Ungezogenheit und Verwegenheit eines Künstlers so weit gehen könne! Glücklicherweise wird er wohl nie einen Kupferstecher finden, der es wagen wird, die Zeichnung zu vervielfältigen.

53. Zwischen Rom und Bologna.

Dasselbe Thor, durch welches ich, drei Monate früher mit beklemmter Brust zum ersten Mal in Rom einfuhr sah ich jetzt mit leichtem Herzen und befriedigter Neubegie der Hauptstadt der Welt den Rücken kehren. Ich fuhr übe den pons Milvius, jetzt ponte molle, eine Brücke, di in der großen Schlacht Konstantin's gegen den Tiranne Marentius zerstört, und von einem Papst wieder hergestell wurde. Ein alter Thurm soll noch von Belisar herrüh ren, der ihn erbaute, um den Gothen den Uebergang übe die Tiber zu verwehren. Hier war es, wo Marentius sich in die Fluten stürzte und seinem, vielleicht von Chri sten zu sehr verschwärzten Leben, ein Ende machte. Au der flamminischen Straße, vormals durch eine große An zahl prächtiger Mausoleen geuert, gelangt man nach

54. Villa Castellana,

einem elenden Neste, nur demjenigen interessant, der Erin nerungen aus der Vorwelt mit sich bringt. Hier stand einst Veji, hier hausten die stolzen Vejenter, deren Thate vielleicht eben so berühmt sein würden, als die der Römer wenn sie Geschichtschreiber gefunden hätten wie diese. Drei hundert Jahre kämpften sie mit den Römern um ihre Frei heit; unter ihren Mauern fielen die dreihundert edlen Fa bier, die allein aus Rom zogen, um ihr Geschlecht durch eine Großthat zu verherrlichen. Furius Camillus bezwang endlich das streitbare Volk. Jetzt besteht es aus muthlose

Frik. (zieht Babet auf die Seite) Stellen Sie ſich vor, liebe Couſine, er hat mir ſo eben vertraut, daß die Tante ihn zu Ihrem Gemahl beſtimmt hat.

Bab. (ſehr erſchrocken) Zu meinem Gemahl?

Frik. Heute Abend iſt Ihre Verlobung, Morgen Ihre Hochzeit, und übermorgen nimmt er Sie mit in ſeine Garniſon. (ab.)

Zwölfte Scene.

Babet und der Major.

Bab. (bey Seite) Gott! was hab' ich gehört!

Major. Sie ſcheinen ſo beſtürzt, mein Fräulein? es ſollte mir leid thun, wenn ich Schuld daran wäre.

Bab. (mit erzwungner Höflichkeit) Nicht doch, Herr Major — ich bin erfreut —

(bey

Bettlern, die sogar, nach Volkmann's Bericht, in Höhlen wohnen sollen. Vermuthlich haben sie, seit seiner Reise, sich Häuser erbaut, die freilich elend genug sind, aber doch keinen Höhlen gleichen.

---

55. Narni

hat eine äußerst romantische Lage auf einem hohen Bergrücken. Kurz zuvor, ehe man in die Stadt gelangt, blickt man dicht am Wege in Abgründe hinab, wo die schroffen zackigen Felsen, höchst malerisch auseinander gerissen, so furchtbare enge und finstere Schlünde bilden, daß ich mich wundere, daß die Alten nicht den Eingang zu ihrer Hölle hieher versetzt haben. Ein Orpheus, an diesen Felswänden klimmend, würde in der That in Pluto's unterirdisches Reich hinab zu stürzen scheinen. — Die alten Einwohner von Narni waren ein tapferes, entschlossenes Volk. Erobern konnten die Römer ihren Berg schwerlich, wohl aber aushungern, und als das wirklich geschah, brachten sie Weiber und Kinder, zuletzt sich selbst um, und der schaudernde Sieger zog über Leichen in die öde Stadt. Um dieser That willen beliebte man sie Nequinum zu nennen, von nequitia hominum, Bosheit der Menschen. Wäre das in einer römischen Stadt geschehen, wie himmelhoch würden die römischen Geschichtschreiber die That erheben! — Ich kenne ein modernes Volk, das es gerade so macht, und es für die abscheulichste Bosheit erklärt, wenn man nicht gleich alles hergibt, was man hat, alles

einräumt, was man beſitzt. — Dicht bei Narni, aber doch jenſeits der Stadt, liegen die Ruinen einer Brücke, welche Kaiſer Auguſt erbaute, um zwei Berge zuſammen zu hängen, und dadurch den Weg nach Perugia zu erleichtern. Man kann den höchſt beſchwerlichen Weg nur zu Fuße machen, ich rathe daher keiner Dame, ſich von ihrer Neubegier dahin locken zu laſſen; denn man ſieht dort ohnehin nicht viel. Ein einziger großer Bogen ſteht noch ganz am linken Ufer, ein Stück am rechten, und von ein paar eingeſtürzten Bogen ſind noch Trümmer in der Mitte des Stroms zu ſchauen. Die Brücke war aus Quaderſtücken erbaut, und muß prächtig geweſen ſein. — Ein angenehmes Thal führt von hier bis Terni. Wenn aber Reiſende behaupten, das Gras werde hier einmal im Jahre gemäht, ſo glaube ich das nicht, und die Urſache meines Unglaubens iſt: weil es gar kein Gras hier gibt. Kornfelder, mit Maulbeerbäumen und Weinreben bepflanzt, ziehen ſich ſehr einförmig bis nach Terni. Zu Plinius Zeiten mag es freilich anders geweſen ſein, denn der iſt der Gewährsmann jener Behauptung.

56. Terni.

Die Vaterſtadt des Tacitus und der Schauplatz eines herrlichen Naturwunders. Die Cascatellen von Tivoli ſind lieblich, der Waſſerfall von Terni iſt ernſt und groß. Dort wäre Tacitus vielleicht ein Dichter geworden, hier mußte er ein Geſchichtsſchreiber werden, und einfach,

ſtark, zackig, wie dieſe Felſen, mußte ſein Stil ſich bilden. Hier hätte ich Gelegenheit, manche Bemerkung zu verlautbaren, über den Einfluß, welchen die erſten Umgebungen eines Schriftſtellers auf die Wahl der Gegenſtände haben, denen er für immer ſeine Feder widmet; das würde mich vielleicht zu intereſſanten Grübeleien, aber nicht zum Waſſerfall von Terni führen, oder doch nur auf Umwege, die ich dem Leſer erſparen will. Kaum aus dem Wagen geſtiegen, forderte ich Poſtpferde, denn der Weg bis zu jenem herrlichen Waſſerſturz beträgt noch eine ſtarke deutſche Meile. Man kann dahin reiten oder auch in einem kleinen zweirädrigen Kabriolet dahin fahren, in welchem allenfalls zwei Perſonen ſitzen können, wenn ſie ſich anders lieb haben; denn man wird freilich ſo nahe zuſammen gedrückt und ſo oft zuſammen geworfen, daß ein paar feindlich geſinnte Menſchen ſich entweder verſöhnen oder raufen müſſen. Hingegen wünſche ich dem Liebhaber Glück, der Gelegenheit hat, mit ſeiner ſpröden Geliebten dieſe Fahrt zu machen; ſie iſt verloren. — Wir durchſchnitten zuerſt einen ſchönen Olivenwald, deſſen Früchte jetzt eben, gegen die Mitte des Januar, geſammelt wurden, und die folglich durch fleißige Menſchen belebt war. Am Ende des Waldes gelangten wir in ein Dorf, Papinia, über dem ſich ein großer ſteiler Berg erhebt, und nahe am Gipfel dieſes Berges ſahen wir die Straße ſich hinziehen, die von fern nur ein ſchwindelnder Fußſteig ſchien. Doch der Poſtillon ſprach uns Muth ein: täglich, verſicherte er, klimme er dieſen Weg

mit ſeinem leichten Fuhrwerke hinan. Auch fanden wir ihn wirklich breiter und bequemer, als er in der Ferne erſcheint. Freilich iſt der jähe Abgrund nur an wenigen Stellen mit niedrigen Mauern verſehen; aber man hat keine Vorſtellung von der Sicherheit, mit welcher dieſe Pferde auf ſolchen Wegen einherſchreiten. Es ſind uns eine Menge reitender Bauern begegnet, die auf dem ſchmalſten Rande, wo zwiſchen ihnen und einem Abgrund von vielleicht dreihundert Klaftern kein Strohhalm Breite mehr war, ſo luſtig und ſorglos dahin trabten, als ritten ſie in einem Park ſpaziren. Sie konnten ganz bequem in der Mitte der Straße bleiben, aber ſie gaben ſich nicht einmal die Mühe, hinzuſehen oder ihre Gäule zu leiten, und dieſen ſchien gerade der gefährliche Fußpfad am meiſten zu behagen. Mächtige Gewohnheit! Muth iſt nichts weiter als Bekanntſchaft mit der Gefahr. — Endlich iſt der ſteile Berg erklimmt, und man befindet ſich auf einem ſehr beſchränkten Platze, auf dem vor fünf Jahren, zwiſchen den Franzoſen und Neapolitanern, ein unblutiges Gefecht vorfiel. Der erſteren waren achthundert, der letztern viertauſend, dennoch liefen ſie davon, wie ſie überall davon gelaufen ſind, ohne den ernſten Schatten des Tacitus zu ſcheuen. Die Leute hier herum meinen, es ſei Verrätherei im Spiele geweſen, denn der neapolitaniſche General habe ſich kurz zuvor mit dem franzöſiſchen beſprochen; ich glaube aber, die Natur hat blos einen Verrath an den Neapolitanern begangen, indem ſie ihren oft herkuliſchen Körpern den kleinen belebenden

Funken des Muthes verſagte. — Vormals hatten Weinreben dieſen Platz verſchönert, die Franzoſen haben ſie, zum Behuf ihres kleinen Lagers, abgehauen. Von hier aus ſetzten wir unſern Weg zu Fuße fort, durch mannigfaltige Krümmungen, zwiſchen Lorbeerbüſchen, auf ſchlüpfrigem Boden; denn obwohl der Waſſerfall noch wohl eine Viertelſtunde entfernt iſt, ſo ſpritzt er doch ſeinen Staubregen bis hieher. Das Brauſen ſeines Sturzes hatten wir ſchon ſeit einer Stunde vernommen. — Ich rathe jedem Reiſenden, bevor er ſich nähert, mit ſeinem Cicerone abzumachen, daß er ihn ohne Umwege ſogleich zu dem kleinen Häuschen führe, Caſino genannt, welches dem Waſſerfall gegenüber auf einer iſolirten Felſenſpitze erbaut iſt; denn dieſe fatalen Menſchen wollen immer nur recht viel zu zeigen haben, laſſen den Fremden daher bald hier bald dort ein Stückchen Waſſerfall ſehen, und führen ihn nicht allein unnützer Weiſe der Kreuz und Quer, ſondern ſchwächen auch vorzüglich dadurch den Totaleffekt. — Der Tag unſrer Wallfahrt war heiter, aber einer der kälteſten in Italien, denn es hatte ſogar ein wenig Eis gefroren, und die Waſſerdünſte, welche der zerſtiebende Strom hier rings umher lagert, waren zu einem Glatteis geronnen, das jeden Schritt an dieſen jähen Schlünden gefährlich machte. Die Gefahr bei Seite, war unſere Wanderung in der That komiſch, denn unſere beiden Führer mußten auf dem ſpiegelglatten Abhang ihre Mäntel vor uns ausbreiten, um uns einen ſichern Fußtritt zu verſchaffen. Waren wir nun

alle glücklich vom erſten Mantel bis auf den zweiten gelangt, ſo wurde wiederum ſo lange Halt gemacht, bis der erſte Mantel weiter vorwärts neben den zweiten gelegt war, und ſo immer abwechſelnd. — Endlich war das Ziel erreicht; wir ſtanden in dem von allen Seiten offnen Häuschen bis an die Knöchel im Waſſer, und vom Staubregen tüchtig durchnäßt. Aber wer könnte hier in den erſten zehn Minuten an irgend eine Unbequemlichkeit denken! und wer möchte es ſich, auch noch vier und zwanzig Stunden nachher einfallen laſſen, dieſes Schauſpiel zu beſchreiben! Von einer ſchroffen Höhe von zweihundert Fuß ſtürzt der ganze Velino ſich in den zackigen Felſengrund hinab, und das Weſen, welches er da unten treibt, iſt kein Gegenſtand weder für die Feder noch für den Pinſel. Dein Auge ſtarrt, dein Ohr wird betäubt, der Platz, auf dem du ſtehſt, zittert unaufhörlich; faſt ergreift dich die Furcht, und zwingt dich, mit zu zittern. Aber ein liebliches, einziges, entzückendes Schauſpiel feſſelt deinen Blick; du ſiehſt einen Regenbogen — nicht Bogen, einen Regenzirkel — ja wahrlich! du ſiehſt den ganzen bunten Zirkel hoch über den Waſſerfall ausgeſpannt, unten faſt zuſammenlaufend, höchſtens iſt ein Zwölftheil ſeines Umfangs an der Baſis herausgeſchnitten. Dieſe Erſcheinung gleicht einer Zauberei. Man iſt ſo gewohnt, auch von dem ſchönſten Regenbogen doch höchſtens nur einen Halbzirkel zu ſehen, daß man ſich ſtaunend in dieſen Anblick verliert, und welche Farben! ſo hat ſie Iris nie an das Firmament gemalt; ſie brennen

Alle, es iſt ein Kunſtfeuerwerk mitten im Waſſer, und ſiehe, die Natur ſcheint ſich zu gefallen, deine Sinne immer durch neue Zauber zu überraſchen, denn plötzlich ſpiegelt ſich der Zirkel links und rechts, du ſiehſt vier Bogen zu gleicher Zeit, und ſelbſt die Abſpiegelungen ſind noch ſo lebhaft gefärbt, als ſonſt der ſchönſte gewöhnliche Regenbogen zu ſein pflegt. Wahrlich! der Waſſerfall von Terni iſt ſchön, aber der Regenbogen von Terni iſt noch unendlich ſchöner, und könnte ich mich jemals verſucht fühlen, ihn für ein Zeichen des Bundes zwiſchen Gott und den Menſchen zu halten, ſo wäre es hier auf dieſer Stelle. Mit hoher Wehmuth habe ich ſie verlaſſen; mit wehmüthigem Entzücken werde ich mich des Anblicks erinnern, ſo lange ich lebe! es iſt der dritte Gegenſtand, der mir Italien unvergeßlich macht: der flammenſpeiende Veſuv, das auferſtandene Pompeji und der Himmelsbogen zu Terni! wer auch nichts weiter von Welſchland ſah, der kehrt gewiß befriedigt zurück. — Einen Regenſchirm mitzunehmen will ich doch jedem Reiſenden anrathen, der etwa ein halbes Stündchen hier verweilen möchte, denn ſonſt wird er, trotz des heitern Himmels, naß bis auf die Haut. — Auf dem Heimwege gingen wir den ganzen Berg hinab zu Fuße, um die herrlichen Ausſichten zu genießen. Doch wurde dieſer Genuß durch Erzählungen unſers Führers verbittert. Er war ein armer Mann aus Papinia, der ſich kümmerlich damit nährte, daß er Oliven für fremde Eigenthümer ſammelte, oder in fremden Weinber-

gen arbeitete. So arm als er, waren, seiner Versicherung zufolge, alle Einwohner jenes Dörfchens; denn die Franzosen hatten sie ausgeplündert. Ihm hatten sie seinen alten Vater, einen ohnmächtigen Greis, muthwillig erschlagen. Er hatte gesehen, wie sie den Weibern die Ohrringe aus den Ohren, die Korallen vom Halse, die Schnallen aus den Schuhen, die Kleider vom Leibe gerissen hatten. Ich fragte, wie die Neapolitaner sich betragen hätten? — die, meinte er, hatten keine Zeit etwas zu rauben, denn sie liefen sogleich davon. — In Terni sollen auch noch Ueberreste eines Sonnentempels gefunden werden, und ich ließ mich dahin führen. Es ist ein kleines rundes Gebäude, das von außen freilich noch Spuren des Alterthums trägt; doch möchte ich nicht behaupten, daß diese kleinen Quadersteine wirklich aus den Römerzeiten herrühren. Eine offene Kuppel hat das runde Gebäude allerdings gehabt. Inwendig ist es in eine kleine Kirche verwandelt worden. — Auf dem Markte zu Terni will Volkmann unter einer Uhr eine Inschrift bemerkt haben, die nicht mehr gefunden wird. Indessen schreibe ich sie hin, theils weil sie schön ist, theils weil sie mir einen abermaligen Beweis liefert, daß unsere deutsche Sprache die Kürze der lateinischen meistens erreichen, zuweilen sogar übertreffen kann. Hora, dies et vita fugit, manet unica virtus. (Stunde, Tag, Leben flieht, nur Tugend bleibt.)

57. Spoleto.

Wenn Plinius wahr redet, so herbergt diese hübsche Stadt das älteste Volk in ganz Italien. Es war aber auch ein tapferes Volk, denn es trieb einst den Hannibal zurück, der sich vor seine Mauern gelagert hatte, daher das Thor, durch welches der Ausfall geschah, noch heute porta fugae genannt wird. Die Einwohner sind auch noch stolz darauf, denn als ich nach porta fugae fragte, erzählten gemeine Leute die That ihrer Ahnherren sogleich mit großer Redseligkeit. Es sind auch noch mehr Alterthümer in Spoleto zu schauen, die man für Tempel ausgibt. Ein sogenannter Diancntempel draußen vor der Stadt hat ein wohl erhaltenes Architrav, auf dem, außer andern Zierathen en bas relief, auch Weintrauben sich befinden. Wer nach Rom reiset, wird sonder Zweifel hier neugieriger und länger verweilen, als ich, der ich von Rom kam, und die schönsten Ruinen schon gesehen hatte. Aus derselben Ursache lockten mich auch einige Bilder von Guercino und Hannibal Caracci nicht in die Kirche; vielleicht haben die Franzosen sie auch schon längst weggenommen. — Volkmann erzählt, es gäbe hier herum ein unverbrennliches Fossil oder Holz (ich schreibe aus dem Gedächtniß). Mehrere Spoletaner habe ich darnach gefragt, doch keiner wollte etwas davon wissen. Hingegen ist es sehr wahr, daß um Spoleto ein guter Wein wächst, der zwar süßlich, aber doch angenehm schmeckt.

Der Weg nach Foligno ist romantisch. Man sieht

unter andern einmal eine Stadt, die gerade so um einen Berg gebaut ist, wie man den babylonischen Thurm abzubilden pflegt: eine Straße über die andere, und immer kleinere Kreise, bis zur Spitze hinauf. — Gewöhnlich heißt es, der Weg nach Bologna über Ancona sei gemächlicher, als der über Florenz, ich habe das nicht gefunden. Auch hier gibt es mehrere Male Berge, die man nur mit Ochsenvorspann erklimmt, ein Hilfsmittel, dessen man sich auf jener Straße nie bedient. Diese Berge müssen also wohl noch steiler sein. Doch ist das Ochsenvorspannen vielleicht auch nur Gewohnheit des Landes, denn ich bin alle Berge, hier und dort, zu Fuß hinauf und herab gestiegen, um von den schönen Aussichten nichts zu verlieren, habe aber nicht bemerkt, daß ich hier steiler hätte klettern müssen als dort. Wenn man in die Nähe einer solchen Ochsenpost kommt, dann zieht der Postillon eine große Muschel aus der Tasche, und zwingt einen hohlen starken Ton daraus hervor, den man sehr weit vernimmt, und der, nach den Beschreibungen der Alten, die größte Aehnlichkeit mit dem Ton der römischen Tuba hat. — Demjenigen, der die Apenninen sobald als möglich los zu werden wünscht, ist doch wohl dieser Weg anzurathen (obwohl es ein beträchtlicher Umweg ist), denn man klimmt höchstens zwei oder drei Tage in denselben herum, da man dort gewiß noch einmal so viel Zeit braucht. Hingegen gewährt auch das schöne Florenz einen köstlichen Ruhepunkt. Die Straßen sind beide gut, wenn man sich nur erst daran gewöhnt hat,

(bey Seite) Der Schelm hat mich wohl nur zum Beſten.

Major. Kennen Sie Babet von Langſalm?

Bab. (lächelnd) Ob ich ſie kenne?

Major. Ich nehme großen Theil an dem Mädgen.

Bab. (immer beſtürzter) Wirklich?

Major. Donner und Wetter! ich habe ſie ſo lieb wie mein Leben.

Bab. (bey Seite) O weh! mein Vetter hat doch die Wahrheit geſagt.

Major. Im Vertrauen, ich bin gekommen, um ſie von hier weg zu führen.

Bab. Aber — wiſſen Sie denn auch — ob ſie Ihnen gern folgen wird?

Major. O dafür iſt mir nicht bang.

Bab. Wenn ſie nun — vielleicht eine andre Neigung hätte —

Major. Hat nichts zu ſagen. Die Liebe zu mir wird darunter nicht leiden.

neben Abgründen herzufahren, die weder Mauern noch Geländer haben. Die Wirthshäuser sind meist alle schlecht, doch weniger die auf dem Wege nach Ancona. Das Schlimmste bei einer Winterreise durch Italien ist, daß man überall so frieren muß. Denn obgleich die stärkste Kälte hier nicht mehr als ein oder zwei Grad beträgt, und ein Nordländer folglich unter freiem Himmel nie davon leidet, so sind doch die Häuser so kühl wie Keller, und die Anstalten gegen den Frost erbärmlich. Kamine gibt es zwar überall, aber sie rauchen gewöhnlich so unerträglich, daß man froh ist, das Feuer wieder ausgelöscht zu sehen. Ferner ist keine einzige Thür mit einer ordentlichen Klinke versehen; höchstens kann man die Thüren mittelst einer Krampe verschließen, aber auf und zu machen kann man sie nicht. Wer folglich bei zugemachten Thüren sitzen will, der muß sie verschließen und einen Bedienten hinstellen, der so oft aufschließt, als Jemand hinaus oder herein will. Selbst trotz dieser beschwerlichen Vorsicht wird man noch immer durch den abscheulichsten Zugwind gequält, denn nicht allein die verschlossenen Thüren haben überall Spalten und Löcher, durch welche dieser Feind der Gesundheit dringt, sondern es gibt auch kein Fenster, das nicht klaffte und dem Luftstrom freien Durchzug gäbe. Man rechne noch hiezu die Fußböden von Backsteinen, und endlich die eiskalten Schlafkammern, in welchen kein Kamin befindlich ist: so wird man begreifen, wie es zugeht, daß eine Winterreise durch Rußlands ellen-

hohen Schnee weit behaglicher iſt, als eine durch Italiens grüne Gefilde, wo in dieſem Augenblicke die Oliven eingeerntet werden. Das Sprichwort trifft auch hier wieder zu: nicht alles iſt Gold was glänzt. Wer mit einiger Gemächlichkeit hier reiſen will, der verſehe ſich mit guten Pelzen und Pelzſchuhen, um beides, nicht draußen, ſondern im Zimmer anzuziehen. Er fülle ſeinen Reiſekeller mit gutem Wein, denn höchſt ſelten findet er einen erträglichen Trunk. Er nehme Kaffee, Zucker, Taſſen, Wachslichter, Lichtſcheren, Tinte, Federn u. dgl. mit ſich, denn Alles das fehlt entweder ganz oder iſt ſehr ſchlecht. Ja, ich rathe ſogar einem Jeden, auch einen Blaſebalg bei ſich zu führen, denn nicht einmal dieſes, für einen Kamin ſo unentbehrliche Möbel iſt hier anzutreffen, und zuweilen iſt es blos die Schuld dieſes Mangels, daß das Feuer ſo ſchlecht brennt. An manchen Orten ſind ſogar Meſſer und Gabeln etwas Seltenes, beſonders die letztern. — So große Lobſprüche ich auch ſchon den Reiſen mit Vetturinos gehalten, ſo muß ich ſie doch jetzt blos auf die Florentiner Vetturinos einſchränken, vor den römiſchen hingegen aus allen Kräften warnen. Ich hatte, vermittelſt meines Wirths, der ein honneter Mann zu ſein ſchien, mit einem der berühmteſten Vetturinos von Rom einen Kontrakt gemacht, mich mit vier guten Maulthieren in zehn Tagen nach Bologna zu bringen, dabei, wie gewöhnlich einbedungen, daß er die Abendzeche bezahlen müſſe. Als ich Morgens früh vor Tage mich in den Wagen ſetzte, hörte ich die wohlbe-

kannten Glöckleins der Maulthiere vor denſelben, zweifelte alſo keineswegs an der Exiſtenz der Maulthiere ſelbſt. Als es aber hell wurde, ſah ich, daß ich Pferde und keine Langohren hatte. Die Pferde ſind aber in den Gebirgen weit unzuverläſſiger, folglich war das ein grober Betrug. Auch kamen wir gleich am zweiten Tage ein paarmal in Gefahr, den Hals zu brechen, weil die Pferde nicht im Stande waren, bergab den Wagen gehörig zu halten. Da nun vollends eins derſelben krank, und ich durch Schuld des Vetturino im Wirthshauſe ſehr ſchlecht bedient wurde, ſo bezahlte ich ihm für zwei Tage und ſchickte ihn zurück. Da wurde ſein Unmuth geſchwätzig, und er plauderte aus, daß er meinem ſaubern Herrn Wirth zehn Scudi (etwa fünfzehn Thaler) habe abgeben müſſen, die er nun nicht wieder erhalten werde. Der brave Wirth heißt Sarminto, und hält ein gutes aber ſehr theures Haus auf dem ſpaniſchen Platze. Aeußerſt dienſtfertig beſorgt er alles, was der Fremde nöthig hat, doch nicht ohne recht grobes Intereſſe, wie man aus dieſem Pröbchen abnehmen kann. Als ich hierauf noch den Kellner (cameriere) in Terni fragte, warum er uns ſo ſchlecht bedient habe, da ich doch mit Florentiner Fuhrleuten ſo wohl gefahren ſei, ſo antwortete er mir: die Florentiner ſeien auch die einzigen, welche ohne Knickerei für ihre Anvertrauten ſorgten, und willig ſechs, ſieben auch acht Paoli (etwa einen Thaler) für jeden Kopf bezahlten, da hingegen die Römer kaum drei bis vier geben wollten. Nun war mir das Räthſel gelöſt. Ich nahm Poſt-

pferde, mußte mich freilich oft herumzanken, gab auch etwas mehr Geld aus, fuhr aber noch einmal so schnell, und wurde überall so gut als möglich bedient. Um aber doch ein Beispiel von der unverschämten Prellerei der italienischen Gastwirthe zu liefern, will ich nur anführen, daß ich gleich am ersten Abend ein sehr mittelmäßiges Abendessen für drei Personen und ein elendes Nachtlager mit zehn Scudi (fünfzehn Thaler) bezahlen mußte. Eben so gierig suchen die Posthalter den Reisenden zu schröpfen, und selten verläßt er eine Station, auf der nicht wenigstens versucht worden wäre, ihm ein Pferd mehr aufzudringen. — Nach dieser kleinen Digression eile ich meinen Weg fortzusetzen.

Wenn man von Serra Valta nach Ponte la Trave fährt, so erblickt man in einer öden, wilden Gebirgsgegend neben einer Brücke ein einsames Kreuz, unter welchem eine spanische Gräfin begraben liegt, die vor ein paar Jahren an dieser Stelle ermordet wurde. Die gute Dame hatte sich merken lassen, daß sie viel Gold und Kleinodien bei sich führe; ihr eigener Kourier hatte auf der letzten Post, in Valcimara, mit dem Posthalter, der zugleich Gastwirth war, eine vertraute Freundschaft errichtet (Spitzbuben sympathisiren schnell), ein dritter Helfershelfer fand sich leicht; man lauerte auf die Unglückliche an diesem schauerlich einsamen Orte; sie ließ sich von zwei Dragonern escortiren, einer derselben wurde erschossen, der andere entfloh, die Gräfin selbst wurde aus dem Wagen gerissen und jäm-

merlich ermordet. Die rächende Juſtiz war aber ſchnell, die drei Böſewichter wurden ergriffen, lebendig geviertheilt, und ihre zerſtückelten Körper an drei Bäumen, nahe dem Schauplatz ihrer Mordthat, aufgehenkt. Da hängen ſie noch jetzt, ein gräßlicher Anblick. Natürlich ſpukt es hier auch gewaltig. Wenn die Mitternacht anbricht, ſtehen drei blutige Geſpenſter unter den drei Bäumen und ſeufzen. Nach einer Weile ſchleichen ſie langſam auf die Brücke, und ſtarren aus hohlen Augen hinab auf das Kreuz. Da ſteigt eine weiße majeſtätiſche Frau hervor, und ſchreitet über die Brücke. Die drei blutigen Geſpenſter fallen laut ſeufzend auf ihre Knie, und ſtrecken die Hände flehend empor. Aber die weiße majeſtätiſche Frau ſchwebt vorüber, ohne ſie anzuſehen, und ſogleich verwandeln ſich die drei Geſpenſter in drei Feuerflammen, die ſo lange brennen und kniſtern, bis mit dem Ablauf der Mitternachtsſtunde ein Knall ſie verliſcht. Die weiße Geſtalt hingegen löſet ſich jenſeits der Brücke in ein roſenrothes Wölkchen auf, das immer höher und höher ſteigt, und, ehe es ganz in die Luft zerfließt, die Gipfel der Berge mit einem ſanften Morgenroth auf einige Augenblicke zu überziehen ſcheint. Mit dem letzten Verſchwinden des roſenrothen Wölkchens fährt plötzlich ein Sturmwind durch das öde Thal, die Knochen an den drei Bäumen klappern, und die ganze geſpenſtiſche Erſcheinung iſt vorüber. — Siehe da Stoff zu einer Ballade. Geſchwind etwas fröhlicheres. —

Man muß lachen, wenn man in einer Entfernung von

hundert und zwanzig Meilen von Rom Haufen von hundert und zweihundert kalekutiſchen Hähnen antrifft, die in traulicher Geſellſchaft auf einer Fußreiſe nach Rom begriffen ſind, und trotz dem beſten Fußgänger einherſchreiten. Ein einziger Menſch reicht hin, den wohldisciplinirten Haufen in Ordnung zu halten. Er bedient ſich dazu eines langen Rohres, das bekanntlich in Italien gewaltig hoch aufſchießt; die Länge ſeines Rohrs beträgt vollkommen die Breite der Landſtraße; er faßt es in der Mitte mit beiden Händen, geht auch in der Mitte der Straße, und ſchließt ſo gleichſam den Weg hinter ſeinen Reiſenden zu. Begegnet er in den Apenninen (wo die Straße gewöhnlich an einer Seite Abgrund, an der andern ſchroffe Felſen hat) Fuhrwerken, welchen er ausweichen muß, ſo treibt er ſein Völkchen auf die nämliche Weiſe gegen den Felſen, wohin es ſich auch ſogleich ganz ordentlich ſchwenkt, ruhig und gaffend ſo lange ſteht, bis das Fuhrwerk vorüber iſt, auch wohl den Reiſenden einen hundertfachen Gruß zugluchzt. Unbegreiflich iſt es, wie der mäßige Gewinn Aufwand, Beſchwerden und Zeitverluſt einer ſolchen langwierigen Reiſe belohnen kann; denn wenn gleich die gefiederten Paſſagiere keine ſtarken Tagereiſen machen, ſo kommen ſie doch gewiß nicht fetter in Rom an, als ſie von Hauſe abreiſten, und werden vermuthlich erſt dort wiederum gemäſtet, um würdige Gallinaccio's für die Tafeln der Prälaten und Kardinäle zu werden.

Auf die nämliche Weiſe treibt man auch große Herden

fetter Schweine nach Rom, die hier zwar auch schwarz, wie in Neapel, doch nicht mehr so nackend sind.

58. Loretto.

Nun habe ich auch eine Wallfahrt zu der heiligen Jungfrau von Loretto vollbracht. Loretto ist ein recht artiges Städtchen, welches sich durch breite, schnur gerade Straßen vor allen Städten Italiens, die ich bisher gesehen, unterscheidet. Wir fanden da auch ein ziemlich gutes Wirthshaus, einen Kamin, der nicht sehr stark rauchte, und — was mir Töne des freudigen Erstaunens auspreßte — zum ersten Mal wieder eine Klinke an der Thür. Wir schliefen recht gut unter dem Schutz der Madonna, und eilten am andern Morgen ihre Wohnung zu betreten. In allen Straßen, durch welche wir zogen, gab es Millionen Rosenkränze und Kreuze zu verkaufen. — Die Canonici, welche hier den Gottesdienst versehen, wohnen in einem großen Gebäude, welches durch einen schönen, breiten, offenen Bogengang mit der Kirche verbunden ist. In diesem Gange wohnen Scharen von Bettlern, die der Madonna nichts abzubetteln vermochten. Bei jedem Schritt streckt sich eine schmutzige Knochenhand aus, oder einen fettigen alten Hut schiebt man den Reisenden her. — Ungeachtet es noch früh am Morgen war, fanden wir doch schon die Kirche voll Knieender und auf den Knien rutschender Gläubigen. Wir nahten sogleich der Santa Casa, ein kleines viereckiges Gebäude in

der Mitte der Kirche, das man von außen wahrlich nicht für die Wohnung einer armen Zimmermannsfrau halten sollte, denn es ist auf allen Seiten mit Basreliefs von Marmor überzogen, auf welchen unter andern die rührende Geschichte von der beschwerlichen Transportirung des Hauses zu schauen ist. Hinauf führen Marmorstufen, und hinein mehrere Thüren von Erz. — Wir betraten zuerst die Küche der heiligen Jungfrau, welche jetzt hinter dem Altare liegt. Vermuthlich ist der Altar selbst der Feuerherd gewesen; man wird aber nichts mehr gewahr, was an eine Küche erinnern könnte. Bekanntlich hat sie im letzten Kriege einen kleinen Streifzug mit der französischen Armee gemacht, bei der es ihr so wohl gefiel, daß sie sogar mit nach Paris wanderte, wo man ihr den Staat abnahm, und sie endlich, vor nicht langer Zeit, nackt und blos nach Rom sandte. Hier ließ der Papst sie neu kleiden. Ihr ehemaliger Schmuck prangt jetzt vermuthlich, nachdem er modern gefaßt worden, am französischen Hofe. Die, welche dort damit prunken, mögen auch wohl die eingeschmolzenen goldenen Lampen in ihren Taschen tragen, welche einst bei Hunderten hier hingen. Lampen genug hat man auch jetzt wieder hingehängt, aber sie sind von vergoldetem Blech. — Auch die einst so berühmte Schatzkammer der Madonna habe ich mir zeigen lassen. Es ist ein schöner großer Saal, dessen Wände mit prächtigen, ungeheuren Schränken prangen, welche die Franzosen rein ausgeleert haben. Vormals enthielten sie gegen dreißig

Millionen Scudi an Werth. Gold und Silber wurde hier kaum mehr geachtet, denn man hatte Diamanten, scheffelweis. — Warum die Geistlichen zu Loretto nicht eben so klug gewesen sind, als die Mainzer Domherren, die ihren Schatz bei Zeiten in Sicherheit brachten, das begreife ich nicht. — Merkwürdiger vielleicht als alles bisher Beschriebene ist eine Sammlung von mehr als dreihundert Vasen, zwar nur von Thon aus Faenza, deren geschmacklose Formen das Mittelalter verrathen, aber sämmtlich von Raphael gezeichnet, und viele derselben (z. B. die zwölf Apostel) auch von ihm gemalt. Er verfertigte dieses einzige Kunstwerk in seiner Art für seinen Landesherrn, den Herzog von Urbino, und dieser schenkte die Vasen sämmtlich der Apotheke der heiligen Jungfrau zu Loretto, wo sie noch als eine Gallerie aufgestellt sind, und sonst nicht gebraucht werden. Ich fragte den Apothekergesellen, der sie uns zeigte: wie es zugegangen, daß die Franzosen sie nicht auch eingepackt hätten? und er erklärte diese Vergessenheit ohne Bedenken für ein Wunder. Die Vasen sind von verschiedener Größe, und sind, im seltsamen Gemengsel, bald mit biblischen Historien, bald mit Geschichten der heidnischen Götter bunt bemalt. — Nachdem wir uns reichlich mit Rosenkränzen versehen hatten, gelangten wir auf den fürchterlichsten Wegen, die ich ohne Bedenken den sächsischen Landstraßen an die Seite setze, nach

59. Ancona,

diesem im letzten Kriege durch Franzosen, Oesterreicher, Russen und sogar Türken berühmt gewordenen Hafen.

Seine Lage am adriatiſchen Meere gleicht der von Neapel, und gewährt einen lieblichen Anblick. Ancona iſt eine feine, große Stadt, von Bergen umſchloſſen, auf deren Gipfel Kaſtelle maleriſch liegen. Wir eilten zu dem Ehrenbogen Trajan's, der dem biedern Kaiſer einſt hier errichtet worden, weil er auf eigene Koſten den Hafen wieder herſtellte. Er iſt nicht ſehr groß, aber weit beſſer erhalten, als die des Konſtantin und Septimius Severus zu Rom. Die Zeit hat ihn nicht geſchwärzt wie jene, der weiße Marmor iſt nur wenig grau geworden; ſeine acht kanellirten korinthiſchen Säulen ſind ganz unbeſchädigt. Daß viele Zierathen, und zwar Feſtons, von Bronze daran waren, ſieht man noch deutlich, denn die Barbaren haben ſich nicht die Zeit genommen, ſie auszugraben, ſondern nur abzubrechen, daher die Bruchſtücke des Metalls noch hervorragen. Die mittlere Inſchrift iſt größtentheils leſerlich, mehr noch die zu beiden Seiten, durch welche man auch die Gemahlin und Schweſter Trajan's hat ehren wollen. Es gefällt mir wohl, daß man die gute Handlung eines Monarchen auch in denen belohnt, die ihm am nächſten und liebſten ſind, wenn ſie gleich unmittelbar nichts zu der Wohlthat beitrugen; denn wer mag berechnen, wie viel ſie mittelbar durch ihren ſanften Umgang auf die Beherrſcher wirkten? — Im Hafen ſahen wir unter andern vier engliſche Kauffarteiſchiffe, von franzöſiſchen Korſaren genommen, die jetzt zum Verkaufe da lagen. Da ſich auch eins mit Nelſon's Bildniß darunter befand, ſo können ſich die

Bab. Aber ich versichere Sie, mein Herr, Sie würden des armen Mädgens Unglück machen.

Major. Ey warum nicht gar! Das weiß ich besser.

Bab. (bey Seite) Hier muß ich einen raschen Entschluß fassen. (laut) Herr Major, ich halte Sie für einen wackern Mann.

Major. Gehorsamer Diener! Die ganze Armee hält mich dafür.

Bab. Erlauben Sie mir daher, Ihnen aufrichtig zu gestehn: ich kann Sie nicht heirathen.

Major. (sehr erstaunt) Was?

Bab. Mein Herz ist nicht mehr frey.

Major. Blitz und Knall! Was geht das mich an?

Bab. Was auch meine Tante Ihnen geschrieben haben mag, ich wußte von nichts.

Major. Was soll das bedeuten?

Bab. Unmöglich können Sie mit Gewalt ein armes Mädgen zu Ihrer Frau machen wollen.

Major.

Franzosen wenigstens eines Sieges über Nelson rühmen. Der Börsensaal zu Ancona ist recht artig, und wimmelt von Käufern und Verkäufern. — Das Theater hätte ich gern besucht, obwohl es im allerschmutzigsten Winkel lag, und eher einem Häringsmagazin, als einer Schaubühne glich; allein der Buffo war unglücklicherweise eben krank, und folglich nicht aufgelegt, Spaß zu machen. — Ich erkundigte mich nach den Dattelmuscheln (hallari), deren Volkmann erwähnt, und ihnen die Eigenschaft zuschreibt, im Finstern zu leuchten. Dattelmuscheln habe ich auch genug bekommen, und eine gute kräftige Suppe ist mir daraus gekocht worden; aber vom leuchten wollte Niemand etwas wissen, selbst die Fischer nicht, die sie eben gefangen hatten. Ich stellte demungeachtet einen Teller voll in mein Zimmer, hatte mir aber vergebens geschmeichelt, das Nachtlicht sparen zu können, ich muß sie also mit dem unverbrennbaren Holze von Spoleto in eine Klasse setzen. — Bei Ancona hören endlich die abscheulich hohen und steilen Berge auf, die man bisher auf jeder Station erklettern und herabklimmen mußte. Denn statt den Postenwechsel unten am Berge anzulegen, und den Weg bequem um den Berg zu führen (wobei der Reisende, seine Equipage und die Postpferde selbst sehr gewinnen würden), hat man vorgezogen, die Posthaltereien auf die höchsten Felsengipfel zu verlegen, die blos mit Ochsen zu erklimmen sind. Aber freilich läßt sich bei dieser Gelegenheit die edle Kunst der Prellerei besser üben, zu welcher solch' ein Berg einen recht-

lichen Vorwand gibt. Ich möchte wohl eine Wette darauf eingehen, daß, wer in Italien auf jeder Post unweigerlich diejenigen Pferde annimmt, die ihm der Postmeister vorspannen will, am Ende mit zwanzig und mehr Pferden fahren wird, wenn es nur so viele im Stalle gibt. In den Apenninen, wo doch die Berge am höchsten sind, war die Prellerei am erträglichsten; aber je näher dem platten Lande, je unleidlicher wird sie. Dicht hinter Ancona ist noch ein einziger Hügel zu überwinden, und man spannte mir deshalb acht Pferde vor, da mein Wagen überall sehr bequem mit vieren gefahren worden. Die ebene Landstraße zog sich nun am adriatischen Meere hin, durch Sinigaglia (wo die einst berühmte Messe ihren alten Schwung noch nicht wieder erreichen kann) nach Fano, wo ich, während des Umspannens, ging, die Ueberbleibsel von einem Ehrenbogen Konstantin's zu sehen. Er bestand ursprünglich aus drei Bogen, über welchen, mit echt konstantinischem Geschmack, sich sieben andere Bogen wölbten, die natürlich sehr klein waren, und folglich aussehen mußten, wie Fenster eines abgebrannten Hauses. Jetzt ist nur noch der mittelste große Bogen übrig, auf dem einige Trümmer verworren liegen, das Uebrige ist vor etwa vierthalb hundert Jahren im Kriege zerstört worden. Aber man hat klüglich das ganze Konterfei des Bogens, wie er noch unbeschädigt stand, mit allen seinen Inschriften in die Mauer einer nahen Kirche eingehauen. Die Inschrift besagt: daß der Bogen dem Kaiser errichtet worden, weil er die Stadt mit einer Mauer umge-

ben. Man war doch auch zu jenen Zeiten faſt ſo verſchwenderiſch mit Ehrenbogen, als heut zu Tage mit Ordensbändern. — Auf dem Rückwege beſah ich ſehr neugierig das Theater von Fano, weil ich, von außen betrachtet, darauf hätte ſchwören wollen, es ſei eine alte gothiſche Kirche: denn über dem Eingange waren drei Biſchöfe in Stein gehauen, und ein Glockenthurm gab ihm vollends das kirchliche Anſehen. Mein Führer verſicherte indeſſen, es habe nie zu etwas anderm gedient. Ich fand das Inwendige ſehr groß, viel zu groß für Fano, und übrigens eben ſo gothiſch als die Außenſeite. — Als ich zurückkam, fand ich, daß man mir abermals zwei Pferde mehr vorgeſpannt hatte. Das Recht dazu wollte der Poſtmeiſter aus den gedruckten Geſetzen beweiſen, die er aber ſelbſt nicht leſen konnte. Ich las ſie ihm ehrlich vor; es ſtand da nicht ein Wort, das ſeine Behauptung begründet hätte. Dennoch beſtand er hartnäckig auf ſeinem Willen. Um nun dieſen ewigen ſchamloſen Prellereien einmal ein Ende zu machen, entſchloß ich mich, zum Gouverneur der Stadt zu gehen, und ihm zu erzählen, wie die Reiſenden in Italien behandelt werden. Der Herr Poſtmeiſter ging ſelbſt mit, und auf mein Begehren mußte er auch ſeine Geſetze mitnehmen. Ich fand an dem Gouverneur einen alten, ſehr rechtlich ausſehenden Mann, der mich höflich anhörte, die Sache unterſuchte, die Geſetze las, dem Poſthalter einen ſcharfen Verweis gab, und mich erſuchte, wenn man mir noch die geringſten Schwierigkeiten mache, nur ſogleich zu ihm zu

ſchicken, ſo wolle er ein Exempel ſtatuiren, denn es ſei ihm ſehr kränkend, wenn Reiſende in ſeinem Gouvernement auf irgend eine Weiſe beläſtigt würden. So ſchaffte ich mir die Blutſauger auf eine Zeit lang vom Halſe, und ich habe, zum Ruhme der römiſchen Juſtiz, dieſe Anekdote nicht verſchweigen wollen, da ich ſo wenig Rühmliches von dieſem Lande zu erzählen weiß. Der Poſtmeiſter meinte doch hinterher, es ſei das gewöhnliche Schickſal der kleinen Fiſche, von den großen verſchlungen zu werden; und hätte, durch dieſes nur allzu wahre Sprichwort, beinahe Gewiſſensbiſſe in mir erregt, wenn der ſchöne ebene Weg von Fano nach Peſaro mich nicht bald überzeugt hätte, daß er ſelbſt in der That unter die Raubfiſche gehörte.

Ich kann dieſe Straße, die ich an einem Sonntage paſſirte, nicht verlaſſen, ohne zu erinnern, daß die Landleute, beſonders die Weiber, zwiſchen Ancona und Fano ſehr hübſch ſind. Ich habe ſo viele ſchöne Weiber hier geſehen, daß ich jedem Fürſten, der etwa eine recht ſchöne Menſchenrace zu haben wünſcht, rathen möchte, Koloniſten aus dieſer Gegend kommen zu laſſen. — Das zweite, was meine Aufmerkſamkeit anzog, war die unendliche Menge von Jägern, oder eigentlicher Wildſchützen, die an der Landſtraße herum lungerten. Die Jagd iſt in den päpſtlichen Staaten frei, welches wohl eine ſehr unpolitiſche Begünſtigung iſt; denn außerdem, daß auf dieſe Weiſe das Wild nothwendig ausgerottet werden muß, gewöhnen ſich auch die ohnehin faulen Italiener zu ſehr an

ein Vergnügen, welches, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, leicht seinen Liebhaber über die Gebühr fesselt. Endlich ist es auch wohl nicht rathsam, den Italienern Mordwaffen in die Hände zu geben, die sie so gern mißbrauchen.

60. Pesaro

ist ein artiges Städtchen, einst Pisaurum, eine Kolonie der Römer, wo ich nicht irre, von Marc-Antoninus gegründet. Spuren dieses Alterthums fand man vormals in dem palazzo publico, wo viele alte Denkmäler und Inschriften aufbewahrt wurden; aber diese alle hat die Revolution zertrümmert und verschlungen. Jetzt ist nur noch ein Palast übrig, der dem Alterthumsforscher wahre Schätze öffnet, und es wäre in der That der Mühe werth, daß ein solcher Gelehrter sich einige Zeit zu Pesaro aufhielte, um Europa mit diesen fast verborgenen Schätzen bekannt zu machen. Ein gewisser Olivieri d'Abbate nämlich, aus einem alten pisaurischen Geschlecht (eques pisaurensis hat er sich selbst genannt) war ein eben so gelehrter als reicher Mann, ein großer Liebhaber und Sammler vaterländischer Alterthümer. Er hat deren eine Menge zusammengebracht, ein Museum nebst einer Bibliothek angelegt, beides in seinem Testamente für unveräußerlich erklärt, und dem Publikum seiner Vaterstadt zur unentgeltlichen Benutzung hinterlassen. Gesegnet sei seine Asche! Ich habe auch die Ruhestätte dieses wackern Mannes in einer Kirche besucht, seine Erben, die Machirelli

heißen, haben ihm dort ein Grabmahl von Marmor errichtet, über welches er Blut weinen würde, wenn er es sehen könnte, denn es ist die stümperhafteste Schülerarbeit, ein Quodlibet von Dingen, die alle auf die Kunstliebhaberei des Verstorbenen Beziehung haben. Aber sein Geist athmet noch in seinem Palast. Gleich die Vorhalle ist ringsum mit Fragmenten von antiken Basreliefs, Inschriften, Denksteinen, Säulen u. s. w. besäet; lauter hier gefundene Alterthümer, denn auf diese schränkte der Patriot sich ein. Ueber die heidnischen ist das Wort Pisaurensia geschrieben, über die spätern Christiana. Die Inschriften sind zum Theil auch griechisch. Auf gleiche Weise sind auch die Wände der großen Treppe verziert. Das Fragment eines eingemauerten Basreliefs fiel mir besonders auf; eine sitzende Figur (der Kopf fehlte), deren Füße auf einem Löwen ruhen, über welchem eine Schlange herabhängt. Das Museum selbst soll sehr ansehnlich sein. Ich habe es leider nicht gesehen, da der Vorsteher desselben nicht zu Hause war. Ich begnüge mich daher, gelehrte Reisende auf diesen Schatz aufmerksam zu machen, der so versteckt liegt, daß Tausende vorübereilen, ohne ihn zu ahnen. Auch eine Gemäldesammlung wird in dem Palaste gezeigt, sie bedeutet aber nicht viel. Ein Saal ist von einem gewissen Lazzarino gemalt, der vor Kurzem gestorben ist. Er war aus Pesaro gebürtig, und darum sind seine Landsleute wohl so stolz auf ihn; denn durch die Ehrfurcht, mit welcher man von ihm sprach, erregte man große Erwar-

tungen in mir, die aber getäuscht wurden. In mehreren Kirchen sind Bilder von ihm, die ich, den guten Pesarensern zu gefallen, alle sehen und loben mußte. Eine Verkündigung Mariä ist sein bestes Stück, und zeichnet sich vor allen andern Verkündigungen dadurch aus, daß der Engel in Gegenwart mehrerer Personen erscheint, die ihn alle sehen, Furcht und Erstaunen ausdrücken. Decenter wird die Vorstellung allerdings dadurch. Einen Kinderheiligen, der mir bisher unbekannt war, traf ich in einer Kirche; ein Knabe, der Simon geheißen, von den Juden eingefangen, mit Zangen gezwickt und erdrosselt worden sein soll. Diese gräßliche und sicherlich erfundene Geschichte ist auf einem nicht schlechten Gemälde dargestellt. Die Juden haben das arme nackte Kind in ihrer Mitte, und martern es mit recht wollüstigem Vergnügen. Daher ist er denn auch für infantium protector et defensor erklärt worden. Solche Gemälde sollte die Obrigkeit nicht dulden. Wie leicht kann einmal ein Fanatiker, durch dieses wirklich empörende Bild, zu einer Mordthat an einem Judenkinde verleitet werden! — Ich hole bei dieser Gelegenheit nach, daß in Ancona die Juden nicht mehr wie vormals gezwungen sind, an ihren Hüten einen Lappen von rothem Tuch zu tragen. Diese unsinnige Gewohnheit, deren Volkmann erwähnt, ist schon längst abgeschafft worden.

Ich habe auch das Theater zu Pesaro besucht. Man gab eine Opera buffa, von der ich nichts weiter zu sagen

weiß, als daß die Sänger eben so schlecht waren als die Musik, das genügsame Publikum aber sein Bravo in reichen Gaben spendete. Der Haarbeutel des Buffo war ziemlich komisch. Auch zwei Ballets waren angekündigt. Ich habe nur das erste gesehen: ein türkischer Mischmasch, eine abgedroschene Serailgeschichte, bei welcher Dekorationen, Kleidung und Tanz tief unter dem Mittelmäßigen blieben. Nur die prima ballerina zeichnete sich vortheilhaft aus, und wird vermuthlich einst eine sehr gute Tänzerin werden. Das arme Mädchen war aber kaum vierzehn Jahre alt, und so stark im Wachsen begriffen, daß ihre langen rothen Hände bereits aus den alten Kleidern herausgewachsen waren, welches der flachbusigen Dirne ein etwas spinnenartiges Ansehen gab. Das Haus ist ziemlich groß, aber für seine Größe zu schmal. Vier Reihen verschieden tapezirter Logen fassen eine buntgeschmückte Menge. — Weit lustiger als die komische Oper selbst war unsere Fahrt dahin, denn in Ermanglung einer andern Equipage, geschah sie mit Extrapost. Eine Postkalesche, auf straffe Riemen gezogen, erschien mit zwei Pferden bespannt, der Postillon ritt auf einem derselben, der Lohnbediente setzte sich mit einem Laternchen auf den Bock, und so kutschten wir in vollem Gallop in's Theater, wobei uns das fürchterliche Stoßen manche Töne der Angst auspreßte.

Pesaro hat mancherlei Fabriken, auch viele Erziehungsanstalten für Seidenwürmer, in welchen allen viel Holz verbraucht wird. Es ist wohl ein wenig abderi-

tiſch, daß man alle dieſe Fabriken in eine völlig holzarme Gegend verlegt hat; alles Holz muß aus Dalmatien herübergebracht werden; man kann ſich daher leicht vorſtellen, wie ſelten und theuer dieſer Artikel hier iſt.

Ich kann dies Städtchen nicht verlaſſen, ohne Lucian Bonaparte's noch einmal zu gedenken, der auch hier, wie überall, bewieſen hat, welche ein zärtlicher Gatte und Vater, folglich welch ein guter Menſch er iſt. Es war nicht ſeine Abſicht, ſich hier aufzuhalten, aber ſeine Gemahlin ſpürte Vorboten einer nahen Niederkunft. Sogleich miethete er mit groſſer Aengſtlichkeit das ganze Wirthshaus auf drei Monat, und ließ über ſechzig junge Weiber vom Lande hereinkommen, um eine recht geſunde Amme auszuſuchen. Daß die Sitten auf dem Lande, auch in Italien, noch unverdorben ſind, beweiſen die meiſten dieſer Bäuerinnen; Lucian wollte nämlich ohne vorhergegangene Unterſuchung durch ſeinen Arzt keine Amme annehmen, und die Bäuerinnen waren zu ſchamhaft, ſich einer ſolchen Unterſuchung zu unterwerfen. Eine, die ihm beſonders gefiel, wollte noch überdies ihren Mann nicht verlaſſen, ungeachtet er ihr zwei Scudi täglich (etwa drei Thaler) und monatlich zwei neue Kleider bot. Die Anekdote hat mich gefreut und überraſcht. Glücklicherweiſe bedurfte Lucian nachher ihrer nicht, denn mit ſeiner Gemahlin beſſerte es ſich wieder, und er brachte ſie wohlbehalten bis Mailand. — Von ſchönen Gemälden, die einſt Peſaro ſchmückten, darf man nichts mehr ſuchen. Alle

Raphael's und Guido's haben die Franzosen zum Auswandern gezwungen, hingegen keinen Lazzarini angerührt, unter dem höflichen Vorwand: man wolle keinen noch lebenden Maler auf diese Weise kränken. Damit wenigstens trösten sich jetzt die Pesarenser über die Vernachlässigung ihres Lieblings.

Unweit Cattolica gelangt man endlich an die Grenze des päpstlichen Reichs, denn in der That ist es noch immer ein Reich zu nennen, so viel auch schon davon abgezwackt worden.

61. Rimini

war einst eine berühmte Stadt, und man fährt noch jetzt in ihre Mauern durch einen ziemlich wohl erhaltenen Triumphbogen, der, ich weiß nicht warum, dem Kaiser Augustus daselbst errichtet worden. Auf dem Markte steht ein Piedestal, das der Zufall einst höher ehrte, als hätte es den olympischen Jupiter von Phidias Meißel getragen. Denn als Julius Cäsar, dem Senat zum Trotz, über den Rubicon gegangen war, da stieg er auf diesen Stein, haranguirte seine Soldaten, und führte sie dann gegen Rom. Daß es wirklich dieser Stein gewesen, sagt eine alte Inschrift, die ich zwar nicht gegen allen Widerspruch der Zweifl ge,d ,t halte, der ich aber gern Glauben beigemess w' ſ' as so lange, als ich vor dem Steine sta u m Fantasie den großen Mann auf demselben erblickt

Major. Was Teufel! — mein Fräulein — hm! ſchon gut. — (bey Seite) Der Bruder hätte mir doch vorher ſagen ſollen, daß ſeine Schweſter verrückt iſt.

Dreyzehnte Scene.

Langſalm. Die Vorigen.

Langſ. Ihr Diener, mein Herr, ſeyn Sie willkommen.

Major. Hab' ich die Ehre mit dem Herrn vom Hauſe zu ſprechen?

Langſ. (tief ſeufzend) Herr vom Hauſe — ach ja, der bin ich.

Major. Sie verzeihen; die Nacht, das Ungewitter —

Langſ. Ohne Umſtände. Machen Sie ſichs bequem. Schlafen thut man bey mir vortrefflich. Meine Betten ſind die beſten im ganzen Lande.

In oder bei der Kirche des heiligen Franziskus suchte ich das Grabmahl eines byzantinischen Philosophen, Themistius, der ein Ausleger des Aristoteles war. Pandolfus Malatesta, venetianischer General, Herr von Rimini, und ein großer Verehrer der Wissenschaften, soll, nach der Eroberung von Sparta, den Sarg dieses Mannes aus Griechenland mitgebracht haben. Leider habe ich ihn nicht gefunden, woran vielleicht die Unwissenheit des Küsters Schuld sein mochte. Aber das Grabmahl jenes Malatesta habe ich gefunden, und seine Ueberreste wurden mir, zwar nicht durch die Eroberung von Sparta, aber durch die Erfahrung merkwürdig, daß heiße Liebe zu den Wissenschaften nicht immer, wie man zu behaupten pflegt, rauhe Sitten mildert. Gelehrte sind nur deshalb sanfter und menschlicher, weil sie gewöhnlich keine Macht in Händen haben. Wäre ihnen Gewalt verliehen, sie würden oft schlimmer sein, als der unwissendste Despot. Dieser Malatesta zum Exempel ließ zwei seiner Weiber durch Gift hinrichten, und die dritte erdrosseln. Sie sollen ihm untreu gewesen sein, vermuthlich weil er nicht liebenswürdig war; denn die Kunst, der Weiber Treue zu fesseln, besteht in weiter nichts, als in der Kunst, ihnen immer liebenswürdig zu erscheinen. Der Herr von Rimini hat sich übrigens diesen kleinen alltäglichen Vorfall so wenig zum Schimpf angerechnet, daß noch jetzt eine Inschrift von seinen öffentlich zur Schau getragenen Hörnern spricht, mit dem Zusatz, daß mancher sie trage, der es nicht ahne. Volk-

mann geräth darüber in einen heiligen Eifer, und meint, solche Bemerkungen wären höchst unschicklich in einer Kirche angebracht. Der Meinung bin ich nicht. — Einige Basreliefs an Malatesta's Grabmahl scheinen Kunstwerth zu besitzen. Ueberhaupt aber sollte man diese Kirche die Kirche der Basreliefs nennen, denn mehrere sah ich nie beisammen. Sie ruht auf viereckigen Pilastern, deren vier Seiten von oben bis unten dicht damit bekleidet sind. Habe ich recht bemerkt, so befinden sich auch viele Historien aus der heidnischen Fabelwelt darunter. Alle bestehen aus weißem Marmor, welches sonderbar gegen die Decke absticht, die nichts als die nackten Sparren des Dachstuhls zeigt. Ich wünsche in der That, daß ein anderer Reisender mehr Zeit als ich haben möge, diese merkwürdige Kirche zu betrachten.

In Rimini liegt eine starke französische Garnison, man gibt sie auf siebentausend Mann an. Das Kloster neben der Kirche des heiligen Franziskus dient einem Bataillon zur Kaserne. Ich ließ mich mit einer Schildwache in ein Gespräch ein, und fand auf's Neue, welch ein mächtiger Unterschied zwischen der Bildung eines französischen und jedes andern Soldaten in der Welt ist. Die Geschliffenheit, mit welcher dieser gemeine Soldat sprach, die Art, wie er sich ausdrückte, seine Urtheilskraft, alles war hoch über seinen Stand erhaben. Er freute sich, einen Preußen anzutreffen, denn er war mehrere Monate in preußischer Kriegsgefangenschaft gewesen, und rühmte herzlich das

Gute, das er zu Stettin und Magdeburg genoſſen. Jetzt, meinte er, ſtehe er in einem miſerabeln Lande, deſſen Einwohner lauter Bettler und Taugenichtſe wären. Als ich ihn dagegen an das herrliche Klima, den wohlfeilen Wein erinnerte, ſagte er: der Soldat gewöhne ſich an alles, das preußiſche Bier habe ihm recht wohl geſchmeckt, und die Wohlfeilheit des Weins ſei nicht einmal wünſchenswerth, denn ſie verleite nur zu Exzeſſen. Gern hätte ich mit dem braven Kriegsmann mich noch länger unterhalten, der ſo achtungsvoll von dem biederſten König, und ſo dankbar von den gaſtfreien Brandenburgern ſprach; aber die Zeit war mir karg zugeſchnitten. Einige Freiheitsbäume ſtanden noch hie und da, ſie waren aber gewaltig zerlumpt, die Fahnen hingen in Fetzen herab, und an den Mützen hatte die Zeit auch kräftig genagt. Dennoch glaube ich, es ſind noch die wohlerhaltenſten Denkmähler der ciſalpiniſchen Freiheit. — Von Ceſena iſt nichts weiter zu erinnern, als daß es durch die Geburt des vorigen und jetzigen Papſtes verherrlicht worden. Die Nepoten des jetzigen waren, nach der Verſicherung unſers Wirths, ſehr unbedeutende arme Teufel, die Niemand kannte, die aber nun, ſeit der Erhebung ihres Oheims, in Kutſchen führen und hoch geehrt würden. — Ich ſah hier zum erſten Mal das Volk maskirt in den Straßen herum laufen; es nimmt ſich drollig aus. Alle Masken ſchienen aber nur zum Pöbel zu gehören, ſtellten Bäcker, Gemüſeverkäufer, Bärenführer u. dgl. vor. Gegen einen maskirten Mann,

zählte ich immer zehn maskirte Frauenzimmer, die gewöhnlich Besen in der Hand trugen, und lustig durch den Koth wateten.

Im Ganzen ist die größere Betriebsamkeit des Volks in der cisalpinischen Republik sehr auffallend. Die Felder sind überall wohl kultivirt, und mit arbeitsamen Menschen bis spät gegen Abend bedeckt. Daß man aber dem Norden schon wieder um ein Großes näher gerückt ist, wird auch merklich; die Pomeranzenbäume hören auf, sobald man Rom verlassen hat. Bald verschwinden auch die Lorbeeren und immer grünenden Eichen. Der Oelbaum wird immer sparsamer, Pappeln und Maulbeerbäume nehmen seine Stelle ein. Die Aloe sucht man vergebens. Dagegen bemerkt man an den Einwohnern ein mehr deutsches Aussehen, sie vermummen sich nicht mehr so viel in die braunen Kittel, mit rothen Lappen verbrämt, und häßlichen spitzen Kaputzen versehen, worin die Römer und Neapolitaner den Samojeden gleichen.

Ehe der Reisende Bologna erreicht, passirt er noch ein Paar hübsche große Städte, Faenza und Imola; da ich aber blos durchgefahren bin, so weiß ich nichts weiter davon zu sagen, als daß noch immer Freiheitsbäume darinnen stehen, so wie eine zweideutige Jungfrau noch immer das Kränzlein trägt.

62. Bologna

ist eine große Stadt, so einförmig gebaut, daß man über das ewige Einerlei verzweifeln möchte. Fast alle Straßen

nämlich ſind zu beiden Seiten mit Bogengängen eingefaßt, die auf Säulen und Pilaſtern ruhen. Das iſt freilich für die Fußgänger äußerſt bequem; ſie ſind vor jeder Witterung geſchützt, daher man auch faſt gar keinen Wagen ſieht; aber die untern Stockwerke und Buden müſſen natürlich ſehr finſter ſein, und der Fremde, der gern Häuſer ſehen möchte, ſucht dieſe vergebens. Die Neigung zu bedeckten Bogengängen muß den Bolognesern angeboren ſein; denn es iſt ihnen nicht genug, daß ſie ihre eigenen Häuſer vor lauter Bogen nicht finden können, ſie haben auch vor etwa anderthalbhundert Jahren einen Bogengang aus der Stadt bis zu einer Madonna auf einem Berge geführt, der nicht weniger als zwei ſtarke Meilen lang iſt, und oft in ſteile Felſen hat müſſen gehauen werden. Man glaube auch nicht, daß etwa die Regierung dieſen Einfall gehabt habe; nein, das Volk ſelbſt, das erzfromme Volk hat alle die zahlloſen Bogen auf eigene Koſten erbaut. Wer einzeln reich genug war, machte ſich verbindlich einen oder mehrere Bogen hinzuſtellen, Arme hingegen vereinigten ſich unter einander und ſchoſſen zuſammen. Kein Stand, keine Zunft blieb zurück. Denn zu der Frömmigkeit geſellte ſich, wie gewöhnlich, die Eitelkeit; die Namen der Wohlthäter wurden unter dem von ihnen errichteten Bogen angeſchrieben, und bekanntlich liebt der Menſch nichts mehr, als ſeinen Namen irgendwo an eine Wand geſchrieben zu ſehen. Darum findet man noch jetzt, als Erbauer verewigt, hier die Soldaten von einem Kavallerie-Regiment, dort

die Musikanten aus einer Kirche, hier die Krämer-Innung, dort sogar die Livree-Bedienten: Niemand hat zurückbleiben wollen. Manche haben ihre Bogen noch durch schlechte Gemälde verziert, denn Jedem stand frei es damit zu machen, wie mit seiner Loge in der Komödie, daher ist selten ein Bogen inwendig seinem Nachbar ähnlich, und es laufen seltsame Einfälle mitunter. Ein Frömmling, z. B. der sich durch drei Bogen vermuthlich drei Stufen im Himmel erworben hat, widmete den ersten der Jungfrau Maria vor den Kindesnöthen, den zweiten derselben in Kindesnöthen, und endlich den dritten abermals derselben nach überstandenen Kindesnöthen. Jeder Bogen ist etwa anderthalb Klafter lang und fast eben so breit, durchgehends bequem gepflastert. Vor einigen Jahren hat man die ganze sonderbare Straße restaurirt und neu geweißt. Diesem Reiz haben die stets schreibfertigen Menschen nicht widerstehen können, und ihre Namen tausendweis unbefugt auf die Wände gekritzelt. Deshalb ist auf einer in's Auge fallenden Tafel eine scharfe Ermahnung angeheftet worden, durch welche erinnert wird, daß der Gang der heiligen Jungfrau zugehöre, und daß dieselbe solch Geschreibsel nicht leiden könne. Bis jetzt hat die Ermahnung wenig geholfen. Dies Kritzeln ist eine Erbsünde, von der die Menschen nie erlöset werden. Trotz der wetteifernden Frömmigkeit der Bologneser wurden der Bogen doch endlich zu viele (man kann denken wie viel Tausende dazu gehören, eine so weite Strecke auszufüllen), daher haben doch manche,

um das Werk nicht unvollendet zu lassen, aus dem öffentlichen Schatz hinzugefügt werden müssen, und manche unter diesen Manchen sind noch jetzt zu verkaufen; öfter findet man, statt eines Namens, die Worte: da vendere. — Um sich von manchen Albernheiten zu erholen, eile man schnell in die kunstreichen Fabriken, wo viele tausend Spindeln, mit glänzender Seide bezogen, die großen Räder bekränzen, die in drei Stockwerken mehrere Säle füllen, und doch alle durch eine Hand voll Wasser, das in der Tiefe auf ein einziges Rad fällt, Tag und Nacht herumgetrieben werden. Dort wird dich der Fleiß von mehr als fünfzig armen Kindern ergetzen, die stets hin- und herlaufen, etwa abgerissene Fäden wieder anzuknüpfen; dort wird dich der einfache Mechanismus in Erstaunen setzen, wenn du siehst, wie durch Berührung mit einem Finger das ganze Riesenwerk plötzlich aufgehalten, und eben so leicht durch den leisesten Druck wieder in Bewegung gesetzt wird. Es thut sehr wohl, Genie und Fleiß so innig vereinigt zu sehen. —

Ob man dasselbe von der einst so berühmten Universität zu Bologna sagen könne? weiß ich nicht. Es gab eine Zeit, wo zwölftausend Studenten zu gleicher Zeit hier waren, auch sehr viele Deutsche, und wo man kaum für einen Gelehrten galt, wenn man nicht in Bologna studirt hatte. Damals nannte sich Bologna: Mutter der Wissenschaften, Lehrerin der Nationen, Amme der Gesetze; und auf ihren alten Münzen las man: Petrus

ubique pater, legumque Bononia mater. Mit großem Wohlgefallen wird noch jetzt erzählt, daß ein König von Dänemark im fünfzehnten Jahrhundert, sich nicht auf den für ihn bereiteten Thron habe setzen wollen, sondern erklärt habe: er finde sich genug geehrt, wenn er mit den Weisesten in einer Reihe sitzen dürfe. Diese Zeiten sind längst vorbei, aber Gelegenheit etwas zu lernen, gibt es hier noch immer, auch sah ich ziemlich viele Studenten die Gänge des ungeheuern Universitäts-Gebäudes durchkreuzen; ja auch in der Bibliothek, die aus hundertvierzigtausend Bänden bestehen soll, fand ich, trotz der Kälte des Tages, wohl zwanzig bis dreißig, die mit verkrummten Fingern Bücher durchblätterten und excerpirten. Es wird hier alles angetroffen, was zur Erleichterung des Unterrichts in den Wissenschaften beitragen kann: ein Naturalien- und Mineralien-Kabinet; eine große Sammlung von physikalischen Instrumenten; von anatomischen Präparaten; von antiken Inschriften und Geräthschaften. Das Beste jeder Art haben die Franzosen freilich mitgenommen, denn ihnen war der Tempel der Minerva eben so wenig heilig als die Kirche der Madonna. Es hat den guten Professoren nichts geholfen, daß sie in der größten Geschwindigkeit Bonaparte zum Mitglied ihrer Universität proklamirt, und dieses Ereigniß durch eine pomphafte Inschrift verewigt haben. — Die Portraits aller lebenden und todten Lehrer hängen auf der Treppe (unter andern auch Galvani). Manche derselben sind von berühmten Meistern gemalt. — Das Merk-

würdigſte von der ganzen Univerſität war mir jedoch eine Art von Wundermann, Profeſſor Mezzofanti, der, ohne jemals weiter als bis Verona gekommen zu ſein, zwanzig Sprachen geläufig und faſt ohne Anſtoß ſpricht und noch drei andere recht gut verſteht. Vom Deutſchen, Ruſſiſchen, Engliſchen und Franzöſiſchen gab er auf der Stelle Proben, die ſo trefflich ausfielen, daß ſie auch für ſeine übrigen Sprachkenntniſſe Glauben erweckten; zumal da er ein beſcheidener, anſpruchloſer Mann iſt. — Auch eine große ſtarke Dame befindet ſich hier, die griechiſche Vorleſungen zum Beſten gibt. Ihren Namen weiß ich nicht Es iſt auch nichts daran gelegen. —

Die Kathedralkirche iſt ein impoſantes gothiſches Gebäude, deſſen vorzüglichſter Schmuck eine Mittagslinie iſt, welche der berühmte Caſſini im Jahre 1653 gezogen hat. Sie iſt hundert acht und ſiebzig Fuß lang, und galt zu ihrer Zeit auch deshalb für ein Wunder, weil ihr zwei Säulen im Wege zu ſtehen geſchienen, von welchen man geglaubt, geſchrieben und gedruckt hatte, es ſei unmöglich, daß ſie das ganze Werk nicht hindern ſollten. Caſſini ſcheiterte aber nicht an jenen Säulen, und ſeine Linie iſt einigemal ſorgfältig renovirt worden. — In dieſer Kirche wurde Karl V. von Clemens VII. gekrönt. Die Canonici haben allerlei Vorrechte, unter andern auch das ſehr bedeutende, jährlich am Feſte ihres Heiligen einem zum Tode verdammten Verbrecher das Leben zu ſchenken. —

Ein paar entsetzlich schiefe Thürme sind wohl des Ansehens werth. Ehe man sich an den Anblick gewöhnt, fürchtet man alle Augenblicke, sie werden einem auf den Kopf fallen. Die Fabel erzählt: Zwei Baumeister waren in ein Mädchen verliebt, dessen Vater sein Töchterlein nur dem Kunstreichsten von beiden geben wollte: flugs baute der Eine einen schiefen Thurm, und der Andere setzte einen noch schieferen daneben. Die Wahrheit ist, wie sich oft zuträgt, noch unvernünftiger als die Fabel; denn daß ein paar Verliebte einen dummen Streich machen, ist sehr in der Ordnung; daß aber zwei reiche Edelleute vor siebenhundert Jahren ihre Pracht nicht besser zu zeigen wußten, als indem sie die unnützen Kunststücke erbauen ließen, ist kaum glaublich. Interessen haben die albernen Menschen den Zweck, ihren Namen zu verewigen, dennoch erreicht, denn die Thürme heißen noch jetzt nach ihnen Asinelli und Gariscadi; ja, was noch mehr ist, Dante hat ihnen die Ehre erzeigt, einen derselben in seinen Gedichten zu erwähnen.

Alle Kirchen zu Bologna waren reich an Merkwürdigkeiten, ehe die Franzosen sie beraubten; jetzt sind nur wenige noch des Ansehens werth; unter diesen die Kirchen des heil. Dominicus. Dort liegt Guido Reni begraben, neben ihm die brave Malerin Elisabeth Sirani. Guido's Grabstätte haben die Franzosen nicht verschont. Die Gemälde, durch welche er sie verherrlicht hatte, sind verschwunden, bis auf ein Freskogemälde, welches sie nicht

Major. Ihre gaſtfreye Aufnahme erfordert meine ganze Dankbarkeit, und um Ihnen dieſe zu beweiſen, werde ich verſuchen, Sie mit einem Manne wieder auszuſöhnen, an dem ich groſſen Theil nehme, und der, wie ich höre, das Unglück gehabt hat, ſich Ihre Feindſchaft zuzuziehen.

Langſ. Ich verſtehe Sie nicht.

Major. Grade heraus iſt meine Gewohnheit. Sie haſſen den Herrn von Langſalm

Langſ. Wen?

Major. Den Herrn Timotheus Sebaſtian von Langſalm.

Langſ. Den ſoll ich haſſen?

Major. Ich weiß Alles. Aber erlauben Sie mir Ihnen zu ſagen, daß der Grund Ihres Haſſes denn doch ſehr unbedeutend iſt.

Langſ. Hä! hä! hä! warum haſſe ich ihn denn?

Major. Je nun Sie wollten mit der Gräfin Turteltack vortanzen.

Langſ.

mitnehmen konnten. Noch ein merkwürdiges Grabmahl ist das des Königs Enzius, Sohn Kaiser Friedrichs II., der einst Sardinien und Corsica beherrschte. Die Bologneser nahmen ihn im Kriege gefangen, zu einer Zeit, als ihre Macht den höchsten Gipfel erreicht hatte, und folglich in Uebermuth ausartete. Trotz allen Bitten und dem reichsten angebotenen Lösegelde, ließen sie ihn doch nie wieder los. Zwar wurde ihm ein nach damaliger Art herrlicher Palast erbaut und eingeräumt, der noch jetzt steht und der alte Palast genannt wird: in diesem wurde er königlich gespeist und getränkt, aber drei und zwanzig Jahre lang gefangen gehalten, bis er endlich starb, und königlich begraben wurde. Alles das erzählt eine stolze Inschrift, worin der Senat den König immer Feind und Gefangener nennt. Man sagt, der Uebermuth der Bologneser sei so weit gegangen, daß sie als Lösegeld eine goldene Kette gefordert, so lang, daß man die ganze Stadt Bologna damit umgeben können. Wären damals die feinen venetianischen Ketten schon verfertigt worden, so hätte man sie immer beim Wort halten mögen. — An dem Grabe des heil. Dominicus haben brave Künstler ihre Kunst verschwendet. Ein paar Engel, unter andern, die Leuchter tragen, sind von Michel Angelo Buonarotti. — In der Paulskirche ist die Enthauptung dieses Apostels kolossal in Marmor dargestellt. Der Künstler, Algardi, wird mit Recht zu den Bessern seiner Zeit gerechnet. — In der Kirche S. Salvator liegt ein Mann begraben, der Kaiser

Karl's V. Freund, und schon sein Spielgeselle als Knabe gewesen, Montmorency, aus einem Geschlecht, welches die ersten christlichen Barone geliefert zu haben sich rühmt. Er kam zu des Kaisers Krönung mit nach Italien und starb hier. Auch ein Gemälde besitzt diese Kirche, welches mir vortrefflich vorgekommen ist, obgleich die Franzosen es nicht mitgenommen haben. Der Name des Meisters gehört freilich nicht unter die berühmten, er heißt Gherini. — Sämmtliche Bologneser Kirchen haben mehr als vierzig Gemälde nach dem alles verschlingenden Paris liefern müssen. — Weit besser ist es den Palästen ergangen, die als Privateigenthum doch mehr respektirt worden sind; daher enthalten sie noch grose Kunstschätze. Vor allen nenne ich die Gallerie des Palastes Sampini, und aus derselben Peter und Paul, von Guido Reni. Diesem Peter hat der Maler einen herrlichen, tiefdenkenden Kopf gegeben. Eine von del Sarto's lieblichen Madonnen; ein Raub der Proserpina von Albani, mit allerliebsten tanzenden Kindern; ein Weib mit zwei Kindern auf dem Schooße, von Vandyk; man nennt das Weib Amme, sie war aber gewiß Mutter. Den tiefsten Eindruck hat ein Gemälde des alten Bellini (Tizian's Meister) auf mich gemacht; Maria, den todten Sohn in ihren Armen haltend. Ach! diese Halbtodte unterscheidet sich von dem Todten nur noch durch das gebrochene, verweinte Auge! ganz dicht hält sie ihren Mund an den seinigen, gleichsam um zu versuchen, ob noch Athem in ihm sei, oder ihren eigenen le-

ten Athem ihm einzuhauchen. Es iſt ein göttliches Bild, und wenn der Schüler Tizian ſeinen Meiſter in der Kunſt übertraf, ſo hat er ihn doch ſicher in der Empfindung nie erreicht. — Die drei Carracci's ſtifteten bekanntlich zu Bologna eine Schule. Auch in dieſem Palaſt haben ſie ſich durch manche Meiſterwerke, beſonders aber durch die vortrefflichen Plafonds al fresco verewigt, welche die Thaten des Herkules darſtellen. Um dieſer Plafonds willen muß die Gallerie im unteren Stockwerke bleiben, wo ſie leider ſchlechtes Licht hat. — Ein kunſtreiches Kruzifix von Elfenbein, von Giovanni di Bologna, wird von Kennern ſehr bewundert. — Auch der Palaſt Zambeccari enthält eine Gallerie von zahlreichen, doch nicht ſo auserleſenen Gemälden. Wenn man eben aus Rom und Neapel kommt, ſo hat man der Meiſterwerke dieſer Art ſo viel geſehen, daß man leider ſchon gleichgiltiger dagegen geworden iſt, und nicht mehr davon ſprechen mag. Der Leſer wird mir daher verzeihen, wenn ich die Menge der übrigen Paläſte mit Stillſchweigen übergehe. Der Palaſt Caprara wimmelte vormals von Merkwürdigkeiten, unter andern fand ſich da eine koſtbare Sammlung türkiſcher Waffen, die ein Marſchall Aeneas Caprara einſt erbeutete; kürzlich iſt aber das Beſte an den Vicekönig Melzi in Mailand verkauft worden. — Der Palaſt Bentivogli möchte für Deutſche noch dadurch intereſſant ſein, daß der Churfürſt von Sachſen in demſelben die lutheriſche Ketzerei abgeſchworen hat, deren Abſcheulichkeit ihm beim Schimmer der polniſchen

Krone ſehr deutlich wurde. — Gern hätte ich noch die Kirche der heil. Chriſtina beſehen, weil ſich in derſelben zwei Statuen von Guido Reni befinden ſollen, den ich nie als Bildhauer habe nennen hören; ſie war aber gerade verſchloſſen, und ich mußte, wegen Kürze der Zeit, meinen Wunſch aufgeben. — Bologna ſcheint ſehr arm an Einwohnern zu ſein. In etwas entlegenen Straßen begegnet man kaum hie und da einem Menſchen. Demungeachtet hat es mehrere große Theater. Die diesjährige Oper war nicht ſchlecht, auch das Ballet konnte ſich eines ſehr vorzüglichen Tanzers rühmen, der, nach meinem Urtheil, an Kunſt den Herrn Venulica in Neapel übertraf, an Suffiſance aber es ihm gleich that, denn überhaupt gibt es wohl keine übermüthigere Kreaturen in der Welt, als die ſogenannten primi ballerini. Da die Komödianten in den italieniſchen Städten jährlich wechſeln, und immer hin- und herziehen, ſo läßt ſich über kein italieniſches Theater ein bleibendes Urtheil fällen. Was heute wahr iſt, gilt in einigen Wochen nicht mehr. In mancher Rückſicht gewinnt das Publikum bei dieſem ewigen Wechſel, aber zuſammen eingeſpielt kann eine Geſellſchaft nie ſein.

In Bologna florirt der Buchhandel mehr als irgendwo in Italien. Das will zwar noch nicht viel ſagen, denn er bedeutet in andern Städten ſo gut als gar nichts; hier findet man aber doch nicht allein alles, was in Italien ſparſam genug erſcheint, ſondern auch viele Ueberſetzungen aus fremden Sprachen, und ſelbſt die franzöſiſchen klaſſi-

schen Schriftsteller. In einer einzigen Straße habe ich sieben oder acht Buchhändler gezählt.

Eine der sonderbarsten und abgeschmacktesten Gewohnheiten existirt fast in ganz Italien (Neapel ausgenommen) und verunstaltet die Straßen der Städte. Wenn nämlich ein Mensch von irgend einiger Bedeutung gestorben ist, so wird sein Wapen auf einem großen Bogen Papier, in Holzschnitt abgedruckt, bunt illuminirt; dann, auf einem gleich großen Bogen, irgend ein Sinnbild des Todes, und in der Mitte, groß gedruckt, die Worte: Bittet für die Seele des N. N. Diese beiden Bogen werden neben einander an die Kirchenmauer gekleistert, aber nicht einmal, nein, zehn auch zwanzigmal, in einer oder in mehreren Reihen, wodurch sie natürlich einen großen Raum bedecken, an dem man eine ziemliche Weile hergehen oder fahren, hochadeliche Wapen sich wohl einprägen und immer wieder dabei lesen muß: Bittet für die Seele des N. N. Nun aber sind der Kirchen überall in Italien eine entsetzliche Menge, der Tod verschont die Wapenbesitzer nicht; die Eitelkeit kann er jedoch nicht bezwingen, die Wapen müssen angekleistert werden; sie bleiben kleben, so lange es der Zeit und dem Regen beliebt; neue kommen täglich hinzu, folglich geht und fährt man fast beständig durch eine verdammte Wapengallerie, deren einziger Schildhalter der Tod ist; und wollte man der Einladung folgen, so hätte man von einem Thor bis zum andern nichts anders zu thun, als für Seelen zu beten. In Bologna habe

ich dieſen Unfug zuerſt ſehr häufig bemerkt. — So unangenehm dieſe Tapete iſt, ſo angenehm hingegen iſt die Reinlichkeit, welche in den Straßen dieſer Stadt durch Armuth und Noth erzwungen wird. Es gibt nämlich Menſchen, die davon leben, daß ſie allen Straßenkoth, auch die ekelhafteſten Dinge, mit ihren Händen in Körbe ſammeln, und zum Düngen der Gärten verkaufen. Wie ſich doch der Menſch an alles gewöhnen kann! — Ich habe einen armen Teufel mit einer Art von Behaglichkeit und Gierigkeit große Hände voll Menſchenkoth in ſeinen Korb kneten ſehen, als ob er einen Paſtetenteig vor ſich hätte. Freilich ſah er dabei auch wohl mit Neid und Ingrimm auf das eben vorbei marſchirende franzöſiſche Regiment (das hundert und ſechſte), welches aus lauter ſchönen, großen, wohlgenährten und gekleideten Leuten beſteht, die nicht dafür zu ſorgen haben, ihren Vorrath zu liefern. Hier, wie in ganz Italien, werden die genießenden Sieger tödtlich gehaßt, und ich möchte, bei veränderten Umſtänden, nicht für eine ſicilianiſche Veſper ſtehen.

Die angenehme Unterhaltung, die mir in Frankreich ſo oft durch tauſende von Anſchlägen (Affichen) an den Straßenecken gewährt wurde, wo Jeder dem Publikum ſeine Angelegenheiten und Wünſche ſo vertraulich mittheilt, als ſpräche er mit ſeinem nächſten befreundeten Nachbar, dieſe habe ich in ganz Welſchland vergebens geſucht. Hier findet man nichts als Invito sacro (heilige Einladung) in dieſe oder jene Kirche, oder zu einem wunderthätigen Marien-

bilde, welches die Fieber heilt. Doch eben so, wie der Direkteur einer herumziehenden Komödiantenbande seine Ware anpreist, eben so machen es auch hier die Geistlichen. Ich las z. B. in Bologna die Einladung, einer ersten Messe beizuwohnen, die ein junger Priester lese, und darunter war ein Sonett gedruckt, von einem angeblichen Freunde verfertigt, welches mit nichts geringerem schloß, als mit dem Ausruf: »eile herbei, frommes Volk! um zu sehen, was Natur und Kunst aus einem Menschen zu bilden vermögen!" Gern hätte ich mir erklären lassen, was Natur und Kunst mit dem Lesen einer Messe zu thun haben können? Wundershalber, und den Herren Schlegel's zu Gefallen, würde ich mir das Sonett abgeschrieben haben, wenn nicht das unverschämte Betteln der Gefangenen, deren Kerker in der Nähe war, mich von dieser Stelle verjagt hätte. Diese Unglücklichen sitzen freilich hinter eisernen Gittern, aber ohne Fenster; zwischen den Stäben lassen sie an Stricken kleine Körbe, oder auch ihre Hüte herab, und schreien unaufhörlich die Vorbeigehenden, besonders die Fremden an, die sie auf den ersten Blick zu unterscheiden wissen. Gibt man ihnen nichts, so werden sie auch wohl grob, und werfen einem schmutzige Späßchen nach. Solche Kerker fand ich überall in Italien, und überall dienten sie mir zum Beweise, daß Liebe nicht durch Verbrechen ausgelöscht wird, wenn diese nur nicht an der Liebe begangen werden; denn fast den ganzen Tag sind diese Kerker von

Weibern und Mädchen belagert, die jeden Augenblick benutzen, um mit ihren eingesperrten Männern oder Geliebten traulich zu kosen. —

Ich kann Bologna nicht verlassen, ohne des muthigen und sinnreichen Zambeccari noch einmal zu gedenken. Schon bei meinem ersten Aufenthalte in dieser Stadt wünschte ich seine Bekanntschaft zu machen; aber damals fesselten ihn noch die Folgen seiner unglücklichen Luftfahrt an ein schmerzhaftes Krankenlager. Jetzt ist er wieder hergestellt und mein Wunsch wurde mir gewährt. Ich fand einen Mann, dessen Physiognomie ganz verspricht, was er längst gehalten hat. Seine Augen sind Gedanken. Er hatte die Güte, mich selbst von allen Details seiner ewig merkwürdigen Luftreise zu unterrichten. Ich sah die Lampe von seiner Erfindung, durch deren Hilfe er sich nach Gefallen hinaufheben oder herablassen kann. Es ist wohl unwidersprechlich, daß, sobald es dem Luftschiffer gelungen ist, sich in einer gewissen Höhe mit der ihn umgebenden Luft in's Gleichgewicht zu setzen, nur noch die allerkleinste Kraft dazu gehört, dem Ball eine horizontale Richtung zu geben. Diese Kraft wohnt alsdann in den angebrachten leichten Rudern, und Zambeccari hat, im Anfang seines Aufflugs bewiesen, daß seine Theorie richtig begründet war. Nicht er allein, sondern mehrere Augenzeugen haben mich versichert, daß er zweimal nach verschiedenen Richtungen gelegene Thürme angab, zu welchen er hinschweben und von da zurück kommen wollte. Beide-

mal hielt er Wort mit sehr geringem Aufwand von Kraft. Aeußerst rührend war es mir, zu erfahren, daß er ein junges Weib und geliebte Kinder hat. Man denke sich den Zustand dieser Unglücklichen, als sein Gefährte Andreoli ihn so übereilt verließ, und sie den Gatten und Vater in einer brennenden Maschine, selbst brennend, hoch über die Wolken fahren sahen! — Daß solch ein Unglück zum zweiten Male ihm nicht begegnen könne, dafür hat sein erfinderisches Genie bereits gesorgt; ein einfacher Mechanißmus bewirkt, daß auch in dem Falle, wenn die Maschine an Bäume geschleudert wird, die Lampe doch immer im Gleichgewicht bleibt, und der brennende Spiritus nicht überlaufen kann! —

Zwar hatte ich schon von seiner ersten Luftfahrt manches in den Zeitungen gelesen, aber doch keine lebendige Darstellung, und seine gefällige Erzählung war mir daher sehr willkommen. »Ich diente einst in der russischen Marine," sagte er mir, »wurde im Jahre 1787 von den Türken gefangen, und saß bis 1790 im Bagno zu Konstantinopel. In diesem Aufenthalte des Elends und Müßiggangs dachte ich über die äroßatische Kunst nach und entwarf meine Theorie, die ich drucken ließ, und darauf zu London zum ersten Male ausübte. Bei meiner Zurückkunft in's Vaterland unterwarf ich sie der Prüfung zweier unserer geschicktesten Mathematiker, Saladini und Canterzani, die mich, der ich nicht reich bin, der Unterstützung der Regierung würdig hielten, worauf ich auch einen

Vorschuß von achttausend mailändischen Liren erhielt (etwa tausend und sechshundert Thaler). Ich verfertigte eine Maschine, die mir nach Wunsch gerieth, und bestimmte meine Auffahrt auf den vierten September. Hindernisse und Strapatzen aller Art hatten mich sehr ermüdet, meine Hoffnung schwankte. Dennoch verließ ich mich auf einige Freunde, und ließ am dritten September um Mitternacht die Maschine an den bestimmten Platz bringen. Mein Bruder sollte mich benachrichtigen, sobald alles bereit wäre, indessen ich mich zu Hause noch durch nothwendige Ruhe erquicken wollte. Ich konnte nicht schlafen, und da gegen sechs Uhr Morgens noch immer Niemand kam mich abzurufen, so trieb mich die Unruhe heraus. Nichts war fertig, alles nur halb gethan, ein großer Theil der Vitriolsäure umsonst verschwendet. Die Feuchtigkeit der Nacht und die darauf folgende Sonnenhitze hatten dergestalt auf den Firniß gewirkt, daß das Netz sich fest an den Ball geleimt hatte; es auf der Stelle davon loszumachen, war unmöglich: ich habe nachher drei Tage dazu gebraucht, und trotz aller Vorsicht nicht vermeiden können, daß beim Ablösen nicht tausend Risse und Löcher entstanden wären. Wie mir dabei zu Muthe war, mich so dem Hohn meiner Feinde und dem Mißfallen einer zahllosen Menge Zuschauer ausgesetzt zu sehen, davon lassen Sie mich schweigen.

Ich mußte das Experiment aufschieben bis zum fünften Oktober. Aber meine Kasse war erschöpft, ich konnte diesen Aufwand nicht zum zweiten Mal bestreiten; kein

Langſ. Ich? wollte vertanzen? Vabet, wie gefällt dir das?

Major. Die Gräfin zog den Herrn von Langſalm vor —

Langſ. Sie zog mich vor?

Major. (lebhaft) Nicht Sie, ſondern den Herrn von Langſalm.

Langſ. Vabet, höre doch nur.

Major. Ein Mann in Ihren Jahren — verzeihen Sie mir — der ſollte über ſolche Poſſen hinweg ſeyn. Ich will damit den Herrn von Langſalm gar nicht vertheidigen. Ich kenne ihn ſehr genau, obgleich ich ihn ſeit 16 Jahren nicht geſehn habe.

Langſ. Sie kennen ihn ſehr genau? hä! hä! hä!

Major. Donner und Wetter! ob ich ihn kenne? Er iſt zuweilen ein Narr, das gebe ich zu, aber ein gutmüthiger Menſch, der kein Kind beleidigt.

Langſ. Was? ein Narr? Sie unterſtehen ſich, in meinem eignen Hauſe mich einen Narren zu nennen?

Freund kam mir zu Hilfe. Das Gouvernement war endlich so großmüthig, mir nochmals tausend Scudi vorzuschießen, doch nur gegen einen Wechsel auf meine Einkünfte, der nachher, gerade zu der Zeit, als der Chirurgus mir in Venedig die Finger von der linken Hand löste, mit aller Strenge in Bologna einkassirt, und meiner Familie ihr einziger Unterhalt geraubt wurde. — Ich war nun dem Publikum gleichsam verschuldet, und konnte das versprochene Schauspiel nicht länger aufschieben, als die Reparatur meiner Maschine Zeit erforderte. Aber am fünften und sechsten Oktober regnete es so anhaltend, daß ein abermaliger Aufschub unvermeidlich war. Endlich am siebenten, schien das Wetter sich ein wenig aufzuklären; zwar war die Unbeständigkeit desselben voraus zu sehen, aber — die Unwissenheit, der Fanatismus und — (hier stockte er und wollte sich nicht deutlicher erklären) zwangen mich den Aufflug zu wagen, gegen alle von mir selbst festgestellten Grundsätze. Die Zubereitungen erforderten wenigstens zwölf Stunden; dennoch hatte ich nicht früher als um ein Uhr Nachmittags den Anfang damit machen können, folglich war es dunkel ehe ich zur Hälfte vollendet hatte, und ich sah mich bereits um die gehofften Früchte meines Experiments betrogen. Nur fünf junge Leute halfen mir; acht andere, die ich gleichfalls unterwiesen, und die ihren Beistand versprochen hatten, waren mir abwendig gemacht worden und blieben aus. Das, und die üble Witterung, waren Schuld, daß die aufsteigende Kraft des Balls nicht

in dem Maße zunahm, als man nach dem Verbrauch der Materialien hätte erwarten sollen. Jetzt wurde es düster in meinem Sinn. Achttausend Scudi gab ich verloren. — und sie sind es wirklich! — mir blieb nur die Ehre noch zu verlieren. Mit erschöpften Kräften, ohne den ganzen Tag einen Bissen gegessen zu haben, Galle auf den Lippen, Verzweiflung im Herzen; so stieg ich um Mitternacht hinauf über die Wolken, ohne eine andere Hoffnung als die, daß der Ball, der durch das Hin- und Herschleppen bereits viel gelitten hatte, mich nicht weit tragen würde. Andreoli und Grassetti waren meine Begleiter. Anfangs wollte ich am Anker herumschweben bis es Tag würde, als ich aber merkte, daß der Ball eine Neigung zum Niedersteigen verrieth, vermuthete ich, er habe bereits von der brennbaren Luft verloren, da die schon erwähnte Beschädigung durch das Zusammenleimen des Firnisses unmöglich ohne alle bleibende Folgen hatte ausgebessert werden können. Um so eher schmeichelte ich mir, nahe bei Bologna ohne Gefahr wieder herab zu steigen. Wir schwebten langsam aufwärts, und blieben lange Zeit über der Stadt. Plötzlich aber erhuben wir uns mit großer Schnelligkeit, und ein Südwestwind brachte uns den Zuschauern in einem Augenblick aus dem Gesichte."

»Die Lampe, welche bestimmt war, die aufsteigende Kraft zu vermehren, wurde für's Erste gar nicht gebraucht. Die Bemerkungen am Barometer u. s. w. konnten beim schwachen Schein einer Laterne nur sehr unvollkommen an-

gestellt werden. Die fürchterliche Kälte in der Höhe, in welcher wir uns befanden, meine Nüchternheit seit mehr als vierundzwanzig Stunden, und der Kummer, der meine Seele belastete, Alles das zusammen genommen bewirkte, daß ich ohnmächtig wurde, und in eine Art von Todtenschlaf auf die Gallerie hinsank. Meinem Gefährten Grassetti ging es eben so. Nur Andreoli blieb munter und frisch, vielleicht weil er gut gegessen, und brav Rum dazu getrunken hatte. Zwar litt auch er viel von der schrecklichen Kälte, aber er that doch was möglich war, um mich zu erwecken. Auch gelang es ihm endlich, mich auf die Beine zu bringen, nur meine Sinne blieben verworren, und ich fragte ihn, wie im Traume: was es Neues gäbe? wohin wir gingen? wie viel die Glocke geschlagen? woher der Wind wehe? u. dgl."

„Es war damals zwei Uhr. Die Magnetnadel berührte den Boden, und war uns folglich ganz unnütz, das Wachslicht in der Laterne konnte in einer so sehr verdünnten Luft nicht brennen, loderte immer schwächer, und verlosch endlich ganz. Wir senkten uns in eine dicke Schicht weißlicher Wolken herab, und als wir hindurch waren, hörte Andreoli ein kaum vernehmbares Geräusch, welches er bald für das ferne Brechen der Wellen an der Küste erkannte. Er rief mir diese schreckliche Neuigkeit sogleich zu. Ich horchte, und überzeugte mich selbst davon. Das Licht mußte schnell wieder angezündet werden, um am Barometer zu erkennen, in welcher Höhe wir uns be-

fänden, und darnach unsere Maßregeln zu nehmen. Durch heftiges Schütteln wurde auch Grasetti ein wenig munter. Andreoli zerbrach fünf phosphorische Lichter nacheinander, doch keines wollte brennen. Mit großer Mühe gelang es uns endlich, durch Hilfe des Feuerzeuges, die Laterne wieder anzuzünden. Es war halb drei Uhr. Das Geräusch der brechenden Wellen näherte sich immer mehr, und bald erkannte ich sogar die Oberfläche des heftig bewegten Meeres. Schnell ergriff ich einen Sack mit Ballast, um ihn hinab zu schleudern, aber in demselben Augenblicke stürzte schon die Gallerie in's Meer, und wir standen sämmtlich im Wasser. Im ersten Schrecken warfen wir alles von uns, was die Maschine erleichtern konnte, unsern Ballast, alle Instrumente, einen Theil unserer Kleidung, unser Geld, auch die Ruder, deren eines ohnehin nicht weit von Bologna zerbrochen war."

„Da, trotz alle dem, der Ball sich noch immer nicht wieder erheben wollte, so schleuderten wir endlich auch die Lampe in's Meer, und schnitten und brachen ab, was nur immer entbehrlich schien. Auf einmal riß die Maschine sich mit großer Gewalt wieder empor, und — so sehr erleichtert — trug sie uns im Moment zu einer solchen Höhe, daß unser lautestes Sprechen und Rufen ganz schwach wie aus weiter Ferne zu kommen schien. Mir wurde sehr übel, ich mußte mich übergeben, und Grassetti lief das Blut aus der Nase; uns beiden wurde das Athemholen sehr beschwerlich. Da wir ganz durchnäßt in diese hohen Regionen geführt

wurden, so überzog uns da der Frost sogleich mit einer Eisrinde. Wie es zuging weiß ich nicht, daß der Mond, der damals im letzten Viertel war, in einer Parallel-Linie mit uns stand, und uns allen dreien blutroth schien. — Wohl eine halbe Stunde lang durchzogen wir diese unermeßliche Höhe, dann fing die Maschine wiederum an, sich langsam herab zu senken; sie wurde gleichsam auf die Oberfläche des Wassers sanft niedergelegt. Alle Zufälle und Phänomene hörten auf, so wie wir niederschwebten. Es war etwas über drei Uhr. In welcher Entfernung vom festen Lande der Ball in's Meer fiel, läßt sich nicht bestimmen: die Nacht war so finster, die See zu stürmisch, und wir selbst nicht im Stande, Beobachtungen anzustellen. Wir mochten ungefähr in der Mitte des adriatischen Meeres sein, und zwar in der Richtung von Rimini. Trotz des sanften Falles tauchte dennoch die Gallerie unter, wir standen bis an den halben Leib im Wasser; oft wurden wir auch ganz von den Wellen bedeckt. Da der Ball zur Hälfte erschlafft war, so konnte der Wind sich darin fangen wie in einem Segel, und so wurden wir mehrere Stunden lang durch die stürmischen Wellen geschleift. Bei Tagesanbruch befanden wir uns etwa vier Meilen von der Küste von Pesaro, die wir erkannten. Schon schmeichelten wir uns glücklich dort anzulanden, als plötzlich ein scharfer Landwind uns zurück auf's hohe Meer warf. Es war nun völlig Tag geworden, und wir sahen rings um uns her nichts als Wasser, Himmel, und unvermeidlichen Tod.

Zwar wollte unser Glücksstern, daß uns mehrere Schiffe begegneten, aber sobald sie von ferne den leuchtenden Ball erblickten, geriethen sie in Furcht, und steuerten weit von uns ab. Es blieb uns also keine andere Hoffnung, als die gegenüber liegenden Küsten von Dalmatien zu erreichen."

»Diese Hoffnung war natürlich sehr gering, und höchst wahrscheinlich würden wir endlich von den Wellen verschlungen worden sein, wenn nicht zu unserer Rettung ein Schiffer erschienen wäre, der, unterrichteter als die übrigen Entflohenen, den Ball für das erkannte, was er war, und sein Boot schnell zu Hilfe sandte. Die Matrosen befestigten dasselbe durch ein starkes Seil an der Gallerie, und mit großer Mühe wurden wir drei Kraftlosen hineingezogen. Sobald die Maschine sich so erleichtert fühlte, strebte sie von neuem in die Höhe; vergebens strengten die Matrosen alle Kräfte an, sie nach sich zu ziehen. Das Boot wurde stark bewegt, ihnen selbst drohte Gefahr, sie eilten daher, das Seil zu kappen: augenblicklich stieg der Ball unglaublich schnell in die Wolken, und verschwand aus unsern Blicken. Es war acht Uhr Morgens, als wir am Bord des Schiffes kamen. Grassetti war dem Tode nahe, kaum gab er noch ein Lebenszeichen von sich. Mir selbst waren die Hände verstümmelt. Frost, Hunger, Angst hatten mich gänzlich erschöpft. Der wackere Schiffer that was er konnte, um uns zu erquicken. Er führte uns glücklich in den Hafen von Berada, von da wir nach Pola gebracht wurden, wo man

uns gastfreundlich aufnahm, und ein geschickter Arzt meine Hände operirte."

Hier endigte Zambeccari seine interessante Erzählung, und ich zweifle nicht, daß sie dem Leser willkommen sein wird, wie sie es mir war. Ich fragte ihn, welcher auf seinen beiden unglücklichen Luftreisen der schrecklichste Augenblick für ihn gewesen? — er antwortete mir: derjenige, da er bei der zweiten Reise bis an die Brust im Wasser gestanden, die Wellen ihm oft über dem Kopfe zusammengeschlagen, so daß er schnell die Ohren verstopfen, Mund und Augen schließen mußte; wie er mit jeder Minute gemerkt, daß die Gondel tiefer einsinke, das Wasser ihm Zoll für Zoll höher steige, der Tod unvermeidlich nahe; wie in dieser großen Noth ein Schifferboot auf ihn zugesegelt sei, ihn fast erreicht — aber plötzlich sich gewendet habe, und mit ausgespannten Segeln entflohen sei. Diesen letzten Augenblick nennt er als den fürchterlichsten; also ist getäuschte Hoffnung schrecklicher als Tod. Den Tod sah er ja längst vor Augen, und empfand nicht dabei, was er bei dem Vergehen der letzten Hoffnung fühlte. — Wer würde durch zwei so fürchterliche Begebenheiten nicht von fernern Versuchen abgeschreckt worden sein? Zambeccari, glühend für die Wissenschaften, hat dennoch den Muth, eine dritte Reise zu unternehmen; ja, er kennt keinen höhern Wunsch, als den, dazu in den Stand gesetzt zu werden. Eigennutz ist dem edlen Manne fremd. Er ist kein Garnerin (von dem er redet, wie sich's

gebührt), er verlangt blos die Kosten, und würde gern sie selbst herschießen, wenn er reich genug wäre. Von dem Benehmen seiner Landsleute spricht er mit gerechter Bitterkeit; sie haben nichts, gar nichts für ihn gethan. Er wiegt sich mit der Hoffnung, daß der König von Preußen oder der Kaiser von Rußland, oder die Akademie der Wissenschaften zu Berlin, oder die zu Petersburg ihn berufen und unterstützen werden. Auf den ersten Wink ist er bereit, sich einzufinden, seine Theorie, seine Maschine, seine Werkzeuge der Direktion des Balls der strengsten Prüfung zu unterwerfen. Nach meiner Ueberzeugung würde der nach Verhältniß mäßige Aufwand gewiß durch einen glücklichen Erfolg belohnt werden. Er erkundigte sich eifrig nach Robertson, von dessen Kenntnissen und Handlungsweise er viel Gutes gehört hat, und mit dem er sich zu vergesellschaften wünscht. Möchten ihm seine Entwürfe gelingen! möchte der Norden auch bei dieser Gelegenheit zeigen, daß, wenn der Süden üppigere Pflanzen hervorlockt, er hingegen Genie und Talent zu nähren weiß.

Daß Zambeccari weder Charlatan, noch Geldsauger, und seine Theorie keine Chimäre ist, beweiset der Rapport, der, auf Befehl des Generalconseils, von den berühmtesten Professoren der Physik und Mathematik zu Bologna abgestattet, und am 9. November 1804, Kraft eines Dekrets desselben Conseils, gedruckt worden. Die Berichterstatter gehen äußerst vorsichtig zu Werke, und benehmen sich wie Männer, die sowohl die Wichtigkeit des Auftrags

fühlen, als das Vertrauen des Gouvernements zu schätzen wissen. Sie erzählen anfangs historisch alles, was seit Montgolfier für die Aeronautik geschehen ist. Dann setzen sie folgendes physikalische Gesetz fest, von dem nothwendig die Direktion der Luftbälle abhängt.

»Wenn ein nicht ganz gefüllter Luftball sich in irgend einem Orte der Atmosphäre mit derselben in's Gleichgewicht setzt, z. B. nahe der Erdoberfläche, so folgt, daß er an jedem Orte der nämlichen Atmosphäre mit derselben im Gleichgewichte sein müsse, so lange, bis er sich mehr füllt oder ausdehnt." Sie nennen das ein Equilibrio di reciprocazione, »weil es in der Eigenschaft besteht, daß das Volumen eines Luftballes sich ausdehne im umgekehrten Verhältniß zu der Dichtigkeit der ihn umgebenden Luft, in irgend einer Höhe der Atmosphäre." — Dieses Gesetz, bekennen sie, ist durch Zamboccari erfunden und erwiesen. Hierauf sprechen sie von seiner Lampe; von der unnützen Furcht, die dessen Freunde bei der Idee geäußert, Feuer und brennbare Luft zusammen zu bringen; von der Art und Weise, wie Z. sich mittelst der Lampe erhebe, herablasse, auf einer Stelle bleibe, alles nach Gefallen, ohne den mindesten Aufwand von brennbarem Gas, ohne irgend eine Klappe, ohne Herabwerfen von Ballast. Dann erwähnen sie auch der Ruder, deren bewegende Kraft Z. in einer Kirche in Gegenwart vieler unterrichteter Personen dargethan, indem er in einer daselbst aufgehängten Luftgondel mit ihrer Hilfe sich hin und her be-

wegte. Sie bestätigen, daß Z. bei seiner letzten Auffahrt lange über Bologna geschwebt, sich nach Belieben auf und ab gelassen, und gleichsam einen halben Zirkel um die Stadt von Süden nach Westen und Norden beschrieben habe, und zwar blos durch Hilfe seiner Flämmchen, ohne andern Kunstgriff und ohne Erleichterung durch weggeworfenen Ballast, indem hierauf durch Ferngläser sehr genau Acht gegeben worden. Sie schließen endlich mit dem Ausspruch: daß sie die Theorie Zambeccari's für erwiesen und durch den Erfolg für bestätigt halten, daß aber das zufällige Unglück, welches den kühnen Luftschiffer zweimal betroffen, weder seinem Ruhme, noch dem Werthe seiner Erfindung nicht im geringsten schaden könne. Unterzeichnet haben diesen Rapport: Saladini, öffentlicher Professor der höhern Mathematik, Canterzani, öffentlicher Professor der Physik, und Avanzini, Professor der Mathematik. Es ist also hier nicht mehr von einem frivolen Volksschauspiel die Rede, wobei etwa ein Garnerin das weiße Negligée seiner Frau Gemahlin zur Schau stellt; sondern von einer neuen, für die Wissenschaften, und vielleicht einst für die Weltgeschichte sehr wichtigen, geprüften, erprobten Erfindung.

---

633. Verona.

Eine uralte Stadt, die schon vierzig Jahre vor Christi Geburt eine harte Belagerung von Brutus, dem Mörder Cäsar's, ausgehalten hat, und unter deren Mauern ein

Maj. Wer Teufel meint denn Sie?

Langs. Ein Narr? ſeht doch! ein Narr! ich leide das nicht.

Maj. Nun, nun, es freut mich, daß Sie ſich ſeiner annehmen.

Langs. Daß ich mich ſeiner annehme? hä! hä! hä! (zieht Babet auf die Seite) Was meinſt du Babet? ich glaube er iſt verrückt.

Bab. Das ſcheint mir auch ſo.

Maj. (bey Seite) Blitz und Knall! ich weiß nicht, was ich von den Leuten denken ſoll? ich glaube ſie ſind alle verrückt.

Lang. Der arme Mann, man muß Mitleid mit ihm haben. (laut) Kommen Sie mein Herr, das Abendeſſen iſt bereit; und wenn es Ihnen gefällig iſt, ſo wollen wir auf die Geſundheit des Herrn v. Langſalm eine Flaſche Wein ausſtechen.

Maj. Von Herzen gern; und pereat die Gräfin Turteltack!

Langs. Pereat! aber wer iſt denn die Gräfin Turteltack?

Maj.

Jahr nachher die groſse Schlacht vorfiel, in welcher Antonius die beiden Konſuln, Hirtius und Panſa, ſchlug. Sie iſt jetzt ſo öde und menſchenleer, daß man faſt glauben ſollte, jene Belagerung und jene Schlacht ſeien Begebenheiten unſerer Tage, wenn nicht der auszehrende Freiheitsbaum auf dem Markte das Räthſel bald erklärte. Man möchte jammern um die groſse, wohlgebaute Stadt, in der, außer dem Lorbeerbaum von Blech, den die hölzerne Göttin der Freiheit in der Hand hält, nichts Blühendes mehr zu ſein ſcheint. Vormals reſidirte hier ein reicher Herzog in einem herrlichen Palaſt, der mit Kunſtwerken und Merkwürdigkeiten aller Art angefüllt war; jetzt iſt der Herzog todt, ſeine Familie iſt todt, die Kunſtwerke ſind verſchwunden, in dem herrlichen Palaſte reſidirt ein republikaniſcher Präfekt. — Uns war ein gutmüthiges Schaf von Lohnbedienten zu Theil geworden, der uns gar zu gern etwas Sehenswerthes gezeigt hätte. Wir lieſsen ihm ſeinen Willen. Da führte er uns zuerſt in einen Pferdeſtall, den einzigen Ueberreſt von des Herzogs Herrlichkeit, der noch jetzt, ſeiner urſprünglichen Beſtimmung gemäß, gebraucht wird, denn es ſtehen Pferde darinnen, nur nicht mehr hundert und zwei, wie zu herzoglichen Zeiten. Wir lachten und folgten weiter. Einen botaniſchen Garten wollte der ehrliche Tropf uns zeigen. Ich wandte ein, daß im Winter da wenig zu ſehen ſein würde, aber er behauptete das Gegentheil, da alles in köſtlichen Treibhäuſern verwahrt werde. Nun muß man aber wiſſen, daß ein Treib-

haus überhaupt in Italien eine große Seltenheit ist, und darum verzieh ich dem Menschen die unnütze Mühe, die er uns gemacht hatte, denn wir fanden nichts mehr und nichts weniger als ein kleines Treibhäuschen, wie es in Deutschland jeder wohlhabende Edelmann auf seinem Landgute hat, worin einige wenige, und nicht einmal seltene Pflanzen durchgewintert wurden. — Jetzt versprach der verlegene Führer uns eine Akademie der Künste. Hätte er Zeichenschule gesagt, so wären wir dieses Mal nicht getäuscht worden. Ja vormals, als Modena noch in dem Besitz von trefflichen Meisterwerken mit jeder Stadt Italiens sich messen konnte, mochte es auch wohl eine Akademie sein; aber jetzt, da die Franzosen sieben und siebenzig klassische Gemälde fortgeschleppt, und alle Kunstschätze ausgeräumt haben; jetzt ist es nur noch eine Schule, in welcher ganz artig, auch nach lebendigen Modellen, gezeichnet wird. Das Lokal ist groß und schön; es gibt herrliche leere Schränke, in welchen einst ein sehr berühmtes Münzkabinet aufbewahrt wurde. Man kann die runden Vertiefungen noch alle sehen, die vormals mit Münzen angefüllt waren. Es gibt auch noch allerlei andere Spielereien und Kleinigkeiten, welche der Sieger dem Ueberwundenen großmüthig gelassen hat. Doch eine interessante Seltenheit ist diesem Institut wirklich geblieben, nämlich Corregio's Schädel, den es, wie die Lukasakademie zu Rom den Schädel Raphael's, hinter Glas verwahrt, und die pomphaften Inschriften auch nicht gespart

hat. Dieſer ehrwürdige Schädel hat mir zu allerlei Betrachtungen Anlaß gegeben, und zu Fragen, die ich nicht zu löſen vermag. Zum Beiſpiel: läßt ſich nicht ein ſtillſchweigendes Bekenntniß der Menſchen daraus ableiten, daß Materialismus der ihnen von der Natur eingepflanzte Glaube iſt? — und daß ſie, trotz Allem, was ſie von der Seele gelernt haben, doch immer nur den Kopf als das Organ der Vernunft anſehen? Ferner: iſt es nicht zu verwundern, da der Schädel eines großen merkwürdigen Mannes gewiß Jedermann ohne Ausnahme ein hohes Intereſſe einflößt, daß ſo wenig dergleichen Schädel aufbewahrt werden! und daß, meines Wiſſens, bis jetzt außer zwei Malerakademien und dem Doktor Gall in Wien noch Niemand auf den Einfall gerathen iſt, dies koſtbarſte Ueberbleibſel eines ausgezeichneten Menſchen dem finſtern Erdenſchooß zu entziehen? — Warum ſind denn eben nur die Maler darauf verfallen? und eben nur in Italien? wo dicker Aberglaube und manches andere Vorurtheil Hinderniſſe in den Weg legen mußten? — Warum ſchmückt man nicht Bibliotheken mit den Schädeln großer Schriftſteller und Dichter? warum nicht Zeughäuſer mit Heldenſchädeln? warum nicht Thronen mit den Schädeln guter Fürſten? — Doch das letztere warum nehme ich zurück. Das Feld der Schmeichelei iſt ohnehin groß genug. Bis jetzt hat dieſe Peſt wenigſtens die todten Knochen verſchont. — In einem Saale der Zeichenſchule ſtehen viele Abgüſſe von den beſten Antiken, und unter ihnen auch ein

Gerippe, welches einem Riesen zugehört haben muß, denn noch entfleischt übertrifft es an Größe ein paar kolossale Statuen, welche ihm zur Seite stehen. Als dieses Gebein noch Blut und Leben herbergte, soll es ein österreichischer Offizier gewesen sein, der in einer Schlacht gegen Macdonald geblieben. Seinen Namen konnte ich nicht erfahren. — In der sogenannten Gemäldegallerie ist nur noch ein vortreffliches Bild, ein Christus am Kreuz, von Guido Reni. Es war doppelt vorhanden, daher die Franzosen abermals Großmuth übten, nur das beste Exemplar wegnahmen, und das andere zurückließen. Vor dem Saale ist ein gewaltig großes Bild aufgestellt, wo man Bonaparte in rother gestickter Uniform erblickt, wie er Italien zu einer Republik erhebt. Es hat gar keinen Kunstwerth, wird also vermuthlich bald weggenommen und in die Rumpelkammer zu der italienischen Freiheit gestellt werden. — Tasso zu Ehren habe ich mir auch in einer Kirche den geraubten Eimer zeigen lassen, der einst zu dem blutigen Kriege zwischen Modena und Bologna, und zu Tasso's unsterblichem Gedicht die Veranlassung gab. Er wird im Thurme in einer finstern Kammer aufbewahrt, zu der man ziemlich beschwerlich hinaufklettern muß. Das ganze Interesse besteht freilich nur in der mitgebrachten Erinnerung, denn wer jemals einen mit Eisen beschlagenen Eimer in dem ersten besten Ziehbrunnen gesehen hat, der weiß auch, wie dieser aussieht. — Das Theater zu Modena ist seltsam gestaltet, nie sah ich ein ähnli-

ches. Die einzige breite Seite nimmt die Bühne ſelbſt ein, die Logen (fünf Reihen übereinander) ziehen ſich in einem völlig irregulären Sechseck darum herum. Mir ſchien es doch, als könne man überall recht gut ſehen. Aber die bunten Verzierungen der Logen, die alle mit Vorhängen, und zwar jede von einer andern Farbe verſehen ſind, fielen widerlich in's Auge. Die Opera buffa war nicht übel; auch das Ballet (dasſelbe, welches ich ſchon zu Rom geſehen hatte) war wenigſtens beſſer ausgeführt, als dort. Schade nur, daß die prima ballerina blos aus Armen und Beinen beſtand, welchen man die Ueberreſte eines hängenden Buſens beigefügt hatte. Wenn ſie eines ihrer Spinnenbeine, nach löblicher Gewohnheit der heutigen Tanzkunſt, vor ſich hinſtreckte, ſo zog ſich der Zuſchauer unwillkürlich zurück, um Raum zum Klatſchen übrig zu behalten.

61. Die Gewäſſer zu Modena.

Es iſt höchſt merkwürdig, daß dieſe ganze Gegend auf unterirdiſchen Strömen ruht, die, in einer Tiefe von achtundſechzig Fuß, unerſchöpflich reich an Waſſer ſich fortwälzen. Wer hier eines Brunnens bedarf, der läßt graben wo es ihm beliebt. Die erſte Erdſchicht von vierzehn Fuß beſteht anfangs aus allerlei Geſtein, und endlich ſtößt man auf alte gepflaſterte Straßen und Häuſer von römiſcher Bauart, ein Beweis, daß das uralte Modena, einſt eine Kolonie der Römer, durch ein Erdbeben hier verſank, vielleicht auch von zwei Bergen bedeckt wurde, die, der Ge-

ſchichte zufolge, zuſammenſtürzten. Die zweite Erdſchichte, abermals von vierzehn Fuß, beſteht meiſt aus Pflanzenerde, in welcher ſich Zweige, Stämme und ganze Bäume vermodert, doch noch ſehr kenntlich, finden. Kein ſolcher Baum verräth durch irgend eine Spur, daß er jemals von Eiſen berührt worden, und man vermuthet daher, daß hier zu einer Zeit ein Wald ſtand, als die Menſchen dieſes Metall noch nicht kannten, und daß nachher die alte Stadt auf dieſem Grunde erbaut worden. Die dritte Erdſchicht, von eilf Fuß, zeigt ſich plötzlich ganz verändert. Sie beſteht aus dem ſchönſten weißen Thon, mit Muſcheln und allerlei andern Seeprodukten vermiſcht. Hier war alſo einſt Meeresgrund, hier wimmelten Fiſche, bis das Meer dem Walde, die Fiſche den wilden Thieren Platz machten, und bis dieſe wiederum von Menſchen vertrieben wurden. Wie viele Jahrtauſende mochten dazu erforderlich ſein! Hier verliert ſich der menſchliche Geiſt in den geheimnißvollen Abgründen der ewig ſchaffenden, ewig zerſtörenden Natur! — Der jetzt folgende Boden iſt nur zwei Fuß dick, Sumpferde, mit vermodertem Rohr und andern Sumpfpflanzen vermengt. Hierauf durchgräbt man abermals eine Schicht von eilf Fuß, gleich der vorletzten, aus weißem Thon und Seeprodukten zuſammengeſetzt, dann wiederum zwei Fuß Sumpferde, ruhend auf ſieben Fuß des beſchriebenen Thons. Die letzte Schicht von Sumpferde, die nun folgt, hat zur Unterlage Kies, groben Sand und Kieſel von allerlei Größe, welche, nebſt einem ſtarken unterirdiſchen Rauſchen, die

Nachbarſchaft des Waſſers verkünden. Alſobald laſſen ſämmtliche Brunnengräber ſich hinaufziehen; nur ein einziger bleibt, und macht mit einem Erdbohrer ein Loch in die fünf Fuß dicke Schicht von Sand und Kies. Jetzt muß er aber ſchnell ein Zeichen geben, daß man ihn ſeinen Kameraden nachziehe. Das geſchähe auch ſo ſchnell es wolle, ſo langt er doch immer, vom Kopf bis zu den Füßen reichlich gebadet, oben an: denn das Waſſer, welches augenblicklich um den Bohrer quoll, erhebt ſich jetzt mit Wuth und ſolcher Gewalt, daß es Kieſelſteine von vier Unzen an Gewicht mit ſich hinauf ſchleudert. In demſelben Augenblicke hören alle andere Brunnen in der ganzen Gegend auf zu fließen, bis der neue Brunnen ruhiger geworden. Da iſt die kurze Geſchichte der Gewäſſer von Modena, welche, aus einer Tiefe von acht und ſechzig Fuß, zu jeder Jahreszeit unerſchöpflich nicht allein Stadt und Land mit Waſſer verſorgen, ſondern ſich auch nachher in einen ſchiffbaren Kanal vereinigen, der in den Po fließt. Es hat Gelehrte gegeben — denn was auf der Welt hat nicht irgend einmal ein Gelehrter behauptet? — welche den Urſprung und Reichthum dieſer Gewäſſer dem Meere zuſchreiben, daß ſich hier in unterirdiſchen Gängen filtrire. Der Abt Teta in Neapel hingegen ſucht zu beweiſen, daß der gewaltige unterirdiſche Strom von den Seen ſeinen Zufluß erhalte, welche auf den Alpen und Apenninen angetroffen werden. Er hat eine Broſchüre darüber geſchrieben, die derjenige leſen mag, den die Unterſuchung noch näher intereſſirt. Ramma-

zini, aus dem Volkmann seine Nachrichten nahm, ist nicht so zuverlässig.

65. Mantua.

Die unfreundliche Lage dieser Festung, die im letzten Kriege eine so große Rolle gespielt hat, ist bekannt. Durch tausend Krümmungen, welche durch allerlei sehr entfernte Außenwerke nothwendig gemacht werden, windet man sich über eine weite Ebene, auf der das Auge nirgends an einen Baum stößt, zwischen morastigen Gewässern hindurch. Daher ist die Stimmung, in welcher man zum Thore hineinfährt, eben nicht die heiterste. Die Stadt selbst trägt nichts dazu bei, das Gemüth zu entwölken. Vergebens erwartet man diese Wirkung von dem Monument, welches vor Kurzem dem Virgil (dessen Geburtsstadt Mantua war) mit großem Pomp errichtet worden. Lieber Gott! welch eine Persiflage auf den großen Dichter! seine Büste steht so hoch, daß man die Züge derselben gar nicht einmal unterscheiden kann. Vier Schwäne von übergipsten Eisenblech tragen eine Säule; der Gips ist bereits an vielen Stellen abgefallen, und die Schwäne sehen aus wie gerupft. An einem großen viereckigen Piedestal liest man vier Inschriften; die eine: Dem unsterblichen Virgil aus Mantua gewidmet, scheint offenbar nur hingesetzt, um die übrigen drei mit guter Manier anbringen zu können. Die andere lautet: »Im Jahre 9 der (erbärmlichen) Freiheit, als Brune General und Bonaparte Konsul wa-

ren." — Die dritte: „Dem General Miollis, dem Mäcen (!) die dankbaren Bürger. — Die vierte endlich ist zu Ehren der Herren Administratoren eingegraben. Man sieht, der gute Virgil hat seine Unsterblichkeit so viel möglich zerstückeln müssen, um Jedem eine kleine Portion abzugeben; seiner wird eigentlich nur im Vorbeigehen gedacht. Der Platz ist groß, aber mit sehr schlechten Häusern umgeben; kurz, das Ganze ist nichts weniger als ein Monument Virgil's, sondern blos ein Denkmahl der französischen Eitelkeit, die sich leider nicht immer mit Schwänen von übergipstem Eisenblech begnügt. — Auch eine Buchdruckerei ist hier, welche den stolzen Titel der virgilianischen führt, und Komödienzettel liefert.

Die Andreaskirche gehe man doch nicht vorüber, sie ist in der That schön. Christi Blut wird daselbst in einer Phiole aufbewahrt, aber nur bei öffentlichen Calamitäten gezeigt. — Auch die Kathedralkirche ist schön, doch bei weitem nicht in dem erhabenen Stil gebaut, der die Andreaskirche auszeichnet. Wo die guten Gemälde geblieben sind, brauche ich nicht ewig zu wiederholen. — Mantua ist die letzte Stadt, in der man vor allen Kirchen die Lappen von Wachsleinwand hängen sieht, die den Schildern der Krämer auf der Leipziger Messe gleichen, und auf welchen höflich ersucht wird, für Seelen zu beten, die kürzlich ausgefahren sind. Einer derselben hatte man den Titel Ermarquis beigelegt. — Das alte Schloß der Gonzaga's ist von großem Umfang und gehört jetzt der neuen Nation.

— Die einzige Maskenkomödie, die ich in ganz Italien angetroffen habe, war zu Mantua. Ich freute mich darüber, denn ich habe den ehrlichen Harlekin stets geliebt, aber leider taugte er nichts. — Man gab auch la Serva Padrona, die allerliebste Posse, die ich vor mehr als zwanzig Jahren in Petersburg von Madame Doria (damals jung, reizend, von Diamanten strotzend, allmächtige Gebieterin des allmächtigen Ministers Besborodko) hatte darstellen sehen — und — welch ein Wechsel des Glücks! — diese nämliche Doria, jetzt alt, häßlich, arm, spielte die Rolle auch hier! — fast hätte dieser Anblick, der so manche Erinnerung auffrischte, mir Thränen entlockt. — Wie stark die Beamten der Republik im Lesen sind, davon haben sie mir einen klaren Beweis schriftlich hinterlassen, denn meinen Namen, der im Passe sehr leserlich geschrieben war, verwandelten sie in Bomiguno Alessandro, das beweist doch wohl, daß sie keinen Buchstaben kennen. —

Bei meiner ersten Durchreise fand ich hier die Neger in Garnison, die man zusammengepfercht hatte, um sie nach und nach ruhig aussterben zu lassen. Ihre Zahl ist so sehr geschmolzen, daß man endlich für gut gefunden hat, das tägliche Spektakel ihres Hinwelkens nach Piemont zu verlegen. Der elende Ueberrest dieses oft gerühmten Regiments bestand kaum noch aus einigen Hunderten.

Maj. Sie kennen ſie nicht?

Langſ. Ich habe in meinem Leben nichts von ihr gehört.

Maj. Ich kenne ſie auch nicht. (bey Seite) Er iſt mein Seel verrückt.

Langſ. (im Abgehn zu Babet) Ja ja, es iſt richtig, er iſt nicht wohl geſcheit.

Maj. (leiſe im Abgehn) Ich bin in ein Tollhaus gerathen.

Langſ. Belieben Sie nur herein zu ſpazieren. (beyde ab)

Bab. Und an den verrückten Menſchen will die Tante mich verheyrathen! (ſie ſeigt.)

Ende des dritten Akts.

---

66. Verona.

Eine große, wunderliche, von fünf und vierzigtausend Menschen bewohnte Stadt, von der Etsch in zwei ungleiche Theile getheilt. Den größten und besten haben die Franzosen für sich behalten, den kleinern schlechtern an Oesterreich überlassen. Eine Brücke, die über die Etsch führt, ist mit Schildwachen und Visitatoren beider Nationen besetzt; der Fremde wird wie ein Federball aus einer Hand in die andere geschlagen, bis er endlich auf den Boden der Freiheit niederfällt, wo Niemand wachsen darf, wenn die Franzosen es nicht zuvor erlaubt haben, oder bis er jenseits den Tirolergebirgen sich nähert, wo allein noch echte Menschen wohnen. — Kommt man nach Verona, ohne vorher in Rom gewesen zu sein, so haben die römischen Alterthümer daselbst freilich ein weit größeres Interesse als im umgekehrten Falle; denn da hat man so viel Großes und Erhabenes gesehen, daß alle Trümmer, die man nachher antrifft, nur noch einen geringen Eindruck machen.

Das Amphitheater zu Verona ist berühmt und verdient es zu sein, aber mit dem Colosseum muß man es ja nicht vergleichen. Es gibt hier sogenannte Konservatoren, deren Pflicht es ist, über diese ehrwürdigen Reste zu wachen. Mich däucht, diese Herren Erhalter haben zu wenig und zu viel gethan, zu wenig — denn sie haben verstattet, daß von außen alle Arkaden mit Werkstätten von Schmieden, Schlossern und allerlei Gewerben,

Holzremisen und Heumagazinen angefüllt sind, welches natürlich sehr verunstaltend ist: zu viel — denn sie haben inwendig das ganze Amphitheater wieder hergestellt, folglich kann man das Antike vom Modernen gar nicht mehr unterscheiden, alles sieht so neu und nett aus, als ob es erst eben fertig geworden wäre. Wirft man vollends einen Blick auf den Balkon oder die Logen der obrigkeitlichen Personen, deren Inschrift jetzt verkündet, daß Papst Pius VI. hier den Segen ertheilte, oder man wird in der Mitte des Platzes das kleine Theater von Bretern gewahr, wo auch eine Art von modernem Gaukelspiel getrieben wird, so fühlt auch der feurigste Verehrer des Alterthums seinen Enthusiasmus plötzlich abgekühlt: es kommt ihm vor, als stehe er auf einem berühmten Schlachtfelde, und müsse zusehen, wie jetzt die Kinder Ball darauf spielen.

Außer dem modernen antiken Amphitheater gibt es noch mancherlei geringe Ueberreste, Bögen, Mauern, Thor[illegible] u. s. w., die aber alle kaum des Nennens werth sind. Paläste und Kirchen enthalten so viele Merkwürdigkeiten, als die Franzosen ihnen zu lassen beliebt haben, das heißt, sehr wenige. Das von dem berühmten Maffei gestiftete Museum besitzt noch viele schätzbare Alterthümer und pikante Inschriften, aber eine der Hauptzierden desselben, das in Stein gehauene Testament in griechischer Sprache (von dem ich in meinen Erinnerungen aus Paris geredet habe) ist hier gewesen. Eben so ein Diomedes.

— Ein Kopf des Antoninus Pius (Nr. 162) hat auffallende Aehnlichkeit mit dem jetzigen französischen Kaiser. Ich habe das Museum mit dem Maffei in der Hand durchwandert, und wohl fünfzigmal Gelegenheit gehabt, die Bemerkung zu erneuern, daß die Herren Alterthumsforscher oft sehen, was sie eben sehen wollen. Mehrere Beispiele habe ich mir aufgezeichnet, der Leser müßte aber die Basreliefs selbst vor sich haben, wenn eine solche Erläuterung ihm Vergnügen gewähren sollte. — Eine auffallende Inschrift ist diese: Eros Asini Atriensis. Maffei meint, man solle Asinii lesen; unter den Knechten seien die Atrienser die geachtetsten gewesen. — Man bringt hier in der That einige Stunden sehr angenehm zu, denn der interessantesten Inschriften sind nahe an sechshundert, und es würde ein Aufenthalt von Monaten dazu gehören, um dieses Vergnügen gänzlich zu erschöpfen. —

Das Theater zu Verona ist in jeder Rücksicht eins der besten, die ich in Italien angetroffen. Zwar bei meiner ersten Durchreise war die Opera buffa nur mittelmäßig, und ich wüßte keinen Sänger auszuzeichnen. Man gab due nozze ed un sol marito, mit einer artigen Musik von Guglielmi, besonders machten die morceaux d'ensemble gute Wirkung. Der Text war, wie gewöhnlich, ohne Sinn und Verstand, daher ich hoffe, daß er bald in's Deutsche werde übersetzt werden. Der erste Tenor, Benedetti, war ein sehr steifer Patron mit einer schwachen Stimme, der für nothwendig hielt (vermuthlich weil er

einen Offizier vorstellte, den Hut nie vom Kopfe zu nehmen; selbst als er bei Damen zu Gaste war, und an einer Tafel zwischen ihnen saß, trennte er sich nicht von seinem lieben Hute. Die Primadonna, Lodovisi, sang nicht übel, konnte sich aber schon der reiferen Jahre rühmen. Das Ballet, das steinerne Gastmahl, hatte der Balletmeister Luzzi recht gut ausgeführt, und seine Tochter, ein allerliebstes Mädchen von vierzehn Jahren, wird gewiß bald unter den ersten Ballerinnen glänzen. Das Theater ist groß und schön, im Vorhange zählte ich vierzehn oder fünfzehn Risse. Auf Täuschung ist es auch hier nicht abgesehen; bei Verwandlungen werden die Dekorationen weggetragen, ehe noch die Scene ausgespielt ist, und der Lichtputzer treibt während der Vorstellung sein Wesen ganz nach Belieben. Französische Grenadiere hielten Wache, und machten auch den größten Theil der Zuschauer aus. — Bei meinem zweiten Aufenthalte in Verona fand ich Oper und Ballet noch verbessert. Man gab la Capricciosa pentita mit einer vortrefflichen Musik von Fioravanti. Die Primadonna, Ceccarelli, war freilich auch nicht reizend, und der Tenor, Campitelli, sehr mittelmäßig, aber die beiden Buffos, Guglielmini und Bartolucci, gehörten unter die bessern. Der Balletmeister war jetzt Angiolini. Das Ballet selbst, Abdul oder der großmüthige Türke, enthielt freilich nur eine abgedroschene Geschichte, allein es war verständlich, und die Ausführung verrieth Kenntniß, Geschmack und Fleiß. Die erste

Tänzerin, Guglielminetti, kann ich zwar nicht rühmen, dagegen ſind Gaetano und Anna Diani ein allerliebſtes junges Paar, das jetzt ſchon großes Wohlgefallen erregt, und einſt gewiß entzücken wird. Die Dekorationen waren faſt die beſten, die ich in Italien geſehen habe. Der Künſtler heißt Picuti.

67 Zwiſchen Verona und Wien.

Das gelbe Fieber hat die öſterreichiſche Weitläufigkeit wo möglich noch weitläufiger gemacht. Es gibt Stationen, wo man kaum eine halbe Stunde weit fahren kann, ohne abermals Päſſe und Geſundheitsſcheine vorzeigen zu müſſen. Manche dem Reiſenden koſtbare Stunde geht auf dieſe Weiſe verloren. Die ſtrengſten Vorſichtsmaßregeln gegen jene fürchterliche Krankheit muß ich freilich loben, wo aber deren Verdoppelung und Verdreifachung gar keinen Nutzen bringt, da halte ich ſie dennoch für überflüſſig. Wer durch ſeinen Paß eine Wache täuſchte, täuſcht vermuthlich auch die übrigen. Ein General in Tirol hat den Vorſchlag gethan, Jeden, der von Livorno käme, nackt auszuziehen, ſeine Kleider zu verbrennen, und ihm auf kaiſerliche Koſten neue zu geben. Ich zweifle, daß dieſer Vorſchlag genehmigt werden wird.

Ein in dieſen Gegenden höchſt ſeltener, ellentiefer Schnee hielt mich in Trient oder Trento einige Tage auf. Dieſer Ort, wo einſt nur mit geiſtlichen Waffen gefochten wurde, ſoll nun ein Tummelplatz weltlicher Kriegsmänner

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
KOTZEBUE,A.F.F.VON
3-598-51521-9
FN. I4786/164

werden, man ſteht im Begriff eine Feſtung daraus zu machen. Freilich iſt Trient von hohen Bergen ringsum eingeſchloſſen, die man alle wird befeſtigen müſſen, und thut man das, ſo begreife ich wieder nicht, warum man die Stadt ſelbſt befeſtigen will? Doch die Herren Ingenieurs müſſen das beſſer verſtehen. Der Bau ſoll zehn Jahre dauern, und wird ungeheure Summen koſten. Natürlich ſeufzen bereits viele Eigenthümer, die ihre einträglichſten Weinberge dadurch verlieren. Eine Kommiſſion iſt jetzt beſchäftigt, die Grundſtücke zu ſchätzen. Man weiß, daß ſolche Schätzungen nicht zum Nachtheil des Schätzers zu geſchehen pflegen; geſetzt aber auch, man bezahlt das Grundſtück wirklich nach ſeinem Ertrag, kann man auch das Vergnügen bezahlen, welches der Beſitzer an ſeinem Eigenthume fand? vielleicht ſeine einzige letzte Freude auf der Welt? — Es bleibt immer eine harte Nothwendigkeit; zumal da von dieſer die Einwohner nicht einmal überzeugt zu ſein ſcheinen. Ich ſpreche gern mit allerlei Leuten, und ſo ſprach ich auch über dieſen Punkt mit einem Handwerksmanne zu Brixen (welches unter ganz ähnlichen Umſtänden gleichfalls in eine Feſtung verwandelt werden ſoll). Er war ein ſehr vernünftiger Mann, der kerngeſund raiſonnirte. Mir, ſagte er, iſt es ſchon recht, ich werde wohl auch ein Stück Geld dabei verdienen; aber — aber — »Nun, was denn, Meiſter?" — Ei, wo ſoll denn das viele Geld herkommen? Dieſe Münze (ich hatte ihm eben welche ausgezahlt) iſt ſehr ſchlecht, aber wenn

wir doch nur von dieſer genug hätten. Ein einziger Quaderſtein zum Feſtungsbau muß, bis er an Ort und Stelle kommt, wenigſtens dreißig Gulden koſten, das will ich beweiſen, und darum meine ich, man werde ſich ſchon noch beſinnen. — »Aber Meiſter, der große Nutzen einer ſolchen Feſtung im Nothfall?" — Ei ja doch, der will mir eben auch nicht einleuchten. Ich hatte mein Lebtage ſo viel von Mantua gehört, ich dachte, das nimmt der Teufel ſelber nicht; ehe man ſich's verſah, war es weg; und wie ging es denn mit Luxemburg? — Ich konnte gegen dieſe Argumente ad hominem nichts einwenden; und ich glaube faſt, der General, mit dem ich Tags vorher über die Sache ſprach, würde auch nichts einzuwenden gewußt haben. Meine gute Meinung von den Tirolern wurde übrigens durch dieſen wackern Handwerker ſehr befeſtigt.

Ich habe ſchon einmal von den kleinen gemalten Denkmählern geſprochen, welche in Tirol den an der Landſtraße Verunglückten geſetzt werden. Unweit Briren fand ich eins, deſſen Inſchrift ſo drollig ausgedrückt iſt, daß ich mich nicht enthalten konnte, ſie abzuſchreiben. Hier iſt ſie:

»Ihr Brüder und Kameraden, bleibt hier ein wenig ſtehen, betrachtet dieſen Ort, wo ich mein Leben muß laſſen. Kaum komm ich in die Welt, erreich meine ſechs und zwanzig Jahre, ſo iſt ein Rad vom Wagen, das mich entzwei thut vaaren. Nun bitt ich euch, meine liebſten Freund, ſeid meiner innegedenket, und bei dem Vorübergehen mir ein Vaterunſer ſchenket. — Hier iſt Domini-

cus Peer, aus Botz gebürtig, sechsundzwanzigste Jahr seines Alters verunglückt geworden. Bettet vor mich, ich bitt auch vor euch. 1800. —" — Man lernt unter andern auch aus dieser Inschrift, daß ein junger Tiroler von sechs und zwanzig Jahren vermeint, er sei erst kaum in die Welt gekommen.

Kürzlich ist ein Projekt entworfen, auch, wie man sagt, dem Monarchen unterlegt worden, dessen Ausführung für Tirol gewiß noch wohlthätiger sein würde, als der Bau zweier Festungen. Man will nämlich der Etsch — die zwischen Botzen und Trient, auch schon höher hinauf, tausend Krümmungen bildet — einen geraden Lauf geben, wodurch alle die jetzt zwischen den Krümmungen befindlichen Moräste in brauchbares Ackerland würden verwandelt werden. Tirol baut jetzt so wenig Korn, daß es kaum vier Monate im Jahre sich selbst ernähren kann; für die übrigen acht Monate muß ihm der Unterhalt aus Baiern und Italien zugeführt werden. Der Etschmoräste sind aber so unendlich viele, daß man berechnet, man werde so viel Korn darauf bauen können, als Tirol im ganzen Jahre verbraucht. Die Wohlthat wäre also so groß, daß die Ausführung dieses einzigen Projektes hinreichend wäre, den Namen des Kaisers Franz zu verewigen. — Freilich gibt es auch hier wie gewöhnlich Leute, die Einwendungen machen, und die Sache aus einem ganz verschiedenen Gesichtspunkte betrachten. Die Moräste, sagen sie, tragen jetzt eine Art von Binsen, die man in den

Ställen zur Streue für das Vieh braucht; wo soll in Zukunft die Streue herkommen? — Ich dächte, das Korn würde auch wohl Stroh geben. Bedeutender scheint die Einwendung: dieser morastige Boden werde nie Korn tragen; am bedeutendsten die: Tirol habe kaum Hände genug für seinen Weinbau, und könne für den Ackerbau keine missen. — Ich begnüge mich, historisch von dieser Sache zu sprechen, zu beurtheilen vermag ich sie nicht. — Verlassen kann ich aber dies liebe Land und dessen biedere Bewohner nicht wieder, ohne noch einmal seine mannigfaltigen Reize zu erwähnen, die ihm auch der Winter nicht ganz abzustreifen vermochte. O es thut so wohl, wenn man aus dem einförmigen, mit Menschenwust angefüllten Italien kommt, diese herrlichen Gebirge wieder zu betreten, und ihren freundlichen, herzigen, sinnigen Einwohnern die Hand zu drücken. Nach Welschland ziehe ich nicht wieder, aber — möchte ich doch nicht zum letzten Male in Tirol gewesen sein! —

Die Straße von Brixen abwärts nach Kärnten ist für einen Menschenbeobachter noch interessanter, als die große Landstraße über Innspruck, welche mehr befahren wird, und wo also die Menschen doch schon mehr geschliffen, oder hie und da etwas verkünstelt sind. Hier hingegen stößt man überall auf die reinste, lauterste Natur. Fast wie Kinder betrachten sie den Fremden neugierig, gehen ihm überall nach, machen sich immer etwas um ihn zu schaffen, werden ihm durch ihr Gutmeinen oft lästig; aber unmöglich

Vierter Akt.

Erste Scene.

Fritz allein, hernach Lafleur.

(Er schüttelt sich) Oho! da hatten sie mich wieder in der Klemme. Schade, daß der Major sich so bald verrieth, es hätte noch tausend Spas geben können. — Aber wo war denn Delicour? der darf doch nicht so ganz leer ausgehn. — Ich habe geschworen, ihm eine Schellenkappe aufzusetzen, und ein ehrlicher Mann hält sein Wort, (er ruft in das Vorzimmer) He! Lafleur! komm herein.

Lafl. (kömmt)

Fritz. Wo ist dein Herr?

Lafl.

kann er böse auf sie werden, denn unverkennbar ist das herzliche Bestreben, ihm alles nach Wunsch zu machen. Ein solcher Menschenschlag bewohnt das ehemalige Fürstenthum Briren, dessen Gebiet im engen Thale die Eisach durchrauscht, und das mit lauter freundlichen Städtchen und Dörfern besäet ist, wo Reinlichkeit in und vor den Häusern, Gesundheit und Heiterkeit aus den Gesichtern ihrer Bewohner dem Fremden entgegen lachen. Der Hauptnahrungszweig ist hier Viehzucht: der Weinbau hat aufgehört, das Klima ist zu rauh, denn das Thal liegt hoch, und die scharfen Winde haben freien Durchzug. Neun Monate lang ist bei uns Winter, sagt man z. B. in Niederdorf und drei Monate kalt. Hingegen gedeiht die Viehzucht vortrefflich. Daher mag es auch wohl kommen, daß dies Hirtenvölkchen mir noch braver und unverdorbener scheint, als seine Nachbarn, die Weinbauer. Was hätte man nicht im letzten Kriege aus ihnen machen können! mit welchem Muthe erwarteten sie die Franzosen! In Brunecken, zwei Posten von Briren, erfuhren sie nicht eher des Feindes Ankunft, bis er schon fast vor ihren Thoren war. Sogleich sandten sie zu dem General Spork, der unsern mit einem Corps stand, und ließen ihm entbieten, sie seien bereit zu fechten, wenn er kommen und sie unterstützen wolle. Der General versprach's. Mehr als vier tausend Landleute versammelten, bewaffneten sich, bucken Brot für die Oesterreicher, schafften Wein herbei, und harrten des Anführers. Er kam nicht. Er ließ sagen,

Befehle nöthigten ihn, sich über die Gebirge zurück zu ziehen. Das kam den guten Leuten unbegreiflich vor. Sie kannten ihre Gebirge: sie wußten, daß man, besonders im Frühjahre, sich nicht über dieselben zurück ziehen, wenigstens gewiß keine Kanonen mitnehmen kann. Sie wunderten sich, warum man die Kanonen lieber in's Wasser warf, als sie ihnen zuführte; sie behaupten noch jetzt, wenn das geschehen wäre, wenn man sie organisirt, angeführt hätte, so wäre kein Mann von den Franzosen davon gekommen. Wer die Gegend und die Bewohner selbst gesehen hat, der glaubt es ihnen. Nach jenem Bescheid aber wurden sie zwar nicht muthlos, doch unwillig, verdrossen. Alle Beamten retirirten sich, ließen das gute Volk im Stiche. Wo es aber auch einen solchen Flüchtling antraf, da ergriff es ihn beim Zopfe, schleuderte ihn zurück und rief ihm höhnend zu: »Du Schw —! dort steht der Feind!" — Wäre in jenen Augenblicken ein Mann unter ihnen aufgestanden, von der Natur mit Feldherrn-Sinn begabt, er hätte der ganzen damaligen Lage der Dinge ein anderes Ansehen geben, und großen Ruhm erwerben können. Jetzt war und blieb ihre Kraft zerstreut, und selbst durch diese zerstreute Kraft imponirten sie den Franzosen. In einem kleinen Städtchen lehnte sich ein Haufe gegen das Thor, öffnete blos von Zeit zu Zeit ein Pförtchen, schoß heraus, streckte jedesmal eine Anzahl Feinde nieder, und zog dann die Köpfe geschwind wieder zurück. Die Franzosen mochten drohen und lärmen wie sie

wollten, der kleine Hauſe trieb es immer ſo fort, und zwang ſie abzulaſſen. Ein kleines Dörfchen ſogar, auf einem Felſen liegend, beſchloß, die Franzoſen ſollten nicht herauf kommen. Männer und Weiber bewaffneten ſich, Kinder wälzten große Steine herunter; die Franzoſen ſtutzten und zogen vorüber. Als ſie nahe bei Brunecken waren, zogen ſich die Hirten auf die Gebirge, zündeten ringsumher einige hundert Feuer an, und ſetzten dadurch den ſtarken Feind ſo in Schrecken, daß er mit dieſem offenen Städtchen kapitulirte, auch die Kapitulation treulich hielt. Ihrem Muth allein verdanken es daher dieſe wackeren Hirten, daß ſie nicht ausgeplündert worden ſind. Bauer war ein Schreckenswort für die Franzoſen, das ſie oft im Zaume hielt. »Wir ſind recht gut durchgekommen,« ſagen die Tiroler hier, »wir haben die Franzoſen als Feinde und zuletzt als Sauvegarden hier gehabt, da nannten wir ſie nur Saufgarden, denn ſie tranken viel Wein.« — Das Herz blutet dem deutſchen Patrioten, wenn er ſieht, welch ein zweiſchneidiges Schwert die Regierung damals in der Hand hatte, daß ſie nicht wagte, es aus der Scheide zu ziehen. —

Ihren kindlichen Sinn verrathen die Tiroler hier auch mehr als ſonſt irgendwo durch die Freude an bunten Bilderchen, die ſie ſo gern an ihre Häuſer malen, oder an die Landſtraße ſtellen, und in welchen oft, ſelbſt wenn ſie fromme Gegenſtände darſtellen, eine gewiſſe naive Drolligkeit herrſcht. — Von Heiligenbildern ſind ſie große

Liebhaber. — Außer den erwähnten Bilderchen, ſind die Häuſer auch oft mit Verſen ausgeziert, die oft ein Lächeln erwecken. So las ich z. B. an einem Wirthshauſe:

Lieber Gaſt, komm geſchwind herein,
Haſt du Geld, ſo hab' ich guten Wein;
Haſt du kein Geld, magſt draußen einkehren,
Dort iſt ein friſcher Brunn mit zwei Röhren.

Es pflegt in dieſen Thälern jährlich ſehr viel Schnee zu fallen. Als ich durchreiſte, mußte ich meinen Wagen auf Schlitten ſetzen, und an manchen Orten Tage lang verweilen, um abzuwarten, daß man den Weg öffne, denn mannshoher Schnee hatte ihn verſperrt, auch waren hie und da Lavinen von den Bergen auf die Landſtraße herabgerollt. Eine ſolche Lavine hatte ein Haus eingeriſſen und einen Menſchen erſchlagen. Die Anſtalten, die unterbrochene Kommunikation wieder herzuſtellen, ſind vortrefflich; tauſende von Bauern ziehen ſogleich mit dem Grabſcheit hinaus, und, wo in einer Strecke von vielen Meilen, noch geſtern das Felleiſen der Briefpoſt nur von ſechs Menſchen mit Lebensgefahr durch den Schnee getragen werden konnte, da fuhr ich heute mit einem breiten Wagen, und zahlloſe Schlitten mit Frachtgütern begegneten mir. Es iſt abermals ein Vergnügen zu beobachten, mit welcher Willigkeit und Thätigkeit der Tiroler dies beſchwerliche Geſchäft übernimmt. Unter mehreren Tauſenden, die ich, auf einer Strecke von acht bis neun deutſchen Meilen, am

Wege arbeiten sah, habe ich nicht ein einziges unzufriedenes Gesicht bemerkt, und kein einziger hat mich angebettelt. In Italien würde ich ganz sicher so viele Bettler als Arbeiter gezählt haben. Die Tiroler waren alle freundlich, höflich, gaben mir ihren guten Morgen, oder ihr gelobt sei Jesus Christ! mit bescheidener Herzlichkeit, halfen gern, wo etwa, beim Zusammentreffen mit anderm Fuhrwerk auf schmalem Wege, noch Hilfe nöthig war, forderten nichts dafür, wo sie doch mit Recht hätten fordern dürfen, sondern zogen ihre grünen runden Hüte, wünschten eine glückliche Reise, und fuhren munter in ihrer Arbeit fort.

Wahrlich! hätte Raynal dieses Land durchzogen, er würde eben so in Enthusiasmus gerathen sein, wie einst über Indien, als er (wo ich nicht irre, auf der Küste von Coromandel) eine Unschuldswelt antraf. — Lienz ist das letzte Grenzstädtchen von Tirol. Auch hier haben die Einwohner Proben ihres Muthes gegen die Franzosen abgelegt, auch hier klagen sie bitterlich darüber, von dem General Spork mit eilftausend Mann verlassen worden zu sein. Er wollte mit den Kanonen über die Gebirge zurück; sie stellten ihm vor, das sei nicht möglich, es gebe da nicht einmal Pfade für ein Reitpferd; aber vergebens, er behandelte sie noch obendrein unfreundlich, versuchte den Marsch, mußte aber natürlich bald davon abstehen, und die Kanonen zurücklassen. Hätte er sich mit uns in Einverständniß gesetzt, sagen die Tiroler, wir würden das Geschütz mit

unſern Händen irgendwo hingezogen und vergraben haben, daß der Feind es gewiß nicht hätte finden ſollen; ſo wäre es für den Monarchen gerettet geweſen.

Aber nicht allein Kanonen, auch eine große Menge Ammunition mußte der General Preis geben. Das meiſte ſuchte er freilich zu vernichten, doch die Zeit war zu kurz. Was nicht hatte zerſtört werden können, das nahmen die Einwohner und ſchlugen damit die Franzoſen. Ja wahrlich! die Anekdote iſt ewig denkwürdig! Die Einwohner von Lienz, von denen, die ſie ſchützen ſollten, verlaſſen, mit keinen Waffen verſehen, als ſolchen, die auf eilender Retirade von jenen weggeworfen wurden, ergreifen dieſe, machen einen Wirth, der einmal Wachtmeiſter geweſen war, zu ihrem Anführer, greifen das erſte Corps der Franzoſen, das in ihr Städtchen zieht, muthig an, treiben es von Straße zu Straße, zum Thore hinaus, über die Brücke hinüber, und beſäen den ganzen Weg mit feindlichen Leichnamen. Freilich rückte bald nachher eine Armee von ſechzehntauſend Mann vor die Thore, deren General Rache ſchnaubte. Als er aber ſah, daß die Bauern und Einwohner ungeſchreckt ſich auf die Berge ringsumher zogen und bewaffnet ſtehen blieben, da änderte er den Ton, publizirte, er entſage der gerechten Rache, er wolle nicht den Unſchuldigen mit dem Schuldigen ſtrafen, er fordere blos freien Durchzug und Brot für ſeine Mannſchaft. Dieſe Kapitulation wurde zugeſtanden; als aber der habgierige Franzoſe ein-

mal in der Stadt war, ließ er treulos verkünden: wenn nicht in einer Frist von zwei Stunden hunderttausend Gulden erlegt würden, solle der Ort an allen vier Ecken angezündet werden. Das arme Städtchen that sein möglichstes, Bürger gingen von Haus zu Haus, von französischer Wache begleitet, um Geld zu sammeln, sie konnten aber nicht mehr als fünfundzwanzigtausend Gulden zusammen bringen. Da mußten fünf der angesehensten Einwohner als Geißeln mit der Armee ziehen, wurden auf dem Marsche schimpflich behandelt, bekamen kaum Brot, und — als die Friedenspräliminarien zu Leoben wirklich schon geschlossen waren, verschwieg man ihnen, daß durch diese Präliminarien alle rückständige Kontributionen aufgehoben seien, führte sie einigemal in ein Quarree, als wolle man sie erschießen, und erpreßte, ehe man sie losließ, noch eine namhafte Summe, die sie von Freunden und Bekannten zusammen borgten. — Es wäre gewiß der Mühe werth, daß ein guter Geschichtschreiber sich mehrere Monate lang in Tirol aufhielte; hier würde er Gelegenheit haben, die seltsamsten Aufklärungen über einen Krieg zu sammeln, dessen einzelne Begebenheiten der Nachwelt unbegreiflich sein müssen.

In Lienz fand ich herumziehende Komödianten, die gerade ein Stück von mir aufführten. Das war nicht die einzige Ehre, welche sie mir anthaten, denn sie hatten mir Tags vorher auch ein Stück aufgebürdet, dessen Verfasser ich gar nicht bin; es hieß: Armuth und Liebe, oder:

Wenn es der Fürſt nur weiß, der hilft gewiß. Ich muß leider die Erfahrung ſehr oft machen, daß man mir fremde Sünden auflaſtet, da ich doch, den Kritikern zufolge, an meinen eigenen genug zu tragen habe.

Noch ein Zug zu dem Gemälde der braven Tiroler, eine kleine Begebenheit, die mir auf den Grenzen dieſes guten Landes begegnete, möge meine Bemerkungen über dasſelbe beſchließen. Ich zerbrach unweit Lienz den vordern Schlitten, auf dem mein Wagen ſtand. Wir ſteckten im tiefen Schnee, und konnten, ohne einen neuen Schlitten, unmöglich weiter fahren. Etwa eine Viertelſtunde hinter uns lagen einige Häuſer, ich ſandte auf gut Glück den Poſtillon dahin, ob er vielleicht, was wir bedurften, finden möchte. Er kam mit einem faſt ganz neuen Schlitten zurück, den eine Bäuerin ihm gegeben hatte. Da ich in allen Ländern, durch die ich noch gereiſt bin — (das tiefere Rußland und Sibirien ausgenommen) — immer gefunden habe, daß der ſchamloſe Menſch gar zu gern von der Noth ſeines Nebenmenſchen Vortheil zieht; ſo erwartete ich eine hohe, den Werth des Schlittens zehnfach überſteigende Forderung. Doch wie beſchämt ſtand ich ſelbſt, als auf mein Befragen der Poſtillon mir antwortete: »Wenn der Herr den Schlitten nur bis zur nächſten Station braucht, ſo fordert die Frau gar nichts dafür, will er ihn aber ganz behalten, ſo ſoll ihn der Rademacher im nächſten Dorfe taxiren.« — Da möchte man ausrufen,

wie der Gott der Hebräer: Wahrlich! solchen Glauben habe ich in Israel noch nicht gefunden!

Auch Kärnten scheint ein gutes Land zu sein, aber freilich ist es kein Tirol. Die Kärntner müssen Frohndienste erweisen (Robot), die Tiroler hingegen werden für ihren Fleiß bezahlt, wie sich's gebührt; daher fand ich bei ihnen die Landstraßen wohl unterhalten, und selbst durch mannshohen Schnee gute breite Wege gebahnt. In Kärnten hingegen, wo bei weitem nicht so viel Schnee gefallen war, hatte man die Straßen höchst nachlässig und schlecht bearbeitet. In den Dörfern sah ich große Haufen von Fichtenzweigen aufgeschichtet, welche der Bauer zum Streuen unter das Vieh gebraucht; ein Nothbehelf der Armuth. In moralischer Hinsicht ist mir aufgefallen, daß fast alle Fenster in Kärnten mit eisernen Gittern versehen sind. Dieser Vorsicht schien es in Tirol nicht zu bedürfen.

In manchen Wirthshäusern fand ich ein gedrucktes Bauern-Vater-Unser wider die Franzosen, auf die Thür geklebt, welches zum Theil recht witzig, und immer als ein Beweis der Volksstimmung merkwürdig war. Ich hebe ein paar Stellen aus. Die Bitten: Zu uns komme dein Reich, dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden, sind folgendergestalt paraphrasirt:

Sie quälen ohne Ruh und Raſt,
Und ſchreien: Bauer! was du haſt
Zu uns komme.

Sie rauben, plündern immerdar,
Und, wenn ſie könnten, auch ſogar
Dein Reich.

Herr! wenn du ſie thätſt all' erſchlagen,
Wir Bauern würden mit Freuden ſagen:
Dein Wille geſchehe!

Denn wenn man nichts von ihnen hört,
So lebten wir auf dieſer Erd'
Wie im Himmel.

Ich weiß nicht, wem dies Volk gehört,
Im Himmel ſind ſie gar nichts werth,
Alſo auch auf Erden.

Die letzte Station vor Klagenfurt iſt ſehr angenehm. Man fährt an einem mit Wald bekränzten See zwiſchen waldigen Hügeln dahin. Klagenfurt, Kärntens Hauptſtadt, iſt ein hübſcher, wohlgebauter Ort, mit einem ſeltſam verzierten Marktplatz, denn bei einer ſehr ſteifen Maria Thereſia von Blei ſteht Herkules, gegen den eine ungeheure Schlange ihren Rachen aufſperrt. Mein Lohnlackei verſicherte, dieſer Lindwurm ſei das Wahrzeichen von Kärnthen, und dieſer Herkules (dem er wirklich denſelben Namen gab) ſei ein Gefangener in Mariazell geweſen, und unter der Bedingung begnadigt worden, den Lindwurm zu bekämpfen — Hier iſt ein

Lafl. Er war verdrüßlich und ging zum Pfarrer.

Frih. Zum Pfarrer? was macht er da?

Lafl. Sie spielen Trictrac miteinander.

Frih. Geh, hol' ihn her, aber geschwind'! ich habe ihm nothwendige Dinge zu sagen.

Lafl. (ab)

Frih. (allein) Er soll denn doch die Postpferde nicht umsonst bestellt haben. — Aber wenn er mir nicht traute? — Verdenken könnt' ichs ihm eben nicht, denn er hat schon einige Proben von meiner Manier gesehen. — Halt! da ist ja noch Babets Brief an ihren Vater, den sie mir diesen Morgen gab. — Eine Adresse hat er nicht — wenn der Inhalt — (er durchläuft den Brief flüchtig) vortrefflich! der Inhalt ist allerdings zweydeutig; als ob wir es verabredet hätten. — Ich höre den windigen Patron auf der Treppe. Komm nur, komm nur.

Zweyte

recht artiges, den Landſtänden zugehöriges Theater, deſſen Direkteur, Schantroch, nicht allein ein ſehr verſtändiger Mann, ſondern auch ein Schauſpieler von ausgezeichneten Talenten zu ſein ſcheint. Auch unter der übrigen Geſellſchaft ſah ich einige, die zu Hoffnungen berechtigten.

Eine junge ſchwangere Frau, mit lebhafter Einbildungskraft, muß nicht durch Käraten reiſen, denn ſie bekommt überall ſcheußliche Geſtalten mit drei bis vier Kröpfen zu ſehen. Ein einfacher Kropf iſt faſt eine Seltenheit, gewöhnlich iſt der ganze Hals mit einem Kropfkragen verſehen. Noch weit mehr aber als vor den Kröpfen warne ich vor dem Gaſthofe zu Klagenfurt, welcher der Poſt gegenüber liegt. Ich glaubte, die italieniſchen Gaſtwirthe wären Virtuoſen im Prellen, hier aber haben ſie an einem Deutſchen ihren Meiſter gefunden. Ueberhaupt iſt es in ganz Kärnten nur allzumerklich, daß man das gute Tirol verlaſſen hat: die Menſchen ſind unbehilflicher, gröber, die Poſten werden ſchlechter und langſamer bedient; die meiſten Wirthshäuſer ſind ſchmutzig und theuer; der Wein iſt ſchlecht. Für alles, was Tirol in ſolcher Fülle gewährte, findet man zum Erſatz nichts als — ſteiriſche Kapaunen, die oft zäh und mager genug ſind. — Das Städtchen Frieſach iſt, laut einer Inſchrift, ſeit fünfhundert Jahren, vierzehnmal durch Feuer und Krieg verwüſtet worden, alſo ungefähr in jedem Menſchenalter Einmal. Die Bürger müſſen viel Vaterlandsliebe beſitzen, weil ſie einer vom Schickſal ſo hartnäckig verfolgten Stadt nicht

endlich den Rücken kehren. — Zwiſchen Frieſach und Neumarkt iſt ein Thal, das ſo eng iſt, als das Herz eines Geizhalſes. Felſen von grünem Geſtein preſſen hier ein Bächlein zuſammen, das nur murrend noch ſo viel Raum abgibt, als der Reiſende bedarf, um durch das kühle Thal zu ſchlüpfen. —

Zu Krautbach, in Steiermark, ſah ich einige junge Bauerkerle fantaſtiſch geſchmückt herum ziehen; ſie ſpielten eine Art von Komödie, der eine, z. B. in Pelz vermummt, ſtellte den Winter vor, der andere, den Hut mit Kornähren verziert, den Sommer; beide ſtritten mit einander um die Herrſchaft. Leider waren meine Pferde ſchon vorgeſpannt, und der hereinbrechende Abend nöthigte mich, zu eilen, ich mußte mir alſo das Vergnügen verſagen, dieſes Volksluſtſpiel mit anzuſehen. Es wäre aber zu wünſchen, daß ein gelehrter Einwohner von Steiermark in irgend einem Journal etwas Näheres darüber bekannt machte, beſonders über den Urſprung und die älteſten Spuren dieſer Gewohnheit. — In Leoben wurden einſt die bekannten Friedenspräliminarien geſchloſſen. Es iſt ein artiges Städtchen, welchem ich eine längere Dauer wünſche, als ſeinen Friedenspräliminarien. Unſere Wirthin verſicherte, Bonaparte oft geſehen zu haben. Damals, ſagte ſie, ſei er gar mager, blaß und klein geweſen, jetzt, als Kaiſer, werde er wohl ganz anders ausſehen.

Es iſt merkwürdig, daß in Steiermark jetzt eine ſehr gute Zeitung herauskommt. Ich weiß nicht, wer der

Redakteur der Grätzer Zeitung ist, aber er schreibt gut. Selbst die Theaterkritiken der Grätzer Zeitung sind verständig und unterhaltend abgefaßt.

Unweit Schottwien ersteigt man einen, dem Ansehen nach, nicht hohen Berg; aber wie staunt man nicht, jenseits zu finden, daß man wenigstens dreimal tiefer wieder hinabklimmen muß, als hoch man gestiegen war. Hieran erst bemerkt der Reisende deutlich, daß er bisher in einem sehr hoch gelegenen Lande sich befand, und bald beweist es ihm auch das plötzlich veränderte Klima. Bei starkem Schneegestöber fuhr ich aus Mürzzuschlag, einige Fuß hoch lag der Schnee auf dem Gebirge, die Zäune hatte er ganz vergraben. Sobald ich aber Schottwien erreicht hatte, war alles verschwunden, auf Feldern und Landstraßen keine Spur von Schnee; lieblicher Sonnenschein erquickte das junge Roggengras.

Wer, zwei Posten von Wien, seine Ungeduld, in der Hauptstadt anzukommen, noch ein wenig bemeistern kann, der steige aus, um Schönau zu besehen, welches dicht am Wege liegt, von dem Geschmack seines Besitzers (des Baron Braun) überall zeugt, und besonders durch den in seiner Art einzigen Tempel der Nacht berühmt ist, zu welchem man durch unterirdische Gänge bei Fackelschein tief hinab wallfahrtet, bis plötzlich eine Pforte aufspringt, und man in das Heiligthum der Nacht tritt, wo nur Alabaster-Vasen düstern Schein verbreiten, und sanfte, ferne Harmonien, vom Echo wiederholt, den Zauber vollen-

den. — Auch das Grabmahl des liebenswürdigen Dichters Alxinger ist zu Schönau. Ich ergreife diese Gelegenheit, einen Irrthum zu berichtigen, der sich in verschiedene Reisebeschreibungen und Taschenbücher eingeschlichen hat; die Inschrift nämlich auf Alxinger's Denkmahl ist nicht von mir, sondern, wo ich nicht irre, von meinem biedern Freunde Ratschky, der den Verstorbenen genau kannte, und folglich auch allein eine so vertrauliche, nähern Umgang beweisende Inschrift machen konnte. Ich habe Alxinger leider nicht persönlich gekannt, denn ich kam erst nach seinem Tode nach Wien. Ueberhaupt ist auf Schönau nichts von mir, ausgenommen die Inschriften in dem unterirdischen Gange, der zum Tempel der Nacht führt.

68. Wien.

Es versteht sich, daß mir nicht einfallen kann, eine Beschreibung von Wien zu liefern; nur einzelne Bemerkungen, von welchen man lieber sagen möge: sie sind zu kurz, als daß sie das Schicksal von Nicolai's Reisen theilen sollten, die Niemand liest, weil sie zu lang sind.

Ich habe den wackern, genialen Füger wieder gesehen, der in diesem Augenblicke ein paar herrliche Skizzen zu großen Gemälden entworfen hat. Alceste, sich den Todtengöttern weihend, um ihren Gatten zu retten, und Alceste, vom Herkules in Admet's Arme zurückgeführt. Das letztere besonders wird ein sehr ergreifendes Bild werden, und frappirt außerordentlich durch die mannigfal-

tigen Leidenschaften, die hier zur schönsten Einheit verschmolzen sind. Herkules, die Mittelfigur, in erhabener Ruhe, seine Blicke und seine Stellung sagen: ich that ja nichts Ungewöhnliches. Neben ihm Alceste, den Grabesschleier, der sie noch verhüllt, mit liebendem Verlangen zurückschlagend. Ihr gegenüber Admet, der, aus dem Palaste stürzend, dem Sklaven eine Fackel entriß, bei ihrem Schein seinen Augen nicht traut, hoffend und zweifelnd die Hand ausstreckt, die Geliebte zu berühren. Dann die Kinder, die den Schatten der Mutter noch zu fürchten scheinen, und endlich, auf der Treppe des Palastes, die reiche Gruppe der Bewohner desselben, die, auf das Gerücht von Herkules Ankunft, Großes erwartend, herbei eilen, Neubegier, Staunen, Furcht, Entzücken ausdrücken. Es war wohl kaum möglich, einen reichhaltigern Gegenstand für den Pinsel zu wählen. Wie verständig und gefühlvoll Füger ihn behandelt habe, brauche ich nicht hinzuzufügen. Auch das erste Gemälde wird sicher den Meister ehren; nur schien es mir, daß das Kind, welches die Amme Alcesten zu Füßen legt, um sie in ihrem Entschluß wankend zu machen, den Gedanken des großen Künstlers etwas zweideutig macht, denn die Amme sieht nicht etwa Alcesten bittend an, sondern sie senkt das Haupt zu dem Kinde herab, wodurch man verleitet wird, zu glauben, die ganze Handlung beziehe sich auf das Kind. Ich habe es gewagt, diesen Zweifel dem Künstler selbst zu äußern, und er war so gütig, ihm Aufmerksamkeit zu

ſchenken, bewies mir aber, daß bei einer veränderten Stellung theils die zweite Hauptfigur, Admet, verdeckt, theils die Amme ſelbſt zu einer Hauptfigur werden würde, wogegen ich freilich nichts einwenden konnte. — Auch einen faſt vollendeten Coriolan, ſeine zürnende Mutter empfangend, und einen ſkizzirten Pendant zu dieſem vortrefflichen Bilde, Camillus triumphirend auf dem Capitol, Freunde herzlich bewillkommend, Feinden großmüthig verzeihend, habe ich bei Füger geſehen, und ſchon dieſe Zuſammenſtellung des Coriolan mit dem Camillus beweiſet, welch ein denkender Künſtler er iſt. Ich verdanke ihm eine der genußreichſten Stunden, die ich in Wien zugebracht habe, muß aber faſt vermuthen, daß wenige Fremde auf dieſen Genuß eiferſüchtig ſind, denn, zu meinem höchſten Erſtaunen, mußte ich ſeine Wohnung lange ſuchen, und viele Wiener, die ich befragte, wußten mich nicht zu berichten.

Ich habe den liebenswürdigen Prinz de Ligne wieder geſehen, dem noch immer die Muſen lächeln, den noch immer die Grazien umgaukeln, und der in einer Stunde ſo viel Schönes und Witziges ſagt, daß unſere Taſchenbücher ſich Jahre lang damit behelfen könnten. — Ich habe meinen berühmten Freund, den Doktor Gall, wieder geſehen, der Dinge im Gehirn entdeckt hat, die vor ihm kein Gehirn ahnete; darum haben auch gehirnleere Schädel es dahin zu bringen gewußt, daß ihm ſeine Vorleſungen verboten worden. Das Gehirn iſt hier ein Stein des Anſtoßes.

Ich habe den biedern Ratschky wieder gesehen, einen unserer genialsten Dichter, auf dem Musäus Geist ruht, der auch Musäus treffliches Herz besitzt, ja dessen Gestalt sogar nicht selten an jenen Unvergeßlichen erinnert. Fast gerathe ich in Versuchung, die Parallele noch weiter auszuspinnen. Wie weit mehr der Meisterwerke von Musäus würden wir besitzen, wenn nicht der Schulstaub so manche Blüte im Keim erstickt hätte. Ratschky ist jetzt Lotterie-Direktor. Ich habe meine gute Adamberger nicht wiedergesehen! Die Zartheit ihres Geistes, die Tiefe ihres Gefühls, haben vor der Zeit eine Organisation zerstört, die solch einer fortwährenden Geistesschwelgerei nicht gewachsen war. Thalia hat ihre jüngere Schwester begraben, und wird noch lange trauern. Ach! an ihrem Hügel vergißt der Dichter die Künstlerin, um sich nur mit Wehmuth der Freundin zu erinnern. Sie war meine Freundin! sie blieb es in jeder Lage. Weder beleidigte Eitelkeit noch Anhetzerei konnte sie je abwendig von mir machen, denn sie bewahrte eine schöne starke Seele im allzuzarten Körper. — Ich habe sie nicht wieder gesehen! — Eine Blume wollte ich auf ihr Grab streuen, und siehe, aus der Blume ist eine Thräne geworden!

Ich habe den thätigen Buchhändler Degen und die Kunstwerke gesehen, die Wien ihm kühl verdankt. Seine Prachtausgaben von Uz, Zimmermann u. s. w. wetteifern mit denen der reichen Britten; selbst die kostbaren Einbände geben den englischen nichts nach.

Das iſt um ſo mehr erſtaunens- und dankeswürdig, da die Engländer in doppelter Hinſicht große Vortheile haben; denn einmal dürfen dieſe, unter ihren kunſtliebenden Großen, weit ſicherer auf Abſatz rechnen; und zweitens dürfen ſie nach Belieben unter den Meiſterwerken ihrer vaterländiſchen Genies wählen, da hingegen Degen nur drucken darf, was die Cenſur erlaubt, das heißt gar nichts. Er ging mit dem ſchönen Plane ſchwanger, Göthe's Werke in einer Prachtausgabe zu liefern, aber er gab ihn wieder auf.

Ich habe das kaiſerliche Naturalienkabinet geſehen, welches ſehr anſehnlich vermehrt worden, unter andern mit einer Giraffe, die mir noch höher ſcheint, als die zu Paris. Ich habe es oft tadeln und eine Spielerei ſchelten hören, daß man, bei der Einrichtung dieſes Kabinets, von der gewöhnlichen trocknen Form abgewichen, und daß man, bei jeder Thiergattung, eine paſſende Dekoration angebracht hat; ſo z. B. laufen die Hühner um eine artige kleine Meierei; die Waſſervögel ſind an beſchilften Quellen; die Lerchengattungen auf einem Ackerfelde; vierfüſſige wilde Thiere in Höfen oder zwiſchen Ruinen u. ſ. w. Wie geſagt, man hat dies oft ſpöttiſch getadelt, denn die Herren Gelehrten lieben das Trockene außerordentlich, und laſſen nichts für gelehrt gelten, was nicht zugleich trocken iſt; ich aber finde die Einrichtung in jeder Rückſicht zweckmäßig, denn das Kabinet iſt nicht für Gelehrte, ſondern zum Vergnügen eines naturliebenden Monarchen

und seines Volkes bestimmt. Den letztern Umstand wolle man besonders nicht aus den Augen verlieren. Zweimal in der Woche steht das Kabinet Jedermann offen, und immer ist es an solchen Tagen gedrängt voll Menschen aus allen Ständen. Diese sehen hinter den hermetisch verschlossenen Glaswänden nicht allein die Thiere selbst, sondern auch die Oerter, wo sie sich aufzuhalten pflegen, zum Theil ihre Gewohnheiten, bei Vögeln z. E. die Art, wie sie ihre Nester bauen, hier an Mauern kleben, dort an Bäumen aufhängen. Ueberall finden sie Namen und Vaterland der Thiere mit großen Buchstaben aufgezeichnet, und auf diese Weise wird ein unterrichtendes Vergnügen daraus, da hingegen, wenn alles in Schränken nach alter Weise geordnet wäre, das Volk blos gaffen müßte, denn obgleich der jetzige Direktor des Kabinets, Stütz, ein sehr gefälliger humaner Mann ist, so würde es ihm doch unmöglich sein, dem immer neu hinzu drängenden Haufen alles zu erklären. Man glaube indessen ja nicht, die Thiere wären nach Gutdünken und Laune unter einander geworfen! O nein, sie sind auch nach dem Linné'schen Sistem geordnet, nur auf einem lieblichern Hintergrund als ein gewöhnlicher Schrank ist, aber das Liebliche können die Gelehrten nun einmal nicht leiden.

Ich habe auch die Menagerie zu Schönbrunn wiederum mit Vergnügen besucht. Zwar sind manche meiner alten vierfüssigen Bekannten unterdessen zu ihren Vätern versammelt worden (unter andern der schöne Eisbär), aber

der ehrliche tölpiſche Strauß lebt noch; der Auerochs, den das Alter übelgelaunt und auf einem Auge blind gemacht hat, ſchießt noch Blitze aus dem andern Auge; die beiden Elephanten ſtrecken noch ihre Rüſſel entgegen (das Männchen hat vor ein paar Jahren, ſo gut als ein Menſch, aus Liebe ſehr dumme Streiche gemacht). Neu hinzugekommen iſt eine liebenswürdige Familie von Kanguru's, die unbeſchreiblich drollig und intereſſant iſt; denn theils ſoll auch wohl ein Kato lächeln, wenn er dieſe Thiere kriechen oder hüpfen ſieht, theils war ein Weibchen von der Familie eben trächtig, und ihre Niederkunft ziemlich nahe. Nun trägt der Kanguru bekanntlich ſein Junges in einem offenen Beutel unter dem Bauche; wenn nun die Mutter auf ihren langen Hinterfüſſen ſteht, und die Fremden anſchaut, ſo ſteckt das Junge auch ſein Windſpielsköpfchen aus dem Beutel, um zu ſehen, was paſſirt. Dieſer Anblick iſt einzig.

Ich bin auch wieder geluſtwandelt in den herrlichen Treibhäuſern, in welchen einſt Joſeph II. ſeine Gäſte mit ſelbſt gezogenem Kaffee und Zucker bewirthete, und die noch jetzt, unter der Obhut des erſten Gärtners in Europa, des wackern Boos, Pflanzen und Bäume aller Welttheile hervorbringen. Hier ſpazirt man zwiſchen Sago-Palmen, Zuckerrohr und Papagaien, ſtößt hier auf eine Theeſtaude und dort auf den Papyrus; kurz, man vermißt keine merkwürdige Pflanze, und die Ordnung, die Rein-

Zweyte Scene.

Frik und Selicour.

Sel. Was beliebt?

Frik. Gute Nachrichten von Couſine Babet.

Sel. Wollen Sie mich etwa wieder zum Narren haben?

Frik Gott bewahre!

Sel. Den Kuhſtall vergeſſe ich Ihnen nicht.

Frik. War es denn meine Schuld, daß Babet durch den Platzregen verhindert wurde?

Sel. Spitzbüberey.

Frik. Hören Sie mich nur, und Sie werden mein redliches Herz kennen lernen.

Sel. Nun was giebts?

Frik. Man will Babet verheirathen.

Sel. Ein neues Mährgen.

Frik.

lichkeit, die gefällige Anordnung des Ganzen laſſen nichts zu wünſchen übrig.

Ich bin auch ſo glücklich geweſen, das erhabene kaiſerliche Paar wieder zu ſehen, das noch immer durch frohe Häuslichkeit ſeinen Unterthanen ein Muſter aufſtellt. Mit Ehrfurcht habe ich Deutſchlands Helden, dem Erzherzog Karl mich genaht, mit Liebe und Ehrfurcht habe ich ihn verlaſſen. Er iſt nicht blos Belonen's Liebling, auch Minervens Freund, und wer mit ihm ſpräche, ohne ihn zu kennen, noch von ſeinen Thaten zu wiſſen, der würde eher glauben, mit einem Philoſophen, als mit einem Krieger ſich zu unterhalten; auch war dieſe Täuſchung begünſtigt, durch ſein ſo ganz natürliches menſchliches Benehmen, das ich ungern Herablaſſung nennen möchte, weil dieſes Wort ſelten geziemend iſt, und wo es etwa auf einer Seite paßt, gewöhnlich auf der andern eine Selbſtherabwürdigung vorausſetzt. — Noch eine Stunde wird mir unvergeßlich bleiben, in der ich einem wahrhaft königlichen Jünglinge, dem Erzherzog Johann, mich nähern durfte. In ihm blüht Oeſterreich eine ſchöne große Hoffnung! Noch weiß Deutſchland wenig von dieſem vortrefflichen jungen Manne, den es ganz gewiß einſt bewundern, vielleicht ihm viel verdanken wird. Schon jetzt in ſeinem noch beſchränkten Wirkungskreiſe iſt er ein leuchtender Mittelpunkt. Als Chef des Genieweſens hat er die venetianiſchen Provinzen, das gute Tirol, und die angrenzenden Län der bereiſt, ſo wie wohl ſelten Länder von einem

Fürſten bereiſt werden. Bald zu Fuße, bald zu Pferde wich er von der Landſtraße, und begab ſich überall hin, wo er eine Naturſchönheit oder etwas in wiſſenſchaftlicher Hinſicht Merkwürdiges zu finden hoffen durfte. Ein geſchickter Zeichner mußte ihn begleiten, daher er eine Menge der maleriſchſten Anſichten von Tirol geſammelt hat, die das Publikum, in ein Voyage pittoresque vereinigt, einſt zu erblicken hoffen darf. Nicht blos die Zaubereien der Natur in Tirol, auch vaterländiſche Geſchichte und Menſchenbeobachtung waren ſein Ziel, ſein erreichtes Ziel! Auch er ſpricht mit Wärme von den braven Tirolern, denen er herzlich zugethan iſt. In der Gegend von Verona hat er hiſtoriſche Unterſuchungen über die räthſelhaften Dörfer (sette commune genannt) angeſtellt, die ihren märchenhaften Urſprung noch von den Cimbrern herleiten, und in welchen ein uraltes Deutſch geſprochen wird. Der Erzherzog glaubt gefunden zu haben, daß die Einwohner dieſer Dörfer zu den Zeiten Kaiſer Friedrich's des Rothbarts in jene Gegenden verſetzt worden; er hat ein Vokabularium ihrer Sprache geſammelt, welches natürlich für den Sprach- und Alterthumsforſcher unendlich intereſſant ſein muß. Sowohl dieſes, als auch die Reſultate ſeiner hiſtoriſchen Unterſuchungen, wird er unſerm Johannes Müller mittheilen, den er mit dem Titel ſeines Freundes beehrt. Wir haben alſo Hoffnung, die Bemerkungen eines ſo ſeltenen Reiſenden dieſer Art von einem eben ſo ſeltenen Schriftſteller vorgetragen zu ſehen. Außer einem

ſchönen Kabinet von Tirols Mineralien, hat der Erzherzog auf ſeinen Reiſen auch manche intereſſante Alterthümer geſammelt; unter andern hat er einem Bauer den Grabſtein von Romeo und Julie abgekauft, wenigſtens läßt die alte Inſchrift ſich ohne Zwang auf dieſes berühmte Paar deuten, um ſo mehr, da der Stein in einem Gewölbe gefunden wurde, wohin die allgemeine Volksſage das Grab dieſer unglücklich Liebenden ſetzt. Das Schloß von Romeo's Familie exiſtirt noch, der Erzherzog hat es ſelbſt beſucht. Man ſieht es ihm an, daß nicht blos ſeine Wißbegierde, ſondern auch ſein Herz an allem Theil nimmt, was die Vorwelt noch in ihren Trümmern merkwürdig macht. So beſchränkt für ſeinen Stand ſeine Einkünfte jetzt noch ſind, ſo ſcheut er doch keine Koſten, wenn er die Wiſſenſchaften befördern kann, und ſehr unterrichtete Männer haben mich verſichert, daß zwei Drittheile ſeiner Einkünfte jährlich auf dieſen edlen Zweck verwendet werden. Dabei iſt er, wie alle Männer vom echtem Gehalt, ſo anſpruchlos und ungekünſtelt, ſo rein und hell, daß allen, die ihn kennen, nichts weiter übrig bleibt, als das Gebet: Bewahr' ihn Gott vor dem Gift der Schmeichelei! — Doch ein Geiſt, der ſchon ſo ausgebildet iſt, wie der ſeinige, hat wenig mehr davon zu fürchten. — Deutſchland, das den Erzherzog Johann nur noch aus Zeitungen und nur dem Namen nach kennt, wird vielleicht erſtaunen, mich mit ſolchem Enthuſiasmus von ihm ſprechen zu hören; aber Deutſchland iſt auch nicht

gewohnt, in meinen Schriften Schmeicheleien zu lesen, ich darf also Glauben fordern, um so mehr, da hier keine Art von Interesse meine Feder besudeln kann. Ohnehin ist es ja nur ein Zufall, daß ich gerade der erste bin, der sein gerechtes Lob verkündet; wenige Jahre noch, und meine Stimme verhallt unter Tausenden.

Die Bildsäule Kaiser Joseph II., von der man schon seit vielen Jahren sprach, ist nun wirklich fertig, und eine Bretterhütte auf dem Platze vor der Bibliothek läßt vermuthen, daß bereits an dem Fußgestell gearbeitet wird. Leider ist weder dieser Platz, noch irgend ein anderer in Wien, schön genug, um einen solchen Schmuck zu verdienen.

Aber warum will man denn durchaus Wien nicht zu einer der schönsten Städte von Europa machen? es wäre doch nur ein einziges Wort dazu nöthig, ein Wort, das dem Kaiser keinen Heller kosten, wohl aber Millionen eintragen würde — Vernichtung der Festungswerke. Die Vortheile springen in die Augen. Eine neue, herrliche Stadt würde Wien mit seinen Vorstädten verbinden; der Verkauf der Bauplätze würde die kaiserlichen Kassen bereichern; die allgemeine Klage über den ungeheuren Miethzins würde aufhören, denn in zwanzig Jahren, vielleicht früher noch, würde das ganze Glacis mit Häusern bedeckt sein; die Luft in der Stadt würde reiner und gesunder werden; der entsetzliche Staub auf dem Glacis würde die Menschenlungen nicht mehr ruiniren; kurz, an

Schönheit, Freundlichkeit und Gesundheit würde Wien unaussprechlich gewinnen. Die Wiener würden wohlfeiler wohnen, und dennoch bliebe es für den Hof eine treffliche Finanzspekulation, die man nicht beseufzen hören würde, wie bei manchen andern hie und da geschieht, sondern die Jedermann mit Frohlocken aufnehmen müßte.

Ich wiederhole es, die Vortheile springen in die Augen. Aber die Nachtheile? — ich bin zu kurzsichtig, um irgend einen wahrzunehmen. Man wird doch wohl niemand überreden wollen, daß Wien sich jemals gegen einen Feind vertheidigen werde? — Die Vorstädte sind ja mehr werth als die Stadt, und selbst, wenn man das ungeheure Opfer bringen wollte, die Vorstädte abzubrennen, oder nieder zu reißen, was würde das helfen? Den Schutt könnte man doch nicht wegschaffen, die unendlichen Steinmassen, hinter welchen der Feind sich nach Herzenslust verschanzen könnte? — Oesterreich's Hauptstadt muß durch seine Armeen beschützt werden, so wie jede andere Hauptstadt in Europa. Paris, London, Petersburg, Berlin u. s. w. sind auch keine Festungen, und darum nicht weniger sicher. Von den Türken hat Wien ohnehin nichts mehr zu fürchten; und als die Franzosen sich näherten, legte man stillschweigend das Bekenntniß ab, daß die Festung Wien nicht zu vertheidigen sei, denn trotz der furchtbaren Corps von Freiwilligen schloß man schnell Frieden. Gegen einen coup de main würden ein paar Citadellen auf den nahen Bergen hinlänglich schützen. Was

ſtünde denn alſo noch im Wege, um ſolch einen leichten, in jeder Rückſicht vortheilhaften Plan auszuführen? Sollten etwa einige Paläſte der Großen ihre Ausſicht dadurch verlieren? — Ich wünſchte, daß etwa ein militäriſcher Schriftſteller Oeſterreich's die Fremden und Einheimiſchen von den wichtigen Gründen unterrichtete, die doch wohl vorhanden ſein, aber wahrlich tief verborgen liegen müſſen.

Auch die Theater habe ich wieder geſehen, ſie ſind noch ſo ziemlich was ſie waren. Die Ziegler'ſchen Dramen die ſonſt die Zierde derſelben ausmachten, ſind jetzt durch die Weißenthurn'ſchen verdrängt worden, mit welchen das gute Publikum reichlich beſchenkt wird. Auch Collin, dem zum Theaterdichter nichts weiter fehlt, als Theaterkenntniß, unterhält die Wiener dann und wann mit poetiſchem Schwulſt, den ſie zwar nicht verſtehen, aber doch recht gern bewundern. Ausländiſche Produkte leidet die Cenſur nicht, oder ſtutzt ſie doch dermaßen zu, daß ſie völlig wieneriſch anzuſchauen ſind.

Die Ballete habe ich beſſer gefunden, als in den meiſten Orten von Italien, Rom nicht ausgenommen. Zwar ſcherzt man in Wien darüber, aber grundlos, wie über manches andere. Gewiß würde man den Baron Braun den Dank nicht weigern, den er verdient, wenn man ſich nur die Mühe geben wollte, die ſämmtlichen Ballete zu Rom, Bologna, Verona u. ſ. w. mit dem zu Wien zu vergleichen. Madame del Caro iſt freilich keine Caſſentini

aber die Grazien nehmen ſich auch nicht alle Tage die Mühe, eine Caſſentini aufzuziehen.

Im deutſchen Schauſpiel hört man noch immer den Souffleur recht fleißig; Madame Roose ſteht noch immer mit Wahrheit und Gefühl im ſchweſterlichen Bunde; Mademoiſelle Eigenſatz entzückt durch ihre Schönheit, oft auch durch ihr Spiel, und Madame Weiſſenthurn erhält ſich in dem ſchönen Vorrecht zu entzücken, ohne zu wiſſen wodurch. Die Wiener ſtehen in dem irrigen Wahn, wir hätten in Berlin Mademoiſelle Eigenſatz nicht geſchätzt; ſie war auch uns dort jederzeit eine ſehr angenehme, freundliche Erſcheinung, nur haben wir keine Medea von ihr geſehen, zu der ihr auch wohl die Natur manches verſagt zu haben ſcheint, ob ich gleich gern bekenne, daß ihr Spiel ein ſehr rühmliches Studium verrieth, und daß ſie ſich auf der Bühne außerordentlich maleriſch zeichnet.

Uebrigens habe ich die Wiener noch eben ſo herzlich bieder, ſo anſpruchlos gaſtfrei, ſo empfänglich für alles Gute, auch noch eben ſo leichten Sinnes gefunden, als ich ſie vor ſechs Jahren verließ. Sie klagen ſehr über Theurung, verſäumen aber keine Redoute; ſie ſchimpfen auf ihr Theater, gehen aber täglich hinein; ſie meinen, es könne alles beſſer werden, ſind aber mit allem zufrieden. — Gänzlich verſchwunden iſt jede Art von klingender Münze, auch werden die Kipfel nicht mehr ſo gut gebacken, als

vormals. Hingegen darf Wien sich endlich auch eines guten Wirthshauses, zum römischen Kaiser, rühmen.

69. Reise über Prag und Dresden nach Berlin.

Ich sage nichts von der Donaubrücke, die alle Jahre vom Eise weggerissen, und dennoch nie solider gebaut wird, weil — wie man behauptet — die Reparatur jährlich fünfzigtausend Gulden kostet. Ich sage nichts von Prag, wo der heil. Johann von Nepomuck noch immer im silbernen Sarge liegt, weil die Franzosen nicht bis Prag gekommen sind; wo man neben zahllosen Reliquien eine preußische Kanonenkugel aus dem siebenjährigen Kriege verwahrt; und wo man eine Opera buffa hat, die zwar Niemand sehen mag, die aber doch Ehrenhalber unterhalten werden muß, sollte auch das deutsche Schauspiel in Gottes Namen zu Grunde gehen.

Zwischen Prag und Dresden fängt der Reisende bald an zu merken, daß er sich der churfächsischen Grenze nähert, nämlich an den schlechtern Wegen, der langsamern Bedienung, den gröbern Postillons. Es ist doch in der That eine Schande für Sachsen, daß man von Neapel bis nach Töplitz, also gegen dreihundert deutsche Meilen, durch vieler Herren Lande, überall auf guten Chausseen reisen kann, und daß gerade hier jede Bequemlichkeit aufhört! Hier! in einem Lande, wo der weise Beherrscher, nicht für sich, sondern zum Glück seiner Unterthanen, Schätze

gesammelt hat, deren tausendster Theil vielleicht hinreichen würde, Sachsen die unschätzbare Wohlthat guter Landstraßen zu geben, — hier, wo man Steine genug, und also nicht nöthig hat, wie an einigen Orten in Italien, durch Esel in kleinen Körben die Steine mühselig herbei schleppen zu lassen — hier, wo man Hände genug hat, wenn man nur nicht verschmäht, gleich den alten Römern, die Legionen auch im Frieden nützlich zu beschäftigen. — Ein Sachse, der sein Vaterland herzlich liebt, sagte neulich sehr gelassen und gutmüthig: »Bin ich verreist gewesen, komme zurück, und bleibe mit meinem Pferde irgendwo stecken, so freue ich mich, denn ich weiß, daß ich nun wieder im lieben Vaterlande bin.«

Wenn man im grünen Gewölbe zu Dresden die orientalisch-kaiserlichen, aber todten Schätze betrachtet, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren: ach! wenn doch hier zwei oder drei große Diamanten weniger, und dagegen der guten Landstraßen mehrere wären! — Derselbe Gedanke ergreift den Fremden unwiderstehlich, wenn er das elende und einzige Schauspielhaus betritt, welches an Kleinheit und Dunkelheit mit Marionettenbühnen wetteifert, und dennoch vom ganzen Hofe fleißig besucht wird. Da wäre abermals, ohne Belästigung der churfürstlichen Kassen, die Aufopferung eines einzigen Diamanten hinreichend, einer so schönen Stadt wie Dresden die unentbehrliche Zierde zu verleihen. Wozu nutzt jenes ungeheure Brillanten-Magazin? — Zu gar nichts auf der Welt, als daß

ein paar neugierige Fremde es anſtaunen. Es kommt mir gerade ſo vor, als häufe ein Privatmann Silbergeſchirr, um ſeine Gäſte mit Kartoffeln zu bewirthen. Sollte vollends Sachſen einmal das Unglück haben, von einem raubſüchtigen Feinde überfallen zu werden, wie ſchnell würde der ſtets gierige Schlund einer fremden Hauptſtadt jene Schätze verſchlingen? Würden ſie hingegen in Straßen und Gebäude verwandelt, ſo könnte dieſer ſolide Reichthum dem Lande nicht geraubt werden. Ja, wenn doch der Churfürſt noch die Pracht liebte? Wenn er wenigſtens Freude an ſeinem Brillanten-Gewimmel hätte? aber nichts weniger; er iſt ein ſehr biederer, einfacher Mann, dem es höchſt läſtig iſt, an Gallatagen ſeine großen, ſchweren Garnituren herum zu tragen. — Ach! warum muß es doch ſo viele nutzloſe, das Gute hindernde Dinge in der Welt geben, die man blos beibehält, weil ſie von Alters her ſo geweſen ſind. — Die Churfürſten von Sachſen waren von jeher fromme, und folglich nach ihrem Tode ſelige Herren; ſollte es ſich aber jemals zutragen, daß ein künftiger Churfürſt nach ſeinem Hinſcheiden eine Strafe verwirkt hätte, ſo gäbe es gewiß keine härtere, als die: ihn auf ſeinen eigenen Landſtraßen von ſächſiſchen Poſtillons Tag und Nacht herum kutſchen zu laſſen.

Von der herrlichen Bildergallerie zu Dresden ſage ich natürlich kein Wort. Wer kennt ſie nicht? Sie bleibt auch für den noch eine herrliche Sehenswürdigkeit, der eben aus Italien kommt, ja, ſie hat große Vorzüge vor allen ita-

Fritz. Den Henker auch! der Bräutigam iſt ſchon im Hauſe.

Sel. Wer? wo?

Fritz. Ein verdammt putziger Kerl, ein gewiſſer Major Turtelack, der von nichts als von Naſ' und Ohren abhanen ſpricht.

Sel. Wo wär' er denn?

Fritz. Im Speiſezimmer. Hätten Sie nicht Tricktrack mit dem Pfarrer geſpielt, wer weiß ob Sie noch lebten.

Sel. (erſchrocken) Wie ſo?

Fritz. Ich ſage Ihnen, der Kerl iſt grimmig wie Simſons Löwe, und ſieht aus wie Methuſalem in Dragoneruniform.

Sel. Wie kömmt er denn ſo plötzlich hieher?

Fritz. Die Tante hat ihn verſchrieben, um Babet los zu werden.

Sel. Und was ſagt Babet?

Fritz. Sie iſt außer ſich; ſie will mit Ihnen davon laufen, je eher je lieber.

Sel. Wer Ihnen trauen dürfte.

Fritz.

lieniſchen Sammlungen (etwa die von Lucian Bonaparte ausgenommen), weil ſie gewählter iſt, weil man nicht alle Augenblicke auf mittelmäßige und ſchlechte Produkte ſtößt, die man für Meiſterwerke zu halten erſucht wird; weil die Gemälde weit beſſer konſervirt ſind, weil das Lokal ſchöner, freundlicher, einladender iſt.

Auch auf der ſogenannten Rüſtkammer wird der Fremde ein paar übrige Stunden recht angenehm zubringen, wäre es auch nur, um die Piſtolen zu ſehen, die Karl XII. in dem Augenblicke trug, als er erſchoſſen wurde; oder die Rüſtung des großen Guſtav Adolph; oder — zur Beluſtigung — die alten Kleider, in welchen vor mehreren hundert Jahren Fürſten und Fürſtinnen prangten.

Die berühmte Porzellanfabrik behauptet noch immer den Vorzug in dem ſogenannten Biscuit, die Figuren werden hier am ſchönſten und reinſten der Antike nachgeformt. In der Malerei hingegen iſt die Wiener Fabrik ihr weit überlegen. Auch den Formen ihrer Geſchirre mangelt Geſchmack.

In Meißen fand ich die Elbe ſtark ausgetreten, einen Theil der Stadt überſchwemmt: das trägt ſich hier oft zu, doch ſelten ſteigt das Waſſer ſo hoch, als im Jahre 1799, wo es die nahe gelegenen Häuſer gänzlich bedeckte. Dergleichen war zuvor in Meißen nie geſchehen: die älteſte und höchſte Waſſerflut, von der man daſelbſt noch Spuren zeigt, war im Jahre 1501, wo aber das Waſſer bei weitem nicht jene furchtbare Höhe erreichte. Daher hatten auch,

durch hundertjährige Erfahrungen sicher gemacht, die Einwohner ihre Häuser nicht verlassen, sondern sich nur, als die Flut stieg, in die obern Stockwerke, endlich auf die Böden begeben, von da sie zuletzt gar hinaus auf die Dächer gekrochen waren, wo nun einige hundert Menschen wimmernd und kreischend saßen, indessen ihre Füße schon von den Wellen bespült wurden, mit jedem Augenblick das Wasser höher stieg, der Tod näher rückte. Das sahen die Mitbürger am Ufer mit unthätigem Mitleid. Nur ein alter wohlhabender Schiffer, der mehrere Fahrzeuge auf der Elbe besitzt, befahl seinen Bootsleuten, mit einem großen Boote hinüber zu fahren, und die Hilfeschreienden zu retten. Die Leute wollten nicht, sie schützten die augenscheinliche Todesgefahr vor, und zwingen konnte er sie nicht. Er selbst war seit fünfzehn Jahren nicht auf dem Wasser gewesen, hatte seit fünfzehn Jahren kein Steuerruder in der Hand gehabt; aber der brave Mann bedachte sich keinen Augenblick, er sprang in das Boot, und rief seinen beiden Söhnen, ihm zu folgen. Auch die Söhne weigerten ihm Gehorsam. »Ei!" rief er zornig, »wenn ich ersaufen kann, so könnt' ihr's auch! Marsch! herein!" — Sie mußten endlich gehorchen. In Gottes Namen stieß die wackere Familie vom Ufer, kämpfte siegreich mit den Wellen, und brachte so viele Menschen herüber, als das rettende Boot nur zu fassen vermochte. Durch dies ehrwürdige Beispiel theils beschämt, theils muthig gemacht, stiegen jetzt auch die Bootsleute mit ein, mit verstärkter Kraft ward das Wa-

geſtück von neuem, und fünfmal hintereinander begonnen, und fünfmal glücklich ausgeführt, bis auch die letzten ſich am diesſeitigen Ufer des geretteten Lebens freuten. Der Mann heißt Schmidt. Keine Zeitung hat ihn damals genannt, keine Bürgerkrone iſt ihm zu Theil geworden. Doch ich darf nicht vergeſſen, daß der Churfürſt ihm wirklich eine Belohnung angeboten, aber Schmidt — ohne Bürger's Lied vom braven Manne zu kennen — hat gerade ſo gehandelt wie Jener, er hat jede Belohnung ausgeſchlagen. Der brave Schmidt lebt noch. Ich fragte nach ihm, ich hätte ihn gern beſucht, aber er war jetzt in Dresden, und ich habe leider das Geſicht nicht geſehen, das ich mir, durch die Rettung von einigen hundert Mitbürgern, gleichſam verklärt vorſtelle.

In Leipzig verdanke ich dem mit Recht berühmten Plattner eine ſehr angenehme Stunde, die ich in ſeiner Vorleſung über die Moral zubrachte. Selten wird man einen ſo ſchönen, gedrängten, und doch klaren Vortrag hören. Die Moral iſt ſonſt eine Dame, die zwar Jedermann mit Ehrfurcht anzuhören ſich verbunden hält, die aber als eine langweilige Perſon verſchrien iſt. Um dieſen üblen Ruf von ſich abzuwälzen, konnte ſie nichts beſſeres thun, als Plattner zu ihrem Kammerherrn zu ernennen; von ihm eingeführt, iſt ſie ſicher in den eleganteſten Zirkeln willkommen. Auch tiefer Menſchenkenner und ſcharfer Beobachter iſt dieſer wackere Philoſoph: ein Gemälde, welches er unter andern von einem geldſtol-

zen Kaufmann darstellte, war mit umfassender Hand aus der Natur gegriffen, und hatte ein lebendiges Leben. Zu meiner Freude fand ich sehr viele Zuhörer in seinem Kollegio. Der Mann ist leider nicht mehr jung an Jahren, obwohl sein Geist noch immer in Jugendkraft blüht. Möchte er der Universität — warum soll ich nicht sagen der deutschen Nation? — noch lange erhalten werden! denn wahrlich, für praktische Lebensweisheit stiftet er in einer Stunde mehr Gutes, als Fichte oder Schelling in zehn oder hundert Jahren. — Plattner sprach, wie schon gesagt, über den Stolz, und zählte sinnreich die Gattungen desselben auf; doch einer Gattung vergaß er zu erwähnen, nämlich des erbärmlichen Stolzes der neuern Philosophen, der freilich — da er in einen so elenden, lächerlichen Uebermuth ausartet, eigentlich nur eine Karikatur des Stolzes ist.

Mit frohem Herzklopfen näherte ich mich Berlin; mit leichter Brust sah ich die Thürme der Residenz eines Landes wieder, das zwar dem Gaumen keine Orangen liefert, aber der Zunge erlaubt zu sprechen, und dem Gehirn zu denken, ohne jedes Wort durch einen Spion, jeden Gedanken durch einen Censor vergiften zu lassen. Hier, wo Vertrauen der Regierung mit echter Aufklärung im Bunde steht; hier, wo wahre Freiheit herrscht, der Bürger keiner Laune, nur weisen Gesetzen gehorcht, durch sie dem Fürsten gleich gestellt, — die einzige vernünftige Gleichheit! — Hier hänge

ich meinen Wanderſtab, als ein ex voto, in den Tempel der Muſen, der durch die Nähe von Bellonens Tempel nicht beunruhigt wird. Hieher flüchte jeder ruhige, den Wiſſenſchaften ergebene Mann, gleich dem Schiffer, der, um das Cap Horn ſegelnd, das ſtille Meer zu erreichen ſtrebt, das nie ein Sturm bewegt.

70. Beſchluß.

Italien geſehen zu haben, iſt ſehr angenehm; es zu ſehen, weit minder. — Wie, wenn ich eine Parallele zwiſchen Italien und Rußland zöge? und es zum Vortheil des letztern thäte? — Dann wird man mich parador ſchelten, aber ich habe Gründe, und, wie mich däucht, gute Gründe. — Das Klima in Italien iſt lieblich und mild, aber ſehr veränderlich. Keinen Tag, faſt keine Stunde, kann man ſich auf die Witterung verlaſſen. daraus entſteht großer Nachtheil für die Geſundheit; größerer noch aus den vielen Sümpfen, die faſt das ganze Jahr hindurch die Luft mit ſchädlichen Dünſten füllen, den Seen und Bächen die man ſchon meilenweit riecht. Die Reichen müſſen im Sommer auf Berge fliehen und ſich gegen die Luft der Ebene verſchanzen; die Armen müſſen bleiben und ſterben. Die jährliche Ueberzahl der Todtenliſten erregt Schaudern. Wo der giftige Ausbauch der Sümpfe und Seen nicht hinreicht, da helfen die Menſchen mit ihrem Schmutze nach. Bei dieſem abſcheulichen Hang

der Einwohner, in Schmutz zu leben, wie die Miſtkäfer, iſt mir unbegreiflich, daß die Peſt ſo lange nicht in Italien geweſen; ſehr begreiflich hingegen iſt mir, daß das gelbe Fieber dort ſeinen Thron aufgeſchlagen, ich wundere mich vielmehr, daß es nicht dort ſeinen Urſprung genommen.

Dagegen Rußland — das Klima iſt rauh, doch beſtändig! Sümpfe gibt es da auch, doch die Glut der Sonne kocht nicht Gift daraus. An allen Seen und Flüſſen kann man luſtwandeln, ohne die Naſe zuzuhalten. Keine Jahreszeit droht der Geſundheit; Arme wie Reiche dürfen alt werden, ohne ihren Hütten Monate lang den Rücken zuzuwenden. Die trockene Kälte iſt heilſam; das Reich der Lebendigen empfängt jährlich mehr Bewohner als das Reich der Todten. In Städten und Häuſern herrſcht Reinlichkeit; in einer finniſchen Bauernhütte wird weniger Schmutz gefunden, als in dem Palaſt des erſten Miniſters zu Neapel.

Der Winter iſt in Italien ſehr mild, und dennoch — (Neapel etwa ausgenommen) — beſchwerlicher als in Rußland; denn wie ſoll man mit rauchenden Kaminen, ſteinernen Fußböden, klaffenden Thüren und Fenſtern, auch nur einem Grad Kälte widerſtehen? — In Rußland hingegen ſind oft ſogar die Vorhäuſer ſchon geheizt, die Zimmer erhalten, durch tüchtige Oefen und doppelte Fenſter, eine immer gleiche, angenehme Temperatur; der Rücken friert nicht, wenn der Bauch ſchwitzt, man reibt ſich nicht im-

mer die Hände, Wolken von Athem ſichtbar von ſich blaſend. Der Sommer iſt in Italien unerträglich heiß; alle Kräfte werden abgeſpannt, man weiß ſich nirgend zu laſſen. In Rußland genießt man den Sommer, und zwar Tag und Nacht, denn die ſchönen hellen Nächte gewähren einen lieblichen Genuß. Frühling und Herbſt ſind in Italien ſchöner, Sommer und Winter in Rußland. — Italien erzeugt Wein und edle Früchte, Rußland bezahlt ſie. Ich habe in Neapel nie eine ſo ſüße Orange gegeſſen als in Petersburg. Die meiſten Weingattungen Wälſchlands widerſtehen dem Gaumen des Fremden; Florentiner Wein und Thränen Chriſti ſind die einzigen guten Tiſchweine; ſelten ſind ſie echt zu haben; mitten unter Millionen Reben ſchmachtet oft der Weindurſtige. In Rußland mangelt es nie an gutem Weine; alle Weinländer laſſen Quellen dahin fließen. Auch die erſten Bedürfniſſe des Lebens, Fleiſch, Brot, Milch, ſind unendlich beſſer und wohlfeiler als in Italien.

Aber die herrlichen Alterthümer und Kunſtwerke, welche Italien beſitzt? — die kann und will ich ihm nicht ſtreitig machen, doch zum Glück des Lebens tragen ſie nichts bei. Man ſieht ſie dreimal, man ſieht ſie ein dutzendmal, nun hat man ſie genug geſehen, und am Ende fährt man zu Rom am Koloſſeum eben ſo gleichgiltig vorbei, als zu Petersburg am Marmor-Palaſt. — Und wenn ich nun von den lebloſen, bald erſchöpften Reizen Italiens zu den

lebendigen Vorzügen Rußlands übergehe: — Himmel, wie steht dann das erstere im Schatten! — Der Regent — ich werde mich wohl hüten, zwischen Ferdinand IV., oder dem Papst, oder gar zwischen dem Herrn Vicepräsidenten Melzi und Alexander I. eine Parallele zu ziehen. Noch wogt Italien, bewegter als die Meere, die es umfließen; Rußland grünt still. Noch kriechen Haß und Mißtrauen im Finstern über Wälschlands blumenreichen Boden; in Rußland gibt das Volk Liebe und der Monarch Vertrauen, beide kennen die Furcht nicht. In Wälschland muß der Fremde jeden Schritt in die schöne Natur zuvor einem Bettler abkaufen, und indem er steht, eine herrliche Gegend zu betrachten, reckt ihm plötzlich ein Krüppel eine verstümmelte Hand unter die Augen. Banditen-Physiognomien umringen ihn überall und Erzählungen von Mordthaten beklemmen seine Brust. In Rußland geht er sicher in finstrer Nacht durch dichte Wälder; hört, statt der jammervollen Litanei des Bettlers, nur heitern Volksgesang des fleißigen Arbeiters und brave Gesichter lachen ihm überall entgegen. — Die crasseste Ignoranz hat ihren Filzschleier über Italien gebreitet; die einzige Wissenschaft der Vornehmen ist Kartenspiel; sie lesen — in Farobüchern; sie schreiben — mit Kreide auf den Spieltisch. In Rußland ist ein schöner Morgen für Kunst und Wissenschaften angebrochen. — Bis in's Unendliche ließe diese Parallele sich fortsetzen, doch nur noch einen Zug

will ich herausheben. Italien ſeufzt und murrt unter dem Joche einer fremden oft übermüthigen Nation, Rußland athmet frei und leicht unter dem ſanften Scepter des Enkels der großen Katharina. — Genug! — Auf das Lob ſinnreich zu ſein, macht meine Parallele keinen Anſpruch; aber daß ſie wahr iſt, dafür bürge ich. — Wird man ſich nun noch wundern, daß ich Italien gern verließ? daß ich nie wieder dahin zurückkehren, und nicht um den Preis von Millionen mein Leben dort zubringen möchte?

Inhalt.

		Seite
1.	Die Peterskirche	7
2.	Der Palaſt des Vatikans	16
3.	Der Garten des Vatikans	18
4.	Die Bibliothek des Vatikans	19
5.	Das vatikaniſche Muſeum	24
6.	Die Akademie der ſchönen Künſte	28
7.	Die Villa Panfili	31
8.	Der Palaſt Corſini	32
9.	Die Villa Albani	34
10.	St. Peter in carcere	39
11.	Carluccio	40
12	Tommaſo Diamanti, Büchſenmacher und Mechanikus in Rom	43
13.	Einige der vorzüglichſten Kirchen zu Rom	44
14.	Die Obelisken	61
15.	Fahrt nach Tivoli	64
16	Die Gemäldegallerie Doria	78
17.	Die Villa Mediäs	87
18.	Die Villa Ludoviſi	90
19.	Monte Cavallo	93
20.	Der Todten Garten	95
21.	Der Palaſt Barberini	98
22.	Der Palaſt der Cäſaren	101
23.	Das Theater des Marcellus	103
24.	Portikus der Octavia	—
25.	Das Mauſoleum des Auguſtus	104
26.	Der Tempel des weiblichen Glücks	111
27.	Die Pyramide desCeſtius	112
28.	Der Tempel der Veſta	114
29.	Tempel des männlichen Glücks	—
30.	Haus des Pilatus	—
31.	Die Engelsburg	115
32.	Die Bäder des Caracalla	116
33.	Der Palaſt Giuſtiniani	123
34.	Einige andere Ruinen in dieſer Gegend	125
35.	Eine Wallfahrt	129

Frih. Ungläubiger Thomas! da, da ist ein Brief von Babet. Nun werden Sie mir doch wohl trauen?

Sel. Ein Brief an mich?

Frih. Lesen Sie, lesen Sie.

Sel. (liest) „Retten Sie mich! ich kann „es hier nicht länger aushalten. Die zärt„lichste Liebe soll Sie belohnen. Ich will, „wenn es seyn muß, Hunger und Kummer „mit Ihnen ertragen, nur führen Sie mich „fort von hier, so bald es nur immer möglich „ist. Mein Cousin Hurlebusch bestellt die„sen Brief; er meint es gut mit mir, mit „ihm können Sie Alles verabreden. Ihre „bis in den Tod getreue Tochter Babet.“ Tochter? warum Tochter?

Frih. Da sehn Sie, die Angst hat ihr die Sinne verwirrt, drum eilen Sie —

Sel. Ja ich will sie retten, das liebe, zärtliche Mädgen!

Frih. Sind die Postpferde bestellt?

Sel. Auf meinen Wink.

Frih.

		Seite
36.	Einige Ruinen, die blos durch mitgebrachte Erinnerungen interessant werden	131
37.	Das Capitolium	139
38.	Die Triumphsäulen	149
39.	Springbrunnen	150
40.	Die Bäder des Diocletian	153
41.	Die Villa Borgheſe	154
42.	Der Palaſt Farneſe	157
43.	Der Palaſt Colonna	158
44.	Der Palaſt Borgheſe	159
45.	Das Pantheon	—
46.	Janus Quadrifrons	162
47.	Der kleine Triumphbogen des Septimius Severus	—
48.	Große Gleaken	—
49.	Der Palaſt Lucian Bonaparte's	164
50.	Die Theater in Rom	167
51.	Beitrag zu einer Schilderung der Sitten in Rom	178
52.	Miszellen. Einzelne Bemerkungen	187
53.	Zwiſchen Rom und Bologna	210
54.	Villa Caſtellana	—
55.	Narni	211
56.	Terni	212
57.	Spoleto	219
58.	Loretto	227
59.	Ancona	229
60.	Peſaro	233
61.	Rimini	240
62.	Bologna	244
63.	Modena	270
64.	Die Gewänder zu Modena	273
65.	Mantua	278
66.	Verona	281
67.	Zwiſchen Verona und Wien	285
68.	Wien	303
69.	Reiſe über Prag und Dresden nach Berlin	317
70.	Beſchluß	324

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Vierundvierzigster Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Das merkwürdigſte Jahr

meines Lebens.

Von

August von Kotzebue.

Erſter Theil.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Cum repeto noctem, qua tot mihi cara reliqui:
Labitur ex oculis nunc quoque gutta meis.

Ovidius.

Den

biedern, vortrefflichen Männern,

Sr. Excellenz

dem

Herrn Etatsrath Kuſcheleff,

Gouverneur von Tobolsk;

Sr. Excellenz

dem

Herrn Etatsrath von Richter,

Gouverneur von Liefland;

und

meinen edlen Freunden in der Noth,

der

Frau von Löwenſtern, geb. v. Beyer,

auf Wolmershof;

dem

Herr Regierungs-Sekretär Eckardt,

in Riga;

dem

Herrn Propſt Koch

und

ſeiner würdigen Gattin,

auf Jewe;

dem

Herrn Land-Kammerrath v. Knorring,

und

ſeiner guten Frau,

auf Charlottenthal;

dem

Herrn Sekretär Hueck,

in Reval

und

Herrn Karl Georg Graumann,

in Petersburg,

mit dankbarer Rührung gewidmet

von

dem Verfaſſer.

Eure Namen prangen nicht in Stein und Erz,
Eure Namen grubt Ihr Edlen in mein Herz;
Tiefer hat des Dankes Thräne sie geätzt,
Immer heiß und immer neu von ihr benetzt. —
Daß ich, wiederkehrend aus dem öden Grabe,
Alle meine Schätze wieder um mich fand —
Daß ich noch mein Weib und meine Kinder habe —
Ja, ich dank' es Eurer Brüder- — Schwester-Hand!
Muse! hier bedarf es keiner Dichterschwingen;
Einfach edel sei Erzählung edler That.
Möge, was ich schrieb, der Strom der Zeit verschlingen —
Genius der Dankbarkeit! nur schütze dieses Blatt!

Fritz. So kommen Sie um Mitternacht hieher.

Sel. (ſingt) Um Mitternacht? — hier in dieſen Saal?

Fritz. Nun freylich, hier iſt ja Babets Schlafzimmer.

Sel. Ih — ja — ich fürchte mich eben nicht — aber da hat mir der verdammte Pfarrer Dinge in den Kopf geſetzt.

Fritz. Was für Dinge?

Sel. Es ſoll hier im Schloſſe nicht recht geheuer ſeyn.

Fritz. Poſſen.

Sel. Beſonders ſoll in dieſem Saale ſich oft eine weiſſe Geſtalt ſehn laſſen, eine Ahnfrau Ihrer Familie —

Fritz. Jezt beſinne ich mich, die Tante hat mir auch zuweilen davon erzählt.

Sel. Nun muß ich Ihnen meine Schwachheit geſtehn: mit lebendigen Menſchen bin ich an, und wenn es ihrer ein Dutzend wären; aber mit Geſpenſtern —

Fritz.

Vorbericht.

Wenn ich es der Mühe werth halte, dem Publikum meine Begebenheiten in dem letzt verflossenen Jahre mitzutheilen, so nenne man das nicht Eitelkeit. Mein Schicksal war so sonderbar, daß es schon als Roman interessiren würde; wie weit mehr als wahre Geschichte! — möge doch das Individuum, welches sie erlebte, heißen, wie es wolle.

Mich bestimmen noch andere und wichtigere Gründe. Deutschland — ja, ich darf sagen ein Theil von Europa — hat sich, theils neugierig, theils wohlwollend, für mein Schicksal interessirt; überall hat man nach der Veranlassung desselben geforscht. Die auffallende Wirkung erzeugte ein Grübeln nach der Ursache. Man erfand hundert und wieder hundert Geschichten: bald sollte ich ein Buch geschrieben haben, das der Eine der weiße Bär, der Andere der nordische Bär nannte, und das Manche sogar ge-

lesen haben wollten. Bald hieß es wieder, der Verfasser sei ein Anderer, dessen Name mit eben den Anfangsbuchstaben wie der meinige bezeichnet werde, und ich sei daher das Opfer einer bloßen Namensverwechslung geworden. Andere suchten meine Schuld in unbesonnenen Reden, noch Andere in Stellen gewisser Schauspiele, die ich schon zehn Jahre vorher geschrieben hatte. Kurz, der Eine glaubte dies, der Andere jenes; Keiner aber fiel auf den eigentlichen Grund, der doch einzig und allein in einer argwöhnischen Laune des Augenblicks zu suchen war. Mich dünkt daher, ich bin es meinem Rufe, meinen Kindern und meinen Freunden schuldig, was mir begegnet ist, mit einfacher Wahrheit zu erzählen, und so auf Einmal alle Urtheile zu berichtigen.

Ich habe indeß auch noch eine höhere Verpflichtung: dem Monarchen, dessen Verfahren gegen mich so allgemein und so bitter getadelt worden ist, — ihm bin ich es schuldig, dieses Verfahren zwar nicht zu rechtfertigen, aber den ausgezeichneten Edelmuth öffentlich bekannt zu machen, mit welchem er sein Unrecht einsah, ge-

ſtand und vergütete. Vergütung nenne ich hier nicht die reichen Geſchenke, mit denen er mich überhäufte, und welche die Zeitungen bereits in die Welt poſaunt haben, (denn Geſchenke koſten einem Monarchen wenig, und Titel nichts); Vergütung nenne ich die Art und Weiſe, wie er dieſe Geſchenke gab, die Art und Weiſe, wie er mich behandelte, mit mir ſprach, mit mir umging. Wahrlich! hier wäre er ſchon als Privatmann liebenswürdig geweſen; um wie viel mehr als Herr über einen halben Welttheil! — Er beſaß eine Tugend, die man im gemeinen Leben nicht oft, und auf dem Throne noch viel ſeltener findet: er erkannte willig ſein Unrecht, und machte es wieder gut, nicht wie ein Kaiſer gegen den Unterthan, ſondern wie ein Menſch gegen den Menſchen.

Auch eine nicht minder heilige Pflicht, als die, das Andenken jenes Monarchen zu ehren — Dankbarkeit gegen den jetzt regierenden milden jungen Kaiſer, gibt mir die Feder in die Hand. Er hat mich meiner alten kränklichen Mutter und den Muſen wieder geſchenkt; er hat die Wohlthaten ſeines Vaters vermehrt, und mich,

wenn gleich außer den Grenzen seines Reiches, auf immer zu seinem treuesten Unterthan gemacht. Heil ihm! Jeder Tag seiner Regierung sei wie der erste, dessen Zeuge ich war: ein lauter allgemeiner Jubel der Volksliebe!

Dieses Blatt, lieber Leser enthält den Beruf, den ich zu der nachfolgenden Schrift zu haben glaubte.

Im September 1801.

Das
merkwürdigste Jahr meines Lebens.

Erster Theil.

Fast drei Jahre waren verflossen, seitdem ich Rußland, und meine geliebte Frau ihr Vaterland verlassen hatte. Das freundschaftliche Wohlwollen, mit dem wir überall aufgenommen wurden, konnte doch nie die zarten Bande schwächen, welche uns noch an den Norden fesselten. Ich hatte meiner Frau versprochen, sie nach drei Jahren in die Arme unserer Kinder, Verwandten und Freunde zurück zu führen; und gern hielt ich mein Wort. Zwar mußte ich eine kindlich geliebte Mutter, biedere Freunde und ein kleines Eigenthum in Weimar zurücklassen; aber es sollte ja auch nur eine Trennung von vier Monaten sein: nur ein Besuch, durch welchen meine gute Frau ihr Heimweh zu stillen hoffte.

Der erste Schritt zur Erreichung unsers Wunsches, den die Grenzsperre Rußlands nothwendig machte, war ein Brief an den mir zunächst residirenden russischen Minister in Berlin, den Herrn Geheimerath und Ritter Baron von Krüdener. Ich bat ihn, mir einen Paß zu verschaffen. Er versprach, sogleich deshalb bei dem Kaiser anzufragen, rieth mir aber, auch selbst an den Monarchen zu schreiben. Ich befolgte diesen Rath schon am nächsten Posttage, und bat um Erlaubniß, auf vier Monate nach Rußland kommen zu dürfen, theils um meine Kinder zu umarmen, theils um über mein dortiges Vermögen Dispositionen zu treffen, welche meine persönliche Gegenwart erforderten. Doch ehe

noch dieser Brief Petersburg erreicht haben konnte, erhielt ich bereits einen zweiten von dem Herrn Baron von Krüdener, den ich, aus mehreren Ursachen, ganz hieher setze:

»Es verursacht mir ein wahres Vergnügen, daß ich Euer ꝛc. eine günstige Antwort in Ansehung des gewünschten Passes mitzutheilen habe. Ich erhalte so eben den Befehl, Ihnen einen Paß zu geben, aber auch zugleich ungesäumt in Petersburg den Weg, den Sie nehmen werden, anzuzeigen, damit den Schwierigkeiten, die Sie ungeachtet eines Passes an der Grenze finden würden, von dort aus durch einen ausdrücklichen Befehl vorgebeugt werden könne. Sie werden daher die Güte haben, mir mit umgehender Post Ihren Weg zu melden, und zu bestimmen, wohin ich den Paß zu senden habe, im Falle Sie nicht selbst über Berlin kommen. Die Personen, die Sie auf Ihrer Reise begleiten werden, bitte ich mir nochmals anzugeben. — Mit aller Hochachtung habe ich die Ehre zu sein ꝛc.

Berlin, B. v. Krüdener.«

am 15. Februar 1800.

Dieser Brief erregte bei meiner Frau eine unbeschreibliche Freude, bei mir hingegen einige Bedenklichkeiten. Zwar hatte ich Rußland mit ausdrücklicher Bewilligung des Monarchen verlassen; auch existirte damals noch nicht der Befehl, kraft dessen jeder Abreisende sich schriftlich verbindlich machen mußte, das Reich nie wieder zu betreten: aber — ich wußte, daß Kaiser Paul den

Schriftſtellern überhaupt nicht hold war; unmöglich konnte ich alſo eine ſo ſchnelle, und dem Anſchein nach ſo überaus gnädige Bewilligung meiner Bitte erwarten. Ich ſah nicht ein, welche Schwierigkeiten ich, ungeachtet eines Paſſes, noch an der Grenze finden könne; — und, wenn jeder Reiſende dergleichen fand, warum man gerade bei mir eine Ausnahme machen, und noch, durch einen ausdrücklichen Befehl von Petersburg aus, denſelben vorbeugen wolle. — Wodurch konnte ich auf eine ſolche Auszeichnung Anſpruch machen? und was konnte überhaupt dem Kaiſer daran gelegen ſein, gerade den Weg zu wiſſen, den ich nehmen würde? —

Alle dieſe Bedenklichkeiten theilte ich meiner Frau mit, die aber nur darüber lächelte. Wir waren an demſelben Abende, da ich den Brief erhielt, zu einer Dame eingeladen, die ſowohl durch ihren Rang als durch ihre Tugenden ſich auszeichnet, und fanden dort, wie immer, eine gewählte Geſellſchaft beiderlei Geſchlechts. — Meine Frau theilte ihre Freude, ich meine Beſorgniſſe mit; aber auch nicht ein Einziger in der Verſammlung hielt die letzteren für gegründet, ſondern alle waren der einſtimmigen Meinung: es ſei durchaus unmöglich, hier eine Gefahr im Hinterhalte zu vermuthen, und jede Ahnung derſelben ſei eine Beleidigung des geheiligten Kaiſerworts.

Ich beruhigte mich nun. Die einzige Sorge, die mir übrig blieb, war der Umſtand, daß der von mir ausdrücklich beſtimmten Zeit von vier Monaten, in der Bewilligung

Fritz. (bey Seite) Halt! das können wir brauchen. (laut) Sie haben Recht, es ist kein Spas mit Geistern. Man hant sie mitten von einander, und sie fließen wieder zusammen wie Queckſilber. Wiſſen Sie was, ich bin ein Seelen guter Kerl, ich will Ihnen Babet zuführen.

Sel. Wollten Sie das?

Fritz. Vor mir wird die Ahnfrau ſchon Reſpect haben, ich gehöre ja mit zur Familie. Halten Sie nur Punct 12 Uhr die Poſtſchaiſe an der Gartenthür bereit.

Sel. Das ſoll geſchehn.

Fritz. Bleiben Sie in einer kleinen Entfernung auf Ihrem Courierpferde, und ſo bald Sie hören, daß Jemand in den Wagen gehoben wird, ſo jagen Sie nur in Gottes Namen voraus.

Sel. Das will ich.

Fritz. Den Kutſcher müſſen Sie inſtruiren, daß er in vollem Gallopp hinter Ihnen drein fährt.

Sel.

des Paſſes nicht erwähnt worden war, und daher meine Rückreiſe Schwierigkeiten finden konnte. Indeſſen ſuchte ich auch dieſer Unannehmlichkeit vorzubeugen. Da ich die Ehre habe, als Hoftheaterdichter in kaiſerlich-königlichen Dienſten zu ſtehen, ſo bewirkte ich mir von Wien aus einen auf vier Monate beſchränkten Urlaub. Dieſen wollte ich im Nothfall dem öſterreichiſchen Miniſter in Petersburg vorzeigen, und ich zweifelte nicht, mit deſſen Hilfe, unaufgehalten den Rückweg antreten zu dürfen.

So vorbereitet verließ ich am 10. April 1800 Weimar, begleitet von meiner Frau und drei kleinen Kindern. In Berlin fand ich mehrere Briefe von Freunden aus Liefland und Petersburg, welche mich warnten, „wohl zu bedenken, ob auch das Klima meiner Geſundheit zuträglich ſei.“ (Deutlicher durften ſie ſich nicht ausdrücken.) Bei dem Bewußtſein der reinſten Unſchuld, hielt ich ihre Warnungen für übertriebene Aengſtlichkeit, und achtete nicht darauf.

Dem ruſſiſchen Miniſter machte ich ſogleich meine Aufwartung. Ich genoß ſchon vormals das Glück, dieſem eben ſo gebildeten als menſchenfreundlichen Manne bekannt zu ſein, und er empfing mich mit gewohnter Güte. Ich wagte es, ihn beim Abſchiede dringend zu bitten, mir, dem Vater einer zahlreichen Familie, in Rückſicht meiner Lage aufrichtig zu ſagen: ob er glaube, daß es mit Schwierigkeiten verknüpft ſein werde, nach vier Monaten die Erlaubniß zur Rückreiſe zu erhalten. (Daß mir noch etwas weit

Unangenehmeres begegnen könne, kam mir wahrlich nicht in den Sinn.) — Ich bekenne dankbar, daß der Herr Baron von Krüdener mir als ein Mann geantwortet hat, der eine harte Pflicht sehr gut mit Edelmuth und Menschlichkeit zu vereinigen weiß. »Wenn ich an Ihrer Stelle wäre,« sagte er, nachdem er einige Secunden nachgedacht hatte, »so würde ich noch einmal nach Petersburg schreiben, um mich meines Wunsches vorher zu vergewissern. Sie können ja indessen die Reise bis Königsberg fortsetzen, und dort die Antwort abwarten.«

Der Rath war vortrefflich; er machte Eindruck auf mich. Ich theilte ihn meiner Frau mit; die Sehnsucht nach Vaterland und Kindern erlaubte ihr aber nicht, ihn gehörig zu würdigen. Wir Beide nahmen die Sache auf die leichte Achsel, und verließen Berlin, mit einem Passe versehen, der im Namen und auf Befehl des Kaisers aller Reussen ausgefertigt war.

Da die preußischen Extraposten bekanntlich sehr langsam fahren *), so ging ich oft zu Fuße, und mein gewöhnlicher Schritt trug mich nicht selten meilenweit vor meiner Equipage voraus. Eines Tages kam ich auf diese Weise nach einem kleinen pommerschen Städtchen, das, wenn ich nicht irre, Zanow hieß. Als ich hindurch war, sah

*) Neuere Einrichtungen sollen den Klagen der Reisenden zum Theil schon abgeholfen haben. Ich kann darüber nicht urtheilen, da ich, durch die Erfahrung geschreckt, die Rückreise durch Preußen und Pommern nicht mit Extrapost machte.

ich vor dem jenseitigen Thore mehrere Wege, und ich fragte einen langen hagern Greis, vielleicht den Thorschreiber, der gerade da stand: welchen Weg ich zu wählen hätte. — Er ließ sich mit mir in ein trauliches Gespräch ein, und erkundigte sich nach dem Ziel meiner Reise. Als er hörte, daß ich nach Rußland wollte, fing er an, mich herzlich und mit einer fast väterlichen Aengstlichkeit von dieser Reise abzumahnen. Es war gleichsam, als hätte Gott meinen Schutzgeist an diese Pforte gestellt, um mich noch Einmal zu warnen. Der Greis erschöpfte sich in Bewegungsgründen; und die ängstliche Sorge, mit der er sie vortrug, war in der That auffallend. Als er endlich sah, daß nichts fruchtete, und daß ich im Begriff stand, weiter zu gehen schloß er mit den Worten: »Nun, wer jetzt nach Rußland geht, dem gnade Gott!" — Ich lachte und ging. Aber wie oft habe ich mich nachher seiner merkwürdigen Worte erinnert! wie oft bin ich in Versuchung gerathen, ihn für ein höheres Wesen zu halten, das sich herabgelassen habe, mir mein bevorstehendes Schicksal zu verkünden!

Alle jene Warnungen, Ahnungen und Bedenklichkeiten hatten denn doch wider meinen Willen so tiefen Eindruck auf mich gemacht, daß ich eine gewisse Beklommenheit empfand, die immer mehr zunahm, je mehr ich mich der russischen Grenze näherte. Es ging so weit, daß ich meiner Frau einige Male, und zuletzt noch in Memel, sehr ernstlich den Vorschlag that: sie möchte die Reise ohne mich vollenden; ich wollte ihre Zurückkunft in Memel ab-

warten. Doch ſie konnte ſich nicht entſchließen, darein zu willigen. Das Urtheil einer höheren Macht war unwiderruflich.

Als wir aus Memel fuhren, brauchte ich noch die Vorſicht, die wenigen Bücher, die ich bei mir hatte, zurückzulaſſen, um auf keinen Fall mit der unſinnigen Cenſur des Herrn Tumanski in Riga, Händel zu bekommen.

Was nun folgt habe ich in Sibirien, gleich nach meiner Ankunft an dem Orte meiner Beſtimmung, niedergeſchrieben, als das Andenken an meine Leiden noch ganz neu war. Vieles muß berichtigt werden; denn über manche Dinge und manche Menſchen bin ich bei meiner Zurückkunft eines Andern, und nicht immer eines Beſſern, belehrt worden. Indeſſen verſpare ich dieſe Berichtigungen auf die Folge der Geſchichte, und ändere vorläufig an dem, was ich in Sibirien geſchrieben habe, kein Wort. Der Leſer erfährt nun unverfälſcht, was ich damals empfand, dachte, glaubte und hoffte.

Jetzt nähern wir uns der ruſſiſchen Grenze; wir paſſiren die Grenzpfähle; wir ſind wirklich ſchon auf ruſſiſchem Grund und Boden. — Doch jetzt ſteht es noch in unſerer Gewalt umzukehren; noch hat keine Wache uns angehalten, noch trennt uns kein Fluß, keine Brücke, kein Schlagbaum von den preußiſchen Staaten. — Schweigend und mit Beklommenheit ſah ich links durch das Fenſter: alle Warnun-

gen gingen aufs neue vor meiner Seele vorüber; der Athem wurde mir schwer. Meine Frau beobachtete mich schweigend; auch ihr war nicht ganz wohl zu Muthe, das hat sie mir nachher gestanden. — Noch können wir umkehren. Ein Augenblick, und es ist zu spät. Der Augenblick verschwand; das Loos war geworfen.

»Halt!« rief ein Kosak, mit einer langen Pike bewaffnet. Wir standen vor der Brücke, die über einen schmalen Bach leitet. Links das Wachthaus. Der Offizier wird gerufen. Ihren Paß, mein Herr! — »Hier ist er.« Der Offizier entfaltet ihn, liest und studirt die Unterschrift. Wie heißt dieser Name? — »Krüdener.« — Sie kommen von Berlin? — »Ja.« — Ganz recht, belieben Sie nur zuzufahren. — Ein Wink; der Schlagbaum hebt sich, der Wagen rollt mit dumpfem Gerassel über die Brücke; der Schlagbaum fällt hinter uns zu, — mir entschlüpft ein Seufzer. »Herein sind wir!« sage ich mit erzwungenem Lächeln. Und doch weiß Gott, daß meine schlimmste Ahnung sich immer nur mit der muthmaßlichen Schwierigkeit beschäftigte, einen Paß zur Rückreise zu erhalten; daß meine persönliche Sicherheit im geringsten gefährdet sein könnte, schien mir durchaus unmöglich.

Nach einigen Minuten befanden wir uns mitten in dem Flecken Polangen, und der Wagen hielt vor dem Grenz-Zollhause. Der Chef des Zollamts daselbst ist ein gewisser Oberstlieutenant Sellin, ein menschenfreundlicher Mann.

Er diente vormals unter einem Regimente, welches lange Zeit in Narva und der umliegenden Gegend einquartiert war, und er selbst hatte damals sein Standquartier auf einem Landgute, in der Nachbarschaft von den Gütern meiner Frau. Wir waren daher alte Bekannte, und hatten uns vor drei Jahren auf eben dieser Grenze mit vieler Herzlichkeit getrennt. Auch freuten wir, meine Frau und ich, uns schon unterweges, als wir erfuhren, daß er noch immer auf seinem Posten wäre.

Ich sprang zuerst aus dem Wagen. Sellin kam mir auf der Treppe entgegen. Ich umarmte ihn; er erwiederte meine Umarmung etwas feierlich. Ich fragte ihn, ob er mich nicht mehr kenne, und nannte meinen Namen. Er schwieg, machte eine Verbeugung und zwang sich, freundlich zu scheinen. Das entging mir nicht, und ich wurde bestürzt.

Jetzt ist auch meine Frau ausgestiegen. Er empfängt sie höflich, aber verlegen. Sie bemerkt es, und das Blut steigt ihr zum Herzen. Er führt uns in sein Zimmer. Der Schauspieler Weihrauch, der von Memel aus neben unserm Wagen her geritten war, folgt uns unaufgehalten. Meine Frau sucht vergebens den fröhlichen Ton anzustimmen, den man sich mit einem alten Bekannten zu erlauben pflegt. Er antwortet einsylbig, wendet sich dann zu mir und fragt nach meinem Passe. — „Der ist noch in den Händen des Kosaken-Offiziers." — Er schweigt; es ist sichtbar, daß den guten Mann etwas drückt.

Nach einigen Minuten wird der Paß gebracht. Sellin

lieſt, und ich ſtehe in banger Erwartung. »Sie ſind alſo der Herr Präſident von Kotzebue?« ſagt er zu mir, nachdem er geleſen hat. — Die Frage befremdete mich natürlich, da wir einander ſeit Jahren kannten. Allerdings bin ich es, antwortete ich ihm.

»Nun denn!« fährt er fort, indem er ſich zu meiner Frau wendet, und ſeine eignen Wangen erblaſſen, ſeine eignen Lippen zittern; »erſchrecken Sie nicht, gnädige Frau; ich habe Ordre, Ihren Herrn Gemahl zu arretiren.« — Meine arme Frau ſchreit laut auf, und ihre Knie wanken. Sie ſtürzt auf mich zu, klammet ſich um meinen Hals, macht ſich ſelbſt die bitterſten Vorwürfe; meine kleinen Kinder ſtehen da, und wiſſen nicht, was das bedeutet. Ich ſelbſt bin heftig erſchrocken; aber der Anblick meiner faſt ohnmächtigen Gattin gibt mir ſchnell die Faſſung wieder. Ich nehme ſie in meine Arme, trage ſie auf einen Stuhl, und bitte, beſchwöre ſie, ruhig zu ſein, da es unmöglich Folgen haben könne. Kurz, ich ſage Alles, was ihr rührender Anblick mir eingibt. Sie kommt zu ſich. Jetzt erſt denke ich an mich ſelbſt, und wende mich haſtig zu Sellin: Wie lautet Ihre Ordre? ſagen Sie mir Alles.

»Ich ſoll mich Ihrer Papiere bemächtigen, und dieſe ſowohl, als Sie ſelbſt, nach Mietau an den Herrn Gouverneur ſenden.«

Was dort?

»Dort werden Ihre Papiere unterſucht werden, und der Herr Gouverneur wird nach ſeinen weitern Inſtruktionen verfahren.«

Sonſt nichts?

»Sonſt gar nichts.«

Und meine Familie darf mich begleiten?

»Allerdings.«

Nun, liebe, beſte Chriſtel! rief ich aus: ſiehſt du, daß wir ganz ruhig ſein dürfen? Wir fahren nach Mietau; das wollten wir ja ohnehin. Dort werden wir vielleicht einen Tag aufgehalten, das iſt es Alles. Meine Papiere enthalten nichts Verdächtiges, das weißt du. Es iſt alſo eine bloße Vorſichtigkeitsmaßregel, die man in unſern Schwindelzeiten keinem Monarchen verdenken kann. Der Kaiſer kennt mich nicht, er weiß bloß, daß ich Schriftſteller bin; er weiß, daß viele Schriftſteller ſich von dem Freiheitsſtrudel haben mit fortreißen laſſen; er argwohnt, daß auch ich zu dieſer Zahl gehöre: und wahrhaftig, es iſt mir lieber, daß er dieſen Argwohn geradezu aufklären will, als wenn er denſelben im Stillen fortgenährt hätte. Aus meinen Papieren wird er mich ganz kennen lernen; das iſt mein Vortheil: er wird in Zukunft Vertrauen zu mir faſſen.

So ſprach ich, indem ich meine zitternde Frau mit frohem Muthe an mein Herz drückte; und Gott weiß, daß ich in vollem Vertrauen ſo ſprach. Bei der feſteſten Ueberzeugung von meiner Unſchuld — was brauchte ich zu fürchten? Auch meine Frau erholte ſich. Sie hatte geglaubt, man werde uns trennen, man werde mich übel behandeln, mich auf einen Karren werfen, und mich über Hals und Kopf

fortschleppen; als sie aber hörte, daß wir ungetrennt in unserm bequemen Wagen die Reise fortsetzen durften, und daß man vor der Hand nichts von mir begehrte, als meine Papiere, so verschwanden zum Theil die Schreckbilder, die sie geängstigt hatten.

Jetzt kam es zu einer Scene, bei der das Handeln dem armen Sellin sichtbarlich eben so schwer wurde, als mir das Leiden. Man war nämlich mit dem Durchsuchen meiner Koffer fertig; man hatte die darin befindlichen Papiere herausgenommen; man hatte sich auch meines Portefeuille bemächtigt, und nun kam es an meine Person. Ich mußte meine Taschen umkehren, mußte jedes zerrissene Stück Papier, jede alte Wirthshaus-Rechnung auf den Tisch legen. Das that ich mit einiger Hastigkeit, und hatte Mühe, mich zu fassen. »Ich thue nur meine Pflicht,« sagte Sellin mit gepreßter Stimme. Man sah wohl, wie sauer ihm seine Pflicht wurde.

Er ersuchte uns nunmehr sehr höflich, Alles aus den Koffern zu nehmen, was wir etwa an Wäsche und Kleidungsstücken bis Mietau nöthig haben möchten, weil er die Koffer versiegeln müsse. Wir thaten es. Ich hatte einen kleinen Kasten, in welchem ich allerlei Kleinigkeiten führte, die mir täglich nothwendig waren, als Tabak, Rasirzeug, Arzenei u. s. w. Diesen Kasten, bat ich ihn, unversiegelt zu lassen. Er war auch gleich so gefällig es zuzugestehen, nachdem er ihn vorher selbst untersucht haben würde. Ich schloß ihn auf, und zeigte Alles. Der Kasten hatte einen

ziemlich dicken Boden. »Iſt hier vielleicht ein verborgenes Behältniß für Papiere?" fragte Sellin. Nein, antwortete ich unbefangen. Ich hatte den Kaſten in Wien machen laſſen, und nie dergleichen darin bemerkt. Aber hier verſtand man ſich beſſer darauf, das Verborgene an den Tag zu bringen. Sellin verſuchte hin und wieder, hob plötzlich den obern Einſatz in die Höhe, und ſiehe da! es fand ſich wirklich ein ſolches Behältniß; aber — es war leer. »Sehen Sie," ſagte ich lächelnd, »das habe ich ſelbſt nicht gewußt: ein Beweis, wie wenig ich geheimer Schubfächer bedarf, um meine Papiere zu verſtecken. Er fühlte das wohl, und ſagte auf ruſſiſch zu einem neben ihm ſtehenden Offizier: Er ſelbſt hat das nicht einmal gewußt.

Jetzt war die Unterſuchung vollendet. Noch mußten wir auf einen Rapport warten, der in der Kanzelei geſchrieben wurde. Meine Kinder wurden unruhig; ſie hatten den ganzen Tag noch nichts gegeſſen: denn wir eilten unſerm Unglück ſo raſch entgegen, daß wir auf der letzten Station ſogar die fertige Mittagsmahlzeit verſchmähten. Ich bat um ein wenig Butterbrot für meine Kinder; denn meine arme Frau und ich hatten natürlich keinen Hunger. Der menſchenfreundliche Sellin ließ alles auftiſchen, was er im Hauſe hatte. Aber eine andere, noch weit billigere Bitte mußte er mir abſchlagen. Ich erinnerte mich nämlich in dieſem Tumult meiner Empfindungen, meiner alten Mutter, die ich kränklich verlaſſen hatte. Es war leicht vorauszuſehen, daß dieſe Begebenheit ihr ſchnell zu Ohren

Sel. Ueber Stock und Stein.

Fritz. So machen Sie ſchnell Ihre Anſtalten.

Sel. In 10 Minuten. (ab.)

Fritz. (allein) Ha! ha! ha! eingefädelt wäre die Sache recht gut. Nun, Zufall! du allgemeine Weltſeele! nun iſt es an dir den Faden zu verarbeiten.

Dritte Scene.

Fr. v. Langſalm und Fritz.

Fr. v. Langſ. Vetter, du haſt wieder ſehr dumme Streiche gemacht.

Fritz. Liebe Tante, das haben Sie mir ja bey Tiſch ſchon hundertmal geſagt.

Fr. v. Langſ. Deine beyden alten Oncles an einander zu hetzen —

Fritz. Sie haben ſich ja nicht todt geſchlagen.

Er

kommen, und ihr vielleicht, wenn ſie unvorbereitet wäre, einen Schlagfluß zuziehen würde. Daher bat ich dringend um die Erlaubniß, einige Zeilen an ſie ſchreiben zu dürfen, die Sellin ſelbſt leſen und verſiegeln ſollte, aber vergebens! — Es that mir ſehr weh — gewiß auch ihm. Da er indeß mich verſicherte, daß ich von Mietau aus ungehindert würde ſchreiben dürfen, ſo beruhigte ich mich, wendete mich zu dem Schauſpieler Weihrauch, dem ſtummen und erſtaunten Zeugen dieſes ganzen Vorfalles, ergriff ſeine Hand, und bat ihn flehentlich, bei ſeiner Zurückkunft nach Memel nichts von dem allen laut werden zu laſſen, was hier vorgegangen ſei, damit kein voreiliger Zeitungsſchreiber es bekannt mache. Er verſprach es mir heilig.

Der ſtärkſte Beweis, wie wenig der gute Sellin ſelbſt bei einem ſolchen Auftrage ſeiner mächtig blieb, war Weihrauch's unbemerkte Gegenwart bei der ganzen Verhandlung. Ich war ein geheimer Staatsgefangener (das erfuhr ich freilich erſt nachher); die meinetwegen erhaltene Ordre war eine geheime Ordre. Eine ſolche pflegt in Rußland ſchon auf der Außenſeite mit den Worten po secretu bezeichnet zu werden, und der Empfänger darf alsdann bei ſchwerer Verantwortung den Inhalt Niemand offenbaren, noch weniger bei der Ausführung einen Zeugen zulaſſen. Aber ich will auch darauf ſchwören, daß Sellin dieſen Zeugen nicht einmal geſehen hatte.

Nun war alles bereit, die Pferde vorgeſpannt, die Koffer verſiegelt. Die Korbwiege meines jüngſten Kindes,

welche wir hinter unſerm Wagen mit uns führten, mußte ſehr unſanft zuſammen geſchnürt werden, um einem von meinen Bedienten Platz zu machen, deſſen bisherigen Platz auf dem Kutſchbocke nun ein Koſak einnehmen ſollte. Mein plombirtes Portefeuille hatte man inwendig in die Wagentaſche an ſeinen alten Platz geſteckt, mir ſelbſt aber den Schlüſſel dazu gelaſſen. Noch zu rechter Zeit fiel mir ein, daß durch irgend einen Zufall das Blei beſchädigt werden, und mir alsdann Verdacht zuziehen könnte; ich ſelbſt überlieferte daher meinen Schlüſſel, und bat ihn zu verſiegeln und mit dem Rapport abzuſchicken. Es geſchah.

Wir nahmen herzlichen Abſchied von dem wackeren Sellin. Er war in dieſen letzten Augenblicken wieder ganz der Alte; er hatte ſeine ſaure Pflicht erfüllt, er hatte uns getröſtet, ſo viel er vermochte, und ihm war ein Stein vom Herzen gefallen. Ich werde dieſen Mann wahrſcheinlich nie wiederſehen; wenn aber die Erzählung meines traurigen Schickſals je das Licht der Welt erblickt, ſo leſe er hier den Dank eines gerührten Herzens, in welches er ſein Bild und ſeinen Namen mit unauslöſchlichen Zügen eingegraben hat!

Wir ſtiegen in den Wagen, und hatten nun vor uns auf dem Kutſchbocke den Anblick eines mit Säbel und Piſtolen wohlbewaffneten Koſaken. Meine Kinder ergetzten ſich daran; meine Frau weinte. Ich ſelbſt hatte meine ganze Faſſung wieder gefunden; ich verſuchte ſogar zu ſcherzen, und es gelang mir nach und nach, meine gute Frau faſt

gänzlich zu beruhigen. Auch hatte der Anblick des Koſaken, ſeine Waffen ausgenommen, eben nichts Fürchterliches. Er war ein ſchlanker, wohlgebildeter und gutgekleideter Mann, ſehr dienſtfertig und ſehr höflich: ſo oft Jemand von uns aus dem Wagen ſtieg, nahm er ſeine Mütze ehrerbietig in die Hand. Hinter uns her fuhr in einem Kibitken ein Hauptmann, von Geburt ein Pole, deſſen Namen ich unglücklicherweiſe vergeſſen habe. Er ſprach ein wenig deutſch, war während der polniſchen Revolution Adjutant des Generals Mirbach geweſen, und hatte nachher ein ganzes Jahr in Mietau mit dieſem General in enger Gefangenſchaft geſeſſen. Jetzt bekleidete er, ich weiß nicht mehr welchen Poſten bei dem Grenz-Zollamte. Für den Auftrag, den er in Rückſicht meiner ausführen mußte, ſchien auch er nicht geſchaffen. Wir lebten während der Reiſe auf einem ſehr höflichen, freundlichen Fuß mit einander: er fiel mir nicht im Geringſten beſchwerlich; nur meine Börſe erinnerte mich in dem theuren Kurland an ſeine Gegenwart: denn ich war genöthigt, ſowohl die Poſtpferde, als auch die Zehrungskoſten für ihn zu bezahlen.

Von Polangen bis Mietau rechnet man noch ſechs und dreißig deutſche Meilen. Wir legten dieſen Weg in drei Tagen zurück, und, was mich betrifft, darf ich behaupten, bei völliger Gemüthsruhe.

Auch meine Frau hatte ſich dem Anſchein nach gänzlich von ihrem Schrecken erholt. Wir befürchteten nichts als einen etwas längeren Aufenthalt in Mietau, der uns

theils wegen der dortigen Theuerung, theils deshalb unangenehm war, weil wir unſern Freunden in Liefland von Danzig aus den Tag unſerer Ankunft beſtimmt hatten. Was hätten wir auch ſonſt fürchten ſollen? Ich hatte fünfzehn Jahr in Rußland redlich gedient; ich konnte die beſten Zeugniſſe darüber aufweiſen; ich war vor drei Jahren mit Bewilligung des Kaiſers in öſterreichiſche Dienſte getreten; ich war noch in dieſem Augenblicke beſoldeter Hoftheaterdichter in Wien; ich hatte mich dort jederzeit als ein guter Staatsbürger betragen, und alle meine Pflichten treu erfüllt, worüber ich gleichfalls vollgiltige Atteſtate beſaß; nach meiner Entfernung von Wien hatte ich im Fürſtenthume Weimar gelebt, und nie ein Land, das mit Rußland oder Oeſterreich Krieg führte, betreten; — noch einmal: was hatte ich alſo zu fürchten? Es ſchien ja blos ein Verdacht gegen meine Papiere Statt zu finden Und was enthielten denn dieſe unſchuldigen Papiere?

Man erlaube mir hier eine nothwendige Abſchweifung. Ich muß den Leſer durch ein Verzeichniß dieſer Papiere in Stand ſetzen, meinen damaligen Gemüthszuſtand zu beurtheilen, und meine Ruhe begreiflich zu finden.

In meinem Porteſeuille waren:

Erſtens: Ein Atteſtat der Regierung zu Reval, daß ich während meiner fünfzehn Dienſtjahre mich untadelhaft betragen habe.

Zweitens: Die Kopie eines Senats-Ukas, durch welche mir mein Abſchied mit Erhöhung des Ranges zugeſichert wurde.

Drittens: Das Wiener Hofdekret wegen meiner dortigen Anstellung.

Viertens: Das Wiener Hofdekret, meine Entlassung als Regisseur, und meine Beibehaltung als Hoftheaterdichter mit einem Gehalte von tausend Gulden betreffend, von dem Herrn Grafen von Colloredo unterzeichnet.

Fünftens: Ein sehr schmeichelhaftes Zeugniß der dortigen Obersthof-Theatral-Direktion.

Sechstens: Ein eigenhändiger Brief des römisch-kaiserlichen Ministers, Grafen Colloredo. Da man nämlich in dem Dekrete Nr. 4 unterlassen hatte anzumerken, daß mir der Gehalt auf Lebenszeit zugesichert sei; so fragte ich deshalb schriftlich bei dem Minister an: ob ich auch einst im Alter, wenn ich unfähig wäre, für die Bühne zu arbeiten, jenen Gehalt als Pension bekommen würde; und erhielt darauf die hier erwähnte, sehr befriedigende Antwort.

Siebentens: Ein eigenhändiges Billet des römisch-kaiserlichen Ministers, Grafen Saurau, als Chef der geheimen Polizei, und ein Brief des Herrn Hofraths von Schilling in Wien, als Mitglied dieses Kollegiums. Als ich nämlich den Entschluß faßte, Wien zu verlassen, war ich nicht blos mit den meine Verwaltung betreffenden ehrenvollen Zeugnissen zufrieden, sondern ich glaubte, den Zeitumständen die Vorsicht schuldig zu sein, auch noch überdies ein Zeugniß zu verlangen, daß ich während meines Aufenthalts als Mensch und Staatsbürger mich un-

tadelhaft betragen, und nie Veranlaſſung zu irgend einem Verdacht im Punkte meiner politiſchen Geſinnungen gegeben hätte. Ich wendete mich deshalb an den Herrn Grafen von Saurau, mit der Bemerkung, daß ein ſolches Zeugniß vielleicht ungewöhnlich ſei, daß wir aber, leider, auch in ungewöhnlichen Zeiten lebten. Er hatte hierauf die Güte, mich durch jenes Billet und durch jenen Brief gänzlich zu beruhigen. Es hieß darin am Schluſſe: »Daß, wenn je über mein in politiſcher Hinſicht unverdächtiges Betragen ein Zweifel entſtehen ſollte, man mir gewiß Gerechtigkeit leiſten werde.«

Achtens: Ein (auf vier Monate beſchränkter) Urlaub der Oberſthof-Theatral-Direktion in Wien, um nach Rußland zu reiſen, mit dem Beifügen, daß ich ſpäteſtens im Oktober dieſes Jahres wieder in Deutſchland ſein müſſe, weil die Geſchäfte, welche man mir aufzutragen gedenke, eine ſo weite Entfernung nicht länger geſtatteten.

Neuntens: Der oben mitgetheilte Brief des Herrn Barons von Krüdener.

Zehntens: Ein verſiegelter Brief, der regierenden Frau Herzogin von Weimar, Durchlaucht, an der Frau Großfürſtin Eliſabeth kaiſerliche Hoheit.

Eilftens: Ein Brief, nebſt einem Buche, von dem Herrn Legationsrath Bertuch in Weimar, an den Herrn Hofrath Storch in Petersburg.

Zwölftens: Ein Brief und ein Buch von dem Herrn

Ober-Konsistorialrath Böttiger in Weimar, an — die Adresse ist mir entfallen *).

Dreizehntens: Ein versiegelter Brief von Herrn Merkel in Berlin an seinen Bruder in Riga.

Vierzehntens: Noch ein paar andere völlig unbedeutende Briefe.

Fünfzehntens: Zwei Obligationen von zehntausend Rubel.

Sechzehntens: Eine Assignation von dreißig Dukaten, für einige Manuskripte, im Monat August zu Danzig zahlbar.

Siebzehntens: Vier kleine Gedichte zum Geburtstage meiner Frau, welcher den Tag nach meiner Verhaftung einfiel. Als wir nämlich einige Tage vorher die preußischen Sandwüsten am kurischen Haff durchzogen, und in Nidden einen ganzen Tag auf Pferde warten mußten, nützte ich diese sonst langweiligen Stunden, mich von meiner Familie weg auf einen Sandhügel unter die Tannen zu stehlen, und dort für mich und für jedes meiner drei Kinder einige Reime auf diesen frohen Tag zu machen, den wir leider nachher so wenig froh zubringen mußten. Daß schon damals eine düstre Ahnung von dem, was geschehen könnte, in meiner Seele war, beweisen die vier Zeilen, die ich in meinem eigenen Namen entwarf. Sie lauteten so:

---

*) An den Herrn Hofrath Köhler in Petersburg.

Erhält mir Gott an deiner Hand
Die frohe Häuslichkeit, das höchste Glück auf Erden,
So möge immerhin dein Vaterland
Mein Kerker werden.

Man sieht auch hieraus, daß meine höchste Furcht sich nur dahin erstreckte, Liefland nicht wieder verlassen zu dürfen, welches mir, bei der jetzt so sehr erschwerten literarischen Kommunikation, großen Nachtheil zugefügt haben würde.

Achtzehntens: Eine in Wien von meiner eigenen Hand mit Bleistift geschriebene Kopie eines Rundgesanges der Schweizer beim Fällen des Freiheitsbaumes. Um zu zeigen, in welchem Geiste dieser Rundgesang gedichtet ist, darf ich nur die letzten Zeilen anführen; sie enthielten eine Apostrophe an den Baum:

Möchtest du zum Galgen werden
Für das hohe Direktorium *)!

Neunzehntens: Bemerkungen über die preußischen Extra-Posten.

---

*) Ich theile hier den ganzen Gesang mit, der mir mit meinen übrigen Papieren wieder ausgeliefert worden ist:

Falle immer, arme Tanne, falle!
Ach! gefallen sind auch wir, wie du!
Nur gleich Tauben in des Habichts Kralle
Finden wir im Arm der Franken Ruh.

Abgeschunden werden deine Rinden,
Aest' und Zweige rüstig ausgerauft;
Uns auch wird man gleichermaßen schinden,
Ist ja längst schon unsre Haut verkauft!

Zwanzigstens: Verzeichniß mehrerer Arzeneimittel von einem Chemiker in Königsberg.

Einundzwanzigstens: Mehrere einzelne beschriebene Bogen, mit Planen zu Schauspielen, Entwürfen von

---

Zwar man kann dich fein mit Bändern zieren,
Wie man uns mit bunten Schärpen ziert;
Aber gleichen wir nicht Opferthieren,
Die man schmückt und dann zur Schlachtbank führt?

Du verdorrst trotz diesem Flitterstaate,
Weil man dich entwurzelt und entlaubt;
Wir verlumpen, weil man ohne Gnade
uns Verfassung, Ruh' und Glauben raubt.

Spatzen werden dort sich Nester bauen,
Wo jetzt Freiheitshut und Fahne wehn;
Ach! mit unsern Müttern, Töchtern, Frauen,
Werden Franken auch zu Neste gehn.

Ochsen ziehen dich bis an die Stelle,
Wo du stehn sollst nackt und glatt;
Ha! ein Ochs war's auch, der uns zur Schwelle
Dieses Elends hingezogen hat!

Beugt, o Baum, der Zeitsturm dich zur Erden,
Oder stürzt der Schweizer Muth dich um:
Dann müssest du zum Galgen werden
Für das hohe Direktorium!

Wenn gleich manche Härten dieses Gedicht verunzieren, so ist doch wenigstens darin unverkennbar, daß kein Freund der damaligen Franzosen, und überhaupt kein Freund von Revolutionen, es geschrieben hat.

Gedichten und dergleichen; durchaus nichts, was auch nur im mindeſten eine politiſche Tendenz hatte.

Zweiundzwanzigſtens: Ein paar gedruckte Bogen aus einem Almanach, die Herr Rhode in Berlin mir für den Sekretär Gerber in Reval mitgegeben hatte; gleichfalls gänzlich ohne Bedeutung.

Dreiundzwanzigſtens: Eine angefangene Oper.

Vierundzwanzigſtens: Tagebuch über meinen Geſundheitszuſtand ſeit einigen Jahren.

Fünfundzwanzigſtens: Der gothaiſche Kalender für alle Stände, in den ich kleine Reiſebemerkungen geſchrieben hatte.

Sechsundzwanzigſtens: Ein Petſchaft in Stein geſtochen, und in den Brief eines Freundes gewickelt, der mich gebeten hatte, es für ihn verfertigen zu laſſen. Dieſes Petſchaft war blos ein adeliges Wapen, welches die Heroldie in Petersburg vor Kurzem ertheilt hatte, alſo auch ganz unverdächtig.

Siebenundzwanzigſtens: Ein Weimariſcher Kalender, mit weißem Papier durchſchoſſen. Ich hatte darin eine Idee Franklins nachgeahmt, die mir, wenn ich nicht irre, durch die berliniſche Monatsſchrift bekannt geworden war. Dieſer große und gute Mann hatte nämlich alle ſeine kleinen Fehler ſcharf beobachtet, und ſie gleichſam tabellariſch aufgezeichnet, mit dem feſten Vorſatz, ſie nach und nach abzulegen. Jeden Abend gab er ſich ſelbſt ſtrenge Rechenſchaft, wie weit er damit gekommen ſei; und

Fr. v. Langſ. Den Vater mit der Tochter verkuppeln zu wollen —

Frih. Sie haben ſich ja nicht geheirathet.

Fr. v. Langſ. Sage mir nur! wenn eher du endlich einmal vernünftig werden wirſt?

Frih. Ach gnädige Tante! wenn Sie wüßten, welche Veränderung ſeit einer Viertelſtunde mit mir vorgegangen —

Fr. v. Langſ. Mit dir? das wär' ein Wunder.

Frih. Ja, ein Wunder iſt es auch. Sehen Sie nicht wie ich noch zittre? wie blaß ich bin?

Fr. v. Langſ. Was iſt dir wiederfahren?

Frih. Ich hatte mich hier ein wenig in des Oncles Sorgenſtuhl geſetzt, und war eingeſchlummert. Da erſchien mir im Traume unſere Ahnfrau, von der Sie mir einigemal erzählt haben. Sie ſah mich grimmig an, und machte mir Vorwürfe, daß ich Doris noch nicht geheirathet —

so gelang es ihm in der That immer vollkommener, immer freier von Leidenschaften zu werden. So weit ich nun auch in letzterer Rücksicht hinter meinem Vorbilde bleiben mochte, so hatte ich doch wenigstens versucht, seinen guten und weisen Willen zu erreichen; und ich darf behaupten, daß mir dies gelungen war. Auch kann ich jedem Menschen, dem es um seine moralische Besserung zu thun ist, diese Methode aus Ueberzeugung empfehlen. Man bekommt nach und nach gewissermaßen eine Furcht vor seinem Kalender; man erschrickt, wenn man beim Aufschlagen die weißen Blätter zu voll geschrieben findet, und oft, sehr oft, zügelt man die Leidenschaft im Augenblick des Ausbruchs, weil man sich erinnert, daß man Abends die ganze Begebenheit schriftlich und treu wieder erzählen muß.

Achtundzwanzigstens: Alle meine neuern, noch in Manuscript vorhandenen Schauspiele: Octavia, Bayard, Johanna von Montfaucon, Gustav Wasa, die kluge Frau im Walde, die Sucht zu glänzen, die Hofmeister (von meiner Frau übersetzt), der Abbé de l'Epée, das Schreibpult, Lohn der Wahrheit, das Epigramm, die beiden Klingsberge, der Gefangene, das neue Jahrhundert, des Teufels Lustschloß. Es ist meines Wissens keins darunter, für welches ich in politischer oder moralischer Hinsicht zittern müßte. Ich hatte sie mitgenommen, um sie, wie ich es schon sonst gethan, an die Schaubühne in Riga zu verkaufen. Auch waren einige durch den Herrn Chevalier du Beau in Weimar verfertigte französische Uebersetzungen derselben

dabei, die ich dem französischen Theater in Petersburg anbieten wollte.

Endlich Neunundzwanzigstens: Ein großes dickes gebundenes Buch in Folio, seit fünf Jahren der Bewahrer aller meiner Geschäfte, Briefe und kleinen Geheimnisse. Ich muß von diesem Buche etwas weitläufiger reden, da es allein hinlänglich ist, meine Unschuld in jeder Rücksicht zu beweisen. Wer dieses Buch einmal durchblättert hat, der kennt mich eben so gut und vielleicht besser, als ich mich selbst kenne. Alle meine bürgerlichen Verhältnisse, Alles, was ich schreibe, thue, denke, projectire, ist jenen Blättern anvertraut. Sie enthalten:

1) Ein Verzeichniß meiner Ausgaben und Einnahmen, (die letztern jederzeit mit der Bemerkung: wofür, warum, von wem; nebst beigesetztem Datum).

2) Ein in Wien geführtes Tagebuch, meistens die Schaubühne betreffend, einige unbedeutende Nebendinge ausgenommen.

3) Ein jährliches Verzeichniß aller Briefe, die ich geschrieben oder bekommen habe, an wen und von wem, nebst beigefügtem Datum.

4) Die Brouillons aller der Briefe, welche für mich von einiger Wichtigkeit waren. Aus den letzten beiden Nummern kann man also im Augenblicke sehen, mit welchen Personen, und worüber, ich seit fünf Jahren Briefe gewechselt habe. Ich bin sicher, daß man keinen verdächtigen Namen und keine zweideutige Zeile darin finden wird.

5) Ein Tagebuch kleiner merkwürdiger Begebenheiten, die ſämmtlich blos auf mein häusliches Leben Bezug haben. Die Geburt oder der erſte Zahn eines Kindes, die Pflanzung einer Linde am Geburtstage meiner Frau, eine Krankheit in meiner Familie, ein froher Tag unter freiem Himmel in einer ſchönen Gegend zugebracht, ein freundſchaftlicher Beſuch; dergleichen ganz allein macht den Inhalt dieſes Tagebuches aus, welches, wenn es auch kein anderes Verdienſt hat, wenigſtens unwiderſprechlich beweiſt, daß ich meine ſüßeſten Freuden immer in der Häuslichkeit und im Schooße meiner Familie gefunden habe.

6) Bemerkungen über meinen Garten zu Friedenthal, und das, was ich ſelbſt darin geſäet, gepflanzt, geerntet.

7) Verzeichniß meiner jährlichen literariſchen Arbeiten.

8) Projecte zu literariſchen Arbeiten für die Zukunft. Beide Nummern ſind der redendſte Beweis, daß ich mich weder bisher in Politik gemiſcht hatte, noch auch künftig mich hinein zu miſchen Willens war.

9) Ein Verzeichniß der Bücher, die ich meiner Frau vorgeleſen habe, und noch einige andere dergleichen unbedeutende Dinge.

Ich frage den Leſer: wenn ihm ein ſolches Buch von einem völlig unbekannten Manne in die Hände fiele; wenn er es durchblättert, geleſen, geprüft und verglichen hätte: welches Urtheil würde er von dem Manne fällen? —

Ob es mir gleich nie in den Sinn gekommen war, daß jenes Buch vor meinem Tode jemals in fremde Hände fal-

len würde, so glaube ich doch jetzt, da es nun einmal in fremden Händen befindlich ist, mich voll Vertrauen darauf berufen zu dürfen. Jeder Menschenkenner wird mir zugestehen, daß der Mann, der ein solches Buch hielt, unmöglich ein schlechter oder gefährlicher Mensch sein könne.

Und das waren nun meine Papiere alle, so gut ich sie aus meinem ziemlich schwachen Gedächtniß aufzeichnen kann. Habe ich etwas vergessen, so ist es gewiß etwas Unbedeutendes, das weder auf mein Schicksal, noch auf die Beurtheilung meiner Denkungsart Einfluß haben kann. Es ist folglich dem Leser nunmehr klar, worauf meine Gemüthsruhe sich gründete: nicht blos auf meine **Unschuld**, sondern auf die **Beweise** meiner Unschuld, die, ohne mein weiteres Zuthun, auch bei der oberflächlichsten Untersuchung in die Augen fallen mußten.

Es wäre mir, auf der Reise nach Mietau, mehr als Einmal sehr leicht gewesen, mich durch die Flucht zu retten. Wir brachten die zweite Nacht in einem Posthause zu; der Hauptmann schlief in einem entfernten Zimmer; ich stand sehr früh auf, und ging hinaus auf den Hof. Im Vorsaale lag der Kosak auf einer Streu zwischen meinen beiden Bedienten in tiefem Schlafe; die Grenze war noch nicht weit, und mit Hilfe eines Bauerpferdes konnte ich nach wenigen Stunden in Sicherheit sein; aber der Gedanke an Flucht blieb fern von mir.

Am 26. April (alten Stils) früh um zwei Uhr kamen wir in Mietau an, und traten in eben dem Wirthshause,

in eben den Zimmern ab, die wir vor drei Jahren bei unserer Ausreise, freilich mit ganz andern Empfindungen, betreten hatten. Wir begaben uns auf einige Stunden zur Ruhe. Der Hauptmann schlief abermals in einem von dem unsrigen völlig abgesonderten Zimmer, und ich hatte keine Wache.

Nach einigen Stunden eines ziemlich unruhigen Schlafs kleidete ich mich an, um in Gesellschaft meines Begleiters dem Herrn Gouverneur von Driesen meine Aufwartung zu machen. Ich hatte diesen wackern Mann vormals in Petersburg kennen gelernt und liebgewonnen; ich freuete mich, daß gerade Er es war, vor dessen Augen mein Charakter und Lebenswandel jetzt geprüft werden sollte; ich war insgeheim sogar ein wenig stolz auf den Ausgang, den, nach meinem Bedünken, die Sache nehmen mußte, und betrat sein Haus mit frohem Muthe. Meiner guten, ängstlichen Frau hatte ich versprochen, ihr sogleich einen Boten zu schicken, wenn die Sache entschieden sei. Wir hielten das Alles für so leicht, so kurz, so unbedenklich. Zu welchen Selbsttäuschungen verleitet nicht das Bewußtsein der Unschuld!

Im ersten Vorzimmer des Gouverneurs erinnerten mich die Bedienten, daß ich in meinem Frack mit einem liegenden Kragen nicht vor ihrem Herrn erscheinen könne. Indeß als sie hörten, daß ich ein Fremder sei, und daß alle meine Kleider in versiegelten Koffern lägen, machten sie weiter keine Einwendung.

Im zweiten Vorzimmer mußten wir eine Zeitlang warten, und ich hatte daher Muße, die auffallend sonderbare Auszierung dieſes Zimmers zu bemerken. An Möbeln enthielt es nur einige Stühle und ein Sofa; aber an den Wänden hingen Gemälde, die faſt abſichtlich gewählt zu ſein ſchienen. Ein Wolf, der ein Reh zerriß; ein Geier, der ſeine Klauen in einen Haſen ſchlug; ein Bär, der nach Raube brüllte; ein Fuchs, der ſich in einem ſogenannten Berliner Schwanenhals gefangen hatte. Das Auffallendſte von allem aber war eine große Tafel, auf welcher vier Verſe oder Zeilen geſchrieben ſtanden. Sie ſind mir nicht mehr ganz erinnerlich, enthielten aber ungefähr Folgendes: »Der Menſch kann Löwen und Tiger zähmen u. ſ. w. Er kann zügeln den wildeſten Gaul, nur nicht ſein eig'nes Maul.« Dies war, nach einer vor alten Zeiten beliebten Mode, zum Theil in Bildern vorgeſtellt; zum Exempel anſtatt der Menſch, ſah man einen gemalten Mann; anſtatt Gaul, ein gemaltes Pferd, und anſtatt Maul einen großen Mund mit einem Vorhängeſchloß. Man muß geſtehen, daß dieſe Bilder eben nicht dazu gemacht waren, Vertrauen einzuflößen; auch gaben ſie mir wirklich eine von der vorigen ganz verſchiedene Stimmung; es ward düſter in meiner Seele.

Jetzt wurde mein Begleiter zu dem Gouverneur hinein gerufen, und ich blieb allein. Nach einigen Minuten traten Beide heraus. Der Gouverneur bewillkommte mich mit ſichtbarer Verlegenheit, doch erinnerte er ſich ſehr gütig

unſerer alten Bekanntſchaft, und ſagte: er habe alle meine Werke geleſen und gern geleſen; ſie wären zwar hin und wieder ein wenig ſpitzig geſchrieben, allein ſie hätten ihm jederzeit viel Vergnügen gemacht.

Das war es nicht, was mir jetzt am Herzen lag. Ich verſicherte ihm, daß ich mich glücklich ſchätze, unter ſeinen Augen meine Unſchuld darlegen zu können, und bat ihn, die Unterſuchung meiner Papiere ſo bald als möglich vorzunehmen.

»Dieſe Unterſuchung,« verſetzte er, »iſt mir keineswegs aufgetragen. Ich habe blos Befehl, Ihre Papiere wohl verſiegelt nach Petersburg zu ſchicken, und Sie ſelbſt müſſen augenblicklich dahin folgen.«

Ich ward beſtürzt, faßte mich aber bald, und bat nur um Erlaubniß, meine Frau mit mir nehmen zu dürfen, da wir noch nie von einander getrennt geweſen wären, und ohne einander nicht leben könnten. Er ſchien Anfangs geneigt, darein zu willigen; auf einige Erinnerungen aber, die ihm ſein Sekretär insgeheim machte, verweigerte er es ſchlechterdings. Als ich ihm ſagte, daß ich nicht dafür ſtehen könne, ob nicht meine weinende Frau ſelbſt zu ihm hereinſtürzen, und nicht eher ablaſſen werde, bis er dieſe Bitte bewilligt habe, antwortete er mit Herzlichkeit: »Verſchonen Sie mich mit einer ſolchen Scene! Ich bin ſelbſt Vater und Gatte, ich fühle ganz das Schreckliche Ihrer Lage; aber ich kann nicht helfen, ich muß meine Pflicht auf das ſtrengſte erfüllen. Reiſen Sie nach Petersburg, rechtfertigen

Sie ſich, und in vierzehn Tagen auf's längſte ſind Sie wieder in den Armen Ihrer Familie. Ihre Frau iſt indeſſen hier gut aufgehoben; wir werden Alles für ſie thun, was die Menſchenliebe und unſer eigenes Herz uns gebieten."

Mit dieſen Worten bat er mich, in ſein Wohnzimmer zu treten, und verließ mich, um Befehle zu ertheilen, die mich leider nur allzu nahe angingen.

In ſeinem Wohnzimmer fand ich Niemand, als ein junges Frauenzimmer von ſanfter Geſichtsbildung, vermuthlich ſeine Tochter. Sie war mit einer weiblichen Arbeit beſchäftigt, grüßte mich freundlich, ſprach aber nicht, ſondern blickte nur bisweilen von ihrer Arbeit zu mir auf. Ich las in ihren ſanften Blicken keine Neubegier, ſondern blos Mitleid, und dann und wann entſchlüpfte ihr ein Seufzer. Wie wenig alles dies fähig war, mich zu beruhigen, iſt ſehr begreiflich.

Der Gouverneur kehrte bald zurück. Er verſicherte mir: „es ſei jetzt nicht mehr in Rußland, wie vormals, ſondern die Gerechtigkeit werde ſtreng gehandhabt." — Dann darf ich ſehr ruhig ſein, war meine Antwort. — Er wunderte ſich, daß ich ſo von freien Stücken zurückgekommen wäre; auch ſchien es ihm unerwartet, daß ich meine ganze Familie mitgebracht hatte. Freilich pflegt ein Menſch, der mit gefährlichen Anſchlägen auf Reiſen geht, ſich nicht mit einer Frau, drei kleinen Kindern, einer ſiebzigjährigen Kinderwärterin, einer Kammerjungfer und zwei Bedienten zu beladen. Daß ich von freien Stücken kam, geſchah im Ver-

trauen auf mein Gewiſſen, und im Vertrauen auf den kaiſerlichen Paß.

Jetzt trat ein Mann in Petersburgiſcher Civil-Uniform herein. »Das iſt der Herr Hofrath Schtſchekatichin,« ſagte der Gouverneur: »ein gar wackerer Mann, der mit Ihnen reiſen wird, und bei dem Sie ſehr wohl aufgehoben ſind.«

Verſteht er Deutſch oder Franzöſiſch?

»Keins von beiden.«

Das iſt ſchlimm; denn mein Ruſſiſch hab' ich faſt ganz vergeſſen.

Der Gouverneur ſtellte uns einander vor; ich half mir mit dem Ruſſiſchen ſo gut ich konnte, und was mir an Worten fehlte, ſuchte ich durch Geberden zu erſetzen; ich ergriff des Hofraths Hand, drückte ſie mit Herzlichkeit, und bat ihn um ſeine Freundſchaft. Er erwiederte meine Bitte durch ein freundliches Grinſen.

Ehe ich weiter gehe, wird ein Gemälde dieſes Mannes hier an ſeinem rechten Platze ſtehen. Der Herr Hofrath Schtſchekatichin — (man erlaube mir, ſeinen barbariſchen Namen hier zum letzten Male zu ſchreiben, und ihn in Zukunft immer nur durch ſeinen Titel zu bezeichnen) — der Herr Hofrath war ein ſchwarzbrauner Mann von etwa vierzig Jahren, mit einer vollkommenen Faunsphyſiognomie. Wenn er freundlich ſein wollte, ſo zogen ſich zu beiden Seiten der Naſe zwei Falten ſchräg nach den Augenwinkeln, und gaben ſeinem Geſichte den Ausdruck des bit-

tern Hohns. Sein steifer Anstand verrieth, daß er im Militär gedient, so wie die mancherlei Verstoße gegen die feine Lebensart, daß er keine Erziehung genossen hatte, und wenig mit Leuten von Stande umgegangen war. Er bediente sich z. B. höchst selten eines Schnupftuchs; er trank gern aus der Flasche, wenn auch ein Glas daneben stand, u. s. w. Die höchste Ignoranz in den allergemeinsten Kenntnissen verband er mit einer exemplarischen Frömmigkeit. Wie eine Sonnenfinsterniß entstehe; was es mit Blitz und Donner für eine Beschaffenheit habe, und dergleichen mehr, davon hatte er keinen Begriff. Literatur war ihm völlig fremd; die Namen Homer, Cicero, Voltaire, Shakespeare, Kant, hatte er nie nennen hören, bezeigte auch nicht die geringste Begierde etwas von ihnen zu erfahren. Hingegen hatte er eine große Fertigkeit im Kreuzschlagen auf Brust und Stirn. So oft er des Morgens erwachte: so oft er einen Kirchthurm oder ein Heiligenbild, war es auch in der weitesten Entfernung, erblickte; so oft er essen und trinken wollte (und das geschah sehr fleißig); so oft es am Himmel donnerte; so oft wir bei einem Kirchhof vorbeifuhren u. s. w.: versäumte er nie, mit abgenommener Mütze sich herüber und hinüber zu bekreuzen. In Ansehung der Kirchen schien er aber eine gewisse Rangordnung zu beobachten. Wenn sie blos von Holz und unansehnlich waren, so unterließ er zuweilen ihnen seine Ehrerbietung zu bezeigen; eine steinerne Kirche hingegen war seiner Ehrfurcht gewiß. Besonders stark wurden die Ausbrüche seiner Fröm-

Fr. v. Langſ. Siehſt du Vetter! ſogar die Geiſter —

Frih. Ich habe nie daran geglaubt. Auch im Traume verſucht' ich noch ihrer zu ſpotten. Aber da ſprach ſie mit einer hohlen fürchterlichen Stimme: Frih Heulebuſch! ich lade dich um Mitternacht in dieſen Saal. Dann will ich dir wachend erſcheinen, und wenn du auch dann noch nicht gehorchſt, dann wehe! wehe! wehe!

Fr. v. Langſ. Weiter.

Frih. Bey dem letzten Wehe erwachte ich und ſchauderte.

Fr. v. Langſ. Und was haſt du beſchloſſen?

Frih. Rathen Sie mir liebe Tante.

Fr. v. Langſ. (bey Seite) Das könnte man nutzen. (laut) Geſetzt, mein lieber Vetter, du hätteſt den Muth dich hier einzufinden, und die Ahnfrau erſchiene dir wirklich, und wiederholte ihre Drohung; was würdeſt du thun?

migkeit, wenn wir eine anſehnliche Stadt mit vielen Thürmen zum erſten Male von fern erblickten, entweder wegen der vielen Thürme, oder auch, wie ich faſt vermuthe, aus Dankbarkeit, daß er ſein Schlachtopfer abermals glücklich bis dahin gebracht hatte. Uebrigens habe ich ihn nie beten ſehen, weder mit den Lippen noch mit den Augen, ſondern er begnügte ſich mit dem bloßen Bekreuzen. — Trotz der Beſchränktheit ſeiner Kenntniſſe hatte er eine ſehr große Meinung von ſich ſelbſt, und nahm nie eine Belehrung an, auch nicht über die geringfügigſten Kleinigkeiten. Auf Gründe ließ er ſich nicht ein, ſondern er zog blos ſeine Naſenfalten lächelnd in die Höhe, und blieb bei ſeiner Meinung. — Wenn Pfennige austheilen Wohlthätigkeit genannt zu werden verdient, ſo war der Herr Hofrath ein ſehr wohlthätiger Mann; denn kein Armer bat ihn vergebens. Auch da noch, als ſeine Börſe ſchon ſehr zuſammengeſchrumpft war, unterließ er nie die Erfüllung dieſer Pflicht; denn daß er es für Pflicht hielt, ſah man an der Art und Weiſe, wie er ſich derſelben entledigte. Oft warf er einen Kopeken aus dem Wagen, wenn dieſer ſchon längſt an dem Armen vorüber gerollt war; es galt ihm völlig gleich, ob der Blinde oder Lahme es finden würde oder nicht: genug, er hatte gegeben. Jede Art von feinem moraliſchen Gefühl war ihm gänzlich fremd. Das Mitleid kannte er nicht; die Unſchuld war ihm gleichgültig. — Ich werde in der Folge leider noch oft genug Gelegenheit haben, ſein Bild in kleinen Zügen auszumalen; für's Erſte genüge dem Leſer der ſcharfe Umriß.

Das war also der sogenannte »wackere Mann,« dessen Gewalt ich übergeben wurde. Ich gestehe, es wunderte mich im ersten Augenblick, daß ein Menschenfreund, wie Driesen, gerade diesen Hofrath zu meinem Begleiter hatte wählen können. Meine Verwunderung verschwand aber, als ich nachher erfuhr, daß der Kaiser in eben dem Augenblicke, als er seinem Minister in Berlin erlaubte, mir einen Paß zu geben, um ungehindert nach Rußland zu kommen, auch den Befehl ertheilte, mir einen Hofrath mit einem Senats-Kourier entgegen zu schicken, um mich als Arrestanten in Empfang zu nehmen. Da ich nun schon in den letzten Tagen des Januar um den Paß angehalten, so war auch der Herr Hofrath schon seit dem Anfange des März in Mietau, hatte bereits sieben Wochen auf mich gewartet, und klagte mir nachher oft, wie viel Geld er dort habe verzehren müssen, und wie viel lange Weile er ausgestanden. Das letztere glaubte ich ihm nie; denn ein Mann wie er hat den Vorzug mit dem Weisesten gemein, nie lange Weile zu empfinden. — Daß die Wahl eines Begleiters für mich gerade auf seine Person gefallen, war gewiß nicht die Schuld des Kaisers, der ihn schwerlich kannte; denn ich denke, dieser gebildete Monarch würde aus mancher Rücksicht mich mit einem solchen Manne nicht gepaart haben.

»Suchen Sie,« sagte der Gouverneur, »so schnell als möglich ein bequemes Fuhrwerk zu bekommen; denn Sie müssen sogleich abreisen.« — Ich bat um Aufschub we-

nigſtens bis morgen, da ich in den letzten drei Nächten gar nicht geſchlafen hatte, ſeit vier Wochen immer auf der Reiſe, und ſeit drei Tagen in ſtarker Gemüthsbewegung geweſen war; meine Bitte mußte mir aber abgeſchlagen werden. Der Gouverneur erſuchte mich, den Mittag bei ihm zu eſſen, dann aber mit meiner Abreiſe ſo viel als möglich zu eilen. Ich lehnte die Einladung ab, und ging nunmehr, von dem Regierungs-Sekretär begleitet, nach meinem Wirthshauſe zurück. Dieſer junge Mann (er hieß Weitbrecht) ſchien, trotz ſeiner kalten Phyſiognomie, einigen Theil an meinem Schickſale zu nehmen. Er beklagte mich, und verſicherte, der Gouverneur könne mit dem beſten Willen nicht mehr für mich thun; „denn," ſagte er mit Achſelzucken, »wir alle ſind jetzt bloße Maſchinen." — Ich erſchrak über dieſes Bekenntniß, und glaube gewiß, daß ſowohl er, als auch ſo manche andere, die nachher eben dieſelbe Sprache führten, dem Kaiſer Unrecht thun. Wahrlich! es kann ihm keine Freude machen, ſich von bloßen Maſchinen bedienen zu laſſen; denn der Menſch, der ſich zur Maſchine herabwürdigen läßt, iſt nie zuverläſſig.

Wir betraten mein Zimmer. Meine gute, geliebte Frau die eine fürchterliche Stunde zugebracht hatte, kam mir mit der bängſten Erwartung im Blicke entgegen. Ich zwang mich, unbefangen und heiter zu ſcheinen. Mit aller nur möglichen Schonung ſagte ich ihr, daß ich nach Petersburg reiſen müſſe, und zwar ohne ſie. Ich fügte dieſer

Nachricht zugleich so viele Troſt- und Hoffnungsgründe bei, als meine zerrüttete Seele nur immer aufzutreiben vermochte; auch verſicherte der Sekretär, die ganze Sache könne kaum vierzehn Tage dauern. Alles vergebens! meine Chriſtel warf ſich ſchluchzend auf das Bett, und überließ ſich einem grenzenloſen Schmerze. Sie wollte mich durchaus begleiten; wollte ihre ſo geliebten Kinder ohne Bedenken zurücklaſſen; wollte wenigſtens bis auf mein unweit Narva gelegenes Landhaus Friedenthal mit mir fahren, von wo Petersburg nur noch einige und dreißig Meilen entfernt iſt. Umſonſt! Jede dieſer Bitten wurde ihr, aus nachher ſehr begreiflichen Urſachen, abgeſchlagen. Auch ihretwegen mußte erſt nach Petersburg geſchrieben und rapportirt werden: denn man hatte ihretwegen keine Verhaltungsbefehle; man mußte erſt anfragen, ob es einer freien, edel gebornen Frau erlaubt ſei, nach Hauſe zu ihren Verwandten zu reiſen. Bis die Antwort, hieß es, zurückkomme (alſo wenigſtens vierzehn Tage), müſſe ſie an dieſem (ihr gänzlich fremden) Orte — in einem theuren Wirthshauſe, von ihrem Manne verlaſſen, mit ihrem Gram allein — verweilen; doch zweifle man nicht, daß es, nach Ablauf dieſer Zeit, ihr frei ſtehen werde, zu gehen, wohin ſie wolle.

O! daß ich mich ſchon des traurigen Geſchäfts entledigt hätte, die fürchterlichen Stunden bis zu meiner Abreiſe zu ſchildern! Meine arme Frau hing bald mit heißen Thränen an meinem Halſe, bald lag ſie halb ohnmächtig und weinend auf dem Bette. Meine älteſte Tochter, ein

Mädchen von fünf Jahren, meine gute Emmy, die sehr an mir hängt, kam jeden Augenblick zu mir, und schlug ihre kleinen Hände um meinen Nacken. Meine zweite dreijährige Tochter wußte nicht was vorging, und weinte darüber, daß man nicht, wie sonst, auf sie Acht gab. Mein jüngster Sohn von eilf Monaten (lächelte unbefangen auf dem Arm seiner Wärterin. Meine Leute liefen bestürzt durch einander. Im Zimmer war viel Rumor. Der Hofrath fand sich ein; der Senats-Kourier postirte sich in einen Winkel, der Sekretär entsiegelte meine Koffer, durchsuchte alles noch einmal, und empfing meine Papiere. Ich war in einer dumpfen Betäubung, aus der ich mich nur ruckweise mit Gewalt aufraffte. Ich bekümmerte mich um nichts, was im Zimmer vorging, sondern setzte mich auf das Bett zu meiner wimmernden Frau, schloß sie mit dem Feuer der innigsten Liebe in meine Arme, und beschwor sie sich zu fassen, auf meine Unschuld und des Kaisers Gerechtigkeit zu vertrauen. »Wir haben,« sagte ich, »so viele glückliche Tage mit einander verlebt; laß uns jetzt auch das Unglück muthig tragen. Es wird und muß von kurzer Dauer sein. Rechtfertigen Sie sich, sagte ja der Gouverneur; und in vierzehn Tagen kehren Sie zurück in die Arme Ihrer Familie. Jetzt, meine Beste, beweise, daß du kein gewöhnliches Weib bist. Klagen und Wimmern hilft zu nichts. Standhaft dulden, und allenfalls die Rettungsmittel anwenden, die in deiner Gewalt sind: das ziemt der treuen, liebenden Gattin.«

Ich nannte ihr darauf einige Perſonen in Petersburg, an welche ſie ſchreiben ſollte, und empfahl ihr, meiner alten Mutter ſo ſchonend als möglich die Schreckensnachricht beizubringen. Auch der Sekretär Weitbrecht hatte mir ſchon vorher verſprochen, meine Mutter von meinem Schickſal zu benachrichtigen *); denn mir ſelbſt war auch hier nicht erlaubt, die Pflicht des Sohnes zu erfüllen.

Ich hatte es endlich durch mein ſanftes, liebevolles Zureden ſo weit gebracht, daß meine Frau wieder einige Faſſung gewann. Sie ſtand auf, bewillkommte den Hofrath, reichte ihm ihre Hand, und bat ihn ſanft weinend, doch ja unterwegs Sorge für ihren kränklichen Mann zu tragen. (Sie hatte ſchon gehört, daß ich nicht einmal einen von meinen Bedienten mit mir nehmen dürfe.) O! hätten Tauſende das vortreffliche Weib in dieſem Augenblicke geſehen, wie hold-bittend ſie da ſtand, wie ſchön in ihrem Schmerze, wie rührend in ihren Thränen: wahrlich kein Herz wäre unbewegt, kein Auge trocken geblieben. Der Herr Hofrath lächelte höflich, die Falten ſeiner Naſe zogen ſich hoch zu den Augenwinkeln hinauf, und er verſprach Alles, was die Bittende begehrte.

Schon einige Mal hatte mich der Sekretär ſehr dringend befragt: ob ich auch viel Geld bei mir hätte? — Ich hatte noch etwas über hundert Friedrichsd'or, etwa

*) Er hat es nicht gethan.

fünfzig Dukaten und ein paar hundert Thaler kurſächſiſche Zweigroſchenſtücke, die ich mir in Leipzig hatte geben laſſen, weil ſie in Kurland gelten. Er ermahnte mich alles in ruſſiſche Banknoten umzuſetzen und mit mir zu nehmen. Ich hielt das für unnöthig; wie viel konnte ich zwiſchen Mietau und Petersburg brauchen? Auch mußte ich ja Friedenthal paſſiren, wo ich im Nothfalle Geld zu finden gewiß war. In Petersburg ſelbſt hatte ich Freunde auf deren Unterſtützung ich mich verlaſſen konnte. Meine Frau hingegen brauchte viel Geld; ihr wollte ich alles zurücklaſſen. Das ſagte ich dem Sekretär; er aber drang dennoch mit ſo beſonderen Geberden in mich, ſeinen Rath zu befolgen, daß ich endlich, wenigſtens zum Theil nachgab. Er ſelbſt war ſo gütig, das Umwechſeln zu beſorgen, und mir einen, für die Eile, mit der alles geſchehen mußte, ſehr leidlichen Preis für mein Gold zu verſchaffen.

Von den großen ſchweren Koffern meines Wagens konnte ich keinen mit mir nehmen; ich hatte daher befohlen, daß meine Bedienten mir ihren halbzerriſſenen Mantelſack hergeben ſollten, und die Kammerjungfer meiner Frau war beſchäftigt, mir Wäſche auf einige Wochen hinein zu packen. Der Senats-Kourier ſtand dabei; und eben ſo dringend, als der Secretär mich ermahnt hatte, recht viel Geld mitzunehmen, ermahnte er die Kammerjungfer, recht viel Wäſche in den Mantelſack zu legen. Sie hielt das für ſehr überflüſſig, und that das Gegentheil. Da es ihm mit der Wäſche nicht gelang, ſo beſtand

er darauf, es müßten wenigſtens Betten mitgenommen werden. Das hielt ich für noch überflüſſiger, und er zuckte endlich die Achſeln.

Wenn ich jetzt, bei kaltem Blute, alle dieſe Umſtände zuſammen nehme, begreife ich nicht, wie es möglich war, daß kein Funke von Argwohn in meine Seele kam, es könne wohl auf eine weitere Reiſe mit mir abgeſehen ſein. Aber ich war in einer dumpfen Betäubung, und hatte keinen klaren Gedanken. In Betreff des Geldes erinnere ich mich blos der dunkeln Vorſtellung, daß es mir doch wohl in Petersburg nützlich ſein könnte, da ich vielleicht in den erſten Tagen mit keinem meiner Freunde würde ſprechen dürfen. Auf das Einpacken der Wäſche gab ich wenig Acht, und hörte das, was darüber geſagt wurde, nur mit halbem Ohr. — Ach! meine ganze Seele war mit Frau und Kindern beſchäftigt! Ich ging von dieſen zu jener, von jener zu dieſen, und drückte ſie wechſelsweiſe an meine Bruſt: ich tröſtete hier, und liebkoſte dort.

Dem Kourier, der die Innigkeit gewahr wurde, mit welcher ich an meiner Familie hing, traten die Thränen in die Augen. Nun bemerkte ich ihn erſt, und ſah ihn freundlich an; er gab mir den freundlichen Blick zurück. Biſt du verheirathet? fragte ich ihn. Er nickte, mit naſſen Augen.

„Ich habe auch drei kleine Kinder!“ antwortete er.

Nun ſo verſtehſt du mich. — Er nickte und ſeufzte.

Da dieſer Menſch einen großen Einfluß auf mein damaliges, und vielleicht auch auf mein künftiges Schick-

sal gehabt hat *), so erlaube man mir, sein Bild neben dem Bilde des Herrn Hofraths zu zeichnen. Alexander Schülkins mochte ungefähr etwas über dreißig Jahre alt sein. Ein gänzlich roher Mensch, zuweilen eine wahre Bestie, aber eine gutmüthige. Seine Physiognomie hatte etwas Kalmückisches: ein breites rundes Gesicht, aufgestutzte Nase, hohe Backenknochen, kleine lang gezogene Augen, eine sehr niedrige Stirn; schwarzes Haar, von mehr kleiner als großer Statur, mit breiter Brust und breiten Schultern. Auf der linken Seite trug er das weiße, runde Schild der Senats-Kouriere, und um den Leib die Kouriertasche mit einem ähnlichen Schilde. Im Essen und Trinken fand er seinen höchsten Genuß; aber lecker war er nicht: er aß und trank Alles, was ihn vor den Mund kam, und an der Art und Weise, wie er es that, konnte man augenblicklich sehen, daß es das Hauptgeschäft seines Lebens war. Wenn er z. B: Suppe aß, so lehnte er den Kopf ein wenig zurück, schob den Löffel bis an den Stiel in den Mund, goß die Suppe, anstatt in den Mund, sogleich in die Gurgel, sah dabei an die Decke, und zog die kurze Stirn in hundert horizontalen Falten aufwärts, so daß jedes Haar auf seinem Kopfe sich bewegte. Eben so machte er es mit dem Fleische. Er steckte es nicht in den Mund; er warf es hinunter. Ich ließ einige Mal die großen Knochen eines Kalbsbratens übrig; er bemächtigte sich

*) Hierin habe ich mich geirrt.

ihrer ſogleich, und biß, trotz dem größten Bullenbeißer, Alles herunter, was nur einigermaßen markig oder ſehnig daran war. Ein Glas Branntwein mußte ſehr groß ſein, wenn er es nicht auf einen Schluck in die Gurgel ſtürzte. Er konnte außerordentlich viel Branntwein zu ſich nehmen, ohne betrunken zu werden; auch konnte er, ohne daß es ihm ſchadete die heterogenſten Getränke unter einander miſchen. So habe ich ihn oft des Morgens Thee mit Milch trinken ſehen; dann ein großes Glas Branntwein; darauf den Kaffee, den ich übrig gelaſſen hatte; darauf ein paar Gläſer Punſch, und zum Beſchluß ein paar Nößel Quaß *); alles in derſelben Viertelſtunde. Mit eben der Leichtigkeit, mit welcher er zu jeder Tages- oder Nachtzeit eſſen und trinken konnte, konnte er auch ſchlafen, wann und ſo oft es ihm beliebte; doch wurde er in dieſer beneidenswerthen Kunſt von dem Herrn Hofrathe beinahe noch übertroffen, der übrigens im Branntweintrinken ihm wenig nachgab.

Hingegen war Alexander Schülkins, bei aller ſeiner Roheit, ihm in Hinſicht moraliſcher Kultur weit überlegen. Er hatte Gefühl, zwar kein tiefes, aber ein ſchnelles und ſtarkes, das ihn zuweilen gleichſam ſchüttelte, und dann ſchnell wieder los ließ. Er wußte auch dies und jenes; der Herr Hofrath wußte gar nichts. So erinnere ich mich, daß er einſt beim Anblick eines Kuckucks dem Herrn

*) Ein ſäuerliches Getränk, das mit dem Kovent Aehnlichkeit hat, aber viel nahrhafter iſt. Man gießt kochendes Waſſer auf Gerſte, und läßt die Miſchung im Ofen gähren.

Fritz. Ich würde Sie bitten, auf Morgen meine Hochzeit mit Doris zu veranstalten.

Fr. v. Langs. Ist das dein Ernst?

Frih. Ach! wenn man eben mit Geistern conversirt hat, so ist Einem gar nicht sposerlich zu Muthe.

Fr. v. Langs. (bey Seite) Warte, Bursche! die Ahnfrau soll dir erscheinen.

Frih. (bey Seite) Sie geht in die Schlinge.

Fr. v. Langs. Sage mir doch, wie sah sie aus?

Frih. Eine lange weisse Gestalt, ungefähr wie eine Nonne.

Fr. v. Langs. Ganz recht, so wird sie beschrieben. Nun Vetter, es ist schon über halb 12. Die Andern werden auch gleich schlafen gehn, und ich bin viel zu furchtsam, ich bliebe nicht einen Augenblick länger hier. Aber fasse nur Muth, wenn der Geist dir erscheint, er wird dir nichts zu Leide thun. Ich krieche indeß in mein Bett, und ziehe die

Hofrath erzählte: dieser Vogel lege seine Eier in fremde Nester, und brüte sie nie selber aus. Der Herr Hofrath lachte ihm ins Gesicht, daß er so dumm sei, ein solches Mährchen zu glauben. Alexander berief sich auf mich, und ich bekräftigte seine Versicherung; der Herr Hofrath zog aber seine Nasenfalten hoch in die Höhe, und warf einen vornehm verachtenden Blick auf uns Beide. — Was sonst noch von Alexander Schülkins zu sagen wäre, wird in der Folge der Erzählung vorkommen. Ich füge, um den Leser mit seinem Stande genauer bekannt zu machen, nur noch hinzu, daß der Senat zu Petersburg achtzig dergleichen Kouriere hat, die jederzeit bereit sein müssen, seine Befehle in die entfernten Provinzen zu überbringen. Sie haben, wenn ich nicht irre, Unterofficiers-Rang, sind gleichförmig (ungefähr wie die Posthedienten) gekleidet, und tragen auch dergleichen Schilder, nur mit einer andern Umschrift.

Ich kehre zurück auf den Schauplatz meiner Leiden. Seit den letzten paar Stunden waren mehrere Wagen auf den Hof des Wirthshauses gefahren worden, daß ich mir einen davon aussuchen und kaufen sollte. Ob ich gleich das letztere für mein eigenes Geld thun mußte, so war es doch immer eine große Begünstigung, daß ich mir einen bequemen Wagen anschaffen durfte, da die Gefangenen sonst gewöhnlich in eine Kibitke, oder auf ein noch schlechteres unbedecktes Fuhrwerk geworfen, und, ohne alle Rücksicht auf Stand, Alter oder Gesundheit, bei jeder Witte-

rung fortgeschleppt werden. Ueberhaupt kann ich nicht leugnen, daß man auch in der Folge noch manche andere égards für mich hatte, die ich unmöglich auf Rechnung des gefühllosen Herrn Hofraths setzen kann, sondern die vermuthlich von höherer Hand geboten waren; denn mein Begleiter würde sich gewiß um kein Haar von dem Buchstaben seiner Instruktion entfernt haben.

In der Ueberzeugung, daß Petersburg das Ziel meiner Reise sei, kaufte ich blos einen leichten, fein gearbeiteten halben Wagen, der zwar in Federn hing, und in dem es sich ganz bequem eine Spazirreise machen ließ, der aber sonst mit gar keinen Bequemlichkeiten versehen war. Dennoch mußte ich fünfhundert Rubel dafür bezahlen.

Es gereichte doch auch meiner Frau zu einigem Trost, daß ich nicht wie ein Verbrecher fortgeschleppt werden sollte. Sie fragte den Hofrath: ob ich ihr unterweges auch schreiben dürfe. — Er sowohl als der Sekretär versicherten Beide, daß dies ohne Schwierigkeit geschehen könne.

Abends, etwa um sieben Uhr, war alles zur Abreise bereit. — Meine Hand zittert — mein Herz klopft — meine Augen füllen sich mit Thränen. Noch jetzt kann ich nicht ohne die heftigste Wehmuth an jenen fürchterlichen Augenblick denken. Man verschone mich mit der Beschreibung desselben. Thränen hatte ich nicht, und meine Frau eben so wenig; unsre Herzen waren krampfhaft zusammengeschnürt. Nur meine Emmy und die Kammerjungfer weinten. Ich drückte meine Kinder wechselsweise an die Brust,

und segnete sie mit Inbrunst. Meine Gattin fiel ohnmächtig auf das Bett. Ich beugte mich über sie hin, und bedeckte sie mit meinen letzten Küssen. Der Sekretär Weitbrecht hatte bis dahin ein kalter Zuschauer geschienen; ja, ich hätte über seine schalen Trostgründe: »man müsse sich darein ergeben; die Betrübniß könne doch nichts ändern, u. s. w.« schon einige Mal beinahe meinen Unwillen geäußert. Jetzt aber brach auch er, nicht in Thränen, sondern in eine Art von Geheul aus. O, wäre der Kaiser, der gewiß gefühlvolle Kaiser, selbst gegenwärtig gewesen: wie eilig würde er durch ein Wort allen diesen Jammer geendigt haben!

Meine arme Frau war nicht im Stande, meine Liebkosungen zu erwiedern; sie wimmerte leise mit geschlossenen Augen. Ich drückte noch einen Kuß — ach! vielleicht den letzten! — auf ihre blassen Lippen, und stürzte zur Thür hinaus. Meine Leute halfen mir in den Wagen, und nahmen gerührt von mir Abschied. Ich hörte und sah nicht mehr. Viele Neugierige hatten sich im Vorhause versammelt; der Sekretär zerstreute sie. Der Wagen war auf den Hof gebracht worden, um auf der Straße kein Aufsehen zu erregen. Ich taumelte hinein — und wir rollten fort! —

So hat man einen ehrlichen Mann und ruhigen Staatsbürger durch einen kaiserlichen Paß nach Rußland gelockt, und ihn dann aus den Armen seiner Familie gerissen, ohne es auch nur einmal der Mühe werth zu halten, ihm zu sagen, wessen man ihn beschuldige. Nein, das kann der

gerechte Kaiſer nicht wiſſen! nein, das weiß er gewiß nicht! Irgend ein hämiſcher Verläumder hat das kaiſerliche Anſehen, den kaiſerlichen Namen gemißbraucht. — Es geht nun in die neunte Woche, daß ich nicht weiß, ob die Meinigen leben oder todt ſind. Ach! vielleicht werde ich nie wieder etwas von ihnen erfahren! — Meine gute Frau und ich, die wir ſeit ſo vielen Jahren nur zweimal, vierzehn Tage, von einander getrennt waren, und dieſe kurze Zeit kaum überleben zu können glaubten, wir müſſen nun, auf ewig aus einander geriſſen, unſere Tage hoffnungslos vertrauern! Wird ſie es überleben? hat ſie es überlebt?! — O Gott! —

Es iſt nun ein Jahr — mit wehmüthigem Lächeln erinnere ich mich jetzt dieſer Zeit — als ich meiner Geſundheit wegen beſchloß, eine Reiſe von Weimar nach Pyrmont zu machen. Meine geliebte Frau hatte mich kurz vorher mit einem Knaben beſchenkt, und war noch zu ſchwach, um mich begleiten zu können. Ich reiſte daher allein, mit dem Vorſatz, wenigſtens drei Wochen, als die gewöhnliche Zeit einer Brunnenkur, in Pyrmont zu verweilen. Aber — ich hielt es kaum zehn Tage dort aus. Die Welt lag auf mir — ich mußte fort. Ich ließ plötzlich anſpannen und eilte zurück in ihre Arme. — Und jetzt! — faſt neun Wochen bin ich ſchon von ihr getrennt — es können neun Jahre daraus werden — ach! vielleicht ſehe ich ſie nie wieder! und muß doch leben — und lebe wirklich! — Die freundliche Hoffnung iſt es, die mich erhält! Ja, es ſchimmert

mir noch ein ſchwacher Strahl; ich netze meine dürren Lippen noch mit den letzten ſparſamen Tropfen. Sind auch dieſe aufgeſogen; iſt mein Unglück eben ſo groß als meine Unſchuld: — nun denn — vixi! et quem dederat cursum fortuna peregi! — ich werde zu rechter Zeit zu ſterben wiſſen.

Der Menſchenkenner wird mich begreifen, wenn ich geſtehe, daß ich meine Bruſt etwas erleichtert fühlte, als die ſchreckliche Trennung von den Meinigen vorüber war, als der Wagen immer ſchneller dahin rollte, und jeder Augenblick mich weiter von ihnen entfernte. Ich konnte wieder einen Blick in die Zukunft werfen: ſie hatte ja bis jetzt noch nichts Schreckliches für mich. Eine Unterſuchung in Petersburg, eine Prüfung meiner unſchuldigen Papiere, meines ſchuldloſen Lebenswandels, vor einem gerechten Monarchen, der nicht ungehört richtet: was war das mehr? was konnte mir widerfahren? — Einige Unannehmlichkeiten vielleicht, und Mangel an Kenntniß der ruſſiſchen Sprache konnten mich hie und da in Verlegenheit ſetzen. Aber, dachte ich, man wird mir einen Dolmetſch geben. Ich muß vielleicht einige Wochen lang den gewohnten Bequemlichkeiten entſagen; nun, das iſt ja kein großes Unglück. — Die Ausbrüche einer chroniſchen Krankheit, die mich ſeit zwölf Jahren martert, können heftiger werden; aber auch in Petersburg gibt es ja wackere Aerzte. Welche Urſache hatte ich denn alſo, mich unglücklich zu ſchätzen? Es war freilich ein unangenehmer, doch aller möglichen Wahrſchein-

lichkeit nach blos ein vorübergehender Zufall. Ich fuhr in einem bequemen Wagen nach Petersburg; ich würde dort, hoffte ich, meine beiden Söhne, meine Freunde wiederſehen: das war ja ohnehin einer von den Zwecken meiner Reiſe. Freilich wurde ſie mir nun etwas koſtſpieliger, als ich geglaubt hatte; aber am Gelde hing mein Herz nie. — So gaben alle dieſe Betrachtungen mir nach und nach meine völlige Ruhe wieder. Daß der menſchenfreundliche Gouverneur von Kurland während meiner kurzen Abweſenheit für die Meinigen Sorge tragen würde, hatte er mir ja verſprochen, und ſein Herz war mir Bürge für ſein Wort *).

Riga iſt von Mietau nur ſieben kleine Meilen entfernt. Es war ſchon dunkel, als wir die Ufer der Dwina erreichten, an welcher dieſe ſchöne, gaſtfreie Stadt liegt. Wegen hohen Waſſers war die Schiffbrücke noch nicht wieder hergeſtellt, und es dauerte mehrere Stunden, ehe wir übergeſchifft wurden. Um Mitternacht erreichten wir das Thor, wo der Kourier abſtieg, und ſehr lange im Wachhauſe verweilte, ohne daß ich etwas Arges daraus hatte. Vom Thore fuhren wir, ohne die eigentliche Stadt zu berühren, durch enge winkelige Straßen nach der Poſthalterei, und erhielten ſogleich friſche Kourierpferde. Unſer Poſtpaß (Podoroschne) verſicherte uns deren drei auf kaiſerliche Rechnung. Meiſten Theils ſpannte man uns noch eins mehr unentgeldlich vor; wo aber die Poſthalter ſich weigerten,

*) Daß dieſe Hoffnung mich täuſchte, wird leider die Folge lehren.

es zu thun, und auf die Postordnung trohten, da mußte ich das vierte aus meiner Börse bezahlen.

Es war gegen ein oder zwei Uhr, in einer sehr kühlen Nacht, als wir Riga verließen. Die erschöpfte Natur forderte ihr Recht; ich wurde sehr schläfrig, ließ das Fenster nieder, drückte mich in die Ecke des Wagens, und schlummerte ein. Auf der ersten Station erwachte ich wohl, und sah, daß es Tag geworden war, bekümmerte mich aber weiter um nichts, sondern versuchte, die Augen auf's neue zu schließen.

Doch welcher Pinsel malt mein Erstaunen, mein Schrecken, als ich etwa eine Stunde nachher mich ermunterte, und gewahr wurde, daß wir keinesweges auf der mir wohlbekannten petersburgischen Landstraße, sondern auf einer andern großen, mir völlig fremden Straße, immer längs der Düna hinfuhren! Ich hatte kaum so viel Gewalt über mich, einen lauten Schrei zurückzuhalten. Eine Art von Instinkt gebot mir indeß, zu schweigen und mich zu verstellen. Was in mir vorging, ist unbeschreiblich. — »Wohin führt man mich? — Was hat man mit mir vor? — Wo will man meine Papiere untersuchen? und wer hat den Auftrag dazu?" — Das waren die Fragen, die ewig mein Gehirn durchkreuzten; denn daß man mich ohne alle Untersuchung in die weite Welt schleppen würde, kam mir wahrlich noch immer nicht in den Sinn.

Als wir auf der Station ankamen, verlangte ich Kaffee, um nur etwas Zeit zu gewinnen. Der Kaffee wurde

ſogleich beſtellt, und ich ging unterdeſſen in einer grauſamen Gemüthszerrüttung im Zimmer auf und nieder. Der Hofrath unterhielt ſich draußen beim Wagen mit dem Poſthalter. Der Kourier ſtand am Fenſter, beobachtete ihn, und ſagte plötzlich verſtohlen zu mir: »Fedor Karlowitſch!« (ſo nannte man mich nach ruſſiſcher Gewohnheit) »wir reiſen nicht nach Petersburg; wir reiſen weiter.« Kaum hatte ich den Athem zu fragen: wohin? — »Nach Tobolsk.« — Kaum erhielt ich mich auf den Füßen. Es war kein Nerve in meinem Körper, der nicht erſchüttert wurde. — »Können Sie ruſſiſch leſen?« fuhr er fort, indem er ſtets ein Auge auf den Hofrath hatte. — Ja. — »Nun ſo leſen Sie hier die Podoroschne,« (den Poſtpaß). — Ich las: Auf Befehl Sr. kaiſerlichen Majeſtät u. ſ. w. von Mietau nach Tobolsk, Herr Hofrath Schtſchekatichin mit einem bei ſich Habenden, (ſo iſt der ruſſiſche Ausdruck) begleitet von einem Senats-Kourier, in Krongeſchäften, u. ſ. w.

Ich ſelbſt kann mir meine damalige Empfindung nicht mehr vergegenwärtigen; ich war vernichtet. — »Gern,« ſagte der Kourier, »hätte ich Ihnen das ſchon in Mietau zugeflüſtert; aber wir wurden zu ſehr beobachtet. Sie dauerten mich gleich, als ich Ihre Familie ſah; denn auch ich habe Frau und Kinder.« — Ich dankte ihm mit halben Worten. Er bat mich, ja den Hofrath nicht merken zu laſſen, daß er mir das Ziel der Reiſe verrathen habe;

denn der sei ein harter, schlechter Mensch. — Ich beruhigte ihn.

Der Hofrath trat wieder herein. Zum Glück verstand er sich eben so wenig auf Menschengesichter als auf Kuckucks-Eier; sonst hätte er durchaus die Todtenblässe meiner Wangen und das krampfhafte Zittern meines ganzen Körpers bemerken müssen. Er trank ein Glas Branntwein, und bemerkte nichts. — Der Kaffee wurde gebracht. Natürlicher Weise war es mir unmöglich, einen Tropfen zu trinken. Ich schützte Unpäßlichkeit vor — ach! ich war mehr als unpäßlich! — Ich bezahlte den Kaffee, und der Hofrath trank ihn aus.

Wir fuhren weiter. Das Rütteln des Wagens gab mir wieder einige Besinnung; und jetzt erwachte bei mir der erste Gedanke an Flucht. — »Nach Sibirien führt man mich,« so sagte ich zu mir selbst; »ohne Verhör, ohne Untersuchung, ohne Urtheil und Recht, ja, ohne daß man es auch nur der Mühe werth findet, mir zu sagen, warum? — Das ist zu arg! Das kann der gerechte Kaiser unmöglich wissen; oder man hat ihn auf das gröbste hintergangen. — Meine Papiere sind also nicht die Ursache meiner Verhaftung; denn sonst würde man sie ja vorher untersucht haben, ehe man mir die gräßlichste aller Strafen zuerkannt hätte. Es muß also eine andere schwere Anklage gegen mich vorhanden sein, die irgend ein niederträchtiger Verleumder dem Kaiser als bereits erwiesen vorgestellt hat; und um nicht als ein Verleumder mit Schande

zu beſtehen, hat er, ohne weitere Unterſuchung, meine Verbannung bewirkt. In Sibirien bin ich lebendig begraben; aus Sibirien erſchallt meine Stimme nicht bis an die Ufer des baltiſchen Meeres: von dort aus kann ich mich nicht vertheidigen; und dürfte ich es auch, ſo wüßte ich ja nicht einmal, wogegen. — Es bleibt mir alſo nichts anders übrig, als die Flucht.“ — Dieſer Gedanke ſtand feſt in mir, und wurde nach und nach zum Entſchluſſe.

Vor der nächſten Station, Kokenhuſen, liegen auf einem Hügel an der Düna die maleriſchen Ruinen einer alten Burg. Sie ſind noch jetzt von großem Umfange, und waren ehemals, wenn ich nicht irre, die wohlbefeſtigte Reſidenz eines liviſchen Fürſten, der ſich hier ſehr lange gegen das chriſtliche Raubgeſindel wehrte, und ſich endlich mit ſeinen Unterthanen daſelbſt taufen ließ. Der Anblick dieſer Ruinen erweckte in mir die erſte dunkle Idee, mich unter dem alten Gemäuer zu verbergen, und lieber dort zu verhungern, als mich ohne Urtheil und Recht nach Sibirien ſchleppen zu laſſen. Zu dieſer Idee geſellte ſich noch eine dunkle Erinnerung, daß das jetzige Landgut Kokenhuſen einem Baron von Löwenſtern zugehöre, den ich vor drei Jahren in Leipzig als einen ſehr edlen Mann hatte kennen gelernt, und der mir ſchon vorher durch den Ruf als ſolcher bekannt geweſen war. Im höchſten Nothfalle, dachte ich, endeckſt du dich dem; er wird dich nicht ausliefern.

Jetzt hielten wir vor dem Poſthauſe. Ich beobachtete

die Decke über den Kopf. (Sie geht in ihr Zimmer.)

Fritz. (allein) Ich verstehe, meine gnädige Tante. Sie müssen früher aufstehn, wenn Sie mich überlisten wollen. Warte, du sollst bezahlt werden.

Vierte Scene.

Doris. Fritz.

Dor. (gähnend mit einem Licht in der Hand) Das fehlte noch, daß ein langweiliger Onkle herkäme, um uns seine Heldenthaten zu erzählen, bis wir Alle dabey einschlafen. (zu Fritz) Gute Nacht Spitzbube. (Sie will in ihr Zimmer.)

Fritz. O schönes Mühmgen, verweilen Sie doch noch einen Augenblick.

Dor. Wozu? ich bin schläfrig.

Fritz. Schon seit einer halben Stunde hab' ich auf Sie gelauert.

die Gesichter des Posthalters und seiner ganzen Familie; nach ihren Physiognomien zu urtheilen, waren diese Menschen wahrscheinlich gut und mitleidig. Während des Anspannens benutzte ich jeden Augenblick, wenn der Hofrath sich ein wenig entfernte, um in deutscher Sprache allerlei Erkundigungen einzuziehen: — Wem gehört das Gut?

»Dem Baron Löwenstern.«

Wo ist das Wohnhaus?

»Dort.« — Man zeigte es mir in einer kleinen Entfernung.

Ist er jetzt hier?

»Nein; er ist bei seinem Schwiegervater, vierzehn Werste von hier, auf Stockmannshof.«

Ist auch seine Familie dort? (Ich kannte seine Gattin als eine der vortrefflichsten Frauen, und seine Kinder als ihrer Eltern würdig.)

Ja.

Liegt Stockmannshof an der Landstraße? —

»Ja; Sie fahren vorbei.«

Wie weit ist Dorpat von hier?

»Ungefähr sechzehn Meilen.« —

Mehr konnte ich nicht fragen; die Pferde waren vorgespannt, und wir fuhren ab. Als wir etwa sechs Werste zurückgelegt hatten, ereignete sich ein Zufall, der mir sehr willkommen war. Eins unserer Pferde wurde stätisch, und ging nicht von der Stelle. Der Postillon, ein Lette, that vergebens alles Mögliche, um es anzutreiben. Der Kou-

rier ſchimpfte, der Hofrath fluchte; beide beehrten die lettiſche Nation mit den verworfenſten Beinamen. Endlich theilte ſogar der Kourier, der, auf dem in Federn hangenden Bocke, gerade über dem Poſtillon ſaß, mit geballter Fauſt die unbarmherzigſten Ohrfeigen und Kopfſtöße aus. Der unſchuldige Poſtillon ſprang herunter, und erklärte: er werde nicht weiter fahren, wenn man ihn ſo behandle. Dieſe Erklärung verſetzte den Herrn Hofrath in Wuth. Er ſtieg aus dem Wagen, brach einen derben Knüppel von dem nächſten Baume, ergriff den Poſtillon bei der Bruſt, warf ihn zu Boden, und prügelte ihn unbarmherzig. Nach dieſer edlen Expedition, welche durch die Geſetze ſtreng verboten iſt, befahl er ihm, ſich aufzuſetzen und weiter zu fahren. Der Poſtillon benutzte aber den Augenblick, als der Kourier dem Hofrath in den Wagen half, und lief plötzlich querfeldein, dem nächſten Buſche zu. Der Kourier verſuchte zwar ihn einzuholen; doch jener war flinker auf den Beinen, und ſo ſtanden wir nun, zu meinem Vergnügen, mitten auf der Landſtraße, mit einem ſtätiſchen Pferde ohne Kutſcher.

Was war zu thun? Wir mußten umkehren, und, ſo gut es gehen wollte, nach Kokenhuſen zurückfahren. Der Kourier ergriff die Zügel; er verſtand ſich aber ſchlecht auf das Fahren: es ging ſchief, krumm und langſam, wobei denn unzählige Flüche auf das arme Volk der Letten herausgedonnert wurden. Wenn ich ſage Flüche, ſo verſtehe ich darunter nur einen einzigen oft wiederholten Fluch; denn

die Ruſſen haben eigentlich nur einen Fluch, der aber ſo kräftig iſt, daß er gar wohl die Stelle von hundert deutſchen Flüchen erſetzen kann. Sie wünſchen nämlich ihrem Gegner, daß der Teufel ſeine Mutter zur H** machen möge; und das wünſchen ſie in noch weit derberen Ausdrücken, als deren ich mich hier bedient habe, ſo daß in Anſehung der Deutlichkeit auch dem roheſten Menſchen nichts zu wünſchen übrig bliebe. Ich übertreibe wahrlich nicht, wenn ich behaupte, daß jeder meiner Begleiter dieſen Fluch täglich wenigſtens fünfhundertmal ausſtieß, und natürlicher Weiſe faſt immer bei den geringfügigſten Veranlaſſungen. Die Ruſſen von ſchlechter Erziehung bedienen ſich deſſen, wie vormals die Franzoſen des Wortes Monsieur, und wie die Engländer nach heut zu Tage des God dame: ſie flicken es überall ein.

Als wir nach Kokenhuſen zurückkamen, erhob der Herr Hofrath eine mächtige Klage gegen den entlaufenen Poſtillon, nahm ſich aber wohl in Acht, des Prügelns und ſeiner eigenen entlaufenen Vernunft dabei zu erwähnen. Der Poſthalter ergänzte indeß dieſen Mangel leicht. »Es iſt einer meiner beſten Leute,« ſagte er; »Sie müſſen ihn ſehr übel behandelt haben.« Man läugnete. Der Poſthalter ſah mich an, und ich nickte unvermerkt mit dem Kopfe.

Es iſt bekannt, daß einen gemeinen Menſchen nichts mehr in die Hitze bringt, als wenn er fühlt, daß er Unrecht hat. So ging es auch dem Hofrath: er ſchimpfte, er drohte. Da dem Poſthalter, den Geſetzen gemäß, nichts anderes

übrig blieb, als einen Rapport an die Regierung in Riga zu machen, indeſſen aber den Kourier ohne Aufenthalt fortzuſchaffen; ſo wurde ein anderes Pferd vorgeſpannt, und nach einem andern Poſtillon geſchickt. Doch verzog ſich das, ſo wie ich es wünſchte, ein wenig in die Länge.

Ich war im Wagen ſitzen geblieben. In einem Augenblicke, als der Hofrath in die Stube gegangen war, trat der Bruder des Poſthalters an den Wagen, und ſagte zu mir mit einer bedenklichen Miene: »Ihr Name iſt im Poſtpaſſe nicht angegeben.« — Ich wußte darauf nichts zu antworten. Hätte ich gewußt, was ich erſt ſpäter erfuhr, daß durch ein neueres Geſetz ſtreng befohlen iſt, jeden Reiſenden in dem Poſtpaſſe namentlich aufzuführen, und nicht blos durch die vage Benennung nebſt bei ſich Habendem zu bezeichnen; und daß, wenn jenes unterblieben iſt, der Poſthalter das Recht hat, auch ſogar ſchuldig und gehalten iſt, die Pferde zu verweigern: ich würde ſogleich aus dem Wagen geſprungen ſein, und ihn ermuntert haben, ſich dieſes Rechtes zu bedienen. Was konnte der Herr Hofrath ohne Pferde machen? Er hätte es dulden müſſen, daß vorher nach Riga berichtet worden wäre; der Gouverneur von Riga, der von nichts wußte, hätte wieder bei dem Gouverneur von Mietau anfragen müſſen. Dadurch wäre viel Zeit gewonnen worden; und Zeit gewonnen, ſagt das alte Sprichwort, viel gewonnen. Aber ich ſchwieg aus Unkunde des Geſetzes, und ſo fuhren wir Nachmittags ohne Hinderniß weiter.

Unterweges beobachtete ich die Gegend so genau als möglich; besonders die Lage des schön gebauten Gutes Stockmannshof, an welchem wir nahe vorbei fuhren. Rechts hatten wir noch immer die Düna, und links fast ununterbrochen waldige Hügel. Wir kamen gegen sechs Uhr auf die nächste Station, die bereits auf der Grenze des liefländischen Gouvernements liegt, und mit der, wenn ich nicht irre, die Witepskische Provinz ihren Anfang nimmt.

„Jetzt oder nie!" dachte ich bei mir selbst. „Hast du Einmal Liefland verlassen, so findest du keinen Bekannten, keinen Freund mehr; nicht einmal einen Menschen, der deine Sprache versteht. Jetzt, oder nie, ist der Augenblick zur Flucht." — Ich erklärte also, ob es gleich noch ziemlich früh am Tage war, daß ich heute nicht weiter fahren würde, weil ich der Ruhe benöthigt wäre. Meine Erklärung schien dem Herrn Hofrath sehr unangenehm zu sein; aber er fügte sich ohne Widerspruch in mein Verlangen: ein neuer Beweis, daß er Instruktionen hatte, die milder waren als sein Herz.

Es sollten nun Anstalten zum Uebernachten, und vorher zum Abendessen getroffen werden. Aber das Posthaus war so unbeschreiblich elend, die Stube mit Hühnern und Schweinen so ekelhaft angefüllt, daß ich darauf drang, wir müßten uns in einen steinernen Krug begeben, den ich in einer geringen Entfernung bemerkt hatte, und der etwas mehr Bequemlichkeit zu versprechen schien. Meine eigentliche Ursache war, daß ich dort leichter zu entschlüpfen

hoffte; denn ich hatte mit Einem Blick überſehen, daß das Poſthaus zu dieſem Zwecke gar nicht taugte.

Auf mein wiederholtes ernſtliches Verlangen begaben wir uns alſo in den kaum einige hundert Schritt entfernten Krug, der noch auf liefländiſchem Grund und Boden lag, zu Stockmannshof gehörte, und von einem Juden, als Pachter, verwaltet wurde. Er lag mit der Front an der Landſtraße, die zwiſchen demſelben und der Düna hin lief. Wenige Schritte hinter dem Kruge fingen die waldigen Hügel an, auf die ich beſonders rechnete.

Der Kourier machte jetzt ſehr geſchäftig Anſtalten zum Abendeſſen. Er rühmte ſeine Kochkunſt, ſchlachtete ein Huhn und verſprach mir eine köſtliche Suppe. Ich ſtellte mich, als ob ich Theil an dieſer frohen Ausſicht nähme, und ſpazirte unterdeſſen, in Geſellſchaft des Hofraths, vor dem Kruge hin und her, gleichſam die Ufer der Düna und die daſelbſt liegenden Holzflöſſe zu beſehen, eigentlich aber, die umliegende Gegend noch beſſer in's Auge zu faſſen. Von Zeit zu Zeit ging ich auch wieder in die Stube; und als ich mich einen Augenblick allein fand, verſuchte ich, ob das Fenſter ſich ohne Schwierigkeit und leiſe öffnen ließe. Es war, zu meiner Freude, nur mit einem Bändchen an einem Nagel befeſtigt, und machte gar kein Geräuſch. — Der Hofrath hatte kurz vorher in ſeinen Papieren gekramt, und etwa ein halbes Buch weißes Papier auf dem Tiſche liegen laſſen; hiervon nahm ich in Eil einen Bogen, und ſteckte ihn ſchnell in die Taſche, ohne mir

eigentlich bewußt zu sein, warum oder wozu ich das thäte.

Gegen neun Uhr trug der Kourier seine fade Hühnersuppe auf, packte auch eine große italienische Wurst aus, die ich noch in Königsberg gekauft, und eine Flasche Liqueur, die ich aus Danzig mitgenommen hatte; beides hatte die Kammerjungfer, ohne mein Wissen, aus Vorsorge in den Wagen gelegt. Ich zwang mich, einige Löffel Suppe zu verschlucken, und affektirte sogar einige Heiterkeit. Hiermit gelang es mir doch noch besser, als mit dem Essen: die Seele war gehorsamer als der Körper; ich konnte, trotz allem Zureden, unmöglich mehr als einige Löffel voll hinunterbringen, und schützte eine große Ermüdung vor.

Sogleich wurden Anstalten zum Schlafengehen gemacht. Es war eine einzige Bettstelle in der Stube befindlich, welche mir vorzugsweise eingeräumt werden sollte. Da sie aber in einem entfernten Winkel stand, so gab ich vor, sie sei mir zu schmutzig, und ich fürchte mich vor Ungeziefer; ich bat daher, mein Lager ganz nahe am Fenster auf Stühlen zu bereiten. Man war sogleich willig. Es wurden Stühle zusammen getragen, Heu darauf gelegt, mein Schlafrock darüber gebreitet und mein Mantel zur Bettdecke gemacht. Ich wollte mich völlig angekleidet niederlegen, mußte aber wenigstens leiden, daß der Kourier mir die Stiefeln auszog. Glücklicher Weise stellte er sie nahe neben mich. Ich warf mich nun auf mein hartes Bett,

und ſtellte mich, als ob ich vor Mattigkeit ſogleich einſchliefe. Man kann denken, wie weit der Schlaf von mir entfernt ſein mußte.

Meine Begleiter blieben noch ſo lange auf, als irgend etwas zu eſſen und zu trinken übrig war; dann begaben auch ſie ſich zur Ruhe. Der Hofrath legte ſich einen Schritt weit von mir auf eine Bank; zwiſchen uns ſtand der Tiſch, und über dem Tiſche war das von mir geprüfte Fenſter. Der Kourier nahm ſeinen Platz draußen im Wagen, der ganz dicht unter dem Fenſter ſtand.

Nicht lange, ſo überzeugte ich mich, daß der Hofrath ſchliefe. Es mochte jetzt ungefähr eilf Uhr ſein. Wir hatten Vollmond, aber der Himmel war bewölkt. Der Augenblick ſchien günſtig, und ich war im Begriff, zur Ausführung meines Entſchluſſes zu ſchreiten, als mir plötzlich ein ganz unvorhergeſehenes Hinderniß in den Weg kam. Es war nämlich unglücklicher Weiſe eine Nacht vom Freitage auf den Sonnabend. Der Sonnabend iſt bekanntlich der Sabbat der Juden, und unſer Wirth hatte, vermuthlich zur Vorbereitung auf dieſen Tag, ſo oft und ſo viel in der angrenzenden Kammer zu thun, lief nebſt Frau und Kindern ſo oft mit angezündeten Lichtern durch unſer Zimmer, und es wurde in dem Nebenzimmer ſo viel gemurmelt und geſungen, daß der Hofrath alle Augenblicke davon erwachte. Ich ſelbſt ſtellte mich, als ob mir dasſelbe widerführe, und ſtimmte kräftig in ſeine Flüche mit ein. Indeſſen dauerte,

gewiß zu meinem Unglück, der Lärmen fort bis gegen zwei Uhr, da es endlich im ganzen Hause still wurde.

Jetzt erhob ich mich langsam auf meine Knie, wickelte das Band vom Fenster los, und öffnete dieses glücklich. Als es offen war, hörte ich den Kourier draußen im Wagen schnarchen. Ich tappte im Dunkeln um mich her, suchte meine Stiefeln und meinen Hut, und fand auch Beides. Den letztern setzte ich auf, die Stiefeln nahm ich in die linke Hand, den Mantel warf ich über den Arm. Nun stieg ich, so leise als möglich, auf den Tisch, immer mit zurückgehaltenem Athem, und inne haltend, so oft der Hofrath sich zu rühren schien. Jetzt streckte ich das eine Bein zum Fenster hinaus, und versuchte, irgendwo an den Balken eine Stütze dafür zu finden; aber vergebens. Die Erde konnte ich noch weniger sogleich erreichen; denn das Fenster war ungefähr mannshoch. Das andere Bein nachzuziehen, ohne daß ich beide Hände zum Anhalten gebrauchte, war eben so unmöglich; ich hatte aber blos die rechte Hand frei, da ich in der linken die unentbehrlichen Stiefeln trug. So mußte ich mich denn entschließen, Mantel und Stiefeln hinab zu werfen, trotz der Gefahr, daß, wenn der Hofrath erwachte, ehe ich selbst hatte nachfolgen können, mein Plan durch die hinuntergeworfenen Sachen sichtbar vor Augen lag. — Indessen war nun nicht länger zu zögern. Ich ließ den Mantel langsam fallen; die Stiefel gleiteten leise darauf nieder, da ihnen der Mantel zur Unterlage diente. Jetzt waren beide Hände frei; ich schwang mich

hinaus, erreichte mit dem einen Fuße das Wagenrad, und mit dem andern glücklich den Boden. Der Kourier ſchnarchte fort; ich nahm mir daher die Zeit, das Fenſter, damit kein Zugwind den Hofrath wecken möchte, ſachte wieder anzulehnen, ergriff ſodann eilig den Mantel und Stiefel, ſprang um die Ecke des Krugs, und war in Freiheit.

Schnell zog ich meine Stiefel an, wickelte mich in meinen Mantel, lief ein Stück hinter dem Kruge weg, durch einen naſſen Wieſengrund, und kam dann bald wieder auf die Landſtraße. Es war mein Plan, nach Kokenhuſen zurück zu gehen, und den Poſthalter zu bewegen, daß er mich verbergen möchte. Die Hoffnung, welche ich auf dieſen Mann nebſt ſeiner Familie ſetzte, gründete ſich zum Theil auf ſeine menſchenfreundliche Phyſiognomie; zum Theil auf den Verdruß, den er geſtern durch den Hofrath gehabt, und der ihn wahrſcheinlich in eine mir günſtige Stimmung verſetzt hatte; endlich noch größten Theils auf eine beträchtliche Summe Geldes, die ich ihm anbieten wollte. Gab es vielleicht keinen verborgenen Winkel in ſeinem Hauſe, ſo war ich entſchloſſen, in den Ruinen der alten Burg Kokenhuſen zu bleiben, wenn er mich dort nur mit Lebensmitteln verſorgte. Dann wollte ich durch ihn den Baron Löwenſtern von meinem Aufenthalte benachrichtigen; dieſer ſollte meiner Frau, und dieſe wiederum einigen geprüften Freunden Winke mittheilen; kurz, ich hatte einen Entwurf gemacht, deſſen Ausführung gar nicht un-

Dor. Was wollen Sie von mir?

Frih. Ich habe etwas auf dem Herzen.

Dor. Vermuthlich wieder eine Schelmerey.

Frih. Die Sie mir ausführen helfen.

Dor. Ich? warum nicht gar.

Frih. Was gilt die Wette? — Sie wissen doch, daß ich Sie heirathen soll?

Dor. Soll? sehr galant —

Frih. Auch will.

Dor. Wirklich? seit wann?

Frih. O ich habe immer gewollt, nur nicht so wie die Tante nach ihrem alten Schlendrian. Im Sonntagsrock um ein Mädgen anhalten, von Vater und Mutter das Jawort empfangen, in Gegenwart der ganzen Familie verlobt werden, und endlich die fromme Braut, köstlich geputzt, zur Trauung führen, um unter reichlichen Thränenströmen aller alten Tanten ein herzbrechendes Ja hervorzustammeln — sehn Sie,

liebe

möglich schien, dessen nähere Entwickelung ich aber hier aus triftigen Gründen unterlassen muß *).

Freilich hatte ich darauf gerechnet, noch in dieser Nacht Kokenhusen zu erreichen, da allerdings sehr viel daran gelegen war, daß der Hofrath mir nicht zuvor kam; aber der Jude hatte mir mit seiner Frömmigkeit einen Strich durch diese Rechnung gezogen. Es war jetzt beinahe drei Uhr, und zwar noch Nacht, durch den verhüllten Mond nur schwach beleuchtet; aber ich brauchte doch wenigstens vier bis fünf Stunden, um drei deutsche Meilen zurückzulegen, und ich mußte erwarten, daß der Hofrath früh aufstehen, mich vermissen, mir nachsetzen, und mich einholen würde. Gesetzt aber auch, daß er länger schlief, und meine Flucht nicht sobald gewahr wurde; so durfte ich es doch nicht wagen, bei Tage in Kokenhusen zu erscheinen. Wie mancher Bauer konnte mich dann bemerken, vielleicht wohl gar sehen, daß ich zu dem Posthalter hinein ging, oder auch die Ruinen erkletterte! Und der Hofrath mußte doch natürlicher Weise nachfragen, auch für jede belehrende Antwort reichliche Belohnung versprechen. Es kam folglich Alles darauf an, von Niemand gesehen zu werden, als der mich sehen sollte; ich änderte daher meinen Plan in so weit ab, daß ich beschloß, so lange die Dunkelheit mir Schutz gewährte, rüstig fortzugehen, sobald aber das verrätherische Tageslicht anbräche, mich auf den waldigen

*) Da diese Gründe jetzt wegfallen, so werde ich weiter unten meinen Plan näher entwickeln.

Hügeln zu verbergen, und erſt in der folgenden Nacht meine Wanderung fortzuſetzen.

Mit dieſem Vorſatz ging ich weiter; doch wich ich von der Landſtraße ab, ſo oft etwa eine daneben gelegene Wieſe es mir erlaubte, und hielt mich parallel mit derſelben in einer mäßigen Entfernung. Ich war noch nicht weit gekommen, als ich durch die matte Mondesdämmerung ein Haus erblickte, welches ich am vorigen Tage für ein ſogenanntes Quartierhaus erkannt hatte. Man findet nämlich in Lief- und Ehſtland viele dergleichen Häuſer zerſtreuet, welche, wenn Regimenter in der Gegend einquartiert ſind, den Offizieren zur Wohnung dienen, wenn aber das Regiment abmarſchirt, verſchloſſen werden und gänzlich unbewohnt bleiben. Als wir gegen Abend an dieſem Hauſe vorbei fuhren, hatte ich es genau beobachtet, und dabei bemerkt, daß ſowohl die Thür als die ſämmtlichen Fenſterladen zugemacht, und auch das dabei ſtehende Schilder- oder Wachhäuschen leer war; ich ſchloß daraus natürlich, daß jetzt niemand hier wohne. In dieſer Ueberzeugung, und da es einige hundert Schritte weit von der Landſtraße entfernt lag, wollte ich dicht daran vorüber gehen; aber wie erſchrak ich, als mir plötzlich eine donnernde Stimme aus dem Wachhäuschen ein Wer da? zurief! — Ich faßte mich jedoch ſchnell, und gab die gewöhnliche Antwort: Sdeschnoi (ein Hieſiger).

»Was gehſt du da für einen beſondern Weg? wo willſt du hin?« —

Ich will nach Stockmannshof.

»Aber die Landſtraße iſt ja da drüben!«

Ich bin in der Dunkelheit ein wenig abgekommen. — (Hier wollte ich mich ſchnell entfernen.) — »Halt! wer biſt du?« rief der Kerl mit doppelt lauter Stimme.

Stille, mein Freund! Ich bin Hofmeiſter auf Stockmannshof, und habe dieſe Nacht ein hübſches Judenmädchen beſucht. Sage Niemand, daß du mich geſehen haſt. — Mit dieſen Worten drückte ich ihm etwas Geld in die Hand, und nahm eilig meine Richtung nach der Landſtraße. Die Schildwache hörte ich zwar noch eine Weile hinter mir brummen; ſie ließ mich aber gehen, da ſie entweder durch meine Lüge oder durch mein Geld kirre geworden war.

Dieſer kleine Vorfall hatte mich ſo ſcheu gemacht, daß ich nun beſchloß, doch lieber auf der Landſtraße fortzugehen, wo es wenigſtens nicht auffiel, einen Wanderer anzutreffen, und auf der ich noch überdies, weil ſie bequem gebahnt war, weit ſchneller fort kam.

Ich mochte kaum wieder einige Werſte gegangen ſein, als ich in weiter Entfernung hinter mir das auf dem Lande gewöhnliche Lärmzeichen hörte. Man pflegt nämlich in ganz Rußland auf den Dörfern und auch in entlegenen Stadttheilen, ein dickes Bret zwiſchen zwei Stangen aufzuhängen, und, wenn man das Geſinde zum Eſſen verſammeln, oder die Glocke andeuten, oder ſonſt plötzlich Lärm machen will, mit einem großen hölzernen Klöppel aus allen Kräften und ſehr ſchnell hinter einander darauf

zu ſchlagen: ein Ton, den man ſehr weit hören kann. Er fuhr mir jetzt durch alle Glieder. „Dem Geſinde auf irgend einem benachbarten Edelhofe," dachte ich, »kann es nicht gelten; denn zum Frühſtück iſt es noch allzu früh. Die Glocke, die ſonſt immer, nach den ſchnelleren Schlägen, in einem langſamen Zeitmaß angegeben wird, kann es auch nicht bedeuten; denn man trommelt ja in Einem fort auf dem Brete. Der Hofrath hat mich alſo wahrſcheinlich vermißt, und gibt dieſes Lärmzeichen entweder bei dem Kruge oder er iſt auch bereits bis zu dem Quartierhauſe gekommen, hat dort erfahren, daß ich vorbei gegangen bin, und läßt, indeſſen er mir eilig nachſetzt, durch die Schildwache die Bauern zuſammen trommeln."

Ob ich richtig vermuthete, habe ich nie erfahren, da ich, aus leicht begreiflichen Urſachen, nachher nie von dieſer Begebenheit ſprechen mochte. Genug, das Klappern ſchien mir ſo verdächtig, daß ich augenblicklich von der Straße abbog, und mir durch das dickſte Gebüſch einen Weg bahnte. Ich hielt mich auch nicht länger mit der Landſtraße parallel, ſondern ſuchte vielmehr ſo weit als möglich von ihr abzukommen.

Anfangs ſtieß ich von Zeit zu Zeit auf kleine offene Plätze, oder auch größere Heuſchläge, die ich ſchnell durchſtreifte, um den Schutz der Bäume zu ſuchen. Nach und nach wurde das Gebüſch immer dichter. Ich hatte kaum noch tauſend Schritt bis zu einem waldigen Hügel, den ich zu erreichen wünſchte, nahm die gerade Richtung dar-

auf zu, kehrte mich nicht daran, daß der Boden immer feuchter wurde, sah mich aber plötzlich mitten in einer moraſtigen Gegend, und ſank mit jedem Schritte bis an die Knie in den Schlamm. Nach einer halben Stunde, in der ich mich ſehr abgearbeitet hatte, war ich ſo erſchöpft, daß ich mitten im Schlamme ausruhen mußte. Der Tag war inzwiſchen angebrochen, gewährte mir aber keinen Troſt, da das dicht verwachſene Unterholz und die vielen umher liegenden Fichten, mit ihren aufgereckten dürren Aeſten, mich keine zehn Schritte vorwärts ſehen ließen. Ich war indeſſen entſchloſſen, eher in dieſem Moraſt umzukommen, als den Rückweg zu ſuchen.

Sobald ich mich wieder etwas erholt hatte, verſuchte ich auf's Neue, mit Anſtrengung aller meiner Kräfte, hindurch zu waten; und nach einer peinlichen Stunde war ich endlich am Fuße des Hügels. Ich erkletterte ihn, fand ihn aber noch viel zu licht, und ſchweifte von Hügel zu Hügel weiter. Immer glaubte ich, in der Ferne zu meiner Linken die Düna rauſchen zu hören, und dieſes Geräuſch ſollte mir zum Wegweiſer dienen, damit ich nicht allzu weit von der Landſtraße abkäme. Oft traf ich auf kleine von Bauern gemachte Holzwege, die bisweilen zu kleinen, mitten im Walde gelegenen Stücken Ackerland führten; ich bog dann ſogleich ab, und dies geſchah ſo häufig, und in ſo verſchiedenen Richtungen, daß ich am Ende, zumal da der Himmel ſehr bewölkt war, durchaus nicht mehr wußte, nach welcher Gegend ich mich auf den Abend zu wenden

haben würde. Nur jenes Geräuſch tröſtete mich in dieſer Furcht, und nach zwanzig bald getroffenen, bald wieder verworfenen Wahlen eines Schlupfwinkels, erſah ich mir endlich ein dichtes ſehr dunkles Tannengebüſch, in welchem zwei Birken ſtanden, die aus Einem Stamme heraufgewachſen und in einander verſchlungen waren. Dieſe Birken gaben mir die erſte ſanfte Empfindung wieder: ich dachte an meine gute Frau; ich meinte, unter dieſen Birken könne mir kein Leid widerfahren, und wählte ſie wohlgemuth zu meiner Wohnung für heute.

Es war jetzt ſechs oder ſieben Uhr. Vor zehn Uhr Abends durfte ich nicht daran denken, meine Freiſtatt zu verlaſſen; ich hatte alſo Zeit genug, über meine Lage, und über das, was mir zu thun am dienlichſten ſein möchte, nachzudenken. Zuerſt reinigte ich mich vom Schlamme, ſo gut ich konnte. Gern hätte ich mich auch getrocknet; aber der Boden, auf dem ich ſtand, war ſehr feucht, und die Luft an dieſem Tage ſehr kühl. Hin und her gehen konnte ich auch nicht, da die Bäume zu dicht ſtanden; ich wickelte mich alſo in meinen Mantel, ſetzte mich nieder, und lehnte mich mit dem Rücken an die Birken. Rings um mich her gewährten mir die Tannen eine dichte Mauer. Wenn man durch dieſelben etwa dreißig bis vierzig Schritte durchbrach, ſo gelangte man auf einen naſſen Heuſchlag von geringer Breite, der durch einen kahlen Hügel begrenzt wurde. Alles was durch dieſen Heuſchlag ging, oder von dem Hügel herab kam, konnte ich durch die Zweige erblicken.

Zu beiden Seiten und hinter mir war, so weit mein Auge reichte, nichts als Wald.

Ich stellte nunmehr folgende Betrachtungen an: »Stockmannshof muß mir jetzt sehr nahe liegen. Der Besitzer dieses Gutes ist der Kammerherr von Beyer, der Schwiegervater des Barons Löwenstern. Ich habe diesen Mann als edel rühmen hören; auch würde seine Tochter schwerlich eine so vortreffliche Frau sein, wenn sie ihre Erziehung nicht sehr edlen Eltern verdankte. Also könnte ich mich im Nothfalle heute Abends auch an den Kammerherrn wenden, von dessen Denkungsart ich, wenn nicht Hilfe, doch Schonung und vielleicht guten Rath erwarten darf.« — Aber — gegen diesen Gedanken stritten wieder manche Gründe. »Wird nicht der Hofrath sogleich auf dieses an der Landstraße gelegene Gut fahren, und den Besitzer desselben sowohl, als die Bauern, im Namen des Kaisers aufbieten, mich zu suchen, oder, wenn ich von selbst dahin kommen sollte, mich zu verhaften? — Kann ich zu dem Herrn von Beyer kommen, ohne mich vorher durch einen Schwarm von Bedienten zu schlagen, die mich Alle sehen, und es schon dadurch ihrem Herrn unmöglich machen werden, mich in Schutz zu nehmen? — Ferner ist der Kammerherr ein Mann, den bloß sein eignes Herz bestechen muß, und den ich nicht durch einen zu hoffenden Gewinn auf meine Seite ziehen kann. — Es ist also besser, ich bleibe bei meinem ersten Plane, das Posthaus in Kokenhusen zu erreichen; denn obgleich auch dort

der Hofrath Lärm machen und vorbauen wird, ſo bin ich doch gewiß, daß man ſich dort vielmehr über ſeine Verlegenheit freuen und mir williger forthelfen werde, beſonders, wenn ich die Summe, die er etwa für meine Ergreifung geboten hat, verdopple, um das Gegentheil zu bewirken. — Indeſſen wird es doch rathſam ſein, da ich jetzt einen ganzen Tag Zeit habe, mich auf mehrere mögliche Fälle vorzubereiten.“

Nach dieſer Gedanken-Audienz zog ich den Bogen Papier, deſſen ich mich am vorigen Abende bemächtigt hatte, aus der Taſche, theilte ihn in mehrere Theile, nahm meinen Bleiſtift, und ſchrieb auf meinem Knie, mit naſſen, halb ſtarren Fingern, einen Brief an den Herrn von Beyer, einen andern an den Baron Löwenſtern, einen dritten an meine Frau, und noch einige Zettel, deren Inhalt ich jetzt noch nicht erwähnen darf. In dieſer Beſchäftigung wurde ich durch ein heraufziehendes Gewitter unterbrochen, welches mit ſtarken Schlägen immer näher kam, und gerade über meinem Kopfe weg zu ziehen drohte. Ob ich nun gleich ſehr wohl wußte, daß bei einem Gewitter der Aufenthalt unter hohen Bäumen gefährlich iſt, ſo fiel es mir doch gar nicht ein, meinen Schlupfwinkel zu verlaſſen; ja, ich geſtehe, daß ich einige Mal ſo gar recht herzlich wünſchte, ein wohlthätiger Blitzſtrahl möchte meinen Leiden ein Ende machen. Ich hatte mir ohnehin dieſe Todesart immer als die wünſchenswertheſte vorgeſtellt, und in meiner jetzigen Lage mußte ein ſolcher Tod mir doppelt willkommen

ſein. Mein Verlangen blieb unerhört. Das Gewitter zog mit einem ſtarken Hagelſchauer vorüber, und dieſer verwandelte ſich nach und nach in einen derben Regen.

Bisher waren nur meine Beine bis über die Knie naß geweſen; jetzt wurden auch die übrigen Theile meines Körpers bis auf die Haut durchnäßt, und überdies der Boden ſo feucht, daß ich nicht länger darauf ſitzen konnte. Indeſſen gereichte mir dieſer Regen doch zu einer großen Erquickung, da meine dürre Zunge an meinem Gaumen klebte. Ich hielt den Mund unter jede Tannennadel, an welcher ein Tropfen hing, und ſog ihn gierig auf. Nie habe ich mehr gefühlt, wie ſtark gezeichnet das bibliſche Bild von dem reichen Manne in der Hölle iſt, da er nur um einen Tropfen Waſſer auf ſeine Zunge bittet. — Als ich rings umher die Tropfen eingeſogen hatte, wagte ich mich mehrere Schritte in die Runde, und leckte den Regen überall weg, wo meine Zunge ihn erreichen konnte. Aber auch das mußte mit vieler Vorſicht geſchehen; denn öfters, wenn mir von einem Zweige ein Tropfen winkte, und ich mit Lüſternheit nur ein wenig unbehutſam mich näherte, fiel er herunter, ehe meine Lippen nahe genug waren ihn aufzufangen. So verlor ich zuerſt gar manchen ſchönen Tropfen; ich bemerkte indeſſen bald, wie ich mich zu drehen und zu wenden hatte, um ein ſolches Unglück zu vermeiden, und es entgingen mir zuletzt nur wenige. Leider erhielt ich aber nur allzu bald an der Sonne einen ungebetenen Gaſt: ſie trat hervor, und nahm mir mein frugales

Getränk. Schon gegen Mittag war kein Tropfen mehr zu ſehen, und jede Spur an den Zweigen vertrocknet.

Bis dahin hatte mein Ohr keine durch Menſchen verurſachte Bewegung gehört, ausgenommen mehrere Male ein raſches Fahren auf einer nicht weit entfernten Straße, die ich für die Landſtraße hielt, ſo daß ich mir wohl einbildete, der Herr Hofrath fahre in meinen Wagen hin und her. Jetzt (es war etwa gegen Mittag) wurde ich plötzlich durch einen Schall erſchreckt, welcher mir weit fürchterlicher war, als der Donner; ich hörte nämlich Pferdegetrappel. Nun hielt ich den Athem an mich, und lauſchte. Ueber die Wieſe trabte die Kreuz und Quer ein Bauer, ſah ſich überall um, ritt auf den kahlen Hügel, kam wieder herunter, und ſchielte nach jedem Buſche. Endlich ritt er auch ganz dicht an meiner Freiſtatt vorüber; aber die ſchützenden Zweige hatten einen undurchdringlichen Schirm vor mich gezogen: er wurde mich nicht gewahr, und ritt weiter. Da, wie ich mich vorher überzeugt hatte, kein Weg durch dieſen Heuſchlag führte, ſo war dieſer Bauer gewiß einer von denen, die man ausgeſchickt hatte, mich zu verfolgen.

Etwa eine halbe Stunde nachher kam ein anderer Bauer auf einem kleinen einſpännigen Wagen durch eben dieſen Heuſchlag, fuhr aber nur quer über denſelben hin, und ſah ſich auch nicht ſo viel um, als der vorige. Ich warf mich jedes Mal platt auf die Erde, und hielt nur den Kopf ein wenig in die Höhe, um zwiſchen den Baumſtämmen jede Bewegung zu beobachten.

liebe Couſine, das iſt meine Sache gar nicht, iſt auch ſchon längſt aus der Mode.

Dor. Nun, wie denn anders?

Frih. Eine Entführung über Hals und Kopf, eine Trauung holterpolter! das iſt luſtig! ſo ſpringt ſichs mit Vergnügen in den Eheſtand hinein, und wenn Sie Luſt haben —

Dor. Sind Sie toll? wozu iſt das nöthig? da wir ganz gemächlich mit Einwilligung meiner Eltern —

Frih. Das iſt ja eben das Anſtößige bey der Sache. Frih Hurlebuſch, der muthwilligſte Jüngling 10 Meilen in die Runde, ſoll ſich vermählen wie ein alter Criminalrath. Nein, wahrlich, das geht nicht. Lieber bleib' ich Zeit meines Lebens ein Junggeſell.

Dor. Wunderlicher Menſch. Und wie wäre denn Ihr Plan?

Frih. Der einfachſte von der Welt. Eine Poſtſchaiſe ſteht hinten vor der Gartenthür, Sie ſchleichen um Mitternacht aus Ihrem Zimmer, ich führe Sie in den Wagen, und

heydi!

Nachmittags bemerkte ich, daß der Wald hinter mir sich nicht so weit erstreckte, als ich Anfangs vermuthet hatte. Ich hörte nämlich oft ziemlich nahe bei mir vorüber fahren, und einmal auch die Stimme von drei oder vier schäkernden Bauernmädchen. Da diese schwerlich zu den Suchenden gehörten, so wurde ich nun überzeugt, daß wirklich in einer geringen Entfernung irgend ein Weg durch das Holz führen müsse.

Es war schon fünf Uhr Abends, als ich einen Schrecken hatte, der alle die vorigen bei weitem übertraf. Ich hörte nämlich, zuerst in der Ferne, und dann immer näher und näher, Jagdhunde mit lautem Gebell jagen, und dazwischen, wenn sie schwiegen, eine Stimme, welche sie zum Suchen ermunterte. Mir fiel Joseph Pignata ein, der auf seiner Flucht aus den Gefängnissen der Inquisition auch mit Jagdhunden verfolgt wurde. Ich wußte zwar wohl, daß man in Liefland keine Hunde auf Menschen abrichtet, und war auch sehr überzeugt, daß es nicht meine Spur sei, auf welche die Hunde anschlugen: aber der Hase, oder der Fuchs, den sie verfolgten, konnte ja doch sehr leicht seinen Weg gerade durch das Gebüsch nehmen, in welchem ich lag; die Hunde konnten so mich finden, mich anbellen (welches Gebell, wie ich als Jäger aus Erfahrung wußte, sehr von dem beim Jagen verschieden ist), und so mußte ich natürlicher Weise den nachfolgenden Menschen verrathen werden. Einmal waren die Hunde wirklich kaum zweihundert Schritte von mir entfernt. Ich setzte mich auf den Bo-

den, wickelte mich in meinen Mantel, und ergab mich bereits in mein Schickſal: aber glücklicher Weiſe hatte das Wild einen andern Weg eingeſchlagen: der Laut entfernte ſich wieder, und kam mir nachher nicht mehr ſo nahe. Noch jetzt weiß ich nicht, ob dieſe Jagd auf mich gemünzt war, vermuthe aber nicht ohne Grund, daß ſie, da man um dieſe Jahrszeit noch keine Haſen zu jagen, ſondern im Gegentheil, um der jungen Haſen willen, die Hunde ſorgfältig inne zu halten pflegt, wirklich meinetwegen angeſtellt wurde. Vielleicht waren es auch nur die Hunde des Viehhüters, welche in Liefland, beſonders im Frühjahre, dem Wilde großen Schaden zufügen.

Außer den Schrecken der Wirklichkeit hatte ich auch noch manches Geſpenſt meiner Einbildungskraft zu bekämpfen. Einen ſchwarzen verbrannten Baumſtrunk, etwa von Mannshöhe, der auf dem Heuſchlag hervorragte, und kaum ein paar hundert Schritte von mir entfernt war, habe ich wohl zwanzigmal für einen Kerl angeſehen; und als es anfing dämmerig zu werden, ſpielte mir dir Phantaſie einen noch weit ärgeren Streich. Ich glaubte nämlich in einer Weite von etwa achtzig Schritten durch das Gebüſch einen wohlbeleibten Mann in hellgrüner Kleidung, mit einem grünen Sommerhut auf dem Kopfe, zu erblicken, der eine Flinte auf mich angelegt hätte und nach mir zielte. Ich ſah nicht allein die Geſtalt, die Kleidung; ich unterſchied auch die Geſichtszüge ſehr deutlich: es waren angenehme, freundliche Züge. Da ich einige Augenblicke lang dies Spiel mei-

ner Einbildungskraft für wirklich ansah, und da ich meinte, der Mann halte mich für ein Stück Wild: so stand ich auf, warf meinen Mantel ab, und bewegte mich hin und her, um ihn aus seinem Irrthum zu ziehen; bis ich selbst endlich von dem meinigen zurückkam.

Ueberhaupt glaube ich, daß, wenn ich noch länger im Walde zugebracht hätte, mich eine Art von Geistesverwirrung, um es nicht Wahnsinn zu nennen, befallen haben würde. Mein Kopf brannte, es sauste mir vor den Ohren, und Funken spielten vor meinen Augen; dabei waren meine Hände und Füße eiskalt, mein ganzer Körper durchnäßt, und mein Puls sehr krampfhaft. Ich fühlte wohl, daß ich krank, sehr krank war; und — soll ich sagen, was in allen diesen Leiden des Körpers und der Seele mich allein aufrecht erhielt? Der Gedanke an meine Frau, meine gute, geliebte Frau. — So oft der letzte Funke meiner Kraft zu erlöschen drohte, so oft wurde er durch den Namen meiner Frau, den ich leise zwischen den Lippen stammelte, wieder angefacht. Zuweilen fügte ich auch noch den Namen meiner Emmy hinzu, und jedesmal erhob sich der sinkende Muth. Doch waren freilich diese theuren Namen nur ein Talisman für die Seele; der erschöpfte Körper forderte mit Ungestüm Nahrung. —

Es war jetzt Sonnabend Abend. Am Mittwoch Nachmittag, auf der letzten Station vor Mietau, hatte ich zum letzten Male bei einer Tasse Kaffee ein Butterbrot, und am folgenden Morgen in Mietau einen Zwieback gegessen. Den

ganzen Donnerſtag und Freitag hatte ich, bis auf zwei Löffel von des Kouriers fader Hühnerſuppe, auch nicht das Mindeſte genoſſen, und heute war ich, die wenigen Regentropfen ausgenommen, noch völlig nüchtern. Ich fühlte, daß ich durchaus bald einige Nahrung zu mir nehmen mußte, wenn ich nicht hier oder auf der Landſtraße liegen bleiben wollte. — Was iſt es doch für ein elendes Ding um das Geld! ich hatte faſt ſiebenhundert Rubel bei mir, und konnte mir keinen Biſſen Brot damit erkaufen. — Man rechne nun noch hinzu, daß ſeit dem Mittwoch kein Schlaf in meine Augen gekommen war, denn der kurze, unruhige Schlummer im Wagen hatte mich nicht erquickt.

Als es dunkler wurde, zog eine Waldſchnepfe über mich hin. Ihr knurrender und ziſchender Ton weckte in mir eine höchſt wehmüthige Empfindung. Die Jagd der Waldſchnepfen im Frühjahr iſt nämlich immer eine meiner Lieblings-Jagden geweſen; ſie pflegt in Deutſchland nicht ſehr ergiebig zu ſein, und ich hatte mich daher ſchon lange darauf gefreut, bei meiner Ankunft in Liefland, in Geſellſchaft einiger Freunde, die heitern Frühlingsabende auf dem Anſtande zuzubringen. An dieſe Erinnerung einer ſo grauſam getäuſchten Hoffnung knüpften ſich mit Blitzesſchnelle noch ſo manche andere, und ich ſah der Waldſchnepfe mit einem Seufzer nach. Uebrigens erinnerte ſie mich aber auch, da ſie nie eher als nach Sonnenuntergang zu ziehen pflegt, daß es nunmehr Zeit ſei, meinen Schlupfwinkel zu verlaſſen.

Ich wählte die Richtung, welche ich für die geradeſte hielt, um auf die Landſtraße zu gelangen. Sie führte mich quer über einen Holzweg, den ich kaum berührte, als plötzlich eine lange Reihe von leeren Bauerwagen in ſchnellem Trott daher gefahren kam. Ich hatte nur eben noch Zeit genug, mich in einem dünnen Gebüſche, kaum zehn Schritte vom Wege, platt auf den Bauch zu werfen, und es ſo dem Schickſal zu überlaſſen, ob die Bauern mich bemerken würden. Sie fuhren vorüber, und ich ſetzte meinen Weg in der gewählten Richtung fort, merkte aber bald, nicht allein, daß ich immer tiefer in den Wald gerieth, ſondern auch, daß das Geräuſch, welches ich bisher für das Rauſchen der Düna gehalten hatte, nichts mehr und nichts weniger war, als das Rauſchen der Baumwipfel, welches ich jetzt ſo ziemlich auf allen Seiten hörte. Was ſollte ich thun! meinen moraſtigen, ungebahnten Pfad in der Dunkelheit verfolgen? Es war gewiß, daß, wenn ich noch einmal in Schlamm verſank, wie dieſen Morgen, ich nicht mehr Kraft genug haben würde, mich wieder heraus zu arbeiten. Hunger, Kälte und Ermattung mußten mich tödten, und mein Leichnam ein Raub der Wölfe werden. Ich ſuchte alſo zurück wieder auf den Holzweg zu kommen, von welchem mich zuletzt die Bauerwagen verſcheucht hatten. Aber auch das war jetzt ſehr ſchwer, da die Dunkelheit ſehr zugenommen hatte; und erſt nach einer guten halben Stunde des ängſtlichſten Suchens gelang es mir.

Ich ging raſch auf dem Wege fort. Es kam mir vor,

als ob er mich viel zu weit ſeitwärts führte; und ich hatte Recht: denn als ich endlich nach mancher Krümmung die Landſtraße erreichte, und beim erſten Werſtpfahl die Nummer im Dunkeln entzifferte *), fand ich, daß ich kaum drei Werſte von dem Kruge entfernt war, in welchem ich meine Begleiter zurückgelaſſen hatte. Ich hatte alſo noch fünftehalb gute Stunden zu gehen, um nach Kokenhuſen zu gelangen. Ohne irgend eine Erquickung war das unmöglich. Der Dünaſtrom, der jetzt wirklich unter meinen Füßen rauſchte, lud mich ein; ich ſprang hinab, ſchöpfte mit meinem Hute, und löſchte den brennenden Durſt mit einiger Unbehutſamkeit. Ich empfand bald ein entſetzliches Leibſchneiden, und mein Hals war ſo rauh und verſchwollen, daß ich kaum ſchlucken konnte. Durch die Bewegung des Gehens hoffte ich jedoch alle dieſe Uebel zu überwinden. Ich ging; noch war aber die Landſtraße viel zu lebendig, als daß ich meinen Weg immer ungehindert hätte fortſetzen können. Bald mußte ich ſchnell das nächſte Gebüſch ſuchen, um die mir Begegnenden zu vermeiden; bald mußte ich einen weiten Umweg nehmen, um einem Kruge nicht zu nahe zu kommen, in welchem ich die Bauern lärmen hörte. Oft war es auch nur ein wachſamer Hund, der meine Schritte hörte, mich ſchon von fern anbellte und mich dadurch nöthigte, einen weiten Nebenweg zu ſuchen; denn

*) In ganz Rußland findet man von Werſt zu Werſt Pfähle, auf welchen die Entfernung von den nächſten Städten genau angegeben iſt.

das Gebell konnte mich nicht allein verrathen, sondern ich hatte auch, um mich gegen einen rüstigen Bauerhund zu vertheidigen, nichts als eine kleine Scheere, die ich zufällig in meiner Tasche fand. Freilich war ich schon im Walde auf den Gedanken gekommen, mir einen tüchtigen Knüttel abzubrechen; es fehlte mir aber an Kraft dazu. Ich hatte darauf gerechnet, allenfalls längs dem Ufer der Düna hingehen zu können; allein das ganze Ufer war mit großen Holzflößen besetzt, auf welchen Feuer brannten und Menschen hin und her wandelten. Bei diesen Umständen mußte ich bald auf der Landstraße schleichen, bald durch den Busch kriechen, bald am Ufer herumklettern; und so erreichte ich endlich gegen eilf Uhr mühsam das Gut Stockmannshof. Es liegt auf einem Hügel, von dem sich ein Garten mit Terrassen bis an die Landstraße hinabzieht, an welche das vergitterte Gartenthor stößt. In dem Hause auf dem Hügel sah ich noch Lichter sich hin und her bewegen; doch in der obern Etage erloschen sie bald gänzlich, und in der untern blieben nur linker Hand einige Fenster hell. —

Ich versuchte an der Gartenthür zu klinken; sie war offen. Jetzt stand ich unentschlossen da. Ich fühlte, daß ich Kokenhusen schwerlich erreichen würde: denn ich ging nicht mehr, ich wankte nur noch wie ein Trunkener; auch hatten meine Leibschmerzen nicht nachgelassen, und mein verschwollener Hals drohte mich zu ersticken. — Endlich trat ich in den Garten, wo ein Gang zwischen hohen Hecken gerade auf das Haus zuführte. Ich erblickte in der Ferne eine weiße

Geſtalt. Vielleicht, dachte ich, iſt es ein ſpazirengehendes Frauenzimmer. Dem zu begegnen, wäre mir jetzt am willkommenſten geweſen; denn die Frauenzimmer haben gewöhnlich ein weit regeres Mitleidsgefühl, und helfen raſch, ohne erſt jedes Aber kaltherzig abzuwägen. Ich ging auf die Geſtalt zu; doch — es war ein ſteinerner Neptun in einem Baſſin.

Jetzt ſtand ich wieder, und überlegte. Alle Gründe, die ich mir dieſen Morgen gegen die Zuflucht in dieſem Hauſe vorgeſagt hatte, erwachten auf's Neue. Ich ermannte mich noch einmal, verließ ſchleunig den Garten, und ſetzte meinen Weg fort. Noch eine halbe Werſt lang trotzte meine Seele dem Körper; jetzt aber gewann ſein ſchreiendes Bedürfniß die Oberhand, und ich konnte nicht weiter. Von Hunger, Erſchöpfung und Schmerz überwältigt, warf ich mich in den Sand, und war der Verzweiflung nahe. Ich geſtehe, daß jetzt zum erſten Male der Gedanke an Selbſtmord vor meine Seele trat; und hätte ich, anſtatt der kleinen Scheere, den Dolch bei mir gehabt, den ich ſonſt gewöhnlich auf der Reiſe in der Taſche zu führen pflegte: ich würde vielleicht meinem Leiden eigenmächtig ein Ziel geſetzt haben. Doch dieſen Dolch hatte ich in der Abſchiedsſtunde meiner Frau gegeben, weil ich meinte, es ſei doch möglich, daß man ihn in Petersburg bei mir gewahr werden, und — Gott weiß was, dabei denken könne. Daß er mir blos zur Schutzwehr diente, da ich ſehr oft meilenweit vor meinem Wagen voraus zu Fuße ging, und von man-

chem bösen Hunde angefallen werden konnte: das würde man mir vielleicht nicht geglaubt haben. Es war also bloß eine weit aussehende Vorsicht, die mich bewog, den Dolch meiner Frau anzuvertrauen; und noch jetzt segne ich diese Vorsicht: »denn der Weise,« sagt Seneca, »soll nicht hastig aus der Welt gehen, wenn gleich die Vernunft ihm zu sterben gebietet; er nimmt nicht die Flucht, sondern zieht sich zurück.«

Aber — o Gott! — an welche unbedeutend scheinende Kleinigkeiten sind unsere Schicksale geknüpft! — Hätte ich am Morgen, in dem Augenblicke, da ich aus dem Fenster stieg, nur meine Hand ausgestreckt, um das Brot zu ergreifen, welches noch auf dem Tische lag, so würde mir das vermuthlich Kraft genug gegeben haben, meinem ersten Plane getreu zu bleiben. Jetzt hatte ich nur zwei Wege: entweder mich auf jede Gefahr nach Stockmannshof zu flüchten; oder bis zum folgenden Abend meine Freistatt abermals im Walde zu suchen. Das letztere war unthunlich; denn woher würde ich am folgenden Abend, ohne alle Erquickung, mehr Kräfte genommen haben als jetzt? — Es blieb mir also nur das erstere verzweifelte Hilfsmittel übrig, und, nachdem ich eine Zeitlang geruhet hatte, schleppte ich mich mühsam bis zum Gartenthore zurück.

Das Licht in dem untern Stockwerke des Hauses linker Hand schimmerte noch. Ich ging durch den Garten, erstieg zwei Terrassen, und gelangte an ein zweites Thor, welches auf eine Straße zwischen Haus und Garten führte, und

gleichfalls nur leicht, durch eine Krampe mit einem vorgesteckten Stücke Holz verwahrt war. Als ich es leise geöffnet hatte, befand ich mich drei Schritt von der Treppe und der Hausthür. Ich ging die Treppe hinauf, bog mich von da nach dem Fenster linker Hand und sah in das Zimmer, aus welchem das Licht schien. Ich erblickte drei junge Mädchen, wahrscheinlich Kammerjungfern, die beschäftigt waren, ihre Betten zu bereiten. Wohl zehnmal krümmte ich meinen Finger, um an das Fenster zu klopfen, und wohl zehnmal zog ich ihn wieder zurück. Doch endlich siegte das Gefühl meiner gänzlichen Hülflosigkeit: ich klopfte; es war geschehen. —

Eins der Mädchen kam mit dem Lichte heraus, öffnete die Hausthür und fragte, was ich wolle. — Ich bat sie mit heiserer Stimme um ein Stück Brot. — Sie sah mich sehr befremdet an. Es war ein hübsches Mädchen, mit einem sehr wohlwollenden Gesichte; aber meine ganze Gestalt und mein scheues Wesen flößten ihr natürlicher Weise Mißtrauen ein. Sie sagte: es sei schon zu spät; die Herrschaft schlafe, auch sei keiner von den männlichen Bedienten mehr wach, und sie könne mir jetzt kein Brot mehr verschaffen. — »Erbarme dich, mein Kind!" antwortete ich ihr; »ich bin den ganzen Tag im Walde gewesen, habe nichts gegessen und getrunken, und kann unmöglich weiter."

Mein Gott! im Walde? bei diesem Wetter? Warum denn? — Sie betrachtete mich bei diesen Worten genau vom Kopf bis zu den Füßen, und zog sich dann etwas scheu zurück.

heydi! auf und davon. Wir kutschen die Nacht im Walde herum, das ist romantisch: den andern Morgen lassen wir uns ein paar Meilen von hier copuliren, kehren Abends im Triumph zurück, und lachen die Tante mit ihren großen Hochzeitsanstalten wacker aus.

Dor. Daraus wird nichts.

Frih. So? das thut mir leid, dann wird aus der ganzen Epche nichts.

Dor. (spöttisch) Meinen Sie etwa, mir sey so viel daran gelegen?

Frih. Nun, ich dächte doch, ein flinker Bursch, mit einer halben Million im Vermögen —

Dor. Der täglich eine halbe Million dumme Streiche macht —

Frih Der unter Ihrer Leitung bald eine zahme Kreatur werden würde —

Dor. Ja, wenn ich das wüßte —

Frih. Ich schwör' es bey allen Göttern und Halbgöttern!

Dor.

Ich errieth ihre Gedanken. »Fürchte nichts,« ſagte ich; »ich bin kein Räuber, kein Bettler. Sieh, ich habe Geld genug;« (ich zog meine Börſe aus der Taſche, und zeigte auf meine goldene Uhrkette) — »aber ich habe ein trauriges Schickſal; ich muß mit deinem Herrn ſprechen.«

Er ſchläft.

»Iſt der Baron Löwenſtern im Hauſe?«

Nein, er iſt auf Rokenhuſen und kommt erſt morgen zurück.

»Aber ſeine Familie?«

Die ſchläft oben.

»Iſt Fräulein Plater mit hier? — (Dieſes Fräulein Plater iſt ein liebenswürdiges junges Frauenzimmer, welches ſich bei der Familie Löwenſtern aufhält, und auch mit ihr in Leipzig war.)

Ja.

»Könnte man die nicht wecken?«

Das darf ich nicht. — Als ich ſie flehentlich bat, rieth ſie mir, einſtweilen zu dem Schreiber zu gehen, und da bis zum folgenden Morgen zu warten. Aber während dieſes Geſpräches war ich nach und nach bis in das Zimmer gedrungen. Die höchſte Noth machte mich unverſchämt, und ich erklärte: ich würde nicht von der Stelle weichen, ſondern die Nacht auf dem da ſtehenden Sofa zubringen. Die drei Mädchen befanden ſich in großer Verlegenheit; auch die andern beiden waren nämlich unterdeſſen herbei gekommen, und begafften mich neugierig.

Der Himmel weiß, wie dieſe Scene noch geendigt haben würde, wenn nicht durch das dadurch verurſachte Geräuſch der Kammerherr und ſeine Gemahlin, welche im Nebenzimmer rechter Hand ſchliefen, erwacht wären. Frau von Beyer rief das Mädchen. Ich griff ſchnell in die Taſche, gab ihr den im Walde geſchriebenen Brief, und bat ſie, ihn ihrem Herrn zu überliefern. Sie ging, und ich warf mich in banger Erwartung auf das Sofa.

Nach einiger Zeit kam das Mädchen zurück, und ſagte: ich möchte nur noch ein wenig verziehen; ſie wolle mir bald zu eſſen ſchaffen, und ihr Herr werde auch ſogleich ſelbſt da ſein. Sie ging, und ich blieb abermals einige Minuten allein: Minuten, die man ſich nach keinem gewöhnlichen Zeitmaße denken muß.

Endlich erſchien der Kammerherr, ein ältlicher, menſchenfreundlicher Mann, dem aber die höchſte Verlegenheit auf dem Geſichte geſchrieben ſtand. Was ich ihm ſagte, weiß ich nicht mehr: es waren abgebrochene Worte; mein Brief hatte ihn ja bereits von Allem unterrichtet. Er bat mich, ruhig zu ſein, und nur für's erſte Speiſe und Trank zu mir zu nehmen; nachher wollten wir, ſagte er, überlegen, was ſich thun laſſe. Nicht lange, ſo kam auch ſeine Gemahlin. In ihrem Geſicht erkannte ich auf den erſten Blick die Züge ihrer guten Tochter, und das gab mir neuen Muth. Ich erzählte mein unbegreifliches Schickſal mit wenigen Worten, und fand die wärmſte Theilnahme, doch nicht ohne einen Anſtrich von Verwunderung, vielleicht

auch von Argwohn, daß ich doch wohl nicht so ganz unschuldig sein möchte; denn freilich, wie können gute, an gesetzliche Ordnung gewöhnte Menschen einen solchen Gang der Gerechtigkeit für möglich halten, ohne daß wichtige Gründe dazu vorhanden sind!

Indeß hatte man mir allerlei kalte Speisen vorgesetzt, und ich verschlang mit Heißhunger einige Bissen. Sobald aber nur das erste, dringendste Bedürfniß gestillt war, wiederholte ich meine Bitte um Hilfe und Rettung, die ich, wenn mich der Kammerherr auf eins seiner entfernten Güter schickte, dort zu finden hoffte, wenigstens so lange, bis andere Maßregeln genommen werden könnten. Ich bemerkte deutlich, daß Herr von Beyer mit sich selbst kämpfte, und daß das Züngelchen in der Wage sich zu meinem Vortheile neigte. Auch auf dem Gesichte seiner Gattin schimmerte Hoffnung für mich, als auf einmal ein Mann herein trat, an den ich noch jetzt nicht ohne den größten Widerwillen denken kann. Man stellte mir Herrn Prostenius — (so ungefähr hieß er*) — aus Riga, als einen Freund des Hauses vor. Er selbst behauptete, mich vormals gekannt zu haben; ich erinnerte mich seiner nicht. Der Leser denke sich in ihm einen wohlgebildeten Mann, mit der freundlichsten Glätte und höflichsten Kälte im Gesichte, der die unangenehmsten Dinge, die dem Andern das Herz zerreißen mußten, mit einer so lächelnden Unbefangenheit

*) Er hieß anders, wie ich nachher erfahren habe; aber — warum soll ich ihn nennen?

herausſagen konnte, als ob er die fröhlichſten Neuigkeiten zu verkündigen hätte.

Ich erfuhr jetzt, daß der Hofrath allerdings ſchon in großer Angſt hier geweſen wäre; daß er die ganze Gegend aufgeboten, mich wieder zu erhaſchen; daß er noch an demſelben Mittage auf dem Gute gegeſſen habe, und dann ſogleich nach Riga gefahren ſei, wo er ſich vermuthlich jetzt ſchon befinde. Meinen Rettungsplan erklärte Herr Proſtenius, ohne ihn noch ganz zu wiſſen, geradezu für unausführbar. Er behauptete: »der Kammerherr würde ſich compromittiren, und könne mir auf dieſe Art durchaus nicht helfen; aber,« meinte er, »Zeit würde ich dennoch durch meine Flucht gewonnen haben, da man mich jetzt unter ſicherer Bedeckung nach Riga ſenden müſſe. Der dortige Gouverneur ſei von nichts unterrichtet; er müſſe alſo nothwendig meinetwegen nach Petersburg rapportiren, und da könne ſich noch manches ändern.« Vergebens ſtellte ich vor, daß bei der unerhörten Art, wie man mit mir verfahren, das wohl ſchwerlich der Weg ſei, etwas zu ändern. Der Kammerherr, den Herr Proſtenius bis jetzt gar nicht zum Worte kommen laſſen, ſondern dem er Alles, was er thun oder nicht thun ſolle, gleichſam vorgeſchrieben hatte, fiel jetzt tröſtend ein: »Sie können ja von hier aus an den Kaiſer ſchreiben.«

Darf ich das? verſetzte ich ſchnell.

»Allerdings,« ſagte Herr von Beyer; »und ich mache mich ſogar anheiſchig, den Brief durch meinen Vetter,

den General Rehbinder, jetzigen Kommandanten von Petersburg, sicher übergeben zu lassen.“

Ich dankte ihm herzlich für seinen guten Willen. Der liebenswürdige Herr Prostenius wollte zwar auch hiergegen Einwendungen machen; doch es blieb dabei.

„Aber,“ fragte das freundliche Männchen, „warum fürchten Sie sich denn überhaupt so sehr vor einer Reise nach Tobolsk?“ — Ich sah ihn an und lächelte bitter. — „Ich spreche in Ernst,“ fuhr er fort; „es werden viele sehr brave Leute dahin geschickt, und man versichert, daß jetzt sehr gute Gesellschaft dort anzutreffen sein soll.“ — Ich verlange keine andere Gesellschaft, sagte ich, als meine Frau und meine Kinder. — „Auf welche Art hat man Sie denn weggebracht?“ fragte er weiter. — Ich antwortete ihm, daß ein Hofrath aus Petersburg und ein Senats-Kourier mich begleiteten.

„Sonst keine Wache? keine Soldaten?“

Nein.

„Nun, sehen Sie, das ist ja ehrenvoll! Was verlangen Sie denn mehr?... Sie müssen sich darein ergeben,“ fuhr er fort, als er sah, daß die Vorstellung von dieser Ehre keinen Eindruck auf mich machte; „Sie sind ja ein Philosoph!“

Ich bin Gatte und Vater! gab ich zur Antwort.

Herr Prostenius lächelte; der Frau von Beyer traten die Thränen in die Augen; der Kammerherr erinnerte, daß es schon spät sei, und daß ich wohl daran thun würde,

mich durch Schlaf zu erquicken, um morgen gestärkt meine Rückreise nach Riga antreten zu können. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich keinen Widerwillen gegen den Gedanken empfand, nach Riga umzukehren; wenigstens wußte ich es damals nicht. Nachher hab' ich wohl gefühlt, daß es eigentlich blos eine Täuschung meines Herzens war, welches sich in der Nähe von Frau und Kindern glücklicher und sicherer träumte. Im Grunde galt es freilich wohl gleichviel, ob ich dem Hofrath auf der Stelle ausgeliefert, oder erst noch einmal zur Schau nach Riga gesandt wurde.

»In der Herberge,« sagte der Kammerherr, »steht ein fertiges Bett; ich bitte Sie, sich dessen zu bedienen.« — (Eine solche, in Lief- und Esthland sehr gewöhnliche, sogenannte Herberge, ist ein dem Hauptgebäude nahe liegendes Nebenhaus, wo der Hofmeister, der Sekretär, oder andere dergleichen Officianten zu wohnen pflegen, und wo man für einen Nothfall auch noch einige Gastbetten in Bereitschaft hält.) — Ich ging. Als ich vor die Hausthür trat, bemerkte ich, daß mich wohl ein halbes Dutzend Bauern die wenigen Schritte bis zur Herberge begleiteten. Ich glaubte, es wäre Neugier, und meinte nicht, daß der Einfluß des Herrn Prostenius einen edlen Mann verleitet haben könne, aus seinem Gastzimmer ein Gefängniß zu machen.

In der Schlafstube fand ich mehrere Betten, die schon besetzt waren, und deren Inhaber zum Theil fest schliefen.

Ohne mich weiter um sie zu bekümmern, nahm ich sogleich Besitz von dem mir angewiesenen. Während des Auskleidens wurde ich gewahr, daß man die Fensterladen von außen verschloß. Da ich es nie habe leiden mögen, so, gleichsam in einem Sacke zu schlafen, so verbat ich mir diese Höflichkeit; denn dafür hielt ich es. (Gewöhnlich glaubt man nämlich den Gästen durch das Verschließen der Fensterladen einen langen und ruhigen Morgenschlummer zu verschaffen.) Der Bediente verließ aber das Zimmer, ohne mir zu antworten, und draußen fuhr man fort alles wohl zu verwahren, damit ich dem Käfich nicht zum zweiten Male entschlüpfen möchte.

Soll ich meines Herzens Meinung sagen? — Ich versichere auf meine Ehre, daß mir kein Gedanke an abermalige Flucht in den Sinn gekommen war; ich versichere auch auf meine Ehre, daß ich an der Stelle des Herrn von Beyer, selbst mit den zartesten Begriffen von Unterthanspflicht, die Vorsicht nicht so weit getrieben haben würde. Gesetzt sogar, der Hofrath hätte höhere Befehle vorgezeigt, welche ihn berechtigten, mich so unerhörter Weise fortzuschleppen — (woran ich indeß zweifle, da er weiter nichts hatte, als die Podoroschne *), in der nicht einmal mein Name stand; — so wäre es doch wahrlich schon hinlänglich gewesen, mir eine Wache vor Thür und Fenster zu stellen. Hatte ich List oder Glück genug, diese Wache zu hintergehen, so

*) Ich habe mich geirrt. Er hatte wirklich einen Befehl vorgezeigt.

war der Herr von Beyer außer aller Verantwortung; denn wer konnte von ihm fordern, daß er in ſeinem Hauſe ein Magazin von Riegeln und Ketten für Staatsgefangene in Bereitſchaft halten ſollte? — Ach Proſtenius! Proſtenius! auch das war gewiß dein Werk! Du wollteſt, daß es in meinem Schlafzimmer eben ſo finſter ausſehen ſollte, als in deinem mitleidsloſen Herzen.

Die gänzliche Erſchöpfung verſenkte mich bald in einen zwar unruhigen, aber doch bis fünf Uhr Morgens anhaltenden Schlaf. Als ich erwachte, war der Brief an den Kaiſer mein erſter Gedanke. Ich ſtand auf, kleidete mich an, ſetzte mich an den Tiſch, auf dem ich Schreibmaterialien vor mir fand, und ſchrieb, was mein Herz, meine Unſchuld, mein empörtes Gefühl mir eingaben. Während des Schreibens brachte mir ein Bedienter das Frühſtück, und die übrigen Mitbewohner des Zimmers verließen ihre Betten. Ich kehrte mich an nichts; als ich den Brief an den Kaiſer vollendet hatte, ſchrieb ich noch einen zweiten an den Grafen Pahlen, den Liebling des Monarchen, einen dritten an den Grafen Cobenzl, Oeſterreichiſchen Ambaſſadeur in Petersburg, und endlich einen vierten an meine geliebte Frau. Schon hatte ich auch einen fünften an den General-Prokurateur angefangen, als der freundliche Herr Proſtenius mit dem glatten Geſichte herein trat, und mir lächelnd ankündigte: unſer Plan von geſtern Abend, mich nach Riga zu ſenden, ſei zerſtört worden, da der Hofrath ſich ſo eben eingefunden habe, mich zu reklamiren.

»Man wird mich also ausliefern?"

Er zuckte die Achseln. Was soll man thun? ... Sogar den Brief an den Kaiser kann der Kammerher, nach reiferer Ueberlegung, unmöglich durch seinen Vetter, den General Rehbinder, übergeben lassen.

»Aber er hat es mir zu wiederholten Malen, aus eigener Bewegung, versprochen!"

Er darf nicht, da er sich selbst kompromittiren würde; er muß den Brief an den Gouverneur von Riga schicken, der ihn wahrscheinlich an die Behörde befördern wird.

»Und die übrigen Briefe?"

Der an Ihre Frau Gemahlin wird gleichfalls durch die Hände des Gouverneurs gehen; die übrigen aber rathe ich Ihnen, vor der Hand ganz zu unterdrücken. — Mit dieses Worten steckte er die beiden Briefe an den Kaiser und an meine Frau zu sich, und verschwand. Was aus ihnen geworden ist, weiß ich noch bis diese Stunde nicht. Vermuthlich hat man sie wirklich dem Gouverneur von Riga zugeschickt; doch bei der bangen Furcht, die jetzt in der Brust eines jeden russischen Staatsdieners herrscht, hat dieser es wohl nicht gewagt, sich damit zu befassen, sondern es für sicherer gehalten, sie zu verbrennen *). Vielleicht ist das ein Glück für mich; vielleicht hat Herr Prostenius mir durch seine Hartherzigkeit einen großen Dienst erwiesen. Der Brief an den Kaiser war nicht ganz so, wie

*) Wie edel der Herr Gouverneur von Riga gehandelt hat, wird der Leser weiter unten finden.

er an dieſen Monarchen ſein ſollte; ich pochte darin zu viel auf Recht und Unſchuld, und auf ſein eigenes kaiſerliches Geleite. Er konnte beim Leſen desſelben unmöglich mit ſich ſelbſt zufrieden ſein, und das konnte nur mir ſchaden. Auch erfuhr er ja dadurch meine Flucht, und es war leicht möglich, daß er dieſe als eine ſtrafbare Widerſetzlichkeit aufnahm. Zwar hatte ich ausdrücklich in dem Briefe angeführt: »der Gouverneur von Kurland, den ich kenne und der Euer Majeſtät Statthalter iſt, hat mir in Ihrem Namen verſichert, ich würde nach Petersburg reiſen; und ein mir völlig fremder Menſch, den ich nicht kenne, und der mir keinen Befehl von Euer Majeſtät vorzeigen kann, will mich nach Sibirien ſchleppen. Wem ſoll ich glauben: dem Gouverneur oder dem Hofrathe?" Aber wie geſagt, die ganze Sache war zu verworren, und zu unrein, als daß ich Wirkung von allzu klaren, allzu bündigen Vorſtellungen hoffen durfte; ſie konnten vielmehr nur erbittern, und ich habe daher nachmals oft gewünſcht, den Brief lieber nicht geſchrieben zu haben. Eben das war der Fall auch mit den wenigen Zeilen an meine Frau. Ich hatte darin meiner jammervollen Lage im Walde erwähnt und von ewiger Trennung geſprochen; meine gute Frau konnte den Tod davon haben, wenn ſie den Brief unvorbereitet erhielt. Noch einmal: ich danke dem Manne mit dem glatten Geſichte; er hat mir vielleicht, ohne es zu wollen, das erhalten, was mir das Theuerſte auf der Welt iſt.

Zwei Briefe, an die Grafen Pahlen und Cobenzl, wa-

Dor. Nun, ich will mir den drolligen Vorſchlag überlegen. Gute Nacht.

Fritz. Ueberlegen? bewahre der Himmel! Ueberlegung würde die ganze Sache verderben, würde ihr das Pikante rauben. Eins, zwey, drey, huſch, huſch, huſch, jetzt gleich auf der Stelle.

Dor. Faſeln Sie?

Fritz. Die Poſtſchaiſe iſt ſchon vor der Gartenthür.

Dor. Sind Sie raſend?

Fritz. Schönes, allerliebſtes Mähmgen! beſinnen Sie ſich nur nicht lange. Es giebt eine ſcharmante Expedition. In wenig Stunden ſind wir Mann und Frau, und haben Stoff zum Lachen für unſer Leben.

Dor. Sprechen Sie im Ernſt?

Fritz. Ich brenne vor Begierde Sie in den Wagen zu heben.

Dor. Und der Wagen iſt wirklich ſchon da?

ren in meiner Hand geblieben. Ich befand mich gerade allein mit einem jungen Manne, der die Nacht mit in diesem Zimmer geschlafen hatte, und in dessen Zügen ich Wohlwollen und Mitleid las. An ihn wendete ich mich eilig. »Wenn Sie ein menschliches Herz haben,« sagte ich, »so geben Sie diese Briefe auf die Post.« — Er war betreten, und schien Gefahr zu besorgen. »Die Briefe sind unversiegelt,« fuhr ich fort: »lesen Sie selbst den unschuldigen Inhalt, versiegeln Sie sie selbst mit irgend einem unbedeutenden Petschaft.« Er versprach mir, wenn es auch nicht sogleich geschehen könne, doch, sobald der erste Lärm vorüber sei, zu thun, was in seinen Kräften stehe. — Hat er Wort gehalten? Ich weiß es nicht. Haben die Briefe einige Wirkung hervorgebracht? Ich weiß es nicht; und eben weil ich es nicht weiß, zweifle ich daran *).

Ein Jüngling von achtzehn bis zwanzig Jahren, den ich, nach seinen Gesichtszügen, für einen Sohn des Baron Löwenstern hielt, trat nun herein, und räumte schnell alle Schreibmaterialien vom Tische, »weil,« sagte er, »der Hofrath, den man bis jetzt aufgehalten habe, sogleich hier sein werde.« Er fragte mich, was ich etwa zur Reise bedürfe; ich bat um etwas Cremor tartari. Er ging. Gleich nachher trat der Herr Hofrath mit dem Kourier in die Stube. Er machte mir, mit hoch hinaufgezogenen Nasenfalten, eine freundliche Verbeugung und gar keinen Vorwurf. Ich sagte ihm, so gut ich konnte, daß er mir mein

*) Alles das wird sich weiter unten aufklären.

Mißtrauen verzeihen müſſe, da es natürlich ſei, daß ich dem Gouverneur von Kurland mehr glaube, als ihm, einem mir völlig fremden Manne. Er ſchien meine Entſchuldigung gelten zu laſſen, und ſchob alle Schuld auf eine übel verſtandene, unzeitige Menſchlichkeit des Gouverneurs. — Ich ſah, daß er ſein Taſchenbuch herauszog, und den Bauern, die mich bewacht hatten, hundert Rubel gab. »Wenn Sie,« ſagte ich, »etwa glauben, daß dieſe Bauern mich ergriffen haben, ſo irren Sie; ich bin freiwillig gekommen.« — Er würdigte mich keiner Antwort, ſondern gab die hundert Rubel mit einem tiefen Seufzer.

Als er darauf hinausgegangen war, um unſere ſchnelle Abreiſe zu befördern, trat das gute Mädchen, das ich am vorigen Abende zuerſt geſprochen hatte, mit unruhigen Blicken in das Zimmer, und flüſterte einigen Herren, die ſich noch darin befanden, etwas zu. Als dieſe ſich augenblicklich entfernten, überreichte ſie mir eilig, im Namen ihrer Gebieterin *), eine Art von leinewandenem Säckchen mit zwei langen Bändern, und bat, daß ich es ſogleich um den bloßen Leib binden möchte. »Es ſind hundert Rubel darin,« ſagte ſie, »wohl eingenäht. Man wird Sie viſitiren, und Ihnen alles Geld wegnehmen.« Mit dieſen Worten ſchlüpfte ſie aus der Thür.

Ich begriff nur halb, was ſie wollte: indeſſen that ich maſchinenmäßig, was ſie mir geſagt hatte; und kaum war ich damit fertig, als der Hofrath wieder hereintrat.

*) Dieſe, glaubte ich damals, ſei die Frau von Peyer.

Gute, edle, weibliche Seele, die sich meiner Noth so herzlich annahm! Noch heute verwahre ich dieses Säckchen unberührt, als ein Denkmahl deiner Menschenliebe! — So oft ich es betrachte, steigen mir die Thränen in die Augen, und ich erinnere mich mit sanfter Wehmuth, daß in dem fürchterlichsten Zeitpunkte meines Lebens eine edle Seele Erbarmen für mich fühlte. Diese Naht, die eine hilfreiche Hand so eilig nähete, um einem Unglücklichen wenigstens einigen Trost zu geben, soll mein Messer nur in der äußersten Noth trennen. Ich habe seitdem schon oft Mangel gelitten, und mir alle gewohnten Bequemlichkeiten versagen müssen; doch nie habe ich es über mich gewinnen können, dies Heiligthum anzutasten. Es ist mir ein Amulet; der Segen einer guten Mutter ruhet darauf; und noch entsage ich der Hoffnung nicht, es einst selbst in ihre Hände zurückzugeben. Dann sollen dankbare Thränen ihr die Zinsen für ihre Hilfe bezahlen.

Der Augenblick der Abreise war gekommen. Der junge Löwenstern brachte mir, außer der verlangten Arzenei, auch einen Pelzschlafrock, einen Tuchmantel mit Aermeln, ein paar baumwollene Schlafmützen, ein paar Stiefeln, und Gott weiß, was sonst noch. Ich umarmte ihn, und bat ihn nur, meine gute Frau von meinem Schicksal zu benachrichtigen. Er versprach es heilig. Die Thränen, die in seinen Augen standen, sind mir Bürge dafür, daß er Wort gehalten hat. Mit dem ganzen Feuer des ersten unverdorbenen Gefühls, und mit dem ganzen Vertrauen auf andere Menschen, welches dieses

Gefühl oft so täuschend einflößt, ergriff er die Hand des Hofraths, und beschwor ihn, mich gut zu behandeln und mich den Versuch der Flucht nicht entgelten zu lassen. Der Hofrath benahm sich höflich, gerade so, wie er sich gegen meine Frau benommen hatte. — Das gutmüthige Kammermädchen, dessen Gestalt mir unvergeßlich ist, stand am Fenster, und weinte. — Herr Prostenius hatte das Seinige gethan, und ließ sich nicht weiter sehen; wenigstens habe ich ihn nicht bemerkt. Auch von den übrigen Bewohnern des Gutes kam mir Niemand zu Gesicht. — Der angespannte Karren stand vor der Herberge bereit; mein Wagen war auf der Station zurückgeblieben.

Ich wurde nun, mit meinen Habseligkeiten, auf den offenen Karren geworfen, von einer neugierigen Menge begafft, und von einigen Wenigen bedauert; — der Hofrath pflanzte sich neben mich, der Kourier hinter mich, und nach einer Stunde hatten wir die Station auf der witepskischen Grenze wieder erreicht.

So endigte sich der Versuch zu einer Flucht, zu der ich, von allen Seiten betrachtet, vollkommen berechtigt war. So lange ich hoffen durfte, nach Petersburg zu einer Untersuchung geführt zu werden, so lange war es gewissermaßen Pflicht gegen mich selbst, dieser Untersuchung nicht auszuweichen, weil eine frühere Flucht ein falsches Licht auf meine Unschuld geworfen haben würde. Auch konnte der Kaiser berechtigt sein, in seinen Staaten durch strenge Vorsicht aller möglichen Unruhe vorzubeugen, und ich ehre

die Rechte der Regenten. Sobald ich aber wußte, daß weder meine Papiere, noch meine etwa erweisliche Unschuld hier in Betrachtung kamen, sondern daß die härteste aller Strafen der Untersuchung vorhergehen sollte: — welches göttliche oder menschliche Recht konnte mir auferlegen, mich als einen Gefangenen zu betrachten? —

Die dicke Posthalterin auf der Grenz-Poststation schien eine große Freude über meine Wiederergreifung zu empfinden. Sie hatte, wie sie sagte, bereits einen Boten an das zunächst im Quartiere stehende Regiment abgesandt, und erwartete jeden Augenblick einen Haufen Soldaten, der mich suchen helfen sollte. In Zukunft, rieth sie dem Hofrath, ja immer des Nachts eine Wache zu dingen. — Eins ihrer Pferde war durch sein ewiges Hin- und Herfahren sehr angegriffen worden; es blies, und drohte umzufallen. Das wurde die gute Frau jetzt erst gewahr; nun ließ sie ihren ganzen Grimm an mir aus, und ein Strom von Scheltworten, bald russisch, bald deutsch, ergoß sich über mich. Vielleicht würde ich ihr zu einer andern Zeit das Schelten verboten haben; jetzt war es ein Mückenstich für einen Menschen, der auf der Tortur liegt. Nur ein bitteres Lächeln entschlüpfte mir einige Mal; dadurch wurde sie aber noch aufgebrachter, und ich glaube, sie würde sich endlich an mir vergriffen haben, wenn der Hofrath sich nicht ernstlich in's Mittel gelegt hätte. Indeß hatte ihr Geschrei eine Menge Bauern herbei gelockt; es waren ihrer wohl dreißig, die neugierig gaffend die Stube füllten und

die Luft darin verderbten. Der Hofrath jagte plötzlich sie alle hinaus, und bat auch die Posthalterin, ihn mit mir allein zu lassen. Ich stutzte; aber ich erschrak nicht mehr: ich empfand eine gewisse Entschlossenheit, wie nur die Verzweiflung sie gibt.

Als wir allein waren, sagte er mir sehr höflich: ich möchte es ihm nicht übel nehmen, wenn er eine etwas strengere Maßregel gegen mich gebrauchen müsse. In diesem Augenblick dachte ich an Ketten, und fast sinnlos griff ich mit der Hand nach meiner Scheere, um sie mir in die Brust zu stoßen. Er erklärte sich aber bald deutlicher. Ich hatte einen kleinen, mit Leder überzogenen Kasten bei mir, der allerlei Nothwendigkeiten enthielt; den Schlüssel zu diesem sollte ich ihm abgeben, und all mein Geld, wie auch was ich etwa noch sonst in den Taschen hätte, da hineinlegen. So oft ich, sagte er, Geld brauchte, würde er es mir, ohne sich zu weigern, verabfolgen lassen; bei mir dürfe ich aber nichts tragen.

Ich wurde ruhiger, und gehorchte; das Ausleeren der Taschen war mir ja nicht mehr neu. Ich gab Schlüssel, Geld, Scheere, Bleistift, Papierschnitzel, und was ich sonst in der Tasche hatte, auch meine Uhr, willig her; und so war auch diese Expedition vollendet, ohne daß ich auch nur eine Silbe darum verloren hätte. Der Herr Hofrath geruhte selbst meine Taschen nochmals zu befühlen, und verschloß darauf den Kasten sorgfältig. Das Leinwandsäckchen auf meiner Brust war seinen Nachfor-

ſchungen dennoch entgangen. Jetzt erſt verſtand ich meine Wohlthäterin, und ſegnete ſie im Stillen.

Indeſſen war Alles wieder auf meinen eigenen Wagen gepackt worden, und wir fuhren weiter. Wie mir in den erſten Tagen unſerer Reiſe zu Muthe war, wage ich nicht zu beſchreiben. Ich konnte weder eſſen, noch trinken, noch ſchlafen; und daß ich meinen Verſtand nicht verlor, habe ich wahrſcheinlich allein dem wohlthätigen Rütteln des Wagens zu verdanken: denn ſo oft wir die Pferde wechſelten, oder ſonſt ſtill hielten, ergriff mich jedes Mal ein betäubender Schwindel. Ich war froh, wenn wir nur erſt wieder fuhren; und auf den holperigſten Wegen, auf Knüppelbrücken und Steindämmen, fühlte ich mich am meiſten erleichtert. Geſprochen habe ich in den erſten zwei Tagen nicht ein Dutzend Worte. »Nein!« war meine gewöhnliche Antwort auf jedes Anerbieten von Speiſe, Trank oder ſonſt dergleichen. In die Ecke des Wagens gedrückt, ſtarrte ich vor mich hin; die Landſchaften gingen ungeſehen an mir vorüber; Wind, Kälte und Regen fühlte ich nicht. Meine Kräfte nahmen ſichtbar ab: ich konnte nicht mehr ohne Hilfe des Couriers aus oder in den Wagen ſteigen; und wenn ich von ungefähr in einen Spiegel ſah, erſchrack ich vor meinem Geſichte *) — Dem

*) Ich muß hier noch eines vergeſſenen Umſtandes erwähnen. Am erſten Mittag nach meiner Wiederergreifung kamen wir in ein kleines Städtchen, deſſen Name mir entfallen iſt, von dem ich indeſſen weiß, daß es einem gewiſſen Staroſten von Korf zu-

Hofrath ſchien bei meinem Zuſtande doch bange zu werden. Mitleid empfand er nicht, aber Furcht, ſeinen rühmlichen Auftrag nicht ganz vollenden zu können, und dann vielleicht einiger Verantwortung ausgeſetzt zu ſein. Er ſuchte alles Mögliche hervor, um mich zu beruhigen; er wetteiferte mit dem Kourier, mir Tobolsk als eine der ſchönſten Städte in der Welt, und die Lebensart daſelbſt als die fröhlichſte, angenehmſte vorzuſtellen. Die Empfehlungsgründe des Couriers waren hauptſächlich die Güte und Wohlfeilheit aller Lebensmittel. »Welche Fiſche!« rief er,

---

gehört, der daſelbſt in einem antiken Schloſſe reſidirt. Es war da kein Pferdewechſel; aber dennoch hielten wir auf ſeinem Schloßhofe. Er kam ſelbſt herunter, lud den Hofrath ſehr dringend zur Tafel ein, empfahl ſeinen Leuten, den Kourier gut zu bewirthen, und ſprach zu mir nicht allein kein Wort, und ließ mir auch weder zu eſſen noch zu trinken anbieten, ſondern ließ vielmehr, damit ich, während meine Begleiter ſchmauſten, ja in ſicherer Verwahrung ſein möchte, die Schloßthore verſchließen und den Wagen von einem unverſchämten herzloſen Haufen umgeben, der mich beſtändig angaffte und mir in's Geſicht lachte. So unbarmherzig wurde ich eine ganze Stunde lang zur Schau geſtellt. Hierauf geleitete der Herr Staroſt ſeine wohlgenährten Gäſte ſelbſt wieder bis an den Wagen. Ein brennender Durſt überwand mein empörtes Gefühl; ich bat um etwas zu trinken. Da ließ er mir ein Glas Bier geben, und wir fuhren weiter. Ich würde dieſer Anekdote gar nicht erwähnen, wenn ich nicht nachher in Riga erfahren hätte, daß Herr von Kerſ ſich gerühmt, er habe mich an ſeiner Tafel bewirthet und mich überhaupt ſehr menſchenfreundlich behandelt.

wie begeistert: »die besten Sterlede zu zehn Kopeken, für welche die Leckermäuler in Petersburg eben so viele Rubel bezahlen. Und Zeterino! welch ein Zeterino! — Fleisch, Brot, Branntwein, alles im Ueberfluß!« — Der Hofrath fügte noch einige andere Gründe hinzu, die etwas mehr Eindruck auf mich machten. »Sobald Sie dort ankommen,« sagte er, »sind Sie frei, gänzlich frei, können gehen und kommen, wann und wohin es Ihnen beliebt; können sich mit der Jagd belustigen, dürfen im ganzen Gouvernement umher fahren, sprechen und umgehen, mit wem Sie wollen. Von Tobolsk aus dürfen Sie auch an den Kaiser, an Ihre Frau, kurz an Jedermann schreiben; Sie können Ihre Domestiken, und was Sie sonst nöthig haben, nachkommen lassen, und leben, wie es Ihnen gefällt. Auch finden sie in Tobolsk Bälle, Maskeraden und ein vortreffliches Theater.«

Ich lächelte wider meinen Willen, und fragte nur: ob er mir dafür stehen könne, daß die Correspondenz dort völlig ungehindert sein werde? — Er schwor es mir auf seine Ehre; und diese Versicherung gab mir wirklich den ersten Hoffnungsstrahl.

»Aber,« dachte ich bei mir selbst: »werde ich auch wirklich in Tobolsk bleiben? ... Irkutzk ist noch dreitausend Werste weiter. Mit eben dem Rechte, mit welchem der Kaiser mich nach Tobolsk schickt, kann er mir auch den Aufenthalt in Irkutzk anweisen.« — Ich will Alles sagen: bei dem rastlosen Hin- und Hersinnen nach der Ursache

meiner Verbannung, war mir auch eingefallen, daß ich vor zehn Jahren ein Schauſpiel Graf Benjowski geſchrieben habe. Als es im Druck erſchien, ſandte die verſtorbene Kaiſerin Katharina einen geheimen Befehl an den Gouverneur von Reval, mich unter der Hand, und ohne ſich ſeinen Auftrag merken zu laſſen, zu befragen, aus welcher Abſicht ich dieſes Schauſpiel geſchrieben hätte. — Es geſchah. Ich antwortete natürlich: die Geſchichte des Grafen Benjowsky habe mir ein guter Stoff zu einem Schauſpiel geſchienen, und ſei auch ſchon vor mir durch Herrn Vulpius dazu benutzt worden. — Dabei blieb es; und die große Monarchin hat ſich, wie vorauszuſehen war, nicht weiter darum bekümmert.

„Sollte vielleicht," flüſterte der Argwohn mir zu, „der Kaiſer den Stoff dieſes Schauſpiels anſtößig finden, und noch, zehn Jahre hinterher, eine vielleicht zu lebhafte Darſtellung der Leiden eines Verbannten an mir durch ähnliche Leiden beſtrafen wollen?" — In dieſem Falle mußte ich mich auf eine Reiſe nach Kamtſchatka gefaßt machen, welches von Irkutzk abermals ſechstauſend Werſte entfernt iſt.

Der Hofrath ſchwor mir bei ſeinen Heiligen-Bildern, und fügte ausdrücklich hinzu: »er wolle eine Canaille ſein, wenn ich weiter als bis Tobolsk gebracht würde." Ich fragte ihn: wie er ſelbſt ſo ſicher davon überzeugt ſein könne, da er doch vermuthlich nur eine verſiegelte Ordre an den Gouverneur bei ſich habe, und folglich nicht wiſſe, was ſie enthalte. — Er geſtand zwar, daß die Ordre

Fritz. Aus Ihrem Fenster können Sie ihn erblicken.

Dor (bey Seite) Die Sache wäre freylich so am schnellsten abgethan.

Fritz. (bey Seite) Sie beißt an.

Dor. (laut) Aber noch schläft Niemand, Die Domestiken werden uns gewahr.

Fritz. O dem hab' ich schon vorgebaut. Sind Sie kund der Gespenstern?

Dor. Lächerliche Frage! ha! ha! ha! Gespenster!

Frit. Desto besser. Sie wissen doch, daß man behauptet, es spuke hier im Hause?

Dor. Alberne Possen.

Fritz. Eine weisse Frau lasse sich sehn?

Dor. Kindermährgen.

Fritz. Freylich, freylich. Aber es dient in unsern Kram. So bald die Glocke zwölfe brummt, nehmen Sie Ihr Bettlacken um den Kopf, und marschiren mit abgemessenen Schritten grade durch den Garten, so wird kein Mensch Sie aufhalten.

Dor.

versiegelt sei, gab mir aber zu verstehen, daß er selbst sie geschrieben habe. »Ferner,« sagte er, »ist es gar nicht gewöhnlich, gleichsam einen Absatz in der Reise zu machen. Wären Sie nach Irkutzk bestimmt, so hätte ich selbst die Ordre bekommen, Sie dahin zu begleiten, wie ich schon Mehrere dahin begleitet habe. Da aber mein Befehl und meine Podoroschne blos auf Tobolsk lauten, so können Sie ganz ruhig sein. Sie fühlen auch wohl,« setzte er noch hinzu, »daß es nicht anständig für den Kaiser wäre, seinen Befehl, zur Qual des Gefangenen, gleichsam zu zerstückeln, und ihm von Distanz zu Distanz neue Martern zu bereiten. Die Sache wäre nicht rein,« (ne tschisti, war sein Ausdruck.) — Alles das leuchtete mir wirklich ein, und ich fing an die Hoffnung zu fassen, daß ich wirklich nur nach Tobolsk bestimmt sei. (Wie viel ich auf diese Hoffnung und auf die Schwüre des Herrn Hofraths bauen konnte, wird der Leser in der Folge sehen.)

Was mich aber weit mehr, als die Aussicht, in Tobolsk zu wohnen, beruhigte, war eine Erzählung des Hofraths. Er hatte nämlich etwa vor einem Jahre ein Frauenzimmer nach Sibirien bringen sollen, und war mit ihr bereits bis unweit Kasan gekommen, als ein anderer Kourier ihn einholte, und ihm, da das Frauenzimmer bei näherer Untersuchung völlig unschuldig befunden worden war, den Befehl überbrachte, augenblicklich umzukehren, und sie wieder nach Hause zu ihren Kindern zu geleiten. Diese Erzählung erschütterte mich tief. — »Ich darf also noch eine Unter-

ſuchung hoffen, wenn gleich in meiner Abweſenheit? ich darf hoffen, daß auch meine Unſchuld erkannt werden wird?"

Allerdings.

»Und was ſagte das Frauenzimmer? wie betrug ſie ſich?"

Sie rang die Hände, brach in Thränen aus, und gab mir eine goldene Uhr. —

Meine Einbildungskraft hielt dieſe Vorſtellung feſt, und ich kann nicht beſchreiben, welchen Troſt ſie mir gewährte. Immer ſah ich die Frau vor mir, wie ſie die Hände rang, wie ſie weinte, wie ſie die goldene Uhr mit Freuden aus der Taſche nahm; wie nun der Wagen umkehrte, dahin flog, ihrer Heimath näher und immer näher; wie ſie endlich ihr Haus wieder von fern erblickte, die Kinder am Fenſter, die Kinder vor der Hausthür; — wie ſie aus dem Wagen ſprang, in ihre Umarmungen ſtürzte! — Ja, der Mann hatte, ohne es zu wiſſen, den rechten Balſam ergriffen, der die Schmerzen meiner verwundeten Seele linderte. Von dieſem Augenblicke an, hoffte ich ſtündlich auf einen Kourier. So oft ſich das Glöckchen, welches man in Rußland den Poſtpferden anzuhängen pflegt, hinter uns hören ließ, klopfte mein Herz gewaltſam. »Man wird," dachte ich, »meine Papiere unterſuchen; der gerechte Kaiſer muß und wird mich unſchuldig finden; ſchnell wird ein Kourier ſich aufmachen, mir nachſetzen, mich einholen, und dieſer Augenblick wird mir jedes Leiden dreifach

vergüten." Freilich bedachte ich nicht, oder entfernte vielmehr den Gedanken, daß ich ja nicht wegen meiner Papiere, die noch keines Menschen Auge gesehen hatte, verbannt worden war, sondern, daß eine andere frühere Ursache zum Grunde liegen mußte. Ich malte mir mit den lebendigsten Farben blos das Bild des hinter mir her eilenden Kouriers; berechnete wohl hundertmal, wie viel Tage meine Papiere gebraucht hätten, um von Mietau in Petersburg anzulangen, wie viele Tage dort ungefähr nöthig sein möchten, um sie zu untersuchen; und ich beschloß, die Reise so viel als möglich zu verzögern, daß der Kourier Zeit gewönne, mich zu erreichen.

Es war der dritte Tag, seitdem wir Stockmannshof verlassen hatten. Jetzt wollte ich zum ersten Male wieder essen und trinken. Mein danziger Likör war von meinen Begleitern ausgetrunken, und meine italienische Wurst verzehrt; ein Bündel mit Brot, Butter und Kalbsbraten, welches Frau von Beyer, vermuthlich für mich, mit auf den Karren legen lassen, hatten sie auch schon längst zu sich genommen. Ich wünschte mir eine Tasse Kaffe oder ein Glas Wein; beides war aber nicht zu haben, und ich mußte mich mit ein paar frischen Eiern und einem Glase Wasser begnügen. — Die Nächte waren sehr kalt, die Tage windig und kühl. Ich wollte den dicken Tuchmantel, den der junge Löwenstern mir geschenkt hatte, über meine Füße breiten; aber der Kourier hatte ihn sogleich zu seinem Eigenthum gemacht und auch die Stiefeln schon an-

gezogen. Ich mochte ihm keins von beiden wieder abfordern. So ging es auf der ganzen Reise. Alles des Meinigen bedienten sich meine Begleiter ohne Bedenken, als ob es das Ihrige wäre; und hatten sie es Einmal benutzt, so gaben sie es auch gar nicht wieder her. Dies saubere Verfahren erstreckte sich sogar bis auf mein Geld. Wenn eine Kleinigkeit für mich zu kaufen war, oder eine Wagenreparatur bezahlt werden mußte, so gab ich eine meiner Banconotten von fünf und zwanzig Rubeln; sie wurde verwechselt, der Ueberschuß aber mir selten, wenigstens nie ganz, zurückgegeben. Weiterhin da es dem Hofrath an Gelde zu fehlen anfing, borgte er auch oft bei mir; und als ich zuletzt Schwierigkeiten machte, um mich nicht ganz zu entblößen, veränderte sich sein Betragen so auffallend, daß ich aus hundert Ursachen genöthigt war, ihm nachzugeben. Alle Zehrungkosten mußte ich ohnehin tragen. Kurz, ob ich gleich auf der ganzen Reise nichts als Milch und Eier, und dann und wann ein Stück Kalbsbraten genossen habe, so hat sie mir doch mehr als vierhundert Rubel gekostet, den Wagen ungerechnet. Milch und Eier wurden überdies meisten Theils mit Gewalt zusammengetrieben. Ich bezahlte sie; meine Begleiter steckten das Geld in die Tasche, oder vertranken es in Branntwein, und die armen Bauern wagten es nicht, ihre Bezahlung zu fordern.

Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit der echten anspruchlosen Gastfreiheit der russischen Bauern zu erwähnen, welche immer sichtbarer wird, je tiefer man in das

Reich kommt. Sie wetteifern mit einander, ihre Wohnungen zum Nachtlager anzubieten; sie finden sich geehrt, wenn man bei ihnen einspricht; sie trogen Alles auf, was sie haben, und die Freude glänzt in ihren Augen, wenn man tüchtig zulangt. Ich erinnere mich noch einer Bauerfrau, die geschäftig herumtrippelte, und ängstlich klagte: »Ach! da sind nun unvermuthet drei Gäſtchen gekommen, und ich habe nichts im Hauſe, ſie zu bewirthen!« Das Diminutivum, deſſen ſie ſich bediente, um ihre Freude über unſeren Beſuch auszudrücken, entlockte mir ein Lächeln. — Nie fordern die Bauern etwas für ihre Bewirthung; für Brot, Quaß u. dgl. nehmen ſie nicht einmal etwas, wenn man es ihnen auch anbietet. Andere Dinge aber, als Hühner, Rahm (Sahne) ꝛc. laſſen ſie ſich wohl mit einer Kleinigkeit bezahlen; und da ſie ſchon gewohnt zu ſein ſcheinen, daß Soldaten, Kouriere und dergleichen Leute ihnen, anſtatt der Bezahlung, einen derben Fluch ausſpenden, ſo nehmen ſie ſich auch wohl in Acht, ſogleich bei der erſten Anfrage zu geſtehen, daß ſie etwas im Hauſe haben. Ich bin überzeugt, daß ein gewöhnlicher honetter Reiſender in den ruſſiſchen Dörfern vieles bekommen kann, wenn die Leute ſehen, daß er billig iſt; denn ſo oft ich, bei der Verweigerung nicht alltäglicher Lebensmittel, mich ſelbſt ins Mittel legte und gut zu bezahlen verſprach, ſo oft wurden wir gewöhnlich reichlich verſorgt. Aber die Art und Weiſe, wie Soldaten und Kouriere den Bauern Alles abpochen, iſt wahrhaft empörend. — »Wo iſt der Deſätnik?« iſt die

erſte Frage bei der Ankunft in einem Dorfe. (Der Deſätnik iſt ungefähr, was in Deutſchland der Schulze iſt.) Er kommt demüthig. »Schaffe ſogleich das und das herbei!« — Wenn er ſich entſchuldigt; wenn er ſagt, es ſei nicht zu haben: ſo bekommt er ein paar Dutzend Lieblingsflüche, und wird mit Prügeln bedroht. Dann geht er und bringt, wenn es nur irgend möglich iſt, das Verlangte, aber freilich von der ſchlechteſten Qualität, da er ſchon voraus weiß, daß an Bezahlung nicht zu denken iſt. — Ohne dieſen tief eingeriſſenen Mißbrauch würde es ein Vergnügen ſein, unter den gaſtfreien, gutmüthigen Bauern zu reiſen, deren Liebe man ſo leicht durch ein Stück Zucker gewinnt, das man ihren Kindern mittheilt. Ich habe in den ruſſiſchen Dörfern manches Pfund Zucker an die Kinder verſchenkt, und dadurch ſogleich die Herzen aller Mütter an mich gezogen. Freilich gab ich immer am liebſten und am reichlichſten den kleinen Mädchen von dem Alter meiner Emmy und Betty, und oft, ſehr oft, traten mir dabei Thränen in die Augen. — »Du haſt gewiß auch Kinder?« pflegten die Bäuerinnen dann zu ſagen. — Sechs! antwortete ich ſeufzend; »das jüngſte iſt noch kein Jahr alt!« Dann las ich das unverkennbarſte Mitleid in ihren Blicken, und wenn ich wieder in den Wagen ſtieg, ſchallten mir ihre herzlichen Segenswünſche nach.

Ich komme von dieſer Abſchweifung zurück. Als wir zum erſten Male wieder in einem Poſthauſe übernachteten, ſah ich, vor dem Schlafen gehen, gewaltige Anſtalten zur

Versicherung meiner Person treffen. Es wurden Wachen ausgestellt, die Fensterladen verschlossen, und mein Bett ganz dicht neben das Bett des Hofraths gesetzt. Der Kourier legte sich auf die Erde, so daß ich hätte über ihn wegschreiten müssen, um aus der Thür zu kommen. Diese Vorsicht wurde von nun an jeden Abend beobachtet.

Mein Bart war indessen zu einer fürchterlichen Länge herangewachsen. Ich wollte mich rasiren, und forderte mein Barbierzeug. Es wurde mir verweigert, und statt dessen zu einem Barbier geschickt. Vergebens sagte ich, daß ich seit vielen Jahren gewohnt sei, dies Geschäft selbst zu verrichten, und daß ich es unleidlich finde, unter den Fäusten eines schmutzigen Dorfbarbiers zu ächzen; vergebens stellte ich vor, daß, wenn ich Lust hätte, mich um's Leben zu bringen, ich ja nur bei der ersten Ueberfahrt über einen Fluß (deren wir sehr häufig antrafen,) ins Wasser springen dürfe. Es half nichts; ich selbst durfte kein Rasirmesser in die Hand nehmen. Auch ließ der Hofrath sich den Wink wegen des Wassers nicht zweimal gesagt sein, sondern stellte sich von nun an bei Ueberfahrten immer dicht neben mich, um mich im Nothfall von einem verzweifelten Sprunge abzuhalten. — Armer schwacher Mann! so weit reicht nicht einmal die Gewalt deines Kaisers! — Nur ein Weg führt in's Leben, tausende führen hinaus, und keine Gewalt kann mich hindern, die Ketten zu zerbrechen, wenn sie mich erdrücken. — Ich erinnere mich, (wenn ich nicht irre, im Raynal) gelesen zu haben, daß zuweilen gepeinigte Negersla-

ven ihre eigene Zunge im Munde umkehren, hinunterſchlucken, und ſo augenblicklich erſticken. — Welche Gewalt auf Erden vermag das zu hindern? — Aber, dem Himmel ſei Dank! ſo weit iſt es mit mir noch nicht gekommen. Das Samenkorn der Hoffnung liegt noch in der erſtarrten Bruſt; ein einziger warmer Sonnenſtrahl kann es wieder hervorlocken.

Polozk war die erſte Stadt von einiger Bedeutung, welche wir erreichten, wo wir aber blos die Pferde wechſelten. Während dies geſchah, ſchrieb der Hofrath ſeinen erſten geheimen Rapport nach Petersburg, mit der großen Nachricht, daß er ſeinen Gefangenen nun glücklich bis hieher gebracht habe. Dieſe Rapporte wiederholte er aus jeder Stadt, und ſie waren es vorzüglich, die mich bewogen, ihn mit Vorſicht zu behandeln und ihm nicht leicht etwas abzuſchlagen. Daß er meines Verſuches zur Flucht nicht erwähnen würde, davor war ich wohl ohnehin ſicher, denn er mußte befürchten, daß ſeine eigene Nachläſſigkeit ihn um den angenehmen Dienſt bringen könnte, in Zukunft Verbannte zu begleiten, ſein Auge an der Trennung von ihren Familien, ſein Ohr an ihren erſten Jammerklagen zu ergetzen. Aber es war doch möglich, daß er manches Andere in den Rapport einfließen ließ, was mir nachtheilig ſein konnte; und wer weiß, ob es nicht vielleicht dennoch geſchehen iſt, ſo geduldig ich mich auch von ihm habe rupfen laſſen.

Daß er kein großer Geſchäftsmann war, bemerkte ich

bald an der Länge der Zeit, die er auf die wenigen Zeilen des Rapports verwendete, und aus der ängſtlichen Sorgfalt, mit welcher er ein etwas ſchief gerathenes Couvert dreimal anders machte. Der Herr Hofrath war alſo zu nichts zu gebrauchen, als zum Büttel, der die Verurtheilten auf den Richtplatz ſchleppt. Dieſes Amt verſtand er aber auch meiſterlich, und hatte es, wie ich nach und nach erfuhr, ſchon ſehr fleißig verwaltet: nur mit dem Unterſchiede, daß er bis jetzt als Offizier bei dem Regimente geſtanden, welches zum Dienſte des Senats beſtimmt iſt, und daß man ihn, blos um der gegen mich beabſichteten Expedition willen, in das Civil verſetzt, und zum Hofrath ernannt hatte. Warum man es gerade für nothwendig gehalten, mir einen Civiliſten zuzugeben; ob man dadurch allen Anſchein von Wache und Soldaten vermeiden wollte, oder welche Urſache ſonſt zum Grunde gelegen haben mag: das weiß ich nicht. So viel iſt gewiß, daß er ſein Schergenamt zum erſten Male als Hofrath verwaltete, und ſich nicht wenig auf ſeinen Titel zu gute that. Auch auf mich hatte ſeine Transformation in ſo fern einigen Einfluß, daß die Leute mich, Gott weiß für welche angeſehene höchſt wichtige Perſon hielten, da ſonſt Männer meines Standes, und auch wohl Generale, ohne viele Weitläufigkeiten mit einem Feldjäger in einer Kibitke verſendet werden.

Auf dem Wege von Polozk nach Smolensk ergriff mich mein altes Uebel, die Krämpfe im Unterleibe, ſehr heftig. Es geſellten ſich dazu noch andere Uebel, die mir bis-

der fremd waren: ein unwillkührliches Zittern und Zucken der Glieder; eine Hitze, die mir bald in die Bruſt, bald in den Kopf ſtieg, mir auf der Bruſt ein ſehr ängſtliches Gefühl des Erſtickens gab, und im Kopfe ihre Gegenwart durch einen unbeſchreiblichen Druck, durch Funken vor den Augen, und Sauſen vor den Ohren ankündigte. Dabei ging der Puls bald ſehr langſam, voll und hart, bald ſehr geſchwind, klein, kaum fühlbar und ungleich. Appetit und Schlaf fehlten mir gänzlich; zuweilen hatte ich aber eine Art von wachenden Träumen: ich glaubte einen Augenblick Gegenſtände zu ſehen, die nicht außer mir da waren, und fuhr erſchrocken zuſammen, wenn ich meinen Irrthum bemerkte. Alles was ich dachte, war verworren, und meine Vorſtellungen ganz ohne Deutlichkeit: ein Umſtand, der wenigſtens dazu diente, jede Empfindung abzuſtumpfen. Der Gedanke an Frau und Kinder gab mir, anſtatt der bisherigen Wehmuth, gleichſam ein ſtörriges Gefühl, und der Gedanke an den Tod hatte ſeine Bitterkeit verloren.

Außer einem unbedeutenden Mittelſalze und dem auf Stockmannshof erhaltenen Cremor tartari hatte ich keine Arznei bei mir. Alle die Rezepte, die ich von den berühmteſten Aerzten Deutſchlands, Zimmermann, Selle, Marcard, Gall, Hufeland u. ſ. w. ſeit vielen Jahren geſammelt hatte, waren mit meinen übrigen Papieren verſiegelt worden, ſo dringend ich auch gebeten hatte, daß man ſie mir zurückgeben möchte. (Vielleicht hielt man ſie für eine ge-

Dor. Drolliger Einfall. Und wo findʼ ich Sie?

Frih. Im Garten, neben der Statüe des Jacus.

Dor. Wohlan, ich will Ihren Wunſch erfüllen, doch nur unter der Bedingung, daß Sie in Zukunft keinen andern Willen haben als den Meinigen.

Frih. Allerdings.

Dor. Wie ſpät iſt es?

Frih. Bald Mitternacht.

Dor. So halten Sie ſich bereit. So bald Couſine Babet in ihre Kammer geht, werfe ich das Tuch über und erſcheine. (ab)

Frih. (allein) Das giebt einen herrlichen Spectakel! Nun wollen wir es ruhig abwarten. Aber wo? — hier im Saale wäre mirs am liebſten. — Ich höre kommen — ohne viele Umſtände. (er ſchlüpft unter den Tiſch)

Fünfte

heime Korrespondenz in Ziffern.) Ich hatte also unterwegs gar keine Hilfe; und da ich bei dem Hoffnungsfunken, der noch in mir glimmte, mir doch Selbsterhaltung schuldig zu sein glaubte, so empfand ich eine Art von Vergnügen bei unserer Ankunft in Smolensk, wo ich einige Ruhe, Bequemlichkeit und einen Arzt zu finden hoffte.

Es war bereits spät Abends. Der Hofrath, der sorgfältig alle Wirthshäuser vermied, ließ auch hier sogleich nach dem Posthause fahren: aber glücklicher Weise konnte man uns daselbst nicht beherbergen; und da ich ihm trocken erklärte, daß ich nicht weiter könne und wolle, so sah er sich genöthigt, ein Wirthshaus zu suchen. Wir hielten vor einem ansehnlichen Hause; der Wirth empfing uns mit zwei Lichtern, führte uns eine breite Treppe hinauf in einen geräumigen Vorsaal, und es gewann das Ansehen, als ob wir hier endlich einmal sehr bequem ausruhen würden. Als nun aber der Wirth das uns bestimmte Zimmer aufschloß — lieber Gott! welch ein wüster Anblick! Eine große, hohe Stube, in welcher jeder Fußtritt wiederhallte. Zerbrochene Fensterscheiben, und, anstatt aller Möbel, ein einziger wackelnder Tisch und eine leere Bettstelle. Kein Stuhl, keine Bank, noch weniger ein Spiegel oder etwas dem Luxus Aehnliches. An den Wänden hingen die Fetzen von vormaligen Tapeten.

Ich sah mich frostig um, hielt es aber nicht der Mühe werth, eine Klage laut werden zu lassen, sondern forderte blos ein wenig Heu auf die leere Bettstelle; und als ich das

erhielt, warf ich mich ſtumm darauf nieder. Der ſcharfe und kalte Nachtwind ſtrich durch die zerbrochenen Fenſter gerade auf mein Lager. Ich hatte, außer dem geſchenkten Schafpelz und meinem Mantel, nichts zur Bedeckung; Froſt und Ungeziefer ließen mir die Nacht hindurch keinen Augenblick Ruhe. Als der Morgen anbrach, hatte ich ein ſtarkes Fieber, das mich heftig ſchüttelte, und deſſen Glut mir dann wieder die Augen aus dem Kopfe zu drücken drohte. Ich erwartete mit Sehnſucht das Erwachen des Hofraths, um einen Arzt zu verlangen. Der Unmenſch ſchlug mir dieſes Begehren rund ab. Er meinte, die Ruhe werde mich ohne andere Mittel wieder herſtellen, und ich könne, wenn ich Luſt dazu habe, hier einen Tag verweilen. Der Kourier fügte hinzu: »ich ſollte nur brav eſſen und trinken; dann würde ich ſchon geſund werden.« Eſſen und Trinken war ihm das Univerſalmittel gegen alle Krankheiten des Leibes und der Seele.

Ich war von dieſem grauſamen Verfahren ſo indignirt, daß ich meinen Henker blos durch ein verachtendes Schweigen beſtrafte. Das Anerbieten, mich einen Tag in dieſem öden Kerker verweilen zu laſſen, lehnte ich ab, und erklärte, daß ich lieber unter freiem Himmel auf der Landſtraße ſterben wollte. Ich wurde alſo die Treppe halb hinunter getragen und in den Wagen gehoben, der nun weiter fuhr. Da ich mir unterwegs einige Mal ein Glas Rheinwein zur Erquickung gewünſcht, ſo hatte der Hofrath in Smolensk eine Bouteille für mein Geld gekauft; ſie koſtete zwei

Rubel, und es war kein Tropfen davon zu genießen. Sie mußte endlich ausgegossen werden; denn meine Begleiter tranken keinen Wein, sondern nur Branntwein.

Zwischen Smolensk und Moskau verschlimmerte sich mein Zustand so sehr, daß ich meisten Theils in einem dumpfen Hinbrüten lag, und an Allem, was um mich vorging, weiter keinen Theil nahm. Wenn ich meine damaligen Empfindungen deutlich beschreiben soll, so kann ich sie blos mit den Empfindungen eines Menschen vergleichen, der in einer dicken Finsterniß erwacht, sich vergebens besinnt, wo er sei, um sich her tappen will, damit er seinen Aufenthalt erkunde, dann aber plötzlich fühlt, daß er an Händen und Füßen gebunden ist. Nur dann und wann leuchtete mir sekundenlang das Bild meiner guten Frau durch diese Dunkelheit. Es war kein Blitz, sondern ein sanfter Strahl, der blos meine Augen auf sich zog, mir aber die Gegenstände umher nicht erhellte.

Der Hofrath schien es sich endlich selbst nicht länger verhehlen zu können, daß mein Zustand gefährlich sei; er hatte manche Aufmerksamkeit für mich, und versprach mir von freien Stücken, mir einen Arzt zuzuführen, so bald wir in Moskau angekommen sein würden. Fast war mir jede Hilfe jetzt gleichgiltig geworden, und hätte nicht meine fieberhafte Einbildungskraft zuweilen meine Frau mit unsern Kindern bittend um mich her gestellt: ich würde dem Tode, als einem lange erwarteten Freunde, in die Arme gelaufen sein.

Am 7. Mai nach altem Stil, Vormittags, kamen wir

in Moskau an. Der Hofrath hütete sich abermals vor den Wirthshäusern, und führte mich durch die unansehnlichsten, übel bebautesten Straßen in eine Hütte, welche einer seiner Freunde und Kameraden, ein gewisser Major Marimoff, bewohnte. Dieser Mann hatte nichts als eine kleine Stube mit einer noch kleineren Kammer, und theilte beides überdies mit einem Fähnriche. Da nun noch drei Personen hinzukamen, so kann man sich denken, welche Bequemlichkeit diese Wohnung mir gewährte. Der Major indessen, der zwar eben so roh, aber doch weit gutmüthiger schien, als der Hofrath, that Alles, was in seinen Kräften stand, mir meine Lage zu erleichtern. Er räumte mir sein eigenes Bett ein, ließ mir eine Hühnersuppe kochen und bewirthete mich mit dem lange entbehrten Kaffee. Ich warf mich auf sein hartes Soldatenlager, und genoß wirklich einen Augenblick Linderung.

Als ich meine Augen geschlossen hatte, und man glaubte, daß ich schliefe, theilte der Hofrath seinem alten Kameraden seine bisherigen Schicksale mit, und ich hatte das Vergnügen, zu hören, daß der Major ihm zwar zu seinem Avancement Glück wünschte, ihm aber gerade herausſagte: »er möchte doch nicht an seiner Stelle sein; das Amt, welches er da verwalte, sei ein schlechtes Amt.“ Der Hofrath ließ sich das nicht anfechten, sondern antwortete, wie ich blinzelnd gewahr wurde, blos durch ein Lächeln seiner Nasenfalten, stand dann auf, und begab sich in die heiße Badstube, um jedes Gefühl, das sich etwa noch bei ihm regen möchte, durch die Schweißtröpfen abzutreiben.

Vergebens wartete ich indeſſen von einer Stunde zur andern auf den verſprochenen Arzt. Er kam nicht, und ſollte auch nicht kommen; denn als ich endlich meinen Peiniger an ſein Wort erinnerte, verſetzte er mit Achſelzucken: er dürfe mir dieſe Bitte nicht gewähren; ſie laufe gegen ſeine Inſtruktion. — »Sie ſind alſo angewieſen, mich hilflos ſterben zu laſſen?" Er meinte: ich würde nicht ſterben; ich ſollte nur mehr eſſen und trinken. — Ich ſchwieg, an jeder Hilfe für meinen entkräfteten Körper verzweifelnd.

Gehe es wie Gott will, dachte ich, wenn ich nur wenigſtens meine letzten Wünſche, meine letzten Verordnungen, und mein Lebewohl an Frau und Kinder noch zu Papier bringen kann! — Das Verlangen, mein Teſtament zu machen, war jetzt das Einzige, was ſich noch in meiner Bruſt regte, und wovon ich eine deutliche, beſtimmte Idee hatte. Da ich aber leicht vorausſehen konnte, daß der Hofrath mir noch weniger einen Notarius, als einen Arzt bewilligen würde; ſo ſagte ich ihm: ich wolle das heilige Abendmahl genießen, und forderte einen Prediger. Aber auch den verweigerte er mir hartnäckig.

Vergebens führte ich ihm zu Gemüth, daß, wenn er ſich auch um das Heil meiner Seele wenig bekümmere, er doch wenigſtens bedenken ſolle, daß ich ein Mann ſei, der verwickelte Geldgeſchäfte habe; daß ich dieſelben nothwendig vor meinem Tode reguliren müſſe, wenn meine unſchuldige Familie nicht darunter leiden ſolle; daß der Kaiſer doch gewiß meine Frau und Kinder nicht habe ſtrafen wol-

len: daß das Recht zu teſtiren ein heiliges Recht ſei, welches man ſogar einem überwieſenen Verbrecher ſelten verweigere. — Alles umſonſt! ich predigte tauben Ohren.

Nun denn, ſagte ich, ſo wird mir doch wenigſtens vergönnt ſein, einige Zeilen, die Sie ſelbſt leſen mögen, an meine Frau zu ſchreiben; Sie haben es ihr verſprochen, und mir ſelbſt dieſes Verſprechen unterwegs mehrere Male wiederholt. Er bedachte ſich einen Augenblick, und bewilligte endlich dieſe letzte Bitte. Ich ſchrieb fünf Zeilen; ſie enthielten nichts von meinem jammervollen Zuſtande, ſondern nur eine liebevolle Ermahnung zur Standhaftigkeit, und zur Selbſterhaltung für unſere vaterloſen Kinder. Ich überſetzte das Briefchen dem Hofrath, verſiegelte es, und übergab es ihm. Er bat in meiner Gegenwart den Major, es auf die Poſt zu ſchicken, und ich war ruhig. Aber einige Stunden nachher ergriff der Kourier einen günſtigen Augenblick, mir zuzuflüſtern: das Briefchen ſei bereits in der Küche verbrannt worden. — Ich ſchauderte. Dieſer Unmenſchlichkeit hatte ich den Hofrath doch nicht fähig geglaubt. Bisher verachtete ich den Menſchen, jetzt haßte ich ihn. — Indeß fand ich, trotz ſeiner ſtrengen Wachſamkeit, dennoch Gelegenheit, aus Moskau einen Brief an meine Frau abzuſenden. Ich darf nicht ſagen, wie mir das gelang, aus Furcht, einen gutherzigen Menſchen zu kompromittiren. Gott ſegne ihn für ſein Mitleid! Ich hoffe, meine liebe Chriſtel habe die wenigen, flüchtig und ängſt-

lich unter Beobachtung von ſechs Augen geſchriebenen Zeilen richtig erhalten *).

Am 8. Mai, gegen Abend, verließen wir Moskau, bei ſchöner, warmer Frühlingswitterung. Wir fuhren lange mitten in der Stadt an einer Birken-Allee hin, die viel Aehnlichkeit mit den Linden in Berlin hatte, und in welcher, ſo wie dort an heiteren Tagen, die ſchöne Welt zum Spazirengehen verſammelt war, ein buntes Gewimmel von glänzenden Equipagen, ſchön geſchmückten Damen und leichtfüßigen Herren. Keine und keiner warf einen Blick auf den armen Autor, der vielleicht noch dieſen Abend im Theater durch eines ſeiner Stücke ſie amüſirte. Wie ſich doch die Glücklichen und Unglücklichen in der Welt durcheinander treiben, an einander vorübergehen, ohne ſich zu kennen, oder ihre wechſelſeitigen Empfindungen zu ahnen! wie ſo ſelten einer den andern zu errathen ſtrebt, und Jeder, nur mit ſich beſchäftigt, ſeinen Weg zum Grabe auf Blumen oder Dornen fortſchlendert! — Die Fahrt durch Moskau gewährte mir kein angenehmes, aber doch ein anderes Gefühl, als das, welches mich bisher un-

*) Ich wurde betrogen. Sie hat ſie nicht erhalten. Alexander Schülkins, dem ich, trotz ſeiner Rohheit, mehr Gefühl zutraute, als ſeinem Vorgeſetzten; der ſich durch anſehnliche Summen beſtechen ließ, und mir mit aufgereckten Fingern vor ſeinen Heiligen-Bildern ſchwor, den Brief zu beſtellen, hat mich dennoch hintergangen.

aufhörlich zernagte; und ſchon dieſer Wechſel war wohlthätig.

Ich weiß nicht, ob die eingetretene warme Witterung oder meine vollkommene Reſignation, meine gänzliche Hoffnungsloſigkeit, Schuld daran waren — (denn auch nichts mehr hoffen, gewährt zuweilen Ruhe); genug ich erholte mich, nachdem wir Moskau verlaſſen hatten, und gewann mit jedem Tage neue Kräfte. Nach und nach fing ich ſogar an, mir ſelbſt wieder Muth zuzuſprechen, und mich durch Beiſpiele aus der alten und neuen Geſchichte zu tröſten. Die neuere Geſchichte beſonders, lieferte mir dergleichen in Menge. Ich dachte an Naper Tandy; — aber er hatte doch wirklich bei den Unruhen ſeines Vaterlandes eine wichtige Rolle geſpielt: und was hatte ich gethan? — Ich dachte an die Deportirten in Cayenne; — ſie mußten weit mehr, weit gräßlicher leiden, als ich: — aber ſie hatten doch wirklich Theil an der Verwaltung des zerrütteten Staates genommen; ſie litten, zwar mit Unrecht, aber doch wegen Meinungen, die ſie wirklich geäußert hatten: — welche Meinung hatte ich denn geäußert? — So geſellte ſich zu jedem dieſer Troſtgründe ein zweifelndes Aber; und wenn ich mir gleich geſtehen mußte, daß meine Leiden geringer waren, ſo hatte ich doch dagegen die Ueberzeugung, daß meine Unſchuld klarer ſei. —

Keine Qual iſt marternder, als der Zuſtand eines Menſchen, der, wochenlang in ſich ſelbſt gekehrt, immer und immer an derſelben Unglücks-Idee zerren muß; der ſich

vergebens bemüht, ſich davon los zu winden, und immer feſter von ihr umſchlungen wird, wie Laokoon von ſeinen Schlangen. — So ſaß ich in meinen Winkel — kein Menſch, der mir rathen konnte — keiner, der mich tröſten mochte — nicht einmal einer, dem ich klagen durfte. — Der Kourier vertrieb ſich die lange Weile entweder durch Singen oder durch den Schlaf. Sein gellender Geſang, den noch obendrein der Poſtillon oft akkompagnirte, war mir äußerſt widrig; noch mehr aber die elenden Späßchen, durch die es dem Hofrath ſeinen Witz zu zeigen beliebte, die ſehr oft wiederkamen, und immer dieſelben blieben. Wenn z. B. der Kourier ſchlief, ſo ſpielte jener ihm mit der Quaſte ſeines Stockes ſo lange um die Naſe, bis er erwachte; oder wenn er erwachte, ſo kitzelte er ihn mit dem Stockknopfe zwiſchen den Schultern; oder wenn ein hoher ſteiler Berg kam, ſo rief er ihm zu: moladinka gora! (ein junges Berglein!) oder, wenn es nur ein unbedeutender Hügel war: wot starucha! (ſiehe da, ein alter Berg!) und was dergleichen Armſeligkeiten mehr waren, die beſonders durch ihre öftere Wiederholung unausſtehlich wurden. — Man muß, ſo wie ich, immer den feinſten, ausgeſuchteſten Umgang genoſſen haben, um zu fühlen, daß das Unangenehme meiner Lage durch eine ſolche Geſellſchaft einen nicht geringen Zuwachs erhielt; denn ſo oft auch der Hofrath verſicherte, daß er ein wohlhabender Mann ſei, der fünfhundert Seelen beſitze, ſo kann ich doch mit gutem Gewiſſen betheuern, daß er nicht eine halbe in ſeinem Vermögen hatte.

Die einzige Tugend, die ich zuweilen an ihm zu bewundern Gelegenheit fand, war eine Art von Tollkühnheit, mit welcher er jeder Gefahr trotzte, selbst dann, wenn er sie vermeiden konnte. Er ließ z. B. höchst ungern den Wagen einhemmen, wenn wir auch den steilsten Berg hinunter fahren mußten. Ich war ehemals sehr vorsichtig bei dergleichen Stellen, und stieg aus, nöthigte auch oft meine Frau wider ihren Willen auszusteigen. Jetzt aber, da ich den Werth meines Lebens weniger fühlte, gab ich nicht mehr acht darauf, und blieb sitzen. Daher geschah es denn einmal, daß auf einem hohen, sehr steilen Berge, an dessen Fuß ein Wasser strömte, unsere Pferde durchgingen. Ueber den Fluß führte zwar eine Brücke; doch an der Richtung der Pferde war augenblicklich zu sehen, daß wir nicht auf der Brücke, sondern mitten im Strome anlangen würden. In dieser augenscheinlichen Gefahr, und als wir kaum noch zwei Schritte vom Ufer entfernt waren, sprang der Hofrath aus dem Wagen, ohne die Thür zu öffnen. Durch den Sprung kam er mit einem Fuße bereits auf dem Abhange des Ufers zu stehen, und nur der andere blieb oben auf der Fläche; dennoch hielt er beide Hände gegen den Wagen, um den Umsturz zu verhüten, indessen der Postillon mit aller Kraft die Pferde auf die Brücke herüber riß. Es gelang; noch ein Haarbreit näher, dem Ufer, und wir hätten wahrscheinlich in den stark angelaufenen Strom ertrinken müssen. Der Hofrath hatte sich übrigens die rechte Hand verstaucht.

Fünfte Scene.

Babet, Langſalm und der Major. Fritz.

Langſ. (dem Major ein Zimmer anzeigend) Hier, Bruder, iſt dein Schlafzimmer. Und nun für heute Baſta! — es war ein ſaurer Tag. — Vor Morgen Nachmittag um 3 Uhr ſoll mich niemand wecken, hörſt du Babet? — Gute Nacht Bruder!

Maj. Gute Nacht du Siebenſchläfer.

Langſ. Ach wollte Gott du ſprächſt wahr! und ich könnte Einmal die Wolluſt genießen, 7 Jahr hinter einander der köſtlichen Ruhe zu pflegen. (ab in ſein Zimmer.)

Eine gleiche Tollkühnheit bewies er oft bei Ueberfahrten über Ströme, die, besonders während des Frühjahrs, in Rußland sehr gefährlich zu sein pflegen: theils, weil durch den häufigen Schnee auch die geringsten Bäche zu breiten, reißenden Strömen anschwellen; theils, weil die Anstalten zum Uebersetzen oft sehr elend sind. Gewöhnlich dienen dazu zwei Kähne, die man an den Spitzen mit Weidenästen zusammen gebunden, und über die man in der Mitte einige Bretter gelegt hat. Auf diese Bretter wird der Wagen gestellt. Zwei Ruderer setzen sich auf einer Seite in die Kähne, ein dritter regiert auf der andern ein elendes Steuer; und so überlassen sie sich, im Vertrauen auf Gottes Gnade, den wildesten Fluten. Während der Fahrt füllen sich die lecken Kähne gewöhnlich mit Wasser, und sinken immer tiefer, je näher sie dem jenseitigen Ufer kommen. Oft ist es auch nur ein Prahm (oder Floß) aus Balken mit Baumzweigen zusammen gefügt, und einen Querbalken mit hölzernen Pflöcken darüber genagelt, auf welchem man dann bis über die Knöchel im Wasser steht. Ein solcher Prahm wird erst stromaufwärts mit Stricken gezogen, dann in einer gewissen Distanz dem Strom überlassen, und so, in schiefer Richtung, an das jenseitige Ufer gesteuert.

Es war bei einer kleinen Stadt (wenn ich nicht irre, heißt sie Wasilskoe), wo wir die Sura passiren mußten, welche dort in die Wolga fällt. Die ganze Gegend umher war meilenweit überschwemmt; hin und wieder sah

man die Spitzen der Bäume aus dem Waſſer hervorragen. Im Sommer mag die Ueberfahrt unbedeutend und kurz ſein *); jetzt betrug ſie vielleicht eine Stunde Weges. Wir kamen während eines heftigen Sturmes daſelbſt an. Der Prahm befand ſich gerade nicht am diesſeitigen Ufer, und wir mußten wohl einige Stunden warten, ehe man uns jenſeits gewahr wurde. Endlich ſahen wir den Prahm in Bewegung, und aus der Langſamkeit, mit welcher er ſich unbeladen näherte, konnten wir berechnen, wie viel Zeit er beladen gebrauchen würde, um uns an Ort und Stelle zu bringen. Doch waren diesmal, wider die Gewohnheit, fünf Mann darauf, die aber ſämmtlich bei ihrer Ankunft erklärten, daß es kaum möglich ſei, gegen den Sturm zu kämpfen, und die uns riethen, da, wo wir wären, zu übernachten.

Der Hofrath beſtand aber darauf, ſogleich übergeſetzt zu werden, und ich, der ich ſonſt eine faſt unüberwindliche Furcht vor dem Waſſer habe, ſtimmte diesmal mit einer Art von Trotz in ſein Verlangen; es war mir, als müßte ich das Schickſal herausfordern: verſuche es einmal, mich noch unglücklicher zu machen, als ich bin! — Die Fährleute mußten einwilligen, da wir uns auf unſeren Kourier-Paß beriefen. Sie kreuzten ſich auf Bruſt und Stirn, murmelten einige Mal ihr Gospodin pomilu! (Herr, erbarme dich unſer!) und ſtießen vom Ufer. Anfangs ging es noch

*) So fand ich ſie auf meiner Rückreiſe wirklich.

ſo ziemlich; denn wir fuhren eine Zeitlang im Schutz einer Landſpitze, wo der Sturm nicht ſeine ganze Gewalt an uns auslaſſen konnte. Als wir aber höher hinauf kamen, und freier um uns ſchauen konnten, da ergriff er uns mit Wuth, und ſing ſich noch obendrein in meinem halben Wagen. Trotz allem Steuern, Rudern und verdoppelten Anſtrengen, trieben wir unaufhaltſam von unſerer Bahn ab, nach einem noch ziemlich entfernten, dem Anſcheine nach niedrigen, Gebüſche hin. Der Steuermann ſchrie aus Leibeskräften ſeinen Leuten zu; die Leute ruderten aus Leibeskräften: umſonſt! wir kamen dem Gebüſch immer näher. Ich konnte Anfangs nicht begreifen, warum der Steuermann dies ſo ſehr zu fürchten ſchien; denn, dachte ich, auf den ſchlimmſten Fall kann man doch da nicht ertrinken, höchſtens ſtranden, und bei der Nähe der Stadt, würde uns ja doch irgend Jemand zu Hilfe kommen. Aber ich wurde meinen Irrthum bald gewahr, als der Sturm uns nun wirklich mitten in das vermeinte Gebüſch hinein trieb; es waren nur die Wipfel hoher Bäume, und die längſte Stange fand da keinen Grund.

Jetzt ſaßen wir feſt; die Baumſtämme unter dem Waſſer hielten nämlich das Fahrzeug gegen den Sturm. Dieſe Lage war nicht allein ſehr unangenehm, ſondern auch, wie ich bald einſah, im höchſten Grade gefährlich; denn erſtens wurden die Zweige, mit welchen die Kähne an einander befeſtigt waren, durch den Sturm heftig an den entgegenſtehenden Baumſtämmen gerieben, und konnten

unmöglich lange Widerſtand leiſten. Trennten ſich aber die Kähne, ſo blieb uns nichts anderes übrig, als links und rechts in dieſelben zu ſpringen, und dann fiel der Wagen mit allen unſern Habſeligkeiten in's Waſſer. Indeſſen hätten wir durch dieſen Fall doch unſer eigenes Leben wahrſcheinlich noch gerettet. Es ergab ſich aber bald noch eine zweite, ſchlimmere, Gefahr. Einer unſerer Kähne nämlich ſaß vermuthlich gerade auf dem Wipfel eines Baumes, und wurde von demſelben ſo ſchief gehoben, daß der andere dadurch in's Waſſer gedrückt wurde, und die Wellen häufig hinein ſchlugen. Dadurch füllte ſich der letztere immer mehr mit Waſſer, und ſank immer tiefer, indeſſen der erſtere immer höher ſtieg. Die vier Pferde, die mit auf dem Prahme ſtanden, konnten ſich kaum mehr erhalten, daß ſie nicht hinabglitten, und wurden dadurch ſehr unruhig; wir ſelbſt mußten uns an dem Wagen feſt halten. Es iſt gewiß, daß dieſe Lage nur wenige Minuten dauern durfte, wenn ſie uns nicht unfehlbar den Untergang bringen ſollte.

Jetzt ſah endlich der Hofrath ein, daß ſeine Verwegenheit ihr Ziel finden könne. Er war leichenblaß, ergriff, ſo wie der Kourier, eine lange, mit eiſernen Haken verſehene Stange, und ſtemmte ſie mit Anſtrengung aller Kräfte gegen den nächſten Baum. Zu gleicher Zeit ward Ruder und Steuer bei Seite gelegt; alles bewaffnete ſich mit Stangen, um nur, wo möglich, den Umſturz, oder vielmehr das Sinken, zu verhüten. Ich ſtand, in meinen

Mantel gewickelt, an ein Wagenrad gelehnt, und nie hätte ich geglaubt, daß ich dem Tode mit solcher Fassung entgegen sehen würde.

Es gelang endlich den vereinten Bemühungen, den Prahm durch die Stangen von den Baumgipfeln abzuhalten; ja, wir schoben uns auf diese Weise sogar ein wenig weiter aufwärts. Unser Ziel zu erreichen, war und blieb aber unmöglich. Verließen endlich — was doch bald geschehen mußte — die Arbeitenden ihre Kräfte, so befanden wir uns augenblicklich wieder in der vorigen Gefahr, und der Himmel weiß, ob wir ihr abermals entronnen sein würden, wenn man nicht zum Glück in der Stadt unsere Noth gewahr geworden wäre. Es kam uns ein leichter Kahn mit vier Menschen zu Hilfe. Sie banden ihren Nachen an den Prahm, und sprangen zu uns herauf; mit dieser Verdoppelung unserer Kräfte, gewannen wir endlich nach drei mühseligen Stunden den Hafen.

Wenn ich aufgelegt wäre zu scherzen, so könnte ich sagen: ich habe, wie Prinz Tamino in der Zauberflöte, durch Feuer und Wasser gehen müssen, um in die sibirischen Mysterien eingeweiht zu werden; denn ein anderes Mal erreichten wir in der Nacht einen brennenden Wald, und zwar (was ein seltener Fall ist) einen Wald, der zu beiden Seiten des schmalen Weges heftig brannte. — (Gewöhnlich pflegt nämlich die Landstraße dem Brande eine Grenze zu setzen; hier war sie aber vermuthlich nicht breit genug.)

Anfangs, als wir noch ziemlich weit von der brennenden Strecke entfernt waren, ergetzte mich dieſes Schauſpiel, das wirklich, beſonders in der Dunkelheit, einen erhabenen Anblick gewährte. Als wir aber näher kamen, und ich gewahr wurde, daß unſer Weg gerade hindurch führte, erſchreckte mich beſonders die Neuheit dieſer Gefahr. Lichterloh brennende Tannen hatten ſich hier und da quer über den Weg an gegenüber ſtehende Bäume gelehnt; und ſo mußten wir gleichſam durch eine brennende Ehrenpforte paſſiren. Oft war — ein Umſtand, den ich noch immer nicht begreife — etwa ſechs Fuß hoch, von der Wurzel an gerechnet, das Inwendige eines Baumes in Brand, und nur die äußere unverſehrte Rinde ſchien ihn noch zu halten. Er konnte jeden Augenblick ſtürzen; und warum nicht auch gerade in dem Augenblicke, in welchem wir an ihm vorüber fuhren? — Endlich kamen wir ſogar an eine große Fichte, die quer über dem Wege lag, und mit allen ihren emporgeſtreckten, hell brennenden Zweigen die Straße geradezu verſperrte. Was war zu thun? Zu halten ſchien hier eben ſo gefährlich, als weiter zu fahren, vielleicht noch gefährlicher; wir ermunterten alſo die ſchnaubenden Pferde aus allen Kräften, und ſie ſetzten glücklich mit uns über den dünnſten Theil des brennenden Baumes. Gewiß war die glühende Strecke, welche wir auf dieſe Weiſe zurücklegten, mehr als tauſend Schritte lang. Ich habe, während der Reiſe, wohl hundertmal Wälder brennen ſehen, doch nie wieder ſo nahe. Es werden nirgends Gegenanſtal-

ten getroffen; auch iſt man, glaube ich, bei den unendlichen Wäldern, eher froh darüber, daß das Feuer ſich die Mühe nimmt, ſie ein wenig zu lichten.

Wir hatten jetzt Wolodimer und Niſchnei Nowogorod paſſirt. — Auch wenn wir nicht ſo manche vortreffliche Reiſe durch Rußland beſäßen, ſo würde man doch vergebens eine Beſchreibung der Städte von mir erwarten, da ich natürlicher Weiſe nie aufgelegt war, Beobachtungen anzuſtellen.

Eines Morgens, als wir in einem Dorfe übernachtet hatten, und unſere Pferde eben wieder vorgeſpannt werden ſollten, wurde ich heftig durch den wohlbekannten Klang des Poſtglöckchens erſchüttert, welches mir von dem moskowiſchen Wege her in die Ohren tönte. Ein Bauer, der über den Zaun in die Ferne ſah, rief aus: ein Kourier! — Ich ſtand eingewurzelt, und zitterte heftig. Jetzt kam die Glocke immer näher — jetzt bog die Kibitke um die Ecke, und es war wirklich ein Kourier; — aber auch er führte einen Unglücklichen nach Sibirien! — Ein ziemlich alter Mann in einem Schlafrocke und einer Schlafmütze, ſtieg, mit Ketten belaſtet, aus der Kibitke. Er war, wie ich nachher erfuhr, ein Oberſtlieutenant aus Räſan, ein wohlhabender Mann, auch Gatte und Vater, den man, wegen eines Wortwechſels mit dem Gouverneur, mitten in der Nacht aus ſeinem Bette geriſſen, gefeſſelt und im Schlafrocke auf den Wagen geworfen hatte, ohne ihm auch nur einmal zu erlauben, daß er Kleider und Wäſche

mitnehmen durfte. Die Füße des alten Mannes waren von den ungewohnten Ketten geſchwollen; er konnte nicht gehen, und ſchien überhaupt ſehr krank. Ihn begleitete, außer einem Unteroffizier, ein Polizeibeamter aus Räſan, ein Grieche von Geburt, der gut italieniſch ſprach, und ein menſchlicher, ſehr aufgeweckter Mann zu ſein ſchien. Er that alles Mögliche, das Schickſal ſeines Arreſtanten zu erleichtern; er nahm ihm in der Folge ſogar die Ketten ab, die mein Hofrath, wie ich glaube, gern mir ſelbſt angelegt haben würde. Ueberhaupt war er ein nicht ungebildeter Mann. Wegen ſeiner Munterkeit ſchien auch der Hofrath ihn in Affektion zu nehmen, und verſtattete ihm ſogar, ſich mit mir zu unterhalten, welches um ſo bemerkenswerther iſt, da wir uns italieniſch, folglich in einer Sprache, die mein Peiniger nicht verſtand, unterreden mußten. Mir war es, ob ich gleich nur ſchwach in der italieniſchen Sprache bin, eine unbeſchreibliche Wohlthat, endlich einmal ein Wort mit einem vernünftigen Menſchen ſprechen zu können, da ich nun ſeit länger als drei Wochen ganz iſolirt gelebt hatte.

Wir ſetzten unſere Reiſe von nun an mehrentheils gemeinſchaftlich fort, und trennten uns zwar bisweilen, fanden uns aber auch oft wieder zuſammen. Der Oberſtlieutenant ſchien ein ſehr ſanfter, geſetzter Mann, der ſich in ſeine üble Lage männlich fügte. In Rückſicht ſeines Begleiters war er weit glücklicher als ich: ich mußte mir aber ſelbſt geſtehen, daß mein Zuſtand in jedem andern Stücke

weit erträglicher sei, als der seinige: denn er war entblößt von Allem, und hatte nur eben noch Zeit genug gehabt, eine Summe Geldes zu sich zu stecken, womit er sich aber freilich unterweges weder Kleider, noch sonst eine Bequemlichkeit verschaffen konnte. Dies vor meinen Augen befindliche solamen miserum wirkte einigermaßen auf mich; ich nahm ein Beispiel an seiner gelassenen Ergebung, und versuchte, es ihm gleich zu thun. — Da ich Thee und Zucker bei mir hatte, so erquickte ich ihn zuweilen damit. Er lächelte mir dann so dankbar zu, und schien so gern mit mir sprechen zu wollen; doch dieser Trost war ihm und mir versagt.

Ungefähr achtzig oder neunzig Werste von Kasan stießen wir auf eine Naturseltenheit, deren ich nicht umhin kann zu erwähnen. Es war ein Mann von hundertunddreißig Jahren. Sein Sohn war über achtzig alt, glich aber einem Manne von kaum fünfzig. Enkel und Urenkel hatte er ohne Zahl. Der Greis lag auf einer Bank und schlummerte auf einem harten Unterpfühl mit einem Kopfkissen. Er konnte wenig mehr sehen; die übrigen Sinne fehlten ihm aber nicht. Zuweilen ging er noch selbst in den Wald, um sich Baumrinde zu seinen Schuhen zu holen. Besonders auffallend waren mir seine Hände, die nicht, wie sonst gewöhnlich, entfleischt und runzelig, sondern voll und rund waren. — Als er hörte, daß Gäste gekommen wären, forderte er sein Oberkleid, um aufzustehen, und bot mir, da ich ihm zunächst stand, sein Bett zum Lager an.

Ich kann nicht beſchreiben, wie mich das rührte. Ein Mann, der 1670 geboren war, wollte mir — einem faſt hundert Jahre jüngern Manne — ſein Lager einräumen, und die Nacht auf der bloßen Erde liegen! Ich konnte nicht ſatt werden, ihn zu betrachten, und trennte mich ungern von ihm. Gern hätte ich recht viel von ſeiner vormaligen Lebensweiſe erfahren, durch welche er ein ſo hohes Alter erreichen konnte; aber die Leute waren ſo beſchäftigt, und ich ſelbſt noch ſo fremd in der ruſſiſchen Sprache, daß ich weiter nichts herausbrachte, als daß er ſelten Branntwein getrunken, und ſpät geheirathet habe.

Auf der letzten Station vor Kaſan holten wir einen gewiſſen General Mertens ein, einen Deutſchen, den ich vormals gekannt habe. Er reiſte nach Perm, wo er zum Vice-Gouverneur ernannt worden war. Wir trafen an der Wolga zuſammen, und, da auch hier die ganze Gegend weit und breit unter Waſſer ſtand, ſo machten wir in Geſellſchaft eine Ueberfahrt von mehreren Stunden. Er war der erſte Menſch, mit dem ich wieder Deutſch ſprechen konnte, der mich an die guten alten Zeiten erinnerte, und meine Klagen theilnehmend hörte. Der Hofrath hatte vormals unter ihm gedient, bezeigte ihm noch immer viel Ehrfurcht, und wagte es nicht, unſer Geſpräch zu ſtören. — Von ihm erfuhr ich allerlei, was jetzt in der großen Welt vorging, doch wenig Tröſtliches. Auch er war mit ſeinem Looſe ſehr unzufrieden. Als ein alter General-Major war er plötzlich, ohne ſein Wiſſen oder Verlangen, in den

Sechste Scene.

Babet. Der Major. Fritz versteckt.

Bab. Lieber, beſter Vater! Das Glück, Sie endlich in meine Arme zu ſchließen — noch kömmt es mir vor als ob ich träumte.

Maj. Donner und Wetter! Mädel, du biſt groß und hübſch geworden.

Bab. Ich bin gut geworden, das darf ich von mir rühmen.

Maj. Gut, ja wahrlich! ohne deine kindlichen Wohlthaten hätte ich oft darben müſſen.

Bab. Wie, mein Vater?

Maj. Sage mir nur, wo du ſo viel Geld herbekömmſt?

Bab. Was für Geld?

Maj. Nun, du haſt mir doch ſeit 3 Jahren anſehnliche Summen geſchickt.

Bab.

Civilſtand verſetzt, und nach Perm, zweitauſend Werſte von Petersburg, kommandirt worden. Der Poſten eines dortigen Vice-Gouverneurs war für ihn kein Avancement, ſondern vielmehr eine Art von Degradation. Ueberdies hatte er in Petersburg Frau und Kinder zurücklaſſen müſſen, von welchen er mit vieler Zärtlichkeit ſprach, wodurch er ſchnell mein Herz gewann. — Ich will ſeine Geſchichte ſogleich vollenden. Die böſe Laune des Glückes, die ihn nach Perm, nicht viel beſſer als in's Exilium, gejagt hatte, verwandelte ſich plötzlich in eine holde Laune; oder vielmehr, das Glück hatte nur einen freilich etwas derben Scherz mit ihm getrieben: denn in Perm fand er ſeine Beſtallung als Gouverneur von Twer vor ſich, welches unweit Moskau liegt, einen ehrenvollen Rang unter den ruſſiſchen Provinzen einnimmt, ſeinen Statthalter reichlich nährt, und wohin er ſeine Familie leicht konnte nachfolgen laſſen. Die Art und Weiſe, wie er dazu gelangte, war freilich etwas ſonderbar; indeſſen wohl ihm! Er ging per aspera ad astra, und wollte Gott, der Kaiſer hätte mich von Mietau über Sibirien nach Petersburg führen laſſen! wie gern würde ich die Marterkammer meines Gedächtniſſes zerſtören, in welcher meine Reiſegeſchichte aufbewahrt liegt!

In Kaſan, wo wir des Abends ziemlich ſpät anlangten, flohen wir, wie gewöhnlich, die Wirthshäuſer, und ich bekam von dieſer merkwürdigen Stadt wenig oder gar nichts zu ſehen. Der Hofrath hatte auch hier wieder alte

Freunde, bei denen er ſein Abſteig-Quartier zu nehmen pflegte. Dieſesmal geſchah es in der, wohl drei Werſte von der Stadt entlegenen, ſogenannten tatariſchen Vorſtadt, bei einem gewiſſen Lieutenant Juſtiſei Timoſeitſch, (der Zuname iſt mir entfallen) einem Manne von wenigſtens fünfzig Jahren, und einem der gutherzigſten Menſchen ſeines Zeitalters. Er war verheirathet, aber kinderlos. Durch die Freundſchaft des Hofraths fand er ſich ſehr geehrt, und empfahl ſich alle Augenblick in deſſen hohe Protektion. Er war nicht reich, doch ſowohl er als ſeine Frau bewirtheten uns mit einer ſo herzlichen Willigkeit, und gaben ſo gern, ſo reichlich, ſo oft Alles, was ſie hatten und auftreiben konnten, daß das Bild dieſer guten rohen Menſchen mir nie aus dem Gedächtniſſe kommen wird. Ihren Wünſchen Genüge zu leiſten — dazu hätte ein anderer Magen gehört, als der meinige. Zwar kam ich wirklich mit einem ziemlich ſtarken Appetit in Kaſan an, (denn die letzten Stationen vor dieſer Stadt werden größtentheils von den unfreundlichen, ſchmutzigen, und aller Gaſtfreundſchaft Hohn ſprechenden Tſcheremiſſen, Tſchuwaſchen und Wotiäken bewohnt, bei denen man durchaus gar nichts erhält, ja, deren ſäuiſche Stuben man nicht einmal betreten kann;) — aber deſſen ungeachtet würde ich ein weit ſtärkerer Eſſer als Sancho Panſa haben ſein müſſen, wenn ich alles das hätte verzehren wollen, was Juſtiſei Timoſeitſch mir vorſetzte. Des Morgens früh Kaffee mit Semmel und friſcher Butter; eine Stunde nachher Piroguen (eine

Art von kleinen Fleiſchpaſteten) mit Branntwein; ein paar Stunden nachher wieder Branntwein, marinirte Fiſche, Wurſt und dergleichen; dann das Mittagseſſen von vier derben Schüſſeln; um drei Uhr Kaffee mit Zwieback; um fünf Uhr Thee mit allerlei Gebackenem, und endlich wieder ein reichliches Abendbrot. — Hilf Himmel! wie ließen es meine Begleiter ſich ſchmecken! Sie brachten mich auf die Vermuthung, daß ihr Magen einem Hamſterkopfe mit großen Backen ähnlich ſein müſſe, und daß ſie darin einen Vorrath für magere Zeiten verwahrten. — Hier ſchlief ich auch zum erſten Male wieder in einem guten Bette; und wirklich würde der Aufenthalt in Kaſan mich ſehr erquickt haben, wenn nicht die zahlloſe Menge von Tarakanen*) alle jene leiblichen Wohlthaten mir größten Theils verbittert hätte. Man hat keinen Begriff von der unendlichen Anzahl dieſer widerlichen Geſchöpfe, welche in dem einzigen Zimmer hauſeten. Ich habe auch weder vor- noch nachher, ſelbſt nicht in den ſchlechteſten Bauerſtuben, jemals wieder ſo viele beiſammen geſehen. Sie liefen tauſendweiſe an den Wänden und an der Decke herum, und dieſe Tauſende vermehrten ſich zu Millionen, ſobald Abends Licht in das Zimmer gebracht wurde. Ein Stück Brot auf dem Tiſche war in einem Augenblick von ihnen bedeckt. Den Tiſch, auf welchem man etwas eſſen oder trinken wollte, mußte man ja nicht unterlaſſen, vorher von der Wand abzurücken;

*) Blatta orientalis, im Deutſchen auch Kakerlake genannt.

denn sonst war es nicht möglich, sich ihrer zu erwehren, und auch dann noch liefen sie an die Decke, und ließen sich von da auf die Speisen herunter fallen. Am wenigsten waren sie noch den Schlafenden beschwerlich; und obgleich die Bettvorhänge voll von ihnen saßen, so habe ich doch nicht gespürt, daß sie mich gebissen hätten.

Wir blieben zwei ganze Tage in Kasan, oder vielmehr in der tatarischen Vorstadt. Ich hatte hier abermals Gelegenheit, ein (zwar nur mit Bleistift geschriebenes) Briefchen an meine Frau auf die Post zu schicken; ob sie es erhalten habe, weiß Gott*)! Uebrigens beschäftigte ich mich damit, die Materialien zu einem Mémoire an den Kaiser schriftlich zu entwerfen. Da mir alles Schreiben auf's schärfste verboten war, so wird man neugierig sein zu wissen, wie ich das angefangen habe. — Der Kourier hatte mir in Moskau, mit Vorwissen des Hofraths, einen Bleistift gekauft; ich gab vor, daß ich blos die Entfernungen der Stationen von einander damit notiren wollte. Ferner hatte ich mir in Moskau, um mich in der russischen Sprache zu üben, ein Wörterbuch in zwei Quartbänden angeschafft; dieses war auf gutes Schreibpapier gedruckt, und hatte an den Seiten, besonders aber unten, einen weißen, ziemlich breiten Rand. Auf diesen Rand nun schrieb ich Alles, was mir einfiel. Ich benutzte dazu jeden Augenblick, in welchem der Hofrath mir nicht zur Seite war. Besonders gewähr-

*) Sie hat es nicht erhalten.

ten mir einige nothwendige Wagenreparaturen ein paarmal das Vergnügen, mehrere Stunden darauf verwenden zu können; denn der Hofrath pikirte ſich, ein Kunſtverſtändiger zu ſein, und ſtand immer ſelbſt in der Schmiede, ſo lange an dem Wagen gearbeitet wurde. Auf dieſe Weiſe hatte ich ſchon Manches unbemerkt niedergeſchrieben, und jetzt ſetzte ich dieſe Arbeit in einem mit Vorhängen rings umgebenen Bette fort, wo ich Licht genug hatte, ohne doch bemerkt werden zu können. Man meinte, ich ſei der Ruhe benöthigt, und ſtörte mich nie. — Ich hielt dieſe Arbeit jetzt ſchon für nothwendig, beſonders deshalb, weil ich der Verſicherung des Hofraths, daß ich aus Tobolsk ungehindert würde ſchreiben können, nicht ſo recht traute, und auf den Fall des Verbots wenigſtens eine Gelegenheit wußte*), den fertigen Brouillon meiner Frau zu ſenden, die ihn dann in's Reine ſchreiben und an die Behörde befördern konnte.

Die übrige Zeit verfloß mir freilich in Kaſan höchſt langweilig. Ich ſaß meiſtens am Fenſter, welches auf den Hof hinausging, und betrachtete meinen daſelbſt ſtehenden Wagen, wobei ich alle die Empfindungen gleichſam wiederholte, die mich nun ſeit länger als drei Wochen in ſeinem engen Bezirke gepeinigt hatten. Eine einzige kleine Zerſtreuung gewährte mir ein ſehr hübſches und junges tatariſches Weib, die Frau eines alten Tataren, der unter uns

*) Nämlich Alexander Schülkins.

wohnte; nicht als ob ihre Jugend und Schönheit mich im mindeſten intereſſirt hätten, ſondern weil mir die tatariſchen Sitten ſo neu waren. Ein tatariſches Weib oder Mädchen muß nämlich, ſo oft ſie eine fremde Mannsperſon gewahr wird, fliehen oder ihr Geſicht verhüllen. Nun hatte die arme junge Frau ſehr oft etwas in einer Art von Vorrathskammer zu ſchaffen, welche quer über dem Hofe, meinem Fenſter gerade gegenüber, war. Wenn ſie nun ihr Geſchäft vollendet hatte, und mich am Fenſter erblickte, ſo zog ſie ſich zuerſt ſchnell zurück, und wartete ab, ob ich das Fenſter nicht bald verlaſſen würde. Dauerte ihr aber ihre Gefangenſchaft zu lange, ſo bedeckte ſie ſich mit einem Tuche, oder, wenn ſie keins bei der Hand hatte, auch wohl nur mit den vorgehaltenen Armen, was ihr zuweilen ſehr ſauer wurde, da ſie gewöhnlich allerlei geholt, und folglich die Hände nicht frei hatte. Zuweilen verſuchte ſie es auch, ſich des Zipfels von ihrem Halstuch zu bedienen: dann gerieth aber wohl gar ihr Buſen in Gefahr geſehen zu werden. Wenn ſie dieſe Gefahr in aller Geſchwindigkeit verhüten wollte, ſo fiel ihr etwas aus der Hand: ſie mußte ſich bücken, es aufzuheben; und ſiehe da! Geſicht und Buſen ſtanden indeſſen den ungeweiheten Blicken offen. Es iſt unmöglich, mehr Schamhaftigkeit mit mehr Koketterie zu verbinden, als dieſe junge Frau; und zu einer andern Zeit würden mich ihre kleinen Künſte ſehr ergetzt haben.

Eine der erſchütterndſten Empfindungen hatte das ſcha-

denfrohe Schickſal mir für den Augenblick unſerer Abreiſe von Kaſan aufgeſpart. Schon waren die Pferde vorgeſpannt, und ſchon wollten wir von unſerm gutmüthigen Wirthe Abſchied nehmen, als der Kourier, der am Fenſter ſtand, plötzlich ausrief: ein Senats-Kourier! Mit dieſen Worten riß er das Fenſter auf, nannte den Kommenden bei Namen, und fragte ihn: Wen ſuchſt du? — Dich! war die Antwort. — Ich ſelbſt war an's Fenſter geſprungen, und ſah den Kourier von einem Poſtbeamten begleitet. Was Wunder, daß meine Knie zitterten, daß mir Hören und Sehen verging! Alles eilte hinaus, dem Ankommenden entgegen. Ich hatte nicht das Herz, auch nicht die Kraft, zu folgen; aber eine Hoffnung leuchtete mir heller als jemals. »Ein Senats-Kourier, der uns aufſucht, — dem ein Poſtbeamter unſere Wohnung zeigt: — was kann er wollen? was kann er bringen? — Auf jeden Fall muß ſein Auftrag mich betreffen — was werde ich hören!« —

Ach! es war nichts! — Zwei Senatoren befanden ſich auf der Reiſe, um die ſibiriſchen Gouvernements zu unterſuchen. Der Kourier, den man ihnen zur Begleitung mitgegeben, hatte in Kaſan unſere Anweſenheit erfahren, und ſeinen alten Bekannten Schülkins aufgeſucht. Ich wüßte mich in meinem Leben keiner ſo bittern Täuſchung zu erinnern; auch währte es mehrere Stunden, ehe das Zittern aller meiner Glieder völlig nachließ. Seit dieſem grauſamen Augenblick gab ich die Hoffnung gänzlich auf,

durch einen nacheilenden Kourier zurückberufen zu werden, und ich beschleunigte unsere Reise, die ich vorher verzögert hatte; denn jetzt lag mir selbst daran, je eher je lieber an Ort und Stelle zu sein, theils um den ganzen Umfang meines Unglücks endlich übersehen, theils um desto früher an den Kaiser und an meine Frau schreiben zu können.

Wir verließen Kasan am 17., oder nach unserm Stil, am 29. Mai, und fanden von jetzt an überall noch viel Schnee in den Wäldern, ungeachtet der schon lange anhaltenden warmen Witterung. — Der Weg von Kasan nach Perm beträgt nahe an 600 Werste, und führt überall durch die fürchterlichsten Nadelwälder, in denen man kaum alle drei bis vier Meilen ein elendes Dorf findet. Die Straße ist zwar breit und ziemlich gerade durch die Wälder gehauen, aber größten Theils morastig und mit Baumstämmen belegt, welche einem das Herz aus dem Leibe zu rütteln drohen.

Hier trafen wir auch zum ersten Male große Haufen von Verwiesenen an, die zum Theil paarweise an einander gekettet waren, und zu Fuß nach Irkutzk oder in die Nertschinskischen Bergwerke gingen. Es befanden sich auch einige junge Mädchen unter ihnen, und sie wurden von einer Schar bewaffneter Bauern zu Fuß und zu Pferde begleitet. Solche Verwiesene bringen auf ihrer Reise oft ein halbes Jahr, auch wohl länger, zu; ihre Wache wird auf jedem Dorfe abgewechselt. Sie bettelten uns an. — Ach! ob ich gleich in einem Wagen an ihnen vorbeifuhr, so war

mein Zuſtand doch vielleicht ſchlimmer, als der ihrige! — Nur die Seele gibt den Maßſtab der Leiden.

Der Anblick dieſer Menſchen; die finſtern Wälder; die abſcheulichen Wege; die Erzählung von manchen Mordthaten, die in dieſen öden Wüſteneien verübt werden: alles das hätte natürlicher Weiſe meine finſtere Schwermuth noch vermehren ſollen; — und doch — Gott der Liebe und Hoffnung! du biſt nahe, wenn den Unglücklichen die letzte Kraft verläßt! — doch war es gerade in dieſen Wäldern, wo ein neuer Hoffnungsſtrahl für mich aufging! zwar oft gebrochen, und nur fern ſchimmernd, wie die Morgenſonne durch die permiſchen Fichten; aber noch leuchtet er mir! Ja, noch jetzt, indem ich dieſes ſchreibe, wärme ich an ihm meine erſtarrte Bruſt. — Was es war, das dieſe holde Verwandlung in mir bewirkte, darf ich dem Leſer jetzt nicht mittheilen — vielleicht nie! — Und wenn ich es einſt darf, o! dann iſt ſie erfüllt, die herrliche Hoffnung, von der ich bis dahin nichts weiter auszuſprechen wage, als daß ihr Grund die Liebe meiner Frau iſt. Wahrlich! ein feſter Grund! Ja, wenn ſie nur lebt! wenn ſie nur zu mir kommen darf! — Daß ſie es will, weiß ich gewiß *).

In Perm, wo wir ohne weiteres Hinderniß ankamen, hatte mein Hofrath glücklicher Weiſe keinen Bekannten;

*) Meine Hoffnung war ein Plan zur Flucht aus Sibirien, den ich mit Hilfe meiner Frau ausführen wollte, und den ich an ſeinem Orte entwickeln werde.

auch nahm die Furcht vor meiner Entweichung nach und nach bei ihm ab, und wir quartierten uns daher bei einem Uhrmacher ein, der eine Art von Wirthshaus hält. Perm iſt ein elender Ort; aber bei dem Uhrmacher, einem gebornen Rigaer, Namens Roſenberg, der vormals dem verwieſenen Prinzen Biron gedient hatte, befanden wir uns ziemlich wohl. Der Hofrath ließ mich hier öfters allein; auch mein Reiſekaſten blieb jetzt meiſtens offen, und in einem dieſer günſtigen Augenblicke ſonderte ich, ohne ſelbſt recht zu wiſſen, warum, noch hundert Rubel von meiner übrigen geringen Barſchaft ab, und verwahrte ſie ſorgfältig, recht als ob es mir geahnet hätte, daß mein Begleiter hier den letzten Ausfall auf meine erſchöpfte Kaſſe thun würde. Wenige Stunden nachher bat er mich um Geld. Ich ſchlug es ihm Anfangs geradezu ab; er wurde aber ſo unwillig, ſo bitter, und ließ ſo manches bedeutende Wort von Rapporten fliegen, daß ich endlich meinen Kaſten öffnete. „Sehen Sie," ſagte ich; „hier ſind noch hundertzehn Rubel. Wie wenig für einen Menſchen, der an einem völlig fremden Orte ſich jedes Bedürfniß anſchaffen, und davon auch ſo lange leben ſoll, bis er ſeine Noth fünfhundert Meilen weit in ſeine Heimath berichtet, und von dort aus wieder Geld bekommen hat! Deſſen ungeachtet will ich noch einmal, zum letzten Male, mit Ihnen theilen. Hier ſind fünfzig Rubel. Mehr kann ich nicht entbehren; und wenn Sie damit nicht zufrieden ſind, ſo mögen Sie thun, was Sie verantworten können. Aber auch ich kann klagen."

Bab. Ich?

Maj. Mein Bruder ist nicht Herr über einen Groschen, und meine Schwägerin hätte ich kaum für so freygebig gehalten.

Bab. Ich verstehe Sie nicht.

Maj. Blitz und Knall! ich merke schon, du leugnest aus Delicatesse.

Bab. Nein wirklich —

Maj. Schon gut, mergen mehr davon. Jetzt will ich schlafen gehn. Es ist mir lieb, daß der muthwillige Bursche mir heute Abend nicht mehr in den Wurf gekommen; Pelz Element! ich wollte ihn gesuchtelt haben.

Bab. Ach lieber Vater, seinen Muthwillen ausgenommen, ist er der beste Mensch von der Welt.

Maj. Ich zweifle. Der Streich, den er mir heute gespielt —

Bab. Ein Jugendstreich, deren er freylich täglich begeht, aber die er auch täglich durch schöne Handlungen wieder gut macht.

Maj. Nun das gebe Gott!

Bab.

— Die letzten Worte ſchienen ihm ſehr aufzufallen; er wurde geſchmeidiger, nahm die fünfzig Rubel, und fiel mir nachher in dieſer Rückſicht nicht wieder beſchwerlich.

Uebrigens aber ſchien er gerade die umgekehrte Maxime der Schiffer zu haben, die gewöhnlich im Anfange der Reiſe grob zu ſein pflegen, und, je näher ſie dem Hafen kommen deſto höflicher und freundlicher werden. Mein Hofrath wurde immer unfreundlicher, immer ungefälliger, je mehr wir uns dem Ziele der Reiſe näherten; vermuthlich, weil er nicht mehr fürchtete, daß ich ihm entwiſchen könnte. Ich will nur noch ein einziges Beiſpiel davon anführen, bei welchem, zu meiner Freude, die Strafe ihm auf dem Fuße folgte.

Es war — gleich viel auf welcher Station hinter Perm — Abends gegen acht Uhr, als ein ſtarkes Gewitter heraufzog. Unſere Pferde waren bereits wieder vorgeſpannt; da aber der Donner ſchon ziemlich nahe an unſern Ohren rollte, und die Schläge immer häufiger und ſtärker wurden, ſo erſuchte ich den Hofrath (was jeder nur halb vernünftige Menſch auch ohne mein Erſuchen gethan haben würde), zu warten, bis das Gewitter vorüber wäre. Er ſchlug es ab. Ich bat nur um eine halbe Stunde; er beſtand aber auf ſeinem Kopfe. Nun ſtellte ich ihm unſere Gefahr vor, da wir theils durch einen Wald fahren müßten, theils die ſchwitzenden Pferde und das viele Eiſen an unſerm Wagen den Blitz an ſich ziehen könnten. Er ſagte lachend: das wären Märchen von Studenten erdacht. —

Ich belehrte ihn, daß es ſogar eine Vorſichtigkeitsmaßregel ſei: Wenn man auf der Reiſe von einem Gewitter überfallen werde, auf freiem Felde ſtill zu halten, und auszuſteigen. — Er lachte noch mehr, und fragte: wie ich doch ſo etwas glauben könne. — Ich hätte mich über den elenden Menſchen nicht ärgern ſollen; doch ich ärgerte mich wirklich, und eben deshalb beſtand ich nicht weiter darauf, das Vorüberziehen des Gewitters abzuwarten, ſondern ſprang, ohne ihm weiter zu antworten, plötzlich in den Wagen. Trifft uns ein Wetterſtrahl, dachte ich, ſo habe ich am wenigſten dabei zu verlieren; ihm aber muß ja ſein Leben Alles ſein: denn jenſeits kann er unmöglich große Dinge erwarten.

Wir fuhren alſo weiter, und die Donnerſchläge wurden immer heftiger. Ungefähr zwei Werſte von der Station kamen wir an eine mit niedrigem Buſchwerk bewachſene Steppe, welche an der rechten Seite der Landſtraße in vollen Flammen ſtand. Der Anblick einer ſolchen brennenden Steppe unterſcheidet ſich ſehr von dem Anblick eines brennenden Waldes. Das Feuer läuft, kriecht, ſchlängelt ſich, bald langſamer, bald ſchneller, auf dem Boden fort, ſchlägt zuweilen eine Lohe gen Himmel, und iſt dann zuweilen wieder kaum glimmend, bis es eine Stelle ergreift, wo es durch hohes, dürres Gras neue Nahrung bekommt. Wir hatten von dieſem Steppenfeuer, dicke Rauchwolken ausgenommen, eben keine Unbequemlichkeit zu erdulden; aber der Anblick war furchtbar! Rechts die brennende

Steppe, links der brennende Himmel; rechts die knisternde Flamme, links der rollende Donner. So fuhren wir wiederum einige Werste, bis wir in einem Wald von hohen Tannen und Birken kamen, der aber nicht lang war, und bei dessen Ausgange wir uns an einem breiten Gewässer befanden, über welches ein Prahm zu dem jenseits liegenden Dorfe führte. Aber der Prahm war leer (die Leute hatten sich, vermuthlich vor dem heraufziehenden Gewitter, in das Dorf geflüchtet); das Wasser war so breit, daß wir lange rufen und schreien mußten, ehe man uns drüben hörte.

Endlich wogte ein Kahn durch die stürmischen Wellen zu uns herüber; es saß aber nur ein einziger Mensch darin, dessen Kräfte bei diesen Umständen unmöglich zureichen konnten, obgleich der Prahm nur an einem Stricke gezogen wurde, und hier kein Fluß, sondern blos ausgetretenes Wasser war. Indessen beschlossen wir doch, zu versuchen, ob wir uns hinüber helfen könnten. Der Prahm stand ziemlich weit vom Ufer; der Kerl erklärte aber, daß man ihn unmöglich näher ziehen könne, ohne ihn auf die Untiefe zu setzen, von welcher er dann schwerlich wieder abzubringen sein möchte. Er meinte indessen, unsere raschen Pferde (deren wir dieses Mal des schlechten Weges halber fünf vorgespannt hatten), würden den Wagen wohl durch das Wasser hinauf ziehen; und auf sein Wort wagten wir es. Die Räder gingen bis über die Achse im Wasser. Vier der besten Pferde kamen glücklich auf den Prahm; das

fünfte aber, ein Deichſelpferd, blieb mit den Hinterfüßen im Waſſer, fiel auf die Seite, und konnte ſich nicht wieder aufhelfen. Alles Schreien, Zerren und Peitſchen war vergeblich; jeder neue Verſuch mißlang nicht allein, ſondern hob auch den Wagen ſchiefer, da der Prahm ſchwankte, und die übrigen vier Pferde immer friſch anzogen. Meine Begleiter waren gleich Anfangs ausgeſtiegen; ich aber war mit einer Art von ſchadenfrohem Trotze ſitzen geblieben. Doch jetzt, da der Wagen augenblicklich umzuwerfen drohte, und überdies der elende Baſtſtrick, welcher den Prahm am Ufer hielt, durch das Zerarbeiten der Pferde ſehr leicht reißen konnte: jetzt fand ich es rathſam, ihrem Beiſpiele zu folgen. Ich ſprang bis über die Knie ins Waſſer, und kletterte dann auf den Prahm. Der Hofrath nahm ſelbſt die Peitſche zur Hand, und ſetzte ſich auf den Bock; der Poſtillon zerrte die Pferde an den Zügeln; der Kourier ſchlug ſie mit einem Baumaſte; der Bauer hielt mit aller Kraft den Strick, und ich ſtand müßig, mit naſſen Füßen, bei heftigem Sturm und Platzregen. — Mitten unter dieſem Lärm und Geſchrei fiel plötzlich ein Blitzſtrahl auf eine Birke, die höchſtens dreihundert Schritte von uns entfernt war, und der ſchmetternde Donnerſchlag, der darauf folgte, betäubte uns Alle auf einige Augenblicke. Alle Stimmen ſchwiegen, alle Hände ſanken, und erhoben ſich ſchnell wieder, um das Kreuz auf Bruſt und Stirn zu machen. Das Gospodin pomilu! wurde jetzt unzählige Male gemurmelt; der Hofrath war erblaßt, und der Kourier machte ihm Vor-

würfe, daß er nicht die erbetene halbe Stunde gewartet habe. Er schwieg beschämt, und ich lächelte bitter.

Indessen hatte das Gewitter mit diesem Schlage seine Wuth erschöpft; es zog vorüber; Sturm und Platzregen ließen nach; vom jenseitigen Ufer kamen uns mehrere Menschen zu Hilfe, und wir schifften endlich glücklich hinüber. Dieses Beispiel beweist, denke ich, die Störrigkeit und die Ignoranz meines Hofraths zur Genüge *).

Von Perm nach Tobolsk hat man noch etwas über neunhundert Werste; die Wege sind aber weit besser, und die Gegenden weit freundlicher, als zwischen Kasan und Perm. Man trifft gar keine dicke Nadelwälder mehr an, sondern meistens nur junges Birkenholz, und dazwischen große Strecken des schönsten, angebauten Erdreichs mit üppigen Saaten. Wohlhabende Dörfer, bald russische, bald tatarische, liegen in geringen Entfernungen von einander; und wenn man es nicht wüßte, sollte man, besonders an Sonn- und Feiertagen, wo alles von frohen Menschen wimmelt, wohl nie daran denken, daß man in Sibirien sei. Auch die Häuser der sibirischen Bauern sind weit reinlicher und bequemer, als die Häuser der übrigen Russen. Fast alle haben außer der gewöhnlichen Wohnstube (isba), noch ein recht gutes Zimmer (gornitza), wo man Fenster von Marienglas, einen mit einem Teppich bedeckten Tisch, reinliche

*) Bei meiner Rückreise war dieses Wasser fast gänzlich verschwunden, und es kostete mir einige Mühe, den vom Blitz gespaltenen Baum wieder zu finden.

Bänke, ſchön geſchmückte Heiligenbilder und allerlei Hausgeräth findet, welches man lange in den Bauernwirthſchaften vermißte, z. B. Gläſer, Taſſen u. ſ. w. Auch ſcheinen die Sibirier beinahe noch gaſtfreier zu ſein, als die Ruſſen. Uebrigens kann man ſie ſehr leicht an einem beſondern Dialekt unterſcheiden.

Nur an Werkeltagen wurde der Mangel an Bevölkerung immer ſichtbarer; denn wir fuhren oft meilenweit, ohne einem Menſchen zu begegnen, und die öden Felder ſchienen gleichſam durch Zauberruthen in ihren blühenden Stand verſetzt zu ſein. — Nichts aber iſt fröhlicher und munterer, als das ruſſiſche Landvolk an Feiertagen. Auf jedem freien Dorfplatze findet man einen Zirkel von roth und weiß, oder blau gekleideten Mädchen, die einander bei den Händen faſſen und zu ihrem eigenen Geſange tanzen, oder auch junge Burſchen, die ſich mit irgend einem Spiele ergetzen. Das letztere iſt indeß ſeltener; denn es ſchien mir, als hätten vielleicht die häufigen Rekruten-Aushebungen in neueren Zeiten das junge Mannsvolk ſehr vermindert, überall ſah ich augenſcheinlich mehr Weiber und Mädchen. Beide Geſchlechter unter einander, habe ich nie beim Spielen angetroffen. Kinder gab es in großer Anzahl, doch faſt nur ſolche, die noch unter der vorigen Regierung geboren ſein mußten. Ueberhaupt erinnerten ſich die Bauern ihrer matuschka (Mütterchen) — ſo nannten ſie die verſtorbene Kaiſerin — mit vieler Liebe. Vom jetzigen Kaiſer ſprachen ſie nicht; oder, wenn es geſchah, nur mit furchtſamer Zurückhaltung.

Im permiſchen Gouvernement trifft man nur noch eine einzige Stadt von Bedeutung, Ekaterinaburg *).

Dort war es, wo der Hofrath endlich durch einen Zufall bemerkte, daß ich die weißen Ränder meines Wörterbuches faſt ganz beſchrieben hatte. Er erſchrack, gerieth in heftigen Zorn, und wollte das Geſchriebene vernichten. Ich ſetzte mich aber mit gleicher Heftigkeit dagegen. Er drohte, es dem Gouverneur von Tobolsk anzuzeigen. Ich ſagte, das möge er immerhin thun; was ich geſchrieben, ſei der Entwurf eines Memorials an den Kaiſer, und er ſelbſt hätte mich ja verſichert, ich dürfe an den Kaiſer ſchreiben. — »Das hängt,« fuhr er heraus, »von den Inſtruktionen ab, welche der Gouverneur Ihretwegen vermuthlich bekommen hat.« —

So? verſetzte ich: alſo wußten Sie das nicht gewiß, trotz Ihrer heiligſten Verſicherungen? Alſo wiſſen Sie auch wohl eben ſo wenig gewiß, ob ich beſtimmt bin in Tobolsk zu bleiben oder nicht, da es Ihnen doch zu ſagen beliebte, Sie wollten eine Kanaille ſein, wenn es nicht geſchehe? —

Er wurde betreten, ſchwor auf's neue, daß er keine Ordre habe, mich weiter zu bringen, und vergaß über meine Vorwürfe Wörterbuch und Memorial; wenigſtens ſprach er nicht weiter davon. Aber in mein gequältes Herz hatte er einen neuen Stachel gedrückt. Ich wußte nun ſicher, daß mein Schickſal noch unentſchieden war, und daß ich

*) Sie iſt durch ihre Bergwerke hinlänglich bekannt.

vielleicht den Kelch noch nicht bis auf die Hefen geleert hatte.

Tiumen iſt die erſte ſibiriſche Grenzſtadt. Etwa vierzig und einige Werſte vorher, ehe man dahin gelangt, betritt man, mitten in einem Walde, die tobolskiſche Grenze, welche durch einige Pfähle angedeutet iſt. Der Hofrath war ſo grauſam, mir dieſe Pfähle zu zeigen, und mich mit ihrer Bedeutung bekannt zu machen. Ich antwortete nichts; aber eine gräßliche Empfindung zerriß mein Herz. — Ach! iſt eine lebhafte Einbildungskraft nicht ohnehin ſchon ihr eigener Peiniger? warum müſſen kleine ſinnliche Gegenſtände ihre Wirkſamkeit noch ſo ſehr erhöhen! —

Jetzt befand ich mich alſo wirklich in Sibirien! und was mir gleich auf der erſten Station begegnete, war eben nicht fähig, das Aengſtliche dieſer Gewißheit zu mildern. Ich komme zu einer Geſchichte, welche ſich mit Flammenzügen in meine Bruſt gegraben, und meine Augen mit glühenden Thränen erfüllt hat! — Noch jetzt muß ich mich ſammeln, um ſie zu erzählen, und noch jetzt zerdrückt ſie mir beinahe das Herz.

Wir hielten in einem Dorfe, um die Pferde zu wechſeln, und gingen in ein benachbartes Bauerhaus, um ſaure Milch zu eſſen, die uns freundlich angeboten wurde. Als ich dann vor dem Hauſe eben beſchäftigt war, mir ein Stück Brot in die Milch zu brocken, näherte ſich ein Greis von wenigſtens ſiebzig Jahren, mit ſchneeweißem Bart und Haar, warf ſich mühſam auf die Erde vor uns nie-

der, und fragte sehr angelegentlich: ob wir keinen Brief aus Reval für ihn mitgebracht hätten. — Bei diesen Worten blieb das Brot ungebrochen in meiner Hand. Ich starrte den Greis an, und wußte nicht, ob ich recht gehört hatte. Die Bäuerin legte sich lachend in's Mittel, und flüsterte uns zu: der Mann sei wahnsinnig; so oft ein Reisender hier durch gehe, mache er sich auf von seinem Sterbelager, wanke an seinem Stabe herzu, und thue immer dieselbe Frage. Zugleich bat sie uns um ein Stückchen Papier, gleichviel, wie es aussehe: »denn,« sagte sie, »wenn man ihn befriedigen und los sein wolle, so müsse man ihm etwas einem Briefe Aehnliches vorlesen; sonst fange er an zu heulen, und gehe nicht von der Stelle.« — Ich gab ihr zitternd ein Stückchen Papier. Sie trat zu ihm, und stellte sich, als ob sie lese: »Lieber Mann, ich befinde mich recht wohl; auch die Kinder sind gesund; wir werden bald zu dir kommen und dir allerlei mitbringen,« u. s. w. Der Greis hörte mit Wohlgefallen zu; er lächelte, strich seinen grauen Bart, und nickte freundlich. Das Stückchen Papier verwahrte er sorgfältig auf der Brust. Er selbst erzählte mir nun ziemlich zusammenhängend, daß er Soldat gewesen, daß er vormals auf der Flotte in Reval und Kronstadt gedient habe, und endlich hieher als Invalide in Ruhe versetzt worden sei. Frau und Kinder hätte er in Reval zurückgelassen, und nie wieder etwas von ihnen gehört. Nach seiner Meinung war das aber nicht gar lange her, und er widersprach mit vieler Wärme, als

die Bäuerin behauptete, es wären nun fünf und dreißig Jahr. Er ſetzte ſich nicht weit von uns auf eine Bank. Der Hofrath und der Kourier trieben ihren Spaß mit ihm; er aber ſchien ihrer nicht zu achten, ſondern ſprach viel mit ſich ſelbſt, wovon ich aber nichts verſtehen konnte. Endlich brach er laut in die mich zermalmenden Worte aus: Wo biſt du jetzt, meine Taube! Biſt du in Reval, Riga oder Petersburg! — Dieſe Worte paßten ſo ganz auf meinen Zuſtand, und erſchütterten mich ſo heftig, daß ich kaum noch Kraft genug hatte, mich umzuwenden und in den Hof zu gehen, wo ich in einen Strom von bittern Thränen ausbrach. — Ach! dieſer Greis zeigte mir vielleicht das Bild meiner Zukunft! — So werde auch ich vielleicht einſt wahnſinnig herum wandern, und jeden Reiſenden um einen Brief aus Reval anflehen! — So muß auch ich ſchon jetzt ausrufen: „Wo biſt du, Geliebte! wo ſind meine Kinder! ſeid ihr in Reval, Riga oder Petersburg!“ Nie, nie habe ich wieder einen ſolchen zerſtörenden, das Herz gleichſam auflöſenden Schmerz empfunden! und das Bild dieſes Greiſes verfolgt mich oft noch jetzt in ſchlafloſen Nächten! —

Ich hatte mich noch nicht erholt, als der Wagen angeſpannt war, und konnte mein krampfhaftes Schluchzen lange nicht unterdrücken. Meine Begleiter begriffen nicht was mir fehlte, und warum ich nicht eſſen mochte; es war auch nicht der Mühe werth, Ihnen das zu erklären: ſie hätten doch nur über mich gelacht. — Ich ſchäme mich

Bab. Er iſt der Wohlthäter des ganzen Dorfs; auch ich verdanke ihm meine wenigen frohen Stunden. Im Vertrauen, lieber Vater, ich glaube, er liebt mich, und ich — bin ihm von ganzem Herzen gut.

Maj. Wirklich?

Bab. Es ſcheint ihm Ernſt mich zu beſitzen, und ich — würde ſehr glücklich mit ihm ſeyn.

Maj. Mit dem Sauſeriab?

Bab. O ich kenne ſein Herz.

Maj. Nun, ich will es doch auch kennen lernen. Aber für heute ſehne ich mich nach nichts weiter als nach der Bekanntſchaft mit Eurem Bette. Schlaf wohl mein Kind. (er küßt ſie auf die Stirn) Ich fühle, daß ich recht ſanft ruhen werde. (geht in ſein Zimmer.)

Bab. (indem ſie die Lichter im Zimmer auslöſcht) Schlafen werde ich kaum — aber ſüße wachende Träume werden mich umgaukeln. — Fritz! Fritz! ich darf dir nicht merken laſſen, wie ſehr ich dich liebe. (ab in ihr Zimmer.)

---

faſt zu geſtehen, daß ich dem Greiſe beim Weggehen ein Stück Geld in die Hand drückte. Ein Mann, der ſeit fünf und dreißig Jahren ſo an Frau und Kindern hing, hatte, trotz ſeinen Lumpen, ein Herz, das nicht durch Geld zu tröſten war. Auch ſah er es gleichgiltig an, und dankte mir nicht dafür. Ich ſprang in den Wagen, und verbarg mein Geſicht.

Dieſe Begebenheit alſo war mein Willkommen in Sibirien! mit dieſem Dorn in der Bruſt erreichte ich die letzte Station vor Tobolsk! Hier hatten die Flüſſe Irtiſch und Tobol, in einer Strecke von vier Meilen alles überſchwemmt; wir mußten daher den Wagen ſtehen laſſen, unſere Sachen in einen kleinen Kahn packen, und die Reiſe zu Waſſer antreten. Es war ein ſtiller und ſehr heißer Tag. Wir ruderten ziemlich ſchnell; meine Begleiter legten ſich ſchlafen, und überließen mich der marternden Ungewißheit, ob ich nun am Ziele meiner Reiſe ſei, oder nicht. —

Ungefähr nach drei Stunden erblickte ich, etwa in der Entfernung von einer halben Meile, Tobolsk, welches am ſteilen Ufer des Irtiſch erbauet iſt. Es nimmt ſich, mit ſeinen vielen Kirchen, ziemlich maleriſch aus, beſonders der obere Theil der Stadt, wo die Feſtung und der ehemalige Palaſt des General-Gouverneurs ſchön in die Augen fallen. Der letztere iſt aber durch eine Feuersbrunſt gänzlich verödet, und imponirt nur noch in der Ferne.

Meine Begleiter erwachten; und jetzt zeigte ſich ſehr

deutlich der Unterschied zwischen der rohen, gutherzigen Natur und der bösartigen Hartherzigkeit. Der Hofrath überließ sich der ausgelassensten Freude; er spaßte, sang und lachte unaufhörlich, ohne auch nur eine leise Ahnung von dem Gefühle zu haben, welches Ehrfurcht vor dem Unglück gebietet. Er kam mir vor wie ein Scharfrichter, der, wenn er den Kopf des Delinquenten glücklich auf Einen Hieb vom Rumpfe getrennt hat, sich lächelnd umwendet und das Publikum zu fragen scheint: »habe ich es recht gemacht?" — Der Kourier hingegen saß still und in sich gekehrt: Er wußte wohl, daß hier sich mein Schicksal entscheiden werde; auf mich warf er nur verstohlene Blicke, und es ging kein Laut aus seinem Munde.

Jetzt schwammen wir durch einen Theil der untern Stadt, der noch völlig unter Wasser stand, und wo die Einwohner auf Kähnen einander besuchten und ihre Geschäfte trieben. Wir landeten Nachmittags um 4 Uhr, am 30. Mai, nicht fern vom Markte *), ließen einen Fuhrmann mit einer Kibitke kommen, warfen unsere wenigen Habseligkeiten hinein und fuhren gerades Weges zum Gouverneur, der oben auf dem Berge wohnte. Vor dessen Hause stieg der Hofrath zuerst allein aus und ließ mich mit dem Kourier zurück, um eine geheime Audienz zu haben. Diese Viertelstunde war eine der qualvollsten meines Lebens. Des Gouverneurs Bediente kamen einer nach dem andern heraus, begafften mich und flüsterten mit einander.

*) Er wird, wie fast in ganz Asien, Bazar genannt.

Endlich erſchien der Hofrath, winkte mir, ihm zu folgen, und führte mich durch den Garten nach einem Gartenhauſe, wo der Gouverneur Mittagsruhe gehalten hatte. Im Gehen that ich nur die einzige Frage an ihn: »werde ich hier bleiben?" — und nun antwortete mir der unverſchämte Menſch ganz trocken: ich weiß es nicht.

Die Thür des Gartenhauſes ſtand offen. Der Hofrath winkte mir, daß ich hinein treten ſollte; er ſelbſt blieb zurück. Ich trat alſo muthig hinein. Der Gouverneur, Herr von Kuſchelef, den ich bereits in Perm als einen Menſchenfreund hatte rühmen hören, iſt ein Mann von etwas mehr als vierzig Jahren, mit einer klugen, edlen Phyſiognomie. Seine erſten Worte waren: Parlez-vous français, Monsieur *)? Es war mir, als hätte ein Engel vom Himmel geredet: ſo ſehr freuete ich mich darüber, daß ich mich doch endlich einmal vollkommen verſtändlich machen konnte. Ich ſtotterte mein Ja haſtig heraus. — Er nöthigte mich darauf, nicht wie einen Arreſtanten, ſondern wie einen Beſuch, mich neben ihm nieder zu ſetzen, und ſagte: »Ihr Name iſt mir ſehr bekannt; es gibt einen Schriftſteller Ihres Namens."

Ach! leider, rief ich aus, bin ich ſelbſt dieſer Schriftſteller! —

Er ſtutzte. »Wie! ſagte er: wie iſt das möglich? — Warum ſind Sie hier?" —

Das weiß ich nicht. Man hat es nicht der Mühe werth

*) Sprechen Sie franzöſiſch, mein Herr?

gefunden, mir das zu sagen. Ich habe bis jetzt gehofft, es wenigstens von Euer Exzellenz zu erfahren.

Von mir? — Ich weiß nichts, als was in dieser Ordre steht: daß Sie der Präsident Kotzebue aus Reval sind, und daß man Sie meiner Aufsicht anvertraut." (Er zeigte mir die Ordre, die kaum aus fünf oder sechs Zeilen bestand.)

Ich komme nicht aus Reval, sondern von der preußischen Grenze.

„Hatten Sie vielleicht keine Erlaubniß vom Kaiser, keinen Paß?"

O, ja, einen sehr förmlichen Paß, im Namen Sr. Kaiserlichen Majestät und auf Dero Befehl vom Minister ausgefertigt. Er wurde aber nicht respektirt, sondern man riß mich aus den Armen meiner Familie, unter dem Vorwande, mich nach Petersburg zu bringen; doch anstatt dessen schleppte man mich ohne weitere Untersuchung hieher.

Der Gouverneur wollte etwas sagen, hielt aber an sich. „Wissen Sie denn," fuhr er endlich fort, „gar nichts, was man Ihnen etwa zur Last legen könnte?"

Gar nichts; und wenn ich auf der Stelle sterben sollte! Euer Exzellenz können leicht glauben, daß ich während der langen Reise mein Gehirn genug gemartert habe, um eine Ursache dieser außerordentlichen Behandlung ausfindig zu machen.

(Der Gouverneur nach einer Pause:)

„Ich habe Alles gelesen, was von Ihnen in's Russische

überſetzt iſt, und ich freue mich ſehr, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen, ob ich es gleich um Ihretwillen an dieſem Orte nicht gewünſcht hätte."

Es iſt wenigſtens eine große Erleichterung meines Elends, daß ich in die Hände eines ſolchen Mannes gefallen bin, und ich hoffe, daß ich werde hier in Ihrer Nähe bleiben dürfen.

»So ſehr ich ſelbſt durch Ihren täglichen Umgang gewinnen würde, ſo ſteht es doch leider nicht in meiner Macht, Ihnen dieſen Wunſch zu gewähren."

Ich erſchrak heftig. Alſo nicht einmal hier darf ich bleiben? rief ich ſchmerzlich aus: iſt es denn nicht Unglücks genug, den Aufenthalt in Tobolsk als eine Gnade anſehen zu müſſen? Soll ich mit meinem kränklichen Körper noch weiter reiſen?

»Was in meinen Kräften ſteht, werde ich jetzt und immer zu Ihrer Erleichterung beitragen; allein meine Ordre gebietet mir, Ihnen im Tobolskiſchen Gouvernement, nicht in Tobolsk ſelbſt, Ihren Aufenthalt anzuweiſen, und Sie wiſſen, daß ich mich genau an meine Ordre binden muß. Indeſſen laſſe ich Ihnen unter allen kleinen Städten meines Gouvernements die Wahl, nur Tiumen ausgenommen, weil es an der großen Landſtraße liegt."

Ich bin bis jetzt ſo unbekannt in Sibirien, daß ich dieſe Wahl allein dem Wohlwollen Eurer Exzellenz überlaſſen muß, und ich bitte nur, ſo nahe als möglich bei Tobolsk bleiben zu dürfen.

Er nannte mir darauf Iſchim als die nächſte Stadt (ſie iſt 342 Werſte, oder ungefähr 50 deutſche Meilen von Tobolsk entfernt), ſetzte aber hinzu: wenn er mir als Freund rathen ſolle, ſo möchte ich lieber nach Kurgan *) gehen. Es ſei zwar etwas weiter (427 Werſte oder 64 deutſche Meilen), hingegen in einem milderen Klima gelegen. »Es iſt,« ſagte er lächelnd, »das Italien von Sibirien, und es wachſen dort ſogar einige wilde Kirſchen. Was aber mehr iſt als Kirſchen: es wohnt daſelbſt ein recht guter Schlag von Menſchen, mit denen es ſich noch am erträglichſten leben läßt.«

Darf ich denn wenigſtens einige Wochen hier bleiben, um mich von den ausgeſtandenen Beſchwerlichkeiten zu erholen? — Er bewilligte es nach einigem Bedenken ſehr gütig, und verſprach, mir ſelbſt einen Arzt zu ſchicken.

Jetzt lag mir noch eine ſchwere Frage auf dem Herzen. Darf ich an den Kaiſer ſchreiben? ſtammelte ich.

»Allerdings.«

Und an meine Frau?

»Auch das. Doch nur unter dem Kouvert des General Procureurs, der alsdann den Brief befördern wird, wenn er nichts Bedenkliches darin findet.«

Mit etwas erleichtertem Herzen ſtand ich auf. Er gab Befehl, mir in der Stadt eine gute Wohnung anzuweiſen,

*) So wird der Name geſchrieben; man ſpricht ihn aber Kurgáhn aus.

und ich empfahl mich, nebſt meinem Hofrath, der von ihm ziemlich geringſchätzig behandelt wurde.

„Werden Sie hier bleiben?“ fragte mich der Hofrath auf dem Rückwege. — Nein! antwortete ich ihm kurz und trocken; dem Kourier aber erzählte ich Alles. — Mein Hofrath ſagte mir: der Gouverneur habe von ihm zu wiſſen verlangt, ob ich mit einem gewiſſen Schriftſteller meines Namens verwandt ſei; er habe ihm aber dieſe Frage nicht zu beantworten gewußt. — Ich lächelte. Ueberhaupt war es luſtig, die großen Augen dieſes Menſchen zu ſehen, als er nach und nach bemerkte, daß ſo viele Menſchen in Tobolsk mich kannten und mir gleichſam den Hof machten. Sein Maximoff in Moskau und ſein Juſtifei Timofeitſch in Kaſan hatten ihm davon nichts geſagt; und, die Wahrheit zu geſtehen, mir ſelbſt war es höchſt unerwartet, in einem ſo entfernten rauhen Erdwinkel ſo viele Bekannte, ja, ich darf ſagen, ſo viele theilnehmende Freunde zu finden. Doch ich will meiner Erzählung nicht vorgreifen.

Die Polizei wies uns das Quartier an, welches jeder unglückliche Verwieſene von höherem Range bei ſeiner Ankunft zuerſt zu betreten pflegt. Es ſind zwei völlig leere Stuben bei einem Bürger der Stadt, der, weil er dieſe Laſt — ich weiß nicht warum — unentgeldlich trägt, natürlicher Weiſe auch keinen Beruf fühlt, für die zierliche Ausſchmückung der Wohnung zu ſorgen. Zerbrochene Fenſter, kahle Wände, mit Streifen von ehemaligen Tapeten geziert, Ungeziefer in Menge, ein großer ſtehender Sumpf

vor den Fenstern, und daher ein mephitischer Geruch: das waren die Annehmlichkeiten, die ich sogleich auf den ersten Blick übersah; doch noch immer erfreulich für einen Menschen, der vielleicht in ein dunkles Gefängniß geworfen zu werden fürchtete: denn — mußte ich nicht Alles erwarten? Mit demselben Rechte, mit welchem man mich nach Sibirien schickte, konnte man mir auch Kerker, Ketten und Knute zuerkennen. Jetzt war ich wirklich ruhiger; denn die Ungewißheit marterte mich nicht mehr. Ich stand nun auf dem Gipfel meines Unglücks, und übersah meine ganze Lage ungehindert.

Durch eine Freigebigkeit, die meinem Hauswirthe selten schien, die aber blos eine meiner Gewohnheitstugenden ist, brachte ich es bald dahin, daß wir doch einige schlechte Möbel bekamen, nämlich einen Tisch und ein paar hölzerne Bänke. Bettstellen zu bekommen, durfte ich nicht hoffen. Auch war es mir nichts Neues mehr, meinen Mantel auf die Erde zu breiten, und mich mit einem alten seidenen Redingotte zuzudecken, in den ehemals immer mein jüngstes Kind gewickelt wurde, wenn es etwa über die Straße oder durch Zugwind getragen werden sollte. Ich weiß nicht, wie es gekommen ist, daß die Kammerjungfer meiner Frau mir diesen Redingotte mit in den Wagen geworfen hat; aber ich danke ihr noch heute dafür: denn an seinen Anblick knüpft sich so manche sanfte Empfindung. — Ich kaufte mir hier auch wieder ein Bettunterpfühl. »Mein Sterbebett!« dachte ich, als ich mich zum ersten Male darauf

niederwarf; und ich denke es noch, indem ich dieſes ſchreibe.

Etwa eine Stunde nachher, als wir unſere Wohnung bezogen hatten, kam ein Polizei-Offizier, von einem Unteroffiziere begleitet, und übernahm mich förmlich aus den Händen des Hofraths, mit dem ich von nun an, zu meiner großen Freude, nichts weiter zu ſchaffen hatte. Der Polizei-Offizier (Katalinsky hieß er) war ein junger Mann von einer einnehmenden Geſichtsbildung. Er ſagte mir ſehr höflich, daß er, da er der Form wegen täglich Rapport über mich abſtatten müſſe, ſich jeden Morgen nach meinem Befinden erkundigen werde. Der Unteroffizier, ſetzte er hinzu, müſſe zwar bei mir bleiben, ſolle mich aber nicht bewachen, ſondern bedienen. Mit dieſen Worten verließ er mich, und iſt mir auch während meines Aufenthaltes in Tobolsk nie beſchwerlich gefallen.

Sobald der Hofrath ſich von der Laſt mich zu bewachen befreiet ſah, ging er aus, mit dem Verſprechen, mir einen Freund zuzuführen, den er vor einem Jahre auch hieher geleitet, und von dem er mir ſchon unterwegs oft viel Rühmens gemacht hatte. Da ſein Lob mir aus guten Gründen ſehr verdächtig war, ſo hatte ich eben kein Verlangen, dieſen Freund näher kennen zu lernen. Deſto angenehmer wurde ich aber überraſcht, als ich bald darauf in dem Herrn von Kiniäkoff einen der gebildetſten jungen Männer kennen lernte. Er redete mich franzöſiſch an; verſicherte, daß er mich als Schriftſteller kenne und ehre; erbot ſich mir aus

allen Kräften zu dienen; beklagte, daß mich ein solches Schicksal betroffen, und daß ich in Gesellschaft eines solchen elenden Menschen habe reisen müssen. —

»Aber dieser Mensch nennt sich Ihren Freund!"

»Gott bewahre mich vor einem solchen Freunde! Daß ich ihn schonen mußte, und noch schone, begreifen Sie leicht."

Kiniäkoff, der Sohn eines wohlhabenden Edelmannes in der Stadt Simbirsk *) war mit zweien seiner Brüder und drei andern Offizieren über Hals und Kopf hieher geschickt worden, weil sie bei einem fröhlichen Gelage sich einige freie Scherze erlaubt hatten, die ein Verräther dem Kaiser hinterbracht haben mußte. Ihm allein unter seinen Gefährten war das Glück zu Theil geworden, in Tobolsk zu bleiben. Ein Paar wurden nach Irkutsk gesandt; sein jüngerer Bruder saß, 1000 Werste von Tobolsk, in einer kleinen Festung in Ketten; ein Anderer schmachtete in Beresow, das heißt in der Hölle.

Mir gewährte es einen nicht geringen Trost, einen Menschen anzutreffen, der die edelsten Gesinnungen und die feinsten Gefühle zu haben schien, und mit dem ich schon in der ersten Viertelstunde eine Art von Freundschaft errichtete. Er erwähnte einer kleinen Bibliothek, die er besitze — welch eine Nachricht! Er versprach mir Bücher — welch ein Glück! Ich hatte so lange kein Buch gesehen! —

*) Sie liegt ein paar hundert Werste fürwärts von Kasan, in einem angenehmen Klima.

Siebente Scene.

Frik allein.

(Er ſteckt nur den Kopf unter dem behangenen Tiſch hervor.)

Liebſt du mich wirklich? nun, ſo will ich auch ein ordentlicher Menſch werden, oder der Teufel ſoll mich holen! — Ich will gar keinen muthwilligen Streich mehr machen, oder höchſtens doch nur Einen in 8 Tagen. — Horch! es ſchlägt 12. (man hört eine Uhr ſchlagen) Die Geiſterſtunde. — Gut, daß Vater kein Licht brennen ließ; der Mondſchein macht das Ding noch grauſiger. — Mich deucht, ich höre ſchon ein paar Pantoffeln ſchlurfen. (er zieht ſich etwas zurück.)

Von ihm erfuhr ich auch zuerſt, daß der Kaiſer vor Kurzem die ganze ausländiſche Literatur verboten habe, und daß man daher jedes Buch, welches man beſitze, als einen Schatz betrachten müſſe. — Er erzählte mir ferner, daß mehrere meiner Stücke auf dem tobolskiſchen Theater geſpielt würden, freilich elend, aber doch mit großem Beifall; und daß daher meine Ankunft in der Stadt mehr Senſation gemacht habe, als wenn (ſo drückte er ſich aus) der Kaiſer ſechs Generale en chef hergeſchickt hätte. — Er bot mir endlich ſein Haus zur Wohnung und ſeinen Tiſch an, wenn der Gouverneur es erlaube; und ſo trennten wir uns nach einer Stunde, gegenſeitig ſehr zufrieden mit einander.

Nach und nach fanden ſich mehrere Verwieſene bei mir ein. Ein gewiſſer Baron Sommaruga, aus Wien gebürtig, ſeinem Vorgeben nach Oberſt in öſterreichiſchen Dienſten, und Ritter des Thereſien-Ordens, der in Riga eine Liebesgeſchichte und ein Duell gehabt hatte, und, wie er behauptete, deshalb verwieſen war. Ein unbegünſtigter, aber mächtiger Nebenbuhler ſeiner Geliebten und jetzigen Frau, hatte ihm dies Schickſal zubereitet, doch ſelbſt keinen Vortheil davon gezogen; denn die junge, kaum achtzehn Jahre alte Frau hatte vierzehn Tage nach ihres Mannes Wegbringung ihre Vaterſtadt, ihre Eltern und Freunde verlaſſen, und war ganz allein, ohne ein Wort ruſſiſch zu verſtehen, blos von dem Fuhrmann begleitet, der ſie führte, ihrem Manne ins Elend gefolgt. In Moskau er-

fuhr sie, daß er in Twer krank läge; sogleich kehrte sie wieder um, traf ihn in Twer, pflegte ihn bis zu seiner Wiederherstellung, und reiste dann mit ihm nach Tobolsk, wo ich sie selbst gesehen, und ihre standhafte Liebe bewundert habe. Ihr gutes Herz bewies sich auch an mir: denn da ich Anfangs (nicht aus Mangel an Geld, sondern aus Unkunde der Zubereitung) außer trockenem Brote gar nichts zu essen hatte, so schickte sie mir einige Mal Suppe und Braten von ihrem Tische.

Ein anderer Verwiesener war ein gewisser Graf Soltikow, ein reicher alter Mann, der, wie man sagte, wegen Wuchers sich schon seit vielen Jahren hier aufhalten mußte, und ein gutes Haus machte. Er verstand mehrere Sprachen, schien ein angenehmer Gesellschafter zu sein, und versorgte mich mit deutschen und französischen Zeitungen.

Drei Kaufleute aus Moskau, zwei Franzosen und ein Deutscher, Namens Becker, gehörten auch unter die Zahl der Unglücklichen, weil sie sich eine geringe, 200 Rubel werthe, Contrebande hatten zu Schulden kommen lassen. Der letztere besonders schien ein sehr wackerer, dienstfertiger Mann zu sein. Seine Frau war nach Petersburg gereist, um seine Befreiung zu versuchen: sollte ihr das aber nicht gelingen, so erwartete er sie und seine Kinder mit der ersten Schlittenbahn. Dadurch weckte er in mir die tröstende Idee, daß alsdann vielleicht meine Familie mit der seinigen Gesellschaft machen könnte.

Drei oder vier Polen, deren Namen ich vergeſſen habe, und die ſich wegen politiſcher Vergehungen hier befanden, beſuchten mich gleichfalls. Es waren ſehr arme Edelleute, deren jeder von der Krone täglich 20 Kopeken (jetzt ungefähr drei Groſchen ſächſiſch) zu ſeinem Unterhalte bekam. Kurz, mein Zimmer wurde nicht einen Augenblick leer, und, die Wahrheit zu ſagen, das fiel mir läſtig; ich war froh, daß ich, als der Abend heran kam, mich ungeſtört auf mein hartes Lager werfen und meinen Gedanken nachhangen durfte.

Ich entſchlummerte endlich, und in dieſer Nacht begegnete mir ein höchſt ſonderbarer Zufall, deſſen Erklärung ich meinen Freunden Huſeland oder Gall überlaſſe. Etwa um Mitternacht erwachte ich, und es kam mir vor, als wäre ich auf einem Schiffe; ich empfand nicht allein ganz eben dieſelbe Bewegung, ſondern hörte auch das Rauſchen der Wellen, und ſogar das Schreien und Rufen der Matroſen. Dabei war ich meines Bewußtſeins völlig mächtig. Da ich auf der Erde lag, ſo konnte ich, wenn ich nach dem Fenſter blickte, nur den Himmel ſehen, was denn die Täuſchung noch vermehrte. Ich war mir deſſen bewußt, und ſtand daher auf; doch vergebens! es war gleichſam ein Kampf zweier Seelen in mir, deren eine mich eben ſo mächtig in meinem Wahne beſtärkte, als die andere mir zurief: es iſt nur Täuſchung! — Ich wankte im Zimmer umher, ſah den Hofrath ſchlafen, ſah, daß alles war wie geſtern Abend, trat an's Fenſter, und heftete mein

Auge ſtarr und lange auf ein großes ſteinernes Gebäude, welches mir gegenüber ſtand; und dieſes Gebäude war das Einzige, was ſich nicht zu bewegen ſchien: alle die übrigen hölzernen Häuſer ſchienen mir Schiffe, und rings umher glaubte ich das offene Meer zu ſehen. »Wo ſchleppt man mich hin?« fragte die eine Seele. Nirgends verſetzte die andere; du biſt in deinem Zimmer. Dieſer Zuſtand, deſſen ſeltſame Qual keiner eigentlichen Beſchreibung fähig iſt, währte wohl eine halbe Stunde; nach und nach verminderte er ſich, und endlich hörte er ganz auf. Nur ein ängſtliches Herzklopfen und ein geſchwinder zitternder Puls blieben mir noch zurück. Kopfſchmerz hatte ich nicht dabei, auch keinen Druck, keine Hitze im Kopfe. Ich glaube daher, daß mein Zuſtand ein Vorbote des Wahnſinns war.

Am folgenden Morgen beſuchte mich der Hofrath Peterſon, General-Stabs-Chirurgus in Tobolsk, ein Revaler von Geburt. Er erklärte den Zufall freilich ſehr leicht und natürlich durch die vorhergegangene viele Unruhe. Mir war dieſe Erklärung nicht pſychologiſch genug; doch zweifle ich faſt ſelbſt, daß man eine genugthuendere zu geben im Stande ſein wird. Uebrigens empfing ich dieſen wackern Mann mit dem günſtigſten Vorurtheil; denn er war ja ein Landsmann meiner guten Frau! Aber auch ohnedies würde er durch ſeine herzliche, ungekünſtelte Theilnahme mein Vertrauen bald gewonnen haben. Er hat mir, während meines Aufenthaltes in Tobolsk, täglich Beweiſe

ſeiner Menſchenliebe gegeben; ja, ſie haben mich ſogar bis in meine Einöde begleitet: denn ihm verdanke ich einen kleinen Vorrath von einigen der nothwendigſten Arzeneimittel, die mir in Kurgan, wo ich mein eigener Arzt ſein muß, unſchätzbar ſind. Auch that er in Tobolsk alles Mögliche, um den Gouverneur zu bereden, daß er mich dort behalten ſollte; ich glaube aber in der That, daß dieſer es nicht bewilligen konnte: denn in der Ordre, welche der Begleiter jedes Gefangenen mitzubringen pflegt, ſteht entweder: »Der Gefangene wird nach Tobolsk geſendet,« oder »in das tobolskiſche Gouvernement.« Im letztern Falle iſt auch zuweilen der Ort hinzugefügt, wohin er geſchickt werden ſoll, als Bereſow, Omsk u. ſ. w. Iſt das nicht geſchehen, ſo ſteht es dem Gouverneur frei, den Ort ſelbſt zu beſtimmen; und auf dieſen Umſtand gründeten meine neuen Freunde die Hoffnung, daß ſie ihn vielleicht bewegen würden, mich dort zu behalten. In der Regel aber darf des Gouverneurs Wahl nie die Gouvernements-Stadt treffen, und wenn er aus beſonderm Wohlwollen zuweilen von dieſer Regel abweicht, ſo geſchieht es doch nur bei wenig bekannten Perſonen, von denen zu vermuthen iſt, daß man nicht weiter nach ihnen fragen wird. Ich aber war, leider, allzubekannt; meine Sendung ſelbſt war mit ungewöhnlichen Umſtänden verknüpft, die ſie wichtiger machten, als manche andere. Der Gouverneur mußte heimliche Angebereien befürchten, die jetzt ohnehin nicht ſelten ſind. — Kurz, ſein ganzes Benehmen hat mich überzeugt, daß es ihm ſelbſt in der Seele weh

that, keine Rückſicht auf die Vorbitte meines Arztes nehmen zu dürfen, ungeachtet dieſer ſie mit mediziniſchen Gründen unterſtützte. Er machte mir indeß Hoffnung, mir zuweilen Erlaubniß zu einer Reiſe nach Tobolsk zu ertheilen, wenn mein Geſundheitszuſtand es erfordern ſollte.

Den erſten ganzen Tag blieb ich zu Hauſe, und beſchäftigte mich, ſo oft ich nicht von läſtigen Beſuchen unterbrochen wurde, mit meinem Memorial an den Kaiſer, welches ich jetzt, da ich die Materialien unterweges ſo fleißig zuſammen getragen hatte, faſt nur abzuſchreiben brauchte. Ich kleidete es in achtzehn Punkte ein, deren jeden ich mit den bündigſten Beweiſen belegte; und ich bin es meiner Ehre, meinen Kindern, meiner Unſchuld, der Welt und Nachwelt ſchuldig, dieſes Memorial dem Leſer in einem Auszuge mitzutheilen. Es enthält zugleich einen kurzen Abriß meines ganzen öffentlichen und zum Theil auch meines Privatlebens, worüber in Deutſchland, England und Frankreich ſo manches Unwahre oder Halbwahre geſchrieben worden iſt.

Memorial für den unglücklichen Kotzebue, mit Beweiſen unterſtützt, die ſich faſt ſämmtlich unter den ihm weggenommenen Papieren befinden.

(Ein Auszug aus dem franzöſiſchen Original *).

1. Kotzebue, in Weimar geboren, ein Sohn des verſtorbenen Legationsraths Kotzebue, wurde in ſeinem zwan-

*) Ein Theil dieſes Auszuges iſt noch in Kurgan geſchrieben. Den

zigsten Jahre durch den Grafen von Görz, damaligen preußischen Minister am russischen Hofe, einen Freund seines Vaters, nach Petersburg berufen, und ging dahin als Sekretär des General-Ingenieurs von Bawr, dem er in mancherlei Krongeschäften bis an dessen Tod redlich diente.

Beweis: Der General empfahl ihn in seinem Testamente der Kaiserin, welche ihn durch einen Immänoi-Ukas*) zum Titular-Rath ernannte, und den Befehl gab, daß er in der neuerrichteten revalischen Statthalterschaft angestellt werden sollte.

2. Kotzebue ging also 1783 nach Reval, als Assessor des dortigen Ober-Appellations-Tribunals, und verwaltete dieses Amt zwei Jahr zur Zufriedenheit seiner Obern.

Beweis: Der General-Gouverneur, Graf Browne, empfahl ihn zu der erledigten Stelle eines Präsidenten des Gouvernements-Magistrats (welche den Rang eines Oberstlieutenants ertheilt), und der Senat ernannte ihn dazu im Jahre 1785.

3. Kotzebue bekleidete dieses Amt zehn Jahre lang ohne Tadel.

Erster Beweis: Als Kotzebue nach zehn Jahren durch seine sehr geschwächte Gesundheit genöthigt wurde, um

---

Ueberrest' und alles Andere, was noch in diesem Buche folgt, habe ich erst späterhin aufgesetzt.

*) Wörtlich: ein namentlicher Ukas; d. h.: ein Ukas, den die Kaiserin mit ihres Namens-Unterschrift erlassen hatte.

seinen Abschied zu bitten, ertheilte ihm der Senat denselben mit Erhöhung des Ranges. Der Senats-Ukas befindet sich unter den weggenommenen Papieren.

Zweiter Beweis: Die Regierung in Reval stellte ihm über seine untadelhafte Amtsführung ein förmliches Zeugniß aus, dessen Original gleichfalls unter den versiegelten Papieren befindlich ist.

4. Kotzebue zog sich im Jahre 1795 auf das Land zurück, wo er 48 Werste von Narva sich den kleinen Landsitz Friedenthal anbaute, und bis zum Herbst 1797 sich, seiner Familie und den Musen still und ruhig lebte. Dann wurde er nach Wien berufen, um an der Direktion der dortigen Hoftheater Theil zu nehmen. Man trug ihm vortheilhafte Bedingungen an. Er glaubte, seinen Kindern dieses Opfer schuldig zu sein, bat seinen Monarchen um dessen Einwilligung, und erhielt sie.

Beweis: Der Paß, welchen die Regierung in Reval ihm auf höhern, ausdrücklichen Befehl ausfertigen ließ.

5. Kotzebue ging nach Wien, doch ohne seinen Landsitz in Esthland zu veräußern, wohin er einst zurückzukehren hoffte. In Wien erfüllte er seine Pflichten redlich und mit Eifer.

Beweis: Das höchst schmeichelhafte Zeugniß der Oberhoftheatral-Direktion, dessen Original unter den weggenommenen Papieren befindlich ist.

6. Se. Majestät Kaiser Franz II. selbst, war mit seinen Diensten und seinem Betragen zufrieden.

Beweis: Er bewilligte zwar den Abſchied, den Kotzebue ſich aus verſchiedenen Urſachen erbat, behielt ihn aber als Hoftheater-Dichter in ſeinen Dienſten, mit einer lebenslänglichen Penſion von 1000 Gulden, und der Erlaubniß, dieſe zu verzehren, wo er wolle. Das Original-Dekret, und ein Brief des Miniſters Grafen Colloredo über dieſen Gegenſtand, ſind gleichfalls unter den verdächtig geglaubten Papieren.

7. Kotzebue war mit dieſen ehrenvollen Zeugniſſen, welche blos ſeine Dienſte betrafen, noch nicht zufrieden; er glaubte, ehe er Wien verließ, auch noch ein Zeugniß ſeines Betragens als Bürger eines monarchiſchen Staates verlangen zu müſſen, wendete ſich deshalb an den Miniſter der geheimen Polizei, Grafen Saurau, und erhielt die befriedigendſte Antwort.

Beweis: Das Original-Billet des Miniſters und ein offizieller Brief des Hofraths von Schilling, beide unter den weggenommenen Papieren befindlich.

8. Von Wien begab ſich Kotzebue gerades Weges nach Weimar, ſeiner Vaterſtadt, wo er, aus kindlicher Liebe zu einer faſt ſiebzigjährigen Mutter, für einige Zeit ſeinen Aufenthalt wählte. Er kaufte ſich Haus und Garten in der Nachbarſchaft, und lebte daſelbſt während des letzten Jahres gekannt und geachtet, ſowohl von dem herzoglichen Hofe, den er zu frequentiren die Ehre hatte, als auch von allen ſeinen Mitbürgern.

Beweis: Ein Brief der regierenden Frau Herzogin

von Weimar Durchlaucht, an der Frau Großfürstin Elisabeth kaiserliche Hoheit, den man gleichfalls unter seinen Papieren gefunden haben wird. Er beruft sich übrigens dreist auf das Zeugniß des regierenden Herrn Herzogs, wie auch der verwitweten Frau Herzogin Mutter.

9. Theils um die Sehnsucht seiner Gattin, einer gebornen Liefländerin, zu befriedigen, theils um nach einer langen Trennung zwei Söhne zu umarmen, welche so glücklich sind, in dem adeligen Land-Kadeten-Korps in Petersburg erzogen zu werden, entschloß sich Kotzebue zu einer Reise nach Rußland. Seine Pflicht, als Hoftheater-Dichter des k. k. Hofes, verband ihn vor allen Dingen, in Wien um einen Urlaub nachzusuchen, welcher ihm zugestanden wurde.

Beweis: Das Original desselben ist unter seinen Papieren, und zeigt zugleich, daß er wirklich noch in k. k. Diensten steht.

10. Kotzebue wagte es nunmehr, Se. Majestät den russischen Kaiser um einen Paß zu bitten, und erhielt ihn. (Hier wurden die näheren Umstände angeführt.)

Beweis: Der Brief des Herrn Baron von Krüdener im Original.

11. Kotzebue reist und wird auf der Grenze arretirt. Er ist im ersten Augenblicke bestürzt, beruhigt sich aber bald durch den Gedanken: daß weise Vorsicht eine Maßregel vorgeschrieben haben könne, welche der Schwindel unserer Zeiten vielleicht sehr nothwendig mache. Im Vertrauen

Achte Scene.

Fr. v. Langſalm. Doris. Fritz.

Fr. v. Langſ. (in einen langen Pudermantel mit Ermeln gehüllt, doch ſo, daß die Ermel ſchlaff herunter hängen, auf dem Kopfe eine hohe und breite altmodiſche Haube, mit einem Schleyer.)

Dor. (tritt gegenüber aus ihrem Zimmer in ein Bettlaken vermummt.)

Fr. v. Langſ. (im Heraustreten leiſe) Er iſt noch nicht da.

Dor. (eben ſo) Eine unbequeme Promenade. Was thut man nicht um einen reichen Mann. (Beyde kommen einander nach und nach ziemlich nahe, werden ſich plötzlich gewahr, und ſchreyen ganz mörderlich. Doris läßt ihr Bettlaken fallen; Frau v. Langſam wirft Pudermantel und Haube von ſich; beyde fliehen in ihre Zimmer.)

Fritz.

auf die Unſchuld ſeiner Papiere und auf ſein gutes Gewiſſen tröſtete er ſeine zagende Familie, und ſetzt ſeine Reiſe bis Mietau ruhig fort.

Beweis: Er beruft ſich auf das Zeugniß des ihn begleitenden Offiziers.

12. In Mietau wird er von ſeiner Familie getrennt, und zwar unter dem Vorwande, nach Petersburg geſchickt zu werden. Auch in dieſen Befehl fügt er ſich willig, erfährt aber bald, daß man ihn gerade nach Sibirien ſchleppt.

Jetzt erſt bemächtigte ſich Verzweiflung ſeiner Seele. Er fragt ſich vergebens: welches Verbrechen er begangen habe. Sein Gewiſſen iſt rein vor Gott und ſeinem Souverain.

13. Iſt es vielleicht wahrſcheinlich, daß er revolutionäre Grundſätze hege? — Nein.

Erſter Beweis: Zwei ſeiner Söhne ſind im Kadeten-Korps zu Petersburg, und der dritte im Ingenieur-Kadeten-Korps zu Wien. Sie ſind gleichſam Geißeln, die er freiwillig geſtellt hat.

Zweiter Beweis: Sein ganzes Vermögen, ſo wie auch das Vermögen ſeiner Gattin, befindet ſich in Rußland, und nie hat er den geringſten Verſuch gemacht, es heraus zu ziehen.

Dritter Beweis: Es ſtand ihm frei, zu gehen, wohin er wollte; er ging aber nicht nach Frankreich, ſondern nach Weimar, und Se. Majeſtät der römiſche Kaiſer ließ ihm, nach wie vor, ſeinen Gehalt auszahlen.

Vierter Beweis: Er war der erste, der schon 1790, in einem Luſtſpiele, »der weibliche Jakobiner-Klub,« das Ausſchweifende der franzöſiſchen Revolution perſiflirte. Im Jahre 1792 ſchrieb er ein Buch vom Adel, welches, wenn es gleich nur durch den Gegenſtand Aufmerkſamkeit verdient, wenigſtens die loyalen Geſinnungen des Verfaſſers beweiſt *).

Fünfter Beweis: Es iſt kaum ein Jahr her, als er in einer Schrift, »Ueber meinen Aufenthalt in Wien« betitelt, öffentlich erklärte: »daß er die monarchiſche Verfaſſung jeder andern vorziehe, und daß er nie die Hand zu einer Revolution bieten werde, ohne vorher ein Narr oder ein Schurke geworden zu ſein.« — Ein Schriftſteller, der faſt in ganz Europa bekannt iſt, würde ſich gewiß hüten, eine ſo ſtarke Aeußerung im Angeſichte der Welt drucken zu laſſen, wenn er nicht von der Dauer ſeiner Geſinnungen überzeugt wäre.

---

*) Man verzeihe einem Unglücklichen, der mit den Fluthen kämpft, wenn er nach jedem Strohhalme faßt. Ich weiß beſſer als irgend ein Recenſent, daß jenes Buch nichts taugt, und ich wünſchte, es nicht geſchrieben zu haben; aber — ich that es auf ausdrückliche Inſinuation eines ſehr bedeutenden Mannes und mit Vorwiſſen der Monarchin. Meine damalige Lage zwang mich, ein Werk zu unternehmen, an welches ich mich ſonſt nie, oder doch noch lange nicht, gewagt haben würde. — O, wie oft würden lieblose Urtheile anders ausfallen, wenn man von den mächtig zwingenden Motiven jeder Handlung unterrichtet wäre!

Sechster Beweis: Schon im Jahre 1795 überreichte er der Kaiserin Katharina der Zweiten den Plan zu Errichtung einer Universität in Dorpat, und führte unter andern Bewegungsgründen auch den mit an: daß die Jünglinge dort weniger in Gefahr sein würden, ruhestörende Grundsätze einzusaugen.

14. Unterhält Kotzebue vielleicht verdächtige Verbindungen? — Nein!

Beweis: In dem großen Buche, welches sich unter seinen Papieren befindet, wird man nicht allein die Namen aller derer antreffen, mit welchen er in Korrespondenz steht, sondern auch die Brouillons aller seiner Briefe von einiger Wichtigkeit.

15. Vermuthet man vielleicht, daß seine Einkünfte aus einer unreinen Quelle herrühren? — Man würde sehr irren.

Beweis: Das angeführte Buch enthält die genaue Angabe aller seiner Einnahmen.

16. Hat er vielleicht jemals über Politik geschrieben? — Nein!

Beweis: Das angeführte Buch enthält eine jährliche Liste aller seiner schriftstellerischen Arbeiten.

17. Wäre es vielleicht möglich zu argwöhnen, daß seine persönlichen Gesinnungen gegen den Kaiser nicht den Stämpel der schuldigen Ehrfurcht trügen? — Gerade das Gegentheil.

Beweis: Als er im Jahre 1796 einen Zug von der großmüthigen Freigebigkeit des Kaisers in Erfahrung

brachte, ergriff er dieſen Gegenſtand mit Wärme, und machte ein kleines Drama daraus, »der Leibkutſcher Peter's des Dritten,« welches, obſchon vielleicht des Monarchen unwerth, doch wenigſtens die Geſinnungen des Verfaſſers in ein helles Licht ſtellt.

Endlich 18. Iſt Kotzebue vielleicht ein ſo unmoraliſcher Menſch, daß man ihn aus der Geſellſchaft verbannen muß? — Gewiß nicht!

Erſter Beweis: Man öffne, wo man wolle, ſein Tagebuch kleiner merkwürdiger Begebenheiten, welches gleichfalls unter den weggenommenen Papieren iſt: was wird man finden? — Hier einen Baum, den er am Geburtstage ſeiner Gattin pflanzte; dort ein ländliches Feſt oder den erſten Zahn eines Kindes; kurz, man wird ſehen, daß er ſeine ſüßeſten Freuden immer im Schooße ſeiner Familie ſuchte und fand.

Zweiter Beweis: Der Kalender, der bei ſeinen Papieren liegt, und in welchem er Franklin's Mittel, moraliſch vollkommner zu werden, zu realiſiren ſuchte, ſei Zeuge, daß er die Tugend aufrichtig liebt. Man wird auf den erſten Blick bemerken, daß er dieſe Bekenntniſſe nur für ſich allein geſchrieben, und daß er nie geglaubt hat, ſie vor ſeinem Tode in fremden Händen zu ſehen. Er wird in dieſen Bekenntniſſen zuweilen als ein ſchwacher, aber gewiß nie als ein laſterhafter Menſch erſcheinen. Wer ihn kennt, weiß überdies, daß er ein zärtlicher Gatte und Vater iſt: Eigenſchaften, die mit dem Laſter unvereinbar ſind.

Kotzebue hat also bewiesen, daß er seit zwanzig Jahren untadelhaft gelebt und gedient, nie revolutionäre Grundsätze gehegt, und nie verdächtige Verbindungen gehabt hat; daß er nie politischer Schriftsteller gewesen ist, daß er seinen Monarchen ehrt, und daß er Weib und Kind, Tugend und Ruhe liebt. — Durch welches unfreiwillige Vergehen ist er denn nun so unglücklich gewesen, sich Eurer Majestät Zorn zuzuziehen? — Er weiß es nicht; er sucht vergebens, es zu errathen, und es bleibt ihm keine andere Vermuthung übrig, als die: daß vielleicht ein heimlicher Feind Sätze oder Perioden seiner Schriften aus dem Zusammenhange herausgerissen, und in einem nachtheiligen Lichte dargestellt habe. Ist diese Vermuthung gegründet, so bittet er um die einzige Gnade, sich vertheidigen zu dürfen. Euer Majestät wissen zu gut, wie leicht die unschuldigste Aeußerung durch eine boshafte Wendung entstellt werden kann. Kotzebue kann sich oft geirrt haben: — ein Schicksal, welches er mit allen Schriftstellern gemein hat; es kann ihm hie und da ein unbedachtes Wort, eine übel gesagte Phrase entschlüpft sein: aber nie — er schwört es vor Gott und dem Throne seines Monarchen! — nie hat er sich von der Bahn der Tugend entfernen wollen. — Hat er unwissend gefehlt; nun, er hat dafür gebüßt, und — die Vaterhand seines Kaisers wird den Tiefgebeugten wieder aufrichten.

Werfen Euer Majestät einen Blick auf seine schreckliche Lage! Seine schwangere Gattin tödtet vielleicht der Gram, indem sie einem Geschöpfe das Dasein gibt, dessen erster

Laut das Geſchrei des Elends ſein wird! — Sein Wohlſtand iſt zerrüttet und ſeine verwaiſeten Kinder werden darben! — Sein Ruf iſt befleckt; die Welt wird glauben, er habe ein Verbrechen begangen! — Da er ſeit zwölf Jahren kränklich und in einem fürchterlichen Himmelsſtriche dem Mangel ausgeſetzt iſt, ſo werden Gram, Elend und Krankheit bald ſein Leben endigen! — Er, ein geliebter Gatte und Vater von ſechs Kindern, wird, verlaſſen von der ganzen Welt, ſeine letzten Seufzer aushauchen! — Dies iſt das ſchreckliche Loos eines Unſchuldigen! — Nein! nein! Paul der Gerechte lebt noch! Er wird dem Unglücklichen Ehre, Leben und Ruhe wiederſchenken, indem er ihn in die Arme ſeiner Familie zurückführt.

Als ich dieſes Mémoire beinahe vollendet hatte, wollte mein Hofrath ſo eben einen Beſuch bei dem Gouverneur abſtatten. Ich trug ihm auf, ſich zu erkundigen, zu welcher Zeit am folgenden Tage ich dem Gouverneur aufwarten dürfe, um ihm mitzutheilen, was ich geſchrieben hätte. — Er brachte mir, zu ſeinem eigenen Erſtaunen, die Antwort zurück: von des Morgens um fünf bis des Abends um eilf Uhr ſtehe der Gouverneur ganz zu meinen Dienſten. Der Herr Hofrath konnte nicht begreifen, wie man mit einem Verwieſenen ſo viele Umſtände machen, und einen Hofrath ſo verlachläſſigen könne!

Am folgenden Morgen ging ich zu dem Herrn von Ruſchcleff, ohne von einer Wache begleitet zu ſein. Er em-

pfing mich mit ausgezeichneter Achtung. Ich las ihm mein Mémoire vor. Am Schluſſe deſſelben ließ er einige Thränen fallen, ergriff meine Hand, drückte ſie mit Wärme und ſagte mit einer tröſtlichen Ueberzeugung: »Beruhigen Sie ſich! Ihr Unglück wird gewiß nicht lange dauern.« — Hierauf war er ſo gütig, das Mémoire ſelbſt noch einmal mit vieler Aufmerkſamkeit durchzugehen, und mir jede Stelle, jedes Wort anzudeuten, wo er etwa einen mildern, ſchonendern Ausdruck für wirkſamer hielt. Ich benutzte ſeine Bemerkungen, ſchrieb dann Alles in's Reine (wozu er mir ſelbſt von ſeinem beſten Papier gab), und überlieferte hierauf die Abſchrift ſeinen Händen. Er verſprach, ſie durch meinen Hofrath, der in wenigen Tagen nach Petersburg zurückkehren ſollte, gerade an den Monarchen zu ſenden; und er hat Wort gehalten. —

Wo nähme ich überhaupt Ausdrücke her, den an mir bewieſenen Edelmuth dieſes Mannes nach Verdienſt zu ſchildern! — Es ſtand in ſeiner Willkühr, mich allenfalls nach Bereſow, an die Küſte des Eismeeres, zu verweiſen, wo in den heißeſten Sommertagen die Erde kaum in der Tiefe einer halben Elle aufthauet; er wählte mir aber das mildeſte Klima ſeines Gouvernements, und ein Städtchen, deſſen Bewohner er als gute Menſchen kannte. In Tobolsk konnte er mich meinem einſamen Gram und dem Mangel überlaſſen; er zog mich aber faſt täglich an ſeine Tafel, ohne die Blicke der beiden Senatoren zu ſcheuen, welche eben gegenwärtig waren, um ſeine Verwaltung zu

unterſuchen: eben die, deren Kourier meine Hoffnung in Kaſan ſo ſchrecklich täuſchte *).

Er that noch mehr. Da er ſah, daß ich der ruſſiſchen Sprache noch nicht ſehr mächtig war, und alſo oft in Verlegenheit kommen mußte, ſo erlaubte er mir, einen Bedienten anzunehmen, der, außer der ruſſiſchen Sprache, noch eine andere mir geläufige verſtände. Die Wahl eines ſolchen Subjekts war leicht; denn es befand ſich in ganz Tobolsk nur ein einziger Menſch, ein Italiener, Namens Ruſſi oder Roſſi, (man nannte ihn gewöhnlich Ruß), der ſich dazu erbot. Auch er war ein Verwieſener, und ſchon ſeit zwanzig Jahren hier. Er hatte vormals auf der Flotte zu Cherſon gedient, und mit mehreren ſeiner Kameraden ein Komplott gemacht, den Offizier, der ihr Schiff kommandirte, umzubringen, und das Schiff ſelbſt den Türken zuzuführen; die Verſchwörung war aber vor der Ausführung verrathen, und mein Ruß durch den Fürſten Potemkin nach Sibirien geſchickt worden. Hier mußte er ſich zwar als Bauer einſchreiben laſſen, und die gewöhnlichen Bauer-Abgaben entrichten, erhielt aber jährlich von dem Schulzen oder Vorſteher des Dorfes einen Paß, um ſich in der Stadt nach eigenem Belieben zu nähren. Das verſtand er denn auch vortrefflich. Er war ein Tauſendkünſtler, machte heute Kleider oder Schuhe, und morgen kleine Bratwürſte; trug ſich jedem fremden Durchreiſenden als eine Art von Lohn-

*) Es waren die Herren von Lewaſchoff und Lapuchin, deren edles Betragen gegen mich mir gleichfalls unvergeßlich iſt.

lackai an, ſpielte den Kuppler, und ging mit auf Reiſen, wenn dieſe nicht die Grenzen des Gouvernements überſchritten; kurz, er ließ ſich zu Allem gebrauchen. Eine feine Phyſiognomie und ein ſehr liſtiger Blick zeichneten ihn ſogleich aus. Sein eigentliches Handwerk war betriegen, und der Gouverneur warnte mich vor ihm, da er bis jetzt noch jeden ſeiner hundert Herren betrogen und beſtohlen habe; doch mir blieb keine Wahl übrig. — Dieſer Menſch ſprach eben ſo geläufig franzöſiſch als ruſſiſch, kannte überdies das ganze Land, war überall geweſen, konnte backen und kochen; kurz, er war mir unſchätzbar. Ich nahm ihn daher für drei und einen halben Rubel monatlich, und Eſſen und Trinken, in meine Dienſte; und der Gouverneur erlaubte mir ſogar, bei meiner Abreiſe nach Kurgan ihn mitzunehmen: eine Begünſtigung, die, wenn man ſie in Petersburg erfuhr, ihm leicht ſeine Stelle koſten konnte. Zwar ſtand Ruſſi's Name nicht mit in dem mir ertheilten Poſtpaß; aber der Gouverneur ſah doch durch die Finger. Uebrigens ſchlüpfte der Kerl, da er alle Dörfer rings umher kannte, glücklich mit durch.

In den erſten Tagen meines Aufenthaltes zu Tobolsk genoß ich, wie ſchon geſagt, einer faſt unbegrenzten Freiheit. Ich konnte Beſuche geben und annehmen, wann und ſo oft ich wollte. Mein Zimmer wurde ſelten leer von Beſuchenden, und ich ſelbſt war oft und gern bei meinem neuen Freunde Kiniäkoff, den ich ſauber und nett eingerichtet fand, und bei dem eine auserleſene kleine Biblio-

thek, besonders von den besten französischen Werken, mich anlachte. Ich ging allein auf den Straßen, ich ging allein außerhalb der Stadt spaziren, und Niemand gab Acht auf mich.

Das änderte sich aber plötzlich. Der Gouverneur ließ mich eines Morgens zu sich rufen, und theilte mir seine Besorgnisse sehr gütig mit. »Ihre Ankunft,« sagte er, »fährt fort außerordentliches Aufsehen zu machen; ich darf Sie daher nicht als einen gewöhnlichen Exilirten betrachten, sondern muß behutsam gehen. Der Hofrath, Ihr Begleiter, macht noch immer keine Anstalten zu seiner Rückreise. Vielleicht hat er insgeheim den Auftrag, mein Betragen gegen Sie zu beobachten. Auch die Senateurs könnten es auffallend finden, wenn ich Sie zu sehr auszeichnete. Es geschieht daher um meiner, und sogar um Ihrer eigenen Sicherheit willen, wenn ich Sie künftig etwas mehr einschränke. Ich bitte" — (der edle Mann konnte befehlen, aber er bat) — „ich bitte Sie, nehmen Sie keine Besuche mehr an, außer von Ihrem Arzte; gehen Sie auch zu Niemanden, außer zu dem und zu mir: mein Haus steht Ihnen immer offen."

Ich bat ihn, wenigstens in Ansehung des Herrn Kiniäkoff eine Ausnahme zu machen. Er zuckte die Achseln, lobte zwar diesen verdienstvollen jungen Mann, dessen Gesellschaft er selbst liebte, gab mir aber dabei zu verstehen, daß gerade Kiniäkoff (von dessen Unschuld er selbst überzeugt sei) in Petersburg am schlimmsten angeschrieben

Frik. (ist halb unter dem Tische hervorgekrochen, stemmt kniend beyde Arme in die Seite, und lacht bis er nicht mehr kann. Endlich steht er auf und kömmt hervor) Aha! meine schönen Damen! ihr werdet keine Geisterkomödie wieder aufführen, wie? — das Schlachtfeld ist mit Bagage bedeckt. Das Bettlaken meiner keuschen Cousine habe ich erobert — und den Pudermantel meiner Tante — und eine Haube von Anno 50. — Aber der Spaß ist doch nur halb. Sie sind beyde davon gelaufen. Wen soll Ritter Celicour denn nun entführen? — Verdammt! ich habe mein Wort gegeben, ihm eine Dulcinea zu verschaffen — wie fang' ich das an?

ſtehe, und daß ein Bericht über meinen Umgang mit ihm mir den meiſten Schaden thun könne. Ich dankte ihm für die Güte, mit welcher er mir ſeine Gründe auseinander ſetzte, und gehorchte ſchweigend.

Bis dahin hatte ich nur einen alten Unteroffizier, Namens André Iwanowitſch, in meinem Vorzimmer gehabt, der ein etwas bornirter, ſehr gutmüthiger alter Mann war, und faſt den ganzen Tag ſchlief. Jetzt kam noch ein zweiter, jüngerer hinzu, der mich indeſſen eben ſo wenig wie der ältere genirte. Beide bedienten mich, kochten mir Theewaſſer, holten mir vom Markte, was ich brauchte, wieſen aber auch, den Arzt ausgenommen, Jedermann ab, der mich beſuchen wollte, und ſo oft ich ausging, begleitete mich einer von ihnen. Ich merkte bald, daß ſie angewieſen waren, darauf Acht zu geben, daß Niemand mit mir ſpräche, und daß ich kein fremdes Haus beträte; übrigens ließen ſie mich aber ungehindert in der Stadt und außerhalb der Stadt umher gehen, wo ich wollte.

Durch meinen verſchmitzten Ruß konnte ich indeß ſehr leicht Billete mit meinen neuen Freunden wechſeln. Wir gaben uns öfters Rendezvous auf dem Markte, unter den bedeckten Buden; und indem wir Beide eine Waare zu beſehen und darum zu handeln ſchienen, ſprachen wir verſtohlen einige Worte mit einander.

Auf die Verſchwiegenheit der Kaufleute und Krämer konnten wir uns dabei ſicher verlaſſen. Es ſchien überhaupt, als ob das Unglück exilirt zu ſein, in Sibirien An-

ſpruch auf allgemeine Achtung und Hilfe gäbe. Mehrere Kaufleute, die ich zum erſten Male in meinem Leben ſah, haben mir, wenn ich an ihrem Laden vorbeiging, zugeflüſtert: »Wollen Sie vielleicht einen Brief an Ihre Familie ſchreiben? Geben Sie ihn mir; er ſoll richtig beſtellt werden.“ — Und das thaten ſie ohne Eigennutz, ohne etwas dafür zu verlangen. Selbſt die Benennung, mit der man die Verwieſenen allgemein bezeichnete, ſchien entweder von zarter Schonung, oder von der Ueberzeugung ihrer Unſchuld eingegeben zu ſein; denn man nannte ſie neschtschastii, Unglückliche. — »Wer geht da auf der Straße?“ — Ein Unglücklicher. — Nie habe ich eine andere, am wenigſten eine erniedrigende, auf Verbrechen hindeutende Benennung der Verwieſenen gehört.

Der Ausländer pflegt mit den Worten: Verweiſung nach Sibirien, ſo mancherlei theils dunkle, theils falſche Begriffe zu verbinden, daß ich ihm einen Dienſt zu erzeigen glaube, wenn ich ſeine Vorſtellungen davon berichtige. Es gibt ſehr verſchiedene Klaſſen von Verwieſenen.

Erſtens: Wirklich überwieſene ſchwere Verbrecher, die ihre Obrigkeit geſetzlich verurtheilt hat, und deren Urtheil vom Senat in Petersburg beſtätigt worden iſt. Dieſe werden zu den Arbeiten in den Bergwerken von Nertſchinsk verdammt, müſſen die Reiſe dahin zu Fuß in Ketten machen, und leiden allerdings mehr als den Tod. Gewöhnlich haben ſie vorher die Knute bekommen, und man hat ihnen beide Naſenlöcher aufgeriſſen.

Zweitens: Eine andere Gattung von minder großen Verbrechern, die indeß doch auch durch Urtheil und Recht ihre Strafe dulden. Sie werden in Sibirien als Bauern eingeschrieben, erhalten einen Bauernamen, und müssen das Feld bearbeiten. Auch unter ihnen sieht man viele mit aufgeschlitzten Nasen; sie können aber, wenn sie fleißig sind, doch etwas erwerben, und ihr Schicksal erträglich machen: ihre Strafe kann zu ihrer wahren Besserung gedeihen. —

Eine dritte Klasse besteht aus solchen, die zwar auch das Gesetz verurtheilt hat, aber blos zur Verbannung, ohne irgend einen entehrenden oder drückenden Nebenumstand. Sie werden, wenn sie Edelleute sind, gewöhnlich ihres Adels nicht verlustig erklärt, dürfen an dem Orte ihrer Bestimmung ohne Zwang leben, dürfen sich auch wohl Geld zu ihrem Unterhalte von Hause kommen lassen, oder erhalten, wenn sie arm sind, von der Krone täglich zwanzig bis dreißig Kopeken, und wohl noch mehr.

Die vierte Klasse endlich begreift solche, die ohne Urtheil und Recht, aus Willkühr und auf Befehl des Monarchen, verbannt worden sind. Diese werden gewöhnlich der dritten Klasse in allem gleich gehalten, und dürfen auch wohl durch die Hände des Gouverneurs offene Briefe an ihre Familie, oder an den Kaiser schreiben; mancher aber wird in eine Festung gebracht, und in Ketten geworfen. Doch geschah das Letztere wohl nur selten, und, dem Himmel sei Dank! unter der jetzigen milden Regierung des Kaisers Alexander ist die vierte Klasse gänzlich verschwunden.

Zu welcher der beiden letzten Klassen der Oberstlieutenant aus Räsan, mein zeitheriger Unglücksgefährte, eigentlich zu rechnen war, weiß ich nicht; er schien aber zu einem härteren Schicksal bestimmt zu sein: denn obgleich bei seiner Ankunft in Tobolsk der Gouverneur ihn hoffen ließ, daß er daselbst bleiben würde, und ob er gleich, von dieser Hoffnung ermuntert, bereits angefangen hatte, für seine künftige Einrichtung zu sorgen, Kleider zu bestellen und dergleichen mehr: so erhielt er doch plötzlich zwei Tage nachher den Befehl, augenblicklich weiter nach Irkutzk aufzubrechen. In zwei Stunden war er schon unterwegs, und ich habe nichts wieder von ihm gehört. Kaum hatte man ihm Zeit genug gelassen, die zugeschnittenen, aber noch nicht genähten Kleider von dem Schneider zurückzufordern. Gewiß muß der menschenfreundliche Gouverneur wichtige Ursachen gehabt haben, so streng zu verfahren.

Ich hatte nunmehr, theils durch meine neuen Freunde, theils mit Hilfe einiger gutherzigen Kaufleute, bereits zehn Briefe an meine Frau geschrieben *), von deren Haupt-Inhalte ich weiter unten etwas sagen werde. Die Stunden, in welchen ich mich mit ihr unterhielt, waren die einzigen, die in den Kelch der Schmerzen einen Tropfen süßer Wehmuth träufelten. Ich blieb übrigens, zu

*) Mehr als die Hälfte derselben erreichten glücklich den Ort ihrer Bestimmung.

meinem eigenen Erſtaunen, noch immer ſehr geſund, und ſuchte mich ſo viel als möglich zu zerſtreuen.

Der Hofrath hatte meine Wohnung gleich in den erſten Tagen verlaſſen, und war zu einem ſogenannten Freunde gezogen. Ich ſchlug ein Kreuz hinter ihm her, und war nur froh, wenigſtens nun ungeſtört meinem Kummer nachhängen zu können. Den Vormittag verwendete ich meiſtens auf die traurige, und mich dennoch anziehende Beſchäftigung, meine Leidensgeſchichte zu Papier zu bringen. Anſtatt der Tinte bediente ich mich chineſiſcher Tuſche, die häufig und gut zu haben war, und die ich in meinem Augenbader rieb. Gegen Mittag machte ich einen Spazirgang oder erſtieg die Felſen um Tobolsk, welche durch die Bergſtröme maleriſch ausgewaſchen worden ſind. Dort überſchaute ich die ungeheure Waſſerfläche, und die endloſen Wälder, welche ſie begrenzten; dort ruhte mein Auge auf jedem ankommenden Segel, und meine Phantaſie verſetzte auf jedes landende Boot meine Familie. Mittags aß ich gewöhnlich bei dem Gouverneur, zuweilen auch bei dem Hofrath Peterſon, nur ſelten zu Hauſe. Nie verließ ich Herrn von Kuſcheleff ohne Troſt, wenigſtens nicht ohne Milderung meines Grams. Sein zartes Gefühl lehrte ihn mehrere Wege zu meinem Herzen, und er wußte bald auf dieſe, bald auf jene Weiſe eine Hoffnung in mir zu erwecken.

Ach! er ſelbſt war nicht glücklich. Oft, wenn ich in ſeinem Gartenhauſe neben ihm ſaß, und wir aus dem Fenſter, über den Waſſerſpiegel hinweg, einen Blick auf die

ungeheuren Wälder warfen, ließ er sein Gefühl ausbrechen. »Sehen Sie,« sagte er einmal mit ausgestreckter Hand, »diese Wälder ziehen sich tausend einhundert Werste weit bis an das Eismeer hin. Noch hat keines Menschen Fuß sie betreten; sie sind blos von wilden Thieren bewohnt. Mein Gouvernement ist an Flächeninhalt größer, als Deutschland, Frankreich und die europäische Türkei zusammen genommen; aber welche Annehmlichkeiten bietet es mir dar? — Es vergeht fast kein Tag, an welchem nicht Unglückliche, bald einzeln, bald in Scharen, vor mich geführt werden, denen ich weder helfen kann noch darf, und deren Geschrei mir das Herz zerreißt. Eine schwere Verantwortlichkeit ruhet auf mir; ein Zufall, den keine menschliche Vorsicht oder Macht zu verhüten im Stande ist, eine heimliche boshafte Angabe kann mich um Amt, Ehre und Freiheit bringen! — Und welchen Ersatz habe ich für das alles? — Ein ödes Land, ein rauhes Klima, und die Gesellschaft von Unglücklichen! —

Schon lange trug er sich mit dem Gedanken, um seinen Abschied zu bitten; bis jetzt hatte er es aber noch nicht gewagt. Ach! und möchte er es nie thun! Was soll aus den armen Verwiesenen werden, wenn der von ihnen scheidet, der jedem Unglücklichen ein Vater oder Bruder ist! — Möchte er in dem Segen dieser Verlassenen, und in dem Bewußtsein seines Edelmuthes, Ersatz für jedes Opfer finden! — O! wenn dieser Mann einst vor Gottes Richterstuhl tritt, und alle die Unschuldigen oder Unglücklichen um

ihn her ſtehen, deren Elend er milderte, mit deren Thränen, die er nicht trocknen konnte, ſich die ſeinigen miſchten; wenn ſie dann alle, ihn ſegnend, ihre Stimme erheben: — welche größere Seligkeit kann der Richter dort oben ihm dann noch verleihen! —

Gegen Abend pflegte ich mich in der Stadt und auf dem Markte umherzutreiben. Die Stadt iſt ziemlich groß, hat breite gerade Straßen, und zwar meiſtens hölzerne, doch auch mehrere ſteinerne, gut und modern gebaute Häuſer. Die ſehr zahlreichen Kirchen ſind ſämmtlich von Steinen gebaut, und die Straßen mit halben Balken gedielt oder gebrückt, welche weit reinlicher ſind als Steinpflaſter, und dem Fußgänger weit mehr Bequemlichkeit gewähren. Die ganze Stadt durchſchneiden ſchiffbare, mit wohl unterhaltenen Brücken verſehene Kanäle. Der Markt (basar) iſt groß, und man findet daſelbſt, außer den gewöhnlichen Lebensbedürfniſſen, auch viele europäiſche und chineſiſche Waren. Beide letztern ſind freilich ziemlich theuer, die erſtern aber durchgehends ſehr wohlfeil. Es wimmelt auf dem Markte jederzeit von Menſchen aus mehreren Nationen, vorzüglich Ruſſen und Tataren, auch wohl Kirgiſen und Kalmuken. Der Fiſchmarkt bot mir beſonders ein für mich neues Schauſpiel dar: eine unzählige Menge von Fiſchen aller Gattungen, die ich ſonſt blos aus Beſchreibungen kannte, lagen hier täglich, todt und lebendig, auf der Erde, in Trögen und in Böten zum Verkauf aufgeſchichtet. Die köſtlichſten Sterlede (Acipenser

ruthenus) für einen Spottpreis; Hauſen (Acipenser huso), Welſe (Silurus Glanis), u. dgl., Kaviar von allen Farben, aus allerlei Fiſchen, naß und trocken. Hätte nicht auf dieſem Fiſchmarkte gewöhnlich ein unerträglicher Geruch geherrſcht, ſo würde ich oft längere Zeit dort zugebracht haben.

Aus Neugier beſuchte ich auch einige Mal das Theater, das ziemlich groß war und eine Reihe Logen hatte. Da faſt jede dieſer Logen einem immerwährenden Beſitzer gehörte, und da dieſem das Recht zuſtand, ſeine Loge nach Gefallen auszuſchmücken; ſo gab das eine ſehr bunte Anſicht. Seidene, meiſtens reiche Stoffe, von den allerverſchiedenſten Farben hingen aus jeder Loge, und bedeckten die ganze Brüſtung. Inwendig waren Spiegel-Wandleuchter angebracht. Das Ganze hatte zwar ein ſehr aſiatiſches Anſehen, frappirte aber beim erſten Anblick. — Das Orcheſter war über alle Beſchreibung elend. Die Schauſpieler-Geſellſchaft beſtand gänzlich aus Verwieſenen. Zu ihr gehörte auch die Frau Gemahlin meines Ruß, eine Revalerin von Geburt, die wegen Liederlichkeit nach Sibirien transportirt worden war, in meinem Ruß einen würdigen Gatten gefunden hatte, und jetzt auf dem National-Theater zu Tobolsk die edlen Mütter ſpielte. Dekorationen, Kleidungen, Spiel und Geſang waren ſämmtlich unter der Kritik. Einmal führte man die Oper »Dobri Saldat" (der gute Soldat) auf; den Titel des zweiten Stückes habe ich vergeſſen. Ich hielt es beide Mal nicht über eine

Viertelſtunde aus. Die Entree koſtete übrigens auf den erſten Platz nur dreißig Kopeken (noch nicht ganz fünf Groſchen).

»Menſchenhaß und Reue,« das »Kind der Liebe,« und einige andere meiner Stücke wurden mit großem Beifall gegeben. Jetzt eben war man beſchäftigt, die »Sonnenjungfrau« einzuſtudiren; da aber Dekorationen und Garderobe einen Aufwand erforderten, der die Kräfte des Unternehmers überſtieg, ſo wurde zu dieſem Behuf unter den Honoratioren der Stadt eine Kollekte veranſtaltet.

Auch ein Klubb, oder eine Reſſource, (ich glaube ſie nannten es Caſino) war in Tobolsk, den ein Italiener mit aufgeſchlitzten Naſenlöchern hielt. Er war ein Mörder, hatte die Knute glücklich überſtanden, und nährte ſich nun auf dieſe Weiſe. Ich bin übrigens nie bei ihm geweſen.

Während meines Aufenthaltes wurden einige Mal, zu Ehren der anweſenden Senatoren, auch Maskeraden und Bälle gegeben. Man lud mich ausdrücklich dazu ein; ich mochte aber mein Elend da nicht zur Schau tragen, und kann daher von dem ſchönen Geſchlechte in Tobolsk wenig oder gar nichts ſagen. Die wackere Familie des Hofraths Peterſon, und die ſchöne, liebenswürdige Tochter des Oberſten von Krämer ausgenommen, habe ich kaum ein Frauenzimmer von Stande in Tobolsk geſehen. — Am liebſten ſchweifte ich unter freiem Himmel umher: wenn nur die unerträgliche Hitze am Tage, und die noch unerträglicheren Mücken des Abends mir dieſe Zerſtreuung oft

erlaubt hätten. Es verging kein Tag, an dem das Thermometer nicht auf 26 bis 28 Grad Reaumur ſtieg; und dabei ſuchten uns täglich vier, fünf, auch wohl ſechs Gewitter heim, die aus allen Himmelsgegenden gleichſam gegen einander zu Felde zogen, und oft einen reichlichen Regenguß herabſtrömten, aber doch die Luft nicht abkühlten. Bei aller dieſer Wärme war die Natur dennoch ſehr karg mit ihren Gaben: kein Obſtbaum, auch nicht Einer, iſt mir zu Geſicht gekommen. Der Garten des Gouverneurs, der beſte im ganzen Lande, war mit einer Breterwand umgeben, auf welche man Obſtbäume gemalt hatte. In der Wirklichkeit zierten ihn der Faulbaum (Rhamnus frangula), der ſibiriſche Erbſenbaum (Robinia Caragana), und die Birke (Betula alba). Die letztere iſt in Sibirien ſehr gemein, aber meiſtens verkrüppelt. Einen Buſch von alten Birken hält man in der Ferne für jungen Anflug. Der Faulbaum wird in Tobolsk ſehr geliebt, und vor vielen Häuſern auf die Straße gepflanzt: theils um ſeiner wohlriechenden Blüten willen, theils weil man nichts Anderes hat. Uebrigens enthielt der ſogenannte Garten des Gouverneurs einige Johannis- und Stachelbeerbüſche, verkümmerte Kohlpflanzen, und einige Hoffnung zu künftigen Gurken. In der Gegend von Tiumen wächſt doch ſchon eine Art von Aepfelbäumen, deren Früchte die Größe einer Wallnuß erreichen.

Was die Natur dieſem rauhen Himmelsſtrich an Obſt verſagt hat, gab ſie ihm deſto reichlicher an Feldfrüchten.

Neunte Scene.

Herr v. Langſalm im komiſchen Negligé mit einer Lampe, kömmt aus ſeinem Zimmer. Vorige.

Langſ. Was iſt denn hier für ein ſtimmiger Spectakel? kann man denn nicht einmal des Nachts die edle Ruhe genießen?

Frih. (bey Seite) Du kömmſt mir eben recht.

Langſ. Vetter, was machſt du hier ſo ſpät?

Frih. Ach beſter Onkel! ich habe ein ſchwarzes Complott entdeckt.

Langſ. Schwarz oder weiß, man ſoll mich ſchlafen laſſen! hörſt du? ſchlafen laſſen.

Frih. Auch wenn Sie Gefahr laufen, Ihr koſtbarſtes Kleinod zu verlieren?

Langſ. Mein koſtbarſtes Kleinod iſt meine Ruhe.

Der sibirische Buchweizen (Poligonum tataricum), der auch unter uns berühmt ist, säet sich selbst jährlich wieder aus, und fordert keine andere Mühe, als die, ihn zu ernten. Alles Korn gedeiht vortrefflich, und das Gras hat einen üppigen Wuchs. Der Boden ist überall eine leichte, sehr schwarze Gartenerde, welche man nie zu düngen braucht. Da nun die Bauern aus Faulheit den in ihren Ställen aufgesammelten Dünger oft nicht zu rechter Zeit bei Seite schaffen, so gerathen sie dadurch zuweilen wirklich in lächerliche Verlegenheiten. Der Hofrath Peterson, der als Landphysikus jährlich auf dem Lande umherreisen muß, hat mir sehr glaubwürdig erzählt, daß er einst in ein Dorf gekommen sei, wo die Bauern beschäftigt gewesen wären, ihre Häuser abzubrechen und weiter zu ziehen, weil sie es viel leichter fanden, die Häuser, als die sie umgebenden Mistberge fortzuschaffen.

So unleidlich im Sommer die Hitze ist, eben so groß wird im Winter die Kälte, und das Thermometer fällt dann oft bis vierzig Grad. Der Hofrath Peterson versicherte mir, er mache jeden Winter das Experiment, Quecksilber frieren zu lassen, schneide dann mit dem Messer allerlei Gestalten daraus, und schicke sie, in Schnee wohl eingepackt, dem Gouverneur.

Uebrigens ist dieses rauhe Klima sehr gesund. Mein Arzt kannte nur zwei herrschende Krankheiten, und zwei, die sich leicht vermeiden lassen. Die eine ist die Lustseuche; die andere sind häufige Erkältungsfieber, welche aus der

ſchnellen Abwechslung der Temperatur der Luft bei dem Untergange der Sonne entſpringen. Enthaltſamkeit und ein warmer Rock gegen Abend, ſind Alles, was man in Sibirien braucht, um ein geſundes und hohes Alter zu erreichen.

Die Abendſtunden brachte ich gewöhnlich mit Leſen zu. Meine Freunde Peterſon und Kiniäkoff hatten mir einige gute Bücher geliehen, deren Werth ich jetzt vierfach ſchätzte.

Noch immer ſchmeichele ich mir mit der Hoffnung, in Tobolsk bleiben zu dürfen. Der Gouverneur ſchwieg nämlich von meiner Abreiſe gänzlich ſtill, und meine Freunde vermutheten, daß er nur auf die Entfernung der Senateurs und des Hofraths warte, um mir die gewünſchte Erlaubniß anzukündigen. Die erſteren ſetzten ihre Reiſe nach Irkutzk wirklich fort; der letztere aber wich nicht von der Stelle. Ich habe nachher erfahren, daß ſein Zögern nur von Mangel an Gelde herrührte, und daß er auf die Abreiſe eines gewiſſen Kaufmanns *wartete*, den er, in dieſer Noth, auf ſeinen Kourier-Paß mitnehmen, wogegen jener ihn in der Zehrung freihalten wollte. So natürlich dieſe Auflöſung des Räthſels auch war, ſo ſchwer ließ ſie ſich errathen. Was Wunder, daß ſowohl der Gouverneur als ich, ihn fortdauernd für einen Spion hielten!

Die mir zugeſtandenen vierzehn Tage waren nunmehr beinahe verfloſſen. Am nächſten Sonntage, Morgens, erſchien ich, wie es die Sitte gebot, bei dem Gouverneur zur Cour; denn die Verwieſenen der dritten und vierten

Klaſſe pflegten ſich ſämmtlich, in Uniform, doch ohne Degen, dabei einzufinden. Der Gouverneur zog mich bei Seite, und kündigte mir an, daß ich mich zur Abreiſe auf morgen bereit halten müſſe, da er, aus den mir wohlbekannten Urſachen, mich nicht länger in Tobolsk behalten dürfe. Ich erſchrak, machte aber nicht die geringſte Einwendung, ſondern bat ihn nur, mir noch zwei Tage zu bewilligen, damit ich mir einige Bedürfniſſe, die ich in Kurgan zu finden nicht hoffen durfte, anſchaffen, und vorzüglich, damit ich meinen Wagen verkaufen könnte, der mir jetzt zu nichts half, und deſſen Veräußerung meine ziemlich erſchöpfte Kaſſe wieder etwas füllen ſollte. Mit der liebenswürdigſten Gefälligkeit geſtand der Gouverneur mir dieſe Bitte zu, und ich eilte, meine traurigen Anſtalten zu beſchleunigen, damit ich ſeine Güte nicht mißbrauchte.

Der reichſte Kaufmann in Tobolsk — ſein Name iſt mir entfallen — hatte mir ſchon einige Tage vorher hundert und fünfzig Rubel für meinen Wagen geboten; da er mir aber mehr als zweimal ſo viel koſtete, ſo hatte ich ſein Anerbieten ausgeſchlagen. Jetzt zwang mich die Noth, den geringen Preis anzunehmen, und jetzt hatte er die unverſchämte Herzloſigkeit, mir fünf und zwanzig Rubel *weniger* zu bieten. Auch darein mußte ich mich ergeben; und wahrlich, es empörte *mich* noch weit weniger, als den wackern Gouverneur, der gar nicht aufhören konnte, ſeinen Unwillen darüber in den ſtärkſten Ausdrücken zu äußern, und der mich ſogar in allem Ernſte bat, dieſe Anekdote

zum Gegenstand eines kleinen Luſtſpiels zu machen, welches, wenn ich es franzöſiſch entwürfe, er ſelbſt ins Ruſſiſche überſetzen, und auf dem Theater in Tobolsk ſpielen laſſen wollte. — Ach! ich war jetzt nicht gelaunt, ein Luſtſpiel zu ſchreiben. —

Zucker, Kaffee, Thee, Papier, Federn und dergleichen mehr, hatte ich mir eingekauft. Aber was mir am meiſten am Herzen lag, war ein Vorrath von Büchern; denn wie ſollte ich ohne Bücher den kommenden Winter verleben! — Der gute Hofrath Peterſon gab mir, was er beſaß; aber ſeine Bibliothek enthielt meiſtens nur mediciniſche Schriften, und einige Reiſebeſchreibungen, die ich ſchon geleſen hatte. Ich fand indeß Mittel, meinen Freund Kiniäkoff von meiner ſchnellen Abreiſe und meinen Mangel an Büchern zu unterrichten. Er ſchrieb mir: ich ſollte um Mitternacht, wenn meine Wache ſchliefe, am Fenſter auf ihn warten. Das that ich, und er ſelbſt brachte mir drei Nächte *hinter einander die gewählteſten* Bücher aus ſeiner Sammlung, unter andern den Seneca, der nachher ſo oft mein Tröſter wurde.

An meine Frau, und wohl noch an ein Dutzend edle Menſchen in Rußland und Deutſchland ſchrieb ich Briefe, machte ein einziges Packet daraus, adreſſirte es an meinen alten bewährten Freund Graumann, Kaufmann in Petersburg, und gab es dem Kourier Alexander Schülkins, mit dem Verſprechen, daß, wenn er es richtig abliefere, mein Freund ihm fünfzig Rubel dafür ſchenken werde. Das

ſchien mir die beſte Art, die Uebergabe zu ſichern; und der Erfolg hat gezeigt, daß ich Recht hatte.

Die Vorbereitungen zu meiner Abreiſe waren vollendet. Ich zeigte es dem Gouverneur an; und da ich wußte, daß ein Unteroffizier mich nach Kurgan begleiten müſſe, ſo bat ich ihn, dem guten André Iwanowitſch, trotz ſeinem Alter, dieſen Auftrag zu ertheilen. Herr von Kuſcheleff, der mir nichts abſchlug, was nur irgend in ſeiner Macht ſtand, bewilligte auch dies. Er that noch mehr: er gab mir Empfehlungsſchreiben an die vornehmſten Perſonen in Kurgan, beſchenkte mich, kurz vor meiner Abreiſe, mit einer Kiſte ſehr guten chineſiſchen Thee, und — was mir vorzüglich lieb war — verſprach mir, das Journal de Francfort, welches er ſich kommen ließ, mir wöchentlich nach Kurgan zu ſchicken. Er hat Wort gehalten, und, wie ich nachher erfahren habe, ſelbſt nicht wenig dabei gewagt.

Meine Kibitke, ein altes gebrauchtes Fuhrwerk, das ich dennoch mit dreißig Rubeln hatte bezahlen müſſen, war gepackt. Ich nahm kühlen Abſchied von dem Herrn Hofrath, deſſen Abreiſe nun endlich auch auf den Tag nach der meinigen beſtimmt war: eine für mich ſehr erfreuliche Nachricht, da ich wußte, daß er mein Memorial an den Kaiſer überbringen ſollte. Er reiſte übrigens ſehr unzufrieden mit dem Gouverneur, der ihn, während ſeines ganzen Aufenthaltes in Tobolsk, auch nicht ein einziges Mal zum Eſſen eingeladen hatte.

Es war am 13. Juni, Nachmittags um zwei Uhr, als ich traurig hinunter an das Ufer wanderte, wo mein Fuhrwerk bereits zu Schiffe gebracht war. Unter Weges begegnete mir noch ein lächerlicher Vorfall. Ein ruſſiſches, ziemlich wohl gekleidetes Frauenzimmer hielt mich an, und machte mir eine Menge weitläufiger Komplimente über meine Schauſpiele. Mir ſchien der Augenblick hiezu ſehr übel gewählt, und ich wollte mit einer kurzen Verbeugung vorüber gehen. Nun aber gab ſie ſich als Mitglied der edlen tobolskiſchen Schauſpieler-Geſellſchaft zu erkennen, und vertraute mir: ihr ſei in meiner Sonnenjungfrau die Rolle der Oberprieſterin zu Theil geworden; ſie wiſſe aber nicht, wie ſie ſich dieſer Rolle gemäß kleiden ſolle, und bitte mich daher, ihr das Koſtüm zu beſchreiben. — In jeder andern Lage würde ich ihr in's Geſicht gelacht haben; jetzt aber ärgerte ich mich, ſagte ihr mit gerunzelter Stirn, »ſie ſehe wohl, daß ich nicht in der Stimmung ſei, mich mitten in Sibirien mit peruaniſchen Kleidertrachten zu beſchäftigen,« bat ſie, ſich nach eigenem Geſchmack ein Koſtüm zu wählen, und ließ ſie ſtehen.

Der Weg nach Kurgan führt ſonſt ſeitwärts durch die kleine Stadt Jaluteréki, und beträgt alsdann nur 127 Werſte. Die noch immer ausgetretenen Gewäſſer nöthigten uns aber, erſt ganz zurück bis nach der Grenzſtadt Tiumen zu gehen, und von da uns ſüdlich zu wenden. In Tiumen übernachteten wir bei einem Schreiber, der uns mit der gutmüthigſten Gaſtfreiheit bewirthete. Wer mir

drei Wochen vorher gesagt hätte, daß ich diesen Ort so bald wieder sehen würde, den hätte ich als den Verkündiger meiner Freiheit umarmt. Jetzt sah ich Tiumen wieder, und — meine Freiheit schien entfernter als jemals.

Auf dieser Reise bezahlten wir die Pferde ukasmäßig, ein Kopek für zwei Pferde auf die Werst, welches auf die deutsche Meile noch nicht einmal die unglaublich kleine Summe von zwei Groschen beträgt.

Einige Stationen von Tiumen sah ich in einem feuchten Walde eine botanische Merkwürdigkeit, deren ich, seit meiner Zurückkunft, bereits öfters gegen erfahrne Botaniker erwähnt habe, die aber ihnen allen neu schien. Es stand nämlich in einer Strecke von vielleicht sechshundert Schritten eine unzählige Menge rother Blumen, auf deren jeder ein Häufchen Schnee zu liegen schien. Das fiel mir auf; ich ließ halten, brach mehrere ab, und fand folgende höchst sonderbare, doch sehr reizende Gestalt. An einem etwa fünf Zoll hohen Stiele, mit Blättern, die (wenn ich mich recht besinne) den Blättern der Maiblume ähnlich waren, hing jedesmal nur ein kleiner Damen-Strickbeutel, etwa ein und ein halb Zoll in's Gevierte, und an beiden obern Ecken mit Bändern, gleichsam zum Zuschnüren. Diesen offenen Strickbeutel, den man bequem auch inwendig besehen konnte, und der sowohl auswendig als inwendig die schönste Purpurfarbe hatte, bedeckte ein herzförmiges Blatt in proportionirter Größe, dessen Oberfläche schneeweiß und wie emaillirt war, dessen untere Seite aber die Farbe

des Beutels zeigte. Man konnte dieſes Blatt auf- und zuklappen, und ſo das Beutelchen öffnen oder verſchließen. Ich kann gar nicht beſchreiben, wie außerordentlich reizend dieſe, übrigens geruchloſe, Blume ausſah. Ob ich, als Laie in der Botanik, mich verſtändlich genug ausgedrückt habe, bezweifle ich; ſo viel aber weiß ich, daß dieſe Blume für jeden Garten eine Zierde ſein würde. Da ſie auf der erwähnten Strecke außerordentlich häufig wuchs, ſo glaubte ich, ſie wäre in Sibirien gemein, und vernachläſſigte es daher, einige Exemplare mitzunehmen. Ich habe das nachher oft bereuet; denn ſie iſt mir nie wieder zu Geſichte gekommen, und Niemand kannte ſie *).

Eine halbe Tagereiſe von Kurgan übernachteten wir noch einmal bei einem Popen, wo wir ein ſehr gutes Zimmer mit allen Bequemlichkeiten verſehen, weiche Betten, und die freundlichſte Aufnahme fanden, und wo man, zu meiner nicht geringen Verwunderung, am folgenden Morgen uns gar keine Bezahlung abforderte. Ich erfuhr, daß die Gemeinde des Dorfes dieſes Zimmer und dieſe Anſtalten auf gemeinſchaftliche Koſten für Reiſende unter-

*) Der Hofrath Peterſon wurde, als ich ihm bei meiner Rückreiſe dieſe Blume beſchrieb, ſehr begierig darnach, und nahm ſich vor, im folgenden Jahre zu verſuchen, ob er ſie bekommen könnte. Da ich, wie ſchon geſagt, der Gewäſſer halber, einen ungewöhnlichen Weg nehmen mußte, ſo wäre es leicht möglich, daß ich wirklich eine botaniſche Entdeckung gemacht hätte.

halte. Kann man die Gaſtfreiheit weiter treiben? — Kein Bauer ließ ſich ſehen, um meinen Dank zu empfangen.

Es war vier Uhr Nachmittags, als wir Kurgan zuerſt erblickten. Ein einziger unanſehnlicher Thurm ragte aus einer zerſtreuten, noch unanſehnlichern Gruppe von Häuſern hervor. Das Städtchen lag an dem jenſeitigen, etwas höheren Ufer des Tobol, und war von einer kahlen Steppe umgeben, die ſich überall einige Werſte lang bis an die mit Wald bekränzten Anhöhen zog, und von einer großen Menge kleiner ſchilfreicher Seen durchſchnitten wurde. Das eingefallene Regenwetter trug nicht dazu bei, den Anblick freundlicher zu machen. Der Name Kurgan, der eigentlich einen Grabhügel bedeutet, dünkte mich ſchon längſt eine Weiſſagung meines Schickſals. Mit beklemmter Bruſt und trübem Blicke ſah ich das Ziel überſtandener, und den Anfang neuer Leiden vor mir liegen; und da wir durch die Ueberſchwemmung der Steppe genöthigt waren, uns dem Städtchen nur ſehr langſam, und in unaufhörlichen Krümmungen zu nähern, ſo hatte ich Zeit genug, mein offenes Grab von allen Seiten zu betrachten.

Unter dem Haufen hölzerner Hütten, die ſämmtlich nur von einem Stockwerke waren, ragte ein einziges ſteinernes, ziemlich geſchmackvoll erbautes Haus — an dieſer Stelle ein Palaſt — hervor. Ich erkundigte mich nach dem Eigenthümer; und man nannte mir einen gewiſſen Roſen oder Roſin, vormaligen Vice-Gouverneur von Perm, der in dieſer Gegend Güter beſitze.

Der seltsame Geschmack, sich in diesem öden Erdwinkel Güter anzukaufen, konnte mich eben nicht lüstern nach seiner Bekanntschaft machen. Indessen klang sein Name doch so deutsch; wenigstens durfte ich vermuthen, daß er von deutscher Abkunft wäre. Auch war der Name meinem Herzen seit vielen Jahren theuer; er erinnerte mich an meinen alten braven Freund, den Baron Friedrich Rosen, und seine vortreffliche Gattin, meine zweite Mutter: ein edles Paar, das schon so manche meiner bangen Lebensstunden erheitert hatte, und nun sogar in einer der bängsten, durch den bloßen Klang seines Namens, mir aus der Ferne Trost zurief.

Nach manchen labyrinthischen Krümmungen gelangten wir endlich an eine sonderbare schwimmende Brücke, die blos aus zusammengebundenen einfachen Balken bestand, welche diesseits und jenseits am Ufer des Tobol befestigt, übrigens aber ein Spiel der Wellen waren. Natürlich drückte jedes Fuhrwerk sie tief in's Wasser, und man mußte sehr aufmerksam vor sich hin sehen, um die Brücke, da wo sie den Druck noch nicht empfand, folglich noch aus dem Wasser hervorragte, zum Wegweiser über die Brücke zu nehmen.

Kurgan hat nur zwei parallel laufende breite Straßen, in deren eine wir jetzt hinein fuhren. Vor einem Gebäude, welches der Sitz des Niederlandgerichtes war, hielten wir still; mein Unteroffizier ging hinein, und kam bald mit der Nachricht zurück, daß der Gorodnitschei oder Stadtvogt

Frih. Aber die Tante? Ihre geliebte Gemahlin?

Langs. Ja so, die ist auch ein Kleinod. Hat sie etwa der Schlag getroffen?

Frih. Noch weit ärger.

Langs. Ist sie tod? nun, Gott wolle sie aufnehmen in sein Freudenreich.

Frih. Schlimmer als tod, man will sie Ihnen entführen.

Langs. Entführen? ey ey. Nun Vetter, das sollst du mir morgen erzählen. (will gehn)

Frih. Aber morgen ist es ja zu spät.

Langs. Glaube mir, Vetter, der sie entführt, wird sie nicht lange behalten.

Frih. Das wohl. Die Tante ist eine Frau von männlichem Geist, sie wird sich schon durchhelfen.

Langs. Ja ja, sie hilft sich durch, drum gute Nacht.

Frih. Aber was wird sie sagen, wenn sie erfährt, daß ihr Gemahl nicht das Geringste zu ihrer Rettung beygetragen.

Langs.

(Polizei-Meiſter) verreiſt ſei, der Präſident des Niederlandgerichts aber ſeine Stelle vertrete, und ich folglich zu dieſem gebracht werden müſſe. Wir fuhren nun einige hundert Schritte weiter, bis an die Wohnung dieſes Mannes, wo ich abermals gemeldet, und nach einer kurzen Friſt herein geladen wurde.

Ich fand einen Greis mit einer gutmüthigen Phyſiognomie, der es aber in dieſem Augenblicke für ſeine Pflicht hielt, eine etwas feierliche Amtsmiene anzunehmen. Er hieß mich kalt willkommen, ſetzte eine Brille auf, öffnete die meinetwegen erhaltene Ordre und Papiere, und las ſie, eins nach dem andern, ſehr bedächtlich durch, ohne ſich weiter um mich zu bekümmern. Ich glaubte, ihm ein kleines Zeichen geben zu müſſen, auf welche Art ich jetzt und in Zukunft behandelt zu ſein Anſpruch mache; daher nahm ich einen Stuhl, und ſetzte mich. Er warf mir von der Seite einen etwas befremdeten Blick zu, las aber dann ſtill weiter.

Aus dem Nebenzimmer ſammelte ſich indeſſen eine neugierige Gruppe um mich her. Sie beſtand, außer einigen ziemlich erwachſenen Kindern, aus einer jungen hübſchen Frau (der zweiten Gattin des Hausherrn), ſeiner alten faſt blinden Mutter, und einem Manne von mittleren Jahren in polniſcher Kleidung. Alle betrachteten mich ſchweigend, und es herrſchte eine feierliche Stille, bis der Präſident die Durchſicht der Papiere vollendet hatte.

Mit aufgeheiterten Geſichtszügen — denn vermuthlich

hatte der Gouverneur mich ihm empfohlen, und mehr als vermuthlich sprach sein Herz für mich, dessen Güte ich bald nachher kennen lernte — wendete er sich jetzt zu mir, reichte mir die Hand, hieß mich freundlich willkommen, stellte mir seine Familie, und zuletzt auch den Polen vor, dem er Glück wünschte, einen Unglücksgefährten gefunden zu haben, und den er meiner Freundschaft empfahl. Ich umarmte ihn mit Wehmuth, und meinte, so wie er, daß die Gleichförmigkeit unsers Schicksals uns schnell zu brüderlichen Freunden machen würde.

Der Vorsitzer des Niederlandgerichts, und die höchste Magistratsperson in Kurgan, hieß de Grawi. Sein Vater, ein schwedischer Offizier, wurde in der Schlacht bei Pultawa gefangen, und mit vielen seiner Landsleute nach Sibirien geschickt. Hier verheirathete er sich mit einer Eingebornen, und starb im Exil. Sein Sohn diente unter den Truppen, machte den siebenjährigen Krieg mit, kehrte in sein rauhes Vaterland zurück, ging aus dem Militär in den Civilstand über, und lebte jetzt, bei einem sehr kargen Einkommen, froh und zufrieden; wenigstens habe ich ihn nie anders als bei heiterer Laune gesehen. Vor Kurzem war er zum Hofrath ernannt worden, worauf er sich, doch ohne Dünkel, nicht wenig zu gute that.

Nach den ersten Komplimenten war nun die Rede davon, mir eine Wohnung anzuweisen, die, der erhaltenen Ordre zufolge, ein der bestmöglichen in Kurgan sein sollte. Darunter war indeß nur eine freie Wohnung zu ver-

ſtehen, welche die Krone zu vergeben hatte, und deren Einräumung von jedem Hausbeſitzer als Einquartierung erzwungen werden konnte. Aus ſehr begreiflichen Urſachen ſucht ein jeder dieſe beſchwerliche Laſt ſo viel wie möglich von ſich abzuwälzen; und muß er einen ungebetenen Gaſt in's Haus nehmen, ſo gibt er ihm wenigſtens die ſchlechteſten Zimmer.

De Grawi dachte lange hin und her, und gab endlich einer Art von Adjutanten, einem kleinen buckeligen Männchen, die Anweiſung, wohin er mich führen ſollte. Zum Abendeſſen, erſuchte er mich, wieder bei ihm einzuſprechen, was ich aber für heute verbat, da ich mich ſehr nach Ruhe und Einſamkeit ſehnte, und mich in meiner neuen Wohnung ein wenig einrichten wollte.

Ich ging mit meinem Führer. Er brachte mich in ein kleines niedriges Haus, an deſſen Thür ich mir beinahe den Kopf eingeſtoßen hätte. Das verſprach nicht viel; und in den mir beſtimmten Zimmern fand ich noch weniger. Es waren düſtre Löcher, in denen ich kaum aufrecht gehen konnte, nackte Wände, ein Tiſch, zwei hölzerne Bänke, kein Bett, kleine mit Papier verklebte Fenſter. Ich ſeufzte tief! die Wirthin vom Hauſe erwiederte den Seufzer, und räumte mit ſtillem Verdruſſe Flachs und Leinwand weg, die, nebſt einigen alten Kleidern und altem Geſchirre, hier lagen.

Ich faßte mich, und machte meine kleinen Einrichtungen, ſo gut ich konnte. Kaum war eine Stunde verfloſſen,

als der gute de Grawi mir zum Willkommen einen Schinken, einige Brote, Eier, frische Butter und noch mehr dergleichen schickte, woraus mein Rossi eine vortreffliche Abendmahlzeit, mehr für sich, als für mich bereitete. Nachher suchte ich denn zum ersten Mal auf der schwarzen Diele den Schlaf, den aber Gram und Ungeziefer weit von mir verscheuchten.

Am folgenden Morgen ziemlich früh erhielt ich Bewillkommungs-Besuche von den sämmtlichen Honoratioren des Städtchens. Ich will sie nach der Reihe nennen, um einen Begriff von dem zu geben, was in Kurgan la bonne société war.

Stepan Osipowitsch Mammejef, Kapitan Isprawnik, das ist derjenige, der im ganzen Kreise auf die Polizei-Ordnung, die Brücken, Straßen, gehörige Einlieferung der Abgaben u. s. w. sehen, auch die Händel der Bauern untersuchen und schlichten muß. Er war ein gutmüthiger, jovialer, dienstfertiger und wohlhabender Mann. In seinem Hause fand man sogar einige Spuren von Luxus; aber freilich wußte er diesen Luxus eben nicht mit Geschmack zu verbinden. So erinnere ich mich, zum Beispiel, in seinem Zimmer einige kleine Tische und Präsentirteller gesehen zu haben, die mit guten Kopien bekannter Kupferstiche bemalt, und in einer bei Ekatarinaburg gelegenen Fabrik recht fein lackirt waren. Sie kosteten viel Geld, er bediente sich ihrer aber weder als Tische, noch als Präsentirteller, sondern hatte sie als Gemälde an die

Wände gehängt, zu welchem Behuf er die Tischfüße abgenommen, und dieſe wieder insbeſondere als Zierathen aufgeſtellt hatte.

Juda Nikititſch, ein Sedatel, oder Aſſeſſor im Niederlandgerichte, Bruder einer Freundin des Gouverneurs, welche mir auch ein Empfehlungsſchreiben an ihn mitgegeben hatte. Er war ein ſehr bornirter, völlig unbedeutender Menſch.

Noch ein anderer Sedatel, faſt noch unbedeutender.

Der Sekretär dieſes Gerichts, ein alter gutherziger Mann, der einen hohen Begriff von ſeiner Tüchtigkeit zu Geſchäften zu haben ſchien. Er war der Einzige im Städtchen, der die moskowiſche Zeitung kommen ließ.

Ein unwiſſender Chirurgus.

Dies war, außer dem verreiſten Stadtvogt, der enge Zirkel, in welchem ich nun mein Leben einſam vertrauern ſollte.

Der intereſſanteſte Menſch in Kurgan blieb mir natürlicher Weiſe der Pole, Iwan Sokoloff. Er war vormals Beſitzer eines Landgutes an der neuen ruſſiſch-preußiſchen Grenze, und hatte weder gedient, noch ſich ſonſt auf irgend eine Art in die Angelegenheiten der Revolution gemiſcht. Einer ſeiner Freunde, der vielleicht eine nicht ganz unverdächtige Korreſpondenz nach den neuen preußiſchen Provinzen führte, hatte geglaubt, die Briefe von dorther unter Sokoloffs Adreſſe ſicherer zu erhalten, und deshalb, ſogar ohne es dieſem vorher anzuzeigen, ſie ſeinen Korreſponden-

ten empfohlen. Gleich der erſte Brief dieſer Art wurde aufgefangen. Sokoloff wußte von nichts. Er aß eines Tages auf einen benachbarten Gute bei dem General Wielohurski. Dort hin kam ein Offizier, der ihn bereits zu Hauſe vergebens geſucht hatte, und arretirte ihn, nebſt andern, mehr oder weniger Schuldigen und Unſchuldigen. Alle ſaßen lange, ich habe vergeſſen, auf welcher Feſtung. Die Sache wurde nach Petersburg berichtet, und ihnen von dorther Verzeihung angekündigt, aber mit dem Zuſatze, daß ſie ſämmtlich nach Sibirien wandern müßten.

Hierauf wurde Sokoloff, ſo wie ſeine Unglücksgefährten, in Kibitken fortgeſchleppt. Der Weg führte nur einige Werſte vor ſeinem Landgute vorbei; er bat um Gotteswillen, man möchte ihm wenigſtens erlauben, ſeine Familie noch einmal zu ſehen und einige Wäſche und Kleidungsſtücke mitzunehmen. Umſonſt! Wie er ging und ſtand, mußte er nach Tobolsk. Dort wurde er von ſeinen Kameraden getrennt, und nach Kurgan geſchickt, wo er nun ſchon ſeit drei Jahren das elendeſte Leben führte, ohne von ſeiner Gattin und ſeinen ſechs Kindern auch nur die mindeſte Nachricht zu haben.

Er bekam von der Krone täglich zwanzig Kopeken (nach jetzigem Kours etwa drei gute Groſchen), und mußte, um damit auszukommen, jeder Bequemlichkeit, jeder Freude des Lebens entſagen. Im Winter wohnte er mit einem ſtets betrunkenen Wirthe, einer ſtets zankenden Wirthin, Katzen und Hunden, Hühnern und Schweinen, in einem einzigen

finſtern Loche; im Sommer zog er, um allein zu ſein, hinaus in den Stall, wo ich ihn ſelbſt beſucht habe. Eine leere Bettſtelle, ein kleiner Tiſch, ein Stuhl, ein Waſchbecken und ein Kruzifix an der Wand, waren Alles, was er beſaß.

Trotz dieſem äußerſten Mangel ſchlug er jedes Geſchenk aus, das man ihm anbot, lebte von Milch, Brot und Quaß, und war immer reinlich und ordentlich gekleidet. Ueberall im Städtchen wurde er geliebt, und man nannte ihn nur Wannuschka *). Bei dem Hofrathe de Grawi war er beſonders wohl gelitten; denn er verband mit ſeiner Lebensart eine auffallende Gutmüthigkeit, und behauptete in ſeinem Unglück einen Gleichmuth, den ich bewunderte und oft vergebens zu erreichen ſtrebte. Nur dann, wenn er allein bei mir war; wenn wir uns die Geſchichte unſerer Leiden zum zwanzigſten Mal wiederholten; wenn wir uns wechſelſeitig die Namen unſerer Lieblingskinder ſagten, und nach und nach ſie alle genannt hatten: dann traten ihm wohl die Thränen in die Augen, und er verſank in düſtere Schwermuth. — Schade nur, daß er nicht franzöſiſch, ja auch nicht einmal lateiniſch ſprach, was doch die meiſten Polen können. Unſere Unterhaltung wurde dadurch oft ſehr mühſam; denn ob er gleich beſſer ruſſiſch ſprach als ich, ſo hatte er es doch auch erſt in Kurgan gelernt, und ſein polniſcher Accent machte ihn mir oft ſehr unverſtändlich. Doch unſere Herzen verſtanden ſich um ſo beſſer! Im Schooße des Unglücks

*) Ein gutmüthiger Menſch, der ſich viel gefallen läßt, gern mit Kindern ſpielt ꝛc.

wird man inniger vereinigt, als Zwillingsbrüder im Schooße einer Mutter! —

Ich muß das Gemälde seines biedern Charakters noch durch einen besondern Zug vollenden. Er war so unbegreiflich gewissenhaft, daß er sogar jedes Anerbieten, einen Brief an seine Familie zu befördern, ausschlug, blos weil es verboten war, und weil er dem Gouverneur hatte versprechen müssen, keine Nebenwege zu suchen.

Ich kehre zurück zu meiner Geschichte. Keiner von denen, die mich am ersten Morgen besuchten, kam mit leeren Händen; jeder brachte mir etwas zu essen oder zu trinken, und es fehlte mir nur eine Vorrathskammer, um sie anzufüllen. Auch de Grawi fand sich ein, um sich zu erkundigen, wie ich mit meinem Quartiere zufrieden wäre. Ich gestand ihm, daß es mir sehr mißfalle. Er erbot sich sogleich, mich im ganzen Städtchen selbst herumzuführen, und mir zu eigner Wahl, alle Wohnungen zu zeigen, über welche er disponiren könne. Ich nahm sein Anerbieten dankbar an. Wir liefen einen großen Theil des Tages aus einem Hause in das andere, fanden es aber oft noch schlechter, selten besser, und immer so eng, daß ich nothwendig mit meinem Bedienten zusammen in Einem Zimmer hätte wohnen müssen: ein Umstand, der mir besonders zuwider war.

Ich bat ihn endlich, die Sorge für mein Quartier mir selbst zu überlassen, da ich versuchen wollte, ob nicht der große Hauptschlüssel, Geld, mir irgend ein Haus eröffnen würde, wo sich mehr Bequemlichkeit darböte. Er gab

es zu, meinte aber, ich würde nichts dergleichen finden. Ich verließ mich indeß auf meinen pfiffigen Rossi, der schon in den ersten vier und zwanzig Stunden mit der ganzen Stadt bekannt war, und auch, glaube ich, schon die ganze Stadt betrogen hatte. Er legte sich auf Kundschaft, und kam bald mit der Nachricht zurück, daß ich ein neues, kleines Haus für mich ganz allein haben könne, wenn ich monatlich fünfzehn Rubel Miethe bezahlen wolle. Der Besitzer desselben war ein Kaufmann, der, um des lockenden Gewinnes willen, seine eigene Wohnung räumen, und selbst in ein noch kleineres Hinterhaus auf demselben Hofe ziehen wollte.

Ich ging sogleich hin, die mir angebotene Wohnung zu besehen, und fand sie so bequem, auch nach kurganischer Art, so prächtig möblirt, als ich es nur immer wünschen konnte. Sie bestand aus einem großen und einem kleineren Zimmer, einer warmen sehr geräumigen Küche, und einer sogenannten Kladawai (einer Kammer, worin man allerlei einschließt.) Die Wände der Zimmer waren freilich nur Balken ohne Tapeten; der Eigenthümer aber hatte dafür gesorgt, sie mit einer Menge bunter Kupferstiche und Oelgemälde zu tapeziren, die zwar alle sehr elend waren, doch an diesem Orte leicht eine Art von Täuschung hervorbrachten, als befinde man sich in einem minder öden Erdwinkel. Da waren z. B. mehrere Nürnberger Produkte: eine Augsburger Bürgerfrau, eine Leipziger Jungemagd, ein Wiener Kringel-Verkäufer, sämmtlich mit deutschen Un-

terschriften; und schon der bloße Anblick einiger Worte in meiner Muttersprache machte mich so froh, daß ich mich nur ungern wieder von diesen deutschen Bildern getrennt haben würde. Ferner waren da schlechte Kopien von den Attitüden der Lady Hamilton, wie auch von Gemälden aus Herkulanum; Landschaften und mehr dergleichen. Die Oelgemälde, von inländischer Kunst, stellten sämmtlich alte Zaaren vor; das heißt: der Maler hat verschiedene bärtige Gesichter gepinselt, ihnen Zaaren-Mützen auf den Kopf gesetzt, den Reichsapfel in die Hände gegeben, und dann Zaar Alexei Michailowitsch, oder einen andern, ihm gerade einfallenden Namen, darunter geschrieben.

Die Möbel waren zwei hölzerne Bänke mit Lehnen, die aber Sofas genannt wurden, weil man auf jede ein Bettkissen gelegt und ein Stück Kattun darüber gedeckt hatte; einige Stühle und Tische; ein Glasschrank mit Porzellan, der aber verschlossen blieb, und den sich die Wirthin zum ausschließlichen Gebrauche vorbehielt. Die Wohnung lag vorn an der Straße, und hatte hinten einen geräumigen Hof, dessen Pforte auf den Tobol führte, an welchem sich mir ein angenehmer Spazirgang darbot. Das Hinterhaus des Wirthes war von dem meinigen gänzlich getrennt. Alle diese Umstände, zusammen genommen, waren für mich so einladend, daß ich — trotz dem enormen Preise, der selbst in Petersburg ansehnlich gewesen sein würde, und der mit meiner dürftigen Kasse sehr kontrastirte — doch augenblicklich zuschlug, und Anstalten traf, noch an demselben Tage einzuziehen.

Langſ. Ja, dann wird ſie ſterlich krummen.

Frik Ach wenn es mit dem Krummen gethan wäre. Aber ich fürchte, ſie wird Sie in vier Wochen kein Auge zuthun laſſen.

Langſ. Was ſagſt du? das wäre mein Tod!

Frik Im Gegentheil, wenn Sie mit zärtlicher Beſorgniß eine Stunde aufopferten —

Langſ. Ja du haſt Recht, ich will zärtlich ſeyn.

Frik. So könnten Sie nachher lange Zeit auf ungeſtörte Ruhe rechnen.

Langſ. Könnt' ich das? nun, ich will etwas thun. Sage mir nur erſt, wer entführt ſie denn?

Frik. Selicour, der Verräther! der das Recht der Gaſtfreundſchaft ſo ſchändlich verletzt.

Langſ. Selicour? ey ey! wie doch der Geſchmack in der Welt verſchieden iſt. Sind ſie denn ſchon fort?

Es stellte sich mir aber ein sehr unvermutheter Hinderniß in den Weg: mein ehrlicher de Grawi wollte durchaus nicht zulassen, daß ich so viel Geld ausgeben sollte. Einmal über das andere rief er aus: »ein solcher Preis ist unerhört, seitdem Kurgan steht!« Er ließ den Kaufmann kommen, und machte ihn so herunter, daß dieser, voller Schrecken, sogleich zurücktreten wollte. Mir wiederholte er zwanzigmal das russische Sprichwort: bereghi denjo na tschorni den (spare dein Geld auf den schwarzen Tag); er wollte es dem Gouverneur melden, da es seine Pflicht sei, Sorge für mich zu tragen; kurz, ich hatte alle mögliche Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß ich im Stande sei, diese Ausgabe zu bestreiten, und daß ich von jeher den Grundsatz gehabt habe, lieber schlecht zu essen, als schlecht zu wohnen. Er willigte endlich murrend ein, doch nicht eher, als bis der Wirth noch versprochen hatte, mir Holz und Quaß frei zu liefern. Ich bezog nun meine neue Wohnung; und so oft de Grawi nachher zu mir kam, mußte ich jedes Mal das Klagelied über den hohen Preis anstimmen hören.

Freilich, wenn mich die Hoffnung täuschte, Geld aus Liefland zu erhalten; wenn alle Briefe an mich untergeschlagen wurden, und auch meine Frau nicht zu mir kommen durfte oder konnte: so war ich nach einem halben Jahre allerdings sehr übel daran, da ich von der Krone keinen Heller erhielt. Aber für die Gegenwart hatte ich Geld, und für die Zukunft Hoffnung; daher ließ ich mich nicht abhalten, mir wenigstens für's erste meine Leiden so viel als mög-

lich zu verſüßen. Uebrigens war es in Kurgan ſo außerordentlich wohlfeil, meine Bedürfniſſe ſo gering, und die Gelegenheiten zu Nebenausgaben ſo ſelten, daß ich allenfalls auch wohl ein Jahr mit meinem Geldvorrathe auskommen konnte; und bis dahin konnte ſich ja ſo Manches ändern.

Ich will die Preiſe verſchiedener Lebensmittel anführen, wobei ich noch erinnern muß, daß mein Roſſi mich wahrſcheinlich immer um die Hälfte betrogen hat. Ein Pfund Brot koſtete ungefähr anderthalb Pfennige; — (für fünf Kopeken erhielt ich ein Brot von ſechs Pfunden); das Pfund Rindfleiſch fünf bis ſechs Pfennige; eben ſo viel ein junges Huhn; das Pfund Butter etwa fünfzehn Pfennige; das paar Haſelhühner, Birkhühner und dergleichen höchſtens einen Groſchen; und Haſen konnte man, ohne Balg, auch umſonſt bekommen, da die Ruſſen ſie nicht eſſen; eine Schüſſel Fiſche etwa ſechs Pfennige, eine Klafter Holz acht Groſchen. Quaß konnte auch der durſtigſte Trinker höchſtens für ein paar Pfennige des Tages zu ſich nehmen. — Ich fragte einſt den Hofrath de Grawi, in Gegenwart des Kapitan Isprawnik: wie viel wohl jährlich ein Paar Pferde zu unterhalten koſten möchten. — Mit dreißig Rubeln, verſetzte er, könne man das wohl beſtreiten. »Was?« fiel ihm der Kapitan Isprawnik in's Wort, »dreißig Rubel? Ich ſtelle das Paar, gut gefüttert, für fünf und zwanzig.«

Hieraus kann man abmeſſen, daß die erſten Nothwen-

digkeiten des Lebens in Kurgan äußerſt wohlfeil waren; wenn manche derſelben nur immer zu bekommen geweſen wären! Bäcker und Fleiſcher gab es nicht. Wöchentlich einmal, und zwar Sonntags Nachmittag, wurde eine Art von Markt gehalten, wo man ſich mit Fleiſch und Brot für die Woche verſehen mußte; das Fleiſch blieb aber zuweilen ganz aus.

Einige andere mehr zum Luxus gehörige Artikel waren hingegen auch wieder ſehr theuer. Ein Stoff ſogenannter Franzbranntwein koſtete zwei und einen halben Rubel; ein Pfund Zucker einen Rubel; ein Pfund Kaffee mehr als anderthalb Rubel; guter chineſiſcher Thee das Pfund drei Rubel; ein halbes Dutzend Spiele ſchlechter Karten ſieben Rubel; ein Buch holländiſches Papier gegen drei Rubel.

Doch das waren lauter entbehrliche Sachen, und ich fand zu Ende der erſten Woche, daß ich — Wäſche, Licht und alles andere mitgerechnet — kaum einige Rubel verzehrt hatte. Freilich war meine Tafel die mäßigſte, die man ſich nur immer denken kann; ihre Hauptbeſtandtheile waren gebeuteltes Brot (eine Seltenheit in Kurgan, mit welcher mich der gute de Grawi zweimal wöchentlich verſorgte), und herrliche Butter, die täglich friſch zubereitet wurde. Nie in meinem Leben habe ich beſſere Butter gegeſſen, welches ſehr natürlich zuging, da den Kühen die üppigſten Wieſen zu Weiden dienten. Außer Brot und Butter hatte ich zuweilen ein junges Huhn mit etwas

Reis, auch wohl eine Taube oder Ente, die ich selbst geschossen hatte, und zum Dessert dann einen Becher Quaß. Ich stand zwar immer befriedigt, aber nie eigentlich satt vom Tische auf, und ich glaube, daß ich vorzüglich diesem Umstande meine nicht allein anhaltende, sondern sogar zunehmende Gesundheit verdankte.

Meine Lebensart war übrigens folgende: Morgens um sechs Uhr stand ich auf, und wendete eine Stunde an, russische Vokabeln auswendig zu lernen; denn da von allen Einwohnern des ganzen Städtchens Niemand eine andere Sprache als die russische verstand, so war es für mich höchst nothwendig, daß ich sie besser zu erlernen suchte. Dann frühstückte ich, und schrieb mehrere Stunden an der Geschichte meiner Leiden. Nach dieser mir fast lieb gewordenen Arbeit ging ich, gewöhnlich im Schlafrock und in Pantoffeln, eine Stunde am Tobol spaziren, wo ich mir einen Gang gerade von zwei Werften abgemessen hatte, und wohin ich durch die Hinterpforte gelangen konnte, ohne Jemanden zu begegnen. Bei meiner Zurückkunft las ich noch eine Stunde im Seneca; dann verzehrte ich mein frugales Mittagsbrot, warf mich auf's Bett, schlummerte, und las dann in Pallas oder Gmelin's Reisen, bis Sokoloff kam, mich zur Jagd abzurufen. Nachher trank er gewöhnlich Thee mit mir, wobei wir unsere Schicksale wiederholten, einander unsere Hoffnungen mittheilten, oder unsere Furcht gegenseitig mit schwachem Glauben bekämpften. Wenn er fort war, las ich wohl noch eine Stunde

im Seneca, aß dabei mein Butterbrot, spielte dann eine Weile grande patience *) mit mir selbst, und ging endlich mehr oder weniger schwermüthig schlafen, je nachdem — fast schäme ich mich, es zu gestehen — das Spiel mehr oder weniger günstig für mich ausgefallen war.

Wer jemals recht unglücklich gewesen ist, wird selbst die Erfahrung gemacht haben, daß man nie mehr Hang zum Aberglauben hat, als im Unglück. Was in jeder andern Lage des Lebens gar nichts sein würde, das schafft man sich im Unglück wenigstens zum Strohhalm um; und mit der Ueberzeugung im Herzen, daß dieser selbstgeschaffene Strohhalm keine Mücke tragen werde, greift man dennoch nach ihm, und betrübt sich, wenn er ausweicht. So gestehe ich, daß ich jeden Abend in Kurgan die Karten auf die Frage legte: ob ich jemals die Freude haben würde, meine Familie wieder zu sehen. Kam das Spiel glücklich aus, so — ich kann nicht sagen, daß es mich freute, aber es war mir doch lieb; und kam es nicht aus — ich kann nicht sagen, daß es meine Furcht vermehrte, aber es betrübte mich doch. Lächelt nur, Ihr, deren Nachen immer auf sanft wallenden Bächen schiffte; lächelt nur über den Unglücklichen, der in offener See auf einem Wrak herumtreibt, und sich am Meergrase zu halten strebt! —

So vergingen meine Tage. Ich war übrigens völlig frei, von keines Menschen Auge bewacht. Mein guter alter Unteroffizier André Iwanowitsch kehrte schon zwei Tage

*) Eine Art von Orakelspiel.

nach meiner Ankunft in Kurgan nach Tobolsk zurück, und man hielt es gleich Anfangs nicht für nöthig, seine Stelle zu ersetzen, was man doch bei dem Polen in der ersten Zeit seines Aufenthaltes gethan hatte. Auch wäre jede Bewachung sehr überflüssig gewesen. Unsere Jagd führte uns freilich oft mehrere Werste weit von der Stadt; aber wohin sollten oder konnten wir fliehen? — Kurgan lag vormals an der Grenze der Kirgisen; doch schon seit vielen Jahren war diese Grenze um fünfzehn Meilen weiter hinausgerückt, und dort eine kleine Festung gebauet worden.

Hätte sie aber auch noch jetzt an das Weichbild der Stadt gestoßen, was konnte das Leuten helfen, die von allen Mitteln zur Flucht entblößt waren, und die nicht einmal die russische Sprache recht verstanden, vielweniger die kirgisische. Auch selbst in diesem Falle wäre ein Versuch zur Flucht noch immer ein verzweifeltes Wagstück geblieben; denn die Kurganer erinnerten sich mit Schrecken der Zeit, wo sie nicht vor die Stadt spaziren gehen durften, ohne daß sie der Gefahr ausgesetzt waren, von den herumschweifenden Kirgisen erwischt zu werden. Dann wurden sie an den Schweif des Pferdes gebunden, und mußten laufen, so schnell das Pferd galoppirte. Der Reiter sah sich nicht einmal nach ihnen um, sie mochten schreien und jammern, so viel sie wollten. Erst wenn er bei seiner Wohnung abstieg, untersuchte er, ob sein Gefangener noch lebe, oder schon todt sei. Im ersten Falle machte er ihn zu seinem Sklaven, oder, was noch öfter geschah, ver-

kaufte ihn an die Bucharen, die ihn, Gott weiß wohin schleppten. Wir dankten also dem Himmel, daß wir wenigstens sicher vor diesen Unholden auf die Jagd gehen konnten.

Diese Zerstreuung war immer sehr wohlthätig für mich so wenig Mittel wir auch hatten, uns die Jagd angenehm zu machen. Ein paar elende Flinten, die man immer vier- bis fünfmal abdrücken mußte, ehe sie losgingen, waren alles, was wir besaßen. Einen Jagdhund gab es im ganzen Städtchen nicht, auch nicht einmal einen Pudel, der aus dem Wasser apportirt hätte. Da nun die Steppe mit unzähligen kleinen morastigen Seen durchschnitten war; da Enten und Schnepfen in dieser Jahreszeit fast den einzigen Gegenstand unserer Jagd ausmachten, so mußten nothwendig wir selbst die Stelle der Pudel vertreten, und oft bis an den halben Leib im Wasser waten, um die erlegte Beute zu erhaschen. Mein Pole war mit dieser beschwerlichen Art zu jagen, schon weit mehr vertraut als ich: er ging ohne alle Umstände in die tiefsten Seen, verweilte halbe Stunden lang darin, jagte mir das Wild aus dem Schilfe, suchte das angeschossene und verkrochene, kurz, ersetzte, die Witterung ausgenommen, den besten Jagdhund; doch eben dieser einzige Mangel war hier, bei dem unbeschreiblichen Ueberflusse an Wild, ganz unbedeutend. Ich habe in Europa nie größere Schwärme von Krähen gesehen, als hier Entenschwärme herumflatterten, und zwar von hundert verschiedenen Gattungen. Da gab es sehr

große und sehr kleine, mit langen und kurzen, platten und runden Schnäbeln, mit hohen und niedrigen Beinen: graue, braune, ganz schwarze mit gelben Schnäbeln, und zuweilen auch, doch nur sehr selten, die schöne persische, völlig rosenrothe Ente, mit schwarzem Schnabel und einer Haube auf dem Kopfe, die, wenn man nach ihr schoß, immer jämmerlich schrie, auch ohne getroffen zu sein.

Eben so häufig und eben so verschieden waren die Schnepfen-Arten. Es gab unter andern eine braungelbe, sehr hochbeinige, mit einem Federkranz um den Hals, etwa in der Größe einer Taube. Sie nistete häufig im Schilf, flog, wenn man sich ihr näherte, mit einem unangenehmen Gekreisch, immer im Kreise umher, und war leicht im Fluge zu treffen; doch ihr Fleisch hatte keinen sonderlichen Geschmack. Ein paar Mal habe ich auch sehr hochbeinige, langschnäblige, schneeweiße Vögel, etwa in der Größe einer Gans, angetroffen, die, gewöhnlich zu fünf Stücke beisammen, am Ufer der Seen ihre Nahrung suchten, aber sehr scheu waren, und schon bei einer Entfernung von zweihundert Schritten aufflogen. Ihren Namen habe ich nicht erfahren können.

Außer Enten und Schnepfen gab es auch viele wohlschmeckende Tauben, und endlich noch eine ganz unzählige Menge von schwarzen Amseln, die in dicken Wolken umherflogen, und, wenn sie sich auf einen Busch niederließen, ihn ganz bedeckten. Sie waren sehr delikat zu essen; unser geringer Vorrath von Ammunition erlaubte uns aber nicht, oft nach ihnen zu schießen.

Der Pole ſagte mir, daß in der ſpätern Jahreszeit die Gattungen von Wild ſich noch ſehr vermehrten, und daß es dann Haſen, Birkhühner u. ſ. w. in großer Menge gäbe. Er beſtätigte auch, was ich ſchon in Tobolsk gehört hatte, daß man zuweilen ſogar wilde kalckutiſche Hühner (dort drachwà genannt), antreffe. — Von Bären weiß man um Kurgan nichts; auch Wölfe ſind ſelten, da die Gegend umher für ſie zu flach iſt. Zobel gibt es wenig, aber Hermeline ſehr viel. Große und kleine Habichte ſchweben in zahlloſer Menge in der Luft, und ſind ſo dreiſt, daß man ſie in der Stadt aus den Fenſtern ſchießen könnte.

Da ich immer ein leidenſchaftlicher Jäger geweſen bin, ſo gab mir die Erlaubniß zu jagen einen ſehr angenehmen Zeitvertreib. Man rechne noch hinzu, daß die Steppen, für das Auge, mit den mannigfaltigſten Blumen geſchmückt waren, unter welchen ich beſonders die ſchöne ſchmelzartige Spiraea lilipendula ſehr häufig bemerkte; daß es, für den Geruch, auch große Strecken ganz voll von wohlriechenden Kräutern gab (unter andern von der ſogenannten Eberraute (Artemisia Abrotanum); daß man überall auf zahlreiche, wohlgemäſtete Heerden von Hornvieh und Pferden ſtieß, die ohne Hüter frei herum ſprangen; und daß endlich jeder Tag meines Aufenthaltes das heiterſte Sommerwetter hatte. Dieſer Sommer, über deſſen Kälte und Näſſe man ſich in Liefland ſo ſehr beſchwerte, war in Aſien einer der heißeſten und trockenſten. Zwar gab es täglich Gewitter; ſie zogen aber bald weiter, und erfriſchten die Atmoſphäre nur, ohne ſie gänzlich abzukühlen.

Ein anderer, mich oft angenehm zerstreuender Zeitvertreib waren meine Spazirgänge am Tobol. Es gab da einige Waschplätze, wo die jungen Mädchen aus der Stadt sich versammelten, und nach dem Waschen auch selbst zu baden pflegten. Dieses Baden wurde bei ihnen zu einer bewunderungswürdigen gymnastischen Uebung. Sie schwammen ohne alle Anstrengung über den Tobol hinüber und wieder herüber; sie gaben sich oft lange, auf dem Rücken liegend, den Wellen Preis; sie schäkerten mit einander im Wasser, bewarfen sich mit Sandklumpen, verfolgten sich, tauchten unter, ergriffen einander, und warfen sich um; kurz, sie trieben es oft so arg, daß ein unkundiger Zuschauer alle Augenblicke befürchten mußte, ein Paar von ihnen auf immer untersinken zu sehen. Alles dies geschah übrigens mit der größten Decenz. Da nur die Köpfe aus dem Wasser hervor ragten, so wußte man oft lange nicht, ob Knaben oder Mädchen darin schwammen. Den Busen sehen zu lassen, konnten sie freilich oft nicht verhüten; und das schien ihnen auch ziemlich gleichgiltig zu sein. Wenn sie aber des Spieles müde waren, und nun nicht länger im Wasser bleiben wollten, so betrugen sie sich sehr schamhaft, und baten den neugierigen Zuschauer entweder so lange, bis er sich gutwillig entfernte; oder, wenn dieser zuweilen mit boshafter Schadenfreude dennoch stehen blieb, so zogen die Mädchen am Ufer einen dichten Kreis um die Nackte, die aus dem Wasser hervorkam. Jede warf ihr dann ein Kleidungsstück zu, und in einigen Augenblicken stand sie züchtig bekleidet unter den übrigen.

Frih. Noch nicht, aber bald. Er iſt in ihrem Schlafzimmer.

Langſ. Ey! das darf ich ja nicht leiden. Wie? ich will hinein gehn.

Frih. Hüten Sie ſich, er hat ſechs handfeſte Kerls bey ſich, gedungene Banditen.

Langſ. Ich will meine Leute rufen.

Frih. Die hat der Böſewicht alle betrunken gemacht, ſie ſind nicht zu ermuntern. Hörten Sie nicht, wie die Tante ſchrie?

Langſ. Ja ja, ſie ſchrie mit einer recht gellenden Stimme.

Frih. Jetzt iſt ſie ſtill. Vermuthlich hat man ſie geknebelt.

Langſ. Geknebelt? ſo daß ſie nicht reden kann? die arme Frau, das wird ihr ſehr verdrüßlich ſeyn.

Frih. Suchen Sie nur ſchnell der wirklichen Entführung vorzubeugen.

Langſ. Ja, was kann ich denn dabey thun?

Frih. Mit Gewalt iſt freylich nichts auszurichten. Aber ich weiß ein Mittel. Sellicourt

Immer waren dieſe Mädchen munter und muthwillig; immer lachten und ſchäkerten ſie. Der Kapitan Isprawnik, ein großer Verehrer des ſchönen Geſchlechtes, kam zuweilen gegen Abend zu mir, blos um ſich an mein Fenſter zu ſetzen, und die ſämmtlichen Schönheiten von Kurgan, welche immer um dieſe Zeit Waſſer holten, vorbei paſſiren zu ſehen. Er nannte mir dann eine nach der andern, rühmte auch mehrere als gutwillig; und die verſchämte Freundlichkeit, mit der ſie ihm zuzunicken pflegten, bewies, daß er aus Erfahrung ſprach.

Die Anfangs häufigen Beſuche der Herren Kurganer waren mir oft ſehr läſtig, ob ich gleich ihre gute Abſicht nicht verkannte. Ein Schreiber — oder etwas dergleichen — der mir gegenüber wohnte, hatte mich einigemal am Fenſter meine Morgenpfeife rauchen ſehen. Da er ſelbſt ein Liebhaber von Tabak war, ſo ſchickte er mit der erfreulichen Botſchaft herüber, daß er jeden Morgen ſeine Pfeife bei mir rauchen und mir einige Stunden die Zeit verkürzen wolle. Ich hatte alle mögliche Mühe, ihm ſein wohlwollendes Projekt aus dem Sinne zu reden. Er und die andern Herren in Kurgan begriffen nicht, wie ich immer allein ſein, und gern allein ſein könne. Sie wußten nicht, daß man mit dem Bilde einer geliebten Gattin im Herzen, und mit dem Seneca in der Hand nirgends allein iſt.

Dem Seneca verdanke ich unbeſchreiblich viel! Schwerlich hat ſeit achtzehnhundert Jahren ein Menſch ſein Andenken ſo innig geſegnet wie ich. Oft, wenn die Verzweif-

lung ihre Kralle nach mir ausstreckte, ergriff ich die Hand dieses Freundes, der täglich Geduld und Muth in meine Brust goß. Die Aehnlichkeit unserer Schicksale kettete mich näher an ihn. Er wurde unschuldig exilirt, und schmachtete acht Jahre lang zwischen den öden Felsen von Korsika. Die Beschreibung, die er von seiner Lage entwirft, war so passend auf die meinige; seine Schilderung des Klima, der rohen Sitten; seine Klagen über die fremde, rauhe Sprache: alles war auf mich anwendbar. Und endlich die mancherlei kräftigen Sprüche gegen die Todesfurcht, welche er überall in seine Werke verwebt hat! Ich sammelte sie sorgfältig, machte sie meinem Verstande und meinem Herzen eigen, und trug sie immer bei mir, wie Friedrich der Große das wohlthätige Gift, dessen er sich, wenn jede Hoffnung verschwunden wäre, bedienen wollte.

Ich kann meine damalige Gemüthsstimmung nicht besser schildern, und zugleich jedem Unglücklichen, dem diese Blätter in die Hände fallen, keinen besseren Trost gewähren, als wenn ich einige Stellen mittheile, die ich durch tägliches Wiederholen mir nicht blos in das Gedächtniß zu prägen strebte.

»Kann das letzte Uebel ein großes Uebel sein? — Den Tod verachten lernen, ist das so schwer? — Geschieht es doch täglich um kleiner Dinge, um elenden Gewinnes willen. Ein Sklave stürzt sich von dem Dache, um der wüthigen Laune seines Herrn zu entgehen; ein Flüchtling durchbohrt seine Brust, aus Furcht, ergriffen zu werden: warum soll Muth nicht wirken, was Furcht vermag?«

»Verluſt des Lebens, der einzige, den man nicht einmal beklagen kann!«

»Du fällſt in Feindes Hand; er läßt dich fortſchleppen — wohin? — Auch ohne ihn gingſt du ſchon dieſen Weg; wahrlich! du gingſt ihn ſeit dem Tage deiner Geburt! — Erblickſt du erſt heute das Schwert, das über deinem Haupte hängt? — Sieh denn ruhig der letzten Stunde entgegen, daß nicht die Furcht vor ihr alle übrigen vergifte.«

»Nicht gut und edel leben, nur lange leben, iſt jedes Menſchen Ziel; und doch iſt Jeder Herr des erſtern, keiner des letztern.«

»Der Tod iſt die Schwelle von der Wohnung der Ruhe; und du zitterſt noch auf der Schwelle?«

»Wir ſind große Kinder, die ſich vor dem Tode, wie die kleinen Kinder vor ihren nächſten Verwandten fürchten, wenn dieſe eine Larve vor das Geſicht halten. Wer iſt uns näher verwandt, als der Tod? — Reiß ihm muthig ſeine Larve ab! Nimm ihm das Beil, den Strick; nimm ihm das Gefolge von Aerzten, Pfaffen und Klageweibern: was bleibt übrig? — Nur der Tod.«

»Winſeln und Heulen ſchrecke dich nicht; denn das iſt nur der Schmerz, nicht der Tod. Den Schmerz erträgt jeder Podagriſt, jeder erſchöpfte Wollüſtling, jedes junge Weib in Kindesnöthen. Je heftiger der Schmerz iſt, deſto ſchneller geht er vorüber.«

»Ich werde ſterben — das heißt: ich werde aufhören

kränklich zu sein; meine Fesseln werden sich lösen; ich werde aufhören um Weib und Kind zu jammern; ich werde selbst dem Tode nicht länger unterworfen bleiben.»

»Der Tod befreiet dich von jedem Uebel, sogar von der Furcht vor ihm selbst.»

»Sterben wir nicht jeden Tag? — Das Kind wächst und nimmt zu; aber sein Leben nimmt ab. Wir theilen jeden Tag mit dem Tode. Es ist nicht blos der letzte Tropfen, der den Becher leert; sterben vollendet den Tod nur.»

»So lange du lebst, lerne sterben, wenn du gleich das Gelernte nur Einmal übst. Sterben lernen, heißt Sklave zu sein verlernen.»

»Kinder und Wahnsinnige fürchten den Tod nicht. Wie schimpflich wäre es für die Vernunft, uns nicht geben zu können, was der Wahnsinn gewährt!»

»Wieder werden, was ich einst war: das ist der Tod. Aber ist denn das Licht unglücklicher, wenn es verlischt, als vorher, da es noch gar nicht angezündet war? — Sind nicht auch wir Lichter, die der feurige Hauch der Natur anzündet und ausbläst? — Der Wind spielt freilich oft mit der Flamme; doch vor- und nachher tiefe Ruhe. — Es ist ein Irrthum, daß wir meinen, der Tod folge dem Leben blos; er geht auch vor ihm her. Gar nicht anfangen, oder endigen, das läuft auf Eins hinaus.»

»Der Tod ist entweder das Ziel der Reise, oder nur ein Ruhepunkt, wo wir die Kleider wechseln. Ist er das

letztere: wohl uns! wir gewinnen; denn unſere Kleider waren überall zu enge. — Iſt er aber das Ziel, ſo war er freilich der Reiſe nicht werth; doch wir entſchlafen ermüdet, und fürchten keine Träume."

»Wir ſchiffen nur an der Küſte des Lebens. Kindheit, Jugend und Alter fliegen, gleich Städten und Dörfern, an uns vorüber. Endlich erblicken wir den Hafen; und wir Thoren meinen, es ſei eine Klippe."

»Der Zwang iſt hart; aber wer zwingt dich, unter dem Zwange zu leben? — Tauſend Wege führen zur Freiheit, kurze, leichte Wege. Dank den Göttern, die keinem Menſchen das Leben mit Gewalt aufdringen!"

»Leben iſt kein Glück, ſondern frohleben. Darum lebt der Weiſe nur, ſo lange er muß, nicht ſo lange er kann. Wenn der Gram an ſeiner Ruhe nagt, ſo wirft er die Laſt von ſich. Den Tod erwarten, oder ihm — früher oder ſpäter — entgegen gehen: das gilt ihm gleich; das Gefäß tropfenweiſe leeren, oder es auf einmal ausſchütten: das gilt ihm gleich. Aber wohl oder übel ſterben, das gilt ihm nicht gleich. — Wer ſich der Gefahr, elend zu leben, entzieht, der ſtirbt wohl."

»Der Rhodier Teleſphorus war ein Feigherziger. Von dem Tirannen in einen Käfig geſperrt, und gleich einem wilden Thiere gefüttert, ſagte er: ſo lange man noch lebt, hat man das Recht zu hoffen. — So dürfte man das Leben um jeden Preis kaufen? — Du ſagſt: das Glück vermag Alles für den Lebenden! — und ich ſage: es vermag nichts gegen den, der zu ſterben weiß."

»Wie oft läßt man Ader, um Kopfſchmerzen zu vertreiben! Und du könnteſt anſtehen, dir eine Ader zu öffnen, um den Schmerz eines jammervollen Lebens hinweg rinnen zu laſſen? —"

»Es gibt Tugendprediger, die den Selbſtmörder einen Sünder ſchelten; es ſind Hunde, die dich an der Pforte der Freiheit anbellen. Der Schöpfer war mitleidiger. Nur Ein Weg führt in's Leben; tauſende führen hinaus! —"

»Ich darf das Haus wählen, wo ich wohnen, das Schiff, auf dem ich reiſen will; und ich ſollte den Tod nicht wählen dürfen, der mich jenſeits geleiten ſoll? —"

»Ein langes Leben iſt nicht immer das beſſere; aber ein langſamer Tod iſt ſtets der ſchlimmere. Darum gehorche der Tod unſerer Willkür! Von unſerm Leben ſind wir Andern Rechenſchaft ſchuldig: von unſerm Tode nur uns ſelbſt."

Ich will nicht läugnen, daß unter dieſen Sprüchen ſich manche blos glänzende Gedanken befinden, die eine nähere Prüfung nicht aushalten; aber wer wird es mir in meiner damaligen Lage verdenken, daß ich eine ſolche nähere Prüfung ſorgfältig vermied? Wenn nun vielleicht nach wenigen Monaten die letzte Hoffnung für mich verſchwand; wenn Schrecken und Gram meine gute Frau in's Grab geſtürzt hatten; oder wenn Obuljaninew *), noch grauſamer als der Tod, ſie verhinderte, zu mir zu kommen; wenn

*) Der General-Procureur unter Paul I.

mit den letzten Tagen des Sommers auch meine geringe Baarschaft zu Ende ging; wenn ich dann in einer Kälte von dreißig Graden vielleicht für Tagelohn arbeiten mußte, um trocknes Brot und Quaß zu verdienen: — was blieb mir übrig als der Tod? —

Mein Entschluß war reiflich erwogen und gefaßt. Auf den Fall, daß meine geliebte Gattin zu mir kam, hatte ich den letztern, den einzig möglichen Plan zu meiner Rettung ausgedacht. Er gründete sich auf die Erfahrung, daß man durch ganz Rußland von einem Ende bis zum andern reisen kann, ohne visitirt zu werden. Auf diesen Umstand baute ich folgendes Projekt:

In meinem größeren Zimmer sollte ein Verschlag von Bretern, und in dem äußersten Winkel desselben noch eine Art von Kleiderschrank angebracht werden. Nach dieser Zurüstung wollte ich für's erste mit meiner Familie zwei Monate lang ruhig, und dem Anscheine nach zufrieden leben, dann aber eine immer zunehmende Kränklichkeit, und endlich eine Geisteszerrüttung affektiren. Diese Epoche mußte wieder einige Monate dauern. Dann wollte ich eines Abends in der Dunkelheit meinen Pelz und meine Mütze am Ufer des Tobol neben das Loch legen, welches immer zum Wasserschöpfen offen gehalten wird, hierauf leise zurückschleichen und mich in dem oben offenen Schranke verbergen.

Meine Frau macht Lärm. — Man sucht mich — findet meine Kleider. — Es ist klar, daß ich mich in das Loch

geſtürzt habe — ein zurückgelaſſener Brief beſtätigt es. — Meine Frau iſt in Verzweiflung — am Tage muß ſie das Bett hüten — des Nachts ſteckt ſie mir Lebensmittel zu. — Der Vorfall wird nach Tobolsk, und von da nach Petersburg gemeldet. Dort legt man den Bericht bei Seite, und vergißt mich. — Einige Zeit nachher erholt ſich meine Frau ein wenig, und bittet nun um einen Paß nach Liefland, der ihr nicht abgeſchlagen werden kann. — Sie kauft eine große Schlitten-Kibitke, worin es ſich bequem ausgeſtreckt liegen läßt: wirklich das einzige Fuhrwerk, mit dem man ſo etwas zu unternehmen wagen dürfte. Ich fülle den runden Bauch desſelben — über mich thürmt man Kiſſen und Reiſegepäck. Meine Frau ſetzt ſich zu mir, lüftet meinen Kerker, ſo oft ich es bedarf; — und wenn ich anders nur Kräfte genug habe, die lange Reiſe auf dieſe unbequeme Art zu vollenden, ſo iſt es unbezweifelt gewiß, daß wir ohne irgend ein Hinderniß vor meinem eigenen Hauſe in Friedenthal anlangen: denn, wie geſagt, nie fällt man innerhalb der Grenzen von Rußland einem Reiſenden mit Viſitiren beſchwerlich, und man kann von Polangen bis nach Aſchukotskoi-Noß reiſen, ohne daß ſich Jemand darum bekümmert, was man im Wagen bei ſich habe.

Der Hauptpunkt war alſo nur die Kunſt, meinen Tod recht wahrſcheinlich zu machen, was um ſo weniger ſchwer ſein konnte, da wir in Kurgan mit Leuten zu thun hatten, die gewiß keinen Betrug argwohnten, und auch nicht

Fähigkeit genug beſaßen, einen etwas fein geſponnenen zu entdecken.

War ich einmal in Friedenthal, ſo konnte ich dort für's erſte leicht vor Aller Augen verborgen werden. Dann hatte ich ja in Eſthland mehrere Freunde, auf die ich — um mich ſo ſtark als möglich auszudrücken — eben ſo ſicher rechnen konnte, als auf meine Frau. Knorring oder Huek würden mich auf eben die Weiſe nach Reval transportirt — der edle Friedrich von Ungern-Sternberg würde mich dann auf ſeine Güter bei Hapſal, und von da, mit einem eigenen Schiffe, nach ſeinen Beſitzungen auf der Inſel Dagö gebracht haben, von wo ich mit dem erſten guten Winde, auf einem Fiſcherboote, in zwölf Stunden nach Schweden gelangen konnte. — Wie geſagt, es kam wirklich nur darauf an, ob mein Körper die Reiſe auf dieſe Art aushielt; übrigens war der Plan für einen Glücklichen, der eine ſolche Frau und ſolche Freunde hat, ſehr ausführbar.

Das Projekt zur Flucht, welches ich ſchon in Liefland entworfen hatte, und von dem ich nun auch ohne weitere Zurückhaltung ſprechen darf, beruhte auf ähnlichen Gründen. Dort fand ich meinen vermeinten Tod in der Düna, und verbarg mich in den Ruinen von Kokenhuſen. Herr von Löwenſtern ſollte ſich ſtellen, als ob er meinen Leichnam im Fluſſe emſig ſuchen ließe. Nach allen vergebens angewendeten Bemühungen konnte er dem Hofrath ein Zeugniß über meinen Tod ausfertigen; ſo wurde ich in

Petersburg vergeſſen, die Sache war abgethan, und es wäre meinen Freunden dann leicht geworden, mich auf die oben beſchriebene Weiſe zu retten. — In einer Rückſicht ſchien indeſſen die Ausführung in Kurgan leichter. Es ließ ſich nämlich leicht begreifen, daß ein Leichnam, der unter die Eisdecke des Tobol gerathen war, nicht gefunden wurde; das vergebliche Suchen in der ungefrornen Düna aber hätte doch wohl Verdacht erregen können. In Sibirien war es überdies nicht ungewöhnlich zu hören, daß ein Unglücklicher ſein elendes Leben eigenmächtig verkürzt habe.

Mein Freund Kiniäkoff meinte, es ſei auch leicht, ſich unter einer paſſenden Verkleidung an eine aus China kommende Karawane anzuſchließen; und er ſelbſt würde einen Verſuch, ſich auf dieſe Weiſe zu retten gewagt haben, wenn der edle Mann nicht befürchtet hätte, das Schickſal ſeiner Brüder dadurch zu erſchweren. Für mich, als Fremdling, war dieſe Unternehmung unthunlich, da man, wenn ſie gelingen ſollte, entweder wirklich ein Eingeborner ſein, oder doch die Landesſprache vollkommen ſprechen müßte, um für einen ruſſiſchen Fuhrmann gehalten zu werden. Ich blieb daher bei meinem eigenen Plane, ſchrieb meiner Frau alles vor, was ſie zur Erleichterung desſelben mitbringen ſollte, und gab ihr einen Wink von meinem Vorhaben, indem ich ihr in jedem Briefe wiederholte: »ſie ſolle, wenn ſie zu mir komme, mir mehr werden, als Lodoiska ihrem Louvet.«

eures Wagen ſteht unten vor der Gartenthür; gehn Sie ſchnell hinunter und ſetzen ſich in den Wagen. Wenn der Räuber dann mit ſeiner Beute kömmt, und plötzlich den beleidigten Gemahl erblickt, ſo wird er vor Schaam und Schrecken verſtummen.

Langſ. Wird er? iſt das gewiß?

Fritz. Ganz gewiß. Die Tante wird Ihnen allein Ihre Rettung verdanken, und in Zukunft die größte Sorgfalt für Ihre Ruhe tragen.

Langſ. Werd' ich dann auch keine Hühner mehr aus den Garten jagen?

Fritz. Alle Hühner werden morgen geſchlachtet, um die glückliche Rettung durch einen Schmauß zu feyern.

Langſ. Auch der kalekutſche Hahn?

Fritz. Auch der.

Langſ. Ach! wenn ich das wüßte!

Fritz. Nur geſchwind! fort!

Langſ. Aber die Nacht iſt kühl — ich bin dünn angezogen, ich erkälte mich.

Fritz.

Auch in Kurgan fand ich einen guten Menschen, der sich selbst zum Bestellen meiner Briefe erbot, und durch den meine gute Frau wirklich schneller als auf allen übrigen Wegen einen Brief von mir erhalten hat. Aus leicht begreiflichen Ursachen nenne ich ihn nicht; vor Gott hat ihn mein Herz schon tausendmal genannt.

O, wie bedauere ich die armen schwarzgalligen Philosophen, die der menschlichen Natur eine angeborne Verderbtheit andichten! Mich hat mein Schicksal in dem Vertrauen auf Menschen bestärkt. — Wie wenige Gefühllose erscheinen in dieser Erzählung! wie wenige, die dem Hofrath oder dem Herrn Prostenius gleichen! — Ja, ich sage mit froher Ueberzeugung: sei unglücklich, und du wirst überall Freunde finden, im fernsten, ödesten Winkel der Erde wird man dir Arme und Herzen öffnen.

Auch die guten, unverdorbenen Kurganer kamen mir mit offenen Armen und Herzen entgegen. Zu allen ihren kleinen Festen wurde ich eingeladen; jede ihrer Freuden und jeden ihrer Leckerbissen mußte ich mit ihnen theilen. Als Schriftsteller hatten sie mich bisher nicht gekannt; aber ein Artikel, der gerade damals in der moskowischen Zeitung stand, und worin des ausgezeichneten Beifalles erwähnt wurde, dessen meine Schauspiele bei den Engländern genössen, verschaffte ihnen auch diese Bekanntschaft, und gab mir in ihren Augen einen noch größeren Werth. Die gutgemeinte Zudringlichkeit, mit welcher sie mich zu zerstreuen und in ihre Gesellschaften zu ziehen suchten, fiel

mir in der That oft läſtig. Theils war mein Gemüth ſo wenig zur Geſelligkeit geſtimmt; theils mangelte auch ihren geſelligen Freuden für einen verwöhnten Europäer jeder Reiz.

Hier ein Beiſpiel. Der Aſſeſſor Juda Nikititſch wollte ſeinen Namenstag feſtlich begehen: einen Tag, der in Rußland bekanntlich weit höher gefeiert wird, als der Geburtstag. Er kam des Morgens früh ſelbſt zu mir, und bat, daß ich mich gegen zwölf Uhr Mittags in ſeiner Behauſung einfinden möchte, wo die ſämmtlichen Honoratioren des Städtchens verſammelt ſein würden. Ich kam. Bei meinem Eintritte wurde ich mit einem Geheul von fünf Menſchen empfangen, die hier für Sänger galten, und die, indem ſie der Geſellſchaft den Rücken zukehrten, und die rechte Hand, um den Schall zu verſtärken, an den Mund hielten, ein Lied in den Winkel der Wand hinein brüllten. Jeder Eintretende wurde ſo bewillkommt. — Eine große Tafel ſeufzte unter der Laſt von zwanzig Schüſſeln, doch ohne Kouverts oder Stühle für die Gäſte. Alles hatte vielmehr das Anſehen eines bloßen Frühſtücks (sakuschka, wie man es in Rußland zu nennen pflegt). Die Hauptſchüſſeln beſtanden aus ſogenannten Piroguen, einer Art Paſteten, die ſonſt gewöhnlich mit Fleiſch, dies Mal aber, wegen der Faſten, mit allerlei Fiſchgattungen gefüllt waren. Außerdem gab es noch eine Menge marinirter Fiſche, und Backwerk, auf verſchiedene Art zubereitet. Der Wirth vom Hauſe ging dabei mit großen

Flaſchen Branntwein umher, und ſchenkte ſehr fleißig ein. Es wurde ſehr oft und ſehr viel auf ſeine Geſundheit getrunken, doch, zu meinem größten Erſtaunen, ohne daß irgend einer der Gäſte Spuren von Trunkenheit zeigte. Wein gab es nicht; und nur in Tobolsk, bei dem Gouverneur, habe ich einen inländiſchen, ziemlich trinkbaren Wein gefunden, den er, wenn ich nicht irre, aus der Krimm hatte kommen laſſen. Dagegen tiſchte Juda Nikititſch eine andere Seltenheit auf, nämlich Meth, der zwar ſehr hoch gehalten wird, weil es in Sibirien keine Bienen gibt, dem aber doch die ſämmtlichen Gäſte, mich ausgenommen, den geliebten Branntwein vorzogen.

Ich erwartete nun jeden Augenblick, daß ſich ein anderes Zimmer öffnen und uns die Mittagstafel zeigen würde; aber, ſiehe da! — Einer nach dem Andern nahm ſeinen Hut und ſchlich davon. Ich mußte mich alſo wohl entſchließen dasſelbe zu thun.

Iſt damit das Feſt zu Ende? fragte ich den alten de Grawi, der mit mir ging.

»Gott behüte!« verſetzte er: »jetzt begibt ſich ein Jeder nach Hauſe, um zu ſchlafen; man ſchläft bis fünf Uhr, und dann verſammelt man ſich wieder.« —

Auch ich ſtellte mich denn zu der beſtimmten Zeit wieder ein. Die Scene hatte ſich verändert: der große Tiſch ſtand zwar noch mitten im Zimmer, aber, anſtatt mit Piroguen, Fiſchen und Branntwein, war er jetzt mit Kuchen, Roſinen, Mandeln und einer Menge chineſiſcher, zum Theil ſehr

leckerer Konfitüren bedeckt, worunter ſich beſonders eine Art von feſter Aepfelmarmelade, in Striemen geſchnitten, auszeichnete.

Jetzt erſchien auch die Frau vom Hauſe, ein junges hübſches Weib; auch kamen von allen Seiten die Ehehälften und Töchter der Vormittags-Gäſte in ihren altmodiſchen Staatskleidern herbei. Es wurde Thee mit Franzbranntwein, und Punſch gegeben, bei welchem die Gluckwa-Beere (Vaccinium Oxycoccus L.) die Stelle der Zitronen vertrat. Nun wurden Kartentiſche geſetzt und Boſton geſpielt, ſo lange nur immer der reichlich genoſſene Punſch die Karten zu unterſcheiden erlaubte. Als die Zeit zum Abendeſſen heranrückte, entfernte ſich Alles, wie Vormittags, und das Feſt hatte ein Ende.

Man wird leicht glauben, daß ich alle meine Geſelligkeit aufbieten mußte, um an ſolchen Unterhaltungen Theil zu nehmen. Wie froh war ich, wenn ich wieder in meinem einſamen Zimmer Athem ſchöpfen, oder, mit der Flinte über der Achſel, an der Seite meines biederen Sokoloff, hinaus in das freie Feld wandern durfte!

So verfloſſen meine Tage in Kurgan. Die Geſundheit, deren ich ununterbrochen genoß, und die, ob ſie gleich ſeit vielen Jahren bei mir nur ein ſeltener Gaſt geweſen war, jetzt auf Einmal wieder mein unzertrennlicher Gefährte wurde, trug wohl am meiſten dazu bei, mir eine Art von frohem Muth zu erhalten. — Ich hoffte! — Schon ſah ich im Geiſte meine Familie um mich her. Vereinigt,

konnten wir auch in Kurgan nicht unglücklich ſein. Wohl mir! das fühlte ich tief in meiner und meiner Gattin Seele! —

Aber das war ja auch nicht meine einzige, meine letzte Hoffnung. — Hatt' ich denn nicht ein Memorial an den Kaiſer abgehen laſſen? — an einen Kaiſer, der wahrhaftig gern Gerechtigkeit übte, und ſich nie ſchämte, eine Aufwallung wieder gut zu machen, zu der Verleumdung oder Argwohn ihn zuweilen verleitete; — an einen Kaiſer, der ſelbſt ein zärtlicher Vater war, und zu deſſen Herzen die Stimme der Natur den Weg auch durch die Verſchanzungen eines General-Procureurs Obuljaninow fand! — Wie herzlich wünſchte ich meinem Hofrath eine glückliche Reiſe! wie oft berechnete ich die Wochen und Tage, die er brauchen würde, um in Petersburg anzukommen! die Wochen und Täge, welche dann wieder erforderlich waren, die Entſcheidung meines Schickſals von den Ufern der Newa bis an die Ufer des Irtiſch zu bringen! Zu Ende des Auguſt durfte ich, wenn Alles ſchnell ging, meines Bedünkens, dem Endurtheil entgegen ſehen.

Ich hatte mich verrechnet! — Gott ſei Dank! ich hatte mich verrechnet! —

Die Hand, die uns durch dieſes Dunkel führt,
Läßt uns dem Elend nicht zum Raube,
Und wenn die Hoffnung auch den Ankergrund verliert,
So laß uns feſt an dieſem Glauben halten;
Ein einz'ger Augenblick kann Alles umgeſtalten.

Inhalt.

Einleitung. — Brief des ruſſiſchen Geſandten in Berlin. — Reiſe von Weimar nach Berlin. — Guter Rath des ruſſiſchen Geſandten. — Letzte Warnung in dem pommerſchen Städtchen Zanow. — Ankunft auf der ruſſiſchen Grenze. — Verhaftnehmung. — Abreiſe nach Mietau, in Begleitung eines Offiziers und eines Koſaken. — Verzeichniß und Inhalt der weggenommenen Papiere. — Ankunft in Mietau. — Vorfälle in dem Hauſe des Gouverneurs von Curland. — Portrait des Hofraths Schtſchekatſchin. — Befehl zur Abreiſe nach Petersburg und Anſtalten dazu. — Portrait des Senats-Couriers Alexander Schulkins. — Grauſame Trennung von Frau und Kindern. — Entdeckung, daß Sibirien das eigentliche Ziel der Reiſe ſei. — Entſchluß und Vorbereitungen zur Flucht. — Nächtliche Entweichung. — Verbergung in die liefländiſchen Wälder. — Gehoffte Zuflucht auf Stockmannshof, und Begebenheiten daſelbſt. — Herr Proſtenius vernichtet jede Hoffnung. — Abermalige Verhaftnehmung. — Edelmuth der Frau von Löwenſtern und ihrer Familie. — Abreiſe von Stockmannshof. — Sicherheitsmaßregeln, welche getroffen werden. — Des Herrn von Korf menſchenfreundliche Behandlung. — Troſtgründe des Hofraths und des Couriers. — Hoffnungen. — Geldererpreſſungen. — Gaſtfreiheit der ruſſiſchen Bauern. — Vorſichtsmaßregeln gegen die Verzweiflung des Verwieſenen. — Pelzk. — Rapporte des Hofraths. — Smolensk. — Barbariſches Verfahren. — Moskau. — Empörender Betrug. — Verwegenheit, des Hofraths einzige Tugend. — Gefahr, bei Waſilskoe in der Sura zu ertrinken. — Ein Unglücksgefährte. — Ein Greis von hundert und dreißig Jahren. — General Mertens. — Kaſan. — Gaſtfreie Aufnahme daſelbſt. — Sammlung von Materialien zu einer Bittſchrift an den Kaiſer. — Ein junges kotariſches Weib. — Grauſame Täuſchung der letzten Hoffnung. — Reiſe durch die permiſchen Wälder. — Perm. — Das Gewitter. — Die ſibiriſchen Bauern. — Ekaterinaburg. — Entdeckung der heim-

lichen Schreiberei. — Grenze von Tobolsk. — Der arme alte Wahnsinnige. — Ankunft in Tobolsk. — Erstes Gespräch mit dem Gouverneur. — Quartier in Tobolsk. — Uebergabe des Verwiesenen an einem Polizei-Offizier. — Herr von Kiniäleff. — Baron Sommaruga. — Geschichte seiner bewundernswürdigen Gattin. — Graf Soltikow. — Kaufmann Becker. — Psychologisches Phänomen. — Hofrath Peterson — Auszug eines Memorials an den Kaiser. — Edelmuth des Gouverneurs. — Erlaubniß, einen Bedienten anzunehmen. — Der Italiener Ruß oder Rossi. — Plötzliche Einschränkung der bisherigen Freiheit. — Zartes Mitleid der tobolskischen Krämer. — Beschreibung der verschiedenen Gattungen von Verwiesenen und der Art sie zu behandeln. — Schicksal des Oberstlieutenants aus Räsan. — Des Verfassers Lebensweise in Tobolsk. — Unglückliche Lage des Gouverneurs. — Beschreibung von Tobolsk — Der Fischmarkt. — Das Theater. — Die Ressource. — Maskeraden und Bälle. — Klima von Tobolsk. — Produkte des Bodens. — Krankheiten. — Ankündigung der Nothwendigkeit, Tobolsk zu verlassen. — Wagen-Verkauf und Prellerei. — Vorbereitungen zur Abreise. — Die Oberpriesterin der Sonne. — Reise nach Kurgan — Botanische Merkwürdigkeit. — Gastfreiheit der sibirischen Bauern. — Ankunft in Kurgan. — Beschreibung des Städtchens. — Empfang der ersten obrigkeitlichen Personen. — Geschichte und Charakter des Hofraths de Grawi. — Der Pole Iwan Sokoleff. — Das erste angewiesene Quartier. — Portraits einiger Honoratioren von Kurgan. — Geschichte des edlen Polen. — Miethe einer Wohnung für den Verfasser, und Beschreibung derselben. — Preise der Lebensmittel. — Frugaler Tisch. — Lebensweise des Verfassers und sein Aberglaube. — Die benachbarten Kirgisen. — Die Jagd. — Spazirgänge am Tobol. — Die kurganischen Mädchen. — Seneca. — Plan zur Flucht. — Beschreibung der Feier eines Namensfestes. — Schluß.

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Fünfundvierzigster Band.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Frih. Warten Sie. Hier sind einige Sachen die wir gebrauchen können. Da, erstens einen Pudermantel Feine Leinwand schützt vor der Luft. (er zieht ihm den Pudermantel an)

Langs. Aber der Kopf.

Frih. Hier ist eine Haube mit einem Schleyer. Der Schleyer ist vortrefflich für die bösen Nebel. (er setzt sie ihm auf) So. Jetzt will ich Sie selbst begleiten, und nicht eher von Ihrer Seite gehn, bis ich Ihnen selbst in den Wagen geholfen habe. (er führt ihn fort)

Langs. Du guter Vetter! aber wenn sie nur bald kommen, sonst schlaf ich im Wagen ein.

Ende des vierten Akts.

Das merkwürdigſte Jahr

meines Lebens.

Von

August von Kotzebue.

Zweiter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Inter spem, curamque, timores inter et iras,
Grata supervenict, quae non sperabitur, hora.

Horatius.

Das
merkwürdigſte Jahr meines Lebens.

Zweiter Theil.

Am 7. Julius, einem heitern, ſchönen Tage, hatte ich des Morgens meine gewöhnliche Beſchäftigung vorgenommen: ich ſchrieb an meiner Leidensgeſchichte. Gegen zehn Uhr trat der Hofrath de Grawi zu mir herein. Nach einer kurzen unbedeutenden Unterhaltung ergriff er, ſeiner läſtigen Gewohnheit gemäß, die Karten, ſetzte ſich und ſpielte grande patience, wodurch er meine eigene patience oft ſehr hart auf die Probe ſtellte: denn ich mußte mich, als müßiger Zuſchauer, oft manche Stunde mit langer Weile plagen, und der gutmüthige Unbarmherzige hatte gar keine Ahnung davon, daß auch einem Verwieſenen in Kurgan die Zeit koſtbar ſein könne. Auch heute ſaß er bis nach eilf Uhr. Ich ging ſchweigend, voll innern Unwillens, auf und nieder, und nur Einmal nahm ich Theil an dem Spiel, als er mich fragte: über welchen Gegenſtand er die Karten legen ſolle; und ich ihm antwortete: auf die Hoffnung, meine Frau bald hier zu ſehen. Es kam diesmal glücklich aus, und er freuete ſich herzlich darauf, Chriſtina Karlowna bald bei ſich zu bewirthen.

Endlich erinnerte er ſich, daß er noch Geſchäfte in ſeinem Gerichte habe, und ging weg. Kaum war er fort, ſo ſetzte ich mich wieder an meinen Tiſch, um noch ein Stündchen zu ſchreiben. Mitten in einer Periode unterbrach mich mein Bedienter, der in die Thür hinter mir trat, und ſagte: Eh bien, Monsieur, encore quelque chose de nouveau *)!

*) Wohlan, mein Herr, ſchon wieder etwas Neues!

Ich hörte das nur mit halbem Ohr, glaubte, er wolle mir eine neue Liebesgeſchichte mittheilen (deren er, ſeit unſerer Ankunft, wohl ſchon zwanzig an- und ausgeſponnen hatte), drehte, ohne die Feder wegzulegen, den Kopf nachläſſig nur halb nach ihm hin, und antwortete: quoi donc *)?

Dans ce moment, verſetzte er, un dragon est venu vous prendre **). Ich wurde von Entſetzen ergriffen, ſprang auf, und ſtarrte ihn ſprachlos an.

Oui, oui, fuhr er fort; nous irons peut-être encore aujourd'hui à Tobolsk ***).

Comment? ſtammelte ich.

Er führte mir nun einen Mann herein, der den Dragoner ſelbſt geſehen, deſſen Ausſage ſelbſt gehört, und ihn bis zu de Grawi begleitet hatte, dann aber voraus gelaufen war, mich davon zu benachrichtigen. Den weitern Inhalt der mitgebrachten Depeſchen wußte er nicht.

Was ſollte ich vermuthen? — Meine Freiheit? Nein! warum würde ich denn nach Tobolsk zurückgebracht? Es gab ja einen weit näheren Weg, gerade nach Ekaterinaburg: warum ließe man mich einen Umweg von fünfhundert Werſten machen? Auch konnte ja die Entſcheidung des Monarchen auf mein Memorial noch lange nicht eintref-

*) Was denn?

**) In dieſem Augenblick iſt ein Dragoner angekommen, um Sie zu holen.

***) Ja, ja, wir gehen vielleicht noch heute nach Tobolsk.

sen. — Mir blieb also nur die schreckliche Wahrscheinlichkeit, daß ich von Tobolsk aus noch tiefer in das Land gebracht werden sollte, vielleicht wohl gar in die Bergwerke, vielleicht nach Kamtschatka. — Ich stand bebend da, suchte mich zu fassen, ergriff schnell das Heft, an dem ich geschrieben hatte, rannte nach meinen noch übrigen Banknoten, knöpfte beides in meine Unterweste, und erwartete nun, wenigstens zehn Minuten lang, in Todesangst mein Schicksal. Diese zehn Minuten gehörten unter die schrecklichsten, die ich während meines Unglückes erlebt hatte!

Endlich sah ich durch das Fenster den Hofrath de Grawi von einer Menge Menschen umgeben, die Straße heraufkommen: und aus dem Haufen ragte der Dragoner, mit seinem Federbusche auf dem Hute, hervor. Sie waren noch zu weit, als daß ich den Ausdruck der Gesichter hätte unterscheiden können; ich stand also noch immer halb leblos da, und erwartete mein Todesurtheil.

Noch Einmal wankte ich im Zimmer auf und ab, dann wieder an das Fenster. Der Hause war näher gekommen; ich sah de Grawi's Gesicht sehr heiter. Es blitzte ein Hoffnungsstrahl in meine Seele; aber noch lag die ganze Welt auf mir.

Jetzt war die Menge in den Hof getreten. De Grawi sah herauf, bemerkte mich, und nickte mir freundlich zu: die drückendste Last fiel von meiner Brust. Ich wollte hinaus, ihm entgegen; ich konnte aber nicht, stand fest auf meinem Platze, und hatte die Augen starr auf die Stuben-

thür geheftet. Sie öffnete ſich. Ich wollte fragen, auch das konnte ich nicht.

Prosdrawläju! rief de Grawi mir entgegen, und die Thränen rollten dem alten Manne über beide Backen: prosdrawläju! wui swobodni! (Ich wünſche Ihnen Glück! Sie ſind frei!)

Mit dieſen Worten lag er auch ſchon in meinen Armen. Ich ſah und hörte nicht, ich fühlte nur ſeine Thränen an meiner Wange; mein eigenes Auge war trocken. Prosdrawläju! ſchallte es von hundert Stimmen um mich her; ein Jeder wollte der Erſte ſein, mich zu umarmen, und auch mein Bedienter drückte mich mit Ungeſtüm an ſeine Bruſt. Ich ließ alles mit mir machen, ſah ſie Alle an, und konnte ihnen nicht danken, ja nicht einmal reden.

Der Dragoner überreichte mir einen Brief des Gouverneurs. Ich erbrach ihn ſchnell, und las Folgendes:

Monsieur!

Réjouissez Vous, mais modérez Vos transports; la foiblesse de Votre santé l'exige. Ma prédiction s'est accomplie. J'ai la douce satisfaction de Vous annoncer, que notre très-gracieux Empéreur désire Votre retour. Exigez tout ce qui Vous est nécéssaire, tout Vous sera procuré, l'ordre en est donné. Volez, et receves mes complimens.

Votre

le 4. Juillet. très-humble serviteur

D. Kochéleff*).

*) Freuen Sie ſich, aber mäßigen Sie Ihr Entzücken; Ihre

Jede Zeile grub sich tief in mein Herz! — Der Gouverneur schickte mir zugleich ein Pack Zeitungen, und ein kleines Glückwünschungsbriefchen von dem Kaufmann Becker, der eben zugegen war, als der Dragoner abgefertigt wurde, und der mir sehr dringend seine Wohnung zum Absteig-Quartier in Tobolsk anbot.

De Grawi zog jetzt auch seine russische Ordre aus der Tasche, und las sie mir vor. Sie enthielt den Befehl, mich mit Allem, was ich verlangen würde, auch mit Geld, zu versehen, und mich so bald als möglich abzufertigen.

Noch immer war ich stumm; aber endlich stürzte ein wohlthätiger Thränenstrom aus meinen Augen: ich weinte laut, heftig und lange; die meisten Zuschauer weinten mit mir.

Plötzlich stürzte Sokoloff ins Zimmer, hing an meinem Halse, und vergoß bittersüße Thränen. »Ich bleibe nun wieder allein!" sagte er mit tiefer Wehmuth; »aber, bei Gott! ich freue mich herzlich."

Alle Einwohner von einiger Bedeutung hatten sich um mich versammelt: das Zimmer war gedrängt voll; Jeder wollte mir seine Freude bezeugen, Jeder mir etwas Ange-

---

schwache Gesundheit macht das nothwendig. Meine Weissagung ist erfüllt. Ich habe das süße Vergnügen, Ihnen anzukündigen, daß unser gnädiger Kaiser Ihre Zurückkunft wünscht. Fordern Sie Alles, was Sie brauchen; Alles wird Ihnen geliefert werden, der Befehl dazu ist gegeben. Fliegen Sie, und empfangen Sie meine Glückwünsche!

Fünfter Akt.

(Morgen.)

Erste Scene.

Fritz schleicht herein.

Noch Niemand hier? — ich bin doch neugierig, welche Wirkung die Abenteuer der verflossenen Nacht hervorbringen werden. — Meine freygeisterische Cousine, die keine Gespenster glaubt, schrie doch ganz passabel. Vermuthlich schläft sie jetzt noch, und ich könnte vielleicht mit Babet sprechen; denn die singt immer schon früh ihr Morgenlied. (er horcht an Babets Thür) Dacht ichs doch! mit

der

nehmes ſagen. Der biedere de Grawi fühlte, daß mir das Gedränge läſtig werden mußte; er entfernte nach und nach den Haufen, und bat mich, bei ihm zu eſſen. — Ach Gott! eſſen und trinken konnte ich nicht. Ich wünſchte nur allein zu ſein. Er fragte: »wann ich reiſen wollte.« — In zwei Stunden, war meine Antwort. — „Was ich bedürfe?“ — Nichts als Pferde! — Er ging lächelnd, und ich war endlich allein.

Wie mir zu Muthe war, kann ich nicht beſchreiben. Die Knie zitterten mir noch mehrere Stunden nachher; und doch konnte ich mich nicht ſetzen: ich mußte immer gehen, auf und nieder gehen, Gedanken hatte ich nicht, nur Empfindungen: ſchnell auf einander folgende Vorſtellungen, ohne deutlichen Umriß; es war mir, als ob meine Frau und meine Kinder immer in einer Wolke vor mir ſchwebten. Ich fühlte bald, daß meine Empfindungen ſchwelgten, daß ich erſchöpft war. Nun wollte ich etwas denken, Betrachtungen anſtellen, Zeitungen leſen, die ich ſonſt ſo gern las; — aber Alles vergebens! Von Zeit zu Zeit floſſen meine Thränen wieder, und der Ausruf! o Gott! Gott! war Alles, was ich hervorbringen konnte.

Als ich endlich der Ruhe und Unruhe wieder fähig wurde, miſchten ſich auch einige Wermuthstropfen in den Becher meines Entzückens. — Der Dragoner, dem ich im erſten Aufruhr der Freude mehr gab, als ich eigentlich geben konnte, hatte mir erzählt: es ſei ein Senats-Kou-

rier aus Petersburg angekommen, um mich zurückzuholen; da aber seine Ordre nur auf Tobolsk laute, so habe er auch nicht weiter reisen wollen, und deshalb sei es dem Gouverneur nicht möglich gewesen, mir den Rückweg dahin zu ersparen. Dieses Räthsel war mir also gelöst. Eine andere, mir weit wichtigere Frage konnte der Dragoner nicht beantworten. „Hat der Kourier Briefe von meiner Frau? hat er wenigstens irgend eine Nachricht von ihr mitgebracht?" — Ach! das wußte er nicht! und es war mehr als wahrscheinlich, daß auch der Kourier weder Briefe noch Botschaft an mich hatte; denn sonst würde der menschenfreundliche Gouverneur gewiß etwas davon erwähnt haben. Wußte er doch, wie unaussprechlich ich die Meinigen liebte! hatte er doch meine heißen Thränen um sie gesehen, ja die seinigen damit vermischt! — Und er schwieg! — hatte mir vielleicht etwas Schreckliches zu verschweigen! —

Ich war sinnreich, mich zu quälen. Ein Glück, daß die Reiseanstalten mich zerstreuten. Nichts konnte mein Italiener mir rasch genug machen. Meine Ungeduld war kindisch. Es wurde Alles drüber und drunter in den Mantelsack gepackt und in die Kibitke geworfen. Ich eilte indessen, die letzte Pflicht zu erfüllen, und von den guten Menschen in Kurgan dankbaren Abschied zu nehmen. Daß ich mich bei Jedem nur wenige Minuten aufhielt, ist begreiflich. Bei dem wackern de Grawi blieb ich am längsten, und er forderte sogar noch ein Opfer von mir, das mir sehr schwer wurde, das ich aber seinen dringenden Bitten unmöglich versagen konnte.

Den 7. Juli war nämlich gerade ein Kirchenfeſt, deſſen Bedeutung ich nicht ſo eigentlich habe errathen können. Die Feier desſelben beſtand hauptſächlich darin, daß der Heilige eines benachbarten Dorfes in effigie nach der Stadt gebracht wurde; daß der Stadtheilige ihm höflich bis an ſeine Grenze entgegen kam, dann mit ihm umkehrte, den fremden Gaſt in ſeinen Tempel führte, ihn dort mit einigen Gebeten und Geſängen bewirthete, und ihn dann Abends wieder entließ. Den Stadtheiligen begleiteten bei dieſer kleinen Excurſion die ſämmtlichen Einwohner ſingend. Der fromme de Grawi hielt es für Pflicht, an ihrer Spitze zu ſein; und dieſe Ceremonie war es, an welcher ich — mochte ich wollen oder nicht — noch Antheil nehmen mußte. Er verſicherte, es werde kaum eine halbe Stunde dauern; und ich ging mit ihm.

Von ſechs hübſchen Bauernmädchen getragen, und von einem bärtigen Popen beräuchert, kam uns der Dorfheilige an der Stadtgrenze entgegen; Alles ſang, und ſchlug Kreuze. Die Bilder neigten ſich höflich gegen einander. Wir machten links um; der Fremdling zog ein in das Haus ſeines Gaſtfreundes, und ich eilte nach dem meinigen, um die letzten Verfügungen zu treffen.

Dort fand ich ſchon meinen guten Sokoloff, der ſchwer athmend auf und nieder ging. Noch am Abende vorher hatten wir darüber geſprochen, daß, wenn je einer von uns ſeine Freiheit wieder erlange, der Zurückbleibende doch ſehr unglücklich ſein werde. Nun war der Fall wirklich eingetre-

ten; wir ſprachen aber nicht mehr davon. Ich ſchenkte ihm meine Flinte, die Patrontaſche, den Ammunitions-Vorrath, und Alles, was ich ſonſt entbehren konnte; er nahm es ſchweigend und in ſeinen feuchten Augen las ich: es wäre doch beſſer, wenn du bei mir bliebeſt! — Ich bat ihn, mir Briefe an ſeine Familie mitzugeben, welche ſicher zu beſtellen ich für meine heiligſte Pflicht halten würde; aber ſeine unbegreifliche Gewiſſenhaftigkeit ließ nicht einmal das zu. Er wollte durchaus dem harten Befehle nicht zuwider handeln: er ſetzte ein Verdienſt darein, Alles zu dulden, und auch nicht die kleinſte Blöße zu geben.

Es verbitterte meine Freude nicht wenig, daß dieſer rechtſchaffene Mann durch meine Anweſenheit in Kurgan offenbar unglücklicher geworden war, als vorher. Durch mich hatte er ſich wieder an manche Bequemlichkeiten des Lebens, an geſelligen Umgang, an Freundſchaft gewöhnt; mir konnte er klagen, bei mir fand er immer offene Ohren: und nun war er wieder allein in dieſer Wüſte! — Ich hatte ihn aus ſeinem Loche ziehen, ihn für den Winter bei mir einquartieren wollen: und nun mußte er wieder zurück in ſeine Rauchhöhle. Weinend drückte ich ihn an mein Herz; er ſchlich weinend aus der Stube. — Ich habe ihn nicht wieder geſehen; — denn alsbald nachher faſt alle Einwohner des ganzen Städtchens ſich zum Abſchied in meinem Hofe verſammelten, war Simon Sokoloff nicht mehr unter ihnen.

Noch wohl eine Stunde mußte ich auf Pferde warten.

Nie habe ich eine größere Ungeduld empfunden. Kaum war ich im Stande, die gutmüthigen Aeußerungen der Einwohner zu erwiedern. Der Eine hatte Punſch machen laſſen, der Andere brachte mir Victualien, der Dritte eine Menge Gurken *); ich hätte neben meiner Kibitke her gehen müſſen, wenn ich Alles hätte hinauf packen wollen. — Gott ſegne euch, Ihr guten Menſchen! — Ich werde euch hoffentlich nie wieder ſehen; aber das Andenken an eure herzliche, anſpruchloſe Gaſtfreundſchaft trage ich bis zum Grabe dankbar in meiner Bruſt! —

Endlich war angeſpannt; ich wurde ringsum geherzt, gedrückt, und in die Kibitke gehoben. Der alte, gute de Grawi ſetzte ſich zu mir; denn er wollte mich durchaus wenigſtens bis vor die Stadt begleiten. Fromme Wünſche ſchallten mir nach, als wir fuhren; und ich ſchwamm in einem Meere von Wonne.

Als wir faſt zwei Werſte zurückgelegt hatten, ließ de Grawi halten, bog ſich über mich, küßte mich, weinte, drückte mir die Hand, ging, kam wieder, ſchüttelte mir die Hand, ſagte ſchluchzend nur die Worte: S'bogom! (mit Gott!) und verließ mich. — Ich richtete mich in die Höhe, ſah ihm lange nach, betrachtete wehmüthig die Stadt, warf den böſen Traum meiner Leiden hinter mich, und fuhr in geſtrecktem Galopp davon.

*) Die Gurken ſind dort eine ſolche Seltenheit, daß man ſie, wie bei uns die Melonen, in kleine Stücke zerſchnitten, als eine Leckerei herumgibt.

Dieſes Mal war ich nicht gezwungen, meinen Rückweg über Tiumen zu nehmen; denn die Gewäſſer hatten ſich zum Theil verlaufen. Mit meiner Mückenkappe über dem Kopfe — denn ohne die iſt es unmöglich, in dieſer Jahreszeit durch jene Gegenden zu reiſen — fuhr ich die Nacht raſch durch. Die dortigen Mücken gleichen ganz den unſerigen, nur daß ſie gelb, und — ſo kam es mir wenigſtens vor — noch weit unverſchämter und gefräßiger ſind.

Gegen Morgen ſchlummerte ich einen Augenblick ein, und mein erſtes Erwachen war ein neuer froher Genuß. Ich brauchte eine Minute, um mich zu beſinnen, was mit mir vorgegangen ſei; aber dieſe Minute, in der ſich nach und nach die Idee meiner Freiheit entwickelte, war himmliſch!

Nachmittags kamen wir durch ein kleines Städtchen, Namens Jalutorski. Auch hier befanden ſich mehrere Verwieſene, unter andern ein Fürſt Simbirski, vormals General en chef, der wegen Veruntreuung bei Tuchlieferungen — die er ſich zwar nicht ſelbſt zu Schulden kommen laſſen, wobei er aber einem andern durch die Finger geſehen haben ſollte — zum Exil verdammt worden war. Schwerlich hatte er dieſe Strafe, am wenigſten aber die Art und Weiſe, wie ſie vollzogen wurde, verdient. In ſchwere Ketten geſchlagen, wurde er von einem Begleiter, der noch dreimal hartherziger war als der meinige, fortgeſchleppt, und mußte, trotz Feſſeln und Krankheit, dieſem meiſtentheils ſeinen Platz in der Kibitke einräumen, und

ſelbſt zu Fuße nebenher gehen. Es gab überdies keine Art von unwürdiger Behandlung und niedrigem Spotte, wodurch der Unmenſch den Elenden nicht noch tiefer zu beugen ſuchte. *)

Indeſſen wartete ſeiner doch ein ſeliger Augenblick an den unwirthbaren Ufern des Tobol, um den ich ihm oft beneidet habe, und der ihm gewiß ſeine Leiden verſüßt hat. Als er von Tobolsk rückwärts nach Jalutorski, dem Orte ſeiner Beſtimmung gebracht wurde, und, des hohen Waſſers wegen, ſo wie ich, auf der großen Landſtraße ein paar hundert Werſte zurückkehren mußte, nun aber ſo eben vom Tobol landeinwärts biegen wollte, ſah er auf dieſem Fluſſe den Prahm, mit einigen Equipagen beladen, vom jenſeitigen Ufer herüberſchwanken; und als der Prahm näher und näher kam — erkannte er ſeine Familie, die ihm eilig gefolgt war. Er ſchrie laut! Vom Waſſer her tönten die Stimmen ſeiner Kinder, ihrer Mutter! Ihre Arme breiteten ſich aus — er ſprang an's Ufer hinab, lief in's Waſſer ſo weit er konnte — kletterte auf den Prahm — Gott! welch ein Augenblick! — Von den Bauern, die umher ſtanden habe ich die Geſchichte; ſie hatten die Scene wohl gefühlt, und ſprachen noch jetzt mit Rührung davon.

Als ich durch Jalutorski kam, war Fürſt Simbirski krank, aber doch von den Seinigen umgeben, und durch ihre Pflege erquickt.

---

*) Seine gänzliche Unſchuld iſt nachher völlig erwieſen, und er in alle ſeine Ehren und Würden wieder eingeſetzt worden.

Nie habe ich üppigere Wieſen geſehen, als in dieſer Gegend. Mähen darf ſie, wer will, und die meiſten bleiben ungemäht, da es weder Hände genug gibt, um das Heu zu machen, noch Mäuler genug, um es zu verzehren.

Einer Merkwürdigkeit muß ich erwähnen, die mir in einem Dorfe unweit Jalutorski aufſtieß. Es war ein blödſinniger Jüngling, von etwa achtzehn Jahren, der auf allen Vieren ging, und zu einem Beweiſe der Hypotheſe gedient haben würde, daß der Menſch für dieſe Art zu wandeln eigentlich geſchaffen ſei. Er trabte nämlich nicht allein ſehr ſchnell, ſondern trug auch ſeinen Kopf ganz gerade, perpendikulär aufgerichtet; die Halsmuskeln müſſen ſich alſo an dieſe Richtung wohl gewöhnen können. Uebrigens ſtand der Jüngling höchſt ſelten auf ſeinen Füßen, und nie ging er ſo; oft aber ſetzte er ſich, faſt wie ein Bär, auf die Hinterbeine.

Zwiſchen Jalutorski und Tobolsk kommt man durch eine Reihe von Dörfern, die von Tataren bewohnt ſind. Dieſe Nation ſcheint mir in der That die Verachtung nicht zu verdienen, welche der Ruſſe, als Ueberwinder, gegen ſie zu hegen affektirt. Ein Zufall, da die Achſe meines Fuhrwerks nicht weit von einem ſolchen Dorfe brach, hat mich in etwas nähere Bekanntſchaft mit ihr gebracht.

Es war ſchon ziemlich ſpät am Abende; doch willig eilten ſogleich mehrere Tataren herbei, um mir zu helfen. Einer derſelben war eine Art von Zimmermann. Ich hielt vor ſeinem Hauſe; und da er mir ankündigte, daß wohl

drei Stunden vergehen würden, bis ich meine Reise fortsetzen könnte, so ließ ich meinen Bedienten indessen Anstalten machen, mir Thee zu bereiten.

Das Innere der tatarischen Häuser ist sehr schmutzig; ich blieb also an dem schönen Sommerabende auf der Straße, ließ mir Stuhl und Tisch heraussetzen, und öffnete mein Reise-Nécéssaire, um das Theezeug heraus zu nehmen. Die Neugier hatte die sämmtlichen Einwohner des Dorfes um mich versammelt. Sie schienen, in allem was den Luxus betrifft, höchst unwissend zu sein. Ein alter seidener Schlafrock, den ich trug, und den meine Frau, weil er sehr abgenutzt war, schon oft hatte wegwerfen wollen, erregte ihre Bewunderung, und Jeder wollte ihn betasten.

Aber in ein fröhliches Erstaunen versetzte sie vollends mein Spiegel in dem Deckel des geöffneten Kastens. Sie hockten gruppenweise davor nieder, lachten mit weit aufgesperrtem Munde, und ließen Einer den Andern bemerken, daß man die Gegend hinter sich sehen könne. Ich nahm den Spiegel zum Scherz heraus, und hielt ihn der jungen Frau des Zimmermanns vor, die erst verstohlen, nach und nach aber dreist und mit vieler Behaglichkeit hinein blickte, da sie sehr hübsch war. Es schien, als ob auf dem Lande die Sitte, das Gesicht zu verhüllen, nicht so streng beobachtet würde, wie in Kasan; alle Weiber, die ich hier sah, waren unverhüllt.

Als der Thee fertig war, zündete ich meine Pfeife an, und setzte mich auf einen Haufen Balken, der dem Hause

meines Wirthes gegenüber aufgethürmt lag. Es war eine maleriſche Nachtgruppe, um mich her, bald höher bald tiefer, ſaßen wohl zwanzig Tataren; unter mir war ein kleines Feuer mitten auf der Straße angezündet, bei welchem der Zimmermann an meiner Kibitke arbeitete; jenſeits vor der Hausthür ſaßen und ſtanden die tatariſchen Weiber, Mädchen und Kinder, die zu ſchüchtern waren, um näher zu kommen.

Zwiſchen mir und meiner nächſten Geſellſchaft entſpann ſich ein höchſt ſeltſames Geſpräch. Sobald ſie nämlich erſt wußten, daß ich kein Ruſſe ſei, faßten ſie Zutrauen zu mir, und thaten hundert wißbegierige Fragen: »wer ich ſei; wohin ich reiſe; wo mein Vaterland liege; wie es dort ausſehe.« — Da ſie ſo wohl als ich ſchlecht ruſſiſch ſprachen, ſo war es ſchwer, uns zu verſtändigen. Ich ſagte ihnen, ich ſei ein Sachſe. Sie redeten tatariſch unter ſich, und fragten mich dann: ob Sachſen am caſpiſchen Meere liege. Ich war ſehr verlegen, wie ich ihnen einen Begriff von der Lage Sachſens geben ſollte. Die umher liegenden Staaten kannten ſie nicht, Preußen ausgenommen, wovon indeſſen ihre Begriffe ſehr verwirrt waren. Von dem franzöſiſchen Kriege hatten ſie nie etwas gehört. Das glückliche Völkchen!

Endlich fiel ich darauf, ihnen den Papſt, als einem meinem Vaterlande weit näheren Nachbar, zu nennen; und, ſiehe da! den kannten ſie. Ich hatte mich des Wortes papa bedient; ſie aber verbeſſerten mich, nannten ihn

der Nachtigall um die Wette. — Wer nur hinein dürfte. — O weh! ich höre den Morgenhuſten der gnädigen Tante.

Zweyte Scene.

Frau v. Langſalm. Fritz.

Fr. v. Langſ. (tritt ſchüchtern aus ihrem Zimmer) Ach Gott! biſt du hier? das iſt mir ſehr lieb!

Fritz. Guten Morgen gnädige Tante. Sie ſcheinen nicht wohl geſchlafen zu haben?

Fr. v. Langſ. (ſehr ſeufzend) Kein Auge hab' ich zugethan.

Fritz. Eben ſo iſt es mir ergangen.

Fr. v. Langſ. Wie ſo? warum?

Fritz. Unſere Rhuſtan iſt, mit Reſpect zu melden, eine Löwerin.

Fr. v. Langſ. (ſieht ſich ängſtlich um) Fritz! Fritz! verſündige dich nicht!

Fritz. Sie iſt nicht erſchienen.

Fr.

Kalif, und wußten zu meinen Erſtaunen, daß er geiſtliche und weltliche Oberherrſchaft mit einander vereinige.

Die junge Frau, welche der Spiegel etwas zutraulicher gemacht hatte, war indeſſen horchend näher gekommen. Ich nahm daher Veranlaſſung zu fragen: ob die Vielweiberei unter ihnen häufig Statt finde. — Es waren nur zwei Männer im ganzen Dorfe die mehrere Weiber hatten, und einer derſelben war gerade mein Wirth. Man fragte mich, ob es nicht angenehm ſei, mehrere Pflegerinnen und Gehilfinnen zu haben. — Ein Jeder ſuchte die Vortheile dieſer Einrichtung darzuthun. »Wenn die Frau alt wird,« ſagte dieſer, »ſo nimmt man eine junge.« —. »Wenn die eine brummt,« rief jener, »ſo lacht die andere.«

Sehr wohl! erwiederte ich; aber gefällt es auch den Weibern ſo beſſer? Ich ſah meine hübſche Wirthin dabei an. Da ſie wenig ruſſiſch verſtand, ſo verdolmetſchten ihr die, welche bei mir ſaßen, unſere Unterredung. Sie lächelte und nickte ein paar Mal mit dem Kopfe, als wollte ſie ſagen: ja, du haſt wohl Recht! Dann blickte ſie ſchüchtern nach der Hausthür, wo eine etwa vierzigjährige grämliche Perſon ſaß, die vermuthlich ihre Geſellſchaft im Ehebette war. Mein Auge folgte ihrem Blicke, und es kam mir vor, als hätte ich ſelbſt einen hellen Blick in ihre ganze häusliche Lage geworfen.

Das junge Weibchen hatte ich offenbar durch meine Theilnahme gewonnen; denn ſie brachte, ohne daß ich etwas davon wußte, einen Topf mit Eiern, ſetzte ihn an

das Feuer zu meinen Füßen, kauerte dabei nieder (und zwar so, daß die Flamme ihr Gesicht erleuchtete und röthete), kochte die Eier, legte sie in eine hölzerne Schale und gab sie mir.

Nie habe ich bessere Gelegenheit gehabt, den heftigen Haß der Tataren gegen die Russen zu bemerken, als an diesem Abende. Mein Dragoner hatte sich schlafen gelegt; ich und mein Bedienter waren Ausländer: sie durften also ihr empörtes Gefühl in Worte ausbrechen lassen; und das thaten sie denn mit vieler Redseligkeit.

So wie ich den Charakter dieser Menschen habe kennen lernen — offen, ehrgeizig, schnell fühlend, leicht begreifend, rachsüchtig; dabei meistens schöne Männer, mit einem starken Körperbau, die sich ihrer Kraft bewußt sind —: so kann das Betragen der Russen gegen sie unmöglich einen andern Eindruck hervorbringen; denn man behandelt sie gerade so, wie die verworfene Menschenraçe der Finnen. Tatar! ist in jenen Gegenden eben so wohl ein Schimpfwort, wie Tschuchon*) an den Ufern der Ostsee. Man neckt diese Leute so hämisch als möglich. Begegnet einem reisenden Russen auf der Landstraße irgend ein Zufall, so fordert er die Hilfe des nächsten besten Tataren, als bloße Schuldigkeit, gibt ihm weder Lohn noch Dank dafür, ja spottet wohl noch dazu über Mahomet, und zwar in eben dem Augenblicke, da jener ihm willige Hilfe leistet, und er nur

*) Der eigentliche Name der Finnen, welcher aber in ein Schimpfwort ausgeartet ist.

als ein müßiger Zuſchauer dabei ſteht. Ich ſelbſt bin Zeuge eines ſolchen Auftritts geweſen, wo ein Tatar ſich von Alexander Schülkins geduldig hudeln ließ, bis dieſer ſich endlich ſogar auf die ungezogenſte Weiſe über Mahomet luſtig machte, und dadurch bei Jenem eine blaſſe, verbiſſene Wuth bewirkte.

Es war ein Tropfen Balſam in ihre Wunden, als ich ihnen erzählte, daß einige ihrer Murſas in Petersburg als wackere Männer in hohem Anſehen ſtänden. Ich nannte Derſchawin, der als Dichter und Staatsdiener gleich berühmt iſt, und rieth ihnen, ſich an den zu wenden, wenn ihnen irgend eine Noth zuſtieße.

Meine Erzählung machte ihnen viel Vergnügen, und mir ihr offenes, immer zutraulicher werdendes Benehmen nicht weniger; ſie drängten ſich am Ende ſo nahe um mich her, daß mir ihre Ausdünſtungen beſchwerlich wurden.

Endlich war mein Fuhrwerk fertig. Der Zimmermann ließ ſich eine Kleinigkeit bezahlen; doch für die Bewirthung nahm man durchaus nichts. Wir ſchieden mit gegenſeitigem herzlichen Wohlwollen von einander; und, ob ich gleich die verlorne Zeit bedauerte, ſo mußte ich mir doch geſtehen, daß ich ſie ſehr angenehm zugebracht hatte.

Ich ſetzte nun meine Reiſe ohne weitern Zufall fort, und kam am neunten, Morgens früh, auf die letzte Station, vor Tobolsk. Hier hatte die Höhe der Frühlingsgewäſſer nur noch ſehr wenig abgenommen, und ich mußte die letzten vier Meilen, wie bei meiner erſten Ankunft, in

einem elenden Boote zurücklegen. Aber ich hatte herrliches, heiteres Wetter, gerade wie damals, und meine Empfindungen waren eben so heiter. Ich sah alle die bekannten Gegenstände mit ganz andern Augen wieder; meine Seele glich der Spiegelfläche, auf der ich sanft hinschwamm.

Um zehn Uhr Vormittags betrat ich das Ufer von Tobolsk. Obgleich der gute Becker mich in seine Wohnung eingeladen hatte, so war ich doch zweifelhaft, ob ich die Einladung annehmen sollte, da es, bei der überall herrschenden ängstlichen und nothwendigen Vorsicht, dem Gouverneur vielleicht unangenehm sein konnte.

Ich ging also lieber gerade wieder nach meinem alten Quartiere, wo ich von dem Wirthe mit großer Freude empfangen, und in eben das Zimmer geführt wurde, welches während meiner Abwesenheit schon wieder ein anderer Unglücklicher bewohnt hatte. — Ich ließ dem Gouverneur durch den Dragoner meine Ankunft melden, und warf mich schnell in andere Kleidung, damit ich diesem bald folgen könnte.

Der nach mir gesandte Kourier, Namens Carpov, wohnte in demselben Hause, war aber ausgegangen; ich mußte daher die sehnsuchtsvollen Fragen nach den Meinigen noch auf dem Herzen behalten, und eilte zu dem edlen Kuscheleff! — Ich traf ihn, wie das erste Mal, im Garten. Er drückte mich herzlich an seine Brust; die Freude glänzte in seinen Augen.

Meine erste Frage war nach Frau und Kind. Ach! er

wußte von nichts, ſuchte mich aber durch allerlei Scheingründe zu beruhigen. Er zeigte mir den mich betreffenden Ukas, der in wenigen Zeilen einen von dem General-Procureur geſchriebenen Befehl enthielt: »den unter ſeiner Aufſicht geſtandenen Kotzebue augenblicklich in Freiheit zu ſetzen, ihn nach Petersburg zu ſenden, und ihn, auf Koſten der Krone, mit Allem, was er brauchen und begehren werde, zu verſehen.« — Der Kourier war noch überdies angewieſen, alle Koſten der Reiſe zu bezahlen.

Dieſer Ordre zufolge, fragte mich nun der Gouverneur, was ich bedürfe. — Ich hatte noch einige hundert Rubel, und wollte daher Anfangs gar nichts nehmen: doch das konnte Trotz ſcheinen; und da der Kaiſer nun einmal ſo wohlwollende Geſinnungen für mich geäußert hatte, ſo konnte er empfindlich darüber werden, wenn ich ſein Anerbieten gleichſam verſchmähte. Auf der andern Seite fürchtete ich aber, zu viel zu fordern; und ich wollte eben ſo wenig unverſchämt als trotzig ſcheinen. Der Gouverneur fand meine Bemerkungen ſehr richtig. Als ich ihn um ſeinen Rath erſuchte, meinte er: wenn ich dreihundert Rubel nähme, ſo würde ich die rechte Mittelſtraße treffen. Dabei blieb es alſo, und ich hatte nun keinen andern Wunſch mehr, als den, in zwei Stunden abgefertigt zu werden. Der Gouverneur wollte mich durchaus noch einige Tage da behalten; als ich ihm aber ziemlich lebhaft antwortete, daß ich jede Stunde des Verzugs als meiner Frau geſtohlen anſähe: gab er augenblicklich nach, wendete ſich mit

Rührung zu ſeiner Freundin, und überſetzte ihr, was ich geſagt hatte. Hierauf verſprach er, meine Abreiſe zu beſchleunigen, erbot ſich auch, mir meinen Wagen zurück zu kaufen. Das Letztere ſchlug ich aus, und wollte lieber in einer unbequemen Kibitke reiſen, weil ich nicht Luſt hatte, mich alle Augenblicke wegen Reparaturen unterwegs aufzuhalten.

Indeß ging es mit meiner Abfertigung doch nicht ſo ſchnell, als ich wünſchte. Die Auszahlung der dreihundert Rubel — auf die ich gern Verzicht gethan hätte — erforderte verſchiedene Formalitäten: es mußte deshalb von der Regierung an den Kameralhof geſchrieben werden. Dieſer blieb nur bis zu Mittage verſammelt; daher war es heute ſchon zu ſpät, und mit großem Widerwillen mußte ich mich nun entſchließen, die Nacht in Tobolsk zuzubringen.

Ich aß bei dem Gouverneur, beſuchte nachher meine Freunde Kiniäkoff, Becker, und den wackern Peterſon, die mich alle mit ungeheuchelter Freude empfingen, und ging dann nach Hauſe, wo ich endlich meinen Kourier antraf, der mir aber leider auch kein Wort von meiner Familie zu ſagen wußte. Aus der ihm ertheilten Special-Inſtruction, welche er mir zu leſen gab, ſah ich nun wohl, daß man von dem mir zugefügten Unrecht in Petersburg völlig überzeugt ſein müſſe; denn es war ihm darin auf das angelegentlichſte empfohlen, für mich auf der Reiſe Sorgfalt zu tragen, und mir wsäkie udo wolstwie zu erzeigen; das

heißt: alles zu thun, was mir Vergnügen machen könne. Dazu hatte man nun aber eben nicht den rechten Mann gewählt; denn Herr Carpov war ein unerzogener, tölpischer junger Mensch, so bequem und faul wie ein Schooßhund. Er bekümmerte sich um nichts; ihm war es ganz gleichgültig, ob wir schnell oder langsam fuhren. Auch hatte er gar nicht das, Leuten seiner Art sonst sehr eigene, Talent, die Posthalter, Postillone u. s. w. durch ein herrisches, insolentes Wesen, durch Schimpfen und Drohungen, anzuspornen. Das merkte man ihm überall sogleich ab, und seine nie zu erschütternde Indolenz stellte in der Folge meine Geduld auf harte Proben. Sonst war er ein recht guter Mensch, ein verdorbener Apothekerbursche, der vortrefflich hinter den Ofen taugte, um bei seiner Mama Butterbrot zu essen; es war ihm auch gar nicht recht, daß er sich in Tobolsk nicht noch ein paar Wochen gütlich thun konnte. Dabei hatte er ein sehr begehrliches Gemüth: denn ich schenkte ihm bei unserer ersten Zusammenkunft hundert Rubel; und dies Geschenk schien noch unter seiner Erwartung zu sein.

Den Rest des Tages wurde mein Zimmer nicht leer von glückwünschenden Bekannten und Unbekannten. Der Gouverneur selbst stattete mir einen Besuch ab, und Alle wetteiferten in herzlicher Höflichkeit.

Ich schlief diese Nacht zum ersten Male sanft und ruhig, und erwachte früh mit der frohen Hoffnung, um neun Uhr abzusegeln, wozu ich bereits eine Barke gedungen hatte; aber, leider, dauerte es noch bis gegen Abend, ehe wegen

der unbedeutenden Summe von dreihundert Rubeln alles geschrieben, unterschrieben, und gesetzlich berichtigt wurde. Vielleicht darf ich das für ein Glück halten, so unangenehm es mir auch damals war: denn wir hatten den ganzen Tag die heftigsten Gewitter, die mir auf dem Wasser leicht hätten gefährlich werden können. Auch gewann ich noch einen andern Vortheil durch diese Verzögerung: ich hatte nämlich aus Gefälligkeit versprochen, den Sohn eines deutschen Schneiders als Bedienten mit nach Petersburg zu nehmen; man verschwieg mir aber, daß dieser junge Mensch täglich mit epileptischen Zufällen behaftet war, und so würde ich einen sehr beschwerlichen Reisegefährten an ihm gehabt haben, wenn durch meinen längeren Aufenthalt die Krankheit sich nicht von selbst verrathen hätte.

Unfreiwillig verschmauste ich diesen Tag noch bei meinen Freunden. Es war schon Abend, als man endlich Alles in Richtigkeit gebracht hatte, doch ein sehr stürmisches Wetter und die hereinbrechende Nacht zwangen mich, noch einige Stunden aufzuopfern. Ich setzte meine Abreise um drei Uhr Morgens fest, und warf mich angekleidet auf das Bett.

Daß ich von Allen im Hause zuerst erwachte, oder vielmehr, daß ich so gut wie gar nicht schlief, wird man mir leicht glauben. Mit der ersten Morgenröthe sprang ich auf, und trieb meinen faulen Carpov aus dem Bette. Zwar hatte der Sturm eher zu- als abgenommen; doch unmöglich konnte ich noch länger verweilen. Um vier Uhr standen

wir am Ufer des Irtiſch, und ich ſah mit freudigem Taumel mein Fuhrwerk in den heftig ſchwankenden Kahn bringen. »Wird die Fahrt gefährlich ſein?« fragte ich den Steuermann. — Ne otschen apasno (nicht ſehr gefährlich), gab er mir zur Antwort, die eben nicht ſehr tröſtlich war. Doch die Sehnſucht überwog bei weitem die Furcht, und — was auch meine Begleiter dagegen einwendeten — ich beſtand auf der Abreiſe.

Mein Italiener war mir bis an's Ufer gefolgt. Er nahm, dem Anſcheine nach, gerührt von mir Abſchied; doch wenn ſeine Rührung nicht erkünſtelt war, ſo entſprang ſie nur aus der Vorſtellung, daß er mich in Zukunft nicht mehr beſtehlen könne: denn ob ich ihm gleich, außer dem verſprochenen Lohn, noch ein ſehr reichliches Geſchenk gab, ſo fand ich doch einige Tage nachher, als ich meinen Mantelſack aufſchnallte, daß er meine ohnehin ſehr geringen Habſeligkeiten chriſtlich mit mir getheilt hatte: getheilt im eigentlichſten Sinne des Wortes; denn von Allem vermißte ich gerade die Hälfte, und ſogar ein Betttuch hatte er mitten von einander getrennt. — Ich wünſche, daß er ſanft darauf ruhen möge, und zweifle auch nicht an der Erfüllung dieſes Wunſches; denn was man Gewiſſen zu nennen pflegt, das kannte ſein ſtarker Geiſt nicht.

Endlich — endlich ſtießen wir vom Ufer! Mit wehmüthiger Freude ſah ich den Raum zwiſchen mir und der Küſte ſich ausdehnen. Ich heftete meine Blicke feſt auf die

nach und nach schwindenden Häusermassen von Tobolsk, und würde ein paar selige Stunden in sanfter stummer Empfindung verschwelgt haben, wenn nicht der wachsende Sturm, das entsetzliche Schwanken des Bootes, und das Wechselgeschrei zwischen Ruderern und Steuermann mich nur zu oft aus meinen süßen Träumereien geweckt hätten.

So oft und so lange wir blos auf übergetretenen Gewässern schifften, und uns so nahe als möglich an die Wälder hielten, so lange ging es ziemlich gut; wenn wir aber weiter hinaus in's Freie kamen, oder gar die verschiedenen Krümmungen des Irtisch und Tobol durchkreuzen mußten: dann wuchs die Gefahr; das Boot schwankte fürchterlich; die Wellen schlugen häufig hinein; das Wasser mußte mit Hüten und Schalen schnell ausgeschöpft werden. Auf den Füßen stehen konnte man durchaus nicht, ohne es auf einen Fall über Bord ankommen zu lassen, und einmal, als wir quer über den Tobol setzen wollten, und der Sturm uns in die Seite nahm, wäre das Boot bei einem Haar umgeschlagen. Erst am vorigen Tage hatte sich ein solches Unglück ereignet. Nur dadurch, daß wir uns Alle schnell auf die entgegenstehende Seite warfen, und so das Gleichgewicht wieder herstellten, entgingen wir der Gefahr noch glücklich.

Es gab aber auch wieder flache Stellen, wo das Gras durchschien, und die Barke auf dem Grunde sitzen blieb. Dann mußten die Ruderer sämmtlich bis an den halben Leib in's Wasser springen, um sie wieder flott zu machen,

Fr. v. Langſ. Ach ja! ſie iſt erſchienen!

Fritz. Ich habe vergebens auf ſie gewartet.

Fr. v. Langſ. Wärſt du um Mitternacht hier im Saale geweſen —

Fritz. Ich hatte mich ein wenig verſpätet.

Fr. v. Langſ. Ach Vetter! ich habe ſie geſehen!

Fritz. Sie?

Fr. v. Langſ. Mein letztes Stündlein naht heran —

Fritz. Woher dieſer Kleinmuth?

Fr. v. Langſ. Es iſt eine alte Sage in unſerer Familie: wem die weiſſe Frau erſcheint, der ſtirbt ſieben Wochen nachher.

Fritz. Poſſen, liebe Tante —

Fr. v. Langſ. Schweig! ich bin ganz zerknirſcht. An meinem guten Eſel von Gemahl hab' ich es verſchuldet! — und auch an dir, lieber Vetter!

Fritz. An mir?

welches oft ſehr langſam und nur mit großer Mühe von Statten ging.

Endlich — nach einer Fahrt von mehr als ſieben Stunden — gelangten wir glücklich an das jenſeitige Ufer; und hiemit hatten wir auch alle Beſchwerlichkeiten zu Waſſer überſtanden; denn alle die unzähligen Ueberfahrten über ausgetretene Ströme, die mir im Frühlinge die Hinreiſe ſo ſehr erſchwerten, waren jetzt nicht mehr vorhanden. Die finſtere Tura, die ſchöne Kama, die majeſtätiſche Wolga, die ſchnelle Wiätka, kurz alle Flüſſe waren bereits in ihr Bett zurückgetreten, und ſchienen hilfreich einverſtanden, mich ſchnell an mein erſeufztes Ziel zu tragen.

Doch ehe ich noch Tiumen erreichte, drohte mir eine andere Gefahr; ich wurde nämlich krank, recht ſehr krank. Die Urſache weiß ich nicht, aber die Zufälle waren ſo, wie ich ſie nie vorher gehabt hatte. Jede Erſchütterung fühlte ich ſo ſchmerzhaft, daß ich genöthigt war, ſelbſt auf dem ebenſten Wege nur Schritt für Schritt fahren zu laſſen. Außer einem Limonadepulver hatte ich gar keine Arznei bei mir. Zwar wollte der gute Peterſon in Tobolsk mich damit verſorgen; ich hielt es aber für unmöglich, auf einer ſo fröhlichen Reiſe krank zu werden, und vernachläſſigte alle Vorſicht. Auch hätte ich nicht gewußt, was ich einnehmen ſollte, da ich dieſe Art von Krankheit nie gehabt hatte. Ich litt alſo geduldig, und quälte mich mit dem Gedanken, vielleicht ſo nahe am Ziele dennoch meine Familie nicht wiederzuſehen.

So ſchleppte man mich bis Tiumen, wo wir Nachmittags ankamen. Mein Kourier rieth mir, hier liegen zu bleiben und mich zu pflegen; ich widerſetzte mich aber dem ernſtlich. Welche Bequemlichkeit oder Pflege konnte ich auch dort erwarten? Sollte ich mich einem unwiſſenden Chirurgus anvertrauen? denn ein Arzt war da nicht. Ich beſchloß, lieber auf gut Glück weiter zu fahren. War ich doch der ſibiriſchen Grenze nun ſo nahe! Wenigſtens wollte ich jenſeits ſterben!

Wir fuhren alſo weiter; doch mein Zuſtand verſchlimmerte ſich in Kurzem ſo ſehr, daß ich auf der zweiten Station die Bewegung nicht mehr aushalten konnte, und in einem elenden Dorfe liegen bleiben mußte. Es war Abend. Ich ließ mir, ſo gut es gehen wollte, ein Lager in meiner Kibitke bereiten, und verſuchte, ob ich ſchlafen könnte. Dieſer Verſuch mißlang gänzlich; dagegen ermannte ſich die Natur in dieſer Nacht. Zwar bedurfte ſie dazu einer ſehr ſchmerzlichen Gewalt; aber dieſer Kriſis verdanke ich vielleicht die Geſundheit, die ich während des folgenden Winters in einem reicheren Maße genoß, als vorher ſeit zwölf Jahren.

Ich ſetzte am folgenden Morgen, freilich noch ſehr ſchwach, aber doch in einem merklich beſſeren Zuſtande, meine Reiſe fort, und kam um zehn Uhr Vormittags an den tobolskiſchen Grenzpfahl, mitten im Walde, den ich auf meiner Hinreiſe mit ſo fürchterlicher Beklemmung betrachtet hatte.

Als wir damals Moskau verließen, war es mir vergönnt, mich mit einigen Bouteillen Wein zur Erquickung zu versorgen. Ich kaufte Burgunder. Da aber in Moskau die Bouteille vier Rubel kostete, so erlaubte meine Kasse mir nicht, mehr als drei Bouteillen mitzunehmen, die ich mir für kranke Tage aufsparte. Fast zwei derselben waren geleert, als ich in Tobolsk ankam. Die dritte begleitete mich nach Kurgan; ich verwahrte sie als einen Schatz, und bestimmte sie, an dem Tage, an welchem meine Frau zu mir kommen würde, das Freudenfest zu verherrlichen. Jetzt aber — im Angesicht des sibirischen Grenzpfahls — zog ich sie hervor. Mit einem Korkzieher, den meine gute Mutter mir am letzten Weihnachtsfeste schenkte, und der bis heute ungebraucht in meinem Kasten gelegen hatte, öffnete ich sie; jubelnd trank ich daraus in langen Zügen, indem mir zugleich die Thränen über die Wangen rollten. Der Kourier und der Postillon mußten mittrinken; die leere Flasche zerschlug ich gegen den Pfahl, und mit leichter Brust, als sei nun Alles überstanden, fuhr ich singend weiter.

Je mehr ich stündlich an Gesundheit und frohem Muthe gewann, je stärker wurde meine Begierde, die Reise zu beschleunigen. Aber zwei Hindernisse erschwerten die Eile. Das erste war meine gebrechliche Kibitke. Ich hatte sie alt gekauft, und nun die Hin- und Herreise von und nach Kurgan mitgerechnet, bereits fast zweihundert deutsche Meilen damit zurückgelegt. Sie wurde von Stunde

zu Stunde knarrender und wackelnder; Alles verkündigte ihre baldige Auflösung. Wohl schon ein Dutzend Mal hatte ich anhalten müssen, um bald dies, bald jenes daran flicken zu lassen; ich sah den Augenblick herannahen, wo ich auf der Landstraße liegen bleiben würde, und entschloß mich daher kurz und gut, das gebrechliche Fuhrwerk auf der nächsten Station zurück zu lassen, und meinen Weg lieber in einer Postkibitke fortzusetzen. Freilich ist eine solche Postkibitke das elendeste, unbequemste Fuhrwerk, selten einmal gedeckt gegen ungestüme Witterung, auch zu kurz, als daß man die Beine ausstrecken könnte, und auf jeder Station wird es gewechselt, auf jeder das Gepäck hin- und her geworfen. Vergebens hat sich der Reisende in kühlen Nächten in die Betten verkrochen: kaum ist es ihm gelungen, sich zu erwärmen, so muß er heraus, das Wetter sei, welches es wolle; wenn es regnet, so werden seine paar Kissen durch und durch naß; er muß sich wieder darauf legen, und sie mit seinem Körper trocknen. Wahrlich, es gehört viel Abhärtung dazu, eine lange Reise auf diese Art gesund zu vollbringen.

Das Alles stellte mein Kourier mir bündig vor. Er selbst litt zu sehr bei der Veränderung, um nicht seine ganze Beredtsamkeit aufzubieten. Aber ich hatte berechnet, daß ich vielleicht einen ganzen Tag und mehr dabei gewinnen könne, und daß ich also meine Familie einen ganzen Tag früher wieder sehen würde. Die Möglichkeit, daß meine gute Christel krank, vielleicht gefährlich krank sei, daß meine

Ankunft wohlthätig auf ſie wirken, daß ihr Leben an einer einzigen Stunde früher oder ſpäter hangen könne, überwog alle Bedenklichkeiten. Ich erkundigte mich auf der nächſten Station nach dem ärmſten Manne im Dorfe; ihm ſchenkte ich mein Fuhrwerk, und räumte ſo das erſte Hinderniß aus dem Wege.

Das zweite war ſchwerer wegzuſchaffen: denn — wie ſollte ich meinem faulen Carpov Leben und Thätigkeit einhauchen? — Da half weder Spott noch Zorn, da halfen weder Geſchenke noch Drohungen; ſeine Indolenz war unüberwindlich. Immer gähnte, immer ſchlief er; kommſt du heute nicht, ſo kommſt du morgen. Man hätte zu meiner Qual keinen faulern Tölpel wählen können, als dieſen, der mich oft zur Verzweiflung brachte.

In dieſer Noth erſchien endlich, mir zum Troſt, ein anderer Kourier, Namens Waſſili Sukin. Auch er war über Hals und Kopf, aus den Vorzimmern des Kaiſers, nach Tobolsk geſchickt worden, um einen Kaufmann zu befreien, den vor acht Jahren der allgewaltige Fürſt Potemkin dahin geſchickt hatte. Dieſer Mann ſaß in Pelim, wenn ich nicht irre, noch tauſend Werſte weiter, und als ich Tobolsk verließ, wartete Sukin noch immer auf ſeine Ankunft. Er kam endlich erſt einige Tage nach meiner Abreiſe. Seine Füße waren geſchwollen und mit Wunden bedeckt; aber auch ihm ließ die Ungeduld nicht zu, die Heilung abzuwarten: er reiſte, und — Dank ſei es meinem faulen Carpov! — ſchon unweit Ekaterinaburg holte er mich ein.

Von nun an ging es ſchneller und beſſer; denn Waſſili Sukin war ein flinker, freundlicher junger Mann, dem Alles raſch von Statten ging, der willig und dienſtfertig überall die Vorſpann beſorgte, im Nothfalle ſelbſt die Peitſche zur Hand nahm, und bei Menſchen und Vieh die Faulheit kräftig austrieb. Jetzt hatte mein Carpov weiter nichts zu thun, als hinter ihm her zu fahren. Doch auch ſo blieb er oft ganz zurück, und meiſtentheils kamen wir eine Viertelſtunde ſpäter an Ort und Stelle. Aber dann fanden wir auch die Pferde bereits angeſchirrt, und es ging luſtig vorwärts. Wahrlich, ohne dieſen muntern Sukin wäre ich acht Tage ſpäter in Petersburg eingetroffen.

Noch ein Wort von dem ruſſiſchen Kaufmanne, den er begleitete. Er war vormals Kron-Podrädſchik geweſen (ſo heißen diejenigen, welche Lieferungen oder Baue gegen eine gewiſſe beſtimmte Summe übernehmen) — und hatte ein großes Vermögen, ein Haus in Petersburg und ein anderes in Moskau beſeſſen. Da man ihn mit einigen anſehnlichen Zahlungen ſehr lange hinhielt, und ihm allerlei Chikanen machte, bei welchen Potemkin ſelbſt mit im Spiele war; ſo erlaubte er ſich einige lebhafte Aeußerungen in dem Vorzimmer des Fürſten, und wurde auf der Stelle nach Sibirien transportirt, nachdem man ihm vorher Alles, ſogar ſeinen Pelz, geraubt hatte. Dort in dem fernen Pelim, wo er ſein Brot als der gemeinſte Knecht kümmerlich verdienen mußte, wurde er vergeſſen; ja, er wollte ſogar wiſſen, daß man ihn einmal als todt rapportirt habe. Um ſo

größer war ſein Erſtaunen und ſein Entzücken, als plötzlich der Bote der Freiheit anlangte. Wie das zuging? wie und durch wen der Kaiſer an ihn erinnert worden war? das konnte er ſich nicht erklären. Auch er hatte Frau und Kind ohne Abſchied verlaſſen; und weder von dieſen, noch von ſeinem Vermögen war ihm ſeit acht Jahren das geringſte zu Ohren gekommen. Man denke ſich ſeine Sehnſucht! Er war ſchwach und krank; auf jeder Station mußte er ſich ſeine Füße verbinden: aber nie ging es ihm raſch genug, und er ließ ſich keinen Augenblick der Verzögerung zu Schulden kommen.

Am 15. Julius kamen wir nach Ekaterinaburg, und genoſſen einige Erquickung. Dort kaufte ich auch mehrere ſibiriſche edle Steine, die in der daſigen Steinſchleiferei geſchliffen worden, und ſehr wohlfeil waren. Ich beſtimmte ſie zu zwei Halsbändern für meine Töchter, und für meine Erben auf Kindeskind, daß ſie ſich der unglücklichſten Begebenheit in dem Leben ihres Vaters dabei erinnern ſollen.

In Kungur, einer ſehr ſchlecht gepflaſterten Stadt, durch welche wir einige Tage nachher kamen, hätte ich faſt mein Leben eingebüßt. Wir fuhren in vollem Galopp eine Anhöhe hinunter. Plötzlich brach mir die Achſe, die Kibitke ſchlug um, die Pferde rannten fort, und mein Kopf ſchleifte auf den Steinen. Der Hut ſchützte mich zwar einige Augenblicke; wäre aber nicht glücklicher Weiſe gerade Markttag in Kungur geweſen, und hätten die vereinigten

Kräfte der zahlreich verſammelten Bauern die ſcheu gewordenen Pferde nicht aufgehalten: ſo würde ich verloren geweſen ſein. Nur noch fünfzig Schritte weiter, und meine Hirnſchale mußte zertrümmern. Jetzt kam ich mit einigen ſtarken Kontuſionen davon. Der Poſtillon war mehr als ich beſchädigt, und blutete heftig; mein fauler Carpov aber, der zu ſeinem Glücke nur mit heraus hangenden Beinen auf der Kibitke geſeſſen hatte, war ſogleich heruntergefallen, und lag ſanft im Kothe.

Am 18. kamen wir nach Perm, wo ich wieder bei dem ehrlichen Uhrmacher Roſenberg einkehrte, und auf demſelben Sofa ſanft ruhte, auf welchem ich mich zwei Monate vorher verzweifelnd gewälzt hatte.

Der Weg von Perm nach Kaſan wurde ohne Zufall zurückgelegt, und meine hoffnungsvolle Heiterkeit nur dann und wann durch den Anblick von Verwieſenen unterbrochen, die mir häufig begegneten. Einige fuhren, wie ich vormals, in Wagen und Chaiſen; andere in unbedeckten Kibitken; die meiſten gingen zu Fuß, zwei und zwei mit Ketten an einander geſchloſſen und von bewaffneten Bauern begleitet: (ſo werden ſie nämlich von Dorf zu Dorf transportirt, und die Wache in jedem Dorfe abgelöſt.) Noch andere trugen um den Hals eine hölzerne Gabel, deren dicker Stiel ihnen über die Bruſt herab bis auf die Knie hing; und in dem Stiele waren zwei Löcher angebracht, durch welche man ihre Hände gezwängt hatte. Ihr Anblick war fürchterlich. Alle dieſe Fußgänger baten kläglich um Almoſen;

und ach! wie gern gab ich, — der Befreite! ich, der ich den Armen meiner Familie entgegen eilte! — wie gern gab ich, was ich hatte!

Auch lange Züge von Koloniſten begegneten mir. — Sie waren dazu beſtimmt, die neue Stadt zu bevölkern, welche, auf des Kaiſers Befehl, an der Grenze von China angelegt wird. Die erwachſenen Perſonen gingen zu Fuß; die Kinder, klein und groß, ſahen aus den Fuhrwerken zwiſchen Kiſten und Kaſten, zwiſchen Hühnern und Hunden hervor. Ich kann nicht ſagen, daß ich fröhliche Geſichter unter dieſen Koloniſten bemerkt hätte.

Am 22. Julius war ich Mittags in Kaſan, und wohnte dies Mal in einem ſehr ſchönen, zu öffentlichen Luſtbarkeiten beſtimmten Hauſe, bei einer ſanften, gefälligen Wirthin; unterließ aber auch nicht, meinen ehrlichen Juſtiſei Timofeitſch in ſeiner Tarakanen-Wohnung aufzuſuchen, und ihm für die erwieſene Gaſtfreundſchaft nochmals zu danken.

Was mich beſonders bewog, dieſen Tag in Kaſan zu verweilen, war eine leibliche Couſine meiner Frau, welche daſelbſt verheirathet iſt. Ich wußte, daß ſie mit ihrer Familie in Eſthland korreſpondirte; bei ihr hoffte ich alſo die Sehnſucht meines Herzens zu ſtillen, und Nachricht von meiner Chriſtel zu erhalten. Mit Zittern betrat ich ihr Haus, und wurde ſehr liebreich empfangen; aber ach! — auch hier kein Troſt! ſie wußte nichts, gar nichts von meiner Familie! — Zwar hatte ihr erſt vor Kurzem einer ihrer

Brüder geſchrieben, und ihr mehrere unbedeutende Familien-Nachrichten mitgetheilt, z. B. daß die Schweſter meiner Frau, die Baronin Dellingshauſen, nach Deutſchland reiſen werde; aber von meiner guten Chriſtel nicht eine Silbe! — Hätte der unfreundliche Mann gewußt, welche bittere Empfindung er mir durch dieſes Schweigen verurſachte: er würde ſeine übertriebene Bedenklichkeit beſiegt, und wenigſtens mit einigen, für Fremde nichts bedeutenden Worten, ganz ohne Erwähnung meines damals verhaßten Namens, geſagt haben: »unſere Couſine Chriſtel iſt da oder dort; ſo oder ſo geht es ihr.« — Indeſſen ſchöpfte ich doch Eine Hoffnung aus ſeinem Briefe: todt, dachte ich, kann ſie nicht ſein; denn das würde er doch geſchrieben haben.

Meine Aufnahme in Kaſan überraſchte mich höchſt angenehm. Bekannte und Unbekannte, Deutſche, Franzoſen und Ruſſen, drängten ſich mit freundlicher Neubegier zu mir, und alle wetteiferten, mir ihr Wohlwollen zu bezeigen. Sie hatten vor zwei Monaten etwas von meiner Durchreiſe gehört, und ſich viele Mühe gegeben, mein damaliges Nachtquartier zu erfahren; aber vergebens! mein wackerer Hofrath hatte ſeine Maßregeln zu gut genommen.

Kaſan iſt eine große, volkreiche, gut gebaute, freundliche Stadt. Der Kaufhof gibt an Größe und Menge der Waren denen in Moskau und Petersburg wenig nach. Die alte Burg der tatariſchen Chans, welche von Iwan Waſſilewitſch zerſtört wurde, gewährt auf ihrem Felſen

Fr. v Langs. Ja, ich will mein Gewissen erleichtern, ehe der Tod mich überrascht. Das Testament deines Vaters ist von mir erschlichen worden.

Frik. Ey!

Fr. v. Langs. Ich hab' ihn überredet es zu unterschreiben, als ihm der Tod schon auf der Zunge saß, und er nicht mehr wußte was er that.

Frik. Scharmant!

Fr. v. Langs. Hier ist es. Zerreiß' es, verbrenn' es, du bist heute mündig; laß meine Doris sitzen, nur vergieb mir! auf daß ich ruhig sterben möge!

Frik. Vortrefflich! Diesmal hat mein Muthwille mir herrliche Dienste geleistet. — (feyerlich) Wohlan, gnädige Tante! sterben Sie in Gottes Namen! ich vergebe Ihnen. — Ha! ha! ha! ha! ha! (er läuft mit dem Testamente davon.)

Fr.

einen herrlichen maleriſchen Anblick. Ihr Umfang iſt ſehr groß, und ihre Ruinen ſind in eine Wohnung für den jetzigen Commandanten umgeſchaffen worden.

Es herrſcht in Kaſan unter den Ausländern viele Geſelligkeit und ein angenehmer, humaner Ton. Wenn ich mir einen Aufenthalt im Innern von Rußland wählen müßte, ſo wäre es vorzugsweiſe dieſe Stadt.

Als ich abreiſte, begleiteten mich ein halbes Dutzend Wagen und Droſchken *) bis an die Ufer der Wolga, deren Gewäſſer jetzt nicht mehr (wie bei meiner Hinreiſe) die Mauern der Stadt beſpühlten, ſondern ſich in ihr Bett, ſieben Werſte von da, zurückgezogen hatten. — In Kaſan kaufte ich mir endlich wieder eine eigene Kibitke, und ſetzte nun meinen Weg mit mehr Bequemlichkeit fort.

Jenſeits der Wolga zeigte mir mein Carpov die Stelle, wo er den zurückkehrenden Hofrath mit Schülkins angetroffen, und ſie, zu ihrem höchſten Erſtaunen, von dem Zwecke ſeiner Reiſe unterrichtet hatte. Der Herr Hofrath äußerte ſein Bedauern, daß er dieſe Wendung der Sache nicht früher gewußt habe. Vermuthlich entſprang dieſes Bedauern aus einer eben nicht ſehr reinen Quelle. — Zwiſchen Kaſan und Niſchnei-Nowogorod ſah ich zu beiden Seiten des Weges ſo oft um Feuer gelagerte, bewaffnete Gruppen von Menſchen, daß ich endlich neugierig wurde, ihre Beſtimmung zu wiſſen. Die Erklärung lautete eben

*) Eine Art von Fuhrwerk. Es beſteht in einer unbedeckten, oft auch gepolſterten Bank, die auf vier Rädern ruhet.

nicht tröſtlich. Es waren Leute, die wegen häufig hier vorgefallener Räubereien Wache hielten. Ein berühmter Jahrmarkt in einer nahen Stadt Makariew *) lockte die Straßenräuber jetzt beſonders in dieſe Gegend. Mir iſt glücklicher Weiſe nichts Verdächtiges aufgeſtoßen. — Wenn man in jenen Gegenden zum erſten Mal der Poſt begegnet, ſo ſollte man die Wege für weit unſicherer halten, als ſie wirklich ſind. Man ſieht nämlich die Kibitke, auf welcher der Poſt-Kourier liegt, jederzeit von vier bis fünf mit Flinten und Säbeln bewaffneten Bauern umgeben, die zuweilen kaum ſchnell genug folgen können. Dieſe Vorſicht gründet ſich aber blos auf einen Befehl Kaiſer Pauls, kraft deſſen, im Falle, daß die Poſt beraubt wird, der Gouverneur, in deſſen Gouvernement es geſchehen iſt, für allen Schaden haften muß. Natürlicher Weiſe nehmen nun die Herren Gouverneurs, beſonders in jenen wüſten Gegenden, alle nur mögliche Vorſichtsmaßregeln; aber dennoch ſcheint der Befehl mir hart: denn in einem Lande, wo unermeßliche Wälder den Räubern eine ſichere Zuflucht geben, welches Menſchen Kraft kann da jedes Unglück verhüten?

Als ich mich Niſchnei Nowogorod näherte, wurden meine Augen durch einen Gegenſtand entzückt, deſſen Anblick ich ſeit langer Zeit entbehrt hatte; es waren die erſten Kirſchenbäume, und die erſten Bienenſtöcke. Es iſt bekannt, daß in ganz Sibirien — ich weiß nicht warum

*) Büſching macht dieſe Stadt ganz irrig zu einem bloßen Kloſter.

— keine Biene, ſo wie kein Krebs gefunden wird. Eben ſo wenig gibt es dort Obſtbäume, und ich kann daher nicht beſchreiben, welchen fröhlichen Eindruck der Anblick meiner alten Bekannten auf mich machte. Nun war ich wieder in Europa! und, wie es mir vorkam, meiner Heimath ſchon nahe!

Von dieſer Täuſchung ergriffen, wollte ich mir in Niſchnei, da es eben Mittag war, in einem Wirthshauſe eine gute Mahlzeit bereiten laſſen; aber da war kein anderes Wirthshaus, als elende ruſſiſche Kabaken. Ich hielt alſo vor dem Poſthauſe, und machte Anſtalten, ein Stück Brot mit Käſe in meiner Kibitke zu verzehren, indeſſen Sukin hinein ging, das ſchnelle Umſpannen zu befördern. Durch ihn erfuhr man im Hauſe, wer ich ſei; und gleich darauf kam ein Bedienter, der mich im Namen der Frau Poſtdirektorin ſehr höflich zum Eſſen einlud. Mein langer Bart, mein verworrenes Haar und mein zerriſſener Schlafrock liehen mir eine ſehr gültige Entſchuldigung, die Einladung auszuſchlagen; ſie wurde aber dringend und mit dem Zuſatze wiederholt: daß ich ganz allein in einem Zimmer eſſen ſolle, und daß ſich Niemand vor mir ſehen laſſen werde.

Ich konnte dieſer Höflichkeit nicht länger widerſtehen, zumal da auch mein ſeit mehreren Tagen wenig verſorgter Magen mich antrieb. So ſtieg ich denn aus, und erſchien beinahe in der Geſtalt des armen Tom in Shakeſpeare's Lear. Man führte mich in ein elegantes Zimmer, wo man

einen kleinen Tiſch für Eine Perſon ſervirte, und wo ich wirklich einige Augenblicke allein blieb. Doch plötzlich trat eine junge blühende Dame herein, die Frau vom Hauſe, die mich deutſch anredete, und ſich mit ihrem Verlangen, meine Bekanntſchaft zu machen, entſchuldigte.

So ein großer Freund des ſchönen Geſchlechts ich auch bin, ſo ſetzte mich doch die Erſcheinung meiner Wohlthäterin in nicht geringe Verlegenheit. Ich ſtand ihr gegenüber wie ein Cyniker der Aſpaſia; ihre holde Freundlichkeit konnte meine Verwirrung nicht beſiegen, wenn mein Blick auf den zerlumpten Schlafrock oder gar in einen Spiegel fiel. Was wurde aber vollends aus mir, als ſich nach und nach das ganze Zimmer mit Damen und Herren, Ruſſen und Deutſchen, vom erſten Range füllte, die ſich alle höflich zu mir drängten, in deren Mitte ich ganz allein, wie ein König von Spanien, eſſen mußte, die mich bald durch herzliche Theilnahme rührten, bald durch ſchmeichelndes Lob verwirrten, und endlich gar den erſten Band meiner neuen Schauſpiele herbeiholten, um die Aehnlichkeit des davor befindlichen Bildniſſes an dem langbärtigen Original zu erproben!

So reichliche Nahrung auch mein Körper und meine Eitelkeit hier zugleich bekamen, ſo geſtehe ich doch gern, daß ich dieſes Genuſſes erſt recht froh wurde, als ich wieder in meiner Kibitke ſaß. Dann aber — warum ſoll ich es läugnen! — gewährte es mir eine angenehme ſchmeichelnde Erinnerung, noch an den Grenzen von Aſien, und ſelbſt

in dieſem, dem Rufe nach ſo unwirthbaren Welttheile, Freunde meiner Muſe gefunden zu haben, die mir in bedrängten Stunden meines Lebens willig Troſt und Hilfe entgegen brachten, weil ſie in mir einen alten Bekannten ſahen, den ſie ſchon lange lieb gewonnen hatten. O, dieſer Lohn iſt wahrlich mehr werth als Journal-Lob, das heut zu Tage — möchte ich beinahe behaupten — an lebende Dichter nie anders als aus trüben Quellen geſpendet wird.

Nur noch Einmal drohte mir auf der Straße nach Moskau wahrſcheinlich eine Gefahr, der ich durch meine Wachſamkeit entgangen bin. Bereits vier Nächte hatte ich der Ruhe entbehrt, und beſchloß daher eines Abends, weil es überdies ſtark regnete, bis zum Anbruch des Tages in einem Dorfe zu verweilen. Ich gab gemeſſenen Befehl, die Pferde um vier Uhr Morgens vorzuſpannen und mich dann ſogleich zu wecken. — Geweckt wurde ich wirklich; es kam mir auch bei einem Blicke nach dem Fenſter ſo vor, als bräche der Tag ſchon an, und ich warf mich nun ſchnell in die Kibitke. Waſſili Sukin fuhr mit ſeinem Kaufmann in einer Poſtkibitke vor uns her; die ſeinige führte ein Knabe, die meinige ein ſchwarzbärtiger, wild um ſich ſchauender Kerl.

Schon dicht vor dem Dorfe bemerkte ich, daß die Helle, welche ich für den Anbruch des Tages gehalten hatte, nur Mondlicht war. Ich zog meine Uhr hervor! und ſiehe! es war erſt Eins. Das fiel mir auf. Die ruſſiſchen Poſtillone kommen, ſo wie alle in Europa, lieber zu ſpät als zu

früh; wie ging es denn nun zu, daß man mich drei Stunden vor der bestimmten Zeit weiter zu fahren nöthigte? — Ich beschloß sogleich, nicht zu schlafen; und da ich, so lange ich mit der andern Kibitke beisammen blieb, nichts befürchtete, so trieb ich den Kerl fleißig an, nicht zurück zu bleiben, was er unter mancherlei Vorwand sehr oft versuchte.

Mein Carpov war gleich Anfangs, seiner löblichen Gewohnheit gemäß, fest eingeschlafen; und so lange ich meiner Sache nicht gewiß zu sein glaubte, wollte ich ihn nicht wecken. Der Postillon sah sich sehr oft nach ihm, und dann wieder nach mir um. Ich sah ihm jedesmal starr in's Gesicht, um ihm meine Wachsamkeit zu zeigen. Endlich aber kam ich auf den Einfall, zu versuchen, was wohl daraus entstehen würde, wenn auch ich schliefe, um darnach meine weitern Maßregeln zu nehmen. Ich schloß die Augen, blinzelte aber natürlicher Weise so viel als nöthig war, um jede verdächtige Bewegung unseres Fuhrmanns auszuspähen. Dies schien mir jetzt höchst nöthig; ich hatte nämlich (als er das letzte Mal abstieg, um einen morschen, alle Augenblick reißenden Strick wieder anzuknüpfen), ein langes Messer bemerkt, welches in einer Scheide an seinem Gürtel hing. Wir hingegen waren gänzlich unbewaffnet, und mit zwei schnellen Stößen rückwärts konnte er, ohne seinen Sitz zu verlassen, uns Beide schlafend in die andere Welt befördern.

Kaum hatte ich angefangen, den Schlummernden zu

ſpielen, als er ſich oft und lange nach mir umſah, und mir gleichſam prüfend in's Geſicht ſchaute. Durch meine Wachſamkeit, mein Schimpfen und Fluchen in Furcht geſetzt, war er bis jetzt immer dicht hinter der vordern Kibitke geblieben; nun aber fing er wieder an langſamer zu fahren. Um ihn von ſeiner böſen Abſicht zu überführen, wollte ich jenes einen kleinen Vorſprung gewinnen laſſen, als von ungefähr der Knabe, der es fuhr, anhalten mußte, was bei dem elenden Geſchirre der Ruſſen ſehr oft zu geſchehen pflegt.

Auch wir hielten nun. Unſer Poſtillon ſtieg ab, und ſtellte ſich, als müßte er die Glocke an dem Krummholze feſt binden; ich ſah aber, da jetzt der Tag bereits angebrochen war, ſehr deutlich, daß ſie ſo feſt als möglich ſaß, und daß er ſich nur vor dem Pferde etwas zu thun machte, um nach mir zu ſchielen.

Als er glaubte, daß ich feſt genug ſchliefe, rief er mit leiſer Stimme den Knaben, und fragte ihn etwas, das ich nicht verſtehen konnte. Aus der Antwort errieth ich aber leicht, daß er wiſſen wollte, was die beiden Paſſagiere in der erſten Kibitke machten; denn der Knabe antwortete laut genug: spit (ſie ſchlafen).

Nun entſpann ſich zwiſchen beiden ein langes leiſes Geſpräch, bei dem mir nicht wohl zu Muthe wurde. Ich unterbrach es endlich auf einmal mit einem kräftigen Fluche, und gab meinem Poſtillon geradezu auf dem Kopf Schuld, er ſei ein Spitzbube! — Er betheuerte ſeine Unſchuld; ich behauptete aber dreiſt, alles, was er geſprochen, verſtanden

zu haben; prahlte mit der Wichtigkeit unſerer Depeſchen, drohte ihm mit einer Piſtole, (die ich gar nicht hatte); rüttelte meinen Kourier aus dem Schlafe, und unterrichtete ihn von dem muthmaßlichen Anſchlage; ſprang dann aus der Kibitke, und weckte auch Sukin und den Kaufmann. Alle wurden munter, und die einſame waldige Gegend gab meinen Worten noch mehr Nachdruck. Sie ſchimpften und drohten; der Poſtillon ſetzte ſich, in den Bart murmelnd, wieder auf, und fuhr, ohne weiter um ſich zu blicken, davon.

Kaum eine Werſt von da, etwa auf dem halben Wege, ſtanden zwei Kerls, die uns zu erwarten ſchienen; denn ich erblickte ſie ſchon in einer großen Entfernung. Unſer Poſtillon trieb, ſobald er ſie gewahr wurde, großen Lärm mit ſeinen Pferden, vermuthlich um ihnen anzudeuten, daß wir wachten. Wir fuhren alſo raſch an ihren verdächtigen Phyſiognomien vorüber; ſie ſahen uns neugierig an, wagten aber nichts, und wir kamen glücklich an Ort und Stelle.

Ich bin noch jetzt überzeugt, daß ein Mord-, oder wenigſtens ein Raub-Anſchlag, vorzüglich gegen mich, geſchmiedet war. Alles erklärt ſich ſehr natürlich. Der Kaufmann fuhr in einer offenen Poſt-Kibitke; beim Umpacken hatte man ſeine geringen Habſeligkeiten geſehen, die niemanden eben reizen konnten. In meiner kaſaniſchen Kibitke hingegen konnten Schätze ſein; auch hatte ich Abends meinen Reiſekaſten geöffnet, der eine ſilberne Kaffeekanne und verſchiedene andere Kleinigkeiten von Silber enthielt.

Ferner bedurfte es keiner tiefen Menſchenkenntniß, um meinen Carpov in der erſten Viertelſtunde als einen dummen Jungen kennen zu lernen, mit dem leicht fertig zu werden ſei. Die Abſicht war alſo vermuthlich, Sukin und den Kaufmann raſch voraus fahren zu laſſen, mit mir aber immer weiter und weiter zurückzubleiben, bis man mich zu der Stelle gebracht haben würde, wo die vorausgeſchickten Kerl unſer warteten. Dort hätte man uns nach Wohlgefallen beraubt oder gar todt geſchlagen, und der Poſtillon würde noch obendrein ſeine Unſchuld haben betheuern können. Was mich noch mehr in dieſer Vermuthung beſtärkt, iſt der Umſtand, daß der Poſtillon Anfangs immer über ſeine ſchlechten Pferde klagte, die nicht von der Stelle wollten; auf der zweiten Hälfte des Weges aber, als ihm nichts mehr daran lag, ſie zurück zu halten, liefen ſie offenbar weit beſſer, als die Pferde des Knaben.

So war ich denn der letzten Gefahr, welche mir auf meinem langen einſamen Wege drohete, glücklich entronnen, und am 28. Julius Mittags breitete ſich das unermeßliche Moskau vor meinen Blicken aus.

Lange ſtand ich auf einer Anhöhe, es zu betrachten. Voll froher Hoffnung, hier endlich etwas von meiner Familie zu erfahren, fuhr ich hinein, durchkreuzte die zahlloſen Straßen, und kehrte in dem Gaſthofe einer alten freundlichen Franzöſin ein, der ich durch Herrn Becker empfohlen war. Hier that ich mir einige Stunden gütlich, ſo lange es meine Ungeduld erlaubte. Kaum hatte ich mich aber ein

wenig erholt, und meine Geſtalt durch Kamm und Scheermeſſer der menſchlichen wieder näher gebracht, als ich auch ſchon ausging, den Buchhändler Herrn Franz Courtener aufzuſuchen, der mir, gleichfalls durch Becker, als ein ſehr wackerer Mann gerühmt worden war. So fand ich ihn denn auch, und in ſeinem Hauſe die gaſtfreiſte Aufnahme.

Mein erſtes Wort war natürlich wieder meine Frau; und, ſiehe da! er erinnerte ſich gehört zu haben, daß der Kaiſer ſie nach Petersburg eingeladen, und ſie dort wirklich auf das gnädigſte empfangen habe. — Aengſtlich fragte ich: wo gehört? von wem? — Daran konnte er ſich, leider nicht mehr erinnern.

Mit ihm beſuchte ich den, durch ſeine Briefe eines reiſenden Ruſſen auch in Deutſchland bekannten, liebenswürdigen Schriftſteller Karamſin, der mich herzlich aufnahm, und dem das erwähnte Gerücht gleichfalls zu Ohren gekommen war. Aber auch er wußte nicht mehr, wie oder wo. Indeſſen verſprachen mir Beide, ſich näher darnach zu erkundigen.

Man denke ſich übrigens den angenehmen Eindruck, den die erſten Stunden des Lebens und Webens unter Schriftſtellern und Buchhändlern auf einen Menſchen machen mußten, dem ſeit vier Monaten kaum ein Buch zu Geſicht gekommen war! — In des Herrn Karamſin Zimmern hing eine Sammlung von Bildniſſen deutſcher Gelehrten; und mit ihm ſelbſt ſprach ich von Wieland und Schiller, von Herder und Göthe, von meiner lieben Vaterſtadt, wo es ihm gefallen hatte.

Fr. v. Langf. Er lacht? — ſein Muthwille hat ihm herrliche Dienſte geleiſtet? — Was will er damit ſagen?

Dritte Scene.

Doris und Frau v. Lanafalm.

Dor. (tritt gleichfalls ſchüchtern aus ihrem Zimmer, und ſpricht ſehr leiſe) Guten Morgen, chère Maman. Sie ſehn ja ganz blaß aus?

Fr. v. Langf. Und du desgleichen.

Dor. Ach! ich habe eine ſchreckliche Erſcheinung gehabt!

Fr. v. Langf. Auch du? wär' es möglich?

Dor. Vetter Hurlebuſch überredete mich geſtern Abend, mich von ihm entführen zu laſſen, um unſerer Verbindung doch einigen Anſtrich vom Romantiſchen zu geben.

Fr. v. Langf. Weiter.

Dor.

Ich blieb in Moskau bis zum folgenden Abend, ruhete aus, beſah einige Merkwürdigkeiten, ſchmeichelte mir aber vergebens mit der Hoffnung, nähere Nachrichten von meiner Familie einzuziehen, und hielt daher, was ich gehört hatte, für ein leeres, ohnehin unwahrſcheinliches Gerücht.

In Twer hätte ich gern den General Mertens beſucht, um mich heute mit ihm jenes trüben Tages auf der Wolga zu freuen; aber er bereiſte gerade ſein neues Gouvernement.

In Wiſchnei Wolotſchok beſchloß ich, da ich nur noch vierhundert zweiunddreißig Werſte (etwa zweiundſechzig deutſche Meilen) von Petersburg entfernt war, mich von dem flinken Waſſili Sukin zu trennen, und ihn — der blos aus Gefälligkeit mich nicht verlaſſen hatte, um mich nicht der Faulheit meines Carpov ganz Preis zu geben — jetzt eilig vorauszuſchicken, um meine Frau, im Falle, daß ſie wirklich in Petersburg wäre, von meiner nahen Ankunft zu benachrichtigen. Ich ſchrieb deshalb einen Zettel, worin ich ſie erſuchte, mir bis auf die erſte Station entgegen zu kommen. Zugleich gab ich ihm die Adreſſe meines ſeit vier und zwanzig Jahren unveränderten, redlichen Freundes Graumann, der ihm gewiß würde ſagen können, ob ſie da ſei, und wo ſie wohne.

Von meinen heißen Wünſchen begleitet, fuhr er davon und ich berechnete, daß er wohl vierundzwanzig Stunden vor mir in Petersburg eintreffen könne. Es ſchien denn aber doch, als ob ich durch das Vertrauen auf Sukin's Schnelligkeit den Ehrgeiz meines Carpov geweckt hätte. Er war

munterer und thätiger als bisher. Wir paſſirten das durch den hanſeatiſchen Bund berühmt gewordene Nowogorod, ohne uns aufzuhalten, und überall, wohin wir kamen, war Sukin nur wenige Stunden vor uns abgereiſt.

Endlich, auf der vorletzten Station, hatte der Eilige ſogar ſeinen Kourier-Paß vergeſſen, ohne welchen er durchaus nicht in Petersburg eingelaſſen werden konnte. Wir nahmen den Paß mit, und fanden ihn auf der letzten Poſt uns ängſtlich erwartend. Es war Nachmittags, ungefähr um vier Uhr. Wir brachten unſern Anzug in Eile ein wenig in Ordnung, und mit klopfendem Herzen beſtieg ich zum letzten Male meine Kibitke.

In Czarskoe-Selo, einem kaiſerlichen Luſtſchloſſe, wurden wir drei- oder viermal durch Pikets angehalten, deren Weitläufigkeit mir manchen Seufzer auspreßte. Aber meine Geduld ſollte auf noch härtere Proben geſtellt werden; denn ach! gerade an dieſem Tage waren eine Menge Truppen nach Gatſchina, dem Lieblingsaufenthalte Kaiſer Paul's des Erſten, zu der bevorſtehenden Revue beordert, und ich begegnete, kaum noch zwölf Werſte von Petersburg entfernt, ſechs marſchirenden Regimentern, mit Ammunitions-Karren, Krankenwagen u. ſ. w., durch welche es unmöglich war, ſich einen Weg zu bahnen. Wir mußten alſo länger als eine Stunde halten. Man denke ſich meine Verzweiflung! —

Ueberdies hätte ich mir leicht hier wieder einen ſchlim-

men Handel zuziehen können. Der Großfürſt Alexander ritt nämlich an der Spitze der Truppen. Ich kannte ihn nicht; und hätte ich ihn auch gekannt, ſo wußte ich doch nichts von dem ſtrengen Befehle, vor jeder Perſon der kaiſerlichen Familie auszuſteigen. Auch mein indolenter Carpov kannte ihn vermuthlich nicht, und wir blieben ſitzen; ſo hätte ich denn von Rechtswegen ſogleich in ein Polizei-Gefängniß gebracht werden müſſen, wenn der liebenswürdige Großfürſt, der mich ſtarr anſah, nicht weit erhaben über das unwillkürliche Vernachläſſigen einer ſolchen Ehrenbezeugung geweſen wäre.

Um neun Uhr Abends kamen wir endlich an die Barrieren der Reſidenz. Hier, und dann am Thore ſelbſt, wurden wir abermals die Kreuz und die Quer examinirt; dann gab man uns einen reitenden Koſaken mit, um uns zu dem Kommandanten, deſſen Wohnung im kaiſerlichen Schloſſe war, begleiten zu laſſen. Die Kouriere gingen hinauf; ich ſtand indeſſen mit unnennbaren Empfindungen auf dem mir wohlbekannten Platze.

Es verſtrich wieder eine Viertelſtunde. Jetzt mußten wir noch zu dem Militär-Gouverneur, Grafen Pahlen. Er war nicht zu Hauſe, und wir durften weiter fahren. Gern wäre ich, ſo ſpät es auch ſchon war, noch bei meinem Freunde Graumann eingekehrt; aber die Kouriere hatten ausdrücklichen Befehl, uns bei dem General-Procureur abzuſetzen. Wir fuhren alſo dahin. Er befand ſich in Gatſchina, und ſein Stellvertreter bei der ſogenannten geheimen Ex-

pedition, der Herr Etatsrath Fuchs, wohnte weit von da. — Was war zu thun? — Die Kouriere ließen mich und den Kaufmann auf offener Straße, unter der Aufsicht der in Menge herbei gekommenen Domestiken des General-Procureurs, und fuhren schleunig davon.

Eine gute halbe Stunde stand ich einsam, an das Geländer der Moika gelehnt, und blickte hinab in ihre sanften Wellen, wobei tausend widersprechende Gefühle in meiner Seele wechselten. — Endlich kamen die Kouriere zurück, und gleich hinter ihnen der Herr Etatsrath Fuchs selbst, der mich sehr höflich empfing, und mich in ein kleines Zimmer führte, um daselbst die Nacht zu verweilen. Ich äußerte den Wunsch, zu meinem Freunde Graumann gehen zu dürfen; er sagte mir aber: ob ich gleich durchaus kein Gefangener mehr sei, so habe er doch meinetwegen keine bestimmtern Befehle, sondern müsse meine Ankunft zuvor nach Gatschina rapportiren, welches auch sogleich durch eine Staffette geschehen solle. Bis zum Einlaufen der Antwort, die er morgen früh erwarte, müsse ich mich schon hier behelfen.

Ich fragte nun nach meiner Frau. Er wußte nichts von ihr; — und so zerfloß auf Einmal wieder der schöne Traum, der mir zwischen Moskau und Petersburg so manche Stunde versüßt hatte!

Ich bat um Aufschluß des fürchterlichen Räthsels, warum ich eine solche Behandlung erfahren habe. — Auch darauf konnte er mir weiter nichts antworten, als daß man

alles auf ausdrücklichen Befehl des Monarchen gethan, und daß dieſer in der letzten Zeit einige Male gefragt habe, ob ich noch nicht zurückgekommen ſei; ferner, daß alle meine Papiere in der Expedition des General-Procureurs in Verwahrung lägen, und daß ich ſie ſämmtlich zurückbekommen würde.

Er wünſchte mir bald darauf eine gute Nacht, und verließ mich, um die Staffette abzufertigen.

Die erſte Nacht verging mir ſehr traurig und faſt ohne allen Schlaf. Bitterer als je vorher, fühlte ich die Qual der getäuſchten Erwartung, weil ich noch nie ſo ſicher darauf gerechnet hatte, nun endlich einmal zu erfahren, was aus meiner Familie geworden ſei. Zu dieſem Kummer geſellte ſich noch die düſtere Vorſtellung von dem Lokale, wo ich mich befand: einem kleinen, ſchmalen Zimmer, in das man jeden führte, der — ſchuldig oder unſchuldig — der geheimen Expedition in die Hände gerieth. Außer einem Tiſch, einem Stuhl und einer Bettſtelle ohne Betten, waren keine Möbel darin. Die Bettſtelle wimmelte übrigens noch obendrein von Ungeziefer; und ſo wurden mir vollends die wenigen Minuten geraubt, welche die Leiden meiner Seele dem Körper zum Schlummer übrig ließen. — O, wie froh war ich, als der Tag wieder anbrach! wie ſeufzte ich nach der Zurückkunft der Staffette, um zu meinem Freunde Graumann eilen zu können! —

Es war ungefähr acht Uhr Morgens, als der Herr Etatsrath Fuchs wieder zu mir herein trat. Noch keine Ant-

wort aus Gatſchina. — Aber — o Gott! welche Empfindung durchſtrömte mich, als er mich mit den Worten anredete: »Ihre Frau Gemahlin iſt hier in Petersburg.« — So iſt dem lange gelähmten Kranken zu Muthe, dem ein wohlthätiger elektriſcher Schlag plötzlich die Bewegung wiedergibt. — Ich ſtaunte ihn an — meine Freudenthränen quollen. — Wo?! ſtammelte ich. — Das wußte er nicht. Auch durfte er die Art von Arreſt, in der ich noch immer gehalten wurde, nicht aufheben. »Doch ſteht es Ihnen frei,« ſagte er zu meinem Troſte, »zu ſich kommen zu laſſen, wen Sie wollen.«

Geſchwind ſandte ich meinen muntern Waſſili Sukin mit einem Zettel zu Graumann. Er kam bald zurück, ſchilderte mir das Entzücken meines biedern Freundes, der ihn freigebig beſchenkt hatte, und brachte mir eine Antwort des Inhalts:

»Deine Frau und deine Kinder ſind geſund, und wohnen nicht weit von mir. Doch ehe du ſie ſiehſt, komm vorher zu mir, damit ich Chriſtel vorbereite; die plötzliche Freude könnte ihr tödtlich werden.«

Sogleich eilte mein Bote zurück, ihm zu melden, daß ich noch nicht ausgehen, wohl aber Beſuche annehmen dürfe, und daß ich ihn bei unſerer Freundſchaft beſchwöre, mich bald mit meiner Familie zu vereinigen.

Jetzt kam er ſelbſt. — Ich ſchweige von unſerer ſtummen, wehmüthigen Freude; — ſie war die erſte Sproſſe der Leiter zum Himmel, in den ich bald verſetzt werden

ſollte! — Er erzählte mir: meine Frau befinde ſich zwar wohl; aber natürlicher Weiſe ſei ſie noch ſehr geſchwächt, da ihr mein Unglück eine zu frühzeitige Niederkunft verurſacht, und ein Blutſturz ſie an den Rand des Grabes gebracht habe. Es ſei daher äußerſt nothwendig, ſie behutſam vorzubereiten, ob ſie mich gleich ſchon ſehr lange erwarte. — Ich fühlte die Wichtigkeit ſeiner Gründe, bezähmte meine heiße Sehnſucht, und ließ ihn nach ſeinen Gefallen handeln.

Er war, noch ehe er zu mir kam, ſchon bei ihr geweſen; ſein heiteres Geſicht beim Eintritt in das Zimmer hatte ihr ſogleich etwas Gutes verſprochen. »Gewiß,« rief ſie ihm entgegen, »bringen Sie mir Nachricht von Kotzebue!« — Ja, erwiederte er; ſeine Ankunft iſt nicht mehr fern. Und nun zog er den Zettel aus der Taſche, den ich in Wiſchneï Wolotſchok geſchrieben, und worin ich ſie gebeten, mir auf die erſte Station entgegen zu kommen. Dieſen Zettel hatte ihm Waſſili Sukin, ob er gleich jetzt unnütz ſchien, dennoch dieſen Morgen mit abgegeben, und mein Freund wußte einen ſehr glücklichen Gebrauch davon zu machen. Die gute lebhafte Chriſtel gerieth außer ſich; ſie befahl auf der Stelle, nach Wagen und Pferden zu gehen, und traf ſchon eilig Anſtalten zur Reiſe; ſie verlangte, Graumann ſollte ſogleich zu dem Militär-Gouverneur eilen, um ihr den nöthigen Paß zu verſchaffen (ohne welchen man nicht einmal zum Thore hinaus fahren konnte). Er mußte verſprechen, ihre Wünſche augenblicklich zu erfüllen, und verließ ſie, unter dem Vorwande, ſich zu dem Militär-Gou-

verneur zu begeben, aber mit dem Vorſatze, mich ſelbſt aufzuſuchen.

Bei mir fand er nur gleiche Sehnſucht, gleiche Ungeduld: ich ſegnete und ſchalt ſeine kluge Behutſamkeit. Er ging nicht lange nachher; mit dem Verſprechen, mir meine gute Frau zu bringen, ſobald er glaube, daß es ſich ohne Gefahr thun laſſe.

Als er wieder zu ihr herein tritt, eilt ſie ihm reiſefertig entgegen, und fragte: bringen Sie mir den Paß? — Er lächelt. »Jetzt iſt er nicht mehr nöthig.“ — Sie verſteht ihn, und hängt an ſeinem Halſe! —

Nun iſt es vergeblich, ihr länger Vorſicht zu predigen. Graumann mußte ſie auf der Stelle mit in ſeinen Wagen nehmen, und nur froh ſein, daß ſie ſich das Verſprechen abnöthigen läßt, an der Ecke der Straße ſo lange ruhig halten zu wollen, bis er mich von ihrer Anweſenheit benachrichtigt habe.

Ich war eben mit dem Herrn Etatsrath Fuchs in einem Geſpräche begriffen, als Graumann, mit der Freude eines Seligen im Geſichte, hereintrat, und mir ſagte: »deine Frau iſt hier; ich habe ſie nicht länger abhalten können.“ — Ich jauchzte laut auf. — Der Herr Etatsrath Fuchs war ſo delicat, ſich wegzubegeben, um unſere erſte Freude nicht durch ſeine Gegenwart zu ſtören. Mein guter Graumann eilte zurück. — Ich ſtand bebend am Fenſter, das gerade über der Hausthür war — ſah ihn meine Chriſtel hereinführen — wankte zur Thür, und — ſie lag ohnmächtig in meinen Armen! —

Weg mit jedem Verſuche, dieſe Scene zu beſchreiben! — Wehe dem Leſer, der ſie nicht fühlt! — O Gott! — Ja, es gibt Augenblicke, die eine Reihe von Jahren aufwiegen — auch eine Reihe von elenden Jahren! — Nicht für Alles in der Welt hätte ich in dieſer Minute das Andenken an meine Leiden vertilgen mögen; — der unausſprechliche Genuß dieſer Minute überwog ſie alle!

Mit Graumanns Hilfe hatte ich meine Frau auf einen Stuhl geſetzt; ich kniete vor ihr, legte meinen Kopf in ihren Schooß, und weinte — o! wie ich nie geweint habe! — Sie erholte ſich, beugte ſich liebevoll zu mir herab, und miſchte ihre Thränen ſchluchzend mit den meinigen. — Reden konnten wir lange, ſehr lange, nicht! — Auch mein Freund ging ſtumm im Zimmer auf und ab, und genoß des rührenden Anblicks. — Ja, du guter, redlicher, wahrhafter Menſch! deinem edlen Herzen wurde in dieſer Stunde vergolten, was du für mich und die Meinigen gethan hatteſt. Du warſt Zeuge einer Scene, wie ſie gewiß nur ſelten auf der großen Bühne der Welt vorkommt, und deine edelmüthige Freundſchaft hatte dieſe Scene vorbereiten helfen! —

Als der erſte Sturm des Entzückens ſich legte, und das Chaos unſerer Empfindungen ſich entwickelte; als wir wieder ſprechen konnten und Worte fanden: — o, wie viel gab es da zu fragen, zu erzählen, zu beantworten! — Wie oft unterbrachen wir uns ſelbſt, indem wir uns die Thränen lächelnd von den Lippen küßten! — Es war, als ob

unſere Gräber ſich geöffnet hätten, als ob wir zu neuer Vereinigung in einer beſſern Welt verklärt hinaufſtiegen, und nun einen Blick auf die Leiden der irdiſchen Vergangenheit zurückwürfen. —

Meine gute Frau erzählte mir ihre Schickſale ſeit dem Augenblicke unſerer Trennung. — Sie malte mir das fürchterliche Erwachen aus ihrer Ohnmacht — die öde Stille um ſie her — nur von dem Schluchzen meiner Emmy unterbrochen, die ſich in einem Winkel auf den Boden geſetzt hatte, und heimlich weinte.

Vergebens hatte ich mir in meinem Elende geſchmeichelt, daß der Gouverneur von Curland und ſeine Familie ſich ihrer annehmen würden. Verlaſſen von Allen, fand ſie nur da Troſt in ihren Leiden, wo ſie ihn nicht geſucht hatte. Der wackere Gaſtwirth Räder und ſeine Frau behandelten ſie mit Menſchlichkeit und feinem Gefühl, und gaben einen ſchönen Beweis, daß Eigennutz ſelbſt in ſolchen Ständen, in denen er ſo gewöhnlich iſt, dennoch vor edleren Gefühlen ſchweigt. — Durch meine Abreiſe, aus Wahl und Nothwendigkeit, zu ſtrenger Oekonomie bewogen, verſagte meine Frau ihren Kindern die kleinen gewohnten Näſchereien; aber Madame Räder verſorgte dieſe reichlich im Stillen damit. Auch der kranken Mutter brachte ſie täglich Gelée und andere theure Speiſen, welche nie auf die Rechnung geſetzt wurden. Es iſt meinem Herzen Bedürfniß, dieſe kleinen Züge öffentlich bekannt zu machen.

Der General Eſſen, ein Verwandter von uns —

Dor. Ich sollte als ein Gespenst verkleidet aus meinem Zimmer schleichen.

Fr. v. Langs. Als ein Gespenst?!

Dor. Da ich Ihren Willen kannte, und die Sache zu beendigen wünschte, so willigte ich in die Mummerey —

Fr. v. Langs. Du? — du warst es? —!

Dor. Ach es kam mir theuer zu stehn! denn kaum trat ich hier aus meinem Zimmer, so stand ein gräßliches Gespenst leibhaftig vor mir!

Fr. v. Langs. Wie sah es aus?

Dor. Triefende Augen — Hörner und Klauen — ein häßliches altes Weib —

Fr. v. Langs. (empfindlich) Die Furcht hat dich blind gemacht.

Dor. Es schien aus Ihrem Schlafzimmer zu kommen.

Fr. v. Langs. Ganz recht. O verdammt! nun errathe ich. Und was thatest du bey seinem Anblick?

Dor. Ich schrie und lief davon.

Fr.

(eben der, welcher in Holland, nach jener unglücklichen Schlacht, bei welcher der General Hermann in Gefangenſchaft gerieth, das Kommando übernahm, dann aber bald nachher vom Dienſt ausgeſchloſſen wurde, weil der *** von *** den Zeugen ſeiner Thaten haßte) — dieſer eben ſo tapfere als gefühlvolle und edle Mann beſuchte meine Frau täglich zweimal, ohne Rückſicht auf die Gefahr zu nehmen, der er ſelbſt, als ein bereits Verleumdeter, ſich ausſetzte. Er bot Alles auf, die Unglückliche zu tröſten — Gott belohne ihn dafür!

Der Regierungsrath von Wächter und ſeine Gattin, deren Bekanntſchaft wir einſt in Reval gemacht hatten, doch mit denen wir nie in engere Verhältniſſe getreten waren, bewieſen jetzt, daß das Unglück gute Menſchen ihren Bekannten näher bringt.

Wie gern, wie dankbar nenne ich die Namen der wenigen Edlen, die nach ihren Kräften beitrugen, der Schwerbedrückten die Laſt des Kummers tragen zu helfen!

Der Herr Secretär Weitbrecht kam nur noch einmal zu meiner Gattin, und ärgerte ſich über ihre Thränen. »So weinen Sie doch nur nicht!« ſagte er immer; »was kann das helfen!« — Sie beſtand darauf, den Gouverneur zu ſehen. »Mein Gott! der Gouverneur kann die Thränen auch nicht leiden.« — Ei! erwiederte meine Frau unwillig; wenn er Unglückliche nicht ſehen kann, ſo muß er auch nicht Gouverneur ſein wollen! —

Es gelang ihr doch endlich, ſich eine Audienz bei dem

Gouverneur zu verſchaffen. Er empfing ſie im Schlafrock mit der Tabakspfeife: nöthigte ſie nicht einmal zum Sitzen: ſagte ihr allerlei artige, nichts bedeutende Dinge; entſchuldigte ſeine Frau mit ihrer Schwangerſchaft, wodurch ſie gehindert werde, eine Unglückliche bei ſich aufzunehmen: empfahl ſich, und bekümmerte ſich nicht weiter um ſie. Was eigentlich mit mir vorgegangen ſei, wurde ihr noch immer ſorgfältig verſchwiegen. Täglich erwartete ſie meine Zurückkunft; bei jedem ſchnell raſſelnden Wagen ſprang ſie hoffnungsvoll auf. Alle Briefe, die ſie indeſſen ſchrieb, mußte ſie dem Gouverneur abliefern. Von ihrer traurigen Lage und von meinem Unglück durfte kein Wort darin ſtehen. Die wenigſten wurden abgeſandt, doch alle kopirt, und dieſe Kopien nach Petersburg geſchickt. Einen einzigen Brief an Graumann rettete der Gaſtwirth Räder, indem er ihn ſelbſt auf die Poſt trug.

Gott ſei Dank, daß keine Gefahr mehr dabei vorhanden iſt, ſowohl die edlen als die unedlen Züge in dieſer Geſchichte öffentlich aufzuſtellen.

Endlich, nach zwei bange verſeufzten Wochen, erhielt meine Frau vom Kaiſer die Erlaubniß, ſich nach Eſthland zu ihren Verwandten zu begeben. Sie reiſte ab; doch ſchon in Riga nöthigte ſie Krankheit, abermals zu verweilen. Der Gaſtwirth Langwitz, im Hôtel de Petersbourg, wo ſie einkehrte, war der erſte, der ihr, auf ihre Frage: ob ich bei ihm logirt habe; ſehr unbehutſam antwortete: nein; ich ſei gerade durch Riga nach Tobolsk gebracht worden. —

Man denke ſich ihren Schrecken! — Dieſe Vorſtellung war ihr noch nie in den Sinn gekommen. Doch glaubte ſie es noch nicht, und mein biederer Freund, der Regierungs-Sekretär Eckardt, den einige andere gute und edle Menſchen unterſtützten, ſuchte ihr ſo viel als möglich Troſt und Muth einzuſprechen.

Ich eile, unter dieſen Menſchenfreunden auch den Herrn Gouverneur von Richter dankbar zu nennen. Er beſuchte meine Frau ſelbſt, behandelte ſie mit der zarteſten Schonung, und ließ ſie ſo doppelt fühlen, was ſie in Mietau vermißt hatte. Nur die ängſtliche Bitte, ihr meinen Aufenthalt zu entdecken, mußte er ihr abſchlagen; doch gab er ihr ſein Ehrenwort, daß ich nicht in der Rigiſchen Feſtung oder in der dortigen Gegend ſei, und daß er Nachricht von meinem Leben und Wohlbefinden habe. — Mit Dankgefühl muß ich auch noch zweier Perſonen erwähnen, welche Verwandtſchaft und Menſchlichkeit zu der armen Verlaſſenen zogen: den Grafen Sievers von Wenden und ſeine Gemahlin. Von dieſem edlen Paare wurde meine Frau aufgeſucht, und mit dem zarteſten Mitleid, der ſchonendſten Sorgfalt behandelt. Möchten Beide dieſe Zeilen leſen, aber nicht nach dieſen wenigen Worten, ſondern nur nach ihrem eigenen edlen Gefühle die Innigkeit meines Dankes abmeſſen!

Obgleich durch den herzlichen Antheil getröſtet, den der würdige Gouverneur von Riga und die ganze Stadt mit empörtem Gefühl an meinem Schickſal nahmen; obgleich

durch das mehr als brüderliche Benehmen meines vortrefflichen Freundes Eckardt in mancher kummervollen Stunde aufrecht erhalten; obgleich von dem biederen Arzte Stoffregen eben so geschickt als uneigennützig behandelt — hatte meine Frau dennoch oft Augenblicke, in welchen das Gewicht ihrer Leiden sie zu zermalmen drohte. Die verwaiseten Kinder, zum Beispiel, spielten oft vor der Hausthür; manche der Vorübergehenden blieben stehen, fragten, wem sie angehörten, und gingen dann weiter mit dem Ausruf: die armen Kinder! — Da dies öfter geschah, so kamen die Kinder einmal herauf, und fragten: »Mama, warum sind wir denn arme Kinder?« — Ein ander Mal hob meine Emmy von freien Stücken an: „Mutter, laß Ketten bringen; Emmy will sie umnehmen, und ganz still sitzen, wenn Emmy nur bei Vater ist.“ — Man denke sich die Wirkung solcher Scenen auf ein so zerrüttetes Gemüth, eine so zerstörte Gesundheit.

Sobald meine Frau nur wieder einige Kräfte hatte, setzte sie ihre Reise über Dorpat nach unserm lieben Friedenthal fort. Die bittersten Gefühle erwachten mit neuer Stärke, als sie, von einer Anhöhe herab, nun den Ort wieder sah, wo wir mehrere Jahre in stiller häuslicher Glückseligkeit mit einander verlebt hatten. Sie mochte es nicht wagen, unser eigenes Haus, unsere freundlichen Zimmer zu betreten, in denen jeder Winkel, jedes Hausgeräth sie an mich erinnern mußte, sondern fuhr zu dem

Propſt Koch, Prediger des Kirchſpiels, einem der vortrefflichſten Menſchen von allen, die je eine Kanzel beſtiegen haben. Ihm gleich an Herz und Sinn, an Gefühl und Bildung, iſt ſeine edle Gattin, eine Franzöſin, die vormals als Gouvernante meiner Frau zuerſt ihren Geiſt und ihr Herz mit Vernunft und Empfindung ausſtattete. Ihr Gatte war damals Hofmeiſter in demſelben Hauſe; dort lernte ſie ihn kennen und lieben; dort verheirathete ſie ſich mit ihm. Er war zugleich einer meiner alten akademiſchen Freunde: daher blieben unſere Häuſer immer eng und herzlich verbunden; daher wurde meine gute Chriſtel jetzt von dem edlen Paare wie von Vater und Mutter aufgenommen, mit der zarteſten Schonung getröſtet, und mit der liebevollſten Sorgfalt gepflegt.

Es gab dienſtfertige Leute — ich will ſie nicht nennen, die dem redlichen Manne riethen, meine Frau aus dem Hauſe zu ſchaffen, um eigene Gefahr zu vermeiden. »Nein,« verſetzte er unwillig; »und ſollte ich heute ſelbſt nach Sibirien geſchickt werden, das thue ich nicht.«

Gott ſegne dieſe ſeltene Familie, die in einem abgeſchiedenen Winkel der Welt Gutes thut ohne Geräuſch, und die Redlichkeit guter Landleute mit der feinſten Geiſtesbildung vereinigt! Gott ſegne ſie! und ſollte jemals irgend eine böſe Laune des Schickſals eines ihrer Kinder oder Kindeskinder treffen, ſo will ich, daß dieſe Zeilen für mich und meine Nachkommen als ein offener Wechſel gelten, und erkläre hier im Angeſichte von Europa: daß, ſo

lange ich ſelbſt noch athmen kann, oder ſo lange mein Andenken und mein Segen meinen Kindern heilig ſein wird, jedem Unglücklichen aus jener Familie Haus und Herz bei mir und meinen Nachkommen offen ſtehen ſollen!

Hier, im Kreiſe dieſer vortrefflichen Menſchen, erhielt meine Frau endlich den Brief, den ich aus Stockmannshof an ſie geſchrieben hatte. Dieſer Brief erlebte wunderliche Schickſale, ehe er an den Ort ſeiner Beſtimmung gelangte. Dem jungen Manne, dem ich dieſen und die beiden andern Briefe anvertraute, fehlte es wahrſcheinlich an Muth, ſie an ihre Adreſſe zu befördern. Der Kammerherr von Beyer, oder auch wohl der vorſichtige Herr Proſtenius, ſchickte ſie vermuthlich an den Gouverneur in Riga, deſſen Pflicht es erforderte, ſie an den General-Procureur in Petersburg zu überliefern. (Doch iſt, ſo viel ich weiß, der Brief an den Grafen Cobenzl ganz zurück behalten worden, und, ſo wie der politiſche Horizont damals ausſah, war das ſehr klug.) Der General-Procureur brachte die Briefe dem Kaiſer. Dieſer empfand es ſehr übel, daß ich den Grafen von der Pahlen für ſeinen Liebling erklärte, und in dieſem Betracht mein Vertrauen auf ſeine Hilfe ſetzte. Es war eine von den Eigenheiten des Monarchen, daß er durchaus das Anſehen haben wollte, als ſei Niemand ſein Liebling, und, als dürfe ſich Niemand rühmen, Einfluß auf ihn zu haben. Dazu kam noch, daß wohl auch der General-Procureur, ein erklärter Feind des Grafen, dieſe Gelegenheit benutzte und die Sache in ein verhaßtes Licht

ſtellte. Kurz, der Kaiſer, der den Grafen täglich ſelbſt ſah, ließ ihm meinen Brief durch Obuljaninow zuſtellen, ſprach ſelbſt kein Wort mit ihm darüber, ſondern war erzürnt. Der Graf ſelbſt hat in der Folge gegen mich geäußert, daß ich faſt die Veranlaſſung zu ſeinem Sturze geworden ſei.

Den Brief an meine Frau — ſo ſchonend es auch geweſen wäre, ihn zurück zu behalten, da er in der höchſten Verzweiflung geſchrieben war — befahl der Kaiſer ihr zuzuſtellen, und zwar gegen Quittung. Er wurde alſo an den Gouverneur von Eſthland geſchickt, der ihn wiederum an den Haakenrichter *) des Weſenbergiſchen Kreiſes, Baron Roſen, ſandte; der letztere brachte ihn endlich meiner Frau, und erhielt von ihrer zitternden Hand eine Quittung.

Dieſer unſelige Brief that, ſo wie ich es befürchtet hatte, die traurigſte Wirkung. Meine arme, ſchon ganz erſchöpfte Chriſtel wurde bald darauf von einer dreimonatlichen Frucht entbunden — es folgte ein Blutſturz — man ſah dem Ende ihrer Leiden entgegen! — Ohne die unnennbare Liebe, ohne die zärtliche Pflege der Familie Koch würde ich jetzt mit ſechs Waiſen ihren Tod bejammern, und kein Kaiſer, kein Kaiſerthum hätte mir meinen Verluſt erſetzen können! —

*) In Liefs- und Eſthland werden die Landgüter nach ſogenannten Haaken berechnet; d. i. nach Stücken Landes, die ſo und ſo viel Ausſaat, Hornvieh u. ſ. w. haben. Der Haakenrichter eines Kreiſes wacht über die Landespolizei.

Sie ward gerettet! — So bald ſie wieder einige Kräfte geſammelt hatte, folgte ſie der Einladung meines brüderlichen Freundes von Knorring in Reval, und reiſte dahin, um ſich mit ihren Verwandten und Freunden zu berathen: nicht, was ſie thun ſolle; — denn das hatte das edle Weib ſchon beſchloſſen: ſie wollte mir nach Sibirien folgen! — ſondern wie ſie es thun ſolle, und wie unſere ökonomiſchen Angelegenheiten zu berichtigen wären.

Manche vormals ſogenannte Freunde in Reval betrugen ſich bei ihrer Ankunft ſehr zweideutig, — von ihnen ſchweige ich; — aber mein guter Knorring, ſeine liebenswürdige Gattin, mein biederer Hueck, und noch ſo manche andere edle und wackere Menſchen überließen ſich ohne Scheu den Eingebungen ihrer Herzen. — Vergebens wurde auch Knorring von ängſtlichen Leuten gewarnt, ſeinem unglücklichen Gaſte die Herberge zu verſagen. Er blieb mein redlicher, treuer Freund, ob er mir gleich nachher ſelbſt geſtanden hat, daß er auf unangenehme Folgen, und vielleicht wohl gar auf eine ſchnelle Reiſe nach Petersburg, vorbereitet geweſen ſei.

Das einzige Dichten und Trachten meiner Frau war nun die Reiſe nach Sibirien. Was man auch dagegen ſagen mochte: ſie blieb feſt bei ihrem Entſchluſſe; und wenn man ſie zuweilen durch die Hoffnung, daß mein Exil gewiß nicht lange dauern werde, davon abzubringen ſuchte, verſetzte ſie eifrig: »wenn ich ihm ſein Schickſal auch nur eine Woche

erleichtern kann!" — Ihre Kammerjungfer, Katharina Tengmann — ſie verdient es, daß ich ſie dankbar nenne — — bot ſich ihr ſelbſt zur Begleiterin an, ob ſie gleich eine alte ſiebzigjährige Mutter zurücklaſſen mußte. »Ich habe," ſagte das edle Mädchen, »die guten Tage bei Ihnen genoſſen; nun will ich auch die böſen mit Ihnen theilen." — Meine Frau war entſchloſſen, unſere Emmy mitzunehmen, die andern Kinder aber zurückzulaſſen. — Ein ſicherer Begleiter ſollte für eine anſehnliche Belohnung willig gemacht werden, und die Abreiſe wurde auf den 1. Julius wirklich feſtgeſetzt.

So ſtand es am 17. Junius, an welchem meine Frau den ganzen Morgen in einer mehr als gewöhnlich trüben Stimmung war. Sie ging nach dem Mittagseſſen in ihr Zimmer, und warf ſich auf's Bett, um einen kurzen Schlummer zu ſuchen. — Knorring ſtand auf dem Balkon ſeines Landhauſes — da ſprengte ein Kourier die Allee herauf — ſprengte vorbei — fragte — kehrte wieder um — hielt ſeine Depeſche hoch in die Luft — ſprang ab und ſtürzte in das Haus. — Knorring ihm entgegen, halb hoffend, halb fürchtend; die Seinigen für ihn ſelbſt in Angſt. — Aber— gute Botſchaft! waren des Kouriers erſte Worte — und in ſeiner Hand hielt er einen Brief des Grafen von der Pahlen an meine Frau. Knorring wollte ihm den Brief abnehmen; der Kourier beſtand aber darauf, ihn ſelbſt in ihre Hände zu liefern.

Von reiner Freude trunken, vergaßen meine Freunde

doch nicht, daß hier durchaus die größte Behutſamkeit nöthig ſei. Sie wollten meine Frau nicht wecken, und brannten doch vor Begierde, ihr die frohe Botſchaft mitzutheilen. Leiſe öffneten ſie das Zimmer. — Meine Frau ſchlief nicht — ſie ſah, wie ein Kopf über dem andern durch die halb geöffnete Thür freundlich herein ſchaute — freundlichere Geſichter, als ſie ſeit langer Zeit zu ſehen gewohnt war, — Sie richtete ſich eilig auf. — »Habt ihr mir etwas zu ſagen?« —

»Ach nein,« verſetzte man, mit ſchlecht erzwungener Gleichgiltigkeit; »wir wollten nur ſehen, ob du noch ſchliefeſt.«

»Nein! nein! gewiß habt ihr mir etwas Angenehmes zu ſagen; ich ſeh' es an euren frohen Geſichtern.« —

»Nun ja — gute Nachricht von Kotzebue — es iſt ein Kourier von dem Grafen Pahlen an dich geſchickt« —

Bei dieſen Worten war meine Frau ſchon vom Bette aufgeſprungen. Sie eilte aus dem Zimmer, riß dem Kourier den Brief aus der Hand, erbrach ihn, und las durch einen Thränenſchleier:

»Se. kaiſerliche Majeſtät haben allergnädigſt zu erlauben geruhet, daß Sie ſich nebſt Ihrem Herrn Gemahl in St. Petersburg aufhalten können. Mit dem lebhafteſten Vergnügen eile ich daher, Ihnen von dieſer beſonderen Gnade unſers huldreichſten Monarchen Nachricht zu geben, damit Sie Ihre Reiſe hieher, ſobald es Ihnen gefällig iſt, antreten können. Nach Ih-

Fr. v. Langf. Und das Geſpenſt?

Dor. Es ſchrie eben ſo arg als ich, und blieb, ich weiß nicht wo.

Fr. v. Langf. Ach meine Tochter! wir ſind beyde auf das Gottloſeſte hintergangen!

Dor. Wie ſo?

Fr. v. Langf. Ich war das Geſpenſt.

Dor. Sie?

Fr. v. Langf. Unſer Satan von Vetter hat auch mich liſtigerweiſe zu dieſer Masterade verleitet. Und nun hab' ich Mäerin im Erſten Schrecken ihm Alles bekannt, ihm das Teſtament zurückgegeben. — O du Bube! du Schalksknecht! — wo iſt mein Gemahl, daß ich wenigſtens einen Gegenſtand finde, an dem ich meine Wuth auslaſſen kann.

Dor. Chère Maman, wenn es ſich ſo verhält, ſo thun wir am beſten, aute Miene zum böſen Spiel zu machen, ſonſt werden wir noch ebendrein ausgelacht.

Fr. v. Langf. Ich erſticke vor Beſchämt!

Dor.

rem Herrn Gemahl iſt ein Expreſſer abgefertigt, ſo daß er bei Ihrer Ankunft entweder ſchon angekommen ſein kann, oder doch bald darauf eintreffen muß. Ich werde mir übrigens ein Vergnügen daraus machen, dafür zu ſorgen, daß Ihnen im Voraus eine anſtändige Wohnung gemiethet wird.»

»Nehmen Sie, gnädige Frau, die Verſicherung meiner herzlichen Theilnahme und der vollkommenen Hochachtung an, mit welcher ich die Ehre habe zu ſein

St. Petersburg, den 16. Junius 1800.

Ihr ganz ergebenſter Diener
Graf von der Pahlen.»

Die Erzählung, welche meine Freunde mir von der Wirkung dieſes Briefes auf meine Frau machen, iſt äußerſt rührend. Ihre Freude war faſt Wahnſinn. Sie, die noch vor wenigen Stunden ohne Hilfe kaum von einem Sofa zum andern ſchleichen konnte, ſprang jetzt wie ein junges Reh; konnte keine Minute an einer Stelle bleiben; holte alles ſelbſt herbei, was ſie oder andere brauchten; weinte dabei heftig, und lachte noch heftiger, beides zugleich. Dem Kourier ſchenkte ſie alles baare Geld, das ſie noch hatte. Die Anſtalten zu der Abreiſe nach Petersburg ſollten auf der Stelle gemacht werden; morgen wollte ſie fort, und wer dagegen etwas einwendete, den erklärte ſie für ihren Feind.

Glücklicher Weiſe legte ſich aber mein edler vortrefflicher Arzt, der Doktor Bluhm, nach welchem man ſogleich geſchickt hatte, in's Mittel. Er machte ihr begreiflich, daß

ihr exaltirter Zuſtand nicht Stärke ſei; und ſie mußte ſich durchaus entſchließen, noch einige Tage zu verweilen.

Indeſſen langte, bald nach dem Kourier, auch ein Bote des Gouverneurs von Reval an. Dieſem hatte der General-Procureur dieſelbe Nachricht mitgetheilt, mit dem Zuſatze: »er ſolle, auf Allerhöchſten Befehl, die Frau von Kotzebue mit allem zu der Reiſe Erforderlichen verſorgen, und dann melden, wie viel Geld dazu nöthig geweſen ſei. Der Herr Militär Gouverneur von Petersburg habe den Befehl erhalten, mir und meiner Frau ein anſtändiges Quartier anzuweiſen.«

Meine gute Chriſtel gerieth durch das kaiſerliche Anerbieten einer Unterſtützung in eben die Verlegenheit, in der ich mich einige Wochen nachher in Tobolsk befand. Sie war zu ſtolz um viel zu fordern, und wollte doch auch nicht trotzig ſcheinen, indem ſie gar nichts begehrte. Als ſie mit ihren Freunden zu Rathe gegangen war, verlangte ſie endlich die Koſten der Reiſe bis Petersburg, die ihr auch ſogleich ausgezahlt wurden.

Die Art und Weiſe, wie ſich der bei weitem größte Theil der Einwohner von Reval bei dieſer Gelegenheit benahm, wird mir ein ewig theures Andenken an dieſe gute Stadt bleiben. In einer halben Stunde verbreitete ſich die Nachricht durch die ganze Stadt; einer rief ſie dem andern auf der Straße zu; wer in einer Kutſche ſaß, wurde angehalten, fuhr weiter, ſobald er die Nachricht wußte, und ließ wieder anhalten, wenn ein Bekannter oder Halbbe-

kannter ihm begegnete. »Wiſſen Sie ſchon?« rief man einander von fern entgegen. — »Ja, ich weiß ſchon!« war gewöhnlich die Antwort. Nicht blos meine Freunde jauchzten; die Menſchheit freute ſich! — O, es gibt in dem guten Reval ſo viele edle, wahre Menſchen!

Nach drei Tagen reiſte meine Frau ab. Ohne unterweges nur eine Stunde zu ruhen, eilte ſie, die fünfzig deutſchen Meilen bis nach Petersburg zurückzulegen, da ſie, dem Briefe des Grafen von der Pahlen zufolge, mich vielleicht ſchon dort finden konnte. Freilich hatte nur Wohlwollen dem Herrn Grafen ſeine Rechnung eingegeben: denn da der nach mir geſchickte Kourier erſt am 15. Junius abgefertigt worden war, ſo konnte ich unmöglich früher als nach ſieben Wochen in Petersburg eintreffen; und ſelbſt um nur dieſes zu bewerkſtelligen, mußte ich (was ich wirklich gethan habe) ſchneller als die gewöhnliche Briefpoſt reiſen. Meine Frau kam alſo noch viel zu früh, und bezog eine Wohnung im Gaſthofe, da die ihr verſprochene noch nicht bereit war, und auch nachher ganz in Vergeſſenheit gerieth, weil ihre Delikateſſe ihr nicht erlaubte, daran zu erinnern.

Ich würde dieſes Umſtandes gar nicht erwähnen, wenn er mir nicht eine günſtige Gelegenheit darböte, den feinen Edelmuth meines Freundes Graumann in ein neues Licht zu ſetzen. Als er nämlich gewahr wurde, daß der Aufwand im Gaſthofe für eine zahlreiche Familie die jetzigen Kräfte meiner Frau überſtieg, miethete er ganz im Stillen eine Wohnung, die er auf zwei Monate vorausbezahlte, und

richtete ſie eilig ein. Erſt als Alles nach ſeinem Sinne war, erſuchte er meine Frau, ihm dahin zu folgen. Sie betrat mit angenehmen Erſtaunen eine freundliche geräumige Wohnung von fünf elegant möblirten Zimmern, und fand das Schlafzimmer mit Betten, die Küche mit Küchengeräth vom kleinſten bis zum größten, die Tafel mit Tiſchzeug, den Dejeuner-Tiſch mit einem Porcellainſervice, verſehen, die Schränke mit Thee, Kaffe, Zucker, Wachslichtern u. dgl. in großen Quantitäten angefüllt. Sogar das nothwendigſte Silberzeug war nicht vergeſſen; und meine geliebte Frau befand ſich alſo auf einmal in einer völlig eingerichteten Wirthſchaft, ohne daß ſie von dem edlen Manne, der dies Alles hingezaubert hatte, auch nur erfahren konnte, wie groß der Aufwand ſei, den der Genius der Freundſchaft ſeinem Herzen entlockt hatte. — O, der bitterſte Leidenskelch iſt der Thränen werth, wenn man bei dem letzten Zuge, auf ſeinem Grunde das ſeltene Schauſtück echter Freundſchaft erblickt.

Unter ſolchen wechſelnden Erzählungen tanzten die Horen um mich und meine mir neu geſchenkte Gattin! — Die Wände, die uns einſchloſſen, eben die Wände, an denen ſo mancher Seufzer der Unglücklichen verhallt ſein mochte, ertönten jetzt von dem ſanften Entzücken der zärtlichſten Liebe, der dankbarſten Freundſchaft! —

Nur noch Eins fehlte, um dieſes Jubelfeſt des Glücklichen vollkommen zu machen — meine Kinder! — Die Mutter fuhr hin, ſie zu holen — ſie hatten ſchon lange

mit ſtürmiſcher Ungeduld darauf gewartet; ſie kamen — ich ſah ſie aus dem Wagen hüpfen — ſie ſtolperten zu mir herauf — klammerten ſich um meinen Hals — und ich — o! wer ſelbſt Vater iſt, wird mich verſtehen!

Es wurde Mittag und Nachmittag, ohne daß wir es bemerkten. Die Staffette aus Gatſchina kam noch immer nicht zurück; ich achtete es aber nicht. Hatte ich doch in meinem kleinen Zimmer — mochte es immerhin Gefängniß heißen — Alles, was mein Herz begehrte!

Eine Begebenheit, die ſich gegen Abend zutrug, erneuerte und vermehrte unſere wehmüthige Freude. Der ruſſiſche Kaufmann, mein Reiſegefährte hatte, — wie ich zu erwähnen vergeſſen habe — ſchon in Moskau Nachricht von ſeiner Frau und Tochter zu erhalten gehofft. Er war ausgegangen, um einen Verwandten aufzuſuchen, und kehrte mit dem tiefſten Gram in ſeinem Geſichte zurück. »Ich habe mich ſo gefreuet,« drückte er ſich einfach und naiv aus; — „aber nun hat mir Gott viel Betrübniß gegeben? Meine Frau und meine Tochter ſind todt!" — Er ſprach dann nicht mehr davon — ſprach nachher überhaupt ſehr wenig, und oft ſah ich ihn auf ſeinem Fuhrwerk ſtill in den grauen Bart weinen. Bei unſerer Ankunft in Petersburg blieb auch er mit mir in demſelben Zimmer. Als meine Frau zu mir kam, ſaß er in einer Ecke, und war ein ſtiller, ſeufzender Zeuge unſeres Glückes. Den ganzen Tag unterbrach er unſere Freude mit keiner Silbe, ſondern ſaß ſtill und ſchaute vor ſich nieder.

Jetzt, als es schon dämmerig geworden war, stürzte plötzlich sein Kourier herein: Iwan Semenowitsch! deine Frau und Tochter sind hier! — Er fuhr wie aus einem schweren Traume in die Höhe — taumelte nach der Thür — und siehe! Weib und Kind lagen in seinen Armen! — Es war eine Wiederholung meiner eigenen stummen Jubelscene! Sie wurde noch rührender durch die Länge der Zeit, die er von seiner Familie getrennt gewesen war. Seine Frau sah er zuletzt als ein schlankes, rasches Weib! als ein ziemlich dickes Mütterchen fand er sie wieder. Seine Tochter verließ er als ein Kind von acht Jahren; als ein schönes, blühendes Mädchen von sechzehn stand sie jetzt vor ihm. Lange konnte er sich nicht in sein Glück finden; er nahm alle Augenblick das Licht, und beleuchtete seine Tochter von allen Seiten. Bei dem freundlichsten Gesichte flossen ihm die Thränen immer in den langen Bart, und er konnte nichts weiter hervorbringen, als ein oft wiederholtes staunendes Ach! — Ach! — Ach! —

Unter so köstlichen Empfindungen war der Tag verschwunden und die Nacht schon herein gebrochen. Da ich der Ruhe sehr bedurfte, und hier mir jede Bequemlichkeit mangelte, so äußerte ich den Wunsch, wenigstens für diese Nacht nach meiner eigenen Wohnung fahren zu dürfen, wobei ich versprach, daß ich mich am folgenden Morgen zu rechter Zeit wieder einfinden wollte. Der Herr Etatsrath Fuchs war so gütig, es mir auf seine eigene Gefahr zu erlauben. Mit unaussprechlich frohem Herzen betrat ich

meine durch Liebe und Freundſchaft herrlich geſchmückte Wohnung, und wurde von meinen treuen Leuten mit ungeheuchelter Freude empfangen.

Kaum war ich eine Stunde zu Hauſe, als ein Billet von dem Herrn Etatsrath Fuchs mir meldete, daß er ſo eben den Befehl erhalten habe, mich in völlige Freiheit zu ſetzen. So ſchlief ich alſo dieſe Nacht ſeit vier Monaten zum erſten Male wieder als ein freier Mann, in den Armen meiner Gattin, von meinen Kindern umgeben. — Seliges Erwachen!

Am folgenden Morgen meldete ich mich, meiner Pflicht gemäß, bei dem Militär-Gouverneur Herrn Grafen von der Pahlen. Doch nicht Pflicht allein, auch Dankbarkeit führte mich zu ihm; denn ungeachtet ſeiner ſo ſehr überhäuften Geſchäfte, hatte er dennoch Zeit gefunden, nicht allein meiner Frau, ſondern auch meiner um mich beſorgten alten Mutter meine Freiheit auf die theilnehmendſte Weiſe anzukündigen. Die große Cour, die ihn umgab — denn Alles verſammelte ſich damals unter dem Schatten eines Baumes, der ſelbſt nicht ſelten vom Sturm geſchüttelt wurde — verhinderte mich, mehr als gewöhnliche Redensarten ihm zu ſagen, oder von ihm zu hören.

Am 13. Auguſt erhielt ich die Abſchrift eines Ukas, durch welchen der Kaiſer mir das in Liefland gelegene Krongut Worrokül, von ſechs ein achtel Haaken, ohne alle Abgaben ſchenkte. Dieſes Gut, welches nahe an vierhundert männliche Seelen zählt, mit einem bequemen

Hauſe und allen nur wünſchenswerthen Erforderniſſen reichlich verſehen iſt, und mir daher jährlich eine Pacht von viertauſend Rubeln abwirft, war ein wahrhaft kaiſerliches Geſchenk, und enthielt zu gleicher Zeit die ſprechendſte Erklärung meiner Unſchuld.

Gern hätte ich nun, um den Traum meiner Leiden ganz zu vergeſſen, die Rückreiſe nach Deutſchland angetreten; aber meine Freunde widerriethen mir aus guten Gründen, um die Erlaubniß dazu zu bitten. Ich folgte ihrem Rathe, weil ſie den Monarchen beſſer kannten, als ich damals, und ſchränkte mich darauf ein, in meinem Dankſagungsſchreiben, welches ich an den Kaiſer nach Gatſchina ſchickte, zu erwähnen, daß ich im Begriff ſei, auf das Land zu gehen, um dort ſeiner Wohlthaten im Stillen zu genießen.

Dieſer Brief brachte eine mir unerwartete Wirkung hervor. Schon am folgenden Morgen erhielt ich durch den Herrn Geheimerath Briskorn, den Sekretär des Kaiſers, ein Kabinets-Schreiben folgendes Inhalts:

»Indem ich Sr. kaiſerlichen Majeſtät Ihr Dankſagungsſchreiben vorzuleſen das Glück hatte, bekam ich den Allerhöchſten Auftrag, einen Ukas zu Ihrer Beſtallung als Direktor der deutſchen Hoftheater-Truppe, mit dem Charakter eines Hofraths, und mit tauſend zweihundert Rubel Gehalt, auszufertigen; als ich aber an die Stelle gekommen war, wo Euer ꝛc. in Ihrem Briefe den Entſchluß anzeigen, den Sie gefaßt haben, auf's Land zu reiſen, geruhten Se. Majeſtät, mir zu befehlen, von

Ihnen Ihre Einwilligung zu der oberwähnten Bestallung einzufordern. Ich entledige mich hiermit dieser Pflicht, und bitte Euer ꝛc., mir so bald als möglich anzuzeigen, ob Sie das gnädige Anerbieten unsers huldreichen Monarchen anzunehmen gesonnen sind; übrigens aber von der besondern Hochachtung sich zu versichern, u. s. w.»

Briskorn.

Nachschrift. »Als Direktor würden Sie unter dem unmittelbaren Befehl des Herrn Oberhofmarschalls Narischkin stehen.»

Meine Verlegenheit bei dem Empfange dieses Briefes war so groß als mein Schrecken. Ich sollte wieder eine Theaterdirektion übernehmen? — ich, der ich in Wien, ungeachtet der freundschaftlichsten Verhältnisse mit dem biedern Baron Braun, nichts mehr damit zu thun haben mochte; — der ich so oft mir und meiner Gattin geschworen hatte, mich durch die sparsamen Rosen nie wieder auf diesen Dornenpfad locken zu lassen; — der ich aus so mancher Erfahrung wußte, daß die verdienstvollsten Künstler leider oft die schlechtesten Menschen sind; — daß ein einziges tadelndes Wörtchen den leise Getadelten — hättest du ihn auch vorher mit Strömen von Lob überschüttet — zu deinem bittersten Feinde macht, wenn gleich er selbst dich oft mit allen Symptomen der Aufrichtigkeit und Bescheidenheit um dein Urtheil gebeten hatte; — daß die meisten Schauspieler, selbst die bessern unter ihnen, nicht die Kunst,

ſondern nur den Künſtler in ſich lieben; daß ſie ein großes Gemälde von lauter verzerrten Figuren mit Vergnügen ſehen, wenn nur ihre eigene geliebte Figur mit ſchmeichelnden Farben unverzeichnet aus dem Hintergrunde hervortritt! — Doch zu welcher Abſchweifung verleitet mich eine zwanzigjährige, oft bittere Erfahrung! Genug! ich ſage, den Shakeſpeare parodirend: Eitelkeit, dein Name iſt Schauſpieler!

Und mit dieſer Ueberzeugung ſollte ich an die Spitze einer Bühne treten, die ein Unternehmer, Namens Miré, aus den Trümmern herumziehender Banden geformt, und durch einige aus Deutſchland verſchriebene Mitglieder zwar verbeſſert, aber wahrlich auf keine Stufe der Vollkommenheit erhoben hatte! Sie war bisher von einer Geſellſchaft Kaufleute durch Aktien unterſtützt worden, jetzt aber ihrem Untergange nahe. Auf Vorſtellung des Grafen von der Pahlen hatte der Kaiſer ſich entſchloſſen, ſie in ſeine Dienſte zu nehmen. Unglücklicher Weiſe mußte nun meine Zurückkunft gerade in dieſe Periode fallen, und es war daher ganz natürlich, daß der Kaiſer auf den Gedanken gerieth, mir die Leitung ſeines neuen Hoftheaters anzuvertrauen. Offenbar hatten Wohlwollen und das Verlangen, mir etwas Angenehmes zu erzeigen, ihn dazu beſtimmt; um ſo ſchwerer war es, die vermeintliche Wohlthat abzulehnen.

Ich verſuchte es dennoch, mit den feinſten Wendungen, die ich auszuſtudiren vermochte, mich heraus zu wickeln, und ſowohl meinen Dank als meinen Widerwillen mit

Dor. Stille! ich höre kommen. Halten Sie Contenance.

Vierte Scene.

Der Major. Die Vorigen.

Maj. Guten Morgen Kinder. Donner und Wetter! das heißt geschlafen.

Fr. v. Langf. Sind der Herr Bruder gar nicht gestört worden?

Maj. Wodurch?

Dor. Es ist hier im Saale, allerley Lärm vorgefallen.

Maj. O nach einem Ritt von 40 Meilen kann man vor meinem Bett eine Karthaune losbrennen, ich hör' es nicht.

---

gleich ſtarken Farben zu ſchildern. Alles vergebens! Ich bekam, anſtatt der Antwort, die Abſchriften von drei Ukaſen, deren einer, an den Oberhofmarſchall, mich zum Direktor, und der andere, an den Senat, mich zum Hofrath ernannte; der dritte wies mir meinen Gehalt auf das Kabinet des Kaiſers an. Zu dieſem geringe ſcheinenden Gehalte wurden aus der Hoftheater-Kaſſe noch achtzehnhundert Rubel für Equipage hinzugefügt, und mir, außer Holz und Licht, auch eine ſehr ſchöne, geräumige Wohnung frei gegeben. In ökonomiſcher Hinſicht war nun, wie ich dankbar bekennen mußte, kaiſerlich für mich geſorgt, da ich, die Pacht meines Gutes mitgerechnet, plötzlich eine Einnahme wenigſtens von neuntauſend Rubeln jährlich genoß, und mir noch überdies die Einnahme von der zweiten Vorſtellung aller meiner neuen Stücke zugeſtanden wurde, was meine Einkünfte abermals um einige tauſend Rubel vermehrte *). Aber — bedurfte ich alles deſſen? Sind Ruhe, Zufriedenheit, Geſundheit um Gold feil? — Hatte ich nicht in Jena und Weimar eine wohl minder prächtige, aber fröhlichere Wohnung, ein minder glänzendes, aber hinreichendes Auskommen? — Lebte ich dort nicht, zwar unter einem minder mächtigen Fürſten, aber auch von jeder

*) Ich leſe ſo eben in einem Blatte der Zeitung für die elegante Welt, daß ich, während meines Aufenthalts in Petersburg, ſechzehn Benefiz-Vorſtellungen gehabt haben ſoll. Ich weiß aber nur von ſechs, die mir etwas über dreitauſend Rubel eingetragen haben.

Gefahr entfernt? — Und endlich — was mehr als Alles iſt! — hatte ich dort nicht eine Mutter, deren Liebe ich meine ganze Bildung verdanke, und die mich mit großer Sehnſucht zurück erwartete, daß ich ihr kränkliches Alter erheitern ſollte? —

Doch alle meine Wünſche und Betrachtungen mußten der eiſernen Nothwendigkeit weichen. Ich ergab mich in mein Schickſal, und trat meinen Poſten an.

Kurz vorher wurden mir, von Seiten der geheimen Expedition, alle meine auf der Grenze mir weggenommenen Papiere zurück gegeben. Es fehlte kein Blättchen; und ich muß hierbei noch eines äußerſt merkwürdigen Umſtandes dankbar erwähnen.

So gewiß ich nämlich in meinem fernen Exil überzeugt war, daß unter allen meinen Papieren auch nicht Eine Zeile ſei, welche das gegen mich beobachtete Verfahren rechtfertigen könne; ſo war dennoch wirklich gerade Eine Zeile darunter, die, wenn ſie dem Kaiſer zu Geſicht gekommen wäre, vielleicht mein Unglück noch vergrößert, oder doch gewiß verlängert haben würde. Dieſe Eine Zeile ſtand in meinem zu Wien geführten Tagebuche. Auch dort hegte man, ehe man mich näher kennen lernte, den Verdacht des Jakobinismus gegen mich. Ich äußerte bald nach meiner Ankunft in Wien meine Beſorgniß darüber gegen den Baron Braun; dieſer beruhigte mich aber durch die Verſicherung: »der Kaiſer Franz ſei ein ſehr gerechter Mann, der nie ohne die ſtrengſte Unterſuchung einen An-

geklagten verurtheile.“ In Beziehung auf dieſe Worte hatte ich nun in mein Tagebuch geſchrieben: ich bin alſo ruhig und habe viel gewonnen. Freilich, K—P— findet es ſelten der Mühe werth, eine Unterſuchung anzuſtellen.

Dieſe unglücklichen, allerdings harten Worte waren meinem Gedächtniß gänzlich entfallen. Man denke ſich mein Schrecken, als ſie mir, beim Durchblättern meiner Papiere, wieder in die Augen fielen! Aber man denke ſich auch meine gerührte Freude, als ich zugleich bemerkte, daß eine edle, wohlwollende Hand dieſe Zeile ſo dick mit Tinte ausgeſtrichen hatte, daß kaum ich ſelbſt wieder errathen konnte, was da geſtanden habe! Ein Beweis, daß, ſo fürchterlich auch jene geheime Expedition oder Inquiſition war, doch die Mitglieder derſelben nur ſtrengen Befehlen gehorchten, und gern milder handelten, wo ſie konnten. Beſonders hat der Herr Etatsrath Makaroff ſich allgemein dieſen Ruhm erworben; oft miſchten ſich ſeine eigenen Thränen in die Thränen der Unglücklichen, die er, mit blutendem Herzen, Henkershänden überliefern mußte. Ob ihm, oder dem Herrn Etatsrath Fuchs, oder irgend einem Dritten die Durchſicht meiner Papiere anvertrauet worden war, weiß ich nicht, und habe es, aller angewendeten Mühe ungeachtet, nicht erfahren können. Ich muß mich alſo begnügen, meinen Dank laut vor der Welt und ſtill vor Gott auszuſprechen. Wohl mir, daß ich dieſem edlen Unbekannten in die Hände fiel! denn, wahrlich!

die Angabe dieſer einzigen Zeile wäre mein Verderben geweſen.

Uebrigens fand ich hin und wieder mehrere unbedeutende Stellen in meinen Papieren mit Bleiſtift angeſtrichen; doch war es nie etwas, das mir ſchaden konnte, ſondern nur allerlei hin und wieder gemachte ſtatiſtiſche Bemerkungen, Anekdoten und dergleichen; lauter Dinge, die ich nur für das Gedächtniß aufbewahren wollte, und wobei ich mir nie ein eigenes Raiſonnement erlaubt hatte.

Das Schauſpiel »Guſtav Waſa" gab man mir, beſonders eingewickelt, zurück, mit dem Bedeuten, ja keinen Gebrauch davon zu machen. Eine einzige Stelle hatte dem Stücke dieſes Verdammungsurtheil zugezogen, nämlich die:

Ein König darf ein Bubenſtück begehren,
Und tauſend Arme ſind bereit, es zu vollbringen.

Der Leſer wird wahrſcheinlich, ſo wie ich ſelbſt, neugierig ſein, zu erfahren, welchem günſtigen Umſtande ich denn nun eigentlich meine Befreiung zu verdanken hatte. Daß ſie keine Folge meines aus Tobolsk an den Kaiſer geſchickten Mémoire war, wiſſen wir bereits, da der Ueberbringer dieſes Mémoire ſchon in der Gegend von Kaſan dem Kourier begegnete, der mich zurückholen mußte. — Was ich darüber von authentiſchen Nachrichten geſammelt habe, will ich hier mittheilen.

Vier Wochen lang — ſo verſichert man — ließ der unbarmherzige General-Procureur meine Papiere in einem Winkel liegen, ohne ſich des Unglücklichen zu erinnern, der,

kraft dieſer ununterſuchten Papiere, bereits in der Verbannung ſchmachtete. Endlich fragte der Kaiſer nach ihrem Inhalt; nun mußte er vorgelegt werden, und die Unſchuld desſelben war vermuthlich der erſte Grund zu den veränderten Geſinnungen des Monarchen. Doch iſt es noch ſehr zweifelhaft, ob meine Unſchuld allein meine Rettung bewirkt haben würde; denn man weiß, daß es in der Regel (von welcher aber Kaiſer Paul eine ehrenvolle Ausnahme machte) für einen Mächtigen weit leichter iſt, eine begangene Ungerechtigkeit zu verlängern, als ſie zu geſtehen und wieder gut zu machen. Aber mein guter Genius fügte einen andern Umſtand hinzu, der ſich in keinem für mich glücklicheren Zeitpunkte hätte ereignen können.

Das kleine Drama nämlich, »der alte Leibkutſcher Peters des Dritten,« das ich vier Jahre vorher, aus reiner Freude über eine edelmüthige Handlung des Kaiſers, entworfen hatte, und bei deſſen Verfertigung ich wahrhaftig nicht daran dachte, welchen wichtigen Einfluß es einſt auf mein Schickſal haben würde, — dieſes kleine Drama war gerade jetzt erſt von einem wackern jungen Manne, Namens Krasnopolski, in's Ruſſiſche überſetzt worden. Er wollte es gern dem Kaiſer zueignen, und wendete ſich deshalb an verſchiedene Männer von Einfluß. Man widerrieth es ihm aber; wenigſtens ſollte er, äußerte man, meinen Namen vom Titel weglaſſen, da dieſer verhaßte Name Alles verderben könne. (Schon längſt wagten es weder Ruſſen noch Deutſche, wenn ſie eins meiner Stücke

auf ihren Bühnen ſpielten, den Verfaſſer auf dem Anſchlagszettel zu nennen.)

Der biedere Jüngling kehrte ſich an nichts. »Das Stück,« ſagt er, »ſei nun einmal von mir; er dürfe ſich nicht mit fremden Federn ſchmücken, und folglich müſſe mein Name ſtehen bleiben.« Da er nun bei der Ueberreichung Schwierigkeiten fand, ſo ſchickte er es muthig durch die Poſt an den Kaiſer.

Auf dieſen machte es einen ſeltenen Eindruck. Er las — war gerührt und zufrieden — befahl, dem Ueberſetzer ſogleich einen koſtbaren Ring zu ſchicken, — meinte jedoch, das Manuſkript ſolle ungedruckt bleiben. Einige Stunden nachher forderte er es zum zweiten Male, ging es wieder durch, und erlaubte nun auch den Druck, doch mit Weglaſſung einiger Stellen, unter denen — was mir unbegreiflich iſt — auch die war, wo der alte Leibkutſcher ſagt: »Mein Kaiſer hat mich gegrüßt! er grüßt alle ehrlichen Leute!« — An demſelben Tage verlangte er das Stück zum dritten Male, blätterte es noch einmal durch, und erlaubte nun den Druck ohne alle Einſchränkung. Mir, erklärte er, mir habe er Unrecht gethan; er ſei mir Genugthuung ſchuldig, und müſſe mir wenigſtens eben ſo viel ſchenken, als er dem alten Leibkutſcher geſchenkt habe, (nämlich zwanzigtauſend Rubel). — Der Kourier an mich wurde abgefertigt.

Bald nachher langte mein Mémoire aus Tobolsk an. Der Kaiſer las es, ſeiner Länge ungeachtet, zweimal von

einem Ende bis zum andern, und es bewirkte nun den auf ſeines Gefühl gegründeten Befehl an den Gouverneur von Eſthland: »ein ſchönes Krongut für mich auszuſuchen, welches in der Nachbarſchaft von meinem Friedenthal liege.« Er wollte alſo nicht blos ſchenken, er wollte auf die mir angenehmſte Art ſchenken. Es iſt gewiß nicht zu läugnen, daß dieſer Zug nur aus einem ſehr fein fühlenden Herzen kommen konnte. — Nahe bei Friedenthal fand ſich indeß kein ſolches Krongut.

Das iſt Alles, was ich über die Urſachen meiner Befreiung mit Gewißheit habe in Erfahrung bringen können. Möchte ich nur eben ſo viel von den Urſachen meiner Gefangennehmung wiſſen! Aber ich zweifle, ob ſelbſt die Hand der Zeit dieſen Schleier jemals aufheben werde.

Trotz den unverkennbaren Zeichen des kaiſerlichen Wohlwollens, hatte ſich doch der Schrecken meinem Gemüthe ſo tief eingeprägt, daß mir das Herz klopfte, ſo oft ich einen Senats-Kourier oder Feldjäger ſah, und daß ich nie nach Gatſchina fuhr, ohne mich reichlich mit Gelde zu verſehen und gleichſam zu einem neuen Exil vorzubereiten.

Es war am 9. Oktober, als ich zum erſten Mal (ſehr früh, der Tag war noch nicht angebrochen) eilig nach Gatſchina berufen wurde, und nicht ohne Zittern die Reiſe antrat. Nach der dringenden Haſtigkeit zu urtheilen, mit welcher die Ordre abgefaßt war, mußte ich große Dinge erwarten; es betraf aber am Ende weiter nichts, als die

nochmalige Anempfehlung einer sehr strengen Censur, von deren Wichtigkeit der Kaiser am vorigen Tage gesprochen hatte. Mir selbst war diese Censur überlassen, und ich sah wohl ein, daß über kurz oder lang das abermals eine Klippe werden könne, an der mein kaum geborgenes Schifflein zu scheitern Gefahr laufe. Daher bat ich um Anstellung eines Censors, und bediente mich besonders des triftigen Grundes: daß ich unmöglich Censor meiner eigenen Stücke sein könne, da die väterliche Vorliebe mich verleiten werde, dieses und jenes zu übersehen, und also ganz unwillkührlich dem allerhöchsten Befehle zuwider zu handeln. — Es währte lange, ehe ich durchdrang; endlich aber erreichte ich meinen Wunsch. Dem Kaiser gefiel noch obendrein meine Aengstlichkeit, und er ernannte mir einen Censor in dem damaligen Rath Adelung, einem gelehrten und zugleich geschmackvollen Manne, der uns Deutschen durch die Monumente altdeutscher Dichtkunst, die er einst mit vielem Fleiß und vieler Mühe auf der vatikanischen Bibliothek in Rom sammelte, rühmlich bekannt ist.

Welche unglaubliche Strenge dieser wackere Mann und auch ich selbst zu beobachten genöthigt waren, und wie oft dadurch bei mir Ueberdruß und gänzlicher Ekel an meinem Geschäft erweckt werden mußte, mögen einige Beispiele beweisen.

Das Wort Republik durfte in meinem Trauerspiele »Oktavia" nicht genannt werden. »Stirb als ein freier Römer!" durfte Antonius nicht sagen.

Im »Epigramm.« Der Kaiſer von Japan wurde in einen Beherrſcher verwandelt. »Daß der Kaviar aus Rußland komme, und daß Rußland weit ſei,« wurde weggeſtrichen. Daß der Kammerrath als Patriot keine Fremde heirathen will, war ihm nicht erlaubt. Daß ein Kammerdiener unverſchämt ſein könne, wurde nicht ſtatuirt.

Die Behauptung, »daß Sereniſſimus weder blind noch krank ſei,« mußte wegbleiben. Auch durfte der Fürſt kein Windſpiel haben; der Kammerrath durfte es nicht hinter den Ohren kratzen; und die Pagen durften dem Kammerrath keinen papiernen Haarbeutel anheften.

In den »beiden Klingsbergen.« Der ruſſiſche Fürſt, deſſen Frau Wunſchel im Vorbeigehen erwähnt, wurde in einen vornehmen fremden Herrn verwandelt, und ihre polniſche Mütze in eine ungariſche.

Anſtatt Feſtung, mußte es heißen: Gefängniß; anſtatt Hofmann: Schmeichler (keine ſchmeichelhafte Veränderung!) anſtatt Onkel Miniſter: Onkel Mächtig! — Der Ausruf des jungen Klingsberg, als er Amalien und ſeine Tante belauſcht: »Am Ende werden noch gar Fürſtinnen daraus!« war anſtößig, und mußte wegbleiben.

Im »Abbé de l'Epée« durfte in Toulouſe kein Bürger wohnen. Franval durfte nicht ſagen: Wehe meinem Vaterlande! ſondern nur: Wehe meinem Lande! denn es war den Ruſſen wirklich durch einen Ukas unterſagt wor-

den, ſich des Wortes Vaterland zu bedienen. — Der Abbé de l'Epée, der bekanntlich von Paris kommt, durfte nicht von Paris kommen. Das berühmte Lyceum mußte er ungenannt laſſen, und eben ſo Frankreich.

Büffons Naturkunde, d'Alemberts Gelehrſamkeit, Rouſſeau's Empfindung und Voltaire's Witz, wurden ſämmtlich durch einen Federſtrich vertilgt.

Im »Schreibepult" mußte die ganze Rolle des Geiſterbeſchwörers ohne Barmherzigkeit weggeſtrichen werden.

Ich habe, um nicht weitläufig zu werden, nur Kleinigkeiten angeführt; ſie geben aber einen Begriff von der Strenge, mit welcher der Cenſor, ganz wider ſeinen Willen, verfahren mußte. Wie oft hatte ich vormals über den dickköpfigen Cenſor in Riga gelacht, der, zum Beiſpiel, in meiner »Verſöhnung" die Worte des Schuſters: »Ich will nach Rußland; dort ſoll es brav kalt ſein!" wegſtrich, und ſtatt derſelben ſchrieb: »Ich will nach Rußland; dort wohnen lauter ehrliche Leute!" Ich glaubte nicht, daß gerechte Furcht einſt auch in Petersburg veranlaſſen würde, was die Dummheit in Riga bewirkte.

Wenn übrigens manche bei der Cenſur weggeſtrichene Stelle dem Kaiſer jemals zu Geſicht gekommen wäre, und er von uns Rede und Antwort darüber verlangt hätte; ich geſtehe, daß wir ſehr verlegen geweſen ſein würden. Nur ein paar Beiſpiele aus der »Oktavia:"

Fünfte Scene.

Frik. Die Vorigen.

Frik. Bester Oheim! ich küsse Ihnen die Hand.

Maj. Guten Morgen Sausewind.

Frik. Haben Sie ausgeschlafen?

Maj. Vollkommen.

Frik. Sind Sie bey guter Laune?

Maj. Bey der besten von der Welt, sonst würde ich noch ein ernsthaftes Wörtgen von deinen gestrigen Schelmereyen zu sprechen haben.

Frik. Auf ein anderes Mal, lieber Oheim. Jezt wollen wir das vergessen, denn ich bedarf Ihrer Güte, Ihrer Nachsicht, Ihrer Liebe —

— — ſchenkt dem Koche
Für eine Mahlzeit flugs ein Haus,
Ein Haus, das ihm nicht zugehört. —

»That ich das jemals?« hätte der Kaiſer fragen können; und wenn ich es nicht that, warum hieltet Ihr die Stelle für anſtößig?« — —

Cäſar. So weiß es Charmion, die Zoſ', und der
Verſchnitt'ne Günſtling Mardion; es hat
Antonius der Herren viele.

»Meint Ihr,« hätte der Monarch fragen können, »Zofen und Günſtlinge herrſchten hier? — Und wenn Ihr das nicht meint; warum vertilget Ihr dieſen wichtigen hiſtoriſchen Zug?«

Aus dieſen wenigen Beiſpielen erhellet zur Genüge, wie gefährlich das Amt eines Cenſors für den, der es verwaltete, und wie drückend es für mich war. Der Herr Rath (jetziger Kollegien-Aſſeſſor) Adelung, konnte mir aber mit dem beſten Willen dieſe Laſt nicht erleichtern.

Doch es gab noch andere Unannehmlichkeiten, die mir meinen Poſten ſehr bald verleideten. Ich will nicht von den ewigen Trakaſſerien der Schauſpieler, von ihrer Widerſetzlichkeit und ihrem unbegrenzten Eigendünkel reden: c'est par tout comme chez nous. Ein weit ſtärkeres Hinderniß, das dem Gedeihen der deutſchen Bühne im Wege ſtand, war die Eiferſucht der franzöſiſchen, oder vielmehr der Madame Chevalier, ihres erſten Mitgliedes, und — ihrer Regentin. Nicht als ob ſie befürchtet hätte, daß

die deutſche Kunſt die franzöſiſche verdunkeln werde: — das wäre, bei der anerkannten Mittelmäßigkeit des deutſchen Theaters, und bei der Vorliebe der Ruſſen für das franzöſiſche, eine lächerliche Furcht geweſen; — aber ſie wollte nicht, daß irgend Jemand außer ihr den Kaiſer gut oder ſchlecht amüſiren ſolle. Die Italiener und die Ruſſen waren bereits von dem Theater des Luſtſchloſſes und der Eremitage verbannt; ſelbſt die franzöſiſche tragiſche Muſe durfte in der Perſon der Madame Valville ſo ſelten als möglich erſcheinen. Nun war es aber doch wohl möglich, daß die deutſchen Schauſpieler, wenigſtens durch den Reiz der Neuheit, den Monarchen lockten, daß er die Deutſchen öfter vor ſich ſpielen ließ, ſich wohl gar an ſie gewöhnte, und daß Madame Chevalier dann wöchentlich einmal weniger vor ihm erſcheinen durfte. Dem mußte vorgebeugt werden.

Viermal verlangte der Kaiſer deutſches Schauſpiel, viermal erhielt ich vom Herrn Oberhofmarſchall den Befehl, mich bereit zu halten, und viermal wußte Madame Chevalier es zu hintertreiben.

Da ich den Geſchmack des Kaiſers ſo ziemlich kannte, und da mir ausdrücklich befohlen war, eins der zu gebenden Stücke unter den meinigen zu wählen, ſo hatte ich zu der erſten Vorſtellung die »Verſöhnung« von mir, und zur zweiten Iffland's »Hageſtolzen« beſtimmt. Kein Stück, das der Kaiſer ſehen ſollte, durfte länger ſpielen, als anderthalb Stunden, höchſtens eine und drei Viertel-

ſtunden; ich hatte mir daher die undankbare Mühe gegeben, beide Stücke ſo abzukürzen, daß ſie die vorgeſchriebene Zeit um keine Minute überſchritten. Doch alles vergebens! Madame Chevalier zeigte auch hier, daß die Familie der hübſchen ſtumpfnaſigen Sultaninnen (in Marmontels bekannter Erzählung) noch nicht ausgeſtorben iſt.

Was war zu thun? — Freilich konnte ich mich allenfalls an den Monarchen ſelbſt wenden, und vielleicht ſehr bald einen Befehl auswirken, gegen den kein Widerſpruch Statt fand; aber — ich kannte die Verhältniſſe des Hofes, und duldete, was ich ohne Gefahr nicht ändern konnte. Madame Chevalier ſuchte übrigens mir perſönlich die Kränkung zu vergüten. Sie betrug ſich ſehr artig gegen mich; ich genoß der ſeltenen Gunſt, Zutritt in ihrem Hauſe und an ihrer Tafel zu haben; ſie erzeigte mir auch die Ehre, die Gurli in meinem Stücke »die Indianer in England,« zu ſpielen, welches ein gewiſſer Marquis Caſtelnau auf eine etwas unbarmherzige Weiſe zu einer Oper hatte verſchneiden müſſen, die der alte Sarti vortrefflich komponirte. Endlich ſetzte ſie ſogar das Vertrauen in mich, eine franzöſiſch geſchriebene Oper von mir zu verlangen; und die Umſtände nöthigten mich in der That, ganz ernſtlich an dieſe Idee zu denken.

Doch dieſe Artigkeiten konnten mich höchſtens nur wegen meiner perſönlichen Sicherheit beruhigen, meine Lage aber nicht angenehmer machen; und ich war daher feſt entſchloſſen, bei der erſten günſtigen Gelegenheit um meinen Abſchied zu bitten.

Muß ich, um dieſen Entſchluß zu rechtfertigen, noch mit einigen ſtarken, aber wahren Zügen meine damalige Lage und Gemüthsſtimmung ſchildern? — Ach! ich theilte ſie leider faſt mit jedem Einwohner von Petersburg! So weit hatten es böſe Menſchen gebracht, die das Vertrauen eines zu herzlicher Güte geneigten Monarchen mißbrauchten, und ihm überall Schreckbilder aufſtellten, die nicht vorhanden waren, ja, an die ſie ſelbſt nicht glaubten! — Mit bangen Ahnungen legte ich mich jeden Abend zu Bette: zitternd hörte ich in der Nacht jedes Geräuſch auf der Straße, jeden Wagen, der in der Nähe meiner Wohnung anhielt; ich erwachte zu neuen Sorgen, wie ich an dieſem Tage jedes Unglück vermeiden wolle; ängſtlich fuhr ich auf den Straßen, um ja, wenn etwa der Kaiſer mir begegnen würde, zu rechter Zeit auszuſteigen; — mit ungewohnter Sorgfalt wachte ich über jedes meiner Kleidungsſtücke, und über die Art ſie zu tragen; — Weibern von zweideutigem Rufe und Männern von ſchwachem Geiſte mußte ich huldigen; — den unverſchämten Uebermuth eines unwiſſenden Balletmeiſters (des Gemahls der Madame Chevalier) tragen; — bei jeder Aufführung eines neuen Stückes zitternd erwarten, ob die immer wachſame Polizei oder geheime Expedition nicht etwa ein unwillkürliches Vergehen darin entdeckt habe. — So oft meine Frau mit meinen Kindern ſpaziren fuhr, und etwa einige Minuten über die beſtimmte Zeit ausblieb, zitterte ich zu erfahren, daß ſie nicht ſchnell genug vor dem Kaiſer ausgeſtie-

gen, und deshalb, ſo wie die Frau des Gaſtwirth's Demuth, in ein Polizei-Gefängniß gebracht worden ſei! — Nur ſelten konnte ich meinen Kummer in den Buſen eines Freundes ausſchütten; denn alle Wände hatten Ohren, und der Bruder traute dem Bruder nicht mehr! — Keine Lektüre konnte mich um die gräßliche Zeit betrügen; denn alle Bücher waren ja verboten! — Auch die Feder mußte ich wegwerfen, mir ſelbſt durfte ich nichts vertrauen; denn wie leicht konnte man plötzlich mein Porteſeuille unterſuchen! — Ein Gang in Geſchäften, wenn er vor dem Schloſſe vorbei führte, drohte der Geſundheit Gefahr; denn bei dem übelſten Wetter durfte man ſich dieſer Steinmaſſe nur mit entblößtem Kopfe nähern. — Der harmloſeſte Spazirgang gewährte keine Zerſtreuung; denn faſt täglich begegnete man Unglücklichen, die arretirt, vielleicht gar zur Knute geführt wurden! —

Ich berufe mich auf das Zeugniß jedes Einwohners von Petersburg, ob die Farben, in welche ich meinen Pinſel getaucht habe, zu ſchwarz ſind. — O, hätte der Monarch das gewußt! Er, dem es gewiß Ernſt war, ſeine Unterthanen zu beglücken!

Und nun denke man ſich, bei einer ſolchen Gemüthsſtimmung, meinen Schrecken, als am 16. Dezember, Morgens um acht Uhr, der Herr Graf von der Pahlen einen Polizei-Offizier mit dem Befehle zu mir ſchickte, daß ich mich augenblicklich zu ihm begeben ſollte. Zwar hatte er zu dieſer Botſchaft nicht allein einen ſanften, höflichen, mir

bekannten Jüngling gewählt, ſondern ihm auch ausdrücklich befohlen, mir zu ſagen: ich ſolle nicht erſchrecken; es habe nichts Schlimmes zu bedeuten. Aber ſchon ſein bloßer Anblick, ſeine erſten Worte waren hinlänglich, mir das Blut zum Herzen zu treiben, und meine Frau wurde ſo dadurch erſchüttert, daß ſie Arzenei nehmen mußte.

Als ich zu dem Grafen von der Pahlen kam, ſagte er mir lächelnd: der Kaiſer wolle eine Ausforderung zu einem Turnier an die Souveräns von Europa und ihre Miniſter erlaſſen. Dieſe ſolle von mir geſchrieben und dann durch die Zeitungen bekannt gemacht werden. Baron Thugut beſonders ſei darin mit ſcharfer Lauge zu waſchen; und die Generale Kutuſoff und Graf Pahlen als Sekundanten des Kaiſers zu nennen. (Den letztern Einfall, wegen der Sekundanten, hatte der Kaiſer erſt vor einer halben Stunde gehabt, und geſchwind deshalb mit Bleiſtift einen Zettel geſchrieben, der bei dem Grafen auf dem Tiſche lag.) In einer Stunde ſollte dieſes ſeltſame Werk fertig ſein, und der Kaiſer hatte befohlen, daß ich es ihm perſönlich überreichen ſollte.

Ich gehorchte, und nach einer Stunde brachte ich die Ausforderung. Der Graf, der die Geſinnungen des Monarchen beſſer kannte als ich, fand ſie nicht beißend genug. Ich ſetzte mich nun in ſeinem Kabinette nieder, und machte eine zweite, die ihm beſſer ſchien. Jetzt fuhren wir nach Hofe. Zum erſten Male ſollte ich nun vor den Mann treten, der mir durch Härte und Wohlthaten, Schrecken und

Freude, Kummer und Dankbarkeit ſo merkwürdig geworden war! Ich hatte dieſe Ehre kaum gewünſcht, auch gezweifelt, daß ſie mir jemals widerfahren würde; denn mein Anblick konnte doch nicht anders als drückend für ihn ſein.

Wir ſtanden lange im Vorzimmer. Der Kaiſer war ſpaziren geritten; doch endlich kam er. Graf Pahlen ging mit meinem Papiere zu ihm hinein, verweilte ziemlich lange, kam verdrießlich zurück, und ſagte mir im Vorbeigehen nur die Wort; »Kommen Sie um zwei Uhr zu mir; es muß noch ſchärfer werden.«

Ich begab mich alſo nach Hauſe, und war überzeugt, daß es mir auf dieſem Wege ſchwerlich gelingen werde, die Gunſt des Monarchen zu erhalten. Kaum war ich aber eine halbe Stunde auf meinen Zimmer, als ein Hofbedienter athemlos hereinſtürzte und mir ſagte: ich ſollte augenblicklich zum Kaiſer kommen. Ich eilte, ſo ſehr ich konnte.

Als ich in des Kaiſers Kabinet trat, wo außer ihm nur der Graf Pahlen gegenwärtig war, ſtand er vom Schreibtiſch auf, trat mir einen Schritt entgegen, und ſagte, indem er ſich verbeugte, mit einer unausſprechlich liebenswürdigen Art: »Herr von Kotzebue, ich muß damit anfangen, mich mit ihnen zu verſöhnen.«

Ich wurde durch dieſen unerwarteten Empfang ſehr erſchüttert. Welch eine Zaubergewalt ſteht den Fürſten zu Gebote! ſie heißt Milde. — Aller Groll war aus meinem Herzen verſchwunden. Der Etikette gemäß, wollte ich dem

Kaiſer knieend die Hand küſſen; er hob mich aber freundlich auf, küßte mich auf die Stirn, und fuhr in ſehr reinem Deutſch fort:

„Sie ſind bekannt genug mit der Welt, um au fait der politiſchen Begebenheiten zu ſein; Sie wiſſen auch, wie ich dabei figurirt habe. Ich habe mich — ſetzte er ſcherzend hinzu — oft dumm benommen *): dafür muß ich büßen; das iſt billig; und ich habe mir daher ſelbſt eine Strafe diktirt. Ich wünſche nämlich, daß dieſes" — (er hielt ein Blatt in der Hand) — „in die Hamburger und andere Zeitungen eingerückt werde."

Hierauf nahm er mich vertraulich unter den Arm, zog mich an's Fenſter, und las mir das franzöſiſch und eigenhändig geſchriebene Blatt vor. Es lautete von Wort zu Wort, und mit Beibehaltung ſeiner eigenen Ortographie, folgender Geſtalt:

On apprend de Petersbourg, que l'Empereur de Russie voyant que les puissances de l'Europe ne pouvoit s'accorder entre elle et voulant méttre fin à une guerre qui la desoloit depuis onse ans vouloit proposer un lieu ou il inviteroit touts les autres Souverains de se rendre et y combattre en Champ clos ayant avec eux pour écuyer, juge de Camp et Heros d'armes leurs ministres les plus éclairés et les generaux les plus habiles, tels que Mrs. Thugut, Pitt, Bernstorff, lui même se proposant de prendre avec lui les Generaux

*) Seine eigenen Ausdrücke.

C. de Palen et Kutusof, on ne sçait si on doit y ajouter foi, toute fois la Chose ne paroit pas destituée de fondement, en portant l'empréinte de ce dont il a souvent été taxé *).

Beim Schluſſe lachte er ſelbſt recht herzlich. Auch ich lächelte pflichtſchuldigſt.

»Warum lachen Sie?« fragte er zweimal ſchnell hinter einander, immer noch ſelbſt lachend. —

Daß Eure Majeſtät ſo gut unterrichtet ſind, antwortete ich.

»Da, da!« ſagte er, indem er mir das Blatt überreichte; »überſetzen Sie das. Behalten Sie das Original, bringen mir aber eine Kopie davon.«

*) Hier iſt die Ueberſetzung, ſo wie ſie in dem hamburgiſchen Correſpondenten Nr. 9, vom 16. Jänner 1801 abgedruckt worden iſt. St. Petersburg, den 30. Dezember. (Aus der Hofzeitung.) Man ſagt, daß Se. Majeſtät, der Kaiſer, da er ſieht, daß die Europäiſchen Mächte ſich nicht vereinigen können, und einen Krieg zu beendigen wünſcht, der ſeit eilf Jahren wüthet, einen Ort vorzuſchlagen gedenkt, wohin er alle die andern Potentaten einladen will, um mit ihm in geſchloſſenen Schranken zu kämpfen, zu welchem Behuf ſie ihre aufgeklärteſten Miniſter und geſchickteſten Generale als Knappen, Kampfrichter und Herolde mit ſich bringen ſollen; als da ſind: Thugut, Pitt, Bernſtorf. Er ſelbſt ſei geſonnen, den Grafen von der Pahlen und Kutuſoff an ſeiner Seite zu haben. Man weiß nicht, ob man dieſem Gerüchte Glauben beimeſſen ſoll; indeſſen ſcheint es nicht ganz ohne Grund, da es den Stempel deſſen trägt, weſſen man ihn oft beſchuldigt hat.«

Ich ging und überſetzte. Mit dem letzten Worte, taxé, war ich in einiger Verlegenheit. Sollte ich beſchuldigt ſagen? Der Ausdruck konnte hart ſcheinen, und den Kaiſer verdrießen. Nach langem Hin- und Herſinnen glaubte ich einen Mittelweg einſchlagen zu dürfen, und überſetzte: »deſſen man ihn oft für fähig gehalten.«

Um zwei Uhr Nachmittags fuhr ich wieder nach Hofe. Graf Kutaiſſow meldete mich dem Kaiſer. Ich wurde ſogleich vorgelaſſen, und fand ihn dies Mal ganz allein.

»Setzen Sie ſich,« ſagte er ſehr freundlich. Aus Reſpekt gehorchte ich nicht ſogleich. »Nein, nein, ſetzen Sie ſich!« wiederholte er mit einigem Ernſt. Ich nahm alſo einen Stuhl, ſetzte mich ihm gegenüber an den Schreibtiſch.

Er nahm das franzöſiſche Original in die Hand. »Leſen Sie mir vor.« Ich las langſam, und ſchielte zuweilen über das Papier weg. Bei den Worten: »in geſchloſſenen Schranken kämpfen,« lachte er. Uebrigens nickte er immer beifällig mit dem Kopfe, bis ich an das letzte Wort kam.

»Fähig gehalten!« ſagte er; »nein, das iſt nicht das rechte Wort. Taxirt muß es heißen.« — Ich nahm mir die Freiheit zu bemerken, daß taxiren im Deutſchen einen andern Sinn habe. — »Sehr wohl!« verſetzte er; »aber fähig halten drückt es auch nicht aus.«

Nunmehr wagte ich es, leiſe anzufragen, ob man vielleicht das Wort beſchuldigt ſetzen könne.

»Recht, recht! beſchuldigt, beſchuldigt!« wiederholte er drei- bis viermal, und ich ſchrieb wie er es verlangte.

Maj. Blitz und Knall! du bist sehr hastig —

Fritz. Geben Sie mir Ihre Tatze zum Weide!

Maj. Hoho! das geht nicht so schnell.

Fritz. Ich bin heute mündig.

Maj. Wenn auch, das Testament deines Vaters —

Fritz. Die gnädige Tante hat mich selbst davon dispensirt.

Maj. Wirklich?

Fritz. Reden Sie, beste Tante! Wiederholen Sie, was vor wenigen Minuten Ihr edles Herz mir so liebreich zusicherte.

Fr. v. Langs. (mit verbissenem Grimm) Ja Herr Bruder — Da ich gesehn — daß der junge Mensch eine unüberwindliche Neigung zu Ihrer Tochter hegt —

Dor. (eben so) Und daß ich ihn nun einmal nicht ausstehn kann —

Er dankte mir darauf mit freundlicher Herzlichkeit für meine so geringe Mühe, und entließ mich, wahrhaft gerührt und entzückt von seinem liebenswürdigen Betragen. Wer jemals ihm selbst näher gewesen ist, wird mir bezeugen, daß er äußerst einnehmend sein konnte, und daß es schwer, ja fast unmöglich war, ihm dann zu widerstehen.

Ich habe es nicht für überflüssig gehalten, diese Begebenheiten mit allen kleinen Umständen anzuführen, da sie Aufsehen genug in der Welt gemacht hat. Die Ausforderung erschien zwei Tage nachher, zum Erstaunen von ganz Petersburg, in der Hofzeitung. Der Präsident der Akademie der Wissenschaften, dem sie zum Einrücken zugesandt wurde, traute seinen Augen nicht: er fuhr selbst zu dem Grafen von der Pahlen, um gewiß zu werden, daß kein quid pro quo zu fürchten sei. In Moskau wurde diese Zeitung sogar von der Polizeibehörde angehalten, weil man sich nicht einbilden konnte, daß es der Wille des Monarchen gewesen sei, diesen Artikel wirklich bekannt zu machen. Eben das geschah auch in Riga. Der Kaiser selbst hingegen konnte es kaum erwarten, ihn gedruckt zu sehen, und schickte ungeduldig mehre Male darnach.

Mir schenkte er drei Tage nachher eine Dose mit Brillanten besetzt, deren Werth nahe an zweitausend Rubel betrug *). Nie ist wohl die wörtliche Uebersetzung von zwanzig Zeilen besser bezahlt worden!

Der Kaiserin erzählte er, daß er meine Bekanntschaft

*) Die Zeitung für die elegante Welt giebt fälschlich 4000 Rubel an.

gemacht habe. C'est à present un de mes meilleurs sujets *), ſagte er. Ich weiß das von einem Manne, der dabei gegenwärtig war. — Warum der Kaiſer mich nun für einen beſſern Unterthan hielt, als vor meiner Reiſe nach Sibirien, das weiß ich nicht.

Es gab Leute, die es mir verdachten, daß ich die ſchöne Gelegenheit, den Kaiſer um neue Wohlthaten anzuſprechen, nicht benutzte. Wahr iſt es, er ſelbſt ſchien nur auf eine ſolche Aeußerung von mir zu warten; ſein Blick voll freundlicher Güte ſchien mich dazu aufzumuntern: aber mein Gefühl empörte ſich dagegen, und, was ich vielleicht dadurch verlor, werde ich nie vermiſſen.

Gewann ich doch auf der andern Seite ein unſchätzbares Gut, die Ruhe, die meinem Herzen ſo lange fremd geweſen war; denn jetzt, nachdem ich den Monarchen ſelbſt geſprochen und ſein edles Herz offen vor mir geſehen hatte, verſchwand der größte Theil meiner Furcht: ich liebte ihn jetzt mehr, als ich ihn fürchtete, und war überzeugt, ſo wie ich es noch immer bin, daß eine gewiſſe Freimüthigkeit, ein offenes gerades Betragen, ohne Kriechen, ohne Niederſchlagen der Augen, ihm wohlgefiel. Nur in ſeine kleinen Eigenheiten mußte man ſich fügen; und wie leicht konnte man das! Denn zugegeben, daß es gerade nicht groß war, die Beobachtung gewiſſer Kleinigkeiten allzuſtrenge zu verlangen; ſo war es doch wahrhaftig noch weniger groß, mit Widerwillen in ſolchen Dingen zu ge-

*) Er iſt jetzt einer meiner beſten Unterthanen.

horchen, welche das wahre Glück der Unterthanen eigentlich gar nicht störten.

Seit jener Unterredung genoß ich hundert kleine Beweise von des Kaisers Gnade; ja, ich bin ihm nie auf der Straße begegnet, ohne daß er still gehalten und sich einige Augenblicke freundlich mit mir unterredet hätte. Gegen mich ist er bis an seinen Tod sich völlig gleich geblieben, immer wohlwollend, freundlich und edel. Warum sollte ich mich schämen zu gestehen, daß meine Augen schwimmen, indem ich diese Blume der Dankbarkeit auf sein Grab fallen lasse!

Im Januar mußten die französischen Schauspieler »Menschenhaß und Reue" in der Eremitage spielen. Bekanntlich hatten von jeher in diesen engern Zirkel des Hofes, außer den Offizieren der Garde, nur die vier ersten Klassen den Eintritt; der Kaiser machte aber mit mir eine Ausnahme, und ließ mich ausdrücklich zu der Vorstellung einladen. Von diesem Augenblicke an hatte ich freie Entrée, so oft in der Eremitage Schauspiel gegeben wurde.

Daß ich mit klopfendem Herzen in die Vorstellung von »Menschenhaß und Reue" ging, kann man leicht denken. Dem vortrefflichen Spiel der Madame Valville, als »Eulalia," verdanke ich es wohl vorzüglich, daß der Kaiser tief gerührt wurde. Der mehr als siebzigjährige Aufrêne, dessen Name auch in Deutschland rühmlich bekannt ist, spielte den Greis. — Der Kaiser hatte seinen Platz dicht hinter dem Orchester, und es war mir auffallend, daß während

der ganzen Vorstellung ein Gardist von der Malteſergarde hinter ſeinem Seſſel ſtehen mußte.

Um eben dieſe Zeit wünſchte der Kaiſer Haydn's „Schöpfung" zu hören, und erſuchte mich, ſie in's Franzöſiſche zu überſetzen. Nur der kann dieſe Arbeit würdigen, der mit den Schwierigkeiten einer ſolchen der Muſik angepaßten Ueberſetzung bekannt iſt. Noch ſaurer wurde ſie mir durch die allzugroße Pünktlichkeit und Genauigkeit des wackern alten Sarti, der meine Worte der Muſik unterlegen mußte, und der immer von kurzen und langen Silben ſprach, da doch bekanntlich die franzöſiſche Sprache weder kurze noch lange Silben hat. Indeſſen war die Arbeit beinahe glücklich vollendet, und in den Faſten ſollte die Muſik aufgeführt werden; der Kaiſer erlebte es aber nicht.

Hätten nicht — trotz dem Wohlwollen und der Auszeichnung meines Chefs, des Herrn Oberhofmarſchalls Nariſchkin, deſſen Behandlung ich dankbar rühmen muß — tauſend Armſeligkeiten mir die Direktion des Theaters verleidet: ſo dürfte ich behaupten, in jener Zeit ein glückliches Leben geführt zu haben; denn ich hatte mir einen kleinen angenehmen Zirkel gebildet, und einige Freunde erworben: einige nur; aber ſie konnten für viele gelten. Ich nenne unter ihnen den Kollegienrath Storch, der jedem gebildeten Deutſchen als Schriftſteller bekannt iſt, den ich aber noch überdies als einen ſehr edlen, gefühlvollen Menſchen achte; ferner den wackern Etatsrath

Suthoff mit ſeiner liebenswürdigen Gattin; den anſpruchsloſen Etatsrath Welzien mit ſeiner trockenen, eigenthümlichen Laune. Wir hielten zuſammen eine Art von Kränzchen, in welchem ich Stunden genoſſen habe, deren Andenken mich noch lange mit froher Wehmuth erfüllen wird. O, ich weiß, auch dieſe meine Freunde werden meiner in ihrem traulichen Zirkel noch oft gedenken!

Doch auch die läſtige Theaterdirektion wurde mir plötzlich durch einen Zufall auf die angenehmſte Weiſe erleichtert. Der Kaiſer hatte nämlich ſeinen neuen berühmt gewordenen Michailow'ſchen Palaſt vollendet, und lebte und webte nun in dieſem, gleichſam durch den Schlag einer Zauberruthe hervorgegangenen Feenſchloſſe, welches, der Angabe nach, zwiſchen fünfzehn und achtzehn Millionen Rubel gekoſtet haben ſoll. Er verließ den weit bequemeren und geſünderen ſogenannten Winter-Palaſt, um ſich zwiſchen feuchte, dicke Mauern einzuſperren, an welchen das Waſſer herabfloß. Mehrere Male mußten die Leibärzte die neue Wohnung prüfen, und mehrere Male warnte ihr Ausſpruch; ſie wurden aber ſo oft und ſo lange wieder dahin geſchickt, bis ſie endlich wohl einſahen, man wolle nun einmal ein anderes, günſtigeres Urtheil, und bis ſie mit Achſelzucken nachgaben. Der Kaiſer bezog alſo die gifthauchende Wohnung mitten im Winter, und es gefiel ihm darin außerordentlich. Es machte ihm Freude, ſeine Gäſte ſelbſt herumzuführen, und ihnen die Schätze von Marmor und Bronze, die er aus Rom und Paris hatte kommen laſ-

ſen, zu zeigen. Das überſtrömende Lob, mit welchem natürlicherweiſe die geringſte Kleinigkeit bis in den Himmel erhoben wurde, und die ewige Wiederholung des Ausrufs, daß dergleichen nirgends in der Welt exiſtire, — erregten endlich bei ihm den Gedanken, eine Beſchreibung von dieſem achten Wunderwerke der Welt verfertigen zu laſſen. Auf eine ſehr ſchmeichelhafte Weiſe trug er mir dieſe Arbeit auf. Mehr als einmal ſagte er mir ſelbſt, daß er etwas Außerordentliches von mir erwarte, und ſetzte mich durch dieſe Aeußerung in eine nicht geringe Verlegenheit. Aus ſeiner eigenen Bibliothek erhielt ich Nicolai's „Beſchreibung von Berlin und Potsdam", und äußerte dabei den Wunſch, daß ich meinen Gegenſtand gerade ſo, nur wo möglich noch etwas weitläufiger behandeln möchte.

Natürlicherweiſe fügte ich mich ſogleich in ſein Verlangen, geſtand aber auch: es fehle mir an manchen zu dieſer Arbeit nothwendigen Kenntniſſen; ich wiſſe die Schönheiten der Baukunſt, der Gemälde, der Statuen nicht kunſtgerecht zu beurtheilen, und bitte daher um die Erlaubniß, mir kunſterfahrene Männer in dieſen Fächern zugeſellen zu dürfen. Dieſe Erlaubniß wurde mir ſogleich bewilligt. Ich ſchlug für die Antiken den berühmten Herrn Hofrath Köhler vor, welcher die Aufſicht über die in der Eremitage befindlichen Kunſtſchätze hat, und ein eben ſo erfahrner als guter, gefälliger Mann iſt. Für die Baukunſt erbat ich mir den römiſchen Architekten Brenna, und für die Ma-

lerei die geſchickten und liebenswürdigen Herren Gebrüder Kügelchen.

Der Monarch geſtand mir freundlich jede Hilfe zu, und ertheilte Befehl, mich jederzeit und überall im Schloſſe einzulaſſen. Der Herr Oberhofmarſchall, als Schloßhauptmann, führte mich ſelbſt zum erſten Mal im ganzen Palaſt umher, und ich ging nun muthig an die Arbeit.

Täglich, Vormittags, Nachmittags, und oft bis ſpät Abends, brachte ich jetzt meine Zeit im Michailow'ſchen Palaſte zu. Es verging faſt kein Tag, an welchem der Kaiſer mir nicht hier oder dort begegnete, wenn ich, mit meiner Schreibtafel in der Hand, die mannigfaltigen Gegenſtände aufzeichnete; und jedes Mal blieb er bei mir ſtehen, um ſich einige Augenblicke mit der einnehmendſten Freundlichkeit mit mir zu unterhalten, auch wohl mich zu ermahnen, daß ich ja nichts obenhin, ſondern alles recht ausführlich beſchreiben möchte.

Unter dieſen Umſtänden nun glaubte ich es wagen zu dürfen, um meinen Abſchied als Direktor des deutſchen Hoftheaters zu bitten. Es war am 8. Februar, als ich dieſe Bitte ſchriftlich meinem Chef überreichte. Er hatte die Güte, manche ſehr ſchmeichelhafte Einwendung dagegen zu machen; und als ich auf meinem Vorſatze beſtand, verſchob er es wenigſtens auf unbeſtimmte Zeit. Nach einigen Tagen erinnerte ich ihn abermals, und ich wurde nicht müde, dieſe Erinnerungen ſo oft zu wiederholen, bis ich deutlich merkte, daß ſie mir zu nichts helfen würden. Nun

ſchlug ich einen anderen Weg ein, um mir das läſtige Theaterweſen wenigſtens zu erleichtern. Ich ſtellte nämlich vor, daß es mir, bei meinem ununterbrochenen Arbeiten im Michailow'ſchen Palaſte, durchaus unmöglich ſei, noch die erforderliche Zeit auf das Theater zu verwenden, und daß ich daher, wenn mir mein Abſchied verweigert werde, doch wenigſtens um einen Gehilfen bitten müſſe. Dieſe Bitte wurde mir gern zugeſtanden, und die Wahl eines Gehilfen mir ſelbſt überlaſſen. So erhielt ich endlich, in der Perſon eines meiner lieben Freunde, einen Regiſſeur, dem man einen Gehalt von fünfzehnhundert Rubeln und den Betrag einer Benefiz-Komödie zuſicherte. Auf ſeine Schultern konnte ich nun in Zukunft die drückendſte Laſt werfen, und mir tauſend Aergerniſſe erſparen.

Ich muß bei dieſer Gelegenheit noch einige Worte über eine unverdaute Nachricht verlieren, die ſich in die Zeitung für die elegante Welt eingeſchlichen hat. Es heißt dort erſtens: Ich hätte die Schauſpieler mit zu vielem Memoriren fatiguirt. Vermuthlich iſt der Einſender ein träger Schauſpieler; denn zu jeder Rolle von irgend einiger Bedeutung waren vierzehn Tage beſtimmt. — Zweitens: Man habe blos meine Stücke geſpielt. Ein lächerlicher Vorwurf! Freilich waren die neuen Stücke größten Theils von mir; aber aus der ſehr einfachen Urſache, weil ich keine anderen hatte. Es iſt weltbekannt, daß kein Buch — weder gedruckt noch als Manuſkript — über die Grenze durfte, nicht einmal

die Bibel; wo hätte ich denn neue Stücke hernehmen sollen? — Mir blieb nichts auszutheilen, als was der Entrepreneur Miré mir übrig gelassen hatte: »Erinnerung" von Iffland, das „Incognito" von Ziegler, und noch ein paar andere. Die habe ich gegeben; mehr konnte ich nicht geben. Ich rufe Herrn Iffland zum Zeugen auf, daß ich ihn schriftlich ersucht habe, mir seine neuen Stücke, sein geschrieben, auf einzelnen Blättern in Briefen zu übersenden. Selbst das war noch gefährlich; und wenn ich auch auf diesem Wege nichts erhielt, so konnte ich in Zukunft überhaupt keine neuen Stücke mehr geben: denn mit den meinigen war ich am Ende. — Wozu also ein bitterer Vorwurf, dessen Ungerechtigkeit der Einsender, wenn er in Petersburg zu Hause ist, eben so gut kennen mußte, als ich?

Was er dort von mir noch sonst mit augenscheinlicher Animosität geschrieben hat, habe ich zum Theil schon widerlegt, zum Theil werde ich es weiter unten thun. Man verzeihe diese Abschweifung meinem absichtlich und hämisch gekränkten Ehrgefühl. —

Die Beschreibung des Michailow'schen Palastes war bei dem Tode des Kaisers ihrer Vollendung nahe. Da bald nachher die meisten dort befindlichen Kostbarkeiten ausgeräumt und weggebracht worden sind; und da sowohl der Bau als die ganze Einrichtung des Schlosses ein Licht auf den Charakter und den Geschmack des verewigten Monarchen werfen: so erfülle ich nicht allein den ausdrücklichen Wunsch mehrerer von meinen Freunden, sondern vermuth-

lich auch den Wunsch manches neugierigen Lesers, wenn ich einen kurzen Auszug aus jenem ermüdend weitschweifigen Werke hier abdrucken lasse.

Kurze Beschreibung des Michallow'schen Palastes.

Dieser Palast nimmt die Stelle des ehemaligen, von Peter dem Großen 1711 erbauten, sogenannten Sommer-Palastes ein, und liegt da, wo die Moika mit der Fontanka zusammenfließt. — Die Kaiserin Elisabeth erneuerte zwar späterhin jenes Sommerschloß; es blieb aber von Holz, und drohte den Einsturz. Dauernder ist jetzt der Phönix aus seiner Asche hervorgestiegen.

Durch die Gartenstraße gelangt man zu einem Portal. Acht dorische Säulen von röthlichem inländischen Marmor tragen Attophäen. Drei eiserne Gitterthore öffnen sich zwischen Granitpfeilern. Der Namenszug des Kaisers (von dem Johanniterkreuz umgeben), Adler, Kronen und Kränze von vergoldeter Bronze, zieren die Pforte und das Stacket. Durch das mittlere Thor durfte nur die kaiserliche Familie fahren. Alle drei geleiten in eine, gegen dreihundert Schritt lange, und einst unter der Kaiserin Anna gepflanzte dreifache Allee von alten Linden und Birken. Sie zieht sich links am Exerzierhause, und rechts an den Stallgebäuden hinab, bis sie sich nahe bei zwei Pavillons endigt, die zu Wohnungen der Hofbeamten bestimmt waren. (Das Exerzierhaus ist ein ungeheures, längliches Viereck, welches im Winter vierundzwanzig Oefen nothdürftig erwärmen.)

Maj. Ja, wenn es ſich ſo verhält. Aber Burſche! verdienſt du auch das herrliche Mädgen?

Feld. Noch nicht! aber ich werde — gewiß ich werde —

Maj. Das Engelskind hat mir ſeit drey Jahren ſo viel Geld geſchickt —

Fr. v. Langſ. Sie hat Ihnen Geld geſchickt?

Maj. Vermuthlich, Frau Schweſter, hat Ihre edle Freygebigkeit Sie in den Stand geſetzt, den armen Vater zu unterſtützen.

Fr. v. Langſ. Mit nichten Herr Bruder. Und wenn Sie wirklich Geld von ihr empfangen haben —

Maj. Wirklich.. Viel Geld.

Fr. v. Langſ. So — es thut mir leid es ſagen zu müſſen — ſo kann ſie es unmöglich auf eine erlaubte Weiſe erwerben haben.

Jetzt führt eine Zugbrücke über einen, mit Quaderſteinen ausgefütterten, fünf Faden (Klafter) breiten Kanal, nach dem Connetab'e oder Vorplatze des Palaſtes, der eine Länge von ſechsundfünfzig Faden, und am Kanal hinab eine Breite von ſechzig Faden mißt. In der Mitte desſelben erhebt ſich auf einem Piedeſtal von Marmor, zu welchen man auf drei Granitſtufen empor ſteigt, eine koloſſaliſche Bildſäule Peters des Großen von Erz. Sein Roß ſchreitet vorwärts; er ſelbſt iſt im römiſchen Koſtüm, mit dem Lorbeerkranze um den Kopf. — Dieſe Statue ward im Jahre 1744 unter der Kaiſerin Eliſabeth von dem Italiäner Martelli gegoſſen, und ſtand unter einem hölzernen Schoppen vergeſſen. Die Hochachtung des Urenkels für den Urältervater entzog ſie dieſer Vergeſſenheit. Die Vorderſeite des Piedeſtals hat die einfache Inſchrift:

PRODAEDU PRAVVNUX *)

Links und rechts ſind zwei Basreliefs in Bronze: die Schlacht bei Pultawa, und die Eroberung der Feſtung Schlüſſelburg.

Jetzt ſtehen wir dicht vor dem Palaſte. Er bildet ein Viereck von gleichen Seiten, deren jede, die hervorſpringenden Winkel ungerechnet, neunundvierzig Faden mißt. Ringsum iſt er von Kanälen umgeben, die ihr Waſſer aus der Fontanka erhalten. Sie fließen an Mauern von Granit, und ſind an verſchiedenen Stellen mit fünf Zugbrücken überwölbt. — Das Fundament des Schloſſes iſt neun Fuß

*) Dem Aeltervater der Urenkel.

STB. UNIVERS. LIPS.

tief; es ſind Balken bei Balken eingerammt, und auf ihnen ruhet ein hölzerner Roſt.

Keller und Erdgeſchoß ſind von Granit-Quadern erbauet, und die andern beiden Stockwerke von gebrannten Steinen, großen Theils mit Marmor bekleidet; das übrige iſt mit einer röthlichen Farbe überzogen, von welcher eine glaubwürdige Sage behauptet, daß ſie ihre Wahl einer wirklichen Ritter-Galanterie verdanke. Eine Dame am Hofe nämlich trug Handſchuhe von dieſer Farbe, und der Kaiſer ſoll einen dieſer Handſchuhe dem Maler als Muſter der Farbe zugeſchickt haben. Geſtehen muß man indeß, daß ein ſolches grelles Roth ſich beſſer für Handſchuhe, als für einen Palaſt ſchickt. Einige Einwohner von Petersburg benutzten die Gelegenheit, dem Kaiſer auf eine feine Art zu ſchmeicheln; ſie ließen nämlich ihre Häuſer geſchwind eben ſo anfärben. Noch feiner benahm ſich Madame Chevalier, die ſich, als „Iphigenia," in ein Gewand von dieſer Farbe drapirte, ſo wenig ſie auch kleidete.

Man denke ſich nun den Total-Eindruck, den eine ungeheure röthliche Steinmaſſe, von Gräben und Zugbrücken umgeben, und mit zwanzig neugegoſſenen, metallenen Zwölfpfündern bepflanzt, auf den Fremdling, der ſich zum erſten Male dem Palaſte näherte, hervorbringen mußte. Man rechne noch hinzu die mancherlei zum Theil geradezu mit den Regeln der Kunſt ſtreitenden Verzierungen: am Eingange der Haupt-Façade zwei ungeheure, bis unter das Dach reichende Obelisks von grauem Marmor, welche

den Namenszug des Monarchen in Bronze, und Trophäen von weißem Marmor tragen; — neben dieſen in kleinen Niſchen, die, gegen dieſe Obeliske ſehr winzig erſcheinenden Statuen der Diana und des Apoll von Belvedere, aus weißem Marmor; — über ihnen eine Kollonade von joniſchen Säulen, welche ein Portal rustique ſtützen; — dann wieder ein Frontiſpice der Gebrüder Stagi, von Marmor aus dem Archipelagus, die Geſchichte als eine geflügelte Fama darſtellend, wie man ſie auf der Trajans-Säule in Rom ſieht; dann wieder auf der Attika zwei Göttinnen des Ruhms, die das Reichswapen halten; — dann das Dach von grün gefirnißtem Eiſen, und auf demſelben eine Menge weiblicher Statuen mit Mauerkronen auf den Köpfen, und mit Schilden, in denen die Wapen der ruſſiſchen Provinzen ſtehen; — dann am Fries, von inländiſchem Porphyr, folgende Inſchrift mit großen Buchſtaben von Bronze:

DOMU TWOJEMU PODOBAJET SWÄTÜNÄ GOSPODNÄ F'DOLGOTU DNEI *).

Endlich über der Pforte auf dem ſchwarzen Marmorgrunde das Wort WOSKRESENSKIJA (Sonntags-Pforte). — Man denke ſich dieſe hohe Verwirrung von Gegenſtänden, die zum Theil einzeln ſehr ſchön ſind, aber, ſo zuſammengeſtellt, freilich wohl frappiren, doch ſchwerlich gefallen können! — Der Architekt Brenna, der das Ganze geleitet hat, gibt vor, alles dies ſei der ausdrückliche Wille

*) Heiligkeit iſt die Zierde deines Hauſes ewiglich. Pſalm 93.

des Monarchen geweſen, der ſelbſt die Zeichnungen entworfen habe; doch Andere bezweifeln das.

Aus der zweiten Façade tritt eiförmig die Kirche hervor. Sie iſt mit grauem ſibiriſchen Marmor bekleidet; Basreliefs der vier Evangeliſten, ein Geſimſe von Engelsköpfen, und in zwei Niſchen die Bildſäulen der Religion und des Glaubens, zieren ſie. Auf der Attika ſtehen die Apoſtel Petrus und Paulus neben dem Kreuze. Aus dem Dom ſteigt der vergoldete Thurm empor. Ihn umgeben vier hohe Kandelabern, die gleich der Kuppel und dem Kreuze, von ſtark in Feuer vergoldeter Bronze verfertigt ſind.

Ueber einer unweit der Kirche gelegenen Pforte, ſteht auf ſchwarzem Marmor das Wort ROSCHIESTWENSKIJA (Auferſtehungs-Pforte).

Vergebens habe ich zu erfahren geſucht, was der Monarch mit den beiden Benennungen, Sonntags-Pforte und Auferſtehungs-Pforte, eigentlich habe ſagen wollen. — Ein bedeutender Mann rieth mir, ſie in der mir anbefohlenen Beſchreibung unüberſetzt zu laſſen.

An der dritten Façade, nach der Seite des Sommergartens, führt eine runde, ſechs und zwanzig Stufen hohe Treppe von ſerdopol'ſchem Granit zu einer geräumigen Vorhalle, welche von zehn doriſchen Säulen aus röthlichem Marmor getragen wird. Der Boden iſt mit weißen Marmor-Quadern ausgelegt. An den Seitenwänden ſtehen in zwei Niſchen egyptiſche Statuen von

Bardiglio di Carrara, einem harten, an Farbe dem Baſalt ähnlichen Steine. Auf der Treppenruhe prangen zu beiden Seiten die herrlichen Bildſäulen des farneſiſchen Herkules und der farneſiſchen Flora aus Erz die in der Peterburgiſchen Akademie der Künſte gegoſſen worden ſind; neben ihnen zwei Vaſen von Erz, auf Granitgeſtellen, durch einen Künſtler, Namens Gaſteclour, den berühmten Vaſen der Medicis und Borgheſe treu nachgeformt.

Ueber der Kolonnade erhebt ſich ein breiter Balkon, mit zehn Vaſen und den vier Jahreszeiten von weißem Marmor geſchmückt. Die Attika wird von ſechs Karyatiden geſtützt, zwiſchen welchen ein franzöſiſcher Künſtler, Namens Tibault, Basreliefs von weißem Marmor angebracht hat. Auch hier ſtehen ruſſiſche Provinzen auf dem Dache.

Die vierte Façade endlich iſt abermals mit den Bildſäulen des farneſiſchen Herkules und der farneſiſchen Flora geſchmückt, doch nicht in Erz, ſondern in weißem Marmor.

Das Portal wird von ſechs doriſchen Säulen aus röthlichem Marmor getragen, und über demſelben ſteigt eine Attika empor, die mit einer Baluſtrade umgeben iſt und zugleich als Belvedere dient. — Zwei Niſchen enthalten die Bildſäulen der Klugheit und der Stärke. Ein Pavillon mit einer Kuppel trägt die Schloßuhr, und auf einem kleinen Thurme wehet, wenn der Monarch anweſend iſt, die kaiſerliche Flagge.

Wir haben nun den Palaſt umgangen. Jetzt wenden wir uns wieder zu dem Haupteingange, und treten durch die Sonntags-Pforte in das Periſtyl. Es bildet ein längliches Viereck. Auf beiden Seiten des Fahrweges ſteigt man zu zwei Kolonnaden von vier und zwanzig doriſchen Säulen empor, deren jede aus einem einzigen Granitblock gehauen iſt; Sockeln und Kapitäler beſtehen aus Marmor von Ruskol. In der Mitte zwiſchen den Säulen ſtehen abermals Kopien der Mediceiſchen und Borgheſiſchen Vaſen aus weißem Marmor, und ſeitwärts in Blenden zwei antike große Statuen des Herkules mit der Keule, und Alexander's des Großen.

Aus dem Periſtyl geht man in den achteckigen Schloßhof, der dreiunddreißig Faden im Durchmeſſer hat, und gegen drei Arſchinen *) höher iſt, als der Boden um das Schloß her. In dieſen Hof zu fahren, war nur der kaiſerlichen Familie und den Ambaſſadeurs erlaubt.

Es läßt ſich gar nicht zählen, wie oft der Namenszug des Kaiſers an dieſem Palaſt in- und auswendig angebracht iſt. Auch hier im Hofe füllt er rings umher die Zwiſchenräume der Fenſter, und in acht Niſchen ſtehen acht der erbärmlichſten Bildſäulen, die jemals aus der Hand eines Steinmetzen hervorgegangen ſind. Sie ſollen Stärke, Ueberfluß, Sieg, Ruhm u. ſ. w. vorſtellen, ſind aber wahre Ungeheuer, und liefern noch einen

*) Eine Arſchine iſt ungefähr ſo lang, wie eine brabantiſche Elle.

Beweis mehr, welche disparate Verbindung zwiſchen Pracht und Geſchmackloſigkeit nur allzu oft in dieſem Palaſte herrſcht.

Vier Haupttreppen und zwei kleinere, geleiten aus dieſem Hofe durch ſehr breite Glasthüren in das Innere des Palaſtes. Man konnte aber auch ſchon aus dem Periſtyl linker Hand in einen ovalen Saal treten, wo jederzeit dreißig Mann und ein Offizier von des Kaiſers eigenem Leibgarde-Regiment die Wache hatten. Dieſe Wache wurde immer nur von demſelben Regimente abgelöſt, während verſchiedene Regimenter die übrigen Wachen im Schloſſe verſahen. Die Stellung dieſer dreißig Mann gerade an dieſem Platze war mit vorſichtiger Klugheit gewählt; denn da der Saal mit dem einen Ende an das Periſtyl, und mit dem andern an die Paradetreppe ſtieß, ſo konnte, auf dem ordentlichen Wege, Niemand zu dem Kaiſer gelangen, ohne dieſe Wache zu paſſiren.

Die Granitſtufen der Paradetreppe laufen zwiſchen einem Geländer von ſibiriſchem grauen Marmor, und Pfeilern von hellgeſchliffener Bronze. Die Wände ſind mit verſchiedenen Marmorarten ausgelegt; die jetzt noch leeren Felder waren für Fresko-Gemälde beſtimmt. Auf der Treppenruhe bewunderte man die vortrefflich kopirte berühmte Kleopatra des capitoliniſchen Muſeums in weißem Marmor. In Seiten-Niſchen ſah man die Bildſäulen der Klugheit und Gerechtigkeit. Oben auf der Treppe ſtanden zwei Grenadiere.

Jetzt habe ich den Leſer bis vor die prächtigen Mahagony-Thüren geführt, deren Füllungen gänzlich mit bronzirten Schilden, Waffen und Meduſen-Köpfen bedeckt ſind. Die Flügelthüren rechter Hand öffnen ſich, und mit ihnen die Paradezimmer des Monarchen.

Ein ovales Vorgemach (in welchem die Büſte Guſtav Adolph's, des biedern Schweden-Königs, zu bemerken, und ein elender allegoriſcher Plafond von einem ruſſiſchen Maler, Names Smuglewitſch, zu belächeln iſt) führt in einen weiten Saal von gelbem, geflecktem Gipsmarmor. Ich will, meinem Vorſatze getreu, immer nur die Hauptzierden jedes Zimmers angeben. Hier beſtehen ſie in ſechs großen hiſtoriſchen Gemälden, acht Arſchinen hoch und beinahe ſechs Arſchinen breit: der Sieg bei Pultawa von Schebujeff, ein ſchönes, kräftiges Bild, auf welchem Peter der Große und General Scheremetoff die Hauptfiguren ſind; die Einnahme von Kaſan durch den Zaar Iwan Waſilewitſch, von Ogrumoff, ſchön gruppirt; die Erwählung des Großvaters Peter's des Erſten, Michaila Fedorowitſch Romanow zum Zaar (ein liebliches Bild, gleichfalls von Ogrumoff, der gewiß einen Platz unter den beſten Geſchichtsmalern ſeiner Zeit verdient); die Vereinigung der ruſſiſchen Flotte mit der türkiſchen, und ihr Durchgang durch den Bosphorus, von Pretſchetnikoff; (ſo merkwürdig dieſe Begebenheit war, ſo unbedeutend iſt das Bild; höchſtens wäre die Luft-Per-

ſpektive zu loben); der Sieg des Fürſten Dmitri Iwanowitſch Donsky über die Tataren auf den Gefilden von Kulikoff am Don; und die Taufe des Großfürſten Wladimir, beide von einem Engländer Atkinſon, deſſen Pinſel zwar frappirt, deſſen Griffel aber oft verzeichnet. — In dieſem Saale war nachher Kaiſer Paul's Katafalk errichtet.

Der Leſer folge mir jetzt in den Thronſaal, der faſt zwölf Faden lang und ungefähr fünf Faden breit iſt. Er war höchſt zweckmäßig verziert, und ſein Anblick erweckte in der That Ehrfurcht und Vertrauen. Ich ſpreche nicht von den grünen, mit Gold eingefaßten Sammttapeten und den prächtigen Möbeln, auch nicht von dem ungeheuren, dreizehn Arſchinen hohen Ofen, der mit Bronze faſt bedeckt war; ſondern vorzüglich vom Thron und deſſen Umgebungen. Er war von rothem Sammt, ſehr reich mit Gold beſetzt und geſtickt. Im Hintergrunde das ruſſiſche Wapen, umgeben von den Wapen der Königreiche Kaſan, Aſtrachan, Sibirien und Großrußland. Dem Throne gegenüber ſtanden in runden Blenden über den Thüren die antiken Bruſtbilder des Julius Cäſar, des Antoninus Pius, des Lucius Verus u. ſ. w. Ueber ihnen erhoben ſich koloſſaliſche Figuren der Gerechtigkeit, des Friedens, des Sieges, des Ruhmes; und rings um den ganzen Saal reihten ſich in lebendigen Farben die Wapen aller dem ruſſiſchen Scepter unterworfenen Provinzen (ſechs und ſiebzig an

der Zahl), und repräſentirten gleichſam alle die verſchiedenen Völkerſchaften des Reiches. Man muß geſtehen, daß dieſe, von dem verewigten Monarchen ſelbſt angegebenen Verzierungen nicht beſſer erfunden werden konnten, und ganz den Geiſt verriethen, der im Grunde, man ſage was man wolle, ihn beſeelte.

Unter den koſtbaren Möbeln bemerke ich nur noch einen Spiegel, den größten im ganzen Palaſt; er war faſt ſechs Arſchinen hoch, und über drei Arſchinen breit, aus einem Stücke, in Petersburg verfertigt. Ferner drei herrliche Tiſche, der eine von Verde antico, die andern beiden von orientaliſchem grünen Porphyr. Alle waren länger als drei Arſchinen und über eine Arſchine breit. Sie ruheten auf Säulen von Erz und Bronze, oder wurden von beinahe vier Fuß hohen Genien von Bronze getragen. Von der Decke herab hing ein großer Kronleuchter von Bronze. Der Plafond beſtand aus zwei großen, aber höchſt mittelmäßigen, allegoriſchen Gemälden von Valeriani. Das Panier des Malteſer-Ordens prangte auf beiden.

An den Thronſaal ſtößt die Gallerie der Arabesken, und man betritt dieſelbe zwiſchen zwei ſehr ſchönen joniſchen Säulen von orientaliſchem, aus Rom nach Petersburg gebrachten Porphyr. Auf dem Geſimſe ſtehen Marc-Aurels Büſte und hohe Vaſen von ſibiriſchem rothen Porphyr. Fünf Blenden enthalten fünf in Rom kopirte Statuen der mediceiſchen Venus, des Antinous, des Germanicus, des florentiniſchen Apoll und der Venus Kallipy-

Maj. Was? Donner und Wetter! wollen Sie mein Kind zur Diebin machen?

Fr. v. Langf. Ich ſage das nicht, aber von mir hat ſie keinen Heller bekommen.

Maj. Blitz und Knall! wo iſt das Mädgen?

Fritz. Ereifern Sie ſich nicht. Ich bin vielleicht im Stande das Räthſel zu löſen, indem ich ein kleines unſchuldiges Geheimniß offenbare — doch wir werden unterbrochen. Nur einen Augenblick Geduld.

Sechſte Scene.

Der Nachtwächter. Die Vorigen.

Nachtw. Mit Verlaub. Ich bin der Nachtwächter, und komme zu melden, was dieſe Nacht um 12 Uhr paſſirt iſt.

Fr. v. Langf. Wie? und auch der Nachtwächter weiß bereits — ?

Nachtw. Vor der hintern Gartenthür ſtand ein Reiſewagen. Hundert Schritt da-

gos. — Die Architektur der Gallerie iſt eine Nachahmung der berühmten Loge Raphaels in Rom, und das Ganze, gleich jener, in bunten Arabesken von Pietro Scotti, die Figuren von Vighi gemalt, aber noch nicht ganz vollendet.

Aus dieſer Loge geht man durch ſehr hohe und breite Spiegelthüren in die Gallerie des Laokoon. Sie hat ihre Benennung von der bekannten herrlichen Gruppe, welche in Rom nach der Antike, aus einem einzigen makelloſen Marmorblock verfertigt, und ohne die geringſte Beſchädigung nach Petersburg gebracht worden iſt

Die Wände zieren vier vortreffliche Gobelins, wohl ſechs Arſchinen in's Gevierte: Petri Fiſchzug; Chriſtus, wie er die Verkäufer aus dem Tempel treibt; die Erweckung Lazari; und Maria Magdalena, Chriſto die Füße ſalbend. Ein wenig auffallend waren aber unter dieſen Gemälden aus der bibliſchen Geſchichte, zwei heidniſche Gruppen, Endymion mit der Diana und Amor mit der Pſyche geſtellt, welche Pacetti nach dem Original des berühmten Canova verfertigt hat. Da ſie ganz dicht vor den Gobelins ſtanden, ſo mußte das Auge gewiſſermaßen auf Chriſtus und Endymion zu gleicher Zeit ruhen. —

Die Dessus-portes, zwei enkauſtiſche Gemälde von Dallera in Rom, Ulyſſes und Hektor's Abſchied von der Andromache, waren bereits durch die Feuchtigkeit der Mauern angegriffen; ein Riß oder Sprung entſtellte beſonders das letztere.

Ich ſchweige von den köſtlichen Tafeln von Breccie und Alabaſter fiorito orientale; von den geſchmackvollen Sammtſeſſeln; von den mannigfaltigen, ſämmtlich in Paris gearbeiteten Bronzen, u. ſ. w. Nur hin und wieder werde ich unter den unzähligen Pendülen eine auszeichnen. So z. B. fuhren hier die in Bronze vortrefflich gearbeiteten vier Jahreszeiten auf einem Wagen, den Löwen zogen, die ein Genius an der Hand leitete; das Zifferblatt war im Wagenrade angebracht. — Wendete man nun aber von allen dieſen echten Kunſtprodukten den Blick aufwärts; o weh! ſo wurde man drei große Plafonds gewahr, die den ganzen Eindruck vernichteten: in der Mitte Herkules am Scheidewege von Vighi, der erträglichſte; rechts die Tapferkeit durch das Verdienſt belohnt, und links Gerechtigkeit und Friede ſich küſſend, beide von dem Unliebling aller Muſen und Grazien, von Smuglewitſch. Indeſſen bleibt es merkwürdig, daß der Kaiſer ſelbſt die Gegenſtände dieſer Plafonds angegeben hatte! Er war es, der Gerechtigkeit und Frieden, Tapferkeit und Verdienſt zuſammen geſellte. Schade, daß er nicht eine beſſere Wahl in der Perſon traf, welche dieſe Ideen ausführen mußte! — Ach! leider ging es ihm oft und faſt überall ſo! Immer ſprudelte die Quelle, zwar gewaltig, doch kriſtallhell, aus dieſem Felſen; aber die Gefäße, in welche ſie aufgefangen wurde, waren ſelten von reinem Thon.

In dieſer Gallerie bewachten zwei Garde-Unteroffiziere

mit langen Espontons den Eingang in einen ovalen Salon, wo sechzehn korinthische Säulen von Gipsmarmor eine Attika stützen, deren Gewölbe en caissons auf sechzehn, von Albani verfertigten, Karyatiden ruhet. Fünf allegorische, ziemlich unverständliche Basreliefs füllen die Zwischenräume. Die Möbel waren hier von feuerfarbenem Sammt, mit silberdurchwirkten Schnüren und Quasten, welches einen angenehmen Effekt machte.

Der Plafond, von Vighi gemalt, und weit besser als die vorigen, stellte eine Versammlung der Götter im Olymp vor. Ein gewisses überirdisches Licht umfließt den Gott Jupiter, und die Behandlung des Ganzen verräth einen nicht gewöhnlichen Künstler.

An diesen Salon stößt der große Marmorsaal, in welchem die Malteser-Chevalier-Garde Wache hielt. Er ist fünfzehn Faden lang, fünf Faden breit, und fast sieben Faden hoch. Die Architektur desselben ist in zwei Ordnungen, bis zur Attika hinauf, in große Marmorfelder getheilt, die aus breccia coralina di Genova bestehen, und deren Füllungen mit schwarzem Marmor von porto Venere bekleidet sind. Lange, platte, darauf geheftete Wandleuchter von polirter Bronze nahmen sich auf dem schwarzen Grunde vortrefflich aus. An der einen schmalen Seite des Saales ist ein Chor von weißem Marmor angebracht, mit einem Geländer von geschliffener Bronze, auf welchem zehn sehr große Vasen-Leuchter von Bronze stan-

den. — Die noch leere Decke war für einen in Rom gemalten Parnaß bestimmt.

Eine breite, von zwei prächtigen jonischen Säulen aus sibirischem Marmor getragene, Nische theilt den Saal in zwei gleiche Theile. In ihr ist ein Kamin von weißem Marmor, auf vier mit lapis lazuli und sibirischem Achat inkrustirten Termen. Links und rechts an der Wand hinab sind noch zwei ähnliche Kamine, von vier Blenden umgeben, deren Hintergrund aus dem eben so seltenen als sonderbaren Gipolino antico besteht, der ganz wie grünes versteinertes Holz aussieht. Schön ist diese Marmorgattung nicht, aber sie frappirt. In den Blenden standen vier nach Antiken in Rom verfertigte Bildsäulen: Mercur, Bacchus, Flora und Venus. — Ich schweige von der herrlichen Bronze, aus welcher Pendülen, Armleuchter, Vasen, kleinere Statuen, und sogar die Feuerböcke gearbeitet waren.

Der Saal endigte sich in eine große Nische, die abermals von zwei jonischen Säulen gebildet wurde. Durch sie gelangte man in den runden Thronsaal.

Hier stützten sechzehn kolossalische Atlanten die gewölbte Kuppel. Rother Sammt mit Gold und vergoldetem Schnitzwerk bekleidete die Wände, und eben dergleichen Vorhänge versteckten die Fenster, ein einziges ausgenommen, welches, in Silber gefaßt, aus einer einzigen Glasscheibe bestand. — Der Thron unterschied sich von dem bereits erwähnten blos durch die Anzahl der Stufen,

indem dort acht, hier aber nur drei, hinauf führten. Der Thronsessel, von gediegenem Silber, war noch in der Arbeit. — Ein Kronleuchter, vier ein viertel Arschine hoch, und acht Wandleuchter, drei eine halbe Arschine hoch, waren sämmtlich von gediegenem Silber, abwechselnd matt und polirt, herrlich gearbeitet, aus der Fabrik des kunstreichen und geschmackvollen dänischen Etatsrathes Buch. — Der Plafond ist en camayeux und Gold, mit Arabesken, von Carlo Scotti gemalt.

In diesem Saale hatte der Kaiser, kurz vor seinem Tode, einige Veränderungen zu machen befohlen. Die Felder von Purpur-Sammt sollten durch dergleichen von gelbem Sammt mit einer außerordentlich kostbaren Stickerei in Silber ersetzt, und in den Winkeln große Rosen von gediegenem Silber, Medaillons und Lorberzweige angebracht werden. Auch die beiden Tafeln, die Armleuchter, die Uhren u. s. w. wollte er sämmtlich mit silbernen vertauschen, wozu bereits vierzig Pud *) Silber abgeliefert waren.

Jetzt öffnet sich die Thür in die inneren Zimmer der Kaiserin. Das erste war mit hellblauer Hautelisse behängt, in welche Ansichten des Lustschlosses Pawlowsky gewirkt waren. Im Hintergrunde des Zimmers eine Nische, von zwei kostbaren Porphyr-Säulen jonischer Ordnung getragen. Vor ihr, die Gruppe des Apoll und der Daphne, eine Kopie nach Bernini, aus carrari-

*) Ein Pud wiegt beinahe fünf und dreißig berlinische Pfund.

ſchem Marmor. Vaſen, Pendülen und Tafeln von Porphyr, Achat, dem köſtlichen Alabaſter fiorito orientale. rosso antico, Bronze u. ſ. w. füllten das Zimmer. Enkauſtiſche Gemälde von Dallera ſchmückten die Thüren. Der Plafond, ſo wie die meiſten folgenden, war en gouache von Cadenacci gemalt.

Durch Thüren von Mahagoniholz, mit Roſen- und Zedernholz ausgelegt, reich mit vergoldeter Bildhauerarbeit verziert, deren weiße Marmorbekleidung mit lapis lazuli. Bronze und Malachit inkruſtirt iſt, tritt man in ein Kabinet, das eine eben ſo überladene Pracht hat, als die Thüren ſelbſt. Faſt ſchmerzt das Auge beim erſten Blicke, den man darauf wirft. Die Wände ſind grauer ſibiriſcher Marmor; die Füllungen lapis lazuli mit Leiſten von Bronze; in den Ecken ſibiriſcher Achat; die Lambris giallo und nero antico; das Geſimſe bronzene Löwenköpfe auf lapis lazuli; über dem Geſimſe Basreliefs auf goldenem Spiegelgrund; Divan, Tabourets und Vorhänge geſtickter Goldſtoff; eine Niſche mit zwei unſchätzbaren korinthiſchen Säulen von Alabaſter fiorito orientale aus Einem Stücke; die Piedeſtale mit verde antico und lapis lazuli inkruſtirt; die weiße Marmorgruppe des Kaſtor und Pollux von Albagini; in kleinen Seiten-Niſchen die Muſen des Trauer- und des Luſtſpiels; der Kamin von verde antico, Malachit, Bronze; Tiſche, Vaſen und Figuren von Achat, Bronze u. ſ. w.; herrliches Porzellan in raphaelſcher Manier mit Arabesken be-

malt; Alles dies, und noch weit mehr, befand ſich in einem Kabinet, das kaum ein paar Faden lang und breit ſein mag.

An dieſes Kabinet ſtieß das Parade-Schlafzimmer, welches einfachere und eben darum gefälligere Pracht darſtellte. Es iſt ſehr groß; die Wände von Gipsmarmor, die Einfaſſung Blätter-Guirlanden auf goldenem Spiegelgrund.

Hinter einer dreizehn Arſchinen langen Baluſtrade von Silber, welche vierzehn Pud wiegt, ſtand das Bett von reichvergoldeter Bildhauerarbeit, unter einem Himmel von hellblauem Sammt mit ſilbernen Quaſten. Links und rechts tragen korinthiſche Säulen das mit Arabesken auf goldenen Spiegelgrund gemalte Geſimſe; zwiſchen den Säulen ſind blauſammtne Divans, und hohe Spiegel aus Einem Stücke. — An einem Kamin von weißem carrariſchen Marmor iſt das Geſimſe theils mit lapis lazuli, theils mit florentiniſcher Moſaik in edlen Steinen (Amethiſt und dergleichen) geziert, welche in lebendigen Farben Fruchtſtücke täuſchend nachahmen. — Ein allegoriſcher, mittelmäßig gemalter Plafond von Valeriani iſt mir unverſtändlich geblieben.

Der Saal, welcher mit dieſem Prunkſchlafzimmer in Verbindung ſteht, iſt einfach, und diente theils zum Speiſen, theils zu Konzerten. Außer zwei Kaminen und mehreren Vaſen von ſibiriſchem Porphyr zeichnete ſich hier nichts beſonders aus. Mir aber war dieſer Saal dennoch merk-

würdig, weil er den jüngern Großfürſten zu ihren Spielen diente. Ich traf ſie verſchiedene Male daſelbſt an; es ſind ein Paar muntere, lebhafte Prinzen, freundlich und höflich gegen Jedermann. Die zärtliche Mutterſorgfalt — denn bekanntlich iſt die jetzt verwitwete Kaiſerin eine der liebevollſten Mütter — hatte die Glasthüren, welche auf den Balkon hinaus gehen, in einer Höhe von etwa vier Fuß mit Kiſſen belegen laſſen, um jeden Unfall zu verhüten.

Ich führe den Leſer links aus dieſem Saal, indem ich die eigentlichen Wohnzimmer der Monarchin für jetzt rechts liegen laſſe. Wir gehen durch ein minder bedeutendes Zimmer in das Thronzimmer der Kaiſerin. Der Thron ſelbſt glich, die Größe ausgenommen, dem Throne des Kaiſers; doch führte nur Eine Stufe zu ihm hinauf. — Eine große Niſche, von zwei koloſſalen Karyatiden getragen, faßt einen herrlichen weißen Marmorkamin, den en basrelief die neun Muſen zieren. — Die Pracht der Möbel war eben ſo, wie in den vorigen Zimmern; doch zeichne ich eine allerliebſte Pendüle aus: Phöbus, der auf ſeinem Wagen, mit zwei raſchen Pferden beſpannt, am Himmelsbogen herauffährt. Das Zifferblatt iſt im Wagenrade, und das Ganze erhebt ſich, durch die außerordentlich ſaubere Arbeit, zu einem wahren Kunſtwerke. — Der Plafond von Mettenleiter, das Urtheil des Paris, hat einigen Werth; ſo auch die dessus-portes, Malerei, Bildhauer- und Baukunſt, von Beſſonoff, Zögling der Akademie der Künſte in Petersburg.

An das Thronzimmer ſtößt die Gallerie Raphael's. Sie hat dieſen Namen von vier koſtbaren Hautelisſen, welche faſt die ganze Länge der einen Wand, wenigſtens zwölf Faden lang, bedecken. Es ſind vortreffliche Kopien vier bekannter Gemälde von Raphael im vatikaniſchen Palaſte: die Anrede Konſtantin's an ſeine Soldaten in der Schlacht wider den Marenz; die Vertreibung Heliodors aus dem Tempel; die berühmte Schule von Athen, und endlich der eben ſo berühmte Parnaß, wo Apoll auf der Violine ſpielt. Ich verweiſe den Leſer auf des Herrn von Ramdohr ſchöne Beſchreibung dieſer Gemälde, vor deren Kopien ich manche Stunde zugebracht und mich oft vergeſſen habe. — Ein großer und zwei kleinere Plafonds von Mettenleiter verdienen bemerkt zu werden. Die mittlere ſtellt den Tempel der Minerva dar, auf deſſen Stufen die freien Künſte ſich gelagert haben. Das Geſicht des Griechen, der die Baukunſt repräſentirt, iſt ein Portrait des Architekten Brenna, und in dem Geſichte des Malers hat Mettenleiter ſein eigenes kopirt. Die kleineren Plafonds: hier Prometheus, der den Menſchen belebt; dort Fleiß und Faulheit. — Herrliche Bronzen, Marmor-Kamine u. ſ. w. ſchmücken auch dieſe Gallerie.

Aus ihr ging man in einen länglichen Saal, in welchem eine ſehr ſchöne antike Bildſäule des Bacchus, und eine vielleicht eben ſo ſchöne moderne Diana, von Houdon, die Augen auf ſich zogen. Außer dieſen war der

ganze Saal noch mit antiken Büſten, Basreliefs, Sarkophagen, Vaſen u. ſ. w. von ſehr verſchiedenem Werthe angefüllt.

An dieſen Saal endlich ſtößt das Vorzimmer der Garden, wo ein Detaſchement der Garde zu Pferde beſtändig Wache hielt. Es zeichnet ſich blos durch vier joniſche Marmorſäulen aus und hat einen ſchlechten Plafond von Smuglewitſch, auf welchem Curtius ſich ſehr ungeſchickt in den Abgrund ſtürzt.

Jetzt treten wir wieder heraus auf die Paradetreppe, und ſind ſo von der Rechten zur Linken die Prunkzimmer der bel étage durchgegangen. Am 8. November 1800 weihete der Kaiſer den Palaſt mit großem Pomp ein, ſpeiſte dort zum erſten Mal, und gab dann dem zahlreich herzuſtrömenden Publikum eine prächtige Maskerade, bei welcher alle die beſchriebenen Zimmer offen und mit vielen tauſend Wachskerzen erleuchtet waren, die den Glanz verdoppelt zurückſtrahlten. Getanzt wurde im großen Marmorſaal und in der Gallerie des Raphael.

Jetzt wird der Leſer begierig ſein, auch die inneren Wohnzimmer des Kaiſers und der Kaiſerin kennen zu lernen. In die Zimmer des Monarchen führte eine Thür aus der Gallerie des Raphael. Ein einfach gemaltes Vorzimmer wurde blos durch ſieben Gemälde von Karl Vanloo geſchmückt, welche die Legenden des heiligen Gregorius darſtellen.

Das zweite, weißgetäfelt mit goldenen Rändern, hatte

von hielt ein Herr zu Pferde. Kaum hatte ich die zwölfte Stunde abgeſungen, ſo wurde ein Frauenzimmer in den Wagen geſetzt; der Herr zu Pferde pfiff, der Kutſcher galloppirte davon, das Frauenzimmergen ſchrie gewaltig; kein Bauerkerl im Dorfe hätte beſſer ſchreyen können.

Fr. v. Langſ. Was ſoll das heißen? eine Entführung?

Maj. Wer iſt entführt?

Nachtw. Je nun, die hier ſtehn, ſind nicht entführt; es muß alſo wohl Eine ſeyn, die nicht hier ſteht.

Maj. Um Gotteswillen! Vater!

Fritz. Seyn Sie ganz ruhig.

Nachtw. Ich weckte ſogleich die Nachbarn auf. Vier junge Burſche warfen ſich flugs auf ihre Gaule und ſprengten nach. Der Wagen hatte einen ziemlichen Vorſprung, aber jetzt eben bringen ſie ihn zurück.

Fr. v. Langſ., Dor. und der Major. Wer iſt es? wer?

in den Füllungen ein paar ſehr ſchöne Landſchaften, und einige Anſichten des Palaſtes ſelbſt. Beſonders aber zeichnete es ſich durch einen herrlichen Plafond von Tiepolo aus: Markus Antonius bei der Tafel, und Kleopatra, wie ſie die Perle in den Becher wirft. Das Koſtüm auf dieſem Gemälde hat die ehrliche Unwiſſenheit des Malers äußerſt drollig verfehlt.

Im dritten unmittelbaren Vorzimmer ſind die Wände faſt ganz mit ſechs Landſchaften von Martinoff bedeckt, welche Anſichten der Luſtſchlöſſer Gatſchina und Pawlowsky darſtellen. In ſechs eleganten Mahagoni-Schränken, auf welchen zwanzig der koſtbarſten Vaſen von Porphyr, orientaliſchem Alabaſter u. ſ. w. ſtanden, wurde die Handbibliothek des Kaiſers aufbewahrt. Hier hielten ſich die kaiſerlichen Leib- oder Kammerhuſaren auf. Eine Nebenthür führte in die Küche, die einzig zum Dienſt für die Perſon des Monarchen beſtimmt war, und in welcher, auf ſein ausdrückliches Verlangen, blos eine deutſche Köchin ſeine Speiſen bereitete. Auch in dem alten Winter Palaſte hatte er kurze Zeit vorher eine ſolche Küche dicht neben ſeinen Zimmern einrichten laſſen. — O! wer könnte bei ſolchen, vielleicht nothwendigen Vorſichtsmaßregeln, den mächtigſten Monarchen des Erdbodens beneiden!

Eine andere Nebenthür verſchloß ein kleines Zimmer für die Kammerhuſaren, welches unmittelbar an eine in der Folge ſehr merkwürdig gewordene Wendeltreppe ſtieß, die auf den Hof leitete, wo nur ein einziger Mann Wache ſtand.

Aus dem Bibliothek-Zimmer trat man in das eigentliche Wohn- und zugleich Schlafzimmer des Kaisers, wo er auch gestorben ist. Es war groß, und maß, wenn ich nicht irre, fünf oder sechs Faden in's Gevierte. Eine Menge Landschaften, die meisten von Vernet, auch einige von Wouvermann und van der Meulen, hingen an der weißgetäfelten Wand. Ein kleines Feldbett, ohne Vorhänge, blos von einem Schirm umgeben, stand in der Mitte; über dem Bette hing ein Engel — kein Schutzengel — von Guido Reni. — In einer Ecke des Zimmers hing das Bild eines alten Ritters als Fahnenträger, von Jean le Duc, ein herrliches Gemälde, welches der Kaiser vorzüglich hoch schätzte.

Mit allen diesen kostbaren Bildern kontrastirte sehr auffallend ein herzlich schlechtes Gemälde von Friedrich dem Zweiten zu Pferde, und in einer Ecke stand, auf einem marmornen Piedestal, ein eben so schlechter, bekannter Gipsabguß von der Büste desselben Monarchen.

Der Schreibtisch war in mehr als Einer Rücksicht merkwürdig. Er ruhete auf jonischen Säulen von Elfenbein, mit Bronze-Sockeln und Kapitälern. Ihn umgab ein sehr fein gearbeitetes Geländer von Elfenbein mit kleinen Vasen, ebenfalls von Elfenbein, besetzt. An zwei mit Bronze verzierten Armleuchtern von Elfenbein, auf einem Würfel von Bernstein, waren vier Pasten nach einem Modell von Leberecht angebracht: der Kaiser, die Kaiserin, die beiden Großfürsten, und die Großfürstin Elisabeth. Die Ta-

fel ſowohl als der Leuchter, ſind ein Werk der Kaiſerin; ſie, die Beſchützerin der Künſte, und ſelbſt Künſtlerin, hat nicht nur alles eigenhändig gedrechſelt, ſondern auch die ſehr ähnlichen Paſten geformt.

Noch hing an der einen Wand eine Abbildung aller Militär-Uniformen des ruſſiſchen Reiches. — Die übrigen koſtbaren Möbel übergehe ich mit Stillſchweigen.

Man hat ausgeſprengt, und tauſenmal wiederholt, der Kaiſer habe in ſeinem Zimmer eine Fallthür und noch einige andere verborgene Thüren gehabt. Ich kann verſichern, daß an dieſem Gerüchte nicht ein wahres Wort iſt. Schon der koſtbare Teppich, der den ganzen Fußboden bedeckte, machte eine Fallthür unmöglich. Uebrigens hatte der Ofen auch keine Füße, und folglich war unter demſelben kein Raum, wie vorgegeben worden iſt. Zwei Tapetenthüren waren zwar wirklich in dem Zimmer; die eine verſchloß aber blos einen Winkel, deſſen Beſtimmung man leicht erräth, und die andere einen Schrank, in welchem die Degen der arretirten Offiziere aufbewahrt wurden. Nicht einmal die doppelten Thüren, welche aus des Kaiſers Schlafgemach in die Zimmer der Kaiſerin führten, waren offen, ſondern in- und auswendig feſt verſchloſſen und verriegelt.

Auch der Eingang aus dem Bibliothek-Zimmer hatte doppelte Thüren, und, bei der außerordentlichen Dicke der Mauern, war zwiſchen dieſen Thüren Platz genug, um links und rechts kleine verborgene Thüren in der Mauer

anzubringen. Dieſe exiſtirten zwar wirklich; doch die rechts verſchloß blos ein Behältniß für die Fahnen, und die links entdeckte ein escalier dérobé, welcher zu einigen Zimmern des Kaiſers im Erdgeſchoſſe führte.

Hier fand man zuerſt ein großes weißgetäfeltes Zimmer, in deſſen Wand eine alte Uhr, von Dinglinger in Dresden 1714 verfertigt, angebracht war. Drei ſilberne Zifferblätter zeigten, außer den Stunden, noch die Veränderung der Witterung und der Winde an. Dieſe Uhr ſtand ehemals im Gartenhauſe Peters des Erſten.

Hierauf folgte ein rundes getäfeltes Kabinet, in welchem ſich zwei italieniſche Statuen (eine Veſtalin und eine opfernde Figur), ferner ein Apoll, in der Kunſt-Akademie zu Petersburg gearbeitet, prächtige Vaſen von porcelaine de Sevres und eine herrliche Tafel von rosso antico beſonders auszeichneten.

In dem daran ſtoßenden, gleichfalls getäfelten Zimmer hing ein ſehr ſchön geſticktes Portrait Peters des Großen. — Auch hier ſtanden koſtbare Gefäße von porcelaine de Sevres, und einige mannshohe Vaſen von blauem Porcellan aus der petersburgiſchen Fabrik.

Das letzte Zimmer endlich, das eigentliche Schreibzimmer des Kaiſers, war herrlich mit Nußbaumholz getäfelt, mit Laubwerk von lakirtem Holz eingefaßt; in den Füllungen ſehr lebhafte auf das Holz gemalte Abbildungen von Göttern, unter Blumenguirlanden, auf welchen ſich Vögel wiegten. Der Anblick dieſes Zimmers machte einen

ſchränke und Kommoden vom auserleſenſten Mahagoni-Wurzelholz. Mehr als die mit goldnen Gefäßen beſetzte Toilette zeichneten ſich vier liebliche Original-Gemälde aus, eins von Marie Gerard, die übrigen drei von Greuze, unter andern auch die junge Dirne, die von der Mutter ausgeſcholten wird, weil ſie, nur mit ihrem Herzen beſchäftigt, einen Vogel zu füttern vergeſſen hat, der nun verhungert iſt. — Diderot hat in ſeinem Werke über die Malerei dieſes Bild weitläufig beſchrieben. — Der Schreibtiſch ſtand in der Mitte des Zimmers, und trug häufige Kennzeichen edler Beſchäftigungen. — Man ſagte mir, daß dieſes Zimmer der Monarchin zugleich als Schlafzimmer diene, weil es vorzüglich trocken ſei.

Das letzte Zimmer endlich war ein Boudoir oder rundes Kabinet, welches abermals von Pracht ſtrotzte Hellblauer Sammt, mit einer geſtickten Borde in reichen goldenen Rahmen, bedeckte die Wände. Bronze, Marmor, lapis lazuli und andere edle Steinarten waren überall verſchwendet. Vorzüglich koſtbar ſchien mir eine ſehr große Vaſe von rothem Porphyr auf einem dergleichen Geſtelle, mit Sockeln und Aufſatz von Malachit, zuſammen über fünf Fuß hoch. — Ein Teppich von franzöſiſcher Haute-liſſe bedeckt den Boden.

Da dieſes Kabinet, welches neben des Kaiſers Schlafzimmer lag, nur die Ecke des Palaſtes einnahm, ſo ſtießen beide Schlafzimmer nach hinten zu an einander, und hatten nur Eine Wand. Die ungeheure Dicke der Mauer

machte es aber begreiflich, daß die Monarchin erſt ſpät von dem Tode ihres Gemahls unterrichtet wurde.

Außer dem Kaiſer und der Kaiſerin, wohnten in der bel étage nur noch der Großfürſt Konſtantin mit ſeiner Gemahlin, und die Staatsdame, Fräulein Protaſſoff. In dem Zimmer der Großfürſtin Anna iſt mir eine Uhr aufgefallen, welche die Inſchrift hat: L'amour reduit à la raison. Amor ſcheint gefeſſelt, und die Vernunft hält ſeine Kette. Hier, unter den Augen einer ſo ſchönen und liebenswürdigen Fürſtin, iſt das wohl keine Strafe für den Amor. — In dem Zimmer ihres Gemahls iſt eine Kopie des Hermaphroditen aus der villa Borghese, und einer das Bad verlaſſenden Venus aus der florentiniſchen Gallerie bemerkenswerth.

Im unterſten Stockwerk iſt, außer einem ſehr kleinen, noch nicht einmal vollendeten Theater, beſonders die Kirche zu bemerken. Vierzehn joniſche Säulen von Serdopol'ſchem Granit, jede aus Einem Stück, mit Kapitälern und Sockeln von polirter Bronze, tragen die Empor-Kirche. Der Hochaltar iſt ein Achteck von ſchwarz und weißem Marmor, in welches drei Thüren geleiten: die mittlere von gediegenem Silber in durchbrochener Arbeit, mit ſechs vom Profeſſor Giovenco auf Kupfer gemalten Medaillons. Ueber der Thür eine Glorie von Silber; die Bekleidung lapis lazuli und Bronze. Das Altar-Gemälde, die Einſetzung des Abendmals, von Akimoff, Profeſſor der Akademie. Dies- und jenſeits der Mittelthür eine herr-

liche korinthiſche Säule von Porphyr, mit Sockeln und Kapitälern von Bronze, die Füllung des Piedeſtals ganz mit lapis lazuli ausgelegt. Vor den Bildern hangen ſilberne, und in der Mitte ſogar eine goldene Lampe, mit Brillanten reich beſetzt. Hoch oben im Hintergrunde ſchließt ſich die Ausſicht mit einem ſehr großen Gemälde (leider von Smuglewitſch!) auf welchem der Erzengel Michael, der Schutzpatron der Kirche, die böſen Geiſter in den Abgrund ſtürzt. Der ſchamhafte Künſtler, der dieſe Gruppe doch nicht anders als in puris naturalibus darſtellen wollte, hat ſich eines komiſchen Mittels bedient, die Decenz zu retten. Ueberall nämlich, wo die Schamtheile des einen Geiſtes ſichtbar zu werden drohten, bedeckte ſie der Maler mit der Hand oder mit dem Fuße eines andern, welches doch am Ende höchſt indecent ausſieht. — In der Kuppel hat Karl Scotti die Dreieinigkeit in den Wolken, von Engelsköpfen umgeben, gemalt. Zum Glück für den Maler iſt das ganze Bild durch die Feuchtigkeit ſchon faſt unkenntlich geworden. — Vier Logen an beiden Seiten des Altars, mit Brüſtungen von Marmor und Bronze, waren für die kaiſerliche Familie beſtimmt.

Das Erdgeſchoß wurde von dem Großfürſten Alexander mit ſeiner Gemahlin, dem jungen Großfürſten Nikolai Pawlowitſch, der Fürſtin Gagarin, dem Oberhofmarſchall Nariſchkin und dem Lieblinge des Kaiſers, Grafen Kutaiſſow, bewohnt. Ich will, um nicht weitläufig zu wer-

den, nur noch kurz die Zimmer des Thronfolgers, jetzigen Kaisers, beschreiben. Sie waren minder kostbar; ich gestehe aber, daß sie mir besser gefallen haben, als die Prunkzimmer der bel étage. Auch erinnere ich mich mit Vergnügen an die außerordentlich humane Behandlung und das höfliche Zuvorkommen aller den Großfürsten umgebenden Personen. Die Milde des Herrn hatte das Herz jedes Dieners erwärmt, und ein Jeder sprach mit Enthusiasmus von dem edlen Paare, dem er anzugehören das Glück hatte.

Das Toilette-Zimmer der Großfürstin Elisabeth, jetzigen Kaiserin, war mit kostbaren Lyoner-Tapeten behängt. Zwei schöne jonische Säulen, von roth- und weißgeflecktem Marmor aus Olonetz, zierten eine Nische, und trugen ein Gebälk, das mit antiken Büsten geschmückt war. Neben diesen zwei Statuen von carrarischem Marmor: eine trauernde weibliche Figur, die den Kopf in die Hand stützt, und ein Mädchen mit einer Taube.

Noch verdiente hier ausgezeichnet zu werden: eine Tafel, mit allen Marmorgattungen des russischen Reiches eingelegt, und eine Pendüle, Bacchus auf einer Tonne, an welcher das Zifferblatt angebracht war.

An dieses Zimmer stieß ein allerliebstes, mit Spiegeln gleichsam tapeziertes Kabinet. In einer Nische, von zwei Säulen aus französischem Marmor gestützt, der Divan, der, so wie die übrigen Drapperien des Zimmers, aus einem geschornen Rosa-Sammt bestand, der wie mit

weißen Spitzen überzogen zu ſein ſchien. Es iſt unbeſchreiblich, welchen angenehmen ſanften Effekt dieſes Kabinet, mit ſeinen dem Ganzen entſprechenden Möbeln, hervorbrachte. Ein Schreibtiſch, mit Büchern bedeckt, und ein Patent-Fortepiano von Longman und Broderip, bewieſen, daß hier mehr als Eine Muſe ihre Wohnung aufgeſchlagen hatte.

Das Schlafzimmer imponirte. Die großen Felder der Wände, halb Purpurſammt, halb Goldglacé, waren, durch eine in Gold geſtickte Guirlande von Zweigen in einer Schlangenlinie, in zwei Hälften getheilt. Eben ſo war auch das Bett drappirt. Hier und dort ſah man Statuen von Marmor und Erz. Das Ganze war prächtig, ohne dem Auge weh zu thun. Aber leider konnte das Zimmer zu dem beſtimmten Zwecke nicht gebraucht werden; denn hier war die Feuchtigkeit beſonders merklich, und hatte der Großfürſtin bereits mehrere Male Unpäßlichkeiten zugezogen. Die dessus-portes, enkauſtiſche Gemälde, waren ſo davon angegriffen, daß man die Gegenſtände gar nicht mehr unterſcheiden konnte.

Das Schlafzimmer ſtand mit dem Antiken-Saal in Verbindung, welcher einige und fünfzig Statuen, Büſten, Sarkophagen u. ſ. w. enthielt. Ich will nur die vorzüglichſten auszeichnen.

1) Eine herrliche koloſſale Büſte der Juno, zwei Fuß vier Zoll hoch, ſteht auf einem Sarkophag mit drei Basreliefs und einer Inſchrift. Erſtes Basrelief: Eine

Nachtw. Den flinken Reuter haben ſie auch erwiſcht. Es iſt der junge Herr aus der Stadt.

Fr. v. Langſ. Sellcour?

Dor. Der Böſewicht!

Maj. Und das Frauenzimmer?

Nachtw. Die ſoll nachher ganz ruhig geworden ſeyn. Sie iſt eingeſchlafen.

Fr. v. Langſ. Wer könnt' es anders ſeyn als Babet?

Dor. Mich dünkt aber doch, ich hätte ſie dieſen Morgen in ihrer Kammer ſingen hören.

Maj. Donner und Wetter! es iſt nicht Babet.

Fritz. Nein, es iſt nicht Babet.

Fr. v. Langſ. Nun, ſo iſt es unſre alte Haushälterin, die Frau Krick.

Nachtw. Da bringen ſie den jungen Herrn. (ab.)

Siebente

weibliche Figur in fliegendem Gewande, hält mit beiden Händen etwas empor. Darunter zwei Masken. — Eben dasselbe iſt gegenüber wiederholt. — Drittes Basrelief: Bacchus mit Weintrauben, neben ihm die cista mystica, auf welcher ein Hund ſitzt, jenſeits eine Schlange. Die treu kopirte Inſchrift iſt:

P. SCANTIVS PI.
OLIMPVS
FECIT. SIBI. V. A. LXX SINE. CRIMINAE.
VITAE ET SCANTIAE ABELE CONLIBE T R
OPTINA. AEDESE. ßENE. MERITAE.

Herr Hofrath Köhler hat dieſe Inſchrift gleichfalls kopirt, und wird vielleicht verſuchen, ſie zu erklären.

2) Schönes Bruſtbild eines jungen Apoll, mit langen herabfliegenden Haaren.

3) Ein ſehr ſchöner Silen, faſt drei Fuß hoch, in einer Hand die Schale, in der andern die Weintraube.

4) Eine dreiſeitige Ara mit Basreliefs, wovon beſonders das Eine merkwürdig iſt: nämlich ein Mann, mit einer gezackten Krone auf dem Haupte, der in einer Hand ein Schwert, und in der andern einen abgehauenen Kop hält. — Die andern beiden ſtellen einen Satyr mit Hahn und Fruchtkorb, und eine Bacchantin dar.

5) Ein Sarkophag mit Bocksköpfen und Fruchtſchnüren. Auf einem hervorſpringenden Abſatz liegen zwei todte Kinder. Ein Schwan fliegt aufwärts. Die Inſchrift:

D. M.
M. MVTIVS. M. L. AVRILIVS.
AGITATOR.
FAC. CARAMANTINIC.
VIXIT. ANN. XXXV.
AGITAVIT. AN. XII.

6. Eine runde Baſis, auf welcher vermuthlich ein Aſchenkrug geſtanden hat. Ringsum läuft ein vortrefflich und fleißig gearbeitetes Basrelief, deſſen Figuren faſt ganz frei ſtehen. Es ſtellt eine wilde Schweinsjagd vor. Auf der einen Seite der Eber; unter ſeinen Füßen ein Sterbender: hinter ihm zwei Männer in Mänteln; vor ihm Hunde. Auf der andern Seite ein nackter gehelmter Jüngling mit dem Spieße, und mit einem Hunde neben ſich. Hinter ihm abermals zwei männliche Figuren. Der Herr Hofrath Köhler rieth auf Kaſtor und Pollux; oder das Basrelief, meinte er, könne eine Anſpielung auf den Verſtorbenen enthalten. Das letztere ſcheint mir treffender. Vielleicht zog der Jüngling, wie wir ihn rechter Hand ſehen, wohlgemuth mit einigen Freunden auf die Jagd; und linker Hand fand er ſeinen Tod unter dem Hauer des Ebers. Die Inſchrift welche ſich D. M. CORNELI anfängt, iſt mir durch einen Zufall verloren gegangen; doch weiß ich, daß von der Jagdgeſchichte nichts darin ſtand.

7. Eine herrliche, unmittelbar aus Griechenland gebrachte, drei Fuß hohe Büſte des Achilles, von pariſchem Marmor.

8. Ein Bacchus, drei Fuß zwei Zoll hoch, vortrefflich gearbeitet. Er hält in einer Hand die Weintraube, in der andern das Gefäß. Ein Bocksfell bekleidet, und Weinreben bekränzen ihn. Er ſteht auf einem Cippus mit folgender Inſchrift:

D. M.
ANTISTIAE.
TERSIPIDI.
V. A. XX. D. V.
ANTISTIA. APATE.
SOROR. GEMELLA.
FECIT. PIENTISSIMAE.

9. Eine denkende Muſe, an einen Fels gelehnt, drei Fuß neun Zoll hoch. Die Drapperie ihres Gewandes iſt beſonders bemerkenswerth.

10. Ein ſehr ſchöner Torſo des Herkules, drei Fuß zwei Zoll hoch.

11. Eine vortreffliche Doppelbüſte des bärtigen indiſchen Apoll und der Ariadne.

12. Eine ſehr niedliche Büſte des Marcus Aurelius.

Dies ſind die Stücke, welche den Alterthumskenner vorzüglich intereſſiren werden.

Auch die Liebhaber der Malerei finden in dieſem Saale noch einige Nahrung. Acht große Landſchaften von Chedrin, Anſichten der Luſtſchlöſſer Pawlowsky, Gatſchina und Peterhoff darſtellend, bedecken die Wände, und zwei ſchöne Plafonds von J. P. Scotti, Cephalus und Pro-

kris und die Geburt der Venus aus dem Meere, zieren die Decke.

Die inneren Zimmer des Großfürsten (jetzigen Kaisers), waren klein und zeichneten sich weniger durch kostbare Möbel, als durch einige schöne Originalgemälde aus. Ich rechne hieher: Achill von Ulysses unter den Weibern gefunden, von Angelica Kaufmann. Eine weinende Frau neben einem Entschlummerten, und ein dabei stehender Engel, der vorwärts deutet, von Karl Maratti 1682. Juno und Diana von Pesca u. s. w.

An diese Zimmer stieß ein allerliebstes, von dem Herrn Oberhofmarschall Narischkin für die Großfürstin zubereitetes Bad. Die Wände rings um, und so auch die Decke, waren mit feinem Nesseltuche auf Rosagrunde drappirt, und der Boden mit weißem Tuche belegt. In der Mitte der Badewanne war ein Springbrunnen, der sobald man einen silbernen Hahn drehte, sein Wasser in die Höhe spritzte. Ueber dem Bade ein drappirter Himmel, der, auf Verlangen, wohlriechendes Wasser herab regnete. Vermittelst anderer Hähne konnte man auch warmes Wasser herein lassen. Die Wand, dem Bade gegenüber, war ein einziger Spiegel, und im Helldunkel einer Nische lud eine Ottomane zur Ruhe ein.

Auch noch ein sogenanntes russisches Dampfbad stieß an dieses sehr liebliche Kabinet; doch weiß ich nicht, ob die schöne, zarte deutsche Fürstin sich bereits daran gewöhnt hat. Mir kommt ein solches Bad wie eine Hölle

vor, und ich habe es nie über mich gewinnen können, weiter als bis auf die Schwelle zu treten.

Außer diesen Zimmern hatte der Großfürst auch noch einige Prunkgemächer und einen großen Saal, in der Mitte durch eine Arkade auf jonischen weißen Marmorsäulen getheilt, und mit herrlichen Original-Gemälden behängt, worunter eins von Rubens (ein Faun, den eine Bacchantin umarmt), ganz vorzüglich zu bemerken ist. — Der Saal endigt sich abermals in eine Arkade auf vier jonischen Säulen, neben welchen zwei vortreffliche Statuen von Cavaceppi, ein Faun und eine Bacchantin stehen.

Durch diesen Saal wurde man endlich in das Audienz- oder Thronzimmer des Großfürsten geführt, dessen Wände rother Purpursammt, mit Silber reich gestickt, bedeckte. Hier ertheilte der Großfürst Audienz unter einem Thronhimmel, doch stehend, und keine Stufen führten zu dem Teppich, auf welchem er stand. —

Im obersten Stockwerke des Palastes wohnten die jungen liebenswürdigen Großfürstinnen Maria und Katharina, mit ihrer Oberhofmeisterin, der Gräfin Liewen. Ihre Wohnungen waren einfacher, doch sehr elegant.

Unten im Hofe befand sich noch ein großes Wachhaus, mit einer Kompagnie der Leibgarde besetzt. Die mir hin und wieder zu Ohren gekommene Aeußerung, als sei die Anzahl der Wachen nicht hinlänglich gewesen, das Schloß zu sichern, ist also ungegründet. — Uebrigens ist es in-

wendig ein wahres Labyrinth, voll dunkler Treppen und Korridors, wo beſtändig am hellen Mittage Laternen brennen mußten. Ich habe wohl vierzehn Tage gebraucht, ehe ich ohne Führer, und ohne zu irren, darin umhergehen konnte.

Auf die Geſundheit war dieſer Aufenthalt gar nicht berechnet. Ueberall ſah man Spuren verheerender Feuchtigkeit, und in dem Saale der hiſtoriſchen Gemälde, wo doch in beiden Kaminen beſtändig Feuer brannte, habe ich mit eigenen Augen längs den vier Winkeln, von oben bis unten, Eis geſehen, das mehrere Hände breit und wohl einen Zoll dick war. Für den Kaiſer und die Kaiſerin war durch die Täfelung der Zimmer noch ſo ziemlich geſorgt; alle übrige Bewohner aber litten außerordentlich. Auch für Jeden, der ſonſt im Palaſte zu thun hatte, war er äußerſt unbequem. Alle Augenblicke mußte man bald das Periſtyl, bald den Hof, bald die den Zugwinden ausgeſetzten Korridors durchwandeln. Dabei war es nur wenigen Großen vergönnt, an der mittleren Pforte vorzufahren: alle Uebrigen mußten an einer Seitenthür halten, und eine lange Reiſe, Treppe auf, Treppe ab, bis zu dem Orte ihrer Beſtimmung antreten.

Der Kaiſer aber war nun einmal ſo ſehr von dieſer ſeiner eigenen Schöpfung bezaubert, daß jeder noch ſo entfernte Tadel derſelben ihn aufbrachte, jedes Lob hingegen ihm unfehlbar ein freundliches Lächeln entlockte. Er begegnete einſt einer alten Dame von hohem Stande auf der Treppe. »Man

hat mir," ſagte ſie, »die Treppen des Palaſtes als unbequem beſchrieben; ich finde das Gegentheil." — Der Kaiſer war über dieſes Lob ſo vergnügt, daß er die alte Dame herzlich umarmte. — Einige Höflinge wußten dieſe Stimmung vortrefflich zu benutzen. Ihr Lob war ein nie verſiegender Strom, und ich weiß, daß, wenn ſie ſich in Ausdrücken erſchöpft hatten, ſie ſogar vor den Bronzen niederknieten und anbetend verſtummten.

Mir ſelbſt befahl der Kaiſer (und ließ es mir durch Andere öfters wiederholen), bei meiner Beſchreibung ja nichts zu überſehen, ſondern jede Kleinigkeit der gehörigen Aufmerkſamkeit zu würdigen. Auf dieſe Weiſe würde aus den wenigen Bogen, die ich hier geliefert habe, ein dickes Buch entſtanden ſein, welches an Langweiligkeit ſchwerlich ſeines Gleichen gehabt hätte. Indeſſen überreichte ich ihm einige Wochen vor ſeinem Tode, eine Probe meiner Arbeit, mit welcher er ſehr zufrieden war.

Es kann ſein, daß es Schlöſſer in der Welt gibt, die einen größeren Schatz von Koſtbarkeiten enthalten; gewiß aber iſt der Michailow'ſche Palaſt der erſte, der in ſo kurzer Zeit (in kaum vier Jahren) erbauet, völlig eingerichtet und bewohnt worden. — Ein außerordentlich koſtbares Tafel-Service von gediegenem Golde, und ein anderes von Porzellan, mit Anſichten des Pallaſtes, waren noch nicht vollendet.

Wenige Wochen nach dem Tode des Monarchen, ſind die ſämmtlichen transportabeln Koſtbarkeiten von dort weg-

gebracht, und in andere Paläſte vertheilt worden, um ſie vor der zerſtörenden Feuchtigkeit zu retten. Jetzt ſteht das Schloß unbewohnt, und gleicht einem Mauſoläum.

Am 11. März, Mittags gegen ein Uhr, alſo etwa zwölf Stunden vor Kaiſer Paul's Tode, ſah und ſprach ich ihn zum letzten Male. Er kam mit dem Grafen Kutaiſſow von einem Spazirritte nach Hauſe, und ſchien ſehr heiter zu ſein. Auf der Paradetreppe, gerade neben der Statue der Capitoliniſchen Kleopatra, begegnete ich ihm. Seiner Gewohnheit nach blieb er bei mir ſtehen, und machte dieſes Mal die erwähnte Bildſäule zum Gegenſtande des Geſpräches. Er rühmte die Kopie, unterſuchte die verſchiedenen Marmorarten des Piedeſtals, fragte mich um deren Benennungen; ging dann über auf die Geſchichte der ägyptiſchen Königin, bewunderte ihren heldenmüthigen Tod, ſchien mir aber lächelnd Beifall zu geben, als ich meinte, ſie würde ſich ſchwerlich getödtet haben, wenn Auguſtus ihre Reize nicht verſchmähet hätte. Endlich fragte er mich noch: ob meine Beſchreibung des Palaſtes weit vorgerückt ſei. Als ich ihm ſagte, ſie ſei beinahe vollendet, verließ er mich freundlich, mit den Worten: »Ich freue mich darauf.“ —

Ich ſah ihm nach, wie er die Treppe hinaufſtieg; auch er ſah oben an der Thür noch einmal zu mir herunter. Uns Beiden ahnete wohl nicht, daß wir uns zum letzten Male geſehen hatten. — Die Stelle neben der Kleopatra iſt mir durch dieſe letzte Unterredung mit dem Kaiſer ſehr merk-

würdig geworden, und mehr als einmal habe ich nach seinem Tode dort mit Wehmuth verweilt. — —

Am 12. März sehr früh verbreitete sich die Nachricht von der Thronbesteigung des jungen liebenswürdigen Monarchen. Schon um acht Uhr huldigten ihm die Großen des Reiches in der Kirche des Winterpalastes. Das Volk überließ sich einem fröhlichen Jubel, da die Milde des neuen Beherrschers es zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Abends war Petersburg erleuchtet.

Die ersten Schritte Alexanders, sein Manifest, seine ersten Verordnungen, Alles befestigte das Vertrauen, mit welchem die hoffenden Unterthanen ihn den väterlichen Thron besteigen sahen. Er versprach feierlich, in dem Geiste seiner glorreichen Großmutter, Katharina der Zweiten, zu regieren; — er erlaubte Jedem, sich wieder nach seiner Phantasie zu kleiden; — er erließ den Einwohnern von Petersburg die lästige Pflicht, jedes Mal aus dem Wagen zu steigen, so oft ein Mitglied der kaiserlichen Familie ihnen begegnete; — er verabschiedete den mit Recht verhaßten General-Procureur Obuljaninow; — er hob die Geißel des Landes die geheime Expedition, auf; — er gab dem Senat sein altes Ansehen wieder; — er entließ die Staatsgefangenen aus der Festung — — O! es war ein rührender Anblick, diese Befreiten zu sehen, die mit starrer Verwunderung, ihrem Glücke noch kaum trauend, umher wankten!

Ich selbst war zugegen, als ein alter Kosaken-Oberst

und ſein Sohn eben aus der Feſtung zu dem Grafen von der Pahlen gebracht wurden. Die Geſchichte dieſes edlen Sohnes iſt höchſt rührend. Sein Vater wurde bereits vor vier Jahren — ich weiß nicht, um welches Verdachtes willen — von Tſcherkask nach Petersburg abgeholt, und in die Feſtung geworfen. Einige Zeit nachher kommt ſein Sohn, ein ſchöner junger Mann, der brav gedient haben muß, da er unter der Regierung der Kaiſerin Katharina das Georgen- und auch das Wladimir-Kreuz erhalten hatte. Er bemühet ſich lange, ſeinen alten Vater durch Bitten zu befreien; und als ihm das nicht gelingt, flehet er endlich um die einzige Gnade, das Gefängniß und den Gram ſeines Vaters mit ihm theilen zu dürfen. Hierauf wird auch er in die Feſtung geworfen, aber nicht zu ſeinem Vater! — Der Greis erfährt nicht einmal, daß er ſeinem edlen, unglücklichen Sohne ſo nahe iſt. — Plötzlich ſpringen ſeine Riegel auf, die Thüren ſeines Kerkers öffnen ſich, ihm ſtürzt ſein Sohn entgegen — und er erfährt in einem ſeligen Augenblicke, nicht blos, daß er frei iſt — nein, auch das ſchöne Opfer der kindlichen Liebe! — Welche von dieſen beiden Nachrichten ihn entzückender überraſchte, kann nur Er entſcheiden. Ich habe ihn einige Morgen in dem großen Sprachſale des Grafen von der Pahlen geſehen. Er trug noch ſeinen langen ſchneeweißen Bart bis tief auf die Bruſt herab, ſaß gewöhnlich in der Brüſtung eines Fenſters, und heftete die Augen ſtarr auf den Boden, ohne das Geräuſch um ihn her zu bemer-

Siebente Scene.

Selicour von Bauern umgeben, die mit Knitteln bewaffnet ſind. Die Vorigen.

Dor. (ſpöttiſch) Willkommen Herr von Selicour.

Fr. v. Langſ. Wagen Sie es noch ſich hier ſehn zu laſſen?

Sel. Ich muß ja wohl, die verfluchten Kerls ſchleppen mich mit Gewalt hieher.

Maj. Blitz und Knall! Sie ſcheinen mir ein ſauberer Zeiſig.

Fritz. Pfuy mein Herr; wer wird ſich erwiſchen laſſen?

Sel. Wären nur die Poſtpferde beſſer geweſen.

ken. Der biedere Sohn hingegen, deſſen Antlitz das Bewußtſein ſeiner That mehr ſchmückte, als die beiden Ordenskreuze ſeine Bruſt, ging im Saale auf und nieder, und ſprach freundlich mit ſeinen Bekannten.

Es war für den Menſchenbeobachter wirklich äußerſt unterhaltend, täglich einige Vormittagsſtunden in dieſem Saale zuzubringen. Ich fehlte nie, ob ich gleich nichts zu ſuchen hatte, und nie verließ ich das bunte Gewimmel, ohne einigen Gewinn für die Menſchenkenntniß. Um des Kontraſtes willen mit jener rührenden Anekdote, will ich noch eine lächerliche mittheilen. Der Saal war (ich glaube am dritten Morgen nach des Kaiſers Tode) gerade ſehr von Menſchen angefüllt; es mochten ihrer wohl einige Hunderte da ſein. Ich wärmte mich an einem der Oefen, als plötzlich ein Gemurmel entſtand, und die Anweſenden erſt einzeln, dann haufenweis, dann alle bis zum letzten an die Fenſter ſtürzten, und auf den Zehen mit einer ſolchen Begierde nach der Straße hinunter blickten, als ob dort der offene Himmel zu ſchauen wäre. Die Neugierde trieb auch mich — einen der letzten — aus meinem Ofenwinkel. Ich hatte viele Mühe, mich durchzudrängen, um des erwünſchten Anblicks theilhaftig zu werden. Endlich gelang es mir. Und was war es? Der erſte runde Hut ging vorbei. — Wahrlich! dieſer runde Hut ſchien die ganze Verſammlung in eine frohere Stimmung zu verſetzen, als die Befreiung aller Feſtungsgefangenen. Man ſah in einem Augenblicke lauter heitere, lachende Geſichter. — So ſind die Menſchen!

Schon lange drückt es mir das Herz, dem Leſer auch meine größte Freude in den erſten Tagen der Regierung Alexanders des Milden mitzutheilen. Die Aufzeichnung meiner Geſchichte hat mir manche froh-wehmüthige Erinnerung gegeben; jetzt komme ich zu einer der froheſten. Auf Befehl des jungen Monarchen ließ der Senat drei Verzeichniſſe von den Namen der Verbannten drucken, die aus Sibirien zurückberufen wurden. Kaum erfuhr ich das, als mein Bedienter ſchon hinlaufen mußte, mir dieſe Liſten zu verſchaffen. — Mit welcher Eile durchlief ſie mein Auge, bis es — durch eine Freudenthräne verhüllt — auf dem Namen Sokoloff ruhte! — Ja, auch er iſt frei: in dem Augenblicke, da ich dieſes ſchreibe, hat er ſeine Frau und ſeine Kinder ſchon wieder an das Vaterherz gedrückt! — Möge er nur, gleich mir, ſie alle ſechs wieder gefunden haben! — möge von dem ſchweren Traum ihm nichts übrig bleiben, als dann und wann eine freundſchaftliche Erinnerung an mich, ſeinen Leidensgefährten! —

Auch Herrn Kiniäkoff und ſeine Brüder, auch den Kaufmann Becker aus Moskau, und mehrere andere meiner Bekannten, ſah ich auf dieſer Liſte des Lebens. Ich zeichne unter ihnen den Paſtor S**, als den merkwürdigſten, aus. Er fiel durch die hölliſche Tücke des Cenſors in Riga, Etatsrathes Tumanski. Vermuthlich wird er ſelbſt ſeine Geſchichte dem Publikum mittheilen; ich erzähle ſie indeß aus ſehr glaubwürdigen Quellen.

S** war Prediger in der Gegend von Dorpat, und

hielt zugleich für die Einwohner ſeines Kirchſpiels eine kleine Leſebibliothek. Tumanski, der wachſame Cenſor *), verlangte beim Antritte ſeines Amtes von S** ein Verzeichniß dieſer Leſebibliothek. S**, den die Zeichen der Zeit ſehr furchtſam machten, antwortete ihm, er habe ſein Inſtitut ganz aufgegeben. Dies zu thun, war auch wirklich ſein Vorſatz; er zog die noch circulirenden Bücher nach und nach ein, und es gelang ihm, bis auf einige wenige. Unter dieſen war auch ein Band von Lafontaine's Gewalt der Liebe. Er konnte ſich nicht erinnern, wem er dieſen Band geliehen hätte, und wollte ihn doch nicht gern einbüßen; daher verſuchte er das gewöhnliche Mittel durch das Dorpat'ſche Wochenblatt bekannt zu machen: »daß derjenige, der Lafontaine's Gewalt der Liebe noch aus ſeiner Leſebibliothek habe, hiedurch erſucht werde, ihm das Buch zurück zu liefern.«

Dieſe Anzeige fiel unglücklicherweiſe Herrn Tumanski in die Hände. Man verſichert, daß es nicht ſowohl ſeine Abſicht geweſen ſei, dem Paſtor S** zu ſchaden, als vielmehr dem redlichen General-Gouverneur von Liefland, Nagel, gegen den er um einer vermeintlichen Beleidigung willen einen höchſt kleinlichen Groll nährte, einen Verweis

*) Man verwechſele dieſen Mann ja nicht mit einem ſehr weitläufigen Verwandten, dem Herrn Etatsrath Tumanski, der in Petersburg an der Spitze der Cenſur iſt, der keinen Menſchen unglücklich gemacht hat, und überhaupt in dem Rufe eines ſehr gebildeten und humanen Mannes ſteht.

zuzuziehen. Er rapportirte also den Vorfall, reichlich mit giftigen Anmerkungen begleitet, an seinen Gönner und Beschützer, den General-Procureur Obuljaninow, der ihn, abermals mit eigenen Zusätzen ausgestattet, dem Kaiser vorlegte. Es hieß, Pastor S** habe, trotz der Warnung des Censors, seine Lesebibliothek fortgesetzt, und suche durch verbotene jakobinische Schriften — (wohl zu merken! es existirte kein Katalog verbotener Bücher) — in seinem Zirkel gefährliche Grundsätze zu verbreiten. Alles dies wurde dem Monarchen in einem so übeln Gesichtspunkte vorgestellt, daß er auf der Stelle befahl, den Pastor S** zu arretiren und nach Petersburg in die Festung zu bringen; vorher aber solle Tumanski mit einem Kommando Soldaten seine Wohnung umgeben, und alle seine Bücher öffentlich verbrennen.

Als Tumanski zu dieser erwünschten Kommission von Riga abreiste, wurde er noch von mehreren Menschenfreunden gebeten, doch ja alles, was in seinen Kräften stehe, zur Rettung der unglücklichen Familie anzuwenden. Er versprach es, hielt aber nicht Wort, wie ohnehin zu erwarten war. Mitten in der Nacht umgaben Soldaten, unter Anführung des edlen Tumanski, das Haus des Predigers, der ruhig mit Frau und Kindern schlummerte. Man denke sich sein und ihr Erwachen! — Alle Zugänge sind besetzt; seine Papiere werden inventirt und versiegelt; alle seine Bücher, sogar Bibel und Gesangbuch, auf einem Haufen geschleppt, und verbrannt. — Der un-

glückliche Mann wird in eine Kibitke geworfen, und ein Polizei-Offizier fährt mit ihm davon.

Als er sich gegen Morgen ein wenig von der ersten Betäubung erholt hat, bittet er seinen Begleiter um Erlaubniß, einige Worte an seine Frau schreiben zu dürfen. Der Falsche erlaubt es ihm, stellt sich auch, als ob er den Brief selbst auf die Post besorge, steckt ihn aber zu sich, und überliefert ihn dem General-Procureur. Der Inhalt dieses Briefes war, außer sehr natürlichen Klagen eine Bitte an seine Frau, die Bauern vorläufig bis zu seiner Rückkehr zu beruhigen. Hieraus schloß man er habe die Bauern bereits aufgewiegelt, und sie warteten nur auf die Rückkehr ihres Anführers, um loszubrechen. Andere behaupten auch, er habe seine Frau ersucht, eine gewisse Korrespondenz zu verbrennen, die er vor mehreren Jahren, mit einem Freunde über die Begebenheiten der französischen Revolution geführt hatte. Es sei auch sogleich ein Feldjäger mit Ketten zu diesem Freunde geschickt worden, der aber glücklicher Weise schon seit mehreren Jahren nicht mehr gelebt habe.

Dem sei wie ihm wolle, die Sache wurde durch den, von menschlichen Gefühlen nichts wissenden Obuljaninow dem Monarchen so vorgestellt, daß dieser augenblicklich an das Justiz-Kollegium den Befehl erließ, dem Prediger S** Leibesstrafe zuzuerkennen und ihn dann nach Sibirien in die Bergwerke zu schicken. Das Justiz-Kollegium befand sich natürlicher Weise in einer nicht

geringen Verlegenheit. Das Urtheil, welches doch eigentlich erſt nach der Unterſuchung und nach Prüfung der Akten gefällt werden ſollte, war ihm bereits vorgeſchrieben. Hierdurch wurde das Kollegium gleichſam in ein bloßes forum executivum verwandelt. Der Präſident wagte eine Vorſtellung deshalb an den General-Procureur, der ihm aber ganz trocken antwortete: »er möge auf ſeine eigene Gefahr thun, was ihm gut dünke; den Willen des Kaiſers wiſſe er.«

Dem armen S**, dem man keinen Defenſor geſtattete, wurde daher eines Morgens in der Feſtung angekündigt, daß er ſeinen Prediger-Ornat anlegen, und dem Herrn von Makaroff in das Juſtiz-Kollegium folgen ſolle, wo man ihm ſein Urtheil publiciren werde.

Voll froher Hoffnung — die er zum Theil aus dem Umſtande ſchöpfte, daß man die Anlegung des Ornats ausdrücklich von ihm verlangte — fuhr er ſeinem Schickſal entgegen. In dem Gerichtsſaale ſtellte man ihm an die Wand. Der Sekretär las das Urtheil vor. Als er an die Worte kam: »Der Paſtor S** ſoll ſeines Amtes entſetzt, Mantel und Kragen ihm abgeriſſen werden! er ſoll zwanzig Streiche mit der Knute bekommen, und dann in Ketten in die Bergwerke von Nertſchinsk zur Arbeit transportirt werden:« — da verließen den Unglücklichen die Sinne. Er bewegte erſt mehrere Male den Kopf krampfhaft, wie in einem Zirkel; dann ſtürzte er gerade vor ſich nieder. Man eilte ihm zu Hilfe; er kam wieder zu ſich, hob ſich auf die Knie, und flehte, daß man ihn hören möchte.

»Hier iſt nicht der Ort dazu!" ſagte der Procureur. Wo iſt denn der Ort! rief der Unglückliche mit einer gräßlichen Stimme; dort! dort oben im Himmel! —

Man ſchleppte ihn nun in ein gemeines Gefängniß. Ganz Petersburg nahm Theil an ſeinem Schickſal. Alles bat für ihn; ſogar die ruſſiſche Geiſtlichkeit, der dieſer Zug zu großer Ehre gereicht. Der Graf von der Pahlen gewann damals die Herzen aller Einwohner, indem er alles aufbot, was in ſeinen Kräften ſtand, um den Unglücklichen zu retten. Vergebens! Obuljaninow hatte ſein Opfer zu gut gefaßt. S** wurde öffentlich zur Knute hinausgeführt. Auf dem halben Wege hieß man ihn noch einmal umkehren, um das Abendmal aus der Hand des Paſtors Reinbott zu empfangen. Dann trat er den ſchweren Gang zum Richtplatz auf's neue an.

Schon war er mit beiden Armen an den Pfahl gebunden und zur Exekution entblößt, als ein Offizier hinzu trat, und dem Knutmeiſter etwas in's Ohr raunte. Sulschu (ich höre), antwortete dieſer ehrerbietig; — und nun ſchwang er die Knute zwanzigmal, doch ohne auch nur einmal den Ohnmächtigen zu treffen; denn immer ließ er die Streiche geſchickt an der Kleidung hinabgleiten. Es war ſichtbar, daß irgend ein mächtiger Menſchenfreund, der den unſchuldigen Mann von der Schmach nicht retten konnte, ihm durch ſein Anſehen wenigſtens die Schmerzen erſparte.

Der Paſtor S** wurde nun in das Gefängniß zurück geführt. Seine Abreiſe nach Sibirien hielt der Graf Pahlen unter dem Vorwande von Krankheit ſo lange als möglich auf, und hatte deshalb ſogar einige heftige Explikationen mit dem General-Procureur. Der Kaiſer drang indeſſen auf den Rapport, daß das Urtheil gänzlich vollzogen ſei, und der Unglückliche mußte ſeine Ketten Schritt für Schritt nach Nertſchinsk ſchleppen. Seine Gattin wollte ihm einige Zeit nachher folgen, konnte aber die Erlaubniß dazu nicht auswirken.

Doch nun iſt auch er wieder frei. Als ich Petersburg verließ, erwartete man täglich ſeine Rückkehr, und gewiß wird der gerechte junge Monarch ſeine Ehre und ſein Glück wieder herſtellen.

Wenige Tage nach dem Tode Kaiſer Paul's gab Fürſt Subow in einem öffentlichen Hauſe ein Diner, zu welchem nahe an hundert Perſonen eingeladen waren. Er bezahlte dem Speiſewirth, wie man verſichert, fünf und zwanzig Rubel für die Perſon, das Getränk ungerechnet, welches zum Theil aus vierhundert Bouteillen Champagner, jede zu fünf Rubeln, beſtand. Ich würde dieſes fürſtlichen Schmauſes übrigens nicht erwähnen, wenn nicht ein echt fürſtlicher Zug ihn ausgezeichnet hätte. Beim Klange der Pokale nämlich erinnerte man ſich des unglücklichen Paſtors S**; man eröffnete auf der Stelle eine Subſkription für ihn, und brachte eine ſehr anſehnliche Summe, wie einige behaupten, zehntauſend Rubel zuſammen.

Ob das Juſtiz-Kollegium, durch den Befehl des Kaiſers, »auf Leibesſtrafe zu erkennen,« eben genöthigt wurde, die empfindlichſte Gattung der Leibesſtrafe, die Knute zu wählen, das bezweifeln viele Rechtsverſtändige. Uebrigens wird es dem Leſer gewiß wohl thun zu vernehmen, daß Herr Tumanski, ſeit mehreren Jahren die Geißel von Riga, ſeine Rolle auf eine jämmerliche Weiſe geendigt hat. Wüthend über die Verachtung, mit der man ihm überall begegnete, unternahm er es endlich, das ganze biedere Riga zu ſtürzen; er ſchrieb an den Kaiſer, daß alle Einwohner dieſer Stadt Jakobiner wären, und ſchickte ihm eine lange Liſte, auf welcher die Namen der edelſten Bürger und Staatsbeamten zu finden waren, mit dem würdigen alten General-Gouverneur Nagel an der Spitze.

Als der geradſinnige Monarch dieſes Pasquill geleſen hatte, urtheilte er, doch allzu gelinde, »Tumanski ſei verrückt,« und entſetzte ihm ſeines Amtes. Als ich im Junius dieſes Jahr durch Riga kam, lebte er noch daſelbſt, aber in Armuth und Verachtung, durch Beiträge von eben den edlen Bürgern unterſtützt, die er ſo oft höchſt unglücklich zu machen verſucht hatte. — So iſt endlich die Gerechtigkeit, welche man ſonſt die poetiſche zu nennen pflegt, an dieſem Unhold in Wirklichkeit ausgeübt worden! Freilich noch viel zu gelinde für die unzähligen Seufzer und Thränen, die er während der Verwaltung ſeines Amtes auf ſich geladen hat.

Mit ähnlicher Gelindigkeit ward die, auf eine andere

Weiſe berühmt gewordene Madame Chevalier, nebſt ihrem Manne, der kaiſerlichen Dienſte entlaſſen. Dieſer Herr Chevalier hat, wenn gleich keine empfehlende, doch eine ſo wichtige Rolle geſpielt, und ſucht ſeit einiger Zeit im Moniteur, im Journal de Paris u. ſ. w. ſich dem Publikum ſo ſchuldlos darzuſtellen, daß es wohl der Mühe werth iſt, ſein Handeln und Wandeln (jedoch mit gebührenden Rückſichten) ein wenig näher zu beleuchten: nicht ſein oder ſeiner Frau Privatleben (das gehört nicht vor den Richterſtuhl der Publizität), wohl aber die Art, wie dieſe Familie außer ſich wirkte.

Madame Chevalier iſt zu Lyon geboren, die Tochter eines Tanzmeiſters, der früh ſtarb, und Mutter und Kind in großer Armuth hinterließ. Hier lernte Herr Chevalier ſie kennen, und heirathete ſie. Er iſt die perſonifizirte Arroganz, und zugleich einer der ſchlechteſten Balletmeiſter, die jemals exiſtirt haben. Zwar berühmte er ſich einſt in Petersburg, er habe mit Veſtris, Gardel u. ſ. w. auf dem Oper-Theater zu Paris ein pas de cinq getanzt; ein witziger Kopf, der ihn dort gekannt hatte, ſagte aber laut: Je trouve Monsieur Chevalier très modeste; il ne parle que d'un *pas de cinq*, mais moi je l'ai vu danser un *pas de seize*. — Ob er wirklich Figurant war, laſſe ich dahin geſtellt ſein. Andere ſagen, er ſei zweiter Balletmeiſter des Théâtre italien geweſen. Gleich viel. — Mit Gewißheit darf ich behaupten, daß ſeine Ballete an Erfindung und Ausführung die armſeligſten waren, die

Fr. v. Langf. Von Ihnen wird man doch wohl endlich erfahren, wen Sie eigentlich entführt haben?

Sel. Warum nicht? Fräulein Babet.

Alle. (außer Fritz) Babet?

Maj. Meine Tochter? Herr! ich breche Ihnen den Hals!

Sel. Gemach mein Herr! iſt das Fräulein Ihre Tochter? Gleichviel, es geſchah mit ihrer Bewilligung.

Fr. v. Langf. Iſt es möglich?!

Der. Ha! ha! ha! das ſittſame Mädgen!

Maj. Es iſt nicht wahr.

Fritz. Nein, es iſt nicht wahr.

Sel. (zu Fritz) Wie? auch Sie? Haben Sie mir nicht ſelbſt einen Brief von ihr gebracht?

Maj. Einen Brief? her mit dem Briefe.

Sel. Hier iſt er.

Maj.

mir je vorgekommen ſind. Durch prächtige Aufzüge, durch Dekorationen von dem berühmten und wirklich in ſeiner Kunſt einzigen Gonzaga, und durch koſtbare Kleidungen, ſuchte er die Armuth ſeines Geiſtes zu verſtecken. Seine Ballete koſteten ungeheuere Summen, obgleich die meiſten kaum ein paarmal aufgeführt werden konnten. Dabei genoß er das Vorrecht, daß keine Dekoration, keine Kleidung, auch nicht des geringſten Statiſten, die zu ſeinen Balleten gehörten, jemals zu irgend einer andern Vorſtellung gebraucht werden durften. — Auch das deutſche Theater mußte dieſes Vorrecht zuweilen ſehr bitter empfinden: denn ſo oft fremdes Koſtüm zu dieſem oder jenem Stücke nothwendig war, konnte man zwanzigmal in die Garderobe ſchicken, in der Ueberzeugung, daß das Verlangte dort hundertfältig aufgethürmt ſei; man erhielt jedes Mal die Antwort: »dieſe Kleider gehören Herrn Chevalier.« Doch geſtehe ich, daß der Haß gegen das deutſche Theater jenes Vorrecht oft nur als Vorwand gebrauchte. Ich war z. B. eines Sonntags genöthigt, das angeſetzte Schauſpiel »Octavia,« kurz vor dem Anfang, mit einem andern zu vertauſchen, weil ich, trotz allem Schicken und Laufen, und ſogar trotz einem eigenhändig geſchriebenen Befehl des Hofmarſchalls, es nicht dahin bringen konnte, daß mir einige elende römiſche Statiſten-Kleider wären ausgeliefert worden. Dies nebenher, als ein Beiſpiel von den tauſend Unannehmlichkeiten, die mir die Theater-Direktion verleideten.

Wieder zu Herrn Chevalier. Es ist bekannt, daß er mit seiner Frau von Hamburg nach Petersburg kam, wo sie sich durch ihre Schönheit (denn schön ist sie wirklich) die wichtigsten Verbindungen zu verschaffen wußte. Diesen Verbindungen verdankte ihr Mann den Titel eines Kollegien-Assessors, und den Sieg über den alten verdienstvollen Balletmeister le Picq.

Hätte er es dabei gelassen; hätte er sich begnügt, in seiner Sphäre zu herrschen und seinen lächerlichen Dünkel auszukramen: so möchte es noch hingehen, und ich würde seiner nie erwähnt haben. Aber es ist, trotz allen seinen Protestationen, mehr als zu gewiß, daß er seinen wirklichen oder vorgeblichen Einfluß für ungeheure Summen verkauft hat. Mir sind eine Menge Beispiele davon sehr genau bekannt. Ich mag Niemand kompromittiren; aber im Nothfall kann ich meine Behauptung beweisen. Das sage ich, damit man nicht glaube, ich wolle in's Blaue hinein die Ehre eines Menschen angreifen.

Die empörendste Geschichte dieser Art, welche ganz Petersburg kennt, ist eben dieselbe, von welcher Herr Chevalier im Journal de Paris, doch mit Verrückung des Stadtpunktes, behauptet, sie sei schändlich erdichtet. Freilich, von einer Scheidungsangelegenheit war dabei nicht die Rede, und also kann Herr Chevalier allerdings Himmel und Erde zu Zeugen seiner Unschuld anrufen. Die Sache verhält sich ungefähr so:

Eine Frau v. N * *, aus einer der ersten Familien im

ruſſiſchen Reiche, vermachte durch ein Teſtament ihr in 13000 Bauern beſtehendes Vermögen dem liebenswürdigen Grafen R * * *. Sie gebrauchte die Vorſicht, ſich vorher desfalls mit den Verwandten ihres Mannes abzufinden, und disponirte alſo nur über ihr Witwentheil. Katharina II. beſtätigte das Teſtament; deſſen ungeachtet wurde es unter Pauls Regierung angegriffen, und durch einen Machtſpruch umgeſtoßen.

Auf dieſes Beiſpiel gründete ſich der Herr von R * in Moskau, und wünſchte, eine ähnliche Sache durchzuſetzen. Er wählte zur Betreibung derſelben einen gewiſſen Piemonteſer, deſſen Namen mir entfallen iſt, einen bekannten redlichen Mann, dem er den Auftrag gab, ſich an Herrn und Madame Chevalier zu halten. Die Sache wird wirklich eingeleitet. Der Preis iſt ein koſtbarer Halsſchmuck für Madame, und eine Summe für Monſieur, die man ſo groß angibt, daß ich ſie, aus Furcht zu irren, nicht einmal nennen mag. Der Halsſchmuck wird als Handgeld ſogleich ausgeliefert; ſo auch die Hälfte der dem Manne verſprochenen Summe. Nun wird die Sache dem Kaiſer vorgeſtellt. Er findet ſie ungerecht, und verwirft ſie. Lange wird der üble Ausgang dem Piemonteſer verſchwiegen. Endlich erfährt er ihn, und fordert ſeine Geſchenke zurück; aber Spott und Drohungen ſind die Antwort.

In Verzweiflung wendet er ſich an eine gewiſſe Madame Bonoeil, eine Franzöſin, die ziemlich räthſelhaft in Petersburg auftrat, von der Niemand etwas wußte, die

aber dennoch der Kaiſer nicht allein in der Reſidenz, ſondern auch ſogar in Gatſchina duldete, und die ſich große Connexionen verſchafft hatte. Man hielt ſie mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit für eine geheime Agentin von Bonaparte.

Dieſe Frau nimmt ſich des Piemonteſers an, und erzählt ſeine Geſchichte dem damaligen Miniſter Grafen Roſtopſchin, der, weil er eben mit dem Freunde der Madame Chevalier geſpannt war, ſie dem Kaiſer berichtete. — Andere ſagen, er habe die Sache durch einen aufgefangenen Brief des Piemonteſers erfahren. Dem ſei wie ihm wolle; genug, durch den Grafen Roſtopſchin kam ſie dem Kaiſer zu Ohren.

Der gerechte Monarch gerieth in den heftigſten Zorn über die Chevaliers, und drohte, ein fürchterliches Exempel zu ſtatuiren. Was blieb nun anders übrig, als zu läugnen? »Wir können ja nichts dafür,« ſagten ſie, »wenn man uns Geld anbietet; aber angenommen haben wir nichts.« — Sie baten um eklatante Züchtigung des Verleumders. Der unglückliche Piemonteſer wird von dem allzeit fertigen General-Procureur arretirt. Es findet ſich nun noch obendrein, daß er, der von jeher als ein eifriger Royaliſt bekannt war, plötzlich ein wüthender Jakobiner geworden ſein ſoll. Man knutet ihn, man ſchlitzt ihm die Naſenlöcher auf, und ſchickt ihn nach Nertſchinsk in die Bergwerke. Dieſe Nachrichten ſtammen von einer unbeſcholtenen, wahrheitliebenden Perſon, welche

ſie aus der erſten Quelle hat. Ueberdies war ganz Petersburg Zeuge der empörenden Gräuelthat, wo man abermals die ſtrenge Gerechtigkeitsliebe des Monarchen ſo ungeheuer mißbrauchte. Ich kann in einzelnen Nebenumſtänden irren; allein die Hauptſache iſt gewiß. — Wie Herr Chevalier, nach einer ſolchen Begebenheit, noch eine Stunde ruhigen Schlaf finden konnte, mag er ſelbſt erklären.

Der Luxus, welchen er in ſeinem Hauſe auskramte, war empörend. Seine Zimmer waren zum Theil nicht ſchlechter möblirt, als die im michailow'ſchen Palaſte. Ein roſenfarbenes Kabinet, ringsum mit feinem geblümtem Mouſſelin drappirt, ſchien von der Wolluſt zum Tempel erkoren. — Die Familie zog einen ſehr hohen Gehalt, ungefähr 13000 Thaler (den Bruder der Madame Chevalier, den ſogenannten Monsieur Auguste, einen höchſt mittelmäßigen Tänzer, mit eingerechnet); doch außer dieſem Gehalte waren der Schweſter und dem Bruder noch Benefiz-Vorſtellungen zugeſtanden, deren jede wohl zwanzigtauſend Rubel, oft auch noch mehr, eintrug: denn dies war der Augenblick, wo man ſich auf eine gute Art der vielvermögenden Familie empfehlen konnte. Ich weiß Große unter den Höflingen, die eine einzige Loge mit tauſend Rubeln bezahlt haben. Ich weiß Kaufleute, die für fünfundzwanzig Rubel ſich drei Plätze ausbaten, welche gewöhnlich anderthalb Rubel koſten, denen aber ihr Geld mit vornehmer Geringſchätzung zurückgeſandt wurde. — Was nur irgend bei Hofe in Anſehen ſtand und ſich zu

erhalten wünſchte, opferte an ſolchen Tagen oft über Vermögen, da man wohl wußte, daß der Götze, dem geopfert wurde, vergelten könne, und daß eine Summe, die der Erwartung nicht entſprach, weder der Aufmerkſamkeit noch der Rache entging.

Madame Chevalier ſelbſt hatte bei ihren Benefiz-Vorſtellungen nicht nöthig, die Plätze auszubieten; man ſtürmte vielmehr ihr Haus, und jeder wollte der Erſte ſein, ihr ſein Attachement hellklingend zu beweiſen. Monsieur Auguste hingegen mußte ſchon ſeine Zuflucht zu Mitteln nehmen, die der Ehrliebende nicht in ſeiner Gewalt hat. Er ſchrieb Billete (oder vielmehr er ließ ſie ſchreiben; denn er ſelbſt verſtand es nicht, und ich ſpreche von dieſem Umſtand als Augenzeuge) an alle Große und Reiche, welchen er auf dieſe Weiſe ſeine Logen aufdrang. Der grobe Deutſche würde ſo etwas Brandbriefe nennen; denn wirklich wurden die Einwohner von Petersburg auf dieſe Weiſe ſchamlos gebrandſchatzt: und man ſpottete ihrer noch obendrein.

Daß es der Familie Chevalier auf ſolche Weiſe, und bei den übrigen hinlänglich bekannten Quellen, leicht wurde, ungeheure Reichthümer zu häufen, begreift ein jeder. Ich mag, aus Furcht der Uebertreibung, den mir angegebenen Werth ihres Schmucks nicht nennen, und eben ſo wenig die allen Glauben überſteigenden Summen, welche Herr Chevalier von Zeit zu Zeit aus dem Lande zu ſchaffen wußte. Der Bankier L**e, der ſeine Geſchäfte beſorgte, mußte

darüber Auskunft geben können, und wirklich erwartete ganz Petersburg, daß man ihn dazu anhalten würde, ehe Madame Chevalier Erlaubniß zur Abreiſe erhielte; denn da in Rußland ein immer beobachtetes Geſetz gilt, daß jeder, der das Reich verläßt, und ſein Vermögen, es ſei ſo gering es wolle, mitnimmt, den zehnten Theil desſelben als Abzugsgeld erlegen muß: ſo glaubte man, daß bei einem ſo ungeheuren, auf eine ſolche Art erworbenen Vermögen, wo der Abzug vielleicht ein paar Mal hunderttauſend Rubel betragen haben würde, dieſes Geſetz um ſo eher eine gerechte Anwendung finde. Doch die Großmuth und Milde des jungen Monarchen überſah dieſen Umſtand. Es iſt ſogar wahr, daß auf ſeinen Befehl der Graf von der Pahlen der Madame Chevalier in einem ſehr höflichen Briefe die Erlaubniß zur Abreiſe ertheilte; und ſo zog ſie denn hin, mit Schätzen beladen.

Ihr Mann war ſchon einige Wochen vorher vom Kaiſer Paul mit dem Auftrage beehrt worden, neue Schauſpieler aus Paris zu holen. Er empfing zum Behuf ſeiner Reiſe mehr als zwanzigtauſend Rubel in baarem Gelde, und Wechſelbriefe, die ſich noch weit höher belaufen haben ſollen. Ueberall auf dem Wege trug er ſeine Inſolenz zur Schau, und faſt auf jeder Station wiſſen die Poſtmeiſter noch jetzt davon zu erzählen. In den Zeitungen hieß es: »der Herr Kollegien-Rath und Malteſer-Ritter Chevalier ſei hier oder dort paſſirt.“ Ob er wirklich ſo dreiſt geweſen ſei, ſich dieſe Titel anzumaßen, weiß ich nicht;

aber ähnlich ſieht es ihm. Auch fand man es nöthig, dieſer ſeiner Anmaßung höheren Ortes in mehreren Zeitungen zu widerſprechen.

Ihm verdankt Madame Chevalier wahrſcheinlich auch den Ruf des Geizes, der ſo wenig mit ihrem ſchönen, freundlichen Geſichte zuſammen ſtimmt, wovon man aber mehrere auffallende Beiſpiele erzählt. Das empörendſte darunter iſt die Behandlung ihrer alten, zu Lyon im Elend ſchmachtenden Mutter. Dieſe arme verlaſſene Frau ſchrieb vergebens Briefe über Briefe, um eine geringe Unterſtützung zu erhalten. Endlich kam einſt ein Fremder nach Petersburg, der den Mangel der Alten zu Lyon ſelbſt geſehen, und ihr verſprochen hatte, der Tochter ihren hilfloſen Zuſtand zu ſchildern. Er läßt ſich bei Madame Chevalier zwei-, drei-, viermal melden, und wird nicht angenommen. Da er ihrer Protektion nicht bedarf, ſo wird er endlich ungeduldig, und läßt ſie wiſſen: er habe Aufträge von ihrer Mutter; wenn ſie dieſe zu erfahren wünſche, ſo möge ſie zu ihm ſchicken. Sie ſchickt — einen Bedienten. Der Fremde ſchämt ſich in die Seele der Tochter, und weigert ſich, dem Bedienten etwas zu vertrauen. Jetzt erſcheint endlich Monsieur Auguste, als Bevollmächtigter ſeiner Schweſter. Dieſem entwirft der Fremde die rührendſte Schilderung von dem Mangel der Mutter. Einige Tage nachher ſendet ihm Madame Chevalier zweihundert Rubel Bankonoten, um ſie gelegentlich ihrer Mutter einzuhändigen. — Zweihundert Rubel! — alſo vielleicht den fünften Theil deſſen, was ſie oft für eine ein-

zige Loge bekam! — Sie, der es nur Ein Wort gekoſtet hätte, die Erlaubniß zu erhalten, ihre arme Mutter im Triumph nach Petersburg zu führen, und ihr dort das gemächlichſte Leben zu verſchaffen — ſie, die ihr Vermögen nach Hunderttauſenden zählte, — ſendet der hilfloſen Mutter zweihundert Rubel! — Ich wünſche, daß Madame Chevalier dieſer Erzählung widerſprechen könne; bis dahin habe ich nicht die geringſte Urſache, der Wahrheitsliebe meines Gewährmannes zu mißtrauen. —

Schön war dieſe Frau allerdings, und ſchön iſt ſie noch, ob ſie gleich jetzt zu viel embonpoint hat, und auch den Dreißigen ſehr nahe iſt. Als Sängerin iſt ſie bedeutend, und als naive und komiſche Schauſpielerin vortrefflich. Ihr rundes, freundliches Geſicht, welches jeden Zuſchauer augenblicklich froh macht, ſo bald ſie die Bühne betritt, kommt ihr dabei ſehr zu Statten. Sie hat ſich aber zuweilen auch in's Tragiſche gewagt, und da iſt ſie, nach meinem Urtheil, weniger als mittelmäßig. In der »Iphigénie en Aulide,« welche den Kaiſer ſo ſehr bezauberte, gelang es ihr keinen Augenblick, die Madame Valville vergeſſen zu machen, was auch ein gewiſſes franzöſiſches Gedicht davon ſagen mag, welches damals in Petersburg zirkulirte, worin Racine ihr zu Füßen lag, und alle Muſen und Grazien gegen ſie bloße Wäſchermädchen waren.

Wie hoch über ſie erhaben, wie unähnlich ihr in jeder Rückſicht, iſt Madame Valville, die erſte tragiſche Schauſpielerin des Petersburgiſchen Theaters! Mit einem Ehrfurcht gebietenden Anſtande verbindet ſie das reinſte, tiefſte

Gefühl, die schönste Deklamation, und eine Mimik sonder Gleichen. Aber sie ist nicht blos große Künstlerin; sie ist auch eine liebenswürdige, bescheidene, mit der zartesten Sittsamkeit verschwisterte Frau, die mit echter Seelengröße alle die beleidigenden Neckereien ertrug, denen sie nicht selten ausgesetzt war. Sie ist eine liebevolle Mutter, eine zärtliche Gattin und treue Freundin. Möge sie es dem Ausbruch meines Gefühls verzeihen, daß ich die holde Schamröthe der Bescheidenheit auf ihre Wange jage: eine Farbe, die ihr übrigens so wenig fremd ist.

Madame Chevalier wurde aus ihrem Rausch von Neugierde auf eine höchst unangenehme Weise erweckt. Zwei Offiziere drangen in der Nacht in ihr Haus, und verlangten, die Dame augenblicklich zu sprechen. Die schnippische Zofe, welche gewohnt war, ihre Gebieterin als eine Göttin, und sich selbst als eine sehr wichtige Person zu betrachten, wollte sie ungestüm und drohend zurückweisen: die Herren drangen aber bis in das Schlafzimmer, und bis vor das Bett der Dame, die nicht wenig erschrocken aus dem ersten Schlafe auffuhr, und ihnen versicherte, daß ihr Mann in Paris sei. »Er ist es nicht, den wir suchen," war die Antwort. Sie erfuhr nun in wenigen Worten, was vorgefallen war, und mußte, nicht von den feinsten Sottereien begrüßt, augenblicklich aufstehen.

Was die Herren eigentlich bei ihr wollten, gehört nicht hieher. — Der Besuch war kurz. Man weckte nicht einmal ihren Bruder, Monsieur Auguste. — Ihre Gefühle während des übrigen Theils der Nacht, und die ängstliche

Maj. Betrug? Das iſt nicht meiner Tochter Hand.

Fr. v. Langſ. (ſieht hinein) Doch, doch, es iſt Ihrer Tochter Hand.

Dor. Ihre Hand iſt es allerdings.

Frik. Ja ſie iſt es.

Maj. Donner und Wetter! ſie iſt es nicht. (er zieht ſein Tafſchenbuch hervor) Hier hab' ich ja ein ganzes Paquet Briefe von ihr. (er zeigt ſie)

Fr. v. Langſ. Das iſt die Hand meines Neffen.

Maj. Was? die Deinige?

Frik. Ja lieber Oheim.

Fr. v. Langſ. und Dor. Ha? ha! ha!

Maj. Pulver und Granaten! wie ſoll ich das verſtehn?

Frik. Es hängt ganz einfach zuſammen. Couſine Babet gab mir immer leere Briefe zu beſtellen. Ich wußte, daß mein lieber Oheim Geld brauchte; ich ſchrieb die Briefe

ab,

bange Erwartung der Zukunft, mögen wohl einen Theil der Leiden gerächt haben, die so mancher Unschuldige um ihretwillen hat erdulden müssen. Doch sie hatte nichts zu befürchten. Die bewundernswürdige zarte Empfindung des neuen Kaisers schonte ihrer großmüthig: was sie für ihre Person nie hoffen durfte, erhielt sie von den feinsten Rücksichten; und ohne Hinderniß verließ sie Petersburg. Ich habe sie in Königsberg und Berlin gesehen, blühender und fetter als jemals; und — außer der langen Weile — gab es keine Empfindung, die ihr beschwerlich gefallen wäre.

Vielleicht wird ihr Mann, der allerdings den größten Theil der Schuld trägt, sich nicht entblöden, diesen meinen Nachrichten ein dreistes Läugnen entgegen zu setzen, und die Wahrheit derselben verdächtig zu machen. Ich muß daher nochmals erklären, daß ich persönlich nicht die geringste Ursache habe, mich über ihn oder Madame Chevalier zu beschweren, sondern daß ich blos die allgemeine Indignation theile; daß ich ferner drei- und viermal mehr von ihm hätte erzählen können, als ich erzählt habe, wenn ich jedes unverbürgte Gerücht nachsagen möchte; daß ich aber mit großer Vorsicht nur solche Züge ausgewählt habe, die mir von untadelhaften, wohl unterrichteten Augen- und Ohrenzeugen mitgetheilt worden sind, Zeugen, die kein Richterstuhl verwerfen würde. Kalt, wie es sich gebührt, habe ich das Strafamt der Publicität verwaltet. Der gesetzlichen Bestrafung konnte eine glückliche Combination von Umständen Herrn Chevalier entziehen,

nicht so der heilsamen Publicität, die früh oder spät den glücklichen Verbrecher ereilt. — Und nun kein Wort mehr von diesen Leuten.

Der Tod des Monarchen öffnete mir auf's Neue die frohe Aussicht, in mein Vaterland zurückkehren zu dürfen. Ich beschloß, — sobald es nur irgend schicklich wäre, den jungen, mit Staatsgeschäften überhäuften Kaiser mit einer solchen Kleinigkeit zu behelligen — um meinen Abschied zu bitten. Am 30. März führte ich diesen Entschluß aus, indem ich ihn dem General-Adjutanten, Fürsten Subow, schriftlich mittheilte. Am 2. April erhielt ich durch denselben Weg die schmeichelhafte Antwort: »der Kaiser wünsche mich in seinen Diensten zu behalten." — Diese Güte, diese Ehre mußten es mir natürlicher Weise sehr schwer machen, meinen Vorsatz auszuführen. Dankbar gerührt erklärte ich demnach: daß ich mich glücklich schätzen würde, Alexandern dem Liebenswürdigen und Geliebten zu dienen; daß es aber bei der jetzigen Beschaffenheit des deutschen Hoftheaters mir nicht zieme, an der Spitze desselben zu stehen. Wenn es daher dem Kaiser gefällig sei, eine günstige Veränderung damit vorzunehmen; wenn er es von einem Titulär-Hoftheater zu einem wirklichen erheben und es in allen Stücken dem Französischen gleich stellen wolle: so würde ich mit Freuden alle meine Kräfte anstrengen, um die deutsche Bühne des Beifalls des Hofes würdig zu machen."

Hierauf erhielt ich den Befehl, einen Plan zu Vervollkommnung des deutschen Hoftheaters einzureichen. Ich gehorchte. Dieser Plan, den es irgend einem Unkundigen oder

Uebelwollenden in der Hamburgiſchen Zeitung gigantesk zu nennen beliebt hat, war mit der möglichſten Sparſamkeit berechnet. Anſtatt daß die franzöſiſche Bühne jährlich blos an Beſoldungen über hunderttauſend Rubel koſtet, machte ich mich verbindlich, für ſechzigtauſend Rubel eine Geſellſchaft zu unterhalten, welche mit der Franzöſiſchen wetteifern könne. Es ſcheint daher, der Einſender jener Zeitungsnachricht ſei entweder kein Deutſcher, oder doch den Deutſchen ſehr abhold geweſen, da er es gigantesk finden konnte, daß ich für die armen Deutſchen etwas über die Hälfte von dem Gehalte forderte, den die Franzoſen bekamen.

Der Kaiſer übergab den Plan zur Prüfung dem Oberhofmarſchall, der ihn gut und zweckmäßig fand.

»Wie viel wird nach dieſem Plan das deutſche Theater mir koſten?« fragte der Monarch.

Sechzigtauſend Rubel jährlich.

»Und wie viel hat es bis jetzt gekoſtet?«

Nichts.

Ueber dieſe Antwort mußte der Kaiſer natürlicher Weiſe ſtutzen. Sie war in gewiſſer Hinſicht wahr. Ich hatte, von Eifer und Ehrgeiz getrieben, durch Fleiß und Anſtrengung bewirkt, daß die Einnahme in dem verfloſſenen Winter-Halbjahre bis auf zwei und dreißig tauſend Rubel geſtiegen war, und von dieſer Summe hatte ich alle Koſten beſtritten. Aber der Herr Oberhofmarſchall vergaß, daß in den ſieben Wochen der Faſten gar keine und im Sommer nur eine ſehr geringe Einnahme Statt fand; daß überdies

das Theater höchſt mittelmäßig war und ſehr großer Verbeſſerungen bedurfte. Von dem Monarchen konnte man freilich nicht erwarten, daß er ſich auf dieſes kleine Detail einlaſſen ſollte, um ſo weniger, da deſſen gar nicht erwähnt wurde. Was Wunder alſo, daß er die Summe zu hoch fand!

Ich war mit der Stimmung für das deutſche Theater hinlänglich bekannt, folglich auf dieſen Fall vorbereitet, und hatte — wenn der Kaiſer meinen Plan nicht genehmigte — die abermalige Bitte um meinen Abſchied hinzugefügt. So erhielt ich denſelben endlich in den gnädigſten Ausdrücken, und wurde zu gleicher Zeit zum Kollegienrath befördert.

Noch heute bin ich feſt überzeugt, daß der Hof das deutſche Theater, ſelbſt in dem jetzigen mangelhaften Zuſtande, nicht ohne einen jährlichen Zuſchuß von ſieben und dreißig tauſend Rubeln erhalten kann *). Hätte man daher dem Kaiſer auf ſeine Frage geantwortet: »Nach der Verbeſſerung wird es Euer Majeſtät jährlich drei und zwanzig tauſend Rubel mehr koſten, als jetzt" — ſo vermuthe ich, die Antwort des Monarchen würde anders ausgefallen ſein, zumal da die junge Kaiſerin der deutſchen Muſe hold iſt. Das »Nichts" aber konnte keine andere Wirkung hervorbringen.

*) Ich weiß zwar wohl, daß Herr Miré und ein gewiſſer Herr Galazzi ſich erboten haben, das deutſche Theater für einen weit geringern Zuſchuß zu übernehmen; aber — finis coronat opus.

So also verhält es sich mit meinem Abschied aus russisch-kaiserlichen Diensten, von welchem dem Einsender der Zeitungsnachricht sehr hämisch zu sagen beliebt: „man wisse nicht recht, ob ich ihn genommen oder bekommen habe." — In Petersburg wußte man das sehr wohl. Nur Schade, daß es Menschen gibt, denen, trotz dem besser Wissen, der Neid immer einen andern Glauben aufdringt!

Auch bei Erwähnung der mir ertheilten Pension bedient sich der hämische Einsender des Beiworts: erbeten, und scheint dadurch diese Auszeichnung weniger ehrenvoll für mich machen zu wollen. Er hat nicht gewußt, daß schon Kaiser Paul mir diesen Gehalt auf sein Kabinet anwies; daß dergleichen Gehalte oft, und gewöhnlicher Weise, auch nach der Dienstverlassung fortgezogen werden, und daß ich, ohne den jungen Monarchen im geringsten mit unverschämten Bitten zu behelligen, auf eine einfache, bescheidene Anfrage, dieser Gnade theilhaftig wurde. Ich bin zu eifersüchtig, sowohl auf dieses Zeichen von der Huld und dem Wohlwollen des jungen Kaisers, als auch auf die Reputation eines Mannes, den Habsucht nicht unbescheiden macht, als daß ich nicht — auf die Gefahr dem Leser lange Weile zu verursachen — diesen Punkt noch hätte in's Klare setzen sollen.

Am 29. April verließ ich mit meiner Familie Petersburg, durchdrungen von Dank für den verstorbenen sowohl als für den lebenden Monarchen. In Jewe verweilten wir noch einige Wochen bei dem Propst Koch und seiner edlen Familie. Von ihren echt freundschaftlichen Wünschen

begleitet, ſetzten wir unſere Reiſe fort bis nach Wolmershof, einem von den Landgütern des biedern Barons Löwenſtern, wohin ein paar herzliche Zeilen uns eingeladen hatten.

O! wie klopft es mir in der Bruſt, als wir uns dieſer Wohnung der Rechtſchaffenheit und des Edelmuthes näherten! Endlich war einer meiner heißeſten Wünſche erfüllt! ich ſollte die Frau wiederſehen, die in dem bängſten Augenblick meines Lebens mir Hilfe ſandte, ſo viel ſie vermochte! Wie ſehnte ich mich darnach, ihre Hand an meine Lippen, an mein Herz zu drücken! — Ich ſollte auch jetzt den Jüngling wiederſehen, deſſen Thränen um mich floſſen, und der mit Bruderliebe mir mein ſchweres Schickſal zu erleichtern ſtrebte! — Die erſte Perſon, die mir aufſtieß, als ich aus dem Wagen ſprang, war — der Kammerherr von Beyer. Welch ein Gemiſch und Gewühl von Empfindungen durchkreuzte meine Seele bei ſeinem Anblick! — Gleich darauf erſchien auch Frau von Löwenſtern. Ich wußte ihr nichts zu ſagen; aber die dankbare Thräne in meinem Auge hat gewiß für mich geſprochen. Unruhig blickte ich nach ihrem wackern Sohne umher; er eilte in meine Arme, und ich drückte ihn mit brüderlicher Liebe an mein Herz. — O, wie ſüß iſt die Erinnerung an überſtandene Leiden im Kreiſe theilnehmender Freunde! —

Ich bekam hier noch manchen kleinen Aufſchluß über den Theil meiner Geſchichte, bei welchem jene gute Menſchen mit intereſſirt waren. Die Briefe, die ich auf Stockmannshof ſchrieb, hatte der Herr Kammerherr von Beyer

ſämmtlich an den braven Gouverneur von Riga geſandt, doch — wie ich ſchon vorher vermuthete — mit Ausnahme des Einen, an den Grafen Cobenzl gerichteten, weil der mir nur ſchaden konnte. Der Gouverneur hatte ohne Bedenken ſie ſämmtlich an den Kaiſer befördert, der im erſten Augenblicke über meine Entweichung höchſt erzürnt wurde, und ihm zurückſchrieb: »er ſolle den Kammerherrn von Beyer augenblicklich nach der Stadt beſcheiden, und ihm einen derben Verweis dafür geben, daß er ſich unterſtanden habe einen Staatsgefangenen Briefe ſchreiben zu laſſen.“ — Dieſer Verweis, der einen Lobſpruch für das Herz des Herrn von Beyer enthielt, wurde wirklich ertheilt; man kann aber denken, wie ſehr der Ton des menſchenfreundlichen Gouverneurs deſſen Strenge gemildert haben wird.

Ich erfuhr ferner, daß mein Hofrath dem Kammerherrn von Beyer wirklich ſeine Inſtruktion vorgezeigt hatte, und daß es daher allerdings gefährlich geweſen ſein würde, ſich lebhafter, als es geſchehen iſt, für mich zu intereſſiren. — Den klugen und kühlen Herrn Proſtenius verſuchte Herr von Beyer zu vertheidigen. Ich kann nicht dafür, daß mein Gefühl allen ſeinen Gründen widerſprach.

Den Hofrath hatte man damals allgemein für einen guten Menſchen gehalten, und das Beſte von ihm erwartet. Dieſer Irrthum war mir nicht auffallend; denn nie habe ich ſo viel Rohheit mit ſo vieler Verſtellungskunſt vereinigt geſehen. Kam er doch, als er bei ſeiner Rückkehr aus Sibirien meine nahe Befreiung erfahren

hatte, augenblicklich kriechend zu meiner Frau, und verſicherte dieſer: wir wären die beſten Freunde; wir hätten unterwegs als Brüder zuſammen gelebt! Kam er doch, als er erfuhr, daß Kaiſer Paul mich auszeichnete, oft ſogar auch zu mir, und machte mir auf eine niedrige Weiſe den Hof! Sein bloßer Anblick war mir jedes Mal ein Stich in das Herz. Das mochte er denn endlich merken, und blieb weg.

Nach kurzer auf Wolmershof ſehr glücklich verlebter Zeit gingen wir weiter nach Riga, wo uns neue, nicht weniger zarte Freuden erwarteten. Zwar fand ich den biedern Gouverneur von Richter nicht dort, weil leider, Krankheit ihn auf dem Lande zurückhielt; aber mein guter gefühlvoller Freund Eckardt und der edle Arzt Stoffregen empfingen meinen gerührten Dank. In dem paradieſiſchen Graffenheyde, der ländlichen Wohnung des erſtern, brachten wir einige ſehr frohe Tage zu, und verließen es endlich ſegnend und geſegnet.

Hier erfuhr ich unter andern, daß ein Brief, den meine unglückliche Frau an die Frau Herzogin von Weimar geſchrieben hatte, von dem Poſtdirektor gleichfalls an den Kaiſer geſandt worden ſei; daß dieſer ihn geleſen, aber auf der Stelle mit dem Befehle zurückgeſchickt habe, ihn vorſichtig wieder zu verſiegeln und an die Adreſſe abgehen zu laſſen. Meine Freunde hatten aus dieſem Umſtande günſtige Hoffnungen gezogen, und gewiß iſt es, daß dieſer Brief, von dem ich eine Abſchrift beſitze, keine andere als

eine heilsame Wirkung auf das empfängliche Herz des Monarchen hervorbringen konnte. Vielleicht verdanke ich also meine Befreiung zum Theil derjenigen Person, der ich sie am liebsten verdanke: meiner guten Frau!

In Mietau fanden wir den Herrn Gouverneur von Driesen nicht mehr; er war abgesetzt. Leider war das auch der Fall mit dem wackern Hofrath Sellin, dem vormaligen Chef des Grenz-Zollamtes. Ihn sah ich nicht; wohl aber den Offizier, der mich bis Mietau begleitet hatte, den Herrn Lieutenannt von Bogeslawski. Er empfing mich als einen alten Freund; wir mußten bei ihm frühstücken. O, wie gegenwärtig wurde uns hier wieder die Scene meiner Verhaftung! — Aber welch eine Wohlthat der Natur, daß die Erinnerung an überstandene Leiden denselben Genuß gewährt — und vielleicht einen größern — als die Erinnerung an Freuden der Vergangenheit! — Ich erkundigte mich nach dem höflichen Kosaken, der damals auf unserm Kutschbocke saß, und wollte ihn beschenken; er war aber gerade nicht gegenwärtig.

Als wir nun weiter fuhren — als wir das Wachhaus passirten — der Schlagbaum hinter uns fiel — und bald darauf der preußische Adler uns winkte — o! warum sollte ich mich schämen, zu gestehen, daß ich in Thränen ausbrach, die ich, von meiner guten Frau innig umarmt, an ihrem Herzen sanft verweinte. Nicht etwa als ob ich nun erst des Gefühls der Rettung recht froh geworden wäre — o nein! der Name Alexander ist jedem unbescholte-

nen Manne Bürge für ſeine Sicherheit — aber es war ein Gemiſch von mancherlei ſtarken Gefühlen, welche mir jene ſüßen Thränen auspreßten: der Anblick des Schauplatzes meiner Leiden — die Vergegenwärtigung jener Scenen — die — Erinnerung an die unwillkürliche Bangigkeit, mit der ich ein Jahr vorher denſelben Weg fuhr — der Kontraſt mit meiner jetzigen Empfindung — die glückliche, ſo wenig gehoffte Wendung meines Schickſals — der Dank gegen Gott, daß ich alle meine Lieben wieder bei mir und um mich hatte — daß der böſe ſchwere Traum in ein ſo fröhliches Erwachen übergegangen war: — Alles das ſtieg mir aus dem Herzen in die Augen, und mit feierlicher unnennbarer Wehmuth begrüßte ich die Staaten Friedrich Wilhelm's des Dritten. Es war mir, indem ich ſeine Grenze betrat, als wäre ich ſchon in meinem Vaterlande.

In Königsberg fand ich den Grafen Kutaiſſow, den Liebling und täglichen vertrauten Geſellſchafter des Kaiſers Paul. Wenn irgend Jemand mir Aufſchluß über die Urſachen meiner Verbannung geben konnte, ſo war Er es. Ich kannte ihn ſchon lange, aber freilich zu einer Zeit, wo es unſchicklich geweſen ſein würde, eine mich betreffende Frage an ihn zu richten. Was ich in Petersburg nicht wagte, das durfte ich hier ohne Bedenken thun. Ich äußerte ihm daher den Wunſch, zu wiſſen, was eigentlich den Kaiſer zu einem ſo außerordentlichen Verfahren gegen mich bewogen? — Er antwortete mir mit unverdächtiger Offenheit: daß durchaus keine eigentliche Urſache dazu vor-

ab, fügte ein Postscript hinzu, legte Geld hinein und schickte sie fort.

Maj. Ich bin versteinert.

Sel. (triumphirend) Also ist dieser Brief doch von Babet.

Fritz. Das wohl, aber an ihren Vater. Sie gab mir ihn diesen Morgen.

Sel. Und Sie hätten sich unterstanden Ihren Spaß mit mir zu treiben?

Fritz. Wenn Sie gütigst erlauben wollen, ja.

Sel. Possen! mich werden Sie nicht irre machen Babet sitzt noch unten im Wagen, und der stärkste Beweis, daß sie mir freywillig folgte, ist ihre Ruhe, denn sie hat die ganze Zeit über fest geschlafen.

Fritz. So lassen Sie sie doch herauf holen.

Fr. v. Langf. (zu den Bauern) Geht, führt das Frauenzimmer herauf.

(Die Bauern ab.)

Sel.

handen, ſondern daß ich dem Monarchen blos als Schriftſteller verdächtig geweſen ſei. »Sie haben aber geſehen,« ſetzte er hinzu, »wie ſchnell und wie gern er von einem Irrthum zurückkam. Er liebte Sie; er bewies es Ihnen täglich, und würde es Ihnen in der Folge noch mehr bewieſen haben.«

So ruhe denn ſanft die Aſche eines Mannes, der wahrlich den größten Theil der Schuld, deren man ihn anklagt, auf ſeine dornige Lage in früheren Jahren, auf die Begebenheiten ſeines Zeitalters, und auf die Perſonen, welche ihn umgaben, zurückwerfen könnte; der ſich zwar oft in den Mitteln vergriff, das Gute zu bewirken, der aber immer nur das Gute, das Gerechte wollte, ohne Anſehen der Perſon; — der zahlloſe Wohlthaten ſäete, doch aus dem Samen nur giftige Pflanzen aufſchießen ſah, die bunt um ihn her blühten, und in deren Duft er verwelkte! —

Ich ſchließe mit einigen Verſen, die wenige Tage nach des Kaiſers Tode in Petersburg geleſen wurden. Den Verfaſſer kenne ich nicht; aber ſeine Schilderung trägt den Stämpel der Wahrheit:

On le connût trop peu, lui ne connût personne;
Actif, toujours pressé, bouillant, impérieux,
Aimable, sédulsant, même sans la couronne,
Voulant gouverner seul, tout voir, tout faire mieux,
Il fit beaucoup d'ingrats — et mourût malheureux!

Anhang.

Ueber die

Mémoires secrets sur la Russie.

Ich habe die Mémoires secrets sur la Russie geleſen. Das Buch hat viel Aufſehen gemacht, weit mehr als es verdiente. Man hat geglaubt, und glaubt vielleicht noch jetzt, es ſei aus ſehr authentiſchen Quellen gefloſſen; daher iſt es wohl der Mühe werth, eine Unterſuchung darüber anzuſtellen. Der Verfaſſer hat auf Groß und Klein ſo ſcharfes Gift geſpritzt, und den Monarchen, wie die Nation, an Ehre und Tugend ſo keck angegriffen, daß ich Dank zu verdienen glaube, wenn ich ihm hie und dort die Maske lüfte, und da, wo ich, beſſer als Er unterrichtet, ihm widerſprechen kann, ihm laut widerſpreche.

Wollte ich, nach ſeinem Beiſpiele, Stadtgerüchte und Vorzimmer-Klatſchereien zu Autoritäten erheben, ſo ſollte es mir leicht werden, jedes Blatt ſeines Buches zu widerlegen; da ich aber nicht die Kunſt verſtehe, mir ein gewiſſes importantes Air zu geben, ſo wiederhole ich, daß ich nur über ſolche Dinge ſprechen werde, bei denen ich aus Ueberzeugung mitſprechen kann. Sollten die Mémoires secrets in Rußland bekannt werden, ſo finden ſich auch wohl Männer, die jede Blöße darin aufdecken, weil ſie noch beſſer als ich unterrichtet ſind.

Schon in der Vorrede gibt der Verfaſſer ſich das Anſehen, als habe er Gott weiß welchen wichtigen Poſten am Hofe bekleidet, und der Herausgeber fügt hinzu: »er habe in der innigſten Verbindung mit allen großen und Einfluß

habenden Männern in Petersburg gestanden *)." Da es bei einem Geschicht- oder Memoiren-Schreiber, der Anspruch auf das Vertrauen des Lesers macht, vorzüglich darauf ankommt, ob er die Wahrheit habe sagen können und wollen; so müssen wir uns zuerst einige Augenblicke mit der Person des Verfassers beschäftigen.

Herr von M** der jüngere ist ein Schweizer **). Seine frühern Schicksale gehören nicht hieher. Er fand Zugang in das Haus des Generals Soltikow, dessen Empfehlung er den Posten eines Aufsehers über den Stall des Großfürsten Alexander, jetzigen Kaisers, verdankte. Es kann sein, daß der Großfürst ihn wohl leiden mochte; ob aber dieser Posten ihm gerade den Weg zu den rélations intimes mit allen Großen des Reiches bahnen konnte, das muß ich billig bezweifeln. Zwar hat er oft kleine Verschen gemacht, auch in seinem Zirkel für einen guten Gesellschafter gegolten; aber sehr viele große und Einfluß habende Personen kannten nicht einmal seine Existenz. Hieraus mag man schließen, ob er die Wahrheit habe sagen können. —

Gesetzt aber auch, man wollte ihm diese Eigenschaft

---

*) Rélations intimes avec tout ce qu'il y a de grand et d'influant à St. Petersbourg.

**) Ich schreibe seinen Namen nicht aus, um seines wackern Bruders zu schonen. Er hat übrigens die Mühe zu rathen dem Leser erspart; denn er macht sich überall so kenntlich, daß man sieht, es sei ihm selbst recht viel daran gelegen, nicht verborgen zu bleiben.

zugeſtehen, ſo hat er ſie doch gewiß nicht ſagen wollen. Er ſelbſt iſt ſo offenherzig, zu ſagen: il ne faut pas moins que le plus juste ressentiment pour m'enhardir à parler *). Was darf man alſo von einem Schriftſteller erwarten, der blos von ſeinem Unwillen begeiſtert wird, und der ſich nicht einmal ſcheuet hinzuzuſetzen: n'est ce point à l'indignation à révéler ce qu'une *coupable reconnoissance* peut engager à taire **)? — Es iſt alſo blos ſein empörtes Gefühl, welches in den Memoiren ſpricht, und zwar iſt dieſes Gefühl in einem ſo hohen Grade empört, daß es ihn ſogar verleitet zu glauben, die Dankbarkeit könne eine Untugend werden, wenn er nicht Alles ſage, was ihm das Herz drückt. Was kann man von einem Schriftſteller erwarten, der durch Rückſichten auf Dankbarkeit eine ſchwere Schuld auf ſich zu laden glaubt? —

Und was iſt es denn nun eigentlich, das ihn ſo erbittert? — Er hat einiges Unrecht gelitten, ich gebe es zu. Er war unſchuldig, das glaube ich gern. Ein bloßer Verdacht, einige unbedeutende Worte, das Lob der franzöſiſchen Truppen u. ſ. w. bewogen den raſchen Kaiſer, beide Herren v. M** aus ſeinen Staaten zu verbannen; aber es geſchah, ohne ihre Ehre anzutaſten, ohne ihnen ihr Ver-

*) Nur der gerechteſte Unwille konnte mir den Muth geben, zu reden.

**) Soll das empörte Gefühl nicht aufdecken, was eine verbrecheriſche oder ſtrafbare Dankbarkeit vielleicht zu verſchweigen gebietet?

mögen vorzuenthalten, ohne ihren Familien Päſſe zu verweigern, ſo, daß ſie den Männern folgen konnten. Sie waren blos in Ungnade gefallen; der Kaiſer traute ihnen nicht, und wollte ſie nicht länger in ſeinen Dienſten haben: das iſt es Alles. Freilich hart genug, aber noch lange kein Grund, um die Dankbarkeit zu einem Dinge herabzuwürdigen, das von Umſtänden abhängig ſei. Hätte Herr von M** ſich begnügt, kalt und gründlich in einem Mémoire ſeine Unſchuld darzuthun, ſo würde er jeden unbefangenen Leſer gewonnen haben. Aber dieſe Aufhäufung ſkandalöſer Anekdoten, dieſes gefliſſentliche Haſchen nach Allem, was den ruſſiſchen Hof nur immer ſchwarz oder lächerlich darſtellen kann: — wahrhaftig, es war dem Kaiſer Paul wohl eben nicht zu verargen, wenn er einen ſolchen gallſüchtigen Beobachter, der Alles nur durch eine angelaufene Brille ſah, zu entfernen ſuchte. In der That ſcheint mir das Buch des Herrn von M** die beſte Rechtfertigung von dem Verfahren des Kaiſers gegen ihn. Er verſuche es nur einmal, in der hochbelobten Republik Frankreich die chronique scandaleuse des jetzigen franzöſiſchen Hofes zu ſammeln; und — was gilt die Wette? — er wird froh ſein müſſen, wenn er nicht nach Cayenne transportirt wird.

Er ſagt: »Ich ſchreibe nur, was ich ſelbſt geſehen, gehört, gefühlt oder erfahren habe.« — Sonderbar! ich finde in dem ganzen Buche nichts, als Dinge, die er gehört hat, und die auch ich, ſo wie tauſend Andere,

gehört habe, nur sehr oft anders als er. Lieber Gott! wenn es, um Memoiren für die Nachwelt zu schreiben, hinlänglich wäre, die Ohren aufzusperren, dann würde die Muse der Geschichte jedes Vorzimmer zu ihrem Tempel weihen müssen. Wollte Herr v. M** uns Vertrauen zu dem einflössen, was er nicht gesehen, nicht gefühlt, nicht erfahren — sondern gehört: so mußte er uns die Leute nennen, von welchen er gehört hat; sonst kann er unmöglich für den Aufseher des großfürstlichen Stalles mehr Glauben von uns fordern, als für jeden andern Unterbeamten des russischen Hofes.

Seite 4 der Vorrede nennt er den Kaiser einen rachsüchtigen Tirannen. — O, was war Paul wohl weniger als rachsüchtig! — In der ersten Hitze der Leidenschaft Jemanden Unrecht, zuweilen großes Unrecht zufügen, das konnte er wohl; aber nachtragen, rächen, diese Empfindungen waren seinem Herzen gänzlich fremd. Soll ich Beispiele anführen von Personen, durch welche er sich, mit Recht oder Unrecht, beleidigt glaubte, die er rasch dafür bestrafte, und dann doch auf die ersten Stufen des Thrones hob? — Es wäre überflüssig, solche Beispiele zu nennen; Jedermann kennt sie. Wäre der Kaiser wirklich rachsüchtig und folglich nachtragend gewesen (denn eins ist nie ohne das andere), die Annalen der Geschichte würden der Nachwelt vermuthlich eine schauderhafte Begebenheit weniger erzählen. — Herr von M** rühmt sich,

indem er jenes ungeheure Wort: rachſüchtiger Tirann, niederſchreibt, der Kühnheit und Freimüthigkeit*); ich glaube aber nicht, daß irgend ein rechtlicher Mann dieſe milden Ausdrücke für ſolche Abſcheulichkeiten gelten laſſen wird.

Lächeln muß man, wenn Herr v. M** (S. 5) zu verſtehen gibt: »er wiſſe und fühle noch immer, daß er verfolgt werde.« Der Kaiſer hat ſeiner nie wieder erwähnt oder gedacht. — Noch auffallender iſt es, wenn er gleich darauf kühn behauptet: »er bediene ſich des Rechtes zu ſchreiben mit Mäßigung.« — Nun, ich möchte doch gern wiſſen, wie es ihm möglich geweſen ſein würde, noch mehr horreurs in zwei Bänden zu häufen!

Auf der ſechſten Seite bekennt er ſehr naiv: »daß ſein ſchwaches Gedächtniß die einzige Quelle ſei, aus welcher er ſchöpfe, da er alle geſchriebene Materialien in's Feuer geworfen habe.« — Man muß geſtehen, es iſt ein wenig viel von dem gutmüthigen Leſer begehrt, dem ſchwachen Gedächtniß eines Aufſehers über den großfürſtlichen Stall, alle die Staats- und Familien-Geheimniſſe zu glauben, die hier ſo zuverſichtlich ausgeplaudert werden.

Gegen die armen Deutſchen Schriftſteller erboßt ſich Herr von M** in ſeinem Buche überall gewaltig. Er nennt ſie ſehr unartig nicht anders als flagorneurs (Speichellecker), ohne dieſer ehrenrührigen Behauptung auch nur einen einzigen Beweis beizufügen. Wie, wenn ich

*) Hardiesse et franchise.

einige Gelegenheitsgedichte des Herrn von M** aus ihrer Dunkelheit hervorzöge? wer würde dann als flagorneur erſcheinen? —

Herr von M** möchte gar zu gern jeden ruſſiſchen Unterthan als einen niedrigen Sklaven darſtellen; er behauptet ſogar, der Ruſſe habe, aus Vergötterungsſucht, den Namen Katharina in Jekatharina verwandelt, welches ſo viel bedeutet, als Erz-Katharina. Das iſt eine luſtige Erfindung! Jekatharina iſt ein Name, und heißt eben ſo wenig Erz-Katharina als Agurke (wie man in Liefland ſtatt Gurke zu ſagen pflegt) eine Erz-Gurke bedeutet.

Seite 48 ſcheuet Herr von M** ſich nicht, von dem Kaiſer zu ſagen: »der Tirann ſeines Reiches iſt auch der Tirann ſeiner Familie; er verbietet ihr die erſten und gerechteſten Empfindungen der Natur.« — Nie iſt eine abſcheulichere Unwahrheit geſagt worden. Ich müßte ein ganzes Buch ſchreiben, wenn ich alle die kleinen und großen häuslichen Begebenheiten erzählen wollte, bei denen Kaiſer Paul ſich als einen zärtlichen Gatten und liebevollen Vater bewieſen hat. Und wie wenige derſelben ſind noch mir zu Ohren gekommen! — Ich will nicht läugnen, daß er auch gegen ſeine Familie zuweilen Aufwallungen des Zorns Raum gegeben, die mit unter, doch nur für kurze Zeit, ernſthafte Folgen haben konnten; aber wahrlich! auch er war mit den Gefühlen der Natur innigſt vertraut. —

Wie ſelten iſt es z. B., daß eine Prinzeſſin, wenn ſie

Sel. Ich ſage Ihnen, es iſt Vater.

Fr. v. Langſ. Ich wette mein Leben, er hat Recht.

Dor. Wer könnt' es auch anders ſeyn?

Maj. Ich bin ganz verblüfft.

Fritz. Nur eine kleine Geduld.

Achte Scene.

Vater aus ihrem Zimmer. Die Vorigen.

Vat. Ich höre hier ſo viel Geräuſch —

Maj., Fr. v. Langſ., Doris und Sel. Vater!

Fritz. Nun da iſt ſie ja!

Vat. Warum erregt mein Kommen ein ſo allgemeines Erſtaunen?

Fr. v. Langſ. Saßeſt du nicht im Wagen?

Dor.

ihre Hand vergeben ſoll, eine Stimme hat! — Nun, Kaiſer Paul, das weiß ich gewiß, ließ ſeinen Töchtern freie Wahl; er hörte nicht, was die Politik, ſondern was ſein Vaterherz dazu ſprach, und jede Zuſage, die er in dieſer Hinſicht gab, wurde durch die Bedingung eingeſchränkt, daß ſeine Tochter mit der Wahl zufrieden ſein müſſe. Man nenne mir doch viele Höfe, an denen dieſe Sitte herrſcht!

Als die verewigte Großfürſtin Alexandra von ihm Abſchied nahm, mit welcher unausſprechlichen Zärtlichkeit ſchloß er ſie in ſeine Arme! wie viele Thränen vergoß er an ihrem Buſen! — Und als ſie ſchon in den Wagen geſtiegen war, eilte er noch einmal hinunter, riß die Wagenthür wieder auf, und ſegnete ſie laut ſchluchzend. Iſt dies das Benehmen eines Mannes, der die erſten Empfindungen der Natur verbietet? —

Ich könnte noch viel ſagen; ich glaube aber nicht, wie Herr von M**, daß ich Alles drucken laſſen darf, was mir erzählt worden iſt. Indeſſen will ich doch noch Einen Beweis gegen ſeine unbeſonnene Behauptung anführen, weil dieſer zugleich darthut, daß Kaiſer Paul bis auf den letzten Augenblick ſeines Lebens ſeiner Familie Beweiſe der Liebe und Zärtlichkeit gab. —

Am 11. März, Nachmittags um 5 oder 6 Uhr, alſo wenige Stunden vor des Kaiſers Tode, war der Hofrath B** in Geſchäften zu der Kaiſerin gerufen worden, ſtand im Vorzimmer, und ſah durch die halb geöffnete Thür den Kaiſer zu ſeiner Gemahlin hineintreten. Der Kaiſer war

ſehr fröhlich, und rief ſeiner Gemahlin gleich beim Eintritte zu: »Mon ange, ich bringe Ihnen etwas, das Ihnen Vergnügen machen wird.« — Es ſei was es wolle, erwiederte die Kaiſerin, ich bin ſchon im Voraus davon überzeugt. — Hierauf zog der Kaiſer Strümpfe hervor, welche in irgend einem Inſtitute, deſſen Vorſteherin die Kaiſerin iſt, von jungen Fräulein brodirt waren. — Nachdem er ſeiner Gemahlin dieſe kleine Freude gemacht hatte, wendete er ſich zu ſeinen jüngſten Kindern, die um ihn her ſpielten, trug ſich mit ihnen, hüpfte mit ihnen herum, kurz er that alles, was nur immer ein liebenswürdiger Privatmann im Kreiſe ſeiner Familie zu thun pflegt. Herr Hofrath V** war der gerührte Zeuge dieſer ganzen Scene, zu der ich, für ein fühlendes Herz, wohl nichts weiter hinzuzuſetzen brauche.

Seite 79 thut Herr von M** einen heftigen Ausfall gegen die Großen des Reiches, in den letzten Regierungsjahren der Kaiſerin Katharina. Er ſagt: »Sie haben weder Kenntniſſe, noch Scharfblick, noch Erhabenheit der Seele, noch Rechtſchaffenheit beſeſſen;« er ſpricht ihnen ſogar ein gewiſſes eitles Ehrgefühl ab, welches ſich zu der wahren Ehre verhalte, wie Heuchelei zur Tugend. Sie ſollen hart geweſen ſein wie Paſchas, Geldpreſſer wie Zollbediente, ſpitzbübiſch wie Lackeien, und beſtechbar wie Kammerjungfern in der Komödie; mit Einem Worte, er ſchämt ſich nicht, ſie »die Canaille des Reichs« zu nennen. —

Wenn man nun ein ſolches Bild — welches nur gei-

fernde Wuth entwerfen, und die ausgelaſſenſte Ungezogenheit ausmalen konnte — wenn man, ſage ich, ein ſolches Bild vor ſich hinſtellt, und daneben die Gemälde eines Repnin, der im Felde und im Kabinete gleich groß, dabei von der unbeſtechlichſten Redlichkeit, auch freigebig und großmüthig war; — eines Romanzow, des berühmten Feldherrn, der ſeine Tugenden auf ſeine Söhne vererbte; — eines Besborodko, der zwar ein bon vivant, aber ein vortrefflicher Kopf und unermüdeter Arbeiter war; — eines Waſiliew, des Reichsſchatzmeiſters, den man an Redlichkeit und Einſicht ohne Schmeichelei mit Colbert vergleichen darf; — eines Soltikow, Kutuſoff, Markoff u. ſ. w. —: wahrlich! ſo geräth man in Verſuchung, das, was dem Herrn von M** hardiesse und franchise zu nennen beliebt, mit ganz andern, weit härtern Namen zu belegen. Wenn er ſich nun vollends erdreiſtet zu behaupten: »die Großen hätten ihre Domeſtiken, Hofnarren, Virtuoſen, Sekretäre und ſogar die Hofmeiſter ihrer Kinder aus Kron-Kaſſen bezahlt, die ihnen anvertraut geweſen, und den Gehalt dieſer Leute ordentlich auf ſolche Kaſſen angewieſen:« — ſo iſt das eine ſo ehrenrührige, ſchmähende Behauptung, daß man den, der ſie ſo ganz ohne Beweis hinwarf, deshalb vor ein Kriminalgericht ſtellen ſollte.

Ich bitte übrigens zu bemerken, wie oft Herr von M** in der Leidenſchaft ſeinen eigenen Grundſätzen widerſpricht. Er nennt die Großen unter Katharina die Canaille des

Reiches, und macht es dennoch dem Kaiſer Paul zum Verbrechen, daß er ſie beim Antritte ſeiner Regierung entfernte; er gibt zu, die, welche Paul umgaben, ſeien moraliſch beſſer geweſen, und macht ſich doch alle Augenblicke luſtig über die Emporkömmlinge.

Seite 82 wiederhohlt er den abgedroſchenen Vorwurf, »daß es in Rußland nur Ukaſen, aber keine Geſetze gebe.“ — Wahr iſt es, die von der Kaiſerin Katharina errichtete Geſetz-Kommiſſion hat noch nicht alles das bewirkt, was man erwarten zu dürfen glaubte; indeſſen iſt doch von dieſer unſterblichen Monarchin weit mehr geſchehen, als Herr von M** zu wiſſen ſcheint. Ihre vortreffliche Verordnung zur Verwaltung der Gouvernements des ruſſiſchen Reichs; ihre Stadtordnung; ihre Verordnung den Adel betreffend; ihre Handwerksordnung u. ſ. w.: Alles das iſt weit mehr als Ukaſen, und bildet, zuſammengenommen, ein ziemlich vollſtändiges Geſetzbuch. Ich ſelbſt habe zehn Jahre lang ſo manchen Prozeß nach dieſen Geſetzen aburtheilen müſſen, und bin ſelten in die Verlegenheit gekommen, mich eines fremden Hilfsrechtes zu bedienen.

Ob der Wunſch der Monarchin, ein gleichförmiges Recht in ihren unermeßlichen Staaten einzuführen, erreicht werden konnte, iſt hier nicht der Ort zu unterſuchen; aber gewiß wäre es heilſam, wenn die Verwirrung, die durch ſo manches privilegirte Recht entſteht, endlich einmal gehoben würde. Die Gerichtsbehörde zum Beiſpiel, von wel-

cher ich zehn Jahre lang die Ehre hatte Präſident zu ſein, war ein Appellations-Gericht für die ſämmtlichen Magiſtrate der Provinz, ſo, daß die Rechtsſtreitigkeiten aus Reval, Hapſal, Weißenſtein, Weſenberg und Baltiſchport daſelbſt zuſammenliefen. Nun aber war ich genöthigt, einen Reval'ſchen Prozeß nach Lübeck'ſchen Rechten zu ſchlichten, einen Hapſal'ſchen nach Schwediſchen, einen Baltiſchportiſchen nach Ruſſiſchen u. ſ. w. So wurde durch verjährte Privilegia, die Rechtspflege unendlich erſchwert.

Daß Herr von M** (S. 92) die Paradorie ſo weit treibt, zu behaupten, die große Katharina, die Freundin und Vertraute der Muſen, habe Künſte und Wiſſenſchaften eigentlich nicht beſchützt, ſondern nur aus Prahlerei hier und da Bibliotheken oder Gemälde gekauft, und Medaillen an ſpeichelleckende deutſche Schriftſteller geſandt: — das muß man nicht beantworten, ſondern nur belächeln. Tauſend und abermals tauſend Thatſachen ſprechen zu laut dagegen.

Uebrigens iſt es höchſt poſſirlich zu leſen, wie ein ſo oberflächlicher Kopf als Herr von M**, dreiſt über alle die Werke abſpricht, welche während der fünfunddreißigjährigen Regierung Katharinens in Rußland erſchienen ſind. »Mit Ausnahme von ein Paar naturhiſtoriſchen,« meint er, »ſei es nicht der Mühe werth, der übrigen zu erwähnen.« Freilich kannte er die meiſten gar nicht, und einige wenige nur dem Titel nach. Euler, den

unberühmten Euler, z. B., hat er ganz vergeſſen. Dagegen erzählt er uns Mährchen von ganzen Bibliotheken, die man in den Ruinen am Ufer des Irtiſch gefunden haben ſoll.

Seite 110 ſagt Herr von M**, die deutſchen Einwohner von Petersburg wären blos Handwerker, vorzüglich Schneider und Schuſter. Er hätte noch die Sattler hinzufügen können, die größtentheils aus Deutſchen beſtehen; und dennoch würde das lange noch nicht die Hälfte der deutſchen Einwohner betragen, die ſich über dreißig tauſend belaufen. Faſt der ganze eigentliche Kaufmannsſtand, und eine ſehr große Menge von Beamten ſind Deutſche. Uebrigens nimmt man, wie Herr von M** fälſchlich glaubt, in den deutſchen Häuſern nicht mehr Speiſe zu ſich, als in andern, und auch die Komplimentir-Sucht iſt da keineswegs hervorſtechender; aber freilich haben die einfältigen Deutſchen keinen Begriff von der hardiesse und franchise, worin Herr von M** allerdings ein Virtuoſe iſt.

Den Mißbrauch, welchen er Seite 117 rügt, daß nämlich die Oberſten unumſchränkte Herren ihrer Regimenter waren, und das Detail der ganzen Oekonomie durch ihre Hände ging, iſt allerdings wahr; er hätte aber hinzufügen ſollen, daß Kaiſer Paul dieſen Mißbrauch ſogleich abſchaffte.

Seite 131 kann Herr von M** nicht umhin, eine unverzeihliche Nachläſſigkeit in der Beſchreibung von Peters-

burg zu rügen, da nämlich seine eigene merkwürdige Person als homme de lettres mit der Person seines Bruders verwechselt worden ist. Nun traue einer noch den Beschreibungen! ruft er aus. — Und warum nicht? — Welchem Leser kann wohl etwas daran liegen, den Verfasser einiger unbedeutenden Verschen zu kennen? — Wenn nur die interessanten Nachrichten wahr sind; die uninteressanten übersieht man ohnehin. — Uebrigens sollte Herr von M** jedes Mal sehr froh sein, wenn er sich mit seinem würdigen Bruder verwechselt sieht. Dieser wackere, verdienstvolle, bescheidene Mann lebt jetzt auf einem Gute bei Erlangen, und erschrak nicht wenig über die unbesonnene Herausgabe der mémoires secrets. Es gab Leute, die, da sie ihn nicht genug kannten, ihn für den Verfasser hielten; er hat sich aber stark und ernstlich gegen seine Freunde darüber erklärt.

Seite 132 macht Herr von M** dem Kaiser Paul abermals einen ungerechten Vorwurf. Er soll nämlich die nützlichen Arbeiten seiner Mutter unvollendet gelassen, und nur Exerzierhäuser und Kasernen gebauet haben. Herr von M** nennt unter andern ausdrücklich die Kaien und Kanäle, und vergißt, daß Paul die ganze Moika mit Quadern einfassen ließ. Wohlbedächtig sagt er auch kein Wort von dem vortrefflichen Militär-Waisenhause, welches einzig und allein dem Kaiser Paul seine Entstehung verdankt; worin mehr als acht hundert Kinder, Knaben und Mädchen, Waisen von Offizieren oder Soldaten,

reichlich ernährt, gut und zweckmäßig erzogen, und im reiferen Alter versorgt werden. Das Institut steht unter der Leitung des wackeren Obersten von Weimarn und seiner Gattin, die — ich habe es selbst mehr als einmal mit Rührung gesehen — von den sämmtlichen Kindern wie Vater und Mutter geliebt werden. Der Kaiser kam oft selbst dahin; es war eine seiner liebsten Spazirfahrten. Mit edler Wärme interessirte er sich für dieses Haus; immer legte er dort den Monarchen ab und war Vater der Waisen, nie verließ er es, ohne den Segen und die dankbaren Thränen seiner Bewohner mit sich zu nehmen. — Solche Thatsachen hätte Herr von M** nicht verschweigen sollen. Oder haben vielleicht seine Korrespondenten ihm dergleichen nicht gemeldet? Haben sie ihm nur Vorzimmer-Klatschereien mitgetheilt?

Wenn man nicht wüßte, daß Herr von M** aus Privat-Ursachen dem Andenken des Fürsten Potemkin Schonung schuldig zu sein glaubte, so müßte man erstaunen, wie leise berührend er über den Charakter dieses Mannes hinweg gleitet. Es ist mehr als zu bekannt, daß Fürst Potemkin die tiefste Verachtung für die Menschen hegte, und daß er sie nur als Handwerkszeug am Bau seiner Größe gebrauchte. Nie hat Kaiser Paul zur Befriedigung seiner Launen sich solche Handlungen erlaubt, wie jener Fürst. Wer kennt nicht die famöse Anekdote, da er einen rechtlichen Kaufmann in Moskau durch die Polizei aufheben und ihn nach Petersburg schleppen ließ, um — einer

Dame seinen langen Bart zu zeigen! Als der Unglückliche in Petersburg ankam, hatte Potemkin seinen Bart schon vergessen, und er schmachtete ein halbes Jahr lang in Ketten, ehe es dem Satrapen einfiel, den berühmten Bart zu besichtigen. Krank kehrte der Mann nach Moskau zurück, fand seine Frau vor Gram gestorben und sein Hauswesen zerrüttet. — Es ist gräßlich, aber buchstäblich wahr! — Auch Kaiser Paul hat zuweilen aus Uebereilung Unglückliche gemacht, aber nie um eine elende Laune zu befriedigen; wenigstens glaubte er doch immer, eine Handlung der Gerechtigkeit auszuüben. — Daß Potemkin's Tod eine unermeßliche Leere (un vide immense) im Reiche veranlaßt habe, hat wohl, außer dem Herrn von M**, Niemand bemerkt.

Auch die dreifache Ohnmacht der Kaiserin bei der Nachricht von seinem Tode scheint mir nicht wahrscheinlich; wenigstens gibt es wohlunterrichtete Leute, welche behaupten, seine, zu einer allzu ungeheuren Größe angewachsene Macht, die von der kaiserlichen Gewalt selbst nicht mehr unterdrückt werden konnte, sei ihr zuweilen sehr lästig gewesen, und sie habe nach seinem Tode sehr wohl gefühlt, daß sie freier athme.

Herr von Lanskoy hat viel Gnade vor den Augen des Herrn von M** gefunden. Er nennt ihn amateur des arts und ami des talens. Die Wahrheit ist, daß er der unwissendste Mensch am ganzen Hofe war, und daß die Kaiserin selbst sich oft geschämt, wenn er den Mund aufgethan hat, um mitzusprechen.

Seite 164 ſcheint Herrr von M** es dem Kaiſer Paul als einen Mißgriff anzurechnen, daß er nicht, wie ſeine Mutter, die ruſſiſchen Fürſten zu Fürſten des deutſchen Reiches umſchaffen ließ, ſondern, im Gefühl ſeiner Würde, es umgekehrt machte. Es kommt mir nicht zu, zu entſcheiden, ob Mutter oder Sohn die Sache richtiger anſah; indeſſen glaube ich doch immer, daß es einem Kaiſer von Rußland wohl gezieme, die Würden, mit welchen er ſeine Unterthanen geſchmückt zu ſehen wünſcht, ſelbſt zu ertheilen.

Seite 167 erwähnt er mit Verachtung des Generals Piſtor, eines der wackerſten Deutſchen, die jemals in ruſſiſchen Dienſten geſtanden haben. Gleich darauf macht er ſich kindiſch luſtig über die Namen Kretſchetnikoff und Kachowski, und vergißt, daß ſein Held Kosciuske doch wahrhaftig keinen wohlklingenderen Namen hat.

Seite 173 gedenkt Herr von M** einer Statue, welche der Duc de Feuillade Ludwig dem XIV. errichten ließ, und ſetzt hinzu: »Potemkin habe nie etwas für Katharina gethan, das dieſer Galanterie gleich komme.« — Doch, doch! nur à la Potemkin, mit Falſchheit und Grauſamkeit vermiſcht. Als nämlich die Kaiſerin nach Taurien reiſte, und Potemkin bedachte, daß ſie wohl den läſtigen Einfall haben könne, chemin faisant all die blühenden Städte und Dörfer ſehen zu wollen, mit deren Beſchreibung er ſie ſo oft in ſüße Träume gewiegt hatte; da ließ er in der größten Geſchwindigkeit zu beiden Seiten der Straße eine Menge

Dor. Hat er dich nicht entführt?

Sel. Haben Sie nicht geschlafen?

Maj. Hast du diese Briefe nicht geschrieben?

Bab. Ums Himmelswillen! was soll das bedeuten?

Feld. Stille nur, ich höre die Entwickelung schon auf der Treppe.

Neunte Scene.

Herr v. Langsalm. Die Vorigen.

Langs. (von Bauern begleitet, hat noch den Pudermantel an und die Haube mit dem Schleyer auf dem Kopfe. Die Bauern entfernen sich.)

Feld. Richtig, da kömmt die entführte Schöne.

Fr. v. Langs. Ist sie das?

Maj. Blitz und Knall! ihre Taille verspricht wenig.

Dor.

Städte und Dörfer erbauen: wohl zu verſtehen, nur die gemalten Façaden der Häuſer. Das Ding nahm ſich recht artig aus. Damit es nun aber keine lebloſe Landſchaft bliebe, ſo ließ er flugs zwanzig Meilen in der Runde die Bauern mit ihren Viehheerden zuſammentreiben, und poſtirte ſie neben ſeine Dekorationen. Als nun die Kaiſerin vorbeifuhr, ſah ſie überall die Felder mit Schafen und Hornvieh bedeckt, die unter der Obhut wohlgekleideter Hirten weideten; ſie ſah freundliche, neu angemalte Häuſer; kurz, die Städte in ihrem Kalender*) ſtanden wirklich da, und wimmelten von glücklichen Einwohnern. Wenn dieſe Galanterie auch nicht ſo dauerhaft war, als die Statue des Duc de Feuillade, ſo war ſie doch wahrhaftig noch feiner ausgeſonnen.

Seite 224 ſucht der Verfaſſer eine von den vortrefflichen Einrichtungen Pauls, wo nicht herabzuwürdigen, doch wenigſtens ihr Verdienſt zu ſchmälern: die Erlaubniß nämlich, welche er jedem Unterthan ertheilte, ihm ſein Anliegen unmittelbar ſchriftlich vorzutragen. Herr von M** erzählt zwar, daß zum Behufe des Empfanges ſolcher Briefe ein Kaſten vor das Schloß geſetzt worden ſei; er fügt aber ſehr hämiſch hinzu: »Da der Kaſten wider Pauls Erwartung mehr Suppliken als heimliche Angaben enthal-

*) Der petersburgiſche Kalender enthielt unter der Kaiſerin Katharina ein Verzeichniß aller ſchon vorhandenen und erſt projektirten Städte im ruſſiſchen Reiche, mit ihrer Entfernung von der Hauptſtadt.

ten habe, so sei der Kaiser es bald überdrüßig geworden, Entscheidungen zu ertheilen; alles sei in sein erstes Chaos zurückgesunken, und in den Händen der Sekretäre liege nun, wie vormals, das Schicksal der unglücklichen Bittenden."

Diesem Vorwurfe muß ich geradezu widersprechen. Vom ersten Regierungstage Kaiser Pauls bis zum letzten konnte jeder Unterthan ihm seine Wünsche schriftlich vortragen, und versichert sein, in wenigen Tagen eine bestimmte Antwort zu erhalten; und nicht nach Willkür des Sekretärs: denn ich hätte keinem rathen wollen, einen Brief zu unterschlagen, oder einen falschen Auszug daraus zu machen, weil Paul sehr oft das Original zu sehen verlangte, und sich dieses selbst vorlesen ließ. Ein Beispiel davon hat man in meiner eigenen Geschichte an einem unbedeutenden Danksagungsschreiben gesehen. Der Sekretär hatte also die Originale der Briefe immer bei sich; wie hätte er es nun bei einem so strengen Monarchen wagen dürfen, den Auszug zu verfälschen, da er nie vorher wissen konnte, welchen Brief der Kaiser vielleicht heute verlangen würde, um die Treue des Vortrags zu prüfen!

Es ist freilich wahr, daß von einem solchen Vortrage immer sehr viel abhängt, und daß ein einziges so oder anders gestelltes Wort die Wirkung der Bitte befördern oder hemmen kann. Aber ist das die Schuld des Monarchen? soll er, wenn er Beamte gewählt hat, ihrer Redlichkeit nicht vertrauen? kann er wirksamere Mittel einschlagen, jede Täu-

ſchung zu verhüten, als wenn er dann und wann plötzlich, ehe der Beamte es ſich verſieht, ihn gleichſam kontrollirt? — Meint man denn, es ſei dem Kaiſer phyſiſch möglich geweſen, alle Suppliken ſelbſt zu leſen? — Das läugne ich geradezu, und will meine Behauptung durch ein Beiſpiel aus den erſten Regierungstagen des jetzigen jungen Monarchen unterſtützen.

Auch Er — Gott ſegne ihn dafür! — erlaubt jedem Unterthan, an ihn zu ſchreiben, allenfalls auch ihm ſelbſt die Bittſchrift zu überreichen. Daher kam es denn, daß, ſo oft er aus dem Schloſſe trat, um einige Minuten auf der Parade zu verweilen, er durch eine lange dreifache Gaſſe von Menſchen, vorzüglich von alten Weibern paſſiren mußte, wovon jeder und jede ihm eine Supplik entgegen hielten. Da dieſe Gewohnheit immer mehr um ſich griff, und der gütige Alexander ſie doch nicht verbieten wollte, ſo bediente er ſich zuweilen des Mittels, einige Minuten vor ſeiner Erſcheinung ſeine Adjutanten hinunter zu ſchicken, um die Bittſchriften in Empfang zu nehmen. Ich ſelbſt war einige Mal in dem Vorzimmer des jungen Monarchen, als dieſe zurückkehrten (ihrer waren drei), jeder in der einen Hand ein mit Suppliken vollgepfropftes Schnupftuch oder eine Serviette, und in der andern den vollgehäuften Hut. O mon Dieu! ſagte der junge Kaiſer einmal lächelnd, als die Adjutanten ihm ſo entgegen kamen; und er hatte wahrhaftig großes Recht zu dieſem Ausruf: denn ich darf ohne Uebertreibung annehmen, daß ſich in den

Schnupftüchern und Hüten wenigſtens dreihundert Suppliken befanden. So ging es aber alle Tage. Geſetzt nun, der Kaiſer wollte ſie alle ſelbſt leſen, ſo würde er doch wenigſtens zwei Minuten zu jeder Bittſchrift nöthig haben, folglich zehn Stunden täglich! Und dabei ſind noch nicht einmal die unzähligen Briefe gerechnet, welche mit der Poſt eingehen, oder bei dem Staats-Sekretär abgegeben werden. Der Kaiſer würde kaum Zeit übrig behalten, die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe zu befriedigen, geſchweige denn, für die Wohlfahrt des Reiches zu ſorgen. Alles, Alles müßte er der Phantaſie der Bittenden aufopfern, die ihn zuweilen mit den abgeſchmackteſten Forderungen behelligen; ich weiß z. B., daß eine Frau, der ihre Kuh umgefallen war, deshalb an den Monarchen geſchrieben hat.

Daß Kaiſer Paul die abſchlägigen Antworten in die Zeitungen ſetzen ließ, ſcheint allerdings hart, konnte aber ſehr leicht vermieden werden, wenn man ſich nur, entweder perſönlich oder durch einen Bevollmächtigten, bei dem Staats-Sekretär meldete, um die Antwort in Empfang zu nehmen. That man das nicht, ſo konnte man doch auch wohl nicht erwarten, daß dieſer mit Geſchäften überhäufte Mann an jeden Einzelnen ſchreiben ſollte?

Seite 228 ſagt Herr von M**: »der Diebſtahl ſei ein dem ruſſiſchen Gouvernement einverleibtes Laſter, und entſpringe aus dem National-Charakter, und dem Mangel an Sittlichkeit, Redlichkeit und Gemeingeiſt.« — Glückli-

cher Weiſe rührt ihn, gleich nachdem er dieſe horreurs niedergeſchrieben hat, das Gewiſſen, und er bekennt in einer Note, mit poſſirlichen Seufzern, „daß es bei der wiedergebornen Nation eben nicht anders hergehe!“ — Nun, wenn er das ſelbſt einſah, wenn er dadurch überzeugt wurde, daß nicht National-Charakter, nicht Mangel an Gemeingeiſt u. ſ. w. die Quellen der Veruntreuung in großen Städten ſind, ſondern überſpannter Luxus, unordentlicher Ehrgeiz und dergleichen: warum ſtrich er denn ſeine ehrenrührige Behauptung nicht wieder durch? Waren etwa in ſeinem Buche der Invektiven gegen die ruſſiſche Nation noch nicht genug?

Seite 238 beſchreibt Herr von M** — doch auch nur vom Hörenſagen — das Gefängniß des unglücklichen Iwan zu Schlüſſelburg. Er nennt es einen cachot, deſſen Fenſter durch Holz ſo verbauet geweſen ſei, daß kaum ein zweifelhaftes Tageslicht habe hineindringen können. Ich bin ſelbſt in dieſem Gefängniſſe geweſen, als ich im Jahre 1782 mit dem damaligen General-Ingenieur von Bawr den Schlüſſelburgiſchen Kanal bis zur Mündung des Ladogaiſchen Sees bereiſte; ich habe es freilich auch düſter und unfreundlich gefunden, aber doch nicht ſo finſter und gräulich, als Herr von M** es malt. Man ging aus dem großen Hofe der Feſtung in einen kleinen abgeſonderten Hof, der zu einer Art von Vorhauſe führte, an welches Iwan's Zimmer ſtieß. Es war ſehr geräumig und hoch, hatte ein großes Fenſter und war ziemlich hell. Freilich

konnte man, wenn man auch an dieſem Fenſter ſtand, den Himmel nicht erblicken: denn die Mauer, welche den kleinen mit Gras bewachſenen Hof einſchloß, war ſo hoch, daß ſie dieſe Ausſicht verhinderte; aber der Kommandant der Feſtung ſagte uns damals, der Prinz habe in dem kleinen Hofe friſche Luft ſchöpfen dürfen.

Ich übergehe mit Stillſchweigen die vielen unbedeutenden Anekdoten, die Herr von M** hie und da einmiſcht, um ſeine eigene Wichtigkeit, ſeinen eigenen Einfluß dem Leſer anſchaulich zu machen. Bald will er Dieſen, bald Jenen durch ſeine Protektion befördert haben. Geſetzt, es ſei wahr — wozu dieſe poſſirliche Eitelkeit? was kümmern uns die obſkuren Menſchen, für welche der Verfaſſer ſich bis zum deutſchen flagorneur herabließ, ſchmeichelnde Briefe an Maitreſſen ſchrieb, und ihnen ſo ein paar hundert Rubel oder eine kleine Stelle erbettelte? — Fühlt denn Herr von M** nicht, daß er durch ſolche Armſeligkeiten den ganzen Eindruck ſelbſt vernichtet, den er durch das Affichiren gewaltiger Freiheitsgeſinnungen bei dem Leſer hervorbringen wollte? —

Jede Gelegenheit, von ſich ſelbſt zu ſprechen, ergreift er mit lächerlicher Selbſtgefälligkeit. Da müſſen wir (S. 249 u. f.) uns auch noch eine lange Geſchichte von einem flagornirenden Gelegenheitsgedichte erzählen laſſen, deſſen Verfaſſer er zu ſein die Ehre hat, und in welchem die Bewunderung, die er der Kaiſerin Katharina zollt, den vollkommenſten Kontraſt mit dem abſcheulichen Gemälde

bildet, das er in seinen Memoiren von ihr aufstellt. In dem Gedichte heißt es:

L'aigle puissant du Nord se rabat sur la terre,
Son astre est éteint,

und Seite 67 des zweiten Bandes nennt er dieses astre: une vieille furie.

Seite 265 u. f. glaubt man endlich einmal sich einen Augenblick erholen zu können von allen den verzerrten Bildern, welche man so lange zu sehen genöthigt war. Man stößt nämlich hier ganz unvermuthet auf eine schöne und wahre Schilderung der Person und des Charakters der jetzt verwitweten Kaiserin. Aber dieses Vergnügen währt nur kurze Zeit; denn gleichsam als ob es seinem Herzen eine Last sei, doch auch einmal etwas Gutes von Jemand gesagt zu haben, klagt er sogleich die liebenswürdige Monarchin in einer Note an: »daß sie ihre guten Eigenschaften sehr auffallend durch Eitelkeit verdunkle.«

Wenn man nun noch obendrein weiß, daß sie, die mit so großem Rechte ein Gegenstand der Liebe und Bewunderung für jeden Russen ist, die Wohlthäterin des Herrn von M** war, so erschrickt man über die franchise und hardiesse, mit welcher er hier seine coupable reconnoissance unterdrückt hat.

Eben so falsch urtheilt er (S. 271) über den jetzigen jungen Monarchen. Wenn man nicht ohnehin wüßte, daß er nie in der Lage war, den damaligen Großfürsten Alexander genauer kennen zu lernen, so könnte man es aus diesem

einzigen Zuge ſchließen. Er behauptet, „Alexander der Erſte werde den Mann von Verdienſt nicht aufzuſuchen wiſſen.“ — Ein einziger Tag ſeiner Regierung iſt hinlänglich geweſen, dieſe abgeſchmackte Behauptung zu widerlegen. Die Wahl eines redlichen Bekleſcheff zum General-Procureur, eines Panin und Kurakin für die auswärtigen Angelegenheiten, eines Troſchinski für die innern Geſchäfte, eines Waſilieff für das Reichsſchatzmeiſteramt u. ſ. w. beweiſen zur Genüge, mit welchem ſcharfen Blicke der junge Monarch das echte Verdienſt zu unterſcheiden weiß, und wie gern, wie ſchnell er es hervorzieht. — Ich mag die übrigen albernen Prophezeiungen des Herrn von M** gar nicht abſchreiben; der Widerlegung ſind ſie ohnehin nicht werth.

Dem Grafen Nicolai Soltikow erzeigt Herr von M** die Ehre, gar nichts von ihm zu ſagen. Er begnügt ſich ihn zu nennen, und vier Reihen von Pünktchen .... neben ſeinen Namen zu ſetzen. Vermuthlich hat ſein erhabener Geiſt die coupable reconnoissance dies Mal doch nicht ganz überwältigen können.

Seite 308 tadelt Herr von M** die Geringſchätzung, mit welcher Kaiſer Paul die vormaligen Garden behandelte. Er ſoll zu untauglichen Offizieren geſagt haben: „Du biſt zu weiter nichts nutz, als unter der Garde zu dienen.“ — Geſetzt, dieſe Anekdote ſei wahr: hatte Kaiſer Paul etwa ganz Unrecht? — Thaten wohl die Offiziere der Garden damals viel mehr, als ſich putzen, in elegan-

ten Fracks umher gaukeln, mit vier Pferden wie unsinnig durch die Straßen rennen, in den Schauspielen den Ton angeben, Farao spielen und Tänzerinnen unterhalten? — Ich spreche hier aus eigener langer Beobachtung. Die Garde war damals blos für reiche, vornehme Jünglinge ein Mittel, sich schnell emporzuschwingen. Jedem Vater, der nur einige Konnexion und Protektion hatte, wurde es leicht, seinen Sohn in der Wiege und in den Windeln bei der Garde einschreiben zu lassen, der alsdann, ohne jemals zu dienen, immer fort avancirte. So wurde mein eigener ältester Sohn, als ein kleines Kind, zum Korporal von der Garde gemacht, avanzirte darauf zum Fourier und endlich zum Fahnenjunker, ohne Petersburg oder die Garden jemals gesehen zu haben. So würde er, gleich viertausend — sage viertausend — seiner kleinen Kameraden, fort avancirt sein, hätte nicht Kaiser Paul bei seiner Thronbesteigung alle zum Dienst unfähigen Kinder auf Einmal von der Garde ausgeschlossen. Diese Maßregel that mir damals weh; ich konnte mir aber doch nicht verhehlen, daß sie sehr gerecht sei.

Seite 312 erzählt Herr von M** die Geschichte von dem Emporkommen des Herrn von Rostopschin, der bekanntlich eine Zeitlang Minister der auswärtigen Angelegenheiten war, und in großer Gunst stand. Ich kann mich bei dieser Gelegenheit nicht enthalten, die Geschichte seines Falles hinzuzufügen, so wie ich sie aus einer sehr guten Quelle erfahren habe. Sie gereicht dem Gerechtigkeit liebenden Kaiser zu großer Ehre.

Es iſt bekannt, daß der redliche und verdienſtvolle Graf von Panin ein Opfer der Eiferſucht des gewandten Grafen Roſtopſchin wurde. Kaiſer Paul exilirte den erſtern auf eins ſeiner Güter bei Moskau. Einige Zeit nachher reiſte ein Beamter im Kollegium der auswärtigen Angelegenheiten, deſſen Name mir entfallen iſt, in jene Gegenden. Er ſchreibt an Herrn von Murawieff in Petersburg einen freundſchaftlichen Brief, worin unter andern die Worte ſtehen: Ich habe auch unſern Cincinnatus auf ſeinem Gute beſucht. Weiterhin nennt er noch einige Onkel und Tanten, die er in der umliegenden Gegend geſehen und geſprochen habe, und gibt einige gleichgiltige Familien-Nachrichten. — Dieſer Brief ſcheint dem Grafen Roſtopſchin verdächtig, oder vielmehr, er will ihn verdächtig finden, wie man ſagt. Er zeigt ihn dem Kaiſer, dem er die Vermuthung ſehr wahrſcheinlich zu machen weiß, der Brief ſei von dem Grafen Panin geſchrieben, der ſich gefliſſentlich einer erborgten Unterſchrift bedient habe. Unter Cincinnatus ſei Fürſt Repnin zu verſtehen, und unter den verſchiedenen Namen der Onkel und Tanten, die Freunde und Anhänger dieſes Fürſten.

Der Kaiſer vertraut dem Scharfſinne ſeines Miniſters; er ſchickt einen Befehl nach Moskau an den Militär-Gouverneur Grafen Soltikow, dem Grafen Panin wegen dieſes Briefes einen ſcharfen Verweis zu ertheilen. Es geſchieht; aber Graf Panin behauptet freimüthig, er habe gar nicht nach Petersburg geſchrieben. Der Kaiſer — welcher einmal gegen ihn eingenommen iſt — hält ſein Läug-

Dor. Vermuthlich unſere Viehmagd.

Sel. Bin ich behext?

Fr. v. Lanaſ. (für ſich) Seh ich recht? iſt das nicht meine Haube?

Maj. Darf man bitten, ſchöne Dame, den Schleyer aufzuheben?

Dor. Der Ihre Reize ſo neidiſch verbirgt.

Sel. Wer ſind Sie Madam?

Fritz. Oder Mademoiſell.

Maj. Die arme Perſon kann noch gar nicht zu Athem kommen.

(Während dieſes Dialogs iſt Lanaſalm nach und nach bis vorne auf die Bühne geſchoben worden.)

Dor. Oder vielleicht hat ſie gar einen Knebel im Munde. Aber ich kann der Begierde nicht länger widerſtehn, den Geſchmack des Herrn v. Selicour zu bewundern. (ſie ſchlägt den Schleyer zurück und ruft erſtaunt) Papa!

Fr. v. Lanaſ., der Major, Babet, Selicour. (zu gleicher Zeit) Mein Gemahl?

nen für Trotz, erzürnt ſich heftiger, ſchickt nunmehr den Originalbrief nach Moskau, befiehlt dem Militär-Gouverneur, den Grafen durch Vorzeigung desſelben zu überführen, und dann auf ein noch zweihundert Werſte entfernteres Gut zu verweiſen.

Während das alles geſchieht, erfährt es der wahre Schreiber des unſchuldigen Briefes, der ſich zufällig noch in Moskau aufhält. Dieſer Mann achtet den Grafen Panin ſehr hoch, und iſt ihm überdies durch Dankbarkeit verpflichtet. Er erſchrickt über die Gefahr, welcher er ſeinen Wohlthäter, ohne es zu wollen, ausgeſetzt hat; nimmt Kourier-Pferde, eilt nach Petersburg, meldet ſich bei dem Grafen Kutaiſſow, erzählt die Begebenheit ganz einfach, beruft ſich auf ſeinen Namen, den er ja ganz unbedenklich unter den Brief geſetzt; erklärt, daß er unter Cincinnatus den Grafen Panin verſtanden, und ihn ſo genannt habe, nicht etwa um ſeinen wahren Namen zu verſchweigen, ſondern weil er Aehnlichkeit zwiſchen deſſen Charakter und dem Charakter jenes biedern Römers gefunden, u. ſ. w. — Man berichtet ſeine Ausſage dem Kaiſer; und faſt zu gleicher Zeit trifft der Rapport aus Moskau ein, daß der Brief gar nicht von der Hand des Grafen Panin ſei. Der Kaiſer iſt erſchüttert. Mit edler Hitze ruft er aus: C'est un monstre! — il veut me faire l'instrument de sa vengeance particulière; il faut que je m'en defasse *). Auf der Stelle wird Graf Roſtopſchin verabſchiedet.

*) Das Ungeheuer! — Er will mich zum Werkzeug ſeiner Privatrache gebrauchen; ich muß mich ſeiner entledigen.

Seite 315 ſchüttet der Verfaſſer auf einmal eine Flut von Gift auf einen ſehr würdigen Mann: den Etatsrath Baron Nicolai, Präſidenten der Akademie der Wiſſenſchaften, der uns Deutſchen als ein angenehmer Dichter, ſeinen Untergebenen als ein väterlicher Freund, ſeinen Freunden als ein rechtſchaffener, gefühlvoller Menſch, und allen, die ſich ihm nähern, als ein höchſt gebildeter geiſtvoller Mann bekannt iſt. Offenbar muß er das Unglück gehabt haben, die Verdienſte des Herrn von M** nicht gebührend zu bewundern, vielleicht wohl gar einmal ſeine Verſchen fade zu finden; denn nur auf dieſe Weiſe läßt ſich erklären, wie es dem Memoiren-Schreiber möglich war, von dieſem ſo allgemein geſchätzten Manne zu ſagen: „man habe ihm einige hundert Seelen geſchenkt, um die ſeinige vollends zu verderben; er ſei ein Tirann ſeiner Bauern," u. ſ. w. — Daß Herr von Nicolai ſich wohl einmal beklagt haben kann, daß ſeine finnländiſchen Bauern ihm wenig eintragen, das halte ich für ſehr möglich; es bedeutet aber nichts mehr und nichts weniger, als wenn ein deutſcher Edelmann ſagt: mein Gut trägt mir wenig ein; und es gehört wirklich eine ſehr ſchwarze franchise dazu, um einer ſolchen gleichgiltigen Aeßerung willen den unbefleckten Ruf eines ſolchen Mannes anzutaſten. Doch, welcher Ruf wäre dem Hrn. v. M** heilig! — Eben ſo unwahr iſt das, was ihm von der morgue politique des Herrn von Nicolai zu ſagen beliebt. Ich habe davon auch nicht eine Spur bei ihm gefunden. Vielleicht hielt er es

aber für nöthig, gegen Herrn v. M** auf ſeiner Hut zu ſein; und der Ausgang lehrt, daß er Recht hatte. —

Herr von M** ſagt: »Flagornirende écrivailleurs (Skribler) hätten Herrn von Nicolai zum Mäcen erhoben.« Ich ſehe voraus, daß er nun auch mich unter dieſe Zahl rechnen wird; und das kümmert mich wenig. Nur muß ich hinzufügen, daß ich nicht das Glück habe, mit dem Herrn von Nicolai genau bekannt zu ſein, und daß ich frei, ohne alle Rückſichten, meine Feder blos durch Lob der Tugend und des Verdienſtes zu ehren glaubte.

Seite 326 möchte der Verfaſſer uns gern einbilden, er ſei dem wackern la Harpe im Amte gefolgt. Immer ſucht er ſeinen kleinen Namen an jenen berühmten anzuhängen, wie der Zaunkönig, der ſich auf den Rücken eines Adlers ſetzte, um doch auch der Sonne näher zu kommen. La Harpe et M**, *qui ont été auprès de son fils* *). — Der Ausdruck iſt vorſichtig gewählt; man ſollte wahrhaftig glauben, ſie hätten einen und denſelben Poſten bekleidet. — Eben daſelbſt ſagt er: der alte Aepinus werde mit dem Schickſal eines Seneca und Burrhus bedrohet. — Wozu dieſe Unwahrheit! Jedermann weiß, daß der alte Aepinus leider wahnſinnig iſt, und eine anſehnliche Penſion genießt.

Seite 340 behauptet Herr von M**, der Kaiſer habe, als er Herrn von Markoff exilirte, aus einem Raffinement von Rache, deſſen Freundin, der Madame Huß, ver-

*) La Harpe und M**, die bei dem Großfürſten geweſen ſind.

boten, ihm zu folgen; und doch weiß Jedermann, daß Madame Huß sogleich von der Bühne abging, und sich beſtändig bei dem Herrn von Markoff aufgehalten hat.

Ich ſtoße jetzt auf einige Stellen, um deretwillen ich zurückgehen, und ein paar Perioden aus der Vorrede des Herrn von M** abſchreiben muß. Er ſagt dort: »Ich werde nicht ſolche Schriftſteller nachahmen, welche unter dem Vorwande, Memoiren und Anekdoten von einem Lande zu liefern, das ſie durchreiſten, ſich in Privatgeſchäfte miſchen, und den Schleier von Familien-Scenen reißen, die für den Fremden wenig Intereſſe haben. Es heißt die Gaſtfreundſchaft, deren man in einem Reiche genoſſen, ſehr ſchlecht belohnen, wenn man deſſen Einwohner anſchwärzt.

Hier hat Herr von M** ſich ſelbſt das Urtheil geſprochen. Nicht zufrieden, die Einwohner von Rußland und ihren National-Charakter überall auf das ſchimpflichſte angeſchwärzt zu haben, reißt er nun auch den Schleier von Familienſcenen, erzählt nachtheilige Anekdoten von dem Benehmen des Grafen Romanzow gegen ſeine Kinder, und will, daß Graf Soltikow, ſein Wohlthäter, deſſen Gemahlin — — ich mag die elende Witzelei nicht einmal abſchreiben. — Was ſoll man von dem Charakter eines Mannes denken, der in der Vorrede mit ſo vielem Pomp Grundſätze von Schicklichkeit aufſtellt, und ſie dann auf jeder Seite ſo ſchrecklich verletzt!

Ich habe mich nunmehr bis zum zweiten Bande durch-

gearbeitet. Fast ekelt mich davor, die lose Speise noch länger zu zerlegen. Lebte ich noch in Rußland, so würde ich ganz geschwiegen haben, theils, um mir nicht Nebenabsichten andichten zu lassen, und theils, weil es dort unnütz wäre, zu reden, da jedermann ohnehin die erkannte Lüge verachtet. Jetzt lebe ich aber im Auslande, und muß zu meinem Erstaunen hören, daß die Verläumdungen des Herrn von M** hier und dort Eingang gefunden haben; und so halte ich es für Pflicht der Wahrheit und Dankbarkeit, — nicht den Kelch bis auf die Hefen, sondern — den Kelch voll Hefen zu leeren.

Ich übergehe, wie billig, die albernen Prophezeiungen, mit welchen der zweite Band anfängt, und durch welche Herr von M** die Russen so gern zu einer Revolution à la française überreden möchte; die Zeit hat bereits bewiesen, daß Herr von M** ein großer Anekdotenjäger, aber ein schlechter Politiker ist. — Nur mit Abscheu liest man, wie viele Mühe er sich gibt, den Adel, und unter diesem die ersten Familien des Reiches, gegen ihren Monarchen aufzuwiegeln. Glücklicher Weise ist Herr von M** nicht der Mann, dessen Sumpf-Meteor ein Land entzünden kann. Die Familien, deren Namen er mißbraucht, verachten ihn.

Seite 26, und in einer dazu gehörigen Note, sagt Herr von M**, „man reiße in Liefland die Kinder von den Brüsten ihrer Mütter, um junge Hunde daran zu legen, deren Mutter gestorben sei." — Welch eine fürchterliche Be-

ſchuldigung! — Ich kenne Lief- und Eſthland ſeit vielen Jahren genau; doch dergleichen habe ich nie gehört, und nur eine ſehr ſchwarze Seele konnte ſo etwas ohne allen Beweis in die Welt hinein ſchreiben. Herr von M** nenne den Ort, wo dieſe Abſcheulichkeit ſich zugetragen haben ſoll. Er, der ja Alles ſelbſt geſehen, gefühlt, gehört und erfahren hat, er mache ohne Bedenken die Namen ſolcher Unmenſchen bekannt. Iſt es aber eine ſaubere Erfindung von ihm oder einem ſeiner Freunde, wie deren ſo viele in dieſen Memoiren vorkommen: — nun, ſo möge er an den gelben Brüſten der Verleumdung fortſaugen, bis ſeine Rache gegen Rußland geſättigt iſt.

Seite 52 zweifelt Herr von M**, daß es irgend ein Volk auf der Erde gebe, welches ſo geneigt zum Stehlen ſei, als die Ruſſen. Er ſetzt hinzu: »Vom erſten Miniſter und Heerführer an, bis zum Lackaien und Soldaten herab, Alles ſtiehlt, Alles raubt, Alles betrügt. — Ein Fremder, der mit einem Ruſſen zuſammen wohnt, und wenn dieſer ein ruſſiſcher Fürſt wäre, wird zu ſeinem Schaden erfahren, daß man nichts auf ſeinem Tiſche liegen laſſen darf *).« — So ungeheuer dieſe Behauptung ſchon an

*) In dem Augenblicke, da ich dieſes ſchreibe, leſe ich in einem franzöſiſchen Journale, la clef du Cabinet: »Entwendungen, Schurkereien und Räubereien ſind in Frankreich ſo gemein, daß Manche ſich nur darum für unglücklich halten, weil es ihnen an Gelegenheit fehlt, ſich ſtrafbar zu machen.« — Wie? wenn ich hieraus einen Schluß auf den National-Charakter der großen Nation ziehen wollte? —

und für ſich iſt, ſo wird ſie doch noch ſchwärzer und abſcheulicher durch den Grund, den der Verfaſſer (S. 54) von dieſer vermeinten Neigung zum Stehlen angibt. Sie ſoll nämlich aus der Immoralität der griechiſchen Religion entſpringen! — Hat man jemals eine unſinnigere Behauptung geleſen! — Nie haben bekanntlich die Franzoſen mehr geſtohlen, geraubt und geplündert, als zu der Zeit, da ſie der Göttin der Vernunft huldigten und jeden andern Altar umſtürzten. Um konſequent zu bleiben, muß Herr von M** alſo auch glauben, daß jene Laſter aus der Immoralität der Vernunft entſpringen. — Er will ſeine Meinung durch das Beiſpiel der übrigen dem ruſſiſchen Scepter unterworfenen Nationen unterſtützen, welche nicht der griechiſchen Religion zugethan ſind, und weniger Diebe ſein ſollen. Er irrt. Die Liven und Eſthen, die er unter andern nennt, geben den Ruſſen weder im Stehlen noch in der Völlerei etwas nach, und von den Aſcheremiſſen und Tunguſen, die ich geſehen habe, hat man mir dasſelbe verſichert.

Ueberhaupt verleitet Oberflächlichkeit Herrn von M** alle Augenblicke zu Widerſprüchen oder zu den ſeltſamſten Paradoxien. Dahin gehört unter andern der drollige Einfall (S. 55), wo er den Grund von der Gaſtfreiheit der Ruſſen darin ſucht, »daß ſie ihres Eigenthums nicht recht ſicher wären, und den Genuß desſelben daher leicht mit jedem theilten. So lange Rußland exiſtirt, hat gewiß kein Menſch in dieſer Hinſicht die Gaſtfreiheit ausgeübt.

— Dahin gehört ferner die lächerliche Verkleinerungsſucht mit welcher er dem ruſſiſchen Soldaten andichtet, »er ſei brav aus Uebermaß von Feigheit (il est brave à force de lâcheté).« Faſt ſollte man glauben, Herr von M** ſei der Schlegel'ſchen Schule zugethan: ſo lächerlich iſt ſein Unſinn, und ſo unſinnig ſeine Lächerlichkeit.

Seite 113 u. f. kommt es denn nun auch an die ruſſiſchen Damen, damit ja weder Stand noch Geſchlecht verſchont bleibe. Herr von M** nennt uns drei oder vier Männer, die, ſeinen Familien-Nachrichten zufolge, von ihren Frauen beherrſcht werden; und hierauf bauet er denn, wie gewöhnlich, das allgemeine Urtheil: »in Rußland regieren die Weiber.« — Ein Mann, der die Franzoſen alle Augenblicke zum Muſter aufſtellt, hätte ſich gar ſehr hüten ſollen, dieſen Punkt zu berühren; denn ſchwerlich haben oder hatten in irgend einem Staate von Europa die Weiber größeren Einfluß als in Frankreich. Seine Anekdoten ſind überdies nicht einmal wahr. »Daß Graf Puſchkin, als er in Finnland kommandirte, keine Bewegung zu machen gewagt habe, ohne vorher einen Kourier an ſeine Frau zu ſchicken,« würde ich gern für einen platten Scherz nehmen, wenn Herr von M** nicht eine ſehr ernſthafte Behauptung damit unterſtützen wollte. — Daß Madame Mellin das tobolskiſche Regiment in Narva kommandirt habe, kann ſchon deswegen nicht wahr ſein, weil dieſes Regiment nie einen Oberſten hatte, der Mellin hieß. Ein Ruſſe, Namens Merlin, hat es einſt kommandirt; die Offiziere beſtan-

den großen Theils aus Deutſchen und Franzoſen; ich habe keinen darunter gekannt, der niederträchtig genug geweſen wäre, ſeinen Rapport der Madame Merlin an die Toilette zu bringen.

»Die ruſſiſchen Frauen ſollen boshafter, grauſamer und barbariſcher ſein, als die Männer, weil ſie noch weit unwiſſender und abergläubiſcher ſein ſollen. Sie reiſen nicht, ſagt Herr von M**; ſie lernen wenig, und arbeiten gar nicht. Sie leſen ſelten, und beſchäftigen ſich noch ſeltner mit kleinen Handarbeiten, oder mit ihrem Hausweſen.« —

Ich weiß nicht, ob Herr von M** oder ich mehr gute Häuſer in Rußland beſucht, wohl aber, daß ich überall das Gegentheil ſeiner Behauptung gefunden habe. Die ruſſiſchen Damen in Petersburg ſind nicht frei von den Fehlern, die man in allen großen Städten antrifft, haben aber auch einige Tugenden, die man nicht in allen großen Städten kennt.

Die horreurs, welche der Verfaſſer von einer Prinzeſſin K—ky erzählt, beweiſen gar nichts. Er kann in Klein's Annalen der preußiſchen Geſetzgebung die Geſchichte einer weit ärgeren Furie leſen, die ihre eigene kleine Tochter todt marterte; aber nur ein Narr könnte hieraus einen Beweis für die Grauſamkeit der preußiſchen Damen ziehen. Uebrigens iſt es mir nicht wenig aufgefallen, daß Herr von M** gerade jene Furie mit Schonung behandelt und ihren Namen verſchweigt. Im ganzen Buche macht er ſich kein Gewiſſen daraus, jeden recht-

ſchaffenen und angeſehenen Mann, von dem er etwas Schlechtes erzählen will, ohne Bedenken zu nennen; nur dieſes abſcheuliche Weib nennt er nicht. Welche unbegreifliche Sympathie hat ihn dazu vermocht? — Eben dieſe ſeltene Schonung widerfährt auch einer andern Hofdame, die ihren Friſeur drei Jahre lang in einen Käfig ſoll eingeſperrt haben. — Ei, warum nennt er ſie denn nicht? er, der Alles nennt! Warum hat ſie denn ſeinen aufſprudelnden Unwillen weniger verdient, als der würdige Herr von Nicolai und hundert Andere, die in ihrem Leben keinen Menſchen in einen Käfig geſperrt haben? —

An der Exiſtenz des abſcheulichen Clubb physique, den man in Moskau entdeckt haben ſoll, ſei es mir erlaubt, zu zweifeln. Auch mir iſt das Gerücht davon zu Ohren gekommen; aber einen Beweis dafür habe ich nicht, ſo wenig wie Herr von M**. Uebrigens würde dieſer Klubb, geſetzt, er habe wirklich exiſtirt, dem Rufe der ruſſiſchen Damen eben ſo wenig nachtheilig ſein, als die unzähligen Geſellſchaften ähnlicher Art, welche vormals Paris vergifteten, und vielleicht noch jetzt vergiften, den Ruf der franzöſiſchen Frauenzimmer ſchänden können.

Seite 135 meint Herr von M**: »nicht in Rußland dürfe man Liebhaberinnen ſuchen, die Rouſſeau's Julie glichen; denn — das Land der Sklaverei ſei nicht für ſchöne Leidenſchaften (belles passions) gemacht.« Indeſſen findet er doch in den ruſſiſchen Liedern die zarteſte Empfindung und rührende Melancholie (sen-

mahl? mein Bruder! mein Oheim! Herr von Langſalm!

Friz. (zupft Wabet verſtohlen beym Rocke, und ſpricht, indem er ſich fröhlich die Hände reibt) Das iſt ein Stückgen von meiner Erfindung.

Wab. Böſewicht!

Langſ. (ſieht alle rings umher beweglich an.)

Fr. v. Langſ. Aber ums Himmelswillen! Herr Timotheus Sebaſtian von Langſalm —

Maj. Donner und Wetter! Bruder!

Dor. Erklären Sie mir doch Papa —

Langſ. (indem er die Mummerey abwirft) Kinder — das hätt' ich nimmermehr geglaubt, daß ich auf meine alten Tage noch entführt werden ſollte.

Maj. Aber wie kamſt du dazu?

Fr. v. Langſ. Das weiß er ſelbſt nicht.

Langſ.

sibilité exquise et mélancolie touchante). Welch ein Widerſpruch!

Seite 136 ſpricht der Verfaſſer den ruſſiſchen Damen jede häusliche Tugend ab. — In großen Städten ſind die häuslichen Tugenden überhaupt ſelten. Wenn Herr von M** von Rußland mehr als Petersburg geſehen hätte, ſo würde er vielleicht anders geſprochen haben; ich ſage: vielleicht; denn freilich hätte er ſeine gelbe Brille wohl überall mit hingenommen.

So hart der Verfaſſer mit den Damen verfährt, ſo höflich behandelt er dagegen den Stand der Hofmeiſter, welche haufenweiſe aus Deutſchland und Frankreich in Rußland einzuwandern pflegen. Sie haben, ſeiner Meinung nach, das Meiſte beigetragen à policer la Russie. Ich erinnere mich gehört zu haben, daß Herr von M** ſelbſt ſeine Laufbahn als Hofmeiſter angefangen hat; und ſo erklärt ſich dieſe ungewöhnliche Schonung. Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß die armen Deutſchen mit ihrer erudition pédagogique abermals in Schatten geſtellt werden.

Eine der derbſten Unwahrheiten in dieſen Memoiren iſt die trockene Behauptung, »daß es in Lief-, Eſth- und Curland nicht einmal öffentliche Schulen gebe.« — Die Ritter-Akademie in Reval, die ſehr gute Stadtſchule eben daſelbſt, die Akademie in Mietau, und mehrere dergleichen Anſtalten in Riga, ſind ſo allgemein und ſchon ſo lange bekannt, daß man bei dem Verfaſſer unmöglich Unwiſſen-

heit voraussetzen kann, sondern ein weit schlechteres Motiv vermuthen muß. — Die Schulanstalten jener Provinzen müssen wohl sogar Vorzüge vor den Deutschen haben; denn ich berufe mich auf das Zeugniß jeder deutschen Universität, ob nicht die jungen Liefs-, Esth- und Curländer, welche dahin kommen, sich immer durch ihre Bildung und Kenntnisse vor allen Uebrigen auszeichnen.

Seite 211 u. f. erzählt der Verfasser seine eigene Geschichte. »Angenehme Sitten, Verstand und Witz, machten, daß er von Jedermann geliebt wurde.“ — Welche musterhafte Bescheidenheit! — Er scheint sich viel darauf zu gute thun, daß, unter dem Namen von Freunden und Verwandten, eine Art von Vertheidigung für ihn, und Mißbilligung des raschen Benehmens des Kaisers in des Herrn von Archenholz Journal »Minerva“ eingerückt wurde, und er läßt sogar den ganzen Aufsatz hier nochmals abdrucken. — Es thut mir leid, ihm einen süßen Wahn benehmen zu müssen. Der Verfasser jener Vertheidigung ist Niemand anders als — ich. Von seinen gerühmten vornehmen Verwandten hat sich keiner um ihn bekümmert. Ich glaubte, vielleicht etwas zu seinem Besten bewirken zu können, wenn ich die Sache gerade auf diese Art bekannt machte. Von Herrn von Archenholz selbst kann er die Bestätigung davon erfahren. Ich schickte ihm den Aufsatz zugleich mit einer Abhandlung über das russische Justizwesen in den deutschen Provinzen, als dessen Verfasser ich mich damals nicht namentlich bekannt machte.

Herrn von M** hielt ich für ganz unschuldig. Gewiß würde ich mich aber wohl gehütet haben, seine Partei zu nehmen, wenn ich gewußt hätte, was er selbst in der Note Seite 233 zu verstehen gibt, »daß er sich in ein gewisses politisches Projekt gemischt habe.« — Zwar halte ich ihn für sehr unschuldig daran, da sein Einfluß und Ansehen allzu gering waren, und die sogenannte Société philadelphique gar nichts bedeutete; aber schon die Dreistigkeit, sich dieses Ansehen zu geben, beweist ja zur Genüge, daß Kaiser Paul vollkommen Recht hatte, den Verfasser über die Grenze zu schicken. — Uebrigens ist es unwahr, daß der Kaiser das Vermögen der Frauen von M** habe sequestriren lassen. Die ältere nahm Alles mit; die jüngere aber mußte das Ihrige vorder Hand aus einem sehr rechtlichen Grunde zurücklassen: sie führte nämlich einen noch nicht geendigten Prozeß; und woran sollte sich ihr Gegner denn halten, wenn er gewann?

Zum Schlusse dieser Anmerkungen werde ich noch einige der auffallendsten Stellen über die Sklaverei der Bauern ausziehen, und meine Meinung über diesen Gegenstand freimüthig sagen. Gott sei gedankt, daß der Augenblick gekommen ist, wo man das ohne Gefahr thun darf, und ein Wort zu rechter Zeit vielleicht gute Früchte hervorbringt!

»Das russische Volk,« sagt Herr von M**, »verabscheuet die Arbeit, weil es nie für sich gearbeitet, ja nicht einmal einen Begriff von Eigenthum hat; — es ist ohne

Vaterland, ohne Gesetze, ohne Religion — ohne Moral, ohne Ehre — sehr geneigt zum Stehlen, Rauben, Betrügen — feige, kriechend; — und dennoch gastfrei, menschlich, dienstfertig, fröhlich, treu, muthig." (Welche Widersprüche! welche unvereinbare Widersprüche!) »Um einige tausend Menschen mit Weizenbrot zu versorgen, müssen dreißig Millionen Sklaven Gras fressen und Weidenrinde benagen, gleich den Bibern, die aber weit verständiger sind, als jene. — Wenn sie etwas erworben haben, so eignet der Herr es sich zu, und erschwert ihre Fesseln noch mehr. — Greise werden auf den Bauch gestreckt, und gepeitscht wie Knaben; Söhne werden gezwungen, ihre eigenen Väter auf diese Art zu züchtigen! — Wenn ein Bauer Soldat wird, so nimmt der Herr seine Frau, und verheirathet sie indessen an einen Andern," u. s. w. —

Es ist wohl überflüssig, alle diese Gräuel zu widerlegen. Jede Unthat, die irgendwo einmal geschehen ist, rafft Herr von M** gierig auf, und macht daraus eine Landesgewohnheit oder gar ein Landesgesetz. Solche Wuth führt zu nichts. Uebertreibungen erbittern, und verhindern das Gute, das aus einer kalten Darstellung entspringen könnte.

Ich, für meine Person, habe auf meinen Reisen in Rußland gefunde : daß der Bauer sehr thätig und arbeitsam ist; daß er sein Vaterland liebt; daß er sehr klare Begriffe von Rechtlichkeit hat: daß er fast überall wohl-

habend iſt; daß man in ſeinen reinlichen Häuſern muntere, zufriedene Menſchen und fröhliche Geſichter findet. Er weiß ſehr wohl, was Eigenthum iſt; er weiß, daß, wenn er einen Sparpfennig geſammelt hat, es ihm ſehr leicht wird, von ſeinem Herrn einen Paß zu erkaufen, um ſich durch einen kleinen Handel, den er aus den entfernteſten Provinzen bis in die Hauptſtadt führen darf, zu nähren und zu bereichern; er weiß und ſieht, daß Hunderttauſende ſeiner Brüder dieſes Ziel ihrer Arbeiten erreicht haben, und ſteuert daher auch mit frohem Muthe darauf los. Seine Haupt-Erwerbzweige ſind Fiſche, Holz, Gartengewächſe, Zimmermanns- und Maurerarbeit, Ziegelſtreichen u. ſ. w. — Kurz, das düſtere Gemälde, welches Herr von M** entwirft, gilt höchſtens nur von den Lief- und Eſthländiſchen Bauern, und auch da nicht allgemein.

Aber freilich kann und mag ich nicht läugnen, daß es von den letztern leider größtentheils wahr iſt. Der eſthländiſche Bauer (nur auf dieſen will ich mich einſchränken, da ich Liefland nicht ſo genau kenne) hat kein Eigenthum, auch keine Ausſicht, ſich eins zu erwerben; er iſt Sklave im eigentlichſten Sinne des Wortes, und die Neger auf Jamaika haben keine Urſache, ihn zu beneiden.

Es ſei fern von mir, damit andeuten zu wollen, als gebe es in Eſthland keine guten Herren. O nein! es gibt deren ſehr viele, und mit Vergnügen nenne ich in dieſer Hinſicht die Namen eines Herrn von Toll auf Ey, von Eſſen auf Erras, Wilkinſon auf Chudleigh, von

Ungern-Sternberg auf Linden, von Schilling auf Orjena, von Kruſenſtern auf Jerlep, von Meyendorf auf Sallentack, von Roſen auf Rackamois, von Rehbinder auf Kurtena, von Klugen auf Schwartzen, von Klugen auf Lodenſee, von Rennekampf auf Koſch, u. ſ. w. Ich könnte dieſe Liſte allerdings ſehr lang machen; aber was hilft das Alles, ſo lange auch nur ein Fünftheil den übrigen ungleich bleibt? — Zwanzig, dreißig Jahre lang hat vielleicht der Bauer das Glück genoſſen, unter einer gütigen Herrſchaft zu ſtehen; im ein und dreißigſten wird das Gut verkauft; der Nachfolger, um die Zinſen des hohen Kaufſchillings herauszupreſſen, verſetzt ganze Dörfer aus angebaueten Gegenden in Moräſte, nimmt das kultivirte Land für ſich, ſchließt ungemeſſene Branntweinpachte, ſtrengt deshalb ſeine Bauern über Vermögen an; macht neue Länder urbar, bauet Häuſer, kurz, zerſtört in ein paar Jahren den Wohlſtand eines Vierteljahrhunderts.

Ich fordere jeden rechtſchaffenen Eſthländer auf, mir zu widerſprechen, wenn er kann. Es iſt leider ſo! Was ich behaupte, habe ich ſelbſt geſehen: ich ſpreche aus fünfzehnjähriger Erfahrung. Aber darum bin ich doch weit entfernt, mit Herrn von M * * auszurufen: »nur durch lange und beſchwerliche Umwege könne der Bauer zu einem glücklichen Zuſtande zurückgeführt werden.« Ich glaube das nicht. Graduellement (wie er ſich ausdrückt), ſtufenweiſe, muß es allerdings geſchehen; der beſſere und

größere Theil des Adels selbst, hat dazu schon auf verschiedenen Landtagen die Hand geboten, und gewiß ist die Zeit nicht mehr fern, wo man die Seufzer jener Elenden hören und ihre Thränen trocknen wird.

Ich möchte in dieser Hinsicht vier leichte Maßregeln vorschlagen, deren Befolgung ganz gewiß in sehr kurzer Zeit, ohne irgend Jemand reellen Schaden zuzufügen, dem Sklaven eine Art von Eigenthum zusichern, und die verhaßte Willkür einschränken, folglich ihn unendlich glücklicher machen würde. Ich bekenne aber zu gleicher Zeit, daß er mehr, vor der Hand, nicht erträgt.

Erstens. Man gebiete, daß in Zukunft kein Bauer mehr versetzt werden dürfe.

Bisher hat, wie ich schon erwähnt habe, die grausame, barbarische Gewohnheit geherrscht, dem Bauer das Land zu entreißen, welches er und seine Vorfahren vielleicht seit Jahrhunderten fruchtbar machten. Er besitzt dort ein Haus, vielleicht von einem kleinen Garten umgeben: eine Wohnung, die er, als sein Eigenthum zu betrachten, sich gewöhnt hat. Plötzlich erhält er den Befehl, sein eigenes Haus abzubrechen, sein kultivirtes Feld zu verlassen, und sich mit seiner Familie in einen Wald, oder wohl gar einen Morast, zu versetzen, um einen Boden urbar zu machen, der, wenn seine Arbeit gelingt, ihm abermals entrissen werden wird. — Der Gutsherr besäet und erntet indeß für sich die fruchtbaren Ländereien, welche der arme Bauer mit dem Rücken ansehen mußte.

Daher entſpringt das große Uebel, daß der Landmann, um ſicher die Früchte ſeiner ſauren Arbeit zu genießen, immer faul bleiben, und nie mehr arbeiten wird, als nöthig iſt, von einem Tage zum andern zu leben. Die wohlhabendſten Dörfer, die auf ſolche Weiſe verſetzt worden ſind, ſtellen in kurzer Zeit das lebendige Bild des Elendes dar.

Eſthländiſche Edelleute erwiedern dagegen: daß ein guter Herr ohnehin keine dergleichen Verſetzungen vornehme. Ich gebe das zu; es iſt aber genug, daß er das Recht hat, es zu thun. Der gute Herr bedient ſich deſſen nicht. Sehr wohl! kann er aber für ſeine Nachfolger ſtehen? — Und warum denn nicht das zu einem Geſetze machen, was ein jeder Rechtſchaffene ohnehin ſchon zu thun ſich verpflichtet glaubt? —

Zweitens. Man beſtimme die Frohndienſte der Bauern, die bis jetzt völlig von der Willkür des Herrn abhangen.

Zwar exiſtirt ein ſogenanntes Wackenbuch, in welchem die Frohndienſte verzeichnet ſind; aber — erſtens wird die Zahl der Arbeitstage verdoppelt während der Saatzeit, während man den Dünger auf die Felder fährt, und während der Ernte, mit einem Worte: faſt den ganzen Sommer hindurch; und ein liſtiger Herr verſteht jene drei Epochen ſo geſchickt einander zu nähern, daß die doppelten Arbeiten nie endigen. — Zweitens gibt es noch ein anderes Mittel. Der Herr hat nämlich das Recht,

sogenannte Wirthstage aufzulegen, das heißt: außer den durch das Wackenbuch bestimmten Frohntagen (welche durch die Familie des Bauers, durch seine Knechte und Mägde geleistet werden), muß auch noch der Hausvater selbst, der Wirth, auf dem Hofe erscheinen, so oft der Herr es befiehlt, muß dem Herrn Häuser bauen oder dessen Produkte in weit entlegene Städte verführen (oft sogar an Sonn- und Feiertagen), muß Branntwein brennen; kurz, alles das verrichten, was nicht unter dem Namen Feldarbeit begriffen ist. Die Zahl solcher Wirthstage ist gänzlich unbeschränkt, und während derselben bleibt natürlicher Weise des Bauers eigene Wirthschaft liegen, und sein Feld ungebauet: woher denn nicht selten der Schnee sein Stückchen Land bedeckt, ehe er noch im Stande war, die Früchte in die Scheuern zu bringen. Endlich ist auch nicht einmal das Wackenbuch ein sicherer Bürge für die Bestimmtheit der gewöhnlichen Frohndienste; denn der Käufer eines Gutes ist gar nicht gehalten, sich an die Einrichtungen seines Vorgängers zu binden. Er macht ein anderes Wackenbuch, und setzt hinein, was ihn gut dünkt.

Drittens. Man entferne aus den Dörfern die sogenannten Krüge, oder Schenken.

Jeder esthländische Edelmann beklagt sich über den Hang der Bauern zur Völlerei, und über ihr geringes moralisches Gefühl. Alle Edelleute kommen darin überein, daß die Dorfkrüge die Hauptquelle dieser gerechten Klage sind,

und daß alle die Dörfer, in welchen keine Krüge gefunden werden, ſich durch Wohlſtand und Sittlichkeit vor den übrigen auszeichnen; und dennoch werden ſie noch immer durch den ſehr kleinen Gewinn abgehalten, dieſen Mißbrauch abzuſchaffen. Sie haben Krüge hundertweiſe längs den Landſtraßen, und können ſich doch nie entſchließen, einem unbedeutenden Gewinne zu entſagen, der ihnen ſo reichlich vergütet werden würde.

Da indeſſen die Nachtheile der Dorfkrüge immer auffallender geworden ſind, ſo hat man neuerlich auf einem Landtage darüber berathſchlagt; aber das belächelnswerthe Reſultat dieſer Berathſchlagung war: — um den Branntweins-Verkauf in den Dorfkrügen zu erſchweren, ſolle der Preis künftig auf vierundzwanzig Kopeken erhöhet werden. — Natürlicher Weiſe hat man dadurch das Uebel nur ärger gemacht.

Viertens. Man erlaube nicht, daß ein Edelmann mehr Branntwein brenne, als er aus ſelbſt gebautem Roggen liefern kann.

Die grenzenloſen Spekulationen mit dem Branntweinhandel ſind nicht allein der ſchwerſte und grauſamſte Druck für den armen Bauer, ſondern führen auch nicht ſelten den Edelmann in's Verderben. Er pflegt nämlich mit der Krone eine Pacht auf ſechs Jahre zu ſchließen, durch welche er ſich verbindlich macht, den Eimer Branntwein für einen Preis zu liefern, der, in dem Augenblicke, da der Kontrakt geſchloſſen wird, ziemliche Vortheile dar-

Langſ. Mehr als zu gut. Um Sie zu retten, mein Schatz.

Fr. v. Langſ. Mich?

Langſ. Aus purer blanker Zärtlichkeit für Sie.

Fr. v. Langſ. Sollt' ich denn entführt werden?

Langſ. Nun freylich, fragen Sie nur den Vetter.

Fr. v. Langſ. Iſt der Beelzebub von Vetter wieder im Spiele?

Langſ. Diesmal iſt er unſchuldig; ich habe Sie ja ſelbſt ſchreyen hören.

Fr. v. Langſ. Was geht das Sie an?

Langſ. Ja ſo, das geht mich nichts an.

Maj. Haben Sie denn wirklich geſchrieen Frau Schweſter?

Fr. v. Langſ. Es war Doris.

Dor. Um Vergebung, Mamma, Sie ſchrieen viel ſtärker als ich.

bietet. Aber — es komme nur Ein Jahr des Mißwachſes: ſogleich ſteigen die Kornpreiſe, und oft ſehr hoch. Er muß nun das Korn um jeden Preis einkaufen; denn wenn er ſeine Verbindlichkeiten gegen die Krone unerfüllt läßt, ſo werden ſeine Güter ſicher ſequeſtrirt, und die Krone läßt auf ſeine Koſten den Branntwein aufkaufen. So verliert er in einem einzigen Jahre oft die Frucht der fünf vorhergehenden; und er iſt noch glücklich, wenn ſein Verluſt ſich blos darauf einſchränkt! — Ich kenne nicht einen einzigen Edelmann, der ſich durch den Branntweinhandel bereichert hätte; wohl aber ihrer viele, die ſich dadurch gänzlich zu Grunde gerichtet haben.

Die eſthländiſchen Edelleute wenden dagegen ein:

Erſtens, daß ſie keinen Dünger haben, wenn ſie nicht Ochſen mäſten, und daß ſie keine Ochſen mäſten können, wenn ſie nicht Branntwein brennen. Aber — Einmal mögen ſie ja brennen, nur nicht mehr, als ihre eigenen Kräfte verſtatten; und dann dürfen ſie ja nur anſtatt der Maſtochſen ihre Viehheerden vermehren, die ihnen Dünger genug liefern werden. — »Ja,« ſagen ſie, „das Mäſten der Ochſen" (die ihnen aus Petersburg zugeführt werden) »trägt uns baares Geld ein" (zwanzig und mehr Rubel für das Stück); »wir würden aber nicht wiſſen, was wir mit der Milch unſeres Viehes anfangen ſollten."

Ich meine, wenn ſie Butter daraus machen, wie es in der Schweiz, in Holland, in Holſtein u. ſ. w. üblich iſt, ſo könnten ſie dieſe Butter mit großem Vortheil in Peters-

burg abſetzen, wo man bis jetzt genöthigt iſt, anſehnliche Quantitäten aus Holſtein kommen zu laſſen.

Der zweite Einwurf der Edelleute iſt: es gibt eine Menge Gutsbeſitzer, die zu weit von der Reſidenz entfernt ſind, um Theil an den Branntweinpachten zu nehmen; was ſollten dieſe mit ihrem Korn anfangen, wenn es ihnen nicht mehr von denen abgekauft würde, und abgekauft werden müßte, deren eigene Produkte nicht hinreichen? — Hieraus meinen ſie, würden allzu niedrige Preiſe entſtehen, welches bekanntlich dem Feldbau nachtheilig iſt. — Aber dieſer Einwurf iſt nur ſcheinbar: denn entweder iſt das Korn ſelten und dann wird es theuer genug ſein; oder es iſt in Ueberfluſſe da, und dann erlaubt die Krone jederzeit die freie Ausfuhr in's Ausland, wo denn Schweden, England, Deutſchland u. ſ. w. mit einander wetteifern, den Ueberfluß zu kaufen.

Dies Wenige ſei genug. Ich bin ſo feſt wie von meinem Daſein überzeugt, daß, wenn der eſthländiſche Adel ſich entſchließen wollte, jene vier Vorſchläge auszuführen, daraus in kurzer Zeit die ſegensreichſten Folgen entſpringen würden. Zweimal hunderttauſend arme Sklaven würden dann wenigſtens einen Schatten von Eigenthum erringen, den ſie auf ihre Kinder vererbten; ſie würden folglich thätig und fleißig werden; es würden nach und nach ein moraliſches Gefühl in ihnen entſtehen, wenn ſie nicht mehr, wie bisher, einer Willkühr zum Raube dienten, die weit größer iſt, als der Kaiſer ſelbſt ſie ſich erlaubt; ſie würden

nicht mehr von Hunger gepeinigt werden, da ihre Frohndienste fest bestimmt wären, und ihnen Zeit übrig bliebe, ihr eignes Feld zu bauen; sie würden Liebe und Vertrauen zu ihren Erbherren gewinnen, und diese würden endlich einmal die gehässige Beschuldigung der Tirannei von sich abwälzen, die sie von ganz Europa laut hören müssen. So würden sie in zehn oder zwanzig Jahren wieder einen Schritt weiter zu einem Ziele thun können, wo Liebe, Wohlstand und moralische Besserung ihrer Unterthanen, eigene vermehrte Wohlhabenheit, edles Bewußtsein und das ganze Segens-Gefolge erfüllter Menschenpflicht sie erwartet!

Der esthländische Adel hat Herz und Sinn für eine so edle Belohnung; es fehlte ihm bisher nur an Muth, das erkannte Gute durchzusetzen. Getrost! auch den wird er unter der Regierung Alexanders des Ersten finden! —

Ich kann mein Buch nicht rührender und herzerhebender schließen, als durch den Auszug eines Briefes, den dieser vortreffliche junge Monarch vor Kurzem an einen Großen des Reiches geschrieben, der ihn um ein Erbgut gebeten hatte.

„Pour la plus grande partie," heißt es darin wörtlich, „les paysans de la Russie sont *esclaves*; je n'ai pas besoin de m'étendre sur l' *avilissement* et le *malheur* d'un *état pareil*. J'ai donc *fait voeu*, de ne pas en augmenter le nombre, et j'ai pris pour principe, de

ne pas donner à cet effet des *paysans en propriété*. Cette terre vous sera accordée en »Arende" à vie, à Vous et à Vos descendans — ce qui revient à peu près à la même chose, avec la seule différence, que le paysan ne peut être *vendu ou aliéné comme une bête*. — Voici mes raisons; et je suis persuadé que Vous en agiriez de même à ma place *)."

Heil dem guten Kaiser! — Er bedarf weder Erz noch Marmor, um sich ein Denkmahl zu errichten; jene goldenen Worte machen ihn unsterblich in dem Herzen jedes Biedermannes!

---

*) »Die russischen Bauern sind größten Theils Sklaven. Ich habe nicht nöthig, mich über die Herabwürdigung und das Unglück eines solchen Standes weitläufiger auszubreiten. Daher habe ich ein Gelübde gethan, die Zahl desselben nicht zu vermehren, und es mir zum Grundsatz gemacht, keine Bauern als Eigenthum zu verschenken. Ich gebe Ihnen das Gut in Erbpacht für Sie und Ihre Nachkommen. Das läuft ungefähr auf Eins hinaus, nur mit dem Unterschiede, daß der Bauer nicht verkauft oder veräußert werden kann, wie das Vieh. Sehen Sie da meine Gründe, und ich bin überzeugt, Sie würden an meiner Stelle eben so handeln."

Inhalt.

Der Verfaſſer wird plötzlich in Freiheit geſetzt. — Theilnahme der Kurganer. — Ein Kirchenfeſt. — Abſchied von Sokoloff. — Abreiſe aus Kurgan. — Fürſt Simbirsk. — Ein Blödſinniger, der auf den Beinen und Händen geht. — Scene in einem tatariſchen Dorfe. — Ankunft in Tobolsk. — Beweiſe von dem Edelmuthe Paul's des Erſten. — Der Kourier Carpov. — Roſſi, ein Dieb. — Abreiſe von Tobolsk. — Krankheit. — Die ſibiriſche Grenze. — Ungeduld des Verfaſſers, und Indolenz ſeines Kouriers. — Waſſili Sukin. — Ein verwieſener Kaufmann. — Gefahr in Kungur. — Exilirte und Koloniſten. — Kaſan. — Aufenthalt daſelbſt. — Straßenräubereien. — Vorſichtsmaßregeln zur Sicherung der Poſten. — Niſchnei-Nowogorod. — Gaſtfreie Aufnahme. — Vermuthlicher Raubanſchlag. — Moskau. — Der Buchhändler Franz Gourlener. — Der Schriftſteller Karamſin. — Wiſchnei-Wolotſchok. — Ankunft in Petersburg. — Empfang daſelbſt. — Die erſte traurige Nacht. — Die erſte Botſchaft von Frau und Kindern. — Wiedervereinigung. — Geſchichte der Frau von Kotzebue. — (Das Benehmen des Gouverneurs von Curland. — Der wackere Gaſtwirth Räder. — General von Eſſen. — Regierungsrath von Wächter. — Sekretär Weitbrecht. — Riga. — Der edle Gouverneur von Richter. — Graf Sievers. — Herzzerreißende Naivetät der Kinder. — Reiſe nach Friedenthal. — Propſt Koch und ſeine Familie. — Empfang eines Briefes und traurige Wirkung deſſelben. — Reiſe nach Reval. — Von Knorring und ſeine Gattin. — Die edelmüthige Kammerjungfer Katharine Tengmann. — Unverhoffte fröhliche Botſchaft. — Brief des Grafen von der Pahlen. — Vorſorge des Kaiſers. — Die Einwohner von Reval. —

Reiſe nach Petersburg. — Graumann's zarter Gelmuth.) — Rührende Scene. — Graf Pahlen. — Geſchenk eines Gutes in Liefland. — Brief des Geheimeraths Briskern. — Ernennung zum Direktor des deutſchen Hoftheaters. — Zurückgabe ſämmtlicher Papiere. — Edle Handlung eines Unbekannten. — Guſtav Waſa. — Urſachen, welche die Befreiung des Verfaſſers bewirkt haben. — Strenge Cenſur der Schauſpiele. — Das franzöſiſche Theater. — Madame Chevalier. — Düſteres Gemälde. — Ungewöhnlicher Einfall des Monarchen. — Erſte Unterredung des Verfaſſers mit ihm, und Paul's unausſprechlich liebenswürdiges Betragen. — Menſchenhaß und Reue in der Eremitage geſpielt. — Ein franzöſiſcher Text zu Haydn's Schöpfung. — Vertrauter Zirkel. — Veranlaſſung zur Erleichterung der Theater-Direktion. — Auftrag, den Michailow'ſchen Palaſt zu beſchreiben. — Vergebliche Bitte um den Abſchied, und Anſtellung eines Regiſſeurs. — Widerlegung einer Behauptung in der Zeitung für die elegante Welt. — Kurze Beſchreibung des Michailow'ſchen Palaſtes. — Letzte Unterredung mit dem Kaiſer. — Thronbeſteigung Alexander's, und ſeine erſten milden Verordnungen. — Rührende Geſchichte eines Koſaken-Oberſten. — Die runden Hüte. — Zurückberufung der Verbannten aus Sibirien. — Sokoloff's Befreiung. — Geſchichte des unglücklichen Paſtors S**. — Herr und Madame Chevalier. — Madame Valville. — Der Verfaſſer bittet um ſeine Entlaſſung. — Abreiſe von Petersburg. — Jewe. — Wolmershof. — Riga. — Polangen. — Königsberg. — Schluß.

Anhang.

Ueber die mémoires secrets sur la Russie.

Ueber den Verfaſſer dieſes Buches. — Vorgebliche Rachſucht Kaiſer Paul's. — Jekaterina. — Verleumdung gegen den Kaiſer Paul als Vater ſeiner Familie. — Die Großen des ruſſiſchen Reiches. — Geſetze in Rußland. — Paradoxen: Die Kaiſerin Katharina ſei keine

Beſchützerin der Wiſſenſchaften geweſen. — Deutſche Einwohner von Petersburg. — Die Oberſten der ruſſiſchen Regimenter. — Eitelkeit des Verfaſſers der mémoires secrets. — Ungerechte Verwürfe gegen Paul den Erſten. — Das Militär-Waiſenhaus. — Fürſt Potemkin. — Lanskoy. — Die ruſſiſchen Fürſten. — General Piſter. — Potemkin's ſeltſame Galanterie. — Kaiſer Paul erhielt und beantwortete alle Briefe ſeiner Unterthanen. — Unmöglichkeit ſie alle ſelbſt zu leſen. — Verleumdung der ruſſiſchen Staatskeamten. — Iwan's Gefängniß zu Schlüſſelburg. — Eitle Prahlereien des Herrn von M**. — Schilderung der verwitweten Kaiſerin und des jetzigen jungen Monarchen. — Graf Nicolai Soltikow. — Die vormaligen Garden. — Graf Roſtopſchin. — Baron Nicolai. — Unwahres Raffinement von Rache, dem Kaiſer Paul aufgebürdet. — Familien-Klatſchereien. — Aufrühreriſche Bemühungen des Memoiren-Schreibers. — Verleumderiſche Anekdoten über Liefland. — Ueber die Neigung der Ruſſen zum Stehlen. — Ihre Gaſtfreiheit und Tapferkeit, vom Herrn von M** verkleinert. — Die ruſſiſchen Damen. — Die Hofmeiſter. — Den Liefs-, Eſths- und Curländern werden Schulanſtalten abgeſprochen. — Ueber die Verbannung des Verfaſſers der Memoiren. — Ueber die Sklaverei der ruſſiſchen Bauern. — Ueber die Sklaverei der Eſthen. — Wohlgemeinte Vorſchläge, ihren Zuſtand erträglicher zu machen. — Menſchenfreundliche Aeußerungen über dieſen Gegenſtand von dem jetzigen jungen Monarchen.

Ueber meinen

Aufenthalt in Wien

und meine

erbetene Dienſt-Entlaſſung

von

Auguſt von Kotzebue.

Nebſt Beilagen A, B, C und D.

(Erſchien 1799.)

(Eine Vernichtung des im Aprilſtücke des Berliner Archivs derzeit gegen mich eingerückten Pasquills.)

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Mit Widerwillen ergreife ich die Feder. Hätte ich blos als Schriftsteller Mißhandlungen erfahren, so würde ich schweigen, wie ich es schon so oft gethan habe. Man hat mich aber als Mensch und Beamter angegriffen. Ich muß also reden. Doch sei es ferne von mir, mich bis zu dem pöbelhaften Tone meiner Verleumder zu erniedrigen. Ich werde nicht mehr sagen, als zur Sache gehört, und auch das so kurz als möglich; denn wahrlich, die Arbeit ist nicht angenehm.

Für diejenigen, die vielleicht nicht einmal wissen, wovon die Rede ist, erinnere ich, daß diese Bogen gegen einen verleumderischen Brief aus Wien gerichtet sind, der mich betreffend im Aprilstücke des »Berliner Archivs der Zeit," nicht zur Ehre dieses Journals, abgedruckt worden.

Hätte ich Lust zu lachen, so würde ich mich zuerst ein wenig über den pomphaften Stil lustig machen: ich würde sagen, daß unter Grönlands Eisdecke noch Niemand geboren worden, und daß der Himmel in Afrika noch keine Menschen verzehrt hat, u. s. w. Doch das gehört nicht zur Sache.

Gleich Anfangs wünscht der Verfasser,

> »daß ich die Verehrung, die dem Dichter gebühre, auch als Mensch verdienen möchte; mehr darüber zu sagen, sei überflüssig."

Nicht jeder Mann würde das für überflüssig gehalten haben. Man ehrt sich selbst, indem man dergleichen Be-

Maj. Worüber denn?

Fr. v. Langf. Ach und Weh hab' ich gerufen über dieſen Erzſchelm (auf Frix deutend), der zu meiner Quaal geboren worden, und den ich keinen Tag länger in meinem Hauſe dulden will. Hörſt du Vetter? Nimm dein Geld, heirathe Babet, aber komm mir nicht wieder vor die Augen. (ab.)

Frix. Ich nehme mein Geld, ich heirathe Babet, (er faßt ſie unter den Arm) und gehe meiner Wege. (er zieht ſie nach ſich.)

Bab. (ſich ſträubend) Vetter, ſind Sie toll?

Frix. Wozu das Sträuben? Sie ſind meine Braut. Der Papa hat's erlaubt. Heute Abend iſt Hochzeit. Jetzt muß der Pfarrer beſtellt werden. Fort! fort! (er zieht ſie mit ſanfter Gewalt hinaus.)

Maj. Donner und Wetter! ich muß nur ſehn wo ſie bleiben, ſonſt entführt ſie der Bube in allem Ernſt. (ab.)

Der.

hauptungen nicht ohne Beweis hinſtellt. Ich fordere hier öffentlich alle Einwohner Wiens auf, auch nur die kleinſte Handlung zu nennen, die mich als Menſch ihrer Achtung unwürdig gemacht hätte. Ich fordere feierlich alle diejenigen auf, die mein Privatleben kennen, mich öffentlich Lügen zu ſtrafen, wenn ich jemals als Gatte, Vater, Freund, oder in irgend einem andern bürgerlichen Verhältniſſe ihre Achtung verwirkt habe. Wer eine ſolche Aufforderung mit vollkommener Ruhe an ſeine Mitbürger ergehen laſſen darf, der muß doch auch wohl als Menſch etwas werth ſein.

»Seine Grundſätze, wenn er ja deren hat.«

Daß ich wirklich Grundſätze habe, davon iſt eben jener verleumderiſche Brief der ſtärkſte Beweis; denn ohne meine feſten Grundſätze, die ſich weder durch Schmeicheleien noch Kabalen wankend machen ließen, wäre er ja nie geſchrieben worden.

Von einem Prozeß, der zur Reichsſache gediehen ſein ſoll, iſt mir keine Silbe bekannt. Die Gothaer Zeitung, Literaturzeitung u. ſ. w, ſind auch wohl keine Documente bei den Reichsgerichten. Die Bahrdt'ſche Geſchichte auch hier wieder einzuweben, war ein elender Behelf.

»Mancher Patriot wunderte ſich, daß man einen Fremden vom Belte nach Oeſterreichs fruchtbaren Gefilden gerufen.«

Was ſoll nun hier der Belt? und was die fruchtbaren Gefilde? Sollte man nicht glauben, am Belt lebten lauter Dummköpfe, und auf den fruchtbaren Gefilden ſchöſſen

die geſcheiten Leute wie die Kornähren in die Höhe? Ich kann den Verfaſſer verſichern, daß in Lief- und Eſthland, (denn das verſteht er doch hier unter dem Belte) es ſehr viele Männer von Geſchmack und vortreffliche Köpfe gibt.

»Um ihm ein Amt anzuvertrauen, auf das ein talentvoller Inländer von gutem Rufe gleichen Anſpruch machen konnte"

Ein ſolcher nämlich iſt der Verfaſſer — hinc illae lacrimae. —

»Das liebe deutſche Vaterland huldigt aber leider oft fremdem Verdienſt auf Koſten des einheimiſchen."

Wenn dieſer Vorwurf ganz Deutſchland gelten ſoll, ſo bin ich ja auch ein Deutſcher. Soll er aber nur Oeſterreich treffen, ſo iſt er unwahrer, als irgendwo.

»Indeſſen verſprach ſich das Wiener Publikum viel von einem Manne, der eine ganze Bibliothek geſchrieben, und immer mit ſo vieler Anmaßung zu entſcheiden gewohnt war."

Der Verfaſſer macht hier dem Wiener Publikum ein ſehr ſchlechtes Kompliment; denn wenn es wirklich deswegen viel von mir erwartet hätte, weil es wußte, ich entſchiede immer mit vieler Anmaßung, ſo hätte es verdient getäuſcht zu werden. Es hat im Gegentheil geſehen, daß ich nie mit Anmaßung entſcheide. Entſcheiden thue ich aber, wo ich es beſſer zu verſtehen glaube, und das iſt der Fall mit dem Schauſpielweſen.

Uebrigens mache ich den Leſer hier aufmerkſam auf das ausdrückliche Bekenntniß:

„daß ſchon lange vor meiner Ankunft eine Reform beim Hoftheater angekündigt worden,"

dieſe Reform alſo nicht etwa ein Werk meiner Neuerungsſucht geweſen iſt.

Daß mein Schauſpiel, das Epigramm, irgend eine Beziehung auf mich ſelbſt habe, iſt ein erbärmlicher Einfall.

Mein Gelegenheits-Stück, das Dorf im Gebirge, ſoll,

„nach dem Ausſpruch aller Patrioten, eine hämiſche Perſifflage auf das Jahresfeſt der Wiener Freiwilligen ſein, welche von mir gepinſelt worden."

Ich könnte dem Briefſteller ſehr ausgezeichnete Patrioten nennen, die es mit ihrem Beifall beehrten, und vor deren Namen er verſtummen würde. Auch iſt es wohl die lächerlichſte, abſurdeſte Idee, zu vermuthen, daß ein Menſch ausdrücklich nach Wien gekommen ſei, um ruhig und glücklich zu leben, und zur Erreichung dieſes Zweckes damit angefangen habe, eine Perſifflage auf die Wiener Freiwilligen zu machen.

Was das Pinſeln anbetrifft, ſo hat die Literatur-Zeitung, die doch ſonſt wahrlich eben nicht meine Freundin iſt, das Dorf im Gebirge als Gelegenheits-Stück günſtig beurtheilt. Doch das beweiſt freilich nichts, thut auch nichts zur Sache, und ich erlaube dem Verfaſſer herzlich gern, es für die ärgſte Pinſelei zu halten.

„Er wußte ſeinen Eigendünkel nicht zu mäßigen, und hätte einen körperlichen Eid darauf abgelegt, daß ein

Schriftſteller wie Er, der amuſante Schauſpiele verfertigt, ein Mann von allumfaſſendem Verſtande, und jedem Geſchäfte völlig gewachſen ſein müſſe."

Was der Mann nicht Alles weiß! Nun hat er ſogar im Innerſten meines Herzens geleſen, worauf ich wohl körperliche Eide ablegen möchte. Verdient ſolches Gewäſch eine Antwort?

»Statt Leute, die den guten Geſchmack im Theaterfache gründeten, die in Beſorgung der Theatergeſchäfte ergrauten, die ſowohl theoretiſche als praktiſche Kenntniſſe davon beſaßen, die die Neigung ihres Publikums ſtudirten und daher kennen mußten, um Rath zu fragen, zog er nur ſein Genie zu Rathe."

Hier liegt mein eigentliches Verbrechen. Ich kenne dieſen Mann, der da gegründet hat und ergraut iſt. Ob ſeine Beſchuldigungen wahr ſind, wird ſich weiter unten zeigen.

»Er machte ſich öffentlich luſtig über den Geſchmack des Publikums —"

Hier muß ich wohl, ehe ich antworte, meine Gedanken über das Wiener Publikum ſagen. Wien zählt bekanntlich dreimalhunderttauſend Einwohner, und die Meiſten derſelben, in den vornehmſten wie in den geringſten Klaſſen, ſind Liebhaber des Schauſpiels. Was iſt alſo wohl natürlicher, als daß dieſes Publikum ſehr gemiſcht iſt? — Es bewundert Iffland und Schikaneder, es liebt Lange und La Roche, es beklatſcht Emilie Galotti

und Hans Klachl. Nur mit dem großen Unterſchiede, daß die Verehrer Iffland's, Lange's und Leſſing's, nicht die nämlichen ſind, welche Schikaneder, La Roche und Hans Klachl bewundern. Es gibt in Wien einen ſehr gebildeten Theil des Publikums, den man, ob er gleich ſeinen Beifall nicht lärmend äußert, doch bei einiger Aufmerkſamkeit leicht unterſcheidet. Er zeichnet ſich aus durch ſtille Aufmerkſamkeit, und durch ein leiſes Bravo! welches ihm bei ſchönen Stellen gleichſam nur entſchlüpft. Ein ſolches Bravo! war mir als Dichter immer der ſchönſte Lohn; indeſſen das laute Klatſchen, welches ich mit — Mehreren theilte, zwar meinen Ohren wohl that, aber nicht bis zu meinem Herzen drang.

Wie oft ich von dieſem verehrungswerthen und wirklich nicht unbeträchtlichen Theile des Publikums mit Achtung und Liebe geſprochen, iſt in Wien allgemein bekannt. Wie oft ich das feine und ſchnelle Gefühl desſelben mit innerem Wohlbehagen bemerkt, wiſſen meine Freunde. — Daß ich aber dann und wann über den Geſchmack des großen Haufens gelächelt habe, läugne ich gar nicht, und ich kenne ſehr viele vernünftige Wiener, die das nämliche thun, ohne deshalb weniger Patrioten zu ſein, als der Herr Einſender.

„ſarkasmirte und entſchied ſo derb über den Werth der beliebteſten Schauſpieler, als ob ſie zu Theſpis wandernder Bande gehörten."

Wenn der beliebteſte Schauſpieler wirklich auch

immer der vorzüglichſte wäre, ſo würde ich freilich oft weniger Veranlaſſung gefunden haben, eine verſchiedene Meinung zu äußern. Es iſt wahr, ich habe laut geſprochen gegen das Predigen und Schreien, welches ſich auch die beliebteſten Schauſpieler zum Theil erlaubten, und noch erlauben. Ich kann mir nun Einmal nicht helfen, mir gefällt dieſes Predigen und Schreien nicht; gefalle es wem da wolle.

In der Note heißt es, (und zwar ſogar mit Anführung des Datums, nämlich des 24. Mai)

»ich habe im Parterre geſagt: Man müſſe die neuen Schauſpieler, die ich verſchrieben, doch goutiren. Das hieſige Publikum ſei ein Kind, das nicht wiſſe was es wolle, und dem man die Ruthe geben müſſe.«

Den erſten Theil dieſer Behauptung (daß nämlich die neuen Schauſpieler nach und nach gefallen würden) habe ich, nicht blos am 24. Mai, ſondern ſehr oft geäußert, und der Erfolg hat bewieſen, daß ich mich nicht irrte, als ich vorausſetzte, das Wiener Publikum werde Leute von Verdienſt gewiß mit der Zeit nach Würden ſchätzen; denn Herr Koch mit ſeiner liebenswürdigen Tochter, Herr Rooſe und Madame Stollmers wurden nicht nur bald nachher goutirt, ſondern Betty Koch und Hr. Rooſe wurden ſogar Lieblinge des Publikums und ſind es noch.

Der zweite Theil aber, das Kind, die Ruthe u. ſ. w. iſt eine abgeſchmackte Erfindung, die gradezu aus der Luft gegriffen worden, und die ich, trotz allen Tagebüchern,

welche darüber mögen gehalten worden sein, weder am 24. Mai noch an irgend einem andern Monatstage mir jemals zu sagen erlaubt habe.

»verketzerte, gleich dem Pastor Götze toleranten Andenkens, Jeden der nicht zu seiner Meinung schwur; entwarf Plane in dichterischer Entzückung —«

Lauter Redensarten, welche zu beantworten nicht die Mühe lohnt.

»ohne auf die bürgerliche Ruhe der Gesellschaft, ohne auf Konvenienzen und Rechte derselben zu achten.«

In dieser Zeile liegt der Hauptangriff. Es ist der giftigste Pfeil aus dem Köcher des Wiener Malaien. Diese Zeile läßt sich auf keine andere Weise befriedigend beantworten, als indem der Leser einen Blick auf die bei der entstandenen Untersuchung gegen mich aufgestellten Klagen wirft. Wenn jene Klagen nichtswürdig befunden werden, so wendet sich der Pfeil von selbst gegen den der ihn abschoß.

In einer Note heißt es:

»Sonderbar! wie soll Hr. v. Kotzebue auf Konvenienzen halten, da er seinen Bruder Moriz über heilige Gesetze, die zum Wohl der Gesellschaft bestehen, so leicht hinausspringen läßt.«

Wieder einmal ein Mensch, der mich für Alles dasjenige verantwortlich macht, was ich in meinen Schauspielen irgend-einer Person, ihrem Charakter gemäß, in den Mund gelegt habe. Wenn das gelten sollte, wer möchte dann noch Schauspiel- oder Romanendichter sein? — Mit

dem nämlichen Rechte ließe ſich behaupten, daß Leſſing Marinelli's Grundſätze gehegt; daß Iffland dem Amtmann in ſeinen Jägern gleiche; u. ſ. w. Die Albernheit ſpringt in die Augen. — Welch ein Chaos von Gutem und Böſem wäre der Dichter, wenn er alle die Leidenſchaften und Grundſätze, die er ſeinen Geſchöpfen leiht, ſelbſt in ſich vereinigte! Um ſo etwas zu ſagen, oder gar zu denken, muß es entweder im Kopfe, oder in der Bruſt nicht recht richtig ſein. Der Verfaſſer wird am beſten fühlen, wo es ihm mangelt.

Das Folgende ſind wieder Redensarten, die ich mit Stillſchweigen übergehe.

Was mit grinſendem Spott von der Ankündigung des Theaterjournals geſagt wird, beantwortet ſich leicht durch dieſe Ankündigung ſelbſt, die ich als Beilage hier wieder abdrucken laſſe; über welche daher jeder Leſer ſelbſt urtheilen möge. Daß das erſte Heft ſchon gedruckt geweſen ſei, iſt unwahr. Warum die ganze Sache eigentlich unterblieb wird weiter unten klar werden, wie auch, was es mit den kurzen Kritiken in der Wiener Hofzeitung für eine Bewandtniß hatte.

Weiterhin wird auch im Vorbeigehen erwähnt,

„daß ich mich bei aller Gelegenheit über Kant luſtig mache, und ihn einen einfältigen Mann nenne."

Ich erkläre dieſe Behauptung hiemit für die einfältigſte Lüge, und fordre den Briefſteller auf, denjenigen zu nennen, zu dem ich eine ſolche ungeheure Albernheit ge-

ſagt haben ſoll. Nur ſich ſelbſt führe er nicht als Zeugen auf, denn ihm glaube ich nicht, wenn es auch ſammt dem Datum in ſeinem Tagebuche ſtehen ſollte.

Ich habe das Glück Kant perſönlich zu kennen; ich habe ihn geſchätzt, ehe ich ihn kannte; und wenn ich gleich mit ſeiner Philoſophie nicht vertraut genug bin, ſo weiß ich doch gewiß mehr davon als der Briefſteller, und mehr als nöthig iſt, um mir bleibende Verehrung für ihn einzuprägen. Der große Hauſe ſeiner unbärtigen Lehrlinge aber, mit Intoleranz, Uebermuth und Terminologien ausgerüſtet, iſt mir freilich oft lächerlich.

Was den Ton meiner Kritiken in der Wiener Hofzeitung betrifft, ſo möge auch darüber das Publikum ſelbſt entſcheiden; denn ich laſſe ſie in der Ueberzeugung hier nochmals abdrucken, daß noch nie, ſeit Theater und Theater-Kritiken in Deutſchland exiſtiren, ſo ſchonend getadelt worden. Mein den neuen Schauſpielern ertheiltes Lob war blos Gerechtigkeit, und ich ergriff, wie man finden wird, jede Gelegenheit mit Vergnügen, auch den Verdienſten der älteren dieſelbe Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.

Mit den Unruhen, die deshalb im Theater entſtanden ſein ſollen, hat es folgende Bewandtniß:

Ich hatte wiederholt den unnatürlichen Predigerton eines Schauſpielers gerügt; eine Rüge, in welche die gebildeteſten Publikums in Deutſchland, vor welchen derſelbe noch vor nicht gar langer Zeit aufgetreten iſt, mit mir einſtimmen. Ich lobte dagegen, wie billig, den Converſa-

tionston des Hrn. Roose. Manche Wiener, zum Theil an die Deklamation des Ersteren schon gewöhnt, zum Theil auch durch ein Mitleid getrieben, welches ihrem Herzen keine Schande macht, da sie den ältern Schauspieler in Gefahr glaubten, von dem neuern verdunkelt zu werden, nahmen, wider ihre eigene bessere Ueberzeugung, Partie für Jenen, applaudirten mit Ungestüm sobald er auf der Bühne erschien, und gaben oft Zeichen der Kälte oder des Mißfallens, wenn Herr Roose auf- oder abtrat.

Daß dies wirklich gegen des Publikums eigene Ueberzeugung geschah, erhellt sonnenklar daraus, daß, sobald die Kritik in der Zeitung, und mit ihr das Mitleid aufhörte, das Verdienst des Herrn Roose augenblicklich durchdrang und Er mit einem eben so lauten und gänzlich unbestochenen Beifall empfangen wurde.

Was über die Unausführbarkeit des Conservationstons auf dem Wiener Theater, seiner Größe halber, gesagt wird, ist bereits in der hier beigelegten Kritik hinlänglich widerlegt, und beweist blos, daß der Briefsteller sich bewußt ist, dieses Tones selbst nicht immer mächtig zu sein.

„Doch Hr. v. Kotzebue verfolgte muthig seinen Weg, warf über den Haufen was ihm im Wege stand, zog die neuen Glieder auf Kosten der alten hervor, verwarf hohnlächelnd die wohlgemeinten Rathschläge der Erfahrensten unter ihnen, beleidigte Einige auf eine sehr unbescheidene Art —"

Dor. Herr v. Sellcour, nach Allem was vorgegangen, werden Sie begreifen, daß im ganzen Hauſe nicht ein einziger Menſch iſt, dem die Verlängerung Ihres Beſuchs Vergnügen gewähren könnte. (ab in ihr Zimmer.)

Sel. Herr v. Langſalm, Sie müſſen ſich mit mir ſchlagen.

Langſ. Ich?

Sel. Der Affront, der mir in Ihrem Hauſe geſchehen, kann nur durch Blut abgewaſchen werden.

Langſ. Ich ſchlage mich nicht, aber wenn Sie ſo große Luſt haben, mein Bruder ſchlägt ſich ein Dutzendmal zum Frühſtück. Ich will gleich nach ihm ſchicken.

Sel. Bemühen Sie ſich nicht. Nothwendige Geſchäfte rufen mich nach der Stadt. Aber ſo bald dieſe beendigt ſind, zittern Sie vor meiner Rache. (ab.)

Langſ. (allein) Erſt entführt er mich über Stock und Stein, und dann will er

mich

Wo? wie? wann?

»Kränkte in ihren Rechten die Meiſten, verachtete Alle. Noch mehr, er entſchied, ſo oft Gegenvorſtellungen gemacht wurden, mit einem Muß, als ob er ein Pulk Koſaken zu kommandiren habe —«

Ich verſichere den Briefſteller, daß die rohen, aber gutmüthigen Koſaken leichter zu kommandiren ſind als Er und ſeines gleichen, und daß eine Pike eine weit ehrlichere Waffe iſt, als ein anonymer Brief.

»und verwirrte endlich eine ſeit fünfundzwanzig Jahren ſo gut beſtandene Theater-Verfaſſung in dem Grade, daß die Unzufriedenheit der Hof-Schauſpieler und die Gährung unter ihnen nicht mehr größer ſein konnte.«

Das alles ſind wieder große Redensarten, keiner Beantwortung würdig. Worauf die ſogenannten Beleidigungen und Kränkungen der Rechte hinauslaufen, das findet der Leſer in der Beilage A. und möge ſelber entſcheiden.

Das höchſt ehrenvolle Zeugniß, welches mir die Direktion bei meiner Abreiſe ſchriftlich ertheilte, und worin es unter andern heißt:

»daß ich jederzeit einen raſtloſen pünktlichen Amts-Eifer zur Beförderung des guten Geſchmacks und möglichſten Vervollkommnung des deutſchen vaterländiſchen Theaterweſens bewieſen,«

widerſpricht zur Genüge der mir aufgebürdeten Verwirrung der ſeit fünfundzwanzig Jahren beſtandenen Thea-

ter-Verfassung. Alte, aber nicht beobachtete Gesetze auffrischen und handhaben, das nennt der Briefsteller verwirren.

Das einzige wahre in jener Periode ist: daß die Unzufriedenheit einiger Hof-Schauspieler, und die Gährung unter ihnen nicht größer sein konnte: und das ist sehr begreiflich für Jeden, der diese Einigen kennt.

Daß die Regie (eigentlich der Ausschuß) freiwillig abgetreten sei, um an diesem sibirischen Theater-Regiment keinen Theil zu nehmen, ist unrichtig. Die Sache verhält sich so:

Zu der Zeit, von welcher der Briefsteller redet, existirten nur noch drei Mitglieder des Ausschusses, die Herren W**, B** und K**, Stephanie der Aeltere war gestorben, und Herr Lange schon zehn Monat vorher aus Privat-Ursachen ausgetreten. Hr. K** hatte eines Abends — (ich war damals krank und bettlägrig, nahm folglich gar keinen Theil an den Theater-Geschäften) — er hatte, sage ich, eines Abends das Mißvergnügen, sich den Unwillen seines höheren Vorgesetzten zuzuziehen, und glaubte es, einiger lebhaften Ausdrücke wegen, seiner vermeintlich gekränkten Ehre schuldig zu sein, um seine Entlassung aus dem Ausschuß zu bitten. Ob nun gleich sein Chef das Vorgefallene auf die edelste Weise wieder gut machte, indem er seinem eigenem Herzen, zum Theil aber auch meinen Bitten nachgab — ja! meinen Bitten! denn da ich wußte, daß Hr. K** sich von mir verfolgt glaube, so er-

griff ich eilig die Gelegenheit, ihm das Gegentheil zu beweisen, und es gelang mir, Folgen seines Schrittes abzuwenden, die einen sehr nachtheiligen Einfluß auf seine Zukunft hätten haben können — ob nun gleich ferner Hr. K** selbst das höchst edle und anständige Benehmen seines Vorgesetzten gerührt erkannte, so blieb er dennoch, von zwei bis drei Aufhetzern geklemmt, bei dem Wunsche, den Ausschuß zu verlassen; nicht ahnend, daß man ihn, den arglosen und wirklich gutherzigen Mann, zur Feuerzange mißbrauche, wo doch nicht einmal Kastanien zu holen waren.

Seinem Beispiele folgte nunmehr Hr. B**; abermals nicht des sibirischen Theater-Regiments wegen, sondern — (wie er laut und öffentlich erklärte) blos um der ausgestreuten Verläumdung willen, als habe Er K**, von dem er freilich oft in sehr herabwürdigenden Ausdrücken sprach, zu stürzen gesucht, um mit mir allein an der Spitze der Geschäfte zu stehen. Allein aus dieser Ursache, fügte er hinzu, habe er gegen mehrere Mitglieder geäußert, und seinen bekanntlich sehr guten Ruf zum Pfande gesetzt, daß, im Fall Hr. K** austrete, er es auch thun werde.

Diese Beiden also wurden entlassen; nicht aber der Aeltere unter ihnen, Hr. W**, dem es nie eingefallen ist, darum anzusuchen.

Ich soll, wie der Briefsteller versichert, über diese Entlassung gejauchzt haben, weil ich mich dadurch von lä-

stigen Zuschauern befreit gesehen. Wieder eine armselige Redensart.

Die Komplimente, die der Briefsteller nunmehr in Vorbeigehen dem Baron von Braun macht — fühlte er denn nicht, daß sie, nach Allem was vorher geht und folgt, eigentlich nur hämischen, und besonders in seiner Lage, ganz unverzeihlichen Spott enthalten? — Fühlte er denn nicht, daß, wenn das sibirische Theater-Regiment wirklich existirt hätte, der größte Theil der Schuld gerade auf den Baron von Braun fallen würde? der das Alles ruhig mit ansah und dem es doch wahrlich weder an Kopf noch Herz noch Macht fehlte, ihm abzuhelfen?

Auch kann man diesen thätigen Mann gewiß nicht beschuldigen, daß ihm etwa das Meiste aus Nachlässigkeit unbekannt geblieben sei; er wußte Alles, und eben weil er Alles wußte, weil er tief fühlte, wie unwürdig ich, und Er in mir behandelt wurde; weil er sah, daß alle Bemühungen, Fleiß und Einigkeit bei einem verwöhnten Theile der Hof-Schauspieler einzuführen, fruchtlos waren; faßte er den Entschluß, all diesem unendlichen Verdrusse auszuweichen, indem er die Direktion abzugeben bereit war.

An die Erwähnung dieses, durch höheres dem Baron von Braun Ehre bringendes Zutrauen veränderten Entschlusses, knüpft hier der Briefsteller, ich weiß nicht wie? noch warum? die Erzählung der gegen mich gerichteten Untersuchung, welche, — man vergesse das nicht — einzig und allein auf mein eigenes wiederholtes

und dringendes Bitten veranstaltet wurde, und durch welche meine Entlassung per decretum bewirket worden sein soll.

Ich breche hier ab, weil alles übrige, was ich noch zu sagen habe, in die kurze Geschichts-Erzählung gehört, welche ich von meinem Aufenthalte in Wien, vom Ersten Tage bis zum Letzten, dem Publikum vorzulegen mich verpflichtet fühle. Aus ihr wird Alles klar werden, was vielleicht hin und wieder noch dunkel scheinen möchte.

Im Jahre 1795 legte ich mein Amt, als Präsident des Gouvernements-Magistrats der Provinz Esthland nieder, um auf meinem kleinen Landsitz Friedenthal mir selbst und den Musen zu leben.

Zwei Jahre verflossen durch Liebe, Freundschaft und Ruhe verschönert. Da starb Alxinger in Wien. Die Direktion der Hoftheater glaubte mich tüchtig seine Stelle zu ersetzen; sie schlug mir Bedingungen vor, die eben so lucrativ als ehrenvoll waren; und ich verließ Friedenthal um unter einem mildern Himmelsstriche, zwar Liebe und Freundschaft, doch nicht Ruhe wieder zu finden.

Die erste Frage ist hier: worin bestanden meine Pflichten?

Die vornehmste derselben, die mir der Herr Baron von Braun bereits in seinen Briefen an mich auferlegt hatte, war: ein kritisches Journal über die Wiener Hoftheater zu schreiben, von welchem er

sich mehrere gute Wirkungen versprach. Die übrigen Obliegenheiten, deren damals erwähnt wurde, waren sehr geringe; sie bestanden in Correspondenz, Aufsicht über die Bibliothek u. s. w. Der Baron von Braun endigte mit den schmeichelhaften Worten: »ich sollte sein Freund sein, und ihm überhaupt mit Rath und That an die Hand gehen.«

Gerade dieser humane Ton war es, der mir Lust und Muth gab, die beschwerliche Winterreise von dreihundert Meilen mit meiner Familie anzutreten, nachdem ich zuvor die ausdrückliche Erlaubniß meines Monarchen zu diesem Dienstwechsel erbeten und erhalten hatte.

Da seit meiner frühesten Kindheit das Theater bald Leidenschaft, bald Beschäftigung, immer wenigstens Liebhaberei bei mir gewesen war, und ich sowohl theoretisch als praktisch mir viele Kenntnisse darüber gesammelt hatte; so kam ich mit der Hoffnung nach Wien, in einem mir angenehmen Wirkungskreise nützlich zu werden. Was hätte mich auch sonst wohl bewegen können, mein liebes Friedenthal zu verlassen? — Nahrungssorgen drückten mich nicht; Eigennutz habe ich nie gekannt.

Jene Hoffnungen wurden noch lebhafter durch die persönliche Bekanntschaft des Baron von Braun in mir erregt.

Mein Herz dringt mich, hier öffentlich, im Angesicht von Deutschland, das dankbare Zeugniß abzulegen: daß ich in ihm gefunden, was seine Briefe versprachen; daß

er mich nie den Vorgesetzten, aber desto öfter den Freund fühlen lassen; daß er vom ersten Augenblicke bis zum letzten, bei Sturm und Sonnenschein, sich gegen mich gleich geblieben; daß er mich immer mit freundschaftlichem Vertrauen, mit zarter Achtung und feiner Freigebigkeit behandelt hat. Sein Geschmack, seine liberale Denkungsart, seine Kenntniß des Hofes und Publikums, machen ihn vollkommen würdig, der Vorsteher des Tempels der Musen zu sein; und das Feuer, mit welchem er Alles umfaßt und ergreift, was zur Vervollkommnung der Bühne beitragen kann, weckt und nährt die Luft unter ihm zu arbeiten.

Ich hatte den Tag nach meiner Ankunft die Ehre, Sr. Majestät dem Kaiser vorgestellt zu werden, und habe seitdem noch einige Mal das Glück genossen, mich diesem deutschen Biedermanne zu nähern. — Fast möchte ich es in diesem Augenblicke bedauern, daß er mich mit einer Pension begnadigt hat, weil dieser Umstand den Verdacht der Schmeichelei auf meine Worte werfen könnte. Aber nie habe ich mein Lob *verkauft*, und nie würde ich diesem Bewußtsein, weder für den Preis von tausend, noch von Millionen Gulden entsagen. Ich könnte und würde schweigen, da nichts mich zu reden zwingt. — Es ist daher die reinste, aus Vernunft und Herzen fließende Ueberzeugung, mit der ich behaupte: daß *Franz der Zweite* Einer der redlichsten und geradsinnigsten Männer in seinen Staaten ist. Die ausgezeichnetste seiner Tugenden ist *Gerechtigkeit*. Er übt sie gegen den Bettler wie gegen den Für-

ſten, und zweimal wöchentlich kann jener wie dieſer ihm ſeine Noth perſönlich vortragen. Niemand fragt den, der zum Kaiſer gehen will: was wollen Sie bei dem Kaiſer? — Jeder darf ihm ſein Anliegen an ſein edles Herz legen, und obwohl man leicht begreift, wie manche alberne und weitſchweifige Bitten, wie manche thörichte Wünſche bei ſolchen Audienzen vorkommen mögen; ſo ſteht dennoch der Monarch, mit unermüdlicher Geduld, fünf bis ſechs Stunden lang, und hört freundlich und gefällig einen Jeden an. Wohl dem Bittenden, dem Gerechtigkeit und Billigkeit zur Seite ſtehen! er iſt des Erfolges gewiß.

Mit dieſer ſchönen Herrſchertugend verbindet er die in ſeiner Lage ſo ſeltene Privattugend der liebenswürdigſten Häuslichkeit. Er verſchwendet keine Millionen an Maitreſſen; er trägt keine unnütze Pracht zur Schau; im Schooße ſeiner Familie lebt er einfach, ſtill und froh.

Seine Gegenwart flößt Zutrauen ein. Er hat etwas ſo Gerades, Offenes in ſeinem Benehmen; man ſieht es ihm gleich an, daß er es redlich meint; und wenn er dem der vor ihm ſteht, etwas Angenehmes ſagt, ſo iſt es nie ein feines höfiſches Kompliment, ſondern immer etwas herzliches Gutgemeintes. — Was Wunder, daß ich ihn aufrichtig liebe, und daß der Augenblick, in dem ich ihm vorgeſtellt wurde, meinen Muth und meine Hoffnungen noch mehr belebte.

Unter ſolchen glücklichen Vorbedeutungen begann meine Laufbahn. Meine Geſchäfte waren Anfangs weniger bedeu-

tend. Die Regie wurde mir nicht auf Einmal, sondern nur nach und nach übertragen, um den bisher bestandenen Ausschuß nicht zu kränken.

Das erste neue Stück, welches ich nach meiner Ankunft gab, war die silberne Hochzeit. Es wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Zwar fing schon damals der nur in Wien bekannte Verfasser der Eipeldauer Briefe an, mich in einer elenden Wochenschrift, die Wahrheit in Maske, mit Sumpfwasser zu bespritzen; er gab eine Beschreibung des Theaters im Thierreiche, in welcher meine Vorgänger mit Elephanten, ich aber mit einem Wolf im Schafspelze verglichen wurde; aber das waren nur Mückenstiche, und hätten meine Bitten gegolten, man würde dergleichen armselige Ausfälle nie aus dem Manuskript weggestrichen haben.

Am 17. April wurde zur Feier des Festes der Wiener Freiwilligen, meine Oper, das Dorf im Gebirge, aufgeführt. Die geschmackvolle und einschmeichelnde Komposition war von dem Kapellmeister Weigl dem Aelteren, der sich schon längst durch seinen »Amor marinaro" vortheilhaft ausgezeichnet hatte. Sänger und Schauspieler thaten ihre Pflicht, und die Dekorationen entsprachen dem Ganzen. Demungeachtet wurden Text und Musik nicht mit dem Beifall aufgenommen, den die Direktion sich versprochen hatte. Zwar war das Publikum, das doch gewiß aus lauter guten Patrioten bestand, sehr weit entfernt zu behaupten, das Stück sei eine Persiflage auf die Wiener Freiwil-

ligen (wie der Hr. Verfaſſer des Sendſchreibens lügt), man nahm es im Gegentheil am Erſten Tage nicht ohne Beifall, und am Zweiten mit mehr Beifall auf; aber es blieb doch ſehr merkbar, daß das Publikum getheilt ſei; daß bei Vielen Lauigkeit, und bei Mehreren ein förmlicher Widerwille Statt finde. — Woher kam das? —

Ich gebe gerne zu, daß das Gelegenheits-Stück beſſer hätte ſein können, denn ich bin nun einmal kein Gelegenheits-Dichter, und mache auch keinen Anſpruch auf dieſe Ehre; aber das war doch wahrlich die Urſache nicht allein — vielleicht war ſie es gar nicht.

Es ſtieß hier mehreres zuſammen: Künſtlerneid; Parteien, die ſich an einander rieben; entgegengeſetzte Meinungen von allerlei Gattungen; kurz, eine Menge Urſachen, die zum Theil ſo zart ſind, daß ich ſie nicht wohl berühren kann.

Um dieſe Art von Gährung auf Einmal zu ſtillen, bediente man ſich des kürzeſten und vernünftigſten Mittels: man gab das Stück nicht wieder. Auch würde ich dieſes übrigens ganz unbedeutenden Vorfalls gar nicht einmal erwähnt haben, wenn ich nicht geglaubt hätte, jenen boshaften Vorwurf widerlegen zu müſſen, der gewiß in ganz Wien keinem vernünftigen und parteiloſen Menſchen zu Kopfe geſtiegen iſt.

Ich komme jetzt auf das mir zur Erſten Pflicht gemachte kritiſche Journal, welches indeſſen angekündigt worden war.

mich noch tod ſchießen. — Sind ſie endlich Alle fort? — Gott ſey Dank! — (er ſetzt ſich in die Mitte der Bühne) Gute Nacht meine Herrn! (er entſchlummert.)

(Der Vorhang fällt.)

Ende.

Von Anfang an hatte ich nur mit dem höchſten Widerwillen mich zu dieſer zeitfreſſenden und undankbaren Arbeit verſtanden. Da aber der Baron von Braun ſich fortdaurend viel Nützliches davon verſprach, ſo rüſtete ich mich zur Ausführung mit Geduld und Standhaftigkeit.

Die Ankündigung machte einiges Aufſehen. Viele angeſehene und kluge Leute prophezeiten mir endloſen Verdruß. Ich hatte mir das ſelbſt ſchon prophezeit, zuckte die Achſeln und ſchwieg. Glücklicherweiſe für mich, war ich es nicht allein, den jene gutmeinenden, mit dem Geiſt des Publikums bekannten Männer, von dieſer Idee abzuleiten ſuchten. Auch der Baron von Braun wurde von mehreren Seiten auf manche daraus entſpringende Inkonvenienzen aufmerkſam gemacht. Ich erhielt zu der nämlichen Zeit einen anonymen, aber gewiß von einem trefflichen Kopfe abgefaßten Aufſatz, den ich — weil er es in aller Hinſicht verdient — in der Beilage zugleich mit den Noten abdrucken laſſe, die ich damals in der Abſicht dazu verfertigte, um ihn im erſten Heft dem Publikum vorzulegen. Er wirkte auf den Baron von Braun, wie er auf mich gewirkt hatte, und theils dieſe Gründe, theils auch, wie ich mir ſchmeicheln darf, die Neigung zu mir, aus welcher der Wunſch entſprang, mir den wahrſcheinlichen Verdruß zu erſparen, bewogen ihn endlich am 20. April, (einem mir in dieſer Rückſicht unvergeßlichen Tage) mich von der Verbindlichkeit, ein ſolches Journal zu ſchreiben, gänzlich zu befreien.

Die Beilage C. alſo enthält die ſogenannten Verben

Kritiken über mich selbst und meine Ankündigung des Journals, die, nach der Versicherung des Briefstellers, mir zugeschickt worden.

Auch diese Begebenheit wäre nun in's Klare gesetzt. Der Leser sieht, wie einfach und natürlich sie zusammen hängt, und wie albern es war, zu glauben: daß ich, der ich meine Zeit weit angenehmer und vortheilhafter benutzen konnte, durch den bloßen Kitzel zu kritisiren, mich hätte verleiten lassen, mir selbst eine solche Last aufzubürden.

Die Idee war nicht allein ganz aufgegeben, sondern auch bereits vergessen; als Eines Tages der Baron von Braun von dem Redakteur der Hofzeitung schriftlich ersucht wurde, ihm wo möglich, statt der bisherigen kurzen und trockenen Titel-Anzeigen von neu aufgeführten Stücken etwas längere, beurtheilende Nachrichten zukommen zu lassen, welche er jederzeit im Ersten Blatte der Zeitung, gleich nach den offiziell bekannt gemachten Artikeln, werde abdrucken, lassen.

Ob er hiezu die Befugniß habe? und besonders ob er gerade diesen Platz beurtheilenden Theater-Nachrichten einräumen dürfe? — das zu untersuchen hatte die Direktion der Hof-Theater begreiflich keine Verpflichtung. Auch schien selbst jener Platz um so weniger unschicklich, als ja sogar die Feuerwerke des Herrn Stuwer noch immer ebendaselbst angezeigt werden. Der Baron von Braun freute sich daher, so unvermuthet eine Gelegenheit zu finden, seinen zur Vervollkommnung der Bühne gehegten Wunsch

dennoch, wenigstens theilweise realisirt zu sehen, und hoffte daß, wenn ich bei Abfassung dieses Artikels anonym bliebe und mit möglichster Bescheidenheit und Schonung zu Werke ginge, das Gute erreicht werden würde, ohne meiner Ruhe nachtheilig zu sein.

Ich übernahm also, ohne mich zu nennen, die Theater-Anzeigen in der Hof-Zeitung. Ob ich die zweite Vorschrift der Bescheidenheit und Schonung erfüllt habe, darüber erwarte ich von dem unparteiischen Leser dasselbe Zeugniß, welches mir mein eigenes Gewissen gibt. Man sehe nur zum Exempel, mit welcher fast beispiellosen Schonung ich das Schauspiel: der Tag der Erlösung behandelt habe.

Dem allen ungeachtet erregten diese Kritiken einen Lärm, den man selbst mit angesehen haben muß, um ihn glaublich zu finden. Einige Schauspieler glaubten sich längst über jede Kritik erhaben und meinten, sie stünden nur noch da, um den Weihrauchdampf gefällig einzusaugen. Ein jeder hatte seine Partei, die er durch Schreien und Klagen in Bewegung setzte. Man suchte das Publikum zu überreden, ich, ein Fremder, wolle dem Geschmack der Wiener Gesetze vorschreiben; ich, ein Fremder, wolle ihnen fremde Schauspieler aufdringen, und diesen sogar Künstlervorzüge einräumen vor Männern, die doch das große Verdienst hätten, zwanzig und mehr Jahre auf dem Theater gepredigt zu haben. Das Geschwätz fand Eingang, das Publikum wurde wirklich unruhig im Schauspielhause. Es nahm Partei, es

klatſchte, es ziſchte, und der Lärm wurde endlich ſo arg, daß die Direktion es für's Beſte hielt, dem Strome zu weichen, und das dem Redakteur der Hof-Zeitung gethane Verſprechen zurückzunehmen.

Wenn man nach dieſer kurzen getreuen Erzählung nunmehr die Kritiken ſelbſt lieſt, ſo wird man es kaum für möglich halten, daß Urtheile, in dieſem Tone abgefaßt, eine ſo allgemeine Senſation hervorbringen konnten, und es gehört ganz die ausgebreitete Bekanntſchaft mit Theater-Kabalen dazu, um ſich nicht darüber zu wundern.

Das iſt alſo die hämiſch vorgetragene und hier ganz einfach entwickelte Geſchichte jener kurzen Nachrichten, deren Erſcheinung durchaus auf keinem vorhergehenden Plan gebaut war, ſondern einzig und allein dem Wunſch des Redakteurs ihr Daſein verdankte, welches er ſelbſt bezeugen kann, und auf Verlangen auch gewiß bezeugen wird. Auch hatte, wie ſchon erwähnt worden, die ganze Sache in der Folge gar keinen weitern Einfluß.

Ueberhaupt ſind die Wiener zwar leicht gereizt, aber nicht nachtragend. War die Kritik dem Publikum wirklich anſtößig geweſen, ſo ließ man mich es doch nicht entgelten, als bald darauf meine beiden Schauſpiele: das Epigramm, und: das Schreibpult zum erſten Mal gegeben wurden. Denn beide fanden eine Aufnahme, die meine kühnſte Erwartung übertraf.

Daß der Neid dabei nicht immer ein ruhiger Zuſchauer blieb, iſt in der Ordnung. Er breitete unter andern im

Herbſt des Jahres 1798 eine Verleumdung aus, die nicht allein in Wien ſehr weit um ſich griff, ſondern auch in vielen Zeitungen mit ſo eiliger Schadenfreude verbreitet wurde, daß ich es für nothwendig halte, auch hierüber einige Worte zu ſagen.

Es entſtand nämlich plötzlich das Gerücht: ich ſei arretirt, auf einer Feſtung eingeſperrt, oder über die Grenze transportirt worden. Warum? — das wußte man nicht; darum bekümmerte man ſich auch nicht. Genug, es ſollte ſo ſein, und man behauptete es mit einer ſo unbegreiflichen Hartnäckigkeit, daß man ſogar unter meinen Fenſtern auf dem Michaelerplatz einem meiner Freunde, welcher verſicherte, mich eben verlaſſen zu haben, lächelnd antwortete, das könne nicht ſein, denn ich ſei längſt fort.

Dies ſonderbare Gerücht hatte, wie ſich bei einiger Nachforſchung ergab, in den niedern Ständen angefangen, und war aus dieſen zu den höheren übergegangen, welches ſonſt umgekehrt zu ſein pflegt. Aber eben dieſer Umſtand verräth ſeinen Urſprung.

Es war überhaupt ein Kunſtgriff einer gewiſſen Gattung von Menſchen, wenn ſie mir auf keine andere Weiſe beikommen konnte, meine politiſchen Grundſätze verdächtig zu machen, um mich mit dem ehrloſen Beinamen eines Jakobiners zu brandmarken. So wie man vor ein paar hundert Jahren nichts weiter bedurfte, um einen Mann von Kopf zu verſchreien, und das: hic niger est ihm anzuheften, als die beweisloſe Beſchuldigung, er ſei ein

Ketzer, so ist jetzt an die Stelle des Ketzers der Jakobiner getreten. Der Begriff von diesem wie von jenem ist unbestimmt, dunkel, vieldeutig, und eben daher so außerordentlich bequem für kleine Menschen, die Lust haben, zu verleumden. Es ist bei diesem, so wie es bei jenem war, so leicht, Beweise dafür zu finden. Denn ein gescheiter Mann wird doch irgend einmal ein Wort gesagt haben, das sich, sei es auch noch so unschuldig, nach boshaftem Belieben deuten ließe. Wohl dem Menschen, der unter einer Regierung lebt, die auf solches Geschwätz nicht achtet, den Wandel ihrer Bürger prüft, und wenn sie den rechtlich findet, mütterlich die Flügel über sie ausbreitet.

Eine solche Regierung ist die österreichische, und mit empörtem Unwillen habe ich in den Staats-Anzeigen die unverschämtesten Lügen über die geheime Polizei in Wien gelesen. Ich war fünf Vierteljahre lang ein Einwohner Wiens; ich vermuthe sogar, daß man Anfangs nicht das größte Zutrauen in meine politischen Gesinnungen setzen mochte. Dem ungeachtet bin ich nie, auch nur auf die entfernteste Weise, beunruhigt worden, und ich kann es als die sicherste Wahrheit verbürgen, daß ein Jeder, der in Wien gesetzlich lebt, dort im Grunde weit freier ist, als unter dem eisernen Scepter der Pariser Pantarchen, die, wie man bei der neuesten Umwälzung des Direktoriums mit Schaudern gesehen hat, weit mehrere Opfer der Eigenmacht in finstere Kerker stürzten, als vormals in der Bastille schmachteten.

Man darf überhaupt nur wiſſen, welch ein humaner und aufgeklärter Mann an der Spitze der geheimen Polizei in Wien ſteht, man darf den Grafen Saurau nur kennen, um den Verfaſſer des zuſammengerafften Artikels in den Staats-Anzeigen zu verachten.

Jene boshaften Winke über meinen vorgeblichen Jakobinismus haben daher auch nie meine Ruhe nur einen Augenblick getrübt. Die beſte Art, ſie zu widerlegen, war meine untadelhafte Lebensweiſe, meine gewohnte Häuslichkeit, meine Entfernung von Allem, was nur Geräuſch macht.

Weil es aber leicht geſchehen könnte, daß auch in Zukunft an dieſem oder jenem Orte meines künftigen Aufenthalts, böſe Buben ſich abermals jenes abgedroſchenen Kunſtgriffs bedienen möchten, um mich den Machthabern verdächtig zu machen; ſo ergreife ich dieſe günſtige Gelegenheit, um hier Ein- für Allemal zu erklären: »daß ich aus mir wichtig ſcheinenden Gründen die monarchiſche Regierungsform für die beſte halte, und bis an meinen Tod feſt an ihr hängen zu wollen, hiemit feierlich verſichere! — daß dieſer reiflich erwogene Entſchluß durch die Zeitgeſchichte der letzten zehn Jahre in mir noch mehr befeſtigt worden; — daß, ſo glänzend auch jede andere Theorie ſein mag, ich doch überzeugt bin, daß bei dem Uebergang zur Praxis aus dem ſchimmernden Irrlicht eine verzehrende Flamme wird; — daß man bei ſolchen Theorien Alles kalkulirt, nur die Leidenſchaften der Menſchen nicht, welche doch gerade da den meiſten Spielraum gewinnen; — daß ich

den Republiken ihre glänzenden Epochen nicht beneide, weil ihr Glanz gewöhnlich im umgekehrten Verhältnisse mit ihrer innern Glückseligkeit steht; es sind Schauspieler, die auf der Bühne Millionen verschenken, während sie zu Hause Salz und Brot essen; — daß ich glaube, auch die beste Revolution könne höchstens nur kommende Geschlechter beglücken, und daß ich denjenigen für einen bedauernswürdigen Schwärmer halte, der seine gegenwärtige Ruhe, sein Vermögen und Leben aufopfert, um seinen unbekannten Kindeskindern eine noch sehr problematische Glückseligkeit zu verschaffen; — daß ich aus allen diesen und mehreren für mich sehr überzeugenden Gründen mich nie, auch nur auf die entfernteste Weise in irgend eine Art von Revolution mischen würde, ohne vorher ein Narr oder ein Schurke geworden zu sein." —

Ich betheure dies Alles in einem Augenblicke, wo ich in der angenehmen Lage bin, mir einen selbst beliebigen Aufenthalt wählen zu dürfen, und ich eben so leicht meinen Wohnsitz in Frankreich, als in irgend einem monarchischen Staate fixiren könnte. Es ist daher mein freier, blos durch Vernunft und Erfahrung bestimmter Entschluß, daß ich leben und sterben will unter einem guten Fürsten, der mir, wenn ich gesetzlich vor ihm wandle, Ehre, Person und Eigenthum sichert; mehr verlange ich nicht, und eben das hat heutzutage in Frankreich noch Niemand gefunden.

Nach dieser Abschweifung komme ich nunmehr auf die Begebenheiten, welche in mir den Entschluß bewirkten, mein Amt niederzulegen.

Zuerſt muß ich dem Leſer deutlich machen, wodurch ich die Gunſt eines Theils der Wiener Hof-Schauſpieler verſcherzte und verſcherzen mußte. Es waren hauptſächlich folgende Urſachen:

Erſtens: Den ſchon längſt beſtehenden Geſetzen gemäß, ſollte zwar pünktlich alle drei Wochen ein neues großes Schauſpiel geliefert werden, das war aber nun in einer Reihe von Jahren nie geſchehen, ſondern man begnügte ſich, nach Bequemlichkeit, zehn bis zwölf Stücke das ganze Jahr hindurch aufzutiſchen. Da nun das Wiener Publikum, ſo gut wie jedes andere, Liebhaber von nouveautés iſt, und da überdies die Hof-Schauſpieler jährlich einen ganzen Sommermonat ihrem Vergnügen widmen dürfen, ſo wurde, auf meinen Vorſchlag, beſchloſſen, dieſer Bequemlichkeit nicht länger nachzuſehen.

Der Vortheil, aus einer Geſellſchaft von mehr als vierzig Perſonen wählen zu dürfen, gewährte mir die Möglichkeit, oft zwei Stücke zu gleicher Zeit gut beſetzen zu können, ohne daß Eine Perſon deshalb zwei Rollen zu übernehmen genöthigt geweſen wäre.

Das Publikum war äußerſt zufrieden mit dieſer Auffriſchung eines alten Geſetzes, nur ein Theil der Schauſpieler, beſonders der edle Briefſteller, war, aus leicht begreiflichen Urſachen, äußerſt unzufrieden damit. Sie ſagten: »Man müſſe das Publikum nicht verwöhnen — man werde nicht ſo viele neue Stücke finden — man behandle ſie wie Kühe, die man ſo lange melke, bis endlich

Blut komme" — und was dergleichen Schnickſchnack mehr war. Ich verwies ſie lachend auf Iffland's Direktion, unter welcher der Fleiß noch weit hervorſtechender iſt.

Zweitens: Da vormals der Ausſchuß die Rollen beſetzte, ſo war daraus eine Art von Oligarchie entſtanden, welche die natürliche Folge hatte, daß größtentheils nur die Mitglieder des Ausſchuſſes oder ihre Lieblinge gute Rollen bekamen. Ferner: daß oft von den wichtigſten Stücken, z. B. Hamlet, Klara von Hoheneichen u. ſ. w., nur ein paar Rollen gut beſetzt wurden, theils, damit dieſe paar allein da ſtehen, und deſto auffallender glänzen möchten; theils, damit keiner von den Matadors genöthigt werde, auch einmal eine untergeordnete Rolle zum Vortheil des Ganzen zu übernehmen.

Dieſem höchſt ſchädlichen Mißbrauch verſuchte ich zu ſteuern. Ich verſchaffte jedem Talent Gelegenheit, ſich zu entwickeln, und ſtellte zugleich, wo der Vortheil des Ganzen es erheiſchte, auch die ſogenannten erſten Schauſpieler auf Plätze, die ihnen unbedeutend ſchienen, weil ſie nicht wußten, oder nicht wiſſen wollten, daß Eine verzeichnete Nebenfigur oft dem ganzen Gemälde Schaden thut. Doch bewirkte ich das immer nur bittweiſe, und Mehrere unter ihnen (ich bekenne es hier dankbar), zum Beiſpiel Madame Adamberger, Herr Lange, Herr Koch, haben auf die gefälligſte Weiſe meine Bitten erfüllt, und öfter bewieſen (was vielleicht Andere zu beweiſen ſich nicht getrauten), daß ſie auch in kleinen Rollen groß bleiben konnten.

Drittens: Ein fürchterlicher Stein des Anstoßes waren die neuen durch meine Vermittelung engagirten Schauspieler. Ohne ihre Erscheinung wäre vielleicht nie die Flamme zum Ausbruch gekommen. Aber da gab es so Manche, die nur allein glänzen wollten, und die einen solchen Eingriff in ihre verjährten Rechte unmöglich verzeihen konnten. Jedes Beifallszeichen, welches die Neuen erhielten, zerriß ihr Herz — es blutete Gift — und, damit man mich nicht der Uebertreibung anklage, so werfe man nur einen flüchtigen Blick auf einige der gegen mich vorgebrachten Beschuldigungen, um sich zu überzeugen, wie ungeheuer bei Manchen die Eitelkeit war, die sich verwundet fühlte.

Hiezu kam nun endlich Viertens: der Verlust des Ansehens und der Macht, welche vor meiner Ankunft der Ausschuß behauptete. Freilich schon mehr als zu viel, um den Haß gegen mich zu nähren. Indessen glimmte das Feuer unter der Asche, und erst im Monat November — als ich durch eine Krankheit genöthigt wurde, eine Zeitlang das Bett zu hüten — benutzte man eilig den günstig scheinenden Zeitpunkt, um täglich neue Verleumdungen gegen mich auszuspeien; ja, — sollte man es wohl für möglich halten! — unter der Larve der Freundschaft und Ergebenheit war sogar ein Tagebuch gehalten worden, in welches man jedes verfänglich scheinende Wort, mit sorgfältiger Bemerkung des Datums aufgezeichnet hatte, um es vielleicht einst gegen mich brauchen zu können.

— Ich ſollte freilich den Urheber dieſes teufliſchen Verfahrens hier deutlicher bezeichnen, und ihn ſeiner verdienten Strafe Preis geben; aber — ich will mich ja nur rechtfertigen, nicht rächen. Jenes muß ich um meiner Ehre willen; dieſes würde mich herabwürdigen.

Die Hauptklagen, die von einem unberufenen Wortführer gegen mich vorgebracht wurden, waren: ich deſpotiſire die Geſellſchaft; ich behandle ſie nicht als Künſtler; ich ſei parteiiſch für die neuen Mitglieder u. dgl. m.

Sobald ich dies erfuhr, drang ich ſelbſt auf die ſtrengſte Unterſuchung, und — da behauptet worden war, es ſei nur Eine Stimme gegen mich unter der Geſellſchaft — beſchloß der Baron von Braun, ſämmtliche Mitglieder derſelben vorrufen zu laſſen, damit jedem etwa gekränkten Theile Gerechtigkeit widerfahre. Damit aber auch ein Jeder ſeine wahre und vorher unbeſtochene Meinung zu Protokoll geben möchte, ward, bei der Tages vorher geſchehenen Einladung, Niemanden bekannt gemacht, wovon eigentlich die Rede ſein werde.

Wie nothwendig dieſe Maßregel war, erhellt aus dem eigenen, naiven und klagenden Bekenntniß des Briefſtellers:

»daß die Kürze der Zeit und die Entfernung der Wohnungen in einer ſo großen Stadt, der Geſellſchaft nicht erlaubt habe, ſich ihre Vermuthungen mitzutheilen, oder wohl gar Verabredungen zu nehmen und Maßregeln zu ergreifen.«

Recht, mein Herr! eben das wollte Baron von Braun

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51521-9
KOTZEBUE.A.F.F.VON FN. 1478?/165

vermeiden, weil es hier bloß darauf ankam, daß ein Jeder seine Herzensmeinung ohne vorhergegangene Verabredung sage. Denn wenn die Stimmung gegen mich so allgemein war, wozu war denn Verabredung nöthig?

Der Briefsteller führt dabei noch den höchst geringfügigen Umstand an:

»daß ich, als die Gesellschaft sich versammelt habe, Mehreren aus derselben auf der Treppe begegnet sei, als wolle ich keinen Antheil an der Verhandlung nehmen« —

und sucht darin etwas Arges.

Ich habe mich lange hin und her besonnen, ob ich denn, bevor die Untersuchung anhub, wirklich noch ein Mal die Treppe hinunter gegangen? und warum ich das gethan? — Die Sache selbst ist aber so sehr klein, daß ich mich nie darauf besonnen haben würde, wenn mich nicht glücklicherweise, nachdem dieser Aufsatz bereits zum Druck fertig war, ein Brief aus Wien daran erinnert hätte. Die Schauspieler nämlich sollten nach ihrer Ancienneté vorgerufen werden; die Anciennetéliste aber hatte mir der Baron von Braun einst geliehen, da ich, bei meiner Ankunft, den älteren Mitgliedern eine Visitenkarte zusenden wollte; jetzt war die Liste nöthig; ich hatte sie in meinem Pulte vergessen; meine Wohnung war nicht hundert Schritte entfernt; ich holte sie also. Das ist das große Geheimniß! — Ich wüßte auch gar nicht, warum ich gewünscht haben sollte, die Gesellschaft glauben zu machen, ich wolle keinen Antheil an einer Sache nehmen, die gerade mich allein anging?

Daß ich selbst bei der Untersuchung gegenwärtig war, sollte, statt der hämischen davon gemachten Auslegung, vielmehr dem Baron von Braun als ein Merkmal seiner feinen Schonung verdankt werden, da er Alles in der Stille abzuthun wünschte, und folglich keinen Fremden zur Aufnahme des Protokolls gebrauchen mochte. Es war ja noch kein Prozeß, es war gleichsam ein häuslicher Zwist, den ein Familienvater im Stillen abthut.

Ueberdieß konnte und durfte ich ja nichts Anders niederschreiben, als die wörtliche Aussage eines Jeden, die alsdann ein Jeder selbst wieder durchlas, und nur, nachdem er sie wörtlich eingetragen fand, eigenhändig unterzeichnete.

Mich selbst betreffend, bewies meine Gegenwart, nicht eisernen Muth, wie der Briefsteller meint, sondern nichts mehr und nichts weniger als ein gutes Gewissen. Ich hatte dem Baron von Braun versprochen, es möchte vorgehen was da wolle, mich auf keine Weise in die Untersuchung zu mischen, sondern blos zuzuhören und niederzuschreiben. Dies Wort habe ich redlich gehalten.

Die Anschuldigung, daß die Rechtsform bei dieser Untersuchung nicht beobachtet worden, ist daher nur ein elender Behelf. Denn, noch Einmal: wo war Prozeß? — Der Briefsteller nennt mich den Beklagten. Wer hatte mich denn verklagt? — Es sollte ja eben erst ausgemacht werden, ob ich verklagt werden würde? — Das geschah nun aber nicht, denn von etwa vierzig Per-

sonen hatten einunddreißig gar nichts gegen mich einzuwenden.

Die Freiheit, seine Meinung zu erklären, war so wenig gefährdet, daß Hr. St*** sie sogar schriftlich von sich geben durfte. Aber was half das? — Enthielt seine Schrift darum etwa wichtigere Beschuldigungen, als die mündliche Deposition der übrigen? — Keineswegs. Alles was er vorbrachte, waren eben so nichtswürdige Lappalien, nur in einem ungesittetern Tone vorgetragen. — Aber freilich, der Weg der Verabredung war damals schon abgeschnitten, und das ist es eigentlich, was dem Briefsteller quält.

Er spricht von den Gedanken, die ich bei dieser Gelegenheit gehabt haben soll. Drolliger Mensch! nun wähnt er sich gar ein Gott, der Herzen und Nieren prüft.

Er sagt, vota majora wären gegen mich gewesen, und — weil er doch noch selbst fühlte, daß diese Lüge gar zu ungeheuer sei — so setzt er gleich hinzu: »oder doch gewiß saniora.« Nun meinethalben möge er diesen aus seiner Eitelkeit gepreßten Balsam in seine blutende Wunde gießen.

Er sagt: »meine Hand habe beim Niederschreiben gezittert.« Kleiner Mensch, das ist ja wieder nicht wahr. Die unangenehmen Wahrheiten und Bitterkeiten, die mir in's Gesicht gesagt worden sein sollen, möge das Publikum selbst prüfen, und entscheiden, ob es wohl der Mühe werth gewesen wäre, dabei zu zittern.

Daß das Gesellschaftszimmer, in welches nach geschehener Untersuchung ein Jeder eintrat, verschlossen gewe-

sen sei, ist eine künstlich gestellte Lüge. Die Thür, durch welche man hinein ging, war und blieb unverschlossen, und ein Jeder, dem etwa eine plötzliche Ohnmacht, oder sonst ein Bedürfniß angewandelt hätte, konnte auf dem nämlichen Wege eben so leicht wieder heraus gehen, als er hinein gegangen war. Ohne einen solchen Zufall aber war es ohnehin die Pflicht eines Jeden, darin zu verweilen bis nach geendigter Untersuchung, da sein Chef es befahl.

Die künstliche Lüge bezieht sich eigentlich auf eine andere Thür des nämlichen Zimmers, welche in ein Vorzimmer führt, wirklich verschlossen war, und gewöhnlich immer verschlossen ist, wie Jeder weiß und bezeugen kann, der im Hause des Baron von Braun bekannt ist und wie der edle Briefsteller gewiß selbst wußte. — Ob diese Thür überhaupt existirte oder nicht, das konnte einem Jeden sehr gleichgiltig sein, er müßte denn Lust gehabt haben, durch dieselbe mit der noch rückständigen Gesellschaft verstohlen zu kommuniziren, und Verabredungen zu treffen; welches man fast vermuthen muß, da sonst wohl wahrscheinlich keiner auf den Einfall gekommen sein würde, einen Versuch zu machen, ob die Thür offen oder verschlossen sei?

Als ich den famösen Brief bis hieher gelesen hatte, war ich sehr begierig zu sehen, welche Wendung der ehrliche Briefsteller genommen haben würde, um das Resultat der Untersuchung zu verdrehen, oder gar dem Auge zu entrücken; denn dieses Resultat allein mußte, ohne

weitere Ueberlegung, seinen Lügengeist plötzlich entlarven. Aber wie erstaunte ich, als ich dasselbe, in einer Einzigen Zeile, folgendergestalt abgefertigt fand. »Indessen erschien das versprochene und so sehnlich gewünschte Resultat des Verhörs noch immer nicht; wohl aber erhielt Hr. v. Kotzebue mittlerweile per decretum die Entlassung von seinen Diensten.«

Ei! Ei! Herr Briefsteller! wo ist Ihr Gedächtniß? Ich sehe geschwind noch Einmal nach dem Datum Ihres ehrlichen Sendschreibens, ich finde den Ersten Januar, und Sie hätten damals noch immer nichts von dem so sehnlich gewünschten Resultate gewußt? — Haben Sie denn die guten, aber leider fruchtlosen Lehren schon vergessen, die Sie darin erhielten? — Haben Sie vergessen, daß Ihre ehrliche Anklage für gänzlich falsch und grundlos erklärt? — daß Sie bei angedrohter Strafe zur Ruhe verwiesen — daß Sie ermahnt wurden, in Zukunft mehr Achtung für die Ruhe Ihrer Mitbürger zu hegen, und das Gute, welches Sie auf der Bühne vortragen, auch im gemeinen Leben zu üben? —

Wirklich, Hr. Briefsteller, davon hätten Sie doch auch ein Wörtchen sagen müssen, denn nun hat ja die Geschichte eigentlich kein Ende.

Doch! — nach Ihrer Meinung hat sie Eines, nämlich meine mittlerweile geschehene Entlassung.

Dies mittlerweile ist Ihnen wieder so entschlüpft. Sie wissen recht gut, daß, im Gefühl der Erhabenheit über

Sie und Ihres gleichen, im Gefühl der niederträchtigsten erlittenen Kränkungen, und um solchen, meiner Gesundheit und Ruhe wegen, für die Zukunft auszuweichen, ich zugleich mit meiner Vertheidigung gegen Ihre einzigen Anklagen, auch die Bitte um meine Entlassung verband; daß mir diese von der Direktion, der meine Unschuld klar vor Augen lag, sehr ungern bewilligt wurde; daß Se. kaiserl. Majestät selbst, die gegen mich vorgebrachten Beschuldigungen für völlig nichtsbedeutend erklärten; daß Sie mir eine Pension von tausend Gulden bewilligten, mit der Erlaubniß sie zu verzehren wo ich wolle, und unter der Bedingung, meine Arbeiten an das Wiener Hoftheater zuerst, nicht aber allein zu senden. Sie, mein unwissender Freund, wissen ferner recht gut, daß im ganzen Publikum über Ihr edles Verfahren nur Eine Stimme war, und daß ich, durch die unzweideutigsten Merkmahle der Liebe und Achtung des Publikums entschädigt, von Wien geschieden bin.

Widersprechen Sie mir doch, wenn Sie können.

Und Sie allein harrten am Ersten Januar noch immer sehnsuchtsvoll auf das erwünschte Resultat? — Armer vergeßlicher Mann! — Ja wenn es nur erwünscht gewesen wäre, nicht wahr? dann hätten Sie schon auch ein Wörtchen davon zum Besten gegeben.

Am Schlusse des famösen Briefes sucht der Verfasser noch Einmal die wackern Einwohner Wiens zur Theilnahme an seinem Hasse zu bewegen, indem er die unverschämte

Lüge, daß sie von mir gering geachtet würden, noch Einmal mit beispielloser Frechheit wiederholt.

Er würde diese giftige Behauptung gewiß unterdrückt haben, wenn er vorausgesehen hätte, daß eben diese mir beim Schluß meiner abgenöthigten Beantwortung, beim Schluß meiner so höchst unangenehmen Arbeit, Ersatz für die verlorne Zeit und traurige Beschäftigung gewähren würde, indem sie mir Gelegenheit verschafft, meine Achtung und Liebe für einen großen Theil der Einwohner Wiens hier öffentlich an den Tag zu legen, und folglich aus den widerwärtigsten Empfindungen in die sanftesten überzugehen.

Ich werde vielleicht Wien nie wiedersehen; aber unvergeßlich bleibt mir die Aufnahme, die ich daselbst in den besten Häusern gefunden; unvergeßlich die zuvorkommende Gastfreiheit des Einen; die biedere Herzlichkeit des Andern; die feine Geselligkeit des Dritten; hier zwanglose Freude, dort ungesuchter Witz; hier die geschmackvollsten Lustbarkeiten, dort die feineren Vergnügungen der höheren Bildung; überall Sittlichkeit, in der zarteſten Vereinigung mit Geradheit, diesem eigenthümlichen Charakter der Oesterreicher. — O! wenn es in Wien keinen Staub und keine Tagebücher gäbe, wo fände man einen reizenderen Aufenthalt!

Man halte mich nicht der Schmeichelei verdächtig. Ich habe nichts mehr von den Wienern zu hoffen oder zu erwarten. Ich sage auch nicht, daß sie Alle dem Bilde glei-

chen, das ich hier aufstellte; aber die, die ich näher kenne; die, in deren Umgang ich so oft Erholung fand, waren so, und wie undankbar müßte ich sein, wenn ich ihrem Andenken nicht die liebevollste Hochachtung in meinem Herzen bewahrte.

Ich weiß, daß sie auch meiner mit Liebe gedenken. Ich weiß es gewiß, weil ich mir bewußt bin, es verdient zu haben. Denn ich darf frei auftreten, und mit der innigsten Ueberzeugung behaupten: daß — wenn ich das verflossene Jahr zurück wünschen könnte, um die nämliche Laufbahn noch einmal zu beginnen — ich durchaus in keinem meiner Verhältnisse, weder als Beamter noch als Mensch, anders handeln könnte und würde, als ich gehandelt habe. — Nur Eines habe ich mir vorzuwerfen: das Vertrauen, welches ich, trotz aller Warnungen, dem wackeren Briefsteller schenkte. — Aber macht dies getäuschte Vertrauen meinem Herzen Schande?

Beilage A.

Sämmtliche, bei der Untersuchung gegen mich vorgebrachte, und wörtlich kopirte Klagen, sammt meiner Beantwortung, so wie solche der k. k. Obersten Hoftheater-Direktion eingereicht worden.

(Die meisten Noten rühren nicht von mir, sondern von einem meiner Freunde in Wien her, dem ich diese Bogen zum Durchlesen geliehen hatte.)

Die beiden wichtigsten, jedem Eintretenden vorgelegten Fragen waren (wie der Briefsteller ganz richtig angeführt hat):

1. Hat Ihnen Hr. v. Kotzebue jemals etwas Unbilliges, oder den Geſetzen Zuwiderlaufendes zugemuthet?

2. Hat er jemals die Schranken der Höflichkeit oder des Wohlſtandes gegen Sie verletzt? — Beide wurden, ſowohl per vota majora als saniora mit einem einſtimmigen Nein beantwortet, und dadurch auf Einmal der Vorwurf der Deſpotie, oder der einem Künſtler nicht geziemenden Behandlung gänzlich widerlegt.

Auf die Frage: ob ſich irgend Einer perſönlich von mir gekränkt fühle? — erfolgten die Klagen, die ich hier wörtlich mittheile.

1. Herr Müller Vater hat geklagt: daß er einige Rollen in Stücken von wenig äſthetiſchem Werth erhalten, die er bei ſeinem Alter für ein- oder zweimal einſtudiren müſſen.»

Dieſe Klage iſt zwar nicht ganz ungegründet, indem Hr. Müller wirklich in der Tochter der Natur und im Doktor Tonuccio Rollen übernommen, die er faſt vergebens hat auswendig lernen müſſen. Ich glaube aber, daß dies weniger mir, als dem Zufall, und dem vorher nicht zu berechnenden Schickſal eines Schauſpiels zugeſchrieben werden müſſe. Denn was den äſthetiſchen Werth betrifft, ſo hat über Lafontaine's Tochter der Natur Kritik und Publikum überall vortheilhaft entſchieden, und Wien iſt der einzige Ort, wo dieſes Produkt eines deutſchen Lieblings-Schriftſtellers mißfallen hat. Auch Doktor Tonuccio hat ſein Schickſal gewiß nicht verdient. Der Verfaſſer des-

ſelben iſt ein durch ſeinen Freemann, durch ſeinen Landprediger von Wakefield u. ſ. w., gewiß nicht unrühmlich bekannter Schriftſteller. Freilich iſt es unangenehm, und gewiß ſelbſt der Direktion verdrießlich, wenn ein Mann von Hrn. Müllers Alter und Verdienſten dieſe oder jene Rolle vergebens lernte. Aber iſt denn etwa dieſer Zufall Hrn. Müller zum Erſten Male, und nur unter meiner Regie widerfahren? Ich darf nur unter den neueſten Beiſpielen den Ritter Hans in den ausgeziſchten Liebhabern im Harniſch anführen *). Der vorige Ausſchuß war alſo nicht glücklicher als ich.

2. Madame Stephanie hat, ihrem eigenen Ausdruck gemäß, blos über das Allgemeine und im Ganzen geklagt. Das ſoll alſo wohl mit andern Worten heißen: ſie hat über das geklagt, worüber ſie Alle klagen. Dabei iſt nur von ihrer Seite ein kleiner Irrthum vorgefallen, denn ſie ſcheint vorausgeſetzt zu haben, daß ſie Alle klagen würden. Da nun aber 23 Perſonen, und folglich Dreiviertel der ganzen Geſellſchaft, nicht die geringſte Beſchwerde

*) Ein Ritterſtück von Herrn Ziegler, in welchem ein Burgvogt bis an den Hals in die Erde gegraben wird, wo er einen ganzen Akt hindurch aushalten muß. Es erſcheinen überdies eine Menge Türken-Köpfe auf der Bühne. — Auch in einem ſeiner neueſten Produkte, das Petſchaft, ſpielt ein Kopf von Wachs die Hauptrolle. — Leſſing hat wohl Recht: man ſpricht am liebſten von dem, was man nicht hat.

gegen mich vorgebracht haben *), so folgt daraus, daß im Allgemeinen und im Ganzen eigentlich gar nicht über mich geklagt worden, daß Madame Stephanie sich der Mehrheit der Stimmen anschließt, und daß ich folglich so glücklich bin, in ihren Augen gänzlich schuldlos zu erscheinen.

3. Herr Brockmann hat als erlittene Kränkung angeführt, daß, da ich ihm auf seine eigene Bitte die Rolle in den Unglücklichen abnahm, und sie Herrn Koch zutheilte, ich dabei geäußert, »es sei mir gleichgiltig, ob er oder Herr Koch sie spiele, und nur dann, wenn viel Anstand und Würde zu dieser Rolle nöthig sei, würde ich sie lieber von Herrn Brockmann spielen sehen."

Diese Klage zeugt von so kindischer Eitelkeit, daß ich mich fast schäme, sie zu beantworten, und besonders, wenn

*) Zu diesen dreiundzwanzig Personen müssen auch noch ferner Herr Koch mit seiner Tochter, Herr und Madame Stollmers, die Herren Roose, Grohmann, Lippert und Weinmüller gerechnet werden, die sämmtlich nicht gegenwärtig waren, aber gleichfalls keine Klage hatten. Folglich waren in Allem auf Seiten des Hrn. v. Kotzebue Einunddreißig Personen; gegen ihn dreizehn, worunter noch fünf bis sechs sich nur über einzelne Kleinigkeiten beschwerten, im Ganzen aber mit seiner Verwaltung zufrieden waren.

Es waren also eigentlich kaum sieben oder acht Personen, die ihn fort wünschten, um aus ihrem Mittel den vormaligen bequemen Ausschuß wieder herzustellen.

mich die Erinnerung ergreift, wie sehr ich bei jeder Gelegenheit, als Kenner und als Freund, Herrn Brockmann's wahres und unbezweifeltes Verdienst ausgezeichnet habe, so glüht eine Schamröthe auf meinen Wangen, die wahrlich eigentlich auf den seinigen glühen sollte. Fügt man nun noch hinzu, daß ich selbst jene unbedeutenden Worte noch durch ein Kompliment würzte, welches ich vor dem Richterstuhle der Kritik, und vor dem Throne der Natur vielleicht nicht einmal verantworten könnte — in welchem Lichte erscheint dann Herr Brockmann! — ist es denn etwa eine Schande, in dieser oder jener Rolle nicht über, sondern nur neben Herrn Koch zu stehen, den ganz Deutschland unter seine ersten Künstler zählt? — Ich schweige von den freundschaftlichen Verhältnissen, in welchen ich mit Herrn Brockmann gestanden, denn in welchem Lichte erschiene er dann! —

4. **Herr Ziegler** hat geklagt: »Erstens, daß ich bei Gelegenheit seines »Lorbeerkranzes" gesagt habe: ich würde es nicht wagen, in meinen Schauspielen die Monarchen so in die Schule zu führen."

Ich kann hierauf nichts anders erwiedern, als was ich ihm selbst schon vor einem halben Jahre geantwortet habe nämlich: ja es ist wahr, ich würde es nie wagen, denn duo si faciunt idem, non est idem, und es ist leider zur Genüge bekannt, wie oft mir in meinen Schauspielen jedes unschuldige Wort hämisch ausgelegt und verdreht wird.

Wie aber Herr Ziegler aus diesem Vortheil, den er über mich hat, einen Klagepunkt gegen mich hat machen, und wie er eine Beleidigung darin hat sehen können, das ist mir unbegreiflich. Für edler würde ich es gehalten haben, sich jenes Vorzuges im Stillen zu freuen.

Seine zweite Klage betrifft den Umstand: daß die Aufführung seines neuesten Stückes: das Petschaft, etwas weiter zurückgesetzt worden, als seine Autorliebe gewünscht hat, und daß es sogar dem Doktor Tonuccio nachgesetzt worden sei.

Hierauf erwiederte ich Erstens: Als Herr Ziegler sein Stück fertig einlieferte, da waren Lohn der Wahrheit und Doktor Tonuccio bereits ausgeschrieben und ausgetheilt. Zweitens: Doktor Tonuccio sollte einige Tage früher als Lohn der Wahrheit gegeben werden, wie solches die damalige Austheilung noch beweisen kann. Herr Schütz wurde aber krank, und ich berufe mich auf sein Zeugniß, wie auch auf das Zeugniß seiner Gattin, mit welcher ich im Theater darüber gesprochen, daß blos um dieser Krankheit willen die Aufführung bis nach dem Lohn der Wahrheit verschoben werden mußte. Drittens habe ich alles dieses zu seiner Zeit dem Herrn Ziegler selbst mehrmals gesagt und erklärt, ohne daß er eine Unzufriedenheit geäußert hätte. Endlich Viertens: wenn auch alles dieses nicht wäre, so frage ich, mit welchem Rechte ein Autor der Direktion die Zeit vorschreiben kann, wann dieselbe, mit Unterbrechung ihrer ganzen gewöhnlichen Ordnung, ein Stück aufführen

ſoll? und wie ein Autor eine ſolche, blos Eitelkeit verrathende Ungeduld zu einem Klagepunkt zu machen ſich unterſtehen darf?

Eine dritte der zweiten angehängte Klage betrifft folgende von mir geſagte Worte: »Glaubt Herr Ziegler etwa, daß ich ſein Stück aus Autorneid zurückgeſetzt? wenn ich deſſen fähig wäre, ſo würde ich mir lieber eine Kugel vor den Kopf ſchießen.« Dieſe Worte habe ich wirklich geſagt, weil ſie meines Herzens Meinung ſind, und weil ich eine noch weit weniger edle Todesart verdienen würde, wenn ich ſo ſehr tief geſunken wäre, Herrn Ziegler zu beneiden. Eine Beleidigung kann ich übrigens hierin auch nicht finden, denn ſeit wann iſt es denn ein Verbrechen, zu ſagen, daß man Niemand beneide? und es ſteht Herrn Ziegler ja vollkommen frei, das Nämliche von mir zu ſagen.

Bei der vierten ſogenannten Klage, muß man: Risum teneatis amici! ausrufen, denn ſie betrifft nichts weniger als das große Verbrechen, daß ich mich unterſtanden Frau v. W. zu fragen: ob ſie die kleine Rolle im Petſchaft annehmen müſſe*), weil ich geſonnen ſei, ihr eine ſchöne Rolle im rächenden Gewiſſen zuzutheilen**).

---

*) In Wien beſetzen die Autoren, wenn ſie wollen, ihre Stücke ſelbſt; Frau v. W. hatte daher dieſe Rolle von Herrn Ziegler erhalten.

**) Das »rächende Gewiſſen« iſt eine von Herrn v. Kotzebue herrührende Umarbeitung der Zauberin Sidonia von Zſchokke. Bei der Strenge der hieſigen Cenſur mußte das Original noth-

Ich mag mich anstrengen wie ich will, so sehe ich nicht ab, wie man darin eine Beleidigung finden könne? wohl aber finde ich es mehr als dreist, die Direktion deshalb mit einer Klage zu behelligen.

Seine fünfte und letzte Klage endlich, betrifft die von mir geäußerte Vermuthung, daß Herr Ziegler wohl bei dem Hrn. Censor gegen das Schauspiel das rächende Gewissen gesprochen haben könne.

Auch hierin suche ich vergebens eine Beleidigung, denn wenn Herr Ziegler wirklich dagegen gesprochen hat, so hat er es vermuthlich aus wahrer Ueberzeugung gethan, und da er gar keine Pflicht auf sich hat, diese seine Ueberzeugung mir zu Gefallen zu unterdrücken; so konnte auch meine Vermuthung deshalb ihn keineswegs kränken, oder gar beschimpfen.

Ueberhaupt liegt in seinen sämmtlichen Klagen der redendste Beweis für meine Unschuld, da er, mit dem besten Willen mich anzugreifen, mir dennoch keine Blöße abgewinnen konnte, und daher gezwungen war, lauter Luftstreiche zu thun.

5. Frau v. W. hat geklagt: Erstens: »daß ich ihr in dem Trauerspiele »das rächende Gewissen" die zweite Rolle zugetheilt, indessen Dem. Koch die erste spiele."

Gesetzt, es wäre wahr — (welches ich doch geradezu

---

wendig viel verlieren. Hr. v. Kotzebue hat freilich durch diese Umarbeitung für die Casse gesorgt, aber auf Kosten des Verfassers.

läugnen muß, indem die Rolle der »Jolanda" ganz unwidersprechlich auch eine erſte Rolle iſt) — aber geſetzt, es wäre wahr: wo ſteht denn geſchrieben, daß Frau v. W. immer nur die erſten Rollen ſpielen müſſe? Glaubt denn Frau v. W. ſie ſei eine Katharine Jaquet? oder hegt ſie auch nur den ſüßen Wahn, ſie ſei eine größere Schauſpielerin als Dlle. Koch? — Es thut mir leid, ihr dieſen ſchmeichelhaften Wahn benehmen zu müſſen, indem ich zwar gern bekenne, daß Frau v. W. ihre Rollen mit Einſicht ſpielt, aber auch hinzu ſetzen muß, daß ihr kreiſchendes Organ, ihre weinerlich verzerrten Geſichtszüge, und einige andere üble Angewohnheiten — (zum Beiſpiel ein gewiſſes Abſetzen in der Deklamation, welches man, um der Tonkunſt einen Ausdruck abzuborgen, staccato nennen könnte) — ihr faſt unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg legen, ſich bis zu dem Range einer großen Schauſpielerin zu erheben *). Indeſſen läßt ſich von ihrem Verſtande, ihren Einſichten, und der Beihilfe einer empfehlenden Geſtalt, noch vieles hoffen, wenn ſie ſich nur fleißig nach der Dlle. Koch bildet.

Uebrigens darf man nie vergeſſen, daß Dlle. Koch für die erſten tragiſchen Rollen hieher berufen worden, und

*) Mit Frau v. W. iſt Hr. v. Kotzebue noch viel zu gelinde umgegangen. Sie fällt wirklich, beſonders wenn man ſie zum erſten Male ſieht, ſehr unangenehm auf, und nur die Gewohnheit kann ſie erträglich machen. Indeſſen hat ſie ſich einen großen Anhang im Publikum zu erwerben gewußt. — Unter ihre üblen Angewohnheiten gehört auch noch, daß ſie beſtändig mit dem Kopfe nickt.

folglich jederzeit den gerechteſten Anſpruch darauf machen darf.

Ihre zweite Klage betrifft den Vorfall, daß ich, als ſie einige Tage krank war, ihr die Rolle im leichten Sinn abgenommen, und ſelbige durch Dlle. Koch ſpielen laſſen.

Hier hat Frau v. W. nicht allein Unrecht, ſondern ſie iſt ſogar ſtraffällig, da in dem zweiten Punkt der Geſetze ausdrücklich enthalten iſt: daß die Direktion das Recht hat, eine Rolle mehrfach zu beſetzen, und Niemand dagegen Einwendungen machen darf. Das Stück ſtand auf der Austheilung; Dlle. Koch hatte die Rolle bereits vormals geſpielt, und die Direktion hatte daher den Vortheil durch die Krankheit der Frau v. W. nicht genirt zu ſein. Ueberdies konnte, bei der Ueberzeugung, die Frau v. W. von ihren größern Verdienſten hat, ihr dieſer Rollenwechſel ja nur zum Triumph gereichen. Auch muß ich Frau v. W. an die Zeit erinnern, da ſie es kühn wagte, bei einer Krankheit der Mad. Adamberger, ohne von der Direktion dazu aufgefordert zu ſein, die Rolle der »Katinka" einzuſtudiren, und ſich auf dieſe Art mit einer Schauſpielerin zu meſſen, die ſo unendlich hoch über ſie erhaben iſt.

6. Herr Lange hat geurtheilt: »daß ich die Praxis mit der Theorie nicht gut zu verbinden wiſſe, weil ich bei einer neulichen Begebenheit ihm zugemuthet, zwei ſtarke angreifende Rollen hinter einander zu ſpielen."

Pagenstreiche.

Eine

Posse in fünf Aufzügen.

Von

August von Kotzebue.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer.
1804.

Erſtens hat Herr Lange ſich hiebei eine irrige Vorausſetzung zu Schulden kommen laſſen, indem ich damals krank war, von jener ganzen Begebenheit nichts wußte, und der Herr Baron von Braun ſelbſt das Stück, über welches er ſich beklagt, angeordnet hatte.

Zweitens: wäre es aber auch wahr, daß ich behauptet hätte, man könne den Ethelwolt in der Elfriede und den Hellmuth im Lohn der Wahrheit, hinter einander ſpielen, zumal wenn man zwei Tage vorher und zwei Tage nachher frei war, ſo ſehe ich doch noch nicht ein, wie man mir deshalb die Kenntniß der Praxis abſprechen könne? die ich mir nunmehr ſchon ſeit ſiebzehn Jahren erworben zu haben glaube, da ich bereits in meinem zwanzigſten Jahre das damalige deutſche Hof-Theater in Petersburg eine Zeitlang zur allgemeinen Zufriedenheit dirigirt habe*).

7. **Herr Weidmann** und einige Andere haben mir Parteilichkeit gegen die neu engagirten Schauſpieler vorgeworfen. Dieſer Vorwurf iſt für mich der ſchmerzhafteſte; da ich mir innig bewußt bin, keine andere Parteilichkeit zu kennen, als die für das wahre Verdienſt.

Es wird daher wohl nöthig ſein, eine kurze Ueberſicht von denjenigen neuen Rollen zu liefern, welche ich den Neuen zugetheilt habe.

*) Dies geſchah während einer langwierigen Krankheit, und kurz nach dem Tode des Generals von Bawer, dem die Kaiſerin eigentlich die Direktion übertragen hatte, im Jahre 1782 und 1783.

Herr Koch hat gespielt im Schreibpult den alten Hermann, eine kleine ganz subordinirte Rolle, indessen ich Herrn Brockmann die glänzende Rolle des Rath Erlen gab. Im Lohn der Wahrheit den Polizeikommissär Dankwart, abermals eine subordinirte Rolle, auf die gewiß Niemand Anspruch gemacht hätte. Im Gefangenen den Major, eine unbedeutende Rolle, der nur sein vortreffliches Spiel einige Bedeutung gab. In den Unglücklichen den Peter Falk, eine Rolle, die er blos aus Gefälligkeit gegen Herrn Brockmann übernahm.

Dlle. Koch hat gespielt: Im Lohn der Wahrheit die Julie. Als Autor habe ich das Recht meine Stücke zu besetzen, wie ich es für gut finde, und der laute, schon so oft wiederholte Beifall des Publikums, hat gezeigt, daß ich mich hier in meiner Wahl nicht irrte. Im Gefangenen die Louise, eine kleine Rolle ohne Bedeutung.

Hr. Roose hat gespielt: im Epigramm den Klinker, im Schreibpult den Dithelm, und im Gefangenen den jungen West; allerdings drei glänzende Rollen, von welchen aber hier nicht die Rede sein kann, weil ich sie ihm nicht als Regisseur, sondern als Autor zugetheilt habe.

Außerdem hat er noch gespielt: im Mann von Wort den Maring. Nach meiner Einsicht gebührt ihm diese Rolle, weil er für das muntere Liebhabersach engagirt worden. Ueberdies ist es auch damals Hrn. Klingmann freigestellt worden, mit Herrn Roose zu alterniren, worauf Herr Klingmann freiwillig Verzicht geleistet hat.

Die Rollen im Krug, und im Doktor Tonuccio wird ihm wohl Niemand beneidet haben, eben so wenig als die in der Margot, in den beiden Billets, dem Stammbaum und den Unglücklichen.

Mad. Stollmers hat gespielt: die Tochter der Natur; da es ihre einzige große Rolle war, das Stück auch noch obendrein mißfallen hat, so glaube ich nicht, daß sie dadurch sehr hervorgezogen worden. Die Rollen im Epigramm, im Schreibpult und im Lohn der Wahrheit sind lauter solche sehr untergeordnete Rollen, so wie auch die in den oben genannten kleinen Stücken *) wohl nicht geeignet sind, einer Schauspielerin großen Ruhm zu erwerben.

Aus dieser Uebersicht erhellt also: daß Herr Koch noch gar keine glänzende Rolle gespielt, wohl aber hie und da sich sehr gefällig hat einschieben lassen;

daß der Demoiselle Koch nur eine einzige gute Rolle, und zwar in meinem eigenen Stücke zu Theil wurde;

daß Herr Roose drei gute Rollen in meinen eigenen Stücken und nur eine einzige im Mann von Wort unter der Bedingung mit Herrn Klingmann zu alterniren erhalten hat;

und daß endlich Mad. Stollmers durch die einzige gute Rolle in der Tochter der Natur unmöglich hat hervorgezogen werden können.

*) Margot, Rösgen, Franziska Falk.

Wenn ich nun noch erinnere, daß Frau v. W. im Epigramm die Karolina; im Mann von Wort die Mad. Lestang;

daß Mad. Adamberger im Schreibpult die Sophie, daß Dem. Rößler im Mann von Wort die Julie;

daß Mad. Leiser in den Unglücklichen die Schauspielerin;

daß Herr Klingmann in der Tochter der Natur den Carl, im Schreibpult den Fähnrich, und im Lohn der Wahrheit den Wolgast;

daß Herr Lange im Mann von Wort den Lestang, und im Lohn der Wahrheit den Hellmuth;

daß endlich Herr Ziegler im Epigramm den Busch gespielt haben; so frage ich: wo ist, oder wo war Parteilichkeit? Sollten etwa durchaus die Neuen keine Gelegenheit erhalten, ihr Talent zu zeigen? Das kann ich unmöglich von Schauspielern voraussetzen, die sich doch wohl gewiß nicht fürchten verdunkelt zu werden? und ich muß also den Vorwurf der Parteilichkeit für eine gehässige Beschuldigung erklären, die durch gar nichts erwiesen ist, und um deren Willen ich also mit vollem Rechte die Direktion um Genugthuung bitte.

8. Madame Nouseul hat geklagt, »daß ich nicht Einsicht genug besäße, zu beurtheilen, wie viel Zeit dazu gehöre, eine alte Rolle zu repetiren.«

Ich überlasse es der Direktion, über den Grund oder Ungrund dieser Klage zu entscheiden. Habe ich vielleicht in

diesem Punkte eine irrige Meinung, so ist selbe sehr leicht zu berichtigen. Auf jeden Fall bin ich weit entfernt gewesen, einer so verdienstvollen Schauspielerin als Mad. Rouseul ist, etwas über ihre Kräfte zumuthen zu wollen *).

9. Herr Klingmann, Herr Müller Sohn und Herr Sannens haben geklagt, »daß sie in Rollen zurück gesetzt würden.«

Was Hr. Klingmann betrifft, so erhellt schon aus dem, was ich oben bei Gelegenheit des Vorwurfs der Parteilichkeit gesagt habe, daß seine Klage ungerecht ist. Er hat nicht allein wirklich drei gute Rollen gespielt, sondern die neuern Austheilungen vom rächenden Gewissen und Selbstbeherrschung beweisen zur Genüge, daß ich sein Talent nicht verkenne, sondern ihm überall diejenigen Rollen zutheile, die ich seinen Kräften und Verdiensten angemessen glaube.

Die übrigen beiden Herren muß ich bitten, sich an das

---

*) Unter mehreren, dem Publikum und der Direktion Nachtheil bringenden Gewohnheiten der hiesigen Hofschauspieler ist auch diese: daß, so bald ein Stück seit ein paar Monaten nicht gespielt worden, ein Jeder seine Rolle vergessen hat, gegen die Aufführung protestirt, oder wenigstens Eine Woche Zeit braucht, um sich wieder einzustudiren. Daher kommt es denn, daß so oft in der Noth Stephanie's Wirthschafterin, Brockmann's Witwe von Ketskemet und dergl. Abgeschmacktheiten gegeben werden müssen. Herr v. Kotzebue wollte auch dieser Faulheit steuern, aber vergebens.

Publikum zu halten, welches über ihren reſpektiven Werth, vielleicht ſehr unbillig, aber laut entſchieden hat.

Ich gehe jetzt zu der von einer kleinen Anzahl der Mitglieder geäußerten Behauptung über:

daß ich das Amt eines Regiſſeurs nicht zu verwalten verſtehe.

Zwar iſt die Widerlegung dieſes Vorwurfs ſchon ganz im obigen enthalten, denn ſobald man keine andere, als die nichts bedeutendſten Klagen gegen mich aufbringen konnte; ſo bald man wider Willen zugeſtehen mußte, daß ich Niemanden etwas gegen die Geſetze zugemuthet, und Niemanden unhöflich begegnet habe; ſo bald ſtürzt jene Behauptung von ſelbſt in ihr Nichts zuſammen. Aber man erlaube mir demungeachtet die Grundloſigkeit derſelben noch näher in's Licht zu ſetzen.

Um behaupten zu können, daß ich dem Geſchäft der Regie nicht gewachſen ſei, müßten wohl vorläufig erſt folgende drei Punkte erwieſen werden:

1) die Wahl der Stücke war ſchlechter als vormals unter dem Ausſchuß;

2) das Publikum war unzufriedener als vormals, und

3) die Einnahmen wurden geringer.

Sind dieſe drei Punkte erwieſen, ſo bin ich ein ſchlechter Regiſſeur. Kann ich aber gerade das Gegentheil beweiſen, ſo bedarf es alsdann auch weiter keiner Vertheidigung.

Also zur Sache, und zwar Erstens, was die Wahl der Stücke betrifft: Ich werfe zu diesem Behuf einen Blick auf die Jahre 1793, 1794, 1795 und 1796, in welchen der Ausschuß die Regie führte, weil sich auf diese Weise am besten gegen einander vergleichen läßt, was Jener geleistet hat, und was ich geleistet habe.

1793 sind gegeben worden dreizehn neue Stücke, und drei kleinere. Unter diesen ist:

die Kriegslist, in 1 Akt, überhaupt zweimal gegeben,

der Kerkermeister von Norwich, in 4 Akten, überhaupt zweimal,

Prüfung und Frauengeduld, in 5 Akten, überhaupt dreimal,

der Maitag, in 4 Akten, überhaupt zweimal,

Taps, in 2 Akten, überhaupt zweimal,

das Liebesgeständniß, in 5 Akten, nur ein einziges Mal.

Also ist in diesem Jahre fast die Hälfte der gewählten Stücke verunglückt.

1794 sind gegeben worden zwölf neue Stücke und drei kleinere. Unter diesen sind aufgeführt worden:

die Quälgeister, in 5 Akten, überhaupt zweimal,

Scheinverbrechen, in 5 Akten, überhaupt zweimal,

Alexander Menzikoff, in 5 Akten, nur ein einziges Mal.

Hr. Spul, in 5 Akten, überhaupt dreimal,

Wülfing von Stubenberg, in 5 Akten, überhaupt viermal,

Dahlbeck der verlorne Sohn, in 3 Akten, überhaupt zweimal,

das Ehrenwort, in 4 Akten, überhaupt viermal.

Also ist in diesem Jahre fast die Hälfte der gewählten Stücke verunglückt.

1795 sind aufgeführt worden dreizehn neue Stücke und zwei kleinere, darunter

die unvermutheten Entdeckungen, in 5 Akten, nur zweimal,

Wer ist sie? in 3 Akten, nur zweimal,

die Rache, in 5 Akten, nur zweimal,

die Stiefmutter, in 5 Akten, nur viermal,

die Freundschaft auf der Probe, nur dreimal.

Also ist in diesem Jahre abermals fast die Hälfte verunglückt.

1796 sind aufgeführt worden zehn neue Stücke, und fünf kleinere, darunter

der Ehemann, in 4 Akten, nur zweimal,

die Irrthümer, in 1 Akt, nur zweimal,

das seltsame Testament, nur einmal,

der Eid, in fünf Akten, nur dreimal,

die minderjährige Verlobung, in 4 Akten, nur dreimal,

die Erbschaft, in 1 Akt, nur dreimal,

die Schachpartie, in 4 Akten, nur zweimal,

die Oeſterreicher, nur dreimal,

Achmet und Zenide, in 5 Akten, nur dreimal.

Alſo ſind in dieſem Jahre weit über die Hälfte der gewählten Stücke verunglückt.

Das ſind alſo die Proben, welche der vormalige Ausſchuß von ſeinen höhern Einſichten abgelegt hat. Es ſind unter ſeiner Regie in einer Zeit von 4 Jahren 61 Stücke aufgeführt worden. Unter dieſen ſind 28 nur Ein- und zwei-, höchſtens drei Mal geſpielt, und nur ein paar darunter zum vierten Male tolerirt worden *).

Die unter dem Ausſchuß etablirte Mittel-Proportion war alſo noch nicht einmal: zwei gefallende Stücke gegen ein mißfallendes.

Ich komme nunmehr auf die kurze Zeit meiner Regie. Es ſind während derſelben, das heißt, in einem Zeitraum von etwas über 8 Monaten, — (denn die Stücke vor dieſem Zeitraum gehören noch dem Ausſchuß an) — 20 Stücke gegeben worden:

Darunter haben gänzlich mißfallen:

Doktor Tonuccio, in 5 Akten, der Stammbaum, in 1 Akt, der Komet, in 1 Akt;

und wenig gefallen:

die Tochter der Natur, der Krug, die Unglücklichen,

*) Da das Publikum hier ſo zahlreich iſt, ſo gehört ein Stück, welches nur viermal gegeben werden kann, noch unter die Verunglückten.

folglich war die Mittel-Proportion drei bis vier gefallende Stücke gegen Ein mißfallendes *).

---

*) Die »Unglücklichen« kann Hr. v. Kotzebue nicht einmal darunter rechnen, denn sie sind seither noch oft, und immer mit Beifall gegeben worden.

Die übrigen, von ihm auf die Bühne gebrachten neuen oder ältern Stücke, sind (außer den Ziegler'schen): Leichter Sinn, der Mann von Wort, und Selbstbeherrschung von Iffland; die Tochter der Natur von Lafontaine; Elfriede von Vertuch; die Zauberin Sidonia von Zschokke; Gleiches mit Gleichem von Vogel; Doktor Tonuccio von Jester; der verliebte Briefwechsel von Huber; der seltene Fall und der Krug geht zu Wasser bis er bricht, von Jünger; der Edelknabe von Engel; die beiden Billets und der Stammbaum von Anton Wall; Margot von Rambach. Mich däucht, er habe sich der Auswahl nicht zu schämen. In der letzten Zeit seiner Regie hatte er auch noch die Mitschuldigen und Iphigenie in Tauris von Göthe, ausgetheilt. In den Erstern hatte er sorgfältig alle kleinen Anstößigkeiten ausgemerzt. Demungeachtet brachte es der neue Ausschuß dahin, daß es bei der letzten Probe verbothen wurde, als die Anschlagzettel schon herum getragen waren. Die Ursache weiß man nicht, denn nachdem Hr. v. Kotzebue, Hr. v. Ketzer, Hr. v. Eschrich und endlich der gewiß strenge Hr. Censor selbst erklärt hatten, daß durchaus nichts Anstößiges mehr in dem Stücke zu finden sei; so ist man fast berechtigt zu vermuthen, daß die Schauspieler sich vor den Versen gefürchtet haben, oder daß man sonst den Hr. v. Kotzebue nur noch so viel wie möglich necken wollte. — Mit der Aufführung der Iphigenie schmeichelt man uns noch immer, ich zweifle aber daran. Ist Hr. v. Kotzebue einmal fort, so wird auch das in Vergessenheit gerathen.

(Sollte etwa einer oder der andere mir übel wollende hier noch der »Charlatans" *) erwähnen wollen, so erinnere ich, daß nicht ich dieses Stück gewählt, sondern daß es im versammelten Ausschuß zu Hrn. Pardini's Debut bestimmt worden. Ueberhaupt müssen wohl die Jünger'schen Stücke mir gar nicht zur Last fallen, da die Direktion Jünger's theatralischen Nachlaß theuer erkauft, und es mir beim Antritt meines Amtes zur Pflicht gemacht hat, denselben nach und nach auf die Bühne zu bringen.)

Man beliebe außer dem noch in Erwägung zu ziehen, daß durch meine Thätigkeit — (ohne jedoch die alten bestehenden Gesetze nicht im Geringsten zu verletzen) die Zahl der jährlich zu liefernden Stücke von fünfzehn bis auf dreißig vermehrt worden, und daß es daher der Direktion weit weniger Schaden bringt, wenn von dreißig Stücken ein Viertheil, als wenn von fünfzehn ein Drittel oder gar die Hälfte verunglückt.

Uebrigens ist nicht zu läugnen, daß weder der Ausschuß noch ich, noch selbst Lessing, wenn er vom Orcus zurückkäme, das Schicksal eines Stückes vorher bestimmen könne, da die Produkte auch der beliebtesten Schriftsteller zuweilen mißfallen. Beispiele davon hat der Ausschuß am Eid von Engel, an Achmet und Zenide von Iffland, und ich selbst an der Tochter der Natur von Lafontaine, und am Komet von Iffland erfahren.

Ich glaube also so klar wie der Tag erwiesen zu haben,

*) Ein nachgelassenes sehr schlechtes Lustspiel von Jünger.

daß ich die Haupteigenschaft eines guten Regisseurs, nämlich die Kunst die Stücke zu wählen, wenigstens in einem eben so hohen Grade besitze als der vormalige Ausschuß *).

Die Kunst die Rollen zu vertheilen, wäre wohl die zweite Haupteigenschaft, und es läßt sich aus der Natur der Dinge schon a priori beweisen, daß ich caeteris paribus diese in einem höhern Grade besitzen muß als der Ausschuß. Denn man sage was man wolle, wer selbst Schauspieler ist; wer den mit diesem Stande unzertrennlichen Rollen-Ehrgeiz, auch wohl zuweilen Rollen-Neid besitzt; wer Freunde oder Freundinnen, Söhne oder Töchter, Feinde oder Feindinnen unter der Gesellschaft hat; wer endlich an die Direktion nur durch das nämliche lockere Band wie seine übrigen Mitbrüder gebunden ist; der kann unmöglich bei Vertheilung der Rollen eben so unparteiisch verfahren, als derjenige, der um seiner eigenen Ehre willen, einzig und allein den Vortheil des Ganzen vor Augen hat; der auf keine Rolle Anspruch macht; der den erworbenen Ruhm keines Schauspielers beneiden kann;

*) Wäre Hr. v. Kotzebue länger in Wien, und mit der ältern Geschichte unsers Theaters mehr bekannt gewesen, so würde er diesem Punkte noch manches hinzugefügt haben. So hatte z. B. der Ausschuß ein elendes Stück von Weidmann, der Jugendfehler, für fünfzig Dukaten wirklich gekauft, und fand erst bei der Probe, daß es doch wohl unmöglich sei, dem Publikum dergleichen aufzutischen. Das Nämliche war, wenn ich nicht irre, der Fall mit einem Stücke der Postmeister, und mit einem Nachspiel: So handeln Freunde.

auf dem im Gegentheil der Ruhm jeder wohlgelungenen Rolle mit zurückſtrahlt; der übrigens mit keinem von der Geſellſchaft in genauer Verbindung ſteht; und der endlich an die Direktion durch weit engere Bande als irgend ein anderer gefeſſelt iſt.

Ein auffallendes Beiſpiel, daß bei der Regie des Ausſchuſſes nicht allein die Perſonen, ſondern ſogar die beſten Stücke zuweilen um der Rollen willen unterdrückt wurden, liefert Iffland's treffliches Schauſpiel: Leichter Sinn. Dieſes Stück brachte Hr. Klingmann im Sömmer 1797 mit aus Berlin, und länger als ein halbes Jahr nachher fand ich es beim Antritt meines Amtes, im Staube des Archivs. Es war zurückgelegt worden, vermuthlich weil die nicht empfehlende Rolle des Miniſters von Bargen nothwendig auf ein Mitglied des Ausſchuſſes fallen mußte, und weil keiner Luſt hatte ſie zu ſpielen.

Ich würde zu weitläufig werden, wenn ich alles anführen wollte, was ich über dieſen Punkt zu ſagen weiß. Nur auf das Publikum will ich mich noch berufen, welches mir die Gerechtigkeit wiederfahren läßt, laut zu bekennen, daß die Rollen jetzt beſſer als vormals beſetzt ſind.

Den zweiten und dritten Punkt brauche ich wohl nicht erſt zu beweiſen. Die Kaſſe hat gute Einnahmen und das Publikum ſtrömt häufig in das Schauſpielhaus, folglich iſt es mit meiner Regie zufrieden, und folglich bin ich wenigſtens ein eben ſo guter Regiſſeur als der Ausſchuß, der, mit allen ſeinen gerühmten Kenntniſſen von Lokalität und

herrschendem Geschmack, es doch in vielen Jahren nicht so weit hat bringen können, als ich in acht Monaten, und der, schon vermöge seiner Organisation, und der mit derselben nothwendig verbundenen Langsamkeit, unmöglich so gut als ein einzelner für öftere Abwechslung und Mannigfaltigkeit Sorge tragen kann.

Ich bin stolz darauf, daß bei weitem der größte Theil der Gesellschaft mit meiner Regie zufrieden gewesen, da hingegen fast die ganze Gesellschaft ohne Ausnahme mit dem vorigen Ausschuß unzufrieden war, und dieser sogar im Auslande einen sehr gehässigen Ruf hatte, einen Ruf, der sowohl Schriftsteller als Künstler von Verdienst abschreckte hieher zu kommen, oder ihre Arbeiten herzuschicken. Wenn ich, wie ich mir schmeichle, durch die Akquisition des Hrn. Koch mit seiner Dlle. Tochter und des Herrn Roose, dem Hoftheater keinen unbedeutenden Zuwachs verschafft habe; so frage man sie, ob sie gekommen sein würden, wenn die Macht des vorigen Ausschusses noch bestanden hätte. Was meine Behauptung in Ansehung der Schriftsteller betrifft, so kann ich solche durch das Geständniß eines unserer dramatischen Lieblings-Schriftsteller belegen, welcher sagt, daß es vormals die Gewohnheit des Ausschusses gewesen, ihm fast alle seine Stücke zurück zu schicken. Freilich muß man erstaunen, wenn man hört, daß Iffland's beide treffliche Forsetzungen von Verbrechen aus Ehrsucht, nämlich Bewußtsein und Reue versöhnt, von dem

Ausschuß ganz in der Stille zurückgelegt worden. Eben so ging es mit einem Lieblingsstück unseres Publikums mit der Schachmaschine, die der Ausschuß verworfen hatte.

Schließlich bitte ich nur noch in Erwägung zu ziehen, wer eigentlich diejenigen sind, die mir die Kenntniß der Regie zu führen abgesprochen haben? Lauter solche, die entweder jetzt oder vormals Mitglieder des Ausschusses waren, und einige wenige andere, die in sehr genauer Verbindung mit diesen stehen, oder auch wohl künftig hoffen, Mitglieder des Ausschusses zu werden.

Natürlicherweise muß jenen zuerst genannten Herren daran liegen, so bald es möglich, eine Regie zu untergraben, mit welcher Direktion, Publikum und über zwei Drittel der Schauspieler zufrieden sind, und durch welche ihre vormalige Regie etwas in Schatten gestellt wird. Schon dieser Umstand allein würde ihr Urtheil verdächtig machen, wenn auch nicht sonst schon die Evidenz überall für mich stritte.

Ob ich nun gleich überzeugt bin, mich über Alles hinlänglich gerechtfertigt zu haben; so kann und mag ich doch nicht verhehlen, daß die nichts bedeutenden, bei den Haaren herbeigezogenen, oft sogar auf eine unartige Weise ausgedrückten Klagen, meinem Herzen wehe gethan, und meinen Stolz empört haben. Ich trage das Bewußtsein in mir, daß die Regie eines Theaters, und sei es das erste in der Welt, meinem erworbenen Rufe nichts hinzusetzen

kann; daß folglich nicht mein Ehrgeiz, sondern nur der Enthusiasmus für die Kunst mir diesen Posten angenehm machen konnte. Da nun aber so manche Mitglieder der hiesigen Bühne diesen Enthusiasmus nicht mit mir theilen; da sie Egoismus an dessen Stelle setzen; alles was ich zum Besten des Ganzen unternehme, schief beurtheilen, und meine Ruhe auf so mancherlei Weise stören; so ergeht an eine k. k. Oberste Hoftheater-Direktion meine gehorsamste Bitte, mich von den Pflichten eines Regisseurs von nun an gänzlich zu entbinden.

Uebrigens lebe ich der gerechten Hoffnung, daß, wegen der gegen mich ausgestreuten und nunmehr als falsch erwiesenen Verleumdungen, die Direktion mir eine angemessene Genugthuung nicht versagen werde.

Nachtrag zu meiner Vertheidigung.

Herr Stephanie *) hat geklagt — doch nein, nicht geklagt, sondern blos Gift gegen mich ausgespien. Wenn ich es eben so machte, so würde ich mich ihm gleich stellen, und dafür behüte mich der Himmel! — Ich werde also nur ganz trocken diejenigen Dinge berühren, die er als von mir erlittene Kränkungen, oder als gesetzwidrige Zumuthungen anführt, und es übrigens ruhig der Gerechtigkeit der Direktion überlassen, mir wegen seiner elenden Impertinenzen und pöbelhaften Ausfälle Genugthuung zu geben.

*) Er war Krankheits halber nicht gegenwärtig, und sandte seine Klage schriftlich ein.

Er sagt erstens: »Ich hätte vermuthet, daß er Herrn Klingemanns Vertheidigungsschrift aufgesetzt habe" *).

Allerdings habe ich das vermuthet, denn es herrschte in jener Schrift ein gewisser hämischer Ton, den ich nicht Herrn Klingmann, wohl aber einem Manne zutrauen konnte, der eben von Leipzig kam, und daselbst sehr angelegentlich zwölf Exemplare eines gegen mich erschienenen Pasquills **) in der Kleefeldischen Buchhandlung gekauft hatte, vermuthlich um sie hier an zwölf Personen zu vertheilen***). Wer sich nicht schämt, auf diese Weise seinen Haß und seine Schadenfreude zu äußern, der ist wohl auch im Stande, eine solche Schrift zu verfertigen; wenigstens kann man ihn durch eine solche Vermuthung unmöglich beleidigen.

Zweitens: »Er habe in drei Wochen und vier Tagen zwei neue Rollen liefern müssen,"

*) Dies bezieht sich auf eine schon vor längerer Zeit vorgefallene tracasserie, zu welcher man Herrn Klingmann angehetzt hatte, und über die Herr v. Kotzebue sich beschweren zu müssen glaubte. Da aber Herr Klingmann, sich selbst überlassen, wirklich ein recht guter Mann sein soll, so hat er bald eingesehen, daß man ihn irre geleitet, und die Sache ist beigelegt worden.

**) Ritter Neidhards Reisen u. s. w.

***) Wegen dieser hier vom Herrn v. Kotzebue geäußerten Vermuthung hat Stephanie sich unterstanden, noch kurz vor der Abreise des Herrn v. Kotzebue einen Injurien-Prozeß anhängig machen zu wollen, ist aber, wie billig, abgewiesen worden.

nämlich vom 10. bis 16. Auguſt den »Ritter Cuno,« und vom 16. Auguſt bis 4. September den »General« in der Tochter der Natur.

Alles das iſt wahr, aber verdreht. Zu ſeiner erſten Rolle nämlich, im Tag der Erlöſung, welcher bekanntlich am 1. Auguſt gegeben werden ſollte, hernach aber bis zum 10. auf Herrn Zieglers Bitte verſchoben wurde, iſt Herrn Stephanie vom 1. Juli an vier Wochen und drei Tage Zeit gelaſſen worden. Hat er dieſe Zeit ſelbſt durch ſeine Luſtreiſe abgekürzt, ſo iſt das nicht meine Schuld.

Zu der zweiten Rolle des »Ritter Cuno,« die er noch überdies aus Gefälligkeit ſpielte, und zu deren Uebernahme ich ihn blos bittweiſe vermochte, hat er vierzehn Tage Zeit gehabt; auch bedung er ſich noch überdem ausdrücklich aus, an mehreren Tagen vor der Aufführung frei zu bleiben, weil er nur unter dieſer Bedingung die Rolle liefern werde. Alles dieſes geſtand man ihm zu, dankte ihm auf das höflichſte, und nun beklagt er ſich noch.

Zu ſeiner dritten Rolle, den »General« in der Tochter der Natur, hat er achtzehn Tage Zeit gehabt, das heißt: zehn Tage mehr, als er nach den Geſetzen fordern dürfte, denn der General erſcheint zuerſt im dritten Akt, hat nur einige Scenen, und gehört ganz unſtreitig unter die kleinen Rollen, zu deren Einlernung die Geſetze acht Tage beſtimmen.

Drittens: »Er habe ſechs Tage hinter einander ſpielen müſſen.«

Da nicht ich, sondern der Herr Baron von Braun solches befohlen hatte, so brauche ich mich auf diese Beschwerde nicht einzulassen.

Viertens: »Ich soll auf dem Theater am 7. August gesagt haben, die Strenge müsse helfen.«

Ich erinnere mich dessen zwar nicht; ist es aber geschehen, so sehe ich darin gar nichts unanständiges. Herr Stephanie wird sich noch aus seinem Militärstande wohl erinnern, daß die Strenge ein heilsames Mittel ist. Echte Künstler und ruhige Mitglieder kommen nie in den Fall, dieses Mittel auf sich angewendet zu sehen.

Fünftens: »Meine Parteilichkeit erhelle daraus, daß ich den Herrn Stephanie in der Zeitung getadelt; da doch seine Rolle in den Korsen ein von mir vergriffener Charakter sei.«

Hierauf weiß ich weiter nichts zu antworten, als: ich habe Herrn Stephanie getadelt, weil ich ihn für einen schlechten Schauspieler halte *).

Die Kritik über meine Korsen beantworte ich nicht.

---

*) Hier bin ich doch durch meine Wärme verleitet worden, etwas zu viel zu behaupten. Stephanie spielt manche polternde Rolle nicht schlecht, auch kommt ihm seine unglückliche Physiognomie dabei sehr zu statten. In allen übrigen Rollen kann man ihn auch nicht geradezu schlecht nennen. Er gehört in die Classe der mittelmäßigen Schauspieler.

Sechstens: »Ich sei parteiisch gewesen, weil ich ihm in der silbernen Hochzeit nicht gleich den Oberförster zugetheilt.«

Ach! leider habe ich ihm diese Rolle aus Noth zutheilen müssen, und das Herz hat mir dabei geblutet. Es war mein eigenes Stück, und schmerzlich genug für mich, diese Rolle, wegen Herrn Müllers Krankheit, so mittelmäßig besetzen zu müssen.

Höchst sonderbar ist es aber, mir daraus einen Vorwurf der Parteilichkeit machen zu wollen.

Siebentens: Den Beweis, daß ich das Regisseur-Amt nicht verstehe, habe ich bereits in einer ausführlicheren Schrift widerlegt, wo die gerühmten Kenntnisse des Ausschusses in Ansehung des Geschmackes des Publikums, ganz hell beleuchtet werden. Hierauf verweise ich den Ausfall gegen das angekündigte Journal, wie auch gegen das Dorf im Gebirge, und alle dabei vorgebrachten Impertinenzen verachte ich.

Daß er mir es zum Verbrechen macht, einen guten Schauspieler beklatscht zu haben, ist höchst lächerlich *).

Daß er meinen literarischen Charakter angreift, verzeihe ich ihm, denn er versteht es nicht besser.

Nachdem sowohl die Klagen der Schauspieler, als auch meine Vertheidigung von der Direktion geprüft

*) Herr Stephanie hatte nämlich gemeint, Herr v. Kotzebue dürfe als Zuschauer weder Beifall noch Mißfallen äußern, weil er ein Mitglied der Direktion sei.

Pagenstreiche.

Eine

Posse in fünf Aufzügen.

worden, erſchien nun von Seiten der Direktion folgendes Circulare:

An ſämmtliche mit Dekreten angeſtellte Mitglieder der k. k. National-Hof-Schauſpieler-Geſellſchaft.

Sämmtlichen Mitgliedern der k. k. deutſchen Hofſchauſpieler-Geſellſchaft mache ich hiemit bekannt, daß Herr von Kotzebue um ſeine Entlaſſung dringendſt gebeten, ſie auch mit allerhöchſter Bewilligung Sr. k. k. Majeſtät bereits erhalten habe, und daß in Folge deſſen mit Eingang des nächſtkommenden Jänners ein neuer Ausſchuß errichtet werde.

Was für Urſachen Herrn von Kotzebue zu einer ſo baldigen Abtretung ſeines Amtes bewogen haben, iſt Niemanden unbekannt. Schon ſeit geraumer Zeit bemerkte ich bei einigen Hofſchauſpielern eine auffallende Spannung, ihn betreffend, und zu meinem nicht geringen Verdruſſe hörte ich endlich faſt mit jedem Tage neue leidenſchaftliche Ausſtreuungen gegen ihn. Um nun auf ordentlichen Wegen der reinen Wahrheit nachzuforſchen, und was immer für einem gekränkten Theile nach Recht und Billigkeit Genugthuung zu verſchaffen, ließ ich ſämmtliche Mitglieder der deutſchen Hofſchauſpieler-Geſellſchaft vorrufen, und jedes Einzelnen Klagen gegen Herrn von Kotzebue ordentlich zu Protokoll nehmen, das ich ihm hierauf zu ſeiner ſchriftlichen Vertheidigung gehörig mittheilte.

Zwar kann ſich der Beklagte ſchon durch die erhabenſte

Huldbezeigung unseres gerechtesten Monarchen, Höchstwelcher Talent und Verdienste schätzt und belohnt, auch ihm nun eine lebenslängliche Jahrespension von tausend Gulden gnädigst zuerkannt, und zu seinem fortdauernden Hoftheater-Dichter neuerdings dekretirt hat, vor aller Welt auf die ehrenvollste Art gerechtfertigt halten. Da man nun aber nach genauer unparteilicher Untersuchung aus den beiderseitigen Akten ersehen, daß die oben erwähnten Klagen gegen Herrn von Kotzebue gänzlich unstatthaft und grundlos sind, so wird den Urhebern und Theilnehmern dieses leidigen Herganges ihr leidenschaftliches Betragen, insbesondere aber Herrn Stephanie sein ungesitteter und unanständiger Ton, hiermit ernstgemessenst verwiesen, und sämmtlichen Mitgliedern der deutschen Hofschauspieler-Gesellschaft hiermit auch Herrn von Kotzebue's schriftliche Rechtfertigung mitgetheilt.

Möchten die mir bekannten Unverträglichen doch in Zukunft für die Ehre und Ruhe ihrer Mitmenschen mehr Achtung und Gewissenhaftigkeit bezeigen, meine ohnehin beschwerlichen Theater-Direktionsgeschäfte mir mit fortdauernden Verdrießlichkeiten nicht vollends unerträglich machen, und die schönen Pflichten und Tugenden des geselligen Lebens, welche sie durch ihre Schauspielerkunst den Zuschauern so oft berufsmäßig an's Herz legen, doch auch außer dem Theater und in ihrem eigenen Umgange gehörig befolgen!!

Freiherr von Braun,
k. k. Vice-Direktor.

So lautete das dem Vorgeben nach so sehnlich gewünschte Resultat, welches nicht erschienen sein soll.

Beilage B.

Ankündigung.

Die Direktion der k. k. Hoftheater hat mich aufgefordert, mein geringes Talent und meine nicht geringe Erfahrung im dramatischen Fache zu einem Journal zu benutzen, dessen Zweck die Verbesserung der Wiener Schaubühne im Allgemeinen, und die Beförderung eines festeren Geschmacks sein würde. Diesem ehrenvollen Zutrauen, so viel in meinen Kräften steht, zu entsprechen, wird mein Stolz sein. Aber auch das Wiener Publikum, welches Schauspiele so sehr liebt, so willig und kräftig unterstützt, muß — wenn jenes Unternehmen gelingen, und seiner würdig werden soll — mir freundlich die Hand dazu bieten. Ich verstehe darunter nicht blos eine Unterstützung durch Pränumeration, sondern den Wunsch, daß das ganze Publikum sich als Mit-Herausgeber dieses Journals betrachte; daß es seinen Beifall oder Tadel, seine Wünsche, Klagen, Vorschläge u. s. w. in den Schoos desselben niederlege; daß es mich, den Dolmetscher seiner Gesinnungen, nie mißdeute.

Unter dieser Bedingung, die aus dem reinsten Verlangen, das Gute zu befördern, entspringt, gebe ich nunmehr den Inhalt des Wiener Theater-Journals folgendergestalt an:

Erſtens. Anzeige und Bemerkungen über die auf beiden Hoftheatern aufgeführten Stücke.

Zweitens. Bemerkungen über die Schauſpieler.

Drittens. Anzeige und Zergliederung der, auf den Theatern der Vorſtädte am meiſten beliebten Stücke.

Viertens. Ueber die Schauſpieler in den Vorſtädten.

Fünftens. Die Stimme des Publikums. Nach dem, was ich oben erwähnt, ſetze ich nämlich voraus, daß man alles dasjenige, was das Publikum, in Betreff der Bühne, denkt, glaubt und wünſcht, mir dem Herausgeber mittheilen werde. Ich rücke ſolches alsdann augenblicklich in das Journal ein, und zwar, wenn der beſchränkte Raum es verſtattet, mit den eignen Worten des Verfaſſers; wobei ich jedoch bitten müßte, daß derſelbe ſich ſo kurz als möglich faßte, oder aber mir die Erlaubniß ertheilte, ſeinen Aufſatz abzukürzen, ſo viel es ohne Verunſtaltung des Sinnes geſchehen könnte.

Das Publikum wird leicht einſehen, welch ein unermeßlicher Vortheil aus dieſer Rubrik entſpringen kann; es wird fühlen, daß die Direktion ihm dadurch einen unzweideutigen Beweis ihrer Achtung gibt. Auf dieſe Art wird die Letztere die Wünſche des Erſteren erfahren, und erfüllen, wenn ſie kann; ſeinen etwaigen Klagen abhelfen, wenn ſie kann; oder die Unmöglichkeit, beides zu thun, (wenigſtens ſchnell zu thun) öffentlich und redlich zeigen. Auf dieſe Art wird jedem Mißverſtande zwiſchen Publikum und Direktion vorgebeugt und beider Zufriedenheit augenſcheinlich befördert werden.

Sechstens. Eingesandte Beiträge anderer Art, Gedichte, kleine Abhandlungen u. s. w. Es gibt so viele gute Köpfe in Wien, daß ich hoffen darf, diese Rubrik werde nie leer bleiben, doch muß ich dabei erinnern, daß 1. jeder Aufsatz Beziehung auf das Theater haben, 2. nicht zu lang, und 3. nicht trocken sein darf. Und endlich muß ich noch 4. hinzufügen, daß, ob ich mir gleich nie herausnehmen werde, über den ästhetischen Werth eines eingesandten Aufsatzes abzusprechen, es mir doch erlaubt sein muß zu beurtheilen, ob er gerade für das Publikum, welchem das Journal zunächst bestimmt ist, Interesse genug hat? und — im Fall ich dieses nicht finden sollte — ihn ungenutzt zurück zu legen, ohne mich weiter mit dem Verfasser in Erörterungen einzulassen.

Siebentens. Da das Wiener Theater-Journal vielleicht oft der Ankläger der Schauspieler, und das Publikum ihr Richter sein wird; so ist es billig, daß auch dem Beklagten verstattet werde, sich zu vertheidigen, damit man ihn nicht ungehört verdamme. Die siebente Rubrik ist daher einer Art von Antikritiken der in dem Journal beurtheilten Schauspieler bestimmt. Ich setze dabei voraus, daß die Vertheidigung eben so bescheiden sein werde, als mein Tadel, denn Angreifer und Vertheidiger sind dem Publikum gleiche Achtung schuldig. Kürze, und Vermeidung der Trockenheit muß ich auch dabei zur Bedingung machen. Wer zu seiner Vertheidigung der Feder selbst nicht mächtig genug zu sein glaubt, der darf nur dem Herausgeber seine

Gründe mündlich sagen, und überzeugt sein, daß man sie dem Publikum treulich mittheilen werde.

Achtens. Witzige, oder komische Anekdoten, die Bühne betreffend.

Neuntens. Nachrichten von auswärtigen Bühnen, doch nur in sofern solche allgemein, und folglich auch für Wien interessant sein können. Endlich

Zehntens. Eine Art von theatralischem Intelligenzblatt, in welchem die Veränderungen des Theater-Personals, Sterbefälle, Abgang von der Bühne u. s. w. angezeigt werden.

Dies also wird den Inhalt des Wiener Theater-Journals ausmachen. Da es zu einer Lektüre für alle Klassen bestimmt ist; so verspreche ich übrigens, den Stil und Vortrag mit so viel guter Laune zu würzen, als der oft trockene Stoff nur immer erlauben wird.

Jetzt noch ein Wort über die Form dieser Zeitschrift. Es werden von selber wöchentlich ein bis zwei Bogen in einem geschmackvollen Umschlag geheftet, erscheinen. Papier, Druck und Form wie gegenwärtige Ankündigung. Der Jahrgang wird ungefähr drei Bände betragen. Zu jedem Bande wird ein Haupttitel und Register geliefert. Der Preis des Jahrgangs ist Sechs Gulden hier in Wien; für Auswärtige übernimmt das k. k. Oberst-Hof-Postamt die Versendung wöchentlich, und dann ist der Preis acht Gulden.

Das erste Blatt erscheint den ersten Mai, und wird

bei dem Buchhändler Wallishauſſer am Kohlmarkt ausgetheilt. Man pränumerirt für ein halbes Jahr, entweder in eben benannter Handlung, oder in der Theater-Kaſſe, oder auch, um der Bequemlichkeit willen, bei den Kaſſieren der beiden Hoftheater, welche an Schauſpieltagen bei der Kaſſe die Namen der Pränumeranten aufzeichnen, und das Geld, gegen Schein, in Empfang nehmen werden.

Die Namen der Pränumeranten werden gedruckt, und die Liſten derſelben gleich dem erſten Hefte beigefügt. Es werden überhaupt nicht mehr Exemplare gedruckt, als ſich Pränumeranten finden, und das Journal wird im Buchhandel um keinen Preis zu haben ſein.

Die Zeit, in welcher man pränumeriren kann, iſt von heute an auf zwei Monat feſtgeſetzt.

Wien, den 7. März 1798.

A. v. Kotzebue.

Beilage C.

Der Herausgeber glaubt, das Wiener Theater-Journal durch keinen ſchicklichern Aufſatz, als durch den hier folgenden, eröffnen zu können, der ihm vermittelſt der kleinen Poſt zugeſandt worden. Ob er gleich nicht alle in demſelben enthaltenen Aeußerungen ohne Einſchränkung unterſchreiben möchte, ſo iſt doch ſo viel Wahres und Gutes darin geſagt worden, und der Verfaſſer, er ſei wer er wolle, beſitzt ſo unläugbare Kenntniſſe und Verdienſte, daß der Herausgeber es dem Publikum und ſeiner eigenen Unparteilichkeit ſchuldig zu ſein glaubte, die Bemerkungen des Unge-

nannten so schnell als möglich zum Druck zu befördern. Einige Noten zum Text schienen ihm jedoch hin und wieder erforderlich zu sein.

Kotzebue.

Wien, den 26. März 1798.

Hochwohlgeborner Herr!

Mit der festen Ueberzeugung, daß es dem Denker zu zweifeln, und seine Zweifel mit Bescheidenheit vorzutragen erlaubt ist; nehme ich mir die Freiheit an Euer Hochwohlgeboren zu schreiben, und das, was mir über Ihre Ankündigung vom 7. März dieses Jahrs, in Rücksicht eines herauszugebenden Theater-Journals am Herzen liegt, mit deutscher Offenherzigkeit in Ihren Schoos zu legen. Es steht Ihnen frei, meine Gedanken in Ihrem Journale zu benutzen, zu rügen, zu zergliedern; mich, wenn ich mich geirrt haben sollte, zurechtzuweisen, oder sie unbenutzt in Ihrem Schreibpulte liegen zu lassen; je nachdem Sie es für gut finden. — Ich bin nicht entgegen, wenn diese meine Gedanken auch das Schicksal der Schiller'schen Xenien erfahren sollten *).

Ich, meines Theils, kann nicht begreifen, wie ein Mann von geringem Talent, das sagen Sie doch von sich selbst, eine nicht geringe Erfahrung im dramatischen Fache haben könne. Ein geringes Talent kann sich in einem wissenschaftlichen Fache gar keine Erfahrung erwerben; durch Erfahrung, denke ich, sammelt man sich jene praktischen Wahrheiten, die uns lehren, was in diesem

*) Das wäre ein höchst unverdientes Schicksal.

oder jenem Fache anwendbar und von Wirkung iſt; mit einem Worte: die Erfahrung lehrt uns eine vernünftige Wahl treffen, daß wir nämlich von allem dem, was wir durch einen längeren Zeitraum geſehen und beobachtet haben, nur das wählen, was unmittelbar zu einem Zwecke führt; dieſer Zweck mag nun moraliſch oder phyſiſch ſein, wir können ihn mit einem geringen Talent gewiß nicht erreichen. Unmöglich kann ich den Begriff Erfahrung, von dem eines ſehr vorzüglichen Talentes trennen; ſie ſind ſo eng mit einander verbunden, daß mir eine Trennung platterdings unmöglich ſcheint. Wollten Sie vielleicht beſcheiden ſcheinen? denn das Selbſtlob, vergeben Sie mir, leuchtet immer ein bischen hervor. Ein Mann, der ſich fühlt, bedarf dieſer Hülle nicht; er kann öffentlich und ohne Scheu zum Vortheile ſeines Talentes ſprechen, ohne eben darum ein thraſonirender Prahler werden zu müſſen. Ich denke, man ſoll von ſeinem Talente weder gar zu viel ſagen, noch es ſo erniedrigen, als ob es beinahe gar nicht den Namen eines Talentes verdiene. Sie haben Verdienſte um die deutſche Bühne, wer kann Sie Ihnen abſprechen; Sie haben Kenntniſſe, wer ſtellt dies in Abrede; und eben darum glaube ich, daß es Ihrer nicht würdig iſt, wenn Sie ſich in das Mäntelchen der ſcheinbaren Beſcheidenheit hüllen *).

*) Daß mir der Verfaſſer aus der Beſcheidenheit einen Vorwurf macht, war mir wirklich unerwartet. Mich dünkt: der Ausdruck, mein geringes Talent, ſei immer weniger auffallend, als

Die Schaubühne im Allgemeinen zu verbessern, und einen festeren Geschmack zu gründen, ist ein Riesenwerk *). Der Gedanke selbst bleibt ein frommer Wunsch, den nur eine außerordentliche Begünstigung und Unterstützung des Landesfürsten und der Regierung zu realisiren vermag. Wer wird zu einem wirklich sehr großen Zweck die Hand bieten? das Publikum etwa? der größte Hause dieses Publikums betrachtet die Schaubühne als einen Ort, der blos zur Unterhaltung dient, und denkt bei weitem nicht auf den Nutzen, den sie gewährt. Wie wenige fühlen es, daß das

---

wenn ich gesagt hätte: mein großes Talent, oder auch nur, mein Talent, schlechtweg. Nur ausgezeichnete Verdienste dürfen so von sich sprechen, und obgleich der Verfasser so gütig ist, mir Verdienste um die deutsche Bühne zuzugestehen; so halte ich sie doch selbst nicht für so ausgezeichnet — und es scheint, er sei darin mit mir einerlei Meinung — daß mein Selbstlob verzeihlich würde. Bei einer Schrift wie diese, glaube ich, durch Bescheidenheit die Leser gewinnen zu müssen, und es schien mir, als könnte ich darin nicht leicht zu weit gehen. Doch ich kann mich irren, und wohl mir! wenn man mir nie einen größern Irrthum vorzurücken im Stande ist.

Der Satz, daß Erfahrung immer mit einem sehr vorzüglichen Talente verbunden sein müsse, möchte, im vorliegenden Falle wenigstens, doch wohl noch zu bestreiten sein, da ja nicht allein von einem wissenschaftlichen Fache die Rede ist, sondern da auch die mechanische Einrichtung der Gesellschaft, der Bühne, u. s. w. der Beurtheilung des Wiener Theater-Journals unterworfen sein sollte.

*) Sehr wahr! aber in magnis voluisse sat est..

Personen.

Baron Stubbein, ein reicher Edelmann in Pommern.

Annlieschen. }
Trudchen. } Seine Töchter.
Kätchen. }

Paul von Husch, ein Page, sein Neffe.
Stiefel, dessen Reitknecht.
Fräulein Deborah, des Barons Schwester.
Husarenlieutenant von Berg.
Dragonerlieutenant von Burg.
Infanterielieutenant von Thal.

Herr von Brennessel. }
Herr von Kreuzqueer. } Drey alte Landjunker.
Herr von Heldensinn, }
ein abgedankter Lieutenant. }

Hanns, Hausknecht beym Baron Stubbein.
Christine, Kammermädchen der Fräuleins.
Ein Kutscher und mehrere Straßenjungen.

Der Schauplatz ist in einer Landstadt.

Theater die Schule des guten Geschmacks und der Sitten ist, wie wenig tragen selbst Dichter und Schauspieler zur Erreichung dieses großen Zweckes bei! Das Publikum ist ein verwöhntes Kind; nicht gern geht es von seinen Schoosſünden ab, liebt Ueberspannung und Bombast, scheuet die Simplicität der Alten, will gepackt nicht gerührt sein. Sehr vortrefflich sagt Lessing, nachdem er den Alten das Wort sprach, in der Vorrede zu seinem »Laokoon«: Wir Neueren haben in mehreren Stücken geglaubt, uns weit über sie wegzusetzen, wenn wir ihre kleinen Lustwege in Landstraßen verwandelten; sollten auch die kürzeren und sicheren Landstraßen darüber zu Pfaden eingehen, wie sie durch Wildnisse führen. Wären die Künste, wie bei den Griechen, den bürgerlichen Gesetzen unterworfen; so würden sich die Künstler, auf die Authorität dieser bürgerlichen Gesetze gestützt, nie von dem Geiste des Schönen entfernen dürfen; das Publikum müßte sich an dieses allgemeine Gesetz schmiegen, dürfte auch nie Abweichungen von demselben fordern. Man sagt jetzt: der Endzweck der schönen Künste ist Vergnügen; und dieses Vergnügen in einem Staate befördern, ist nicht so nothwendig, nicht so unentbehrlich, wie das, was unmittelbar zum Wohl und Nutzen des Staates beiträgt. Man fordert nur wirkende Theaterstücke, frägt nicht, ob diese Theaterstücke inneren ästhetischen Werth haben, ob sie den Geschmack und die Sitten verbessern; man ist zufrieden, wenn sie dem Hau-

sen gefallen, das ist: wenn sie überladen sind, von moralischen Tiraden und stark aufgetragenen Situationen strotzen; wenn sich der Knoten schwer schürzt und noch schwerer löst; kurz: je verwickelter das Schauspiel, desto schätzbarer ist es, desto mehr wird es beklatscht und bewundert. Oft erinnere ich mich bei unseren stark aufgetragenen, wirklich empörenden Schauspielen des Horazischen: quid dignum tanto feret hic promissor hiatu? — — — non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem cogitat. —

Sie wollen einen festeren Geschmack einführen; darf ich wohl fragen, was für einen Geschmack? denn wir Neueren haben jetzt vielerlei Geschmack, aber, leider, keinen wahren; den der Griechen, welcher die Schönheit zur Grundlage hat, den kennen wir theils nicht, oder wollen ihn nicht kennen. Wir sind ja alle klüger als die großen Muster der Kunst geworden; wir abstrahiren nicht mehr aus den Meisterwerken des Alterthums, wir folgen nicht ihrer Simplicität; schon Corneille, Crebillon und Racine haben sich weit über sie weggesetzt. Diese Dichter und Brumoy nebst andern französischen Kunstrichtern achteten sehr wenig den Geist der Alten; ihre Helden müssen durchaus französirte Griechen oder Römer sein; Maffei, Bettinelli, Dolce, Villi, Trissino und Metastasio gehen auch ihren eigenen Weg. Letzterer beweiset vorzüglich in seiner: Nota di alcune osservazioni sopra tutte le Tragedie e Comedie greche, wie wenig er die Werke des Alterthums zu fühlen und zu verstehen im Stande ist. Lopez de Vega,

der beſte Tragiker der Spanier, wandelt auch einen Weg, den er ſich ſelbſt vorgezeichnet hat. Näher den Griechen kommen die Engländer, vorzüglich der große Shakeſpeare, ſeine Auswüchſe abgerechnet*), und Thomſon mit Young.

Wer würde von unſeren Publikums ein Trauerſpiel im Geiſte eines Sophocles ertragen; wer ſeine Antigone, ſeinen Oedipus in Kolonos, zwei Werke der erſten tragiſchen Größe, nur bis zur Hälfte ausdauern können? Dazu gehören freilich athenienſiſche Zuſchauer, oder Männer, die mit dem Geiſte dieſes Volkes bekannt ſind. Wie viel rechnen wir wohl ſolcher Männer? Wir müſſen uns an die Zeitumſtände ſchmiegen und begnügen, wenn unſere Dichter ſich nur dem Geiſte der Alten nähern; und das könnten ſie wohl, wenn ſie anders die Alten mehr ſtudirten und ſich nicht durch unſer verwöhntes Publikum noch mehr irre führen ließen; ſie halten die Stimme des Volkes für Gottes Stimme, und ſetzen damit den weiſen Schöpfer herab, der gewiß nicht, wie das Volk, das nicht immer richtig denken kann, urtheilen würde. Wir dürfen eben nicht einen Stoff aus der Geſchichte des Alterthums wählen; wir haben ſo manches lehrreiches Sujet aus den Scenen des gemeinen Lebens; warum behandeln wir es nicht mit der Simplicität der Griechen, mit der Leichtigkeit, die den

*) Da der große Shakeſpeare großentheils nur aus ſolchen Auswüchſen beſteht, ſo können dieſe nicht abgerechnet werden, und ich glaube daher, daß es ſehr gewagt ſei, wenn man behauptet, er nähere ſich der Simplicität der Griechen.

Alten eigen war? die, so sehr die Kunst daran Antheil nimmt, keine Kunst verräth. Simplicität mißfällt; und der reine Geschmack empfiehlt doch diese Simplicität. Wie macht man das Publikum für diese empfänglich? wie für die ästhetische Schönheit? die nach Aristoteles in der Mannigfaltigkeit und Einheit besteht: Το καλον εν μεγεθει και ταξει εστι. Der griechischen Simplicität nähern sich am meisten, unter den Franzosen: Diderot, und unter den Deutschen: Lessing, Göthe, Gotter, Iffland und Schiller in seinem Don Carlos. Wie die Werke dieser Männer behagen, haben wir tägliche Beispiele. Das Publikum findet die meisten derselben langweilig, schleppend, matt, so wie die feineren Lustspiele der Franzosen, und die unseres verdienstvollen Jüngers. Man will durchaus starke Kost, Raketenfeuer; im Trauerspiele Tirannen, ritterliche Katzbalgerei; im Schauspiele überspannte unnatürliche Situationen; im Lustspiele Zweideutigkeiten und niedrige Scherze. Selbst feinere Plaisanterien werden zum Ekel. Ich weiß eine Zeit, wo in Wien alle feineren Stücke unserer dramatischen Dichter goutirten; sie ist vorüber diese Zeit, wir sind wieder viele Jahre zurück. Die Ursache dieses Krebsganges ist dem Beobachter einleuchtend.

Die Gründung des wahren Geschmacks halte ich jetzt für ganz unmöglich *); denn ich kenne das hiesige Pu-

*) Demungeachtet bleibt es doch immer verdienstlich, wenigstens einen Versuch zu wagen, und wenn Männer, wie der Verfasser dieses Aufsatzes gewiß einer ist, die Hand dazu bieten wollen; so möchte es doch auch so unmöglich nicht sein.

blikum sehr genau, und hatte die Gelegenheit, es durch mehrere Jahre zu studiren. Es ist zu bedauern, daß dieses Publikum unsere Dichter, Schauspieler und Romanenschreiber, vorzüglich letztere durch schaale Ritterromane, Geistermärchen und empfindsame Pinseleien ganz verdorben haben. Nur nach und nach könnte allenfalls eine Reformation in dem herrschenden Geschmack vorgenommen werden; aber hoc opus, hic labor est. Vor Allem müßten die seelenlosen Ballete, die noch seelenloseren Opern der Italiener aufhören, und die Bühnen der Vorstädte aufgehoben werden. Der Fürst und die Regierung müßten durch geschmackvolle Schauspiele nach und nach das Publikum zur Empfänglichkeit des bessern Geschmackes gewöhnen. Dazu ist jetzt nicht die Zeit *), und unser bester Monarch kann nicht mehr für die Kunst aufopfern, als er wirklich schon in dem kritischesten Zeitpunkte aufgeopfert hat. Je mehr Störung das Publikum in dem herrschenden und liebgewonnenen Geschmack fände, desto ungeduldiger würde es; desto heftiger würde es diesen Liebling wünschen. All impediments in fancy's course, are motives of more fancy, bemerkt Shakespeare sehr richtig.

Es ist fast keiner unter unsern Zuschauern, der nicht ein competenter Kunstrichter zu sein glaubte. Was für Urtheile höre ich seit vielen Jahren in den hiesigen Hoftheatern! Jeder urtheilt anders, jeder nach seinem Geschmack, jeder

*) Warum nicht?

betrachtet das Schauspiel, was er sieht, nach einem andern Gesichtspuncte. Wie viel Mühe kostet es, solch ein Publikum zu reformiren! Unsere guten Köpfe beschäftigen sich hier zu wenig mit dem Theater *) und unsere Gelehrten vom ersten Range sind meist Philologen, denen keine Zeit übrig bleibt, sich auf das Studium der Dramaturgie zu verlegen. Man wird Ihr Journal lesen, vielleicht auch nur durchblättern und weglegen; man wird manchen schaalen Tadel, manche wunderliche auch lächerliche Wünsche, manche ungegründete Klagen und possierliche Vorschläge in Ihren Schoos legen; man wird Ihre Gesinnungen mißdeuten, Sie nicht verstehen, einer Parteilichkeit beschuldigen, und da, wo man keinen Ausweg finden wird, wacker schimpfen **); vorzüglich, wenn Sie nicht alle Aufsätze, die Ihnen eingeschickt werden, einrücken. Hier erhält sich keine periodische Schrift, am wenigsten eine über das Theater; denn sie findet keine längere Unterstützung. Ich wünschte daß ich mich für dies Mal in meiner Meinung getäuscht hätte; Ihrer Kenntnisse wegen wünsche ich es, die in einem kritischen Journal hervorleuchten müssen.

*) Vielleicht nur, weil sie keinen Vereinigungspunkt hatten. Die Direktion schmeichelt sich, durch das Wiener Theater-Journal diesen Anstoß aus dem Wege geräumt zu haben.

**) Weh mir! wenn der Geist des Verfassers richtig prophezeit! Dann bliebe dem Herausgeber freilich nichts anders übrig, als die Feder so bald als möglich wieder nieder zu legen, und die Direktion müßte sich mit dem Bewußtsein ihrer guten Absicht trösten.

Sie wollen in Ihrem Journal, die auf beiden Hof-Theatern aufgeführten Stücke recenſiren; das iſt ganz gut: wie benehmen Sie ſich aber, wenn Sie Ihre eigenen Schauſpiele beurtheilen? Sie ſollen gegen ſich ſelbſt ſtrenge ſein, können Sie das mit Freimüthigkeit, entfernt von aller Selbſtliebe thun? Sie werden Fehler rügen müſſen, von denen ſelbſt Meiſterſtücke nicht frei ſind. Ein kalter Beobachter und Beurtheiler Ihrer Stücke ſollen ſie ſein — werden Sie das auch immer ſein? wird nie Eigenliebe für Sie ſprechen? und geſetzt, Sie ſchonten ſich ſelbſt nicht, und geſtänden frei, wo Ihnen was Menſchliches begegnet iſt — wird man nicht dann ſagen können: warum vermeidet der Verfaſſer die Fehler nicht, die er ſelbſt zu entdecken vermag *)?

*) Ich habe geglaubt, es verſtünde ſich von ſelbſt, daß ich nie meine eigenen Stücke beurtheilen würde. Homo sum, nihil humani a me alienum puto, und ich bin ſehr überzeugt, daß der Vater unmöglich alle Parteilichkeit für ſein Kind unterdrücken kann. Aber ganz unbeurtheilt werden deshalb meine Stücke auch nicht bleiben. Ich zähle bereits einige ſehr würdige Männer unter meinen Mitarbeitern, die das Richteramt über dieſelben gründlich und unparteiiſch verwalten werden. Am liebſten wäre es mir, wenn der Verfaſſer dieſes Aufſatzes ſelbſt zuweilen eine kritiſche Anzeige meiner Stücke übernehmen wollte. Er ſcheint mir mit allen dazu erforderlichen Eigenſchaften ausgerüſtet zu ſein. Das Publikum, die Kunſt und ich ſelbſt würden unendlich dabei gewinnen, und ich wage es daher, ihn herzlich dazu aufzufordern, wenn ſeine Zeit es nur irgend erlaubt.

Nützlich sind die Bemerkungen über die Schauspieler, aber Sie stechen in ein Wespennest; selbst die bescheidenste Kritik können diese Herren kaum ertragen. Der Geringste unter ihnen dünkt sich oft ein vollendeter Künstler zu sein. Werden Sie wohl immer, in jedem Verhältnisse, bei jeden Umständen ganz unparteiisch sein können? Wird das wohl immer, auch mit Aufopferung Ihrer Ruhe möglich sein? Der größte Mann ist doch nur ein Mensch. — Sind Sie ganz frei von Vorurtheilen, sind Sie immer fest und unerschütterlich in Ihrer Denkungsart? Sie, der Sie ein Mitglied der Direktion sind und mit dem Theaterausschusse in so enger Verbindung stehen? Die Hand auf's Herz — — Auch unsern ersten Schauspielern am Hoftheater begegnet oft was sehr Menschliches — — quandoque bonus dormitat Homerus — Sollen Sie diese nicht rügen dürfen? und werden diese Künstler immer auch mit der bescheidensten Kritik zufrieden sein? Beleidigte Eigenliebe gebiert nicht selten wunderliche Dinge — sie gebiert auch die Kabale, das Schooskind des Theaters. Ein, bis zwei sich beleidigt geglaubte Schauspieler können oft ein ganzes Publikum stimmen, vorzüglich, wenn sie dessen Lieblinge sind *). Ich

*) Alles was der Verfasser hier anführt, ist freilich größtentheils sehr wahr. Die Wespen werden stechen, ich muß es dulden. Wie viel Gutes würde denn wohl in der Welt geschehen, wenn man sich immer vor den Wespen fürchten wollte? — Unparteiisch werde ich sein, so viel ein Mensch es nur immer sein kann. Mit dem Theater-Ausschusse stehe ich in gar keiner engen Verbindung.

könnte Ihnen eine Menge redender Beispiele anführen, wenn ich ohnehin nicht zu weit ausgeholt hätte. Inzwischen gehört dieser Brief nicht in Ihr Journal, ist auch nicht für dasselbe geschrieben *).

Die Zergliederungen der beliebten Stücke auf den Theatern der Vorstädte und die Bemerkungen über die Schauspieler dieser Schaubühnen, könnten von großem Nutzen sein, wenn ich nicht gewiß wüßte, daß man tauben Ohren predigt. Da geht die Kunst wirklich nach Brot. Man will nichts Besseres sehen, als man gegenwärtig sieht, dahin läuft man sich die Füße lahm und selbst unsere sogenannten süßen Herrchen, die gleich Alles, was ihnen nicht behagt, fad finden, sind meistens in den Schauspielhäusern der Vorstädte zu treffen. Die Vorsteher dieser Theater sagen, sie müßten sich, um nicht zu verhungern, oder die Schauspielhäuser auf

---

Ich werde die Fehler des ersten Schauspielers wie die des letzten rügen. Die Kabale wird freilich gegen mich zischen; aber unmöglich kann ich mir einen so kleinen Begriff von unserm Publikum machen, daß ich fürchten sollte, die beleidigte Eitelkeit Eines Schauspielers werde im Stande sein, ein ganzes Publikum gegen mich zu stimmen.

*) Um Verzeihung! das widerspricht Ihrer gütigen Aeußerung im Eingang Ihres Briefes, wo Sie ausdrücklich sagen: »Daß es mir frei stehe, Ihre Gedanken in meinem Journal zu benutzen u. s. w.« Das konnte ich aber nicht besser, als wenn ich sie ungetheilt dem Publikum vorlegte. Mich dünkt, das war meine Pflicht, und — ich darf mit Wahrheit hinzusetzen — eine angenehme Pflicht.

immer zu verſperren, nach dem Geſchmacke des Publikums richten.

Ueberhaupt, glaube ich, ſollte die Anzahl der Schauſpieler in allen öſterreichiſchen Erblanden vermindert werden; auch ſollte man nicht jeden Ungeweihten in Thaliens Tempel treten laſſen. Der Troß ſchändet die Kunſt und verwürzt und verwäſſert den Geſchmack des Publikums. So lange jeder liederliche Bube, jede feile Dirne Schutz beim Theater findet; ſo lange in einem jeden unbedeutenden Städtchen oder Fleckchen eine Fratzenbude errichtet werden darf; ſo lange man nicht alle herumirrenden Horden von Hiſtrionen und Paraſiten aufhebt; verſpreche ich mir von der großen Kunſt des Schauſpielers, für die ich ſo viel Ehrfurcht hege, keine beſſere Epoche, und nie die Gründung eines beſſeren Geſchmackes. Bei genauer und unparteiiſcher Prüfung eines Schauſpielers, der auch ein ſcientifiſcher Kopf ſein müßte, würde ich vorzüglich auf die Sittlichkeit eines jeden Individuums ſehen und keinen von beſcholtenen Sitten in die Zahl der Schauſpielergeſellſchaft aufnehmen *).

Ich halte es nicht für gut, daß Sie ſich in keine Erörterungen einlaſſen wollen, wenn Sie einen der eingeſandten Aufſätze ungenutzt zurücklegen. Es kann oft mancher Aufſatz zurückgelegt werden, der von Nutzen wäre und äſthetiſchen Werth hat; es können Sie manchmal bloße Privatſachen zwingen, dieſen oder jenen Aufſatz zu unterdrücken. Ich be-

*) Pia desideria, denen ich herzlich beiſtimme.

Erſter Aufzug.

(Ein Zimmer in Baron Stuhlheims Hauſe mit einer Mittelthüre und zwey Seitenthüren, rechts das Schlafzimmer der Fräulein Deborah, links das Schlafzimmer des Barons. Neben der Mittelthüre auf der einen Seite ſteht ein ziemlich großer Gewehrſchrank, deſſen obere Hälfte Glasfenſter hat. Neben dem Schrank, im Winkel, ein Perückenſtock mit einer friſirten Perücke darauf. An der andern Seite der Mittelthüre eine große aſtronomiſche Uhr mit Gewichten in einem Uhrkaſten, der bis zur Erde geht und zu verſchließen iſt. Im Vordergrunde unter Hand ſteht ein alter Theetiſch, mit einem Ausſchnitt für den Banquier, dicht an der Wand.)

Erſter Auftritt.

Annlieschen, Trudchen und Kätchen ſitzen auf der Bühne. Berg, Buſch und Thal ſtehen zu ihren Füßen. Der Page ſteht im Gr-

rufe mich hier wieder auf unsere Menschlichkeit, die uns nur zu oft parteiisch macht *).

Da Sie wöchentlich nur einen bis zwei Bogen zu liefern gedenken; so kann ich nicht begreifen, wie Sie alle die Gegenstände erschöpfen können, die Sie in Ihrer Ankündigung berühren. Es ist ein zu weites Feld, das Sie eröffnen, und der enge Raum Ihrer Hefte verbietet Ihnen eine jede Materie so auszuführen, als sie ausgeführt werden müßte.

*) Nie werden mich Privatursachen zwingen, einen Aufsatz zu unterdrücken. Man sende mir immerhin Angriffe auf mich selbst; sie mögen so hart sein, als sie wollen, wenn sie nur mit Bescheidenheit vorgetragen sind, so wird man sie immer wörtlich eingerückt finden. Das sind auch die Gesinnungen der Direktion, die zwar wohl weiß, daß sie irren kann, die aber, bei der Ueberzeugung von der Lauterkeit ihrer Gesinnungen, keinen Angriff scheuen darf.

Hingegen glaube ich, es sei zu viel von mir gefordert, mich in Erörterungen über schlechte Verse, oder ungesalzene, langweilge Prose einzulassen, die beide gewiß nicht ausbleiben werden. Gewiß würden solche Erörterungen dem Publikum am Ersten lästig werden, und überdies den ohnehin knapp zugeschnittenen Raum noch mehr verengen. Indessen verspreche ich, wenigstens den Empfang jedes Aufsatzes in diesen Blättern zu bescheinigen, damit das Publikum erfahre, was ich erhalten habe. Ich mache sogleich den Anfang, und zeige hiermit an, daß mir ein sehr langes Gedicht in ungereimten Versen, auf Frau v. Weissenthurn als Natalie in den Corsen, zugeschickt worden, welches mir für das Publikum nicht Interesse genug zu haben schien.

Wollen Sie Alles nur oberflächlich berühren? Das glaube ich nicht; denn da wäre das ganze Journal ohne Nutzen. Die Analysirung der Stücke und des Spiels der Schauspieler nimmt keinen geringen Raum ein, was bleibt für die übrigen Materien? Für Gedichte, kleine Abhandlungen, Klagen, Vorschläge ꝛc. für die sogenannten Antikritiken und das theatralische Intelligenzblatt selbst? Mehrere Stücke werden die Woche hindurch aufgeführt; wollen Sie von allen Stücken als Recensent sprechen, oder nur von einem jedem etwas? In Fortsetzungen vielleicht in den späteren Heften? Auch dann würden Sie nicht alles ausführen können *). Ich kenne beinahe alle Theater-Journale, aber nur wenige, aus denen man was lernen könnte. Außer »Lessing's Dramaturgie," den „Schinkischen Schriften" und der vor fünf Jahren anonym herausgekommenen »Wiener Theaterkritik," ist mir keine dramaturgische Schrift bekannt, die von Nutzen sein könnte **). Ich betrachte unsere übrigen Theater-Journale, als bloße Theateranzeigen.

*) Ich will weder erschöpfen — denn le secret d'ennuyer est celui de tout dire — noch blos oberflächlich berühren. Freilich ist der Raum sehr beschränkt, doch die Direktion wird sich im Nothfall nicht an die vorgeschriebene Bogenzahl binden, sondern mehr leisten als sie versprach. — Nicht von allen Stücken werde ich als Recensent sprechen, sondern nur von denen, welche zum ersten Male aufgeführt werden.

**) Ich erstaune, hier nicht auch die Schriften eines Sonnenfels angeführt zu finden, die Gedankenfülle mit der edelsten Sprache verbinden.

Was kann der angehende Dichter, der Schauspieler und unser Publikum daraus lernen? Daß Ihr Journal belehrender als unsere gewöhnlichen Theater-Journale sein wird, versprechen wir uns hier alle von Ihrem Talente; aber noch mehr würden wir uns zu versprechen haben, wenn Sie eine ganz freie Hand hätten, und nicht in so enger Verbindung mit dem Hoftheater ständen *).

Dieser, obschon sehr lange Brief, ist in reiner Absicht, auf Einrathen meiner Freunde mit deutscher Freimüthigkeit geschrieben und vielleicht des ferneren Nachdenkens werth. So wie ich gewohnt bin, freimüthig beurtheilt zu werden; so pflege ich auch meine Meinungen freimüthig zu äußern. Uebrigens kann ich Sie versichern, daß Sie in Zukunft durch mich mit keinem Aufsatz mehr belästiget werden **), weil ich

---

*) Noch Einmal — ich werde nie in die Klasse feiler, gedungener Schriftsteller herabsinken. Meine Verbindung mit dem Hoftheater wird dieses Journal auf keine Weise beeinträchtigen. Die Direktion wünscht Wahrheit zu hören, ein Beweis, daß sie das Zutrauen des Publikums verdient.

**) Ich hoffe, der Verfasser werde dieses harte Wort zurück nehmen, denn nichts könnte dem Publikum und dem Herausgeber willkommener sein, als die thätige Theilnahme eines Mannes, der mit so gründlicher Gelehrsamkeit, einem so gebildeten Geschmack und einer durchaus korrekten, körnigen Sprache, den echten Ton der Bescheidenheit verbindet. Möchte er sich durch die herzliche Anerkennung seines Verdienstes bewegen lassen, auch in Zukunft die Stunden seiner Muse diesen Blättern zu weihen! Seine Streiche werden gewiß nie Luftstreiche sein.

dazu weder Zeit noch Muſe habe, und weil ich weiß, daß in unſern Zeiten der beſte dramaturgiſche Kopf nur Streiche in die Luft thut.

Ich bin mit wahrer Hochachtung

Euer Hochwohlgeboren

gehorſamſter Diener N. N.

Beilage D.

K. K. National-Hofſchaubühne.

(Unter dieſer Aufſchrift wird künftig in jeder Zeitung von den täglich in den beiden Hoftheatern aufgeführten Stücken, und den darauf ſich beziehenden Theater-Vorfällen eine beurtheilende Nachricht gegeben werden.)

Am 31. Auguſt haben die National-Hofſchauſpieler ihre Vorſtellungen nach den Ferien, mit dem Schauſpiele von Iffland: »der Hausfriede" betitelt, wieder eröffnet. Das Publikum hatte das Vergnügen, Herrn Müller, Vater, und Madame Schütz, welche beide ſeit langer Zeit krank waren, zum erſten Male wieder zu erblicken. Es iſt ſchon bekannt, daß Herr Müller ſich in dem genannten Schauſpiele beſonders auszeichnet. Das Publikum bezeigte lebhaften Beifall; der größte Theil hätte jedoch der Vorſtellung einen etwas raſchern Gang gewünſcht.

Im Kärntnerthor-Theater ward die Oper „Pirrho" gegeben, und zum Beſchluß »das Lager der Panduren," ein artiges Divertiſſement von Herrn Traſieri, in welchem am 21. des verfloſſenen Monats, ein neu angenommener Gro-

tesk-Tänzer, Herr Angiolini der Jüngere, zum ersten Male mit verdientem Beifalle auftrat.

Am 2. August sang Herr Marchesi zum letzten Male, in der Oper Lodoiska, und hinterließ uns, nach so manchen Beweisen seiner vollendeten Kunst auch noch einen schönen Beweis seiner Menschenliebe, indem er die von der Direktion für ihn bestimmte Einnahme den Armen überließ.

Am 3. August ward auf dem Theater nächst der Burg ein neues Lustspiel in vier (eigentlich in fünf Akten) gegeben, betitelt: »Der verliebte Briefwechsel," von C. F. Huber, Verfasser des heimlichen Gerichts, nach dem Französischen der Intrigue épistolaire des Fabre d'Eglantine frei bearbeitet. Zwar nur ein bloßes Intriguenstück; aber doch ein unterhaltendes Produkt der jetzt so unfruchtbaren französischen dramatischen Muse. Es hat viele Aehnlichkeit mit Beaumarchais beliebtem Barbier von Sevilla, und erreicht dasselbe zwar nicht in der Feinheit des Witzes, aber doch in der feinen und verwickelten Anlage mancher wahrhaft komischen Situationen. Durch Weglassung einiger müßigen Scenen, und durch das Zusammenziehen des vierten und fünften Akts hat es allerdings gewonnen, und vielleicht wäre es gut gewesen, das Ganze noch mehr abzukürzen. Auch die gute Besetzung der Rollen und das rasche Spiel trugen das ihrige dazu bei, das Stück unterhaltend zu machen. Besonders hat unsere vortreffliche Madame Adamberger, durch Uebernahme einer kleinen, minder bedeutenden Rolle, sich neuen Anspruch auf den Dank des

Publikums erworben, indem sie gezeigt hat, daß eine große Künstlerin auch in kleinen Rollen zu glänzen weiß, und das Ganze, durch eine solche nachahmungswürdige Gefälligkeit gegen das Publikum, sehr gewinnt. Herr Ziegler stellte den excentrischen, nur für seine Kunst lebenden Maler vortrefflich dar. Die Rolle des Doktors Wolf scheint jedoch etwas mehr Lebhaftigkeit des Spiels zu erfordern. Am 4ten wurde dasselbe Stück im Kärntnerthor-Theater wiederholt.

Am 5. gab man im Burgtheater den »Lorbeerkranz" oder die »Macht der Gesetze," ein Schauspiel in fünf Akten, von Herrn Ziegler. Das Publikum hat über den Werth dieses Stücks schon längst entschieden. Es ist unstreitig Herrn Zieglers vorzüglichste Arbeit. Die Rollen sind größtentheils gut besetzt. Der Vaterschmerz, zu Ende des Akts, durch Herrn Brockmann dargestellt, ist ein Triumph der Kunst. Auch Frau v. Weissenthurn spielt mit Wahrheit, Feinheit und Empfindung. Hr. Schütz und Madame Baumann hingegen scheinen mehr Talent für eine andere Gattung von Rollen zu haben.

Am 6. ward das beliebte Lustspiel, die Schachmaschine, aufgeführt, in welchem Hr. Roose, ein neu angenommenes Mitglied, zum ersten Male in der Rolle des »jungen Ruf" auftrat. Er ist aus Königsberg hieher berufen worden, und verdient ohne Zweifel den Namen eines Künstlers. Seine Deklamation ist durchaus richtig, sein Geberdenspiel fein und leicht; er weiß seine Rolle zu nüanziren, ohne jemals in den Fehler der Uebertreibung zu fallen, welches, beson-

ders in dieſer Rolle, ſo leicht iſt. Er hat den hier ſo ſeltenen Converſationston vollkommen in ſeiner Gewalt; und mit allen dieſen Vorzügen verbindet er eine einnehmende Geſtalt und ein reines Sprach-Organ. Es konnte daher nicht fehlen, daß ihm lauter Beifall zu Theil wurde. Im erſten Akt ſprach er jedoch zu leiſe, und die Furcht, mit welcher er die Bühne zu betreten ſchien, erzeugte Anfangs einen gewiſſen Mangel an Lebhaftigkeit, der aber nach und nach abnahm, und endlich im fünften Akt ganz verſchwunden war. Nach Endigung der Darſtellung wurde er unter lautem Beifall hervorgerufen, und dankte dem Publikum mit Beſcheidenheit und Anſtand.

Am 7. d. M. trat Herr Rooſe zum zweiten Male in Schröder's Portrait der Mutter, als »Reckau" auf, und erfüllte ganz die Erwartungen, die er ſchon durch ſein Spiel vom vorigen Tage bei jedem Zuſchauer erregt hatte. Die letzte Scene des dritten Akts ausgenommen, wo das Franzöſiſche ihm nicht geläufig ſchien, ſpielte er die Rolle zur Zufriedenheit jedes Kenners. Nur vermißte man einen gewiſſen Grad von Lebhaftigkeit, der zu dieſer Rolle unentbehrlich iſt.

Außer Herrn Rooſe zeichnete ſich noch vorzüglich Herr Müller, Vater, aus, der in der Rolle des »alten Wacker" nichts zu wünſchen übrig läßt. Nach geendigter Vorſtellung riefen viele Stimmen Herrn Rooſe, die meiſten jedoch Herrn Müller hervor, und der verdienſtvolle Greis erſchien, mit Herrn Rooſe an der Hand, den er durch eine be-

ſcheidne Pantomime dem Publikum zu empfehlen ſchien. Der lauteſte Beifall belohnte beide.

Den 8. erſchien zum erſten Male, als »Magaretha,« in Iffland's Hageſtolzen, Madame Stollmers auf unſerer Bühne. Dieſe junge Schauſpielerin iſt von einem kleinen Theater in Reval hieher berufen worden. Sie iſt noch nicht achtzehn Jahr alt, und da ſie ſchon jetzt ſo viel leiſtet, ſo darf man ſich in der Zukunft noch weit mehr von ihr verſprechen.

Die Naivetät der meiſten Schauſpielerinnen auf der Bühne iſt blos Muthwille oder Schalkhaftigkeit. Die ihrige iſt mit Unſchuld gepaart. Ihr Ton iſt innig und wahr, und die wenigen Stellen, wo ſie Herzlichkeit auszudrücken hatte, gelangen ihr eben ſo vortrefflich, als die muntern Darſtellungen. Ihre Geſtalt iſt artig, und würde bei einer etwas vortheilhafteren Art, ſich zu kleiden, noch mehr gewonnen haben; ihre Ausſprache iſt ſo verſtändlich, daß der Zuhörer auch nicht eine einzige Silbe verliert.

Der Beifall, den Madame Stollmers erhielt, war von der erſten Scene bis zur letzten laut und ungetheilt. Sie wurde hervorgerufen, und dankte dem Publikum, im Charakter der Margaretha, mit Beſcheidenheit.

Der Reiz der Neuheit ſoll jedoch nicht den Dank vergeſſen machen, welchen man Herrn Brockmann ſchuldig iſt, der durch die Wahrheit ſeines Spiels den Zuſchauer unwiderſtehlich an ſich zog.

Am 9. wurde das Schauſpiel des Herrn v. Kotzebue,

die »Korſen in Ungarn,« gegeben, in welchem Madame Stollmers zum zweiten Male in der naiven Rolle der »Gärtnertochter« auftrat. Mit Widerwillen erinnerte man ſich der Karrikatur, zu welcher vormals die kleine Brückl dieſen Charakter umgeſchaffen hatte; um ſo mehr gefiel Madame Stollmers, die auch heute ganz Wahrheit und Natur war.

Was übrigens die Vorſtellung im Ganzen betrifft, ſo war ſie, Frau v. Weiſſenthurn ausgenommen, eben keine der vorzüglichen. Die Rollen waren nicht gut memorirt, und es herrſchte eine gewiſſe Kälte im Vortrage. Herr Stephanie iſt dieſer Rolle zwar nie ganz gewachſen, doch heute ſchien er mehr als gewöhnlich die Schwierigkeiten derſelben zu fühlen. Die letzte Scene des erſten Aktes wo er den Brief öffnet, mißlang ihm ganz, und konnte, ſo geſpielt, unmöglich Wirkung thun. In Herrn Klingmann's Spiele war viel Pathos, aber wenig Natur. Madame Stephanie (Ottilie) legte in die erſte Scene mit Natalien eine Neckerei, welche faſt in Schalkheit ausartete, und welche mit der Angſt, die ſie kurz vorher und kurz nachher äußerte, ſeltſam kontraſtirte. Kurz, der Darſtellung mangelte die Kraft zu täuſchen, ein Zauber, den ihr nur der immer rege, nie ſchlummernde Enthuſiasmus des Künſtlers verleihen kann.

Am 10. wurde zum erſten Male aufgeführt: »Der Tag der Erlöſung,« ein Schauſpiel in vier Akten, von Herrn Ziegler. Der außerordentliche Beifall, mit welchem das

Publikum dieſes Stück aufnahm, beweiſet hinlänglich, daß Hr. Ziegler die erſte unter allen ſchönen Künſten, die Kunſt zu gefallen beſitzt. In dieſem jüngſten Kinde ſeiner Muſe findet man vortreffliche herzerſchütternde Situationen, eine kraftvolle Sprache, einen leichten raſchen Dialog, und manche treffende Sentenz. Die liebenswürdige Agnes, welche der Griechin Chelonis nachgebildet zu ſein ſcheint, und der Greis in Ketten, der ſeinem Staar ein Liedchen vorpfeift, erregen das lebhafteſte Intereſſe. Die kältere Kritik möchte freilich erinnern: daß dieſes Eine Schauſpiel eigentlich in zwei verſchiedene Schauſpiele zerfällt, deren eines mit der Befreiung des Vaters zu Ende geht, und das andere in dem Augenblicke anhebt, in welchem der Greis das Bild ſeines Schwiegerſohnes erkennt; daß die Erſcheinung des Fürſten am Ende den Knoten nicht löſet, ſondern zerhaut; daß der Zuſchauer, ungeachtet der Vergebung des Fürſten, dennoch eine unbefriedigte Empfindung mit nach Hauſe nimmt, indem man wohl fühlt, daß Agnes den begnadigten, aber nur ſchwach gerechtfertigten Verbrecher doch nicht mehr hochachten, und folglich dieſe Ehe nie wieder ganz glücklich werden kann: daß manche Sentenzen ſchwer zu erweiſende Behauptungen enthalten, z. B. die: »Es gibt nur undankbare Männer, aber kein undankbares Frauenzimmer;« daß manche Bilder nicht glücklich gewählt ſcheinen, z. B. das: »Die Thränen rollen in den Wein, wie eure Liebe in mein Herz rollt« u. ſ. w. Aber zu allen ſolchen Kritteleien hat man wäh-

verbrannt und ist durch die Gleichheit zu sehen, daß sich aber inzwischen, wenn er weicht zu werden schiene.

Berg.

Ich bitte —

Annliesch. Nein —

Busch. Ich flehe —

Trudch. Nichts.

Thal. Ich beschwöre —

Kätch. Umsonst.

Berg. Soll ich verzweifeln?

Annliesch. Gott bewahre!

Busch. Ich erschieße mich.

Trudch. O weh!

Thal. Ich nehme Gift.

Kätch. Thut mir leid.

Berg. Grausame! Sie sind kalt wie Novemberabend.

Busch. Kieselherz! Ihre Brust ist verschlossen wie ein Olivenkern.

Thal.

rend der Vorstellung keine Zeit. Man wird hingerissen, man überläßt sich gern einer angenehmen Täuschung, und vergießt sanfte Thränen.

Herr Brockmann stellte den Gefangenen vortrefflich dar. Schon seine Gestalt flößte Mitleid und Ehrfurcht ein. Sein Spiel, den zweiten ganzen Akt hindurch, war einzig aus der Natur gegriffen. Auch die Scene, wo er das Bild seines Verfolgers erkennt, gelang ihm vortrefflich. Frau von Weissenthurn spielte ihre Rolle mit Einsicht und warmen Gefühl. Nur Schade, daß sie bei leidenschaftlichen Stellen gleich Anfangs den Ton zu hoch nimmt, und dann bei dem Steigen der Empfindung, ihre Stimme unangenehm wird. Die rühmlichen Fortschritte, welche sie bisher in ihrer Kunst gemacht hat, lassen hoffen, daß sie auch diese Klippe in Zukunft vermeiden werde. Herr Lange hatte eine wenig dankbare Rolle übernommen, indem man sich für den Charakter des »Armenhold" unmöglich mit Wärme interessiren kann; er that indessen alles, was sich von einem solchen Künstler erwarten läßt, um die peinliche Empfindung zu mildern, welche der Urheber der neunjährigen Leiden eines unschuldigen Greises nothwendig erzeugen mußte. Die Feierlichkeit in Herrn Klingmann's Deklamation fängt sogar an sich bis auf seinen Gang zu erstrecken. Mit herzlichem Vergnügen erinnert man sich noch der Natur und Wahrheit, die er sich vor einigen Jahren so glücklich eigen gemacht hatte, und man ist überzeugt, daß wenn er nur will, es ihm leicht werden wird, diese alten

Freundinnen wieder an ſich zu feſſeln. Hier bietet ſich eine Gelegenheit dar, ein für allemal einen Einwurf zu widerlegen, durch welchen man den Wunſch zu beſtreiten ſucht, den Converſationston, als den einzig wahren, mehr als bisher auf unſerer Bühne eingeführt zu ſehen. Man ſagt: das Theater ſei zu groß: man müſſe die Stimme zu ſehr anſtrengen, und darüber müſſe der Converſationston verloren gehen. Beiſpiele widerlegen dieſen Vorwand am kräftigſten. Madame Adamberger, unſere, und vielleicht Deutſchlands erſte Schauſpielerin, beſitzt den Converſationston vollkommen, und doch redet ſie eben ſo laut, als jeder andere. Eben das iſt der Fall mit Herrn Weidmann, und noch einigen Andern; und gerade der Umſtand, daß alle die, welche dieſen Ton inne haben, Lieblinge des Publikums ſind, beweiſet hinlänglich, daß man die Vorzüge des Converſationstons fühlt. Man kann alſo recht gut, wenn man nur will, die vereinten Wünſche aller Kenner befriedigen. An Talent, dazu fehlt es gewiß keinem unſerer beſſern Schauſpieler. Man höre nur auf, durch prunkvolle Deklamation nach lärmendem Beifall zu haſchen; man folge unſern vorzüglichſten Mitgliedern auf dem Pfade der Natur, und unſere Bühne wird dann bald auf den erſten Rang Anſpruch machen dürfen.

Zu Ende der heutigen Vorſtellung wurden die Herren Ziegler, Brockmann, Lange, Klingmann und Frau v. Weiſſenthurn herausgerufen.

Am 11. ward das geſtrige Stück mit großem Beifall

wiederholt, und die Herren Brockmann, Lange, und Frau v. Weissenthurn wurden abermals herausgerufen.

Am 12. traten Madame Stollmers und Herr Roose zum dritten Male als „Gretchen" und „Anton" in dem Lustspiele, die Verwandtschaften, auf. Das Talent des Herrn Roose ist noch fast größer in dieser Gattung von Rollen, als in der vorhergehenden, da eine gewisse Leichtigkeit, welche man dort vermißte, hier nicht wesentlich nothwendig war. Herr Roose sowohl als Madame Stollmers blieben der Natur durchgehends treu, und unterhielten das Publikum sehr angenehm durch ihr wahres, naives Spiel. Sie wurden zu Ende der Vorstellung beide herausgerufen, und mit lautem Beifall empfangen. Madame Rivolla zeichnete sich in der Rolle der »Bäuerin" vortheilhaft aus, aber die des »Peter Vollmuth" wurde sehr kalt vorgetragen.

Am 13., in Gegenwart Ihrer kaiserlichen Majestäten, Wiederholung des neuen Ziegler'schen Schauspiels: „der Tag der Erlösung."

Wegen plötzlicher Krankheit des Herrn Baumann konnten die für die nächsten Vorstellungen bestimmten Stücke nicht gegeben werden. Anstatt derselben wurde am 14. das Lustspiel des Herrn Ziegler: »Liebhaber und Nebenbuhler in einer Person," aufgeführt. Madame Adamberger entzückte jeden Zuschauer durch ihr reizendes natürliches Spiel und Herr Weidmann gab abermals einen Beweis, daß man auch ohne zu übertreiben ein großer komischer Schau-

ſpieler ſein kann. Herr Brockmann ſpielte den »Hans Stadinger« ganz im Geiſte des Ritterzeitalters, welches ſchon allenfalls verſtattet, die Farben ein wenig ſtark aufzutragen; jedoch aber nicht ſo ſtark; als Georg der Knappe, zu thun ſich erlaubte.

Am 15. ward die »Schachmaſchine« wiederholt. Am 16. der »Graf von Burgund,« worin ein neu aufgenommenes Mitglied, Herr Stollmers, zum erſten Male als »Ritter Blonai« auftrat. Die Wahl dieſer zwar nicht ganz unbedeutenden, aber doch kleinen Rolle bewies ſchon hinreichend, daß Herr Stollmers ein beſcheidener, anſpruchloſer Mann iſt. Er hatte den Charakter des ehrlichen Ritters richtig gefaßt, und wenn man ſich erſt an ſeine etwas fremde Ausſprache gewöhnt haben wird, ſo iſt zu hoffen, daß er für dergleichen Rollen, die oft ſo viel zum Gelingen des Ganzen beitragen, kein unbrauchbares Subjekt ſein werde.

Aus

August's von Kotzebue

hinterlassenen Papieren.

Betrachtungen über mich selbst bei Gelegenheit zweier Recensionen in der jenaischen Literaturzeitung.

Man glaubt gewöhnlich, die Eigenliebe sei jederzeit der Maaßstab, nach welchem ein Mensch sich selbst beurtheile, und daher das allgemeine Mißtrauen des Publikums gegen Selbstbiographien. Ich meine in reifern Jahren, wo so manche Täuschung schwindet, könne man es schon über sich gewinnen, gleichsam aus sich heraus zu treten, und, wie vor einem Spiegel, mit scharfem Auge sein eigenes Bild zu mustern, wenn man nur ernstlich will. Wohlan, es gelte einen Versuch. Es wird bei dieser Gelegenheit noch manches andere zur Sprache kommen, was, ohne Rücksicht auf mich, den Leser interessiren könnte, und so verzeiht er mir auch wohl um deswillen das übrige, was er vielleicht ohne Theilnahme liest. Im voraus darf ich ihn versichern, daß das Sprichwort: „wie man in den Wald schreit, so schallt es wieder heraus!" hier nicht in Anwendung gebracht werden soll. Doch sehe ich mich gezwungen, ehe ich auf die Recensionen komme, welche diesen Aufsatz veranlaßt haben, etwas weiter auszuholen.

Viele halten mich für eitel. Es wäre kein Wunder, wenn ich's geworden wäre, durch all den Weihrauch, den man vormals mir gestreut hat, und oft noch jetzt streut;

aber — die Hand auf's Herz — ich habe mir nie auf mein Talent etwas eingebildet, ich habe es immer für eine bloße Naturgabe gehalten, die zufällig durch die Lage, in der ich mich als Knabe befand, entwickelt worden. Am meiſten pflegen die Menſchen ſich auf dasjenige einzubilden, was zu erlangen ſie Mühe gekoſtet hat, und je größer dieſe Mühe war, je größer iſt in der Regel die Einbildung des Beſitzers. Daher kömmt es zum Beiſpiel, daß gelehrte Sprachforſcher gewöhnlich auf alle übrigen Künſte und Wiſſenſchaften mit einiger Geringſchätzung herabſehen, denn ſie haben nichts von der Natur, ſie haben alles mühſam erwerben müſſen.

Ein Gleichniß möchte paſſen, wenn es auch ein wenig hinkt. Der reiche Mann, der ſein Vermögen bei Groſchen hat ſammeln müſſen, legt höhern Werth auf den Reichthum, als der, der ihn geerbt hat. Jener hält zu Rathe, dieſer verſchwendet. Wie? wenn ich auch nur geerbt und bisweilen verſchwendet hätte? —

Mein kleines Erbtheil habe ich von der Natur und daher kam es, daß, als ich meine dramatiſche Laufbahn begann, ich ſelbſt am meiſten überraſcht wurde durch das Lobpreiſen, welches mir von allen Seiten entgegen hallte; und daher kommt es, daß ich noch jetzt (vermuthlich mit Unrecht) weit höhern Werth auf meine hiſtoriſchen Arbeiten lege, als auf meine dramatiſchen Schöpfungen; eben weil jenes Arbeiten und dieſes Schöpfungen ſind; weil jenes mir viele und dieſes keine Mühe verurſacht hat.

Ich erinnere mich noch sehr lebhaft des sonderbaren Eindrucks, den es auf mich machte, als ich 1788 »Menschenhaß und Reue" geschrieben, bald darauf 1789 eine Reise nach Deutschland unternahm, als in Berlin Engel, Rammler, Nicolai und so manche andere, damals lebende Gelehrte, auch die Prinzen und Prinzessinnen der königlichen Familie, mich mit einer Art von Enthusiasmus aufnahmen, als in Pyrmont J. G. Jacobi, Zimmermann und mehrere von den anwesenden Fürsten mich mit Lobsprüchen überhäuften; was empfand ich damals? eine fröhliche Verwunderung, durchaus nicht Eitelkeit. So ungefähr mag einem hübschen Mädchen zu Muthe sein, das in ländlicher Stille erzogen, zum ersten Male in die Welt tritt, und zum ersten Male hört, daß sie hübsch ist. Freilich wird sie nun sich lieber als zuvor im Spiegel beschauen, sie wird vermuthlich etwas eitel werden, das kann kaum fehlen; aber, wenn sie vernünftig ist, doch nicht eitler, als man einem hübschen Mädchen wohl vergibt. Auch mich haben Vernunft und Feinde vor Eitelkeit bewahrt. Wohl verstanden, ich war nie auf meine Schriften eitel, wohl aber — sonderbar genug — nicht selten auf die Auszeichnungen, die mir widerfuhren, obgleich sie nur eine Wirkung meiner Schriften waren. Ich hatte es gern, daß sie bekannt wurden, trug gern dazu bei, und muß noch jetzt über manche Schwachheit lächeln, die ich in dieser Rücksicht begangen habe. Daher mag mir auch wohl der Ruf der Eitelkeit gekommen sein. Nun ja, es war eine persönliche, aber

keine ſchriftſtelleriſche Eitelkeit. Habe ich die letztere jemals beſeſſen, ſo ſind es doch ſchon viele Jahre her, daß keine Spur davon in mir ſich regt, wie alle meine Freunde, alle, die mit mir umgehen, gewiß bezeugen werden.

Außer dieſen Zeugniſſen habe ich auch noch andere Beweiſe. Wenn ich ein eitler Dichter wäre, woher käme es denn, daß ich meine Nebenbuhler wahrhaft hochſchätze, und ſogar meinen bitterſten Feinden gern Gerechtigkeit widerfahren laſſe, wo ſie es verdienen? — Eitelkeit wird verwundet durch fremde Vorzüge. Allein ich habe mich aufrichtig gefreut, als Müllner auftrat, ich leſe ſogar mit Vergnügen, was Schlegel und Merkel Gutes geſchrieben haben; und dieſe Freude, dieſes Vergnügen ſind durchaus mit keiner unangenehmen Empfindung gemiſcht. Selbſt die giftigen Beurtheilungen von Allem, was ich ſchrieb (beſonders in der jenaiſchen Literaturzeitung) verbittern mir ſchon lange keine Viertelſtunde mehr. Ich kann nicht ſagen, daß ich ſie gern leſe (denn wie könnte es mir gleichgültig ſein, daß Männer, die vielleicht übrigens recht brave Männer ſind, ſich ſo gehäſſig und ſo leidenſchaftlich gegen mich beweiſen?); aber es verwundet meine Eitelkeit nicht, und ich beſitze Kraft genug, mir das Wahre in ihren Beurtheilungen zu geſtehen. Uebrigens führen ſie ja ſeit zwanzig Jahren immer dieſelbe Sprache und Niemand hört darauf, was ſie freilich wohl immer verdrießlicher machen muß.

Der einzige Vorwurf, der mich wirklich ſchmerzt, den jeder Lump zu Markte bringt und bis zum Ekel wiederholt,

Thal. Marmorſeele! warum quälen Sie mich, als wär ich ein Reim in einem Sonnett?

Annliesch. Aber wenn wir Sie auch liebten, was kann das helfen?

Trudch. Sie haben ja ſchon bey Papa um uns geworben.

Käth. Und er hat es rund abgeſchlagen.

Thal. Man könnt' ihn erweichen.

Käth. Schwerlich.

Buſch. Wenn Sie nur Ihre Bitten vereinigen wollten —

Trudch. Das dürfen wir nicht.

Berg. Wenn Sie zu ſeinen Füßen —

Annliesch. Ey warum nicht gar! Sollen wir knieend um Männer betteln?

Berg. Er hatte nichts einzuwenden, als unſere Armuth.

Annliesch. Bey ihm iſt das viel.

Buſch. Er, der reichſte Mann in der Provinz —

Trudch. Er will es gern bleiben.

Thal.

wenn er mir nicht auf andere Weiſe ſchaden zu können vermeint, iſt der: daß meine Schriften unſittlich ſeien. Gott ſei Dank! ich nähre die innigſte Ueberzeugung, die keine Recenſion mir jemals erſchüttern wird, daß Niemand auf der Welt aus irgend einem meiner Schauſpiele die Vertheidigung einer unſittlichen Handlung ſchöpfen kann; daß vielmehr die meiſten derſelben darauf abzwecken, irgend eine Tugend einzuprägen.

Auch haben meine Anſchwärzer noch nie verſucht, mir den Vorwurf zu beweiſen, ſondern ſie begnügen ſich immer mit der allgemeinen Behauptung: ſo ſei es. Könnten ſie es beweiſen, fürwahr, ſie hätten es längſt gethan. So wie man während der Revolution manchem braven Manne dadurch zu ſchaden ſuchte, daß man ihn einen Jacobiner ſchalt, ohne Beweiſe für ſeinen Jacobinismus aufſtellen zu können, ſo machen es die Herren mit mir; und gleich wie damals eine ſolche unerwieſene Anſchuldigung hinreichend war, Leute, die nicht ſelbſt prüfen, gegen einen ehrlichen Mann einzunehmen, ſo geht es auch mir.

Was mag wohl zuerſt die Scheingründe geliehen haben, auf welche jene Schreier, die oft ſelbſt die unſittlichſten Menſchen ſind, ſich ſtützen? —

Ich habe in Menſchenhaß und Reue eine Ehebrecherin liebenswürdig dargeſtellt; aber ſie wird von den Qualen der bitterſten Reue gefoltert — ſie iſt höchſt unglücklich! ſie bekennt ſogar in der edlen Lüge, daß auch die Verzeihung ihres Gatten ihr die Ruhe nicht wiedergeben kann. Iſt das

unſittlich? iſt es nicht vielmehr eine drohende Warnungstafel? Und haben Eulaliens Gewiſſensbiſſe nicht wirklich mehr als eine Frau zu ihrer Pflicht zurückgeführt? — Mir ſelbſt ſind drei ſolche Beiſpiele bekannt, wie viele mögen mir unbekannt geblieben ſein. Man ſtelle mir hingegen nur ein Beiſpiel auf, daß eine Frau durch Eulaliens Leiden auf Irrwege verlockt worden, und ich will zuſehen, wie mein Schauſpiel durch Henkers Hand verbrannt wird.

Göthe hat in ſeiner Stella die Ehe mit zwei Frauen, im Götz eine grelle Buhlſchaft aufgeſtellt; er hat in ſeinem Werther einen Selbſtmörder liebenswürdig geſchildert, er läßt in ſeinen Mitſchuldigen eine Frau ihren Liebhaber in der Nacht beſuchen; er hat in den Hexen-Scenen ſeines »Fauſt« manches derbe Wort ausgeſprochen; und Niemand ſchilt ihn unſittlich. Schlegel hat irgend wo eine Ehe en quatre proponirt, und Niemand ſchilt ihn unſittlich. Müllner läßt in ſeiner »Zweiflerin« eine Dame ihrem Liebhaber den Antrag thun, daß ſie zwar einen Andern heirathen, aber nebenher mit ihm leben wolle, und ſein angoliſcher Kater iſt auf eine Zweideutigkeit gebaut; dennoch ſchilt Niemand ihn unſittlich. Muß ich denn nun nicht glauben, daß man blos, um mir perſönlich weh zu thun, nur aus meinen Schriften jedes verfängliche Wort heraushebt?

Hie und da enthalten meine Schauſpiele ſcherzhafte Anſpielungen auf Geſchlechtsliebe, und dieſe werden mir (gewöhnlich von ſolchen, die ſie am liebſten hören) zum

Verbrechen gemacht. Molière iſt in dieſer Hinſicht ſehr viel derber, und nie hat man ihm Unſittlichkeit vorgeworfen. Wenn in Schiller's »Kabale und Liebe" der Präſident fragt: ob ſein Sohn auch ſeine H — jedesmal richtig bezahlt habe? ſo iſt, nach meinem Bedünken das weit ſtärker, als alle Scherze, die ich mir jemals erlaubte, dennoch gilt er für den keuſcheſten Dichter. Meine Anſpielungen ſind alle von der Art, daß ein unſchuldiges Mädchen ſie nicht verſtehen wird, und auch eine ſittſame Frau dabei nur lächeln kann. Selbſt das verſchrienſte, und zugleich das beſte meiner Luſtſpiele, der Rehbock, iſt blos ein heiterer Scherz, der durchaus keine Veranlaſſung geben kann, ſittſame Frauen und Mädchen auf Irrwege zu führen. Gleich von der erſten Scene an iſt der Zuſchauer völlig von der Unſchuld der Situation unterrichtet, und das Komiſche, oder, wenn man will, das Zweideutige, liegt blos in der Unwiſſenheit der ſpielenden Perſonen. Ich freue mich, gehört zu haben, daß ſelbſt Göthe dieſes Luſtſpiel mit Wärme in Schutz genommen hat.

Aber geſetzt, es kämen in einigen meiner Stücke Stellen oder Situationen vor, welche eine allzuſchüchterne Sittſamkeit beleidigten, warum wird denn immer nur von dieſen ſeltenen Auswüchſen geſprochen? warum denn nie von den vielen meiner Werke, in welchen ich die Tugend im Allgemeinen, oder auch einzelne Augenden auf das Wärmſte empfohlen habe? — Ich nenne unter Andern die Verſöhnung (die wirklich alte Feinde in Freunde

verwandelt hat), das Kind der Liebe (das wirklich einem hilflosen Unglücklichen seinen Vater wieder gab), Ubaldo, falsche Scham, die Verleumder, Lohn der Wahrheit, die Stricknadeln, die deutsche Hausfrau, den Brief aus Cadix, den Opfertod, das Epigramm, den Ruf, das Schreibepult ꝛc. ꝛc. Athmen sie nicht Alle die reinsten Grundsätze der Moral? Wer hat sie spielen sehen ohne Erregung sittlicher Gefühle? und warum erwähnt man ihrer nicht? — Weil Haß und Neid nur das Böse hervorklauben, das Gute verkleinern, am liebsten mit Stillschweigen übergehen. Sie fühlen nicht, daß sie auf diesem Wege doch nichts gegen mich ausrichten, und nun seit einem Menschen-Alter nichts ausgerichtet haben. Sie schämen sich auch nicht, denn sie schleichen verkappt in den Tagesblättern herum. Litera non erubescit. Wenn sie aber einmal genöthigt würden, statt eines Buchstabens ihren Namen hinzuschreiben, wie dann? —

Bisweilen hat mich auch wohl eine Art von Verdruß angewandelt, wenn ich las, und immer wieder lesen mußte, daß man mich mit Iffland zusammenstellte. Nicht als ob ich Iffland's Verdienste nicht erkennte und schätzte, oder als ob es mich unrühmlich dünkte, meinen Namen neben dem seinigen genannt zu hören; sondern weil die Zusammenstellung durchaus falsch, der Charakter meiner Stücke und der seinigen durchaus verschieden ist. Iffland beschränkte sich allein auf Darstellung häuslicher Verhält-

niſſe, und drehte ſich dabei in einem engen Kreiſe herum. Ich habe freilich auch mitunter häusliche Verhältniſſe geſchildert, aber in den wenigſten meiner Stücke, die bei Weitem größere Zahl hat ganz andere Zwecke. Ich nenne zum Beiſpiel Octavia, den Schutzgeiſt, Rudolph von Habsburg, Guſtav Waſa, Bayard, Hugo Grotius, die Huſſiten vor Naumburg, Johanna von Montfaucon, die Kreuzfahrer, den Grafen von Burgund, Ubaldo, die Sonnenjungfrau, Rolla's Tod ꝛc. ꝛc. eine Gattung von Schauſpielen, welche Iffland hervorzubringen ſich nie geneigt fühlte. Eben ſo wenig hatte, oder zeigte er Talent für das eigentliche Luſtſpiel, und Stücke wie die deutſchen Kleinſtädter, die beiden Klingsberge, den Rehbock, den Wirrwarr, die Pagenſtreiche u. ſ. w., hat er nie geſchrieben. Woher kommt es denn, daß man, um Dichter einer gewiſſen, ſehr beſchränkten Gattung anzudeuten, immer Kotzebue und Iffland zuſammenſtellt? — Das kommt daher, weil man eben dieſe Gattung gern als untergeordnet bezeichnet, und weil man eben ſo gern die Gelegenheit ergreift, alle meine Stücke in Bauſch und Bogen in eine untergeordnete Klaſſe zu ſetzen.

In Nr. 228 der jenaiſchen Literatur-Zeitung vom Jahre 1816 hat ein gewiſſer Herr T—a die Backen ſehr vollgenommen, alſo ſprechend:

»Herr v. Kotzebue hat durch ſeine dramatiſchen Arbeiten überhaupt und durch ſeine dramatiſchen Almanache ins-

beſondere, allbekanntlich, den Verfall der Darſtellungskunſt und der Bühne in Deutſchland herbeigeführt. Er iſt es, der durch ſeine Frivolitäten, durch glänzende, aber gehaltloſe Witzſpiele, durch Concetti's und Trivialitäten, ja nicht ſelten durch unanſtändige Zweideutigkeiten ſeinen beſonders kleineren Stücken für ein ungebildetes, oder zum Theil unſittliches Publikum einen ephemeren Reiz verlieh, der zwar die Theater-Kaſſen augenblicklich füllte, aber den reinen Geſchmack, das wahre äſthetiſche Gefühl gänzlich ertödtete, und dieſen, ſo wie zugleich der dramatiſchen Kunſt und den Sitten, unheilbare Wunden ſchlug."

Das heißt doch wohl das Kind mit dem Bade verſchütten? — Ich will den geehrten Verfaſſer nicht daran erinnern, daß vier fremde Worte in einer einzigen Periode dem guten Geſchmacke eben nicht zuſagen, denn er könnte mir antworten: es ſei ſein Geſchmack und ſein Geſchmack ſei der einzig gute; ich will ihn blos verſichern, daß ſeine komiſche Tirade mir ein Lächeln entlockt hat. Wir wollen ſie doch ein wenig näher beleuchten.

Er ſetzt voraus, daß in Deutſchland die Darſtellungskunſt und die Bühne in Verfall gerathen ſeien. Dieſe Vorausſetzung muß vor allen Dingen bewieſen werden; denn wenn etwa der Verfall garnicht da wäre, ſo konnte ich auch nicht Schuld daran ſein. Dieſer Verfall iſt nach ſeiner Meinung vorhanden, ſeitdem ich für die Bühne ſchreibe, alſo ſeit 1788. Worin beſteht er denn? hat es

etwa ſeit den letzten fünfundzwanzig Jahren weniger gute Schauſpieler gegeben als vorher? — Das ich nicht wüßte. Schröder, Iffland, Fleck, Brockmann, eine Bethmann u. ſ. w. haben während dieſer Zeit geglänzt, und ſich vielfältig, beſonders in meinen Stücken ausgezeichnet. Auch jetzt noch glänzen Devrient, Wolf, Eßlair, Koch und viele mir unbekannte. Was will denn alſo der Kläger mit ſeinem Verfall der Darſtellungskunſt? — In großer Menge haben die trefflichen Schauſpieler nie exiſtirt, am wenigſten vor meiner Zeit. Alſo muß ich den Kläger bitten, mit ſeinen Beweiſen hervorzurücken, und wenn es ihm zu beweiſen gelingt, dann erſt ſtehen wir an der Frage: in wie weit ich es verſchuldet habe?

Eben ſo wenig, ſcheint es mir, habe die deutſche Bühne Rückſchritte gemacht, wenn von den Werken die Rede iſt, die für dieſelbe geſchrieben worden. Schiller, Collin, Iffland, Müllner, und noch ſo manche Andere, haben ſie zu meiner Zeit bereichert. Sie iſt vor meiner Zeit nie mehr bereichert worden, denn auch die guten Dichter ſind zu allen Zeiten ſelten. Wo iſt denn da Verfall? — Man hat das Wort jetzt ſehr oft im Munde, aber ich möchte kühn behaupten: man weiß gewöhnlich ſelbſt nicht, was man dabei denkt. Unſere Recenſenten loben immer das Vergangene, damit ſie nicht nöthig haben, das Gegenwärtige zu loben.

Das Einzige, was ſeit fünfundzwanzig oder dreißig Jahren der deutſchen Bühne großen Schaden thut, das

Einzige, was ihren Verfall wirklich herbeiführt, ſind die Spektakel-Opern und Spektakel-Stücke. Dieſe verderben den reinen Geſchmack, verwöhnen das Publikum an ſinnliche Genüſſe; nöthigen die Direktionen zu ungeheuren Ausgaben; zwingen ſie, das eigentliche Schau- und Luſtſpiel zu vernachläſſigen und das Geld, womit ſie einen ausgezeichneten Schauſpieler hätten beſolden können, lieber an einen Menſchen zu wenden, der ſingen, aber nicht ſprechen und gewöhnlich auch nicht ſtehen und gehen kann. Ferner rauben die Opern und Spektakelſtücke ſo viele Zeit zum Einſtudiren und Einüben des Mechaniſchen, daß für die Kunſt-Proben zu wenig Zeit übrig bleibt. Man muß ſelbſt eine Bühne verwaltet haben, auf welcher fünf- oder auch nur drei- und vier Mal wöchentlich geſpielt wurde, um zu wiſſen, wie oft man mit den Proben in's Gedränge kommt. Zum Einſtudiren einer neuen heutigen Oper heiſcht der Muſik-Direktor deren zwanzig bis dreißig, wobei nicht allein die eigentlichen Sänger gegenwärtig ſein müſſen, ſondern (wenn ich ein paar der größten Bühnen ausnehme) faſt immer das ganze Perſonal nothwendig iſt. Die Märſche der Statiſten, ihre Gefechte u. ſ. w. müſſen abermals häufig probirt werden, und nicht ſelten wird auch durch das Aufſtellen der Dekorationen ein ganzer Morgen geraubt.

Um den Impressario vollends in angustia zu verſetzen, begehrt das Publikum jetzt faſt täglich etwas Neues, und beſucht auch gute Stücke, die aber ohne Spektakel

ſind, höchſtens zwei- oder drei Mal. Wo ſoll da die Zeit herkommen, um der Kunſt zu geben, was ihr gehört? Auf ſolche Weiſe müſſen die Bühnen oft Fabrik-Arbeit liefern.

Mit dem innigſten Vergnügen erinnere ich mich der trefflichen Bühne zu Weimar in den Jahren 1771 und 1772, unter Eckhof's Leitung. Die Zahl ihrer Mitglieder war kaum ein Dutzend; aber ſie gab vollendet Leſſing's Meiſterwerke, und Alles, was zu jener Zeit an Originalen oder Ueberſetzungen Gutes vorhanden war. Sie gab auch die Weiß'ſchen Operetten, die jeder Zuſchauer mitſingen konnte, und die, wenn ſie auch den wenigen Muſik-Kennern keinen ſo hohen Genuß gewährten, als unſere heutigen Opern, doch im Gänzen dem Publikum mehr Vergnügen machten. Sogar ein recht artiges Ballet war mit dieſer Geſellſchaft verbunden, und Alles das unterhielt die treffliche Herzogin Amalie blos auf eigene Koſten, das Publikum gab nichts dazu, die Billete wurden gratis vertheilt. Welcher Fürſt könnte jetzt dieſe edle Freigebigkeit nachahmen? — Was die Herzogin damals mit zwölf- oder fünfzehntauſend Reichsthalern beſtritt, würde jetzt, Dank ſei es den Opern und Spektakel-Stücken, fünf- oder ſechsmal mehr koſten; Eckhof würde, um die »Jungfrau von Orleans" zu beſetzen, ſeine Geſellſchaft verdreifachen müſſen, und doch keine Zeit haben, den Vorſtellungen jene Rundung und Vollendung zu verleihen, durch welche ſie damals ſich auszeichneten.

Möchten immerhin die jetzigen Sinnenspiele ihr Wesen treiben, sie würden der Kunst unschädlich sein, wenn Deutschland, wie Paris, verschiedene Bühnen für verschiedene Gattungen hätte. Dort bewahrt das Theatre français das reine Lust- und Trauerspiel, die große Oper läßt trällern und tanzen, das Theatre Feydeau gibt komische Opern, die Porte St. Martin Spektakel-Stücke u. s. w. Wir aber wollen Alles auf Einem Theater sehen, und so haben wir denn auch Alles, aber nichts Rechtes.

Wer ist denn nun Schuld an dem Verfall, der durch diese Ursachen herbeigeführt wird? — Auch ich habe einige Spektakel-Stücke geschrieben, aber hat Schiller es nicht gethan? — ich weiß, daß selbst in Berlin Viele seine Jungfrau von Orleans nur besuchen, um den prächtigen Krönungs-Zug zu sehen.

Soll diesem Unwesen gesteuert werden, so ist kein anderer Rath, als daß ein gebildetes Publikum sich entschließe, nicht drei oder vier schlechte Theater in Einem, sondern nur Ein gutes Theater zu besitzen; daß es dem Opern- und Spektakel-Wust entsage, und seinen Genuß auf Lust-, Schau- und Trauerspiel beschränke. Dann darf es an die Direktion die Forderung machen, daß jede Vorstellung ihm wahren Kunst-Genuß gewähre: dann wird es auch der Direktion nicht an Zeit fehlen, den nöthigen Fleiß darauf zu wenden, und nicht an Mitteln, Künstler, nicht Handwerker, zu bezahlen. So lange es aber bleibt wie jetzt, so lange werden wir Stück- und Flickwerk sehen.

Thal. Wie wär' es, wenn wir Sie entführten.

Kätch. Ha! ha! In Pommern spielen wir keine Romane.

Berg. (steht auf) Wohlan, Ihr Unverbesserlichen! Wir verlassen Euch!

Busch. (steht auch auf) Ja, das thun wir.

Thal. (steht auf) Auf ewig.

Annlesch. Nach Gefallen.

Trudch. Wir müssen uns trösten.

Berg. O freylich! An Trost fehlt es dem treulosen Geschlechte nie.

Busch. So lange der Spiegel höflich bleibt —

Thal. Wir wissen auch recht gut, wer hier tröstet.

Berg. O ja, das wissen wir.

Busch. Der verdammte Page!

Thal. Dem der Satan auf vier Wochen Urlaub verschaffte.

Berg. Der allen Mädchen in der Stadt die Köpfe verrückt —

Busch.

Berlin müßte und könnte hier mit gutem Beiſpiel vergehen; Berlin müßte ein zweites Theater errichten, alle Sinnenſpiele auf dasſelbe verbannen, und ſeinen alten Muſentempel blos der dramatiſchen Kunſt widmen. Wien hat bereits etwas Aehnliches gethan, und wenn nicht andere Hinderniſſe im Wege ſtehen, ſo iſt nicht zu zweifeln, daß Wien die kunſtgerechteſte Bühne in Deutſchland beſitzen werde.

Ich glaube bewieſen zu haben, daß weder Dichter noch Schauſpieler den gerügten Verfall veranlaſſen, ſondern daß er einzig durch obige Urſachen herbeigeführt wird. Jetzt verleitet mich jener ſprudelnde Ausfall in der jenaiſchen Literatur-Zeitung zu einem Wageſtück; ich will nämlich mich ſelbſt beurtheilen; ich will unterſuchen, welcher Rang mir als dramatiſcher Dichter gebührt. Dazu gehört erſtens der feſte Wille, keine Nachſicht gegen mich zu üben. Den glaube ich in meinem ſechsundfünfzigſten Jahre erlangt zu haben. Zweitens die Betrachtung meiner Werke, als ob ſie fremde wären. Auch das glaube ich zu können, da die Meiſten derſelben, die ich in mehr als zwanzig Jahren weder geleſen noch ſpielen ſehe, mir wirklich fremd geworden. Daß ich überhaupt ein Schauſpiel beurtheilen könne, bilde ich mir ein.

Ich habe einige hundert Schauſpiele geſchrieben; es iſt daher kein Wunder, wenn, wie unter den noch zahlreicheren Werken des Lopez de Vega, auch manches mittelmäßige oder wohl gar ſchlechte ſich befindet. Ich fange

damit an, ein Drittel, oder wenigſtens ein Viertel meiner Schauſpiele zu perhorreſciren; ich mag ſie gar nicht geſchrieben haben, wenigſtens nicht ſo, wie ſie jetzt ſind, und ſollte ich jemals den günſtigen Augenblick finden, eine Sammlung meiner dramatiſchen Werke zu veranſtalten, ſo würden jene Verſtoßenen entweder gar nicht, oder doch in einer ganz andern Geſtalt in derſelben erſcheinen. Allein mich dünkt, wenn die übrig bleibenden das Verdammungs-Urtheil nicht zu theilen verdienen, ſo ſei das doch immer genug, um mir eine Ehrenſtelle unter Deutſchlands dramatiſchen Dichtern zu bewahren.

Welche Eigenſchaften Anſpruch auf dieſen Titel geben, will ich nach meiner Anſicht entwickeln. Die erſte iſt eine lebhafte Einbildungskraft. Dieſe beſitze ich, oder habe ſie doch beſeſſen. Durch ſie muß die Einbildungskraft des Zuſchauers erregt werden, ohne welche Erregung kein Stück ſich auf der Bühne erhalten kann. Man nehme zum Beiſpiel Göthe's natürliche Tochter (deren Vortrefflichkeit in anderer Hinſicht ich übrigens nicht bezweifeln will). Sie ermangelt des Zaubers der Einbildungskraft und wird nie auf der Bühne gefallen. Jener Zauber iſt es, durch den beſonders Shakeſpeare noch jetzt herrſcht und, und bei veränderter Form, ewig herrſchen wird.

Ein Dichter, dem das Glück zu Theil werden ſoll, noch auf den Bühnen der Nachwelt zu erſcheinen, bedarf dazu keiner andern Eigenſchaft, als einer blühenden Ein-

bildungskraft. Die Schöpfungen derſelben ſind die einzigen, die für die Bühne fortleben, wenn gleich ungeſtaltet. Man frage ſich nur, wodurch man an ein gutes Schauſpiel ſich gefeſſelt fühlt? Sind es nicht immer Bilder, die vor der Seele ſchweben? bewegliche Gemälde? — Gleichen ſie nicht ganz denen, die der Hiſtorien-Maler uns liefert? Der bei Zuſammenſetzung hiſtoriſcher Gemälde fürwahr auch ein dramatiſcher Dichter ſein muß. — Es gibt keine ſchöne Kunſt, die ſo die Einbildungskraft in Anſpruch nähme, als die dramatiſche. In dieſer beſteht ihr höchſter Genuß. Was der Verſtand, was die Sprache hinzufügen, ſind nur Hilfs-Künſte, nur Schmuck, welcher verwittert; ſie dienen nur der Form.

Doch eben die Wahl einer anſprechenden Form iſt das zweite Erforderniß eines guten dramatiſchen Dichters. Nur bilde er ſich nicht ein, durch die Form auf die Nachwelt zu kommen; denn ſie iſt der Mode unterworfen. Durch welche Verhältniſſe der Völker unter ſich oder zu ihren Nachbarn, durch welche Geiſtes-Anlagen oder Ausbildungen, dieſe Mode entſteht und wechſelt, iſt hier nicht der Ort zu unterſuchen; genug es iſt ſo; und alle diejenigen dreſchen leeres Stroh, die uns veraltete Formen wieder aufdringen wollen, wären es auch griechiſche. Wir haben ja erlebt, wie es zum Beiſpiel mit den Chören gegangen, ſogar als Schiller ſie mit allem lyriſchen Prunk ausſtattete. Daſſelbe iſt den Formen Shake-

ſpeare's und Calderon's widerfahren. Diejenigen, welche ſo eifrig darauf beſtehen, die Griechen, die Spanier, die Briten, nur in ihren alten Formen auf unſere Bühne zu bringen, bedenken nicht, wie viel Zeit und Mühe es ſie ſelbſt gekoſtet hat, ſich in dieſe Formen hinein zu ſtudiren, und ihnen Geſchmack abzugewinnen; ſie bedenken nicht, daß ſie gleichſam erſt Zeitgenoſſen von Shakeſpeare und Calderon haben werden müſſen, und daß es ganz unmöglich iſt, ein Publikum in drei Stunden zu dem zu machen, worauf ſie ſelbſt Jahre verwendet haben; zumal wenn dieſes Publikum mit Recht fragt: warum es ſich an eine andere Form gewöhnen ſolle? da die jetzige in dieſem Augenblicke alles Erforderliche leiſtet?

Die dritte nothwendige Eigenſchaft eines guten dramatiſchen Dichters iſt Gedanken-Fülle und die vierte, die Kunſt ſie kräftig auszudrücken, die Sprache; doch beide ſind gleichfalls der Veraltung unterworfen. Man würde ſehr irren, wenn man glaubte, gute Gedanken veralteten nicht. Ein ſchöner Gedanke, der heute ein ganzes Publikum elektriſirt, wird nach hundert Jahren durch öfteres Wiederholen trivial. Als Hamlet zum Erſtenmal in London und auch bei uns die Worte ſprach: »Sein oder nicht ſein, das iſt die Frage," da wurde das ganze Publikum mächtig ergriffen; jetzt gefallen ſie zwar noch, aber ſie erſchüttern nicht mehr. Man hat ſie zu oft gehört. Ich habe mit Fleiß jenen glänzenden Monolog gewählt; wenn das am grünen Holz geſchieht, was wird am dürren werden?

Allein noch weit mehr als die Gedanken ſteht die Sprache unter dem eiſernen Scepter der Zeit. Welche Umgeſtaltung haben wir in der unſrigen ſeit ein paar Menſchen-Altern erlebt! Und man glaube doch ja nicht, es werde dabei ſein Bewenden haben. So lange eine Sprache lebendig iſt, verändert ſie ſich auch, trotz allen Akademien, die ſich ſelbſt mit verändern. Was uns heute wohlklingend ſcheint, wird in hundert Jahren rauh und unbeholfen ſein und von unſern Enkeln geleſen werden, wie wir den Lohenſtein leſen.

Daraus ſcheint mir zu folgen, daß alle die jetzt vorhandenen Schauſpiele, deren Werth nur auf Form und Sprache beruht, in hundert Jahren, vielleicht noch viel eher, ganz verſchwunden ſein werden; diejenigen, die zugleich Gedanken-Fülle enthalten, werden allerdings länger beſtehen; aber man wird ſie auch nicht ſpielen, ſondern nur aus ihnen ſchöpfen. Nur diejenigen, welche einer lebendigen Einbildungs-Kraft ſich erfreuen, werden fortleben in ewige Zeiten. Aber auch nicht ſo, wie ſie jetzt ſind; man wird die Form ihnen abſtreifen, die Sprache umgeſtalten; kurz man wird ein neues Geſchöpf bilden, aber es beleben durch jenen unſterblichen Funken.

Nach meinem Gefühl war Schiller der größte Meiſter in der dramatiſchen Sprachkunſt. Etwas Kräftigeres, Gediegeneres kenne ich nicht. Weit weniger zeichnet er ſich durch neue Gedanken aus. Man ſtreife vielen

der glänzendsten derselben das Gewand der Sprache ab, und man hat sie tausendmal gehört. Also wird durch eine Eigenschaft, die uns jetzt so sehr entzückt, Schiller nicht auf die Bühnen der Nachwelt kommen, denn auch seine Sprache wird veralten. Man wird ihn lesen, vielleicht studiren, aber nicht spielen; zumal da auch seine Formen zum Theil gar nicht geeignet sind, eine lange Dauer zu versprechen. Die meiste Einbildungskraft hat er in den Räubern gezeigt, und darum werden die Räuber, obgleich in anderer Hinsicht eines seiner schlechtesten Werke, doch nie untergehn, sondern in veränderter Gestalt noch Millionen unserer Enkel ergetzen.

Jedermann führt das Sprichwort im Munde: der Geschmack ist verschieden; aber keiner will dem Andern einen verschiedenen Geschmack auch zugestehen, sondern Jeder begehrt, der Andere soll den seinigen haben, und dies Begehren wird mit einer Heftigkeit, mit einer Intoleranz ausgesprochen, die jedes rechtliche Gemüth empören.

Mich dünkt, man könne die Schauspiele in verschiedene Gattungen theilen, deren jede friedlich neben der Andern bestehen kann, weil jede ihr Publikum finden wird. Wen der Wohllaut der Sprache entzückt, der höre Schillers Braut von Messina! wer in Gedanken schwelgen will, der höre Göthe's natürliche Tochter; wen fremde Formen ergetzen, der sehe den standhaften Prinzen; wer in aufgeregter Einbildungskraft Genuß

findet, der besuche die Jungfrau von Orleans. Alle Gattungen sind gut, wie schon Voltaire sagte, die langweiligen ausgenommen.

Man wird sich vielleicht wundern, daß ich des Lust- und Schauspiels gar nicht gedenke; man wird vielleicht sagen, der Witz, ein Hauptbestandtheil des Lustspiels, bilde eine eigne Gattung. Aber der Witz ist ein Gedanken-Spiel, veraltet auch mit der Sprache, und Einfälle, über die wir vor fünfzig Jahren uns krank gelacht hätten, entlocken jetzt uns kaum ein Lächeln. Man lese z. B. Rabener. Viele seiner besten Einfälle, die damals neu waren, sind uns seitdem so oft, und in so mancherlei Formen wieder aufgetischt worden, daß sie uns jetzt alltäglich vorkommen. Der Witz ist folglich auch nur eine Hilfs-Kunst, und Lust- und Schauspiele empfangen ihr eigentliches Leben, wie alle übrigen, auch nur von der Einbildungskraft. Möge ein Lustspiel immerhin von Witz übersprudeln; wenn es keine Bilder vor die Seele schiebt, so wird es sich doch nur so lange erhalten, als der Witz dem Publikum witzig vorkommt. Die Einbildungskraft hingegen braucht nicht zu fragen: »Ihr Zuschauer, habt Ihr Euch verändert? redet Ihr noch dieselbe Sprache? ergetzen Euch noch dieselben Gedanken?« denn die Menschen besitzen seit Adam immer dieselbe Einbildungskraft, und wenn man nur versteht, sie zu erregen, finden wird man sie gewiß.

Man pflegt auch Menschen-Kenntniß zu den Er-

forderniſſen eines dramatiſchen Dichters zu zählen, weil er, wie man glaubt, nur durch dieſe in den Stand geſetzt werde, Charaktere treu zu zeichnen, den Gang der Leidenſchaften treu zu ſchildern, u. ſ. w. Allerdings iſt ſie unentbehrlich, aber ſie wird eben ſo wenig erworben, als die Einbildungskraft. Man hat mir oft das Kompliment gemacht, ich beſäße viel Menſchenkenntniß, müſſe die Menſchen fleißig beobachtet und ſtudirt haben, als wozu vermuthlich mein Schickſal, meine Lage mir häufige Gelegenheiten dargeboten hätten. Das iſt irrig. Zwar glaube ich ſelbſt, einen ziemlich hohen Grad von Menſchenkenntniß zu beſitzen, allein ich habe ſie nicht erlangt, ſie iſt mir angeboren, ich halte ſie für einen menſchlichen Inſtinkt, den Einer mehr, der Andere weniger, oft der Ungebildete in höherem Grade beſitzt, als der Gebildete; einen Inſtinkt, den man allenfalls durch Uebung ſchärfen, aber nicht erwecken kann, wenn die Natur ihn verſagte. Sein Element, oder ſeine Quelle, iſt auch die Einbildungskraft, ſie, die eine eigene Welt in ſich trägt, und ohne fremde Hilfe ihre Geſchöpfe richtig zeichnet, ja, die wohl gerade dann, wenn fremde Hilfe ſich ihr aufdringt, ihre Zeichnungen verhunzt, wie mir ſelbſt bisweilen widerfahren iſt. Der roheſte Menſch, mit Einbildungskraft begabt, ſo wenig er auch ſonſt mit der Außenwelt in Berührung gekommen ſein mag, wird in der Noth gewiß die rechten Worte und Geberden wählen, um diejenigen zu gewinnen, die ihm helfen, oder die ihn ſchonen können, wenn er auch

nie zuvor in einer ähnlichen Situation ſich befand, oder ſie bei andern beobachtet hatte, denn ſeine Einbildungskraft zeigt ihm auf der Stelle in einem Gemälde das, was ihm eben widerfährt; und was geſchehen muß, welche Stellung in dieſer Gruppe er ſelbſt annehmen muß, um die übrigen Perſonen derſelben zu ſeinem Vortheile zu gruppiren.

Ich habe oft darüber nachgedacht, wie es doch zugegangen, daß ich häufig in meinen Stücken Böſewichter mit treffenden Zügen geſchildert habe. Ich ſelbſt bin kein Böſewicht, und habe Gott ſei Dank auch in meinem Leben nur wenige Böſewichter gekannt, noch weniger ſie beobachtet. Folglich hat nur jener geiſtige Inſtinkt mir den Pinſel geliehen. Dasſelbe gilt von Heldenrollen, und noch von ſo manchen anderen, die ich im Leben weder geſpielt noch ſtudirt habe. Ich möchte wiſſen, ob ein Maler, der den Satan abbildet, oder irgend ein anderes Ideal, die Züge desſelben aus Beobachtungen ſchöpft? oder ob nicht vielmehr ihm, wie dem Dichter, die Einbildungskraft dieſe Züge liefern müſſe?

Alle dieſe fragmentariſchen Betrachtungen mußte ich vorausſenden, um ein Urtheil über mich ſelbſt, als dramatiſcher Dichter, zu begründen.

Ich habe es ſchon geſagt: ich glaube, daß die Natur mir ein reiches Maß von Einbildungskraft beſchieden hat. In den meiſten meiner Schauſpiele iſt ſie unverkennbar. Darum bin ich überzeugt, wenn in fünfzig Jahren auch kein

einziges mehr davon gespielt werden sollte, so werden doch die Dichter der Nachwelt noch oft meine Pläne benutzen, öfter noch einzelne Situationen heraus heben, und ihr Publikum dadurch vergnügen. Der Probierstein in dieser Hinsicht ist: man entkleide ein Schauspiel von seiner Form und Sprache, man fasse es in eine kurze Erzählung, und wenn auch dann noch, in solcher Skizze, die Einbildungskraft des Zuhörers ein ergreifendes Bild erfaßt, so wird dieses Schauspiel nicht untergehen. So ist's mit Hamlet, Lear, Macbeth u. s. w. So ist's auch mit vielen der Meinigen, doch bei weitem nicht mit allen. Wohl aber möchten in jedem (das perhorrescirte Drittel oder Viertel ausgenommen) sich wenigstens Situationen finden, die jene Probe nicht scheuen dürfen, und mehr kann ein Unbefangener ja nicht einmal von Schiller behaupten. Man versuche es einmal, seiner mit Recht gepriesenen Jungfrau, nicht einmal die Form, nur die Sprache abzustreifen, so wird sie der Einbildungskraft des Zuhörers kein ganzes Gemälde, sondern nur viele einzelne, zum Theil recht schöne Gruppen liefern, die er aber nicht in ein Ganzes zu ordnen vermag, nicht mit einem Blicke fassen kann, und darum unbefriedigt bleibt. Hingegen liefert Müllner's Schuld ein solches Gemälde, sein Yngurd weniger. Was die Form meiner Schauspiele betrifft, so mag sie freilich nur in unsere Zeit passen. Ich schmeichle mir nicht im mindesten mit der Hoffnung, daß diese Form sich lange erhalten werde. Daß sie aber jetzt ansprechend

Busch. Dem Fräulein, wie der Affe.

Thal. Und sie alle zum Besten hält.

Annliesch. (boshaft) Alle doch wohl nicht. Er macht Ausnahmen.

Trudch. (eben so) Galant ist er gegen alle, doch nur Eine liebt er.

Kätch. (eben so) Trotz seines Flattersinns, hat doch Eine ihn gefesselt.

Thal. Es ist nicht wahr; er betrügt sie alle.

Berg. Aber er soll büßen!

Busch. Arm und Beine —

Thal. Recht, Herr Bruder! Mit gra den Gliedern kommt er nicht aus der Stadt.

Die drey Mädchen. Ha! ha! ha!

Berg. Leben Sie wohl, mein Fräulein!

Annliesch. Ihre Dienerin.

Busch. Sie sehen mich zum Letztenmahle.

Trudch. Ich muß mich drein finden.

Thal. Ich komme nicht wieder.

Kätch. So wünsch' ich wohl zu leben.

(Alle drey entfernen sich zögernd. Nach einer Pause)

Berg.

war, hat der allgemeine Beifall bewiesen. Die Exposition ist meistens gut; ich habe diese Kunst in Lessing's Werken studirt. Die meisterhafteste Exposition, die ich kenne, ist die der Emilia Galotti. Jeder junge dramatische Dichter sollte sie zu einem besonderen Studium wählen.

Die Verkettung der Scenen ist in meinen Schauspielen oft fehlerhaft, und es gibt wenige derselben, in welchen nicht langweilige oder müßige Scenen vorkämen. Auch ist, besonders in den früheren, der Wechsel des Komischen mit dem Tragischen oft viel zu grell. Auch Shakespeare hatte diesen Fehler, den man nicht nachahmen sollte.

Die Charakter-Zeichnung ist richtig, so lange mir der Witz keinen Streich gespielt hat. Aber leider ist mir oft widerfahren, daß ich einen witzigen Einfall nicht habe unterdrücken können, wenn er auch in dem Munde dessen, der ihn sagen mußte, gar nicht an seiner rechten Stelle war, folglich die Charakter-Zeichnung verdarb. Ich erkenne daher den Vorwurf als gerecht, daß nicht selten aus meinen Personen der Verfasser spricht.

Den Witz gestehen mir sogar meine Feinde zu. Schade nur, daß ich ihn nicht für Gedankenfülle geltend machen kann, denn er ist nur ein Gedankenspiel. An jener sind meine Schauspiele, wenn nicht arm, doch auch nicht reich. Die früheren widerstehen bisweilen durch Empfindelei; vor dreißig Jahren eine Seuche, die auch mich angesteckt hatte.

In Kraft und Gediegenheit der Sprache stehe ich Schillern und Andern weit nach, selbst in der Octavia und im Schutzgeist, auf welche ich in dieser Hinsicht den meisten Fleiß verwendet habe. Ich weiß wohl, daß, um den Zuschauern das größtmögliche Vergnügen durch die Sprache zu gewähren, man die größtmögliche Anzahl von Gedanken in die wenigstmöglichen Worte wohlklingend einzwängen muß, weil der Zuhörer unbewußt um so höheren Genuß empfindet, je kürzer der Zeitraum ist, in welchem er ihm dargeboten wird, denn der Geist will immerfort in Thätigkeit bleiben, und je ununterbrochener diese Thätigkeit ist, je behaglicher fühlt er sich. Darum widerstehen ihm die wäßrigen, mit Flickworten überladenen Jamben so sehr, und darum ist ein Jambe nur dann vortrefflich, wenn man von seinen fünf Füßen keinen wegstreichen kann, ohne den Gedanken unvollkommener zu machen. Das hat Schiller sehr gut gefühlt, und lieber häufig einen holperigen, schlecht oder gar nicht skandirten Jamben mit unterlaufen lassen, ehe er sich entschloß, die Zeit zu verlängern, in welcher er dem Zuhörer den Gedanken vor die Seele schieben wollte.

Wie gesagt, er war Meister in dieser Kunst, und ich habe vergebens gestrebt, ihn zu erreichen. Auch scheint es mir, daß Müllner mich darin übertreffe, nicht aber der viel zu hoch gepriesene Collin u. s. w. Meine Prosa möchte eher sich mit jeder anderen messen dürfen, und im Dialogisiren ist mir keiner überlegen.

So habe ich denn das Urtheil über mich ſelbſt kühn ausgeſprochen. Ich ſtelle mir vor, daß meine Feinde es leſen, und meine, wenn ſie ehrlich ſind, ſo werden ſie ſich ſelbſt geſtehen müſſen, daß ich Recht habe, auch in dem, was ich an mir für lobenswerth halte. Freilich, wenn ich den wackern Herrn T—a höre, ſo beſtehen meine Stücke blos aus Frivolitäten, Concetti's, Trivialitäten und Zweideutigkeiten; aber ich denke, wenn das wahr wäre, ſo würden die europäiſchen Nationen doch nicht ſammt und ſonders Gefallen daran finden? Nicht eines, ſondern viele, und faſt alle meine Schauſpiele ſind in das Engliſche, Franzöſiſche, Holländiſche, Italieniſche, Ruſſiſche, Schwediſche, Däniſche, Polniſche, manche in das Spaniſche, Portugieſiſche, Ungariſche, Böhmiſche und eins ſogar in's Neugriechiſche überſetzt. Nun bitte ich den braven Herrn T—a mir zu ſagen, ob es wohl denkbar ſei, daß alle dieſe Nationen durch deutſche Frivolitäten hingeriſſen werden, daß alle dieſe Nationen an deutſchen Concetti's und gehaltloſen Witzſpielen Geſchmack finden, die ohnehin ſich ſelten überſetzen laſſen? daß alle dieſe Nationen Zweideutigkeiten lieben? daß das Publikum jeder dieſer Nationen ungebildet, oder zum Theil unſittlich ſei? — Sollte ich nicht vielmehr ganz Recht haben, wenn ich mir einbilde, daß der Beifall, welchen meine Stücke in Madrid wie in Boſton, in Paris wie in Moskau eingeerntet, blos dem Umſtande zu verdanken

ſei, daß ſie durch lebhafte Einbildungskraft wiederum die Einbildungskraft aller Völker erregen? —

Fremde Nationen ſind für den Dichter ſchon eine Art von Nachwelt; denn in der Fremde wird ſeinen Werken die Sprache, und zum Theile auch die Form abgeſtreift; der Ueberſetzer behält nur dasjenige bei, wovon er weiß, daß es auf ſein Publikum wirken werde: die lebendigen Gemälde, die, gleich den Schöpfungen des Malers, jede Nation verſteht und fühlt. Darum hat Schiller in Ueberſetzungen weniger Glück gemacht als ich; man hat ihm die Sprache und mit ihr den größten Reiz ſeiner Dichtungen genommen.

Sollte es wohl überhaupt möglich ſein, durch Frivolitäten, Trivialitäten u. ſ. w. ein Publikum ein ganzes Menſchenalter hindurch zu feſſeln? — Zwar verſichert der wackere Herr T—a, meine Stücke hätten nur einen ephemeren Reiz. Es kommt freilich darauf an, was er ephemer zu nennen beliebt? in Gottes Augen iſt ein Jahrtauſend ephemer; wir arme Sterbliche hingegen haben bisher uns eingebildet, daß die Werke eines Dichters, die ſeit dreißig Jahren auf allen Bühnen gern geſehen werden, doch wohl nicht zu den ephemeren gezählt werden können. Der ehrliche Herr T—a nehme nur einmal die Repertoirs der deutſchen Bühne zur Hand, die der Herr Hofrath Winkler in Dresden monatlich heraus gibt, und zähle, wie viele meiner alten und neuen Stücke monatlich in Deutſchland geſpielt worden ſind; er wird genöthigt ſein, ein unwilliges Erſtaunen zu äußern.

Ach! das ist ja eben mein Unglück, wenn ich vergessen wäre, so würden die Herren mich wohl zufrieden lassen! Aber, daß ich ihnen selbst noch immer im Wege stehe, daß ist mir nicht zu verzeihen. Ich möchte wetten, daß auch Herr X—a sich als dramatischer Dichter versucht, und das Publikum seine Werke nicht mit Entzücken aufgenommen hat; was kann er anders glauben, als daß die dramatische Kunst in Verfall gerathen ist? Und an wem kann er sich rächen: »am Publikum?» das geht nicht. „Aber an mir," das ist leichter. Frisch die Feder in Galle getaucht! —

Wenn Herr X—a die Güte haben wollte, sich zu nennen, so würde das ohne Zweifel von großem Nutzen sein. Er bedenke doch nur, daß Niemanden zugemuthet werden kann, einem Ungenannten auf sein Wort zu glauben, wenn er mit Einem Federstriche ein paar hundert Werke vernichtet, die dem Publikum so oft Vergnügen gewährt haben und noch gewähren: zumal in einer Literatur-Zeitung, wie die jenaische, die in diesem Fache so viele seichte, und fast immer parteiische Urtheile liefert. Allein wenn Herr X—a sich nennt, so wird ohne Zweifel ein großer Name, durch allgemein geschätzte Werke gewonnen, dem Publikum imponiren, und er folglich seinen Zweck weit sicherer erreichen. Es ist ihm doch wohl ehrlich darum zu thun, den Verfall der dramatischen Kunst, so viel in seinen Kräften steht, zu hemmen? Das kann aber nicht geschehen durch eine unbekannte Stimme, die aus einem finsteren Winkel schreit. Er trete hervor an's Licht! Im Namen des Publikums und in

dem meinigen erſuche ich ihn höflichſt darum, und verſpreche, ihn ſo ehrerbietig zu empfangen, wie es einem Manne von ſo anerkannten Verdienſten geziemt. Sollte er dieſe freundliche Einladung nicht achten, ſo wolle er bedenken, daß es mir und dem Publikum nicht zu verargen wäre, wenn wir im Stillen die Vermuthung hegten, daß ſein Herz, wie ſeine Feder nicht rein und lauter ſeien.

Darum würde ich ihn auch fragen: wo die unheilbaren Wunden ſind, die ich den Sitten geſchlagen? — Wenn ich den heilloſen Einfluß ausnehme, den die franzöſiſchen Gräuel ſeit 25 Jahren auf unſere Sitten gehabt, ſo wüßte ich nicht, daß ſie jetzt mehr Wunden trügen, als zu der Zeit, da ich zu ſchreiben begann.

Dann würde ich ihn auch fragen: woher er denn weiß, daß ich meine Stücke meiſt aus Canevas des théatre italien zuſammen getragen habe? indem, ſoviel mir bewußt, auch nicht einziges ſein Daſein dieſem verdankt.

Dann würde ich überhaupt ihn bitten, mich nicht durch allgemeine Andeutungen zu ſchonen, ſondern nur die Beweiſe derb in's Geſicht zu ſagen, nämlich: Da haſt du eine Trivialität, dort eine Frivolität in jedem deiner Stücke dir zu Schulden kommen laſſen. Gewiß fühlt der wackere Herr T—a ſo gut als ich, wie viel ſeine Behauptungen dabei gewinnen werden, und wenn es ihm auch nicht gelingen ſollte, mich zu beſſern, ſo wird er doch das Publikum dadurch überzeugen, daß er nicht etwa aus Scheelſucht blos ins Gelag hinein geſchwatzt hat; ein Argwohn,

der sich um so leichter des Lesers bemächtigen könnte, da die hochbelobte Recension nicht einmal Eines meiner Werke betrifft, sondern Müllner's Almanach für Privat-Bühnen, und ich nur bei den Haaren herbeigezogen werde. Die Absicht ist offenbar Müllner's Almanach auf Kosten des meinigen zu erheben, und wie der edle Herr T—a sich sehr fein ausdrückt, „die Kotzebue'schen Possen und sentimentalen Farçen zu verdrängen."

Ich kenne und schätze Herrn Doktor Müllner genug um überzeugt zu sein, daß es ihm selbst nicht angenehm ist, auf Kosten eines ältern Dichters gelobt zu werden, dem er selbst freundliche Beweise von Achtung gegeben. Er bedarf solcher Künste nicht; unsere Almanache können sehr gut neben einander bestehen. Der meinige hat seit vierzehn Jahren vielen Tausend Privatgesellschaften angenehme Stunden gewährt. Ich wünsche aufrichtig, und zweifle auch nicht daran, daß es Herrn Doktor Müllner gelingen werde, sein Publikum eben so lange zu fesseln. Daß der meinige unter mehr als 80 Kleinigkeiten auch viele mißlungene enthält, will ich gar nicht bestreiten; allein mit aller Achtung für Herrn Müllner's Verdienste glaube ich doch, daß es ihm nicht besser gehen werde. Die Musen sind auch ihren Lieblingen nicht immer günstig.

Ich wünsche ihm auch ferner von Herzen, daß er immer so milde beurtheilt werden möge, als hier geschehen. Herr T—a nämlich äußert: »natürlich dürfe bei solchen Kleinigkeiten die Kritik es weder mit der Wahrscheinlichkeit

und Charakter-Zeichnung und Haltung, alſo den Materialien, noch auch mit der Form, dem Versbau u. ſ. w. ſo genau nehmen."

Was gilt die Wette, wenn von mir die Rede wäre, ſo würde er es ſehr genau mit allen dieſen genommen haben. Transeat cum caeteris.

Dasſelbe Blatt enthält auch eine Recenſion meines diesjährigen dramatiſchen und Opern-Almanachs, aber nicht von Herrn T — a, ſondern von Herrn T — z, der augenſcheinlich ein Anderer iſt, denn er wüthet wenigſtens nicht ſo. Freilich tadelt er mich auch mit vieler Bitterkeit; denn mein Lob iſt nur im Munde des Publikums, nicht in öffentlichen Blättern, die es immer für eine Art von Pflicht halten, ſich dem Geſchmacke des Publikums, er ſei, welcher er wolle, zu opponiren, wäre es auch nur um eine andere, wenn gleich ſelten eine eigene Meinung zu haben. Das Publikum iſt gleichſam der Miniſter im Parlament, die kritiſchen Blätter ſind die Oppoſitions-Partei, der Miniſter darf nur den Mund aufthun, ſo iſt er ſicher, widerſprochen zu werden.

Nun, dieſer Herr T — z hat gefunden, »daß ich Witz und Effekt auf Koſten der Wahrheit und Natur hervorbringe." Das mag in manchen Fällen nicht ganz ohne Grund ſein. Ich habe bereits geſtanden, daß mein Witz nicht ſelten am unrechten Orte ſteht. Was den Effekt betrifft, ſo iſt er eine Wirkung der Einbildungskraft, folglich ein Verdienſt des dramatiſchen Dichters. Ein Schau-

ſpiel, das keinen Effekt macht, iſt ein ſchlechtes Schauſpiel. Daß ich aber auf Koſten der Wahrheit und Natur ihn hervorbringe, iſt eine Behauptung, die auf Koſten der Wahrheit geſchrieben iſt. Alle die effektvollſten Situationen in meinen Schauſpielen ſind aus der Natur geſchöpft. Ich behaupte ſogar, daß, ohne Natur und Wahrheit, ſich gar kein Effekt hervorbringen laſſe, und fordere Herrn T — z auf, mir das Gegentheil durch ein Beiſpiel zu beweiſen. Er ſieht es ja gleich an meinen Beſtohlenen, die er, wie ich vermuthe, mit Recht getadelt hat. Er ſagt, ſie enthalten Uebertreibungen und Unnatürlichkeiten. Ich will dem nicht widerſprechen, denn — ſie machen keinen Effekt; ſie werden nirgend auf die Bühne gebracht. Ein trefflicher Beweis, daß es keiner Recenſion bedarf, um ein mißlungenes Stück von der Bühne zu verdrängen, eben ſo wenig als die von T — a bis T — z ein gelungenes Stück dadurch verdrängen werden.

Was der Letztere von den übrigen Kleinigkeiten ſagt, hat mir ſeicht geſchienen, und ich übergehe es mit Stillſchweigen. Nur einer Floskel muß ich noch erwähnen, die ich gewöhnlich in allen Beurtheilungen meiner Schriften wieder finde, nämlich der Floskel: »wenn der Verfaſſer mehr Fleiß darauf verwenden wollte.«

Es iſt wahr, daß ich in jüngern Jahren mich der Feile zu wenig bedient, und daß ich immer lieber ein neues Stück geſchrieben, als ein fertiges gefeilt; denn der Trieb, hervorzubringen, war damals mächtiger, als der Trieb,

zu gefallen. Aber schon sehr lange ist es nicht mehr so. Ich arbeite und feile mit großem Fleiße, und, wenn es mir nicht gelingt, so liegt am Fleiße nicht die Schuld. Ich muß daher meine Beurtheiler bitten, zu allen den Artigkeiten, die sie mir zu sagen pflegen, künftig auch die noch hinzuzufügen, daß ich trotz eines angestrengten Fleißes nichts Gutes zu machen verstehe.

Es möchte hier der Ort sein, in Kürze zu erzählen, auf welche Weise ich meine Schauspiele hervorbringe. Werde ich von einer Idee ergriffen, so erfinde ich vor allen Dingen eine Fabel, die ihr zum Grunde dienen könne. Das geschieht auf einsamen Spazirgängen. Ist die Fabel in meiner Einbildungskraft vollendet, so schreibe ich sie nieder als eine kurze Erzählung, und so liegt sie oft Jahre lang unter meinen Papieren. Will ich sie endlich ausarbeiten, so theile ich sie zuerst in Akte, und fasse abermals jeden Akt in eine kurze Erzählung. Ist das geschehen, so theile ich, auf einen dritten Bogen, die Akte in Scenen, und bezeichne genau den Inhalt jeder Scene. Nun fange ich an zu dialogisiren, und zwar arbeite ich die wichtigsten Scenen zuerst aus, sie mögen im ersten oder letztern Akte sich befinden; oder ich wähle auch solche, die eben meiner Laune angemessen sind, denn durch die getroffene Eintheilung, passen sie doch am Ende alle zusammen.

Den ersten Entwurf schreibe ich sehr klein mit Abbreviaturen, fast so schnell als meine Gedanken eilen, so geht mir nichts verloren. Aber freilich kann solche Entwürfe

Berg. Sie rufen uns nicht zurück?

Annliesch. Nein.

Berg. (kommt wieder) Wir waren auf dem nächsten Balle zur ersten Anglaise engagirt — ich tanze nicht mit Ihnen.

Annliesch. Ein großes Unglück.

Thal. (kommt wieder) Ich hatte Ihnen versprochen, der Fräulein Hirtenfeld ins Gesicht zu sagen, daß sie häßlich wäre — ich thu' es nicht.

Käth. Wie Sie wollen.

Thal. Ich sage, daß sie schön ist, wie ein Engel, und Sie sollen dabey stehen.

Käth. Da werd' ich lachen.

Busch. (kommt wieder) Ihnen zu Liebe habe ich sogar Verse gemacht —, es geschieht nicht wieder.

Truch. Man muß sich mit Prosa behelfen.

Berg. Der Page soll mir's entgelten, das schwöre ich Ihnen bei meinem Säbel!

Busch.

Niemand leſen als ich. Daher bin ich genöthigt, ſie ſelbſt abzuſchreiben, und dieſes langſame Abſchreiben, iſt der erſten Feile ſehr erſprießlich. Nun bleibt das Stück ſo lange liegen, bis es mir wieder etwas fremd geworden, dann empfängt es die zweite Feile. Bin ich nun ſo glücklich, es einem geſchmackvollen Freunde vorleſen zu dürfen, ſo gibt das erwünſchte Gelegenheit zu der dritten Feile, und nun ſtoße ich das Kind hinaus in die Welt. Man ſieht, daß, wenn es ungerathen iſt, es wenigſtens nicht an meinem Fleiße lag.

Noch weit ängſtlicher geh' ich zu Werke, wenn ich in Verſen ſchreibe, daher mir auch der Vorwurf des Herrn T—z, „den Alexandrinern (im »Ruf") wäre hin und wieder mehr Sorgfalt zu wünſchen," höchſt ungegründet ſcheint. Ich erinnere mich, daß mir derſelbe Vorwurf ſogar einmal irgendwo in Betreff meines Schutzgeiſtes gemacht worden iſt. Aber wenn in einem Werke von mehreren tauſend Verſen auch wirklich hie und da eine tadelnswerthe Zeile mitunterliefe (wie ſogar bei Schiller oft geſchieht), ſoll man deshalb im Allgemeinen ſagen: den Verſen ſei mehr Sorgfalt zu wünſchen? Hätte man nicht bekennen ſollen, der Schutzgeiſt, wie der Ruf, ſeien im Ganzen ſehr gut verſificirt? (denn das ſind ſie wirklich) und wenn man ja ſich gedrungen fühlte, jede kleine Nachläſſigkeit herauszuheben, hätte man nicht die Stellen wörtlich anführen ſollen? man würde dazu fürwahr nicht viel Papier verbraucht haben. Allein durch eine unbewieſene Floskel

den Leſer glauben machen wollen, indem man über das Ganze mit Fleiß kein Wort verliert, der Versbau ſei im Ganzen vernachläßigt; das ſollte kein ehrlicher Recenſent ſich zu Schulden kommen laſſen.

Ich habe mich ausgeſprochen, und was ich hier, bei Gelegenheit zweier Recenſionen, geſagt, diene zur Antwort auf Tauſend ſchon vergeſſene, und auf Tauſend, die noch kommen werden. Dem Publikum aber meinen freundlichen Dank dafür, daß es noch immer, nicht blos in Schiller's Lorbeer-Hainen, ſondern auch auf meinen Wieſen gern ſpaziren geht, wenn auch nicht alle Blumen ihm Wohlgeruch duften.

Woher kommt es, daß ich ſo viele Feinde habe?

(Nämlich im Publikum und ſolche, die mich entweder gar nicht, oder doch kaum perſönlich kennen, denn von Feinden, die man ſich, mit und ohne Schuld, in verſchiedenen Verhältniſſen des Privatlebens macht, iſt hier nicht eigentlich die Rede.)

Schon lange habe ich für nöthig erachtet, dieſe Betrachtung anzuſtellen, und mit mir ſelbſt darüber auf's Reine zu kommen und manches, was nur dunkel in meiner Seele liegt, mir wahr und klar zu machen. Manches kann ich vielleicht an mir noch beſſern, und über manches werde ich mich beruhigen, wenn ich ſehe, daß es unvermeidlich iſt.

Daß ich ſelbſt Veranlaſſung gebe, mich zu haſſen, daran darf ich nicht zweifeln, denn ohne Urſache haßt man Nie-

mand; allein es iſt noch ein großer Unterſchied zwiſchen Veranlaſſung und Schuld. Ich muß alſo fragen: welche ſind die Veranlaſſungen? und in wie fern habe ich ſie verſchuldet?

Dieſer zweifachen Unterſuchung wird aber wohl eine andere vorher gehen müſſen, nämlich: wer ſind die, die mich haſſen?

Erſtens. Ein großer Theil der Schriftſteller, beſonders der jüngeren.

Zweitens. An den Orten, wo ich gelebt habe, ein großer Theil derjenigen, die gern den Ton angeben und eiferſüchtig auf ein gewiſſes Anſehen im Publikum ſind.

Drittens. Alle Myſtiker, Frömmlinge, Schwärmer für das Mittelalter und deren Poeſie, blinde Anbeter von Göthe, kurz alle die, welche ſich höhere, feinere, ſittlichere Gefühle zutrauen und mich für das halten, was ſie eine gemeine Natur nennen.

Viertens. Alle Buonapartianer.

Nun zur Unterſuchung! Warum haſſen mich ſo viele Schriftſteller? Als ich zuerſt als Schauſpiel-Dichter auftrat, war es nicht ſo. Alle öffentlichen Blätter wiederhallten von meinem Lobe; man erkannte mich für ein Genie; die jenaiſche, damals noch junge Literatur-Zeitung ſetzte meinen Namen ſogar unter die der klaſſiſchen Dichter. Es mochten ſich wohl auch ſchon damals Manche über meine Erfolge ärgern, aber keiner wagte mich anzugreifen: denn in den Kämpfen der Literatur will keiner gern auf einen

ſchon berühmten Mann zuerſt zuſchlagen, aus Furcht, allein zu ſtehen; hat aber nur erſt Einer von Bedeutung das Signal gegeben, ſo ſtürzen ſie alle herzu und hauen freudig darauf los, weil der Inſtinkt ſie treibt, Alles anzufeinden, was die Aufmerkſamkeit des Publikums von ihnen ſelbſt ableiten könnte. Ich glaube in der That, daß, wenn ich damals nicht die unverzeihliche Unbeſonnenheit begangen hätte, den Doktor Bahrdt mit der eiſernen Stirn zu ſchreiben, ich noch jetzt ein von allen Recenſenten gefeierter Dichter ſein würde. Aber dieſe ſtrafbare Uebereilung (deren Veranlaſſung mich wohl entſchuldigt, aber nicht rechtfertigt) brachte auf einmal nicht allein alle die Männer gegen mich auf, die ich ſo ſkuriliſch namentlich angegriffen hatte, ſondern überhaupt alle Feinde des Herrn Hofraths Zimmermann, und zuletzt auch ſeine Freunde, da ich mich nicht entſchließen konnte, des Doktors Marquardt ſchwere Mitſchuld an der Sache zu verſchweigen. Dieſe Schrift iſt die Wurzel alles öffentlichen Haſſes, und zugleich aller ungerechten literariſchen Angriffe gegen mich. Man hielt mich für einen ſchlechten Menſchen, man nahm alſo ſchon Alles, was ich nachher ſchrieb, mit dieſem Vorurtheil in die Hand, man miſchte überall meine Perſönlichkeit ein, und das gehäſſige Urtheil über dieſe wirkte, vielleicht bei Vielen unbewußt, auf ihre Anſicht meiner Geiſtes-Produkte. Das iſt ſehr natürlich, das hab' ich ſelbſt verſchuldet und muß die Folgen dieſes Einen Fehltrittes tragen bis an meinen Tod.

Ich meine aber doch, daß ich auch einen großen Vortheil aus dieſer traurigen Kataſtrophe meines Lebens gezogen habe. Man war nämlich auf gutem Wege, mich durch Schmeichelei zu verderben, und ich ſelbſt war auf gutem Wege, mich für mehr zu halten, als ich bin. Es wäre mir am Ende vielleicht gelungen, wie unſerm Göthe, der bisweilen die alltäglichſten, langweiligſten Dinge mit der vornehmſten Miene auftiſcht, weil man ihm, wie Alexander dem Großen, ſo oft geſagt hat, er ſei ein Gott, daß er es endlich ſelbſt glaubt. Denn leider iſt der Menſch, auch der Vernünftigſte, ſo ſchwach, daß er das Thörigſte, wenn es ſeiner Eitelkeit ſchmeichelt, zwar Anfangs verwirft, dann belächelt, nach und nach ſich an die Vorſtellung gewöhnt, und endlich, wenn es ihm tauſendmal wiederholt worden, ſo feſt daran glaubt, daß er jeden Zweifel als eine Beleidigung aufnimmt. Vor ſolchen Einbildungen haben meine Feinde mich bewahrt und ich glaube nicht, daß ich mich ſelbſt überſchätze. (Wer weiß, vielleicht thue ich es doch. Man kann darin nicht mißtrauiſch genug gegen ſich ſelbſt ſein.)

Im Grunde iſt Doktor Bahrdt längſt vergeſſen. Von Allen, die mir ihn jetzt noch vorwerfen, haben ihn die Wenigſten geleſen; aber es iſt ein bequemes, immer vorhandenes Mittel, mir weh zu thun. Daraus, liebe Söhne, zieht euch die Lehre: Wer zu einem öffentlichen Leben berufen iſt, der hüte ſich ſehr, in ſeiner Jugend öffentlich einen dummen Streich zu machen, denn der wird

ihm nachgetragen bis in's Grab, während man von Andern, die den Neid nicht wecken, Alles leicht vergißt.

Auch mein dummer Streich wäre vergeſſen worden, wenn ich nicht das Glück oder Unglück gehabt hätte, als Schauſpieldichter ſo allgemein zu gefallen. Es gibt wenige Schriftſteller, die ſich nicht Einmal in dieſem Fache verſucht hätten, und vielleicht keinen, der ſich nicht einbildete, etwas Gutes hervorgebracht zu haben. Wenn nun die Frucht ſeiner Muſe gleichgiltig aufgenommen oder gar verworfen wird, ſo wundert er ſich und ſtellt Vergleichungen an zwiſchen ſeinem verſchmähten und meinem wohl aufgenommenen Produkte, und findet natürlich, daß das Publikum ihm Unrecht thut; aber an dem Publikum kann er ſich nicht rächen, folglich rächt er ſich an mir. Das iſt leider ſehr menſchlich! zumal wenn ſeine Dichtung vielleicht wirklich große Verdienſte hat, nur nicht zum Aufführen geeignet iſt. Auf ſolche Weiſe habe ich mir beſonders den Hrn. A. W. Schlegel und ſeinen ganzen Anhang zum Feinde gemacht.

Dieſer Mann hat allerdings Dichtungen geliefert, deren Werth ich freilich gerne anerkenne, aber ſie haben kein dramatiſches Leben, wenn ſie gleich, bald nach ihrer Geburt, die Theaterwürde beſchrien haben; ſie verurſachen auf der Bühne Kälte und Langeweile. Da ergrimmte Schlegel und ließ (ich glaube im Athenäum) Shakeſpeare's Geiſt auftreten, der in einer langen Rede ſich ſehr bitter über den Beifall beklagte, welcher mir zu Theil

wurde; der ehrwürdige Geiſt ſprach ſehr wegwerfend von mir; das nahm ich übel und ſchrieb den hyperboreiſchen Eſel. Dieſes launige Produkt macht mir keine Schande, aber in einer Rückſicht wünſchte ich doch, ich hätte es nicht geſchrieben, denn hätte ich, wie Göthe und Schiller, es über mich gewinnen können, Angriffe nie zu erwiedern, ſo würden dieſe Angriffe kaum bemerkt worden ſein. Dieſer Enthaltſamkeit haben Göthe und Schiller es größtentheils zu danken, daß man ſie ſo ruhig ihres Ruhmes hat genießen laſſen; nicht ihrem größeren Verdienſte, welches im Gegentheil, nach Art der Welt, ſie nur noch mehr dem Neide ausſetzen mußte. Aber ich war damals noch viel zu empfindlich gegen bittern Tadel, ich konnte nicht ſchweigen, und dadurch habe ich ſelbſt verſchuldet, daß meine Feinde ſich mehrten. Alſo, liebe Söhne, wenn jemals Einer von euch Schriftſteller wird, ſo mache er es ſich zum unverbrüchlichen Geſetze, jeden hämiſchen Angriff zu ignoriren und ſelbſt humanen, aber ihm ungerecht ſcheinenden Tadel nicht zu beantworten. Glaubt er aber durchaus, ihn beantworten zu müſſen, ſo thue er es ja mit Kälte und Höflichkeit, und vermeide auf dieſe Weiſe einen zweiten von mir begangenen Fehler; denn ich konnte mich nie der Bitterkeit enthalten; meine Streitſchriften waren anzüglich (wenn ich auch aller Perſönlichkeiten mich enthielt); ich ließ einen herben Witz ſpielen, der mir wohl Lacher, aber keine Freunde gewann.

Endlich muß ich unter den Schriftſtellern auch viele zu

meinen Feinden zählen, die tief unter mir sind, die entweder nur Andern zu Gefallen nachplauderten, was sie selbst weder dachten noch glaubten, oder die ihre unbekannten Namen dadurch berühmt machen wollten, daß sie sich an mir rieben. Diese waren herzlich froh, wenn ich ihnen antwortete, je bitterer je besser, denn so hatten sie neue Gelegenheit, mich mit Koth zu werfen, und ich war auch wirklich so albern, ihnen nicht selten eine solche Gelegenheit zu verschaffen.

Ich komme nun zu der zweiten Klasse meiner Feinde, bestehend aus solchen Männern, die mit mir an einem Orte lebten und sich durch Rang oder Geist auszeichneten. Gewöhnlich wurde ich Anfangs von Allen sehr wohl empfangen und ich läugne nicht, daß mir die Meisten recht freundlich entgegen kamen. Aber es ist Einer von den Flächen der Berühmtheit, daß der Mann, der ihrer genießt, da, wo er auftritt, sehr häufig in Gesellschaft gebeten wird, entweder aus Neubegier, um ihn kennen zu lernen und schwatzen zu hören, oder auch nur, um sagen zu können: der und der hat auch bei mir gegessen. Schlägt man solche Einladungen aus (wozu man die besten Ursachen haben kann, als da sind: Gesundheit, Ruhe, Bequemlichkeit, Blödigkeit oder gar — wie bei mir wahrhaftig nicht selten der Fall war — das bescheidene Bewußtsein, in der Gesellschaft das nicht leisten zu können, was man von mir erwartete); so hat man es mit den Einladenden verdorben. Vernachläßigt man vollends die Wohlstands-Besuche (ein Feh-

ler, deſſen ich mich häufig anklagen muß); ſo iſt, wenn nicht gerade Feindſchaft, doch ein gewiſſer Groll die unvermeidliche Folge. Und kann ich's tadeln, wenn ein Mann, der durch Rang und Stand, durch Geiſt und Herz ſich berechtigt glaubte, die Erfüllung ſolcher Wohlſtands-Pflichten von mir zu fordern, ſich gekränkt fühlte, wenn ich ſie unterließ? — nein ich kann's nicht tadeln. So habe ich mir in meinem Leben viele Feinde gemacht, die ich ſonſt durch nichts auf der Welt beleidigt hatte. Doch muß ich aufrichtig geſtehen, daß ich mein Verfahren in dieſer Hinſicht noch jetzt nicht bereue; denn, wahrlich! auf der andern Seite habe ich ſo viele Zeit mir ſelbſt zu leben dadurch gewonnen, daß es mir doch immer noch ſcheint, als hätte ich das Beſſere gethan. Indeſſen will ich meinen Söhnen doch empfehlen, den etwa von mir geerbten Widerwillen gegen ſolche Dinge, ſo viel in ihren Kräften ſteht, zu überwinden, denn man glaubt nicht, wie mancherlei Schaden man ſich zufügt, wenn man ſolche Anſprüche nicht befriedigt.

Noch eines kleinen, faſt lächerlichen Umſtandes muß ich erwähnen, der manchen Anfangs warm ſcheinenden Verehrer plötzlich kühl gegen mich gemacht hat. Ich bin nämlich oft in großen Geſellſchaften zehn und zwanzig Männern zugleich vorgeſtellt worden, die, Jeder in ſeiner Art, bedeutend waren; man nannte mir den Namen eines Jeden, ich ſprach mit Jedem, und folglich waren wir Bekannte. Daß ſie nun meinen Namen nicht vergeſſen, war wohl

natürlich, denn ſie hatten ja nur Einen Namen zu behalten; daß ich aber von zwanzig Namen manchen in der nächſten Viertelſtunde wieder vergaß, war auch natürlich, denn wie hätte ich ſo ſchnell ſie Alle in mein, ohnehin in dieſer Hinſicht ſehr ſchwaches Gedächtniß ſchreiben können? — Nun begab es ſich gewöhnlich bald nachher, daß Einer oder der Andere in einer andern Geſellſchaft, oder gar in einer andern Stadt, wieder mit mir zuſammen kam, *mich ſogleich als einen Bekannten anredete, und ſehr empfindlich* wurde, wenn ich mich ſeines Namens nicht erinnerte. Oft habe ich freilich in ſolchen Fällen mich geſtellt, als ob ich recht gut wüßte, mit wem ich zu ſprechen die Ehre hätte; allein bisweilen nahm das Geſpräch doch eine Wendung, die meinen Gedächtnißmangel verrieth, und das iſt mir dann gewöhnlich ſehr übel genommen worden, weil jeder bedeutende Mann eitel genug iſt, zu glauben, man könne ſeiner nicht ſo leicht vergeſſen. Man hielt es wohl gar für alberne Ziererei und ſo habe ich manche brave Leute, ohne es zu wollen, von mir abgewendet.

Die dritte Gattung meiner Feinde habe ich oben ſchon hinlänglich bezeichnet; es ſind diejenigen, deren Haß ich am wenigſten vermeiden kann, weil er blos auf Verſchiedenheit des Geſchmackes und der Meinung beruht. Seit die Welt ſteht, hat es nie etwas Intoleranteres gegeben, als den Sektengeiſt, und dieſer iſt es, der in unſern heutigen Myſtikern lebt und webt. Auch die Nibelunger ſind eine Sekte, Göthe's blinde Anbeter ſind eine

Büſch. Die Naſe, Herr Bruder, hau' ich ihm ab.

Thal. Und ich die Ohren.

Berg. Kommt, wir wollen ihn zurichten, daß er ausſehen ſoll, wie eine Weihnachtspuppe, mit der die Kinder ſchon vier Wochen geſpielt haben.

Thal. Adieu, meine Damen!

Buſch. Zupfen Sie nur indeſſen Charpie für ihren Pagen. (Alle drey ab)

Zweyter Auftritt.

Die drey Mädchen lauſchen noch ein wenig, und laufen dann alle drey zum Schranke, den ſie öffnen und den Pagen herausführen.

Annlieſch. Haben wir es ſo recht gemacht, lieber Vetter?

Page. Allerliebſt! Ich möchte Sie alle drey dafür küſſen — und ich weiß auch gar nicht, warum ich es aufſchiebe? (Er will Eine nach der Andern umarmen)

Anne

Sekte u. ſ. w. Nun iſt mir in meinem ganzen Leben nichts gehäſſiger geweſen, als wenn man mir Geſchmack oder Meinungen aufdringen wollte. Das iſt aber die Manier dieſer Leute: ſie predigen nicht allein laut die Vortrefflichkeit ihres Glaubens, ſondern ſie halten auch Jeden, der nicht ihres Sinnes iſt, für einen erbärmlichen Menſchen, für eine gemeine Natur, für einen Bleikopf und Schrumpfherz, der ſich nicht zu ihnen hinaufſchwingen kann, um vornehm aus den Wolken auf die gemeine Welt herabzuſchauen. Geht ein ſolcher Menſch ſtill ſeinen Weg, ſo ſchätzen ſie ihn blos gering; unterſteht er ſich aber laut zu bekennen, daß ihr Schwärmen ihm eine Thorheit dünkt, ſo haſſen ſie ihn von Grund ihres Herzens.

Dieſe Partei hat ſich beſonders durch Frauen und etwas alte Jungfrauen ſehr vergrößert. Bekanntlich ſind Frauen am leichteſten zu gewinnen, wenn man ihnen erlaubt, und ſogar zur Pflicht macht, nicht zu denken, ſondern blos an dunkeln Gefühlen ſich zu ergetzen, und wenn man ſie überredet, in dieſen dunkeln Gefühlen liege eben das einzig Erhabene. Die Frauen ſind in der That nur geſchaffen, um zu fühlen, und ſelbſt da, wo ſie gedacht zu haben ſcheinen, liegt immer ein Gefühl zum Grunde; abſtrahiren können ſie nicht. Darum ergreifen ſie mit Haſt alles Wolkige, Dunſtige, Neblige, wo ſie hinein phantaſiren können, was ihnen beliebt. Man kann ihnen das nicht verargen, denn welchen andern Vorzug können wir über ſie behaupten, als den, daß wir die Fähigkeit beſitzen, ſchär-

ſer und tiefer zu denken? Wenn ſie nun vermeinen, es ſei verdienſtlich, das dunkle Gefühl an die Stelle des klaren Denkens zu ſetzen; ſo haben ſie jenen Vorzug gänzlich entkräftet und ſich über uns auf den erſten Platz in der Schöpfung geſchwungen. Das iſt, bewußt oder unbewußt, ihr Ziel und ſie folgen nur dem allgemeinen Triebe jedes Menſchen, nämlich dem, was Er vermag, die höchſte Wichtigkeit beizulegen. Sie fühlen und phantaſiren nun einmal lebhafter als wir, folglich ſind ſie auch ſehr geneigt zu glauben, daß dieſes Gefühl, dieſe Phantaſie das Höchſte im Weſen des Menſchen iſt. Werden ſie noch obendrein von Männern zu dieſem Glauben aufgefordert, ſo bilden ſie ſich ein, er ſei auch ein Reſultat des männlichen Nachdenkens und folglich auch in dieſer Hinſicht das Höchſte. Von nun an verachten ſie die klare Vernunft und behandeln Jeden mit Geringſchätzung, der die Macht ihrer dunkeln Gefühle nicht anerkennt.

Auf dieſe Macht ſind ſie um ſo eiferſüchtiger, je ſaurer es ihnen bisweilen wird, Alles das zu thun, zu reden und zu ſcheinen, was die Beichtväter ihrer Empfindungen von ihnen verlangen. Denn man würde ſich ſehr irren, wenn man glaubte, die Frauen ergäben ſich ſolchen Schwärmereien recht von ganzem Herzen. Nichts weniger! die ſind für ſie immer nur ein Surrogat, wenn ſie ihre Gefühle an nichts Beſſerem oder Glänzenderem mehr üben können. Daher wird man gewöhnlich finden, daß die Anhängerinnen der Myſtiker, der Nibelungianer u. ſ. w. ent-

weder alternde Witwen und Jungfrauen, oder häßlich, oder unzufrieden mit ihrer häuslichen Lage, oder überhaupt außer Stande ſind, die Aufmerkſamkeit durch etwas anderes auf ſich zu ziehen. Das Schwärmen und Bewundern macht ihnen oft ſelbſt ſchreckliche Langeweile, aber wenn ſie es unterließen, wer würde auf ſie achten? wer von ihnen reden? — Man verſuche nur einmal, einem ſolchen Frauenzimmer einen andern Gegenſtand zu bieten, den es mit feinem Gefühl umfaſſen könne, oder man überrede dasſelbe, die Mode ſei vorüber, man könne ſich nicht mehr dadurch auszeichnen; alſobald wird es aus ſeinen Wolken herabſteigen und die Fittige ſeiner Einbildungskraft ſehr gern an einem irdiſchen Feuer trocknen.

Unter ſolchen Frauenzimmern nun habe ich mir viele Feindinnen gemacht, zumal da ich mich nicht begnügte, im Stillen über ſie zu lächeln, ſondern bei jeder Gelegenheit ihr Unweſen laut verſpottete; denn ich beſitze leider die Gabe, das Lächerliche an einer Sache ſchnell aufzufinden und ſcharf heraus zu heben. Dennoch kann ich die Schuld dieſer Feindſchaften mir eigentlich nicht beimeſſen; ich halte es vielmehr für verdienſtlich, die Kraft, die im Kampfe mit der Thorheit mir beiwohnt, nicht ungenutzt zu laſſen.

Was aber die Männer betrifft, die heutzutage durch hyperpoetiſche Gefühle ſich auszuzeichnen ſtreben, ſo iſt wiederum ſehr natürlich, daß ſie mich haſſen. Jeder Menſch, wenn er in die Welt tritt, ſieht ſich nach einem Plätzchen

um, auf dem er vom Publikum gesehen werde. Fühlt er Kraft in sich, einen Hügel, oder gar eine Bergspitze zu erklimmen; so wird er sich wenig um das Volk bekümmern, das ihm den Weg vertritt; er steigt hinauf und wird gesehen. Ist aber sein Trieb, sich geltend zu machen, stärker als seine Kraft, so bleibt ihm nichts anders übrig, als eine noch leere Stelle unten auf der Ebene zu suchen, und dann so laut als möglich zu schreien: »Seht her, Leute! ich stehe auf einem Hügel!« Jeder, der ihm im Wege steht oder Andere hindert, ihre Köpfe nach ihm zu drehen, ist sein geborner Feind.

Die meisten dieser Feindschaften ertrage ich sehr gelassen, und das wird mir um so leichter, weil ich nur gehaßt werde, und nicht wieder hasse; denn — ein paar Männer ausgenommen, die den Gemüths-Menschen in mir auf eine hämische Weise gekränkt haben — kann ich bei Gott betheuern, daß ich Niemanden hasse, ja, daß ich manchen von Herzen liebe, von dem ich gewiß weiß, daß er andere Ansichten, andere Meinungen, einen andern Geschmack besitzt als ich; nur muß ich überzeugt sein, daß er es ehrlich meint, und daß auch Er mich darum nicht gering schätzt.

Wie kommt es aber, daß ich die Uebrigen auch nicht eigentlich hasse? — ich muß die Wahrheit sagen: ich glaube, daß mein Verstand klarer ist als der ihrige und bin meiner Ueberlegenheit mir bewußt. Sie können mir auf eine kleinliche Weise schaden, aber nicht mich stürzen. Die Meisten sind mir gleichgültig.

Von der vierten Klasse meiner Feinde, den Buonapartianern, habe ich wenig zu sagen, ihre Feindschaft macht mir Ehre. Aber merkwürdig ist, daß auch viele derjenigen mich anfeinden, die jetzt am lautesten gegen Buonaparte schreien. Ich kann mir das nur auf folgende Weise erklären: Zu der Zeit, als Buonaparte noch allmächtig war, und mancher vor ihm kroch oder doch schwieg, der jetzt im feurigsten Patriotismus auf ihn schimpft, zu jener Zeit war ich Einer der Wenigen, die Jahre lang ununterbrochen bei jeder Gelegenheit ihr unzubestechendes Urtheil verlautbarten und ihm die Larve abrissen. Es kann gar nicht geläugnet werden, daß ich, theils durch meine Bühne, theils durch mein russisch-deutsches Volksblatt, in Deutschland viel für die gute Sache gewirkt und mich neben her mehr als einmal Verdrießlichkeiten ausgesetzt habe. Damals bedurften die unterjochten Deutschen einer solchen Anreizung, damals waren meine Schriften wirklich von Nutzen. Nachher, als Napoleon schon die Schlacht bei Leipzig verloren hatte, waren die patriotischen Kraftäußerungen der Schriftsteller von weit geringerm Werthe. Das fühlten diese Herren wohl und suchten nun entweder zu überreden, daß sie auch in der Schreckenszeit immer so gedacht und geschrieben hätten, oder doch das Verdienst derjenigen, die sich dessen wirklich rühmen konnten, tief in den Hintergrund zu stellen. Daher war nun, so bald der Schwall der Broschüren hereinbrach, von mir gar nicht mehr die Rede, oder höchstens wurde meiner mit einer gewissen Ver-

nehmigkeit erwähnt, als ob meine politiſchen Geißelhiebe gegen ihre tiefen Abhandlungen gar nicht in Betrachtung kämen. Das iſt ganz menſchlich. Wer zu ſpät thut, was er hätte thun ſollen, der faßt einen Groll, nicht gegen ſich ſelbſt, ſondern gegen den, der es zu rechter Zeit gethan hat.

Nach dieſer gewiſſenhaften Prüfung iſt mir klar, daß die Legion meiner Feinde, die aus verunglückten dramatiſchen Schriftſtellern, Nachbetern und Neidhämmeln, aus Myſtikern, Frömmlingen und Schwärmern, aus Buonapartianern und verſpäteten Patrioten beſteht, keine gegründete Urſache hat mich zu haſſen, daß ich folglich an ihrer Feindſchaft unſchuldig bin.

Aber es iſt mir auch eben ſo klar, daß alle diejenigen, welche ich durch die Schrift »Doktor Bahrdt mit der eiſernen Stirn" empört, oder gegen die ich gewiß läſtige Wohlſtands-Pflichten nicht immer beobachtet, oder die ich mit ſtechendem Witz angegriffen habe, mich haſſen mußten, und daß ich die Schuld davon trage. Ob ich es beſſer machen würde, wenn ich meine Laufbahn noch einmal von vorne wieder anfangen könnte, das weiß ich nicht, wohl aber, daß ich es beſſer machen ſollte. Dasſelbe wird, mehr oder weniger, wohl ein jeder Menſch von ſich ſagen müſſen. Noch muß ich bemerken, daß gewiß die meiſten meiner Feinde mich im Grunde nicht gering ſchätzten. Davon habe ich in meinem Leben viele Beweiſe erhalten. Wenn ich z. B. Gelegenheit hatte, Männer öffentlich zu loben, die Jahre lang mich nicht hatten

leiden können, ſo war dieſes Lob den Meiſten ſo ſchmeichelhaft, daß ſie von Stund an mir geneigt wurden. Eben das erfuhr ich oft, wenn ich verſäumte Beſuche endlich nachholte, und wegen der Verſpätung mich entſchuldigte. So wenig gehört bisweilen dazu, die Menſchen in guter Laune zu erhalten, und doch habe ich aus unüberwindlichem Widerwillen dies Wenige ſo oft vernachläßigt!

Es gibt noch einen Zug in meinem Charakter, der mir — gerade nicht Feindſchaft zugezogen — aber doch oft der öffentlichen Meinung über mich eine Doſis Geringſchätzung beigemiſcht hat; ich meine die Leichtigkeit, mit der ich mich ſtets über das Urtheil der Menſchen hinweg geſetzt habe, ſobald ich überzeugt war, etwas Gutes, oder doch nichts Böſes zu thun. Hierauf, liebe Söhne, muß ich euch beſonders aufmerkſam machen.

Neunzig Männer unter hunderten — ich ſpreche hier nicht von Thoren, ſondern ich behaupte ſogar: neunzig kluge Männer unter hunderten laſſen durch den Gedanken, es ſchickt ſich nicht, oder, was wird die Welt dazu ſagen? ſich von den unſchuldigſten, ja oft von guten Handlungen abhalten, und — was ſie ſelbſt thun, verlangen ſie auch von Andern; ihr eigenes Betragen in der Welt iſt ihr Maßſtab für das Betragen Anderer, wenigſtens ſolcher, die zu ihrer Klaſſe gehören: Derjenige alſo, den das ſchickt ſich's auch? nicht abſchreckt, verliert etwas in ihrer guten Meinung; ſie glauben, weniger Umſtände mit ihm machen zu dürfen.

Um stets geehrt zu sein, wenn man es auch sonst eben nicht verdient, braucht man blos dasjenige zu beobachten, was Ehrenfestigkeit genannt wird, das heißt: man muß nichts Auffallendes thun — sich dem Urtheile der Menge nie aussetzen — bei jeder öffentlichen Handlung einen gewissen Ernst und konventionellen Anstand beobachten. Wer sein lebenlang dieser Regel getreu bleibt, der kann in seinen vier Pfählen der nichtswürdigste Mensch sein, das Publikum wird doch immer einen merklichen Grad von Achtung für ihn beweisen. Wer hingegen mit leichtem Sinn der Freude sich hingibt, ohne die bürgerlichen Verhältnisse immer hinter den Sessel zu stellen (gleich jenem Arzte des Sancho Pansa, der jede Speise mit seinem Stäbchen berührte) — wer, vom Guten schnell ergriffen, lieber etwas Auffallendes zu thun als das Gute unterlassen möchte; der hat seine Ehrenfestigkeit, und mit ihr den Vortheil eingebüßt, mit Achtung und Schonung beurtheilt zu werden. Er nimmt es nicht genau mit der Welt, so nimmt es nun auch die Welt nicht genau mit ihm, sondern urtheilt über ihn obenhin. Ist aber selbst ein bedächtiges Urtheil über Menschen selten ganz richtig, wie viel weniger ein obenhin gefälltes, welches blos auf einen widrigen Eindruck sich gründet.

Menschen, die stets ehrenfest oder ehrensteif bleiben, genießen gewöhnlich den Vorzug, daß man sich gar nicht erlaubt, oder gar nicht daran denkt, über sie zu urtheilen. Wie manche blos leichtsinnige, wohl gar gute

Handlung meines Lebens ist der Gegenstand lauten Tadels geworden, indessen schlechte Handlungen anderer, mitunter sehr berühmter Männer mit Stillschweigen übergangen wurden, blos weil sie ehrensteif geblieben waren.

Ich erinnere mich eines kleinen komischen Vorfalls, der, gleich in den ersten Jahren meines Aufenthalts in Reval, meine Ehrenfestigkeit verwundete. Ich war erst drei- oder vierundzwanzig Jahre alt, aber doch schon Präsident des Gouvernements-Magistrats, und in dieser Hinsicht allerdings verpflichtet, den äußern Anstand strenger zu beobachten, als andere junge Leute meines Gleichen. Eines Tages ging ich mit einigen Universitätsfreunden spaziren nach Katharinenthal, einem nahen Lustschloß. Der Weg von der Vorstadt bis dahin besteht aus tiefem Sande. Auf diesem Wege holten wir den alten Superintendenten J. ein, der in einem antiken, mit gelben Nägeln beschlagenen, blos in Riemen hängenden Kasten von zwei erbärmlichen Rosinanten sich spaziren fahren ließ, und keinen Bedienten bei sich hatte. Wir machten unter einander uns lustig über die traurige Equipage, die sehr langsam vorwärts schlich, und, um die armen Pferde wo möglich ganz zum Stehen zu bringen, kletterten wir sämmtlich hinten auf den Wagen, hatten eine Weile unsere Knabenfreude an diesem Muthwillen, und sprangen wieder herab, als der Weg besser wurde. Niemand hatte uns gesehen. Allein, als ich Abends mich auskleidete, vermißte ich meine goldene Uhr. Es war eine Kette daran befindlich, deren Verlust mich vorzüglich

ſchmerzte, weil ich ſie aus der Erbſchaft des verſtorbenen General B. zum Andenken erhalten hatte. Ich ließ alſo in's Wochenblatt ſetzen, daß ich meine Uhr verloren, und daß ich demjenigen, der mir auch nur die Kette wieder brächte, ein anſehnliches Trinkgeld geben wollte. Siehe, da kam am andern Tage der Kutſcher des Superintendenten und brachte mir unverſehrt die ganze Uhr mit allem Zubehör. Er hatte ſie beim Ausſpannen an dem zackigen kleinen Rade hängen gefunden, über welches der Riemen läuft, der den Wagenkaſten trägt. Es war alſo offenbar, daß ich ſelbſt auf den Wagen geklettert ſein mußte, und daß bei dieſer ſaubern Expedition meine Uhrkette einen der Zacken des kleinen Rades gefaßt, von demſelben feſtgehalten, und ſo, von mir unbemerkt, die Uhr nach ſich gezogen hatte. Ich ſchämte mich gewaltig, und in der Stadt erzählte man ſich lachend: der Präſident des Gouvernements-Magiſtrats iſt auf den Wagen des Superintendenten geklettert.

Doch weit mehr, als dieſe bald vergeſſene Anekdote, ſchadete dem Rufe meiner Ehrenfeſtigkeit die Errichtung eines Liebhabertheaters, auf dem für Geld geſpielt wurde; freilich für die Armen; allein man ſetzte ſich doch für Geld dem Urtheil des Publikums aus.

Sechs Meilen von Reval liegt die kleine Kreisſtadt Baltiſport, in derſelben war Arvelius Kreisſekretär, ein liebenswürdiger junger Mann, der in Reval viele Freunde hatte, und der auch mein Freund geworden war. Ihn beſuchte ich eines Tages mit mehreren fröhlichen Jünglingen,

Annliesch. Zurück, Wildfang!

Trudch. Hüten Sie sich!

Kätch. Ich kratze Ihnen die Augen aus.

Page. (bey Seite) Das heißt: wir sind nicht allein! (laut) Aber, meine schönen Mühmchen, wie soll ich Ihnen meine Dankbarkeit ausdrücken? — Ein Lord schenkt zuweilen, ein Poet macht Verse, ein Page küßt.

Annliesch. Denken Sie lieber auf Ihre Sicherheit!

Trudch. Haben Sie die gräßlichen Drohungen wohl gehört?

Page. O, mit den drey Herren will ich schon fertig werden!

Kätch. Nas und Ohren soll es kosten.

Page. (tritt zu ihr) Ein geringer Preis um Ihre Liebe.

Kätch. (bey Seite) Mich zieht er vor.

Trudch. Blut soll fließen.

Page. (tritt zu ihr) Für Sie meinen letzten Tropfen.

Trudch.

und bei dieſer Gelegenheit ſpielten wir zu unſerm Zeitvertreib in Baltiſport Komödie, zu welcher die Honoratioren des Städtchens Zutritt hatten, mit deren Beifall wir beehrt wurden. Da fiel mir nun plötzlich ein: wie, wenn wir dieſes Spiel in Reval wiederholten? und zwar für Geld, um Nothleidenden Hilfe zu leiſten? Ich theilte dieſen Gedanken den Uebrigen mit und fand überall offene Herzen. Der Erfolg übertraf unſere Erwartung. Viele Zuſchauer gaben mehr als gefordert wurde, und die Einnahme betrug nahe an vierhundert Thaler. So entſtand in Reval das nicht unberühmt gebliebene und des Ruhmes würdige Liebhabertheater, zu dem ſich die Jugend beiderlei Geſchlechts aus angeſehenen Häuſern vereinte, und welches länger als ein Vierteljahrhundert der Thränen viele getrocknet und manches von Hilfsmitteln entblößte Talent unterſtützt hat. Ja, ich freue mich noch heute, daß die Errichtung des Liebhabertheaters zu Reval mein Werk geweſen. Ich habe viel Gutes dadurch geſtiftet, aber — meine Ehrenfeſtigkeit dabei eingebüßt. Denn — ſo ſittlich und anſtändig es auch immer in unſerer Geſellſchaft zugegangen — ſo gab es doch erſtens noch viele alte Leute, die alles Komödienweſen überhaupt für etwas unehrlich hielten. Zweitens: diejenigen, die aufgeklärter dachten, meinten wenigſtens, es ſchicke ſich nicht für Männer, die in Amt und Würden ſtänden, ſich für Geld der Beurtheilung des Publikums auszuſetzen; und ich will auch nicht läugnen, daß ſchwache Seelen oder ungebildete Menſchen wohl An-

ſtoß daran nehmen konnten, wenn ſie einen Mann heute auf dem Theater und morgen auf dem Richterſtuhl ſahen. Indeſſen iſt mir doch kein Beiſpiel bekannt, daß Einem der Mitglieder des Liebhabertheaters die gebührende Achtung bei Ausübung ſeines Amtes wäre verſagt worden. Nur die öffentliche Meinung war, in Anſehung der Schicklichkeit, großentheils gegen dieſes Inſtitut; und da man mich als den Urheber davon betrachtete, ſo belaſteten Viele mich deshalb mit einer Art von Groll. Dennoch kann ich meinen Kindern nicht rathen, die warmen Gefühle des Mitleids zu unterdrücken, wenn der Gedanke: was werden die Leute dazu ſagen? ſeinen Eiszapfen in ihre Bruſt bohrt.

Auch hat mir im Grunde das weniger geſchadet, als jener allzu lebhafte Widerwille gegen Alles, was ich für Unrecht, für thöricht oder für Vorurtheil hielt, worüber ich, beſonders in jüngern Jahren, ſtets meine Meinung ſchnell, ſchneidend oder ſpottend zu ſagen gewohnt war, ohne alle Rückſicht auf die Perſonen, die es traf, und ob ſie mir ſchaden könnten oder nicht. Wie hätte mir das nicht Feinde zuziehen ſollen? Zumal da ich nicht die Gabe beſaß, meine witzigen Einfälle zu unterdrücken, und Witz bekanntlich von dem, der ſich getroffen fühlt, nie verziehen wird. Ach verbeſſern mochte ich gar zu gern manches Alte, was vielleicht wirklich einer Verbeſſerung bedurfte, die aber nicht durch mich, den Jüngling, den Fremdling, bewirkt werden könnte, an dem ſelbſt ſo manches tadelnswerth war,

und der auch wohl manches Alte nicht aus dem rechten Gesichtspunkt betrachtete. Zwar bin ich überzeugt, daß diese meine Fehler mit manchen andern guten, sie überwiegenden Eigenschaften so innig verschmolzen waren, daß man, bei Ausrottung der erstern, auch wohl die Wurzeln der letztern mitausgerissen, wenigstens beschädigt hätte; allein ich bitte euch, liebe Kinder, seid nie laut und vorschnell mit eurem Tadel; setzt ein bescheidenes Mißtrauen in euer eigenes Urtheil, verwundet nicht durch eure Zungen, denn solche Wunden vernarben nie. Gott gebe jedem von euch — was ich nicht hatte — einen ältern Freund, der euch warne, wenn ihr eure lebhaften Gefühle zur Unzeit in Worte ausbrechen läßt, Gott verleihe euch die große Kunst zu schweigen, wo Reden nicht bessert, nur erbittert; so werdet ihr nie, wie ich, euch vorzuwerfen haben, daß ihr manche Feindschaft euch muthwillig zugezogen. Hätte mir, wie euch, ein Vater seine Erfahrungen schriftlich hinlassen, ich würde manche Klippe vermieden haben. Thut das, und wenn es euch zu gute kommt, so danket es mir noch im Grabe.

Beantwortung einer Preisfrage der Harlemer Gesellschaft der Wissenschaften.

Die Gesellschaft der Wissenschaften zu Harlem hat folgende Preisfrage aufgestellt:

»Fordert die Vollkommenheit der Geschichte und ist

es Pflicht des Geſchichtſchreibers, ſich auf die bloße Erzählung der Thatſachen und der Ereigniſſe zu beſchränken? oder darf Er es ſich erlauben, zugleich Seine Meinungen und Urtheile über die Quellen und Urſachen der Ereigniſſe, über die Beweggründe der Handlungen und über die Lehren der Weisheit und Klugheit mitzutheilen, die ſich daraus ableiten laſſen?"

Wenn ich es wagen dürfte, dieſe Frage zu beantworten, ſo würde ich es folgender Geſtalt thun:

Nicht blos erlauben darf er ſich das Letztere, ſondern Er iſt dazu verpflichtet, ſonſt iſt ſein Buch nur eine Chronik, keine Geſchichte. Der Chronikenſchreiber ſoll blos erzählen, der Geſchichtſchreiber ſoll auch unterrichten. Jener liefert nur ein hohläugiges Skelett, dieſer gibt ihm Fleiſch und Augen, aus welchen der Geiſt hervorſchaut. Eben ſo treu, als in der Zeichenkunſt ein ſogenannter Storchſchnabel den Umriß wieder gibt, eben ſo treu ſoll der Chronikenſchreiber die Begebenheiten aufzeichnen, auch eben ſo wenig dabei denken, als der Storchſchnabel; der eigentliche Künſtler aber, der den Umriß mit Farben ausfüllen, Licht und Schatten hineintragen ſoll, iſt der Geſchichtſchreiber, der muß denken und das Gedachte mittheilen. Es gibt einen niederen Zweck der Geſchichte und einen höheren. Der niedere iſt: Befriedigung der Neubegier durch Bekanntmachung deſſen, was ſich zugetragen; der höhere: Beförderung der Sittlichkeit durch die aus den Begebenheiten gezogenen

Lehren. Wer nur den Erſtern vor Augen hat, gleicht dem Botaniker, der ſich begnügt, die Namen der Pflanzen und ihre äußern Kennzeichen angeben zu können; wer aber den Letztern zu erreichen trachtet, gleicht dem Arzte, der auch die Eigenſchaften der Pflanzen, in ſo fern ſie ſchädlich oder heilbringend auf den Menſchen wirken, zu wiſſen begehrt. Einen niedern und einen höhern Zweck hat auch der Lehrer der Geſchichte; er ſucht, in Befriedigung kahler Wißbegier, entweder Nahrung nur für das Gedächtniß, oder ihn treibt das Verlangen, aus dem Geleſenen Früchte zu ziehen, eine Nahrung des Geiſtes. Es gibt freilich Leſer, in welchen auch eine Chronik fruchtbare Betrachtungen erweckt, aber wie ſelten ſind ſie!

Der große Haufe lieſt gerade ſo, wie er ſpaziren geht, das heißt gedankenlos. Kaum einem unter tauſend Spazirgängern fällt es ein, in den Werken der Natur um ſich her die Größe des Schöpfers zu ahnen, der Alles ſo weiſe verkettet hat; eben ſo ſelten wird der gemeine Leſer Urſache und Wirkung der Begebenheiten und die daraus fließenden Begebenheiten ſich entwickeln. Aber auch der Seltene, der dieſe Kunſt übt, wird dennoch mit erhöhtem Vergnügen einen Geſchichtſchreiber leſen, der ſich ihm vorgeübt hat; er wird dieſes Vergnügen in der Vergleichung ſeiner eigenen Anſichten mit denen des Verfaſſers finden; er wird öfter auf Gedanken ſtoßen, die zuvor in ihm nicht erweckt worden waren, die ihm alſo neu ſind, ihm Genuß gewähren.

Die erhabenſte Beſtimmung der Geſchichte iſt: guten Fürſten Nachruhm zu ſpenden, Tirannen eine Zuchtruthe zu ſein. Aber Beides kann nicht geſchehen, wenn blos nackte Thatſachen erzählt werden ſollen; denn das Rühmliche oder Unrühmliche einer That geht nicht immer aus ihr ſelbſt, ſondern meiſtens aus ihren Beweggründen hervor. Eroberer zum Beiſpiel müſſen wünſchen, daß bloße Chroniken geſchrieben werden, denn nur da erſcheinen ihre Thaten groß. Die ſtumpfe Nachwelt bewundert ihre Siege, nicht achtend, was ſie der Menſchheit gekoſtet haben; allein der Geſchichtſchreiber zieht dem Eroberer ſeinen Panzer aus und zeigt das häßliche Gerippe, welches unter einer blendenden Rüſtung verborgen war.

Warum durfte bei den Römern kein Sklave die Geſchichte ſchreiben? Eben weil man fürchtete, daß er ſklaviſche Geſinnungen durch ſeine Feder verbreiten würde. Alſo ſetzte man doch voraus, daß der Geſchichtſchreiber ſeine Geſinnungen in ſein Buch verweben müſſe. Eine bloße Chronik hätte immerhin auch ein Sklave ſchreiben mögen, wenn er nackte Thatſachen vortrug, was könnte das ſchaden? So viel iſt alſo wenigſtens gewiß, daß die Alten die Geſchichtſchreibe-Kunſt aus dem hier aufgeſtellten Geſichtspunkte betrachteten. Es iſt ferner gewiß, daß ſie uns die beſten Muſter in dieſer Kunſt hinterlaſſen haben, und daß alle die Geſchichtſchreiber, die wir noch jetzt bewundern, ihre Erzählungen mehr oder weniger mit Urtheilen und Lehren zu durchflechten ſich erlaubten.

Wenn Tacitus in den erſten Zeilen ſeiner Germania von den Deutſchen ſagt: ſie wären durch Furcht und Berge von den Sarmaten geſchieden worden; ſo iſt doch wohl die Furcht nicht das, was er ſtreng hiſtoriſch beweiſen kann? Es iſt ſein Urtheil, ſeine Meinung. Im dreiunddreißigſten Kapitel wünſcht er, daß den Geſchlechten, wenn nicht Liebe zu den Römern, doch Haß unter ſich verbleiben möchte, da dem römiſchen Reiche nichts Glücklicheres widerfahren könne, als der Feinde Zwietracht. Mit der eigentlichen Geſchichte hat dieſer Wunſch nichts gemein, eben ſo wenig als die Sentenz im dreißigſten Kapitel: »Eile ſtehe neben der Furcht, Zaudern ſei näher der Standhaftigkeit,« eben ſo wenig als die Warnung im ſechsunddreißigſten Kapitel: »Unter Unbändigen und Mächtigen genieße man falſcher Ruhe; wo die Furcht entſcheide, da ſei Mäßigung nur ein Aushängeſchild des Mächtigen.«

Wenn Thucydides in langen Reden, die großentheils wohl nie gehalten worden (wenigſtens nie ſo, wie er ſie aufgezeichnet), Gründe für und wider abwägt und auseinanderſetzt; ſo erzählt er nicht blos, was die Griechen gethan, ſondern auch was ſie gedacht und geſprochen haben.

Wenn — um ſogleich zu den Neuen fortzuſchreiten — Gibbon in ſeiner Geſchichte des Verfalls des römiſchen Reiches ausruft: »In der That, wie war es möglich, daß ein Philoſoph die nichtswürdigen Märchen der Dichter und widerſinnigen Ueberlieferungen der Vorzeit als gött-

liche Wahrheiten annehmen, oder als Götter jene unvollkommenen Wesen verehren sollte, die er als Menschen verachtet haben würde!» —; so ist das eine sehr wahre, aber außerwesentliche Betrachtung für denjenigen, der blos zu wissen begehrt, was geschah, und nicht, wie es möglich war.

Oder wenn er sagt: »Argwöhnische Fürsten erheben oft die niedrigsten Menschen in der eiteln Voraussetzung, daß diejenigen, die blos von ihrer Gunst abhängen, auch nur allein ihrem Wohlthäter ergeben sein werden.» —; so rückt füglich die Geschichte durch diese treffliche Bemerkung nicht weiter vor. Wenn Johannes Müller, in seinen vierundzwanzig Büchern allgemeiner Geschichten, den Charakter des Julianus schildernd, vermuthet, dieser Kaiser habe es gut gemeint, er sei zu beklagen u. s. w. — oder wenn er behauptet: »Die Mysterien der Alten dürften leicht, im Wesen zwar nicht, aber in der Darstellungs-Manier, vor weit neuern Ideen den Vorzug behaupten, welche das Sterbebett mit unnöthigen Schrecknissen umringt hätten» —; so ist jenes nur eine Vermuthung, und dieses eine philosophische Bemerkung.

Es wäre überflüssig, wenn man alle die berühmten Geschichtschreiber anführen und solche Stellen aus ihren Werken häufen wollte, wo sie sich erlaubt haben, ihre eigenen Betrachtungen einzuweben. Thucydides, Tacitus, Gibbon und Johannes Müller mögen wohl für die Repräsentanten aller guten Geschichtschreiber gelten;

ihre Schriften beweiſen, daß ſie die aufgeſtellte Frage ganz in dem Sinn dieſer Beantwortung entſchieden haben würden. Sie gelten mit Recht für Muſter, und Regeln laſſen ſich nur von Muſtern abziehen. Wir haben ſie längſt allgemein als die beſten Geſchichtſchreiber genannt und verehrt, wie konnten wir noch zweifeln, daß ſie befugt waren, ſo und nicht anders zu ſchreiben? Das Verlangen nach einer ſolchen Geſchichte liegt im Geiſte des Menſchen, der nicht blos ſehen, ſondern auch begreifen, nicht blos empfangen, ſondern das Empfangene auch betrachten will. Ein Palaſt, der ſeiner Würde gemäß ausgeſchmückt worden, iſt doch wohl den rohen Mauern vorzuziehen? — Der Wanderer über Berg und Thal kann freilich, wenn er ruhen will, ſich ſelbſt ein Plätzchen ſuchen, allein er wird fürwahr den ſegnen, der hie und da eine Ruhebank hingeſtellt hat, wo der Reiſende gemüthlich die zurückgelegte Straße überſchauen kann, und nun erſt Manches bemerken wird, was ihm ſonſt vielleicht entgangen wäre. Solche Ruhebänke ſind in einer guten Geſchichte die eingewebten Urtheile ihres Verfaſſers.

Der Nutzen, welchen ſie bei vielen Leſern ſtiften, fällt in die Augen. Der redliche Geſchichtſchreiber lehrt die falſche Größe von der wahren unterſcheiden; das Rühmliche oder Tadelnswerthe einer Handlung nicht nach dem Erfolg beurtheilen; das Laſter auf dem Throne verabſcheuen und die Tugend in Ketten verehren; er enthüllt das Gewebe der Leidenſchaften und zeigt, aus welchen dünnen Fäden die-

ſes Gewebe geſponnen wurde; er macht bemerklich, wie gleiche Wirkungen ſtets aus gleichen Urſachen entſpringen und wie die gewaltige Nemeſis durch das Ganze ſchreitet. Man denke ſich junge Fürſten, angehende Staats-Männer als Lehrer einer ſolchen Geſchichte, wer kann das unendliche Gute berechnen, welches eine einzige treffende Zeile auf Jahrhunderte hinaus zu wirken vermag.

Aber der Schaden — wird man einwenden — der Schaden, den ein unredlicher Geſchichtſchreiber ſtiften kann, wird er das Gute nicht aufwiegen? — Leider iſt wahr, es gibt noch unter uns in dieſer Hinſicht Sklaven, wie unter den Römern, welchen das Geſchichtſchreiben gänzlich unterſagt werden ſollte; es iſt wahr, eine ſtrenge Cenſur wäre vielleicht in keinem Fache nothwendiger als in dieſem; jede Geſchichte, welche nicht die oben aufgeſtellten Geſinnungen enthielte, ſollte unterdrückt werden. Indeſſen überwiegt dieſes Böſe doch gewiß jenes Gute bei Weitem nicht. Denn erſtens iſt die Kraft der Wahrheit unwiderſtehlicher als die der Sophiſterei. Zweitens wird die Zahl der redlichen Schriftſteller ſtets größer ſein als die der unredlichen. Ein Geſchichtſchreiber iſt ein kluger Mann, und der Kluge will ſtets das Gute, wenn auch nicht immer aus reinen Bewegungsgründen. Drittens wird der Redliche kalt, der Unredliche leidenſchaftlich urtheilen und nur jenes gewinnt den Leſer. Viertens wohnt dem Menſchen ein, ich möchte ſagen, angebornes Gefühl der Gerechtigkeit bei, folglich wird auch das Gerechte leichter Eingang

Trudch. (bey Seite) Sein Herz ist mein.

Annliesch. Arm' und Beine will man Ihnen entzwey schlagen.

Page. (wie zu ihr) Auch der Krüppel würde Sie anbeten.

Annliesch. (bey Seite) Wie sehr er mich liebt!

Trudch. Aber, Vetter Sausewind, wir haben nun Ihr Begehren erfüllt, unsre drey Anbeter haben sich trollen müssen; was nun weiter?

Page. Was weiter? Sie nehmen Jede einen Andern, das versteht sich.

Annliesch. Ja, wenn sie auf den Baumen wüchsen, wie die Borsdorferäpfel!

Page. In allen Winkeln wächst das Unkraut. Ein schönes Mädchen darf nur den Kopf zum Fenster hinausstecken, husch, weht jeder Zephyr einen verliebten Seufzer ihr zu.

Trudch. Vorüber wollen Sie sagen.

Page.

bei ihm finden; dem Ungerechten widerſteht ſeine Natur. Wenn aber auch das Böſe nicht weggeläugnet werden kann, welches eine unlautere Geſchichte hervorzubringen vermag, ſollen denn reife Früchte darum nicht verkauft werden, weil ein Böſewicht ein oder die andere vergiften kann.

Freilich iſt in der aufgeſtellten Frage nicht von dem Nutzen der Geſchichte die Rede, ſondern von der hiſtoriſchen Kunſt, aber auch in dieſer Hinſicht beantwortet ſie ſich ſchon durch das gebrauchte Wort; denn eine Chronik zu ſchreiben iſt keine Kunſt.

Aber wie, wenn unter dieſer die Wahrheit litte? —

Hier iſt vor allen Dingen das traurige Bekenntniß abzulegen, daß die Maſſe der hiſtoriſchen, ſtreng erwieſenen Wahrheiten, die wir beſitzen, für ſehr gering zu halten ſei. Einem gleichzeitigen Geſchichtſchreiber, der vielleicht gar an demſelben Orte gelebt hat, wo die Begebenheit ſich zutrug, ſchenken wir gewöhnlich unſer Vertrauen; doch wie ſelten iſt er im Stande, auch mit dem eifrigſten Willen, umſtändliche, unwiderſprochene Wahrheit zu liefern. Derjenige, zum Beiſpiel, der in Petersburg lebte zu der Zeit, als Paul ſtarb, wird bezeugen müſſen, welche widerſprechende Gerüchte ſich durchkreuzen, wie ſchwer es wurde, das Wahre von dem Falſchen zu ſcheiden, und wie viele Dunkelheiten noch jetzt unaufgehellt geblieben ſind. Wenn es nun ſo ſchwierig iſt, eine Begebenheit, die unter unſern Augen geſchah, aus ihrem Urſprung zu entwickeln, die Theilnehmer derſelben und das Mehr oder Minder ihrer Theil-

nahme richtig anzugeben; was ſollen wir von einem Livius halten, wenn er uns die erſten Jahrhunderte der römiſchen Geſchichte vorträgt?

Die einzigen Zeugen einer Begebenheit, die man für unverwerflich hält, ſind Urkunden, Denkſteine, Münzen; aber auch Urkunden werden oft verfälſcht, und Inſchriften beweiſen nicht immer die Wahrheit deſſen, was ſie erzählen. Man erinnere ſich nur aus den neueſten Zeiten der Inſchrift, welche die Franzoſen an einen Brunnen zu Koblenz anbrachten. Geſetzt ſie wäre ſtehen geblieben, würde ſie nicht nach tauſend Jahren als ein herrlicher Beweis gegolten haben? waren die Römer nicht auch ein prahleriſches Volk? wer mag allen ihren Inſchriften trauen?

Die ſicherſten Zeugen mögen die Münzen ſein, doch über allen Verdacht erhaben ſind ſie nicht. Man erinnere ſich, daß ſchon vor Buonaparte's Zuge nach Norden die Schmeicheiei eine Denkmünze auf das beſiegte Rußland erfunden hatte. Sollte dieſer Fall ſich zum erſten Male ereignet haben? waren die Römer nicht auch die niederträchtigſten Schmeichler?

Geſetzt aber auch, wir dürfen ein Ereigniß als unbezweifelt annehmen, welches durch Urkunden, Inſchriften oder Münzen erwieſen iſt, lernen wir mehr daraus, als daß es ſich wirklich zugetragen habe? — Allein warum hat es ſich zugetragen? wie hat es ſich entwickelt? aus welchen Charakteren oder Leidenſchaften u. ſ. w.? Alles das verräth uns keine Urkunde, kein Stein. Sollte es

wohl Leſer der Geſchichte geben, denen es auch ganz gleichgiltig wäre, ob dieſe Fragen beantwortet werden oder nicht? Blos darum, weil es doch nicht unbezweifelt ſei, daß der Geſchichtſchreiber ſie wahrhaft beantworten könne? — Wenn ein Bergſturz in der Schweiz ein Dorf begräbt, ſo genügt dem Naturforſcher nicht, dieſe Begebenheit zu erzählen, ſondern er ſucht auch im Schooß der Erde die Urſachen ihrer Entſtehung, und theilt dem Leſer ſeine begründeten Muthmaßungen mit. Verdient er nicht Dank dafür, wenn gleich noch gar nicht ausgemacht worden, daß er das Rechte getroffen habe? ſind denn die Handlungen der Menſchen nicht auch Naturbegebenheiten?

Die Wahrheit hat innere Kennzeichen, die dem verſtändigen erfahrenen Beobachter nicht entgehen. Mit eben der Gewißheit, mit welcher ſo manche Naturbegebenheit aus Gründen erklärt wird, die dem Auge verborgen bleiben, mit eben der Gewißheit kann auch der Geſchichtſchreiber die Ereigniſſe aus Gründen entwickeln, die nirgend geſchrieben ſtehen, und — wenn er die Weihe des Menſchenkenners empfangen hat, ſo wird er ſich ſelten irren.

Selten, aber doch bisweilen?

Nun ja, jedes Menſchenwerk iſt unvollkommen. Er muß freilich ſeine Muthmaßungen nicht für hiſtoriſche Gewißheit geben; er muß ſie dem Leſer kurz und ungeſchmückt darlegen und die Worte ſo ſtellen, daß daraus hervorgeht, er habe blos das Wahrſcheinliche zu dem Wahren fügen

wollen, und der denkende Leſer möge nun ſelbſt entſcheiden.

Auch die eingeſtreuten Lehren und Sentenzen darf er nur ſehr kurz faſſen. Hier möge Tacitus ihm zum Muſter dienen. Nie darf er durch eine Art von moraliſcher Abhandlung die Geſchichte unterbrechen. Was er nicht in wenigen kurzen Perioden ſagen kann, das muß er lieber unterdrücken, denn würzen ſoll er, nicht verwäſſern, und nie ſo lange in ſeinem eigenen Namen reden, daß der Leſer deutlich an ihn erinnert werde. Ich meine ſogar das Wörtlein Ich zu gebrauchen, müſſe er ſorgfältig vermeiden. Wo, um Vermuthungen zu begründen, mehr als einzelne Perioden erforderlich wären, da werde die Ausführung in eine Note oder in einen Anhang verwieſen. Die Beobachtung dieſer wenigen Regeln iſt hinreichend, um eine Geſchichte nie durch die Urtheile und Meinungen ihres Verfaſſers zu verunſtalten.

Aber nicht blos die beſten Geſchichtſchreiber haben durch ihr Beiſpiel dieſe Grundſätze bewährt, ſondern auch die berühmteſten Lehrer der Geſchichte ſchreiben ihr ſolche Eigenſchaften zu, erwarten und fordern ſolche Wirkungen von ihr, die ſie durchaus nicht anders beſitzen oder leiſten kann, als wenn ſie keineswegs an die nackte Erzählung der Begebenheiten ſich bindet.

Als Schiller ſeinen akademiſchen Lehrſtuhl zum erſten Male betrat, hielt er eine Rede, die unter dem Titel gedruckt worden: Was heißt, und zu welchem

Zwecke ſtudirt man Univerſal-Geſchichte? Da ſprach er unter anderm:

»Die Geſchichte hält den Olivenkranz friſch, und zerbricht den Obelisken, den die Eitelkeit thürmte. Indem ſie das feine Getriebe auseinander legt, wodurch die ſtille Hand der Natur ſchon ſeit dem Anfang der Welt die Kräfte des Menſchen planvoll entwickelt und mit Genauigkeit andeutet, was in jedem Zeitraume für dieſen Naturplan gewonnen worden iſt; ſo ſtellt ſie den wahren Maßſtab für Glückſeligkeit und Verdienſt wieder her, den der herrſchende Wahn in jedem Jahrhunderte anders verfälſcht; ſie heilt uns von der übertriebenen Bewunderung des Alterthums und von der kindiſchen Sehnſucht nach vergangenen Zeiten, und, indem ſie uns auf unſere eigenen Beſitzungen aufmerkſam macht, läßt ſie uns die geprieſenen goldenen Zeiten Alexanders und Auguſtus nicht zurück wünſchen.«

»Erſt aus der Geſchichte wird man lernen, einen Werth auf die Güter zu legen, denen Gewohnheit und unangefochtener Beſitz ſo gern unſere Dankbarkeit rauben.«

Solche große Dinge erwartete von der Geſchichte einer unſerer edelſten und berühmteſten Schriftſteller, der ſelbſt ihr Lehrer war; wie aber könnte ſie auch nur den kleinſten Theil dieſer Erwartungen erfüllen, wenn ſie auf Kürze und Trockenheit der Chroniken beſchränkt wäre?

Gleiche Anſichten, bald mehr bald minder ſchön oder tief gedacht, doch immer darauf abzweckend, den Geſchicht-

ſchreiber als den erhabenſten Lehrer der Menſchheit darzuſtellen, liefern Bolingbroke und Johannes Müller in ihren Briefen; Bozin in ſeiner, von Herder überſetzten und bereicherten, Philoſophie der Geſchichte; der Graf Herzberg in ſeinem Memoire über den wahren Charakter einer guten Geſchichte; Mably in ſeinem Werke über die hiſtoriſche Kunſt, und ſo manche Andere mit weniger berühmten Namen.

Aus allen dieſen Betrachtungen ſcheint unwiderſprechlich hervorzugehen, daß die Vollkommenheit der Geſchichte fordert und dem Geſchichtſchreiber zur Pflicht macht, ſich nicht auf die bloße Erzählung der Thatſachen zu beſchränken, ſondern ſeine Meinungen, Urtheile und Lehren mit dieſer Erzählung kunſtreich zu verbinden, weil der höhere Zweck der Geſchichte ſonſt nicht erreicht werden kann.

Weil der geiſtige Genuß dadurch unendlich erhöht wird; weil die beſten Geſchichtslehrer dieſe Methode ſtets empfohlen, die beſten Geſchichtſchreiber ſie ſtets befolgt haben. Würde die Frage anders entſchieden, ſo müßte Clio aus dem Verzeichniß der Muſen ausgeſtrichen werden.

Ueber Theater-Coup's.

Die neuere After-Kritik hat eine Menge Worte, mit welchen ſie — oft ohne ſelbſt zu wiſſen, warum? — eine gehäſſige Bedeutung verbindet, und die ihr, in Ermanglung

beſſerer Gründe, dazu dienen, einen Autor, den der Kritiker als Menſch nun einmal nicht leiden kann, kurz und gut herabzuwürdigen, ohne der beſchwerlichen Gründe zu bedürfen. Dahin gehört auch das Wort Theater-Coup, welches die Schlegel'ſche Schule mir jedesmal richtig in den Bart wirft, wenn eines meiner neuen Stücke ſo unhöflich war, dem Publikum zu gefallen. Dieſen Beifall, der, je nachdem der Autor heißt, von der Schlegel'ſchen Schule bald geringſchätzig behandelt, bald ſehr geltend gemacht wird, ſollen nun meine Stücke gewöhnlich den Theater-Coup's verdanken; wobei man ſich aber nicht die Mühe nimmt, zu erklären, was denn eigentlich ein Theater-Coup ſei? weil man wohl fühlt, daß das Wort alsdann nicht mehr ſo brauchbar ſein würde. Ich will hier eine Definition davon geben, die ſo lange gelten mag, bis Einer unſerer vornehmen Kritiker eine andere, und, wohl zu verſtehen, eine beſſere an ihre Stelle ſetzt.

»Ein Theater-Coup iſt alſo ein intereſſanter und überraſchender Moment eines Schauſpiels, der nicht blos vernommen, ſondern auch geſehen wird, der aber ohne Zwang aus der Handlung hervorgeht.«

Nach dieſer Definition brauche ich wohl nicht erſt zu ſagen, daß ich mir etwas darauf einbilde, wenn meine Stücke gute Theater-Coup's enthalten, und daß ich der Meinung bin, die beſten Stücke der Alten und Neuern haben dergleichen aufzuweiſen. Iſt denn die Erſcheinung Apoll's im

Schlegel'ſchen Jon, oder die Minerva im Jon des Euripides etwas Anders als ein Theater-Coup? — Die Erſcheinung des Geiſtes in der Scene zwiſchen Hamlet und ſeiner Mutter, das Führen des blinden Lear auf die vermeinte Spitze eines Felſen; Banko's Geiſt bei Macbeths Gaſtmahl; der Selbſtmord des Sklaven Eros in der Oktavia u. ſ. w. ſind lauter echte Theater-Coup's. Es gibt aber auch unechte, wo die Bedingung mangelt, daß ſie ohne Zwang aus der Handlung hervorgehen ſollen, und ich mag nicht dafür ſtehen, daß auch in meinen Stücken dergleichen gefunden werden, doch gewiß ſehr ſelten. Es iſt leicht in dieſen Fehler zu fallen, und beſſere Dichter, als ich, ſind nicht frei davon geblieben. So z. B. iſt die Erſcheinung des Teufels in der Jungfrau von Orleans (die ich übrigens als ein Meiſterſtück von Herzen anerkenne) ein unechter Theater-Coup, denn er geht nicht aus der Handlung hervor, und kann auch, dem Ganzen unbeſchadet, weggelaſſen werden.

Mein letzter Wille.

Dies war die Aufſchrift eines verſiegelten Packets, das eine Art von Teſtament enthielt, geſchrieben in Reval den 26. Januar 1813, kurz vor der Reiſe des Verewigten zur Armee des Grafen Wittgenſtein. Er hinterließ kein Vermögen, es betraf alſo nur Anordnungen zur Bezahlung ſeiner Schulden und Familienangelegenheiten. Am Schluſſe ſagt er:

Ich weiß dieſem Allen nun nichts weiter beizufügen, als:

Den herzlichſten Dank meiner geliebten Frau für die glücklichen Jahre, die ſie mir geſchenkt; für die Geduld, mit der ſie meine Schwächen oft ertragen; für die Liebe und Sorgfalt, mit der ſie meine Kinder behandelt hat. Meine letzte Bitte iſt, den Kummer, den mein Tod ihr verurſachen wird, ſo viel als möglich zu überwältigen und ihr Leben für unſere Kinder zu ſchonen. Gott laſſe es ihr wohl gehen bis in's ſpäteſte Alter! Daß ich dieſe ſo innig geliebte Frau nicht im Ueberfluß hinterlaſſen kann, iſt mein ſchmerzhafteſtes Gefühl!

Den herzlichſten Dank meinen Freunden und Verwandten für alle die vielfachen Beweiſe ihrer Freundſchaft und für die Nachſicht, die auch ſie oft mit meinen Schwächen gehabt haben. Iſt ihnen mein Andenken lieb, ſo mögen ſie es an meiner Witwe und an meinen Kindern beweiſen.

Den herzlichſten Segen über alle meine Kinder! Liebt euch unter einander! Helft einander, wo ihr könnt! und vor allen Dingen ehrt mein Andenken in eurer guten Stiefmutter!

Ich weiß, daß ihr bei Verleſung dieſes meines letzten Willens tief erſchüttert ſein werdet; aber ſolche Eindrücke verlöſchen nach und nach, und ich wünſchte doch ſehr, daß ſie dann und wann wieder bei euch aufgefriſcht würden. Darum bitte ich euch Alle, euch jährlich Einmal an meinem Geburts- oder Todestage zu verſammeln, ſammt denjenigen meiner Freunde, welche Theil daran nehmen wol-

len, bei einem guten Glaſe Wein euch meiner mit Fröhlichkeit zu erinnern, und beim Schluß der Mahlzeit das von mir verfertigte Lied zu ſingen:

Es kann ſchon nicht Alles ſo bleiben,
Hier unter dem wechſelnden Mond,
Es blühet, vergeht und verwelket,
Was mit uns die Erde bewohnt.

Es haben viel fröhliche Menſchen,
Lang vor uns gelebt und gelacht.
Dem Ruhenden unter dem Graſe
Sei fröhlich der Becher gebracht.

Es werden viel fröhliche Menſchen
Lang nach uns des Lebens ſich freu'n;
Uns Ruhenden unter dem Graſe
Den Becher der Fröhlichkeit weih'n.

Wir ſitzen ſo traulich beiſammen,
Wir haben einander ſo lieb.
Wir heitern einander das Leben;
Ach, wenn es doch immer ſo blieb!

Doch, weil es nicht immer kann bleiben,
So haltet die Freude recht feſt;
Wer weiß, wie bald uns zerſtreuet
Das Schickſal nach Oſt und nach Weſt.

Und ſind wir ja fern von einander,
So ſind doch die Herzen ſich nah,
Und Alle, ja Alle wird's freuen,
Wenn Einem was Gutes geſchah.

Page. Auch das. Nicht alle Liebhaber sind treu, wie die Pagen.

Kätch. Stehen die Pagen wirklich in diesem Rufe?

Page. Natürlich! Wie kann es auch anders seyn? Das gute Beispiel von Jugend auf. Denn wo meint man es ehrlicher, als bey Hofe? Wo ist mehr Wahrheit, als bey Cour? mehr häusliche Glückseeligkeit, als auf Assembleen? Da giebt es weder Schmeicheleyen noch Schminke. Da gilt der Schein nichts, Verdienst alles. Zuweilen stellt man sich wohl, als könne man diesen oder jenen nicht leiden, aber im Herzen liebt man ihn wie einen Bruder. Kurz, meine schönen Mühmchen, der Hof ist die Schule der Wahrheit, und die gelehrigsten Schüler — sind die Pagen.

Kätch. Die schöne Residenz!

Trudch. Wir sitzen Jahr aus Jahr ein in unsrer Provinz.

Ann.

Und kommen wir wieder zuſammen,
Auf wechſelnder Lebensbahn,
So knüpfen an's fröhliche Ende
Den fröhlichen Anfang wir an.

aber nicht nach Himmels-Melodie, ſondern nach der alten, einfachen, rührenden Weiſe, die euch bekannt iſt. Sollte auch (was Gott verhüte!) jemals ein Zwiſt, oder auch nur eine Kälte zwiſchen euch entſtehen, ſo ſoll an dieſem Tage eine herzliche Verſöhnung gefeiert werden, und Jeder aus allen Kräften dazu beitragen, mein Andenken auf dieſe Weiſe zu ehren.

Lebe wohl, liebes Minchen! lebt wohl, ihr geliebten Kinder und Freunde! Verzeiht mir von Herzen, wenn ich euch dann und wann gekränkt habe, ſo wie ich euch wiederum von Herzen verzeihe! Wir haben es ja gegenſeitig ohne Abſicht gethan. Ich hoffe, ihr werdet mir das Zeugniß geben, daß ich, bei allen meinen Fehlern, doch kein böſer Menſch war, wozu Haß und Neid mich ſo oft machen wollen.

Sterbe ich in Eſthland, ſo wünſche ich auf dem Hügel in Schwarzen begraben zu ſein, den ich mir längſt dazu ausgewählt hatte. Der jetzige Beſitzer von Schwarzen iſt ein braver Mann, der mir dieſe Bitte nicht abſchlagen wird. Dann wünſche ich, daß man einen der größten Feldſteine auf mein Grab wälze (unbehauen) und in denſelben blos die Worte eingraben laſſe: Hier ſchläft Kotzebue.

Inhalt.

	Seite
Das merkwürdigſte Jahr meines Lebens (zweiter Theil) . .	3
Ueber meinen Aufenthalt in Wien und meine erbetene Dienſt-Entlaſſung	239
Aus Auguſt's von Kotzebue hinterlaſſenen Papieren . . .	315
Betrachtungen über mich ſelbſt bei Gelegenheit zweier Recenſionen in der jenaiſchen Literaturzeitung . . .	317
Woher kommt es, daß ich ſo viele Feinde habe?	382
Beantwortung einer Preisfrage der Harlemer Geſellſchaft der Wiſſenſchaften	403
Ueber Theater-Coup's	416
Mein letzter Wille	416

Uebersicht des ganzen Werkes *).

Band

1—2. **Die Leiden der Ortenbergiſchen Familie.** Ein Roman in 32 Kapiteln.

3—4. **Leontine.** Ein Roman in 100 Briefen.

5. **Philibert, oder die Verhältniſſe.** Ein Roman in 2 Büchern oder 37 Kapiteln.

6—9. **Kleine geſammelte Schriften.** 4 Bände.

10—11. **Geſchichten für meine Söhne.**

12—13. **Geſchichten für meine Tochter.**

14—19. **Kleine Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.** 6 Bände.

20. **Der ruſſiſche Kriegsgefangene unter den Franzoſen.**

21—26. **Die jüngſten Kinder meiner Laune.** 6 Bände.

27. **Chroniken.** Eine Auswahl hiſtoriſcher und romantiſcher Darſtellungen aus der Vorzeit.

Die eherne Tafel. oder: Geſchichte eines indianiſchen Genies.

Die Liebe läßt ſich nicht täuſchen. Ein Feenmärchen.

28—29. **Louiſe, oder die unſeligen Folgen des Leichtſinns.** Eine Geſchichte einfach und wahr. 2 Bände.

30—32. **Clio's Blumenkörbchen.** 3 Bände.

33—37. **Biene,** oder: **Neue kleine Schriften.** 5 Bände.

*) Ueber einzelne Romane u. ſ. w. ſiehe im nachfolgenden alphabetiſch-geordneten Inhalts-Verzeichniſſe.

Band

38—39. **Grille.** (Fortsetzung der Biene.) 2 Bände.

40. **Erinnerungen aus Paris.** 2 Theile in 1 Bande.

41—43. **Erinnerungen von einer Reise aus Liefland nach Rom und Neapel.** 3 Bände.

44—45. **Das merkwürdigste Jahr meines Lebens.** 2 Bände.

Ueber meinen Aufenthalt in Wien, und meine erbetene Dienstentlassung.

Betrachtungen über mich selbst.

Woher kommt es, daß ich so viele Feinde habe?

Mein letzter Wille.

Miszellen aus den hinterlassenen Papieren.

Alphabetisches Inhalts-Verzeichniß

der in gegenwärtiger Ausgabe (in 45 Bänden) enthaltenen Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen ꝛc. ꝛc.

	Band	Seite
A.		
Abbé de l'Epée (der)	18	133
Abelard und Heloise	26	83
Abenteuer (ein galantes)	31	141
Abenteuer eines Negerfürsten	32	31
Ackerbau in Spanien (der)	34	131
Addison (Bruchstücke von)	39	273
Adler (der) und die Nachteule	35	218
Aepfelweiber (die) auf der neuen Brücke (Miszelle)	19	142
Aehnlichkeit und Sympathie	39	171
Aethiopien	31	271
Agé und chargé (Anekdote)	18	143
Ahnenstolz	35	216
Akrostichon auf Napoleon	17	170
Alexandre Claude le Jau (Erzählung)	17	39
Alles durch Liebe, nichts ohne sie (Erzählung)	18	31
Alles Glück ist Täuschung, weihe dem, der sie uns raubt	6	215
Al-Raschid (des arabischen Philosophen) Spazirgang	6	227
Als der Dichter ein Landhaus baute, und mit seiner Gattin der Arbeit zusah	23	226
Als von einem Manne gesprochen wurde, der gern und oft in den Spiegel sah	23	189
Alte fromme Märchen	31	133
Alte Sitten	35	76

	Band	Seite
Alter (das)	22	208
Amazonen (die)	30	233
Amerikanische Anekdoten	39	89
Amor an Hymen	22	168
Anblick (beim) eines reizend gelegenen Lustschlosses	22	164
Anekdoten	7	201
»	17	117
»	18	129
»	19	103
»	37	115
»	39	317
Anekdoten (amerikanische)	39	89
Anekdote von Friedrich dem Großen	17	130
Anekdoten von Gelehrten	38	41
Anekdoten aus der Geschichte aller Richterstühle	33	93
Anekdoten (historische) aus der Geschichte von Lothringen	33	89
Anekdoten und Kleinigkeiten	39	206
Anekdoten (literarische)	19	107
Anekdoten aus dem alten Paris (ein paar)	36	100
Anekdoten aus Spanien und Portugal	35	138
Ansichten (die verschiedenen)	38	189
Apios Americana	36	99
Apologie der vergifteten Waffen	37	206
Apologie des Judas (Miszelle)	19	129
Appendire (zwei)	35	13
Apulejus	22	219
Assonanzen im Marcos (über die), Miszelle	18	130
Atalanta (die neue)	23	190
Atticus	32	241
Atticus (Brutus an)	34	250

	Band	Seite
Aubigné (d')	33	210
Aufenthalt (über meinen) in Wien und meine erbetene Dienſtentlaſſung	45	239
Auguſt, Chriſtel und Amor	23	203
Ausbreitung des Chriſtenthums ohne Wunder (die)	30	208
Ausbruch der Verzweiflung	22	39
Ausforderung (die)	34	234
Ausnahme (eine)	39	271
Ausſprüche der Minnegerichte; aus alten Handſchriften von Baron Aretin (Miszelle)	17	143
Auszug (getreuer) aus Merkel's Skizzen	39	263

B.

Bagdad	30	184
Ball (der verfehlte)	12	43
Bär Marko (der)	35	19
Barmherzigen Schweſtern (die)	33	269
Barometer (der tragbare)	38	257
Bauchredner (der)	36	364
Baumſtamm (der)	12	167
Bav im Wolfspelze (an)	22	164
Bayle's hiſtoriſcher Abhandlung über die Schmähſchriften (Bruchſtücke aus)	30	146
Beantwortung einer Preisfrage der Harlemer Geſellſchaft der Wiſſenſchaften	45	416
Beaumarchais und die Straßenräuber	36	224
Beiſpiele (einige) von Liebe und Heldenmuth franzöſiſcher Frauen während der Schreckenszeit (Erzählung)	17	14
Beiſpiele von außerordentlichem Muthe (zwei)	35	110
Beitrag (ein) zu Knigge's Buch über den Umgang mit Menſchen	22	115

	Band	Seite
Bekehrung einer Schauſpielerin (wunderſame) . . .	33	190
Bekenntniß (merkwürdiges), Miszelle	18	235
Bemerkung	38	26
Bemerkungen eines Unparteiiſchen über den Parteiiſchen	37	110
Bemerk. eines Unpart. bei Leſung des Unparteiiſchen .	34	230
» » » » .	36	130
Bericht der Hebamme, welche Heinrich IV. ſein erſtes Kind brachte	38	109
Bernouilli (die Gebrüder)	39	98
Beſoldungen der Schauſpieler (über die)	35	206
Betrachtungen (einfältige) über mancherlei Behauptungen	37	288
Betrachtungen (kleine)	39	278
Betrachtungen über mich ſelbſt bei Gelegenheit zweier Recenſionen in der jenaiſchen Literaturzeitung .	45	347
Bewußtſein (das ſtolze)	23	61
Bibliothek (die kleine lebendige)	18	77
Bibliothek (die) des Königs von Indien (Miszelle) . .	19	116
Biene (die) 33, 34, 35, 36, 37		—
Billet an einen Reiſenden in Toulon	17	49
Biron's Verhaftung	32	102
Bitte um Belehrung, an die Herren Komponiſten geſtellt (Miszelle)	18	229
Bizarrer Geſchmack (Miszelle)	19	155
Bluthochzeit (die Pariſer), Erzählung	17	51
Bourbon (der erſte) auf dem ſpaniſchen Throne . . .	37	38
Bourignon (Antoinette)	32	118
Bournazel (Anekdote)	18	144
Bramine (der)	22	165
Brief eines Einſiedlers an ſeinen Freund	22	65
Brief aus Japan (Miszelle)	19	190

	Band	Seite
Briefe zweier Liebenden	22	87
Briefe der Mademoiselle L'Espinasse (die)	37	274
Briefe eines reisenden Lübeckers	33	9
Britten (Thomas) und Stradella	39	93
Bruchstücke aus einer Predigt	36	189
Bruchstücke von Addison	39	273
Bruchstück von Voltaire (ein)	34	142
Brüderschaft des Hornes (die), Miszelle	19	121
Brutus an Atticus	34	250
Brutus an Cicero	34	243
Bürgerhaß und Bürgerliebe	27	108
Burschikos (Miszelle)	19	215

C.

Cambran (Madame), Miszelle	19	143
Camoens (Erzählung)	17	63
Celebes (die Eroberung der Insel)	35	112
Censoren (die eigenmächtigen)	33	188
Chapelain	39	187
Charaden	38	283
»	39	223
» (Auflösung der)	39	225
» »	39	326
Chinesischen Geographie (eine Probe aus der)	38	79
Chinesische Literatur-Polizei (die)	38	76
Christine von Schweden in Frankreich (Besuch der Königin)	33	216
Chroniken	27	5
Cicero (Brutus an)	34	243
Clio's Blumenkörbchen	30, 31, 32	—
Corneille (der große) und der große Goethe (Miszelle)	17	184

	Band	Seite
Cosmus von Medicis	35	113
Crebillon und die Ratte	33	230
Cromwell's Begräbniß	37	152
Cui bono?	31	126

D.

Damen (die jungen) auf der Insel Metelin, und die jungen Herren in Esthland	37	311
Das ist so wie — oder die Uebergänge in der gesellschaftlichen Unterhaltung	36	231
Dauphin (der letzte)	33	283
Decenz der Türken (die)	33	271
Denkmünzen (neue) auf Napoleon den Großen	37	201
Diamant (der falsche)	13	19
Dichter-Neid (Anekdote)	17	131
Distinguo (Anekdote)	17	129
Dorf-Kirchhof (der)	13	111
Dragoner von Vincennes (der)	13	93
Druckfehler (Anekdote)	18	112
Dummheit und Narrheit	38	176

E.

Ehemänner (die klagenden)	23	39
Eherne Tafel (die), oder: Geschichte eines indian. Genies	27	177
Ehetrennungen (die) der vorm. Monarchen von Frankreich	32	166
Ehrlichkeit (die)	22	162
Einäugige (berühmte), Miszelle	19	221
Einflusse (vom) der Seele auf Gesundheit und Lebensdauer	37	192
Einflusse (vom) der Wohnung auf Gesundh. u. Lebensd.	37	195
Eingang (der) zu einer Recension	38	269
Einschläferer (die), Anekdote	17	128

Annliesch. Alle Jahre ſchickt der Vater einen großen Transport Gänſebrüſte dahin.

Trudchen. Wir dürfen aber nie mitreiſen.

Kätch. Und ſelten verirrt ſich ein vernünftiger Menſch in unſerer Einöde.

Annliesch. Seit den vier Wochen, daß der Vater hier iſt, haben wir ſchon Manches gelernt.

Trudch. Ach! Morgen iſt ſein Urlaub um.

Page. Er muß reiſen — aber ſein Herz bleibt zurück.

Kätch. Iſt das gewiß?

Page. Welche von Ihnen zweifelt daran?

Annliesch. Erklären Sie doch lieber in Gegenwart meiner Schweſtern —

Trudch. Annlieschen glaubt —

Kätch. Trudchen meynt —

Annliesch. Kätchen bildet ſich ein —

Page. O in der Liebe giebt es keinen Irrthum! — (reis zu Annlieschen, indem er

ihr

	Band	Seite
Einſiedlerinnen (die)	38	30
Einwohner (die) der Inſel Formoſa	30	174
Eldorado (Miszelle)	17	189
Empfehlungswürd. Beiſpiel für zankſüchtige Schriftſteller	34	82
Englands politiſches Teſtament	36	356
Entſtehung (die) des Freimüthigen	39	114
Erdbeben (das)	38	22
Erinnerungen aus Paris im Jahre 1801 (zwei Theile in Einem Bande)	40	—
Erinnerungen von einer Reiſe aus Liefland nach Rom u. Neapel 41, 42, 43		–
Erleichterung (eine) für Schauſpieler	35	127
Ermahnungsſchreiben der Buchſtaben des Alphabets an die arabiſchen Ziffer	38	14
Ermordung der drei Bürgermeiſter zu Danzig im J. 1411	27	134
Erſatz (Anekdote)	17	123
Erzählungen	17	5
»	18	5
»	19	5
Eſel (die)	31	143
Eſel (der) und das Kameel	31	140
Es geſchieht nichts Neues unter der Sonne (Miszelle) .	17	141
Es iſt gefährlich, an den Thüren zu horchen	12	93
Eſther von Racine (Erzählung)	17	10
Etwas aus der Geſchichte der Märtirer	9	193

F.

Falſche Scham iſt großen Seelen fremd (Erzählung) .	17	12
Farbe der Trauer (die)	33	128
Feengrotte (die)	31	69
Feliciens Erinnerungen, Souvenirs de Felicie (Miſz.)	18	153

	Band	Seite
Fielding's Portrait	33	51
Flibuſtier (kurze Geſchichte der)	8	107
Flucht (die)	26	7
Flucht (meine) nach Paris im Winter 1790	9	5
Frage (eine bedenkliche)	38	27
Frage (eine pſychologiſche)	35	185
Fragen	38	273
Fragen (allerlei), die einem Leſer von allerlei Büchern einzufallen pflegen (Miszelle)	19	224
Frage an Menſchenkenner (Miszelle)	18	151
Fragment aus Briefen an eine junge Schauſpielerin, die ſich Unterricht von mir erbat (Miszelle)	18	233
Fragmente aus des Cousin Jaques Dictionnaire neologique (Miszelle)	17	151
Fragment aus Iwan Iwanow Tſchudrin's noch ungedruckter Reiſe durch China (Erzählung)	13	82
Fragment aus den Memoiren der Madame de Motteville	33	78
Fragment aus einer ſpaniſchen Chronik	38	65
Fragmente aus der Geſchichte der Etikette	31	106
Fragmente aus der Geſchichte der Inſel Borneo	31	272
Fragmente aus der Geſchichte der ſpaniſchen Dichtkunſt	31	111
Fragmente über die Freiheit des Willens	23	205
Fragment aus dem Tagebuche eines ſehr verdienten ruſſiſchen Offiziers	6	223
Fragmente aus dem Tagebuche des letzten Königs von Polen, Stanislaus Auguſtus (Miszelle)	18	182
Franklin	39	177
Franklin und dem Podagra (Geſpräch zwiſchen)	38	214
Frankreichs alte Fahnen	30	190
Freie Gedanken	37	107

	Band	Seite
Friede (der)	37	40
Fromme Wünsche	38	72
Frucht (die) fällt weit vom Stamme	15	—
Fürstenwahl (die) in Kärnthen	27	128
G.		
Galeeren-Sklaven (die)	34	146
Galilei (über) betreffende, gedruckte Lügen	33	170
Gallerie (kleine) von Albernheiten	38	185
» » »	39	37
Gang (der unterirdische), kleiner Roman	21	9
Garkoch (der) und der Bettler	22	75
Gäste (die räthselhaften)	33	33
Gebet um allgemeine Blindheit	37	160
Gebet um Dummheit	13	222
Gedanken und Beobachtungen, bisweilen Paradoxen	35	102
» » »	36	210
Gedanken bei Lesung der Literär-Geschichte	35	242
Gedanken über das Partikelchen: Man	37	171
Gedanken und Redensarten (über einige französische)	37	177
Gedicht (ein) von Maria Stuart	17	190
Geduldige (der)	35	230
Gefahren (die) der Einbildungskraft	11	147
Geighals (der)	36	60
Gemälde des Fürsten Potemkin	37	231
Gemälde menschlicher Schwachheiten	38	47
Gemälde eines Unhöflichen nebst dem Geständnisse eines Franzosen	37	83
Genealogische Merkwürdigkeit (eine)	33	168
Geoffroy	36	181
Geographie (Anekdote)	17	126

	Band	Seite
Geographische Beschreibung des Reiches der Dichtkunst .	38	119
Gepriefte Liebe	24, 25	—
Geräusch im Theater (vom)	37	279
Gericht eines Seifensieders (das heimliche)	35	66
Geschichte (kurze) der Flibustier	8	107
Geschichte des Großherzogthums Toskana (aus der) .	35	248
Geschichte (die) einer Sklavin der Religion	22	81
Geschichte und Theorie der Sündflut des Dyyges oder Noah, und des Unterganges der Atlantis . . .	30	170
Geschichte unserer Unwissenheit (die), in Briefen . . .	21	99
Geschichte meines Vaters (die), oder wie es zuging, daß ich geboren wurde	8	5
Geschichten für meine Söhne	10, 11	—
Geschichten für meine Tochter	12, 13	—
Geschichte der Weiber (die)	32	89
Gesetze (merkwürdige)	36	103
Gesprenkt (das)	39	310
Gesprenkt (das), Mißzelle	19	136
Gespräch zwischen einem Engländer und einem Franzosen über die Seemacht beider Nationen	38	163
Gespräch zwischen Madame de Maintenon und Ninon l'Enclos	38	233
Gespräch zwischen einem Philosophen und einem Landmanne	37	91
Gewissen (schüchterne)	36	188
Gewohnheit	38	189
Gewohnheit (Empfehlung einer trefflichen), Mißzelle .	17	208
Glaubwürdigkeit (historische)	36	53
Glück (das) der Dummen Vormund, oder Leiden und Freuden des jungen Hans Strohleder	39	43

	Band	Seite
Glücke der Römer (von dem)	37	188
Glücklich. Unglücklich	35	225
Glückſeligkeit (Erzählung)	18	7
Glücks-Quelle (die)	33	69
Goethe (der große) und der große Corneille (Miszelle)	17	184
Goethe verſteht kein Deutſch (Beweis), Miszelle	18	211
Goldſtück (das)	13	33
Göttin Magada (die) und der Gott Schwerdt	30	123
Grabmahl bei Myloſa (das)	31	227
Grabſchrift des Wilhelm Helmann	17	124
Granvella (ein Schreiben des Kardinals)	33	250
Gravität (komiſche), Anekdote	18	132
Gräuel des Fanatismus zu Thorn im Jahre 1724	6	157
Grenadier (der), Anekdote	17	122
Gretchen (das arme), Erzählung	19	41
Griechen (die), eine Skizze für Damen	16	—
Grille (die), oder: Neue kleine Schriften	38, 39	—
Großſprecher (der)	11	23
Großvaterſtuhl (der)	12	103
Grundſätze (die)	39	137
Günſtling (der), Miszelle	19	235

H.

Haar der Morgenländer (das abgeſchnittene)	31	108
Haarwickeln (die)	12	83
Halb-Inſel (die) jenſeits des Ganges	30	106
Händeſprache (die)	37	79
Hans (der lange), oder: die Rechte des Menſchen (komiſcher Roman)	21	113
Hardmann (die Gebrüder), Miszelle	19	150
Heinrich's IV. (hiſtoriche Betrachtungen über den Tod)	31	265

	Band	Seite
Helmſtädter Theologen (die) vor hundert Jahren . .	38	28
Herzbrechende Klagen, an meinen alten Schlafrock gerichtet	38	60
Herzog Johann Wilhelm's zu Sachſen-Gotha auf der Oſtſee erlittener Schiffbruch	27	96
Hinterlaſſenen Papieren (aus Auguſt's von Kotzebue) .	45	845
Hiſtoriſches Gemälde der Nationen	30	126
Hiſtoriſches Quodlibet	31	276
» »	32	263
Hofdienſt (Erzählung)	17	44
Höflinge (die)	22	170
Hofmann (der)	39	7
Hofmeiſter (der), Anekdote	18	139
Holländer an die Briten (ein)	36	92
Hollis	35	224
Horoskop bei der Geburt des Dauphins im Jahre 1782	36	108
Hume (Anekdote)	18	135
Hund (der kleine ſchwarze)	19	29

J.

Jahr (das merkwürdigſte) meines Lebens	44, 45	—
Jean Bart (Erzählung)	17	52
Ildegerte, Königin von Norwegen	7	5
Inſel (die wüſte)	11	109
Inſeln (die philippiniſchen)	35	80
Johanneswürmchen (das)	22	159
Journal der Moden (das)	13	153
Judas (Apologie des), Miszelle	19	129
Juden (eine alte Vertheidigung der)	30	128
Jüdin (die), Anekdote	18	140
Jugendgeſchichte (eine) des Verfaſſers	23	94

	Band	Seite
Jungfrau von Orleans (die), als Frau und Mutter (Erz.)	17	29
Jüngsten Kinder meiner Laune (die) 21, 22, 23, 24, 25, 26		—
Juriſtiſcher Troſt für manche Damen	35	209

K.

Kabriolet (das umgeworfene)	12	61
Käfige (die beiden)	12	159
Kameel (das) und der Eſel	31	140
Kamm (der redende)	13	47
Kapelle am Ufer des adriatiſchen Meeres (die) . . .	31	7
Kapitän Bliet, eines Holländers, Tapferkeit und wunderbare Errettung	27	167
Karl der Zwölfte (Miszelle)	19	139
Kaſtanienbaum (der große), Miszelle	19	111
Katharine von Parthenay	35	231
Kindliche Liebe und Ehrgefühl (Miszelle)	19	115
Kirchenviſitation (die)	36	308
Klage der Demoiſelle Linkhand über ihre leibliche Zwillingsſchweſter, die Demoiſelle Rechthand . . .	37	311
Klageſchreiben eines Gaſtwirthes in J*** an den Herausgeber der Biene	33	52
Klatſchereien (vornehme)	32	115
Kleid (das geflickte)	12	111
Kleine Romane 11, 15, 16		—
Kleine geſammelte Schriften 6, 7, 8, 9		—
Kleinigkeiten (Miszellen)	18	211
» »	19	237
Kleinigkeitsgeiſt (der)	33	209
Kniffgenie's (die)	31	85
König Veto	31	229
Königskuchen (der), oder der Bohnenkönig (Erzählung)	17	61

	Band	Seite
Körbchen mit Erdbeeren (das)	12	23
Korbflechter (der)	39	184
Korn-Regen	18	143
Kraft des Glaubens (die)	33	147
Kriegsgefangene (der ruſſiſche) unter den Franzoſen	20	—
Kriſtall (der isländiſche), Miszelle	17	139
Kuli-Chan (Thamas)	31	104
Kunſt (die) einen Prinzen zu erziehen	39	205
Kunſt zu unterhalten (die)	37	286
Kunſt, die Weiber treu zu machen (Miszelle)	17	167
Kunſt-Keim (Anekdote)	17	122
Künſtler (der haarkräuſelnde)	39	23
Kunz von der Roſen, Kaiſer Maximilian's kurzweiliger Rath	27	159

L.

Lamoignon	31	45
Lange Hans (der), oder: die Rechte des Menſchen (komiſcher Roman)	21	145
Leben eines armen Vicarius in der engliſchen Grafſchaft Wiltſhire (acht Tage aus dem)	31	261
Leben eines Fiacre (das)	38	68
Lebensgenuß (raffinirter)	38	213
Lebensjahre muß man nicht zählen (die), Anekdote	18	141
Lebenslauf (literariſcher) Auguſt's von Kotzebue	26	101
Lehren einer Großmutter an ihre Enkelin	33	251
Leiden (die) der Ortenberg'ſchen Familie	1, 2	—
Le Nôtre	38	166
Leontine	3, 4	—
Liebe (geprüfte)	24, 25	—

	Band	Seite
Liebe und Heldenmuth französischer Frauen während der Schreckenszeit (einige Beispiele von), Erzählung	17	14
Liebe (die) läßt sich nicht täuschen	27	253
Liebe (Mittel gegen die)	36	69
Liebesgeschichte (eine vornehme) und zugleich ein Gewebe von Niederträchtigkeiten	35	177
Liebesgeschichte der Mademoiselle de Montpensier und des Herrn von Lauzan	38	35
Liebesprobe (die gefährliche)	33	131
Ligne (des Fürsten de) Aufenthalt bei Voltaire	37	221
Ligne (des Fürsten de) Unterredungen mit Jean Jacques Rousseau	37	215
List (erlaubte)	36	87
Literarische Anekdoten	19	107
Literarische Notizen (uralte), Miszelle	18	218
Literatur-Polizei (die chinesische)	38	76
Livius und Sallust	33	186
Livius und Tacitus (Parallele zwischen)	33	110
Lob des Schweigens	35	73
Lobrede auf das alte Roß des Kaisers Caligula	34	65
London und Paris	39	21
Louise, oder die unseligen Folgen des Leichtsinnes	28, 29	—
Lucia Nevil (Erzählung)	19	93
Ludwig (der heilige)	33	227
Ludwig XIV., ein Physiognomiker	33	61
Ludwig's XVI. Krönung	34	236
Ludwig's XVI. Wohlthätigkeit	37	282
Luger's (Erasmus) Trotz und Strafe	27	183
Luftbälle (die), Erzählung	17	68
Lüge (die kleinste) ist gefährlich	22	128

	Band	Seite
Lügen, Galilei betreffend (über gedruckte)	33	170
Lügner (der)	11	49
Luxus der Römer (vom)	31	156
Lykurg der Redner	86	109
M.		
Machiavelli's (ein Gedanke)	38	157
Macht der Vaterliebe (die)	39	299
Mahomed's Vorschrift	39	131
Maler Protogenes (der)	38	18
Malesherbes (die Rosen des Herrn von)	13	7
Man (Gedanken über das Partikelchen)	37	171
Marko (der Bär)	85	49
Margarethe von Valois und Maria Stuart (Parallele zwischen)	33	212
Marie Moulin zu Frankfurt am Main (Erzählung) .	17	58
Marie (Franziska Viktoria) Salmon oder: der Triumph der Unschuld	6	181
Maria Stuart (ein Gedicht von)	17	190
Märtirer (etwas aus der Geschichte der)	9	193
Marwell (Andreas), Miszelle	19	153
Maulwurf (der)	38	11
Maus (die)	22	172
Meide den Schein	22	171
Mein letzter Wille	45	418
Memoiren der Madame de Motteville (Bruchstücke aus den)	31	7
Memoiren (die) des Prinzen Friedr. Heinr. von Oranien	30	97
Mensch (der), Miszelle	19	139
Merkel's Skizzen (Getreuer Auszug aus)	39	263
Merkwürdigste Jahr (das) meines Lebens . . .	44, 45	—
Meuchelmörder (die höflichen)	31	228

(ihr verstohlen die Hand drückt) Nicht wahr, mein schönes Mühmchen? (laut) Ein einziger Blick verscheucht jeden Zweifel — (leise zu Trudchen) Nicht wahr, mein schönes Mühmchen? — (laut) Ein Seufzer wird zum Verräther — (leise zu Kätchen, indem er trufft) Nicht wahr, mein schönes Mühmchen?

Die drey Mädchen. (zugleich sehr böse) Er meynt mich.

Annlesch. Mein Vater muß aber doch vor Ihrer Abreise erfahren —

Page. Ey freylich?

Trudch. Sie selbst müssen ihm entdecken —

Page. Ach! ich habe das Herz nicht.

Annlesch. Soll Ihre Geliebte das Wort führen?

Page. Das wünsche ich.

Annlesch. Viel gefordert.

Page. Wahre Liebe wird nicht zaudern — Ei! — Mich dünkt, ich höre Papa. — Bildigkeit, die erste Tugend eines

	Band	Seite
Mielhlinge (die)	37	36
Milchschwestern (die)	13	129
Militär-Akademie (die), oder: die Helden vom zweiten Range	33	39
Milton's Gestalt	38	40
Minnesinger (der schöne)	23	182
Minister irren bisweilen (auch große)	35	215
Mißlicher Nachruhm eines Erfinders	33	203
Miszellen	17	133
»	18	115
»	19	109
Mitleid (das)	38	65
Mittel gegen die Liebe	36	69
Mittel (ein) gegen blinde Verehrung der Aerzte	39	203
Mode-Artikel (auch ein), aber ein alter	39	25
Moden (das Journal der)	13	153
Moden (Miszelle)	17	186
Moliere oder Poquelin	36	113
Monaldeschi, Oberstallmeisters der Königin Christine von Schweden (Bericht von dem Tode des Marquis)	32	61
Monarchien und Republiken, Oefen und Kamine (über)	39	172
Monmouth	27	141
Moncrif und A. W. Schlegel (Miszelle)	19	128
Montesquieu und Piron	33	214
Moral der Welt (die)	38	179
Morand (der alte wackere Chirurgus) und sein junger Kollege (Anekdote)	18	134
Moskau	36	51
Moulin, Maria, zu Frankfurt am Main (Erzählung)	17	58
Müller (eine Bemerkung bei Lesung der Biographie des Johannes von)	36	296

	Band	Seite
Muſäus (einige Züge aus dem Leben des guten) . . .	8	145
Muſik (Fragmente über die)	37	163
Muſikaliſches Schauſpiel (Anekdote)	18	131
Muſter von Schmeichelei (glänzendes)	39	192
Muthwille (der beſtrafte)	33	182

N.

Nachbarſchaft bei der Tafel (die)	39	268
Nachricht von einem theatraliſchen Inſtitute zu Reval, welches der Welt bekannt zu werden verdient . . .	7	173
Name (der) thut viel zur Sache (Miszelle)	18	156
Napoleon	37	249
Napoleon's Genealogie	35	51
Nationalgeiſt (der)	39	183
Negerſklavenhandels (Vertheidigung des)	38	23
Neufchatel	36	88
Neugriechen (die) (Miszelle)	17	211
Neutralen (die)	33	268
Nevil (Lucia), Erzählung	19	98
Nicht-Literatur (Miszelle)	18	236
Ninon's Ketzereien in der Liebe	23	149
Nola (über die Stadt) und die Erfindung der Glocken, nach Swinburn	30	144

O.

Oberrock (der alte) und die alte Perücke	10	93
Obliegenheit (ſeltſame)	39	186
Obſtkrämerin (die edle)	36	65
Octavia, die Schweſter des Auguſtus	32	7
Opfer der Mutterliebe (ein)	36	61
Oranien (die Memoiren des Prinzen Friedr. Heinr. von)	30	97

	Band	Seite
Ortenbergiſchen Familie (die Leiden der)	1, 2	—
Oswald und Guſtchen	11	183

P.

Panthea	35	152
Paradoxen	17	135
Paradoxon der Schwärmerei, wie man will (Miszelle)	19	208
Parallele zwiſchen Livius und Tacitus	35	110
Parallele zwiſchen Maria Stuart und Margar. v. Valois	33	212
Parangon (Miszelle)	18	177
Paris und Philadelphia	35	216
Parlamentswahlen (die)	35	69
Parodie einer großen franzöſiſchen Oper	36	192
Patriotiſche Anſichten der Erziehung des Volkes, ſowohl in den Städten als auf dem Lande	37	181
Pedro de la Gasca	34	58
Penſylvanien und die Quäker	32	225
Percival (Robert), Miszelle	17	201
Peter der Grauſame (Erzählung)	17	85
Peto (König)	34	229
Pfarrers Tochter (des)	14	—
Pförtchen oder Durchfahrten (die)	37	99
Philibert, oder die Verhältniſſe	5	—
Piron und der Blinde	38	59
Piron und Montesquieu	38	214
Pithou's Teſtament	34	232
Plato's Republik	33	48
Pocken (die)	18	121
Pole (die)	34	253
Politik (die)	37	49
Politiken (die franzöſiſchen)	35	59

	Band	Seite
Politiſche Unterredung	33	60
Pomeranzenſchalen und die Melonenſchalen (die)	10	61
Pope's Epiſtel über die Weiber, an Mylady ***	39	280
Poquelin oder Moliere	36	115
Portrait (ein)	39	135
Poſten, Zeitungen und Journale	36	208
Potemkin (Gemälde des Fürſten)	37	234
Pratolino	36	167
Prätendent (der)	34	95
Predigten für junge Damen	37	75
Predigt (Bruchſtücke aus einer)	36	189
Preisaufgabe (eine nachahmungswerthe)	34	137
Preisfragen	34	98
Proben von der empfehlungswürdigen Criminal-Juſtiz auf der Inſel Sumatra im Königreiche Acham	35	150
Prophezeiung (Miszelle)	17	137
Protogenes (der Maler)	33	18
Prozeß (ein ſeltſamer), Erzählung	17	36
Prozeſſe (einige merkwürdige) aus den Supplement-Bänden der Geſchichte aller Richterſtuhle	35	222
Prozeſſe (zwei verlorne)	36	213
Pyrrho	37	7

Q.

Quelle (die) manches Splitterrichtens, (Anekdote)	18	142
Quin und Thomſon (Miszelle)	19	119
Quodlibet	30	240
»	33	287
»	34	274
»	35	259
»	36	368

	Band	Seite
Quodlibet		
»	37	317
Quodlibet (hiſtoriſches)	39	320
» »	31	276
	32	263

N.

Nache (die), Erzählung	18	103
Racine's letzter Wille	35	41
Rameau und die Schildkröte (Miszelle)	19	114
Rath (ein guter)	36	68
Rathwell (Herr von) an den vormaligen Freimüthigen	37	237
Rede, gehalten von Condorcet am 5. Juni 1782 als der Graf und die Gräfin von Norden (nachmaliger Kaiſer Paul und deſſen Gemahlin) einer Sitzung der Pariſer-Akademie beiwohnten	39	288
Regenſchirm (der)	39	156
Reimſchmied (der)	35	129
Reiſe-Abenteuer eines jungen Künſtlers, oder: Mein Söhnlein verklemvere dich nicht	36	7
Reiſe (zweifache) nach Amerika der beiden ruſſiſchen See-Offiziere Chroſtoff und Dawidoff	38	214
Reiſe nach Köln (die)	11	77
Reiſe des Grafen Johann Potocki nach Aſtrachan und in die umliegenden Gegenden im Jahre 1797	30	9
Reiſende incognito (der), Miszelle	19	159
Reliquien alter Zeiten, Sitten und Meinungen für Jünglinge (Miszelle)	17	200
Rennefort's Geſchichte von Oſtindien	39	196
Republik San Marino (die)	33	53
Republiken und Monarchien, Oefen und Kamine (über)	39	172
Revolutions-Geſchichte (einige Züge aus der franzöſiſchen)	38	53

	Band	Seite
Richelieu (Miszelle)	19	235
Ritter Huldmann von Vehringen, oder: Die Höhle des Todtenberges	27	29
Robert Perceval (Miszelle)	17	201
Romane (die)	38	182
Romane (kleine)	14, 15	16 —
Römer (vom Luxus der)	31	156
Rosen des Herrn v. Malesherbes (die)	18	7
Rosen und der Pfau (die), Erzählung	17	23
Rosensträuche (die beiden)	12	37
Roß des Kaisers Caligula (Lobrede auf das alte)	31	65
Rudbeck's Träume	32	48
Rudolph von Habsburg	36	289
Ruhm (über den)	36	18
Russische Kriegsgefangene (der) unter den Franzosen	20	—
Rustan	37	86

S.

Sabina, oder: Morgenscenen im Putzzimmer einer reichen Römerin (Miszelle)	17	150
Sallust und Livius	33	186
San Marino (die Republik)	33	53
Savoyarde (der kleine)	12	73
Scene (neue) zu dem Lustspiele: Die Unglücklichen	19	187
Scenen aus Neapel (Miszelle)	19	159
Schaf (das) und der Bullenbeißer	23	109
Schändlichkeit (doppelte) eines Großen (Anekdote)	18	139
Schauspielerin (wundersame Verehrung einer)	33	190
Schauspieler (eine Erleichterung für)	35	127
Schauspieler (über die Besoldungen der)	35	206
Schein trügt (der)	6	197

	Band	Seite
Schicksal (das)	30	177
Schiffbruch des Herzogs Johann Wilhelm zu Sachsen-Gotha, auf der Ostsee	27	96
Schilderung eines Gouverneurs des großen Mogols	36	127
Schlegel (A. W.) und Menerik (Miszelle)	19	128
Schlegel und Wieland, Voltaire und Geoffrey (Miszelle)	18	150
Schlesische Sündflut (die)	27	86
Schlözer	37	15
Schlüssel (der) zum Geheimniß der klugen Welt	23	200
Schmähschriften (Bruchst. aus Bayle's hist. Abh. über die)	30	146
Schmeichelei (glänzendes Muster von)	39	192
Schmetterling (der) und die Turteltaube	22	201
Schrecknisse einer Wüste (die)	35	159
Schreiben der Gräfin N an die Gräfin J (Miszelle)	19	127
Schreiben des Kardinals Granvella (ein)	33	250
Schreiben der deutschen Urgroßmutter an die deutschen Urenkelinnen	32	81
Schreiben eines Reisegef. des Weltumseglers Arnsenstern	36	218
Schreibekunst (geheime)	31	227
Schriftsteller (empfehlungswürd. Beispiel für zanksüchtige)	31	82
Schuhe (die grünen)	12	183
Schutzgeist (der), Erzählung	17	73
Schwachheiten (Gemälde menschlicher)	32	17
Schwänke	38	25
Schwärmerin (die geheilte)	22	9
Schwerlich	35	57
Schwestern (die beiden), Erzählung	19	69
Sclaverey	31	123
Seelenwanderung	31	119
Seemacht (die englische)	30	194

	Band	Seite
Seltſame Reiſe (Anekdote)	17	131
Selbſtbeſchauer (der)	38	230
Selbſtſtändigkeit (Miszelle)	19	161
Sendſchreiben eines Garkochs in Krähwinkel an einen Reſtaurateur in Berlin	38	104
September (Am 1.) 1793	22	54
Shakeſpeare	39	30
Shawl (der indiſche)	12	193
Sibylle (die)	32	129
Sie und Du	33	238
Siſyphus	38	135
Sitten (alte), Miszelle	19	146
Sitten (alte)	35	76
» »	36	298
Sitten auf dem Throne (fremde)	31	154
Sklavin (die kleine)	35	11
Sohnlein (mein) verplempere dich nicht, oder: Reiſe-Abenteuer eines jungen Künſtlers	36	7
Soldat (der ruſſiſche)	37	266
So liebt kein Mann	23	110
Sonate (die)	13	61
Souvenirs de Felicie (Feliciens Erinnerungen)	18	153
Spartanerin (die)	35	130
Spaziergang des arabiſchen Philoſophen Al-Raſchid	6	227
Sprichwort (ein ruſſiſches)	37	184
Sprüche (morgenländiſche)	37	309
Staar (der)	12	15
Standrede am Grabe einer Jedermann	22	59
Stanislaus Auguſtus, letzter König von Polen (Fragmente aus deſſen Tagebuche) Miszelle	18	182

	Band	Seite
Stecknadel (die)	39	226
Stiefgeschwister (die), Erzählung	19	7
Stolz auf Verwandtschaft (Anekdote)	17	125
Stradella und Thomas Britten	39	93
Strand (der gesegnete)	33	238
Strauß von Kirschen (der)	12	207
Strohhut (der)	12	53
Sündflut (die schlesische)	27	86
Supplik (eine alberne)	31	98

T.

Tacitus und Livius (Parallele zwischen)	33	110
Tagebuch des letzten Königs von Polen, Stanislaus Augustus (Fragmente aus dem), Miszelle	18	182
Tagebuch eines sehr verdienten russ. Offiziers (Fragment)	6	223
Talbot (Erzählung)	17	16
Tapferkeit und wunderbare Errettung des Kapitäns Vlies, eines Holländers	27	167
Taschen (die redenden)	38	80
Taube (die)	23	7
Taschenkünstler (der)	10	9
Tavannes (Miszelle)	19	230
Telegraph (der)	33	78
Testamente	30	103
Testament (das)	12	135
" "	38	253
" (das wunderliche)	38	58
" eines Rechenmeisters (Miszelle)	18	147
Thomas Kuli Chan	31	101
Theater-Genre (über)	15	116
Theater (über)	33	271

	Band	Seite
Theatraliſches Inſtitut zu Reval	7	173
Thee (der)	39	39
Theilnahme (beleidigte)	10	143
Theorie der Kommerztraktate	39	146
Thier-Liebe (Miszelle)	19	157
Thaddäus Chriſtoph eigener Bericht der Till'ſchen Eroberung der Stadt Magdeburg im Jahre 1631	27	9
Thomſon und Quin (Miszelle)	19	119
Tiquet (Madame), Erzählung	19	85
Tirolerin (die kleine), Erzählung	18	32
Tod (der)	22	133
Tod des Fürſten P* (der)	22	62
Tod der Götter (der)	35	190
Ton (über den guten), Miszelle,	18	160
Trauerſpiele (deutſche und franzöſiſche)	36	263
Trauerſpiel (ein Wörtchen über das)	38	258
Traum eines Podagriſten	37	167
Traum vom ewigen Frieden (auch ein)	36	191
Träume (die)	37	151
Triumph der Unſchuld (der), oder: Maria Franziska Viktoria Salmen	6	181
Troſt (juriſtiſcher) für manche Damen	35	209
Troſtgründe für Jeden, der eines Plagiats ſich ſchuldig weiß	38	267
Tröſter (der matte)	37	252
Tſchukrin's (Iwan Iwanow) noch ungedruckter Reiſe durch China (Fragment aus), Erzählung	18	82
Tugendlohn (Anekdote)	17	120
Tulpenfeſt (das)	33	120
Tungusen (die)	33	192

des Vaters, treibe mich fort. (zu Annlieschen leise) Ich kann nicht gegenwärtig seyn, wo vielleicht der Pinsel der Liebe mir schmeichelt. (zu Trudchen leise) Möge die Beredtsamkeit der Liebe von Ihren schönen Lippen fließen! (zu Kätchen) Könnte mein zärtlicher Blick Ihnen Muth einflößen! — (laut) Ich gehe in mein Kämmerlein und harre des Ausspruchs über Leben und Tod. (Er umarmet sie und entfernt sich)

Dritter Auftritt.

Annlieschen, Trudchen, Kätchen.

Annlies ch. Ich wünschte, liebe Schwestern, Ihr ginget ein wenig in unser Zimmer. Ich habe mit Papa allein zu reden.

Trud ch. Dieselbe Bitte wollte ich eben an Dich thun; denn auch ich muß allein mit Papa sprechen.

Kätch.

	Band	Seite
Turgot's Werke	30	165
Turken (die Decenz der)	33	271

U.

Ueber meinen Aufenthalt in Wien und meine erfolgte Dienstentlassung	45	239
Uebermaß menschlicher Leiden (Erzählung)	17	7
Uhren (die beiden)	12	113
Unerträgliche (der)	38	66
Unhöfliche Erbödigkeit	38	150
Unschuld (der Triumph der), oder: Maria Franziska Viktoria Salmen	6	181
Unterschied (der) und die Vereinigung der Stände	22	169
Unverhältnißmäßiger Verlust in Schlachten	37	106
Unverhofft kommt oft (Anekdote)	18	137
Ursprung und Fortschritte des französischen Theaters	39	315
Urtheil eines Engländers über das französische und englische Theater	33	269
Urtheil (ein französisches) über Emilie Galetti	35	238
Urtheile (alle) über die Franzosen	36	287
Vatel (Miszelle)	19	232

V.

Verbrechen und Thorheiten (unsere)	35	258
Verehrung der Aerzte (ein Mittel gegen blinde)	39	203
Verhaftung Biron's	38	102
Verlegenheiten einer Königin (zwei große), Erzählung	17	41
Verlust (unverhältnißmäßiger) in Schlachten	37	106
Verordnung Karl's des Großen (eine heilsame, beschwerliche und vergessene)	35	131
Verse aus einer französischen Ode (einige)	36	100

	Band	Seite
Verſuch über die Geſchichte (ein)	36	76
Vertheidigung der Juden (eine alte)	30	128
Vertheidigung der Menſchenfreſſer	33	142
Vertheidigung der Xantippe (Miszelle)	17	147
Virgil, der Zauberer	36	294
Vogelſchießen von Einey (das), Miszelle	19	130
Volksaufruhr in England im Jahre 1381	33	27
Voltaire (ein Bruchſtück von)	31	142
Voltaire und Geoffroy, Wieland und Schlegel (Miszelle)	18	150
Voltaire's Meinung über Regierungsformen	38	70
Voltaire's Portrait	33	260
Vendel	33	39
Verbericht (ein)	31	88
Verleſung (auch eine dramatiſche)	39	211
Vernürfe der franzöſiſchen Literatur von einem alten franzöſiſchen Edelmann gemacht	39	103

W.

Wahrheit vor dem Throne (die)	33	162
Waldenſer (die) und die Feldmäuſe	33	280
Warnung an alle ſchönen Damen (Miszelle)	18	152
Warnungstafel	17	171
Was geht es mich an?	11	7
Was gehört vor allen Dingen zu einer guten Erziehung?	39	142
Was iſt grob und was iſt höflich?	22	111
Was iſt die lebende Generation der Nachwelt ſchuldig?	36	201
Waſſerbecken (das) und die Quelle	23	181
Weib (das brave)	33	122
Weiber der Indianer (die) an den Ufern des Orenocco	7	195
Weiber (die aſiatiſchen) ſind doch wohl beſſer daran, als die europäiſchen (Miszelle)	17	193

	Band	Seite
Weiberlist	37	148
Weiberzwist	22	77
Weisen Griechenlands (die sieben)	39	109
Welche Farbe muß man haben, um liebenswürdig zu sein	22	57
Wer hat Recht?	33	66
Wer hätte das geglaubt?	23	212
Wer kann für sich stehen?	33	41
Wette (die gefährliche)	8	161
Wette (die hartnäckige)	22	63
Wette (sonderbare) im Finstern zu tarven (Anekdote)	18	138
Widersprüche (unsere)	39	309
Wie man in großen Städten nach der neuesten Mode in's Theater geht (Miszelle)	17	164
Wie unterscheidet sich Freimüthigkeit und Wahrhaftigkeit	37	310
Wieland und Schlegel, Voltaire und Geoffroy (Miszelle)	18	150
Wille (August's von Kotzebue letzter)	43	418
Wille Racine's (letzter)	35	41
Winde (die), Miszelle	17	182
Wink und Warnung für Geschichtschreiber	33	272
Wirbelsistem des Herzens (das)	35	118
Wirkung der Kritik (Miszelle)	17	183
Wirthschaftsgehilfin (die kleine)	13	169
Wischiwaschi	22	80
Witwe (die), Anekdote	17	119
Wochenbett (das), Miszelle	17	150
Woher kommt es, daß ich so viele Feinde habe?	43	382
Wohlklang der Sprache (Anekdote)	18	136
Wohlthäter der Menschen (die wahren)	35	120
Wollustling (der)	35	170
Worauf deutet die Handschrift eines Menschen?	39	34

	Band	Seite
Worauf kommt's an?	39	261
Wörtchen (ein) über das Trauerſpiel	38	258
Wundarzt (der)	35	211
Wunderbare Errettung und Tapferkeit des Kapitäns Vlies, eines Holländers	27	167
Wunderdinge (vergeſſene).	38	278
Wuth der Zweikämpfe (die)	33	232
X.		
Xantippe (Vertheidigung der), Miszelle	17	117
Xenophon's Feldzug	31	145
Z.		
Zaide, oder: Die Entthronung Muhamet IV.	6	5
Zanksüchtige Schriftſteller (ein empfehlungsw. Beiſpiel für)	31	82
Zartheit (ſeltene) ehelicher Liebe (Erzählung)	17	55
Zauberreiz der Sittſamkeit (der)	23	191
Zeitgeiſt (über den Begriff vom)	30	179
Zeitrechnungen der Griechen (die)	32	261
Zeitungen und Journale; Poſten	36	208
Zeitungs-Nachrichten (ein paar alte)	22	50
Zettel in den Tullerien (der)	38	139
Ziffern (die)	31	80
Zinngießen am Neujahrsabende (das), Erzählung	18	21
Züge aus der ſpaniſchen Revolutions-Geſchichte	38	53
Zuſammenkunft zweier Könige (die)	38	153
Zweikampf (der feierliche) im Jahre 1522	27	119
Zweikämpfe (die Wuth der)	33	232
Zweizüngige (der)	33	127

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Kätch. Seltſam! Das iſt gerade mein Fall auch.

Annliesch. Ich wüßte doch nicht, was Ihr ihm könntet zu ſagen haben —

Trudch. Ich für meine Perſon habe ihm etwas ſehr Wichtiges zu vertrauen.

Kätch. Es kann unmöglich wichtiger ſeyn, als das, was mir auf dem Herzen liegt.

Annliesch. Man hat freylich zuweilen Einbildungen.

Trudch. Die am lächerlichſten ſind, wenn man es ſelbſt nicht zu wiſſen ſcheint.

Kätch. Die Eitelkeit verleitet zu komiſchen Prätenſionen.

Annliesch. Ja wohl, liebe Schweſter, beſonders in der Liebe.

Trudch. Es giebt Mädchen, denen ein junger Menſch nur ein paar galante Worte ſagen darf —

Kätch. Ganz recht, ſo meynten Sie gleich die Auserkohrnen zu ſeyn.

Anns

Annliesch. Wenn auch der Vorzug, der einer andern gegeben wird, noch so deutlich ins Auge fällt.

Trudch. Man ist dann wie mit Blindheit geschlagen. Ha! ha! ha!

Annliesch. und Kätch. Ja wohl, liebe Schwester! Ha! ha! ha!

Trudch. Man giebt wohl gar seinem Liebhaber den Abschied.

Annliesch. Ehe man einen andern hat.

Kätch. Und bleibt am Ende sitzen.

Annliesch. Dafür wolle Euch der Himmel behüten, liebe Schwestern!

Trudch. Auf mein Mitleid dürft Ihr Beyde rechnen.

Kätch. Es wird mich sehr erquicken. Ha! ha! ha!

Trudch. Wenn Ihr Euch durchaus nicht entfernen wollt, so kann ich's auch Papa in Eurer Gegenwart sagen.

Kätch. O auch ich; es wird doch bald kein Geheimniß mehr seyn.

Annliesch. Ich bin es zufrieden. Meine Bitte geschah nur, um Euch zu schonen.

Trudch. und Kätch. Schonen? Ha! ha! ha!

Annliesch. (nachäffend) Ja, schonen. Hahaha!

Vierter Auftritt.

Baron Stuhlbein, Fräulein Deborah, Vorige.

Bar. Ich sage Dir, Schwester, es steht ein Todesfall in der Familie zu erwarten, denn die Bilder unserer Ahnen haben sich an der Wand bewegt.

Deborah. Es kann ja auch ein Zugwind —

Bar. Nein, Deborah, kein Zugwind. Die alte Großmutter machte ordentlich Klipp, Klapp, Klipp, Klapp, und als ich den Anherrn mit der großen Allongenperücke ins Auge faßte,

faßte, da ſah er mich ſtarr an, und ſein Blick ſagte mir, wo ich gieng und ſtand. Du weißt, ich bin eben nicht furchtſam, ich habe in meiner Jugend den Hamlet ſpielen ſehen, und bin nicht hinausgegangen, als der Geiſt erſchien. An Geſpenſter glaub' ich nicht; über ſolche Ammenmährchen bin ich weit hinaus; — aber es giebt denn doch Dinge in der Natur — Correſpondenzen unſerer Seele mit — Gott weiß, wem — geiſtige Stimmen, die ſich vernehmen laſſen, Gott weiß, wie —

Deborah. Iſt auch oft nur Einbildung oder Schelmerey. Weißt Du noch, wie neulich der Page eine Maus in Deine Perükkenſchachtel praktizirt hatte? Und Du meynteſt, es wäre der ſeelige Kammerdiener, weil er immer die Perücke zu friſiren pflegte?

Bar. Der Page iſt ein Taugenichts. Vorgeſtern hat er einen Topf voll Maykäfer in mein Schlafzimmer geſetzt, daß ich die ganze Nacht vor Kribbeln und Krabbeln nicht ruhen konnte.

Deborah. Meine Haartour hat er dem Kettenhund aufgesetzt und ihn mit auf den Markt genommen, daß alle Jungen aus der ganzen Stadt zusammengelaufen sind.

Bar. Meine Rechentafel hat er mit Talg bestrichen, daß keine Kreide mehr haften wollte.

Deborah. In alle meine Schlüssel hat er Siegellack laufen lassen, daß ich kein Schloß mehr öffnen konnte.

Bar. Ich bin froh, daß Morgen sein Urlaub zu Ende geht.

Die drey Mädchen. Lieber Papa —

Bar. Nu, nu, alle drey auf einmahl?

Annliesch. Ich wollte —

Trudch. Ich muß —

Kätch. Ich habe —

Bar. Du willst? Du mußt? Du hast?

Annliesch. Den Lieutenant habe ich verabschiedet.

Trudch. Ich auch —

Kätch. Ich auch —

Bar.

Bar. Daran habt Ihr ſehr wohl gethan. Drey junge Herren, die von ihrer Gage leben.

Deborah. Und drey Mädchen mit Tonnen Goldes!

Annkjesch. Ich habe auch ſchon einen andern Liebhaber.

Trudch. Ich auch.

Käth. Ich auch.

Bar. So? Ohne mir ein Wort davon zu ſagen?

Anniesch. Ich ſag' es Ihnen ja eben jetzt. Der Vetter Page will mich heyrathen.

Trudch. Mich auch.

Käth. Mich auch.

Bar. Der Vetter Page? Ey, ey! Ich glaube wohl, daß er Euch alle drey heyrathen möchte; ein Page iſt darinnen nicht difficil.

Anniesch. Mir hat er es zu verſtehen gegeben.

Trudch. Mir ſehr deutlich.

Käth. Mir noch deutlicher.

Bar. Da haben wir's!

Deborah. Seyd Ihr denn ganz von Sinnen? Wollt Ihr mit ihm zum Pagenhofmeister ziehn?

Annlesch. Er thut sich ein Leides, wenn er mich nicht bekommt.

Trudch. Ach Schwester, wegen Dir wird er sich nicht in den Finger schneiden.

Käth. Hahaha! Er bekümmert sich um Euch beyde nicht.

Bar. Er soll sich um Euch alle drey nicht bekümmern.

Deborah. Kinderchen! die Ehe ist kein Blindekuhspiel.

Bar. Doch, liebe Deborah! In der Ehe wird sehr oft Blindekuh gespielt. Derjenige, dem die Augen verbunden werden, ist gewöhnlich der Mann.

Deborah. Ein artiges Leben würde das werden mit dem Pagen, der selber noch ein Kind ist.

Bar. Des Morgens blättern ſie in Bertuchs Bilderbuche.

Deborah. Des Mittags eſſen ſie Confect.

Bar. Des Abends gießen ſie Zinn bey Wachsſtöckchen.

Deborah. Und die Frau Pagin! Hahaha!

Annliesch. Ich bitte, lieber Papa —

Trudch. Ich küſſe Ihre Hand —

Kätch. Ich falle auf die Kniee —

Bar. Wollt Ihr fort, Seyd Ihr von Sinnen? Kein Wort weiter, Ihr leichtſinnigen Dirnen! Ich habe Euch bereits drey Männer ausgeſucht, wohlhabend, von reifen Jahren, Ehrenfeſt. Sie haben ihre Güter in der Nähe, ſind heute ſämmtlich anhero citirt, und ich erwarte ſie jeden Augenblick.

Deborah. Deine Wahl, Bruder Hanns, iſt vortrefflich. Zwey von Deinen künftigen Schwiegerſöhnen haben mir ſelbſt vor dreißig Jahren recht ſtark die Cour gemacht. Sie

warrn

waren beyde so liebenswürdig, daß ich länger als zehn Jahre unschlüssig blieb, welchen ich wählen sollte. Als ich endlich im Begriff stand, zu entscheiden — da war die Sache unterdessen in Vergessenheit gerathen.

Annliesch. Aber, lieber Papa, ich mag keinen alten Mann.

Trudch. Ich auch nicht.

— Kätch. Ich auch nicht.

Bar. Man schweige! Man mucke nicht! Mädchen! [illegible]

Ein Bedienter. Herr von Hohensinn will die Ehre haben.

Bar. Er ist willkommen! — Annlieschen, sehe Dich in Positur! Du erblickst Deinen künftigen Herrn und Gemahl.

Fünf-

Fünfter Auftritt.

Heldenſinn. Die Vorigen.

Heldenſ. Guten Abend, Schwiegerpapa! Der gnädigen Tante meinen Reſpekt. (Die Liebesgötter marſchieren auf in drey Colonnen.) Sieh da! wie wird mir? Potz Friedrich und Bonaparte! Das ſind wohl die allerliebſten Kinder, deren Eins mich auf dem Lebensmarſch begleiten ſoll?

Annlieſch. Es ſcheint, Herr Lieutenant, Sie marſchieren ſchon ziemlich lange?

Heldenſ. Noch immer ſo friſch, als ob ich eben aus den Winterquartieren rückte.

Trudch. Sie ſollten lieber hinein rücken.

Heldenſ. Das will ich auch. Drum hab' ich den Generalquartiermeiſter Hymen ſchon vorausgeſchickt.

Kätch. Wenn nur nicht Amor schon occupirt hat.

Heldenf. Scharmante naseweise Kinder! Allons, Schwiegerpapa! aber welche von den Dreyen wird das Commando mir anvertraut?

Bar. Welche gefällt Ihnen am besten?

Heldenf. Gleichviel! Drey prächtige Recruten! haben alle das Maaß.

Bar. Hier Annlieschen sey Ihre Braut!

Heldenf. Annlieschen? Bravo! Wanster, mein Fräulein, das Köpfchen in die Höhe, Brust heraus! Sie sollen mit mir zufrieden seyn. Ich halte Ihnen ein eigenes Reitpferd; ich schenke Ihnen eine Koppel Hunde, die alle Solo fangen. Wir sprengen zusammen auf die Jagd, es mag schneyen oder hageln.

Annliesch. Wir brechen den Hals.

Heldenf. Nicht doch; wir hetzen, wir schießen! wir prellen einen Fuchs.

Annliesch. Doch wohl einen alten?

Hel-

Heldenf. Ja freylich einen alten. Wir graben Dachſe —

Annliesch. Ein allerliebſter Zeitvertreib!

Heldenf. O, es ſoll noch beſſer kommen! Wenn man nur meine ländliche Ruhe nicht ſtöhrt; wenn ich nur bey Hofe vergeſſen werde.

Bar. Sind der Herr Schwiegerſohn gekannt bey Hofe?

Heldenf. Wie ein bunter Hund. Ich habe ja den ganzen Einjährigen Krieg als Volontair mit gemacht. Zwar lag ich zehn Monate im Feldhoſpital —

Deborah. Bleſſirt?

Heldenf. Nein, ich hatte ſo eine Art von Fieber. Als ich zum Erſtenmale wieder ausging — es war gerade an dem Tage, wo der Waffenſtillſtand publicirt wurde — begegnete mir Seine Majeſtät der König. „Nun, mein lieber Lieutenant Heldenſinn,“ ſagte der König, „der Feind wird erſchrecken, wenn

er

er ihn ſieht.“ — „Ja, Eure Majeſtät!“ antwortete ich beherzt und machte ein grimmiges Geſicht. Da lachte Er König und flüſterte dem nächſten General was ins Ohr. Vermuthlich ſchimpfte er auf den Feind, denn ich hörte ſo etwas von Poltron. — Seitdem ließ mir der König den gnädigen Rath ertheilen, auf meinen Gütern der Ruhe zu pflegen, damit er im Nothfalle mich berufen, und ich dann mit friſchen Kräften zu Felde ziehen könne. Das hab' ich denn gethan, bin aber freylich keinen Augenblick müßig. Mein Feldequipage iſt immer fix und fertig. Wenn der König ruft: Maximilian von Heldenſinn! wo biſt Du? ſo werd' ich nicht das Maul halten, wie Adam im Paradieſe.

— Ein Bedienter. Herr von Kreuzqueer iſt ſo eben angekommen.

Bar. Nur herein! — Trudchen, jetzt kommt die Reihe an Dich.

Trudch. (bey Seite) Ach du lieber Gott!

Sechs-

Sechster Auftritt.

Kreuzqueer. Vorige.

Kreuzq. Allerſeits eilfertiger Diener! Bar. Willkommen, Herr Schwiegerſohn! müde von der Reiſe?

Kreuzq. Nichts weniger; das bin ich gewohnt. Sie wiſſen, ich bin einmahl von Stolpe nach Danzig gereiſ't, da gab es ganz andere Strapatzen. Darf ich bitten, mich der Fräulein Gertraud als meiner vielgeliebten Zukünftigen zu präſentiren?

Deborah. Da ſteht ſie mit dem kraußen Mädchen.

Kreuzq. Mein ſchönes Fräulein, wir wollen ſchon näher bekannt werden. Wenn man viel auf Reiſen geweſen, ſo erlangt man eine gewiſſe Ungezwungenheit. — Als ich einmahl von Stolpe nach Danzig reiſ'te —

Trudch. Hatten Sie ſchönes Wetter?

Kreuzq.

Kreuzq. Bald Sonnenschein, bald Regen, wie es auf einer großen Reise zu gehen pflegt. O, welche Merkwürdigkeiten habe ich damahls in Augenschein genommen!

Trudchen. Sie ließen dagegen sich auch wieder sehen.

Kreuzq. Allzuschmeichelhaft! In der That, Sie werden erstaunen. Ein Tagebuch hab' ich geführt, so dick, als die Pommersche Chronik. In den ersten drey Jahren unsrer glücklichen Ehe hoffe ich Ihnen Abends drey bis vier Stunden damit zu verkürzen.

Trudch. Eine reizende Aussicht!

Kreuzq. Man wird uns in der Nachbarschaft zu Gaste laden, man wird allerley Lustbarkeiten veranstalten; aber wir schlagen alles aus, wir sitzen gemüthlich daheim und lesen meine Reise von Stolpe nach Danzig.

Trudch. Vortrefflich! (Sie gähnt) Aber wollen Sie denn Ihr Tagebuch nicht lieber drucken lassen?

Kreuzq.

Kreuzq. Ach, das war ſchon längſt mein Wunſch; kein Satan von Buchhändler will es mir ja abnehmen.

Trudch. Es wird doch jetzt ſo viel dummes Zeug gedruckt.

Kreuzq. Freylich, freylich! Als ich von Stolpe nach Danzig reiſ'te, fand ich in allen Buchläden Taſchenbücherchen die Hülle und die Fülle; aber ein lehrreiches dickes Buch, in gebührenden breiten Redensarten, damit will ſich keiner befaſſen.

Ein Bedienter. Herr von Brenneſſel will aufwarten —

Bar. Bravo! Da wären wir ja beyſammen. Kätchen, nun iſt's an Dir!

Kätch. Die Zeit iſt mir gar nicht lang geworden.

Siebenter Auftritt.

Brennessel. Bar. Käth.

Brenn. (verbeugt sich ungeschickt) Verzeihen Sie, Schwiegerpapa, daß ich meine verfluchte Schuldigkeit nicht früher observirt habe. Ich bin zwar schon seit diesem Morgen in der Stadt, weil ich eine desperate Sehnsucht nach meiner Braut hatte, aber ich mußte erst ein Paar Scheffel Kartoffeln verkaufen, die ich hinten auf dem Wagen mit hereingeführt habe. Die Preise sind verdammt niedrig; aber was soll man machen? Wo ist denn meine Braut?

Bar. Da steht sie im Winkel.

Brenn. Potz Mielchen! Sie thut mich ja gar nicht anblinzen? Nun, seyn Sie nur nicht so gluxisch. Ein schmuckes Mädel fürwahr! Verstehen Sie sich auch schon ein wenig auf die Stallfütterung?

Käth.

Kätch. Ich habe noch wenig mit Ochsen zu thun gehabt.

Brenn. In Zukunft ſollen Sie täglich welche zu ſehen bekommen, und derbe Ochſen! verlaſſen Sie ſich auf mein Wort.

Kätch. Unſre erſte Bekanntſchaft läßt mir keinen Zweifel übrig.

Brenn. Erſte Bekanntſchaft? Bey Leibe! Sie ſind ſchon vor zwölf Jahren einmahl mit dem Papa auf meinem Guthe geweſen. Ich feyerte damals grade die ſilberne Hochzeit mit meiner Erſten Frau. Erinnern Sie ſich noch? Die Kuchen ſchmeckten Ihnen vortrefflich. Nu, nu, ich denke, wir bringen's auch noch Einmahl bis zur ſilbernen Hochzeit.

Bar. Meine werthen Herrn Söhne, bey mir wird Abends nicht geſpeiſt; wenn Sie aber hungrig ſind, ſo ſoll gleich kalte Küche aufgetragen werden.

Heldenf. Meinetwegen ja nicht. Ein alter Soldat, der den ganzen Einjährigen Krieg

mitgemacht hat, fragt den Henker nach einem Coupée.

Kreuzq. Auf meiner groſſen Reiſe von Stolpe nach Danzig habe ich nie zur Nachtzeit geſpeiſt.

Brenn. Der Mann, der mir die Kartoffeln abkaufte, hat mich mit zwanzig Stück Jauerſchen Bratwürſten traktirt, da bin ich noch ganz ſatt.

Bar. So wollen wir wenigſtens vor Schlafengehen noch ein paar Flaſchen guten Brüneberger mit einander trinken. (Griff zu geben)

Heldenf. Ich bin dabey. (zu Annetchen) Wohlan, mein Fräulein, ſehen Sie ſich in Defenſionsſtand, morgen attaquire ich. (Er ſingt)

Kreuzq. (zu Trutchen) Das menſchliche Leben iſt eine Reiſe, der Brautſtand eine Station. Bis dahin geht's mit raſchen Pferden, hernach ein wenig langſamer, die Wege werden ſchlechter. Dann iſt man froh, eine

munt're Reisegefährtin zu haben; nicht wahr, mein schönes Fräulein? (er setzt)

Brenn. (zu Käthchen) Gute Nacht, mein Schatz! Morgen will ich Ihnen eine Probe von meiner Butter zeigen; da können die Schweizer und die Holländer nur einpacken. (er steigt)

Deborah. Wackre Männer! und jeder hat so seine eigne Manier, Ihr glücklichen Mädchen! (sie geht den übrigen nach)

Achter Auftritt.

Annlieschen, Trudchen, Käthchen, weinen. Nach einigen Augenblicken schleicht der Page herein. Er nimmt Einer nach der Andern das Tuch vom Gesicht.

Page. Was Henker ist denn hier passirt?

Annlietch. (schluchzend) Papa will nicht haben, daß ich Sie heyrathe.

Trudch. (eben so) Ich soll Sie auch nicht heyrathen.

Kätch. (eben so) Ich auch nicht.

Annliesch. (schluchzend) Euch hat er so nicht gewollt.

Trudch. (eben so) An Euch hat er gar nicht gedacht.

Kätch. (eben so) Von Euch war nie die Rede.

Page. Still, still, meine schöne Mähmchen! Ist das Ihr einziger Kummer?

Annliesch. (weinerlich) Ach, da ist ein Bramarbas gekommen, der soll mein Mann werden. Aber ich thue es nicht, ich stürze mich in den Teich. (ab)

Page. Hu, hu!

Trudch. (eben so) Mir will Papa einen Narren aufdringen, der einmal von Stolpe nach Danzig gereis't ist; aber lieber hänge ich mich an meinem Strumpfban-de. (ab)

Page.

Page. Hu, hu!

Kätch. (eben ſo) Ich ſoll einen Landlümmel heyrathen, der mich für eine Kuh anſieht; aber lieber nehme ich Rattengift. (ab)

Page. Hu, hu! — Die armen Kinder! ſie dauern mich in der Seele. Und kaum hab' ich noch 24 Stunden Zeit, um ſie zu retten. — Page! Page! mache Deinem Stande Ehre! (Er ſinnt nach)

Neunter Auftritt.

Chriſtine kommt mit einem Lichte und trägt in einem Arm einen Weiberſchlafrock und eine Nachthaube. Page.

Page. Chriſtinchen! wo willſt Du hin?

Chriſt. Ich ſoll hier warten auf die fremden Herren und ſoll ihnen zu Bette leuchten.

Page. Wo werden ſie denn ſchlafen?

Chriſt. Hinten auf dem Gange in der großen Stube, da ſtehen drey Gaſtbetten.

Page.

Page. (nachdenkend) Hm! — Hör' einmahl, Tienchen! — könnten die Herren nicht auch da ſchlafen? (Er deutet auf Desdemonens Zimmer)

Chriſt. Sind Sie wunderlich? Das iſt ja das Schlafzimmer der Tante!

Page. Was thut's? die Tante iſt eine ehrbare alte Perſon; es hat nichts zu bedeuten.

Chriſt. Nun ja, da würd' ich ſchön ankommen!

Page. Oder — ja — freylich — Du haſt Recht — auf dem Sopha müſſen ſie ſchlafen. Aber, Du armes Kind, ſollſt Du ſo lange ſtehen und warten? Biſt wohl ſchläfrig?

Chriſt. (gähnend) Ach ja!

Page. Laß mir Dein Licht und geh' zu Bette. Ich will die Herren an Ort und Stelle bringen.

Chriſt. Ja, wenn man ſich auf Sie verlaſſen könnte? Aber Sie ſpielen Einem lauter Poſſen.

Page.

Page. Wenn ich Dir nun auf Pagenehre verſichre — und weißt Du was? auf ein halbes Dutzend Küſſe kommt es mir auch nicht an.

Chriſt. Seht doch; als ob ſeine Küſſe Biergroſchenſtücke wären!.

Page. I nu, ich gebe Dir ein halbes Dutzend Biergroſchenſtücke oben drein. Da, es ſind hol' mich der Teufel! meine letzten.

Chriſt. Was wollen Sie denn einmahl wieder anſtellen?

Page. Das geht Dich nichts an. Fort! Fort! (nimmt ihr das Licht weg)

Chriſt. Nu, nu, ich muß doch erſt die Nachthaube und den Schlafrock zu der gnädigen Tante hineintragen.

Page. Gib nur her, das will ich ſchon alles beſorgen.

Chriſt. Meinetwegen; aber wenn Sie dumme Streiche machen, ſo ſchieben Sie nicht etwa die Schuld auf mich. (ab)

Zehnter Auftritt.

Page allein.

Närrin! Lose Streiche kann ein Page wohl machen, aber dumme nicht. — Ei, ei! — der Schlafrock und die Nachthaube kommen mir eben recht. (Er legt das Licht bey Seite, setzt ihrer die Haube auf den Kopf und giebt ihr den Schlafrock über) Ein wenig zu klein — das schadet nicht. In meinen Jahren muß man sich in alles finden, wär' es auch der Schlafrock einer alten Jungfer. — (Er nimmt das Licht wieder) Die Herren Nebenbuhler haben mich ja nie gesehen — und ich bin doch wohl hübscher, als Christinchen — als zweyter Raublatt, nicht wahr? (Er löscht die andern Lichter aus und stellt sie unter die Thüre)

Eilfter Auftritt.

Heldenſinn. Der Page.

Heldenſ. (wirft die Thüre des Vorder-Zimmers zu) Nein, Schwiegerpapa, keinen Tropfen mehr! — Pox Friedrich und Bonaparte! Wir haben ſo haſtig getrunken, daß mir's ſchon ein wenig zu Kopfe geſtiegen iſt. Ich meyne aber, die andern haben noch ſtärker geladen. — He da! Kammerkätzchen! wo iſt mein Schlafzimmer?

Page. (verſchämt lächelnd) Auf dem Gange. Ich werde ſo glücklich ſeyn, dem Herrn Lieutenannt vorzuleuchten.

Heldenſ. So glücklich ſeyn? I was Teufel! Du ſetzeſt ja Deine Worte wie ein Feldprediger — Kennſt Du mich denn?

Page. Ach wer ſollte einen ſo wackern Kriegsmann nicht kennen? Es giebt ja kein Stubenmädchen in der ganzen Stadt, die

ihm

ihm nicht nachſähe, wenn er über die Straße geht.

Heldenf. Verſündet Euch Gladde, ſie iſt hübſch. (geht ihr unter die Haube) Ja mein Seel!

Page. (abwechſelnd) Ach hören Sie doch auf, mein Herr! — Sie könnten einem armen Mädchen was in den Kopf ſetzen — mich unglücklich machen —

Heldenf. Wie ſo, Kind? Wie ſo?

Page. Weil — weil — ich könnte mir am Ende wohl gar einbilden — Sie wären mir gut.

Heldenf. Das bin ich auch. Potz Friedrich und Bonaparte! ich habe den ganzen Einjährigen Krieg mitgemacht. So oft ich eine Feſtung eroberte, hat man mir Deputationen von zwanzig, dreyßig hübſchen Mädchen entgegen geſchickt, aber ſo ein niedliches Kind, wie Du biſt, hab' ich nirgend angetroffen.

Page. Sie ſcherzen mit Ihrer armen ehrlichen Magd. Sollen wir gehn?

Hel-

Heldenf. Höre, Schatz, führe mich lieber auf Dein Kämmerlein, da will ich Dir vom Einjährigen Kriege Wunderdinge erzählen.

Page. Ich höre ſo etwas vor mein Leben gerne — aber —

Heldenf. Was aber? Die Aber han' ich alle in die Pfanne. Wo ſchläfſt Du? etwa im vierten Stock?

Page. Das wohl eben nicht. Mein Zimmer iſt hier ganz in der Nähe. (Er deutet auf Deborahs Zimmer)

Heldenf. Dieſes? Erwünſcht! Allons! Marſch! (will ihn hineinziehen)

Page. Jemine! Ich muß ja erſt die andern Herren zu Bette leuchten.

Heldenf. So ſchlüpf' ich indeſſen voran und harre Deiner!

Page. Wenn Sie das wollten? Aber Sie müſſen mir ſchwören, daß Sie meine Unſchuld reſpektiren werden.

Hel-

Heldenf. Parole d'honneur! Im Einjährigen Kriege hab' ich alle Unſchulden reſpektirt.

Page. Und müſſen ſich ſtill verhalten, wenn Sie etwa ein Geräuſch hören.

Heldenf. Geräuſch? Woron?

Page. I nu, es iſt Da ein Eichhörnchen von Ihrer Fräulein Braut und ein paar Katzen von der gnädigen Tante. Es wär' auch möglich, das Stubenmädchen lieſe noch einmahl durch, aber ſtehen Sie nur hinter dem Bettvorhang und kehren ſich an nichts.

Heldenf. Wohl, wohl! Komm nur bald nach. Ich will Dir Geſchichten erzählen, die in Altona und Hamburg in keiner Zeitung ſtehen! — (tappt in Deborahs Zimmer)

Page. (ſchiebt ihn hinein) Fort! ich höre kommen.

Zwölfter Auftritt.

Brennessel. Page.

Brenn. (zurücktretend) Gute Nacht, Schwiegerpapa, gute Nacht! Nun will ich noch einsmahl nach meinen Mastochsen sehen, ob sie Heu genug vor haben — Ja so, voh Mieschen! ich bin ja nicht zu Hause.

Page. (bey Seite) Der hat auch ein Gläschen zu viel.

Brenn. He da! wo ist mein Schlafzimmer?

Page. Hier, gnädiger Herr! (zeigt auf der Thür Zimmer)

Brenn. Gieb mir das Licht und rufe meinen Peter; er soll mir die Stiefeln ausziehen.

Page. Gleich, gnädiger Herr! aber es spuckt hier im Hause; ohne Licht getrau' ich mich nicht die Treppe hinunter zu gehen.

Brenn.

Brenn. Ja so, es spuckt. Der Schwiegerpapa hat mir das auch schon gesagt. Na, so nimmt das Licht nur mit, [illegible] sich indessen schon im Dunkeln behelfen. (Er geht nach der Thüre)

Page. Gleich an der Thüre steht ein Sopha, da dürfen Sie sich nur so lange niederlassen. Sollten Sie etwa rascheln hören, so fürchten Sie nichts, es sind da eine Menge Ratten und Mäuse.

Brenn. O, die gibt es bey Tausenden in meinem Kuhstalle! Davon mache ich mir gar nichts. (Er tritt hinein)

Page. Da kommt wahrhaftig der Dritte auch schon.

Dreyzehnter Auftritt.

Kreuzqueer. Der Page.

Kreuzq. Ja, ja, Schwiegerpapa, morgen ſollen Sie noch ganz andere Dinge hören. Auf Reiſen giebt's Abentheuer. Für heute, gute Nacht! — Sieh da! ein hübſches Kind! Sollſt Du mir mein Schlafzimmer anweiſen?

Page. Ja, gnädiger Herr! (deutet auf Deborahs Zimmer)

Kreuzq. Dieſes hier?

Page. Ja, gnädiger Herr!

Kreuzq. Nun, ſo führe mich flugs hinein, denn ich bin verdammt müde.

Page. Belieben Sie mir nur zu folgen! (Er bläſt unvermerkt das Licht aus) Ach! ich dummes Mädchen! da iſt mir das Licht ausgegangen. Wollten Sie nur die Gnade haben,

ben, voran zu spazieren, ich werde sogleich ein anderes Licht holen.

Kreuzz. Hat nichts zu bedeuten. Als ich von Stolpe nach Danzig reiste, da bin ich gar oft ohne Licht zu Bette gegangen. (tappt hinein)

Vierzehnter Auftritt.

Page allein.

Ihr Götter! das übrige steht schon in Eurer Hand. — Fort mit dem Plunder! (Er wirft Haube und Schlafrock von sich) Aber, wo mich verstecken? denn ich muß doch ärndten, wo ich gesäet habe. — Halt! der Winkel am Schranke bleibt im Schatten, wenn auch die Tante ein Licht mitbringt. — Aber der Perückenstock? — Ey, den wollen wir mit den übrigen Perückenstöcken zusammensperren! — (Er nimmt die Perücke herunter, setzt die Haube darauf, und setzt sich hurtig in Deborahs Zimmer,

darin

dann ſtellt er ſich geſchwind in den leeren Platz desſelben, hängt ſich die Perücke auf den Kopf, ſo daß der Zopf ihm über das Geſicht hängt, ſchiebt einen Großvaterſtuhl vor ſich, der ihn halb bedeckt, und ſteht ganz ſtill.)

Funfzehnter Auftritt.

Deborah kommt mit einem Lichte aus ihres Bruders Zimmer.

Gute Nacht, Bruder Hanns! (Sie gähnt) Ich glaube wahrhaftig, die Uhr iſt ſchon über zehn. Nein, das Schwärmen kann ich nicht mehr vertragen. (Sie kehrt ſich ihrem Zimmer)

Heldenſ. (inwendig) Wer da?

Brenn. Wer packt mich?

Kreuz. Laßt mich los!

Deborah. Ach du mein Gott! Was ſpukt in meinem Zimmer? Bruder! Bruder! (Verworrenes Gelärm inwendig) Satan, wer biſt Du? Laß mich los! Licht her! Licht her!

Bar. (im Nachthabite, tritt aus hinten Zimmer) Alle gute Geister —

Deborah. Ach Bruder! Alle böse Geister sind in meinem Schlafgemach.

(Geschrei und Getöse inwendig)

Brenn. Ich bin ja der gnädige Herr von Brennessel.

Kreuzq. Du bist der Teufel!

Heldenf. Hinaus mit Euch! hinaus! (Die Thüre springt auf. Brennessel und Kreuzquer haben sich ergriffen und zerren sich heraus. Hinter ihnen Heldenfinn, mit dem Pferdefuß in der Hand, den er hoch schwingt. Alle haben bereits angefangen ihre Nachttoilette zu machen)

Heldenf. Potz Friedrich und Bonaparte!

Bar. Sehe ich recht, meine Herren Schwiegersöhne?

Kreuzq. Ey, ey, sind Sie es, Herr von Brennessel?

Brenn. Freylich bin ich es, und die Nase, die Sie gepackt haben, gehört auch mir zu.

Bar.

Bär. Was ſoll das bedeuten?

Deborah. Wie kommen Sie in mein Schlafzimmer?

Brenn. Die Kammerjungfer hat es mir angewieſen.

Kreuzz. Mir auch.

Heldenf. Mir auch.

Deborah. Unmöglich! — Ich merke ſchon, das iſt ein Affront für mich. — Nun, Bruder? hab' ichs Dir nicht immer geſagt: Alte Liebe roſtet nicht? Zwey von dieſen Herren haben mir vor zwanzig Jahren die Cour gemacht, haben mir lange nachgeſtellt — nun, meynen ſie, wäre der rechte Zeitpunkt gekommen — meine Unſchuld — mein guter Ruf —

Bar. Ich will nicht hoffen —

Brenn. Poh Mickchen! ich kann beſchwören —

Heldenf. Ich auch.

Kreuzz. Ich auch.

Deborah. Was iſt da zu beſchwören? Die That ſpricht. In mein Kämmerlein haben ſie ſich geſchlichen, das noch keines Mannes Fuß jemals betreten hat. Was konnten ſie anders da wollen, als meiner Unſchuld Fallſtricke legen? Dann ſind ſie eiferſüchtig auf einander geworden und haben ſich beym Köpfen genommen.

Bar. Wie, meine Herren? in dem Augenblicke, da Sie mit meinen Töchtern verlobt werden? thun Sie meinem Hauſe einen ſolchen Schimpf an?

Kreuzg. Aber du lieber Gott —

Brenn. Die Kammerjungfer hat uns ja ſelber hinein geführt.

Heldenf. Ja, Schwiegerpapa, die muthwillige Dirne iſt an allem Schuld.

Deborah. Das wollen wir bald ſehen! (ſie geht an die Thüre) Chriſtine! Chriſtine!

Chriſt. (kommt). Ihro Gnaden?

Deborah. Haſt Du die Herren in mein Schlafzimmer geführt?

Chriſt.

Chriſt. Gott bewahre!

Deborah. Da haben wir's! Nun leugnen Sie noch, wenn Sie können? Sagen Sie es dem Mädchen ins Geſicht!

Brenn. Dieſe war es nicht.

Kreuzq. Eine Andere.

Deborah. Wir haben keine andere im Hauſe. Pfui! Schämen Sie ſich!

Heldenf. So war es der leibhaftige Satan.

Bar. Der ſoll Ihnen dießmahl nicht heraushelfen.

Deborah. Bruder Hanns! Von Dir fördre ich Rache für meine beleidigte Ehre.

Bar. Fort, aus meinem Hauſe! Und morgen müſſen Sie ſich alle drey mit mir ſchießen.

Kreuzq. Ich ſchieße mich nicht.

Heldenf. Und ich gehe nicht.

Brenn. Und ich auch nicht.

Bar. Das wollen wir doch ſehen!

Heldenf. Um Mitternacht jagt man die Gäſte nicht aus dem Hauſe.

Kreuzq. Nein, das thut man nicht.

Brenn. Wir weichen nicht von der Stelle.

Bar. (wüthend) Johann! Niclas! Peter! Kein Bedienter mehr im Vorzimmer? — Gleichviel! Ich ziehe mich wieder an, ich hole selber die Polizey. Deborah, gieb mir meine Perücke!

Deborah. So recht, Bruder! der Schimpf muß gerochen werden. (Sie geht mit dem Stock hin und nimmt die Perücke von des Pagen Kopfe) Ah!

Bar. Was giebt's?

Heldenf. Da steht das rechte Kammermädchen.

Brenn. Ja, das ist sie!

Deborah. Der Page?

Bar. Der verfluchte Page.

Heldenf. Kreuzq. u. Brenn. Ein Page?

Deborah. Jetzt begreif' ich.

Bar.

Bar. Galgenſchwengel! wie kommſt Du hierher?

Page. (kommt hervor) Ich freue mich, Sie allerſeits wohl zu ſehen. Wollen der gnädige Onkel die Gnade haben mich dieſen fremden Herren zu präſentiren?

Bar. Taugenichts! Du haſt Dich ſelber präſentirt. — Meine Herren, ich bitte um Vergebung, ich habe Ihnen Unrecht gethan. Der Bube — leider mein Vetter! — iſt Schuld an Allem. Aber er ſoll gezüchtigt werden, darauf gebe ich Ihnen mein Wort.

Heldenſ. Ich hau' ihn morgen früh in kleine Stücke.

Kreuzq. Ich werd' ihn Conduite lehren.

Brenn. Nicht zu meinem Viehhirten wollt' ich ihn machen.

Bar. Ueberlaſſen Sie mir ſeine Strafe und folgen Sie indeſſen dieſem wahrhaften Kammermädchen, um endlich der Ruhe zu pflegen.

Hel-

Heldenf. Im ganzen Einjährigen Kriege hab' ich solchen Spektakel nicht erlebt.

Brenn. In meinem Kuhstalle gehts ruhiger zu, als in diesem Hause.

Kreuzg. So etwas ist mir nicht wiederfahren, als ich von Stolpe nach Danzig reiste. (Alle treten ab mit Christinen)

Sechzehnter Auftritt.

Baron. Deborah. Page.

Bar. Und nun, mein sauberer Herr Vetter, pack' er sich auf der Stelle aus meinem Hause.

Deborah. So recht!

Page. Der gnädige Herr Onkel werden doch nicht verlangen, daß ich mitten in der Nacht —

Bar. Wer mitten in der Nacht dumme Streiche macht, der büße sie auch. Fort!

Page.

Page. Ach, gnädige Tante, erbarmen Sie ſich meiner!

Deborah. Nichts da! Fort!

Page. Alle Wirthshäuſer ſind ja ſchon verſchloſſen.

Bar. So bleibt man auf der Straße.

Page. Es regnet draußen.

Deborah. Da wird der Muthwille ſich abkühlen.

Page. Ich habe kein Geld.

Bar. Das bedaure ich.

Page. Wenn der gnädige Onkel mir ein paar Dutzend Dukaten —

Bar. Keinen Pfennig.

Page. Ich muß aber doch leben.

Bar. Das iſt nicht ſo nothwendig.

Page. Wohlan, wenn ich in Verzweiflung gerathe —

Deborah. Ein Page geräth nicht in Verzweiflung.

Page. Nein, da haben Sie recht! Hahaha! Was iſt's nun mehr? Ich ſchlafe

à la belle Etoile! Hat doch Rouſſeau auch einmahl unter freyem Himmel geſchlafen. Freylich rauchte es damals nicht, wie Immers hin! Bekomme ich das Fieber und ſtarbe — (zum Baron mit dicker Stimme) ſo ſtirb meiner Mutter Geiſt Wehe! über Sie rufen. Hören Sie? meiner Mutter, ihrer Schweſter Geiſt! — Gute Nacht, lieber Oheim! (Statt aus der Mittelthüre zu gehen, ſchlüpft er ſchnell in des Barons offenes Zimmer)

Bak. (der ihn, durch die Geiſtererſcheinung erſchreckt, gegen Deborah gewendet hatte): Was ſpricht er da von Geiſtern? der verwegne Burſche! Geſpenſter giebt es nicht, nein, Geſpenſter nicht, — aber Geiſter — das iſt ganz ein Anderes. Die größten Männer haben an Geiſter geglaubt. — Und wenn es auch keine gäbe, ſo will ich doch nicht, daß man davon in meinem Hauſe, und noch dazu um Mitternacht, ſprechen ſoll. — Verdammter Bube! — will ſeiner Mutter Geiſt Wehe! über mich rufen laſſen — Innu, er

mag

mag dieſe Nacht nur noch zum letztenmahle hier ſchlafen.

Deborah. Er iſt ſchon fort.

Bar. Iſt er? — Auch gut. So wollen wir uns zur Ruhe verfügen. Gute Nacht, Deborah!

Deborah, Gute Nacht, Bruder Hanns! (geht in ihr Zimmer)

Bar. (geht langſam auf ſein Zimmer zu und ſteht vor der offenen Thüre) Hm! — Hab' ich denn nicht noch ein Licht in meinem Zimmer brennen laſſen? — Wer hat es denn ausgelöſcht?

Page. (inwendig, ſeufzt tief)

Bar. (prallt zurück) Horch! war das nicht ein Seufzer?

Page. (ſeufzt abermahls)

Bar. (retirirt ſich immer weiter) Ja, ſo wahr ich lebe! Noch einmal! — Deborah!

Page. (ſeufzt zum drittenmahl)

Bar.

Bar. Ach, Gott ſey mir Sünder gnädig! Jetzt hat es zum drittenmahle geſeufzt. Deborah! Deborah!

Deborah (inwendig). Was fehlt denn?

Bar. Komm doch geſchwind heraus!

Deborah. Ich bin ſchon mit einem Fuße im Bette.

Bar. So komm nur geſchwind mit dem andern Fuße!

Deborah. Ich kann nicht.

Bar. So mache mir wenigſtens Deine Thüre auf.

Deborah. Warum denn?

Bar. (der immer mit ängſtlichen Blicken ſeine eigne Thüre bewacht) In meinem Schlafzimmer hat es dreymahl tief geſeufzt.

Deborah. Ach, Du biſt ein Narr!

Bar. Wie Du willſt; aber komm nur!

Deborah. Laß mich zufrieden. Ich komme nicht.

Bar. O Du Rabenſchweſter! — Was fang ich an? — Meine Leute ſind auch ſchon alle zu Bette — (er ſchiebt ſich an der Wand fort nach der Mittelthüre) He da! Iſt niemand mehr im Vorzimmer?

Siebzehnter Auftritt.

Stiefel. Baron.

Stief. Was befehlen der gnädige Herr?

Bar. (ſehr erfreut) Sieh da, Stiefel! Mein guter Stiefel! biſt Du noch wach? das iſt mir ja eine wahre Erquickung.

Stief. Die andern ſind alle zu Bett. Ich warte nur noch auf meinen jungen Herrn.

Bar. Der iſt ſchon längſt hinaus; er wollte im Wirthshauſe ſchlafen.

Stief.

Stief. So? Da muß er durchs Vorzimmer geſchlüpft ſeyn, als ich eben ein wenig eingedöſelt war?

Bar. Denke Dir nur, mein guter Stiefel! da in meinem Schlafzimmer hat's ſchon dreymahl geächzt und geſtöhnet.

Stief. Wer?

Bar. Ja wer? Das iſt eine verwegne Frage. Ich getraue mich nicht hinein. Haſt Du Courage?

Stief. Warum nicht? Wenn ein Trinkgeld dabei zu verdienen iſt?

Bar. Sollſt Du haben. Geh, geh, mein tapferer Stiefel! Suche den Grund zu erforſchen.

Stief. So geben Sie mir das Licht!

Bar. Das Licht? Dann blieb' ich ja hier im Dunkeln ganz allein?

Stief. Ohne Licht kann ich keine Unterſuchung anſtellen.

Bar. Weißt Du was? Es muß noch ein Licht darin auf der Commode ſtehen.

Wenn

Wenn ich mit meinem Lichte mich ſo von ferne poſtire, ſo kannſt Du es in der Dämmerung wohl finden. Spring hinein! hol' es heraus!

Stief. Auch das, gnädigſter Herr! (er thut es)

Bar. Es iſt doch ein wackerer Burſche, der Stiefel.

Stief. (kommt mit dem unangezündeten Lichte zurück)

Bar. Nun? haſt Du nichts gemerkt?

Stief. Gar nichts! (er zündet das Licht an)

Bar. So geh' und unterſuche alle Winkel!

Stief. (geht mit dem brennenden Lichte wieder hinein)

Bar. Möcht' er doch eine Katze oder irgend ein anderes Beeſt antreffen, dem man das Seufzen Schuld geben könnte! — Denn wenn er gar nichts findet, ſo iſt es noch weit bedenklicher. — Er bleibt lange — er wird

doch

doch nicht — Stiefel! wo biſt Du? (immer Aengſtlicher) Stiefel! Hörſt Du mich nicht?

Stief. (der das Lachen kaum verbeißen kann) Hier bin ich, gnädiger Herr!

Bar. Nun? was ſchneideſt Du für Grimaſſen? Haſt Du etwas gefunden?

Stief. Ach, gnädiger Herr! ich habe den Krampf im Geſicht — in Ihrem Zimmer iſt es nicht geheuer.

Bar. (ernſt) Wie? Wie ſo?

Stief. In Ihrem Bette —

Bar. Was? In meinem Bette —

Stief. Liegt eine Geſtalt —

Bar. Was? Eine Geſtalt?

Stief. Und ſcheint recht ſüß zu ſchlafen.

Bar. Eine Geſtalt ſchläft in meinem Bette? Ach Gott! hab' ich darum ein Bett, damit Geſtalten ſich hineinlegen und darin ſchlafen ſollen? — Sprich! Iſt es meine eigne Geſtalt?

Stief. Das hab' ich ſo genau nicht unterſcheiden können. Der Henker muß ſich lange

lange hier aufhalten. Schlafen Sie wohl, gnädiger Herr!

Bar. (außer ſich) Was! Stiefel! Herz, allerliebſter Stiefel! Du willſt mich doch hier nicht allein laſſen?

Stief. Was ſoll ich denn hier? Ich bin ſchläfrig und mein junger Herr wird auf mich warten.

Bar. Ich bitte Dich um Gotteswillen!

Stief. Ich will ein Paar von Ihren Leuten wecken.

Bar. Unterdeſſen blieb' ich ja doch immer allein.

Stief. So gehen Sie mit mir.

Bar. Da müßt' ich ja doch entweder hinter Dir oder vor Dir gehen, und beydes kann ich dermahlen nicht präſtiren.

Stief. Was ſollen wir denn aber anfangen?

Bar. (ſitzend) Wir wollen hier — ein zeitverkürzendes Geſpräch führen.

Stief. Bis morgen früh?

Bar. Ja, bis morgen früh.

Stief. Danke gehorsamst!

Bar. Stiefelchen! mein bestes, mein einziges Stiefelchen!

Stief. Aber, gnädiger Herr! was gehen mich Ihre Gespenster an?

Bar. Pst! um Gotteswillen! rede doch nicht von Gespenstern! Es giebt keine Gespenster, aber es sind Kräfte in der Natur, die man, ohne sich zu schämen, wohl fürchten darf. Darum bleibe bey mir, mein Stiefelchen! Ich will Dich belohnen; ich will Dir einen Gulden, einen Thaler schenken.

Stief. Ja so, das klingt anders. Für einen Thaler kann man ja wohl einmahl des Nachts hindurch bey einem Kranken wachen.

Bar. Setze Dich hier auf diesen Lehnstuhl! (Er schiebt den Stuhl fast dicht vor das offene Zimmer, so daß Stiefel gerade hineinsehen muß), und ich will mich hierher setzen. (Er sitzt den zwey-

ten

den Stuhl in der nehmlichen Richtung, doch um ein beträchtliches entfernter)

Stief. Erlauben Sie, das wird sich nicht schicken, daß ich Ihnen den Rücken zukehre.

Bar. Hat nichts zu bedeuten. Setze Dich nur!

Stief. Aber so nahe? Das ist für Einen Thaler zu viel gefordert.

Bar. Nu, es soll mir auch auf einen Dukaten nicht ankommen.

Stief. Einen Dukaten? Ich sitze.

Bar. Die Nacht ist lang; ich will Ein Licht auslöschen, damit, wenn das Andere zu Ende brennt, wir nicht im Finstern bleiben müssen.

Stief. (streckt sich aus) Ein weicher Sessel. Hier wird sich's angenehm schlummern.

Bar. Bey leibe nicht! — Sieh, ich nehme dieses Stöcklein zur Hand. So oft ich merke, daß dich der Schlaf überwältigt,

ſo werde ich Dich ein wenig auf den Kopf tippen.

Stief. Wenn ich nur Etwas zu trinken hätte!

Bar. Auf dem Tiſche in meinem Schlafzimmer ſteht eine Bouteille Wein; aber ich kann Dir nicht zumuthen —

Stief. Ey was! ich riskire es! (er ſpringt hinein).

Bar. Das iſt ein Teufelskerl!

Stief. (inwendig) Ich habe ſie!

Bar. Die Geſtalt?

Stief. (kommt heraus) Nein, die Bouteille!

Bar. Liegt ſie noch im Bette?

Stief. So viel ich in der Dämmerung ſehen konnte, ja! Aber ich denke, wir haben wenig von ihr zu befürchten, denn ſie ſchläft wie ein Rab.

Bar. Ach Gott! Ach Gott!

Stief. (trinkt) Der Wein iſt gut.

Bar. Beſaufe Dich nur nicht. — Das wird eine ſchöne Nacht werden! — Ach! wer

mich

mich ſo ſitzen ſähe, einen Stein in der Erde möcht es erbarmen!

(indem Stiefel trinkt und der Baron jämmerlich da ſitzt, fällt der Vorhang)

Ende des Erſten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Stiefel und der Baron.

(Es ist Morgen geworden, Stiefel schläft im Stiefel; die leere Bouteille steht neben ihm. Der Baron sitzt noch in der nehmlichen Stellung wie am Ende des Ersten Aufzugs.)

Bar. Endlich wird es Tag! — Es ist nur noch ein Glück, daß wir nicht im Monde wohnen, wo die Nächte zwey Wochen lang sind. Das hätt' ich nicht ausgehalten. — Der Arm ist mir ganz steif vom vielen Tippen. — Der Kerl hat den Teufel im Leibe! Der Huth liegt ihm beynahe auf der Nase,

und

und er ſchläft wie ein Murmelthier. Ein Paar mahl iſt mirs wahrhaftig vorgekommen, als ob die Geſtalt in meinem Bette ſchnarchte. — Jetzt eben wieder! — (er zupft Stiefel auf den Kopf mit ſeinem Stöckchen) Heda, Stiefelchen!

Stief. (brummt im Schlafe)

Bar. Jetzt klang es gar wie geräuspert. (er zupft wieder) Stiefelchen! Stiefelchen!

Stief. (ermuntert ſich) Was giebt es denn?

Bar. Ach Gott ſey Dank! da kommt auch meine Schweſter!

Zweyter Auftritt.

Deborah. Vorige.

Deborah. (in einem gütigen Negligee) Gott verzeih' mir meine Sünde! Was ſoll das vorſtellen?

Bar.

Bar. Da ſiehſt Du, wozu Deine Grauſamkeit einen leiblichen Bruder gezwungen hat. Die ganze Nacht hab' ich hier geſeſſen mit offenen Augen, wie eine Eule.

Deborah. Warum denn?

Bar. Wegen der Seufzer und Wehklagen, die ſich in meinem Zimmer vernehmen ließen, und wegen der Geſtalt — ja, eine Geſtalt lag in meinem Bette.

Deborah. Du biſt nicht wohl geſcheidt.

Bar. Und Du biſt überſtudirt, gehörſt zu den neumodiſchen Damen, die vor lauter Floskeln vergeſſen, daß ſie auf der Welt ſind. — Fräulein Philoſophin! möchteſt Du doch einmahl recht in eine Geiſterklemme gerathen. — Da! Da! hörſt Du?

Deborah. Was?

Bar. Ein Geräuſch in meinem Zimmer?

Deborah. Ja, das hör ich; es wird Jemand darin ſeyn.

Bar. Kein Menſch, ſag' ich Dir! Eine Geſtalt und weiter nichts.

Debo-

Deborah. Hahaha! Du haſt recht. Eine Pagengeſtalt.

Dritter Auftritt.

Page. Vorige.

Page. tritt demüthig in die Thüre)

Stief. (zieht ſich zurück)

Bar. Was? — Was iſt das?

Page. Ich habe die Ehre, dem gnädigen Onkel einen guten Morgen zu wünſchen.

Bar. (der kaum Worte findet) Burſche! — Er war in meinem Zimmer?

Page. Ach ja!

Bar. Er hat dreymahl geſeufzet?

Page. Ueber Ihre Ungnade.

Bar. Und Er hat in meinem Bette geſchlafen.

Page. Aus Verzweiflung; übrigens aber recht gut.

Bar.

Bar. Höllenbrand! Wie iſt er da hineingekommen?

Page. Als der gnädige Onkel mich verſtieß, da war ich ſo verwirrt, ſo betäubt, daß ich die rechte Thüre verfehlte. Auf einmahl kam es mir vor, als ſey ich in einem Gaſthofe. Ohne zu wiſſen, was ich that, machte ich mir's kommode, löſchte das Licht aus, ſeufzete — und ſchlief ein.

Bar. O des verdammten Taugenichts! Was hält mich ab — (Er ſucht nach einem Stock)

Deborah. Mach' nur keinen Lärm, Bruder! ſonſt wirſt Du noch obendrein ausgelacht.

Bar. Fort, mir aus den Augen! Find' ich den Burſchen wieder, ſo laß' ich ihn ins Zuchthaus ſtecken. (will gehen)

Stief. (hält ihm ſeinen Hut hin) Gnädiger Herr, meinen Dukaten!

Bar.

Bar. Geh zum Teufel! Von dem jungen Herrn da laß Dich bezahlen. (Er läuft in sein Zimmer)

Deborah. Vetter! wenn Er nicht bald anders wird, so fährt er bey lebendigem Leibe zur Hölle! — (setzt ihrem Bruder)

Page. I nu, die Hölle ist wohl auch so schlimm nicht, als man sich vorstellt. Ein Teufel neckt den andern, da giebts wenigstens keine Langeweile.

Vierter Auftritt.

Page. Stiefel.

Stief. Ist's noch nicht gefällig abzumarschiren.

Page. Nichts weniger.

Stief. Haben Sie denn nicht gehört, daß der alte Herr sich ihre Gegenwert verbittet?

Page.

Page. O ich habe mir die seinige oft genug verbeten; er hat sich nie daran gekehrt.

Stief. Aber unser Urlaub ist um.

Page. Leider!

Stief. Wir müssen also reisen.

Page. Höre, Stiefel, kennst Du das alte Sprüchwort nicht: Zum Reisen braucht man Geduld und Geld? Ich habe keins von beyden.

Stief. Daß Sie kein Virtuos in der Geduld sind, weiß ich längst; daß Sie aber auch kein Geld mehr haben —

Page. Hättest Du auch schon längst wissen können. Die ganze Stadt ist voll hübscher Mädchen, man muß sich putzen, Cadeaux machen, reiten, fahren —

Stief. Freylich! Und viel hatten wir ohnehin nicht.

Page. Also — der Beutel ist leer! quod erat demonstrandum.

Stief.

Stief. Ey, da kommt ja die Bitte des alten Herrn, uns fortzupacken, recht zu gelegener Zeit!

Page. Ach Stiefel! ich habe noch andere Urſachen, warum ich nicht fort mag.

Stief. Sind Sie verliebt?

Page. In's ſchöne Annlieschen?

Stief. So? ich dachte in Trudchen.

Page. Allerdings auch in Trudchen.

Stief. So geht das arme Kätchen als lein leer aus?

Page. Wie kannſt Du das glauben? Ich liebe Kätchen mit gleichem Feuer.

Stief. Alle drey auf einmahl? Nun, das muß wahr ſeyn, ein Pagenherz iſt wie das Oelkrüglein der Wittwe zu Sarepta. Man ſchenke heraus, ſo viel man wolle, es wird doch nie leer.

Page. Du ſiehſt alſo, ich kann nicht fort, denn ich muß lieben, mich lieben laſſen, den Onkel prellen, die Tante foppen, meine Nebenbuhler für Narren halten, und

und endlich vor allen Dingen Geld! Geld! Unter hundert Dukaten kann ich den Onkel unmöglich durchschlüpfen lassen.

Stief. Er scheint eben nicht aufgelegt.

Page. Er muß.

Stief. Wie wollen Sie das anfangen?

Page. Das weiß ich selbst noch nicht; aber er wird mich nun einmahl nicht eher los. Geh, Stiefel, bleib im Vorzimmer, sey bey der Hand, wenn ich Dich brauche.

Stief. Ganz wohl! Doch mit Ausnahme. Denn wenn der alte Herr böse wird, und es käme etwa hier zu einigen Handgreiflichkeiten, so mögen Sie rufen, so viel Sie wollen, ich rühre mich nicht. (ab)

Fünfter Auftritt.

Page allein.

Es wäre doch ſchlimm, wenn ich glatter Burſche mit dem alten eckigten Onkel nicht fertig werden könnte. Es ſoll ihm eben ſo ſchwer werden, mich zu fangen, als ein Queckſilberkügelchen mit zwey Fingern zu erwiſchen.

Sechster Auftritt.

Trudchen. Page.

Trudch. Guten Morgen, Vetter!

Page. (triſtiſſa) Ach ſchönes Trudchen! das wird wohl der letzte gute Morgen ſeyn, den Sie mir bieten.

Trudch. Wie ſo?

Page. Der Papa hat mich aus dem Hauſe gehen heißen.

Trudch.

Trudch. Warum?

Page. Der Barbar! weil ich Sie anbete.

Trudch. Guter Vetter! Und Sie wollen wirklich fort?

Page. Nichts weniger, mein theures Mühmchen! wenn Sie mir nur beystehen.

Trudch. Wie kann ich das?

Page. Verstecken Sie mich!

Trudch. Wo? Allenfalls im Keller, zu dem hab' ich den Schlüssel.

Page. Pfui! nein; im Keller ist mir's zu kalt, zu dunkel. Auch blieb' ich gern in der Nähe, um meinen Nebenbuhler zu beobachten. Wie wär' es, wenn Sie mich wie der Fräulein Wenig in den Schrank sperrten, und, so oft Papa den Rücken kehrt, mir Trost in meinen Kerker brächten?

Trudch. Der Schrank ist verschlossen! Papa hat gestern Abend den Schlüssel abgezogen.

Page. Wir brechen ihn auf.

Trudch,

Trudch. Das würde gewaltigen Lärm machen.

Page. Sollte die alte Uhr da nicht Raum genug für mich haben?

Trudch. Welch' ein Einfall?

Page. Ich bin ja ein ſchlanker Jüngling, und, wenn es ſeyn muß, kann man mich zuſammendrücken, wie einen Muff in ſeine Schachtel. (er öffnet den Uhrkaſten)

Trudch. Aber wo ſollen die Gewichte bleiben?

Page. Die ſchneiden wir ab.

Trudch. Sind Sie toll? Dann geht ja die Uhr nicht mehr.

Page. Was ſchadet das? Wollen Sie einen Mann nach der Uhr? Iſt es Ihnen nicht genug, zu wiſſen, daß ein Liebhaber in der Uhr ſteckt, der zu jeder Stunde des Tages, ſie mag ſchlagen oder nicht, mit Leib' und Seel' der Ihrige iſt? (er ſtürzt hinein)

Trudch. Aber Sie müſſen erſticken.

Page. Nicht doch, das Loch da vorne — (er meynt nehmlich das ovale Loch, welches in der Gegend zu seyn pflegt, wo der Perpendikel hängt) wird mir mehr Luft geben, als ein verliebter Page bedarf. Ziehen Sie nur den kleinen seidenen Vorhang wieder drüber.

Trudch. Ich höre kommen.

Page. Den Schlüssel abgezogen. Fort! Fort!

Trudch. (zieht den Schlüssel ab und entfernt sich von der Uhr) Ein toller Mensch! Ach, die Liebe zu mir macht ihn so verwegen.

Siebenter Auftritt.

Baron. Kreuzqueer. Vorige.

Bar. Ja, Herr Schwiegersohn! wir wollen noch diesen Vormittag die Sache in Richtigkeit bringen. Eine Braut ist eine reife Frucht; läßt man die zu lange am Baume hängen, so kommen die Wespen.

Kreuzq.

Kreuzq. Und die Sperlinge. Als ich von Stolpe nach Danzig reis'te —

Bar. Das sollen Sie mir auf den Abend erzählen. Jetzt will ich selber zum Notarius gehn. (Er nimmt Hut und Stock)

Kreuzq. Wie wird Ihnen, mein Fräulein, da Sie das Wort Notarius aussprechen hören?

Trudch. Als ob ich mein Testament machen sollte.

Bar. Kehren Sie sich nicht an das alberne Ding! Der Ehestand ist, sans Comparaison, eine ruhende Klapperschlange. Die Mädchen hüpfen, wie die Vöglein, bezaubert immer näher, und schlüpfen ihr endlich freywillig in den Rachen.

Trudch. Eine allerliebste Beschreibung des Ehestandes.

Bar. Sey vernünftig, Gertraud! unterhalte Deinen Bräutigam mit lieblichen Worten und Geberden, bis ich zurückkomme. (will gehen) Ach! fast hätte ich vergessen —

es ist heute Sonnabend. Ich muß doch erst meine Uhr aufziehen.

Trudch. (bey Seite) O weh!

Bar. Nu? Wo ist denn der Schlüssel zu dem Kasten? Der Uhrschlüssel hängt ja drinnen.

Trudch. Ich weiß nicht.

Bar. Was soll das vorstellen? Der Schlüssel wird ja sonst nie abgezogen.

Trudch. Nein — freylich — ich weiß gar nicht —

Bar. Du kommst mir ja so verlegen vor?

Trudch. Ich? — Gott bewahre! — Ach nun besinne ich mich, die Uhr ist schon aufgezogen.

Bar. So? Wer hat es denn gethan?

Trudch. Ich selbst; gestern Abend.

Bar. Ey, das wäre ja das Erstemahl in Deinem Leben?

Trudch. Ja — ich weiß nicht, wie es mir einfiel —

Bar. Wenn mir recht iſt, ſo kannſt Du ja nicht einmahl hinaufreichen?

Trudch. Ich bin auf einen Stuhl geſtiegen.

Bar. So? Da haſt Du Dir ja recht viel Mühe gegeben? Aber mit alledem ſcheint es mir doch, daß ſie ſteht. (Er horcht auf den Gang des Perpendikels)

Trudch. Steht ſie? Ey!

Bar. Ja, ſie ſteht; (er ſieht nach ſeiner Taſchenuhr) und zwar iſt ſie erſt vor wenig Minuten ſtehen geblieben.

Trudch. Das iſt kurios!

Bar. Sehr kurios!

Kreuzq. Auf meiner großen Reiſe von Stolpe nach Danzig —

Bar. Ich bitte, Herr Schwiegerſohn, laſſen Sie nur dieß Kapitel erſt abthun. (zu Trudchen) Da Du die Uhr aufgezogen haſt, ſo mußt Du ja auch wohl den Schlüſſel zum Kaſten haben?

Trudch. Ich glaube.

Bar. So gieb ihn her!

Trudch. (sucht in der Tasche) Ich hab' ihn auf meinem Zimmer gelassen.

Bar. So hol' ihn!

Trudch. Ich will es nur gestehen, lieber Papa, ich bekam gestern vom Nachbar eine junge allerliebste Katze geschenkt. Ich weiß aber, daß Sie die Katzen nicht leiden mögen, und da ich auch fürchtete, sie möchte mir des Nachts zu viel Lärm im Zimmer machen, so sperrte ich sie für's Erste hier ein. — Aber gehen Sie nur zum Notarius, ich will die Katze gleich wieder herauslassen, und wenn Sie Ihnen mißfällt, so gebe ich sie dem Nachbar zurück.

Bar. Was das für Streiche sind! Katzen in meinem Uhrkasten! — Wenn das Beest nun da — (Er zieht den kleinen Vorhang weg und erblickt des Pagen Gesicht) So?

Kreuzq. Ey, ey!

Bar. Ein allerliebstes Kätzchen! vom Nachbar geschenkt?

Trudch.

Trudch. Gnädiger Papa —

Bar. Den Hals dreh' ich Dir um! — Und Er, mein sauberer Vetter, was sagt Er dazu?

Page. Was soll ich sagen? Mian!

Bar. Er unterſteht ſich noch zu ſpotten?

Page. (wehmüthig) Ach ja!

Bar. Hatt' ich ihm nicht das Haus verboten?

Page. Ja.

Bar. Dießmahl ſoll es ihm theuer zu ſtehen kommen. Meine Geduld iſt erſchöpft. Der Kutſcher und der Hausknecht ſollen mir das Käthchen herausholen und auf die Straße transportiren. Damit aber unterdeſſen die Fräulein Tochter dem Käthchen nicht zu Hülfe kommen könne, ſo beliebe ſie dem Herrn von Kreuzqueer ihren Arm zu geben.

Trudch. Gnädiger Papa!

Bar. Halt's Maul! ich bin ungnädig! Allons, Herr Schwiegerſohn, führen Sie die unverſchämte Dirne fort. (Als er ſieht, daß

Trudch

Trudchen ſich ſträubt) Es hat nichts zu bedeuten, wenn Sie ihr auch den Arm ausrenken.

Kreuzq. Mein holdes Fräulein —

Trudch. Ich folge, weil ich muß; aber ewig werd' ich den Vetter lieben!

Bar. Wir wollen Dir die jungen Katzen ſchon aus dem Kopfe bringen! (Alle drey ab)

Achter Auftritt.

Page allein, das Geſicht vor dem Loche.

Meine Lage iſt eben nicht die bequemſte. Wenn ich nur die Arme rühren könnte, ſo wollte ich bald, wie Simſon, das ganze Gebäude auseinander ſchmettern. — He! Stiefel! Stiefel! — Es wäre doch ein verfluchter Streich, wenn der Kutſcher und der Hausknecht mich hier attrapirten. — Stiefel! Stiefel! — Der Schlingel hört nicht! — O Jupiter, Du warſt ja auch zu Deiner Zeit

ein

ein verliebter Schalk! Um des Pagen Ganimed willen! hilf mir aus der Klemme!

Neunter Auftritt.

Kätchen und der Page.

Kätch. (einen Haubenkopf in der Hand tragend, auf welchem eine Haube mit einem Schleyer des Putzes ist) In dieser Haube werd' ich dem kleinen Wildfang sicher gefallen. Das purpurfarbne Band zu meinen schwarzen Augen und die Lotosblume, die so imponirend herüber nickt, und das versteckte Veilchen, das zu sagen scheint: suche mich! — Ach, wenn ich ich ihm nur ganz trauen dürfte! Wenn nur irgend ein Schutzgeist mir zuflüsterte: Er liebt Dich!

Page. Er liebt Dich.

Kätch. Ach! was war das?

Page. Die Stimme eines armen Vetters, der von Barbaren hier eingesperrt worden, weil er Muhme Kätchen liebt.

Kätch.

Kätch. Nun müssen wir aber die Uhr wieder in Ordnung bringen.

Page. Das sey meine Sorge! — Aber — ganz leer darf der gnädige Papa den Uhrkasten doch auch nicht finden. O geben Sie mir den Haubenkopf!

Kätch. Was wollen Sie damit?

Page. Um des Kontrastes willen. Denn nichts unähnlicher auf der Welt, als ein Pagenkopf und ein Haubenkopf. (Er tunkt den Haubenkopf hinab in den Uhrkasten, so daß das gemahlte Gesicht gerade vor die verhangene Oeffnung zu stehen kommt, setzt dann das Werk wieder drauf, und bringt alles schnell in Ordnung)

Kätch. Jetzt machen Sie aber auch, daß Sie fortkommen!

Page. Ich Sie verlassen? Nimmermehr!

Kätch. Sind Sie toll? Meynen Sie durch solch' einen Schelmenstreich meinen Vater zu besänftigen? Entweichen Sie wenigstens seinem Ersten Zorne!

Page.

Page. Ich fürchte mich vor Niemand, als vor dem Amor, der aus Ihren beyden Augen Pfeile auf mich ſchießt.

Kätch. Die Galanterie kommt ſehr zur Unzeit. Ich kenne meines Vaters Hitze und bebe für Sie.

Page. So verſtecken Sie mich!

Kätch. Wohin denn? Schlüpfen Sie in den Garten.

Page. Nein, aus dieſem Zimmer geh' ich nun einmahl nicht.

Kätch. Der Menſch iſt raſend.

Page. (den Faroniſch und die Haube, die darauf liegt, betrachtend) Ein köſtlicher Einfall! Ihr Haubenkopf reſidirt in der Uhr?

Kätch. Leider!

Page. Und dieſer alte Farotiſch — es geht, o wahrhaftig, es geht!

Kätch. Was hat denn nun wieder der Farotiſch mit meinem Haubenkopfe zu ſchaffen?

Page. Schönes Mühmchen, ich liebe Sie! ich bete Sie an! Um Ihrentwillen laſſe

ich

ich mich zu der niedrigsten Verkleidung herab. Kurz und gut, ich bin ihr unterthänigster Haubenkopf.

Kätch. Was soll das heißen?

Page. Das sollen Sie bald gewahr werden. (Er nimmt die Haube, setzt sie auf, schlüpft hinter den Tarotisch und bückt sich so, daß sein Kopf und Hals gerade in den halbrunden Ausschnitt passen) Jetzt belieben Sie nur noch den Schleyer zu arrangiren und dann will ich den sehen, der mich nicht für einen leibhaftigen Haubenkopf halten soll.

Kätch. (deckt den Schleyer über ihn) Es ist ein toller Mensch. — Was wird das für ein Ehemann werden!

Page. Seyn Sie ruhig! In der Ehe sollen Sie mir den Kopf nicht herausputzen.

Zehnter Auftritt.

Baron. Brennessel. Hanns. Kutscher. Vorige.

Bar. Kommen Sie, Herr Schwiegersohn! Indessen der Herr von Kreuzqueer meinem Trudchen den Kopf zurechte setzt, sollen Sie Zeuge seyn, wie ich mit dem Taugenichts umspringen werde. Den Schlüssel hat sie hergeben müssen. Es ist eine Schande für die Familie, daß ich den Buben von Domestiken — aber besser, man schneidet einen brandigen Ast von Baume. Hanns und Peter, postirt Euch hierher, und sobald ich den Kasten geöffnet, greift hinein, zieht ihn heraus und werft ihn auf die Straße. (Hanns und Peter stellen sich an die Eine Seite, wo die Thüre sich öffnet, der Baron an die Andere und schließt auf) Na, greift zu!

Hanns

Hanns und Peter (greifen zu und holen den Haubenstock heraus).

Bar. (ganz versteinert) Was ist das?

Brenn. Poh Miekchen! Ein Hanshenkopf. Hahaha!

Bar. Kann der Bube hexen?

Hanns. Soll ich ihn auf die Straße werfen?

Bar. Wie ist das zugegangen? Käthel Redel

Käth. Ich weiß von Nichts.

Bar. Die Gewichte abgeschnitten, die ganze Uhr ruinirt, und mit Satans Hülfe meiner Rache entflohn!

Brenn. Hahaha! Schwiegerpapa! bey mir müssen Sie in die Schule gehen. Ich lege meinen Bauern Blöcke an die Füße, und meinen Schweinen hölzerne Kragen um den Hals, da schlüpft mir Keines durch den Zaun.

Bar. Nu, hol ihn der Teufel! Ich bin nur froh, daß ich ihn los bin. Geht! (Hanns und der Kutscher ab) Daß er nicht

noch

noch Einmal zurückkömmt, dafür bin ich sicher; er kennt mich; ich lasse nicht mit mir spaßen.

Brenn. Guten Morgen, meine schöne kleine Braut!

Kätch. Das fällt Ihnen etwas spät ein!

Brenn. Ja, sehn Sie nur, das müssen Sie mir nicht übel nehmen, das passirt mir oft. Aber in der Wirthschaft denke ich an Alles, an Heumachen und Korndreschen, an Flachsrösten und Schweinemästen.

Kätch. Vortrefflich!

Bar. Allerdings vortrefflich, auch ohne gerümpfte Nase, mein schnippisches Fräulein. Auf den schönen Gütern dieses Mannes erwartet Dich ein wahres Schäferleben.

Kätch. Nur nicht in Arkadien.

Brenn. Nein, in Pommern. Meine Güter liegen alle in Pommern. Herrliche Güter! Da wollen wir leben! Potz Miekchen! Des Morgens essen wir eine kräftige Biersuppe, mit Honig von meinen eignen

Bienen; dann gehen wir ein wenig in den Stall und sehen, ob das liebe Vieh sein gehöriges Futter hat; dann schleud' ich, Ihnen zu Gefallen, mit in die Milchkammer, da schöpfen wir den Rahm von den Töpfen. Nachmittags spazieren wir hinaus auf's Feld, und sehen, wie der liebe Dünger auf den Aeckern vertheilt wird.

Kätch. Das wird jährlich viel Eau de Levante kosten.

Bram. Keinen Tropfen. Solch Zeug taugt nicht in die Wirthschaft. Ueberhaupt werden Sie sich sehr bey mir insinuiren, wenn Sie all' den neumodischen Flatterstaat in die Plunderkammer werfen.

Kätch. (spöttisch) O ja, ich verspüre große Lust dazu.

Bar. Er hat Recht. Es wird immer toller. Ein Spinngewebe ist dichter, als Euer Anzug. Das Gebein kann man durchschauen, und die Arme sind gar nackend bis an die Ellenbogen. Ob Euch die Seele im

Leibe

Leibe erfriert, daraus macht ihr Euch gar nichts, wenn nur die Eitelkeit fein warm ſitzt. Und die Kopfzeuge — ſie koſten ein Sündengeld — iſt doch nicht für einen Dreyer ſolider Werth darinnen. Da ſteht ſo ein Ding! da ſehen Sie nur einmahl, Herr Schwiegerſohn! (Er hebt mit zwey Fingern dem Pagen die Haube vom Kopfe, der ihn zärtlich anſieht. — Große Pauſe)

Brenn. (bricht endlich los) Poz Mickchen!

Käth. O weh! O weh! (ſie ſchleicht ſich fort)

Brenn. He da! Fräulein Braut! Schleichen Sie doch nicht davon wie die Katze vom Taubenſchlage. (er ſtolpert ihr nach)

Eilfter Auftritt.

Baron. Page.

Bar. (der bis jetzt, mit der Haube zwischen den Fingern, ganz verblüfft stand, den Pagen anstierte und von ihm angesehen wurde) Ists Er wirklich?

Page. (wehmüthig) Ja, gnädiger Onkel!

Bar. Er unterſteht ſich —

Page. Ach Gott! darf ich denn in Ihrem Hause nicht einmahl ein Haubenkopf ſeyn?

Bar. Ein Tollkopf iſt Er! den ich bey den Haaren hinausſchleppen werde, (Er fährt auf den Pagen los, der Page duckt unter, ſchlüpft zwischen einigen Stühlen durch in eine andere Ecke des Zimmers)

Page. Bitte, bitte, lieber Onkel!

Bar. (außer ſich) Wo iſt mein Stock? mein —

Page. (hebt einen Stuhl auf) Onkel, ich wehre mich in aller Unterthänigkeit.

Bar. Was? Er will sich gegen seinen leiblichen Oheim zur Wehr setzen?

Page. Ja, wenn Sie's gnädigst erlauben, ich wehre mich bis auf den letzten Blutstropfen.

Bar. Teufelsjunge! will er sich gleich aus dem Hause packen?

Page. Mein gnädiger Onkel!

Bar. Nicht?

Page. Nein, wahrhaftig nicht. Ich liebe Sie gar zu sehr; ich kann mich unmöglich von Ihnen trennen.

Bar. Warte, Bursche! Mit Dir wollen wir wohl fertig werden. (läuft während davon)

Page. Es wird Ernst. Jetzt ist guter Rath theuer.

Zwölfter Auftritt.

Annlieschen. Page.

Annlieſch. (kommt aus der Seitenthüre und will eilig nach der Mittelthüre)

Page. Wohin ſo ſchnell, mein ſchönes Mühmchen?

Annlieſch. Ich habe einen Burſchen von der Straße heraufgerufen, um einen Blaſebalg von ihm zu kaufen.

Page. O bleiben Sie; ich habe Ihnen ja heute noch gar nicht geſagt, daß ich Sie liebe — anbete —

Annlieſch. Sagen Sie mir das nächſter; der Burſche läuft mir ſonſt wieder weg.

Page. Wo iſt er denn?

Annlieſch Vermuthlich im Vorzimmer.

Page. Und ſo ein Blaſebalg, ſo ein Wind, wäre Ihnen lieber, als ein ehrlicher Page, der nie Wind macht?

Anns

Annliesch. Wer ſagt das? Aber kann ich Sie denn in der Küche brauchen?

Page. Ueberall können Sie mich brauchen, ſo lange Papa mich nicht zur Thüre hinauswirft.

Annliesch. Pfui! Was denken Sie von Papa?

Page. Ich denke, daß er eben hingegangen iſt, ſeine Leute zu holen, um mich die Treppe hinab zu komplimentiren. Ja, ſchönes Mühmchen, wir ſollen uns auf ewig trennen!

Annliesch. Reden Sie im Ernſt? Was iſt vorgefallen?

Page. Nichts auf der Welt. Ich erklärte ihm blos, daß ich ohne Sie nicht leben könnte. Was fang' ich nun an? Muß ich aus dem Hauſe, ſo ſterb' ich vor Gram.

Annliesch. (bey Seite) Der arme Junge! wenn ich nur helfen könnte.

Page. Ach Gott! Da hör' ich ihn ſchon! Und der Kutſcher, der Hausknecht —

das ist grobes Gesindel, das hat Fäuste und Manieren — Auf Wiedersehen, schönes Mühmchen! Aus dem Hause bringt er mich doch hol' mich der Teufel nicht! (er läuft durch die Mittelthüre fort)

Annliesch. Warum kam ich denn eigentlich her? Der hübsche Wildfang hat mich ganz confus gemacht.

Dreyzehnter Auftritt.

Baron. Heldenf. Hanns mit einem großen Bein. Annlieschen.

Heldenf. Poh Friedrich und Bonaparte! Schwiegerpapa, ich mache ein Ragout aus dem Knaben.

Bar. Wo ist er geblieben?

Annliesch. Wer?

Bar. Der saubre Vetter?

Annliesch. Ich hab' ihn nicht gesehen.

Bar.

Bar. Iſt er nicht wieder hier irgendwo verſteckt?

Annliesch. Sie ſcheinen ſehr aufgebracht, lieber Papa? Was hat denn der Vetter gethan?

Bar. Alles hat er gethan! Alles!

Heldenf. Alles nun wohl nicht, denn er hat den Einjährigen Krieg nicht mitgemacht.

Bar. Sein Glück, daß er ſich ſkiſirte.

Heldenf. (ſchwingt die Juchtel) Ich hätt' ihn zu einem Pudding gehauen.

Annliesch. Wenn er nehmlich ſtill gehalten hätte.

Heldenf. Was denken Sie, Fräulein Braut? Mir muß man ſtill halten. Ich habe ganz andere Leute vor mir gehabt, Croaten und Panduren! Fünf Campagnen hab' ich im Einjährigen Kriege mitgemacht, und wenn ich kam, ſo lief keiner davon!

Bar. Hanns, gieb Du wohl Acht, laß mir den Burſchen nicht wieder über die Schwelle!

Hanns.

Hanns. Der Kutſcher hat mir den Stallbeſen geliehen, da will ich ihn ſchon ſegen.

Vierzehnter Auftritt.

Page. Vorige.

Page. (als Blaſebalgmacher, in einer dicken rothen Pelzmütze, einen heruntergeſchlagenen Hals in das Geſicht gedrückt, einige Blaſebälge auf dem Rücken hängend und einen großen Blaſebalg in der Hand) Met Verlöf, myne Heeren!

Bar. Was willſt Du Burſche?

Page. Dat gnädige Frölen hatt mi geropen.

Annliesch. Ach, das hatt' ich ganz vergeſſen! Ja, lieber Papa, wir brauchen nothwendig einen neuen Blaſebalg.

Bar. Was geht das mich an? Dergleichen muß nicht hier in meinem Wohnzimmer abgehandelt werden. Fort! hinaus!

Page.

Page. Wat meent he denn Heer? Dat man de Püſtermacker achter'n Tun findet.

Bar. Geh zum Teufel mit Deinen Blaſebälgen!

Page. De Düvel ward mi keene ab köpen. Dem ſind ſe to lütge, um ſyn Füer met antupuſten. Kiek' He man her, ſind ſüß ſchöne Püſter, ſe macken ju Wind, noch beeter, als en Keerl de jümmer achten de Frunt ſeten hett. (er ſtäl auf Heldenſinn)

Heldenſ. Burſche! bleib' mir vom Leibe!

Page. Brnucken ſe keenen Wind? Dat is doch ſüß Allmanns-Koop. Nümmes kann et miſſen. Ahn Wind kann de Grapen am Füer nich koocken; dat Mehl tum Brod kümmt von de Windmöhl; en Haſen up ju Tiſch könnt ju mit de Windbücks ſcheeten; de Orgelpipen möten Wind hebben, ſüß gaht nümmes in dat Gottes Huus; de ſchmucken Frölens bym Tanz maacken Wind mit de Föger und de Junker mit't

mit'ſ Muul. De Werſemacker brucken Wind am Nyjahrsdage und die Aylſenſchriewer alle dott. Well ji ſeyen, min Heer, ahn Flauſen ſchrieven keen Deeren int't Nett. Well ju en Boock ſchriewen, met ji wedder Flauſen maken, ſüß waar ji nicht gerähmt, ji ja ock by Hofe ward alle Jahr en Hupen Wind verbruckt. Met Wind kennt ji dat Fewer koriren, kinnt macken Getränk ſür ſchwangre Frauens, dat Söt unn Coffer, Supp ut Knacken, Geld ut de Lotterie, Coffee ut Cichorien, ja man met Wind ſtigt ji in de grote Windkugel tu de hiligen Engelgens hinup, oder breckt dat Ey mit as jen Franzos. Yi ſehn darut, dat de Püſtermacker nich achter'n Tun jung worden ſind.

Heldenf. Der Bube hat den Teufel im Leibe!

Page. Kommen Se, gnädig Fröken, kommen Se na de Keeck, da will wi de Püſter verſöken, und dann will wi ihber den Preß woll enig wären.

Ber.

Bar. Halt! das Ding kommt mir verdächtig vor. Laß er ſich doch einmahl recht beſehen, mein wihiger Herr Blaſebalgmacher.

Page. (weicht aus) O perre mi nich ſo nahe up't Lief, dat kennen fellen die groten Läde vertragen.

Bar. Mache der Herr keine Umſtände, oder ich will ihm einen Sturm vorblaſen, der ihn zum Thore hinaus wehen ſoll. (Er erreicht ihn und reißt ihm den Hut weg) Dacht' ich's doch! Schon wieder der vermaledeyte Page!

Annliesch. Ach der Vetter!

Heldenf. (ſpringt den Sitz) Iſt er das? Heraus mit der Fuchtel!

Bar. Hanns! Peter! werft ihn aus dem Hauſe!

Page. (verkriecht ſich hinter Annlieschen und bläſt aus ſeinem Blaſebalgs Wind, ſo viel er kann, hervor) Wer mir zu nahe kommt, iſt ein Kind des Todes! — Gnädiger Onkel! ich bitte um freyen Abzug, oder ich beſchwöre den Geiſt meiner Mutter, ſich alle Abend in ihr Bett'

zu

zu legen, und Sie mit offnen Armen zu empfangen.

Bar. Hu! hu! Was der Bube für gräßliche Gedanken hat! Laßt ihn laufen!

Page. (zu Annlieschen kommt) Auf Wiedersehn, schönes Mühmchen! (indem er geht und ruft) Platz da! Platz da! (ab)

Heldenf. Potz Friedrich und Bonaparte!

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

(Eine Straße. Links des Barons Haus, welches gegen die Zuschauer ein Eck macht. Es hat einen Balkon. Neben demselben rechts steht ein großer Baum. Links Parterre ist ein Fenster für den Hausknecht. Des Barons Hause gegenüber steht ein Kaffeehaus. Zwischen beyden ein Buchladen, und neben dem Buchladen die Wohnung eines Juristen.)

Erster Auftritt.

Page. Stiefel.

Stief. Nun, Gott sey Dank! so weit hätten wir es gebracht. Weder Dach noch Fach, nichts zu beißen, nichts zu brechen, sollen

ſollen Morgen reiſen und haben keinen Heller in der Taſche. Eine recht ſcharmante Situation!

Page. Du irrſt. Ich habe noch Pathenpfennige. Zwey ſeltene Dukaten.

Stief. Ja, damit werden wir weit kommen.

Page. Wer ſagt Dir denn, daß ich fort will? Hier will ich bleiben.

Stief. Auf der Straße?

Page. Nichts weniger, in dieſem Hauſe meines Onkels. Es müßte doch mit dem Teufel zugehn, wenn wir nicht irgendwo ein Schlupfloch finden ſollten.

Stief. Ja, wenn wir Katzen wären, ſo kletterten wir durch die Dachlücken.

Page. Ey was! nur den Muth nicht verloren.

Un héros prévoit tout; l'image du danger,
Loin d'arrêter son bras, sert à l'encou-
rager;

Il voit d'un oeil serein la mort qui l'environne,
Un grand coeur s'enhardit, où le foible s'étonne!

Stief. Davon versteh' ich kein Wort. Aber daß wir keinen hinkenden Postgaul damit bezahlen können, das weiß ich.

Page. Zum Teufel mit Deinen Postpferden! Ich gehe nicht eher von der Stelle, bis der Onkel mit den Dukaten herausrückt.

Stief. Ja, ja, es hat das Ansehn dazu. Die Thüre ist verschlossen, und wenn wir noch lange hier stehen, so sind sie kapabel, uns mit ihrem Waschwasser zu taufen.

Page. Keine Sündfluth' soll mich hier vertreiben. (Er ruft) He! Holla! Holla!

Stief. Er wird nicht eher ruhn, bis er Prügel bekommt.

Page. Holla! Holla!

Zweyter Auftritt.

Hanns an der Thüre. Vorige.

Hanns. Was will der junge Herr?

Page. Mach' auf!

Hanns. Ich darf nicht.

Page. Warum nicht?

Hanns. Ich bekomme Prügel, wenn ich aufmache.

Page. Nun, was thut das?

Hanns. Ey, es thut weh!

Page. Ich gebe Dir Geld.

Hanns. Wie viel?

Page. Die Hälfte meines ganzen Vermögens.

Hanns. Behüte! Das wäre gar zu viel.

Stief. Nimm's nur, Kamerad! Es wird Dir die Taschen nicht entzwey reißen.

Page. Da nimm!

Hanns.

Hanns. (sieht die Hand betrübt) Ein Dukaten? Ne, junger Herr! Da käme noch kein Groschen auf jeden Hieb.

Stief. (bey Seite) Bey dem sind die Prügel Scheidemünze.

Page. (thut in der Tasche) Barbar! Da geb' ich Dir noch ein Comödienbillet in den Kauf.

Hanns. Was soll ich damit machen?

Page. Du kannst in Berlin die Donaunymphe dafür sehen.

Hans. Gott bewahre mich vor der sündigen Comödie!

Page. Willst Du mich zur Verzweiflung bringen? Wohlan! Nimm mein ganzes Vermögen! (wirft ihm noch einen Dukaten zu)

Hanns. Zwey Dukaten? Ne, junger Herr! Der gnädige Onkel jagt mich zum Hause hinaus.

Page. So blicke stolz auf ihn herab und geh!

Hanns. Wovon soll ich denn leben?

Page. Du Esel! ich versorge Dich.

Hanns. Wie denn?

Page. Ich laſſe Dir täglich eine Portion Rumfordiſche Suppe reichen.

Hanns. So was Suppe! Hier hab' ich Fleiſch. (ſchlägt das Fenſter zu)

Page. Hanns! Höre doch! Nur noch ein Wort.

Hanns. (am Fenſter) Na! Was giebt's noch?

Page. Ich ſchlage Dir Arm und Bein entzwey.

Hanns. Oho!

Page. Ich zünde Dir das Haus über dem Kopfe an!

Hanns. Dann werden Sie lebendig gebraten. (ſchlägt das Fenſter zu)

Dritter Auftritt.

Page. Stiefel.

Page. Verfluchter Kerl!

Stief. Jetzt ſind wir wohl am Ende von unſerm Latein? Am beſten, wir laden uns

all

als blinde Passagiers auf den Postwagen und kutschiren heim.

Page. Aber bedenke doch nur, daß wir funfzig Meilen entfernt sind. Mit zwey Dukaten kommen wir nicht einmahl blind bis nach Halle.

Stief. Man muß auf Mittel denken. Es reisen ja so manche Leute ohne Geld. Wie, wenn Sie einen hübschen neumodischen Titel für ein Buch ausdächten, und ließen unterwegs darauf pränumeriren?

Page. Da müßt' ich ja das Buch auch schreiben?

Stief. Bewahre der Himmel! — Oder kollectiren Sie für eine abgebrannte Kirche.

Page. Seh' ich denn aus wie ein Kirchenvorsteher?

Stief. Oder bringen Sie den Leuten Lotterielooſe auf, wie die Braunschweiger Collecteurs.

Page. Pfuy!

Stief. Oder wir sagen, wir sind chinesische Emigranten.

Page. Willst Du nicht lieber gar mit Flecktugeln herum reisen?

Stief. O ja, wenn es Kugeln gäbe, mit denen man die Flecken aus der Seele reiben könnte, da wär' etwas zu verdienen.

Page. Gerade umgekehrt! Dann würde Jedermann sagen: Geht zum Teufel! ich brauch' Euch nicht.

Stief. Es kommt mir vor, als ob wir schon auf gutem Wege zum Teufel wären.

Page. Stiefel! Ich habe einen Einfall.

Stief. Es wird wohl wieder was Tolles seyn.

Page. In das Haus muß ich, und sollt' ich zehn Jahr davor liegen, wie die Homerischen Helden vor Troja.

Stief. Wenn wir nur solche Posaunen hätten, wie bey Jericho!

Page.

Page. Zum wenigſten verſchaffe ich Dir Luſt, um dieß Briefchen an meine Couſinen zu beſtellen.

Stief. Was wollen Sie denn von ihnen?

Page. Im Nothfall ſollen Sie mir ihre Marktpfennige leihen; wenn ich in der Lotterie gewinne, bezahl' ich ſie ehrlich wieder.

Stief. Haben Sie denn in die Lotterie geſetzt?

Page. Nein; aber komm nur!

Stief. Wohin denn?

Page. Dort im Wirthshauſe finden wir, was wir brauchen.

Stief. Eſſen und Trinken brauchen wir.

Page. In fünf Minuten ſoll die Kriegsliſt im vollen Gange ſeyn. (ab)

Stief. (ihm folgend) Ach, wenn nur erſt mein Magen im Gange wäre.

Vierter Auftritt.

Baron und Hanns aus dem Hause.

Bar. Hier vor der Hausthüre war er?

Hanns. Ja!

Bar. Und wollte mit Gewalt herein?

Hanns. Er bot mir Geld.

Bar. Das schlugst Du aus?

Hanns. Da bot er mir Prügel.

Bar. Laß Dich prügeln, lieber Hanns, laß Dich windelweich prügeln; aber keinen Fuß über die Schwelle! Im Nothfall, wenn er durchaus darauf besteht, so kommst Du lieber herunter auf die Straße.

Hanns. Das werd' ich wohl bleiben lassen.

Bar. Du hast recht, denn Du bist ein dummer Kerl. Es könnt' ihm einfallen die Thüre mit Dir einzurennen. Wenn er wieder kommt, so gieb mir nur einen Wink, dann steh' ich hinter Dir.

Hanns. Sehr wohl; und wenn er dann wieder sagt: Du Esel! so sag' ich, der gnädige Herr steht hinter mir.

Bar. Tag und Nacht bleibe auf Deinem Posten, bis der Schelm abreist.

Hanns. Auch bey Nacht?

Bar. Allerdings! Der Bube ist zu allem fähig.

Hanns. Ey, bey Nacht brauchen wir keine Wache. Da hängen ja gleich in der Unterstube die alten Familienbilder, die leiden nichts Unrechtes im Hause.

Bar. Hast Du auch so was gemerkt?

Hanns. Freylich! Ich wundere mich nur, wie der Vetter Page gleich daneben hat schlafen können.

Bar. Ich wollte, seine Urgroßmutter hätte ihm den Hals umgedreht. — Nu, Hanns, paß auf! und laß mir keine Mücke zum Fenster herein fliegen, ohne zu rufen: Wer da? (geht ins Haus)

Fünfter Auftritt.

Hanns allein.

Schon gut, schon gut! Bey Tage steh' ich meinen Mann; aber bey Nacht? — Ne, da schickt der Teufel seine Pagen aus; da bleib' ich fein im Bette. Ja, wenn ich so viel Courage hätte, wie unsre Kammerjungfer, das ist eine verzweifelte Dirne! Mit meinen eigenen Ohren habe ich die Gespenster hören in ihre Stube hinein gehen, und sie hat sich gar nichts draus gemacht. (Er geht ins Haus, verschließt und verriegelt es)

Sechster Auftritt.

Stiefel verkleidet mit einem Raritätenkaſten. Page als Savoyard mit einer Leyer. Ein Haufen Straßenjungen folgen.

Page. (leyert von Zeit zu Zeit) Orgelum, orgeley, dudeldum dey! Schöne Rarität! Hab' Sie keſehn, ſchöne Rarität!

Stief. Wer zahlt! Wer zahlt! Erſchaffung der Welt um zwey Dreyer, Sündfluth kcht in den Kauf.

Page. (leyert) Orgelum, orgeley, dudeldum dey! Schöne Rarität!

Stief. (ſtellt den Kaſten auf, ſo, daß die Löcher, durch welche man hineinſieht, gegen die Hausthüre des Barons zu ſtehen kommen. Die Jungen zahlen ihre zwey Dreyer und drängen ſich vor die Löcher) Na Junge! Hör einmahl auf zu leyern und ſag' Deine Lektion auf!

Page.

Page.

Im Anfang war ſick alles finſter
Wie ſu Straßburk im kroſſe Münſter,
War ſick wok alles wüſt und leer,
Auch froren die Engelein kar ſu ſehr.
Sprack liebe Gott, es werde Lickt!
Kuck' Sie hinein wie's hell umbrickt.
Wie alſo gleick die Element bey Vieren
Kar luſtick durkeinander marſchieren,
Luft, Erde, Waſſer und auck Feuk,
Die kück ſie Alle vor Swey Dreyer.
Orgelum orgeley! dudeldum dey!

(er leyert ein wenig)

Hanns. (macht ſein Fenſter auf und horcht hinaus)

Stiefel.

Da kommt die Sonn kezogen,
Die Sternlein am Himmelsbogen,
Der liebe Mond ſeyn auk dabey,
Die Thiere macken kroß Geſchrey:
Adam im Paradieſe
Mit neue Händ' und Füſſe,

Schaut

Schaut ſich mit kroß Vergnügen
Kebratne Tauben fliegen,
Darf nur das Maul aufſperren,
Kebt Sie wohl ackt, Ihr Herren!

Page. (leyert ein wenig) Orgelum orgelum orgelum, dydeldum dey!

Faust. Den Teufel, das möcht' ich doch auch sehn. Zwey Dreyer lassen sich schon noch dran wenden. (Er macht das Fenster zu)

Page.

Da kommt ſich auk Frau Eva
O heilik Genoveva!
Sie ſpeiſ' in Apfelſchnitt
Mir kroſſe Appetitt.
Der Apfel ſeyn kemauſt,
Der Teufel lackt in ſein Fauſt.

Siebenter Auftritt.

Hanns. Vorige.

Hanns. Hört einmahl, guter Freund! Da habt Ihr zwey Dreyer! Laßt mich auch hineingucken.

Stief. Platz da, Jungens, Platz da!

Hanns. (Lacht.)

Stiefel.

Nu werd Sie schau, nu werd Sie seh
Der Franzmann nach Egypten geh,
Da sitzen schon vor ein Landkärte
Der große General Bonaparte,
Da speisen er ein mager Supp,
Da fahren er auf ein Schalupp,
Und eh sich umkehrt eine Hand,
Steigen er in Egypt' an Land.

Page. (giebt Stiefeln ein Billet, winkt ihm und Stiefel schlüpft durch die offene Hausthüre)

Hanns.

Hanns. 's ist doch ein schnakisches Ding.

Page.

Schau Sie die Muselmann kommen
Mit krosse Säbel keschwommen,
Da reiten der Musti durch die Nil
Auf ein kewaltig Crocodill.

Hanns. Das ist ein Teufelskerl!

Page.

Jetzt müss' Sie fleißig kucken,
Da komm' die Mammelucken,
Mit ihre breite Messer,
Seyn karsticke Menschenfresser
Keporen in Afrika,
Die han sick ein, Allah!
Ah! die verfluckte Mohren!
Sie nehm sick kein Raison,
Schau, schau, da hab sie schon
Ein Franzmann bey die Ohren.

Achter Auftritt.

Der Baron fähret mit der linken Hand Stiefel bey Einem Ohr, ergreift im Vorbeygehn mit der Rechten Hannsens Ohr, führet so Beyde auf den Vordergrund der Bühne und stellt sie einander gegenüber. Heldensinn, Brennessel und Kreuzqueer sind gefolgt. Sobald der Page die Thüre offen sieht, läuft er mit einem von sich, schlüpft in das Haus, schließt und riegelt hinter sich zu.

Bar. (zwischen Stiefel und Hanns, von denen der Letztere vor Verwunderung das Maul aufsperrt) Gehorsamer Diener!

Stief. Unterthänigster Knecht!

Bar. Sollt' ich Dir Spitzbuben nicht das Ohr vom Kopfe reißen?

Heldens. Ich will es ihm abhauen, Schwiegerpapa!

Stief.

Stief. Bitte, ſich beyderſeits nicht zu incommodiren.

Brenn. Geben Sie mir den Kerl, ich mach' ihn zum Ochſentreiber.

Stief. Ach Gott! dazu hab' ich kein Genie.

Bar. (zu Hanns) Und Du Schurke! heißt das aufpaſſen?

Hanns. Ich wollte nur die Mammeluken ein Bischen ſehen.

Bar. (zu Stiefel) Spitzbube! wo iſt das Briefchen, das Du in der Hand hatteſt?

Stief. Ein Briefchen?

Bar. Ja, ja, ein Briefchen! Wo haſt Du es hin praktizirt?

Stief. Lieber Himmel! ich kann gar nicht ſchreiben.

Bar. Eulenſpiegel! Dein vermaledeyter Herr hat es geſchrieben.

Stief. So?

Bar. Heraus damit!

Stief. In der Angst hab' ich's verlohren.

Bar. Du willst nicht? Herr Schwiegersohn, ziehen Sie vom Leder!

Heldenf. (zieht) Pot Friedrich und Bonaparte!

Stief. Ach ja, ja; da ist es!

Bar. (ins) „Einzig Geliebte!" — welche von diesen [illegible]?

Stief. Er sagte, ich möchte es der Ersten geben, die mir aufstieße.

Brenn. Was? Meiner Braut auch?

Stief. O ja!

Kreuzq. Auch der meinigen?

Stief. Zu dienen.

Heldenf. Ich will hoffen, daß er bey der meinigen eine Ausnahme machte?

Stief. Keinesweges!

Bar. Hören Sie nur, meine Herren! (er lies) „und wenn Ihr Vater, der Barbar" das soll ich seyn; „Sie hinter dreyfachen Schlössern verriegelte, so wollt' ich ihm dennoch

noch eine Naſe drehen.“ Mir will er eine Naſe drehn, mir „Der alte Held aus dem Einjährigen Kriege iſt ein Prahlhanns“ das geht auf Sie, Herr Schwiegerſohn!

Heldenf. Alle Wetter! Wo ſind meine Piſtolen?

Bar. (lieſt) „der ſich mit mir auf dem Mantel ſchießen muß!“ —

Heldenf. Auf dem Mantel? Lieber gar einander die Piſtolen ins Maul ſtecken!

Bar. (lieſt) „Der Landjunker mit den großen Kuhſtällen“ das geht auf Sie, Herr Schwiegerſohn! „ſollte lieber eine Schwindſüchtige heyrathen“ —

Brenn. Potz Miekchen! was ſoll ich mit einer Schwindſüchtigen machen? Dummer Gedanke!

Bar. (lieſt) „und den lebendigen Reiſekoffer —“ das geht auf Sie, Herr Schwiegerſohn! „wollen wir in Gottes Nahmen wieder auf den Poſtwagen packen.“

Kreuzq. Narr! Bin ich denn nicht ſchon auf Reiſen geweſen? Bin ich etwa nicht von Stolpe nach Danzig gereiſ't? Apropos! Damahls hab' ich auch einen ſolchen Raritäten-kaſten geſehen, da wurde die Welt erſchaffen und ſonſt noch allerley. Es ſteht alles in meinem Tagebuche, das kein Menſch drucken will.

Bar. (zu Stiefel) Jetzt packe Dich fort, Du Kuppler! Laß Dich nicht wieder vor meinem Hauſe erblicken, und ſage Deinem Herrchen, all' ſeine Liſt und Ränke ſind vergebens. Der Onkel iſt auf ſeiner Hut. Marſchiert Ihr nicht bald aus dem Thore, ſo laß' ich Euch proſtituiren.

Stief. Ach! wenn der gnädige Herr nur Reiſegeld ſpendiren wollten.

Bar. Fort! Marſch! ich gebe keinen Heller.

Stief. Kommt, Jungens! Orgelum orgeley, dubeldum dey! (Er packt ſeinen Kaſten auf und geht)

Neun-

Neunter Auftritt.

Vorige ohne Stiefel.

Bar. Meine werthen Herren Söhne! es ist gut, daß der Notarius noch heute Abend Alles in Richtigkeit bringt; denn lieber wollt' ich drey Kirschbäume vor Sperlingen hüten, als drey Mädchen vor Windbeuteln.

Heldenf. Ich will mein Annlieschen schon kirre machen.

Brenn. Wenn Kätchen sich der Stallfütterung annimmt, so soll sie genug zu thun bekommen.

Kreuzq. Ich führe Trudchen auf Reisen, da lernt sie Mores.

Bar. (zu Hanns, der noch immer mit offenem Munde da steht) Nun? Was stehst Du noch immer da?

Hanns. Ich verwundre mich noch immer.

Bar.

Bar. Fort! Mach' uns die Thüre auf. (Hanns geht) Kommen Sie, meine Herren, die Flasche war noch nicht leer. (Sie gehen zu Hanns, der die Hauptthüre besucht) Nun? Mach' auf!

Hanns. Der gnädige Herr haben die Thüre verschlossen.

Bar. Dummkopf! Du hast ja selber den Schlüssel.

Hanns. So muß der Wind sie zugeworfen haben. (Er versucht aufzuschließen)

Bar. Nun? wird's bald?

Hanns. Es geht nicht. Die Thüre ist von innen verriegelt.

Bar. Vermuthlich hat meine Schwester aus löblicher Vorsicht — Wir müssen klopfen.

Hanns. (klopft) He! Holla! — Es hört niemand.

Bar. (klopft selber) Heda! Holla!

Hanns. Alles mausetodt.

Bar. Sind die vier Mädchen taub geworden? Meine Herren, helfen Sie doch! (Alle trommeln an der Thüre) Holla! Holla!

Zehn-

Zehnter Auftritt.

Page auf dem Ballon. Vorige.

Page. Wer klopft und ſchreyt denn da ſo mörderlich?

Alle. (Prallen zurück mit offnem Maule)

Bar. Pah!

Brenn. Potz Miekchen! da iſt er ja ſchon wieder.

Heldenf. Der Burſche hat ein Pactum mit dem Satan gemacht.

Hanns. Kurios! Der Herr Page iſt drinnen und wir ſind draußen.

Bar. (der vor Wuth kaum ſprechen kann) Sag' mir nur, Verfluchter —

Page. Ach, ſind Sie es, gnädiger Onkel? Worinn kann ich Ihnen dienen?

Bar. Den Augenblick laß die Thüre aufmachen, oder —

Page. Sie ſcheinen ganz erzürnt?

Bar.

Bar. Warte nur! Laß mich nur hinein kommen!

Page. Ey, Wenn das Ihre Meynung ist, so wär ich wohl ein Narr, wenn ich aufmachte.

Bar. Du willst nicht aufmachen?

Page. Nein!

Bar. Willst mir mein eignes Haus vor der Nase zuschließen?

Page. Er hat mir anempfohlen; aber jeder ist sich selber der Nächste.

Bar. Ich lasse den Schlosser holen.

Heldenf. Ich lasse eine Kanone aufführen.

Brenn. Wenn ich nur Einen von meinen Mastochsen hier hätte, der sollte schon die Thüre aufrennen.

Page. Probiren Sie es unterdessen.

Bar. Bursche! machst Du auf oder nicht?

Page. Ich mache nicht auf. Ich habe meinen schönen Mähmchen noch so Vielerley

zu

zu ſagen, und ich weiß doch, daß Sie uns ſtören würden. Gehn Sie lieber mit den Herren noch ein Stündchen ſpazieren.

Bar. Unverſchämter Bube! Hanns! lauf' nach dem Schloſſer!

Hanns. Der Riegel iſt ja vorgeſchoben.

Page. Gnädiger Onkel! ich will Ihnen eine Kapitulation vorſchlagen.

Bar. Schweig, Böſewicht!

Page. Erſter Artikel: Es ſoll zwiſchen den kriegführenden Mächten Friede und Freundſchaft auf ewige Zeiten geſchloſſen werden. Wir können es hinterdrein doch halten wie wir wollen.

Bar. Ich glaube, der Bube ſpottet noch?

Page. Keinesweges. — Zweyter Artikel: Paul von Huſch entſagt allen ſeinen Eroberungen, erhält aber dagegen eine Indemniſation von hundert Dukaten.

Bar. Hundert Stockprügel!

Page.

Page. Wollen Sie das nicht, so empfehle ich mich schönstens, und eile, die Besatzung zur tapfern Gegenwehr aufzumuntern. (zieht sich zurück)

Bar. Hanns! hole mir ein Beil. Ufl ich ersticke vor Wuth! — Oder warte — das währt mir Alles zu lange. Meine werthen Herren Schwiegersöhne, sollten wir fünf baumstarke Männer nicht Kraft genug haben eine Thüre einzurennen?

Heldens. Ey warum das nicht?

Brenn. Wo ich mit meinem Kopfe hinstoße —

Kreuzq. Auf meiner Reise von Stolpe nach Danzig —

Bar. Reisen Sie zum Teufel! aber jetzt helfen Sie mir die Thüre einsprengen.

Hanns. Es wird aber Alles morsch entzwey brechen.

Bar. Und wenn das ganze Haus darüber einstürzte! Allons! Frisch drauf los! (Alle lehnen sich gegen die Thüre) Besser! — noch

noch beſſer! — (die Thüre bricht ein) Paff! da liegt ſie! — Nun warte, Herr Vetter! (ab)

Heidenſ. Jetzt marſchiren wir durch die Breſche. (ab)

Hanns. Nun mag ich's auch mit dem Pagen nicht theilen. (ab)

Eilfter Auftritt.

Page. Annliesch auf dem Balken.

Page. Der Teufel! Es wird Ernſt.

Annliesch. Um Gotteswillen, Vetter! ſie ſind ſchon auf der Treppe.

Page. Hat nichts zu bedeuten: ich retirire mich en bon ordre. (er ſteigt auf den Baum)

Annliesch. Sie werden den Hals brechen.

Page. (im Herabſteigen) Die Liebe wird mich ſchützen,

Anns

Annliesch. Er ist glücklich herunter. Adieu! Adieu! (ab)

Page. Nun wollen wir den Spaß doch vollends abwarten. Den Rücken hab ich ja frey.

Zwölfter Auftritt.

Baronin, Hanns mit Brod und Butter auf den Tellern. Page unten.

Bar. Wo ist er? wo hat er sich verkrochen?

Page. Ganz gehorsamer Diener!

Bar. (ihn erblickend) Nu, so schlag das Donnerwetter drein!

Hanns. Der kann mehr, als Brod essen.

Page. Treppe oder Baum, das gilt einem flinken Pagen gleich.

Bar. Baum? He, Hanns! der Baum soll umgehauen werden, heute noch, hörst Du?

Page.

Page. Was hilft das Alles, lieber Oheim? Sie werden mich doch nicht los, wenn Sie mir nicht hundert Dukaten Reisegeld vorstrecken.

Bar. Um mir den Satan vom Halse zu schaffen, wollte ich wohl endlich in einen sauern Apfel beißen — — —.

Page. Beißen Sie, lieber Oheim, beißen Sie!

Bar. Welche Sicherheit kann Er mir stellen?

Page. Ich schreibe Wechsel so viel Sie wollen.

Bar. Seine Wechsel sind Wische. Wovon kann Er mich wieder bezahlen?

Page. Sobald ich mündig werde, fange ich einen Prozeß gegen Sie an, wegen des Guthes, das meiner Mutter gehörte; den Prozeß gewinne ich, und dann bezahl' ich Sie bey Heller und Pfennig.

Bar. Mit meinem eignen Gelde? — Warte, Bursche! Wir haben noch Polizey in

der

der Stadt, die soll Dir den Muthwillen dämpfen. (ab)

Dreyzehnter Auftritt.

Page allein.

Fort ist er! — so steht es nun! — Nur gehen muß es doch, es sey auf welche Art es wolle; denn ohne Geld kann ich doch nun einmahl nicht reisen. — Soll ich wieder hineinschlüpfen? — Die Thüre ist zerbrochen — aber jetzt ist der Feind noch in Allarm. Wir müssen temporisiren. Bis jetzt war ich Hannibal, nun will ich einmahl den Fabius Cunctator spielen. — Wahr ist's, es liegen mir gar zu viel Feinde auf dem Halse, und ich steh' allein; denn Stiefel ist nicht zu rechnen. — Ich werde mir doch wohl Allirte suchen müssen. — Es mag drum seyn. — Da ich die Mädchen doch nicht alle drey heyrathen

then kann, so will ich lieber gar keine haben.— Ja — ich will sie den drey Officieren geben — und meinen Seegen dazu.

Vierzehnter Auftritt.

Stiefel schleicht herbey. Page.

Stief. Sind Sie glücklich wieder heraus?

Page. Dummer Esel, warum hast Du Dich denn bey den Ohren kriegen lassen?

Stief. Ja kann mich ja nicht unsichtbar machen.

Page. Wenn nur Dein Witz nicht immer unsichtbar bliebe. Ein Reitknecht bey einem Pagen und weiß sich nicht besser zu helfen!

Stief. Nehmen Sie sich nur in Acht, daß Sie nicht zwischen zwey Feuer kommen, denn ich sehe da oben die drey Herren Officiere aufmarschiren, die Sie aus dem Korbe ge-

gestochen haben. Ich denke, wir machen, daß wir fortkommen.

Page. Feige Memmen! Ihr Herren kommen mir eben recht, ich habe einige mit ihnen zu reden.

Stief. Da will ich nicht stören. (Er geht furchtsam in den Hintergrund)

Funfzehnter Auftritt.

Berg. Busch. Thal. Vorige.

Berg. Sieh, sieh, da steht ja wohl der saubre Herr Page.

Busch. Jetzt Revanze, Herr Bruder!

Thal. Dießmahl, junger Herr, sollen Sie uns nicht entschlüpfen.

Page. Meine Herren, das ist ganz gar nicht meine Absicht. Ich war im Gegentheil eben auf dem Wege Sie zu suchen.

Berg. Wirklich?

Busch. Ein Rothschuß.

Thal.

Thal. Was wollten Sie denn bey uns?

Berg. Vermutlich das Trinkgeld holen?

Page. Keinesweges. Ich bin uneigennützig und wollte Ihnen blos Glück wünschen.

Busch. Wozu?

Page. Mit vieler Mühe ist es mir endlich gelungen, meine drey Muhmen zu überzeugen, daß sie keine bessern Männer auf der Welt finden werden, als Sie, meine Herren!

Thal. Will der junge Herr uns wieder zum Besten haben?

Page. Hören Sie mich doch nur aus! Daß ich selber ein wenig in meine schönen Mühmchen verliebt war, will ich gar nicht läugnen, und so lange ich Hoffnung hatte, war ich mir freylich der Nächste. Aber jetzt, da drey verdammt vierschrötige Bräutigams angekommen sind —

Alle Drey. Was?

Page. Und ich also doch leer ausgehe, so gönne ich sie Ihnen lieber, als den einfäl-

tigen Landjunkern. Darum hab' ich beſchloſſen, daß noch heute Abend Ihre Verlobung ſeyn ſoll.

Berg. Sie haben beſchloſſen? Das iſt allerliebſt.

Buſch. Wollen Sie etwa Komödie mit uns ſpielen?

Page. Warum nicht? Ein wenig. Wir wollen aber gleich beym vierten Akt anfangen, und im fünften werden die Heyrathen vollzogen. Ich rechne freylich dabey auf Ihre Hülfe.

Thal. Wenn es Ernſt wäre —

Page. Für's Erſte müſſen wir die Nebenbuhler aus dem Hauſe ſchaffen, dann hab' ich das Uebrige ſchon im Kopfe.

Berg. Junger Herr, wenn Sie Wort halten, ſo haben Sie drey arme Teufel glücklich gemacht.

Buſch. Und drey wackere Männer ſich zu Freunden erworben.

Thal.

Thal. Wenn es aber wieder so ein Pagenstreich ist —

Page. Meine Herren, ich bin in Ihrer Gewalt! Wenn ich Sie dießmahl anführe, (zu Berg) so schlage ich mich mit Ihnen auf Pistolen; (zu Bals) mit Ihnen auf den Hieb; (zu Thal) und mit Ihnen auf den Stoß. Kommen Sie nur mit auf's Kaffeehaus, da will ich Ihnen meinen Plan entwickeln. Courage, Messieurs!

Il est beau de tenter des choses
inouïes,
Dût-on voir par l'effet ses volontés tra-
hies.
Je brave les dangers, la mort, l'enfer,
la loi:
Vous — s'il y faut périr — périssez
avec moi!

Alle in das Kaffeehaus.

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug.

(Der Schauplatz wie im dritten Aufzug. Der Baum ist aber umgehauen. Die Hauptthür mündet in Ordnung.)

Erster Auftritt.

Page, Berg, Busch, Thal, aus dem Kaufhause.

Page. Haben Sie nun Alles begriffen?

Alle Drey. Vollkommen.

Page. (zu Berg) Der Fleischer ist willig?

Berg. Für Geld und gute Worte.

Page. Haben Sie die ukrainischen Ochsen selbst gesehen?

Berg

Berg. Sie ſind brav gemäſtet.

Page. (zu Thal) Und Sie, Herr Lieutenant, waren Sie im Buchladen?

Thal. Der ſteht ganz zu unſerm Befehl. Der Buchhändler ſelbſt iſt auf der Meſſe. Ich denke, der ſeine junge hübſche Frau; ſie wird Beyſtand leiſten und im Nothfall ſich ſogar verleſen laſſen, bis zum Einſchlafen.

Page. Brave! (zu Buſch) Und Sie, Herr Lieutenant, werden dem alten Kriegskameraden auf's Leder trinken, bis er den Hausvater für einen Maymzlacken anſieht.

Buſch. Wenn er nur an die Geſandtſchaft glaubt.

Page. Ach ja doch! Man kann den Leuten das tollſte Zeug weiß machen, wenn es nur ihrer Eitelkeit ſchmeichelt, und beſonders, wenn Einem ſchon der Nagel im Kopfe ſteckt, da darf man nur in Gottes Nahmen drauf los hämmern, er geht immer tiefer hinein, immer tiefer! — Wohlan, meine Herren! die

die Rollen zu der Farce sind vertheilt — das Locale ist, wie Sie sehen, klüglich benutzt. — Alles in der Welt kommt darauf an, daß Jeder an seinem rechten Platze stehe. Das ist leider selten der Fall; denn die Menschen werden nicht auf den Acker des Lebens gesäet, wie Korn, sondern der Wind des Zufalls trägt den Saamen hier und dort hin. Aber dieses mahl — drey junge Lieutenants, ein Page und ein muthwilliger Herr — es müßte mit dem Teufel zugehn, wenn es nicht gelingen sollte.

Berg. An uns soll es nicht liegen.

Busch. Wenn nur nicht am Ende die Mädchen —

Page. Ey was, die Mädchen dürfen nicht mucksen! Dort drey alte Narren; hier drey junge Liebhaber, heute Abend Verlobung mit jenem oder mit diesem; — da bleibt keine Wahl übrig. Hinein, meine Herren! der Vorhang rollt auf — ein Jeder mache sich fertig

fertig zum Debüt — ich halte indeſſen den Prolog.

Berg. Amor iſt die Parole. (er geht zum Zweyten)

Thal. (ab in den Hochſten)

Bäſix. (ab in ſeine Wohnung)

Zweyter Auftritt.

Page allein.

Amor? — das wollen wir ſo genau nicht unterſuchen. Die ſchönen Mühmchen mit ihren 50,000 Thalern bekommen auch wohl Männer, ohne daß Amor ſich zu incommodiren braucht. — Schade, daß ich ſie nicht ſelber heyrathen kann! nehmlich die 50,000 Thaler. Denn was die Mühmchen betrifft, die werden doch, wenn ſie Männer haben, nicht grauſam gegen mich werden?

Dritter Auftritt.

Annliesch auf dem Balkon. Page.

Annliesch. Weiter! Weiter!

Page. Ach sich da, mein schönes Mühmchen! Herrlich, herrlich, daß Sie herauskommen, denn ich habe Ihnen wichtige Dinge zu entdecken.

Annliesch. Ach, was haben Sie gemacht!

Page. Nichts auf der Welt. Aber ich denke noch Allerley zu machen, woraus Ihnen Spaß und Freude erwachsen soll.

Annliesch. Eine schöne Freude, daß Sie nicht mehr ins Haus dürfen.

Page. Wer sagt Ihnen das? Ich hoffe noch diesen Abend das Vergnügen zu haben, mit Ihnen zu speisen.

Annliesch. Ach! daran ist gar nicht zu denken! Der Papa ist so zornig.

Page.

Page. Hat nichts zu bedeuten. Wo ſtecken die drey Bräutigams?

Annliesch. Die ſitzen wieder bey der Flaſche und ſind ſchon halb betrunken.

Page. Deſto beſſer.

Annliesch. Heute Abend ſoll durchaus Verlobung ſeyn.

Page. Daraus wird nichts.

Annliesch. Sagen Sie lieber, aus unſerer Verbindung wird nichts.

Page. Da haben Sie Recht! Aus der wird auch nichts.

Annliesch. Und das ſagen Sie ſo gleichgültig?

Page. Gleichgültig? Mein Herz blutet wie eine Taube, der man den Hals abgeſchnitten. Aber was iſt zu thun? Wahre Liebe iſt uneigennützig. Ich werde meinen Gram in der Bruſt verſchließen, wenn ich, fern von hier, nur weiß, daß meine ſchönen Mühmchen im Arm der Liebe ruhen.

Annliesch. Dazu ist jede Hoffnung verschwunden.

Page. Mit nichten. Vergessen Sie einen unglücklichen Pagen, der in die Einsamkeit des Hofes flüchten, und in den treuen Busen der Höflinge seinen ewigen Schmerz ausschütten wird. Sie, sammt Ihren Schwestern, kehren Sie zurück in die holden Arme der entflohenen Lieutenants, die vergebens in zahlten Kaffeehäusern ihren Schmerz in Punsch zu ersticken sich bemühen! — Nicht wahr, liebes Mühmchen, es ist doch besser, die muntern Lieutenants zu heyrathen, als Ihre schwerfälligen Landjunker; und da nun einmahl aus uns beyden nichts werden kann —

Annliesch. Haben Sie vergessen, daß wir unsre Liebhaber spottend verabschiedeten?

Page. Werden schon wieder kommen. Ihre Reize schimmern nicht blos im Spiegel. Die solide Anmuth, welche Sie und Ihre Schwestern besitzen, können die Jahre Ihnen nicht rauben.

Anns

Annliesch. Schmeichler!

Page. Präpariren Sie nur Trudchen und Kätchen darauf. Sie sollen mich — ach Gott! — (weinend) Sie sollen mich vergessen und Ihr Herz der alten Liebe wieder zuwenden.

Annliesch. Wenn man freylich aus zweyen Uebeln das kleinste wählen muß —

Page. Recht so! Ein geſcheidtes Mädchen ergreift seine Parthie.

Deborah. (inwendig) Annlieschen!

Annliesch. Ach Gott! meine Tante! (Sie schlüpft hinein)

Page. Auch gut. Nun wär' alles vorbereitet. — He, Stiefel! Du ruſſiſcher Stiefel! biſt Du fertig?

Vierter Auftritt.

Berg, als ruſſiſcher Kaufmann. Stiefel, als ein gemeiner Ruſſe verkleidet. Page.

Stief. Schto wam nadobna.

Page. Bravo! Du ſiehſt aus, wie ein Iswoschtschik, der auf die Polniſche Meſſe fährt.

Berg. Was ſagen Sie zu meiner Verkleidung?

Page. Gut, recht gut! Jetzt, Stiefel, melde Deinen Herrn. Ich beſorge indeſſen das Weitere. Sind nur erſt die Nebenbuhler bey Seite geſchafft, ſo haben wir bald gewonnen Spiel. (ab in das Kaffeehaus)

Fünf-

Fünfter Auftritt.

Berg, Stiefel, dann Hanns.

Stief. (ruft) Sluschti! Dwornik! Sluschti!

Hanns. (kommt) Was Teufel, iſt das vor ein Kerl?

Stief. (zeigt auf Berg) Wot Gospodin!

Berg. Sie verzeih. Wenig Deutſch. Herr Brenneſſel in dieſe Haus?

Hanns. Haus?

Berg. Ja, ja, Haus. Herr Brenneſſel rufen hieher!

Hanns. (bey Seite) Kurioſe Kerls! Vermuthlich Kalmucken. Mit ſolchen Bärten bleib' ich nicht gern allein. (laut) Schon gut, meine Herren, ich will den Herrn von Brenneſſel ſogleich rufen. (ab)

Berg.

Berg. Nun, Stiefel, halte das Parfent nur parat.

Stief. Da iſt es ſchon, auf ruſſiſche Manier in ein ſeidnes Tuch gewickelt.

Sechster Auftritt.

Brenneſſel. Vorige.

Brenn. (ein klein wenig benebelt) Wer will mich ſprechen? Was ſind das für Leute?

Berg. Ich gaben die Ehre zu ſprechen mit Herr Brenneſſel (das ch muß durchgehends rauh ausgeſprochen werden)

Brenn. Herr von Brenneſſel, Erbherr auf Kuhdorf und Schaafsleben.

Berg. Der nehmlich, der in Oekonomie und Stallfütterung und Kleebau auf höchſte Vollkommenheit gebracht?

Brenn. Der nehmliche. Woher weiß der Herr?

Berg.

Berg. Hat der Ruhm geblasen in seine Trompete, ist weit erschollen bis Peterburch.

Brenn. Wahrhaftig! Potz Miekchen!

Berg. Seyn ich Mitglied von ökonomisch Sozietät zu Peterburch, ist worden beschlossen aufzunehmen als Ehrenmitglied den Gospodin Brennessel.

Brenn. Ich ein Ehrenmitglied?

Berg. Hat der Secretarius gefertigt ein groß Patent, hat der Präsident unterschrieben mit seinen Petschaften. (zu Stiefel) Wannuschka podi Sudà, überreiche das Patent.

Stief. (entwickelt das seidne Tuch, breitet das Patent auseinander und überreicht es Brennessel.)

Brenn. Ganz gehorsamer Diener! Ey, ey, welche Ehre! welche Krackelfüße!

Berg. Das seyn Russisch mit Slavonisch Buchstab.

Brenn. Potz Miekchen! Hätt' ich doch nimmermehr geglaubt, daß der Ruf von meiner

ner Stallfütterung bis an den Elepol dringen würde! — Viel Ehre, meine Herren, viel Ehre! werden Sie sich noch lange hier aufhalten? Bitte, mich auf Schaafsteyden zu besuchen. Da sollen Sie einen Ochsen sehen! und welch' einen Ochsen! — Was wird der Schwiegerpapa vor Augen machen? — Kann ich der ökonomischen Societät mit ein paar Scheffel Teltauerrüben aufwarten?

Berg. Mein Commissair ausgezeichnet zu Ende. Sie kenn doch den Fürst Tschuktschukmutschutschky?

Brenn. Tschuk — tschuk — mut — schutschky? Ich habe nicht die Ehre, Seine Durchlaucht zu kennen.

Berg. Das seyn der reichste Mann in ganz Rußland. Er gaben Güter von Wolga bis Irtisch.

Brenn. Ein paar berühmte Städte!

Berg. Er besitzen auch Wallfischfang in Ostsee.

Brenn. Potz Mielchen.

Berg.

Berg. Drey Millionen jährlich Einkünfte.

Brenn. Alle Teufel!

Berg. Kann ſechs Millionen werden, wenn er auf ſein Güter Kleebau und Stallfütterung einführen thut.

Brenn. Da hat er recht.

Berg. Muß aber ein klug erfahren Oekonom engagiren.

Brenn. Ey freylich.

Berg. Der Fürſt Tſchuktſchinkmutſchutſchky will ſolchem zahlen 100,000 Rubel für Ein Jahr.

Brenn. Für ein einziges Jahr? Das iſt honett.

Berg. Muß aber ſeyn klug wie Gospodin Brenneſſel.

Brenn. Gehorſamer Knecht!

Berg. Iſt gefällig zu reiſen? Hier Vollmacht — hier Contract.

Brenn. (bey Seite) Der Mund läuft mir voll Waſſer.

Berg. Ja oder Nein!

Brenn. Ey, das geht nicht so geſchwind! Wer ſoll indeſſen meine Güter verwalten? Zwar, die könnt' ich verpachten. Aber poh Miekchen! Ich ſoll auch heyrathen.

Berg. Braut kann warten. Der Fürſt ſchicken koſtbare Diamanten.

Brenn. Freylich, freylich! und die 100,000 Rubel —

Berg. Auch ſenden Seine Durchlaucht drey prächtig Stück Ukrainiſch-Ochſen.

Brenn. Mir?

Berg. So ie. Peterburch ſeyn Hauptſtadt in Ukrain.

Brenn. Ja, ja, das weiß ich.

Berg. Ich kommen 12000 Werſt, um zu ſuchen ein Ochs, der ſey größer als meine Ochſen.

Brenn. Das wollen wir doch ſehen! Wo ſind ſie?

Berg. (auf Stiefel deutend) Dieſer Mann, Ochſentreiber, gaben verdient ein Nawodka, ein gut Trinkengeld.

Brenn. Soll er haben. Da! da! (giebt Stiefel Geld) Wo ſind die Ochſen? Ich brenne vor Begier.

Berg. Seyn logirt bey dieſer Fleiſcher.

Brenn. Geſchwind! geſchwind! Sr. Durchlaucht, der Fürſt Tſchuktſchukmutſchutſchky muß ein vortrefflicher Herr ſeyn. Ich habe große Luſt ihm in Wolga oder Irtiſch meine Aufwartung zu machen. (Geht mit Berg und Stiefel zum Fleiſcher)

Siebenter Auftritt.

Page und Buſch ſchleichen aus dem Kaffeehauſe. Buſch iſt als Courier gekleidet.

Page. Der wäre abgefertigt. Zwiſchen den Ochſen vergißt er die Braut, und wird uns für's Erſte nicht ſtören. Jetzt, Herr Lieutenant verſuchen Sie Ihr Heil! Ich

will indeſſen noch ein wenig Branntwein in den Champagner thun. (ab in das Kaffeehaus)

Buſch. (klopft an des Barons Haus) Holla!

Hanns. (am Fenſter) Wer klopft?

Buſch. Logirt hier nicht der Herr Lieutenant von Heldenſinn.

Hanns. Ja!

Buſch. Ruf Er ihn geſchwind! Ich bringe Depeſchen aus der Reſidenz.

Hanns. Will der Herr nicht herein kommen?

Buſch. Nein; ich muß ganz allein mit ihm ſprechen.

Hanns. Der Herr Lieutenant ſind eben in der Bataille mit den Weinflaſchen, da geht's mörderlich zu! Ich will's ihm aber wohl ſagen. (ab)

Buſch. Deſto beſſer, wenn er ſchon ein wenig benebelt iſt. Der Wein macht ja nicht blos geſchwätzig, ſondern auch leichtgläubig. O Bachus! Höre! Dein Bruder Amor ruft Dich zu Hülfe!

Ach,

Achter Auftritt.

Heldenſinn. Buſch.

Heldenſ. Was beliebt, mein Herr?

Buſch. Bin ich in der That ſo glücklich, den berühmten Herrn von Heldenſinn vor mir zu ſehen?

Heldenſ. Ja.

Buſch. Den nehmlichen, der den ganzen Einjährigen Krieg mitgemacht?

Heldenſ. Den nehmlichen.

Buſch. Zu dem Sr. Majeſtät der König ſagten: Er ſolle nach Hauſe gehn, bis man ihn rufen werde?

Heldenſ. Ja, ſo ſagten Sr. Majeſtät.

Buſch. Wohlan! die Zeit iſt gekommen! — Der König ruft!

Heldenſ. Giebt's Krieg? Wo?

Buſch. Zwar nicht im lieben Vaterlande; aber das Reich der Ptolomäer, die

Wiege der Wissenschaften, der Schauplatz von Cäsars und Alexanders Siegen, mit einem Worte Egypten, schmachtet noch immer unter dem Joche der Muselmänner. Die Mammelucken wehren sich wie brave Leute, doch ihr tapferster Anführer, Owar Bay, ist gefallen. In dieser Noth haben sie eine schwarzbraune Deputation an den König gesandt, um Hülfe und Schutz gebeten. Nun sind Se. Majestät zwar nicht gesonnen, ihnen öffentlich Vorschub zu leisten, denn sie wollen mit der Ottomannischen Pforte nicht geradezu brechen; jedennoch wünschen Sie insgeheim die Mammelucken zu unterstützen, und wollen ihnen deshalb einen Beystand zusenden, der leicht mehr werth seyn könnte, als eine Armee. Dreymahl riefen Sr. Majestät: „welcher unter „meinen Generalen hat Muth an der Spitze „der Mammelucken zu fechten?“ — Dreymahl verstummten die Krieger ringsumher. — Schon glühte des Königs Auge von edlem Unwillen, als plötzlich ein guter Genius den

Nahmen Heldensinn ihm zuflüsterte. „Ha!“ rief er aus: Adjutant von Säbelknopf!“ — das bin ich — „zieht flugs „Eure Courierstiefeln an, jagt zehn Pferde „todt, und meldet meinem wackern Heldensinn; sein König ruft! Er soll nach Egypten „fliegen, meinen Nahmen verherrlichen, und „zum Lohne sich alle die Schätze zueignen, „die er in den Pyramiden finden wird.“

Heldens. Potz Friedrich und Bonaparte!

Busch. Der Mammeluckische Ambassadeur hat mich begleitet. Da wir aber geritten sind, wie der leibhaftige Satan, so ist sein Gebein zermalmet, er hat sich zu Bette legen müssen und wird nicht eher als morgen früh um Audienz bitten können.

Heldens. Er soll sie haben! Ja, mein Herr von Säbelknopf! der König hat seinen Mann an mir gefunden, wie?

Busch. Daran zweifeln Sr. Majestät keinen Augenblick.

Hel-

Heldenf. Ich muß nur noch vorher ein wenig heyrathen, dann ſteh' ich gleich zu Dienſten.

Buſch. Da Sr. Excellenz das Commando wirklich annehmen —

Heldenf. (bey Seite) Excellenz? Sapperment!

Buſch. So wär' es doch wohl beſſer, die Vermählung bis nach der Egyptiſchen Expedition zu verſchieben.

Heldenf. Warum das?

Buſch. Die geheime Inſtruktion vom Hofe, die ich mitzutheilen die Ehre haben werde —

Heldenf. Wo iſt ſie?

Buſch. Bey einer Bouteille Champagner läßt ſich das beſſer in Erwägung ziehen.

Heldenf. Da haben Sie recht!

Buſch. Wenn es Sr. Excellenz gefällig wäre, ich habe bereits hier im Kaffehaus die nöthigen Anſtalten getroffen.

Hel-

Heldenf. Ja, ja, mein lieber Adjutant von Säbelknopf, es ist mir gefällig. Sie gefallen mir, und ich werde dem König schreiben, daß ich Sie mit nach Egypten nehme. Potz Friedrich und Bonaparte! ich bin heute gerade in der Laune, die Türken zusammen zu arbeiten, daß sie den Mahomet für einen Mausefallenkrämer halten sollen. (Beyde ab in das Kaffeehaus)

Neunter Auftritt.

Der Page, der während dieser Scene sich aus dem Kaffeehause nach dem Buchladen geschlichen und hinter dessen Glasthüren den Erfolg abgewartet, kommt jetzt mit Thal heraus. Thal ist als Buchhändler gekleidet.

Page. Den Zweyten wären wir auch los. Nun machen Sie sich an den Dritten; bey dem steh' ich für den Erfolg. (zieht sich ein wenig zurück)

Thal.

Thal. (klopft) Holla!

Hanns. (am Fenster) Wer klopft?

Thal. Ich bin der neue Buchhändler Druckefix hier aus der Nachbarschaft und habe nothwendig mit dem Herrn von Kreuzquer zu sprechen.

Hanns. Jetzt wird er schwerlich zu sprechen seyn, denn er löscht eben seinen Durst.

Thal. Sag' Er nur, es betrüfe seine Meisen.

Hanns. Ich will's ihm sagen. (ab)

Thal. Wenn ich nur die Kunstsprache besser verstünde, daß ich keinen Bock schieße.

Page. Nicht doch! Machen Sie Ihre Herren Collegen nur brav herunter; schimpfen Sie über Nachdruck und theures Paper; klagen Sie über die Schriftsteller, daß sie nicht mit dem funfzigsten Theil des Gewinnstes vorlieb nehmen, wie vormahls, und daß sie nicht mehr glauben wollen, der liebe Gott habe sie um der Buchhändler willen erschaffen, sehen Sie, so hält Jedermann

Sie

Sie für einen ächten und rechten Buchhändler. — Er kommt — ich lauſche. — (retirirt ſich)

Zehnter Auftritt.

Kreuzqueer. Thal.

Kreuzq. Was ſteht zu Ihren Dienſten, mein Herr?

Thal. Hab' ich die Ehre, den merkwürdigen Mann vor mir zu ſehen, der die große Reiſe von Stolpe nach Danzig gemacht hat?

Kreuzq. Ja, mein Herr! hin und wieder zurück —

Thal. Und darf ich fragen, ob das Gerücht wahr ſey, welches die Fama ausgeſprengt?

Kreuzq. Welches Gerücht?

Thal. Daß dieſe intereſſante Reiſe von Dero geſchickten Feder zu Papier gebracht worden?

Kreuzq.

Kreuzq. Allerdings. Es sind 132 Bogen. Sehen Sie hier, ich führe sie beständig in der Tasche.

Thal. Ach lieber Gott! mir wässert der Mund bey diesem Anblick.

Kreuzq. Wie so? Lassen Sie hören! Reden Sie frey!

Thal. Ich bin ein junger Anfänger. Wenn ich das Glück hätte, ein solches Werk zu drucken, so würde ich auf einmahl unter die Matadors meiner großachtbaren Zunft gerechnet werden.

Kreuzq. (der seine Freude kaum verbergen kann) Ja nu — wissen Sie was — dazu könnte Rath werden.

Thal. Ach Euer Gnaden! wär' es möglich?

Kreuzq. Einem jungen Buchhändler muß man auf die Beine helfen.

Thal. Ich bin aber nicht reich. Das theure Papier — der verdammte Nachdruck —

Kreuzq.

Kreuzq. Freylich, nachdrucken wird man es gleich.

Thal. Ich könnte nur ein mäßiges Honorar zahlen.

Kreuzq. Ich werde mich billig finden laſſen. Wie viel denn ungefähr?

Thal. Etwa ſechs Louisd'or für den Bogen —

Kreuzq. (fährt faſt laut auf) Sechs — (faßt ſich) (bey Seite) ſechs Louisd'or für den Bogen. (laut) Hören Sie einmahl, es iſt freylich nicht viel, indeſſen ich ſchreibe ja auch nur für die Ehre. Kurz und gut, Sie geben mir ſechs Louisd'or und laſſen mich in der Zeitung loben.

Thal. Von Herzen gern.

Kreuzq. Unter dieſer Bedingung können Sie den Druck morgen anfangen.

Thal. Viktoria! Nun iſt mein Glück gemacht. — Wollen Euer Gnaden nicht die Gnade haben, ein wenig bey mir einzutreten? Ein Gläschen Champagner — und

meine

meine junge Frau sehnt sich, einen so gros-sen Mann kennen zu lernen. Es ist gar eine kluge Frau, sie liest alle meine Ver-lagsartikel, ehe ich sie ins Publikum bringe; und wenn Euer Gnaden uns vollends so glück-lich machten, uns etwas von Ihren 132 Bo-gen vorzulesen —

Kreuzq. I nu, warum nicht? Ich halte zwar heute Abend Verlobung; aber ein paar Stunden kann ich Ihnen schon noch schenken. (bey Seite) Endlich will doch Je-mand zuhören!

Thal. Ich für meine Person werde ab- und zugehen müssen, wegen der vielen Geschäfte; aber meine Frau wird kein Wort verliehren.

Kreuzq. O das glaub' ich! Wer ein-mahl den Anfang gehört hat, der vergißt Essen und Schlaf. (Beyde gehn in den Buchladen)

Eilfter Auftritt.

Page. Hernach Stiefel.

Page. (allein) Es geht vortrefflich! Wer bey der Ausführung eines klugen Plans so weit gekommen ist, die Narren aus dem Wege zu schaffen, der hat schon halb gewonnen Spiel, denn im Grunde ist nichts schwerer von der Stelle zu bewegen, als ein Narr.

Stief. (kommt in seiner gewöhnlichen Kleidung aus des Fleischers Hause)

Page. Nun, Stiefel! was machen die Ochsen?

Stief. Sie werden befühlt, gezwickt, betastet, hinten und vorne, und immer dazwischen ein Gläschen russischer Doppelkümmel hinunter geschlürft. Ich schlich mich fort, um meine Maske abzuwerfen. Ich denke aber,

aber, wir werden bald hören, daß der Herr von Brennessel bey den Ochsen auf der Streu liegt.

Busch. (am Kaffeehausfenster) He! Bst! Mein Held schnarcht unter dem Billiard.

Page. Bravo!

Thal. (am Fenster des Buchladens) He! Bst! Mein Schriftsteller liest der Frau Buchhändlerinn seine Reise vor.

Page. Bravissimo!

Berg. (am Fenster des Fleischers) He! Bst! Mein Mitglied der ökonomischen Societät schlummert sanft unter den Ukrainischen Ochsen.

Page. Viktoria! — Sind auch die Absage-Briefe diktirt und geschrieben?

Alle Drey. Ja — ja — ja!

Page. Kommen Sie, meine Herren! jetzt müssen wir den glücklichen Moment ablauschen. (Alle Drey ziehen sich zurück) Alonzo Stiefel, mache Dich fertig! Du sollst das Meisterwerk vollenden. Deine Rolle weißt Du, spiele sie gut! (Er versteckt sich)

Stief.

Stief. (allein) Ich werde mein Möglichſtes thun. An Aufmunterung fehlt es mir nicht. Auf Einer Seite Geld, auf der Andern Prügel. (er klopft) He! Kamerad! He!

Zwölfter Auftritt.

Stiefel. Hanns am Fenſter.

Hanns. Du! packe Dich fort! Wenn der gnädige Herr Dich gewahr wird, ſo geht es Dir übel.

Stief. Ach Kamerad! Hab' Erbarmen! Melde dem gnädigen Herrn, es ſtünde ein bußfertiger Sünder draußen vor der Thüre, der hieße Stiefel und hätte ihm wichtige Dinge zu vertrauen. Wenn ich nicht in's Haus darf, ſo ſoll er doch nur ſo großmüthig ſeyn, ein wenig herunter auf die Straße zu kommen und auch die gnädige Tante mitzubringen; ich hätte ihm große Geheimniſſe zu entdecken.

Hanns. Na, da wär' ich doch ſelbſt neugierig. Ich will's ihm ſagen. (ab)

Berg, Buſch und Thal laufen ſich aus den verſchiedenen Häuſern im Hintergrunde (um den Pagen verſammelt)

Stief. Nun, meine Herren, geben Sie wohl Acht! Wenn Frau Fortuna jetzt vorüber flattert, ſo packen Sie die Hexe ſchnell beym Schopf!

Page. Vergeſſen Sie nicht die Unterſtube rechter Hand.

Alle. (ziehen ſich zurück in die Couliſſe, des Barons Hauſe gegenüber)

Dreyzehnter Auftritt.

Baron, Deborah, Hanns, Stiefel.

Bar. (der von Zeit zu Zeit ein wachſames Auge auf die Hausthüre hat) Du Galgenſchwengel unterſtehſt Dich noch vor unſern Augen zu erſcheinen?

Stief.

Stief. Ach, gnädiger Herr Onkel! haben Sie Erbarmen mit einem armen Dienſtbothen, der tanzen muß, wie ſein Herr pfeift, der aber von Natur ein ſo frommes Gemüth hat, daß er dieſen böſen Wandel unmöglich länger mit anſehen kann. Mein zerknirſchtes Herz giebt Blut von ſich wie Waſſer, und ich komme, Sie auf meinen Knieen anzuflehen, mich aus den Klauen dieſer jungen Satansbrut zu erlöſen.

Deborah. Nun, das klingt doch einmahl vernünftig.

Bar. Wodurch biſt Du denn auf dieſe gottſeeligen Gedanken gerathen?

Stief. Durch Prügel, mein gnädiger Herr Onkel! Ja, meine gnädige Tante, ſo eben hat der Vetter mich geprügelt, daß mein Rücken blau und roth iſt, wie eine Preußiſche Uniform. Wenn die gnädige Tante befehlen, ſo will ich mich auf der Stelle entkleiden und mein gefärbtes Fleiſch Dero gnädigem Blick exponiren.

Deborah. Laß es gut ſeyn, mein Sohn! Ich habe noch in meinem Leben nichts Nachtheil an einem Mannsbilde geſehen.

Bar. Weshalb hat er Dich denn ſo geprügelt?

Stief. Weil ich ſeine Schelmſtücke nicht länger mitmachen wollte. Eben hat er Diete riche und Brechſtangen gekauft; dieſe Nacht will er mit Gewalt in Ihr Haus brechen, die gnädige Tante will er entführen —

Bar. Der Bube!

Stief. Und ich glaube, auch die gnädige Tante.

Deborah. Was? auch mich?

Stief. Nein, Herr Vetter, ſagt' ich, das iſt zu arg! Einem ſolchen Onkel zu begegnen, als ob er ein Narr wäre? Eine ſolche gnädige Tante zu entführen, als ob ſie noch jung und hübſch wäre? Nein, dazu biete ich meine unſchuldigen Hände nicht. Stracks geh' ich hin und depenire ihn.

Bar. Und darauf erfolgten die Prügel?

Stief.

Stief. Miserliche Prügel! Mein Alter hat sonst ein schlechtes Gedächtniß; aber das vergißt er in seinem Leben nicht.

Deborah. Der arme Teufel!

Bar. Der Spitzbube von Pagen!

Stief. Ach! Sie haben keine Idee von allen den listigen Ränken, die sich wie Mäusenester in seinem Kopfe vermehren. Ich will Ihnen nur ein Beyspiel erzählen, wie er es einmahl in Hamburg machte: da werden Sie sehen, wie man vor ihm auf der Hut seyn muß.

Bar. Nun? Laß doch hören!

Stief. Ein reicher Kaufmann hatte drey hübsche Töchter. Unser Herr Vetter versprach drey jungen Offizieren, sie in des Kaufmanns Haus zu schaffen, es koste, was es wolle. Nun war aber die Thüre immer verschlossen, und der Hausknecht, ein grober Esel, ließ keinen Menschen hinein. Was thut er? Er verkleidet einen listigen Kerl in eine Art von See-Capitain, der muß den Kaufmann sammt seiner

seiner Frau herunter auf die Straße locken, und muß sich stellen, als ob er ein weitläuftiger Anverwandter sey, der eben mit großen Schätzen aus Indien zurückkehre. Ich habe dem Schelm von weitem zugesehn. Sie können nicht glauben, wie natürlich er seine Rolle spielte. — „Willkommen," fing er an, „willkommen, mein werther Herr Cousin! meine schönere [illegible]
„Sie mich nicht mehr? Ich bin ja der alte „Obermann, der vor zwanzig Jahren nach „Batavia gieng. Herzlich erfreut, Sie wie„der zu sehen!" — und indem er so sprach — mit Ihrer gnädigsten Erlaubniß — drückte er sie beyde auf das zärtlichste in seine Arme (er that es wenig) und — Husch! war unterdessen Einer in's Haus geschlüpft. (Man hört Burg thor in Bühne ins Haus schließen)

Bar. Der Böswicht! Wo war denn der Hausknecht?

Stief. Der stand dabey und sperrte das Maul auf.

Hanns.

Hannß. Hähähä!

Stief. Aber noch lange nicht genug. Nun fing er an zu erzählen, wie er einen gewaltigen Sturm auf der See ausgestanden, und wie das Schiff ohne ihn verlohren gewesen wäre. „Sehen Sie," sagte er, „da stand „ich allein im Sturm, da faßt' ich einen „Quadranten, nahm die Polhöhe; glücklicher „Weise trat die Sonne einen Augenblick aus „den Wolken — sehen Sie, da steht sie!" — und während nun die guten Leute in die Sonne guckten, husch! war wieder Einer hinein. (Man hört Beide vorher lachen)

Deborah. Es ist ein Schelmenpack.

Stief. Dann kam er auf den Tod seiner Frau, wurde ganz gerührt, führte die Umstehenden an ihr Sterbebette. „Sehn Sie," sagte er, „da liegt sie, die Blume, die entblätterte Rose" — und während nun die ehrlichen Leute mit gefalteten Händen hinunter auf die Leiche sehen, husch! war wieder Einer hinein. (Man hört Nun vorher lachen)

Vor.

Bar. Ah! Das iſt denn doch ein wenig dumm. Mich hätt' er ſo nicht erwiſcht.

Stief. Nun ſtellt ſich der Pfiffikus, als ob ſein Schmerz ihn überwältigt; heult, fieng an zu wanken, und fiel endlich gar in Ohnmacht. Die mitleidigen Seelen fuhren zu, ihm Hülfe zu leiſten — Sehn Sie ſo — (er geht ab an ſich) mit Erlaubniß (er tritt ſich in beyden Armen) und huſch! mit [illegible] ins Haus. (mit [illegible])

Deborah. Das wird hinterdrein eine artige Beſcheerung geworden ſeyn.

Stief. Das können die gnädige Tante wohl denken! — Und das hab' ich nun Alles ſo mit anſehn müſſen, ich, der ich von chriſtlichen Eltern zu Zucht und Ehrbarkeit von Jugend auf angewieſen worden. Aber länger halte ich es auch nicht aus. Jetzt bin ich in der Verzweiflung, und wenn der gnädige Onkel mich nicht in Ihre Dienſte nehmen, ſo ſtürze ich mich in die Oſtſee, wo ſie am naſſeſten iſt.

Debo-

Deborah. Es iſt doch ein ehrlicher Burſche. Ich dächte, Bruder —

Bar. Allerdings, Schweſter! Es iſt ein verirrtes Schaaf, dem ich meinen Stall gern aufthue. Er kann für's Erſte das Haus bewachen helfen.

Stief. Da können Sie ſich auf mich verlaſſen. Wer jetzt nicht ſchon drinn iſt, der ſoll gewiß nicht hinein kommen.

Bar. So geh, mein Sohn, Du wirſt hungrig ſeyn.

Deborah. Geh in die Küche, Du weißt ja Hauſes Gelegenheit.

Stief. Gnädigſter Onkel — die Zähren benetzen — ſehen Sie nur, gnädigſte Tante, ſie laufen mir wie ein Platzregen über die Backen. (ab ins Haus)

Deborah. Der Burſche hat ein ehrlich Gemüth.

Bar. Wir dürfen uns in der That zu der gemachten Acquiſition Glück wünſchen.

Debo-

Deborah. Ja wohl, Bruder Hanns! Treue Domeſtiken ſind eine Himmelsgabe.

Bar. Es wird ſchon dämmrig; nun iſt weiters Bleibens hier nicht länger. Hanns! ſobald wir hinein ſind, verſchließe und verriegle die Thüre. — Ach! es iſt doch eine ſüße Empfindung für einen Vater, zu wiſſen, daß Niemand in ſeinem Hauſe iſt, dem er nicht ſeine Tochter ohne Gefahr [illegible] (Ab. m.)

Ende des vierten Aufzugs.

Fünf-

Fünfter Aufzug.

(Ein Saal stimmt in den Garten Hecke mit zwey Seitenthüren. An der Hintermand hängen zwey große Gemählde, welche den Ahnherrn und die Ahnfrau der Großherzoglichen Familie vorstellen. — Ein gedeckter Theetisch.)

Erster Auftritt.

Berg, Busch und Thal treten auf den Balcon, Annlieschen, Trudchen und Kätzchen in ihren Armen. Der Page steht hinter und betrachtet die Gruppen schalkhaft.

Page. Ein Schauspiel für Götter, zwey Liebende zu sehen! Hier sind ihrer gar drey Paar, und ihre zärtliche Versöhnung ist mein Werk. Aber für's Erste, meine gnädige Damen,

men, bitte ich, Ihrer Zärtlichkeit Grenzen zu ſetzen. Der gnädige Papa kann alle Augenblicke hier ſeyn. Stehen Sie auf! (er ſteht auf) Empfangen Sie verlöſkg meinen Segen.. Ja, meine Herren, ſanft ruhe der Eheſtandspantoffel auf Ihren Nacken, und wenn einſt Phöbus den Morgen Ihrer ſilbernen Hochzeit beſtrahlt, ſo — ſuchen Sie meinem Andenken nicht!

Lucinde. (weinend) Vetter!

Leuch. Was wollen Sie damit ſagen?

Lätch. Ich will nicht hoffen —

Page. Hoffen Sie, meine lieben Wihmchen! Es iſt der ſchönſte Vorzug des Menſchen, daß er hoffen darf, was ihm beliebt. Aber merken Sie ſich, der Segen am Hochzeittage kommt mir vor, wie eine Proceſſion, um Regen vom Himmel zu erflehen. Wenn der Himmel nicht will, ſo regnet es doch nicht. Doch — ſtille jetzt! die Herren verſparen ihre Schwüre und die Damen ihre Betheurungen bis nach geſchehener Arbeit. Jetzt müſſen wir

den

den Hauptstreich ausführen. Die Damen haben dabey nichts weiter zu thun, als sich entfernt zu halten, bis sie gerufen werden.

Annliesch. Wenn es nur glücklich abläuft!

Page. Tausend Sapperment! Es muß glücklich ablaufen! Wenn Amor einen Pagen zum Feldherrn macht, so werden alle Anstalten so getroffen, daß weder Ovid noch der Cardinal Bernis etwas dagegen einwenden könnten. Sie wissen doch, daß hinter dieser wurmstichichen hölzernen Wand vier Wochen lang mein Schlafzimmer war?

Trudch. O ja, das wissen wir!

Page. Und Sie erinnern sich doch, daß ich des Morgens oft Stundenlang auf meinen Thee habe warten müssen, weil die schönen Mühmchen so spät aus den Federn krochen?

Kätch. Wie gehört das hierher?

Page. O allerdings! Ich habe den grossen Augenblick im Geist vorausgesehen, und,

wenn ich des Morgens Langeweile hatte, meinen Verdruß an den Wänden ausgelassen.

Annliesch. Sie sprechen sehr räthselhaft.

Page. Geduld! die Auflösung ist nahe. Machen Sie nur, daß Papa in diesem Zimmer bleibt: denn der Schauplatz kann nicht verrückt werden.

Annliesch. Er pflegt hier alle Abende seinen Thee zu trinken; aber dann müssen wir bey ihm bleiben, sonst [illegible] der alten Familienbildern.

Page. Ey, es wird sich schon ein Vorwand finden lassen, ihm zu entschlüpfen; das sey Ihre Sorge! — St! Ich höre kommen. Folgen Sie mir, meine Herren! Ich weiß Hanses Gelegenheit.

Berg. Meine Theure —

Busch. Meine Holde —

Thal. Meine Geliebte —

Page. Et cetera! et cetera! Machen Sie fort, sonst werden wir überrumpelt. (Alle Vier laufen ab)

Zwey-

Zweyter Auftritt.

Baron. Stiefel. Vorige.

Bar. Hier, Kinder! bring ich Euch einen ehrlichen braven Menschen, der die Schelmenstreiche Eures gottlosen Vetters nicht länger mit ansehen konnte. Bußfertig und reuemüthig ist er in meine Dienste getreten; ich habe ihn zu meinem Haushofmeister ernannt, er wird ein wachsames Auge auf Euch haben, und ich befehle Euch, ihn zu respectiren.

Stief. Der gnädige Herr Onkel thun sehr wohl, diesen Befehl wacker einzuschärfen, denn es ist nicht zu läugnen, daß die Fräuleins mitunter sich dem Leichtsinn ergeben, und wohl gar mit soliden Männern ihren Spott treiben.

Bar. Er hat Recht, und ich rathe Euch bey Vermeidung meines Zorns — (setzt sich an den Theetisch)

Annliesch. Wir werden gehorchen, gnädiger Papa! (leise zu Stiefel) Spitzbube, wir kennen Dich schon.

Stief.

Stief. Nun, nun, dieſe Höflichkeit läßt Gutes hoffen.

Trudch. (leiſe) Galgenſtrick! wir wiſſen, welche Rolle Du geſpielt haſt.

Stief. Recht ſo, mein Fräulein! das ſind Geſinnungen, die Ihnen Ehre machen.

Kätch. (leiſe) Scheim! Dein Herr iſt in ſeinem Schlafzimmer.

Stief. Ich bin ganz gerührt von Ihrer Aufmerkſamkeit.

Trudch. (leiſe) Du unverſchämter Böſewicht!

Stief. O ich bitte —

Trudch. (leiſe) Du Ausbund von Scheim!

Stief. O allzugütig!

Kätch. (leiſe) Du liſtiger Spöttergeiſt!

Stief. Sehr obligirt! Nun, gnädiger Herr Onkel, ich bin vollkommen mit den Fräuleins zufrieden. Sie überhäufen mich mit Artigkeit und ich zweifle nicht, daß noch dieſen Abend alles in der gehörigen Ordnung ſeyn wird.

Bar.

Bar. Das hoff' ich auch. Sobald meine Schwiegersöhne zurückkommen, soll man den Notarius holen.

Stief. Ich eile, meine Functionen anzutreten. (links ab)

Dritter Auftritt.

Hanns tritt rechts ein. Vorige.

Hanns. Da sind drey Briefchens an die gnädigen Fröiens eingelaufen. (übergiebt sie und geht)

Bar. Briefchen an meine Töchter? Habt Ihr Correspondenzen hinter meinem Rücken?

Annliesch. Ich weiß von nichts.

Trudch. Ich kenne die Hand nicht.

Käthch. Auch mir ist sie unbekannt.

Bar. Oeffnet sogleich in meiner Gegenwart und les't ohne Stocken!

Annliesch. Herzlich gern! (liest) „Mein „gnädiges Fräulein! Die Ehre ruft, das „Herz muß schweigen. Sr. Königliche Ma„jestät haben mich an die Spitze der Mamme„luks

„lucken in Egypten zu stellen geruht, und „Sie werden mich nicht eher wiedersehen, bis „ich drey Dutzend Türkenköpfe zu Ihren Füs„sen legen kann. Heldensinn.“

Bar. Ist der Mensch toll geworden?

Anniesch. So scheint es.

Kätch. (neu) „Mein gnädiges Fräu„lein! Der berühmte Fürst Tschuktschuk„matschutschky hat mich [illegible] „einen Hyperboreer berufen, um dort die Stall„fütterung einzuführen. Tausende von Ochsen „erwarten meiner Pflege, die ich folglich für's „Erste Ihnen entziehen muß. In Jahr und „Tag sehen Sie mich wieder, mit Lorbeeren „gekrönt. Brennessel, Mitglied der ökono„mischen Societät zu Peterburg.“

Bar. Noch ein Verrückter!

Kätch. Ja, Gott sey Dank! noch Einer!

Trudch. Und hier ein dito. (neu) „Mein „gnädiges Fräulein! Als ich von Stolpe nach „Danzig reiste, fiel es mir noch nicht ein, „daß diese große und beschwerliche Reise mich

„in

„in der ganzen Welt berühmt machen würde.
„Kurz und gut, sie wird gedruckt auf Velin-
„Papier, und ich eile in die Residenz, um
„mich in Kupfer stechen zu lassen. In eini-
„gen Monaten erblicken Sie wieder zu Ihren
„Füßen, Ihren in Kupfer gestochenen
Kreuzqueer."

Bar. Von der Tarantel mag er gestochen seyn! Ist der Satan in die Kerls gefahren?

Die drey Mädchen. (fangen an zu weinen)

Annliesch. Mir diesen Schimpf!

Trudch. Hätten Sie uns lieber den drey Officieren gegeben.

Kätch. Die waren zwar arm, aber sie meynten es doch ehrlich.

Bar. Da hab' ich bey meiner armen Seele die drey Mädchen wieder auf dem Halse.

Annliesch. Nun wird die ganze Stadt mit Fingern auf uns zeigen.

Trudch. Es geschieht ihnen schon recht, wird man sagen, die drey schmucken Officiere haben sie ausgeschlagen.

Käthch. Nun können sie als alte Jungfern sterben.

Baron. Mädchen! macht mir den Kopf nicht toll.

Annliesch. Schon gut! ich will in mein Kämmerlein gehn, und will mir die Augen aus dem Kopfe weinen. (ab)

Trudch. Und ich will mich ärgern, bis ich quittengelb werde. (auf sich deutend) Ach, wenn doch mein edler Urgroßvater dort noch lebte! und meine Urgroßmutter! die würden sich meiner Noth erbarmen. (ab)

Vierter Auftritt.

Baron allein.

Nun, zum Henker! wo laufst Ihr denn alle hin? — Lassen mich wahrhaftig hier ganz allein, und wissen doch, daß ich in diesem Zimmer nie ohne Gesellschaft verweile. — Anniese! Trute! Käte! — Muß auch noch die jüngste Dirne die Bilder dort anrufen,

die

die ich ohnehin niemahls ohne Grauen betrachte. — Ich muß nur machen, daß ich unter Menschen komme, ehe kann ich mich nicht ruhig über meine albernen Schwiegersöhne ärgern. (will gehen)

(Das Gesicht der Aebtissin ob der Wand verschwindet, und statt desselben erscheint des Pagen Gesicht)

Page. (ruft) Hanns von Stuhlbein!

Bar. (prallt zurück) Ach du lieber Gott! was ist das?

(Das Gesicht des Aebtherrn verschwindet ebenfalls, und statt dessen erscheint Stiefels Gesicht)

Stief. (ruft mit hoher Stimme) Hanns von Stuhlbein!

Bar. Gott sey bey uns! Meine Vorfahren fangen an zu reden. (er will zitternd davon schleichen)

Page. Bleib!

Stief. Bleib!

Bar. Wenn Sie so befehlen: ja, ich bleibe! (er wagt es einen Blick hinzuwerfen) Ha! Was für grimmige Gesichter!

Stief.

Stief. Laß Deine Töchter selbst sich ihre Gatten wählen!

Page. Laß Deiner Schwester Sohn es nie an Gelde fehlen.

Stief. Es schleife dreyfach sich der Bund beglückter Ehe.

Page. In dieser Stunde noch! Sonst Wehe!

[illegible] (Sie verschwinden und lassen die alten ausgeschnittenen Gesichter wieder an die Stelle treten)

Bar. (bebend) Ich bin des Todes! Ach Gott! Ich will ja gern gehorchen! — Haben Sie sonst noch etwas zu befehlen? — Belieben Sie nur alles auf einmahl von sich zu geben — denn so viel Ehre mir auch Ihre Conversation macht, so muß ich doch — um meiner schwachen Nerven willen — unterthänigst bitten, mich in Zukunft damit zu verschonen. — (Er horcht) Nichts mehr? — Sehr wohl! — Erlauben Sie nur gnädigst, daß ich die Klingel ziehe, um Dero Befehle stracks pünktlich in Erfül-

Erfüllung zu ſetzen. (klingelt heftig) Deborah! Annliese! Trute! Käte! Hanns! Stiefel! Peter!

Fünfter Auftritt.

Deborah, Annlieschen, Trudchen, Kätchen, Baron.

Deborah. Was giebt's, Bruder?

Die drey Mädchen. Warum ſchreyen Sie, lieber Papa?

Bar. (ſehr bewegt) Hört einmahl, Kinder — ich wollte Euch wohl nicht rathen — die drey Narren zu heyrathen — von welchen ihr ſo eben die albernen Billets empfangen habt — es wäre denn, daß Ihr ſie liebtet.

Annliesch. Bewahre der Himmel!

Bar. Nun? Wen liebt Ihr denn? — Sagt's frey heraus — ich bin ein guter Vater — wenn mir auf eine liebreiche Weiſe zugeredet wird — (es ſchielt verſtohlen nach den Bildern) — ſo laß' ich mir Alles gefallen.

Debo-

Deborah. Bruder! bist Du wunderlich?

Bar. Schweſter, halt das Maul! Hier haben ganz andere Leute darein zu reden, als Du bist. — Sprecht, Kinder!

Annliesch. Je nun, lieber Papa, wenn ich's ſagen darf. — Der Lieutenant Berg gefällt mir wohl.

Trutch. Der Lieutenant Buſch iſt ein braver Mann.

[redacted]

Deborah. Mit dem Lieutenant Thal würde ich glücklich ſeyn.

Bar. So ſchickt nur geſchwind hin, laßt ſie holen; denn in einer Stunde ſeyd Ihr verlobt.

Deborah. Bruder, übereile Dich nicht!

Bar. Halt's Maul, Schweſter! Ich weiß wohl, was ich thue. Schickt, ſage ich, über Hals und Kopf — und laßt mir auch meinen lieben Vetter, den Pagen, mitkommen.

Annliesch. Sogleich! (ab)

Deborah. Das begreif' ich nicht. Der Page ſollte ja nicht wieder über die Schwelle?

Bar.

Bar. Pfuy, Schweſter! wer wird ſo hartherzig ſeyn? Es iſt doch immer unſer Verwandter. Wir ſtammen von Einem Eltervater her. — Da ſieh nur hin — da oben hängt er — der würde es gewiß ungnädig vermerken, wenn wir den armen Teufel in der Noth ſteckenließen — und wer weiß, was die Frau Eltermutter dazu ſagen würde.

Deborah. Narr! die liegen ja längſt im Grabe.

Bar. Freylich liegen ſie im Grabe — aber ſie hängen auch hier an der Wand — verſtehſt Du mich? — und kurz, man muß Reſpekt vor ihnen haben.

Deborah. Ich begreife nicht, was Dir zugeſtoßen iſt.

Bar. Schweig! Ich will's nun einmahl ſo haben! Ich bin Herr in meinem Hauſe — ſo lange nehmlich die gnädigen Voreltern nichts dagegen einwenden.

Sechster Auftritt.

Stiefel. Vorige.

Stief. Ich habe eben aus dem Dachfenſter auf die Straße geſchielt. Mir kommt's vor, als wären die jungen Herren ſchon unten vor der Thüre verſammelt; aber wir ſind bereit, ſie mit Stallbeſen und Ofengabeln zu empfangen.

Bar. Mein Stiefel! Ich danke Dir für Deine Treue; aber die Umſtände haben ſich geändert. Sind ſie ſchon unten vor der Thüre? Deſto beſſer! Laß ſie herein, führe ſie her zu mir!

Stief. So? Nun wie der gnädige Onkel befehlen. (ab)

Bar. Schweſter, es giebt kurioſe Dinge in der Natur.

Deborah. Ja, zum Exempel die Köpfe.

Bar. Nicht eigentlich kurios, wollt' ich ſagen, ſondern ehrwürdige Dinge.

Deborah. So muß ich mein Beyſpiel zurück nehmen.

Stie-

Siebenter Auftritt.

Page, Berg, Busch, Thal, Annchen, Stiefel, Vorige.

Page. (küßt dem Baron die Hand) Ach, gnädiger Onkel! Sie sind versöhnt?

Bar. (mit erzwungener Freundlichkeit) Ja, mein lieber Vetter! Er ist zwar ein muthwilliger Bursche, aber — Er hat doch nun einmahl die Ehre, einer Familie anzugehören, (mit einem Blicke auf die Bilder) vor der ich allen Respekt habe. Da man nun nicht wissen kann, wie lange man lebt, so wollen wir auch nicht im Groll von einander scheiden. Thu' Er mir den Gefallen, lieber Vetter! und nehm' Er hundert Dukaten Reisegeld von mir an.

Page. Nein, gnädiger Onkel! Bewahre der Himmel! das thue ich nicht.

Bar. Sey Er so gut, lieber Vetter! nehm' Ers ohne Umstände.

Page. Nein, das würde eigennützig aussehn. Mir genügt schon an Ihrer Liebe.

Bar.

Bar. Aber wenn ich Ihn recht sehr darum bitte.

Page. Nimmermehr!

Bar. (ängstlich) Aber ins Teufelsnahmen! ich will es so haben! Er macht mich unglücklich, wenn Ers nicht nimmt.

Page. Nun, wenn Sie durchaus so befehlen —

Bar. Ich [illegible] jährlichen Zuschuß übersenden.

Page. Ihre Güte entzückt mich!

Bar. Mich nicht; aber laß' Er's nur gut seyn. (Zu den Officiers, die bey Ihrem Eintritt sich verdrugten und in einiger Entfernung stehen blieben) Sie, meine Herren, haben um meine Töchter gefreyt, und ich finde nichts dagegen einzuwenden.

Berg. Ist's möglich?

Busch. Großmüthiger Mann!

Thal. Ich darf Sie Vater nennen?

Bar. Ja, ja, in Gotteshahmen! Ich trete Ihnen meine Güter ab, doch unter der Bedingung, daß meine Töchter alle Familienbilder

bilder aus dem Hause mitnehmen — (verstohlen zu den Bildern) wenn's nehmlich erlaubt ist — und daß Sie die alten Hauben und Zwickelbärte in Ehren halten, so wie ich jederzeit beflissen gewesen.

Annliesch. Ich verspreche es für mich und im Nahmen meiner Schwestern.

Bar. (bald zu den Bildern) Nun hab' ich meine Sachen doch recht gemacht? Wie?

Stief. Da der gnädige Herr Onkel dem Vetter verziehen haben, so will ich nun auch wieder bey ihm bleiben.

Bar. Thu' das, mein Sohn! Gott geb' Euch eine glückliche Reise. Die hundert Dukaten, lieber Vetter, kann Er je eher, je lieber abholen. (indem er sich entfernt und vor den Bildern vorbeygeht) Nun, ich empfehle mich gehorsamst, und hoffe, die gnädigen alten Herrschaften werden mit mir zufrieden seyn. (ab)

Deborah. Mein Bruder ist ja ganz verwandelt. Was ist hier vorgegangen? (zu dem Pagen) Hör' einmahl, Spitzbube! Du hast

hast gewiß wieder einmahl einen tollen Streich gemacht?

Page.

Ist etwas ites daraus geflossen,
Ey nun, Ihr Damen und Herren, nicht wahr?
So übersieht Ihr wohl die Possen,
Die eine launige Laune gebiert?
Doch wer von uns am besten berathen?
Die Frag' ist noch für jetzt zu schlu;
Ich habe meine hundert Dukaten,
Sie haben Jeder eine Frau. —
Könnt' ich ein Drittes noch erringen,
So wäre ganz mein Glück gemacht —
(an das Publikum)
Wenn nehmlich zu meinen Pagenstreichen
Das Publikum von Herzen lacht.

Ende.

Eduard in Schottland,

oder

die Nacht eines Flüchtlings.

Ein

historisches Drama in drey Akten

von Düval,

aus dem vom Verfasser mitgetheilten Manuscript;

frey übersetzt

von

August von Kotzebue.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer.
1804.

UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK
LEIPZIG

61-6222
D

Eduard in Schottland,

oder

die Nacht eines Flüchtlings.

Ein

historisches Drama in drey Akten.

Personen.

Eduard Karl Stuart, Enkel Jakobs des Zweyten.

Argyle, Befehlshaber an den Küsten im Namen des Königs Georg.

Lord Athol, des Königs Liebling.

Lady Athol, seine Gemahlin, und Liebling der Königin.

Malwina Macdonald, ihre Nichte.

Cope, Obriſter eines Regiments in des Königs Dienſten.

Der Herzog von Cumberland, Generaliſſimus der königlichen Truppen.

Tom, Lord Athols Hausverwalter.

Officiere.

Bediente.

Der Schauplatz iſt auf einer kleinen Inſel im mittägigen Schottland.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Malwina allein mit einem Briefe in der Hand.

Sie haben das feſte Land verlaſſen. Wohin können ſie geflohen ſeyn? Ich fürchte, die Unglücklichen werden ihren Verfolgern nicht entrinnen. — Armer Stuart! — Ach tief in mein Herz muß ich Empfindungen verſchließen, die allen Bewohnern dieſer Burg ſtrafbar ſcheinen würden! welche drückende Lage! Was kümmern mich die Kriege der Partheyen, die Schottland verwüſten? Aus Schwachheit und Gefälligkeit muß ich Meynungen theilen, die das Herz verwirft. Ich höre kommen. — Es iſt

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51521-9
KOTZEBUE,A.F.F.VON FN. I4764/142

Myladv. Weg mit dem Briefe, sie darf ihn nicht sehen; denn schwärmerisch hängt sie an Georgs Parthey.

Zweyte Scene.

Lady, Malwina.

Lady. Gut daß ich Dich finde, liebe Nichte! Ich habe Dir eine fröhliche Nachricht mitzutheilen. — Ritter Argyle ist eben angekommen. — Du erröthest?

Malw. Beste Tante —

Lady. Warum mir eine Neigung verbergen, die tadellos ist! Argyle ist jung, liebenswürdig, an Geburt Dir gleich. —

Malw. Aber wie konnten Sie errathen? —

Lady. Gutes Kind! Liebe verbirgt sich nicht, am wenigsten einem Weibe.

Malw. Ich will es nicht läugnen, daß der Ritter mich interessirt.

Lady.

Lady. Nur intereſſirt?

Malw. Nun ja, ich liebe ihn. Er zeichnet ſich unter den Jünglingen durch glänzende Eigenſchaften aus. Mein Vater ſah ihn gern. Er beſuchte uns vormals oft. So machte ſich das, ohne daß ich ſelber es wußte. Doch mein Vater ſtarb, Sie gaben mir eine Freyſtatt; Sie und Ihr Gemahl ſind mir jetzt Mutter und Vater. Wer weiß, ob Lord Athol meine Neigung billigen wird? Iſt der Ritter treu, ſo möge die Zeit unſer Glück herbeyführen.

Lady. Ich ſtehe Dir für die Einwilligung meines Gemahls. Als Liebling Georgs blieb er faſt immer von Schottland entfernt, und kaum kennt er dieſe Inſel, die ihm doch größtentheils zugehört. Aber bald wird er kommen. Ohne dies Verſprechen hätt' ich mich wahrlich auf keiner wüſten Inſel vergraben, deren wilde mahleriſche Schönheiten ein liebendes Herz wohl feſſeln mögen, die aber, unter uns geſagt, einer Frau, an die

Zerstreuungen des Hofes gewöhnt, verzweifelte Langeweile machen.

Malw. Ich gestehe, daß diese herrliche wilde Gegend mich oft in süße melancholische Träume wiegt.

Lady. Ja, in Romanen mögen sie trefflich figuriren. Was sieht man denn hier? starre Felsen, ein schäumendes Meer, Fichtenwälder, ein paar armselige Fischer und elende Bergbewohner.

Malw. Die seit der Ankunft ihrer wohlthätigen Gebieterin aufgehört haben, elend zu seyn.

Lady. Nur einen Vortheil hat dieses Ländchen: es nahm keinen Theil an dem Aufruhr zu Gunsten der Stuarts; daher ist es bis jetzt den Verwüstungen entgangen, deren Fluch Schottland traf.

Malw. Unseliger Krieg!

Lady. Und leider noch nicht geendigt. Man hat so eben Bewaffnete ausgeschifft: zu welchem Zwecke, weiß ich nicht. Das Kommando

mando über dieſelben hat der verliebte Argyle vermuthlich nur deshalb übernommen, um der ſchönen Malwina gelegentlich einen Beſuch abzuſtatten. Mit einem kleinern Gefolge wäre er uns lieber geweſen.

Bedienter. (tritt ein) Ritter Argyle bittet um Erlaubniß —

Lady. Er ſoll kommen. (Bedienter geht ab)

Malw. Ich gehe —

Lady. Warum?

Malw. Mein Negligee —

Lady. Kleidet Dich allerliebſt. Und dann — die Gegenwart des Geliebten verſchönert jedes Mädchen. Sollen aber Deine Geſinnungen durchaus ihm fremd bleiben, ſo gieb Dir Mühe, Deine Verwirrung beſſer zu verſtecken.

Dritte Scene.

Vorige. Argyle.

Argyle. Sie werden erstaunen, meine Damen, mich hier zu sehen.

Lady. Nicht doch, Ritter! ich war auf Ihre Ankunft vorbereitet.

Argyle. Mylady, die Seeluft scheint Ihnen trefflich zu bekommen! so schön, so blühend —

Lady. Vergessen Sie nur über meine blühende Schönheit nicht, Miß Macdonald zu begrüßen.

Argyle. (verlegen) Um Verzeihung, ich glaubte meine Ehrfurcht schon bezeigt zu haben.

Lady. (lächelnd) Nein, Sie hatten Ihre Ehrfurcht noch nicht bezeigt; aber wir sind gut, wir vergeben diesmal, unter der Bedingung, daß wir in Zukunft alles Cere-

monie,

moniel verbannen. Mein Beyſpiel gehe vor. Sie wohnen auf dieſem Schloſſe, das verſteht ſich. Sie kommen ungemeldet, Sie gehen ohne Abſchied; Sie ſind das Kind vom Hauſe.

Argyle. Mit Freuden!

Lady. Wir, von unſrer Seite, machen es uns zur Pflicht, die Langeweile zu verſcheuchen. Das Schloß liegt, wie Sie geſehen haben, auf einer Felſenmaſſe am Meer. Wir frühſtücken oben im Thurm, wir zählen durch unſre Fernaläſer die landenden Schiffe, Freund oder Feind, Krieger oder Kaufmann. Mittags ſuchen wir Kühlung und Hunger in den düſtern Fichtenwäldern. Mit der Angelruthe umkreiſen wir die Inſel in einer leichten Barke; Abends leſen wir, oder meine Nichte ſingt eine klagende ſchottiſche Romanze, aus der Sie lernen können, wie einem armen Verliebten zu Muthe iſt. So ſchwinden die Tage: der vergange-

nen

nen gedenken wir gern, die kommenden hoffen wir beſſer.

Argyle. Reizende ſchuldloſe Freuden! Schade nur, daß mir nicht vergönnt iſt, ſie zu theilen.

Malw. Wie, Ritter? Sie wollen nicht den Herbſt hier zubringen?

Argyle. Nein, ſchöne Malwina. Leſen Sie das nicht in meinen finſtern Augen?

Lady. Wir leſen nicht gern verdrüßliche Dinge. Aber warum ſind Sie denn gekommen? Ich meynte, der Krieg ſey geendigt, und da Sie einmal in Schottland wären, ſo hätten Sie den klugen Einfall, Ihre alten Freunde zu beſuchen.

Argyle. Der Befehl des Feldherrn hat mich hergeſandt. Der Herzog von Cumberland, der Sieger bey Culloden, iſt nicht zufrieden, durch dieſe Schlacht die letzten Hoffnungen der Stuarte zertrümmert zu haben; er möchte auch Karl Stuart ſelbſt als

Gefangenen vor Georg führen. Er liebt mich, wie Sie wissen.

Lady. Er schätzt Sie.

Argyle. Mir vertraute er das Kommando über die Mannschaft, welche die Spur des Flüchtlings verfolgen soll. Zweymal schon war ich nahe dabey, ihn zu erhaschen. Gestern erfuhr ich, er habe sich auf diese Insel gerettet, und ich eilte hieher. Schon sind meine Leute zum Theil ausgeschifft. Alle Verbindung mit dem festen Lande ist abgeschnitten, die Fischer sind zurückberufen, keine Barke darf sich vom Ufer entfernen, und vielleicht gelingt es mir noch vor Abend, meinen Auftrag zu erfüllen, den freilich nur die Pflicht mir angenehm machen konnte.

Malw. (bewegt) So viele schöne Thaten hätte der Herzog auch wohl auf eine würdige Art belohnen mögen.

Lady. Wie das? Mich däucht, der Auftrag ist ehrenvoll. Auch der überwundene

Stuart

Stuart ist noch zu fürchten; und es ist rühmlich, einen Feind zu fesseln, der der Anstifter eines Bürgerkriegs werden kann.

Malw. Ich sehe jetzt in Eduard nur einen verbannten Flüchtling; als solchen darf ich ihn bemitleiden.

Argyle. Bemitleiden? Das macht Ihrem Herzen Ehre, Miß; aber er bleibt doch immer unser Todfeind, ein Mann, der unter dem Vorwand seinem Großvater geraubter Rechte mit einer Handvoll Räuber nach Schottland kömmt, die Bergbewohner zu verführen, und so die drey Königreiche in Unglück und Verwirrung zu stürzen trachtet. Wissen Sie auch, wie groß seine Parthey schon angewachsen? Reiz der Neuheit, Ehrgeiz, thörichte Projekte haben so Manchen ihm zugeführt, 10,000 Schotten fochten unter seinen Fahnen; schon überschwemmte der Strom unser unglückliches Vaterland, und ohne den Sieg bey Culloden wären Georg, alle Peers des Reichs, Ihre eigne Familie

die Schlachtopfer dieſes Schützlings von Frankreich und der politiſchen Kabalen von Europa geworden.

Lady. Bedarf es noch eines ſolchen Gemäldes, um meine Nichte zu überzeugen? Ich weiß zwar wohl, daß einige Macdonalds, ja, daß ſogar der Bruder meines Gatten, ihre Pflicht verachtend, ſich für Eduard erklärten; aber Du, Malwina —

Malw. Was kümmern mich die Karle und die George? Was frage ich nach Partheyen? Ich bin ein Weib, und trage ein fühlend Herz im Buſen. Den edlen tapfern Mann, der ſelbſt im Unglück ſich die Achtung ſeiner Feinde zu ertrotzen wußte, den darf ich, muß ich beklagen, und bin gewiß, daß Lady Athol im Grunde ihres weichen Herzens denkt und fühlt wie ich.

Lady. Ich? die Freundinn der Königin? von Georg mit Wohlthaten überhäuft, könnte je vergeſſen? Doch genug! ſprechen wir von etwas anderm, von der Zurückkunft

meines

meines Gemahls. Sie kennen ihn noch nicht, Ritter!

Argyle. Und wer weiß, ob ich jetzt hoffen darf, ihn kennen zu lernen. Mein Aufenthalt wird nur kurz seyn.

Lady. Vielleicht kömmt er noch heute. Sollte aber auf der See ihm irgend etwas zustoßen; sollte er etwa in einen benachbarten Hafen einlaufen müssen, wird er dann nicht von Ihren überall ausgestellten Wachen angehalten werden?

Argyle. O Jedermann hier zu Lande kennt ja wohl Mylord.

Lady. Nein, nein! — Er hat dieses Guth erst kürzlich von seinem Oheim geerbt; seit seiner Kindheit war er nicht hier. Er kömmt, um Besitz zu nehmen.

Argyle. Nun, so hat er ja Papiere bey sich — sein Name — kurz, seyn Sie außer Sorgen. Auch läßt man Jedermann ohne Schwierigkeit an dieser Insel landen; nur darf Niemand wieder heraus.

Lady.

Lady. So bin ich ruhig. Ich habe Tom nach dem Hafen geſandt, ſich nach ſeinem Herrn umzuſehen. Er könnte längſt zurück ſeyn. Es iſt ein wackrer alter Mann, aber wenn er einmal ins Plaudern kömmt —

Malw. Da iſt er, liebe Tante.

Vierte Scene.

Vorige, Tom.

Lady. Nun, Tom? Noch keine Nachricht von Mylord?

Tom. Ein Matroſe von der nächſten Inſel brachte mir dies Billet für Mylady.

Lady. Mein Gott! Es iſt meinem Gemahl doch nichts zugeſtoßen?

Tom. Würden Sie mich denn ſo ruhig ſehen?

Lady. (lieſt) „Heute ſehen wir uns „ſchwerlich. Ich bin einem Schiffbruch „entgangen; ein unerfahrner Steuermann

„warf

„warf unser Fahrzeug auf Klippen: dem „Muth einiger Fischer verdank' ich mein „Leben. Jetzt bin ich in ihren Hütten, „wo man mich gastfrey aufnahm. Ich bleibe „die Nacht hier; denn die See ist noch „stürmisch: auch bedarf ich der Ruhe. „Schicke mir morgen meinen getreuen Tom. „Du begreifst, daß ich alles verloren habe — „Kleider — Papier — Juwelen — doch „das Kostbarste ist mir erhalten; denn mor„gen sehe ich Dich wieder."

Mein Gott ich bin so erschrocken —

Argyle. Er ist außer Gefahr.

Malw. Ich sehne mich herzlich nach seiner Ankunft.

Argyle. Auch ich; denn ich habe eine große Bitte an ihn.

Lady. Deren Gegenstand ich errathe. Damit Sie ihn aber auch gewiß sprechen, so machen Sie jetzt Ihre militairischen Geschäfte ab, und seyn Sie für den Abend der Unsrige.

Malw.

Malw. Wollen Sie?

Argyle. Wie könnt' ich dieser Einladung widerstehen! Ich gehe sogleich, wo möglich mich frey zu machen. (verbeugt sich und geht)

Lady. Eile, Tom, alles in Ordnung zu bringen. Es wird Abend. Laß die Lichter anstecken. Sobald der Ritter zurückkömmt, melde es uns. Und mit Dir, Malwina, will ich über ein kleines Fest rathschlagen. Dein Liebhaber ist schon hier, und meinen Gatten erwarte ich. Das ist ja wohl mehr als genug, um zwey Weiberköpfe zu beschäftigen. (mit Malwina ab)

Fünfte Scene.

Tom allein.

He da! Lichter! Lichter! (ein Bedienter bringt ihm Licht, er zündet schwatzend die Lichter im Saal an) Was mögen denn die Soldaten bedeuten, die man ausgeschifft hat? — Sie wer-

werden wohl den jungen verwegenen Eduard suchen. Da haben ihm gewiß ein paar Höflinge das schöne Projekt in den Kopf gesetzt: „Das Reich hat ihrem Großvater gehört, „werden Sie gesagt haben; gehen Sie doch „hin und nehmen Sie es wieder.“ Da kömmt denn der junge Mensch mit einer Handvoll Leute, die eben nicht klüger sind als er — meynt, er dürfe sich nur zeigen, so werde man ihm die Krone entgegentragen — Armer Jüngling! die hohe Geburt ist oft ein wahres Unglück. — Mir kann dergleichen gar nicht wiederfahren. Hab' ich am Tage meinen Dienst verrichtet, so bin ich am Abend Hanns ohne Sorgen.

Sechste Scene.

Tom, Bedienter.

Bedient. Herr Tom! Herr Tom! Es iſt eben ein Mann ins Haus gekommen.

Tom. Nun? das iſt ein großes Unglück!

Bedient. Nein; aber — er ſieht ſo kurios aus — die Augen rollen ſo wild.

Tom. Habt Ihr ihn nicht gefragt was er will?

Bedient. Freylich! aber er hat mir gar nicht geantwortet, er iſt immer eine Stufe nach der andern heraufgeſtiegen, und jetzt iſt er gar ſchon im Vorzimmer.

Tom. Wer kann das ſeyn?

Bedient. Gott weiß. Zerriſſene Kleider — ein todtenbleiches Geſicht — ein verſtörter Blick. Der Menſch iſt entweder ein Böſewicht oder ein Unglücklicher.

Tom. Laße ihn hereinkommen. (Bedienter geht ab) Vielleicht weiß er nicht, daß er ſich auf dem Schloſſe des Lords Athol befindet, wo man nicht ſo geradezu läuft. Er kömmt. — Nein, wie ein Böſewicht ſieht er nicht aus. Gewiß ein Unglücklicher. Drum ſey fein höflich, alter Tom.

Siebente Scene.

Eduard, Tom.

Eduard. Es bleibt mir nichts anders übrig! — Verloren! ohne Rettung verloren!

Tom. Darf man fragen?

Eduard. Was wollt Ihr? Kennt Ihr mich?

Tom. (bey Seite) Ach mein Gott! wie er ausſieht! Der Ton ſeiner Stimme macht mich zittern.

Eduard.

Eduard. (bey Seite) Die Grausamen! auch hieher werden Sie mich verfolgen! — Gott! Gott! ruhig! ruhig!

Tom. Sie sind hier in einem Hause, dessen Besitzer menschenfreundlich und großmüthig —

Eduard. Menschenfreundlich? Großmüthig? Ist das gewiß?

Tom. Sie scheinen unglücklich? Reden Sie! Kann ich helfen?

Eduard. Unglücklich! ja, das bin ich. — Guter Alter! gehört Ihr in dies Haus?

Tom. Ich bin nur der Haushofmeister; aber für meinen lieben Lord Athol kann ich stehen.

Eduard. Lord Athol? — Ah, ich kenne ihn! (bey Seite) Der Bruder war mein Freund — und er — er ist es ja, den ich einst in Rom —

Tom. (bey Seite) Was spricht er von Rom?

Eduard. (für ſich) Ja, ja, er iſt es, den ich zu Rom mit Gefahr meines eignen Lebens vertheidigte — ich erinnere mich ſogar ſeiner Züge — (laut) kann ich Lord Athol ſprechen?

Tom. Jetzt nicht, er iſt abweſend; aber Mylady iſt hier — eine vortreffliche Dame —

Eduard. Mylady — ſie könnte vielleicht — —

Tom. Der Lord hat dem König Georg große Dienſte geleiſtet, und Mylady iſt der Liebling der Königin. Auch ſind Beyde dem Hauſe Georgs von Herzen ergeben.

Eduard. Von Herzen ergeben — dem Hauſe Georgs —

Tom. Ja, ja, nun iſt der Krieg zu Ende: die Stuarts ſind vernichtet.

Eduard. Vernichtet! Das iſt das Wort. Was hab' ich noch zu wagen? ſie iſt ein Weib — ſie wird Mitleid fühlen.

Tom.

Tom. Anfangs, so lange es gut ging, haben sich wohl manche große Herren für Eduard erklärt, nun mögen sie es bitter bereuen.

Eduard. Die Unglücklichen!

Tom. Meine gnädige Herrschaft würde eher das Leben lassen, als ihrer Parthey ungetreu werden.

Eduard. Ich glaub' es. Aber geht, sagt Mylady, daß ein Fremder mit ihr zu sprechen wünscht.

Tom. Sie wird ohnehin gleich hier seyn.

Eduard. Geht, guter Alter, geht! ich befehle — ich bitte Euch.

Tom. (bey Seite) Er macht mich weichherzig. (laut) Ich werde sie rufen. (für sich) Der Mensch scheint mir verdächtig und dennoch interessirt er mich. (geht, kömmt aber bald zurück und bleibt im Hintergrunde)

Eduard. (sich allein glaubend, setzt sich auf einen Lehnstuhl) Lord Athol nicht hier! Er allein hätte mich retten können. Sind es doch kaum zwey Jahre her — er kann es

nicht

nicht vergessen haben, wie er eines Abends in Rom auf der Straße von meiner Parthey angefallen wurde, wie er ohne mich ein Opfer ihrer Wuth geworden wäre. — Ach vielleicht hat er es doch vergessen! — Ich habe so manchen Undankbaren gemacht! — Auch ist er abwesend — seine Gemahlin weiß vielleicht nicht — und was könnte es helfen, ihr zu erzählen? — Liebling der Königin — ihr Stolz — ihre eigne Sicherheit — aber was will ich denn von ihr? — nur ein paar Stunden-Ruhe soll sie mir gönnen — dann mögen die Barbaren herein dringen! Meine Kräfte sind erschöpft — der Tod um mich und neben mir — ich kann nicht mehr fliehen! — Der Tod? verfolgt er mich nicht überall unter tausend Gestalten? O er befreye mich von meinem Elend! ich erliege unter der Last.

Tom. (für sich) Er hat sichs bequem gemacht und redet mit sich selber.

Eduard.

Eduard. Ich bin ſo ermüdet — kaum halte ich die Augen offen.

Tom. Ich verſtehe kein Wort.

Eduard. Fünf Tage und fünf Nächte ohne einen Augenblick der Ruhe.

Tom. Was mag er von Mylady wollen?

Eduard. Wider Willen fallen mir die Augen zu.

Tom. Vielleicht ein armer Edelmann aus der Nachbarſchaft.

Eduard. Alle Schätze der Erde —

Tom. Ich glaube, er ſchläft ein.

Eduard. Gäbe ich um eine Stunde Schlaf. (er entſchlummert; doch iſt ſein Schlaf unruhig, dann und wann entſchlüpfen ihm einzelne Worte)

Tom. (ſchleicht näher) Er iſt richtig eingeſchlafen. Der arme Menſch hat wohl weit laufen müſſen, ehe er ein Obdach fand.

Achte Scene.

Vorige, Lady.

Lady. Wo ist der Fremde, der mich zu sprechen verlangt?

Tom. Dort. Er schien bey seiner Ankunft sehr ermüdet, und auf Mylady wartend, schlief er ein.

Lady. Ich weiß nicht, welche Furcht mich ergreift? — Possen! — Was kann er von mir wollen? — Hat er Dir nichts gesagt?

Tom. Er wünsche Mylady allein zu sprechen, sonst nichts.

Lady. Sein Schlaf scheint sehr unruhig.

Eduard. Georg! — Georg!

Tom. Er spricht.

Eduard. Her zu mir, Franzosen!

Lady.

Lady. Sollte es wohl einer der Geächteten seyn? Himmel!

Eduard. Schotten! Ihr flieht? Ihr liefert Euern König?

Lady. Gott! wäre es vielleicht gar — ich mag es nicht glauben.

Eduard. So viel Blut für eine Krone — ach!

Tom. Ich will nichts verstanden haben — einzelne Worte — ich habe nichts verstanden.

Lady. Guter Tom! geh' in dies Zimmer und komm nicht eher, bis ich Dich rufe. (Tom geht ab)

Neunte Scene.

Lady, Eduard.

Lady. Soll ich den Augenblick seines Erwachens abwarten — soll ich — aber — welcher Beweis, daß dieser Mann eben

Eduard

Eduard sey? — abgerissene Worte — nein, er ist es nicht.

Eduard. (immer träumend) Unglücklicher Eduard!

Lady. Und doch — meine Ahndung trügt nicht — er ist es — Was soll ich thun? — rufen? Lärm machen? — er ist so unglücklich! — Aber ich, Lord Athols Gattin, soll ich meinen König verrathen? — ich, die Freundin Georgs, dem Hülfe bringen, der ihn vom Throne stoßen wollte? — Ich bin erschüttert — ich kann mir selber nicht rathen. Ritter Argyle möge kommen und entscheiden! — Grausame! das hieße sein Todesurtheil sprechen. — Argyle, der Soldat, der nur seine Pflicht kennt, der mit seinem Kopfe für die Befolgung seiner Ordre haftet, der ihn haßt, ihn hassen muß, den Tod seiner Brüder zu rächen glüht — Eduard! unglücklicher Eduard! — wer vermag Dich zu retten!

Eduard.

Eduard. (erwachend) Man nannte meinen Namen — Gott! wen ſeh ich!

Lady. Lady Athol.

Eduard. Sie kennen mich?

Lady. Vermuthlich ein Geächteter.

Eduard. Und wiſſen Sie auch, welcher?

Lady. Wenn das Gepräge des Unglücks auf Ihrem Geſichte und einige entſchlüpfte Worte mich nicht täuſchen — ſo fürchte ich in Ihnen zu finden —

Eduard. Den elenden Enkel —

Lady. Großer Gott!

Eduard. Ja, Mylady, ich bin es — ich bin der vernichtete Stuart.

Lady. Ach Prinz! was ſuchen Sie hier?

Eduard. Das Ende meines läſtigen Lebens.

Lady. Wiſſen Sie auch, wer ich bin?

Eduard. Die Gemahlin eines Lords, der Georgs Freund und mein Feind iſt.

Lady.

Lady. Wenn Sie das wußten, warum in diesem Hause eine Freystatt suchen?

Eduard. Leidend, verfolgt, erschöpft von Anstrengung und Jammer, von Soldaten umringt, die nach meinem Blute dürsten, erblickte ich dieses Haus offen und trat herein. Meine Lage ist so verzweifelt, daß ich auch meinen grausamsten Feind um eine Freystatt würde angesprochen haben.

Lady. Ach! was kann ich für Sie thun? wenn auch das herzlichste Mitleid für Sie spricht; unsre eigne Sicherheit —

Eduard. Ich verlange nicht sie zu stören. Nur um eine einzige Gnade bitte ich, die Sie einem Elenden nicht versagen werden. Prinz Stuart, der Enkel Jakobs des Zweyten, fleht Sie an um einen Bissen Brod.

Lady. (leise und sehr erschüttert) Brod!?

Eduard. Und um eine sichere Ruhe von einigen Stunden.

Welt verlassen, noch von Thronen und Schlachten sprechen? — Waren meine Wünsche zu verwegen, o wie hat mich der Himmel bestraft! Von Cumberland verfolgt irre ich von Hütte zu Hütte, mit Lumpen bedeckt, mein Brod bettelnd, von Schrecken und Mangel umgeben; träumend such' ich mein verlornes Glück und wachend seh ich nur das Beil des Henkers vor mir.

(Tom bringt Wein und Brod)

Lady. Nehmen Sie ein wenig Nahrung zu sich. Es wäre vielleicht gefährlich, Ihnen in diesem Augenblick mehr anzubieten. (Sie schenkt ihm ein, zu Tom) Warte draußen! (Tom ab)

Eduard. (trinkt) Ach! so ist es abermals ein Weib, dem ich mein Leben verdanke! Ja, in Zeiten der Verwirrung und des Jammers fliehen Tugend und Großmuth in die Herzen des zartern Geschlechts.

Lady. Was meynen Sie damit?

Eduard.

Eduard. Das Mitleid der Frauen hat mich bis jetzt der Wuth meiner Feinde entzogen. Noch neulich — eine Dame — ich darf ſie nicht nennen — ſie entriß mich dem nahen Tode — ſie weinte gleich Ihnen, Mylady — unter ihrem Schutze erwartete ich an der Küſte franzöſiſche Schiffe, die mir Hülfe bringen ſollten. Eitle Hoffnung! Verrätherey oder Zufall entdeckten meine Freyſtatt — ich mußte abermals fliehen — neue Quaalen. — O Mylady! ich hatte Muth, ſie zu ertragen; doch die Kraft mangelt mir, ſie Ihnen zu ſchildern.

Lady. Sie rühren mich tief. Ich vergeſſe, daß ich mit dem Feinde meines Vaterlandes ſpreche. Still davon! — Suchen Sie Ihre Kräfte zu erſetzen — überlaſſen Sie ſich dann einem ſichern Schlummer —

Eduard. Mylady! Sie gewähren mir eine Freyſtatt?

Lady. Sind Sie nicht unglücklich?

Eduard. Haben Sie auch bedacht, daß ein barbarisches Gesetz —

Lady. Ich hörte Sie und vergaß es.

Eduard. Nein, ich kenne die Gefahren, die mir drohen — Ihre Großmuth kann mich nicht retten. Diese Insel ist umringt, ich kann nicht fliehen! Soll ich noch länger mein elendes Daseyn herumschleppen? Jeder neue Morgen bringt mir neue Todesqualen! So lange ich hoffen durfte, trug ich muthig; die letzte Hoffnung schwindet, der Tod sey mir willkommen! — Wollen Sie mir heute Ruhe gönnen, so sey es nur, um diese zerrüttete Gestalt wieder aufzufrischen, damit ich meinen Henkern als Fürst und Soldat unerschüttert entgegen trete. Morgen, Mylady, morgen fordre ich, daß Sie mich dem Kommendanten dieser Insel überliefern!

Lady. Ich? Sie dem Tode überliefern? Prinz, Sie kennen mich nicht. Zwar gestehen will ich frey, alles, was ich besitze, gäbe ich darum, daß der Zufall mir nicht

den

den herben Zwang auferlegt hätte, treu'os an meinem Könige zu handeln; aber — da der Himmel nun einmal gewollt hat, daß Sie die Schwelle meines Hauses betraten, daß Sie mit edler Zuversicht Gastfreundschaft geheischt, die ich jedem Unglücklichen schuldig bin, — wohlan! so soll auch dies alte schottische Recht mir heilig bleiben! Unter meinem Dache sind Sie sicher; an meinem Heerde finden Sie Schutz.

Eduard. O Mylady!

Lady. Ich verhehle Ihnen nicht die drohenden Gefahren. Mein Haus ist vielleicht das einzige, welches keinen Soldaten herbergt; vielleicht wird es auch von den scharfen Nachsuchungen ausgenommen; denn der Befehlshaber wohnt hier; er kennt meine Gesinnungen und würde durch jeden Zweifel mich zu beleidigen fürchten. Selbst die Zurückkunft meines Gemahls wird mich nicht abhalten. Ich kenne ihn — das Andenken an seinen Bruder — sein Edelmuth —

Eduard. Auch ich kenne ihn und vertraue seinem Herzen.

Lady. Sie bleiben in jenem Zimmer: es ist jenseits verschlossen, und Niemand wird Sie gewahr werden. Dort harren Sie, bis die Truppen wieder abgesegelt sind. Ein treuer Bedienter wird Ihnen bringen, was Sie bedürfen. Ich werde indessen eine Barke bereit halten lassen. Beym ersten günstigen Augenblick sollen einige wackre Bergschotten Sie in einen französischen Hafen geleiten. Das ist mein Plan! Ja, Prinz, jetzt gehören Sie mir zu! ich bin Rechenschaft von ihrem Leben schuldig, meinem Herzen, allem dem, was den Menschen über sich selbst erhebt, was in seinen eignen Augen ihn achtungswerth machet! Zu jeder Zeit, unter allen Partheyen müssen die Rechte der Menschheit, der Ehre und der Gastfreyheit heilig bleiben.

Eduard. Großmüthige Frau! ich finde wieder Thränen — Thränen der Dankbarkeit — zu Ihren Füßen — (wirft sich vor ihr nieder)

Lady.

Lady. Gott! wer kömmt? — Himmel! es ist Argyle!

Eilfte Scene.

Vorige, Argyle.

Argyle. Mylady! ich gehorche Ihren Befehlen.

Lady. (bey Seite) Er ist verloren!

Argyle. Ach! verzeihen Sie — sollte ich irren? — Nein, gewiß nicht. Die Bewegung, in der ich Sie erblicke, Thränen in Ihren Augen — gewiß ist dieser Herr —

Lady. Wer?

Argyle. Der Gemahl, den Sie mit zärtlicher Sehnsucht erwarteten?

Lady. (bey Seite) O Vorsehung! — Ja, Ritter, meine Rührung, meine Thränen sind eine Wirkung der plötzlichen Ueberraschung.

Argyle. Ich bin entzückt, die Bekanntschaft Mylords in einem so interessanten Augenblick zu machen.

Lady. Sehen Sie nur, wie bleich er ist — und diese Kleidung — Sie wissen ja, daß er Schiffbruch gelitten! — ja, Ritter, im Angesicht des Hafens. Wo mir recht ist, haben Sie seinen Brief gelesen. Er meynte der Ruhe zu bedürfen; aber die Sehnsucht nach seiner Familie trieb ihn fort. Er trotzte allen Gefahren.

Argyle. Hätten die Bedienten Mylords Ankunft mir angezeigt, ich würde mich gehütet haben, diese erste Unterredung zu stören.

Lady. Meine hiesigen Leute kennen ihn kaum; sie haben ihn für einen Fremden gehalten, und in der ersten Freude habe ich noch gar nicht daran gedacht, sie herbey zu rufen.

Argyle. Aber Ihre liebenswürdige Nichte weiß doch bereits?

Lady.

Lady. Nein, noch nicht. Mein Gemahl ist nur eben angekommen; aber gehn Sie, ihr die glückliche Neuigkeit zu verkünden. Verzeihen Sie, wenn Mylord Athol das Vergnügen Ihrer Gegenwart noch nicht theilt. Der Schiffbruch, der Schlaf, die Strapazen — Sagen Sie meiner Nichte: ihr Oheim müsse nothwendig erst einige Stunden ruhen, ehe er im Stande sey, sie zu sehen. Bald bin ich bey Ihnen.

Argyle. Ich gehorche! (ab)

Zwölfte Scene.

Eduard, Lady.

Eduard. Ist das der Jüngling, der es übernommen, meinen Kopf zu liefern?

Lady. Jetzt nichts davon! Lassen Sie uns diesen Zufall benutzen. Ohne seinen Irrthum war alles verloren. Der Himmel scheint über Ihre Tage zu wachen.

Eduard.

Eduard. Sollte er gar nichts argwöhnen?

Lady. Nein, gewiß nicht. Ich kenne Argyle; sein Haß gegen die Stuarte ist zu heftig, als daß er ihn hätte verbergen können. Hätte er einen Geächteten in Ihnen geahnet, weder seine Achtung für mich, noch seine Liebe für meine Nichte würde ihn abgehalten haben, sich Ihrer auf der Stelle zu bemächtigen.

Eduard. So hat eine Laune des Zufalls Sie an das Schicksal eines Unglücklichen gebunden — o ich mißbrauche Ihre Güte.

Lady. Mir giebt dieser erste Erfolg neuen Muth. Je größer die Schwierigkeiten, je mehr Ehre, sie zu übersteigen. Doch jetzt müssen Sie ruhen. Tom! Tom! (Tom kömmt) Führe diesen Fremden in jenes Zimmer, bewache ihn mit der größten Vorsicht,

verſorge ihn mit allem, was er bedarf. Den Leuten im Hauſe und Allen, die es hören wollen, auch dem Ritter Argyle, ſage: mein Gemahl ſey angekommen, dieſer Fremde ſey mein Gemahl.

Tom. Wie, Mylady?

Lady. Schweig und gehorche. Ich zähle auf Deine Treue und Verſchwiegenheit. (mit einem Blick auf Eduard) Ich allein behalte mir das Recht vor, Dich mit dem Geheimniß bekannt zu machen.

Tom. Genug, Mylady! Ich diene Ihrem Hauſe 40 Jahre. (öffnet das Zimmer)

Eduard. Ach! wie kann ich jemals —

Lady. Still! Gelingt das gute Werk, ſo bin ich belohnt. (Eduard geht mit Tom ab: Lady allein) Ich ſchöpfe wieder Athem. — Was nun anfangen? — Der Himmel möge es mir eingeben! Jetzt ſchnell zu meiner Nichte und dem Ritter. Ich muß heiter

ſchei-

ſcheinen — muß mich entzückt ſtellen über die glückliche Ankunft meines Gatten. O es iſt erlaubt zu täuſchen, wenn die Pflicht der Menſchlichkeit, der Wunſch Gutes zu ſtiften, ein reines Herz beſeelen. (ab)

Ende des erſten Akts.

Zweyter Akt.

Erſte Scene.

Lady allein.

Niemand hegt Argwohn — Alles geht gut. Meine Nichte wünſcht ihren Oheim zu ſehen, ſie harrt mit Ungeduld auf ſein Erwachen... Darf ich ihn entdecken? — Zwar iſt ſie keine Feindin der Stuarte; aber darf ich ihrer Jugend vertrauen? ſie liebt Argyle; gegen ihn könnte ſie ſich verrathen. Nein, nein! beſſer, ich ſage ihr nichts. Tom allein ſoll es wiſſen. Der gute Tom, auch er war gerührt von den Leiden des unglücklichen Fremdlings.

Zweyte Scene.

Lady, Tom.

Lady. Nun, mein Freund? Hast Du alles besorgt? auch die nöthigen Kleider für unsern Gast?

Tom. Alles. Die Leute im Hause zu hintergehen, ist mir nicht schwer geworden. Ich sagte, Ihr Gemahl wolle Sie überraschen und habe mir verboten, Ihnen zu melden — o ich habe so natürlich gelogen, sie ergeben sich Alle dem Teufel darauf. Es sind gute ehrliche Leute, diese Bergbewohner; aber das ist auch alles.

Lady. Ich hoffte ihn Aller Blicken zu entziehen; aber Argyles Ankunft hat dieses Vorhaben vernichtet. Jetzt muß ich den Prinzen schon Jedermann als meinen Gemahl vorstellen. Lange kann der Irrthum freylich nicht währen. Er muß fort.

Tom.

Tom. Allerdings. Jetzt schläft er seit vier Stunden. Um zehn Uhr spätestens müssen wir abreisen.

Lady. Es ist grausam, dem Unglücklichen seinen Schlaf zu rauben, vielleicht einen tröstenden Traum.

Tom. Es muß seyn — ich habe für Alles gesorgt. Er ist jetzt schon im Stande, neue Anstrengungen zu ertragen.

Lady. Guter Alter! ich werde Deine Menschlichkeit nie vergessen.

Tom. Du lieber Gott! wie könnt' ich doch anders seyn? Und wissen Sie, Mylady, was mir eingefallen ist, als Sie mir die traurige Geschichte des unglücklichen Prinzen erzählten? Wie? wenn Georgs Parthey untergelegen hätte? wenn mein guter Herr jetzt flüchtig herum irren müßte, würden wir nicht die edlen Menschen segnen, die ihn dem Tode entrissen? Wohlan, Mylady! wir retten einen Menschen,

gleich-

gleichviel von welcher Parthey; seine Freunde werden uns segnen.

Lady. Dächten doch alle Menschen wie Du!

Tom. Ich gehe zu ihm hinein. Alles ist zur Flucht bereit. Punkt zehn Uhr gehen wir fort. Der hohe Felsen gleich hinter dem Schlosse, der sich weit hinaus ins Meer erstreckt, entzieht uns den Blicken der Schildwache. Ohne Geräusch schiffen wir uns ein; von der Dunkelheit begünstigt, segeln wir schnell um die Küste, und sind wir erst einmal bey meinem Bruder — o dann biete ich dem Trotz, der ihn finden soll.

Lady. Ich höre meine Nichte. Geh! Deinem Eifer, Deiner Klugheit vertraue ich das Leben dieses Unglücklichen.

Tom. Verlassen Sie sich auf den alten Tom, sie sollen ihn nicht erwischen. Denken Sie daran, ich habe es gesagt. (ab)

Dritte Scene.

Lady, Malwina.

Malw. Iſt mein Oheim erwacht? werde ich bald ſo glücklich ſeyn, ihn zu ſehen?

Lady. Tom iſt eben zu ihm hineingegangen. Aber der Ritter? iſt er ſchon lange fort?

Malw. Wenigſtens ſchon ſeit zwey Stunden. Alle Augenblicke kommen Bothen, die ihn von allem unterrichten, was auf der Inſel vorgeht.

Lady. Er forſcht alſo noch immer nach den Rebellen?

Malw. Argyle ſagte mir eben, ſeine Soldaten hätten einen Flüchtling verfolgt, der ſich in dem Walde, welcher an das Schloß gränzt, verborgen habe. Die Soldaten

baten durchſuchen eben den ganzen Wald. Der arme Unglückliche!

Lady. Ja wohl unglücklich!

Malw. Auch Sie beklagen ihn? Worhin tadelten Sie doch mein Mitleid.

Lady. Wie oft wandelt die kleinſte Begebenheit unſer Herz um!

Malw. O ich wußte es wohl, daß der Fanatismus der Partheyſucht über Ihre ſchöne Seele keine Gewalt haben würde.

Lady. Gute Malwina!

Malw. Nein, es iſt nicht recht, daß ich ſo lange gezögert, Ihnen mein Herz zu entdecken, daß ich die intereſſanteſte Begebenheit meines Lebens Ihnen verſchweigen konnte.

Lady. Du hatteſt ein Geheimniß vor mir?

Malw. Ich ſcheute die Strenge Ihrer politiſchen Grundſätze.

Lady. Was Politik! Kannteſt Du mein Herz nicht?

Malw. Ja; diesem Herzen will ich gern vertrauen. Wenige Tage nach dem Tode meines Vaters, als ich noch allein in dem großen wüsten Schlosse auf Ihre Zusage härrte, mich bey sich aufzunehmen, ritt ich in das Gehölz spazieren. Eben kehrt' ich zurück, von einem einzigen Bedienten begleitet, als ich plötzlich einen Haufen von Menschen gewahr wurde, deren scheue Blicke und armselige Kleidung mich erschreckten. Ich wollte fliehen — da vertrat einer von ihnen mir den Weg, ergriff mit einem krampfhaften Zittern den Zügel meines Rosses und sprach —

Vierte Scene.

Vorige, Tom, gleich darauf Eduard.

Tom. Er kömmt. (als er Malwina erblickt, zu ihr) Mein Herr kömmt.

Malw. (fröhlich) Mein Oheim! Ich will ihm entgegen.

Lady. Bleib, Nichte!

Tom. Hier ist er!

Malw. Gott! Prinz Eduard hier!

Lady. Du kennst ihn?

Eduard. Täuschen mich meine Sinne? Sie ist es! Ja, es ist Miß Macdonald! — Mylady! ich habe Ihnen von einem schützenden Engel erzählt, der von meinen Verfolgern mich rettete —

Lady. Sie wäre?

Eduard. Ja, sie! die edle großmüthige Seele! Doppelt schwer drückt mich in dieser Minute das Gewicht meines Unglücks.

O warum hab' ich nicht über einen Thron zu gebieten! er wäre noch zu gering, um die heilige Schuld meines Herzens abzutragen. Doch auch geächtet und verlassen von aller Welt will ich mindestens das Glück, Sie wiederzusehen, durch eine dankbare Thräne feyern.

Lady. (umarmt ihre Nichte) Malwina!

Tom. So schön und so gut!

Eduard. Nicht bloß die Größe der Gefahr, der sie mich entzog, hat ihr mein Herz auf ewig erworben; nein, jenes holde zarte Benehmen, jener Heldenmuth, der ihres Alters und ihrer Kräfte spottete.

Malw. Ich bitte Sie, mein Prinz, es ist genug.

Eduard. Nein, Mylady soll alles wissen: wie, von ihrem treuen Diener geleitet, sie Zuflucht in einer finstern Höhle des Waldes für uns suchte und fand — wie sie allein durch das dickste Gebüsch dem Rehe gleich schlüpfte, um den Verfolgern nachzuspüren,

die überall auf uns lauerten — wie sie mit beflügelten Schritten entgegenflog, wenn meine treuen Bergschotten ihr Horn ertönen ließen. Sicher waren wir in jener Höhle; aber uns mangelte Speise — und siehe da, dieser Engel trat um Mitternacht mit Nahrungsmitteln belastet zu uns herein. Ehrfurcht und Dankbarkeit warfen uns zu ihren Füßen, sie erschien uns ein himmlisches Wesen — ihre Gaben stillten unsern Hunger, ihre sanften tröstenden Worte unsre Verzweiflung. In jenem Augenblick vergaßen wir alles Verlorne, wir waren glücklich durch ihre Gegenwart; ja noch lange nachher fühlten wir uns minder elend; denn sie hatte eine selige Erinnerung uns verlassen.

Tom. (trocknet sich eine Thräne) Gute Miß! von nun an sind auch Sie meine Gebieterin.

Lady. Wie entkamen Sie aus jener Höhle?

Malw. Ach beste Tante! gedenken Sie nicht jener Leiden.

Eduard. Acht Tage mußten wir dort verweilen; rings umher ergriffen die verfolgenden Engländer bald hier bald dort einen Haufen der Meinigen. Auch wir waren nicht länger sicher; wir beschlossen, unser Heil in neuer Flucht zu suchen. Miß Macdonald, unvermögend uns weiter zu helfen, verließ ihr Schloß; doch ihr treuer Knecht, von ihr uns zugesandt, führte uns durch rauhe unbekannte Wege bis an des Meeres Ufer, wo wir eine französische Flotte zu finden hofften. Wir gingen nur bey Nacht, ruhten dann und wann auf den Schlössern der schottischen Edlen, die einst unter meiner Fahne fochten. Ach nur zu bald ward auch diese Zuflucht uns versagt; nur zu bald verschloß mein Unglück mir alle Thüren, die einst dem Glücklichen so weit, so schmeichelnd geöffnet wurden.

Lady. Die Feigen!

Eduard. Ach, das war nicht die härteste Prüfung. Waren sie doch nie meine Freunde; nur Eigennutz hatte sie an mich gefesselt, die Furcht zerbrach die leichten Bande. Aber von allen meinen Waffenbrüdern waren nur noch Neune mir übrig geblieben — die Nämlichen, Miß, die ihre Güte theilten — ich wähnte, sie würden mich nie verlassen.

Malw. Nun? und was ist aus ihnen geworden?

Eduard. Der Eine ging hierhin, der Andere dorthin; täglich wurde der Haufe kleiner; dieser floh ohne mir ein Wort zu sagen und ließ mich Arglosen bekümmert um sein Schicksal; jener gieng treulos zum Feinde über, und rettete sein Leben, indem er das meinige verkaufte. Andere, von Elend und Schmach verfolgt, wählten die schrecklichsten Augenblicke, um ihr Unglück mir vorzuwerfen: sie forderten ihre Güter, ihre Familien,

millen, ihr Vaterland von mir. Die Grausamen! als ob ich ſelbſt noch Güter, Familie oder Vaterland beſeſſen hätte!

Lady. Unglücklicher Fürſt!

(Tom und Malwina trocknen ſich die Augen)

Eduard. Nur zwey Freunde hatten bey mir ausgeharrt, trugen ohne Murren die ganze Laſt meines Elends; ſie erlaubten ſich keine Klage, verſchluckten jede Thräne der Verzweiflung. O Sheridan! o Sullivan! Auch Ihr ſeyd für mich verloren! — doch welches auch Euer Schickſal ſeyn möge, nie wird in meinem Herzen die Erinnerung an Eure großmüthige Aufopferung erlöſchen.

Lady. Sie mußten ſich von ihnen trennen?

Eduard. Von Soldaten überfallen wehrten wir uns als Verzweifelte; doch die überlegne Zahl trennte uns drey. Ich ſchleppte mich mühſam in einen nahen Wald; an einer Quelle ſank ich nieder, wuſch meine

Wun-

Wunden und verband sie mit den Lumpen, die um mich hingen.

Malw. Guter Gott!

Eduard. Vergebens rufte ich meine unglücklichen Gefährten bald leise, bald laut; nur ein dumpfes Echo antwortete mir — Gräßliche Einsamkeit! damals fühlte ich ganz mein Elend. Eduard, Sohn der Stuarte, ohnlängst an der Spitze eines Heeres, jetzt allein — verwundet — sterbend. — Ein Reich wollt' ich erobern, und hatte kaum einen Stein für mein Haupt — tausend Edlen befahl ich, mir war kein Knecht geblieben. Ich zitterte, lebend in Georgs Hände zu fallen, ich ermannte mich, raffte mich auf, der Stolz gab mir Kräfte — seitdem irrte ich durch die Wälder — der nackte Boden war mein Bette, Wurzeln meine Speise, Sumpfwasser mein Getränk. Mit den Thieren des Waldes kämpfte ich um ihre Nahrung und lebte wie sie, bis endlich der Gott, dem ich oft geflucht, mich

in

in dieſe Freyſtatt führte, um in zwey himmliſchen wohlthätigen Weſen ihn dankend aufs neue zu verehren.

Lady. Wir hoffen, Ihnen Ruhe und Glück wieder zu geben.

Eduard. Für mich iſt kein Glück mehr auf Erden.

Lady. Hoffnung! Muth! — Was meiner Nichte gelang, kann auch mir gelingen. Alles iſt bereit. Dieſer treue Diener wird ſie auf die nächſte Küſte an einen ſichern Zufluchtsort geleiten. Dort werden Sie furchtlos die Ankunft eines franzöſiſchen Schiffes erwarten. Aber wir haben keinen Augenblick zu verlieren — ein Zufall könnte alle unſre Plane zerſtören. Vertrauen Sie dieſem Manne, er iſt brav.

Eduard. Was Sie umringt, muß der Tugend huldigen.

Lady. Eile, Tom, ſchaffe alles Mögliche herbey. Um zehn Uhr gehen Sie leiſe durch die kleine Thür; ſie führt zu einem

unter-

unterirdiſchen Gange im Felſen, ſo vermeiden Sie die Schildwachen, und kommen glücklich zu der Barke.

Tom. Ich gehe die Hand ans Werk zu legen. Ehe der Mond aufgeht, ſind wir unterweges. (ab)

Eduard. Großmüthige Frau! Ich kann Ihnen kein anders Zeichen meines Danks hinterlaſſen als die Lumpen, die ich trug, da ich Ihr Haus betrat. Lächelt aber einſt das Glück mir wieder, und erkämpfen Frankreichs Waffen mir den Thron der Väter; dann, Mylady, bringen Sie dieſe Lumpen in den Pallaſt Ihrer Könige, dann wird Eduard ſie auslöſen.

Fünfte Scene.

Vorige, Argyle.

Lady. Argyle kommt. Vergessen Sie nicht, daß Sie mein Gemahl sind.

Argyle. Ich grüße den edlen Lord Athol und freue mich, in seinen Zügen Ruhe und Heiterkeit wieder zu finden.

Eduard. Verzeihen Sie, Ritter, wenn, von der kaum überstandenen Gefahr noch betäubt, mein erster Empfang weniger herzlich war.

Argyle. Sehr natürlich. Nach einer langen und gefahrvollen Reise wünscht man die ersten Augenblicke nur seinen Freunden zu widmen. Nicht als hielte ich eben mich für einen Fremdling in diesem Hause: vielmehr haben diese Damen mir mit der stolzen Hoffnung geschmeichelt, einst Ihre Achtung, Ihre Freundschaft zu verdienen.

Eduard.

Eduard. Sie sind deren schon jetzt würdig, sobald diese Damen, die für mich alles sind, sich für Sie interessiren.

Lady. Ohne weitere Komplimente!

Argyle. O Mylady! lassen Sie mich diesen schönen Augenblick benutzen, um den edlen Lord meiner Bitte geneigt zu machen.

Lady. Welcher Bitte?

Argyle. Ich bin Soldat; noch heute oder morgen kann meine Pflicht mich abrufen; ich darf mich über die gewöhnlichen Formen hinwegsetzen, um bald, um jetzt das Glück meines Lebens zu entscheiden. Sie wissen ohne Zweifel schon, Mylord, wie aufrichtig ich liebe.

Malw. O Ritter! ist es jetzt Zeit, davon zu sprechen?

Argyle. Lassen Sie mich ausreden. Mylord, meine Geburt ist edel. Zwar bin ich arm; aber der König weiß, daß ich ihm treu gedient. Zwey meiner Brüder fielen unter den Streichen von Eduards Anhängern,

das

das macht mich dem Könige noch werther. Man hat mich mit einem wichtigen Auftrag beehrt. Ich weiß, daß Stuart auf diese Insel geflohen ist; ich werde ihn ausspüren, ihn ergreifen —

Lady. Genug!

Malw. Wozu das?

Argyle. Sie kennen den König und seinen Haß gegen die Stuarte. Er würde, glaub' ich, die Hälfte seines Reichs geben, um den Rebellen in seine Gewalt zu bekommen, der ihn auf seinem Throne zittern machte. Ich darf also von ihm eine reiche Belohnung erwarten; Ehre und Ruhm habe ich mir selbst erkämpft, und so meine Ansprüche auf die Verwandtschaft mit Ihnen, Mylord, begründet.

Eduard. Wenn Malwina nur jene Belohnung Ihrer Verdienste abwarten will, um Ihnen ihre Hand zu reichen, so darf ich nichts dagegen einwenden.

Malw. Nein, ich — —

Argyle. Freylich gelten meine Aussichten ihr nicht für Glück, weil ihr Zartgefühl in meinem Auftrage nur eine Grausamkeit sieht, die mir bereits Vorwürfe zugezogen.

Eduard. Ritter! ich bin gerechter. Jeder brave Mann darf über den Unglücklichen seufzen; aber jeder wackre Soldat muß seine Pflicht thun.

Lady. So erfüllen Sie dieselbe und lassen Sie uns ein anderwal mehr von Ihren Wünschen sprechen. Wir Weiber bekümmern uns nicht um die Händel der Partheyen; still erfüllen wir nur die Pflichten, welche die Menschlichkeit in unsre weichen Herzen pflanzte.

Bedienter. (tritt ein) Ein Brief an den Ritter. —

Argyle. Die Damen werden erlauben —

Lady. Ohne Zwang! (tritt zu Malwina) Ich weiß nicht, warum ich bey dem Anblick dieses Briefes zittre.

Argyle. (lieſt und drückt das größte Erſtaunen aus) Das iſt fürwahr ſehr ſeltſam!

Lady. Was ſagt er?

Eduard. Er wird unruhig.

Malw. Er ſinnt.

(Argyle heftet, nachdem er geleſen, die Augen ſtarr auf den Boden. Allgemeines Schweigen, lebhafte Unruhe auf allen Geſichtern)

Lady. Darf man fragen, welche Neuigkeit — —

Malw. Sie ſchienen erſtaunt und jetzt lächeln Sie?

Argyle. Mein Erſtaunen wird Ihnen klar werden, wenn ich Ihnen ſage, daß man in dieſem Augenblick auf der nächſten Inſel einen Menſchen ergriffen hat, der ſich für den Lord Athol ausgiebt.

Malw. (leiſe zur Lady) Mein Oheim!

Eduard. (bey Seite) O Himmel!

Lady. (bey Seite) Welch ein Zufall!

Argyle. Es iſt höchſt lächerlich. Hören Sie ſelbſt! (lieſt) „So eben habe ich

„einen

„einen Menschen ergriffen, der einer der
„Vornehmsten von Eduards Parthey zu
„seyn scheint; vielleicht gar Eduard selbst
„ist. Ich fand ihn bey Fischern versteckt.
„Seine Unruhe, sein bleiches Gesicht, Spu-
„ren von Reichthum selbst unter schlechten
„Kleidern, alles gab mir Argwohn. Ich
„habe ihn examinirt. Ohne Stocken ant-
„wortete er: er sey Lord Athol, habe Schiff-
„bruch an der Küste gelitten, und sey eben
„auf dem Wege nach seinem Schlosse. Ich
„forderte seine Papiere: er hatte keine, und
„gab vor, die Wellen hätten sie verschlungen.
„Nie verwirrte er sich in seinen Antworten,
„furchtlos war sein Anstand; auch bezeugten
„die beyden Fischer, ihn wirklich gerettet zu
„haben. Bey alledem habe ich für gut gehal-
„ten, mich seiner Person zu versichern. Ih-
„nen wird es leicht werden, die Wahrheit
„zu erforschen; denn er behauptet, große Gü-
„ter auf der Insel zu besitzen."

Lady.

Lady. (leiſe) Mein Gemahl in den Händen der Soldaten.

Malw. (leiſe) Ruhig, ruhig!

Argyle. Was iſt Ihnen, Mylady? Sie ſcheinen betroffen?

Lady. Sehr natürlich.

Malw. (leiſe) Ein Wort liefert ihn aufs Schaffot.

Argyle. Sollten Sie den Flüchtling kennen?

Lady. Ohne Zweifel! Das heißt — ich muß ihn wohl kennen! Denn zählte er nicht auf unſer Mitleid, würde er es wohl gewagt haben, Mylords Namen zu mißbrauchen?

Eduard. So mitleidswerth auch ein Flüchtling ſeyn möge, ſo giebt es doch Augenblicke, in welchen die Pflicht gebietet, ſich ſeiner nicht anzunehmen.

Argyle. Mylord ſpricht wie ein braver Unterthan des Königs. Vermuthlich hat der Rebell geglaubt, Mylord Athol ſey noch

abwesend, und um sich zu retten, hat er sein Mährchen geschmiedet.

Lady. (immer sehr unruhig) Wohl möglich! — ja so wird es seyn — aber, Ritter, werden Ihre Soldaten den Unglücklichen nicht mißhandeln? In den Händen seiner Feinde kann die Partheywuth ihm wohl gar das Leben rauben.

Argyle. Nein, Myladv, der Gefangene ist nicht mehr unser Feind.

Lady. (plötzlich heiter) Das ist edel! Das ist schön!

Argyle. In der That — Sie interessiren sich sehr warm — Ihr Mitleid ist groß — oder Ihr Haß gegen die Stuarte plötzlich sehr geschwächt.

Lady. Nein, Ritter, ich denke wie immer, aber — (leise zu ihm) hat Malwina nicht zwey Oheime unter jener unglücklichen Parthey? muß nicht selbst mein Gemahl für seinen Bruder zittern? — Ich mag Beyde nicht

nicht daran erinnern; aber sehen Sie selbst ihre Verwirrung, ihre Unruhe —

Argyle. Jetzt begreife ich —

Lady. Dem sey, wie ihm wolle; befehlen Sie nur, daß man den Gefangenen mit Anstand behandle. Unglückliche schonen kostet so wenig, und gewährt ein so reines Vergnügen. Ich fordre es als einen Beweis Ihrer Freundschaft.

Argyle. Es ist ohnehin meine Pflicht. Es würde mich schmerzen, wenn der Gefangene Ihnen angehörte; denn ich werde gezwungen seyn, ihn nach London zu schicken.

Lady. Nach London? — O ja — warum das nicht? Nach London muß er allerdings. Doch vorher lassen Sie ihn ja wohl hieher bringen? Ich selbst will die Erste seyn, die ihn entlarvt. (zu Eduard) Fürchten Sie nichts, Mylord, wir haben für Niemand, der uns theuer ist, etwas zu besorgen.

Eduard. Ich litt mehr für Sie, Mylady.

Lady. Ich bemerkte es wohl!

Argyle. Unbegreiflich ist mir aber, warum der Mensch gerade dieses Mährchen erfand, das ihm zu nichts helfen konnte; denn so bald er hieher gebracht wird, muß' er ja entdeckt werden.

Lady. Aber rechnen Sie denn eine gewonnene Frist von fünf bis sechs Stunden für nichts? — (mit einem Blick auf Eduard) In fünf bis sechs Stunden läßt sich viel thun, man bedarf oft weit weniger zu seiner Rettung.

Argyle. Freylich, freylich! so mag es seyn.

Lady. Wann werde ich denn das Glück haben, meinem neuen Gemahl vorgestellt zu werden?

Argyle. Sie sollen es gleich hören. (liest weiter) „Man hat in der Ferne die „französische Flotte erblickt, man fürchtet „eine neue Landung" —

Eduard.

Eduard. (ſehr bewegt) die franzöſiſche Flotte?

Argyle. Ja, ich wußte das ſchon. (lieſt) „Den verdächtigen Menſchen werde ich Ihnen „ſo bald als möglich zuſenden. Das Boot „für ihn iſt ſchon beordert; doch wird es „ſchwerlich vor Tages Anbruch auf der Inſ„ſel landen können.“

Lady. (leiſe zu Eduard) Mit Tages Anbruch ſind ſie gerettet.

Argyle. (lieſt) „Der Herzog von „Cumberland läßt mir eben ſagen, daß er „die Küſten bereiten werde u. ſ. w.“

Tom. (kömmt und ſagt leiſe zur Lady) Alles iſt bereit zur Abreiſe.

Lady. Mein Gemahl, ich habe noch allerley häusliche Angelegenheiten mit Ihnen zu beſprechen. Ritter! Sie erlauben —

Malw. Sie verlaſſen uns?

Eduard. (leiſe, indem er ihr die Hand küßt) Ein dankbares Lebewohl!

Argyle. Mylord! ich hoffe Sie bald wieder zu sehen.

(Edward verbeugt sich gegen ihn, und geht mit der Lady)

Malw. (bey Seite) Gott! gieb ihm deinen Engel zum Geleite.

Sechste Scene.

Malwina, Argyle.

Argyle. Nun, geliebte Miß? Die gütige Aufnahme Ihres Oheims macht mich aufs neue kühn. Darf ich hoffen?

Malw. Ohne Ziererey, Ritter, ich bin Ihnen herzlich gut. Aber — ich bitte Sie — schieben Sie den verhaßten Auftrag des Herzogs von Cumberland einem Andern zu, entlassen Sie Ihre Söldner, die nur den armen Inselbewohnern zur Last sind, bleiben Sie bey uns auf dem Schlosse, und ich will gern die Erste seyn, den Augenblick unsrer Verbindung zu beschleunigen.

Ar-

Argyle. Sie betrüben mich — Sie kennen meine Pflicht. Darf ich so das Vertrauen täuschen, deſſen man den Jüngling würdig hielt?

Malw. Ich ſehe wohl, Ihr Ehrgeiz iſt ſtärker als Ihre Liebe. Ich bildete mir ein, mein Vermögen reiche hin für uns Beyde.

Argyle. Wär' ich es werth, um Ihre Hand zu werben, wenn ich jedem Ruhme entſagen, und allein der Geliebten meinen Unterhalt ſchaamlos verdanken könnte?

Malw. Meine Tante kömmt zurück.

Siebente Scene.

Vorige, Lady.

Argyle. Läßt Ihre ſchnelle Zurückkunft uns hoffen, daß wir auch der Gegenwart Ihres edlen Gemahls nicht lange beraubt ſeyn werden?

Lady. Ich zweifle doch.

Argyle. Er hat wichtige Geſchäfte?

Lady. Sehr wichtige. (leiſe zu Malwina) Er iſt fort. Jetzt werde ich verſuchen, die Offiziere auf das Schloß zu locken, ſo werden die Soldaten minder wachſam.

Argyle. Ich will nicht ſtören.

Lady. O bleiben Sie! Ich ſprach nur mit meiner Nichte von einer Sache, für die ſie ſich ſehr intereſſirt.

Argyle. Darf ich Ihnen eine Bemerkung machen, Mylady? Sie haben einen

Theil

Theil der Heiterkeit verloren, welche sonst alles verschönert, was Sie umgiebt.

Lady. Das kann wohl seyn. Der Schiffbruch meines Gemahls — es ist wohl sehr natürlich. Doch jetzt bin ich schon weit ruhiger. Die gewohnte Heiterkeit soll mir nicht untreu werden. Bey der Abendtafel hoffe ich sie ganz wieder zu finden. Apropos, Ritter, ich vermuthe, daß manchen Ihrer Freunde unter den Offizieren eben nicht die bequemsten Quartiere auf dieser armen Insel zu Theil geworden. Laden Sie sie doch aufs Schloß — jetzt gleich, denn es wird schon spät. Der Soldat im Felde verschmäht ja wohl ein gutes Abendessen nicht? — Sollte auch mein Gemahl nicht bey der Tafel erscheinen — er ist noch so angegriffen, wird sich vielleicht auf seinem Zimmer serviren lassen — doch, das soll unsre Fröhlichkeit nicht stören. Ich werde mir alle Mühe geben, die Honneurs zu machen.

Bedienter. (kömmt) Der Obrist Cope wünscht den Ritter zu sprechen.

Argyle. Meine Damen! Sie erlauben —

Lady. Wir lassen Sie allein.

Argyle. Nicht doch! Er wird mir bloß rapportiren, welchen Erfolg die Nachforschungen im Walde gehabt, das ist in einem Augenblick geschehen.

Lady. (zum Bedienten) Laßt den Obristen hereintreten. (Bedienter ab)

Malwy. Ist dieser Obrist verwandt mit dem General Cope, der von Prinz Eduard bey Preston-point geschlagen wurde?

Argyle. Ja, und das vermehrt noch des Obristen alten Haß gegen die Stuarte. Er hat eine rauhe zurückstoßende Außenseite; aber im Grunde ist er ein edler trefflicher Mensch.

Achte Scene.

Vorige, Obriſt.

Obriſt. Herr Ritter! ich komme Ihnen zu ſagen — (wird die Damen gewahr, und verbeugt ſich) Meine Damen! ich habe die Ehre — —

Argyle. Waren ihre Nachforſchungen im Walde fruchtlos?

Obriſt. Jeden Winkel durchkrochen, keine Seele angetroffen.

Argyle. Sonderbar! Doch wollte man ſo gewiß einen Menſchen geſehen haben, der ſich im Gebüſch verſteckte. Sollte man uns hintergangen haben?

Malw. Sie ſehen, Ritter, hier auf der Inſel ſuchen Sie vergebens. Bleiben Sie unſere lieben Gäſte; aber befreyen Sie die armen Inſulaner von der läſtigen Einquartirung.

Argyle. Sie mögen Recht haben, Miß, morgen wollen wir überſetzen.

Obriſt. Da bin ich nicht Ihrer Meynung. Ich denke, wir wollen die Jakobiten ſchon noch aus dem Buſche klopfen.

Lady. Sie hoffen noch immer?

Obriſt. Mich ſoll der Teufel holen, wenn ich nicht in dieſer Nacht noch den Rebellen greife, den wir ſuchen.

Argyle. Auf welche Art?

Obriſt. O, ich verſtehe mein Handwerk. Im Walde ſteckt Niemand. Sehr natürlich! und warum?

Malw. Nun? warum?

Obriſt. Die Flüchtlinge ſind doch nur auf dieſe Inſel gekommen, um ſich bey guter Gelegenheit einzuſchiffen? Nun müſſen ſie ja natürlich lauren, ob nicht irgend ein Schiff am Horizont ſich blicken läßt. Das können Sie ja aber im Walde nicht ſehen; ſie werden ſich alſo in die Felſen verkrochen haben, die dieſes Schloß umgeben.

Lady.

Lady. (erſchüttert) Weiter?

Obriſt. Da hab' ich nun ſogleich 150 Grenadiere losgelaſſen, die ſollen jede Höhle, jeden Felſenriß durchkriechen, und ich wette, es entwiſcht ihnen Keiner, der Fleiſch und Bein hat.

Lady. (bey Seite) Gott!

Malw. (bey Seite) Es iſt um ihn geſchehen.

Argyle. Das ſcheint Sie zu beſtremden?

Lady. Im Gegentheil; ich bewundre die Vorſicht des Herrn Obriſten. (leiſe zu Malwina) Sey ruhig!

Obriſt. Nicht wahr, Mylady? Was konnt' ich Beſſers thun? Und wiſſen Sie, was meine Hoffnung noch beſtärkt? Als ich eben meine Leute hinführe, erblicke ich am Ufer gerade dem Schloſſe gegenüber eine kleine Barke.

Lady. (haſtig) Was haben Sie damit gemacht?

Obriſt.

Obriſt. Ey zum Teufel, ich habe ſie wegnehmen la.

Lady. (bey Seite) Alles verloren!

Obriſt. Zwar machte man Umſtände. Die Barke, hieß es, gehöre Ihnen, Mylady; aber daran kehrte ich mich nicht, denn ich kenne ja Ihre Treue gegen den König; Sie werden gewiß die Flucht eines Verräthers nicht erleichtern.

Lady. Nein, gewiß nicht — Sie haben ſehr wohl gethan — indeſſen — wenn Ihre Nachforſchungen beendigt ſind — ſo haben Sie wohl die Güte, mir die Barke zurückzuſenden — ich brauche ſie zuweilen.

Argyle. Das ſey meine Sorge! — Obriſter! auf ein Wort! (tritt leiſe mit ihm)

Malw. (leiſe) O der unglückliche Eduard!

Lady. Noch iſt nicht alles verloren. Tom kennt jeden Schleifweg in den Felſen. Finden ſie die Barke nicht mehr, ſo können ſie immer wieder in das Schloß zurückſchleichen.

chen. Faſſe Dich nur! Deine Unruhe könnte ſie verrathen, und uns zugleich ins Verderben ſtürzen.

Obriſt. Ganz recht, Ritter, das meyne ich auch. (es geſchieht ein Schuß — Malwina ſchreyt) Aha! Da haben ſicher unſre Leute einen erwiſcht! Von dorther kam der Schall, gerade von den Felſen herüber. Wir haben Mondſchein: vielleicht werden wir etwas gewahr. (gehen ans Fenſter)

Malw. Die letzte Hoffnung ſchwindet.

Lady. Leider!

Obriſt. Sehen Sie, Ritter? Die Soldaten ſcheinen Jemand zu verfolgen.

Argyle. Ja, ja, ich ſehe.

Obriſt. Und da unten — ein Menſch, der von Felſen zu Felſen ſpringt — ſeiner Geſtalt — wenn es Prinz Eduard wäre! —

Argyle. Wohl möglich!

Obriſt. Freuen Sie ſich, Mylady! bald haben wir den Rebellen.

Lady. Wirklich? Ich bin ſehr erfreut! (bey Seite) O Unglücklicher! (Malwina wird ohnmächtig)

Argyle. Himmel! Miß wird ohnmächtig.

Lady. Es iſt nichts — der Schuß hat ſie erſchreckt. Ich ſelbſt — ich geſtehe Ihnen — ſie erholt ſich bereits. (es fällt abermals ein Schuß)

Argyle. Noch einmal?

Obriſt. (am Fenſter) Sie haben ihn — nein — ſie attaquiren — alle Wetter! — er ſetzt ſich zur Wehr, er ficht wie ein Raſender.— Die Soldaten fliehen. — Alle Teufel!

Argyle. Ich folge Ihnen.

Malw. Bleiben Sie!

Argyle. Wer als Eduard konnte ſolchen Widerſtand wagen? — Ich ſelbſt will ihn angreifen! Er oder ich — haben muß ich ihn lebendig oder todt! (ab)

Malw.

Malw. Armer Eduard!

Lady. Hier iſt keine Zeit zu jammern — ihn retten — retten! wenn es noch möglich iſt!

Ende des zweyten Akts.

Dritter Akt.

Erſte Scene.

Lady, Malwina.

Lady. Noch keine Nachricht?

Malw. Ein Bedienter versichert mir eben, man ſehe mehrere Truppen auf die Felſen zurücken.

Lady. Täuſchen wir uns nicht mit eitler Hoffnung. Eduard iſt gefangen; auch Tom beunruhigt mich.

Malw. Ich höre Lärm — Iſt das nicht Toms Stimme?

Lady. Seyen wir auf das Schlimmſte gefaßt!

Zweyte Scene.

Vorige, Tom.

Malw. Nun, Tom? Rede! um Gotes willen!

Tom. Ich kann nicht mehr.

Lady. Alles verloren? Der Prinz gefangen?

Tom. Der Prinz? Wer sagt das?

Malw. Erkläre uns —

Lady. Wo ist er? Was macht er?

Tom. Er wird den Augenblick hier ſyn.

Malw. Ist es möglich?

Lady. Man kennt ihn noch nicht? Erhle!

Tom. Wir gingen durch die kleine ſorte —

Lady. Bis dahin gab ich Euch selbst das Geleite.

Tom. Kaum 100 Schritt vom Schlosse hören wir Wer da? rufen; wir antworten nicht, können aber weder vorwärts noch rückwärts. Wir wollen nun eine Felsenspitze schleichen — plötzlich fällt ein Schuß, alles wird lebendig, der Prinz zieht seinen Degen, ich spanne meine Pistolen, er greift wüthend an, nichts widersteht ihm; doch schon hat die Menge uns fast umringt. Zum Glück tritt der Mond eben hinter eine [illegible] Wolke. Wir benutzen die kurze Dunkelheit, ich ziehe den Prinzen nach mir; ich winde mich mit ihm durch alle Felsen, wir erreichen glücklich das Feld; aber da stoßen wir auf einen neuen Haufen mit Fackeln, vom Ritter Argyle selbst angeführt. Ich erstarre vor Schrecken. „Wie?" ruft der Ritter, „Lord Athol hier? Flugs ergreife ich den Irrthum und um des Prinzen Verwirrung zu verbergen, rufe ich hastig: „Er selbst, meine Herren, wir

„hier-

„hörten schießen nahe beim Schloß; wir „muthmaßten, es möchte etwa ein Flüchtling „sich zwischen den Felsen verstecken wollen, „und Lord Athol war eifersüchtig auf die Ehre, ihn selbst gefangen zu nehmen.“ — Der Prinz schweigt, der Ritter glaubt, rühmt des Lords Eifer, bedankt sich, theilt neue Befehle aus, und kehrt mit dem Prinzen zurück. Mir fiel eine Last vom Herzen, und ein wenig stolz auf meine List ritt ich voraus, um Sie zu beruhigen.

Malw. Braver Tom!

Lady. Das werde ich Dir nie vergessen.

Tom. Ey was! das kommt so von selbst; man weiß nicht wie. Jetzt nur keine Zeit verloren, Sie werden gleich hier seyn. Mit Durchsuchung der Felsen sind die Soldaten nun fertig, und so könnten wir doch noch diese Nacht —

Lady. Recht, Tom; denn mit Tages Anbruch kömmt mein Gemahl!

Tom. Es ist kaum 11 Uhr. Ich weiß noch manchen Schleifweg, der ans Ufer führt.

Lady. Ans Ufer — o Gott! — ich vergaß — die Barke ist weggenommen.

Tom. Weggenommen? das ist schlimm.

Lady. Aber der Ritter versprach sie zurück zu geben. Geh zu ihm, fordre sie in meinem Namen, sieh ihm fest dabey ins Gesicht. Sage, wir bedürfen ihrer.

Tom. Lassen Sie mich nur machen. Ich will mit dem Obristen Cope sprechen. Das ist ein Teufelskerl. Da kommen sie! ich gehe, ich lauere, ich betrüge die Schildwachen, und halte alles fertig zur neuen Flucht. (ab)

Dritte Scene.

Vorige, Eduard, Argyle.

Lady. Wie, Mylord? Sie wagen ſich bey Nacht heraus? Sie haben Ihr ganzes Haus in Schrecken und Verwirrung geſetzt.

Malw. Wenn Sie wüßten, wie bekümmert wir um Sie geweſen.

Eduard. Kenne ich nicht Ihre guten theilnehmenden Herzen?

Argyle. In der That, Mylord, warum Ihr theures Leben gegen Verzweifelte aufs Spiel ſetzen, die nicht mehr zu verlieren haben?

Eduard. Ich wurde plötzlich angefallen.

Argyle. Die Menſchen fochten wüthend; ſie haben Mehrere meiner Leute verwundet. Sagten Sie nicht, Mylord, daß ihrer drey geweſen, daß ſie nach dem Walde ſich zurückgezogen?

Malw.

Malw. Ach Ritter, seit Ihrer Ankunft höre ich von nichts als von Soldaten und von Verfolgen. Das ist eine üble Unterhaltung für Damen.

Argyle. (leise zu Eduard) Bemerken Sie nicht schon wieder, wie sie für den Prinzen sich interessirt?

Eduard. O ich weiß es.

Bedienter. (tritt ein) Einige Offiziere fragen nach dem Ritter. (ab)

Argyle. Mylady hat mich erlaubt, bey der Abendtafel zu erscheinen.

Lady. Ganz recht. Ich erinnere mich.

Argyle. Ich eile, sie Ihnen vorzustellen. (ab)

Malw. (leise) Aber, mein Gott, wenn einer darunter wäre —

Lady. Laß uns hoffen. Mein Gemahl war sehr lange abwesend — sie kennen ihn nicht.

Malw. Wär' es nicht besser, wenn der Prinz sich entfernte?

Lady

Lady. Da ſind ſie ſchon. Nur die Faſſung nicht verloren.

Vierte Scene.

Vorige, Obriſt, ein Offizier, Argyle.

Argyle. Mylord, ich habe die Ehre, Ihnen zwey brave Kriegskameraden vorzuſtellen.

Offiz. Die Damen werden verzeihen —

Obriſt. Der Soldat im Felde macht wenig Komplimente.

Argyle. (lächelnd), Nur im Felde, lieber Obriſt?

Obriſt. Es iſt wahr, ich verſtehe mich auch ſonſt eben nicht ſonderlich darauf.

Lady. (die genau beobachtet, leiſe zu Malwins) Man kennt ihn nicht.

Obriſt. Der Satan von einem Stuart macht uns viel zu ſchaffen; aber er ſoll büßen.

Offiz. Ja, hätten wir ihn nur erſt!

Lady. (zu Malwina) Geh, ſieh doch nach, ob die Tafel bereit iſt? (Malwina ab)

Obriſt. (zu Eduard) Hat Mylord auch gegen den Prinzen gedient?

Eduard. Nein, Sie — ich diente —

Lady. Mein Gemahl war damals in Holland — er iſt dem Könige nicht von der Seite gekommen.

Obriſt. Sie ſind in Brabant nicht ſo glücklich geweſen, als wir in Schottland. An Culloden werden die Schotten dencken.

Lady. (leis Seite) Der grauſame Menſch!

Eduard. Aber wo mir recht iſt, haben doch dieſe verachteten Bergſchotten Sie ein paarmal tüchtig geſchlagen?

Offiz. Es iſt wahr. Man muß dem Prinzen Gerechtigkeit wiederfahren laſſen: es fehlte ſehr wenig, ſo wäre er Herr von Großbritannien geweſen. Ein Mann, der nur ſelb Neune ſich auf feindliche Küſten wagt, der blos durch Geiſt und Muth eine

Armee

Armee zu ſammeln weiß, iſt wahrlich kein gewöhnlicher Menſch. Sein Betragen zeugt von Edelmuth und Seelengröße: er iſt unſer Feind; aber ich achte ihn, ich bewundre ihn.

(Minna kommt zurück — Bediente bringen eine beſetzte Tafel)

Lady. (ergreift des Offiziers Hand) Sie denken wie ein braver Mann. Setzen wir uns zu Tiſche, meine Herren!

Obriſt. Von Herzen gern. Ich habe einen verzweifelten Hunger und Durſt. Mylord wird erlauben, daß wir als ächte Engländer mehr als eine Flaſche leeren.

(Alle ſetzen ſich; Eduard und der Obriſt im Vordergrunde, Lady neben Eduard, Argyle neben Minna)

Argyle. Mein lieber Obriſt wird nicht vergeſſen, daß wir unter Damen uns befinden.

Obriſt. Sie ſollen leben, die Damen! (trinkt) Was ſchadet ein Räuchgen? Der Wein löſt die Zunge. Man wählt die Worte nicht; aber ſie gehen vom Herzen.

(Kriegeriſche Muſik in der Ferne)

Lady.

Lady. Was iſt das? (Argyle will aufſtehen)

Obriſt. Hahaha! Bleiben Sie, Ritter! bleiben Sie!

Offiz. Gewiß eine Galanterie vom Herrn Obriſten?

Obriſt. Richtig, mein Freund! Sobald ich wußte, daß wir die Ehre haben würden, bey Mylord zu ſpeiſen, traf ich Anſtalten, wie ſie ſich für einen Pair des Reichs geziemen, der ſeinem König immer treu geweſen.

Lady. (ungeduldig) Nun? was thaten Sie denn?

Obriſt. Ey, ich ſagte zu meinen Grenadiren: Kinder! ich eſſe heute Abend bey dem Liebling des Königs, zeigt, daß ihr brave Kerls ſeyd! nehmt die Regimentsmuſik und auch die Fahnen, die wir bey Culloden dem Eduard abgenommen, verſammelt euch im Gaſthofe und ruft: Es lebe Georg! es lebe Lord Athol! was gilts, er

ſchickt

ſchickt euch ein Faß Wein herunter und Ihr trinkt auf unſre Geſundheit.

Lady. Sie ſind ſehr gütig! (zu den Bedienten) Man bringe ihnen Wein und Geld, und ſchicke ſie fort!

(Die Muſik ſpielt: God save the King)

Argyle. (nach einer Pauſe allein) Der Obriſt hat es wenigſtens recht gut gemeynt.

Obriſt. (zu Eduard) Nicht wahr, Mylord, ich hätte Ihnen keine angenehmere Ueberraſchung machen können?

Eduard. Allerdings!

Obriſt. Es ſcheint doch eben nicht, als ob Sie großen Gefallen daran fänden. (Lady giebt Eduard einen Wink)

Eduard. Glauben Sie, Herr Obriſt, daß ich Ihre Aufmerkſamkeit nach Würden zu ſchätzen weiß.

Obriſt. Wenn etwa Anhänger von Stuart hier herum verſteckt ſeyn ſollten, ſo können ſie das: God save the King! mit anhören.

Lady.

Lady. (bey Seite) Welche Marter! (laut) Meine Herren! ich dächte, wir ließen jetzt die Politik bey Seite!

Obriſt. Recht gern! (ſchenkt ein) Aber einen Toaſt wird Mylord uns erlauben?

Eduard. Ich bringe ihn ſelber aus. (nimmt das Glas) Dankbarkeit den Weibern, die unſer Leben verſüßen!

Obriſt. Darauf verſteh' ich mich ſchlecht!

Argyle. Ich ſtimme herzlich mit ein! (ſtehen an und trinken)

Lady. Wir danken im Namen unſers Geſchlechts. Gebe der Himmel, Mylord, daß wir, was Sie uns ſchuldig zu ſeyn glauben, ganz verdienen mögen.

Obriſt. He! noch ein andrer Toaſt!

Lady. Es iſt ſchon genug.

Obriſt. Gott verdamme mich! wir müſſen noch einen andern trinken. Wir ſind ja hier lauter wackre Britten: die Waf-

ſen

ſen des Königs zu Waſſer und zu Lande, und Tod allen Anhängern der Stuarte!

Eduard. (ſchleudert grimmig ſeinen Becher von ſich) Ich trinke nie auf den Tod eines Menſchen!

Argyle. Was iſt das?

Lady. Faſſen Sie ſich, Mylord!

Eduard. Wer kann da ſich faſſen? Daß Georgs Parthey Eduard verfolgt, das iſt recht, das muß ſo ſeyn; aber auf den Tod eines Unglücklichen, wer er auch ſey, beym fröhlichen Gelage zu trinken, das kann nur ein böſer Menſch!

Obriſt. Mylord!

Lady. (bey Seite) Er verräth ſich und uns.

Obriſt. Sie nehmen ſich eines Rebellen an?

Eduard. Eines unglücklichen Prinzen, der, als ſeine Siege Georg zittern machten, allen ſeinen Anhängern ſtreng gebot, des Feindes Leben zu ſchonen.

Lady.

Lady. In der That, meine Herren, erinnern Sie sich, daß der König selbst dergleichen rauhe Gesinnungen nicht billigt. Wissen Sie nicht, daß neulich auf einem Maskenball ein Vermummter sich dem Könige nahte, und ihm ins Ohr flüsterte: Ich trinke auf Stuarts Gesundheit! Ich auch, erwiederte der König sehr ruhig; denn er ist ein unglücklicher Fürst. Wundern Sie sich daher nicht, wenn mein Gemahl eben so großmüthig zu seyn strebt als sein König!

Offiz. Auch denken wir nicht wie —

Lady. Ich weiß.

Malw. (bey Seite) Gott sey Dank, es geht vorüber.

Argyle. (steht auf) Es wird Zeit, Obrister, daß wir aufbrechen!

Obrist. (steht auf) Nichts für ungut! Ich bin ein ächter Britte! (Alle stehen auf)

Lady. Wir scheiden dennoch als gute Freunde.

Ar-

Argyle. (zum Obriſten) Unſre Leute ſind vom Nachſuchen erſchöpft. Man muß ſie zurückrufen und ihnen Ruhe gönnen. (Obriſter und Offizier ab)

Malw. Ja wohl, Ritter!

Lady. Die Felſen bleiben alſo nunmehro unbewacht?

Fünfte Scene.

Vorige, ein zweyter Offizier.

Offiz. Ritter! ich bringe den Unbekannten, den wir am jenſeitigen Ufer ergriffen haben.

Argyle. Der ſich für Lord Athol ausgiebt?

Lady. (bey Seite) Himmel!

Offiz. Er bat, ihn ſogleich zu Mylady zu führen, die er ſeine Gemahlin nennt.

Malw.

Malw. (bey Seite) Grauſames Schickſal!

Lady. (ſehr verlegen) Er möge kommen! (Offizier ab) ein Unglücklicher verdient immer Schonung! — (zu Eduard) Aber Sie, Mylord, möchten zu lebhaft werden. Wollten Sie nicht lieber auf Ihr Zimmer ſich begeben?

Malw. Ich begleite Sie, mein Oheim.

Argyle. Verzeihen Sie, Mylords Gegenwart iſt durchaus nothwendig. Ich bitte, bleiben Sie! (ergreift ihn bey der Hand)

Eduard. (bey Seite) Verloren!

Argyle. Hat der kühne Wagehals nicht ſeinen Plan allein auf Ihre Abweſenheit und auf die Hoffnung gegründet, daß Mylady aus Herzensgüte ihn anerkennen werde? Ihr unvermutheter Anblick, Mylord, wird ihn ſogleich zu Boden ſchmettern! Ha! da iſt er!

Sechs-

Sechste Scene.

Vorige, Athol, Offizier mit Woche.

Lady. (bey Seite) Ach könnte er meine Winke verſtehen!

Eduard. (bey Seite) Ergebung in mein Schickſal!

Athol. (freudig) Endlich ſeh' ich Sie wieder, Mylady!

Lady. Was ſoll ich ſagen?

Athol. Wie? Welch ein Empfang? Doch vor allen Dingen benehmen Sie dieſen Herren ihren Irrthum; erklären Sie, daß ich Lord Athol und Ihr Gemahl bin. Man hält mich für einen flüchtigen Anhänger der Stuarte — mich, König Georgs Freund —

Lady. Sie? wären?

Athol. Was soll das heißen?

Lady. Allerdings wünscht' ich in diesem Augenblick einen unglücklichen Flüchtling zu retten — aber ich fürchte — meine Pflicht zu verletzen.

Athol. Einen Flüchtling zu retten?

Argyle. Wozu so viel Schonung, Mylady? Mein Herr! Sie sind nicht Lord Athol.

Athol. Nicht?

Argyle. Hier steht Lord Athol, der gerade diesen Abend zu rechter Zeit gekommen ist, um Sie zu entlarven.

Athol. Wer? Wer?

Argyle. (wendet Edward, der sich abwärts gekehrt hatte) Dieser!

Athol. (heftig erschüttert) Ha dieser? — Er — er ist — (plötzlich inne haltend und vor sich murmelnd) Er rettete dir zu Rom das Leben.

Lady. (dies bemerkend, bey Seite) Sein Herz hat das meinige errathen. (laut) Sie

sehen

ſehen, meine Herren, wie verwirrt den Fremdling Mylords Anblick macht.

Athol. (nach einer Pauſe für ſich) Jetzt begreife ich alles.

Argyle. Nun, mein Herr?

Athol. (halb laut) Unglücklicher Eduard!

Argyle. Eduard? Was ſagt er?

Athol. Meine Herren — die unvermuthete Gegenwart eines Mannes — den ich weit von hier glaubte — zwingt mich alles zu bekennen. Ich bin von nun an — wer und was Sie nur ſelbſt wollen! (zu Eduard) Sie ſehen, daß ich Ihre Züge nicht vergeſſen konnte. Habe ich Ihnen einen Augenblick Unruhe verurſacht — ſo verzeihen Sie mir. Seyn Sie glücklich, Mylord, und wenn jemals das Schickſal Sie in die drückende Lage eines Flüchtlings ſetzen ſollte, ſo rette Sie Gott aus der Gewalt Ihrer Feinde, das iſt mein herzlicher Wunſch. Meine Herren! Sie wiſſen jetzt alles; ver-

ſichern Sie ſich meiner Perſon, und verlaſſen Sie mit mir ein Haus, deſſen Gebieterin unſre Gegenwart läſtig fallen muß.

Eduard. (von Athols Freimuth ergriffen) Nein, Sie ſollen dies Haus nicht verlaſſen —

Athol. Genug, Mylord! Keine Sorge um mich.

Argyle. Ihr Name, mein Herr?

Athol. Ich muß — ich will ihn verſchweigen.

Argyle. Ihr Anſtand iſt ſo viel — und ein Wort, welches Sie fallen ließen, könnte mich leicht auf die Vermuthung bringen —

Athol. Auf welche?

Argyle. Daß Prinz Eduard ſelbſt vor mir ſteht.

Athol. Hab' ich es geläugnet?

Athol. Ha! — Sie ſind es! — Wohlan, Prinz, ich habe Ihrentwegen ſtrenge Befehle: doch werde ich die Achtung nicht aus den Augen ſetzen, die ich Ihrem Namen und Ihrem Unglück ſchuldig bin.

Siebente Scene.

Vorige, Obriſt, Tom.

Obriſt. Ritter! ich bringe ſchlimme Neuigkeiten. Man gibt Signale: eine franzöſiſche Flotte nähert ſich der Küſte; man fürchtet eine Landung.

Argyle. Wäre es möglich?

Obriſt. Der Herzog von Cumberland iſt ſo eben auf der Inſel angekommen.

Lady und Malw. (bey Seite) Gott!

Obriſt. Er will ſelbſt Anſtalten treffen. Die ganze Inſel iſt in Allarm. Man kann die feindlichen Schiffe bereits zählen. Einige ſollen ſogar ſchon in die Bay dem Schloſſe gegenüber ſegeln. Ich habe ſo eben mit dem Herzog geſprochen; ich habe ihm geſagt, Mylord ſey hier; das freut ihn

sehr. Er will selbst kommen, seinen alten Kriegskameraden zu besuchen; auch hofft er Rath und Beystand zur Vertheidigung der Insel von ihm. Wenn Mylord ihm entgegen gehen wollte, vielleicht fände er ihn noch an der nordwestlichen Küste.

Lady. (lebhaft) Ganz gewiß! Das ist Pflicht der Freundschaft wie der Höflichkeit. (zu Eduard) Eilen Sie, Mylord, eilen Sie dem Herzog entgegen. Tom!

Tom. Mylady!

Lady. Begleite Deinen Herrn!

Tom. Verstanden!

Lady. Aber Sie werden dafür sorgen, Ritter, daß die Wachen ihn nicht aufhalten?

Argyle. Obrister! Lord Athol und sein Gefolge passiren frey. Sie stellen sich sogleich an die Spitze Ihres Regiments, den Herzog zu empfangen.

Obrist. Sie gehen nicht selbst, Ritter?

Argyle.

Argyle. Ich darf den Prinzen nicht verlaſſen.

Obriſt. Den Prinzen?

Argyle. Ich ſelbſt will ihn dem Feldherrn ausliefern.

Lady. (leiſe) Die Barke, Tom?

Tom. Sie wartet.

Lady. Fort! geſchwind!

Malw. (leiſe zu Eduard) Gott geleite Sie!

(Eduard kann nicht ſprechen, bittet den Lord, die Lady und Malwina bedeutend an, legt die Hand auf ſein Herz und entfernt ſich ſchnell mit Tom — Obriſt folgt ihm)

Argyle. Nun kann meine Abreiſe von dieſer Inſel ſich lange verzögern.

Lady. Sie glauben wirklich, die Franzoſen würden wagen? —

Argyle. Warum nicht? Wir haben hier nur eine geringe Macht, das könnte leicht durch Spione verrathen worden ſeyn. Und den Feind, deſſen Flotte einzig und allein

bestimmt ist, den Prinzen zu retten, wird neue Wuth ergreifen, wenn er erfährt, daß er zu spät gekommen. Ich rathe Ihnen, Mylady, sich von einem Orte zu entfernen, der leicht ein Schauplatz der blutigsten Gräuel werden könnte.

Athol. (sich vergessend mit einer Hitze) Nein, die Franzosen dürfen keine Landung wagen; wenn jeder Britte denkt und fühlt wie ich, so greifen wir rasch zu den Waffen und —

Argyle. Wie? Was ist das?

Athol. (bey Seite) Ich vergesse mich.

Argyle. Was bedeutet diese Sprache?

Lady. Ich höre Geräusch.

Malw. (ängstlich und leise) Wenn es der Herzog wäre —

Lady. (leise) Ruhig! Hat er Zeit gehabt, das Ufer zu erreichen, so ist er gerettet.

Ach-

Achte Scene.

Vorige, Herzog von Cumberland mit Gefolge.

Bedienter. (heraus) Der Herzog von Cumberland.

Athol. (leise zur Lady) Machen wir uns gefaßt auf Vorwürfe!

Lady. (leise) Wir haben das Bewußtseyn einer guten That.

Athol. (wirft sich auf einen Sessel neben dem Tisch, und verbirgt sein Gesicht in seine Hände)

Herzog. (zum Gefolge sprechend) Es scheint mir nicht, daß sie eine Landung wagen werden. Gleichviel, man muß auf alles gefaßt seyn. — Verzeihen Sie, Mylady, meinen späten Ueberfall. Die Umstände müssen entschuldigen.

Lady.

Lady. Der Herzog von Cumberland ist jederzeit willkommen.

Herzog. Ich war erstaunt, Sie hier zu finden. Ich glaubte Lord Athol noch in Brabant und Sie bey Hofe. Aber wo ist Ihr Gemahl?

Argyle. Er eilte zu Ihrem Empfang; Sie hätten ihm begegnen sollen.

Herzog. Wir sind Waffenbrüder; er ist ein Biedermann, ein wackrer Soldat, ein getreuer Unterthan — auf ihn darf der König sich verlassen und England stolz seyn.

Athol. (bey Seite) Er beschämt mich.

Herzog. Ritter, wenn die Franzosen erfahren, daß der Prinz auf dieser Insel ist, so werden sie alles wagen, ihn unsern Händen zu entreißen. Ihnen übergebe ich den Gefangenen, Sie müssen ihn sogleich nach London schaffen. Doch wo ist er?

Argyle. (leise) Hier. Er scheuet Ihren Blick.

Herzog. Der Unglückliche! Ich will mich stellen, als würde ich seiner nicht gewahr. Den Ueberwundenen muß man nicht demüthigen. Reisen Sie sogleich ab, Ritter; Sie haften mit Ihrem Kopfe für den Prinzen.

Argyle. Ich kenne meine Pflicht. Prinz, belieben Sie mir zu folgen!

Athol. (sich wendend) Ich muß bleiben!

Herzog. Was hör' ich! Lord Athol?

Argyle. Lord Athol?!

Herzog. Er selbst. Welch ein Irrthum!?

Argyle. Verrätherey! Ich bin verloren — betrogen — jetzt begreife ich alles! Diese Verwirrung — dies Geheimnißvolle — ha, Mylady! was haben Sie gethan?

Her-

Herzog. Und Prinz Eduard?

Argyle. Ist nicht mehr in meiner Gewalt. Ich kannte ihn nicht, hatte Beide nie gesehen — man hat den Lord mir untergeschoben — ich selbst habe seine Entweichung befördert. Doch vielleicht ist es noch Zeit. (zu Tom, der eben eintritt und den er hastig ergreift) Ha! Du warst es! Du hast ihn begleitet! Was ist aus ihm geworden? Rede!

Tom. Ich — ich glaube — Mylady —

Argyle. Rede, Unglücklicher! Was hältst Du da in der Hand? (reißt ihm eine Schreibtafel weg) Mit Bleystift — kaum leserlich — (lies) „An Mylady Athol „und Miß Macdonald: Ich bin gerettet, „ich bin auf einem französischen Schiffe. „Meine Leiden kann ich einst vergessen, „Ihre Wohlthaten nie. Eduard."

Lady und Malw. Er ist gerettet.

Her-

Herzog. Ich kann von meinem Erstaunen nicht zu mir selbst kommen. Sie, Mylady, die Freundin der Königin? und Sie Mylord, des Königs Liebling?

Athol. Ich habe nur ein Wort zu sagen: er rettete mir in Rom das Leben.

Lady. Das wußte ich nicht. Mein Gemahl war abwesend. Ich bin allein die Schuldige.

Herzog. Und was bewog Sie?

Lady. Mein Fürst, Sie hätten eben so gehandelt.

Herzog. Ich?

Lady. Ja Sie. Wenn dieser unglückliche Prinz, von Lumpen bedeckt, von Hunger und Gram aufgezehrt, zu Ihnen gekommen wäre und mit dem Tone der Verzweiflung gesagt hätte: „Ich bin geächtet, verfolgt, entkräftet, ich kann „nicht weiter. Ich flehe um eine Stunde „der Ruhe und um einen Bissen Brod. „Hier ist mein Kopf, ich vertraue ihn Ihrem

„rem Edelmuth. — Was hätten Sie ge„thän?

Herz. Ich — ich weiß nicht —

Lady. Auf Ihre Ehre — was hätten Sie gethan?

Herzog. Was ich gethan hätte? (nach einer Pause ergreift er Beider Hände, und drückt sie gerührt) Ich hätte ihn gerettet.

Lady. O das wußte ich; wir thaten unsre Pflicht.

Herzog. Ja, Mylady, und ich selbst will Ihr Fürsprecher bey Dorsetshire sein. Nie soll eine schöne Handlung durch Partheywuth verdunkelt werden. Die Pflicht gebietet, den Feind zu bekämpfen, die Menschlichkeit, den Unglücklichen zu retten.

(Der Vorhang fällt.)

Die

Strickнadeln.

Ein

Schauspiel in vier Acten.

Von

August von Kotzebue.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer.
1805.

Perſonen.

Baron Durlach, ein reicher Landedelmann.
Amalie, ſeine Gattin.
Landräthin von Durlach, ſeine Mutter.
Chriſtian, ſein alter Diener.
Pauline, Amaliens Kammermädchen.
Graf von Eßlingen.
Advokat Burrmann.
Bediente.

(Der Schauplatz iſt in den erſten beyden Acten auf dem Landgute des Baron Durlach, in den letzten beyden Amaliens Wohnung in der nahe gelegenen Reſidenz.)

Die

Stricknadeln.

Ein

Schauspiel in vier Acten.

Anmerkung des Verfassers.

Vor mehrern Jahren gieng ich an einem schönen Frühlingsabend mit dem liebenswürdigen Schriftsteller A. G. Meißner um die Thore von Leipzig spazieren. Wir sprachen über Stoffe zu Schauspielen; er meinte, es müsse schwer seyn, immer neue zu finden. In einer Anwandlung von muthwilliger Fröhlichkeit vermaß ich mich, aus jedem Dinge, das er mir nennen werde, ein Schauspiel zu machen. In diesem Augenblicke lag eine Stricknadel vor unsern Füßen, er hob sie auf, reichte sie mir hin, und forderte mich auf, mein rasches Versprechen an ihr zu erfüllen. Ich gab mein Wort. Lange hab ich mit der Idee mich herumgetragen, und jetzt endlich mein Wort gelöst. Wenn jener seine Kenner, dem ich es gab, mit der Auflösung zufrieden ist, so darf ich hoffen, daß auch das Publikum zufrieden seyn werde.

Erſter Act.

(Ein Zimmer auf dem Landgute des Baron Durlach.)

Erſte Scene.

Chriſtian (tritt herein).

Der Herr ſchläft lange. Er ging doch geſtern Abend früh zu Bette. Ja, wenn alle ſchlafen könnten die zu Bett gehen. — Sieh, da liegt ſeine Uhr. Die pflegt ja ſonſt immer des Nachts über ſeinem Kopfkiſſen zu hängen? — (er hält ſie an das Ohr) und nicht einmal aufgezogen? — ey, ey, da iſt es mit dem Seelen-Uhrwerk auch nicht richtig —

Hätte er nur Vertrauen zu einem alten Diener, der doch wohl merkt, wo der Schuh ihn drückt — aber verschlossen bleibt er, und vermauert, wie sein altes Erbbegräbniß.

Zweyte Scene.

Baron Durlach. Christian.

Baron. Guten Morgen, Christian. Kein Brief aus der Stadt?

Christ. Nein.

Baron. Das beunruhigt mich. Meine Frau muß krank seyn. Sie hat sonst die Aufmerksamkeit, die Güte für mich, mir wenigstens alle zwey Tage zu schreiben, und nun ist heute schon der vierte Tag —

Christ. Das Karneval, gnädiger Herr, da giebt es allerley Zerstreuungen.

Baron. Ich weiß, aber — sie hat mich verwöhnt —

Chriſt. Vorgeſtern Abend war ſie noch geſund und vergnügt.

Baron. (raſch) Woher weiſt Du das?

Chriſt. Der Gerichtshalter kam geſtern aus der Stadt, der hat die gnädige Frau in der Komödie geſehen. Es ſind ein Paar Herren bey ihr in der Loge geweſen, ſie hat viel gelacht.

Baron. So? — das freut mich! — Ich will aber doch — ſage dem Jäger, er ſoll ſogleich ein Pferd ſatteln — ich will doch ein Paar Worte an meine Frau ſchreiben, mich nach ihrem Befinden erkundigen.

Chriſt. Ganz wohl.

Baron. Und höre Chriſtian! laß mir den Gerichtshalter auf dieſen Mittag zum Eſſen einladen.

Chriſt. Ganz wohl. (ab)

Dritte Scene.

Baron Durlach allein.

Der Mann iſt langweilig, aber — er hat ſie geſehen! (er ſetzt ſich an den Tiſch und ſchreibt) Nicht dieſen Ausdruck, der möchte wie ein Vorwurf klingen. (er ſtreicht ein Wort aus und ſchreibt weiter) Meine gute, geliebte Amalie! ich kenne Dein Herz. Nur zu Deinem Herzen will ich reden.

Vierte Scene.

Chriſtian. Der Baron.

Chriſt. (eilig) So eben fährt die Frau Landräthin auf den Hof.

Baron. (ſpringt auf) Meine Mutter! iſt's möglich! bey dieſer Kälte — (er eilt hinaus ihr entgegen)

Chriſt.

Christ. Nun wird's ſchon lebendig im Hauſe werden. Die Frau Landräthin paßt nicht in unſre Karthäuſer-Kloſter. Daß ſie aber jetzt mitten im Winter kommt, hat auch wohl etwas zu bedeuten. Was gilt's, ſie wird die Sturmglocke ziehen. (Er öffnet den Eintretenden die Thür, und verbeugt ſich tief.)

Fünfte Scene.

Der Baron. Die Baronin.

Baronin. (Sie nickt, im Geſpräch begriffen, dem alten Chriſtian freundlich zu, der ſich dann entfernt) Sey Du meinetwegen unbeſorgt, mein Sohn. Der alte Zobelpelz hat mir gute Dienſte gethan. Du kennſt ihn ja noch, dein Großvater brachte ihn mit aus Conſtantinopel, ein Geſchenk vom türkiſchen Kaiſer. Ja, lieber Gott! erſt muſit' er lange in den ſieben Thürmen ſitzen, bis endlich Friede wurde; ſo hat er den Zobelpelz ſauer ver-

verdient. Mir gab er ihn an meinem sechszehnten Geburtstage. Hm! dacht' ich — wie denn so die schnippische Jugend denkt — Großpapa hätte mir auch wohl etwas besseres schenken können; denn damals fror' ich nie, es mochte Winter oder Sommer seyn. Aber seitdem hat sich unser Klima gar sehr verändert. Die guten alten Zeiten! jetzt friere ich zehn Monate im Jahre, und segne Deinen Großvater so oft ich in den warmen Pelz mich wickle.

Baron. Aber ihre Füße, beste Mutter. Ihr Kopf! Wie durften Sie bey dieser Jahreszeit wagen —

Baronin. Was thut man nicht um der Ehre der Familie willen. Besser ein Ohrläppchen erfroren, als einen Zweig am Stammbaum. Ich habe Dir oft genug gesagt und sagen lassen, Du möchtest zu mir in die Stadt kommen, ich hätte mit Dir zu reden; das Schreiben ist meine Sache nicht. Vornehme Leute schreiben jetzt nur auf Velin-Papier,

das iſt ja ſo verdammt glatt, da zittert mir die Hand, ich mache Kleckſe, und es werden ohnehin Kleckſe genug in der Welt gemacht. So geht es heut zu Tage: das Papier iſt glatt, und die Worte, die darauf ſtehen, ſind auch glatt, aber die ehrlichen treuen Herzen, ja die — nun mein Sohn, warum biſt Du nicht gekommen?

Baron. Meine Landwirthſchaft —

Baronin. Recht gut, mein Sohn, ich habe nichts gegen die Landwirthſchaft; nichts auf der Welt, aber wenn die Stadtwirthſchaft darüber zu Grunde geht —

Baron. Wie meinen Sie das?

Baronin. Ey du mein Gott! deine Frau treibt es ja mit jedem Tage ärger. Die Officiere auf der Parade ſprechen ja ſchon davon. Deine Ehre, mein Sohn, Deine Ehre —

Baron. Die ruht ſicher in den Händen meiner Gemahlin.

Ba-

Baronin. Blind, stockblind ist die Liebe. Ich habe es Dir oft genug gesagt; Theodor, hab' ich gesagt, heyrathe kein so junges Mädchen, das taugt nicht. Du bist ein Mann über die vierzig, sie kaum achtzehn; ich weiß ja wohl, ich habe ja selbst Gevatter bey ihr gestanden. Es war Anno — Anno — wie die Fichtenraupe unsern schönen Wald so zerfressen hatte. Ein böses Jahr!

Baron. Ich gebe zu, mit hundert andern Mädchen schien solch' eine Verbindung gefährlich; doch ich kenne den Charakter meiner Amalie. Um eine edle Seele vor dem Falle zu bewahren, weiß ich nur ein sicheres Mittel, Vertrauen. Eine Frau, die ihres Mannes Vertrauen zu widerstehen vermag, ist ohnehin nichts werth.

Baronin. Ja doch, das ist alles schön und gut. Zu meiner Zeit konnte man viel damit ausrichten. Als in der feinen Welt noch Wohlstand Sitte war, und die Schnürbrüste — ach mein Sohn! Du weißt

gar nicht, was mit den Schnürbrüſten Alles verloren gegangen iſt. Da wurde nicht bloß der Buſen wohlthätig zuſammen gedrückt, ſondern auch das Herz. Man konnte gar nicht daran denken, ſich zu verlieben, man war froh, wenn man Athem ſchöpfte. Ganze Wolken von Amors Pfeilen blieben in der Schnürbruſt ſtecken, die Kammerjungfer zog ſie Abends heraus, wie die Stecknadeln. Das waren gute Zeiten, da kaufte man das Vertrauen beym Schneider. Der alte Günther in der Kaſtanienſtraße, der machte die beſten Schnürbrüſte.

Baron. Darf ich fragen, warum meine Mutter Amalien ohne Schnürbruſt meines Vertrauens unwerth hält?

Baronin. Zu mir kommt ſie ja nicht, höchſtens alle drey Wochen Einmal, und ſitzt dann wie auf Nadeln. Neulich hat ſie irgendwo geſagt: meine Geſellſchaften wären langweilig, mein Mops ſchnarchte ſo viel, und mein Papagey ſchriee, daß Einem die Ohren

weh

weh thäten. Das hab' ich alles haarklein wieder erfahren.

Baron. Aber beste Mutter, wenn Sie Amalien nur selten sehen, wie können Sie wiss.n —

Baronin. Wissen? ich nicht wissen? ich weiß alles, was in der Stadt vorgeht. Gott sey Dank, ich habe Freundinnen. Du kennst die Generalin von Rumpelschanz?

Baron. Wer sollte die fromme geschminkte Dame nicht kennen? Seit zwanzig Jahren sucht sie dem Himmel weiß zu machen, daß sie noch jung sey; da die Menschen ihr nicht mehr glauben wollen.

Baronin. Spotte nicht mein Sohn; sie ist eine fromme Frau. Im siebenjährigen Kriege war sie ein hübsches Mädchen. Damals lernte ihr Mann sie kennen, er war nur noch Hauptmann. Der hat seinen Weg schnell gemacht.

Baron. In vierzig Jahren kann man schon avanciren.

Baronin. Die Präſidentin von Lungerfeld iſt dir auch nicht unbekannt?

Baron. Die Philoſophie mit dem Kantiſchen Moral-Princip?

Baronin. Ein wenig confus, aber ſonſt kreuzbrav. Sie bekommt alle Abend den Thorzettel, hat ein Auge auf alle Fremden; Frau von Rumpelſchanz hingegen bekümmert ſich mehr um die Einheimiſchen.

Baron. Das ſind alſo die Quellen, aus welchen Sie Ihre Nachrichten über Amalien ſchöpfen?

Baronin. Ja mein Sohn, das ſind die Quellen, und ich verſichere dich, ſehr gute, klare Quellen. Amalie verſäumt kein Schauſpiel —

Baron. Daran thut ſie recht.

Baronin. Auf allen Bällen flattert ſie herum.

Baron. Das freut mich.

Baronin. Sie iſt die Königin aller Feſte.

Baron. Das macht meinem Geſchmack Ehre.

Baronin. Sie bringt halbe Nächte am Spieltiſch zu.

Baron. (ſeufzt) Wenn es ihr nur Vergnügen macht.

Baronin. Sie verliert Dein Geld.

Baron. Ich bin nicht arm.

Baronin. Man verdenkt es Dir, mein Sohn.

Baron. Was verdenkt man nicht?! und womit ſollten Tauſende von Menſchen über ihre eigne Gemeinheit ſich tröſten? Kluge Leute denken, Narren verdenken.

Baronin. Ey, ey, das iſt hart abgeſprochen. Das Urtheil der Welt —

Baron. Iſt allerdings beachtungswerth, ſo lange es nicht im Widerſpruch mit Vernunft und höhern Pflichten ſteht. Liebe Mutter, ich halte es damit wie mit den Kleidermoden. Sind die bloß närriſch, ſo mache ich ſie, der Welt zu gefallen, wohl mit; ſind ſie aber der Geſund-

ſundheit ſchädlich, ſo thu' ich's nicht, und wenn die Kinder auf der Straße mich auslachten. Wenden Sie dieſen Grundſatz auf mein jetziges Verhältniß an, über das ich doch wohl länger und tiefer nachgedacht habe, als ihre Frau von Rumpelſchanz et Compagnie? — Ich habe Amalien geheyrathet, um einſt mein Alter mit Roſen zu kränzen; darum aber ſoll ſie ihre Jugend mir nicht opfern. Sie muß genießen, was Jugend erfreut.

Baronin. Von Dir begleitet habe ich nichts dagegen.

Baron. Meine Amalie weiß, daß ich rauſchende Luſtbarkeiten nicht liebe. Sie iſt ein ſo gutes, gefälliges Weib, daß — wär' ich bey ihr — auch ſie um meinetwillen ſich einſperren würde. Das ſoll ſie nicht, das will ich nicht.

Baronin. Aber ſo nimm doch nur Vernunft an. Eine Frau von zwanzig Jahren, ohne alle Aufſicht —

Baron. Ein geprüfter Freund beobachtet sie. Bis jetzt hat er mir nichts beunruhigendes gemeldet.

Baronin. Wirklich? hat Dein geprüfter Freund Augen im Kopfe? sieht er den jungen Grafen Eßlingen nicht?

Baron. O ja, er hat ihn gesehen.

Baronin. Und daß er in deine Frau verliebt ist, hat er das auch gesehen?

Baron. O ja.

Baronin. Und daß Deine Frau auf gutem Wege ist, ihn wieder zu lieben —

Baron. Nein, des sieht er nicht.

Baronin. So ist er blind.

Baron. Der Graf soll ein schöner, angenehmer Mann seyn, das schmeichelt Amaliens Eitelkeit.

Baronin. Und weißt Du denn noch nicht — du Mann über vierzig Jahr, daß Eitelkeit der Tugend Schlaftrunk ist.

Baron. Freylich was man so gewöhnlich Tugend nennt, ist ohnehin zum Schlaf geneigt.

geneigt. Amalien hab' ich ſelbſt erzogen, bey ihr wage ich nichts.

Baronin. Blind, ſtockblind! und taub obendrein. Du haſt ſie erzogen? ja doch, man weiß ja wohl — Ihre Mutter —

Baron. Ich bitte die Meinige, das Andenken einer edlen Frau zu ſchonen.

Baronin. Freylich, dein Verhältniß mit ihr —

Baron. Betrüben Sie mich nicht.

Baronin. Damals hatt' ich eine reiche, vornehme Partie für Dich. Die arme Lieutenants-Wittwe —

Baron. Hat ſo viele Stunden meines Lebens verſchönert, daß ich nur mit Liebe an ſie denken, nur mit Liebe von ihr ſprechen hören kann.

Baronin. Schon gut, ich waſche meine Hände in Unſchuld. Ich habe Alles geſagt, Alles! Der Graf Eßlingen iſt ein feiner Mann von großer Familie, ich habe ſeine Mutter recht gut gekannt, ſie war eine geborne Zinſendorf,

ſendorf, eine ſchöne Frau, nur hatte ſie ein Feuermal auf der rechten Backe. Wenn ſie Menuet tanzte, ſo ſchloſſen die Zuſchauer einen Kreis um ſie. Aller Herzen wußte ſie zu gewinnen, und gerade ſo iſt auch der Sohn; er hat ſchon manchem ehrlichen Manne Kopfſchmerzen verurſacht. Ich könnte Dir Geſchichtchen erzählen — aber ich ſage nicht ein Wort mehr! nicht eine Sylbe! ich waſche meine Hände in Unſchuld.

Baron. Ich gebe Ihnen das Zeugniß, liebſte Mutter, daß Ihre Hände völlig rein gewaſchen ſind.

Sechste Scene.

Chriſtian (der Schocolade präſentirt). Die Vorigen.

Baronin. Sey bedankt, mein lieber Chriſtian. Was iſt's? Schocolade? Kaffee wäre mir lieber geweſen.

Ba-

Baron. Soll sogleich gemacht werden.

Baronin. Laß nur, mein Sohn, sonst geht mir der Alte wieder durch, und ich habe ihn so lange nicht gesehen.

Christ. O Ihro Gnaden sind so gnädig —

Baronin. (indem sie trinkt) Nicht doch, Christian. Gnädig bin ich zwar auch, o ja; aber dießmal ist es keine Gnade; Vergnügen, alter Mensch, du machst mir Vergnügen; denn so oft ich dich ansehe, steht so ein Stück von der lieben alten Zeit vor mir. Weißt du noch, wie du zum ersten Male auf's Schloß kamst?

Christian. Ach wie sollt' ich das nicht wissen? Kurz vor Ihro Gnaden Vermählung. Ich war damals noch ein dummer Bauerjunge.

Baronin. Ja, Christian, dumm warst du, gewaltig dumm. Denke nur, mein Sohn, als er zum ersten Male aufwartet, schneide ich eine Melone in Stücken, nehme, wie sich's gebührt, den Saft mit den Körnern heraus,

dann geb' ich ihm beyde Teller; verſteht ſich, die Melone ſoll er herumpräſentiren, den Saft wegſetzen. Was thut er? er meint, die Sauce gehöre zum Fleiſche, und präſentirt ganz ehrbar erſt die Melone, hinterdrein den Saft. Ha, ha, ha! Aber ein ehrlicher Burſche war er auch damals ſchon, das Zeugniß muß ich ihm geben. An meinem Hochzeittage — ich war den Tag ein wenig zerſtreut — Gott weiß wie es zuging, — ich ſitze im Garten in der Laube, laſſe meinen Beutel liegen mit vielem Golde, vermiſſe ihn nicht einmal; aber Chriſtian brachte ihn mir wieder, ja, er bracht' ihn mir wieder.

Chriſt. Ich hoffe nicht, daß Ihro Gnaden mir das zum Verdienſt anrechnen?

Baronin. I nun, es war doch recht brav von dir. Deinesgleichen iſt denn auch nicht immer, wie ſoll ich ſagen, ſo taktfeſt in der chriſtlichen Tugend. Noch ein andres Mal — das vergeſſe ich dir nimmermehr — Ich hatte Krämpfe, Ohnmachten — du wurdeſt

herein-

hereingerufen, ſollteſt eilig den Arzt holen; aber als du gewahr wurdeſt, wie ich litt, ſtandeſt du nicht da leichenblaß, zitternd, konnteſt nicht von der Stelle? Der lahme Peter mußte geſchickt werden. Sieh, alter Chriſtian, das vergeß' ich dir nimmer!

Chriſt. Eine ſo gute Herrſchaft, wer ſollte die nicht lieben?

Baronin. Ich ſage dir, mein Sohn, er zitterte und ſah' aus wie eine Leiche. Darum bin ich ihm gut. Wenn ich ſo auf meinen Weg' zurück blicke, dahin und dorthin, wo ich am frohſten war, da ſteht das Geſicht immer dabey. Darum ſoll er auch leben, wenigſtens ſo lange, als ich lebe. Hörſt du Chriſtian? — es wäre recht fatal, wenn der alte Menſch ſtürbe, hörſt du mein Sohn?

Baron. Ich hoffe, Chriſtian iſt geſund und zufrieden.

Chriſt. (Wiſcht ſich eine Thräne aus dem Auge) Ach gnädige Frau Landräthin, er iſt ja der leibhaftige ſelige Herr.

Baronin. Es ist mir lieb, Christian, daß du meinem Sohne solch' ein Zeugniß giebst; aber von dem seligen Herrn mußt du nicht mit mir reden, das weißt du wohl. (mit bewegter Stimme) Der selige Herr war ein Mann, wie sie der liebe Gott nicht alle Tage auf die Welt setzt, und heut zu Tage nun gar nicht mehr. (sie trocknet sich die Augen) Ich wundere mich noch alle Morgen beym Erwachen, daß ich ihn so lange überlebt habe. Mein Sohn ist brav, das weiß ich, aber seinem Vater ähnelt er doch nicht ganz; denn manche Dinge hätte sein Vater nicht gelitten, selbst von mir nicht.

Baron. Erlauben Sie, liebe Mutter, daß ich noch einige Haus-Angelegenheiten besorge, um Sie nachher in der Wirthschaft ein wenig herum zu führen.

Baronin. Thu' das, mein Sohn; ich bin so lange nicht hier gewesen. Vor allen Dingen mußt Du mir Deine neue Sägemühle zeigen, die soll sich ja trefflich verzinsen?

Baron. Ich hoffe, Sie werden zufrieden ſeyn.

(er geht in ſein Kabinet)

Siebente Scene.

Die Baronin. Chriſtian.

Baronin. Lärm macht ſie wenigſtens genug. Meine Pferde wären beynahe ſcheu geworden, als ich vorbey fuhr. — Nun, Chriſtian, wir ſind allein. Jetzt erzähle mir, wie ſteht es denn hier im Hauſe? nicht zum Beſten, wie ich vernehme?

Chriſt. O wenn die junge gnädige Frau nur immer hier wäre! dann ſind wir Alle zufrieden.

Baronin. Wirklich? iſt ſie gut? macht ſie euch das Leben nicht ſauer?

Chriſt. Mein wahrhaftig, ſie iſt eine herzensgute Dame, wohlthätig und immer freundlich, immer bey guter Laune. Ja, wenn

ſie

ſie hier iſt, dann hat der gnädige Herr ein ganz anderes Geſicht; man ſollte meinen, es leuchte im Dunkeln.

Baronin. Aber wenn ſie nicht hier iſt?

Chriſt. I nun freylich, dann geht es ſtill bey uns her.

Baronin. Erzähle, Chriſtian, erzähle.

Chriſt. Der Tag vergeht noch ſo leidlich, da macht der gnädige Herr ſich allerley zu ſchaffen. Aber wenn der Abend herbey kommt, dann ſpaziert er manchmal Stundenlang in tiefen Gedanken auf und nieder und ſeufzt. Ich ſtehe oft in der Ecke, und er ſieht mich gar nicht. Mache ich ein Geräuſch, und er wird mich gewahr, ſo ſcheint er zu erſchrekken, und zwingt ſich freundlich aufzuſehen. In ſeinem Kabinet hängt das Bild der jungen gnädigen Frau, da hat er zu beyden Seiten große Wandleuchter anſchrauben laſſen, und da müſſen alle Abend ſechs Kerzen brennen. Oft vergißt er ſich dem Bilde gegenüber bis Mitternacht, hört es wohl nicht

eins

einmal, wenn ich die Nachtlampe bringe, ſieht immer wehmüthig hin und ſeufzt.

Baronin. Dann ſeufzt er über ſeine Thorheit, Chriſtian. Ich habe ihn genug gewarnt — dir kann ich's wohl ſagen, du gehörſt gleichſam zur Familie — ein Mann über 40, ein Mädchen von etlichen 20, da brechen alle Blüthen aus, dort fängt es an zu ſchneyen; das junge Vöglein flattert, das alte ſitzt auf dem Neſte, was kommt dabey heraus?

Chriſt. Ach! wenn ſie es nur wüßte, daß der gnädige Herr ſich ſo nach ihr ſehn't, ſie bliebe gewiß daheim. Aber davon läßt er ihr gar nichts merken; er bittet ſie wohl ſelber ſo lange, bis ſie anſpannen läßt; und unſer Einer hat denn auch zu viel Reſpekt. Ich meine überhaupt, mit Ihro Gnaden Erlaubniß, die vornehmen Leute machen ſich oft nur dadurch das Leben ſauer, daß ſie nicht rund und friſch herausſagen, wie ihnen um's

Herz

Herz ist. Da wird Alles so zugespitzt, der Regen soll nicht naß machen.

Baronin. Du sprichst nach deiner Art ganz verständig, lieber Christian, aber in gewissen Ständen muß Delicatesse herrschen, das ist in der Ordnung, so wie die edelsten Früchte am Spalier gezogen werden. Seit vornehme Leute sich duzen, wie gemeine, und der Mann seine Gemahlin wohl gar sein Weib nennt, seitdem ist die zarte Achtung verloren gegangen, die den Ehestand zum Feyerkleide macht, welches man vor jedem Flecken sorgfältig hütet. Daher verarg' ich meinem Sohn' auch gar nicht, daß er delicat zu Werke geht; aber ich, ich werde mit der lustigen Frau Schwiegertochter ein ernsthaftes Wörtchen sprechen.

Achte Scene.

Der Baron. Die Vorigen.

Baron. Wär' es Ihnen nun gefällig, liebe Mutter? wenn Sie anders von der Reiſe nicht ermüdet ſind?

Baronin. (indem ſie ihm den Arm reicht und ſprechend mit ihm abgeht) Eine Reiſe nennſt Du das? — meine alten Schimmel haben mich in 2 Stunden hergezogen, und noch obendrein durch tiefen Schnee. Komm nur, die Sägemühle muß ich ſehen, die hatte ſchon Dein ſeliger Vater projectirt. Es kam nachher allerley dazwiſchen, es gab einen Prozeß mit dem Gränznachbar; der Bach ſollte nicht gedämmt werden. Du haſt ja den alten Major Sauerwiſch noch gekannt? Das war ein eigenſinniger Patron, er meinte, ſein Lachsfang würde darunter leiden, und da mag er denn auch ſo ganz unrecht nicht gehabt

habt haben. Der Prozeß dauerte 10 Jahre, und würde vermuthlich noch dauern, wenn beyde Theile nicht gestorben wären, denn es waren da ein Paar tüchtige Advokaten aneinander gekommen, die schrieben und schrieben! ich pflegte immer im Scherz zu rathen, man solle neben der Sägemühle noch eine Papiermühle bauen. Ich glaube, Gott verzeih' mir die Sünde! wenn der ganze Bach aus Dinte bestanden hätte, sie hätten ihn trocken geschrieben (man hört die letzten Worte nur noch in der Ferne).

Ende des ersten Akts.

Zweyter Act.

Erſte Scene.

Chriſtian.

(Er tritt herein und redet hinter ſich.)

Peter! nimm noch ein paar Knechte zu Hülfe. Die Frau Landräthin hat befohlen, die alten Ziegelſteine fortzuſchaffen, die da ſeit einem halben Jahre auf dem Hofe liegen. (hervorkommend) Man merkt's doch gleich, wenn ein Frauenzimmer im Hauſe iſt. Die Männer bauen, die Weiber ſchmücken. Häuſern und Zimmern kann man es auf den erſten Blick anſehen, ob Frauenzimmer mit darin wohnen oder nicht. (er horcht) Holla! klingt mir's

mir's doch in den Ohren wie Schlittengeläut'? (Man hört wirklich Schlittenglocken in der Ferne. Chriſtian tritt an's Fenſter) Ja wahrhaftig, da kommt ein prächtiger Schlitten die Anhöhe herunter. Sapperlot! ein Stallmeiſter, zwey Vorreiter mit Stangen, ein paar ſtolze Iſabellen, wie das trabt! und die blauen Federbüſche, wie das ſchwankt! — bey meiner armen Seele! ich glaube, es iſt die gnädige Frau? — Ja, ſie iſt's, und ein ſchmucker junger Herr ſteht hinten auf, ſo knapp gekleidet, als lebten wir in den Hundstagen. — Ey wie das klingt! hell und klar, die Glöcklein aus purem Silber gemacht. — Prr! jetzt halten ſie ſtill. — Ob denn der gnädige Herr nichts gehört hat? ſie ſind doch dicht an der Sägemühle vorbey gefahren? aber das verdammte Geklapper, da hört man ſein eigenes Wort nicht. Ich muß nur laufen, und es dem Herrn berichten. Der wird eine Freude haben! (Er geht. An der Thüre begegnet er den Kommenden.)

Zweyter

Zweyte Scene.

Amalie. Graf Eßlingen. Chriſtian.

Amalie. Guten Tag, Chriſtian. Wie geht's? wo iſt mein Mann?

Chriſt. Seyn Ihro Gnaden tauſendmal willkommen! ich will den gnädigen Herrn ſogleich holen.

Amalie. Er iſt doch geſund?

Chriſt. I nun, wenn er auch nicht ganz geſund wäre, ſo iſt doch nun der liebe Arzt gekommen.

Amalie. Ich will nicht hoffen —

Chriſt. Seyn Sie auſſer Sorgen. Er iſt mit der Frau Mama nach der neuen Sägemühle ſpaziert. Ich laufe. (ab)

Dritte Scene.

Amalie. Der Graf.

Amalie. Meine Schwiegermutter auch hier? das iſt mir nicht lieb.

Graf. Jetzt, ſchöne Frau, bitt' ich um mein Schlittenrecht.

Amalie. Unausſtehlich ſind die Männer mit ihren Rechten, die ſie Alle ſelbſt zu machen belieben. Ein Glück, daß es von uns abhängt, ob wir ihre Geſetze befolgen wollen oder nicht.

Graf. Wir haben das allgemeingültige Recht des Stärkern auf unſerer Seite, doch bitten wir nur —

Amalie. Wo wir befehlen könnten, nicht wahr? ſehr gnädig. Lauter Bettler mit Piſtolen in der Hand.

Graf. Ein Blick aus ſolchen Augen entwaffnet uns.

Amalie. Meine Augen bedanken ſich.

Graf. Aber das Schlittenrecht —

Amalie. Wir ſind allein, Herr Graf.

Graf. Eben deswegen.

Amalie. Eben deswegen wird nichts daraus. So bald mein Mann kommt, wollen wir die Sache näher überlegen.

Graf. Sie wollen doch nicht ihn zum Richter zwiſchen uns machen?

Amalie. Warum nicht? Sie werden ſehen, er iſt galant.

Graf. Ein Ehemann galant! ein Eichbaum und ein Fächer.

Amalie. Sehr wahr. Der Eichbaum giebt nur Schatten, nicht Wind.

Graf. Die wahre Galanterie, ſchöne Amalie, umgaukelt nur den ſchüchternen Liebhaber. Sie iſt ein Blüthenſtaub, den Zephyrs Hauch der kaum geöffneten Knospe am Morgen ihres Lebens entführt. Hat aber erſt die Blume mit der Mittagsſonne gebuhlt —

Ama:

Amalie. Ich bitte Sie um's Himmels willen, ſprechen ſie nicht ſo poetiſch; ich bin ein proſaiſches Geſchöpf.

Graf. Muß ich nicht alle Sprachen verſuchen, um endlich die zu finden, deren Töne ihr Herz rühren?

Amalie. Mein Herz will aber nicht gerührt ſeyn — es darf nicht.

Graf. Doch giebt es Augenblicke, wo Sie mich hoffen laſſen?

Amalie. Das ſind Augenblicke, wo ich eine Närrin bin, und vielleicht noch etwas ſchlimmeres.

Graf. (drückt ihre Hand feurig) Amalie!

Amalie. Nun ja, ich bin Ihnen gut, mehr als ich ſeyn ſollte; ich erlaube Ihnen, daß Sie mir die Hand drücken, laſſe mich ſogar von Ihnen Amalie nennen; iſt das noch nicht genug?

Graf. (zieht ihre Hand an ſein Herz) Meine Amalie!

Amalie. Das geht nicht. Wiſſen Sie wohl,

wohl, daß ich verheirathet bin? ich habe heute ausdrücklich diese Schlittenpartie arangirt, und Sie mir zum Begleiter erkoren, um Sie meinem leibhaften Gemahl vorzuführen.

Graf. Leider weiß ich nur allzuwohl, daß Sie verheirathet sind; auch ist es wohl eine unerhörte Galanterie von einem Liebhaber, daß er seine Geliebte auf dem Schlitten zu ihrem Manne führt —

Amalie. (spöttelnd) In der That, es ist erstaunlich.

Graf. Wenn es nicht glücklicherweise ein alter Mann wäre, den Sie nicht lieben —

Amalie. (tritt an den Tisch, an welchem Durlach geschrieben) Ey wahrhaftig! hab' ich Ihnen das vertraut?

Graf. Und der sein Glück so wenig fühlt, so wenig verdient, daß er sich gar nicht einmal um Ihre Existenz bekümmert —

Amalie. (hat den angefangenen Brief ihres Mannes gefunden und liest) „Sehr heiter, lie-

„de Amalie, habe ich den Februar begonnen,
„denn es iſt der Monat, der Sie mir wieder
„geben wird.“

Graf. (ohne darauf zu hören) Der reichſte Mann im Lande, der — verzeihen Sie meiner Freymüthigkeit — Sie dennoch dann und wann in Verlegenheiten ſetzt —

Amalie. (lieſt weiter) „Ich lege Ihnen
„einen unbeſchränkten Creditbrief an meinen
„Banquier bey“ —

Graf. Mein Gott, was leſen Sie da?

Amalie. (lachend) Die Antwort auf Ihre Verleumdungen; und weil ich einmal in's Leſen gekommen bin, ſo erlauben Sie, daß ich endige. (Sie lieſt) „Zürnen Sie nicht,
„geliebte Amalie, daß ich die Tage des Kar-
„nevals zähle. Ich ſelbſt mache mir Vor-
„würfe darüber, denn ſollten nicht alle meine
„Wünſche erfüllt ſeyn, ſobald ich Sie nur
„heiter und froh weiß? Ja, genießen Sie
„die ſchönen Tage Ihrer Jugend, bis Ueber-
„druß an Stadt- und Ballgewühl Sie er-
„greift;

„greift; dann erinnern Sie ſich, daß in „freundlicher Einſamkeit der liebevollſte Gatte „Ihrer harr't.“

Graf. Gewaltig zärtlich.

Amalie. (gerührt) Guter, edler Mann! du verdienſt jedes Opfer. Ich ſchwaches Geſchöpf! kann ich es denn nicht über mich gewinnen, das Karneval um eine Woche abzukürzen?

Graf. Ich bitte Sie, ſchöne Frau, geben Sie ſich kein Ridicül. Soll der May ſeine Knospen aufthun, um den November zu ſchmücken?

Amalie. (ernſt) Ich verbitte mir die Bilderſprache. — Graf! Graf! Sie haben mich ſchon manches vergeſſen machen, doch die Achtung vor meinem Gemahl ſollen Sie mir nicht rauben.

Graf. Achtung? hat er ſie verdient?

Amalie. Ja warlich!

Graf. Was erzählten Sie mir ſelbſt noch neulich, als ich Sie am Abend des groſ-

ſen Maskenballs mit rothgeweinten Augen an Ihrer Toilette fand?

Amalie. Es war kindiſch von mir, daß ich weinte, und albern, daß ich erzählte.

Graf. Sie wollten ſich mit den Diamanten Ihrer verſtorbenen Mutter ſchmücken; ſehr natürlich und verzeihlich für eine ſo ſchöne junge Frau. Sie baten ihn um das Schmuckkäſtchen, das — höchſt ſonderbar — er in Verwahrung hat; deſſen Inhalt er — noch ſeltſamer — Ihnen nie gezeigt, ſo oft Sie auch den Wunſch geäußert. Ein räthſelhafter Brief iſt ſeine Antwort; ein Brief, in dem nichts verſtändlich war, als die Weigerung, Ihnen das Käſtchen zu überſenden. Wie reimt ſich das zu ſeiner zarten Liebe?

Amalie. (ein wenig verlegen) Es iſt wahr, über dieſen Punkt begreife ich ihn nicht. Ohne einen Zufall würde ich nicht einmal wiſſen, daß ein ſolches Käſtchen exiſtirt, denn ich war noch ein Kind, als meine Mutter ſtarb.

Graf.

Graf. Und als jener Zufall Ihnen das Käſtchen unter die Augen ſchob, auf welches die Hand ihrer Mutter geſchrieben hatte: Amaliens Schmuck und Erbſchaft, an ihrem achtzehnten Geburtstage zu eröffnen; war er da nicht verlegen? wollt' er es nicht verbergen? — warum? — Sie zählten doch nun ſchon zwanzig Jahr? warum Ihr Eigenthum Ihnen vorenthalten?

Amalie. Ich weiß es nicht.

Graf. Was in aller Welt kann ihn berechtigen, der Tochter das Vermächtniß der Mutter zu entziehen?

Amalie. (verdrüßlich) Noch einmal, ich weiß es nicht.

Graf. Geſtehen Sie, daß ſolch' ein Betragen zum mindeſten ſehr ungefällig iſt?

Amalie. Mag ſeyn. Ich will nicht läugnen, es hat mich gekränkt — es kränkt mich noch.

Graf. Wie wäre es — heute iſt ja wieder Maskenball — machen Sie noch ei-

nen Verſuch; fordern Sie das Käſtchen mündlich; ich wette, der gefällige Herr Gemahl ſchlägt es Ihnen abermals ab.

Amalie. Thut er's, ſo muß er doch wohl Urſachen haben.

Graf. O allerdings! Baron Durlach iſt ein guter Wirth, er weiß zu rechnen; Sie machen einigen Aufwand in der Stadt; das Schmuckkäſtchen verbürgt ihm den Erſatz.

Amalie. In der That, ich dulde viel von Ihnen — und erſchrecke darüber. Doch dießmal will ich Sie beſchämen. Mein Gemahl wird ſogleich hier ſeyn. Verlaſſen Sie uns auf einen Augenblick unter irgend einem Vorwand. Ich werde den Schmuck als einen Beweis ſeiner Liebe fordern.

Graf. Und wenn Sie dennoch vergebens bitten?

Amalie. So wird er mir Gründe geben. Still, er kommt.

Vierte Scene.

Der Baron. Die Vorigen.

Baron. (haſtig auf Amalien zueilend) Meine Amalie!

Amalie. (in ſeine Arme fliegend) Hab ich Sie überraſcht?

Baron. Dank! Dank! für die herrliche Ueberraſchung!

Amalie. Errathen Sie nun, warum ich in zwey Tagen Ihnen nicht geſchrieben? die todten Buchſtaben, das ewige Einerley. Nicht meine Feder, mein freundliches Auge ſollte Ihnen einmal ſagen, daß ich Sie vermiſſe.

Baron. Meine gute, ſchöne Amalie!

Amalie. Freylich hab' ich Ihnen das ſchon oft geſagt, aber heute möge es Ihnen immerhin etwas ſchmeichelhafter ſcheinen, denn ich thue meinem Manne das Bekenntniß

in Gegenwart meines Liebhabers. (Sie präsentirt den Grafen) Der Herr Graf von Eßlingen.

Baron. Herr Graf —

Graf. Herr Baron — (wechselseitige Verbeugungen)

Amalie. Und so weiter. Es ist ein junger Mensch, der mir die Cour macht.

Baron. (scherzend) Halten Sie das etwa für nöthig, um mir zu beweisen, daß ich Geschmack besitze?

Amalie. Nicht doch. Aber Sie kommen nun einmal durchaus nicht in die Stadt, und man muß doch Jemand um sich haben, der einem täglich wiederholt, daß man schön ist.

Baron. Giebt es keinen Spiegel in Ihrer Wohnung?

Amalie. (verneigt sich) Fast zu galant für einen Ehemann.

Graf. Die gnädige Frau erlaubt, daß ich dem Spiegel zuweilen Worte leihen darf.

Das

Das ist aber auch Alles. Uebrigens behandelte sie mich mit einer Strenge, die man ihr höchstens im funfzehnten Jahrhundert verziehen haben würde. Sollten Sie glauben, Herr Baron, daß Sie nur so eben mir das Schlittenrecht versagte?

Amalie. Doch nicht aus Eigensinn. Haben Sie meine Gründe vergessen? Wir waren allein. Jetzt ist mein Gemahl gegenwärtig, jetzt küssen Sie mich. (Sie reicht ihm die Wange)

Graf. (empfindlich) Ihnen muß ich danken Herr Baron.

Amalie. Apropos Graf, Sie wünschten ja meines Mannes Stuterey zu sehn? das ist ein groſser Gegenstand für einen jetzigen Herrn nach der Mode. Wir haben wenig Zeit zu verlieren, gehen Sie.

Baron. Ich werde die Ehre haben, Sie zu begleiten.

Ama-

Amalie. Nicht doch, er wird ſchon einen Begleiter finden. Ich habe Sie ſo lange nicht geſehen, ich will auch einmal allein mit Ihnen ſeyn.

Graf. Ich gehorche. (ab)

Fünfte Scene.

Der Baron. Amalie.

Baron. (ſie umarmend) Gutes, treffliches Weib!

Amalie. (ſeine Liebkoſungen erwiedernd) Sind Sie mit mir zufrieden?

Baron. Nur zufrieden?

Amalie. Ganz zufrieden? ſtocken Sie nicht. Heraus damit! nicht wahr, Sie wünſchen, daß ich die Stadt verließe?

Baron. Nicht früher als Sie ſelbſt es wünſchen.

Amalie. Wer weiß, lieber Theodor, was geſchieht. Ehe Sie ſich's verſehen, kom-

me

me ich Ihnen mit Sack und Pack über den Hals.

Baron. An mein Herz!

Amalie. Nur noch ein paar Bälle. Sie wiſſen wie gern ich tanze. Und dann bin ich zu Gott weiß wie vielen Ecoßaiſen engagirt! Heute Abend iſt wieder große Masken rade, morgen wird die Mara ſingen, über morgen haben wir ein neues Trauerſpiel mit Chören, künftige Woche giebt Graf Eßlingen ein dejeuner dansant, und Frau von Rumspelſchanz einen Ball. Auch hab' ich mich beſchwatzen laſſen, auf einem Liebhaber-Theater mitzuſpielen. Man behauptet, ich ſpiele die naiven Rollen zum Entzücken.

Baron. (mit einem unterdrückenden Seufzer) O gewiß!

Amalie. Was noch von leeren Stunden übrig bleibt, füllt das Spiel. Sollten Sie wohl glauben, daß ich gern ſpiele.

Baron. (ſehr ſanft verweiſend) Ich glaub' es nicht gern.

Amal

Amalie. Ich schäme mich selbst ein wenig dafür. Es geschieht aber auch nur aus Langerweile. Was kann ich dafür, daß der Winter in Norden ewig dauert? mit der ersten Schwalbe kehr ich zurück.

Baron. Ach! warum nicht mit der ersten Lerche?

Amalie. Vielleicht auch das, lieber Theodor. Sie sind so gut. Wirklich, ich sehne mich zuweilen recht nach Ihnen.

Baron. Dieß Gefühl verläßt mich nie.

Amalie. (schmeichelnd) Auch ist es mein Vortheil, wenn ich gegenwärtig bin, dann können Sie mir nichts versagen.

Baron. Kann ich's etwa abwesend?

Amalie. Seit ich die Ihrige bin, schlugen Sie mir eine Bitte nur ab.

Baron. That ich das, so war es gewiß mir empfindlicher als Ihnen.

Amalie. Und dennoch — verzeihen Sie meiner Weiblichkeit — dennoch kam ich zum Theil hieher, um jene Bitte mündlich zu wiederer-

derholen. Der heutige Ball wird glänzend seyn. Die alte Fürstin Bragan wird mit allen ihren Diamanten geschmückt erscheinen. Werden Sie mir es verübeln, wenn ich mich auch gern putzen möchte? Schriftlich haben meine Bitten nichts über Sie vermocht, werden Sie auch meinen Liebkosungen widerstehn?

Baron. (verlegen) Was verlangen Sie, beste Amalie?

Amalie. Das Schmuckkästchen meiner Mutter, nur auf heute.

Baron. Wozu? der Schmuck ist alt, geschmacklos gefaßt, Sie werden ihn doch so nicht tragen.

Amalie. Ja ich werde; er sey gefaßt wie er wolle. Schlagen Sie mir die Bitte nicht ab.

Baron. Wenn Sie wüßten, wie Sie mich quälten —

Amalie. (erstaunt) Quälten?

Baron. Ich kann Ihnen das Kästchen nicht geben.

Amalie. Unbegreiflich.

Baron. Ich habe wahrlich eine gute Urſach.

Amalie. So theilen Sie mir dieſelbe mit.

Baron. Das kann ich nicht.

Amalie. Warum nicht? bin ich denn ſo ein verzognes Kind, daß vernünftige Gründe nichts gegen meinen Eigenſinn gelten? Sagen Sie mir dieſe Gründe.

Baron. Ich kann nicht.

Amalie. Was ſoll ich davon denken? Jahrelang verheimlichen Sie mir das Vermächtniß meiner Mutter, ein Zufall bringt es mir unter die Augen, Sie werden beſtürzt, Sie verbergen es mir, und weigern mir ſogar die Gründe dieſes ſeltſamen Betragens?

Baron. Ich muß leider, daß Sie mich falſch beurtheilen, leiden und ſchweigen.

Amalie. Theodor! ich bitte Sie, haben Sie Vertrauen zu mir! wecken Sie nicht Mißtrauen in meinem argloſen Herzen.

Baron. O Gott welche Marter!

Amalie. Ich laſſe nicht ab. Enträthſeln Sie mir das Geheimniß.

Baron. Theure Amalie! es iſt ja das Einzige, das ich je für Sie hatte. Und wenn ich auf meinem Entſchluß beharre, könnten Sie zweifeln, daß bloß die Furcht, Ihre eigene Ruhe zu trüben, mich ſo halsſtarrig macht?

Amalie. Sie erregen meine Neubegier immer mehr. Meine Ruhe iſt dahin, wenn Sie länger ſchweigen. Ich beſchwöre Sie! Ich fordere es als einen Beweis Ihrer Liebe.

Baron. Daß ich es Ihnen abſchlage, iſt ein Beweis meiner Liebe.

Amalie. Wie? wie das? welche Ahndung?

Baron. O Gott! Sie verleiten mich Dinge zu ſagen, die — vergeſſen Sie meine Worte — ich bin verwirrt, ich weiß ſelbſt nicht, was ich rede.

Ama-

Amalie. Nein, jetzt lasse ich Sie nicht! Sie haben schon zu viel gesagt, und wenn Sie mir länger das Kästchen weigern, so werde ich keine ruhige Stunde mehr genießen.

Baron. Sie bestehen darauf? Wohlan! vergessen Sie aber nie, daß Sie mir es abgezwungen haben. Abgezwungen Amalie! vergessen Sie das nie. (er holt es aus seinem Büreau)

Amalie. (bey Seite) Mein Gott! was bedeutet das?

Baron. Hier ist das Kästchen. Doch nur unter einer Bedingung liefre ich es in Ihre Hände; versprechen Sie mir heilig, es weder in meiner, noch in sonst irgend eines Menschen Gegenwart zu öffnen.

Amalie. Ich verspreche es.

Baron. Hier der Schlüssel.

Amalie. Dank mein guter Theodor! dieß Kästchen enthalte, was es wolle, das kostbarste für mich ist der Beweis Ihres Vertrauens,

trauens, der bey seinem Anblick mir stets gegenwärtig seyn wird.

Sechste Scene.

Die Baronin. Die Vorigen.

Baronin. Sieh da, Frau Schwiegertochter! hätte ich doch kaum geglaubt, daß ich das Vergnügen haben würde, Sie in Ihrem eigenen Hause zu finden.

Amalie. (ihr die Hand küssend) Sie haben Recht, Frau Mutter, ich bin eine Schwärmerin, mein Mann verzieht mich ein wenig.

Baronin. Das weiß Gott! ich will eben nicht widersprechen. Andre Zeiten andre Sitten. In meiner Jugend freylich, da glaubten die Männer noch, es wäre unschicklich, wenn sie ihre Frauen ganz allein in der großen Welt sich herumtummeln ließen. Ich erinnere mich noch sehr wohl, als die Krönung Kaiser Josephs des Zweyten hochseligen Andenkens

denkens zu Frankfurt am Mayn gefeyert wurde, da brannte ich vor Begierde, die Pracht mit anzusehn; aber mein seliger Eheherr hatte Geschäfte, er konnte nicht hinreisen; alsobald unterdrückte ich meinen Wunsch mit christlicher Sittsamkeit, und ließ es ihn nicht einmal merken, nein ich ließ es nicht einmal merken.

Amalie. Ich bin noch so ein Weltkind, aber ich will mich bestreben, Ihr Muster zu erreichen.

Baronin. Sie werden, ohne Ruhm zu melden, nicht übel dabey fahren, Frau Tochter, ganz und gar nicht übel.

Baron. (in der peinlichsten Verlegenheit) Amalie kommt allen meinen Wünschen zuvor.

Baronin. Ja, ja, wir wissen schon. So allein hier Frau Tochter?

Amalie. Graf Eßlingen hat mich auf dem Schlitten hergefahren.

Baronin. Der Graf von Eßlingen? ey! ey! das ist ja wohl der junge reiche Wollüstling, vor dem alle Väter und Ehemänner in

der

der Reſidenz die Thüre verſchließen? der, Gott verzeih mir die Sünde! gar eine Operntänzerin unterhält?

Amalie. Wohl möglich. Bey mir iſt er ziemlich beſcheiden. Um das übrige bekümmere ich mich nicht.

Baronin. Sehr wohl, Frau Tochter, Sie bekümmern ſich nicht, aber die Welt bekümmert ſich, und zwar recht ſehr. Die Welt — das ſind nämlich die Leute, die nichts zu thun haben, und nichts verſtehen, man pflegt ſie Welt zu nennen, wie man den Pöbel das Volk nennt — nun dieſe Welt, Frau Tochter, hat vorne und hinten Augen, wie die Fliegen, und wenn es darauf ankommt hinter einen ehrlichen Namen herzulaufen, mehr Füße, als ein Kellerwurm. Da war ich neulich bey der Generalin von Rumpelſchanz, die hat ein großes Bilderbuch für ihre Enkel gekauft — lieber Gott! ich kaufte gern auch Bilderbücher, wenn ich nur Enkel hätte! — Nun, da hab' ich geblättert und

gelesen von einem schlauen Insekt, das macht sich einen Trichter im Sande, da rutschen die Ameisen hinab, und werden gefressen. Und wenn sie auch nicht rutschen, sondern nur ganz vorsichtig am Rande herum spazieren, so weiß die verschmitzte Kreatur (das Insekt nämlich im Trichter) so lange Sand auf sie zu spritzen, bis sie ganz verblüfft werden, und endlich doch herunter müssen. Sehen Sie, Frau Tochter, so ist es mit der Welt. Die sitzt auch in einer Grube und lauert; da ist es nicht genug, daß man sich vor dem Trichter in Acht nimmt, man muß auch nicht am Rande herumspazieren, verstehen Sie mich? auch nicht am Rande.

Baron. Liebe Mutter, brechen wir dieß Gespräch ab.

Amalie. (empfindlich) In der That, ich glaube, daß empörende Warnungen die Tugend eben nicht befestigen.

Baronin. Es giebt freylich wackelnde Tugenden, die gar leicht erschüttert werden;

aber

aber wenn man das Unglück hat, eine ſolche Tugend zu beſitzen, die auf Chineſiſchen Frauenzimmer-Füßen trippelt, ſo ſollte man wenigſtens den Schein meiden, die dehors obſerviren, ein Lärvchen vorbinden, wären es auch nur ein paar Augen aus Drath und Spizzen zuſammen geflickt.

Baron. Ich bitte Sie, Frau Mutter —

Baronin. Du, mein Sohn, du biſt der Baron Durlach, deine Familie iſt eine der edelſten im heiligen römiſchen Reiche, welches übrigens weder heilig noch römiſch iſt. Seit dem zehnten Jahrhundert waren die Durlachs immer brav, und ihre Weiber immer ſittſam. Auf dem Turnier zu Nürnberg ſchenkte Kaiſer Heinrich der Vogelſteller einer Frau von Durlach eine goldne Halskette, weil er mit ſeinem Sporn unverſehens ihren Rock ein wenig aufgehoben hatte, daß man ein Stücklein von der Wade erblicken konnte, und ſie darüber vor Schrecken und Keuſchheit in Ohnmacht fiel. Du lieber Gott! heut zu Tage

würde

würde der gute Kaiſer nicht viel goldne Halsketten auf dieſe Art los werden.

Amalie. Das iſt zu viel!

Baron. (der ſich nicht länger zu halten vermag, iſt im Begriff loszubrechen als der Graf hereintritt)

Siebente Scene.

Graf Eßlingen. Die Vorigen.

Amalie. Gut daß Sie kommen, Graf. Ich habe zu der heutigen Maskerade noch ſo mancherley zu beſorgen. Es wird die höchſte Zeit ſeyn, daß wir nach der Stadt zurückkehren.

Graf. Ich erwarte Ihre Befehle.

Amalie. Leben Sie wohl, lieber Theodor. (halb leiſe) Eine goldne Kette von Kaiſer Heinrich dem Vogelſteller kann ich nicht ver-

verdienen. Eine Tugend, die alle Augenblicke in Ohnmacht fällt, iſt kränklich; ich hoffe Ihnen aber zu beweiſen, daß die meinige ſich wohlbefindet. (laut) Frau Mutter, ich habe die Ehre Ihnen einen guten Morgen zu wünſchen.

Baronin. (macht einen tiefen Reverenz)

Graf. (ſich verbeugend) Herr Baron — gnädige Frau —

Baron. Ich werde mich freuen, Herr Graf, Sie öfter in meinem Hauſe zu empfangen.

Amalie. (giebt dem Grafen den Arm. Beyde ab.)

Achte Scene.

Baron. Baronin.

Baronin. Ich ersticke! bist Du rasend, den Menschen noch in Dein Haus einzuladen?

Baron. Warum nicht? ich habe Vertrauen zu meiner Frau, und bekenne, liebste Mutter, daß Ihr Betragen gegen sie mir sehr weh gethan hat.

Baronin. Ist es möglich, daß ein Baron Durlach diese Aufführung mit gleichgültigen Augen betrachtet? ich sage Dir, mein Sohn, und fordere es von Dir als Mutter: laß Dich scheiden! Deine Ruhe, die Ehre unserer Familie, alle Deine Voreltern rufen aus ihren Gräbern: laß Dich scheiden!

Baron. Scheiden? — wenn Amalie selbst jemals von mir getrennt zu werden verlangen sollte, dann würde ich — wiewohl mit blutendem Herzen darein willigen. Doch

warum ſollte ich, ganz ohne Urſach, von meinem Glücke zu ſcheiden begehren?

Baronin. Ohne Urſach? himmliſche Geduld! Sie fährt mit einem verſchuldeten Menſchen Meilen weit auf dem Schlitten, und er hat keine Urſach! Sie läßt ihren braven Eheherrn auf dem Lande ſitzen, lebt in der Stadt, auf ihre eigne Hand, empfängt Liebhaber zu jeder Tageszeit, ſchwärmt auf Bällen die Nächte durch, verſchwendet ihres Mannes Vermögen am Spieltiſch, ſetzt vielleicht ſeine Ehre auf eine Karte —

Baron. (heftig empört) Halten Sie ein! ich liebe meine Frau zärtlich — ich bin nur ein Menſch — wenn Sie ſo fortfahren, ſo könnt' es mir zum erſtenmal begegnen — ja ſo würde das Gefühl der Ehrerbietung, die ich Ihnen ſchuldig bin — mich zwingen, Sie zu verlaſſen.

Baronin. Vortrefflich! ſo iſt die heutige Welt! alles wird einem glatten Geſichte geopfert, Mutter, Familie, guter Ruf. —

Chri

Christian! laß den Wagen vorfahren! — Er hat keine Ursach zur Scheidung, die Frau Gemahlin beträgt sich musterhaft! — Wo ist mein Pelz, mein Muff? — Wenn Du den Verstand verloren hast, mein Sohn, so muß die Familie für Dich denken und handeln. — Christian, den Wagen laß vorfahren! — Also nur wenn sie selbst die Trennung begehrt? Nun wohl, auch dieser Grille wollen wir uns fügen. Die Frau Tochter wird ja doch wohl deutsch verstehen. Mein Fußsack und die Wärmflasche sollen nicht vergessen werden. — Auf Wiedersehn mein Sohn. Als Du vier Jahr alt warst, fielst Du Dir ein Loch in den Kopf, wovon Dir noch die Narbe auf der Stirn geblieben. Das kam daher, weil ich eben verreist war, sonst hätte ich besser auf Dich Acht gegeben. Aber jetzt, Gott sey Dank, bin ich hier, und da ich sehe, daß Du wieder vier Jahr alt geworden bist, so will ich Dir einen Fallhut aufsetzen, und will mir die Mühe nicht verdrüßen lassen, mit meinen alten Bei-

nen

nen hinter Dir her zu laufen. Du ſollſt kein Loch in den Kopf bekommen, oder noch etwas Schlimmeres auf den Kopf.

Baron. Ums Himmelswillen, beſte Mutter, was wollen Sie thun?

Baronin. Was die Ehre gebietet. Der Blinde muß einen Hund haben, der ihn führt. Wohlan, mein armer Sohn iſt blind, ich bin ſeine Mutter, die Pflichten gegen mein Kind hören nur in der Todesſtunde auf. Er hat das hitzige Fieber, ich will bey ihm wachen, ihm Arzeney reichen, und wenn er auch meine Hand zurückſtößt, weil er meint es ſey Gift, ſo will ich denken, er phantaſirt, und will ihm mit wohlthätiger Gewalt den Löffel in den Mund ſtoßen, ja das will ich, mit Gottes Hülfe! Leb' wohl mein Sohn; geh Du auf Deine Sägemühle, laß Dir was vorklappern; ich gehe indeſſen, Deine Ehre zu retten. (ab)

Neunte Scene.

Der Baron allein.

Mutter! Mutter! ich beſchwöre Sie! — Gott! was wird Sie thun! Ich ahnde eine Unbeſonnenheit, deren Folgen nicht zu berechnen ſind. — Ach Amalie! der Schein iſt gegen Dich! Alles klagt Dich an, nur mein Herz — ich muß eilig der Mutter folgen! nur meine Gegenwart in der Stadt kann einen Streich abwenden, der, obſchon von Mutter Hand geführt, meiner Ruhe tödtlich ſeyn würde! (ab)

Ende des zweyten Acts.

Dritter Act.

(Amaliens Zimmer)

Erſte Scene.

Amalie und der Graf (treten herein).

Graf (nach der Uhr ſehend).

Fünf und zwanzig Minuten, nicht eine Sekunde länger ſind wir gefahren.

Amalie. Darüber ſoll ich Ihnen wohl ein Kompliment machen? Ihr Männer habt, auſſer andern Inconſequenzen, auch wohl noch die an euch, daß eure Verdienſte — wenn ihr nämlich welche habt — euch minder ſtolz machen, als die Eigenſchaften eures unver-

nünf-

nämigen Viehes. Ist das nicht ein Jauchzen, ein Triumphiren, wenn einmal so ein Hund solo fängt, oder ein Gaul tüchtig ausgreift; recht als ob ihr selbst es gethan hättet; und wahr ist's, es bringt euch Ruhm und Ehre. Uns hingegen läßt man nur gelten, was wir selber uns mühsam erworben.

Graf. Rechnen Sie Schönheit auch unter das Erworbene? und genießen Sie nicht den Vortheil, den wir entbehren, nach Belieben einen Preis auf Ihre Vorzüge zu setzen?

Amalie. Ach Gott! wir verschleudern ja Alles für glatte Worte.

Graf. So nennen Sie freylich oft den Ausdruck wahrer Liebe. O Amalie! es thut weh, wenn das tiefste Gefühl immer kalt bespöttelt wird. Dem Fieberkranken Eis auf die Herzgrube legen, ist ein verzweifeltes Mittel.

Amalie. Es hilft aber zuweilen. Uebrigens freut es mich, daß Sie selbst bekennen, Ihre Liebe zu mir sey eine Krankheit.

Graf. O ja wie das Heimweh, das zu tödten vermag, wenn die Sehnsucht ungestillt bleibt.

Amalie. Wer schon öfters an dieser Krankheit darnieder lag, weiß auch Mittel dagegen.

Graf. O Amalie! schon so oft haben Sie mir zu verstehen gegeben, daß Sie mich für flatterhaft halten. Der Ruf sagt viel Böses von mir, auch will ich nicht läugnen, daß schon manches schöne Weib einen flüchtigen Eindruck auf mich machte. Lange hab' ich mit der Liebe gespielt, wie ein Kind mit dem Feuer. Meine Stunde ist gekommen. Ich fühle mich verwandelt, denn ich liebe zum Erstenmale. Mein Leben war bisher aus bunten Lappen zusammen geflickt, jetzt hat die Liebe ihr sanftes, ungemischtes Rosenroth darüber ausgegossen. Zerstreuung nannte ich Ge-

nuß,

nuß, Gaukeley war mir Freude; jetzt hat die Einsamkeit Reiz für mich, Liebe öffnete mir den Sinn für Natur! verschwelgen that ich meine Reichthümer, ungerührt taumelte ich an Leidenden vorüber; jetzt hat Liebe mich Wohlthun gelehrt. Kann ein Gefühl Sie beleidigen, das einen Menschen so veredelte?

Amalie. Beleidigen? Nein, lieber Graf. Wenn Sie Wahrheit sprechen — und mein Herz glaubt es gern — so bin ich stolz darauf, Ihnen dieß Gefühl eingeflößt zu haben. Es macht mich zu Ihrer besten Freundin; nur mehr begehren Sie nicht von mir.

Graf. Sprechen Sie ein Wort, und meine Leidenschaft soll auf ewig verstummen.

Amalie. Dieses Wort? —

Graf. Lieben Sie Ihren Gemahl wirklich?

Amalie. (nach einer Pause) Hochachtung, Dankbarkeit, und eine ruhige Neigung, die ich doch fast zärtlich nennen möchte, fesseln mich an ihn. Er ist freylich 25 Jahr älter

als

als ich, und dieſer Abſtand in den Jahren verhindert das jugendliche Anſchmiegen. Was ich von der Liebe gehört, geſehen, geleſen, zwingt mir das Bekenntniß ab: ich lieb' ihn eigentlich nicht.

Graf. Und ich ſollte meine Hoffnungen aufgeben? und Sie, ſo ganz für Liebe geſchaffen, Sie wollten dieſem Zauberreiz des Lebens für immer entſagen?

Amalie. Meine Pflicht —

Graf. Wär es denn ſo unerhört, Bande zu löſen, welche nur Gewohnheit knüpfte?

Amalie. Graf, Sie erlauben ſich Gedanken —

Graf. Nicht Gedanken — Empfindungen, — wenn er Sie liebt, muß er Ihr Glück nicht wollen? — immerhin geben Sie ihm, dem kühlen Manne — was mir, dem glühenden Jünglinge nicht genügt; geben Sie ihm Ihre Freundſchaft, geloben Sie ihm die Sorgfalt einer Schweſter, die Pflege einer Tochter. Sein Alter ſoll nicht einſam bleiben.

Mögen Sie doch in ſeinem Hauſe wohnen, ihn kindlich bedienen, nur Liebe fordere er nicht, denn warlich! mir gehört ihre Liebe, mir, der ſein erwachtes Gefühl für Alles Schöne und Gute Ihnen allein verdankt! den Sie auf's neue in den Strudel ſtürzen, wenn Sie ſeine gerettete Hand verſchmähen.

Amalie. Graf, ich bitte Sie, verſuchen Sie nicht einen Tumult in meinem Herzen zu erregen. Dem edlen Manne genüge das Geſtändniß: wäre ich frey geweſen, als ich Sie kennen lernte — vielleicht —

Graf. O dieß Geſtändniß belebt meine Hoffnung! Sie werden nicht der Schwärmerey der Dankbarkeit ein ganzes Leben voll Liebe opfern. — Und was haben Sie ihm denn zu verdanken? — Wenn der Gärtner die Blume nur erzog, um ſie aus Eigennutz ſchon in der Knospe zu brechen, verdient er Dank? — Durlach hat ihre Jugend bethört, die letzten Worte einer ſterbenden Mutter gemißbraucht, um Sie zu einer Verbindung zu locken, die ſo

wenig

wenig für Ihre Jugend, Ihre Fröhlichkeit paßt. Ja, laſſen Sie mich alles ſagen: ums ſonſt verwehre ich mir den Gedanken, er habe nur ſeine Vormundſchaft über Sie verlängern wollen. Würde er ſonſt wohl Sie ganz im Dunkeln über ihr Vermögen laſſen? würde er jeder Frage darnach ängſtlich ausweichen? hat er Ihnen nicht ſelbſt geſtanden, Ihr Reichthum ſey dem Seinigen gleich? übertreffe ihn wohl gar?

Amalie. Ja, das hat er.

Graf. Und gleichwohl kein Wort von dem Allen? Freylich, das Mündel hätte Rechenſchaft fordern können, die Gattin muß wohl ſchweigen.

Amalie. O Graf! ich bitte Sie, nehmen Sie mir nicht den Glauben an meines Mannes Edelmuth.

Graf. Soll ich Sie an das Schmuckkäſtchen erinnern? nicht einmal dieſes Spielzeug vergönnt er Ihnen.

Amalie. Doch, doch; das vergaß ich Ihnen zu sagen. Das Schmuckkästchen gab er mir, hier ist es.

Graf. Endlich! aber wie gab er es.

Amalie. Freylich nicht mit der besten Art. Ich mußte es ihm abtrotzen.

Graf. Der Werth des Inhalts wird das wohl erklären. Lassen Sie mich doch sehen —

Amalie. Ich darf nicht. Ich habe ausdrücklich versprechen müssen, das Kästchen in keines Menschen Gegenwart zu öffnen.

Graf. Wozu das nun wieder?

Amalie. Ich weiß es nicht.

Graf. Diese sonderbare Einschränkung, welche andre Ursach kann sie haben, als die Furcht, ein Kenner werde Sie mit dem wahren Werth des Schmuckes bekannt machen? Sie sollen durchaus ein Kind bleiben. Ich bitte Sie Amalie! schütteln Sie die unwürdigen Fesseln ab. Ueberzeugen Sie sich in meiner

Gegenwart von dem kleinlichen Eigennutz Ihres Gemahls, und sprechen Sie dann sein Urtheil und das meinige.

Amalie. Wohlan Graf! ich weiß nicht, ob ich recht thue, allein mich dünkt, mir bleibt kein anderes Mittel, ein Mißtrauen zu vernichten, das meine Tage verbittern würde. Meines Mannes räthselhafte Worte, als er mir dieß Kästchen gab — gewiß enthält es Aufschluß seines Betragens. Entweder es wird mich näher an ihn binden, oder — auf jeden Fall ist Ihre Gegenwart nicht überflüssig. (Sie öffnet das Kästchen) Was ist das? — fünf Stricknadeln? — und weiter nichts? — sieh da, ein Zettel von der Hand meines Mannes — und ein Brief meiner Mutter. Geliebte wohlbekannte Züge! (Sie drückt den Brief an ihre Lippen, entfaltet ihn, und liest mit oft gebrochner Stimme:) „Meine gute Amalie! „Ich kann dir nichts hinterlassen, als diese „Stricknadeln. Arm und hülflos war ich, als „dein redlicher Vater starb. Mit diesen Na-

„dein

„dein hab' ich dich und mich kümmerlich ers
„nahrt; hätte im Alter darben, dich den Ges
„fahren der Armuth Preis geben müssen, wäre
„nicht der edle Durlach mein Freund ge-
„worden. Ihm verdankt deine Mutter ein
„freundliches Leben und eine ruhige Todes-
„stunde; ihm verdankst du eine Erziehung
„deinem Stande angemessen. Vergiß das nie,
„Amalie! vergiß es nie! dann, nur dann wird
„mein Segen auf dir ruhen."

(Pause) (Amalie ist zermalmt. Sie sinkt auf ein nen Sessel, schlägt die Augen nieder, und das Blatt zittert in ihren Händen)

Graf. (sucht sich zu fassen) Es bleibt doch immer sehr undelicat, daß Baron Durlach dies ses Kätzchen Ihnen überliefert.

Amalie. (hastig) Ich hab' es ihm abgezwungen! — Jetzt will ich auch diesen Zettel zu Ihrer — nein, zu meiner Beschämung lesen. (Sie liest Durlachs Zettel) „Wenn meine
„theu Amalie dieß Kätzchen öffnet, und
„diese Zeilen liest, so hab' ich schon zu leben,
„doch

„doch nicht ſie zu lieben aufgehört; und dem „Todten wird Sie die einzige Unwahrheit verzeihen, mit der er jemals lebend Sie täuſchte. „Hätte die edle Amalie Ihre Armuth gekannt, „ſo würde Dankbarkeit ihr einen Zwang gegen „mich auferlegt haben, den ich verabſcheue.“ (Sie iſt während dem Leſen öfter von ihren Thränen unterbrochen worden.)

Graf. (bey Seite) Verdammt! (er ſucht mühſam Faſſung zu gewinnen, indeſſen Amalie ſanft weint) In der That Amalie — der Plan iſt fein angelegt.

Amalie. (mit einer Aufwallung des Unwillens) Ich bitte Sie, verlaſſen Sie mich.

Graf. Baron Durlach konnte leicht vorausſehen, daß Sie das Käſtchen fordern, vielleicht mit Ungeſtüm fordern würden —

Amalie. (verbirgt ihr Geſicht in das Schnupftuch, und winkt ihm mit der Hand zu gehn)

Graf. Auf 'dieſen Fall war er vorbereitet.

Ama-

Amalie. (winkt heftiger)

Graf. Ich soll Sie verlassen? — ich gehorche. Sie sind jetzt nicht in der Stimmung, das fein gesponnene Gewebe zu durchschauen. In einer halben Stunde werde ich Sie zum Maskenball abholen, und hoffe Sie dann ruhiger zu finden. (ab)

Zweyte Scene.

Amalie allein.

(Sie betrachtet mit Wehmuth bald die Strickna-deln bald die Briefe) Gute Mutter! — edler Mann! — und ich konnte einem Gedanken Raum geben, — O nie, nie müsse wieder diese Scham auf meiner Wange glühen! — Die Achtung meines Gatten, den Segen meiner Mutter verdienen, ja das will ich! so wahr mir Gott helfe!

Ein Bedienter. Die Frau Landgräfin von Durlach.

Ama-

Amalie. (trocknet ſchnell die Augen) Sie iſt willkommen.

Der Bediente. (ab)

Amalie. Was führt ſie her? — Sie war empfindlich — kommt vielleicht mir Vorwürfe zu machen. — Wenn auch; ich habe es verdient — ich will Alles kindlich dulden.

Dritte Scene.

Baronin Durlach. Amalie.

Amalie (ihr entgegen) Meine gute Mutter —

Baronin. Nehmen Sie es nicht übel, Frau Tochter, daß ich mein altes Geſicht in Ihrer eleganten Wohnung zeige. Den Mops hab' ich nicht bey mir, der ſchnarcht zu Hauſe; und was mich betrifft, ich komme Ihnen bloß angenehme Dinge zu verkündigen.

Amalie (will ihr die Hand küſſen). Ihre Güte überraſcht mich.

Baronin (zieht die Hand zurück) Es behüte! incommodiren Sie sich nicht. In unsern Verhältnissen will sich das nicht mehr schicken. Aber einen Stuhl werde ich mir ausbitten, mit Ihrer Erlaubniß; denn seit mein Sohn die Pocken gehabt hat — er war damals zehn Jahr alt — bin ich nicht so viel auf den Beinen gewesen, als heute. Er lag aber auch schwer darnieder; der alte Doktor Krähfuß hat ihn curirt, nicht etwa nach der heutigen Branntweine-Methode, nein, er hat ihn sauber in Federbetten eingepackt, kein Lüftchen durft' ihn anwehen, drum ist er gesund geworden, und hat auch keine Narben nach behalten. Du lieber Gott! jetzt wird ihn Doktor Krähfuß nicht curiren, und wenn er auch davon kommt, ohne Narben wird es nicht abgehen.

Amalie. (erschrocken) Ums Himmelswillen! ist mein Mann krank?

Baronin. Das sollten die Frau Baronin noch nicht gemerkt haben? ein Mann, der

der in seinen Jahren ein junges Mädchen heyrathet, ist krank; ein Mann, den die Liebe so verblendet, daß er weder sehen noch hören will, ist sehr krank; ein Mann, der seine junge lustige Frau zum Karneval nach der Stadt schickt, und allein zu Hause bleibt, ist ein Kind des Todes!

Amalie. Ich verstehe Sie nicht.

Baronin. Das thut mir leid. Ich spreche doch ein gutes, klares Deutsch, nicht etwa in Jamben, wie die heutigen Hochtadler, sondern eine reine kräftige Prosa, kann es auch noch deutlicher von mir geben, wenn die Frau Baronin mir ein geneigtes Ohr zu leihen belieben wollen.

Amalie. Sie haben freylich bereits Ihr Mißvergnügen vor einigen Stunden deutlich genug an den Tag gelegt —

Baronin. Hab' ich das? nun meine werthste Frau Baronin, so wird es Sie ja nicht befremden —

Amalie. Ach Mutter! Sie nannten mich sonst Tochter! warum vermeiden Sie jetzt so geflissentlich —

Baronin. Jedes Ding hat seine Zeit, sagt der weise König Salomo, der übrigens auch nicht immer weise war, besonders was den kitzlichen Punkt betraf. Doch ich will mich kurz fassen, ich will der Sache sogleich auf den Grund kommen. Als Gott den Ehestand einsetzte —

Amalie. (unwillkürlich, doch nicht überlaut lachend) Da schuf er Männlein und Weiblein.

Baronin. Nun da haben wir's, verspottet werd' ich noch obendrein! O ihr alten Spartaner (ob zwar blinde Heiden), wenn ihr aus euren Gräbern wieder aufsteigen könntet! Eure schwarze Suppe will Niemand mehr essen, und das Alter will Niemand mehr ehren.

Amalie. (gefaßt) Verzeihen Sie, Frau Mutter, die jugendliche Albernheit. Es riß mich unwillkürlich hin.

Baronin. Schon gut, schon gut. Alles auf der Welt muß ein Ende nehmen, die Geduld des Menschen und auch sein Leben. Welches von beyden zuerst bey mir brechen wird, weiß ich nicht, aber ich bitte mich anzuhören, sintemal die Nothwendigkeit solches erheischt, um des lieben Friedens willen.

Amalie. Reden Sie, Frau Mutter, ich werde hören, wie es sich geziemt.

Baronin. Als Gott den Ehestand einsetzte — es wäre freylich besser gewesen, er hätte es nicht gethan, doch nur darf seine unerforschlichen Rathschlüsse ergründen! — Genug er gab dem Menschen eine Gehülfin, damit er nicht allein sey. Verstehen Sie mich, Frau Baronin? die Männer sollten keine Langeweile haben, denn ohne uns haben sie gräßliche Langeweile. Zum Exempel, mein armer Sohn; da draußen sitzt er in der neuen Sägemühle, und will sich den Verdruß wegklappern lassen, das kann aber nichts helfen, klipp, klapp, klipp, klapp, das Herz klopft doch noch

stär-

ſtärker. Da hab' ich ihm geſagt, wie es meine Pflicht war: ſey kein Narr, mein Sohn, hab' ich geſagt; laß ſie tanzen und ſpringen, rouge et noir ſpielen, und Gott weiß was ſonſt noch! wir ſind ja Gott ſey Dank keine Ruſſen, die ihre Ehebänder ſo feſt zuſammen ſchnüren, daß nur der Tod ſie entzwey hauen kann. Laß dich ſcheiden, hab' ich geſagt, nimm dir eine andere.

Amalie. Wie Frau Mutter? um Gotteswillen! das hätten ſie geſagt?

Baronin. Ey freylich, und noch weit mehr. Ich habe ihm die Augen geöffnet. Verzeihen Sie mir, Frau Baronin, ich rede wenig, aber wenn es Noth thut, weiß ich meine Worte auch zu ſetzen, und wenn es auf die Ruhe meines einzigen Sohnes ankommt, da darf eine Mutter nicht hinterm Berge halten.

Amalie. Meines Theodore Ruhe? wem iſt ſie theurer als mir!

Baronin. Sie vergeben, wenn die Arzeney ein wenig bitter ſeyn ſollte, man kann nicht

an alle Speiſen Zucker thun. Wer einen armen Teufel aus dem Waſſer ziehen will, muß ſich nicht ſcheuen, die Finger ein wenig naß zu machen. Darum werd ich auch kein Blatt vor den Mund nehmen, weder ein Roſenblatt, noch ein Feigenblatt; ſondern ſage Ihnen frank und frey heraus: Ihre Lebensart Frau Baronin —

Amalie. (empört) Meine Lebensart? — (ſich faſſend) Ich bitte Sie Mutter! wer darf meiner Ehre zu nahe treten? — Sie finden mich gerade ſo herzlich geſtimmt, ſo durchdrungen von meines Gatten Liebe — ſchonen Sie meiner! ſtoßen Sie mich nicht zurück!

Baronin. Schonen? lieber Gott! wenn man ſich ſelber nicht ſchont, wie kann man Schonung von Andern fordern? Mit der Ehre, Frau Tochter — mit der Ehre iſt es gerade wie mit der Geſundheit. Wer ſich nicht in Acht nimmt, alles durcheinander ißt, der verdirbt ſich den Magen, und wer ſo in den Tag hinein lebt mit Creti und Pleti, junge

Herren

Herren an der Toilette eben so nothwendig braucht als Pomadenbüchsen —

Amalie. Sie werden bitter —

Baronin. Ich bin einmal im Zuge. Wer überall hinläuft, wo frischer Wind die lustige Welt zusammenkräuselt —

Amalie. Meine Ehre ist unbescholten.

Baronin. Das wäre zu wünschen. Wer sich mit diesem im Walzer dreht, mit jenem am Spieltisch ängelt

Amalie. Das ertrag ich länger nicht.

Baronin. Bin gleich fertig. — Wer sich endlich sogar nicht entblödet, mit einem verrufnen Menschen in die weite Welt zu fahren —

Amalie. Das ist zu arg!

Baronin. Der muß sich denn auch nicht wundern, wenn die weite Welt ein wenig klatscht, ein wenig spöttelt, ein wenig hechelt.

Amalie Nein, darüber wundere ich mich keinesweges. Ich verachte diese weite Welt!

Welt! aber daß Sie, Frau Mutter, die Zunge ihr leihen —

Baronin. Ach lieber Gott! sie hat Zungen genug, sie bedarf meiner armen ungelenkigen Zunge nicht. Auch nehme ich mich wohl in Acht, die bösen Wunden meiner Familie Fremden zu verrathen, nein, das thu' ich nicht. Aber meinem Sohne, ja, dem hab' ich gesagt, der mußt' es wissen: lösche, hab' ich gesagt, dein Dach brennt — figürlich gesprochen — oder mit andern Worten: Laß dich scheiden.

Amalie. Diesen Vorschlag hätten Sie ihm wirklich gethan?

Baronin. Wirklich! wirklich!

Amalie. O ich weiß, mein Theodor hat ihn mit Abscheu verworfen.

Baronin. Keineswegs. Er ist ein Durlach; ein Freyherr von Durlach, hätte längst Graf seyn können, ist nicht vonnöthen, ein alter Freyherr besser als ein neuer Graf.

Mein Sohn weiß, was er seinen Ahnen schuldig ist, thut ihm freylich weh, denn wer schneidet gern in sein eigenes Fleisch! da hab' ich mich denn ins Mittel geschlagen, bin hergekommen, meine, es werde der Frau Baronin selber lieb seyn, sich eine bequemere Freyheit zu verschaffen.

Amalie. Ein Wort, Frau Mutter. Hat Ihnen mein Mann wirklich aufgetragen, von Scheidung mit mir zu sprechen?

Baronin. Ist das einzige Mittel, meinem armen Sohne seine Ruhe wieder zu verschaffen. Ein anständiges Jahrgehalt wird er Ihnen aussetzen.

Amalie. Abscheulich!

Baronin. Das mögen die Frau Baronin verzehren, wo es Ihnen gefällig ist; am liebsten, weit von hier, weit! weit! Der Herr Graf von Eßlingen werden doch nicht ermangeln, sich wie ein Planet der Sonne nachzudrehen.

Ama-

Amalie. (außer) ſich Gnädige Frau, thun Sie, was Sie wollen, aber verſchonen Sie mich mit fernern Bitterkeiten.

Baronin. Die böſe Wahrheit ſchmeckt immer wie Quaſſia. Der Herr Graf begegneten mir ja eben auf der Treppe, verſicherten, Sie würden bald wieder kommen, die Frau Baronin zur Maskerade abzuholen.

Amalie. (aufs äußerſte gereizt) Allerdings, er wird kommen, ich erwarte ihn mit Sehnſucht, und verſpreche mir dieſen Abend recht viel Vergnügen in ſeiner Geſellſchaft.

Baronin. Ey das iſt ja ganz allerliebſt.

Amalie. Und da ich mich noch ankleiden muß —

Baronin. Freylich, ſo iſt der Beſuch einer alten Frau ſehr beſchwerlich. Werde auch nicht länger moleſtiren, habe freylich keine ſo angenehme Unterhaltung zu erwarten, denn ich gehe zu meinem Advokaten — verſtehen Sie mich? — ein trockner Patron, der meine Ohren mit lateiniſchen Floskeln galvaniſiren

wird. Hat aber nichts zu bedeuten, ich werde ſtill halten, werde denken, ich habe Zahnſchmerzen, der Zahn muß heraus, thut weh, ſehr weh, aber der Zahn iſt verdorben, er muß heraus! — (mit einem affektirten Knix) Frau Baronin, Dero gehorſamſte Dienerin.

Amalie. (eben ſo) Frau Landräthin, Dero unterthänige Magd.

Baronin. (eben ſo) Wenn Ihro Gnaden morgen ausgeſchlafen haben, ſoll der Advokat ſich einſtellen, das Bewußte zu unterlegen.

Amalie. (eben ſo) Ich werde die Ehre haben Dero Befehle zu erwarten.

Baronin. (eben ſo) Mit einem einzigen Federzug iſt alles geſchehen. Das Conſiſtorium wird ſchon für das übrige ſorgen. (ab)

Vierte Scene.

Amalie allein.

(Entkräftet vermag ſie kaum Athem zu ſchöpfen, iſt einer Ohnmacht nahe, bricht endlich in bittere Thränen aus)

Großer Gott! hab' ich das verdient! — war ich auch leichtſinnig — dieſe harte Demüthigung — weiß mein Gemahl darum? — hat er ſie wirklich zu mir geſandt? — o Theodor! mein Freund! mein Wohlthäter! mein Gatte! wär' es wahr, daß deine Ruhe Trennung von mir heiſchte? — dann — ja dann — und ſoll es mein Leben koſten! — (ſie ſinnt einen Augenblick, ſetzt ſich und ſchreibt haſtig einige Zeilen, die ſie mit einer Oblate verſiegelt)

Fünfte Scene.

Der Graf. (im Domino). Amalie.

Graf. Hier bin ich wieder, schöne Frau. — Wie? noch immer nicht gekleidet?

Amalie. Ich hatte Besuch.

Graf. Ich weiß, die redselige Frau Landräthin. Sie begegnete mir an der Thür. Eine widerwärtige Kreatur. Ich mache ihr eine ehrfurchtsvolle Verbeugung, sie mißt mich von Kopf bis zum Fuße, bricht in ein höhnisches Gelächter aus, und wackelt in den Wagen.

Amalie. O Graf! wenn Sie wüßten wie sie mir mitgespielt hat — mein Herz ist so voll — sie sprach von Scheidung —

Graf. Von Scheidung? — Himmel! — in des Sohnes Namen?

Amalie. So behauptet sie.

Graf.

Graf. Deſto beſſer! o Amalie! welch' ein Stern geht an meinem Horizonte auf!

Amalie. Meine Tugend machte ſie verdächtig —

Graf. Abſcheulich! hat der Mann ſolch' einen Schatz verdient?

Amalie. Wenn er ſelbſt mir dieſe Kränkung bereitet hätte —

Graf. Gewiß, gewiß! wie hätte die Alte wagen dürfen, einen ſo ernſthaften Schritt —

Amalie. Er iſt mein Wohlthäter, der Wohlthäter meiner Mutter, aber geben Wohlthaten ein Recht zu ſolchen Beleidigungen?

Graf. Fürwahr, es iſt nicht edel.

Amalie. Mißbilligte er meine Aufführung, warum ſprach er nicht? ich hätte mich ja gern in Alles gefügt.

Graf. Vielleicht ſuchte er nur Gelegenheit O Amalie! ergreifen Sie dieſelbe, Ihr Stolz erwache, die gekränkte Tugend behaupte ihre Würde. Verlaſſen Sie einen Mann, der

durch empörende Anmaßungen des egoistischen Alters Sie quält, und beglücken Sie einen Andern, der durch zarte Liebe die entflohenen Freuden Ihrer Jugend zurückrufen wird.

Amalie. Lassen Sie mich jetzt, Graf. Benutzen Sie diese Stimmung nicht. Ich bin jetzt nicht kalt genug, um hell zu seh'n. In Zerstreuungen muß ich meinen Geist wieder sammeln. Ist Ihr Wagen da? wir wollen zur Maskerade fahren. Die Lust mich zu putzen ist mir vergangen. — Pauline!

Sechste Scene.

Pauline. Die Vorigen.

Pauline. Gnädige Frau.

Amalie. Hut und Domino.

Pauline. (ab)

Amalie. O Larvenspiel der Welt! muß denn durchaus sich alles verlarven? — die heitere unbefangene Tugend, darf sie nicht froh

froh durchs Leben hüpfen, ohne daß man mit Fingern auf sie deutet? muß auch sie, um zu gelten, eine ehrbare Larve vorbinden?

Graf. Ich fühle, wie tief Ihr schönes Herz verwundet ist. (ihre Hand ergreifend) Aber mit innigem Bewußtseyn fühl ich auch, daß an meiner Brust es heilen wird.

Pauline. (kommt zurück mit Hut und Domino)

Amalie. (während sie den Domino annimmt) Pauline, dort liegt ein Billet an meinen Gemahl; sende sogleich einen Boten damit hinaus. Es muß noch heute in seine Hände kommen, hörst Du?

Pauline. Ganz wohl.

Amalie. Kommen Sie, Graf. Ich hoffe, wir werden Pauken und Trompeten haben?

Graf. Auch Trommeln zum Contretanz.

Amalie. Desto besser. (Sie reicht ihm den Arm. Beyde ab.)

Siebente Scene.

Pauline allein.

Trommeln? das klingt ja beynahe, als ob das böse Gewissen übertrommelt werden müßte, wie bey der Hinrichtung eines armen Sünders, den man nicht Lust hat reden zu lassen (sie tritt an's Fenster). Da steigt sie ein. — Eine herrliche Equipage — das muß man dem Herrn Grafen nachrühmen, darauf versteht er sich, — und einen Backenbart hat sein Kutscher, troß einem französischen Regimentstambour. — Da rollt sie hin. — Wenn sie es mit dem Grafen lange so fort treibt, so stehe ich für nichts. Der Serin ist hart, die Tugend stark, aber Regen und Geschwätz durchlöchern endlich beyde. — Sieh, wer kommt denn da so hastig die Straße herauf gesprengt? — Der gnädige Herr! so wahr ich lebe! — hu! was hat das zu bedeuten? — ist der auch ein Liebhaber

haber von Maskeraden geworden? — oder hat man ihm gesagt, daß es hohe Zeit sey, gewissen Leuten die Larve abzuziehen?

Achte Scene.

Baron Durlach. Pauline.

Baron. (sehr unruhig) Ist meine Frau zu Hause?

Pauline. Diesen Augenblick fuhr sie zur Maskerade.

Baron. Allein?

Pauline. Mit dem Herrn Grafen von Eßlingen.

Baron. War meine Mutter hier?

Pauline. Ja, nicht längst.

Baron. (hingeworfen) War sie bey guter Laune? die Unterredung lebhaft?

Pauline. Ich bin nicht gegenwärtig gewesen.

Ba-

Baron. Jungfer Pauline hat sonst ziemlich viel Talent zum Horchen?

Pauline. Bewahre der Himmel, gnädiger Herr!

Baron. Nur heraus damit.

Pauline. Nein, wahrhaftig, kein Wörtchen hab' ich vernommen. Die Frau Landräthin haben viel und laut gesprochen, wie gewöhnlich.

Baron. War meine Frau heiter, als sie ausfuhr?

Pauline. Sie schien bewegt. Doch da ist ein Zettel an den gnädigen Herrn, den sie mir auftrug, sogleich durch einen Boten —

Baron. (hastig) Gieb her! (tritt in den Vorgrund und liest leise) „Ihre Mutter hat „von Trennung unserer Ehe mit mir gespro„chen. Ist das wirklich meines Theodors „Wille, und hängt seine Ruhe davon ab, „so befiehlt mir Dankbarkeit ihm meine „Ruhe zu opfern. Amalie." — Dacht' ich's doch! Mutter! Mutter! diese Arzeney

war

war Gift! — Arme Amalie! wie magst du erſchüttert worden ſeyn! erſt die Stricknadeln, dann dieſer Dolch — für ein Herz wie das Deinige, welche Marter! — (Pauſe) und doch konnte ſie in einer ſolchen Lage zur Maskerade fahren? — vermuthlich überredet, gezwungen. (laut und leicht hingeworfen) Wo ich nicht irre, ſagte meine Frau mir dieſen Morgen, ſie habe keine Luſt auf den Ball zu gehen?

Pauline. O doch. Die gnädige Frau fährt ſehr gern mit dem Herrn Grafen. Seit der ſich hier eingeniſtet hat —

Baron. (ernſt und ſtreng) Jungfer Pauline antwortet nicht mehr, als ſie gefragt wird. (für ſich) Ich bin in einer Bewegung — was ſoll ich thun? — meine Mutter aufſuchen? oder Amalien folgen? — Gern möchte ich ſie ſehen, beobachten, wie alles das auf ſie gewirkt? — Gewiß, gewiß, ihr Benehmen in dieſen Augenblicken muß helles Licht auf ihren Charakter werfen. Licht hoff' ich

mit

mit Zuverſicht, nicht Schatten. — Doch — mein Anblick würde ihr Zwang auflegen, ſie könnte ſich verſtellen — wenigſtens bliebe mir der Argwohn — (nach einer Pauſe) Pauline!

Pauline. Gnädiger Herr!

Baron. Erinnerſt Du Dich einer Täubchenmaske, die ich vor mehrern Jahren machen ließ?

Pauline. O ja, der Herr Baron waren Willens, die gnädige Frau damit zu necken, als ſie noch Fräulein war. Ich entſinne mich nicht mehr, warum der Scherz unterblieb.

Baron. Ich auch nicht. Aber iſt die Maske noch da?

Pauline. Sie hängt oben in des gnädigen Herrn Garderobe.

Baron. Man muß ſie hervorſuchen, ſogleich.

Pauline. In zwey Minuten. (ab)

Neunte Scene.

Der Baron allein.

Iſt mir doch faſt zu Muthe, als wollt' ich thun, was nicht edel ſcheint? — Nein, wahrlich! lauern und ſpioniren will ich nicht. Nur bey der Hand ſeyn, wenn vielleicht im Kampfe mit widrigen Gefühlen eine edle Seele unterliegen will. — (er hat die Hand auf die Bruſt gelegt, und fühlt ſein Taſchenbuch) Sieh da. (er zieht es hervor) Amalie könnte Geld brauchen. Ich vergaß dieſen Morgen — oder vielmehr ich war verlegen — Am beſten ich lege es hier auf ihren Schreibtiſch unter die Papiere. (er will es thun) Doch halt! das möchte wohl gar ausſehen, als erwartete ich etwas von dieſem Schritt? als wollt' ich ihr Urtheil beſtechen? — O nein! dergleichen traut Amalie mir nicht zu — Aber doch — es wäre undelikat — beſonders jetzt, da ſie weiß, daß ſie arm iſt. Ich muß eine ſchicklichere Gelegenheit ſuchen. (er ſteckt es wieder ein)

Zehn-

Zehnte Scene.

Pauline. Der Baron.

Pauline. Ich habe das Zimmer des gnädigen Herrn aufgeschlossen, und die Maske mit allem Zubehör hinein gelegt.

Baron. Ist mein Christian dort?

Pauline. Ja.

Baron. Jungfer Pauline, ich habe mir einen Scherz ausgedacht. Meine Frau erfährt nicht, daß ich hier bin; weder diesen Abend, noch morgen früh. Versteh'st Du mich?

Pauline. Ich werde gehorchen.

Der Baron. (geht)

Pauline. (allein) Ein Scherz? — der Scherz kommt mir verzweifelt ernsthaft vor. — Wie wird das ablaufen? Eine kleine Lection kann der gnädigen Frau nicht schaden. Mit der Türkenmaske allein ist es aber nicht gethan; das türkische Gemüth muß der Herr Baron mit zu Hülfe nehmen. (ab)

Ende des dritten Acts.

Vierter Act.

(Daſſelbe Zimmer.)

Erſte Scene.

Pauline allein.

Das war eine Nacht! — So halte ichs nicht länger aus. — Alle Viertelſtunden hat ſie geklingelt, und immer um nichts. Bald forderte ſie Waſſer, ob es gleich dicht vor ihrem Bette ſtand, bald ſollt' ich eine Maus verjagen, die ſich vorher nie ſpüren ließ, und vermuthlich auch jetzt nicht da war. Dann war das Bett zu weich, das Kopfkiſſen zu hart. Jetzt ſollten die Vorhänge offen ſtehen, weil es zu beklommen ſey; dann wieder zugezogen werden, weil die Straßenlaternen herein ſchimmerten. — Lieber Gott! wer mit ſich ſelbſt keinen Frieden

hat, der zankt ſich mit Allem, was ihn umgiebt, es ſey lebendig oder leblos.

Zweyte Scene.

Der Graf (im Oberrock). Pauline.

Graf. Iſt die gnädige Frau ſchon aufgeſtanden?

Pauline. Nein, ſie hat eine ſehr unruhige Nacht gehabt.

Graf. Das konnt' ich vermuthen. Sie hatte Verdruß auf dem Balle, ſpielte hoch, verlor viel, ihr wurde unartig begegnet.

Pauline. Und das haben der Herr Graf gelitten?

Graf. (etwas verlegen) Wie konnt ich — ohne Aufſehen zu erregen, — ohne ihrem Rufe zu ſchaden — hätte ich laut mich ihrer angenommen, ſo würde man Verhältniſſe geahndet haben —

Pauline. Nahm ſich denn Niemand ihrer an?

Graf.

Graf. Ich weiß nicht — ich wurde vom Spieltiſch abgerufen, als die Sache eben am ſchlimmſten ſtand. Sobald ich nur mich los machen konnte, eilte ich zurück, aber die Frau Baronin war bereits nach Hauſe gefahren.

Pauline. Ey, ey, Herr Graf, ich hätte geglaubt — (es wird inwendig geklingelt.) Die Frau Baronin klingelt ſchon wieder.

Graf. Sage ihr, daß ich hier bin, um ihr einen guten Morgen zu wünſchen.

Pauline. (ab)

Dritte Scene.

Der Graf allein.

Der Zufall kommt mir zu Hülfe. Jetzt hoff' ich zu ſiegen, auch ohne Heyrath. Das war überhaupt ein dummer Plan. Ja wäre ihr Reichthum nicht verſchwunden, wie der Goldſaum eines Wölkchens — der Herr Baron war ja ihre Abendſonne — nein, zu dieſer Verbindung würden meine Creditoren nie ihre

Einwilligung geben. Wozu auch jetzt? Mit dem Manne überworfen, auf Scheidung geklagt, in der groſsen Welt beschimpft, von jedermann verlassen, Mangel an Gelde, ohne Familie, kein lästiger Bruder im Wege — Triumph! sie ist ganz in meine Hand gegeben. Nur darf sie nicht erfahren, daß ich am Spieltische ihr so nahe stand, im kritischen Augenblicke mich klüglich zurückzog.

Vierte Scene.

Amalie (in Morgenkleidung). Der Graf.

Amalie. (matt und erschöpft) Guten Morgen, Graf.

Graf. Meine reizende Amalie! Sie verschwanden gestern so unvermerkt —

Amalie. Unvermerkt? Wollte Gott, ich wäre von Niemand bemerkt worden!

Graf. Ich war im Tanz engagirt. Die alte Fräulein Liesenberg — Sie kennen ja das lästige Geschöpf — sie drang sich mir selbst zur

Tän-

Tänzerin auf, wie Bley hing sie an mir. Endlich, nach einer peinlichen halben Stunde, bin ich sie los, durchstreiche den Saal, laufe von einem Spieltisch zum andern — umsonst! Amalie war verschwunden!

Amalie. Und Niemand hätte Ihnen erzählt? —

Graf. Niemand. Auch war ich zu delicat, um mich nach Ihnen zu erkundigen. Ich kenne mich, von Ihnen kann ich nie sprechen, ohne meine Empfindungen zu verrathen.'

Amalie. So hören Sie, was mir begegnet ist. — O Gott! was wird mein Mann dazu sagen! und wohin werd' ich fliehen, um mich vor dem Gespötte der Welt zu verbergen?

Graf. Sie erschrecken mich. Doch es sey geschehen, was da wolle, an meinem Busen, geliebte Amalie! finden sie Schutz.

Amalie. Sie müssen es bemerkt haben, das gestrige Gespräch mit meiner Schwiegermutter hatte mich aus aller Fassung gebracht. Blos um mich zu betäuben, fuhr ich mit Ihnen.

nen. Ich wollte tanzen und konnte nicht, meine Füße trugen mich kaum. Manche Bekannte redete mit mir, ich antwortete einsylbig, zerstreut. Um mich durch meine üble Laune nicht lächerlich zu machen, setze ich mich an den Farotisch, verliere, was ich bey mir habe, spiele zerstreut fort, biege mechanisch die Karten, weiß kaum, was ich thue, bis ich endlich mit Schrecken gewahr werde, daß ich 600 Ducaten auf Marken verloren habe. Da ich demaskirt war, und der Banquier mir bis dahin immer sehr artig begegnete, glaubte ich, er kenne mich, stehe daher mit ziemlicher Fassung auf, und verspreche, diesen Morgen das Geld zu schicken. Da sagt er mir beißende Dinge — Bitterkeiten — und läßt endlich gar das Wort Abenteuer fallen. — O Gott! ich glühe noch vor Scham, indem ich es wiederhohle.

Graf. Der Niederträchtige! Ha! wäre ich zugegen gewesen! doch weiter.

Amalie. Ein Türke, der lange neben mir

mir ſtand, und ganz gering pointirte, ergreift plötzlich den Banquier beym Arme, ſchüttelt ihn heftig, und legt ihm Papiere hin, indem er auf mich deutet. Der Banquier ſieht die Papiere an, wendet ſich trocken zu mir, und ſagt mit einem höhniſchen Lächeln: „ich bin bezahlt, gnädige Frau.“ — Was den Spieltiſch umgab, lächelte mit — kaum war ich noch meiner Sinne Meiſter. Ich wandte mich zu dem Türken, nannte ihm meinen Namen, und bat ihn, heute früh ſein Geld bey mir abholen zu laſſen. Aber er hörte mich nicht, denn er hatte abermals den Banquier hart beym Arme ergriffen, und ziſchelte ihm etwas in's Ohr, worauf dieſer verſetzte: „Sehr wohl, mein Herr, um neun Uhr.“ — Ein lautes Gemurmel unter allen Anweſenden verſchlang das übrige. Ich war einer Ohnmacht nahe, wankte fort, taumelte hinaus, fand zum Glück meine Leute, warf mich in den Wagen, und kam betäubt nach Hauſe. — Betäubt? — nein, vernichtet!

Graf-

Graf. Beruhigen Sie sich, schöne Frau. Ich werde mit dem Herrn Banquier ein ernsthaftes Wörtchen reden.

Amalie. Das verbiete ich Ihnen. Bin ich nicht ohnehin schon ein Märchen der Stadt geworden? — O diese Unruhe wird mich tödten! — Wer war der edle Türke? — was ist aus ihm geworden? hat er den Banquier gefordert? haben sie sich geschlagen? ist mein guter Ruf auf immer verloren? — und mein Mann! wenn er es erfährt? — grade in diesem Augenblicke! — und der Unbekannte — wenn er komme sein Geld zu fordern — eben jetzt bin ich ausser Stande —

Graf. Meine Börse ist die Ihrige.

Amalie. Gott! in welchen Abgrund hat mein Leichtsinn mich gestürzt! — Kann ich, darf ich von Ihnen Geld leihen? Nimmermehr!

Graf. Wollten Sie sich lieber an einen Gemahl wenden, von dem Sie im Begriff stehen, sich auf ewig zu trennen? Wollten Sie

die

die Hülfe eines Geliebten verschmähen, der aus Ihrem Unfall nur neue Nahrung für seine schönsten Hoffnungen schöpft?

Amalie. Was ist aus mir geworden! wohin ist es mit mir gekommen! — O Graf, erbarmen Sie sich! ziehen sie keinen Vortheil aus meiner hülflosen Lage!

Graf. Theure Amalie! Sie nehmen die ganze Begebenheit viel zu tragisch —

Fünfte Scene.

Ein Bedienter. Die Vorigen.

Bedienter. Ein Fremder wünscht die gnädige Frau zu sprechen.

Amalie. (heftig erschrocken) Ha der Türke! — hat er sich genannt?

Bedienter. Advokat Burrmann, wenn ich nicht irre.

Amalie. Burrmann? Advokat? — ich erinnere mich gehört zu haben, daß meines Mannes Geschäftsträger so sich nennt. — Ich

er-

errathe — neue Quaien — die Landräthin — gewiß kommt er wegen der Scheidung — (nach einer Pauſe, laut) Laßt ihn herein kommen.

Der Bediente (ab.)

Amalie. Alles ſtürmt auf mich ein! Mutter! Mutter! ſey du jetzt mein Schutzgeiſt!

Sechste Scene.

Advokat Burrmann. Die Vorigen.

Burrmann. Ihro Hochfreyherrlichen Gnaden werden verzeihen, daß ich zu ſo früher Tageszeit —

Amalie. (Aengſtlich) Hat nichts zu bedeuten, mein Herr, was ſteht zu Ihren Dienſten.

Burrmann. Bitte unterthänigſt. Ich bringe hier ein verſiegeltes Packet, deſſen Inhalt von groſſer Wichtigkeit iſt. Es liegt Dero Herrn Gemahl, meinem Gönner, ſehr viel daran, es bald möglichſt zu empfangen. Da jedoch Hochdieſelben ſich jetzt auf dem Lande auf-

aufzuhalten belieben, ich aber in Erfahrung gebracht, daß die gnädige Frau Baronin ſich in der Stadt befinden; ſo habe ich vermeinet, und vermeine noch jetzt, am ſicherſten zu verfahren, wenn ich an Ihro Hochfreyherrlichen Gnaden geziemendermaßen die unterthänige Bitte gelangen laſſe, beſagtes Packet, welches ich hiermit zu überreichen die Ehre habe, Dero Herrn Gemahl zu überſenden, oder auf irgend einem beliebigen ſichern Wege an denſelben gelangen zu laſſen, ſintemal bereits ſeit vier Wochen der Herr Baron mit Ungeduld darauf zu warten geruhen. (Er trocknet ſich den Schweiß von der Stirn.)

Amalie. (nimmt das Packet zitternd) Sehr wohl, mein Herr. Darf man wiſſen, was dieſe Papiere enthalten?

Burrmann. Solches irgend jemand zu vertrauen, iſt mir expressis verbis unterſagt worden.

Amalie. (ſehr bewegt) Wie aber, wenn ich es doch ſchon wüßte?

Burr-

Burrmann. Wohl möglich, und ſteht ſothane Mittheilung in des Herrn Barons, meines Gönners, hohem Belieben; mir jedoch, ſeinem Diener, geziemt es nicht, dergleichen zu verlautbaren.

Amalie. Die Papiere betreffen mich?

Burrmann. Das könnte wohl ſeyn.

Amalie. Mein Mann ſoll ſie unterſchreiben?

Burrmann. Allerdings, ſolches iſt vonnöthen.

Amalie. Und dann wollen Sie dieſelben gerichtlich einreichen.

Burrmann. Alſo lautet meine Inſtruction.

Amalie. Sie ſehen, daß ich von allem unterrichtet bin.

Burrmann. Solches geziemt mir nicht zu unterſuchen, ſondern stricte strictissime an die Inſtruction meines Patrons mich zu halten. Wannenhero mit gebührendem Reſpekt Ihro Hochfreyherrlichen Gnaden mich

dienſt-

dienſtwilligſt zu empfehlen, ich die hohe Ehre habe. (geht mit tiefen Verbeugungen)

Siebente Scene.

Amalie. Der Graf.

Amalie. So halte ich denn das unſelige Papier in meinen Händen, das von einem edlen Mann mich auf ewig trennt! — und ich ſelbſt ſoll es ihm zur Unterſchrift ſenden? — Das Schickſal iſt tückiſch gegen mich! (ſie weint)

Graf. Beſte Amalie! ich fühle das Drückende Ihrer Lage, und weiß nur ein Mittel, in dieſem peinlichen Augenblicke Ihre Standhaftigkeit aufrecht zu erhalten. Oeffnen ſie das Packet, leſen ſie alle die Bitterkeiten, die vermuthlich hier über ſie ausgegoſſen werden. Der Stolz Ihrer Unſchuld gebe Ihnen gerechte Indignation gegen ein Verfahren —

Amalie. Ach! das ich vielleicht nur allzuſehr verdient habe! — und dennoch — wenn ich bedenke, wie liebevoll er mich noch

ge-

gestern empfing, nachdem er bereits vor vier Wochen — sprach der Advokat nicht so?

Graf. Freylich, freylich. Seit vier Wochen erwartet er bereits die Klage. Da sehen Sie den Heuchler. Zerbrechen Sie das Siegel. Entlarven Sie ihn ganz.

Amalie. Es kommt mir nicht zu, ein Packet zu öffnen, das an meinen Mann adressirt ist.

Graf. Dessen Inhalt Sie bereits wissen; der Sie so nahe angeht. Ist es nicht gut, daß Sie vorher erfahren, wessen man Sie beschuldigt? In dieser Anklage hat er sich nicht verstellt. Hier lernen Sie ganz ihn kennen.

Graf. Möglich — wahrscheinlich — aber dennoch — nein ich darf es nicht öffnen.

Graf. So thu ich es. (er ergreift das Packet: zerreißt das Siegel, und reicht es ihr offen hin) Jetzt ist es geöffnet ohne ihr Zuthun.

Amalie. Mein Gott, was haben Sie gemacht!

Graf.

Graf. Ich ſchmeichle mir ein Recht zu haben, auch wider Ihren Willen Ihre Ruhe zu befördern.

Amalie. Ich werde es nicht leſen.

Graf. Jetzt? nachdem es ohnehin erbrochen iſt? wer wird Ihnen glauben, daß Sie es nicht geleſen haben?

Amalie. Leider wahr!

Graf. Sind Sie zu bewegt? ich will Ihnen vorleſen.

Amalie. Mein — ich ſelbſt — der Zufall — das Schickſal — weiß ich auch weſſen Spielwerk ich geworden bin? — Es ſeyl (Sie entfaltet das Papier, durchläuft es flüchtig, ſinkt laut ſchluchzend auf einen Seſſel, und läßt das Papier fallen)

Graf. Der geſtrenge Herr Gemahl muß es ſehr arg gemacht haben. (Er hebt das Papier auf und lieſt) Was iſt das? — was ſeh' ich? — ein Teſtament! — „zur Univerſalerbin — meine geliebte Frau" — (Er ſteht wie vom Donner gerührt)

Amalie. O Gott! Gott! das iſt zu viel!

Graf. Wirklich — dieſe Ueberraſchung — wenn nur — ſo dachte er freylich vor vier Wochen — aber jetzt — gnädige Frau — beſte Amalie!

Amalie. (ſpringt auf, ſchluchzend und mit edlem Unwillen) Nicht dieſe vertrauliche Benennung, Herr Graf. Sie ſehen mich zum letzten Male. Verlaſſen Sie mich. Ich will allein ſeyn.

Graf. Ich bitte Sie, beſinnen Sie ſich —

Amalie. Ja, ich habe mich beſonnen! ſpät! ſpät! aber Gott ſey Dank, noch bin ich unſchuldig! — wenn gleich ſeiner nicht mehr werth! — Fort Herr Graf! ich verbitte mir Ihre Beſuche. Sie ſehen mich nie wieder! nie! nie!

Graf. Geliebte Amalie!

Amalie. Soll ich meine Leute rufen?

Graf. Sie ſind außer ſich. Ich hoffe

Sie

Sie morgen ruhiger zu finden. (bey Seite, indem er geht) Verdammter Zufall! verfluchter Streich! (ab.)

Achte Scene.

Amalie allein.

In dem Augenblick, da ich seine Ruhe vergaukle, meine Ehre auf Karten setze, in demselben Augenblick sorgt er für mein Glück nach seinem Tode: — (Sie hat sich bey den letzten Worten zufällig einem Spiegel genähert) Ein Spiegel! o Gott! ich kann meine Gestalt nicht sehen! — Diesen Mann konnt' ich vernachlässigen! das eitle Wohlgefallen an empfindsamen Geschwätz konnte die innige Achtung, das herzliche Vertrauen unterdrücken, das seit Jahren dieses Mannes Edelmuth mir einflößte! — Nein, ich kann seine Gattin nicht mehr heißen! mit den Stricknadeln meiner Mutter will ich in eine Einöde fliehen, und mein kargs Brot mit Thränen der Reue befeuchten!

Neunte Scene.

Die Baronin. Amalie.

Baronin. (athemlos) Da haben wir's! — ich arme unglückliche Mutter! muß ich das erleben! (ſie ſinkt halb ohnmächtig in einen Seſſel.)

Amalie. Um Gotteswillen was iſt Ihnen?

Baronin. Fort Schlange! Triumphire! Du haſt mir meinen Sohn geraubt! meinen einzigen geliebten Sohn!

Amalie. (fällt auf die Knie) Um Gottes Barmherzigkeit willen! was iſt ihm wiederfahren?

Baronin. Hinaus iſt er vor das Thor, geſchlagen hat er ſich mit einem abgedankten Officier, einem Spieler, Gott weiß warum! ſchon eine Stunde iſt er fort, und noch nicht zurück! er iſt verwundet! er iſt todt!

Ama-

Amalie. (ſinkt bleich, ſtarr und ſprachlos zu Boden; ſie kann nicht reden, ſie kann nicht weinen, ſie faltet bloß krampfhaft die Hände.)

Baronin. Ja, ſchlagen hat er ſich müſſen, denn er iſt ein Freyherr von Durlach, und folglich darf er keiner Degenſpitze aus dem Wege gehen; aber hat der verdammte Mameluke meines Theodors Blut vergoſſen, ſo fahre ich mit Jammer in die Grube, und erſcheine in der ewigen Herrlichkeit mit rothgeweinten Augen. — Ach Gott! da iſt der Chriſtian! was wird er bringen!

Amalie. (die ſich auf ihre Knie gerichtet hatte, fährt zuſammen, und wendet den halben Leib mit gerungnen Händen gegen Chriſtian.)

Zehnte Scene.

Chriſtian. Die Vorigen.

Chriſtian. (ganz verwirrt) Er iſt wieder da! mein guter gnädiger Herr! ja, er iſt wieder da! ich hab' ihn ſelber geſeh'n, er

ist frisch und munter. Und wenn er auch nicht ganz frisch und munter ist, so hab' ich ihn doch selber geseh'n; er ist zu einem Wundarzt hier in der Nachbarschaft gegangen, und folglich ist er nicht todt. Juchhe!

Baronin. Nun lieber Gott, das will ich dir nicht vergessen! an diesem Tage sollen meine Hausarmen Alles doppelt empfangen, und die Kanzel in der Gertraudskirche will ich in Scharlach kleiden, mit goldenen Tressen so breit. Komm her, alter Christian, da hast du etwas für deine gute Botschaft. (sie reicht ihm einen Beutel)

Christian. Nein, gnädige Frau Landräthin, bey meiner armen Seele, das kann jetzt nicht geschehn; denn seh'n Sie nur, jetzt kommt mir's vor, als ob es gar kein Geld in der Welt gäbe.

Baronin. Du bist ein guter Mensch, alter Christian. Komm her, küß' mir die Hand, und hilf mir auf die Beine, daß ich meinem lieben Gott mit gebührender Ehrfurcht danke.

danke. Sieh, du alter Christian, da hat dich unser Herr Gott noch einmal auf meinen Weg gestellt, ganz nahe an des Todes Pförtlein, mit einer freundlichen Botschaft, daß ich noch sterbend dir zunicken muß, als gehörest du mit zur Familie.

Christian. Ach gnädige Frau Baronin! wenn es so auf Leben und Tod in der Welt geht, und die Zeit kommt, wo man sich unterstehet, seine gnädige Herrschaft zu lieben, als wäre sie unser eins, da fühlt man denn doch, daß wir alle zu einer Familie gehören.

Baronin. Nun, nun, Christian, das nun wohl eigentlich nicht. Es ist immer noch ein Unterschied. Aber du bist ein guter Mensch. Liebe deinen Herrn nur immer drauf los, und mich auch ohne Umstände, ich mag das wohl leiden, und es wird ja auch eine Zeit kommen, wo wir vor Gott einander Alle gleich seyn werden, aber hier nicht Christian, hier nicht. Mache du jetzt nur, daß du fortkommst, suche deinen Herrn, vielleicht hat er dich nö-

thig,

thig, wär' es auch nur, um deine Freude zu sehen. Ist er gesund und wohlbehalten, so führe ihn her, denn ich schmachte nach seiner kindlichen Umarmung. Kann er aber nicht gehen, so komm, und sag' es mir, daß ich selber zu ihm eile. Zwar zittern mir die Knie wie damals, als der Blitz in unser Gartenhaus schlug, — weißt du noch? es war am 15. July — aber das hat nichts zu bedeuten, der liebe Gott wird mir schon noch so viel Kräfte verleihen, und dann in Gottes Namen hinunter in das dunkle Kämmerlein. Nun Christian? was stehst du noch da, wie ein Regenschirm beym Sonnenschein?

Christian. Ach Gott ja! ich bin so verwirrt — so traurig — so lustig — Den Ersten, der mir auf der Straße begegnet, nehme ich beym Kopfe, und küsse ihn, daß er schreyt. (ab)

Eilfte Scene.

Amalie. Die Baronin.

Amalie. Die bey Chriſtians Botſchaft ſich freudig erhob, und in ſtummer Wehmuth das Entzücken theilte, findet jetzt in der ſchwerbeklemmten Bruſt die Sprache wieder. Blick und Hände gen Himmel gerichtet, ruft ſie ſchluchzend) Gott! ich danke dir! Du haſt die Verzweifelnde nicht in den Abgrund geſtürzt! ich danke dir für die Rettung des edelſten Mannes! Worte hab' ich nicht; aber die Thränen, die mich erſticken, das Blut, das mein Herz zerſprengen will, laß dieſe für mich zeugen! O gewähr' ihm Erſatz für die trüben Stunden, die mein Leichtſinn ihm ſchuf! Nimm die Jahre meiner Jugend, und lege ſie ihm zu, mit Geſundheit und Freude!

Baronin. Ja nun endlich! doch beſſer ſpät, als gar nicht. Wenn die Frau Baronin immer ſo gedacht hätte —

Ama-

Amalie. Sie haben Recht, edle Frau, die ich einſt Mutter nennen durfte, Sie haben Recht, ich war des Namens ihrer Tochter unwerth. O ich unterwerfe mich Allem, ſelbſt dieſer grauſamen Scheidung, wenn ſeine Ruhe ſie fordert. Nur ſeyn Sie gerecht, gnädige Frau, halten Sie mich nicht für ſtrafbarer, als ich bin. Meinen Ruf vergaß ich zu ſchonen, Leichtſinn, Eitelkeit riſſen mich in den Taumel der Welt, aber meine Ehre, meine Unſchuld ſind unbefleckt!

Baronin. Nu, nu; das hab ich auch nicht behauptet, aber der Schein, der Schein! Die Welt urtheilt nur nach dem Scheine. Denn ſehen Sie, Frau Tochter — Frau Baronin wollt ich ſagen — Ach! da hör' ich jemand die Treppe herauf kommen! Gott ſey Dank, es geht raſch! Ach wie wird mir! mein Sohn! mein lieber Sohn! ich kann nicht von der Stelle.

Zwölfte Scene.

Der Baron (einen Arm in der Binde tragend). Chriſtian. Die Vorigen.

Amalie. (fliegt auf ihn zu) Mein Theodor!

Baron. (ſie mit einem Arm umfaſſend) Liebe Amalie!

Baronin. (zu ihm wankend) Zu mir mein Sohn!

Amalie. (als ſie die Binde um den Arm erblickt) Großer Gott! was iſt das!? verwundet um meinetwillen!

Baronin. Um ihrentwillen? ich will nicht hoffen. Rede mein Sohn, biſt Du verwundet? doch nicht gefährlich?

Baron. Ganz unbedeutend.

Baronin. So rede! wie ging es zu, mit wem haſt Du Dich geſchlagen? es war doch ein Kavalier? ich erfuhr es von der Generalin Rumpelſchanz. Warum haſt Du Dich

ſchla-

ſchlagen müſſen? ich denke, Du ſiheſt auf der neuen Sägemühle. War Deine Frau die Urſach?

Baron. Nicht doch, liebe Muter. Ein Zufall am Spieltiſch —

Amalie. Nein, nein! es darf nicht verſchwiegen bleiben, meine Ehre hat er gerächt! für meine Ehre hat er ſein Leben gewagt!

Baronin. Da haben wir's!

Baron. Ich bitte Sie, Amalie —

Amalie. Mir keine Schonung! ich habe ſie nicht verdient. Wohlthäter meiner Mutter und der Meinige! am Altar ſchwur ich, Sie glücklich zu machen; ich habe meinen Eid gebrochen; häusliche Zufriedenheit vertauſcht' ich gegen elenden Flitter. Den Himmel konnt' ich mir in dieſem Herzen ſchaffen, deſſen Ruheſtörerin ich wurde, um in der armſeligen Welt zu glänzen! Aber ich will büßen! Ihrer Liebe unwerth, wenigſtens Ihres Mitleids werth ſeyn! Nehmen Sie Ihre Freyheit zurück, nur haſſen

Sie

Sie mich nicht! in Armuth und Reue will ich meine Tage vertrauern —

Baron. (sehr bewegt) Amalie!

Baronin. Reue? sehr wohl. Aber Armuth? mit nichten. Mein Sohn ist reich und edel —

Amalie. So lassen Sie mich arm und edel seyn! ich habe noch einen Schatz, der mich nähren wird, mir bleibt noch das Schmuckkästchen meiner Mutter. Jene Nadeln, die mich und sie ernährten, ehe Du edler Mann —

Baron. Halt Amalie! Du hast mich zum Erstenmal in Deinem Leben geduzt. O wenn Du wüßtest, welch ein süßes Gefühl mit diesem Du in mein Herz sich goß! Gefallen ist die Scheidewand, die Welt und Jugend zwischen uns aufthürmte. Hast Du nun kennen gelernt, was diese lockt, und jene schmeichelnd bietet; bist Du erwacht aus dem Sinnen-

nenrauſche, der nur Kopf und Herz umbüſ-
ſiert; fühlſt Du Dich ſtark genug, im ländli-
cher Stille Frieden und Freude zu finden;
o ſo lege jetzt zum zweiten Mal Deine Hand
in die Meinige! Kein Prieſter iſt gegenwär-
tig, aber Gott ſieht uns! und meine gute
Mutter wird uns ſegnen!

Amalie. (ſchluchzend) Ich verdiene
es nicht.

Baron. Willigſt Du ein?

Amalie. (an ſeinem Buſen) Ach! ich
verdiene es nicht!

Baronin. Kinder! Kinder! ihr macht
mir das Herz ſo weich, daß ich am Ende
meinen Groll nicht wieder finden kann. Es
iſt freylich wahr, mein Sohn, Du biſt ſel-
ber Schuld, ich hab' es Dir oft genug ge-
ſagt, auf Tugend muß man trauen, aber
nicht trotzen. Die arme junge Frau, ſie
war ſo ganz ſich ſelbſt überlaſſen da konnt's
nicht anders kommen, die Tugend mußte
wackeln.

wackeln. Sey Du froh, mein Sohn, daß es dabey geblieben iſt. Und folglich, weil Du ſelber Schuld biſt, und weil das gute Kind ſeine Verirrung ſo herzlich bereut, ſo kann ich ihr auch nicht länger gram ſeyn. Gott bewahre mich! Kommen Sie her, Frau Tochter, umarmen Sie mich, und geben Sie ihm die Hand, ſo recht, was man nennt, die Hand geben, daß das Herz in den Fingerſpitzen brennt. Und nun fallt einander um den Hals, und küß't euch, daß die Engel im Himmel in Gottes Vorzimmern es hören. (es geſchieht) So recht, ſo recht!

Amalie. Ach! ich hab' es nicht verdient!

Baronin. (zu Chriſtian, der an der Thür ſteht, und ſich die Thränen trocknet) Komm Du nur her, alter Chriſtian, komm Du nur immer her. Du brauchſt Deine paar Thränen nicht da hinten zu vergießen,

Du

Du gehörst ja gleichsam mit zur Familie. — Kinder, mir ist das Herz so eng und so weit geworden — ich bin um zwanzig Jahre verjüngt, und doch möcht' ich auch sterben in dieser Minute! —

Baron. O stilles häusliches Glück! Als bitterer Jammer die Welt überschwemmte, da ließ Gott einen Tropfen deiner Wonne hineinfallen, und siehe da, die Fluthen waren süß!

Ende.

Bonaparte

der du bist im Himmel,

geheiligt werde dein Nahme!

Rom

in der päbstlichen Buchdrukkerey.

1806.

UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK
LEIPZIG

1.

Wie der Shakal hinter dem Löwen herschleicht, so Verläumdung hinter großen Männern, nur mit dem Unterschied, daß der Shakal des Löwen Raub verzehrt, große Männer hingegen ihren Raub für sich zu behalten pflegen. Bonaparte, der, als die Glücksgöttin vorüber rauschte, den Muth hatte, sich mit Adlers Klauen in ihre Lenden einzuklammern, oder den vielleicht Fortuna selbst, gleich einer Fliege ihr geliebtes Kind, in ein gefallnes Wild, Europa, legte, und der nun so lustig in dem faulenden

Fleische fortwächst, Bonaparte, sage ich, ist ein grosser Mann, ein Löwe, ja ein brüllender Löwe, der dem biblischen nicht nachsteht; und folglich hat er auch seinen Schakal, die Verläumdung, die ihn eben so wenig verläßt als sein Mameluk.

Wenn man diesen Mann so hoch und tief verehrt, als ich, der ich hierinn nur ihm selbst weiche, so schmerzt es, alle Augenblicke kleine, unbedeutende Vorwürfe von Uebermuth, Herrschsucht, Habsucht, Raub, Mord und dergleichen Kleinigkeiten hören zu müssen, die entweder aus den Wolken gegriffen sind (nehmlich aus den Weyrauch-Wolken, in die er Alles zu verhüllen pflegt,) oder auch lauter Dinge betreffen, die jeden großen Manne nothwendig sind, um mit Ehren durch die undankbare Welt zu kommen.

Ich weiß wohl, daß er ſelbſt das Urtheil der Welt verachtet; das kleinſte Gefühl der Schaam ziemt nur Weibern, nicht Helden; das gemeine Sprüchlein: „ein Wort ein Mann“ war für keinen Kaiſer erfunden; ſeinen Schädel hat die Natur den Gallſchen Höheſinn ſo derb aufgedrückt, daß es ihm immer vorkommt, als ſtehe er auf den Pico von Teneriffa, und als wären alle übrige gekrönte und ungekrönte Menſchen, ſammt allen moraliſchen Tugenden, nur Fiſchlein im Meere, die er ſorglos um ſich hüpfen und ſpringen ſieht. Die metallene Stirn hat er mit einer eiſernen Krone umwunden, und wehe dem, der ſie berührt! (gare à qui la touché!) Die Helden des Alterthums begnügten ſich mit dem aes triplex circa pectus, er aber hat mit dem aes triplex die Stirn gepanzert. Folglich wäre um ſeinetwillen jede Apologie über-

flüßig; aber um der Schwachen willen, die gleich stutzen, wenn von ein wenig Raub oder Mord die Rede ist, und die in ihrem beschränkten Sinn sich wahrhaft große Männer immer auch gerecht und bescheiden denken, um solcher willen habe ich lange hin und her gesonnen, wie man seine Größe, dem Zeitgeschrey aller Tugenden zum Trotz, so klar demonstriren könne, als die Bahn eines Kometen, und mit Hülfe des Suetonius und einiger andern berühmten Geschichtsschreiber, glaube ich, sey es mir gelungen. Daher will ich versuchen, sämmtliche Zuschauer, um deren Haut gespielt wird (das heißt so ziemlich die Tausend Millionen Menschen, die auf der Welt leben, etwa die Chineser vor der Hand ausgenommen) in den rechten Standpunct zu stellen, aus welchem sie unsere französische Mittags-Sonne betrachten müssen, damit ihnen die etwanigen

Flecken in derſelben — nicht mehr wie Flecken, ſondern nach der Behauptung vieler Aſtronomen — nur als entblößte Theile des Sonnenkerns vorkommen mögen. Aber nur mit den größten und beſten der von Sueton geſchilderten Kayſer, und mit einigen ihrer berühmteſten Nachfolger, will ich meinen Helden vergleichen; nur mit einen Julius Cäſar, Auguſtus, Veſpaſianus, Titus, Diocletian u. ſ. w. leider ſind auch dieſe noch nicht würdig, ihm zur Seite zu ſtehen, wie man täglich aus den Reden ſeines Senats, und aus den wahrhaften Addreſſen, die ihm zugeſchickt werden, erſehen kann, aber iſt es meine Schuld, daß ein Kayſer wie Napoleon die Welt noch nie beglückte?

2.

Der erste Vorwurf, der Verläumdung ihn macht, ist seine geringe Herkunft. — O ihr Unverständigen! wer fragt den Löwen, ob die Höhle, in welcher er geboren wurde, am Gipfel eines Berges, oder in der Tiefe eines Meerthales liegt? — Bonaparte kann freilich nicht, wie Julius Cäsar, von sich behaupten, daß er väterlicher Seits von Königen, mütterlicher Seits aber von der Venus abstammt; doch Fortuna ist auch eine Göttin, so mächtig, als Venus, und wer wollte ihm die Verwandschaft mit dieser absprechen?

Väterlicher Seits ist sein Ursprung freilich etwas dunkel, und wenn die Verläumdung von einem französischen General spricht, der sich eine Zeit lang in Corsica aufgehalten,

so ist darauf wohl eben so wenig zu achten, als wenn der Spötter Voltaire den römischen Soldaten nennt, welcher der Ehre des heil. Josephs zu nahe getreten seyn soll. Gesetzt aber auch, er sey aus dem gemeinsten Pöbel entsprossen, war denn nicht der Vater des Cäsar Octavianus Augustus ein Seiler, sein Großvater ein Wechsler? sein Urgroßvater ein Salbenkrämer und nachher Müller zu Aricia? machte man nicht auch ihm den Vorwurf: „Deine Mutter war Mehl, „das ein Wechsler aus der schlechtesten Mühle „zu Aricia mit seinen vom Geldzählen schmutzigen Händen zu seiner Frau gebacken „hat?“ [1]) — Wie aber Frauen gebacken werden, und wie man aus diesem zarten Teige alles kneten kann, das hat die neueste französische Geschichte sattsam erwiesen. Gesetzt die Fabel vom französischen Ge-

1) Sueton im Leben Augusts. c. 4.

weral sey mehr als Fabel, so beliebe man sich nur zu erinnern, daß auch die Mutter des Cäsar Augustus im Tempel des Apoll von einem Drachen geliebkost wurde, und ein französischer General ist doch noch lange kein Drache.

Des Titus Voreltern waren redliche Wechsler und Zöllner, ja, einem unter diesen Zöllnern sind Bildsäulen wegen seiner Redlichkeit errichtet worden, welches heut zu Tage nicht mehr geschieht. Vespasian schämte sich nie seiner vorigen Niedrigkeit, er lachte vielmehr selbst über die genealogischen Schmeichler, die sein Geschlecht von einem Gefährten des Hercules herleiteten. Auch Bonaparte bekennt löblich, daß erst am 18. Brümaire sein Stammbaum in den französischen Boden gewurzelt hat; ob für Jahre oder Jahrhunderte? muß die Zukunft lehren;

wenigstens hat dieser neue Fürstenstamm wie eine Acacie eine Menge Prinzen-Schößlinge hervorgetrieben, die üppig fortwuchern.

Wenn es darauf ankömmt, Beispiele von Männern anzuführen, die aus dem Staube auf den Thron gehoben worden, so ist man blos um die Wahl verlegen. Pertinax war der Sohn eines Holzhändlers, Artaxerxes galt für ein Kind der Liebe von einer Lohgerbers Frau und einem gemeinen Soldaten. Kayser Aurelian war eines Bauern Sohn, und Helena, Constantin des Großen Mutter, eines Gastwirths Tochter. Schweigt also künftig von Bonaparte's Ahnen, denn ein Held stammt immer von den Göttern her; und wie wenn ich gar im Stande wäre, euch zu demonstriren, daß sein Geschlecht schon zu den glänzendsten Zeiten des römischen Reichs verehrt wurde? — Ich will

gesuchen. Nach öffentlichen Zeitungsnachrichten hat neulich ein Geschichtsforscher die Entdeckung gemacht, daß die Familie Bonaparte vermuthlich von den ehemaligen Souverainen der Provence, Prinzen von Baulx herstamme, weil sie auch wie jene zwey silberne Sterne im Wappen führt. Diese Prinzen von Baulx sollen, laut dem Zeugnisse des Hugo Grotius, aus den schwedischen Wäldern gekommen seyn, und einige Zweige ihrer Familie sich nachher nach Italien gezogen haben u. s. w.

Es scheint fast, man habe den grosen Kayser und König Napoleon durch diese Genealogie ehren wollen; aber ich kann mit eben so triftigen Gründen beweisen, daß er von dem römischen Kayser Tacitus herstammt, der 276 Jahr nach Christi Geburt starb. Es ist hier der Ort nicht, mich

weitläuftig darüber heraus zu laſſen; doch um den ſilbernen Sternen jenes Geſchichtforſchers und den ſchwediſchen Wäldern des Hugo Grotius, vor der Hand nur etwas entgegen zu ſetzen, mag folgendes genug ſeyn:

Vopiscus erwähnt, dem Kayſer Tacitus ſey prophezeyt worden, es werde nach mehr als tauſend Jahren aus ſeinem Stamme ein Monarch ſich erheben, „der der „Beherrſcher des Senats, der Wiederherſtel„ler Roms und der Eroberer des ganzen „Erdkreiſes ſeyn würde. Dieſer werde Nach„ter zu den Parthern, Perſern und Sarma„tiern, einen Statthalter nach Trapezunt „und einen Proconſul auf die römiſche „Inſel abſenden.“ — Man weiß, daß Napoleon die meiſten Angaben dieſer Prophezeyung bereits erfüllt hat, und die übri-

gen höchst wahrscheinlich erfüllen wird. Er ist Wiederherstellter Roms, folglich auch Beschützer des dortigen Senats. Den schönsten Theil des Erdkreises hat er bereits erobert. Unter der römischen Insel versteht bekanntlich Casaubonus als Salmasius Britannien, und wenn er, wie lächerlich aufgeben könnte, in kurzem einen Procurat (Präfect) dahin sendet, so könnte natürlich auch nach Taprobane (Ceylon) ein Richter abgehen können. Die Parther, Perser und Sarmater kommen bekanntlich weniger in Betracht, und folglich ist erwiesen, daß der prophezeyte Monarch kein anderer seyn kann, als Kayser Napoleon. — Wenn man überdieß bedenkt, daß es weit wahrscheinlicher ist, ein Zweig der Familie des Kayserd Tacitus (die nach dessen Tode in den Privatstand zurücktrat) habe sich nach Corsica gezogen, als daß ein

Zweig der Familie der Prinzen von Parma aus den schwedischen Wäldern nach Italien gekommen sey, so erhält meine Hypothese ein noch grösseres Gewicht. Es werden auch durch selbige die etwanigen Ansprüche des französischen Kaysers an Rom sehr stark begründet: denn als Kayser Tacitus den Thron bestieg, schenkte er sein ungeheures Vermögen dem Staate, vermuthlich in der Voraussetzung, daß der Scepter in seiner Familie erblich bleiben werde. Das geschah aber nicht, auch hatte er die weise Maaßregel vernachläßigt, alle seine Verwandte zu rechter Zeit in den Fürstenstand zu erheben, und sie mit Ländern und Gütern zu überschütten, daher versank seine Familie in ehrenvolle Armuth, und es wäre folglich billig, wenn der jetzige römische Staat seine Ungerechtigkeit an den erlauchten Nachkommen des Tacitus wieder gut machen möchte.

Vielleicht könnte sogar der Zunahme Bonaparte ganz ungezwungen aus jenen Umstand hergeleitet werden: denn der Kayser vertheilte, zu den verschiedenen Bedürfnissen des Staats, seine eigene bona in mehrere partes, so daß seinen Kindern nichts als der Nahme bonapars übrig blieb, gleichsam zum Ersatz für das verlohrne Erbtheil. Übrigens ist bekannt, daß Kayser Claudius Tacitus den großen Geschichtschreiber Cornelius Tacitus als seinen Ahnherrn verehrte, und folglich ist wenigstens eben so gut als durch zwey silberne Sterne von mir erwiesen worden, daß wir einen späten Enkel jenes berühmten Mannes in Kayser Napoleon bewundern, der gewiß diese Genealogie auch lieber anerkennen wird, als die aus den schwedischen Wäldern, deren Schatten ihm ohnehin lästig sind.

3.

Seine unersättliche Herrschsucht macht ihr ihm zum Verbrechen? Aber habt ihr denn den Helvetius nicht gelesen? wißt ihr nicht, daß Herrschsucht des Menschen angebohrne Leidenschaft ist? — Ihr selbst, die ihr deshalb ihn tadelt, würdet an seiner Stelle schwerlich mit [illegible] elenden Kopfertbümern, Königreichen, Republiken, Provinzen u. s. w. zufrieden seyn. Das Sprüchwort sagt: l'appetit vient en mangeant; da er nun immer fort speißt, so folgt nothwendig, daß sein Appetit sich stets vermehren muß. Vielleicht hat er eben so gut als Julius Cäsar, einmal geträumt, daß er seine Mutter schände, und daß er folglich Herr des ganzen Erdbodens werden müsse;[1])

1) Sueton c. 7.

Dieſer nehmliche Julius Cäſar pflegte, nach Ciceros Zeugniſſe, den Wahlſpruch aus dem Euripides im Munde zu führen:

Nam ſi violandum est jus, regnandi gratia
Violandum est, aliis rebus pietatem cela.

welcher zu deutſch alſo lautet:

„Muß man ungerecht handeln, ſo darf „es nur geſchehen, um der Herrſchaft willen, „in allen übrigen Dingen muß man ehr„lich bleiben.“

Nun wird man es doch wohl Bonaparte nicht als Verbrechen anrechnen, wenn er einen Wahlſpruch zu dem ſeinigen macht, den Euripides gedichtet und Julius Cäſar im Munde geführt hat?

Wenn nun vollends Bonapartes Herrſch-
ſucht durch die Liebe zu ſeinem Volke, ja
ich darf behaupten, durch die Liebe zu ganz
Europa erzeugt wurde, was werdet ihr
denn ſagen? — Der Beweiß iſt leicht:
welche ungeheure Vortheile, zum Exempel,
erwachſen nicht den Franzoſen daraus, daß
ihr Kayſer Italien beherrſcht? wie theuer
würden ſie die Meyländer Chokolade kaufen
müſſen, wenn es anders wäre! — und der
Strachino di Milano! dieſer König unter
den Käſen, wie ſelten würde er in Paris
gefunden werden, wenn nicht die Kühe, die
ihn liefern und die Hände, die ihn kneten,
unter Napoleons Scepter graßten und kne-
teten? und wie gering iſt der Preiß, um
welchen die Franzoſen dieſe herrlichen Vor-
züge erkaufen! ſie opfern ihr Vermögen,
nun ja, allein ſie vertauſchen es doch nur

gegen hohe pikante Genüsse. Sie vergießen ihr Blut, nun ja; aber wie reichlich wird es durch Chokolade ersezt! — Auch Europa, ja der ganze Erdball, nehmen an den Wohlthaten seiner Herrschsucht Theil. Es ist ja bekannt genug aus den französischen Journalen, daß er allein im Stande war, die Ruhe wieder herzustellen. Millionen Zungen bekennen, Millionen Federn wiederholen, daß in ganz Frankreich kein einziger Mann zu finden gewesen, der das lecke Schiff der Republik länger zu steuern vermogte. Wer bewundert nicht die ohnehin bekannte **Bescheidenheit** der Franzosen, die selbst das Blut ihrer Fürsten und Edlen nicht schonten, um sich das Glück zu verschaffen, auf die Gebeine der Erschlagenen einen neuen glänzenden Thron für einen Lieutenant aus Corsica zu erbauen.

4.

Mit Gewalt, ſagt ihr, habe er die Herrſchaft an ſich geriſſen, durch Grenadiere habe er die Verſammlung der Repräſentanten des Reichs geſprengt; nicht die Stimme des Volks, das Geklirr der Bajonette habe ihn zum Throne berufen. Ihr Kurzſichtigen! waren nicht draſtiſche Mittel vonnöthen, um die todtkranke Republik zu retten? Wird nicht ſelbſt Gift in der Hand eines erfahrnen Arztes zur heilſamen Arzney? Hat nicht auch Julius Cäſar ſich mit andern verſchworen, den Senat zu überfallen und diejenigen zu ermorden, die ihm im Wege ſtunden! Selbſt Cicero ſchreibt Cäſar habe als Conſul — (merkt es wohl als Conſul) die Herrſchaft zu Stande gebracht, die er ſchon als Aedilherr im Sinne gehabt. Rückte nicht Auguſtus mit ſeinen Legionen

gleich einem Feinde vor Rom! und als der Senat zauderte, ihm die Stadt zu übergeben, wieß nicht der Centurio Cornelius auf sein Schwerdt, sprechend: „diſes soll bald „alle Zweifel lösen?“ [3])

Den Erfolg hat bewiesen, daß Bonaparte nicht allein groß, sondern auch recht handelte, denn alle französischen Zeitungen versichern, alle Adressen wiederholen, alle Provinzen betheuren, und aus dem kleinsten Städtchen schallt es wieder: daß er allein der Heyland Frankreichs werden konnte, und es ist daher nichts weiter zu bewundern, als daß die Könige und Weisen des Morgenlandes noch nicht zu der Kayserlichen Krippe gewallfahrtet sind, und daß sie darin von so manchen europäischen Fürsten sich beschämen lasen.

---

3) Sueton c. 33.

Euer höniſches Geſchwätz von Geklirr der Bajonette würdige ich keiner Antwort, denn Jedermann weiß, daß ungefähr der dreyßigſte Theil des franzöſiſchen Volks ſeine Nahmen aufgeſchrieben hat, um Bonaparte auf den Kayſerthron zu heben, und daß folglich das ganze franzöſiſche Volk es wünſchte.

5.

Schon als Conſul, ſagt ihr, habe er die Alleinherrſchaft an ſich geriſſen, die beyden andern Conſuls wären nur Figuranten geweſen. Verläumdung! Cambacéres und Lebrun hatten ihre Conſular-Garde, ſo gut als Bonaparte, ſie gaben Dines beſſer als er; was will man mehr? — und geſetzt, ſie hatten nur Nebenrollen geſpielt, was ſagten die witzigen Köpfe zu Rom von

Julius Cäsar? 4). „Dieß oder das, spra„chen sie, ist nicht unter den Consuln Cä„sar und Bibulus, sondern unter den Con„suln Cäsar und Julius geschehen. Sie nannten ihn also zweymal, und den Figu„ranten Bibulus gar nicht.

6.

Schämt ihr euch nicht, das Gemählde, welches Gibbon vom Kayser August entwirft, auf Bonaparten anzuwenden? — „Augustus sorgfältige Achtung für eine freye, „durch ihn zerstörte Staatsverfassung, kann „man sich blos durch aufmerksame Beobach„tung des Charakters dieses arglistigen Ty„rannen erklären. Ein kalter Kopf, ein „Herz ohne Gefühl, trieben in schon in

4) Sueton c. 10.

„der Jugend an, die Larve der Heucheley „vorzunehmen, die er nachher nie wieder „ablegte. Mit eben der Hand, und wahr„scheinlich in eben der Gemüthsverfaſſung, „unterzeichnete er Cicero's Verurtheilung und „Cicero's Begnadigung. Seine Tugenden „und ſelbſt ſeine Laſter waren voll [illegible] „und nach den verſchiedenen Eingebungen ih„nes Eigennutzes war er bald Vater, bald „Feind des römiſchen Volks. Als er das „künſtliche Syſtem der Kayſerlichen Regie„rung bildete, war ſeine Mäßigung von „Furcht geleitet. Er wollte das Volk durch „das Bild der bürgerlichen Freyheit, die „Armee durch das Bild der bürgerlichen „Regierung täuſchen. [1])

Wie paßt das auf meinen Helden? wie könnt ihr euch einbilden, daß eine große

---

1) Gibbon I. p. 145.

Seele sich herablassen werde, das Volk zu täuschen? nein, dieser Vorwurf ist unter allen der ungerechteste. Die feige Mühe, die Franzosen zu hintergehen, nimmt sich Bonaparte gar nicht; er läßt sie nicht blos fühlen, daß er ihr Herr, ihr Dominus ist, er sagt es ihnen auch unverholen. Gott hab ihm Alles gegeben, Gott hat die Franzosen für ihn erschaffen, besonders die Männlein, so lange sie noch Muskeln haben, sich tapfer zu rühren, und Blut, das fließen kann: hingegen belohnt er sie nicht allein durch das Vergnügen, für ihn zu sterben, wenn sie genießen auch den Ruhm ihr Leben für einen eisernen Reif zu opfern, mit den ihr Gebieter sich zu zieren für gut findet. So gleicht der brave Franzose dem treuesten unter den Thieren, dem Pudel, der nicht allein Haus und Hof bewacht, sondern auch gern in die Fluten springt,

um seinen Herrn einen Handschuh zu apportiren.

7.

Wie unbesonnen hat man in Deutschland getobt, als Bonaparte, in den Staaten des Churfürsten von Baden, und folglich im deutschen Reiche, mit dem er in Frieden lebte, plözlich einen bewaffneten Besuch abstattete, einen liebenswürdigen, unglücklichen Prinzen in Fesseln nach Paris schleppte und ihn von allen Quaalen des Ehrgeizes, (die Bonaparte am besten kennen muß) durch ein paar bleverne Kugeln auf ewig befreyte. Man nannte diese schöne, edle That Friedensbruch, Meuchelmord und was weiß ich! Man erlaubte sich sogar zu sagen: daß alle Kronen von Europa, auf einem einzigen Haupte gehäuft, vergebens schimmern würden, so lange Enghiens Blut

daran klebte. — Aber davon reden die Leute nicht, daß Augustus, nach der Einnahme von Perusia, 300 Senatoren und Ritter wie das Opfervieh schlachten ließ? davon reden sie nicht, daß er den Sohn des Antonius mit Gewalt vom Altar riß, und umbrachte [6]). Ist denn etwa das Churfürstenthum Baden heiliger als ein Altar? — Auch Cäsarion, der Sohn seines Wohlthäters Cäsar, und folglich sein naher Verwandter, mußte bluten. War denn aber Enghien mit Bonaparte verwandt? — davon redet auch Niemand, daß Titus, der hochgerühmte Titus, den Consular Aulus Cäcina ermorden ließ, nachdem er zuvor mit ihm gespeist. [7]) Hat Bonaparte wohl jemals Enghien zur Tafel gezogen? —

---

[6]) Sueton c. 15. 17.

[7]) Sueton c. 6.

und was die Verletzung des Territoriums betrift, wer hat ſich darum zu bekümmern, wenn der Churfürſt von Baden dazu ſchweigt? — das deutſche Reich? — lieber Gott! das hat ohnehin Bekümmerniſſe genug.

8.

Man giebt meinem Helden auch Schuld, er habe den wackern Souſſaint Louverture vergiften, und Pichegru erdroſſeln laſſen. Wie verläumderiſch dieſe Sagen ſind, beweiſen die franzöſiſchen Zeitungen unwiderſprechlich. Aber geſezt auch, es wäre ſo, hat nicht Julius Cäſar den Vettius vergiftet! — Auguſtus ließ vielleicht den verwundeten Panſa Gift in die Wunde träufeln, ja, er lud den Verdacht auf ſich, den Hirtius ſelbſt im Getümmel ermordet zu haben. Erwieſen iſt, daß er den Prätor Quintus Gal-

ließ, um eines bloßen Verdachts willen, die Augen ausstechen, auf die Tortur bringen und endlich hinrichten ließ. Bonaparte hat Niemanden die Augen ausstechen, Niemanden auf die Tortur bringen lassen. Toussaint Louverture hat sich höchstens im Stillen ein wenig gekrümmt, und Pichegru ist ganz sanft erdrosselt worden. Der letztere besonders litt nur ein verdientes Schicksal, denn warum sagte er nicht aus, was man haben wollte?

9.

Wen ergreift nicht Unwille, wenn er hören muß, daß selbst die häuslichen zarten Verbindungen des Helden gehässigen Deutungen nicht entgehen? Die fröhlichen Schritte, mit welchen einst Josephinen in den Hayen von Paphos luſtwandelte, werden von

Prüden und Betschwestern bekrittelt. Man geht so weit, von dem großen Napoleon zu verlangen, daß er Frankreichs Thron nun mit einer vestalischen Jungfrau theilen, daß er — gleich wie Julius Cäsar die Pompeja um eines kleinen Ehebruchs mit dem Clodius willen seine reizende, ihm treue Gemahlin verstoßen, und man führt, sogar hämisch die berühmten Worte Cäsars an: „die Meini„gen müssen nicht blos von Verbrechen, „sondern auch vom Verdacht frey sein. 8) Aber man vergißt, daß Cäsar selbst, vor Gericht nicht gegen seine Gattin zeugen wollte; man vergißt, daß Augustus ohne Bedenken die Scribonia heyrathete die vorher zwey Männer und auch Kinder gehabt hatte, ja daß er nachher mit der schwangern Gemahlin des Tiberius Nero sich ver-

8) Sueton c. 74.

wählte. Man vergißt, daß Augustus, nicht aus Wollust, sondern um hinter die Geheimnisse seiner Feinde zu kommen, mit dem Geliebten derselben sich in Verbindung gesezt. *) Man vergißt, daß Vespasian die Domicilla zur Frau nahm, die vorher eben so freundschaftlich mit einem römischen Ritter umging, als Josephina mit Barras. Man vergißt endlich, daß diese holde Frau, durch die zarte Schonung gegen ihre, dem Stiefvater mehr als kindlich ergebene Tochter und gegen den schönen jungen Freund ihres Jupiters, Duroc, es wohl verdient hat den Purpur zu tragen. Mit Recht ist sie daher öffentlich aufgefordert worden, den Beynahmen bien aimée anzunehmen, welches wir plumpe Deutsche keinesweges durch

*) Sueton c. 69.

durch Vielgeliebte übersetzen müßen, denn das hieße beaucoup aimée.

10.

Euer lächerliches Gefühl empört sich, wenn Bonaparte seinen wackern Bruder Lucian, blos aus der Ursache verbannt, und von seiner Prinzen Schöpfung ausschließt, weil derselbe eine geliebte Gattin nicht verstoßen will, die ihn zum glücklichen Vater gemacht hat. Ihr unterfteht euch, den Ruf dieser Dame mit den der Kayserinn selbst zu vergleichen, und findet ihn sogar noch unbefleckter. Aber hier ist ja nicht vom Ruf, sondern von der geringen Herkunft die Rede. Die Familie Bonaparte stammt ja höchst wahrscheinlich aus fürstlichen Geblüte, Napoleon kann also unmöglich zuge-

sen, daß das Blut seiner erlauchten Ahnen durch das gemeine Blut einer braven, lebenden Hausfrau besudelt werde. Was Lucian zu seiner Erhebung beygetragen (nehmlich Alles) kann dagegen nicht in Anschlag kommen; denn Julius Cäsar handelte mit gleicher Strenge; er vernichtete die Verbindung eines prätorischen Herrn, der eine von ihrem Manne entwichene Frau geheyrathet hatte, obschon kein Verdacht des Ehebruchs vorhanden war. [80])

Ihr erkühnt euch zu behaupten, daß Bonaparte mit seinem Bruder Lucian im gleichen Falle sey? — O welch ein Himmelweiter Unterschied! Lucian hat ja blos seine eigene Geliebte geheyrathet, Bonaparte hingegen die Geliebte eines Andern; fühlt ihr

80) Sueton c. 43.

nicht, wie vielmehr Seelen-Größe zu dem leztern gehört? — Ein holdes Weib durch Priesterhand sich zu vermählen, das schon vorher die Schwachheit hatte, der Liebe Alles zu gewähren, ist das nicht unendlich leichter, und folglich unendlich weniger verdienstlich, als aus der zweyten oder dritten Hand eine Gemahlin zu empfangen, blos um von ihr geleitet, den steilen Pfad zur Herrschaft empor zu klimmen? — Ihr nennt dieses Mittel niederträchtig! und meynt, ein Mann von Ehre verschmähe solches? — O ihr Blinden! ihr sollter es vielmehr hochträchtig nennen, denn es trachtet nach hohen Dingen, und wenn es den Zweck erreicht, wer denkt denn noch an die Mittel? und wenn wir auch alle daran denken, wer wagt es denn laut zu sagen! — und wenn wir es nicht Alle

laut sagen, was hilft oder schadet es? dadurch wird dem Kayser kein Stein aus seiner Krone fallen, und keine der Ehren-Damen, selbst nicht die Herzogin von Ahrenberg, wird ihren Abschied nehmen.

Euer lächerliches Gefühl empört sich abermals, wenn ihr in den Zeitungen leset, daß Bonaparte die hochschwangere, rechtmäßige Frau seines Bruders Hieronymus in Holland abweisen, und lieber auf dem Meere herumschwimmen läßt, auf die Gefahr sie hülflos sterben zu sehen. Aber wißt ihr nicht, daß Augustus seinen Stiefsohn Tiberius nöthigte, sich von seiner schwangern Frau zu scheiden, [11]) von der er sogar schon Vater geworden war? und konnte Hieronimus, als er nach Amerika ging,

---

11) Sueton c. 63.

nicht vorausſehen, daß er, ohne Einwilligung ſeines Bruders ſich nicht werde verheyrathen dürfen?

11.

Ihr wollt, Bonaparte habe das deutſche Reich angegriffen, in dem er das arme Hannover verſchlang? ihr behauptet, er habe unwiderſprechlich den Reichsfrieden gebrochen, indem er bey Nacht und Nebel mit gewaffneter Hand in das Churfürſtenthum Baden rückte? — Aber ſo leſt doch nur den Sueton; [12]) Julius Cäſar ließ keine Gelegenheit zu einem Kriege aus den Händen, er mogte gerecht oder ungerecht ſeyn. Er fiel ſowohl Bundesgenoſſen als friedliche Völker von freien Stücken an;

---

12) c. 24.

„weil ihm aber alles glücklich ablief" sagt Sueton ausdrücklich, „so sind ihm zu Ehren „mehr öffentliche Dankfeste als jemals anbefohlen worden" — da habt ihr den wahren Grund von dem Taumel des französischen Volkes: **weil ihm alles glücklich ablief.** Meynt ihr denn, die Bürger würden ihm Statüen, die Soldaten Pyramiden errichten, wenn ihm nicht Alles glücklich abgelaufen wäre? laßt einmal Fortunen ihr Antlitz von ihm wenden, und schaut dann: die Statüen werden schwinden, wie Schatten, die Pyramiden schmelzen wie Schnee. Wurde doch sogar Heinrichs des Vierten Statüe umgestürzt, und ihr kennt das Sprüchwort vom grünen Holze. — Julius Cäsar hatte die fallende Sucht [a]) Bonaparte hingegen ist mit der steigenden

---

a) Sueton c. 45.

Sucht behaftet, und hierauf muß das deutſche Reich wie billig Rückſicht nehmen.

11.

Es giebt Ketzer, welche dem Gibbon nachbeten und ſprechen [14]) „Patriotismus entſpringe nur aus dem lebendigen Gefühl, „daß unſer perſönliches Intereſſe auf Erhaltung und Wohlſtand des freyen Staats „beruhe, deſſen Mitglieder wir ſind; dieſe „Geſinnung, durch welche die Legionen der „Republik unüberwindlich geweſen, könne „auf gedungene Deſpoten-Knechte nicht wür„ken." — und darum prophezeyen jene Ketzer, daß in einem neuen Kriege die Franzoſen mit minder Enthuſiasmus als bisher fechten würden. Aber wie, wenn ſie nie für die

14) Gibbon I. 19.

Freyheit, sondern immer nur für den Ruhm gefochten hätten? der Franzose ist eitel, er liebt Alles was Aufsehn macht. Hätte die Freyheit kein Aufsehn gemacht, er würde sich wenig um sie bekümmert haben; aber daß man bey der Freyheit recht laut seyn dürfte, daß man in der ganzen Welt so viel Lärm damit machen konnte, das machte die Franzosen zu Freyheits-Aposteln. So bald die Sache alt und still wurde, sobald erlosch auch die Strohflamme. Sie gleichen darin den Schauspielern, die glänzende Rollen nur so lange gern spielen, als das Stück noch neu ist und Zulauf hat, dann aber sie gleichgültig abgeben. Wer also den Heldenmuth der Franzosen immer neu beleben und benutzen will, der muß ihm stets neue Nahrung geben, gleich viel welche, wenn sie nur mit großem Lärm verzehrt werden kann. Das hat der kluge Bonaparte wohl

verſtanden, und ich wette gegen die Ketzer, daß die Franzoſen in dieſem neuen Kriege, für ihren vom Pabſt geſchaffenen Kayſer, für die Ehrenlegion und die Marmortafel in der Invaliden-Kirche, mit eben dem Eifer fechten werden als vormals für die Dame invisible, welche ſie Freyheit zu nennen beliebten. Alſo nicht durch Krieg wird man Bonaparte ſtürzen, ſondern nur durch eine neue Puppe, wenn ſie flimmert. Eine ſolche Puppe hatte man gefunden, das fühlte der Held, und darum mußte Enghien ſterben und Moreau wandern.

13.

Ja von dieſem Moreau, kömt ihr nun vollends nicht aufhören zu ſchwatzen. Ihr nennt ihn den redlichen, tapfern, unbeſcholtenen Mann; ihr findet es abſcheulich, daß

er unter dem elendesten Vorwande beschimpft und verbannt worden. Aber bedenkt doch nur, daß Bonaparte ihn sogar umbringen könnte, ohne daß ein französischer Hahn darnach gekräht hätte. Augustus ließ einen römischen Ritter Pinarius auf der Stelle ermorden [15]) blos weil er sich einbildete, der Mann sey ein Kundschafter, und den Consul Tedius Aser zwang er, sich den Hals zu brechen, blos weil er sich über ihn lustig gemacht hatte. Bonaparte hingegen, der großmüthige Bonaparte, erlaubt Moreau ungehindert nach Amerika zu gehen, und dort unter den Irokesen ein ruhiges, gemächliches Leben zu führen. Was kann er mehr verlangen? warum unterstand er sich, ein größerer General, und Geliebter vom Volke zu seyn als Bonaparte? — Ihm ist Recht und Gnade wiederfahren.

---

15) Sueton c. 27.

14.

Einen hämiſchen Beweiß, daß Bonaparte nur auf Koſten des Volks ſich und ſeine Familie erhebe, denkt ihr daher zu nehmen, daß er das Reich in derſelben erblich gemacht? ihr behauptet, den verſtoßenen Lucian ausgenommen, ſey keiner darunter, der ein ſolches Vertrauen verdiene? ihr beruft euch auf das Beyſpiel des Kayſers Claudius, der auf dem Todbette den verdienſtvollen Aurelian, nicht aber ſeinen Bruder zum Nachfolger empfahl? — lauter leere Verſpiegelung. Bonaparte, der die ſchöne Hortenſe genau kennt, weiß recht gut, daß der kleine Napoleon in den Windeln einſt ein eben ſo großer Mann ſeyn, und eben ſo große Männer zeugen wird, als er — und welchen ſeiner Generale ſollte er wohl zum Nachfolger empfehlen? ſie haben alle

so ungeheure Verdienste, daß er durch den Vorzug, Einen unter ihnen ertheilt, alle übrigen kränken würde. Besser also, es bleibt bey dem kleinen porphyrogenitus, den der zärtliche Stief-Grosvater in den Gärten von Malmaison schäkernd dazu bestimmte.

15.

Eine kecke Stimme erhebt sich. Pertinax, ruft sie, übergab an dem Tage, an dem er seine Regierung antrat, der Gemahlin und dem Sohne sein ganzes eigenthümliches Vermögen, damit sie kein Recht hätten, Gunstbezeugungen auf Kosten des Staats zu verlangen. Er ließ sich auch nicht bewegen, der Eitelkeit seiner Frau durch den Titel Augusta zu schmeicheln — wie paßt das nun wieder hieher? ist denn hier von

Pertinax die Rede? — und wenn auch; was wißt ihr von der Gemahlin des Pertinax? was wißt ihr von seinem Sohne? die Geschichte bekümmert sich nicht weiter um sie, und vermuthlich waren es unbedeutende Personen. Betrachtet dagegen die Kayserinn Josephine, oder vielmehr betrachtet sie nicht, sondern leset, was die französischen Journalisten, die Märtirer der Wahrheit, von ihr berichten. Sie ist die allervollkommenste, allerliebenswürdigste, allertugendhafteste, alleredelste Person auf dem Erdboden; ihres gleichen wird weder unter den Musen noch unter den Grazien gefunden; sie ist die viel Geliebte, bey deren Eintritt jede Kehle singt: ah combien de charmes! u. s. w. Fügt nun noch hinzu, daß sie es war, die Bonaparte den Weg zum Throne und Barras den Weg nach Brüssel bahnte; daß sie kein Opfer scheuete,

bis von der Gefälligkeit einer Dame nur immer erwartet werden darf, und wagt es dennoch, sie mit der unberühmten Hausfrau des Pertinax zu vergleichen.

16.

Ihr verhöhnt den großen Mann, weil er gelitten, daß der Maire einer Stadt zu ihm gesagt: Gott schuf Bonaparte und ruhte aus? weil er diesen elenden Menschen nicht gleich zur Thüre herausgeworfen, und weil er überhaupt die allerunsinnigsten Schmeicheleyen wohlgemuth verdauen könne? Aber was will das Alles sagen gegen die edlen Römer zu Augustus Zeiten? [16]) Väter verordneten in ihrem Testamente Opfer dafür, daß August noch gesund gewesen,

---

16) Sueton c. 59.

als ſie die Welt verließen. Städte fingen ihr Jahr nur mit dem Tage an, an welchem ſie zum erſten mal das Glück genoſſen, ihn bey ſich zu ſehen; Tempel und Altäre wurden ihm überall errichtet. Wenn Auguſtus ſich dergleichen gefallen laſſen konnte, warum nicht auch Bonaparte?

17.

Die guten Kayſer, ſagt ihr, verachteten Pracht und Ceremoniel, die nur das Gefühl ihrer Mitbürger empören, ihrer weſentlichen Gewalt aber nichts hinzufügen konnten. Sie miſchten ſich im gemeinen Leben unter ihre Unterthanen, gaben ihnen Beſuche, nahmen Gaſtmähler bey ihnen an. Ihre Kleidung, Pallaſt, Tafel, waren blos der Würde eines reichen Senators angemeſſen; ihre Bedienten, wenn gleich zahl-

reich, bestanden nur aus Hausſklaven und Freygelassenen. Augustus und Trojan würden erröthet seyn, den geringsten Römer zu Verrichtungen zu gebrauchen, zu welchen jezt Leute aus den ältesten Familien Frankreichs sich drängen, und gedrängt werden. — Alles das ist mir wohl bekannt, aber die jugendlichen Zeiten sind vorbey, wo Simplicität auf dem Throne imponirte. Sollen die Franzosen niederfallen und anbeten, so muß es ein goldenes Kalb seyn, wenn gleich aus ihren eigenen Ohrringen gegossen. Nur wenn sie Pagen erblicken, und Kammerherrn und Mamelucken, schreyen sie mit Enthusiasmus: Seht da den grosen Kayser! wer sie gewinnen will, muß theatralische Feste geben, eine Krönung, einen Pabst, vor dem ein Esel herschreitet, u. s. w. Ah! que ça est beau!

18.

Nicht einmal seine Leibwache, diese simple Einrichtung, laßt ihr unbekrittelt, und weil ihr selbst nicht Geist genug besitzt, um etwas beissendes zu erfinden, so nehmt ihr eure Zuflucht abermals zum Gibbon. „Die prä„torianische Leibwache" sagt dieser, „stammt „von Augustus her. Dieser arglistige „Tyrann sah wohl ein, daß die Gesetze „seiner unrechtmäßigen Gewalt den Schein „geben, daß aber nur die Waffen sie er„halten könnte. Deshalb gab er diesen be„günstigten Truppen unterscheidende Vorzü„ge und doppelten Sold. [17]) Sever nahm „aus allen Legionen von den Grenzen die„jenigen dazu, die sich durch Stärke, Ta-

17) Gibbon I. 225.

„verkeit und Treue aufgezeichnet hatten,
„und beförderte ſie, als eine Belohnung
„zum Dienſt unter der Leibwache [18]). Sei-
„ner ſtolzer unbiegſamer Geiſt, konnte den
„Vortheil einer mittlern, wiewohl nur eine
„gebildeten Gewalt, zwiſchen Kayſer und
„Armee, nicht bemerken, oder wollte ihn
„nicht zugeſtehn. Er ließ ſich nicht herab,
„ſich den Diener des Senats zu nennen,
„der ſeine Perſon verabſcheute,
„und vor einem zornigen Blicke
„vor ihm zitterte. Er gab Befehle,
„wo ſeine Bitten eben ſo würkſam geweſen
„ſeyn würden. Er nahm das Betragen
„und den Ton eines Beherrſchers und Ue-
„berwinders an, und übte ohne Verſtellung
„ſowohl die geſetzgebende als ausübende
„Gewalt in ihrem ganzen Umfange aus" [19])

18) Dio. L. LXXIV p. 1243.
19) Gibbon I. 262.

Sehr wohl und sehr wahr, doch auf meinen Helden nicht anwendbar. Ihr wißt ja, daß das Volk selbst ihn zum Kayser erwählt hat. Die Register existiren, in welche sich ein Zehntel der ganzen Nation eingeschrieben; ja, ein Zehntel dieses Zehntels hat sogar, aus treuem Eifer für die übrigen 9 Zehntel mit unterzeichnet, und der von der Polizey eingeflößte Enthusiasmus war so groß, daß sogar viele Nahmen doppelt und dreyfach angeschrieben wurden. Da ferner sonst der Pöbel sich wenig um Staatsangelegenheiten zu bekümmern pflegt, so war es im Gegentheil hier fast nur allein der Pöbel, der sich hierzu drängte, und durch die würksamsten Mittel in gehorsame Behendigkeit versezt wurde. Wozu also eine Leibwache? — gewiß nicht aus Furcht oder Noth, sondern weil es

nun einmal unter den gekrönten Häuptern so gebräuchlich ist, und weil Jacob der Erste, Kayser von Hayty, auch eine Leibwache hat. — Seht, so verdreht ihr die einfachsten, unschuldigsten Dinge.

19.

Die Nachfolger Augustus, sagt ihr, machten zwar auch Gesetze nach Belieben, allein der Senat — (in Frankreich die Parlamente) — musten sie doch bestätigen; es wurden doch wenigstens gewisse Formen beybehalten, und weise Beherrscher, welche die Vorurtheile des Volks ehrten, wichen davon nicht ab. Erst Diocletian berathschlagte blos mit seinen Ministern, unter ihm wurde nur der Nahme des Senats noch mit Achtung genennt, und der Eitelkeit seiner Mitglieder durch allerley Unterscheidungen

geſchmeichelt [20]). Die bürgerliche Würde eines Conſuls wurde abgeſchafft, damit das Volk keine Spuren der Rebublik mehr ſehn ſollte. Imperator hieß nicht mehr Heerführer, ſondern Beherrſcher der römiſchen Welt, Kayſer. Das knechtiſche Wort Dominus wurde hinzu gefügt, welches urſprünglich die Gewalt eines Hausherrn über ſeinen Sklaven andeutete, von welchem Plinius mit Abſcheu ſpricht, [21]) es dem Tyrannen-Titel gleichſetzend. König wollte man ſich nicht nennen, weil es über, all Könige gab, und weil die Tarquinier auch Könige geweſen waren; aber Kayſer kam dem Herrn der römiſchen Welt allein zu.

---

20) Codex Thed L. VI. lit. II. mit Godofreds Erläuterung über dieſe Stelle.

21) in Panigyr. c. 3. 55. etc.

Nahmen und Attribute der Gottheit wurden Diocletian zugeeignet, und selbst im Eingang seiner Gesetze erwähnte er seines numen, seines göttlichen Orakels. Bisher trugen die Kayser zum Unterschied nur das militairische Purpurgewand, Diocletian aber führte die Persische **Hofpracht** ein, und nahm das Diadem an, obgleich es die Römer als das verhaßte Zeichen der königlichen Gewalt verabscheuten, und dessen Gebrauch unter die ausschweifensten Aeusserungen von Caligula's Wahnsinn gerechnet hatten. Der Zutritt zu ihm wurde durch Einführung der **Etikette** mit jedem Tage mehr erschwert. Die Zugänge zum Pallast wurden sorgfältig durch verschiedene sogenannte Schulen von Hausbeamten bewacht, die innern Zimmer durch Verschnittene. Gelang es endlich einem Unterthan, bis zu ihm zu dringen, so mußte er dieses Glück

durch anbetende Schmeicheley bezahlen. Der gröſsere öffentliche Aufwand hatte Vermehrung der Auflagen, Unterdrückung des Volks zur Folge. Statt einer mäſsigen Anzahl von Sklaven und Freygelaſſenen, an welchen August und Trojan ſich gnügen lieſsen, ſah man jezt drey oder vier prächtige Hofhaltungen, und Lactantius ſagt: „da das „Verhältniſs der Empfangenden das „Verhältniſs der Beyſteurenden überſtieg, „ſo muſsten die Provinzen unter den Abgaben erliegen.“ [22])

Ich weiſs wohl, daſs ihr Alles das ſpotten auf einen Helden bezieht, aber ich laſſe euch ganz gern die Freude, denn in den Augen aller Unbefangenen gereicht es ihm zum Verdienſt. Hingegen leſt einmal den

---

22) de mort Perſecutor c. 7.

matten Ausgang von Diocletians Geschichte; er war der Erste, der der Welt das Beyspiel einer freywilligen Entsagung des Throns gab; und sich in die Einsamkeit nach Salona zurückzog; ja als Maximian ihm zuredete, den Purpur wieder anzunehmen, gab er die höchst gemeine Antwort: „könnte ich „dir die Kohlköpfe zeigen, die ich gepflanzt „habe, du würdest mir dergleichen nicht zu„muthen.“

So schwach wird Bonaparte nie handeln, nie wird er nach Ajaccio zurückgehen. Er weiß recht gut, daß Frankreich, Europa, die Welt, keine Kohlköpfe mehr pflanzen könnten, wenn sie ihn nicht hätten. Lieber bringt er uns das schwere Opfer, den ganzen Erdboden zu beherrschen, lieber drückt er noch ein Dutzend Kronen auf sein Haupt, speist noch einige Republiken, stiftet noch

ein Dutzend Ritterorden, ſchafft noch ſechs Dutzend Prinzen, ehe er die Welt in ſolchen Jammer verſetzt.

20.

Noch immer laßt ihr den Diocletian in ſeinem Grabe nicht ruhn, noch immer ſucht ihr ſeine Züge in Bonaparte's Helden Antlitz; aber im Grunde beweiſt ihr dadurch noch mehr eure Unwiſſenheit als eure Bosheit, denn Diocletian war ein großer Regent, ſo ſehr er auch von eifrigen Chriſten verſchrieen wurde, weil er ihre Intoleranz und Meuterey beſtrafte. Seine Eltern waren freylich auch nur Sklaven in dem Hauſe eines römiſchen Senators, er war alſo auch der Erſte ſeines Stammes. Daß er dem Aper ſein Schwerdt in die Bruſt ſtieß, um ſeine Auſſage zu erſticken,

war allerdings eben so klug, als daß Pichegru auf dem nächsten Wege in die schöne große Ewigkeit befördert wurde, um ihm das unnütze Reden hienieden zu ersparen. — Prophezeyungen und kriegerische Anlagen bestimmten Diocletian zum Soldaten. Er wurde General und Consul. Er besaß Thätigkeit, Erfahrung, Menschenkenntniß, war bald freygebig, bald sparsam, barg diese Verstellung unter dem Schein kriegerischer Offenherzigkeit, besaß Festigkeit in Betreibung seiner Zwecke, war geschmeidig in den Mitteln, wußte alle Leidenschaften, selbst die seinigen, seinem Ehrgeiz unterzuordnen, und diesen Ehrgeiz den glänzenden Anstrich von Gerechtigkeit und Liebe zum gemeinen Besten zu geben. Gleich dem Augustus kann er als der Gründer eines neuen Reichs angesehen werden, und gleich jenem bediente er sich der Gewalt nicht, wo er durch Klug-

heit ſiegen konnte; denn nie ſezte er ſeinen Ruhm ohne Noth in Gefahr. Nachdem er den Bürgerkrieg gedämpft, ſchonte er die Lieblinge des vorigen Regenten, nährte den Geiſt der Zwietracht unter den Barbaren — (auch für die Franzoſen ſind alle fremde Mächte Barbaren) — ſezte Könige ab und ein; legte Feſtungen an, zog eine Menge Lager, in welchen die Truppen beyſammen blieben; wuſte die Folgen eines Sieges in ein ſchimmerndes Licht zu ſtellen; ging nach Egypten, eroberte Alexandrien, ließ viele tauſend Einwohner umbringen, trug empörenden Hochmuth und Uebermuth zur Schau, indem er den Cäſar Galerius einmal zwang, ſeine Gemahlinn zu verſtoßen, und ein anderes mal, Meilen weit neben ſeiner Sänfte zu Fuß zu gehen.

Bis hieher mag ich es wohl leiden, daß ihr ihn Bonaparte an die Seite sezt. Aber wenn ihr es Diocletian zum Verdienst anrechnet, daß er nicht wie Marc-Antonie einen schwelgerischen Jüngling, sondern einen Freund und Kriegsgefährten, Maximian, zum Mitregenten wählte; so ist hingegen Bonaparte von der Schwachheit, einen Mitregenten anzunehmen, gänzlich frey; sein Nachfolger schwelgt blos an der Amme Brust; seine Schultern sind stark genug, die Welt allein zu tragen, ob er sich gleich nicht Jupiter nennen läßt. Von dieser lezteren, ungeheuren Eitelkeit Diocletians redet ihr kein Wort; aber daß Bonaparte den Maire, der ihn nicht einmal Jupiter nannte, sondern nur ganz bescheiden bemerkte, wie süß Gott die Ruhe müsse geschmeckt haben, nachdem er sein Meisterstück erschaffen, daß er diesen liebenswürdigen Höfling gnä-

dig anlächelte, darüber spöttelt ihr, das könnt ihr nicht vergessen, das reizt euch immer aufs neue zum Lachen, und ihr seyd wohl gar so boshaft zu erwarten, daß es bald zur französischen Hofetikette gehören werde, in Napoleons Gegenwart zu niesen, als habe man in die Sonne gesehen. Ihr gemeinen Seelen, die ihr täglich hervorwachst wie die Pilze, habt keinen Begriff davon, wie die Natur ihre Kraft an einer Ceder erschöpft.

Ihr treibt eure Ungerechtigkeit so weit, daß ihr nicht einmal den großen Unterschied bemerken wollt, der zwischen Diocletian und Bonaparte, jenem Christen Verfolger und diesem frommen Sohne des Pabstes herrscht. Ihr nennt ihn einen Heuchler, der in Egypten mit eben dem Eifer Muhamed bekannt und Alloh gerufen habe,

mit dem er jezt die Messe höre. Ihr Kritiker! eine große Seele glaubt nichts und Alles, nachdem die Umstände zum Heil der Welt es heischen.

21.

Diocletian ließ alle Bücher von der Goldmacherkunst verbrennen, damit die Aegyptier durch Reichthum nicht übermüthig werden sollten. Dergleichen furchtsame Maßregeln braucht Bonaparte nicht zu ergreifen. Um die Franzosen vor Uebermuth zu bewahren, hat er ihnen lieber das Gold genommen, und die Bücher gelassen.

22

Wie treulich befolgt Bonaparte die empfohlen Staatsgrundsätze der Römer!

„diejenigen Fürſten ſagt Gibbon, [23]) denen „man aus ruhmſüchtiger Dankbarkeit oder „Großmuth eine Zeitlang verſtattet hatte, „einen ungewiſſen Scepter zu führen, wur„den von ihren Thronen vertrieben, ſobald „ſie ihre Beſtimmung erfüllt, nehmlich die „überwundenen Völker an das Joch der „Sieger gewöhnt hatten. Die freyen „Staaten und Städte, welche ſich für die Römer erklärt hatten, wurden mit der Benennung von Bundesgenoſſen belohnt, bis „ſie endlich unvermerkt in würkliche Knechtſchaft verſanken.“ Haben Mayland, Genua, Lucca nicht ein gleiches Schickſal gehabt? werden Holland und die Schweiz nicht ein gleiches erfahren, und Etrurien, Spanien, Neapel, droht ihnen nicht daſſelbe? —

23) Gibbon I. 71.

[illegible] letzte, herrliche, von ihm selbst entworfene Declaration gegen Oestreich, enthält einen kostbaren Schatz von Anmaßungen, der nothwendig zu diesem erhabenen Ziele führen muß. Kein Fürst, außer ihm, darf bewaffnet erscheinen, damit Englands Vertilgung, die er blos zum Heil von ganz Europa unternimmt, nicht gehindert werde, und damit er nachher ohne vieles Blutvergiessen mit den Unbewaffneten fertig werden könne. Kein Fürst, außer ihm, darf sich in die europäischen Staatshändel mischen, denn Rußland ist zu weit, Schweden zu klein, England durch einen Arm des Meeres getrennt, Oestreich wird mit zarter Schonung an die vormaligen, dem General Moreau und dem Director Carnot verdankten, Siege des Helden erinnert, und mit freundschaftlicher Höflichkeit mit neuen Siegen bedroht.

bedroht. Dem Kayser Alexander wird gesagt, daß er weiser werden soll, denn Bonaparte allein ist weise. Der Kayser Franz wird gewarnt, daß er keine Veranlassung zu einen Bluthade geben soll, denn Bonaparte allein darf Blut vergiessen. Die freyen Staaten, die er selbst geschaffen, oder in Schutz genommen, hat er unter seinen Scepter gedemüthigt; aber welche Mäßigung! er will die Krone Italiens von der französischen trennen, so bald er auch die Engländer besiegt haben wird; das heißt er will seinen Bruder oder Stiefsohn, oder gar seinen Herrn Schwager Bacciochi (ein Mann, der das Regieren in Spaa und Achen gründlich und bisweilen nicht ohne körperlichen Schmerz erlernt hat, als seinen Statthalter nach Mayland setzen und ihm den Königs Titel gönnen. Was kann man

mehr von ihm fodern? soll er etwa auch der Macht entsagen, die ein gefesseltes Volk ihm freywillig übertragen hat?

Ha! grosser Mann! so wie du jene fruchtbare Politik im Auslande übst, so auch im Innern deines im Weyrauch gehüllten Reichs. „Indem Augustus die Würde des Senats „wieder herstellte, hob er dessen Unabhängigkeit auf; die Grundsätze einer freyen „Staatsverfassung sind unwiederbringlich verlohren, wenn die gesetzgebende Gewalt von „den vollziehenden Vorschriften annehmen „muß."

23.

Ihr tadelt Bonapartes unanständige Heftigkeit gegen Lord Witworth und den Grafen Markoff? Aber Heftigkeit ist der Cha-

racter jedes Helden. Als Julius Cäsar den Maſiatha gegen den König Hiempſal vertheidigte, da fuhr er ſogar dem Prinzen Juba in den Bart und zauſte ihn ein wenig [24]). Bonaparte iſt aber dem Lord Witworth nicht in den Bart gefahren; im Gegentheil er hat dem Undankbaren die vortheilhafte Propoſition gemacht, das Türkiſche Reich zu theilen, in dem er zugleich den Groſſultan die aufrichtigſten Freundſchaftsverſicherungen gab. Als dieſer edle Vorſchlag nicht angenommen wurde, rächte ſich der wohlerzogene Held blos durch eine kleine Tirade in der Hamburger Zeitung, durch welche er den König von England für toll erklärte. Mit gleicher Artigkeit warf er der Königinn von Neapel in der Manifeſ-

24) Sueton c. 71.

der Zeitung vor, daß sie Lieblinge unter den Tänzern zählte. Er that dieß ohne alle Heftigkeit und mit Recht, da dieser Umstand theils von grossem Gewicht in dem Staaten-Verhältniß war, theils auch die gewöhnliche diplomatische Sprache zwischen gekrönten Häuptern es so mit sich brachte.

24.

Ihr schaltet Bonaparte einen Verräther an seiner Pflicht, weil er ungerufen aus Egypten zurück kam? — That Julius Cäsar weniger als er über den Rubicon ging? Ihr nennt es schimpflich, daß er die dortige Armee, die er selbst in die übelste Lage versezt hatte, treulos und heimlich verließ? Triumphirend ruft ihr aus: Julius Cäsar machte es grade umgekehrt, denn als er vernahm, daß sein Lager in Germanien ein-

geſchloſſen ſey, ſchlich er verkleidet durch die feindlichen Poſten zu den Seinigen, um die Gefahr mit ihnen zu theilen. [25])

Aber muß man denn grade Alles ſo machen wie Julius Cäſar? und war denn Bonaparte etwas ſicherer unter den Franzoſen als unter den Mamelucken? ſollt er eine Armee retten und ein Volk untergehn laſſen?

25.

Ihr nennt ihn argliſtig, wenn er Paul dem Erſten die Gefangenen zurück ſendet, wenn er Holland, die Schweitz u. ſ. w. mit ſeinen unwillkommenen Truppen überſchwemmt, unter dem Vorwand, ihre errich-

25) Sueton c. 58.

teten Constitutionen zu schützen. — O ihr Unwissenden! die ihr den Sueton nicht gelesen habt! da steht es ja klar: [26]) „Julius Cäsar schenkte den Königen ganze tausende von Gefangenen, und schickte ohne „Genehmigung Hülfstruppen, wohin er Lust „hatte."

26.

Ihr gebt vor das Geschrey der Wittwen und Greise, die ihre lezten Söhne von Pfluge hergeben müßen, um mit ihrem Blute Bonapartes Durst zu stillen, dringe bis in die Wolken und über die Wolken? O wüßtet ihr, wie milde der große Mann verfährt in Vergleich mit Augustus, der einen römischen Ritter sogar öffentlich ver-

---

26) c. 28.

kaufen ließ, weil er seine Söhne dem Kriegsdienst entziehen wollte. [27]) Meynt ihr denn die blutige Revolution der Franzosen habe zum Zweck gehabt, sie künftig vor allem despotischen Druck zu sichern, damit sie ihre Felder und Weinberge in Ruhe bauen könnten? — Keinesweges. Einen Kayser wollten sie haben, das war es alles. Da nun ein Volk offenbar glücklicher ist, wenn es von einem Kayser als wenn es nur von einen Könige regiert wird, so ist es auch billig, daß dieser Glanz durch ein Opfer erkauft werde.

37.

Es ist bekannt, und ich will es nicht leugnen, daß Bonaparte einen Stern hat,

---

27) Sueton c. 24.

auf welchen er vertraut; und dieſes edle Vertrauen auf die Gottheit, welche ausruhen mußte nachdem ſie ihn geſchaffen, nennt ihr Aberglauben? Nun wenn das iſt, ſo hat er ihn wenigſtens mit den größten Kayſern gemein. Auguſtus hatte Muttermähler am Leibe, die dem Stern des großen Bären glichen. Auf Vogelflug und andere dergleichen Dinge achtete er ſehr. Zog man ihm des Morgens den linken Schuh zuerſt an, ſo nahm er es für eine üble Vorbedeutung. Bey Actium begegnete ihm ein Eſel mit ſeinem Treiber, der Eſel hieß Nikon (der Siegende) und der Treiber Eutychus (der Glückliche); was war natürlicher als daß Auguſtus ſiegen mußte, und daß er den Eſel in Erz gieſſen ließ? [28]) —

---

28) Sueton c. 80. 92. 96.

Ist nicht das französische Volk auch ein solcher Nikor? ist nicht Bonaparte auch ein Eutychus? — drum verehrt seinen Stern so lange er leuchtet. Sollte er einst verlöschen dann mögt ihr es halten, wie ihr wollt.

28.

Ist es nicht erstaunenswürdig, daß alles Grosse, was an Julius Cäsar, Augustus, Vespasian, Titus, Diocletian u. s. w. nur einzeln bewundert wird, in Bonaparte sich vereinigt? ihre Schwächen hingegen ihm fremd sind! Julius Cäsar schuf neue Patricier, Bonaparte sogar Prinzen wie Sand am Meere. Julius Cäsar war freygebig gegen die Gelehrten; Bonaparte wird es auch seyn, wenn sie ihn nur genug loben. Julius Cäsar konnte reiten, Bonaparte kann

das auch. Jener erhub die unbedeutendsten Menschen zu den angesehensten Ehrenstellen, und machte man ihm Vorwürfe darüber, so antwortete er „wäre ich durch Räuber und „Mörder groß geworden, so würde ich „dankbar seyn.“ Eben so handelt Bonaparte. Jener war herrschsüchtig, dieser ist es auch. Von jenem sagte man, er sey mit Recht umgebracht worden; ach! man würde es von diesen auch sagen! Jener bezeigte sich übermüthig gegen den Senat, dieser übersieht ihn ganz. Als das Volk jenen König nannte, sagte er: mit nichten! ich bin Cäsar; dieser denkt und spricht gleich erhaben. An jenem nahmen die Juden besonders Theil; diesen wollten sie gar zu ihrem Heyland machen. [29]) — Augustus

29) Sueton. im Caesar c. 41. 42. 57. 72. 76. 78. 79. 84.

pflegte zu sagen: ich wünsche nichts so sehr als das Heyl der Republik; dasselbe hat Bonaparte oft gesagt. Augustus schenkte dem Jupiter 16000 Pfund Geldes und viele Edelsteine; Bonaparte schenkte dem Pabst eine prächtige Krone, mit denselben Edelsteinen verziert, die man vorher zu Rom geraubt oder erobert hatte. Augustus ließ Monate nach seinen Nahmen nennen, Bonaparte Städte und Plätze. Jener vermehrte das Ansehn und die Einkünfte der Priester; dieser weiß sich auch nicht anders zu helfen. Jener führte die alten Gebräuche und Moden wieder ein; dieser die alte oft verspottete Etikette. Jener litt an seinem Hofe keine schwarzen Ueberröcke, dieser keine Köpfe ohne Haarbeutel. Jener verschenkte Königreiche; dieser auch. Jener hält viel auf Alexander den Großen, dieser auf Carl den Großen. Jenem trug der gefällige

Senat den Titel Vater des Vaterlandes an; diesen den Kayſertitel. Jenem, wenn er in die Provinzen reiſte, machten fremde Fürſten ihre Aufwartung; diesem auch, ja ſie kommen gar Haufenweiſe nach Paris. Jener hielt ſeine Familie in ehrerbietiger Entfernung, und wenn Glieder derſelben mit ihm ſpeiſten, mußten ſie unten am Tiſch ſitzen; dieſer läßt ſeine Brüder täglich fühlen, daß er ihr Herr iſt. [30]) — Veſpaſian machte viele Königreiche zu Provinzen; Bonaparte gleichfalls. Veſpaſian ſtellte alte Auflagen wieder her, und ſchuf neue noch weit drükkendere; Bonaparte erreicht ihn auch hierin. [31]) — Titus wurde in ſeinem Privat-

---

30) Sueton in Auguſt c. 28. 30. 31. 40. 43. 59. 78. 60. 65.

31) Sueton in Veſpaſian c. 8. 16.

ſtande von Jedermann gehaſst. [32]) Bonaparte konnte ſich ſchon als Cadet mit keinem ſeiner Mitſchüler vertragen.

29.

Nachdem ich ſolchergeſtalt erwieſen, daß Bonaparte in Allem was löblich und rühmlich iſt, den geprieſenſten Kayſern des Alterthums an die Seite geſtellt zu werden verdient; ſo will ich nun auch noch mit wenigen Worten darthun, daß er die Schwachheiten jener großen Männer nicht beſiegt. Julius Cäſar wuſte ſich zierlich, glänzend, erhaben auszudrücken; Bonaparte verſchmäht dieſe pedantiſche Kunſt. Jener ſchrieb Gedichte, Reiſen, und einen Anti-Cato; dieſer liefert Stoff zu Gedichten,

---

32) Sueton in Titus c. 1.

statt Reisen zu beschreiben, und ist selbst ein Anticato. Jener blieb gelassen bey dem Schmähschriften des Aulus Cacina und Pitholaus, versöhnte sich mit dem Calvus, der Spottgedichte auf ihn gemacht, und bat den Catull zur Tafel, dessen Verse ihn beschimpften. [33]) Welche Geringschätzung für die Dichtkunst, wenn man es nicht einmal der Mühe werth hält, sich über sie zu ärgern. Um wie viel erhabener erscheint hier Bonaparte! Gegen ihn darf ungestraft keine Sylbe geschrieben, kein Buchstabe gedruckt werden, und er hat ein so feines Gefühl für die Satyre, daß, als Dupaty eine Antichambre schrieb, er sogleich in diesen Antichambre wie zu Hause war, dem Verfaßer aber nach St. Domingo trans-

---

[33]) Sueton im J. c. c. 55. 56. 73.

portiren wollte. Zwey Zeilen in einen Buche der Frau von Stael, die er ſehr geſchickt auf ſich anwandte, waren hinlänglich, dieſer geiſtreichen Frau die Ehre der Verbannung zu bewürken; mit einem Worte unzählig ſind die Beyſpiele, wo er den Muſen die feinſte Reizbarkeit bewieſen hat. Julius Cäſar war ſchwach genug, Allen, die noch keine Verzeihung von ihm erhalten hatten, die Rückkehr nach Italien nicht allein zu erlauben, ſondern ihnen auch Aemter zu ertheilen; er war ſchwach genug, die Bildſäulen des Sylla und Pompejus wieder aufzurichten. Nein, ſo ſchwach iſt Bonaparte nicht. Moreau ſchmachtet noch in der Verbannung, und Heinrich IV. Bildſäule liegt noch im Staube. Julius Cäſar ſchwamm über Flüſſe, und ſezte auf aufgeblaſenen Schlauchen hinüber. So tollkühn iſt unſer Held nicht. Ihm werden Sänften mit

Sammt aufgeschlagen, ihm werden Sandeln vergoldet. Darum wurde Jener auch erst nach seinem Tode unter die Götter gezählt, dieser schon jetzt.

Augustus bekriegte nicht leicht eine Nation, ohne Noth oder rechtmäßige Ursach, ja er war weit entfernt seine Herrschaft noch auszubreiten, oder durch Kriege einen großen Nahmen zu erwerben. 34) So klein denkt Bonaparte nicht. So lange seine Herrschaft noch ausgebreitet, sein Kriegsruhm vermehrt werden kann, so lange ist jede Ursach zum Kriege ihm willkommen, und keine gilt auch. Augustus führte oft die Worte im Munde: „Eile mit Weile, denn ein behutsamer Krieger ist besser

---

34) Sueton in August c. 21. 25. 28.

beſſer als ein verwegener." Solche Sprüchlein ſind für ſchwache Geiſter erfunden.

Bonaparte iſt keck und verwegen, fortuna audaces juvat. — Auguſtus dachte zweymal darauf, der Republick die Freyheit wieder zu geben. Solch ein unglücklicher Gedanke iſt noch nie in den Kopf eines Helden gekommen; vielmehr wurde er, gleich den Titus, den Tag als verloren beweinen, an dem er nicht, zum Heyl des Volkes, ein neues Glied für die Kette ſeines glänzenden Jahrs geſchmiedet hätte. — Auguſtus gab Geſetze wider Ueberfluß und Verſchwendung, wider Unzucht und Ehebruch [35]). Bonaparte zeigt ſich als größerer Staatsmann, indem er,

35) Sueton c. 34. 41. 48.

zur Begünstigung der Fabriken und des heilsamen Luxus, die Verschwendung selbst auf den höchsten Gipfel treibt; auch weiß er sehr wohl, daß die Millionen Franzosen, welche er, wie Fallstaff, Futter für Pulver nennt, nicht wieder aus dem Felde der Ehre hervorwachsen, daher ist er zu klug, um irgend eine Art der Volksvermehrung oder der Vergrösserung seiner eigenen Familie zu verhindern. — Augustus war freygebig gegen alle Stände; Bonaparte schränkt mit weiser Sparsamkeit seine Freygebigkeit blos auf Familie und Lieblinge ein. — Augustus gab die eroberten Reiche zurück. So kindisch handelt Bonaparte nicht. Was er einmal hat garde à qui la touche! — Augustus ahndete es nicht, wenn man schlecht von ihm sprach; er verbot sich Tempel und silberne Statüen; er verschmäht die Dictatur; er reiste nur bey Nacht aus den Städten,

um die Ehrenbezeugungen zu vermeiden; er litt nicht, daß man ihn Herr nannte: er ging meiſt zu Fuß; Jedermann hatte freyen Zutritt bey ihm, (wie bey Franz dem Zweyten) und kam er in die Curie, ſo begrüßte er jeden nahmentlich, duldete es im Senat, daß man ſeine Rede unterbrach und eine eigene Meinung hatte. [30]) Himmel! wie klein erſcheint der gute Mann hier abermals gegen Bonaparte! Dieſer Held weiß ſeine Würde zu behaupten, indem er Tod oder Verbannung auf Jeden ſchleudert, der ſich unterfängt einen leiſen Zweifel an ſeiner Erhabenheit zu äußern, indem er keine Stadt bey Nacht verläßt, ja die Bürger allenfalls durch Kanonenſchüſſe weckt, um ihnen die Freude nicht zu rauben, ihn

---

30) Sueton c. 31. 52. 53. 57.

prächtig einzuholen, zu begleiten und ihm wohlgeputzte Leibgarden zu errichten; indem er nicht allein sehr gern duldet, daß man ihn Sire nennt, sondern ich auch keinen rathen wollte, es zu unterlassen; indem er nie zu Fuß geht und keinem Menschen freyen Zutritt gewährt; indem er endlich in der Curie niemanden begrüßt und keinen Senator erlaubt eine andere Meynung zu haben, als die ihm vorher durch Kayserliche Redner eingetrichtert worden. — Augustus machte den Mark kleiner, weil er die nächsten Häuser ihren Besitzern nicht wegnehmen wollte.[37] Welche kleinliche Rücksicht, wo es auf das Beste des Ganzen ankömmt. Bonaparte macht den Carousel-Platz größer, ohne sich im geringsten um die armen Teufel zu bekümmern, die deshalb ihre Häuser seufzend

---

37) Sueton c. 56. 65. 67. 84. 85.

räumen müſſen. — Auguſtus empfahl dem Volke nie ſeine Kinder, ohne beizufügen: wenn ſie es verdienen werden. Ja, er ärgerte ſich, wenn man im Schauſpielhauſe vor ihnen aufſtand. Wie liebios gegen ſeine eigene Familie! um wie viel liebenswürdiger erſcheint hier abermals Bonaparte! der ohne Rückſicht auf Verdienſte aus reiner Liebe und Ergebenheit, Fürſtenhüte wie Schneeflocken, und das Geld der Unterthanen wie Mehlthau auf ſeine Familie herabſchüttelt. — Auguſtus war außer ſich über die galante Lebensart ſeiner Tochter. Solche Kleinigkeiten erſchüttern das Gemüth des Weiſen nicht. Die Generalin le Clerc darf ſich dem zärtlichſten Gefühlen für den Schauſpieler Lafond überlaſſen, ſie darf ihre nackten Reize durch Canovas Meiſterhand verewigen laſſen u. ſ. w. u. ſ. w. u. ſ. w. u. ſ. w. den gekrönten Helden

kümmerts nicht — Augustus ließ den Hofmeister seines Sohnes mit Steinen am Halse ersäufen, weil er in den Provinzen Geld erpreßt hatte. Bonaparte ist minder engherzig. Was Murat, sein Schwager, was Hunderte seiner Getreuen klüglich erpreßten, das dürfen sie in Ruhe verzehren. — Wenn Augustus über etwas wichtiges mit Jemand sprechen wollte, so schrieb er sichs vorher auf, um weder zu viel noch zu wenig zu sagen. Bonaparte bedarf solcher kleinen Hülfsmittel nicht; er spricht von Herzen weg, und daß er dennoch nie zu viel sagt, hat er in dem berühmten Gespräch mit Lord Witworth bewiesen. — Wenn Augustus Gedichte, Ermunterungen zur Philosophie, und Gott weiß was sonst noch schrieb, so ist zu klar daß er die Regierungs-Geschäfte darüber vernachläßigen mußte. Bonaparte schreibt nichts als Artikel für den Moniteur und

höchſtens Briefe à Meſſieurs ses frères et Cousins (nehmlich die Kayſer und Könige von Europa); hingegen iſt jedes Wort von dieſem, zwar eben keine Ermunterung zur Philoſophie, aber doch ein Schatz für die Sophiſten.

Als Veſpaſian von der Verwaltung Afrika's zurückkehrte, war er ſo arm, daß er einen Handel mit Maulthieren anfangen mußte. [38]) Solch ein Thor iſt Bonaparte nie geweſen. Den Spruch, daß Gott die Lilien auf dem Felde kleidet, hat er, ſeit die franzöſiſchen Lilien nicht mehr bekleidet werden, für apocryphiſch erklärt. — Einem Menſchen, der nach wohlriechenden Salben roch, nahm Veſpaſian das ihm zugedachte Amt, mit den Worten: „ich wünſchte, daß

38) Sueton in Veſpaſ. c. 4. §. 12. 13.

„du lieber nach Knoblauch röchest.“ — Welche Derbheit! Bonaparte hält die Parfümirung so wenig für ein Hinderniß, ein Amt zu bekleiden, daß er vielmehr noch Haarbeutel und Degen als die nothwendigsten Requisiten hinzu gefügt hat. — Vespasian strebte nicht nach äusserlichen Gepränge, ein Triumphzug ermüdete ihn und machte ihn verdrüßlich, den erhabenen Bonaparte hingegen könnte man Jahre lang, mit Carl des Großen Kleidern angethan, im Triumph herumführen, er würde es nie müde werden. — Vespasian weinte, wenn die Gerechtigkeit befahl, Blut zu vergießen; Bonaparte weint nie darüber, weder wenn die Gerechtigkeit es befiehlt, noch wenn sie es nicht befiehlt.

Titus ließ sich so sehr zum Volke herab, daß er ihm sogar erlaubte, sich mit ihm ge-

meinſchaftlich der Bäder zu bedienen. 39) So niederträchtig handelt unſer Held nicht, die Luſt iſt das einzige Element, welches, in ſeiner Gegenwart zu genießen, er dem Volke erlaubt. — Titus trennte ſich von der Königin Bernice, ſo ſehr er ſie auch liebte, weil er das Urtheil der Welt ehren wollte. Ein großer Mann aber iſt nur ſein eigner Richter, und ahmt ſolche Beyſpiele nicht nach. — Als Peſt, und Flammen des Veſuvs das Land verheert hatten, da verkaufte Titus alle Koſtbarkeiten ſeiner Luſthäuſer, um den Unglücklichen beyzuſtehn. Aber, größer als Titus, findet Bonaparte mitten in den verheerenden Kriegsflammen, noch Mittel, Paläſte zu erbauen und Privat-Schätze zu häufen. — Conſtantius erklärte laut und ungeheuchelt, daß

39) Sueton in Titus c. 7.

te, seine Schätze nur in den Herzen seiner Unterthanen finde, und trieb das so weit, daß, wenn er ein Gastmahl geben wollte, er das Service dazu borgen mußte. 40) Auch von dieser Schwachheit ist Bonaparte gänzlich frey. Gehorsam fordert er, nicht Herzen; darum braucht er aber auch keine Service zu borgen, welches für einen Kayser höchst unschicklich wäre.

30.

Genug! ein Bücherwurm könnte die ganze römische Kaysergeschichte durchnagen, überall würde er finden, daß Bonaparte in der Staatskunst verfährt, wie einst Apelles in der Mahlerey. Als dieser das höchste Ideal

---

40) Eutrop. Breviarium L. X. c. 1.

der Liebesgöttin darſtellen wollte, trug er die einzelnen Reize der ſchönſten Griechinnen in ein ganzes zuſammen; ſo vereinigt auch Bonaparte die einzelnen großen Eigenſchaften der berühmteſten Regenten, und vermeidet ſorgfältig ihre Schwächen.

Hört alſo endlich einmal auf dieſe Kayſerliche Quinteſſenz zu verleumden! erkennt und fühlt' das Glück, als ſeine Sklaven gebohren zu ſeyn; huldigt ſeinem mächtigen Genius, und leckt mit beweglicher Zunge den Staub von ſeinen Füſſen. Gern wird er dagegen euch erlauben ſo viel Luft einzuathmen, als ihr zum Leben bedürft, er wird euch dann und wann freye Schauſpiele auf dem Boulward und ein Feuerwerk auf der Seine geben; ja wenn ihr von den franzöſiſchen Journaliſten die ſchöne Kunſt erlernt, den Weyhrauch nicht blos dämpfen

zu lassen, sondern ihn gleichsam flüssig zu machen, damit er in Strömen verschluckt werden könne; so wird er euch wohl gar mit einem fünfeckigten Sterlein beschenken, und ihr werdet aufgenommen in die glänzende Schaar derer, deren Anzahl Legio ist.

31.

Wird man sich nun noch wundern, daß die Franzosen mit Freuden ihr Blut für ihn opfern? — Sie fechten jetzt nicht mehr um sich von einem unleidlichen Druck zu befreyen; denn Napoleon der Große drückt sie ärger als alle Ludwige zusammen genommen nicht gethan haben. Sie fechten nicht mehr um den Uebermuth und die Verschwendung der Prinzen und Großen des Reichs zu vernichten; denn ihre Prinzen haben blos andere Nahmen und sind übrigens aus demselben Teige geknetet wie

die vorigen, nur mit dem Unterſchied, daß der Teig im Aufgehn iſt, folglich ſich mehr bläht wie jener. Sie fechten nicht mehr für den Ruhm, denn ihre Tapferkeit iſt von der Welt erkannt und geprieſen. — Nun wofür fechten ſie denn? — Für Bonapartes Stern; für die Spitzen ſeiner Gemahlin; für die Brillanten der Prinzeß Louis; für die Purpurwindeln des kleinen Napoleon; für die Wollüſte der Madam Borghese; für die Eitelkeit des Herrn Duroc, für die Habſucht des Herrn Murat; für die Fürſtenthümer des Herrn Bacciochi; für die Ganymede des Herrn Cambacères; für die ſchlaue Argliſt des des Herrn Talleyrand — Summa Summarum, für die Heſen des neuen Teiges.

Und was iſt ihr Lohn? — ein neuer Adel ſtatt eines alten; ein neuer Orden

statt eines alten, und ein Lieutenant statt eines Königs. Wenn den gefangenen Kriegern des Julius Cäsar das Leben angeboten wurde, unter der Bedingung gegen ihn zu dienen, so starben sie lieber. [41]) Ein gleiches läßt sich von den Franzosen erwarten. — Mit dem Wunsche für Augustus langes Leben, werfen die Römer jährlich ein Stück Geld in den Curtius-See. [42]) Die Franzosen werfen Alles was sie haben und erbeuten, täglich in einen Abgrund, der tiefer ist als der Curtius-See.

Was bliebe einem Verehrer Napoleons wohl noch zu wünschen übrig, um die Parallele zu vollenden? — Höchstens Eines. — Augustus trug hohe Schuh um größer zu scheis

---

41) Sueton c. 68.
42) Sueton c. 57.

nen als er war. [43]) Bonaparte der auch seit einiger Zeit klein geworden ist, sollte ein gleiches thun. Daß er der Nachwelt groß erscheine, dafür hat Canova durch seinen Coloß gesorgt; gleich wie einst der freygelassene Julius Marcellus die Nachwelt versicherte, Augustus sey 6 Fuß hoch gewesen.

Nebenher mögte dem Helden unserer Zeit auch noch eine Wundergabe zu wünschen seyn, deren Augustus sich schon als Knabe erfreute. Denn als er kaum noch lallen konnte, gebot er schon auf der großväterlichen Villa den Fröschen in den Sümpfen

43) Sueton c. 43.

...llſchweigen. 44) Bonaparte aber kann weder Geoffroy, noch dem Publiciſten, noch das Journal de Paris zum Schweigen bringen.

---

44) Gazette c. 74.

Ca

2304

Die

Organe des Gehirns.

Ein

Lustspiel in drey Acten.

Von

August von Kotzebue.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer.
1806.

65-6969

Die Organe des Gehirns.

Ein

Lustspiel in drey Acten.

Perſonen.

Herr von Rücken.

Eduard } ſeine Kinder.
Emilie. }

Caroline von Hellſtern.

Ferdinand von Bembeck.

Peter Gutſchaaf, Eduards Diener.

Rahrabe.

Walther.

Einige Jäger.

(Der Schauplatz iſt ein Zimmer in dem Hauſe des Herrn von Rücken.)

Erſter Act.

Erſte Scene.

(Emilie ſitzt im Vordergrunde mit weiblicher Arbeit beſchäftigt. Kahrabe und Walther ſtehen an der Mittelthür. Herr v. Rücken tritt aus einem Seitenzimmer.)

Hr. v. Rücken.

Wer will mich ſprechen?

Kahr. Ew. Gnaden haben durch die Zeitungen bekannt gemacht, daß ſie einen Kammerdiener brauchen; ich biete meine Dienſte an.

Walther. Auch ich.

Rücken. So ſo. Ja ja, das iſt ganz gut. Aber mein Kammerdiener hat zugleich meine Caſſe unter den Händen, muß alſo ein treuer zuverläſſiger Menſch ſeyn.

Kayr. Das bin ich.

Walther. Hier sind meine Zeugnisse.

Rücken. (nimmt und liest die Zeugnisse) Er hat funfzehn Jahr bey seinem Herrn gedient?

Walther. Nur der Tod konnte mich von ihm trennen.

Rücken. Das ist allerdings eine Empfehlung. (zu Kayrabe) Wo sind seine Attestate?

Kayr. Ich habe keine, sie sind mir gestohlen worden.

Rücken. So? Nun darauf kommt auch so viel nicht an. Wenn man nach solchen Attestaten urtheilen wollte, so gäbe es gar keine schlechten Dienstboten auf der Welt. Der ehrlichste Mann, der einen Bedienten fortjagt, macht sich gar kein Gewissen daraus, ihm eine mitleidige Lüge mit auf den Weg zu geben. Ob ein anderer ehrlicher Mann dadurch betrogen wird, darnach fragt keiner,

wenn

wenn nur der Spitzbube ſein Fortkommen findet. Alſo auf dergleichen Atteſtate traue ich nicht. Gott ſey Dank, ich kenne ganz andere Mittel, die ſtets untrüglich ſind. Mich hintergeht keiner. Wen ich in meine Dienſte nehmen ſoll, der muß ſich zuvor den Kopf von mir befühlen laſſen. Wollt ihr das?

Walther. Von Herzen gern.

Katzr. Wenn es nicht anders ſeyn kann.

Rücken. (betaſtet Walthers Kopf mit groſſem Ernſt) Ey! Ey! Ey! Ey! (er kömmt zu ſeiner Tochter) Nun bitte ich dich ums Himmels willen Emilie! da lies einmal die Atteſtate; ſollte man nicht glauben; der Kerl wär' ein Wunder von Ehrlichkeit? — Ein Spitzbube iſt er, ein verdammter Spitzbube! Er hat ein Diebsorgan ſo dick wie eine Rolle Knaſter. Betrachte nur den breitgedrückten Schädel, und wie das zu beiden Seiten hinausläuft (er kehrt zurück) Geh er mit Gott, mein Freund. Ihn kann ich nicht brauchen.

Wal-

Walther. Ich habe doch meinem seligen Herrn funfzehn Jahre treu und ehrlich gedient.

Rücken. Das macht er einem Andern weiß. Bestohlen hat er ihn, entsetzlich bestohlen.

Walther. Gnädiger Herr ich halte auf Ehre. Wenn Sie mich nicht in Ihre Dienste nehmen wollen, so haben Sie doch auch kein Recht mich zu beschimpfen.

Rücken. Ey mein Freund, es ist ja nicht meine Schuld, daß er zum Stehlen geneigt ist, und seine Schuld ist es freylich auch nicht. Das ist ein Unglück, wofür Niemand kann. (er betastet Kaspratens Kopf) Ah! Bravo! Bravo! Sapperment das ist ein prächtiger Schädel! eine solche Gutmüthigkeit ist mir noch gar nicht vorgekommen. Ein wahrer Berg von Herzensgüte. (zu Walther) Da sehr er selbst mein Freund, dieser Hügel, der fehlt ihm ganz.

Wal-

Walther. Das glaub ich wohl. Der Kerl hat geſtern Prügel im Wirthshauſe bekommen, weil er falſch ſpielte, der muß noch eine Menge Beulen am Kopfe tragen.

Katz. Verleumdung, pure Verleumdung.

Rücken. Freylich, freylich, er iſt ein Narr, Beulen ſind ja keine Organe. (geführt wieder) Und hier an der Seite ganz platt, keine Spur von Schlauheit; noch weniger von Diebsſinn. Er iſt ein guter Kerl. Ein wenig dumm mag er ſeyn, doch das hat nichts zu bedeuten, ich nehme ihn in meine Dienſte.

Katz. Ew. Gnaden ſollen Freude an mir erleben.

Walther. Das wäre zu wünſchen. Meinetwegen. Aber der gnädige Herr müſſen die Beſchimpfung widerrufen, die Sie mir heute angethan haben, ſonſt verklage ich Sie auf der Stelle.

Rücken. Mein Freund, ich meine es ja gut mit ihm, und kann ihm keinen beſſern

fern Rath ertheilen, als den, laſſe er ſich zeitlebens einſperren, er ſtiehlt ſich ſonſt an den Galgen.

Walther. Das iſt zu arg. Mein ehrlicher Name iſt mein ganzer Reichthum. Ich werde die Obrigkeit befragen, ob es erlaubt iſt, mir ohne alle Urſache den zu ſtehlen. (ab)

Rücken. (zu Kayr.) Geh er doch geſchwind hintendrein, und geb er Acht, daß der Kerl auf der Treppe nichts mitgehn heißt.

(Kayr. ab.)

Zweyte Scene.

Herr v. Rücken. Emilie.

v. Rücken. Da hab' ich eine herrliche Acquiſition gemacht. Eine Gutmüthigkeit wie meine Fauſt ſo groß. Du kannſt dem Menſchen auf mein Wort ſogleich alles Silbergeräthe anvertrauen.

Emi-

Emilie. Aber lieber Vater, wenn Sie nun dem andern armen Teufel Unrecht gethan haben?

Rücken. Unrecht? Hast Du denn nicht gesehen, wie ihm die Wülste zu beiden Seiten hinter den Ohren lagen? Der Kerl hat ja einen Kopf so breit wie eine Quabbe.

Emilie. Gesetzt auch, Ihr System wäre unfehlbar, so hat doch Ihr berühmter Lehrer selbst erklärt, es sey äußerst schwer, die Organe durch Betasten zu unterscheiden. Dieß feine Gefühl sey nur Wenigen, und unter diesen fast nur Frauenzimmern zu Theil geworden.

Rücken. Pappertapapp! Der Mann ist galant, er hat euch ein Compliment machen wollen, weiter nichts. Ich verstehe mich so gut darauf als Einer. Aber Du möchtest das gern läugnen, weil ich an Deinem Liebhaber keinen Tonsinn finde, und weil ich entdeckt habe, daß er ein Theosoph ist.

Emi-

Emilie. Mein Ferdinand ist allerdings ein wenig schwärmerisch —

Rücken. Das ist's ja eben was ich sage.

Emilie. Aber seine Gottheit ist nur die Liebe.

Rücken. Laß Dir nichts weiß machen. Die Liebe sitzt nicht hier oben in dem Wirbel des Kopfes, die sitzt hinten im Nacken.

Emilie. Ich meine im Herzen?

Rücken. Im Nacken sage ich Dir. Und Dein Herr v. Bombeck ist ein Theosoph, der über kurz oder lang eine neue Religionssecte stiften wird.

Emilie. Bis jetzt scheint er noch gar nicht daran zu denken.

Rücken. Es wird kommen; und vom Tonsinn hat er keine Spur. Was Musik betrift, da hat er einen Schädel wie ein Affe, der hat auch keinen Tonsinn.

Emilie. Das kann seyn. Er ist kein Liebhaber von Musik. Aber darum kann er doch

doch ein guter Ehemann werden? Die Harmonie der gleichgeſtimmten Herzen —

Rücken. Ich ſage Dir aber, daß hier nicht von Herzen ſondern von Köpfen die Rede iſt. Du weißt, ich liebe die Muſik leidenſchaftlich. Ich will nun einmal keinen Schwiegerſohn, dem der Sinn für dieſe herrliche Gottesgabe mangelt. Auch keine Schwiegertochter. Unglücks genug, daß meine eigenen Kinder ſolche Affenſchädel haben. Drum habe ich Deinem Bruder Eduard ein Mädchen ausgeſucht, das einen Kopf hat, wie ein Triangel. Das ſind die echten muſikaliſchen Genies, und für Dich werd' ich mit Gottes Hülfe auch noch ein ſolches finden.

Emilie. Darf man fragen, wer das ſchöne Mädchen mit dem dreyeckigten Kopf iſt, das Sie meinem Bruder zugedacht haben?

Rücken. Fräulein Sturzwald.

Emilie. Ha! ha! ha! Das bucklichte Fräulein Sturzwald, die kennt wenigstens bis jetzt noch keine Note.

Rücken. Das hat nichts zu bedeuten. Nachtigallen singen auch nicht nach Noten.

Emilie. Sie hat aber auch keinen Ton in der Kehle.

Rücken. Thut nichts, mit ihrem Organ kann sie in vier Wochen eine Virtuosin werden, wenn sie nur will, und mir zu gefallen wird sie schon wollen. Dein Bruder kommt heute von seinen Reisen zurück, dann werde ich die Sache vollends in Richtigkeit bringen.

Emilie. Ich zweifle daß die holdselige Braut meinem Bruder behagen werde.

Rücken. Sey ohne Sorgen, wenn er das Organ sieht —

Emilie. Und den Buckel —

Rücken. Er soll aber den Buckel nicht sehen. Er kann sie von vorne betrachten, aber der Triangel —

Emilie. Ich fürchte lieber Vater, der Buckel —

Rücken. Ey so schweig von dem Buckel! Alle Frauenzimmer haben Buckel, wenn auch gleich nicht immer auf dem Rücken, denn die sind noch die besten. Eure Eitelkeit, eure Falschheit, eure Koketterie, das sind die schlimmsten Auswüchse, an denen der arme Ehemann schwerer zu tragen hat, als ihr. Lieber Gott, wenn sonst ein Weib nur gut, und mit dem gehörigen Tonsinn begabt ist, so mag sie übrigens einen Buckel haben wie ein Kameel, wer wird sich daran stoßen? — sie singt, sie spielt, der Mann weint hinter ihrem Stuhle Thränen des Entzückens auf ihren Buckel herab. Kurz und gut, Eduard heirathet das Fräulein von Sturzwald, und Du bleibst ledig bis ein Mann sich findet, der auch einen Triangel aufzuweisen hat.

Dritte Scene.

Herr v. Bombeck. Die Vorigen.

Bomb. Verzeihen Sie meinen frühen Besuch. Liebe und Angst treiben mich her. Ich komme noch einmal, Herr von Rücken, Sie um die Hand Ihrer Tochter anzusiehen.

Rücken. Herr v. Bombeck, ich habe schon einmal bedauert, und es ist nichts unangenehmer als dergleichen Dinge zweymal bedauern zu müssen.

Bomb. Aber ich besitze Emiliens Herz.

Rücken. Behalten Sie das in Gottes Namen. Ein Mädchenherz ist doch nur ein Besitzthum in partibus infidelium. Was aber die Hand betrift —

Bomb. Warum soll diese liebe Hand den Pfad meines Lebens nicht mit Rosen bestreuen?

Rücken. Ach Gott, die Rosenzeit der Verliebten ist gewöhnlich noch kürzer als die

der

der Blumen-Göttin. Nach den Flitterwochen werden die Rosen in einen Pot-pourri gesammelt und Salz darauf gestreut, und bisweilen einmal seufzend daran gerochen, zur Erinnerung an die seligen Blüthentage.

Bomb. Bilder und Zerrbilder bey Seite Herr v. Rücken, was haben Sie gegen mich einzuwenden; ich bin ein wohlhabender Mann.

Rücken. Meinen Sie, ich gehöre auch zu den Vätern, die genug zu thun glauben, wenn sie ihren Töchtern nur zu essen und zwar von Silber verschaffen? Ob sie aber essen, und wie sie essen? ob Galle die Fasanen würzt, oder Thränen in den Madera fallen —

Bomb. Ich darf sagen, daß ich auch sonst noch ein ehrlicher und guter Mensch bin.

Rücken. O ja, Sie haben das Organ der Gutmüthigkeit in einem ziemlichen Grade. Aber Herr, der Tonsinn fehlt Ihnen ganz, das habe ich Ihnen schon neulich eröffnet; und ohne Musik ist keine glückliche Ehe.

Hätte

Hätte meine Frau, Gott habe sie selig! nicht gesunken, trotz den himmlischen Heerschaaren, wir hätten uns aus Langeweile zu Tode gezankt.

Bomb. Hängt Ihre Einwilligung blos davon ab, so will ich noch heute Stunden nehmen —

Rücken. Was kann das helfen? Der Kopf ist Ihnen ja zusammen gedrückt wie eine Bouteille, Sie würden sich ganz vergebens martern.

Bomb. Abscheulicher Eigensinn!

Rücken. Ja Gott sey Dank, ich besitze das Organ der Festigkeit, hier oben, gleich hinter der Theosophie.

Bomb. Mein Vater vereinigt seine Bitten mit den meinigen. Er heißt Ihnen Nachdruck zu geben, indem er sich erbietet, den Wechsel von 2000 Louisd'ors, den Sie ihm noch schuldig sind, zu zerreißen.

Rücken. Ist nicht vonnöthen, ich werde zahlen.

Bomb.

Bomb. Der Wechsel ist heute fällig.

Rückenm. Ich weiß.

Bomb. Mein Vater hat erfahren, daß die Zahlung Sie in Verlegenheit setzen könnte.

Rückenm. Ganz und gar nicht. Ich habe meine Schwester in Frankfurt beerbt, mein Sohn hat das Geld geholen, und bringt es mir noch heute.

Bomb. Aber wenn ihm etwas zugestoßen wäre? wenn er heute ausbliebe? und mein Vater das strenge Wechselrecht gegen Sie geltend machte?

Rückenm. O ja das traue ich ihm wohl zu. Der gute Mann hat einen starken Zahlensinn und wo der dominirt, da müssen die übrigen schweigen. Aber mein Sohn wird nicht ausbleiben. Sie sehen Herr von Bombeck, wir sind auf alles gefaßt, das Organ der Bedächtlichkeit mangelt uns keineswegs. Darum rathe ich Ihnen, geben Sie dem Mädchen das Herz zurück. Sie braucht es wohl eben nicht nothwendig, denn die wenigsten ihres

Gleichen sind damit versehen, und ganz unversehrt bringt es keine in den Ehestand. Sie halten es heutiges Tages mit dem Herzen, wie mit gewissen unentbehrlichen Kleidungsstücken, welchen sie die Aermel ausschneiden und wegwerfen, es sieht's aber kein Mensch als der Mann und der wird es zu spät gewahr. (ab)

Vierte Scene.

Bembeck. Emilie.

Emilie. Lieber Ferdinand kehre Dich nicht an meinen Vater, der lästert gar zu gern unser armes Geschlecht; besonders seit er in die Schädellehre sich verliebt hat, sind ihm alle unsere Köpfe zu klein, zu schmal, er spricht wir hätten wenig Gehirn. Wenn das wahr ist, so muß es wohl nicht auf die Quantität ankommen, denn unser Weibchen Gehirn, das wirst Du gestehen, trägt doch

doch eſt den Sieg über eure ſtrohenden Hirnkäſten davon. Weg mit den Falten von der Stirn! vertraue mir. Wenn auch alle Organe mir fehlen ſollten, das Organ der Treue beſitze ich gewiß.

Bomb. Ach das iſt gerade das feinſte für den Euch.

Emilie. Geräthſt Du auch auf meines Vaters Ketzereyen? Sage mir doch, iſt es denn wahr, daß Du zur Religionsſchwärmerey geneigt biſt?

Bomb. Ich? Hahaha! Dir zur Liebe will ich allenfalls eine Zwiebel anbeten, aber auch nur Dir zur Liebe.

Emilie Nun was will er denn mit ſeinem Organe der Theoſophie?

Bomb. Mich unglücklich machen, will er, ſonſt nichts.

Emilie. Liebſt Du wirklich, wenn Du nicht hoffſt?

Bomb. Welche Hoffnung bleibt mir? muß ich nicht jeden Augenblick befürchten, daß

irgend ein berühmter Waldhornist, oder ein Geigenspieler hier ankommt, dem Dein Vater Dich an den Hals wirft?

Emilie. Ich lasse mich aber nicht werfen, und an den Hals vollends gar nicht. Höre Ferdinand, eine Hoffnung bleibt uns noch; ich weiß daß mein Vater wirklich wegen der 2000 Rthlr. Louisd'or in großer Verlegenheit seyn würde, wenn mein Bruder heut' ausbliebe. Oder noch besser: Eduard ist ein lockerer Zeisig, vielleicht hat er das Geld auf Reisen durchgebracht, dann kann mein Vater sich unmöglich anders helfen; wenn Du drohst, muß er nachgeben.

Bomb. Und Du würdest es mir nicht vertragen, wenn ich in diesem Falle ihm hart zusetzte?

Emilie. Es wäre ja nur zum Schein.

Bomb. Wohlan, ich will an diesem Strohhalm mich noch festklammern.

Emi

Emilie. O die Liebe ſetzt ſich ja oft ganze Inſeln aus Strohhalmen zuſammen, und wehnt manchmal recht bequem darauf.

Fünfte Scene.

Peter Gutſchaaf. Die Vorigen.

Peter. (beſchuht, aber ein Paar Kouriers ſtiefeln an einem Stocke auf der Achſel tragend) Da bin ich.

Emilie. Wer biſt du komiſche Figur?

Peter. Kurioſe Frage. Hat mir doch jedes Pferd gleich an den Stiefeln angeſehen, daß ich der Kourier bin.

Emilie. Du ein Kourier?

Peter. Mein Herr ſagte, ich würde ſchon geſtern hier ſeyn, aber da muß er ſich doch wohl geirrt haben, denn ich bin heute erſt gekommen.

Emi-

Emilie. Wo kommst Du her?

Peter. Von der letzten Station. Es sind drei verdammt starke Meilen. Ich bin zehn Stunden darauf marschirt.

Emilie. Ein Kourier zu Fuße?

Peter. Nu freylich. Das Beest, das sie mir zu reiten gaben, wollte ja durchaus nicht anders. Es mochte wohl im Stalle was vergessen haben, denn kaum waren wir dreyhundert Schritt vom Thore, so warf es mich in den Graben, und lief nach Hause, als ob ihm der Kopf brennte. Ich machte mich also zu Fuß auf den Weg, aber in den schweren Stiefeln wurde mir's bintsauer. Endlich begegnete mir hier in der Vorstadt ein lustiger Mensch, der lachte gewaltig und meinte, ich sollte die Stiefeln lieber ausziehen und auf den Buckel hängen. Das probirt' ich, und mein Seel' es half.

Emilie. Aber wer ist dein Herr?

Peter. Nu er ist ja der junge Herr hier aus dem Hause.

Emi-

Emilie. Mein Bruder?

Peter. Das weiß ich nicht.

Bomb. Leider ganz gewiß.

Emilie. Wann wird er kommen.

Peter. Ich ſoll grüßen den Papa und Alle im Hauſe, und ſoll ſprechen, er käme übermorgen.

Emilie. Erſt übermorgen? Triumph!

Bomb. Wann ſagte er dir das.

Peter. Vorgeſtern.

Bomb. So muß er ja heute hier eintreffen?

Peter. Das kann wohl ſeyn. Mir ſagt' er übermorgen.

Bomb. So iſt denn auch meine letzte Hoffnung verſchwunden!

Peter. Das thut mir leid! Mein gnädiger Herr wäre wohl ſchon geſtern hier geweſen, aber der Herr von Hellſtern kann das Fahren bei Nacht nicht vertragen, und da hat er auch ganz recht. Denn bey Nacht

ſollen

ſollen die Menſchen ſchlafen, oder höchſtens trinken, aber nicht reiſen.

Emilie. Wer iſt der Herr von Hellſtern?

Peter. J, nu, hähähä! ich darf 's nicht ſagen.

Emilie. Warum nicht?

Peter. Was ich ſagen darf, will ich ſchon ſagen. E' iſt ein ſchmucker junger Herr, immer luſtig, beſonders wenn er mit mir redet, da will er ſich immer krank lachen, weil ich ihm immer ſo gut gefalle.

Emilie. Iſt er ein Freund meines Bruders?

Peter. Das weiß ich nicht, aber ein großer Freund von mir iſt er. Wir ſind, ſo zu ſagen, recht dicke Freunde. Mein gnädiger Herr wollte mich auch einmal fortjagen, weil ich vergeſſen hatte einen Brief auf die Poſt zu tragen, und weil er die Papilloten in meinen Haaren fand; aber der Herr von Hellſtern hat gleich für mich gebeten, und

hat

hat geſagt: aller Spaß wäre ihm verdorben, wenn ich nicht mehr da wäre, ja, das hat er geſagt.

Bomb. Hören Sie, Emilie? einen Freund bringt Ihr Bruder mit, einen jungen Menſchen, einen Wildfang, einen Windbeutel, einen Taugenichts, den er vermuthlich zu ſeinem Schwager beſtimmt hat.

Emilie. Wie das auftocht, wie das ſprudelt. Da muß nun der arme Menſch gleich ein Windbeutel, ein Taugenichts ſeyn.

Bomb. Sie intereſſiren ſich wohl gar für ihn? Da haben wirs! Das iſt das hochgerühmte Organ der Treue. Sie hat den Menſchen noch nicht einmal geſehen, und findet ihn ſchon auſſerordentlich liebenswürdig.

Emilie. Wer ſagt denn das?

Bomb. O ich kenne die Weiber. Man gebe nur ihrer Einbildungskraft Spielraum. Immer müſſen Sie etwas zu puhen haben, entweder ſich ſelbſt mit Hülfe des Spiegels,

aber ihren faden Liebhaber mit Hülfe der Phantaſie.

Emilie. (empfindlich) Ferdinand!

Bomb. O vergieb mir! ich weiß nicht was ich thue oder rede. Habe Geduld mit einem Menſchen, deſſen einzige liebſte Hoffnung auf den letzten Würfel ſteht. (ab)

Peter. Kann ich denn wohl ein Zimmerchen für meine Kourierſtiefeln bekommen.

Emilie. Warte einen Augenblick mein Freund, ich werde meinem Vater ſagen, daß du gekommen biſt. (ab)

Sechste Scene.

Peter Gutſchaaf (allein)

Im Grunde, wenn ich's recht bedenke, ſo bin ich doch ein dummer Kerl geweſen. Warum? Ich habe die Stiefeln getragen, und die Stiefeln hätten eigentlich mich tragen ſollen. Denn geſetzt ich frage: Sind meine

meine Beine für die Stiefeln gemacht? oder die Stiefeln für meine Beine? ſo wird ein jeder ehrliche Schuſter mir antworten: Du haſt's errathen mein lieber Peter Gutſchaaf. So will ich mich auch nicht länger damit bepacken. (er ladet die Stiefeln ab) Mag euch der Teufel anziehn, wenn er Kourier auf den verdammten Seelen reitet, (er wirft den einen Stiefel nach der Thür) oder wenn er einen Spazieritt zu ſeiner Großmutter macht. (Indem er den zweiten Stiefel dem erſten nachwirft, tritt Herr von Rücken herein, und wird faſt von dem Wurf getroffen.)

Siebente Scene.

Herr v. Rücken. Peter.

Rücken. Halt! halt! mein Freund, vergeſehn!

Peter. Bitte tauſendmal um Vergebung. Wenn ſo ein Paar Stiefeln in die

Höhe

Hitze gerathen, da wissen die Bestien nicht was sie thun.

Rückenm. Aber er sollte es wissen, mein Freund. Er ist ein Flegel, und ich habe große Lust ihm — doch was seh' ich! Himmel! welch' ein Schädel!

Peter. Dero Herr Sohn läßt schönstens grüßen —

Rückenm. Warte er noch einen Augenblick. Sapperment, das ist ein Schädel, wie mir noch keiner vorgekommen. (befühlt ihm den Kopf) Welch' ein Scharfsinn, welch' ein Witz!

Peter. Hä! hä! hä! was soll denn das vorstellen? Warum fingeriren Sie mir denn so auf der Stirn herum?

Rückenm. Diese kugelförmigen Erhöhungen — ey ey, er ist ein witziger Schalk!

Peter. Was? ich ein Schalk? du lieber Gott! ich bin ehrlicher Leute Kind.

Rückenm. Diese Wölbung in der Mitte — der Mensch ist ein Genie.

Peter.

Peter. Iſt das geſchimpft?

Rückenm. Nun, nun, gegen mich braucht er ſich nicht zu verſtellen; wir werden einander ſchon näher kennen lernen. Was macht mein Sohn? wo iſt er? wann kommt er?

Peter. Was er macht weiß ich nicht, wo er iſt, weiß ich auch nicht. Aber kommen wird er, übermorgen, oder auch heute, wie der Herr meinte, der eben fortging.

Rückenm. (greift ihm ſchnell nach dem Kopfe) Dacht' ich's doch. Auch das Organ der Darſtellung im höchſten Grade. Stell' er ſich ſo einfältig wie er will, mir macht er nichts weiß. Er iſt ein vortreflicher Schauſpieler. Da ſitzt es, da.

Peter. Ich ein Schauſpieler? Wenn es da ſitzt, ſo lügt es. Ich habe nur ein einzigesmal dem Elephanten in der Zauberflöte geſpielt, dafür ſollte ich acht Groſchen bekommen. Aber in dem Elephanten ſteckte außer mir noch ein Schneider, ein ſchlechter Menſch, er war der linke Fuß, ich der rechte, wir

ſungen

fingen uns an zu zanken, am Ende prügelten wir uns und riſſen den Elephanten mitten von einander. Da prügelten ſie uns beyde, ich weiß nicht warum, und von meinen acht Groſchen habe ich keinen Heller zu ſehen bekommen.

Rücken. O das wuſte ich gleich, daß er ſchon bey einer Schauſpielergeſellſchaft engagirt geweſen; ſolchem Drange widerſteht man nicht. Alſo mein Sohn wird heute hier ſeyn? Iſt er geſund? friſch? munter?

Peter. Als er mich das letzte Mal prügelte, da war er Gott ſey Dank noch recht munter.

Rücken. Ich will nicht hoffen, daß er ſich an einem Menſchen vergreift, deſſen Schädel zehnmal mehr werth iſt als der Seinige? Mit jedem Augenblicke entdecke ich neue herrliche Organe. Er iſt gewiß auch ein guter Mechanikus, nicht wahr?

Peter. Mechanikus? das iſt ſo viel als ein Hexenmeiſter?

Rücken. Scherz bey Seite, hat er in ſeinem Leben nichts gebaut? keine künſtliche Maſchinen verfertigt?

Peter. O ja.

Rücken. Da haben wir's. O dieſe Ecken da neben den Schläfen, die trügen nicht. Es iſt ja als ob ich einen Biber, oder doch wenigſtens einen Dachs, leibhaftig vor mir ſähe.

Peter. Was? nun macht mich der Herr gar zum Dachſe?

Rücken. Erzähl' er mir doch ein wenig, was für Maſchinen hat er verfertigt?

Peter. I nu, Rattenfallen, auf die verſteh' ich mich am Beſten.

Rücken. Hat er nicht auch gebaut?

Peter. O ja, wie ich noch daheim auf meinem Dorfe war.

Rücken. Vermuthlich künſtliche Windmühlen oder Dreſchmaſchinen?

Peter.

Peter. Me, einen Gänſeſtall. Aber die Mutter ſagte, ich wäre ſelber eine Gans und der Stall taugte nichts.

Rückenm. Seine Mutter verſteht den Henker davon. Ich wette, der Stall war von einer ganz neuen ſinnreichen Erfindung. Kurz, mein Freund, ihn muß mein Sohn mir abtreten. Lieber Gott! er hat ja auch einen prächtigen Tonſinn. Verſteht er ſich auf die Muſik?

Peter. O ja.

Rückenm. Vortreflich! Alles trift zu. Was ſpielt er denn für ein Inſtrument?

Peter. Das Brummeiſen.

Rückenm. Gleichviel. Die Organe ſind Alle da; wo es noch an Ausbildung mangelt, da will ich ſchon ſorgen. An Schlauheit fehlt es auch nicht. Die Wülſte liegen da herüber ſo dick als Braunſchweiger Würſte.

Peter. Was? habe ich Braunſchweiger Würſte am Kopfe? das hätte ich eher wiſſen ſollen.

Rückenm. In meiner ganzen Sammlung habe ich keinen ſo edeln Schädel aufzuweiſen. Sobald er ſtirbt, mein Freund, ſo ſchneide ich ihm den Kopf ab.

Peter. Sie wollen mir den Kopf abſchneiden? O Jemine! (Man hört draußen ein Poſthorn) Gott ſey Dank, da kommt mein Herr. In dem Hauſe bleibe ich nicht, lieber marſchire ich in meinen Courierſtiefeln bis in die nächſte Garküche. (im Davonlaufen nimmt er die Stiefeln mit)

Achte Scene.

Herr von Rückenmark (allein).

Sollte nun nicht Jedermann glauben, der Menſch ſey ein dummer Eſel? aber wir verſtehn das Ding beſſer; wir belauſchen die Natur in ihrer geheimſten Werkſtätte. Was gilt's, der Schelm betrügt alle meine Hausgenoſſen. Aber mir macht er nichts weiß

und wenn er sich noch zehnmal dümmer stellte. Ich bleibe dabey, er ist ein Genie vom ersten Range.

Neunte Scene.

Eduard und der Vorige.

Räckenm. Willkommen mein Sohn, willkommen nach 4 Jahren! Hat sich dein Schädel nicht verändert? Laß doch sehen, die Mathematik da vorne hat sich noch stärker ausgebildet. Aber wie stehts denn da hinten? Noch immer nichts? (er fühlt ihm in den Nacken) Nein, wahrhaftig platt, wie eine Taschenuhr. Nun, du hast gewiß auf deinen Reisen kein Frauenzimmer im Wege angesehen?

Eduard. Wenigstens habe ich mir keine Ausschweifungen vorzuwerfen.

Räckenm. Ja ja, ich glaub's, du armer Teufel wirst eben so gut einer Phryne Troh bieten, wie jener griechische Philosoph,

und

und kannſt ein Heiliger werden, trotz dem keuſchen Aloyſius. Aber bilde dir nur nichts darauf ein, da hinten fehlt es.

Eduard. Hab' ich die Freude meinen guten Vater noch recht geſund anzutreffen?

Rückenm. Vollkommen. Du findeſt Alles im Hauſe noch beym Alten. Nur Deine Schweſter iſt groß und naſeweis geworden, will durchaus einen Menſchen heirathen, der ein Theoſoph iſt, und keinen Tonſinn hat. Solchen Kummer wirſt Du mir nicht machen, Dir habe ich das muſikaliſche Fräulein Sturzwald zugedacht, wie ich Dir bereits gemeldet, ein Mädchen mit prächtigen Organen.

Eduard. Die Wahrheit zu geſtehen, lieber Vater —

Rückenm. Du haſt keine Luſt? glaub' Dir's wohl, ha! ha! ha! Da hinten fehlt's. Aber mir zu Liebe wirſt Du Dich ſchon entſchließen. Du kannſt es ja nach Deinem Belieben mit ihr halten, wenn ſie nur fleißig

ſpielt und ſingt. Du weißt, die Muſik iſt meines Alters Freude, und ſtärkt meinen Geiſt zu den tiefen Unterſuchungen über die Organe des Gehirns. Meine Schädelſammlung — ich hoffe Du haſt mir recht viel Merkwürdiges mitgebracht!

Eduard. Ich hatte allerdings einen ganzen Koffer voll Köpfe —

Rückenm. Nun? wo ſind ſie?

Eduard. Zwanzig Meilen von hier viſitirte man mich auf der Gränze. Beym Oeffnen des Koffers wurde der Poſtillon unglücklicher Weiſe die vielen Todtenköpfe gewahr, und wollte mich durchaus nicht weiter fahren.

Rückenm. Der Eſel!

Eduard. Er behauptete, ſeine Pferde würden ſcheu.

Rückenm. Dummkopf! wenn alle Pferde ſcheu werden ſollten, die leere Köpfe ziehen —

Eduard. Das ſagte ich auch, man ſieht es ja täglich. Aber der Kerl nahm keine Ver-

Vernunft an. Ich muſste den Koffer ſtehen laſſen.

Rückenm. Dem Menſchen hat das Organ des Muthes gefehlt. Haſt Du ſeinen Schädel nicht befühlt?

Eduard. Sie wiſſen lieber Vater, ich verſtehe mich nicht auf dieſe Kunſt.

Rückenm. Ich weiß, ich weiß, das wird angeboren. Nun ich will den Koffer ſchon abholen laſſen. Indeſſen wirſt Du erſtaunen über die anſehnliche Vermehrung meiner Sammlung. Diebsköpfe von Otaheiti, Menſchenfreſſer aus Neuſeeland, wegen des Mordſinns; böhmiſche Muſikanten-Köpfe wegen des Tonſinns; Quäker, wegen der Theoſophie, Bergſchotten, wegen des Höhenſinns, Zigeuner, wegen des Ortſinns; kurz, ich habe keine Koſten geſcheut, habe auch raſend viel Geld ausgegeben. Wenn ich einmal ſterbe, ſo erbt ihr keinen haaren Heller, aber dagegen ein Paar tauſend Schädel, die eine Million unter Brüdern werth ſind.

Apro-

Apropos, ich muß dem alten Bombeck heute 2000 Louisd'or auszahlen; ich borgte sie von ihm um zwanzig griechische Schädel damit zu bezahlen, die von einem Schlaukopfe dem Lord Hamilton waren gestohlen worden.

Eduard. Hundert Louisd'or das Stück? das müssen ja äußerst merkwürdige Schädel seyn.

Rückenm. Freylich, freylich. Der Lord hat sie bey dem engen Paß Thermopylä ausgegraben. Es sind zwanzig von den tapfern Spartanern, die mit Leonidas für ihr Vaterland starben. An jedem ist das Organ des Muthes so groß als ein Straußeneі. Nun ich hoffe, Du hast mir die Erbschaft meiner Schwester mitgebracht, die beträgt ungefähr so viel.

Eduard. Das Geld liegt in meiner Schatulle. Aber ist es nicht schade —

Rückenm. Schade? wo denkst Du hin? einen solchen Rathkauf! ich bin nur froh, daß ich den alten Bombeck heute bezahlen kann,

kann, der Wechſel hat mir Sorge gemacht. Aber weißt Du was Schade iſt? Jammers ſchade? Daß Du Deiner Tante Kopf nicht auch mitnahmſt. Sie war eine ſehr eitle Perſon, und gerade vom Organe der Eitelkeit fehlen mir noch einige Exemplare. — Ey, ey, ey, ey, Du haſt mir alſo gar nichts mitgebracht?

Eduard. Doch lieber Vater. Ich habe einen Freund mitgebracht, der leicht mehr werth ſeyn möchte, als Ihre ganze Sammlung.

Rückenm. Oho! ſachte! ſachte! das müßte ja ein wahres Wunder von einem Schädel ſeyn? wo iſt er? haſt Du ihm den Kopf ſauber abgeſchnitten?

Eduard. Bis jetzt trägt er ihn noch zwiſchen den Schultern.

Rückenm. Ein lebendiger Freund? noch mit allem Ueberfluß verſehen? O der kann mir wenig nützen.

Eduard. Wenn Sie ihn ſehen wer-den — ſein Geiſt, ſeine Schönheit —

Rückenm. Was geht mich ſeine Schön-heit an? Mit der Phyſiognomie habe ich nichts zu ſchaffen, ich bin kein Lavaterianer, nur wo Gehirn liegt, da ſind Organe. Alſo bis hinter die Augen, weiter nicht.

Eduard. O welche Augen mein Vater! Jedem, der hineinſieht, thut der Himmel ſich auf!

Rückenm. Ey warum nicht gar! was werden's denn für Augen ſeyn? ſtehen ſie et-wa weit hervor wie beym Kalbe? dann deu-tet es auf ſtarkes Gedächtniß. Oder ſind die äußern Augenwinkel herunter gezogen? dann iſt's der Zahlenſinn.

Eduard. Von allen dem verſtehe ich nichts.

Rückenm. Deſto ſchlimmer.

Eduard. Erinnerung an treue Liebe iſt das Gedächtniß, welches man in dieſen Augen lieſt. Und ihr Zahlenſinn? ach! ſie

zählen

zählten nur die glücklichen Stunden, die ſie Andern ſchufen.

Rückenm. Papperlapapp! Du ſchwärmſt ja wie ein Liebhaber. Solche Dinge muſſe Du Deiner Braut dem Fräulein Sturzwald vordeclamiren.

Eduard. Mein Freund der Herr von Helſtern iſt im Wirthshauſe zurück geblieben um die Reiſekleider zu wechſeln. Ich erwarte ihn jeden Augenblick, und brenne vor Begierde ihn meinem Vater vorzuſtellen.

Rückenm. Ich kann ſchon warten. Höre Eduard, Dein Freund kann unmöglich einen ſo merkwürdigen Schädel haben, als Dein Bedienter.

Eduard. Das mag wohl ſeyn, der Kerl iſt der gröſte Eſel auf Gottes Erdboden.

Rückenm. Biſt Du raſend?

Eduard. Ich behalte ihn nur noch aus Mitleid in meinen Dienſten.

Rückenm. Das haſt Du gar nicht nöthig, ich nehme ihn ſogleich in die meinigen

und

und danke Dir noch obendrein. Ein Menſch mit ſolchem Witz begabt, mit ſolcher Darſtellungskraft, von der Mechanik will ich nicht einmal reden.

Eduard. Sprechen Sie im Ernſt von meinem Bedienten?

Rückenm. Dein Bedienter iſt er geweſen. Es wäre ja himmelſchreiend, wenn ein ſolcher Schädel deinem Alltagsſchädel noch länger bedienen ſollte. Aber ſo geht's; immer ſeht und hört ihr nur auf das was die Leute thun oder reden. Darin ſteckt es keineswegs. Ich bekümmere mich den Henker darum, was die Menſchen ſind, ſondern nur darum was ſie ſeyn können. Mich ſollten die Großen der Erde fußfällig bitten, daß ich ihnen ihre Miniſter und Generale ausſuchte, dann würde es in manchem Staate ganz anders ausſehen.

Eduard. Sie ſind recht ein Mann für meinen Freund Hellſtern, der hat auch das neue Syſtem mit großem Eifer ſtudirt.

Rück-

Rückenm. Hat er das? Nun dann mag er doch wohl ein ganz vernünftiger Menſch ſeyn.

Eduard. Er hofft durch Ihren Unterricht ſich zu vervollkommnen.

Rückenm. Wir wollen ſehen.

Eduard. Da iſt er ſchon.

Zehnte Scene.

Caroline v. Hellſtern (in Mannskleidern). Die Vorigen.

Caroline. Herr v. Rückenmark, der Sohn eines Mannes, der mit ſo vielem Glück in die Tiefen des Gehirns gedrungen iſt, muſte natürlich ſehr leicht in die Tiefen meines Herzens dringen. Wir haben einen Freundſchaftsbund geſchloſſen, der mir heute das Glück verſchafft ſeinen berühmten Vater von Perſon kennen zu lernen.

Rücke

Rückenm. Gehorſamer Diener. Bin recht ſehr erfreut. Haben Sie wirklich von meiner Sammlung gehört?

Caroline. Nur gehört? in meiner Vaterſtadt ſpricht man von nichts anderm, und ich habe die weite Reiſe nicht geſcheut —

Rückenm. Gehorſamer Diener. Wenn Sie ein Liebhaber von Schädeln ſind, ſo wird es ohne Zweifel Sie nicht gereuen.

Eduard. Mein Freund ſelbſt beſitzt eine recht artige Sammlung von verrückten Männerköpfen.

Caroline. O ja, darin habe ich es was gethan.

Rückenm. Wirklich? Die Sammlung muß Ihnen viel Mühe und Koſten verurſacht haben.

Caroline. Das kann ich eben nicht ſagen, ſie ſind mir alle von ſelber in die Hände gelaufen.

Rückenm. Nun, Sie werden doch auch bemerkt haben, daß die Schädel der Verrückten gewöhnlich dicker sind?

Eduard. O sie mögen so dick seyn als sie wollen, mein Freund macht damit, was er Lust hat.

Caroline. Meistens habe ich bey näherer Prüfung bemerkt, daß meine Verrückten sehr wenig Hirn besaßen.

Rückenm. Sehr wenig, ja, ja.

Eduard. Ich will doch hoffen, lieber Hellstern, daß Du Ausnahmen gelten läßest?

Caroline. Selten.

Rückenm. Sehr selten, besonders wenn die Verrücktheit aus Liebe entsprang.

Caroline. Ganz recht, ich habe mich auch bloß auf solche eingeschränkt.

Rückenm. Das ist vernünftig. Wer keine großen Sammlungen anzulegen im Stande ist, der thut wohl, wenn er sich auf einzelne Zweige beschränkt, so kann er es dennoch weit bringen.

Eduard.

Eduard. O gewiß. Sie glauben nicht lieber Vater, wie weit dieser junge Mensch es darin gebracht hat.

Rückenm. Bravo! bravo!

Caroline. Ich darf mich unter andern rühmen, ein sehr wohl erhaltenes Exemplar von einem Verrückten zu besitzen. — Du kennst es doch lieber Freund?

Eduard. Ja ja, ich kenne es.

Caroline. Ein Mensch, der gewaltig viel dumme Streiche aus Liebe gemacht hat. Er zwang seine Schöne am Ende ihn heimlich zu heirathen.

Rückenm. Die arme Person! vermuthlich war sie auch ein wenig verrückt?

Caroline. Das könnte wohl seyn.

Eduard. Man will doch behaupten, daß, so lange beide lebten, sie durch wechselseitige Liebe sie sehr glücklich waren.

Rückenm. Nun ja, wie lange werden sie denn geliebt haben? Leidenschaft verzehrt schnell, entweder sich selbst, oder die sie ergrif-

griffen hat. Oefter doch das Erſtere. Liebe und Menſchen — Sonnenſchein und Blumen. Wenn der Abend keinen Schatten brachte, ſo welkte jede Blume.

Caroline. Das iſt ſehr tröſtlich.

Eduard. Unter dem kühlen Schatten verſieht mein Vater die zärtliche Freundſchaft.

Rückenm. Mir nichten mein Sohn. Die freundſchaftliche Anhänglichkeit hat ihr eigenes Organ.

Eduard. Welches beſonders den Männern eigen iſt, nicht wahr?

Rückenm. Allerdings hab' ich es bey Weibern ſeltener gefunden. Dieſes eitle falſche Geſchlecht —

Caroline. Ey ey Herr von Rückenmark, ich kenne doch einen wirklichen Kopf, an dem dieſes Organ ſo ſtark iſt, daß es ihn ſogar zu manchen Thorheiten verleitet hat.

Rückenm. Ausnahmen giebt es freylich.

Eduard. Das weibliche Organ iſt nur gar zu oft der Veränderung unterworfen.

Rückenm. Im Alter, ja.

Eduard. Ich dächte besonders in der Jugend.

Rückenm. Die Männer verstehen nicht es zu finden.

Caroline. Das war eben meine Meinung.

Rückenm. Die Weiber haben ein zarteres Gefühl.

Caroline. Ganz recht, das wollte ich eben sagen.

Rückenm. Männer von meiner Besitzungsgabe sind selten. Wollten Sie wohl gütigst erlauben? — Sie haben da auch so eine verdammte unmodische Frisur, welche die ganze Stirn bedeckt. Die Polizey sollte sie verbieten, es ist lauter Betrug damit.

Eduard. Es wird ohnehin nicht lange mehr währen. Diejenigen Damen, welche schöne gewölbte Stirnen besitzen, werden sie bald genug zur Schau tragen, wenn sie nur

erst

erſt merken, daß irgend eine Schmeicheley damit zu gewinnen iſt.

Caroline. Merken Sie nicht, Herr von Rückenmark. Die Damen müſſen Ihrem Sohne gewaltig übel mitgeſpielt haben.

Rückenm. Nein, Herr von Hellſtern, da gebe ich Ihnen mein Wort, von den Damen hat mein Sohn nichts zu befürchten, die Natur hat ihm das Zärtlichkeitsorgan verſagt —

Eduard. Das werden Sie meinen Freund ſchwerlich überreden.

Rückenm. Lieber Gott, ich weiß ja wohl — doch ſtill nur, ich muß jetzt die nähere Bekanntſchaft dieſes Herrn machen. Erlauben Sie gefälligſt. Mein Kopf ſteht Ihnen nachher auch zu Dienſten.

Caroline. Ich wünſche nur, daß mein Schädel eben ſo glücklich ſeyn möge, als mein Herz geweſen.

Rückenm. (Streicht ihr die Haare aus dem Gesichte) Bravo! bravo! ein herrlicher Tonsinn. Gewiß ein Liebhaber von der Musik?

Caroline. Leidenschaftlich.

Rückenm. Ganz recht. Componiren selbst? ich seh' es schon.

Eduard. Mein Freund hat Böcking's Lieder zweier Liebenden in Musik gesetzt.

Caroline. Ja, wir haben sie oft mit einander gesungen.

Rückenm. So? da bedauere ich Sie, denn der Mensch hat nur zwey Töne im Halse. — Sieh, sieh, auch eine recht artige Gutmüthigkeit.

Caroline. Ach ja! ich lasse mich leicht beschwatzen.

Rückenm. Aber zum Schauspieler sind Sie verdorben. Nicht eine Spur von Darstellungsorgan.

Caroline. Sie haben Recht. Verstellen kann ich mich nicht.

Rückenm. Auch keine Schlauheit.

Caroline. An der fehlt es mir gänzlich.

Rückenm. Aber dagegen einen ziemlichen Raufſinn. Ich wette, ſie ſuchen gern Händel.

Caroline. Je nun, ich vermeide ſie eben nicht.

Rückenm. Sie haben ſich ſchon gewiß ein Dutzendmal geſchlagen.

Eduard. Mein Freund iſt aber ſtets Sieger geblieben.

Rückenm. Wahrhaftig?

Caroline. Gewöhnlich hat mein Gegner gutwillig die Waffen geſtreckt.

Rückenm. Ey, ey, Sie haben in der That einen ausgezeichneten Schädel. Und daß ſie nicht ein Bischen ſchlau ſind, iſt mir um ſo lieber. Raufen werden wir Beide uns nicht, aber von ihrem Tonſinn müſſen Sie mir ſobald als möglich Beweiſe geben. Ich will mein Inſtrument ſogleich ſelber ſtimmen.

nen. Sie ſollen mir Ihre Lieder zweyer Liebenden verſingen. Wenn die zweyte Stimme nicht zu hoch geſetzt iſt, ſo accompagnire ich Sie ſelber, denn der da verſteht nichts davon. (ab)

Eilfte Scene.

Eduard. Caroline.

Caroline. Stimme nur, guter Alter, ohne dieſen hier kann ich nun einmal die Lieder zweyer Liebenden nicht ſingen.

Eduard. Meine Caroline! der erſte Schritt iſt geſchehen. Was hoffeſt Du?

Caroline. Ich hoffe, daß Deines Vaters Einwilligung den dummen Streich wieder gut machen wird, zu dem Du mich verleitet haſt.

Eduard. O gewiß! wenn Du nur willſt, ſo wird jedes Herz dir unterthan.

Car

Caroline. Hier iſt aber von keinem Herzen die Rede. Sein Herz ſitzt nicht einmal im Kopfe, ſondern am Kopfe; da muß man es weghaſchen.

Eduard. Ich verlaſſe mich auf Deine Schlauheit.

Caroline. Die hat Dein Vater mir gänzlich abgeſprochen.

Eduard. So wie die Darſtellungsgabe, und Du biſt doch wahrhaftig die beſte Schauſpielerin die ich kenne.

Zwölfte Scene.

Peter. Die Vorigen.

Peter. Die gnädige Frau ſoll zum alten Herrn kommen. Das Inſtrument wäre geſtimmt.

Caroline. Eſel! habe ich dir nicht hundertmal geſagt, daß ich keine gnädige Frau bin? (ab)

Eduard.

Eduard. Rindvieh! wenn du den Herrn von Hellstern noch einmal gnädige Frau nennst, so wird ein sehr ungnädiges Gericht über deinen Buckel ergehen. (ab)

Peter. Lieber Gott! der Eine kratzt mir am Kopfe, der Andere will mir den Rükken kratzen. Der Eine nennt mich ein Genie, und der Andere ein Rindvieh. Welcher hat denn nun Recht? Kann man denn beydes zugleich, Genie und Rindvieh seyn? — Ich soll die gnädige Frau nicht gnädige Frau nennen, weil sie sich in ein Mädchen verwandelt hat. — Kuriose Einfälle haben die vornehmen Leute, und dürfen thun was sie gelüstet. Ich wette, wenn ich mich in ein Mädchen verwandelte, mich schickten sie ins Spinnhaus.

Ende des ersten Acts.

Zweyter Act.

Erſte Scene.

Herr von Rückenmark (allein mit einem Briefe in der Hand. Eine Schatulle ſteht auf dem Tiſche).

Anonyme Briefe ſollten ſo gut als italieniſche auf der Poſt durchſtochen, geräuchert und durch Eiſig gezogen werden, denn ſie kommen aus Herzen, in welchen das ſchlimmſte gelbe Fieber hauſt. Solche Briefe ſtellen ſich an, als wollten ſie dem nützen, an den ſie gerichtet ſind, eigentlich aber wollen ſie nur dem ſchaden, von dem ſie handeln. Die Schreiber derſelben ſind Straßenräuber, die in hohlen Bäumen ſtecken, und auf die Vorbeygehenden von hinten ſchießen. Oder ſie ſind Gaſ-

ſtuduben, die im Dunkeln herumlaufen, und die Klingeln vor den Häuſern ziehen — Da ſchreibt mir ſo ein Quidam (neſt).

„Nehmen Sie ſich in Acht. Ihr Sohn „bringt ein Frauenzimmer in Mannskleidern mit, welches er hier geheirathet „hat; eine Kokette, die, nachdem ſie viele „ehrliche Männer und unter andern auch „mich eine Zeitlang am Narrenſeil herumgeführet —

alſo ein unglücklicher Nebenbuhler?

„endlich mit ihrem verblendeten Sohne „davon gelaufen iſt. Retten Sie dieſen „braven jungen Mann, und verſchmähen „Sie die Warnung nicht, welche Ihnen „ertheilt

ein unbekannter Freund
N. N.“

Ein unbekannter Schurke iſt der Herr N. N. und weiter nichts, auch wenn die Nachricht wahr ſeyn ſollte. Freilich habe ich beym Singen wohl bemerkt, daß der junge

junge Herr eine Stimme hat, wie ein Knabe von 12 Jahren, er behauptet aber, er ſänge durch die Fiſtel. Und dann mein Sohn mit ſeinem platten Nacken — nein, ich kann's nicht glauben. Nun dahinter wollen wir bald kommen. Wenn es wahr iſt, ſo muß der Peter Gutſchaaf nothwendig darum wiſſen. Der ſitzt ja ſchon ſeit ein Paar Stunden im Vorzimmer bey einer Hammelskeule. Appetit haben die Genies zum Erſtaunen. Nun wird er wohl endlich ſatt ſeyn. (er geht an die Thür und ruft hinaus) Peter Gutſchaaf ſey er ſo gut und komm er einmal herein.

Zweyte Scene.

Peter (mit vollen Backen). Der Vorige.

Peter. Belieben der gnädige Herr es nur kurz zu machen, denn ich habe mich eben erſt zu Tiſche geſetzt. Jemanden im Eſſen oder im Beten ſtören, das kommt auf eins

her-

heraus, denn der Leib will seinen Gottesdienst abwarten so gut wie die Seele.

Rückenm. Schlaukopf, er muß wissen, daß große Männer nicht lange tafeln. Wenn man so einen prächtigen Schädel hat, wie er —

Peter. Ey was, hier ist von meinem Magen die Rede, der Schädel leiht nur das Maul dazu. Auf der Reise gab's schmale Bissen, hier im Hause freilich auch nicht viel, aber sie haben mir doch endlich einen Hammelbraten, einen Schinken, drey Würste und sechs Pfannkuchen gegeben, davon sind noch etliche Brocken übrig, die muß man nicht verschmähen.

Rückenm. Schon gut, er kann gleich wieder hinaus gehen. Sage er mir nur geschwind, ist der junge Herr von Hellstern ein Frauenzimmer?

Peter. Ein Frauenzimmer? woher soll ich das wissen?

Rück-

Rückenm. Hat er ihn nie in Frauenzimmerkleidern gesehen?

Peter. O ja, er trug gewöhnlich ein weißes Kleid mit einer Schleppe, so lang als meiner Mutter Bettlaken, damit fegte er die Treppen. Mir ist's aber recht lieb, daß er das Wischtuch abgelegt hat, denn ich habe ein Paar mal darauf getreten, und da gab es jedesmal ein Loch, so groß, daß Sie Ihren Kopf hätten durchstecken können.

Rückenm. Also wäre sie doch wirklich ein Frauenzimmer; wie heißt sie denn?

Peter. Damals, wie der gnädige Herr noch die Treppen fegte, da nannten sie ihn Fräulein von Hellstern. Wir waren aber kaum zum Thore hinaus, da schnallte er ein Jagdmesser um, und da hätte ich es keinem rathen wollen, ihm etwas Unrechtes zuzumuthen.

Rückenm. Sollte Sie wirklich mit meinem Sohne verheirathet seyn?

Peter. Daß weiß ich nicht.

Rückenm. Nun, man sieht denn doch wohl, ob ein Paar Leute Mann und Frau sind?

Peter. Ja woran soll man das sehn? In der Stadt wo wir herkommen, habe ich wohl manchmal gedacht, wenn ein Paar Leute recht schön miteinander thaten; aha! die sind gewiß Mann und Frau. Nun ja, da hatte ich auch ganz Recht, aber er war nicht ihr Mann, und sie war nicht seine Frau.

Rückenm. Doch auf der Reise? mußte er denn die Herren nicht ausklcidcn?

Peter. Ne, Abends war ich immer besoffen.

Rückenm. Ist er denn nicht auf der Hochzeit gewesen?

Peter. Nu, sehen Sie gnädiger Herr, wenn ich auf einer Hochzeit gewesen bin, das vergesse ich in meinem Leben nicht, denn auf einer reputirlichen Hochzeit, da giebt es viel zu essen. Wenn also die beiden Herren

einander geheirathet haben, ſo muß es nur eine ſchlechte Winkelhochzeit geweſen ſeyn!

Rückenm. Ich merke, mein Freund, er traut mir noch immer nicht, und verbirgt den Schalk hinter die Einfaltslarve, aber den Schädel kann er ja doch nicht verſtecken, die beiden Hügel da ſtrotzen von Witz.

Peter. Daran iſt der lahme Rappe ſchuld, der mich geſtern in den Graben warf, daß ich mit der Naſe im Koth, und mit der Stirn auf die Baumwurzeln ſchlug. Hat die Beſtie mich vollends witzig gemacht?

Rückenm. Ja, ja, wir wiſſen nun ſchon. Geh er nur, vollende er ſeine Mahlzeit. Schicke er mir aber zuvor meinen treuen Diener Kahrabe und das Fräulein von Hellſtern herüber.

Peter. Nehmen Sie ſich in Acht gnädiger Herr. Wenn Sie ihn Fräulein titulliren, ſo nennt er Sie gleich einen Eſel. Ich weiß wie er's mir ſogar gemacht hat, und wir ſind doch ſonſt die beſten Freunde. Vollends

lends der Herr Sohn (er kratzt sich den Rücken) der macht's noch schlimmer, (im Abgehen) drum lassen Sie sich nichts merken (als er die Thür öffnet). Nun da haben wir's, da hat mir der Hund den Hammelsbraten gestohlen. Willst du fort du Bestie! Ja knurre nur noch. (ab)

Dritte Scene.

Herr von Rückenmark (allein)

Der Schelm will nicht recht mit der Sprache heraus. Aber das hat nichts zu bedeuten. Wir wissen Gott sey Dank einen weiblichen Schädel recht gut von einem männlichen zu unterscheiden. Laß sie nur kommen, auf den ersten Griff hab ich's weg. Wenn es aber wirklich ein Frauenzimmer wäre? was mach ich dann? — einen tüchtigen Tonsinn hat sie freilich auch, und com-

ponirt

ponirt auch ſchon recht artig — aber ſo ſchön dreyeckigt iſt ihre Stirn doch bey weitem nicht, als die des Fräuleins von Sturzwald.

Vierte Scene.

Caroline. Der Vorige.

Caroline. Was ſteht zu Ihren Dienſten mein werther Herr von Rückenmark.

Rückenm. O laſſen Sie uns doch noch ein Viertelſtündchen über die Organe plaudern. Man trift ſo ſelten gründliche Kenntniſſe —

Caroline. Die hoffe ich mir erſt bey Ihnen zu erwerben.

Rückenm. Gehorſamer Diener. Was meinen Sie wohl? wie iſt ein weiblicher Schädel am ſicherſten von einem männlichen zu unterſcheiden?

Caro-

Caroline. (bey Seite) Wie kommt er darauf? (laut) Ich bin noch zu sehr Anfänger. —

Rückenm. Das will ich Sie bald lehren. Die Affen haben ein ausgezeichnetes Organ und die Frauenzimmer dasselbe.

Caroline. Viel Ehre für unser — schönes Geschlecht.

Rückenm. Nun darf man ja nur darüber nachsinnen, in welchen Stücken die Frauenzimmer den Affen am mehresten gleichen. Was meinen Sie?

Caroline. In der That, ich habe diese beyden Gattungen von Geschöpfen noch nie mit einander verglichen.

Rückenm. Ich sehr oft. Man könnte sagen: der Affe sey boshaft, das Frauenzimmer auch; der Affe naſche gern und sey neugierig, das Frauenzimmer auch; der Affe sehe gern in den Spiegel, ahme alles nach, gebrauche die nützlichsten Dinge als Spielwerk,

zer-

zerbreche ſie gern, — lauter Eigenſchaften, die auch dem weiblichen Geſchlechte eigen ſind.

Caroline. (bei Seite) Ein Maler, der fürwahr nicht ſchmeichelt.

Rückenm. Aber theils gibt es keine Organe dafür, theils finden wir ſie leider auch alle an Männern. Wir müſſen alſo eine ſolche Eigenſchaft ſuchen, die Weibern und Affen ganz ausſchließlich zukommt, und die iſt — errathen Sie noch immer nicht? die Kinderliebe.

Caroline. Wahrhaftig? wie ſcharfſinnig.

Rückenm. Belieben Sie nur nachher die Affen in meiner Sammlung zu betrachten, ſo werden Sie hinten am Schädel eine weit herausgehende Wölbung gewahr, die findet ſich nur an Frauenzimmern, und nur an dieſen, folglich iſt es die Kinderliebe.

Caroline. Vortreflich.

Rückenm. Daran unterſcheidet man die Köpfe beyderley Geſchlechter auf den erſten Blick. Erlauben Sie, daß ich Ihnen die Stelle ganz deutlich bezeichne. (fährt ihr nach dem Kopfe.)

Caroline. O, ich habe ſchon hinlänglich begriffen.

Rückenm. Nein, nein, Sie könnten das Organ leicht mit der Ruhmſucht verwechſeln, die liegt gleich oben darüber.

Caroline. O die Ruhmſucht kenne ich ſchon, die täuſcht mich gewiß nicht.

Rückenm. Aber die Kinderliebe mein Herr — oder nicht mein Herr — ſoll mich auch nicht täuſchen. Bitte daher nochmals um Erlaubniß —

Caroline. Nun in Gottes Namen.

Rückenm. (befühlt ihren Kopf) O! o! o! — Ha! ha! ha! — man hat Ihnen Unrecht gethan, mein werther Herr von Hellſtern, großes Unrecht.

Caroline. Warum?

Rückenm. Da iſt nicht ſo viel Kinderliebe als bey einem Guguk! Und es iſt in der That ein Glück, daß Sie kein Frauenzimmer ſind, denn ich bemerke ſo eben, daß Sie einen ziemlich ſtarken Mordſinn haben. Sie würden doch nur alle Ihre Kinder umbringen.

Caroline. Wie kommen Sie auf den Einfall, daß ich ein Frauenzimmer ſeyn könnte?

Rückenm. Ich ſage Ihnen, Sie ſind kein Frauenzimmer, das muß ich beſſer wiſſen, davon bin ich jetzt ſchon überzeugt.

Caroline. Aber der bloße Gedanke?

Rückenm. Sie haben Feinde Herr von Hellſtern, recht maliziöſe Feinde. Ich muß Ihnen nur alles entdecken. Es hat mir ſo ein Wicht einen anonymen Brief geſchrieben, worin er behauptet, Sie wären mit meinem Sohne verheirathet.

Caroline. Albernes Mährchen.

Rückenm. Und der ſchlaue Schelm, der Peter Gutſchaaf, beſtärkte mich noch mehr

in dem Argwohn. Er wollte Sie in Frauenzimmerkleidern gesehen haben.

Caroline. Der Narr hat vermuthlich von meiner Schwester gesprochen, die sieht mir außerordentlich ähnlich.

Rückenm. Ich glaube vielmehr, es war nur Eins von seinen Schelmstückchen. Der Kerl ist pfiffig. Er hat es Faustdick hinter den Ohren, wie man zu sagen pflegt, das heißt mit andern Worten, er hat ein starkes Organ der Schlauheit, welches, wie Sie wissen, hinter den Ohren liegt.

Caroline. Er weiß es sehr geschickt zu verbergen.

Rückenm. Das macht das Organ der Darstellung. Wäre der Mensch aufs Theater gegangen, er würde das Publikum entzückt haben, trotz dem kleinen Roscius in England und London! Aber mich betrügt er doch nicht! Gott sey Dank! mich betrügt keiner!

Fünfte Scene.

Katzrabe. Die Vorigen.

Katz. Der gnädige Herr haben befohlen —

Rückenm. Ja, mein lieber Katzrabe, ich will ihm einen Auftrag ertheilen, der ihm beweiſen wird, wie viel Zutrauen ich in ſeine Ehrlichkeit ſetze. — Mit Erlaubniß Herr von Heuſern! — Weiß er das Bombeckſche Haus gleich am rothen Thore zu finden?

Katz. O ja.

Rückenm. (Nimmt Geldrollen aus der Schatulle) Da, trage er dieſe 2000 Thaler Louisd'or zu dem alten Herrn von Bombeck, und laſſe er ſich dagegen meinen Wechſel zurückgeben, verſteht er mich?

Katz. Vollkommen. Der gnädige Herr ſollen bedient werden.

Caro-

Caroline. (leise) Hüten Sie sich. Wo ich nicht irre, so habe ich den Kerl irgendwo arretiren sehen.

Rückenm. Ha! ha! ha! ein wenig dumm ist der Mensch freylich, aber das Diebsorgan hat er gar nicht; hingegen eine ganz enorme Gutmüthigkeit — Geh' er in Gottes Namen mein Freund.

Kahr. Wünsche wohl zu leben gnädiger Herr (ab)

Caroline. Aber ums Himmels willen 2000 Louisd'or sind doch keine Kleinigkeit, und ich versichere Sie, es ist derselbe Spitzbube, der bey uns Landes verwiesen worden.

Rückenm. Sie irren sich. Den kann der Fürst auf mein Wort noch heute zum Schatzmeister machen.

Caroline. Gebrauchen Sie Vorsicht, ich beschwöre Sie! thun Sie es mir zu gefallen.

Rückenm. Ey, ey, Sie sind von der Unfehlbarkeit der Schädellehre sehr schwach durch-

durchdrungen. Indeſſen um Ihnen gefällig zu ſeyn — aber es iſt ganz überflüſſig. (geht an die Thür und ruft hinaus) Katzrabe, warte er noch einen Augenblick. Mein lieber Gutsſchaaf komme er doch ein wenig herein.

Sechste Scene.

Peter. Die Vorigen.

Peter. Nun bin ich ſatt. Ich habe dem Hunde den Braten wieder abgejagt.

Rückenm. Sehr wohl. Jetzt ſey er ſo gut, und begleite er meinen Kammerdiener, der irgendwo 2000 Thaler Louisd'or auszahlen ſoll.

Peter. Poh alle Hagel! das iſt viel Geld!

Rückenm. Steh' er dabey und ſeh' er zu. Nachher kann er auch im Wirthshauſe eine Flaſche Wein auf meine Geſundheit trinken.

Peter.

Peter. Ey warum das nicht?

Rückenm. Jetzt geht nur mit einander in Gottes Namen.

Peter. (ab)

Siebente Scene.

Die Vorigen ohne Peter.

Rückenm. Wenn es der ehrliche Kerl nur nicht übel nimmt, daß ich noch Jemand den mitschicke.

Caroline. Aber Herr von Rückenmark! Der Dummkopf soll auf den abgefeimten Spitzbuben Acht geben?

Rückenm. Ach lieber Herr von Hellstern! Wollte Gott wir wären so gescheidt als jener pfiffige Satan, der vom Schafe weiter nichts hat als den Namen. Sie erinnern sich, daß Maupertuis einmal ein Projekt entwarf, wie eine edlere Menschenrace zu ziehen sey. Nun da hätte er sicher den

Peter

Peter Gutſchaaf zum Stammvater machen mögen.

Caroline. Ich habe Sie gewarnt.

Rückenm. Seyn Sie ganz ruhig, wenn ich ſonſt keine Sorgen hätte — Aber mein Sohn! mein Sohn!

Caroline. (erſchrocken) Was fehlt ihm?

Rückenm. Er hat keine Luſt zu heirathen, und das hat ſeine ganz natürlichen Urſachen. Ich habe ihm das Fräulein von Sturzwald ausgeſucht, ein holdes Mädchen mit einem prachtvollen Tonſinn. Sie ſollen ſie kennen lernen. Schön iſt ſie freylich nicht, auch wohl ein wenig häßlich, mager wie eine Mumie, und hat einen Verkruß auf der linken Achſel; aber was will das ſagen; wenn ſie die Kehle aufthut, ſo tanzen die Steine, wie weiland vor dem Virtuoſen Amphion, der einen ungeheuern Tonſinn gehabt haben muß. Bei Nachtigallen fragt ja kein Menſch darnach, ob ſie bucklicht ſind; wie? — und da nun vollends mein Eduard

auf

auf körperliche Schönheit nicht zu ſehen braucht —

Caroline. Ich fürchte doch — ein ſolches Skelett kann' Ihr Sohn durchaus nicht leiden.

Rückenm. Er iſt ein Thor. Was ſteht in der Bibel? Alles Fleiſch iſt Heu. Wie?

Caroline. Ja es muß aber doch einmal Gras geweſen ſeyn.

Rückenm. Sie könnten mir einen groſſen Gefallen erzeigen, wenn Sie ihn zu der Heirath überredeten.

Caroline. Ich?

Rückenm. Ja, weil Sie doch ſein Buſenfreund ſind. Wiſſen Sie was, damit Sie deſto öfter Gelegenheit haben, mit ihm vom Heirathen zu ſprechen, wie wär es, wenn Sie mit ihm Ein Zimmer bewohnen wollten?

Caroline. Wenn Sie ſo befehlen —

Rückenm. Sie müſſen es aber gar nicht ungütig nehmen.

Caro-

Caroline. O ganz und gar nicht.

Rückenm. Vielleicht ſind Sie nicht gewohnt, mit Jemanden zuſammen zu wohnen?

Caroline. Seit kurzem habe ich mich daran gewöhnen müſſen.

Rückenm. Scharmant. Nun da bitte ich Sie, ſtellen Sie ihm das Heirathen nur recht ſüß vor.

Caroline. Ich werde mein möglichſtes thun.

Rückenm. Wie wär's, wenn Sie ihm mit gutem Beyſpiel vorgingen?

Caroline. Ich?

Rückenm. Ja ja! wenn Sie ſelber heiratheten?

Caroline. Je nun, wenn ſich eine gute Gelegenheit findet.

Rückenm. Eine gute Gelegenheit? Was verſtehen Sie darunter? Geld?

Caroline. O nein, deſſen bedarf ich nicht, ich bin ſelbſt reich.

Rückenm. Alſo Organe?

Caroline. Ich fordere nur wahre Liebe und Treue. Uebrigens bin ich genügsam.

Rückenm. Hören Sie, Herr von Hellstern, wenn Sie weiter nichts fordern, das mit kann ich dienen.

Caroline. O wenn Sie das wollten —

Rückenm. Sie gefallen mir so gut — Sie haben einen so braven Schädel — es würde mir eine sehr große Freude seyn, recht nahe mit Ihnen verwandt zu werden.

Caroline. Ach wenn das Ihr Ernst wäre —

Rückenm. Wahrhaftig! als der anonyme Schurke mir schrieb, Sie wären ein Frauenzimmer, und mit meinem Sohne verheirathet, da wußte ich nicht recht, ob ich bös werden oder mich freuen sollte.

Caroline. O Sie machen mir Muth — Ihnen zu bekennen —

Rückenm. Indessen die Freude könnte ich ja wohl noch immer haben, meine Familie durch Sie vermehrt zu sehen. Wie?

Caro-

Caroline. Sie hätten alſo nichts dagegen?

Rückenm. Nicht das Geringſte. Im Gegentheil ich trage Ihnen die Verbindung an.

Caroline. Und wenn ſie bereits geſchloſſen wäre?

Rückenm. Unmöglich!

Caroline. Wenn aber doch —

Rückenm. In der kurzen Zeit, da müßten Sie hexen können. Sie haben ja das Mädchen nur bey Tiſche geſehen?

Caroline. (ſtutzt) Das Mädchen?

Rückenm. Das Mädchen? Nun ja meine Tochter. Ich habe ja nur das eine Mädchen hier im Hauſe.

Caroline (faßt ſich) Ganz recht.

Rückenm. Und mit der hätten Sie bereits eine Verbindung geſchloſſen?

Caroline. Eben nicht geſchloſſen, nur durch Blicke vorbereitet.

Rückenm. Ach so — ich habe nichts bemerkt. Aber freylich nur mütterliche Schildwachen werden solche Blicke gewahr, und förmen gleich wer da! — nun, desto beſſer. Wenn das Mädchen Ihnen gefällt —

Caroline. O ſie iſt allerliebſt.

Rückenm. Sie hat ein hübſch Geſicht. Ein Bischen naſeweis, aber ſonſt ein recht gutes Kind. Mit ausgezeichneten Organen hat die Natur ſie freylich nicht verſehen.

Caroline. Wie geſagt, ich fordere wenig.

Rückenm. Die Kinderliebe iſt da, darauf gebe ich Ihnen mein Wort. Außerdem noch ein wenig Zahlenſinn. Die Rechnungen in der Wirthſchaft wird ſie ganz ordentlich führen. Das Organ der Feſtigkeit mangelt ihr auch nicht, das haben die Weiber faſt alle, nämlich Eigenſinn.

Caroline. Es hängt gewöhnlich von den Männern ab, ihn auf das Gute zu lenken.

Rückenm. Ja wenn die Männer das Organ des Scharfſinns immer hätten —

Caroline. O dazu bedürfen ſie nur der Sanftmuth und Liebe.

Rückenm. Das Organ der Liebe, hä! hä! hä! Sie ſind ein Schalk, mein Herr von Hellſtern, aber Sie haben Recht. Ueber die Hauptſache wären wir alſo einig. Vermögen kann ich meiner Tochter freylich nicht mitgeben, aber die Erbſchaft nach meinem Tode — da nimmt ſie es mit jeder Prinzeſſin auf, und wäre ſie ſo reich als die Burgundiſche Marie. Mehr als tauſend Schädel, worunter ſogar zwanzig Lacedämonier, die bey Thermopylä gefochten. Ich gebe Ihnen auch in meinem Teſtamente die Erlaubniß, meinen eignen Kopf abzuſchneiden, er iſt, ohne Ruhm zu melden, gar nicht übel.

Caroline. Sie überhäufen mich mit Güte.

Rückenm. Nicht doch, wenn ich todt bin mache ich mir aus meinem Schädel gar

nichts

nichts mehr. Aber das behalte ich mir vor, sollten Sie früher sterben als ich, so schneide ich Ihnen den Ihrigen auch ab.

Caroline. Er steht gern zu Dienſten.

Rückenm. Topp! ich rufe meine Tochter. Wir wollen das warme Eisen schmieden. (ab)

Achte Scene.

Caroline (allein).

Vortreflich! ich bin des Sohnes Frau, und soll nun auch der Tochter Mann werden. Ich hoffe, das Mädchen wird mich wohl selbst aus der Verlegenheit ziehen. Sie ist 18 Jahr, hübsch, und folglich nicht ohne Liebhaber. Hätte sie aber wirklich noch keinen, so müßte sie zur Strafe ein wenig gequält werden, denn im achtzehnten Jahre noch keinem Manne den Kopf verrückt zu haben, das wäre eine Sünde wider den heiligen Amor.

Neunte Scene.

Herr von Rückenmark. Emilie. Caroline.

Rückenm. Komm nur, komm! Du ſollſt gleich erfahren, wovon die Rede iſt. Siehſt Du da den Herrn von Hellſtern? wie gefällt er Dir?

Emilie. Ich kenne ihn nur noch als den Freund meines Bruders, und als ſolchen ſchätze ich ihn hoch.

Rückenm. Er hat aber auch Luſt Dein Freund zu werden.

Emilie. Ich zweifle nicht, daß er es verdient.

Rückenm. Freylich verdient er es hundertmal mehr als Dein Herr von Bombeck. Auf zehn Schritt kannſt Du ja den Tonſinn erkennen.

Emilie. Es wird mir angenehm seyn wenn er mich zuweilen accompagniren will.

Rückenm. Ja ja, er soll Dich auch accompagniren, nämlich vor den Altar, und vom Altare in die Brautkammer.

Emilie. Mein Vater —

Rückenm. Und hernach möcht ihr mit einander singen so viel ihr Lust habt.

Emilie. Ich will nicht hoffen —

Rückenm. Daß ich nur spaße? nein nein, es ist mein völliger Ernst, verneige Dich vor deinem Bräutigam.

Caroline. Die holden Blicke, welche Sie bey Tische mir zuwarfen, lassen mich hoffen, daß Ihnen mein Antrag nicht unwillkommen seyn werde.

Emilie. Wie mein Herr, ich habe Ihnen Blicke zugeworfen? und gar holde Blicke?

Rückenm. Nu, läugne es nur nicht, ich weiß schon Alles. Du brauchst Dich deſ-

sen

sen nicht zu schämen. Du hörst ja, ich gebe meine Einwilligung.

Emilie. Lieber Vater, ich kenne ja den Herrn noch gar nicht.

Rückenm. Du darfst ja nur seinen Schädel befühlen, so kennst Du ihn durch und durch. Da siehst du was mein System für Vortheile bringt. Wer in Zukunft bey der Wahl eines Gatten betrogen wird, der hat es allein sich selbst zuzuschreiben. Ich fürchte nur, daß nächstens einige Spitzbuben die Perücken wieder in die Mode bringen werden, um ihre schlechten Organe zu verstecken.

Emilie. Sie wissen, mein Vater, daß wenn der Herr auch vom Kopf bis zu den Füßen aus lauter Tonsinn zusammengesetzt wäre, ich doch nie die seinige werden kann.

Rückenm. Da haben Sie den Eigensinn.

Caroline. Das schreckt mich nicht ab. Ich wette, ehe es Abend wird, sinkt das gnädige Fräulein in meine Arme.

Zehnte Scene.

Eduard. Die Vorigen.

Eduard. Lieber Vater, draussen steht ein Polizeybeamter, der zu wissen verlangt, ob es wahr sey, daß Sie einen unschuldigen Menschen, der Ihnen seine Dienste angeboten, des Diebstahls beschuldigt haben?

Rückenm. Der Kerl, der heute Morgen bey mir war? freylich ist er ein Dieb. Er stiehlt wie ein Rabe. Ich habe ihm den Rath gegeben sich einsperren zu lassen, weil er sonst nächstens am Galgen hängen wird.

Eduard. Hat er Ihnen etwas gestohlen?

Rückenm. Mir? Nein.

Eduard. Haben Sie denn sonst Beweise?

Rückenm. Ein Diebsorgan so dick wie ein Kohlstrunk, ist das nicht Beweises genug?

Eduard.

Eduard. Die Polizey ſcheint das neue Syſtem noch nicht recht gefaßt zu haben. Der Menſch hat geklagt, und erwieſen, daß er ſein ganzes Leben hindurch ein ehrlicher Kerl geweſen. Wer ihn kennt, bezeugt ihm das, und ich fürchte, Sie werden 50 Thaler Strafe bezahlen müſſen.

Rückenm. Nicht einen Strick will ich bezahlen, um den Spitzbuben daran aufzuknüpfen. Wo iſt der Polizeybeamte? Wenn der Menſch nur irgend einen vernünftigen Schädel hat, ſo wird er ja wohl einſehen — (haſtig ab)

Eduard. Ich muß ihm nur folgen; denn iſt der Beamte unglücklicherweiſe ein wenig flachköpfig oder breitköpfig, ſo wäre mein Vater im Stande ihm ſelbſt Sottiſen zu ſagen. (ab)

Eilfte Scene.

Caroline. Emilie.

Caroline. Alſo Sie wollen mich nicht heirathen?

Emilie. Nein.

Caroline. Sehr beſtimmt. Aber das kann unmöglich Ihr Ernſt ſeyn.

Emilie. Sie haben viel Vertrauen zu ihrer eigenen werthen Perſon.

Caroline. Was finden Sie an meiner Perſon auszuſetzen? bin ich häßlich? bin ich dumm?

Emilie. Wenn ich aufrichtig ſeyn ſoll, ich finde Sie unausſtehlich eitel.

Caroline. Wiſſen Sie denn nicht, daß man heut zu Tage ſeiner Vorzüge ſich bewußt ſeyn darf? und daß Beſcheidenheit eine elende negative Tugend iſt?

Emilie. Sie müſſen mir ſchon verzeihen. Ich hatte eine alte Gouvernante, die noch an ängſtlichen Begriffen aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts klebte.

Caroline. Ich werde Ihren Geiſt ſchon bilden. Sie ſollen wiſſen, ich komme eben von der Univerſität, dort hab' ich Philoſophie ſtudirt, verſteht ſich die Neueſte, folglich verachte ich alles, beſonders Leute, welche das Unglück gehabt haben, 20 Jahre früher geboren zu werden, als die neue Sonne aufging. Ich bin auch Dichter, verſtehe Aſſonanzen zu drechſeln, und meine Reime klingeln trotz den Schellen eines italiäniſchen Maulthieres. In Geſellſchaften weiß ich alles beſſer — im Schauſpiele pfeife ich — zu keinem Amte bin ich tauglich — was verlangen Sie mehr?

Emilie. In der That, ich bewundere Sie.

Caroline. Das bin ich gewohnt. Frauenzimmer pflege ich zu überſehen. Sehe ich im

Lon-

Concerte, und es tritt eine Dame herein, die keinen Stuhl mehr findet, so stehe ich nicht auf. Begegnet mir eine auf schmalen Spaziergängen, so weiche ich nicht aus. Merke ich im Schauspiele eine hinter mir, die nicht gut über mich weg sehen kann, so rücke ich nicht von der Stelle. Alles das ist der neue gute Ton. Man muß die Frauenzimmer endlich einmal von der Einbildung entwöhnen, als ob wir Jünglinge ihnen gewisse Egards schuldig wären.

Emilie. Dies Vorurtheil scheinen Sie ganz abgelegt zu haben.

Caroline. Ja, dem Himmel sey Dank! Ein junger Mensch muß sich heutzutage durchaus nicht geniren, er muß nie vergessen, daß er jung ist, und daß folglich die Alten ihm überall weichen müssen. Was sind denn auch die Verdienste solcher alten Knasterbärte? Sie haben vielleicht ein 30 — 40 Jahr lang geschrieben, gerechnet, die Staatsmaschine im schläfrigen Gange erhalten, kurz, ein sehr pro-

proſaiſches Leben geführt. Das iſt nun vorbei. Jetzt kommen wir an die Reihe. Wir behandeln die Sache poetiſch und philoſophiſch, wir löſen die Räthſel der Welt, und gründen geſchloſſene Handelsſtaaten.

Emilie. Thun Sie was Sie wollen, nur heirathen Sie mich nicht.

Caroline. Heirathen thun wir nebenher auch, denn wenn uns etwa Niemand anſtaunen will, ſo muß uns doch die Frau bewundern.

Emilie. Dieſen Zweck würden Sie bei mir ganz verfehlen.

Caroline. Das beliebt Ihnen ſich ſo einzubilden. Aber wenn ich erſt meinen Frack à l'incroyable anziehe, wenn Sie ſehen werden, daß ich von hinten und von vorne ausſehe, wie ein Mählſack, wenn ich Ihnen zeige, wie graziös ich meine Haarbürſte mit allen fünf Fingern tummle —

Emilie. Entweder ſie ſcherzen, oder Sie ſind ein unausſtehlicher Geck!

Caro-

Caroline. Bravo! Sie drücken ſich ſchon viel beſſer, viel größer aus. Da ſehen Sie was die Geſellſchaft eines heutigen Jünglings für Nutzen bringt.

Emilie. Freylich, um aber doch nicht allzuviel auf einmal zu lernen, ſo erlauben Sie, daß ich mich entferne.

Caroline. Nur noch ein Wort. Wann ehe iſt unſere Hochzeit?

Emilie. An dem nämlichen Tage, an welchem Sie klug werden.

Caroline. O Sie entſchlüpfen mir nicht, Sie ſind ein allerliebſter Trotzkopf, und ich merke ſo eben, daß ich mich in Sie verliebe.

Emilie. Wie käme ich zu der Ehre! Sie ſind ja in ſich ſelbſt ſo verliebt, daß Ihnen unmöglich ein Plätzchen für meine Wenigkeit übrig bleiben kann.

Caroline. Doch, doch, und dieſe feurige Umarmung ſoll Ihnen beweiſen —

Emilie. (ihn zurückſtoßend) Mein Herr, Sie werden unverſchämt.

Zwölfte Scene.

Herr von Bombeck. Die Vorigen.

Bomb. Was geht hier vor?

Emilie. Ach lieber Ferdinand! helfen Sie mir von dem zudringlichen Menſchen, der mich mit des Henkers Gewalt heirathen will.

Bomb. Er will Sie heirathen?

Caroline. Ferdinand? das klingt ja recht vertraulich. Alſo vermuthlich der Herzgeliebte?

Emilie. Ja mein Herr, ich mache kein Geheimniß daraus, Sie ſehen nun, warum ich nicht die Ehre haben kann Sie als Dero Gemahlin zu bewundern.

Caro-

Caroline. O das hat nichts zu sagen, ich heirathe Sie doch.

Bomb. Darf man fragen, wer der Herr ist? und mit welchem Rechte? —

Caroline. Diese Frage, mein Herr, dürfte ich eher an Sie richten. Ich bin Baron Hellitern, und der Vater dieser jungen Dame hat mich so eben mit ihr verlobt.

Bomb. Verlobt? ist das wahr Emilie?

Emilie. Daß mein Vater es will, ist leider wahr.

Bomb. Vermuthlich hat der Herr einen starken Tonsinn?

Caroline. Ich componire, mein Herr! ich componire.

Bomb. So? ich habe auch ein Stück componirt, mit zwey obligaten Degen; wollen wir's einmal versuchen?

Caroline. Warum nicht, wenn Sie Ihres Lebens müde sind?

Bomb. Wir werden ja sehen, wer sein Instrument am besten zu spielen versteht.

Caro-

Caroline. Ich warne Sie mein Herr, was würde Ihre Schöne dazu sagen, wenn ich Sie verwundete?

Bomb. Man wehrt sich, so gut man kann.

Caroline. Ich besitze so eine verdammte Fertigkeit gerade das Herz zu treffen, fragen Sie nur Ihren Bruder; ehe wir so vertraute Freunde wurden, habe ich ihn einmal sehr hart verwundet.

Bomb. Genug der Prahlereyen. Ziehen Sie junger Herr.

Emilie. Um Gottes willen! Ferdinand!

Caroline. Fürchten Sie nichts meine Schöne, Ihnen zu Liebe gebe ich nach. Mein Herr von Ferdinand, oder wie Sie sonst heißen mögen, wir wollen uns gütlich vereinigen.

Bomb. Dazu giebt es nur ein Mittel. Sie gehen, und lassen sich hier nie wieder blicken.

Caroline. Ich schlage Ihnen ein Anderes vor. Das Fräulein muß ich nun einmal heirathen.

Bomb. Genug! ziehen Sie!

Caroline. Geduld! Geduld! ich heirathe sie zwar, aber Sie werden mein Hausfreund.

Bomb. Schändlicher Mensch!

Caroline. Nun, wenn Sie das nicht wollen, so kann ich Ihnen nicht helfen: Es ist doch ein honetter Vorschlag, und es giebt eine Menge honette Leute, bey denen es so gehalten wird. Heirathen Sie denn einmal, so mache ich Ihrer Frau auch wieder die Cour, und alles bleibt in der Ordnung.

Bomb. Zieh! elender Bube!

Caroline. Aber zum Henker! und tausend Sapperment! Sie sehen ja, daß ich keinen Degen bey mir habe?

Bomb. So geh' und hole Dir einen, oder ich lasse Dir die flache Klinge fühlen.

Dreyzehnte Scene.

Eduard. Die Vorigen.

Caroline. Ha mein Freund! gut daß Du kommſt. Leihe mir doch einen Degen, ich muß dem Herrn da in der gröſten Geſchwindigkeit den Hals brechen.

Eduard. Du willſt Dich ſchlagen?

Caroline. Freylich, Du kennſt meine Bravour.

Eduard. Ha! ha! ha! ha! darf man wiſſen warum?

Caroline. Der Herr hat Allerley dagegen einzuwenden, daß ich Deine Schweſter heirathe.

Eduard. Du willſt meine Schweſter heirathen?

Caroline. Allerdings.

Eduard. Ha! ha! ha! ha!

Emilie. Ich bitte Dich Bruder, bringe Deinen Freund von diesem albernen Vorhaben zurück.

Eduard. Ich denke, er wird sich schon anders besinnen.

Bomb. Ich liebe Ihre Schwester schon seit einem Jahre und werde geliebt. Der Bruder meiner Emilie wird nicht so grausam seyn, uns trennen zu wollen.

Eduard. Ja Freund Hellstern, wenn es so ist, so möchte hier wohl schwerlich etwas für Dich zu thun seyn.

Caroline. Ey was! sie mögen sich lieben so viel sie wollen, aber ich habe Deines Vaters Einwilligung, und ich heirathe sie hohl mich der Teufel!

Eduard. Mein Vater hat Dir Emilien versprochen?

Caroline. Wenn ich prahlen wollte, so könnte ich sagen, er hat mir ihre Hand selbst angetragen.

Eduard.

Eduard. Ha! ha! ha! ha!

Emilie. Ich weiß auch gar nicht, wie Du darüber lachen kannſt.

Caroline. Ja, das' begreife ich auch nicht.

Bomb. Ich auch nicht.

Eduard. Ha! ha! ha! ha! nehmt mir's nicht übel, der Henker mag dabey nicht lachen. Aber freylich, wenn mein Vater ſie Dir einmal zugeſagt hat, ſo wird ſie ſich ſchon entſchließen müſſen.

Emilie. Nimmermehr! ich will ihn nicht! ich mag ihn nicht!

Bomb. Er muß ſich mit mir ſchlagen.

Emilie. Bruder, es iſt mir unerklärbar, wie Du einem ſolchen Windbeutel Deine Freundſchaft haſt ſchenken können.

Caroline. Sehr verbunden.

Bomb. Wenn er bloß ein Windbeutel wäre, ſo möchte es noch hingehen, aber er iſt ein ſchlechter Menſch, er hat mir mit dür-

ren Worten die Erlaubniß ertheilt, den Hausfreund bei ſeiner Frau zu ſpielen.

Eduard. Das glaub' ich wohl, ha! ha! ha! ha! Da würden Sie ihm einen großen Dienſt erzeigen.

Emilie. Deine gute Laune wird mich nur zur Verzweiflung bringen.

Eduard. Muß ich denn Thränen vergießen, weil meine Schweſter einen hübſchen jungen Menſchen heirathen ſoll? — Ernſthafte Emilie, es iſt mein eifrigſter Wunſch, daß mein Vater dieſen Hellſtern unter ſeine Kinder aufnehme, und ich werde Alles mögliche thun, um es dahin zu bringen.

Emilie. Und ich werde Alles mögliche thun, um es zu hintertreiben.

Eduard. Das wirſt Du nicht.

Caroline. Nein, das wird ſie nicht.

Bomb. Wo treffen wir uns?

Caroline. Ich bin hier noch unbekannt. Belieben Sie ſelbſt Ort und Zeit zu beſtimmen.

Bomb.

Bomb. Um fünf Uhr dieſen Abend.

Caroline. Sehr wohl.

Bomb. Ich werde Sie abholen.

Caroline. Wird mir eine Ehre ſeyn.

Eduard. Ha! ha! ha! ha!

Bomb. (ſehr gereizt) Den Bruder meiner Emilie möchte ich nicht gern als Feind mir gegenüber ſehn, wenn ihm aber die Sache gar zu lächerlich vorkommt —

Eduard. Ja wahrhaftig zum Todtlachen!

Bomb. Nun ſo begleitet er ja wohl ſeinen würdigen ſcharmanten Freund?

Eduard. (lachend) O ganz gewiß.

Emilie. Um Gottes willen!

Bomb. Du biſt Zeuge, Emilie, wie man es an mich gebracht hat. Spott vertrage ich nicht. Auf Wiederſehen meine Herrn. (ab)

Emilie. Bruder, Du wirſt doch nicht —

Eduard. Was nicht?

Emilie. Herr von Hellstern, ich erkläre Ihnen, die Sache möge ablaufen, wie sie wolle, Sie heirathe ich nie!

Eduard. Das sollst Du auch nicht.

Emilie. Wie? sagtest Du nicht eben—

Eduard. Denke nur nach über das, was ich gesagt habe. Mein Freund und ich, wir wollen unterdessen unsere Degen schleifen.

Caroline. Leb' wohl schöne Braut! (beide lachend ab)

Emilie. (fast weinend vor Verdruß) Giebt es auch wohl ein erbärmlicheres Geschöpf auf der Welt, als eine eitle Mannsperson? (ab)

Ende des zweyten Acts.

Dritter Act.

Erſte Scene.

Herr von Rückenmark (allein).

Wann werden doch die blinden Menſchen ihren wahren Wohlthäter kennen und ſchätzen lernen? — Als Columbus eine neue Welt ahndete, wurde er in der alten für einen Narren ausgeſchrieen. Der erſte Aſtronom, der der ſtolzen Erde zumuthete ſich zu drehen, wurde verketzert. Der Philoſoph, der dem Blitz eine Bahn anwies, ſollte ein Frevler gegen die Vorſehung genannt werden. Der Arzt, der die Kuhpocken einimpfte, ſollte den Menſchen mit dem Rindvieh in Verwandtſchaft bringen. Jeder lechzt nach etwas Neuem, und wenn das

Neue

Meue da ist, so schimpft er darauf. Ist es nicht die himmelschreiendste Ungerechtigkeit, daß ich funfzig Thaler habe bezahlen müssen, weil ich von einem ausgemachten Spitzbuben gesagt habe: der Kerl ist ein Spitzbube? — Die ganze Polizey hat kein einziges Mitglied aufzuweisen, das ein Organ gehörig zu betasten im Stande wäre; darum taugt aber die ganze Polizey nichts. Was gilt die Wette, in hundert Jahren wird jeder Beamte die Schädellehre gründlich studiren müssen, und dann wird vermuthlich die Polizey von lauter Frauenzimmern verwaltet werden, weil die mit einem zarteren Gefühl in den Fingern begabt sind. Dann werde ich auch späte Genugthuung erhalten; in allen Journalen wird man lesen: O Schande! vor hundert Jahren ist der durch seine Schädelsammlung so berühmte Herr von Rückenmark um 50 Thaler gestraft worden, weil er einen Dieb nicht zum Kammerdiener annehmen wollte.

Zweyte Scene.

Peter Gutſchaaf. Der Vorige.

Peter. (etwas betrunken) Ich ſoll dem gnädigen Herrn vermelden, daß die Sache ihre völlige Richtigkeit hat.

Rückenm. Das iſt mir lieb. Aber es ſcheint faſt, mein Freund, er hat des Guten ein wenig zu viel gethan?

Peter. Des Guten kann man nie zu viel thun; es iſt doch immer beſſer, viel Gutes, als wenig Gutes, und wenn der Wein gut iſt, ſo iſt viel Wein auch gut. Das kann ich Euer Gnaden allergnädigſt verſichern, der Wein war gut. Der Wirth iſt ein ehrlicher Kerl mit einer brandrothen Naſe, und als ich ihm ſagte, daß Euer Gnaden mir befohlen hätten bei ihm zu trinken, da ſagte er, er kenne Sie ſchon, Sie wären ein närriſcher Kauz.

Rückenm. Schon gut. (für ſich) Daß die Genies doch ſo gern ſaufen. (laut) Wo iſt Katzrabe?

Peter. O der muß nun ſchon weit ſeyn.

Rückenm. Weit? wie ſo?

Peter. Ja, ſehen Sie nur, als wir ſo zuſammen die Straße hinaufſchlenderten, da meinte er, es wäre ja wohl einerley, ob wir die Flaſche Wein vorher oder nachher tränken? Das war recht vernünftig raiſonnirt, recht ſehr vernünftig, und wenn mir einer ſo vernünftig zuſetzt, da kann ich nichts abſchlagen. — „Siehſt du dort das Wirthshaus zum goldenen Fuchs?" ſagte er, „das ſeh ich Kammerad" ſagte ich, und ich ſah' es auch wirklich. „Laß uns da hineingehen," ſagte er. „Warum nicht?" ſagte ich. „Wir wollen hineingehen," ſagte er; „das kann wohl geſchehen" ſagte ich. So gingen wir denn in den goldenen Fuchs und tranken. „Der Wein iſt gut," ſagte er, „excellent,"

lent," sagte ich. „Der Wirth soll leben" sagte er, „Vivat!" sagte ich.

Rückenm. Nur weiter, weiter.

Peter. Ja so tranken wir immer weiter, weiter, und mein Kammerad der Herr Katzrabe ließ eine Postchaise kommen.

Rückenm. Eine Postchaise? Wozu das?

Peter. „Wozu das, mein Kammerad," sagte ich, „ich muß ein bischen verreisen" sagte er. „Willst du denn nicht zuvor das Geld bezahlen" sagte ich. Euer Gnaden hören wohl, wir hatten Brüderschaft getrunken, darum sagte ich Du.

Rückenm. Ich sich' auf Kohlen. Nun? was antwortete er?

Peter. Er antwortete: „Mein Kammerad ich will das Geld nicht bezahlen." „Warum denn nicht?" sagte ich. „Ich will es lieber behalten," sagte er. „Daran thust du sehr wohl," sagte ich. Da fiel er mir um den Hals, und nahm recht beweglichen

ſchen Abſchied. Es wird mir noch immer ganz weinerlich, wenn ich daran denke.

Rückenm. Und er fuhr wirklich fort?

Peter. „Leb wohl mein Brüderchen!“ ſchluchzte er. „Gott geleite dich mein Brüderchen!“ ſchluchzte ich. „Grüſſe den gnädigen Herrn ſchönſtens,“ ſchluchzte er. „Das will ich ſchon ausrichten,“ ſchluchzte ich. Damit ſaß er im Wagen, und der Poſtillion klatſchte, und hott! hott! ging es zum Thore hinaus.

Rückenm. Mit meinem Gelde?

Peter. Ja, das hat er recht wohl verwahrt.

Rückenm. Befahl ich ihm nicht, er ſollte dabey ſtehen, wenn es ausgezahlt würde?

Peter. Freylich, er hat es aber nicht ausgezahlt, ſo konnte ich ja auch nicht dabey ſtehn, wie?

Rückenm. Da haben wir's! ſelbſt die gröſten Genie's machen dumme Streiche, wenn

wenn ſie beſoffen ſind. Wie war es möglich, mein Freund, daß er an ſeinem herrlichen Schädel ſich ſo verſündigen konnte? was ſoll ich nun anfangen? Ich muß dem Kerl nachſetzen laſſen.

Peter. Schicken Euer Gnaden nur meine Kourierſtiefeln hinterdrein.

Rückenm. Freylich, die ſind wenigſtens nicht beſoffen.

Peter. Nein, die ſind noch ganz nüchtern.

Rückenm. Man muß Steckbriefe ausfertigen laſſen.

Dritte Scene.

Caroline. Die Vorigen.

Caroline. (welche die letzteren Worte gehört hat) Steckbriefe? weswegen?

Rückenm. Stellen Sie ſich vor, Herr von Hellſtern, mein treueſter Diener, der

guts

gutmüthigste Mensch auf dem Erdboden, der hinter den Ohren so platt ist, wie unter der Fußsohle, ist mit meinen 2000 Louisd'ors davon gelaufen.

Caroline. Dacht' ich's doch. Sie wollten meine Warnung nicht hören.

Rückenm. That ich denn nicht was sie verlangten? schickte ich nicht den Schlauskopf da mit?

Caroline. Den Esel.

Rückenm. Jetzt ist er freylich ein Esel, weil er besoffen ist. Rathen Sie mir, was ist zu thun? Der Wechsel ist heute fällig. Der alte Bombeck kann mir verdammte Streiche spielen.

Caroline. Vielleicht würde sein Sohn die Sache vermitteln, wenn ich aus Liebe zu Ihnen mich entschlösse, ihm meine Rechte auf Ihre Tochter abzutreten.

Rückenm. Nimmermehr! dem Menschen ohne Tonsinn gebe ich meine Tochter

nun

nun einmal nicht, lieber laſſe ich's auf's Aeußerſte kommen.

Caroline. So ſenden Sie Steckbriefe.

Rückenm. Auf der Stelle. — Aber wenn ich's recht bedenke — die erſte Beſtürzung hat mich verwirrt. — Wer weiß denn auch, ob ein wahres Wort an der ganzen Sache iſt? Mein ehrlicher Rabe hat ſich gewiß nur einen Spaß mit dem Trunkenbolde machen wollen, ehe wir's uns verſehen, iſt er wieder da, und lacht ihn aus. Ja, ja, ſo wird es ſeyn. Ich war ein Thor mich zu beunruhigen. Es iſt ja gar nicht möglich, daß ein Menſch mit einem ſolchen Schädel mich hat beſtehlen können.

Caroline. Ich rathe dennoch auf jeden Fall.

Rückenm. Nein, nein, die Steckbriefe würden den armen Menſchen nur an ſeiner Ehre kränken. Er kommt gewiß noch heute, und bringt mir den eingelöſten Wechſel.

Höchſt

Höchstens will ich selbst im goldenen Fuchs einmal nachfragen, wie die Sache sich verhält. Mit Ihrer Erlaubniß Herr von Hellstern, ich mache keine Umstände mit Ihnen, ich betrachte Sie schon als meinen Schwiegersohn. Der goldene Fuchs ist nicht weit, ich bin bald wieder bey Ihnen. (ab)

Peter. Sapperment! der will auch in den goldenen Fuchs? nun da wird rechtschaffen getrunken werden. Wenn die gnädige Frau erlauben wollen, ging ich wohl noch ein Viechen mit.

Caroline. Geh' zum Teufel!

Peter. (taumelt fort) Ey ja! warum nicht gar! ich wundere mich nur, daß der Teufel noch nicht verdurstet ist.

Caroline. (allein) Im Grunde kommt der tragikomische Zufall mir ganz gelegen, was meine Person nicht über den alten vermag, das könnte mein Geld bewirken. Er braucht und ich habe.

Vierte Scene.

Eduard. Caroline.

Eduard. So in Gedanken, liebe Caroline?

Caroline. Ich denke darüber nach, wie ich ſo mit guter Manier 2000 Louis d'ors los werden ſoll.

Eduard. Verſchwenderin!

Caroline. O ich habe wohl weit koſtbarere Dinge verſchwendet, meine Freyheit zum Exempel —

Eduard. Drücken Dich die Feſſeln?

Caroline. Je nun! ſie drücken eben nicht, aber manchmal klemmen ſie doch ein wenig. Scherz bei Seite, die Organe des Gehirns haben Deinem Vater einen verdammten Streich geſpielt.

Eduard. Ich weiß. Er hat 50 Thaler Strafe bezahlen müſſen.

Caro-

Caroline. O so wohlfeil kommt er diesmal nicht ab. Er hat seinen getreuen Rabrabe zum alten Bombeé geschickt, um einen Wechsel einzulösen, und der Spitzbube ist mit dem Gelde davon gelaufen.

Eduard. Ist's möglich! man muß ihm nachsetzen —

Caroline. Dein Vater will nicht, und es wäre mir auch leid, wenn sie ihn einholten, denn das würde mich des Vergnügens berauben, dem Alten aus einer Verlegenheit zu helfen.

Eduard. Wie? Du wolltest —

Caroline. Mir seine Gunst erwerben, wozu ich mein Geld eben so wenig als meinen Witz schonen werde.

Eduard. Aber weißt Du auch, daß mein Vater durch seine seltsame Liebhabereyen sich fast zum armen Manne gemacht hat?

Caroline. Was geht das mich an?

Eduard. Du wagst Dein Geld, wer kann es wieder bezahlen?

Caro-

Caroline. Du.

Eduard. Ich?

Caroline. Ja Sie, mein Herr Ehgemahl, wenn Sie mich im Herbst meines Lebens noch eben so lieben werden, als im Frühling. Eben so? nein, das wäre zu viel von einem gebrechlichen Manne begehrt. Also gehn Sie nur immer fein Hand in Hand mit mir, wenn Sie mich auch nicht immer so zärtlich dabey ansehen als jetzt. Pflücken Sie mit mir die Blumen auf dem Wege, aber nie ohne mich, die Blumen neben dem Wege. Werden Sie nicht gleich mürrisch, wenn es einmal regnet, oder frostig, wenn es einmal schneit, denn auf einer langen Reise kann man nicht immer gutes Wetter haben. Vor allen Dingen, stolpern Sie nicht über bunte Steinchen, so werde ich nie ein Opfer bereuen, zu dem die Liebe mir Muth und Willen gab.

Eduard. O meine Caroline!

Caroline. Ueberhaupt bringt die Liebe kein Opfer, ſie giebt nur; denn Opfer ſetzt immer eine' Art von Kampf voraus. Wahre Liebe ſchwankt ja nie zwiſchen zwey Entſchlüſſen; ſie kann nur das thun, was ſie thut, drum rechnet ſie auch nie ein Verdienſt ſich zu, und der einzige Lohn, nach dem ſie ſtrebt, iſt der, daß man ſie erkenne.

Eduard. (zu ihren Füßen) Meine angebetete Caroline!

Caroline. Still! ſtill! wenn Dich Jemand zu den Füßen einer Mannsperſon überraſchte.

Fünfte Scene.

Emilie. Die Vorigen.

Caroline. Da haben wir's!

Emilie. Was ſeh' ich Bruder, Du knieſt vor Deinem Freunde?

Caroline. Da ſehen Sie mein Fräulein. Meine Reize wirken nicht bloß auf

Ihr

Ihr Geſchlecht. Der Menſch macht mir die Cour, als ob ich ein leibhaftes Frauenzimmer wäre.

Emilie. Das iſt in der That ſehr drollig.

Caroline. Sie ſind wohl gar ein wenig eiferſüchtig?

Emilie. Um Ihnen das Gegentheil zu beweiſen, trete ich hiermit alle meine Rechte feyerlich an meinen Bruder ab.

Eduard. Ich acceptire.

Emilie. So oft Sie eigentlich zu meinen Füßen liegen müßten, ſo oft mag er vor Ihnen knien.

Caroline. Ich acceptire.

Emilie. Gewähren Sie ihm alle die Glückſeligkeiten, die Sie mir in der Ehe zu verſprechen geruhten.

Eduard. Ich acceptire.

Emilie. Nur laſſen Sie mich zufrieden, und haben Sie die Güte, mich bloß als Ihre Schweſter zu betrachten.

Caroline. Ich acceptire.

Emilie. Ihr seid Beide unausstehlich mit eurem Acceptiren. Ich bitte Dich Bruder, was soll das malicieuse Lächeln bedeuten, mit dem Du heute schon so oft auf mich herabblickst, als wäre ich ein albernes Kind.

Eduard. Allerdings Schwesterchen, bist Du noch verzweifelt kindisch, und kein Mensch sollte glauben, daß Du schon über Jahr und Tag verliebt gewesen. Du siehst nichts, Du hörst nichts, Du begreifst nichts.

Emilie. Ich sehe, höre und begreife, daß Du auf Reisen recht fatal geworden bist.

Eduard. Das verstehst Du nicht; auf Reisen erwirbt man eine edle Dreistigkeit —

Emilie. Die bisweilen aussieht, wie Unverschämtheit.

Eduard. Man sieht vieles —

Emilie. Und wird gleichgültig gegen Alles.

Eduard. Man lernt vieles —

Emi-

Emilie. Um damit zu glänzen.

Eduard. Man iſt in fremden Ländern heimiſch —

Emilie. Und fremd im Vaterlande.

Eduard. Man wird ein Weltbürger —

Emilie. Um ſeine Familie zu vergeſſen. Wohl dem, der im Schooß der Seinigen nichts entbehrt, und der höchſtens zweymal in der Woche durch die Hamburger Zeitung reiſt.

Eduard. Aber Schweſterchen, einen großen Scharfſinn, ein größeres Combinations-Vermögen, wirſt Du nie aus der Hamburger Zeitung lernen. Lies Du immerhin einen ganzen Jahrgang hintereinander, und Du begreifſt doch nicht, wie es zugehen ſoll, daß Du noch heute dieſen jungen Menſchen mit Inbrunſt an Dein Herz drücken wirſt.

Emilie. Nein, wahrhaftig, da haſt Du Recht.

Eduard. Ich aber begreife es recht gut.

Caroline. Und ich auch.

Emilie. O an Ihrer Eitelkeit habe ich noch gar nicht gezweifelt.

Eduard. Und wenn ich ein einziges Wort sage, so thust Du es gleich auf der Stelle.

Emilie. Spare dies einzige Wort.

Eduard. (umarmt Carolinen) Mein Weib!

Caroline. Mein Mann!

Emilie. (stutzt) Was soll das heißen?

Eduard. Hast Du denn Deinen Bruder wirklich für so thöricht gehalten, daß er seine Freundschaft an einen Windbeutel verschleudern würde? Hast Du Dir wirklich eingebildet, Dein Bruder könne vor einer Mannsperson knieen, und wenn es der große Mogul wäre? Mit einem Worte, errathst Du denn nicht, daß dieser Herr von Hellstern Deine Schwägerin ist?

Emilie. (freudig erstaunt) Meine Schwägerin? Deine Frau?

Eduard. Ja ja, ſchrey' nur nicht ſo, es weiß es ja noch Niemand.

Emilie. Iſt es möglich!

Caroline. Nun mein Fräulein? ich mahne Sie an Ihr Wort. Als Schweſter ſollte ich Sie betrachten.

Emilie. (umarmt Carolinen) Meine geliebte, ſchalkhafte Schweſter!

Eduard. Hab' ich's nicht geſagt, Du würdeſt den jungen Menſchen noch heute umarmen?

Emilie. O von ganzem Herzen! (ſie umarmt Carolinen auf's Neue)

Sechste Scene.

Herr von Bombeck. Die Vorigen.

Bomb. Ha! was iſt das!?

Eduard. Bravo! der kam zu rechter Zeit.

Bomb. Darf ich meinen Augen trauen? Vortrefflich mein Fräulein! während ich komme, mir um Ihrentwillen den Hals zu brechen,

den, haben Sie sich bereits in Ihr Schicksal gefunden.

Caroline. Mit christlicher Geduld.

Bomb. Ha! ha! ha! Da haben wir das Organ der Treue, von dem Sie heute so viel Rühmens machten.

Emilie. Wer kann für seine Organe.

Bomb. Falsche! Treulose!

Emilie. Gemach, gemach Herr von Bombeck. Ich bin ja noch immer erbötig, die Ihrige zu werden.

Bomb. Wirklich?

Emilie. Doch nur freylich unter der Bedingung, daß Sie sich daran gewöhnen, diesen jungen Menschen dann und wann in meinen Armen zu sehen.

Caroline. Ja, mein Herr, daran müssen Sie sich durchaus gewöhnen.

Bomb. O warum nicht? es ist ja nichts leichter auf der Welt. Ha! ha! ha! Also noch obendrein Spott? mein gnädiges Fräulein? mein junger Herr so wohlfeil

kom-

kommen Sie nicht ab. Daß ich hier weichen muß, begreife ich nun wohl, aber daß wir zuvor einen Gang mit einander thun müssen, werden Sie hoffentlich auch begreifen.

Caroline. Ich flehe zu Befehl.

Emilie. Nein, ich lasse Dich nicht aus meinen Armen.

Caroline. Sie sehen, ich darf nicht.

Bomb. Hölle und Teufel! Herr, Sie sind kein Mann von Ehre. Sie sind ein Weib!

Caroline. Das ist wol möglich.

Eduard. Darum schlägt sie sich auch nicht.

Bomb. Sie sollten Stecknadeln statt eines Degens tragen.

Caroline. Da haben Sie ganz Recht.

Eduard. Sie wird es auch Morgen wieder thun.

Bomb. Mit Ihnen wird ein armes Mädchen betrogen.

Caroline. Das glaube ich fast selber.

Bomb. Ich prophezeih es Ihnen, mein Fräulein, der Rausch wird vergehen, und dann

kann werden Sie die nüchternste Unterhaltung finden.

Caroline. Getroffen.

Bomb. Sie haben es nicht um mich verdient, aber, ich will Sie von diesem quasi Manne befreyen.

Emilie. Fragen Sie erst, ob mein Bruder von ihm befreyt seyn will?

Bomb. Fort! junger Herr! wo ist Ihr Degen?

Caroline. Ich gehe nicht mit Ihnen, bis Sie zuvor alle Ihre Schmähungen zu meinen Füßen widerrufen haben.

Bomb. Zu Ihren Füßen?

Caroline. Ja ja, zu meinen Füßen.

Bomb. Ha! das ist zu viel! was hält mich noch — (er greift nach dem Degen)

Emilie. Ferdinand! Ferdinand! Du wirst doch meines Bruders Frau nicht ermorden wollen?

Bomb. Ihres Bruders Frau?

Caroline. Endlich merkt er es.

Eduard.

Eduard. Ja, lieber Bombeck, meine geliebte Frau. Unſere Verbindung iſt noch ein Geheimniß für meinen Vater, Sie errathen leicht warum. Werden Sie nun noch eiferſüchtig ſeyn?

Bomb. Gott! ich erwache aus einem ſchweren Traume!

Emilie. Bin ich nun noch die Falſche? die Treuloſe?

Bomb. Meine Emilie!

Eduard. Merken Sie nun, daß wir Alle einerley Intereſſe haben? und daß wir folglich zuſammen halten müſſen?

Bomb. Gnädige Frau — werden Sie mir verzeihen? —

Caroline. Was hab' ich geſagt? zu meinen Füßen —

Bomb. O wie gern! (er kniet vor Carolinen)

Emilie. Da haben wir's! vor einer hübſchen Frau kniet er recht gern.

Caro-

Caroline. Und ich hebe ihn groß-müthig auf, und umarme ihn ſchweſterlich.

Emilie. Nun, nun, nur nicht zu lange.

Bomb. Ich bin entzückt!

Emilie. Nur nicht zu ſehr! wenn ich bitten darf. Ey, ey, die Mordgedanken ſind Dir ſchnell vergangen.

Bomb. Wie Du mich gequält haſt.

Emilie. Und das von Rechtswegen. Denn ein glücklicher Liebhaber darf ſeinen eigenen Augen nicht trauen, wenn er auch die Geliebte zehnmal in den Armen eines Andern fände.

Bomb. Der Satz iſt wenigſtens bequem für die Damen.

Caroline. Stille; ſtille, wir haben jetzt von wichtigern Dingen zu reden. Wir befinden uns hier in gleicher Noth, folglich ſchließen wir eine Off- und Defenſiv-Allianz, unter der gewöhnlichen Bedingung, daß kein Theil ohne den Andern Friede mache. Wir

kömmen

können es übrigens damit halten, wie wir wollen, denn Alliirte bleiben ſich nur ſo lange treu, als ſie einander brauchen. Jetzt ſtugs einen Operationsplan entworfen. Bekanntlich ſoll gegenwärtiger unſer Bundesgenoſſe die Hand der ſchönen Emilie nicht erhalten, weil es zwar mit ſeinem Kopfe, aber nicht auf ſeinem Kopfe ſo recht richtig iſt. Es ergiebt ſich nämlich bey demſelben das Organ der Theoſophie.

Bomb. Ich will ſie trepaniren laſſen die verdammte Theoſophie.

Caroline. Bedanke Dich Schweſterchen. Einen Liebhaber, der ſich ſeinem Mädchen zur Liebe will trepaniren laſſen, findet man nicht alle Tage; obgleich es oft nothwendig genug wäre. Indeſſen hier iſt nicht bloß vom Ueberfluß der Theoſophie, ſondern auch vom Mangel des Tonſinns die Rede.

Bomb. Da hat der Alte freylich Recht. Schon ein halbes Jahr habe ich mich vergebens

gebens gemartert, um: Blühe liebes Veilchen singen zu lernen. Es geht nicht.

Caroline. Ey was Veilchen! Hier sind Rosen, die Ihnen blühen sollen, und wenn Sie auch nicht einmal singen könnten: Hört ihr Herrn, und laßt euch sagen, die Glocke hat zehne geschlagen.

Bomb. Ach! Es wird schwer halten! So lange der Alte kein Geld hatte, um den Wechsel an meinen Vater zu bezahlen, so lange nährte ich noch eine Hoffnung. Aber jetzt, da Eduard das verdammte Geld mitgebracht hat —

Caroline. Das verdammte Geld hat der Henker schon wieder geholt, aber das bringt uns dem Ziele um keinen Schritt näher, denn eher läßt er sich ausplündern, ehe er einen Schwiegersohn ohne Tonsinn annimmt.

Bomb. Ach! so bin ich verloren!

Caroline. Kinder, wie macht Euch denn die Liebe so dumm? Wißt Ihr denn nicht,

nicht, daß kein Menſch ſein Steckenpferd für Geld verkauft? Auf dem hat Alles ſeinen Preis, ſelbſt Ehre und Gewiſſen, wenn ſie gut bezahlt werden, nur Steckenpferde nicht. Zum Glücke ſind es aber ſehr gutwillige Thiere. Läßt man ihnen nur den Zügel ein wenig ſchießen damit ſie nach Herzenluſt courbettiren können, ſo gehn ſie übrigens, wohin man will. Alſo mein lieber Bundesgenoſſe, wir faſſen den Zügel mit lockerer Hand.

Bomb. Aber wo und wie?

Caroline. Da muß nun ein Weib funfzig Meilen weit herkommen, um dem Herrn der Schöpfung ein Quentchen Liſt zu leihen. Steht auf Ihrem Kirchhofe kein Beinhaus?

Bomb. O ja.

Caroline. Kennen Sie den Todtengräber?

Bomb. O ja.

Caroline. Nun ſo gehen Sie flugs zu dieſem Ehrenmanne, reden Sie die Univerſalſprache

sprache mit ihm, das heißt, drücken Sie ihm ein Paar Goldstücke in die Hand. Lassen Sie sich ein halbes Dutzend wohl conservirte Schädel einhändigen. Packen Sie diese in einen saubern Kasten, setzen Sie allerley Zahlen und Buchstaben auf den Kasten, als ob er Gott weiß woher käme, bringen Sie ihn eilig hieher, und für das Uebrige lassen Sie mich sorgen.

Bomb. Mir geht ein Licht auf.

Caroline. Endlich! der alte Herr hat die Idee lieb gewonnen, meine Wenigkeit zu seinem Schwiegersohne zu erwählen. Da Sie aber ganz richtig bemerkt haben, daß diese junge Dame mit mir betrogen seyn würde, sintemal ich nicht zu dem Geschlecht gehöre, das nun einmal zu dem Betruge privilegirt ist, so sollen die sechs Schädel Sie von einem Manne befreien, der ausser seinem Tone seine Ihnen wenig anzubieten hätte. Mich selbst will ich aber auch nicht dabey vergessen. Dieser Mensch da, den ich das Unglück habe zu lieben, trotz aller Organe, die ihm fehlen,

ſoll als mein Gemahl öffentlich proclamiet wer-
den. — Stille! mich dünkt ich höre den alten
Herrn. Fort! Herr Bundesgenoſſe, ſchlüpfen
Sie durch die Hinterthür; kommen Sie ſobald
als möglich zurück, aber ohne leere Schädel
laſſen Sie ſich nicht blicken. Ihren eigenen
Kopf mögen Sie indeſſen hier in Verwah-
rung geben (auf Emilien deutend).

Bomb. Ach! ſie macht ſchon längſt mit
ihm was ſie will. (ab)

Caroline. Da bedient ſie ſich blos ih-
res angebornen Rechtes.

Emilie. Meine geliebte Schweſter! welch'
ein Glück, daß Sie zu unſerer Rettung er-
ſchienen ſind! (ſie umarmt Carolinen)

Siebente Scene.

Herr v. Rückenmark. Die Vorigen.

Rückenm. Bravo! das freut mich Emi-
lie! daß Du Dich ſchon ſo hübſch in meinen
Willen gefunden haſt.

Caroline. O mir widersteht man nicht.

Rückenm. Aber Kinder, ihr seht mich in einer verdammten Lage. Es ist leider Alles richtig, was der Gutschaaf rapportirt hat. Ich bin selbst im goldenen Fuchs gewesen, mein treuer Katzrabe ist wirklich mit Extrapost davon gefahren. Ich habe auch den alten Bombeck gesprochen. Ich dachte, der gute ehrliche Mensch habe das Geld doch vielleicht hingetragen; aber Gott weiß was ihm zugestossen seyn mag! er hat die 2000 Louisd'ors wirklich mitgenommen.

Caroline. Sagte ich Ihnen nicht, daß der Kerl schon arretirt war?

Rückenm. Und ich sage Ihnen, es ist nicht wahr. Der Katzrabe ist die ehrlichste Haut von der Welt. Das Räthsel wird sich lösen, und Sie werden sehen, daß ich Recht habe. Nur vor der Hand befinde ich mich in großer Verlegenheit. Der alte Bombeck besteht auf die Zahlung, oder ich soll meine Tochter dem Theosophen geben. Das thue ich aber nicht, und sollte ich Haus und Hof mit dem Rücken ansehen.

Caroline. Das können Sie auch nicht mehr thun, denn ich habe Ihr Wort.

Rück-

Rückenm. Und meinen Handſchlag oben drein. Niemand als Sie ſoll mein Schwiegerſohn werden.

Achte Scene.

Peter Gutſchaaf. Die Vorigen.

Peter. Hä! hä! hä! mein Kammerad iſt wieder da, mein Brüderchen.

Rückenm. Wer? Katzrabe? Da haben wir's.

Peter. „Ey, ey, Brüderchen, wo kommſt Du her?" ſagte ich. „Laß mich zufrieden," ſagte er. „Sey willkommen," ſagte ich. „Du biſt ein Eſel" ſagte er.

Rückenm. Wo iſt er? gewiß iſt der ehrliche Kerl zum alten Bombeck gegangen, um den Wechſel einzulöſen.

Peter. Ne, das kann er nicht, wenn er auch wollte, Sie haben ihn beym Kragen.

Rückenm. Wer? Wie? Was? Wer unterſteht ſich an meinem Kammerdiener ſich zu vergreifen?

Peter. Die Herren Haltungsſeſte. „Warum haben ſie dich beym Kragen genommen?" ſagte ich. „Du biſt ein Rindvieh" ſagte er.

Neunte Scene.

Walther. Rahrabe. Einige Häſcher. Vorige.

Walther. Hier mein Herr von Rükkenmark bringe ich Ihnen den Spitzbuben wieder, der mit Ihrem Gelde davon laufen wollte. Glücklicherweiſe ſaß ich im goldenen Fuchs, als er dem Schaafskopf dort ſo gewaltig zutrank! Das kam mir verdächtig vor. Da ich nun vollends hörte, daß er den Hausknecht nach einer Poſtchaiſe ſandte, ſo roch ich Lunte, nahm ein Paar Häſcher zu Hülfe, poſtirte mich an's Thor, und da erwiſchten wir ihn. Hier iſt Ihr Geld. Nun werden Sie mich doch wohl für einen ehrlichen Kerl halten? Hier ſind auch Ihre 50 Thaler wieder. Mir iſt es ſchon genug, daß Ihnen die Obrigkeit die Strafe zuerkannt hat. Aber meine Ehre laſſe ich mir nicht mit Gelde bezahlen. Leben Sie wohl. (ab)

Eduard. Bekenne Schurke!

Rükenm. Halt! halt mein Sohn! thue ihm nicht zu viel. Erkläre er ſich mein Freund, wie iſt das zugegangen? es muß irgend

gend ein anderes ſtarkes Organ bey ihm gereizt worden ſeyn.

Katzr. Ach! gnädiger Herr! ich habe zwölf kleine Kinder, die alle hungern.

Rückenm. Laß er doch einmal ſehen. (befühlt ihm den Hinterkopf) Ja da haben wir's. Ein enormes Organ der Kinderliebe. Das wußte ich wohl, ſonſt war's nicht möglich.

Caroline. Aber der Andere, mit dem Diebsorgan, der Ihnen das Geld wieder gebracht hat?

Rückenm. Was gilt die Wette, der hat ein ſtärkeres Organ der Eitelkeit und Ruhmſucht, ſonſt hätte ers auch wohl bleiben laſſen.

Caroline. (bey Seite) Der iſt incurable.

Rückenm. Komm' er mein ehrlicher Katzrabe, ich will ihm die Leute da vom Halſe ſchaffen, er wird wohl recht erſchrocken ſeyn?

Katzr. Ach, gnädiger Herr! meine armen zwölf Kinder!

Rückenm. Nu, nu, 2000 Louisd'or war doch immer ein wenig zu viel. Aber hätte ich das Organ nur eher gefühlt, ſo hätte ich gleich gewußt, was ich von der Sache denken ſollte. Komm er nur mit auf mein Zimmer, wir wollen den Leuten ein Trinkgeld geben,

geben, und sehen, ob es der Mühe werth ist, ihre Schädel zu untersuchen. (ab mit Katzrabe und den Häschern)

Peter. Ich muß doch sehen, wo mein Brüderchen bleibt? (ab)

Eduard. Es ist gut, daß mein Vater wenig mehr zu verlieren hat, dieser Katzrabe würde ihn sonst ganz rein ausplündern.

Caroline. Und bis zum letzten Groschen würde Dein Vater behaupten, er ist doch ein ehrlicher Kerl! denn ein Mann, wie er, bleibt immer reich, wenn man ihm nur sein System nicht stiehlt.

Zehnte Scene.

Herr von Bombeck (mit einer Kiste)
Vorige.

Bomb. Da bringe ich die Köpfe.

Caroline. Schön, schön. Nun wollen wir sie geschwind taufen, ehe der Alte kömmt. Nota bene: Sie haben die Köpfe aus Frankreich erhalten. Ein guter Freund hat sie mit ungeheuern Kosten verschrieben, der gute Freund ist natürlich auch ein Anhänger

des

des neuen Systems, giebt die Köpfe um keinen Preis weg. Es sind lauter Kabinetsstücke, u. s. w., u. s. w. Jetzt lassen Sie sehen.

Bomb. Der Todtengräber hat mir sie Alle genannt. Dies war ein altes Weib, eine Kaffeeprophetin, die in der Vorstadt ihr Wesen trieb.

Caroline. Die machen wir zum Ritter Bayard.

Bomb. Dieser Schädel gehörte einem Mohren, der hier in einem vornehmen Hause diente.

Caroline. Die Negerschädel stehen zwar nicht im besten Rufe, indessen wir wollen diesem eine Ehre anthun. Es ist Voltaire's Kopf aus dem Pantheon geraubt.

Bomb. Dieser war einst Küster an der St. Sebaldus Kirche.

Caroline. Er werde Cagliostro genannt.

Bomb. Dieser Kopf soll ein wenig verrückt gewesen seyn. Er hat einem verliebten Mädchen zugehört.

Caroline. Wir taufen ihn Robespierre.

Bomb. An diesem sind noch einige Hiebe sicht-

ſichtbar. Er war ein Dragoner, der im letzten Kriege blieb.

Caroline. Die Jungfrau von Orleans.

Bomb. Der letzte hier hat auf dem Rumpfe eines Quäkers geſeſſen.

Caroline. Er heiße Cartouche.

Eduard. Bravo! eine merkwürdige Compagnie!

Emilie. Allen den guten Leuten iſt es wohl nie eingefallen, daß ſie mir zu einem Manne verhelfen ſollten.

Caroline. Sie können ſich bey uns bedanken, daß wir ſie nach ihrem Tode noch kluge Streiche machen laſſen.

Bomb. Gelingt es, ſo gäbe es fürwahr Stoff zu einer Komödie.

Caroline. O da würden die Köpfe geſchüttelt werden.

Bomb. Wir ſchneiden ſie ab, wenn ſie nicht Beyfall nicken.

Emilie. Ich höre meinen Vater.

Caroline. (zu Bomben) Geſchwinde decken Sie zu. (der Deckel wird wieder auf die Kiſte gelegt)

Eilfte Scene.

Herr von Rückenmark. Die Vorigen.

Rückenm. Die Sache iſt abgethan. Aha! Herr von Bombeck! ich errathe, Sie kommen wegen des Wechſels? Das Geld liegt parat.

Bomb. Mein Herr von Rückenmark, ich komme nicht wegen des Wechſels, ſondern um Ihnen eine Freude zu machen, ob Sie gleich des Lebens Freude mir verſagen.

Rückenm. Mit nichten. Freuen Sie ſich meinethalben ſo viel Sie wollen und können.

Bomb. Ich beſitze einen reichen Freund in Polen, der eben ſo enthuſiaſtiſch für die Schädellehre geſinnt iſt, als Sie, und ungeheure Summen darauf verwendet.

Rückenm. Hatt' er eine Sammlung? darf ſie ſich mit der meinigen meſſen?

Bomb. Noch vielleicht nicht, aber er ſammelt unaufhörlich und ſpart weder Mühe noch Koſten. Da er nun weiß, daß ich eine ausgebreitete Bekanntſchaft in Frankreich beſitze, ſo trug er mir auf, ihm ſechs der merkwürdigſten Schädel zu verſchreiben, die wirklich

lich nur mit Gold aufgewogen und mit Lebensgefahr entwandt werden konnten. Indessen ist es mir doch gelungen, die Schädel sind eben angekommen, und ehe ich sie weiter sende, habe ich Ihnen das Vergnügen machen wollen, sie zu sehen und zu prüfen.

Rückenm. Sehr verbunden. Was sind's für Schädel?

Bomb. Ritter Bayard, Voltaire, Cagliostro, Robespierre, die Jungfrau von Orleans, Cartouche.

Rückenm. Ey der Tausend! die hätten Sie in Ihrer Gewalt? Freundchen, wo? wo? wo?

Bomb. Hier (er deckt die Kiste auf)

Rückenm. Potz Element! halt! halt! sagen Sie mir nichts, kein Wort, keine Sylbe. Nun sollen Sie einen Triumph der Schädellehre erleben. Werfen Sie die Köpfe durcheinander, wie Sie wollen, ich finde doch einen Jeden heraus. Sehn Sie hier den Witz? das ist Voltaire, hier den Muth? das ist Bayard, hier Theosophie? das ist die Jungfrau von Orleans!

Bomb. Wahrhaftig! zum Erstaunen!

Rückenm. Hier ist die Schlauheit? das ist Cagliostro. Die beiden Letzteren sind schwer

ſchwer zu unterſcheiden, denn ſie haben beide einen verdammten Mordſinn, [illegible] als hier unſer Freund der Herr v. [illegible]

Caroline. Sehr verbunden.

Rückenm. Doch hier [illegible] Dieveſinn vereinigt, [illegible] ſen für Carouſſer halten.

Bomb. Curatoren.

Rückenm. Hören Sie Freundchen, die Köpfe müſſen Sie mir überlaſſen.

Bomb. Das kann ich nicht.

Rückenm. Wir wollen einen Tauſch treffen, ich gebe Ihnen 10 Lacedämonier dafür.

Bomb. Ich darf nicht.

Rückenm. Fordern Sie was Sie wollen, ich verkaufe meinen letzten Rock vom Leibe.

Bomb. Mein Freund weiß bereits, daß die Köpfe unterwegs ſind.

Rückenm. Schreiben Sie ihm, die [illegible] wären von Straßenräubern überfallen [illegible]

Bomb. O! an ſolcher Waare vergreifen ſich die Straßenräuber nicht.

Rückenm. Oder ſie wären zur See gekommen, und das Schiff ſey untergegangen.

Bomb. Ich wüßte gar nicht, warum ich meinen Freund hintergehen ſollte?

Rück-

Rückenm. Weil Sie mir das Leben dadurch retten. Ich bitte Sie um Gottes Willen! ich kann ja die Köpfe nicht wieder aus dem Hause lassen.

Bomb. Sie werden doch noch diesen Abend mit der Post abgehen.

Rückenm. Freundchen, ich werde desperat! ich brauche Gewalt!

Bomb. Ey ey, Herr von Rückenmark, wenn ich nun auch hätte Gewalt brauchen wollen, als Sie mir den einzigen Kopf versagten, den ich so sehnlich zu besitzen wünsche.

Rückenm. Freundchen, das ist ja ein armseliger Schädel, wie können Sie den mit einem Robespierre, mit einem Cartouche vergleichen?

Bomb. Und dennoch wäre dieser Kopf, der mich so lieblich anlacht, das einzige Aequivalent —

Rückenm. Hören Sie Herr Theosoph, ist das Ihr Ernst?

Bomb. Ihnen zur Liebe würde ich einen Verrath an der Freundschaft begehen.

Rückenm. Ja wenn das ist — Sie haben zwar kein Spürchen von Tonsinn — aber sechs solche Schädel —

Caroline. Halt! halt! Herr von Rückenmark. Sie vergessen, was Sie mir versprochen haben.

Rückenm. Aber Freundchen, was soll ich denn machen, wenn der Mensch um keinen andern

andern Preis die Schädel hergeben will? Ich wollte, ich hätte so viel Töchter, als es schlafende Jungfrauen giebt, jeden dieser Schädel wollte ich mit zwey Töchtern bezahlen.

Caroline. Aber ich kann meine Ansprüche nicht abtreten. Ich habe Ihr Wort und Ihren Handschlag.

Rückenm. Freundchen, bringen Sie mich nicht zur Verzweiflung.

Eduard. Wie wäre es, Freund Hellstern, wenn Du meinem Vater zu diesem Schatze verhülfest, und zugleich mir, Deinem Busenfreunde, eine unvergeßliche Wohlthat erzeigtest? Du verstehest mich.

Caroline. Viel gefordert. Doch den Bitten der Freundschaft kann ich nicht widerstehen, das macht mein verdammtes Organ der Anhänglichkeit.

Rückenm. Sie geben mir mein Wort zurück.

Caroline. Unter einer Bedingung. Ich habe eine Schwester, in die Ihr Sohn sich verliebt hat, eine gute närrische Person, die ihn auch recht kindisch wieder liebt. Wollen Sie nun statt des Fräuleins von Sturzwald mit dem Triangelkopfe Ihrem Sohne meine Schwester geben, so mag's drum seyn, ich will mich großmüthig aufopfern.

Rückenm. Hat ihre Schwester Tonsinn?

Caroline. Ihr Schädel gleicht ganz dem Meinigen.

Rückenm. Nun, ich will hoffen, etwas mehr Kinderliebe, und etwas weniger Mordsinn. Was soll ich machen? Die Jungfrau von Orleans lasse ich nun einmal nicht, lieber mag er den Satan selbst heirathen, der hat auch keinen Louisinn.

Caroline. Meine Schwester sitzt einsam im Wirthshause. Darf sie noch diesen Abend Ihren Segen abholen?

Rückenm. In Gottes Namen! die Schädel sind mein!

Bomb. Und Emilie mein!

Eduard. Und Caroline mein!

Caroline. Freund Hellstern aber reist noch heute ab, denn wie könnte er Zeuge von dem Glücke seines Nebenbuhlers seyn?

Rückenm. Reisen Sie mit Gott. (zu Bombek) Herr Sohn, der Handel ist geschlossen. Juchhe! die Schädel sind mein! (er rennt mit der Schüssel fort.)

Caroline. Bedankt Euch bey mir, und merkt Euch die Lehre: Wer mit Systemen spielt, der wird selbst das Spielwerk Aller, die schlau genug sind, sein Schooßkind zu streicheln.

Ende.

Durch Versehen vom Abschreiber des Manuscripts, steht auf dem ersten Bogen: Waren von Rücken, anstatt Rückenmark.

Taschenbuch

auf

das Jahr 1807.

Von

Kotzebue und Huber.

Tübingen.
In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1806.

a
399

Inhalt.

Der Russe in Deutschland, von Kotzebue.
Der natürliche Sohn, von Huber.

Der
Ruße in Deutſchland.

Ein Luſtſpiel
in
vier Acten.

Personen.

Graf von Schramm.

Pauline, seine Gemahlin.

Rosamunde, seine Schwester.

Schluchser, sein Factotum.

Baron Wurm, Paulinens Vater.

Gretgen, ihr Kammermädgen.

Fedor Wolkoff, ein junger russischer Officier.

Erſter Act.

Ein Saal in des Grafen Hauſe, mit mehreren Thüren.

Erſte Scene.

Fräulein Roſamunde allein.

(Sie ſitzt am Tiſche, gähnt und blättert in einem Buche.)

Ja ja, den Nächſten ſoll man wie ſich ſelber lieben.
Ein ſchöner Spruch, allein der Spruch iſt bald geſchrieben.
Die Zumuthung iſt doch bisweilen ungerecht,
Denn unſre Nächſten ſind mit unter herzlich ſchlecht.

Zweite Scene.

Roſamunde. Gretgen (die mit einem Negligee über dem Arme durch das Zimmer gehn will.)

Roſamunde

He! Jungfer Gretgen!

Gretgen

Was befehlen Euer Gnaden?

Roſamunde

Man iſt ja wiederum mit allerley beladen?
Vermuthlich Modekram, friſch aus Paris geſandt?
Ja, die Frau Schwägerin iſt jung und auch galant.

Gretgen

Jung, ſchön und reich, doch um die Moden unbekümmert,
Sie liebt was einfach iſt, verachtet was nur ſchimmert.
Wo freilich die Natur den Schmuck auf Wangen trug,
Da iſt ein Negligee, wie dieſes, gut genug.

Roſamunde

Man trete näher.

Gretgen

Was beliebt? (ſie gehorcht)

Roſamunde (deutet neben ihren Stuhl)

Hier ſoll man ſtehen.

(Gretgen gehorcht)

Roſamunde (beſieht das Negligee)

Von grobem Mouſſelin?

Gretgen

Vom gröbſten, wie Sie ſehen.

Roſamunde

Ey ey, ich wundre mich, daß man dergleichen trägt,
Was kann die Jungfer ſonſt im Haus zu tragen pflegt?

Gretgen

Aus Sparſamkeit.

Roſamunde

Hä! Hä! die liebe fromme Jugend!
Die Sparſamkeit war doch bis jetzt nicht ihre Tugend.
Dahinter ſteckt etwas.

Gretgen

Was denn?

Roſamunde

Das weiß ich nicht;
Obgleich die böſe Welt ſchon dies und jenes ſpricht.

Gretgen

Wahrhaftig? ey, was ſprach ſie denn zu Euer Gnaden?

Roſamunde

Sie ſpricht von Rendezvous, ſie ſchwazt von Promenaden,
Ja von Verkleidung wird gemurmelt —

Gretgen

Wie? (bei Seite) O weh!

Rosamunde

Und dazu brauche man ein solches Negligee.

Gretgen (bei Seite)

Das spionirt!

Rosamunde

Nun Kind? warum so plözlich stille?
Ich glaub' es nicht.

Gretgen

Ich auch nicht.

Rosamunde

War wohl eine Grille?

Gretgen

Kann seyn.

Rosamunde

Wer zweifelt dran? Die Jungfer weiß darum?

Gretgen

Nichts weiß ich.

Rosamunde

Doch, sie weiß, ist aber löblich stumm.
Mein Kind, mir sagt man schon ein Wörtgen im Vertrauen,
Ich bin verschwiegen, sie kann Felsen auf mich bauen.
Dem Grafen nicht ein Wort, und sey es noch so arg,
Dem kranken Bruder wärs ein Nagel nur zum Sarg. —
Im Schauspielhaus, nicht wahr? da hat sichs angesponnen?

Gretgen

Was denn?

Rosamunde

Ey nur heraus! was wird dabei gewonnen,
Wenn man verläugnen will, was Jedermann schon weiß?
Die Treu ist löblich, doch sie hat auch ihren Preiß.

Gretgen

Das wäre?

Rosamunde

Wenn zumal die Mühe doch verlohren.
Der Wind hat Augen, und die Wolken haben Ohren.

Gretgen

So bitt' ich, fragen Sie die Wolken und den Wind.
Ich weiß von nichts.

Rosamunde

Ey, ey nur nicht so schnippisch, Kind.
Man wiss', es steht der Dienst auf dem verstockten Schweigen;
Doch wird man Folgsamkeit, wie sichs gebühret, zeigen,
So zähle man auf mich, ich sprech' ein gutes Wort,
Die Jungfer bleibt im Haus, die Schwägerin muß fort.

Gretgen

Was ich zu sagen weiß, schon lange war's weltkündig.
Die gute Gräfin wurd' erst nach der Hochzeit mündig;
Dem reichen Grafen hat der Vater sie vermählt,
Die Jahre wurden nicht, die Thaler oft gezählt,
Und hatte gleich die Braut genug der irdschen Güter,
So machte man sie doch zu einem Krankenhüter;
Denn Jeder glaubt sein Kind schon glücklich in der Welt,
Wenn er nur Rang zu Rang, und Gold zu Gold gesellt.
Nun sitzen beyde da, und gähnen um die Wette.

Die muntre junge Frau härmt ſich am Krankenbette.
Des Frühlings Blume deckt das winterliche Eis —
Er ſtöhnt — ſie ſeufzt — und das iſt alles was ich weiß.

Roſamunde

Impertinentes Ding! man ſah in eure Karten.

Gretgen

Geſetzt ich wüßte mehr, wie konnten Sie erwarten,
Daß ich, die elternlos und ohne Vaterland,
In dieſem Hauſe Schutz, Lieb' und Erziehung fand,
Daß ich im Stande ſey die Edle zu verrathen! —
Mir wiegt die Treue ſchwer, wie Ihnen die Ducaten.
Es ſteht fürwahr nicht fein zu lauern hinterwärts.
Arm bin ich und gering, doch hab' ich auch ein Herz,
Und beugen werd' ich nie die ſchon zu tief Gebeugte.
So fühlt ein Mädchen, das kein Edelmann erzeugte. (ab)

Dritte Scene.

Roſamunde (allein)

Gottloſe Creatur! ſo keck und noch ſo jung.
Das ſind die Folgen der verdammten Aufklärung.

Wenn sonst der Herr befahl, so ließ das Volk sich lenken;
Jezt fragt der Knecht, warum? jezt will der Bauer denken,
Und spannt man ihn in's Joch, wie jedes andre Thier,
So untersteht er sich ein Mensch zu seyn wie wir.

Vierte Scene.

Schluchser. Rosamunde.

Schluchser

O weh! o weh!

Rosamunde

Was giebts?

Schluchser

Der Doctor nach der Mode,
Ich fürchte, er curirt den armen Herrn zu Tode.
Trotz Schwindel, Mattigkeit und Fieber im Gebein,
Verordnet er ihm Fleisch! Fleisch und ein Glädgen Wein!

Rosamunde

Bei Leib und Leben nicht!

Schluchser

Wie ist dabei zu rathen?

Der arme kranke Herr läßt ſchon ein Hühngen braten,
Spricht gar von Appetit! und will — da Gott vor ſey! —
Ein Gläsgen ſchlürfen von dem hitzigen Tokay.

Roſamunde.

Der Arzt iſt raſend! — Ach! dem armen Podagriſten
Kann nur Diät, Diät! das bisgen Leben friſten.
Ich fürchte ohnehin, daß er's am längſten trieb.

Schluchſer.

Noch ſtirbt er nicht, er hat das Geld noch gar zu lieb.

Roſamunde.

Wir müßen vor der Hand ihn wie das Auge hüten,
Denn ſollte plötzlich einſt Gott über ihn gebieten,
Eh wir ihn losgeknäpft von dem verhaßten Band —
Ach Schluchſer! dann würd' auch die Erbſchaft uns entwandt!
Von einer Fremden, laut dem Ehecontract, entführet,
Was mir, der Schweſter, ihm, dem treuen Knecht gebühret.

Schluchſer.

So hätt' ich darum nur dem Eigenſinn gehorcht?

Rosamunde

Ich darum 20 Jahr die Wirthschaft treu besorgt? —

Schluchser

Ich, den er Tag und Nacht durch seine Launen quälte? —

Rosamunde

Ich, die aus Zärtlichkeit für ihn, sich nie vermählte —

Schluchser

Ich, der aus seiner Hand ein böses Weib empfing —

Rosamunde

Ich, seine Pflegerin, die nicht ins Kloster gieng —

Schluchser

Mir blieben, wenn er stirbt, im Haus die Spinnen weben?

Rosamunde

Ich müßte, wenn er stirbt, von fremder Gnade leben?

Schluchser

Das sey ja Gott geklagt.

Rosamunde

So weit sind wir noch nicht.

Zu Wasser geht der Krug bis er am Ende bricht,

Nur immer ſpionirt, das Aug' in allen Ecken,
Auf daß wir Schlich' und Spur mit Gottes Hülf' ent-
decken.
Dann legen wir behend die Kohl' ins Pulverfaß,
Und blaſen chriſtlich drauf — o ich verſtehe das!
Und iſt die Flamme nun recht hübſch empor gelodert,
So gießt man Oel dazu, ſo viel die Nothdurft fodert.

Schluchſer

Wie wär' es, würde ſie vom Grafen überraſcht,
Im Augenblicke, wo verſtohlne Liebe naſcht?
Zu einer Luſtfahrt läßt ein Vorwand ſich erdenken,
Und wie von ungefähr der Wagen ſo ſich lenken —

Roſamunde

Das überlaſſ' er mir, und ſey er nur bemüht,
Daß ja nicht unbemerkt das Täubgen uns entflieht.

Schluchſer

Dafür beſoldet man Spürhunde ja bei Schaaren,
Sie thut nicht einen Schritt, den wir nicht flugs er-
fahren.

Rosamunde

Nichts neues?

Schluchser

Jezt noch nicht. Zwar, gestern schien es fast,
Als wollte sie hinaus zu dem bewußten Gast;
Das kurze Kleidgen war schon wieder angezogen;
Doch hat, ich weiß nicht was, zu bleiben sie bewogen.
Verdrüßlich, mürrisch, krank, zog man die Stirne kraus,
Und an des Herren Mops ließ man die Laune aus.

Rosamunde

An meines Bruders Mops?

Schluchser

Er hatt' ein Tuch zerrissen,
Und dann im Garten auch des Nachbars Kind gebissen;
Da schlug die Gräfin ihn mit eigner hoher Hand,
Und aus dem Garten hat ihn ihr Befehl verbannt.

Rosamunde

Geduld Frau Schwägerin, das soll um Rache schreyen.
Des Bruders Favorit! das mögte Sie gereuen. —
Nur stille jetzt, er kommt.

Fünfte Scene.

Graf Schlamm. Die Vorigen.

Der Graf

Bon jour, ma soeur.

Roſamunde

Sieh da!

Wie ſtehts denn, Bruder, mit dem lieben Podagra?

Graf

Bien. — Schluchſer, geh er doch hinunter in die Küche.
Das Hühnchen und den Wein — O weh! verdammte
Stiche!

Roſamunde

Und dabei wagſt du Wein zu trinken? Fleiſch zu eſſen?

Graf

Oui

Der Appetit iſt da.

Roſamunde

So ißt man dünne Brüh.

Bey deiner Suppe bleib.

Graf

Die ew'ge Habergrütze!

Roſamunde

Iſt leicht verdaulich.

Graf

Oui, mais fade.

Roſamunde

Dämpft die Hitze

Graf

Ein Hühngen —

Roſamunde

Iſt zu viel!

Graf

Ein Gläsgen Wein —

Roſamunde

Iſt Gift!

Graf

Der Wein erfreut das Herz, ſo ſteht es in der Schrift.
Drum geh' er Schluchſer, marſch! (Schluchſer ab)

(der Graf ſetzt ſich in die Mitte der Bühne auf einen Lehn-

ſtuhl. Ein Bedienter kommt während der folgenden Scene, und deckt ein Tiſchgen vor ihn)

Roſamunde

Wer ſelbſt ins Unglück rennet —

Graf

Mais non, es hat der Arzt die Stärkung mir vergönnet.

Roſamunde

Dem Podagriſten Wein! das iſt gewiſſenlos.

Graf

Nicht doch, er meinte die foiblesse ſey zu groß.
Und in der That, ma soeur, es will mir gleichſam ſcheinen,
Als ob vertrocknet ſey das Mark in den Gebeinen.
Du weißt, ich war ſtets auf den gewölbten Bauch:
Nun ſieh, er iſt dahin! die Waden ſind es auch!

Roſamunde

Ja leider! zwar ich will kein ſchlimmes Urtheil fällen,
Doch wär' es gut, dein Haus in Zeiten zu beſtellen.

Graf (ſehr wehmüthig)

Mais non.

Roſamunde

Dein Stündlein naht.

Graf.

Ich bitte dich, ma soeur –

Roſamunde

Den Leidenſchaften gabſt du ſtets zu viel Gehör;
Verſchmähteſt treuen Rath, und um dich recht zu plagen
Nahmſt du ein junges Weib in deinen alten Tagen.
Das kürzt dein Leben.

Graf

Non. Sie hat viel Geld.

Roſamunde

Und du?
Biſt du nicht ſelber reich? wozu ihr Geld?

Graf (lächelnd)

Wozu? —
Des Geldes kann man nie zu viel im Seckel haben.
Das liebe Geld!

Roſamunde

Läßt man ſich auch damit begraben?

Graf

Begraben? je vous prie, man ſpreche doch mit mir
Von dem Begraben nicht. Faites moi ce plaisir.

Roſamunde

Wenn man dich liebt —

Graf

Nun ja.

Roſamunde

Mit ſchweſterlichem Herzen —

Graf

Ich bin gerührt davon.

Roſamunde

So muß es freilich ſchmerzen,
Zu ſehn, wie zugethan du einer Fremden biſt,
Die um dein wahres Wohl ganz unbekümmert iſt.

Graf

Mais c'est ma femme.

Roſamunde

O ja, den Titel führt ſie freilich.
Doch ihre Pflichten ſind ihr eben nicht ſehr heilig.

Du jammerſt und ſie lacht, du hinkeſt und ſie hüpft,
Um dich iſt ihr fürwahr kein Seufzer noch entſchlüpft.

Graf

Die Jugend —

Roſamunde

Mags drum ſeyn, den Ernſt wollt' ich ihr ſchenken,
Doch ſoll ſie mindeſtens der Sittſamkeit gedenken,
Und wenn des eignen Rufs Verluſt ſie nicht erſchreckt,
So trage ſie doch ſtets vor deinem Ruf Reſpect.

Graf

Mein Ruf? comment?

Roſamunde

Ich muß den Dolch ins Herz dir bohren:
Man ziſchelt allerley ſich hämiſch in die Ohren.

Graf

Man zweifelt doch nicht gar an meinem Rang und Geld?

Roſamunde

Man zweifelt, daß die Frau dem Bruder Farbe hält.

Graf

Est-il possible?

Rosamunde

Man erzählt — ich wills nicht glauben —
Sie gebe Rendez-vous im Park, in düstern Lauben.

Graf

Mais c'est trop fort.

Rosamunde

Es heißt, man habe sie ertappt,
Obschon in Bürgertracht die Schlaue sich verkappt.

Graf

Masqué? so hat sie ja doch die dehors beachtet?

Rosamunde (spöttisch)

O ja, wenn es der Mann aus diesem Licht betrachtet.

Graf

Ma soeur, in dieser Welt bleibt alles unverletzt,
Wenn man nur die dehors nicht aus den Augen setzt.

Rosamunde

Wie? schweigen könntest du zu solchen Anecdoten?

Graf

Ein jedes Aergerniß hat mir der Arzt verboten.

Rosamunde

Du achtest nicht den Schimpf für deinen alten Stamm?

Graf

Ich bleibe darum doch der reiche Graf von Schlamm.

Rosamunde

Man könnte sich von ihr in aller Stille scheiden.

Graf

Da müßt' ich auch ihr Geld mir von der Seele schneiden.

Rosamunde

Wohlan! behalt ihr Geld, behalt sie obendrein!
Du wirst sie bald genug durch deinen Tod erfreun.
Und kömmt es nur drauf an, dir Aergerniß zu schaffen,
O dazu weiß sie Rath, sie hat noch andre Waffen.
Bist unverwundbar du in deinem Schneckenhaus,
So läßt an deinem Mops sie ihre Launen aus.

Graf

An meinem Mops? comment?

Rosamunde

Wie unsre Leute sagen,
Hat sie noch gestern ihn getreten und geschlagen.

Graf

Den Hector? et pourquoi? mein Mops? mein Favorit? —
O weh! wie mir die Gicht durch alle Glieder zieht!

Rosamunde

Das sind die Folgen, wenn man solche Ehen stiftet.
Sey froh, wenn sie nicht dich mit samt dem Mops
vergiftet. (ab)

Sechste Scene.

Der Graf allein.

Vergiften? oh mon dieu! den Mops? und mich dazu? —
Ich bin erschrocken — oui je tremble! — Rendez-vous?
Passe pour cela, mais wie oft soll ich es sagen,
Wer meinen Hector schlägt, der hat mich selbst geschlagen.
(wird immer hitziger)
Ich leid' es nicht, Madam! — Parbleu, ich ärgre mich!
Die Galle steigt mir auf! ich werd' —

(er ſtampft mit dem Fuße).

O weh! ein Stich! —
Gelaſſen, mon ami, zuvor muß man geneſen,
Um einer Frau den Text, wie ſichs gebührt, zu leſen. —
Hélas! das griff an's Herz — das war ein bittrer
Kelch —
Erhohlung thut mir Noth — der Schlummer — le som-
meil —
Wie meidet man den Zorn? — Wie ſchüzt man ſich vor
Krämpfen? —
Ein Buch — ja ja ein Buch, das wird die Hitze dämpfen —

(er nimmt, ohne aufzuſtehn, das Buch, welches Roſamunde liegen ließ)

Moral? (er gähnt) Ach ja Moral! (er lieſt) c'est beau —
ein groß Genie —

(er murmelt)

„Verachte ſchnödes Gold —" — vollà qui est bien
dit — —
„Die Tugend" — oui c'est vrai — „ſie ſtammet von
den Göttern" —

Nichts tröſtlicher als ſolch ein Büchlein zu durchblättern
(er entſchlummert nach und nach)
Man lieſt — man ſpeculirt — man lernt — Philoſo-
phie —
Man denkt — und da vergeht — die Zeit, man weiß
nicht wie.
(er ſchläft ein.)

Siebente Scene.

Schluchſer. (mit Braten und Wein) Der Graf.

Schluchſer

Da iſt das Hühngen — So? — er ſchläft? — nun de-
ſto beſſer!
Es taugt ihm ohnehin nicht. Er hat ganze Fäſſer
Vor Zeiten ausgeſchlürft von dieſem ſüßen Gift,
Jetzt wird es einmal Zeit, daß mich die Reihe trift.

(Er ſtellt, was er brachte, auf den Nebentiſch, nimmt Meſſer und Gabel vom Tiſche des Grafen, ißt, trinkt, ſchielt oft hinüber nach dem Schlummernden, und ſpricht leiſe:)

Fürwahr, ein Göttertrank! der muß den Hunger wecken
Ein Flügelgen vom Huhn, das wird nicht übel schmecken.—
Er schlummert süß — er schnarcht — ja ja mein gnädiger Graf,
Ich wollt', Sie schliefen schon den langen, ewgen Schlaf. —
Daß große Männer doch die Kunst nie lernen wollen,
Fein zu gehör'ger Zeit sich aus der Welt zu trollen.
Des Siegers Lorbeer grünt, nur wenn er frisch gepflückt,
Und wer auf Lorbern ruht, hat bald sie welk gedrückt. —
Der Dichter — weiß er nicht zu rechter Zeit zu sterben,
So stirbt sein Publicum, und sezt ihn selbst zum Erben
Von seinen Schriften ein. — Der Höfling vollends! ja,
Stirbt der nicht bald, so steht er doch gestorben da. —
Der ärgste Mörder auf dem Erdball ist die Mode,
Denn täglich schleppt sie uns bei tausenden zum Tode.
Drum mühe dich, greif zu, erbettle, nimm, erwirb,

Doch ist dein Ziel erreicht, so stirb bei Zeiten, stirb!
Denn was der Ruhm der Welt noch gestern hoch geadelt,
Wird heute nicht bemerkt, und morgen gar getadelt —
Wohlan, du Bachusknecht, bleib deiner Lehre treu:
Wenns dir am besten schmeckt, so schlag das Glas entzwey;
Denn was ist fader als des Lebens leerer Becher?
Wie hier Figura zeigt an diesem satten Zecher. —
(deutet auf den Grafen)
O weh Herr Philosoph! das Fläschgen ist geleert;
Wo blieb das Hühngen! — ey, das Hühngen ist verzehrt.
(Nach dem Grafen schielend)
Und irr' ich nicht, so zuckt er eben im Erwachen. —
Jezt Unverschämtheit hilf ein Meisterstück mir machen.
(Schüssel und Flasche setzt er schnell vor den Grafen)
Es kommt ja in der Welt nicht grade darauf an,
Ob Einer den Genuß documentiren kann;
Steht nur die Einbildung auf ihren lustgen Sprossen;
Wer zu geniessen glaubt, fürwahr der hat genossen.

Graf (erwachend)

Nun Schluchser —

Schluchser

Gnädger Herr —

Graf

Man gebe Speis' und Trank.

Schluchser

Noch mehr? ey ey Herr Graf, bedenken Sie! so krank —

Graf

Noch mehr? ich hatte ja, mich dünkt, noch nichts bekommen?

Schluchser

Das Hühngen haben Sie schon ganz zu sich genommen.

Graf

Das Hühngen?

Schluchser

Allerdings. Auch den Tokayer Sect;
Das ganze Fläschgen da hat Ihnen wohl geschmeckt.

Graf

Das Fläſchgen?

Schluchſer

Freilich. Von dem Huhn ſind hier die Knochen,
Bis auf den Boden ward das Fläſchgen ausgeſtochen.

Graf

Ich aß es auf?

Schluchſer

Ja wohl.

Graf

Ich trank es aus?

Schluchſer

Ja wohl.

Graf

Wie kommts denn, daß der Leib mir noch ſo leer, ſo hohl? —
Hm! ich beſinne mich, die ſchönen Gottesgaben,
Im Aerger muß ich wohl ſie ſo verſchlungen haben.
Wenns nur nicht ſchadet —

Schluchser

O da seyn Sie ruhig.

Graf

Mais

Mich hungert wie zuvor.

Schluchser (warnend)

Nur Mäßigkeit!

Graf

C'est vrai.

Schluchser

Dem falschen Appetit —

Graf

Oui, dem ist nicht zu trauen,
Nach solcher Mahlzeit muß man ordentlich verdauen.
Man hohle mir den Mops. Dir kahlen Knöchlein hier,
Empfang' aus meiner Hand das liebe, treue Thier.

Achte Scene.

Gräfin Pauline. Gretgen. Die Vorigen.

Gräfin (welche im Hereintreten den Befehl hörte)

Ich bitte, Herr Gemahl, man wolle das verſchieben.

Graf

Pourquoi?

Gräfin

Ich bitte Sie —

Graf

Mais —

Gräfin

Wenn ſie mich noch
lieben —

Ich kann den böſen Mops nicht leiden.

Graf

Mais pourquoi?

Gräfin

Weil Unheils ſchon ſo viel durch dieſes Thier geſchah.
Noch geſtern ward von ihm ein armes Kind gebiſſen.

Graf

Da hat er wohl gethan. (erhebt sich) Madam, Sie sollen wissen,
Daß ich schon alles weiß. Geschlagen hat man ihn!
Geschlagen meinen Mops! mais, das wird nie verziehn.
Den Hector liebt' ich schon als meinen Bettgenossen,
Da Sie die Puppe noch in Ihren Arm geschlossen.

Gräfin

O schöne goldne Zeit!

Graf

Man höret — man verstummt!
Der Hector ist ein Freund, der gegen mich nie brummt;
Der wedelnd mich begrüßt, von meinem Stuhl nie weichet,
Wie Andre nicht, maskirt verbotne Wege schleichet;
Verstanden? — Ja ein Freund, ein Hund, der nie vergißt
Daß er der Favorit von einem Grafen ist.
Enfin ein Hund, Madam, (ganz ohne Komplimente)
An dem sich manche Frau mit Nutzen spiegeln könnte.

(nimmt den Teller mit den Knochen, und geht ab. Schluchser folgt ihm.)

Neunte Scene.

Die Gräfin allein.

Sehr delicat. — So arg hat ers noch nie gemacht. —
Mein Abentheuer ward ihm auch schon hinterbracht? —
Er ließ sichs merken. Zwar berührt' er es nur flüchtig,
Denn minder als der Mops, ist meine Ehr' ihm wichtig.
Welch traurig Loos! und wer hat meinen Lenz getrübt!
Ein Mann, der edel denkt, ein Vater, der mich liebt,
Der nur mein Glück gewollt — der nur sich selber täuschte,
Für seinen Wahn von mir den blinden Glauben heischte! —
Das Alter, mit dem Blut nicht mehr im regen Streit,
Schaft sich ein eignes Glück, es heißt Bequemlichkeit,
Nach ihr nur strebt der Greis, nur sie ist ihm behäglich;

Entbehren ſcheint ihm hart, und ſorgen unerträglich,
Er ſchilt, wenn nicht von ihm die Jugend Gründe borgt,
Die Jugend, die ſo gern bei Lieb' entbehrt und ſorgt! —
Der Eltern Wahn zertrat ſchon oft des Kindes Roſen!
Zur goldnen Höll' hinab aus Zärtlichkeit geſtoßen,
Gleichviel ob es bethränt in ſeine Ketten beißt,
Wenn es betitelt nur vom blanken Silber ſpeißt. (ab)

Gretgen

Die arme Gräfin! gern verſchrieb' ich mich dem Böſen,
Könnt' ich vom Hauskreuz nur auf immer ſie erlöſen.
Doch der verdammte Mops, obgleich ſie es verbot —
Den ſchaff' ich aus der Welt, dem ſchwör' ich Gift und Tod! —
Mein Gott, iſts nicht genug, daß uns die Männer plagen?
Soll denn ein armes Weib auch Hunde noch ertragen?

Ende des erſten Acts.

Zweiter Act.

Ein öffentlicher Spaziergang.

Erste Scene.

Pauline als Kammermädchen, Gretgen etwas beſſer gekleidet.

Pauline

Ich hätte bleiben — dir durchaus nicht folgen ſollen —
Der ewge läſtge Kampf von Wollen und nicht wollen!
Erkannte Pflicht, Vernunft, ein Herz, das ſich empört —
Ach Friede mit ſich ſelbſt, nur der iſt neidenswerth.
Mag immerhin die Nacht des Lebens auf mich ſinken;
Moral, Geſetz, Natur, mir widerſprechend dünken,
Bleib ich der Feſtigkeit des Willens mir bewußt,
So iſt kein Widerſpruch in meiner reinen Bruſt.

Gretgen

Wahrhaftig, wer Sie hört, der ſollte Wunder glauben,

Was Sie verbrochen, um den Frieden sich zu rauben.
Betrachten das Gespenst wir einen Augenblick:
Ihr werther Herr Cousin verfaßt ein neues Stück,
Sie mögen dabei nicht in Ihrer Loge sitzen,
Aus Furcht, der Autor werd' an Ihrer Seite schwitzen;
Sie wollen unbemerkt das neue Schauspiel sehn,
Und Ihnen hat beliebt verkleidet hinzugehn.
Sie suchen schüchtern im Parterr die fernste Ecke,
Der Zufall, der mit Lieb' oft unter einer Decke
Sein Wesen treibt, führt flugs den Nachbar Ihnen zu,
Dem Ihrer Reize Macht zu groß für seine Ruh.
Er naht bescheiden sich, er wünschet Sie zu kennen,
Er hört, daß Sie sich nur ein Kammermädchen nennen
Ich muß die Gräfin seyn — die Rolle spiel' ich schlecht,
Doch meine Gräflichkeit nimmt er für baar und ächt,
Behandelt ehrfurchtsvoll mich gleich den ersten Damen,
Zu forschen nicht einmal wagt er nach unsren Nahmen —

Pauline

Bis hieher Alles gut, unschuldig war der Scherz,
Doch nun — . . . . .

Gretgen

Was weiter? was bekümmert nun Ihr Herz?
Daß eine Freundin ſich an dieſem Spiel ergötzet?
Muthwillig ſchalkhaft in Verlegenheit uns ſetzet?
Daß ſie ins Ohr ihm rannt: „woll' er allein uns ſehn,
„So dürf' er täglich nur im Park ſpatzieren gehn?"
Daß er nun würklich kommt, uns täglich aufzupaſſen,
Wir auch Einmal zum Scherz uns würklich finden laſſen —

Pauline

Das war zu viel, zu viel!

Gretgen

Ja, hätten wir gewußt,
Welch eine Flamme brennt in dieſer nordſchen Bruſt,
Wie grauſam ernſtlich er es nimmt mit ſeinem Lieben,
So wären freilich wir vielleicht zu Haus geblieben.
Wer kann denn aber auch vermuthen, daß ein Held,
Der plözlich unter uns vom Nordpol niederfällt,
Den wir ſo kalt geglaubt wie die gefrorne Erde,

In eine Deutsche sich so heiß verlieben werde?
Wenn alle Russen so für ihre Mädchen glühn,
So mögte man fürwahr sogleich nach Rußland ziehn.

Pauline

Er dauert mich. Den Scherz hab' ich zu weit getrieben.

Gretgen

Ist denn Gefahr dabey?

Pauline

Ich darf ihn ja nicht lieben.
Doch Mitleid, das verdient er, weil ers redlich meynt,
Und in der That mich recht im Ernst zu lieben scheint.

Gretgen

O ja in vollem Ernst.

Pauline

Ich sollte das nicht hoffen;
Doch immer steht das Herz dem, was uns schmeichelt, offen.
Der innre Vorwurf nagt vergebens tief und scharf,
Ich will, was ich nicht soll, und thu, was ich nicht darf.
Der Becher süßen Gifts berührte schon die Lippe,

Ein Strudel riß mich fort, ich nahte ſchon der Klippe —
Doch ſcheitern werd' ich nie! wich einen Augenblick
Mein Genius von mir, ſo kehrt er ſchnell zurück.
Zum leztenmale durft' ich ihn zu ſehen wagen,
Denn feſt iſt mein Entſchluß, ihm Lebewohl zu ſagen.

Gretgen

Wer weiß ob er nicht ſelbſt, vom kurzen Rauſch erwacht,
Bereits die Flucht ergriff.

Pauline (erſchrocken)

Er ſelbſt?

Gretgen

Strohfeuer macht
Zwar viel Geprasſel, doch verlöſcht es um ſo ſchneller;
Auf ſolcher Herren Treu borgt niemand einen Heller.

Pauline

Doch meynſt du würklich, daß auch er —?

Gretgen (zuckt die Achſeln)

Der junge Held,
Wo iſt — wo bleibt er denn? — zwar wurd' er nicht
beſtellt;

Kein Tag ihm anberaumt; — doch unter diesen Linden,
Schwur er freiwillig ja, sich täglich einzufinden,
Und sollt' er Wochenlang vergebens gehn und stehn,
Er woll' und müsse Sie noch einmal wieder sehn.
Nun sind wir da, und er — wo bleibt er?

Pauline (gereizt)

Desto besser!

Gretgen

Er segelt längst vielleicht auf stürmischem Gewässer
Mit kaltem Herzen in sein kaltes Vaterland,
Und knüpft mit leichtem Sinn dort schnell ein neues Band.

Pauline

Nun desto besser! so ist mir die Pflicht erlassen,
Ihn zu verstossen — ihn zu schelten — ihn —

Gretgen (schalkhaft)

Zu hassen?

Pauline

Ja hassen! denn sein ganz Geschlecht ist hassenswerth!
Ein Rausch ist sein Gefühl, es liebt nicht, es begehrt;

Ein Spielwerk sind wir ihm, auf Monden oder Wochen,
Ein Spielwerk, nur so lang, bis Muthwill es zerbrochen.
Ach! immer will der Mann die Sinne nur erfreun,
Und immer mischt das Weib so gern die Seele drein.
Ja wahrlich, Mädgen, gäb' es keinen Mann auf Erden,
Es könnte jede Frau zu einer Heilgen werden.

Gretgen (die sich umgesehn)

Fruchtloser Wunsch! was nützt der herrliche Sermon?
Da kömmt schon ein Geschöpf, geformt aus gröberm Thon.
Die grüne Uniform — er ists.

Pauline (erschrocken)

Er ists?

Gretgen

Ja leider!
Hu! wie er fliegt! schnell wie der Kiesel von der Schleuder,
Er hat uns fern erblickt. Fürwahr, ein scharf Gesicht.
Ach! wer so sieht und läuft, nicht wahr, den schilt man nicht? —

Fedor (tritt haſtig auf, hält ſich aber, aus Achtung vor der vermeynten Gräfin, zurück)

Gretgen (laut)

Jetzt, Gretgen, bleibſt du hier, ich will den Hayn begrüßen,
Auf meinem Lieblingsplatz der Einſamkeit genießen.

(ſie geht ab, ohne einen Blick auf Fedor zu werfen)

Fedor (harrt mit bebendem Verlangen auf den Augenblick ihrer Entfernung.)

Pauline (ſteht verlegen)

Mir ſchien noch heute mein Entſchluß ſo leicht, ſo gut —
Und nun er da iſt, ach! wie hart — wie ſchwer! —
(ſie nimmt ſich zuſammen) Muth! Muth!

Zweite Scene.

Fedor. Pauline.

Fedor (zu ihr hinſtürzend)

Ha! biſt du endlich da! nach ſieben langen Tagen!
Ich habe dir ſo viel, weiß Gott, recht viel zu ſagen.

Wo warst du? trägst du denn kein Herz in deiner Brust,
Daß du mich Redlichen fliehn, haſſen, quälen mußt?

Pauline (ſchüchtern)

Ich durfte nicht von Haus.

Fedor

Warum mir denn verbieten,
Zu dir zu kommen? ja, warum ſich ängſtlich hüten,
Das Haus, die Straße nur zu nennen, wo du wohnſt?
Wollt' ichs erſchleichen, ſieh, die Vorſicht wär' umſonſt,
Denn folgen dürft' ich nur dir unbemerkt von fern.

Pauline

Verboten hatt' ich das.

Fedor

Und ich gehorchte gern.
O wer ſo liebt wie ich, dem ſchafft es ja Vergnügen,
Des Herzens liebſten Wunſch aus Liebe zu beſiegen.

Pauline

Für meine Ehre —

Fedor

Ja, für die gäb' ich mein Blut!

Doch warum wär's ein Schimpf? ich meyn' es ja so gut!
Weiß Gott, so herzlich gut! iſt etwa hier zu Lande
Ein redliches Bemühn für Mädgen eine Schande?

Pauline

Man muß nicht nähren, was man nicht erwiedern kann.

Fedor

Nicht kann?

Pauline

Vielleicht nicht darf.

Fedor

O Mädchen ſieh mich an!
Gieb mir Vertrauen, denn ich habs um dich verdienet.
Sprich grad' heraus, warum mir keine Hoffnung grünet?
Es iſt ein Troſt für den, der ſüßern Troſt entbehrt,
Wenn die Geliebte ihn durch ihr Vertrauen ehrt.
Drum rede, ob du gleich den Fremdling tief betrübeſt.
Du darfſt nicht? kannſt nicht? well — du einen Andern liebeſt?

Pauline (haſtig)

Nein, wahrlich nein!

Fedor

Hab Dank für dieſes ſchöne Wort —
Und doch — du böſer Neid — fort aus dem Herzen, fort!
Denn wenn ſie dich nicht liebt, wenn dir dein Glück entriſſen,
Warum an fremder Bruſt ſie nicht zufrieden wiſſen?
Ihr Glück iſt mein Gebet! ihr Wunſch iſt auch mein Ziel!
Fern ſey der Neid, wenn mir das ſchöne Loos nicht fiel,
Drum ſieh mich an, du darfſt ins tiefſte Herz mir ſchauen;
Giebſt du mir Liebe nicht, ſo gieb mir doch Vertrauen!
Mit Thränen frag' ich dich, von Angſt mir ausgepreßt,
Mit einer Wehmuth — ach! die kaum mich athmen läßt:
Kannſt du mich lieben?

Pauline

Wenn ichs könnte, was ſoll werden?

Fedor (mit ſteigender Begeiſterung)

Ein glücklich frohes Paar! das glücklichſte auf Erden!
Du folgſt dem Gatten in ſein ſchönes Vaterland;

Er führt dich jauchzend an der Wolga reichen Strand,
Wo Segen sich ergoß auf blühende Gefilde,
Wo Gott sich offenbart in Alexanders Milde;
Wo nie ein Schwindelgeist der Weisheit Larve borgt;
Wo Jeder, weil er liebt, dem Liebenden gehorcht.
Ich kann dir nur ein Herz, und keine Schätze bieten,
Doch wahrlich, dieses Herz soll Schätze dir vergüten.
Ich bringe dich in das Reich der üppigen Natur,
Ich führe dich über den Strom auf eine lachende Flur,
Von fleißigen Menschen bewohnt, verschönert zum blühenden Garten,
Wo Sitten-Einfalt, Treu und Frohsinn deiner warten;
Wo traulich jedes Kind die Hand des Fremden faßt,
Wo jede Hütte dich grüßt, den herzlich willkommnen Gast!
Dort zeig' ich dir den Strom, bedeckt mit schwellenden Segeln,
Den Eichenhayn, belebt von tausend zwitschernden Vögeln,
In dessen Schatten die geliebte Hütte steht,
Aus der der Mutter Geist uns liebend entgegenweht!

Ein Grab auf dem Hügel umschließt, die mir zu früh gestorben —
Klein ist mein Erbe, doch durch redlichen Fleiß erworben.

Pauline

Wozu mich rühren? ach! mich fesseln Pflicht und Stand.
Gehör' ich Niemand an? hab' ich kein Vaterland?

Fedor

Der Nahme werde nie an ein Gebiet verschwendet,
Wo fremder Uebermuth die Völkerrechte schändet.
Der rühme sich allein, daß ihn ein Volk erzeugt —
Der nie ins Sklavenjoch den freyen Nacken beugt.
Ein Vaterland muß Kraft und Muth zu sterben geben!
Erdulden bringt nicht Ruhm, gehorchen heißt nicht leben.

Pauline

Den Vorwurf sprach umsonst der stolze Fremdling aus:
Hab ich kein Vaterland, so doch ein Vaterhaus.
Der Mann, durch Kraftgefühl gereizt, folgt seinem Sterne,
Trägt seine Thätigkeit zerstörend in die Ferne;
Des Hauses Sorgen sind dem Gierigen zu klein,

Er will gekannt, geehrt, berühmt, besungen seyn.
Daher sein Widerwill' auf altem Weg zu schlendern,
Nicht bessern will er, nein, das Alte nur verändern,
Sey's mit der Feder, mit dem Degen in der Faust,
Nicht achtend stilles Glück, das oft in Formen haust;
Und zur Beschönigung von diesem edlen Triebe,
Leiht er den Titel ihm der Vaterlandesliebe. —
Das Weib hingegen schränkt sich auf das Nächste ein;
Will nicht gekannt, berühmt — geliebt nur will es seyn.
Der alten Ordnung Geist, ihm ist er Freund, Erhalter —
Denn schaffen ist wohl schwer, erhalten ist doch schwerer —
Erhalten will es nur, was Lieb' allein erhält,
Drum ist das Vaterhaus ihm Vaterland und Welt.

Jedor

Du Schlaue weichst mir aus. Was kümmern uns die Rechte,
Die Fehler, Tugenden, von jeglichem Geschlechte?
Ich trachte nicht nach Ruhm, der Helden Zeitvertreib;
Ich kenne Weiber nicht, ich kenne nur Ein Weib.
Nur du allein — o komm in meines Wäldgens Schatten!

Den Vater nanntest du, warum nicht auch den Gatten?

Ist dir sein Haus zu klein? — als Vaterland geliebt
Wird bald der kleinste Ort, wo Liebe Tugend übt.

Pauline

Mich hält die Pflicht —

Fedor

Sie soll mit deinem Glück nicht streiten.

Pauline

Mein guter Vater —

Fedor

Wird die Kinder gern begleiten.

Pauline

Ein Greis —

Fedor

Der Tochter Glück giebt ihm erneute Kraft.

Pauline

Und arm —

Fedor

Arm? wenn die Lieb' ihm Brod und Ruhe schafft?

Pauline

Geringen Standes —

Fedor

O vertrau' der zarten Schonung;
Der Vater bleibt ja stets der Erst' in Kindes Wohnung.

Pauline

Genug. Ich bin gerührt. Verzeihung, edler Mann,
Verzeihung, wenn ich jezt nicht alles sagen kann.
Ich fühle wohl, ich darf die falsche Schaam nicht hören,
Und doch — es ist so schwer, die Täuschung zu zerstören!
Wie oft hab' ich gewünscht, nicht um den eitlen Schein,
Der Thoren lockt, nur um mich selbst geliebt zu seyn;
Erfüllt ward dieser Wunsch —

Fedor

Und doch? warum noch klagen?

Pauline

Es ist zu spät! ich muß dem seltnen Glück entsagen!

Fedor

Zu spät?

Pauline

Daß keine Frag' in mein Geheimniß dringt;
Ein leztes Opfer sey es, das mir Liebe bringt.
Ich kam hierher — ich muß — mein Freund, ich muß
Sie meiden —
Wir dürfen ferner uns nicht sehn — wir müssen
scheiden —
Bedauren — Hochachtung — (bei Seite) mit Thränen ohne Zahl —
(laut) Empfängt der biedre Freund von mir zum leztenmal.
Er forsche nicht, warum ich seiner Lieb' entsage;
Er wiss' und glaube mir, daß ich am schwersten trage.
Wenn ihm die Blumen blühn an seiner Wolga Strand,
So denk' er, daß die Pflicht mir Dornenkronen wand —
Daß sich mit seinem Bild die Stacheln tiefer senken —
Und nur Ein Glück mir blüht — das Glück an ihn zu denken.

Fedor

Halt! was iſt das? du weinſt? ich ſehe dich bewegt,
Indeß ein jedes Wort mir tiefre Wunden ſchlägt?
Du giebſt mir Mitleid, wenn mein Herz in Liebe lodert?
Du giebſt mir Räthſel, wenn mein Herz Vertrauen fodert?
Jezt heiſche länger nicht Gehorſam noch von mir;
Jezt flieh wohin du willſt, bei Gott! ich folge dir!
Dein treuer Schatten will ich ſeyn, bis ich ergründet,
Bis ich erfahren, was dich feſſelt, was dich bindet.
Iſt deine Gräfin hart, mein Flehn erweiche ſie;
Iſt hart dein Vater, ich umfaſſe ſeine Knie,
Will betteln, leiden, thun, will harren, hoffen, glauben —
Und keine Erdenmacht ſoll dieſes Herz mir rauben!

Pauline

Gott! dieſer Ungeſtüm erſchwert nur mein Geſchick.

Fedor

Vergebens warneſt du, es gilt mein ganzes Glück!

Pauline

So muß ich denn —

Dritte Scene.

Gretgen. Die Vorigen.

Gretgen (eilig und leiſe zu der Gräfin)

Man kömmt — der Graf —

Pauline

Auch das noch!

Gretgen

Fliehen

Sie ſchnell.

Pauline (mit Stolz)

Ich fliehn? ſo weit wär' es mit mir gediehen?
Daß ich beſchämt —

Gretgen

Auch die Comteſſ' — ſie kommt, ſie
hezt —

Pauline

Den Wohlſtand hab' ich zwar, doch nicht die Pflicht verlezt.
Ich bleibe —

Fedor (der beyde beobachtet)

Wird der Wink von mir nicht falsch gedeutet
So hab' ich böses Spiel dem guten Kind bereitet.
(zu Gretgen)
O gnäd'ge Gräfin! zwar, ich kenne nicht Ihr Recht,
Doch hat mein kühnster Wunsch Ihr Ansehn nie geschwächt.
Auf Ihr Gebot vielleicht — so muß ich leider schliessen —
Hat sie ein liebend Herz standhaft zurück gewiesen.
Ist Ihnen das genug? was fodern Sie noch mehr?
Den Fremdling, ach! warum drückt ihn Ihr Zorn so schwer?
Ich bin ein guter Mensch, will sie zum Weibe nehmen,
Und darf mich des Gefühls vor keinem Fürsten schämen.

Gretgen (sehr verwirrt)

Wer zweifelt dran? nur jezt — verlassen Sie uns jezt.

Fedor

Auf diese Stunde hab' ich mein Vertraun gesezt.
Es mögen Aug' und Herz in Bitten überfliessen;
Jezt oder nie! mich wirft die Angst zu Ihren Füssen!

(er kniet vor Gretgen)

Gretgen

O Gott!

Feder

Ich steh' nicht auf, bis ich Ihr Herz bewegt
Bis sich ein Mitgefühl in Ihrem Busen regt.

Gretgen

Genug —

Feder

Nie dürfen Sie vor solcher Lieb' erröthen,
Verstossen Sie mich jezt, so wird der Gram mich tödten!

Vierte Scene.

Der Graf. Rosamunde. Die Vorigen.

Graf

Mais c'est touchant.

(Feder springt auf, und tritt auf die Seite. Er ist in grosser Bewegung, mehr mit sich selbst beschäftigt)

(Gretgen steht verwirrt. Pauline wirft einen ernsten fast stolzen Blick auf die Ankommenden.)

Roſamunde

Ertappt, zwar ich begreife nicht,
Warum von Liebe man mit Jungfer Gretgen ſpricht?

Graf (zu Pauline)

Très-humble Serviteur! lockt Sie das ſchöne Wetter?

Roſamunde

Das nun wohl eben nicht; ein Schauſpiel gabs für Götter.

Graf (auf ihre Kleidung deutend)

Man hat ſichs, wie ich ſeh', auch fein bequem gemacht?

Roſamunde

An Ueberraſchung ward vermuthlich nicht gedacht.

Graf

Man iſt ein wenig — mais comment? — embarrassiret.

Roſamunde

Durch ſolche Zeugen wird man freilich ſehr geniret.

Pauline

Mit nichten. Lauſchen iſt hier jedem unverwehrt,
Selbſt dem, der gern den Schein in böſe That verkehrt.
Ich wünſche Jedermann wo möglich hundert Augen,
Um nach Belieben Gift aus Blumen ſich zu ſaugen,

Die arme Seele, die kein' andre Freude kennt,
Als blaſen, wo es glimmt, und ſchüren, wo es brennt,
Und in des Nächſten Aug' auf einen Splitter lauern,
Die kann ich wahrlich nur verachten und bedauern.

(ſie will gehn. Jeder will ihr folgen)

Ich fodre als Beweiß von Achtung, daß Sie mir
Nicht folgen. (ſie geht mit Gretgen ab)

Feder

Gott!

Fünfte Scene.

Der Graf. Roſamunde. Feder.

Graf (der nicht recht weiß, was er ſagen ſoll)

Ma soeur, mais —

Roſamunde

Ich erſticke ſchier!

Graf

Pourquoi?

Roſamunde

Mon dieu! wie kann man doch ſo albern fragen?

Du hörteſt ja, dies Weib darf mir zu trotzen wagen,
In einem Augenblick, der ihr das Urtheil ſpricht?

Graf

Ein Weib? comment ma soeur? den Ausdruck leid' ich nicht.

Roſamunde (ärgerlich)

So mach' ſie, wenn's beliebt, zur Grazie, zur Muſe.

Graf

Ich mache ſie zu nichts, mais elle est mon épouse.

Roſamunde

Darüber ſchreyen längſt die Ahnen Ach und Weh!

Graf

Pourquoi? ſie promenirt ja nur im Negligee.

Roſamunde

Den kümmerts nicht, und wenn ſie zehn Intriguen hätte.

Graf

Pardon, er kniete ja doch nur vor der Soubrette.

Roſamunde

Wie das zuſammenhängt, erforſch' ich jezt geſchwind.

(ſie nähert ſich Fedor, der in tiefen Gedanken ſteht)

Mein Herr, wir wünſchen —

Fedor (erwachend)

Was?

Roſamunde

Zu wiſſen, wer Sie ſind?

Fedor

Ein Ruſſ', ein Officier, Fedor Wolkoff mit Nahmen.
Wozu die Frage?

Roſamunde

Weil — die beiden jungen Damen —

Fedor (mit gezwungener Aufmerkſamkeit)

Die Damen? — weiter! Sind von Ihnen ſie gekannt?

Roſamunde

O ja.

Graf

Beaucoup.

Roſamunde

Die Ein' iſt nah mit uns verwandt.

Graf

Sehr nah.

Rosamunde

Drum wünschen wir den Inhalt des Gespräch's —

Fedor

Ha, wären Sie vielleicht die Mutter?

Rosamunde (pikirt)

Keinesweges.

Fedor

Doch nein, sie sprach ja nur von einem Vater, der
Sind Sie vielleicht, mein Herr?

Graf

Ich? point du tout, mein
Herr.

Rosamunde

Sie sollen wissen — denn vielleicht ward es verhehlet —
Die Eine Schöne ist als Gräfin längst vermählet.

Fedor

Nun ja, das weiß ich. Was geht mich die Gräfin an?
Ihr Kammermädgen lieb' ich, wiss' es Jedermann.

Graf

Eh bien, ma soeur?

Roſamunde

So darf die Gräfin ſich erdreiſten,
Intriguen dieſer Art hülfreiche Hand zu leiſten?

Fedor

Intriguen? nein, Madam, das war ein ſchlechtes Wort.

Roſamunde

Mich deucht, das Rendez-vous, der abgelegne Ort —

Fedor

Ich bin ein ehrlicher Mann, der ſie zur Frau begehret.

Roſamunde

Die Kammerjungfer?

Fedor

Nun natürlich.

Graf

Unverwehret.

Roſamunde

Willkommen wird ihr ſeyn dies unverhoffte Glück.

Fedor

Ach leider, nein! ſie ſtößt mein liebend Herz zurück.

Roſamunde

Unmöglich!

Graf

C'est curieux.

Fedor

So iſts.

Roſamunde

Ich kanns nicht faſſen.

Fedor

Die Gräfin, wie mir ſcheint, will ſie nicht von ſich laſſen.
Zwar wenn ſie kommt —

Roſamunde

Pardon, wie oft iſt das geſchehn?

Fedor

Ach! zweimal nur —

Graf

Deux fois?

Fedor

Dann ſcheint mein ängſtlich

Fliehn

Sie wohl zu rühren, ja, ſie läßt uns auch allein;
Doch heute war ſie ſtolz und ſchien erzürnt zu ſeyn.

Roſamunde

Jezt bin ich auf der Spur. Man will den Handel ſtören,
Weil die Vertraute man nicht füglich kann entbehren.
Ich aber denke ſo: je mehr ſie hindern will,
Je deutlicher verräth ſie nur ihr eignes Spiel,
Und darum müſſen wir die Sache ſchleunig enden.
Das Mädchen, lieber Gott! greift zu mit beiden Händen;
(bei Seite) Ich werde mit Manier die Naſeweiſe los —
(laut zu Fedor) Drum, wenn ich trauen darf —?

Fedor

Mein eignes Glück —

Roſamunde

So groß

Wirds eben nicht, was meynſt du, Bruder?

Graf

Nach Belieben.

Roſamunde

Ihr ſogenanntes Glück, wir wollens nicht verſchieben.

Sie kommen in das Haus des Herrn Grafen Schlamm
(auf ihren Bruder deutend)
Und werden heute noch entzückter Bräutigam.

Fedor

Wie? träum' ich? steht es auch bey Ihnen Wort zu halten?
Sie dürften mit der Hand des lieben Mädgens schalten?
Gehorchen würde sie?

Rosamunde

Man nimmts nichts so genau.

Graf

Sie muß!

Rosamunde

Denn die Person ist Jungfer seiner Frau.

Graf (mit Nachdruck)

Gemahlin.

Fedor

Muß? o nein! um freye Liebe fleh ich.

Rosamunde

Ach ja doch, gar zu gern, freywillig, dafür steh ich.

Fedor

Großmüthge Dame, die mit ihrem Zauberſtab,
Gleich einer guten Fee, mir neues Leben gab;
Der ich noch unbekannt, und die ich ſelbſt nicht kenne!
Wer ſind Sie? daß vor Gott mein Dankgebet Sie nenne.

Roſamunde (geziert)

Comtesse Schlamm.

Graf

Ma soeur.

Fedor

Der Name bleibt mir werth
So lang mein Herz Gefühl für alles Gute nährt.
Auch die Geſtalt — vielleicht für manchen Thoren häß-
lich —
In meinen Augen ſchön, hold, reizend, unvergeßlich!
Ich bin ſo tief bewegt — verzeihen Sie — ich muß —
O zürnen Sie mir nicht! ich bitt' um einen Kuß.

Roſamunde (mit Entſetzen)

Wie? Männerlippen? Kuß? mich zu berühren wagen?

Fedor

Sie könnten einen Kuß der Dankbarkeit verſagen?
O nein! des herzlichſten Gefühles mir bewußt
Drück' ich Sie ohne Scheu mit Inbrunſt an die Bruſt.

(er umarmt ſie trotz ihres Sträubens und geht ab)

Sechste Scene.

Der Graf. Roſamunde.

Roſamunde

Mein Gott! der Menſch —

Graf

Est fou.

Roſamunde

Das kann man uſt nicht ſagen,
Er iſt ſo übel nicht, und weiß ſich zu betragen.
Ein wenig ſchwärmeriſch. Es thut mir leid um ihn
Er ſcheint es würdig, daß ihm beſſre Blumen blühn

Graf

Und reiſe Früchte, wie?

Roſamunde

Hm! du beliebſt zu ſpötteln.
Wenns reiſe Schönheit gilt, da pflegſt du Witz zu betteln.
Und doch bleibt ewig wahr: nur in der Sommerzeit
Des Lebens giebt ein Weib der Liebe Süßigkeit.
Der kalte Lenz gewährt uns darum nur Behagen,
Weil er Verkünder iſt von warmen Sommertagen.

Graf

Ich admirire, was Erfahrung aus dir ſpricht.'
Passe pour l'été, mais — von dem Winter ſprichſt du nicht?

Roſamunde

Da ſteckt nun abermals ein fader Scherz dahinter.
Mais sachez donc, mon frère: ein Weib hat keinen Winter.

(ſie reicht ihm die Hand und er führt ſie ab)

Ende des zweiten Acts.

Dritter Act.

(Ein Saal wie im erſten Act.)

Erſte Scene.

Schluchſer (allein, mit einem entſiegelten Zettel in der Hand)

Der iſt ſo gut als Gift; den trag' ich zur Comtesse,
Das Briefgen lautete zwar nicht an mein' Addreſſe
Und wohl verſiegelt mit Oblate war es auch;
Doch Brief' erbrechen iſt jezt überall Gebrauch.
In offner Fehde darf ſich Ehrlichkeit bequemen
Und es nicht ſo genau mit einem Petſchaft nehmen.
Hab' ich vor Zeiten doch, als Schreiber auf der Poſt,
Zum Wohl des Staates oft entſiegelt — drum getroſt!

Zweite Scene.

Schluchſer. Roſamunde.

Schluchſer

Triumph! ein Actenſtück. Das wird uns weiter bringen,
Als wenn, im Neh Vulkans, wir unſern Kriegsgott fingen.

Rosamunde

Ey, ey, was giebt es denn? er grinst ja so vergnügt?

Schluchser

Hier ist ein Zettelchen, das nach Rhabarbar riecht,
Nebst einem Pülverchen zum schnellen Expediren,
Wenn man den Athem nicht freywillig mag verlieren.

Rosamunde

Gift?

Schluchser

Jungfer Gretgen hat es für den Mops begehrt,
Weil ihre gnädge Frau —

Rosamunde

O das ist Goldes werth!

Schluchser

Der Apotheker ist ein lüsterner Geselle,
Der schickt für einen Kuß das ganze Haus zur Hölle,
Sie hat ihm weiß gemacht, wir alle wären froh,
Wenn der verdammte Mops läg' in praeseplo;
Man wäre lange schon des Knurrens, Schnarchens
müde,

Und habe keine Ruh vor diesem Störefriede,
Da hat er eben jezt mich im Vertraun gefragt,
Obs wahr sey?

Rosamunde

Nun? und er?

Schluchser

Ich habe Ja gesagt,
Und so gelang es mir, das Pulver wegzufischen,
Nebst einer Anweisung, für Gretgen, es zu mischen,
Die ist zu unserm Glück so hübsch verblümt gestellt,
Daß sie sich deuten läßt, ganz wie es uns gefällt.

Rosamunde

Laß er doch sehn. (sie nimmt den Zettel und liest) Ja, ja vortreflich. Das kann nützen.
Mit diesem Gift bestreicht man unsrer Pfeile Spitzen.
Er zittre für den Mops, er zittre selbst für sich!
(den Zettel zurück gebend)
Den Trumph verwahre man bis zu dem lezten Stich.
Man kommt. Versuch' er jezt die Gräfin herzulocken;
Ich bin indeß bemüht, ihr etwas einzubrocken.
(Schluchser ab.)

Dritte Scene.

Graf Schlamm (mit dem Mops auf dem Arme)
Roſamunde.

Graf

Es ſcheint, ma soeur, daß die Geſundheit wiederkehrt;
Gottlob! ſo eben hab' ich ein bouillon verzehrt,
Ein delicat bouillon von Schnecken und Schildkröten,
Mit einem Appetit, gleich einem Hauspoeten.
Die ſtarke Mahlzeit, die zuvor ich conſumirt,
Das Hühngen zu verſtehn, iſt glücklich digerirt.

Roſamunde

So ſollteſt du jezt fein im Sorgeſtuhle raſten,
Nicht mit dem ſchweren Mops, dem Fettwanſt, dich
belaſten.

Graf

Ach was man zärtlich liebt, wie federleicht das wiegt!

Roſamunde

Fürwahr, es ſcheint, daß er dir mehr am Herzen liegt,
Als Frau und Schweſter.

Graf

Oui sans doute.

Rosamunde

Sehr ungebührlich.

Graf

Comment? tout au contraire, ich find' es ganz natürlich,
Sein ehrliches Gemüth, sein schwarzer Schmeichelmund,
Ja sein Verstand und Herz —

Rosamunde

Warum nicht gar! ein Hund —

Graf

Oui, mais ein Hund, ma soeur, ist zwar nicht unsers gleichen,
Doch wird an Tugenden der Mensch ihn nie erreichen.
Als Treue nach und nach sich aus der Welt verlohr,
Da wars ein Hundeherz, das sie zum Sitz erkohr.
Der Egoismus, der in ganz Europa thronet,
Hat, Gott sey Dank, bis jezt die Hunde noch verschonet.
Wer jagt und wacht für uns? wer liebt uns treu und warm

Auch in der Noth? — etwa der Mensch? daß Gott erbarm!
Der Hund, ma soeur! wollt' ich den Hund nach Würde
preisen,
So müßte seinen Ruhm dir ein Foliant beweisen.

Rosamunde

Schon gut, ich schenke den Beweis. Auch giebt es nun
Der wichtgen Dinge mehr in deinem Haus zu thun.
Denn eh' der junge Ruff' erscheint, den wir geladen,
Kann bei der Gräfin wohl ein ernstlich Wort nicht schaden.
Ein Fragestück: warum den Wohlstand sie verlezt,
Und doch sich Gretgens Glück halsstarrig widersetzt?

Graf

Oui, vous avez raison.

Rosamunde

Verkünd' ihr deinen Willen
Mit Ernst und kehr' dich nicht an eigensinnge Grillen.

Graf

Je vais me rengorger.

Rosamunde

Erklär' ihr fest und laut:

„Ihr Kammermädgen ist des jungen Russen Braut;
„Die Hochzeit morgen und die Abreis' übermorgen."

Graf

Sans contradiction. Ich will — und Sie gehorchen.

Rosamunde

So recht. Die Dirne fort! sie steckt voll Trug und List.
Du weißt noch gar nicht, wie gefährlich sie dir ist.

Graf

Gefährlich! non. Hübsch wohl. Doch mein Herz zu entflammen —

Rosamunde

Die Gräfin kommt. Hernach davon. Nimm dich zusammen.

Graf

Eh bien, ich nehme mich zusammen.

Vierte Scene.

Pauline. Vorige.

Pauline

Schluchser sagt,
Es habe mein Gemahl nach mir gefragt?

Graf

Ganz recht, Madam. (er räuspert sich) Hm! hm! ich kann
mich nicht entbrechen,
So über dies und das ein ernstlich Wort zu sprechen.
Es hat ein junger Mensch, aus dem Kosakenland,
Bescheiden angesucht um Ihres Gretgens Hand.
Nachdem ich nun bereits in seinen Wunsch gewilligt,
So will verlauten, daß Sie solches nicht gebilligt?
Sans rime et sans raison dem Glück sich widersezt?
Pourquoi Madam? pourquoi? erklären Sie das jezt.

Pauline (erschrocken)

Sie überraschen mich. Der Russe hat bei Ihnen
Im Ernst um Gretgens Hand geworben?

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
KOTZEBUE,A.F.F.VON
3-598-51521-9
FN. I4765/143

Graf

Ja, zu dienen.
Was wendet man wohl ein? — man iſt betreten? ſtill?

Pauline (ſucht ſich zu faſſen)

Je nun, wenn er ſie mag —

Graf

Er mag.

Pauline

Und ſie ihn will --

Graf

Sie muß. Denn mein Befehl, den bitt' ich zu erwägen.
Und Sie, Madam —

Pauline

Wohlan, ich habe nichts dagegen.
Zwar fürcht' ich —

Graf

Hier wird nicht gefürchtet, nur gehorcht.

Pauline

Wenn nur kein Irrthum —

Graf

Seyn Sie deshalb unbesorgt.
Vielmehr belieben Sie das Mädgen auszusteuern,
Denn morgen Abend wird man schon die Hochzeit feiern.

Pauline (verlegen)

Fürwahr ich sehe mich gezwungen —

Graf

Einerley.

Pauline

Der Schein ist wider mich — der Ruff' —

Graf

Es bleibt dabey.

Pauline

Wenn aber —

Graf

Mais, ich will durchaus kein Aber hören!
(er erhebt sich vom Sessel)
Jezt tret' ich ab. Kein Mensch soll meinen Schlummer stören.
Doch wird in kurzer Frist man mich erscheinen sehn.
Dann soll en ma présence Verlobung vor sich gehn. (ab)

Pauline

Bedeuten Sie ihm doch —

Rosamunde

Warum ein Glück mißgönnen?

Pauline

Sie wissen nicht —

Rosamunde

Doch, doch.

Pauline

Schwer fällt mir zu bekennen —

Rosamunde

Ich glaub's, man hat an die Vertraute sich verwöhnt.

Pauline (gereizt)

Comtesse, ich leide nicht, daß man mich neckt und höhnt.

Rosamunde

Beyleibl

Pauline

Und liebe nicht das Lauren, das Beschleichen.

Rosamunde

Man hielt das Jüngferchen ja fast wie seines gleichen;

Hat ihm wohl anvertraut Geheimniß mancher Art,
Und plözlich nun getrennt — ja das iſt freilich hart.
Je nun, wenn der Gemahl befiehlt aus trift'gen Gründen,
Muß eine brave Frau ſich in ihr Schickſal finden.

(verbeugt ſich höhniſch und geht ab.)

Fünfte Scene.

Pauline allein.

Da bin ich ſchön verſtrickt — die Cataſtroph' iſt nah —
Was nüzt die Unſchuld mir? ich ſtehe ſchuldig da —

(Pauſe)

Ihr Frauen allzumal, nach Anbetung ſo lüſtern,
Könnt' ich in euer Herz die treue Warnung flüſtern:
Wie oft durch ſolch ein Spiel man Ruf und Ruh verliert,
Wie oft der kleinſte Schritt in Labyrinthe führt!
Seyd immerhin mit dem Gewiſſen auf dem Reinen:
Wer ſchuldlos trotzen will, der muß auch ſchuldlos ſcheinen.
Wer fragt nach dem Gefühl, das euch im Buſen flammt?

Den Schein belauscht die Welt, und richtet und verdammt!

Sechste Scene.

Fedor. Pauline.

Pauline (sehr erschrocken)

Was seh' ich! Gott! Sie hier? und ich allein mit Ihnen?
Sie trozten dem Verbot? Sie durften sich erkühnen —

Fedor.

Sey ruhig, man hat mir den Zutritt selbst vergönnt.

Pauline

Wer?

Fedor

Deine Herrschaft.

Pauline

Wer?

Fedor

Ein Graf, der Schalum sich nennt.

Man willigt ein, o! kann ich nur dein Herz gewinnen,
So iſt mir deine Hand gewiß!

Pauline

Sie ſind von Sinnen.

Fedor

Noch heut' — ich hab' das Wort — verlobt man mich mit dir.

Pauline

Sie raſen. O mein Gott! was thu' ich? — fort von hier!
Die Thräne, die Sie ſehn, ſie iſt der Angſt entquollen!
Fort! fort auf ewig! wenn Sie meinen Schimpf nicht wollen!

(ab durch eine Seitenthür)

Fedor (ſehr beſtürzt, nach einer Pauſe, wehmüthig)

Ich ſie beſchimpfen? — nein! das will ich wahrlich nicht! —
Ich ſie verlaſſen? — ach, welch eine harte Pflicht!

(er will ſich langſam entfernen.)

Siebente Scene.

Rosamunde, die Gretgen beim Arme nach sich zieht. Fedor.

Rosamunde

Wohin mein Herr? wohin? ich bitte Sie zu bleiben.

Fedor

Ich darf nicht!

Rosamunde

Dürfen nicht? (zu Gretgen, die sich losmachen will) du folgst mir ohne Sträuben.

Fedor

Sie ist erzürnt!

Rosamunde

Nicht doch, sie ziert sich nur.

Fedor

Ach nein!

Rosamunde

So sprechen Sie.

Fedor

Ich sprach sie eben ganz allein.

Roſamunde

Unmöglich, die Perſon —

Fedor

Mein Bitten war vergebens!

Roſamunde

Da ſteht ſie ja.

Fedor (zu Gretgen)

Ach wenn die Hoffnung meines Lebens
Durch Ihre Zuſtimmung könnt' in Erfüllung gehn,
Sie, Gräfin, würden mich zu Ihren Füßen ſehn.

Roſamunde (ſtuzt)

Gräfin?

Fedor

O ja, ich weiß, Sie würden mich erhören;
Doch jenes kalte Herz, wer wird es Liebe lehren?

Roſamunde

Mir geht ein Licht auf.

Fedor

Drum entſag' ich, weil ich muß!

(zu Gretgen) O Gräfin, bringen Sie ihr meinen lezten Gruß! (will gehn)

Rosamunde

Halt! halt! es mögten Ding' ans Licht der Sonne treten,
Wo Ihre Gegenwart, mein Herr, durchaus vonnöthen;
Drum bitt' ich, bleiben Sie.

Fedor

Jezt bin ich ausser Stand.
Ich muß ins Freye, muß hinaus, mich drückt die Wand.

Rosamunde

Nun so erwart' ich Sie zurück in einer Stunde.

Fedor

Wozu noch? soll ich denn verbluten an der Wunde? —
Wohlan — ich will sie sehn zum lezten-leztenmal;
Dann berge schnelle Flucht ihr ewig meine Qual! (ab)

Rosamunde

Du warst die Gräfin! ey!

Gretgen

Er hat den Kopf verlohren.

Rosamunde

Ich aber nicht, Gottlob, ich habe Kopf und Ohren.
Jezt wird mir alles klar, und da so weit wir sind,
So hoff' ich, die Mamsell bekennt nunmehr geschwind.

Gretgen

Ihr eigner Scharfsinn that schon solche Riesenschritte,
Daß mit der Zumuthung mich zu verschonen bitte.
(sie entschlüpft)

Achte Scene.

Rosamunde allein.

Gleichviel, sie steht entlarvt. Nun ist es sonnenklar,
Warum der Mousselin so grob, so wohlfeil war.
Triumph! kein Tugendprunk wird künftig mehr uns blenden;
Triumph! die Waffen sind geschärft in meinen Händen!

Neunte Scene.

Baron Wurm in Reiſekleidern. Roſamunde.

Baron

Ihr Diener.

Roſamunde

Ey ſieh da, mein theurer Herr Baron!
Seit einer Ewigkeit vermißte man Sie ſchon.
Ich bin ſehr hoch erfreut —

Baron.

Bedanke mich.

Roſamunde

Mein Bruder —

Baron

Was macht er?

Roſamunde

Lieber Gott! er hat ſein Steuerruder
Dem Arzt vertraut.

Baron

So hör' ich.

Rosamunde

Doch in Schmerz und Pein
Wird Ihre Gegenwart ihm wahres Labsal seyn.

Baron

Sehr obligirt.

Rosamunde

Ob gleich der Ankunft nicht gewärtig,
So finden Sie doch hier stets Ihre Zimmer fertig.
(auf eine Seitenthür deutend)

Baron

Ich weiß.

Rosamunde

Wem danken wir diesmal das seltne Glück?

Baron

Wem? meinen Grillen.

Rosamunde

Wie?

Baron

Es kam ein Augenblick,
In dem der Einsamkeit, der Wirthschaft überdrüßig

Die Seele kränkelte, ich fand mich grade müssig,
Da wurde mancherley Betrachtung angestellt:
Wie lange mich nun schon der Wahn gefesselt hält,
Mein Völkgen dort an Leib und Seele zu beglücken.
Ich ließ von nah' und fern mir dicke Bücher schicken;
Ich kaufte jeden Pflug, der neu erfunden ward,
Und habe wahrlich nichts an Rath und That gespart.
Was kam dabei heraus, zum Guten mußt' ich zwingen,
Schuzpocken hier, und dort den Futterklee aufdringen:
Man schalt mich obendrein, ich lernte Tag für Tag,
Daß jeder nur sein Glück nach eignem Zuschnitt mag.
Für eine Wohlthat wird nur selten Dank errungen,
Wenn der Empfänger meynt, sie sey ihm aufgedrungen.
Drum bin ichs herzlich satt. Der Fels ist mir zu steil,
Und meine Güter sind um halben Werth mir feil.

Rosamunde

So geht es, Herr Baron, wenn man mit unserm Maaße
Den Bauer messen will. Er ist von schlechter Race,
Ein Thier, bei dem Vernunft in seltnen Funken glimmt,
Mit einem Wort, ein Thier für unser Joch bestimmt.

Wenn das Kartoffeln hat und Sonntags eine Predigt,
So sind wir übrigens von jeder Pflicht entledigt.

Baron

So? meynen Sie? mich dünkt, der Baum war einst
ein Strauch.
Was ich vom Bauer sprach, das gilt vom Grafen auch.

Rosamunde

Ey ey —

Baron

Genug davon. Noch mancherley vereinigt,
Hat den Entschluß gereift, die Ausführung beschleunigt.
Pauline, wie gehts der?

Rosamunde

O à merveille!

Baron

So?
Doch ihre Briefe sind jezt minder herzlich froh?

Rosamunde

Das nimmt mich Wunder, denn —

Baron

Nun was denn? ... ...,

Rosamunde

Ey jezt eben

Blüht ihre Rosenzeit, fängt sie recht an zu leben.

Baron

Wie so?

Rosamunde

Es wird von mir nichts Böses drum gedacht.

Man weiß ja, lieber Gott, wie es die Jugend macht.

Baron

Wie macht sie's denn?

Rosamunde

Je nun, wir sind auch jung gewesen,

Und in Romanen kann man es ja täglich lesen.

Baron

Zum Henker! was denn?

Rosamunde

Daß ein Herz schnell Feuer fängt,

Und eine Mück' am Licht die Flügel leicht versengt.

Baron

So? iſt Paulinens Herz von ſolcher Flamm' ergriffen?

Roſamunde

Ach es giebt Klippen, die nur wenige umſchiffen.

Baron

Ich bitte, nicht ſo lang gezielt mit dem Geſchoß,
Und ſpannen Sie den Hahn, ſo drücken Sie auch los.

Roſamunde

Wohlan. Ich wünſche nur zu warnen, nicht zu ſchaden.

Baron (ironiſch)

Wer denkt daran? Gottlob! ich kenne Euer Gnaden.

Roſamunde

Ein junger Ruſſe, der ſeit vielen Wochen ſchon
Hier lebt und webt —

Baron

Ein Ruß? ich liebe die Nation.
Ein braves Volk! mir wohl bekannt. Sie ſollen wiſſen
Daß einſt —

Roſamunde (ſpöttelnd)

Ich weiß es ſchon, hab' oft es hören müſſen.

Baron

Pardon! es geht mir so: von Rußland nur ein Wort.
Gleich springt mein altes Herz mit dem Gedächtniß
fort. —
Nur weiter, wenns beliebt. Was thut der junge Russe?

Rosamunde

Was alle Männer thun, er jaget nach Genusse.

Baron

Da thut er wohl.

Rosamunde

Ja, wenns mit Tugend harmonirt —

Baron

Nun das versteht sich.

Rosamunde

Wenn er Unschuld respectirt,
Kein gräfliches Geschlecht durch Buhlerey beschimpft,
Und gleichsam Dornen auf die stolze Ceder impft.

Baron

Wo wills hinaus?

Rosamunde

Ach Herr Baron, es thut mir weh
Daß ich —

Baron

Schon gut, wer a gesagt, der sagt auch b.

Rosamunde

Der Tugend droht Gefahr, wenn sie Gefahr nicht meidet.
Die Gräfin sah ihn oft.

Baron

Sonst nichts?

Rosamunde

Und zwar verkleidet.

Baron

Verkleidet? warum das?

Rosamunde (spöttisch)

Ich denke so, weil er —
Meint' er die Gräfin Schlamm — vielleicht zu blöde wär.
Ein Kleidgen schlecht und recht, entlehnt von einer Dirne,
Ein Strohhütlein zum Schutz der schaambewußten Stirne.

Das muntert auf; wer nimmt mit Gretgen so genau,
Als mit der Gräfin, mit der fremden Ehefrau?
So darf man schon im Park Zusammenkünfte wagen.

Baron

Halt! wenn Sie lügen, soll der Donner Sie erschlagen!

Rosamunde (piquirt)

Etwas mehr Höflichkeit wär' eben nicht zu viel.

Baron

Wenn es die Ehre gilt, so künstl' ich nicht am Styl.

Rosamunde

Daß die Frau Gräfin sich für Gretgen ausgegeben,
Hab ich dem Russen selbst entlockt, und zwar so eben.
Er war vor kurzem hier, kennt nicht einmal sein Glück;
Befragen Sie ihn nur, denn er kommt bald zurück.
Ich selbst hab' ihn bestellt, erwart' ihn mit Verlangen.
Indeß erfährt der Graf, wie man ihn hintergangen.

(ab.)

Zehnte Scene.

Der Baron allein.

Wärs möglich! hat mein Kind die Sittsamkeit verlezt?
Den Mangel nicht einmal durch jene Furcht erſezt,
Die Furcht vor üblem Ruf, die mehr als Tugend nüzet,
Und wahrlich oft allein der Gattin Treue ſchüzet? —
Ich kann nicht glauben, was die Kaffeeſchweſter ſpricht.
Sie ſtrauchelte vielleicht, gefallen iſt ſie nicht.

Eilfte Scene.

Pauline. Der Baron.

Pauline

Sie hier, mein Vater? o! entzückt hab ichs vernommen
So unerwartet —

Baron

Nun? ich hoffe doch, willkommen?

Pauline

Willkommen! das weiß Gott! wenn mich Ihr Blick erfreut,

So führt ein Zauber mich in meine Jugendzeit!
Die stille Flur, wo ich der Kindheit Traum vergaukelt,
Von Ihrer Hand geführt, auf Ihrem Knie geschaukelt,
Durch Ihren Ruf gewarnt, durch Ihren Blick belohnt;
Geleitet bald mit Ernst, mit Liebe bald geschont —
So schwebte Freude mir an jedem Morgen nieder —
O nimmer, nimmer kehrt die schöne Zeit mir wieder!

Baron

Das klingt so düster, als sey wahr, was man mir sagt,
Daß ein geheimer Gram an deinem Herzen nagt?

Pauline (verlegen)

Ein Gram? wie so? ach nein!

Baron

Ich muß dir nur bekennen —
Du weißt, ich pflege mich vom Land nugern zu trennen —
Doch deiner Briefe Styl, der oft so seltsam stockt,
Erzwungen fröhlich scheint, hat mich herein gelockt.

Pauline

So hat ein Irrthum mir dies schöne Glück beschieden.

Baron

Zu klagen hätteſt du mir nichts?

Pauline

Ich bin zufrieden.

Baron

Liebſt du den Grafen?

Pauline

Ich —

Baron

Heraus!

Pauline

Ich lieb' ihn nicht --

Baron

Das dacht' ich wohl.

Pauline

Allein ich kenne meine Pflicht.
Und ſollt' ich dann und wann auch eine Grille hegen,
Mein Vater gab mir ihn, ſo lohnt mich Vaterſegen.

Baron

Das iſt recht ſchön und gut, doch nicht genug für mich.

Du bist mein einzig Kind, weiß Gott, ich liebe dich,
Und wenn ich auf der Welt noch wünsche, sammle, spare,
Ach so geschiehts ja nicht für meine grauen Haare.
Dem Troste streb' ich nach, daß einst in meine Gruft
Ein glückliches Geschöpf mir Dank hinunter ruft.
Darum, Pauline, sollst du mir Vertrauen zeigen.

Pauline

Thu' ich das nicht?

Baron

Du sollst mir nichts, gar nichts verschweigen.

Pauline

Das that ich nie.

Baron

Warum denn heut' zum erstenmal?

Pauline

Ich wüßte nicht —

Baron

Ich weiß. Und da aus freyer Wahl

Du nicht bekennen willst, so muß ich wohl dir sagen,
Was mir ein böser Mund dienstfertig zugetragen.
Ein junger Mann, den du, ich weiß nicht wo, erblickt,
Hat, Unerfahrne, dich durch Schmeichelei berückt.
Du bist ihm gut, du siehst ihn gern, hörst ihn noch lieber,
Erduldest sein Geschwätz, erträgst sein Jugendfieber.
Bis hieher tadl' ich blos der Eitelkeit Genuß,
Doch wehe! wenn ich auch den Zusatz glauben muß.
In Dirnentracht vermummt, leihst du dem Buhler Ohren —
Geschah das würklich — ach so hab ich dich verlohren.

Pauline (hastig)

Nein, guter Vater, nein! was Leichtsinn auch verbrach,
Mein Herz blieb unentweiht, es war nie bös, nur schwach.
Ein Zufall, den der Neid mit seinem Zahn vergiftet,
Hat, ohne meine Schuld, das Uebel angestiftet.
Auch die Verkleidung war blos eine Neckerey,
An einen Fremden dacht' ich wahrlich nicht dabey,
Zweimal nur sah ich ihn, und stets an offnen Plätzen,

Das Einemal — ich will die Wahrheit nicht verletzen —
Trieb mich die Eitelkeit, auch wohl die Neugier hin,
Doch Strafe folgte nur zu schnell dem leichten Sinn!
Ein Herz hab' ich erkannt — mein Vater — eine
Tugend,
Rein wie geläutert Gold, warm wie die erste Jugend,
Da las ich meine Schuld bestürzt in seinem Blick,
Ich ahnete Gefahr, und zog mich schnell zurück.
Nur einmal mußt' ich noch ihn sehn, zum leztenmale!
Losreißen ihn und mich von jedem Hofnungsstrahle. —
Es ist geschehn. Hat gleich mein Herz dabei gezagt,
So hab ich standhaft doch ihm Lebewohl gesagt.
Mein Ruf ist unbefleckt, mein Nahme blieb verborgen;
Zu forschen untersagt' ich ihm — er wird gehorchen.
Bald trennt uns Meer und Land, und meine Brust
verschließt
Auf ewig eine Schuld, die ich zu hart gebüßt.

Baron

Ich bin beruhigt. Laß mich auch das Lezte wissen:
Du liebst ihn?

Pauline

Wär' es so; würd' ich es läugnen müssen?
Ein edler Mann, der mir die reinste Liebe weiht,
Den ich geneckt, gequält, aus Unbedachtsamkeit,
Dem ach! vielleicht mein Bild der Zukunft Glück verscheuchet!
Wer straft mich, wenn sein Bild aus meiner Brust nie weichet! —
O Mutter! lebtest du, es wäre nicht geschehn!
Warum mußt' ich verwaist auf dunkeln Pfaden gehn?
Des Vaters Liebe kann dem Geist der Tochter nützen,
Doch einer Mutterliebe muß ihr Herz beschützen!

(sie geht schwermüthig ab.)

Zwölfte Scene.

Der Baron allein, nach einer Pause.

Nur allzuwahr! — Ja, für das mannichfaltge Spiel
Des Lebens, gab Natur dem Weibe Schnellgefühl.
Wo Männer hastig nur mit Schwerdt und Flamme drohten,

Da löste still die Hand des Weibes oft den Knoten,
Da bog die Ceder sich, da wurde Stahl erweicht,
Und alles gieng so rasch, und alles schien so leicht! —
Ja, lebtest du noch! — o wie mich der Vorwurf peinigt!
Nie hättest du dein Kind mit diesem Mann vereinigt. —
Ach! selten läuft es gut mit einem Bündniß ab,
Zu dem ein braves Weib nicht Rath und Segen gab. (ab.)

(Ende des dritten Acts.)

Vierter Act.

(Der Schauplatz bleibt derselbe.)

Erste Scene.

Baron Wurm allein.

Neugierig bin ich ihn zu sehn, Paulinens Helden,
Von dem die Augen mehr noch als die Lippen melden.
Wer hätte das gedacht! es geht ins dritte Jahr,
Daß sie umgaukelt wird von einer Höflingsschaar,

Und immer blieb sie kalt, wie Turandot die Spröde.
Doch siehe da, vom Eismeer kommt ein Samojede;
Man achtet seiner kaum, man treibt nur Spiel mit ihm.
Bald aber klopft das Herz und fodert ungestüm.
Denn um so leichter pflegt der Mann sich einzunisten,
Sobald die Frau versäumt sich gegen ihn zu rüsten,
Auf ihre Tugend stolz in Sicherheit sich wiegt:
Schätz nur den Feind gering, so bist du halb besiegt.
Pauline dauert mich. In ihrem jungen Herzen
Verbirgt sie mir umsonst der ersten Liebe Schmerzen.
Allein was kann ich thun? sie schelten? poltern? nein!
Wo Feuer brennt, da gießt ein Narr noch Oel hinein.

Zweite Scene.

Fedor und der Baron.

(Fedor tritt hastig herein, als er aber nur einen Fremden gewahr wird, sieht er sich ängstlich um)

Baron (für sich)

Sieh da, das ist er wohl? — hm! hm! fast sollt' ich glauben,

Ich hätt' ihn irgendwo gesehen. (laut) Sie erlauben
Mein Herr —

Fedor

Was?

Baron (für sich)

Ja fürwahr, des Jünglings Züge
sind
Mir schon bekannt, allein wohin damit geschwind?
(laut) Verzeihen Sie mein Herr, ist die Vermuthung
richtig,
Daß wir uns schon gesehn? Ihr Nahme wär' mir wichtig.

Fedor

Fedor Wolkoff.

Baron (fast aufschreiend)

Wolkoff! aus Kasan?

Fedor

Ja.

Baron

Ein Sohn
Von Paul Wolkoff?

Fedor

Ganz recht.

Baron (ſehr bewegt für ſich)

O Gott! um keinen Thron
Gäb' ich den Augenblick! er iſts! ich ſeh' ihn wieder!
So ſtand er vor mir, ja, ſo anſpruchlos und bieder.
Es war Erinnerung, die mir vorüberflog,
Und von der Jugendzeit den Schleyer lächelnd zog.

Fedor

Sie kennen mich?

Baron

So halb und halb, (für ſich) ich muß
mich faſſen.
(laut) Ein Jemand — Sie verſtehn — hat mich erra-
then laſſen —

Fedor

Ha! wären Sie vielleicht der Vater —

Baron

Könnte ſeyn.

Fedor

Sie Gretgens Vater?

Baron (stutzt)

Wie? (besinnt sich) doch ja, ich bins.
Allein —

Fedor

O mich durchströmt aufs neu der Hofnung warmes Leben!
Sie werden nicht dem Glück der Tochter widerstreben.
Erforschen Sie, was man im Heere von mir spricht.
Mein Nahm ist unberühmt, doch ungeachtet nicht.
Zwar grünen um mein Haupt noch keine Lorberreiser,
Doch thu ich meine Pflicht und liebe meinen Kaiser.
Das Zeugniß ehre mich, das mir die Heimath giebt:
Froh bin ich mir bewußt, dort werd' ich einst geliebt.
Dort hat kein Redlicher mich ungern aufgenommen,
Ja Fedor Paulowitsch war überall willkommen;
Denn für das Gute schlug das Herz ihm rasch und warm.
Reichthümer hab' ich nicht, doch bin ich auch nicht arm,
Und was ich bieten kann, der Liebe wird es gnügen,
Des Vaters Armuth hat mir Gretgen nicht verschwiegen;

Ich freue mich darob, denn welch ein Glück gewährt
So frohen Muth, als wenn man liebe Eltern nährt?
Der Sohn, dem Fleiß und Müh für seine Eltern
Wonne,
Auf dessen Acker scheint ja eine wärmre Sonne.
Drum, Vater, auf mein Wort, Sie folgen ungescheut,
Der frommen Liebe Wink, dem Ruf der Dankbarkeit!

Baron (für sich)

Bei Gott! mir ist als hört' ich seinen Vater sprechen.
(laut) Wohlan, mein junger Freund, noch kann ich
nichts versprechen,
Allein Sie rühren mich, und wenn Sie mir vertraun —

Fedor

Das werd' ich.

Baron

Nun, ich will an Ihrem Glücke baun.
Doch vor der Hand begehr' ich, daß Sie sich entfernen.

Fedor

Entfernen?

Baron

Allerdings. Geduld muß Liebe lernen.
Mein Zimmer iſt hier nah, es ſtößt an dies Gemach,
Dort warten Sie auf mich, bis ich den Grafen ſprach.

Fedor

Er willigt ein.

Baron

Gott geb's!

Fedor

O wenn nur dieſe Sorge—

Baron

Genug, ich weiß was hier zu thun. Fort!

Fedor

Ich gehorche.

(Er geht in ein Seitenzimmer, welches der Baron ihm angewieſen.)

Dritte Scene.

Baron Wurm allein.

Du Unerforſchlicher! es waltet deine Hand!
Du haſt ihn übers Meer, haſt ihn zu mir geſandt

Um mein Gelübde durch der Tochter Herz zu lösen.
Jezt ſteh mir bei, Vernunft dem Thoren einzuflößen.
Es ſey gewagt. (Er klopft an des Grafen Zimmer)

Der Graf inwendig

Wer klopft?

Baron

Nur auf ein Wort, Herr Sohn.

Der Graf

Was giebt es denn?

Baron

Heraus zu mir.

Graf

Ich komme ſchon.

Vierte Scene.

Der Graf. Der Baron.

Baron

Herr Sohn, ein Wörtgen im Vertrauen —

Graf

Beliebt zu ſitzen?

Baron

Wir wollen uns dabei im mindſten nicht erhitzen.

Graf

Point du tout.

Baron

Es ſteht mit Ihrer Ehe ſchlecht.

Graf

Comment?

Baron

Ein Invalid, an Seel' und Leib geſchwächt —

Graf

C'est moi?

Baron

C'est vous. Ein Mann, der von lebendgen
Weſen
Zum Freund und Liebling nur ſich einen Mops erleſen;
Ein Podagriſt, der Tag und Nacht die Leute quält;
Ein Harpagon, der früh und ſpät Ducaten zählt —

Graf

C'est moi?

Sie wohnet rechts, ich links, In weit entfernten Zimmern,
Und keiner braucht ſich um den andern zu bekümmern.
Was ihrem Rang gebührt, davon wird nichts vermißt,
Bei Hofe ſpielt ſie oft am erſten Spieltiſch Whiſt,
Hat einen Laufer, ſechs der ſchönſten Apfelſchimmel.
So leben wir vergnügt wie Engelein im Himmel.

Baron

Ein glänzend Loos, bei dem ſich Manche ſelig wiegt,
Nur Schade, daß es nicht Paulinens Herzen gnügt.
In ſtiller Einſamkeit ward ſie von mir erzogen,
Sie hat ihr eignes Glück wie ihren Regenbogen
Darum Herr Sohn —

Graf

Plait-il?

Baron

Sie nehmen das nicht ſchief:
Wenn ich von Trennung ſprach, meynt' ich den Scheidebrief.

Graf

Den Scheidebrief? was man so förmlich scheiden nennet?

Baron

Ganz recht. Wo Richterspruch den läst'gen Knoten trennet.

Graf

Pardon, daraus wird nichts.

Baron

Nun man erwägt, man spricht —

Graf

Ein Wort für tausend, mon cher père, ich thu' es nicht,
Es wäre denn, daß fest und bündig man verschriebe,
Daß mir en possession das Heirathsgut verbliebe.

Baron

Mein ganz Vermögen? wie?

Graf

Kein Groschen gehet ab.

Baron

Sie könnten fodern, daß Paulin' am Bettelstab —

Graf

Sie will, ich fodre nichts.

Baron

Sie würden sich nicht schämen,
Für die Erlösung Geld von einer Frau zu nehmen?

Graf

Ich werde, dieu merci, von der Scham nicht geplagt,
Und fodre nur, was der Contract mir zugesagt.

Baron

Wohlan; ich opfr' ein Theil; das schönste meiner Schlösser.

Graf

Ein Theil? ein Schloß? mais non. Das Ganze scheint
mir besser.

Baron (sich kaum noch haltend)

Sie sind —

Graf (sehr gelassen)

Der Graf von Schlamm.

Baron

Ja ja, Sie sinds fürwahr,
Und werdens bleiben.

Graf

Oui.

Baron

Ich aber litt am Staar,
Als ich mein einzig Kind in dieſes Joch geſchmiedet.

Graf

Vous badinez.

Baron

Daß nur mein Blut nicht überſiedet!
Wohlan, Herr Graf, mir bleibt ein leztes Mittel nur:
Pauline liebt.

Graf

Ich weiß, ein Ruſſ' macht ihr die Cour.

Baron

Sie wagen viel dabei, Paulinens Herz iſt mündig.

Graf

Ich wage nichts dabei, denn der Contract iſt bündig.

Baron

Und Ihre Ehre? wie? iſt Ihnen die nichts werth?

Graf

Ja, leiden die dehors, so wird sie eingesperrt.

Baron

Was? eingesperrt? mein Kind? Herr Schwiegersohn, Sie rasen?

Graf

Mais non, mit den dehors, mon père, ist nicht zu spassen.

Baron

Wenn Sie sich unterstehn —

Graf

s'ist nur um den éclat.

Baron

So scheiden Sie sich.

Graf

Non.

Baron

Und dabei bleibt es?

Graf

Ja.

Baron

Sie wollen nicht?

Graf

Mon dieu, Sie kennen sonder Zweifel
Mein Recht.

Baron

So hohle Sie, samt Ihrem Recht, der Teufel!
(er geht in sein Zimmer)

Fünfte Scene.

Der Graf allein.

Sottisen sagt er mir? — Eh bien, es mag drum seyn.
Er schimpft, er flucht, und ich — gelassen streich' ich ein.
Wer eine Frau gewählt mit goldgefüllten Cassen,
Der muß sich dann und wann gar viel gefallen lassen.

Sechste Scene.

Rosamunde. Der Graf.

Rosamunde

Mich dünkt, ich hörte hier sehr lebhaft sprechen?

Graf

Ja,
Mein alter Freund, der Herr Baron von Wurm, war da.

Rosamunde

Dein Schwiegervater, was beliebt dem groben Alten?

Graf

Ma soeur, ihm hat beliebt, für närrisch mich zu halten.
Er dringt auf Scheidung von der Gräfin.

Rosamunde

So und du?
Ich hoffe doch, du grifffst mit beiden Händen zu?

Graf

Mais non, ich habe mich darüber schon erkläret,
Und damit Punktum.

Rosamunde

So? doch wie, wenn man erfähret,
Welch ein entsezliches Complott vorhanden ist?

Graf

Comment?

Rosamunde

Kurz, daß du in Gefahr des Lebens bist.

Graf (sehr erschrocken)

Est-il possible!!

Rosamunde

Sieh, so hast du dich gebettet.
Dein treuer Schluchser hat dich diesmal noch gerettet,
Doch zweifl' ich, ob es ihm ein zweitesmal gelingt.
Von Meuchelmördern bist du überall umringt.

Graf

Des assassins! mon dieu! man eile zu erzählen.

Rosamunde

Da ist dein Schluchser selbst, der soll dir nichts verhehlen.

Siebente Scene.

Schluchſer. Die Vorigen.

Schluchſer

Ja, gnädigſter Herr Graf, ein Weib, ein Crocodill —
Ein Tigerherz, das aus der Welt Sie ſchaffen will!

Graf

Mich ſchaffen? aus der Welt!

Schluchſer

So muß ich leider glauben!
(er weint) hu! hu! hu! hu! man will den beſten Herrn
mir rauben!

Roſamunde (weint auch)

Den liebſten Bruder, hu! hu! hu!

Schluchſer

So reich und brav.
Hu! hu!

Roſamunde

Im ganzen Land, hi! hi! der ältſte Graf!

Graf

C'en est assez! ich bin halb todt bereits vor Schrecken!
Man eile, die horreurs mir näher zu entdecken.

Schluchser

Die saubre Jungfer —

Rosamunde

Die sich brüstet wie ein Pfau —

Schluchser

Hat auf Befehl —

Rosamunde

Heraus damit!

Schluchser.

Der gnädgen Frau,
Vom Apotheker, der sich ihren Vetter nennet,
Ein starkes Gift begehrt, das Leib und Seele trennet.

Graf

Ein Gift!

Schluchser

Arsenik.

Graf (schaudernd)

Hu!

Schluchser

Es ist ihr auch geglückt,
Und hier ein Briefgen, das der Vetter mitgeschickt,
Ich, wachsam, fieng es auf.

Graf

Man lese.

Rosamunde

Und man höre!

Schluchser (liest)

„Damit Ihr Störefried den Frieden nicht mehr störe,
„Send' ich ein Pülverlein, das man in Suppen rührt,
„Gelegentlich damit den Plagegeist tractirt.
„So wird die Gräfin schnell erlöst von diesem Leiden,
„Denn alsobald wird er sich krümmen — und verscheiden!"

Graf

O weh! la soupe — ich bin vergiftet — ellet — rennt —

Den Arzt herbey! — ich aß — schon fühl' ich, wie es brennt —
Je suis perdu! — la soupe — die Angst — die Qual — die Stiche —

Schluchser

Nein, gnädigster Herr Graf, ich selbst war in der Küche.

Graf

Eh bien?

Schluchser

Bereitet hab' ich sie mit eigner Hand,
Und diesmal die Gefahr von Ihnen abgewandt.

Graf

Est-il bien sûr?

Schluchser

Gewiß.

Rosamunde

Ha! solche Treu ist selten.

Graf

C'est vrai ma soeur, ich bin gerührt und will vergelten.

Dank sey der Vorsicht, die des Menschen Schicksal lenkt!
Mein alter blinder Gaul sey, Schluchser, ihm geschenkt.

Rosamunde

Nun aber wirst du doch dir selbst die Ruhe gönnen,
Und von der Mörderin noch heute schnell dich trennen?

Graf

Ich übergebe sie der hohen Obrigkeit,
In Ketten Fuß und Hand.

Rosamunde

Du bist nicht wohl gescheut.
Hast du Beweise? wird sie nicht von Unschuld schwatzen?

Graf

Arsenik! Unschuld!

Rosamunde

Man hat Gift für Mäus und Ratzen!

Graf

Oui mais der Störefried? c'est moi!

Rosamunde

Das könnte seyn.

Graf

Der Plagegeiſt? c'est moi!

Roſamunde

Iſt alles wahr, allein
Wir haben hier zu thun mit abgefeimten Leuten —
Die könnten es auch wohl auf deinen Hector deuten.

Graf

Auf meinen Mops? gleichviel. Ein crimineller Streich!
Wer ihn vergiftet, der vergiftet mich zugleich.

Roſamunde

Doch wenn der Richter nun es minder ſtreng betrachtet?
Ein Mops iſt doch kein Mann, obgleich oft mehr geachtet.
Du klagſt, ſie ſchwört, man lacht dich obendrein noch aus,
Gewitzigt im Triumph kehrt ſie zurück ins Haus,
Und lauert, bis bequem ſich die Aſpekten zeigen,
Dann drückt ſie ſchnell dir auf den Mund ein ew'ges Schweigen.

Graf

Un éternel silence! hu! mir wird kalt dabei!

Zwar Geld — allein der Tod — das Gift — eh bien! — es ſey!

Helas! il faut — hat man die Wahl nur zwiſchen beiden,
Doch eh' von Frau und Geld, als von dem Leben ſcheiden.

Roſamunde

So recht. Es werde ſchnell mit Anſtand ausgeführt.

Graf

Verſteht ſich, die dehors — die werden obſervirt.

Roſamunde

So rufe Schluchſer den Baron.

Schluchſer

Ach Gott! ich eile!

(er geht in das Zimmer)

Graf

Sein ſchönſtes Schloß, ma soeur, wird dennoch mir zu Theile.

Achte Scene.

Baron Wurm. Schluchser.
Vorige.

Baron.

Nun, was beliebt Herr Graf! schon packt' ich hastig ein,
Um Sie von mir und mich von Ihnen zu befreyn.

Graf

Mon père, die Sache hat sich plözlich so gestaltet,
Daß générosité in meinem Herzen waltet.
Ich will, um Fried und Ruh, nicht sagen, was ich weiß.
Und ist Ihr bestes Schloß noch meiner Großmuth Preiß.
So sehn Sie mich bereit und zu der Scheidung willig.

Baron

Nun Gott sey Dank, nur bitt' ich, schriftlich.

Graf

Das ist billig.
Doch wird ein Gleiches mir von Ihnen —

Baron

Gern gewährt.

Graf (ergreift die Feder)

Fein kurz und bündig.

Baron

So wirds auch von mir erklärt.

Graf (schreibt)

Rosamunde (leise zu dem Baron)

Ich bin es, die sein Herz geschickt zum Frieden wandte.

Baron

Nun dafür segne Gott Sie einst im Ehestande.

Rosamunde

Ach pfuy doch, Herr Baron!

Graf

Mon père, j'ai fini.

Baron (schreibend)

Mit leichtem Herzen geh' ich an die leichte Müh.
Zwar solch ein Schloß — es schmerzt, sich dessen zu entschlagen,
Doch bin ich Stein um Stein bereit es abzutragen,
Wenn es den Grundstein zu der Tochter Glücke legt,
Und mir den Vorwurf tilgt, der mein Gewissen regt.

(Er hat geſchrieben, und reicht dem Grafen das Papier)

So! — Ausgewechſelt! — Gut — Pauline iſt geſchieden,
Ich bin ein Grundſtück los, und alle ſind zufrieden.

Graf

Content et bien content; indem kein Gift nunmehr
Dem theuren Leben droht. Très-humble serviteur! (ab)

Baron

Gift! alle Wetter! Gift? was will er damit ſagen?

Roſamunde

Der Mops war in Gefahr, (ſie verneigt ſich) man darf nur
Gretgen fragen. (ab)

Baron

Der Mops?

Schluchſer

Ja, Herr Baron, Gift war ihm zugedacht,
Und dieſer Umſtand hat den Grafen kirr gemacht. (ab.)

Neunte Scene.

Baron Wurm allein.

Gift? Gretgen? Mops? wie reimt sich das? — aha! ich merke,
Der liebe Zufall gab Gedeihen zu dem Werke. —
Das stolze Gabelthier, gewöhnlich Mensch genannt,
Berechnet, grübelt, trozt auf Klugheit und Verstand:
Doch glückt ihm auch einmal sein Streben nach dem Ziele,
So war gewiß etwas, gleich diesem Mops, im Spiele;
Denn die Erfahrung lehrt: auf Erden ist kein Ding
So klein, so albern, so verachtet, so gering,
Daß nicht der Zufall ins erhabene Gerüste
Von einem Lebensplan es einzuflechten wüßte.
Drum sey doch niemand auf sein bisgen Weisheit stolz:
Das hochgerühmte Licht ist nur ein faules Holz.

Zehnte Scene.

Pauline. Der Baron.

Baron

Ha eben recht. Sie soll mir beichten. — Komm,
Pauline!
Weg mit dem finstern Gram aus deiner heitern Mine!
Wo lebt die stolze Frau, die nach dem Ruhme geizt,
Nie hab' ein Taumel ihr den Tugendpfad durchkreuzt!
Giebts Eine, nun so mag sie mit dem Spiegel schmollen.
Die ächte Tugend ist: das Gute ernstlich wollen,
Jedoch der eignen Kraft bescheiden nie vertraun,
Und keine feste Burg auf Menschenherzen baun.
Komm! laß Erinnrung an dein Straucheln uns ver-
bannen:
Gefallen bist du nicht, drum sollst du dich ermannen!

Pauline

Ich will — ich werde —

Baron

Gut. Hast du Vertraun zu mir?

Pauline

O wahrlich!

Baron

Nun du siehst, ich leide ja mit dir;
Ich will dich retten, so mir Gott die Freude gönnet,
Sprich aber, liebst du ihn, recht was man lieben nennet?
Auf Tod und Leben?

Pauline

Ach mein Vater —

Baron.

Rede frey.

Pauline

Ich lieb' ihn — Doch die Pflicht —

Baron.

Hängt an die Flügel Bley!
Versteht sich ohnehin. Allein gesetzt es wäre
Vereinbar dieser Trieb mit Tugend', Pflicht und Ehre?

Pauline

Dann, o mein Vater, dann — Die Frage foltert mich —
Wo wäre glücklicher ein liebend Weib als ich!

Baron (öffnet die Thür seines Zimmers)

Heraus mein junger Freund!

Eilfte Scene.

Fedor. Die Vorigen.

Baron

Wir wollen Kriegsrath halten.
Da steht das Mädchen, das Sie vorhin grausam schalten.
Sie ist so grausam nicht, denn, im Vertraun gesagt,
Die Liebe plagt ihr Herz, wie sie das Ihre plagt.

Pauline

Mein Vater —

Fedor

Ach! ich muß den Glücklichen beneiden!

Baron

Wie aber, wenn Sie selbst —

Fedor

Auch Spott soll ich noch leiden?

Baron

Mit nichten. Kurz und gut: sie liebt, und liebt nur Sie,
Das sag' ich, Hans von Wurm, gelogen hab' ich nie.

Fedor

Wärs möglich! doch warum mein Glück mir noch verschweigen?

Pauline (empfindlich)

Der strenge Vater will der Tochter Leichtsinn beugen;
Doch darf ich laut gestehn in seiner Gegenwart:
Das Mittel, das er wählt, ist —

Baron

Nun, was ist es?

Pauline

Hart!
Sehr hart!

Baron

Vermuthlich weil gelinde hier nichts taugen.

Pauline

Mich selbst erniedrigen soll ich in seinen Augen,
Das will mein Vater — wohl — ich leide mit Geduld,

Denn abzubüſſen hab' ich eine ſchwere Schuld. —
So wiſſen Sie, mein Herr — Scham glüht auf meinen Wangen —
Ich habe Sie getäuſcht, betrogen, hintergangen —
Ich bin vermählt.

Fedor

Vermählt!

Pauline

Ich bin die Gräfin.

Fedor

Wie!

Pauline

Und nun das Schwerſte noch — ich liebe — liebe Sie!
Ich wär' in Ihrem Arm die glücklichſte der Frauen,
Doch weh! wenn Hoffnung Sie auf dieß Geſtändniß bauen!
Denn, bey dem ewgen Gott und ſeinem Weltgericht,
Auf ewig ſcheiden wir — treu bleib' ich meiner Pflicht.

Baron (zieht Fedor bei Seite)

Das klingt ſehr tragiſch, doch wer wird ſich daran kehren?

Ein Weib, das Lieb' erklärt, darf ſchon auf nichts mehr
ſchwören.
Verwegen ungeſtraft darf ein Geliebter ſeyn;
Denn ſpricht ihr Herz nur ja, ſo mögen zehnmal nein
Die Lippen ſprechen, die verſiegelt man mit Küßen,
Sie wird am Ende ſelbſt noch Dank der Kühnheit wiſſen.

Fedor (erſtaunt)

Mein Herr —

Baron

Sie wundern ſich wohl über die Moral
Aus Vaters Mund? das macht, ich haſſe den Gemahl.
Soll ich mein einzig Kind durch ſtillen Gram verlieren?
Nein, lieber rath' ich, mit Gewalt ſie zu entführen.

Fedor

Entführen?

Baron

Zählen Sie dabei auf mich.

Fedor

Gewalt?

Baron

Ein leichter Wagen und ein raſcher Poſtzug —

Fedor

Halt!

Ich habe Sie verkannt, so wie Sie mich verkennen.
Das edle Weib — weh ihm! es muß Sie Vater nennen.
An einen Gecken hat das Schicksal sie verloost,
Und findet nicht einmal am Vaterherzen Trost,
Sie steht allein, jung, schön, kein Freund, der sie beschütze,
Selbst der verläßt sie, den Natur ihr gab zur Stütze.
Und dennoch steht sie da, so gut, so engelrein —
Wohlan, ich will ihr Freund, ich will ihr Bruder seyn.
Zwar hat sie grausam nur ein Spiel mit mir getrieben,
Allein sie liebt mich! und ich will sie ewig lieben!
Daß zum Vertrauten mich ihr edles Herz erkohr,
Das giebt mir Riesenkraft, das hebt mich hoch empor!
Sie sprach ein Wort — und fort in meine Steyren eil' ich.
Die Unschuld sey ein Stolz, die Tugend sey mir heilig.

Pauline

So kannt' ich ihn, und so bewährt er sich aufs neu.
Ja ohn' Erröthen schwört mein Herz ihm ewge Treu!

Es mög' ein weites Meer, ein wüſtes Land uns trennen;
Ich bin geliebt, ich lieb' und darf es laut bekennen!
Der Troſt bleibt mir zurück, giebt mir zu tragen Kraft;
Nicht ihn, nicht mich berauſcht das Gift der Leidenſchaft,
Der Unſchuld Hochgefühl iſt mächtig in uns beiden —
Leb wohl, mein Bruder! nimm der Schweſter Hand, wir
ſcheiden —
Vergiß mein nicht —

Fedor (ihre Hand an ſein Herz drückend)

Nie! nie!

Baron (für ſich)

Das Auge wird mir naß.

Pauline

Leb wohl!

Fedor

Auf ewig! (Sie wollen ſich trennen)

Baron

Halt! ey ſo verſteht doch Spaß.
Ein Rabenvater bin ich nur zum Schein geweſen.
Hierher, mein junger Freund! Verſtehn Sie deutſch zu
leſen?

Fedor

Ein wenig.

Baron (ihm den Zettel des Grafen reichend)

Wenn die Schrift behagt, giebt man ſich Müh.
Gehts mit dem Leſen nicht, ſo buchſtabiren Sie.

Fedor (lieſt)

„Ich, Graf von Schlamm, erklär, es ſey mein Wunſch
und Wille,
„Daß man von meiner Frau mich ſcheid' in aller Stille."

Pauline

Wie iſt mir —

Fedor

Wie geſchieht mir —

Pauline

Träum' ich? —

Fedor

Wach' ich?

Pauline

Gott!

Fedor

Zu grauſam war der Scherz!

Pauline

Zu bitter ſolch ein Spott!

Baron

Zum Henker! ſchwarz auf weiß —

Pauline

Ich dürfte lieben — hoffen —?

Baron

Du biſt erlöſt.

Pauline

Bin frey?

Fedor

Mir ſteht der Himmel offen!

Baron

Weit offen. Doch mein Freund, eh wir dem Ziel uns nahn,
Erfahre jetzt, wer dir den Himmel aufgethan.
Denn ſieh, ich ſtolpre ſonſt nicht gern aus meinem Gleiſe,
Und Fremden ſchnell vertraun iſt gar nicht meine Weiſe.

Drum hör': der Nahme Wurm, blieb er dir unbekannt?

Fedor (sich besinnend)

Wurm? Wurm? Mein Vater, dünkt mich, hat ihn oft genannt.

Baron

Nun sieh. Bei Zorndorf in der Schlacht wurd' ich gefangen,
Nachdem das Bajonett mir durch den Leib gegangen.
Die Russen schickten mich nach Kasan vor der Hand;
Ein guter Ort, wo ich viel gute Menschen fand;
Doch keinen besser als Paul Wolloff, deinen Vater!
Was nur ein Bruder für den andern thut, das that er.
Mir stieß ein Fieber zu, das ihm bedenklich schien,
Er ließ nicht eher nach, ich mußte mit ihm ziehn,
Hinaus aufs Land, da ward ich gleichsam ausgewittert,
Da hat er mich zwey Jahr gehegt, gepflegt, gefüttert.
Ich war ein wilder Mensch, wie so die Jugend ist,
Er hat mich brav gemacht — ein Schelm, der's je vergißt!

Du warst noch klein, doch trugst du schon des Vaters Züge.
Als es zum Scheiden gieng, stand ich vor deiner Wiege,
Und that den hohen Schwur in Freundes Gegenwart:
Vergelten will ich, wenn mir Gott das Leben spart!
Ich schied — und bald erfuhr ich seinen Tod mit Schmerzen —
Die unbezahlte Schuld lag schwer auf meinem Herzen:
Nun denke, wie es mich ergriff mit süßer Gewalt,
Da plötzlich vor mir schwebt' die freundliche Gestalt
Des Mannes, den ich tief im Grabe noch verehre,
Da er mir aufersteht, ich seine Stimme höre,
Und endlich mir erscheint der frohe Augenblick,
Wo ich vergelten kann — ihm durch des Sohnes Glück.

Fedor

Heil mir! und doppelt süß, was ich durch ihn erwerbe,
Der Eltern Tugend ist der Kinder reichstes Erbe;
Mit ihm empfangen sie ein unvergänglich Gut.
Heil dem Geschlecht, auf dem ein solcher Segen ruht!

Baron

Nach deinem Vater nannt' ich dieses Kind Pauline.

Fedor

O! daß ich sein Geschenk durch eignen Werth verdiene—

Baron

Du wirst. Mein Gut ist dein. Ich sorge nicht mehr drum,
Und bleib in deinem Haus ein Inventarium.

Fedor

Nicht also, edler Mann, soll ich mein Glück genieſſen,
So muß im Vaterland der Lebensstrom mir flieſſen,
Wo fröhlicher Genuß Erinnerung mir beut,
Wo ich dem Edelsten der Fürsten mich geweiht.
Dem Vaterland gehört mein Herz, mein Muth, mein Degen,
Nur sterbend werd' ich auf der Eltern Grab ihn legen.

Baron

Brav, Jüngling! mir gefällt die edle Schwärmerey.
Du willst dein Vaterland nicht lassen? wohl, es sey!
Wem Fürst und Vaterland so tief ins Herz geschrieben,
Der wird auch Weib und Kind und seinen Vater lieben.
Ich ziehe mit, gleichviel wo mir mein Ziel gesteckt;

Und wenn Paulinen nicht die weite Trennung ſchreckt —

Pauline

Mich? der nur Leiden hier die Jugendtage trübten?
Mich? an des Vaters Hand? am Buſen des Geliebten?
Wißt, daß ein Weib auch gern in eine Wüſte zieht,
Wo, liebend und geliebt, ein häuslich Glück ihm blüht.

Baron

Wohlan, nach Rußland ziehn wir fröhlich. Greift zum Stabe!
Und dankend ruhn wir aus auf deiner Eltern Grabe.

Ende.

Der natürliche Sohn.

Schauſpiel

in

fünf Aufzügen.

Vorbericht.

Noch sind es nicht zwei Jahre, als der wackere Huber in Fülle der Gesundheit neben mir saß, der neuen ihm eröffneten Laufbahn sich erfreute, und den Fürsten segnete, der ihm — dem nie mißbrauchenden — zu denken und zu reden erlaubte. Wie glühte er da noch für alles Gute und Schöne! mit welcher Innigkeit umfaßte er Weib, Kinder, Freunde, Vaterland! wie ahnungslos gedachte er des Guten, das er zu stiften, der Ruhe, deren er zu geniessen hoffte —

Und wenige Monden nachher berührte ihn der Tod, aller Hoffnungen spottend, die sein blühendes, kraftvolles Aeusseres in uns allen genährt hatte. Ach! er selbst vielleicht hatte sich und uns getäuscht, denn an seinem Herzen nagte ein Wurm:

die Erinnerung an ein geliebtes Kind, das ihm schnell entrissen wurde. Diese Blume hatte er so liebevoll gepflegt, vor dieser geknickten Blume stand er trostlos, und wenn er endlich seinen Schmerz, aus Schonung für die leidende Mutter, in den Busen verschloß, so verzehrte er doch innerlich seine edelsten Kräfte — und so sank der Gärtner neben der geknickten Blume nieder! —

Ruhe sanft, guter, liebenswürdiger Mann! O möge die Hoffnung dich nicht täuschen, das zarte Kind, das an deiner Seite schlummert, unter freundlichen Engeln wieder zu finden!

Wir, die wir dich, den Menschen, näher kannten, die wir durch deine männliche Kindlichkeit so nahe an dich gefesselt waren, wir bedürfen keiner Erinnerung an dich. Auch Deutschland wird dich nicht vergessen, dafür bürgt die Zartheit, Anmuth und Gediegenheit deiner Geisteswerke. Ich

bin ſtolz darauf, daß bei Erſcheinung dieſes deines Nachlaſſes auch mein Nahme genannt werden ſoll. Ich bin ſtolz darauf, daß meine Hand dem Vaterlande die lezte Frucht darreichen ſoll, die an den Strahlen deines Geiſtes reifte. Ja, wahrlich, eine reife, ſüſſe Frucht, die keines Anpreiſens bedarf; in der ſich, wie in allen deinen Werken, der zarte Geſchmack mit der gewürzreichen Kraft vermählte.

Wenn der natürliche Sohn minder für die Bühne, als für den engen Kreis gebildeter Leſer geſchrieben ſcheint, ſo iſt es eben jene innige Vermählung von Herz und Geiſt, in jeder Zeile den Leſer in Anſpruch nehmend, welche den Haufen, der nur gaffen, nur mit halbem Ohre hören, und doch verſtehen, genieſſen will, von der Bühne verſcheucht. Aber hohen Genuß werden dieſe Blätter Jedem gewähren, der Sinn hat für die zarteſte Behandlung einer höchſt ſchwürigen Situation,

für die Herzlichkeit und Biederkeit, die aus des Dichters eigenem Busen in sein Werk überströmte. Dem Berliner Publikum zur Ehre sey gesagt, daß der natürliche Sohn ihm frohe Abende verschafft hat, und ich darf behaupten, daß keine Bühne, die sich eines gebildeten Publikums erfreut, dieses Schauspiel jemals von ihrem Repertorium wegstreichen wird.

Kotzebue.

Perſonen.

Der Marſchall von Harocour, erſter Miniſter. (Er trägt die Uniform der Marſchälle von Frankreich.)

Der Graf von Saint-Amour. (Er trägt die Komthuren-Uniform des Maltheſer-Ordens.)

Die Marquiſe von Lüſigny, Schweſter des Grafen.

Der Marquis von Lüſigny, ihr Sohn.

Die Gräfin von Lüſſan, eine junge Wittwe, Nichte des Marſchalls.

Malherbe, Schriftſteller.

Gourville, Malherbe's Freund, im Kabinet angeſtellt.

Pontigny, Malherbe's Freund, Schriftſteller.

Alain, Schriftſteller, Malherbe's ehemaliger Lehrer.

Artaut, Bürgersmann.

Madame Artaut, ſeine Frau.

Helene, deren Tochter.

Dübreuil, Notarius.

Miron, Rechtsgelehrter.

Georges, Bedienter im Artautſchen Haus.

Dümont, ein alter Kammerdiener des Marſchalls.

Julie, Kammerjungfer der Gräfin.

Henriette, Kammerjungfer der Marquiſe.

Ein Secretair. — Ein Gerichtsdiener. — Ein Polizeikommiſſair. — Wache. — Bediente.

Die Scene iſt in den vier erſten Aufzügen zu Paris, in dem fünften zu Verſailles.

Erſter Aufzug.

Saal bei Herrn Artaut.

Erſter Auftritt.

Herr Artaut, Madame Artaut, Helene, Malherbe, Gourville, Dübreuil, Blain.

(Sie ſitzen beim Frühſtück verſammelt; die Stellung, das Sitzen oder Stehen eines jeden beim Aufgehen des Vorhangs nach Belieben.)

Artaut

Frau, ſchenk' Herrn Dübreuil noch eine Taſſe ein — Oder beliebt Ihnen ein Gläschen Noſoli, Herr Dübreuil? — Sie müſſen mir Kräfte ſammeln zu unſerm Geſchäft —

Dübreuil

Ich danke — In einer ſchlichten Familie von Leuten,

die Liebe und Vertrauen zu einander haben, braucht es so viel Kräfte nicht, um einen Heirathskontrakt aufzusetzen. Da gibt es keine Litanei von Klauseln, deren jede einen Prozeß auf den Nothfall im Hinterhalt bei sich führt.

Alain

Nun, Sie werden auch zu Kontrakten gerufen, die vielleicht mehr Mühe machen, als unsre hier, die aber einem Notarius doch sonst willkommen seyn müssen — Ich habe mit Vergnügen gehört, daß Ihnen nächstens ein solcher aufgetragen werden wird. Es wird wohl mit der Heirath zwischen der Gräfin von Lüßan und dem Marquis von Lüsigny nicht lange mehr Anstand haben — (Bei diesen Worten giebt Alain auf Malherbe Acht, der unruhig scheint.)

Artaut

Daß Sie doch die Hofneuigkeiten alle zuerst wissen, Herr Alain! Malherbe sieht die Leute täglich, und hört vielleicht das erste Wort von der Heirath.

Malherbe

(Er iſt aufgeſtanden, und wendet ſich bei dieſen Worten um) Ich? — Das heißt — —

Gourville

(Einfallend) Ja, es iſt kein Wunder, wenn Herr Alain gerade dieſe Neuigkeit weiß. Man ſieht ihn täglich in der Antichambre bei dem Oheim des Marquis.

Helene

(die aufgeſtanden iſt, und ſich ſtellt, als ob ſie in Malherbe's Nähe etwas ſuchte; leiſe zu Malherbe) Um Gottes willen, lieber Freund, faſſen Sie ſich! Sie hat mir ſo eben geſchrieben, ich möchte ſie beſuchen — Gewiß will ſie von Ihnen mit mir ſprechen —

Artaut

Der Oheim des Marquis von Liſigny? Iſt das nicht der böſe Menſch, der Graf..... wie heißt er doch? — von dem ſo viel Schlimmes erzählt wird.

Alain

Er hat ein Geſchäft in Händen, wegen deſſen ich ihn zuweilen ſehen muß —

Gourville

(der aufgestanden ist, und, indem er auf und ab zu gehen scheint, ebenfalls zu Malherbe tritt; leise) Ich bitte dich, bleib nicht so seitwärts stehen; der Spion dort läßt dich nicht aus den Augen —

Artaut

Ich muß Sie bedauern, Herr Alain, wenn ein Geschäft von Ihnen in den Händen eines solchen Menschen ist. Ja, wenn es seine Schwester wäre! — Ah! mein guter Malherbe, habe ich's dir schon gesagt? Sie fuhr gestern hier vor, die Marquise von Lüsigny, um sich nach dir zu erkundigen. Sie klagte, daß sie dich so wenig sähe —

Madame Artaut

Ey ich wollte, die großen Damen liessen unsern Charles in Ruhe! Sie möchten ihn uns doch abspenstig machen, und was gilt's? es ist die pure leidige Eitelkeit. Wenn seine Schriften nicht so viel Lärm gemacht hätten, sie fragten nichts nach ihm —

Courville

Nun, die Marquise verdient doch eine Ausnahme. Erstlich ist ihr Haus in der That die treflichste Bildungsschule für jeden jungen Mann, der sich über das Gewöhnliche erhebt, und dann bin ich auch überzeugt, daß sie unsern Malherbe um seiner selbst willen liebt.

Malherbe

(der inzwischen wieder zur Gesellschaft getreten ist) Courville hat Recht, liebe Mutter. Ich wollte die große Welt kennen lernen, ohne von ihr abhängig zu werden. Die Bekanntschaft war bald gemacht, und ich weiß so viel von der großen Welt, als ich je brauchen kann. Aber die Freundschaft der Frau von Lüsigny wird mir immer theuer bleiben; ich bin ihr Dank, ich bin ihr Liebe schuldig —

Madame Artaut

Wenn sie so eine gute Schulmeisterin für junge Leute ist, warum nimmt sie nicht unsern Pontigny in die Lehre? Der könnte es noch eher brauchen —

Pontigny

So, Mütterchen? Weil Sie auf Ihren Pflegsohn eifersüchtig sind, muß ich schon wieder herhalten — Wäre mir's um Lernen zu thun, so brauchte ich nur Malherbe'n zu studieren. Wenn ich mich aber so fein, so anständig, so edel, so natürlich zu benehmen wüßte, wie er, wer würde dabei gewinnen? — Ihr alle mit einander wahrlich nicht! Papa Artaut und Mütterchen, Gourville und unser liebes Bräutchen dort — allen würde es jeden Augenblick ahnde thun nach dem ungeschickten Pontigny und den witzigen Einfällen, zu denen er ihnen Anlaß gab — Wahrhaftig, selbst Herr Alain hat mir hin und wieder einen zu verdanken gehabt —

Helene

(eine Taſſe aufhaltend, die er im Begriff iſt, umzuwerfen)

Laſſen Sie ſich nicht ſtören, Herr Pontigny. Wenn Sie mehr als zwei Worte hinter einander ſprechen, giebt immer jemand von uns Acht, daß kein Unglück geſchehe.

Artaut

Das böſe Mädchen darf Sie nicht irre machen, Herr

Dübreuil; der gute Pontigny, so wie Sie ihn da sehen, ist der zweite Sohn vom Hause — der literarische und der Herzensfreund unsers Malherbe, das ist alles gesagt! Unserm Malherbe verdanken wir ihn, so wie wir unserm Malherbe die andern wackern Freunde verdanken, die Sie hier versammelt finden — Herrn von Gourville, den Vertrauten, den Rathgeber unserer ersten Staatsmänner — Herrn Alain, der unserm Hause zwar nicht oft mehr die Ehre erweist, der aber Malherbe's Lehrer gewesen ist —

Gourville

(ironisch) Und der, weit entfernt von aller Eifersucht bei der öffentlichen Bewunderung, die seinem Schüler zu Theil wird, die beständigen Dienste, die Malherbe's Dankbarkeit ihm erzeigt, mit dem aufrichtigsten Eifer erkennt —

Artaut

(gutmüthig fortfahrend) Und diese Männer, Herr Dübreuil, finden Sie unter dem schlechten Dache eines Pariser Bürgersmannes — Und unsre Helene da hat einem

Manne, wie Herr von Gourville, den Kopf verdreht, und vornehme Damen suchen ihren Umgang — Und warum geschieht das alles? Weil die Vorsehung vor fünf und zwanzig Jahren ein armes zweijähriges Kind, das in das Findelhaus gebracht werden sollte, in unsre Arme warf — Ja, ja, Herr Dübreuil, den großen Menschen dort, den Malherbe, von dessen Werken ganz Paris spricht — Doch von der Geschichte wird gleich noch mehr die Rede seyn — Beliebt niemanden mehr? — Kinder raumt ab! Wir wollen in Gottes Namen an das Werk — (Er holt Schreibzeug u. s. w. herbei, während seine Frau und seine Tochter den Tisch abräumen)

Madame Artaut. (im Abräumen) Sehen Sie, Herr Dübreuil, wie flink das Mädchen ist — Kann ich mich doch ärgern über den Mann! Spricht da von den vornehmen Damen, die ihren Umgang suchen — Nun ja, die Frau von Lüssan habe ich jezt selbst von Herzen lieb, so wenig es mir Anfangs anstund, daß Helene mit ihr zu schaffen haben sollte — Aber ich darf es wohl sagen: was sie auch sonst alles gelernt haben mag

— und mit meinem Willen hat sie's nicht gelernt — ich könnte sie heute noch getrost einem Manne unsers Standes zur guten Hausfrau geben.

Gourville. Lassen Sie sich umarmen, Mutter — Sie haben das gerechte Lob meiner Helene vollendet!

Artaut. Still da! — Sitzen Sie, Herr Dübreuil? — So recht! — Nun Kinder, nehmt Platz — — Schreiben Sie schon, Herr Dübreuil?

Dübreuil. Sie haben ja noch nichts gesagt, Herr Artaut —

Artaut. Richtig, richtig — Ja, ein Redner bin ich nicht; und wenn man auf meine Worte wartet, so finde ich gerade keine — Kurz von der Sache zu sprechen — Herr von Gourville, ich wiederhole Ihnen hier, vor dieser geehrten und geliebten Versammlung, daß wir Ihr Gesuch um unsre Tochter Helene mit gerührtem Danke vernommen haben. Wir hoffen, Sie werden eine brave Frau an ihr erhalten, so wie sie gegen uns jederzeit ein liebes, gutes, vortreffliches Kind gewesen ist. Der Segen des Himmels, der seit funfzehn

Jahren unſern Handel gedeihen ließ, und das Glück, Ihren Freund Malherbe bei uns zu haben, erlaubte uns, dem Mädchen eine Erziehung zu geben, die ihr den Uebergang in einen glänzenderen Stand erleichtern wird — — Frau, laß doch das Weinen ſeyn! Ich kann ſonſt nicht fortreden — Verzeihen Sie, Herr von Gourville — Herr Dübreuil, verzeihen Sie! Was werden Sie von uns denken? Wir verheirathen unſre Tochter an einen Mann von Anſehen und Vermögen, an einen Mann, den wir lange hochſchätzten — und wir weinen!

Gourville. Und Ihr ſollt dieſe Thränen flieſſen laſſen, Ihr guten, guten Menſchen! Weiß ich es etwa nicht, daß Ihr Eure beiden Kinder, die Tochter, die Euch die Natur gab, und den Sohn, den Ihr unmittelbar der Vorſehung zu verdanken meynt, für einander beſtimmt hattet? Die zärtlichſte Geſchwiſterliebe täuſchte, vereitelte Euren Lieblingsplan. Nur von dieſer Liebe ſchlugen ihre Herzen gegen einander — Tröſtet Euch! Ihr werdet von ihnen nicht weniger geliebt ſeyn, und Ihr gewinnt an mir ein drittes Kind,

das ihnen an zärtlicher Ergebenheit nicht nachstehen will —

Madame Artaut. Wir glauben es, Herr von Gourville —

Artaut. Wir sind davon überzeugt, Herr Sohn —

Dübreuil. Nun, Herr Artaut?

Artaut. Ja — Ich wollte also dieses noch sagen — Meine Meynung war, wenn nemlich unsre beiden Kinder einander geheirathet hätten, meinen Handel noch zehn Jahre fortzusetzen, um sie einmal desto besser bedenken zu können. Nun verhält es sich anders. Herr von Gourville hat so viel eigenes Vermögen, daß ich mir wohl um einige Jahre früher etwas mehr Ruhe gönnen darf. Was ich noch nicht aus meinem Handel nehmen kann, davon werden wir, meine Frau und ich, hinlänglich zu leben haben. Ueber 150,000 Livres betragen meine disponibeln Gelder noch nicht. Da haben wir denn gedacht, wir wollten das so einrichten: um unserm Charles ein Kapitälchen zu machen, nehmen wir 50,000 Livres heraus; die übrigen 100,000

wären Helenens Ausſteuer — Iſt es Ihnen ſo recht, Herr von Gourville?

Gourville. Ganz und gar nicht, Herr Vater.

Artaut. (ſtutzend) Wie?

Madame Artaut. (eifrig) Nun, Sie werden uns doch das Recht nicht ſtreitig machen.....

Gourville. Ich mache nichts ſtreitig, aber die Einrichtung iſt mir nicht recht. Hören Sie meinen Vorſchlag: Sie geben Helenen alles, und wir machen zuſammen Malherbe'n eine Summe von 100,000 Livres aus — Iſt das nicht beſſer? nicht ſchicklicher?

Artaut. Ja ſo — Daß Sie einen aber mit Ihrer Art immer aus dem Konzept bringen! — (zu Malherbe, der ſprechen will) Und jezt wirſt du uns auch noch in die Queere kommen wollen?

Malherbe. (gerührt lächelnd, und ihn bei der Hand faſſend) Nein, lieber Vater — Aber eine Bemerkung erlauben Sie mir. Was ſoll ich mit dem Gelde? Ich habe meine Penſion von tauſend Thalern, ich habe in Ihren Händen den Ertrag meiner Schriften, zehn oder

zwanzig tausend Livres, ich weiß nicht, wie viel es macht — Käme nun noch ein solches Kapital dazu — o weh! Ich würde mich für einen reichen Mann halten, ich würde verthun, verschenken — und endlich ein armer Mann werden! Ich kenne mich. Lassen wir es lieber beim Alten. Brauche ich Geld, so bitte ich Sie darum; Sie lassen mich keine Fehlbitte thun, und so ist meinen Bedürfnissen geholfen, und Ihrer Liebe —

Pontigny. Das ist wieder einmal ein kluges Wort von unserm Malherbe!

Gourville. Wohlan — will er es nicht besser haben, so mag er unter ewiger Vormundschaft bleiben.

Artaut. Nichts da, nichts da! Heute ist der Tag, hier der Ort, wo ich ihm Rechnung ablegen muß — Charles, ich sage dir's! du lässest mich reden — Es sind nun fünf und zwanzig Jahre, mein guter Charles, daß du in dieses Haus kamst. Wir waren damals arm; wir hatten eben einen Sohn verloren. Das gute Weib dort — du weißt es! — die war es, die dich haben wollte, die mich bat, dich ihr zu schenken, zum Ersatz

für unſern Louis. Du haſt es ihr auch vergolten mit deiner kindlichen Liebe — wir aber wußten lange nicht, was wir an dir hatten. Jezt biſt du ein großer Mann geworden — und ein guter Menſch geblieben. Dein Ruf hat unſre Wohlhabenheit geſtiftet. Du haſt Helenen zu deiner würdigen Schweſter gebildet. Deine Freunde ſind die unſrigen geworden, die unſrigen blieben die deinen. Nur an deinem Arm ließeſt du deine Mutter ausgehen. Im Theater, in den Akademien, wenn du beſcheiden zurücktrateſt, da ließeſt du doch deinen Vater ſich weiden an deinem Ruhme, und vor Freude weinen — — Sprich, Frau! Iſt das nicht alles wahr, was ich da ſagte?

Madame Artaut. Ja Mann, es iſt die reine Wahrheit!

Malherbe. Vater! Mutter! Euch verdanke ich ein Glück, das ich nie erfahren haben würde, wenn ich nicht als das verlaſſenſte aller Geſchöpfe geboren wäre — ein Glück, das nichts mehr ſtören kann, wenn es mein eignes Herz nicht thut. Ach, möchten ſeine geheimen

Schmerzen Euch nie betrüben! — Ihr rechnet mir es zum Verdienſt an, daß ich Euch nie verkannte? War es denn nicht mein bischen Sinn für das Schöne und das Gute, was Euch mit jedem Tage, der ihn mehr ausbildete, mir theurer machen mußte? — — Ihr hattet mir heute, bei dieſer feierlichen Gelegenheit, eine neue Wohlthat zugedacht. Und ich ſann meines Theils lange, was ich Euch an eben dieſem Tage darbringen könnte — Ich habe nichts gefunden, als eine Bitte — Euer Charles trägt keines Vaters Namen. Macht dieſe Grauſamkeit des Schickſals wieder gut. Ich will den Namen beibehalten, den mir, wie Ihr mir erzählt habt, mein erſter Wohlthäter, jener rechtſchaffene Prieſter, in der Taufe beilegte. Erlaubt mir aber, auch den Eurigen zu führen. Ein gerichtliches Dokument ſichre mir dieſes Recht zu — Und möge Charles Artaut Malherbe die Ehre des erſten Namens erhalten, und dem andern Ehre verleihen!

Madame Artaut. Mein Kind! mein geliebtes Kind!

Artaut. Herr Dübreuil, geſchwind — geſchwind ſchreiben Sie — Schreiben Sie ſo: ich nähme die Ehre mit Dank an, die Herr Malherbe dem Namen ſeines Vormunds erzeigen will.

Gourville. (nimmt Helenen und Malherbe bei der Hand, und ſtellt ſich vor die Alten) Auch ich hatte eine gute Mutter und einen ehrwürdigen Vater. Ich finde ſie in Euch wieder. Wollen wir nicht der heiligen Sitte gedenken, die in braven Familien vom alten Schlag erhalten wird? — Segnet Eure drei Kinder!

Artaut. Frau, ſprich mit mir:

Wir ſegnen Euch, Kinder, wie unſre armen und rechtſchaffenen Eltern uns geſegnet haben am glücklichen Tage unſrer Verbindung.

Allgemeine feierliche Stille.

Gourville. Laßt uns nun ſtill aufeinander geben, daß nichts den Eindruck dieſes Augenblicks ſchwäche — Herr Dübreuil, hier ſind alle Papiere, deren Sie bedürfen, um Ihren Aufſatz in's Reine zu ſchrei-

ben. Sobald Sie fertig ſind, kommen Sie wieder — — Bleib, lieber Malherbe. Ich möchte dich noch ſprechen.

(Alle entfernen ſich, bis auf Malherbe und Gourville.)

Zweiter Auftritt.

Gourville. Malherbe.

Gourville. Dein Blick fragt mich, was ich dir zu ſagen habe — O verzeih mir, daß ich dich aus dem ſchönen Kreis der Herzlichkeit und Natur reiſſen muß, der uns ſo eben umgab! Draußen iſt nichts als Gefahr, Verwirrung, Kampf —

Malherbe. Welche finſtere Sprache!

Gourville. Nun — in meinem Geiſte iſt es, will's Gott, noch hell! — Zuerſt von dir — — Deine Augen füllen ſich mit Thränen — Nein, du wirſt ſie nicht zurückdrängen wollen. Ich weiß dein Geheimniß, und du ſiehſt, daß ich es weiß.

Malherbe. Gourville! — Ich ſchwieg bisher gegen dich von der unſeligen Leidenſchaft — ich bitte

dich nicht, mir mein Stillschweigen zu verzeihen: es sey dir ein Beweis, daß ich die Hofnung aufgegeben hab', sie zu überwinden. Nur der sanften Nachsicht deiner Helene konnte ich mich anvertrauen. Ihre unruhige Freundschaft hat dich, wie ich sehe, zu meinem Beistand aufgerufen. Aber es ist zu spät!

Gourville. Würklich? — Auch dann noch, wenn ich dich mit einem gröseren Unglück, als deine unglückliche Liebe, bekannt zu machen hätte?

Malherbe. Was heißt das? — Sprich! Ich sehne mich fast nach einer solchen Nachricht —

Gourville. Die Kabale hat gesiegt. Unsre Freunde haben ihre Entlassung. Sie begeben sich auf ihre Güter. Das Vaterland steht verwaist am Abgrund einer furchtbaren Zukunft.

Malherbe. Das ist freilich schrecklich! Vernichtet sind also alle die wohlthätigen Entwürfe jener trefflichen Staatsmänner — Und wie weit werden es die Sieger treiben? Was steht uns bevor, deren Verbin-

dungen mit den gestürzten Ministern man kannte? Was steht besonders dir bevor?

Gourville. Was dich betrift, so schützt dich deine Jugend und die Gunst des Publikums. Du brauchst nur deine Feder ein Paar Jahre ruhen zu lassen —

Malherbe. Aber du, frage ich?

Gourville. Mit mir steht es allerdings anders. Man hält mich nun einmal für einen Mann von Rath und That in bedeutenden Geschäften. Ich habe die Untersuchungen geleitet, bei jener Hungersnoth und Empörung, die man so albern angezettelt hatte. Ich weiß alles, was damals vorfiel, alle Namen, alles was gesagt, geschrieben und gethan wurde —

Malherbe. Nun?

Gourville. Nun — Ich fände es bei so bewandten Umständen gerathen, in Zeit von acht Tagen nach Dover herüberzuschiffen —

Malherbe. Mit Helenen und mir — Recht! So soll es seyn.

Gourville. Du wolltest mich begleiten? — Du könntest dich von hier losreissen, von der Leidenschaft losreissen —?

Malherbe. Beleidige mich nicht, du hast mein Wort, und zögerst du, es anzunehmen — so bin ich ein besserer Freund als du!

Gourville. Umarme mich — und verzeih mir, daß ich dich auf die Probe stellte! Es hat keine Gefahr für mich. Meine Umgebungen sind zu bedeutend. Stürzen, wie sie's nennen, können sie mich, aber nie so tief, daß sie ihre volle Befriedigung hätten, und ich aufhören müßte, ihrer zu lachen.

Malherbe. Aber der Marschall, der nun an der Spitze der Geschäfte stehen wird —

Gourville. Ich fürchte ihn nicht. Der hohe Sinn unsrer Freunde hat seine Vorurtheile, ihr unabhängiger Gang seine Eitelkeit beleidigt. Es ärgert ihn, daß ich sie durch ihn auf ihre Posten brachte, und sie dann ihm zum Trotz auf diesen Posten erhalten wollte. Aber es fehlt ihm nicht an Gefühl, besonders für Ehre: er

wird nicht vergessen, daß ich unter der vorigen Regierung acht Monate in der Festung zubrachte, weil ich ihn nicht verrathen wollte.

Malherbe. Du täuschtest dich. Den kleinen Ränkemachern, die ihm nun keine Ruhe lassen werden, ist zu viel daran gelegen, dich auf die Seite zu schaffen.

Gourville. Ach, die Menschen sind in allem klein, selbst im Haß und in der Rache. Man muß nur in der Position bleiben, indem man sich gegen sie vertheidigt, sie selbst angreifen zu können. Und wagten sie mehr, so habe ich ein Mittel, ihnen die Furcht gedoppelt heimzugeben, die sie mir einzujagen meynten. Das Parlament haßt uns alle. Ich erzwinge einen peinlichen Prozeß. Da habe ich freie Hand unter dem Schutz der Gesetze, ich kann alles zur Sprache, alles an den Tag bringen; sie zittern, und ..... Doch dies ist nur auf den schlimmsten Fall. Ich wiederhole dir's, an persönliche Gefahr ist nicht zu denken. Könnte ich nur über den Zustand deines Herzens eben so ruhig seyn!

Malherbe. Soll ich dir die Wahrheit sagen? — Ich begreife Euch alle nicht. Ich begreife auch die Grä-fin nicht. Was ist es denn, das uns zwingt, zu ver-zweifeln. Sie ist Wittwe, sie hängt von niemanden ab. Ihr Onkel hat ihre Hand versprochen? Wo war sein Recht dazu? Und wenn Lüsigny sich Hofnung gemacht hat, welche Rücksicht verdient das wohl? Er hat sie schon wie seine Frau behandelt, hat sich mit elenden Liebes-händeln abgegeben, und sie aus Eitelkeit kund werden lassen — das hieß bei ihm, sich Hofnung machen! Selbst den Marschall hätte das leichtsinnige, herzlose Benehmen empört, und seine Nichte glaubte einen Au-genblick, daß er sie lossprechen würde. Jezt aber — jezt will sie alles zerreissen zwischen mir und ihr! O mein Freund, sprich du mit ihr, ruf sie zum Gefühl ihrer eigenen Würde zurück, die unter dieser blinden Nachgiebigkeit —

Gourville. Lieber Malherbe, in blindem Trotz gegen die Meinung würde deine Geliebte sich weder ih-rer noch deiner würdig fühlen. Und rechnest du die

Bande der Achtung und der Dankbarkeit für nichts, die sie an ihren Onkel fesseln? Die Frauen von diesem edeln, zarten Sinn empfinden eine Leidenschaft tief, hängen aber eben so fest an einer Pflicht, und können sie beide nicht vereinigen, so erlauben sie ihrer Neigung nicht, den Ausschlag zu geben. Sie müßte also ihren Onkel anders stimmen? Einen Mann, der bisher alle Konvenienzen zu Gebot zu haben glaubte, aus welchen nach seiner Meinung das Glück besteht! Oder weißt du es noch nicht? Indem er dem Sohn seine Nichte giebt, schmeichelt er sich, die Hand der Mutter zu erhalten. Er achtet die Marquise vor allen Frauen vom Hofe, er ist ihr alter Freund, eine Verbindung mit ihr würde alles ausgleichen, was an der Sicherheit seiner Verhältnisse noch fehlen mag — Muthig also, mein Freund! Quäle dich, quäle die theure Frau nicht länger fruchtlos. Entsage!

Malherbe. Gott!

Gourville. Wolltest du sie zu ewig neuen Kämpfen aufrufen, und ihr so für ihre Liebe lohnen? Und wenn du siegtest, wenn du sie hinrissest, das Gesetz zu

übertreten, das sie sich auferlegt hat, würdest du mit ihr zufrieden seyn?

Malherbe. So sey es denn! — Nein, laß mich — Was begehrst du von mir?

Gourville. Daß du dich entfernest, sobald du den Entschluß der Gräfin kennen wirst. Du mußt jeder Versuchung, jeder Möglichkeit, ihr zu begegnen, vorbauen — ein Jahr auf Reisen gehen —

Malherbe. (nach einer Pause an seine Brust sinkend) Ich will es!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Helene.

Helene. (eilig) Faßt euch — Der Notarius ist wieder da. Sie folgen mir alle auf dem Fuß.

Malherbe. Glückliche Helene!

Helene. Armer Charles!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, Artaut, Madame Artaut, Alain, Pontigny, Dübreuil; gleich darauf, während sie beschäftigt sind, sich wie im ersten Auftritt niederzusetzen, tritt George herein.

George. Herr von Gourville, einer von Ihren Leuten bringt in gröſter Eile diesen Brief — Und zu Ihnen, Herr Artaut, will ein Herr im schwarzen Rock, so ein Herr von den Gerichten — Er müſte Sie auf der Stelle sprechen, sagte er, und ließ sich durchaus nicht abweisen.

Artaut. Was kann das seyn? Ich habe doch weder Schulden, noch Prozesse — Verzeihen Sie, Herr Dübreuil; ich bin im Augenblick wieder bei Ihnen — (ab mit George.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, ausser Artaut und George.

Malherbe. (beyseite zu Gourville, der den Brief gelesen hat) Was giebt es?

Gourville. Nichts von Belang — was ich allenfalls vorausgesehen hatte. Der Graf von Saint-Amour giebt sich alle Mühe, eine geheime Ordre gegen mich auszuwirken. Diesen Zettel schreibt mir ein Mensch, der bei der Polizei angestellt, und mir ganz ergeben ist, ob ihn schon der Graf für seine Kreatur hält —

Sechster Auftritt.

Die Vorigen, Artaut, Miron.

Artaut. Sagte ich's doch! Mich geht es nichts an. Mit dir hat's der Herr zu thun, lieber Malherbe.

Miron. Habe ich die Ehre, Herrn Malherbe zu sehen?

Malherbe. Was steht zu Ihren Diensten, mein Herr?

Miron. (ihn bei der Hand nehmend, und seitwärts vorführend) Ich wünschte sehr, unter vier Augen mit Ihnen sprechen zu können —

Malherbe. Es thut mir leid, daß der Augenblick so wenig gelegen ist. Wir sind hier versammelt, um einen Heirathskontrakt —

Miron. Wenn er Sie angeht, so muß ich desto mehr auf Gehör dringen — Sie wissen nicht, was ich Ihnen bringe! Es ist das Geheimniß Ihrer Geburt —

Malherbe. (sehr laut, mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens) Das Geheimniß meiner Geburt!

Allgemeiner Aufstand, mehrere von den Anwesenden wiederholen diese Worte, Miron und Malherbe werden von ihnen umringt.

Miron. Ich bitte Sie, mein Herr — Das war in der That meine Meinung nicht — Die Sache fordert die größte Behutsamkeit —

Malherbe. (nachdenkend) Was soll ich hören? —

Es gab eine Zeit, wo dieſes Räthſel meine Phantaſie ſehr beſchäftigte — Längſt ſchon hatte es ſein Intereſſe für mich verloren — Und nun! Was wird in dieſer Entdeckung für mich enthalten ſeyn? — Doch zurückweiſen kann ich ſie ja nicht. Sprechen Sie, mein Herr —

Miron. Ich muß die Geſellſchaft um Verzeihung bitten, aber auſſer Herr Artaut —

Dübreuil. Der Herr hat Recht. Wir wollen —

Malherbe. Nein! Ich bin hier unter meinen Freunden, unter meinen Angehörigen. Sie haben alle auf das Geheimniß ſo viel Recht als ich —

Madame Artaut. Ach, ſeit acht Tagen geht mir die Ahnung von dem Unglück nach!

Artaut. Was ſprichſt du da ſchon wieder, Frau? Meynſt du etwa, er werde uns je verläugnen?

Alle ſetzen ſich um Miron, der Papiere aus der Taſche zieht. Malherbe allein bleibt ſtehen, und geht unruhig auf und ab, von dem einen zum andern: er drückt Madame Artaut, die er weinen ſieht, in die Arme, wendet ſich dann zu Artaut, der ſich zu zwingen ſcheint, u. ſ. w.

Miron. Herr Artaut, Sie erinnern sich ohne Zweifel des ehrlichen alten Miron?

Artaut. Des Chirurgus? Was sollte ich nicht? Er hatte meine Frau von ihrem ersten Kinde entbunden. Er war es, der vor fünf und zwanzig Jahren —

Miron. Ganz recht. Ich bin sein Bruder. Vor zwei Monaten schloß ich ihm die Augen zu —

Gourville. Ich bitte Sie, mein Herr, welches ist die Familie, die auf Herrn Malherbe Ansprüche macht?

Miron. Ansprüche werden nicht auf ihn gemacht. Aber ich bringe ihm die Mittel, die seinigen zu erheben —

Malherbe. Spannen Sie unsre Ungeduld nicht — Wessen Sohn bin ich?

Miron. Es thut mir leid, mein Herr, daß Sie eine solche Angelegenheit mit diesem Ungestüm behandeln — Sie sind — da Sie mich nun einmal nicht in der Ordnung anhören wollen — Sie sind, nach dem Gesetz, und wie man wenigstens annehmen muß, auch

in der Ordnung der Natur, der älteste Sohn des verstorbenen Marquis, und der noch lebenden Marquise von Lüsigny —

Artaut, Madame Artaut, Helene. Von Lüsigny?

Alain. (vor sich) Verdammt!

Malherbe. Das kann nicht seyn — Es ist ein Mährchen —

Gourville. Unbegreiflich!

Pontigny. Malherbe ein vornehmer Mann — Nun, das hätte ich nie für ih. ,efürchtet!

Malherbe. Die Beweise, mein Herr?

Miron. Die sind hier, die vollgültigsten — Lesen Sie, bei guter Muße, diese ausführliche Erklärung, die mein Bruder kurz vor seinem Ende seinem Beichtvater in die Feder sagte; Sie finden darin alle Umstände auf das genaueste verzeichnet, eine Menge Zeugen angeführt — Betrachten Sie aber vor allem diese unverwerflichen Beweise — erstlich hier ein Billet der Frau von Lüsigny an meinen Bruder —

Malherbe. Es ist ihre Hand — Sieh, Gourville — Drei und zwanzigster Februar — Keine Jahrszahl — (Im Lesen) Gott! — So also, so ist es! — Unglückliche Mutter!

Miron. Von nicht geringerem Belang ist sodann dieses zweite Schreiben, ebenfalls an meinen verstorbenen Bruder gerichtet.

Malherbe. Im Lager vor.... Ich kann den Namen nicht herausbringen — Und die Unterschrift? — Si... Sivry —

Gourville. Der Ritter von Sivry? — Ich kannte ihn wohl, er war ein Neffe des Marschalls von Harcourt, ein junger Mann von dem glänzendsten Verdienste. Er blieb in der Schlacht bei Minden — Ah, ich erinnere mich, daß seine Verhältnisse mit der Marquise Aufsehen in der Welt gemacht hatten —

Miron. (zu Malherbe) Sie haben gelesen?

Malherbe. (den Brief langsam wieder zusammenlegend, mit schmerzlichem Ausdruck) Ich habe! Die letzten Worte meines....

Miron. Ruhig, mein Herr, Sie müssen den rechtlichen Gesichtspunkt nicht aus den Augen lassen. Noch bleibt Ihnen übrig zu erfahren, wie Ihr Onkel, der Graf von Saint-Amour, das nemliche Kind, dessen Geburt die Marquise ihrem eifersüchtigen Gemahl verborgen, das sie vertrauten Händen übergeben hatte, in seine Gewalt zu bekommen suchte, und wie es dennoch gerettet wurde — Zu diesem Theil der Geschichte gehört dieses Papier —

Malherbe. (lesend) Herr Miron wird dem Vorzeiger dieses das ihm anvertraute Kind übergeben. Er kennt meine Hand — Es ist die Hand der Marquise! — Großer Gott! So bin ich denn der Sohn einer unnatürlichen Mutter — Gehen Sie, mein Herr, gehen Sie! Sie haben mir einen Dolch in das Herz gestoßen —

Miron. Mit nichten! Sie sind im Irrthum. Meines Bruders Erklärung enthält alle Aufschlüsse, die Sie nur wünschen können. Eine Kinderkrankheit, von der Sie befallen wurden, gab den Vorwand, Ihre Frau Mut-

ter zu bereden, daß Sie auf dem Lande, bei einer ihrer Pächterinnen, beſſer aufgehoben ſeyn würden. So erſchlich man dieſen Zettel. Der Plan war, Sie in das Findelhaus zu bringen, und Ihrer Frau Mutter falſche Zeugniſſe von Ihrem Tode beizubringen. Mein Bruder, ſchon gewarnt durch das Schreiben des Ritters von Sivry, das Sie in Händen haben, hatte Spur von dem Komplot bekommen. Der Ueberbringer jenes Papiers, ein Vertrauter des Grafen, erhielt ein tödlich krankes Kind aus dem Hoſpital, und Sie übergab mein Bruder Herrn Artaut, mit einer Menge von Erkennungszeichen, die er auf das ausführlichſte beſchrieben hat — Nun wiſſen Sie alles, und begreifen —

Malherbe. Ja — Allerdings — Ich begreife, daß ich der Sohn des Ritters von Sivry und der Frau von Luſigny bin —

Miron. Der Frau von Luſigny, ohne allen Zweifel — Des Ritters von Sivry? Wer weiß das? — Sie ſind in der Ehe geboren, mehr bedarf es vor dem Geſetz nicht. Ich getraue mir, mit dem beſten Erfolg Ihr Recht

zu verfechten. Die Frau von Lüſſigny liebt und ſchäzt Sie: ſtellt man ihr in Ihnen ihr todtgeglaubtes Kind vor, ſo iſt es ſehr möglich, daß ſie Ihnen Ihren Stand ohnehin nicht ſtreitig macht. Aber auch im ſchlimmſten Falle haben Sie den Buchſtaben und den Geiſt der Geſetze auf Ihrer Seite. Und bei Ihrem Rufe, bei dem Anſehen, in welchem Sie ſtehen, kann es Ihnen vollends nicht fehlen —

Helene. (beiſeite zu Malherbe) Bedenken Sie, daß Sie dadurch der Gräfin näher kommen!

Dübreuil. Ich bin ganz mit Herrn Miron einverſtanden. Was die küßlichſte Seite der Sache anbelangt, ſo kann man darin den größten Anſtand, die größte Delikateſſe Statt finden laſſen. Wem ſein Platz in der Geſellſchaft vorenthalten wird, der hat alles Recht, ihn zurückzufordern.

Artaut. Und ich thäte es, wenn es auch nur dem Grafen zum Poſſen wäre! — Was meinen Sie aber, Herr Alain?

Alain. Hm — Es iſt ſchwer, hier einen Ausſpruch zu thun —

Gourville. Warum? Man fragt Sie ja blos, was Sie thäten, wenn Sie an Malherbe's Stelle wären.

Alain. Nun — ich würde bedenken, daß es einen Kampf mit ſehr mächtigen, ſehr furchtbaren Gegnern gälte. Selbſt der Marſchall würde wegen der Heirath, die er betreibt, darunter zu rechnen ſeyn. Ich wäre alſo, da ich doch das Recht auf meiner Seite hätte, mit einem vortheilhaften Vergleich zufrieden — mit einer fetten Pfründe etwa, die mir zugeſichert würde —

Gourville. Ganz recht. Aber für Malherbe'n wäre das nichts. Entweder iſt er der ältere Sohn des Hauſes Luſignay, und dann müſſen ihm alle Rechte eines ſolchen werden. Oder er iſt es nicht, und dann kann er nichts verlangen, nichts annehmen.

Pontigny. Vortreflich! So ſtimme auch ich —

Malherbe. Aber ich nicht! — — Lieben Freunde, wie könnt Ihr hier nichts als klug, nichts als ver-

nünftig seyn? Wie ist es möglich, daß Ihr mir den unwiderruflichen Ausspruch nicht selbst aus dem Munde nehmet, den mein Herz im ersten Augenblicke gethan hat? Ihr wagt es, mich den ältesten Sohn des Hauses Lüsigny zu nennen? Ihr ruft das Gesetz an — Wehe dem Menschen, der sich gegen sein besseres Wissen der Hülfe des Gesetzes bedient! Alles spricht gegen die Rechtmäßigkeit meiner Geburt, in jedem andern Sinne, als dem gesetzlichen. Die ganze Welt, mich selbst nicht ausgenommen, wäre überzeugt, daß ich die Frucht einer unerlaubten Leidenschaft bin, und ich vertriebe den einzigen ehelichen Sohn! Ich schlüge die Ehre meiner Mutter in die Schanze; am Abend ihres Lebens rächte ich von neuem die Schuld, die sie damals schon so bitter beweint haben muß, als sie aus Furcht vor dem gerechten Zorn eines Gemahls das Kind ihrer Liebe von sich entfernte! Und um das unnatürlichste Verhältniß zu vollenden, höhnte ich sie noch mit einer Komödie von kindlicher Ehrfurcht und Schonung!

Ich soll mir einen Stand erkämpfen, sagt Ihr? —

O laſt mich in dieſem Augenblick ſtolz ſeyn auf den meinigen! Vertreibt mich nicht aus dieſem, dem ich das hohe Selbſtgefühl verdanke — Kann ich etwa dies Haus nicht mein nennen? Iſt Charles Artaut Malherbe etwa nicht mein Name? Iſt das nicht mein Vater — meine Mutter — meine Schweſter?

(Sie ſtürzen weinend in ſeine Arme. Nach einer Pause fährt er fort)

Ich danke dir, o Himmel! Jezt lieſſeſt du mich meinen Platz in der Welt wählen. Ich behalte ihn unter den Armen, den Waiſen, den Verlaſſenen, unter den Niedrigen des Volks — ich bleibe unter ihnen, ein erhebendes Beiſpiel!

(halb leiſe gegen Helene gewendet) Und ſelbſt dort will ich von keinem Glücke wiſſen, das ich nicht mir ſelbſt allein verdankte!

(zu Miron) Ihnen, mein Herr, gebührt meine ganze Erkenntlichkeit. Ein kleines Zeichen derſelben wird Ihnen Herr Artaut oder Herr von Gourville zuſtellen. Was Sie mir brachten, iſt mir ſehr viel werth, denn

ich kann dies damit thun — (Er ist im Begriff, die Papiere zu zerreißen)

Gourville. (hält ihn lebhaft zurück) Halt ein! — Mistraust du deinem edeln Vorsatz, und mußt du Vorkehrungen gegen dich selbst treffen? Wozu sonst diese Papiere zerstören? Für deine Mutter.... für die Marquise selbst fordre ich ihre Erhaltung. Sie hat jetzt nur einen Sohn, sie könnte den verlieren — Dann wäre es deine Pflicht, ihr einen Ersatz anzubieten. Mein Freund, vor der wahren Größe schweigt die Vernunft, so wie aber die Reihe wieder an diese kommt, giebt jene ihr Gehör, oder sie hört auf, wahre Größe zu seyn. — (leise) Und siehst du nicht, daß uns diese Papiere im Nothfall auch dienen können, den Grafen zu schrecken?

Malherbe. Ich danke dir, Gourville. So gebe ich dir denn die Papiere in Verwahrung — Ihr alle aber, die Ihr nun in das große Geheimniß eingeweiht seyd, laßt es Euch heilig seyn. Wachet über jedes Eurer Worte. Bedenket, daß es die Ehre; die Ruhe ei-

ner achtungswürdigen Frau, einer Mutter gilt — — Nun aber auch kein Wort weiter! Ich bin da gegen meinen Willen in einen feierlichen Ton gerathen, der unsre guten alten Freunde erschüttert hat — Was meynen Sie, Väterchen? Bei Tisch fänden wir uns alle am ersten wieder zurecht, und Mittagszeit wird es wohl seyn?

Artaut. Das glaube ich! Somit, Herr Dübreuil, werden wir unser Geschäft bis nach dem Essen anstehen lassen müssen — und es uns wohl schmecken lassen auf den Schrecken —

(Indem alle übrigen aufbrechen und hinaus gehen, bleibt Alain zurück, und zuletzt Miron, der zuletzt fort, beim Ermel.)

Siebenter Auftritt.

Alain, Miron.

Alain. Auf ein Wort, Herr Miron — — Das war ein sonderbarer Auftritt.... mit dem Sie eben nicht Ursache haben, zufrieden zu seyn —

Miron. Ich muß allerdings gestehen —

Alain. Sehen Sie, der junge Mensch ist ein Schwärmer — und sein getreuer Freund da, der alles aus ihm macht, was er will, Schwärmer und Intrigant zugleich — — Ich hätte Ihnen den Erfolg voraussagen können — Und ich wollte, ich hätte früher gewußt, daß Sie die Papiere besässen, daß Sie diesen Gebrauch davon zu machen dächten —

Miron. Nun, es war der einzige —

Alain. O ich hätte einen andern gewußt, von dem Sie wahrhaftig einen besseren Dank gehabt haben würden — Oder meynen Sie, daß auch der Graf von Saint-Amour diese Papiere nicht zu schätzen gewußt hätte?

Miron. Sie mögen Recht haben — Doch nun ist es zu spät —

Alain. Zum Theil, wenn Sie wollen — Indessen wäre es seine Sache, wenn er jezt noch ohne Zeitverlust unterrichtet würde, wieder gut zu machen, was durch die voreilige Uebergabe jener Dokumente verdorben worden ist — Kommen Sie mit mir, kommen Sie! Ich will

Ihnen an einem gelegenern Orte meine Idee mittheilen —
(Sie gehen ab.)

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Bei der Gräfin von Lüffan.

Julie allein.

(Sie lauscht an einer offenen Thüre) Noch immer am Schreibtisch? — Ja, ja, es wird wohl ein zärtlicher Abschied seyn, bei dem sie so lange verweilt — — Ah, nun zerreißt sie gar alles wieder! — Sie lehnt sich auf ihren Sessel zurück — Sie weint — Die arme gute Dame! Bei ihren Thränen schlägt mir das Gewissen — Daß man uns Weiber so leicht gegen einander gewinnen kann! — — So! Jezt hat das Spioniren hier ein Ende. Sie geht in den Garten herunter —

Zweiter Auftritt.

Julie, der Marquis.

Marquis (verstohlen hereintretend) Julie — Julie!

Julie. Sie sind es, gnädiger Herr — schon so früh?

Marquis. Ich wollte von dir wissen, was deine Herrschaft diesen Mittag treibt. Wenn sie zu Hause bleibt und allein bliebe, möchte ich sie überraschen, und mir ein Kouvert bei ihr ausbitten —

Julie. Ich weiß nicht anders — Wenn nicht etwa Herr Malherbe.....

Marquis. Nein, den habe ich eben gesprochen. Er ist noch zu bestürzt über die verungnadeten Minister, um in Gesellschaft zu gehen.

Julie. Es scheint fast, als wären Sie von dem nichtigen Argwohn auf Herrn Malherbe zurückgekommen — Und da könnten Sie mir wohl den unangenehmen Auftrag erlassen, wegen dessen mir Florimond diesen Morgen schrieb —

Marquis. Mein Kammerdiener? — Ich weiß von nichts —

Julie. Wie? — Daß ich eine Unterredung behorchen sollte, die meine Herrschaft diesen Morgen mit Mademoiselle Artaut haben wird —

Marquis. Behorchen? — Ich höre das erste Wort von der Unterredung, und habe Florimond keinen solchen Befehl gegeben.

Julie. Nun, so wird es ohne Zweifel von Ihrem Herrn Onkel kommen.

Marquis. Dem sieht es ähnlich! Ich glaube, er lauschte gern selbst an allen Thüren von Paris — Uebrigens kann er seine Gründe haben. Am Ende wäre ich selbst wohl neugierig, was die beiden Weiber für kleine Geheimnisse mit einander haben mögen — Leb indessen wohl, Julie. Die Gräfin soll mich nicht zu Gesicht bekommen — Ich sterbe vor Ungeduld bis zur Mittagszeit. Ich schwöre dir's zu, so hat mir die Liebe noch nie mitgespielt —

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, die Gräfin.

Gräfin. (Sie tritt plötzlich herein, ohne den Marquis zu bemerken, der seitwärts zu bleiben, und sich wegzustehlen sucht) Julie, sobald Mademoiselle Artaut kommt, will ich gerufen seyn — Ich bin heute traurig, mein Kind — Ich will niemanden als dich um mich haben —

Julie. (verlegen) Gnädige Frau —

Gräfin. (wendet sich um, und wird den Marquis gewahr, halb bestürzt, halb pikirt) Ah.... Herr von Lüsigny! (Julie geht ab.)

Vierter Auftritt.

Die Gräfin, der Marquis.

Marquis. Verzeihen Sie, meine theuerste Gräfin — Ich bin es wahrhaftig nicht, der Sie überfällt; ich werde von Ihnen überfallen. Meine Absicht war blos, Julien zu sprechen. Ich dachte, mir diesen Mittag ein Tete-a-tete von Ihnen zu erbitten, und er-

kundigte mich bei ihr, ob ich Sie wohl in nichts stören würde — Aber welches Wort mußte ich bei der Gelegenheit hören? Sie sind traurig? — O lassen Sie mich Ihren Kummer theilen —

Grafin. Er betrift den Vorfall, der ganz Paris beschäftigt. Ich kann von dem Verdienst der abgegangenen Minister nicht urtheilen, aber ich hatte mich gewöhnt, sie zu verehren. Und zudem bin ich nicht ohne Besorgnisse wegen zweier Menschen, denen ich aufrichtige Theilnahme an ihrem Wohl und Weh schuldig bin. Herr von Gourville ist unstreitig der treueste Freund meines Onkels, und Herr Malherbe — Ihre Frau Mutter und ich hatten Plane gemacht, ihm eine unabhängige Existenz zu verschaffen; wir sahen im Hintergrund eine Verbindung zwischen ihm und der liebenswürdigen jungen Person, die mit ihm aufgewachsen ist —

Marquis. Würklich? — Sie entzücken mich — Denn soll ich es Ihnen gestehen? Ich hatte.... Ich fürchtete.... Nein! Seyn Sie ganz ruhig! Ihren

Freunden wird hoffentlich durch jene Veränderung kein Abbruch geschehen. An dem Wenigen, was ich etwa vermag, soll es nicht fehlen, damit — Und es sind ja Leute von dem entschiedensten Verdienst! Es giebt vielleicht keinen Geschäftsmann in Frankreich wie Gourville. Ueber Malherbe's Schriften ist nur Eine Stimme — Ihr Gedanke ist köstlich, Gräfin! Es liesse sich kein passenderes Paar denken. Sie protegiren das Mädchen, und thun wohl. Sie ist in der That allerliebst — — Und um die Minister ist es mir fast selbst leid! Es war doch mehr Leben in Versailles, so lange man für und wider ihre Operationen stritt. Wenn sie nur etwas mehr Rücksicht genommen hätten — zum Beispiel auf unser einen. Die Oekonomie mag eine gute Sache seyn für einen Staat, aber — Doch die Hauptsache ist jezt, daß für unsere Freunde gesorgt werde. Hören Sie wohl, liebste Gräfin? Für unsere Freunde? Denn die Ihrigen sind auch die meinen — Und davon wollen wir diesen Mittag weiter sprechen — davon, und von vielen, vielen andern Dingen — Denn, nicht wahr? Sie

gönnen mir die Freude, die ich mir ausgedacht hatte? —
(Er küßt ihr die Hand, und geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Die Gräfin allein.

(nach einem tiefen Seufzer) — Nun ja! Gutherzig ist er — Aber der Leichtsinn, der Unzusammenhang, der Mangel an Ernst — Still, Amalie! Er wird dein Gatte sein und dein Herr. So will es deine Pflicht, dein Schicksal!

Sechster Auftritt.

Die Gräfin, Helene.

Helene. Thränen in den lieben schönen Augen? — Verzeihen Sie, gnädige Frau. Man wies mich gerade hieher, und ich stellte mir nicht vor, daß ich Sie überraschen würde —

Gräfin. Das thun Sie auch nicht, meine gute Helene — Und wenn Sie mich in Gedanken finden, so

ſind es meiſtens ſolche, die Sie zum Gegenſtand haben — die mich erfreuen müſſen — Giebt es etwas vernünftigeres, kann es etwas-glücklicheres geben, als Ihre Verbindung mit Malherbe? — Ja, Helene, darum ließ ich Sie bitten, zu mir zu kommen. Ich ſah Sie ſo lange nicht. Ich mußte Sie ſprechen, von Ihnen hören, ob noch Hinderniſſe vorhanden ſind, die Mittel mit Ihnen überlegen, ſie zu beſeitigen —

Helene. Gnädige Frau — geſtern wurde ich mit Herrn von Gourville verlobt.

Gräfin. Gott! — Und das erfährt Ihre — Eure Freundin erſt heute, nur zufällig! — (äuſſerſt ſchmerzlich) O es iſt klar! Man hatte ſich verſchworen gegen meine Schwäche —

Helene. (Feſt, aber zärtlich, indem ſie ihre Hand ergreift) Gräfin, der Argwohn iſt Ihrer und unſer unwürdig.

Gräfin. (Sie ſtürzt, erſchrocken über das, was ſie ſagte, weinend in ihre Arme) — Und Sie, Helene? — Ach, Sie liebten ihn ja!

Helene. Ich liebe nun einen andern.

Gräfin. Meine Hoffnung war immer, wenn sein Herz für Sie entschieden haben würde —

Helene. Ich wußte, daß es das nie würde.

Gräfin. Wie konnten Sie aber über Ihre Neigung siegen?

Helene. Ich war nicht geliebt.

Gräfin. Sagen Sie mir — Nicht wahr, Malherbe hat Ihnen etwas anvertraut — das sein Herz anging?

Helene. Ja — weil er es der Ruhe des meinigen schuldig war.

Gräfin. — So ist denn meine letzte Rettung dahin! Er ist frei — frei — und ich — Warum sollte ich mir den Trost des lauten, unverholnen Schmerzens versagen, den einzigen Trost, der mir übrig ist? Ja Mädchen! Ich habe ihn geliebt, ich liebe ihn noch, und ich fürchte, ich werde ihn ewig lieben.

Helene. Dann — o dann, Gräfin, hätten Sie nicht sollen.....

Gräfin. Verdammen Sie mich nicht. Er selbst,

der Marquis, hat mich in dieſe Leidenſchaft geſtürzt, aus der er mir vielleicht einſt ein Verbrechen machen wird. Während er ſich jenem Abentheuer überließ, das ſo viel Lärm machte, und das mir vor der Welt den Anſchein einer verlaſſenen Geliebten gab, ſprach mir mein Onkel Troſt zu, rief meinen Stolz auf, ermahnte mich zu einem öffentlichen Bruch — da glaubte ich mich wieder frei, da wagte ich es, Malherbe's Liebe zu bemerken, und zu erwiedern. — — Aber von neuem und feſter hat man nun meine Feſſeln geknüpft. Sagen Sie mir nur: was denkt er von mir?

Helene. Denken? — Er liebt!

Gräfin. Ach!

Helene. Und in ſeiner Liebe findet er die Kraft, wenn Sie auf dem Entſchluß beharren, den ſie der Pflicht ſchuldig zu ſeyn glauben, auch ſeinerſeits das Rechte zu thun — — Doch laſſen Sie uns dieſes Geſpräch abkürzen. Ich ſehe, daß es Ihnen nicht gut iſt. Vernehmen Sie nur noch Malherbe's lezten Wunſch von mir, den auch Gourville billigt —

Gräfin. (sie innig umarmend) Reden Sie — Helene, meine Helene! — O nennen Sie mich Ihre Amalie! — Wissen Sie auch, warum dieses Herz so ungestüm Ihrer Hand entgegenklopft? Es ist mir, als umfaßte ich in Ihnen einen Theil von ihm selbst. Sie liebten ihn, und lieben ihn nicht mehr — es ist mir, als schenkten Sie mir ihn, als träten Sie mir ihn ab! O verbergen Sie ihm diese letzten Ausbrüche eines Gefühls, das ich bald auf immer in mir ertödten muß — Sieh, Mädchen, wir sind schwache Geschöpfe, wenn wir lieben. Sieg über die Leidenschaften ist uns nicht verliehen, nur Flucht — Du aber, die du dein Geschlecht übertrifft und zu siegen vermochtest, dir gebe ich meine Pflicht in Verwahrung. Dir es nachthun kann ich nicht, aber ich will dir gehorchen können — Und Malherbe's letzter Wunsch? Sagen Sie mir ihn, und schreiben Sie meine Antwort vor —

Helene. Ja, meine theure Amalie, ich will Ihre Helene seyn, ich will Sie nicht allein lassen in dem Kampfe, der Ihnen bevorsteht — Er verlangt eine letzte

Unterredung mit Ihnen: nicht — so überredet er ſich wenigſtens ſelbſt — um Sie durch den Anblick ſeiner Leiden zu rühren, ſondern um Ihrem Entſchluß Vernunftgründe entgegen zu ſetzen —

Gräfin. Meinen Sie, daß ich ihn anhören könne?

Helene. Ich glaubte es, als ich zu Ihnen gieng — ich glaube es nicht mehr.

Gräfin. Hören Sie — Ich muß Ihnen etwas anvertrauen — Es iſt zwar im Grunde nichts — als ein Einfall, eine Verirrung meiner Phantaſie — die aber in dieſem Augenblick eine Gewalt über mich gewinnt — gegen welche ich Ihre Hülfe anrufen muß — Geſtern — ich gieng in meinem Garten ſpatzieren, es war zwei Uhr — es überfiel mich plötzlich, wie eine Ahnung, und jeder Umſtand prägte ſich tief in mein Gedächtniß — Du wagſt es nicht, dachte ich, der Meynung zu trotzen, die dieſen Mann, ſeiner Geburt wegen, deiner unwürdig halten würde. Liegt aber nicht ein Schleier über ſeiner Geburt? Warte, bis dieſer aufgehoben

wird — und es war mir, als riefe eine geheime Stimme mir wiederum zu: Warte!

Helene. Gott! Welche Wunderkraft — Welches seltsame Spiel! Und um dieselbe Stunde —

Gräfin. Was? Um des Himmels willen — Sprechen Sie aus!

Helene. (verlegen) — Hatte auch ich — beinahe ähnliche Träume —

Gräfin. Würklich? Sie sehen also — O Sie sagen mir nicht alles — Helene, Sie wissen das Geheimniß seiner Geburt — — Helene! Sie wissen es — Sie wollen es mir vorenthalten — Thörichtes Mädchen! Wird er es denn vor mir verbergen?

Helene. Beschlossen hat er es, und es war der Entschluß der edelsten, der zartesten Liebe — Ich soll Sie schützen vor Ihrem Herzen, Amalie! Dürfte ich wohl vergessen, daß dieses mein Beruf ist?

Gräfin. O wahrlich, es wird mein Herz treflich schützen, wenn meine Einbildungskraft auf die Folter gespannt wird!

Helene. Gräfin, in dieſer Stunde bindet mich ein Verſprechen. Von dieſem muß ich mich erſt losſagen laſſen. Dieſen Abend ſehen Sie mich wieder —

Gräfin. Dieſen Abend? — Helene!

Helene. Glauben Sie mir, dieſe Zurückhaltung iſt mir kaum weniger peinlich, als Ihnen — Laſſen Sie mich — — (lächelnd) zu einem andern Kranken, den ich auch zu pflegen habe — Was ſoll ich ihm bringen?

Gräfin. (nach einer Pauſe, mit völliger Hingebung) Meine ganze Liebe! — Und Sie geben würklich? — (Indem ſich Helene entfernt, ſcheint die Gräfin ihr nacheilen zu wollen, bleibt aber am Ausgang ſtehen.)

Siebenter Auftritt.

Bei der Marquiſe von Lüſignn.

Die Marquiſe, der Graf von Saint-Amour.

(Sie treten zu den zwei entgegengeſetzten Seiten herein)

Marquiſe. Du haſt mich zu ſprechen verlangt, Bruder —

Graf. (unruhig um ſich blickend) Ja.

Marquiſe. Du ſiehſt ſehr ſorgenvoll aus, an einem Tage des Triumphs!

Graf. Es war ſchon oft der Fall, Schweſter, daß ich dir die Ruhe ließ, und die Sorgen für mich behielt —

Marquiſe. (während er alle Thüren unterſucht, lachend) Nun wahrhaftig, wenn die Vorbereitungen noch lange währen, ſo laufe ich vor Schrecken davon —

Graf. Frau von Liſigny, ſparen Sie Ihr Lachen bis an's Ende — wenn Sie dann noch Luſt dazu haben.

Marquiſe. Im Ernſte alſo, Herr Graf — Was Sie mir zu ſagen haben, mag ſo wichtig, und meinetwegen ſo ſchrecklich ſeyn als es will, ſo ſollten Sie doch wiſſen, daß ein ſolches Vorſpiel bei mir nicht angebracht iſt. Damit Sie aber Zeit haben, recht weit auszuholen, werde ich Sie bitten, mich erſt eine kleine Angelegenheit in aller Kürze vortragen zu laſſen —

Graf. Die wäre?

Marquiſe. Ich war bisher Ihre Stütze bei'm Marſchall. Jezt ſtehen Sie auf Ihre eigene Hand in

Gunst. Ich habe auch nichts dawider — ausser insofern Sie versucht wären, Ihren Einfluß gegen gewisse Leute zu gebrauchen, deren ich mich stets anzunehmen fest entschlossen bin.

Graf. Vortreflich! Es war also Bestimmung, daß die beiden Menschen den Gegenstand unsers Gesprächs ausmachen sollten —

Marquise. Recht gut, wenn ich Ihnen den Uebergang zu Ihrem Geschäft erleichtere — Erinnern Sie sich, daß vor ungefähr zwei Jahren der eine von diesen beiden Menschen, daß Gourville im Stande war, Sie zu verderben, und daß er es gethan haben würde, wenn der andre ihn nicht auf meine Bitte vermocht hätte, zu schweigen — Haben Sie es etwa vergessen, so erinnere ich mich dessen desto besser — An Ihnen, Herr Graf. Ich bin fertig.

Graf. Höre, Schwester, was den jungen Menschen betrift, so bin ich weit entfernt, ihn zu hassen, wenn ich auch keine solche — ich möchte sagen, seltsame Zuneigung gegen ihn empfinde, wie du —

Marquiſe. Seltſam? — Nein, das iſt ſie nicht. — Ich hatte einſt einen Sohn —

Graf. (lauſchend) Nun?

Marquiſe. Der mir auf eine grauſame, hinterliſtige Weiſe aus den Augen gerückt wurde, bis man mich von ſeinem Tode benachrichtigen konnte —

Graf. Man hat in dieſer Sache nichts gethan, was nicht vollkommen an ſeiner Stelle geweſen wäre.

Marquiſe. Das wolle Gott! — Die Erinnerung an dieſes Kind war immer ſchmerzlich lebendig in mir geblieben, als mir vor ſechs Jahren ein junger Menſch vorgeſtellt wurde, deſſen Eltern man nicht kannte. Sein Anblick zauberte meiner Phantaſie Züge wieder vor, die vordem ..... Genug, Bruder! du weißt nun ein für allemal, wie theuer er mir iſt, und hoffentlich wirſt du mich nicht in die Nothwendigkeit ſetzen, ihn gegen dich in Schutz zu nehmen.

Graf. Wohl! — Und weil wir einmal auf jenes Kind gekommen ſind — Daß du es beweint haſt, kann

ich dir nicht verdenken. Würdeſt du aber wünſchen, daß es — wie ſoll ich ſagen? — wieder auflebte?

Marquiſe. Ob ich es wünſchen würde!

Graf. Sieh, wie leichtſinnig! — Du meynſt wohl, der wiedergefundene Sohn würde ſich begnügen, auf dem Fuß bei dir zu ſeyn, wie.... zum Beiſpiel jener Malherbe bisher war? — Mit nichten! Er würde nicht blos dein Sohn, er würde auch der Sohn deines verſtorbenen Gemahls ſeyn wollen. Dafür müßte er anerkannt werden, oder es erfolgte ein Prozeß — Und welch ein Prozeß! Und wer würde ihn gewinnen? — Er, niemand anders als er!

Marquiſe. Ich weiß, daß mich dieſes Unglück bedroht haben würde, und, um es zu verhüten, hatte mein unglücklicher Freund die Abſicht gehabt, die Erziehung, die Verſorgung des Kindes über ſich zu nehmen.

Graf. Er iſt aber nicht mehr — Und wer wird dich nun vor einem Ehrgeiz ſchützen, den das Geſetz ſelbſt begünſtigt? Wer wird den rechtmäßigen Sohn und ſeine Kinder vor dem Baſtard und ſeiner ganzen

Nachkommenſchaft ſchützen? — Denn wohl gemerkt, dieſe Rechte vererben ſich!

Marquiſe. Was ſoll das heißen? Welches grauſame Vergnügen finden Sie.....? — Bruder! — Sprich! Dein Stillſchweigen beunruhigt mich noch mehr als deine Worte — Heraus damit! Lebt das Kind? — Doch nein! Ich habe ja die Beweiſe von ſeinem Tode in Händen —

Graf. Sie waren falſch — weil es nun doch an den Tag kommen muß.

Marquiſe. Falſch! — Ha, nun ſehe ich alles! Der Tag meiner Schande iſt gekommen, das Verderben meines Sohnes, der Untergang unſers Hauſes — Menſch, du biſt verflucht vor Gott und der Welt!

Graf. Schweſter, du kommſt von Sinnen —

Marquiſe. Ach! ich glaube es wohl, daß ich alles von ihm zu befürchten haben werde! Wie ganz anders würde es ſeyn, wenn er mir nicht entriſſen worden wäre, wenn er unter meinen Augen aufgewachſen wäre! Welches Gemüth kann er jetzt zu ſeiner Mutter

haben? Die Natur ward gegen ihn verlezt: sie kann zu seinem Herzen nicht sprechen. Das Gesetz allein wird er kennen, und es zu meiner Bestrafung aufrufen — Das ist die Frucht deiner Hinterlist! — Liessest du mir das Kind, wer weiß? es hätte vielleicht jenem jungen Manne geglichen — Verzeih, Bruder! Ich weiß nicht, was ich spreche. Habe Mitleiden, verlaß mich nicht — Laß mich ihn sehen! Er wird, er kann einer Mutter nicht widerstehen, die ihn kniend anflehen wird, ihrer Ehre zu schonen —

Graf. In der That, meine arme Schwester, du dauerst mich — Fasse dich. Die Gefahr ist nicht klein, aber es läßt sich noch helfen. Ich weiß ein Mittel, das in unsern Händen ist, wenn wir uns nur verstehen —

Marquise. (heftig) Keinen neuen Gewaltstreich, Bruder! Bei allem, was heilig ist, ich....

Graf. Wer spricht von so etwas? — Der Fall steht von einer Seite so gut, wie er nur stehen kann. Es ist kein Ungethüm, kein wildes Thier, mit dem

wir zu thun haben werden — Im Gegentheil! Du kennſt, du liebſt ihn ja ſchon —

Marquiſe. Bruder! iſt es möglich! — Malherbe!

Graf. Freilich, freilich — Nun, nur ruhig — Ich habe nichts dawider, wenn dir das nebenher Vergnügen macht —

Marquiſe. Ich bin die glücklichſte der Mütter!

Graf. Sachte, ſachte! Es ſcheint zwar nicht, als ob dich nach den näheren Umſtänden und den Beweiſen der Entdeckung verlangte —

Marquiſe. Es iſt keine Entdeckung! Sind es nicht ſchon ſechs Jahre, daß ich es weiß?

Graf. Nun ja — ich will in der That nicht läugnen, daß wir von dem Charakter des jungen Menſchen viel hoffen dürfen —

Marquiſe. Ich fürchte nichts mehr!

Graf. Ja, wenn er nur wäre — Stell dir vor, er iſt im Begriff geweſen, um jeden Anſpruch abzu-

ſchneiden, die Papiere zu zerreiſſen, die man ihm zugeſtellt hatte —

Marquiſe. Ach! — Sagte ich's nicht!

Graf. Weißt du aber, wer dieſen Schritt verhinderte, wer nunmehr die Papiere in Verwahrung hat? — Gourville! — Der, der iſt zu fürchten —

Marquiſe. Ich liebe und ſchätze ihn — Aber ich geſtehe es, die Papiere weiß ich ungern in ſeinen Händen.

Graf. Er iſt ein gefährlicher Menſch, glaub' es mir! Ich habe aber auch keine Zeit verloren, ich habe ſie beide zu mir berufen, und ich erwarte ſie. In meiner Gegenwart, hoffe ich, wird Gourville ſeinen Freund nicht wieder von ſeinen guten Geſinnungen abbringen können, und die Papiere —

Marquiſe. Laß mich ihn um dieſe bitten. Mir wird ſie Malherbe nicht abſchlagen —

Graf. Nein, Schweſter, das unvermeidliche Harte behalte ich mir vor, die Wohlthaten ſollen ausſchließlich deine Sache ſeyn.

Marquiſe. Bruder! — Wie kommſt du zu dem Gefühl?

Graf. Ah, ich kann nichts dafür, wenn mich die Welt verkennt; im Grunde habe ich ein weiches Herz — Wir wollen uns Malherbe's Glück angelegen ſeyn laſſen. Nimm einmal an, du hätteſt einen jüngeren Sohn gehabt — ſo, ganz in der gewöhnlichen Ordnung — wir würden wahrſcheinlich geſucht haben, ihm zu einer Karriere im geiſtlichen Stande zu verhelfen. — Nun, dazu kann wohl für unſern jungen Mann gar wohl Rath werden. Verſchließt ihm ſeine Geburt auch den Eingang in unſern Orden, ſo wüßte ich doch ſonſt Auskunft. Sodann machen wir ihn mit dem Marſchall bekannt, dem er gewißermaßen auch angehört. Sivry war des Marſchalls Liebling — wer weiß, was er für Sivry's Ebenbild thun wird? Wie leicht läßt ſich ein vormaliger Liebeshandel mit irgend einem artigen Bürgermädchen erdichten, und ſodann eine Art von Legitimation zu Stande bringen!

Marquiſe. Ob uns nur ſeine Neigung gegen die

Tochter seiner Pflegeeltern nicht im Wege seyn wird?

Graf. Weißt du es noch nicht? Sie ist seit gestern, auf seine Veranlassung, mit Gourville verlobt.

Marquise. Vortreflich! So muß alles nach Wunsch gehen —

Graf. Wenn aber dennoch mit den beiden Menschen nichts anzufangen wäre — wenn sie unsre wohlthätigen Plane vereitelten, nach einem höhern Glück auf unsre Kosten strebten —?

Marquise. Das werden sie nicht — Malherbe zuverläßig nicht!

Graf. Ich habe dir schon gesagt, daß ich ebenfalls alles Vertrauen in ihn setze. Um aber vor Ueberraschung sicher zu seyn, muß man sich auch den unwahrscheinlichen Fall im Voraus als möglich denken. Und bedenke, daß hier das Schicksal deines Sohnes, des Marquis, auf dem Spiele stände —

Marquise. Allerdings! — Auch ihn hüte sein Onkel vor Schaden!

Graf. Nun, so sind wir vollkommen einverstan-

den — Da ich aber ſo ganz in den Sinn meiner Schweſter eingehe, ſo wäre es wohl billig, daß auch ſie —

Marquiſe. Ich errathe, was du ſagen willſt. Du biſt ungeduldig über die Zögerungen der Frau von Lüſſan. Ich denke wie du über dieſen Punkt. Aber das liebenswürdige Weib muß mit Delikateſſe behandelt werden. Mein Sohn büſſe, was er gegen ſie verbrach, bis ſie einſt die Süßigkeit des Verzeihens empfinden wird.

Graf. Auch das lieſſe ich mir gefallen — wenn — wenn du dann auch auf des Marſchalls Wünſche Rückſicht nehmen wollteſt.

Marquiſe. Bruder, ich war einſt eine ſehr unglückliche Gattin, ich habe alle Bitterkeiten einer übel geknüpften Ehe empfunden — meinem ſo lange wunden Herzen iſt die Ruhe der Unabhängigkeit wohl zu gönnen —

Graf. Unabhängigkeit! Dir wäre in dieſer neuen Verbindung Herrſchaft gewiß —

Marquiſe. Die wir Weiber nie ausüben, ohne Sklavinnen zu ſeyn!

Achter Auftritt.

Die Vorigen, ein Bedienter der Marquiſe.

Bedienter. (anmeldend) Herr Malherbe —

Graf. Das trift ſich gut. Ich laſſe dich mit ihm allein. Du wirſt ihn zu ſtimmen wiſſen — (ab)

Marquiſe. (vor ſich) Ich kann mich ſo plötzlich nicht ſammeln — (zum Bedienten) Bittet Herrn Malherbe, einen kleinen Augenblick zu verziehen — (Bedienter ab.)

Neunter Auftritt.

Die Marquiſe allein.

So iſt es wahr! Als Sohn wird Er in dieſem Augenblick vor mir erſcheinen, den ich ſo lange ſchon als Sohn liebte — Er weiß alles — Mit welchen ungewohnten, forſchenden Blicken er mich betrachten wird! —

O wie iſt alles zwiſchen uns ſo verändert! — Werde ich mein Entzücken verbergen können? Ich darf von dem Geheimniß nicht unterrichtet ſcheinen — Und doch! — (Nach einem kurzen Sinnen geht ſie lebhaft an ein Büreau, ſchließt es auf, nimmt aus einem verborgenen Fache ein Medaillon heraus, das ſie zu ſich ſteckt, und darauf das Büreau wieder zuſchließt) Dies ſtumme Geſtändniß komme dem Mutterherzen zu Hülfe! — (Sie klingelt, worauf Malherbe hereintritt.)

Zehnter Auftritt.

Die Marquiſe, Malherbe.

Marquiſe. (während Malherbe noch im Hintergrunde iſt) Kommen Sie, lieber Malherbe — Sie ließen ſich lange nicht ſehen —

Malherbe. (langſam hervortretend, vor ſich) Ich muß meine Bewegung überwinden!

Marquiſe. (vor ſich) Nie war mir die Aehnlichkeit auffallender —

Malherbe. Verzeihen Sie, gnädige Frau — Ich

komme eigentlich nur zum Vorbeigehen — Ein Geschäft führte mich in dieses Haus — ein unvermuthetes, mir selbst noch räthselhaftes — Der Graf — Ihr Herr Bruder — hat mich und Gourville zu einer vertrauten Unterredung eingeladen — Sie wissen, daß unsre Grundsätze, unsre Freunde, unsre Wünsche in diesem Augenblick nicht die des Herrn Grafen sind —

Marquise. Vergessen Sie das heute, mein Freund. Sehen Sie von nun an in meinem Bruder einen Mann, der Ihr Bestes aufrichtig will — Hören Sie ohne Vorurtheil, was er Ihnen zu sagen haben wird — Würklich, würklich, es wird zu Ihrem Besten seyn — Nicht wahr, mein guter Malherbe, Sie nehmen meine Bürgschaft an? Sie wissen ja! daß mir Ihr Glück immer ..... Es ist mir, seit ich Sie kenne, so theuer geworden wie mein eigenes — Nicht wahr, mein.... mein guter junger Freund, es soll sich immer inniger mit dem meinigen verbinden?

Malherbe. Ihre Freundschaft — diese.... Zärtlichkeit — reicht zu meinem Glücke hin!

Marquiſe. (vor ſich) Sein Blick bringt mir in das innerſte Herz!

Malherbe. (vor ſich) Ich verrathe mich! Sie ſcheint etwas zu ahnen —

Marquiſe. — Sie hatten mir nicht geſagt, daß die Heirath zwiſchen Ihrer Jugendfreundin und Beurville im Werke wäre? Die Nachricht hat mich unendlich gefreut. Sie haben die Verbindung geſtiftet, höre ich. Sie konnten keinen glücklicheren Gedanken haben. Sagen Sie Helenen, ſagen Sie den Eltern, daß ich ihnen von Herzen Glück wünſche — Vergeſſen Sie es nicht, hören Sie? — Die guten Leute! Wenn ich ihnen nur wettzumachen wüßte, was ſie an meinem lieben Malherbe gethan haben!

Malherbe. Dieſer Wunſch, gnädige Frau — Sie wiſſen nicht, was er meinem Herzen iſt!

Marquiſe. Sagen Sie mir — Iſt es lange her, daß Sie den Maranis nicht ſahen? — O Sie müſſen ihm gut ſeyn, um ſeinet- und um meinetwillen — Glauben Sie mir, er weiß Sie zu ſchätzen. Und Ihr

Umgang kann ihm so nützlich seyn! --- Alles ist gemacht, Euch einander nahe zu bringen — selbst die Verschiedenheit Eurer Lagen —

Malherbe. Ich begegnete ihm diesen Morgen. Ich gestehe Ihnen, daß etwas zwischen uns ist.... wovon wir uns selbst nicht Rechenschaft geben können — Als ich ihn aber heute sah, war der Eindruck auf einmal weggewischt. Es regte sich in meinem Herzen eine.... brüderliche Freundschaft gegen ihn — Verzeihen Sie mir den Ausdruck. Es ist die Güte der Mutter, die mich hinreißt, so von dem Sohne zu sprechen —

Marquise. — Sie können ihm einen Beweis Ihres Wohlwollens geben. Es liegt mir sehr am Herzen, daß seine Verbindung endlich vollzogen werde. Mir ist es, als fehlte nur dies noch an meinem Glücke. Sie kommen oft zu der Frau von Lüssan. Ueberzeugen Sie sie von der Aufrichtigkeit seiner Bekehrung — Wenn dann erst die Vermählung vorbei ist, denke ich einen ganz neuen Lebensgang anzufangen. Sie warfen mir zuweilen vor, daß ich mich der Gesellschaft zu

viel hingäbe. Ich will mich nach und nach zurückziehen, mehr mir ſelbſt leben — Sie ſchenken mir einen Theil Ihrer Abende, Sie leſen mir vor, ich plaudre mit Ihnen über die Welt, über die Menſchen — Es ſoll ein einſames, inniges Beiſammenſeyn geben — wie zwiſchen einem Sohn und einer Mutter —

Malherbe. Sie wollen mir Mutter ſeyn!

Marquiſe. — Laſſen Sie uns nicht vergeſſen, daß der Graf Sie erwartet —

Malherbe. Er erwartet uns für heute nicht mehr, gnädige Frau —

Marquiſe. Wie?

Malherbe. In Ihrem Vorzimmer traf mich ſo eben eine Botſchaft von Gourville: er hat den Herrn Grafen bitten laſſen, ihn bis morgen zu entſchuldigen. Warum er dieſen Aufſchub verlangt, weiß ich nicht: aber ich traue ihm in allem, was er thut, redliche und kluge Gründe zu —

Marquiſe. Redlich? Klug? — Nun ja — Wenn ich aber.... zärtliche Gründe hätte, jeden Aufſchub zu

bedauern? — Doch es ſey! Morgen wie heute, ſind es gute Worte, die Sie von dem Grafen hören werden — Worte, denen Sie eine gute Stätte nicht verſagen dürfen — Und zudem — iſt er ja doch mein Bruder: — Warten Sie — Ich habe Ihnen ein Geſchenk zugedacht — ein Liebeszeichen — Oder nehmen Sie es als ein Pfand — das uns beiden angehört! — (Sie ſtellt ihm das Medaillon zu, Malherbe will es öffnen) Nein, in meiner Gegenwart dürfen Sie es nicht öffnen — Der Anſtand will es ſo, mein Freund — Ich laſſe Sie allein mit dem Pfande. Unterſuchen Sie es auf beiden Seiten. Sie werden eine Feder ſpringen laſſen, und eine Schrift finden — Adieu, lieber ..... Malherbe — — Der Name iſt mir in dieſem Augenblick läſtig. Wie.... wie heiſſen Sie mit dem Taufnamen?

Malherbe. Charles —

Marquiſe. Umarme mich, Charles — — Dieſe Stunde ſey Ihnen zeitlebens unvergeßlich! (Schnell ab.)

Eilfter Auftritt.

Malherbe allein.

— Sie kennt mich! — Das war eine mütterliche Umarmung! Die erſte, die ich je empfieng — Woher aber hat ſie....? — Einerlei, woher! Hat ſie mir doch das Herz einer Mutter gezeigt! — — (Er öffnet das Medaillon) Ein weibliches Portrait! — Sie iſt es! Es iſt meine Mutter, in den Jahren, wo ſie liebte, wo ſie geliebt ward, wo ſie fehlte — Dieſen Geiſt, dieſen Ausdruck hat die Zeit noch nicht aus ihren Zügen verwiſcht — Und hier! — Ein junger Mann in Uniform — Ah! — (Er küßt das Bild in ſprachloſer Rührung) — — Sie ſprach auch noch von einer Schrift — Da iſt ſie! — Ich erkenne die theure Hand, die ich nur einmal ſah — die Hand meines Vaters! — (Er lieſt) Seine letzten Worte an die Geliebte, auf ſeinem Todbette, dem Bette der Ehre, geſchrieben — Auch ſeines Kindes gedachte er in jener Stunde! — (immer leſend) Sein Onkel? — Das iſt der Marſchall — — Die Menſchen mußten dieſe Liebe verdammen, aber es war dennoch

eine schöne, eine edle Liebe, der ich das Daseyn verdanke — ach, und ihr Unglück soll vielleicht auf mich forterben! — — (um sich blickend) Dies ist also das Haus, wo ich geboren wurde — aber nicht mein väterliches Haus! Es ist mir fremd, nichts gehört mir hier an, als das Herz meiner Mutter. Wie ganz anders ist mir dort zu Muthe, wo man das hülflose Kind aufnahm, und pflegte! (ab.)

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Bei dem Grafen von Saint-Amour.

Der Graf, Alain.

Graf. (aus einer Nebenthüre heraustretend) Schon auf Ihrem Posten? Ich weiß Ihnen Dank für diese Pünktlichkeit —

Alain. Meine erste Pflicht war, dem Befehl Ihrer Excellenz zu gehorchen. Allein — ich gestehe, daß ich die Bitte noch einmal wagen möchte, der Theilnahme an dieser Unterredung überhoben zu werden. Der Gesichtspunkt, aus welchem die Herren meinen Diensteifer, meine Ergebenheit gegen Ihre Excellenz vermuthlich betrachten werden — kann dem Gespräch eine Wendung geben — die denn doch von dem eigentlichen Gegenstand und Zweck abbringen würde —

Graf. Lassen Sie sich das nicht anfechten. Ich bin ja da! — Aber Sie begreifen doch, daß ich mich nicht allein mit dem jungen Gecken, mit dem schönen Geiste kompromittiren kann. Und dann der verteufelte Gourville, der sich ein Geschäft daraus macht, die Leute in Verlegenheit zu setzen — Kurz und gut, Sie müssen dabei seyn. Und übrigens steht das Spiel dieser Menschen schlechter, als sie ahnen. Der kluge Herr von Gourville hat Wunder gemeint, was er zwischen gestern und heute ausrichten würde. Nun ist es ein wahres Glück, daß ich Sie nicht schon gestern sprach. Ich

wußte damals noch lange nicht alles. Denken Sie sich die Abscheulichkeit! —

Alain. Nun?

Graf. Ich habe den Faden verfolgt, den Sie mir in die Hände gaben. Ja wohl hatte der Umgang etwas zu bedeuten, zwischen der Gräfin und dem kleinen Bürgermädchen. Es ist ärger, als man sich's je hätte vorstellen können: Sie liebt ihn — bis zur Raserei! Sie hat dem Marquis erklärt, daß sie nie die Seinige werden würde; selbst vor ihrem Onkel hat sie sich nicht gescheut, sie hat ihn gebeten, das Ehrenwort zurückzunehmen, das ihn an uns bindet — Um so weniger ist mir aber jetzt vor dem Ausgange bange. Die Marquise fühlt nun ihre Gefahr, die Beschimpfung ihres Sohnes, die Treulosigkeit dieser Leute. Sie selbst hat den Schutz des Marschalls angerufen. Ich habe seine schriftliche Vollmacht in Händen, und mit dieser alle Gewalt, deren ich gegen diese Menschen bedürfen kann — Nun, auf Malherbe's Verderben ist es nicht gerade abgesehen. Aber in den Händen eines Gourville las-

ſen wir ihn nicht länger! — — Ich höre kommen. Folgen Sie mir in dies Nebenzimmer. Wir haben noch einige Rückſprache mit einander zu nehmen — (beide ab.)

Zweiter Auftritt.

Gourville, Malherbe, von verſchiedenen Seiten bereintretend.

Gourville. (in die Kouliſſe) Herr Malherbe noch nicht hier? — Ah, da iſt er ja —

Malherbe. Wo warſt du? Ich habe dich überall aufgeſucht —

Gourville. Der Marſchall iſt nach Verſailles gefahren, ohne mich erſt vorzulaſſen. Auf mein geſtriges Schreiben keine Antwort. Der Graf muß ſich ſeiner ganz bemächtigt haben. Meine Vorkehrungen ſind auf alle Fälle getroffen — Und du? du ſcheinſt niedergeſchlagen?

Malherbe. Es iſt mir nicht beſſer gegangen wie dir. Ich wollte die Marquiſe ſehen; ſie hat mir ſagen

lassen, ich möchte zu ihrem Bruder — Einen schönen Trost verdanke ich indessen deiner Helene. Die Gräfin weiß nun unser Geheimniß, das sie früher wunderbar ahnete. Ihr Entschluß steht fest: dem Bruder, sagt sie, des einzigen Mannes, den sie lieben kann, wird sie nie ihre Hand geben, und da seine Rechte sonst ungekränkt bleiben, so muß nicht auch sie noch sich seiner Konvenienz aufopfern —

Gourville. Still! Man kommt — Aha, unser theurer Herr Alain ist von der Gesellschaft —

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, der Graf, Alain.

Graf. (nicht ohne Verlegenheit, die er unter einem hohen Ton zu verbergen sucht, während Alain bemüht scheint, sich gegen die Blicke der beiden Freunde mit Unverschämtheit zu wafnen) — Wollen die Herren nicht sitzen? — Wo ich nicht irre, Herr von Gourville, wollte Sie diesen Morgen bei dem Herrn Marschall ansprechen?

Gourville. Ich vermuthete gleich, daß Sie bei

ihm wären, Herr Graf, und deswegen drang ich nicht darauf, vorgelaſſen zu werden.

Graf. Mit Vergnügen habe ich es auch übernommen, Ihnen ſeine Entſchuldigungen zu machen —

Gonrville. — Sie haben uns zu ſprechen verlangt, Herr Graf?

Graf. Zur Sache alſo — Herr Alain wird die Güte haben, Ihnen zu ſagen, wovon die Rede iſt —

Alain. Ich? — Sollten Ihre Excellenz — nicht .... nicht am beſten —?

Graf. Meinetwegen auch! die Sache iſt im Grunde ſehr einfach, und wird ſich, bei gleich guten Abſichten auf allen Seiten, ganz leicht behandeln laſſen — Kurz, die Herren merken ohne Zweifel, daß ich um alles weiß, was dieſer Tage im Artautſchen Hauſe vorgefallen iſt —

Malherbe. Wenn Sie alles wiſſen, ſo haben Sie es durch den ſchändlichſten Verrath erfahren — und der Verräther iſt dieſer Herr! Mit dieſem Bubenſtück hat er alles durchſtrichen, was ich ihm ſchuldig zu ſeyn

glaubte, und soll er hier gegenwärtig bleiben, so bitte ich Sie, mich zu entlassen.

Graf. Ich aber bitte Sie, zu bedenken, daß Herr Alain mein Vertrauen besitzt, daß er deswegen sich hier befindet, und daß Sie mich in ihm beleidigen —

Gourville. Was er gethan hat, kann ich nicht anders beurtheilen, wie Herr Malherbe. Da ihn aber der Herr Graf zu dieser Konferenz ziehen will, so muß er bleiben. Man kann sich in Geschäften die Leute nicht auswählen, mit denen man zu thun hat.

Graf. Daran erkenne ich Sie, mein lieber Gourville — Nun, ich sehe wohl, Ihr kluger Rath wird uns noch auf manche Weise nüzlich seyn — Wissen Sie auch, daß ich mir's in den Kopf gesezt habe, Ihr altes Verhältniß mit dem Minister wieder herzustellen? Denn, unter uns gesagt, Sie haben es ein wenig nöthig, daß Sie jemand bei ihm vertrete —

Gourville. Ja, da können Sie in der That sehr leicht helfen. Verschaffen Sie mir nur eine

Unterredung von einer halben Stunde zwiſchen uns dreien —

Graf. Richtig — Sobald es Ihnen gefällig ſeyn wird — Nur muß ich freilich bemerken, daß er in dieſen Tagen wegen der Veränderungen, die vorgefallen ſind, ganz beſonders überladen iſt.

Gourville. O, Eile hat es nicht! Ich meinte nur ſo —

Graf. Sie aber, mein lieber Malherbe, ſollen noch ſelbſt eingeſtehen, daß Herr Alain unſer allerſeitiges Intereſſe am beſten bedacht hat — Sezen wir einmal den Fall, Herr Miron wäre nicht zu Ihnen, ſondern gleich zu mir gekommen, und meine Schweſter und ich hätten das Geheimniß zuerſt erfahren. Dann würde ich Sie leicht überzeugt haben, daß Sie den Rechten ihres Sohnes, des Marquis, keinen Abbruch geſchehen laſſen dürfe. Aber mein Vorſchlag wäre geweſen, für das wiedergefundene Kind zu thun, was man für den jüngeren Sohn einer Familie zu thun pflegt; ja ich hätte würklich eine Abtei gewußt,

die über fünf und dreißig tausend Livres einträgt — Der Marquise war eine solche Aussicht sehr willkommen — Denn ich brauche Ihnen wohl kaum zu erklären, daß dieses nicht mehr ein blos angenommener Fall ist, seitdem wir Herrn Alain die Entdeckung verdanken —

Malherbe. (da der Graf zu erwarten scheint, daß er reden werde) Darf ich Sie bitten, Herr Graf, meiner Erkenntlichkeit gegen Herrn Alain Zeit zu lassen, und einstweilen fortzufahren?

Graf.— Nun, die Marquise, wie gesagt, war ganz mit mir einverstanden. Sie äußerte nur einige Besorgniß, daß Ihnen jener Stand zuwider seyn möchte; sie sprach von .... einem Verhältniß .... von einer gewissen Schwärmerei — Allein ich beruhigte sie bald. Das kann, sagte ich, nur eine vorübergehende Täuschung seiner Phantasie seyn; er muß sich erinnern, daß eine förmliche Zusage die Gräfin an den Marquis bindet — Und wenn es auch ein Opfer gälte, rief sie, ich kenne ihn: unserm Glück und unsrer Ruhe wird

er es bringen — Ich sah indessen, daß ihrer Zärtlichkeit noch eine Befriedigung abgieng. Ich zeigte ihr den Weg, auch diese zu erlangen, sie hat ihn eingeschlagen — Der Marschall ist vollkommen geneigt, die Gesinnungen auf Sie überzutragen, die er gegen seinen geliebten Neffen hegte; es hängt nur von Ihnen ab, in den Besitz des schönen Namens Sivry zu kommen. An dem nämlichen Tage träte der Marquis, mit der Frau von Lüssan vermählt, als Duc von Harcour auf — und die Papiere, die Sie in Händen haben, sind dann zu nichts auf der Welt zu gebrauchen, als wozu Sie selbst sie Anfangs bestimmt hatten. —

Malherbe. — Ich könnte es beinahe bedauern, Herr Graf, daß Sie nicht schon damals, als Sie zum erstenmal sich um mein Schicksal bekümmerten, auf eben den Plan kamen, den Sie mir jetzt aus einander setzen. Aus dem Kinde hätte sich alles machen lassen, und es würde ohne Zweifel Ihren Absichten entsprochen haben. Doch nun hat mein Leiden und mein

Gemüth einen andern Gang genommen. Der Augenblick, da mich ein wakerer Bürgersmann an Kindesstatt annahm, hat unwiderruflich über meine Neigungen, meine Ansichten, meine Bestimmung entschieden. Ich will in keine näheren Verhältnisse mit der großen Welt treten, ich will meinen Standpunkt in der — guten Welt behalten, der ich seit jenem Augenblick angehörte. Unabhängigkeit des Geistes ist mein erstes Bedürfniß: es erfordert Unabhängigkeit der Lage — — Wie unüberwindlich mein Widerwillen ist, habe ich nie besser gefühlt als jetzt, da ich selbst der Versuchung widerstehe, in welche die gütigen Absichten des Herrn Marschalls mein gerührtes Herz führen. Sie stimmen mit den letzten Wünschen meines Vaters überein, sie versprechen mir das köstbarste Geschenk, das ich von den Gesetzen nie würde erlangen können: den Namen meines Vaters — Möge es mir gelingen, seinen edeln Oheim von meiner Dankbarkeit zu überzeugen! Möge ich immer einen günstigen Richter in ihm finden! — — Uebrigens, Herr Graf, sehe ich es

unter diesen Umständen als meine Pflicht an, die Ansprüche selbst zu vernichten, die das Gesetz mir zuzuerkennen scheint. Ich habe Papiere in Händen, die Ihnen Unruhe machen. Ich wollte sie behalten, so lange mein Freund und ich Verfolgungen ausgesetzt seyn würden, als Warnung, daß die Mittel, wehe zu thun, vom Schicksal oft dem einen wie dem andern verliehen werden. Sie sprechen von nichts mehr als von Freundschaftsdiensten, Ihre Anerbietungen verdienen meinen Dank, und von allen Verhältnissen, in denen ich jemals mit Ihnen stehen mochte, bleiben nur die dieser lezten Stunde meinem Gedächtniß noch gegenwärtig. Ich hoffe also, daß der Augenblick nicht fern ist, wo ich Ihnen jene wichtigen Papiere werde zustellen können, wo ich einer kindlich verehrten Frau, wo ich Ihrem Sohne, zu dessen Freunde die Natur mich bestimmte, jede Sorge werde benehmen können.

Graf. (nach einer Pause, steht auf, indem er Alain, der neben ihm sitzt, einen Wink giebt, welcher von Gourville bemerkt wird) — Sie haben schön gesprochen, Herr

Malherbe — aber leider etwas zu deutlich. Der Sinn Ihrer Worte iſt, daß Sie alle Vorſchläge von ſich weiſen, daß Sie uns alle unſre Gefahren, und ſich alle Ihre Hofnungen vorbehalten — Alle, mein Herr, und die kühnſten darunter kamen zwiſchen uns noch nicht zur Sprache!

Gourville. (indem während der lezten Rede alle aufgeſtanden ſind, leiſe zu Malherbe) Acht gegeben, mein Freund! Sie glauben jezt deiner ſchwachen Seite beizukommen — (laut). Ich war im Begriff, das Wort zu nehmen, aber ich ſehe Herrn Alain in einer gewiſſen Bewegung, die anzukündigen ſcheint, daß er uns etwas mitzutheilen hat —

Alain. Allerdings, Herr von Gourville, und ich wünſchte ſehr, daß Sie und Ihr Freund es beherzigten — (gegen Malherbe) Ich habe die Fortſchritte Ihrer ſtrafbaren Leidenſchaft lange beobachtet, aber nie hätte ich geglaubt, daß Sie ihr alle Rückſichten aufopfern würden —

Malherbe. Was ſoll das, mein Herr?

Graf. Schämen Sie ſich, junger Mann! Eine achtungswürdige Dame zu verführen, ſie ihren Verpflichtungen untreu zu machen!

Alain. Herr Malherbe, glaube ich, kann noch Nachſicht verdienen: ihn ſelbſt verführt das jugendliche Blut. Aber den reiferen Freund, der eine ſolche Liebe beſchüzt, den begreife ich nicht — oder vielleicht begreife ich ihn nur zu gut —

Gourville. Auf welche Weiſe thu' ich das, wenn ich fragen darf?

Alain. Wie? Liegt es nicht klar am Tage, daß Frau von Luſſan ſo lange frei bleiben ſoll, bis ein Gatte, der ihrer würdig iſt, bis ein älterer Sohn des Hauſes Luſigny ihr ſeine Hand anbieten wird?

Malherbe. Schön, mein Herr! Sie machen mich zu einem ſchändlichen Heuchler, zu einem Verbrüchigen — Aber Ihre Menſchenkunde könnte Sie doch irre führen, denn Sie haben ſie nur aus Ihrem eignen Innern geſchöpft!

Gourville. Ereifre dich nicht, mein lieber Mel-

herbe, und bedenke, daß dieser Herr dich gar nicht meint — Er erweist mir die Ehre, mich für sehr klug zu halten. Ich kann aber nicht umhin, zu glauben, daß ich es doch noch klüger anfangen würde, als er zu errathen wähnt, wenn ich würklich die Absicht hätte, die er bei mir voraussetzt —

Graf. Nun, mein Herr?

Gourville. Wir giengen ganz einfach und gerade zu Werke. Wir begäben uns sofort zu einer Magistratsperson, mit den bekannten Papieren versehen. Wir ließen eine Klage aufsetzen, die einen sehr bestimmten Namen führen würde, denn sie beträfe die Maasregeln, die der Herr Graf vor einigen zwanzig Jahren wegen eines gewissen Kinds zu nehmen für gut fand. Dabei ließen wir es vor der Hand bewenden. Ich aber spräche freundschaftlich und offen mit Ihnen. Sie und Ihre Frau Schwester, würde ich zu Ihnen sagen, haben da einen bösen Handel — wissen Sie was? Lassen Sie der gegenseitigen Neigung der beiden jungen Leute

freien Lauf — — Was meinen Sie, Herr Graf? Wie würden Sie den Vorschlag zur Güte aufnehmen?

Graf. Herr von Gourville..... Sie sind ein sehr gefährlicher Mensch!

Gourville. Ganz und gar nicht. Wir wollen gute Freunde seyn, nicht wahr? Nun so erlauben Sie mir einen freundschaftlichen Rath. Sie setzen bei den Menschen immer das voraus, was ihnen ihr Interesse eingeben müßte. Sie haben in der Regel ganz Recht. Nur müssen Sie nicht vergessen, daß die Menschen außerdem auch nach ihrem Charakter handeln. Was ich da sagte, das würde Malherbe, selbst in der äußersten Verzweiflung seiner Liebe, nicht thun, und wollte er es thun, so würde ich ihn davon abhalten. Sie aber, Herr Graf, müssen sich überzeugen, daß es Fälle giebt, in denen weder Gewalt noch Politik etwas ausrichten. Sie werden Ihrem Neffen die Hand der Frau von Lüssan, wenn ihr Herr nicht einwilligt, eben so wenig verschaffen, als diesen jungen Mann wider seinen Willen zum Geistlichen machen —

Graf. Welches können aber seine Ansprüche seyn?

Malherbe. Herr Graf, die Liebe hat nur Hofnungen, und keine Ansprüche.

Gourville. Wenn zum Beispiel der Herr Marschall einst seine Einwilligung zu der Verbindung gäbe, wer würde sie da wohl verhindern können?

Graf (lachend). Nun, wenn das Eure ganze Aussicht ist!

Gourville. Auf meine Ehre, Malherbe hat keine andere — Sehen Sie, jezt stehen wir gegen einander, wie wir sollen. Sie lachen über Malherbe's Aussicht, und haben vielleicht Recht. Ich meines Theils sehe hier manches, das schwer auszugleichen ist, manches Glück, das auf der Spitze steht. Ich wüßte ein Mittel — das ich aber dem Herrn Marschall allein mittheilen darf. Die Papiere, welche Malherbe's Geburt betreffen, sind in meiner Verwahrung. Ich halte dafür, daß dieses Pfand nunmehr aus meinen Händen am besten und schicklichsten in die des Marschalls kommen würde, des Mannes, den Malherbe's Vater in

seinen lezten Augenblicken zum Beschützer seines Kindes ausersehen hatte — und darum, Herr Graf, fordre ich Sie im Namen der Ehre und zum Besten Aller auf, mir auf das baldigste eine geheime Unterredung mit dem Herrn Marschall zu verschaffen.

Graf. (förmlich) Ich werde ihn morgendes Tags von Ihrem Wunsche unterrichten, und Sie seine Antwort sogleich wissen lassen.

Gourville. (einen Blick auffangend, den der Graf auf Alain wirft) Es kommt für Sie hier nur auf etwas Geduld an. Wenn man so viel vermag als Sie, kann man versucht seyn, in solchen Fällen Gewaltstreiche anzuwenden. Die würden aber das Spiel nur verderben, und Ihnen zu gar nichts nützen —

Graf. Sie scherzen, mein lieber Gourville — In der That, Ihr Gedanke leuchtet mir sehr ein. Ich erwarte viel Gutes von der Ausführung — Leben Sie wohl, meine Herren, und auf baldiges Wiedersehen — (Indem sie abgehen, nimmt er Alain bei der Hand) — Eilen Sie zum

Polizeilieutenant: da drinnen liegt Ihr Kreditiv —
(ab durch die Nebenthüre.)

Vierter Auftritt.

Im Artautſchen Hauſe.

Artaut, der zuerſt hereintritt, und an ſein Schreibpult geht, darauf Helene, ſodann Madame Artaut, zulezt Pontigny, der niemanden bemerkt, und, ein Heft Papier in der Hand haltend, lebhaft herumfährt.

Helene. Was machen Sie da, lieber Vater?

Artaut. Du biſt's, Lenchen? — Ei nun, allerlei! Eben fieng ich die Wirthſchaftsrechnung an, und wartete nur auf deine Mutter — doch ſieh, da iſt ſie ja ſchon!

Helene. Die Wirthſchaftsrechnung? — Haben Sie mich etwa auf irgend einer Untreue ertappt, daß ich die nicht mehr führen ſoll?

Artaut. Es würde ſich ja nicht mehr ſchicken —

Helene. O Vater, da kennen Sie Gourville nicht, wenn Sie glauben, daß er seiner Braut dieß Vergnügen nicht bis auf den lezten Augenblick gönnt!

Madame Artaut. Nun ja, du bist und bleibst mein gutes Kind — allein mir ist doch bang zu Muthe. Wir treten aus unserm Stande, und ich fürchte immer, mit unserm Glück wird es bald ein Ende haben.

Artaut. Mit deinen Grillen! du hörst es ja: wir treten nicht aus unserm Stande, sondern unser Schwiegersohn tritt in unsern Stand hinein — Aber laßt mich jezt in Ruhe, Weiber. Ich habe sonst noch eine Menge zu kramen — (Indem er wieder an sein Schreibpult will, wird er gewahr, daß sich Pontigny davor hingesezt hat, und emsig schreibt) Da haben wir's! der wird mir meine Papiere schön in Ordnung bringen —

Pontigny. (vor sich) Ich möchte doch wissen, ob Gourville Recht hat — Er meint, wenn ich eine Stelle fertig hätte, so fände ich sie immer wunderschön — (Er überliest was er geschrieben hat) Oh, Gourville hin, Gourville her, die Stelle ist mir gewiß gelungen!

Artaut. Herr Pontigny!

Pontigny. (ohne aufzusehen fortschreibend) Ja!

Artaut. Herr Pontigny — möchten Sie mir wohl den Schlüssel zu Ihrem Zimmer geben?

Pontigny. (wie oben) Gleich — Wozu?

Artaut. Nun, ich könnte dort meine Rechnungen machen, während Sie hier Ihre Verse schreiben —

Pontigny. (wie oben) Freilich — Gleich!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, George, hastig hereintretend.

George. Herr Artaut! Herr Artaut!

Artaut. Was giebt es, mein Freund?

George. (zurückhaltend, weil er die Frauenzimmer gewahr wird) Nichts — nichts weiter, Herr Artaut — Es sind nur Leute draußen — Wollten Sie nicht herauskommen?

Helene. Den Schrecken habt Ihr uns schon gemacht, George — sagt nun lieber gleich, was es giebt—

George. Ach es läßt ſich ja auch nicht verbergen — Sie werden im Augenblick ſelbſt hier ſeyn — Die Polizei, die Wache —

Madame Artaut. Gott! unſer Charles!

Helene. Und Gourville!

Artaut. Warum nicht gar! Gebt Acht, es wird wegen der verdammten Papiere ſeyn — Nun, ich habe ſie nicht: das erkläre ich den Leuten, und dann werden ſie doch wohl abziehen —

George. Nein, nein! die Frau hat es beſſer errathen — Herrn Malherbe wollen ſie arretiren —

Pontigny. (der inzwiſchen fortgeſchrieben und auf nichts geachtet hat, ſteht hier auf) Malherbe? — Was iſt mit dem?

Artaut. Ruhig, Frau, ich bitte dich — Helene, ſprich doch deiner Mutter Muth ein — Ja, was fangen wir an? — Ein Glück iſt es für's erſte, daß Charles nicht da iſt —

George. Sie werden auf ihn warten, und er kann von einem Augenblick zum andern kommen —

Pontigny. Soll Malherbe nicht nach Hause kommen? — Ich stelle mich an der Ecke vor der Strasse hin, bis er erscheint —

George. Die Wache läßt schon niemanden mehr zur Thüre heraus.

Helene. Und Gourville, der die Papiere hat — was kann er anfangen, wenn er nicht sogleich benachrichtigt wird?

Pontigny. Wache? — Jezt verstehe ich alles. Hört einmal, Kinder —

Artaut. Ach laß uns jezt in Frieden, Pontigny! In einem solchen Augenblick kannst du uns ja doch zu nichts gut seyn —

Pontigny. Hört mich an, sage ich — Sie wollen Malherbe arretiren? Nun, da ist er. Ich gebe mich für Malherbe aus, und ziehe mit ihnen fort —

George. Richtig! Und ich mache mich zu dem Fenster dort heraus, und gehe zu Herrn von Gourville —

Pontigny. Ist das nicht Malherbe's Hut? —

So! den drücke ich auf die Augen — ſpreche wenig, ſtolz, trocken — es geht gewiß!

George. (an dem Fenſter) Zehn Schritte auf dem kleinen Geſims — von da auf das Dach nebenan — das morſche Fenſterkreuz links breche ich mit der Hand ein — dann bin ich bei der Nachbarin: die wird am hellen lichten Tage nicht erſchrecken — die Treppe herunter, und ich bin im Gäßchen, wo ſie keinen Menſchen erwarten —

Madame Artaut. Nein, George, wir geben es nicht zu. Du könnteſt —

Helene. George, um des Himmels willen!

George. (im Herausſteigen) St! Schreien Sie nur nicht, daß ich den Kopf nicht verliere —

(die Weiber wenden ſich ſchaudernd weg, Artaut ſieht ihm ängſtlich nach, Pontigny probiert ſeine Rolle)

Artaut. Gottlob! — Auf dem Dache iſt er — alle Gefahr hat er nun überſtanden —

Pontigny. Wie eben der Himmel ſeine Gaben

vertheilt! So geschickt wäre ich nicht, und er könnte Malherbe'n nicht vorstellen —

Sechster Auftritt.

Die Vorigen außer George, ein Gerichtsdiener, ein Polizeikommissair, zwei Soldaten.

Gerichtsdiener. Warum kommt denn der Bediente nicht zurück? (gegen die Weiber) Die Damen werden verzeihen; ich hatte ihm ausdrücklich gesagt, daß er Herrn Artaut und Malherbe herausrufen sollte — (zu Pontigny, der mit Artaut vorgetreten ist) Sie können vollkommen ruhig seyn, mein Herr. Der erste Minister muß seine Ursachen haben, sich auf einige Zeit Ihrer Person zu versichern; ich bin aber ausdrücklich angewiesen, Ihnen zu sagen, daß Ihre Verhaftung nicht lange dauern, und mit jeder Art von Milderung verbunden seyn wird.

(während dieser Rede tritt der Polizeikommissair zu Helenen, drückt ihr einen Zettel in die Hand, und bleibt vor ihr stehen, damit sie frei lesen könne: ihre

(Mutter sieht sie an, während daß sie liest; sie bemerkt es, und macht ihrer Mutter ein Zeichen von lebhafter Freude)

Pontigny. (zum Gerichtsdiener) Ich habe aber wohl das Recht, den Befehl zu sehen, kraft dessen ich verhaftet werde?

Gerichtsdiener. Hier ist er.

Pontigny. Der ihn ertheilte, ist der Stärkere — ich gehorche.

Gerichtsdiener. (zum Polizeikommissair) Sie haben Ihre besondere Weisung, Herr Kommissair — wollen Sie mir nunmehr bezeugen, ob dieses würklich Herr Malherbe ist?

(Helene sucht ihre Mutter durch Blicke zu beruhigen, Artaut und Pontigny bemühen sich, ihre Verlegenheit zu verbergen.)

Polizeikommissair. Ich habe Herrn Malherbe oftmals im Theater gesehen — er ist es würklich selbst.

Gerichtsdiener. Wenn es Ihnen nun beliebt, mein Herr —

Pontigny. Es muß mir wohl belieben, mein Herr —

Helene. Lieber Freund! (sie umarmt ihn wie zum Abschied, und sagt ihm etwas in's Ohr, worüber er in die Hände klatschen will; sie giebt ihm leise einen Schlag auf die Hände.)

Madame Artaut. Mein guter Pont.... mein guter Junge!

Artaut. Ist mir's doch, als riße man ein Stück von meinem Herzen los!

Pontigny. Nun nun, denkt nur fein an mich, bis wir uns wiedersehen. Daß es mit so übel nicht ergehen wird, habt Ihr von dem Herrn gehört. Und mit Zufriedenheit im Herzen und einem Trauerspiel im Kopfe hat man im Gefängniß nicht einmal Langeweile zu befürchten — (ab mit dem Gerichtsdiener u. s. w.)

Siebenter Auftritt.

Artaut, Madame Artaut, Helene.

Artaut. Da geht er hin! Ein Unschuldiger für einen Unschuldigen — Nun, ich wollte doch auch —

Helene. Seyn Sie meinetwegen unbesorgt, lieber

Vater. Erſtlich habe ich ihm einen Troſt auf den Weg mitgegeben —

Madame Artaut. Ja? Nun ſprich doch auch, Kind — was war denn das vorhin?

Helene. Gourville hat gewußt, daß es ſo kommen würde, und Malherbe iſt von ihm gewarnt worden —

Madame Artaut. Das iſt freilich etwas — aber wo will es endlich hinaus?

Artaut. Feine Leute ſind mir das, mit ihren verzettelten Kindern, die ſie auf die Feſtung thun, wenn ſie groß ſind, weil ſie ſie klein nicht in's Spital thun konnten! Und man ließe ihnen das alles ſo hingehn? — Nein, ich will ſie gerichtlich verfolgen, und wenn es mich Haus und Hof koſten ſollte —

Madame Artaut. Das heißt eine Mutter! Geſtern erkennt ſie ihn an, liebkoſ't ihn, weint, möchte ſein ganzes Herz allein haben — Und was kommt am Ende heraus? Daß ſie ihn betrügen, daß ſie ihn fangen wollte!

Helene. Nein, Mutter! die Marquise ist gewiß selbst betrogen. Sie hätte sich freilich nicht zum zweitenmal betrügen lassen, nicht zum zweitenmal ihrem Bruder trauen sollen — Wenn nur Gourville schon da wäre! Er schreibt, er werde nicht säumen — Und wenn er hieher kommt, uns zu trösten, so muß ich für seine Sicherheit zittern!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Malherbe.

Malherbe. (nah an der Thüre) Was ist denn hier vorgegangen? Meine Mutter — Helene, mein Vater, wo sind sie? — Ach! Ich durchlaufe das ganze Haus, ohne eines von Euch zu finden. Ich fuhr im Miethwagen vorbei, um Gourville aufzusuchen. Die ganze Nachbarschaft ist vor dem Hause versammelt. Ich höre meinen Namen nennen. Ich höre von Wache sprechen. Ich konnte nicht widerstehen —

Artaut. Mach, daß du fortkommst, mein Freund.

Du bist in unserm Hause nicht sicher — Warte, so darfst du nicht heraus. Du muß dich verkleiden —

Madame Artaut. Rette dich, mein lieber Charles! Sie können jeden Augenblick wiederkommen —

Helene. Haben Sie denn Gourville's Warnung nicht erhalten?

Malherbe. Er verließ mich, um Kundschaft einzuziehen, und hieß mich in einem Kaffeehaus Nachricht von ihm erwarten; dort bekam ich einen Zettel, in welchem er mich in ein fremdes Haus beschied, ich sollte unter einem falschen Namen nach ihm fragen — Wo ist aber Pontigny? Ich sehe ihn nicht —

Artaut. Er hat sich statt deiner ausgeliefert.

Malherbe. Und das sollte ich zugeben? — George, George!

Madame Artaut. Der gute Mensch ist zu Herrn von Gourville gelaufen. Das Haus war besezt, er kam zu diesem Fenster hinaus —

Malherbe. Gott! Alle Tugenden hier, und dort — — die sich als meine Mutter bekannt hat, läßt

das alles geschehen! — (zu Madam Artaut) Sie allein sind meine Mutter — Was denken denn diese Menschen? Halten sie uns für seelenlose Klötze?

Neunter Auftritt.

Die Vorigen, Gourville, verkleidet und in einen Mantel gehüllt.

Artaut. Wer ist da? — Nun? — Ist das Manier, den Leuten so in's Haus zu fallen? — (wie Gourville seinen Mantel abwirft, rufen alle) Gourville! Herr von Gourville!

Helene. Mein Freund!

Artaut. Gottlob! daß wir Sie haben! Lassen Sie sich geschwind erzählen, was vorgegangen ist —

Gourville. Ich weiß alles. Eben sprach ich den Polizeikommissair, der seine Sache vortreflich gemacht hat — Uebrigens ist es bei dem allen auf weiter nichts abgesehen, als Malherbe'n von mir zu trennen, und das muß für's erste auch geschehen. Auf der Straße nach Calais erwartet dich eine Postchaise, in fünf Ta-

gen bist du in London. Ich aber bleibe, und besorge deine Angelegenheiten —

Helene. Nein, Gourville! Sie müssen auch fort. Jeden Augenblick können Sie in Verhaft genommen werden —

Gourville. Bewahre! In zwei Stunden darf ich mich in ganz Paris öffentlich sehen lassen. Erstlich giebt es gegen mich nur eine Ordre, vor Ablauf des Tags aus Paris, und in dreimal vier und zwanzig Stunden aus dem Königreiche zu gehen. So hat der gute Marschall seine alberne Wuth und seine armselige Dankbarkeit zu vereinen gemeint. Allein das Parlement ist versammelt; ich habe von mehreren Räthen, die meine Freunde sind, das Versprechen, daß in weniger als zwei Stunden eine persönliche Vorladung gegen mich erkannt seyn wird. Und die geht vor jener Ordre —

Helene. Wenn Sie mich lieben, Gourville, so schlagen Sie diese gewagten Wege nicht ein, sondern bringen sich und Malherbe in Sicherheit —

Gourville. Ich danke meiner Helene für ihre zärtliche Besorgniß; aber was ihr gewagt scheint, ist gerade das Sicherste. Sobald der Graf den Ausgang seines Komplots erfährt, wird er in größerer Verlegenheit seyn als ich. Mit dem Marschall werde ich fertig, sobald ich ihn spreche, und ein sicheres Mittel, ihn zu sprechen, habe ich auch — Kurz, Malherbe, mit einbrechender Nacht wirst du die Stadt verlassen, zu Fuß und verkleidet; die Chaise triffst du auf der ersten Station, wo ein Mensch auf dich wartet, dessen Einsicht und Ehrlichkeit ich erprobt habe. Addressen nach London, und einige andre Dinge, die mündlich hätten vergessen werden können, habe ich dir hier aufgeschrieben — Was unsern guten Pontigny betrift, so laß es meine Sorge seyn, ihm seine Freiheit recht bald wieder zu verschaffen. Den Stein hatte ich in meinem Spiele gar nicht in Anschlag gebracht, und wer weiß, ob ich es ohne ihn gewonnen hätte?

Malherbe. Gourville, deine Freundschaft bedenkt

alles, übersieht nichts — eines ausgenommen, das mir alles ist!

Helene. Sie schrieb mir heute: man quäle sie, Malherbe'n zu sprechen, ihn zur Annahme gewisser Vorschläge zu bereden; ihr Onkel drohe und verspreche wechselsweise; aber sie sey entschlossen, für Malherb's Unabhängigkeit alles zu opfern, und wenn es kein anderes Mittel gebe, diese zu retten, lieber dem Marquis —

Malherbe. Helene, reden Sie nicht aus — Gourville, du hörst es, und ich sollte fort!

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Die Gräfin.

Gräfin. (die die letzten Worte gehört hat, und unbemerkt dazwischen tritt) Ja, Malherbe, Sie sollen!

Helene. Amalie!

Malherbe. Gott!

Gräfin. (zu Madame Artaut) Ich kam, um Sie von der Gefahr unsrer Freunde zu benachrichtigen —

um Ihnen abzubitten, was meine Angehörigen Ungerechtes und Gewaltsames beginnen —

Madame Artaut. Gnädige Frau, Sie sind so gut als schön!

Gräfin. Meine Herren, für Sie ist hier, ist in Frankreich keine Sicherheit. Ich hätte der Verlegenheit und den Bitten meines Onkels jedes Opfer gebracht. Seit er sich aber der Leitung eines Böswichts überläßt, kenne ich nichts mehr als meine Rechte. Auch ich werde mich in ein fremdes Land begeben — zwar fern von Malherbe, aber dennoch wollen wir gemeinschaftlich versuchen, was unsre Vorstellungen bei unsern Verwandten vermögen werden. Sind sie unversöhnlich, so machen wir unsre Freiheit geltend. Die Welt wird mich verdammen, ich weiß es. Was kümmert mich aber die Welt, wenn meine Helene mir sagt, daß sie an meiner Stelle auch so handeln würde, wenn diese würdige Frau hier einen ähnlichen Entschluß an einer Angehörigen billigte?

Artaut. Frau — Tochter — So antwortet doch der treflichen Dame!

Malherbe. (sich zu den Füßen der Gräfin werfend) Amalie! Alles an Ihnen ist Großmuth und Aufopferung! Sie wollten vorher die Liebe — Sie wollen jezt sich der Liebe aufopfern! — Darf ich, aber zugeben, daß die unschuldige Schönheit Ihres Betragens vor der Welt den Schein einer Verirrung erhalte? — Nein! Bleiben Sie hier, erscheinen Sie vor Ihrem Onkel, lassen Sie — das allein können Sie der Liebe schuldig seyn — lassen Sie seinem Zorn, lassen Sie insbesondere seinen Drohungen gegen mich freien Lauf — (aufstehend) Amalie, Gourville, Ihr meine Freunde alle, Ihr heißt mich eine Zuflucht suchen. Ich habe eine gefunden, die sicherste im ganzen Umkreis der Welt — — Meine Mutter wird betrogen. Ich weiß es, ich fühle es: sie ist nur betrogen. Diesen Abend um zehn Uhr, wenn sie ihre Gesellschaft verläßt, werde ich bei ihr seyn, sie bitten, mich zu verbergen. Sie verdient es, einen Sohn zu hören, der ihr nicht mistrauen wollte!

Artaut. Charles, Charles! bedenke, was du thust —

Gräfin. O Malherbe, welches Weib vermöchte wohl ein Herz, wie das Ihrige, fahren zu lassen?

Gourville. Es sey! Ich glaube selbst, daß in Familienverwirrungen mit schönen Regungen des Herzens mehr ausgerichtet werden kann, als mit den berechnetsten Entwürfen des Verstandes — Einige Batterien gegen die Ränke des Grafen möchten indessen auch ihren Nutzen haben, und diese anzulegen, wird meine Sache seyn. Jetzt aber dürfen wir nicht länger beisammen bleiben —

Madame Artaut. (die einen Augenblick stehen bleibt, indem die andern abgehen, vor sich) — Die Regungen und die Batterien — alles schön und gut! Ich mag aber dem Dinge nicht so blindlings trauen — Um zehn Uhr will er hin? — Das soll er wohl bleiben lassen, wenn ich um neun Uhr nicht finde, daß er dort geborgen sey. Hat sie die Mutter blos auf der Zunge, so zeige ich ihr, wie es im Herzen einer Mutter aussieht — (ab.)

Vierter Aufzug.

Bei der Marquise von Lüsigny.

Erster Auftritt.

Die Marquise, Henriette, ihr vorleuchtend.

Marquise. Es ist gut, Henriette — Du bleibst im Nebenzimmer, bis ich klingle — Ist mein Sohn mit der übrigen Gesellschaft aus dem Hause gegangen?

Henriette. Ich meine, ja, gnädige Frau —

Marquise. Wohl! — Geh, Henriette, geh —

Zweiter Auftritt.

Marquise allein.

Sagte er nicht, er wäre in Versailles gewesen? — Dort muß er alles erfahren haben! — Die Worte, die er mir leise hinwarf, kündigten einen Zorn an, den

die Gegenwart ſo vieler Zeugen kaum in Zaum halten konnte — — (ſie ſezt ſich, und ſtüzt den Kopf in die Hände) Und wenn er ſieht, daß ich ihn nicht theilen kann, dieſen Zorn — wenn ihm auch im Herzen ſeiner Mutter der verhoſte Nebenbuhler noch begegnet — (ſchaudernd) wenn eine Ahnung ihn dann auf die Spur des Geheimniſſes führte? — — O die Schuld meiner Jugend liegt ſchwer auf mir! — Iſt denn kein Mittel? kein Ausweg? — — Neun Uhr vorbei? — Wenn ich zu Malherbe ſchickte, ihn bitten ließe, zu mir zu kommen? — Gott, und ſein Bruder kehrte zurück, träfe ihn! — Zudem hat er ja Hausarreſt — So könnte ich doch zu ihm gehen! Die Maaßregel mag ſein ſtolzes Herz von mir abgewandt haben: daran würde er die Mutter wieder erkennen — Nein, auch das nicht! Der Marquis begriffe nicht wo ich wäre, fragte, erführe! — — Unſeliger, verhaßter Zwang, der mich in allem verfolgt! — Ich kann nichts, als ihm ſchreiben — (Indem ſie haſtig zu ſchreiben anfängt, klingelt ſie).

Dritter Auftritt.

Die Marquiſe, Henriette.

Marquiſe. Es ſoll ſich ein Bedienter bereit halten, um ein Billet zu Herrn Malherbe zu tragen —

Henriette. (erſtaunt und traurig) Gnädige Frau —

Marquiſe. (fortſchreibend) Nun?

Henriette. Zu Herrn Malherbe? — In ſeiner Wohnung, bei Herrn Artant? Ich meine eben nur .... er wird nicht dort ſeyn — Uebrigens muß die gnädige Frau die Sache beßer wiſſen als ich —

Marquiſe. (fortſchreibend) Die Sache? Was ſoll das heißen? — Malherbe kann nirgends anders ſeyn, wie zu Hauſe, Das iſt es, was ich von der Sache weiß.

Henriette. Verzeihen Sie, gnädige Frau — Ich dachte nur — Ich hatte gehört — Madame Artant iſt da — Ich wußte, daß die gnädige Frau allein ſeyn wollte. Ich habe es ihr auf alle Weiſe vorgeſtellt, Sie läßt ſich aber durchaus nicht abweiſen —

Marquise. (ihren Brief endigend) — Du hast recht wohl gethan, mein Kind. Heute kann ich sie nicht annehmen. Sag ihr nur, ich ließe sie bitten, morgen wieder zu kommen — Ich erwarte meinen Sohn. Ich hätte viel mit ihm zu sprechen. Ich bin nicht wohl — ich bin es so wenig, daß ich vielleicht meinen Sohn selbst nicht verlassen werde, wenn er noch lange ausbleibt — — Sag ihr das alles, aber mit der größten Artigkeit, hörst du? Ich möchte der braven Frau um alles in der Welt nicht wehe thun — — Weißt du was? Bitte sie in meinen Namen, den Brief für Herrn Malherbe mit zu nehmen. Das wird sie gewiß beruhigen, wenn sie etwa ....

Henriette. (wie vorhin) Wie sagen Sie, gnädige Frau? Den Brief, an Herrn Malherbe, soll sie?....

Marquise. So geh doch nur, und laß die gute Frau nicht warten — — (allein) Ich mag sie in dem Augenblick nicht sehen. Die Weiber haben ihren Hochmuth auch. Es wäre mir leid, wenn ich ihr fühlen lassen müßte, was sie mir schuldig ist — Ich möchte

ihr so gern nichts fühlen lassen, als meine Dankbarkeit!

Henriette. (an der Thüre) Ich darf durchaus nicht, liebe Madame —

Mad. Artaut. (an der Thüre) Auf meine Verantwortung — Ich habe keinen Augenblick zu verlieren. Ehe es zehn Uhr schlägt, muß ich die gnädige Frau gesprochen haben —

Marquise. Mein Gott! Sie bricht mit Gewalt bei mir ein — Sie soll mich nicht sehen! (Sie nimmt einen Leuchter vom Tisch, und eilt auf eine gegenüber stehende Thüre).

Vierter Auftritt.

Die Marquise, Madame Artaut.

Mad. Artaut (hastig hereintretend, bemerkt das Davoneilen der Marquise, wirft sich in der Mitte des Zimmers auf die Knice und streckt die Arme nach ihr aus). Sie werden mir nicht entfliehen, gnädige Frau, Sie werden mich anhören. Ich muß von meinem Sohne mit

Ihnen sprechen, der auch Ihnen nicht fremd ist. Ich will ihn retten, aber Sie allein können es —

Marquise (kehrt von der Schwelle der Nebenthüre zurück, und hebt sie gerührt vom Boden auf) Würklich, Madame, ich stellte mir nicht vor, daß eine bloße Vorsichtsmaaßregel Sie so beunruhigt hätte — Er wird sie hoffentlich nicht so misverstanden haben — Glauben Sie mir, sein Bestes liegt mir am Herzen — Jetzt erwartete ich meinen Sohn, und wollte niemanden als ihn sprechen — Eben habe ich an Malherbe geschrieben. Mehr konnte ich in diesem Augenblick nicht thun. Was macht er? Hat er Ihnen nichts an mich aufgetragen?

Mad. Artaut. (sie finster betrachtend) Nein, gnädige Frau — nichts.

Marquise. (schmerzlich) Nichts! Aber könnt Ihr Euch denn nicht in unsre Lage denken? Begreift Ihr denn so gar nicht, daß eine solche Vorkehrung durchaus nichts hat, was ....

Mad. Artaut. Ich begreife alles, gnädige Frau, wenn ich mich auch in keine Lage denken kann, wo man einen Sohn .... Verzeihen Sie meiner Zudringlichkeit. Ueberflüßig war sie nicht, aber .... Es muß nahe an zehn Uhr seyn. Erlauben Sie, daß ....

Marquise. Nein, liebe Frau, jetzt müßen Sie mir bleiben. Was glauben Sie mir vorwerfen zu können?

Mad. Artaut. Ach ich weiß nicht .... Wir waren glücklich zusammen wie die Kinder, als ein schlimmes Geheimniß an den Tag kam. Wir hätten es troh dem Geheimniß bleiben können, oder wissen Sie es noch nicht, gnädige Frau, daß unser Charles mit den Rechten einer hohen Geburt nichts zu schaffen haben wollte, daß er keine andere Angehörigen wollte, als seine braven Artauts? — So nennt er uns, gnädige Frau, so nennen uns alle Nachbarsleute — Haben Ihnen die bösen Menschen, von denen Sie so vieles erfuhren, was Sie nicht erfahren sollten, das

nicht auch gesagt? Wozu denn also aller der Lärm, alle die Unruhe in unserm sonst so stillen Hause? Man verhaftet, man verfolgt unsern Sohn, unsern Schwiegersohn, als wären sie Missethäter. Aber es giebt noch Gesetze, gnädige Frau, und an Muth wird es denen auch nicht fehlen, die eine gerechte Sache haben.

Marquise. Sie sehen Gespenster, Madame Artaut — Lassen Sie uns herzlich mit einander sprechen, Ich will den Anfang machen, und alle falsche Scham ablegen. Ich bekenne mich vor Ihnen zu seiner Mütter. Lassen Sie uns, wie zwei Freundinnen, von unserm Kinde reden — (Sie bemerkt bei diesem Worte eine heftig schmerzliche Bewegung bei Madame Artaut, und streckt die Arme nach ihr aus) Umarmen Sie mich, theure, würdige Pflegemutter meines Sohnes! Und bewahre mich der Himmel, daß ich Ihnen je Ihren Platz in seinem Herzen mißgönnen möchte!

Madame Artaut. Ach ja — so hatte er Sie freilich immer geschildert!

Marquise. Nun, gute Frau — nicht wahr, Sie haben nicht geglaubt, daß er mit meinem Willen in seiner Kindheit verlassen worden wäre?

Madame Artaut. Nein — ich glaube es nicht — ich sehe, ich fürchte das Gegentheil!

Marquise. Und können Sie denn glauben, daß ich ihn jezt verfolgen würde?

Madame Artaut. Sie haben aber doch seine Verhaftung zugegeben?

Marquise. Weil ich für zwei Söhne zu sorgen habe. Seine unselige Leidenschaft wird Ihnen nicht unbekannt seyn —

Madame Artaut. Ja wohl unselig! Sie hat mir Kummer genug gemacht. Aber die Dame ist so gut, so lieb! Charles mußte sich wohl an ihr versehen, und sie für Seinesgleichen halten. Und daß er ihr gefallen hat — nun das können wir ihr doch auch nicht verdenken. Haben wir denn aber ein Recht, die Leute zu quälen, weil es ihnen gerade so und nicht anders um's Herz ist? — Sehen Sie, gnädige Frau, ich bin

zwar zeitlebens nicht aus unserm Kramladen gekommen, aber ich meine doch, ich weiß, wie dem jungen Volke zu Muthe ist. Das beste ist immer, den Zwang unterwegs zu lassen, und zu warten, was mit der Zeit aus einem solchen Handel wird. Ist es aber billig, und können Sie es als gute Mutter leiden, daß der junge Mensch auf die Bastille gebracht werde, daß Frau von Lüssan, um ihn zu retten, gezwungen werde, den Herrn Marquis zu heirathen? Gäbe das nicht einen argen Haushalt? Und wären Sie alsdann nicht vor Gott verantwortlich?

Marquise. Ein solches Verfahren wäre mir ein Greuel wie Ihnen. Und von der Bastille darf nun vollends bei unserm Kinde die Rede nicht seyn. Ich weiß, Gottlob, andre Mittel, auf sein Gemüth zu würken —

Madame Artaut. Wie? — (vor sich) Verstellung kann das doch nicht seyn! — (laut) Es muß ja wohl von der Bastille die Rede gewesen seyn, da er auf die Bastille gebracht ist —

Marquise. Was sagen Sie? — Ist denn Mal-

herde in diesem Augenblick nicht bei Ihnen, mit Wache von den Marschällen von Frankreich?

Madame Artaut. Wache ist freilich diesen Mittag in unser Haus gekommen, aber um ihn zu holen, um ihn auf die Festung zu bringen —

Marquise. Gerechter Gott! Welche neue Abscheulichkeit! Wer hat das Recht, so über meinen Sohn zu walten? Wie heillos misbraucht man mein Vertrauen und meine bedrängte Lage! — Madame Artaut — Liebe Freundin, um solch einer Sache willen werden Sie sich gefallen lassen, eine Nacht mit mir auf der Landstraße zuzubringen. Wir wollen auf der Stelle nach Versailles. Ich lasse den Marschall wecken: ich erzwinge von ihm die Freiheit meines Sohnes, oder er muß mich in das nämliche Gefängniß schicken —

Madame Artaut. O das geht von Herzen! — Nein, liebe gute gnädige Frau! beruhigen Sie sich. So ist es nicht. Das liebe Kind ist gerettet —

Marquise. Wie?

Madame Artaut. Sein Freund, der ehrliche

Pontigny — Sie kennen ihn vielleicht, er schreibt ja auch Bücher — hat sich für ihn ausgegeben, und ist statt seiner hingebracht worden.

Marquise. Das ist schön! Das ist edel! — Und wo haben Sie unsern Charles? — Gott, was muß er von mir gedacht haben? — Aber ist es möglich, daß ihm sein Herz nicht das Haus seiner Mutter zur Zuflucht anwies? — Sie wissen, wo er ist, gewiß Sie wissen es — Kommen Sie, wir wollen ihn holen — Sie zögern? Verdiene ich das?

Madame Artaut. (forschend) Still! — da schlägt es Zehn. Sein Herz hatte das Ihrige, trotz dem bösen Scheine, schon errathen. In diesem Augenblick wird er bei Ihnen seyn — (ihre Hände ergreifend) Ich allein war mistrauisch gewesen, ich hatte die beste Mutter, die vortreflichste Dame erst hören müssen —

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, Malherbe.

Marquiſe. Komm in meine Arme, mein Sohn — in die Arme deiner lieben Mutter!

Madame Artaut. Mein guter Charles, du hatteſt mir nicht zu viel geſagt —

Marquiſe. (zuſammenfahrend, indem Malherbe ſprechen will) Gott! Ich höre einen Degen — Es wird der Marquis ſeyn. Er darf dir nicht begegnen, dich nicht hier wiſſen — Bring unſre gute Madame Artaut zu Henrietten, laß dich aber vor niemanden ſonſt ſehen. Wenn der Marquis fort iſt, werde ich — werde ich dich um Gehör bitten!

Sechster Auftritt.

Die Marquiſe allein.

— Wer mir die Vergangenheit verwerfen möchte, der blicke jezt in mein Herz, und ſage, ob ich nicht genug büße — Ich war eine ungetreue Gattin — ich darf keine ungerechte Mutter ſeyn!

Siebenter Auftritt.

Die Marquise, der Marquis.

Marquis. Nun, Mutter!

Marquise. Mein Sohn, du siehst mich nicht weniger bekümmert, als du es seyn magst.

Marquis. Wir sind beide gleich beleidigt, wir müssen beide —

Marquise. — Ruhig zu bleiben suchen, mein Sohn, daß nicht zum Unglück auch noch eigne Schuld komme.

Marquis. Diese Frau, die wir für ein Wesen höherer Art hielten! — Nun achte einer noch die Weiber! Mir wenigstens sind die Augen aufgegangen —

Marquise. Das wäre eine schreckliche Folge dieses Vorfalls, wenn du die weibliche Würde verkennen lerntest! Misgeschick ist es, nicht Verworfenheit, wenn ein weibliches Herz sich verirrt —

Marquis. Aber der elende Verführer! Dieser Mensch, der so viel edle Gesinnungen im Munde führte,

den Sie zu sich heraufgehoben hatten, den ich in Ihrem Hause wie einen Bruder betrachtete — Er soll den Lohn für seinen Undank empfangen! — O ich weiß, wo man diese Herren am empfindlichsten verwunden kann — Unsrer Auszeichnung verdankte er die Gunst des Publikums, so gut wie seinem Talent. Um diese Gunst will ich ihn bringen. Und wenn er noch so schön schriebe, es giebt Mittel —

Marquise. (vor sich) Welche Heftigkeit! — Diese Mittel würden dich selbst herabwürdigen. Du bist jung und verliebt, du solltest der Jugend und der Liebe etwas nachsehen können — (da er eine Bewegung des ungeduldigen Zorns macht) Mein Freund, du wirst eine Warnung des erfahrneren Alters nicht misverstehen. Deine Sache ist darum nicht weniger die meinige.

Marquis. Sie vertheidigen ihn — Sie! — Freilich, warum sollte ich mich nicht in mein Loos finden? Was bin ich gegen diesen Malherbe? Die Geliebte muß ich ihm abtreten — und die Mutter auch!

Marquise. Victor! (indem sie sich weinend in einen

Lehnstuhl wirft) Ach du weißt nicht, wie weh du mir thust!

Marquis. Zu Ihren Füßen, Mutter — Vergessen Sie dieses Wort — und denken Sie sich in meine Lage!

Marquise. Du kennst die meinige nicht! — Ich verzeihe dir von ganzem Herzen. — (aufstehend) Ich möchte dir jeden Vorwurf ersparen, mein Sohn, da du anderen so schwere zu machen hast. Allein du solltest nicht so ganz vergessen, wie wenig du meine Bitten, meine Warnungen anhörtest, als eine eitle Thorheit, der du selbst den edlen Namen einer Leidenschaft nicht zu geben wagtest, dich hinriß, das zarte Gefühl eben dieser Frau zu verlezen, die dir ihre Hand schon zugesagt hatte. Ich fürchte sehr, das ist der Ursprung aller der Verwirrung, in der wir uns befinden — Freilich aber müssen wir jezt dieser abhelfen. So sag mir denn: was gedenkst du zu thun? Was sind deine Absichten?

Marquis. Ich fühlte nie so lebhaft, wie sehr

ich sie liebe. Ich fühle mit dem bittersten Schmerz, daß ich für's erste ihre Hand und ihr Herz nicht zugleich erlangen kann. Ihr Onkel will, daß sie ihre Zusage erfülle — als Gatte hoffe ich dann zu verdienen, was mir als Liebhaber verweigert wurde.

Marquise. Mein guter Freund, es sind traurige Bande, die der Zwang knüpft — an welche nimmer die Rosen der Liebe sich reihen! — Und wenn sie widerstünde?

Marquis. Der Marschall sieht seine Ehre dabei auf dem Spiel — Sie wäre verloren.

Marquise. Und wenn sie verloren seyn wolite? Wenn sie jedes Verhältniß mit ihrem Onkel aufgäbe? — Mein Sohn, dabei kann nichts Gutes herauskommen.

Marquis. Sie haben es so ausgemacht — angegeben habe ich es ihnen nicht.

Marquise. Was haben sie ausgemacht?

Marquis. Eine geheime Ordre liegt bereit — Sie bekommt auf eine kurze Zeit ein Kloster zum Auf-

enthalt, wenn sie morgen ihre Einwilligung zu unsrer Verbindung noch versagt —

Marquise. Ein Kloster? O ja, so gieng man einst auch mit mir um!

Marquis. Aber muß man nicht Maasregeln nehmen, um ihrem Verkehr mit dem Elenden ein Ziel zu setzen?

Marquise. Solche Maasregeln hindern nie etwas — Du aber solltest, aus Achtung gegen dich selbst, weniger schimpfliche Ausdrücke gebrauchen — Was haben sie mit Ihm vor?

Marquis. Er bleibt auf der Bastille, bis zur Vermählung der Frau von Lüssan.

Marquise. Und ich sage dir, daß er nicht dort ist, und nicht hinkommen wird — Auch ich habe in dieser Sache ein Wort mit zu sprechen. Mit der leidigen Gewalt! Malherbe's und der Gräfin Gefühl in Anspruch zu nehmen, daran denkt keiner. Das ist aber der Weg, den ich versuchen will —

Marquis. Ich zweifle am Erfolg — ob ich gleich

selbst wünschte, daß Malherbe frei wäre. So könnte ich die ganze Sache allein mit ihm ausmachen — und das wäre vielleicht das Beste.

Marquise. Ich verstehe dich — (schaudernd) Wenn du deine Mutter ehrst, so giebst du ihr auf der Stelle dein Wort, diesen Gedanken fahren zu lassen —

Marquise. Wozu mein Wort? Mein Nebenbuhler ist ja ohnehin in diesem Augenblick nicht Herr seiner selbst.

Marquise. — Höre, mein Sohn! Du sollst deine Mutter ganz verstehen — und ihr Richter seyn. Malherbe ist mir sehr lieb und werth. Wäre er mir es aber noch mehr, wäre er mir wie ein zweiter Sohn — Laß uns annehmen, Victor, ich hätte einen Sohn aus einer ersten Ehe — Nun, stünde dieser Sohn in eben dem Verhältniß gegen dich, wie Malherbe, ich würde nur deine gültigeren Rechte vor Augen haben, und alles anwenden, um ihnen den Sieg zu verschaffen — Nun laß mich. Ich brauche Ruhe. Morgen sehe ich den Marschall, und handle die Sache mit ihm ab.

Dein Onkel ſoll mir nichts mehr damit zu thun haben. Zur Erfüllung der Mutterpflichten iſt es an mir genug.

Marquis. (ihr die Hand küſſend) Mutter — ich will es auf eine gütliche Erklärung ankommen laſſen — Sie können nichts dawider haben, wenn ich ihn zu einer ſolchen einlade?

Marquiſe. Ich danke dir für den Einfall. Aber du begreifſt, daß Vermittlung zwiſchen Euch nöthig iſt. Dieſe, denke ich, werdet ihr mir beide übertragen. — (ihn umarmend) Gute Nacht, mein Sohn! (der Marquis geht ab.)

Achter Auftritt.

Die Marquiſe, darauf Malherbe.

Marquiſe. (klingelt; zu Henrietten, die an der Thüre erſcheint) Ich laſſe Herrn Malherbe bitten, zu mir zu kommen. Du ſorgſt, daß uns niemand unterbreche — Gott! mein Beginnen iſt gerecht: verleih mir die Kraft, es zu vollführen — — Biſt du da, Charles? Komm,

komm zu mir. Deine Jugend ist dahin gegangen ohne die Liebkosungen, ohne die Pflege deiner Mutter. Die meinige ist längst schon fern von mir, da ich dich wieder finde. Wir wollen aber der späten Wohlthat würdig seyn und einander helfen, unsre Pflicht zu thun. — Den Marquis habe ich beruhigt. Ich war zufrieden mit ihm. Ich werde es noch mehr mit dir seyn — — Mein Freund! Ich habe eine sehnliche Bitte an dich. Aber noch fehlt es mir an der ruhigen Zuversicht einer Mutter, die alle ihre Pflichten gegen ihren Sohn erfüllt hat. Es kann in irgend einem Winkel deines Herzens noch Argwohn — Ungewißheit wenigstens lauern. Ich hätte also nöthig, dir mein ganzes Herz aufzudecken — Ist das deinige in diesem Augenblick für das volle, überfliessende mütterliche Vertrauen gestimmt? Ist es nicht von einem ungestümeren Affekt eingenommen?

Malherbe. Nie hat es den Wunsch, das Bedürfniß so heiß empfunden, Vertrauen zu geben und zu empfangen —

Marquiſe. — Nach deines Vaters Tod ſchien nichts mehr für mich zu leben, als das theure Pfand unſrer Liebe. Es kam aber eine Zeit, wo mein Gemahl Vergebung zu ertheilen und zu erhalten verlangte. Ich ließ mir es angelegen ſeyn, mein Unrecht gegen ihn abzubüßen, und er ſtarb wenigſtens ohne Groll, ohne Unzufriedenheit. Ich hatte einen Sohn von ihm. Man warf mir vor, nur gegen dich das Herz einer Mutter zu haben. Man forderte deine Entfernung. Ich ließ alles geſchehen, mit der Scheue eines wunden Gewiſſens. Ich wußte vieles nicht, ich wagte nicht zu fragen — Als man mir den Todesſchein meines Kindes brachte, nahm ich das Bildniß ſeines Vaters und ſeinen lezten Brief — es waren bittere Thränen, mit denen ich ſie benezte; es waren, bildete ich mir ein, die lezten, die meinem Herzen je entquellen würden. Das Gefühl meiner Pflichten gegen meinen andern Sohn war das einzige, dem ich nicht entſagte. Mein Vermögen, die Beförderung meines Bruders, des Marſchalls Freundſchaft, jede geſellſchaftliche Verbindung, die in

meinen nicht unbedeutenden Wirkungskreis einschlug — daraus bestund nun ausschließlich das Interesse meines Lebens. Um meines Sohnes willen wurde ich gleichsam von weitem ehrgeizig, und da ich kein glückliches Weib hatte seyn können, so gab es mir eine Art von Ersatz, ein ausgezeichnetes Weib zu werden. Erst seit ich nichts mehr liebte, fand mich alles liebenswürdig, und losgebunden von der Gewalt des Herzens, war es mir um Einfluß zu thun, wenn ich zu gefallen strebte. Dienstleistungen, Theilnahme, Treue, erhielt die Gesellschaft bei mir auf den Kauf, und wußte sie mir Dank — So fandest du mich vor sechs Jahren, als du zum erstenmal vor mir erschienst. Was ich längst in mir erstorben glaubte, gerieth plözlich wieder in Aufruhr bei deinem Anblick, wie durch eine zauberhafte Berührung. Wenn es der Anstand erlaubt, und ich nicht gefürchtet hätte, meinem Sohn Unruhe zu machen, ich würde gesucht haben, dich deinen Artanis zu entreissen, um dich allein zu besitzen. Wie oft war ich nicht bemüht, die eifersüchtigen Regungen der Mutterliebe vor

dir selbst zu verbergen! — Endlich war der Augenblick da, der mir dieses Räthsel meines Herzens löste. Du hast mein Entzücken gesehen und getheilt. Soll ich dir meinen Schrecken, meinen Schmerz beschreiben, als ich am folgenden Tage erfuhr, daß du der begünstigte Nebenbuhler des Marquis wärest? Und doch war es auch da mein erster Gedanke und mein erster Wunsch, daß ihm alle Größe und alle Ehre, dir das Glück der Liebe zu Theil werden möchte —

Malherbe. O ich wußte es ja wohl, daß Sie so fürchten müßten! Ich bin ja ein Kind der Liebe, nicht die Frucht einer vorübergehenden, unedlen Neigung — So mußte meine Mutter wohl selbst auf diese Theilung verfallen, die jedem ihrer Söhne das einzige Loos zuweist, mit welchem....

Marquise. Laß mich ausreden, mein Freund! — Meine Lage gebietet mir strenge Prüfung meiner selbst. Jener Gedanke hat diese Prüfung nicht ausgehalten. Zu dir wird mich stets eine unwiderstehliche Neigung reissen, und wärest du auch nicht der, der du

bist, es würde immer ein lauteres Gefühl seyn, das ich für meinen andern Sohn empfände. Ich kann — ich will mein Herz nicht ändern, aber ich darf mich ihm nicht überlassen, wenn Eure Ansprüche gegen einander stoßen. Dann erst werde ich alles für dich thun dürfen, wenn ich deinem Bruder alles gesichert haben werde, was er zu verlangen berechtigt ist — Oder meint mein Sohn, ich könnte zum Marschall gehen, und ihm sagen: dieses Kind ist mir Alles, das andre muß ihm aufgeopfert werden? — zum Marquis: ich that alles, um diese glänzende und schöne Verbindung für dich zu knüpfen; allein jener junge Mann kann ohne die ihr bestimmte Braut nicht glücklich seyn, ich bin für ihn und gegen dich? — zum Grafen: du wolltest einst das unglückliche Kind aus dem Wege schaffen, um das rechtmäßige vor aller Gefahr zu schützen; an mir ist nun die Reihe, ungerecht und grausam zu seyn; das Kind der Liebe ist wieder gefunden, in seiner Richtung gehe das Kind der Ehe unter? — — O Charles,

das Alter ist nicht mehr fern von mir, wo Reue eine unentrinnbare Hölle wird!

Malherbe. Anbetenswürdige Mutter! — Bewahre mich der Himmel, daß ich von nun an auch nur mit der leisesten Bitte in Ihre Pflicht eingriffe! Ich weiß nicht, was aus meiner Liebe werden wird, aber Ihrem Herzen soll sie nie einen einzigen Vorwurf kosten —

Marquise. Und mehr vermöchtest du nicht, mein Sohn? — — Ach sie sind ja insgesammt Thoren mit ihren gewaltsamen Entwürfen, mit ihren Machtstreichen! Ich weiß besser, wo unser Heil allein zu suchen ist — (ihn umfassend) hier, in diesem schönen, edeln Herzen! Von dir allein kann dein Bruder die Hand seiner Geliebten erhalten. Eine große Gewalt hat das Schicksal in deine Hand gegeben, und dich mit der Kraft sie zu üben ausgestattet. Ich weiß, welches Opfer du zu bringen hast. Ein Thron, ich weiß es würde dir leichter abzutreten werden. Aber sieh, dein Bruder bedarf der Größe, des Glanzes; er kann der

Verbindung nicht entsagen, von der er sich dieses versprach. Du bist ein freier Mensch: nichts fesselt deine Wahl. Findest du die Frau, die dich glücklich machen kann, zum zweitenmal nur in den höheren Ständen, so verlaß dich auf deine Mutter: sie wird nicht ruhen, bis sie dich an das Ziel deiner Wünsche geführt hat, sie wird das künstliche Leben der großen Welt gern wieder anfangen, dessen Lästigkeit du sie fühlen gelehrt hattest. Fällt deine Wahl auf ein Mädchen aus der Bürgerklasse, so führst du sie als Tochter in meine Arme — — O wende dein Gesicht nicht ab! Verbirg mir nicht, was du leidest! Es muß schmerzlich, es muß zerreißend seyn, aber es ist nicht mehr, als du tragen kannst, es wird dir gelohnt werden durch das erhabenste Selbstgefühl — Sieh, zu deinen Füßen harret deine Mutter des hohen Wortes der Tugend, das sich aus deinem Herzen hervordrängt —

Malherbe. Mutter! — Groser Gott, was machen Sie? — Mir geziemt es, mich lassen Sie knien vor dem Heiligsten in der Natur — Nie ahnete

ich diese Gewalt der Mutterliebe — — Ich finde mich selbst nicht wieder zwischen diesen zwei streitenden und doch so ähnlichen Gefühlen — — (Er steht auf; nach einer Pause) Ja, Mutter, ich fühle es: ich kann Ihnen meine Liebe aufopfern. Aber wie ich liebe, so werde ich auch geliebt. Was ich gegen mich selbst thun könnte, gegen Amalien darf ich es nicht thun.

Marquise (macht, nach einem finstern Stillschweigen, ein Paar Gänge durch das Zimmer; ihre Blicke auf Malherbe, der inzwischen in ein düsteres Nachdenken versunken ist, sind zärtlich, aber traurig). — Du bist mir Zeuge, o Gott, daß ich that, was ich konnte!

Malherbe. Sie kennen das Herz der Gräfin nicht, meine Mutter, Sie wissen nicht, wie viel Liebe es in sich faßt — nicht, daß die ganze Kraft dieser Liebe erweckt worden ist durch ungerechten, gewaltsamen Widerstand! Sie war diesen Morgen entschlossen, nach Holland zu entfliehen, während ich mich nach England gerettet hätte; jedes von uns hätte alsdann einen letzten Versuch bei seinen Angehörigen gemacht, wie aber

auch dieſer ausgefallen wäre, ſo würden wir endlich unſre Rechte gebraucht haben, und eines in des andern Arme geflogen ſeyn. Nur mein plötzlicher Gedanke, unſre Sache in Ihre Hände zu geben, hinderte die Ausführung dieſes Entwurfs —

Marquiſe. So weit iſt es alſo gekommen? — In der That, das hatte ich nicht geahnet — — (Nach einer Pauſe, während deren jedes für ſich nachzudenken ſcheint) — Der Tag war für dich ſehr ſtürmiſch, Malherbe. Du wirſt Ruhe bedürfen — Ich muß noch für dein Nachtlager ſorgen. Bleib einen Augenblick hier. Ich werde dich gleich holen — (Ab)

Malherbe (allein) — Da — Da lag ſie zu meinen Füßen, zu den Füßen des geliebten Sohnes, und flehte um das Recht des anderen! Werde ich dieſe Stätte je betreten können, ohne einen heiligen Schauder zu empfinden? — Was iſt das? — Mich dunkt, ich höre Schritte — die ſich hieher wenden —

(Hinter der Thüre hört man einen Bedienten): Auf der

groſſen Treppe ſind alle Thüren verſchloſſen, gnädiger Herr; vielleicht iſt dieſe offen geblieben —

Malherbe (indem die Thüre aufgeht, den Marquis erblickend, dem ein Bedienter vorleuchtet) Himmel! Der Marquis!

Neunter Auftritt.

Malherbe, der Marquis.

Marquis. Sie hier, mein Herr? — Vielleicht warten Sie auf meine Mutter?

Malherbe. Ich hatte ſchon die Ehre, Sie zu ſehen. So eben verließ ſie mich, und wird gleich zurückkommen.

Marquis. Sie hatte Sie vermuthlich zu einer Unterredung beſchieden?

Malherbe. Nein — ich bin unbeſtellt gekommen.

Marquis (nach einer kleinen Pauſe, mit ziemlich freundlichem Tone) — Hören Sie, Malherbe, ich hatte eben an Sie geſchrieben. Ich wollte meiner Mutter den

Brief bringen, ich glaubte, daß er sie angenehm überraschen würde — Er entbielt den Vorschlag zu einer Erklärung zwischen uns. Vielleicht wollten Sie meinem Wunsche zuvorkommen. Ist es Ihre Meinung, alles wieder gut zu machen, so werde ich gern alles vergessen, und wir sind wieder Freunde.

Malherbe. Ich habe mich gegen Ihre Frau Mutter erklärt — Gewiß hat sie keine Feindschaft gegen Sie in meinem Herzen gefunden.

Marquis. — Ich wünschte, es beliebte Ihnen, deutlich mit der Sprache herauszugehen — Was ist Ihr Entschluß?

Malherbe. Gerecht zu seyn, gegen Sie, wie gegen mich.

Marquis. Mein Herr, hier möchte es wohl auf keine rechtliche Erörterung, sondern auf ein bloßes, kurzes Ja oder Nein ankommen — Entsagen Sie Ihren Ansprüchen auf das Herz der Frau von Lüssan? Ja oder Nein?

Malherbe. Herr von Lüsigny, lassen Sie uns

eine Erklärung nicht anfangen — die noch nicht vollendet werden kann.

Marquis. Es bedarf deren gar nicht mehr, mein Herr — Jezt gilt es meinen zweiten Vorschlag. Wollen Sie sich morgen früh um sechs Uhr im Boulogner Wäldchen einstellen? — Ja oder Nein?

Malherbe. In den Zimmern Ihrer Frau Mutter werde ich auf diesen Vorschlag nicht antworten.

Marquis. Ich lerne Sie täglich von einer neuen Seite kennen! gestern als einen Treulosen, heute — als einen Feigen.

Malherbe. Sie verkennen mich heute wie gestern. Messen Sie aber Ihre Worte ab, Herr Marquis, und misbrauchen Sie die Pflicht nicht, die mich fesselt, das Gefühl nicht, das mich zurückhält. Glauben Sie, daß ich der ganzen Kraft meines Gemüths bedarf, um bei einer solchen Beschimpfung mich zu fassen —

Marquis. Ich erneure die Beschimpfung, oder den Vorschlag.

Malherbe. (bezwingt eine heftige Aufwallung; nach einer Pauſe) Ich nehme ihn nicht an, mein Herr — Glücklicher Weiſe giebt es Perſonen, die meine Gründe wiſſen —

(Der Marquis will wüthend auf ihn losſtürzen, Malherbe tritt mit edler, ruhiger Feſtigkeit vor ihm ſtehen: erſtaunt hält der Marquis inne.)

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen, die Marquiſe.

Marquiſe. Großer Gott! Sie ſind beiſammen — (zwiſchen beide tretend) Was habt Ihr gethan? Was habt Ihr Euch geſagt? Antwortet mir beide: ich befehle es Euch — (zitternd winkt ſie, daß man ihr einen Lehnſtuhl herbeinähere; der Marquis thut es, unterdeſſen hält Malherbe die Marquiſe aufrecht: der Marquis hebt ihn zurück, nimmt ſie in ſeine Arme, und ſezt ſie nieder; Malherbe ſcheint in dieſem Augenblick ſeinem Zorn kaum mehr gebieten zu können) — Welche Blicke ſie auf einander ſchießen! — Marquis, antworte mir zuerſt, und als Mann von

Ehre — habt Ihr keinen Zweikampf mit einander verabredet?

Marquis. (mit einem verächtlichen Blick auf Malherbe) Er hat ihn ausgeschlagen.

Malherbe. (ruhig und kalt) So ist es. Ich habe das über mich vermocht.

Marquise. (mit einem Blick voll Zärtlichkeit auf Malherbe, zum Marquis) So viel Rücksicht auf deine Mutter hättest du auch haben sollen — — Ich verlange dein Versprechen, mein Sohn, daß du den Vorschlag nicht wiederholen wirst —

Marquis. Dies ist zu viel! Zu sichtbar theilt sich Ihr Herz zwischen ihm und mir, und meine Wuth erwacht von neuem —

Marquise. (plötzlich und begeistert aufstehend) Ein Wort von mir, und sie wird sich legen — (Malherbe'n abweisend, der zu ihr tritt, um sie zurückzuhalten) Wehe der Mutter, die nicht zu wählen wüßte zwischen ihrer Demüthigung und der Feindschaft ihrer Kinder! — (zum Marquis) Ihr könnt Euch nicht schlagen, Ihr

könnt Euch nicht haſſen — Ihr wurdet unter demſelben Herzen getragen. Er iſt — nicht deines Vaters Sohn, aber — dein Bruder!

Marquis. Gerechter Himmel! — (Indem ihr Blick auf ihn geheftet iſt, fällt der ſeinige auf ſie: ſie ſchlägt mit edler Schaam die Augen nieder) Welches unergründliche Geheimniß!

Marquiſe. — Erſt ſeit zwei Tagen iſt es bekannt. Dein Onkel und der Marſchall wiſſen darum. Auch dem Marſchall gehört Malherbe an. Der Ritter von Sivry war ſein Vater — Malherbe, der Marquis war ſonſt immer dein Freund; er kann es wieder werden — Marquis von Läſigny, die Geſetze würden dem natürlichen Sohne des Ritters von Sivry beiſtehen, wenn er den erſten Plaz in deinem Hauſe an ſich zu reißen trachtete; er hat es nicht gewollt, und wird es niemals wollen.

Marquis. Mutter — nie wird dieſe Entdeckung meine Ehrfurcht vermindern. Nur leſte ſie mich nichts von Ihrer Zärtlichkeit!

Marquiſe. Fürchte das nicht, mein Sohn — (Indem Malherbe und der Marquis zu gleicher Zeit zu einander treten und ſich anreden wollen, ergreift ſie beider Hände) Umarmt Euch, meine Kinder — und verzeiht Eurer Mutter! — (Sie umarmen ſich, und faſſen dann zu den Füßen der Marquiſe, die ſie beide umarmt, den Marquis zuerſt) — Laßt es Eurer Freunde Sorge ſeyn, Euern Zwiſt auszugleichen — (nach einer Pauſe, während deren ſie ſich ſetzt) Malherbe, ich brauche das Pfand, das ich dir anvertraut hatte. Gieb es mir zurück — — Victor, dein Bruder hat dieſe Nacht keine Zuflucht, als unſer Haus. Es iſt ſchicklicher, daß er ſie in deinen Zimmern zubringe. Ich vertraue dir ihn an —

Marquis. (zu ihm tretend und ihn umfaſſend) Wer ſich an ihm vergriffe, hätte es mit mir zu thun —

(Die Marquiſe winkt ſie von ihrem Lehnſtuhl zu ſich; ſie nimmt ſie bei der Hand, heißt ſie mit ſtummer Ehrfurcht vor ihr knien, und legt ihnen die Hände ſegnend auf.)

Fünfter Aufzug.

(In Verſailles, bei dem Marſchall von Harcour.)

Erſter Auftritt.

Der Marſchall, die Marquiſe.

Marſchall. (ſeines Neffen letzten Brief an die Marquiſe in der Hand haltend) Darf ich dieſes Papier noch behalten?

Marquiſe. Es gehört Ihnen wie mir, mein Freund. Es ſetzt Sie zum Beſchützer — zum Vater des jungen Mannes ein.

Marſchall. Mein braver unglücklicher Sivry! Dein Vertrauen ſoll nicht getäuſcht werden ſeyn — Ich hatte übrigens, wie Sie wiſſen, alles ſchon beſchloſſen, ehe ich noch dieſen Brief kannte, den ich als den letzten Willen meines Neffen anſehen muß. Jetzt würde mir es nicht mehr zum Verdienſt anzurechnen ſeyn, denn

was unser Sivry auf dem Todbett von mir verlangte, ist eine Ausserderung an meine Ehre — Wie sehen wir nun aber die widersprechenden Aussprüche aus einander?

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen, Dümont.

Dümont. Der Herr Graf von Saint-Amour wünscht, mit einem andern Herrn, den er mir nicht genannt hat, vorgelassen zu werden.

Marquise. Ach! diese Erscheinung ist mir nicht von guter Vorbedeutung! Mit den Leidenschaften ist noch auszukommen: die haben doch keinen Hinterhalt!

Marschall. Ich kann ihn nicht wohl abweisen, liebe Marquise — nicht wahr? (Er winkt dem Kammerdiener bejahend, worauf dieser abgeht, und der Graf mit Alain hereintritt.)

Dritter Auftritt.

Der Marſchall, die Marquiſe, der Graf, Alain.

Graf. Herr Marſchall, ich bringe Ihnen hier — Sieh da, Schweſter! Ich erwartete faſt, dich hier zu finden. Leider geht mein Geſchäft auch dich an —

Marquiſe. Ich zittre!

Graf. Dieſer Mann, Herr Marſchall — einer von unſern beſten Köpfen, den Sie gewiß dem Namen nach kennen werden — Herr Alain —

Marſchall. Ich erinnere mich nicht, daß ich je —

Graf. Mehr aber noch, als ſeine ſchriftſtelleriſchen Verdienſte, zeichnet ihn ſeine Dienſtfertigkeit, ſeine Wachſamkeit aus. So eben kommt er von Paris, und berichtet mir das Neueſte, was dort vorgefallen iſt — Sprechen Sie, Herr Alain, ſagen Sie dem Herrn Marſchall —

Alain. Es thut mir leid, das erſtemal, da ich die Ehre habe, vor Monſeigneur zu erſcheinen, keine

angenehmere Botschaft überbringen zu können — Herr von Gourville — —

Marschall. Nun, mein Herr?

Alain. Hat für gut gefunden, den heutigen Tag mit seiner Vermählung anzufangen —

Marschall. Und was geht uns das an?

Alain. Sodann — zwischen acht und neun Uhr — hat sich Frau von Gourville zu der Frau Gräfin von Lüssan begeben — Diese beiden Damen sind, von einer Kammerfrau begleitet, zusammen in ein drittes Haus gegangen, wo eine Postchaise auf sie wartete. Dieser haben sie sich bedient: zu welcher — Spazierfahrt oder Reise, darüber haben sie nichts hinterlassen —

Marschall. Meine Amalie verläßt mich — entehrt sich!

Marquise. Gott! Wohin kommt es noch? — Und Malherbe?

Alain. So viel man entdecken können, hat er — man weiß nicht wie es zugieng — in dem Lüssanyschen Hotel geschlafen, und diesen Morgen der Trauung der

Demoiſelle Artaut beigewohnt. Weiterhin hat man ſeine Spur verloren. Man weiß aber, daß Herr von Gourville ſchon geſtern den Plan gemacht hatte, ihn nach England oder Holland zu ſchicken —.

Marquiſe. Weiß man das? — Nun, ich weiß es auch — ich weiß auch, wie es zugegangen iſt, daß Malherbe dieſe Nacht in meinem Hauſe zubrachte — (zum Marſchall) Sie, mein Freund, wiſſen es ebenfalls, und werden demnach die Neuigkeiten dieſes wachſamen und dienſtfertigen Herrn nicht ungeprüft —

Graf. Gemach, liebe Schweſter! Malherbe'n halte ich vor der Hand für unſchuldig. Aber die Sache hat — wie du gleich hören wirſt — eine Seite, die für den Herrn Marſchall zu wichtig iſt, als daß ſeine Freunde wohl thäten, ihn einzuſchläfern — Gourville bleibt in Paris, er glaubt ſich durch eine perſönliche Vorladung des Parlaments geſchüzt, er ſezt ſeine Hofnungen auf einen Prozeß, der ganz Frankreich in Verwirrung bringen, der ſeine beſtürzten Freunde rächen ſoll, und um alle Minen ſpringen zu laſſen, wird

er das Geheimniß der Marquiſe vor den König zu bringen wiſſen. Sein Schwiegervater, ſein Freund Pontigny, dem man zu ſehr geeilt hat, die Freiheit wieder zu geben, ſind in dieſem Augenblick in Verſailles, und ſie werden verſuchen, bis zu Seiner Majeſtät zu gelangen —

Marſchall. (der die Marquiſe fragend anſieht) Marquiſe?

Graf. Und was beſchließen Sie, Herr Marſchall? — Zuvörderſt wegen Artauts und ſeines Begleiters?

Marſchall. Ja — Sie haben Recht, Graf — Wenn dieſe Leute plauderten — Man muß ſie aufſuchen und zu mir bringen.

Graf. Das wird Herr Alain ſehr gut beſorgen können. (Alain geht ab.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, außer Alain.

Graf. Was aber ſodann Ihre Frau Nichte anbelangt —

Marſchall. Ich ſchicke ſogleich Expreſſen auf allen Straßen ab — Die Undankbare! — Man bringe ſie.... (er ſieht wieder die Marquiſe fragend an)

Graf. In das nächſte Kloſter?

Marquiſe. Zu Ihren Füßen —

Marſchall. In meine Arme! — Ein böſer Dämon muß ſich ihrer bemächtigt haben. Sie iſt gewiß nur das Opfer einer ſchändlichen Intrigue —

Graf. Und Malherbe?

Marſchall. Sein Uebermuth verdiente freilich ..... (wie oben) Noch kannte er weder die Liebe noch das Anſehen eines Vaters. Ich will ihn ſehen.

Graf. Aber Gourville?

Marſchall. Ha! Ihn treffe mein ganzer Zorn —

Marquiſe. Und warum? — Iſt denn das alles ſchon ſo' im Reinen? — Marſchall, Sie haben mir es oft Dank gewußt, daß ich Sie zurückhielt, wenn Ihre erſten Aufwallungen Sie hinriſſen. Ich erwarte einen zuverläßigen — einen wahrhaften Zeugen — Mal-

herbe's ehrwürdige Pflegmutter. Beſchließen Sie nichts, bis ich dieſe geſprochen habe.

Marſchall. Aber ſein Trotz iſt mir unerträglich!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, ein Kammerdiener, der zur Hauptthüre hereintritt, ſpäter Dümont aus einer Nebenthüre.

Kammerdiener. Es hat eilf Uhr geſchlagen, Monſeigneur wird im Audienzſaale erwartet —

Marſchall. Es iſt hart, fremde Angelegenheiten anhören zu müſſen, wenn man von ſeinen eigenen beunruhigt wird —

Graf. (der dem abgehenden Marſchall in einiger Entfernung nachfolgt, mit einem Seitenblick auf die Marquiſe) Ueber dieſe wird unterdeſſen die eifrigſte Freundſchaft wachen —

Marquiſe. (allein) Ach, mein Muth fängt an zu ermatten — Wo die gute Frau nur bleiben mag? —

Dûmont. (nähert ſich geheimnißvoll der Marquiſe, und ſagt ihr etwas in's Ohr.)

Marquiſe. (mit freudigem Erſtaunen) Gourville! — Wo iſt er?

Dûmont. Hier, gnädige Frau — Folgen Sie mir nur — (beide ab.)

Sechster Auftritt.

Artaut, Pontigny, George, von einem Bedienten hereingewieſen.

George. Tauſend! Uns widerfährt hier Ehre. Draußen ſtehen die Leute zu Dutzenden in den Vorzimmern, und uns führt man gleich hieher —

Pontigny. Prächtige Gemählde, bei meiner Ehre — (ſeine Schreibtafel herausziehend) Haben Sie keinen Bleiſtift, Papa Artaut? Ich möchte mir gern aufzeichnen —

Artaut. (zu George) Aber begreifſt du denn, was das zu bedeuten haben mag?

George. Hören Sie, ich habe da auf der Treppe von weitem unsern Herrn Alain gesehen, und ich meine immer, wo sich der einfindet, hat man nicht viel Gutes im Sinne —

Artaut. Pontigny! — So hör doch! Wie magst du nur jezt die Schmierereien besehen? Wir müssen doch wahrhaftig Abrede nehmen, um in keine Verlegenheit —

Pontigny. Warum denn das? Gourville schickt uns her, die Wahrheit zu verkünden und zu bezeugen. Dazu braucht es keine Abrede — Wissen Sie auch wohl, Papa Artaut, daß ich schon lange so eine Situation bei mir herumtrage, zwischen einem großen Herrn und einem Bürgersmann? Und ich wette, Sie werden mir's nicht weniger zu Dank machen, wie der Herr Marschall —

Artaut. Nun, nun, wenn er mir nur das Herz ein wenig angeregt haben wird, so ist mir auch nicht bang — Halt!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen, der Marſchall, ein Bedienter an der Thür, der ſogleich abgeht.

Bedienter. Hier ſind die Leute, Monſeigneur —

Marſchall. Kommen Sie näher, meine Herren — Sie ſind der Handelsmann Artaut?

Artaut. Zu Befehl, gnädiger Herr.

Marſchall. Und dieſer junge Mann?

Pontigny. Ich heiße Pontigny, und wohne mit meinem Freund Malherbe bei Herrn Artaut. Ich bin es, der ſich vor kurzem in die Baſtille einſchwärzte —

Marſchall. Ich weiß das — (zu Artaut) Und welches Geſchäft führt Sie nach Verſailles, Herr Artaut?

Artaut. Die Pflicht, dem Herrn Marſchall Rechenſchaft zu geben von dem Betragen eines jungen Menſchen, den ich erzogen habe —

Marſchall. Mir? — Sie wollten mit mir von Malherbe ſprechen? — Sonſt mit niemanden? Sonſt

wollten Sie nichts? Sagen Sie mir die Wahrheit, Herr Artaut.

Artaut. Sonſt auf der Welt nichts.

Marſchall. Sie kennen Herrn von Gourville? Sie haben genauen Umgang mit ihm?

Artaut. Er wurde dieſen Morgen unſer Schwiegervater.

Marſchall. Was er Ihnen angerathen hatte — ich weiß, daß er es gethan hat — Sie wollten ſich alſo darauf nicht einlaſſen?

Artaut. Angerathen? — Was wäre das geweſen, gnädiger Herr?

George. Sagte ich's doch! — Darf ich auch reden, Monſeigneur?

Marſchall. Nun?

George. Dieſen Morgen begegnete ich Herrn Alain — Wohin, George? fragte er mich — Einen Wagen beſtellen für meine Herrſchaft, nach Verſailles — Nach Verſailles? Ei, ei! — Nun that er pfiffig, meinte allerley, was wir in Verſailles vorhätten —

und ich ließ ihn dabei; ausgeredet hätte ich's ihm doch nicht!

Marschall. Gut — Genug hiervon — Herr Artaut, Sie sind ein wackerer Mann. Ihr Betragen gegen das Kind, das Sie in Ihrem Hause aufnahmen, ist mir bekannt, und ich bin Ihnen für meine eigne Person Dank dafür schuldig — Antworten Sie mir redlich. Wissen Sie nichts von den Dingen, die in diesem Augenblick vorgehen?

Artaut. Ich weiß nichts, das Sie beunruhigen könnte, Monseigneur —

Marschall. (hastig und streng) Wo ist gegenwärtig Ihre Tochter, mein Herr?

Artaut. Gnädiger Herr, Sie wissen vermuthlich, daß die Frau Gräfin von Lussan Freundschaft für unsre Tochter hat — Diesen Morgen schrieb sie ihr, sie möchte sogleich auf den ganzen Tag zu ihr kommen, und Herr von Gourville hat ihr selbst zugeredet, hinzugehen —

Marschall. Das glaube ich! Das ist eine schwarze Seele, dieser Gourville — Ich bedaure Sie von

ganzem Herzen, daß Sie in einem solchen Verhältniß mit ihm stehen —

Pontigny. Herr Marschall — Ich kann mir nicht helfen — Ich würde es vor dem König sagen: wenn es einen Menschen giebt, der über jede Anklage, über jeden Verdacht erhaben ist, so ist es Herr von Gourville.

Artaut. Lassen Sie ihn vor sich kommen, hören Sie ihn an — Er hat mir aufgetragen, diese Gnade von Ihnen zu erbitten — Sie werden sie einem Ihrer treuesten Freunde nicht versagen —

Marschall. Mein Freund! Er war es, und das erhöht seine Schuld — Hören Sie! Ich kann Ihnen nicht zumuthen, mir ihn auszuliefern. Aber Sie wissen, wo er ist. Gehen Sie zu ihm, oder schreiben Sie ihm: ich böte ihm Begnadigung an, wenn er mir ungesäumt meine Nichte und ..... meinen Neffen wiedergäbe — Aber warnen Sie ihn auch, warnen Sie ihn ernstlich: wenn er seinen Frevel vollendete, so würde ich ihn zu erreichen wissen, wo er auch seyn möchte, und — ihn zermalmen!

Achter Auftritt.

Die Vorigen, Gourville.

Gourville (unverſehens vor dem Marſchall ſtehend) So zermalmen Sie mich denn, Herr Marſchall, da Sie mich nicht hören wollen — (Die übrigen treten in den Hintergrund zurück).

Marſchall. Sie hier, mein Herr? — Wie fanden Sie den Weg in mein Haus — in dieſe Zimmer?

Gourville. Durch ein Mittel, das ich nicht ergriffen haben würde, wenn mir das Vorurtheil, womit man Sie gegen mich eingenommen, ein anderes übrig gelaſſen hätte — Ich habe Ihren alten treuen Dûment überzeugt, daß er Ihnen ſelbſt dieſen Dienſt ſchuldig wäre.

Marſchall. Ich jage ihn auf der Stelle weg — Was Ihnen aber gebührt, werde ich unterſuchen, wenn ich Ihnen meine Nichte, und den jungen Mann, den Sie in's Verderben locken, entriſſen haben werde.

Gourville. Herr Marſchall! Ich ſah Sie an der Spitze der Armee, ich ſah Sie an fremden Höfen und in unſerm Vaterlande die Perſon des Monarchen vorſtellen — Aber nie hörte ich dieſen Ton von Ihnen gegen einen Ehrenmann.

Marſchall. Nie erlaubte man ſich auch eine ſolche Kühnheit gegen mich — Den Ton beiſeite, mein Herr, antworten Sie mir, und rechnen Sie ſich ſelbſt zu, daß ich nicht kalt zu fragen vermag —

Gourville. Es iſt nicht das erſtemal, daß Sie einen ungegründeten Verdacht auf mich werfen. Damals brachte mir meine Treue gegen Sie einige Monate Gefängniß zuwege. Wie ich wieder frei war, umarmten Sie mich mit Thränen — Gourville, ſagten Sie, wenn die ganze Welt dich anklagte, ich würde niemanden als dir glauben — Herr Marſchall, ich verlange die Erfüllung Ihres Worts.

Marſchall. Mein Gott, ſo widerlegen Sie den

Augenſchein — Glauben Sie denn nicht, daß ich wünſchte, Sie könnten es?

Artaut (hinten zu den andern) O er wird ihn bald herum bringen.

Gourville. Ich kann es heute, wie damals — Man hat alles gethan, um Perſonen, die Ihrem Herzen nahe ſind, zu falſchen Schritten zu reizen. Es ſind keine gethan worden. Beruhigen Sie ſich, Herr Marſchall. In Ihrer Hand ſteht noch alles. Von allem, was man Ihnen geſagt hat, iſt kein Wort wahr.

Marſchall. Gourville!

Gourville. Sie beſtimmten der Frau von Lüſſan ein Kloſter. Alles, was ſie ſich erlaubt hat, iſt — ſich ſelbſt eines zu wählen. Sie iſt dieſen Morgen mit meiner Frau bei den hieſigen Urſulerinnen angelangt, wo Frau von Lüſigny, der ich Nachricht davon gegeben habe, ſie eben abholt. —

Marſchall. Vortreflich! — Und — unſer junger Menſch?

Gourville. Unſer — junger Menſch wird ſich Ihnen in wenigen Augenblicken von einem Freunde vorſtellen laſſen, dem ich ihn, weil Frau von Lüſigny es ſo haben wollte, abtreten mußte — von dem Marquis von Lüſigny.

Marſchall. Von ſeinem Nebenbuhler!

Gourville. Von ſeinem Bruder — Von dieſem werden Sie einen Vorſchlag vernehmen, der uns für's erſte alle beruhigen muß, und mit der Zeit alles ausgleichen kann —

Marſchall. Der wäre?

Gourville. Ich muß ihm die Befriedigung laſſen, ihn ſelbſt vorzutragen.

Marſchall. Ich freue mich im Voraus, wenn er ſo handelt, daß Amalie ihm ihr Herz wieder zuwendet.

Gourville. Den andern hätte ich alſo bei Ihnen heraus gebolſen? Meine Rechtfertigung aber — wann erlauben Sie mir, Ihnen dieſe vorzulegen?

Marſchall. Ihre Rechtfertigung? — Verzeih mir, mein Freund, und umarme mich — warum fiengſt du aber auch bei den erſten Misverſtändniſſen damit an, dich von mir zu entfernen?

Gourville. Das iſt mein Unrecht, Herr Marſchall, und die Quelle des Ihrigen — Ich war aber, ich geſtehe es, zu ſtolz, mit dem Grafen von Saint-Amour um Ihre Gunſt zu kämpfen — doch ſiehe da, Ihr alter Dümont! — Wollen Sie ihn noch wegjagen?

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Dümont.

Marſchall. Dümont! — Wenn Herr von Gourville um Mitternacht, einen Dolch in der Hand, allein vor mein Bett treten will — du läſſeſt es ohne Widerrede geſchehen!

Dümont (küßt ihm die Hand) — Der Herr Graf

von Saint-Amour fragt, ob Monseigneur keine Abhaltung habe?

Marschall. Ich will ihn nicht sehen — ich will ihn nie wieder sehen — Du sagst ihm, Herr von Gourville sey bei mir — Verstehst du wohl?

Dümont (ihm wieder die Hand küssend) O ja! (Ab).

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen, ausser Dümont.

Artaut (hinten zu den andern) Ich hätte so einen bösen Menschen doch gern von Angesicht zu Angesicht gesehen.

Pontigny. Mir wäre es auch recht gewesen, man hätte ihn vorgelassen — Man kann nicht wissen, wo man einmal in einem fünften Akt einen beschämten Bösewicht braucht.

Gourville (zum Marschall) Jetzt stehen uns al-

lerdinge dringendere und angenehmere Geschäfte hier. Der Augenblick wird aber kommen, Herr Marschall, wo ich Sie bitten muß, ihn noch einmal zu sprechen, und zwar mit mir. Als Ihr Hausfreund ist er entlarvt. Aber dem Staatsmann habe ich noch mehr zu offenbaren, was diesen Menschen betrift —

Marschall. Wie Sie wollen, Gourville, und wann Sie wollen.

Artaut (hinten zu den andern) Accurat wie bei uns! Was er meint, das geschieht auch —

Eilfter und lezter Auftritt.

Die Vorigen, die Marquise, die Gräfin, Helene und Madame Artaut zu der einen, der Marquis und Malherbe zu der andern Thüre hereintretend: Beide Thüren werden von Bedienten geöffnet.

Marquise. Herr Marschall, ich bringe Ihre

Nichte, wohin Sie ſie gebracht haben wollten — in Ihre Arme —

Marſchall. Meine Amalie!

Gräfin. Theuerſter Onkel — Mein väterlicher Freund!

Marquis. Meine Mutter und Herr von Gourville haben mir das Glück gegönnt, Ihnen einen Verwandten vorzuſtellen, deſſen Ihr Haus ſich zu rühmen haben wird —

Marſchall. Willkommen, Herr von Sivry — (zu der Marquiſe) Mein Gott, wie gleicht er dem guten Chevalier! — Umarme deinen Onkel, und laßt uns einander nie Kummer machen!

Malherbe. Ich empfange von Ihnen die unſchätzbarſte Wohlthat — einen Namen, den der lezte, der ihn trug, ehrenvoll gemacht hätte, wenn er der erſte geweſen wäre — Ah! (Er wird Artaut, Pontiany und George gewahr, und will auf ſie zueilen; Artaut ſcheint etwas zurückzutreten, während Pontigny ſeine

Umarmung empfängt, und George ihm treuherzig die Hand schüttelt.)

Pontigny. Nicht wahr, Bruder, mit dem Dichten und Schreiben ist es darum nicht vorbei?

Artaut. Es geht mir — Es geht mir wahrhaftig von Herzen — wenn ich Ihren —

Malherbe. Vater!

Artaut. Von ganzem Herzen wünsche ich Dir Glück —

Madame Artaut. (die zu ihrer Umarmung hinzutritt, schluchzend) Ja, von ganzem Herzen — mein guter Charles!

(die Gräfin läßt, ohne es zu bemerken, einen Handschuh fallen; Malherbe und der Marquis, die in einer kleinen Entfernung zunächst bei ihr stehen, machen zu gleicher Zeit die Bewegung, ihn aufzuheben; Malherbe, welcher der nächste von beiden ist, will zurücktreten und den Marquis verlassen, der es aber nicht zugiebt; indem Malherbe der Gräfin den Handschuh überreicht, begegnen sich ihre Blicke: er küßt ihr zitternd die Hand, sie hält sich in gleicher zärtlicher Verlegenheit an einem Sessel, u. s. w.

Der Marquis beobachtet ſie beide, und entfernt ſich kurz darauf unvermerkt. Dieſe ſtumme Handlung geht während der drei bis vier erſten von den folgenden Reden vor.)

Marquiſe. (zum Marſchall, indem ſie Madame Artaut bei der Hand nimmt) Mein Freund, dieſer würdigen Frau ſind Sie es ſchuldig, wenn der Liebling Ihrer früheren Jahre Ihrem Alter wieder gegeben wird —

Marſchall. (Madame Artaut umarmend, die ihm die Hand küſſen will) Erlauben Sie, Madame — Ihnen gebührt nicht blos mein Dank — meine Ehrfurcht gebührt Ihnen —

Madame Artaut. Machen Sie ihn glüdlich, Monſeigneur! —

Marquiſe. — Und weil wir doch alle auf Gourville einen Zahn haben, ſo will ich ihm auch das Vergnügen nicht gönnen, daß er Ihnen ſeine liebenswürdige Gemahlin vorſtelle.

Marſchall. Ich wünſche Ihnen Glück, mein

Freund! Sie habe eine ſchöne Wahl getroffen — — Und nun — Alle Misverſtändniſſe ſind von uns gewichen. Nur Wünſche ſind noch übrig, die einander widerſprechen, und alſo nicht alle erfüllt werden können. Wer zu verlieren meint, den wird Vertrauen entſchädigen, Theilnahme, Freundſchaft. Ich dächte, wir ſchöben die Entſcheidung nicht länger auf. Der Marquis, höre ich, hat einen Vorſchlag — So ſprechen Sie denn, lieber Marquis — Wo iſt er? Marquiſe, war Ihr Sohn nicht eben noch hier?

Marquiſe. Ich erſtaune, ihn nicht mehr zu ſehen —

Gourville. Seine Abweſenheit wird ohne Zweifel nicht lange dauern, und ich glaube, wie Sie, Herr Marſchall, daß dieſe Stunde koſtbar iſt — Nicht mehr gewaltſam, aber ritterlich ehrlich will ſich der Marquis mit ſeinem Nebenbuhler um den ſchönen Preis bewerben. Er entſagt jedem früheren Anſpruch, und erbittet ſich nichts, als die Zeit, ſeine Liebe zu bewähren.

Marſchall. Du hörſt es, Amalie! — Das kannſt du dem nicht verſagen, der mehr zu fordern berechtigt iſt — — Sivry, die Hand meiner Nichte und mein Rang nach meinem Tode, ſind unzertrennliche Gaben, und beide dem Haus Luſignay zugeſagt. Rufen Sie den Geiſt Ihres Vaters aus dem Grabe hervor, und fragen Sie ihn, was er Ihnen in dieſem Falle gebietet.

Malherbe. O wahrlich, Herr Marſchall, ſein Gebot würde die Bande der Liebe nicht zerreißen, nicht eine Ehe knüpfen, die auch..... (Er hält inne, und fährt dann fort) Zu dem Vorſchlag des Marquis muß ich ſchweigen, indem ich ſeinen edeln Bewegungsgrund anerkenne —

Marquiſe. (der ein Bedienter ein Billet bringt, und dabei etwas in's Ohr ſagt) Von meinem Sohne?

Marſchall. Wie? — Wo iſt der Marquis?

Bedienter. Eben fuhr er nach Paris ab. — (ab)

Marquiſe. (leſend) „Ich trete zurück, meine Mut-

ter — Es war ein eitler Gedanke von mir, es mit dieser Liebe aufnehmen zu wollen. Ich wußte nicht, wie sehr er liebt, wie sehr er geliebt wird. Erst jezt habe ich es gesehen. Meine Eifersucht hat sie überrascht, in einem Augenblick, wo ihre Leidenschaft sie überraschte. Es war ein unbewahrter Augenblick, den tausend Zeugen nicht hätten verhüten können. Deutlich hat er mich unser aller Verhältniß erkennen gelehrt — Ich trete zurück, sage ich. Man wird die freundschaftliche Schonung für mich haben, es so zu nennen. Doch weil nicht jedermann diese Schonung haben möchte, so bin ich entschlossen, mich auf einige Monate zu entfernen. So viel Zeit braucht es wohl nicht, bis in Paris mein Misgeschick vergessen ist. Leben Sie wohl, meine gütige, geehrte Mutter. Von Calais schreibe ich Ihnen wieder."

Gourville. (lebhaft) Ich wünsche dem Marquis Glück. Ein halb gebrochner, halb überwundner Wille: nichts kann zuträglicher seyn für einen jungen Mann von seinen Aussichten — (eine unmuthige Bewegung der

Marquiſe wahrnehmend) Verzeihen Sie, gnädige Frau! Ich that Unrecht, laut zu denken — Dafür betrachten Sie hier, wie niedergeſchlagen zwei Glückliche ſind —

Marquiſe. (ergreift ſchnell Malherbe's und der Gräfin Hände, und legt ſie zuſammen) Lebt wohl! — Ich gehe zu meinem Sohn — (Sie umarmt ſie, indem ſie zu ihren Füßen fallen wollen; und iſt im Begriff abzugehen.)

Marſchall. (ſchmerzlich) Sie verlaſſen uns? — Und dem alten Freunde bleibt kein Wort, auch nur des Abſchieds, zurück — ich will nicht ſagen, des Troſtes, oder gar .... der Hofnung?

Marquiſe. (bleibt einen Augenblick ſtehen, und kehrt ſodann um) Herr von Harocour! — Will mein Sohn meine Geſellſchaft, ſo reiſe ich mit ihm — Und wollen Sie jezt, auf alle Fälle, die Zuſage meiner Hand: hier iſt ſie!

Marſchall. (die ihm dargebotene Hand mit freudiger Ueberraſchung küſſend) Marquiſe! — Darf ich das Opfer der mütterlichen Pflicht annehmen?

Marquiſe. (lächelnd) Opfer? Wenn alte Freunde ihre Tage mit einander beſchließen? — (Sie will ſchnell abgehen; an der Thüre wirft ſie noch einen Blick auf Malherbe, der zu ihr in ihre Arme ſtürzt; indem alle ſie umringen, fällt der Vorhang.)

Ende.

Ubáldo.

Ein

Trauerspiel in fünf Akten.

Von

August von Kotzebue.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer.
1808.

Universitäts-Bibliothek Leipzig

13 - 6 39
11
1. 7. 55
NK
9. A339
Hc Lit./Goethezeit

Ubaldo.

Ein

Trauerspiel in fünf Akten.

Personen.

Alfonso, König. *)
Alwina, Königin.
Herzog Ubaldo, des Königs Oheim und Feldherr.
Camilla, seine Gemahlin.
Bianca, seine Tochter.
Graf Camponero.
Graf Serravalle.
Federico, ein alter Kämmerling des Königs.
Ein Oberster.
Ein Hauptmann der Leibwache.
Ein Offizier der Leibwache.
Ein Jäger.
Eine Bäuerin mit einem Kinde.
Kriegsobersten. Trabanten. Pagen. Bauern und Bäuerinnen.

*) Das Costum ist spanisch oder alt italienisch.

Erſter Akt.

(Ein Zelt).

Erſte Scene.

Die Kriegsoberſten verſammelt erwarten den Herzog. Ubaldo tritt unter ſie.

Ubaldo.

Ihr begehrt mich zu ſprechen?

Ein alter Oberſter. Euch zu bitten, Herzog, ward mir ein ehrenvoller Auftrag von Allen die hier ſtehen.

Ubaldo. Redet.

Oberſter. Siegreich kehren wir zurück und nahen ſchon der Reſidenz, wo euch, den tapfern Feldherrn, der König dankbar,

das Volk jubelnd erwartet; wo wir, die treuen Gefährten Eurer Siege, im Schoos der Unsrigen Lohn und Ruhe hoffen. Aber schmerzlich empfinden wir, daß Einige unserer Brüder, statt dieses frohen Tages Erwartung zu theilen, noch in Fesseln schmachten; darum sind wir bekümmert zusammen getreten, und bitten Euch, gnädigster Herr, gebt sie frey.

Ubaldo. Sie sind Verbrecher.

Oberster. Doch nur aus Liebe zu Euch. Im Siegestaumel wollten sie den angebeteten Feldherrn auf den Thron erheben.

Ubaldo. Und meyneidig werden.

Oberster. Sie haben sich vergangen. Manches mildert ihre Schuld.

Ubaldo. Nichts entschuldigt verletzte Pflicht.

Oberster. Ihr, des Königs Oheim, sein Vormund einst, schon als Regent erprobt, geliebt, bewundert, jetzt Feldherr, mit uns Allen nur Gefahr und Ehre, nicht unsere

Beute

Beute theilend, während der junge König daheim der Luſt pflegt — was Wunder, daß auf einem fernen Schlachtfeld erhitzte Liebe den Hochgeſtellten höher noch zu ſtellen unternahm?

Ubaldo. Verleiten wollte man die Truppen.

Oberſter. Verzeiht, Herzog, deſſen bedurfte es nicht. Der Sold blieb aus, Ihr ſchoßt ihn vor. Ein Zufall wollte, daß an einem Tage, wo die unſrigen in Moräſten wateten, eine Bande Tänzer, aus der Fremde verſchrieben, in koſtbaren Wagen an uns vorüber rollte. Da murrten Jene. So iſts entſprungen. Die letzte Schlacht, wo Ihr, obgleich verwundet, nicht aus dem Treffen wicht, trieb es zum Ausbruch. — Laßt Euch bewegen! wir bitten vereint. Uns habt Ihr Belohnung zugeſagt: Eure Verzeihung unſern Brüdern gelte dafür. So meinen wir Alle.

Ubaldo. Ihr fordert ein Groſſes. Erinnert Euch meiner Strenge gegen Serravalle.

Oberſter. Der konnte ſein Verbrechen mit Lorbeern, für das Vaterland errungen, nicht bedecken, wohl aber unſere Brüder können das. Sie waren ſtets die Tapferſten im Heere.

Ubaldo. Wohlan, ſo will ich ſie beſtrafen wie tapfere Männer. Verzeihen kann ich nicht, doch ſie ſind frey, und mögen auch die Beute theilen, doch nicht den Ruhm. Wenn wir dem Könige die Fahnen überreichen, die ſie — ich weiß es wohl — erfochten haben, ſo mögen ſie daheim bey ihren Weibern Ruhe und Reue finden. So erfülle ich Eure Bitte und meine Pflicht.

Ein Offizier (tritt herein). Der König ſendet ſeinen Kämmerling Federico Euch entgegen.

Ubaldo. Laßt ihn kommen. Geht, meine Waffenbrüder. Das Heer ſey zum

Auf-

Aufbruch bereit. In wenig Stunden begrüßen Euch die Freunde unter den Thoren der Reſidenz. Doch zuvor gelobt mir Schweigen. Der König müſſe nie erfahren, was einen Augenblick das Lager entweihte. Wir dürfen weder ſeine Ruhe ſtören, noch das Volk vertraut mit Schwindeleyen machen.

Die Oberſten (neigen das Haupt und legen ihre Hände auf die Bruſt).

Ubaldo. Ihr ſeyd entlaſſen. (Die Oberſten entfernen ſich).

Ubaldo (nachdenkend.) Daß ich dießmal ungern ſtreng war, das macht auch mich zum halben Verbrecher. Irrende Liebe zu beſtrafen, mag leicht der Pflichten ſchwerſte ſeyn. Ich bin nicht ganz mit mir zufrieden.

Zweyte Scene.

Federico. Ubaldo.

Ubaldo. Willkommen mein alter treuer Diener.

Fed. Ja der bin ich noch und werd' es bleiben, wenn gleich Ihr mich zum Könige verstoßen.

Ubalde. Verstoßen nennst Du das?

Fed. Verzeiht dem alten Manne! wie mag ich jetzt die Worte wägen, da ich meines edlen Herzogs glorreiche Rückkunft erlebe, und der Erste bin, der ihn begrüßen darf. (Er küßt ihm die Hand.)

Ubalde. Was bringst Du mir?

Fed. Der König heißt Euch willkommen und wünscht, Ihr mögtet seitwärts nach Villabella reiten; dort findet Ihr ihn diesen Morgen.

Ubalde. Warum nicht in der Stadt?

Fed. Er hat den schönen Landsitz der Königin geschenkt, die eben heute dort ein Fest begeht; ihren Vermählungstag —

Ubalde. Ganz recht, zwey Jahre sind es schon.

Fed. Freylich hätte ſie zuvor auch fragen ſollen, ob Alfonſo gern an dieſen Tag erinnert ſeyn möge?

Ubaldo. Zweifelſt Du?

Fed. Ach gnädiger Herr! es hat ſich viel verändert. Wie konnt' es anders kommen? Ihr habt es prophezeiht. Eine Nonne vom Altare entführen, bringt kein Gedeihen. Die ſchnelle Glut iſt erloſchen. Ich darf Euch im Vertrauen Glück wünſchen, gnädigſter Herr.

Ubaldo. Mir?

Fed. Prinzeſſin Blanca — nicht wahr, ich hab' es oft geſagt, als ich noch bisweilen das holde Kind auf meinen Armen trug: Sie wird ein ſchönes Fräulein werden. Nun ſie iſts geworden.

Ubaldo (ſtutzt). Wie kommſt Du jetzt auf meine Tochter?

Fed. (vertraulich). Der König ſieht ſie täglich und nimmer genug.

Ubaldo (erſchrocken). Wie?!

Fed.

Fed. Glaubt meinen Worten, ich weiß Alles.

Ubaldo. Wo ſteht er ſie?

Fed. Auf Eurem Schloſſe Monteſilva. Ich meine, er hat das Wild in Eurem Park ſchon ausgerottet. Das iſt ein Jagen und ein Hetzen! Der Hörner Schall begrüßt die Morgenröthe und vor der Dämmerung nimmt er Abſchied.

Ubaldo. Was kümmert das meine Tochter?

Fed. Nur aus den Fenſtern Eures Schloſſes pflegt der König dem Jagdgetümmel zuzuhören. Verſteht Ihr mich? Gedenket meiner. Was der Papſt zuſammenfügte, kann er auch wohl trennen.

Ubaldo. Alter, Deine Worte wiegen ſchwer.

Fed. (mit Selbſtzufriedenheit). Ich war der Erſte, der es Euch verkündet. Das vergeßt mir nicht.

Ubaldo. Du haſt mir wahrlich einen Dienſt geleiſtet. Ich fordere jetzt den zweyten von Dir. Eil' in die Stadt und ſende einen Boten nach Monteſilva. Die Meinigen dort ſelbſt zu überraſchen, war mein Vorſatz. Häusliche Freude liebt Einſamkeit. Doch mich feſſelt hier noch Manches, und ich mag den Anblick meiner Lieben länger nicht entbehren. Laß die Herzogin meine Ankunft wiſſen, und daß ich ſie erwarte, ſammt ihrer Tochter. Hörſt Du Alter? ich verlaſſe mich auf Dich.

Jed. Da thut Ihr recht, denn höher könnt Ihr den alten Diener nicht erfreuen, als wenn ein Befehl aus Eurem Munde ihn gleichſam verjüngt. (ab.)

Dritte Scene.

Ubaldo allein.

Das hat mich überraſcht — ich fühle meine Pulſe. — Wie? darum hätte nur

das

das Schickſal auf dem Schlachtfelde meine Fauſt begünſtigt, um in der Heimath ungeſtört meinem Herzen tiefe Wunden zu ſchlagen? — Muth Ubaldo! ſtelle, wie du pflegſt, dem Phantom dich gegenüber. Das Schlimme? nun ich bin darauf gefaßt. Nur auf das Schlimmſte nicht! Guter Gott! nur meine Tochter laß mich ſchuldlos finden!

(ab.)

Vierte Scene.

(Eine reizende ländliche Gegend. Im Hintergrunde eine Kapelle).

Bauern und Bäuerinnen, ein Brautpaar geleitend, ziehen mit Fiſten und Schalmeyen auf die Bühne.

Die Königin (tritt unter ſie und betrachtet ſie Alle rings umher). Seyd mir gegrüßt! ich bin mit Euch zufrieden, denn Heiterkeit ſoll dieſes Feſtes Schmuck ſeyn und

ſie

ſie glänzt in Euren Zügen. Du, junges Paar, mit ſeligen Blicken, Dir iſt Gegenwart und Zukunft jetzt nur Ein Tag. (Für ſich). So hab' auch ich empfunden! noch zehrt mein Leben von Erinnerung! (laut) Wohlan meine Kinder, Euer König, mein Gemahl wird kommen. Scheut ihn nicht. Nahet ihm kindlich. Er iſt gut, er iſt wahrlich gut! Ihn empfange der einfache Geſang, den ich Euch gelehrt. Feldblumen ſtreut auf ſeinen Weg. — Seht den Staub, der in der Ferne wirbelt. Das ſind ſeine Roſſe. Mir pocht das Herz. Eilt ihm entgegen. Eh' ihr vollendet, umſchlingt ihn mein Arm.

(ab in die Kapelle).

(Die Bauern treten dem König entgegen. Kinder ſtreuen ihm Blumen.)

Fünfte

Fünfte Scene.

Der König. Graf Camponero.
Die Vorigen.

Chor.

Erinnerung im Feyerkleide
Schmückt die blütenlose Haide,
Greise werden jung;
Der Liebe und des Lebens Freude —
Erinnerung! —

König. Ich danke Euch Kinder. (Zu dem Grafen). Fast klang das Lied wie Spott. Erinnerung — oft des Lebens Qual! — mir heute.

Graf. Ihr hättet ausweichen sollen, gnädigster Herr.

König. Wie konnt' ich das? Die Königin hat Rechte auf mein Herz.

Graf. Mit der Liebe schwinden alle Rechte.

König. Ihr Glücklichen, ihr schafft Euch Eure Welt, und Niemand fragt: ziemt Euch das? — Wir aber sind umringt von kleinen Tyrannen, und dürfen nicht den Handschuh lüften, ohne ängstlich umzuschauen: wer sieht es? und wie wird er's deuten? Ja, keiner dieser Bauern ist so gering, daß er nicht fordern dürfe: sein Urtheil soll der König ehren.

Graf. Nun warlich, wenn Ihr mit Euch selber so strenge rechten wollt —

König. Thu ich das? ach nein, ich thu es nicht. Nur weiß ich leider, daß ichs müßte. Gut oder böse, glücklich nenn' ich den, der mit sich selber einig ist. Ich aber, von Ubaldo erzogen, trag' einen lästigen Feind im Busen.

Graf. Ihr beglückt Euer Volk, und dürftet selbst nicht glücklich seyn?

König. Ich darf, wenn ich kann. Ich bin es zuweilen, Blanca gegenüber, doch nur träumend, bis Erinnerung mich weckt.

Graf.

Graf. Schade um die kostbare Zeit, die Ihr auf Montesilva jetzt verträumen könntet.

König. Ihr habt Recht. Der Herzog kehrt zurück. Wie zwangvoll künftig die Besuche! — es sind die letzten schönen Stunden, die ich zum Opfer bringe.

Graf. Um hier das Fest der kindischen Empfindsamkeit zu feyern.

König. Nennt es nicht so, Graf. Das hat Alwina nicht um mich verdient. Noch immer steht ihr Bild mit rührenden Zügen vor meiner Seele. Ihr wißt nicht, was sie mir geopfert.

Graf. Einen Nonnenschleyer.

König. Der Glaube hatte ihn gewebt, und das Gewissen ihn zum Heiligthum gestempelt. Genug Graf, Ihr begreift das nicht. Ich aber weiß und fühle, daß ich milde Schonung dieser Entweihten schuldig bin, denn warlich! sie hat nicht den König in mir geliebt.

Graf.

Graf. Sie wuſſ' Euch das zu überreden.

König. Schweigt! — Ha! was ſeh' ich!

Sechste Scene.

Die Königin (als Nonne gekleidet).

Die Vorigen.

Königin. Kennt Ihr dieß Gewand nicht mehr? — es iſt daſſelbe, das ich vor zwey Jahren zum letzten Male trug. Daſſelbe Herz ſchlägt noch darunter und klopft wie damals Euch entgegen.

König. Ein ſchöner Tag, an den Ihr mich erinnert.

Königin. Laßt mich ihn feyern, ſo wie heute, ſo oft er wiederkehrt. O dieſe Villa iſt mir ein liebes Geſchenk aus Eurer Hand. Hier darf meine kindliche Schwärmerey die ganze Gegend mit Erinnerungen

ſchmük-

ſchmücken. Sehe Euch doch um. Erkennt Ihr die Kapelle?

König. Ha! wie ſollt' ich nicht? wahrhaftig, ganz dieſelbe — die Wallfahrtskirche, in der ich Euch zuerſt erblickte.

Königin. Auch im Innern ſollt Ihr nichts vermiſſen: dieſelbe Marmorſtufe, auf der ich damals kniete — der Pfeiler, an den Ihr ſtumm gelehnt mit brennenden Blikken nach mir hinſtarrtet.

König (hingeriſſen). Du warſt ſo ſchön — Du biſt ſo ſchön!

Königin. Vergönne mir die Freude, dieſe Kapelle jetzt durch beglückte Liebe einzuweihen. Sieh dieſes junge Paar. Erräthſt Du meinen Wunſch?

König. Ich will es reich beſchenken.

Königin. Nicht beſchenken, ſegnen ſollſt Du es. Unſerer Liebe Segen laß auf ihm ruhen. Tretet näher Kinder. Gelobet Eurem König, was Ihr bald vor Gott wiederholen werdet: Treue Liebe in Noth und Tod!

Tod! treue Liebe, wenn auch Stunden wechſeln, Jahre ſchwinden, Reize verblühen! Wenn auch Alles um Euch her ſich wandelt, nur an Euren Herzen ſey die Zeit machtlos! Erfahret nie den Schmerz, den bitterſten, Euch leiſe zu bekennen: es iſt nicht mehr wie es war! (ſie ſchmiegt mit verhaltenen Thränen ſich an des Königs Buſen).

König (ängſtlich bewegt). Warum dieß Gefühl der Schwermuth an einem Freudentage? — Schone Deiner — faſſe Dich — der Herzog kehrt zurück; ich hab' ihn her zu Dir entboten.

Königin. Der Herzog? Du erwarteſt ihn? — o dann muß ich eilen dieß Gewand von mir zu werfen! So darf er mich nie wieder ſehen. Es würde den alten Groll nur wecken. Wohlan mein Gemahl! ehret die Braut, wie ich den Bräutigam ehre. Zum Altare führen wir das junge Paar.

König (verlegen). In der That Alwina, ich erwarte jeden Augenblick —

Königin. Nur den Einzigen gewähret mir! laßt mich heute nicht vergebens bitten. An diesem Tage Glück der Liebe zu vollenden, heischt mein Herz mit Ungestüm.

König. Du willst? ich folge Dir.

Königin (zu den Bauern). Auf meine Kinder! zum Altare! betet für die Neuvermählten! betet auch für mich!

(Sie reicht dem Jüngling, der König dem Mädgen die Hand. Alle Bauern folgen, unter ländlicher Musik, in die Kapelle.)

Siebente Scene.

Graf Camponero allein.

Muß ich folgen? — was seh' ich dort? noch mehr Beweise blinder Liebe zu einem Gatten, der sie verschmäht? — Genug des Giftes träufelte sie schon in die alte Wunde. — Es muß anders werden — und es wird. Benutzen wir den freyen Augenblick, um, vor der

der Bühne lauschend, das Spiel der Handelnden zu überschauen. (Pause.) Ein Thor fragt: was geschieht? der Kluge: was wird geschehn? — Der Strom beginnt zu schwellen. Laß sehn, wo stehst du? am Ufer oder auf dem Hügel? — Der König liebt — er will besitzen — wo führt das hin? — zur Buhlschaft? nein, das wagt er nicht. — Trennung von der Nonne? — Die wäre leicht. Wer mag sie schützen, die Einzelne? — wird auch dann noch die Verstoßene mich verschmähen? wohin vom Throne, wenn nicht in meine Arme? — und danken muß der König mir, ich opfre mich für ihn. — (Pause.) Aber eine neue Königin — was wird aus dem Günstling? — Nun, der darf trotzen, denn ohne ihn kein Diadem. Das wird die kluge Mutter sie schon lehren, wird auch den rauhen Vater kirren. Mitschuldig ist er nicht zu fürchten. — Wohlan, der Strom mag schwellen, wir stehen auf dem Hügel. — Jetzt Schritt vor Schritt, Zug um Zug, langsam

ſam aber ſicher. — Sieh da kommen die Helden von ihrem Leitſtern geführt. Wehe den Spitzen unſerer Damen, wenn dieſe klirrenden Sporn am Hofe erſcheinen.

Achte Scene.

Ubaldo von ſeinen Oberſten umgeben. Der Graf.

Graf (ihm entgegen). Herzog Ubaldo! des Vaterlandes Stolz! und kein donnerndes Geſchütz, kein Glockengeläut verkündet deſſen Ankunft?

Ubaldo. Noch immer ſo reich an Worten Graf? Ihr ſeyd ein Verſchwender und dennoch unerſchöpflich.

Graf. Wär' ich das, würden gerade jetzt mir Worte mangeln, um die Bewunderung auszudrücken —

Ubaldo. Iſt der König hier?

Graf.

Graf. In jener Kapelle. Nicht um für Eure Siege dem Himmel zu danken, sondern um eine hübsche Bauerdirne zu vermählen.

Ubaldo. Ich höre gern, daß er ländliche Freuden nicht verschmäht.

Graf. Gefälligkeit —

Ubaldo. Auch die ist löblich.

Graf. Sie war ihm warlich heute lästig. Der Augenblick, in dem, Euch zu empfangen, er sich bereit hielt —

Ubaldo. Ich warte gern.

Graf. Ihr wißt nicht, edler Herzog, wie hoch Ihr steht. Nicht den Oheim, nicht den Helden allein schätzt der König in Euch —

Ubaldo. Ich hoffe auch den Menschen.

Graf. Was Euch umgibt, Euch zugehört, was Euren Namen trägt, Eure Tugenden erbt, ihm ist Alles theuer geworden, unaussprechlich theuer!

Ubaldo.

Ubaldo. Was wäre unaussprechlich Eurer Zunge?

Graf (verbeugt sich tief). Euer Ruhm. — Eine herrliche Abendsonne wird ins Meer sich tauchen. Laßt einen Strahl auf Euren Diener fallen.

Ubaldo (sehr trocken). Und damit gute Nacht. (Er wendet sich zu den Seinigen und spricht leise mit ihnen.)

Graf (bey Seite). Die hoff' ich zu erleben, stolzer Graukopf. Dem Hofe werden solche Nebensonnen bald lästig.

Ein Offizier. Der König!

Neunte Scene.

Der König. Die Königin. Die Vorigen.

König. Seyd Ihr schon hier, mein tapferer Oheim? (Ubalde will das Knie beugen, der König schließt ihn in seine Arme.) Dank-

bar

bar heißt der König Euch willkommen, der Freund von Herzen!

Königin. Laßt mich hoffen, edler Herzog, daß Ihr auch meine Stimme nicht überhören werdet.

König. Ihr wart ſo reich an Thaten, ſo karg mit Worten.

Königin. Dem Feinde blieb die Sorge, Euern Ruhm zu verkünden.

König. Doch ließt Ihr den Hof nie müßig.

Königin. Denn Eure Siege brachten immer neue Feſte.

Ubaldo. Iſt mir gelungen eine Fürſtenpflicht dem Vaterlande abzutragen, ſo dank' ich es der Kraft und Eintracht dieſer Männer. Alle die hier ſtehen, empfehle ich Ew. Majeſtät. Ihre Thaten einzeln nennen, hieße die Berichte unſerer Siege wiederholen.

König. Keiner ſoll vergeſſen werden.

Ubaldo. Wollt Ihr den Tapferſten im Heere einen ſchönen Augenblick gewähren, ſo

ver-

vergönnet, daß ſie vor den Thoren Eurer Reſidenz die eroberten Fahnen Euch zu Füßen legen.

König. Ein willkommenes Geſchenk. (Für ſich) Erwünſchte Freyheit! (zu der Königin.) Ihr hört, mich ruft eine ſüße Pflicht. Das ländliche Feſt muß ich vertauſchen gegen ein kriegeriſches. Doch keine Freude werde geſtört. Befriedigt Euer Herz. Spendet Wohlthaten. Gern bin ich Euer Schatzmeiſter. — Kommt Herzog! wir ſchwingen uns auf die Roſſe, und eilen zu den Gefährten Eures Ruhmes. (ab mit dem Grafen.)

(Ubalde und die Seinigen verbeugen ſich tief gegen die Königin und folgen dem Könige.)

Zehnte Scene.

Die Königin allein.

(Seufzend.) Ich hatte viel von diesem Tage erwartet — der Morgen war kühl — wird der Abend milder seyn? — (schaudernd.) O es wirkt zerstörend, wenn man so im kalten Nebel steht, und die Tropfen von sich streift. — Wann wird die Sonne hervorbrechen! und was wird sie mir beleuchten!

Eilfte Scene.

Das Landvolk aus der Kavelle, mit sanfter Musik an der Königin vorüberziehend. Alwina sieht dem Zuge schwermüthig zu.

Die Kön. Hab' ich auch glückliche Menschen gemacht? — ich hab' es gewollt. Mehr kann auch kein Fürst.

Ein Kind (schmiegt sich an sie).

Die

Die Königin (überraſcht, nimmt es in ihre Arme). Liebe Kleine, haſt Du Vertrauen zu mir? — O wie thut mir das ſo wohl! — ich war ſo ganz allein! — rede, rede liebe Kleine.

Das Kind. Du biſt gut.

Königin. Bin ich das? — ja ich bin es. Willſt Du bey mir bleiben? — Wo iſt des Kindes Mutter?

Eine Bäuerin. Ich bin es, gnädigſte Königin.

Königin. Laßt mir die Kleine. Ich habe keine Kinder. (Für ſich.) Ja, wenn ich Kinder hätte — Alles wäre anders, o gewiß! (laut) Ich will die Kleine mit mir nehmen, ſie erziehen, ſie glücklich machen. Wollt Ihr gute Frau? — Ihr weint?

Die Bäuerin. Ach! ich habe nur das einzige Kind und bin Wittwe.

Königin (betrachtet ſie wehmüthig). Warſt Du glücklich mit Deinem Gatten bis ans Ende?

Bäuerin. O ja wohl!

Königin (ſchiebt ihr das Kind hin). Behalte Deinen Reichthum. Ich bin arm! (Sie entfernt ſich ſchwermüthig).

(Der Vorhang fällt.)

Ende des erſten Akts.

Zweyter Akt.

(Saal im Palaſt des Herzogs.)

Erſte Scene.

Ein Page öffnet die Flügelthüren. Camilla und Blanca treten in Reiſekleidern herein.

Cam. Wo iſt mein Gemahl?

Page. Noch bey Hofe, doch erwarten wir ihn jeden Augenblick. (ab.)

Cam. O wie mein Herz ihm entgegen klopft, dem Manne, deſſen Liebe mein Stolz iſt.

Blanca. Ein langes Jahr entbehrten wir den Vater.

Cam. Doch ſeiner Thaten Ruf drang bis in unſere Einöde. Er war uns gegenwärtig überall. An jedem Feſte ſtrömte Volk hinaus in unſere Gärten, um mit ehrfurchtsvoller

voller Neubegier die Frauen zu betrachten, die ſich Ubaldo's Gattin, Ubaldo's Tochter nennen dürfen. Doch um den Vorzug, Kind, eifr' ich mit Dir. Dich gab ihm der Zufall, mich hat er gewählt. Ha! die freye Wahl eines bewunderten Mannes iſt der Gattin höchſter Stolz und Genuß! Wenn andere nur von Ferne ihm ehrerbietig nahen, ſo denkt das Weib entzückt; ich ruh an ſeiner Bruſt! — Doch rede Blanca. Macht Dich die Freude nicht auch geſchwätzig? dem Fröhlichen iſt vergönnt, das längſt bekannte, als wär' es neu, zu wiederholen, denn Alles wird lebendig im Augenblicke der frohen Erwartung!

Blanca. Freude verſtummt bisweilen.

Cam. Täuſche mich nicht. Du warſt ſo kindlich heiter als wir in den Wagen ſtiegen; Wange und Auge glühten — warum beyde jetzt erloſchen?

Blanca. Der Schrecken, liebe Mutter, der Zufall mit den Pferden —

Cam.

Cam. Sprich vielmehr: der Zufall, der zu unſerer Hülfe den jungen Serravalle herbeyführte.

Blanca. Ich läugne nicht, die Gefahr, der ſeine Kühnheit trotzte, jagte mir das Blut zum Herzen.

Cam. Nun die Gefahr, die war bereits vorüber als er kam; die ſcheuen Roſſe ſtanden.

Blanca. Ja Mutter, allein der Sprung vom ſteilen Felſen, als er in weiter Ferne unſere Noth gewahrte —

Cam. (kalt). Man ſagt, er ſey ein kühner Gemſenjäger.

Blanca. Und dann der kalte Strom, der ihn von uns trennte —

Cam. Nicht tief genug um zu ertrinken.

Blanca. Und wie er, von Waſſer triefend, vor Kälte bebend, den Roſſen in die Zügel fiel —

Cam. Als ſie längſt ſchon ruhig ſtanden.

Blanca.

Blanca. Hätte er nicht daſſelbe gethan im wildeſten Jagen, am Rande eines Abgrunds? o gewiß er hätte!

Cam. Nun ja, wir haben ihm freundlich gedankt.

Blanca. Und mit welcher rührenden Beſcheidenheit er zu mir ſprach: „Der Dank gebührt mir nicht, Prinzeſſin, ich kam zu ſpät. Das Schickſal will mir nicht einmal vergönnen, mein Leben für Euch zu opfern.

Cam. Dieſe Rührung — dieſe Lebhaftigkeit — Blanca, ich ſchaue in Dein Herz.

Blanca. Verſchlieſſ' ich es etwa vor meiner Mutter? wird ſie mein Bekenntniß tadeln? Dieſer Jüngling bleibt mir ewig werth, wenn gleich ein feindliches Geſchick uns trennte, denn er warb mit Herzlichkeit um meine Hand. War es ſeine Schuld, daß in Zeiten, wo wir beyde noch als Nachbars Kinder ſpielten, ſein Vater ein Staatsverbrecher wurde? Daß der Meinige ihn beſtrafen,

ſen, verbannen mußte? Durfte nicht der Sohn vom gerechten Ilbaldo hoffen, es werde nicht die fremde Schuld den Schuldloſen belaſten? — ach! er wurde verſchmäht!

Cam. Nicht von Dir, wie mich dünkt?

Blanca. Nicht von mir.

Cam. Laß den Vater das nie hören.

Blanca. Er weiß es. Ich habe ihm ſtill gehorcht, mehr hat er nicht von mir begehrt.

Cam. Der Herzog hatte gute Gründe.

Blanca. Wie immer. Wer zweifelt daran?

Cam. Er wußte, daß der alte Serravalle geſchworen, jeden Augenblick ſeiner Verbannung eifrig anzuwenden, um in ſeinem Sohne einen Rächer ſich zu erziehen. Er wußte, daß der Jüngling, auf ſeines Vaters Waldburg, keine andere Stimme hörte, als die der feindlichen Erbitterung. Was ſollte der Herzog denken, als plötzlich dieſer

dieſer Sohn vor ihn trat, und mit Ungeſtüm um die Hand ſeiner Tochter warb?

Blanca. Der Zufall brachte mir ihn näher. Ihr wißt es, Mutter: in einem brennenden Dorfe, wohin das Mitleid uns gefährt, ſah ich ihn zuerſt nach vielen Jahren wieder. Er trug einen Greis aus den Flammen — ich ſorgte für den Geretteten — aus ſeinen verbrannten Händen empfing ich ihn. Wir kannten uns beyde nicht. Wir thaten beyde ſtill, was Menſchlichkeit von uns heiſchte. Erſt als die Gefahr vorüber war, erfuhr ich ſeinen Namen, er den Meinigen, und wir erſchracken beyde. Wie konnt' ich nun für unſern Feind ihn achten? es war ja unſer Dorf, an ſeiner Gränze nur gelegen, wohin die Begierde, Unglücklichen zu helfen, ihn ſo raſch getrieben. Soll ich ihn nicht beklagen, daß er dort ſein eignes Unglück fand?

Cam. Sein rauher Vater hat es ihm geſchmiedet, nicht der Deinige. Der Herzog, weit entfernt, ſeine Weigerung auf einen

bloßen Argwohn zu gründen, ließ durch Vertraute den alten Serravalle erforschen, ob des Sohnes Liebe von ihm gebilligt werde? Das, meinte Ubalde, müsse doch vorausgehn, ehe er mit Ernst den Jüngling prüfen könne. Allein der rachedürstige Greis verwarf den Gedanken mit Abscheu.

Blanca. Es ist vorüber. Nur eine wehmüthige Erinnerung, wie sie heute mich ergriff, such' ich vergebens zu bemeistern.

Cam. Will Dein Herz Dich überwältigen, so rufe Deinen Stolz zu Hülfe. Graf Serravalle warb zu kühn um eine Fürstentochter aus königlichem Geblüt.

Blanca. Ist er nicht der erste Vasall des Reichs?

Cam. Doch nur ein Vasall. Du vom König selbst so leidenschaftlich ausgezeichnet —

Blanca. Ach Mutter!

Cam. Du jetzt vielleicht schon Königin, hätte nicht ein jugendliches Abentheuer den Monarchen verstrickt —

Blanca.

Blanca. Ich bitt' Euch, ſchweigt davon.

Cam. Ha! meine Blanca auf dem Throne! der Gedanke berauſcht. Ja, ich könnte groſſen mit deinem Vater, daß ſein Eigenſinn darauf beharrte, Dich fern vom Hofe zu erziehen. Warum muſte nur ein Zufall dem Könige Dich unter die Augen ſtellen? und warum ſo früt?

Blanca. Ich bin zufrieden.

Cam. Weil Du funfzehn Jahre lang nur Deine Blumen kanntest.

Blanca (ſeufzend.) Kannt' ich nicht auch Serravalle?

Page (tritt herein). Der Herzog.

Cam. Mein Gemahl! ihm entgegen!

Zweyte Scene.

Ubalde. Vorige.

Cam. Willkommen ſiegreicher Held!

Blanca. Willkommen mein guter Vater!

Ubaldo. Das hör' ich lieber. Den Sieger hat der König empfangen; ihr ſollt den Mann in ſeiner Häuslichkeit begrüßen. Ich drück' Euch wieder an mein Herz, von keinem Panzer mehr umſchloſſen. Das böſe Jahr liegt hinter uns. Ich darf nun wieder Euch, und mir, und der Natur im ſtillen Kreiſe leben.

Blanca. Nun kommen auch die ſchönen Abendſtunden wieder, wo in der Dämmerung, an Euer Knie gelehnt, Aug' und Ohr an Euren Lippen hingen.

Ubaldo. Sie kommen wieder.

Cam. Und jene herrlichen Feſte, wo in unſern Gärten der ganze Hof die wahre Freude kennen lernte.

Ubaldo. Auch dieſe.

Blanca. Und Euer gutes Landvolk wird ſich wieder um Euch drängen.

Ubaldo. Hat es mich vermißt?

Cam.

Cam. Und der König ſelbſt, die leeren Förmlichkeiten haſſend, wird gern in unſern frohen Kreis ſich miſchen.

Ubaldo. Gut, daß Du an die Förmlichkeit mich mahneſt. Wir müſſen heute noch erfüllen was ſie heiſcht. Geh Blanca, Dich zu ſchmücken. Du biſt dem Hofe noch nicht vorgeſtellt. Es muß geſchehn, und bald.

Cam. O der König hat bereits —

Ubaldo. Geh Blanca, thu was ich von Dir begehrt. Aber einfach kleide Dich, wie es einem Landmädgen ziemt.

Blanca. Und wie mein Vater es liebt.

(ab.)

Dritte Scene.

Ubaldo. Camilla.

Ubaldo. Nun Camilla? Was hat der König bereits?

Cam.

Cam. Unſere Tochter geſehn und iſt entzückt von ihr.

Ubalde. Entzückt?

Cam. Seine ſchöne Muhme pflegt er ſie zu nennen.

Ubalde. Wirklich?

Cam. Er kann ſich Stunden lang an ihrer holden Kindlichkeit ergötzen —

Ubalde. Stunden lang?

Cam. Er ſtrebt ſo herzlich ihre Schüchternheit zu überwinden —

Ubalde. Gelingt es ihm?

Cam. Den König, ſpricht er, laſſ' ich an den Pforten Eures Schloſſes; den Bruder nehmt ihr lieber auf. — O mein Gemahl! Mich dünkt ich leſe in ſeinem Herzen. Schade, Schade, daß —

Ubalde. Ehe Du weiter redeſt, erkläre mir: wie kam der König nach Montefiva?

Cam. Er ſagte in der Nähe, war ermüdet, forderte ein Frühſtück —

Ubalde.

Ubaldo. Wie vormals öfter schon geschah. Doch pflegte dann sich Bianca zu entfernen. Du weißt, daß selbst an jenen Festen, die ich bisweilen dem Hofe schuldig bin, und deren Wiederkehr Du eben wünschtest, unsere Tochter nie erschienen?

Cam. Der König nennt das scherzend eine Grille, die er Euch so bald nicht zu verzeihen entschlossen ist.

Ubaldo. Und wie nennst Du es?

Cam. Ich glaubte, mein Gemahl befolge blos ein Gesetz der Etikette, weil Bianca's Jugend bisher gehindert, sie dem Hofe vorzustellen.

Ubaldo. Ich hatte bessere Gründe, und berge Dir nicht, daß ich ungern höre, was geschehen. Doch es ist vorbey. Du warst im Irrthum. Jetzt wach ich selber. Noch wenige Tage wird der Hof mich fesseln. So bald das Heer entlassen, übergeb' ich meinen Stab, und wir eilen, unser Bergschloß zu bewohnen.

Cam.

Cam. Warum ſo fern? warum die öde Gegend?

Ubaldo. Ich liebe Stille.

Cam. Dort iſt Grabesſtille.

Ubaldo. Mir blüht das Knabenalter dort aufs neue.

Cam. Jetzt aber, dünkt mich, biſt Du Deiner Würde ſchuldig —

Ubaldo. Die Schuld bezahl' ich auf dem Schlachtfeld.

Cam. Wenn nun der König —

Ubaldo. Auch ihm iſt bequemer, mich in der Ferne hoch zu achten. Ein alter ſtrenger Mann taugt nicht an dieſen Hof. Genug Camilla. Es iſt ſo beſſer, glaube mir. So bald die Thürme der üppigen Reſidenz aus unſern Augen verſchwunden, reden wir mehr von meinen guten Gründen. Jetzt zur Königin, Euch vorzuſtellen.

Cam. Aber — ohne Schmuck — den ließ ich in der Eile zurück.

Ubaldo (lächelnd). Fürwahr, ich würd' es kaum verzeihen, hätte nicht die Botſchaft von des Gatten Wiederkunft den Gedanken an Deinen Schmuck verdrängt. Sey unbeſorgt. Die Königin achtet deſſen nicht.

Cam. Du hyſt Recht. An Deiner Seite bedarf ich keines Schmuckes. (Beyde geben Hand in Hand.)

Vierte Scene.

(Ein Saal im königlichen Palaſt. Rechter Hand die Zimmer der Königin. Links die des Königs).

Graf Camponero (aus den Zimmern des Königs). He!

Ein Jäger (tritt herein).

Graf. Geſchwind des Königs Leibroß. Er will jagen.

Jäger. Wo?

Graf. Im Park von Monteſilva.

Jäger. Gnädigſter Herr, der letzte Hirſch ward geſtern —

Graf.

Graf. Ihr gehorcht. (Jäger ab.)

Graf. Hirsche? wem liegt daran? — blindes Volk.

Fünfte Scene.

Der König. Der Graf.

König. Hier bin ich schon, und habe mich für heute den verdrüßlichen Geschäfften entwunden. Die alten Räthe sahen freylich scheel dazu; aber heute konnt' ich länger nicht die langweiligen Vorträge hören. Hinaus! hinaus nach Montesilva! ehe ich dort den Anblick der lieblichen Bewohnerin durch tausend Förmlichkeiten von ihrem Vater erkaufen muß. Heute treffen wir sie noch allein, denn ich habe den Herzog mit dem Kriegsminister in Rechnungen verwickelt, und ehe da nicht jede Null berichtigt worden — ich kenn' ihn ja — eh' weicht er nicht.

Graf. Doch wenn es ihm zu Ohren kommt, daß Ihr gerade heute, am Tage sei-

ner

ner Ankunft, ihm unbewußt, nach Montefiva geritten —

König. Ein Zufall — wer mag dem Jäger Ort und Weg bestimmen? — Das fliehende Wild hat mich dahin gelockt.

Graf. Der Vorwand gleißt, und mehr begehrt vermuthlich der Herzog selber nicht, um schweigen zu dürfen.

Jäger. Die Rosse ziehn bereit.

König. Ich komme. (Zum Grafen.) Ob Ihr mich begleiten wollt, steht bey Euch. (will gehn.)

Sechste Scene.

Die Königin. Vorige.

Königin. O mein Gemahl! ich höre schon wieder die lärmende Jagd. Doch heute mir entschlüpfen, nein das dürft Ihr nicht. Dieser Tag ist mein, ganz mein. Die ländliche Feyer von diesem Morgen hat meine Erfindungs-

findungskraft noch nicht erschöpft. Auch der Abend bringt ein Fest. Ueberraschen sollt' es Euch; diese Freude hat Eure Jagdlust mir gestört. Ich muß eilen, Euch vorzubereiten. Geht nicht von mir heute.

König (verlegen, mit erzwungener Zärtlichkeit). Liebe Alwina, ich danke Dir — Du bist so aufmerksam — so gütig — ein Fest von Dir veranstaltet, wie dürft' ich fehlen? Doch auf den Abend erst, nicht wahr? o dann bin ich längst zurück. Ich habe heute viel gearbeitet — der Kopf ist mir so wüst — ich muß ein wenig hinaus in's Freye. — Auf Wiedersehn! (ab.)

Siebente Scene.

Die Königin. Der Graf.

Königin (seufzend für sich). Er geht! — auf Wiedersehn! — Ach! wie er einst war, seh' ich ihn nicht wieder! — (Zu dem Grafen.

Grafen, der ſie lauernd beobachtete, und nun dem Könige folgen will.) Graf Camponero, müſſt Ihr den König begleiten?

Graf (ſtutzt). Ich ſollte wohl —

Königin. So geht. Ein anderes Mal.

Graf. Schwerlich wird Alfonſo mich vermiſſen, denn dort, wohin er geht, iſt ihm Gefolge läſtig. Doch unbedenklich würd' ich ſelbſt den König zu erzürnen wagen, denn Eure Aufforderung, gnädigſte Frau, iſt ſo ſelten und ſo ſchmeichelhaft —

Königin. Graf, Ihr ſeyd ein Höfling. Die Ammenmilch wurd' Euch bereitet aus Speiſen von der königlichen Tafel, und ſchon als Knabe habt Ihr Euch geſchminkt. Auch ſey fern von mir die Zumuthung, Euch zu verwandeln. Man wirft bey Hofe die Haut nicht ab wie die Schlange im Walde. Doch muß im Fall der Noth ein Höfling Alles können, auch ſogar die Wahrheit ſagen. Wollt Ihr das? Einmal nur?

Graf.

Graf. Wie könnt' ich anders?

Königin. Seht, ich hab' es um Euch verdient. Erinnert Euch der Tollkühnheit — ich nenne sie nicht mehr. Ein Wort — Ihr wart vernichtet. Ich schwieg. Vergeltet mir.

Graf. Euch hab' ich nie getäuscht. Von Anbeginn hat Euer Blick in meinem Herzen gelesen.

Königin. Ich bitte nichts von Eurem Herzen. Oder doch: Ihr tragt es ja im Kopfe. Wohlan, wägt Euren Vortheil ab. Ihr wißt, wie schnell am Hofe die Sterne auf und niedergehn. Wie leicht kann noch ein Tag erscheinen, an dem Ihr Schutz bedürftig nach mir umblickt. Darum verschmähet nicht die jetzt ohnmächtige Beschützerin. Verschwiegenheit gelob' ich Euch — bey Gott! Ihr wißt, mir gilt ein Schwur.

Graf. Reizende Königin! fodert mein Leben —

Königin. Ich fordere mehr — die Wahrheit. Umsonst verheelt Ihr sie. Schon lange schleichen meine Dienerinnen mit Geheimnißschweren Herzen um mich her, und ihre Augen bitten mich um eine leise Frage nur, die sie berechtigt sich zu entladen. Noch hab' ich meine Würde nicht vergessen. Es soll kein Zofenmund das Ohr der Königin offen finden. Den Freund des Königs will ich fragen, Aug' in Auge: woher die Jagdlust, die so plötzlich meinen Gemahl ergriffen? Er, den sonst nie das Hifthorn von meiner Seite rief, wie kommt es, daß er täglich nun den Forst durchkreist? — oder — sucht er nicht das Wild im Forste? was lockt ihn? redet.

Graf (bey Seite). Erwünscht. (laut.) Ihr stellt mich, Königin, auf eine harte Probe, denn es gilt Eure Ruhe. Doch muß ich reden, um Eure Zweifel an diesem treuen Herzen zu vernichten. Mit dem Geheimniß geb' ich mein Leben in Eure Hand. Drum

erlaubt,

erkennt, daß Euer Zauber mächtiger wirkt, als die Ammenmilch des Höflings.

Königin. Ohne Vorbereitung.

Graf. Während des Königs Gefolge täglich den Forst durchschwärmt, sucht Alfonso Zeitvertreib auf Montesilva.

Königin. Was dort?

Graf. Er bewundert eine Knospe, die sich eben entfaltet — Prinzessin Blanca —

Königin (hastig). Wenn Ihr lügt —

Graf. So treffe mich das Härteste: Verbannung aus Eurer Gegenwart.

Königin (Entschuldigend). Sie ist ihm nah verwandt.

Graf. Und schön. Das erfuhr schon Mancher. Der junge Serravälle, der mächtigste Graf im Königreiche, warb um sie vergebens. Man schmeichelt sich mit einer glänzenderen Zukunft.

Königin (hingeworfen). Wirklich? schon Freyer? Ich hörte ja von ihr bis jetzt nur als von einem Kinde sprechen.

Graf.

Graf. Das Kind wuchs heran.

Königin. (mit erzwungener Kälte). Die Mutter freylich — ihr war Alfonso nie zugethan — allein er schätzt den tapfern Herzog — um diesen auszuzeichnen — gewiß nur darum —

Graf. Die Herzogin ist eine eitle Dame, sie nimmt das anders.

Königin. Eitel, nun ja. Wie nimmt sie es?

Graf. Mütterliches Wohlgefallen glänzt in ihren Blicken, wenn der König Stundenlang mit ihrer Tochter kost und tändelt; ihr eine Blume raubt, oder die geraubte Blume in ihre blonden Locken flicht; wenn er mit trunkenem Auge an ihren jugendlichen Reizen hängt, und, sich vergessend, unbedeutende Fragen mit Seufzern beantwortet.

Königin. Meint Ihr, ich glaub' Euch das?

Graf. Ihr fodertet Wahrheit — ich gehorchte — ob Ihr glauben wollt —

Königin (sehr bewegt). Mein Graf, nimmermehr! bildet Euch doch ja nicht ein, Ihr hättet mich erschüttert, denn seht, ich bin sehr ruhig.

Graf. Das zeugt von Eurem Edelmuth. Wie manche Fürstin, solcher Reize sich bewußt, würde, so gekränkt, nur die erlaubte Rache hören.

Königin. Rache? erlaubte Rache? — ich verstehe Euch. Von etwas Anderm Graf, geschwind von etwas anderm!

Graf. Ich weiß nicht, gnädigste Frau —

Königin. Schön nanntet Ihr die junge Prinzessin?

Graf. Sehr schön.

Königin. Und wie gebildet? ich meine ihren Geist. Ihr begreift — so nah verwandt — es muß mich freuen.

Graf. Sie scheint sehr einfach, doch verständig.

Königin. Und ihr Benehmen?

Graf.

Graf. Unbefangen, kindlich, bisweilen kindiſch. Mit der Ordenskette an des Königs Halſe kann ſie noch ſpielen. Kaum hab' ich ſie jungfräulich erröthen ſehn, als er neulich ſchäckernd um einen Kuß ſie bat.

Königin (haſtig). Den ſie verweigerte?

Graf. So ſchien es. Allein die gefällige Mutter —

Königin. Genug Graf. Ich hab' Euch ſchwatzen laſſen um zu erfahren, wie viel ſich Eure Zunge erlaubt. Vermeint Ihr aber, es habe auch nur ein Ton von Eurem Liede meine Bruſt bewegt, ſo irrt Ihr. Ich kenne meinen Gemahl — und kenn' auch Euch.

Graf. Wer hätte je geglaubt, daß ich wünſchen könnte, als Lügner vor Euch zu ſtehn? — Doch ſelbſt um dieſen Preis erkauft' ich Eure Ruhe, und ſpräche ſtolz: ich habe gelebt.

Page (tritt herein). Der Herzog bittet um die Gnade, Ew. Majestät die Prinzessin Blanca vorzustellen. (Der Graf singt).

Königin. Wo sind sie?

Page. Im Vorgemach.

Königin (höhnisch lächelnd). Nun Graf? Der König ist auf Montesilva?

Graf. Ich erstaune. Der König wußte nicht — doch wenn er das Gesuchte dort nicht findet, so kehrt er sicher schnell zurück.

Königin. Wohlan, so geht, um nicht vermißt zu werden. (Als der Graf noch zögert.) Soll ich den Rath Euch wiederholen?

Graf (seufzend). Ich gehorche. (bey Seite.) Der Pfeil drang tief in die Brust. (ab.)

Königin (gibt dem Pagen einen Wink, der sich entfernt).

Achte

Achte Scene.

Königin allein.

Sie mögen warten; und immerhin mag' es die Stolzen kränken. Ich brauche Luft in die gequälte Bruſt! — Auch du mein Herz, du des Gemahls treuer Fürſprecher, auch du ſchweigſt? O dann hat der Lügner wahr geredet! — wahr! denn was er ſprach, haſt du längſt geahndet. — Zerſtreuung, freundliche Kälte, peinliches Beſtreben mir noch der Vorige zu ſcheinen — ängſtliches Vermeiden jeder Vernachläßigung, ſonſt leicht gewagt, wo ſichere Liebe keine Mißdeutung befürchtet — ach! mehr als genug um Argwohn zu erwecken. Ja, ich kannte ſeinen Wankelmuth, nur nicht den Gegenſtand. — Ein Mädchen in der erſten Jugendblüthe — iſt die meinige denn verwelkt? — Unſchuld, reizende Schüchternheit — wer hat ſie mir

mir entriſſen? — Lebt' ich verborgner nicht als jene Fürſtentochter? —

O wen muß — wen darf ich haſſen? ihn, meines Herzens Herz? oder ſie, die Feindin meiner Ruhe? — ja ſie hat ihn gelockt, ſie oder die eitle Mutter, gleichviel. Meine Qualen ſind ihre ſüßen Morgenträume, mein Jammer iſt ihr Stolz: —

Sie ſoll ich ſehen? freundlich begrüßen? jetzt? in dieſem Augenblicke? — Ha! die Wand, die uns noch trennt, hindert mein Auge nicht. Ich ſehe, wie ſie draußen auf und nieder ſchwebt, und lächelnd in den hohen Spiegeln ihre Geſtalt bewundert. Ich ſehe ſie hereintreten, mit der durchſichtigen Larve der Beſcheidenheit vor einem Antlitz voll heimlichen Triumphes. —

Arme Alwina! ſo iſt auch dir eine Stunde gekommen, wo du, gebornen Fürſten gleich — die bitterſten Gefühle in den Glanz der Krone hüllen mußt! — Wohlan! ſtelle das gekränkte Weib nicht ihrem Hohne blos — ruſe

— ruft die Königin zu Hülfe! — Page! — (der Page tritt herein.) Den Herzog. (Page öffnet die Flügelthüren.)

Neunte Scene.

Ubaldo. Camilla. Bianca. Die Königin.

Ubaldo. Wir ſind gekommen Ew. Majeſtät unſere Tochter vorzuſtellen. (Die Damen verbeugen ſich tief.)

Königin (erwiedert es ſteif und wendet ſich dann kalt zu dem Herzog). Der Herbſt hat wohl die Wege ſchon verdorben?

Ubaldo. Die Kanonen thaten auch das ihrige.

Königin. Gut daß ſie endlich ſchweigen. Ihr Donner verſchlang die Stimmen aus der Heimath.

Ubaldo. Des Soldaten Heimath iſt das Lager.

Köni-

Königin. Ihr habt Recht. Im Felde muß er die Ehre gewinnen, die bisweilen daheim indessen verloren geht.

Ubaldo (sieht sie starr an. Nach einer kurzen Pause). Mit Vergnügen erfülle ich heute wieder eine angenehmere Pflicht, indem ich mein einziges Kind dem Schutz der Königin empfehle. (Er faßt Bianca bey der Hand, und führt sie einen Schritt näher. Verbeugungen wie das Erstemal.)

Königin (zum Herzog). Ihr habt den Frieden selber unterzeichnet?

Ubaldo. Ja.

Königin. Als der Courier die frohe Botschaft brachte, war der König eben auf der Jagd. Man wußte wirklich nicht, wohin man die Depesche senden sollte.

Ubaldo. Sie war gewiß ihm überall willkommen.

Königin Ihr habt dem Könige eine Provinz erobert. Wir waren unterdessen auch nicht müßig — nur ohne Geräusch — und

und wer weiß, ob nicht der König lieber hier verlor als dort gewann.

Ubaldo (ſieht die Königin abermals ſtarr an und ſchweigt).

Cam. (die nicht länger an ſich zu halten vermag). Ew. Majeſtät geruhn, meine Tochter gnädig zu empfangen; des Königs Vater war ihr Oheim.

Die Königin (blickt ſtolz auf die Herzogin, dann auf Bianca, reicht dieſer die Hand zum Kuß, neigt ein wenig das Haupt und gibt).

Zehnte Scene.

Die Vorigen ohne die Königin.

Cam. Was war das?
Ubaldo. Eine Laune.
Cam. Die Ihr duldet?
Ubaldo. Kann ichs ändern?
Cam. Ihr bleibt gelaſſen?
Ubaldo. Ich verſuch' es.

Cam.

Cam. Eure Tochter beſchimpft —

Ubaldo (zu Bianca). Biſt Du das?

Cam. Eure Gemahlin verhöhnt —

Ubaldo. Schlug Dein Gewiſſen?

Cam. Legt Ihr wirklich keinen Sinn in ihre bittern Worte?

Ubaldo. Thäte ich es, auf wen müßt' ich zürnen?

Cam. (außer ſich). O daß die Helden doch ſo gar nichts ſind, als eben Helden.

Ubaldo. Camilla, Deine böſe Stunde — laß uns gehn.

Cam. Ja zum König! er ſoll es rächen.

Ubaldo. Damit ſeine Rache gegen Dich beweiſe?

Ein Kammerherr (aus den Zimmern der Königin). Mit Erſtaunen hat die Königin laute Stimmen in ihrem Vorgemach vernommen. Ihro Majeſtät behalten ſich vor, die Herzogin künftig einzuladen. (ab.)

Cam.

Cam. (faſt erſtickend). Nun Herzog?

Ubaldo. Wollt Ihr des Befehls Wiederholung erwarten?

Cam. O nein, ich gehorche. Denn wo des Königs Oheim Gemahlin und Tochter von einer abtrünnigen Nonne mißhandeln läßt, da ſteht Camilla nicht an ihrem Platze. (Sie ergreift der Tochter Hand.) Komm Blanca, dir lebt ein Rächer; nur in dem Vater ſuch' ihn nicht.

Blanca (zögernd). Mein Vater —

Ubaldo. Folge Kind.

Blanca. O warum bin ich für den Hof geboren. (ab mit Camilla).

Ubaldo. Ziemt mir Empfindlichkeit? — oder ſoll ich hier ungewohnte Waffen führen lernen? — Die Herzogin büße die Schuld der eitlen Mutter. (Er folgt).

Ende des zweyten Akts.

Dritter

Dritter Akt.

(Im Garten).

Erste Scene.

Graf Camponero tritt auf.

Beyde nach der Stadt berufen? plötzlich? hastig? — warum? — will er selbst die schöne Tochter dem Könige bequemer zeigen? — oder sie in strengere Obhut nehmen? — Mag er das. Wir wurden ohnehin schon allzu ruhig. — So oder so, er ist verloren. Stemmt er sich des Königs Leidenschaft entgegen, so spricht er sein Verbannungsurtheil. Gibt er nach, so weckt er in der eigenen Brust den Feind — ihm der gefährlichste.

Solche

Solche Schwärmer, die in ſtiller Zwietracht mit ſich ſelber grollen, mißgreifen Alles, verlieren die alte Kraft, ohne eine neue zu gewinnen. Jedem Sturme trotzt ihr Muth; aber leiſes Murren hier (auf die Bruſt deutend) ſchlägt ſie zu Boden. Triumpf! Ubaldo iſt umſtrickt — die Königin dem Falle nah — Ein Schritt noch und ich ſteh am Ziele.

Zweyte Scene.

Der König. Der Graf.

König. Nun Graf? was geht vor?

Graf. Mutter und Tochter berief ein haſtiger Befehl des Herzogs an den Hof. Beyde gehorchten vermuthlich ungern.

König. Was ſollen ſie hier, wo das Bley der Etikette jeden Schritt hemmt? wo tauſend Augen jeden Blick bewachen?

Graf.

Graf. Vielleicht nur eine Nacht verweilen, denn der Herzog ſandte Eilboten nach ſeinem Bergſchloß an der Gränze.

König. Wie? Zwiſchen öde Felſen dürfte er die holde Jugend vergraben?

Graf. Um Falken abzurichten.

König. Er wage es nicht! er zittre! nie war ich noch ſo reizbar.

Graf. Vergönnt mir, gnädigſter Herr, ihm das Wort zu reden. Ihr ſeyd vermählt. Was bleibt ihm übrig?

König. O wenn er wüßte — kein Opfer meiner Liebe zu groß — Er fodre nur.

Graf. Und wenn er kühn für ſeine Tochter die Krone Eurer Gemahlin fodert?

König. Was fällt Euch ein? — Das wird er nicht.

Graf. Gebt acht, um keinen geringeren Preis verkauft der Stolze ſeinen Liebling.

König. Kann ich der ſchuldloſen Gattin die Krone vom Haupte reißen?

Graf.

Graf. Warum reißen? warum nicht ſanft abſchmeicheln? Der Königin ſchwärmeriſche Liebe iſt auch wohl großer Opfer fähig.

König. O ja, ich kenne ſie. Mit ihrem Leben erkaufte ſie mein Glück; nur muß ich es nicht finden in fremden Armen, das erträgt ſie nicht.

Graf. Sie wird es tragen lernen, wenn ſie muß.

König. Ihr ſolchen Schmerz bereiten? nimmermehr!

Graf. So überwindet Euch und ſchweigt.

König. Kann ich das? — o Graf, Ihr ſeyd ein ſchaaler Tröſter, ein kühler Rathgeber.

Graf. Mein König, es iſt ſchwer zu rathen, wo noch kein feſter Zweck vorhanden. Ihr wollt und wollt auch nicht. Ihr droht und zittert. Ihr ſtrebt nach einem Ziele, und wagt es nicht, den Blick darauf zu hef-

ten — nur auf das Ziel, nicht auf die wenigen Dornen, über die Ihr schreiten müßt. Gesetzt, Ihr bringt der Königin das schwere Opfer, wird sie darum glücklicher seyn? — wird sie nicht in Euren Armen fühlen, Euren Blicken lesen: Nur Mitleid gab mir den Sieg über die verhaßte Nebenbuhlerin?

König. Ach! ich fürchte es.

Graf. Und wird dann nicht ihr Zartgefühl sie elender machen als wäre sie verstoßen? — Warlich! die Thränen der Verstoßenen sind minder bitter, als die der kühl Geduldeten.

König. Ihr habt Recht. Es ist nun einmal so. Ein Gott muß mich verwandeln, wenn ich jemals ihrem Herzen wieder Freude geben soll.

Graf. Und steht es nicht in Eurer Macht, das unvermeidliche Loos ihr königlich zu erleichtern? — Vermehrt ihre Schätze, verdoppelt ihren Schmuck, laßt ihr das Gepränge,

pränge, mit dem ſo gern die Weiber leere Stunden füllen. Sie habe nichts verloren, als Euer Herz.

König. Auch meinem Herzen wird ſie ewig theuer bleiben! Trennt mich von ihr ein unerbittliches Geſchick, o ſo möge ſie in der Ferne des Gatten Wankelmuth beweinen. Ihre Thränen würden mich auf Blanca's Lippen brennen.

Graf. Thränen verſiegen, und wer weiß, ob nicht bald, von Euch begünſtigt, ein treuer Diener ſie zu trocknen unternähme.

König (ſtutzt). Alwina — in den Armen eines Andern? — ſeltſam — der Gedanke empört mein Innerſtes.

Graf. Zählt auf Entfernung und Gewohnheit. Ihr beſitzt die ſchöne Grafſchaft am Fuß der Apenninen, wo die Natur ein Paradies geſchaffen. Dort möge ſie leben, herrſchen, genießen und vergeſſen.

König. Wo ſie will; was ſie fodert. Blanca mein! — Gott! welchen Funken in

die todte Bruſt habt ihr geworfen! — Die bloße Möglichkeit — aber einen Vorwand, Graf, einen Vorwand, den iſt der König ſeinem Volke ſchuldig.

Graf. Wäre der ſo ſchwer zu finden? Ihr ſeyd kinderlos; und gnügt auch das dem Volke nicht, ſo macht der Gemahlin Treue verdächtig.

König. Satan! das hieße die Unglückliche ermorden.

Graf. Muß denn ſie ſelbſt darum wiſſen? darf ſie es je erfahren? Hier iſt ja nur um ein Gerücht zu thun, den Pöbelzungen hingeworfen.

König. Meint Ihr, es werde Glauben finden?

Graf. Das Volk glaubt Alles.

König. Nicht einem Jeden.

Graf. Doch ſeinem Götzen, der muß reden.

König. Und der wäre?

Graf. Der Herzog.

König.

König. Ihm traut Ihr zu? —

Graf. Seine Tochter eine Königin.

König. Er iſt unbeſtechbar.

Graf. Kein Menſch auf Erden. Man ergründe nur zuvor, was den höchſten Preis im Auge deſſen hat, den man beſtechen will.

König. So könnt' ich auf Euch ſelbſt nicht bauen?

Graf. Hat nicht Eure Gnade mich beſtochen? Sie iſt mein höchſtes Kleinod.

König. Wohlan Verſucher, tritt hin zu dem Gerechten, und zeig' ihm meine Herrlichkeit.

Graf. Gern gnädigſter Herr, allein Ihr wißt, der Mann iſt mein Feind.

König. Seyd ſtolz darauf, wenn dem ſo iſt.

Graf. Soll der Antrag wirken, ſo muß die Stimme ſeinem Ohre nicht zuwider ſeyn. Ein Wort von Euch vermag hier Alles.

König. Leiht mir Eure Stirn.

Graf. Ihr tragt ein Diadem. Fehlt Euch, von dem geschützt, der Muth zu sprechen, so liebt Ihr nicht.

König. Ob ich liebe? — ha! wäre hier von einem andern Tausch die Rede, — Palast gegen Hütte — Scepter gegen Hirtenstab — Ihr solltet nicht an meinem Muthe zweifeln. Aber eine schuldlose Gattin ins Elend verstoßen — einer sanften Dulderin das Herz zertreten — o welche feindselige Macht hat mich fest gebunden an dieß brennende Rad, und läßt es rollen den Felsen hinab!

Graf. Faßt Euch. Die Königin —

Dritte Scene.

Die Königin. Die Vorigen.

Königin. Graf Camponero, ich wünsche mit meinem Gemahl allein zu seyn. (Der Graf entfernt sich.)

Der

(Der König ſteht verlegen. Die Königin kämpft mit ſich ſelber und faſſt ihren Muth zuſammen).

Königin. Vergebt mir, wenn ich Worte ſuche — die rechten nicht zu finden weiß —

König. Redet, Königin, ohne Scheu.

Königin. Nicht die Königin tritt vor Euch, nur die Gattin. — Wohl ihr, daß die Natur ſie lehrt, was ihr im Kloſter fremd geblieben. — Es iſt etwas zwiſchen uns, das ich leiſe nur berühren mögte, um die wunde Stelle nicht zu entzünden. — Ihr ſeyd nicht glücklich mehr — wie könnt' ich es ſeyn! — Ob ich Eure Liebe noch beſitze? darum mag ich weder mich noch Euch befragen. Das Träumen thut dem Menſchen oft ſo wohl! und er ſollte lieber um ſein Lager den Vorhang dicht zuſammen ziehn, als dem unwillkommnen Lichte verſtatten ihn zu wekken. Ich thue das und träume fort. — Aber kann ich mir auch verhehlen, daß Eurer

Liebe

Liebe beſter Theil, das Vertrauen mir entſchwunden? — Ihr leidet — ſchweigt — tragt einen Kummer — theilt ihn nicht mit mir! — Wer hat ein heiligeres Recht darauf? — jener Graf? — oder wer ſonſt?

König. Warum Euch betrüben?

Königin. Was wäre ſchmerzlicher als Euer Schweigen?

König. Wenn fruchtloſe Klagen —

Königin. An der Bruſt des liebenden Weibes vertauſcht der Gatte jede Klage gegen einen Troſt. Ja ſelbſt dann, wenn Königs Sorgen Euch belaſteten, — aber nein, ſo iſt es nicht. Eure Waffen kehrten ſiegreich heim, Friede, Friede überall, nur nicht in Eurem Herzen. O ſo öffnet mir dieß wunde Herz, ich will es heilen.

König. Wenn Ihr das könntet — wenn Ihr es wolltet —

Königin. Ob ich will? — Gott! du ſiehſt mich — ja ich will! — Ob ich kann? — Wer zweifelt an der Liebe Kraft?

— Zwei-

— Zweifelſt Du? meiner Liebe, die einſt um Dich Bande zerriß, mit welchen ſie an Gott gefeſſelt war! — meiner Liebe, die ein ſchreyendes Gewiſſen verſtummen hieß vor den leiſen Worten Deiner Lippen! — Welchen Bürgen ſoll ich Dir noch bieten, daß ich Alles, Alles für Dich wagen kann?

König. Hüte Dich, Alwina, daß ich nicht beym Wort Dich faſſe.

Königin. Faſſe mich! gleich jetzt! Vertrauen! Vertrauen!

König. Du weißt nicht was Du fo: derſt.

Königin. Nicht mehr als Du täglich einem Camponero gewährſt.

König. Wenn ich dieß gefolterte Herz Dir öffne, wirſt Du ſeiner Wunden ſchonen?

Königin. Nur ſchonen?

König. Ja es ſteht in Deiner Macht ſie zu heilen.

Königin. Grauſamer! und Du ſchwiegſt ſo lange?

König. Auf Deine Großmuth will ich bauen.

Königin. Auf meine Liebe!

König. Laß mich noch Einmal Dir mein Glück verdanken.

Königin. So schaff' ich ja das Meinige.

König. Erleichtre mir das schmerzliche Bekenntniß — errathe was die Zunge auszusprechen stockt — des Herzogs Tochter — Bianca — ihre Reize — ich liebe sie!

Königin (nach einer Pause, mit bittrer Wehmuth). Und ich verzeihe Dir.

König (hastig). Du willigst ein?

Königin (steht, sieht ihn ängstlich an und spricht mit beklommener Erwartung). Was mein Gemahl beschlossen, wird seiner würdig seyn.

König. Wenn Du freywillig meiner Ruhe dieses große Opfer bringst, so wähle, fodere, die köstlichste Provinz meines Reichs, unbeschränkte Freyheit, glänzenden Hofstaat —

Königin. Halt! nur ein Grab!

König.

König. Wie Alwina?

Königin. Das hatt' ich nicht erwartet! — Auf Schmerzen war ich vorbereitet, nicht auf den Tod!

König. Du ließest mich hoffen —

Königin. Ich Thörigte! was hab' ich selber nicht gehofft! Durch Sanftmuth wähnt' ich zu erhalten, was längst verloren war! Wie hab' ich doch so kindlich meine Traumpaläste an diesen gährenden Vulcan gelehnt! ach! seine Feuerwellen haben sie verschlungen! es ist vorbey!

König. Habt Ihr mein Geheimniß mir nur entlocken wollen?

Königin. (ohne auf ihn zu hören). Das ist der Lohn für grausenvolle Nächte, auf den Stufen des Altars von der Meineidigen durchwacht, im Kampf mit dem brennenden Gewissen! Das ist der Mann, zu dem ich sprach: sieh, mich tödtet meine Angst, laß mich hier! denn der erste Augenblick, den Deine Liebe nicht mehr umlenchtet, ist der letzte meines

Lebens

Lebens! und der Erste meiner Höllenqualen! — das ist der Mann, dem jeder Zweifel an seiner Liebe Dauer Lästerung schien. Nun ists vorbey! er bietet mir Provinzen für ein entrissenes Himmelreich! und einen glänzenden Hofstaat, damit ich das Geburtsfest der künftigen Gemahlin feyerlich begehen könne.

König. Schonung verspracht Ihr einem schwachen Herzen, und brecht in Bitterkeiten aus.

Königin. Ein schwaches Herz erfand der Kopf des Mannes, nur um Sinnlichkeit zu bemänteln. Die Treue kämpft und siegt.

König. Gott weiß, ich habe gekämpft.

Königin. Aber einsam nur, oder wohl gar der Verführerin gegenüber; nicht in meinen Armen, nicht von meiner Liebe unterstützt. O Alfonso! hier an dieser treuen Brust versuch' es einmal noch! aus ihr wird Kraft in Deinen Busen strömen, und meine Thränen sollen Bianca's Bild aus Deinem

Herzen

Herzen waſchen. — Bin ich denn ſo ganz verwandelt? Hat mein Frühling nur im Nonnenſchleyer Dich entzückt? O ſo nimm Dein Diadem zurück und gib mir dieſen Schleyer wieder! aber mit ihm Deine Liebe!

König. O daß ich es könnte! mir wäre warlich beſſer!

Königin. Knieend haſt Du um mein Herz geworben, knieend will ich um das Deinige ringen. (Sie wirft ſich vor ihm nieder.) An dieſem Augenblicke hängt mein irdiſches Glück, mein ewiges Heil! (In höchſter Angſt) Verſtößeſt Du mich jetzt, ſo taumle ich zu den Furien hinab! Drum aus Barmherzigkeit ermorde mich, ehe der fürchterliche Wahnſinn mich ergreift!

König (Sie gerührt umfaſſend). Warum zerfleiſcheſt Du mein armes Herz? Du willſt mich glücklich wiſſen — ach! ohne Blanca iſt für mich kein Glück auf Erden!

Königin (erhebt ſich). Du haſt mein Todesurtheil ausgeſprochen. Ich laſſe ab von

Dir.

Dir. Mein Jammer ſoll den Brautreigen Dir nicht ſtören. Blanca's Flötenſtimme möge das Winſeln der Verſtoßenen Dir vom Ohr wegflüſtern. Ich habe keine Eltern, die mich aufnehmen, keine Brüder, die mich rächen werden. Ach! nicht einmal bey dem verrathenen Gott darf ich Zuflucht ſuchen! — Nur noch ein Freund — der Tod — O daß ich keine Mutterhoffnung in meinem Schoße trage, um auch dieſe, mit mir zugleich, zu vernichten. Ha! dann trät' ich, ein blutiges Geſpenſt, vor das hochzeitliche Lager mit Deinem ermordeten Kinde auf dem Arm, und heulte Flüche in die Seufzer Deiner Wolluſt!

König (ſchaudernd). Ihr raſet.

Königin. Ach dieſe Wohlthat verleihe mir ein verſöhnter Gott! er vernichte und erſticke jedes zartere Gefühl des Menſchen, des Weibes, und laſſe mir nur Einen Gedanken: Rache! Rache an der Räuberin meiner Seligkeit!

König.

König. Blanca iſt unſchuldig. Königin, wenn Ihr zu wagen Euch erkühnet —

Königin. Ihr mir drohen? hahaha! Habt Ihr nie gehört, daß eines Königs Macht nur bis an die Gränze der Verzweiflung reicht? Ein Schritt hinüber und der König iſt vogelfrey. Ihr mir drohen? hahaha! der Vortheil iſt unglaublich. Ihr habt zu verlieren, ich nichts mehr! Darum droh' ich Euch und Ihr müßt zittern! vor jedem Glaſe Waſſer zittern, mit welchem Eure neue Geliebte die buhleriſche Hitze dämpfen will! ja vor dem Leichnam Gottes ſollt Ihr zittern, daß er nicht vergiftet von ihr genoſſen werde! Darum, wollt Ihr ruhig in ihren Armen ſchwelgen, ſo vollendet Euer königliches Bubenſtück. Auf! ſtoßt mir Euren Dolch in die Bruſt!

König. Faßt Euch um Gotteswillen! ich ſehe den Herzog.

Königin. Was kümmert mich der Kuppler? noch bin ich ſeine Königin! und wär' ich ſeine Magd, das ſollte mich nicht hin-

hindern, der Verachtung volles Maaß mit einem einzigen Blicke dem Gleisner an das graue Haupt zu schleudern! (Sie spricht die letzten Worte indem sie am Herzog vorüber geht.)

Vierte Scene.

Ubaldo. Der König.

König (sehr verlegen). Ihr werdet staunen, Herzog, — die Königin ist außer sich, sie verkennt Euch.

Ubaldo (sehr gelassen). So scheint es.

König. Aber es soll anders werden. Seyd unbesorgt.

Ubaldo. Das bin ich.

König. Ihre Sanftmuth war mir furchtbar; ihre Heftigkeit thut mir wohl. Jetzt steht mein Entschluß. Ja. Sie selbst hat mich mit Trotz gewaffnet.

Ubaldo. Gnädigster Herr, ich kann Eure Befehle zu vernehmen. Es ist nicht gut,

gut, daß unſer Kriegsvolk länger noch müßig hier im Lager ſtehe. Der heimkehrende Sieger iſt ohnehin geneigt zum Uebermuth. Müßiggang erzeugt Ausſchweifungen, oder Hirngeſpinnſte, oft beydes. Daher mein Rath, die Truppen zu zerſtreuen.

König. Noch eh' ich ihren Feldherrn würdig belohnte?

Ubaldo. Ich habe meine Pflicht erfüllt und weiß es — mehr bedarf es nicht.

König. Das mag dem Helden gnügen, nicht dem Könige, nicht dem Volke. Freylich ſind auch Könige arm, können nur die Lorbeerkronen winden, zu welchen das Verdienſt die Zweige ſelbſt gepflückt. Ja, wenn ich hoffen dürfte, daß meine eigne Krone Euch begehrenswürdig ſchiene, gern theilt' ich ſie mit Euch.

Ubaldo. Jede Laſt derſelben übernehm' ich willig.

König. Warum nicht auch was ihr an Ehre zukommt? — Ihr freylich, Ihr

bedürft

bedürft des fremden Glanzes nicht; doch pflegt der Ahnherr seiner Thaten Frucht gern auf Enkel zu vererben.

Ubaldo. Nur Ein Kind gewährte mir das Schicksal, eine Tochter.

König. Kann sie nicht Mutter von Helden werden, die Eurer würdig? Hat der Gedanke keinen Reiz für Euch, in späten Jahrhunderten durch Euren edlen Stamm Völker zu beglücken?

Ubaldo. Diese Pflicht ist schon die Eurige, und Euer Stamm der Meinige.

König. Aber die getrennten Zweige wieder zu vereinigen, wäre das nicht schön?

Ubaldo. Ich versteh' Euch nicht, mein König!

König. Laßt mich offen zu Euch reden. Ich will nicht leugnen, daß mein Herz die Pflicht der Dankbarkeit mit seinem eignen Glücke zu verbinden strebt. Ihr seyd mein Oheim — waret mein Lehrer — o

laßt

laßt zu dieſem traulichen Namen mich noch den traulichſten — den des Vaters fügen.

Ubaldo. Des Vaters.

König. Gebt mir Eure Blanca zur Gemahlin.

Ubaldo. Mein König — verzeiht — ich habe wohl nicht recht vernommen.

König. Ich errathe, warum Ihr ſtaunt — ich bin vermählt — allein nicht unauflöslich, darf ich hoffen. Und wart Ihr es nicht ſelbſt, der gegen dieſe Verbindung mit Heftigkeit ſich ſtemmte?

Ubaldo. Ich that es, weil ich mit des Reiches Wohlfarth, dem Ruhm der Krone, ja ſelbſt mit dem Gewiſſen ſie unverträglich hielt; nicht weil ich eine Tochter hatte.

König. Wer zweifelt? Meine blinde Jugend verſchmähte damals Euren Rath. Seitdem hat Erfahrung mich weiſer gemacht.

Ubaldo. Oder Genuß kühler?

König. Gleichviel wie mir die beſſere Einſicht zugekommen. Genug, ich bin erwacht,

wacht, und weiß: der König iſt dem Volke ſchuldig, von der unfruchtbaren Gattin ſich zu trennen.

Ubaldo. Schuldig? — Eines Fürſten erſte Schuld gegen ſein Volk iſt: das Beyſpiel ſtrenger Redlichkeit.

König. Ich ſag' es ungern — die Königin hat mir Argwohn gegen ihre Treue eingeflößt.

Ubaldo. Die Königin iſt unſchuldig.

König. Ihr vertheidigt ſie?

Ubaldo. Ich.

König. Fürwahr, das hat ſie nicht um Euch verdient.

Ubaldo. Das gilt mir gleich.

König. Ihr dachtet doch nicht immer ſo günſtig von Alwinen?

Ubaldo. Immer. Daß der Nonne kein Thron gebühre; daß der König dem Altare ſie nicht entführen dürfe: das war meine Meinung und iſt es noch. Aber dieſe Nonne warf mit dem Schleyer keine Tugend von ſich, ent-

enthüllte vielmehr deren täglich neue. Ihr habt zur Königin ſie erhoben; des Papſtes Segen hat den Makel in des Volkes Augen vertilgt — ſo halte auch ich ſie jetzt der Krone würdig und bin ihr treuſter Unterthan.

König. Auch wenn ſie Euch Haß und Verfolgung ſchwur?

Ubaldo. Auch dann.

König. Und wenn ſie den Gemahl, mit ihm den Thron beſchimpfte?

Ubaldo. Deſſen halte ich ſie unfähig.

König (empfindlich). Und ich ſage Euch Herzog, es iſt ſo.

Ubaldo. Beweiſt es ihr, dann handelt nach Gefallen.

König. Beweiſen? ſoll ich der Welt zum Spott und Mährgen dienen, oder Euch durch Erzählung meiner Schande beluſtigen? Traut Ihr meinen Worten nicht?

Ubaldo. Ich ſchweige.

König. Handle ich denn nicht weiſer, großmüthiger, wenn ich dem Gerücht nur zu

murmeln verſtatte? wenn ich die Verbrecherin blos verbanne und ihr nichts entziehe als mein Herz?

Ubaldo. Der König fragt mich?

König. Ja.

Ubaldo. So ſag' ich nein! Ihr verliert Euch ſelbſt, und gewinnt dagegen nur des Volkes Abſcheu.

König. Wie? wenn ich, mit verdoppelter Kraft, ſein Wohlthäter werde?

Ubaldo. Auch dann. Den König zu beurtheilen, vermag das Volk nicht, wohl aber den Privatmann. Wie wird es Jenen lieben, wenn es dieſen verachten muß. — Verzeiht gnädigſter Herr, das Wort iſt heraus und ich kann es nicht zurücknehmen.

König. Herzog, Ihr reizt mich ſehr — doch ich will denken, der Vater habe geſprochen.

Ubaldo. Nur der Freund.

König. Nun wohl, der ängſtliche Freund, der ſich überredet, des Volkes Haß

werde

werde einen König treffen, der ſeiner Gemahlin Untreue beweint.

Ubaldo. An die glaubt Niemand.

König. Es ſtünde nur bey Euch, jeden Zweifler ſtumm zu machen.

Ubaldo. Bey mir?

König. Ein Wort, das Euch entfallen, gilt für Glaubensartikel. — Ihr ſchweigt — Ihr meßt mich mit glühenden Blicken? — O Herzog! beſinnt Euch! opfert Eure rauhe Strenge Einmal nur einer weiſen Politik! Gebt den Bitten Eures Königs — Eures Sohnes nach!

Ubaldo. Als dieß Geſpräch begann, da hielt mein König mich einer Belohnung würdig, und jetzt beſchimpft er mich.

König (empfindlich). Herzog!

Ubaldo. Um künftig mir und Euch ſolche bittre Augenblicke zu erſparen, muß ich Euch erinnern, daß — ſo oft von einer böſen That die Rede, — Ihr mich nicht mit Camponero verwechſelt.

König.

König. Ihr werdet kühn.

Ubaldo. Meine Pflicht. Von wem soll der König Wahrheit hören? Aus den Hütten dringt sie nicht zu ihm. Ich steh' am nächsten. Sein Gewissen schweigt, so muß ich reden.

König. Ich überhebe Euch dieser Pflicht.

Ubaldo. Das kann Niemand. Gnädigster Herr! wenn Ihr Eure schuldlose Gemahlin verstoßt, so seyd Ihr — ein Sclave der Leidenschaft — nicht würdig ein Volk zu regieren. Euren Namen wird die Geschichte zu dem des achten Heinrichs schreiben, die Mitwelt schweigend, die Nachwelt laut Euch richten — der Wollust Rausch, der Schmeichler Summen, Euer Gewissen nicht betäuben. Des Königs Beyspiel, jedem Böswicht ein Schild, wird Zerrüttung in Familien verbreiten; die vom Throne verbannte Tugend bald in keiner Hütte mehr eine Freystatt finden, stumm jeder Redliche von Euch weichen,

weichen, und ich, der Erſte, um meine Entlaſſung bitten.

König (erbittert). Die habt Ihr.

Ubaldo (ſich verbeugend). Ich entferne mich.

König. Halt! nicht ſo raſch! Zuvor erfüllt meinen letzten Befehl: kündigt Eurer Tochter an, daß ich zur Gemahlin ſie erkohren.

Ubaldo. Wollt Ihr, ein zweyter Appius, das blutige Schauſpiel erneuert ſehn, das jenen Tyrannen ſtürzte?

König. Herzog treibt mich nicht aufs Aeuſſerſte! ich könnte vergeſſen — ja ich könnte werden wozu Ihr mich machen wollt. Noch geb' ich Euch Bedenkzeit: Vater oder Feind, Thron oder Verbannung — Euch bleibt keine andere Wahl.

(ab.)

Fünfte

Fünfte Scene.

Ubaldo allein.

Bedenkzeit? — es iſt ein herrlicher Vorzug der Pflicht, daß ſie nie Bedenkzeit braucht, nie abzuwägen hat; und ſtände ſie Jahrtauſende lang, von Wellen umrauſcht, von Sonnenſtrahlen umſchmeichelt; die Unveränderliche kann nie wanken.

Sechste Scene.

Der Graf. Ubaldo.

Graf. Herzog, Ihr ſeht mich beſtürzt, denn ich muß Euch betrüben.

Ubaldo. Wer weiß ob Ihr das könnt?

Graf. Ihr ſeyd gerecht, ich könnt' es nicht, denn ſchon längſt gab ich dem Hofe das Beyſpiel der Verehrung. Aber nur zu oft

oft ſteht meine Pflicht im Widerſpruch mit meinem Herzen.

Ubaldo. Dann bedaure ich Euer Herz. Ohne weitere Wortverſchwendung: thut Eure Pflicht.

Graf. Ihr habt Euch gegen Seine Majeſtät vergangen —

Ubaldo. Nein.

Graf. Bewußtſeyn großer Verdienſte erlaubt ſich leicht eine kühne Sprache.

Ubaldo. Nur die der Wahrheit.

Graf. Mein theurer Herzog, Wahrheit achtet klüglich auf Perſonen, Zeit und Ort.

Ubaldo. Das wolle Gott nicht! Die Wahrheit, mein Herr Graf, iſt weder klug noch unklug, ſondern nur die Wahrheit.

Graf. Den König hat ſie beleidigt.

Ubaldo. Das ſchmerzt mich um des Königs willen.

Graf. Bis auf weitern Befehl ſollt Ihr den Hof meiden.

Ubal:

Ubalde. Ich werde gehorchen.

Graf. Doch die Reſidenz nicht verlaſſen.

Ubalde. Sehr wohl.

Graf. Weder Ihr noch Eure Familie.

Ubalde. In meinem Hauſe bin ich König.

Graf. Ich kann Euch nicht verhehlen, daß Se. Majeſtät im erſten Zorn damit umgingen, aller Würden Euch zu entſetzen. Ich hab es abgewendet.

Ubalde. Erwartet keinen Dank.

Graf. Nur vom Vaterlande. Warum wollt Ihr dem ſeinen Helden rauben, da Ihr ſo leicht durch Nachgiebigkeit —

Ubalde. Ich bitt' Euch, redet nicht aus. Wir denken verſchieden. Kein Wunder. Mich hat die Natur, Euch der Hof erzogen. Schon als Knabe verbannte mich des Königs Vater, weil meine Geburt mir drohende Rechte zu geben ſchien. Doch ließ er mir das Leben, denn er war kein Sultan.

Auf

Auf einem fernen Jagdſchloß, mitten im Walde, hat mich ein weiſer Mann des geſchenkten Lebens Werth und Zweck gelehrt. Seine Lehren übend, gewann ich, ohne es zu wollen, als Mann des Königs Vertrauen wieder. Aus der Hand des Sterbenden empfing ich ſogar den Scepter, um ihn zu tragen während Alfonſo's Minderjährigkeit. Ihr wart damals Page, des Prinzen Spielgeſell. — Nun begreift Ihr wohl, Herr Graf, daß ich alter Mann nicht mehr ſo leicht zu werfen und zu fangen bin, als der Ball, den Ihr damals mit dem Prinzen ſchlugt. Darum — wenn Ihr ſonſt von Sr. Majeſtät keine weitere Befehle an mich habt — ſo bitte ich, Ihr wollet den Genuß des ſchönen Abends mir vergönnen.

Graf (höhnend). Ich zweifle nicht, die Nachwelt werde aus den Sternen, welche da heraufziehn, Euch eine Krone flechten.

(ab.)

Siebente

Siebente Scene.

Ubaldo allein.

(Nach einer Pauſe.) Ja, die Sterne ziehn herauf, und dieſer prachtvolle Himmel iſt ein aufgeſchlagenes Buch. — Dieſe unendlichen Räume zu durchſchauen, gab der Schöpfer meinem Auge Kraft, damit es leſe: Du biſt mehr als Staub! Die unſichtbare Kette, die dieſes All in Eins verbindet, ſchlingt ſich auch um deine Welt und um dich! — Es gibt ein Höheres — ein Höchſtes! es hat nichts gemein mit dem kurzen Traume einer Sinnenwelt. Alle Wünſche, alle Hoffnungen, ja ſelbſt die Tugend, löſen dort ſich auf in dem göttlichen Begriff der Pflicht — der Pflicht, die kalt iſt wie die Sonne, aber gleich ihr den Wärmeſtoff entbindet. —

So ſprach mein Lehrer. —

Mensch, wie klein bist du unte diesen Welten und wie groß! denn sie, gleich dir, gehorchen Einem Gesetz! es ist dieselbe Kraft, die sie zu ihren Sonnen und dein Blut zum Herzen treibt.

Ha! wenn du dich an jene diamantene Säule im Mittelpunkt des Weltalls lehnen darfst, wozu noch Ehre? Tugend? die nur gelten, wo Menschen beysammen leben und rechnen für das gemeine Wohl. — Stündlich allein, der einzige Bewohner dieser Erde, mein bliebe dennoch was mich an den Himmel knüpft! (ab.)

Ende des dritten Akts.

Vierter Akt.

(Im Palaſt des Herzogs.)

Erſte Scene.

Blanca allein.

Die Mutter bleibt ſo lange. Meiner Bitten achtete ſie nicht. Ja, den Vorwurf mußt' ich dulden, daß meines Hauſes Ehre mir nicht am Herzen liege. Iſt ſie denn befleckt, weil eine unglückliche Gattin ihren Irrthum bitter ausſprach? — Ich kann die Königin nur bedauern.

Zweyte

Zweyte Scene.

Ubaldo. Blanca.

Ubaldo. Guten Morgen Blanca.

Blanca. Mein Vater! Ihr habt uns lange allein gelaſſen? Der Abend war ſo düſter.

Ubaldo. Du kennſt mich: Einſamkeit iſt Seelenarzeney. Nun iſt mir wohl. Du ſo allein? Wo iſt Deine Mutter?

Blanca. Sie iſt — ſie iſt nach Hofe gefahren.

Ubaldo (ſtutzt). So früh? Was dort?

Blanca. Ich weiß nicht — ich vermuthe —

Ubaldo. Will mein Kind mir etwas verheelen?

Blanca. Da ſey Gott für!

Ubaldo. Nun ſo rede.

Blanca. Die Mutter glaubte — unſere

ſere Ehre heiſche, dem Könige zu klagen was uns wiederfahren.

Ubaldo. So? — darum fuhr ſie hin? — und meine Tochter billigte —?

Blanca. Einen Schritt meiner Mutter? ziemte mir ein Urtheil?

Ubaldo. Recht Blanca, der Ausdruck war übel gewählt. Doch erwarten durft' ich, Deine Bitten würden es gewendet haben. Oder haſt Du nicht gebeten?

Blanca (ſchüchtern). Doch mein Vater, ich habe.

Ubaldo. Nun ſo irrt' ich nicht in Dir. — Mich dünkt ich höre einen Wagen — (er tritt ans Fenſter) Deine Mutter. Geh mein gutes Kind, laß uns allein. (Blanca ab.)

Warum verzeiht gekränkter Stolz doch ſo ſchwer? — Ach er kämpft um ſeine Nahrung, denn er lebt ja nur von fremder Meinung.

Dritte Scene.

Camilla. Ubaldo.

Cam. Triumpf, mein theurer Gemahl! uns ward Genugthuung.

Ubaldo. Wofür? welche?

Cam. Was hab' ich nicht gelitten in der letzten ſchlafloſen Nacht! Höhnend ſtand dieſe Nonnenkönigin vor mir, ſpottete meiner Ohnmacht, Deiner Unempfindlichkeit. Bittere Thränen preßte der Verdruß mir aus; aber auch den Vorſatz, nicht ohne Krümmen unter ihrem Fußtritt zu ächzen. Ich fuhr nach Hofe, der König war ſehr früh auf die Jagd geritten. Ich wartete. Er kam. Man meldete Ubaldo's Gemahlin. Die verſammelten Räthe mußten ſich ſogleich entfernen. Der König ſelbſt trat mir entgegen, bis an die Thür des Saals entgegen. Er ſchien erfreut, begehrte haſtig zu erfahren,

ob er mir dienen könne? dienen war sein Ausdruck.

Ubaldo. Weiter.

Cam. Ich erzählte, was eine Fürstin von Geblüt erdulden müssen. Erbitterung lieh meinen Worten Lebendigkeit und Kraft. Der König wurd' entrüstet. Er sandte auf der Stelle einen Pagen, in sein Gemach die Königin zu entbieten. Sie kam, nicht ahndend meine Gegenwart, denn ihr Antlitz glänzte von froher Erwartung.

Ubaldo. Die arme Getäuschte!

Cam. Als sie meiner gewahrte, erblaßte sie. Der König ließ ihr keine Zeit sich zu erholen, verwies mit herben Worten ihr die Beleidigung, und befahl, in seiner Gegenwart um Verzeihung mich zu bitten.

Ubaldo. Das that sie?

Cam. Anfangs sah ich Zorn ihre Muskeln schwellen. Sie kämpfte mit sich selbst, zitterte, schwieg eine Weile und blickte den König mit besonderer Wehmuth an.

Plötz-

Plötzlich schien sie entschlossen, wendete sich zu mir mit einem bitter freundlichen Stolz, und sprach: Gern will ich, Herzogin, vor Euch mich demüthigen, wenn dieses Opfer meinen Gemahl entwaffnet, denn was ich jetzt erfahren muß, hat meine Heftigkeit vielleicht verschuldet, wenn schon nicht um Euch. Verzeiht mir Herzogin, sagte sie schluchzend, und wankte hinaus.

Ubaldo. O Camilla! ich fürchte, diese Nonnenkönigin wird Euch noch in mancher Nacht erscheinen.

Cam. Ihre Rolle ist ausgespielt. Als sie fort war, sprach der König noch viel von Euch — von unserer Tochter — ließ Winke fallen, die unserm Hause glänzende Hoffnungen vorbereiten.

Ubaldo. Verschwieg er Dir, daß er vom Hofe mich verbannte?

Cam. Mit Bedauren erwähnte er dessen, ja mit wahrem Schmerz fügte er hinzu, man werde gegen Euren Eigensinn, wie

er es nannte, bald noch ſtrengere Maaßregeln ergreifen müſſen. Doch ſollte mich das nicht ſchrecken, Ein gutes Wort von Euch könne alles wenden.

Ubaldo. Ein gutes Wort in einer ſchlechten Sache, wie reimt ſich das?

Cam. O hättet Ihr ihn bitten hören! ich ſage Euch, der König bat — beſchwur mich — wenn ich recht geſehn — mit feuchten Augen, ich ſolle verſuchen was meine Liebe über Euch vermöge.

Ubaldo. Und Ihr verſpracht?

Cam. Wie konnt' ich ſolchen Bitten widerſtehn? Ja, ich bin es, die von Eurer Liebe hofft, was ein ſchlummernder Ehrgeiz ihm verſagte. Mein edler Gemahl! ihr hegt ſo hohe Begriffe von der Pflicht; iſt es denn nicht Pflicht, einem einzigen Kinde die angebotene Krone auf das Haupt zu ſezzen? nicht Pflicht, Euren Stamm zu erheben? Euren König zu beglücken?

Ubaldo.

Ubaldo. Camilla, wo geräthſt Du hin? — Du, ſonſt ſo weich bey fremdem Unglück, hat eine Krone ſich klemmend um Dein Herz gelegt? — Willſt Du mit fremdem Raube Deine Tochter ſchmücken? — Wie ſoll ich zu Dir reden? Deine Vernunft iſt gefeſſelt — ich ergreife Dein Gefühl. — Geſetzt, ſie wäre Königin, ſie die Verſtoßene um einer Andern willen, wie würdeſt Du die Mutter dieſer Andern richten, wenn ſie gierig Deiner Tochter Thränen zu Perlen für das Diadem der ihrigen auffinge?

Cam. Mich deucht, der Fall ſey anders. Prinzeſſin Blanca —

Ubaldo. Laß den Fürſtenſtand hier aus dem Spiele, hier richten Herzen. Sey auf Deiner Huth! Die Königin hat Dich beleidigt, und beleidigt werden iſt nur darum ſchmerzlich, weil oft auch beſſere Menſchen durch unedle Rache zu gemeinen herabſinken.

Cam. (verlegen). Ich bin mir nicht bewußt —

Ubaldo. Doch, Du bist es, denn was hier das Bessere zu nennen wäre, das lebt auch schon im Kinde. Nur übertäub' es nicht. Komm, laß uns einen Augenblick unsere Rollen wegwerfen. Ich bin nicht Herzog, Du nicht Herzogin. Wir haben keine Tochter. Wir leben einsam in der Ferne auf einem kleinen Landgut; wir kümmern uns nicht um die Welt, noch minder um den Hof. Da kommt eines Abends ein Freund aus der Stadt, der erzählt uns am Kamin die rührende Geschichte von einer unglücklichen Königin, die nichts verbrach, als daß sie keine ungenossenen Reize dem sinnlichen Gemahl mehr bieten konnte. Der erzählt uns die Geschichte von einer ehrgeizigen Herzogin, die des Lüstlings Begierden schnell benutzt, um einer schönen Tochter auf der Verstoßenen Grabe einen Thron zu bauen —

Cam. (bewegt). Ich bitt' Euch, schweigt.

Ubaldo. Von einem schwachen Herzog, der es billigte —

Cam.

Cam. Es ist genug.

Ubaldo. Von einem murrenden Volke, das mit Abscheu zusah —

Cam. Schonet meiner —

Ubaldo. Endlich vielleicht gar von einem wankelmüthigen Könige, der nach kurzem Genuß die neue Liebe einer neuern opferte —

Cam. Ich bin erwacht —

Ubaldo. Der Fremdling endigt seine Erzählung, und bittet Euch am Schluß, ein Urtheil zu sprechen.

Cam. Es ist gesprochen — mein eigenes.

Ubaldo. Das wußt' ich, darauf zählt' ich. Warlich, böse Handlungen wären selten, irrige Urtheile seltener noch, wenn die Menschen nur verstünden, aus sich selbst heraus zu gehn, oder wenn sie es nur wollten. Oft vergessen sie es auch. Das war Dein Fall, Du hast es nur vergessen.

Cam.

Cam. (Sich an seinem Busen verbergend). O mein guter, trefflicher Ubaldo! verachte nicht Dein schwaches Weib!

Ubaldo. Die Natur gesellte zu eurer Schwachheit das Gefühl, und machte so den Mißgriff wieder gut. Ich habe Dein Gefühl erweckt, jetzt bist Du stark. Es bedurfte nicht einmal Dich zu erinnern, daß Bianca selbst Dein sogenanntes Glück uns willig von sich stoßen würde. Kenn' ich sie recht, die reine Seele, an der kein Hauch der Sinne noch gehaftet, so wird der Antrag sie mit Schmerz erfüllen. (er öffnet die Thür des Nebenzimmers.) Bianca!

Vierte Scene.

Bianca. Die Vorigen.

Ubaldo. Wir bedürfen Deines Ausspruchs. Eltern mögen gern der Kinder Glück nach eigenen Begriffen modeln. Wir nicht.

nicht. Du ſelbſt entſcheide. Der König wirbt um Deine Hand.

Blanca. Ich hoffe, mein Vater hat bereits entſchieden.

Ubaldo. Den Thron, und was noch ſeltener, auch ſein Herz, bietet Dir ein mächtiger Monarch.

Blanca. Sein Herz gebührt der Königin, mit ihm der Thron.

Ubaldo. Er will ſich von ihr trennen.

Blanca. Gott! um meinetwillen?!

Ubaldo. Vielleicht hat er noch andere, beſſere Gründe.

Blanca (haſtig). Nein mein Vater, er hat keine. Ihre Tugend, ihre Sanftmuth ſind geprieſen, Freunde beten ſie an, Feinde werden ihre Schmeichler. Eine Laune trennt den König von ihr, eine Laune führt ihn zu mir. Sich kennt er nicht, wenn er ſich überredet, er werde treuer an mir hängen; mich kennt er nicht, wenn er wähnt, ich ſey fähig, Fluch und Thränen

der

der Unſchuld auszupreſſen; und — laſs mich kühn hinzufügen — auch Euch kennt er nicht, wenn er mit Eurer Billigung ſich ſchmeichelt.

Ubaldo. Recht Blanca, ſo ſind auch wir geſinnt. (Er faßt beyder Hände.) Alſo Einigkeit, Gottlob! was vermag den Mann kräftiger zu ſtärken, wenn die Welt ihn verkennt, als die Gewißheit: im engen Kreiſe meiner Lieben werd' ich nicht verkannt! Auch ich ſtrebe vergebens, von dieſem milden Einfluß mich loszuwinden; auch ich bekenne, daß, von Euch getadelt, ſelbſt bey erfüllter Pflicht, die Freudigkeit mir mangeln würde. Jetzt iſt Alles gut. Meine Gattin! meine Tochter! (er ſchließt beyde in ſeine Arme.) Ihr ſcheltet mich bisweilen kalt — was ſoll ich reden? — fühlt, ich ſey es nicht.

Cam. Du biſt es nicht.

Blanca. Ihr wart es nie.

Ubaldo.

Ubaldo. Genug. Wir dürfen die koſtbaren Augenblicke nicht in Wechſmuth verlieren. Der König wird da nicht lange bleiben, er iſt zu weit gegangen. Gewalt in der Hand der Leidenſchaft iſt eine brennende Fackel in der Fauſt des Wahnſinnigen. Für mich iſt keine Gefahr, zum mindeſten keine, die ich fürchte. Allein für Euch — für Dich Bianca. Wüßt' ich einen Mann, der mein Vertrauen und Dein Herz verdiente, wär' er gleich Dir nicht ebenbürtig, ſchnell würd' ich Dich vermählen.

Bianca. Ein Kloſter, mein Vater —

Ubaldo. Die Kloſterpforten haben keinen Riegel für einen König. Er hat's bewieſen. Nur eine Zuflucht bleibt Dir noch, im Fall ich Dir entriſſen werde. Mein ödes Bergſchloß an der Gränze — zu Deiner Aufnahme iſt es bereit. Hyſt Du Muth Dich einzuſperren, bis ein neuer Ge-

genſtand, wer weiß wie bald, in des Königs Bruſt Dein Bild verlöſche?

Bianca. Gern mein Vater.

Ubaldo. Und Du Camilla, willſt Du ſie begleiten?

Cam. Von Dir mich trennen!

Ubaldo. Mutter, Dein Kind iſt in Gefahr!

Cam. O ziehe mit uns!

Ubaldo. So bald ich darf. Jetzt ihr allein — meine beſten Roſſe, ein leichter Wagen — noch in dieſer Stunde müßt ihr fort.

Ein Page (tritt herein). Der junge Graf Serravalle begehrt mit dem Herzog allein zu ſprechen.

(Bianca erſchrickt)

Ubaldo. Graf Serravalle? was führt den zu mir? — Geht, macht Euch fertig.

fertig. So bald er mich verlaſſen, empfangt Ihr meinen Abſchiedskuß.

(Camilla und Bianca ab).

Ubaldo (zum Thore). Führt ihn herein.

Fünfte Scene.

Serravalle. Ubaldo.

Serrav. Herzog, Euer Leben iſt in Gefahr.

Ubaldo. Wie kommt Ihr zu dieſer Botſchaft?

Serrav. Ihr ſollt Alles wiſſen, doch zuvor müßt Ihr gerettet werden. Meine Roſſe ſtehn bereit. Auf meiner Waldburg ſucht Niemand den Todfeind meines Vaters.

Ubaldo. Junger Mann, ich floh noch nie vor wirklichen Gefahren, minder noch vor eingebildetem.

Serrav.

Serrav. So hört. Vor wenig Stunden lebte mein blinder Vater noch. Seitdem er Eure Strenge und seine Verirrung einsam beweinte, fand ihn jeder Morgen in des Waldes Schatten, oft betend unter einem Baume. Auch heute kniete er im dichten Gebüsch, und hatte seine Diener fortgesandt. Jagdhörner tönten ihm. Des Königs Gefolge sprengt' an ihm vorbey, und bald vernahm er Stimmen zweyer Männer, die, ohne seiner zu gewahren, dicht neben ihm sich lagerten. Es war der König selbst und sein Vertrauter. Sie sprachen lange, viel, von Euch, von Eurer Tochter. Ich wiederhol' Euch Alles, wenn Ihr geborgen seyd. Jetzt nur den Schluß: noch heute wird man Euch in einen Kerker, Eure Tochter in den Palast führen.

Ubalde. Das Alles läßt mich Euer Vater wissen?

Serrav. Ach nein! er haßte Euch bis in den Tod. Entzückt von dem was er ver-

vernommen, konnte seine Ungeduld der Diener Rückkunft nicht erwarten. Den oft betretnen Pfad versucht' er jetzt allein zu finden, erreichte glücklich des Schlosses Pforte, rief meinen Namen überlaut, und — während ich hinunter eilte, stieß er sein graues Haupt heftig gegen die Mauer, sank halb entseelt zu Boden, in seinem Blute fand ich ihn. Nur noch Einmal sammelt' er die letzte Kraft, um mir zuzuröcheln: der Augenblick der Rache ist gekommen! In seine kalte Hand sollt' ich schwören, flugs den König aufzusuchen, mich zum Henker oder Meuchelmörder anzubieten.

Ubalde. Und Ihr schwurt?

Serrav. (stolz). Wär' ich hier?

Ubalde. Und Euer Vater?

Serrav. Ging Euch fluchend aus der Welt.

Ubalde. Was bewog Euch, junger Mann —?

Serrav.

Serrav. Fragt jetzt nicht, folgt mir, ich mein' es ehrlich. Die Roſſe herren, mein Wappen tragen die Begleiter. In ihrer Mitte ſucht Euch Niemand. Argwöhnt Ihr aber dennoch einen Verräther in mir, ſo übergebt mich Eurem Getreuſten, ich will als Geiſel mit meinem Leben für Euch haften.

Ubaldo (faßt ſeine Hand). Graf Serravalle, ich begehre zu wiſſen, was Euch zu dem Entſchluß vermocht?

Serrav. Ich liebe mein Vaterland, ich haſſe unedle Rache. Iſt Euch das genug? Ihr ſeyd unglücklich, wir ſind verſöhnt.

Ubaldo (forſchend). Soll Euch etwa des Vaters Rettung der Tochter Beſitz gewinnen?

Serrav. Herzog, Ihr ſollt beſſer von mir denken. Ich weiß Euch gerade nicht ſpitzfindig zu entwickeln, was mich hergetrieben; genug, es iſt etwas in mir, das ver-

vernehmlich ſprach: handle ſo, dann iſts recht. Darum empfanget meinen Schwur: nie komme der eitle Gedanke in meine Seele, als hätt' ich mir ein Recht auf Blanca erworben. Ihr dem Volke wieder geſchenkt, ich auf meiner Waldburg ſtill und einſam wie zuvor. Nicht mein Anblick ſoll Euch mahnen. Selbſt um eine Blanca wirbt nur Einmal der verſchmähte Serravalle. Seyd Ihr nun zufrieden? Zögert länger nicht. Rettet Euch!

Ubaldo (betrachtet ihn ſtumm). Ihr entſagt meiner Tochter?

Serrav. Nicht dem Ruhme ihrer würdig zu ſeyn.

Ubaldo. Du biſt es Jüngling. (Er öffnet die Nebenthür). Camilla! Blanca! her zu mir! Ein Augenblick hat Alles umgeſtaltet.

Sechste Scene.

Camilla. Blanca. Die Vorigen.

Ubaldo. Kennt Ihr den Mann, der Euch mit edlem Trotze grüßt? Dein Erröthen, Blanca, ist bejahend. Aber wähnt nicht, er sey gekommen, um dem Gefallenen abzutrotzen, was ihm der Mächtige versagte. Nein, nur um den zu retten, den er seinen Feind genannt, seht Ihr ihn hier, nicht achtend des sterbenden Vaters feindseligen Fluch. Wohlan Jüngling, Du hast nicht vergebens dem Etwas gehorcht, das ich wohl kenne, Du aber nicht zu nennen weißt. Zwar bedarf ich keiner Rettung, noch bin ich mir selbst genug. Aber dieses Mädgen vor Gewalt zu schützen, wird Gewalt mich hindern; darum vertraue ich sie Dir, sie ist Deine Braut. Um sie hinweg zu führen, kamst Du herab von Deiner Waldburg; eile jetzt zurück von ihr begleitet.

Serrav.

Serrav. (entzückt und überrascht). Herzog —

Ubaldo (zu Camilla). Du stimmst ein?

Cam. Ihr wählt das Beste.

Ubaldo. Und meine Tochter gehorcht?

Bianca (reicht Serravalle die Hand). Ihrem Vater und ihrem Herzen.

Serrav. Gott! erhalte mich bey Sinnen, daß ich, im Rausche des Entzükkens, der neuen Pflichten nicht vergesse, die Eure Großmuth mir auflegt. Ich habe wieder einen Vater! Nur wärnen durfte der Fremdling, der Sohn darf bitten mit der Liebe Ungestüm. Rettet Euch zuerst mein Vater! (zu Camilla und Bianca). Helft mir ihn erweichen! Der König trachtet nach seiner Freyheit, vielleicht nach seinem Leben.

Cam. Unmöglich!

Serrav. Ach! so ist es. Sterbend und frohlockend hat mein Vater es bezeugt.

Ihr ſollt Alles wiſſen. Jetzt bringt der nächſte Augenblick Gefahr.

Cam. Flieh Ubaldo!

Blanca. Wo verbergen wir den Vater?

Ubaldo (mit edlem Unwillen). Verbergen?

Serrav. Zu ſeiner Rettung iſt Alles vorbereitet. Meine ſchnellſten Roſſe — ein Geleite, ſtark genug ihn zu ſchützen — eine Burg, feſt genug ihn zu beſchirmen. O Mutter! o Geliebte! helft mir überreden! Euch ſind die Töne ja bekannt, die zu ſeinem Herzen dringen.

Cam. Du zögerſt Ubaldo?

Blanca. Gebt nach mein Vater!

Cam. Liebe bittet —

Blanca. Angſt fodert —

Cam. Uns gehört Dein Leben!

Blanca. Und dem Vaterlande —

Ubalde. Und der Pflicht.

Serrav. Sie eben gebietet Euch Selbsterhaltung.

Ubalde. Nicht immer.

Serrav. Wozu ein fruchtloses Opfer?

Ubalde. Sieh da, schon wieder Einer mit der Wage in der Hand, in dieser Schaale Pflicht, in jener Vortheil. Jüngling, lerne — denn Du bist werth es zu lernen — daß der rechte Mensch nie um sich blickt um zu erspähen, was wohl daraus entstehen werde, wenn er handelt wie er muß. Folgen giebt es nicht für ihn, weder gute, weder böse; denn das ganze Heer der Folgen umschließt Euer Dunstkreis, und was ihn bestimmte, war ein Höheres. Darum laßt ab von mir. Ich habe mein Leben unzerstückelt an Eines nur gesetzt, kann Eure Bilder auf meinen Altären nicht dulden, trügen sie gleich Ehrenbinden und Tugendkronen.

Cam.

Cam. Dein Eigenſinn wird Dich und uns verderben.

Ubalde. Das Rechte faſſen und am Rechten halten, iſt nicht Eigenſinn.

Siebente Scene.

Graf Camponero; ein Hauptmann mit Wache. Die Vorigen.

Blanca. Ha! zu ſpät!

Cam. (zugleich). Mein Gemahl!

Serrav. (in ſich murrend). Er iſt verloren!

Graf. Was ich befürchtet, Herzog, iſt geſchehn, des Königs Zorn durch ſtilles Brüten gewachſen. Ihr errathet was, mit dieſem Befehle, mich zu Euch führt. (Er überreicht dem Hauptmann ein Papier). Hauptmann, der Befehl des Königs.

Der Hauptmann nimmt und lieſt.

Serrav.

Serrav. (leise zu Ubalde). Noch könnt Ihr durch Entschlossenheit Euch retten.

Ubalde. Fehlt es mir daran?

Serrav. Ein Wink, und meine Begleiter stürmen herauf. Zittern sollen diese Miethlinge.

Ubalde. Zittre Du selbst Empörer!

Hauptmann. Dieser Befehl — verzeiht mir, edler Graf — ich bin so bestürzt —

Graf. Mangelt ihm Deutlichkeit?

Hauptmann. Ach er ist nur allzu deutlich! Dem Herzog soll ich das Schwerdt abfodern, mit dem er einst — der König hat das nicht gewußt oder vergessen — das Schwerdt, mit dem er einst meinem Vater, seinem Freunde, in der Schlacht das Leben rettete. — Verzeiht, ich kann das nicht.

Graf. Wie Hauptmann? Ihr weigert dem Könige Eure Pflicht?

Haupt-

Hauptmann. Ich fühl' es wohl, ich handle ſtrafbar. Aber auch in meiner Bruſt ſpricht ein Geſetz, das ich nimmer abgeſchworen. Ich meinte, es werde nie im Widerſpruch mit den Pflichten des Soldaten ſtehn. Weh mir! ſo iſts. Warum habt Ihr eben mich zu dieſem Geſchäft erkohren? Ich gehe alſobald mich ſelbſt zu überliefern. Der König ſey mein Richter. Das ſtrengſte Urtheil werd' ich leichter tragen, als dieſes Mannes Blick.

Ubaldo. Faßt Euch Hauptmann, es fällt des Königs Willen, mich beleidigt Ihr nicht.

Hauptmann. Vergebens ſprecht Ihr, wie es Eurer Größe ziemt. Ich kann nicht gehorchen, weiß Gott, ich kann nicht! — (auf den Grafen deutend.) Soldaten, dieſem Manne übergeb' ich das Kommando. Des Königs Befehl iſt in ſeiner Hand, ihm gehorcht. Ich gehe, aber ich entfliehe nicht.

(ab.)

Achte

Achte Scene.

Die Vorigen ohne den Hauptmann.

Graf (mit verbiſſener Wuth zu den Soldaten). Nun wohl, Ihr habt gehört, ich bin euer Hauptmann. Führt den Herzog ins Gefängniß.

(Die Soldaten murren.)

Graf. Soll ich den Befehl Euch wiederholen?

Erſter Soldat. Unſer Feldherr —

Zweyter. Unſer Vater —

Dritter. Wir haben ihn fechten ſehn —

Vierter. Er hat ſein Brod mit uns getheilt.

Graf. Noch ein Wort und euer Leben iſt verwirkt.

Ubaldo. Genug Herr Graf. Ihr durftet ja nur mir den Befehl verkünden.

Laßt

Laßt sehn. (Er wirft einen Blick auf das Papier.) Ja. Es ist der Namenszug, den ich einst, auf meinem Schooße ihn selbst gelehrt. Hier mein Schwerdt. Meldet dem Könige, sein Wille sey vollbracht. (will gehn.)

Camilla und Blanca (hängen sich an ihn). Mein Vater! mein Gemahl!

Ubaldo. Schöne Titel, aber keiner Pflicht im Wege. Nur Eins noch: was ich diesem Manne zugesagt (auf Serrabalte deutend) erfüllt sogleich, noch in dieser Stunde. Versteht Ihr mich? — Nun ists genug. Wird Euch vergönnt mich zu besuchen, so kommt, Ihr sollt mich heiter finden. (Zu den Soldaten.) Auf Kameraden! folget mir. Wir gingen ja schon manchen rauhen Weg zusammen. (Ab mit der Wache).

Neunte Scene.

Die Vorigen ohne Ubaldo.

Graf (innerlich wüthend)! Blitz auf Blitz! und immer noch höhnt die Eiche.

Serrav. Mich dünkt, Herr Graf, Ihr thätet wohl, Euren Trabanten zu folgen, denn was hier vorgegangen, muß Eure Gegenwart beschwerlich machen.

Graf. Wer ist der Fremdling, der es wagt sich einzumischen?

Serrav. Mein Name steht zu Euren Diensten. Ich heiße Serravalle.

Graf. Etwa der Sohn des Mannes, der —

Serrav. Sprecht nicht weiter. Ihr habts errathen. Eines Mannes Sohn, der kein Höfling war wie Ihr.

Graf. Der wegen Hochverrath —

Serrav.

Serrav. Kein Wort mehr! der Vater hat gefehlt, gebüßt; der Sohn erduldet keinen Vorwurf, am wenigſten von Euch.

Graf. Man hört ja wohl, des Vaters Geiſt ruht auf dem Sohne.

Serrav. Leider nicht ſo ganz; denn warlich Graf! mein Vater hätt' Euch längſt gezüchtigt.

Graf. Mir das?

Serrav. Euch.

Graf. Jüngling, mäßigt Euch. Ich ſtehe hier im Namen des Monarchen!

Serrav. Gab Euch der König noch andere Befehle, ſo erfüllt ſie ſchnell und geht.

Graf. Herzogin, und Ihr Prinzeſſin, folgt mir in den Palaſt.

Serrav. Das Euer Auftrag? zu ſpät. Vermeldet dem Könige, Prinzeſſin Blanca ſey meine Braut.

Graf. Ich hoffe nicht —

Serrav.

Serrav. Auf Eure Hoffnung freylich nahm der Herzog keine Rückſicht.

Graf. Redet, gnädige Frau, widerſprecht dem Kühnen.

Cam. Es iſt wie er ſagt.

Graf. Der Herzog, ein Staatsverbrecher, kann in dieſer Lage nichts verfügen. Der Mutter Einwilligung iſt vonnöthen.

Cam. Die hat er.

Graf. Wie gnädige Frau? man hätte Euch bethört?

Cam. Bethört? das iſt das rechte Wort. Ich war bethört; jetzt bin ich es nicht mehr.

Graf. Wahrhaftig? nach Gefallen. Allein der König wird nicht dulden, daß man die Prinzeſſin zwinge.

Blanca. Ich liebe dieſen Mann.

Graf. Man hat fürwahr ſich hier das Wort gegeben, des Herzogs Eigenſinn zu vertreten. Ich kann dazu nur lächeln, und

die

die Verblendung bedauern. Der König selbst mag richten. Vielleicht, daß er die Sache leichter nimmt, als mir sie scheint. Ihr wißt ja, Herzogin, wie viel Ihr über ihn vermögt; darum zögert länger nicht mir zu folgen.

Cam. (verlegen). Entschuldigt mich bey Sr. Majestät — ein wichtiges Geschäft —

Graf. Das wichtigste scheint mir: Gehorsam.

Serrav. Mutter, laßt den Grafen nicht in Zweifel. Die Tochter zum Altar zu führen, ist das Geschäft, dem Se. Majestät die nächsten Augenblicke vergönnen werden.

Graf. Wie? jetzt gleich?

Cam. Ja Herr Graf. Meines Gemahls Wille. Darum verzeiht, wenn wir Euch verlassen.

Graf. Und Ihr Prinzessin?

Blanca. Meines Vaters Befehl hat meinen Wunſch ausgeſprochen.

Serrav. Iſt Euch nun Alles klar?

Graf. Vollkommen, und ich ſehe mit Vergnügen, daß wir alle Förmlichkeiten hier bey Seite ſetzen. Wohlan, ſo muß auch ich, im Namen meines Herrn, beſtimmt erklären: Ihr wagt es nicht, Eure Wohnung zu verlaſſen.

Serrav. Ihr habt vergeſſen Graf, daß Euch Trabanten fehlen, um Euren Worten Kraft zu leihen. Zwar, Ihr tragt ja ſelbſt ein Schwerdt, und Eure Treue für den König läßt erwarten, daß Ihr den Gang mit mir nicht ſcheuen werdet.

Graf (legt die Hand an das Schwerdt). Schweigt oder —

Serrav. (zieht raſch das Seinige). Was beliebt?

Graf. Entblößte Waffen? — Euer Maaß iſt voll. Meine Pflicht hab ich erfüllt,

fällt, und ſtell' es nun dem König anheim. Empfangt indeſſen meinen Glückwunſch zu der raſchen Verbindung.

(ab.)

Zehnte Scene.

Die Vorigen ohne den Grafen.

Serrav. Jetzt, Mutter, laßt uns eilen.

Cam. Ich bin bereit.

Blanca. Auch ich. Doch Eines geht mir zuvor: Vom Altare führt mich in Ubaldo's Kerker; denn Eure Burg betritt die Gattin eher nicht, bis der geliebte Vater frey an ihrer Seite wandelt.

Serrav. Rettung — Rache — ja die ſchwör' ich Euch! Nicht eher ſoll mein Mund die Lippen der Braut berühren, bis ich den Schwur gelöſt. — Schon ſteht es klar vor meiner Seele, was geſchehen wird und muß. Nur ein Name fehlte mir, um es

es zu vollbringen. Ubaldo's Sohn! Dieſer Name bewegt das Volk, erſchüttert das Heer. Ubaldo's Sohn! ihm folgen willig Herzen, Waffen. Fort zum Altare! Des Prieſters Segen werde mir zum Fluche, wenn die nächſte Sonne ſchamroth Ubaldo's Kerker noch erleuchtet. (Er zieht beyde mit ſich fort.)

Ende des vierten Akts.

Fünfter Akt.

(Ein Platz im Garten).

Erste Scene.

Die Königin (tritt finster schwermüthig auf).

Männer hört' ich klagen: es sey ein herber Schmerz, wenn Fürsten-Undank Treue lohnt; oder wenn der Freund zum Verräther wird; oder wenn Verläumdung den Redlichen trifft. Es mag weh thun — aber der Schmerzen tiefsten Grund hat nur die liebende Gattin gemessen, als sie gemißhandelt vor der glücklichen Nebenbuhlerin stand! —

Ach!

Ach! warum hat die Natur am zarten Weibe verſucht, was Körper und Seele zu tragen vermögen! — Der Sterbenden Seufzer auf dem Schlachtfeld müſſen verſtummen, wenn die Gebährerin wimmert. Gefeierter Ehrgeiz, getäuſchte Hoffnung, verrathene Freundſchaft müſſen ſchweigen, wenn die gekränkte Gattin weint: denn der Mann gibt nie Alles, aber das Weib; dem Manne iſt Eines nie Alles, aber dem Weibe. —

Wohlan! wer mag das Weib verdammen, wenn es, im Uebermaaß der Leiden, auch kein Maaß für ſeine Rache kennt? —

Wie ſie da ſtand, die ränkevolle Mutter, durch ein hoffärtiges Lächeln die gedemüthigte Fürſtin vernichtend — die vernichtete Gattin zermalmend! und wie er mich in den Staub trat, der Mann, den ich anbete! — O warum zog er mich einſt hervor aus dem Staube! Warum lockte er die Kniee ende von den Stufen des Altars auf den

Thron? — Warum mußte ihre Hand das leichte Crucifix gegen den ſchweren Scepter vertauſchen? —

Er hat es gewollt. Jetzt bin ich Königin und will es bleiben. — Ich habe ihn nicht gelockt, habe mit keiner Fürſtentochter um ſein Herz gebuhlt — jetzt bin ich Königin und will es bleiben!

Rache meiner gekränkten Liebe! Rache meiner beleidigten Würde!

Zweyte Scene.

Serravalle. Die Königin.

Serrav. (der die letzten Worte hört). Ja Rache, edle Königin! Dieß Wort heißt mich willkommen.

Königin. Wer seyd Ihr? was wollt Ihr?

Serrav. Ich bin Serravalle.

Königin. Der seyd Ihr? ich weiß wen Ihr sucht — was hab' ich mit Eurer verschmähten Liebe gemein? — Geht zum König — oder flieht — es ist doch zu spät.

Serrav. Euch such' ich Königin. Blanca ist meine Gemahlin.

Königin (erstaunt). Eure Gemahlin?!

Serrav. Durch Priesters Segen.

Königin. Wer zwang die Braut?

Serrav. Ihr Herz war längst mein.

Königin. War —

Serrav. Iſt mein, hegt keinen Zweifel.

Königin. Und ihr Vater?

Serrav. Der gab ſie mir.

Königin. Er? Euch?

Serrav. Der Edle, von Euch Verkannte.

Königin. Und ihre Mutter?

Serrav. Sie hat der Eiferſucht Binde von den Augen geriſſen.

Königin. Wem erzählt Ihr Eure Mährgen? ſeyd Ihr wirklich Serravälle? oder hat man Euch gedungen? Verzeiht Signor, ich hab Euch nie zuvor geſehn.

Serrav. Wohl gehn hier Dinge vor, die Mährgen gleichen. Blanca's Vater im Kerker —

Königin. Ubaldo?!

Serrav. Er, des Staates Geiſt und Stütze, des Königs Oheim, Vormund, Erzieher

ſeher — Ubaldo mit Narben und Ruhm bedeckt ſchmachtet im Kerker!

Königin. Wenn Ihr wahr redet — ich kenne den König — nur die gewaltigſte Leidenſchaft vermogte zu erſticken, was Dankbarkeit gepflanzt und lange Gewohnheit befeſtigt hatte.

Serrav. Um Blanca's Beſitz verkauft er das Blut ſeiner Getreuen, das Herzensblut ſeiner edlen Gemahlin.

Königin (tief ſeufzend). Ach! ſo iſts!

Serrav. Der Herzog durfte fodern: auch den Purpur hätte Alfonſe mit ihm getheilt. Der Unerſchütterliche wählte Feſſeln.

Königin. So ſteh' ich tief beſchämt vor ihm. Ach! Ihr wißt nicht Graf, wie jedes Eure Worte mein Elend mehrt. Ich hatte noch einen Troſt: ich durfte meinen Haß theilen, ja den größten Theil auf Ubaldo werfen — jetzt bin ich ganz elend, denn ich darf nur den noch haſſen, den ich liebe!

Serrav.

Serrav. Den König allein. Er hatte Euren Untergang beſchloſſen — Ein Wort Ubaldo's, und Eure Krone ſchimmerte auf Blanca's Haupt. Er gab mir die Tochter und ging freywillig in den Kerker.

Königin. Des Mannes Größe drückt mich zu Boden.

Serrav. Erhebt Euch! helft ihn retten!

Königin. Was vermag die Verſtoßene?

Serrav. Des Königs Allmacht iſt verſchwunden, er ſteht allein, ein einzelner gehaßter Menſch. Das Volk iſt müde einer Launen, das Heer fodert ungeſtüm zu ge liebten Feldherrn. Ich, ſein Eydam, wage Blut und Leben. Wir brechen ſeine Kerker — wir vertrauen des Staates Ruder ſeiner erfahrnen Hand — wir huldigen Euch.

Königin (erſchrocken ob erſtaunt). Mir?!

Serrav.

Serrav. Euch, edle Fürstin. Ihr habt durch Wohlthaten des Volkes Liebe, durch sanftes Dulden sein Mitleid gewonnen. Eure Herkunft ist vergessen, man kennt nur Eure Tugenden. Ihr werdet einen fürstlichen Gemahl wählen, Eurer würdig, Dem und Euch wollen wir gern gehorchen.

Königin. Und Alfonso?

Serrav. Sterbe!

Königin. Nimmermehr!

Serrav. So danke er Euch im Kerker ein Leben der Reue gewidmet. Alles ist bereit. Fasset Muth, Königin, folget mir ins Lager. Man erwartet Euch. In wenigen Stunden haben wir es vollbracht, dann stellen wir Euch dem Volke dar als dessen geliebte Beherrscherin.

Königin. Nein! nein!

Serrav. Meine Worte sind des Heeres Stimme.

Königin.

Königin. Was hab' ich mit dem Heer zu ſchaffen? Wollt Ihr Hochverrath mit dem Schlever eines Weibes bedecken? Entfernt Euch Signor! ich will nichts weiter hören.

Serrav. So verſchmäht zum Mindeſten die Warnung nicht. Das Beſchloſſene wird ausgeführt. Königin oder Nonne iſt Euer Loos.

Königin. Ich habe gewählt. Fort Signor!

Serrav. Jetzt, Ubaldo, wenden alle Blicke ſich nach dir! (ab).

Dritte Scene.

Die Königin allein.

Wie geſchah mir? — den Rache-Dämon hab' ich ſelbſt gerufen, er iſt erſchienen mir zum Schrecken. — Was hab' ich denn gewollt? weiß ich es noch? —

Eine Nebenbuhlerin verderben — ſie war es nie. Eine eitle Mutter züchtigen — es iſt geſchehn, ihre ſtolzen Entwürfe ſind vernichtet. Einen treuloſen Gatten ſtrafen — er iſt geſtraft, Blanca vermählt. —

Ich den Thron ihm rauben? — war es mir denn je um ſeinen Thron zu thun? — Ich ein Werkzeug ſeines Unglücks? — (bewegt) Er hat mir ſchöne Tage gegeben, ſie können wieder kommen, iſt er doch nur ein Verirrter. —

Unglück! — ja wenn du es regieren könnteſt nach Gefallen; wenn du rufen könnteſt:

test: halt! nun iſts genug! Dann mögt' er leiden, ſich und mir zum Gewinn. Denn Herzen, die ſich fremd wurden, führt leicht das Unglück wieder zuſammen. Es tilgt Haß und Neid, erregt Wohlwollen in fremder Bruſt, und Leidende lieben ſich unter einander. —

Ja, im Kerker würde mich Alfonſo lieben, denn nur ich würde ſeine Feſſeln theilen.

Aber iſt er ſtark genug den Verluſt einer Krone zu tragen? — Nein, er iſt ein Mann, gewohnt zu herrſchen. Keinem Manne gnügt an Herrſchaft über ein treues Herz.

Wie bin ich ſo verwandelt? — ſind die ſchwarzen Gedanken unter dieſe Blumen geflohen? — Sieh da, Alles blüht um mich, hab' ichs doch zuvor nicht bemerkt.

Alfonſo muß gerettet werden. Ich muß ihn retten! — Aber wie? — Soll

ich

ich es bereuen, daß ich nie um Einfluß buhlte? — wen hab' ich jetzt? nur mich! Nur mich? bin ich mir nicht genug? — Ich will ihm Alles entdecken. — Alles? nein, er mögte wähnen, ich wolle durch ein Opfer ihn bestechen. Darum nichts von mir — nichts von dem, wozu man mich mißbrauchen wollte. Er sey gewarnt. Ich will ihm schreiben. Kein unbedachtes Wort verrathe mehr, als er wissen darf und muß. Vor seinem Bilde will ich schreiben, vor seinem freundlichen Bilde, so gedenke ich keines harten Zuges, der mir heute weh gethan. (ab).

Vierte Scene.

Der König und Graf Camponero.

König. Seht dort nicht die Königin?

Graf. Sie scheint Euch zu fliehen.

König (traurend). Sie flieht mich und ich meide sie. Ach! es gab eine Zeit, wo ich nur an Einem Tage in jeder Woche sie sehn durfte; damals lebte ich nur an diesem Einen Tage — und nun! — ich von ihr gesiehen, sie von mir gemieden! — O Graf! was ist der Mensch! besitzt er denn so gar nichts, wovon er rühmen darf, es werd' ihm bleiben bis an seinen Tod? — Graf, bisweilen mögt' ich wünschen, Blanca nie gesehn zu haben.

Graf. Es steht ja nur in Eurer Macht —

König. Meint Ihr? — Nein, so mächtig bin ich nicht. Mir gehorcht ein Volk,

Volk, nicht mein Herz. — Nun hab' ich ſie erblickt. Kann ich es ungeſchehen machen? oder kann ich durch ein Decret dieſem Herzen Schweigen gebieten?

Graf. Das nicht, doch es befriedigen.

König. Genuß mag die Gewalt erzwingen, Befriedigung nicht.

Graf. Eure Stimmung, gnädiger Herr —

König. Iſt Verſtimmung. Ich mögte anders ſeyn, und kann nicht anders werden. Ich mögte der Vergangenheit gebieten umzukehren, und bin nur ein Menſch, der ſeine Ohnmacht doppelt fühlt, weil er das Unglück hat, ein verwöhnter Fürſt zu ſeyn.

Graf. Denkt Ihr ſo? gebricht es Euch an Kraft, ſo zählt auf Ubaldo. Sein Eigenſinn wird Eurer verirrten Tugend bequeme Wege bahnen, doch freylich mit dem Ehrenkranz nur ſich ſelber ſchmücken.

König.

König. Versteh' ich Euch?

Graf. Man sagt er wolle rasch die Tochter vermählen, oder — habe sie schon vermählt.

König (voll Entsetzen). Graf — Ihr lügt — Ihr wollt mich prüfen — das ziemt Euch nicht — bekennt! wozu dieß Mährgen?

Graf. Wie dürft' ich solche Kühnheit —

König. Es ist nicht wahr! widersprecht mir nicht! wagt es nicht noch einmal Bianca vermählt zu nennen.

Graf. Ich schweige.

König. So? nun wißt Ihr zu schweigen, nun Ihr den Widerhaken in meine Brust geworfen. Jetzt redet, ich befehl es Euch.

Graf. Serravalle —

König.

König. Nennt mir den verhaßten Namen nicht!

Graf. Mit ihm sprach ich das übrige aus.

König. Erfindung, kümmerliche Erfindung. Ubaldo hat schon längst ihn abgewiesen.

Graf. Andere Zeiten — gereizter Eigensinn, des Jünglings Beharrlichkeit — der Tochter Liebe —

König. Ihr seyd des Todes, wenn Ihr das noch einmal wiederholt.

Graf. Blanca's eigne Worte —

König. Stoßt zu! der Dolch ist vergiftet.

Graf. Gern hätt' ichs ganz verschwiegen; aber sollet Ihr's von fremden Lippen hören? fremden Augen Euren Kummer zur Schau stellen? Lieber mögte Eures Zornes erster Ausbruch über mich ergehn. Ja,

gnädigster Herr, in meiner Gegenwart schloß sie den Bund, der ihres guten Königs Herz zerreißt.

König. In Eurer Gegenwart? very trefflich! daran erkenn' ich den Freund.

Graf. Konnt' ich mehr thun als mein Leben wagen? ich that es, erlaßt mir die Erzählung. Es möchte scheinen, als wollt' ich ein Verdienst um Euch geltend machen. Wozu auch jetzt von mir? Blanca muß befreyt, Ihr müßt gerettet werden.

König. Ist sie vermählt, was bleibt mir übrig, als mit ohnmächtiger Wuth in des Schicksals Ketten zu beißen?

Graf. Ohnmächtig? Seyd Ihr nicht Herr? — man hat das Aeußerste gewagt, so thut Ihr nun das Aeußerste. Man tritt dem Könige, so rächt sich der König! — Noch ist nichts verloren. Ein drehendes Wort, und Blanca selbst schmiegt sich erschrocken in Euren Arm.

König.

König. Dieß Wort?

Graf. Tod!

König (ſchaudert). Wem?

Graf. Wem ſonſt als dem Uebermüthigen, der noch in Feſſeln Euch verhöhnt!

König. Ubaldo? — nimmermehr! er war meiner Jugend treuer Führer, meines Reiches tapfere Stütze. Mein Schwerdt könnte ſeine Bruſt nicht berühren, ohne auf Wunden zu treffen, die er für mich empfing. — Nimmermehr! in meiner Hochzeitkammer, auf meinem Sterbelager, würde ich ſein blutiges Geſpenſt erblicken. — Ich kann ihn haſſen — ich haſſe ihn! aber er iſt doch ein Mann! Graf, er iſt ein Ehrenmann, ihr fühlt das wohl!

Graf. Will ich denn ſeinen Tod? nur die Drohung, das Urtheil, nur Eure Unterſchrift. Wenn er Ernſt gewahrt, wenn eines ſchimpflichen Todes Schrecken ihn

umgeben; wenn Gemahlin, Tochter, wimmernd an ihm hängen, — das wird ihn beugen.

König. Ihr kennt ihn schlecht. Wie wenn er dennoch unerschüttert bleibt? Wenn er ruhig seinen Nacken dem Beile bietet?

Graf. So ruft Ihr: Gnade!

König. Und was wäre dann gewonnen?

Graf. Ich möchte fragen: was wäre dann verloren? Bessern kann mein Rath, verschlimmern nicht.

König. Und welchen Vorwand für die Grausamkeit?

Page der Königin (tritt auf und überreicht dem Könige einen versiegelten Zettel.) Von der Königin.

König. Schon gut, die Antwort werd ich senden, wenn es einer bedarf.

(Page ab).

König.

König (indem er den Zettel erbricht). Vermuthlich neue Klagen, neue Wuth. Sie ſollte meiner ſchonen. Das erbittert nur. Ja, wär' ich ſelbſt mit mir zufrieden, dann mögte ſie klagen, wüten. (er lieſt.) Nein — nein — ha! Graf! — was iſt das? (Er lieſt laut.)

„Ich warne den König und be-
„ſchwöre den Geliebten, auf ſeiner
„Huth zu ſeyn. Im Lager iſt Em-
„pörung. Er eile, ſich die Krone,
„mir ſein Leben zu erhalten."

Welche Räthſel!

Graf. Die ich löſe. So ſchlimm als die Königin es macht, und machen muß, um durch Großmuth zu glänzen oder zu rühren, ſo ſchlimm iſt es nun wohl noch nicht. Aber Gährung herrſcht, und ein Geiſt der Widerſetzlichkeit ſenkt ſich vom Haupte herab auf die Glieder. — Gnädiger Herr, Ihr

ſuchtet

ſuchtet eben einen Vorwand für die Gauckeley, wie, wenn Ihr einen für den Ernſt gefunden hättet? — Ich wollt' es Euch verhelen, den Vater Bianca's ſchonen; aber wenn es um ſich greift, wie der Königin Warnung befürchten läßt, dann wäre Schweigen Verbrechen. Wiſſet, die mir zugeordneten Trabanten weigerten ſich den Herzog zu verhaften.

König. Und doch befindet er ſich im Kerker?

Graf. Er ging freywillig.

König. Ha! das ſieht ihm ähnlich! Was hab' ich zu fürchten von einem ſolchen Mann!

Graf. Nichts von ihm vielleicht; aber wie, wenn man ihn zwinget? Wär' er der Erſte, dem Soldaten eine Krone aufgedrungen? Er iſt Euch nah verwandt, des Heeres Abgott —

König.

König. Tugend iſt der ſeinige.

Graf. Achilles Ferſe war verwundbar. Doch ferne ſey von mir, des Königs edle Bruſt mit Argwohn zu erfüllen. Nur eine Antwort galt es auf die Frage: wie ein Todesurtheil ſich rechtfertigen laſſe?

König. Ihr ſcheint von dieſem Kunſtgriff Wunder zu erwarten? Wohlan, auf Eure Gefahr. Ihr mögt verſuchen, ob es Euch gelingt den Mann zu ſchrecken.

Graf. Doch nur, wenn mir der König ſeinen Namen leiht.

König. In meinem Namen mögt Ihr ſprechen.

Graf. Wird er mir glauben ohne Eure Unterſchrift?

König. Genug! — ſelbſt nicht im Scherz mögt' ich die Feder ſo mißbrauchen. Wie er es aufnimmt, davon will ich ein

ver-

verborgener Zeuge seyn. Verdoppelt überall Wachen und Vorsicht. Bringt mir die Schlüssel zu dem Thurme, der an Ubaldo's Gefängniß stößt. Ihr selber liefst ja dort, während des letzten Krieges, eine künstliche Anstalt treffen, um Staatsverräther zu belauschen. Davon weiß der Herzog nichts, denn während Ihr so bautet, focht er für den Staat. Dort höre ich Alles und trete zu rechter Zeit hervor.

Graf. Ich gehorche.

König. Auf der Stelle! Jeder Augenblick ist eine Marter, bis mein Schicksal sich entwickelt. Kaum darf ichs wünschen. Hoffnung allein beglückt den Menschen und doch hangt er immer nach Entscheidung. — Graf, ich fürchte, dieser Zettel wird mir einst in Blanca's Armen mit Flammenschrift an der Wand erscheinen. Die Königin durch mich verbannt — ich von ihr

ihr gewarnt — meine Härte — ihre Großmuth — kommt! kommt! wir gehn auf Lava-Rinde, aus jeder Spalte lecken Flammen empor! (ab.)

Graf. Nur immer zu, so kannst du meiner nie entbehren. (ab.)

Fünfte Scene.

(Ein anſtändiges Gefängniß. Rechter Hand führen Stufen zu der Pforte eines Thurmes, über welcher ein offenes Gitter befindlich).

Ubaldo allein.

(Er ſteht mit verſchränkten Armen vor einem Winkel und ſieht einer Spinne zu). Fleißige Spinne, wir müſſen Bekanntſchaft machen. — Lernen kann der Menſch von jedem Thiere, lehren nichts was dem Lehrling Nutzen brächte. — Laß ſehn, was lern' ich von dir? — Netze weben? — Nein. Witterung prophezeihen? — warum nicht? es wäre bey Hofe eine willkommene Kunſt. — — Siehe, da hältſt du dich an einem Faden, den kaum das Auge erblickt — ſicher ſchwebſt du in der Luft. — Hätt' dir allein der Schöpfer die Gabe verliehn, ſolch' einen Faden aus

dir ſelbſt zu ſinnen?. — Mit nichten! auch dem Menſchen, der nicht klagen ſoll, er ſey vergeſſen, als jedes Geſchöpf einen Trieb empfing. Ihm ward ein Edleres — die Pflicht! Ueber einem Abgrund ſchwebt er ſicher an ihrem unſichtbaren Faden!

Sechste Scene.

Camilla. Blanca. Ubaldo.

Cam. Ich bringe dem Vater die vermählte Tochter.

Ubaldo. Komm an mein Herz, geliebtes Kind! ſchau nicht ſo beklommen um Dich. Der Ort iſt düſter, mein Auge heiter.

Blanca. Ach! mein großer, guter Vater! ſo beſchimpft um meinetwillen!

Ubaldo. Beſchimpft? wer hält mich dafür? — ich nicht, und der König warlich auch nicht. Will mich doch bedünken, ich ſey noch nie ſo ſtolz geweſen; denn nun hab' ich ja mich ſelbſt erprobt, und bin mir treu geblieben. — Hörſt Du Blanca, Dein Vater iſt ruhmredig geworden, doch zur Hälfte aus Liebe für Dich. Muth

wollte er Dir einflößen, auf daß Du ruhig mit Deinem Manne zieheſt, den Vater in der unfreundlichen Wohnung nicht elend wähneſt. Glaube mir, es iſt ein groſſer Genuß des innerſten Menſchen, in einer ſchweren Lage ſich ſelbſt zu begegnen, wie einem treuen Freunde, den man durch Miſstrauen gekränkt. — Nun iſts genug. Ich ſegne Euch! — geht.

Cam. Ich gehn? — ſo hart wird mein Gemahl nicht ſtrafen. Er hat mir verziehn, und hier iſt mein Platz.

Blanca. Ich habe keinen Bruder, keine Schweſter, die mir ein heiliges Recht hier ſtreitig machen dürften.

Ubaldo. So bleibe die Mutter, auf daß ſie nicht des Grolles mich verdächtig halte, den ich nie gegen Irrende gehegt. Aber Dich, Blanca, ruft die Pflicht zu Deinem Gatten. Warum kam er nicht

selbst? ich hätte so gern einen Sohn umarmt. Doch er hatte Recht. Die Fußtapfen gehn hier nur in die Höhle. Auch er ist nun dem Könige ein Verbrecher.

Cam. Keine Furcht hat ihn gehindert.

Blanca. Der süßen Pflicht hat er die heilige vorgezogen.

Ubaldo. Welche?

Blanca. Den Mann zu retten, der nun auch sein Vater ist.

Ubaldo. Retten? was habt ihr vor?

Cam. Du, des Heeres Stolz und Liebe. — Ein Wink Deines Eydams, und alle Schwerdter blinken Dir zur Brust wehr.

Ubaldo (erschrocken). Meint Ihr das? nun? wie weiter?

Cam.

Cam. Deines Kerkers Pforten werden geſprengt; der gehaßte Tyrann vom Throne geſtürzt; die Kinderloſe Königinn verſchmäht die Krone, Du der nächſte Erbe —

Ubaldo. Halt ein! ſpare den Athem bis zum Vivat am Krönungstage. Rede Blanca, wo iſt Dein Gemahl?

Blanca (ſchüchtern, aber mit ſteigendem Feuer). Wir verließen ihn im Lager. Er ging von Zelt zu Zelt. Aus jedem ſtrömte ein friſcher Haufe ihm nach. Endlich ſtand er im dichten Kreiſe. Die Augen blitzten, der Mund donnerte. Wer ihn hörte, murrte laut. Wer die Worte nicht vernahm, wurde von des Blickes Feuer ergriffen. Die Alten ſtampften, die Jünglinge entblößten ihre Schwerdter, die Pannerführer riſſen haſtig ihre Fahnen von einander, ließen hoch in der Luft ſie flattern,

tern, und alle jauchzten dem kühnen Manne zu: führ' uns an! wir folgen dir!

Ubaldo. Und er?

Cam. Die Königin, rief er, hat euch aufgegeben; ihr mangele Kraft und Muth euch zu beherrschen. So wählt den Würdigsten, dem längst schon Tapferkeit und Tugend Kronen wanden. Herzog Ubaldo! schrie das ganze Heer, Ubaldo unser König!

Ubaldo. Verflucht sey Serravalle! verflucht das treulose Heer! So ist es mir noch immer nicht gelungen, diesem Volke Ehrfurcht einzuflößen? es wagt mich zu beschimpfen? es begehrt, daß ich ein tadelloses Leben durch eine geraubte Krone schänden soll? es vermengt mich mit dem Heldenpöbel, dem alles Heilige in der Brust um Herrschaft feil ist?

Blanca (leise). Ach Mutter! sagt ich Euch das nicht zuvor?

Cam.

Lam. (leiſe). Sey ruhig, er wird endlich dem ſtürmiſchen Verlangen des Volkes weichen.

Ubaldo. Doch was nutzt mein Toben gegen dieſe Weiber? koſtbar ſind die Augenblicke. Herzogin, Euch erkenn' ich des Hochverrathes mitſchuldig, Ihr bleibt eine Gefangene in dieſem Kerker, und begrabt hier Euren Ehrgeiz. Du Blanca, eilſt hinaus, umſchlingſt Deinen Gemahl, und kreiſcheſt ihm ins Ohr: ich bringe dir meines Vaters Fluch! — Der König müſſe ſchnell erfahren — he! Wache! Wache!

Siebente Scene.

Graf Camponere. Die Vorigen.

(Der König erscheint am Thurmgitter).

Graf. Was beliebt Euch Herzog?

Ubaldo. Ihr kommt zu rechter Zeit. Warnt Euren königlichen Freund. Im Lager ist Aufruhr. Man greift verwegen nach seiner Krone. Alfonso's edle Gemahlin schlug sie aus. Jetzt droht man mir.

Graf. Habt Ihr den kühnen Frevel schon vernommen? Desto besser! Ein großer Mann in solcher Lage bedarf keiner Erinnerung, daß er dem Staate ein Opfer schuldig ist.

Ubaldo. Der König fodere.

Graf. Er fodert Euer Leben.

(Mutter und Tochter schreyen laut auf.)

Ubaldo

Ubaldo (unerschüttert). Mein Leben steht in seinen Händen.

Graf. Ihr begreift, Herzog, wie selbst das gnädigste Vertrauen in Euren erhabenen Character dem Könige hier nicht für seine Ruhe bürgt, indem ein toller Haufe droht, selbst wider Euren Willen Euch auf den Thron zu stoßen. So lange Ihr lebt, würde er täglich seinen Scepter als ein Geschenk von Eurer Tugend empfangen müssen, und jeder gemeine Empörer, der seine eigne niedre Denkungsart Euch unterschiebt, würde, zählend auf Eure Hülfe, das Panier des Aufruhrs pflanzen.

Ubaldo. Der König mag Recht haben.

Graf. Darum ward ich hergesandt, ein betrübter Zeuge Eurer letzten Stunde zu seyn. Doch die Wahl der Todesart bleibt Euch überlassen.

Ubaldo. Auch das ist Dankes werth.

(Mutter und Tochter umklammern ihn ängstlich.)

Cam. Mein Gemahl!

Blanca. Mein Vater!

Cam. Willst Du auch noch jetzt Deiner furchtbaren Tugend opfern?

Ubaldo. Jetzt nicht? wann denn sonst?

Blanca. Hat nicht der König in diesem Augenblicke Euch von jeder Pflicht entbunden?

Ubaldo. Das kann selbst Gott nicht.

Cam. Bist Du Deiner Gattin, Deinem Kinde, gar nichts schuldig?

Ubaldo. Unverletzte Pflicht bis in den Tod.

Blanca. Ein Volk winkt Euch auf den Thron.

Ubaldo. Sein König lebt.

Cam. Von Dir heiſcht es Glück.

Ubaldo. Meine Pflicht iſt der Preis.

Bianca. Könnt Ihr ſie retten?

Ubaldo. Ich kann, denn ich will.

Cam. Insgeheim wirſt Du ermordet, der Welt als ein Verräther vorgeſpiegelt.

Ubaldo. Das verantworte der König.

Bianca. Aber welche Frucht nehmt Ihr mit ins Grab?

Ubaldo. Mein Bewußtſeyn.

Cam. Und wir, was ſoll aus uns werden?

Ubaldo. Weinende auf dem Grabe eines Mannes, der auch dann ſich treu blieb, als er von ſeinen Lieben gemartert wurde.

Cam.

Cam. Sage was Du willſt, wir laſſen Dich nicht.

Blanca. Wir umklammern Deine Knie, Dein Herz!

Cam. Gieb uns nicht der Verzweiflung Preis!

Blanca. Laß Dich meine Todesangſt bewegen!

Cam. Höre den Jammer Deiner Wittwe!

Blanca. Das Wimmern Deiner Waiſe!

Cam. O ich ſehe Dich erſchüttert. Jetzt will ich nicht ablaſſen! jetzt will ich mein Blut auf Deine Hände weinen!

Blanca. Vater! Vater! Du biſt gerührt — Du biſt überwunden — Du biſt mein! (Sie umklammert ſeinen Nacken).

Ubaldo (ſich ſanft loswindend). Gattin! Tochter! was fodert Ihr? wozu treibt Ihr mich! Ja es iſt Euch gelungen eine Thräne der Angſt in mein Auge zu preſſen! — Gott! hier ſteh' ich, ein ſchwacher Greis. Gerüſtet war ich gegen die Gewalt, aber nicht gegen Liebe. — Halte mich Gott! ich unterliege in dieſem Kampfe! Zeige mir die verklärte Geſtalt meines Lehrers! Laß noch Einmal ſeine Stimme an meinem Ohre flüſtern! Reiße mein Herz von ſeinen Adern los! Gieb mir Kraft, daß nicht im letzten Augenblicke die Frucht des langen Lebens mir entriſſen werde! — Graf, ich bitte Euch, eilt, denn ich bin nur ein Menſch.

Graf. Wollt Ihr dieſe Phiole? (Er reicht ihm ein Glas.)

Ubaldo. Gebt.

(Mutter und Tochter drängen ihn kreiſchend mit Gewalt zurük.)

Cam.

Cam. Ehe Du trinkst, mußt Du mich sterben sehn.

Blanca. Vater! willst Du Dein Kind wahnsinnig hinterlassen?

Graf. Warum quält Ihr Euch? steht es nicht in Eurer Macht, durch ein einziges Wort, Euer Glück, des Königs Ruhe, des Volkes Frieden herzustellen?

Cam. Sprecht es aus!

Graf. Blanca. — Der Herzog werde des Königs Vater und aller Argwohn schwindet. Ein heiliges Band verknüpft auf ewig die Zweige Eines Stammes.

Ubalde (sehr ruhig). Meine Tochter ist vermählt.

Graf. Der Pabst kann lösen.

Ubalde. Nimmermehr!

Graf. Wohlan, so trinkt.

Blanca.

Blanca (in höchſter Angſt). Vater! ich will meine Liebe opfern.

Ubaldo. Schweig.

Graf. Prinzeſſin, rettet Euren Vater wider ſeinen Willen. Erkläret laut, daß Ihr den Thron des Königs theilen wollt, und augenblicklich iſt jede Gefahr verſchwunden.

Ubaldo (ſieht ſie ſtarr an). Erkläre Blanca.

Blanca (kaum ihrer mächtig mit ſchwacher Stimme). Ich will —

Ubaldo. Halt ein! — O Gott! ſo hätteſt Du für meine letzte Stunde den bitterſten Tropfen aufgeſpart! ich müßte ſterbend meinem Kinde fluchen! Ja, ich fluche Dir Tugendvergeſſene! Erkaufſt Du mein Leben mit Deiner Schande, ſo ſiehſt Du nie mein Antlitz wieder! Zum heiligen

Grabe

Grabe will ich mich betten, und jedem heimkehrenden Pilger einen neuen Fluch für Dich mitgeben. — Redet Herzogin! rede Mutter zu Deiner Tochter. Warst Du nur kein treuloses Weib, so lehre sie jetzt ihre Pflichten. — Wie? Du schweigst?

Cam. Allmächtiger! soll ich denn meines Gatten Todesurtheil sprechen!

Blanca. Ich kann nicht mehr (sie sinkt an dem Vater nieder und hält sich liegend an seinem Knie).

Ubaldo (zum Grafen). Gebt.

Der König (hinter dem Gitter). Halt!

Ubaldo (stutzt). Was war das?

Graf. Der König selbst.

Cam. So tödte der Tyrann mit Einem

Einem Streiche Vater, Mutter und Kind!
(Sie umschlingt ihres Gemahls Nacken.)

Achte Scene.

Der König. Die Vorigen.

König. Seyd ruhig Herzog.

Ubalde. Ich bin es.

König. Ihr habt kein Ungeheuer an Eurem Busen erzogen. Eure Lehren sind mir unvergeßlich, denn ich sehe beschämt vor Euch, und finde demnach Kraft in mir Euch Eure Größe zu verzeihen.

Ubalde. Das ist Königlich.

König. Erhebt Euch, schöne Blanca. Ihr sehet mich tief erschüttert, und aus dem wahrsten Herzen dringt der Wunsch, daß Ihr den Bruder-Namen dem Reuigen nicht versagen wollet.

Graf.

Graf. Welch ein Getümmel!

Cam. Serravalle!

Blanca (taumelt auf). Mein Gemahl!

Ubaldo. Ha! der Verwegene! —

König. Graf, eilt hinaus. Unterrichtet Euch. Sagt dem Volke, daß in diesem Kerker Friede herrscht; daß der König selbst gekommen, die Fesseln seines Freundes zu lösen. (Der Graf geht indem er die geballte Faust mit innerm Grimm an die Stirn schlägt.)

Cam. O möchte blinde Wuth den schönen Traum nicht aufs neue vernichten.

Blanca (ängstlich). Das Getümmel nähert sich.

Cam. Verworrenes Geschrey.

König. Ein Wort des Grafen wird die Gemüther schnell besänftigen.

Stim-

Stimmen draußen. Es lebe König Ubaldo!

König. Ha! was war das?

Ubaldo. Befürchtet nichts.

Neunte Scene.

Ein Officier. Die Vorigen.

Officier (hastig). Rettet Euch, mein König! Das Volk stürmt den Palast. Schon ist der Graf ein Opfer seiner Wuth gefallen.

König. Ha! mir das?

Officier. Die Tapfersten im Heere stehn an des Aufruhrs Spitze, dringen in den Palast, verfolgen Eure Trabanten von Saal zu Saal. Viele sind erschlagen, wenige kämpfen noch. Ulrich! rufen die Empörer, daß es in den hohen Hallen gräßlich wiedertönt. Ulrich, schreyt das Volk auf dem großen Platze, und aus fernen Straßen giebt ein dumpfes Echo den Namen zurück. Da bahnt' ich mir einen Weg über Leichen. Meinem Könige hier'

biet' ich den Arm die Wurzel auszurotten. Ein Wink — ich ſtoße den Gefangenen nieder. (Er zieht den Säbel.)

Ubaldo. Recht. Stoß zu!

(Mutter und Tochter werfen ſich Preiſchend dem entblößten Säbel entgegen.)

König. Dein Schwerdt in die Scheide! um dieſen Preis erkaufe ich keinen Thron.

Officier. So flieht, mein König, flieht! Der Gang durch dieſen Thurm —

König. Ich fliehe nicht. Durch Zagheit werden verirrte Unterthanen nicht wieder gewonnen. Herzog, ich bin Euer Gefangener.

Ubaldo. Da ſey Gott vor!

König. Wollt Ihr das nicht, ſo tret' ich hinaus unter den raſenden Pöbel.

bel. Auch ſterben hab' ich von Euch gelernt.

Ubaldo. So ſeyd Ihr wieder ganz des Thrones würdig. Ihr geht nicht ohne mich. (Er ergreift den König bey der Hand und will mit ihm hinaus.)

Zehnte Scene.

Die Königin (ſtürzt herein, todtenbleich, mit zerſtreuten Haaren).

Königin. Er lebt! er lebt! Rette Dich, Alfonſo! der Pöbel lechzt nach Deinem Blute! — Herzog, hab' ich Euch verkannt, o ſo verzeiht dem liebenden Weibe von Eiferſucht gepeinigt! rettet meinen Gemahl! rettet ihn für Eure Tochter! ich entſage allen Anſprüchen, allen Hoffnungen. Ich will zurück in mein Kloſter gehn — nur daß er lebe! daß er glücklich ſey!

Ubaldo. Edle Seele! Kann Dir Liebe dieſen Heldenmuth einhauchen? und die Pflicht vermögte weniger? — Faßt Euch Königin. Noch iſt nichts verloren.

Das Volk wird meine Stimme hören. Fort! hinaus!

Königin. Ha! sie kommen! (sich in Blanca's Arme stürzend). Schütze ihn Schwester! er ist Dein Gemahl! er war der Meinige! wir müssen beyde für ihn sterben! (sie sinkt ohnmächtig zu Boden.)

Eilfte Scene.

Serravalle. Kriegsobersten. Soldaten. Volk.

Serrav. Hier Ubaldo! Triumpf! er lebt!

Alle. Ubaldo unser König!

Einzelne Stimmen. Fort mit dem Tyrannen!

Das Volk. Greift ihn! schleppt ihn hinaus!

Die Soldaten (machen eine Bewegung gegen den König).

Ubaldo (wirft sich vor ihn). Hört mich, Ihr Rasenden! mir wollt Ihr gehorchen? wohlan so hört!

Alle. Rede Herzog!

Ubaldo. Welch' ein Wahnsinn hat das Volk ergriffen? Diese von Wuth verzerrten Gesichter sind meine Waffenbrüder? Soldaten, hab' ich das um Euch verdient? Hab' ich Mangel und Gefahr nicht mit Euch, Ihr den Ruhm mit mir getheilt. Diesem Könige hab' ich geschworen; Ihr wollt mich zum Meyneid zwingen? So hätt' ich darum ein langes Leben mir unbefleckt erhalten, daß ich, ein Spielwerk Eures Wahnsinns, wie ein gemeiner Abentheurer, auf einem besudelten Throne endigen sollte? Erwacht! erwacht aus diesem fürchterlichen Taumel! hinweg vom Abgrund, aus dem nur die Reue zu Euch herauf stöhnt!

Serrav. Vergebens sträubt Ihr Euch, mein edler Vater, gegen des Volkes einmüthige Stimme.

Ubaldo. Wer bist Du, der Du wagst mich Vater zu nennen? ich kenne Dich nicht,

ich habe Dich nie gekannt. Fluch Dir und Deinem Geſchlechte, wo Du nicht Dein Schwerd augenblicklich zu den Füßen Deines rechten Herrn legſt.

Blanca. Gehorche Serravalle!

Serrav. Für ihn allein ergriff ich das Schwerd.

Ubaldo. Mein Abſchen iſt Dein Lohn. Ha! Ihr Männer, die ich oft in blutigen Kampf geführt, wie mogtet Ihr dieſem ehrgeizigen Knaben folgen? nicht für den Greis hat er ſich bewaffnet, nur auf den Greis wollte er die Schuld des Raubes wälzen, und dann die Beute von ihm erben.

Serrav. Ha! das iſt zu viel. Warlich! warlich! eine gute That gedacht' ich zu vollbringen, wär' auch mein Leben der Preis. Doch wenn dieſer Mann ſich von uns wendet, ſo iſt frevelhaft was wir begin-

beginnen. Seinen Abſchen ertrag ich nicht. Hier liegt mein Schwerd. Folgt meinem Beyſpiel!

Ein Oberſter. Nimmermehr! wir haben es begonnen, ſo muß es vollendet werden. Es gehe wie Gott will. Herzog, Ihr ſeyd unſer König.

Ubaldo. Wollt Ihr ſtatt des mühſam errungenen Lorbeers, eine glühende Krone auf mein Haupt drücken? Ich will Euer König nicht ſeyn! Der Mann, den Ihr vom Throne ſtoßt, hat jedem Bettler einen Willen gelaſſen, und Ihr wollt mich zwingen?

Der Oberſte. Herzog, Ihr ſeht die Hauptleute des ganzen Heeres um Euch verſammelt: es iſt reiflich berathen, beſchworen, beſiegelt; das Volk ſtimmt ein: Ihr müßt unſer König werden! Ihr ſeyd dem Vaterlande verſchuldet.

Ubaldo.

Ubaldo. Willſt Du mich meine Pflichten gegen das Vaterland lehren? (er ſchlägt auf ſeine Bruſt). Hier ſtehn ſie mir ins Herz gegraben! Laßt ab! ich beſchwöre Euch! zwingt mich nicht, meine Narben aufzureißen, um jene heiligen Pflichten im blutenden Herzen Euch leſen zu laſſen!

Das Volk draußen. Es lebe König Ubaldo!

Der König. Herzog, weicht der Gewalt.

Ubaldo. Laßt ab! es mögte Euch zu ſpät gereuen!

Der Oberſte. Das Volk dringt zu. Es will dem neuen Beherrſcher huldigen. Auf Kameraden! auch Liebe darf Gewalt brauchen. Hebt ihn hoch auf Eure Schultern! tragt ihn hinaus, damit des Volkes Jubel ſeinen edlen Widerſpruch erſticke.

Alle. Hinaus! hinaus! hebt ihn auf

auf Eure Schultern! (Sie drängen auf i
ein).

Ubaldo. Zurück! Ihr mordet mic

Die Soldaten (immer näher dringend
Ubaldo unser König!

Ubaldo (der dem ungestümen Hauf
nicht mehr entweichen kann, ergreift rasch d
Schwerd, welches Serravalle von sich geworf
und stürzt sich hinein).

(Alle, von Entsetzen ergriffen, beben zurü
Mutter und Tochter werfen sich heuli
auf den Verwundeten. Der König sar
ihn voll Bewunderung an. Serraval
verhüllt sein Gesicht mit beyden Hände
Grausende Stille folgt auf den Tumul
In der Ferne schreyt das Volk: es le
König Ubaldo!)

Ubaldo. Jetzt tragt mich hinaus —
ich will zum Volke reden, denn taub sin
meine Waffenbrüder. Oder hat die Th
Eu

Euch erſchüttert? vermag der Sterbende mehr über Euch? nun ſo will ich gern mit meinem Blute Eure Schuld tilgen. Kehrt zu Eurer Pflicht zurück — der König wird mir die letzte Bitte gewähren — Euch verzeihen —

(Dumpfes Gemurmel unter dem Volke.)

Ubaldo. Wankt Ihr noch? Ihr habt mich zum Könige erwählt — wohlan, ich bins — gehorcht! — (auf den König deutend) Dieſer iſt mein Erbe.

Der Oberſte. O Herzog! warum habt Ihr uns das gethan!

Ubaldo. Kameraden, wir Alle haben einſt geſchworen, unſer Blut für den König zu vergießen — ſeht, ich habe meinen Schwur gehalten — haltet jetzt den Eurigen — meine Augenblicke ſind gezählt — ſoll ich, Euer Ankläger, vor Gott treten? — o laßt mich fröhlich ſterben — laßt mein

brechen-

brechendes Auge ſehn, wie Ihr Eure Waffen niederlegt.

Der Oberſte. Brüder gehorcht ihm! — Du haſt geſiegt.

(Alle knieen nieder gegen den König gewendet und ſtrecken ihre Waffen.)

Ubaldo. Ich danke dir Gott! es iſt vollbracht!

König. Großer Mann! ich ſchwöre in Deine kalte Hand, daß ich mein Volk beglücken will.

Ubaldo (faßt ſeine Hand). Dein Volk und Deine Gattin.

König (ſtreckt gerührt die andere Hand nach der Königin aus). Und Dich Alwina!

Königin (wirft ſich ſchluchzend an ſeine Bruſt).

Ubaldo. Allen Irrenden verzeihe — auch ihm, den ich wieder meinen Sohn nennen darf.

König.

König. Er ſoll mein Bruder ſeyn.

Ubaldo. So ſterb' ich einen ſchönen Tod — Gott — nur noch einen Athemzug — um meine Kinder zu ſegnen.

König (umarmt ſeine Gemahlin, und kniet mit ihr neben den Sterbenden). Auch wir ſind Deine Kinder.

Ubaldo (ſtreckt ſeine Hand ſegnend aus, verſucht noch zu ſprechen, allein vergebens. Die Rechte ruht auf dem Haupte ſeiner ſchluchzenden Tochter, die Linke hat der knieende König gefaßt. Sein Haupt ſinkt auf den Buſen ſeiner Gattin. Er lächelt und ſtirbt).

Ende.

Der
blinde Gärtner
oder
die blühende Aloe.

Ein

Liederspiel

Von

August von Kotzebue.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer.
1810.

Personen.

Martin Pfing, der blinde Gärtner.
Heinrich, sein Sohn
Blandine, eine Pachters-Tochter
Lieutenant von Koller, Gutsbesitzer.
Spitz, sein Kammerdiener.
Ein Knabe.

(Der Schauplatz ist im Garten. Im Hintergrunde steht eine blühende Aloe, neben ihr eine Rasenbank.)

Sächsische
Landesbibliothek
4. FEB 1952
Dresden

Vorbericht.

Nach meinem Gefühl wäre es ein Gewinn für die deutsche Bühne, wenn unsere alten Operetten, welche viele Aehnlichkeit mit dem französischen Vaudeville hatten, wieder eingeführt würden. Ich verstehe darunter kleine Lustspiele, die auch ohne die Musik ein Interesse haben, und deren Text hie und da durch kleine Liederchen unterbrochen wird. Diese Liederchen dürfen aber durchaus nicht im Opernstyl componirt werden, sie du'rfen keine Ritornelle, und am allerwenigsten Wiederholungen, diese verdammten ewigen Wiederholungen, welche eine und dieselbe Zeile uns hundertmal vor die Ohren bringen. Ueberhaupt ist diese Gewohnheit eine der abgeschmacktesten die ich kenne. Einen Dichter würde man steinigen, wenn er mehrere Zeilen seiner Gedichte zwanzigmal hintereinander abdrucken ließe, der Componin hingegen darf seine Gedanken nach Gefallen bis zum Ekel wieder

aufwärmen. Woher kommt das? Noch hat kein Tonkünstler die Vertheidigung dieser Albernheit übernommen. Himmels Musik zu der Fanchon mag sehr schön seyn, aber sie ist, einige wenige Lieder ausgenommen, keine Musik zu einem Vaudeville.

Ein junger Mann, Herr August Hagen, hat das folgende kleine Stück, unter meiner Aufsicht und so wie ich es wünschte, componirt, das heißt: er hat den Liedern blos gefällige Melodien untergelegt, die Jedermann gleich nachsingen kann. Wenn also die Herren Kritiker nicht genug Kunst in seiner Composition finden sollten, so trage ich allein die Schuld, hoffe aber, daß das größere Publicum mir die Bemühung verdanken wird, eine Gattung von Schauspielen wiederum auf die Bühne zu bringen, die, zur Abwechselung und angenehmen Unterhaltung wohl ihren Platz zu behaupten verdient, wenn sie gleich unsern neuern Opern den Rang nicht streitig zu machen begehrt. Sollte dieser Versuch nicht mißfallen, so werde ich vielleicht künftig deren mehrere liefern.

K.

Erste

Erſte Scene.

Martin, an der Hand des Knaben.

Ach! mein Auge iſt verſchloſſen,
Schöne Sonne, deiner Pracht!
Dennoch ſind von dir gefloſſen
Wärm' und Licht in meine Nacht:
Der einſt dich hervorgerufen,
Der einſt ſprach: es werde Licht!
Nimmt an ſeines Thrones Stufen
Mir den Schleyer vom Geſicht.

Führe mich, Knabe, zu dem Raſenſitze, in deſſen Nähe meine liebe Aloe prangt.

Knabe (thut es.)

Hier iſt er, ſetzt Euch.

Martin.

Kanſt du lange bey mir bleiben?

Knabe.

Bis der Schulmeiſter ruft.

Martin.

Und nach der Schule kommſt du wieder?

Knabe.

Wenn die Mutter nicht ſchmält.

Martin.

Fühlt ſie kein Erbarmen für den blinden Nachbar?

Knabe.

Sie ſpricht, Ihr hättet ſelber einen Sohn.

Martin (ſeufzend)

Ja ich hatte einen Sohn!

Knabe.

Er ſey davon gelaufen.

Martin.

Genug mein Kind. — Iſt heute noch kein Fremder hier geweſen die Blüte zu beſchauen?

Knabe.

Knabe.

Noch keiner. In der Woche müſſen die Leute arbeiten. Morgen am lieben Sonntage, gebt Acht, da kommen ſie in lichten Haufen.

Martin.

Nicht doch mein Kind. Die Sonntags-Spaziergänger kümmern ſich wenig um meine Aloe; die vornehmen Herrſchaften aber, die Jahr aus Jahr ein ſpazieren gehen, die haben gern, wenn es irgendwo etwas zu ſchauen gibt, wegen der Langenweile.

Knabe.

Aber was ſehen ſie denn an ſo einer Blume.

Martin.

Iſt ſie nicht wunderſchön?

Knabe.

Das wohl, ich meine aber doch, Ihr habt deren hier im Garten wohl eben ſo ſchöne.

Martin.

Keine, die so selten wäre. Die Aloe braucht viele viele Jahre um zu blühen, und wäre sie auch nicht die schönste Blume, die Menschen laufen dem Seltenen nach.

Knabe.

Ey! wenn also die Aloe jährlich blühte?

Martin.

So würde sich Niemand um sie bekümmern.

Knabe.

Sagt mir doch, Herr Nachbar, ich bin wohl recht dumm, daß ich das nicht begreife?

Martin.

Zerbrich dir auch den Kopf darüber nicht. Geh hohle dir dein Frühstück vom nächsten Kirschenbaume. Doch zuvor singe mir dein Kirschenlied.

Knabe.

Wir schmausen so gerne,
Die Vöglein und ich.
Die Kirsche, die Pflaume,

Sie wachſen am Baume,
Die Eine für ſie, die Andre für mich.
Wir ſorgen nicht gerne,
Die Vöglein und ich.
Was Heute beſcheeret,
Wird heute verzehret,
Was kümmert es ſie? was kümmert es mich?
(läuft fort.)

Zweyte Scene.

Martin allein.

Recht ſo, holder Knabe, genieße fröhlich mit den Sperlingen um die Wette. Es iſt doch die ſchönſte Zeit unſers Lebens, wo die Goldſtücke uns weniger lüſtern machen, als ein Baum voll reifer Kirſchen.

Dritte Scene.

Blandine tritt auf.

Ach! zu spät erwachen Herzen,
Die ein schönes Glück verscherzen
Durch der Jugend Uebermuth,
Möchten es zurück gewinnen,
Oder doch der Reu' entrinnen
Um den letzten Tropfen Blut.

Könnt' ich armes Mädchen Allen,
Die sich in dem Wahn gefallen:
Ewig blühe Jugend-Glück,
Warnend in die Ohren raunen:
Schreckt durch Eitelkeit und Launen
Treue Liebe nicht zurück!

Dort sitzt der wackere Alte. — Warum darf ich ihn nicht Vater nennen! — er ist ganz allein. Alle meine Sparpfennige hab' ich in dieß Beutelchen gesammelt, das bring

ich ihm mit beklommenem Herzen. Ach! was er durch mich verlor, kann ich ihm doch nicht wiedergeben. — Meine Stimme kennt er nicht. Nur als ich noch ein Kind war, hat er sie vernommen. So darf ich es schon wagen ihn anzureden. Vielleicht erfahre ich, ob sein Sohn — ach! ob er noch lebt! Guten Morgen Alter.

Martin.

Schönen Dank.

Blandine.

Seyd Ihr der Gärtner Martin Pflug?

Martin.

Ja der bin ich.

Blandine.

Hier soll eine blühende Aloe zu sehn seyn; ich komme deswegen aus der Stadt.

Martin.

Seyn Sie willkommen. Die Aloe steht hier neben mir.

Blandine.

Ach ja, es iſt eine herrliche Blume.

Martin.

Eine Pracht und Zierde der Natur.

Blandine.

Wie iſt es Euch doch gelungen, ſie zur Blüthe zu bringen, da Ihr blind ſeyd?

Martin.

Ich habe kein Verdienſt dabey. Die Pflanze hat mein Sohn als Knabe erzogen, hat ſie viele Jahre lang gepflegt, ſie war ſein Liebling — er ſollte ſie nicht blühen ſehn! — aber dennoch hat ſein Fleiß ihm Segen gebracht, denn ſehen Sie, Madame oder Mamſell, jetzt blüht ſie wunderſchön, und es kommen viele Leute aus der Stadt, um ſich daran zu ergötzen; alle beſchenken mich armen blinden Mann und alle dieſe Geſchenke verdank' ich meinem Sohne. Das erzähl ich gar zu gern. Ja, mein Heinrich ernährt mich durch ſeinen Tugendfleiß, da ich

ſelbſt

ſelbſt nichts mehr verdienen kann.' Dafür wolle Gott ihn ſegnen, wo er auch jetzt ſeyn möge.

Blandine.

(ſehr bewegt ſteckt ihm den Beutel in die Hand)

Nehmt das, guter Alter.

Martin.

Gott vergelt' es! Schon wieder ein Geſchenk von meinem Sohne!

Schöne Blume, wachſe, blühe!
O wie wird das Herz bewegt,
Wenn der Kinder Fleiß und Mühe
Armen Aeltern Früchte trägt;

Wenn der Dank für Lebensfreuden,
Die das Alter noch genießt,
Mit dem Segen für die Kinder
Im Gebet zuſammen fließt.

Blandine (ſtockend)

Warum habt Ihr dieſen guten Sohn von Euch gelaſſen?

Martin.

Es trieb ihn fort in die weite Welt — eine unglückliche Liebe.

Blandine.

Das muß wohl ein böses Mädchen seyn, das einen so braven Jüngling verschmähte?

Martin.

Bös eben nicht, nur leichtsinnig. Sie ist jung, hübsch und reich, viele junge Burschе haben um sie geworben, sie hat ihr Spiel mit Allen getrieben. Alle haben sich getröstet und andere Weiber genommen, nur mein armer Sohn konnte nicht von ihr lassen, er zog es sich zu Gemüthe und wurde Soldat.

Blandine.

Habt Ihr seitdem nichts von ihm vernommen?

Martin.

Ach! nichts! — dennoch kann und mag ich ihn nicht todt glauben. Mögen Sie mich immerhin auslachen, ich denke, so lange diese Aloe lebt, so lange auch Er. Der Gott,

Gott, der dieſe ſchwache Pflanze erhielt, wird ja auch den guten Menſchen, der ſie pflegte, behütet haben.

Blandine.

Und was iſt aus dem Mädchen geworden?

Martin.

Ihr Vater iſt geſtorben. Er hat eine ſchöne Pachtung hinterlaſſen. Die alte Mutter kann dem Weſen nicht vorſtehen, die Tochter auch nicht. Nun hör' ich, unſer junge Gutsherr, der Herr Lieutenant von Keller, ſey zurück gekommen, und wolle ſie verheirathen an ſeinen Kammerdiener, oder was er ſonſt ſeyn mag. Man ſpricht wenig Gutes von ihm. Ich bedaure das arme Mädchen.

Blandine.

Ihr bedauert ſie? nachdem ſie ſo viel Böſes Euch zugefügt?

Martin.

Jugend hat nicht Tugend. Sie ſoll doch ſonſt ein recht braves Mädchen ſeyn, iſt auch wohl

wohl nun zu Verſtande gekommen, würde den Herrn Kammerdiener wohl eben ſo gut abfertigen als die übrigen, aber wenn der gnädige Herr ihr droht ſie aus dem Pacht zu ſezzen, da muß ſie ſich wohl fügen.

Blandine.

Nimmermehr!

Martin.

Wie?

Blandine.

Ich meine, ihr geſchieht ganz Recht, wenn ſie in bittere Noth geräth.

Martin.

Das verhüte der Himmel! ihr Vater war mein guter Freund, und ſie iſt mein Pathchen.

Blandine.

Hättet Ihr ſie gern zur Tochter angenommen?

Martin.

Mit Freuden.

Blandine. (für ſich)

Dort ſeh' ich den Lieutenant kommen. Wie kann ich ihm ausweichen? — (laut) Iſt es vergönnt in Eurem Garten ſich ein wenig umzuſehen?

Martin.

Herzlich gern. Es iſt wenig daran zu ſchauen, Alles verwildert ſeit mein Sohn davon gegangen. Ja als er noch früh und ſpät ſich hier tummelte, da wurde jedes Bäumchen angebunden, und jedes Unkraut ausgerauft. Eine Sirenenlaube ſteht noch von ihm dort im Winkel.

Blandine. (leiſe)

Dort will ich für ihn beten. (ab.)

Martin.

Ich höre ſie gehn. Knabe wo ſteckſt du?

Vierte Scene.

Martin. Der Knabe.

Knabe.

Hier bin ich.

Martin.

Haſt du der Kirſchen bald genug?

Knabe.

O noch nicht.

Martin.

Nun du magſt gleich wieder fortſpringen; ſage mir nur erſt was in dieſem Beutel iſt?

Knabe (öffnet ihn)

Lauter Silber — vier gewaltig große Thaler — eine Menge kleiner Münze — auch zwey Goldſtücke.

Martin.

Goldſtücke?! ey das muß eine vornehme Dame geweſen ſeyn.

Knabe.

Darf ich nun wieder hin?

Martin.

In Gottes Namen. (Der Knabe ſpringt fort.) Goldſtücke! und ich habe ſie nicht ein einzigesmal Ihro Gnaden titulirt.

Fünfte Scene.

Der Lieutenant und Spitz treten auf.

Lieutenant.

Wenn die Kanonen donnern, die Trompeten ſchmettern,
Ha! da ſchwillt das Herz in der Bruſt!
Wo mit Gebrüll Zehntauſend ſtürmend die Mauern erklettern,
Da iſt Leben, da iſt Luſt.
Wie vom brennenden Schlage ſchüchterne Taubenſcharen
Blind dem Geyer entgegen ziehn,

So die kreiſchenden Dirnen mit den flatternden Haaren
In des Siegers Arme flichn.

Spitz.

Ich bedanke mich für ein ſolches Rendezvous in einer geſtürmten Feſtung. Kanonen und Trompeten ſind ein ſchlechtes Accompagnement beym Küſſen. Den Krieg mit Stecknadeln laſſ' ich gelten.

Lieutenant.

Du haſt ja kaum zwey Feldzüge bey der Bagage mit gemacht?

Spitz.

Ich habe genug daran; ich lobe mir das Landleben.

Wenn die Schnitter mähen und die Pflüger ackern,
Das iſt lieblich anzuſehn;
Wenn die Ziegen meckern und die Hühner gackern,
Ach das klingt ſo ſchön!

Wenn

Wenn die flinken Dirnen ſich in bunten Reihen
Nach dem Dudelſacke drehn,
Wenn die Fröſche quäcken und die Gänſe ſchreien,
Ach das klingt ſo ſchön!

Lieutenant.

Dieſe Glückſeligkeit magſt du künftig genieſſen.

Spitz.

In den Armen der ſchönen Blandine.

Lieutenant.

Aber es bleibt bey unſerer Abrede.

Spitz.

Ach gnädiger Herr, das war nur eine Vorrede. Sie haben beliebt, meine Braut in Requiſition zu ſetzen, und begehren von ihr eine gezwungene Anleihe ihrer Gunſt: das iſt eine fatale Soldaten-Manier.

Lieutenant.

Sie iſt dein mit ſammt der einträglichen Pachtung, ſo bald ich wieder ins Feld rücke.

Spitz.

Ja, ja, die Pachtung iſt dankenswerth, nur die conditio ſine qua non will mir nicht behagen.

Lieutenant.

Du mußt dich drein ergeben.

Spitz.

Wenn ſie doch wenigſtens erſt vier Wochen meine Frau geweſen wäre —

Lieutenant.

Narr, dann würdeſt du mir ja kein Opfer bringen.

Spitz.

Ew. Gnaden gernhen meine treuen Dienſte in Erwähnung zu ziehen.

Lieutenant.

Deine treuen Dienſte? ha ha ha! Als unſer Vorpoſten überfallen wurde, liefſt du

das

davon und lieſſeſt mich in Gottes Namen gefangen nehmen.

Spitz.

Sie wurden aber doch gleich wieder befreyt.

Lieutenant.

Etwa durch dich?

Spitz.

Wenigſtens durch mein Gebet.

Lieutenant.

Du frommer Spitzbube! — Die beyden feindlichen Huſaren hatten mich ſchon weit mit fortgeſchleppt, da kam Einer von unſern Dragonern und hieb ſich ſo wacker mit ihnen herum, daß ich Zeit gewann zu entwiſchen. Ich habe den braven Kerl nicht wieder geſehen.

Spitz.

Vermuthlich haben die Huſaren ihn tranſchirt.

Lieutenant.

Das fürcht' ich auch.

Spitz.

Wohl bekomm es ihm in der ewigen Herrlichkeit. Gott sey Dank, ich lebe noch.

Lieutenant.

Du taugst aber zu nichts auf der Welt, als zu einem geduldigen Ehemann; darum ergib dich in dein Schicksal.

Spitz.

Na! wenn Sie mir denn durchaus die Ehre zugedacht haben — Glücklich ist wer das vergißt, was einmal nicht zu ändern ist.

Lieutenant.

Ich habe das Mädchen in diesen Garten schlüpfen sehn.

Spitz.

Also darum sind Sie hergekommen? ich dachte, Sie wollten die blühende Aloe beschauen.

Lieutenant.

Was Aloe! ich will die ſchönere Blume ſuchen. Bleib du indeſſen hier und unterhalte dich mit dem blinden Gärtner.

Spitz.

Eine menſchenfreundliche Commiſſion.

Lieutenant.

Roſen lieb ich nur auf blühenden Wangen,
Zart gepinſelt von der Natur;
Lilien ſuch' ich nur auf ſchwellenden Buſen,
Veilchen in den Augen nur;
Und den Duft der Hyacinthe hauche
Mir ein ſchöner Mund allein,
Und den Würzgeruch der Nelke ſauge
Lippe von Lippe nur ein.

(ab.)

Sechs-

Sechste Scene.

Spitz und Martin.

Spitz.

Sehr wohl. Und wenn die Rosen auf den Wangen und die Lilien auf dem Busen verblüht sind, dann ergözt sich Meister Spitz an den welken Blumen. Ein überaus gnädiger Herr. — Was ist zu thun? Der Magen liegt mit dem Herzen im Streit, ein Riese gegen einen Poeten; man hat noch kein Exempel, daß der Magen den kürzern gezogen hätte. Und beym Lichte besehen, gibt es doch keinen bequemern Weg zum Glücke, als wenn man die Maitresse eines vornehmen Herrn heyrathet. Ich kenne Leute, die ein enormes Glück dadurch gemacht und ihren Antecessor selbst unter die Füße getreten haben. Darum frisch gewagt, die Augen zugeblinzelt. Wie lange wird es währen, so geht er wieder

zur

zur Armee, und in der nächſten Schlacht holt ihn vielleicht der Teufel. — Grüß Euch Gott alter Martin Pflug.

Martin.

Schönen Dank.

Spitz.

Kennt Ihr mich noch?

Martin.

Meine Ohren erkennen Euch nicht.

Spitz.

Wo habt ihr denn die Augen gelaſſen? Ihr konntet doch ſonſt ſchon auf 500 Schritt weit ſehn, wenn der kleine Kilian Spitz auf Euren Apfelbäumen ſaß.

Martin.

Seyd Ihr etwa der Musje Kilian Spitz?

Spitz.

Seit vier Jahren Herr Spitz, Kammerdiener bey Seiner Hochwohlgebornen Gnaden, dem Herrn Lieutenant von Koller, Erb-Lehn und Gerichtsherr auf dieſen Gütern.

tern. Ich habe in vier Jahren sieben Campagnen mitgemacht, sieben Husaren niedergehauen, sieben Dragoner erschossen, und ein ganzes Bataillon Tirailleurs gefangen genommen; ferner habe ich drey Batterien gestürmet, vier Schanzen erobert, fünf Dörfer geplündert, zwanzig Häuser in Brand gesteckt und vierundzwanzig Ehemänner zur Verzweiflung gebracht.

Martin.

Hab' ichs doch immer gesagt: des Nachbars Kilian wird ein durchtriebener Gast.

Spitz.

Da gebraucht Ihr das rechte Wort. Ein Gast bin ich überall gewesen, mit ein paar mal hunderttausend Gästen bin ich in Europa herum gezogen; denn ihr sollt wissen, daß heutzutag die Gastfreundschaft ärger unter uns grassirt, als unter den Arabern. Vormals gab es Soldaten, die ihre Magazine mit sich schleppten, heut zu tage gibt es nur noch Gäste, die überall gedeckte Tische finden.

Mar-

Martin.

Und freundliche Geſichter?

Spitz.

O ſo freundlich daß den Wirthen die hel-len Freudenthränen über die Backen laufen.

Martin.

Ich habe mir davon erzählen laſſen.

Spitz.

Donner und Wetter! ſauern Wein und ſaure Mienen laſſen wir uns nicht vorſetzen. Da tanzt die Fuchtel nach Herzensluſt ins Teufels Namen.

Martin.

Ey ey Muſje Spitz, oder Herr Spitz, ſo machen ſie es doch gewiß nicht alle.

Spitz.

Alle, Alle.

Martin.

Meinen braven Sohn zum Exempel bitt' ich auszunehmen.

Spitz.

Spitz.

Euren Sohn? iſt der auch Soldat?

Martin.

Seit zwey Jahren unter den grünen Dragonern.

Spitz.

Unter den grünen Dragonern? ho ho! die waren gerade die ſchlimmſten, die machten rein Haus wo ſie hinkamen. Wenn wir irgendwo gar nichts fanden, da wußten wir ſchon: Die grünen Dragoner ſind da geweſen.

Martin.

Den guten Glauben an meinen Sohn wird er mir nicht wegſchwatzen, Herr Spitz.

Spitz.

Meinetwegen glaubt was ihr wollt. So viel kann ich Euch verſichern, daß wir alle herzlich froh waren, als wir hörten, das ganze Regiment ſey in die Pfanne gehauen.

Martin.

Was?!

Spitz.

Spitz.

Mausetod.

Martin.

Auch mein Sohn?

Spitz.

Vermuthlich.

Martin.

Nein! nein! ſo wahr dieſe Aloe blüht, mein Sohn lebt noch.

Spitz.

Nun ſo iſt er gefangen.

Martin.

Den Stab des Blinden magſt du rauben,
Nur ſeinen feſten, tröſtlichen Glauben,
Nur ſeine Hoffnung raub' ihm nicht!
Auf ſie geſtützt, an ihrem Stabe,
Und ſtünd' er auch am offnem Grabe,
Bring' ihm kein unwillkommnes Licht.

Spitz.

Spitz.

Euer Sohn war ein Narr, daß er Soldat wurde. Hätt' er nicht daheim Spargel pflanzen und Kohlköpfe erziehen können? Glaubt mir, die Kohlköpfe sind die einzigen Köpfe, die man heutzutage reif werden läßt.

Martin.

Wohl hätte er besser gethan, sein kleines väterliches Erbe zu bauen. Des Pachters Tochter hatte ihn bethört.

Spitz.

Jungfer Blandine?

Martin.

Sie wies ihn schnöde von sich.

Spitz.

Und da lief er in die weite Welt? Bravo Kammerad! Nun freut euch Alter, Euer Sohn soll gerochen werden, ich übernehme die Rache. Donner und Wetter! in acht Tagen heyrathe ich sie.

Mar-

Martin.

So hab ich vernommen.

Spitz.

Und folglich werd ich ihr Mann, ein Mann, der Pulver gerochen, wie? der mit Husaren und Dragonern fertig geworden, wie? Poz Element! sie soll mir nicht muchsen.

Ihr spröden Dirnen, nicht zu theuer
Verkauft die Gunst an Eure Freyer,
Gerochen wird der Uebermuth;
Denn die am längsten kühren und wählen,
Die wird der Mann am meisten quälen,
Und das ist gut.

Ihr pflegt vor Allen den zu erkiesen,
Der mit den Worten, den zuckersüßen,
Euch schwört, er sey ein gehorsamer Knecht;
Doch habt Ihr nun den Knecht genommen,
So wird es zu Haus und Hof Euch kommen,
Und das ist recht.

Siebente Scene.

Der Lieutenant. Blandine vor ihm fliehend.

Lieutenant.

Warum läufst du vor mir? So höre mich doch.

Blandine.

Ich will nichts hören.

Lieutenant.

Ich liebe dich.

Blandine.

Das muß ich dulden.

Lieutenant.

Du ſollſt mich wieder lieben.

Blandine.

Das kann ich nicht.

Lieutenant.

Ich will dich auf den Händen tragen.

Blandine.

Schöne Redensarten.

Lieutenant.

So ſtelle mich doch nur auf die Probe.

Blandine.

Werden Sie zuvor meines gleichen.

Lieutenant.

Die Liebe macht alles gleich.

Blandine.

Das thut ſie wohl bisweilen, aber es ſoll nichts kluges dabey herauskommen.

Lieutenant.

Heyrathen kann ich dich freilich nicht.

Blandine.

Mir träumt auch nicht von der Ehre.

Lieutenant.

Aber ſieh, hier ſteht mein Spitz.

Spitz.

Der auf der Stelle bereit iſt —

Blandine.

Ey wirklich?

Lieutenant.

Ein Reilchen wie gedrechſelt.

Spitz.

Mit einem Herzen wie Zucker.

Blandine.

Und ein paar Augen, wie ein Spitzbube.

Lieutenant.

Ein Spitzbube iſt er freilich, aber deſto beſſer kommt er in der Welt fort.

Spitz.

Und alles Geſtohlene wird er zu deinen Füßen legen.

Blandine.

Pfuy!

Lieutenant.

Warum pfuy? Es gibt Weiber genug, die ſich mit dem putzen, was ihre Männer geſtohlen haben. Kurz, mein ſchönes Kind, du mußt dich entſchließen.

Blandine.

Ich muß?

Lieutenant.

Ja, ich zwinge dich zu deinem Glücke.

Blandine.

Mit Gewalt?

Lieutenant.

Das verſteht ſich. Man zwingt wohl ganze Völker mit Gewalt zu ihrem Glücke, warum denn nicht auch ein Mädchen?

Spitz.

Unterwirf dich nolens volens aller ſchönſte Blandine, auf daß man von dir ſagen könne: Du ſeyſt vom beſten Geiſte beſeelt.

Blandine.

Weiche von mir du unreiner Geiſt!

Lieutenant.

Ergib dich oder deine Mutter wird aus dem Pacht getrieben.

Blandine.

Das werden Sie nicht thun, gnädiger Herr.

Lieutenant.

Ja das werd ich.

Spitz.

(mit großem Pathos)

Das werden wir.

Blandine.

Nein, Sie haben gewiß nicht vergessen, daß Ihre verstorbene Frau Mutter mich liebte und daß sie mir oft versprochen, ich solle den Pacht als Heyrathsgut von meinen Aeltern erben.

Lieutenant.

Nun ja, du sollst ihn auch behalten, und als Heyrathsgut meinem Kammerdiener zubringen.

Spitz.

Verstanden?

Blandine.

Ist das Ihr letztes Wort?

Lieutenant.

Dabey bleibt es.

Blandine.

So nehmen Sie in Gottes Namen Ihren Pacht zurück. Ich bin jung, ich kann arbeiten. Meine alte Mutter will ich schon ernähren.

Ohne zu erliegen,
Kann der Mensch sich fügen
In der Armuth Joch;
Aber Fesseln tragen,
Die das Herz zernagen,
Das ist schwerer noch.

Prunk und Leckerbissen
Kann der Arme missen
Ohne Gram und Harm.
Nur wenn er entbehret
Was das Herz begehret,
Dann nur ist er arm. (ab.)

Spitz.

Das ist eine Insurgentin.

Lieutenant.

Wenn man die Insurgenten nicht bezwingen kann, so pflegt man ihnen Gnade anzubieten; das wollen wir auch noch einmal versuchen, und gibt sie nicht nach, so jagen wir sie auf der Stelle von Haus und Hof. (ab.)

Spitz.

Der hat aus dem Felde der Ehre die wahren Grundsätze mitgebracht. Wer nicht so denket wie wir, der ist verblendet, den jagt man zum Teufel. (ab.)

Martin.

Lange schon hör' ich in der Ferne laut sprechen, aber Niemand kommt meine Aloe zu sehen.

Achte Scene.

Heinrich tritt auf.
(Er trägt den linken Arm in einer Binde.)

Heinrich.
(ohne den Alten gewahr zu werden.)

O wie füllt mit ſüßer Wehmuth
Sich die Bruſt bey jedem Schritt,
Wenn der Mann, nach langer Trennung,
In die liebe Heimath tritt.

Alles ſcheint ihn anzureden,
Lächelt ihm wohin er blickt,
Und von tauſend, tauſend Fäden
Fühlt er ſanft ſein Herz beſtrickt.

Ja, dieſes Gefühl muß wohl eben ſo ſtark als wohlthätig ſeyn, da es ſelbſt in einem Augenblicke mich ergreift, wo ich einer düſtern Zukunft entgegen trete. Als Krüppel kehr' ich zurück und finde meinen alten Vater blind!

blind! — Brot ſollte ich ihm erwerben, und kann ſein letztes nur verzehren helfen! — O! faſt ſcheue ich ſeinen Anblick! — (Er ſchaut um ſich) Ha! — dort auf der Raſenbank — er iſts!

Martin. (für ſich)

Heute kommen wenig Gäſte zu meines Sohnes blühender Aloe. Die Neubegier der Herren Städter iſt wohl ſchon befriedigt. Nun wenn auch! Ein Kapitälchen hat mir doch die Aloe ſchon abgeworfen und ich kann mein blindes Alter nun ſchon ruhiger tragen. —

Lieber Gott! ſoll ich meinen Heinrich nimmer wieder an mein Herz drücken, ſo erfülle doch meine letzte Bitte: laß ihn einſt erfahren, daß, wenn er gleich von mir geſchieden, doch ſein Jugendfleiß mir Brot gegeben. —

Heinrich. (für ſich)

Dank dir Gott! du gewährteſt ſeine Bitte, mir zum Troſt in einer ſchweren Stunde,

Mar-

Martin.

Und daß ich täglich ihn darum geſegnet habe.

Heinrich. (für ſich)

O nun erwacht mein Muth! mein Glaube!

Martin.

Guter Gott! wenn ich mehr noch von dir bitten dürfte — nur Einmal dieſen Segen an meines Sohnes Herzen auszuſprechen, — o dann ſtürb' ich gern!

Heinrich.

(ihm näher tretend)

Vater!

Martin.

Was iſt das? umſchwebt mich ſein Geiſt?

Heinrich.

Faßt Euch, Euer Sohn lebt.

Martin.

(aufſtehend und zitternd die Arme ausbreitend)

Wenn er lebte, wär' er nicht ſchon in meinen Armen?

Heinrich.

(zu ihm hinstürzend)

Er ist in Euren Armen.

Martin.

Ich bin erhört, gnädiger Gott! ich vernehme seine Stimme, mein Auge ist verschlossen, aber ich sehe ihn doch!

Heinrich.

Wohl Euch, guter Vater, daß nur die Erinnerung mein Bild Euch darstellt. Ach! ich muß den schönen Augenblick der Freude Euch verbittern! ich bin nicht mehr der ich war — eine Kanonenkugel hat mir den linken Arm zerschmettert — ich bin ein Krüppel.

Martin.

Ein Krüppel! — wehe! wehe! — (nach einer Pause) und bist unbelohnt geblieben?

Heinrich.

Ich trage eine Medaille in dem Knopfloch meines zerrissenen Kleides.

Martin.

Ich verſtehe dich — aber deine rechte Hand — reiche ſie mir.

Heinrich (thut es).

Martin.

Sie iſt geſund — faſſe Muth. Du ſchriebſt ja vormals eine gute leſerliche Hand. Der Herr Amtmann iſt mein Gönner, er braucht einen Schreiber, faſſe Muth, Gott wird helfen. Du findeſt mich auch nicht arm. Begrüße doch deine Aloe, ſie blüht ſo herrlich, ihr verdanke ich einen ſchönen Nothpfennig. — O ich fühle mich wieder jung, denn ich bin frohen Muthes wie die Jugend. Frohen Muthes ſey auch du mein Heinrich! Du haſt einen Arm verloren, aber ſprich, haſt du dein Herz wiedergefunden?

Heinrich.

Ach mein Vater!

Martin.

Dieſen Seufzer vernehm ich ungern.

Hein-

Heinrich.

Iſt ſie glücklich?

Martin.

Ihr Vater iſt todt, ihre Mutter alt und kränklich. Blandine hat nun auch ſchon manche Leiden erfahren.

Heinrich.

Und ich darf ſie ihr nicht tragen helfen!

Martin.

Sie iſt nicht glücklich.

Heinrich.

Im Unglücke wird treue Liebe erkannt. Jetzt wäre vielleicht der Augenblick gekommen — aber ach! ich bin ein Krüppel — muß ihren Anblick ſcheuen — Ha! die Gartenthür öffnet ſich — ein Mädchen tritt herein — Sie iſt es! — ich kann nicht bleiben — ich kann nicht gehn —

Martin.

Verbirg dich hinter die Hecke.

Heinrich.

Wenn ich ihre Stimme höre, ſo wird mein Schluchzen mich verrathen. (ab).

Martin. (allein)

Wie komm ich zu dem ſeltenen Beſuch? hat ſie meines Sohnes Ankunft erfahren? und käme ſie vielleicht gar ſeinetwegen?

Neunte Scene.

Blandine. Martin.

Blandine.

Gott grüß' Euch guter Nachbar! ich bin Blandine, Eure Pathe, ich ſuche Schutz und Erbarmen bey Euch.

Martin.

Blandine ſey mir willkommen. Aber wie iſt mir denn? fürwahr das iſt dieſelbe Stimme, die mir vor kurzem — Blandine warſt du nicht ſchon bey mir?

Blan-

Blandine.

Ich war bey Euch, aber ich ſcheute mich meinen Namen zu nennen, denn ihr könnet mich ja nicht lieben!

Martin.

Du brachteſt mir ein anſehnliches Geſchenk?

Blandine.

Ach! verwerft es nicht! lieber Nachbar, um Gotteswillen gebt es mir nicht zurück! Nimmer hättet Ihr erfahren von wem der Beutel kam, wenn nicht eben jetzt die höchſte Noth mich zu Euch triebe.

Martin.

Seit Jahren haſt du mich vermieden, und nun? — wie ſoll ich das verſtehn?

Blandine.

Wenn Ihr die glühende Scham auf meiner Wange ſehen könntet, ſo würdet Ihr ſo nicht fragen. Euern Sohn, Euren braven Heinrich, wer hat ihn Euch geraubt? —

Hört

Hört es an dem Zittern meiner Stimme, daß meine Augen voll Thränen ſtehen; ſeyd groß-müthig und fragt nicht weiter.

Martin.

Nun ſo laß zum mindeſten mich fragen, warum du Schutz bey mir ſuchſt? bey einem alten blinden Manne?

Blandine.

Der Gutsherr treibt uns vom Pachte, weil ich den Moſje Spitz nicht heyrathen will. Eben jetzt hat er es der Mutter angekündigt. Da hab' ich nun im ganzen Dorfe zu Niemanden Vertrauen, als zu Euch. Nehmt uns auf in Eure Hütte! mit leeren Händen kommen wir nicht, und ich kann arbeiten, im Garten, auf dem Felde, wo Ihr wollt. Am Tage will ich für Euch arbeiten, am Abend Euch pflegen — nehmt mich zu Eurer Tochter an.

Martin.

Zu meiner Tochter?

Blandine.

Daß ich Euch den Sohn erſetze und meine Gewiſſensruhe wieder finde.

Martin.

Geht dir das vom Herzen? bereuſt du wirklich meinen armen Sohn verſchmäht zu haben?

Blandine.

Die Worte fehlen — die Seufzer ſprechen —
Das Aug' iſt naß — der Buſen ſchwer —
Es will die Liebe ſich bitter rächen,
Denn meine Luſt und Qual iſt Er! —

Und was ich treibe — was ich beſchicke,
Dem Bilde kann ich nicht entfliehn —
Wohin ich gehe, wohin ich blicke,
Da ſind ich ihn — da ſeh' ich ihn!

Martin.

Zu ſpät gute Blandine.

Blandine.

Ja zu ſpät! er kehrt wohl nie zurück?

Mar-

Martin.

Doch, wer weiß.

Blandine.

Und käm' er auch, würd ich ſeinen Haß ertragen? ſeine Verachtung?

Martin.

Ich kenne meinen Heinrich, ſein Herz bleibt unverändert — und im Vertrauen — ich erwart' ihn bald.

Blandine.

(drückt ihn ungeſtüm an die Bruſt).

Iſts möglich!

Martin.

Ja Blandine, er denkt und fühlt noch wie vormals.

Blandine.

Ihr wißt —?

Martin.

Leider weiß ich aber auch noch mehr. Als ein ſchöner Jüngling iſt er von uns gezogen, als ein Krüppel kehrt er zurück.

Blandine.

Ha! ich Elende!

Martin.

Würdeſt du auch den Krüppel lieben?

Blandine.

Ich verdiene die beſchämende Frage. Käm' er nur! und könnt' er mir nur verzeihen!

Zehnte Scene.

Heinrich. Die Vorigen.

Heinrich. (hervortretend)
Blandine!

Blandine.
(laut aufſchreyend)
Heinrich!

Heinrich.
(in ihre Arme.)
Darf ich mein dich nennen?

Blandine.
Du verzeihſt mir?

Heinrich.
Du erſchrickſt nicht vor dem Krüppel?

Blandine.

Durch mich haſt du gelitten!

Heinrich.

Du willſt mir vergelten?

Blandine.

Was Liebe und Reue vermögen.

Heinrich.

Alles vermag die Liebe!

Martin.

Faßt mich doch in Eure Mitte. Gottes Segen über Euch!

Heinrich und Blandine.

Selige Stunde!
Wenn verkannte Herzen
Im erneuten Bunde
Neue Wonne füllt,

Aus

Aus des Vaters Munde
Segen, Segen quillt!
Dann heilt jede Wunde
In der seligen Stunde!

Blandine.

Ha! ich sehe meine Verfolger kommen. Doch nun hab' ich dich und fürchte nichts.

Heinrich.

Der Herr Lieutenant soll erfahren, daß mein rechter Arm noch unzerschmettert ist.

Martin.

Keine Unbesonnenheit, mein Sohn. Tritt bey Seite. Laß mich zuerst mit dem jungen Herrn reden. War er doch als Knabe täglich in meinem Garten, und ein guter Knabe, dein Spielkamerad.

Er

Er wird den alten Martin hören; wo nicht, ſo tritt hervor.

Heinrich.

Ich entferne mich ungern. (er geht)

Blandine.

Und ich zittere ohne meinen Heinrich.

Martin.

Bleibe nur mir zur Seite.

Eilfte Scene.

Der Lieutenant. Spitz. Die Vorigen.

Lieutenant.

Wohlan mein hoffärtiges Jüngferchen, du ſiehſt daß wir Ernſt machen.

Spitz.

Spitz.

Die ſämmtlichen Möbeln der Frau Mama ſind bereits auf die Straße geworfen.

Lieutenant.

Wirſt du es bald näher geben?

Spitz.

Wenn du an meine Großmuth appellirſt, ſo triffſt du meine ſchwache Seite.

Blandine.

Bemüh' er ſich nicht; und Sie, Herr Lieutenant, Sie haben ehrlichen Leuten ihr Brot genommen, dieß traurige Vergnügen muß ich Ihnen gönnen: aber ich bin keine Leibeigne, auf mich haben ſie kein Recht.

Lieutenant.

Ey wie keck! Der Soldat hat überall ein Recht, es hängt an ſeiner Hüfte.

Mar-

Martin.

Sie ſind hier nicht in Feindes Land.

Spitz.

Blitz und der Hagel! freylich ſind wir in Feindes Land. Hat Jungfer Blandine nicht eine förmliche Kriegserklärung ausgeſtellt? Greifen Sie zu, Herr Lieutenant! wir nehmen ſie in Beſitz bis zum allgemeinen Frieden.

Martin.

Hüte ſich der Mosje Spitz! das Mädchen hat einen Alliirten.

Spitz.

Ha ha ha! der iſt blind, wie die Alliirten gewöhnlich ſind.

Lieutenant.

Ihr würdet wohl thun, Alter, Euch um Eure Aloe zu bekümmern. Die Mädchen blühen nicht mehr für Euch. Die schönste gebührt einem braven Soldaten.

Martin.

Der soll ihr werden. Herr Lieutenant, wissen Sie auch, was Sie mir oft in diesem Garten versprochen haben? „Wenn ich einmal groß werde, Martin, dann will ich für dich sorgen.“

Lieutenant.

Topp! ich halte Wort. Aber was geht das Mädchen dich an? sie ist weder deine Frau noch deine Tochter.

Martin.

Ja, Herr Lieutenant, sie ist meine Tochter, meines Sohnes Braut.

Spitz.

Das wär der Teufel!

Lieutenant.

Alter, daraus wird nichts. Das Mädchen laß' ich mir nicht nehmen. Ich höre ja, dein Sohn ist auch Soldat geworden? will er sich mit mir schießen?

Zwölfte Scene.

Heinrich. Die Vorigen.

Heinrich.

(ſchnell hervortretend)

O ja Herr Lieutenant.

Spitz.

(zieht ſich erſchrocken zurück)

Alle Wetter!

Lieutenant.

Sieh da! wahrhaftig? nun in Gottes Namen. Kamerad, es ſchein', du haſt dich brav gehalten; du trägſt ein Ehrenzeichen auf der Bruſt. In ſolchen Fällen frage ich den Henker nach meinem Adelsbriefe. Als Kna-

ben

ben. ſpielten wir mit Thonkugeln, das Mädchen iſt wohl eine Bleykugel werth.

Heinrich.

Nach Belieben.

Blandine.

Um Gotteswillen!

Lieutenant.

Deine Uniform iſt mir wohl bekannt — und — jemehr ich dich betrachte — fürwahr auch dein Geſicht. Sind das Erinnerungen aus der Jugend? oder haben wir im Felde uns irgendwo getroffen?

Heinrich.

Beydes möglich.

Lieutenant.

Tauſend Sapperment! Kamerad, warſt du mit bey Friedeberg?

Heinrich.

O ja.

Lieutenant.

Als in einer dunkeln Octobernacht der Vorpoſten auf dem Scharrenberge aufgehoben wurde?

Heinrich.

Es gab ſogleich Lärm im Lager. Ich war Einer von denen, die dem Feinde nachſetzten.

Lieutenant.

Befreyteſt du nicht einen Offizier?

Heinrich.

Das bekam mir übel. Zwey tüchtige Hiebe — die Schmarren ſind noch zu ſchauen — ich ſelbſt wurde gefangen, während der Andere davon ritt.

Lieu-

Lieutenant.

Kamerad, ich war der Offizier.

Heinrich.

So? Sie hätten nicht davon reiten ſollen.

Lieutenant.

Unbewaffnet? ich konnte dir doch nicht helfen. Nachher hab' ich oft Erkundigungen von dir einziehen wollen, aber deinen Namen wußte ich nicht, und dich ſelbſt fand ich nicht. Mein Regiment wurde zu einem andern Corps verſetzt, und ſo erfuhr ich weiter nichts von dir.

Heinrich.

Aber heute finden wir uns wieder, und zum Dank für dieſe Narben, wollen ſie mich todt ſchieſſen, und meine Braut verführen?

Lieu-

Lieutenant.

Wer Teufel ſagt dir das? meinſt du, ich wäre ein undankbarer Schurke? Das Mädchen iſt dein! und wenn ſie meine Frau wäre, ſo wollte ich ſie dir abtreten.

Spitz.

Es iſt aber unmaſsgeblich von meiner künftigen Frau die Rede.

Lieutenant.

Gleichviel.

Spitz.

Aber meine Wenigkeit proteſtirt —

Lieutenant.

Ja du biſt eine Wenigkeit, das iſt das Beſte was man von dir ſagen kann. Du biſt mein Kammerdiener, mein Spion, mein

mein Kuppler, das ſind freylich auch Verdienſte —

Spitz.

Ich meine unterthänig, das ſind die größten Verdienſte, die ein ehrlicher Spitzbube nur immer aufweiſen kann.

Lieutenant.

Da haſt du Recht. Sie ſollen auch nicht unvergolten bleiben. Aber dieſer brave Burſche hat ſich um meinetwillen herum gehauen, hat mich aus der Gefangenſchaft erlöſet, auf Koſten ſeiner eignen Freyheit, folglich muſt du ihm nachſtehen von Rechtswegen. Oder haſt du Luſt dich mit ihm herum zu ſchießen?

Spitz.

Spitz.

Bewahre der Himmel! ich kann auch großmüthig seyn, ich trete sie ihm ab.

Lieutenant.

Und ich gebe ihm die Pachtung, wenn er sie haben will.

Heinrich.

Danke von Herzen.

Martin.

Jetzt erkenne ich den guten Junker Franz wieder.

Blandine.

Jetzt habe ich Sie recht lieb ohne Zwang.

Lieutenant.

Auf Eurer Hochzeit trinke ich mir einen fröhlichen Rausch.

Spitz.

I nu, das will ich auch nicht verſchwören.

Vaudeville.

Blandine.

Durch Uebermuth und eitles Zieren
Ein redlich treues Herz verlieren,
Ach das thut weh!
Drum eilt, die Treue zu vergelten,
Denn Schweſtern hört! ſie blüht ſo ſelten
Wie die Aloe.

Heinrich.

Der Gärtner muß in Amors Garten
Oft lang' umſonſt auf Blumen warten,
Und das thut weh!
Doch endlich durch beharrlich Lieben

Wird ſchnell die Blüth' emporgetrieben,
Gleich der Aloe.

Lieutenant.

Warum ſoll das Herz, doch heiß nicht
fühlen,
Sonſt wird es nur zu bald ſich kühlen,
Und das thut weh!
Drum, ſoll die Liebe nicht erkalten,
So müßt Ihr mäßig warm ſie halten
Wie die Aloe.

Martin.

Hat eine Hofnung Euch betrogen,
Die ihr mit Liebe groß gezogen,
Ach das thut weh!
Doch laßt nicht ab ſie zu erziehen,

So wird ſie ſpät im Alter blühen,
Gleich der Aloe.

Spik
an das Publikum.

Ein Herzlein, das ich mir erkoren,
Fand ich verſteinert und erfroren —
Ach das that weh!
Doch triffſt mich Euer Ungewitter,
Dann klag ich erſt, mein Loos ſo bitter,
Wie die Aloe.

5 A 1306

Geſchichtchen

für

meine Söhne.

Von

A. v. Kotzebue.

Erſtes Bändchen.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1812.

Sächsische
Landesbibliothek
27. NOV 1967
Dresden

Vorwort.

Die Sammlung, von der ich hier das erſte Bändchen dem Publikum übergebe, gehört unter diejenigen meiner Schriften, die ich mit dem reinſten Vergnügen abgefaſſt habe, weil ich überzeugt bin, daß ſie vor allen das meiſte Gute ſtiften wird. Ja, ich ſchmeichle mir mit der Hoffnung,

ſie werde in manchen Erziehungs-Inſtitu-
ten als Leſebuch eingeführt werden.

Zwar mangelt es nicht an Erzählun-
gen für Knaben, und die Verfaſſer der-
ſelben haben es herzlich gut gemeint; doch
kenne ich nur wenige, die im Stande
wären, die Einbildungskraft ihrer jungen
Leſer zu feſſeln, und ohne dieſen Zauber
darf man ſich keine Wirkung verſprechen.
Viele ſind zu trocken, mit Moral überla-
den, die doch nur der Knabe ſelbſt aus den
Begebenheiten ableiten ſollte. Die Lehre:
meide dieſen oder jenen Fehler! wird ihm
ſelten vorſchweben, wol aber das Bild

des Jünglings, der dieſen oder jenen Fehler beging und dafür büßte.

Bouilly's Contes à ma fille haben mich zuerſt auf den Gedanken gebracht, ein ſolches Werkchen zu ſchreiben. Alle die Vorwürfe, welche deutſche Recenſenten, zum Theil mit großem Rechte, ſeinem Buche gemacht haben, (obſchon es in der Töchter-Schule von Ecouen eingeführt worden) habe ich zu vermeiden geſucht und würde ſie ohnehin vermieden haben. Bouilly ſchrieb für Franzoſen und in Paris, wo er den Hebel der Eitelkeit oft in Bewegung ſetzen mußte. Der

Deutſche verlangt reine Sittlichkeit, und ich habe dieſes erſte aller Bedürfniſſe bei einem ſolchen Buche nie aus den Augen verloren. Nicht für Knaben allein, mehr noch für Jünglinge habe ich geſchrieben, und ſo widme ich denn dieſe Sammlung

Allen meinen geliebten Söhnen!

ſelbſt dir, mein Wilhelm, der du ſchon in Italien und an der Donau brav gefochten, — ſelbſt Euch, mein Otto und Moritz, die ihr bereits die Welt umſegelt und Eurem Vaterlande rühmlich gedient habt. So lange Leidenſchaften des

Jünglings Bruſt beherrſchen und Irrthümer in ſeinen Geiſt ſich einſchleichen, ſo lange wird das Leſen eines Buches, welches Sittlichkeit und Lebensweisheit im anmuthigen Gewande darſtellt, ihm nicht unnütz ſeyn.

Vor Allen aber widme ich dieſe Geſchichtchen Euch, mein guter, rechtlicher Auguſt, mein munterer Paul! Ihr ſeyd in dem Alter, wo ſie den meiſten, und hoffentlich den dauerndſten Eindruck auf Euch machen werden. Bald vielleicht wird auch Karl ſie verſtehn, und ſollte ich nicht erleben, daß Fritz und Georg

sich an ihnen ergetzen, so werden doch einst auch sie, wie Ihr Alle, sich ihres Vaters gern dabei erinnern und seine Asche segnen.

Inhalt.

Seite

Der Tausendkünstler. 1

Die Pomeranzenschalen und die Melonenschalen. Eine moralische Erzählung. . . 71

Der alte Oberrock und die alte Perrücke. Ein Seitenstück zu dem vorigen. . . . 114

Belohnte Theilnahme. 182

Was geht es mich an? 263

Der Großsprecher. 283

Der Läugner. 317

Die Reise nach Köln. 355

Die wüste Insel. 395

Die Gefahren der Einbildungskraft. . . 446

Oswald und Gusichen. 493

Der Tausendkünstler.

Vor vielen Jahren lebte an den Küsten der Ostsee ein harter Fürst, vor dem die Unterthanen zitterten, und dem seine eigenen Kinder nur schüchtern unter die Augen traten. In dieses Fürsten Diensten stand der Baron Fels, ein redlicher und eben so geschickter Mann, dem seine Eltern bloß ein kleines, verschuldetes Landgut hinterliessen. Allein er hatte sich ein Vermögen erworben, auf das kein Gläubiger Beschlag legen kann, nämlich Kenntnisse und Talente. Durch beyde war es ihm gelungen, sich in der Hauptstadt auszuzeichnen, und im diplomatischen Fache sich nach und nach unentbehrlich zu machen. An manchen fremden Höfen hatte er manches Jahr als Gesandter seines Fürsten

verlebt, und die schwierigsten Geschäfte zu dessen Zufriedenheit beendigt, bisweilen minder durch Gewandtheit im Negociiren, als durch seinen persönlichen Character, der überall, wohin er kam, Achtung und Wohlwollen einflößte. In Rußland, wo er am längsten gewesen, hatte er sich auch vermählt, und war Vater von zwey Söhnen geworden, Eugen und Woldemar. Gern hätte die häusliche Mutter den geliebten Kindern selbst die erste Nahrung gereicht, allein ihre damalige Kränklichkeit verstattete es nicht; man mußte eine Amme wählen. An Liefflands Küsten liegen ein paar Inseln, Dagö und Oesel genannt, die berühmt sind wegen der wackern Ammen, welche sie liefern. Auch der Baroninn Fels war es zu Ohren gekommen, daß die reinlichen, gutmüthigen Insulanerinnen die besten Ammen wären, und sogleich hatte die zärtliche Mutter sich bemüht, der ersten Kindheit ihrer Söhne solche Ernährerinnen und Pflegerinnen zu verschaffen. Es war ihr gelungen, und Eine derselben hatte sich so mit ganzer Seele

an ihre Pflegbefohlnen gehängt, daß sogar die, bei diesen Insulanerinnen sonst sehr rege, Vaterlandsliebe der Liebe zu den Kindern wich. Als der Gesandte zurückberufen wurde, war es ihr unmöglich, von den Kleinen sich zu trennen, und sie zog mit in die Heimath derselben.

Hier wurde der Baron nicht nach Verdienst empfangen, denn die letzte Unterhandlung war ihm mißlungen, und dieses einzige, ohne sein Verschulden mißglückte, Geschäft verlöschte plötzlich die Erinnerung an seine langen treuen Dienste. Er bekam einen trocknen Abschied, eine magere Pension.

Der redliche Mann, in seinem bisherigen Stande zu großem Aufwande genöthigt, hatte nichts ersparen können; es blieb ihm also keine andere Zuflucht, als sein kleines Landgut an der Ostsee, wo er sich nun mit dem Ackerbau beschäftigte und der Erziehung seiner Kinder sich widmete. Nichts konnte verschiedener und abstechender seyn, als die Charactere der beyden Knaben. Eugen war träge und unbeholfen,

Woldemar lebhaft und geschmeidig. Jener konnte sich ganze Tage von Einem Sofa auf den andern wälzen; dieser hüpfte und sprang unaufhörlich im Grase, im Sande, im Schnee, auch wol in allen Pfützen herum. Jener wollte nichts lernen, wenigstens nichts Ueberflüssiges, und dieser Alles, es mochte auch noch so unbedeutend scheinen. Nur das väterliche Ansehen konnte Jenen in die Lehrstunden ziehen, um mit träger Fassungskraft sich diejenigen Kenntnisse anzueignen, die der Vater für unentbehrlich hielt. Aber nie forschte er weiter, als der Lehrer ging, nie that er eine Frage an diesen um Erläuterung oder Berichtigung, sondern war froh, wenn er das Vorgetragene, so gut es gehen wollte, in sein Gedächtniß gepfropft hatte. Woldemar hingegen konnte nie genug hören. Er verfolgte den Vater mit Fragen, auch nach geendigter Stunde, bald in den Garten, bald auf das Feld hinaus, und lernte auf solchen Spaziergängen oft am meisten. Der Baron durfte nur ein Wort über irgend eine

Kunst oder Wissenschaft fallen lassen, so war des Sohnes feurige Wißbegier geweckt, und er ruhte nicht eher, bis er deutliche Begriffe davon hatte.

So, zum Beyspiel, erwähnte sein Vater eines Tages zufällig der Kunst, Briefe in Ziffern zu schreiben, und alsobald quälte ihn Woldemar so lange, bis er den Knaben das Dechiffriren lehrte. Monate lang beschäftigte den muntern Buben diese geheimnißvolle Schrift, und der Vater mußte ihm nach und nach die schwersten Aufgaben vorlegen, die ihm Hunger und Schlaf raubten, bis er sie gelöst hatte.

„Wozu wird dir das nutzen?" fragte Eugen lachend. „Das weiß ich nicht," antwortete Woldemar, „das gilt mir auch gleich „viel, wenn ichs nur kann."

So lernte er unter andern auch von seiner Amme die esthnische Sprache sehr geläufig, und Eugen wollte sich krank darüber lachen. „Wie maast du doch die Zeit so verderben?" fragte er wieder. „Eine Sprache, die nur in einem

„Winkel des Erdbodens geredet wird, wohin „du in deinem Leben nicht kommen wirst.“

„Wer kann das wissen?“ meinte Woldemar, und fuhr fort mit seiner Amme nichts als esthnisch zu sprechen.

Der Baron hatte einen Kammerdiener, den er, in bessern Zeiten, als seinen Begleiter auf allen Reisen, ein wenig in der Wundarzneykunst hatte unterrichten lassen. Jetzt war dieser Mensch auf dem Lande das Orakel und die Zuflucht der Bauern in allen ihren leiblichen Nöthen, und immer begleitete ihn Woldemar als Handlanger, und lernte von ihm Aderlassen, eine Wunde verbinden, auch allenfalls ein zerbrochenes Bein schienen.

„Sehr gut,“ sagte Eugen spöttisch: „wenn „bey dem Regimente, das hier in der Nähe im „Quartiere steht, der alte Chirurgus stirbt, so „kannst du um seine Stelle dich bewerben.“

„Das mag ich nicht,“ versetzte Woldemar, „aber es ist doch gut, wenn man im „Nothfalle sich und Andern zu helfen weiß.“

Oft, wenn der Förſter in den Wald ging, hüpfte der muntere Knabe hinter ihm her, ſammelte Kräuter und Schwämme, wußte jene zu nennen, und anzuwenden, dieſe wohl zu unterſcheiden; beurtheilte das Alter der Bäume, ihre Höhe, ihren Standort nach Beſchaffenheit der Rinde. Mit dem Fiſcher wagte er ſich hinaus in die See, ſelbſt bey ſtürmiſchem Wetter, und konnte bald ein Boot ſo ſicher ſteuern, daß er die höchſten Wellen nicht ſcheute. Der Kutſcher war nicht geſchickter, als Woldemar im Einfahren junger Hengſte, und Eugen pflegte ſpöttelnd zu ſagen: „wenn ich einmal Herr von „dieſem Gute ſeyn werde, ſo will ich dich zu „meinem Leibkutſcher machen.“

Aber Woldemar kehrte ſich an keine Spöttereyen. Wenn der Winter ihn zu Hauſe zu bleiben zwang, und in freien Stunden für ſeine Lernbegier ſich gar nichts zeigen wollte, ſo ſchlich er der Mutter überall nach, die eine treffliche Wirthin und Köchin war, lernte ihr alle ihre kleinen Kunſtſtücke ab, und wurde dafür

von dem Bruder mit dem Titel Topfaucker beehrt. Ja, er ſetzte ſich in den Abendſtunden wol gar hinter das Spinnrad einer Magd, verdarb und zerriß anfangs Manches, brachte es endlich aber ſo weit, daß er den feinſten Faden in der ganzen Gegend ſpinnen konnte.

Ein Landſtädtchen lag nur eine halbe Stunde von dem Gute entfernt. Ein Kammermädchen ſeiner Mutter hatte dort einen ehrlichen Glaſer geheirathet, und, da ſie der Familie, in der ſie groß gezogen worden, immer ſehr zugethan blieb, ſo lud ſie die jungen Herren oft zu ſich ein, bewirthete ſie mit Kuchen und Meth. Eine ſolche Gelegenheit, etwas Neues zu lernen, konnte Woldemar unmöglich entſchlüpfen laſſen. Sein Vater mußte ihm einen Diamant kaufen, mit dem er in Kurzem die Glasſcheiben meiſtlich zerſchnitt, und er freute ſich jedesmal, wenn auf dem Gute eine Fenſterſcheibe zerbrochen wurde, weil er dann ſeine Kunſt üben und zeigen konnte.

So erwarb er ſich den Namen des kleinen

Tausendkünstlers, unter dem das ganze Dorf ihn kannte, und durch den Eugen ihn vergebens zu necken glaubte. Wingen alle Neckereyen an dem muntern, gutmüthigen Knaben verloren, so sprach er auch wohl im Ernst mit weiser Miene: „Nein Gott, Bruder! das „schickt sich nicht für unsern Stand. Wir sind „Edelleute. Für solche Bedürfnisse hat man ja „Domestiken und Handwerker, die ihr Brot da„mit verdienen müssen. Wann wirst du jemals „in die Lage kommen, etwas dergleichen anzu„wenden, ohne dich lächerlich dadurch zu „machen?"

„Das weiß ich nicht," antwortete Wolfdemar, „und deswegen lerne ich es auch nicht. „Aber der Vater hat oft gesagt: man müsse „keine Kenntniß verschmähen, sie scheine noch „so gering; es könne sich doch wol ein Augen„blick im menschlichen Leben, wo man sich oder „Andern damit nützen könne."

„Auch durch Spinnen oder durch Esthnisch „reden?" fragte Eugen spöttlich.

„Warum nicht?“ erwiederte Woldemar. „Und kurz, es macht mir Vergnügen. Alles „zu lernen, wozu ich die Zeit dem Unterrichte „des Vaters nicht entwenden darf. Ich meine, „das sey wol eben so gut, als von Einem „Sofa zum andern taumeln.“

Eugen hatte nunmehr sein zwanzigstes, Woldemar sein achtzehntes Jahr erreicht, als ihr Vater starb, und seine Familie, wo nicht in Dürftigkeit, doch in sehr beschränkten Glücksumständen hinterließ. Die kleine Pension, deren er genossen, wurde nun eingezogen, und die Einkünfte des Gutes reichten nicht hin, um der Mutter mit zwey Söhnen ein anständiges Auskommen zu verschaffen. Es wurde beschlossen, daß Eugen der Landwirthschaft vorstehn, für Woldemar hingegen ein anderes Unterkommen gesucht werden sollte. Auf Verwendung eines Oheims, der bey Hofe etwas galt, nahm ihn der Fürst zum Pagen auf. Er war noch nie in die große Welt gekommen, das machte ihn anfangs schüchtern, und diese Blö-

digkeit, welche zu überwinden ihn faſt ein ganzes Jahr koſtete, galt Vielen für Dummheit; darum blieb er unbemerkt.

Es war eine trübe Zeit am Hofe, in der er ſeinen Dienſt antrat. Das Alter hatte den Fürſten immer härter und argwöhniſcher gemacht. Er traute Niemanden mehr, auch nicht einmal ſeinen Kindern. Nur der ſtolze Graf Hohenberg hatte ſich ſeiner ſo ganz bemächtigt, daß ohne dieſen Günſtling nichts geſchah, durch ihn Alles. Jedermann empörte der Uebermuth, den er ſelbſt gegen die fürſtliche Familie bewies. Am meiſten litt der Erbprinz, ein junger, liebenswürdiger Mann, dem alle Herzen anhingen. Aber eben darum haßte ihn der Vater, denn er ſah in ihm nur einen, vom Volke erſeufzten, Nachfolger, der vielleicht gar auf ſeinen Tod mit Verlangen warte. Des Prinzen kindliches Betragen konnte ihn nicht einnehmen, er hielt es für Heuchelei. Der Günſtling ſchürte den väterlichen Argwohn, legte die unbedeutendſten Handlungen des Prinzen gehäſſig aus, und

bürdete oft ihm Dinge auf, an die er nicht gedacht hatte, über die er sich nicht einmal rechtfertigen konnte, weil er die Verleumdungen selten erfuhr. Nur das wußte er, daß er von Spionen umgeben war, und keinen unbemerkten Schritt thun konnte.

Die Einflüsterungen des Grafen erstickten nach und nach jede väterliche Neigung in des Fürsten Brust, und schon ging er, seit einiger Zeit, mit dem Gedanken schwanger, den Prinzen ganz vom Hofe zu entfernen, um ihn, vielleicht gar im Kerker, der Liebe des Volks zu entrücken.

Waldemar wußte natürlich von dem Allem nichts, aber auch er liebte den jungen Fürsten, von dem er so viel Gutes sah und hörte, so seine Neigung für ihn stieg bis zu einer Art von Schwärmerey, da der Prinz bey mehreren Gelegenheiten recht freundlich gegen ihn war.

Um diese Zeit begab es sich, daß er eines Morgens in einem Lustwäldchen spazieren ging, welches an die Hauptstadt grenzte. Plötzlich hörte er das Rasseln eines Wagens hinter sich

und vernahm ein Gekreisch. Er wandte sich und siehe, da rannten zwei muthige, vor einem halben Wagen gewannte, Hengste in vollem Galopp auf ihn zu. Der Kutscher war vom Bocke gefallen, ein Bedienter kenchte hinterher. Ein junges, schönes Mädchen im Morgenkleide saß in dem Wagen leichenblaß und schrie um Hülfe. Die Pferde hatten sich in die Stränge verwickelt, das machte sie immer wilder. Sie schnaubten und schlugen die Funken aus den Kieseln, und hatten sich bereits dem Graben rechter Hand so sehr genähert, daß man jeden Augenblick den Sturz des Wagens erwarten mußte.

Da stellte sich Waldemar muthig in den Weg, fiel den Rossen in die Zügel, in die Mähnen, ließ sich eine Strecke weit schleifen, brachte sie aber glücklich zum Stehen, denn seines Vaters Kutscher hatte ihm gelehrt, wie man bey solchen Gelegenheiten rasch zugreifen und nur die Besonnenheit nicht verlieren müsse.

Der Wagen stand. Das schöne blasse Mädchen konnte nicht reden, mußte zuvor durch ei-

nen Thränenstrom ihre Brust erleichtern. Woldemar sagte kein Wort, und, während die Kenaste, durch seine Hand gebändigt, stampften und schnaubten, hing er mit starrem Blick an der Engelsgestalt, die auf einmal, er wußte nicht wie ihm geschah — in sein Herz einzog. Er würde gern den ganzen Tag die Pferde gehalten haben, wenn das liebliche Mädchen nur immer fürsm fortgeweint hätte; allein sie erholte sich und dankte ihm mit unaussprechlicher Freundlichkeit. Er stotterte einige unvernehmliche Worte. Jetzt kamte auch der Bediente athemlos herbei und meldete, der Kutscher sei von dem Falle so betäubt, daß er unmöglich die gnädige Gräfin nach Hause fahren könne.

Emilie von Hohenberg — sie war die einzige Tochter des Grafen — wollte aussteigen, und den ziemlich weiten Weg zu Fuße machen, obgleich sie, erst kürzlich von einer Krankheit genesen, zu einem solchen Spaziergange noch keine Kräfte hatte. Da faßte Woldemar sich ein Herz und bat um Erlaub-

niß, ihr als Kutscher zu dienen; er stehe mit seinem Leben dafür, daß er sie glücklich heimbringen werde.

Die Zuversicht, mit welcher der kräftige Jüngling sprach, und der Beweis, den er so eben von seiner Stärke abgelegt, gaben der jungen Gräfinn den Muth, sich ihm anzuvertrauen. Er ließ die Pferde von dem Bedienten halten, bis er sich auf den Bock geschwungen und die Zügel gefaßt; dann wandte er behende den Wagen, fuhr gleichsam im Triumph mit der schönen Emilie davon, und lenkte in der Stadt so geschickt um jede Ecke, und wich so geschickt jedem Karren aus, als ob er von Jugend auf zum Kutscher erzogen worden wäre. Auf allen Straßen standen die Leute still, als sie einen fürstlichen Pagen auf dem Bocke erblickten, von allen Seiten hörte man Töne der Verwunderung; aber ihn irrte nichts, und er hielt nicht eher, bis er mit einem Prr! vor dem Pallaste des Grafen die wilden Rosse gleichsam bannte. Der Schweizer stürzte heraus,

Waldemar sprang vom Bocke und ließ ihn die Pferde halten, um der jungen Braun aus dem Wagen zu helfen. Kaum hatte sie, auf seinen Arm gestützt, den Boden berührt und wollte ihm noch einmal danken, da war er verschwunden. Ihr Auge irrte ihn vergebens unter dem Volke, das sich gaffend um den Wagen gesammelt hatte. Er ging fröhlich heim, sie selber murmelnd: „es war doch gut, daß ich „bei unserm Antiker Thomas das Fahren „ein wenig lernte."

Auf Emilien, die jetzt im sechszehnten Jahre wie eine Rosenknospe blühte, hatten des Jünglings Erscheinung, sein Wuchs, seine Stärke, seine Behendigkeit, tiefen Eindruck gemacht. Sie konnte kaum erwarten, daß ihr Vater nach Hause kam, um mit der kindlichen Beredsamkeit ihm Waldemars Heldenthat zu schildern. Der kalte Mann, der nur sich selbst, und nicht einmal seine ihm eine einzige Tochter liebte, hörte ohne Bewegung, in welcher Gefahr sie geschwebt, lobte jedoch bald des

Pagen Benehmen und meinte, er müsse dafür belohnt werden.

„Nicht wahr, lieber Vater, eine Lieute„nantsstelle bei der Garde?“ sagte Emilie bittend.

„Warum nicht gar!“ antwortete der finstere Graf; „der junge Mensch ist kaum ein „Jahr am Hofe, aus einer Familie, die kei„neswegs in Gnaden steht, und obendrein ein „armer Teufel. Ich werde ihm 25 Louisd'or „zustellen lassen, das ist für einen Pagen eine „ungeheure Summe, und er wird den Dienst, „den er das Glück gehabt, der Tochter des Gra„fen Hohenberg zu erweisen, reich vergol„ten glauben.“

Emiliens zartes Gemüth empörte sich gegen eine solche Belohnung, aber sie durfte nicht widersprechen, und mit Mühe erhielt sie nur so viel, daß ihrem Retter das Geld nicht durch den Haushofmeister gebracht werden sollte, sondern daß sie selbst es ihm einhändigen dürfte.

Sie hoffte das mit einer Art zu thun, die des Jünglings Zartgefühl schonen würde.

Dem zu Folge empfing Woldemar am andern Morgen eine Einladung, im Palaste des Grafen zu erscheinen. Mit klopfendem Herzen ging er hin und wurde in Emiliens Zimmer geführt. Sie selbst war noch nicht gegenwärtig, ihr Vater hatte sie rufen lassen. Er blieb fast eine Viertelstunde allein, doch Langeweile konnte ihn nicht beschleichen. Ein altes Sprichwort behauptet: nenne mir deine Freunde und ich will dir sagen, was an dir ist. Eben so wahr möchte es heißen: laß mich deine leblosen Umgebungen sehen, und ich will dich daraus erkennen. Besonders gilt das von Frauenzimmern. Wenn ihre Stühle voller Kleidungsstücke vom gestrigen Tage liegen, ausgerissene Haarwickel auf dem Fußboden sich herumtreiben, in jedem Winkel ein ausgetretener Schuh sich zeigt u. s. w., so ist wenigstens zu wetten, daß der Bewohnerin mancher Liebreiz, wo nicht des Körpers, doch der Seele mangelt.

Bey Emilien war es anders. Eine sittsame Reinlichkeit, eine bescheidne Eleganz schmückten ihre Wohnung. Eine Harfe stand in der Ecke, ein Stickrahmen unter dem Fenster. Auf dem Rahmen lag ein halb zerrissener Brief, auf dessen Eine Hälfte Seide gewickelt worden; die Andere, die Woldemar flüchtig zu durchlaufen seinen Augen nicht wehren konnte, enthielten eine Danksagung für Wohlthaten, einer armen Familie erzeigt. Auch einige Bücher auf dem Tische reizten seine Neugier. Er fand Bouilly's Contes à ma fille, Schillers Wallenstein und Garve's Uebersetzung von Cicero's Buch von den Pflichten. In dem letzten lag ein grünes Bändchen als Zeichen, und Woldemar machte sich zum ersten Male in seinem Leben eines Diebstahls schuldig, indem er mit zitternder Hand dieses Bändchen herauszog und es in seinem Busen verbarg.

Kaum hatte er den Raub in Sicherheit gebracht, als Emilie hereintrat, noch unendlich schöner als gestern, wo Angst und Schre-

ken ihr die Farbe raubten. Heute hingegen waren ihre Wangen mit Rosen übergossen; eine holde Verwirrung gab ihr neuen Liebreiz, denn sie wußte nicht, wie sie es einleiten sollte, das Geschenk ihres Vaters ihm annehmlich zu machen. Er theilte diese Verwirrung; denn er dachte an das grüne, gestohlne Bändchen, von dem er, als er die Augen niederschlug, zu seinem großen Schrecken, noch einen halben Zoll aus der Weste hervorragen sah. Emilie fühlte, daß es an ihr sey, die peinliche Pause zu unterbrechen.

„Ich habe Sie zu mir bitten lassen," hub sie mit süßer, doch unsicherer, Stimme an, „um Ihnen nochmals für meine Rettung zu „danken."

Woldemar bückte sich und schwieg. Es liefen ihm eine Menge Redensarten durch den Kopf, die er hätte sagen können, allein er wußte nicht, welche die rechte sey, und sagte also lieber nichts. Emilie fuhr stockend fort: „Was mich betrifft, so fühle ich wohl, daß

„ein ſolcher Dienſt nur dadurch vergolten wer-
„den kann, daß man ſich ſeiner zeitlebens mit
„warmer Dankbarkeit erinnert, und das werde
„ich, gewiß das werde ich!“

Eine zweyte ſtumme Verbeugung war die Antwort, bey der es Woldemar jedoch wagte, die Augen aufzuſchlagen, in die ſeine ganze Seele ſich gelagert hatte.

„Aber mein Vater,“ ſo ſprach Emilie weiter, und man ſpürte deutlich, daß eine gewiſſe Beklemmung ihre Zunge hemmte, „mein
„Vater hat geglaubt, ſeinen Dank noch auf
„eine andere Weiſe ausdrücken zu müſſen. In
„Ihrem Stande, in Ihrem Alter, ſo meint
„mein Vater, ſehne man ſich oft nach Ver-
„gnügungen, die nur Wohlhabenheit gewähren
„kann. Der Fürſt bezahle ſeine Diener etwas
„karg. Meinem Vater iſt der Gedanke pein-
„lich, daß der Retter ſeiner Tochter an irgend
„etwas Mangel leide könnte; darum bittet er,
„ihm zu vergönnen, daß er, für die große

„Freude, die Sie ihm gemacht, zu Ihren klei„nen Freuden etwas beytragen dürfe.“

Mit ſichtbarer Anſtrengung hatte ſie dieſe Rede vollendet, allein das Schwerſte war noch übrig, die Gabe ſelbſt ihm einzuhändigen. Sie zog bey den letzten Worten einen, von dunkelbrauner Seide und Silberfaden zierlich geſtrickten Beutel hervor, doch ihre Hand zuckte, nicht um die Welt hätte ſie den Beutel ihm reichen können. Sobald Woldemar ihn erblickte, und ihre Abſicht errieth, überzog eine Glut ſeine Wangen, ſeine Stirn, und ein edler Unwille ſprühte aus ſeinem Auge. „Um „Gotteswillen!“ ſtammelte er, „laſſen Sie „mich nicht ſo tief fühlen, wie wenig ich für „Sie gethan habe. Bin ich denn nicht ſchon „reich belohnt durch den herzerhebenden Ge„danken, das liebenswürdigſte Weſen in der „ganzen Natur aus einer Gefahr befreyt zu „haben? Und vergilt mir denn nicht ſchon die„ſer Augenblick, in dem ich Sie ſehen, zu Ih„nen ſprechen darf? — Wohlan, gnädige Grä-

„nun, wenn Sie Ihre Güte vollenden wollen,
„ſo gewähren Sie mir Verzeihung für ein küh-
„nes Bekenntniß —“

Er hielt inne und Emilie erſchrak. Ein kühnes Bekenntniß? Was konnt' er damit meinen?

„Während der wenigen Minuten,“ fuhr Woldemar ſchüchtern fort, „die ich allein in
„Ihrem Zimmer verweilte, hab' ich einen Raub
„an Ihnen begangen. Verwandeln Sie dieſen
„Raub in ein Geſchenk und Sie entlaſſen einen
„Glücklichen.“

Kaum wagte Emilie ein fragendes Auge auf ihn zu richten. Er zog das grüne Bändchen hervor und deutete auf das Buch. Emilie erholte ſich und lächelte. „Meine alte
„Gouvernante hat das Band da hinein gelegt,“
ſagte ſie, „doch wenn eine ſolche Kleinigkeit
„Werth für Sie haben könnte, ſo würden
„Sie den Beutel nicht verſchmähen, den ich
„ſelber ſtrickte.“ Sie ſah bey dieſen Worten in ihre flache Hand, auf der der Beutel ruhte.

Hastig streckte Woldemar die seinige aus, ließ das Band fallen und ergriff den Beutel. „Sie machen mich plötzlich reich,“ sagte er mit dem innigsten Gefühl; „doch soll „ich mit der Hoffnung mir schmeicheln dürfen, „Ihre Achtung zu gewinnen, so erlauben Sie „mir, von diesem köstlichen Geschenk Alles zu „trennen, was ihm fremd ist, und in meinen „Augen, meinem Herzen dessen Werth verrin„gern könnte. Gewähren Sie mir den hohen „Genuß, wenigstens Einmal in meinem Leben „an Ihrer Wohlthätigkeit Theil nehmen zu „dürfen. Ich muß meine ganze Kühnheit be„kennen: auch jenen zerrissenen Brief auf Ih„rem Stickrahmen habe ich gelesen. Erlauben „Sie mir, die arme Familie, die Sie Ihres „Mitleids werth fanden, in Ihrem Namen „noch einmal zu beschenken.“ Bey diesen Worten schüttelte er die Goldstücke auf den Brief, drückte dann den Beutel an sein Herz und sein Auge wurde feucht.

Auch in Emiliens schönem Auge schwamm

eine Thräne. Woldemar ſah es. Er konnte nicht mehr ſprechen; ſie auch nicht. Er verbeugte ſich und wollte gehen. Sie reichte ihm die Hand zum Kuß, er drückte ſie heftig an ſeine Lippen und ſtürzte hinaus.

Ein neues Leben war in ihm erwacht. Der Beutel wurde für ihn zum Talisman, der vor allem Böſen ihn bewahrte, und mit allen ſeinen Waffen, gleichſam als mit tauſend Augen, beſtändig in ſein Herz ſchaute. Edle Liebe ſchützt am ſicherſten eines Jünglings Reinheit. Woldemars vormaliger, oft kecker Muthwille verwandelte ſich in ſanfte Munterkeit. Daß er liebte, wußte er ſelbſt nicht recht, er wußte nur, daß ihm wohl war, wenn er Emilien ſah.

Das geſchah jetzt öfter, denn als ſie ihr ſechszehntes Jahr erreicht hatte, wurde ſie zum erſten Male bei Hofe präſentirt. Der Page ſtand hinter der Fürſtinn, als die Oberhofmeiſterinn ihr die reich geſchmückte junge Prinzinn vorſtellte, die, mit Diamanten bedeckt, doch

minder reizend schien, als in dem leichten Morgenkleide, in dem sie ihm stets vor Augen schwebte. Sie wurde zur Tafel gezogen und saß der Fürstinn gegenüber. Woldemar hätte sie so gern bedient, allein er durfte nicht von dem Sessel der Fürstinn weichen, die doch an diesem Abend Manches zweymal fordern mußte, weil ihr Page in Emiliens Anschauung sich oft vergaß.

Auch die schöne junge Gräfinn hatte ihn, gleich beim Eintritt in den Saal, bemerkt, und freundlich gegrüßt, worüber ihr Vater am andern Morgen ihr bittere Vorwürfe machte. Einen Pagen grüßen! ein Mädchen dieses Alters und Ranges, das zum ersten Male bei Hofe erschien! hat man je dergleichen gesehen!

„Aber lieber Vater, ich bin ihm doch für„wahr großen Dank schuldig? wie könnt' ich „Stolz gegen ihn äußern?"

„Ich denke," sagte der hochmüthige Günstling, „für den kleinen Dienst, den er dir er„wiesen, ist er reich bezahlt worden. Ich be-

„gehre ja auch nicht von dir, daß du ihn mit „Stolz behandeln sollst, ich will, daß du ihn „gar nicht bemerkest; ich will, daß du dir die „Kunst zu eigen machest, Leute zu übersehen, mit welchen sich zu unterhalten lästig „oder unschicklich seyn würde.“

Aber Emilie lernte diese Hofkunst nicht, nur beobachtete sie sich genauer in ihres Vaters Gegenwart, wußte jedoch immer einen Augenblick zu stehlen, in dem sie ihren Pagen, wenigstens durch einen Wink, freundlich grüßte, und es wurde ihr um so leichter, den bequemsten Augenblick zu wählen, da sie sicher seyn konnte, Woldemars Augen stets auf sie geheftet zu finden. Er erwiederte solche Winke jedesmal durch eine ehrerbietige, halb versteckte Verbeugung, und diese stillen Unterhaltungen währten wohl ein ganzes Jahr. Nie wurde ein lautes Wörtchen zwischen ihnen gewechselt.

Nun trug sich eine Begebenheit zu, welche, dem Pagen nicht unrühmlich, ihn auf vierundzwanzig Stunden zum Gespräch des ganzen Ho-

ses machte. Es waren nemlich, einige Meilen von der Hauptstadt, acht fast verhungerte Menschen in einem Boote gelandet, und bettelnd in ein Dorf gekommen, wo Niemand ihre Sprache verstand. Der Gerichtshalter des Dorfes schickte die Fremdlinge in die Residenz, wo gleich am Thore Tausend neugierige Pflastertreter sie umringten und bis zu der Hauptwache begleiteten. Doch unter den Tausenden war auch nicht Einer, der ihre landerwelsche Mundart jemals vernommen hatte. Der wachhabende Offizier meldete den Vorfall dem Fürsten, der die Leute in einen großen Saal kommen ließ, ihre fremde Tracht, ihr gelbes Haar betrachtete, sie unter sich sprechen hörte, und wünschte, daß doch irgend Jemand an seinem Hofe sie verstehen möchte. In diesem Augenblicke trat Woldemar herein, und kaum hatte er einige Worte aus dem Munde der Fremdlinge vernommen, so redete er sie auf Esthnisch an. Die armen Leute waren entzückt, ihre Muttersprache zu hören; sie drängten sich zu ihm,

ſie umfaßten, nach ihrer Landesſitte, ſeine Knie und erzählten, daß ſie von der Inſel Oeſel auf Fiſcherei ausgegangen, durch einen Sturm in die hohe See verſchlagen, eine ganze Woche herumgetrieben worden, und in immerwährender Gefahr geſchwebt, durch Hunger oder in den Wellen umzukommen.

Woldemar wurde nun ihr Dollmetſcher und ſtellte ihre ausgeſtandene Noth dem Fürſten ſo beweglich vor, daß dieſer auf der Stelle befahl, ſie einige Tage gut zu bewirthen, und dann, mit hinlänglichem Reiſegelde verſehen, ſie in ihr Vaterland zurück zu ſenden. Er bemerkte bey dieſer Gelegenheit zum erſten Male ſeinen Pagen, der ihm erklären mußte, wie er zu der Kenntniß der eſthniſchen Sprache gelangt. Der Erbprinz klopfte ihn freundlich auf die Schulter, und ſagte: brave, mein lieber Fels!

Woldemar empfand eine herzliche Freude über dieſen Zufall, ohne zu ahnen, welche wichtige Folgen er noch nach ſich ziehen würde.

Er besuchte die Insulaner täglich, so lange sie in der Hauptstadt ihre Kräfte zu der weiten Fußreise sammelten; er sorgte dafür, daß ihnen Alles gereicht wurde, was der Fürst befohlen, und unterrichtete sie, welchen Weg sie zu nehmen hätten; ja, er ließ auch seine alte Amme nach der Stadt kommen, damit sie einmal unter ihren Landsleuten sich letzen und diese hinwiederum in der Fremde einer Bekanntinn sich erfreuen möchten. Dafür segneten sie am Abend vor ihrer Abreise den wackern jungen Herrn, und er riß sich gerührt von ihnen los.

Es war schon dunkel, als er langsam und über das Abenteuer nachsinnend, nach dem Schlosse zurückkehrte. Da begegnete ihm ein verschleiertes Frauenzimmer, das ihn schüchtern fragte: ob er der Baron Fels sey? — Er stutzte und bejahte es. „So folgen Sie mir geschwind „zu meiner Gebieterin, die etwas sehr Wichtiges mit Ihnen zu sprechen hat.“

„Wer ist deine Gebieterin?“

„Die junge Gräfinn Hohenberg.“

Erſchrocken verſtummte Woldemar bey dieſen Worten und folgte dem Mädchen ſchweigend. Aber was in ſeiner Seele vorging, war ein ſeltſames Gemiſch von freudig-ängſtlicher Erwartung und einer Art von Unzufriedenheit mit dem Schritte, den Emilie, ſein hohes Ideal der Sittſamkeit, ſich erlaubte. Das Mädchen führte ihn in eine enge Straße, an welche die hintere Seite des gräflichen Pallaſtes ſtieß, ſchloß ein Pförtchen auf und zog ihn eine dunkle Wendeltreppe hinauf bis an eine Thür, vor welcher ein düſtres Lämpchen brannte. Hier klopfte ſie dreimal leiſe, und die Thür that ſich auf; Emilie ſelbſt hatte ſie geöffnet. Sie war ſo bleich als damals, da die wilden Roſſe mit ihr durchgingen. Sie winkte den Pagen zu ſich herein; dem Mädchen befahl ſie, vor der Thür zu wachen.

Der Jüngling, den die ganze Begebenheit ein Traum dünkte, gewann kaum ſo viel Faſſung, ſie zu begrüßen.

„Sie werden erſtaunen, Herr von Feld,“

hub sie leise an, „daß ich um diese Zeit und
„auf eine so ungewöhnliche Weise Sie zu mir
„eingeladen; der Schritt, den ich thue, ist
„bloß eine Folge des Vertrauens, welches Sie
„mir eingeflößt haben. Ich thue ihn, weil ich
„kein anderes Mittel weiß, um unsern vor-
„trefflichen Erbprinzen zu retten. Mein Vater
„war diesen Nachmittag bei mir. Ich mußte
„ihm, wie ich oft zu thun pflege, auf der
„Harfe vorspielen. Während dieser Unterhal-
„tung wurde ihm ein Offizier gemeldet, der
„mit Depeschen als Courier aus unserer Fe-
„stung Krammburg kam. Er ließ ihn in mein
„Kabinet rufen, las dort einen Brief, und
„unterhielt sich dann lange, bald flüsternd, bald
„ziemlich laut, mit dem Ueberbringer. Ich
„phantasirte indessen im Nebenzimmer auf mei-
„ner Harfe; auf mich gab man nicht acht, so
„wenig als ich anfangs auf das Gespräch.
„Doch als ich einige Mal den Namen des
„Prinzen nennen hörte, wurde ich aufmerksam,
„und ob es mir gleich unmöglich war, den Zu-

„ſammenhang des Geſprächs zu faſſen, ſo ver-
„nahm ich doch genug, um zu errathen, daß
„dieſem liebenswürdigen Fürſten eine große
„Gefahr drohe. Als mein Vater den Offizier
„beurlaubte, ſagte er ihm noch einmal: mor-
„gen früh Punct fünf Uhr. Er blieb
„noch eine Weile bei mir, ließ mich ſpielen,
„war aber ſehr zerſtreut, und verließ mich end-
„lich mit düſterer Stirn. Als er fort war,
„fand ich in meinem Kabinette den Brief, den
„er nachläſſig auf mein Fortepiano geworfen,
„vermuthlich weil er wußte, daß Niemand ihn
„leſen können, denn er iſt in Ziffern geſchrie-
„ben. Ich hielt das Unglückspapier zitternd in
„meiner Hand, und mich quälte der heftige
„Wunſch, es unſerm wackern Prinzen in die
„Hände zu ſpielen — aber wie? — welchem
„meiner Leute ſollte ich mich vertrauen? und
„welcher würde, ohne Aufſehen, bis zu ihm
„gedrungen ſeyn? — „Plötzlich fielen Sie mir
„ein. Baron Fels, dachte ich, kann zu je-
„der Stunde ſich ihm nahen; er iſt ein zuver-

„läſſiger junger Mann, und wird weder den „Prinzen, noch mich, verrathen. Jetzt wiſſen „Sie Alles. Hier iſt der Brief. Eilen Sie „nach Hofe und täuſchen Sie mein herzliches „Vertrauen nicht.“

Sie ſprach die letzten Worte ſüß bittend, und reichte ihm das Papier. Er ſtürzte zu ihren Füßen, er betheuerte, noch nie habe er dieſen Muth, dieſen Stolz empfunden; er drückte zum zweitenmale ihre ſchöne Hand an ſeine Lippen, er fühlte einen leiſen Druck und faſt betäubt verließ er ſie.

Es wurde ihm nicht ſchwer, den Prinzen ſogleich aufzufinden, der um dieſe Zeit in ſeiner Bibliothek zu leſen pflegte. Er erzählte haſtig, was ihm ſo eben begegnet, lieferte den Brief in des Prinzen Hände, und ſchwur zugleich mit jugendlichem Feuer, ihn nicht zu verlaſſen, im Nothfall ſein Blut für ihn zu vergießen. Der Prinz drückte ihm ſchweigend die Hand, warf einen Blick auf den Brief und ging einige Male auf und nieder. Dann hub er

an. „Ich habe längſt etwas dergleichen erwar-
„tet. Die unſelige Spannung zwiſchen mir
„und meinem Vater, die von eigennützigen
„Ohrenbläſern täglich höher getrieben wurde,
„mußte endlich eine für mich traurige Cataſtro-
„phe herbei führen. Ein Unglück ſteht mir be-
„vor, aber welches? Der Brief iſt in Ziffern
„geſchrieben, ich kann ihn nicht leſen, und un-
„ter den wenigen Vertrauten, die ich beſitze,
„iſt keiner, der die Kunſt zu dechiffriren ver-
„ſteht; ich weiß alſo nicht einmal, worauf ich
„mich vorzubereiten habe.“

„Wenn Ew. Durchlaucht mir erlauben
„wollten,“ ſagte Woldemar haſtig, „ich
„verſtehe zu dechiffriren.“

„Iſts möglich!“ rief der Prinz, „geſchwind
„ſetzen Sie ſich!“

Woldemar ſetzte ſich und brachte in Kur-
zem Folgendes heraus: der Brief war von dem
Commandanten von Krammburg geſchrieben.
Er meldete darin dem Grafen, daß er, ſeinen
Befehlen gemäß, die Zimmer für den Prinzen

so eingerichtet habe, daß durchaus Niemand zu ihm gelangen könne, und nun erwarte er den hohen Gefangenen, für den er mit seinem Kopfe haste.

Ein Laut des Unwillens entfuhr dem Prinzen, doch erlaubte er sich keine Klage, kein böses Wort gegen seinen Vater. Düster schweigend ging er auf und nieder. „Mein Prinz," hub endlich Woldemar an, „Sie haben keine „Zeit zu verlieren. Morgen früh Punct fünf „Uhr! das waren des Grafen letzte Worte zu „dem Offizier, der die Depesche brachte. So „eben hat die Schloßuhr neun geschlagen. Uns „bleiben vier bis fünf Stunden, um ihre Flucht „vorzubereiten. Fliehen Sie, um Gotteswil„len! Sie wagen sonst Ihre Freyheit auf viele „Jahre, vielleicht gar Ihr Leben!"

Der Prinz blieb vor ihm stehen und sah ihn eine Weile nachdenkend an. „Sie haben „Recht," sagte er, „hier wäre mein kindlicher „Gehorsam zu weit getrieben; meine Flucht er-

„ſvart meinem Vater eine Uebereilung — aber
„die Zeit iſt zu kurz — ach, zu kurz!“

„Nicht doch, mein Prinz!“ rief Woldemar, „nennen Sie mir nur einige Perſonen,
„auf die Sie ſich verlaſſen können.“

„Ich habe Niemanden, als meinen Kammerdiener, meinen Stallmeiſter, und — (fügte
„er mit Rührung hinzu) und Sie, lieber Fels!“

Woldemar ergriff ſeine Hand und drückte ſie mit beiden Händen an ſeine Bruſt. „Wenn
„die Männer, die Sie mir genannt haben,
„Ihnen ſo treu ergeben ſind, als ich, ſo ſind
„Sie gerettet. Späteſtens um zwey Uhr nach
„Mitternacht halten Sie ſich bereit.“

Mit dieſen Worten eilte er hinaus, ſuchte den Stallmeiſter, ſuchte den Kammerdiener, fand beyde willig, jede Gefahr mit ihrem guten Herrn zu theilen, berieth ſich mit beiden über die Mittel zur Flucht, traf alle nöthigen Veranſtaltungen, und ſagte oft bei ſich ſelber: es war doch gut, daß ich dechiffriren gelernt. Noch vor zwei Uhr holte er den

Prinzen ab, der, in einen Soldatenmantel verhüllt, unbemerkt aus dem Schloſſe ſchlich. Am Thore gab Woldemar vor, er müſſe, auf Befehl des Fürſten, den Leibarzt holen, der in einem Garten in der Vorſtadt wohnte. Draußen fand der Prinz den Stallmeiſter und den Kammerdiener, beide zu Pferde, und auch für ihn und Woldemar ſtanden zwey munntere Roſſe bereit. Sie ſchwangen ſich darauf und ſprengten fort, der nächſten Grenze zu.

Als nun um fünf Uhr morgens die Wache den Prinzen aufheben wollte, er vermißt wurde, und Lärm im Schloſſe entſtand, hatten die Flüchtlinge ſchon einen ziemlichen Vorſprung gewonnen. Aber nun ließ der tobende Fürſt alle ſeine Huſaren aufſitzen und ſandte ſie Truppweiſe auf alle Straßen, mit dem gemeſſenen Befehl, den entwichenen Sohn ihm lebendig oder todt zu liefern. Der Prinz und ſeine Begleiter hatten ihre Pferde ſo angeſtrengt, daß ſie nach einigen Stunden ermüdeten und kaum mehr von der Stelle wollten.

„Haben wir nur erſt den Wald erreicht,“ ſagte der Stallmeiſter, „ſo lenken wir ab von „der Straße und ſuchen im Gebüſch ein entle„genes Plätzchen, wo wir uns und die Pferde „in Sicherheit erquicken, auch wohl den Ein„bruch der Nacht abwarten können.“ Aber bis zu dieſem Walde war noch eine ſtarke Meile, und die Pferde, die außer ihren Reitern, noch wohlbepackte Mantelſäcke trugen, ſchleppten ſich Schritt vor Schritt, oft ſtrauchelnd vorwärts.

Sie befanden ſich jetzt auf einer weiten Ebene, als ſie plötzlich in der Ferne hinter ſich Staubwolken aufſteigen ſahen. Ihnen ahnete nichts Gutes. Vergebens warfen ſie die Blicke ringsumher, um einen Schlupfwinkel zu erſpähen. Der Staub wälzte ſich immer näher — es war ein Detaſchement von zehn Huſaren — man ſah bald ihre Säbel blinken.

„Freunde,“ ſagte der Prinz, „wir kön„nen hier nicht ausweichen; aber bey Gott! „ich werde nicht lebendig in ihre Hände fallen. „Das Schickſal, welches mir bevorſtünde, wäre

„härter als der Tod. Rettet Euch, wenn Ihr „könnt! laßt mich hier allein, nur mich suchen „sie, und wenn sie mich erblicken, so werden „sie Euch nicht weiter verfolgen.“ Mit diesen „Worten wandte er sein Pferd, und zog seine Pistolen aus den Halftern. Keiner wollte ihn verlassen, Alle wandten ihre Rosse gegen den Feind, Alle zogen ihre Pistolen und bereiteten sich zu einer blutigen Gegenwehr.

Das Detaschement sprengte heran. Als der Offizier an dessen Spitze den Prinzen in dieser Verfassung sah, gebot er Halt! näherte sich ehrerbietig, machte ihm seine Ordre bekannt, und bat ihn flehentlich, da er überwältigt sey, nicht unnützerweise sein Leben in Gefahr zu setzen. Der Prinz achtete seine Bitten nicht, sondern befahl ihm stolz, zurück zu weichen, und ihn ungehindert seine Straße ziehen zu lassen. „Erinnern Sie sich,“ rief er ihm zu, „daß ich einst Ihr Fürst seyn werde.“

„Dann werde ich Ihnen dienen,“ antwortete der Offizier, „eben so treu, als ich

„jetzt Ihrem Vater diene. Zum letzten Male,
„ergeben Sie sich!“

Als nun der Prinz bestimmt erklärte, nur seines Leichnams könnte er habhaft werden, da gab der Offizier Befehl zum Angriffe. Der Prinz und seine Begleiter lösten ihre Pistolen, verwundeten aber nur zwei Husaren. Der Offizier ließ nicht schießen, sondern attakirte sie mit dem Säbel in der Faust, weil er sie durchaus lebendig fangen wollte. Sie hatten rasch auch die ihrigen gezogen, und wehrten sich verzweifelt. Aber schon war der Stallmeister im Kopfe, der Prinz im Arme verwundet, und die Gefangenschaft im nächsten Augenblicke schien unvermeidlich — siehe, da zogen eben die acht Esthländer ihres Weges daher. Kaum erblickte sie Woldemar, als er in esthnischer Sprache ihnen zurief: Zu Hülfe, meine Freunde! zu Hülfe!

Diese Stimme, die von den dankbarn Esthen sogleich erkannt wurde, feuerte sie plötzlich zum Kampfe an. Mit aufgehobenen Knüt-

teln stürzten sie von hinten auf die Husaren, die sich eines solchen Ueberfalls nicht versahen, warfen Einige von ihren Pferden, lähmten Andere durch ihre kräftigen Streiche die Arme, während der Prinz und seine Gefährten, durch diesen Beistand neu ermuthigt, mit der Stärke der Verzweiflung auf sie einhieben. In wenigen Minuten war der Kampf entschieden. Zwei der Husaren entrannen; die übrigen, zwar Alle nur leicht verwundet, konnten den Kampfplatz nicht verlassen, und mußten knirschend sehen, wie die Geretteten, von ihrer fremden Leibwache begleitet, langsam dem Walde zuzogen. Es war doch gut, sagte Woldemar, daß ich Esthnisch von meiner Amme lernte.

Indessen war die Gefahr noch nicht vorüber, und verdoppelte sich sogar durch die Wunden des Prinzen und des Stallmeisters, die ihnen kaum vergönnten, sich noch auf den Pferden zu halten. Der letztere, ein ehrlicher alter Mann, wollte zurück bleiben, sich selber

ausliefern, um die Flucht ſeines guten Herrn nicht zu verzögern; allein der Prinz beſtand darauf, ſein Schickſal zu theilen. Er erinnerte ſich einer Förſterswittwe, deren Mann vormals bey Hofe als Büchſenſpanner gedient, und nachher, auf ſein Vorwort, zu einer einträglichen Stelle befördert worden, deſſen Kind er auch aus der Taufe gehoben. Der Mann war vor Kurzem geſtorben, das hatte der Prinz zufällig erfahren, allein vermuthlich lebte die Wittwe noch in der Förſterswohnung, die in einem abgelegenen Theile des Waldes befindlich war. Der Prinz hatte ein paar Male dort gejagt, und hoffte den Weg dahin wol noch wieder zu finden, wenn nur die lechzenden Pferde nicht umfielen, oder ſeine und des Stallmeiſters blutende Wunden ſo lange unverbunden bleiben konnten.

Für beides wußte Woldemar Rath. Als ſie den Wald erreicht und von den wackern Eſſen ſich getrennt hatten, bogen ſie ins Dickicht einige hundert Schritte von der Landſtraße,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
KOTZEBUE,A.F.F.VON

3-598-51521-9
FN. 14766/144

und lagerten sich unter alten Eichen. Der Page öffnete seinen Mantelsack und holte ein kleines chirurgisches Besteck, weiche Leinwand und Scharpie heraus, während der Kammerdiener dem Prinzen den Ermel aufschnitt und den verwundeten Arm entblößte, der nun, zum größten Erstaunen der drey Zeugen, von Woldemar geschickt verbunden wurde, worauf dieser auch an dem Stallmeister seine Kunst übte.

Freilich hatte er weder Salben noch Pflaster bei sich, obschon er beim Einpacken wohl daran gedacht, daß dergleichen nöthig werden könnte; aber er getraute sich nicht, in der nahen Hofapotheke solche Mittel zu fordern, aus Furcht, Aufsehen zu erregen; dennoch versprach er dem Prinzen, wenn sie in der Försterswohnung einen sichern Aufenthalt für einige Tage fänden, ihn und seinen Begleiter wenigstens so weit herzustellen, daß sie, ohne Gefahr der Verschlimmerung ihrer Wunden, die Grenze erreichen könnten. Für jetzt empfahl er ihnen Ruhe, und führte unterdessen die Pferde an

grasreiche Plätze, wo er sie abzäumte und weiden ließ.

Der erschöpfte junge Fürst entschlummerte sanft, und als er gegen Abend neugestärkt erwachte, fand er die gesättigten Rosse bereit, ihn und seine Gefährten weiter zu tragen.

Es war schon dunkel, als sie an der öden Försterswohnung anlangten, in welcher, außer der Wittwe, ihrem Kinde, einer Magd und einem Jägerpurschen (der zum Glück aber abwesend war) keine menschliche Seele hauste. Die arme Frau erkannte ihren gütigen Herrn augenblicklich und nahm ihn weinend auf. Freilich galten ihre Thränen mehr noch dem Verluste ihres Gatten, dessen Andenken seines Gönners Anblick erneuerte, als dem Unglück des jungen Fürsten; aber eben dieses Andenken rief auch die Wohlthaten des Prinzen lebhaft in ihr Gedächtniß zurück, und sie bot alle ihre Kräfte auf — leider reichten diese nicht weit — um sich dankbar zu beweisen. Aber aus jedem Winkel ihrer Hütte schaute die bit-

terſte Armuth hervor, denn ihr verſchwenderiſcher Mann hatte ihr nur Schulden hinterlaſſen. Die beſte Stube im Hauſe räumte ſie dem verehrten Gaſte, ihr eignes Bettzeug trug ſie herbey; aber Einer Beſchwerde konnte ſie nur ſehr unvollkommen abhelfen. Die beiden Fenſter nämlich, durch welche dieſe Stube ihr Licht empfing, hatten keine Scheiben und ein rauher Herbſtwind pfiff herein, deſſen nachtheilige Wirkung für des Prinzen Geſundheit Woldemar mit Recht fürchtete. Zwar ſuchte die Wittwe manchen alten Sack hervor, um die Oeffnungen zu verſtopfen, allein der Wind verhöhnte ihre Bemühungen, und, während ſie an der Einen Seite ihm den Eingang verſperrte, bohrte er ſich an der andern wieder ein Loch und blies ihr ſpottend das Licht aus.

„Ach!“ ſagte ſie entſchuldigend: „mein „ſeliger Mann wollte dieſe Stube wieder recht „fein und gemächlich in Stand ſetzen, hatte „auch ſchon, als er das letzte Mal nach der Stadt ging, ein paar große Glastafeln mitge-

„bracht, die wohl hingereicht hätten, alle dieſe „Scheiben auszubeſſern, aber lieber Gott! da „ſtehn ſie nun auf dem Boden. Er mußte „gleich am andern Morgen ſich zu Bett legen, „und iſt nicht wieder aufgeſtanden.“

„Ihr habt Glastafeln im Hauſe?“ fragte Woldemar haſtig, „o geſchwind gebt ſie her! „ich will Euch die Fenſter repariren.“

„Ey wenn der junge Herr das könnte —“ ſagte die Frau und holte ihre Tafeln, während der Page bereits ſeinen Diamant aus dem Mantelſacke hervor geſucht, und, ehe eine Stunde verging, prangten die Fenſter mit lauter neuen Scheiben, die zwar ſtatt des Kittes vor der Hand nur mit Brotteig verſchmiert wurden, aber doch kein Lüftchen durchlieſſen.

„Sie ſind ein Tauſendkünſtler,“ ſagte der Heinz.

„So nannte man mich ſchon als Knabe,“ erwiederte Woldemar lächelnd, empfahl ihm Ruhe, und ging in den Stall, wo er bey den Pferden ſich eine Streu machte, um gleichfalls

einige Stunden des lang entbehrten Schlafes zu genießen. Schnell und sanft entschlummerte er, von dem Gedanken eingewiegt: es war doch gut, daß ich dem ehrlichen Glaser ein wenig in sein Handwerk pfuschte.

Mit der Morgenröthe stand er wieder auf, lauschte an des Prinzen Thür, guckte durch das Schlüsselloch, sah, daß er noch ruhig schlief und eilte in den Wald, um heilende Kräuter zu suchen. Zwar fand er nichts weiter als das Wollkraut (Verbascum) und die sogenannte Neunmannskraft (Verbascum lichnoides), allein er wußte, daß beide Pflanzen lindernde, erweichende, schmerzstillende Kräfte bergen, und daß dem gepülverten Kraute auch wildes Fleisch in den Wunden weicht. Zufrieden mit seinem Funde eilte er wieder heim, segnete den alten Förster seines Vaters, der ihm die Heilkräfte so mancher Pflanze kennen gelehrt, und bereitete eine Salbe, mit der er seine Verwundeten beim Erwachen überraschte.

Sie that treffliche Dienste, und schon am andern Morgen hätte der Prinz ohne Gefahr seine Reise fortsetzen können; doch in dem Rathe, den er deshalb mit seinen Gefährten pflog, wurde für besser gehalten, noch einige Tage in diesem Schlupfwinkel zu verweilen, bis die überall herumstreichenden Verfolger die Flüchtlinge nicht mehr in dieser Gegend vermuthen würden. Aber wo sollten sie Nahrungsmittel herbekommen? — Das Wenige, was die Wittwe im Hause hatte, war schon am ersten Abend verzehrt worden. Der Prinz gab ihr eine Hand voll Goldstücke, und bat sie, in der Nachbarschaft irgend etwas einzukaufen, wovon sie einige Tage leben könnten, und zugleich mit Vorsicht Nachrichten einzuziehen, welche Folgen seine Flucht veranlasst habe.

Sie ging in ein Dorf, anderthalb Meilen von ihrer Wohnung entlegen. Die hungrigen Gäste erwarteten ihre Zurückkunft mit großem Verlangen. Es war schon dunkel, als sie erschien, einen Korb mit Eyern am Arme tra-

gend und einen ziemlich wohlbeleibten Ochsen vor sich her treibend. Sie machte tausend Entschuldigungen, daß sie kein geschlachtetes Fleisch gebracht, welches man sogleich hätte in den Topf stecken können, aber ihre Kräfte reichten nicht hin, es zu tragen. Sie hätte freilich einen Burschen miethen können, allein das war gefährlich; folglich mußte sie wol, wenn sie Proviant für mehrere Tage mitbringen wollte, ihre Zuflucht zu einem Ochsen nehmen, der auf eignen Beinen sich fortbewegte.

Für den ersten Hunger dienten die Eyer. Während diese fast verschlungen wurden, schlachtete sie den Ochsen, und nun begab sich Woldemar in die Küche, band eine reinliche Schürze vor, schickte sich an, der Kunst Ehre zu machen, die er seiner Mutter so oft abgelauert, und sagte zu sich selber: wie würde mein Bruder lachen, wenn er mich hier vor dem Herde stehen sähe. Er kochte Suppen, die wenigstens den hungrigen Gästen recht schmackhaft vorkamen.

Während dem Kochen fiel ihm ein, daß sie

wol noch öfter in dieſelbe Verlegenheit gera-
then könnten, und da der Ochſe in den weni-
gen Tagen doch unmöglich aufzuzehren war, ſo
wandte er flugs ein Viertel deſſelben an, um
einige Suppentafeln daraus zu bereiten, die er
trocknete und verwahrte.

Die Wittwe hatte die untröſtliche Nachricht
mitgebracht, daß die Huſaren auf allen Straßen
herumſchwärmten, und daß in allen Dörfern
gedruckte Placate angeſchlagen worden, die jeder
Obrigkeit, und ſogar jedem Bauer zur Pflicht
machten, den flüchtigen Prinzen zu ergreifen,
wo er ſich blicken lieſſe. Was war zu thun? —
Noch länger hier zu verweilen, ſchien nicht min-
der gefährlich, als die Flucht auf bekannten
Straßen fortzuſetzen; denn wie leicht konnten
einige Huſaren auch in dieſe Gegend ſich ver-
irren.

Des Förſters Wittwe erzählte ihnen, daß
der Wald, da, wo er von der Landſtraße durch-
ſchnitten werde, ſich bald endige, hingegen ſeit-
wärts faſt bis an die Grenze ſich erſtrecke.

Wenn ſie dieſen Weg einſchlagen wollten, ſo würden ſie, am äußerſten Ende des Waldes, nur noch ein einziges Dorf zu paſſiren haben, und eine kleine Meile weiter fänden ſie dann den breiten Strom, der die Staaten des Fürſten von dem benachbarten Königreiche trennte.

Augenblicklich beſchloß der Prinz, dieſen faſt ungebahnten Pfad zu wählen. Die Wittwe ſelber zeigte ihm den ſchmalen Holzweg, und lief ſo lange neben den Pferden her, als ihre Kräfte es verſtatteten. An einem Kreuzwege wiederholte ſie nochmals umſtändlich ihren Unterricht, küßte weinend die Hand des Prinzen, empfing eine reiche Vergeltung und verſchwand.

Die Flüchtigen ritten bey Mondenſchein die ganze Nacht hindurch. Als es aber Tag geworden, und ſie nun Alles genauer beobachten konnten, trafen die Kennzeichen nicht mehr zu, welche die wackere Frau ihnen angegeben, und mit Schrecken vergewiſſerten ſie ſich immer mehr und mehr, daß ſie ſich verirrt hatten.

Woldemar verlor die Geiſtesgegenwart

nicht. Er hatte ſich vor allen Dingen die Himmelsgegend gemerkt, nach welcher ſie ihren Lauf richten mußten. Das Wetter war freilich ſehr trübe, die Sonne in einen undurchſichtigen Schleier verhüllt; allein, der als Knabe empfangenen Lehren eingedenk, unterſuchte Woldemar die Rinde der Bäume, die an der Nordſeite dem Kundigen eine fühlbare Rauhheit darbieten. Mit Hülfe dieſer Erfahrung warf er ſich jetzt zum Geleitsmanne auf, und als die irrenden Ritter faſt erſchöpft gegen Abend einige Köhler antrafen, die von der Flucht des Prinzen noch nichts wußten, fand es ſich, daß der Page ſie ganz recht geleitet. Zwar waren ſie während der Nacht ſehr weit vom rechten Wege abgekommen, und daher jetzt noch immer vier ſtarke Meilen vom Ende des Waldes entfernt, weshalb ſie die Hoffnung aufgeben mußten, es noch an dieſem Tage zu erreichen, denn weder ſie noch ihre Roſſe waren im Stande, ſich weiter fortzuſchleppen; Menſchen und Pferde lechzten nach Erquickung.

Die Köhler saßen eben um ein einladendes Feuer, hatten einen Kessel mit Wasser zum Kochen darüber gehängt, und reinigten einen Haufen Schwämme, die sie zum Abendbrote gesammelt hatten. Der Prinz, dem diese Speise auch selbst an der fürstlichen Tafel als Leckerbissen willkommen gewesen, lagerte sich um so begieriger zu den von Ruß geschwärzten Waldbewohnern, um an ihrer Mahlzeit Theil zu nehmen, und eben sollten die Schwämme in den Kessel geworfen werden, als Woldemar, sie zuvor betrachtend, plötzlich rief: „Um Gottes „willen! daß Niemand davon esse! sie sind „giftig!“

Alle erschraken und schauderten vor der Gefahr, deren traurige Opfer sie, ohne des Pagen jugendliche Lernbegier, geworden seyn würden. Man trug die Schwämme in einen nahen Sumpf. Aber nun war auch nichts weiter zu essen übrig, als einige Stücke schwarzes Brot. Die Hungrigen sahen einander traurig an. Da zog der Page seine Suppentafeln aus der Tasche,

warf ſie in den Keſſel, brockte das Brot dazu, und in wenigen Minuten wurde ſämmtlichen Gäſten eine kräftige Suppe aufgetiſcht, die ſie mit hölzernen Löffeln begierig in ſich ſchlürften. Dann lagerten ſich die Flüchtlinge um das Feuer, und ſchlummerten ſanft der Hoffnung entgegen, am andern Tage auf fremdem Boden zu ſchlafen.

Als kaum die Sonne die Wipfel der Bäume erleuchtete, ſaßen ſie ſchon wieder auf, und trabten, von den Köhlern aufs neue unterrichtet, ziemlich wohlgemuth durch den Wald. Dieſer wurde gegen Abend immer lichter, und als die Sonne ſich zum Untergange neigte, gelangten ſie zu den letzten Bäumen, wo ein heftiger Sturmwind ihnen entgegen ſauſte, den ſie im Schutze des Waldes kaum bemerkt hatten. Jetzt, auf einer großen Ebene, wüthete er ſo heftig, daß die müden Pferde kaum gegen ihn anſtreben konnten. Das verrückte den Plan, noch an dieſem Abend die fremde Grenze zu betreten.

Zwar lag das letzte Dorf nun wirklich vor

ihnen; allein von dort aus noch eine Meile im tiefen Sande, gegen den Sturmwind, den Pferden zuzumuthen, würde ein vergebliches Wagestück geweien seyn. Die Reiter hielten also still und beriethen sich, wo sie die Nacht zubringen sollten. Sich hinein in das Dorf zu wagen, schien sehr gefährlich; auch wollten sie gern auf jede Erquickung verzichten, und noch ein Mal unter freiem Himmel liegen, wenn nur die Pferde Futter fänden. Doch hier gab es keine Weide, ringsherum nur eingezäunte Felder.

In dieser Noth die Augen hin und her werfend, erblickte Woldemar in einiger Entfernung einen Bauer, der neben seinem, mit zwei Ochsen bespannten, Pfluge stand und die Hände rang. Einer der Ochsen war umgefallen; um diesen schien der Bauer ängstlich bemuht, und dann wieder in Verzweiflung, daß er ihm nicht helfen konnte. Die Fremdlinge gewahrte er nicht, oder nahm in diesem Augenblicke keine Notiz von ihnen.

Woldemar ſchlich hinter die Hecke, ihm ſo nahe als möglich, und bemerkte ſogleich, daß der Ochſe an einem Uebel litt, welches ohne ſchleunige Hülfe faſt immer tödtlich ward. Er war nämlich aufgeſchwollen, vermuthlich von friſchem Klee, den er in Uebermaß gefreſſen. Alſobald eilte Woldemar zurück, verſprach dem Prinzen, ihm einen treuen Führer zu verſchaffen, holte aus ſeinem Mantelſacke eine chirurgiſche Nadel, die ihm ſtatt eines Trocar dienen ſollte, und war in zwei Sprungen bei dem Bauer, der ſich eben bitterlich weinend auf ſeinen Pflug geſetzt hatte.

„Euer Ochſe iſt in Gefahr zu ſterben,“ redete er ihn an.

„Ach! er iſt ſchon ſo gut als todt!“ ſchluchzte der Bauer; „das iſt der dritte, den ich auf „dieſe Weiſe verliere; ich bin ein ruinirter „Mann!“

„Wollt Ihr mir freie Hand laſſen,“ fragte der Page, „ſo will ich ihn augenblicklich wieder „herſtellen.“

„Ach, junger Herr! da würde Er mir eine „große Wohlthat erzeigen! aber es iſt verge„bens! dagegen hilft nichts!“

Ohne ſich weiter in Erklärungen einzulaſſen, ſenkte Woldemar ſeine Nadel, zum Schrecken und Erſtaunen des Bauern, tief in die Seite des Ochſen, wie er ſolches in ſeiner Kindheit von dem geſchickten Verwalter auf dem Gute ſeines Vaters oft geſehen hatte. Sogleich fand die verſchloſſene Luft einen Ausweg, der Ochſe, der kaum noch athmen konnte, erholte ſich nach und nach, und ehe eine Viertelſtunde verging, ſtand er munter auf den Beinen.

„Ach, mein lieber junger Herr!“ rief der Bauer, „wie kann ich Ihm das vergelten?“

„Ehrlicher Mann,“ ſagte Woldemar, „das könnt Ihr auf der Stelle. Werdet Ihr „die drei Reiter dort unter den Bäumen ge„wahr? Das ſind meine Gefährten, lauter „wackre Männer, obgleich wir aus gewiſſen „Urſachen uns verbergen müſſen. Wir ſuchen

„ein Nachtlager und Futter für unſere Pferde.
„Beides wollen wir gut bezahlen, wenn Ihr
„es ſo einrichten könnt, daß uns Niemand ge-
„wahr wird, und wir vor Tagesanbruch unge-
„hindert an die Grenze kommen mögen.“

Der Bauer ſtutzte, ſah ihn lange ſchwei-
gend an, und dann eben ſo lange nach der Ge-
gend, wo die Reiter hielten. „Herr!“ ſagte
er endlich, „ich errathe, wer Sie ſind. In
„allen Krügen, vor allen Gerichtsſtuben ſind
„gedruckte Zettel angeſchlagen, die mir keinen
„Zweifel übrig laſſen. Von allen Kanzeln iſt
„es uns eingeſchärft worden, ein wachſames
„Auge auf Sie zu haben, auch demjenigen eine
„große Belohnung verheißen, der Sie einfan-
„gen würde; aber von unſerm Prinzen wird ſo
„viel Gutes geredet, und Sie, junger Herr,
„haben mir eben einen ſo wichtigen Dienſt ge-
„leiſtet, daß ich ein Schurke ſeyn müßte, wenn
„ich Sie verrathen könnte. Seyn Sie ruhig,
„Es wird ſchon dunkel. Wir wollen warten,
„bis die Nacht vollends hereingebrochen, dann

„führe ich Sie in meine Hütte, die liegt ein„sam am Ende des Dorfes, da iſt Niemand „als meine alte Frau und meine todtkranke „Schwiegermutter. Den Knecht hab' ich in das „nächſte Städtchen geſchickt, nach einem Wund„arzte, welcher der Kranken zur Ader laſſen ſoll. „Kommt der auch in der Nacht zurück, ſo will „ich Sie ſchon verſtecken, daß Niemand Sie „gewahr werde, und morgen mit dem Frühe„ſten mögen Sie in Gottes Namen weiter „ziehen."

Mit dieſer tröſtlichen Zuſicherung begab ſich Woldemar zu dem Prinzen, der auf ſein Wort es wagte, dem dankbaren Bauer zu fol„gen. Von Niemanden bemerkt, erreichten ſie im Finſtern deſſen Hütte, wo ſeine alte Frau bei einer trüben Oel-Lampe hinter dem Spinnrade ſaß, und die Gäſte eben ſo grämlich als neugierig empfing. Sie ſtand auf, ſetzte die Arme in die Seite, betrachtete Einen nach dem andern vom Kopfe bis zu den Füßen, und mur„melte allerlei in den Bart, was den ſcheuen

Flüchtlingen verdächtig vorkam. Der Mann, der die unaünſtige Stimmung ſeiner Frau gleichfalls bemerkte, rief ſie in die Kammer, und hatte dort ein ſehr lebhaftes Geſpräch mit ihr, von dem die Gäſte manches erlauſchten, was eben nicht geeignet war, ſie zu beruhigen.

„Wir müſſen gute Miene zum böſen Spiel „machen,“ ſagte Woldemar; „Zeigen wir „Aengſtlichkeit, ſo verrathen wir uns nur noch „mehr.“ Mit dieſen Worten ſetzte er ſich hinter das Spinnrad der Alten und fing luſtig an zu ſpinnen. So übel auch dem Prinzen zu Muthe war, ſo mußte er doch bei dieſem Anblicke lachen. Aber ſein Page ließ ſich nicht irre machen. Das Mädchen ſchnurrte wacker, als die Bäuerin mit erhitztem Geſicht aus der Kammer trat. Ihr Auge begann noch zorniger zu glühen, als ſie den Fremden hinter ihrem Spinnrade erblickte, denn ſie vermeinte, er habe aus Muthwillen die Früchte ihres Fleißes verdorben. Mit einem barſchen was macht der Herr da? ſtürzte ſie auf ihn los. Doch wunderbar

erheiterte ſich ihr Geſicht, als ſie ſah, daß er nicht allein ganz ordentlich ſpann, ſondern ſogar einen weit feinern und gleichern Faden als ſie ſelbſt hervor zu ziehen wußte.

„Ei ei, junger Herr,“ ſagte ſie lächelnd, „Er könnte ja allen unſern Mädchen im Spin„nen Unterricht ertheilen. Nun, nun, ſpinne „Er nur immer darauf los, ſo verſäume ich „doch nichts, während ich eine Bierſuppe für „Euch koche, weil mein Mann doch einmal „darauf beſteht.“

Woldemar verſprach ihr, ſo fleißig zu ſpinnen, daß ſie ihre Freude daran haben ſollte, und da die Alte, ſich gleichſam vergeſſend, ihm immer noch freundlich zuſah, ſo dachte er bei ſich ſelbſt: es war doch gut, daß ich ſpinnen lernte.

Sie würde über dieſem ihr ſo neuen Schauſpiele vor lauter Kopfwiegen die Küche und ihre kranke Mutter vergeſſen haben, hätte nicht ihr Mann die unangenehme Botſchaft gebracht, der Knecht ſey ohne Wundarzt zurückgekommen,

weil der Einzige im ganzen Städtchen schon zu andern Kranken berufen gewesen sei. Da erhub sich eine wimmernde Stimme aus einem Winkel, vor dem ein großes Laken hing. Die Kranke seufzte, daß sie den Morgen nicht erleben werde, wenn man ihr nicht zur Ader liesse, und die Bäuerin, ihre Tochter, heulte dazwischen und verwünschte den Wundarzt, der ihre Hoffnung getäuscht.

„Liegt es nur am Aderlassen," rief Woldemar, und sprang hinter dem Spinnrade hervor, „so will ich Euch bald helfen."

Kaum wollte die Bäuerin ihren Augen trauen, als er behende seinen Schnepper hervorzog. Sie meinte, es wäre doch bedenklich, einem so jungen Herrn, dem es nicht bei der Wiege gesungen sey, eine solche Operation zu verstatten. Aber der Mann sprach mit den Worten: der junge Herr versteht Alles, ihr und seiner Schwiegermutter Muth ein; und als die Kranke vernahm, welche Zartheit er an den geschwollenen Ochsen bewie-

sen, so streckte sie ohne weiteres Bedenken ihren entblößten Arm ihm hin. Er ließ ihr zur Ader trotz dem besten Wundarzte, und als sie kurz darauf sich merklich erleichtert fühlte, so wurde er von der ganzen kleinen Familie fast vergöttert. Der böse Gedanke der Bäuerin, den ausgesetzten Preis zu verdienen, verschwand gänzlich. Sie trug Alles auf, was sie hatte. Sie war nun die freundlichste, sorgsamste Wirthin; sie entfernte den Knecht, dem nicht zu trauen war, unter irgend einem Vorwande, und lauschte selber oft an der Hausthür, ob auch Alles im Dorfe ruhig sey.

Alles war ruhig. Nur der Sturm sauste mit verdorpelter Wuth, aber die Gäste achteten seiner nicht unter dem friedlichen Dache, erquickten sich durch Speise und Schlaf, bestiegen mit Tagesanbruch ihre wohlgefütterten Rosse, drückten der Alten einige Goldstücke in die Hand, und schieden gesegnet.

Doch gerade in diesem Augenblicke kam der Knecht nach Hause. Kaum hatte er die Reiter

erblickt, als er dem Erſten derſelben — es war Woldemar — in den Zügel fiel und aus Leibeskräften ſchrie. Aber ein kräftiger Hieb mit der Peitſche zwang ihn, los zu laſſen; die übrigen ſprengten an ihm vorbei und achteten ſeines Geſchreies wenig, weil es im Sauſen des Sturmes verhallte. Raſch eilten ſie vorwärts, hatten aber noch kein Fünftel des Weges zurück gelegt, als ſie die Sturmglocke hinter ſich hörten. Nun ſpornten ſie die Pferde aus allen Kräften, flogen durch den tiefen Sand, der zu dem Strome geleitete, und befanden ſich bald an deſſen Ufern.

Hier, auf dieſer wenig beſuchten Nebenſtraße, war keine Brücke, nicht einmal eine Fähre für das Vieh, ſondern nur ein Boot zum Ueberſetzen einzelner Wanderer, und der alte Mann, der in einem kleinen Häuschen dicht am Strome wohnte, weigerte ſich durchaus, bei dieſem Sturme die Ueberfahrt zu wagen. Kein Gold bewegte ihn. Woldemar zog die ungeladene Piſtole aus dem Halfter,

und drohte ihn zu erschießen. Da versprach er endlich seine Dienste, allein unter dem Vorwande, seinen Sohn zu holen, entfernte er sich, kam nicht wieder, und wurde überall vergebens gesucht.

Jetzt war kein Augenblick mehr zu verlieren, denn schon zeigte sich in der Ferne ein dichter Haufe von Bauern, der, mit Sensen und Heugabeln bewaffnet, mit großem Geschrei immer näher kam.

„Wir sind verloren," sagte der Prinz, keiner von uns hat jemals ein Fahrzeug regiert."

„Außer mir," antwortete Woldemar schnell: „steigen Sie ein, mein Prinz, und „wenn der Stallmeister und der Kammerdiener „nur ein wenig zu rudern verstehen, so baste „ich Ihnen mit meinem Kopfe dafür, daß ich „Sie glücklich hinüber bringe."

Dem Prinzen blieb keine Wahl. Er sprang in das Boot, seine Gefährten ergriffen die Ruder, Woldemar steuerte. Der Sturm brauste, die Wellen gingen hoch, mehr als Einmal

drohten sie, das kleine Boot zu verschlingen; aber Woldemar stand kaltblütig auf seinem Posten und steuerte so geschickt, daß der Prinz staunend ausrief: „Mensch! wo hast Du das „gelernt?“

„Von meinem ehrlichen Fischer,“ sagte der Page lachend, „es war doch gut, daß „ichs lernte.“

Und siehe, schon hatten sie sich glücklich durch die gefährlichste Stelle des Stromes hindurch gearbeitet, und die Bauern standen mit offenen Mäulern am Ufer, und begriffen nicht, wie es möglich sey, daß die vornehmen, zarten Herren mitten im wildesten Sturme ohne irgend eine Hülfe so sicher dahin tanzten. Als sie endlich das Boot am jenseitigen Ufer glücklich landen sahen, lachten sie einander aus, und gingen kopfschüttelnd heim, um den Herrn Gerichtsverwalter das wundervolle Abenteuer zu berichten.

Kaum hatte der gerettete Prinz den sichern Boden betreten, als er seinen Pagen gerührt

in die Arme ſchloß mit dem Ausruf: „lieber „Fels! das werde ich Ihnen nie vergeſſen! „Ohne Sie war ich längſt verloren.“

Die Reiſenden mußten ihren Weg nun zu Fuße fortſetzen, da die Pferde am jenſeitigen Ufer zurückgeblieben waren. Doch in der erſten Stadt, die ſie erreichten, durfte der Prinz nur ſeinen Namen nennen, und wurde mit allen, ſeinem Range gebührenden, Ehrenbezeugungen empfangen. Die Obrigkeit des Orts räumte ihm eine bequeme Wohnung ein, ſorgte für jedes Bedürfniß, und bat ihn, einige Tage zu verweilen, bis der Courier, den man ſogleich nach Hofe geſandt, zurückkommen werde.

Hier ruhten der Prinz und ſeine treuen Gefährten von allen überſtandenen Beſchwerden aus, und hatten bereits ihre Kräfte wieder erlangt, als der Courier mit einer freundlichen Einladung des Königs zurückkam. Doch eben da der Prinz ſich anſchickte, ihr Folge zu leiſten, erſcholl die Nachricht von dem plötzlichen Tode ſeines Vaters, der auf der Jagd mit

dem Pferde gestürzt, und nach wenigen Stunden an den Folgen dieses Sturzes gestorben war.

Sogleich schrieb der Prinz einen Danksagungsbrief an den König, der in seinen Staaten ihn so gastfrei aufgenommen, meldete, welcher Zufall ihn hindere, ihm persönlich zu danken, und kehrte nun triumphirend unter lautem Volksjubel in das Land zurück, welches er noch vor wenigen Tagen als ein geängsteter Flüchtling durchirrt hatte.

Am Thore seiner Hauptstadt fand er den bleichen Günstling, der ihm zitternd huldigte, nichts geringers als einen ewigen Kerker erwartete, und nicht wenig erstaunte, als der Fürst, seiner Tochter gedenkend, ihn gnädig empfing. Emilien verdankte ja der Fürst die erste Nachricht von dem Unglücke, welches ihm bevorstand; Emilie war die Geliebte seines Freundes, seines Erretters — Gründe genug, des Vaters zu schonen, der bloß auf seine Güter verwiesen wurde.

An seine Stelle, als ein würdiger Günstling, trat jetzt Woldemar, und der stolze Graf von Hohenberg, der dem armen Pagen 25 Louisd'or für die Rettung seiner Tochter hatte reichen wollen, schätzte sich jetzt überglücklich, dessen Schwiegervater zu werden.

Viele Jahre lang lebte der Minister von Fels, den Segen theilend, den das mild regierte Volk seinem Fürsten zujauchzte, und in Emiliens Armen das seltene häusliche Glück an einem glänzenden Hofe genießend. Oft, wenn Woldemar seinen Bruder Eugen, der ein ehrlicher, stumpfer Landjunker geworden war, bei sich bewirthet hatte, sagt: er zu seinen Söhnen: „Kinder! versäumt keine „Gelegenheit, etwas zu lerne es „scheine so gering es wolle. Es kommt „ein Augenblick, in dem jede erwor„bene Kenntniß reiche Zinsen trägt!"

Die

Pomeranzenſchalen

und die

Melonenſchalen.

Eine moraliſche Erzählung.

Vor einem Poſthauſe in den Pontiniſchen Sümpfen ſtand ein Knabe mit Lumpen bedeckt. Die ſchwarzen Augen ſchimmerten düſter unter den langen Wimpern hervor, und das ſchwarze ſtruppige Haar umflatterte ſein blaſſes Geſicht. Er war aus Velletri gebürtig, Enrico ſein Name, ein Waiſe von wackern, verarmten Eltern, die ihm nichts hinterlieſſen, als ihre Ehrlichkeit und den guten

Willen zu arbeiten, wenn man ihm nur Arbeit geben wollte. Aber in seiner Vaterstadt, die keinen andern Reichthum besitzt, als den Stolz, der Geburtsort des Herrn der Welt, des Kaiser Augustus, gewesen zu seyn, konnte Niemand den noch schwachen Knaben brauchen. Betteln mochte er nicht, und überall, wo er seine Dienste anbot, wurde ihm durch ein mitleidiges Achselzucken und die trockene Ermahnung geantwortet: Gehe mit Gott! Diese Worte prägten sich nach und nach tief in sein kindliches Gemüth. Es muß doch wohl ein guter Rath seyn, meinte er, den so viele gute Menschen mir ertheilen; und so fasste er endlich den Entschluß, mit Gott zu gehen. Wohin? das wußte er selbst nicht recht. Nach Neapel hielt er für das Beste, denn er hatte gehört, daß dort viele tausend Faullenzer lebten, und so dachte er, es würde ja auch wohl ein fleißiger Knabe sein Brot finden.

An dem Tage, wo er diesen kühnen Vorsatz wirklich ausführte, war er gerade in einem

Kloſter wohl geſättigt worden, und fühlte ſich ſtark genug, die Wanderſchaft anzutreten. Es ging ihm aber mit ſeinen Kräften, wie es andern Kindern mit ihrem Sparpfennig zu gehen pflegt; ſie halten den Schatz für unerſchöpflich. Erſt wenige Meilen hatte Enrico zurückgelegt, als er ſchon ermattet niederſank.

„Ich bin mit Gott gegangen," ſagte er weinend: „warum kann ich denn nicht weiter?"

Es war in der Nähe eines Dorfes. Eine junge Bäurin, die ein Gefäß mit Milch auf ihrem Kopfe trug, hatte ſeinen Stoßſeufzer vernommen, und als er das geſenkte Haupt emporhub, weil er ein kleines Geräuſch in ſeiner Nähe hörte, ſo ſchwebte der Milchtopf vor ſeinen Lippen, und ein paar freundliche Augen begegneten den ſeinigen. Das ſchien dem Knaben ein Wunder, und, ſo hübſch auch das Mädchen war, ſo konnte er ſie doch nicht anſehen, ohne an den Raben des Elias zu denken. Nachdem er ſich ſatt getrunken, und nun ſeinen Dank ſtammeln wollte, ſchwebte das Mädchen,

ohne das abzuwarten, leichtfäßig vorüber. Das nannte Enrico „verſchwinden," und war ſehr geneigt, einen verkappten Engel in der gutmüthigen Dirne zu vermuthen.

Geſtärkt an Kräften und Vertrauen ſetzte er ſeinen Weg fort, trällerte, betete und blieb wohlgemuth, bis der Hunger ſich wieder einfand. Da hub er an, erſt leiſe, und als der Hunger heftiger wurde, immer lauter den lieben Gott zu erinnern, daß er mit ihm gehe, und von ihm, als ſeinem Reiſegefährten, Hülfe zu erwarten, berechtigt ſey. Es währte auch nicht lange, ſo begegnete ihm ein Eſeltreiber, der ſein Maulthier mit Kaſtanien beladen hatte. Er glich einem Raben weit mehr, als jenes hübſche Bauermädchen. Enrico ſetzte ſich ohne Bedenken noch einmal an die Stelle des Propheten Elias, und erwartete ſehr zuverſichtlich die Einladung zum Gaſtmahl. Allein der Mann zog vorüber, ohne den kleinen hungrigen Pilger eines Blickes zu würdigen. Enrico ſchlich trübſelig weiter, und

ſtand ſchon im Begriff, gegen ſeinen erhabenen Reiſegefährten zu murren, als er plötzlich gewahr wurde, daß die ganze Straße mit Kaſtanien gleichſam beſäet war.

Sonder Zweifel hatte, dem Eſeltreiber unbewußt, einer der Säcke ein Loch bekommen, und verzettelte nun bei jedem Tritte des Maulthieres einen Theil des ihm anvertrauten Schatzes. Dieſe Auslegung verwarf Enrico mit einer Art von geiſtlichem Stolze, weil ſie ihm zu natürlich war. Wenn ſchon die Milch, die ihm gleichſam in den Mund quoll, ein halbes Wunder genannt werden konnte, ſo war eine Landſtraße mit Kaſtanien gepflaſtert, doch offenbar ein ganzes. Er ſammelte ſeine Taſchen voll, trug einige dürre Reiſer zuſammen, briet und verzehrte einen Theil der Beute, und behielt noch ſo viel übrig, daß in den nächſten paar Tagen der Hunger ihm nichts anhaben konnte.

Wir wollen auch nicht verſchweigen, welche Menſchlichkeit ihn beſchlich, und jeden Zweifel

an dem Wunder unterdrücken half. Wenn nämlich die Sache natürlich zuging, so mußte er, nach den Grundsätzen, die sein redlicher Vater ihm eingepflanzt, dem Eseltreiber zurufen, den ungetreuen Sack ihm andeuten, das Verlorne wieder aufsammeln helfen, und ruhig abwarten, ob der Eigenthümer ihm zur Vergeltung einige Kastanien mittheilen werde. War es aber ein Wunder, so konnte er dieser Pflicht sich überheben, und da ein Mensch in Noth jeden Vorwand gern ergreift, um die Mittel zu beschönigen, die auf fremde Kosten seiner Noth ein Ende machen können, so verscheuchte er jeden Zweifel an dem Wunder, durch welches, ihm zu Liebe, sein mächtiger Reisegefährte den Sack an einer unrechten Stelle geöffnet hatte, und sagte sehr laut, indem er munter vorwärts schritt: Ich gehe mit Gott.

Noch zuversichtlicher wiederholte er diese Worte, als er gar am andern Tage ein ganzes Nest voll Kibitz-Eier fand, da ihn ein schöner Schmetterling einige Schritte vom Wege lockte.

Was ſchien gewiſſer, als daß ein Engel die Geſtalt eines Schmetterlings angenommen, um ihn zu dem Neſte zu führen? — Selige, kindliche Täuſchung! warum iſt nicht jedem Herzen die Kraft oder Ohnmacht verliehen, ſich dir zu öffnen? Der Glaube an Wunder erzeugt in der That ein Wunder, indem er ein Vertrauen erweckt, welches allen Stürmen des Lebens trotzt, und oft am ſicherſten das Schifflein, zum Erſtaunen der Zuſchauer, in den Hafen geleitet.

Mit dieſem Vertrauen hatte Enrico nun das letzte Poſthaus in den Pontiniſchen Sümpfen erreicht. Der Kaſtanienvorrath ging zu Ende. Der Weg nach Terracina war noch weit. Der Poſthalter und ſeine ganze Familie wankten wie Geſpenſter umher, denn ſie ſchleppten ſich mit jenem Fieber, welches von der böſen Sumpfluft erzeugt wird. Durch Krankheit und Mangel waren ſie grämlich und hartherzig geworden. Kaum fand Enrico ein Obdach gegen die giftigen Nebel.

In einem Winkel des Stalles lag er, und beſprach ſich leiſe mit ſeinem erhabenen Reiſegefährten, ihn freundlich erinnernd, daß ein neues Wunder eben nicht überflüſſig ſeyn werde. Da vernahm er plötzlich das raſche Rollen eines Reiſewagens, ſchlich aus ſeinem Winkel hervor, und erblickte eine niedliche Kaleſche mit ſechs Poſtpferden beſpannt, die vor dem Poſthauſe hielt.

Ein ſchlanker Jüngling verließ den Wagen, und hob ein allerliebſtes kleines Mädchen heraus, das ungefähr in gleichem Alter mit Enrico zu ſeyn ſchien. Während die Pferde gewechſelt wurden, ſetzten ſich beide auf eine Bank, ſtellten ein Körbchen mit ſüßen Pomeranzen zwiſchen ſich, ſchälten ſie, ſchnitten ſie in Scheiben, beſtreuten ſie reichlich mit Zucker, und erquickten ſich an ihrem Safte.

Dem armen Enrico lief der Mund voll Waſſer. Er theilte ſeine ganze Aufmerkſamkeit zwiſchen den Orangen und dem hübſchen

Mädchen. Glücklicherweise konnte er beide Gegenstände unter einem Gesichtspunkte vereinigen; denn die niedlichen Finger des Mädchens schälten die Pomeranzen und schoben sie auch in den Mund. Auf diesem schönen Munde verweilten seine Blicke am liebsten und längsten, und es regte sich zum ersten Male in ihm eine unschuldige Lüsternheit, die weniger der Frucht, als den Lippen galt, welche den Saft von jener so zierlich in sich sogen.

Unwillkührlich hatte er dem schmausenden Paare sich so nahe geschoben, daß er die Härchen zählen konnte, welche der säuselnde Wind von des Mädchens Locken spielend ablöste. Mit der Dreistigkeit der Unschuld, die bisweilen der Einfalt gleicht, stand er da; die schwarzen Augen waren weit geöffnet, und die zum Lächeln verzogenen Lippen zeigten die weißen Zähne. Da gewahrte ihn der Jüngling und und grinzte ihn an, und sagte zu dem Mädchen (es war seine Schwester): „Sieh einmal den dummen Jungen!“

Das Mädchen ſtrich die Locken ein wenig aus dem Geſicht und warf einen Blick auf den Knaben, der ſeine bleiche Wange röthete, wie ein Sonnenſtrahl den Apfel.

„Ein armer Junge ſcheint er zu ſeyn,“ liſpelte das Mädchen: „dumm ſieht er eben nicht aus.“

Enrico verlor kein Wort.

„Höre du!“ rief der Jüngling mit dem Uebermuth des Reichen, indem der Orangeſaft ihm aus dem Munde durch die Finger lief: „ſage mir, biſt du dumm?“

Enrico ſchwieg. Die Schweſter ſah den Bruder unwillig an. „Wie kannſt du ſo hart ſeyn?“ murmelte ſie.

„Hart? als ob der Bube gleich uns fühlte und dächte? Was uns beleidigen würde, iſt dem Pöbel ein Scherz; und wenn ich ihm vollends ein Paar Pfennige biete, ſo wird er gern verſichern, daß er der dümmſte Eſel auf Gottes Erdboden iſt. Nicht wahr? Du! wirſt du reden?“

Enrico ſchwieg.

Der junge Herr zog eine kleine Münze aus der Taſche. „Willſt du Geld verdienen? Ich fordere nichts von dir, als ein Bekenntniß deiner Dummheit.“

Enrico ſchwieg, aber ſein Mund hatte ſich verſchloſſen, und ſein Auge ſtarrte finſter nach dem Unverſchämten, der die Armuth verſpottete.

„Nun, wenn du kein Geld brauchſt,“ hub der Reiſende wieder an: „ſo biſt du klüger und reicher, als ich.“ Mit dieſen Worten ſchob er ſeine Münze wieder in die Taſche, und griff in das Körbchen nach einer Pomeranze. Dem Mädchen ſchien die Luſt zu eſſen vergangen. Sie blickte einige Mal verſtohlen nach Enrico; Mitleid und Unmuth beſchatteten ihre lieblichen Züge. Der Bruder ſtreckte gemächlich die langen Füße von ſich, ſchälte die Frucht und warf die Schalen, ein Stück nach dem andern, dem Knaben ins Geſicht. „Mein Gott!

Bruder!" sagte die Kleine, mit Augen, in welchen ein schöner Zorn glühte.

„Warum geht er nicht aus dem Wege?" antwortete das kalte Menschengesicht, und fuhr fort, sein übermüthiges Spiel zu treiben.

Enrico sammelte schweigend die Schalen und steckte sie in ein Säckchen von Leinewand, das an einem Bindfaden über seine Schulter hing, Als der junge Herr das sah, lachte er laut auf. „Was willst du mit den Schalen machen?" fragte er spöttisch. Enrico dachte an seinen redlichen Vater, und das gab ihm den Muth zu sprechen.

„Mein Vater," stammelte er, „hatte mich gelehrt, man müsse nichts verachten, denn es sey nichts so klein und schlecht, daß es nicht zu Etwas nützen könne."

„Hörst du?" sagte das Mädchen: „er ist nicht dumm!"

Mit widrigem Gelächter bemerkte der Bruder sehr witzig: wer Schalen sammele, werde nie bis zum Kern gelangen, und er wolle dem

Buben rathen, ein Philoſoph zu werden; das wären Leute, die an Schalen nagen. Dieſer Spott ging verloren, denn Enrico verſtand ihn nicht, und hörte auch nicht einmal, was der Zierbengel ſprach; ſeine ganze Seele war in ſeinen Augen, und ſeine Augen hingen an dem Mädchen, das mit freundlichem Mitleid ihn betrachtete, und endlich dem Gefühl ſogar Worte lieh: „Du biſt wol ſehr arm?“ fragte ſie faſt ſchüchtern, als fürchte ſie, durch dieſe Frage wehe zu thun.

Enrico ſchwieg, aber es drängten ſich zwei Thränen aus ſeinen Augen.

„Biſt du hier zu Hauſe?“ — Er ſchüttelte den Kopf.

„Kommſt du weit her?“ — Von Velletri.

„Ganz allein?“ — O nein! mit Gott.

„Siehſt du,“ ſagte ſpöttelnd der Bruder zu der Schweſter: „wir haben von Velletri aus bewaffnete Begleitung mitnehmen müſſen; deren hat er freilich nicht bedurft, er iſt mit

Gott gegangen.“ — — Ja, mit Gott! wiederholte der Knabe andächtig. — „Und bist nicht beraubt worden?“ witzelte der junge Herr. Nein, erwiederte Enrico ganz ehrlich, ohne den Spott zu fühlen. — — „Ich glaube dir aufs Wort,“ rief jener mit wiederndem Gelächter. Aber die Kleine hüpfte zu dem Wagen, holte ihren Arbeitsbeutel, zog einen Piaster heraus, und reichte ihn dem Knaben, der seine Hand nur langsam darnach ausstreckte, und sich sehr hütete, die Finger seiner Wohlthäterinn zu berühren, denn sie war ja doch offenbar ein Engel. Er dankte auch nur durch einen Blick gen Himmel, und meinte, sie werde den wohl verstehen.

„Man sieht es, Annunziata,“ rief der Bruder mürrisch, „daß du eben aus dem Kloster kommst. So viel Geld an Bettelbuben zu verschwenden, haben die Nonnen dich gelehrt.“

„Ich habe nicht gebettelt,“ unterbrach Enrico ihn schnell.

verwahrt, allein die Noth zwang ihn, das große Silberſtück zu verwechseln. Der kleinen Münze bekam er ſo viel, daß er meinte, in Neapel noch manche Woche davon zu zehren. In dieſer Ueberzeugung that er ſich gütlich, und kam, nicht blos geſtärkt, ſondern auch vertrauensvoller als jemals, nach Terracina. Der Weg dahin ſchien ihm ſo kurz, denn das holde Bild ſeines Engels ſchwebte vor ihm her. Es war ihm immer, als müſſe er die Arme ausbreiten, um es zu erhaſchen, und ſo verdoppelte er, ihm ſelber unbewußt, die Schritte.

In Terracina ruhte er gemächlich, denn ſein Schatz erlaubte es ja, und das Ufer des mittelländiſchen Meers, an dem er zum erſten Male ſtand, feſſelte ihn durch ſeine bunten Muſcheln. Erſt nach drei Tagen machte er die Bemerkung, daß die Quelle bald verrinnen werde, die er für unerſchöpflich hielt. Faſt erſchrak er, als der kleine Ueberreſt von Münze in ſeiner Taſche nicht mehr volltönend klappern wollte, allein der Troſt: ich gehe mit Gott,

und ſein Engel iſt vor mir her geflogen! rich-
tete ihn wieder auf.

So wanderte er munter am Seegeſtade hin, und erreichte Molo di Gaeta, als eben der letzte Heller für kleine gedörrte Fiſche aufgegangen war.' Nun ſah er ſich wieder mit andächtigen Blicken nach ſeinen Reiſegefährten um; doch der ließ ihn einen ganzen Tag hungrig am Markte ſtehen, und eine ganze Nacht hungrig und ſchlafles auf einer Kirchentreppe liegen.

Mit ſteifen Gliedern erhob er ſich am andern Morgen, und griff in ſein Säckchen von Leinwand, um zu ſuchen, ob nicht eine Brodrinde ſich noch irgendwo verſteckt habe. Die fand er nicht, wohl aber die Pomeranzenſchalen. Auch gut, es iſt doch alles zu gebrauchen, wer's nur zu gebrauchen verſteht. Er erinnerte ſich, daß ſeine Mutter bisweilen aus ſolchen Schalen ein wohlriechendes Oel gepreßt, und eben da er ſich erinnerte, öffnete ein Diſtillateur ſeine Bude.

Sogleich trat Curico dreist hinzu, denn er war ja kein Bettler, sondern bot sein wohlerworbenes Eigenthum dem Fremden zum Verkauf an. Der Distillateur, er hieß Viliani, war ein kleiner, runder Mann, mit einem rothen, wohlgenährten Antlitz, aus dem ein paar lustige Augen blitzten.

„Was soll ich damit thun?“ fragte er lachend.

„Ei, ich meine, der Herr ist so ein Mann, der wohlriechende Sachen verkauft.“

„Freilich.“

„Nun so kann er ja das Oel aus diesen Schalen pressen.“

„Das gäbe ja kaum einige Tropfen.“

„Einige Tropfen sind auch nicht zu verachten.“

„Sehr wohl, aber die Hand voll ist ja kaum einen Bajocco werth?“

„Ein Bajocco ist auch nicht zu verachten, besonders wenn man keinen hat, so wie ich, und doch hungert, so wie ich.“

Des Knaben Naivität gefiel dem Manne wohl. Er brauchte gerade einen Lehrburschen, und, nachdem er erfahren, daß Enrico von ehrlichen, frommen Eltern sey, auch sonst aus dessen Antworten ein frommes ehrliches Gemüth erkannte, so that er ihm den Vorschlag, seine Kunst zu lernen.

Mit großen Freuden nahm Enrico das Anerbieten an, sprang sogleich in die Bude, warf sein Säckchen ab, war in der ersten Minute wie zu Hause, und griff alles flink an.

Der runde Villani hatte seine Freude an dem muntern Burschen, aber Signora Villani, seine karge, gelbe Gattin, stimmte keineswegs ihm bei. Sie führte das Regiment mit eisernem Zepter. Ihre spitzige Nase roch Alles schon in großer Ferne, und wo sie ihre Zunge ausstreckte, da blieben die guten Namen kleben, wie die Ameisen an der Zunge eines Ameisenbären. Man pflegte ihr Schuld zu geben, sie liebte nichts auf der Welt, allein das war Verläumdung, denn sie

liebte das Geld über alle Maßen, und wußte einen Bajocco so lange umzukehren, bis ein Piaster daraus wurde. Da ihr Mann im Gegentheil Vergnügen daran fand, die Piaster in Bajocchi zu verwandeln, so gab diese Verschiedenheit des Geschmacks bisweilen Veranlassung zu traulichen Gesprächen, die alle Nachbarn herbei zogen, und gewöhnlich mit Liebkosungen endeten, welche die Farben des Regenbogens auf mehrere Wochen dem Vollmondsgesicht des Gatten oder den karg überzogenen Knochen der Gattin aufdrückten. Denn wenn ihr sanftes Joch bisweilen unleidlich wurde, so empörten sich die Unterthanen, griffen zu den Waffen, und beschränkten für einige Zeit die despotische Regierungsform.

Solche bedenkliche Empörungen ereigneten sich aber selten; und als Enrico das Haus betrat, war die Herrschaft der Signora Villani schon seit Jahr und Tag unerschütterlich. Sein Erscheinen erregte einen furchtbarn Sturm. Die Nothwendigkeit, einen Lehrbur

ſchen anzunehmen, hatte ſie zwar ſchon öfter eingeſtanden, aber es ſollte ein honnettes Nachbarskind ſeyn, das von ſeinen Eltern mit Kleidung und Wäſche achörig ausgeſtattet würde, und, im väterlichen Hauſe wohl genährt, nicht gleich über alle ihre Töpfe herſtürzte. Am liebſten hätte ſie von Vaucanſon ſich einen Automaten verfertigen laſſen, den man, nach verrichteter Arbeit, in einen Winkel ſtellen, und allenfalls noch für Geld zeigen könnte. Statt deſſen erſchien nun eine Art von Bettelbuben, der blos durch ſeine Verdauungskraft mit der berühmten Vaucanſon'ſchen Ente einige Aehnlichkeit hatte, und nichts weiter mitbrachte, als — eine Hand voll Pomeranzenſchalen. Der ſollte nun gekleidet und gefüttert, die Blöße bedeckt, der Hunger geſtillt werden; eine Zumuthung, welche den Geduldsfaden der Signora Villani augenblicklich zerriß. Eine heftige Debatte entſtand, während welcher der arme Enrico hinter einem getrockneten La-

vendelhausen saß, und die Entscheidung seines Schicksals mit klopfendem Herzen erwartete.

Der gutmüthige Distillateur behauptete, der liebe Gott selber habe ihm den Burschen zugewiesen, und blieb standhaft bei dieser Behauptung, trotz der zärtlichsten Gegenversicherungen seiner Frau, daß der liebe Gott weder von dem Burschen noch von ihm selber die mindeste Notiz nehme. Die Waffen mußten endlich entscheiden, und da bekanntlich nichts leichter den Frieden bewirkt, als eine verlorne Schlacht, so wurde auch Signora Villani plötzlich anderer Meinung, nachdem die runden Fäuste ihres Gatten einen Waffenstillstand herbei geführt hatten. Da aber ein erzwungener Friede so schlecht als möglich gehalten wird, so durfte Enrico natürlich keine goldenen Tage erwarten. Fleiß und Treue, von seinem Herrn freundlich erkannt, vermochten der Gebieterinn kein Wohlgefallen zu entlocken. Was er leistete, blieb Schuldigkeit; was sie dagegen gab, Gnade. Wenn

er nicht so lange hungern konnte, als ein Raubvogel, oder wenn seine Kleider nicht so lange hielten, als die der Kinder Israel in der Wüste, so mußte er an jedem Sonntage eine Predigt über die Genügsamkeit, und als Zugabe, die Liste aller Wohlthaten hören, die er seit dem Eintritt in das Haus empfangen, wobei er jedesmal Gelegenheit hatte, das treue Gedächtniß seiner Wohlthäterinn zu bewundern, denn nie fehlte auch nur eine Stecknadel in dieser Liste.

Mit schweigender Ergebung trug Enrico Alles, und verzieh in seinem Herzen Alles. Nur Eines konnte er ihr nicht verzeihen; sie hieß nämlich auch Annunziata, und das schien ihm eine Verspottung aller Heiligen. Vier Jahre hatte er bereits in dieser beklemmten Lage geschmachtet, als sein guter Herr plötzlich starb. Enrico beweinte dessen Tod mit heißen Thränen, und warf einen düstern Blick in seine Zukunft; denn was konnte er anders erwarten, als daß die karge Wittwe, die ih-

res Mannes Gewerbe nicht einmal fortsetzen wollte, ihn plötzlich ersuchen werde, ihr Haus zu verlassen? — Aber zu seinem nicht geringen Erstaunen schien der Tod des Signor Villani das Gemüth der Signora gänzlich verwandelt zu haben. Sie suchte eine Freundlichkeit hervor, die ihr so wohl anstand, als ein vom Trödel gekauftes Kleid. Sie schloß die Bude zu, und sprach doch nicht ein Wort von Trennung, vielmehr sorgte sie jetzt, mütterlich, wie es ihm vorkam, für alle seine Bedürfnisse, und bewirthete ihn sogar mit Leckerbissen.

Diese Verwandlung war blos die Folge einer ganz einfachen Bemerkung, die seit einiger Zeit sich ihr aufgedrungen hatte: daß nämlich Enrico, der Bettelbube, ein schöner, stattlicher Jüngling geworden, und daß sie kaum vierzig Jahre zählte. Sie schien sogar nicht abgeneigt, von dieser Zahl noch ein ganzes Viertel zu vergessen, oder vielmehr ihm abzutreten; wodurch eine gewisse Gleich-

heit des Alters entsprang, welche zu süßen Gefühlen berechtigte. Sie versäumte nichts, um diese Gefühle auch in Enrico zu erwecken. Sie schenkte ihm das Bräutigamskleid des Verstorbenen, und ließ die Veranlassung nicht entschlüpfen, die zärtlichen Empfindungen eines Brautpaares zu schildern.

Dann mußte er im verschlossenen Kämmerlein ihr die Piaster zählen helfen, mit welchen ihre löbliche Sparsamkeit manchen Sack gefüllt hatte. Mit besonderer Wehmuth erkannte Enrico unter diesen Säcken auch den, den er mit ins Haus gebracht, der aber nun nicht von Pomeranzenschalen, sondern von eitel Silber strotzte.

Die junge Wittwe erinnerte ihn mit zarter Schonung an das, was er gewesen, als dieser Sack um seine Schultern hing, was er nun sey, und vor allen Dingen, was er werden könne. Allein der Unempfindliche erklärte freimüthig, daß es für ihn nur Eine Annunziata auf der Welt gebe, und daß er

eher diesen ausgeleerten Sack wieder auf den Rücken nehmen und wandern, als das werden wolle, wozu die Güte der Frau Prinzipalin ihn bestimmte.

Da schüttelte plötzlich ein Sturm die tauben Blüthen ab, die ein warmer Herbst hervorgelockt hatte. Die grünen Augen schossen flammende Blitze, und die bebende Zunge, sonst eine treue Sklavinn ihres Zorns, versagte ihr zum ersten Male den Dienst. Mit einem hämischen Lächeln ergriff sie den kleinen, zuvor sorgfältig noch einmal umgewendeten, Sack, füllte ihn mit kleinen, unreifen Pomeranzen, die seit geraumer Zeit in einem bestaubten Winkel lagen, und reichte ihn dem erschrockenen Enrico mit den Worten:

„Da, junger Herr! Jetzt packe er sich fort, und preise er meine Wohlthätigkeit. Pomeranzenschalen hat er mitgebracht, ich gebe ihm dafür ganze Pomeranzen; er kann sich Bischof davon machen, wo es ihm beliebt, und auf meine Gesundheit trinken."

Während dieſer Rede erholte ſich Enrico von der erſten Beſtürzung, nahm den Sack, dankte für alles Gute, das er im Hauſe genoſſen und nicht genoſſen, und verließ das Haus eben ſo arm als er gekommen war. „Ich gehe mit Gott,“ ſagte er ſehr gelaſſen: „Gott, der mich von Velletri durch die Pontiniſchen Sümpfe geführt, der meinen Weg mit Kaſtanien beſtreut und einen Engel vor mir her geſendet hat, wird auch ferner helfen.“

Mit dieſem Ruhe gebenden Vertrauen betrat er das nächſte Haus, in dem ein ehrlicher alter Drechsler wohnte, bei dem er manchen Sonntag zugebracht und zum Zeitvertreib in deſſen Kunſt geſucht hatte. Der alte Mann hatte ihn lieb gewonnen, und betrübte ſich über ſein Schickſal, um ſo mehr, da er nicht helfen konnte, denn er war ſelber arm.

„Bin ich denn ſo ganz arm?“ meinte Enrico: „habe ich denn nicht dieſen Sack

mit unreifen Pomeranzen? Es ist nichts so klein, daß man es nicht nutzen könnte."

Der Alte lächelte mitleidig, und schüttelte den Kopf. Aber Enrico wußte, daß die Pomeranzen schon Jahre lang bei seinem Herrn gelegen und vergessen worden, und daß in solchen Fällen diese Frucht so hart zu werden pflegt, daß sie ohne Mühe sich drechseln läßt. Er wußte ferner, daß man hier und da in Italien Rosenkränze daraus verfertigt. Seine Frau Prinzipalinn besaß selbst einen solchen, den ihre knöchernen Finger mit großem Wohlgefallen abbeteten. Flugs setzte er sich an die Drechselbank, drechselte munter seine Pomeranzen zu schönen, glatten Kügelchen, reihte sie auf eine Schnur, brachte solche Rosenkränze wol ein Dutzend zu Stande, und stellte sich damit auf eine Kirchentreppe, den frommen Seelen sein Kunstwerk feil bietend.

Viele gingen vorüber und achteten dessen nicht, denn es waren Männer. Als aber die Weiber und Mädchen zur Messe trippelten,

und der schöne Jüngling mit bittender Geberde seine Rosenkränze ihnen darbot, da wurde er in wenigen Stunden sie alle los, und Jede gab ungeweigert, was er forderte.

Mit einem kleinen Schatz in der Tasche, kehrte er zu dem ehrlichen Drechsler zurück, der ihm gern in Feierstunden den Gebrauch seines Handwerkzeuges überließ. Enrico kaufte nun einen ganzen Scheffel unreifer Pomeranzen, und konnte kaum so viel Rosenkränze machen, als deren verlangt wurden. Denn die launenhafte Mode mischte sich ins Spiel. Jedermann wollte von dem hübschen Jüngling kaufen, und ein Gebet schien kräftiger, wenn seine Pomeranzenkügelchen dabei durch die Finger rollten. Lange konnte diese Nahrungsquelle freilich nicht sprudeln, denn die Stadt ist klein, und alle hübsche Weiber und Mädchen waren bald mit Enrico's Rosenkränzen versorgt. Aber ein Kapitälchen erwarb sein Handel ihm doch, und mit einer Art von Stolz, mehr noch mit freudiger Rüh-

rung, daß Gott sein Vertrauen nicht zu Schanden werden lassen, hielt er seinem Freunde, dem Drechsler, einen wohlgefüllten Beutel vor die Augen, sprechend:

„Sieh da! all das Geld haben einige weggeworfene Pomeranzenschalen mir eingetragen. Aber wie wende ich es nun am vortheilhaftesten an?"

„Ihr seyd ein guter Kaufmann," meinte der Alte: „beginnt einen Handel mit irgend einer Waare!"

„Ja, wenn ich etwas gelernt hätte! ich verstehe mich auf keine Waare."

„Doch wohl auf unsre edeln Südfrüchte? die habt Ihr ja bei meinem verstorbenen Nachbar hinlänglich würdigen und kennen lernen."

„Recht," sagte Enrico: „ich will es mit Gott versuchen. Es kann doch nichts dabei verloren gehen, als dieser Beutel voll Piaster; und geschieht das, so nehme ich mein leeres Säckchen, und wandere nach Neapel."

Aber es geschah nicht. Er pachtete einen

Orangen-Garten um geringen Preis. Es war derselbe, von dem die Sage geht, er sey Cicero's Eigenthum gewesen. Von der vormaligen Herrlichkeit hatte er nichts mehr aufzuweisen, als ein verfallenes Bad und eine köstliche Aussicht auf das Meer. Hingegen trugen viele hundert starke gesunde Bäume schöne reichliche Früchte. Der sparsame Enrico legte einen Piaster zum andern. Nach einigen Jahren konnte er schon drei Garten miethen, und wieder nach einigen Jahren fast alle Garten im Stadtbezirk. Nur Signora Villani wollte ihm den ihrigen durchaus nicht verpachten, obgleich er aus dankbarer Erinnerung an den ehrlichen Dickkopf, ihren geplagten Gatten, und an die frohen Stunden, die er noch als Knabe in diesem Garten genossen, weit mehr dafür bot, als er jemals ertragen konnte.

Man zählte ihn jetzt zu den Honoratioren der Stadt, denn er war ein wohlhabender junger Mann; das rühmten die Väter und

berechneten die Mütter, während die Töchter bemerkten, daß er auch ein schöner junger Mann sei. In jedem Hause war er wohl gelitten, und mancher Schleier lüftete sich auf den Straßen, um einem freundlichen Blick den Durchgang zu verstatten. Da aber in keinem Hause und unter keinem Schleier das Auge der holden Annunziata ihm winkte, so blieb er kalt gegen alle Versuche, auch Myrthen in seine Orangen-Gärten zu pflanzen.

Seine immer mehr und mehr sich ausbreitenden Geschäfte liessen ihm sogar wenig Zeit, das Bild seiner kleinen Wohlthäterinn auf dem Altare seines Herzens immer mit frischen Blumen zu kränzen. Jeder Fuhrmann, jeder Schiffer, der edle Früchte lud, wollte nur mit Signor Enrico handeln, denn seine Ordnung und Redlichkeit waren stadtkundig.

Einst that ein unternehmender Schiffer ihm den Vorschlag, eine Ladung Orangen nach Petersburg zu schicken, und zwar in einer Jahrszeit, wo sie dort selten sind. Freilich

war Gefahr dabei, denn das Schiff konnte im finnischen Meerbusen zwischen Eisschollen gerathen und zertrümmert werden; aber Enrico entschloß sich, selbst mitzufahren, und zwar in Begleitung seines alten, wohlbekannten Reisegefährten. Seine Zuversicht täuschte ihn auch diesmal nicht. Er landete in der Nähe der prachtvollen Hauptstadt des Norden, zu einer Zeit, wo in ganz Petersburg keine Orange aufzutreiben war, und der reiche, mächtige Fürst Potemkin eben in seinem Wintergarten dem Hofe eine prächtige Ball geben wollte. Man weiß, daß dieser Fürst seine Launen gern um jeden Preis befriedigte, und es ihm nicht darauf ankam, einen Kurier hundert Meilen weit nach Moskau zu schicken, blos um einige Gurken zu holen.

Kaum vernahm er die Ankunft des Schiffes, als ihn die Lust anwandelte, alle Bäume seines Wintergartens mit Orangen zu behängen, und sogleich kaufte er die ganze Ladung um einen hohen Preis.

Jetzt schiffte Enrico als ein reicher Mann in sein Vaterland zurück. Für den großen, seine kühnsten Hofnungen übersteigenden Gewinn hatte er russische Produkte eingetauscht, die er nach Neapel führte, und dort abermals mit ansehnlichem Vortheil umsetzte.

An dem Tage, an welchem er dieses glückliche Geschäft vollendet hatte, führte ihn sein Weg durch die Straße Toledo. Sein Herz, in stiller Freude, wünschte sich Gelegenheit, eine Wohlthat zu erzeigen; darum hastete sein Auge besonders auf Armen, deren es dämals in Neapel viele Tausende gab. Nicht lange, so fesselte eine Gruppe von Lazzaroni's seine Blicke. Sie standen um den Tisch eines ihrer Mitbrüder, der Melonen schnittweise verkaufte. Diese Frucht ist in Neapel so gemein, daß nur die Armen sie genießen, denen gewöhnlich auch ein Armer sie bei kleinen Stücken um einen sehr geringen Preis zuschneidet. Die Lazzaroni's verzehrten ihre Stücke mit

großem Appetit, und warfen dann die wohlbenagten Schalen in den Koth.

Wie vom Bliß getroffen ſtand Enrico, als er neben dieſer Gruppe einen langen hagern Mann in Lumpen erblickte, der dieſe abgenagten Schalen aus dem Kothe wieder hervorſuchte, um ſie gierig noch einmal zu benagen, und als er in dieſem Unglücklichen alſobald den übermüthigen Jüngling erkannte, der in den Pontiniſchen Sümpfen ihn mit Pomeranzenſchalen geworfen hatte. Großer Gott! murmelte er ſchaudernd, und ergriff den Elenden beim Arme, der aus den hohlen Augen ihn erſchrocken anſtarrte. „Sie ſcheinen ſehr arm zu ſeyn?“ fragte Enrico.

Der Menſch lächelte bitter, und antwortete: „das ſehen Sie wohl.“

„Sie waren nicht immer in dieſer traurigen Lage?“

„Was kümmert das Sie?“

„Vielleicht könnte ich helfen, Ihnen Beſchäftigung anweiſen.“

„Ich verſtehe nicht zu arbeiten.“

„Haben Sie nicht eine Schweſter?“

„O ja, wenn die wollte —“

„Wie? ſie wäre im Stande, Sie zu unterſtützen, und wollte es nicht?“

„Eigenſinn und Grillen, die der Armuth nicht geziemen. Ich vermuthe, Signor, daß Sie meine Schweſter irgendwo geſehen haben, und daß ſie Ihnen gefallen hat, denn ſie iſt Gott ſtrafe mich ein ſchönes Mädchen! Aber geben Sie ſich keine Mühe; es iſt ſchon Manchem ſo gegangen, und mehr als einer hat mir einen Beutel voll Gold geboten, wenn ich die albernen Ziererein ihr aus dem Sinne reden könnte. Sie verſtehen mich wohl.“

Enrico fing an, ihn zu verſtehen, und ſchauderte.

„Nun, ich habe weiß Gott mein Mögliches gethan,“ fuhr der Menſch mit offenen, frechen Augen fort: „es iſt Alles vergebens. Weder Liſt noch Ueberredung können die ſpröde Dirne beſiegen, und gegen Gewalt ſteht ſie

verzweifelt auf ihrer Hut. Ich habe nur einmal mit einem Duca einen solchen Versuch gewagt, und sie hat mich ohne Barmherzigkeit der Polizei überliefert. Ja, mein Herr, das hat meine eigene Schwester gethan, die recht gut weiß, daß ich hier stehe und Melonenschalen kaue."

Enrico's Gemüth war tiefempört. Kaum konnte er es noch über sich gewinnen, das Gespräch fortzusetzen. Er bat den Bösewicht, ihn zu seiner Schwester zu führen, ihm nur die Thür von ihrer Wohnung zu zeigen, und dafür ein Stück Geld zu empfangen.

„Sehr gern," sagte der Mensch: „aber es wird nichts helfen."

Enrico würdigte ihn nicht, seinen Irrthum aufzuklären. Er folgte ihm durch ein enges Gäßchen bis auf den Boden eines Hauses, wo ihm die niedrige Thür einer dunkeln Kammer geöffnet wurde. Hier erblickte er seinen Engel, seine Annunziata, die neben dem Krankenbette ihrer Mutter saß und emsig

arbeitete. Sie war in grobes braunes Tuch gekleidet, aber reinlich. Ihre Schönheit, jetzt in voller Blüthe, bedurfte keines Schmuckes. Von dem Platze, wo sie saß, schien ein sanftes Licht auszugehen und die dunkle Kammer zu erleuchten. Sie erschrak und wurde glühend roth, als sie einen jungen Mann in Begleitung ihres Bruders hereintreten sah. Allein Enrico, der den Ausbruch seiner Empfindungen mit Gewalt niederkämpfte, flößte durch sein bescheidenes Betragen ihr bald wieder Muth ein. Sie glaubte nun, er sey gekommen, um Arbeit bei ihr zu bestellen. „Nein," sagte Enrico: „ich bin gekommen, um meine alte Schuld abzutragen."

Das Mädchen stutzte und sah ihn befremdet an.

„Ehe ich mich erkläre," fuhr er fort, „muß ich um Ihr Vertrauen bitten. Ich wünsche zu wissen, wer Sie sind? und wie Sie in diese traurige Lage gekommen? Ich bin ein ehrli-

cher Mann. Verhehlen Sie mir nichts, und seyen Sie der nahen Hülfe gewiß."

Sein Führer murmelte unverständliche Worte. Das Mädchen warf einen niederschlagenden Blick auf ihre Mutter und sagte: „Ich kann Ihre Neubegier nicht befriedigen."

„Aber ich kann es," hub die Mutter an, und richtete sich mühsam auf: „ich allein trage die Schuld unsers jammervollen Zustandes. Ich war eine wohlhabende Witwe, hatte nur diese beiden Kinder, war blind für meinen Sohn und hart gegen meine Tochter, die jetzt meine Wohlthäterinn ist."

Mutter! rief Annunziata mit ausbrechenden Thränen, und wollte durch eine Umarmung ihr den Mund verschließen. Aber die Kranke stieß sie sanft zurück. „Vergönne mir den einzigen Trost, mein Unrecht zu bekennen, und deine Tugend zu preisen. Ja, mein Herr, ich entfernte dieses Kind mehrere Jahre lang von mir, ließ in einem Kloster es erziehen, und versorgte es kaum mit dem Noth-

wendigen, während dieſer unwürdige Knabe Alles verſchwendete. Daß ich jetzt im Alter darben muß; daß dieſes fromme Mädchen, allen Freuden des Lebens abgeſtorben, mit ihrer Hände Arbeit mich ernähren muß, iſt das Werk dieſes Böſewichts."

„Warum haben Sie mich verzogen?" ſagte der Verſtockte, und trommelte am Fenſter.

„Ich verdiene dieſen Vorwurf," ſchluchzte die Mutter: „aber aus deinem Munde iſt er mir Höllenqual! O mein Herr! wenn eine wohlthätige Abſicht Sie hierher führte, achten Sie nicht auf meine Unwürdigkeit und auf dieſes Menſchen Trotz! Führen Sie Ihr edles Vorhaben aus, um dieſes frommen Mädchens willen, damit ich erfahre, daß einer reuigen Mutter Segen bei Gott noch etwas gilt!"

Sie hatte bei dieſen Worten ihre entfleiſchte Hand auf der Tochter Haupt gelegt, und dieſe ſtand, mit den Armen über die Bruſt

gekreuzt, in Andacht vor ihr, den Segen kindlich empfangend.

Enrico war tief bewegt. Er mußte ſich ſammeln, um zu ſprechen. „Sie kennen mich nicht mehr?“ redete er das Mädchen an, welches befremdet horchte: „Ich verehre Sie als meine erſte Wohlthäterinn, und auch Ihr Bruder iſt mein Wohlthäter.“

Sie meinte, er wolle ſpotten. Der Bruder wandte ſich haſtig um.

„Erinnern Sie ſich noch eines armen Knaben, der vor einem Poſthauſe in den Pontiniſchen Sümpfen ſtand, als Sie die Pferde wechſelten?“

Eine hohe Röthe flog über des Mädchens Wangen, ein Blitz ſtrahlte aus ihrem Auge.

„Erinnern Sie ſich noch, daß Sie mir einen Piaſter ſchenkten, und daß Ihr Bruder mich mit Orangenſchalen warf?“

„O ja!“ rief ſie freudig. Der Bruder wandte ſich mürriſch um.

„Nun denn," fuhr Enrico fort: „Ihr Piaster war mein Reisegeld, und die Orangenschalen haben mein Glück gemacht." Er erzählte seine Geschichte. Die Kranke bewunderte Gottes Vorsehung. Das Mädchen hing mit inniger Theilnahme an seinen Lippen. Der Bruder stand mit verschränkten Armen, den starren Blick an den Boden geheftet.

„Damals," sagte Enrico (den einzigen Vorwurf sich erlaubend): „damals glaubte ich freilich nicht, daß ich den Reisenden, der mir so übermüthig seine Schalen zuwarf, einst Melonenschalen würde benagen sehen." — Gottes Gericht! sagte die Mutter weinend. Gottes Gericht! wiederholte dumpf der tief erschütterte Sohn. Die Tochter schluchzte leise.

„Sie kennen nun meine Schicksale," hub Enrico wieder an, „aber noch nicht die Geschichte meines Herzens. Ihr Bild, schöne Annunziata, ist seit jenem Tage nie daraus gewichen. Ich hielt Sie gläubig für einen

Engel. Vernichten Sie diese liebliche Täuschung nicht! Es hängt jetzt nur von Ihnen ab, der Schutzengel meines Lebens zu werden! die Gattinn des Mannes, der seinen ganzen Reichthum, vielleicht auch seine Beharrlichkeit im Guten, Ihrem Bilde verdankt, das er wie ein Heiligenbild im Herzen trug.

Jetzt ergriff er ihre Hand. Weinend sank das Mädchen auf der Mutter Bett — heulend stürzte der Bruder hinaus — und die Mutter hob noch einmal ihre Hände segnend empor!

Der alte Oberrock und die alte Perrücke.

(Ein Seitenstück zu dem vorigen.)

Fritz war ein wilder Bursche, ein Sohn des alten Föhrenbach aus der ersten Ehe. In der zweiten hatte seine Stiefmutter ihn mit einem Brüderlein beschenkt, Elias genannt. Ei, dieser Elias war ganz ein anderer Knabe; der lernte, daß ihm der Kopf rauchte, wenn er das Gelernte auch nicht verstand. In seinem Kleide war nie ein Loch, auf

seiner Wäsche nie ein Flecken, und wenn er in Gesellschaften trat, küßte er allen Leuten die Hand sehr zierlich, und wenn man ihm etwas gab, so verfehlte er nicht zu sagen: ich bedanke mich gehorsamst. Sein röthliches Haar beschattete ein Firmament von Sommersprossen, und die gesattelte Nase vereinte auf ihrer Spitze den Sehpunkt beider Augen. Immer ging er leise und schnaubte sich sehr leise, und sprach so leise, daß man es kaum vernehmen konnte. Welch ein zierliches Bürschchen gegen den wilden Fritz, der aus schwarzen Augen so schelmisch glurte. Wenn der ein neues Kleid anzog, so war es nach drei Tagen nicht mehr zu kennen, und von seiner Wäsche hingen stets Fragmente auf des Nachbars Obstbäumen. Kein Knabe in der ganzen Stadt machte einen so ungeschickten Kratzfuß, und wenn er den Gästen die Hände küssen sollte, so versteckte er sich hinter den Ofen. Auch er schnallte zwar an jedem Morgen seine Schulbücher zusammen, und ging, aber nicht in die Schule, sondern hinten her-

am, weil im Sommer das edle Ballspiel, und im Winter das Schlittschuhlaufen ihn verlockten. Nur wenn das jährliche Examen heranrückte, und der Lehrer etwa gesagt hatte: man wird nun sehen, wer es am besten macht; dann kroch Fritz mehrere Wochen lang auf ein Dachstübchen, und lernte mit solcher Anstrengung, daß er es gewöhnlich am besten machte. Sobald aber dieser feierliche Tag glücklich überstanden war, trieb er sein altes Wesen, und wo er einen lustigen Streich spielen konnte, da scheute er keine Gefahr.

Was Wunder, daß die Lehrer klagten, wenn er seinen Mitschülern die Zöpfe zusammen gebunden, oder ihnen lebendige Krebse in die Taschen gesteckt hatte. Was Wunder, daß die Stiefmutter klagte, wenn sie den alten Kettenhund plötzlich mit ihrer Haube auf dem Kopfe herumlaufen sah.

Nur durch Kreuz und Leiden, pflegte sie zu sagen, wird dieser Bube gebessert werden. Das merkte sich Elias, und von dem christli-

chen Verlangen beseelt, seinen Bruder so bald als möglich gebessert zu sehen, trug er aus allen Kräften dazu bei, ihm Kreuz und Leiden zu verschaffen. Er gab nicht allein alles treulich an, was er von Fritzens losen Streichen ausspüren konnte, sondern er erfand auch deren noch manche, die nicht allein lose, sondern auch böse waren, und hinterbrachte sie seufzend dem zwar gütigen, aber auch strengen Vater. Ihm wurde geglaubt, denn er hieß ja in der ganzen Nachbarschaft der fromme, kleine Elias, und Fritzens Leugnen galt für Verstockung.

Der bekümmerte Vater beschloß endlich, ihn aus dem Hause in eine strenge Schulanstalt zu senden, und zwar so fern als möglich. Fritz vernahm diesen Entschluß ohne Schrecken, ohne Betrübniß; denn ihm wuchsen ja in seinem väterlichen Hause keine Rosen; er sah den tückischen Bruder überall sich vorgezogen, und durch dessen Verläumdungen des Vaters Liebe sich beraubt. Schlimmer, dachte er, kann es mir

nirgends gehen; darum packte er seinen Bündel mit einer Art von Vergnügen, und es schmerzte ihn nur, daß er abreisen sollte, ohne eine kleine Rache auszuüben. Darüber sann er noch am Abend vor der Trennung, und plötzlich fiel ein Schwank ihm ein.

Er schlich in seines Vaters Studierzimmer, holte dessen Perrücke und Oberrock, kletterte damit auf den Boden, und kroch von da auf das Dach. Mit Lebensgefahr erreichte er einen Blitzableiter, der auf dem Hause stand, hing den Oberrock auf die Spitze und setzte die Perücke darauf. Dann rutschte er fröhlich wieder herunter und legte sich wohlgemuth schlafen.

Den andern Morgen, als es Tag wurde, sammelte sich Jung und Alt vor dem Hause, um die seltsame Trophäe zu beschauen, die der Nachbar Föhrenbach sich errichtet hatte. Der Vater trat von ungefähr ans Fenster, sah das Getümmel und Aller Köpfe nach seinem Dache gerichtet, glaubte, es brenne im Giebel, und lief erschrocken auf die Straße, wo seines Söhnleins

Witz und Geschicklichkeit im Klettern ihn schlecht erbauten. Mit verbissenem Grimme schlich er wieder hinein, ließ einen Schornsteinfeger holen, und seine gelüftete Garderobe des Pöbels Spott entziehen. Es währte aber doch einige Stunden, ehe das komische Schauspiel sein Ende erreichte, und so lange war das Haus belagert wie ein Bäckerladen in Hungersnoth, nur mit dem Unterschied, daß kein Seufzer gehört wurde, sondern ein wiederndes Gelächter, so oft der Wind einen Aermel des Oberrocks hob, oder den Zopf der Perrücke ausbreitete wie einen Kometenschweif.

Doch im Innern des Hauses sparte Elias die Seufzer nicht, und die Stiefmutter schürte den Zorn des Alten. Unter diesen Umständen konnte der Abschied von dem gottlosen Fritz eben nicht zärtlich ausfallen. Der Vater wollte ihn nicht einmal sehen; die Mutter sagte: du wirst ein Taugenichts werden, und der Bruder accompagnirte die Prophezeiung mit einem tiefen Seufzer und verdrehten Augen.

Fritz schüttelte das alles ab. Nur daß er seinen Vater nicht mehr sehen sollte, schien ihm unerträglich. Der Alte hatte seine Thür verschlossen, und Fritz bat vergebens, eingelassen zu werden, mit dem Erbieten, sich jeder Züchtigung demüthig zu unterwerfen, wenn er nur des Vaters Hand noch einmal küssen dürfe. Als zu Elias stiller Freude keine Antwort erfolgte, sprang Fritz in den Hof, wo eine alte Linde stand, deren Zweige sich bis vor des Vaters Fenster hin streckten. Auf diese Linde kletterte er, und rutschte dann, auf die Gefahr den Hals zu brechen, auf einem starken, doch immer schwächer und dünner werdenden Zweige, dem Fenster so nahe als möglich, und schrie aus allen Kräften: „Guter Vater! ich habe Sie doch wahrhaftig lieb. Sehen Sie mich nur noch einmal freundlich an!“

Der Alte vernahm die Stimme aus den Lüften anfangs mit Erstaunen, dann mit großem Schrecken, als er den Wagehals wie einen Sperling vor seinem Fenster hüpfen sah. Er riß

es auf, und befahl ihm, von Zorn und Angst beklemmt, sogleich herab zu steigen. Aber Fritz gehorchte nicht, sondern wiederholte seine Bitte, und wollte lieber den Zweig fahren lassen, der ihn in der Schwebe erhielt, als ohne des Vaters Segen aus dem Haine gehen. „So geh nur," sagte der zitternde Alte, den der Trotz der kindlichen Liebe rührte: „geh nur, ich segne dich!"

Husch! war Fritz vom Baume herunter und mit einem Sprunge auf dem Postwagen. Anfangs weinte er still; als er aber erst das Thor im Rücken hatte, lauter neue Gegenstände ihn umringten, und der frische Wind mit seinen schwarzen Locken spielte, da fuhr er so munter in die Welt hinein, als wäre das Schlaraffenland seiner Reise Ziel. Nach einigen Tagen langte er wohlbehalten an dem Orte seiner Bestimmung an. Seine Empfehlungsschreiben verschafften ihm eben nicht die freundlichste Aufnahme. Ein finsterer Direktor nahm ihn unter seine besondere Aufsicht. Das Umgehen der

Schule war hier nicht leicht. Die ersten Versuche mißlangen und wurden scharf bestraft. Als er nun sah, daß man hier durchaus etwas lernen müsse, so ergab er sich darein und lernte viel. So oft sich aber Gelegenheit zu einem Schwanke darbot, ließ er je nicht entschlüpfen, und es gab bald weder Lehrer noch Mitschüler, der nicht irgend einmal von ihm geneckt worden wäre. Darum lauteten die Berichte nach Hause sehr verschieden. Bisweilen hieß es: der junge Friedrich applizirt sich mit rühmlichem Fleiße, und dürfte wol, an Fähigkeiten und Kenntnissen, zu den Koryphäen dieser löblichen Schulanstalt gezählt werden. Bisweilen: der junge Friedrich ist ein ungezogener Range, der diesen und jenen Frevel verübt, diesen und jenen Schaden angerichtet hat, welchen dessen geehrter Herr Vater zu ersetzen belieben wird.

Die Briefe von der ersten Gattung wurden von der Stiefmutter klüglich unterschlagen, die der letztern hingegen immer treulich ausgehändigt, mit hämischen Anmerkungen verbrämt,

und das Gemüth des Alten täglich mehr erbitterte. Endlich erschien gar ein Brief, welcher berichtete: nun sei der Geduldsvorrath sämmtlicher Lehrer erschöpft, und ein letzter, boshafter Streich habe dem Faße den Boden ausgestoßen. Der junge Herr sey nämlich der Kunst, auf Stelzen zu gehen, in einem hohen Grade mächtig. Nun habe kürzlich der Tanzmeister, ein etwas furchtsamer Mann, seine geliebte Gattinn verloren, und als er, den Tag nach ihrer Beerdigung, in der Mitternachtsstunde an seinem Schreibtisch gesessen, in einem Zimmer im zweiten Stockwerke, so sei plötzlich eine weiße vermummte Gestalt am Fenster erschienen, anklopfend und mit hohler Stimme seinen Namen rufend. Das sei besagter Musje Friedrich auf Stelzen gewesen, und der arme Tanzmeister durch so erschrocken, daß er einen Wadenkrampf bekommen, der ihn mehrere Tage gehindert, die Zöglinge in der edlen Tanzkunst zu unterrichten. Da nun der junge Herr bereits ein wohlgewachsener Bengel sey, dessen

man ſich zu ermächtigen nicht mehr getraue, er auch in Litteris genugſame Fortſchritte gemacht, um die hohe Schule zu beziehen; ſo erinde man angelegentlichſt, ihn des Förderſamſten dahin zu ſenden, ehe das räudige Schaf die ganze fromme Herde anſtecke.

Madam Föhrenbach empfing wie gewöhnlich dieſen Brief zuerſt, und lächelte bald bei jeder Zeile. Durch erkünſtelten Gram und verſtohlene Seufzer bereitete ſie einige Tage lang ihren Gatten auf die Hiobspoſt vor. Er forſchte vergebens nach der Urſache ihrer ſtillen Trauer, und mußte ſtets die peinigende Antwort hören: ſie wolle ihn nicht betrüben, ſeiner Geſundheit ſchonen. Allein er war ſchon tief betrübt, und die ängſtliche Erwartung nagte bereits an ſeiner Geſundheit, als ſie endlich mit dem Bekenntniß hervor rückte: der Friedrich ſey ein ungerathener Bube, an dem Hopfen und Malz verloren ſey. Sie hoffte, der verhaßte Stiefſohn werde nun gänzlich verſtoßen werden, und künftig ihrem rothen Elias nicht mehr im Wege

ſteben. Auch beſchloß der Vater wirklich in der erſten Hitze, ſeine Hand von ihm abzuziehen, und die Mutter berechnete ſchon in ihrem Kämmerlein, wie viel dadurch jährlich erſpart werde. Aber als der Alte ſchon das Papier zu einem Donnerbriefe gefaltet hatte, und nur noch einige Male mit großen Schritten auf und nieder ging, um die kräftigſten Ausdrücke zu wählen; da fiel ſein Auge von ungefähr auf das Bild ſeiner verſtorbenen Frau, welches über ſeinem Schreibtiſche hing und ihn ſanft anlächelte. Er hatte ſie geliebt, er ſah noch einmal hin, ſie ſchien für den einzigen Sohn zu bitten. Er ſetzte ſich, ergriff die Feder, und die harten Vorwürfe verwandelten ſich, faſt wider ſeinen Willen, in väterliche Ermahnungen.

Diesmal, ſchrieb er, wolle er ihm noch verzeihen, aber es ſey das letztemal. Er ſolle nun hinziehen auf die Univerſität, wozu er ihm jährlich eine hinreichende Summe ausſetzte. Er ſolle fleißig ſtudieren, ſeine Neigungen bekämpfen, und als ein geſetzter, ordentlicher Mann

ter ihn gepflegt und täglich auf seinem Arme getragen, auf seinem Knie geschaukelt hatte. Nur in dieser Gestalt erblickte er jetzt den Verstorbenen, schob jede Unfreundlichkeit und Strenge, die er seitdem von ihm erfahren, auf Rechnung seiner Stiefmutter, und weinte bitterlich.

In dieser Stimmung kam er nun nach langer Abwesenheit in seine Vaterstadt, betrat schluchzend das väterliche Haus, und wurde mit höflicher Kälte empfangen. Sein Stiefbruder war indessen sehr lang geworden, und glich so ziemlich einem Albino von der Landenge Darien. Im Grunde war er noch schlimmer dran, als ein solches papierweisses Menschenkind, dem doch nur das Sonnenlicht zuwider ist. Elias hingegen scheute jede Art von Licht, selbst die Augen der ehrlichen Leute, vor welchen er die seinigen bescheiden niederschlug. Gelernt hatte er nichts, und sollte auch nichts lernen, weil er zu stark wüchse, meinte die Mutter, beides zugleich möchte seinen Körper zu heftig angreifen, und im Grunde sey Wachsen und Lernen

ja doch einerlei. Sechs Schuh hoch war er richtig aufgeschossen; nur hatte die Natur in der Breite gespart, was sie in der Länge verschwenderisch zugemessen, denn es schien in der That, als könne er wol in ein Nadelohr gefädelt werden. Wozu er eigentlich Genie habe, das hatte der mütterliche Scharfsinn bald entdeckt; denn mit ihren ersparten Marktpfennigen wußte sie ihm den Posten eines Zöllners zu verschaffen, und da stund er ganz an seinem Platze. Er roch die verbotenen Waaren Meilen weit, und konnte, wenn er einen armen Krämer all seine Habe konfiszirte, bei dem Gewinsel von acht Kindern ganz ruhig eine Prise Taback schnupfen. Aber gegen seinen Bruder trieb er die Großmuth so weit, ihm den Koffer uneröffnet nach Hause zu verabfolgen.

„Du siehst, mein lieber Bruder: sagte er zu ihm: „welches Vertrauen ich in dich setze.“ Im Grunde hatte er schon längst gerochen, daß in dem leichten Koffer weder Zucker noch Kaffee war.

Fritz zog ihn bei Seite und fragte ängstlich nach den letzten Stunden seines Vaters. Elias faltete die Hände und verdrehte die Augen. „Er ist sehr christlich gestorben, hat allen Feinden und Beleidigern von Herzen vergeben.“

„Feinde?“ wiederholte Fritz: „nun, zu seinen Feinden hat mein guter Vater mich doch sicher nicht gezählt; aber zu seinen Beleidigern?“

Elias zuckte die Achseln.

„Leider ja!“ seufzte Fritz: „ich mag ihn wol oft betrübt haben. Es thut mir herzlich leid!“

„Zu spät!“ murmelte Elias.

„Da sey Gott für!“ so rief Fritz, indem er sein schwarzes, durch Thränen verschleiertes Auge gen Himmel hob: „Er wird diesen Seufzer dort vernehmen!“

„Ich meine nur,“ sagte der Albino: wegen des Testaments. Ich fürchte sehr —“

„Was?“

„Er war nicht in der beſten Stimmung gegen dich, als er es machte. Ich und Mama haben ſiehentlich gebeten, aber umſonſt. Was darin ſteht, weiß ich freilich nicht.“ Dieſe Lüge rollte ganz glatt über ſeine Zunge, allein er wußte ſehr wohl, was darin ſtand, und hatte ſelbſt einen bewußtloſen Augenblick des Kranken benutzt, um ihn zum Werkzeuge des hämiſchſten Grolles zu mißbrauchen.

Denn als nun das Teſtament in Gegenwart vieler Zeugen eröffnet und verleſen wurde, da fand es ſich, daß Elias zum Univerſal-Erben eingeſetzt, und, ſeinen Bruder betreffend, blos folgende Anmerkung hinzugefügt werden:

„Was meinen Sohn Fritz anlangt, ſo findet derſelbe in ſeinem Leichtſinn eine ſo unerſchöpfliche Quelle des Glücks, daß ich für gut und recht halte, ihm nichts weiter zu vermachen, als — meine alte Perrücke und meinen alten Oberrock, dieſelben, die er einſt am Blitzableiter aufhing.“

Die Augen aller Umſtehenden hefteten ſich mitleidsvoll auf den erblaſſenden jungen Mann, deſſen Lippen im erſten Augenblicke von innern Krämpfen zu einem bittern Lächeln verzogen wurden. Nicht, daß er enterbt war, rührte ihn ſo heftig, aber die Art der Enterbung, der bittere Spott eines ſterbenden Vaters. Er kehrte der Verſammlung ſchweigend den Rücken, ging auf den Kirchhof und ſetzte ſich auf ſeines Vaters Grab.

„Das kam nicht aus deinem Herzen, du guter Mann!“ ſo ſprach er zu dem geliebten Schatten: „du konnteſt zürnen, und ich hatte es verdient; aber mich durch Spott in den Staub treten, das konnteſt du nicht! das iſt dir eingehaucht worden in einer böſen Stunde, wo meiner Mutter Bild dir nicht mehr vorſchwebte. Hätteſt du darum gewußt, ſo würde ich dir auch etwas zu verzeihen haben. Aber nein! ich allein bin der Schuldige, und hier knie ich auf deinem Grabe, deine Verzeihung erflehend. Ich danke dir für deinen alten Ober-

rock, deine alte Perrücke. Wenn dein Segen darauf ruht, so sollen sie mir eine köstliche Erbschaft seyn. Ich will mich nie davon trennen, ich will nie vergessen, daß dieser Rock über deiner redlichen Brust zugeknöpft wurde. Dein Blut fließe in meinen Adern, und hier lege ich die Hand auf dein kaltes Grab und schwöre: ich will es nie beschimpfen!"

Gestärkt erhob er sich und ging mit heiterm Antlitz heim, um seine Erbschaft in Empfang zu nehmen. Unterwegs begegnete ihm ein Advokat, ein weitläufiger Verwandter, der auch Zeuge bei Eröffnung des Testaments gewesen. Der hielt ihn an, bedauerte, gab zu verstehen, man verfahre gewissenlos mit ihm, das Testament sey null und nichtig, und wenn der Herr Vetter ihm die Sache übertragen wolle, so mache er sich anheischig, es umzustoßen. „Da sey Gott für!" sagte Irin: „ich habe meinem guten Vater während seines Lebens wenig Ehrerbietung bewiesen, obschon er stets väterlich und recht an mir gehandelt; so will ich wenig-

stens nach seinem Tode seinen letzten Willen ehren, auch wenn er mir weh gethan. Ich bin mit dem zufrieden, was er mir zugedacht."

Der Advokat stutzte, sah ihn an, schüttelte ihm schweigend die Hand, war gerührter, als einem Advokaten geziemt, und ging seiner Wege. Als Fritz nun zum ersten Male über die Schwelle des väterlichen Hauses schritt, fand er seine Stiefmutter und den langen Elias in peinlicher Verlegenheit, weil sie noch nicht wußten, wie der kräftige Jüngling sich benehmen, und ob er nicht vielleicht gar in der ersten Hitze den tückischen Albino zermalmen würde. Doch da er mit freundlicher Sanftmuth blos um den Oberrock und die Perrücke bat, da erheiterten sich die Gesichter. Man liebkoste ihm, man nannte den Seligen hart, und versicherte, man könne das nicht zugeben. Mit Wäsche und Kleidern wolle man ihn reichlich ausstatten, auch einen honnetten Zehrpfennig ihm in die Tasche stecken; das könne der Selige dem Herzen eines Bruders nicht ver-

übeln. Fritz dankte, verbat ſich Alles, und beſtand blos auf dem, was ihm gebühre. Es wurde endlich, wiewol nicht ohne Scham, herbei gebracht. Fritz wickelte die Perrücke ſorgfältig in den Oberrock, ſchnürte den zuſammen, hing ihn an ſeinen Knotenſtock, und ſagte Lebewohl! nachdem er zuvor dem rothen Elias ſeinen ganzen Koffer geſchenkt hatte, in dem aber dieſer mit Verdruß nur Bücher fand.

Fritz wanderte zum Thore hinaus. Einige Thaler waren ſein ganzer Reichthum. Was er beginnen wollte, wußte er ſelbſt noch nicht. Es gab damals Krieg faſt in ganz Europa. Er betrachtete ſich lächelnd, und dachte an die Worte Falſtaffs: „Futter für Pulver!“ Mit dieſem halb ernſten Vorſatze wanderte er einige Meilen, und näherte ſich der Grenze des benachbarten Königreichs, wo er, wenn der Zufall ihm nichts Beſſeres in den Weg würfe, der erſten deſſen Trommel nachziehen wollte.

In dieſen Gedanken unterbrach ihn plötz-

lich das Keuchen eines Menſchen hinter ihm. Er ſah ſich um, und erblickte einen Mann von edler Geſtalt, aber nur in eine kurze Weſte gekleidet und ohne Hut. Ehe er noch Zeit hatte, Betrachtungen über den Fremden anzuſtellen, redete dieſer ihn ſchon haſtig an:

„Guter Freund! rettet mich! Die Verfolger ſind mir auf der Ferſe. So wie ihr mich hier ſehet, bin ich aus der Feſtung entſprungen, aber denkt darum nichts Arges von mir. Ich bin ein ehrlicher Mann, ein Unglücklicher; Ihr ſollt mich kennen lernen, doch jetzt iſt kein Augenblick zu verlieren. Ich habe ſchon die Lärmkanonen hinter mir gehört. In dieſer Geſtalt erkennt man mich auf den erſten Blick, und hier iſt weit und breit kein Buſch, keine Höhle, wo ich mich verbergen könnte. Aber die Grenze meines Königreichs iſt nicht fern mehr. Leihet mir etwas von Eurer Kleidung, ſo bin ich gerettet, und Euch ſoll reich vergolten werden.“

Während der Fremde ſo ſprach, hatte Fritz deſſen edle Phyſiognomie beobachtet, und ohne

ſich zu beſinnen, ohne zu antworten, riß er den Bündel von ſeinem Knotenſtocke, löſete des Vaters Oberrock ab, half ihm dem Flüchtlinge anziehen, ſetzte ihm die alte Perücke auf, den eigenen Hut drüber, gab ihm den Stock in die Hand und ſagte: „gehen Sie mit Gott!“

„Ich kann Euch jetzt nicht danken, wie ich ſollte,“ erwiederte der Fremde: „aber es wird eine Zeit kommen. Dieſer Weg führt Euch nach B***; dort fragt am Thore nach dem Grafen R**.

Mit dieſen Worten entfernte er ſich haſtig. Fritz ſah ihm lange verwundert nach, bis der Eilende in einem Hohlwege verſchwand. Dann zog er ſeine Schlafmütze aus der Tasche, bedeckte damit ſein entblößtes Haupt, ſchnitt ſich einen Stock vom nächſten Baume, ſetzte ſeine Wanderſchaft ruhig fort, und ſagte lächelnd: da iſt die ganze Erbſchaft auf einmal zum Henker gegangen!

Es währte nicht lange, ſo hörte er Pferdegetrappel hinter ſich. Huſaren ſprengten heran.

Als sie ihn erreicht hatten, hielten sie und betrachteten ihn aufmerksam. Er sah ihnen fest in die bärtigen Gesichter. „Das ist er nicht," sagte einer von ihnen zu seinen Kameraden.

„He, guter Freund! habt Ihr nicht einen Mann gesehen, der so und so gekleidet war?"

„O ja," antwortete Fritz gelassen: „eine halbe Stunde von hier nahm er den Weg nach dem Dorfe linker Hand. Er schien große Eile zu haben."

„Das glaube ich!" rief der Husar schmunzelnd. „Linksum, Kameraden! den erreichen wir. Doch mögen Zwei von uns bis an die Grenze reiten, wie befohlen worden.

Und fort sprengten sie in sausendem Galloy rückwärts und vorwärts. Die beiden Letztern kehrten bald zurück. Sie hatten zwar den Flüchtling ereilt, doch, durch seine Verkappung getäuscht, ihn nach einigen keck beantworteten Fragen ruhig ziehen lassen. Jetzt tummelten sie sich, um ihre Kameraden einzuholen.

Fritz sah den Staubwolken anfangs lächelnd, bald aber bedenklich nach. „Ob ich recht gethan habe?“ so sprach er zu sich selber: „weiß ich freilich nicht. Möglich, daß ich einen Verbrecher der gerechten Strafe entzog. Aber so ist der Mensch, und das ist noch das Beste an ihm: den Schwächern nimmt er gern in Schutz, ohne zu fragen, ob er es verdient. Es wäre mir nur leid um meine Erbschaft, wenn ich sie übel angewendet hätte.“

Fast hatte er sein Abenteuer schon vergessen, als er die Grenze des fremden Landes, und bald darauf dessen Hauptstadt, B**, erreichte. Nachdem die Schildwache ihn am Thore auf die gewöhnliche barsche Weise examinirt, und kein Arges an ihm erfunden hatte, fragte er nach dem Grafen N**. Auf diese Frage betrachtete der Soldat ihn noch einmal vom Kopf bis zu den Füßen, zog die Klingel, und ein Offizier erschien, der ein Signalement in der Hand hielt, mit welchem er den Wanderer verglich.

Seine Geſtalt mußte wohl ſehr treffend geſchildert ſeyn (die Angſt bemerkt ſcharf), denn ohne weitere Zweifel zu hegen, hieß er den Pilger höflich willkommen, rief ſeine Ordonnanz und befahl ihr, den Fremden nach dem Hotel des Grafen R** zu begleiten. Der Grenadier ſchritt vor ihm her. Fritz folgte neugierig. Nachdem ſie einige Straßen durchwandert, erblickte er in der Ferne einen Pallaſt, von zahlreichen Equipagen umgeben. Ohne ſeinen Begleiter würde er ſchwerlich durchgedrungen ſeyn. Der Grenadier machte Platz. Jetzt ſtanden ſie an der Pforte, vor der ein dicker Schweizer im verbrämten Wehrgehänge ſich brüſtete, und den Ankömmling in der Schlafmütze über die Achſel anſchaute. Aber kaum hatte er vernommen, wen er vor ſich habe, als er faſt erſchrocken ſeinen Hut lüftete, und einen Kammerdiener rief, um dieſen beſtaubten Mann ſogleich zu Sr. Excellenz zu führen.

Wohlgemuth folgte Fritz dem neuen Führer, eine Paradetreppe hinauf, durch Vorzim-

mer, in welchen Lakaien würfelten, Jäger plauderten, und Heiducken gähnten. Flügelthüren wurden geöffnet. Da ſtand der Mann von geſtern im Kreiſe bebänderter Herren, die ihre Glückwünſche demüthig darbrachten.

Kaum erblickte der Graf den Pilger, der, mit abgezogener Schlafmütze, doch ein wenig betreten, auf der Schwelle ſtand, als er haſtig durch das Gewühl ſich drängte, ihn bei der Hand ergriff, in den Saal zog, und ihn der hochanſehnlichen Verſammlung als ſeinen Retter vorſtellte. Jedermann beeiferte ſich, ihn mit Liebkoſungen zu überhäufen. Fritz wußte nicht recht, wie ihm geſchah. Der Graf, der noch Geſchäfte abzuthun hatte, erſuchte ihn zu verweilen, bis er allein mit ihm ſprechen könne.

Fritz zog ſich beſcheiden in eine Fenſterbrüſtung zurück, und erwartete ruhig den Ausgang des ſeltſamen Abenteuers. So viel, dachte er, ſehe ich wol, daß meines Vaters Segen auf ſeiner Erbſchaft ruht. Ein freundlicher Sekretär geſellte ſich zu ihm, der ſeine

Neugier befriedigte. Der Graf von R** war General und Liebling seines Königs, dessen Recht er im Felde und im Kabinette mit Tapferkeit und Schlauheit verfochten hatte. Sein Wirken fiel aber gerade in eine Zeit, wo Vaterlandsliebe oft ein Verbrechen gescholten wurde. Der Feind stellte ihm Netze. Durch tückische List bemächtigte man sich seiner Person, und sperrte den gefährlichen Mann in eine Festung. Aus dieser war ihm gelungen zu entkommen, obschon mit Lebensgefahr, da er über Dächer klettern und zuletzt einen bedenklichen Sprung hatte wagen müssen. Im freien Felde sah er sich zwar endlich, aber drum noch nicht gerettet, denn manche unvermuthete Hindernisse hatten seine Flucht so sehr verzögert, daß die Dunkelheit einer regnichten Nacht, auf die er zählte, viel zu früh von der Morgensonne verscheucht wurde. Man vermißte ihn alsobald. Die ganze Garnison kam in Bewegung, aus allen Thoren stürzten die Verfolger, auf allen Straßen spähten sie nach ihm, und ohne die Perrücke

des alten Föhrenbach würde er schwerlich entronnen seyn.

Jubelnd empfing ihn die Hauptstadt seines Vaterlandes, gerührt umarmte ihn sein königlicher Freund. Die neidischen Höflinge eilten um die Wette, sich hoch erfreut zu stellen, und verwünschten insgeheim seine Zurückkunft. Er sann bereits auf neue Plane, die Feinde fühlen zu lassen, daß er wirklich wieder am Ruder stehe, als Fritzens Erscheinung ihn an die Pflichten der Dankbarkeit erinnerte, die — es mag unglaublich scheinen — dem Günstling des Königs heilig waren. Kaum hatte das Schranzengewimmel sich entfernt, als der Graf den Pilger in sein Kabinet rufen ließ. Hier befragte er ihn mit einer Art von Vertraulichkeit um seinen Namen: — Fritz Föhrenbach — Sein Vaterland? — Keines mehr — Seine Geschäfte? — Hoffen — Seine Aussichten? — Finster. In einer halben Stunde hatte der erfahrne Weltmann den offenen Jüngling durchschaut.

„Es freut mich," hub er an: „daß Sie Luſt zum Soldatenſtande äußern. Da kann ich Ihnen am erſten nützlich werden. Kommen Sie morgen wieder, und ich hoffe Ihnen gute Nachrichten mitzutheilen." — Er hielt Wort. Auf ſeine Bitte nahm der König den Fremdling als Fähndrich in Dienſte. — Das Glück, ſogleich Offizier zu werden, hatte er ſich nicht träumen laſſen. Er dankte ſeinem Gönner mit dem treuherzigen Verſprechen, bei erſter Gelegenheit ſich deſſen würdig zu zeigen. Auch einen Beutel mit Geld zu ſeiner Equipirung, den der Graf ihm aufdrang, empfing er dankbar, ſtand aber noch immer zögernd im Kabinet, und ſah ſich mit einiger Aengſtlichkeit um.

„Fehlt Ihnen noch etwas," ſagte der Graf: „ſo reden Sie frei."

„Mein Oberrock — meine Perrücke" — ſtammelte der Jüngling.

„O die laſſen Sie mir! Ich werde ſie zum Andenken unter meinen Koſtbarkeiten verwahren."

„Nein, Ew. Excellenz, das kann nicht seyn.“

„Da Sie künftig Uniform tragen, so sind Ihnen beide ja doch völlig unnütz? und ihr Werth ist so gering —“

„Ihr Werth — ich bitte, Herr Graf — sie sind unschätzbar für mich. Mein Vater hat sie getragen. Es ist Alles, was er mir hinterlassen hat, und ich lebe der frohen Zuversicht, daß sein Segen darauf ruht.“

„Das ist ein Anders,“ sagte der Minister: „und jetzt bin ich Ihnen doppelt verpflichtet, da Sie Ihr ganzes Erbe an einen Unbekannten wagten.“

Er ließ ihm den Oberrock samt der Perrücke ausliefern, und Frik empfahl sich mit frohem Herzen. In seinen neuen Stand wußte er sich trefflich zu schicken, gewann die Liebe und Achtung seiner Kameraden, und benutzte die Muse des nächsten Winters, um sich theoretische Kenntnisse im Militär-Fache zu erwerben. Die praktischen hoffte er im Frühjahr beizufügen,

denn die ganze Armee bereitete sich, ins Feld zu rücken.

Den Grafen hatte er indessen nur auf der Parade gesehen, wol aber der Graf ihn nicht aus den Augen verloren, und stets erwünschte Nachrichten von ihm eingezogen. Fritz wußte davon nichts, und meinte, es habe sich sein Gönner hinreichend mit ihm abgefunden, auch ihn schon längst vergessen. Um so angenehmer wurde er überrascht, als er, einige Tage vor dem Aufbruch der Armee, welche der Graf kommandiren sollte, zum Lieutenant und Flügeladjutanten des Feldherrn ernannt wurde. Hin flog er zu dessen Pallaste, um zu danken. „Lassen Sie das gut seyn," sagte der Graf: „Sie werden bald Gelegenheit finden, mir zu beweisen, daß ich mich nicht in Ihnen irrte."

Und Fritz bewies es ihm täglich. Wo eine Gefahr zu bestehen war, da fand man ihn als Freiwilligen an der Spitze, und oft mußte sein General selbst ihn zurückhalten, sein Leben nicht muthwillig zu wagen. Eines Tages wurde

ihm ein verlorner Posten anvertraut, der so weit vorgeschoben war, daß er jeden Augenblick abgeschnitten werden konnte. Allein der Posten wahr sehr wichtig, denn nur von da aus konnten die Bewegungen des Feindes dergestalt beobachtet werden, daß der Feldherr den Angriffsplan, den er im Schilde führte, und von dem das Schicksal des ganzen Feldzuges abhing, gehörig ordnen konnte. Darum widersetzte er sich auch nicht, als sein Adjutant sich erbot, das Wagestück zu unternehmen, obgleich er ihn mit schwerem Herzen von sich ließ.

In eine Felsenschlucht am Rande des Waldes hatte Fritz seine wenige, aber beherzte Mannschaft postirt. In finsterer Nacht, mit Hülfe eines der Gegend kundigen Bauers, erschlich er den verborgenen Ort. Hier mußten die Soldaten fast den ganzen Tag hinter den Gesträuchen lauern, weil das feindliche Lager so nahe stand, daß man den Schildwachen beinahe das Weisse im Auge sehen konnte, und ein Bach, der sich aus der Felsenschlucht er-

goß, diente, einige hundert Schritt von da, den Kavallerie-Pferden zur Tränke. Fritz hatte seinen Standort auf einer dick belaubten Eiche genommen, von wo herab er mit dem Fernrohr Alles überschaute. Dort zeichnete er die Stellungen der verschiedenen Korps, und zählte ihr Geschütz. Eigentlich hatte er nun schon seinen Auftrag vollführt, denn mehr verlangte der General nicht zu wissen; aber Fritz erfuhr, daß in einem nahen, vom Feinde besetzten, Dorfe das Kirchweihfest gefeiert werde. Dort, meinte er, lasse sich beim frohen Gelage wol Manches von den Anstalten und Absichten der Feinde ausforschen, und faßte den verwegenen Entschluß, verkleidet unter die Gäste sich zu mischen.

Seine Leute hatten kurz zuvor einen verdorbenen Schneider ergriffen, der jetzt ein wandernder Buchhändler war; nämlich er zog mit einem Vorrath solcher Büchlein in der Welt herum, wie sie auf Jahrmärkten zu geistiger Belustigung der Bürger und Bauern verkauft

werden; die ſchöne Magellone, der gehörnte Siegfried, Till Eulenſpiegel, und mehr dergleichen; auch eine Menge der neueſten Lieder, wie ſie vor funfzig Jahren geſungen worden. Daß dieſer Schneider kein gefährlicher Mann ſey, das ſah man wol auf den erſten Blick; aber weil er doch den Schlupfwinkel des Poſtens verrathen konnte, ſo behielt man ihn vorläufig in Verwahrung, ohne ihm ſonſt ein Leides zuzufügen.

Fritz nahm die Büchlein, zog ſeines Vaters Oberrock an, ſetzte die Perrücke auf, befahl ſeinen Leuten, wenn er in vierundzwanzig Stunden nicht zurück komme, ſich heim zu ſchleichen und ſeine Papiere dem Feldherrn zu überliefern. Dann ging er dreiſt hervor, und gerade auf das Dorf los, erreichte es glücklich, beſtach gleichſam die Schildwachen mit einigen Kriegsliedern, und kramte ſeine Waare unter der großen Linde aus. Eine Zeit lang ging es gut. Die Bauern ſammelten ſich um ihn, die feindlichen Soldaten ſchienen ſeiner wenig zu

achten. Zu Mittag ſetzte er ſich im Wirthshauſe mitten unter die Gäſte, horchte, lauſchte, fragte, erfuhr und errieth Manches. Als zur Kirche geläutet wurde, that er, als wolle auch er ſeine Andacht verrichten, ſchlich ſich aber auf den Thurm, überſah von da aus noch viel beſſer die feindliche Stellung, und zeichnete ſie auf ein Blättchen, das er in ſeinem Schuh verborgen hatte. Aber einem feindlichen Offizier war ſeine Geſtalt doch aufgefallen, mehr noch ſeine kluge Aufmerkſamkeit auf Alles, was im Wirthshauſe geſprochen wurde. Er ließ ihn nicht aus den Augen, folgte ihm unbemerkt, ſchlich ihm nach auf den Thurm, überraſchte ihn beim Zeichnen, und griff ihm plötzlich in den Arm. Fritz erſchrak, doch ſeine Geiſtesgegenwart verließ ihn nicht. Er faßte den Offizier um den Leib, warf ihn mit überlegener Stärke zwiſchen den Glockenſtuhl, und rannte die Treppe hinab. Aber jener raffte ſich zuſammen, folgte ihm laut ſchreiend: Halt! halt! ein Spion! Kaum hatte Fritz die

Straße betreten, als er umringt wurde, und gänzlich unbewaffnet sich ergeben mußte.

Man führte ihn sogleich zum General. Sein Verbrechen war erwiesen, und man verhörte ihn nun noch, um Nachrichten vom Feinde einzuziehen. Da er aber hartnäckig schwieg, so befahl der General, ihn oder weitere Umstände an die große Linde mitten im Dorfe aufzuknüpfen. Nur um das heutige Fest nicht zu stören, und da es ohnehin schon dunkel wurde, vergönnte er dem Delinquenten noch eine Frist bis zum Anbruch des morgenden Tages. Während der Nacht sollte er scharf bewacht werden. Der Offizier, der diesen Auftrag erhielt, sperrte ihn, um sein Entweichen sicher zu verhüten, in einen leeren Keller des Pfarrers, der im Freien der Pfarrwohnung gerade gegenüber lag. Er war in einen Felsen gehauen, von geringer Tiefe, und mit einer starken eisernen Thür versehen, in der sich nur ein viereckes Loch einer Hand breit befand. Vor diese Thür wurden zum Ueberflusse noch zwei Schildwachen ge-

ſtellt. Hier ſollte ſich Fritz zum Tode bereiten, und that es mit Ergebung.

Aber ſein Engel wachte. Des Pfarrers hübſche Pflegetochter, die den Schlüſſel zum Keller bringen mußte, hatte mit Schaudern vernommen, welch ein Schickſal dem Unglücklichen bevorſtehe, der an ihr vorüber geführt wurde, und deſſen edle Geſtalt ſie rührte. Am Abend konnte ſie weder eſſen, noch in der Nacht das Auge ſchließen. So oft die Schildwachen vor dem Keller ſich ablöſeten, ging ihr ein Dolch durchs Herz. Wie [illegible], dem Unglücklichen zu Muthe ſeyn, dachte ſie. Vielleicht hat er Weib und Kinder. Ach! könnte ich ihn doch retten! — Und plötzlich ſchien eine Stimme ihr zuzuflüſtern: du kannſt ihn ja retten, warum thuſt du es nicht? — Jetzt erſt erinnerte ſie ſich der Gelegenheit des Hauſes. Der Keller nämlich, der unter der Pfarrwohnung lag, hing durch einen Gang mit jenem Felſenkeller zuſammen. Als das Kriegsgetümmel ausbrach, hatte der Pfarrer ſeine beſten Sachen auf den Roth-

fall in diesen Gang gebracht, dann auf einer Seite ihn zugemauert, und auf der andern, wo er durch eine enge Schlucht in den Felsenkeller führte, ihn mit Moos und losen Steinen so künstlich zugesetzt, daß es, in der Dämmerung, die da ewig herrschte, schwerlich bemerkt werden konnte. Einige trockene, zu Flaschen bestimmte, Kürbisse lagen noch davor, und einige Weinbergspfähle, die der Zufall dahin geworfen zu haben schien.

Kaum war die Erinnerung an diesen Umstand durch den Kopf des Mädchens geflogen, als sie auch schon aus dem Bette sprang, ein leichtes Gewand überwarf, die Nachtlampe ergriff, und in den Keller eilte. Den zugemauerten Eingang zu öffnen, schien ihre Kräfte fast zu übersteigen. Der Morgen war nahe, sie fühlte eine Angst, als ob sie selber zum Tode geführt werden sollte. Sie schlich die Treppe wieder hinauf, suchte und fand eine Brechstange, eilte so bewaffnet hinab, arbeitete mit einer Anstrengung, die sie nimmer sich zu-

getrank, und ſobald ſie eine Oeffnung zu Stande gebracht, die nur eben groß genug war, um ihren ſchlanken Körper durchſchlüpfen zu laſſen, verſuchte ſie es, kam mit einigen Quetſchungen glücklich hindurch, und eilte nun leiſe zu dem Felſenkeller, den Fußtritt der Schildwachen über ſich vernehmend.

Das Hinwegräumen des Mooſes und der lockern Steine machte ihr wenig Mühe. Fritz, der nicht ſchlief, hatte wol ſchon lange in der Ferne ein dumpfes Geräuſch vernommen, doch nicht geahnt, daß es ſeine Befreiung gelte. Aber jetzt, da im tiefſten Winkel des Kellers ſich etwas zu regen ſchien, fuhr er auf, und harrte mit zurückgehaltenem Athem, was daraus werden ſolle?

Nicht lange, ſo erblickte er einen Schimmer durch Ritzen, die in jedem Augenblicke ſich vergrößerten. Wiederum nicht lange, ſo gewahrte er ein Paar kleine weiſſe Hände, die vorſichtig das Moos wegräumten, und dann die Steine,

um jedes verrätherische Gepolter zu verhüten, behutsam auf die weiche Unterlage fallen liessen.

Nach einigen Minuten war die Oeffnung so groß, daß er eine holde weibliche Gestalt dahinter erblicken konnte, die in der einen Hand eine Lampe hielt, und mit der andern ihm winkte.

Er folgte diesem Winke auf den Zehen. Doch als er noch einen Blick auf die äußere Thür warf, sah er, daß bereits die Morgendämmerung durch das kleine Loch sich stahl, und wie ein Blitz fuhr ihm durch die Seele, daß es nicht genug sey, dem Keller zu entrinnen, sondern daß er auch Zeit bedürfe, wenigstens eine Stunde, um, ohne verfolgt und ertappt zu werden, seinen Schlupfwinkel im Walde zu erreichen. Noch wenige Minuten, und es war hell genug in dem Keller, der kaum zwei Schritte ins Gevierte maß, um der Schildwache, die ohne Zweifel durch das Loch schauen würde, seine Flucht zu verrathen.

Das Lämpchen warf jetzt einen dämmern-

den Schein in den Kerker. Er sah die Kürbisse und die Weinberaspfähle. Rasch ergriff er einen der letztern, pflanzte ihn leise in die Erde, stieß einen Kürbis drauf, hing seinen Oberrock über den Pfahl, und setzte die Perrücke auf den Kürbis. Dann kroch er hinaus zu seinem Engel, der ihn zitternd in die Pfarrwohnung geleitete, ihm ein Gartenpförtchen öffnete und einen Feldweg andeutete, auf dem er die Schildwachen umgehen könne.

Zu erläuternden Gesprächen war hier keine Zeit verhanden, nur ein Wort des Dankes stammelte Fritz. Nur das konnte er noch sagen: „Sie haben einem ehrlichen Mann das Leben gerettet.“ Aber tief in das blaue Auge sah er dabei dem schönen zitternden Mädchen, schlürfte mit diesem Blicke ihre Gestalt für ewig in sein Herz, und eilte beflügelt davon.

Erst als er fort war, brach das Mädchen in Thränen aus, sie wußte selbst nicht warum. Es war die verhaltene Angst, die jetzt sich Luft machte. Weinend schlich sie auf ihr Kämmer-

lein und dankte Gott! und ſprach mit freudiger Rührung: „Ich habe einem Menſchen das Leben gerettet!“

Fritz, von der Dämmerung begünſtigt, erreichte den tiefen Strom, wo jenſeits deſſelben ihm Sicherheit winkte. Nur eine Brücke führte über dieſen Strom, die zu ſuchen er keine Zeit verlor. Er war ein ziemlich guter Schwimmer, warf ſich kühn in die Wellen, und trotz der Erſchöpfung, die, nach einem ſolchen Abenteuer, ihm faſt die letzten Kräfte raubte, erreichte er glücklich das jenſeitige Ufer; bald darauf auch ſeine Mannſchaft, die, ſeiner ängſtlich harrend, an ſeiner Rückkehr ſchon verzweifelt hatte.

Nicht überflüſſig zeigte ſich die Liſt, welche er erſonnen, um jene Schildwachen irre zu führen. Denn kaum beleuchtete die Morgenröthe die eiſerne Kellerthür, als einer um den andern durch das Loch ſchaute; weil es aber jedem vorkam, als ſtehe der Delinquent leibhaftig da, mit dem Rücken gegen die Thür

gewendet, so konnte auch keinem in den Sinn kommen, Lärm zu machen. Nur als der eine Soldat sich gar in ein Gespräch mit ihm einlassen wollte, und auf wiederholtes Anrufen keine Antwort erhielt, schien ihm das verdächtig, und er würde vielleicht zur Unzeit laut geworden seyn, hätte nicht der andere ihn erinnert, daß ein Mensch, der in der nächsten Stunde seinen Tod erwarte, schwerlich Lust haben könne, eine Konversation anzuspinnen, sondern daß er vermuthlich bete. Das beruhigte den schwatzhaften Kameraden, und er sagte nur noch: Armer Schelm! Gott stehe dir bei!

Indessen hatte des Pfarrers Pflegetochter, als sie kaum von Angst und Furcht sich erholt, ein neuer Schrecken ergriffen; denn nun erst fiel ihr plötzlich ein, daß man ja den geöffneten Gang, folglich auch ihres Pflegevaters ganzen Reichthum finden und vermuthlich plündern werde, ja, daß sogar des Gefangenen Entweichung ihm aufgeburdet werden konnte.

Bleich und zitternd lief ſie zu dem Alten, der eben ſein Morgengebet verrichtete, fiel dem Erſchrockenen weinend um den Hals, und bekannte, was ſie gethan.

Im erſten Augenblicke ſtutzte der ehrwürdige Greis, aber ſchon im zweiten fand er ſeine Faſſung, ſeinen Glauben, ſein Vertrauen wieder. Er faßte die weinende Bertha in ſeine Arme. „Sey ruhig," ſprach er: „eines Menſchen Leben wird nicht zu theuer erkauft. War auch der Mann vielleicht ein Böſewicht, ſo gewinnt er nun Raum zur Buße, und du haſt eine Seele gerettet. Eine Seele! den koſtbarſten Schatz! Mögen ſie doch plündern. Was ſonſt geſchehen könnte, darum ſey unbekümmert, und halte dich ſtill in deinem Kämmerlein. Ob du vor Menſchen recht gehandelt, mag zweifelhaft ſcheinen, vor Gott gewiß! Drum gehe, mein Kind.

Bertha ging getröſtet in ihr Kämmerlein, und lauſchte hinter den Vorhängen ihrer Fenſter. Es war nun gänzlich Tag geworden. Ein

Feldprediger erschien, um den Delinquenten zum Tode zu bereiten. Ihm auf dem Fuße folgte das Detachement, welches Befehl hatte, ihm eine halbe Stunde Zeit zu Erfüllung seiner Amtspflicht zu gönnen, und dann zur Exekution zu schreiten.

Mit einem frommen Seufzer trat er in den Keller, wo noch Dämmerung herrschte. Mit großer Salbung begann er zu sprechen, und durch eine freundliche Schilderung des Paradieses, wo er wie zu Hause schien, die Schrecknisse des Todes zu mildern. Der Delinquent hörte ihm schweigend zu, welches dem Redner wohl gefiel, und ihn keineswegs befremdete. „Ich freue mich, mein Sohn," sagte er, daß Ihr mit so frommer Ergebung Eurem Schicksal entgegen geht. So legt denn Eure letzte Beichte ab, und empfangt von mir die Absolution.

Als aber auch diese Aufforderung unbeantwortet blieb, erinnerte der Prediger ihn mit Ernst, daß er nur noch wenige Minuten zu leben habe. Umsonst! er schwieg hartnäckig. Das

ſchien dem Redner eine ſündliche Verſtockung. Mit frommem Eifer faßte er ſeinen Arm, um etwa aus der Betäubung ihn zu rütteln, und fand — einen leeren Ermel — ergrif das Phantom haſtig beim Kopfe, und erwiſchte — einen Kürbis.

Jetzt zog ſein Geſchrei den Offizier des Detaſchements, und nach und nach den ganzen Trupp herbei. Die Sonne ging auf und beleuchtete die langen Geſichter mit hängenden Mäulern. Die Soldaten erklärten einmüthig, der Kerl ſey ein Hexenmeiſter, der im Bunde mit dem Satan ſtehe. Allein der Offizier unterſuchte den Keller, fand die Oeffnung, ließ eine Laterne holen, kroch durch den Gang, und entdeckte die Spur des Entwichenen.

Der Pfarrer wurde gerufen. Seine wahrhafte Erklärung, daß er dem Flüchtling auf keine Weiſe Vorſchub gethan, fand Glauben, denn ſie wurde durch ſein graues Haar, ſeine Ehrfurcht einflößende Geſtalt unterſtützt. Es ſchien nicht unwahrſcheinlich, daß der Spion einen Ver-

sach gemacht, sich zu retten, und ohne fremde Beihülfe die locker verstopfte Oeffnung gefunden, dann, von der Angst gestärkt, die dünne Mauer durchbrochen, und so während der Nacht durch des Pfarrers Wohnung geschlichen. Wenigstens war der menschliche Offizier geneigt, diese Erklärung anzunehmen, wenn gleich noch manches Aber dagegen einzuwenden seyn mochte. An des Pfarrers Pflegetochter wurde nicht gedacht, und der Offizier begnügte sich, den Vorfall seinem General zu rapportiren, der sich entschloß, in eigener Person eine strenge Untersuchung anzustellen, die er jedoch bis auf den folgenden Morgen verschob, da überhäufte Geschäfte ihn eben jetzt daran verhinderten.

Aber ehe dieser folgende Morgen anbrach, stellte sich ein anderes Hinderniß in den Weg, durch welches jede Untersuchung für immer niedergeschlagen wurde. Denn kaum war Fritz zu des Feldherrn großer Freude, im Lager der Seinigen angekommen, kaum hatte er dem Grafen die feindliche Stellung aus seinem treuen

Gedächtniß vorgezeichnet, als dieser für die nächste Nacht einen allgemeinen Angriff beschloß. Es geschah und gelang vollkommen. Trotz des Feindes verzweifelter Gegenwehr, sah sich der Graf am Morgen im Besitz des verschanzten Lagers, hatte eine Menge Kanonen und alles Gepäck erbeutet.

Unter demselben Baume, an welchem Fritz Tages zuvor den Tod finden sollte, ernannte der Feldherr ihn jetzt zum Hauptmann, wel erkennend, daß er nur der Kühnheit des jungen Helden den Sieg verdanke. Fritz konnte aber seines Glückes kaum froh werden, denn vergebens war er im Getümmel nach der Pfarrwohnung geeilt, um dankbar seine Retterinn vor jeder Gefahr zu schirmen; er fand das Haus öde und leer, den Gang geplündert; der Greis mit seiner Tochter waren entflohen. Nur den alten Oberrock samt der Perrücke fand er noch im Felsenkeller, nahm die segenreiche Erbschaft wieder zu sich, und begehrte keinen andern Theil an der Beute.

Die Launen des Kriegs wechselten noch oft in diesem Feldzuge, und führten das Heer bald siegend, bald geschlagen, in ferne Gegenden. Ueberall begleiteten den tapfern Föhrenbach die kargen Erbstücke seines Vaters, und diesen schrieb er es gläubig zu, daß er aus den mörderischsten Gefechten stets unverwundet hervor ging. Ein Kreuz in seinem Knopfloche bewies, daß er sich nirgends geschont hatte.

Jetzt war der Winter nahe, und der Feldherr beschloß, noch eine Hauptschlacht zu wagen, um seinem erschöpften Heere ruhige Winterquartiere zu verschaffen. In dieser Schlacht, in der von beiden Theilen mit Wuth gefochten wurde, widerfuhr es Fritz zum ersten Male, beim Stürmen einer Batterie, daß eine Flintenkugel ihn mitten auf die Brust traf. Er stürzte nieder und glaubte sich schwer verwundet. Doch schnell erholte er sich, sprang munter auf seine Füße, riß die Weste auf, und siehe, die Kugel rollte auf den Boden, denn er hatte die alte Perrücke unter die Weste ge-

knöpft, weil er eben nicht wußte, wo er ſie laſſen ſollte; ihr dichtes Haargewebe hatte die Kraft der ohnehin matten Kugel gehemmt. Vater! rief er, du biſt mit mir! Haſtig griff er nach dem entſunkenen Degen, ſtürmte noch einmal den Hügel hinan, und die Batterie war genommen.

Sie allein hatte bisher das Umgehen des feindlichen linken Flügels gehindert. Jetzt drang des Grafen rechter Flügel mit Macht vor, und der Sieg war entſchieden. Es hatte viel Blut gekoſtet von beiden Seiten. Das Schlachtfeld war mit Leichen und Verwundeten bedeckt. Den Hauptmann Föhrenbach ließ der Graf überall ſuchen, um ihn als Mater zu umarmen. „Das verdanke ich meinem Vater,“ ſagte der Beſcheidene, und verließ den Feldherrn in einer Art von Betäubung. Eine kalte Nacht war angebrochen. Fritz ließ von ſeinem Reitknecht den alten Oberrock ſich reichen, der immer hinten auf deſſen Pferd geſchnallt war, hüllte ſich mit Wohlbehagen darein, und ſchritt

langsam über das vom Monde beleuchtete Schlachtfeld, um ein ihm angewiesenes Quartier im nächsten Dorfe zu suchen. Als er so zwischen Leichen wandelte, vernahm er plötzlich unter seinen Füßen ein Gewinsel, bückte sich, und erkannte einen feindlichen, schwer verwundeten Offizier, einen alten Mann, dem ein Säbelhieb den Schopf vom Hirnschädel gehauen und tief in den Kopf gedrungen war. Er hatte viel Blut verloren, beklagte sich über Durst und Kälte, und bat, ihn vollends umzubringen. Fritz kniete neben ihn. Das Mondenlicht zeigte ihm ehrwürdige Züge in dem bleichen Antlitz; es kam ihm vor, als hätte der Mann einige Aehnlichkeit mit seinem Vater. Sogleich zog er den Oberrock aus, hüllte den Verwundeten darein, und, in Ermangelung jedes andern Verbandes, bedeckte er dessen Haupt mit der wärmenden Perrücke. Dann lud er ihn auf seine Schultern, und trug ihn sanft in sein Quartier, eine reinliche Bauerstube mit einem Bette versehen, welches er dem leidenden Gaste abtrat, schaffte Er-

anickungen herbei, und ſandte nach dem Wundarzte. Jener Unglückliche lag in Ohnmacht. Der Wundarzt kam, unterſuchte die Wunde, ſchüttelte den Kopf und verband ſie.

Erſt gegen Morgen erholte ſich der Fremde, und ſein Bewußtſeyn kehrte zurück. Sprechen konnte er noch nicht, aber in ſeinen Augen war die Rührung zu leſen, mit welcher er die menſchenfreundlichen Bemühungen ſeines Wirthes erkannte. Fritz wich faſt nicht von ſeinem Bette. Kein Sohn konnte zärtlicher ſeinen Vater pflegen. Dennoch äußerte der Wundarzt nur geringe Hoffnung.

Der Kranke ſchien ſein herannahendes Ende zu fühlen. Am dritten Tage raffte er ſeine letzten Kräfte zuſammen, fragte nach dem Namen ſeines Wohlthäters, und ſtammelte in abgebrochenen Sätzen:

„Ich bin der Oberſt von Dallbrück. Faſt ein halbes Jahrhundert hatte ich meinem Vaterlande mit den Waffen gedient, und hoffte nun im Genuß eines anſehnlichen Vermögens,

im Beſitz einer liebenswürdigen Tochter, meine Tage zu beſchließen, als dieſer Krieg ausbrach, und das Vertrauen meines Fürſten mich noch einmal ins Feld rief. Sonſt ging ich freudig, diesmal mit ſchwerem Herzen, denn ich ließ ein geliebtes, unbeſchütztes Kind zurück. Nur eine alte Verwandte hatte ich noch, die in einem kleinen Städtchen tief im Lande wohnte, wohin, ſo hoffte ich, das Kriegsgetümmel nie dringen würde. Dahin brachte ich meine Tochter, und nahm — ach! für ewig! Abſchied von ihr. Mein baares Vermögen, über zwanzig tauſend Thaler in Gold, mochte ich in dieſen unſichern Zeiten Niemanden anvertrauen. Ich vergrub es im Garten unter einem alten Lindenbaum, denn Sicherheit für Menſchen und Gold gewährt jetzt nur der Schoß der Erde."

„Die Hoffnung, mein Kind ſicher zu wiſſen, hat mich getäuſcht! Das Städtchen iſt, bei einem feindlichen Streifzuge, ein Raub der Flammen geworden, die Einwohner haben ſich zerſtreut, und alle meine Nachforſchungen, um

zu erfahren, ob mein Kind lebt oder todt iſt, waren bis jetzt vergebens! Das Land iſt von Ihren Truppen beſetzt, und ich gehörte nicht zu dem Korps, dem es vor einigen Monaten gelang, es auf kurze Zeit wieder zu erobern. Ich weiß nicht einmal, ob ich wünschen ſoll, daß meine Tochter noch lebe, oder hoffen, daß ſie nun bald im Grabe mit mir vereinigt werde! denn welche Gefahren mögen ihrer hilfloſen Unſchuld drohen!"

„Meine Stunden ſind gezählt — ich habe jetzt Niemanden auf der Welt, als Sie, mein Herr, der ſich meiner ſo großmüthig angenommen. Erlauben Sie einem Sterbenden die Frage: ſind Sie vermählt?"

„Nein," ſagte Fritz.

„Nun ſo verzeihen Sie meiner Todesangſt den ſeltſamen Antrag, den nur dieſe mir entreißt. Ihnen, edler junger Mann, übergebe ich meine Tochter. Sie iſt ein wackeres Mädchen. Geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie die Verlaſſene aufſuchen, ſie tröſten und ſchützen

wollen; und — wenn sie nicht vermag, wärmere Gefühle in Ihnen zu erregen — so seyen Sie mindestens ihr Bruder, ihr Vater, ihr Vormund. Heben Sie den nicht unbeträchtlichen Schatz, den meine Vorsicht verbarg; verwalten Sie ihn zum Vortheil der Verwaisten, oder — theilen Sie ihn mit ihr. Ich bitte und fordere viel von Ihnen. Ihr edles Herz und mein nahes Ende geben mir den Muth. Schenken Sie mir einen ruhigen Tod!"

Flehend hob er bei den letzten Worten seine kraftlosen Hände empor, und Fritz ergriff sie mit Feuer, und schwur ihm, seine letzten Wünsche zu erfüllen, wenn auch kein engeres Band an seine Tochter ihn knüpfen sollte.

Der Kranke lag erschöpft. Seine bleichen Lippen wollten danken, aber konnten sich nur noch zum stillen Gebet bewegen. Er deutete auf sein Taschenbuch, das neben ihm lag, seine Blicke baten, es zu öffnen. Mit halb gebrochenem Auge durchlief er die Papiere, und bezeichnete diejenigen, aus welchen Fritz nähere

Aufschlüsse über seine Tochter, ihren vermaligen Aufenthalt, sein Haus, seinen Garten, und über die Stelle schöpfen konnte, wo er sein Geld vergraben. Dann zog er mühsam einen Ring vom Finger, reichte ihn seinem Pfleger, und stammelte kaum hörbar die Worte: „Der „Ring Ihrer Mutter — an diesem wird sie erkennen, daß ich Sie sende.“ — Noch einmal erholte er sich, verlangte Feder und Dinte, und versuchte einige Worte zu treiben, allein vergebens. Er faltete die Hände, entschlummerte und erwachte nicht.

Fritz ließ den Enticelten mit allen militärischen Ehrenbezeugungen zur Erde bestatten, und als bald nachher ein Waffenstillstand eintrat, suchte und erhielt er einen Urlaub von einigen Monaten, um sein Gelübde zu erfüllen. Zwar empfand er keinen Trieb, seiner Pflegbefohlnen mehr zu werden, als Bruder oder Vormund; ihn zog sein Herz zu der Retterinn seines Lebens; ihr wollte er, nach geendigtem Kriege, seine Hand bieten, das hielt er für

Pflicht, für eine süße Pflicht, und nur wenn diese Hand, deren Fesseln sie löiete, von ihr verschmäht würde, dann wollte er prüfen, ob sein Mündel und sein eigenes Herz mit den Wünschen des sterbenden Vaters übereinstimmten.

Mit diesem Vorsatz begab er sich auf die Reise. Ihn führte der Weg durch seine Vaterstadt, wo er den langen Elias sah, an eine Megäre verheirathet, unter deren eisernem Pantoffel er stand. Seine Stiefmutter wurde von der Schwiegertochter verachtet und gereinigt; ihr eigener Sohn behandelte sie mit Geringschätzung; sie war nicht Herr eines Groschen von jenem tuckisch erschlichenen Vermögen; ihr fehlte oft das Nothdürftige, und, woran sie sich so gern erquickte, eine Tasse Kaffee, war ihr seit vielen Monaten nicht gereicht worden. In dieser kümmerlichen Lage sah sie einen Offizier, mit dem Orden geschmückt, in ihr Zimmer treten, erkannte den gemißhandelten Iris, und verbarg mit einem lauten Schrei ihr beschämtes Antlitz. „Ich komme nicht, um

Ihnen Vorwürfe zu machen," ſagte Fritz, „denn Sie waren meines Vaters geliebte Frau, das werde ich nie vergeſſen."

Er tröſtete die Neuige, ſo gut er konnte, und verſteckte beim Abſchied einen vollen Beutel unter ihr Strickzeug, damit zu Reue und Alter nicht auch der Mangel ſich geſellen möchte. Mit ſeinem Bruder, der ihn ohnehin wie ein Geſpenſt vermied, hatte er nur eine, ziemlich kühle, Unterredung, und eilte, um der widrigen Gefühle los zu werden, nach einem Beſuche auf dem Grabe ſeines Vaters, noch in derſelben Nacht aus dem Thore.

Nach einigen Tagen erreichte er den vormaligen Wohnſitz des Oberſten von Dallbrück, fand nur noch eine alte, ehrliche Haushälterinn, nebſt ihrer Katze, in demſelben, und fragte vergebens nach dem Fräulein. Der bezeichnete Garten lag vor dem Thore; dahin begab er ſich um Mitternacht. Sein verſchwiegener Reitknecht trug Brecheiſen und Schaufel. Sie fanden den Lindenbaum, und unter dem-

ſelben den ſchweren Beutel, der des Verſtor benen baaren Reichthum enthielt. Ohne ihn zu öffnen, verwahrte Fritz den Schatz in ſeinem Koffer, und eilte nun nach dem Städtchen, wo der Oberſt ſeine Tochter dem Schutze einer alten Muhme anvertraut hatte. Es lag noch in Schutt und Aſche. Kaum die Hälfte der Einwohner war zurückgekehrt. Daß die Muhme geſtorben, erfuhr er durch den Poſtmeiſter; wo aber das Fräulein geblieben, wußte Niemand.

Wo ſollte er ſie nun ſuchen? wo zu finden hoffen? — Sechs Wochen brachte er damit zu, das Städtchen in immer weitern Entfernungen zu umkreiſen, und in jedem Dorfe, jeder Hütte ſeine Nachforſchungen zu wiederholen, aber alles vergebens.

Die Zeit ſeines Urlaubs war faſt verſtrichen. Er durfte nicht länger in dieſer Gegend verweilen. Mit ſchwerem Herzen trat er die Rückreiſe an, und wußte jetzt keinen andern Rath, als durch die Zeitungen die Verlorne

aufzufordern, ihm ein Lebenszeichen zu geben. Er ſchrieb dieſe Aufforderung, ſandte ſie nach Hamburg, und kündigte zugleich, im Fall das Fräulein todt wäre, allen etwanigen Verwandten des Oberſten von Dallbrück an, daß bei ihm eine Erbſchaft zu erheben ſey, obſchon der Sterbende das ſchwerlich gewollt hatte.

Nachdem er dieſe zarte Pflicht vollbracht, ſetzte er ſeinen Weg fort, hatte aber kaum einige Meilen zurückgelegt, als ihm Kuriere mit der Friedensbotſchaft überall begegneten. Dieſe Nachricht erregte ihm ein heftiges Herzklopfen. Jetzt bedurfte es der Eile nicht. Ein Brief an den Grafen konnte ſeinen Urlaub verlängern, und ihm Zeit gewähren, einige Tagereiſen von ſeinem Wege abzubiegen — wohin? — wohin anders, als nach dem Dörfchen, wo ein rettender Engel die Todesangſt von ihm genommen hatte.

Es wurde ſchon Abend, als er ſich dem Ziele ſeiner Reiſe näherte. Einen Bauer, der mit ſeinem Pfluge vom Felde heim zog, fragte

er haſtig: ob der alte Pfarrer zurückgekehrt ſey?

„Ja, war die Antwort.

„Und ſeine Tochter?“

„Die wackere Dirne pflegt den frommen Greis.“

Mit hochklopfendem Herzen ſprang Fritz vor dem Dorfe aus dem Wagen, und ging zu Fuße nach der Pfarrwohnung. Als er von Ferne den Felſenkeller erblickte, drängte ſich all ſein Blut nach der Bruſt, mehr noch, da er gegenüber auf einer Bank den Pfarrer, und neben ihm das holde Mädchen ſitzen ſah.

Faſt bebend trat er herzu mit abgezogenem Hute. Als der Greis einen Offizier mit dem Ordenskreuz erblickte, ſtand er ehrerbietig auf, Bertha wollte entſchlüpfen. „Bleiben Sie, Mademoiſell,“ ſagte Fritz mit einer ſanften zitternden Stimme: „um Ihrentwillen bin ich gekommen.“ Sie ſah ihn mit großen Augen an.

„Kennen Sie mich nicht mehr?“

Sie erkannte ihn nicht. Er deutete mit der Hand nach dem Felſenkeller.

„Dieſen Kerker haben Sie mir geöffnet. Sie haben vom ſchimpflichen Tode mich gerettet.“ — Freudiger Schrecken preſſte dem Mädchen einen lauten Schrei aus. Ihr Pflegevater hob die Hände gefaltet zum Himmel.

„Treten Sie herein, mein Herr, in die Wohnung der redlichen Armuth. O wie reich erſetzt Gott uns heute Alles, da wir erfahren, daß es ein Ehrenmann iſt, den meine Bertha das Leben gerettet. Fritz folgte in das Haus. Die geſchäftige Wirthinn trug mit zitternder Freude Alles herbei, was Küche und Keller vermochten. Immer ſtanden ihre Augen voll Thränen, aber es waren Thränen der reinſten Wonne.

Zwiſchen ſolchen Menſchen entſpann ſich leicht eine traute Bekanntſchaft. Der Greis verjüngte ſich bei einer Flaſche Wein, und mit der wärmſten Theilnahme hörte er die Erzählung von den Schickſalen des Fremdlings. Durch

manche Zerſtreuung wurde freilich dieſe Erzählung unterbrochen; denn ſo oft die ſchöne Bertha durch das Zimmer ging, oder gar einige Minuten mit freundlicher Neubegier darin verweilte, vergaß Fritz den Faden ſeiner Geſchichte, und ruhte mit zärtlichen Blicken auf der holden Geſtalt. Es war ſchon tief in der Nacht, als er es erſt bemerkte, und aufbrechen wollte, um in dem Wirthshauſe, in welchem er einſt die Volksbüchlein verkaufte, zu übernachten. Aber der ehrliche Pfarrer ließ ihn nicht von ſich.

„Mein Haus iſt klein," ſagte er, „doch gönnen Sie mir die Freude, einen edeln Mann zu beherbergen, der mir eine der ſchönſten Stunden meines Lebens geſchenkt hat. Sie haben angſtvolle Minuten in dieſem Hauſe zugebracht; verſchlafen Sie nun auch darin eine ruhige Nacht."

Gern erfüllte Fritz den Wunſch des Greiſes und zugleich ſeinen eigenen. Ein Wink des Pfarrers, den Bertha ſchnell verſtand, räumte

ihm ihre Kammer. In dieſer reinlichen Wohnung, deren ganze Zierde aus einigen Gebetbüchern und einem Heiligenbilde beſtand, reifte ſein Entſchluß, und mit einer ſüßen Bangigkeit erwartete er den Morgen, um ſeine Wohlthäterinn zu bitten, das von ihr geſchenkte Leben nun auch zu verſchönern. Mit wenigen, herzlichen Worten that er ihr den Antrag in Gegenwart des Greiſes, und als die glühende Bertha verwirrt und ſchweigend die Augen niederſchlug, ergriff der Pfarrer mit andächtiger Rührung beider Hände und legte ſie in einander. „Euch hat Gott zuſammen geführt!“ ſagte er mit hohem Ernſt, und der Verlobte ſchloß die ſchüchterne Braut feurig in ſeine Arme.

Aber plötzlich ſchrie ſie laut auf, denn an ſeiner Hand erblickte ſie den Ring ihrer Mutter.

„Fräulein Dallbrück?“ fragte Fritz haſtig.

„Das iſt ſie,“ antwortete der Greis, „die Tochter des Oberſten Dallbrück. Von aller Welt verlaſſen habe ich ſie gefunden, als ich,

zwanzig Meilen von hier, einen alten Oheim zum letzten Male besuchte. Wenn ihr Vater noch lebt —"

„Er lebt nicht mehr!" rief Fritz unbesonnen, und Bertha sank ohnmächtig in seine Arme.

Freundschaft und Liebe vereinten sich, den ersten Schmerz zu mildern, und als Bertha erfuhr, daß der Gatte, dem sie sich ergeben, die Wahl ihres Vaters sey; daß er dessen Segen ihr bringe, und des Sterbenden letzte Stunden erleichtert habe; da fiel sie andächtig auf ihre Knie, und wollte die Hand des Mannes küssen, in die der scheidende Vater ihr Schicksal gelegt. Den erhobenen Schatz, den Fritz ihr einhändigte, wollte sie mit ihrem edlen Pflegevater theilen. Der sprach:

„Ich habe genug und übergenug, denn ich weiß dich glücklich, und keine Sorge um dich wird meine Sterbestunde trüben. Nur die Trennung von dir — werde ich sie überleben?" —

Aber dieſe drei edeln Menſchen trennte nur der Tod. Fritz nahm ſeinen Abſchied, kaufte das Gut, zu welchem dieſes Dorf gehörte, wurde ein fleißiger, verſtändiger Landmann; pflegte mit Weib und Kindern den Greis, bis er die Schuld der Natur bezahlte, verwandelte den Felſenkeller in eine Kapelle, die er mit einem Altare ſchmückte, welcher die Erbſchaft ſeines Vaters barg. Oft zeigte er ſie ſeinen Söhnen, ſprechend:

„Meine Reue hat mir des verſöhnten Vaters Segen vom Himmel erfleht! und diſer Segen — ruht er gleich auf unſcheinbaren Dingen — hat mein Glück gegründet.“

Belohnte Theilnahme.

Iſt denn Gold, und immer Gold, dem Armen eine Wohlthat? Auch mit leeren Händen kann Mitleid hülfreich ſeyn. Gehe nicht vorüber und denke, was kümmerts mich? wenn ein leidendes Geſchöpf an deinem Wege liegt! es ſey noch ſo gering, es kann dir einſt vergelten; und, wenn auch nicht, ſo lohnt ein freudiges Bewußtſeyn.

In der Reſidenzſtadt eines Fürſten des ehemaligen deutſchen Reichs lebte ein wackerer Mann, der ein einträgliches Amt verwaltete. Durch vieljährigen Fleiß hatte er ſo viel geſammelt, daß er ein artiges Haus in der beſten Gegend der Stadt am Paradeplatz kaufen konnte. Hier erzog er ſeinen einzigen Sohn, Leopold, einen muntern, gutmüthigen Knaben, der ihm

Ehre und Freude machte, und dem beſonders ein Abſcheu vor Unrecht und Härte, wenn ſie auch dem Geringſten widerfuhren, angeboren ſchien. Er konnte ſich ärgern, wenn der reiche Müſſiggänger in glänzender Equipage vorüberfuhr, und den armen Laſtträger mit Koth beſpritzte. Er konnte knirſchen, wenn ein Pflaſtertreter den einfältigen Bauer foppte, der ſeine Eier zu Markte brachte, oder ein übermüthiger Polizeidiener einen bettelnden Greis mißhandelte. Er miſchte ſich dann auch wol darein, wenigſtens mit trocknen Worten, und erhielt gewöhnlich Spott, und bisweilen ſogar Schläge zur Vergeltung. Dann pflegte ſeine Tante wol zu ſagen: „Was deines Amtes nicht iſt, laß deinen Fürwitz. Das gemeine Volk iſt nun einmal zur Dienſtbarkeit auf der Welt. Der liebe Gott hat Alles wohl gemacht.“

Aber je älter Leopold wurde, je weniger konnte er ſich überreden, daß der liebe Gott das ſo gewollt hätte, und ſo oft er zufällig Zeuge war, daß der Schwächere vom Starken,

der Geringere vom Mächtigen ein Unrecht erlitt, empörte ſich ſein Herz mit jugendlicher Wärme, und wo er nicht helfen konnte, da weinte er aus Mitleid und Verdruß. Vor allen war ein Schauſpiel, welches täglich unter ſeinem Fenſter aufgeführt wurde, ihm eine tägliche Marter. Da exerzirte nämlich ein hochadlicher Fähndrich oder Lieutenant ſeine Rekruten, und prügelte ſie unbarmherzig. Jedes Wort, das er ausſtieß, war ein niedriger Fluch oder ein beſchimpfender Beiname. In ſeinem Munde waren die armen Teufel nichts, als Hunde und Beſtien, und die Fuchtel, die unaufhörlich von einer Schulter auf die andere tanzte, bewies, daß er ſie auch in ſeinem Herzen für nichts anders hielt.

Beſonders bemerkte Leopold einen Jüngling von ſchönem Wuchs und ſanften Zügen, der dem Herrn Fähndrich nichts recht machen konnte. Er mochte wol von Natur weniger Geſchmeidigkeit zu der edlen Handhabung einer Muskete beſitzen. Man ſah es ihm an, daß er ſich alle

Mühe gab; die hellen Thränen rollten ihm oft dabei über die Backen; aber es ging eben nicht, und jeder neue Morgen brachte ihm neue Mißhandlungen. Leopold hatte das oft mit verbiſſenem Grimm und herzlichem Mitleid angeſehen. Eines Tages, nach geendigtem Exerziren, lehnte ſich der junge Mann, dem abermals unbarmherzig mitgeſpielt worden, erſchöpft an die Mauer des Hauſes und ſeufzte. Da winkte ihm Leopold herein. Er hatte ſeiner Tante eine Flaſche Wein abgebettelt und ſeine eigene Semmel nicht verzehrt, um den armen Menſchen damit zu erquicken. Mit Rührung und Dankbarkeit empfing dieſer die Gabe. Er zog ſeinen Rock aus, ſtreifte das Hemd vom Rücken, und zeigte die blutrünſtigen Schwielen. Fort ſprang Leopold, um für ſein Taſchengeld Branntwein zu holen, mit dem er den Rücken des Rekruten wuſch.

„Gott vergelt es, junger Herr!“ ſagte der Leidende, „Sie retten mich vor Verzweiflung. Ich bin, weit von hier, einer armen Mutter

entriſſen. Niemand erbarmte ſich meiner. Ich konnte es länger nicht ertragen, und wollte mich dieſen Abend ins Waſſer ſtürzen.

Leopold ſchauderte. Er bat den Verlaſſenen, an jedem Morgen nach dem Exerziren in das Haus zu kommen, wo er jedesmal eine Erquickung finden ſollte. Das geſchah, ſo lange die Exerzirzeit währte, und als endlich die wohl dreſſirten Kriegsmänner zu verſchiedenen Regimentern abgefertigt wurden, ſtopfte Leopold ſeinem Schützling Alles, was er nur entbehren oder der Tante abbetteln konnte, in den Tornister, und mit dankbarn Thränen ſchied der Soldat von ſeinem jungen Wohlthäter.

Hätte Leopold den Glauben ſeiner Tante gehabt: daß man das Gute nur darum thun müſſe, weil Gott es vergelten werde, ſo hätte er leicht an dieſer Verheißung irre werden können, denn eine Unglückswolke nach der andern überſchattete ſein Haus. Der Vater verlor die Hälfte ſeines Vermögens durch den Druck der ſchweren Zeit, die andere Hälfte durch gutmü-

thige, aber unbeſonnene Bürgſchaft für einen falſchen Freund. Jenes ertrug er ſtandhaft, dieſes ſchlug ihn zu Boden. Des Schickſals Tücke dringt nur bis in die ſeufzende Bruſt, eines Freundes Tücke tief in das blutende Herz. Er ſtarb, von dem Vorwurfe genagt, daß ſein einziger Sohn gegen den Mangel werde kämpfen müſſen. Der hinterlaſſenen Schulden waren ſo viele, daß gleich nach ſeinem Tode zum Verkauf des Hauſes geſchritten wurde.

Mit heißen Thränen verließ Leopold, der jetzt achtzehn Jahre zählte, das freundliche Haus, in dem er geboren war, in dem er ſeine frohe Jugend verlebt hatte. Ein Verwandter ſeiner Mutter blieb ihm noch übrig, ein braver Mann, nicht reich, doch angeſehen und wohl gelitten in der ganzen Stadt. Der verhieß ihm eine Verſorgung, ſobald er die nöthigen Kenntniſſe zu irgend einem Amte ſich werde erworben haben, und empfahl ihn einem alten Freunde, der Profeſſor auf einer berühmten Univerſität war. Wenn Leopold fleißig und

ordentlich sey, antwortete dieser, so wolle er sich seiner treulich annehmen, auf daß er mit den Trümmern von seines Vaters Vermögen drei Jahre lang ausreichen, und dann mit gesammelten Geistesschätzen in seine Heimath zurückkehren möge.

Nun bestieg Leopold mit gepreßtem Herzen und einem magern Beutel den Postwagen, der, im gewöhnlichen deutschen Schneckengange, ihn nach jener dreißig Meilen entfernten Universität schleppen sollte. Am ersten, regnerischen Tage saß er still in eine Ecke gekauert, und bekämpfte sein Heimweh. Am zweiten, als ein heiterer Morgen ihn anlächelte, stieg er aus, um sich in der Morgenluft zu erfrischen, befand sich wohl dabei, und merkte bald, daß sein munterer Schritt den Postpferden weit voraus eile. „Was schadets?" dachte er bei sich selbst: „ich werde bis zur nächsten Station zu Fuße gehen, das Frühstück wird mir dann um so besser schmecken."

Nach einigen Stunden erreichte er das Dorf,

wo die Pferde umgeſpannt werden ſollten. Am Eingange dieſes Dorfes fand er zwei junge Mädchen von dreizehn bis vierzehn Jahren. Die eine, mit brennenden ſchwarzen Augen und düſtern Blicken, war gekleidet wie eine Städterinn, obſchon Alles nachläſſig an ihr hing, und ein halb zerriſſenes Halstuch ihr um die Schulter flatterte. Die andere, ein blondhaariges Kind mit ſanften Zügen, trug das grobe Gewand einer Bäurinn, noch überdies an vielen Stellen mit Lappen geflickt, aber knapp und reinlich. Die Mädchen waren beſchäftigt, eine Menge kalekutiſcher Hühner aus einem Erbſenfelde zu jagen. Die Blonde bediente ſich dabei einer Weidenruthe, die Braune hatte einen derben Knüttel in der Hand. Jene trieb die ungeladenen Gäſte langſam vor ſich hin, und würde auf dieſe Weiſe ihren Zweck vollkommen erreicht haben; dieſer hingegen währte das viel zu lange, ſie fuhr haſtig hin und her, und ſcheuchte dadurch die Hühner, trieb ſie aus einander, wurde ungeduldig, warf den Knüttel mitten unter ſie,

und als ſie keines derſelben traf, ſuchte ſie Steine zuſammen. Da warnte ihre Gefährtinn: „Mamſellchen, thun Sie das nicht, das könnte übel auslaufen. Die Hühner gehören dem Herrn Paſtor, und Sie wiſſen, daß Ihr Papa, der Herr Amtmann, nicht zum Beſten mit ihm ſteht. Geſchähe nun ein Unglück, ſo gäbe es einen gewaltigen Lärm, und Sie müßten es ausbaden.“

„Halt du dein Maul, Bauerdirne!“ fuhr die Braune ſie an: „ich werde doch von dir nicht lernen ſollen, was ich zu thun habe?“ Und nun flogen die Steine — Puff! da lag ein Huhn; Paff! dort wieder ein anderes. Die übrigen flatterten davon. Eines blieb todt auf dem Platze, das zweite war gelähmt.

„Da haben wirs!“ ſagte die Blonde: „wenn das nun die Frau Paſtorinn ſieht —“

„Ich frage den Henker nach der Frau Paſtorinn!“ keifte die Braune: „die Beſtien haben unſere Erbſen gefreſſen, ihnen iſt ganz recht geſchehen.“

Leopold ging vorüber, und dachte bei ſich ſelber: das Mädchen im geflickten Kittel iſt mehr werth, als die Mamſell mit dem ſeidenen Halstuche. Er ſuchte und fand das Poſthaus, trank ein Glas Milch, und konnte nicht begreifen, wo der Poſtwagen ſo lange blieb. Aus Langeweile machte er ſich wieder auf, um ſich draußen vor dem Dorfe nach der Schneckenpoſt umzuſehen. Da vernahm er ein groſses Getümmel im Vorhauſe der Amtsſtube; kreiſchende Weiberſtimmen gellten ihm in die Ohren. Das getödtete Huhn lag vor der Hausthür, das lahme ſtand trübſelig daneben. Es wurde ein ſtrenges Gericht gehalten, dem Leopold lauſchend zuhorchte. Die Frau Paſtorinn, als Klägerinn, drang auf Erſatz; die Frau Amtmänninn verhörte die Angeklagten.

Mit unwilligem Erſtaunen vernahm Leopold, daſs die Braune Alles auf die Blonde ſchob. „Ich habe es dir hundertmal geſagt, rief ſie weinerlich, „laſs die Steine liegen! wirf

nicht nach dem armen Vieh! es sind ja unvernünftige Bestien. Mache es, wie ich. Mit einer kleinen Ruthe und etwas Geduld kannst du sie bald verjagen. Aber du wolltest nicht hören, nun mußt du fühlen."

„Mein Gott, Mamsellchen!" wimmerte die Blonde: „es ist ja gerade umgekehrt, ich habe Sie gewarnt."

„Ei, du unverschämtes Lügenmaul! Mama, das leiden Sie nicht! das ist zu arg!"

„Wie!" donnerte die Amtmänninn dazwischen: „du unterstehst dich, meine Tochter einer solchen Anklage zu bezüchtigen?"

„Weiß Gott, es ist so, wie ich sage."

„Noch immer? welche Bosheit! Frau Pastorinn, nehmen Sie es nicht übel. Sie sehen, meine Tochter ist unschuldig, folglich können die Hühner Ihnen nicht bezahlt werden, denn die Betteldirne hat nichts, und frißt hier das Gnadenbrot. Aber ihr Rücken soll es büßen. He da! wo ist der Knecht? er soll die Peitsche holen."

„Ach!“ ſchluchzte die Blonde, „wenn doch nur der Herr da wäre, der eben vorbei ging, der würde mirs bezeugen —“

„Ja, ja,“ rief die Braune keck: „wenn er nur da wäre, um dich zu Schanden zu machen.“

Jetzt konnte Leopold nicht länger ſich halten. Mit abgezogenem Hute trat er in das Vorhaus. „Da iſt er!“ rief die Blonde freudig. Ihre Gegnerinn erbleichte und verſtummte.

„Erlauben Sie,“ redete Leopold die Frau Amtmänninn an: „dieſem armen Mädchen geſchieht Unrecht. Sie hat die Wahrheit ausgeſagt, ich ſelber bin Zeuge geweſen.“

Die boshafte Braune erholte ſich ſchnell von ihrem erſten Schrecken. „Es iſt nicht wahr, Mama!“ heulte ſie, „ich habe den Herrn nicht mit Augen geſehen.“

„Schämen Sie ſich,“ ſagte Leopold mit einem Blick der tiefſten Verachtung: „noch ſo jung, und ſchon ſo ſchlecht!“

Das brachte die Mama in Harnisch. „Wer ist der Herr? was hat der Herr sich darein zu mischen?“

„Verzeihen Sie; ich hörte zufällig, daß Sie eine Unschuldige züchtigen wollten. Mich dünkt, Sie sollten mir Dank wissen, daß ich Ihnen eine Sünde erspare.“

„Eine Sünde? Ei, hört doch! Packe sich der Herr Bußprediger zum Henker! Meine Tochter hat mich noch nie belogen, und um eines solchen Gelbschnabels willen werde ich ihr mein Vertrauen nicht entziehen. Diese Dirne hingegen richtet lauter Unheil an, und hätte schon tausendmal verdient, daß ich sie aus dem Hause wäre. He da! die Peitsche her!“

„Madam, ich werde das in meiner Gegenwart nicht dulden.“

Kaum hatte er das gesagt, als die Frau Amtmannin so wüthend zu schreien anfing, daß ihr die Stimme überschnappte. „Was! ich wäre nicht Herr in meinem eigenen Hause?

Der erſte beſte Landſtreicher dürfte mir verbieten, was mir zu thun beliebt?"

Außer ſich vor Wuth wollte er das bleiche, zitternde Mädchen bei den Haaren ergreifen. Leopold trat dazwiſchen, und ohne Zweifel würde er ſelbſt die Ehre gehabt haben, mit der Frau Amtmänninn handgemein zu werden, wenn nicht in dieſem Augenblicke der Herr Amtmann aus der Gerichtsſtube hervorgetreten wäre. Er war ein rechtlicher Mann, behandelte alles juriſtiſch, und da Leopold ſich erbot, ſein Zeugniß mit einem körperlichen Eide zu erhärten, ſo nahm er ſelber die Verläumdete in Schutz, gab der Tochter einen Rippenſtoß, verſprach der Frau Paſtorinn, die Hühner zu bezahlen, erſuchte ſeine Frau, mit einem Herrſcherblick, für diesmal abzutreten, und verſicherte den Fremden, er könne ruhig ſeines Weges ziehen, dem Mädchen ſolle kein Leid widerfahren.

Leopold ging. An der Thür erhaſchte die Blonde ſeine Hand und küßte ſie weinend.

Endlich erschien der Postwagen, auf dem sich noch ein blinder Passagier eingefunden hatte, ein armer Jude, der mit thränenden Augen ausstieg, und während die Pferde umgespannt wurden, seinen Weg zu Fuße fortsetzte. Leopold hätte gern gefragt, was ihm fehle? Allein er war hastig fortgeeilt, und der Jüngling selber zu ermüdet, um ihn einzuholen. Die übrige Gesellschaft bestand aus einem alten verabschiedeten Offizier, einem dicken Pachter, und einem schöngeisterischen Kaufmannsdiener. Die letztere Gattung von Menschen ist bekanntlich eine der unerträglichsten. Der Bursche hatte in seinem Laden Romane gelesen, auch wohl selber deren geschrieben, hielt sich für einen Aesthetiker, und haschte beständig nach Witz. Auch Leopold wurde schon einige Male von ihm angegriffen. Weil der Jüngling, in seine Ecke gedrückt, an gar nichts Theil zu nehmen schien, so nannte er ihn den Taubstummen; und als er ausstieg, um zu Fuße auf einer sandigen Straße voraus zu wallen,

ſagte er, der Taubſtumme habe ſich in einen Staubdummen verwandelt; über welchen witzigen Einfall er und der dicke Pachter ſo lange lachten, bis ihre Thränendrüſen helles Waſſer abſonderten.

Jetzt, beim Frühſtück, welches aus Bratwurſt beſtand, warf er die Frage auf: ob der Hanswurſt, wenn er wieder auf die Bühne gebracht werde, gebraten oder gekocht erſcheinen müſſe? — „Auf Reiſen," antwortete Leopold ärgerlich. Aber jener fühlte den Hieb nicht, ſondern fuhr fort, ſeinen Witz ſtrömen zu laſſen, und ſein eigenes Zwerchfell dabei zu erſchüttern, denn der dicke Pachter hatte keine Zeit mit zu lachen, ſo lange gegeſſen wurde. Bald verglich er die Bratwurſt mit der manchen Unterlippe eines alten Weibes, bald mit dem Symbol der Ewigkeit, einer Schlange, die ſich in den Schwanz beißt. Dann wollte er haben, die Aufwärterinn ſollte Verſe aus der Jungfrau von Orleans deklamiren, wobei er Leopold zum ſchwarzen Ritter ernannte.

Kurz, er war unerschöpflich in Albernheiten, und Jedermann mußte ihm zur Zielscheibe seines bierernen Witzes dienen, der Offizier ausgenommen, dem er nicht recht zu trauen schien.

Endlich bestieg die Gesellschaft den Postwagen wieder, der sich phlegmatisch fortbewegte. Der Rabbiner hatte so viel Schnaps zu sich genommen, daß der Schlaf bald Herr über seine Zunge wurde, und so entstand eine wohlthuende Stille von einigen Stunden; alle Ohren der Wachenden ruhten aus.

Nach Zurücklegung einer starken Meile erblickte man den Juden wieder, der, an einem Meilenzeiger sitzend, die Ankunft des Wagens erwartet hatte, jetzt wieder einstieg, und mit dem schlechtesten Plätzchen an der Thür vorlieb nahm, obgleich noch bessere leer waren. Bei dieser Gelegenheit erwachte der Aesthetiker, fühlte sich zu neuen Zungenthaten gestärkt, und fiel über den Juden her, wie ein Affe über ein Stück Zucker, das in zwanzig Papiere gewickelt ist. Bald fragte er ihn: ob er etwa noch

Berlin reise, um in Klingemanns neuem Schauspiele den Moses als Gastrolle zu spielen? — bald: ob das Manna in der Wüste wol so süß geschmeckt habe, als der Kuß einer schönen Jüdinn? — bald: ob die Juden das goldene Kalb in Versen oder Prosa angebetet hätten? und was dergleichen Albernheiten mehr waren. Endlich wollte er durchaus wissen, ob das Silbergeschirr, welches die Juden in Aegypten stahlen, dreizehnlöthig oder vierzehnlöthig gewesen sey? Alles hatte der Jude schweigend ertragen, und auch dieser letzte Stich presste ihm nur einen verschlenen Seufzer aus; aber Leopolds Blut wallte auf: „Ei zum Henker!“ fuhr er den Wizling unsanft an: „Sie sollten sich schämen, Ihre stumpfen Waffen an einem Wehrlosen zu üben. Wer einen Juden hohnneckt, der handelt eben so schlecht, als wer einen Gebundenen mit Koth bewirft.“ Der Pursche stuzte, nahm die Zurechtweisung übel, warf sich in die Brust, und da er gegen Leopold mit dem Witz nicht auslangte, nahm er

die göttliche Grobheit zu Hülfe. Es entstand ein lebhafter Zank. Leopold erklärte seinem Gegner, daß, wenn er noch mit einem Worte den armen Juden beleidige, er ihm zum Postwagen hinaus werfen würde. Da gerieth der schöne Geist in Wuth, und es würde in dem engen Behältniß ein Faustkampf entstanden seyn, wenn nicht der bisher schweigende Offizier sich mit großem Ernst ins Mittel gelegt, und dem Burschen ganz trocken gesagt hätte: Leopold habe ganz recht, sein Witzeln sey unerträglich, und, wenn er die Gesellschaft noch länger beunruhige, so werde man die, von Jenem angedrohte, Maßregel mit vereinten Kräften ins Werk setzen.

Bei den letzten Worten griff er nach seinem spanischen Rohre, welches er hinter sich auf den Boden gelegt hatte, und diese Bewegung schien dem Aesthetiker so bedenklich, daß er den Strom seines Witzes dämmte, bis zur nächsten Station mäuschenstill schwieg, dann sich brummend auf den Beiwagen setzte, und

ſo ſüe die übrige Reiſe den erlöſeten Juden freien Athem ſchöpfen ließ.

Das waren die Abenteuer alle, die unſerm Jüngling auf der Wanderſchaft zum Muſentempel begegneten. Er gelangte glücklich an den Ort ſeiner Beſtimmung, fand in dem Profeſſor, dem er empfohlen war, einen eben ſo gelehrten als menſchenfreundlichen Mann, gewann deſſen Liebe durch Fleiß, Ordnung, Sparſamkeit, und ſammelte in drei Jahren einen Schatz von Kenntniſſen, den er nun im Vaterlande auf Zinſen legen wollte.

Es war ihm während dieſes Zeitraums nichts begegnet, was merkwürdig ſchien. Die Folgen des blutigen Krieges, der damals Deutſchland verheerte, trafen zwar auch einige Male den Ort ſeines Aufenthalts, den er plündern ſehen mußte; da aber ein Muſenſohn bei ſolchen Gelegenheiten nichts zu verlieren hat, ſo ſtörte das die Einförmigkeit ſeiner Lebensweiſe nur auf wenige Tage.

Einſt durchwanderte er nach einer ſolchen Kataſtrophe die Vorſtadt, und hörte ein jämmerliches Gewinſel, das aus einem etwas abgelegenen Hauſe zu kommen ſchien. Er ging näher — Thüren und Fenſter waren offen, die Möbeln zerſchlagen, keine menſchliche Seele im ganzen Hauſe, denn die Bewohner, flüchtig vor der Wuth des Feindes, waren noch nicht zurück gekehrt. Nur im Hofe fand er das noch lebende Gerippe eines vergeſſenen Kettenhundes, von dem das Gewinſel ausging. Das arme Thier hatte nun ſchon in mehrern Tagen nichts zu freſſen bekommen, lag ausgeſtreckt vor ſeinem Häuschen, und war kaum noch im Stande, die Jammertöne hervorzuwinſeln, die Leopolds Ohr erreicht hatten. Von Mitleid ergriffen sprang der Jüngling zum nächſten Bäcker, kaufte ein Brot und brachte es dem hungernden Gefangenen, der es gierig verſchlang. Dann löſete er ihn von der Kette, in Hoffnung, daß er, befreit, wol ſelber ſeinen Unterhalt ſuchen

werde. Vergnügt ſetzte er ſeinen Spaziergang fort, und erſt draußen vor dem Thor wurde er gewahr, daß der Hund ihm folgte. „Geh, geh," ſagte er zu ihm, „ich kann dich nicht brauchen." Der Hund ſtand, ſah ihn freundlich an, und wedelte. Aber ſobald Leopold wieder vorwärts ſchritt, lief auch der Hund hinter ihm her. Um ſeiner los zu werden, ſah er ſich genöthigt, den Stock aufzuheben. Da legte ſich der Hund platt auf den Boden, den Kopf zwiſchen den Vorderfüßen. Leopold ging weiter, und der Hund blieb liegen, ſo lange bis ſein Wohlthäter ihm aus den Augen zu verſchwinden drohte, dann aber folgte er ihm, wiewol ſchüchtern, in einiger Entfernung nach. Als Leopold aber gegen Abend in die Stadt zurück kehrte, verlor er ihn aus den Augen, und dachte nicht weiter an ihn.

Am andern Morgen, da er ausgehen wollte, um ein Kollegium zu beſuchen, ſiehe, da lag der Hund auf der Schwelle ſeiner Thür, und winſelte, als er ſie öffnete. Nun wider-

ſtand er dem Bittenden länger nicht. „Komm herein,“ ſagte er, „du biſt ein armer Teufel, und willſt durchaus bei einem armen Teufel in Dienſte treten. Wohlan! wie nenn' ich dich? — du ſollſt Hunger heißen. Mit dieſen Worten reichte er ihm die kargen Ueberreſte ſeines Frühſtückes, und verſchloß ihn in ſein Zimmer. Als er wieder heim kam, fand er den Hund auf ſeinem Koffer gelagert, den er gleichſam bewachte, und er verließ das Plätzchen nur, um ſeinem neuen Herrn zu liebkoſen. In der Folge konnte Leopolds Zimmer ohne Bedenken unverſchloſſen bleiben, denn Hunger ließ während ſeiner Abweſenheit durchaus Niemanden herein. Des Hundes Dankbarkeit und Treue gefiel dem Jünglinge wohl. Es war ein häßlicher Köter, aber er hatte ſeine Freude an ihm, nur fiel ihm deſſen Unterhalt beſchwerlich, denn obgleich der ehrliche Hunger mit Brodrinden gern vorlieb nahm, ſo bedurfte er doch, da er zum Geſchlecht der Doggen gehörte, der Brodrinden ſehr viele, und Leo-

geld konnte deren nur sehr wenige entbehren. Indessen, so lange er noch auf der Universität war, aß er sich bisweilen nur halb satt, ehe er den armen Hunger hätte hungern lassen.

Nun hatte er aber seine Studien vollendet, und dachte mit Ernst an die Heimreise, zumal da sein gütiger Verwandter ihm geschrieben hatte, daß er kränklich sey, und des Vetters baldige Zurückkunft wünsche, und wo möglich noch vor seinem Tode ihn versorgt zu sehen. Leopold ging mit seiner Kasse zu Rathe. Er hatte so sparsam als möglich gelebt, und nebenbei, um einen Sparpfennig zu gewinnen, in einigen Bürgerhäusern den Kindern Unterricht ertheilt; dennoch belief sich sein ganzes Vermögen nur so hoch, daß er allenfalls einen Platz auf dem Postwagen bezahlen, und sich unterwegs beköstigen konnte. Aber was blieb ihm denn übrig, wenn er in seiner Vaterstadt ankam? Sollte er seinen Verwandten sogleich um Geld ansprechen? Der Gedanke war ihm unerträglich. Darum beschloß

er, lieber zu Fuße, mit einem kleinen Felleisen auf dem Rücken, heim zu wandern, und berechnete, daß er dann wol sechs bis acht Louisd'or mit nach Hause bringen würde. Nur mußte er auf diesen Fall seinen großen Hund abschaffen, der leicht mehr, als er selber, verzehren konnte. Er entschloß sich dazu mit einem Seufzer. Schon längst hatte ein reicher Student ihm den Hund abschwatzen wollen, und ihm einige Male zwei Louisd'or für ihn geboten. Diesem schenkte er ihn jetzt am Abend vor seiner Abreise; denn Geld für seinen ehrlichen Hunger zu nehmen, konnte er nicht über sich gewinnen. Es war ihm fast weinerlich zu Muthe, als er von dem Hunde sich trennte, und kaum konnte die Ueberzeugung ihn trösten, daß er bei seinem neuen Herrn es besser haben würde.

Am andern Morgen in aller Frühe ergriff er den Wanderstab, hing sein Felleisen auf die Schulter und ging zum Thore hinaus. Man hatte ihn gewarnt, nicht so allein zu

geben; denn die gewöhnlichen Folgen des Kriegs waren nicht ausgeblieben, das Land wimmelte von Räubern und Spitzbuben; aber Leopold dachte: einen einzelnen Wanderer, dessen ganze Equipage Armuth verräth, werden sie wol ungehindert ziehen lassen, und so schritt er munter auf die waldigen Gebirge zu, die er zu übersteigen hatte.

Nachdem er einige Stunden gegangen und einen Hügel erklimmt hatte, um die Thurme der Stadt noch einmal zu sehen, in der er mit den Musen vertrauten Umgang genossen, da erblickte er in der Ferne etwas auf der Landstraße, was sich sehr schnell fort bewegte, und in wenigen Minuten so nahe kam, daß er mit freudigem Herzklopfen seinen getreuen Hunger erkannte. Noch sah der ehrliche Hund ihn nicht, denn er verließ sich nicht auf seine Augen, sondern einzig und allein auf seine Nase, die beständig dicht an der Erde schnupperte. Nun aber, da er auf der frischen Spur die Nähe seines geliebten Herrn merkte,

hob er den Kopf in die Höhe, erblickte ihn, sprang hoch an ihm hinan, und brach in ein Freudengeheul aus. Auch Leopold konnte sich nicht enthalten, ihn mit nassen Augen zu umarmen, und sich das ganze Gesicht von ihm belecken zu lassen, so sehr ihm das auch sonst zuwider war.

„Hunger!" sagte er, „ehrlicher Hunger! du dankbares Gemüth! Weiß Gott, du sollst bei mir bleiben, und wenn ich auch als ein Bettler in meiner Vaterstadt einziehen sollte." — Hunger hielt ihn beim Wort, machte allerlei possierliche Sprünge, und lief nun wedelnd vor ihm her, sah sich aber oft nach ihm um, damit er ihm nicht noch einmal entwischen möchte.

Die treuen Gefährten wanderten fröhlich Berg auf Berg ab, bis der Abend herein brach, und Leopold ermüdet in einem Kruge einkehrte, der am Rande eines großen Waldes lag. Das Haus hatte nichts Einladendes weder von Außen noch von Innen. Der Krüger

ſchielte auf dem einen Auge, ſeine Frau auf dem andern; der Knecht hatte eine große, erſt kürzlich zugeheilte Schmarre im Geſicht; die Magd war eine Zigeunerinn; die Kinder ſtarrten von Schmutz. Gern wäre Leopold, trotz ſeiner Müdigkeit, noch einige Stunden weiter gezogen, aber theils mochte er gegen die Nacht ſich in den Wald nicht wagen, theils fand er dies ſchlechte Nachtlager ſeinem Beutel angemeſſen, ließ ſich alſo Brot und einige Eier geben, theilte das Brot mit ſeinem Reiſegefährten, und bat dann um eine Streu in irgend einem ruhigen Winkel. Man führte ihn in ein Kämmerlein hinten im Hauſe, gab ihm ein Stümpfchen Licht, und wünſchte ihm eine gute Nacht. Er riegelte die Thür zu, und ſchickte ſich an, zu Bette zu gehen, das heißt, ſich auf ein Bund Stroh zu legen, welches freilich ſchon manchem Reiſenden gedient zu haben ſchien.

Das erſte, was ihm auffiel, waren einige Blutflecken auf dieſem Stroh. Er betrachtete

sie lange mit geheimem Schauder, indessen meinte er, es könnte ja wol irgend ein Wanderer sich in den Finger geschnitten oder aus der Nase geblutet haben, suchte sich zu beruhigen, legte sich nieder, und wollte eben sein Stümpfchen Licht auslöschen, als er gewahr wurde, daß sein Hund, mit dem Schwanze zwischen den Beinen, schnuppernd herum schlich, und leise brummte. Jetzt wurde Leopold aufmerksam. „Such, Hunger, such!" flüsterte er dem Hunde zu, der, durch diese Aufmunterung ermuthigt, schon etwas lauter knurrte, endlich an einer kleinen Fallthüre stehen blieb, welche Leopold nicht bemerkt hatte, und zu bellen anhub.

Das geht nicht mit rechten Dingen zu, dachte der Wanderer, und sprang hastig von seinem Strohlager auf. Er hatte keine andere Waffe, als seinen Knotenstock, den ergriff er mit der rechten, das Licht mit der linken Hand, stellte sich neben seinen Hund, und richtete die Augen starr auf die Fallthüre, wobei das

Haar auf ſeinem Haupte ſich ein wenig lüpfte. Als Hunger mit Knurren und Bellen nicht nachlaſſen wollte, überlegte Leopold, daß, um ruhig zu ſchlafen, er nothwendig wiſſen müſſe, was unter der Fallthüre verborgen ſey. Er faßte ſich ein Herz, und hob ſie auf. Da blitzten ihm ein Paar ſchwarze Augen entgegen; es war der Knecht mit der Schmarre auf der Backe. Hunger wollte ſogleich hinab ſpringen und ſeine Zähne in ihn ſchlagen. Leopold hielt den Hund feſt, und rief dem Kerl mit rauher Stimme zu: „Was machſt du da?“

„Was werde ich machen?“ antwortete er: „ich habe da ein Fäßchen Bier im Keller, das habe ich abgezapft, und mich ein wenig zu lange dabei verweilt.

„So komm heraus, und geh deiner Wege.“

„Nun freilich, aber halte der Herr nur den Hund feſt.“

„Er ſoll dir nichts zu Leide thun, aber mache, daß du fortkommſt.“

Brummend fiel der Knecht heraus. Leopold hatte sein Licht auf den Tisch gesetzt, sich selber ein wenig zurück gezogen, schwang in der rechten Faust seinen Knüttel, und umfaßte mit dem linken Arme den Hund, so daß er, wenn irgend eine Gefahr sich zeigte, den Arm nur öffnen und das wüthende Thier anheben durfte. Doch als der Knecht in dieser Verfassung ihn sah, eilte er nach der Stubenthür, die er aufriegelte, und entsprang. Im Vorübergehen hatte Leopold wol bemerkt, daß ein langes Messer ihm aus dem Busen hervorragte.

Sobald der Knecht hinaus war, verschloß und verriegelte er die Thür aufs neue, wendete sich dann zu seinem ehrlichen Hunger, und drückte ihn als einen Freund an die Brust.

„Wer mir das gesagt hätte, als ich von deinen Ketten dich los machte, als ich zehnmal dich fortjagte, und endlich gar verschenkte. — O wie reich hast du mir die harten Brodrinden vergolten, die ich dir zugeworfen!“

Hunger verstand nichts von seiner empfindsamen Anrede. Er machte noch einmal die Runde im Zimmer, und legte sich dann neben seines Herrn Füßen. Allein Leopold war nicht so ruhig als sein Hund. Daß der Kerl Böses im Schilde führte, schien ihm unzweifelhaft. Das lange Messer, die Blutflecken auf dem Stroh, die schielenden Gesichter der Wirthsleute — alle diese Gegenstände schwebten wie Gespenster vor seinen Augen. „Wer steht mir dafür," dachte er, „daß sie nicht um Mitternacht die Thür erbrechen, und mich schlafend ermorden?"

Hier war nicht lange Zeit zu überlegen. Das Stümpfchen Licht drohte zu erlöschen. Ihn schauderte, wenn er dachte, daß er hier im Dunkeln bleiben sollte. Er schaute zum Fenster hinaus, es war nicht hoch.

Draußen lag der Wald schwarz vor ihm. Ein matter Strahl des letzten Mondenviertels erleuchtete die Gegend, wie ein Lämpchen eine Gruft. Doch: besser da draußen, meinte Leo-

pold, kleidete ſich raſch wieder an, legte ſo viel Geld auf den Tiſch, als er etwa verzehrt zu haben glaubte, und ſtieg leiſe zum Fenſter hinaus. Hunger ſprang hinter ihm her.

Als er draußen war, bemerkte er, daß in einer niedrigen Eckſtube noch Licht ſey; er ſchlich unter das Fenſter, und hörte, wie der Knecht ſein Abenteuer erzählte, den großen Hund verfluchte, und ſchwur, er wolle noch in dieſer Nacht die Beſtie ſamt ihrem Herrn in die andere Welt ſchicken.

Mit Füßen, von Furcht und Schrecken beflügelt, ſuchte Leopold die Landſtraße. Seine Müdigkeit war ganz verſchwunden, und er ſchritt ſo haſtig vorwärts, als habe er ſich durch den erquickendſten Schlaf geſtärkt. Der düſter ſchweigende Wald ſchien ihm weit minder furchtbar, als das helle Licht, welches aus dem Kruge ihm noch lange nachſchimmerte. Erſt als er nichts mehr davon gewahr wurde, und dicke Finſterniß ihn umgab, wurde er etwas ruhiger. Der Weg war ſo breit, daß er ihn

auch im Dunkeln nicht verfehlen konnte. Bisweilen ſtand er und horchte. Alles war ſtill. Nur ſeinen eigenen Fußtritt vernahm er, und den ſeines Hundes, der ihm jetzt auf der Ferſe nachſchlich, ſtatt daß er ſonſt immer vor ihm her hüpfte.

Gern hätte Leopold auch das Geräuſch vermieden, welches ſeine Füße im Graſe oder in den dürren Blättern machten; er berührte den Boden kaum mit den Fußſpitzen, und ſeufzte nach dem Tage, der noch fern war. Nach einigen Stunden ſchien der ehrliche Hunger ſich doch auch ſchon an die Finſterniß gewöhnt zu haben; er trabte jetzt wieder vor ſeinem Herrn her; und Leopold war bereits ſo gefaßt, daß er leiſe das Lied: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott!“ anſtimmte. Plötzlich ſtand Hunger und wollte nicht vorwärts. Vergebens redete ſein Herr ihm zu, und als er ihn endlich mit dem Fuße ſtieß, kroch der Hund winſelnd hinter ihn. Ein Schauder überlief den Wanderer — allein was war zu thun? Stehen

bleiben auf dieſer Stelle, bis es Tag würde? das ſchien ihm unerträglich. „Hunde,“ dachte er, pflegen ſich auch vor jedem unbekannten Gegenſtande zu fürchten. Wer weiß, was meinen Hunger ſo plötzlich anwandelt? Ein paar hundert Schritte weiter wird er ſich wol eines Beſſern beſinnen.“

Durch ſolche Gedanken ſuchte er ſich Muth einzuſprechen, und ging drauf los, hatte aber kaum zehn Schritte vorwärts gethan, als er über etwas ſtolperte, das ihm im Wege lag. Er fiel, raffte ſich wieder auf, faßte nach dem, was ſeinen Fall verurſacht, und erwiſchte mit Entſetzen einen Büſchel Haare, der einem Leichnam angehörte. Starr vor Schrecken war er eine Zeitlang gleichſam feſt an den Boden gezaubert. Sobald er ſeiner Glieder ſich wieder mächtig fühlte, eilte er bebend von dieſem Schreckensorte, und ſogleich geſellte auch ſein Hund ſich fröhlich wieder zu ihm, nachdem er einen Umweg durch den Wald gemacht.

„Hier iſt ein Mord geſchehen,“ ſagte

Leopold ſchaudernd zu ſich ſelber: „Gott helfe mir durch den Wald!“ Kaum hatte er das geſprochen, als er links und rechts in geringer Entfernung pfeifen hörte, und eine Menge beweglicher Lichter im Walde ſah, die ſich plötzlich zu entzünden und zu vervielfachen ſchienen. Noch waren ſie zerſtreut, vereinigten ſich aber bald in einen Haufen, und näherten ſich dem bebenden Wanderer, der hinter den nächſten dicken Baum ſprang, da ihm kein Zweifel übrig blieb, daß hier eine Räuberbande hauſe. Er hatte nicht geirrt. Wol zwanzig wilde, mit Piſtolen und Säbeln bewaffnete Kerls zogen die Straße herauf. Sie hatten den Fußtritt des Pilgers und den Laut des Entfliehens vernommen, den er unwillkührlich ausſtieß, als er den Kopf des Leichnams erariff. Vielleicht wäre Leopold dennoch hinter ſeinem dicken Baume verborgen geblieben, hätte er nur dem Hund das Knurren verwehren können. Aber Hunger fürchtete ſich nur vor Leichen, nie vor lebendigen Menſchen, und

ſo ſehr auch ſein Herr ſich bemühte, ihm die Kehle zuſammen zu drücken, ſo gab er doch immer noch manchen murrenden Ton von ſich, der die Räuber aufmerkſam machte. Der Baum wurde umringt, Leopold gefunden.

Die Geiſtesgegenwart verläßt uns dann am wenigſten, wenn wir ein Unglück nicht mehr blos fürchten, ſondern es unvermeidlich vor Augen ſehen. Sobald Leopold ſah, daß hier unmöglich zu entrinnen ſey, gedachte er der Gefahr, in der ſein treuer Hund ſchwebte, der, wenn er ihn los ließ, zwar ſicher einen der Räuber beym Halſe packen, aber auch im nächſten Augenblicke todt zu ſeinen Füßen liegen würde. Deshalb umfaßte er jetzt den knurrenden Hunger mit beiden Armen und ſagte: „Meine Herren, ich bin ein armer Student, ich habe nichts als meinen kargen Zehrpfennig, laſſen Sie mich im Frieden ziehen.“

„Du biſt ein Student?“ antworte einer aus dem Haufen: „ich bin auch Student geweſen. Ecce quam bonum!“

„Der Kerl kann uns verrathen," rief ein anderer; schießt ihn nieder!"

Diesem Urtheil stimmten sogleich die meisten bei, und Leopold sah bereits ein halbes Dutzend Pistolen auf sich gerichtet. Da hub der Erste wieder an: „Laßt dem armen Teufel das Leben! Wer weiß, wozu wir ihn brauchen können. Er ist ein rüstiger Bursche, und ein Student ist zu allen Dingen nütze."

„Auf deine Gefahr," brüllte eine grobe Stimme, die dem Anführer der Bande zu gehören schien: „vielleicht kann er uns den ehrlichen Rolph ersetzen, den wir gestern eingebüßt haben; doch zuvor müssen wir ihn auf die gewöhnliche Probe stellen."

„Lustig, Herr Bruder!" sagte der Student, „wenn du unter unserer Fahne dienen willst, und dich brav hältst, so sollst du, Gott straf mich, täglich einen Landesvater mit mir machen, und dabei die schönsten Dirnen auf dem Schoße wiegen."

Indessen hatten einige bereits Leopolds

Kelleisen geplündert, und seine Taschen beraubt. Verschwunden war die wenige Baarschaft, nebst seiner silbernen Uhr. „Fort, ihr Burschen!“ rief der Anführer, „ich wittre Morgenluft. Für heute ist hier nichts mehr zu thun.“

Die Räuber trieben ihre Gefangenen vor sich her, der seinen getreuen Hunger, an sein Schnupftuch gebunden, halb mit Gewalt nach sich schleppte. Auf ungebahnten Pfaden drangen sie tief in den Wald. Die Morgenröthe schimmerte schon in den Wipfeln der Bäume, als sie ein kleines Thal erreichten, wo die Bande, in Erdhütten mit Zweigen bedeckt, wohnte. Hier wurden sie von vier bis fünf jungen Mädchen empfangen, die man alle hätte schön nennen dürfen, wenn der eigentliche Zauber weiblicher Schönheit, die Sittsamkeit, ihnen nicht gemangelt hätte.

„Wo ist Rolph?“ sagte die Eine, deren Bubler er gewesen.

„Den hat der Teufel geholt!“ antwortete der Student; er ist auf dem Bette der Ehre

in seinem Berufe gestorben. Du kannst dir aber die Thränen sparen, denn ich bringe dir hier einen andern, der, wenigstens für dich, leicht eben so viel werth seyn mag."

Das Mädchen, ohne sich um den Todten weiter zu bekümmern, betrachtete den Gefangenen mit Wohlgefallen, und sagte: „Sei willkommen!"

Leopold war stumm. Eine neue, furchtbare Welt that sich vor ihm auf, in die er mit Schaudern blickte. Die Räuber setzten sich zum Schmause, und zechten bis gegen Mittag. Ihren Gefangenen übergaben sie der Obhut der Weiber, die ihm liebkoseten, ihm Speise und Trank vorsetzten, und durch allerlei fröhliche Unterhaltung ihn zu zerstreuen suchten. Sie schilderten ihm das ungebundene Leben als das reizendste auf der Welt, und suchten darauf, daß er nach vierzehn Tagen sein Schicksal segnen würde. Auch der ehrliche Hunger wurde nicht vergessen, die Mädchen fütterten ihn um

die Wette, und ihm ſchien es in dieſer Geſellſchaft beſſer zu behagen, als ſeinem Herrn.

Als die Sonne hoch ſtand, legten ſich die Räuber ſchlafen, rings herum hörte man ihr Schnarchen. Nur zwei derſelben ſtanden Schildwache mit ausgezogenem Säbel und geladenen Piſtolen. Leopold legte ſich gleichfalls ſchlafen, mehr, um ſich den Neckereien der Dirnen zu entziehen, als um den Forderungen der Natur zu gehorchen. Doch ſeine gänzliche Erſchöpfung wiegte ihn bald in einen tiefen Schlummer, und er würde auch nicht einmal erwacht ſeyn, als es ſchon ganz finſter war, hätte nicht ein leiſes Rütteln ihn geweckt. Er ſchlug die Augen auf, da ſtand eines der Mädchen mit einer Lampe vor ihm, und winkte freundlich. Schon wollte er unwillig einige harte Worte ausſtoßen, als ſie, zu ſeinem höchſten Erſtaunen, ihm durch die Anrede den Mund verſchloß:

„Sie kennen mich nicht mehr, aber Ihr Bild hat ſich tief in mein Herz gegraben. Ich

bin das arme Bauermädchen, das Sie vor drei Jahren durch Ihr Zeugniß von einer unverdienten Züchtigung befreiten. Leider konnten Sie nur das eine Mal mir helfen. Die Mißhandlungen meiner böien Herrſchaft wurden täglich ärger. Ich konnte es nicht länger aushalten, und lief davon. Was aus mir geworden, ſehen Sie. Ich war ein ehrliches frommes Mädchen. Die Amtmänninn und ihre Tochter mögen es vor Gott verantworten, wenn ich zur Hölle fahre. Doch davon wollte ich jetzt nicht reden. Ich bin nun einmal verloren, aber ſo ſchlecht bin ich drum doch nicht, daß ich Ihre Großmuth gegen eine Fremde vergeſſen ſollte. Die Räuber ſind auf einen wichtigen Fang ausgezogen, werden erſt in zwei Tagen zurück kehren. Die beiden alten Wächter habe ich trunken gemacht. Hier iſt das Geld, welches man Ihnen genommen, hier iſt auch Ihre Uhr. Stehen Sie auf, ich will Ihnen einen Fußpfad zeigen, der Sie in wenigen Stunden aus dem Walde führt. Halten Sie ſich nur immer links, ſo

kommen Sie in eine Gegend, die unsere Leute selten durchstreifen, weil dort nichts zu holen ist. — Warum starren Sie mich so an? — Geschwind stehen Sie auf!"

Leopold glaubte zu träumen. Kaum erkannte er die hübsche Blondine, die freilich seitdem sehr herangewachsen war, und leider auf ihrem sanften, damals unschuldigen Gesichtchen die Spuren der Ausschweifungen trug. Die Thränen schossen ihm in die Augen. Dankbarkeit für seine Rettung mischte sich mit dem Kummer, ein weibliches Geschöpf so verworfen zu sehen, das offenbar die Natur gebildet hatte, um einen wackern Gatten und Vater zu beglücken. Er folgte ihr taumelnd hinaus. Sie zeigte ihm den Fußpfad. Er wollte sie überreden, mit ihm zu flüchten. Es ist zu spät!" sagte sie schluchzend, drückte ihm die Hand und entwich.

Wie ein Träumender eilte er durch den Wald, und nach wenigen Stunden befand er sich, wie das Mädchen ihm zuvor gesagt, auf

einer Ebene, sah in der Entfernung eine Stadt liegen, und schöpfte leichtern Athem.

„Großer Gott!“ sprach er zu sich selber, „wem verdanke ich mein Leben? Dir, ehrlicher Hunger, für einen Bissen Brot. Wem verdanke ich meine Freiheit? Einem armen Kinde, das ich vor einer Mißhandlung schützte. Großer Gott! wie belohnst du oft so herrlich das wenige Gute, was wir thun! Und doch lassen wir die Gelegenheit so oft entschlüpfen! Gehn auch wol kalt an leidenden Wesen vorüber, und denken: was kümmerts mich?“ — Jetzt hub er mit starker Stimme sein Lied wieder an: „Eine feste Burg ist unser Gott!“ und Hunger hüpfte munter vor ihm her.

Die Begebenheiten der letzten Nacht hatten ihn aber doch so bestia angegriffen, daß ihn ein Fieber befiel, und er in der nächsten Stadt zwei Wochen ruhen, auch einen Arzt bezahlen mußte, wodurch sein Beutel so erschöpft wurde, daß er nur noch einen Louisd'or übrig hatte,

als ihm wenige Meilen von seiner Vaterstadt, ein neues Abenteuer begegnete.

Er hatte die Nacht bereits innerhalb der Grenzen seines Vaterlandes durchwacht, denn die Freude ließ ihn nicht schlafen, und noch vor Tage machte er sich schon wieder auf den Weg. Es dämmerte kaum, da fuhr eine offene Kalesche ihm entgegen, mit zwei schönen, aber sehr müden Rossen bespannt, die der Kutscher aus allen Kräften antrieb, um sie in schnellern Trab zu setzen. In der Kalesche saßen ein Herr und ein Frauenzimmer. Der erstere hatte dem Kutscher gedroht, und schwang den Stock über seinem Haupte, um den Pferden Furcht einzujagen. Das Frauenzimmer blickte schüchtern um sich, und als die Kalesche nur noch wenige Schritte von Leopold entfernt war, kreischte sie plötzlich: Hülfe! Hülfe! streckte auch ihre Arme bittend nach dem Wanderer aus. Sogleich packte sie der Herr bei beiden Armen, stieß sie in die Ecke des Wagens, und rief: eine Wahnsinnige! während der

Kutſcher ſeine Anfeuerungen verdoppelte, und die Pferde wirklich zum Laufen brachte.

Schon war die Kaleſche an Leopold vorüber gerollt, aber das Angſtgeſchrei um Hülfe, obwol jetzt dumpfer, drang noch einmal in ſein Ohr, in ſein Herz. Der Wunſch, zu helfen, eilte der Ueberlegung voraus. Er rief aus Leibesbeſtraften: Halt! Halt! worauf natürlich nicht geachtet wurde; aber ſchnell beſann er ſich: „Hunger!“ ſchrie er dem Hunde zu: packe an! packe an!“ und fort ſtürzte Hunger, hielt den Wagen ein, ſprang dem einen Pferde an den Hals, dann wieder dem andern, ließ beiden ſeine Zähne fühlen, machte ſie ſcheuen, und trieb ſie von der Straße abwärts, daß ſie gegen einen Baum rannten, und die Deichſel zerbrach. Zwei Piſtolen löſete der Herr im Wagen auf den Hund, doch ohne ihn zu treffen. Indeſſen keuchte Leopold herzu. Das Frauenzimmer verdoppelte ihr Geſchrei. Der Herr ſprang aus der Kaleſche, empfing den Wanderer fluchend, und fragte: wie er ſich unterfangen

dürfe, seinen Hund auf die Vorübergehenden zu hetzen? — Drohend hatte er den Hirschfänger gezogen. Auch der Kutscher war abgestiegen, hatte sich schnell mit einem Zaunpfahl bewaffnet, und geellte sich zu seinem Herrn.

„Gemach!“ rief Leopold, „Erklären Sie mir, mit welchem Recht Sie diesem Frauenzimmer Gewalt anthun, sonst lasse ich Sie nicht von der Stelle.“

„Herr! was geht das ihn an? sagte der Kutscher, „sie ist eine widerspenstige Person.“

„Geh er zum Teufel!“ fuhr der Andere fort, oder ich jage ihm meinen Hirschfänger durch den Leib.“

Während sich dieser Streit erhub, war das Frauenzimmer aus dem Wagen gesprungen, und lief athemlos an den Streitenden vorüber, denselben Weg zurück, den sie gekommen war. Als ihr Begleiter das gewahr wurde, rief er dem Kutscher zu: „Halt den Menschen fest!“ und rannte der Fliehenden nach. In demselben Augenblicke empfing Leopold einen Streich

mit dem Zaunpfahl, der seinem Kopf galt, zum Glück nur seine Schulter traf, ihn aber zu Boden streckte. Doch zu gleicher Zeit lag auch der Thäter am Boden und schrie entsetzlich. Hunger hatte ihn bei der Brust gepackt, niedergerissen, und ihm den rechten Arm so zerfleischt, daß das Blut stromweise durch den zerbissenen Ermel drang.

Leopold raffte sich auf, steuerte der Wuth des Hundes, und da er den Kutscher außer Stande sah, ihm ferner zu schaden, so sah er sich nach dem Frauenzimmer um. Einige hundert Schritte von da hatte der Herr sie erreicht, umklammert, und sie rang mit ihm, doch mit ungleichen Kräften. Er schleppte sie fort, um sie wieder in die Kaleiche zu tragen. „Hunger! pack an!" rief Leopold, und alsobald rieselte das Blut aus den Waden des Entführers. Schreiend ließ er die Beute fahren. Das Frauenzimmer wollte aufs Neue entrinnen, aber Hunger, der den eigentlichen Zweck dieses Kampfes nicht zu be-

urtheilen wußte, meinte, er müsse alles fest halten, was lavien wollte, riß ihr den Rock entzwei, und nöthigte auch sie zu bleiben. — Als der Fremde sah, daß hier mit Gewalt nichts auszurichten sey, zog er gelindere Saiten auf. Winkend faßte er den Wanderer vertraulich unter dem Arm, zog ihn bei Seite und sprach: „Mein Herr, ich darf Ihnen nur ein Wort sagen, um Ihnen Reue über Ihr thörichtes Beginnen einzuflößen. Ich habe die Ehre, Kammerdiener bei dem jungen Herrn Baron von Stolzenneck zu seyn, dessen Vater bekanntlich erster Minister und Günstling des Fürsten ist. Seine hochfreiherrlichen Gnaden haben Gefallen an diesem Frauenzimmer gefunden. Sie ist nur die Tochter eines gemeinen Pachters, verstehen Sie mich? Hochdieselben haben ihr schon längst die vortheilhaftesten Anträge gemacht; da jedoch die alberne Person sich unterfangen, einen solchen Herrn schimpflich abzuweisen, so war der Herr Baron genöthigt, mir den Auftrag zu ertheis

len, sie auf irgend eine Weise auf sein Jagdschloß zu liefern, welches Sie dort in der Ferne sehen. Erst gestern Abend gelang es mir, die Widerspenstige zu kapern, die sich ihrem eigenen Glücke widersetzt. Das sey Ihnen genug, mein Herr! Binden Sie Ihren verruchten Hund an einen Strick, helfen Sie mir die Kalesche wieder in Stand setzen, damit ich das nahe Schloß erreichen kann, und gehen Sie dann in Gottes Namen, so werde ich es zu rühmen wissen. Haben Sie in der Residenz etwas zu suchen, so kostet es meinen Herrn ein Wort; bedenken Sie das!"

Allen diesen Ueberredungsgründen wollte er auch noch einen Beutel hinzufügen, den er aus der Tasche zog, aber Leopold erwiederte trocken: „Herr! nun ich vollends weiß, wie die Sache zusammenhängt, so ist an keine Kapitulation zwischen uns zu denken. Sie und Ihr Herr Baron sind beide ein paar Schurken! Mögen Sie sehen, wie sie mit Ihrer gebrochenen Kalesche und Ihren zerbissenen

Waden aufs Schloß kommen; ich werde meine Pflicht thun, und das arme Mädchen zu ihrem Vater bringen."

Sie hörte die letzten Worte, und schmiegte sich zitternd und weinend an ihren Retter. „Kommen Sie Mamsell," sagte Leopold, so lange ich und mein Hund leben, soll Ihnen kein Leid widerfahren."

„Das wäre der Teufel!" knirschte der Kammerdiener, und rannte dem Kutscher einige Worte in die Ohren, der schnell ein Pferd ausspannte, sich drauf schwang und dem Schlosse zujagte. Ohne weiter darauf zu achten, nahm Leopold das Mädchen unter den Arm, ließ seinen Hund die Arrieregarde formiren, und wanderte mit ihr fort.

Angst und Schrecken hatten die Entführte so angegriffen, daß sie nur langsam folgen konnte. Eine Zeitlang schwiegen beide. Die Sonne ging auf, und röthete ihr blasses Antlitz. Leopold warf einen verstohlenen Blick auf sie. Jetzt erst wurde er gewahr, daß sie

ſchön, ſehr ſchön ſey, und nicht ſein Auge al-
lein, auch ſein Herz machte dieſe Bemerkung.
Das Wohlwollen, welches ohnehin an ein Ge-
ſchöpf feſſelt, dem man eine Wohlthat erwie-
ſen, geſellte ſich zu den Empfindungen, die
durch die vertrauliche, ſeltſame Lage in dem
Jünglinge erweckt wurden. Sie hatte ſeinen
Arm umklammert, und drückte ſich ſo warm
an ihn, ſie war ſo dankbar, ſo reizend — ein
neues Gefühl erwachte in ſeiner Bruſt, und
als ſie vollends, von der erſten Betäubung ſich
erholend, zu ſprechen anhub, da verrieth je-
des Wort ein reines Gemüth, eine kindliche
Tugend. Sie erzählte, wie der junge Baron
ihr geſchmeichelt, ihr täglich Blumen und
Früchte zugeſchickt, und ſie nichts Arges da-
bei gedacht, auch wol Gefallen daran gefun-
den. Geſtern habe ſie einer Hochzeit einer ih-
rer Geſpielinnen beigewohnt, und ſey erſt nach
Mitternacht heim gegangen. Der Kammerdie-
ner, der auch gegenwärtig geweſen, habe ihr
den Arm geboten, um ſie nach Hauſe zu be-

gleiten, worin ſie denn auch nichts Böſes ge-
ſehen. Weil aber ihres Vaters Wohnung ein
wenig abgelegen, und der Weg durch das
lange Dorf ſehr weinig ſey, ſo habe er ihr
vorgeſchlagen, hinter dem Dorfe einen Fuß-
ſteig zu wählen, der quer durchs Feld und
weit näher zum Ziele führte. Ohne Bedenken
ſey ſie ihm gefolgt — da habe hinter dem Dorfe
die Kaleſche gefunden, er ihr plötzlich ein Tuch
vor den Mund gehalten, und ſie hinein ge-
worfen. In der erſten Beſtürzung habe ſie
nicht einmal die Kraft gehabt, zu ſchreien,
doch ihre Beſinnung bald wieder gefunden, und
ihre ganze gefährliche Lage wol begriffen. Da
es aber geknüpfter geweſen, nichts unterneh-
men können. Der Wagen ſey anfangs auf lau-
ter böſen Feldwegen der Kreuz und Quer ge-
fahren, wodurch zum Glück die Pferde ſehr er-
müdet worden. Faſt gegen Morgen habe der
Kammerdiener befohlen, nach der Landſtraße
einzubiegen, vermuthlich, weil ſie nun nicht mehr
weit von ſeines Herrn Schloße entfernt waren.

Indessen habe er seine ganze Beredsamkeit erschöpft, um das Glück zu schildern, das ihrer warte, und da sie immer still geschwiegen, möge er wol gemeint haben, daß sie in ihr Schicksal sich ergebe. Aber inzwischen hatte sie schon beschlossen, die erste menschliche Seele, die ihr begegnen würde, um Hülfe anzurufen. Als der Morgen gedämmert, und sie den einzelnen Wanderer von fern erblickt, habe sie freilich wol gedacht, daß der ihr nicht helfen könne, daß aber doch durch ihn vielleicht ihr Vater erfahren würde, was aus ihr geworden.

„Ist Ihre Wohnung weit von hier?" fragte Leopold.

Das wußte sie nicht zu beantworten, da sie nicht beurtheilen konnte, wie groß die Strecke Weges seyn möchte, die sie in der Nacht zurück gelegt.

„Aber der Name des Dorfes?"

Rothkirchen.

Das kannte Leopold sehr gut, denn es lag nur eine halbe Stunde von der Residenz.

Er war als Knabe oft dahin spaziert, und konnte seiner Begleiterinn den Trost geben, daß sie höchstens noch ein paar Meilen bis dahin zu wandern hätte.

Die schöne Babet — so hieß das Mädchen — blickte oft ängstlich hinter sich, und ihre böse Ahnung betrog sie nicht. Denn kaum mochte der Platz, wo Leopold sie befreyte, eine halbe Meile hinter ihnen liegen, als sie in der Ferne vier Reiter entdeckten, die ihnen nacheilten, und an deren Spitze Leopold den Kutscher erkannte. Die übrigen Begleiter waren zwei Jäger und ein Stallknecht, die er vom Schlosse geholt und schnell beritten gemacht, um dem Jünglinge die Beute wieder zu entreißen.

Als sie nun schon ganz nahe waren, und das Mädchen sah, daß sie ihren Verfolgern nicht mehr entrinnen konnte, sank sie auf ihre Knie, rang die Hände und flehte um den Schutz aller Heiligen! Auch ihrem Retter war nicht wohl bei der Sache zu Muthe, denn er begriff,

daß er jetzt mit seinem Knotenstock und seinem Hunger nichts würde ausrichten können; doch ein Blick vorwärts flößete ihm neuen Muth ein. „Stehen Sie auf!“ sagte er, „Beruhigen Sie sich! auch von jener Seite werde ich einen Haufen Reiter gewahr. Sie mögen seyn, wer sie wollen, wir sprechen Sie um Hülfe an, und sie werden nicht zugeben, daß man auf der Landstraße ein unschuldiges Mädchen raube.“

Babet hub ihre bethränten Augen auf, und erblickte — ihren Vater an der Spitze aller seiner Knechte. Fast zu gleicher Zeit trafen die Verfolger mit den Suchenden zusammen. Mit dem freudigen Ausruf: mein Vater! stürzte Babet ihm entgegen, und umklammerte seine Knie sammt dem Steigbügel. Als die Räuber den wohlbewaffneten Haufen erblickten, und sich übermannt sahen, machten sie Halt, steckten die Köpfe einige Augenblicke zusammen, wandten ihre Rosse und sprengten fort, ohne einen Versuch zu wagen, ihr Bubenstück auszuführen.

Der ehrliche Pachter konnte lange nur stottern, und seine Tochter in die Arme drücken. Auf seinem bleichen Antlitz war zu lesen, was er seit einigen Stunden gelitten. Früh vor Tage war er, seiner Gewohnheit nach, aufgestanden, hatte die fleißige Tochter vermißt, und bald erfahren, daß sie, gleich nach Mitternacht, in Begleitung des Kammerdieners, das Nebenzeltpaus verlassen. Gleich fiel ihm der Gedanke aufs Herz, sie sey entführt: denn schon längst war es auch ihm nicht entgangen, daß der Sohn des Ministers seiner Tochter nachstelle. Gern hätte er ihm die Thür gewiesen, aber als Pachter einer fürstlichen Domaine scheute er den mächtigen Feind, und verließ sich übrigens auf seiner Tochter Sittsamkeit. Daß der junge Herr einen solchen Gewaltstreich wagen würde, hatte er nie befürchtet.

Voll Verzweiflung bot er seine Knechte und einige Nachbarn auf, riß die Pferde aus dem Stalle, fand hinter dem Dorfe eine fremde Wagenspur, die ihn durch mehrere Feldwege wieder

auf die Landstraße führte, errieth, daß er sein geraubtes Kind auf dem Jagdschlosse des Barons zu suchen habe, und sprengte mit verhängtem Zügel fort, des festen Vorsatzes, eher das Schloß in Brand zu stecken, als ohne seine einzige, geliebte Tochter zurückzukehren. Was er dabei wage, welcher Gefahr er sich aussetzen wolle, wußte er wol, und dennoch lebhaft war daher sein Dankgefühl, als er Babet schon durch einen einzigen, muthigen Fremdling gerettet fand.

Der Zug ging nach dem nächsten Bauerhause, von wo der Pachter einen seiner Knechte zurücksandte, um einen Wagen zu holen. Während dieser erwartet wurde, und der Vater nur Augen für seine Tochter, nur Ohren für ihre Erzählung hatte, schlich Leopold mit seinem Hunde davon. Er meinte, wenn er länger bliebe, möchte es scheinen, als erwarte er eine Belohnung, und er setzte seinen Weg so eilig fort, als ob er ein böses Gewissen hätte. Der leere Wagen begegnete ihm kurz vor dem Dorfe.

Er trug dem Knechte noch einen Gruß an Vater und Tochter auf, und verdoppelte seine Schritte.

Schon lag die ersehnte Vaterstadt vor ihm, er konnte schon die Thurmuhr schlagen hören, als noch ein kleines Abenteuer ihn aufhielt. An einer Stelle, wo mehrere große Straßen zusammen liefen, hatte eine arme alte Wittwe sich ein Plätzchen erlesen, wo sie, unter dem Schirmdach einer Ziegenbaut, den ganzen Tag mit ihrem Spinnrade saß, und von den Vorübergehenden Almosen bettelte. Schon seit vielen Jahren war sie im Besitz dieses Plätzchens, wo Leopold als Knabe sie oft gesehen und ihr manchen Pfennig gegeben hatte. Darum freute er sich herzlich, als er sie schon von ferne noch auf der alten Stelle erblickte. Sie war die erste Bekannte, die er wieder sah; er hätte sie umarmen mögen. Um so schneller war seine Theilnahme, da er gewahr wurde, daß ein vierschrötiger Bauer vor ihr stand, heftig mit ihr zankte, und sogar mit dem Stocke drohte; die Alte hin-

gegen ihre dürren Hände faltete, und Gott zum Zeugen ihrer Unschuld anzurufen schien.

Leopold eilte herbei, und kam gerade in dem Augenblicke nahe genug, als der Bauer die Bettlerinn bei den Haaren ergriff, und seinen Stock wirklich aufhub, um sie zu schlagen. Sogleich packte er ihn bei der Schulter, riß den Erstaunten zurück, und fragte: „Wie mögt Ihr an einer wehrlosen alten Frau Euch vergreifen?“

„Herr! was geht es ihn an?“ sagte der Bauer, „das Weib ist eine Hexe, sie hat mein armes Kind behext, das seit vier Monaten weder leben noch sterben kann.“ Und mit diesen Worten wollte er abermals über die Bettlerinn herfallen.

Leopold begriff wol, daß hier mit Vernunftgründen nichts auszurichten sey. Er wußte kein anderes Mittel, dem Wütenden sein Schlachtopfer zu entreißen, als indem er seinen Knotenstock einigemal sehr unsanft auf dessen Schultern fallen ließ. Rasch wandte sich der rüstige Kerl, um den ungebetenen Mittelsmann

weidlich abzuwalken. Aber Hunger zeigte ihm die Zähne so ernsthaft, daß er einige Schritte zurückprallte, und nach einer Fluth von Scheltworten rief: „Wer ist der Herr? Wie unterfteht er sich, einen ehrlichen Mann zu schlagen, der seine Abgaben quartaliter richtig bezahlt? Das soll er mir entgelten! Ich werde ihn verklagen! Wie heißt der Herr? Wo finde ich ihn?“

Leopold sagte unbedenklich seinen Namen, und daß er im goldenen Hirsch einkehren werde; wenn der Bauer ihn verklagen wolle, so möge er nur gleich mit ihm kommen. Das fand jener doch nicht gerathen, schwur aber, er wolle ihm einen Advokaten über den Hals schicken, und ging fluchend seiner Wege. Leopold blieb noch eine Weile stehen, der Alten zum Schutz, bis er den Kerl aus dem Gesichte verlor. Dann ging auch er, von den Segenswünschen der Bettlerinn begleitet.

Im goldenen Hirsch, wo er sich bloß umkleiden und dann zu seinem Verwandten eilen wollte, erfuhr er leider schon, daß dieser vor

wenigen Tagen gestorben sey, und des Jünglings Hoffnungen mit ins Grab genommen habe. Das war ein harter Schlag, der ihn lange betäubte. Was sollte er nun anfangen? Wie ohne alle Protektion einen Weg sich bahnen? — Zwar hatte er immer gehört, der Minister sey ein rechtschaffener Mann, der aufkeimende Talente gern hervorziehe, aber wie sollte er ihm bekannt werden?

Im Vertrauen auf seine erworbenen Kenntnisse wagte er es doch, im Pallaste des Ministers sich zu melden, und um eine Audienz zu bitten; auch fand er anfangs keine Schwierigkeiten. Der Schweizer sagte ihm: Se. Excellenz spräche mit Jedermann, er solle nur hinaufgehen in den großen Saal, und warten, bis Se. Excellenz nach Hofe führe. Aber als Leopold die Treppe hinan stieg, begegnete ihm zum Unglück der Kammerdiener des jungen Barons, erkannte ihn augenblicklich, schob ihn wieder hinunter, und sagte dem Schweizer einige Worte ins Ohr, worauf dieser ihm trotzig die Thür wies, und

ihm den Rath gab, ſich nie wieder blicken zu laſſen, wenn er nicht noch härter wolle empfangen werden.

„Da möchte doch wol meine alte Tante einmal Recht behalten;“ ſagte Leopold, ſchwermüthig heimgehend: „hätte ich das Bubenſtück ruhig vollführen laſſen, ſo ſpräche ich nun mit dem Miniſter.“

Noch Manches verſuchte er, um Broterwerb zu finden; an manche Thüren klopfte er, doch immer vergebens. Die alten Freunde ſeines Vaters waren alle geſtorben er kannte Niemand, und Niemand wollte ihn kennen. Faſt verzweifelnd trieb er in der großen Stadt ſich herum. Sein letzter Louisd'or war längſt aufgezehrt. Er gedachte wol bisweilen des Pachters und der ſchönen Babet, meinte auch zuverſichtlich, daß ſie ihm helfen würden, wenn er ſeine Noth ihnen zu wiſſen thäte; allein er konnte es nicht über ſich gewinnen, was er gethan, gleichſam ſich beraiſonniren zu laſſen. Indeſſen ſtieg ſein Manael immer höher; man wollte ihn an der Wirthstafel

zum goldenen Hirsch nicht mehr speisen lassen, und eines Abends, als er auf seine Dachkammer kletterte, rief der Wirth ihm nach, er solle sich nur fertig machen, am andern Morgen auszuziehen. Da durchwachte er eine trübe Nacht sammt seinem Hunger, der jetzt den Namen mit der That führte.

Als der Morgen anbrach, schnürte er seinen Bündel, unwissend, wo er am nächsten Mittag ein Stück Brot, am nächsten Abend ein Obdach finden werde. Horch, da klopfte es leise an seine Thür. Ein Jude trat schüchtern herein.

„Nehmen Sie's nicht vor übel.“

„Was will er, mein Freund? Ich kann weder kaufen noch verkaufen.“

„Lieber Herr, Sie kennen mich wol nicht mehr, aber ich kenne Sie noch recht gut. Sie haben sich meiner vor drei Jahren auf dem Postwagen so großmüthig angenommen, das werde ich Ihnen nie vergessen. Jetzt sind Sie in Noth — Du lieber Gott! jeder Mensch kann

ohne sein Verschulden in Noth gerathen. Ich habe es gestern Abend mit angehört, als der Wirth Ihnen die Thür wies. Das soll Ihnen nicht widerfahren, so lange Nathan noch einen Groschen hat. Da bringe ich ein Beutelchen — viel ist nicht darin — ich schenke es Ihnen auch nicht, denn ich habe nichts zu verschenken; aber ich leihe es Ihnen ohne Zinsen. Einem so wackern jungen Herrn kann es nicht immer fehlen, und Sie werden mich schon bezahlen."

Leopolds Erstaunen ging bald in eine süße Rührung über. Er umarmte den ehrlichen Juden, wollte aber sein Geld nicht nehmen, weil er nicht die mindeste Aussicht habe, es ihm zu erstatten. Doch mit den Worten: „der liebe Gott wird schon helfen!" warf Nathan seinen Beutel auf den Tisch, und eilte davon. „Wohlan!" dachte Leopold, „auf diesem Gelde ruht Segen. Gott wird schon helfen, sagte der Jude; soll der Christ von ihm sich beschämen lassen?" — Er entwarf jetzt eine

Bittſchrift an den Miniſter, und nahm ſich vor, ihm dieſe an der Treppe des fürſtlichen Schloſſes zu überreichen, da er doch in deſſen eigenem Pallaſte nicht bis zu ihm dringen konnte. Drei Tage hinter einander ging er vergebens. Zwar hatte er den Miniſter einmal geſehen, aber ſein Wagen war von Bittenden umringt, und ihn, den Schüchternen, der ſich nicht vordrängen konnte, hatten die Schildwachen zurückgeſtoßen. Indeſſen ließ er ſich nicht abſchrecken, und wollte eben am vierten Tage ſein Dachſtübchen verlaſſen, um einen neuen Verſuch zu wagen, als Jemand langſam zu ihm heraufkeuchte. Es war die alte Bettlerinn.

„Was wollt Ihr, gute Mutter?“ fragte Leopold ein wenig ungeduldig, nachdem er ſie herein geführt und niederſitzen laſſen. „Macht es kurz, ich habe keine Zeit.“

„Ach, junger Herr! Gott ſey Dank, daß ich ihn gefunden! Ich habe wol ſchon ſeit vielen Jahren mein Gedächtniß verloren, aber das

war mir doch nicht entfallen, daß ich im goldenen Hirsch ihn suchen müßte."

„Nun, was wollt ihr denn!"

„Höre er mich nur an, ich meine es gut. Täglich habe ich für ihn gebetet, weil er mir armen alten Frau so christlich beigestanden. Bisweilen habe ich auch wol gedacht: wenn mir doch der Himmel vor meinem Ende noch die Freude beiderte, den braven jungen Herrn noch einmal zu sehen, und ihm zu danken. Denn sieht er, wenn man zwanzig Jahr und drüber so an der Landstraße unter vielen tausend Menschen, und doch ganz allein sitzt, ach! da thut es einem wohl, wenn endlich jemand Theil an der Verlassenen nimmt."

„Weiter! weiter!"

„Nun, da saß ich gestern, es war schon gegen Abend, da kam ein Kurier aus der Stadt gefahren, und als die Pferde an mir vorbei sausten, da fiel eine lederne Tasche von seinem Wagen. Ich rief ihm nach, aber du lieber Gott! der war schon weit, und meine

Stimme iſt ſchwach. Ich heb die Taſche auf, und fand ſie verſchloſſen, und ſah, daß das fürſtliche Wappen darauf ſtand. Hm! dachte ich, es mag wol allerlei Wichtiges darinn enthalten ſeyn, und es wäre wol ein Trinkgeld damit zu verdienen. Wie ſoll ich ſie aber an den rechten Mann bringen? Unſereins kennt Niemand, und wird auch nirgends vorgelaſſen. Da gab mir Gott plötzlich in den Sinn: Geh in den goldenen Hirſch, ſuche deinen Wohlthäter, gib ihm die Taſche, er wird ſchon wiſſen, was damit zu thun iſt. Freilich — fuhr ſie fort, indem ſie die Taſche unter ihrer Schürze hervorzog — freilich iſt der Weg mir ſauer geworden, aber nun bin ich da, und nicht wahr, er nimmt vorlieb mit meinem guten Willen?“

Wie ein Blitz fuhr der Gedanke dem Jüngling durch den Kopf: ein Zufall, der mir günſtig werden kann! Wer hätte es gedacht! Vielleicht iſt dieſe alte Bettlerinn beſtimmt, mich bei dem Miniſter einzuführen. Er dankte der

Alten, verſprach, ſie nächſtens zu beſuchen, und ihr zu berichten, was mit der Taſche vorgefallen. Fröhlich trippelte ſie fort. Er knöpfte den Fund unter ſeine Weſte, ſteckte ſeine Bittſchrift zum vierten Male in die Taſche, und begab ſich zum vierten Male auf den Schloßplatz.

Ehe er noch die Pforte erreichte, wo der Wagen des Miniſters zu halten pflegte, ſah er viele Menſchen zuſammen laufen, und einen Polizeibeamten umringen, trat mit hinzu, und hörte mit Herzklopfen laut unter Trommelſchlag verleſen: Einem geſtern Abend mit wichtigen Depeſchen abgefertigten Kuriere ſey die Taſche verloren gegangen; wer ſie finden, und in den Pallaſt des Herrn Miniſters von Stolzenack abliefern werde, habe ſich einer anſehnlichen Belohnung zu erfreuen.

Sogleich drängte ſich Leopold zu dem Polizeibeamten, und bat, ihn zu dem Miniſter zu führen, weil die Taſche in ſeiner Verwahrung ſey. Auf der Stelle führte der Be-

amte ihn in das fürstliche Schloß, ließ dem Minister den Vorfall melden, und dieser kam hastig heraus in den Saal. Auf seinem Gesichte war deutlich zu lesen, wie viel ihm daran gelegen, die Depeschen unversehrt wieder zu erhalten. Leopold überreichte ihm die Tasche. Mit sichtbarem Vergnügen bemerkte der Minister, daß sie noch verschlossen sey, und erklärte dem Ueberbringer, daß Se. Durchlaucht befohlen habe, ihm zwanzig Louisd'or auszuzahlen.

„Ach, Ew. Excellenz!" sagte Leopold, „diese zwanzig Louisd'or gehören nicht mir, sondern einer armen alten Bettlerinn, welche die Tasche gefunden. Doch erlauben Sie einem verwaiseten Jünglinge, der sich Kenntnisse erworben, um seinem Vaterlande zu dienen, daß er den Zufall benutze, um in dieser Bittschrift Ihnen seine Noth und seine Wünsche vorzutragen."

Der Minister las, unterhielt sich mit ihm, fand Gefallen an seiner edlen Freimüthigkeit,

erinnerte ſich ſeines Vaters, als eines wackern Mannes, und beſtellte ihn auf den Nachmittag in ſeinen Pallaſt.

Diesmal wagte kein Schweizer ihn abzuweiſen. Er hatte eine Unterredung von einer halben Stunde mit dem ehrwürdigen Miniſter, und verließ ihn als Sekretär eines Departements, in welchem gerade eine Stelle erledigt war.

Leopold ſchwebte zum Thore hinaus, denn ſeine Füße berührten kaum den Boden. Der Miniſter hatte ihm das Geld für die Finderinn der Tasche eingehändigt; das wollte er ihr bringen, und mehr als das, die Botſchaft von ſeinem Glücke. „Wie wirſt du dich wundern, du ehrliches Gemüth,“ ſagte er zu ſich ſelber, als er von ferne die Alte hinter ihrem Spinnrade erblickte, „wie wirſt du dich wundern, wenn plötzlich das Ziegenfell über deinem grauen Haupte in ein goldenes Widderfell verwandelt, und ein fürſtlicher Sekretär vor dir ſteht, den du geſchaffen haſt.“

Allerdings konnte die gute Alte ſich lange nicht überzeugen, daß man ihrer nicht ſpotte. Die Goldſtücke lagen ſchon in ihrer Schürze, aber ſie glaubte es nur ſo lange, als ſie die Augen darauf heftete. So oft ſie den Ueberbringer wieder anſah, ſchüttelte ſie lächelnd den Kopf, und ſagte: „Es iſt doch nicht wahr.“ Leopold mußte ihr alles lang und breit erzählen, ſie nickte bei jeder neuen Periode, und in ihrer Seele ging eine helle Sonne auf. Aber — ſo ſtark iſt die Macht der Gewohnheit — in demſelben Augenblicke, in welchem ein nie geträumter Reichthum ihren Schoß füllte, bat ſie einen Vorübergehenden um einen Pfennig. Leopold ſtand vor ihr, mit dem Rücken gegen die Straße gekehrt, als ſie zu ſeiner Verwunderung, durch dieſe Bitte ſeine Erzählung unterbrach.

Der Mann, den ſie angeſprochen, hatte ſich genähert, um ihr ein Allmoſen zu reichen, ließ aber plötzlich das Geld fallen, drückte Leopold in ſeine Arme, und rief: „Find' ich

Sie endlich! Mein Gott! wie habe ich Sie überall gesucht!" Es war der ehrliche Pachter.

„Sie sollten sich schämen," hub er wieder an, nachdem der erste Ausbruch der Freude ihn zu Worten kommen ließ: „Einem dankbaren Menschen eine Wohlthat erzeigen, und dann sogleich davon laufen, das ist hart! das drückt einem das Herz ab! Fast täglich hat meine Tochter mich in die Stadt gejagt, und hätte sie es nicht gethan, so wäre ich selber gegangen, um Sie aufzusuchen, um Ihnen zu vergelten, wenn ich könnte. Auf dem Markte habe ich Stunden lang gestanden, und mich vergebens nach Ihnen umgesehen. Allen Bäckern, denen ich Getreide verkaufe, habe ich Sie beschrieben vom Kopf bis zum Fuße, aber keiner wollte sie kennen. Und wenn ich nun Abends unverrichteter Sache heim kehrte, und meine Babet mir mit fragenden Blicken entgegen kam, und ich immer wieder den Kopf schütteln mußte — ach Herr! das war hart! — Ja, wahrlich! Sie haben meinem Kinde schon viele Thränen aus-

gepreſſt, und obendrein iſt ſie krank ſeit der verfluchten Geſchichte. O ich bin auch bei dem Miniſter geweſen, der hat den ſaubern jungen Herrn, ſamt ſeinen Helfershelfern, ins Loch geſteckt; aber was kann mir das helfen? Meine arme Babet kränkelt, und wer weiß, ob ich ſie in meinem Leben wieder blühen ſehe! Geſchwind komme der Herr mit mir! Das wird eine Freude ſeyn!“

Ohne Leopolds Antwort abzuwarten, hatte er ihn bereits ein Stück Weges mit fortgezogen. Der Jüngling widerſtrebte nicht. Er bedurfte jetzt keiner Unterſtützung mehr, und ſo hinderte ihn ſein Zartgefühl nicht länger, denen unter die Augen zu treten, die ſich für ſeine Schuldner hielten. Jenes unbekannte Gefühl, das ihn zum erſten Male ergriff, als Babet, von der Morgenröthe geſchminkt, an ſeinen Arm ſich ſchmiegte, beſchlich auch jetzt wieder ſein Herz, das immer höher klopfte, je näher ſie dem Dorfe, je näher ſie der Pachterwohnung kamen.

Babet saß unter der Linde wie ein Geist; aber als sie von ungefähr die Augen aufhub, und den Vater — früher noch den Fremdling — erblickte, da sprang sie auf mit einem lauten Schrei froher Ueberraschung, schwankte den Kommenden entgegen, wollte ihrem Vater um den Hals fallen, und sank in Leopolds Arme.

„Na, da bring' ich ihn dir," sagte der Alte, und rieb sich vergnügt die Hände. Mit Rosenglut übergossen, entwand sich Babet den Armen des Jünglings, und kehrte sich in holder Verwirrung zu ihrem Vater. „Ich glaube, du schämst dich?" rief der Alte, weil du so mir nichts, dir nichts, dem jungen Herrn in die Arme gelaufen bist? Nun freilich, das würde ich auch nicht so mit angesehen haben, wenn es ein Anderer wäre; aber deinen Erretter — meinen Wohlthäter — da brauchst du dich nicht zu schämen."

Es war ein wonnereicher Abend, den Leopold unter der blühenden Linde verlebte; denn

hier entfalteten ſich auch die Blüten der erſten Liebe. Er mußte verſprechen, wenigſtens zweimal wöchentlich wieder zu kommen, und es währte nicht lange, ſo kam er alle Tage. Der Pachter meinte endlich, Leopold könne doch wol in ſeinen Berufsarbeiten etwas verſäumen, wenn er täglich durch den weiten Spaziergang ſo viel Zeit verlöre; ſo wollte er ihm denn lieber das Mädchen in die Stadt geben, und künftig dort ſeinen Eidam beſuchen. Schon mancher vornehme Städter hatte um des reichen Pachters einzige Tochter gefreit; dem wackern Leopold wurde ſie zu Theil, denn er hatte ſie erworben durch eine edle That.

Der Hochzeitstag erſchien. Der Bräutigam bat um Erlaubniß, auch einen Gaſt mitbringen zu dürfen; das wurde ihm freundlich zugeſtanden. Zwar runzelte der Alte die Stirne, als er vernahm, dieſer Gaſt ſey ein Jude; aber ſchnell verſchwanden die Falten von der Stirn des braven Mannes, da Leopold ihm erzählte, wie edel dieſer Jude ihn zu ſeinem

Schuldner gemacht, und nun empfing er den ehrlichen Israeliten mit einem eben so herzlichen Händedruck, als seinen Herrn Pfarrer.

Am andern Morgen übergab die schöne junge Frau ihrem glücklichen Gatten ein Papier: „Es ist meine Mitgabe, sagte sie schalkhaft lächelnd. Er entfaltete es, und siehe, es war ein Kontrakt, der ihn wieder in den Besitz seines väterlichen Hauses setzte. Oft hatte ihn der Pachter mit wehmüthigen Erinnerungen von diesem Hause am Paradeplatze sprechen hören; da war er heimlich hingegangen, und hatte es für seinen Eidam gekauft.

Hier wohnte nun das junge Paar im süßesten Lebensgenuß stiller häuslicher Freuden, die blos dann und wann durch den Druck der Zeiten gestört wurden; denn es hatte sich die Kriegsflamme auch über diese Gegenden verbreitet. Doch die Liebe macht jede Entbehrung leicht, und Leopold schwebte auf dem Gipfel seines Glücks, als Babet ihn zum ersten Male mit einem Sohne beschenkte.

Sie hatte viel gelitten, ihr Leben hatte in Gefahr geschwebt, und noch mußte sie das Bett hüten; da wurde in der Nähe der Residenz eine Schlacht geliefert, deren Folge war, daß der siegende Feind plötzlich die Stadt überschwemmte, und zügellos hauste. Umsonst verschlossen die erschrockenen Einwohner ihre Thüren, überall wurde eingebrochen und geplündert — aus allen Häusern schallten Töne der Verzweiflung!

Man denke sich die Angst des liebenden Gatten! Gern hätte er alle seine Habe den Beutegierigen entgegen getragen, wenn er dadurch nur Schonung für das Krankenzimmer seiner Frau hätte erkaufen können. Wirklich raffte er in der Eile alles Geld, alles Silbergeräth zusammen, und stürzte, so beladen, die Treppe hinab, um es den Einbrechenden bittend zu überliefern. Da fand er, zu seinem größten Erstaunen, vor seiner offenen Hausthür eine feindliche Schildwache, die so eben ei-

nen heranſtrömenden Haufen trotzig abwies, mit der Erklärung, ſie ſtehe hier als Sauvegarde.

Freudig erſtaunt ſchlich Leopold zu ſeiner gebenden Frau, theilte ihr die frohe Entdeckung mit, beruhigte ſie, trat ans Fenſter, und war mehrere Stunden lang Zeuge, wie die Paläſte rings umher geplündert wurden, und ſein kleines Haus doch ſtets verſchont blieb; wie der Soldat, gegen manchen Verſuch hinein zu dringen, muthig kämpfte, ja ſogar einmal erklärte: dem erſten, der dieſes Haus nicht reſpektire, werde er ſein Bajonnet durch den Leib rennen.

Mit Thränen dankte Leopold dem Himmel; aber unbegreiflich war es ihm, warum gerade nur er, ein unbedeutender Privatmann, das ſchreckliche Loos ſeiner Mitbürger nicht theilte? Er mußte einen Irrthum vermuthen. Sobald es etwas ruhiger wurde, holte er einige Flaſchen von ſeinem beſten Wein, ging hinunter zu dem Soldaten, ſchenkte ihm ein, und bat ihn, in franzöſiſcher Sprache, ihm das Wunder zu erklären.

„So trinke ich denn wieder ein Glas Wein auf dieſer Stelle!“ antwortete der Soldat auf deutſch, und eine Thräne fiel ihm in den Becher. „Wundern Sie ſich nicht, mein Herr! das Haus, in dem Sie mehr als einmal meinen blutigen Rücken gewaſchen, würde ich mit meinem Leben vertheidigt haben.“

Jetzt erkannte Leopold den Rekruten, und fiel ihm gerührt um den Hals. Er hatte die unmenſchliche Behandlung, die vormals unter den deutſchen Truppen ſo gewöhnlich war, nicht länger erdulden können, war deſertirt, hatte fremde Dienſte genommen, und — was ſeine Narben bewieſen — ſich brav gehalten. Jetzt, als er nach der Schlacht zum erſten Male wieder die Reſidenz ſeines ehemaligen Fürſten betrat, widerſtand er jeder lockenden Beute, eilte haſtig vor das Haus ſeines Wohlthäters, ſchützte deſſen Vermögen, und erhielt ihm vielleicht das koſtbarſte, was er auf der Welt hatte — das Leben ſeiner Gattinn!

„O!“ sagte Leopold noch oft in späten Jahren zu seinen Kindern, wenn sie mit dem alten steif gewordenen Hunger spielten: „Geht an keinem leidenden Geschöpfe kalt vorüber! und wo ihr nicht helfen könnt, da tröstet wenigstens! denn wahrlich! es ist keines so gering, daß es nicht unverhofft euch überreich vergelten könnte!“

Was geht es mich an?

Der kleine Theodor war ein guter Knabe, nur etwas träge, und was ihn nicht nahe anging, damit gab er ſich ungern ab. „Was geht es mich an?“ pflegte er immer zu ſagen, beſonders wenn es darauf ankam, irgend einem Fremden einen kleinen Dienſt zu erweiſen: „ich werde doch den Mann in meinem Leben nicht wiederſehen oder etwas mit ihm zu ſchaffen haben.“

Sein Vater, ein vernünftiger Mann, ein Fabrikant in Breslau, verwies ihm öfter dieſe Trägheit, dieſen Mangel an Theilnahme für alles Fremde. „Unſere Welt iſt ſo klein,“ ſtellte er ihm vor, „daß wir eigentlich Alle Nachbarskinder ſind, und gar nicht wiſſen kön-

nen, wo wir noch einmal mit einander in Berührung kommen werden.“

Der Knabe schüttelte ungläubig den Kopf.

„Du glaubst mir nicht? — Komm her, ich will dir ein paar Geschichtchen erzählen, die zwar nicht mir selber, doch diesen, dir wohlbekannten, Einwohnern widerfahren sind.“

Flugs holte sich Theodor einen Schemel, setzte sich zu des Vaters Füßen, und schaute ihm erwartend ins Gesicht, denn er war ein großer Liebhaber von Geschichtchen.

„Du kennst den Kriegsrath Weiß?“ hub der Alte an.

„Der immer so traurig herumschleicht?“

„Derselbe. Und weißt du auch, warum er so melancholisch ist?“

„O ja, er hatte eine liebe Frau, die vergiftet wurde.“

„Ganz recht, aber wie ging das zu? — Der Kriegsrath kam an einem rauhen Wintertage von einer Geschäftsreise zurück. Einige

Meilen von hier findet er auf der Landstraße einen zerbrochenen Wagen, drei Herren und eine Dame waren ausgestiegen und froren gewaltig. Der Kutscher und ein Bedienter stickten an dem Wagen, um wenigstens Breslau damit zu erreichen. Es wurde schon dunkel. Der Kriegsrath hätte wol die Dame und einen der Herren mit in seine Kalesche nehmen können, es flog ihm auch der Gedanke durch den Kopf; allein er war eilig, er hatte seine Frau unpäßlich hinterlassen; die Wege waren schlecht; wenn er noch zwei Personen aufnahm, so kam er vielleicht eine halbe Stunde später nach Hause. Er fuhr also still vorbei, und dachte: was geht es mich an? Die Reisenden waren auch zu delikat, ihn darum anzusprechen; doch baten sie ihn, da er einige Stunden früher als sie nach Breslau kommen werde, in ein Wirthshaus zu fahren, welches sie ihm benannten, und warme Zimmer zu bestellen, damit sie sich trocknen und auswärmen könnten. Das versprach er, und fuhr weiter."

„Als er nach Hause kam, fand er seine Frau noch immer krank, obschon nicht gefährlich. Er setzte sich, in einen warmen Schlafrock gehüllt, mit Wohlbehagen zum Essen, erinnerte sich einen Augenblick der armen Reisenden auf der Landstraße, die vermuthlich gegen Mitternacht erst ankommen würden; da er aber seinen Bedienten, der ihn beim Essen aufwartete, nicht gern entbehren mochte, so dachte er: was geht es mich an? und schickte nicht ins Wirthshaus."

„Seine gute Frau, vielleicht durch die Freude über seine Wiederkunft angegriffen, spürte in der Nacht so heftige Wallungen, daß sie gegen Morgen mit der Bitte ihn weckte, ein niederschlagendes Pulver aus der nahen Apotheke holen zu lassen. Es geschah. Sie mischte die Hälfte davon ins Wasser, trank es aus, bekam plötzlich die heftigsten, schmerzhaftesten Zufälle, und starb wenige Stunden nachher."

„Sie hatte Gift genommen. Der schlaftrunkene Apothekerbursche hatte sich vergriffen.

Seine Entschuldigung war: er sey gegen Morgen hastig geweckt worden; ein Kellner aus dem Wirthshause, und ein fremder Bedienter seyen hereingestürzt, um Hülfe für eine Gesellschaft von Reisenden zu holen, die in den letzten Zügen gelegen. Zu dieser Verwirrung — da der Kellner immerfort ihm zuschrien, der Bediente laut geheult habe — sey die Magd des Kriegsraths hineingetreten, und habe eben so hastig ein niederschlagendes Pulver verlangt. Da habe er die Büchse mit Arsenik ergriffen, die er sonst recht wol kenne, aber Gott möge ihm gnädig seyn, er habe nicht gewußt, was er gethan."

„Und die Reisenden?"

„Die waren gegen Mitternacht angelangt, hatten kalte Zimmer gefunden; die schnell geheizten Oefen wollten nicht Wärme genug geben; darum ließen sie, ehe sie sich schlafen legten, noch ein großes Becken mit glühenden Kohlen hereinbringen, schliefen ein, und wären sämmtlich im Kohlendunst erstickt, hätte nicht der Bediente früh um drei Uhr sie wecken wollen.

Er fand sie schon ihrer Sinne beraubt. Ihnen wurde noch zu rechter Zeit geholfen, aber die schöne, junge Frau war und blieb todt. — Siehst du nun, mein Sohn, hätte der Kriegsrath ins Wirthshaus geschickt, so wären die Zimmer geheizt, die Reisenden nicht krank, der Apothekerrechnung nicht verwirrt geworden, und die Kriegsräthinn lebte noch."

„Du kennst den alten Haberkampf? Er war ein wohlhabender Mann, jetzt ist er blutarm. Vor mehrern Jahren stand ein Artikel in der Zeitung: ein gewisser Herrmann Lißberg sey vor geraumer Zeit in die Fremde gegangen, und habe nichts wieder von sich hören lassen. Da nun seiner Schwester in Holland außerordentlich viel daran gelegen sey, zu erfahren, ob der Bruder todt oder lebendig, so bitte sie jeden Menschenfreund, der etwa von dessen Aufenthalt, Leben oder Tod unterrichtet seyn möchte, ihr solches zu melden; alle Kosten werde man gern erstatten."

„Nun hat der alte Haberkampf einen

Vetter, der auf der Küste von Coromandel ansässig ist, der hatte kürzlich unter andern geschrieben: er habe einen Deutschen, Namens Lißberg kennen lernen, der sich viele Mühe gebe, etwas vor sich zu bringen, dem aber nichts gelingen wolle. Unser Haberkampf war also im Stande, die verlangte Nachricht zu ertheilen; er wollte es auch thun, verschob es aber von einem Postag zum andern, dachte endlich: was geht es mich an? und vergaß die ganze Sache."

„Indessen kam Lißberg nach vielen Jahren zurück, und fand seine Schwester im Besitz seines Erbes, denn sie hatte ihn für todt gehalten, einen wackern Kaufmann geheirathet, der mit eben diesem Gelde sich selbst ziemlich emporgeschwungen, und weil er fleißig und ordentlich war, einen zehnfachen Kredit dadurch erworben hatte. Jetzt, da er plötzlich die baaren Summen wieder herausgeben mußte, weil der harte Bruder ihm keine Frist verstattete, sah er sich genöthigt, seine Zahlungen einzustellen. Da

durch fallirte ein Haus in Bremen, mit dem er großen Verkehr getrieben. Durch das Haus in Bremen, fallirte ein anderes in Hamburg, und endlich durch das hamburgische eines hier in Breslau, dem Haberkampf sein ganzes Vermögen anvertraut hatte. — Siehst du nun, mein Sohn? Hätte er zu rechter Zeit den Brief nach Holland geschrieben, so wäre Lißbergs Schwager nicht getäuscht worden, hätte mit dem Gelde seiner Frau nicht spekulirt, das Bremer Haus mußte nicht fallitren, das Hamburger auch nicht, das hiesige stünde noch und Haberkampf hätte sein Geld noch."

„Du hast den seligen Belz gekannt? Er starb vor Kummer. Sein Sohn lebt noch, und geht herum wie ein Schatten."

„Wie ging das zu?"

„Es wurde einmal ein Fest in unserm großen Klubb gefeiert, die Gäste waren alle fröhlich, und fröhliche Herzen und zum Wohlthun geneigt. Das wußten ein paar ehrliche Holländer aus einem Städtchen, welches durch Ueber-

ſchwemmung gänzlich zerſtört worden war. Sie hatten von ihren Mitbürgern den Auftrag erhalten, in Deutſchland milde Gaben zu ſammeln. Sie traten beſcheiden in den fröhlichen Kreis, und trugen ihre Bitte rührend vor, auch würden ſie gewiß eine anſehnliche Beiſteuer empfangen haben, wäre nicht Volz aufgetreten, an die Armen unſerer Stadt erinnernd, und den Satz: was gehen uns die Fremden an? mit großer Beredſamkeit vertheidigend. Die armen Holländer zuckten die Achſeln und entfernten ſich ſeufzend. Es war ihnen an mehrern Orten nicht beſſer ergangen, denn leider dient jener Satz überall, um den Mangel an Barmherzigkeit zu beſchönigen. Sie kamen folglich mit einer ſehr geringen Summe nach Hauſe, wo Hunderte von Nothleidenden ihrer ſchon lange mit Sehnſucht harrten. Mancher bekam ein Weniges, Viele bekamen nichts."

„Das letztere Schickſal traf auch einen Müller, der, weil er ſeine Kinder nicht länger konnte hungern ſehen, ſich ins Waſſer ſtürzte. Einige

Meilen von da wohnte ein Mann, der eine hübsche Tochter hatte, auch einiges Vermögen besaß; allein so wie die Reize der Tochter zunahmen, so nahm des Vaters Vermögen ab, denn sie war ein verzogenes Kind, das launenhafteste Geschöpf auf Gottes Erdboden; sie regierte den schwachen Vater unumschränkt, und verschwendete, was er mühsam erworben."

„Eines Tages geht sie am Flusse spazieren; da hatte eben der Strom den Leichnam des Müllers ausgeworfen, er lag da mit offenen, starren Augen, ein gräßlicher Anblick, der ihr so plötzlich vor das Gesicht kam, daß sie, auf der Stelle von heftigen Krämpfen ergriffen, ohnmächtig nach Hause getragen wurde. Der Vater sparte keine Kosten zu ihrer Wiederherstellung; allein die Krämpfe kamen immer wieder, kein Arzt konnte helfen. Endlich rieth einer — was alle gewöhnlich anrathen, wenn ihre Kunst erschöpft ist — eine Reise ins Bad. Ob nun gleich des Vaters Umstände schon so mißlich waren, daß die Kosten einer solchen Reise zu erschwingen ihm sehr

sauer wurde, so mußte sie doch unternommen werden. Das Töchterlein ging nach Pyrmont, und befand sich da sehr wohl, denn der böse Ruf von ihren Launen und von ihrer Koketterie war nicht bis dahin gedrungen."

„Der junge Volz, der eben damals in Göttingen studirte, und die Doktorwürde erhalten hatte, machte zu seinem Vergnügen einen Ritt nach Pyrmont, lernte dort die schöne Holländerinn kennen, wurde von ihr angelockt, und verliebte sich in sie, schrieb an seinen Vater, er habe einen Engel gefunden, und erhielt zur Antwort, daß ihm ein Engel als Schwiegertochter sehr willkommen seyn werde. Nun heirathete er sie, und brachte sie nach Breslau, wo sie ihrer neuen Familie ein eben solcher Quälgeist wurde, als sie zuvor ihrem Vater gewesen. Die alte, ordentliche Wirthschaft ging zu Grunde, der Schwiegervater grämte sich todt, und vermuthlich wird sein Sohn ihm bald folgen. — Siehst du, Theodor? hätte der alte Volz nicht im Klubb gesagt: was geht es

uns an? so wären die Holländer reich beschenkt aus Breslau gezogen. Dann hätte auch der arme Müller Unterstützung gefunden, die Verzweiflung hätte ihn nicht ins Wasser getrieben, das Wasser seine Leiche nicht ans Ufer geworfen, das Mädchen sie nicht erblickt, solglich auch keine Krämpfe bekommen, sie wäre nicht nach Pyrmont gereiset, der junge Volz wäre ohne sie heimgekehrt, hätte eine brave Landsmänninn geheirathet, ging nicht, wie ein Schatten herum, und sein Vater lebte noch."

Diese drei Geschichtchen machten Eindruck auf Theodor, der sich ihrer oft erinnerte, und von Stund an gern half, wenn es ihn auch nichts anging.

Eines Tages wurde er von einem seiner Schulkameraden, dessen Vater einen schönen Garten draußen vor dem Thore hatte, eingeladen, um Kirschen in diesem Garten zu essen. Er hatte sich schon den ganzen Morgen darauf gefreut, und konnte kaum die Stunde erwar

ten. Sie ſchlug endlich, und er trollte fröhlich zum Thor hinaus.

Der Weg führte ihn durch einen öffentlichen Spaziergang, wo viele Alleen ſich durchkreuzten und mit dichtem Gebüſch wechselten. Hier gewahrte er einen jungen Mann mit blaſſem Antlitz, der ſehr ängſtlich etwas ſuchte. Neugierig blieb Theodor ſtehen, und ſah ihm eine Weile zu. Der Fremde ſeufzte tief, und rang die Hände. Da redete der Knabe ihn an: „Hat der Herr etwas verloren?“

„Mein Taſchenbuch,“ erwiederte jener, „es kann Niemanden nutzen, allein für mich iſt der Verluſt unerſetzlich.“

Theodor fragte, wo er es verloren? — Das konnte der Fremde nicht beſtimmt angeben, da er hier unbekannt war, und ſich ſchon mehrere Stunden lang in den Alleen und Gebüſchen herumgetrieben hatte. Theodor guckte rechts und links hinter einige Bäume und Sträucher; als er aber nicht gleich das Geſuchte fand, hingegen die Kirſchen, die ſeiner warteten, ihm

lebhaft vor Augen ſchwebten, ſo ging er ſeiner Wege, und dachte: was geht es mich an? — Doch kaum hatte dieſer Gedanke ſich auf die Lippen geſchlichen, als ſeines Vaters Geſchichtchen ihm einfielen. Wie am Draht gezogen ſtand er plötzlich ſtill. „Ich thue doch wol beſſer," ſagte er, „daß ich dem Fremden ſuchen helfe; die Kirſchen werden mir nicht davon laufen — und wenn auch — ich thue doch wol beſſer." — Flugs machte er die Runde durch ſämmtliche ihm wohlbekannte Gänge, und ſpähte mit Falkenblicken in jeden Winkel. Siehe, da lag das Taſchenbuch hinter einer Raſenbank, auf der vermuthlich der Fremde geſeſſen hatte. Mit Freudengeſchrei fiel er drüber her, hielt es hoch empor, rannte hin und her, und rief überlaut: „Fremder Herr! wo ſind Sie geblieben?" — Der junge Mann ſaß unter einem Baum und weinte; als er aber von ferne den Knaben auf ſich zurennen ſah, und den verlornen Schatz in deſſen Hand erblickte, da ſtürzte er ihm entgegen, druckte ihn an ſein Herz, und

rief: „Ach! warum bin ich nicht reich, daß ich dir vergelten könnte!“

„Das thut nicht Noth,“ sagte Theodor freundlich, „es ist gern geschehen.“ Und mit diesen Worten wollte er sich entfernen. Allein der Fremde rief ihn noch einmal zurück, zog eine kleine goldene Brustnadel, die ein paar verschlungene Buchstaben bildete, aus seinem Hemde, gab sie dem Knaben, und sagte: „Nehmen Sie das zum Andenken; es ist wenig werth, aber tragen Sie es zur Erinnerung an einen Fremden, dem Sie den wichtigsten Dienst geleistet.“

Theodor nahm die Nadel, dankte, und lief aus Leibeskräften nach dem Garten, wo ihm nun die Kirschen noch einmal so süß schmeckten. Von dem Fremden vernahm er nichts weiter; allein die Nadel hielt er in Ehren, und trug sie, wenn er sich putzte.

Zwanzig Jahre verstrichen. Theodor war ein wackerer junger Mann geworden, jedermann liebte ihn. Er verwaltete nun seines

alten Vaters Geschäfte. Der Greis genoß der Ruhe. Sparsamkeit und Fleiß hatten ihm ein artiges Vermögen erwerben, jetzt wollte er sein Gewerbe dem Sohn ganz überlassen, darum seine Bücher abschließen und die Summen einziehen, die man in einigen berühmten Handelsstädten ihm noch schuldig war. In dieser Absicht mußte Theodor eine Reise unternehmen. Er verweilte lange in Hamburg und Berlin, am längsten in Frankfurt am Main, wo er die Geschäfte etwas verwickelt fand.

Hier lernte er Julie Ellrina kennen, die Tochter eines reichen Banquiers und eines der liebenswürdigsten Mädchen in ganz Frankfurt. Sie lebte in vertrauter Freundschaft mit der Tochter des Hauses, in dem er seine meisten Geschäfte trieb; folglich hatte er oft Gelegenheit, sie zu sehen, und fühlte bald, daß er für seine Ruhe sie schon zu oft gesehen habe. Allein auch Julie erkannte, daß der offene, biederherzige Schlesier sich von den gewöhnlichen Frankfurter Elegants sehr vortheilhaft unter-

ſcheide. Mit dieſen konnte ſie wol tändeln, zu jenem faßte ſie Vertrauen. Beide näherten ſich einander immer herzlicher, und nach einigen Monaten ſagte Theodor mit der Hand auf der Bruſt und niedergeſchlagenen Blicken: „Wenn ich Sie doch lieben dürfte!“

Sie hatte nichts dagegen, nur äußerte ſie mit einem verſtohlenen Seufzer, daß vermuthlich ihr Vater ſehr viel dagegen haben würde.

„Darf ich mit ihm reden?“ fragte Theodor.

Sie nickte, und verbarg ihre hold erröthende Wange.

Er bat einige Freunde, den alten Ellrina auf ſeinen Beſuch vorzubereiten und ein gutes Zeugniß für ihn abzulegen. Das geſchah. Dennoch empfing der Alte ihn grämlich, und als er ſeine Worte ſchüchtern anbrachte, antwortete Ellrina: „Ich habe zwar viel Gutes von Ihnen gehört, auch von Ihrem Vater, und hätte folglich gegen Ihre Perſon nichts einzuwenden; doch wenn Sie billig denken, ſo werden Sie mir

nicht zumuthen, daß ich meine einzige Tochter, den Troſt meines Alters, ſo weit von Frankfurt vermählen ſoll. Ich kann mich nicht von ihr trennen."

Vergebens wollte Theodor verſprechen, ihn jährlich zu beſuchen, oder auch wol, nach ſeines Vaters Tode, ganz nach Frankfurt zu ziehen; der Alte blieb dabei: „Es geht nicht an; es thut mir leid, aber ich kann mich dazu nicht entſchließen."

Da verſtummte der hoffnungsloſe Liebende, und ſchlug die Augen ſeufzend nieder. Plötzlich fragte Ellrina haſtig: „Wo haben Sie die Bruſinadel her?"

„Durch einen Zufall erhielt ich ſie in meiner Jugend."

„Durch welchen Zufall? Ich bitte" —

Theodor erzählte die Begebenheit. Da ſchloß zu ſeinem Erſtaunen Ellrina ihn in ſeine Arme, und ſagte: „Sie ſollen meine Tochter haben! Ihnen muß ich ſie geben, denn

Ihnen verdanke ich mein ganzes Glück.“ Und nun erzählte er dem fröhlich Bestürzten, wie er, als ein armer Handelsdiener, aus Preußen gekommen, und nichts besessen, als einige vortheilhafte Zeugnisse und Empfehlungsschreiben, die ihm der sterbende Bruder eines Frankfurter Kaufmanns mitgegeben, und die sich folglich nicht ersetzen liessen; wie er einzig diesen Zeugnissen die Aufnahme in ein solides Haus verdankt; wie er nach und nach die Liebe seines Prinzipals gewonnen, endlich dessen Schwiegersohn und Erbe geworden. „Es ist Gottes Finger,“ so schloß er gerührt, „Sie sollen meine Tochter haben. Als Sie vor den Thoren von Breslau mir das Taschenbuch brachten — hätte man mich damals gefragt: willst du diesem Knaben, wenn er ein wackerer Mann geworden, deine Tochter nicht versagen? Mit Freuden würde ich Ja geantwortet haben; warum sollte ich denn jetzt anders denken?“

Julie wurde gerufen, sie bekannte ihre stille Neigung. Spät am Abend verließ Theo-

der das Haus als Bräutigam, und wie er so freudetrunken über die Straße taumelte, gedachte er der Geschichtchen seines Vaters, und rief laut: „Der gute Alte hat wol recht gehabt! man sollte nimmer sagen: was geht es mich an!“

Der Großsprecher.

Als Gelnhausen noch eine freie Reichsstadt war, lebte dort ein ehrlicher Fleischer, zugleich Rathsherr, Cleasar Böcklein war sein Name. Nie verkaufte er seinen Kunden eine magere Kuh für einen fetten Ochsen oder Knochen für Fleisch, und wenn er, was sie verlangten, ihnen zugewogen hatte, so konnten sie getrost das Nachwiegen ersparen, denn es fehlte nie auch nur ein Viertelloth. Eben so gewissenhaft wog er auf der Wage der Gerechtigkeit, sobald er mit seinem schlichten Verstande eine Sache begriffen hatte. Wenn er die grün gewesene Sammtmütze an den Nagel hängte, die weisse Schürze ablegte, mit dem Kamm von Messing dreimal durch die Haare fuhr, den braunen Rock

mit goldgestickten Knöpfen anzog, den Hut mit drei langen Spitzen auf den Kopf drückte, den Stock mit dem silbernen Knopfe in die schwielenreiche Hand faßte, und so mit gravitätischen Gebärden sich nach dem Rathhause erhub, so fuhren alle Köpfe an die Fenster, und sprachen mit Ehrfurcht: da geht Meister Böcklein zu Rathe; und wer eine gerechte Sache dort anzubringen hatte, der freute sich, denn Meister Böcklein duldete kein Unrecht.

Unter seinen Kollegen war ein Schneider, der aber bisweilen ein X für ein U machte, aber Meister Böcklein drückte ihm den Daumen aufs Auge. Der Schneider hatte auf seiner Wanderschaft ein paar lateinische Sprüchlein aufgeschnappt, durch die er, wenn er eine Sache sonst nicht durchsetzen konnte, den ganzen hochedeln Rath in die Enge zu treiben pflegte. Wollte er zum Exempel einem Spitzbuben durchhelfen, so sagte er: „Im römischen Rechte ist verordnet, post coenam stabis aut mille passus meabis, folglich ist klar, daß der Ange-

klagte für diesmal frei gesprochen werden muß.“ Dann pflegten wol die Rathsherren einander bedeutlich anzuschauen und mit den Köpfen zu nicken: „Ja, wenn es sich so verhält.“ — Aber Meister Böcklein schlug bei solchen Gelegenheiten mit der Faust auf den Tisch, daß der Schreiber bebte wie eine Fensterscheibe durch Kanonendonner, und schwur, er gebe keine magere Ziege für das ganze remiphe Gesindel. „Was kummert uns der Pabst samt allen Cardinälen?“ rief er mit einer Baßstimme, für welche Mozart die Rolle des Sarastro komponirt zu haben schien: „wir sind ehrliche Protestanten, und Gelnhausen ist so gut eine freie Reichsstadt, als Rom.“

Das letztere Argument pflegte den bedächtigen Rath völlig zu überzeugen. Der Burgermeister sagte: „Ganz recht, Herr Kollege; Rom soll etwas größer seyn, als Gelnhausen, aber darauf kommt es hier nicht an.“ Und damit war die Sache entschieden.

Aber so hoch Meister Böcklein auch bei

Rath und Bürgerſchaft in Anſehen ſtand, ſo war er doch in ſeinem Hauſe nur eine untergeordnete Inſtanz. Zwar in die Staatsgeſchäfte durfte Frau Martha Böcklein ſich nicht mengen, das litt er nun einmal nicht. Von der Schwelle ſeiner Hausthür bis an die Grenzen des Staats, welches gerade zweihundert und ſechszig Schritte betrug, erkannte er keine andere Obrigkeit, als Burgermeiſter und Rath. Sobald er hingegen über die Schwelle ſeiner Hausthür hineinwärts geſchritten war, ſobald er den Stock mit dem ſilbernen Knopf in die Ecke geſtellt hatte, ſo beſchied er ſich, daß ſeiner lieben Ehefrau das Hausregiment gebühre, und war, trotz ſeiner Baßſtimme, ein gehorſamer Unterthan, oder höchſtens ein Senat, der das ſchon beſchloſſene pro forma prüfen und billigen muß.

Frau Martha trug, neben vielen Schlüſſeln, auch den, unter deſſen Obhut die alten und neuen Thaler ſich befanden, die ſie fleißig zuſammenſcharrte, und von welchen ſie nur am lieben Sonntag dem Mann einige Groſchen zugeſtand,

um sich mit guten Freunden zu exkusiren, wie er es nannte, wobei er doch jedesmal den Vorwurf hören mußte, daß er das Geld aus dem Lande trage, weil das Wirthshaus in der That jenseits der Grenze lag.

Für wen sparte Frau Martha so emsig? — Für ihr Söhnlein, Christian, einen muntern Buben, der durchaus studiren sollte, auf daß er einst im Stande seyn möchte, mit dem Schneider lateinisch zu reden. Gern hätte Meister Böcklein den Knaben zu seinem Handwerk erzogen, aber Frau Martha schwur, nie solle Christian ein Beil heben, um einen Ochsen damit vor den Kopf zu schlagen, wenn auch der ganze hochedle Rath kein Rindfleisch mehr essen sollte. „Gelnhausen," pflegte sie zu sagen, „ist ja nicht die Welt, wenn gleich ein großes Stück derselben, und wenn er in seinem Vaterlande nicht Bürgermeister wird, so mag er irgendwo Minister werden, ich habe nichts dagegen."

Allerdings hatte der Knabe gute Anlagen, war ehrlich wie sein Vater, und wenn er Sonn-

tags aus der Kirche kam, ſo wußte er das Thema der Predigt unfehlbar zu berichten. Schade nur, daß Frau Martha den Nagel und den Spern, die ſie in ihrem Köpfchen trug, ſo früh als möglich in den Kopf des kleinen Chriſtian zu verpflanzen bemüht war. Er hielt ſie jetzt für was Rechtes, und ſeinen Vater für gewaltig vornehm, und ſeine Vaterſtadt ſo ziemlich für die Hauptſtadt der Welt.

Auch ſeine Mutter fand alles vortreflich in Gelnhauſen; nur meinte ſie, die Schulanſtalten wären nicht hinreichend, um einen großen Mann zu bilden, und wenigſtens ein großer Mann ſollte ihr Chriſtian werden, wenn er auch nicht Bürgermeiſter würde. Sie ging daher mit ihrem Vetter, dem berühmteſten Gewürzhändler in ganz Gelnhauſen, zu Rathe, einem Mann, der ſämtliche Krämer daſelbſt mit Gewürz verſorgte, weil er es aus der erſten Hand, nämlich aus Hanau, verſchrieb, auch jährlich einmal in Perſon die weite Reiſe dahin unter den Thränenſtrömen ſeiner Familie antrat, und wenn er

glücklich heimkehrte, einen feſtlichen Schmaus gab. Dieſer Mann erzählte der Frau Muhme, daß in Hanau eine Penſionsanſtalt ſey, wo man nach Belieben bis an den Hals ſtudiren könne; „aber," fügte er achſelzuckend hinzu, „es giebt da lauter junge Grafen und Baronen, und es koſtet ungeheures Geld."

Bei dem Worte Geld ſchlug die Frau Martha auf ihren Schlüſſelbund, als wollte ſie ſagen: habe ich denn Pfeffer in meinen Kaſten? — Und was die vornehme Jugend betraf, meinte ſie: ein Rathsherr in der freien Reichsſtadt Gelnhauſen habe wol etwas mehr zu bedeuten, als ein Graf oder ein Baron. Es wurde alſo beſchloſſen, das Söhnlein dahin zu ſenden. Der Gewürzkrämer brachte, bei ſeiner nächſten groſſen Reiſe, die Sache in Ordnung, und Chriſtian wurde, mit Wäſche und Würſten wohl verſehen, nach Hanau abgefertigt.

Dort merkte er nun wol bald, daß es, auſſer Gelnhauſen, noch ganz hübſche Leute gäbe, die an Rang und Würden mit ſeinem Vater ſich

meſſen könnten, wie auch, daß Hanau eine recht artige Stadt ſey, die wol hier und da einige Vorzüge vor ſeiner Vaterſtadt behaupten möchte; allein er geſtand das alles nur ſich ſelber insgeheim; einem Fremden hätte er um die Welt nicht zugegeben, daß es irgendwo auf Erden ſchöner und beſſer ſey, als in Gelnhauſen. Lieber nahm er zu den narriſchſten Behauptungen ſeine Zuflucht. Den Mangel an nächtlicher Straßenbeleuchtung entſchuldigte er zum Beiſpiel durch die Verſicherung: daß der Mond und die Sterne in Gelnhauſen weit heller ſcheinen, weil die Luft da immer rein von Dunſten iſt. Das elende Straßenpflaſter hielt er für weit zweckmäßiger, um ſich eine geſunde Bewegung zu machen. „Was hilft es mir," ſagte er, „wenn ich auf der Straße wie auf einer Diele gehe? Wird mein Körper dadurch heilſam erſchüttert? Aber wenn ich die Beine gehörig aufheben muß, wenn ich bald hoch, bald tief trete, oder auch mitunter einmal auf die Naſe falle, das iſt geſund, das macht Appetit."

Wo ſolche Auslegungen nicht hinreichen wollten, da fing er an zu prahlen; bei ihm zu Hauſe war alles beſſer, man aß und trank beſſer, man hatte ſchönere Häuſer, bequemere Wohnungen, feinere Luſtbarkeiten; und dieſes Großſprechen wurde ihm nach und nach ſo zur Gewohnheit, daß er bald nicht mehr mit ſeiner Vaterſtadt allein, ſondern auch mit ſich ſelber prahlte. „Mein Vater, der Rathsherr — man weiß, was das in einer freien Reichsſtadt ſagen will.“ — Dieſe Worte führte er beſtändig im Munde. Daß er Chriſtian Böcklein hieß, war ihm ſehr zuwider, er nannte ſich Woldemar Bock, und behauptete, ſeine Familie ſtamme aus einem alten patriciſchen Geſchlechte; unter Kaiſer Heinrich dem Vogelſteller ſey einmal ein Turnier in Gelnhauſen gehalten worden, da habe ein Bock den Preis davon getragen, und weil er klein von Natur geweſen, ſo habe man ihn Böcklein genannt. Daß ſein Vater ein Fleiſcher ſey, verſchwieg er ſorgfältig, und wenn Frau Martha ihm einen Transport der ſchönſten

Würfte sandte, die von jedermann gerühmt wurden, so nahm er sich doch wohl in Acht zu sagen: „Mein Vater hat sie gemacht.“

Diesen häßlichen Hang zum Großthun ausgenommen, war Christian ein braver Junge, der viel lernte, durch Gefälligkeit Liebe, und durch Rechtlichkeit Achtung gewann. In seinem achtzehnten Jahre wurde er reif für die Universität. Frau Martha beschloß, ihr Söhnlein nach Jena zu senden, und versicherte ihren Mann, das sey ein sehr guter Gedanke von ihm selbst. So oft sie nämlich ohne alle Umstände eine Sache durchsetzen, und auf keinen Widerspruch sich einlassen wollte, pflegte sie den Meister Böklein zu überreden, er selber habe schon vor länger als einem Jahre diesen Entschluß gebilligt oder gefaßt, er solle sich nur besinnen, es sey an einem Sonntag gewesen, auf dieser Stelle habe er gesessen, u. s. w. Nun hatte aber Meister Böklein zwei Gedächtnisse, ein Wochengedächtniß und ein Sonntagsgedächtniß; das erstere war sehr gut, das letztere taugte

nicht viel; denn ob man gleich nicht von ihm sagen konnte, er sey dem Trunke ergeben, so gehörte doch ein poculum hilaritatis, zu deutsch ein Haarbeutel, am Sonntag zu seinen Lebensgenüssen. Er selbst hatte nicht das mindeste Vertrauen zu seinem Sonntagsgedächtnisse; das ließ er sich aber nicht merken, um seiner Würde nichts zu vergeben. Wer also diese schwache Seite des starken Mannes kannte, und ihm irgend etwas abzwacken wollte, der durfte ihm nur auf den Kopf Schuld geben, er habe es am Sonntag versprochen.

Meister Böklein wunderte sich sehr, als er vernahm, daß er selbst beschlossen habe, seinen Christian auf die Universität zu senden, und zwar nach Jena, welche Stadt er, nach seiner Meinung, zum ersten Male nennen hörte. Sein Wunsch, so viel er sich erinnern konnte, war, Christian sollte, wenn er aus der Schule käme, dem Herrn Stadtschreiber adjungirt werden, und sich so in die Staatsgeschäfte hineinarbeiten. Er selbst wollte ihm, beim Wurst-

machen, die wichtigsten Handel mittheilen, die während seiner Rathsherrnschaft vorgefallen waren. Indessen, da er einmal sein Wort gegeben, so mußte es schon bei Jena sein Bewenden haben.

Ehe Christian dahin abging, brachte er einige Wochen in seiner Vaterstadt sehr angenehm zu, denn mit wahrer kindlicher Freude sah er seine Eltern wieder, und nebenher genoß er das Vergnügen, recht nach Herzenslust prahlen zu dürfen. Wunderdinge erzählte er von Hanau. Und nun vollends von Kassel! wo er auch einmal in den Pfingstfeiertagen mit einem seiner Lehrer gewesen war. Die damalige Wilhelmshöhe war ihm bei weitem nicht hoch genug, er verlegte sie in die Wolken, und ließ den ganzen Mainstrom durch die Wasserkunst herabfallen. Der Koloß von Rhodus war ein Kind gegen den Herkules auf dem weißen Stein; die wenigen Menschen, die in der Keule dieses Riesen Platz fanden, verwandelte er in ein ganzes Bataillon. Frau Martha lief vor Verwunderung oft ihr

Spinnrad still stehen, und Meister Böcklein mußte seine Pfeife mehr als einmal wieder anzünden.

Besonders gern erzählte Christian auch von seinen vornehmen Freunden und Mitschülern, den jungen Barons von ABC, den jungen Grafen X Y Z. Sie waren alle seine Duzbrüder. Die Bürgersöhne hatte er nicht genannt. Daß er sich am liebsten zu jenen gehalten, war nicht gelogen; sein Hang zum Großthun zog ihn immer zu seinen adelichen Mitschülern, wenn sie auch nicht die besten waren. Er konnte es ihnen gleich thun, weil Frau Martha es an Geld nie fehlen ließ. Um den Unterschied der Geburt bekümmern sich Knaben wenig, und seine alt-patricische Herkunft hatten sie in Gottes Namen gelten lassen. Aber diese Thorheit wurde jetzt Veranlassung der ersten bittern Lehre, welche Christian empfing.

Ein junger Baron Murki, der, gleich ihm, aus der Erziehungsanstalt entlassen war, kehrte in die Heimath zurück, und sein Weg

führte ihn durch Gelnhausen. In der Hauptstraße dieser berühmten Stadt gerieth sein Wagen in ein tiefes Loch, und die Deichsel brach. Das hielt ihn einige Stunden auf; er hatte Langeweile. Plötzlich fiel ihm ein, daß sein Schulkamerad vielleicht noch hier sey, und sogleich erkundigte er sich bei dem Wirthe nach dem jungen Woldemar Bock. Es wurde ihm versichert, daß in ganz Gelnhausen kein Woldemar Bock gehoren sey. Der Baron bestand darauf, er sey in Hanau mit einem Rathsherrnsohn aus Gelnhausen, der Woldemar Bock geheißen, in Pension gewesen.

„Ach, Ew. Gnaden meinen den Musje Christian, den Sohn von Meister Böcklein, dem Fleischer?"

Der Baron stutzte, errieth den Zusammenhang, und war nicht edel genug, um seinem Schulkameraden die Beschämung zu ersparen. Er schrieb seinen Namen auf eine Karte, und ließ Christian einladen, ihn im Wirthshause zu besuchen. Der Großsprecher gerieth in die

peinlichſte Verlegenheit. Er ſah voraus, daß Murki verlangen würde, ihm alle die Herrlichkeiten der Vaterſtadt zu zeigen, [illegible] ſo oft ihm vorgerühmt, oder wol gar in die Wohnung ſeiner Eltern ihn einzuführen, die er bisweilen mit einem Schloſſe verglichen hatte. Indeſſen beſann er ſich ſchnell auf eine Lüge, denn ein Prahler muß immer neue Lügen in Bereitſchaft halten, um die alten zu unterſtützen. Er wollte ſagen, das prächtige Haus ſeiner Eltern ſey abgebrannt, und bis es wieder aufgebaut wäre, müßten ſie in einer geringen Wohnung ſich behelfen.

Aber noch ein anderer Umſtand mehrte ſeine Verwirrung. An die Fenſterladen waren Schinken und Würſte gemalt, zum Zeichen, daß hier ein Fleiſcher wohne. Wie ſollte er die vertuſchen? — Wurden die Laden zugemacht, ſo war es finſter im ganzen Hauſe. Deſto beſſer! dachte er, ich werde ſagen, mein Vater habe kranke Augen, er könne das Tageslicht nicht ertragen.

Und wirklich that er den Vorschlag, die Laden zuzumachen. Warum? das scheute er sich doch zu bekennen; denn hätte der Vater gemerkt, daß der Sohn sich seiner schäme, so wäre ein schreckliches Donnerwetter losgebrochen. „Du bist nicht wohl gescheit," sagte Meister Böcklein, „wer Teufel macht am hellen lichten Tage die Fensterladen zu?" und folglich blieben sie offen. In großer Herzensangst schlich Christian nach dem Gasthof, und was er befürchtet hatte, geschah.

„Ich brenne vor Begierde," sagte der Baron, „deinen respectablen Vater, den Rathsherrn, kennen zu lernen; du mußt mich bei ihm einführen." Keine Ausflüchte halfen; sie machten sich auf den Weg. In Murkis Antlitz strahlte eine kleine boshafte Freude. Unterwegs suchte Christian durch die Geschichte von dem Brande dem Rhein Eindruck vorzubeugen, den das kleine niedrige Haus seiner Eltern auf den vornehmen Gast machen könnte.

„Gute Häuser sind hier selten," hub er an.

„Ja, das ſehe ich," antwortete Murki lachend.

„Wir müſſen uns jetzt ſehr enz behelfen," fuhr Chriſtian fort, „wir haben uns bei einem Fleiſcher eingemiethet, es war nichts Beſſeres zu haben." Auf dieſe Weiſe wollte er den Baron auf die Schinken und Würſte vorbereiten, die ihm auf den Fenſterladen nothwendig ſogleich in die Augen fallen mußten. Murki ſtellte ſich, als nehme er Alles für baar."

„An den reichsſtädtiſchen Ton," ſagte Chriſtian, „wirſt du dich auch gewöhnen müſſen. Hier lebt alles ſein bürgerlich, um keine Eiferſucht zu erregen.

Murki lächelte und ſchwieg. An der Hausthür kam Meiſter Böcklein ihm mit einem derben Händedruck entgegen, und an der Stubenthür Frau Martha mit freundlichen Knixen. Ihr war ſo wohl, daß ſie einen jungen vornehmen Herrn zu ſehen bekam, den ihr Sohn duzte. Sie wiſchte alle Stühle mit der Schürze ab, trug Schnaps und gute Leberwürſte auf, und lief ſel-

ker zum nächsten Bäcker, um frische Semmeln zu holen. Christian schwitzte Angstschweiß. Der Baron hatte guten Appetit, und fand die Wurste vortrefflich. „Wo ich nicht irre," sagte er, „so sind das eben solche Wurste, als die, welche dir bisweilen nach Hanau geschickt wurden."

„Ja," sagte Christian, und wollte das Gespräch ablenken, doch Murki kam immer wieder auf die verdammten Wurste zurück, und meinte, es müßte ein trefflicher Fleischer seyn, der sie verfertigt habe.

„Ei zum Henker! die habe ich selbst gemacht," fuhr Meister Bocklein heraus, „das verstehe ich am besten in Gelnhausen."

„So, so," erwiederte der Baron, und hatte die Grausamkeit, den bleichen Christian dabei anzusehen. Eine ganze Stunde währte diese Marter, bis endlich der Bediente meldete, der Wagen sey wieder hergestellt. Stumm befahl Christian den vornehmen Schulfreund Gott, der sich nicht enthalten konnte, ehe er

in den Wagen ſtieg, ihn noch einmal höhniſch zu fragen:

„Iſt dein Vater ein Fleiſcher?“

„Er ſchlachtet bisweilen zu ſeinem Vergnügen,“ ſtammelte Chriſtian, und lachend ſuhr Murki davon. Der tief Zerknirſchte ſah ihm nach, den Angſtſchweiß von der Stirn trocknend, und bekannte ſich ſelbſt zum erſten Male, daß es eine häßliche Sache um das Prahlen iſt, wäre es auch nur, weil man gelegentlich ſo beſchämend gedemüthigt werden kann. Eine ganze Woche lang ging keine Großſprecherei aus ſeinem Munde, allein der Hang dazu war noch zu tief gewurzelt. In Jena wurde er oft dadurch in böſe Händel verwickelt; denn wenn er auf Leute ſtieß, die ihn auslachten, ſo nahm er's übel, und es entſtand ein Gezänk. Einem ſolchen Handel verdankte er einſt eine große Schramme über die Backe, die ihn nicht verſchönerte, und über welche Frau Martha Ach und Weh ausrief, obgleich Chriſtian ſie verſicherte, er habe ſich

nem Gegner dafür neun Finger abgehauen, bis er ihm den zehnten zur Versöhnung gereicht.

Uebrigens erwarb Christian auch in Jena den Ruhm eines fleißigen, ordentlichen und gutmüthigen Menschen, wenn nur — fügte Peter kopfschüttelnd hinzu — wenn nur das verdammte Prahlen nicht wäre! Seit ein paar hundert Jahren war in der Reichsstadt Gelnhausen kein so gelehrter Bürger aufgestanden, das bekannte selbst der lateinische Schneider. Niemand zweifelte, daß er in wenigen Jahren bis zum Bürgermeister sich emporschwingen werde. Meister Pöcklein sagte: „Nun das freut mich!“ Und Frau Martha kannte solche Prophezeiungen nur mit heißen Thränen beantworten.

Christian fühlte wohl, daß er mehr gelernt hatte, als er in Gelnhausen brauchen konnte; auch bot sich manche Gelegenheit ihm dar, in der Fremde sein Glück zu machen; aber da er seiner Eltern einziger Trost und Freude war, so beschloß er, nicht auszuwandern, sondern sich mit dem Loose zu begnügen, welches seine

Vaterstadt ihm gewähren konnte. Diese kindliche Gesinnung versöhnte manchen ehrlichen Bürger mit seiner Prahlsucht.

Aber nun erlebte Meister Böcklein den Augenblick, wo sämtliche Reichsstädte aufgehoben und dem nächsten Landesherrn zugetheilt wurden. Das war ein harter Schlag für den Edelmann, härter noch für Frau Martha, die ihren alten Rathsherrn plötzlich wieder auf seine Fleischbank beschränkt sah, und in der Kirche nicht mehr in den Rathsherrnstuhl gehen durfte. Dazu kam noch, daß nach der Schlacht bei Jena, bei Verfolgung des Feindes, die Stadt sehr übel mitgenommen wurde. Zwar blieb Meister Böcklein's Haus verschont, und das verdankte er seinem Christian; denn als ein halbes Dutzend Weißkittel hineindringen wollten, verrammelte er die Thür, schaute aus dem Fenster seines Dachstübchens herab, und da er fertig französisch sprach, so kapitulirte er so lange mit den ungebetenen Gästen, bis er einen Offizier die Straße herauf kommen sah, den er

nem Gegner dafür neun Finger abgehauen, bis er ihm den zehnten zur Versöhnung reicht.

Adrianus erwarb Christian auch in Jena den Ruhm eines geistigen, erdenklichen und anmuthigen Menschen, wenn nur — sagte Ader versichernd hinzu — wenn nur das verdammte Prahlen nicht wäre! Seit ein paar hundert Jahren war in der Residenzstadt Weimar kein so gelehrter Bürger aufgestanden, das bekannte selbst der lateinische Schneider. Niemand zweifelte, daß er in wenigen Jahren bis zum Bürgermeister sich emporschwingen werde. Meister Böklein sagte: „Nun das freut mich!“ Und Frau Martha konnte solche Prophezeiungen nur mit heißen Thränen beantworten.

Christian fühlte wohl, daß er mehr gelernt hatte, als er in Weimar brauchen konnte, auch bot sich manche Gelegenheit ihm dar, in der Fremde sein Glück zu machen; aber da er seiner Eltern einziger Trost und Freude war, so beschloß er, nicht auszuwandern, sondern sich mit dem Loose zu begnügen, welches seine

Vaterſtadt ihm gewähren konnte. Dieſe kindliche Geſinnung erfüllte manchen ehrlichen Bürger mit ſeiner Bewunderung.

Aber nun erlebte Meiſter Böcklein den Augenblick, wo ſämtliche Reichsſtädte aufgehoben und dem nächſten Landesherrn zugetheilt wurden. Das war ein harter Schlag für den Edelmann, härter noch für Frau Martha, die ihren alten Rathsherrn plötzlich wieder auf ſeine Fleiſchbank beſchränkt ſah, und in der Küche nicht mehr in den Rathsherrnſtuhl ſehen durfte. Dazu kam noch, daß nach der Schlacht bei Jena, bei Verfolgung des Feindes, die Stadt ſehr übel mitgenommen wurde. Zwar blieb Meiſter Böcklein's Haus verſchont, und das verdankte er ſeinem Chriſtian; denn als ein halbes Dutzend Weißkittel hineindringen wollten, verrammelte er die Thür, ſchanzte aus dem Fenſter ſeines Dachſtübchens herab, und da er fertig franzöſiſch ſprach, ſo kapitulirte er ſo lange mit den ungebetenen Gäſten, bis er einen Offizier die Straße herauf kommen ſah, den er

um Hülfe anrief. Dieser war herzlich froh, endlich einen der Einwohner französisch reden zu hören, denn er hatte Aufträge an den Magistrat, und in ganz Helvetien Niemand gefunden, der ihm als Dolmetscher dienen konnte. Er bewilligte eine Sauvegarde für Meister Böcklins Haus, unter der Bedingung, daß Christian ihn begleiten sollte, bis seine Geschäfte abgethan wären.

Als die Gefahr vorüber war, brüstete Frau Martha sich nicht wenig gegen den katholischen Schneider mit ihrem französischen Sohn. Aber an Meister Cleofas Herzen nagte doch ein Wurm. Er hatte seit vierzig Jahren nicht geweint, sonst hätte er jetzt wol weinen mögen über den Untergang des Staats. Er beschloß — gleich andern großen Staatsmännern — sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, und was die Requisitionen ihm übrig gelassen, in der Stille zu verzehren, ohne an den neuen Einrichtungen, die er ein neues Unwesen nannte, den mindesten Theil zu nehmen. Sie waren ihm

ſo verhaßt, daß er auch ſeinem Chriſtian die Erlaubniß, ja faſt den Befehl ertheilte, in fremden Landen ein beſſeres Glück zu ſuchen.

Plötzlich verwandelte ſich Chriſtian Böcklein nun wieder in Woldemar Bock, und unter dieſem Namen trat er nun in K. auf. Dort war um dieſe Zeit kein Ueberfluß an jungen geſcheiten Männern; daher gelang es ihm, Sekretär bei einem der neuen Miniſter zu werden, einem ſehr wackern und arbeitſamen Mann, der des Jünglings Fleiß und Talente zu ſchätzen wußte, ihn lieb gewann, und ſich vornahm, ihm empor zu helfen; freilich durchſchaute er auch gar bald deſſen Schwachheit. Der Paß und der Taufſchein, die ſein Sekretär gelegentlich vorweiſen mußte, belehrten ihn, daß der junge Menſch nicht Woldemar Bock, ſondern Chriſtian Böcklein heißt, und dieſer einzige Zug war hinreichend für den Menſchenkenner. Durch leiſen, gutmüthigen Spott ſuchte er ihn dann und wann unter vier Augen zu beſchämen, und brachte es wenigſtens ſo weit,

daß Chriſtian ſich ſehr hütete, den Mund, nach ſeiner Weiſe, zu voll zu nehmen. Hingegen ſtand er in der ganzen Stadt nur zu bald wieder in dem alten Rufe, und ſein jetziger Poſten gab ihm noch häufigere Veranlaſſungen, die großſprecheriſche Unart zu offenbaren. Von allen Staatsgeheimniſſen wollte er unterrichtet ſcheinen, und es gab keinen vornehmen Mann, mit dem er nicht in großer Vertraulichkeit lebte. War einer ſeiner Bekannten zu irgend einem Großen eingeladen, ſo warf er nachläſſig hin, auch er habe eine Karte empfangen, allein es mangle ihm an Zeit, er könne nicht kommen. Wußte Jemand etwas beſſer, als er, ſo behauptete er wenigſtens, er habe es auch gewußt, es ſey ihm nur entfallen. Beſonders hielt er ſich gern zu Fremden, weil die ihn noch nicht kannten, und aufs Wort glaubten, was er ihnen vorprahlte.

Freilich erfuhr er auch bisweilen manche bittere Beſchämung, und faßte mehr als einmal den feſten Vorſatz, ſeinen Fehler abzulegen. So.

zum Beiſpiel, erzählte er einſt im Kloß einem Kreiſe von Bekannten und Fremden, der ſich um ihn geſammelt hatte, er habe in Heinhauſen, als ein Dutzend Weißkittel in ſeines Vaters Wohnung einbrechen wollten, ſie ſämtlich in die Flucht geſchlagen, worüber ſelbſt ein feindlicher Offizier, der eben die Straße heraufgekommen, in Erſtaunen gerathen ſey, und ihn um ſeine Freundſchaft gebeten habe. Da nahm plötzlich einer aus dem Kreiſe das Wort, ſprechend: „Vergeben Sie, ich ſelbſt war dieſer Offizier. Aus dem Fenſter Ihres Dachſtübchens erſuchten Sie mich um eine Sauvegarde, die ich Ihnen zugeſtand, ſonſt war es um Ihr Haus geſchehen.“ Die Umſtehenden lachten und wandten ſich weg, und ziſchelten einander in die Ohren. Was Chriſtian empfand, kann jeder Ehrliebende leicht errathen.

Ein andersmal befand er ſich auf einer Maskerade, wo er ſich mit einigen Freunden in ein Vorzimmer um einen Punſchnapf ſetzte. Das Geſpräch fiel auf eine treffliche neue Ein-

richtung, die ſein Miniſter vor Kurzem zu Stande gebracht hatte. Da vertraute er der Geſellſchaft, daß eigentlich er die Sache vorgeſchlagen, ausgearbeitet und in Gang gebracht, wobei er zwar dem Miniſter große Lobſprüche ertheilte, aber doch das meiſte Verdienſt ſich ſelber zuſchrieb. Plötzlich klopfte eine Maske, die hinter ihm ſtand, ihm auf die Schulter, und winkte ihm bei Seite. Dort zog der Domino die Larve ab, es war der Miniſter ſelbſt. „Wenn Sie,“ ſagte er mit einer Miſchung von Ernſt und Spott, „künftig auf der Maskerade mich verſtellen wollen, ſo geben Sie mir zuvor einen Wink davon, damit ich Ihnen auch meinen Domino leihen kann.“

Mit dieſen Worten kehrte er ihm den Rücken; der arme Chriſtian ſtand wie von Blitz getroffen, verfluchte ſeinen Hang, und ſchwur einen theuren Eid, von dieſem Tage an ſich zu beſſern. Dieſen Schwur wiederholte er am andern Morgen in die Hand des Miniſters, als dieſer ihm ſehr ernſthaft erklärte: er ſchätze ſeine

Talente und seinen Charakter; wenn er aber die Prahlsucht durchaus nicht überwinden könne, so müsse man sich trennen, weil er, der Minister, es nicht länger dulden könne, daß sein Sekretär sich überall lächerlich mache. Warnend entließ er ihn mit den Worten: „Ich werde ein wachsames Auge auf Sie richten.“

Die bittere Lehre hatte gewirkt. Christian nahm sich zusammen, schrieb über seine Thür mit großen Buchstaben: „Prahle nicht!“ verließ keinen Morgen sein Zimmer, ohne die Worte dreimal zu lesen, legte sich keinen Abend zu Bette, ohne zu prüfen, ob er seinen Schwur auch gehalten, und konnte sich wenigstens das Zeugniß geben, daß ihm keine grobe Prahlerei entwischt sey.

Der Minister, der ingeheim ihn streng beobachten ließ, freute sich seiner Besserung, und schenkte ihm seine ganze Liebe wieder. Nur einmal wurde er noch irre an ihm. Ein alter Bürgermeister ließ sich melden, ein reicher Mann, der auf seine Familie etwas stolz war,

weil ſeit mehrern Generationen die Glieder derſelben wichtige bürgerliche Aemter im Staate verwaltet hatten. „Ew. Excellenz,“ ſagte er, „nehmen ſich des jungen Herrn Bock ſehr anädig an, weshalb ich unterthänigſt berichte, was maßen derſelbe geſtern am 21. Mai Abends gegen ſieben Uhr um meine einzige eheliche Tochter Catharina geziemend angehalten, und zu vernehmen komme, ob ſolches mit Ew. Excellenz Gutheißen geſchehen?“

Der Miniſter, der allerdings davon unterrichtet war, bejahte die Frage, und fügte hinzu, es werde ihn freuen, wenn der junge Mann, den er ſchätze, eine ſo gute Partie treffen könnte.

„Ich hätte auch wol nichts dawider,“ fuhr jener fort, „wenn nur — ich weiß nicht — man ſagt hier und da, er ſey von geringer Herkunft. Nun wiſſen Ew. Excellenz wohl, daß meine Familie —“

„Haben Sie ihn nicht darum befragt?“

„O ja, wenn ich seinen Worten trauen dürfte, so wäre er ein Sprößling aus einem alten patricischen Geschlecht, und könnte, wenn er nur wollte, sich von Beck schreiben.“

„Hat er das gesagt?“

„Mehr als einmal.“

Der Minister runzelte die Stirn, doch ließ er seinen Unwillen nicht merken, überredete vielmehr den Bürgermeister, es auf jeden Fall nicht allzugenau mit der Herkunft zu nehmen, da er beschlossen habe, wenn die Verbindung zu Stande komme, den Rathstitel für den jungen Mann vom König zu erbitten. Der Alte, der auf alle Titel großen Werth legte, war damit zufrieden, worauf der Minister ihn ersuchte, mit der Einwilligung zu zögern, bis er ihm einen Wink geben werde. Nach dieser Verabredung entfernte sich der Bürgermeister, wies den Freier nicht ab, nahm sich aber Bedenkzeit.

Der Minister hatte während des Gespräches den Gedanken gefaßt, seinen Sekretär zu prü-

ſen, und wenn er in einem gewiſſen Punkte ihn nicht rein und lauter fände, nicht allein die Verbindung zu hintertreiben, ſondern auch ſeine Hand ganz von ihm abzuziehen.

Vierzehn Tage waren verſtrichen, als er eines Morgens, nach abgethanen Geſchäften, zu ihm ſagte: „Sie ſpeiſen dieſen Mittag bei mir.“ — Chriſtian verbeugte ſich, und eilte nach Hauſe, um ſich feſtlich anzukleiden. Zur beſtimmten Stunde trat er in den Speiſeſaal, fand ein Dutzend Gäſte verſammelt, und unter ihnen, zu ſeiner größten Verwunderung, auch den Bürgermeiſter mit ſeiner Tochter. Es war für vierzehn Perſonen gedeckt, aber nur dreizehn ſetzten ſich zu Tiſche. Ein Stuhl blieb leer.

Unter gleichgültigen Geſprächen wurde die Suppe verzehrt. Jetzt ward ein Stück Rindfleiſch von ungewöhnlicher Größe aufgetragen. Der Miniſter ſelbſt machte ſeine Gäſte aufmerkſam darauf, und es entſpann ſich ein Geſpräch über Viehmaſtung, worin beſonders die Eng-

länder es sehr weit gebracht. Man sprach von Ochsen, die einige tausend Pfund gewogen. Der Minister warf die Frage auf: wie hoch wol in Westphalen diese Kunst getrieben werden? Und — als der eine dies, und der andere das berichtete, und verschiedene Meinungen herrschten, so sagte er: „Meine Herren, wir Alle verstehen uns nicht darauf; ich denke, wir thun am besten, wenn wir einen unserer berühmtesten Fleischer kommen lassen, der mag entscheiden.“

Mit diesen Worten gab er seinem Kammerdiener einen Wink, der sich schnell entfernte. Das Gespräch wurde noch eine Weile fortgesetzt, da trat Meister Cleofar Böcklein ehrenfest herein. Sein Sohn saß mit dem Rücken gegen die Thür, und wurde ihn nicht gewahr. Als aber der Minister den Fleischer anredete, dieser ihm zu antworten begann, und Christian seines Vaters wohlbekannte Baßstimme hörte, sprang er hastig auf, rannte auf ihn zu, und schloß ihn freudig bestürzt in seine

Arme. „Gottlob!“ ſagte der Miniſter. „Das wußte ich wol!“ rief Meiſter Böcklein. Alle Gäſte ſtutzten. Der edle Wirth ergetzte ſich einige Minuten an der Rührung des Vaters wie des Sohnes, und an dem Erſtaunen der Gäſte, dann hub er wieder an: „Meine Herren, ich muß ihnen bekennen, daß ich ein wenig abergläubisch bin. Wir ſind unſerer hier nur dreizehn am Tiſche, da ſchmeckt mir kein Biſſen. Erlauben Sie, daß der vormalige Rathsherr Böcklein aus Gelnhauſen Platz auf dem leeren Stuhle nehme. Setze er ſich, mein lieber Meiſter Böcklein, dort neben ſeinen Sohn; mache er keine Umſtände.“

„Ja nu, wenn Ew. Excellenz es befehlen,“ ſagte der ehrliche Alte, ſtellte ſeinen Stock mit dem ſilbernen Knopfe in die Ecke, hing ſeinen Hut mit den drei großen Spitzen darauf, und ſetzte ſich neben ſeinen Sohn, der mit den ſeltſamſten Gefühlen ſeine Augen dankend, bittend und fragend auf den Miniſter heftete. Dieſer erklärte nun das Räthſel, indem er ſeinen wohl-

gewählten Gäſten erzählte, welchen braven, jungen Mann er in ſeinem Sekretär beſitze; daß er nur einen Fehler an ihm kenne, oder vielmehr gekannt habe; daß er nun auch dieſen abgelegt, und die letzte Prüfung beſtanden: „Hätte ſeines Vaters Erſcheinung ihn auch nur verwirrt gemacht, ſo hätte ich meine Achtung ihm entziehen müſſen. Allein er war, was er ſeyn mußte, und nun, Herr Bürgermeiſter," fuhr er fort, „nun hoffe ich, daß Sie Ihre liebenswürdige Tochter ihm nicht verſagen werden. Meiſter Böcklein iſt ein Ehrenmann, den ich mit Vergnügen an meiner Tafel ſehe; ich habe ihn dazu eingeladen, er iſt den weiten Weg auf meine Bitte hergekommen; laſſen Sie uns die Verlobung ſeines Sohnes feiern."

Er ergriff das Glas, alle Gäſte folgten ſeinem Beiſpiel, der Champagner ſchäumte. Der Kammerdiener präſentirte eine verdeckte Schüſſel, ſie enthielt Chriſtians Ernennung zum Rath. Das wirkte auf den ſtolzen Bürgermeiſter mehr, als des Miniſters Ueberredung. Er

ließ ſeine Blicke über den Kleiſcher hinweggleiten, und nickte dem neuen Rath ſein Jawort zu. Chriſtian wollte ſich dem Miniſter zu Füßen werfen, der ihn freundlich in die Arme faſſte, und ihm in die Ohren flüſterte: „Prahlen Sie künftig nur mit Ihrer hübſchen Frau.“

Der Lügner.

In einer königlichen Hauptstadt wohnte ein reicher, angesehener Mann mit Weib und Kind. Merkwürdig war die Art, wie er zu seinem grossen Reichthum gelangte, denn die armen Eltern konnten ihm nur ihren Segen hinterlassen, und er mußte in seiner Jugend sich durch die Welt drücken, fast wie ein verirrtes Kind, das am Markttage in eine volkreiche Straße geräth, oder wie ein herrenloses Hündlein, das schüchtern vor lauter fremden Thuren die karge Nahrung sucht. Aber die Menschen, die am Morgen ihres Lebens im kalten Nebel ihre Laufbahn beginnen, schaffen sich bei Zeiten einen warmen Oberrock und gelangen wohlbehalten zum Ziele, wenn auch den ganzen Tag die Sonne hinter Wolken

bleibt. Wem hingegen die Sonne des Glücks ſchon in die Wiege ſcheint, der iſt ſelten vorbereitet, wenn an ſeinem Horizonte ein Gewitter aufſteigt.

Durch Redlichkeit, Fleiß und Anſpruchloſigkeit hatte Landsberg — ſo hieß der Jüngling — die Augen eines wackern Mannes auf ſich gezogen, der dieſe Eigenſchaften Jahre lang in mancherlei Geſchäften erprobte, und endlich eine Gelegenheit ergriff, ſie zu vergelten. Der alte Schrift nämlich war Vormund eines artigen, ſittſamen Mädchens, das aber auch keinen andern Reichthum beſaß, als die Hoffnung, einſt einen Oheim zu beerben, der in Indien Schätze geſammelt hatte. Auch dieſe Hoffnung war faſt verſchwunden, da jener Oheim ſeit vielen Jahren nichts von ſich hören ließ. Doch endlich ſchrieb er aus Bengalen, er fühle ſein Ende herannahen und wünſche, daß ſeine Nichte zu ihm eilen möchte, um, was er für ſie geſpart, in Empfang zu nehmen. Sollte jedoch ihre zarte Jugend (ſie zählte kaum vierzehn

Jahre) eine ſolche Reiſe nicht verſtatten, ſo möchte man ihm nur einen ſichern, mit gehörigen Vollmachten verſehenen Mann ſchicken, mit dem er Alles in Ordnung bringen werde.

Die Reiſe der kleinen Amalie hielt der Vormund für bedenklich, er zog die letztere Auskunft vor, und warf ſeine Augen auf den jungen Landsberg, einen geſunden, redlichen und wohl unterrichteten Mann, der folglich alle zu dieſem Auftrage erforderliche Eigenſchaften beſaß, und ihn gern übernahm, theils um Indien, die Wiege der Menſchheit, zu ſehen, theils weil der alte Nabob eine reiche Belohnung zugeſichert hatte. Er langte glücklich dort an, gefiel dem alten Oheim, der noch zwei Jahre lebte, und machte während dieſer Zeit ſich ihm unentbehrlich. Oft, wenn er in traulichen Stunden den jungen Fremdling ſogar duzte, entſchlüpfte ihm der Wunſch, daß Landsberg ſein Sohn ſeyn möchte. Um ſo mehr erſtaunte dieſer, als der Mann nun endlich ſtarb, unter deſſen Papieren blos eine An-

weisung auf ein ziemlich karges Reisegeld zu finden, mit der Bitte, seiner Nichte das hinterlassene Testament und die schon vorläufig in Gold- und Silberbarren umgesetzte Erbschaft zu bringen.

Landsberg sah nun freilich in einer Hoffnung sich getäuscht, allein er murrte nicht. Genügsam, wie immer, war er auch jetzt mit einer kleinen Summe zufrieden, die er von den Geschenken des Verstorbenen sich erspart hatte. Mit der pünktlichsten Redlichkeit brachte er Alles in Ordnung und kam nach Cutera zurück, wo er Amalien, die unterdessen zu einer schönen Jungfrau herangewachsen war, das Testament überreichte, und die Schätze vor ihr ausbreitete.

Von außen stand auf des Oheims wohlversiegeltem letzten Willen, er solle in Gegenwart der Obrigkeit und des Vormunds eröffnet und dann durch Landsberg laut abgelesen werden. Die Eröffnung geschah verordnetermaßen, und Landsberg hub an zu lesen, nicht ohne Thrä-

nen, da er die zitternde Handschrift des wackern Greises erblickte, in dessen Hause er zwei Jahre als Sohn gehalten worden. Die Nichte war zur Universal-Erbinn eingesetzt, doch unter einer Bedingung, die, als der Vorleser an diesen Punkt kam, ihn plötzlich verstummen machte. Er wurde glühend roth, stammelte, reichte das Testament dem Vormund und eilte hinaus. Verwundert las der Vormund weiter. Amalie sollte Landsberg heirathen, oder ihm ein Drittel von der Erbschaft überlassen. Sie zog das erstere vor, denn der junge Mann gefiel ihr wohl, und Alles, was er bisher gethan, verbürgte seinen edeln Charakter, folglich ihr künftiges Glück.

So wurde Landsberg plötzlich der reichste Mann in der Stadt. Nie vergaß er, daß er seinen Wohlstand dem alten Sörix verdanke. Oft hatte er ihm auf eine gute Art kostbare Geschenke aufdringen wollen, allein der Mann besaß bei sehr geringen Einkünften einen edeln Stolz, und war nie zu bewegen, ein Geschenk

von einigem Werth anzunehmen, auch dann nicht einmal, als er durch Unglücksfälle in Armuth gerieth. Nur auf dem Sterbebette, als die Sorge um seinen einzigen Sohn Anton ihn quälte, nahm er zum ersten Male des Freundes Dankbarkeit in Anspruch, und empfahl ihm den Knaben, der nun bald verwaist herumirren sollte.

Diese Empfehlung war überflüssig. Landsberg hatte ohnehin längst beschlossen, des Vaters Wohlthaten an dem Sohne zu vergelten, und mit Freuden nahm er den wohlgearteten Knaben Anton in sein Haus, um ihn ganz wie seinen eigenen Sohn Julius zu erziehen, mit dem er von gleichem Alter war. Nach seinem oft und ernstlich geäußerten Willen sollte zwischen Julius und Anton durchaus kein Unterschied gemacht werden; allein selten erfüllen Mütter eine solche Vorschrift gewissenhaft, wenn sie auch dazu den redlichen Vorsatz haben. Anfangs zwar nahm sich Amalie zusammen, und wenn auch Anton nicht eben so zärtlich

von ihr geliebkost wurde, als Julius, so hütete sie sich doch, dem Letztern irgend einen sichtbaren Vorzug zu erweisen. Aber bald erwachte die mütterliche Eifersucht, und Jedermann fand den kleinen Anton liebenswürdiger, und Jedermann hatte Recht. Sie selbst war Schuld daran, denn sie verzog ihren Julius mit Affenliebe, bemäntelte und vertuschte alle seine Unarten, und wenn sie auch zum Glücke dadurch sein gutes Herz nicht verdarb, so machte sie ihn zu einem ungezogenen Buben, der Alles that, was ihm sein Leichtsinn eingab. Je strenger sie hingegen ihren Pflegesohn behandelte, je behutsamer betrug sich der, und beide Knaben stachen bald so sehr gegen einander ab, daß selbst Landsberg einmal unmuthig erklärte: er würde gern den leiblichen Sohn gegen den angenommenen vertauschen.

Diese hingeworfenen Worte mehrten den Widerwillen seiner Frau, und verleiteten sie zu manchen Ungerechtigkeiten, von welchen ihr Mann nichts erfuhr, weil Anton sie still ertrug.

Manches, was in spätern Jahren ein Laster wird, ist in der Kindheit oft nur eine üble Gewohnheit, und könnte, mit einiger Aufmerksamkeit, leicht unterdrückt werden. Dahin gehört auch das Lügen, dieser Seelenkrebs, der immer mehr um sich frißt, und endlich die ganze Sittlichkeit verschlingt. Gleichwie ein Leidender, dessen Körper vom Krebs zerstört wird, sich endlich von seinen nächsten Freunden und Verwandten verlassen sieht, weil sie die verpestete Atmosphäre nicht ertragen können; so flieht Jedermann den Lügner. Das hatte Landsberg seinem Juliné oft gepredigt, als er den unseligen Hang an ihm bemerkte, bald aus falscher Scham, bald um sich weiß zu brennen, bald aus bloßer Neckerei zu lügen. Er beschämte und züchtigte ihn, so oft er ihn auf Verdrehung der Wahrheit ertappte; er verdoppelte von Jahr zu Jahr die Strenge seiner Züchtigungen, und stellte ihm den wahrhaften Anton zum Muster dar.

„Jede Lüge" pflegte er zu ſagen, „hat mehr oder weniger ſchlimme Folgen, die kleinſte bisweilen die ſchrecklichſten, könnte man ihnen nur immer nachſpüren. Darum, Julius, ſcheue jede Verletzung der Wahrheit ärger, als Waſſer und Feuer! Schlägſt du dieſe Worte in den Wind, ſo prophezeie ich dir: du wirſt zu ſpät mit bitterer Reue meiner Warnung gedenken."

Hätte die blinde Mutter das Söhnlein nicht in Schutz genommen, ſo würde Julius vielleicht die öftern herzlichen Ermahnungen ſeines Vaters nicht in den Wind geſchlagen haben; doch immer hatte ſie Entſchuldigungen für ihn in Bereitſchaft. Bald war es eine witzige Lüge, über die ſie ſich krank lachen wollte, bald eine elende Kleinigkeit, eine Kinderei, folglich nicht der Mühe werth, davon zu reden, und, hatte er es einmal zu arg gemacht, ſo hieß es wenigſtens: er hat es doch nicht aus Bosheit gethan.

Das Letztere mochte gelten; Julius war nicht boshaft, allein darum ſein Hang nicht min-

der gefährlich und verderblich. „Der Vater iſt auch gar zu pedantiſch,“ dachte er bei ſich ſelbſt, nahm ſich vor dem Vater in Acht, und log übrigens nach Herzensluſt.

Eines Tages ſpielte er im Hofe Ball mit Anton. Beide gingen nun ſchon in ihr ſiebenzehntes Jahr, ſchlugen und warfen daher den Ball mit jugendlicher Stärke, wobei doch Anton ſich ſtets in Acht nahm, den Fenſtern zu nahe zu kommen. Julius hingegen, minder vorſichtig, that einen Wurf, der nicht allein das Fenſter in der Mutter Schlafzimmer, ſondern auch im Zimmer ſelbſt eine Mundtaſſe zertrümmerte, die, als das Geſchenk einer verſtorbenen Freundinn, ihr ſehr lieb war. Zornig fuhr ſie ans Fenſter, hinausrufend: Wer hat das gethan? Beide Knaben verſtummten erſchrocken. Wer hat das gethan? wiederholte ſie kreiſchend.

Anton, ſagte Julius, und machte bei dieſer Gelegenheit die erſte Erfahrung, daß, wenn man auch nur zum Scherze das Lügen ſich ange-

wöhnt, man bald in ernſten Fällen faſt unwillkührlich Gebrauch davon macht, als von dem erſten Mittel, welches die verdorbene Seele aus Gewohnheit darbietet.

„Marie!“ rief die Mutter dem verſtummten Anton zu: „Das ſollſt du mir entgelten! Durch den Kutſcher laſſe ich dieſen Abend dich peitſchen!“

Schon ein Mal hatte ſie dieſe grauſame Züchtigung bei einer andern Gelegenheit an ihm vollſtrecken laſſen, und dadurch noch mehr ſeinem Ehrgefühl, als ſeinem Körper, weh gethan. Er hatte geſchworen, ſie nicht zum zweiten Mal zu ertragen, und lieber ſein Brot in der weiten Welt zu betteln. Kaum vernahm er jetzt dieſe ſchreckliche Drohung, und kaum hatte ſeine harte Pflegemutter das Aeuſſer klirrend wieder zugeworfen, als er, ohne ein Wort zu ſagen, und nur einen Blick der Verachtung auf Julius werfend, aus dem Hauſe ging, und verſchwand.

Jetzt fühlte Julius Gewissensbisse. Er schlich herum, ihm war nicht wohl zu Muthe. Als der Abend kam, und die Hausgenossen zum Essen gerufen wurden, erschien Anton nicht. Der Vater fragte: „Wo ist Anton?“

„Er wird wol schon in seine Kammer gekrochen seyn,“ antwortete die Mutter, „denn er hat etwas eingebrockt.“ Und nun erzählte sie den Verlust ihrer Tasse, die ihr so weh gethan, daß sie eine Strafe ihm verkündigt habe. Sie verschwieg weislich, welche. Landsberg bat für ihn; sie sagte nicht Ja noch Nein; es wurde von andern Dingen gesprochen. Der Vater ging ruhig zu Bette, vermeinend, Anton verschlafe längst alle Furcht. Aber Anton kam nicht nach Hause, und Julius, der schon Abends bei Tische die Qual des bösen Gewissens empfunden hatte, konnte am Morgen die Angst nicht länger bergen; er ging zu seiner Mutter und bekannte ihr Alles. Sie erschrak: allein, statt gerechten Zorn ihn empfinden zu lassen, ermahnte sie ihn blos, ja dem Vater nichts davon zu sa-

gen, weil ſonſt ein ſchweres Gericht über ihn ergehen würde; folglich beharrte er gegen dieſen bei ſeiner Lüge.

Der bekümmerte Landsberg ſandte auf alle Straßen, und ließ in allen Zeitungen den Entwichenen auffordern, zurückzukehren, und eines liebevollen Empfangs gewiß zu ſeyn; aber alle ſeine, Jahre lang fortgeſetzte, Nachforſchungen waren vergebens, er mußte ſie endlich aufgeben. Freilich empfand Julius Schmerz und Reue über dieſen Verfall, denn er hatte ſeinen Jugendgefährten aufrichtig geliebt; aber er vergaß ihn auch bald, und der ganze Vortheil, den er für ſeine Beſſerung aus dieſer Begebenheit zog, war der Vorſatz, nicht wieder zu lügen, wenn es einem Andern ſchaden könnte. Als ob es möglich wäre, das vorauszuſehen!

Zwei Jahre nachher machte er zu Pferde eine kleine Reiſe nach einer acht Meilen entlegenen Stadt, wo ein ziemlich berühmter Jahrmarkt gehalten wurde. Auf dem Hinwege kam

er an eine Stelle, wo ſich die Landſtraße in zwei ganz gleich gebahnte Straßen theilte. Er wählte zufällig die unrechte, wurde jedoch bald von einem Bauern zurecht gewieſen, kam glücklich nach Lindenheim (ſo hieß die Stadt), kaufte, was ihm gefiel, tanzte, ſpielte, und als der volle Beutel, früher als er geglaubt, ausgeleert war, kehrte er faſt unmuthig heim, denn ihn drückte das Gefühl, daß er Zeit und Geld verſchleuderte.

Eben als er abermal an jenen Scheideweg gelangte, begegnete ihm ein junger Reiter, der große Eile zu haben ſchien, und ihn haſtig fragte: welches der Weg nach Lindenheim ſey? — Julius zeigte ihm den unrechten. Der Reiter wendete und ſprengte fort.

„Bin ich doch auch eine halbe Meile umgeritten," ſagte Julius lachend zu ſich ſelbſt, „er mag ſehen, wie er zurechtkommt." Ohne weitern Zufall erreichte er ſeinen Wohnort, gedachte des kleinen Abenteuers ſelten, und dann nur mit einem ſchadenfrohen Lächeln.

Auf jenem Jahrmarkt hatte er unter andern eine gefährliche Bekanntſchaft mit abgefeimten Spielern gemacht, die, nachdem ſie dort ihre Schafe geſchoren, in die Reſidenz kamen, um ihr Handwerk fortzuſetzen. Julius, der unerfahrne Jüngling, fiel in ihre Schlingen, und verſpielte eine Menge ſchöner Goldſtücke, welche die Mutter ihm zuſteckte. Ob er aber von Natur keinen Hang zum Spielen hatte, auch diesmal die Mutter ihn ängſtlich bat, dieſen Abgrund zu vermeiden, ſo ſchwur er, keinen Fuß mehr in das verdammte Haus zu ſetzen, und hielt Wort. Am letzten Abende, als die Habichte ihn plünderten, und er eine ziemlich große Summe in Golde auf den Tiſch zählen mußte, fand ſich, daß es einige Thaler zu viel waren. Er ſetzte auch dieſe noch auf eine Karte, gewann, verdoppelte den Satz, gewann wieder, und ſo noch einige Male, denn die Gauner wollten ihn nicht abſchrecken. Nun legte aber der Banquier die Karten nieder, und bezahlte ihm ſeinen Gewinn mit einer Banko-

note. Julius ſteckte ſie ein und kam nicht wieder.

Zufällig erblickte der Vater dieſe Banknote in ſeiner Hand, beſah ſie aufmerkſam, und fragte: wo er ſie herbekommen? — Der Sohn, der nicht bekennen wollte, daß er einem Spielgelage beigewohnt, antwortete: „Ich habe ſie eingewechſelt von unſerm Nachbar, dem Kaufmann Herz.“

„Ueberlaß ſie mir,“ ſagte der Vater, nahm ſie, zahlte ihm den Werth, und Julius bekümmerte ſich weiter nicht um die Urſache, aus der ſein Vater den Beſitz gerade dieſer Banknote wünſchen mochte.

Nun hatten ſich aber ſchon ſeit einigen Monaten in der Reſidenz falſche Banknoten blicken laſſen; die Regierung war aufmerkſam geworden, und hatte einigen vertrauten Männern, unter andern dem alten Landsberg, aufgetragen, die Quelle dieſes Uebels auszukundſchaften, und, bei dem geringſten Argwohne, mit Hülfe der Polizei die ſtrengſten

Unterſuchungen anzuſtellen. Der Kaufmann Herz, den Julius genannt hatte, war ſeit Kurzem ſchnell reich geworden; dies machte ihn verdächtig. Landsberg benachrichtigte die Polizei von dieſem Verdachte, drang um Mitternacht unvermuthet in des Kaufmanns Wohnung, ließ ihn bewachen, und vom Boden bis zum Keller Alles mit großem Gepolter durchſuchen. Aber es fand ſich durchaus nichts; vielmehr erhellte aus des Mannes Büchern, daß er bloß durch Fleiß, Ordnung und einige wohlgelungene Spekulationen ſeinen Wohlſtand vermehrt hatte. Landsberg bezeigte ihm ſeine Achtung und ſein Bedauern über den Schrecken, den er ihm verurſacht, erklärte ihm auch, es ſey auf Veranlaſſung der falſchen Banknote geſchehen, die er ſeinem Sohne verwechſelt habe. Der Kaufmann betheuerte, der junge Herr habe nie Geld bei ihm gewechſelt, und Landsberg ſtand mit tiefer Beſchämung, im Namen ſeines Sohnes, vor dem redlichen, gekränkten Manne. Er wußte ſich kaum zu faſſen, eilte

heim, ließ noch in derſelben Nacht Julius wecken, vor ſich kommen, und empfing ihn mit gerechtem Unwillen.

Der Jüngling, deſſen Herz nicht verhärtet war, bekannte jetzt ohne Umſchweife. Es thue ihm in der Seele weh, ſagte er, aber wie hätte er glauben können, daß eine ſo unbedeutende Lüge — „Keine Lüge iſt unbedeutend!“ fuhr ihn der Vater an, „Danke Gott, wenn dieſe keine ſchlimmere Folgen hat, als deine Schande.“

Leider hatte ſie noch andere, noch weit ſchrecklichere Folgen. Des Kaufmanns geliebte Gattinn lag ſeit einigen Tagen in den Wochen. Der Schrecken, den der nächtliche Ueberfall ihr verurſachte, zog ihr ein heftiges Fieber zu, an dem ſie ſtarb. Sie ließ einen troſtloſen Gatten mit fünf Waiſen zurück. Das zerknirſchte den Lügner, der, in Thränen der Reue ſich badend, ſeinem Vater zu Füßen ſtürzte und ſchwur: es ſolle nie wieder die kleinſte Unwahrheit ſeine Lippen beflecken.

„O!“ rief Landsberg schmerzlich: „Du hast dieses späte Bekenntniß theuer erkauft. Wenn du mein Sohn bist, so wird der Schatten dieser edeln, ermordeten Frau dich bis zum Grabe umschweben.“ Ja, so war es auch. Julius ging tiefsinnig umher, fand nirgend Ruhe und sann Tag und Nacht auf Mittel, sein Vergehen wieder gut zu machen. Er stand seit einiger Zeit mit einem der liebenswürdigsten Mädchen in Verbindung, der Tochter eines angesehenen Mannes, die er liebte und zu ehelichen hoffte; jetzt aber, da auch die Liebe sein Gewissen nicht beschwichtigen konnte, trat er eines Tages muthig vor seinen Vater, sprechend: „Vater, würden Sie nichts dagegen haben, wenn ich eines Kaufmanns Tochter heirathete?“ Landsberg, der seine Verbindung kannte und billigte, stutzte bei dieser Frage. Doch als er vernahm, daß Julius die Tochter des Kaufmann Herz meine, die weder durch Schönheit, noch Geist, noch Geburt sich auszeichnete, da errieth er das Gefühl, welches diesen Ver-

ſah ſeinem Sohne eingeflößt, umarmte ihn gerührt, und ſagte: „Geh, ich bins zufrieden.“ Auf der Stelle ging Julius und ließ bei dem alten Herz ſich melden, der ihn mit ſichtbarem Widerwillen empfing. „Ich komme,“ ſagte Julius, „um wieder gut zu machen, was meine Unbeſonnenheit verbrochen.“ Mit einem bittern, ſchmerzlichen Lächeln fragte der Kaufmann: „Wieder gut machen? Wie das?“ Julius machte ſeinen Antrag. Das überraſchte den Alten. Der Sohn des reichen Landsberg, der überdieß ein braver Jüngling war, wenn er nur nicht log — eine ſolche Verbindung hatte die Tochter des Kaufmann Herz nicht erwarten dürfen. Sie wurde geſchloſſen, und Julius, der ein Opfer ſeines Herzens gebracht hatte, beruhigte jetzt ſein Gewiſſen durch den Zuſpruch: „Ich habe als ein ehrlicher Mann Alles wieder gut gemacht.“

Allein er wurde bald gewahr, daß die böſen Folgen einer Lüge ſich nicht immer wieder gut machen laſſen. Freilich war es ſichtbar,

daß der alte Herz über eine so glänzende Versorgung seiner Tochter Mariane sich freute, aber der Wurm an seinem Herzen naate darum doch immer fort. Er hatte seine Frau unaussprechlich geliebt. Beide waren blutarm gewesen, als sie sich geheirathet, hatten sich wol knapp, doch fröhlich beholfen, hatten durch vereinten Fleiß die ersten Thaler erworben, sie jeden Abend mit einander überzählt, und Plane zum fernern Fortkommen entworfen. Auch dann noch, als die ersten wenigen Thaler schon zu Tausenden angewachsen waren, ging Herz noch immer an jedem Abende zu seiner Frau, und blieb eine Stunde oder zwei mit ihr allein, theilte jede Freude über das Gelungene, jede Hoffnung für das Künftige, berieth sich mit der verständigen Hausfrau, und befand sich so wohl dabei! — Auf diese Weise hatte nicht die Liebe allein, sondern auch die Gewohnheit — die oft noch mächtiger ist als die Liebe — ein Band geknüpft, das, wenn es zerrissen wurde, beider Herzen Verblutung nach sich ziehen mußte.

Wenn Abends die Stunde kam, in der Herz gewohnt geweſen, zu ſeiner Frau zu gehen, ſo überfiel ihn eine Angſt, die ſeine Kinder leider nicht zu mildern vermochten. Dann ſaß er ſtumm in einem Winkel mit gefalteten Händen, und ſah ſtarr vor ſich hin, oder er ging hinaus auf den Kirchhof, das Wetter mochte ſeyn, wie es wollte. Dort ſaß er eine Stunde auf dem Grabe ſeiner Frau, und ſuchte ſich einzubilden, daß er noch, wie vormals, ſeine Sorgen mit ihr theile.

Dieſer Gang nach dem Kirchhofe gewährte ihm noch die meiſte Beruhigung. Allein der Spätherbſt kam, und ſein Alter konnte die Beſchwerden der rauhen Witterung nicht ertragen. Eines Abends hatte er auf dem geliebten Grabe ſich eine ſtarke Verkältung zugezogen, kränkelte einige Tage, mußte ſich zu Bett legen, ſah gleichgültig die Annäherung des Todes, und ſtarb, minder von der Krankheit aufgerieben, als aus Lebensüberdruß.

Julius wurde ein redlicher Vater der nun verwaisten Kinder, aber das konnte er ſich nicht verhehlen, daß dieſe Familie noch vereint und glücklich leben würde, wenn er nicht aus falſcher Scham ſeinen Vater belogen hätte. „Es läßt ſich nicht Alles wieder gut machen!“ ſeufzte er laut, und kämpfte gegen die unheilbarſte Schwermuth, die des Gewiſſens.

Mariane, ſeine Gattinn, empfand den tiefſten Kummer über den Tod ihres Vaters. Um ſie und ſich ſelbſt zu zerſtreuen, machte er kleine Reiſen mit ihr, unter andern eine zu demſelben Jahrmarkte nach Lindenheim, den er vor einigen Jahren als ein froher Jüngling beſuchte. Als ſie an die Stelle kamen, wo er dem Fremden, aus bloßem Muthwillen, den unrechten Weg gezeigt, fiel ihm zum erſten Male dieſe Lüge auf das Herz. Er wollte ſeiner Frau die Anekdote erzählen, aber die Scham verſchloß ihm den ſchon geöffneten Mund. Hoffentlich, dachte er, iſt dieſe Strafe die einzige jenes Uebermuthes.

Auf dem Jahrmarkte gab es wie immer viel Gewühl, viel zu ſchauen, viel zu verkaufen. Das junge Ehepaar ſchlenderte den ganzen Tag aus einer Bude in die andre, und fand wirklich Zerſtreuung unter den tauſend fremden Menſchen-Geſichtern. Ermüdet hatten ſie einſt den Abend ſich an der Wirthstafel unter mancherlei Gäſten gelagert, da wurden — wie an ſolchen Tafeln zu geſchehen pflegte — allerlei Kleinigkeiten feil geboten, unter andern kleine Körbchen, ſehr niedlich von Papier geflochten. Bei ihrem Anblicke fühlte Julius plötzlich einen ſcharfen Stich im Herzen, denn ſie erinnerten ihn an Anton, der ſchon als Knabe ſehr geſchickt in ſolcher Arbeit war. „Wer hat die Körbchen gemacht?“ fragte er haſtig.

„Dort ſitzt er an der Thür“ antwortete ſein Nachbar, „ein junger Invalide, dem beide Beine abgeſchoſſen wurden, und der ſich jetzt auf dieſe Weiſe einen kümmerlichen Biſſen Brot erwirbt.

Julius ſchlug die Augen auf, erkannte ſeinen Spielkameraden, ſtürzte hin zu ihm,

und ſchloß ihn weinend in ſeine Arme, zum großen Erſtaunen des Invaliden und aller Anweſenden. Der arme Anton blieb nicht lange im Zweifel. Die Züge des jungen Mannes, der einſt ſein Bruder geweſen, hatten ſich mit greller Stärke in ſein Gedächtniß gegraben; unwillig entzog er ſich deſſen Umarmung. Aber Julius ließ nicht nach, und ſeine Freude, wie ſeine Reue, waren ſo ungekünſtelt, daß der gute Anton ſich bald bewegen ließ, mit ſeinen Krücken ihm nachzuhinken. Julius führte ihn auf ſein Zimmer, drückte ihn noch einmal mit Ungeſtüm an ſein Herz, ſchaffte alle Erquickungen herbei, die der Wirth vorräthig hatte, und bat ihn dann mit freundlicher Wehmuth, ihm ſeine Geſchichte zu erzählen.

„Ach!“ ſagte Anton, „die iſt kurz. Nachdem du mich durch eine häßliche Lüge aus deines guten Vaters Hauſe vertrieben hatteſt — (Julius ſchlug, vor Scham glühend, die Augen nieder) — ſchweifte ich einige Tage in der Gegend umher. Der Hunger trieb mich unter die

Werber. Ich habe drei Feldzüge mitgemacht. Wie es mir ergangen iſt, ſiehſt du wol.“ Er ſah dabei auf ſeine hölzernen Beine und ſeufzte tief. Julius ſtand zerknirſcht vor ihm. „Das iſt der Sohn des Mannes, dem mein Vater ſein Glück, dem ich ſelbſt meinen Wohlſtand verdanke! Den hab' ich durch eine ſchändliche Lüge in die weite Welt gejagt! Der iſt durch mich zum Krüppel geworden!“ — Solche Gedanken zerriſſen ſein Herz. „Vergib mir, mein guter Anton!“ ſtammelte er, „ich will erſetzen, was ich vermag.“

Erſetzen? murmelte Anton, und blickte wieder auf ſeine hölzernen Beine. — „Komm zu mir,“ fuhr Julius fort, theile mit mir, was ich habe! Sey wieder mein Bruder, wie vormals!“

Gern nahm der arme Invalide zwar den Vorſchlag an, denn ſeine Papierkörbchen nährten ihn kümmerlich; aber, was auch Julius für ihn thun konnte und wollte — und er wollte es wahrlich von Herzen — die abgeſchoſſenen

Füße konnte er ihm doch nicht wieder geben! Anton war und blieb ein Krüppel.

Am andern Tage kaufte Julius für ihn eine bequeme, in Federn hängende Kalesche, um den Wiedergefundenen, der an ſchlecht geheilten Wunden oft noch litt, ſo ſanft als möglich heimzuführen. Dieſe Anſtalten verzögerten ſeine Abreiſe, und aus langer Weile wollte Mariane, des Jahrmarkts-Getümmels bereits müde, noch einige Merkwürdigkeiten der Stadt beſehen. Zu dieſen gehörte auch ein Hoſpital, das mit großer Sorgfalt unterhalten wurde. Am Arme ihres Gatten ging ſie durch die Krankenſäle, freute ſich der reinlichen Betten, und theilte mit wehmüthigem Vergnügen einige Wohlthaten aus. Dann beſuchte ſie die Blinden in einem andern Flügel des Hauſes, die, nach dem Muſter des vortreflichen Pariſer Inſtituts, dort den köſtlichſten Sinn entbehren lernten. Auf dem Rückwege mußte ſie über eine Gallerie gehen, wo ſie in einem offenen Zimmer eine ſehr ſchöne junge Frau mit zerſtreuten Haaren ſitzen ſah,

die eben diese Haare beständig in Zöpfe flocht, wieder aufbrechte und abermals flocht.

Neugierig blieb Mariane stehen und fragte den Führer, was das zu bedeuten habe? — „Ach!“ sagte er, „die arme junge Person ist wahnsinnig.“ Erschrocken klammerte sich Mariane an ihren Mann, und wollte schnell vorübergehen, allein der Führer versicherte, sie habe nichts zu fürchten, die Unglückliche thue Niemanden etwas zu Leide. „Ja, anfangs habe sie gerast, man habe sie binden, auch wol peitschen müssen; aber nun, seitdem sie Gesellschaft habe, sey sie fromm wie ein Kind.

„Welche Gesellschaft?“ fragte Julius.

„Treten Sie hinein,“ antwortete der Führer, „Sie werden eine der interessantesten, wiewol der traurigsten Geschichten vernehmen.“

Die Fremden traten hinein und gewahrten nun, in einer Ecke sitzend, einen bleichen, hagern, jungen Mann, der aus hohlen Augen vor sich hinstarrte, und ihrer nicht zu achten schien.

„Iſt der auch wahnſinnig?“ flüſterte Julius dem Führer zu.

„O nein, nur ſehr unglücklich! er hat ſich blos hieher begeben, um diejenige zu bedienen, die minder unglücklich iſt als er, weil ſie ihren Zuſtand nicht kennt.“

Mariane faßte ſich ein Herz, trat der armen Wahnſinnigen näher und fragte ſanft: „Was machen Sie da?“

Die junge Frau grinste Marianen freundlich an: „Ich putze mich,“ ſagte ſie, „ich putze mich für meinen Mann; heute wird er kommen.“

Mariane's Augen füllten ſich mit Thränen. Sie wünſchte die Geſchichte der Leidenden zu wiſſen, und auf die Verſicherung des Führers, daß der junge Mann ſie wol bisweilen erzähle, wenn er durch Theilnahme erweicht werde, wandte ſich Julius an den Unglücklichen, redete ihn an, und bat ihn mit dem ſanfteſten Ausdrucke der Empfindung, den Urſprung dieſes Elends ihm und ſeiner Gattinn mitzutheilen. Anfangs blickte der Mann ihn

wild an, und schien seine Bitte nicht zu achten; als er aber Marianen weinen sah, da betrachtete er sie lange schweigend, seine Wildheit ging in Schwermuth über, und auch ihm rollten ein Paar große Thränen über die Wangen.

„Mein Vater," hub er an, war hier ein bemittelter Kaufmann. Er verlor meine Mutter früh. Einige Jahre nachher wollte er sich wieder mit einem Frauenzimmer verbinden, das er liebte, und von dem er herzlich wieder geliebt wurde; allein sie war von einem eigensinnigen Oheim abhängig, der einen alten Groll gegen meinen Vater hegte, und seine Einwilligung hartnäckig versagte. Länger als ein Jahr boten die Liebenden Alles auf, um jenen Groll zu vertilgen, aber vergebens. Indessen rückte die Zeit heran wo das Frauenzimmer, mündig, der Gewalt ihres Oheims und Vormundes entzogen werden sollte. Beide Liebende erwarteten diesen Zeitpunkt mit Ungeduld, doch ehe er noch eintrat, entführte der Alte seine Nichte, Niemand wußte wohin.

„Mein Vater war in Verzweiflung. Er forschte unaufhörlich nach dem Aufenthalt seiner Geliebten, er unternahm selbst eine lange Reise in dieser Absicht, doch all sein Forschen blieb fruchtlos.

„Kurz vor ihrem Verschwinden hatte er ein Findelkind bei sich aufgenommen, ein liebes Mädchen, das ich Schwester nannte. Wir wuchsen mit einander auf, und mein Vater theilte seine Liebe zwischen uns beiden.

„So viel wußte ich von seiner Geschichte, als ich, um die Handlung zu erlernen, mich in die Residenz begab, und nach fünf Jahren Buchhalter in einem guten Hause wurde. Hier trat eines Tages keuchend ein Bote zu mir herein, meldete mir, daß mein Vater vom Schlage gerührt sey, daß er die Annäherung seines Todes fühle, und mich dringend bitten lasse, auf der Stelle zu ihm zu eilen, weil er mir noch etwas Wichtiges zu entdecken habe, woran die Ruhe seiner Sterbestunde hänge. Ich warf mich hastig auf ein Pferd, und flog zum Thore hinaus. Als Knabe

hatte ich diesen Weg nur ein Mal gemacht, es war daher kein Wunder, daß ich stutzte, als ich an eine Stelle kam, wo die Landstraße sich theilte. Mich ergriff der ängstliche Gedanke, es sey möglich, daß ich den falschen Weg erwählen, und dadurch die kostbarsten Augenblicke verlieren könne. Als ich aber eben in dieser ängstlichen Minute einen wohlgekleideten Reiter kommen sah, so verschwand meine Besorgniß. Ich bat ihn höflich und dringend, mir den rechten Weg nach Lindenheim zu zeigen. Er selbst mußte ihn wissen, denn, da es hier nicht mehr als zwei Straßen gab, so kam er entweder geradeß Weges aus meiner Geburtsstadt, oder die andere Straße mußte die rechte seyn. Das Erstere war der Fall, wie sich nachher ergab; allein der Unmensch trieb den grausamsten Muthwillen mit mir, und zeigte mir den falschen Weg.

Julius erblaßte. „Wann war das?“ fragte er den Erzähler stotternd.

„Vor drei Jahren um dieselbe Zeit. Ich war wol schon zwei Stunden auf dem Irrwege

fortgeritten, ohne manchen mir begegnenden Wanderer zu fragen; denn eine ſolche Frage hätte mich nur aufgehalten, und wie konnte ich vermuthen, daß ein Menſch ſo ſchlecht geweſen, die einfachſte, leichteſte Pflicht der Menſchenliebe zu verhöhnen?

Julius hielt mit zitternder Hand ſein Schnupftuch vor das Geſicht.

„Endlich,“ ſo fuhr der Erzähler fort, „kam ich an ein mir unbekanntes Städtchen, und wurde meinen Irrthum gewahr. Den böſen Schalk verfluchend kehrte ich ſtracks um, und ſpornte mein Pferd aus allen Kräften. Es war mit Schaum bedeckt, als ich ſpät in der Nacht vor meines Vaters Hauſe ankam. Ach! es war zu ſpät! Wenige Stunden vorher hatte er den gequälten Geiſt aufgegeben, und ſeine letzten Worte waren eine Frage nach mir!

„Als die erſten, ſchmerzvollen Tage überſtanden waren, unterſuchte ich emſig alle ſeine Papiere, um eine Spur des Geheimniſſes zu entdecken, welches er mir noch hatte vertrauen

wollen; allein umsonst. Da ich die Geschäfte alle in der besten Ordnung fand, so meinte ich, es müsse blos eine persönliche Angelegenheit, etwa irgend ein Unrecht wieder gut zu machen, gewesen seyn, und in dieser Vermuthung gab ich den Armen reichlich.

„Mabet, das nun durch meines Vaters Tod zum zweiten Male verwaiste Findelkind, war seit meiner Abwesenheit so schön und liebenswürdig geworden, und hing noch immer mit so schuldloser Liebe an mir, daß ich sogleich beschloß, sie zu meinem Weibe zu nehmen, um so mehr, da ich meines Vaters Zärtlichkeit für sie gekannt, und vermuthen durfte, daß, wenn sein Schatten uns umschwebe, diese Verbindung ihn freuen werde; ja, ich hegte gern den Gedanken, daß er vielleicht gerade deshalb so sehr gewünscht, mich noch zu sprechen, um mir Mabet zur Gattinn zu empfehlen.

„Auch ihr schmeichelte diese Vorstellung. Wir verbanden uns, und lebten ein halbes Jahr so glücklich mit einander, so glücklich —

Hier unterbrachen Thränen seine Worte, er mußte sich sammeln, ehe er weiter reden konnte. — Julius schien auf einer glühenden Lava zu stehen. — Der bleiche junge Mann fuhr fort: „Ein Brief aus Nord-Amerika zertrümmerte in einem Augenblicke dieses stille Glück. Er war von der vormaligen Geliebten meines Vaters geschrieben, — nicht von seiner Geliebten, — von seiner Gattinn, mit der er ein ganzes Jahr heimlich vermählt gewesen. Sie meldete ihm, daß endlich ihr grausamer Oheim gestorben; und wie er sie viele Jahre lang in einen Winkel von Louisiana verborgen, und wie er einen dortigen Pflanzer ihr zum Gatten aufdringen wollen; aber sie sey ihrem Schwur und ihrer Liebe stets treu geblieben, — dasselbe hoffe sie von dem geliebten Manne — nun sey sie endlich frei, und im Begriffe, nach Europa zurückzukehren — freilich sey sie alt geworden, und werde ihm nicht mehr so reizend erscheinen, wie in jenen glücklichen Tagen der Jugend und Liebe, aber sie lebe der frohen Ue-

herzeugung, daß das Kind, welches ſie ihm geboren, ihre Babet, das Bild der Mutter in des Vaters Herzen ſtets erneuern werde. — Erlaſſen Sie mir das Uebrige! — Sie ſehen hier die Folgen dieſes Briefes — ich war der Gatte meiner Schweſter! ich mußte mich von ihr trennen — leider war mein Kopf ſo ſtark, daß er das Schrecklichſte ertrug, ohne verwirrt zu werden; — der ihrige unterlag! denn zu der grenzenloſen Liebe für mich, der ſie entſagen ſollte, geſellte ſich auch noch ihre ſchüchterne Frömmigkeit — ſie glaubte, ein ungeheures Verbrechen, obſchon unwiſſend, begangen zu haben — ſie fiel in Raſerei — man mußte ſie binden — man mußte meine ſanfte Babet durch gewaltſame Mittel bändigen; nur wenn ſie mich erblickte, wurde ſie ſtill und ruhig, obgleich ſie mich nicht kannte, und nie wieder erkannt hat! Dieſe mehrmals wiederholte Erfahrung beſtimmte mich, ihre traurige Wohnung zu theilen. Es iſt das Einzige, was ich für ſie thun

kann, und ich will es thun, bis Gott ſie oder mich abruft.

„Bald wird auch ihre Mutter eintreffen — welch ein neues Schauſpiel des Jammers erwartet mich dann! — O daß der Unmenſch Zeuge davon ſeyn könnte, der durch eine einzige muthwillige Lüge all dieſes namenloſe Elend über uns gebracht hat! Er ſey verflucht! und möge Gott ihm lauter wahnſinnige Kinder geben, die, täglich ihn angrinſend, meine arme Babet furchtbar rächen!

Bei dieſen Worten taumelte Julius gegen die Mauer, hielt ſich noch einen Augenblick, und ſank dann ohnmächtig zu Boden. Als er wieder zu ſich kam, lag er auf einem Ruhebette im Wirthshauſe und ſtarrte Alles um ſich her mit wilden Blicken an. Gegen Abend ergriff ihn ein heftiges Fieber. Anton und Mariane wichen nicht von ſeinem Bette. Wochenlang kämpfte er mit dem Tode, ſeine ſtärkere Jugend ſiegte, aber um den Frieden ſeiner Seele war es für immer geſchehen! —

Er ſchlich herum wie ein Träumender, verſteckte ſich ſchüchtern vor jedem Fremden, und war ſtumm, ſelbſt für ſeine Gattinn und Hausgenoſſen. Nur als er, von tiefem Kummer nach und nach aufgezehrt, auf dem Sterbebette lag, ließ er, wenige Stunden vor ſeinem Tode, ſich den Knaben auf das Bett heben, den Marjane ihm geboren hatte, und ſprach zu ihm mit heißen Thränen: Mein Kind! Lüge nie! Selbſt die kleinſte Lüge kann ſchreckliche Folgen nach ſich ziehen! Und beſäßeſt du alle Schätze der Erde, du wirſt Lügen vergebens wieder gut machen wollen!

Die Reiſe nach Köln.

Hinweg von dem traurigen Bilde des hart beſtraften Lügners! Die Folgen dieſes Laſters ſind nicht immer ſo ſchrecklich, oft nur lächerlich; ſie ſchaden nicht immer andern, oft nur dem Lügner ſelbſt.

In Köln lebte ein Mann, Namens Dietrich Schwarz, der eine hübſche Tochter und ein groſſes Vermögen hatte. Er war aber kein Nachkömmling von dem berüchtigten Bertshold Schwarz, der, vor faſt 500 Jahren, dort zum Verderben der Menſchheit das Pulver erfand, ſondern er war aus Sachſen gebürtig, ſchon in ſeiner Jugend in die Fremde gezogen, und hatte, durch Fleiß und Glück, ſeinen Wohlſtand begründet.

Zwei seiner Brüder lebten noch in Sachsen, arme, aber redliche Männer, und obgleich Herr Dietrich Schwarz die Heimath nie wieder besucht hatte, so hing er doch noch immer mit großer Liebe an seinen Verwandten, wie die braven Sachsen gewöhnlich zu thun pflegen. Regelmäßig schrieb er jährlich zweimal nach Hause, meldete, was ihm Merkwürdiges begegnet, und empfing dagegen den Bericht von Allem, was in der Familie vorgefallen, wurde auch fleißig zu Gevatter gebeten.

Jeder seiner Brüder hatte einen Sohn, Christoph hieß der eine, Karl der andere dieser Söhne, beide waren des reichen Oheims Pathen, und verfehlten nicht, an jedem Neujahrstage ein Gratulationsschreiben zu übersenden, wogegen er auch zu ihrer Erziehung mit manchem Goldstück herausrückte und sich freute zu hören, daß beide ein Paar geschickte Jünglinge geworden.

Seine Tochter, Erneſtine, hatte nun das sechszehnte Jahr erreicht, und es meldeten

ſich manche Freier; allein er hatte beſchloſſen, daß ſie einen ihrer Vetter heirathen ſolle — wenn er anders ihrer würdig ſey — damit ſein erwerbenes Vermögen in der Familie bleiben möchte. Um aber zu erforſchen, ob einer dieſer Vetter, und welcher, das Glück verdiene, Erneſtinens Gemahl zu werden, fing er es ſchlau genug an, ob er gleich das Pulver nicht erfunden hatte. Zuerſt machte er ſeine Brüder mit ſeinem Vorhaben bekannt. Beide ſtimmten fröhlich ein und ſtrichen ihre Söhne um die Wette heraus.

„Erneſtine kann aber doch nur Einen heirathen;“ antwortete Dietrich Schwarz, „darum begehre ich von Euch, daß Ihr ſie beide auf meine Koſten zu mir ſendet, damit wir das Ausſuchen haben. Weil aber beide noch ſehr jung ſind, und zum erſten Male in die Welt gucken, ſo will ich nicht, daß ſie die weite Reiſe ohne alle Aufſicht unternehmen, ſondern ich werde meinen vertrauteſten Handlungsdiener, den Herrn Lange, ſchicken, einen Mann bei

Jahren, der ſich viel in der Welt herumgetrieben und überall Beſcheid weiß; der wird ſie ſicher zu mir geleiten. Er ſoll gegen Oſtern bei Euch eintreffen.

Dieſe Nachricht verurſachte in der Schwarzſchen Familie eine große Bewegung. Es wurden neue Kleider gemacht, die Mütter und Schweſtern nähten neue Wäſche und verabſäumten nichts, um ihre Söhne und Brüder ſo herauszuſtaffiren, daß ſie als Brautwerber mit Ehren jenſeits des Rheins auftreten konnten. Die beiden Jünglinge ſelbſt hegten ſehr verſchiedene Gedanken und Empfindungen. Beide hielten es für ein großes Glück, wenn ſie die ſchöne, reiche Couſine heimführen könnten, nur mit dem Unterſchiede, daß der ſchüchterne Karl es kaum zu hoffen wagte, der kecke Chriſtoph hingegen es halb und halb für unmöglich hielt, daß die Wahl nicht ihn treffen ſollte. Wahr iſt's, er wußte zu ſchwatzen und ſeine Kenntniſſe geltend zu machen, auch manche, die er nicht beſaß; er ſtreute den Leuten Sand in die Augen, und konnte

mit einer edeln Unverſchämtheit lügen, als ob es gedruckt wäre. Im Grunde war ſeine Geſtalt minder angenehm, als die ſeines Vetters; aber er kleidete ſich geſchmackvoll und hatte beſſer tanzen gelernt.

Karl wußte viel, und was er wußte, gründlich, konnte es aber nicht recht von ſich geben, und wenn ſein Vetter der Kreuz und Quer über Dinge ſchwatzte, die ihm gänzlich unbekannt waren, ſo ſchwieg er hingegen nur zu oft über Dinge, die er ſehr wohl kannte. Auch wußte er ſelbſt recht gut, daß er ſich in Geſellſchaften ein wenig linkiſch benahm, und daß ſeine Verbeugungen nicht zu den zierlichen gehörten. Dieſes Bewußtſeyn machte ihn noch verlegener, noch ſtummer, und ſo war es denn kein Wunder, daß Manche ihn einen ehrlichen Simpler nannten.

„Ach!“ dachte er, „wenn mein Oheim einen guten Schwätzer und meine Couſine einen guten Tänzer begehrt, ſo kommt die Reihe nicht an mich. Doch es geſchehe, was da wolle,

meines Vetters Glück will ich nimmer beneiden.“

Mit großem Verlangen sahen beide Jünglinge dem Osterfeste entgegen, und so oft der Postwagen von Leipzig ankommen sollte, fand man über beide auf der Landstraße, den angemeldeten Herrn Lanac erwartend. Er kam endlich. Es war aber Herr Dietrich Schwarz in eigener Person. Nämlich, er hatte klüglich berechnet, daß die beiden jungen Leute, wenn sie nach Köln zu ihm kämen, nur ihre schönsten Seiten herauskehren würden, und er folglich doch kein richtiges Urtheil über ihre Charaktere fällen könnte. Auf einem Postwagen hingegen, auf einer Reise von 50 Meilen, da hätte es mit dem Henker zugehen müssen, wenn er sie nicht vollkommen entziffert hätte. Darum beschloß er, die Rolle des Herrn Lanac selbst zu übernehmen, und kam am grünen Donnerstage mit seinen eigenen Kreditiven wohl versehen.

Christoph und Karl machten bereits auf der Landstraße seine Bekanntschaft. Jener ver-

ſicherte ihn, er habe ſchon drei Nächte in einem Dorfe geſchlafen, wo der Poſtwagen durchfahren müſſe, um ja das Verlangen nicht zu verſäumen, ihn zuerſt willkommen zu heißen. Karl ſchwieg, denn er war kaum ſeit einer halben Stunde mit ſeinem Vetter aus dem Thore gegangen, und wollte ihn doch nicht Lügen ſtrafen.

Herr Lange ſtieg aus und ſchlenderte vollends zu Fuße mit ſeinen neuen Bekannten nach der Stadt. Chriſtoph erkundigte ſich nach des Oheims Befinden, ob er noch ſo ſehr rüſtig ſey? Wie viel er wol im Vermögen habe? Ob er gleich nach der Hochzeit mit dem Gelde herausrücken werde? Oder ob man ſeinen Tod erſt abwarten müſſe? in welchem Falle er lieber gar nichts von ihm haben wolle, denn er empfinde bereits eine Zärtlichkeit für ihn, als ob er ſein rechter Vater ſey. Im Grunde werde er ihm ein kleines Opfer bringen, weil ſchon manches ſchöne reiche Mädchen in ſeiner Vaterſtadt die Augen auf ihn geworfen.

Karl sagte weiter nichts, als: der Oheim muß wol ein rechter braver Mann seyn, weil er seine Familie so großmüthig bedenkt.

Herr Lange hörte und sah mit allen seinen Augen und Ohren. Beide Neffen hatten ihn in die Mitte genommen. Er maß mit Seitenblicken bald diesen, bald jenen, und freute sich insgeheim über die beiden stattlichen Jünglinge. Weder sein Herz noch seine Vernunft trafen eine verläufige Wahl; doch wenn er sich auf sein Gewissen befragte, welcher ihm am besten gefalle? so schien es doch, als gebe er dem muntern, feuerwängigen Christoph den Vorzug. Allein davon ließ er sich vor der Hand nichts merken, ja, er besaß sogar Stärke genug, alle die heftigen Empfindungen der fröhlichsten Wehmuth zu unterdrücken, die ihn, nach einer mehr als dreißigjährigen Abwesenheit, bei'm Anblicke seiner Vaterstadt, noch mehr bei'm Wiedersehen seiner Brüder, ergriffen. Er gab sich auch ihnen nicht zu erkennen, wohl einsehend, daß die väterliche Liebe sie leicht verleiten könne,

der Söhnen zu verrathen, was er im Schilde führte.

Bei Christophs Vater forschte er vor allen Dingen, ob der Sohn nicht etwa schon in irgend einer Verbindung mit einem andern Frauenzimmer stehe? weil, nach dessen Aeußerungen, es nur von ihm abhing, eine der vortheilhaften zu schließen. Der Vater betheuerte hingegen, Christoph sey erst vor wenigen Monaten von der Universität zurückgekommen, und kenne nicht ein einziges Frauenzimmer in der ganzen Stadt. Das fiel dem Oheim auf. Gleich am ersten Abend bei der Mahlzeit war es auch schon kund geworden, daß er keineswegs drei Tage in einem Dorfe zugebracht, um ihn zu erwarten. Also schon zwei Lügen! Darüber schüttelte der Alte bedenklich den Kopf.

„Ich bin gar nicht verlegen um eine Versorgung," hatte Christoph auch zu ihm gesagt, „denn unser Fürst bemerkt mich allerdings, und zeichnet mich bei jeder Gelegenheit aus. Noch neulich, als ich mit meiner Schwe-

ſtet Annchen dem Exerciren beiwohnte, hat er mich ſehr freundlich angeredet.“ Der junge Herr berief ſich dabei auf Annchen, ein munteres, naives Mädchen, die eben mit ihrem Strickzeug am Fenſter ſaß. „O ja,“ ſagte ſie lachend, „der Fürſt hat dich angeredet. Geh er doch ins Teufels Namen aus dem Wege! die Huſaren werden ihn ja überreiten.“

Der Oheim lächelte: „Nun freilich,“ äuſ-ſerte Chriſtoph etwas verlegen, „Se. Durchl. waren beſorgt um mich.“

Aus dieſen kleinen Vorfällen ſchloß Dietrich Schwarz, daß er auf ſeiner Hut ſeyn müſſe, um nicht durch Chriſtophs angenehme Eigenſchaften geblendet zu werden.

Nach einem Aufenthalte von einigen Wochen, während dem in der Familie, dem Abgeſandten des Bruders zu Ehren, wacker geſchmauſt worden war, ſetzte ſich Herr Lange mit den beiden, ſeiner Obhut anvertrauten, Gefährten auf den Poſtwagen und reiſte unter Segenswünſchen ab. Chriſtoph küſſierte ſeiner Schwe-

ſter noch ins Ohr: „Beſtelle dir nur zeitig bei unſerm Stadt-Poeten ein Hochzeitgedicht in Stanzen!“ Karl aber ſagte zu der ſeinigen: „Lache mich nur nicht aus, wenn ich ohne Frau nach Hauſe komme!“

Des Oheims Beſtreben ging auf der Reiſe hauptſächlich dahin, die jungen Leute ſchwatzen zu laſſen, um ihre Geſinnungen zu erforſchen, ohne über irgend einen Punkt ſeine eigenen zu verrathen. Er ſtellte ſich vielmehr etwas einfältig, damit ſie nicht ſcheu gegen ihn würden. Dennoch ſprach Karl bei weitem nicht ſo viel, als Herr Lange gewünſcht hätte; indeſſen, was er ſprach, war verſtändig und wahrhaft. Chriſtoph hingegen plauderte unaufhörlich, unterhielt durch Witz und Laune, nahm es aber mit der Wahrheit nicht genau. Die Elbe drohte in dieſem Frühjahre weit auszutreten; das gab ihm Veranlaſſung, ſich zu rühmen, daß er ein vortreflicher Schwimmer ſey, und noch im vorigen Jahre bei Meiſſen ein Kind aus dem Waſſer gerettet habe. Er berief ſich dabei, nach

ſeiner Gewohnheit, auf das Zeugniß ſeines Vetters, der das Faktum zwar nicht beträftigte, aber doch ſchwieg — und Chriſtoph wußte wohl, daß er ſchweigen würde. Der Oheim freute ſich im Stillen dieſer edeln That, und dachte: der junge Menſch iſt ein Windbeutel, aber das wird ſich geben, er iſt brav.

Seine gelehrten Kenntniſſe verſtand der Alte nicht zu prüfen; da aber Chriſtoph einigemal Verſe aus dem Virgil citirte, und verſicherte, dieſen Dichter ſo gut zu verſtehen, als ob er Gellerts Fabeln läſe, ſo machte ſich Herr Schwarz auch von ſeinen Kenntniſſen große Begriffe.

Gelegentlich hatte der angebliche Herr Lange geäußert, er ſey zum erſten Male in Norddeutſchland, und weiter als bis Dresden nie gekommen. Chriſtoph fragte: ob er nicht in Berlin geweſen ſey? und auf die Verneinung dieſer Frage hub er an zu erzählen, wie er vor zwei Jahren eine Reiſe dahin gemacht, auf dem

Entenmarkte gewohnt, den Obelisk auf dem Schloßplatze bewundert, auf der Spree eine Fregatte erbauen sehen, im Thiergarten sich an den Känguruhs ergetzt, die dort so häufig herumliefen, als in Sachsen die Hasen, und was dergleichen mehr war. Der Oheim, der wirklich nie in Berlin gewesen, auch sonst eben keine großen geographischen Kenntnisse besaß, hörte dem angenehmen Schwätzer mit offenem Munde zu. Aber plötzlich erhub sich eine Stimme aus dem Hintergrunde des Postwagens, die einem alten verabschiedeten Dragoner-Hauptmann zugehörte. „Sakerment!“ brüllte die Stimme, „ich bin doch selbst ein Berliner, aber von allen den Herrlichkeiten hab' ich in meinem Leben nichts gehört. Ein Obelisk auf dem Schloßplatze — eine Fregatte auf der Spree — Känguruhs im Thiergarten — ich will verdammt seyn, in einer Enten-Pfütze zu wohnen — denn einen Entenmarkt gibt es in Berlin auch nicht — wenn der junge Herr nicht lauter Wind macht.“

„Ich bitte um Verzeihung,“ ſtammelte Chriſtoph, „der Herr Hauptmann ſind vielleicht lange nicht in Berlin geweſen?“

„Seit vier Jahren nicht.“

„Nun, in vier Jahren kann ſich Vieles ändern.“

Der Offizier lachte in ſeinen Schnurrbart und ließ es gut ſeyn. Der Oheim aber ſchrieb es ſich hinter das Ohr. In Leipzig, wo gerade Pferdemarkt war, forderte er den jungen Herrn auf, einen wilden Mecklenburger zu beſteigen, denn Chriſtoph, der in Jena manches Philiſter-Pferd actummelt hatte, prahlte öfter unterwegs, er ſey der beſte Reiter in ganz Sachſen und fürchte ſich vor keinem Bucephalus. Herr Lange freute ſich, eine Gelegenheit zu finden, dieſe gerühmte Kunſt auf die Probe zu ſtellen. Chriſtoph konnte es nicht mehr ablehnen, ſchwang ſich auf den Gaul und wurde augenblicklich ſo unſanft herabgeworfen, daß er einige Tage Zimmer und Bett hüten mußte. In der erſten halben Stunde ſchämte er ſich ein

wenig, weil Jedermann ihn auslachte, dann vergaß er's wieder.

Der Aufschub der Reise verursachte dem Oheim Langeweile. Er ging in einen Buchladen, begehrte ein neues interessantes Produkt, und man gab ihm das berühmte Buch: Ansichten und Aussichten. Er las und es gefiel ihm sehr, denn der Verfasser hat es wenigstens sehr gut gemeint. Auch Christoph blätterte darin und bemerkte vor allen Dingen, daß der Verfasser sich nicht genannt habe. Als nun Herr Lange eines Abends mit warmem Lobe von diesem Buche sprach, hub Christoph mit erkünstelter Bescheidenheit an: „Ihr Lob, mein werther Herr Lange, ist so schmeichelhaft, daß ich mich nicht überwinden kann, mein hartnäckiges Schweigen länger zu behaupten. Sie sollen wissen, ich bin der Verfasser dieses Buches. Doch es bleibt unter uns. Ich wollte erst der Kenner Urtheil erlauern, und war so schüchtern damit hervorzutreten, daß ich nicht einmal meinem Vetter etwas davon gesagt habe."

Der Oheim sah ihn mit großen Augen an. Es regten sich wol Zweifel in seiner Seele, aber er wünschte von Herzen, es möchte wahr seyn, und folglich glaubte er es auch schon halb. Karl, den er darum befragte, meinte, es sey wol möglich, sein Vetter besitze große Talente.

„Wenn er das Buch geschrieben hat," murmelte Dietrich Schwarz, so soll eine Menge kleiner Thorheiten ihm verziehen seyn."

Sie reiten endlich weiter. In Naumburg, wo der Postwagen etwas lange aufgehalten wurde, gab sich Herr Lange mit einem muntern zwölfjährigen Knaben, dem Sohne des Postmeisters, ab, und ergetzte sich an dessen treffenden Antworten.

„O!" sagte der Postmeister, „er kann auch schon lateinisch."

„Wirklich?" erwiederte Lange, „Ei, das wollen wir gleich hören. Herr Christoph Schwarz, treten Sie doch näher und examiniren den Knaben ein wenig!"

Chriſtoph warf ſich in die Bruſt, ließ ihn amo konjugiren und mensa deklíniren, und das ging vortrefflich. Der Oheim, der nicht ein Wort Latein verſtand, hörte mit wahrer Rührung zu, und überzeugte ſich von den Kenntniſſen ſeines Neffen. Aber indeſſen war ein Schüler aus Sekunda hereingetreten, der Lehrer des Knaben, der den Herrn Examinator lateiniſch anredete: Quove tenetis iter? — da verſtummte der gelehrte Lateiner.

„Ei," ſagte Herr Lange, „ſo antworten Sie doch, Sie leſen ja den Virgil, als ob es Gellerts Fabeln wären."

„Mein lieber Herr Lange," ſtotterte Chriſtoph, „es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen dem Virgil und zwiſchen einem ſolchen Küchenlatein; das verſteh' ich nicht."

„Ich bitte um Verzeihung," ſagte der Schüler, „gerade dieſe Phraſe: quove tenetis iter, iſt aus der Aeneide des Virgil, und zwar aus dem erſten Buche entlehnt."

„Das kann ſeyn,“ antwortete Chriſtoph, ſich verdrüßlich umwendend, „im Sprechen hab' ich mich nicht geübt.“ — Ei, ei! dachte Herr Lange; wenn es nur mit den Anſichten und Ausſichten ſeine Richtigkeit hat!

In Weimar war der ehrliche Dietrich Schwarz im Hauſe des gaſtfreien Bertuch bekannt. Er wurde, nebſt ſeinen jungen Begleitern, zu einer freundlichen Thee-Geſellſchaft eingeladen, wobei verſchiedene Gelehrte mit berühmten Namen, Einheimiſche und Fremde, gegenwärtig waren. Karl ſaß mit ſtillem Entzücken im Kreiſe von Männern, die er ſo oft bewundert hatte, und lauſchte Jedem die Worte von den Lippen. Selten, und nie unbefragt, war er ſo kühn, ſich in das Geſpräch zu miſchen. Chriſtoph hingegen ſchwatzte links und rechts über den Tiſch hinüber, doch weil er nicht dumm ſchwatzte, ſo hatte der Oheim im Stillen ſeine Freude daran, zumal da er ſah, daß einige der Gelehrten den kecken Neffen einer wohlwollenden Aufmerkſamkeit würdigten, indeſſen Karl über-

ſehen wurde. Ich muß doch den Chriſtoph überraſchen, dachte er; es wird ihnen Allen, und mir Freude machen.

„Meine Herren,“ ſagte er laut, „iſt Ihnen ein neues Büchlein bekannt, betitelt? Anſichten und Ausſichten?“

Ei freilich! riefen Alle.

„Nun, ich habe die Ehre, in dieſem jungen Manne Ihnen den Verfaſſer zu präſentiren.“

Ei wirklich? erſchall es von allen Lippen; und nun drängten ſich die Gelehrten um den beſcheidnen Anonymus, und überhäuften ihn mit Lobſprüchen, und faſt hätte Karl bei ſich ſelbſt gedacht: wer doch auch ſo lügen könnte, wie mein Vetter!

Im erſten Augenblicke, da Herr Lange das Geheimniß verrieth, wurde Chriſtoph blaß und roth, und das Herz klopfte ihm gewaltig. Als er aber ſah, daß Alles glücklich ablief, und daß die berühmten Männer ihn nun ſämtlich als ihres Gleichen behandelten, da fand er ſich ſehr ſchnell in ſeine Lage, nahm mit freund-

lichen Verbeugungen alle die Lobsprüche in Empfang, oder lehnte sie mit schlecht erkünstelter Bescheidenheit ab.

Diese Entdeckung hatte die Folge, daß die Gelehrten um die Wette den Schriftsteller Christoph Schwarz nebst seinem Bruder und Herrn Lange zu Gaste luden, wobei wohl zu bemerken war, daß die letztern Beiden nur unter seinen Flügeln sich einfinden durften. Auch gab es ihnen Christoph bisweilen mit einigem Lächeln zu verstehen. Dem stillen Vetter Karl war dies doch ein wenig schmerzlich, dem Oheim aber gewährte es einen köstlichen Genuß, und Alles, was er sich hinter das Ohr geschrieben hatte, verlöschte nach und nach.

Schon vier Tage hindurch hatten sie von einer wohlbesetzten Tafel zur andern sich durch den Lohnbedienten führen lassen, und überall, beim kräftigen Dufte des Rheinweins, auch den süßen Dampf des Weihrauches nicht vermißt. Auf den fünften waren sie eingeladen, und fanden diesesmal die Gesellschaft besonders zahlreich, ob-

gleich bei ihrer Ankunft die Gäste noch nicht alle versammelt waren. Unter den schon Gegenwärtigen befand sich Einer, der mit den Grundsätzen des mehr genannten Buches nicht einstimmig dachte, obschon er dessen Verfasser alle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Er bat den jungen Hrn. Schwarz um Erlaubniß, ihm einige Einwürfe vorzutragen, und that es mit vieler Humanität. Es hatte sich um beide sogleich ein Kreis gezogen, und so sehr auch Christoph dieser Prüfung auszuweichen suchte, betheuernd, daß er nur hinter dem Schreibtische seine Gedanken gehörig ordnen könne, so wäre es doch höchst unschicklich gewesen, gar nicht zu antworten. Hr. Lange selbst feuerte ihn an, seine Grundsätze zu vertheidigen. Er wagte endlich einige Worte, in Hofnung, daß die Suppe bald erscheinen, und dem lästigen Gespräch ein Ziel setzen werde; allein, was er sagte, enthielt so auffallende Widersprüche, daß sein Gegner voll Verwunderung ihn in die Enge trieb, und alle Umstehende die Angst auf seinem Gesichte lasen.

Er blickte mehrmal nach der gedeckten Tafel, die Suppe wollte noch immer nicht erscheinen, wohl aber traten zwei neue Gäste herein. Der Eine derselben, ein alter Freund vom Hause, wandte sich sogleich an den Wirth, sprechend: „Sie werden mir gewiß verzeihen, daß ich Ihnen hier noch einen ungebetenen Gast mitbringe, wenn ich sage, daß ich die Ehre habe, Ihnen den Verfasser des schönen Werkes, Ansichten und Aussichten, zu präsentiren.“

Alle verstummten, und machten große Augen. Der Wirth fasste sich zuerst wieder, bewillkommte den Fremden, und stellte ihm die Gelehrten ringsumher vor. Als er auch an Christoph kam, sagte er: „Diesen Herrn werden Sie sonder Zweifel schon kennen? Herr Schwarz, Ihr Mitarbeiter?“

„Ich habe nicht die Ehre,“ sagte der Fremde.

„Ei ei, besinnen Sie sich! Er hat ja gleichfalls Ansichten und Aussichten geschrieben.“

„Ich verſtehe Sie nicht," antwortete der Fremde.

„Nun ſo wird Herr Schwarz uns wol am beſten erklären können," fuhr der Wirth fort, „wie die Sache zuſammenhangt!"

„Allerdings," ſtammelte Chriſtoph; vermuthlich herrſcht hier ein Irrthum. Wie ich nun vernehme, iſt das Buch, von welchem hier die Rede iſt, bereits gedruckt vorhanden; das meinige, unter demſelben Titel, iſt noch Manuſcript."

Ah ſo! ſagte der Wirth, und ein lautes, lachendes Chor wiederholte dieſes Ah ſo!

Alle wandten dem Beſchämten ſpöttiſch den Rücken, und der dichte Kreis, der ihn kurz zuvor umgab, zog ſich ſchnell um den Fremden. Der Oheim biß ſich in die Lippen, und Karl dachte: es iſt doch beſſer, nicht ſo zu lügen, als mein Vetter.

Die harte Prüfung war noch nicht überſtanden. Der wahre Verfaſſer bat ſich die Erlaubniß aus, bei Tiſche neben Herrn Schwarz

zu ſitzen, da es ihm äußerſt intereſſant ſey, daß dieſer Herr über denſelben Gegenſtand geſchrieben, und ſie während der Mahlzeit ihre Ideen gegen einander austauſchen konnten. Da wurden dem armen Chriſtoph die leckern Schüſſeln durch hundert läſtige Fragen weidlich verſalzen, und jeder Biſſen blieb, nebſt der Antwort, im Halſe ſtecken. Er fand endlich kein anderes Mittel, ſich aus der fatalen Schlinge zu ziehen, als plötzliche Kopfſchmerzen, die ihn nöthigten, die Tafel zu verlaſſen, und an den Wänden der Straßen in ſein Wirthshaus zu fliehen, wo er zum Zeitvertreib an den Nägeln kaute.

Der Oheim und Vetter Karl, die zurückgeblieben waren, befanden ſich auch in drückender Verlegenheit, denn die Geſellſchaft konnte ja vermuthen, ſie hätten Theil an dem Betruge genommen. Der humane Wirth that ſein Möglichſtes, um dieſe Verlegenheit zu mindern; er zog beide öfter ins Geſpräch, welches, gegen das Ende der Tafel, glücklicherweiſe auf die

ſächſiſchen Fabriken fiel. Hier war Karl ganz zu Hauſe. Er ſprach über dieſen Gegenſtand nicht allein mit ſo ausgebreiteter Sachkenntniß, ſondern er zeigte auch ſo tiefe Einſichten in die Staatswirthſchaft, daß ſämtliche Gäſte ihm mit Vergnügen und Verwunderung zuhörten, und plötzlich eine ganz andere Meinung von dieſem ſtillen Jünglinge faßten. Auch ſein Oheim hegte mit heimlichem Vergnügen nun eine andere Meinung von ihm, und konnte ſich nicht enthrechen, ihm unter dem Tiſchtuche die Hand zu drücken.

In Weimar war nun, nach dieſer Kataſtrophe, ihres Bleibens nicht länger. Am andern Morgen in aller Frühe ſaßen ſie auf dem Poſtwagen, Herr Lange etwas verſtimmt, Chriſtoph maulend, und Karl heiter wie immer. Sie kamen ohne weitern Zufall nach Frankfurt am Main, wo ſie auch nur Einen Tag verweilten, und dann ſogleich ihre Reiſe weiter fortſetzten. Bisher waren ſie größtentheils allein auf dem Poſtwagen geweſen, einige unbedeu-

tende Inavögel ausgenommen, die auf der nächsten Station wieder verschwanden. Allein von Frankfurt aus hatte ihre Gesellschaft sich ansehnlich vermehrt. Eine ältliche Dame mit einem allerliebsten jungen Mädchen gesellte sich zu ihnen, und außerdem noch ein junger Kaufmann, der in Handelsgeschäften reiste.

Die Bekanntschaft war bald eingeleitet. Herr Lange fragte die alte Dame, wohin sie gedenke? — Sie wollte gleichfalls nach Köln, um ihre Tochter dort in ein Kloster zu bringen. Das wäre Schade, meinte Christoph, und Karl dachte dasselbe, und der junge Kaufmann wiederholte es laut. Das schöne Mädchen lächelte, und warf nicht selten verstohlne, obgleich sehr sittsame, Blicke auf die beiden Vettern, die ihr gegenüber saßen, sprach übrigens wenig, und nur mit ihrer Mutter oder mit Herrn Lange, was sie aber sprach, verrieth Geist und Gefühl.

Christoph fing an, ihr förmlich den Hof zu machen, und wurde ihr nicht selten lästig

durch ſein Geſchwätz, noch mehr der junge Kaufmann, der in ſeinen Schmeicheleien unerſchöpflich war. Den reinſten Eindruck hatte doch wol ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit auf Karl gemacht, obgleich er kein Wort mit ihr ſprach; aber ſeine Augen hingen wider ſeinen Willen unaufhörlich an ihr, und es war deutlich darin zu leſen, daß in ſeinem Herzen der erſte Funke der Liebe ſich entzündet hatte. Auch mochte wol die ſchöne Julie (ſo wurde das junge Frauenzimmer genannt), ſeine Empfindungen bald errathen, denn ſie bemerkte ſeine Aufmerkſamkeit nicht ohne holde Verwirrung.

In Koblenz verweilten die Reiſenden einen Tag. Als ſie weiter fuhren, vermiſten ſie den Kaufmann, der zurückgeblieben war. Julie äußerte ihr Vergnügen darüber, endlich von ihm befreit zu ſeyn. Da gab Chriſtoph ihr zu verſtehen, daß ſie dieſes Vergnügen ihm zu verdanken habe; daß er den Tag des Aufenthaltes in Koblenz benutzt, den Fremden unter vier Augen ermahnt, ſich fernerer Zudringlichkeiten

zu enthalten, und, als er diese höfliche Ermahnung mit Grobheit vergolten, ihn auf einen einsamen Spaziergang gefordert, und dermaßen zugerichtet habe, daß er in mehrern Wochen Koblenz nicht werde verlassen können.

Julie erschrak im Ernste. „Sie haben ihn verwundet? Doch nicht gefährlich?“

„Das eben nicht,“ antwortete Christoph, „ein Hieb über den Arm und eine Schramme über die Nase; auf Ehre! weiter nichts.“

Bewiesener Muth macht unfehlbarn Eindruck auf weibliche Herzen. Auch die schöne Fremde betrachtete ihren Ritter mit gütigern Blicken als gewöhnlich, und seine Heldenthat würde ihm vielleicht den Weg zu ihrem Herzen gebahnt haben, wäre nur nicht auf der nächsten Station, als sie eben, nach gewechselten Pferden, den Postwagen wieder besteigen wollten, eine Extrapost vorgefahren, aus welcher der Verwundete wohlbehalten herausſprang, und sogleich Julien mit den Worten anredete: „Sie werden geglaubt haben, meine Dame, ich

ſey ein ungeſchliffener Paſſagier, der eine ſo intereſſante Geſellſchaft verlaſſen könnte, ohne ihr einmal eine glückliche Reiſe zu wünſchen? Allein ſo war es nicht gemeint. Mich hielten blos nothwendige Wechſelgeſchäfte einige Stunden länger in Koblenz zurück, aber ich wußte, daß ich mit Extrapoſt Sie bald genug einholen würde. Da bin ich wieder, und bitte um Erlaubniß, meinen alten Platz einzunehmen."

Erſtaunt ſah Julie den jämmerlich verwirrten Chriſtoph an, der diesmal nicht ein Wörtchen aufzubringen wußte, und ſeine ſonſt flackernden Augen eine ganze Stunde lang niederſchlug. Doch war ſie noch ſo großmüthig, in Gegenwart des Kaufmannes ihn nicht zu beſchämen; allein bei erſter Gelegenheit, wo dieſer ſich entfernte, ſagte ſie ſpöttlich: „Die Wundärzte in Köln müſſen wol die Erſten in der Welt ſeyn, da ſie einen Hieb über die Naſe in wenigen Stunden ſo trefflich zu heilen wußten, daß nicht die mindeſte Narbe davon ſichtbar blieb."

Das war die einzige Rache, die ſie ſich erlaubte, und die der junge Herr, an Demüthigungen ſchon gewöhnt, bald verſchmerzte, zumal da Julie ihn dennoch immerfort mit einer gewiſſen Freundlichkeit behandelte. Im Vertrauen ſagte er dem Herrn Lange, das Mädchen ſey in ihn verliebt, daran laße ſich gar nicht mehr zweifeln; ſie habe ihm, beim Ausſteigen aus dem Wagen, ſchon mehrere Male die Hände gedruckt und verſtohlen geſeufzt.

„Ei da ſollten Sie Ihr Glück weiter treiben," ſagte Lange, „ein Liebeshandel mit einem ſchönen Mädchen, das in Kurzem eine Nonne ſeyn wird, iſt vorzüglich intereſſant."

„Freilich," antwortete Chriſtoph, „aber meine Couſine? was würde die dazu ſagen? eine Braut hat bisweilen die Grille, ganz allein geliebt ſeyn zu wollen."

„Durch mich ſoll ſie kein Wörtchen davon erfahren," erwiederte Lange, „darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort; doch unter der Bedingung, daß Sie mir nicht verhehlen, wenn es

Ihnen gelingen ſollte, die ſchöne Fremde, trotz der mütterlichen Aufſicht, ihrem himmliſchen Bräutigam abſpenſtig zu machen.“

Er fügte noch manches hinzu, was die Eitelkeit des Jünglings reizen und ihn ermuntern konnte, das Abenteuer zu beſtehen. Es währte auch nicht lange, ſo hatte Chriſtoph auf jeder Station ihm neue Fortſchritte mitzutheilen. In Penn, wo ſie eine Nacht verweilten, ſollte Julie ſogar auf der Gallerie des Wirthshauſes eine ganze Stunde im Dunkeln mit ihm geſprochen, und ihre Liebe unter heißen Thränen und Küſſen geradezu bekannt haben. „Es iſt zum Erſtaunen,“ ſagte Herr Lange lächelnd, „daß ein ſo junges Frauenzimmer ſchon ſo viel Verſtellungskunſt beſitzt, denn im Wagen merkt man nichts von dem Allem.“

Das ſey unter ihnen verabredet, ſagte Chriſtoph, allein wenn er nur wollte, ſo würde ſie augenblicklich mit ihm davon laufen. Herr Lange ſtellte ſich gläubig und ſchwieg.

Sie näherten ſich nun dem Ziele der Reiſe; nur Eine harte Prüfung ſtand dem Lügner noch bevor, ehe ſie Köln erreichten. Bei einem Dorfe, wo ein ziemlich ſtarker Bach in den Rhein fiel, war die ganze Gegend überſchwemmt, und der, im Sommer nicht ſehr bedeutende, Strom durch den Eisgang ſo angeſchwollen, daß er bereits in höhern Gegenden große Verwüſtungen angerichtet hatte. Zerſtörte Häuſer und allerlei Hausgeräthe kamen herab geſchwommen.

Die Reiſenden ſtanden auf einem Hügel, und ſahen dem traurigen Schauſpiele zu. Plötzlich rief Julie: „Mein Gott! dort kommt eine Wiege den Strom herab! wenn nur kein Kind darin liegt!“ — Aller Augen wandten ſich dahin. Man erblickte die Wiege immer deutlicher, und bald gewahrte man auch ein Kind, das ſeine Aermchen daraus hervorſtreckte.

„Um Gottes willen! Hülfe! Hülfe!“ ſchrie Julie außer ſich.

„Geſchwind, Herr Schwarz,“ ſagte Lange zu Chriſtoph, „Sie ſind ja durch die Elbe

geſchwommen, haben ſchon einmal ein Kind gerettet; geſchwind, erneuern Sie hier die ſchöne That!"

„Erlauben Sie," antwortete Chriſtoph, „dort war der Strom nicht ſo reißend; hier würde ich augenſcheinlich mein Leben auf das Spiel ſetzen."

„Sie können ſchwimmen?" fragte Julie haſtig.

„Schwimmen kann ich freilich." —

„O ſo retten Sie! retten Sie!"

Mit bittender Geberde faßte ſie ſogar ſeine Hand, allein er blieb unbeweglich, und ſchon war der Augenblick gekommen, in dem die Wiege vor ihm vorüber in den Rhein ſchwimmen ſollte, um ohne Zweifel dort verſchlungen zu werden.

„Sie ſind ein Unmenſch!" ſagte Julie, und ſtieß ſeinen Arm zurück. Aber indem ſie ſich von ihm wandte, ſah ſie mit einer Miſchung von Schrecken, Angſt, Hoffnung und Freude, daß Karl bereits, ohne ein Wort zu ſagen, ins Waſſer geſprungen war. Der Oheim ſchrie laut

auf, denn er gewahrte augenblicklich, daß der brave Jüngling nicht ſchwimmen konnte; daß er zwar verſuchte, die Wiege zu erreichen, daß er aber ſelbſt unfehlbar untergehen werde. Alle kreiſchten und rangen die Hände, und ſtellten ihre letzte Hoffnung auf ein Boot, das vom jenſeitigen Ufer ſich bereits genähert hatte. Es kam noch zu rechter Zeit, um ſowol das Kind als den ſinkenden Jüngling zu retten. Unverſehrt wurde jenes, leblos dieſer ans Ufer gebracht; doch des Oheims verſtändige Anſtalten riefen ihn bald wieder ins Leben zurück.

„Mir iſt recht wohl," ſagte er, „mir iſt nichts geſchehen."

Mit inniger Zärtlichkeit ruhte Juliens Auge auf ihm. Der Oheim hingegen, als er ihn in Gefahr ſah, fing an zu ſchelten: „Mein Gott! Herr Schwarz, können Sie denn ſchwimmen?"

„Nein, ich habe es nie verſucht."

„Aber zum Henker! warum ſpringen Sie denn ins Waſſer?"

„Der Anblick der Wiege,“ ſagte Karl, und – und“ —

Was er noch ſagen wollte, kam nicht über ſeine Lippen; allein er ſah Julien dabei ſo bedeutend an, daß ſie dieſen Blick ſich gern durch die Worte verdollmetſchte: „und der Wunſch des Mädchens.“

„Kurz, ich war meiner nicht mächtig,“ fuhr Karl endlich fort, „ich mußte ſpringen.“ Herr Lange drückte ihm bewegt die Hand, und Julie hätte viel darum gegeben, ihm auch die Hand drücken zu dürfen. Auf dem noch übrigen kurzen Wege nach Köln ruhte ihr Auge ſeelenvoll auf ihm. Sein Vetter wurde jetzt von Allen mit kalter Geringſchätzung behandelt; nur ſchien er weniger zu leiden, als der arme Karl, der Juliens ſeelenvolle Blicke nicht ertragen konnte; ſie gruben ſich tief in ſeine Bruſt, und als er nach Köln kam, wünſchte er von ganzem Herzen, der Oheim und die Couſine möchten für Chriſtoph entſcheiden, denn Er hatte weit mehr Luſt, ein Mönch zu werden, wenn nur

das Kloſter in der Nachbarſchaft desjenigen ſtünde, in welchem Julie den Schleier nehmen wollte.

Die ganze Geſellſchaft trat im Wirthshause ab. Die alte Dame und ihre Tochter entfernten ſich ſogleich, und es ſchmerzte den guten Karl nicht wenig, daß Julie ihm nicht einmal einen Abſchiedsblick zuwarf. Auch daß ſie ſo fröhlich davon trippelte, war ihm faſt unbegreiflich, da er auf der ganzen Reiſe keinen Beruf zum Kloſterleben an ihr verſpürt zu haben glaubte.

Herr Lange ſagte: die beiden Vettern möchten nur ein Stündchen im Wirthshause verweilen, er wolle ſogleich den Oheim von ihrer Ankunft benachrichtigen, und ſie dann rufen laſſen. Er ging, und Chriſtoph ruhte ſich, und auch Karl wechſelte wie im Traume ſeine Kleider. Jener bat ihn, keinen Groll auf ihn zu werfen, wenn, wie es wahrſcheinlich ſey, die Couſine ihn vorziehe. Dagegen verſprach er ihm großmüthig, von ſeinem künftigen Reichthum ihn brüderlich zu unterſtützen. Karl dankte ſeufzend. „Nimm dirs nicht ſo zu Her-

gen," ſagte Chriſtoph, und jener benahm ihm den eitlen Irrthum nicht.

Jetzt erſchien ein wohlgekleideter Bedienter, ankündigend, daß er den Auftrag habe, die jungen Herrn zu ihrem Oheim, dem Herrn Dietrich Schwarz, zu führen. Chriſtoph ging und ſchritt wie ein Hahn durch die Straßen, und auf ſeinem Geſichte ſtand feierlich: „Mir kann es nicht fehlen." Karl folgte mit klopfendem Herzen.

Jetzt betraten ſie das Haus, und der Bediente öffnete die Thüre eines Zimmers, in welchem Herr Lange ſamt der ältlichen Dame und ihrer Tochter am Theetiſch ſaßen. Chriſtoph ſtutzte, und Karl freute ſich herzlich, die Reiſegeſellſchaft wieder anzutreffen, die beide Eltern freundlich willkommen hieß. Man trank Thee, man ſchwatzte von der zurückgelegten Reiſe, aber noch immer wollten weder der Oheim noch deſſen Tochter erſcheinen. Karl empfand auch kein Verlangen nach dieſer Erſcheinung; doch

Christoph fragte endlich: „wo bleibt denn der Oheim?“

„Hier sitzt er, mein lieber Neffe,“ sagte Herr Lange, „ich bin es selbst.“

Christoph sah ihn mit großen Augen an, und die sonst so bewegliche Zunge erstarrte. Karl sprang auf und wollte seine Hand küssen. Der Oheim schloß ihn in die Arme.

„Ihr werdet mir verzeihen, liebe Neffen,“ hub Dietrich Schwarz an, „daß ich diese Komödie mit Euch gespielt habe. Es lag mir daran, Euch kennen zu lernen, und nicht von Euch getäuscht zu werden, was doch vielleicht, selbst ohne Euern Vorsatz, hätte geschehen können. Gegen den Kaufmannsdiener Lange, dachte ich, werdet Ihr Euch nicht verstellen. Vielleicht war die Vorsicht überflüssig, aber einem alten Manne müßt Ihr schon eine Grille zu Gute halten. Auch meine Tochter, so meinte ich, würde sicherer in Eure Herzen blicken, wenn Ihr eine Weile mit ihr umginget, ohne sie zu kennen. Darum ließ ich sie mit ihrer Gouver-

nantinn nach Frankfurt kommen. Sie mußte ihren Vater verleugnen, so wie ich sie verleugnete, und als künftige Nonne uns begleiten."

„Wie? Julie!" rief Karl.

„Nicht Julie, sagte Herr Schwarz, sondern meine Erneſtine, der ich Gelegenheit verſchaffen wollte, mit der Vernunft, wie mit dem Herzen, eine glückliche Wahl zu treffen.

Karl zitterte am ganzen Leibe. — Chriſtoph ſtammelte unverſtändliche Sylben.

„Wenn ich meinem lieben Neffen Chriſtoph trauen darf," fuhr der Oheim fort, „ſo hat meine Erneſtine gewählt; denn, nachdem ſie ihm ſo oft die Hand gedrückt, und ſogar im Wirthshauſe zu Bonn unter heißen Thränen und Küſſen ihm ihre Liebe bekannt hat, ſo iſt die Sache wol entſchieden."

Chriſtoph wurde bleich bis an die Naſenſpitze, und zerknüllte ſeinen Hut.

„Der Herr Vetter," ſagte Erneſtine jetzt, „hat den Scherz ein wenig weit getrieben.

Ich muß ihn bitten, zu erklären, daß nichts an der Sache iſt, weil ſonſt mein künftiger Gatte eine ſehr üble Meinung von mir faſſen könnte."

„Ich — ſtotterte Chriſtoph — ich — verzeihen Sie — es war nur eine Ahnung von meinem künftigen Glücke." —

„Da hören Sie es, lieber Vetter Karl," ſagte Ernestine freundlich, erhob ſich von ihrem Seſſel mit ſchüchterner Sittſamkeit, trat dem bebenden Jünglinge näher, reichte ihm ihre Hand, und ſinſterte: „ich bringe Ihnen den Segen meines Vaters."

Mit ſtummen Entzücken warf der beſcheidene Karl ſich zu des Oheims Füßen, der ihn als einen lieben Sohn an ſein Herz drückte.

Der beſchämte Lügner zog aus Köln, ohne die Hochzeit abzuwarten; als er aber heim kam, empfing ihn ſeine ſchalkhafte Schweſter Nanchen doch mit dem beſtellten Hochzeitsgedichte

Die wüſte Inſel.

Anſelm und Hector, zwei Jünglinge, haßten ſich tödlich. Schon im Knabenalter war dieſer Haß entſtanden und mit jedem Jahre bitterer geworden. Fragte man Hector, was er von Anſelm halte? ſo nannte er ihn einen boshaften Menſchen; und wurde Anſelms Urtheil über Hector begehrt, ſo war ſicher die Antwort: er iſt ein ſchlechter Menſch. Beide irrten. Beide waren weder boshaft noch ſchlecht; warum ſchienen ſie denn einander ſo?

Aus lauter unbedeutenden Fäden hatte ſich das böſe Gewebe des Haſſes entſponnen. Hector, ein wenig mürriſch und träge, kleidete ſich bisweilen etwas ſonderbar, und wenn er eine Verbeugung machte, ſo glich er einem Ta-

schenmeſſer, das zur Hälfte zuſammengeſchlagen wird. Der zierliche Anſelm lachte gern über Alles, und hatte jene Unbehülflichkeit bisweilen verſpottet. Das erfuhr Hector, und es kränkte ihn tief.

Hingegen hatte er mehr gelernt, als Anſelm, der wol bisweilen in den Tag hinein von Dingen ſchwatzte, die er nicht verſtand, und wenn er ſich anders nicht zu helfen wußte, durch eine kleine Unverſchämtheit den Mangel an Kenntniſſen bedeckte. Einmal unter Anderm hatte eine Dame in irgend einem Romane einen lateiniſchen Vers des Ovid gefunden, und bat Anſelm, ihn zu überſetzen. Dieſer, obgleich er ihn ſelbſt nicht verſtand, überſetzte friſch drauf los und ſagte, was ihm eben einfiel. Zu ſeinem Unglücke trat Hector herein und beſchämte ihn durch eine richtige Verdeutſchung. Das konnte Anſelm ihm nicht vergeſſen.

Bald darauf bewarb er ſich um einen Dienſt, unwiſſend, daß auch Hector ſchon darum nachgeſucht. Das nannte dieſer boshaft. Ein an-

dermal verging Hector eine ganze Woche lang einen Brief zu bestellen, den er als Einlage für Anselm empfangen; das nannte dieser schlecht. Wer könnte alle die Kleinigkeiten erzählen, die sie einander begierig aufmutzten oder gehässig verdrehten. Aus lauter solchen Tropfen bildete sich die Quelle ihrer Feindschaft. Jeder betrachtete den Andern und Alles, was der that, durch eine angelaufene Brille. Daß Anselm ein gutmüthiger, dienstfertiger Mensch war, wollte Hector durchaus nicht sehen; und Jener wiederum blieb hartnäckig blind für Hectors Redlichkeit. Gern wären beide einander ausgewichen, aber sie wohnten in einer kleinen Stadt, waren Eines Standes, mußten einerlei Gesellschaften besuchen, mußten oft einander sehen und sprechen; das verbitterte Beider Leben. Bei dieser Gährung der Gemüther war es wol kein Wunder, daß eines Tages ihr Grimm — abermals bei geringfügiger Veranlassung — in Thätlichkeiten ausbrach und sie einander auf Pistolen forderten, beide schwörend, Einer von

ihnen müſſe auf dem Platze bleiben. Schon ſtanden ſie, die Mordgewehre in den Händen, ſich blutdürſtig gegenüber, als der Kommandant der Stadt ſie mit Gewalt trennte, Beiden mit Schimpf und Kerker drohend, wenn ſie nicht künftig Ruhe hielten. Finſter grollend ſchieden ſie vom Kampfplatze und ſchwuren ſich ewigen Haß.

Dies läſtige Gefühl beſtimmte zuerſt den jungen Hector, ſein Vaterland zu verlaſſen. Hamburg lag nicht fern. Ein naher Verwandter von ihm war dort ein angeſehener Schiffer, und machte große Reiſen nach Oſtindien. Zu dieſem flüchtete er gleichſam, da ihm der Aufenthalt in ſeiner Vaterſtadt durch Anſelm unerträglich wurde. Der Schiffer nahm ihn liebreich auf, und findend, daß ſein junger Vetter in der Mathematik bereits große Fortſchritte gemacht, bildete er ihn zum Seemanne, nahm ihn mit auf Reiſen, und verſchaffte ihm Gelegenheit, manche kleine Summe zu erwerben.

Einſt kehrten ſie aus China mit einer reichen Ladung zurück. Schon in der Straße von Banka erkrankte der Schiffer; denn die flachen überſchwemmten Ufer der Küſten von Sumatra erzeugen eine ungeſunde Luft, welcher oft der abgehärtetſte Seemann unterliegt. Es wurde täglich ſchlimmer mit dem Kranken; er fühlte ſeinen nahen Tod, übergab ſeinem Vetter das Schiff, und empfahl ihn einem alten, erfahrnen Steuermanne, von deſſen Treue er ſich verſichert hielt. In der Straße von Sunda ſtarb er. Hectors Schmerz war aufrichtig und machte ihn unfähig, in den erſten Tagen die Kenntniſſe zu üben, die der Verſtorbene ihn gelehrt. Zur Schwermuth ohnehin geneigt, ſaß er den ganzen Tag in einem Winkel der Cajüte, und überließ die Führung des Schiffes ganz dem alten Steuermanne.

Der hatte viele Jahre lang treu gedient, allein er gehörte zu der großen Zahl jener ſogenannten ehrlichen Leute, deren Tugend nie eine Feuerprobe beſtanden. Jetzt überwältigte

ihn die Lockung zu einem Verbrechen, deſſen Gelingen plötzlichen Reichthum ihm verſpiegelte. Er zettelte unter dem Schiffsvolk eine Verſchwörung an. Eines Abends — Hector ſchlummerte eben in ſeiner Hangematte — ſtürzten drei Bewaffnete in die Cajüte, ergriffen, banden und warfen in den Schiffsraum ihn hinab.

Er wußte nicht, wie ihm geſchah. Die ganze Nacht lag er betäubt, und erwartete den Tod. Am Morgen brachte man ihm etwas gekochten Reis und einen Schluck Wein. Vergebens fragte er, was man mit ihm vorhabe? man würdigte ihn keiner Antwort. Noch einen ganzen, langen Tag wurde er ſeinen düſtern Ahnungen überlaſſen. Allerdings hatten die Matroſen ihn über Bord werfen wollen, damit der Zeuge ihres Verbrechens auf ewig verſtummen möchte; aber der alte Steuermann fühlte doch noch menſchlicher, und wollte keinen Mord begehen. Um Mitternacht wurde Hector hervorgezogen, man ſchleppte ihn auf das Verdeck.

Der Mond ſchien hell. In geringer Entfernung erblickte er einen ſchwarzen Streifen in der See; es war eine von den maldiviſchen Inſeln, deren zwölftauſend ſeyn ſollen. Viele derſelben ſind unbewohnt.

Es wurde ein Boot ausgeſetzt, Hector hineingeſetzen, mit etwas Mundvorrath verſehen, und ſeinem Schickſal überlaſſen. Eine Strömung führte ihn gerade zu der nächſten Inſel, die jedoch von ſchroffen Felſen rings umgeben war. An dieſen Klippen ſcheiterte das Boot, und ſonder Zweifel hatte das Schiffsvolk darauf gerechnet, daß er in der Brandung ſeinen Untergang finden werde; aber, eine Felſenſpitze umklammernd, hielt er ſich, bis es Tag wurde, ſchwamm und kletterte dann von einer Klippe zur andern, und erreichte endlich ganz erſchöpft einen trockenen Gipfel. Hier blieb er lange unmächtig liegen. Die heißen Sonnenſtrahlen weckten ihn. Mühſam erhob er ſich, ſah das Schiff noch in der Ferne, und weinte bitterlich.

Hunger und Durſt begannen ihn zu peinigen. Der wenige Zwieback, den man ihm ins Boot geworfen, war, mit dieſem zugleich, ein Raub der Wellen geworden. Er blickte in das Innere des Landes, und ſah die Wipfel grüner Bäume hinter den Felſen hervorragen. Die ganze Inſel war gleichſam ein Keſſel von Granit, in dem die Sonne Kräuter und Früchte kochte. Er ſammelte ſeine letzte Kraft, um an den Felſenwänden in das Thal hinab zu klimmen. Hier fand er, was die Natur allen maldiviſchen Inſeln reichlich zum Geſchenke verlieh: wildwachſende Cocosnüſſe, die mit ihren mandelgleichen Kernen ihn ſpeiſten, durch ihre ſüße Milch ihn erfriſchten. Er legte ſich in den Schatten dieſer wohlthätigen Bäume, und da ſeit mehrern Tagen Kummer und Angſt ihm die Ruhe geraubt, ſo fiel er jetzt in einen tiefen Schlaf, aus dem er erſt erwachte, als gegen Abend ein erquickender Thau ſein grünes Bett befeuchtete. Er ſtand auf und beſchloß, in nächtlicher Kühle, vom Mondſcheine begünſtigt, das Innere des Landes zu erforſchen.

denn er wußte noch nicht, wo er war, und meinte, man habe an einer von jenen großen Inseln, Sumatra oder Borneo, ihn ausgesetzt, wo es englische und holländische Niederlassungen gibt, deren eine er zu erreichen hoffte. Aber kaum mochte er eine Stunde auf ungebahnten Pfaden mühsam fortgeschritten seyn, als er auch schon die ganze Insel durchschnitten hatte, folglich wiederum durch eine hohe Felsenwand sich aufgehalten sah. Keine Spur von Menschen konnte er entdecken. Nur eine Schlange zischte hier und da ihm aus dem hohen Grase entgegen, oder ein unbehülflicher Penguin verließ schnatternd seine Eier. Die halbe Nacht schweifte Hector hin und her; doch welche Richtung er auch nehmen mochte, immer stieß er am Ende auf schroffe Felsen, die, gleich einem Walle, die ganze Insel umgaben. Am andern Morgen erkletterte er den höchsten dieser Felsen, blickte nach allen Seiten umher, und überzeugte sich mit einem tiefen Seufzer, daß er auf einer kleinen, unbewohnten Insel sich befinde, die zu ei-

der langen, unabsehbaren Inselkette gehöre. Nun erinnerte er sich, daß die maldivischen Inseln sich auf mehrere hundert Meilen in die See hinaus erstrecken, und errieth, daß eine derselben ihm zur künftigen Wohnung, vielleicht zum Grabe, bestimmt sey.

Doch ließ er die Hoffnung nicht sinken. Er hatte gelesen und gehört, daß die verschiedenen Insel-Gruppen alle unter einem Sultan stehen, der sich Herr der zwölftausend Inseln nennt, obgleich ein Drittel derselben nur aus kahlen Sandbänken besteht, und ein zweites Drittel völlig unbewohnt ist.

„Einmal im Jahre wird doch ein Boot hier landen," dachte Hector, und sollte ich auch in Sklaverei gerathen, besser, als hier einsam verschmachten." Er fing nun an, sich in sein Schicksal zu fügen, und, in Erwartung baldiger Befreiung, emsig Alles aufzusuchen, was die Natur zu Fristung seines Lebens ihm darbot. An Nahrungsmitteln fehlte es nicht, die Cocosbäume lieferten reichlich ihre

Nüſſe, die Penguinen ihre Eier. Auch hätte er leicht mit einem Knittel dieſe Vögel bei Dutzenden todtſchlagen, und am Seeufer eine Menge Krabben ſammeln mögen; aber wie ſollte er ſie zubereiten? er hatte kein Feuer. Daß man, zwei dürre Hölzer an einander reibend, endlich Feuer gewinnen kann, wußte er freilich, verſuchte es auch öfter, doch, ungeübt in dieſer Kunſt und der nöthigen Geduld ermangelnd, gab er es hundert Mal wieder auf.

Endlich, zu ſeiner großen Freude, gelang ihm ein Verſuch; er genoß das unausſprechliche Vergnügen, eine Flamme emporlodern zu ſehen, zu deren Unterhaltung er unaufhörlich Holz herbeitrug, bei dem er mit Wohlbehagen einige Penguins, halb roh, halb gebraten, verzehrte. Aber ſeinem Feuer immerfort neue Nahrung zu verſchaffen, war eine Kunſt, die ſeine Kräfte überſtieg. Er beſaß kein Beil, nicht einmal ein Meſſer, womit ſollte er Holz fällen? — Dürre, vom Winde abgebrochene Aeſte, oder kleines Buſchwerk, das er mit der

Faust zerknicken konnte, war Alles, was er herbeizutragen im Stande war. Dieser Vorrath erschöpfte sich bald, und als nun vollends der Winter eintrat, das heißt: als ewige Regenströme sechs Monate herabstürzten; da erlosch das gesellige Feuer. Mit verschränkten Armen, den starren Blick darauf geheftet, stand er da und beim Verglimmen der letzten Kohle war ihm zu Muthe, als stürbe ihm ein Freund.

Er mußte nun den Trost entbehren, an einer prasselnden Flamme sich zu wärmen, oder zu trocknen. Der Höhlen gab es genug, in die er flüchten konnte. Eine derselben hatte er von einer Schlange erkämpft, und mit dürren Blättern sich zum Lager angefüllt. Hier wohnte er mit seinem Kummer und dem einzigen Freunde, der die Menschen auch auf wüste Inseln begleitet, dem Schlafe. Recht oft beleuchte ihn dieser freundliche Bruder des Todes; denn hatte Hector den ganzen Tag sich Wege durch verwachsenes Gesträuch gebahnt, um einige Eier zu finden, oder hatte er, die Felsen auf- und abklimmend, verge-

bens Stundenlang nach einem rettenden Boote umhergeschaut, so kam er mit erschöpften Kräften heim, und Ermüdung schloß ihm die Augen.

Ein Glück, daß der heiße Himmelsstrich ihm die Kleider entbehrlich machte, denn er mußte seine Lumpen bald in Dornengebüschen, bald an zackigen Felsen hängen lassen, und endlich — um so lange als möglich sein einziges Hemd zu schonen, sich aus Palmenblättern Schürzen flechten.

So lebte er nun fast ein ganzes Jahr. Immer schwächer wurde die Hoffnung, aus dieser Einöde jemals erlöst zu werden. Jeden Morgen bestieg er die höchsten Klippen, besonders wenn es stürmte, weil dann Schiffe hieher verschlagen werden konnten; er sah deren auch bisweilen in der Ferne, aber sie hüteten sich wohl, den, als höchst gefährlich bekannten, Durchfahrten der maldivischen Inseln-Gruppen nahe zu kommen, und so nährte nur ihr Anblick seinen Schmerz. Oft ertappte er sich auf dem Wunsche, daß ein Schiff hier scheitern

möchte: denn so ist der Mensch! Das Unglück von Hunderten seiner Brüder möchte er gern herbeiführen, um nur sich, den Einzigen, zu retten. „Ich kann ja doch keinen Schiffbruch veranlassen," damit entschuldigte sich Hector, wenn sein Gewissen ihm zurief: schäme dich des Wunsches!

Eines Abends, als er, nach Gewohnheit, von der höchsten Klippe das Meer überschaute, sah er die Sonne blutroth untergehen, und das Krächzen mancher Seevögel verkündete nahen Sturm. Der brach aus in der Nacht mit seltner Heftigkeit. Hector, in seiner Höhle auf dürren Blättern sich wälzend, hörte ihn fürchterlich heulen; Felsenstücke rissen sich los, und donnerten ins Thal hinab; die stärksten Bäume brachen oder kehrten die Wurzeln gen Himmel. Es war ein unaufhörliches Krachen und Tosen; Regenströme stürzten herab. Als am Morgen nach dieser schrecklichen Nacht des Sturmes Wuth sich minderte, eilte Hector, eine Felsenwand zu erklimmen, um das große, furcht-

bare Schauspiel mit anzuziehen, wie die empörten Fluthen sich an den Klippen brachen, und der Schaum der Wellen bis zu ihm hinauf sprützten.

Schon hatte er wol eine Viertelstunde lang diesen Aufruhr mit Schaudern betrachtet, da dünkte ihn plötzlich, er sehe etwas auf dem Abhang eines nackten Felsen liegen. Ein Sonnenblick, der eben durch die Wolken brach, zeigte ihm deutlich, er irre nicht, nur konnte er nicht unterscheiden, was es war. Das Herz klopfte ihm gewaltig. Nun mußte er in der Nähe untersuchen, was der Sturm hier ausgeworfen; vielleicht nur einen todten Fisch, vielleicht aber auch irgend etwas ihm Nützliches. Schroffe Klippen trennten ihn von dem Gegenstande. Er konnte durch einen Umweg bequemer dahin gelangen, aber dann verlor er Zeit, und eine hohe Welle konnte unterdessen das Ausgespiene wieder wegspülen, zumal wenn die Fluth eintrat. Jetzt war noch Ebbe, und kein Augenblick zu versäumen.

Des Kletterns schon gewohnt, wagte Hector einige Gemsensprünge, klimmte dann wieder auf und ab, schöpfte bisweilen Athem, faßte in solchem Augenblicken den immer näher rückenden Gegenstand schärfer ins Auge, und endlich erkannte er deutlich, es sey ein Mensch. Durch diese Entdeckung heftig erschüttert, wäre er fast vom Felsen hinabgestürzt. Ihm schwindelte. Er mußte eine Zeitlang sich platt niederlegen, um nicht zu fallen, und erst nach und nach an den Gedanken sich gewöhnen, daß ein menschliches Wesen ihm nahe sey.

„Ach!“ seufzte er, „vermuthlich ein Todter! das Schicksal verhöhnt mein Unglück! es sendet mir nur einen Leichnam, um ihn zu begraben.“ Indessen konnte auch in diesem Falle die traurige Begebenheit immer noch ihm Vortheil bringen; er konnte allerlei ihm Nützliches, lang Entbehrtes, in der Tasche des Todten finden, vorzüglich ein Messer, ein Schatz für ihn! Auch die Kleider hatten großen Werth für einen Nackenden. Hector eilte, nach kurzer Erholung,

den Platz zu erreichen, wohin die Hoffnung ihn mächtig zog. Mit Schaudern betrat er endlich den Abhang, auf dem der Lebloſe ausgeſtreckt lag; mit Schaudern näherte er ſich ihm, ſah in das blaſſe Geſicht, und erkannte Anſelm.

Ein Blitz durchzuckte ſeine Gebeine, das Haar ſträubte ſich empor. „Was iſt das!“ rief er grinſend; „ſpottet meiner die Hölle? — Länger als ein Jahr hab' ich mühſam hier vertrauert, mit heißen Thränen oft nach einem menſchlichen Weſen mich geſehnt, und plötzlich führt ein ſchadenfroher Geiſt mir den Todfeind her! — Doch nur ein Leichnam — er iſt nicht mehr — das Schickſal hat mich an ihm gerächt — aber auch ihn an mir! — Ja, wenn er wüßte, daß ich ſo elend bin, faſt wünſchen zu müſſen, er lebe noch!“ —

Hier warf Hector einen wehmüthigen Blick auf Anſelm und — bebte zurück — denn eben jetzt verrieth ein erſter Athemzug, daß Anſelm wirklich noch lebe. Dem Gefühle des Haſſes überwältigt, wollte Hector ent-

weilen, doch immer zog sein Herz ihn wieder zurück. Er ging, er kam, er stand, er wankte. Bald betrachtete er den Ohnmächtigen mit starren Blicken, bald wandte er die Augen von ihm ab.

„Lasse ich ihn hülflos liegen," dachte er nun, „so wird er ein Raub der Fluth, die jetzt schon immer höher steigt. Er ist ein Mensch, ich muß ihn retten. Die Insel ist klein, doch groß genug für uns beide, daß wir, entfernt von einander, unser elendes Daseyn vertrauern mögen."

Mit diesem Entschlusse bückte er sich über Anselm, der eben jetzt die Augen aufschlug, und einen Wilden zu entdecken glaubte; denn Hectors langer Bart, sein struppigtes Haar, sein entstelltes, verbranntes Gesicht, seine sorgo Bekleidung von Palmenblättern, machten nicht nur ihn völlig unkenntlich, sondern ließen auch durchaus keinen Europäer in ihm vermuthen. Anselm bot die Hände bittend zu ihm auf. Hector sah ihn finster an. Jener fürch-

tete, der Wilde werde ihn plündern und ermorden. Mit rührender Geberde rief er aus: „Ach! wenn ich deine Sprache verstünde, vielleicht würde es mir gelingen, dich zu erweichen.“

Bei den Tönen der wohlbekannten Muttersprache wurde Hector von einem seltsamen Schauer durchbebt. Allein er antwortete nicht, sondern er winkte nur dem sich langsam Erholenden, daß er aufstehen und ihm folgen solle, wobei er mit der Hand auf die wachsende Fluth deutete. Anselm verstand ihn, raffte alle seine Kräfte zusammen, und wankte ihm nach.

Gerade emporzuklimmen, war dem Erschöpften unmöglich. Durch einen weiten, aber sanftern Umweg führte Hector ihn die Felsenwand hinan, reichte ihm sogar einige Mal einen Stab, an dem er ihn nach sich zog; denn ihm die Hand zu reichen, konnte er nicht über sich gewinnen. Als sie oben standen, zeigte er ihm das Innere der Insel, deutete besonders auf die Cocosbäume, und gab ihm durch Geberden zu verstehen, daß sie eine gute, gesunde Nahrung lieferten. Dann

ließ er ihn plötzlich allein, sprang hastig die Felsen hinab, und verlor sich im Gebüsche. Vergebens rief Anselm ihm beweglich nach, er wollte nicht hören; er glaubte, die Menschenpflicht erfüllt zu haben, und weitere Gemeinschaft mit dem Feinde begehrte er nicht. Aber tief bewegt schlich er in seine Höhle, warf sich auf die Blätter, und fand keine Ruhe.

„Wer mir gestern gesagt hätte: Morgen wird dein Wunsch erfüllt, morgen wirst du einen Leidensgefährten antreffen, und dennoch verlassener seyn als zuvor! — Grausames Schicksal! nur noch ein Mensch, außer mir, bewohnt diese Insel, und der Eine ist mein Todfeind!“ — Grollend rief er alle die Gründe sich ins Gedächtniß, die er zu haben vermeinte, um Anselm ewig zu hassen, und grollend schwur er aufs neue, fern von ihm zu bleiben, sollte auch im eignen Todeskampfe kein Tropfen Wasser ihn erquicken.

Indessen war Anselm mühselig bis in das Thal hinab geklettert, und hatte schon durch ei-

nige Cocosnüſſe ſich erquickt. Dem Vaterlande entwichen, um nicht fremde Waffen zu tragen, hatte er einen Schreiberdienſt auf einem Schiffe der oſtindiſchen Kompagnie gefunden. Dies Schiff war im Sturme, durch nicht zu bekämpfende Strömungen, zwiſchen die maldiviſchen Inſeln getrieben und geſcheitert. Mehrere ſeiner Gefährten hatten ſich, ihm unwiſſend, auf andere Inſeln gerettet, ihn aber die Wellen bewußtlos an dieſes Eiland geworfen. Er hielt es nicht für unbewohnt, denn wie konnte er glauben, der Wilde, der ihm beigeſtanden, ſey der einzige Bewohner? Würde er dann ihn wohl ſo ſchnell verlaſſen haben? Würde er nicht ſelbſt hoch erfreut geweſen ſeyn, den Unglücksgefährten zu finden? Sicher gab es alſo hier noch mehrere Wilde, und, wenn ſie Alle ſo gutmüthig waren wie dieſer, ſo hatte er nichts von ihnen zu fürchten. — Aber geſetzt auch, ſie waren minder menſchenfreundlich, was blieb ihm übrig? — er mußte, auf jede Gefahr, ihre Wohnungen aufſuchen.

Das that er nun wirklich mehrere Tage lang, allein vergebens! — Bisweilen hörte Hector ihn in seiner Nähe mit hochklopfendem Herzen; doch immer verkroch er sich in das dickste Gebüsch, und kam dem Suchenden nicht unter die Augen.

Nachdem Anselm sich überzeugt hatte, es sey auf der Insel keine Wohnung zu finden, so wurde das Verschwinden des einzigen Wilden, den er gesehen, ihm noch unbegreiflicher, und er gerieth bisweilen in Versuchung zu glauben, ein Engel habe ihn gerettet. Vergebens rief er oft nach allen Seiten mit lauter Stimme; nur das Echo von den Felsen antwortete ihm. Doch da er stets unermüdet in dem eingegrenzten Thale seine Nachforschungen fortsetzte, so konnte es nicht fehlen, daß endlich der Zufall ihn auch in die Gegend führen mußte, die, durch Hectors Hand mehr gelichtet, die Nähe eines Menschen verrieth. Anselm folgte den Spuren der abgebrochenen Zweige, des niedergetretenen Grases, und entdeckte die Höhle, in welcher Hector eben schlummerte. Das Geräusch,

welches er beim Eintritt in dieſelbe machte, erweckte den Schlafenden. Haſtig ſprang er auf. Anſelm trat ihm mit freundlicher, bittender Geberde entgegen — aber wie wurde ihm, als Hector plötzlich ausrief: „Weiche von mir! ich habe nichts mit dir zu ſchaffen!“ — In dem vermeinten Wilden einen Deutſchen zu finden, und einen Deutſchen, der von ſeinem Landsmann mit ſolcher Heftigkeit ſich losſagte — darob erſtarrte das Blut in Anſelms Adern.

„Mein Gott!“ ſprach er zitternd, als er ſeiner Zunge mächtig wurde: „Du biſt ein Deutſcher und ſiehſt einen Deutſchen in dieſer furchtbarn Einöde, deren einzige Bewohner wir ſind?“

„Ich würde dich fliehen,“ erwiederte Jener, „und wenn wir auf einer Sandſchelle mitten im Meere ſtünden! Erkenne mich! ich bin Hector.“

Mit einem Laute des Schreckens und Unwillens entwich Anſelm aus der Höhle, und irrte ſtundenlang durch das verworrenſte Ge-

büſch mit verworrenen Sinnen. Hector indeſſen wunſchte ſich Glück zu ſeiner rauhen Standhaftigkeit, und meinte, er ſey mit ſich ſelbſt zufrieden; aber ein geheimes Unbehagen ſtrafte ihn Lügen. Er hätte für ſein Leben gern von Deutſchland und von ſeiner Heimath mit dem Ankömmlinge geſprochen, auch allenfalls von China oder Japan, wenn er nur hätte ſprechen dürfen. Denn was Bewegung dem Körper, das iſt Sprechen der Seele; beide kränkeln, wenn ſie dieſer Erfriſchung entbehren. Allein der Haß achtet nicht, daß die Bruſt, in der er wühlet, ihn ſelbſt beſeufze, wenn er nur mit der Vorſtellung ſich kitzeln darf: das wird den Feind verdrießen. Zur Schande der Menſchheit ſey es geſagt: gewöhnlich iſt der Haß zu höherer Entſagungen fähig, als die Liebe.

Etwas biegſamer jedoch war Anſelms Starrſinn. Zwar wollte auch er des Feindes Anblick meiden, und ſuchte ſich eine Höhle, die von Hectors Wohnung ſo fern als möglich lag; aber er geſtand ſich doch, es ſey ein fata-

les Verhältniß, und wohl zu wünſchen, daß es anders ſeyn möchte. Auch konnte er ſich nicht verhehlen, daß Hector gewiſſermaßen der Retter ſeines Lebens geworden, ein Gedanke, der in manchen Augenblicken ihm ſehr drückend wurde, in manchen andern doch zu ſanftern Gefühlen ihn ſtimmte. Anſelm nahm überhaupt Alles leichter, und beſaß kein ſo ſchartes Gedächtniß für empfangene Beleidigungen. Ohne Hectors unfreundlichen Empfang würde er vielleicht dem Manne, der an ſeinem Stabe ihn die Klippen hinauf zog, gern die Hand gereicht haben. Jetzt aber hatte des Feindes Störrigkeit auch ihn aufs neue erbittert, und einſam trotzte Jeder dem andern, ſich ſelbſt zur Qual. Was Hectors Groll natürlich mehrte, war die Erinnerung, daß er um Anſelms willen ſein Vaterland verlaſſen, Anſelm folglich alles jetzige Elend an ihm verſchuldet habe.

Indeſſen ſehnte ſich doch Jeder bisweilen nach dem Anblicke eines Menſchen. Da es nun auf der Inſel keinen andern Menſchen gab, ſo

belauschten die Feinde einander gern; nur suchte Jeder ungesehen den Andern zu erblicken. Ganz abgesondert hielt es keiner länger als einige Wochen aus; dann schlich ein Jeder, sich selbst durch allerlei Vorwand täuschend, der Gegend zu, in welcher er den Feind vermuthete. Traf es sich, daß sie einander begegneten, so schienen sie zu stutzen, warfen sich finstere Blicke zu und kehrten einander den Rücken. Aber beide kamen zufrieden heim, denn Jeder hatte sich überzeugt, daß, außer ihm, noch ein menschliches Wesen auf der Insel sey. Es war ein dunkles, doch behagliches Gefühl, welches Jedem zuflüsterte: im Nothfall bist du nicht allein.

Auf einer dieser lauschenden Wanderungen geschah es einst, daß Anselm seinen Feind schlafend erblickte. Er lag im hohen Grase unter einer Cocos-Palme. Anselm näherte sich leise und betrachtete ihn zum ersten Male recht genau. Es war nicht mehr die blühende Gestalt des Jünglings, wie er, von der Heimath her, sich noch ihn dachte; der Gram hatte tiefe

Furchen auf ſeine Wangen gezogen, und Anſelm ſagte ſich leiſe: „Fürwahr, dieſer Hector ſcheint ein Anderer zu ſeyn, als den ich ſo lange gehaßt.“

Eben als er dieſer Betrachtung nachhing, wand ſich eine giftige Schlange dicht neben dem Schlafenden aus dem Graſe hervor. Anſelm ſchauderte. Ungereizt würde ſie vermuthlich, wie Schlangen pflegen, fortgekrochen ſeyn, ohne beſchädigen zu wollen; aber Hector, dem von der nahen Gefahr nicht träumte, ſtreckte zum Unglücke gerade in dieſem Augenblicke ſeinen Arm aus, und ließ ihn unſanft auf die Schlange fallen, die ſogleich ſich gegen ihn ringelte, im Begriffe, ihren Zahn in ſeine Hand zu drücken.

Gedankenlos, aber blitzſchnell, ergriff Anſelm einen platten Stein, der zu Hectors Füßen lag, und ſtürzte damit auf die Schlange, der er in dem Augenblicke den Kopf zerquetſchte, als ſie ſchon die Hand des Schlummernden berührte. Es war ein gefährliches Wageſtück, denn verfehlte er auf den erſten Streich den

Kopf, und traf er etwa den Hals, ſo daß die Schlange nur ein wenig Raum behielt, den Kopf zu wenden, ſo war es um ihn geſchehen.

Hector, deſſen Hand der Stein nothwendig treffen mußte, erwachte plötzlich, um bei dieſem Anblicke zu erſtarren. Der Feind kniete neben ihm und quetſchte noch immer das Schlangenhaupt mit ganzer Kraft. Hector begriff, in welcher Gefahr er geſchwebt; tief erſchüttert war ſein Gemüth — aber er verſtummte. Anſelm, ſeines Sieges gewiß, ſtand nun ruhig auf, warf den Stein von ſich und ging. Er ſah ſich nicht wieder um, und Hector rief ihm auch nicht, obgleich ihm zu Muthe war, als müſſe er ihn rufen, und als wolle der Name Anſelm! mit Gewalt über ſeine Lippen ſich drängen. Beiden gab die Begebenheit für mehrere Tage Stoff zu Selbſtgeſprächen.

„Ich hätte ihm wol danken ſollen,“ meinte Hector, „doch warum? Hab' ich ihn doch auch von einer nicht minder großen Gefahr errettet und keinen Dank begehrt.“ —

Daſſelbe dachte Anſelm: „Er iſt mir ſein Leben ſchuldig, und hat mir nicht einmal ein Gott vergelts! nachgerufen. Doch wozu? Als er der ſteigenden Fluth mich entriß, hab' ich ihm ja auch nicht gedankt.“

Aber großen Einfluß auf Milderung des Starrſinnes beider Theile hatte dieſer Zufall doch. So lange Hector allein ſich ſagen durfte: ich habe meinem Feinde einen großen Dienſt erwieſen; ſo lange ſchien dadurch der Abſtand zwiſchen ihm und Anſelm noch vergrößert, und er aefiel ſich gleichſam in einer gewiſſen eiteln Großmuth, welche der Verſöhnlichkeit nicht beförderlich war. Jetzt mußte er wider Willen ſich geſtehen, daß ſie einander gleich geworden, und wenigſtens war nun doch die Wand der Eitelkeit niedergeriſſen. Auf der andern Seite empfand Anſelm nicht allein das Vergnügen, ſeinem Feinde nichts mehr ſchuldig zu ſeyn, ſondern nährte auch das Bewußtſeyn, eine edle That vollbracht zu haben. Den Gegenſtand einer ſolchen kann man nicht

eigentlich haſſen, weil der Gedanke an ihn ſich ſtets mit der Erinnerung an das gethane Gute miſcht, und das Licht des Letztern den ſchwarzen Kern des Erſtern ſanft umfließt.

Schon fingen Beide an, im Stillen zu unterſuchen, ob ſie, in frühern Jahren, nicht ſelbſt vielleicht dann und wann Veranlaſſung zum ausgebrochenen Unmuthe gegeben? Zwar bekannten ſich Beide in dieſem Punkte nur zu Kleinigkeiten, aber es war doch immer eine Art von Entſchuldigung für den Andern; es milderte doch den Groll ein wenig, und ſchon ertappten ſich Beide nicht ſelten auf dem Wunſche, daß eine Verſöhnung möglich ſeyn möchte. Nur falſche Scham hielt Jeden noch zurück, den erſten Schritt zu thun. „Er könnte wol meinen, ich bedürfte ſeiner," dachte Jeder, und obgleich ſie allerdings Einer des Andern recht ſehr bedurften, ſo wäre doch Jeder lieber umgekommen, ehe er ſich entſchloſſen hätte, dem Andern etwas dergleichen einzubilden.

Indeſſen war die Regenzeit nun wieder herangerückt, und äußerte dieſes Mal auf Hectors Geſundheit einen verderblichen Einfluß. Ein heftiges Fieber hatte ihn ergriffen, kaum konnte er ſchleichend und wankend ſeine Höhle erreichen. Das hatte Anſelm von ferne geſehen, und lauerte nun zwei Tage, ob er nicht hervor kommen würde. Als aber Hector auch am Morgen des dritten Tages noch nicht erſchien, fühlte Anſelm eine große Bangigkeit. „Sollte er in ſeiner Höhle verlaſſen ſterben? Das wäre mir doch leid!“ So flüſterte er, ſich näher ſchleichend und immer näher, bis er ſchon den Eingang von fern erblickte. Da ſtand er wieder zögernd und bedenklich. „Geiert, er wäre nicht krank? er hätte ſich nur, des böſen Wetters halber, nicht herausgewagt? und ich käme nun mit ungebetenem Dienſteifer, würde er meiner nicht ſpotten! Immerhin! ich muß mich überzeugen, muß wenigſtens einmal dicht an der offenen Höhle vorübergehen und einen Blick hinein werfen, als ob es zufällig geſchähe.“

Das that er, und gewahrte sogleich, daß er nur allzurichtig vermuthet. Hector lag ausgestreckt ohne Besinnung, mit starren, gläsernen Augen, mit lechzender Zunge und geborstener Lippe. Anselm überwand sich, ihm näher zu treten, überwand sich sogar, die Worte auszusprechen: „Bist du krank?“

Hector hörte ihn nicht, und fort eilte Anselm, um eine frische Cocosnuß zu holen, deren Milch er ihm einflößte. Dann füllte er auch die leere Cocosschale, die neben Hectors Lager stand, mit frischem Wasser. Dann nahm er sein Feuerzeug zur Hand (denn als er Schiffbruch litt, hatte er zufällig einen in der Tasche), und zündete von dürren Reisern vor der Höhle Feuer an. Dann entfernte er sich einige hundert Schritte, und legte sich hinter ein dickes Gebüsch, um die erste Wirkung seiner Sorgfalt abzulauern.

Ein guter Geist hatte ihn gerade in der Stunde herbeigeführt, als Hector in einer bedenklichen Krisis lag. Die eingeflößte Milch und

das Feuer, welches die Luft in der feuchten Höhle verbeſſerte, unterſtützten die Natur.

Nach einigen Stunden fand der Kranke zum erſten Male ſeine Beſinnung wieder. Mit großen Augen blickte er um ſich. Die ungewohnte Wärme des Feuers that ihm wohl. Wer als Anſelm konnte es angezündet haben? und das friſche Waſſer neben ihm — er erinnerte ſich deutlich, daß ſeine Cocosſchale leer, und er, trotz ſeines brennenden Durſtes, nicht im Stande geweſen, bis zu der nahen Quelle zu ſchleichen. Wer als Anſelm konnte die Schale gefüllt haben? — Die Krankheit hatte ſeine Nerven abgeſpannt, ſeinen ſtörriſchen Geiſt überwältigt; er war gerührt. „Ich werde ſterben," ſagte er mit bebender Lippe, „doch ehe ich ſterbe, möchte ich ihm gern verzeihen."

Hätte er dieſe Worte laut genug geſprochen, hätte Anſelm ſie vernommen, ſicher wäre der Milder-Geſinnte herzugeſtürzt. Aber ſie wurden nur leiſe geäußert, und Hector entſchlummerte ſüß, eingewiegt von der tröſtenden Ver-

ſtellung, daß ein menſchliches Weſen ſich ſeiner angenommen.

Als Anſelm gewahrte, das Feuer werde bald erliſchen, ſchlich er wieder näher und bemerkte mit großem Vergnügen, daß Hector die Cocosſchale geleert, und jetzt eines erquickenden Schlafes zu genießen ſcheine. Sogleich füllte er die Schale aufs neue, trug noch mehr Holz zum Feuer, und begab ſich dann wieder in ſeinen Hinterhalt, weder Sturm noch Regen achtend. So trieb er es zwei Tage, ſelten eine Stunde zu Befriedigung eigner Bedürfniſſe ſich abmüßigend. Einen ganzen Holzſtoß trug er zuſammen, damit, wenn der Kranke wieder zum Vorſchein käme, er ohne Mühe das Feuer unterhalten könnte.

Am dritten Tage endlich hatte er die Freude, den faſt Geneſenen zwar noch wankend, aber doch mit erneuten Kräften, aus der Höhle treten zu ſehen; ja, Hector ſchlich ſchon ſelbſt zum Bache, um ſeine Cocosſchale zu füllen. Auch Anſelm bedurfte der Ruhe, nachdem er ſo lange,

vom Regen durchnäßt, für seinen Feind gemacht und gearbeitet hatte. Er kroch in seine eigene Höhle, und schlief, mit dem Bewußtseyn recht gehandelt zu haben, viele Stunden hinter einander den süßesten Schlaf. Als er endlich neugestärkt erwachte, sah er eine Stange, dicht vor seiner Höhle in die Erde gepflanzt, und an der Stange flatterte ein breites Palmenblatt im Winde. Er stutzte, rieb sich die Augen, stand auf, ging hin und fand mit einem spitzigen Holze die Worte auf das Blatt gekritzelt: Ich danke dir.

So viel hatte Hector über sich vermocht. Nur den Feind anzureden, konnte er sich nicht entschließen; aber daß er gern mehr als Worte zum Danke geben wollte, bewies er bald; denn eines Morgens fand Anselm, mit nicht geringem Erstaunen, vor seiner Höhle eine Kiste stehen, die mit allerlei nützlichen Geräthschaften und Kleidungsstücken genau zur Hälfte angefüllt war. Hector hatte sie am Strande gefunden, mit unsäglicher Mühe auf die Insel geschafft, und

dert den Inhalt Stück vor Stück auf das Gewiſſenhafteſte getheilt. Sie ſchien das Eigenthum eines Zimmermanns auf einem, ohne Zweifel geſcheiterten, Schiffe geweſen zu ſeyn, und es befand ſich nichts darin, was für die Bewohner einer wüſten Inſel nicht ein Schatz geweſen wäre.

Die Hälfte dieſes Schatzes trug Hector in der Nacht vor Anſelms Höhle, hoffend, ihm dadurch ſeine Pflege zu vergelten. Aber Anſelm achtete das Palmenblatt mit den Worten: ich danke dir, höher, als dieſe Kiſte. Es kam ihm vor, als wolle Hector ſich mit ihm abfinden. Der Gedanke war ihm unerträglich. Er rührte kein Stück von dem Geſchenkten an, ſondern trug es mit einigem Unwillen zurück, fand Hector am Bache ſitzend, und ſtellte die Kiſte ſchweigend vor ihm nieder. Beider Blicke trafen ſich, nur nicht mehr ſo finſter wie vormals, Verlegenheit und Wehmuth ſchienen darin zu kämpfen.

Als nun Anſelm mit zögernden Schritten ſich entfernen wollte, brach Hector das

Schweigen. „Sie iſt dein," ſagte er trocken.

— Mit nichten, erwiederte Anſelm.

„Ich habe ſie gefunden am Meeresſtrande."

So iſt ſie dein.

„Du haſt mir Gutes gethan, ich muß dir danken.

Du haſt mir ſchon gedankt.

„Hätteſt du ſie gefunden, du würdeſt ſie auch getheilt haben."

Ja, doch hätteſt du die Hälfte von mir angenommen?

Hector ſchwieg.

Antworte mir auf dein Gewiſſen!

„Hab' ich doch in Todesnoth ein Labſal von dir angenommen."

Nur in Todesnoth.

„Willſt du mir aus Rache eine unvergoltene Wohlthat aufbürden?"

Du haſt mich die Klippen heraufgezogen, biſt mir nichts ſchuldig.

„Du haſt der Schlange den Kopf gequetſcht. Wir waren quitt."

Sollen wir denn ſo genau und ängſtlich einander nachrechnen?

„Wollte Gott, es wäre anders, oder könnte anders werden!“

O Hector, ſcheint es doch faſt, Gott habe das gewollt, als er uns ſo wunderbar zuſammenführte.

Hector ſchwieg und ſeufzte. Anſelm fuhr fort mit bewegter Stimme: Mit der Piſtole in der Hand ſah ich im Vaterlande dich zum letzten Male mir gegenüber ſtehen.

„An den Küſten Aſiens, ohnmächtig auf einer Klippe, ſah ich zum erſten Male dich wieder.“

Ein neuer Lebenslauf hat für uns Beide begonnen.

„Hier iſt eine Cocosnuß mehr werth, als alle die Kenntniſſe, mit welchen ich, bisweilen vielleicht zur Unzeit, mich brüſtete.

Hier iſt ein Nagel koſtbarer, als der Stachel des Witzes, mit dem ich

wol ehemals, vielleicht aus Uebereilung, Manchen verwundete.

Eine Pauſe. Dies gegenſeitige Bekenntniß ebnete die Bahn.

„Verhältniſſe,“ fuhr Hector fort, ernſt vor ſich hinſchauend, „Verhältniſſe entzweien nicht ſelten Menſchen, die einander lieben könnten.“

Bisweilen, erwiederte Anſelm, löst das Schickſal wunderbar die widrigen Verhältniſſe.

„Wir ſind die einzigen Bewohner dieſer Inſel, und müſſen vielleicht hier ſterben.“

Wir könnten das Jammerleben uns wechſelſeitig erleichtern.

„Freilich könnten wir das.“

Und warum thun wir es nicht?

„Weil der Beleidigte vergebens hofft, daß der Schuldige ſein Unrecht bekennen werde.“

Welcher von uns beiden iſt der Beleidigte.

„Ich bin es!“

Ich.

„Nun ja wir beide.“

Und welcher iſt der Schuldige? — Du ſchweigſt? — Laß uns nur bekennen: auch wir beide.

„Wie es in allen ſolchen Händeln der Fall zu ſeyn pflegt.“

Aufſeher legen ſich dazwiſchen, keiner will nachgeben.

„Es wird ein Ehren-Punkt daraus, und die Feindſchaft dauert ewig.“

Aber jetzt bewohnen wir einen Punkt der Erde, auf dem der verdammte Ehrenpunkt noch nicht heimiſch iſt.

„Freilich ſollte zwiſchen dieſen Klippen Eintracht herrſchen.“

Die Herzen ſollten ſich aufſchlieſſen.

„Wäre dieſer Bach der Lethestrom.“ —

Haſtig ergriff Anſelm eine Cocosſchale, ſchöpfte Waſſer aus dem Bache, hielt die volle

Schale hoch empor, und ſah den alten Feind mit einem fragenden Blicke an.

„Trink!“ ſagte Hector, und Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen. Da brachen plötzlich auch bei Anſelm die Thränen hervor und floſſen in die Schale, die er zur Hälfte leerte, dann ſie zitternd ſeinem Gegner reichte. Hector nahm ſie zitternd, und trank bis auf den letzten Tropfen, und warf die Schale hoch in die Luft, und ehe ſie noch den Boden berührte, lagen Beide einander in den Armen, umklammerten ſich feſt, und ſchluchzten Einer an des Andern Halſe. Jedem war eine ſchwere Laſt vom Herzen gewälzt, jeder fühlte ſich frei, leicht und glücklich — ja glücklich ſogar; denn der Augenblick, in welchem zwei gute Menſchen, ihren Groll vertilgend, einander in die Arme ſinken, verwandelt die düſterſte Einöde in einen freundlichen Garten. Von nun an waren ſie Brüder, bewohnten nur eine Höhle, und verſüßten einander das traurige Schickſal durch herzliche Eintracht. Beide vermieden an-

fangs in ihren Gesprächen, ihre vormaligen Verhältnisse zu berühren, doch bald wurde auch diese Vorsicht unnütz, und sie konnten nicht begreifen, wie es möglich gewesen, daß solche Kleinigkeiten sie so hart zu entzweien vermochten. Sie fingen an, darüber zu spotten. Jeder nahm jetzt freiwillig die Schuld auf sich, und das war der einzige Punkt, dem sein Freund widersprach. Täglich entdeckten sie an einander neue, gute Eigenschaften, und fast täglich fragte jeder sich selbst im Stillen: Wie konnte ich meinen Freund so lange verkennen?

Mit vereinten Kräften des Körpers und der Seele erleichterten sie sich das Leben und sannen auf Rettungsmittel. Daß nie ein Schiff hier landen könne, schien leider gewiß. Nicht einmal ein Boot durfte es wagen, der schrecklichen Brandung zu trotzen. Aber sie hatten in der Kiste, die der Sturm an's Ufer geworfen, auch eine alte hundertjährige Reisebeschreibung von Franz Pyrard gefunden, aus welcher sie lernten, daß die Kanäle zwischen den mal-

viſchen Inſeln ſelten mehr als eine Tiefe von zwanzig Faden haben, und daß man zur Zeit der Ebbe ſogar durchwaten könne, wobei das Waſſer oft nicht höher, als bis zum Gürtel ſteige; nur, hieß es, ein ſolcher Durchgang ſey gefährlich wegen der Haifiſche, auch der Boden mit ſpitzigen Klippen beſät.

Doch hier blieb keine Wahl. Sie mußten entweder auf die Hoffnung verzichten, jemals wieder in die bewohnte Welt zurückzukehren, oder das kühne Wageſtück unternehmen. Die nächſte Inſel ſchien nicht weiter, als etwa eine deutſche Meile entfernt. Sie hatten bisweilen dort Rauch aufſteigen ſehen, folglich war ſie nicht ganz unbewohnt.

Anſelm und Hector machten ſich eine Art von Lanzen, indem ſie einige große Meſſer an der Spitze eines langen Bambus-Rohrs befeſtigten. Das waren die einzigen Waffen, mit welchen ſie die Haifiſche abzuwehren hofften, überhaupt Alles, was ſie von ihren kleinen Habſeligkeiten mit ſich nahmen, um durch

keine Laſt den bedenklichen Gang noch mehr zu erſchweren. Ein Hemd und ein leinenes Beinkleid war ihre ganze Bedeckung. So ausgerüſtet, erwarteten ſie betend am Ufer die niedrigſte Ebbe; ſobald ſie eingetreten war, ſchwang Anſelm die Lanze über dem Haupte, rief: In Gottes Namen! und ſprang ins Waſſer. Hector folgte.

Einige hundert Klafter lang war der Boden mit weichem Sande bedeckt, das Waſſer reichte kaum bis an die Knie, und dieſer Anfang erhöhte ihren Muth. Sie verdoppelten die Schritte. Doch bald geriethen ſie auf Stellen, wo zwiſchen Korallenzacken der Fuß nur ſelten ohne Verwundung ein Plätzchen fand. Die Tiefe nahm zu. Das Waſſer ſtieg oft bis an die Bruſt, bis an das Kinn; man konnte nur ſehr langſam vorwärts ſchreiten, denn bei jedem wankenden Schritte war man in Gefahr zu fallen, dabei von heftigen Schmerzen gepeinigt; das Blut der zerriſſenen Füße färbte ſchon das Waſſer.

Hector, dem von seiner Krankheit noch immer eine Schwäche zurückgeblieben, ermüdete zuerst, und jammerte, daß ihm unmöglich sey, weder das jenseitige, noch das verlassene Ufer zu erreichen, denn sie befanden sich ungefähr in der Mitte des Kanals. Anselm sprach ihm Muth ein, und ermahnte ihn, seine Augen nur stets auf die Insel zu richten, die jetzt schon so nahe vor ihnen lag, daß sie sogar an deren Ufer eine Hütte erkennen konnten. „Es ist noch um eine böse Stunde zu thun," rief er dem stöhnenden Freunde zu, „so sind wir unter Menschen und gerettet."

Hector raffte alle seine Kräfte zusammen und folgte wieder eine Weile schweigend: aber plötzlich trat er sich eine scharfe Korallenspitze in den Fuß, schrie laut auf: ich sinke! und wäre in der That gesunken, wenn nicht Anselm ihn beim Arm ergriffen hätte. „Laß mich los," sagte Hector, „ich kann nicht weiter — ich muß hier eine Beute der Haifische werden — lebe wohl — lebe glücklich — laß mich los!"

„Das ſey fern!“ erwiederte Anſelm, „ſo wahr mir Gott helfe! ohne dich will ich meinen Fuß nicht an jene Inſel ſetzen. Du ſiehſt, die Tiefe des Waſſers nimmt ſchon ab, wir ſind dem Ziele nahe. Ermanne dich.“

„Ich kann nicht mehr,“ antwortete Hector, „mein linker Fuß iſt unbrauchbar; laß meine Qual mich ſchnell enden.“

„Ich bin noch ſtark,“ rief Anſelm, „ſteig auf meinen Rücken, umklammere meinen Hals! Geſchwind, hier iſt kein Augenblick zu verlieren, auf daß die Fluth uns nicht ereile!“

Hector weigerte ſich: „Wie kannſt du mich hinüb ſchleppen, da ſchon dem Einzelnen jeder Schritt mühſelig wird? Sicher kämen wir beide um.“

„Wie Gott will!“ ſagte Anſelm, „ich mag ohne dich nicht leben. Verſuch' es, umſchlinge mich!“ Und er zwang den Freund, ſeinen Rücken zu beſteigen. Allerdings hatte er ſeinen Kräften zu viel getraut, und wäre nicht, nachdem er hundert Schritte fortgetaumelt war,

der Boden sandig und eben geworden, so hätte er seinem edeln Bestreben unterliegen müssen. Mehr als einmal sah er sich genöthigt, die liebe Bürde abzusetzen, und eine Minute lang auszuruhen, obgleich die Fluth schon ziemlich schnell wieder zu steigen begann. Spätestens in einer halben Stunde mußte er das Ufer erreichen, oder es war um Beide geschehen. Er nahm, zur letzten Anstrengung, allen Muth, alle Kräfte noch einmal zusammen, und keuchend erstieg er endlich das Ufer, wo er zugleich, völlig erschöpft, in den Sand fiel, und der dankbare Hector so gut er konnte, forthinkte, um in der Hütte, die sie von ferne gesehen, Erquickung für seinen Retter zu suchen. Er fand dort eine kleine, freundliche Familie, die nur zu gewissen Jahreszeiten sich hier aufhielt, um Cocosnüsse zu sammeln, aus welchen sie Oel preßte.

Es ist überhaupt auf den maldivischen Inseln nicht Sitte, Schiffbrüchige zu Sklaven zu machen. Hector wurde gastfrei mit indischer Höflichkeit aufgenommen, und als seine Gebers

Denn sprache die Bewohner der Hütte errathen ließ, daß ein Hülfsbedürftiger am Strande liege, eilte sogleich das Haupt der kleinen Familie mit einer Kalebasse voll Kum dahin. Dies prickelnde Getränk, dessen Anselm schon so lange entbehrt hatte, wirkte jetzt um so kräftiger auf ihn. Erquickt stand er auf, wurde von dem Insulaner nach der Hütte geleitet, und fühlte, nach einem langen, festen Schlafe, sich so stark als zuvor.

Mehrere Wochen brachten die Freunde bei diesen guten Menschen zu, so lange nämlich die Sammlung der Cocosnüsse währte, wobei sie treulich halfen, und ein wenig von der Sprache der Maldivier zu erlernen suchten. Als die Ernte vorüber war, nahm man sie mit auf ein großes Boot, und führte sie zu einer andern, größern, ziemlich bevölkerten Insel, wo sie, nicht minder gastfrei behandelt, bald Gelegenheit fanden, sich nach Malee zu begeben, der Residenz des Königs, mit einem bequemen Hafen, in welchem öfter fremde Schiffe landen. Hier trafen sie zum Glück einen braven Amerikaner,

der vormals auch in Hamburg gewesen, und Hectors Oheim wohl gekannt hatte. Von diesem erfuhr Hector zu seiner großen Freude, daß das Schiff, von welchem die Anführer ihn verstoßen hatten, in Neuyork als verdächtig angehalten worden; daß die Bösewichter ihr Verbrechen gestanden und ihren Lohn empfangen, wie auch, daß ein vormaliger Korrespondent seines Oheims für Schiff und Ladung Sorge getragen und Nachricht von dem Vorfalle nach Europa ertheilt habe, um entfernte Verwandte einzufordern, die Erbschaft in Empfang zu nehmen, weil man den in des Verstorbenen Papieren als Erben bezeichneten Neffen für todt hielt.

Der Amerikaner bot den Freunden unentgeltlich sein Schiff zur Ueberfahrt an. Voll neuer Hoffnung kam Hector nach Neuyork, und fand dort bereits einen jüngern Bruder, der zu der Erbschaft sich gemeldet hatte, doch seinen Ansprüchen gern entsagte, als er den geliebten, verlorenen geglaubten Bruder in die Arme schloß.

Die Ladung ward zu Gelde gemacht. Auch das Schiff verkaufte Hector, und sah sich im Besitze eines Vermögens von 60000 Thalern. Sogleich trug er die Hälfte zu Anselm, der sich standhaft weigerte, sie anzunehmen, weil er Hectors Bruder nicht berauben wollte. „Du bist mir mehr als Bruder geworden," sagte Hector. „Wenn du nicht mit mir theilen willst, so wollte ich lieber, ich läge wieder in meiner Höhle und sähe das Feuer brennen, welches du angezündet, als du noch mein Feind warst. Mir bleibt noch genug und mehr, als ich und mein Bruder bedürfen."

Der edle Wettstreit währte lange. Endlich kam man überein, es solle Jeder gleichen Theil an der Erbschaft haben, und eine gemeinschaftliche Handlung errichtet werden unter der Firma: Die Gebrüder Hector und Anselm. So geschah es. Sie schifften nach Europa und erschienen Arm in Arm in ihrer Vaterstadt, zum großen Erstaunen aller Mitbürger, die einst Zeugen ihres unversöhnlichen Hasses waren.

„Wie iſt das zugegangen?“ wurde oft gefragt. „Sehr natürlich,“ entwarteten die Freunde. „Wir hatten uns verkannt, und würden, bei der Fortdauer unſerer damaligen Verhältniſſe, uns nie haben kennen lernen. Jeder Menſch hat ſeine guten Eigenſchaften, nur iſt der Feind blind für ſie. Aber man ſetze ihn mit dem Gehaßten auf eine wüſte Inſel, ſo wird er ſie erkennen und ſein Greul bald erſticken.“

„Merkt Euch das, Jünglinge!“ ſo ſprach bei dieſer Gelegenheit ein ehrwürdiger Greis zu ſeinen Söhnen: „und weil das Schickſal nur ſelten zwei Feinde auf einer wüſten Inſel zuſammenführt, ſo wartet nicht auf ſolch ein wundervolles Ereigniß, ſondern denkt Euch immer in dieſe Lage, wenn Euch der Haß beſchleichen will. Sucht das Gute an Euern Feinden auf, kommt ihnen mit Wohlwollen entgegen, und was gilts, Ihr werdet oft mit Erſtaunen wackere Männer finden, die Ihr verkanntet, und die, durch Euer Wohlwollen entwaffnet, vielleicht Eure beſten Freunde werden.“

Gefahren der Einbildungskraft.

Wilibald war eines reichen Mannes Sohn in Holland. Glück und Natur hatten ihn zu ihrem Lieblinge erkoren, und mit ihren Gaben ausgestattet. Ein feiner Kopf, ein empfängliches Herz, ein klarer Verstand, ein rasches Gefühl, alles das verbunden mit einer eisernen Gesundheit in einem schönen Körper — was blieb ihm noch zu wünschen übrig? — Ein Fehler für die Einbildungskraft, die alle ferne Gegenstände mit glänzenden Farben malt, und jede Meile am Himmel in einen Thron verwandelt, auf dem man sitzen möchte. Mit dieser gefährlichen Gabe hatten ihn die Feen allzureichlich beschenkt, sie los zu werden, hätte er wünschen

ſollen, weil ſie nur ein Leben voll Täuſchungen ſchafft, deren jede, gleich böſen Feen, eine Narbe zurückläßt. Glücklich noch, wenn nicht zu ſpät eine theuer gekaufte Erfahrung das verwundete Herz heilt!

Schon als Knabe zeigte Wildbald den gefährlichen Hang, das Kleine, Unbekannte mit allen Reizen zu ſchmücken, die nothwendig ſein heftiges Verlangen darnach erregen mußten, da hingegen, was er beſaß, und wäre es auch jedesmal ſchöner geweſen, ihn nimmer befriedigte. Er hatte einen allerliebſten kleinen Wagen, lackirt und vergoldet, den gab er einem Straßenjungen für einen papiernen Drachen. Er beſaß eine Leier, welche die ſchönſten Gaſſenhauer ſpielte, die vertauſchte er gegen eine Rohrpfeife von Weidenrinde. Immer dachte er ſich den Genuß der Dinge, die nicht ſein waren, unausſprechlich ſüß, und immer fand er am Ende, wenn er ſie durch große Opfer ſich angeeignet hatte, daß er ihren Werth viel zu hoch angeſchlagen. Am Weihnachtsfeſte pflegten ſeine Eltern ihn köſtlich

zu bedenken, aber sie machten ihre Gaben noch so übermäßig spenden, sie erreichten doch nie die glänzende Vorstellung, welche der Knabe sich Wielandsaus zuvor davon eingebildet hatte.

So ging es ihm auch mit Allem, was berühmt war. Auf einer Reise nach der Schweiz nahm sein Vater ihn mit, und zeigte ihm den Rheinfall bei Schaffhausen. Aber Wilibald hatte stets den höchsten Kirchthurm seiner Vaterstadt zum Maßstabe dieses Falles angenommen, und konnte nun nicht begreifen, warum man so viel Wesens davon mache? — Einen berühmten Trauerspieldichter, dessen Werke ihn entzückten, dachte er sich als eine Heldengestalt, war begierig ihn zu sehen, und nicht wenig verwundert, als er ihn klein und buckligt fand.

Hätten nur die mannigfaltigen Erfahrungen, die er schon in seiner Kindheit auf diese Weise machte, ihm in spätern Jahren als Warnungstafeln vorgeschwebt! Allein es schien vielmehr, als ob seine Einbildungskraft immer üppiger sich ausbreitete, und die Vernunft immer nicht ver-

drängte; gleich der Vanille, die eine so würzhafte Bohne trägt, aber doch nur eine Schlingpflanze iſt, die den geſunden Baum, um den ſie ſich windet, erſtickt.

Als Wilibald ein Jüngling geworden, und ſeine künftige Beſtimmung wählen ſollte, da reizten ihn alle Stände, weil er keinen derſelben kannte. Bald wollte er Advocat werden — denn wo gab es einen ſchönern Beruf, als den, die Unſchuld eines Angeklagten zu vertheidigen? — Bald Prediger — denn was konnte herrlicher ſeyn, als an jedem Sonntage auf der Kanzel die Menſchen zu rühren und zu beſſern? — Bald Soldat — denn was war rühmlicher, als für das Vaterland zu kämpfen? was lockender, als in bunter Uniform die Augen auf ſich zu ziehen? — Wenn man ihn dagegen an die mancherlei Beſchwerden eines jeden Standes erinnerte, ſo ſchien ſeine Phantaſie plötzlich gelähmt; er dachte ſich wol Beſchwerden, aber nur als einen Begriff, er geſtaltete ſie nicht; er ließ den Hinter-

grund im Nebel, und schmückte blos die Figuren im hellen Vorgrunde mit den schönsten Blumen.

Während er noch so schwankte, welchen Stand er erwählen sollte, kam eine herumziehende Schauspielergesellschaft in seine Vaterstadt. Wilibald stand zum ersten Male vor einer Bühne, und war hoch entzückt. Die schönsten Werke der Dichtkunst lebendig darzustellen; an jedem Abend lauten Beifall einzuernten; auf ein großes Publikum so unmittelbar zu wirken; das schien ihm nicht allein das glänzendste, das poetischste, sondern auch das nützlichste Leben. Einen höhern Genuß — dachte er — kann kein Stand auf der Welt gewähren! Täglich lebt der Schauspieler in einer reizenden Ideenwelt, und da er unaufhörlich die Tugend liebenswürdig darstellt, das Laster dem Abscheu oder dem Spotte Preis giebt, so muß er nothwendig selbst zu den besten Menschen gehören. Welch ein Glück, unter lauter so trefflichen Menschen zu leben? —

Sein Vater lachte ihn aus, und hielt es für eine der gewöhnlichen Schwärmereien, die ſo oft bei ihm wechselten. Aber ſiehe da, als jene herumziehende Truppe die Stadt verlaſſen hatte, war bald nachher auch Willhald verſchwunden. Nur auf der Bühne hatte er bis jetzt die ſämtlichen Mitglieder geſehen, und dort, nach Maßgabe ihrer Rollen, Bewunderung, Ehrfurcht, Liebe, oder auch Haß und Abſcheu für ſie empfunden. Der Direktor als Wallenſtein, und deſſen Tochter als Thekla, hatten ihn vorzüglich intereſſirt; er dachte ſich jenen als den ehrwürdigſten Greis, dieſe als das zarteſte weibliche Geſchöpf, und mit dieſer Erwartung trat er in des Hrn. Direktors Zimmer, der eben betrunken war, und ſeinem Zettelträger ein Paar Ohrfeigen gab, weil er die Zettel, ſtatt ſie herum zu tragen, in einer Gewürzbude für ein Glas Branntwein verkauft hatte. Die holde Thekla ſaß bei dieſer Scene auf einer gemahlten Raſenbank, und ſtickte mit blaurothen Händen ihr Tuch. Ein Paar Klu-

der spielten auf der Erde in den Kleidern der Genien aus der Zauberflöte, weil ihre eigenen gewaschen wurden. Auf dem Tische lag, umgewendet, ein Türkenbuch, aus welchem der Herr Direktor vor der Hand Tabak stopfte.

Wilibald stutzte, als er sich auf einmal aus den Zauber-Pallästen seiner Phantasie in diese rohe Wirklichkeit versetzt sah; indessen brachte er seinen Wunsch geziemend an, ein Mitglied dieser ehrwürdigen Gesellschaft zu werden. Wallenstein maß ihn vom Kopf bis zu den Füßen, und blies ihm eine dicke Rauchwolke ins Gesicht. Nach einer Pause hub er an: „gut gewachsen, und auch hübsche Kleider auf dem Leibe. Der Herr will engagirt seyn? Dazu kann Rath werden. Wie ists mit der Stimme? Spreche der Herr einmal so recht aus Leibeskräften.“ Wilibald erhub die Stimme und Wallenstein war zufrieden.

„Aber kann der Herr auch lesen und schreiben? Zwar mit dem Schreiben nehme ichs nicht so genau, aber lesen muß der Herr für

und deutlich, darauf halte ich große Stücke.“ Voll Erſtaunen fragte Wilibald, ob es möglich ſey, die erhabenſte der Künſte zu üben, ohne die gemeinſte zu verſtehen? „O ja,“ erwiederte Wallenſtein, „ich habe ſelbſt einen Helden unter meiner Bande, es iſt ſonſt ein tüchtiger Kerl im Schreien und Luftſägen, aber leſen kann er nicht; wegen des Rolleneinſtudirens hat der Souffleur immer ſeine liebe Noth mit ihm.“ Wilibald verſicherte beſcheiden, daß er in mehrern Sprachen leſen und ſchreiben könne. „Deſto beſſer,“ ſagte der Herr Director, „ſo kann er die Schwalgees (Chevaliers) ſpielen. Aber da wird er auch wol eine raſende Gage begehren? Viel gebe ich nicht.“

„Ha! wie entfaltete ſich plötzlich jede Runzel in Wallenſteins gefurchtem Antlitz, und wie feurig glänzte die rothe Naſe, als Wilibald erklärte, er ſey wohlhabend und nicht geſonnen, die ſchöne Kunſt um Geld zu treiben; er begehre nichts als das Vergnügen, an jedem Abend eine Rolle zu ſpielen. Alſobald wurde

ihm ein ſchwarz geraucht er Pfeifen-Stummel ſamt dem gefüllten Türkenbunde dargeboten, und Thecla befehligt, daß ſie den Kaffeah noch einmal abkochen ſollte. Wilibald verbat ſich alle Critiſchungen, und lud die ganze Geſellſchaft zum Mittagsmahle in das Wirthshaus, in welchem er abgetreten war. Dies große Wort verurſachte ein gewaltiges Getümmel. Der Zettelträger mußte ſogleich herumlaufen, die Probe abbeſtellen, hingegen anſagen, daß jedes Mitglied ſich Punkt zwölf Uhr unausbleiblich im goldenen Hirſch einzufinden habe, wo ein neuer berühmter Schauſpieler mit einem Schmause bewirthet werde. Keiner blieb aus. Wilibald hatte das Vergnügen, mitten unter den Kunſtjüngern zu ſitzen, die er ſo oft bewundert, und die ihn jetzt um die Wette liebkoſten.

Zum Unglücke ließ er es an Wein nicht fehlen. Der tückiſche Bachus trieb ſein Spiel mit den Muſen, und als die Mahlzeit zu Ende ging, lag Wallenſtein unter dem Tiſche —

Thecla ſetzte ſich dem Schneider Aips auf den Schoß – Octavia umarmte den Rechts Pumpernickel, und Regulus empfing eine Ohrfeige von ſeiner Frau, dem Donauweibchen, weil er ihr vorgeworfen hatte, ſie habe ſeinen meerſchaumenen Pfeifenkopf verſetzt.

Wilibald ſaß beſtürzt und blickte mit großen, aber trüben Augen von einer Gruppe auf die andere. Alle die ſchönen Gemählde ſeiner Phantaſie verwandelten ſich in Zerrbilder; ihm ahnete, er habe ſich getäuſcht. Da trat Marinelli zu ihm, ein ältlicher, verſtändiger Mann, gegen den Wilibald einen Groll hegte, weil er ihn lauter Böſewichter hatte ſpielen ſehen, der aber jetzt der einzige Nüchterne in der Geſellſchaft war. „Junger Mann,“ ſagte er, „Sie dauern mich; Sie ſcheinen eines beſſern Looſes würdig. Vielleicht hat ein Unglücksfall oder eine jugendliche Verirrung Sie zu dieſem Schritte bewogen. Doch, wenn es noch Zeit iſt, ſo beſchwöre ich Sie, thun Sie ihn zurück! Glauben Sie einem alten erfahrnen Manne,

der leider keinen andern Nahrungszweig mehr hat! — Zwar dürfen Sie nicht nach dem, was Sie hier sehen, unsern ganzen Stand beurtheilen, bewahre der Himmel! es giebt redliche, wackere Männer unter uns und manche brave Frauen; aber — auch bei den sittlichsten Bühnen finden Sie stets weit mehr Egoismus als Kunstliebe; überall Rollenneid, Ruhmneid und Kabale, und, wenn Sie das alles überwunden haben, so finden Sie ein stumpfes, gleichgültiges Publikum, das gewöhnlich klatscht und recht, ohne zu wissen warum."

Während die Uebrigen den Rausch ausschliefen, erzählte Marinelli dem Jüngling seine Geschichte. Sie war nicht blos lehrreich, sondern auch herzzerreissend; sie wirkte auf Wildbalds Phantasie, und das war der einzige Weg, wie man auf ihn wirken konnte. Er drückte dem Alten gerührt die Hand, und fragte ihn: ob er wol das glänzende Jammerleben gegen einen stillen Dienst auf einem von seines Vaters Gütern vertauschen wolle? „O mit Freu-

den!“ ſagte Marinelli, und Wilibald ließ entrannen. Als die Geſellſchaft endlich auf und ins Komödienhaus tummelte, um Nathan den Weiſen ohne Probe zu ſpielen, waren Wilibald und ſein Begleiter ſchon viele Meilen weit. Heimlechzend warf er ſich in des bekümmerten Vaters Arme, geſtand, ihn habe ſeine Phantaſie diesmal grauſam getäuſcht, und ſtellte ihm den rechtſchaffenen Marinelli als ſeinen Retter vor. Der Vater war im Grunde froh, daß Wilibald dieſe Erfahrung gemacht. Er hoffte, ſie werde auch bei andern Gelegenheiten eine heilſame Nachwirkung äußern, und vertauſchte gern den alten, ſeines Standes überſatten, Muſenſohn.

Doch in der ſchönen Hoffnung, ſeines Sohnes Einbildungskraft habe einen Zügel gefunden, ſah er ſich bald betrogen. Damals — es war in den ſiebenziger Jahren — hatten ſich die Neger in Surinam gegen ihre grauſamen Herren empört, und ſich ſcharenweiſe in die Wälder geflüchtet, aus welchen ſie nun bei Nacht die Pflan-

zungen überfielen, und rachedurſtig plünderten und mordeten. Es war um die ganze Kolonie geſchehen, wenn nicht ſchleunig Truppen dahin geſandt wurden. Man errichtete zu dieſem Zwecke in Holland ein Regiment, und kaum vernahm es Wilibald, als ſeine Phantaſie erglühte, und einen Feldzug in Süd-Amerika im reizendſten Lichte ihm darſtellte. Welch ein mildes, warmes Klima! welche Früchte! wohlhabende, fleißige Menſchen! und das Verdienſt, Rebellen zu beſiegen, einer ganzen Kolonie die Ruhe wieder zu geben — nein, dieſen Bildern widerſtand er nicht. Er ließ nicht ab, ſeinen Vater mit Bitten ſo lange zu beſtürmen, bis dieſer endlich ſeufzend nachgab.

Wilibald wurde als Lieutenant angeſtellt, und ſchiffte nach Surinam mit den glänzendſten Erwartungen. Diesmal glaubte er ſich nicht getäuſcht, als nun die Stadt Paramaribo ſo anmuthig vor ihm lag, die nahen Wälder mit üppigem Grün geſchmückt, die Luft von den lieblichſten Düften geſchwängert. Zahlloſe

Böte, hin und her ſchwankend, belebten den breiten Strom. Die fröhlichen Einwohner wimmelten am Ufer und empfingen die Kommenden mit herzlicher Gaſtfreiheit. Der Gouverneur gab ihnen ſogleich ein prächtiges Mittagsmahl, wo die ausgeſuchteſten Leckereien in ſilbernen Schüſſeln den Gaumen reizten, die würzhafteſten Weine den Durſtigen erquickten. Ein Schwarm von hübſchen Negerinnen und Mulatten-Mädchen bediente ſie bei der Tafel. Sie gingen Alle, nach Landes-Sitte, bis zu den Hüften nackend, von da an waren ſie in den feinſten indiſchen Muſſelin gekleidet, der Körper und die Arme mit goldnen Ketten und Blumen geſchmückt.

„Surinam iſt ein Paradies!“ rief Wildhald, als er am Abend ſich ſchlafen legte. Etwas gemäßigter war ſein Entzücken, als er am Morgen erwachte, und Geſicht, Bruſt, Hände ganz geſtaltet fand. Myriaden Muſkitos — man pflegt ſie wegen ihres Summens des Teufels Trompeter zu nennen — hatten ihn umſchwärmt und geſtochen. Er mußte ſich mit

Citronensaft waschen, um die Schmerzen zu erleichtern. Indessen vergaß er diese Beschwerde bald, da die reichen Pflanzer ihn mit Gastfreundschaft überhäuften, und die schönsten Damen ihn um die Wette liebkosten; denn es ist ein Sprüchwort in Surinam geworden, daß die dortigen Frauenzimmer und die Mulattos am liebsten neue Ankömmlinge suchen.

So lebte er denn einige Wochen in den angenehmsten Zerstreuungen, und segnete den Augenblick, in dem er sich zu diesem Zuge entschlossen. Doch nun rückten die Truppen ins Feld, oder vielmehr in Sumpf und Wald. Wildbald wurde mit zwei Barken nach dem Cottica-Fluß beordert, um dort zu kreuzen. Der einzige Erfrischungs-Ort, den er unterwegs antraf, hieß Devils Harbour (Teufels-Herberge) wegen seiner Ungesundheit mit Recht also benannt. Dort fand er auch ein sogenanntes Hospital, in welchem das Elend jede Beschreibung überstieg. Er schiffte weiter bis zu dem ihm angewiesenen Stand-Punkte, wo nur Wasser, Wald und Him-

mel ihn umgaben, eine düſtere Einöde, in der keine Spur von Menſchen zu entdecken war. Von dort aus kommandirte er die eine Barke, ſeiner Inſtruction gemäß, noch höher hinauf. Er ſelbſt blieb, wo er war, und ſuchte vergebens Mittel, die traurige Lage ſich zu erleichtern. Am Ufer durfte man nicht einmal die Speiſen kochen, aus Furcht, von den Negern überfallen zu werden; es mußte, trotz der Feuers-Gefahr, auf der Barke geſchehen. Doch alle Elemente ſchienen ſich zu verſchwören; der Regen ſtrömte, gleich einer Sündfluth, nieder, und nur verſtohlen durfte man Athem ſchöpfen, um nicht eine Schaar von Muſkitos in ſich zu ſaugen. Dies Geſchmeiß gönnte Keinem Ruhe und verließ die Schlafenden nur am Morgen mit Blut und Beulen bedeckt. Täglich mußte Wilibald Kranke nach der Teufels-Herberge ſchicken, und täglich kamen deren auch von der andern Barke, um gleichfalls in das elende Hoſpital geſchleppt zu werden, von wo mit jedem rückkehrendem Boote die Nachricht kam, daß wieder einige Mann ge-

ſtorben *). Friſches Fleiſch mangelte gänzlich. Dann und wann wurde eine Meerkatze geſchoſſen, und als ein Leckerbiſſen verzehrt. Die Zahl der Mannſchaft verminderte ſich täglich, und die noch lebten, waren mit ekelhaften Geſchwüren bedeckt. Das Elend ſtieg aufs höchſte. Willibald ſelbſt erkrankte, und hatte im hitzigen Fieber nichts als einen Trunk Waſſer, den ein Neger ihm gleichgültig reichte. Seine Jugendkraft ſiegte.

Als er endlich von dieſem ſchrecklichen Peſten erlöst wurde, und ſeine dahin geführte Mannſchaft überzählte, waren von fünf Offiziers noch zwei, und von 34 geſunden Leuten 2 Korporals und 15 Gemeine übrig. Er murrte, aber bereute ſeinen Entſchluß noch nicht, vermeinend, es würde ihn ein glücklicheres Loos getroffen haben, wenn man ihn mit in die Wälder geſchickt hätte, um die empörten Neger aufzuſuchen. Auch dies

*) Dieſe Beſchreibung iſt buchſtäblich wahr, und aus Stedmanns Reiſen entlehnt.

ſer Wunſch wurde erfüllt, doch er ſtutzte nicht wenig, als er den Marſch nun wirklich antrat. An gebahnte Wege war nicht zu denken. Ein Trupp Neger mußte mit Beilen voran, um einen Fußpfad durchs Geſträuche zu hauen. Bald war man gezwungen, bis über die Hüften im Schlamme zu waten, bald über umgeſtürzte Bäume zu klettern, wobei der ganze Körper von Dornen zerriſſen, von wilden Bienen geſtochen, von Ameiſen zerfreſſen, von der brennenden Sonne gebraten wurde; viele blieben liegen und verſchmachteten, andere wurden in Hangematten nachgetragen.

Sobald die Sonne unterging, umhüllte ſie Alle die finſterſte Nacht. Die Wanderer mußten dann aufs Gerathewohl fortlappen, oder im Sumpfe ſich lagern, auf die Gefahr, eine Klapperſchlange, oder ſonſt ein giftiges Gewürm, zum Schlafgeſellen zu erhalten. Dann brüllten die Tiger um ſie her, und ſie durften dieſe Gäſte nicht einmal durch Feuer oder Geſchrei vertreiben, um ſich den lauernden Rebellen nicht zu

verrathen. Wurden ſie von dieſen überfallen, ſo entging Keiner dem grauſamſten Tode.

Geſetzt aber auch, die ganze Expedition lief glücklich ab — gleich der, an deren Spitze jetzt Willibald ausgezogen — worin beſtand dies Glück? — Einige Neger wurden gefangen und verſtümmelt, einige Dörfer in Flammen geſteckt, einige Pflanzungen von Reis und Hauswurzeln zerſtört. Nach ſolchen Triumphen kehrte der junge Held nach Paramaribo zurück, und hatte abermals mehr als die Hälfte ſeiner Mannſchaft eingebüßt, lag ſelbſt wiederum viele Wochen krank in ſeiner Hangematte, und es wuchſen ihm Würmer unter den Nägeln. Er konnte ſich nicht länger verhehlen, daß dieſes Leben eine ununterbrochene Höllenqual ſey, allein er tröſtete ſich immer noch mit dem Gedanken: „es ſind doch brave Leute, für die ich mich aufopfere, dieſe gaſtfreien Pflanzer mit ihren liebenswürdigen, zuvorkommenden Frauen, die täglich in Gefahr ſtehen, von grauſamen Rebellen geplündert und ermordet zu werden. Ich bereue es nicht, um

ihretwillen so viel erduldet zu haben. Noch im höchsten Alter wird mir die Erinnerung Freude machen, wenn ich erzählend unter meinen Kindern und Enkeln sitze."

Sogleich mahlte ihm die schwärmende Einbildungskraft einen lieblichen Kreis von Kindern und Enkeln, in deren Mitte er mit grauen Haaren sich seiner Thaten rühmte, und dieses Bild tröstete ihn über alles Ungemach. Vollends vergaß er dessen, als er nun wieder gesund wurde, und die Einwohner ihn um die Wette zu ihren Freudenfesten luden. Aber indem er so von einer Pflanzung zur andern fuhr, lernte er nun auch den Zustand der Neger kennen, und erwachte aus seinem Traume mit fürchterlichen Zuckungen.

Er sah einen jungen, schönen Neger traurig herum hinken, während die andern fröhlich tanzten; man hatte ihm die Sehnen am Fuße zerschnitten, weil er einst entsprungen war. Einem andern sah er die Zähne ausgebrochen, weil er von dem Zucker, den er selbst mühselig baute,

ein Stückchen entwendet hatte. Einen Greis erblickte er an einen Pfahl gefeſſelt, in welchem Rum diſtillirt wurde. Mit Geſchwüren bedeckt ächzte der Alte Tag und Nacht bei der Glut des Feuers. Ein Knabe trug ein Halsband mit Stacheln, ſo daß er nur ſtehend oder ſitzend ſchlafen konnte. Ein Anderer bewohnte ein Hundshäuschen, lag an der Kette wie ein Hund und mußte die Vorübergehenden anbellen. Ein Dritter ächzte im ſpaniſchen Bocke, das heißt, die Hände waren ihm vorne zuſammengebunden, die Knie zwiſchen den Armen durch gezwängt, dann hatte man durch den Triangel, welchen die Kniekehlen mit den Armen bildeten, einen Pfahl gebohrt und dieſen in die Erde getrieben, ſo daß das arme Schlacht-Opfer ſich eben ſo wenig rühren konnte als ein Todter. Und wenn Wilibald ſchaudernd nach den Verbrechen aller dieſer Unglücklichen forſchte, ſo hatte Jener einen Verſuch gemacht, zu entfliehen, dieſer ein wenig Rum geſtohlen, ein Dritter wol gar nur ſcheel dazu geſehen, wenn ſein geliebtes

Weib von einem wollüſtigen Verwalter mißhandelt wurde. Nicht ſelten mußte Wilibald hören, daß ein Neger unter den Martern ſeines grauſamen Herrn den Geiſt aufgegeben, und wenn er mit empörtem Gefühle fragte: welche Strafe empfängt der Herr für ſolche That? ſo antwortete man ihm lächelnd: Keine, es wäre denn, daß ein Weiſſer als Zeuge gegen ihn aufträte, denn das Zeugniß eines Sklaven iſt ungültig.

„Und die Strafe in dieſem Falle?“

„Ein Stück Geld. Aber ein kluger Herr kann ſich auch das erſparen. Will er eines Sklaven ſich mit guter Manier entledigen, ſo nimmt er ihn mit auf die Jagd, läßt ihn das Wild aufſtreiben, und ſchießt bei dieſer Gelegenheit ihn nieder, als ſey es durch Zufall geſchehen, dann iſt weiter keine Rede davon. Oder er läßt den Sklaven im Walde nackend an einen Baum binden, unter dem Vorwand, ihm die Glieder auszudehnen, wo ihn die Muskitos in einigen Tagen zu Tode martern.“

Auf einer Pflanzung hatte Wilibald ein sehr hübsches, schlankes Mädchen von 15 Jahren bemerkt. Als er bald nachher wieder dahin kam, erkannte er das arme Kind nicht mehr. Auf Befehl ihrer eifersüchtigen Gebieterinn hatte man ihr ein glühendes Eisen auf Stirn, Wange und Mund gedrückt, auch die Sehnen an den Füßen durchschnitten. Sie war nun ein häßlicher, elender Krüppel.

Diese Greuel empörten des Jünglings Gemüth aufs höchste, und eine Begebenheit, von der er selbst Zeuge war, machte ihn fast wütend. Eine schöne, ihrer Geistesbildung und Sanftmuth halber berühmte, Dame lud ihn zu einer Spazierfahrt auf dem Strome in einer geschmückten bequemen Barke. Er saß mit ihr am einen Ende des Bootes, das Wetter war angenehm, die Unterhaltung lebhaft — aber am andern Ende schrie ein Negerkind an der Mutter Brust, und konnte nicht zum Schweigen gebracht werden. Da sagte endlich die Dame ganz gelassen: „Bringt mir das Kind her!“ Die

Mutter gab es ihr zitternd, und — ſie ſchleu-derte es ins Waſſer. Die kreiſchende Mutter ſprang augenblicklich hinter drein, wurde aber von den Negern ſogleich wieder aufgefiſcht, und bekam für die Verwegenheit 200 Geiſſelhiebe, in-deſſen ihr Kind, ſein Aermchen noch einmal emporſtre-kend, von den Wellen fortgeführt wurde. Wilibald ſaß verſteinert bei dieſem grauſlichen Schauſpiele, und ſtarrte die ruhige Mörderinn an. So bald er ſich wieder beſinnen konnte, wollte er ſie ſelbſt über Bord ſtürzen. Sie ſchrie, er ſey wahnſinnig. Ihre Leute muß-ten ihr zu Hülfe kommen. Erſchrocken ließ ſie am nächſten Ufer landen, Wilibald ſprang aus dem Boote, und verfluchte den Augenblick, wo ſeine Phantaſie in dies vermeinte Paradies ihn gelockt.

„Großer Gott!“ rief er ſchmerzlich; „Für ſolche Menſchen hab' ich meinen Degen gezogen und tauſendfache Beſchwerden erlitten! — Re-bellen wären jene Neger? Grauſam nennt man ſie? — Wahrlich! ſie ſind nur zertretene Un-

glückliche, die, mit dem Blute ihrer Weiber und Kinder beſprützt, von der Verzweiflung in die Wälder gejagt werden.“

Jetzt wollte er durchaus zu dieſen Gemiß-handelten übergehen, an ihrer Spitze fechten, ſich Ruhm und Segen erkämpfen, und vielleicht hätte ſeine Phantaſie ihn diesmal am wenigſten irre geführt; aber der Oberſte ſeines Regiments hielt ihn in der That für wahnſinnig, ließ ihn an Bord eines ſegelfertigen Schiffes bringen, und ſchickte ihn nach Europa zurück.

Hier war indeſſen ſein Vater geſtorben, und Wilibald Erbe eines ſchönen Landgutes geworden. Da wollt' er hinfort leben, von der böſen Welt geſchieden, und abermals entwarf die Einbildungskraft mit ihrem Zauberpinſel ihm ein herrliches Gemählde. Er ſah ſich unter dankbarn, durch ihn beglückten Bauern, auf blühenden Feldern, die er ſelbſt urbar gemacht, oder in einem ſchönen Park, den er ſelbſt gepflanzt hatte. Mit Ungeſtüm umfaßte er dieſen neuen Lebensplan, der ihn, weil er

wirklich einer der beſten war, einige Jahre feſt hielt, aber es ging auch hier nicht immer ſo, wie die Phantaſie ihm vorgegaukelt hatte. Bei allen Wohlthaten, die er ſeinen Bauern erzeigte, kränkten ſie ihn oft durch Undankbarkeit; die Felder, die er urbar machte, wurden beim Durchbruch eines Dammes verwüſtet; die Bäume, die er pflanzte, wollten nicht ſchnell genug wachſen. Da wurde Wilibald kühler, beſuchte ſeltener die Hütten und Fluren, fand mehr Geſchmack am Leſen und — Faullenzen.

Die Dichtkunſt zog ihn jetzt in ihren magiſchen Kreis. Er ließ ſich ganze Ballen Gedichte kommen, denn, Gott ſey's geklagt! wir haben ja Ballenweiſe) und verſchlang alle Muſen-Almanache. In dieſen letztern trieb damals ein Mädchen ihr poetiſches Weſen, Eliſe Moracnroth, die bald den Mond und die Geſtirne, bald die Veilchen und Roſen beſang, und in alle ihre Geſänge ein Schmachten, eine Sehnſucht nach dem unbekannten Geliebten miſchte.

Willibald war entzückt. „Ha!“ rief er aus: „wenn ich dieser unbekannte Geliebte wäre! wenn in mir das herrliche Mädchen ihr Ideal fände, und ich in ihr das Meinige!“ — Kaum hatte dieser Gedanke ihn ergriffen, als auch schon die dienstfertige Phantasie mit Palett und Pinsel sich einstellte, und mit glühenden Farben ihn ausmahlte. Elise Morgenroth ist schön wie ein Engel! das sah er im Geiste und zweifelte keinen Augenblick daran. Sie hat ein blaues, schmachtendes Auge, seidenes Haar und prangt in üppiger Jugendfülle. Dabei ist sie auch sanft wie ein Engel, verständig, arbeitsam — kurz, er schmückte sie mit allen Reizen des Körpers und der Seele. „Ha! wenn sie mein würde!“ seufzte er, „welch ein paradiesisches Leben würden wir führen!“

Das von ihm selbst gemahlte Bild der schönen Musen-Schwester ließ ihm keine Ruhe mehr. Er schrieb an den Buchhändler, der ihm die Almanache lieferte, und beschwor ihn, zu erforschen, wer diese Elise Morgenroth

ſey? wo ſie wohne? und ob Hymens Band ſie noch nicht feſſle? — Der Buchhändler antwortete: ſie ſey eines Schulmeiſters Tochter, wohnhaft in Nimwegen, und ſeines Wiſſens noch unvermählt.

Jetzt wagte Wilibald eine poetiſche Epiſtel an ſie zu ſchreiben, die, zu ſeiner höchſten Wonne, nicht unbeantwortet blieb. Es entſpann ſich eine Korreſpondenz in Verſen, in der ſich beide Theile die ſchmeichelhafteſten Dinge ſagten. Er nannte ſie ſeine Muſe, ſie nannte ihn ihren Apollo; ſeine Phantaſie pumpte das Herz immer höher in den Kopf hinauf, und endlich konnte er dem Drange nicht länger widerſtehen, in Alexandrinern anzufragen: ob die Muſe den Apoll heirathen wolle? — Es wurde ihm in Jamben geantwortet: daß ſolches allerdings wohl geſchehen könne, und ſogleich ließ er anſpannen, um auf den Flügeln der Liebe nach Nimwegen zu eilen. „Ich werde unausſprechlich glücklich ſeyn!“ rief er unterwegs alle Augenblicke dem Poſtillon zu, der ſich jedes-

mal verwundert umſah, und mit der Peitſche knallte.

Hoch klopfte Wilibalds Herz, als er die Thore von Nimwegen erreichte. Haſtig ſtrang er aus dem Wagen, und fragte Jeden, der ihm begegnete, wo die berühmte Eliſe Morgenroth zu finden ſey? Niemand wollte ſie kennen. Das fand er unbegreiflich, und ſchimpfte auf die ganze, ihrer herrlichen Mitbürgerinn ſo unwürdige Stadt. Ein munterer Knabe antwortete endlich: es gebe in der Stadt einen Schulmeiſter Morgenroth. „Ganz recht! Führe mich zu dem!“ Der Knabe trollte vor ihm her durch drei oder vier enge Gäßchen, und machte endlich Halt vor einem kleinen gelben Hauſe mit rothen Fenſterladen und grüner Einfaſſung. Es wurde an der Thür geklingelt. Ein kleines, hageres Männchen mit einer beräucherten Schlafmütze öffnete ſie. Das war der künftige Schwieger-Papa, der den fremden Herrn mit vielen Kratzfüßen empfing und in ſeine beſte Stube führte, die zugleich ſeine ein-

ziger war. Die eine Hälfte derſelben füllte ein langer Tiſch für die Schulbuben; die andere hatte man ſpärlich in zwei Viertel getheilt, nämlich in des Schulmeiſters Werkſtatt, denn er war zugleich ein Buchbinder, und in den Muſentempel, in welchem, bei allem Lärm der lieben Schuljugend, Eliſe ihre Geiſtes-Kinder gebar; da lagen Papiere und Bücher zerſtreut; da gab es der Dintenklexſe auf dem Fußboden eine große Menge, und mitten unter den Papieren ſtand eine Büſte der Sapho, die von vielen tauſend unverſchämten Fliegen für ganz etwas anders war angeſehen worden.

Es wurde dem Jüngling ſchwer, Eliſens Bild, das in einer Glorie ihm vorſchwebte, mit dieſen Umgebungen zu paaren. Er ſchämte ſich in dieſem Augenblicke, reich zu ſeyn, da die Armuth ihre Dornen hier um Lorberkränze wand. Haſtig fragte er den demüthigen Vater nach der lieblichen Tochter. „Sie ſitzt oben im Taubenſchlage," antwortete der Alte, „und füttert ihre Tauben."

„He! Grete!“ rief er zum Fenſter hinaus, „es iſt ein fremder Herr gekommen, der dich ſprechen will.“

„Grete?“ ſagte Wilibald, „ich denke, ſie heißt Eliſe?“

„Ach nicht doch!“ erwiederte der Schulmeiſter, „ſie iſt mit dem chriſtlichen Namen Margaretha getauft; aber weil ſie nun Verſe macht, und, wie die Leute ſagen, recht ſchöne Verſe, ſo war ihr der Name nicht gut genug; ſie ſchreibt ſich Eliſe, bleibt aber doch meine Grete, wenn ſie es gleich nicht leiden kann.“

Die Muſe auf dem Taubenſchlage hatte kaum vernommen, ein fremder Herr ſey angelangt, als ſie die Gegenwart ihres Apoll ahnete, und eilig in einen Zwinger lief, den ihr Vater ſeinen Garten nannte, um ſich mit Blumen zu ſchmücken. Nach einer Viertelſtunde, voll der geſpannteſten Erwartung, ſah Wilibald endlich die Thür aufreißen, und ſeine Muſe trat herein. Sie war eine mannhafte Per-

ſon von dreißig Jahren und drüber, keine niederländiſche Schönheit, wie Rubens ſie zu mahlen pflegte. Der Geiſt hatte das Fleiſch verzehrt, und ſpielte nun mit den Knochen. Eine Adler-Naſe erhob ſich zwiſchen kohlſchwarzen Augen, welche Blitze ſchoſſen. Weiße Lilien ſchimmerten in ihrem ſchwarzen Haar; ein dicker Buſch von Roſen und Tulpen beſchattete einen keuſchen Buſen, oder wenigſtens die Gegend, welche die Natur ihm angewieſen hatte. Ueber ihre linke Schulter bis zur rechten Hüfte hinab hing eine Guirlande von Paſſionsblumen. Die langen Finger, nicht mit Ringen, wohl aber mit Dinte, dem Ehrenzeichen des Fleißes, geſchmückt, ſpreiteten ſich weit auseinander, um das Erſtaunen auszudrücken, und ein leiſes Ha! entſchlüpfte dem breit lächelnden Munde.

Wilibald fiel von ſeiner Höhe ein wenig unſanft herab, als er die bekränzte Dichterinn erblickte. Allein ſie ſchwärmte ſo erhaben über das eigentliche Leben, das poetiſche, und über die Verbindung gleich geſtimmter Seelen, und

über die wonnigliche Zukunft, die ihrer harrte, daß Wilibald entzückt — weder den Mangel körperlicher Reize, noch den Ueberfluß der Jahre achtend — ihr Haupt, statt der Lilien, mit Myrten krönte — prosaisch gesprochen: die Jungfer Margarethe Morgenroth heirathete. Im Triumphe führte er sie auf sein Gut, wo nun Alles, was der Reichthum gewährt, mit den feinsten geistigen Genüssen, für ihn, den Beneidenswerthesten aller Sterblichen, abwechseln sollte.

Doch nimmer hatte die Phantasie ihn so hart getäuscht, als dieses Mal. Seine Frau sah er selten, denn sie machte Verse und kam nur in einem Negligé zu Tische, auf dem Schmutzflecke und Tintenflecke einträchtig in einander flossen. Trat er in ihr Heiligthum, so bat sie ihn entweder, sie nicht in der Begeisterung zu stören, oder sie las ihm einige Stunden lang ihre Gedichte vor. Und er sie zu einem Spaziergange, so konnte sie entweder sich von ihrem Schreibtische nicht trennen, oder sie zog ihn auf die nächste

Rasenbank, und las ihm ihre Gedichte vor. Mit der Landwirthschaft beschäftigte sie sich nur in ihren Gesängen, in welchen die Stiere anmuthig brüllten und die Schafe lieblich blökten.

Der arme Wilibald war des ewigen Singsangs herzlich müde, und der Himmel weiß, wozu am Ende die Verzweiflung ihn würde getrieben haben, wenn nicht der Tod sich seiner erbarmt, und die Muse aus dem ersten Wochenbette, mit einem Wiegenlied auf der Lippe, hinauf unter die ewig singenden Engelein gefahren hätte. Nun athmete er frei, und schwur, daß seine Phantasie ihm nie wieder einen solchen Streich spielen solle. Jetzt war die Einsamkeit ihm wieder so behaglich, er hörte keine Verse mehr, die Almanache verschwanden von seinem Tische.

Nur der Trieb nach Thätigkeit quälte ihn oft. „Ich bin jung und reich," sagte er, „ich könnte der Welt viel nutzen; doch, was hab' ich bisher gethan? Ein Dutzend Komödianten tractirt, ein Dutzend Reisfelder in Surinam ver-

wüſtet, ein Dutzend Bäume auf meinem Gute gepflanzt, ein Dutzend Gedichte zuſammen geſtoppelt — und doch wohnt Kraft in mir zu irgend einem großen Unternehmen, zu irgend einem weitgreifenden Wirken für das Heil der Menſchheit.“

In dieſer Stimmung ſprach eines Abends ein Wanderer ihn um ein Nachtlager an. Der Mann ſah rechtlich aus, trug einen grauen, von oben bis unten zugeknöpften Rock, einem zweimal aufgekrempten Hut und einen langen Stab. Ueber ſein ganzes Weſen war ein gewiſſer feierlicher Ernſt verbreitet. Wilibald nahm ihn auf und fragte: woher? wohin?

„Ich komme aus Deutſchland,“ war die Antwort, „und gehe nach England.“

„Und Ihre Geſchäfte?“

„Verbreitung des chriſtlichen Glaubens unter den armen Heiden.“

„Gibt es in England noch Heiden?“

„Nein, mein Herr, im Gegentheil, es gibt daſelbſt eine ſehr chriſtliche Miſſions-Geſell-

ſchaft, deren löblicher Zweck iſt, die Blinden und Lahmen zu der Tafel des Herrn zu berufen. Eben jetzt wird ein Schiff ausgerüſtet, um Miſſionäre nach den Südſee-Inſeln zu bringen. Auch ich bin, wiewol unwürdig, erwählt worden, ein Arbeiter im Weinberge des Herrn zu werden, und eben jetzt eile ich, um dieſem erhabenen Berufe zu folgen.“

Wilibald ſprach von den Mühſeligkeiten und Gefahren, die ohne Zweifel ſeiner warteten. Da verwandelte ſich des Mannes hoher Ernſt in eine Art von andächtiger Freude und Schwärmerei. Von dem vielen Guten ſprach er, das er mit dem Beiſtande Gottes ſtiften werde, und wie dieſes Gute nicht allein auf lebende Geſchlechter, ſondern auch auf ihre ſpäteſte Nachkommenſchaft wirken könne; und wie, nach mehrern Jahrhunderten vielleicht, ein groſſes, mächtiges, moraliſch gebildetes Volk ihn unter ſeine erſten Wohlthäter zählen werde.

„Ha!“ rief er begeiſtert aus: „was ſind dagegen Mühſeligkeiten und Gefahren! Was wäre

ſelbſt der Tod! In dieſem Berufe ſterben iſt ſelig und ſüß!“

Mehr bedurfte es nicht, um Wilibalds Einbildungskraft zu entflammen. Er konnte die ganze Nacht kein Auge ſchließen, immer ſah er die Südſee-Inſeln vor ſich herum ſchwimmen. Alles, was er jemals von ihrem milden, geſunden Himmelsſtriche, ihrem fruchtbarn Boden und von der Gutmüthigkeit ihrer Bewohner geleſen, rief er in ſein Gedächtniß. Hier bot ſich ihm nun eine Gelegenheit dar, ſeinen heißen Wunſch zu erfüllen; hier konnte er der Menſchheit nützlich werden. Es dämmerte noch, als er ſchon aus dem Bette ſprang, und kaum hatte er Geduld, den Morgen zu erwarten, um ſeinen plötzlich gereiften Entſchluß dem frommen Gaſte mitzutheilen. Der vernahm ihn mit Rührung, und dankte Gott, der abermals eine Seele erweckt, um ſeinen Namen unter den Heiden zu verherrlichen. Bern ließ er ſich überreden, noch einige Tage zu verweilen, damit

Wilibald ſein Haus beſtellen, und dann als Reiſegefährte mit ihm wandern könne.

So zogen ſie nun nach London, wo die Miſſions-Geſellſchaft den unerwarteten, reichen Anlömmling mit Freuden aufnahm, und einer groſſen Anzahl von Auserwählten aus allen Ständen ihn zugeſellte, die bald nachher auf dem Schiffe Duff, unter Kommando des Kapitäns Wilſon, abſegelten, und nach einer glücklichen Fahrt zu Otaheite landeten.

„Nun werde ich dieſe herrlichen Menſchen kennen lernen, rief Wilibald, „unter welchen noch die Unſchuld des erſten Weltalters wohnt.“

Bald wurde ſein Wunſch erfüllt *). Eine Menge Inſulaner kamen an Bord. Sie ſprangen wie unſinnig auf dem Verdecke herum, ſchrien Tayo! Tayo! und ſtanken gewaltig nach Cocos-Oel. Man mußte ſie mit tauſend

*) Die folgende Beſchreibung iſt buchſtäblich wahr, und aus Wilſons Reiſe entlehnt.

Augen bewachen, denn sie waren sehr geneigt, Alles zu stehlen, was ihnen gefiel. „Das sind nur gemeine Leute;“ dachte Wilibald, „die Vornehmern finden wir ohne Zweifel gesitteter.“

Die Missionäre begaben sich ans Land. Der Koma, ein dummer Junge von siebenzehn Jahren, erschien nebst seiner Gemahlinn. Beide wurden von Männern getragen, denen sie auf den Schultern saßen, die Beine vorne herabhängen lassend, und an deren Köpfe sich anlehnend, wobei sie sich den königlichen Zeitvertreib machten, ihren Trägern das Ungeziefer aus den Haaren zu lesen. Die Königinn hatte, unter allen Weibern, allein das Vorrecht, diese Thierlein zu schmausen, und sie bediente sich desselben häufig. Sie hatte noch keine Kinder. Im Grunde war sie die Frau eines jeden ihrer Knechte, und diese buhlerische Lebensart brachte sie um das Glück, Mutter zu werden. Otu hieß der dumme König. Sein Vater, Pomarre, regierte gleichsam als Vormund an seiner Statt. Er hatte gleichfalls eine liebens-

würdige Gemahlinn, Iddia, die aber nicht von ihm, sondern von einem sogenannten Tautau (einem der Geringsten im Volke) schwanger, und deshalb gesonnen war, ihr Kind umzubringen, so bald es auf die Welt käme.

Von einem schönen Eifer beseelt, beschloß Wilibald, an ihr das erste Probestück seiner Bekehrungs-Gabe abzulegen. Durch einen Dollmetscher stellte er ihr beweglich die große Sünde des Kindermordes vor. Sie lachte ihm ins Gesicht und sagte, das Kind in ihrem Schoße sey von einem unedlen Vater, darum müsse es sterben. Wilibald bat sie, es ihm zu übergeben, sobald es geboren wäre; es solle ihr nie zur Last fallen, da er für dessen Erziehung sorgen werde. Zugleich versprach er ihr, wenn sie mit diesem guten Beispiele ihrem Volke vorgehen würde, es der Königinn von England zu melden, die sich darüber freuen und ihr kostbare Geschenke zusenden werde. Aber sie blieb dabei, und kehrte unwillig dem Prediger den Rücken. Ihr Geliebter hatte, mit dem

gleichgültigsten Gesichte von der Welt, Alles mit angehört.

Einige Tage darauf erfuhr Wilibald, daß sie ihr Kind wirklich ermordet, und auf seinen Antrag wurde nun beschlossen, sie mit Verachtung zu behandeln, so oft sie vor den Missionärs sich blicken ließe. Doch Iddia kehrte sich eben so wenig an dieses Zeichen der Mißbilligung, als an jene Ermahnungen, und da sie eine Person von Bedeutung war, so mußte man, zu Wilibalds großem Verdruß, eben so glimpflich mit ihr verfahren, als in Europa in ähnlichen Fällen zu geschehen pflegt. Das war indessen bei weitem nicht die einzige Gelegenheit, wo er sich genöthigt sah, seine hohen Erwartungen herab zu stimmen. Er lernte die saubere Gesellschaft der Arreys kennen, deren Mitglieder mehrere Weiber haben (die sie unter einander vertauschen, und deren Kinder sie nach der Geburt ermorden; die nie arbeiten, sondern sich blos von Rauben und Plündern nähren), und zu der sich dennoch die vornehmsten

Insulaner zählen. Er lernte die verworfenen Mahu's kennen, männliche Geschöpfe, die von Kindheit auf in Weiberkracht als Weiber erzogen werden, und gleich diesen Publichaft treiben. Er lernte die grausamen Menschenopfer kennen, bei welchen der Priester dem unglücklichen Schlachtopfer ein Auge aushöhlt, und es auf einem Pisang-Blatte dem Könige präsentirt.

Nach solchen Erfahrungen schien es ihm freilich nur ein Geringes, daß die vortrefflichen Otaheiten samt und sonders unaufhörlich die Missionärs zu bestehlen suchten; daß die Höflinge unter Allen die ärgsten Diebe waren; daß Seine Majestät selbst eine gestohlene Axt verheimlichten, und des Diebes Geschicklichkeit hoch priesen — noch geringer der Ekel, den ihre Schmausereien erweckten, wo das berauschende Getränk aus Wurzeln, von alten Weibern gekaut, zubereitet wurde — oder die nächtliche Marter, wenn die Flöhe ihn und seine Gefährten dermaßen quälten, daß sie mitten in der Nacht aufspringen und in die See laufen mußten.

Alle dieſe Annehmlichkeiten hatten die Hitze ſeiner Einbildungskraft ſchon ſehr abgekühlt. Er ſah, daß von dem wärmſten Bekehrungs-Eifer hier wenig Frucht zu hoffen ſey, und als nun vollends die ſichere Nachricht einlief, daß die Oberhäupter der Inſel bei einer Schale Awa ſich verſchworen, die Miſſionare zu plündern und fortzujagen, ſobald ſie mit dem nächſten Schiffe noch mehrere Koſtbarkeiten würden erhalten haben, da wartete er die Vollziehung dieſes Verhabens nicht ab, ſondern begab ſich kläglich mit dem Kapitain Wilſon nach Europa zurück. Dort verlockte ihn die Phantaſie noch mehr als einmal, nach dieſem oder jenem Ziele zu ringen, das in der Ferne ſchimmerte wie ein Licht, und in der Nähe gewöhnlich aus einem Stücklein faulen Holzes beſtand; aber er war doch nun ſchon etwas behutſamer geworden, und endlich verſchaffte ihm das Glück die Bekanntſchaft eines Mannes, der ſeine ſüdliche Einbildungskraft vollends heilte.

Morton, ein Engländer, hatte ſich in ſei-

ner Nachbarschaft angekauft, und wohnte da mit einer einzigen Tochter, einem hübschen, sittsamen Mädchen. Auf einem Spaziergange, den Wilibald eines Tages in tiefen Gedanken bis über seine Grenze machte, sah er Arabellen zum ersten Male. Sie suchte Erdbeeren. Ihre Schönheit gehörte nicht zu jenen blendenden, die auf den ersten Blick fesseln, und oft beim zweiten wieder los lassen, aber ihre Physiognomie hatte etwas Stillfreundliches, Anziehendes, das, oft gesehen, nur fester bindet. Aus bloßer Neubegier redete Wilibald sie an. Sie war nicht verlegen, doch schüchtern, und als sie merkte, daß der Fremde das Gespräch verlängern wollte, sagte sie: „dort auf dem Hügel unter der Eiche ist mein Vater, er wird sich freuen, Ihre Bekanntschaft zu machen.“ Wilibald ging mit ihr und fand den alten Merten, wie er Kräuter durch eine Lupe betrachtete. Beide kamen sich mit Offenheit entgegen, man freute sich der Nachbarschaft und in Kurzem war man unzertrennlich.

„Soll ich Ihnen sagen," hub Morton eines Tages an, „warum Ihre Einbildungskraft so oft den Meister über Sie spielte? — Aus dem unbefriedigten Triebe der Thätigkeit entspringt Langeweile, und diese ist die geschäftigste Zauberinn der Phantasie. Viel haben Sie versucht; nichts genügte Ihrem rastlosen Triebe. Ihr Sinn für das einzig Wahre, Gute und Schöne hatte Sie schon von selbst auf den rechten Weg geleitet. Sie wurden Landmann — aber, mein Freund, um auf dem Lande Zufriedenheit zu finden, muß man unaufhörlich beschäftigt seyn, muß jeder Tag, jede Stunde ihr angewiesenes Werk haben. Selten ist die Landwirthschaft allein dazu hinreichend, zumal im Winter. So alt ich bin, so würde ich noch heute in die große Welt zurück kehren, und gleich Ihnen vielleicht, mit Hülfe meiner Einbildungskraft, manchen abenteuerlichen Plan entwerfen, wenn ich nicht so glücklich wäre, durch mannigfaltige, selbstgeschaffene Unterhaltungen den bösen Geist in jeder Stunde zu ban-

nen. Ich ſäe und ernte, ich bin Gärtner und Botaniker, Mahler und Baumeiſter, ich pfuſche in manches Handwerk, bin Drechsler und Tiſchler. Kurz, wie der heil. Hieronymus die Augen gar nicht vom Leſen aufſchlug und folglich unverführt blieb, obgleich der Satan bald vor ihm, bald hinter ihm ſtand, ſo bin ich keinen Augenblick ohne Arbeit, und das bändigt den Satan der Phantaſie. Machen Sie es wie ich, mein junger Freund, und gelingt es Ihnen anfangs nicht, will nod einmal Ihre Einbildungskraft Sie nach Surinam oder nach Auſtralien locken, ſo kommen Sie erſt zu mir, damit wir das Ding nicht bloß von vorne, ſondern auch von hinten betrachten, und damit wir das Gute, was Sie wirklich ſchon beſitzen, gegen dasjenige abwägen, was Sie erlangen wollen. Gewöhnlich wird ſich dann finden, daß Sie reicher ſind, als Sie glauben, und beſſer thun, den Sperling in der Hand zu halten, ohne auf das Dach zu klettern, um den Storch herabzuholen.“

Wilibald nutzte diesen treuen Rath und spürte in Kurzem die wohlthätigen Folgen. Nach einigen Monaten wunderte er sich außerordentlich, als er die Entdeckung machte, daß er Arabellen liebe, denn sie hatte sich nicht durch die Phantasie in sein Herz gedrängt, sondern war ganz leise an der Hand der Vernunft hineingeschlichen. Sobald aber die Entdeckung einmal gemacht war, mischte sich die Phantasie augenblicklich wieder ins Spiel, und verschönerte ihm die Zukunft durch Arabellens Besitz. Nur täuschte sie ihn dies Mal nicht; denn als er nun wirklich in ihr eine treue, verständige Gattinn fand, das Kleinod der Erde, so fühlte er zum ersten Male, seine Phantasie habe nicht hingereicht, ihm das stille Glück eines durch Arbeit und Liebe gewürzten Lebens recht lebendig darzustellen.

Oswald und Gustchen.

„Ich bitte dich herzlich," sagte der alte Rath Wendling zu Oswald, seinem einzigen Sohne, „ich bitte dich herzlich, verheimliche mir nichts! — Leider hattest du von Jugend auf einen Hang dazu, der deine Schwester das Leben kostete, als du noch ein Knabe von zwölf Jahren warst."

„Mein Gott! wie das?" fragte Oswald.

„Du hattest in der Schule den Sohn eines Schneiders kennen lernen; ich glaube, er hieß Gottlieb Stümper, und war eine Art von Poet."

„O ja, ich erinnere mich seiner; ein närrischer, aber gutmüthiger Mensch."

„Das kann ſeyn. Du brachteſt nun alle deine Feierſtunden in dem Hauſe des alten Stümper zu, der noch eine Menge Kinder hatte. Wir ſagten dir kein Wort davon. Wenn ich fragte: wo du geweſen? ſo hieß es immer: ſpazieren. Täglich beſuchſt deine Schweſter die natürlichen Pocken. Ich hatte ſie ihr oft vergebens einimpfen laſſen. Die Schutzpocken kannte man damals noch nicht. Nun konnte ich nicht begreifen, wie ſie angeſteckt werden, denn ich wußte, daß in der ganzen Stadt nur in Stümpers Hauſe die Pocken waren, und ich hatte, als Stadt-Phyſikus, die gehörigen Maßregeln genommen, daß die Anſteckung ſich weiter nicht verbreiten möchte, aber freilich, das wußte ich nicht, daß mein eigner Sohn täglich hinging. Du hatteſt deiner armen Schweſter das Gift gebracht, an dem ſie ſtarb. Ich erfuhr das endlich und predigte dir ſchon damals, was ich leider noch immer predigen muß! Du hatteſt nicht die kleinſte Entſchuldigung: du wußteſt recht gut, daß, wenn der junge Stümper ein braver, talentvoller

Knabe war, ich den Umgang mit ihm keineswegeſ tadeln würde, weil ihn der Zufall zum Schneiders-Sohn gemacht; es war bloß die verdammte Luſt, die du am Verbeimlichen fandeſt. Damals weinteſt du bittere Thränen auf dem Grabe deiner Schweſter, aber es blieb beim Alten. Ich könnte dir noch hundert Geſchichtchen erzählen, wo du durch jenen vermaledeiten Hang mich betrübteſt oder ärgerteſt, wenn ſie gleich nicht alle ſo unglücklich abliefen. — Nun, es iſt vorbei. Du biſt ein Jüngling geworden, haſt in deinem Vater einen Freund gefunden, und wirſt mir künftig keinen deiner Schritte verhehlen, nicht wahr?"

„Gewiß nicht, lieber Vater."

„Gib mir deine Hand darauf!"

Oswald gab ihm ſchnell und gern die Hand, die der Vater traulich ſchüttelte. „Du biſt nun in den Jahren," fügte er noch hinzu, „wo man bisweilen dumme Streiche macht. Das wird ſonder Zweifel auch dir widerfahren, doch laß dich das nicht irre machen; vertraue

mir immer auch deine dummen Streiche. Du finden doch auf der weiten Welt keinen Menschen, der geneigter wäre, sie zu verzeihen, als deinen Vater. Wie oft kann durch Vertrauen den Folgen einer Unbesonnenheit vorgebeugt werden!"

Oswald versicherte heilig, daß er von der Wahrheit alles dessen innigst überzeugt sey — und so verhielt es sich auch: allein er hatte von Kindheit auf seinem verderblichen Hange zu oft schon nachgegeben; es war ihm zur Gewohnheit geworden, auch die geringfügigsten Dinge heimlich zu thun. Immer benahm er sich, als ob er auf der Maskerade wäre, und die Larve nie hätte fallen dürfte. Das verursachte ihm selbst manchen Verdruß, dem Vater im Stillen manchen Kummer.

Als seine Schwester gestorben war, hatte der alte Wendling ein kleines verwaistes Mädchen aufgenommen, eine weitläufige Verwandte, und eines der gutmüthigsten, dankbarsten Geschöpfe. Oswald und Gustchen hatten einander recht lieb, woraus sie vor aller

Welt Augen kein Geheimniß machte; er hingegen zeigte es nur, wenn ſie allein miteinander waren. Niemand ſollte es wiſſen, nicht einmal ſein Vater, obgleich er nicht die mindeſte Urſache hatte, zu vermuthen, daß der es mißbilligen würde, denn der Alte liebte Guſtchen wie ſein eignes Kind. Dann hätte aber dieſe ſchuldloſe Zuneigung keinen Reiz mehr für Oswald gehabt.

Wirklich hatte der Alte den Plan, das gute Mädchen einſt mit dem Sohne zu verheirathen: weil es ihm aber vorkam, als ſey Oswald vollkommen gleichgültig gegen ſein hübſches Mühmchen, ſo ſchwieg er wohlbedächtig.

Von ſeiner verſtorbenen Frau beſaß er noch einen kleinen Schatz, beſtehend in einigen goldenen Zierrathen, und einer brillantenen Bruſtnadel. Er verwahrte dieſe Dinge in einer Schachtel, die wiederum in einem Schranke ſtand, zu dem er bisweilen Guſtchen den Schlüſſel anvertraute, doch nur ihr allein, wenn dies oder jenes aus dem Schranke zu holen war. Eines

Tages verlangte er ein Büchsgen mit Balsam aus Mecca, welches auch seit vielen Jahren dort in einem Winkel stand. Gustchen hatte, nach langem Suchen, es endlich gefunden, und, weil sie fürchtete, ihr Pflegevater möchte indessen ungeduldig geworden seyn, so eilte sie es ihm zu bringen, und nahm sich nicht einmal die Zeit, den Schrank zu verschließen.

Oswald war an diesem Tage zu einem Kammerherrn eingeladen, der wöchentlich Konzerte gab. Es durfte wol sonst kein Bürgerlicher in seinen Pallast sich verirren; doch wenn solche Herren die Burgerlichen brauchen, so nehmen sie es nicht so genau. Oswald spielte das Violoncell sehr gut, und, da es wenige Liebhaber gibt, die dieses Instrument wählen, so werden diese Wenigen gesucht. Folglich verdankte er lediglich seiner Kunst die öftern Einladungen zu dem Kammerherrn; aber seine Eitelkeit hatte ihn überredet, man sehe ihn überhaupt dort sehr gern. Das hübsche Fräulein vom Hause spielte schwere Sonaten von Beet-

hoven auf dem Fortepiano, und wollte immer von dem jungen Wendling accompagnirt seyn, weil er außerordentlich taktfeſt war; das nahm Oswald für eine aufkeimende, ihm sehr schmeichelhafte Liebe, und ob er gleich nicht das Mindeſte für das Fräulein empfand, ſo putzte er ſich doch immer am ſorgfältigſten an ihres Vaters Konzert-Tagen.

Schon daß die Sache nicht zur Sprache kam, ſondern einer kleinen Intrigue glich, das gefiel ihm außerordentlich. Eben wollte er auch heute wol geputzt ſich zu dem Kammerherrn begeben, als ſein Weg ihn durch das Zimmer führte, in dem der offen gelaſſene Schrank ſtand. Hundert Mal hatte ſein Vater wol ſonſt den Schrank in ſeiner Gegenwart geöffnet, und ihm frei geſtellt, deſſen ganzen Inhalt nach Gefallen zu beſchauen, aber das hatte Oswalds Neugier nie gereizt. Doch nun, da der Schrank zu verſchließen vergeſſen worden, folglich er ihn heimlich unterſuchen konnte, nun war es ihm unmöglich, der Begierde zu widerſtehen. Er

stöberte alle Winkel durch, fand auch das Kästchen, und erblickte die brillantne Brustnadel, die er keineswegs zum ersten Male sah. Sie war ihm aber nie so hübsch vorgekommen. Wie, wenn er sie heute in seine Hemdkrause steckte? Das würde in der hochadelichen Gesellschaft sich vortreflich ausnehmen, und es war zu vermuthen, daß mehr als Ein Blick aus den Augen des schönen Fräulein darauf ruhen würde. Kurz, er nahm die Nadel und ging. Mit zwei Schritten konnte er in seines Vaters Zimmer seyn, und ihm den unschuldigen Wunsch anzeigen, gegen den der Alte sicher nichts eingewendet hätte; aber heimlich schien doch besser. Er konnte ja die Nadel auch heimlich wieder hinlegen, oder sich mit Gustchen darüber verstehen; wozu war es nöthig, dem Vater diese Kleinigkeit zu sagen?

Mit der brillantnen Brustnadel prunkend trat er in den Konzertsaal, wo, außer dem Kammerherrn, eigentlich Niemand seinen Schmuck bemerkte. Aber dieser alte, verschuldete Hof-

ling bemerkte ihn sehr wohl. Eigentlich gab er seine Konzerte nur, um Leute ins Haus zu locken, die er, nach abgethaner Musik, im Spiel betrügen konnte. Zu diesen Auserwählten war Oswald bisher nicht gezählt worden; man hielt es nicht der Mühe werth, ihn zu rupfen; doch jetzt — die schönen Brillanten machten den Kammerherrn lüstern — und zum ersten Male wurden Oswald Karten präsentirt. Er hatte wol bemerkt, daß diese Ehre sonst nur Offizieren und Leuten widerfuhr, die Kreuzchen im Knopfloche trugen; er fand sich dadurch geschmeichelt, und trat, mit großen Blicken um sich schauend, zur Pharobank, als wollte er sagen: seht her, ich stehe auch unter euch.

Er mußte die kleine Eitelkeit theuer büßen; denn kaum war eine halbe Stunde vergangen, als er schon alle seine Baarschaft verspielt hatte. Nun schämte er sich zurück zu treten.

„Wir sind hier unter uns," sagte der edle Kammerherr, der ihn durchschaute, „wir spielen zum Zeitvertreib, und nehmen es nicht ge-

nau. Wenn Sie Luſt haben fortzuſpielen, ſo können Sie durch Ihre Bruſtnadel ſich in Avantage ſetzen, denn beim Spiel tarirt man ſolche Dinge hoch."

Oswald war beſtürzt über dieſen Vorſchlag, und doch meinte er, es ſey unſchicklich, ihn abzulehnen; man würde glauben, ſein ganzes Herz hinge an einer Bruſtnadel, das möchte gar zu bürgerlich ſcheinen.

„O dieſe Kleinigkeit" — ſagte er, und gab ſich alle Mühe, einen leichten vornehmen Ton nachzuäffen — „ich weiß wahrhaftig ſelbſt nicht, was ſie werth iſt." Bei dieſen Worten zog er die Nadel aus der Hemdkraufe, und überreichte ſie dem Kammerherrn. „Ich verſtehe mich auch nicht ſonderlich darauf," ſagte dieſer, indem er ſie obenhin betrachtete, „aber hier iſt der Konſiſtorial-Präſident, der wird uns beſtimmt ſagen können, wie hoch wir ſie tariren dürfen."

Dieſer Ehrenmann, der ſtark auf Pfänder lieh, war allerdings der größte Diamantenkenner in der Geſellſchaft. Er holte ſeine Brille

hervor, beſchaute das Ding von allen Seiten, in allerlei Licht, und erklärte endlich: „Im Spiele könne man achtzig Dukaten dafür geben. „Eine ſehr liberale Schätzung," ſagte der Wirth vom Hauſe, „allein es ſey darum. Im Grunde geſchieht es nur, um dem jungen Herrn Wendling Revanche zu geben."

Oswald verbeugte ſich und ſpielte weiter, und ehe Mitternacht heran kam, war die brillantne Nadel verloren, wogegen er aber zum erſten Male das Glück hatte, zum Souper gezogen zu werden.

Mit ſehr unbehaglichen Gefühlen kam er heim, und ſchlich in ſein Bett. Der Verluſt ſchmerzte ihn eben nicht; allein er wußte, daß ſein Vater einen hohen Werth auf Alles legte, was ſeiner Mutter einſt zugehörte. Die Furcht, ihn zu erzürnen, verbunden mit der Sucht, Alles zu verheimlichen, beſtimmte ihn, die ganze Begebenheit zu verſchweigen. „Wer weiß," dachte er, „ob mein Vater in ſeinem Leben wieder

nach der Nadel fragt. Warum ſollte ich ihm eine unangenehme Stunde machen?“

Aber der alte Wendling fragte allerdings nach der Nadel einige Wochen nachher, denn er wollte ſie Gutchen, die eben ſechzehn Jahr alt wurde, zum Geburtstag Geſchenke verehren, und hatte ſich ſchon lange auf dieſen Tag gefreut. Dies Mal ging er ſelbſt zum Schranke, öffnete das liebe Käſtchen, holte zwanzig Mal Stück vor Stück heraus, wandte es zwanzig Mal um und um, aber zu ſeinem Erſtaunen fand er die Nadel nicht. Was ſollte er davon denken? Er hatte Niemand als Gutchen den Schlüſſel anvertraut, und das Schloß war ſehr ſtark, auch ſonſt kein Diebſtahl zu vermuthen, denn ſchwerlich würde der Dieb ſich damit begnügt, ſondern lieber das ganze Käſtchen mitgenommen haben. Sein Argwohn fiel daher auf Gutchen. Gern hätte er zehn ſolche Nadeln darum gegeben, wenn er keinen ſolchen Argwohn hätte faſſen müſſen, und er ſuchte bei ſich ſelbſt die fatale Handlung ſo viel als möglich zu entſchuldigen. „Ein jun-

ges Ding!“ meinte er; „Mädchenhafte Eitelkeit! Sie wird den glänzenden Schmuck herausgenommen haben, um ſich einſam vor ihrem Spiegel damit zu putzen; dann hat ſie wol vergeſſen, ihn wieder an Ort und Stelle zu legen; ſie konnte ja nicht wiſſen, daß ich ihn ſuchen würde, und ließ ſich wol nicht träumen, daß er ihr zum Geſchenk beſtimmt wäre. Es war immer nicht ganz recht von ihr, und ſie muß ein wenig dafür geängſtigt werden; denn auf jeden Fall hat ſie mir eine Freude verdorben, indem ſie nahm, was ich ihr geben wollte.“

Er rief Gunſchen auf ſein Zimmer, und verwies ihr die Unbeſonnenheit halb im Scherz, halb im Ernſt. Anfangs verſtand ſie ihn gar nicht. Das nahm er übel; er meinte, ſie ſchäme ſich zu bekennen. „Hat irgend Jemand,“ ſagte er, „den Schlüſſel zum Schranke von dir empfangen?“ „Nein.“ „Nun ſo muß ich dir auf den Kopf Schuld geben, daß du, vermuthlich aus Spielerei, die brillantne Bruſtnadel meiner ſeligen Frau aus dem Käſtchen genommen haſt.“

Gustchen war fast vor Schrecken zu Boden gesunken. Sie wurde todtenbleich und zitterte heftig; das nahm der Alte für ein Bekenntniß. „Siehst du," sagte er, „welche Folgen eine solche Handlung nach sich zieht? Da siehst du nun, mein Töchterchen, und dir ist übel zu Muthe."

Gustchen konnte kein Wort hervorbringen, aber sie brach in einen heftigen Thränenstrom aus. Das entwaffnete den Alten schnell. „Nun, nun, es hat so viel nicht zu bedeuten." „Nicht zu bedeuten?" schluchzte sie; „ich eine Diebinn?!"

„Ei, wer sagt denn das? — Neubegier, Eitelkeit, du hast sie wieder hinlegen wollen, und hast es vergessen." „Sie glauben das von mir?" — „Was soll ich denn sonst glauben?" „Ach! ich armes unglückliches Mädchen!" Mit diesen Worten stürzte sie hinaus, und Wendlind dachte, sie ginge, um den Schmuck zu holen, worauf er ihr noch eine kleine Ermahnung geben, aber sie dann beruhigen wollte.

Doch er wartete vergebens, Gusichen kam nicht wieder. Ihre reine Seele hatte ſich vor dem Gedanken, daß ihr Pflegevater, ihr Wohlthäter, ſie für eine Diebinn halte, ſo heftig entſetzt, daß ſie gänzlich die Beſinnung verlor, und in halbem Wahnſinn aus dem Hauſe rannte.

Nach einer Viertelſtunde wurde der Alte ungeduldig. Er ſchickte die Magd nach ihr, und mußte mit Erſtaunen hören, ſie ſey nicht zu finden. „Sollte ſie den Schmuck irgendwo verſetzt haben?“ brummte er kopfſchüttelnd; „Es wäre doch möglich, aber wozu? In meinem Hauſe bedurfte ſie ja nichts? — Vielleicht hat ſie einen Nothleidenden gefunden, den ſie unterſtützen wollte? das hätte ſie mir doch ſagen können. Nein, ſo hängt es nicht zuſammen, aber wie ich mir das Räthſel löſen ſoll, das weiß Gott.“

Er wartete wieder eine halbe Stunde, dann fing er an unruhig zu werden, und ſchickte nach ſeinem Sohne, um ihm aufzutragen, daß er Gusichen ſuchen ſolle. Unglücklicherweiſe war

Oswald nicht zu Hause. Da kleidete der Alte sich hastig an, nahm seinen Stock, und ging nun selbst zu allen Bekannten, wo er sie etwa vermuthen konnte. Niemand hatte sie gesehen.

Es fing schon an dunkel zu werden. „Sie wird nun wol wieder zu Hause seyn," tröstete er sich, und wanderte heim. Schon von ferne sah er seine Wohnung von einem Pöbelhaufen umgeben; das fuhr ihm eiskalt durch die Glieder. Mit klopfendem Herzen wankte er näher. Da stürzte die Magd ihm heulend entgegen: Ach, Mamsell Gustchen!

„Ist sie todt?" fragte Wendling hastig.

„Nein, Gottlob! sie ist noch zu rechter Zeit gerettet worden."

„Gerettet? wovon?"

„Ach! Sie müssen es doch erfahren — Sie ist ins Wasser gesprungen! und hätte nicht zum Glück ein Soldat in der Nähe geangelt, so war es um sie geschehen. Der sprang ihr nach und zog sie glücklich ans Ufer. Ohnmächtig wurde sie heimgetragen; jetzt liegt sie im Fieber."

Der Alte taumelte an die Wand des nächſten Hauſes, und hielt ſich feſt an einem Thürklopfer, um nicht hinzuſinken. Der Gedanke, daß ſein liebes Gustchen ſeiner Hülfe jetzt als Arzt bedürfe, gab ihm bald wieder Kraft, von der Magd geſtützt, in ſein Haus zu wanken. Hier fand er Gustchen bewußtlos und irrereDend. Er wandte Alles an, was ſeine Kunſt vermochte, und als ſie endlich erſchöpft in einen zuckenden Schlaf ſank, ließ er den Soldaten holen, der ſie gerettet, um ihn mit vollen Händen zu belohnen, und wo möglich auch einige nähere Umſtände von ihm zu erfahren.

„Ich ſaß in einem Buſch verſteckt am Strome und angelte;“ ſagte der Kriegsmann, „da kam das Mamſellchen und rang die Hände und weinte, und ging immer am Ufer auf und ab. Ich dachte, was ſoll daraus werden? und ließ ſie nicht aus den Augen. So oft fremde Leute vorüberzogen, nahm ſie ſich zuſammen, und war ganz ſtill. Aber ſobald ſie ſich wieder allein glaubte, ſchluchzte ſie, daß es einen Stein

in der Erde hätte erbarmen mögen, und als es dämmerig wurde, rief sie plötzlich: Gott mag mir verzeihen! Das überleb' ich nicht! Mit Einem Sprunge war sie im Wasser, und ich mit Einem Sprunge hinter ihr her, denn ich kann schwimmen, Hr. Doktor!"

Kaum hatte der Alte den Soldaten entlassen, als Oswald athemlos hereinstürzte mit wilden Blicken und zerstreutem Haare. „Vater! was ist geschehen?" Das Gerücht, welches sich schnell in der ganzen Stadt verbreitet hatte, war auch ihm zu Ohren gekommen. Es hieß, Gustchen sey todt, und er rannte mit bebendem Herzen nach Hause, ohne zu ahnen, welchen Antheil er selbst an der fürchterlichen Begebenheit hatte. Der Vater erzählte ihm, was vorgegangen, und erstaunte nicht wenig, als Oswald sinnlos vor ihm niedersiel, seine Schuld bekennend.

Mit stummer Verachtung blickte Wendling lange auf den Unglücklichen, der, abermals durch Verheimlichung, auch seine

zweite Schweſter in ein furchtbares Grab geſtürzt hatte. „Gott und der ſchuldloſe Engel mögen dir verzeihen!“ ſagte er, „Ich kann es nicht.“

Oswald lag vernichtet vor ihm. Der Vater überließ ihn ſeinen Gewiſſensbiſſen, und ſetzte ſich mit tiefer Wehmuth vor Guſtchens Bette, bewachte ſelbſt jeden ihrer Athemzüge, vergaß ſein Alter, ſeine Kränklichkeit, und wich nicht mehr von ihrem Lager, bis er ſie außer Gefahr ſah. Die kräftigſte ſeiner Arzeneien war die Nachricht, daß ihre Unſchuld erkannt worden. Da weinte ſie ſtill' und ſanft, und der Alte, ſeine Thränen mit den ihrigen miſchend, wollte ſie um Vergebung bitten, aber ſie legte ihm die Hand auf den Mund.

Oswald wagte es nicht, ihr Zimmer zu betreten. Sie ſelbſt fragte zuerſt nach ihm; er wankte wie ein Verbrecher herein, und ſie vergab ihm mit himmliſcher Milde. Aber ihre vorige Geſundheit erlangte ſie nicht wieder. Sie, ſonſt wie eine Roſe blühend, erſchien jetzt mit

blaſſen Wangen; ihr ganzes Nervenſyſtem war zerrüttet, um ihren Seelenfrieden wars geſchehen. Sie machte ſich ſelbſt unaufhörlich Vorwürfe, daß ſie der Verzweiflung ſich überlaſſen; daß ſie, ſtatt auf einen gerechten Gott und ihre Unſchuld zu vertrauen, eine Selbſtmörderinn habe werden wollen. Endlich erklärte ſie ihrem Pflegevater: In ſeinem Hauſe, wo ſie alles an dieſe ſchreckliche Begebenheit erinnere, könne ſie nicht geneſen.

„Ich habe ja den Schrank dir aus den Augen geſchafft," ſagte er wehmüthig. Dankbar erkannte ſie die zarte Sorge, doch bittend, wenn er ihr und ſich ſelbſt die Ruhe wieder geben wolle, ſie auf einige Zeit zu entlaſſen. „Sie haben mich," ſagte ſie, „mit Wohlthaten überhäuft. Die größte derſelben war die Bildung, die Sie mir gegeben. Nun bin ich herangewachſen, und kann mir allein forthelfen. Erlauben Sie mir, einige Jahre unter fremden Menſchen zuzubringen, und mein Brot ſelbſt zu

verdienen, das wird mir heilsam seyn. Bedürfen Sie einst im höhern Alter meiner Pflege, so kehre ich schnell zu Ihnen zurück.“ Der Alte widerstrebte umsonst, sie beharrte fest auf ihrem Entschlusse.

Den wichtigsten ihrer Bewegungsgründe verschwieg sie ihm — sie liebte Oswald im Stillen, trotz Allem, was sie durch ihn gelitten, und diese Liebe wollte sie bekämpfen, weil sie glaubte, daß er nichts für sie empfände. Aber Oswald war auch ihr von Herzen gut, und diese Neigung würde sicher schnell zur Leidenschaft gewachsen seyn, wenn er nur irgend ein Hinderniß heimlich zu bekämpfen gehabt hätte. So lange er sie täglich sah, und, wenn er wollte, auch allenfalls in seines Vaters Gegenwart, von seiner Liebe sprechen konnte, so lange fand er diese Lage nicht reizend genug, und blieb kühl. Ja, er willigte fast gern in die Trennung von ihr, weil er sogleich eine dunkle Hoffnung hegte, daß er vielleicht, außer seines Vaters Hause,

eine Gelegenheit finden werde, eine Art von Intrigue mit ihr anzuſpinnen. Guſtchen aber, welche nicht in ſeinem Herzen las, fühlte ſich tief gekränkt durch die Ruhe, mit der er ihren Entſchluß vernahm, und er beſtärkte ſie nur noch mehr in demſelben.

Der Alte gab nach unter der Bedingung, daß ſein Haus ſtets ihre Zuflucht bleiben ſollte, wenn es in ihren neuen Verhältniſſen ihr nicht gefiele. Einem ſeiner Freunde, der in allen guten Häuſern bekannt war, hatte er aufgetragen, ihr eine annehmliche Stelle zu verſchaffen. Sie hatte die Wahl unter mehrern, und wählte die einer Geſellſchafterinn bei einer fremden jungen Dame, die ſich erſt ſeit kurzem an dem Orte aufhielt. Hauptſächlich zog ſie dieſe Stelle darum allen andern vor, weil die Fremde von der Begebenheit nichts wußte, deren ſie ſich noch immer beim Anblick jedes Bekannten ſchämte; auch hoffte ſie dort Oswalds Anblick am leichteſten zu vermeiden.

In den erſten Tagen, nachdem ſie ihren Dienſt angetreten — (denn Geſellſchaft leiſten müſſen, iſt fürwahr ein Dienſt, und oft ein ſehr ſchwerer) beſuchte ſie den Pflegevater noch einmal, doch zu einer Zeit, wo Oswald nicht zu Hauſe zu ſeyn pflegte. Sie ſchien mit ihrer Lage ſehr zufrieden; um ſo mehr wunderte ſich der alte Wendling, als er nach einigen Wochen erfuhr, daß ſie die fremde Dame plötzlich verlaſſen, und als Kammermädchen in die Dienſte einer alten Gräfinn getreten ſey, deren Haus eine Art von Kloſter war. Vergebens erwartete er einen neuen Beſuch, um den Grund dieſes ſchnellen Wechſels zu erfahren.

Dieſer Grund war zwiefach. Guſtchen hatte bald bemerkt, daß Fräulein Schildheim eine Verworfene ſey, obgleich mit der feinſten Bildung der großen Welt überfirnißt. Jeden Jüngling, gleichviel welches Standes, ſuchte ſie ins Netz zu ziehen. Schönheit galt ihr viel, Reichthum noch mehr. Sie kannte dem Einen

zulächeln und mit dem Andern liebäugeln, während sie einem Dritten verstohlen die Hand drückte, und so Jeden wähnen ließ, er sey der allein Begünstigte. Alles das geschah mit so vielem Anstand und Vorsicht, daß Gustchen anfangs zweifelhaft war, ob sie ihr nicht Unrecht thue. Ein Zufall hob alle Zweifel. Es zog in einer Nacht ein starkes Gewitter herauf. Gustchen, die nur wenige Schwachheiten ihres Geschlechts besaß, doch unter andern die, sich vor Gewittern zu fürchten, mochte nicht gern allein seyn, wenn es donnerte. Sie warf ihren Schlafrock über und trippelte nach dem Schlafzimmer des Fräuleins; doch, um diese nicht zu erschrecken, hatte sie der Thür sich ganz leise genähert, und stand eben im Begriff, sie zu öffnen, als sie von innen heraus die wohlbekannte Stimme eines Offiziers vernahm, der das Haus täglich besuchte. Das schamhafte Mädchen entsetzte sich, eilte zurück in ihr Zimmer, als habe sie ein Gespenst gesehen, und alle Gewitterfurcht war für dies Mal verschwunden. Beim Leuchten

der Blitze packte sie ihre kleinen Habseligkeiten zusammen, und floh mit Anbruch des Tages, ein Billet hinterlassend, aus welchem das Fräulein ohne Mühe den Grund dieses plötzlichen Entschlusses errieth.

Unter den Stellen, welche man Angelchen angeboten hatte, war auch die bei der alten adeligen Gräfinn, die zum Glücke noch unbesetzt geblieben. Sie meldete sich, und gewann die alte ehrwürdige Dame sogleich durch ihre Sittsamkeit. Hier war sie auch ganz sicher, Oswald nicht zu sehen, denn in diesem Hause sah man überhaupt Niemanden; bei dem Fräulein Schildheim hingegen hatte er bereits Mittel gefunden, sich Zutritt zu verschaffen, und das eben war der zweite Grund, aus welchem sie ohnehin schon einen Wechsel ihres Aufenthalts beschlossen hatte, nicht ohne eine gewisse Aengstlichkeit, daß sie unschuldiger Weise den Geliebten ihres Herzens in den Zauberkreis dieser Buhlerinn gezogen, die den schönen Jüng-

ling, der auch für reich galt, sogleich zu fesseln strebte. Gustchen hatte auch wol bemerkt, daß die Reize, noch mehr die Künste, der fremden Dame einen starken Eindruck auf ihn gemacht. Hier winkte ihm eine Intrigue, und einem solchen Winke widerstand er nie. Gustchen seufzte und zitterte vor dem Lockgesang der Sirene, der ihn so leicht in einen Abgrund ziehen konnte, und durch einen alten schwatzhaften Bedienten erfuhr sie nur zu bald, daß ihre Furcht nicht ungegründet sey. Oswald war verstrickt, sah in dem schönen Fräulein ein Tugendmuster, und wurde der Vertraute ihres geheimen Kummers, der, ihrer Angabe zufolge, in einem schweren Prozesse bestand durch den sie in tiefe Armuth verstürzt zu werden klagte. Oswald gab ihr Alles, was er hatte, und machte Schulden obendrein. Aus Erkenntlichkeit schmeichelte sie ihm mit einer heimlichen Heirath, weil sie, ihrer vornehmen Verwandten wegen, ihm nicht wohl öffentlich die Hand reichen könne, bevor sie nicht im Besitz ihrer

Guter ſey. Das Wort heimlich war für Oswald ein Zauberwort, und, mit Blindheit geſchlagen, ſtolperte er in das Netz.

Zu ſeinem Glück entdeckte das vergeſſene Guſtchen die Gefahr, als er ſchon am Rande des Abgrundes ſtand. Fräulein Schildheim hatte ein Stubenmädchen, eines der gutmüthigſten Geſchöpfe, doch ſehr tyranniſch von ihr behandelt. Guſtchen hatte einmal, während ihres kurzen Aufenthaltes, das arme Kind von einem Dutzend Ohrfeigen errettet, indem ſie die Schuld einer zerbrochenen Taſſe auf ſich nahm, und dadurch Gretchens Liebe ſo ſehr gewonnen, daß dieſe auch jetzt noch oft zu ihr kam, um ihre Leiden der guten, freundlichen Mamſell zu klagen. „Nun aber," ſagte ſie eines Tages, „nun wird es hoffentlich anders werden, denn meine Gebieterinn wird ſich vermählen. Zwar iſt das noch ein groſſes Geheimniß, die Verbindung wird morgen ganz im Stillen vollzogen, aber ich habe es doch er-

lauſcht, als ich im Nebenzimmer den Staub von den Möbeln fegte. Der junge Herr ſcheint wol ein recht guter Herr zu ſeyn — nun wird er ſeine liebe Noth haben.“

„Wer iſt er?“ fragte Guſtchen mit klopfendem Herzen.

„Der junge Herr Wendling, der Sohn des reichen Arztes.“

„Auf Morgen, ſagſt du, iſt die Vermählung feſtgeſetzt?“

„Morgen Abend um acht Uhr, ganz im Stillen. Der Hr. Pfarrer iſt ſchon eingeladen; das hat mir Franz, der alte Bediente, verrathen.“

Auf der Stelle war Guſtchens Entſchluß gefaßt. Sie entließ das Mädchen, warf eine Kappe über, eilte zum alten Wendling und vertraute ihm Alles, was ſie wußte, auch die, durch Gewitterfurcht veranlaßte, Entdeckung.

„Jetzt," ſagte ſie, „hab' ich meine Pflicht gethan. Ich mußte Ihnen Kummer verurſachen, doch beſſer nun, als zu ſpät. So lange ich vermuthen mußte, daß der Vater meines irrenden Bruders ununterrichtet ſey, ſo lange hat eine ſchwere Angſt mein Herz gepeinigt; nun athme ich freier, denn ſein Schickſal liegt in Ihren Händen." Mit dieſen Worten verließ ſie den Alten, der in ein ſchwermüthiges Nachdenken verſank. Wie ſollte er dem Unglücke vorbeugen? — Durch väterliche Autorität konnte er freilich die Stricke der Buhlerinn auf Einmal zerreißen, doch ungern ſchritt er zu dieſem Aeußerſten.

Plötzlich fiel ihm ein Mittel ein, den Sohn zu retten, ohne daß es ſchiene, als ob er die Hand im Spiele habe. Den jungen Offizier, deſſen Stimme Guſtchen in jener Gewitternacht vernommen, hatte Wendling einſt von einer ſchweren Krankheit geheilt, nachdem zwei andre Aerzte ihn bereits aufgegeben, und, weil er wußte, der junge Mann lebe bloß von ſei-

nem kargen Solde, hatte er nicht einmal Bezahlung von ihm gefordert noch angenommen. Gerührt hatte der Offizier ihm seine ewige Dankbarkeit versichert; darum suchte jetzt der bekümmerte Vater ihn auf, um einen Beweis derselben zu erbitten.

Anfangs stutzte der Lieutenant, und wollte mit dem Bekenntniß nicht heraus, daß er mit Fräulein Schildheim in so genauer Bekanntschaft stehe; als er aber hörte, wovon die Rede sey, erklärte er sich augenblicklich zu Allem. „Auch wenn ich Ihnen nicht so hoch verbunden wäre," sagte er, „würde ich es für Pflicht halten, einen ehrlichen Mann zu warnen, der in sein Verderben rennt. Gehen Sie ruhig heim und verlassen Sie sich auf mich!"

Der Doktor ging heim, ruhig wurde er aber doch nicht eher, als bis am andern Abend Oswald wie ein Gespenst in seine Arme stürzte, und ihm rasch Alles erzählte.

Der Offizier, der zwar schon seit mehrern Monaten mit der Buhlerinn gebrochen hatte, aber noch einen Schlüssel besaß, der durch einen hintern Gang zu ihren Zimmern führte, lauerte im nächsten Kaffehause, bis er den Prediger nebst einem erbetenen Zeugen vorbeigehen sah; nun schlich er auch ins Haus durch den wohlbekannten Gang, bediente sich des Schlüssels, und gelangte unbemerkt in des Fräuleins Schlafzimmer, welches an den Saal stieß, in dem die Ceremonie vor sich gehen sollte. Hier wartete er so lange, bis der verblendete Bräutigam mit seiner unwürdigen Braut sich wirklich vor den Priester stellte, und dieser seinen Spruch bereits anhub. Plötzlich trat der Hr. Lieutenant heraus, und sein gespenstisches Erscheinen bewirkte eine Gruppe für Hogarths Pinsel.

Oswald stutzte, sah ihn mit funkelnden Augen an, und dann wieder auf seine schöne Braut, die, erblassend und wankend, zum

nächsten Stuhle taumelte. Der Prediger und der Zeuge standen mit offnen Mäulern.

„Hr. Wendling," sagte der Lieutenant mit kaltem Ernst, „ich erscheine als Ihr Schutzgeist. Oder wollen Sie diesen Schlüssel zu dem Schlafzimmer Ihrer Braut aus meinen Händen empfangen?"

Oswald konnte nicht sprechen, seine Lippen zitterten, er heftete sein brennendes Auge auf das Fräulein, ihre Rechtfertigung erwartend. Auch rief sie wirklich den ganzen Muth der Unverschämtheit zu Hülfe, versuchte, den Ankläger Lügen zu strafen, und wollte ihn als einen abgewiesenen Liebhaber darstellen, der sich an ihr zu rächen suche. Mit einem Blick der tiefsten Verachtung antwortete der Offizier: „Lieschen, ich kenne dich. Du bist verrathen worden. Schweig und begrabe deine Schande in irgend einen fernen Winkel der Erde." „Herr Wendling," fuhr er fort, „sie ist eine

Bäckerstochter aus Frankfurt; dort hat sie durch ihre Schönheit manchen reichen Gimpel bethört, bis endlich die Polizei ihr auf die Spur kam. Da flüchtete sie mit dem Rest ihres verschwendeten Raubes, und trat nun hier in einer neuen Rolle auf. Alles das erfuhr ich schon vor einigen Wochen durch einen Kameraden, der in Frankfurt in Garnison gestanden. Ich machte keinen andern Gebrauch davon, als den, daß ich den Umgang mit der Firne sogleich aufhob. Willst du Beweise, Lieschen? „Soll ich meinen Kameraden holen? er hat die Ehre gehabt, dich zu kennen. — Gehen Sie, Herr Wendling, und danken Sie es Ihrem braven Vater, daß ich Sie, wiewol ein wenig unsanft, vom Rande des Verderbens zurückgeschleudert habe."

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer. Der erkaufte Priester schlich mit seinem Zeugen beschämt davon. Oswald blieb mit dem Mädchen allein. Sprechen konnte er nicht, aber

mit verſchränkten Armen ſtand er vor ihr, und ſah ſtarr auf ſie nieder, noch immer erwartend, daß ſie die Anklage durch Beweiſe vernichten werde. Doch wie groß war ſein Erſtaunen, als ſie plötzlich in ein unmäßiges Gelächter ausbrach, in ihr Schlafzimmer rannte, und ſich einſchloß. Wütend ſchlug er mit der geballten Fauſt gegen die Thür, hörte ſie noch einmal lachen, zertrümmerte einen Spiegel, und ſtürzte aus dem Hauſe.

Mit einem von Scham und Reue zerknirſchten Herzen kam er zu ſeinem Vater, deſſen Mitwirkung bei dieſer Sache ihm ein Räthſel war. „Gnädchen iſt dein rettender Engel geweſen,“ ſagte der Alte. Eine freudige Rührung ergriff den Jüngling. Er ſchwur bei dem Grabe ſeiner Mutter, das ſey die letzte Verheimlichung, die er ſich zu Schulden kommen laſſe; nie wolle er künftig einen Gedanken vor ſeinem guten Vater verbergen. Wie gern verzieh ihm dieſer allen Kummer! denn hundert Mal wiro ein Vater

betrogen, und bleibt doch immer leichtgläubig, wenn ein reuiges Kind zu ihm ſpricht. Dies Mal ſchien es dem Sohne voller Ernſt mit ſeiner Beſſerung, und zum Beweiſe bat er den Alten, ihm ſelbſt eine verſtändige Gattinn zu wählen, die ſein Vertrauen durch Liebe gewinnen, und ſanft von jedem Irrweg ihn ableiten könne. „Wie?“ ſagte Wendling, „Ich ſoll für dich wählen! Spricht dein Herz für keine? muß ich dir noch die Einzige nennen, die deine ganze Liebe verdient? auf deine Dankbarkeit ſo gerechten Anſpruch hat?“ Gusſchen! rief Oswald. „Willſt du mir meine gute Pflegetochter wieder ſtehlen?“ „Ob ich will? ja, mein Vater! Morgen will ich auf irgend eine Weiſe in das Haus der Gräfinn ſchleichen und eine Verbindung anzuknüpfen ſuchen.“

„Schleichen? ſuchen? da erkenn' ich dich ſchon wieder. Was iſt hier zu ſchleichen? Morgen geh' ich ſelbſt zu Guſchen, und wenn ſie, wie ich hoffe, dir nicht abgeneigt iſt, ſo ſpreche ich mit

der Gräfinn, und die Sache iſt in wenigen Stunden abgethan.“ Oswald liebte Gustchen wirklich, aber die Art, wie ſie ſeine Frau werden ſollte, gefiel ihm nicht. Es ging gar zu offen und ordentlich dabei zu. Am liebſten hätte er, wie die Spartaner, ſelbſt noch in der Ehe ſeine Frau nur verſtohlen beſucht. Indeſſen gab er nach, und in wenigen Wochen war er ein glücklicher Gatte, der Gustchens Zärtlichkeit ſo innig erwiederte, daß ſie ſogar ſich einbildete, ſeine verderbliche Neigung zum Verheimlichen beſiegt zu haben. Er lebte jetzt ſehr häuslich; es ergab ſich alſo keine Gelegenheit, etwas Wichtiges zu verhehlen, und das beſtärkte ſie in ihrer glücklichen Einbildung, die ſogar der Vater theilte, überzeugt, — daß — wenn es noch ein Mittel gibt, ſelbſt in ſpätern Jahren dieſen unſeligen Hang zu vertilgen, nur die Liebe einer klugen Gattinn deſſen fähig iſt.

Mit dieſer frohen Ueberzeugung ſtarb der Alte, und hinterließ dem Sohne ein anſehnliches

Vermögen, leider! zum Verderben; denn in den mancherlei Geschäften, welche die Verwaltung eben dieses Vermögens herbeiführte, fand er neue Nahrung für seine Schießwunde. Ihm genügte nicht, gleich andern Kapitalisten, sein Geld auf Zinse zu leihen, auf Obligationen, die man in jedem Hypothekenbuche angezeigt finden konnte; Niemand sollte seine Umstände kennen, doch nahm er seine Frau davon aus. Aber bald verwickelte er sich in einen Handel, den er fürwahr nicht aus Gewinnsucht trieb, sondern blos, weil es ein heimlicher Handel war, nämlich der mit Contrebande-Waaren. Nichts auf der Welt konnte seiner Neigung angemessener seyn, als diese Spekulation, zu der er sich mit einem Kaufmanne vereinigt hatte. Davon erfuhr auch Gustchen nichts; doch blieb es kaum ein Jahr verborgen. Grenzwächter entdeckten das Geheimniß, welches ihn nicht blos sein Vermögen, sondern auch einige Zeit lang seine Freiheit kostete. Gustchen machte ihm keine Vorwürfe; sie wich

auch im Kerker nicht von ihm, und ernährte ohne Murren durch ihrer Hände Arbeit ihn und ihre beiden Kinder.

Doch diesen traurigen Schicksalswechsel ertrug er nicht lange. Das Bewußtseyn, ihn selbst verschuldet zu haben, war ein nagender Wurm an seinem Herzen. Er fiel in eine tiefe Schwermuth, und eines Abends stürzte er sich ins Wasser, an derselbigen Stelle, wo sein Gustchen, von weit edlern Gefühlen irre geleitet, ihr Leben hatte endigen wollen. Die trostlose Wittwe fand Freunde, die sie unterstützten, und — nachdem die Zeit ihren Schmerz gelindert — auch Kraft in ihrer schönen Seele, das Leben, um ihrer Kinder willen, muthig zu tragen. Es waren ein paar wackere Buben, für welche sie den Bissen vom Munde sich abdarbte, und jeden sauer verdienten Groschen auf ihre Erziehung verwandte. Vor allen Dingen hörte sie nicht auf, mit Thränen und Bitten ihnen zu wiederholen: „Ver-

trauet denen, die durch Blut und Liebe euch am nächsten stehen! — Oft wird der Keim des Unglücks leicht zertreten, ehe er zum Dornenstrauche heranwächst, der das Herz tödlich verwundet. Ihr habt keinen Vater mehr, darum vertrauet eurer Mutter ohne allen Rückhalt! Denn wer auf Gottes weiter Erde kann es redlicher mit euch meinen? — und habt ihr mich nicht mehr, so vertrauet verständigen Freunden, denn sie sehen kalt und klar, wo ihr im heißen Dunste der Leidenschaften tappt. Vertrauet einst Euren Gattinnen! Verhehlet ihnen nichts, weder aus falscher Scham noch aus blinder Liebe, am wenigsten aus Geringschätzung. Das festeste Band der ehelichen Liebe ist Vertrauen, so wie Verheimlichung am sichersten jedes zärtliche Verhältniß stört."

Die guten Knaben prägten sich die mütterliche Lehre tief in die Herzen, und Gustchen genoß im hohen Alter das Glück, Ahnfrau einer

zahlreichen Familie zu seyn, die, groß und klein, alle ihre Wünsche und Gedanken mit ihr theilte, und bei ihren Rathschlägen, ihren Warnungen, sich immer wohl befand.

Der

Flußgott Niemen

und

Noch Jemand.

Ein Freudenſpiel

in Knittelverſen, Geſang und Tanz

von

Kotzebue.

---

aufgeführt

auf dem Theater zu Reval

zur

Feyer des Freudenfeſtes

als die letzten Ueberreſte der Franzoſen

von den tapfern Ruſſen wieder über den Niemen

gejagt wurden.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

St. Petersburg, 1813.

Personen:

Der Einsiedler Niemen.
Noch Jemand, ein franz. Feldherr.
Vier Jäger-Leute.
Ein Jude.
Ein Detaschement russischer Truppen.
Ein Haufe russischer Weiber und Mädchen.

Der Schauplatz ist am Ufer des Niemen.

Erſte Scene.

Der Flußgott Niemen

(In ſeiner Höhle liegend am Ufer des Stromes und auf ſeiner Urne ruhend. Kanonen ſchießen in der Ferne.)

Ein feſtlicher Tag iſt angebrochen,
Es flammt im Oſten ein blutiges Roth!
Dem Frevler ward ſein Urtheil geſprochen
Und alle Ketten ſind zerbrochen
Mit welchen Rußland er bedroht.
Ich ſehe ſchon lange
Das Leuchten des Blitzes
Ich höre ſchon lange
Den Donner des Geſchützes,
Die Rach' ereilt den frechen Uebermuth,
Und meine Wellen färbt der Feinde Blut. —
Wer eilt ſo haſtig nach meinem Geſtade?
Von einem gift'gen Nebel umqualmt;
Iſt Er's der mit Fortunens Rade
Freiheit und Tugend ſo lange zermalmt?

Der sich Europa zum Schauplatz erlesen
Von toller Herrschsucht, von schamlosen Prunk?
Dem Eid und Schwur ein Spiel gewesen,
Und Menschenblut ein Labetrunk?

Zweite Scene.

Noch Jemand und der Flußgott.

Noch Jemand

(eilt nach dem Strome und will in ein Boot springen, welches am Ufer steht.)

Flußgott.

Halt! halt! wer seyd Ihr?

Noch Jemand.

Du mußt mich kennen:
Hast schon vergessen meinen ersten Besuch?

Flußgott.

Ich kenn Euch — mag Euch aber nicht nennen,
Denn Euer Name ist ein Fluch.

Noch Jemand.

Du grämlicher Alter schaff mich hinüber.
Ich muß hinüber, geschwind! geschwind!

Flußgott.

Ei! E! was schüttelt euch für ein Fieber,
Schwellt Eure Segel kein günstiger Wind?

Noch Jemand.

Du hörst ja die verdammten Kanonen,
Die uns verfolgen früh und spät,

Und mit Kartätſchen nicht verſchonen
Selbſt die geheiligte Majeſtät
Es hat dem Reſtaurateur von Polen
Fortuna ihre Kugel gedreht;
Will er ſich nun in Smolensk erholen,
So ſitzt Kutuſow ihm auf den Sohlen;
Und will er nach der Düna blicken,
So ſitzt ihm Wittgenſtein im Rücken;
Und will er wieder ſeitwärts wanken,
So ſitzt Platow ihm in den Flanken;
Und hat er ſich endlich durchgeſchlagen,
So faßt ihn Tſchitſchagow beim Kragen.
Du lieber Gott! er wird zuletzt,
Wider allen Reſpekt, wie ein Haſe gehetzt.

Flußgott.

Etwa 5 Monden ſind verfloſſen,
Da kamt Ihr plötzlich bey mir an
Mit fliegenden Fahnen, auf ſtolzen Roſſen,
Mit Viermalhunderttauſend Mann.

Noch Jemand.

Wir ſind ein wenig zuſammen geſchmolzen
Auf der verdammten Koſaken-Jagd.

Flußgott.

Wie lauteten damals doch die ſtolzen,
Hochtrabenden Worte, die Ihr ſprachtt?

Noch Jemand.

Soldaten! — ſo klang auf mein Verlangen
Der Zuruf, der ſich hoch verſtieg:
Es iſt nunmehro angefangen
Der zweyte Polniſche Krieg.

Flußgott.

Ei! haben wir doch noch niemals geleſen
Vom Erſten Polniſchen Krieg?

Noch Jemand.

Ganz recht! —
Es iſt auch niemals einer geweſen;
Allein erlogen war's nicht ſchlecht;
Den Polen mußten wir ja ſagen,
Daß wir gekommen zu ihrem Heil;
Sonſt ließen ſie für uns nicht tod ſich ſchlagen,
Und auch nicht führen am Narrenſeil.

Flußgott.

Wie klang es weiter? nun kommt das Beſte.

Noch Jemand.

Les destins de la Russie sont accomplis:
Nous mettrons un terme à son influence funeste.

Flußgott.

Könnt Ihrs ein wenig verdeutſchen? wie?

Noch Jemand.

Die Prophezeihung war unverhüllet
Und hat Europa nicht wenig erſchreckt:
Das Schickſal Rußlands werd' erfüllet,
Und ſeiner Macht ein Ziel geſteckt.

Flußgott.

Das Schickſal Rußlands? laßt doch ſehen!
Wenn es Europa's Feſſeln bricht,
So muß man in der That geſtehen,
Das Schickſal iſt ſo übel nicht. —
Doch weiter! ſprecht, wie iſt's ergangen?

Noch Jemand.

Wie Alter? haſt du nicht gehört,
Daß wir ſogar bis Moskau drangen
Mit Sack und Pack, mit Feuer und Schwerd?

Flußgott.

Was thatet ihr dort?

Noch Jemand.

Ey ungehindert,
Was wir längſt überall gethan:
Geſengt, gebrennt, gemordet, geplündert,
Wir ſteckten die Häuſer bey Tauſenden an,
Zerſtörten die Klöſter, entweihten die Tempel
Und machten Pferdeſtälle draus.
Es war ein herrliches Straf-Exempel,
Wie alles brannte, Haus an Haus,
Wie alles zerfiel in Schutt und Graus.
Der Kinder Geſchrei, der Greiſe Wimmern
Für uns ein köſtlicher Ohrenſchmaus!
Und dann zuletzt in rauchenden Trümmern
Nicht eine lebendige Fledermaus!
Da konnte ſich an Blut und Schätzen
Die Mordgier und die Habgier letzen;
Da haben wir Silber und Gold entwendet,
Das Eure Heiligen gekrönt;
Und weibliche Unſchuld ward geſchändet,
Und jede Tugend ward verhöhnt.

Flußgott.

Vortrefflich! Und wie hats geendet?

Noch Jemand.

Geendet? — Ja, wer hätt' es gedacht:

Wir hatten diesmal, ein wenig verblendet,
Die Rechnung ohne den Wirth gemacht.

Flußgott.

Ihr seyd ein angenehmer Erzähler,
Wie war's mit der Rechnung? Gebt Bescheid.

Noch Jemand.

Wir machten vier große Rechnungsfehler,
Die machen uns jetzt viel Herzeleid!

Flußgott.

Der Erste?

Noch Jemand.

Wir meinten, es müsse gelingen,
Daß, während wir nach Moskau gingen,
Freund Oudinot mit seiner Schaar
Die Siegeslieder werde singen
Zu Petersburg auf dem Boulevard,
Damit er nur recht con amore wüthe,
Gesellten wir zu seiner Schaar
Die tapfern Grenadiers d'elite,
Verwegne Kerls in jeder Gefahr.
Doch ach! er hat seinen Mann gefunden
An dem verzweifelnden Wittgenstein!
Er holte sich nur Schläg' und Wunden
Und speerte vergebens in Polotzk sich ein.

Flußgott.

Der zweite Rechnungsfehler?

Noch Jemand.

Wir meinten,
Wenn nur erst Moskau unser wär',
Und Tausende dort auf Trümmern weinten,

So gäb es dort keinen Widerſtand mehr;
Die ſchönſten Oelzweig' und Lorbeerreiſer,
Würd' es dann regnen vom Himmel herab;
Doch allzu ſtandhaft blieb euer Kaiſer,
Wenn Lauriſton gleich gute Worte gab.

Flußgott.

Der dritte Rechnungsfehler?

Noch Jemand.

Der Schlimmſte!
Es wollte nicht wie in Deutſchland gehn,
Wo vornehmer Pöbel, der feigſte und dümmſte
Den wir durch Phraſen hintergehn,
So eilig kam, um Gnade zu flehn.
Du weißt, wir haben ſo oft verſprochen,
Wohin wir kamen, viel neues Glück;
Da ſind uns die Deutſchen entgegengekrochen
Und ließen ſich willig unterjochen,
Und legten ſelbſt um ihr Genick
In aller Demuth einen tüchtigen Strick.
Doch ach! die Ruſſen mit Schimpf und Schande
Hab'n ſie täglich uns bedeckt!
Die ſind ſo treu ihrem Vaterlande,
Daß keine Drohung ſie erſchreckt.
Und konnten ſie gleich recht gut verſpüren,
Daß wir in großer Hungersnoth.
Sie ließen uns nicht einmal fouragiren,
Ja, ſelbſt die Bauern ſchlugen uns tod!

Flußgott.

Der vierte Rechnungsfehler?

Noch Jemand.

Wir dachten
Mit Eurem Aufgebot wärs nicht weit her,
Drum wir uns luſtig drüber machten
In mancher Zeitung, — aber ſchwer
Und ſchwerer als je wirs ahnden mochten,
War unſere Buße; denn frech und keck,
Hat Euer Aufgebot gefochten
Als ob der Teufel in ihm ſtäk!

Flußgott.

Und alſo mußtet ihr endlich weichen?

Noch Jemand.

Ach bald ging die Parforce-Jagd an;
Wir deckten die Straßen mit Kranken und Leichen,
Ein kleines Häuflein nur entrann;
Wir laſſen franzöſiſche Knochen hier bleichen,
Der kalte Norden wird unſer Grab!
Und manchen Adler und manche Fahne
Verloren wir ſammt dem Marſchallſtab,
Und die Koſaken, die Grobiane,
Sie nahmen die Beute uns wieder ab.
Nur wenig wir gerettet haben
Von unſrer gewaltigen Artillerie;
Wir mußten die Kanonen vergraben
Und in Moräſte verſenkten wir ſie.

Flußgott.

Les destins de la Russie sont accomplis.

Noch Jemand.

Du wirſt mir ſchwerlich Glauben beimeſſen,
Doch ſey es dir im Vertrauen entdeckt;

Wir haben die todten Pferde gefreſſen
Und endlich uns ſelber an Bratſpieß geſteckt.
Was werden ſie nun zu Hauſe ſagen,
Wenn ſie erfahren im ſchönen Paris,
Wie uns die Ruſſen hier ſchlagen und jagen
Und wie man uns hier die Wege wies!
Was werden ſie ſagen, die lieben Deutſchen,
Wenn ſie erfahren, wie man jetzt
Mit den verdammten Koſaken-Peitſchen
Uns wieder über den Niemen hetzt!
Sie halten es anfangs wohl für Fabel,
Und lauern auch ein Weilchen noch;
Allein am Ende ſind ſie kapabel
Vom Halſe zu ſchütteln das ſchwere Joch!

O weh! da hör ich ſchon wieder ſchießen
Piff! Paff! Puff! Paff! Piff! Paff! Puff!
Wir laufen mit Stroh bewickelten Füßen,
Wir laufen ohne Pelz, wir laufen ohne Muff;
Dort fallen ſie nieder, wie die Fliegen —
Vor Hunger und Mattigkeit bleiben ſie liegen
Und wer nicht verhungert, der erfriert;
Und die noch leben, die fluchen Alle
Dem Korſen, der in dieſe Falle
Sie nur aus Uebermuth geführt. —

Friſch Alter, ich muß mich hinüber packen,
Denn ſonſt erwiſchen mich die Koſaken.
Da hör ich ſchon wieder Schuß auf Schuß!
Fort, ſchaffe mich eilig über den Fluß.

Flußgott.

Wer hat Euch heißen herüber kommen?
Nun seht Ihr zu.

Noch Jemand.

Erbarme Dich!
Sie haben mir schon die Bagage genommen,
Nun gilts mein Leben. —

Flußgott.

Was kümmerts mich?

Noch Jemand.

Da steht ein Nachen, wie ich sehe,
Könn't ich nur rudern, so sprang' ich hinein.
Ist denn kein Fährmann in der Nähe,
Von meiner Angst mich zu befrein?

Flußgott.

Fährleute genug.
(ruft in die Scene.)
He da! Kinder!

Dritte Scene.

Vier Fährleute. Vorige.

Flußgott.

Wer rudert hinüber das kleine Boot?
Seht hier, da steht ein armer Sünder,
Der ist in gewaltiger Noth.

Noch Jemand.

Ja Freunde, mit ist ein wenig bange —
Ich bin gelaufen achthundert Werst —

Ich bitt' Euch, beſinnet Euch nur nicht lange.
Seht mich nur über, mich zuerſt,
Dann geh' es den Uebrigen wie es wolle,
Wenn ich nur nach Paris mich trolle.

Der erſte Fährmann.

Mich habt Ihr geplündert, verhönt, geneckt,
Ein Schelm, der eine Hand nun rührt!

(ab.)

Der Zweyte.

Mir habt Ihr die Hütte in Brand geſteckt;
Ein Schelm, der Euch hinüber führt.

(ab.)

Der Dritte.

Mir würgten Eure tapfre Helden
Der Töchter Unſchuld — ich geh' auch.

(ab.)

Noch Jemand.

Du lieber Gott! Mit Ehren zu melden,
Das iſt ſo unſer Kriegsgebrauch. —
Nur einer blieb. Geſchwind ſag' an:
Biſt auch ein ſolcher Grobian?

Der vierte Fährmann.

Mir habt Ihr noch nichts zu Leide gethan.

Noch Jemand.

So rudre mich nur ſchnell hinüber.

Fährmann.

Das laß ich wohl bleiben. Ein Schelm der's thut!

Noch Jemand.

Ich ſchenke dir Silber und Gold, mein Lieber!

Fährmann.

Es ist doch nur geraubtes Gut.

Noch Jemand.

Ich will dir ein fünfeckicht Kreuzchen geben.

Fährmann.

Solch Ding ist nicht für die Russen erdacht.

Noch Jemand.

Ich will dich zum Herzog von Eckau erheben.

Fährmann.

Da würd' ich doch nur ausgelacht.

(ab.)

Noch Jemand.

Verdammte Treue! was hilft mein Schmollen?
Ein Narr, der ohne Kanonen tobt.

Flußgott.

Das hätt' ich vorher Euch sagen wollen.
Die Russische Treue erprobt:

Noch Jemand.

Was soll ich nun thun? — die verdammten Kosacken,
Sie sitzen mir warlich schön auf den Nacken.
Da läuft ein Jude. He Mauschel! komm her!

Vierte Scene.

Ein Jude. Vorige.

Noch Jemand.

Sprich, kannst du rudern?

Jude.

Warum denn nit.

Iſt einem Juden doch nix zu ſchwer,
Wenn's nur abwirft einen kleinen Profit.

Noch Jemand.

So nimm die Börſe.

Jude.

Ey ja, ich thu ſie nehmen.

Noch Jemand.

Nun ſchnell in's Boot!

(ſpringt hinein.)

Jude.

Ei ja, ich kömme ſchon.

Flußgott.

Pfui Jude, pfui! Du ſollteſt dich ſchämen
Euch ſchützen die Ruſſen, iſt das ihr Lohn?

Jude. (leiſe.)

Meint Ihr, ich ließe mich erkaufen?
Ain kluger Jüd begreift geſchwind.
Gebt Acht, ich laß den Satan erſaufen
Wenn wir erſt mitten im Ströme ſind.

(geht ins Boot.)

Noch Jemand.

Durchſchneide muthig und eilig die Wogen,
„Du trägſt den Cäſar und ſein Glück.“

Jude. (indem er fortrudert)

Gotts Wunder! wie kamt Ihr angezogen!
Gotts Wunder! wie kehrt Ihr nun zurück!

(das Boot verſchwindet.)

Fünfte Scene.

(Ein feierlicher Marsch.)

(Es erscheint ein Detaschement von russischen Kriegern, welche die russische Fahne am Niemen wieder aufpflanzen, und sich dann seitwärts in eine Reihe stellen.)

(Eine gleiche Anzahl von russischen Weibern und Mädchen, deren jede zwey Kränze hält, kommen singend und tanzend von der andern Seite.)

Chor der Weiber und Mädchen.

Seyd uns willkommen Ihr tapfern Krieger!
Fröhlig empfang Euch Gesang und Tanz!
Schmücket Ihr Schwestern die herrlichen Sieger!
Um ihre Schläfe windet den Kranz!

(Während dieses Chors mischen sie sich tanzend unter die Soldaten, und setzen jedem derselben einen Kranz auf.)

Chor der Krieger.

Als ehrlose Räuber drohten und pochten,
Nahm jeder das rächende Schwerdt zur Hand!
Wir haben für Gott und den Kaiser gefochten,
Für Gott und Kaiser und Vaterland.
Ihr habt) für Gott und den Kaiser gefochten,
Wir haben)
Für Gott und Kaiser und Vaterland.

Ein Mädchen.

(Recitatif.)

Heil, Heil, des Vaterlandes tapfern Söhnen

Die solchen festlichen Tag erlebt!
Sie sind es werth, daß Lieb und Ruhm sie krönen,
Und daß in lauten Jubeltönen
Ihr Name zu den Sternen schwebe. —
O würden wir geehrt von Allen, Allen.
Die für ihr Vaterland gekämpft!
Doch ach! es sind der Tapfern viele gefallen!
Erinnerung die unsre Freude dämpft!
So manche Wittwe die in stillem Harme,
Mit ihren Waisen der Gram verzehrt!
So mancher Sohn, der in die Vater's Arme
Nicht wiederkehrt!

(Gesang.)

Ihr, die Ihr einsam noch geblieben,
Die Ihr geopfert Eure Lieben
In Vaterlandes Noth;
Streut auf ihr Grab die Rosenblätter!
Sie wurden Vaterlandes Retter!
Sie starben einen schönen Tod.

Recitativ.

Herbei! In diesen Boden steckt die Lanze!
(Es wird eine Lanze neben den russischen Adler gesteckt.)
Ein Ehrenzeichen, mögen sie stehn!
Und jeden schmücke mit seinem Kranze
Dies Denkmal der Gefallenen!
Und keiner schäme sich der Thräne
Sie wird ein Schmuck des Siegers seyn;
Und jeder stimme mit froher Wehmuth
In Klage, Lob und Segen ein.

Chor der Krieger.

(Während dessen Jeder seinen Kranz, und jedes Mädchen den übrigen auf die Lanze hängt.)

Nicht in bangen Trauerliedern,
Huldgen wir gefallenen Brüdern,
Zu beneiden sind sie ja!
Sind auf dem Bette der Ehre gestorben,
Haben den Ehrenkranz erworben
Hurrah! hurrah! hurrah!

Klytgote.

So recht, Ihr muntern Kampfgesellen!
Es naht ein segenstriches Jahr!
Und nimmer tragen meine Wellen
Noch einmal fremde Räuberschaar,

Chor der Krieger.

Sie mögen kommen, wenns ihnen gelüstet!
Sie mögen kommen! wir stehn gerüstet!
Wir haben Kutusow und Wittgenstein!
Wir haben Platow!
Und Tschitschagow!
Hurrah! wir loben sie trotzig ein!

Chor der Weiber.

Ja, Helden sind erstanden!
Die sich den Lorbeer wanden,
Hoch sey ihr Ruhm!
Doch hat er noch die Weihe
Der Vaterländschen Treue.
Der Russen schönstes Heiligthum!

Alle.

Wer opferte nicht mit fröhlichem Muth
Für Kaiser und Vaterland das Leben?
Uns hat Alexander sein Herz gegeben.
Wir geben ihm dankbar Gut und Blut.

Zum Druck erlaubt.

St. Petersburg,
d. 22. Decembr. 1812.

Zensor Sahn.

Poſſen

bey

Gelegenheit des Rückzuges

der Franzoſen.

Seitenſtück

zum

Flußgott Niemen ꝛc.

von

Kotzebue.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

1813.

I.

Posse.

Scene.

(Der zweite Teufel sitzt in grüner Chasseuruniform, eine Schlafmütze auf dem Kopfe, in Nachdenken versunken, vor einem Tische mit Landkarten; nach einer Pause spricht er:)

Von Leipzig bis Mainz 42 Meilen, die macht das Volk in 5 Tagen; was soll ich nun anfangen? Das Geld, das ich seit 10 Jahren zusammengestohlen habe, ist in der einzigen Campagne wieder drauf gegangen, und von den Unterthanen ist nichts zu erlangen, dafür habe ich schon gesorgt. Ach! und wenn ich vollends an die Pferde denke! — die Bestien müssen mir es zum Possen gethan haben, daß sie alle krepirten; zwar haben mir meine guten Städte wieder welche schenken müssen, allein damit ist gegen die Cosaken nichts auszurichten, — ach die Cosaken! die Cosaken (es pocht) 's kommt wohl schon wieder eine traurige Nachricht? ich zittre allemal, wenn ich jemand kommen höre. Nur herein.

Der erste Teufel (tritt ein).

Mein theurer Herr Bruder, ich bin erfreut,
Sie gesund zu sehn nach dem harten Streit;
Doch sagen Sie, 's wird in der Hölle laut,
Sie hätten diesmal auf Sand gebaut;
Das Heer hätt' gräulich hungern müssen,
Der Herr Bruder wären — — ausgerissen.

Zweiter Teufel.

So etwas lasse ich mir nur von Dir sagen. — meine Armee hat allerdings Verluste erlitten, das ist alles aber schon wieder reparirt; eine ungeheure Macht

steht an der Elbe, die Coborten schicken Tag und Nacht Boten: sie wollten durchaus gegen den Feind geführt seyn, eine unzählbare Cavallerie und Artillerie eilt auf allen Straßen des Reichs gegen die Gränzen; — doch woher weißt Du schon meine Fatalität?

Erster Teufel.

Fürs Erste sag' ich's nur verhohlen,
Ich wünschte, sie möchten mich nicht so verfehlen,
Ich weiß es recht gut, und sag's ungenirt:
Herr Bruder, Sie sind total ruinirt!
Was bald Europa hat liefern müssen,
Ist alles nun in den Wind geschossen.

Zweiter Teufel.

Sacre bleu! das ist nicht wahr! lies doch nur die Bülletins, Bruder; da siehst Du ja gleich, daß es noch recht leidlich (meine Bescheidenheit verbietet mir zu sagen: gut,) mit mir steht. Meine rückgängige Bewegung nach Paris ist nicht etwa eine Flucht, es ist der Anfang eines gut combinirten Flankenmarsches, wie der von Moskau nach Wilna; doch noch einmal, woher weißt Du die Sache schon?

Erster Teufel.

Woher ich das weiß? o närr'sche Frage!!
Es kamen ja wahrlich alle Tage
Hinunter in das Höllenrevier
Zu Tausenden Freunde und Söldner von Dir;
Mit Lumpen bedeckt, die Haare voll Schnee,
So stieg sie zum Orkus die große Armee,
Auch waren sie wenig mit Fleische belastet,
Daß man's leicht sah, sie hatten gefastet.
Mancher hat noch ein Stück Pferdefleisch,
Die Meisten die schreien mit großem Gekreisch:
„Mon cher Diable, je meurs de faim,"
„Je Vous demande un peu de pain."
Die haben mir denn die Sache erzählt,
Und daß ich's nur sage ganz unverhehlt,
Sie werden dabei nicht sehr gepriesen. —

Zweiter Teufel (unterbricht ihn).

Ich habe genug, — aus Deiner Erzählung merke ich schon, daß Du die Sache genau kennst, ich will Dir daher lieber reinen Wein einschenken, vielleicht kannst

Du mir rathen, oder haſt Du etwa Geld zu einem bedeutenden Vorſchuß?

Erſter Teufel.

Muß bitten, mich damit zu verſchonen, der Herr Bruder ſind ein ſchlimmer Zahler; erzählen Sie lieber!

Zweiter Teufel.

Bekanntlich hatte ich mir in meinen frühern Expeditionen ein hübſches Stück Geld zuſammengeſparrt — Du weißt ſchon wie — und an Soldaten fehlte es auch nicht: das nahm ich denn alles zuſammen, um das trotzige, das kühne Rußland zu bezwingen, und dann auf dem Continente allein zu herrſchen.

Erſter Teufel.

Da ſpielten Sie ein gewaltig's Spiel. Hatten Sie denn auch alle phyſiſche und moraliſche Kräfte Ihres Feindes berechnet?

Zweiter Teufel.

Leider nicht ordentlich! ich wollte nun einmal Krieg haben, und wenn es gelang, ſo etwas hätte eine Contribution geben ſollen, Milliarden ſag' ich Dir; kurz ich ging in den Krieg, den Polen machte ich weiß, es geſchähe ihretwegen, ſie glaubten es auch; anfangs ging alles gut, wir avancirten, zwar wollte es bei Mir und Valentina nicht recht gehen, doch ſagten die Bulletins, ich hätte geſiegt, und denen kann man es glauben. Die Soldaten amuſirten ſich mit Plundern, Sengen, Brennen, Schinden, Morden ꝛc. und Freund Brückenbrand . . .

Erſter Teufel.

Stahl auch wie ein Rabe, iſt in der Regel! nur weiter!

Zweiter Teufel.

Mit einem Wort, wir kamen nach einer entſetzlichen Schlacht, die — entre nous — verwunſcht bedenklich war, nach Moskau, das ſollten die Winterquartiere für den ermatteten Soldaten ſeyn.

Erſter Teufel.

Und dort indeſſen requirirt, equipirt, refraichirt.

kontribuirt werden. Aber was sagten Sie zur Energie der Russen?

Zweiter Teufel.

Ich schimpfte, tobte, fluchte — es half aber alles nichts; das größte Unglück jedoch war, daß mich Gott mit Blindheit schlug. Machte ich damals gleich meinen Flankenmarsch, so erfroren doch nicht drei Viertel der Armee; aber ich Narr blieb noch einen ganzen Monat da sitzen und ließ die Ruinen ausplündern.

Was weiter nun geschehn, Du weißt es alles schon,
Das Waffenglück verließ ganz seinen liebsten Sohn,
In tiefem Schnee ging es nach Wilna nun zurück,
Doch unterwegs da traf mich schrecklich das Geschick.
Was etwa übrig war, das mußte noch ersaufen.
Ich hielt's nicht länger aus und bin davon gelaufen;
O denke ich zurück an alles Ungemach,
An meiner Feinde Sieg, an meine eigne Schmach,
Die ich mir selber schuf, ich möchte ganz vergehen,
Und dennoch darf ich es nicht vor der Welt gestehen.
Es dringt stets weiter vor das kühne Siegergeer,
Ach Gott! und ich — und ich, ich fürchte mich so sehr,
Mit dem geschenkten Vieh kann ich nichts Großes machen,
Wenn's die Cosaken sehn, sie fangen an zu lachen.
's ist wahrlich wahr „so wie gewonnen, so zerronnen,"
O hätt' ich nimmerdar mit Rußland Krieg begonnen.

Erster Teufel.

Was ist der langen Rede kurzer Sinn?

Zweiter Teufel.

Daß ich ein Esel war, und jetzt ein Hase bin.

Erster Teufel.

Haben Sie denn gar keinen Freund, der Ihnen helfen konnte?

Zweiter Teufel.

Keinen: ich habe sie ja alle geplündert und an den Bettelstab gebracht.

Erster Teufel.

Aber die Nation?

Zweiter Teufel.

Die hat schon Pferde schenken müssen, und hat es endlich auch satt, daß immer Armeen marschiren und nie eine zurückkommt; aber es ist doch noch nicht alles verloren, mein Freund Brückenbrand lebt ja noch, der grassirt jetzt in Sachsen, vielleicht schafft der noch Rath. — (Ein Page bringt einen Brief). A da! von meinem geliebten Freunde, gewiß hat er die Barbaren geschlagen (liest).

„Sieggewohnter allergrößter Held!
An der Elbe hatt' ich mich aufgestellt,
Hab' da die Brücken ruinirt,
Mich dann in der Stille abgeführt.
Sie thäten darüber gewaltig schreien,
In Torgau ließen sie mich nicht ein;
Da ist es nicht werth das Sachsenland,
Daß ich es schütze vor Russenband,
Drum hab' ich mich heraus gedrückt,
Die Russen sind nun dort eingerückt,
Sie sollen sich da recht gut aufführen,
Die Bürger tanzen und jubiliren.
Was nun zu thun, rathe Ihr Verstand!
Ich bin Ihr getreuer Brückenbrand."

Erster Teufel.

Ei, ei! schlimme Nachrichten, die Leute in Sachsen sind aber recht einfältig, daß sie die Kultur von Ihro Truppen so verkennen, und jene Halbwilden so freundlich aufnehmen.

Zweiter Teufel.

Ach, es ist mir immer so gegangen, daß sie mich lieber gehen, als kommen sahn; das ist das Loos des Genies. Jetzt werde ich die Nation noch einmal an Karl den Großen, Ludwig XIV. und dergl. erinnern, und noch den letzten Versuch wagen.

Erster Teufel.

Wenn dieser aber an den Bajonetten und Piken der Feinde scheitert?

Zweiter Teufel.

Dann habe ich nur eine Zuflucht noch; mein ge-

liebster Bruder, dann komme ich zu Dir! (will ihn umarmen).

Erster Teufel (zieht sich frostig zurück).

Bitte recht sehr! ich habe zwar stets ein großes Attachements zu Ihnen gefühlt, denn Ihre Armee hat immer die besten Höllenbrände geliefert, und zwar in Quantitäten, aber diesmal bin ich wirklich nicht vermögend, Ihnen zu dienen.

Zweiter Teufel.

Warum nicht, werthester Bruder? Du kennst meine Zärtlichkeit noch gar nicht.

Erster Teufel.

Zu viel Güte, zu viel Ehre! muß aber wirklich deprecciren. Offen gestanden, fiele es Ihnen wohl gar ein, wenn es hier oben nicht mehr geht, dort unten herrschen zu wollen. Das wäre nun aber überflüssig. Nein heraus! meine Hölle ist für Sie zu gut, suchen Sie sich einen andern place de repos. Damit Sie aber doch sehen, daß ich noch brüderliche Gesinnungen hege, so will ich versuchen, Ihre trübe Stimmung durch eine kleine Zerstreuung zu erheitern — (geht an die Thür' und ruft:) herein Jungens, tanzt mal das neue Ballet!

(Sechs kleine Teufelchen kommen herein und tanzen ein passendes Ballet, besonders mit Cosakischen Paß, dazu wird gesungen:)

Einer:

Sagt, wo sind die Truppen hin,
Die so herrlich imponirten,
Die in ihrem stolzen Sinn
Stadien, raubten und turbirten,
Sagt, wo ist das stolze Heer?
Lieber Gott, es ist nicht mehr.

Chor.

Lieber Gott, es ist nicht mehr.

Einer.

Ach Kanonen ohne Zahl,
Pferde, Wagen sind verloren,

Und die Menſchen, bittre Qual!
Sind verhungert und erfroren.
Schöne Herde, ſchönes Heer,
Kommſt Du ſo von Moskau her?

Chor.

Schöne Herde, ſchönes Heer,
Kommſt Du ſo von Moskau her?

Einer.

Schade um die reichen Kleider,
Um der Ehrenkreuze Pracht;
Doch wo blieb ihr großer Leiter,
Der den Plan zum Feldzug macht?
Sagt, wo blieb Napoleon?
Hm, der fuhr ganz ſtill davon.

Chor.

Hm! der fuhr ganz ſtill davon.

(Bei den letzten Worten ſpringt der zweite Teufel auf und will unter ſie ſchlagen; ſie hüpfen ziſchend hinaus).

Erſter Teufel.

Adieu, mon frere! (mit vielen Verbeugungen ab).

Zweiter Teufel.

(Sitzt eine Weile ſtarr da, rauft ſich dann in den Haaren und ſpricht:)

's läuft alles doch hinaus auf die verwünſchte Phraſe,
Ein Schurke war ich ſonſt, und jetzt bin ich ein Haſe.

II

Poſſe.

Perſonen:

Der große Kaiſer.
Der Herr Bruder aus Deutſchland.
Die Marſchälle.
Der König von Rom.
Der Tugendteufel.
Zwei Kinderwärterinnen.
Volk.

Erſte Scene.

Zimmer in Paris.

Der große Kaiſer (ſtampft mit dem Fuße.)

Nun ſtampf' ich ſeit einer Stunde ſchon,
Und noch erſcheint keine Legion.
O 's iſt eine ganz infame Lage,
Wenn man die Welt erobert hat
Und mit Furcht und Schrecken alle Tage
Die Barbaren erwartet in ſeiner guten Stadt.
Haſt du mich darum, verdammter Niemen,
Wieder ausgeſpien aus deiner Fluth,
Daß ich am Ende wohl gar mit Riemen
Gebunden, gepeitſcht von Feindes Wuth
Mein göttliches Leben in Schimpf und Schande
Hinunter trage zum Höllenſtrande? —
Noch' einmal mit der letzten Gewalt,
(er ſtampft entſetzlich.)
Nun kommt, ihr Legionen, kommt bald!

Zweite Scene.

Der groſſe Kaiſer. Die Marſchälle tre-
ten herein in bürgerlichen Kleidungen.

Der Kaiſer.

Ah bonjour, bonjour, Messieurs!
Aber wie ſehen Sie aus, sacre bleu!
Wo ſind die Marſchallshute, die Degen?
Die ſollten Sie immer mit Stolz anlegen.

Ein Marſchall.

Man hat mir geſagt und auch geſchrieben,
Ich ſey zwei Millionen werth.
Drum bin ich nicht länger Soldat geblieben,
Und habe mich zum Handel bekehrt.

Der Kaiſer.

Das geht Ihnen gewiß nicht von Herzen;
Sie belieben ſicherlich nur zu ſcherzen.
Wie konnten Sie, in dieſem Krieg
Gekrönt mit dem herrlichſten blutigſten Sieg,
So plötzlich Ihre Laufbahn verlaſſen
Und Neigung zu einem Stande faſſen,
Der Ihrer gar nicht würdig iſt?

Der Marſchall.

'S giebt Dinge, die man nicht leicht vergißt.
Und kurzlich, Sire, ich kann die Plagen
Des ruhmlichen Kriegs nicht länger ertragen.
Ich ſtürbe beim erſten Kanonenſchuß,
So liegt das Zipperlein mir im Fuß.
Auch iſt mir's auf die Ohren gefallen,
Daß ich nicht mehr höre Viktoria ſchallen.
Drum will ich fein nach kluger Wahl
In den Handel ſtecken mein Kapital.
Sie wiſſen ja, Sire, was alle hoffen,
Der Handel mit England iſt wieder offen.
Da blüht ſein Waizen dem Handelsmann.

Der Kaiſer.

Ach ſehn Sie doch mein Elend an.
Ich brauche Sie ja zu meinen Siegen,
Die noch im Schooße der Zukunft liegen.

Der Marschall.

Mein Kaiser, ich kann nicht mehr zurück —
Zu den Siegen wünsch' ich von Herzen Glück.
(Er geht ab.)

Der Kaiser.

O falsches Geschlecht! o treuloser Marschall!
Nun ist 's mit den Galliern aus und gar all.
Doch nein! Sie andern bleiben mir treu,
Sie zieh'n dem bedrohten Reiche bei.

Ein andrer Marschall.

Gewiß, wir handeln nicht mit den Britten,
Das wäre ja wider die guten Sitten.

Der Kaiser.

So eilen Sie! fliegen Sie, meine Herrn!
Sammeln Sie meiner Leute Kern,
Und wenn die Schurken sich widersetzen,
So hauen Sie alle in tausend Fetzen.
Ich muß ein Heer zusammen bringen,
Und sollt' die Welt in Stücken springen.

Ein dritter Marschall.

'S ist allerdings ein schönes Gut
So ein wackeres Heer mit frischem Muth.
Uns aber lassen Sie aus dem Spiele.
Wir streben nach einem würdigern Ziele.
Dem Reiche zu nützen nach bester Macht,
Haben wir alle den Plan gemacht,
Was wir erworben durch Glückessegen
In einen Fond zusammen zu legen,
Und wenn die Russen im Reiche stehn,
Sie mit Eisen und Häringen zu versehn.
Dabei — ich hoff' es — ist was zu verdienen,
Und wenn Sie erlauben, so rath' ich Ihnen:
Treten Sie bei mit Ihrem Geld.

Der Kaiser.

Sind das die Helden der neuen Welt?
Pfui! aus den Augen mir, niedrige Seelen!

Die Marschälle.

Wir stehen ganz zu ihren Befehlen.
(Sie gehen ab.)

Dritte Scene.

Der Kaiſer (allein.)

Nun, mein Genie! du bleibſt mir allein,
Du ſollſt mein Retter im Elend ſeyn.
(er klingelt.)
Der Lügenteufel ſoll gleich erſcheinen.

Vierte Scene.

Der Kaiſer. Der Lügenteufel tritt herein

Der Lügenteufel.

Mein Kaiſer, ich ahne ſchon, was Sie meinen.

Der Kaiſer.

Ja, treuer Genoß, du ſollſt 'mal lügen,
Recht greulich!

Der Lügenteufel.

Mit dem größten Vergnügen,
Diktiren Sie nur das Bulletin.

Der Kaiſer.

„Franzoſen, wir haben den Feind geſchlagen,
Einen glänzenden Sieg davon getragen.
Zweihunderttauſend an Todten und Wunden
Hat man bei Dings auf dem Platze gefunden.
Die Ruſſen fliehn in die Wüſte zurück
Und ſtoren nicht weiter Europas Glück.
Das preußiſche Reich hat ein Ende genommen."

Der Lügenteufel.

Herr Kaiſer, es muß noch beſſer kommen.

Der Kaiſer.

„Noch niemals ſah man auf der Welt
Der Franken Herrſchaft ſo ſicher geſtellt."

Der Lügenteufel.

Nun folgt das Gewöhnliche.

Der Kaiſer.

Nimm dich zuſammen,
Schildre, wie Alle voll Muthes ſie ſtammen.
Kurz, lüge wie du noch nie gethan,
Darauf kömmt immer das Meiſte an.
(Man hört Getümmel und Geſchrei draußen.)

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Der Herr Bruder aus Deutschland wird hereingetragen.

Der Kaiser (umarmt ihn.)

Der Herr Bruder.

Mon frère! ich zittre an allen Gliedern,
Ich kann die Umarmung nicht erwiedern.

Der Kaiser.

Wohl weiß ich, es ist die alte Pein,
Sie müssen sich baden in Milch und Wein.

Der Herr Bruder.

Nein, nein, ich werde noch heute sterben,
In meinen Schulden und Sünden verderben.
Die Flucht von Kassel bis hierher,
Wohl hundert Meilen und noch mehr,
Und immer die Teufelscosaken
Mit den gräßlichen Piken im Nacken!
O weh! mein morscher Leib zerbricht.
Ich ertrage die Angst, die Qualen nicht.
(er stirbt.)

Der Kaiser (für sich.)

Bon, bon! ich werde sein Land sogleich
Vereinigen mit dem großen Reich.
(Man hört draußen schrein.)
Die Feinde kommen, o weh! sie kommen,
Die Cosaken sind über den Rhein geschwommen,

Der Kaiser.

Das Bülletin ist noch nicht gedruckt
Und die Feinde wären schon eingerückt?
O Lügenteufel, ich bitte, flehe,
Mach', daß ich die Lügen fertig sehe.

Sechste Scene.

Die Vorigen. Volk stürmt herein.

Das Volk.

Nun hilf uns, großer erhabner Held,
Du Herrscher über die ganze Welt.

Der Kaiser.

Nur ruhig, Du gute Stadt Paris,
Die mir so schöne Treue bewies.
Ich will noch alles zum Besten führen,
Nur laßt das fatale Tumultuiren.

Das Volk.

So stelle Dich gleich an unsere Spitze,
Und mache Donner und schleudre Blitze,
Daß wir nicht alle zu Grunde gehn.

Der Kaiser.

Ja, Kinder, ihr sollt meinen Eifer sehn.
Zwar sag' ich euch ganz unumwunden,
Im Kommando hab' ich ein Haar gefunden;
Drum geb' ich euch meinen lieben Sohn,
Der führt euch an und stützt meinen Thron.

Das Volk.

Vivat hoch der König von Rom! (ab.)

Siebente Scene.

Platz vor den Tuillerien.

Der König von Rom in einem Kinderwägelchen von spanischen Schafen gezogen, an der Spitze der Schornsteinfegerjungen; nebenher gehen zwei Wärterinnen. Viel Volk.

Der Kaiser (aus dem Fenster guckend)

O Himmel! wie schlägt mein Herz in der Brust!
Wie fühl' ich unendliche stolze Lust!
Mon fils, Du erwirbst Dir in früher Jugend
Unsterblichen Ruhm durch Heldentugend.

Der König von Rom.

Papa!

Der Kaiser.

Du schlägst den drohenden Feind,
Noch eh' er's selber meint.

Der König von Rom.

Mon regiment —

Der Kaiser.

Wird Wunder verrichten,
Und herrlich glänzen in späten Geschichten.

Stimmen aus dem Volke.

Hilf Himmel! sie rücken schon heran,
Sie haben sich mächtig zusammen gethan,
Und drohen uns schreckliche blut'ge Rache.
Sie sagen, sie hätten gerechte Sache.

Der König von Rom (fängt an zu weinen)

Eine Wärterin.

Mein Majeſtätchen will Zuckerbrot,
Nicht wahr?

Der König von Rom.

Oui, Oui! (er wird fortgefahren.)

Der Kaiſer.

O große Noth!
(er ſchlägt das Fenſter zu.)

Achte Scene.

Das Volk in wilder Bewegung. Der Kaiſer kommt mit dem Lügenteufel.

Der Kaiſer.

Lies, Beſter, lies das Bülletin,
Ich bin entſetzlich im Gedräng.
(er nimmt eine ſtarke Priſe.)

Das Volk.

Ei, Kaiſer, Du ſollſt, Du mußt uns retten,
Wir ſchlagen Dich ſelber ſonſt in Ketten.

Der Kaiſer.

So hört nur, hört und ermuthiget euch,
Noch ſteht ganz ſicher das fränkiſche Reich.

Der Lügenteufel (lieſt das Bülletin ab.)

Der Kaiſer (nimmt indeſſen oft Taback.)

Stimmen aus dem Volke.

Wir glauben es nicht, es iſt nicht wahr,
Sie kommt, die ſchreckliche Racheſchaar.

Der Kaiſer (nimmt eine ungeheure Priſe und nieſt darauf ſo gewaltig, daß er hinſtürzt.)

Ich ſterbe — Teufel! ich trieb's zu bunt —
(er ſtirbt.)

Der Lügenteufel (mit durchdringender Stimme.)

Der Kaiſer iſt vollkommen geſund.

Augusts von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Erster Band.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Die Leiden

der

Ortenbergiſchen Familie,

erzählt von

Auguſt von Kotzebue.

Erſter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

O faſſe Muth, du Leidender!
Die Reiſ' iſt bald vollendet;
Es iſt ein Gott! es iſt ein Gott!
Der reine Leiden endet.
Die Seele lebt, ſie wandelt dort
Im hohen Sternenkreiſe!
O müder Pilger faſſe Muth,
Du biſt nur auf der Reiſe.

An meine Mutter.

Nicht um Ihnen einen Beweis meiner innigen Achtung und kindlichen Liebe zu geben; — es würde mich ſchmerzen, wenn es deſſen bedürfte — ſondern um Ihnen öffentlich, im Angeſicht der ganzen Welt ſagen zu können, daß ich ſtolz darauf bin, Ihr Sohn zu ſein: wagte ich es, Ihren Namen, meine theure, verehrungswürdige Mutter, an die Spitze dieſes Werkes zu ſetzen. Sie waren meine erſte Freundin, und gewiß! Sie werden auch meine letzte ſein. Mütterliche Liebe! einziges unauflösliches Band, das nur die Schere der Parze zu trennen vermag.

Ich verdanke Ihnen mein Leben — das iſt wenig! ich verdanke Ihnen meine Bildung — das iſt viel! das iſt mehr, als ich Ihnen verdanken kann. Finden Sie vielleicht hin und wieder in dieſen Blättern Gefühl für Tugend und Rechtſchaffenheit, warme Einbildungskraft und Liebe deſſen, was gut und ſchön iſt: ſo ſind es aufkeimende Schößlinge, die Sie gepflanzt und begoſſen haben. Entlockt die leidende Tugend Ihnen dann und wann eine Thräne: o ſo bin ich herrlich belohnt! denn dann würde der ſüße Dünkel in mir zur ſtolzen Ueberzeugung werden, daß mein Herz des Ihrigen nicht unwerth iſt.

Fragen Sie mich nicht, warum jeder Rechtſchaffene in dieſer Geſchichte leidet, und jeder Böſewicht ein Sohn des Glückes iſt?

Haben Sie Geduld genug bis zum dritten Theile fort zu lesen; so werden Sie finden, warum ich die beiden ersten schrieb. Voltaire hat mich überzeugt, daß ein erträglich geschriebener Roman große Wahrheiten besser in's Herz trägt, als eine laue Predigt ohne Salz und Gefühl.

Ehe meine Leier es wagt, Ihren Namen zu tönen, hätte ich freilich erst einen Zweig in der gelehrten Welt erringen sollen. Ich gestehe es gern: Ihrem Ehrgeize kann dieses Buch nicht schmeicheln: aber Ihre mütterliche Liebe wird es mit eben der Nachsicht aufnehmen, mit der Sie oft in den seligen Tagen meiner Kindheit meinen sich langsam entwickelnden Geist zu ermuntern suchten. Glücklich bin ich, wenn das Lesen dieser Schrift mein Andenken häufiger in Ihrem Herzen hervorruft, und Sie die innige Sehnsucht nach einer Umarmung mit Ihrem Sie zärtlich liebenden Sohne August theilen.

Geschrieben zu St. Petersburg im November 1783.

Bitte an das Publikum.

Der schüchterne Verfasser dieses Buches — so sehr ihm jede Kritik über seine Art zu erzählen willkommen sein wird — wünscht doch, daß man den Plan, nach dem er arbeitete, nicht eher beurtheile, bis der dritte Band die Presse verlassen haben wird *).

*) Die Verlagshandlung macht auf die Angabe oder Nachschrift am Ende des zweiten Bandes aufmerksam.

Die Leiden

der

Ortenbergischen Familie.

Erster Theil.

Erſtes Kapitel.

Alles Glück iſt Täuſchung nur hienieden,
Leiden iſt des Sterblichen Beruf;
Suche keine Revanche für die Tugend,
Die der Schöpfer um geprüft zu werden ſchuf.
Traue nie dem Anſchein deines Glückes!
Nichts iſt heute, wie du geſtern es geſehn,
Freue dich des jetzigen Augenblickes,
Aber fürchte ſtets den kommenden.
Poche nicht auf Tugend und Verdienſte,
Denn du ſchreibſt hienieden in den Wind;
Lerne, daß die unzertrennlichſten Gefährten
Tugend und Verfolgung ſind:
Bis vereint die müden Ordensgäſte
Eine beſſ're Welt empfängt!
Eine beſſ're, ſag' ich, doch noch nicht die beſte,
Die im weiten Raum der Schöpfung hängt.
Wand'rer! ſo genieße denn der Freuden,
Die der Herr des Schickſals ſparſam ſchuf;
Aber denke, daß das Glück des Menſchen
Täuſchung iſt, und Leiden ſein Beruf.

Wenn das Los irgend eines Sterblichen je des Neides werth war, ſo iſt es das Los des Mannes, der im Schweiß ſeines Angeſichts Brot für ſich und ſeine Familie erwarb, und nun bei einer frugalen Abendmahlzeit, mit dem ſüßen Bewußtſein der erfüllten Pflicht, zwiſchen einem geliebten

Weibe und einem hoffnungsvollen Knaben sitzt, die ihm den Schweiß von der Stirne küssen und lächelnd zu schuldloser Freude ermuntern.

Hohnlächelt nicht, ihr Spielzeug der Weiber; ich rede nicht zu euch, ihr Geschöpfe ohne Zweck, ohne Herz und ohne Seele. Scheltet nicht, bestaubte Pedanten! die die Sonne der Gelehrsamkeit so dürre gebrannt hat, daß ihr dem Holzschnitte ähnlich seid, der den Titel eurer zerfressenen Bücher ziert: zu dir rede ich, Mann! der du der goldenen Mittelstraße treu bleibst; der du weder von Nichts zu Nichts eilest, noch dich ewig in Folianten vergrubst: zu dir, Bürger und Vater! Nur für dich entwerfe ich das folgende Gemälde.

Karl Friedrich Ortenberg, Rektor der Schule zu W**, saß des Abends um halb neun Uhr einer Schüssel mit Kartoffeln gegenüber. Neben ihm Karoline, ein sanftes, gefälliges Weib, und um das Kleeblatt zu füllen, Wilhelm, ein siebenjähriger Knabe, dessen Auge keimenden Verstand, und dessen Wange reife Unschuld verkündigte.

Kein Gewürz beider Indien beschimpfte die deutschen Kartoffeln. Frische Butter und Salz, zum Nachtisch ein Teller mit Borsdorfer-Aepfeln, von Karolinen's Händen geschält, durch Karolinen's Lächeln gezuckert, — das waren die ländlichen Gerichte, die dem genügsamen Gaumen der kleinen, liebenswürdigen Familie nichts zu wünschen übrig ließen.

Das Abendessen wurde abgetragen. Ortenberg entkleidete sich, Mutter und Sohn bedienten ihn mit froher Geschäftigkeit. Wilhelm hielt einen angezündeten Wachsstock; Ortenberg warf sich in einen Lehnstuhl und klopfte die Pfeife an der Ecke des Ofens aus; Karoline steckte ihr Nähzeug auf einem kleinen mit Wachstuch beschlagenen Tische fest; Wilhelm suchte sich, mit Gellert's Fabeln unter dem Arme, auf einen Stuhl neben ihr zu schwingen, und eine alte, treue Magd, die einzige Bedienung dieser sittsamen Familie, saß am Ofen hinter dem Spinnrade. — Jetzt war der süße Augenblick da, in dem Ortenberg sein häusliches Glück zu genießen pflegte, wenn er mit seinem Weibe von den mannigfaltigen Prüfungen sprach, durch die sie zu dieser Zufriedenheit gelangt waren, und einen Plan auf die Zukunft zur Erziehung ihrer kleinen Familie entwarf, die er bald vermehrt zu sehen Hoffnung hatte. Wie hüpfte beiden Eltern das Herz, wenn sie sich in Wilhelm die Stütze ihres Alters dachten; wie manche süße Abendstunde ward auf diese Weise verträumt. Betrogene Sterbliche! warum erfüllte das Schicksal eure schuldlosen Träume nicht? — Warum sind die Freuden dieser Welt gleich dem Strahle des Mondes in einer wilden, stürmischen Nacht, der mit jedem Augenblicke von einer vorüberziehenden Wolke verdunkelt wird; wie der Schlaf eines Kranken, der nach wenig Minuten der Ruhe zu neuen Schmerzen erwacht; wie der Hauch der Sonne im April, der den Schnee von der frühen Blume leckt, die, im Begriffe sich

ſanfter Wärme zu entfalten, in wenig Stunden unter der Laſt eines Hagelwetters ihr Grab findet. Das kleinſte Glück bleibt nicht unbeneidet, die einſamſte Zufriedenheit nicht ungeſtört! —

Auch dieſer Abend war wie gewöhnlich beſtimmt, von einer frohen Zukunft, einem ruhigen Alter zu plaudern; als der ehrliche Konrad plötzlich in's Zimmer ſtürzte, und mit ſichtbarer, ungewöhnlicher Aengſtlichkeit, Ortenberg einen verſiegelten Zettel in die Hand drückte.

„Was iſt Ihm widerfahren? alter Konrad," ſagte Ortenberg mit einem unruhigen Blicke auf ſein ſchwangeres Weib. Konrad wollte und konnte nicht ſprechen. Stumm, mit verwilderten Blicken, zeigte er auf den Zettel und verſchwand.

Karoline wurde blaß, ihr Geiſt ahnete Unglück, ihre zitternde Hand ließ das Nähzeug auf den Tiſch fallen, ſie ſprang auf, hielt ſich an den Seſſel ihres Sohnes, und ſah den Mann, der das Billet noch immer unerbrochen in den Händen hatte, mit forſchenden ängſtlichen Blicken an.

Ortenberg war ein Mann von Feſtigkeit und Gegenwart des Geiſtes. Des alten Konrad's ſtumme Beſtürzung, ſein ſonderbares Verſchwinden, der zurückgelaſſene Zettel — eine Art zu ſprechen, deren ſich Konrad noch nie bedient hatte — alles dies ließ ihn vermuthen, daß eine donnerſchwangere Wolke über ſeinem Haupte hänge. Karolinen's Nervenſyſtem war ſchwach, und ſie war überdies hoch ſchwanger. Welch eine äußerſt delikate Lage. Sie

jählings erſchrecken — das hieß ihr den Becher des Todes reichen.

Ortenberg's Entſchluß war alſo gefaßt. »Gebiete deinen Muskeln,« ſprach er zu ſich ſelbſt, »es ſtehe in dem Zettel, was da wolle; verhüte, daß man es nicht auf deinem Geſichte leſen könne!«

„Was haſt du, liebe Karoline?“ redete er ſeine Frau an, als er die Bläſſe ihres Geſichts und das Zittern ihrer Hand bemerkte.

„Der Zettel“ — antwortete Karoline ſtotternd.

Ortenberg (mit erzwungenem Lächeln). Sieht denn der Zettel ſo fürchterlich aus? (bittend) liebe Karoline! bedenk' in was für Umſtänden du biſt. Ziemt es dir jetzt vor dem Rauſchen eines Blattes zu beben?

Karoline. Aber Konrad's ängſtliche Eile —

Ortenberg. Iſt dir ja auch nichts ungewöhnliches. Konrad iſt alt; alte Leute ſind wie die Kinder, ſie machen einen Kirchthurm aus einer Kohlſtaude. Erinnerſt du dich noch, mit welchem Geſichte er verwichenen Herbſt in's Zimmer ſtürmte, als der große Birnbaum im Garten beſtohlen worden war?

Karoline (etwas unwillig). Lieber Mann! du mußt den Zettel doch ſelbſt für wichtiger halten, ſonſt würdeſt du ihn lange geöffnet haben.

„Wenn du das denkſt,“ verſetzte Ortenberg mit anſcheinender Ruhe, „ſo will ich ihn gleich öffnen.“

Er erinnerte ſich ſeines gefaßten Entſchluſſes und zer-

brach das Siegel. Mit forschendem, unglückfürchtenden Auge hing Karoline an seinem Gesichte; aber auch nicht eine Falte entwischte der Stirn des entschlossenen Mannes. Indeß handelte er in diesem kritischen Augenblicke doch nicht so, wie er vielleicht hätte handeln sollen. Was in dem geheimnißvollen Zettel stand, werden meine Leser bald erfahren. Die traurigen Folgen dieses Zettels, oder vielmehr die Art, wie sich Ortenberg dabei benahm, wird vielleicht bei Manchem einen Unwillen gegen ihn hervorbringen. Aber eine Handlung, die in einer Lage geschah, in der wir nie gewesen sind, sollten wir auch nie richten. Ortenberg's Leben hing gewissermaßen von diesem Zettel ab; Karolinen's Leben war ihm so werth als das seinige; Trieb der Selbsterhaltung und feurige Liebe kämpften also mit einander, Ortenberg wollte beide befriedigen, wollte sich retten und seine Frau schonen, zwei Dinge, deren Verbindung sehr schwer, oder vielleicht gar unmöglich war.

„Wie spät ist es?" sagte er, nachdem er gelesen hatte, und zog die Uhr heraus. „Halb zehn. Ich muß ausgeh'n." Er warf den Schlafrock von sich und hüllte sich in einen grauen Überrock.

Um Gottes Willen! rief Karoline, was bedeutet dies alles?

Ortenberg schwieg.

Karoline (mit bittender, an's Herz dringender Stimme). Ortenberg! seit wann hast du Geheimnisse vor mir? bin ich nur dein Weib um deine Freuden zu theilen? hab' ich

nicht oft Kummer und Noth mit dir getragen? hat das Unglück unſerer jüngern Jahre mich nicht zu Leiden gewöhnt? Ortenberg, du willſt ſprechen, ich ſehe die Anſtrengung deiner Muskeln, die Furcht mich zu ſchrecken hält dich zurück.

Ortenberg. Du betrügſt dich, meine Beſte! um unſ'rer Liebe willen, dringe nicht in mich.

Karoline. Du willſt mich ſchonen, und bedenkeſt nicht, daß die Einbildungskraft mit deſto ſchwärzeren Farben malt, je weniger ſie den Gegenſtand des Unglücks zu errathen vermag. Du marterſt mich! das Unglück, das du mir verbergen willſt, kann nicht halb ſo ſchrecklich ſein, als meine Angſt mir's darſtellt.

Ortenberg. Was ſprichſt du von Unglück? Du biſt wunderlich, liebes Weib, ſei ruhig! die Sache betrifft den alten Konrad. Er bittet mich ein Geheimniß daraus zu machen, und meine Karoline war bisher immer ſo delikat, mir kein Geheimniß zu entreißen.

Mit dieſen Worten ging er auf ſein Studirzimmer, wo er Gott kniend mit leiſer Stimme um Muth und Stärke anrief: einige Friedrichsd'or, die er vorräthig hatte, zu ſich ſteckte, und nun die Treppe wieder herunterkam, um ſeinen Hut und Stock zu holen. Karoline, die durch ſeine letzte Antwort ſcheu gemacht worden war, und im Ernſte zu glauben anfing, daß die Sache vielleicht blos den alten Konrad angehe, betrachtete ihn ſchweigend. Bis jetzt behauptete er den Sieg, aber — da er nun gehen

sollte, sein schwangeres Weib, sein unerzogenes Kind — auf eine lange Zeit — vielleicht auf ewig zu verlassen — in einem hilflosen Zustande sie der Verfolgung eines vornehmen, wollüstigen Böswichts Preis zu geben — da behielt die Natur die Oberhand. Er nahm die Bürste vom Klaviere und kehrte seinen Hut dreimal ab, um Zeit zu gewinnen, und zu versuchen, ob es ihm nicht möglich sei, sich wieder zu sammeln. Umsonst! er athmete schwer, ein Seufzer entquoll seiner Brust und Karolinen's Angst kehrte doppelt stark wieder. Er ging einigemal im Zimmer auf und nieder, Karolinen's verwirrte Augen folgten ihm von Schritt zu Schritt. Er schwieg, sie schwieg, — eine fürchterliche Stille. Er faßte die Klinke der Stubenthür, er öffnete sie halb, es war ihm, als sollte er aus seinem Zimmer in die Ewigkeit treten, das Bewußtsein verließ ihn. Plötzlich stürzte er in die Arme seines Weibes, ein Strom zurückgezwungener Thränen brach aus seinen Augen: „Leb' wohl! meine Karoline!" das war alles, was er hervorzubringen vermochte. Schon genug um das unglückliche Weib seiner Sinne zu berauben; sie sank ohnmächtig zurück auf den Stuhl. „Gott!" rief Ortenberg mit bitterem Schmerze, „Gott! gegen den ich nie wissentlich gesündigt habe! sei du der Beschützer dieser edlen, unschuldigen Seele." Er rief der Magd, Karolinen zu helfen, drückte einen thränenvollen Kuß auf den Mund seines Sohnes (der eben Gellert's Rhynsolt und Lucia aufgeschlagen hatte) und stürzte sinnlos zur Thür hinaus.

Zweites Kapitel.

Tugend gleichet nie der übertünchten Dirne,
Einfach iſt der Biedermann:
Pfui des Menſchen! der mit frecher Stirne
Oder Einfalt ſpotten kann.

Das Haus ſtand einſam, in der Vorſtadt, am Ende einer kleinen Straße, hinten hinaus ein weitläufiger Obſt- und Gemüſe-Garten, aus dem eine Thür in's Feld führte. Die benachbarten, Baraken ähnlichen Häuſer waren wenig bewohnt. Den Arzt durfte die Magd nicht herbeirufen, um ihre Frau nicht ganz allein zu laſſen. Indeß erzeugte die Gefahr natürlich den Wunſch, Leute um ſich zu ſehen, es ſei auch von welcher Gattung es wolle. Die Magd beſann ſich, daß im oberſten Stockwerke des Hauſes ein alter, abgedankter Kapitän wohne, und ſogleich lief ſie die Treppe hinauf, ihn zu holen. Hier iſt das Bild dieſes ſiebenzigjährigen Greiſes.

Ein Mann, der ſeit ſeinem zwölften Jahre diente, der mit Leib und Seele Soldat war, und für Gott und ſeinen König jederzeit freudig ſein Leben wagte. Eine Kanonenkugel, die ſein linkes Bein zerſchmetterte, hatte ihn zum Invaliden gemacht. Zwar war er trotz deſſen, vermöge ſeines hölzernen Beines, im Stande, allenfalls mit einem jungen Herrn, der enge Schuhe trägt, einen Wett-

lauf zu wagen; und mit seinem guten Willen geschah es wohl nicht, daß er von seiner Grenadier-Kompagnie, die ihn wie ihren Vater liebte, Abschied nahm; aber Einer von den deutschen Reichsfürsten wollte eben damals einen seiner Bastarde versorgen, und so mußte der alte Kapitän ein Invalide sein, hätte er auch nur ein Schrotkorn in der Wade gehabt. Eine nothdürftige Pension war die ganze Belohnung seiner treuen, vier und fünfzigjährigen Dienste. Demungeachtet hörte man ihn nie murren. »Kommisbrot macht satt, und Kosent stillet den Durst," sagte er oft. »Wer mehr hat, als er braucht, und den Rest nicht seinem dürftigen Nachbar gibt; der verdient nicht das zu haben, was er braucht, so wenig es auch sein mag. Hat der König bessern Appetit als ich? schläft er besser als ich? ist er vergnügter als ich?"

»Nun dann!" rief er zuweilen in einer Art von Begeisterung: »nun dann, du hölzernes Bein! Siebenjähriger, getreuer Gefährte meines gesunden Beines, ich bin zufrieden mit dir! mein Mund ist zum Kommando, nicht zu Klagen gewöhnt. Ein Krüppel lebt unbeneidet: ein Unbeneideter lebt glücklich."

In diesen wenigen Worten lag die ganze Philosophie des alten Kriegsmannes.

Er war zufrieden, wenn ihm nur so viel übrig blieb, das Leben des Prinzen Eugen oder das Staatstheater zu bezahlen. Er plauderte gern von den Feldzügen, denen er beigewohnt hatte, und das war eine von den Schwach-

heiten, die wir dem Alter verzeihen müſſen, wenn wir ſelbſt Nachſicht im Alter verlangen wollen. Das Bedürfniß zu ſchwatzen führte ihn oft in den langen Winterabenden herunter zu Ortenberg, wo er, bei einer Pfeife Tabak, die Poſitionen beider Armeen in der und der Schlacht mit Kreide auf den Tiſch malte, und immer am Ende mit dem herzlichſten Vergnügen einen groſſen Strich durch die feindliche Armee zog, um dadurch anzuzeigen, daß ſie geſchlagen worden ſei. Ortenberg lieh dem gutmüthigen Alten gern ſein Ohr; auch Karoline lächelte ihm zuweilen Beifall, und dadurch hatten ſich beide ſeine Liebe in ſo hohem Grade erworben, daß er im Falle der Noth auch ſein anderes Bein mit Freuden für ſie hingegeben hätte. Wenn niemand um ihn war, dem er vorplaudern konnte, ſo pflegte er mit ſich ſelbſt zu ſprechen, und dieſe Selbſtgeſpräche ordentlich in Frage und Antwort einzutheilen. Zum Exempel:

»Hauptmann Sturm! (ſo nannte er ſich) warſt du in der Schlacht bei Dettingen?"

Wohl war ich.

»Haſt du brav gefochten?"

Zum Henker! da war nicht zu fechten. Unſer Regiment ſtand fünf Stunden lang im Kanonenfeuer, und das war alles. Vor mir, hinter mir, neben mir fielen ſie wie die Fliegen. Mich hat Gott erhalten.

»Hauptmann Sturm! was denkſt du von der Schlacht bei Dettingen?"

Ich denke, es war ein hundsföttisch Stück Arbeit. Zeigt mir der Feind das Weiße im Auge, holla! dann bin ich nicht der letzte. Aber da stehen, fünf Stunden auf sich schießen lassen, unter halb zerschmetterten Leichen, winselnden Freunden, blutigen, zerstümmelten Körpern, die Todesangst in ihren verdrehten Augen lesen, sehen, wie bald diesem, bald jenem die Seele ausfährt — nein zum Henker! so muß man mir nicht kommen!

„So muß man mir nicht kommen," war sein Lieblingsausdruck, den er beständig im Munde führte. — Hoffentlich hat der Leser nun seine Bekanntschaft gemacht.

Als Karolinen's Magd in's Zimmer trat, half er eben dem Herzoge Bernhard von Weimar Breisach belagern, und bombardirte die Stadt mit der größten Hitze.

„Ach! Herr Hauptmann!" rief die Magd athemlos, „kommen Sie geschwind zu Hilfe, sonst ist sie verloren!"

Zum Henker! sie soll auch verloren sein! versetzte der Kapitän lachend; der Herzog Bernhard hat seine Dispositionen gemacht, wie ein braver General.

Die Magd. Meine Frau! meine arme Herrschaft! sie liegt in Ohnmacht, und kein Mensch kommt ihr zu Hilfe.

Mit diesen Worten stürzte sie aus dem Zimmer.

Kaum hatte der Alte verstanden, wovon eigentlich die Rede war, als die Belagerung von Breisach plötzlich unter den Tisch fiel. Er gürtete seinen grünen abgetragenen Schlafrock mit dem Degengehänge zusammen, nahm seine

Feldapotheke unter den Arm, und watschelte so eilig, als es sein hölzernes Bein nur verstatten wollte, die Treppe hinunter. »Hauptmann Sturm! wo gehst du hin?" redete er sich unterwegs selbst an.

Ich komme der Madame zu Hilfe, denn sie liegt in Ohnmacht, sagt das Weibsbild, und kein Mensch kommt ihr zu Hilfe. Ja, ja, ich komme der Madame zu Hilfe! wiederholte er auf jeder Stufe, indem er mit dem rechten Beine immer zuerst trat, und das linke nachschleppte. Frische Truppen! forcirte Märsche! der Entsatz ist vor dem Thore.

Karoline schlug aber die Augen auf, als er die Stubenthür öffnete.

»Zum Henker, Madame! was fangen Sie an? (er sah sich um) Sie scheinen den kürzern gezogen zu haben, aber das Schlachtfeld ist leer."

Ach Ortenberg! rief Karoline, und war einer zweiten Ohnmacht nahe.

Madame! Madame! um Gotteswillen! werden Sie doch nicht so blaß! zum Henker! so müssen Sie mir nicht kommen!

Er setzte seine Feldapotheke auf den Tisch, riß ein Gläschen mit Rhabarberextrakt hervor und hielt es ihr unter die Nase, lief mit der ängstlichsten Geschäftigkeit hin und wieder, goß Spiritus in einen Löffel und verschüttete ihn zum Glücke wieder, ehe er Karolinen's Stuhl erreichte; rührte ein Pulver mit dem kleinen Finger zusammen, be-

ſann ſich hernach, daß das unſchicklich ſei, und ſchmiß es unwillig zum Fenſter hinaus. Die Magd hatte indeſſen Karolinen durch ein Glas friſches Waſſer wieder zu ſich gebracht, und ſie richtete ſich langſam in die Höhe.

„Nun Gottlob!“ ſagte der alte Kapitän, und warf ſeinen Plunder von ſich: „**Te Deum laudamus** mit Trompeten und Pauken! Das Bombardement iſt vorüber und die Feſtung iſt gerettet. — Aber zum Henker, Madame! in welchen Krieg ſind Sie denn eigentlich verwickelt! Wer iſt hier Freund oder Feind?

Karoline. Mein Mann —

Der Kapitän. Iſt ein braver Mann, ein kreuzbraver Mann, er verdiente Oberſt zu ſein, und wenn er's wäre — heute noch nähm' ich Dienſte in ſeinem Regimente.

Karoline. Aber —

Kapitän. Aber es gibt wenig ſolche Männer, wollen ſie ſagen? Eine ehrliche Haut ſteckt ſelten im ſchwarzen Rocke? — Wohl wahr! ſo wahr als ob's gedruckt wäre. Mein Feldprediger — Gott hab' ihn ſelig! — wuſte das alte und neue Teſtament an den Fingern herzuſagen, und wenn er beim l'Hombre-Tiſche ſaß, flucht' er ärger als ein Dutzend Dragoner.

Karoline. Aber —

Kapitän. Aber wenn er auf die Kanzel trat, konnt' er ſchmälen, daß es eine Luſt war zuzuhören. Mir durft' er nicht kommen! wenn er das ganze Regiment in die Hölle warf, kam er mir eben vor wie ein blindgeladen Ge-

wehr. Ein Biſchof ſoll unſträflich ſein, ſteht in Lutheri Katechismus.

Karoline. Ach!

Kapitän. Zum Henker! Madame! So müſſen Sie mir nicht kommen! Ich will lieber eine Batterie von zwanzig Kanonen donnern, als ein Frauenzimmer ſeufzen hören. — Wo iſt der Herr Rektor? es iſt ihm doch kein Unglück begegnet?

Karoline. Ich fürchte —

Kapitän. Was fürchten! man muß ſich nicht fürchten! die Furcht verſchlimmert nur das Uebel. Ich könnt' Ihnen da manches Anekdötchen — halt's Maul, Alter! (er ſchlug ſich auf's Maul) jedes Ding hat ſeine Zeit — die Furcht ſollte eigentlich gar keine haben. Aber was fürchten Sie denn?

Karoline. Ach Herr Kapitän! mein Mann iſt ausgegangen.

Kapitän. Nu, nu, wenn's weiter nichts iſt, er wird ſchon wieder kommen. Eine ſchöne, junge Frau iſt der kräftigſte Magnet. In meinen jungen Jahren war ich auch einmal verliebt. Gott verzeih' mir die Sünde! hätten Sie mir damals geſagt: Hauptmann Sturm! marſchir' unter meiner Fahne in's Himmelreich! ich wär' Ihnen auf halbem Wege deſertirt. Es war mir immer als hätt' ich ein Dutzend Raketen im Leibe, die mit mir in die Luft wollten.

Karoline. Aber ich fürchte —

Kapitän. Schon wieder? und was fürchten Sie denn?

Karoline. Daß er nicht wiederkommen wird. Er hat Abſchied genommen.

Kapitän. Als ob er das nicht immer thäte. Er ſollte mir auch nicht kommen! Zum Henker! Madame! wer eine brave Frau hat, beſitzt ein Kleinod, das er in Ehren halten muß. Es gibt der braven Frauen blutwenig in der Welt.

Karoline. Aber die Art, mit der er's that. Er weinte. —

Kapitän. Er weinte? Pfui! — Weinen hab' ich ihn noch nie geſehen. Es ſchickt ſich auch nicht für Männer, wenn einem die Weiber nicht die Thränen von der Seele preſſen, wie Sie mir erſtlhin, Madame. Nehmen Sie mir nicht übel, ſo muß mir aber keine kommen! Er weinte alſo? hm! das iſt ein Strich durch den Operationsplan. Wenn ein Mann wie der Herr Rektor, oder wie ich, nur eine Thräne vergießt, ſo iſt's mehr, als hätt' ein anderer einen Fluß geweint, wo er Pontons d'rüberſchlagen muß. Kurz, Madame! die Bataille iſt verloren!

Karoline. Sie ängſtigen mich, Herr Kapitän —

Kapitän. Hat ſich was zu ängſtigen: Als ob mir's nicht ſelbſt angſt und bange bei der Sache würde.

Karoline. Um Gottes willen! Sie verwieſen mir eben meine Furchtſamkeit.

Kapitän. Ganz recht! denken Sie, daß ich mich fürchte? Zum Henker, Madame! ſo müſſen Sie mir nicht kommen! Ich habe manch liebes Mal feindliches Pulver

gerochen, und das Herz hat mir um keinen Pulsschlag schneller geklopft. Wer so oft als ich dem Tode die Zähne wies, für den ist das Wort Furcht ein leerer Schall. Ruhig, Madame! ich bin Ihr Alliirter mit Leib und Seele; ich weiche nicht einen Schritt von Ihrer Seite, bis der Herr Rektor wieder kommt, und wer sich untersteht, Ihnen ein Haar zu krümmen, der hat seine Nase und Ohren am längsten gehabt.

Mit diesen Worten griff er nach der Pfeife, die Ortenberg weggelegt hatte, pfiff seinen Regimentsmarsch und stopfte sie mit der entschlossenen Miene des Mannes, der allenfalls mit dem Teufel anzubinden bereit ist.

Karoline warf sich in den Lehnstuhl und schwieg. Das nahm der alte Soldat für ein Zeichen ihrer Beruhigung und für eine Wirkung seiner Trostgründe. Er zündete die Pfeife mit einer zufriedenen Miene an, und marschirte im Zimmer auf und ab, indem er sich jederzeit regelmäßig schwenkte. Hätte er sich ein wenig besser auf die Physiognomie verstanden, so wäre es ihm leicht gewesen, die innere Seelenangst auf Karolinen's Gesichte zu lesen. Da er aber keine andere Gefahr kannte, als feindliches Pulver, und keine andere Gegenwehr, als schießen, hauen und stechen, so kam es ihm gar nicht in den Sinn, daß man sich ruhig in einen Lehnstuhl setzen, und doch von den herzfressendsten Qualen gemartert werden könne. Ueberdies war es eine seiner Maximen, daß der Teufel beim Lichte besehen nicht immer fürchterlich ist. Er dachte also vor der

Hand nicht weiter an das was vorgefallen war, oder noch vorfallen könnte, und ohne sich in unnützes Grübeln über die Ursache von Ortenberg's Abwesenheit einzulassen, setzte er sich gelassen nieder, malte mit Kreide den Plan von Breisach auf den Tisch und fing an, im Namen des Herzogs Bernhard die Stadt von allen Seiten zu beschießen.

Wilhelm hatte beide Arme und den Kopf auf den Tisch gelegt und schlief sanft. Diese unthätige Stille war eben nicht sehr vermögend, Karolinen's Ruhe wieder zu bringen. Dies melancholische Schweigen dauerte eine Zeit lang fort, und ward durch nichts unterbrochen, als durch Karolinen's Seufzer; durch das Geräusch, welches der alte Kapitän machte, indem er mit der Kreide auf dem Tische hin und her fuhr; durch Wilhelm's Schnarchen, das Zirpen eines Heimchens im Ofen und das Heulen eines Hundes auf der Straße. — Die Glocke schlug zwölfe, und noch keine Nachricht von Ortenberg. Karolinen's Unruhe nahm sichtbar zu; eine heimliche Thräne nach der andern schlüpfte über ihre Wange. Aber es waren nicht jene heilsamen Thränen, jenes wohlthätige Geschenk der Natur, die unser Herz entladen und uns Kraft geben, neuen Kummer zu ertragen. Es gibt eine Art zu weinen, die nicht mit Schluchzen, nicht mit Händeringen vergesellschaftet ist; sondern wo die Thränen nur einzeln hervorquillen, um uns die Bitterkeit einer jeden schmecken zu lassen. So weinte Karoline.

Der Kapitän wurde es endlich gewahr, aber er hatte seine Trostgründe längst erschöpft. Er trat an's Fenster

und ſang mit herzlicher Andacht das Lied: Wer nur den lieben Gott läßt walten! Als er es geendigt hatte, fiel ihm das Geſtirn des Orions in die Augen, und plötzlich hatte er ſeinen Freund Ortenberg, die leidende Karoline und die ganze Welt um ſich her vergeſſen. Die Urſache war, weil, wenn er ehedem recognoſciren ritt, dieſes Geſtirn ihm zum Führer diente, und daher ſah er es niemals ohne die herzlichſte Freude zu empfinden. Dachte er einmal an's Recognoſciren; ſo dachte er auch an's Lager, und war er mit ſeinen Gedanken im Lager; ſo weckte ihn kein Donnerſchlag, er müßte ihn denn für einen Kanonenſchuß gehalten haben.

»Hauptmann Sturm!« ſprach er zu ſich ſelbſt, als er nun ſo ſtand, und mit freundlichen Augen den Orion anblinzelte: »Hauptmann Sturm! biſt du wohl oft recognoſciren geritten?«

Wohl bin ich! bei Nacht und Nebel, bei Sturm und Regen, hungrig und durſtig, war mir all eins. Kirſchen eſſen iſt's freilich nicht. Alle Augenblicke ein Scharmützel, und mit Scharmützeln muß man mir nicht kommen. Bei meiner armen Seele! lieber drei Schlachten im offenen Felde, als Einen ſolchen Huſarenkrieg, wo ſie durch einander krabbeln, wie die Ameiſen. Ein Schuß von vorne, ein Hieb von hinten, ein Stich von der Seite. Der bravſte Kerl, wenn er nicht mehr als zwei Augen im Kopfe hat, iſt ein verlorner Wicht, wo ihm Gottes Engel nicht zur Seite ſteht. Auch mich hat Gott erhalten!

Er nahm seine Mütze ab, und sah hinauf zum Orion; und das, was in seinem ehrwürdigen Blicke lag, stieg noch über den Orion empor. Eine minutenlange Pause; er setzte die Mütze wieder auf.

»Hauptmann Sturm! hattest du nicht einen braven Korporal?"

Wohl hat ich! Korporal Reuter nannt' er sich. Rauh wie sein Schnurrbart und ehrlich wie ein Pommer. Er hat mir zweimal das Leben gerettet. Korporal Reuter! sagt' ich oft zu ihm: wenn ich einmal alt sein werde, und du auch alt sein wirst, und wir beide nicht mehr zuhauen können; so komm zum Hauptmann Sturm! Wenn Hauptmann Sturm Brot hat, so wirst du welches finden. Korporal Reuter ist nun schon vor dreizehn Jahren übergelaufen zur himmlischen Militz. Hat ihn der kommandirende Engel nicht wenigstens zum Major gemacht, so versteht er den Dienst nicht. Er nahm die Mütze wieder ab, und sah hinauf zum Orion. — Major Reuter, rief er ganz bewegt, denkst du noch an deinen alten Kriegskameraden, den Hauptmann Sturm?

Die Magd, welche unterdessen hinausgegangen war, um Theewasser zu kochen, trat ängstlich in's Zimmer, und berichtete, sie höre ein Geräusch an der Gartenthür, und ein Gemurmel, als ob viele Leute davor stünden. Karoline wurde blaß; der alte Soldat sah der Magd einen Augenblick starr in's Gesicht, und besann sich plötzlich wo er war, und warum er da war.

»Holla!« rief er, »kömmt's endlich einmal zur Aktion?« Mit dieſen Worten ſtolperte er zur Thür hinaus und frug ſich, wie gewöhnlich, indem er die Treppe hinauf hinkte: »Hauptmann Sturm, wo gehſt du hin?«

Ich greife zu den Waffen, man ſchlägt die Lärmtrommel, das ganze Lager iſt in Allarm, wir ſind ſchlecht verſchanzt, und der Feind läßt ſich ſpüren. Aber mir ſoll er nicht kommen! Ruft in's Gewehr! theilt die Parole aus: Gott und die gerechte Sache! — Unter dieſem Selbſtgeſpräche kehrte er in einigen Minuten zurück, mit ein Paar Piſtolen unter dem rechten und einem großen Haudegen unter dem linken Arme.

»Laß ſie kommen!« rief er mit einem wilden Lachen! »ſchlagt an! gebt Feuer! iſt ein Kommando, das ich noch nicht verlernt habe. Dieſe Piſtolen, Madame — ein Paar herrliche Piſtolen! ich hab' ſie einem ſchwediſchen Küraſſier abgenommen, ſie koſten mir einen derben Hieb über's Geſicht. — Der Säbel iſt ein Erbſtück von einem meiner Voreltern, der ihn einem türkiſchen Baſſa bei der Belagerung von Jeruſalem abnahm. Ein Säbel wie ein Schermeſſer! — Kurz, Madame, ſo muß mir keiner kommen! Sie ſelbſt müſſen bei der Bagage bleiben, Sie ſind invalid, aber du, Lieſe! (rief er der Magd zu) nimm die Ofengabel zur Hand und formir' die Arrieregarde. Rechts um kehrt euch! Marſch!«

Schon hatte er die Stubenthür geöffnet, als er plötzlich halt! rief, und folgenden Kriegsrath hielt.

»Bin ich nicht ein Narr, daß ich da mit der Armee in's Feld rücke, ohne zu wiſſen, ob ein Feind in der Nähe iſt? — Ich ſollte höchſtens ein Kommando leichter Truppen detaſchiren, um das Terrain zu recognoſciren. Lieſe! ſtatte deinen Rapport noch einmal ab! Wer weiß, was die furchtſame Häſin gehört hat? — Ein Geräuſch? — hm! es mögen Ratten geweſen ſein. Ein Gemurmel? — Hund' und Katzen murmeln auch. — Aber kurz und gut! ſo darf mir keiner kommen! Vorwärts! Marſch! Wir wollen dem Feinde in die Flanke fallen. Kein Pardon! Sind's Ratten oder Mäuſe, ſo dürfen Sie mich nicht auslachen, Madame! mein Seel nicht! der Spion da hat mein Lager allarmirt.“ — Karoline war nicht zum Lachen geſtimmt! ſie zitterte, wie das Laub einer Eſpe, wenn der Nordwind es peitſcht. Ihr Auge funkelte wild, und ihre Zunge verſagte den Dienſt.

Der alte Kapitän hatte ſich indeſſen in's Vorhaus poſtirt; Lieſe mußte mit der Ofengabel ſchultern, und in dieſem ſtreitbaren Aufzuge näherte er ſich der Hofthür. Kaum war er noch einige Schritte davon entfernt, als dieſe anfing zu knarren, ſich immer weiter aufthat, und plötzlich drei vermummte Kerls mit einer Diebslaterne vor ihm ſtanden.

»Halt, meine Herren! hier iſt ein Vorpoſten!“ rief der Kapitän, »und ohne Scharmützel werden Sie hier ſchwerlich davon kommen.“ Er ſpannte ruhig den Hahn ſeiner Piſtole, feſt entſchloſſen, jeden Fußbreit Terrän mit Blut erkaufen zu laſſen.

Zum Glücke hatte er die Lampe der Magd im Rücken, daher war es umsonst, daß die ungebetenen Gäste ihre Laterne zuschoben. Sie standen unschlüssig da, alle drei die rechte Hand an ein Degengefäß gelegt, dessen Zubehör unter den weiten Mänteln verborgen war.

»Friß Vogel oder stirb!« fuhr der Kapitän fort? »Schurken! wen sucht ihr?« Mit diesen Worten trat er einen Schritt näher und hielt einem von ihnen das Pistol unter gespanntem Hahne gerade unter die Nase. »Wer da!« rief er mit kriegerischer Stimme; »gib Antwort, oder ich brenne dich auf den Pelz.«

Wenn man zwischen dem Laufe einer Pistole und unsrer Nase eine gerade Linie ziehen kann, und sich dann hinzudenkt, daß es nur eines leichten Drucks bedarf, um das in dem Pistole verschlossene Blei diesen Weg nehmen zu lassen; wenn man ferner den Zeigefinger einer fremden Hand schon in Bereitschaft sieht, diesen Druck von sich zu geben, und sich also das Blei in der nächsten Minute an einem Orte gedenkt, wo es offenbar nicht hingehört: so haben diese Umstände zusammengenommen die Zauberkraft, auch den verschlossensten Mund zu öffnen. Die drei Unbekannten, die bisher wohl eben nicht Willens gehabt hatten, sich über die Absicht ihres nächtlichen Besuchs anders als handgreiflich zu erklären, änderten plötzlich ihren Entschluß. »Mein — Herr!« stotterte der eine heraus.

»Der Teufel ist dein Herr!« erwiderte der Kapitän hastig, »dein Herr mag ein Spitzbube sein, wie du. Kurz

von der Sache zu reden! so müßt ihr mir nicht kommen! Ihr dachtet uns im Lager zu überrumpeln, aber wir hatten Wind von der Expedition. Schade, daß ihr den forcirten Marsch umsonst gethan habt. Rechts um schwenkt euch! Marsch! Lägen nicht Kranke im Hospitale (das hieß bei ihm so viel, als: wäre die Frau vom Hause nicht schwanger) so wollt' ich jedem von euch noch eine Pille mit auf den Weg geben, die ihn ohne Umstände zu des Teufels großer Armee transportiren sollte. Pfui, müßt euch da von einem alten Invaliden jagen lassen. In's künftige zieht mit Ober- und Untergewehr in's Feld!"

Hiemit ergriff er den, der ihm am nächsten stand, beim Mantel, in der wohlgemeinten Absicht, die andern beiden mit ihm zur Thüre hinauszuschieben. Dieser aber mochte wohl denken, der Kapitän wolle ihn arretiren, er ließ daher den Mantel im Stiche und begab sich auf's Laufen. Seine Kameraden folgten ihm mit gleicher Geschwindigkeit und in einem Augenblicke waren sie über alle Berge. — „Zum Henker!" rief der Kapitän, indem er den Mantel in die Höhe hob und beim Scheine der Lampe aufmerksam betrachtete: »der Kerl war ein Soldat, ich habe die Montur schimmern sehen. Das werd' ich dem Gouverneur rapportiren. Es liegen eine Menge Freibataillons in der Stadt, nichts als zusammengelaufenes Gesindel. Wenn die Herren Obersten nicht Mannszucht halten: so sind Witwen und Waisen ihres Lebens nicht sicher."

Drittes Kapitel.

Wenn deine Scheitel der Sturm umbraust,
Donnernde Wolken hienieder blitzen;
O dann fühle, wie selig es ist,
Freunde, trotz Sturm und Donner, besitzen.

Karoline lag auf ihren Knien, ein Bild der Angst und Verzweiflung. Ihr Auge rollte wild umher, ihr Haar sträubte sich, ihre Hände hatten sich blutig gewunden. »Mein Mann ist todt!« das war der schreckliche Gedanke, der gleich dem verborgenen Feuer, von dem die Erde erbebt, ihr Innerstes erschütterte, und mit verdoppelter Stärke in jeder Minute wieder kehrte. »Mein Mann ist todt!« jetzt sahen ihre stieren Augen den Mann, den sie liebte, im Leichengewande. »Mein Mann ist todt!« jetzt erblickte sie sich, ihren Wilhelm und das Kind, das sie noch unter dem Herzen trug, einen Raub des Hungers und der Verzweiflung.

»Lustig, Madame!« rief der alte Kapitän, indem er die Thür öffnete: »Lustig! der Feind hat sich retirirt und die Bagage im Stiche gelassen.« (Unter der Bagage verstand er nämlich den eroberten Mantel, welchen er gleich einer Siegesfahne der Magd auf die Ofengabel gehängt hatte, und im Triumphe vor sich hertragen ließ.) »Aber zum Henker!« fuhr er fort, indem er Karolinen's kranke,

phantasirende Stellung erblickte. »So müssen Sie mir nicht kommen! ich kehre mit Beute vom Schlachtfeld zurück, und da ich mich in den Winterquartieren lustig zu machen gedenke, kommen Sie mir entgegen, wie ein milchbärtiger Fähnrich, dem man die Fahne genommen, und legen Einem das Greinen so nahe, daß ich schluchzen muß, als ob mir eine Musketenkugel im Schlunde steckte.«

Meinen herzlichsten Dank, lieber Herr Kapitän. —

»Ei was! es war meine verfluchte Schuldigkeit!«

Er legte den Mantel, die Pistolen und den Haudegen etwas unwillig auf den Tisch, zündete seine Pfeife wieder an, und trat schweigend an's Fenster, um das Gestirn des Orions zu beschauen, seine Feldzüge wieder zu käuen, dem Korporal Reuter eine Thräne zu widmen, und in diesen glücklichen Träumereien alles Unglück um sich her auf eine Zeit lang zu vergessen. Die Magd erzählte Karolinen unterdessen sehr breit und umständlich die ganze eben vorgefallene Begebenheit. Sie versicherte Höllenangst ausgestanden zu haben, und konnte nicht begreifen, wie der alte, liebe Herr Hauptmann, ohne zum wenigsten in einem Bündnisse mit dem Gott sei bei uns! zu stehen, die drei verwegenen Kerls habe verjagen können. Sie schloß damit, daß sie vollkommen überzeugt sei, er könnte sich fest machen gegen Hieb und Stich. Weder Karoline noch der Kapitän hörten auf ihr Gewäsch; Karoline, weil sie in stummer, sinnenberaubender Verzweif-

lung nur noch empfand, was in ihr vorging, und der Kapitän, weil er eben wieder der Belagerung von Breisach beiwohnte.

Gott! was mag alles dies bedeuten? rief Karoline endlich, nach einem tiefen, hohlherausgepreßten Seufzer, und wo mag Ortenberg sein?

»Nicht da, wo er sein sollte!" versetzte der Kapitän hastig, »sonst wär' er längst hier, und würfe einen Thränendamm auf, und machte nicht, daß Einem die lumpichte Pfeife Tabak so versalzen würde."

Karoline schwieg, faltete das Schnupftuch zwischen beide Hände und sah starr vor sich hin. Keine Thräne entquoll ihrem Auge, aber das schnelle Heben ihres Busens, das ängstliche, kurze Athemholen ließen leicht errathen, wie sehr sich ihre Seele unter kummervollen Ahnungen abarbeitete.

So schlich wieder eine bleierne Stunde langsam dahin, gleich einer schwarzen Gewitterwolke, die mit doppelten Ketten an den Himmel gefesselt zu sein scheint, wenn der zitternde Bewohner der ländlichen Hütte jeden Augenblick durch's Fenster schaut, ob sie noch nicht vorübergezogen. Der Hahn krähte, der Hirte blies, es ward Tag.

»Das ist mir außerm Spaß!" sagte der Kapitän, »so muß mir keiner kommen! ich will fort, Madame! ich will recognosciren! ich will einen forcirten Marsch machen, und in Zeit von einer Stunde liefr' ich ihn todt oder lebendig."

Ohne weitere Antwort abzuwarten, trollte er die Treppe hinauf, zog sich mit dem größten Ungestüm an, und pfiff seinen Regimentsmarsch. Als er sich mit Degen und Stock ausgerüstet, auch auf allen Fall ein Paar Sackpistolen zu sich gesteckt hatte; polterte er die Stufen wieder herunter, öffnete Karolinen's Stubenthür, lehnte sich martialisch auf seinen Stock und rief:

»Nun, Madame, das Detaschement ist marschfertig! soll es ausrücken?"

Karoline antwortete nicht.

»Madame kann kein Wörtchen in's Feld stellen," fuhr der Kapitän fort, »die Zufuhr ist abgeschnitten, die Alliirten müssen das Beste bei der Sache thun. Rechts um schwenkt euch!"

Bei diesen Worten machte er das Manöver wirklich, stampfte mit dem Fuße auf die Erde, daß die Tassen auf dem Tische zitterten, drückte sich den Hut mit dem Stockknopf tief in's Gesicht, kommandirte »Marsch!" und ging.

Als er auf der Straße war, so frug er sich wie gewöhnlich: »Hauptmann Sturm, wo gehst du hin? — Ich bin kommandirt, einen Deserteur aufzusuchen, um ihn todt oder lebendig in's Lager zu liefern. — Gott hat uns einen heitern Morgen geschenkt!" (er nahm den Hut ab; das pflegte er zu thun, so oft er Gott nannte) »eine reine, gesunde Luft! Vorwärts! du hölzernes Bein! He da! Kamerad!" (Er kam eben an eine Schildwache.) »Hast du den Rektor Ortenberg nicht geseh'n?"

Die Schildwache. Nein, Herr! ich steh' erst seit einer halben Stunde.

Der Kapitän hinkte weiter. Der Kerl hat den Rektor Ortenberg nicht gesehen, murmelte er vor sich hin; der Geier mag wissen, in welchem Defilee er steckt. Er nahte sich einer Brücke, wo wiederum eine Schildwache stand.

Der Kapitän. Kamerad, hast du den Rektor Ortenberg nicht geseh'n?

Der Soldat. Nein, Herr Hauptmann.

Der Kapitän. Woher weißt du, daß ich Hauptmann bin? He?

Der Soldat (ein alter, grauköpfiger Schnurrbart). Kennen Sie mich nicht mehr? Ich habe unter Ihrer Kompagnie gedient. Hans Müller.

Der Kapitän sah ihm einen Augenblick in's Gesicht und fiel ihm plötzlich um den Hals: Hans Müller! rief er, und ich Esel kannte den ehrlichen Hans Müller nicht mehr! Wie geht dir's, Hans Müller? er schüttelte ihm die Hand.

Der Soldat. Schlecht, Herr Hauptmann! Fünf Kinder und kein Brot. Wenn ich von der Wache komme, so hack' ich Holz, oder schleppe Ballen in's Warenlager, sonst müßt' ich verhungern. Mein Kapitän ist ein harter Mann. Ich habe acht und zwanzig Jahr gedient; siebzehn Jahr unter Ihrer Kompagnie, und habe keinen Schlag bekommen. Nun gibt man mir alten, fünf und

sechzigjährigen Manne zwanzig Stockschläge, wenn ich die Halsbinde nicht fest genug zusammenschnüre.

Der Kapitän. Pfui, Hans Müller! (er spuckt aus) pfui! mach' mich nicht bös. Hol' ihn der Teufel! deine Bestie von Hauptmann. Gott verzeih' mir die Sünde, aber so muß mir keiner kommen! Kamerad, wenn du abgelöst wirst, so komm zum Hauptmann Sturm; in der Vorstadt Nr. 207 liegt er im Quartiere, und das Wenige, was er hat, das soll Hans Müller mit ihm theilen.

Er ging einige Schritte, kehrte aber plötzlich wieder um! Apropos, Kamerad! hast du den Korporal Reuter gekannt?

Der Soldat. Wohl hab' ich ihn gekannt. Eine ehrliche, tapfere Haut.

Der Kapitän. Sapperment ja! das war er. Ehrlich und tapfer. (Er lehnte sich auf den Stock, eine Thräne glänzte in seinem Auge. Er sah gegen Himmel und nahm schweigend den Hut ab.)

Der Soldat. In der Schlacht bei Prag fiel er mir zur Seite und blieb mausetodt. Ich zog ihm seine hölzerne Tabakspfeife aus der Tasche, und die hab' ich noch.

Der Kapitän (hitzig). Kamerad! was soll ich dir geben für die Pfeife?

Der Soldat. Herr Hauptmann, ich bin ein blutarmer Mann, aber ich gebe die Pfeife um keinen Preis.

Der Kapitän (sucht in allen Taschen). Kamerad!

hier hast du meinen Beutel! es ist mehr als ein Thaler darin. Nimm, nimm, und gib mir die Pfeife.

Der Soldat (bittend). Herr Hauptmann —

Der Kapitän. Hans Müller, so mußt du mir nicht kommen! du mußt Subordination verstehen. Da nimm den Thaler und gib mir die Pfeife!

Der Soldat (zog die Pfeife mit Thränen aus der Tasche). Du mir für Geld feil? nein, nimmermehr! da haben Sie die Pfeife (sagte er mit weggewandtem Gesichte), behalten Sie Ihren Thaler!

Der Kapitän (höchst gerührt). Ehrlicher Hans Müller! So mußt du mir nicht kommen! behalt' die Pfeife! du verdienst den Korporal Reuter gekannt zu haben.

Er wandte sich, trocknete mit einem handbreiten Schnupftuche seine Thränen, und fing nun an, in Gesellschaft Hans Müller's die Prager-Schlacht durchzuarbeiten.

Vermuthlich wird sich keiner meiner Leser wundern, wenn er hört, daß der alte Kriegsmann über die Prager-Schlacht Ortenberg vergaß, und so lange bei Hans Müller stehen blieb, bis Hans Müller abgelöst wurde.

Ich führe dich, mitfühlende Seele! auf Karolinen's traurigen Zustand zurück.

Es ist Einem so behaglich, jemand um sich zu haben, von dem man sieht und hört, daß er Theil nimmt an unserm Leiden, wenn unsere Seele in jenem Wirbel des Kummers auch nicht in der Stimmung war, die erfor-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
KOTZEBUE,A.F.F.VON
3-598-51521-9
FN. 14767/145

derlich ist, alle die Aeußerungen einer mitleidenden Seele zu empfinden, und eine dankbare Thräne dafür zu weinen. So ging es Karolinen. So lange der Kapitän um sie war, theilte sie, ohne es zu wissen, ihre Angst mit ihm, und fühlte das erst, sobald er sie verlassen hatte. Bis jetzt tobte die Flamme quälender Ahnungen nur innerlich, doch plötzlich sprang sie wild von ihrem Sessel auf, ging mit wankenden Schritten auf und nieder, trat an's Fenster und legte sich weit hinaus, um die Straße hinunter zu schauen. Jeden Vorübergehenden hielt sie von weiten für Ortenberg. Das ist er! das ist er! rief ihr verlangendes Herz. Er näherte sich, und immer hatte das Auge das Herz getäuscht. Ach! welche schreckliche Empfindungen zernagten ihre Brust. — Sie ging, von rastloser Angst getrieben, ohne zu wissen warum, auf ihres Mannes Studirstube, und sah sich wild um, als ob sie hier eine Entwickelung der unbegreiflichen Begebenheit erwarte. Ortenberg's Schlafmütze lag auf der Erde. Karoline erschrack. Sein Bild fiel ihr in die Augen, sie taumelte zurück, verließ das Zimmer und schlug die Thür so hastig hinter sich zu, als sei ihr der Geist ihres Mannes erschienen. Sie mußte sich mit beiden Händen am Treppengeländer erhalten, um ihr Zimmer wieder erreichen zu können.

Wilhelm schlief noch immer sanft. Karoline stand eine Zeit lang mit verschränkten Armen ihm gegenüber und heftete ihr Auge starr auf seine Wangen, die der Schlaf mit

einer Purpurröthe überzogen hatte. »Armer Wilhelm!« schluchzte sie, »noch diesen Morgen spieltest du froh um deinen Vater, er schaukelte dich auf seinem Knie — wenn er todt ist — so wirst du bald eine vater- und mutterlose Waise sein.«

Lange verlor sie sich in den schwarzen Bildern ihrer kranken Phantasie, bis sie plötzlich wie aus einem tiefen Traume erwachte und der Magd rufen wollte, den Jungen auszuziehen und zu Bette zu bringen. Allein die Stimme versagte ihr, so sehr hatte sich die Angst aller ihrer Sinne bemächtigt.

In diesem Augenblicke wurde an der Hausthüre geklingelt.

Viertes Kapitel.

Sieh', es verdorren junger Pflanzen Säfte
Im kalten Nordwind und im heißen Sonnenstrahl;
So welken unsers armen Lebens Kräfte
Beim Uebermaß der Freude und der Qual.

Wenn ein einsamer Wanderer, in der Hülle der Mitternacht, kraftlos im Dickicht des Waldes umher irrt, unkundig des Weges, der in seine friedliche Heimath ihn leiten soll; wenn er mit jedem seiner ungewissen Schritte sich tiefer in Dornen verwickelt; wenn der krächzende Uhu allein mit dumpfem Geschrei von Baume zu Baume vor ihm herflattert, und sein Seufzen nur von unbekannten Gebirgen widerhallt: wenn er dann plötzlich in der Nähe den Laut einer menschlichen Stimme vernimmt — wie klopft sein hoffendes Herz! Hier! ruft es ihm zu; hier sind Menschen, deine Brüder! — Aber vielleicht Räuber! flüsterte der Schutzgeist: Ueberlegung! Räuber der letzten Hoffnung, die dir noch übrig blieb.

Wäre es mir gelungen, durch dies Bild Karolinen's Empfindung zu schildern! das verworrene Gefühl, das in dem Augenblicke sich ihrer betäubten Sinne bemächtigte, als an der Hausthür zu wiederholten Malen geklingelt ward! Umsonst versuchte sie ihre schlaffen Muskeln zu spannen, um selbst den Boten zu empfangen, von dem

sie ihr Todesurtheil zu hören fürchtete; ihr ganzes Wesen war ein Gemälde der Furcht mit Verzweiflung schattirt, in der Ferne die untergehende Hoffnung. — Die Magd, die am Ofen gesessen hatte und hinterm Spinnrade eingeschlummert war, hörte den Schall der Glocke, sprang auf und taumelte halb schlaftrunken hinaus, um die Hausthür zu öffnen. Sie trat kaum aus dem Zimmer, als der Zugwind vom Garten her die Lampe auslöschte. Da es aber bereits heller Tag war; so schob sie den Riegel von der Hausthür. Vor der Thüre stand ein schlecht gekleideter Mann, den die Magd nicht erkannte, weil er den Hut tief in's Gesicht gedrückt hatte. Er gab ihr einen Brief, schien sprechen zu wollen, hielt an sich, und verschwand. Karoline verschlang den Brief mit den Augen, sie riß ihn der Magd aus der Hand, jedes Glied zitterte, jede Muskel bebte, ihre Wange glühte, ihr Auge starrte, ihr Athem blieb aus. Doch plötzlich erkannte sie die Hand ihres Mannes. Dies und die kummerlose Ueberschrift: An meine liebe Frau! gaben ihr im Augenblicke die Sprache wieder. »Gott sei gelobt!" rief sie aus, »er lebt!" Bei den Worten: er lebt, fiel sie auf ihre Knie; eine glänzende Thräne, würdig von Engeln hinweg geküßt zu werden, schwamm in ihrem himmelwärts gerichteten Auge; ihre Hände falteten sich fest in einander und — sie schwieg. — Waret ihr je in Kassel und saht da die Kleopatra, Tischbein's vortreffliches Gemälde, so habt ihr Karolinen's Bild in dieser Zeit des Schweigens. Ihr dankender Blick

war das rührendste Gebet. Endlich erholte sie sich, öffnete auf ihren Knien den Brief und las Folgendes:

Liebes, bestes Weib!

»Ich habe unbesonnen gehandelt; ich bedarf Verzeihung und hoffe sie nur von deinem guten, liebevollen Herzen. Ich verließ dich — zwar nicht ganz ohne Grund, aber doch viel zu hastig, viel zu unüberlegt. Wußt' ich nicht, daß meine Karoline Muth hat? daß sie keins von den Alltagsweibern ist, die sich nicht zu fassen wissen, wenn eine trübe Wolke den Horizont ihres Lebens auf eine Zeit lang schwärzt? Wußt' ich nicht, daß Religion und Liebe Alles vermögen? daß Karolinen's Herz beider Tempel ist, und daß es der Tugend, ihrer stillen Größe bewußt, nie an Entschlossenheit mangelt? Ist nicht ein Gott über uns, dessen Hilfe dann oft am nächsten ist, wenn wir's am wenigsten hoffen dürfen? — Und besonders jetzt, da meine theure Karoline zum zweiten Male Mutter werden soll, wird sie gewiß alle ihre Standhaftigkeit hervorrufen, um einen kleinen unangenehmen Zufall zu ertragen, der mich vielleicht auf einige Wochen von ihr trennen wird. Ja, liebes Weib, ich sehe mich genöthigt, eine kurze Reise zu thun, die du unter deinen Umständen freilich nicht mitmachen kannst. Der Gouverneur — brauch' ich dir mehr zu sagen? du erinnerst dich an Breslau, du erinnerst dich der Scene bei der Revue — kurz! du erräthst meinen Verfolger."

»Du wirst vielleicht in der vergangenen Nacht noch manchen Schrecken gehabt haben — auch eine Folge mei-

ner Unbesonnenheit! Hätt' ich dir gleich entdeckt, was des ehrlichen, alten Konrad's Brief enthielt; so wär'st du auf den nächtlichen Einbruch der Soldaten vorbereitet gewesen. Was man mit mir vorhatte, ist mir unbekannt. Vielleicht wollte man mich nur in Furcht jagen, und mich nöthigen, Platz zu machen. Wie konnte man vergessen, daß ich stolz darauf bin, ein Weib zu besitzen, das keines männlichen Beschützers bedarf! das durch einen versagenden Blick zügellose Leidenschaften im Zaume zu halten weiß."

»Ruhig, und im Vertrauen auf Gott tret' ich daher meine Reise an. Ich fliehe nach B**, ich werfe mich unserm Könige zu Füßen, ich flehe um Gerechtigkeit, und — du kennst unsern Monarchen — sein Name muß dich mit den besten Hoffnungen erfüllen. In sechs oder acht Wochen schließ' ich dich wieder in meine Arme. Bis dahin lebe wohl! meine Beste. Täusche meine Hoffnung nicht, daß du dies kleine Leiden mit Muth und Frömmigkeit ertragen wirst. Bedenke, was du dir schuldig bist! bedenke, daß noch ein Leben an dem deinigen hängt, das Leben eines unschuldigen Geschöpfs, das durch sein erstes Lächeln dir jeden Kummer versüßen wird."

»Ich will dich vor meiner Abreise nicht wieder sehen, dieser Brief sei mein Abschied. Nicht als ob ich Gefahr fürchtete. Die Bosheit hüllt sich nur in Mitternacht und scheut den Strahl der Sonne. Aber warum soll ich dir und mir nicht Thränen ersparen, die der Gedanke an unsern guten König trocknen muß?"

»Leb' wohl, Karoline! küsse meinen Wilhelm! danke dem ehrlichen Konrad seine Freundschaft! Leb' wohl! sobald ich in B** angekommen bin, erhältst du Nachricht von mir.«

Karl Friedrich Ortenberg.

Wie süß ist es, wenn der Hoffnung lächelnde Sonne die Seifenblase unserer Wünsche und Erwartungen bescheint; wenn sie dann in tausend mannigfaltigen Farben das Auge unserer Seele ergötzt! Aber wie zehnfach bitterer ist es, wenn plötzlich eine drohende Wolke, getaucht in die Farbe der finsterſten Nacht, das süße Spiel unserer Einbildungskraft zerstört! die Sonne geht unter, die Seifenblase zerplatzt.

Der Uebergang von inniger dankbarer Freude zu fressendem Kummer war für Karolinen zu schnell. Mit so vieler Schonung auch Ortenberg's Brief geschrieben war, und so vorsichtig er die ganze Sache behandelt hatte, so war es doch immer noch zuviel für ein Weib, das eine siebenmonatliche Bürde trug, und schon eine Nacht überstanden hatte, die die Hölle durch den ganzen Vorrath von Qualen zur Hölle zu machen wußte. Kraftlos sank Karoline in den Sessel, ihre Augen vermochten nicht mehr zu weinen, ihre Brust versuchte umsonst zu seufzen, ihr Kopf fiel zurück, ihre Arme hingen herab; ihre ganze Stellung verkündete einen Menschen, der keiner Bewegung mehr mächtig ist.

»He da!« erschallte eine Stimme auf der Straße, in-

dem zugleich ein knotiger Stock ziemlich unsanft an die Hausthür pochte.

»Wer klopft?« rief die Magd im feinsten Diskant. »Gut Freund!« brüllte der Baß des alten Kapitäns. »Wache! öffne das Thor, laß die Zugbrücke nieder! das Detaschement ist auf dem Rückmarsche begriffen. — »Lustig, Madame!« rief der alte Soldat, indem er in's Zimmer trat und sich den Schweiß von der Stirn wischte, »lustig! es war nur ein blinder Lärm. Der Herr Rektor wird bald wieder bei Ihnen sein.

Wenn der unschuldig Verurtheilte dem Richtplatze sich nähert, wenn das fürchterliche Schwert der blinden Gerechtigkeit schon in der Hand des Henkers blitzt; wenn Sinn und Bewußtsein den Schuldlosen verlassen: glaubt er dann nicht noch immer in jedem emporgehobenen Schnupftuche eines Zuschauers ein Zeichen seiner Begnadigung zu erblicken?

Karoline hatte den überzeugenden Beweis von dem Unglücke ihres Mannes, den traurigen Brief, noch in der Hand, und doch — doch blitzte ein Strahl der Hoffnung durch ihre Seele, da der treuherzige Krieger mit fester Stimme ihr sein: Lustig, Madame! zupolterte.

Mein Mann? rief sie hastig, so daß das Wort: Mann, das Wort: mein zu verschlucken schien.

Der Kapitän. Ja, ja, Madame! wie ich Ihnen sage. In ein paar Stunden wird er hoffentlich hier auf diesem Stuhle Rasttag halten, und ihre Gardinenpredigt

geduldig anhören. Verdient hat er sie, denn so ohne Ordre aus dem Quartiere zu rücken — zum Henker! Madame, so muß mir keiner kommen!

Karoline. Sie haben ihn gesehen?

Der Kapitän. Gesehen, gesprochen, ihm die Hände gedrückt. So sein Sie doch nur ruhig! Wie Sie aussehen! Gott verzeih' mir's! wie Lazarus, als er aus dem Grab kommandirt wurde.

Karoline. Aber wo haben Sie ihn gesehen?

Der Kapitän (in der größten Verwirrung; denn so natürlich diese Frage auch war, so hatte sein gutes, nie zur Unwahrheit gewöhntes Herz sich doch nicht darauf vorbereitet). Wo? — dort — an der Ecke — nein — nicht an dieser Ecke — an — an jener Ecke — dort nach dem Brühler-Thore zu.

Karoline (im Tone eines Menschen, der widerlegt zu werden hofft und wünscht). Unmöglich!

Der Kapitän. I ja doch! in's Teufels Namen! er besucht einen kranken Freund.

Karoline. Und so eben erhalt' ich diesen Brief von ihm, in dem er Abschied von mir nimmt?

Der Kapitän, höchst erstaunt, stammelt mit offenem Munde ein langes So? Nu seh'n Sie nur, Madame, ich habe gelogen, ich schäme mich, daß ich gelogen habe; aber zum Henker! Madame, so muß man mir auch nicht kommen! Was sollt' ich denn thun, liebe Herzens-Madame? sagen, ich sei vergebens gegangen? Prost die Mahl-

zeit! da hätt' ich Fuchtel verdient. Sie hätten mir die Ohren vollgejammert, und da wäre mein bischen Vernunft ganz aus Reih' und Gliedern getreten. Nun ist der Brei doch versalzen! Aber so geht's mit dem Lügen, 's ist eine verdammte Sache! Diesmal gelogen, und nicht wieder! Wenn der alte Narr die Wahrheit noch einmal über's Maul haut; so soll ihn der Profoß, bei Wasser und Brot, acht Tage krumm schließen.

Das war der letzte harte Schlag. Karoline fiel zurück in den Lehnsessel, das Roth ihrer Wangen verwandelte sich in Bleiweiß, ihr Auge brach, ihre Lippen wurden blau.

»Daß sich — die heilige — Jungfrau erbarme! Rechts um kehrt euch! Marsch!" rief der Alte der Magd zu: »Hätte das dumme Thier nicht schon zwanzigmal den Arzt rufen können? muß man in solchen Fällen auf Kommando warten?"

Die Magd sprang fort. Der Kapitän kehrte seine ganze Feldapotheke um, nahm Hirschhorn, Ungrischwasser, Weinessiggeist, und hielt Karolinen eines nach dem andern unter die Nase. Umsonst! Er rieb ihr die Schläfe. Umsonst! Er nahm sie in seine Arme und schüttelte sie heftig. Umsonst! »Ach daß Gott erbarm'!" rief er aus, »ich unglücklicher, ich geschlagener Mann! womit hab' ich das in meinen alten Tagen verdient! das Engelsweib stirbt mir unter den Händen! das kann ich nicht mit ansch'n!"

Er ließ Karolinen liegen und hinkte zur Thür hinaus in den Garten, wo er sich beide Ohren zustopfte, auf und

nieder trabte und pfiff und sang, um gleichsam seine Sinne und Gedächtniß zu betäuben.

Der kleine Wilhelm erwachte endlich aus seinem sorglosen Schlummer, erblickte seine arme Mutter in diesem hilflosen Zustande, und glaubte sie schlafe. Er wunderte sich zwar sehr, als er an seiner Kleidung bemerkte, daß man ihn den Abend vorher gar nicht zu Bette gebracht; da er aber nicht gewohnt war, Reflexionen über das zu machen, was seinen Eltern zu thun beliebte, so freute er sich im Gegentheile, von allem Kämmen, Waschen und Kräuseln für diesen Morgen dispensirt zu sein. Langsam schlich er vom Stuhle, um seine Mutter nicht zu wecken, rieb sich den Schlaf aus den Augen und sah nach der hölzernen Wanduhr. Es hatte sieben geschlagen. »Papa,« dachte Wilhelm, »muß schon in der Schule sein, und es ist die höchste Zeit, daß ich mich auch auf den Weg mache. Ich begreife gar nicht, warum man mich so lange hat schlafen lassen. Nun muß ich fort! und habe noch keinen Thee getrunken und noch keine Semmel gegessen. Aber lieber will ich nüchtern in die Schule gehen, als die liebe Mama aufwecken.“

Während dieses Selbstgespräches schnallte er mit so wenig Geräusche als möglich seine Bücher in den Bücherriemen, und war eben willens, seinen Weg mit leerem Magen, auf den Zehen schleichend, anzutreten, als der Arzt in's Zimmer trat. Er ließ Karolinen eilig zu Bette bringen und befahl eine Hebamme zu rufen.

Fünftes Kapitel.

Wandle hin, du gute, fromme Seele!
Wandle hin, in sel'ger Geister Chor!
Deiner würd'ger, steigt auch deine Hülle
Einst zur bessern Welt empor.

„Wie ist's?" sagte der alte Kapitän zum Arzte, und drehte ihm dabei in der Angst einen Knopf vom Kleide: »Kann sich die Festung noch lange halten?"

Der Arzt zuckte die Achseln und schwieg.

»Herr!" fuhr der ehrliche Kriegsmann mit weinenden Augen fort, »die Hälfte meiner Pension! straf' mich Gott! die Hälfte meiner Pension, wenn Sie sie retten."

»Ich werde mein Möglichstes thun," versetzte der Arzt kaltblütig; denn diese Herren sind so an Unglück und Jammer gewöhnt, wie andere Leute an's Mittagsessen, und sehen den nahen Tod einer braven Hausfrau, der eine ganze Familie in Thränen versetzt, mit nicht mehr Betrübniß vor Augen, als ob ihnen eine angebrannte Suppe auf den Tisch gebracht würde.

Der Kapitän (im heftigen Ausbruche seines Schmerzes). Gott! warum läßt du meine grauen Haare nicht mit Frieden in die Grube fahren! Mit welchem Verbrechen hab' ich diese Züchtigung verdient? war ich je ein blutdürstiger Krieger? war ich Tirann gegen meine Untergebene? hab'

ich nicht immer Weiber und Kinder geschont? hab' ich je geplündert? hab' ich je mein Schwert in die Brust dessen gestoßen, der mich um Pardon bat? und stand ich nicht immer wie eine Mauer, wo es Kanonenkugeln am dichsten regnete? Ach! — ach! — das Flennen war nie meine Sache! und nun, Herr — nun —

Heftiges Schluchzen erstickte seine Worte.

Der Arzt öffnete eine goldene Dose, nahm eine Prise und sagte trocken: ist die Dame eine Verwandte von Ihnen?

Der Kapitän (heftig). Herr! so müssen Sie mir nicht kommen! meinen Sie, man dürfe nur Tanten und Vettern und Muhmen, und wie das Teufelszeug alles heißt, lieben? meinen Sie, die Liebe läg' im Blute? seh'n Sie denn nicht, daß das Weib ein Engel ist? aber da steht der Herr Doktor wie eine erfrorne Schildwache. Zum Henker! Herr, so müssen Sie mir, hol' mich der Teufel, nicht kommen! Als der Tod mir vor ein paar Jahren das Messer an die Kehle setzte, da hat das Weib an mir gehandelt wie eine Mutter. Ich alter Krüppel lag da auf einem elenden Lager, von aller Welt verlassen, ohne Freunde, ohne Geld. Korporal Reuter war todt. Krepiren hätt' ich müssen, wie ein Pferd auf der Wahlstatt, wenn dieser Engel in der Hülle eines Menschen nicht meine Wärterin, mein Arzt, mein Alles gewesen wäre! Und seh'n Sie, Herr! sie kannte mich nicht; ich bin weder ihr Vetter noch ihr Bruder. Ist dir das zu hoch, Schneemann? (Er sah gegen Himmel, nahm den Hut ab und faltete die Hände:)

Barmherziger Vater! kann ich mit diesem dürren Schädel sie retten, so nimm ihn hin!

Der Arzt lächelte und drehte sich auf seinem rothen Absatze herum.

Der Kapitän. Noch auf ein Wort, Herr Dokter!

Der Arzt (mit geschwollener Nase). Hofrath, wenn es Ihnen beliebt.

Der Kapitän. Blitz und der Hagel, nehmen Sie's nicht übel, Herr Hofrath, da hat die Magd in der Angst einen dummen Streich gemacht; sie hat den Dokter holen sollen.

Der Arzt. Auch das bin ich, Ihnen zu dienen. Ich habe in Jena studirt und in Leipzig promovirt. Aber Se. Allerglorreichste Majestät haben vor einigen Jahren allergnädigst geruhet, mir den Hofrathstitel allerhuldreichst zu conferiren.

Der Kapitän. Hm! das kömmt mir just so vor, als ob mich der König zum Kirchenrathe machen wollte, ich würde darum doch keine bess're Mannszucht unter meiner Kompagnie halten. Titel hin, Titel her, mit Titeln muß mir keiner kommen! Gott sieht das Herz an, und am jüngsten Tage wird's doch nicht heißen: Herr Hofrath, stellen Sie sich zu meiner Rechten! und Herr Kirchenrath, stellen Sie sich zu meiner Linken! sondern: Hans! oder Niklas! Alles per du.

Quelle platitude! murmelte der Arzt.

»Ich dächte, wir ließen einen Prediger holen,« sagte

die Hebamme, als sie aus der Kammer trat: »es ist mir zwar endlich gelungen, sie wieder zu sich selbst zu bringen, allein ich fürchte eine zu frühe Niederkunft, und dazu mangeln ihr die Kräfte. Ich werde zu dem Herrn Konsistorialrathe Wumpsnyvenius schicken.«

Der Kapitän. Das soll Sie wohl bleiben lassen! und kurz und gut! daraus wird nichts! Das Weib war fromm wie ein Engel, und der Herr Konsistorialrath Wumpsnyvenius wird sie nicht zur Heiligen machen. Wenn der Tod aus allen Batterien feuert, dann schickt man zum Priester. Papperlapapp! so muß mir keiner kommen! Ich werd' ihr schon selbst Trost zusprechen, wenn sie dessen bedarf.

Die Hebamme. Nun, so gehen Sie zu ihr. Sie hat so schon einigemal nach Ihnen verlangt.

Der Kapitän. Und das sagt mir die Blitzkröte erst jetzt? Hör' Sie, Frau! so muß Sie mir nicht kommen! — Bestes, Herzensweib! was ist denn zu Ihren Diensten? (Mit diesen Worten stürzt er zur Kammerthür hinein.)

Karoline lag auf einem Ruhebette, ihr Gesicht blaß wie eine Lilie, ihr Auge matt wie ein welkendes Vergißmeinnicht, ihr Mund, sonst der Rose ähnlich, jetzt aschfarb und trocken. Aber eine ruhige, heitere Miene, gleich einem schönen Herbstabende, wenn die Sonne hinunterwallt, verkündete schon eine nähere Gemeinschaft mit verklärten Seelen. Sanftlächelnd streckte sie langsam ihre Hand aus, und sprach mit schwacher Stimme: »Lieber Herr

Hauptmann! ich werde wohl nicht davon kommen. Gottes Wille geschehe! — Ich betrachte Sie als meinen Vater —"

Der Kapitän (laut heulend). Liebe Herzenstochter! Ach Herr Jesus! was fang' ich an?

Karoline. Machen Sie mir das Scheiden nicht schwer! Ein alter Kriegsmann ist ja mit dem Tode bekannt.

Der Kapitän. Ja, Madame! bärtige Kerls hab' ich genug sterben sehen. Da ist der Tod schrecklich, aber er rührt nicht. Das Leiden eines sanften weiblichen Geschöpfs bricht einem das Herz und peitscht Thränen aus den Augen, das fühl' ich heute zum ersten Male.

Karoline. Wenn mein Mann zurück kömmt — so bringen Sie ihm meinen letzten Gruß. —

Der Kapitän antwortete blos durch wiederholtes Kopfnicken, denn das Schluchzen ließ ihn nicht zur Sprache.

Wilhelm mußte vor's Bett kommen. Karoline legte ihre Hand auf ihn: »Gott segne dich, mein Sohn! — werd' ein rechtschaffener Mann! so sind alle Wünsche deiner Mutter erfüllt."

Bis dahin war sie standhaft geblieben, ohne eine Thräne zu vergießen; doch jetzt nahm sie ihren Sohn in ihre Arme und weinte:

»Leb' wohl, mein Kind! es wird mir schwer, mich von dir zu trennen. — Das Herz, unter dem du gelegen, wird nun bald erkaltet sein — aber vergiß nie, daß du eine

Mutter hatteſt, die dich liebte — die gern ſelbſt die Grundſätze der Tugend in dein junges Herz gepflanzt hätte, wenn es das Schickſal ſo gewollt. Zum letzten Male! leb' wohl! verlaß mich, Wilhelm!"

Die Magd wollte ihn wegführen, aber Karoline ſtreckte ihre Arme nach ihm aus:

„Nein, verlaß mich nicht! — Wilhelm! Wilhelm! werde deinem Vater ähnlich — werd' ein ehrlicher Mann! —"

Der Arzt nahm den Jungen lächelnd beim Arme und führte ihn kaltblütig zur Thüre hinaus, weil er ſah, wie ſehr die Kranke litte.

Karoline wandte ſich zum Kapitän: Noch eine Bitte, Herr Hauptmann, verbrennen Sie dieſen Brief!

Sie gab ihm Ortenberg's Brief. Der Kapitän ſteckte ihn in die Taſche. „Tröſten Sie meinen Mann, wenn er zurückkömmt. — Beſorgen Sie meine Beerdigung — in dem Glasſchranke, linker Hand, liegt noch Geld — theilen Sie auch etwas unter die Armen aus."

Der Arzt verbot ihr mehr zu ſprechen, und entfernte alle Umſtehende aus dem Zimmer. Der alte Kapitän legte ſich auf die Schwelle der Kammerthür, und murmelte, bei jedem Worte von Schluchzen unterbrochen, alle Gebete her, die er in ſeiner Jugend gelernt hatte. Die entkräftete Karoline ward endlich von einem todten Knaben entbunden und ſtarb, eine Stunde nachher, unter den Händen der Hebamme.

Sechſtes Kapitel.

Guter Greis! vergebens dieſes Feuer,
Das in deinem Buſen glüht!
Wenn auch hin und wieder noch ein Edler
Seinen Degen für verfolgte Unſchuld zieht;
So entnervt das Schickſal ſeine Arme,
Und der Böſewicht beſiegt den Held:
Denn zu ſtillen, ungerech'nen Leiden
Setzte Gott die Tugend auf die Welt.

Wenn auf einer wüſten Inſel zwei brüderliche Freunde, durch Sturm verſchlagen, ſich eine Hütte bauten, wenn ſie Jahre lang des Lebens Bitterkeit einander verſüßten, und die Bürde muthig trugen, die das Schickſal auf ihre Schultern lud; wenn dann plötzlich ein Schiff erſcheint, den Einen mit ſich hinwegführt in ein beſſeres Land, und nur den Andern einſam zurückläßt — wer wird es wagen, die ſchrecklichen Empfindungen dieſes Alleinbleibenden zu ſchildern? —

Fürchterlich ſtumm — fürchterlich grinſend — fürchterlich den Boden ſtampfend — ſaß der alte Hauptmann und zerbiß ſeinen Stockknopf. Fünf Stunden ſaß er auf einer Stelle, ohne Thränen, ohne einen Laut von ſich zu geben. Endlich mochte ihm plötzlich der Brief einfallen, den ihm Karoline in den letzten Augenblicken ihres Le-

bens zu verbrennen gebeten. Er fuhr hastig in die Tasche, entfaltete ihn und las. Bei der Stelle, wo vom Gouverneur die Rede ist, ob sie gleich ein Räthsel für ihn war, trat Schaum aus seinem Munde, man hörte deutlich das Knirschen seiner Zähne, mechanisch ballte sich seine Faust, er schlug sich heftig vor die Stirn, und das erste Wort, das er nun wieder hervorbrachte, war: »Schurke! so sollst du mir nicht kommen! Rache oder Tod! Gott sei mein Zeuge!"

So versank er wieder in eine Art von wildem Tiefsinn; Todtenstille umgab ihn; in der ganzen Gegend kein Laut, als das fürchterliche Knirschen seiner Zähne.

Plötzlich öffnete sich die Thür und der Gouverneur, General ***, trat in's Zimmer, mit dem Orden pour le mérite auf der Brust, den, wie es manchmal zu geschehen pflegt, seine Soldaten verdient und Er erhalten hatte.

Er war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, schlank und wohlgewachsen, hatte ein Paar große Schafsaugen, eine gebogene Nase, einen spöttisch verzogenen Mund, feiste Waden, die er selbst bei jedem Schritte mit Wohlgefallen betrachtete, und die ihn zum Stiefelfeinde gemacht hatten. Seinen mit dicken schwarzen Haaren bewachsenen Hirnschädel, voll leerer Kammern, zierte ein stolzer vom Golde strotzender Federhut. Sein steifer Zopf, ganz von eigenem Haar, peitschte seine Lenden; seine Halsbinde war fest zusammengeschnürt, und gab seinen Wangen eine kriegerische, braunrothe Farbe; die Uniform schien

auf seinen Körper geleimt zu sein; ein vier Fuß hohes spanisches Rohr mit einem goldenen Knopfe, in dem das Portrait einer Schönen künstlich angebracht war, schwebte zwischen seinen Fingern; einige blitzende Ringe, wieder mit andern weiblichen Gemälden geziert, wetteiferten mit der blendenden Weiße der Hand; dann und wann ward mit triumphirender Miene eine goldene Dose hervorgezogen, in deren Deckel abermals das Bild einer besiegten Dame prangte, und in dem Gehäuse der Uhr lagen noch wohl ein Dutzend weibliche Silhouetten verborgen, bei deren Originalen es nicht der Mühe verlohnt hatte, sie malen zu lassen, weil der Sieg zu schnell gewesen war.

Der alte Kapitän, sitzend, mit dem Hute auf dem Kopfe und seinem knöchernen Stockknopfe zwischen den Zähnen, sah ihm starr in's Gesicht.

Der Gouverneur (zu einer Art von französischen Kammerdiener, der Se. Erzellenz zu begleiten die Ehre hatte). Parblö! das Haus scheint ausgestorben zu sein, und das alte Inventarium dort sieht aus wie ein bezauberter Mohr, der vor einem verwünschten Schlosse die Wache hält. Der Kammerdiener lachte pflichtgemäß, und der Kapitän veränderte weder Gesicht noch Stellung.

Der Gouverneur. Wer sind Sie, mein Herr?

Der Kapitän sah ihn immer steif an und antwortete nicht eine Silbe.

Der Gouverneur. Ist die Frau vom Hause nicht hier?

Nicht eine Silbe Antwort.

Der Gouverneur. Wer ist der Grobian? — Wissen Sie, mein Herr, wer ich bin?

Nicht eine kahle Silbe.

Der Gouverneur. Ich bin Gouverneur dieser Stadt und kann Ihnen die Zunge lösen, wenn Sie nicht Lust haben zu sprechen.

Nicht eine einzige kahle Silbe Antwort.

Der Gouverneur. Was soll ich mit dem alten Rindvieh machen? **Je m'en vais chercher ma belle Caroline.**

Er machte eine Bewegung nach der Kammer, in der Karolinen's Leiche lag. Plötzlich sprang der Kapitän auf seine lahmen Füße, und brüllte wie ein unvermutheter Donnerschlag: Halt, Herr, so muß Er mir nicht kommen! — Der Gouverneur stutzte, der Kapitän fuhr fort:

»Diese geheiligte Schwelle soll kein Bösewicht betreten, so lang' ich noch so viel Athem habe, als ein Querpfeifer braucht, die Reveille zu blasen. Bleib' Er steh'n wo Er steht! avancir' Er nicht um ein Haar breit, oder bei Gott und allen Heiligen! ich spieß' Ihn wie einen Krammsvogel." Der Gouverneur, der in seinem Leben kein Eisenfresser gewesen war, und der hier, statt ein sanftes, gefälliges Weibchen zu finden, auf einen alten, rauhen Degenknopf stieß, war so verblüfft, daß ihn seine französische Impertinence gänzlich verließ und er sprachlos, eingewurzelt stehen blieb. Der Kammerdiener hielt seine Ge-

genwart für überflüßig, und ging, um ein hübſches Stubenmädchen aufzuſpüren.

Der Kapitän, fühlend, was für Gewicht ein ehrlicher Mann über einen Schurken hat, fuhr in ſeinem rauhen Tone fort: »Menſch! wenn du anders ein Menſch biſt, und dich der Satan nicht aus der Hölle detaſchirt hat; ſchau' her! und ſchrei' um Pardon zu Gott, dem Rächer der Unſchuld!"

Mit dieſen Worten ſtieß er die Kammerthür auf. Karolinens Leiche lag auf einem Brete, die rechte Hand auf ihrer Bruſt, und im linken Arme ihr todtes Kind. Der Gouverneur ſtand als vom Donner gerührt, blaß und zitternd wandte er ſein Geſicht weg.

Der Kapitän. Nun Herr, nun komm Er mit mir! ich hab' Ihm ein paar Worte in's Ohr zu raunen. Aber hier, wo die verweſende Hülle der Tugend ruht, hier iſt nicht der Ort dazu.

Mit dieſen Worten faßte er den betäubten, ſprachloſen General unter den Arm, und ſchleppte ihn mit ſich in den Garten, hinter eine Hecke, wo kein Auge eines Nachbars ſie belauſchen konnte. Hier zog er Ortenberg's Brief hervor, betrachtete ihn wehmüthig und ſprach mit Bitterkeit:

»Armer Teufel! geh' nur, geh'! der König kann dir nicht wiedergeben, was du verloren haſt. — Leſ' Er, Herr! und wenn Er ein ehrlicher Kerl ſein will, ſo lauf' Er freiwillig Spießruthen auf den Tod."

Der Gouverneur (der nach und nach anfing sich etwas vom ersten Schrecken zu erholen). Mein Herr — ich weiß nicht, mit welchem Recht —

Der Kapitän (im größten Eifer). Herr! so muß Er mir nicht kommen! dem allwissenden Gott will ich Rechenschaft geben von dem, was ich jetzt thue, aber nicht Ihm. — Ich weiß wie viel ich wage — desto besser! gern will ich meinen grauen Kopf der gerechten Sache zum Opfer bringen. Aber erst, Herr! — ich bin entschlossen. Karolinen's Tod muß gerochen werden! Meine Klinge ist noch nicht verrostet; mein Bein ist lahm, aber nicht mein Arm. — Les' Er!

Der Gouverneur nahm und las, aber nur in der Absicht, während dieses Aufschubs all sein bischen Muth zu sammeln, weil er wohl sah, daß es hier an's Halsbrechen gehen würde. Der Kapitän suchte unterdessen ein Paar dicke lederne Handschuhe mit großen Stolpen hervor und pflanzte seinen Stock in die Erde. Der General warf einen Seitenblick auf ihn und bemerkte diese Zubereitungen, da er aber sieben Jahre täglich den Fechtboden besucht, und manches Rappier zerbrochen hatte; so hielt er den alten, krüppeligen Hauptmann des Herzklopfens nicht werth, welches er wider Willen an eben dem Flecke verspürte, wo der Orden pour le mérite prangte. »Nun, und was weiter?« sagte er hohnlächelnd, indem er den Brief zurückgab.

»Was weiter?« fuhr der Kapitän auf: »Hölle und Teufel, Herr! fühlt Er denn nicht, daß Er ein Schurke ist?«

Der Gouverneur. Gemach! gemach! mein Herr. Sie vergeſſen, mit wem Sie ſprechen. — Iſt's denn eine Sünde, eine ſchöne Frau ſchön zu finden? ſchuf ſie die Natur nur für ihren Mann? und iſt es meine Schuld, daß ihre lächerliche Tugend aus Erbſen Weltkugeln machte?

Der Kapitän, in der unausſprechlichſten Wuth, die kein Pinſel malen, keine Feder erreichen kann, riß ihm ſchäumend das Ordenskreuz von der Bruſt, warf es ihm vor die Füſſe, daß es in Millionen Trümmer zerſprang, riß den Degen aus der Scheide, und ſtammelte heiſer die Worte: „O daß meine Stimme gleich zwanzig Batterien brüllen könnte, um dir und der ganzen Welt es in die Ohren zu donnern: du biſt der niederträchtigſte Schurke! Zieh' und vertheid'ge dich!"

Der Gouverneur. Herr! Sie ſind raſend! Sie verdienen Galgen und Rad! wiſſen Sie, wer mir dies Kreuz gab?

Der Kapitän. Leider gab dir's der König; aber er wußte nicht, wem er's gab. Du biſt ein Beweis, daß auch Könige Menſchen ſind. Vertheid'ge dich!

Der Gouverneur zog, und ſie fochten. Der alte, rechtſchaffene Greis mit dem frommen Vorſatze die Unſchuld zu rächen, aber mit entnervtem Arme und von Wuth verblendet. Der Gouverneur, in der Kraft ſeiner beſten Jahre, mit Stärke, Vorſicht und Geſchicklichkeit gerüſtet. Der Kapitän ward entwaffnet. Der Gouverneur hob den Degen auf und warf ihn über die Gartenmauer.

»Jetzt Herr!" sprach er im gravitätischen Tone, »tanzt Ihr Leben auf der Spitze meines Degens; aber ich will dem Scharfrichter nicht in's Handwerk greifen. Sie haben den Kopf verwirkt; Sie haben Subordination, Duellmandat, und den Orden des Königs mit Füßen getreten; Sie haben den König beleidigt, nicht mich: dem Könige stell' ich meine Rache anheim."

Triumphirend steckte er seinen Degen in die Scheide, sammelte die zerbrochenen Stücke des Ordens und ging von dannen, herzlich vergnügt, wieder einmal ungestraft ein Schurke gewesen zu sein.

Scham, Wuth und heimliches Murren gegen die Vorsehung, die dem Arme Kräfte versagte, der die Sache der beleidigten Unschuld verfocht, machten den biedern Alten eine Zeit lang sprachlos. »O Gott!" rief er endlich aus, und hob seine zitternden Hände empor; »Gott! du bist unbegreiflich! — Warum streust du nur Blumen auf die Bahn des Lasters? Warum prangt der Bösewicht mit den Kennzeichen belohnten Verdienstes, und tritt ungestraft deine ersten, deine heiligsten Gesetze mit Füßen? Die Tugend verbirgt sich umsonst in Strohhütten: das Laster plündert auch im Lande der ärmsten Unschuld, das doch gewiß nicht Feindes Land ist. Ha! wenn du den Wurm nur geschaffen hättest, um sich zu krümmen, und dann getreten zu werden — (er griff nach der Sackpistole) wer dürfte dann nicht marschiren, auch ohne Urlaub zu nehmen? — Aber nein! nein, das kann nicht sein! — denen, die sich

brav gehalten, haſt du gewiß Winterquartiere zubereitet. — Vergib mir! unbegreifliches Weſen! vergib mir, wenn ich einen Augenblick murrte; wenn ich einen Augenblick wähnte, zum Werkzeuge deiner Rache auserſehen zu ſein. Er iſt vielleicht beſtimmt, noch andere Böſewichter zu ſtrafen, und endlich wird ihn dein Arm doch erreichen. Was Gott thut, das iſt wohlgethan! Amen."

Eine Thräne verſiegelte dies Gebet, das mit der herzlichſten Inbrunſt hinauf vor den Thron des Allmächtigen ſtieg. Langſam wankte er dem Hauſe zu, um Anſtalten zu Karolinen's Beerdigung zu machen, und ſich ſo der letzten traurigen Pflicht zu entledigen. Schenke ihm dein Mitleid, gefühlvoller Leſer! der edle Ueberwundene hat gewiß auch in deinem Auge mehr gethan als der niederträchtige Sieger.

Siebentes Kapitel.

Wall' hinüber! wo Gott fester knüpfet
Jedes hier zerriss'ne Band!
Siehe! an der Pforte bess'rer Welten
Reicht der brave Reuter dir die Hand.

Sterben im gemeinen Leben, ist gerade wie Sterben auf dem Theater. Der Zuschauer weint, der Schauspieler aber verläßt ruhig die Bühne, wenn der Vorhang fällt, und ist zufrieden, seine Rolle mit Beifall gespielt zu haben. So auch auf dem Schauplatze der Welt. Die Empfindung des Sterbenden, und wenn er noch so ungern stirbt, ist höchstens der des Schauspielers zu vergleichen, der eine Lieblingsrolle zum letzten Male spielt, und von einem Publikum, das ihn schätzte, vielleicht mit Thränen Abschied nimmt. Aber wie wenig läßt sich dieses Gleichniß auf die Zurückbleibenden ausdehnen! Eltern, Kinder, Gatten und Freunde, am Krankenlager ihrer Lieben jammernd, schmeckend den bittern Kelch des Todes zwiefach, denn eine trübe, freudenlose Zukunft malt sich ihnen in der Ferne; indeß der vollendete Biedermann sanft den Seligkeiten einer bessern Welt entgegen schlummert. Der Sohn verliert seinen Vater, der Vater findet seinen Vater wieder. — Nein, der Tod ist nur für den fürchterlich, dem Vater, Gatte, Bruder oder Freund entrissen wird. Staunend

sieht er auf den erblaßten Körper herab, weiß nicht wie ihm geschehen ist, und hofft noch immer, alles sei nur ein böser Traum, aus dem er bald erwachen werde; und diese sonderbare Täuschung dauert bis zum Tage des Begräbnisses. Dann erst, wenn die geliebte Leiche das Haus verlassen hat; wenn die letzte begleitende Fackel am Ende der Straße aus seinen Augen verschwunden ist, dann erst fühlt er die ganze Größe seines Verlusts. Gewiß! der Tag des Begräbnisses ist für den Zurückbleibenden herber, als der Tag des Todes. So lange er den Körper seines entschlafenen Freundes vor sich sieht, seine steife Hand noch mit Thränen netzen, seine kalten Lippen mit Küssen decken kann; so lange scheint ihm sein Schicksal minder schrecklich. Aber nun wird der Sarg zugenagelt, die Träger nehmen ihn auf die Achseln, schleppen ihn fort, und nie, nie wird er ihn wiedersehen! — O Trennung! du bist fürchterlich! Jedes Leiden hat Trost, jeder Schmerz hat Thränen; aber Trennung hat weder Trost noch Thränen.

Der Tag des Begräbnisses kam. Karoline ward in weißen Taft gekleidet und ihr braunes Haar mit einem Cipressenzweige durchflochten: das Kind lag in ihrem Arme. Das Zimmer ward in melancholisches Schwarz gehüllt, und acht Fackeln brannten zu beiden Seiten des Sarges. Zu ihrem Haupte saß der tiefgebeugte Greis, wischte sich mit den Knöcheln seiner dürren Hände die Thränen aus den Augen, schluchzte und rief mit erstickter Stimme: »Ich liebe sie wie meine Tochter! sie ist nun

Gottes Tochter! aber so hätt' sie mir doch nicht kommen sollen."

Wilhelm, schwarz gekleidet, sein blondes, ungepudertes Haar mit einem Florbande durchflochten, stand zwischen den Füßen des alten Hauptmanns, und frug, ob Mama denn nun gar nicht wieder aufwachen werde.

Der alte Konrad saß in stummer Betäubung zu den Füßen der Leiche, faltete die Hände, ließ den Kopf auf die linke Schulter fallen und sah starr vor sich nieder. Dieser alte Konrad, der hoffentlich schon lange die Neubegier meiner Leser rege gemacht, war Haushofmeister im Hause des Gouverneurs und das einzige ehrliche Geschöpf, das durch die Thür seines Herrn aus und ein ging. Auch würde der General ihn schon lange in Gnaden zum Teufel gejagt haben; hätte er ihn nicht als ein Erbstück aus der Verlassenschaft seines Vaters betrachtet, und hätte er nicht wider seinen Willen bekennen müssen, daß Konrad's Treue und gewissenhafte Redlichkeit seine Finanzen schon einige Mal vom Untergange errettet habe. Der Schurke spottete des rechtschaffenen Mannes, aber er entbehrte ihn nicht gern. Konrad, dem die Ausschweifungen seines Herrn in der Seele wehthaten, stand schon oft im Begriff, ihn zu verlassen. Nur der Gedanke hielt ihn zurück, daß der Vater des Generals sein Wohlthäter gewesen. Er blieb also, duldete, was er nicht zu ändern vermochte, und zog den Karren oft aus dem Morasse, wenn ihn sein Herr hinein geschoben hatte. Er war aus Breslau gebürtig und daher

kannte er Ortenberg und sein Weib. Mit Ortenberg's Vater war er noch in die Schule gegangen und blieb jederzeit dieser Familie herzlich zugethan. Von ungefähr hatte er des Gouverneurs schändliche Absichten auf Karolinen, und das Unglück, das seinem alten Freunde Ortenberg drohte, ausgespürt. Er gab ihm sogleich in dem obenerwähnten Zettel Nachricht hievon, und kehrte eilig zurück, damit seine Abwesenheit in dem Hause des Generals ihm keinen Verdacht zuziehen möchte. Ortenberg floh — seine Flucht hatte, wie wir wissen, die unglücklichsten Folgen, und Konrad war nicht der letzte, der Nachricht davon erhielt.

»Barbara,« sagte er zu seinem Weibe, pack' unser bischen Habseligkeiten zusammen, heute noch will ich dies vermaledeite Haus verlassen.«

Diese Barbara war eines von den Weibern, welche man, Gott weiß warum! mit der sonst so heiligen Zahl sieben zu bezeichnen pflegt. Ein kleines, dürres, gallsüchtiges Geschöpf, mit einer Mohrennase, einem Paar grünen Augen, und einem kleinen Reste von halben und Viertelszähnen. Die Gicht und der Keichhusten gingen dann und wann erbärmlich mit ihr um; dagegen aber befand sich ihre Zunge in der blühendsten Gesundheit, denn trotz einer beinahe sechzigjährigen Praxis, in der sie dieses Glied wahrhaftig nicht geschont hatte, gab sie sich noch immer alle Mühe, vermittelst desselben zu beweisen, daß ein perpetuum mobile möglich sei. Gleich einem reißenden Strome, der über die Trümmer zerfallener Gebäude

hinwegrauscht, stürzten die Worte über die Trümmer ihrer Zähne hervor, und auch dann, wenn Morpheus seine Schlummerkörner auf ihr triefendes Auge gestreut hatte, war der Fluß ihrer Rede noch nicht gehemmt; das heißt, um mich wie ein gewöhnliches Menschenkind auszudrücken: sie sprach oft im Schlafe. Auf diese Weise hatte auch Konrad des Gouverneurs Anschlag auf Karolinen entdeckt, den der französische Kammerdiener, Monsieur le Coquin, Barbaren unter dem Siegel der Verschwiegenheit vertraut hatte. Nichts war ihr mehr zuwider, als das Kirchengehen, weil sie da nicht mitsprechen durfte; dagegen führte sie das Präsidium in allen Spinnstuben. Luther's Uebersetzung der Stelle: Der Mann soll des Weibes Haupt sein, hielt sie für untergeschoben, und nahm, um diesen Spruch zu widerlegen, in ihren jüngern Jahren Stunden im Hebräischen bei einem feisten Kanonikus, der kein Hebräisch verstand. Da aber die arge Welt ihre Tugend in Zweifel zu ziehen begann, so ließ sie diesen Vorsatz wieder fahren, und heirathete den ehrlichen Konrad. Hier nun that sie alles Mögliche, um wenigstens durch ihr Beispiel die Aechtheit des obbesagten Spruches zu widerlegen. Konrad liebte Ruhe und Gemächlichkeit. Er ließ sich gern alles gefallen, so lange die Forderungen seines Weibes nicht wider sein Gewissen stritten. Dann aber pflegte er zuweilen, mit Hilfe einer ansehnlichen Jagdpeitsche, einen so kräftigen Machtspruch zu thun, daß die unermüdete Plappermühle auf eine Zeit lang still stand, und

dagegen gesalzene Wasserströme die grünen Augen befeuchteten. So weit ließ es Barbara daher selten kommen, und da ihr Konrad mit jenem männlichen Tone einzupacken befahl, den sie schon auf ein Haar kannte, und wußte, daß er der jüngere Bruder der Jagdpeitsche war: so erfüllte sie seinen Befehl für diesesmal ohne zu mucksen.

Nachdem Konrad dergestalt seine Rechte gehandhabt, vertauschte er die kostbare Livree mit einem schmutzigen Oberrocke, nahm seinen Wanderstab in die Hand, und trat in das Zimmer Sr. Excellenz, welche, vom gestrigen Zweikampfe entkräftet, so eben eine Tasse Chokolade zu schlürfen geruhten, und dabei ein wenig in der Pucelle d'Orleans herumblätterten.

Der Gouverneur (ihm gnädig entgegenlächelnd). Comment, Konrad? willst du Erbsen hüten? Was soll der Aufzug? par Dieu! du gleichst einem abgedankten Dorfschulmeister.

Konrad. Ei meinthalben! wenn ich nur gewissen Leuten nicht gleiche, die Gold auf dem Rocke und Schmutz im Herzen haben.

Der Gouverneur. Bravo! du fängst an, deine Moralen mit Satire zu würzen; das ist nicht übel, alter Freund.

Konrad. Herr General, nehmen Sie mir's nicht übel! mit unserer Freundschaft hat's ein Ende. Ich bin nur ein armer Teufel, aber meine Freundschaft werf' ich nicht auf die Straße. Kurz und gut! Herr General, ich verlange meinen Abschied.

Der Gouverneur. Du deinen Abschied? was fällt dir ein?

Konrad. Was mir lange hätte einfallen sollen: daß man den Mohren nicht weiß wäscht. Schöne Streiche, Herr General! der arme Ortenberg! blutige Thränen möcht' ich weinen, wenn ich d'ran denke. In meinem Leben hab' ich nicht gewünscht, König zu werden; aber jetzt möcht' ich's nur auf eine Viertelstunde sein, um Eure Excellenz nach Spandau zu schicken.

Der Gouverneur. Monsieur Konrad! ich bitte zu schweigen, oder —

Konrad. Nein, Herr General, ich werde nicht schweigen, Sie können mit mir machen, was Sie wollen. Als Ihr Herr Vater auf dem Todtenbette lag, reichte er mir seine kalte Hand und sprach: Konrad! du hast mir ehrlich gedient, hab' Dank dafür! verlaß meinen Sohn nicht, und wenn er Lust bekommt, ein Böswicht zu werden, so schmeichle ihm nicht, sag' ihm immer die Wahrheit. Seh'n Sie, Herr General, so sprach er. Ich mußt's ihm versprechen, und er starb. Bis jetzt hab' ich mein Wort redlich gehalten, und heute will ich's noch zum letzten Male thun, denn länger kann ich's nicht so mit ansehen. Verklärter Biedermann! wenn dein Geist jetzt auf uns herabsieht; so beschuldige mich keiner Undankbarkeit! Nackend nahmst du mich in dein Haus und machtest einen ehrlichen Kerl aus mir; nackend geh' ich wieder heraus, und wie ich deine letzten Befehle erfüllt — davon werd' ich dir dort Rechenschaft ablegen.

Der Gouverneur. Narr, nimm diesen Beutel und halt's Maul!

Konrad. Nicht einen Heller mehr aus Ihren Händen! ich habe nichts, aber lieber will ich mein Brot vor den Thüren gutherziger Leute betteln. Ich verlange meinen Abschied.

Der Gouverneur (hitzig). Va t'en au Diable! — Le Coquin! laß den alten Esel zum Hause hinauswerfen!

Le Coquin that seine Schuldigkeit, nahm den Kutscher und den Koch zu Hilfe, und setzte den ehrlichen Greis mit Fußtritten vor die Thüre.

Die Frau, statt Freude und Leid mit ihrem Manne zu tragen, lief belfernd hinter ihm her, stemmte die Arme in die Seite und schrie, daß die Nachbarn zusammenliefen: »Nu da haben wir's! der alte Geck! da geht er hin, bringt sich um den Dienst, und weiß nicht, wo morgen einen Bissen Brot hernehmen. Ist's nicht eine Sünde und eine Schande! so ein alter Esel! sollte doch mehr Verstand haben, als ein Rindvieh! Aber nein! Gott verzeih' mir's! da handelt er wie ein Ochse, fordert seinen Abschied wie ein Schafskopf, und warum, wenn man's beim Lichte besieht? he? — weil der Bärenhäuter sich um ungelegte Eier bekümmert, und sich in Sachen mischt, die ihn nicht angehen. Nun kann er morgen nach dem Markte gehen und einkaufen und kochen und braten, wenn jemand Lust hat, so einem armen Schlucker zu borgen. Wo will er denn Brot hernehmen? denkt er, daß ich in der Blüte

meiner Jahre verhungern will? Heirathen ist keine Kunst, aber eine Frau ehrlich und redlich zu ernähren, und kein Esel, kein Rindvieh —"

Die kräftigste Ohrfeige, die je eine geballte Männerfaust mitgetheilt hat, und vor der die letzten Zahnreste erbebten, machte dieser fließenden Beredsamkeit ein Ende. Barbara, gleich einem Hunde, der, nachdem er lange genug ungestraft gebellt, plötzlich einen zornigen Fußtritt empfängt und hinkend und heulend in's Hundehaus kriecht; Barbara, sage ich, hielt es nicht für rathsam ein Dacapo dieser männlichen Caresse abzuwarten, und kehrte schreiend zurück. Konrad setzte seinen Weg nach Ortenberg's Wohnung fort, und setzte sich daselbst zu den Füßen der entseelten Karoline, in der Stellung, die ich oben beschrieben habe.

Jammernde Krüppel und Arme umringten die Thür. Ein jeder hielt in seiner Hand das letzte Almosen, das er Karolinen's Wohlthätigkeit zu danken hatte; denn der Kapitän, dem Karolinen's letzte Worte heiliger waren, als ihm ein Testament, vom Groß-Mogul als Zeuge unterschrieben, gewesen sein würde, hatte nicht allein von dem Gelde, welches er bei der Verstorbenen vorräthig fand, reichlich ausgespendet; sondern auch aus seiner eigenen Armuth noch einige Thaler hinzugethan, welche bestimmt gewesen waren, die Geschichte des dreißigjährigen Krieges dafür anzuschaffen. Winseln und Wehklagen erschallte aus dem Munde eines jeden Nothleidenden. Sie murmelten

einander weinend zu, wie oft Karolinen's Wohlthätigkeit sie dem Hunger entrissen; wie gut und kräftig die Suppe war, die sie dem oder jenem unter ihnen in seiner letzten Krankheit schickte.

Es schlug zehn Uhr. Der Leichenzug ging fort. Der ehrwürdige Greis wankte an der Spitze der Armen hinter dem Sarge her, von Konrad und einem andern Freunde Ortenberg's geführt. Er hatte seinen linken Arm, um den ein Flor gewickelt war, in den rechten gelegt, sah auf dies Zeichen der Traurigkeit weinend herab, und murmelte immer die Worte, im Tone eines liebreichen Vorwurfs: »Ich hatte sie so lieb! sie hätte mir doch nicht so kommen sollen.«

Auf dem Gottesacker verlas der Prediger, der Gewohnheit nach, ein Kapitel aus der Bibel, nach dessen Endigung er noch Folgendes hinzusetzte: »Euch die Tugenden der Verstorbenen zu preisen bedarf es hier nicht. Jeder von euch kannte sie, sie war eine brave, rechtschaffene Frau!« (ja wohl! ja wohl! schluchzte der Kapitän) »wozu Lob, wo Thaten sprechen? Sie wird die Palme des Friedens dort empfangen, und der Lohn ihrer edlen Seele wird unaussprechlich sein. Der Herr segne dich und behüte dich! der Herr erleuchte sein Antlitz über dich und sei dir gnädig! der Herr erhebe sein Antlitz auf dich, und gebe dir seinen Frieden! Amen.«

Als der Sarg hinabschurrte in die Grabstätte und nun der Augenblick da war, in dem die letzten Reste einer ge-

liebten Freundin der Erde wieder gegeben wurden, da vermochte der ehrliche Kapitän dem Ausbruche des heftigsten Schmerzes nicht länger Einhalt zu thun. Er fing so laut, so erbärmlich an zu winseln, daß einem Jeden der Umstehenden das Herz brach. Der Prediger versuchte es ihn liebreich zu trösten, aber er antwortete halb unwillig:

»Ach! Herr Pfarrer! Sie haben sie nicht gekannt und kennen auch mich nicht. Ich bin nun nichts mehr in der Welt, tauge zu gar nichts mehr. Es gibt ein Volk unter den Wilden, Herr Pfarrer, das seine alten, abgelebten Väter vor den Kopf schlägt, wenn sie doch nun freudelos in ihren Hütten herumirren müßten. Ach! daß doch jemand sich meiner erbarmte, und mich vor den Kopf schlüge! —«

In tiefen, herzfressenden Gram versunken, kam er nach Hause und betrat sein Zimmer. Das erste, was ihm in die Augen fiel, war eine Pelzmütze, die ihm Karoline einst zu seinem Geburtstage geschenkt hatte. Begierig wie ein Kind fiel er darüber her, setzte sie auf den Kopf, trat vor den Spiegel, und Thränen schlängelten sich durch die ehrwürdigen Furchen seiner Wangen. Es währte lange, ehe er sich zu Bette legte, denn man hörte ihn wohl noch zwei Stunden auf und nieder gehen und schluchzen. Als am andern Morgen die Magd in seine Kammer trat, fand sie ihn todt im Bette. Der Schlag hatte ihn gerührt. Er hatte die Pelzmütze vor sich liegen und seine erstarrten

Hände darüber gefaltet. Eine nicht ganz vertrocknete Thräne ſtand noch auf ſeiner Wange.

Wall' hinüber, wo Gott feſter knüpfet
Jedes hier zerriſſ'ne Band.
Siehe! an der Pforte beſſ'rer Welten
Reicht der brave Reuter dir die Hand.

Eine Stunde nachher kam ein Kommando Soldaten, welches auf Ordre des Herrn Gouverneurs ihn in Verhaft nehmen ſollte.

»Lieber, alter Konrad!" ſagte die Magd: »was wird nun aus dem armen Wilhelm werden?"

Konrad. Dafür laß du den alten Konrad ſorgen! ſo lang' ich einen Biſſen Brot habe, ſoll er auch nicht verhungern, und wenn ich nicht mehr arbeiten kann, ſo will ich für ihn betteln geh'n.

Barbara (ſtemmte die Arme in die Seite). So? wir haben ſelbſt nichts zu eſſen! wiſſen nicht wo wir morgen Brot hernehmen ſollen, und der alte Eſel will noch fremdes Geſindel in's Haus nehmen —

Konrad. Halt's Maul, Barbara! (Er griff nach der Jagdpeitſche.)

Barbara ſchwieg.

Achtes Kapitel.

Phantaſie! du holde Lügnerin!
Die uns Alles zaubert, was die Seele heiſchet;
O daß deine ſüße Zauberei
Nicht den Greiſen wie den Jüngling täuſchet!

Um den Leſer nicht durch einen ſchleppenden Eingang zu ermüden, habe ich ihn in den vorhergehenden ſieben Kapiteln gleich in das Intereſſe der Geſchichte verſetzt; aber nun dünkt es mir Zeit zu ſein, den Vorhang wegzuziehen, und alles, was bisher vorgegangen, näher zu entwickeln. Karl Friedrich Ortenberg, der unglückliche Flüchtling, war aus Breslau gebürtig. Sein Vater, ein wohlhabender Kaufmann daſelbſt, hatte nur noch einen Sohn außer ihm, Nikolaus Ortenberg. Dieſer letztere war von Jugend auf ein großer Patron der Aventuriers, beſonders der Seefahrenden. Wenn er in der Schule beide Ellenbogen auf den Tiſch geſtemmt hatte, das vor ihm liegende Buch faſt mit den Augen verſchlang, und emſig die Fingerſpitzen leckte, um das Blatt deſto geſchwinder umzuwenden; ſo war es gewiß Robinſon Kruſoe, Robert Pierot, die Inſel Felſenburg, oder etwas dergleichen. Zuweilen begegnete es ihm dann auch wohl, daß er ſich zu ſehr vertiefte, und wenn die Reihe an ihn kam, entweder nicht wußte, welches Penſum im Julius Cäſar

man absolvirt; oder wohl gar das Unglück hatte, daß der Herr Konrektor plötzlich hinter ihm stand, und ungebeten, über seine Schultern weg, der Niederlage, die Robinson und sein Freitag unter den Wilden anrichteten, mit zusah. Die Folge davon war jederzeit, daß das Buch confiscirt, und von dem Herrn Konrektor zu Fidibus, oder von seiner Frau Gemahlin zu Pfefferdüten und sonst beliebigem Gebrauche verwendet wurde.

Doch das schreckte ihn nicht ab, seine Sparpfennige von neuem an diese Lieblingslektüre zu wagen, und der Antiquarius hatte jederzeit an ihm einen vortrefflichen Kundmann. Der alte Ortenberg schloß daraus auf einen leidenschaftlichen Trieb, die Welt kennen zu lernen. Er sah es sehr gern, daß sein ältester Sohn Geschmack für die Handlung zeigte, weil er seiner Frau schon vor der Geburt des jüngsten hatte versprechen müssen, wenn sie einen Knaben zur Welt brächte, ihn studiren zu lassen. Er beschloß daher, den kleinen Nikolaus, den Mäcen des Robinson's, sobald er sein fünfzehntes Jahr zurückgelegt, nach Amsterdam in ein berühmtes Haus zu schicken, ihn da die Handlung erlernen, und dann auf einige Jahr in die ostindischen Besitzungen der Holländer reisen zu lassen, um seine Wißbegierde zu befriedigen. Er nahm ihn aus der Schule, ließ ihn Rechnen und Schreiben und ein wenig Mathematik lehren, das Holländische, Französische und Englische treiben, und als Nikolaus sein sechzehntes Jahr angetreten hatte, schickte er ihn nach Amsterdam, in die

Handlung eines alten Freundes, um seine Lehrjahre daselbst zuzubringen.

Er war nie der Liebling seiner Mutter gewesen, und daher kam es, daß sein im Grunde vortreffliches Herz etwas verwildert und seine Sitten roh waren. Er nahm Abschied von seinen Eltern ohne eine Thräne zu vergießen. Sein Kopf war zu voll von den wüsten Inseln, die er auswittern, und dem Goldsande, den er da fischen wollte. Er hatte sich sogar schon einen Plan gemacht, wie er die Felle von unbekannten Thieren, die er etwa da finden würde, noch weit künstlicher als Robinson bearbeiten, und zu der abenteuerlichsten Kleidung umschaffen wollte. Er setzte sich daher von Luftschlössern amüsirt auf den Postwagen, und kein Gedanke an seine hinterlassenen Eltern, kein Rütteln und Stoßen des Fuhrwerks weckte ihn aus seinen süßen Träumereien. Fünf Lehrjahre waren überstanden, ohne daß sein Kopf eine andere Richtung bekommen hätte; er that im Gegentheil alles mögliche, um seine Phantasie noch mehr zu erhitzen. In den langen Winterabenden, an Sonn- und Feiertagen, wenn seine Kameraden auf dem Kaffeehause saßen, und ihr Geld dem Pikbuben oder der Careaudame anvertrauten, setzte er sich an den Kamin, den linken Arm auf einen ovalrunden Tisch gelehnt, der mit einer rauchenden Theemaschine beladen war, und in der rechten Hand allemal eine von den zahllosen Nachahmungen des Robinson's, die vor einigen Jahrzehnten Europa überschwemmten, und nun durch den sprudelnden Werther,

den faden Siegwart und ihre Schellenkonsorten verdrängt sind.

Ob nun gleich die Richtung, die der Kopf unsers jungen Sonderlings durch diese Lektüre bekam, so schief war, wie der Thurm der Michaeliskirche zu Hamburg, und es so wüst in den Kammern seines Gehirns aussah, wie auf den wüsten Inseln in seiner Imagination; so erwuchs ihm doch hieraus der schon obenberührte Vortheil, daß ihm nämlich die Careaudame so gleichgiltig war, als jede andere Dame in der Welt, und er daher seine, immer wichtiger werdende Geschäfte mit der gewissenhaftesten Treue verwaltete.

Endlich aber schien es ihm unmöglich, seine Begierde in See zu gehen länger zu bezähmen. Er lag seinem Prinzipal täglich in den Ohren, ihn als Faktor nach Ostindien zu schicken; nicht etwa als sei Batavia der Ort gewesen, wo er sein Glück zu machen hoffte; — denn das Gewühl in dieser großen Stadt, der schon völlig eingerichtete Staat, und die große Konnerion, in der Batavia schon lange mit dem übrigen bewohnten Theile des Erdbodens stand, — alles dies gehörte gar nicht in seinen Plan. Wüst und leer, wie am ersten Tage der Schöpfung, sollte das Land sein, wo er auf einem Brete anzuschwimmen hoffte, und eine Garnison von wilden Ziegen wäre ihm alsdann lieber gewesen, als das Leibregiment der General-Staaten. Warum er also eben so sehr auf die Reise nach Ostindien drang? — Aus keiner andern Ursache, als weil

es in seinem Kopfe so gewiß war, wie 2 mal 2 ist 4, daß ihn unterwegs ein Seeräuber kapern, und auf ein paar Jahr nach Algier, Tunis oder Tripolis führen würde, wo er sich alsdann schon mit der Zeit, auch ohne ein elfenbeinern Horn, einen Weg zur Flucht zu bahnen gedachte.

Aber es wurde unserm jungen Glücksritter nicht so leicht, seinen Prinzipal zu dieser Reise zu überreden, als er Anfangs glaubte. Es ist eine tägliche Erfahrung in der Welt, daß man diejenigen Leute, die man am besten brauchen kann, am wenigsten von sich läßt, und da Nikolaus Ortenberg seit seinen überstandenen Lehrjahren der brauchbarste Diener in des Holländers Handlung war, auf dessen Treue und Redlichkeit er sich völlig verlassen konnte; so wußte er auch immer einen Vorwand zu erfinden, dem jungen Menschen seine Bitte — ob sie gleich mit dem Willen seines Vaters übereinstimmte — vor der Hand abzuschlagen. Doch ermangelte er nicht, ihn jedesmal auf das künftige Jahr zu vertrösten.

Nikolaus ward aber des Wartens endlich überdrüssig, und beschloß, das Steuerruder seines Lebens von nun an selbst zu führen. Ich sage, er beschloß, und das ist eben so gut, als hätte ich gesagt: der Gedanke fuhr ihm durch den Kopf; denn die Klasse von Leuten, zu welcher er gehörte, denken und beschließen immer zugleich. Was Wunder also, daß er zwei Tage nachher, da sein guter oder böser Genius ihm diesen Gedanken quer über den Weg gejagt hatte, mit Zurücklassung seiner meisten Sachen unsichtbar wurde. Er

hatte sich zwar anfänglich vorgenommen, wenigstens unter der Hand, eine Kiste mit allerlei Geräthschaft und Handwerkszeug an Bord des Schiffes zu bringen, das um seinetwillen scheitern, und ihn an einen unfruchtbaren Felsen werfen sollte; da ihm aber gleich einfiel, daß die Wracke der verunglückten Schiffe ihm reichlich mit allen diesen Dingen versehen würden, so ließ er auch diesen Vorsatz fahren, und schied in einer heitern Frühlingsnacht von dannen, nur sehr nothdürftig mit Equipage, und noch nothdürftiger mit Gelde versehen.

Ob ich nun gleich, als Biograph der Ortenbergischen Familie, recht gut weiß, wo er hingekommen ist, und wo und wie er die nächsten fünf und zwanzig Jahre zugebracht hat; so halte ich's doch für gänzlich unnöthig, meine Leser davon zu benachrichtigen, kann aber vor der Hand versichern, daß er zu einer Zeit wieder erscheinen wird, wo es mit dem Henker zugehen müßte, wenn seine Ankunft nicht (wenigstens bei dem unpolitischen Leser) eben soviel Freude erregen sollte, als die Ankunft des Admirals Rodney nach der großen Seeschlacht am zwölften April.

Seine heimliche Abreise hingegen versetzte seinen alten Vater in die tiefste Betrübniß. Die Mutter hielt mehr auf den jüngsten Sohn Fritz, aus dem sie mit Gewalt einen frommen Geistlichen ziehen wollte, und vergaß den tölpischen Seemann, wie sie den Nikolaus nannte, bald. Aber für ihren Mann — der nunmehr sein vier und achtzigstes Jahr erreicht hatte, und, wie er sich oft auszudrücken

pflegte, in dieſen vier und achtzig Jahren durch die Enge zum Gepränge gegangen war — für ihren Mann war dieſer Schlag zu hart.

Nikolaus war in Anſehung ſeines offenen, makelloſen Herzens und ſeines deutſchen Biederſinns ganz ſein Ebenbild, und eben deswegen immer ſein Liebling geweſen. Als nun kein Suchen, Forſchen und Fragen helfen wollte: ſo härmte er ſich nach und nach über den Verluſt dieſes Sohnes ab, und ſtarb endlich, gleich einer bejahrten Eiche, deren letzten Saft ein Blitzſtrahl verzehrte.

Neuntes Kapitel.

Liebe! — welch' ein herrliches Gefühl!
Wenn es durch die Augen spricht;
Liebe! — ja sie fühlt sich wohl,
Aber sie beschreibt sich nicht.

Ungeachtet die ganze Stadt den alten Ortenberg für einen steinreichen Mann gehalten, so hatte sich doch die ganze Stadt betrogen, denn nach Befriedigung aller Schuldner blieb seiner Witwe nur eben so viel übrig, um anständig davon leben und ihren zweiten Sohn auf eine Universität schicken zu können. Dieser Sohn — unser Karl Friedrich Ortenberg — hatte nunmehr sein neunzehntes Jahr erreicht. Alle seine Lehrer gaben ihm das beste Zeugniß, und seine Mutter drang darauf, daß er Breslau verlassen und nach Frankfurt an der Oder gehen solle, um bald eine Stütze ihres Alters zu werden.

Ihr ganzes Wesen belebte sich, so oft sie den süßen Gedanken dachte, ihren Fritz in einigen Jahren in seiner Geburtsstadt auf der Kanzel stehen zu sehen, und ihn mit aller der Wärme Gottes Wort predigen zu hören, mit welcher sie daran glaubte. Ortenberg selbst wünschte, ihr diese Freude noch vor ihrem herannahenden Ende machen zu können, und entschloß sich, mit dem nächsten Frühjahre seine Vaterstadt zu verlassen.

Indeß willigte er doch mit Widerwillen in den Plan seiner Entfernung. Warum? weil die Liebe zu seiner Mutter mit einer gewissen andern Liebe auf der Wagschale lag, welche letztere nicht selten das Zünglein auf ihre Seite zog. Zürnt deshalb nicht auf den Helden meiner Geschichte; die Natur hat es nun einmal so in unser Herz gepflanzt. Wir lieben ein treuloses Mädchen oft mehr, als eine Mutter, die uns mit Freuden ihr Leben aufopfern würde.

»Schon wieder Liebe, und nichts als Liebe!«

Ich setze mit Wieland hinzu:

»I Närrchen, wovon denn sonst?«

Wenn nur die Liebe nicht gerade ein Ding wäre, von dem sich so viel fühlen, und so wenig sagen läßt; und also gar kein Ding für einen Autor. Liebe empfinden kann ein Jeder, dem Gott ein Herz gab, aber diese Empfindungen darstellen — dazu bedarf es der Feder, mit der Ovid seine Heroiden schrieb. Jeder Leser sucht in dem Gemälde sein eigenes Gefühl und tadelt, wenn er's nicht findet: jeder Leser hat aber doch eine andere Art zu lieben. Indeß — gewagt muß es sein! Holder Amor, beseele meinen Griffel! und ihr, lächelnde Grazien, führet mir die Hand!

Karoline Sommer hieß das weibliche Geschöpf, das, wie meine Leser wissen, die Güte selbst war, und nun schon begraben ist. Erspart mir das Gemälde aller der Reize ihres schönen Körpers und ihrer schönern Seele. Laßt mich von ihren körperlichen Reizen nur das sagen,

Der alte Sommer ließ ihn niedersitzen, und sagte zu seiner Tochter, die mit gesenkten Augenliedern am Kaffeetische stand, und einem Phidias zum Model der Unschuld hätte dienen können: »Karoline! präsentir' Herrn Ortenberg eine Tasse!"

War es Vergessenheit, eine kleine Verwirrung, oder weil sie selbst den Kaffee schwarz zu trinken gewohnt war; kurz! sie brachte dem Jüngling eine Tasse ohne Sahne, und machte eine niedliche Verbeugung.

Wer im Reiche der Todten Gelegenheit hätte mit Ortenberg's Mutter zu sprechen, würde von ihr selbst erfahren können, wie oft ihr Sohn versichert hatte, daß ihm Kaffee ohne Sahne ganz unausstehlich sei. Aber — wer an seiner Stelle hätte nicht zugegriffen? Karoline war ihm Hebe, die Tasse eine Schale mit Nektar, und von diesem Augenblicke an trank er nie wieder Kaffee mit Sahne. Doch ganz natürlich mußte das ihm selbst auffallen. Der Sonnenschein der Metaphysik, soviel er davon auf Schulen erlernt hatte, wollte nicht hinreichen, alle Falten seines Herzens zu erleuchten, und in eben diese Falten (würde Hauptmann Sturm gesagt haben) hatte Amor seine ganze Armee einquartirt. Nur zu lange schon verhehlte er sich selbst, was in ihm vorging, und sein Herz zog sich zusammen wie eine Schnecke, so oft sein Kopf sich zum Vertrauten aufwarf. Man glaube nicht, daß er bei dieser immerwährenden Ungewißheit glücklich gewesen sei; denn nur in der Liebe gilt das Sprichwort nicht: Was ich nicht weiß,

macht mich nicht heiß. Die Liebe macht oft heiß auch ohne daß man's weiß, und heizt zuweilen so ein, daß die Flamme endlich, wenn sie lange genug innerlich getobt hat, zu dem Auge, dem Schornstein des Kopfes, herausschlägt, und da für jeden Kenner sichtbar wird.

Ortenberg deckte seine Empfindungen lange mit dem weiten Mantel der Freundschaft zu, und wagte es gar nicht, den kleinsten Zipfel desselben in die Höhe zu heben, aus Furcht, die Liebe mit ihrem ganzen Gefolge darunter wimmeln zu sehen. Aber endlich wurde Amor seines Kerkers müde, und zerbrach unvermuthet an einem heitern Herbsttage seine Fesseln.

Der alte Sommer hatte Gesellschaft im Garten, Karoline verlor sich nach dem Kaffee, da ein Theil der Gesellschaft zum l'Hombretische eilte, in den entlegensten Theil eines kleinen Parks, wo sie sich auf einer Terrasse niederließ und ihr Strickzeug hervorsuchte. Hundert Dukaten setze ich an einen Kürbiskern, daß sie im geheimsten Kabinete ihres Herzens wünschte, Ortenberg möchte ihr folgen; aber eben so gewiß ist es auch, daß sie selbst diesen leisen Wunsch nicht kannte. Ortenberg hingegen hatte sie kaum vermißt, als er sehr deutlich fühlte, daß ihm etwas mangle, und er ging, ohne erst lange im Garten herumzuschweifen, von seinem guten Genius geleitet, gerade auf die Terrasse zu.

Da saß er nun neben ihr, im Schatten einer bejahrten

Buche, die sich in zwei Arme theilte, und vom leisen Zephir bewegt, vom Buchfinken zum Konzertsaale erkoren, Liebe herablispelte.

Karoline strickte sehr emsig, und schob den Hut tief, tief in's Gesicht; man weiß nicht eigentlich warum, denn die Strahlen der Sonne wurden gänzlich vom Schatten der Buche aufgehalten.

»Es ist recht schönes Wetter,« sagte Ortenberg. »Ja,« antwortete Karoline, »nur sehr warm.« Das letztere war eine offenbare Lüge, denn es wehte ein kalter Herbstwind; aber ihr mochte es vielleicht in der That sehr warm sein.

Ortenberg. Die Kirschen sind dies Jahr gut gerathen.

Karoline. Ja, auch die Aepfel.

Ortenberg. Das gestrige Gewitter hat großen Schaden gethan.

Karoline. Wie man sagt.

In diesem Tone dauerte das Gespräch eine Zeit lang fort, und beide fühlten doch so sehr, daß sie sich weit wichtigere Dinge zu sagen hatten. Endlich machte zu rechter Zeit ein Mirtenreis, das an Karolinens Busen prangte, das Gespräch interessanter. Ortenberg bat darum. Sie reichte es ihm hin, er griff darnach, ihre Hände berührten sich, ein elektrisches Feuer goß sich schnell durch alle ihre Adern, und plötzlich rief Karoline mit dem wärmsten Ausdrucke: »So wie diese Blume verwelken wird, eben so

geſchwind wird mein Andenken in Ihrem Herzen verlöſchen." Nun ließ ſie das Mirtenreis los, ſah hernieder auf ihr Strickzeug, und eine Thräne ſchwamm in ihrem ſchönen Auge, die ſie halbabgewendet, unbemerkt wegzuwiſchen bemüht war. Schweigend ſaßen ſie beide; er das Mirtenreis in ſeiner Hand, noch in der nämlichen Stellung, wie er es empfangen hatte. Endlich zog er ſeine Schreibtafel hervor, riß ein Blatt heraus, und ſchrieb mit Bleifeder darauf:

Welken muß die ſchönſte Blume,
Und wenn deine Hand ſie brach;
Alles welkt auf dieſer Erde,
Bis zum großen Erntetag.
Doch die Blume reiner Liebe,
Beſtes Mädchen! welket nie!
In dem Garten des Allmächt'gen
Ewig' ewig blühet ſie.

Zitternd reichte er ihr's hin. Sie las, und ängſtlich forſchend hing ſein Auge an dem ihrigen. Ihre Hand ſank zurück in den Schooß, nachdem ſie geleſen, und ein Blick fiel auf den Geliebten — ja, wer leiht mir nun einen Namen für dieſen Blick? — — nun ein Blick — wie ungefähr der geweſen ſein mag, den die belebte Statue zum erſten Mal auf Pygmalion warf. Doch nicht dieſer Blick allein war es, der ihm ſein Glück verkündete. Ihr Auge fiel wieder auf das Papier, und plötzlich drückte ſie den feurigſten Kuß darauf. Das war die Loſung für Orten-

berg. Er warf ſich in ihre Arme und trank Seligkeit von ihren Lippen.

Doch nicht allein Seligkeit; er ſaugte unglücklicherweiſe auch ein Schönpflästerchen mit weg, das auf Karolinen's Lippe lag, und nun an der ſeinigen hängen blieb. Daß keins von beiden dies bemerkte, ging ſo zu: Seine Seele war in der nämlichen Stimmung, in der ſie ſich zu der Zeit befand, als er zum erſten Male Kaffee ohne Sahne trank; man hätte ihn alſo immerhin mit Schönpflästerchen ſo dicht überkleiſtern können, als das jetzige Modetuch mit Flecken. Wenn man vollends noch dazu nimmt, daß er ſich weißlich hütete, ſich den Mund abzuwiſchen, aus Furcht, das Nachgefühl von Karolinen's Küſſen mit wegzuſtreichen, ſo wird man leicht begreifen, daß das Schönpflästerchen von ſeiner Seite ungehindert ſeinen Poſten behauptete. Sollte es euch aber unwahrſcheinlich vorkommen, daß auch Karolinen dieſer gar nicht männliche Zierrath unbemerkt blieb; ſo berufe ich mich auf jede Schöne, die ſich zum erſten Male dem geliebten Jüngling in die Arme warf, ob ſie auf ihr ehrliches Geſicht behaupten kann, in der nächſten Viertelſtunde die Augen aufgeſchlagen zu haben. Karoline wenigſtens ſah glühend vor ſich nieder, und hätte nicht empor blicken können, wenn ſie auch überzeugt geweſen wäre, daß ſie mit dieſem einen Blicke das ganze Chor der himmliſchen Geiſter, wie die Hirten bei Bethlehem, ſchauen würde. Sie begnügte ſich, nach Ablauf einer halben Stunde, in der wenig geſprochen, und viel gefühlt

wurde, die Anmerkung zu machen, daß die Gesellschaft sie vermissen werde, und trippelte an Ortenberg's Hand schweigend dem Gartensaale zu.

Zum Unglücke hatte die Gesellschaft, als Karoline den Kaffee einschenkte — noch ehe Ortenberg mit seiner Mutter ankam — über besagtes Schönpflästerchen gescherzt. Die jungen Herren hatten ein halb Dutzend Grazien hineinlogirt, und die Damen — die bei ihrem Geschlechte mit den Grazien so freigebig nicht sind — hatten es ein wenig zu groß befunden. Ein witziger Einfall mochte sich vielleicht noch, während daß Ortenberg und Karoline auf der Terrasse ein Duodram spielten, in den Kopf eines gewissen Windbeutes verlaufen haben. Die Furcht, den schmäligen Tod des Erstickens zu sterben, veranlaßte ihn daher, sogleich als die jungen Leute in das Zimmer traten, seinen Augapfel nach der Gegend zu wenden, wo das Schönpflästerchen kurz vorher den Grazien und Liebesgöttern zum Tummelplatze gedient hatte. Es war verschwunden; aber unglücklicherweise entdeckte sein Falkenblick, daß es auf der linken Seite von Ortenberg's Lippe Posto gefaßt, gerade auf derselben Stelle, wo es vorher die rechte Seite bei Karolinen geziert hatte. Um sich nun dafür zu rächen, daß sein Witz auf einmal unbrauchbar geworden war, ließ er es die Gesellschaft sehr fein bemerken. Einige lächelten, einige drehten sich um und waren in Verlegenheit, andere thaten als hätten sie's gar nicht gehört. Dem alten Sommer stieg das Blut in's Gesicht. Er sah Orten-

berg unwillig an, und blies den Rauch aus seiner Pfeife so hastig von sich, als sei er Cerberus, und wolle den armen Jüngling in Feuer und Dampf ersticken. Es entstand eine allgemeine Stille im Saale. Karoline war in sichtbarer Verwirrung. Ortenberg hatte noch soviel Gegenwart des Geistes, der Gesellschaft mit einem ruhigen Lächeln zu erzählen, daß Mamsell Sommer das Schönpflästerchen im Grase verloren, wo er es mit vieler Mühe unter einem Ameisenhaufen wieder hervorgeklaubt, und, da sie sich geweigert es auszulösen, so habe er selbst sich dessen bedient, um sie für ihre Sprödigkeit ein wenig zu bestrafen. Man schwieg, bewunderte im stillen diese feine Wendung, und glaubte doch was man wollte. Der alte Sommer beobachtete von dieser Minute an seine Tochter so genau, und wußte seine Augäpfel immer so künstlich zu drehen, daß es sehr überflüssig gewesen wäre, wenn ihm Argus ein halb Dutzend Augen hätte abgeben wollen. Daher entging ihm auch nicht einmal der so unmerkliche Händedruck, mit dem Karoline Ortenberg seine Erfindung dankte, als er ihr nach dem Abendessen, der Etikette gemäß, eine gesegnete Mahlzeit wünschte, und ihre Hand dabei küßte.

Sobald die Gäste weg waren, entspann sich zwischen Vater und Tochter ein Gespräch, dessen Faden Karoline zwar immer abzureißen suchte, den der alte Sommer aber stets mit der größten Behendigkeit wieder anknüpfte.

Ein Autor ſollte ſich immer zuerſt bemühen, die Hauptfiguren ſeines Gemäldes dem Leſer in das nämliche Licht zu ſtellen, in dem Er ſie ſieht, denn ſein Zweck iſt ja, daß man dasſelbe mit ihm empfinden ſolle, was er empfindet. Er muß alſo jederzeit, ehe er ſeine handelnden Perſonen ſpielen läßt, ſie ſo beſtimmt in der Lage, in der ſie eben ſein ſollen, zeichnen, daß der Leſer auch kein Jota weder dazu noch davon zu thun nöthig hat, daß jeder Stuhl in der Imagination des Leſers eben ſo ſteht, und jedes Gelenke der auftretenden Helden ſich eben ſo faltet, wie das alles beim Autor geſchah, in der Stunde, da er das Bild niederſchrieb. Alſo:

(Der Vater in einem grün beſchlagenen Großvaterſtuhle, einem roth damaſtenen Schlafrocke, einer Federmütze auf dem Kopfe und gelben Pantoffeln an den Füßen; eine lange Pfeife im Munde, beide Arme mit den Armen des Großvaterſtuhls parallel, und eine Flaſche Engliſch Bier vor ſich auf einem Strohteller.

Die Tochter, in einer andern Ecke des Zimmers, beſchäftigt die Servietten wieder zuſammen und unter eine Preſſe zu legen; in der Folge aber noch beſchäftigter, ſich immer wieder etwas friſches zu thun zu machen, um ihre Verwirrung den oben berührten, gelenken Augäpfeln ihres Vaters zu verbergen.)

Der Vater. Meine Tochter hat ſich heute nicht gut aufgeführt.

Karoline ſchwieg. Sie hätte bedenken ſollen, daß, wenn es anfängt große Tropfen zu regnen, man nicht querfeld einlaufen, ſondern die nächſte Hütte zu erreichen ſuchen muß. Nun lief ſie aber in der That durch ihr Schweigen querfeld ein; denn ich fordere die ſiebenzig Dolmetſcher auf, mir zu ſagen, ob es nicht eben ſo gut war, als hätte ſie geantwortet: Guilty! — und natürlich war's, daß der alte Sommer, da er einmal merkte, daß er die meiſten Trümpfe in den Händen hätte, ſein Spiel nicht aufgab, ſondern alſo fortfuhr:

»Sie hat die Lehren vergeſſen, die ihr ihre ſelige Mutter ſo oft gab.«

Hiedurch öffnete der Alte eine Batterie, die, wie Karoline wohl wußte, er nur im höchſten Nothfalle zu öffnen gewohnt war. Sie ſah voraus, daß ſie nun nicht würde umhin können, dem Feinde unter die Augen zu treten, ſie nahm daher alle ihre Entſchloſſenheit zuſammen, und antwortete:

»Wie ſo, lieber Papa?«

Entſchloſſenheit und Ueberlegung ſind nicht immer beiſammen. Das war wenigſtens der Fall bei Karolinen, denn ſonſt hätte ſie nicht geantwortet: »wie ſo, lieber Papa?« weil den alten Sommer nichts mehr aufbringen konnte, als wenn man einen Fehltritt ignorirte, den das Gewiſſen, und wäre es ſo groß wie der achte Theil einer Linſe, einem von Rechtswegen alle Augenblicke vorwerfen mußte. Er zog daher die Augenbraunen ein wenig zuſam-

men, nahm die Pfeife aus dem Munde, und versetzte mit einer Stimme, die um drei und einen halben Ton tiefer war als vorher, und aus dem Mol in's Dur fiel:

»Hast du das Schönpflästerchen schon vergessen?"

Jetzt war der kritische Augenblick da, in dem schuldlose Seelen so selten das Gleichgewicht behaupten, wenn sie einmal eine Unwahrheit hervorbringen wollen. Karoline mußte entweder läugnen oder bekennen. That sie das letztere, so war das Spiel offenbar verloren, und augenscheinlich gewiß, daß sie den Buchfinken sobald nicht wieder auf jener Terrasse würde behorchen können. — Wollte sie das erstere thun, und ihre Rolle gut spielen, mußte sie sogleich die Serviette, die sie eben faltete, niederlegen, sich mit etwas aufgeworfener Nase halb nach ihrem Vater zudrehen, und staunend ausrufen: »Das Schönpflästerchen?" —

Alles dieses that sie nun zwar auch, eben so wie ich's hier beschrieben habe; allein, für's erste that sie es zu spät, und für's zweite setzte sie hinzu: »lieber Papa!" daß also ihre ganze Antwort so hies:

»Das Schönpflästerchen, lieber Papa?"

Dieser Zusatz brachte den Alten auf die Gedanken, daß sie die Schuld selbst nicht läugnen könne, aber sie wo möglich nur durch den schmeichelnden Ton ihrer Stimme und die wiederholte Versicherung ihrer kindlichen Liebe verdünnen wolle, besonders, da Er aus dem D Dur gesprochen hatte, Sie aber, ungeachtet des Uebellautes, plötzlich in's

Es fiel. Er modulirte daher in seinem Tone fort, und replizirte auf ihre Antwort also:

»Wenn ich dein lieber Papa bin, so vermeide von nun an alle Gesellschaften, wo du den jungen Ortenberg zu finden vermuthen kannst.«

Das war ein Donnerschlag, der Karolinen auf fünf Minuten gänzlich betäubte. Ein sanfter Regen war eben im Begriffe, sich ihren Augen zu entstürzen; sie fing die ersten Tropfen mit ihrem Munde auf, schmeckte so zum ersten Male das Bittere der Liebe, und faßte sich so gut sie konnte. »Papa hat zu befehlen,« sagte sie weinerlich, setzte ihre Schlafhaube auf, küßte ihrem Vater die Hand, und ging zu Bette.

Aber umsonst schloß sie ihre langen Augenwimpern; auch nicht ein einziges Schlummerkörnchen streute der geizige Morpheus auf ihr Lager.

Ortenberg ging es nicht um ein Haar besser. Seine Mutter hatte ihn noch vor Schlafengehen wegen des Schönpflästerchens befragt, und er bekannte und läugnete nicht, versicherte, daß Karoline das einzige Mädchen auf der Welt sei, das ihn je interessirt habe und interessiren werde, und bat seine Mutter, im Fall er einst so glücklich sein sollte, sie zu erhalten, um ihren mütterlichen Segen. Nun ist aber der Segen an und für sich ein nichts bedeutendes Ding; der Segnende mag nun ein Pfaff oder ein altes Weib sein. Der Segen der alten Dame fruchtete nichts, so wenig sparsam sie auch damit war; denn Karoline war

gehorsam, weil sie mußte, und nur selten konnten ihre Blicke dem Geliebten in der Kirche sagen, daß dieser Zwang den Funken der Leidenschaft, statt ihn zu ersticken, zur Flamme angeblasen habe.

Endlich fiel Ortenberg auf ein Mittel, auf das ein anderer, der von der Liebe nicht so umnebelt gewesen, schon eher gefallen sein würde. Karoline hatte eine verheirathete Schwester, eine gute, kleine, dicke Frau, bei der sie jede Woche einen Nachmittag und Abend zubrachte. In dem nämlichen Hause mit Ortenberg zu sprechen, war nicht rathsam, weil man alle Augenblicke befürchten mußte, von dem Schwager überrascht zu werden.

Der junge Liebhaber postirte sich also, so oft er wußte, daß Karoline da war, gegen zehn Uhr des Abends in eine kleine Straße, wo sie durch mußte, wenn sie wieder nach Hause ging. Das Mädchen, das ihr leuchtete, war ihrer Gebieterin völlig zugethan, und so sahen, sprachen und umarmten sie sich wenigstens einige Minuten. Schüchtern war Karoline immer bei diesen Zusammenkünften. Scheu wie Chloe in der dreiundzwanzigsten Ode des Horaz, bebte ihr Herz und Knie, wenn Zephyrs Hauch das Blatt einer Weinrebe bewegte, die vor dem Hause stand, wo sie meistens zusammentrafen. Länger als fünf Minuten wagte sie es nie, in dem Gäßchen stehen zu bleiben, und dann floh sie wie ein Missethäter, und erschrack, wenn sie sich umsah, vor ihrem eigenen Schatten. Fünf Minuten! wie viel und wie wenig für ein liebendes Herz.

So verstrich der Winter, und die Stunde nahte, in der Ortenberg Breslau verlassen sollte. Karoline wußte es. Sie war den Abend vor ihrer Abreise bei ihrer Schwester. Ihre Angst stieg, so wie die zehnte Stunde sich näherte. Jede Nadel zitterte an ihrem Strickzeuge, ihr Busen hob sich immer schneller, und ihre gute Schwester warf einen mitleidigen Blick auf sie. Hastig verließ sie ihren Stuhl, als der Bediente hereintrat und sagte, das Mädchen sei da sie abzuholen; hastig warf sie die Salopve um, küßte ihre Schwester und ging. Es regnete heftig, doch Ortenberg erwartete sie schon lange, in einen Oberrock gehüllt. Aengstlich flog sie in seine Arme, und die erste Frage war: „Wann reisen Sie?"

„Morgen."

Gott! — Fest hielten sie sich umarmt — Mund auf Mund — Thräne in Thräne —

Ortenberg. Karoline! — — wirst du mich nie vergessen?

Karoline. Nie!

Ortenberg. Nun — Gott sieht uns!

„Ja — Gott sieht uns!" wiederholte Karoline schluchzend, riß sich aus seinen Armen und floh.

Aber nein! so geschwind vermochte sie nicht, sich von dem Geliebten zu trennen. Sie kehrte wieder um, und noch einmal um, und noch einmal um, und immer wieder in seine Arme, an seinen Busen. All ihre Schüchternheit war verschwunden, auf einmal verschwunden. Und hätte

eine Welt sie umringt, und jeder Dachziegel Augen gehabt — in der Stunde der Trennung ist eine Welt mit all ihren Augen ein verächtliches Nichts, das in der Thräne des Scheidens zum Chaos zusammenschwimmt. — Endlich mußte Ortenberg selbst sie bitten, ihn zu verlassen, mußte ihre Hände losklammern von seinem Halse, und sie aufmerksam machen auf die Vorübergehenden. Karl! Karl! rief sie weinend, drückte den letzten Kuß auf seine Wange und ging — ging langsam nach Hause, um wo möglich ihre Thränen vertrocknen zu lassen. Doch ach! — da sie an eine Quergasse kam, wo Ortenberg, dessen Fußtritt sie wenigstens bis jetzt noch immer hinter sich gehört hatte, nun auf einmal verschwand, so ganz verschwand — da quoll sie von neuem, die bittere Thräne der Trennung, quoll unaufhaltsam über ihre Wange, schlängelte sich herab durch die sanft gewundene Locke, die den ängstlich klopfenden Busen deckte. Lange wagte sie's nicht, ihr Haus zu betreten, stand hinter einer Linde, die an den Kanal gepflanzt war, hauchte auf ihr Schnupftuch, und hielt es an die Augen, um die Röthe zu vertreiben. Indeß hatten doch Kummer und Verwirrung ihr Bild viel zu deutlich in jede Gesichtsmuskel gedrückt, als daß der alte Sommer, vermöge seiner gelenken Augäpfel, es nicht sogleich bei ihrem Eintritte in das Zimmer hätte bemerken sollen, und daher frug er etwas hastig: »Was fehlt dir, meine Tochter?«

Und hätte auch Karolinen alles gefehlt, so mangelte ihr doch nichts weniger als eine Ausflucht, denn die fehlt

den Liebenden nimmer. Sie antwortete mit ziemlicher Gegenwart des Geiſtes:

„Ein Beſoffener, lieber Papa, hat mich ein wenig in Schrecken geſetzt. Sie wiſſen, wie furchtſam ich bin.“

Der Alte nahm dies X für ein U, und Karoline war froh — ſo froh als man in ihrer Lage ſein konnte — ihr einſames Zimmer erreicht zu haben, um da ungeſtört weinen zu können.

Zehntes Kapitel.

Ja, hätten nur des armen Lebens Tage
Nicht Trennungen, so wär', trotz aller Plage,
Nichts trauriges in der Natur.

Die Empfindung, mit der Ortenberg sein Schlafzimmer zum letzten Male betrat, war unbeschreiblich bitter. Schlafen wollte er und konnte er nicht. Er hörte den Nachtwächter die Stunden abrufen, und dachte: das hörst du zum letzten Male; er sah, wie der Mond die Spitzen der Bäume im Garten versilberte, und dachte: das siehst du zum letzten Male. Es ist sonderbar, Dinge, die uns sonst nicht zu interessiren pflegten, gewinnen die wichtigste Gestalt, wenn wir glauben müssen, daß wir sie zum letzten Male erblicken.

Die Glocke schlug Eins. Um drei sollte die Post abgehen. Ortenberg klingelte der Magd, um Kaffee zu machen, und nun wurde das ganze Haus plötzlich munter. Auch seine Mutter war aufgestanden, und emsig beschäftigt, ein Dutzend kleine Pfannkuchen für ihren Sohn zu backen, die er als ein Frühstück mit auf den Wagen nehmen sollte. So oft sie ihren lieben Fritz ansah, brachen heiße Thränen aus ihren Augen. »Gott segne dich, mein Sohn,« rief sie bei der letzten Umarmung; »Gott segne dich und deinen Fleiß! wandle in der Furcht des Herrn;

dein Leben lang habe Gott vor Augen und im Herzen, hüte dich, daß du wissentlich in keine Sünde willigest, noch thust wider Gottes Gebot. Gott wird mein Gebet erhören und dich einst mit reinem, unschuldigen Herzen in meine mütterlichen Arme zurückführen. Fürchte Gott! thue recht! scheue Niemand! so wird mein Segen überall auf dir ruhen. Willst du abweichen von der Bahn der Tugend, so denk' an deine alte treue Mutter! denke, daß du mich mit Kummer und Schande überhäufen würdest. Laß meine grauen Haare mit Frieden in die Grube fahren! O mein Sohn! mein Sohn! ich bin alt und schwach, ich fürchte, ich werde dich nicht wieder sehen; leb' wohl! leb' wohl!"

Ortenberg konnte kein Wort hervorbringen. Er netzte die dürren Hände seiner Mutter mit Thränen kindlicher Liebe, und warf sich betäubt auf den Wagen. Jetzt fuhr er noch einmal vor dem Hause seiner Geliebten vorüber; sah, wie sie im reizenden Nachtkleide ihre Arme gegen ihn ausbreitete, schön wie die rosige Wolke der Dämmerung, die eben aus Osten hervorquoll, ihr Blick von Kummer umwölkt, wie die aufgehende Sonne, wenn eine Wetterwolke sie deckt; warf ihr den letzten in Thränen gebadeten Kuß zu, und verschwand.

Kaum war er im freien Felde, als alle Gegenstände, die ihm vor die Augen kamen, noch mehr dazu beitrugen, ihm die Trennung schmerzhafter zu machen. Der Garten, in dem die Geschichte mit dem Schönpflästerchen vorging;

die Terraſſe und der Baum, unter welchem er den erſten Kuß auf Karolinen's Lippen drückte; der einſame Spazirgang am Waſſer, den er oft als Jüngling beſuchte; der grüne Hügel, wo er als Knabe Ball ſpielte; das kleine Wäldchen, wo er Sprenkel ſtellte; der Teich, auf dem er Schlittſchuh lief — »Gott!« rief er aus, als ſo eins nach dem andern aus ſeinem Geſichte verſchwand, »alles dies hab' ich vielleicht zum letzten Male geſeh'n! Bald lag ſein Vaterland nur noch in dunkelblauer Ferne hinter ihm; der Wagen rollte einen Berg hinab, und ſeine Augen ſuchten die Gegend umſonſt, wo er einſt die Jahre ſeiner Kindheit verträumte.

Ewig Kind zu bleiben, iſt der Wunſch des Menſchen! —
Freude! weil du nur das Los der Kindheit biſt;
Glücklich ſind wir nur, ſo lange wir nicht wiſſen,
Was Glück und Unglück iſt.

Er kam an den Ort ſeiner Beſtimmung, mit dem feſten Entſchluſſe, den Lehren ſeiner guten Mutter treu zu bleiben. Er hielt Wort. In den erſten beiden Jahren ſeines Studirens fiel nichts merkwürdiges vor. Karoline und ſeine Mutter ſchrieben fleißig, er antwortete fleißig und die Poſten gingen richtig. Ich überhüpfe daher, Kraft meiner Vollmacht, dieſe beiden Jahre aus eigener Bewegung, ob es mir gleich ein Leichtes ſein ſollte, zwölf Bogen damit anzufüllen. Auch beim dritten werde ich mich nur ſo lange aufhalten, als erforderlich iſt, dem Leſer zu ſagen, daß Ortenberg eine Bekanntſchaft machte, die Einfluß auf ſein-

nachmaliges Schicksal hatte. Hermann von Eschenhorst, ein vortrefflicher, junger Edelmann, war sein Freund. — So herzlich ich auch einem jeden Jünglinge bürgerlichen Herkommens anrathen will, sich auf Akademien ja keinen Edelmann zum Freunde zu wählen, weil er nach verflossenen Studentenjahren oft die Kränkung dulden muß, kaum mehr gekannt zu werden; so gehörte doch dieser, Hermann von Eschenhorst, unter die wenigen Ausnahmen. Er war aus Cleve gebürtig, der Sohn eines Ministers, mit allen Anlagen begabt, um wieder einen Minister aus ihm zu bilden, dabei ein gefühlvolles Herz für Freundschaft, aber nicht für Liebe. Viele drängten sich zu ihm, suchten seine Bekanntschaft, denn er war reich. Ortenberg drängte sich nicht zu ihm, suchte seine Bekanntschaft nicht, und erhielt sie. Das trug sich folgendergestalt zu:

Nicht weit von der Stadt lag ein Teich, auf dem Eschenhorst, Ortenberg und hundert andere Schlittschuh zu laufen pflegten. Eines Tages, in der Mittagsstunde, näherte sich Ortenberg seinem gewöhnlichen Tummelplatze und kam eben daselbst an, als an dem entferntesten Ende des Teiches das Eis unter Eschenhorst's Füßen brach und er bis unter die Arme in den Schlamm versank. Lebensgefahr war eben nicht dabei, denn der Teich war nicht tief, und ich habe die Geschichte nicht erfunden; aber demungeachtet wird jeder leicht einsehen, daß der Zustand, in dem sich Eschenhorst befand, eben nicht der bequemste war.

Mit Schlittschuhe an den Füßen ist man etwas unbehilflich, und — was noch schlimmer — das Eis brach immer weiter ein, so oft er sich bemühte, sich aus dem Schlamme herauszuarbeiten. Keine menschliche Seele war vor Ortenberg's Ankunft in der Nähe, und daher war der Liebesdienst, den Ortenberg, ein völlig Unbekannter, ihm erzeigte, nicht klein, da er vogelschnell zu seiner Hilfe herbeieilte, obschon die Rettung seines Lebens nicht davon abhing. Aber Eschenhorst mußte den Willen für die That nehmen, denn da unser junger Held mit etwas Unvorsichtigkeit sich dem Orte näherte — wie alle gute Seelen zu thun pflegen, sobald es darauf ankömmt, ihrem Nebenmenschen zu helfen — so brach das Eis auch unter seinen Füßen, und er gerieth in den nämlichen Zustand, dem der junge Baron sich nun schon eine Viertelstunde vergeblich zu entwinden bemüht war. Halb erfroren fingen nun beide an, um Hilfe zu rufen. Dies lockte Leute herbei und so entgingen sie endlich, nicht ohne Mühe, ihre erstarrten Glieder reichlich mit Schlamm bedeckt, und hin und wieder von der Schärfe des Eises geschrammt, diesem unbequemen Bade.

Es hat mich oft gekränkt, wenn ich sah, daß die Großen und nicht Großen dieser Erde dann weniger dankbar sind, wenn die Absicht, die wir hatten, ihnen zu dienen, nicht so ausschlug als wir hofften und wünschten; und doch war unser Eifer derselbe, unser Verdienst bleibt daher dasselbe. So dachte auch Eschenhorst, denn er dachte

in vielen Stücken nicht wie ein Edelmann, und hielt sich daher dem Helden unserer Geschichte eben so hoch verbunden, als ob er ihn wirklich dem Schlamme und der Kälte entrissen hätte. Von diesem Augenblicke an entspann sich die wärmste Freundschaft zwischen den beiden Jünglingen. Simpathie verband ihre Seelen schon lange, der Zufall verkettete sie wirklich; gleich zweien jungen Birken, die ihre grünen Wipfel gegen einander neigen, und die ein unvermutheter Windstoß auf immer vereinigt. — O Wohlstand! was bist du für ein lästiges Ding! wie oft sehen wir ein Gesicht, bei dessen Anblick uns unser Herz zuflüstert: der Mann könnte dein Freund sein, und *wenn* er es wäre, du würdest ihn innig lieben. Aber der hölzerne Wohlstand verbietet uns, ihm treuherzig die Hand zu reichen und laut zu sagen, was unsere Seele dachte. Er empfindet in demselben Augenblicke vielleicht das nämliche; aber kömmt der Zufall nicht beiden zu Hilfe, so trennen wir uns mit dem kahlen Komplimente: »Es freuet mich, daß ich die Ehre gehabt habe, Sie kennen zu lernen.« Ohne die Mitwirkung jenes sonderbaren Zufalls würden Eschenhorst und Ortenberg nie die innigen Freunde geworden sein, die sie nun waren. Jede, ihren Geschäften entzogene Stunde verplauderten sie zusammen in traulichen Gesprächen, und mancher lange Winterabend verstrich ihnen beim Schachbrete so schnell, als eine heitere, von der Sonne angeblickte Stunde des Wonnemonds. O Freundschaft! du Schwester der Liebe! wie Wenige sind bestimmt sich an deinem sanften Feuer zu

wärmen! Ein jeder wähnt zwar, daß er seinen Span dazu beitrage; doch dieser Span — meistens ward er abgehauen von dem Baum des Interesse, der das ganze Erdenrund überschattet.

Ortenberg genoß ein ihm bisher unbekanntes Vergnügen. Noch nie hatte er die Wonne empfunden, seine geheimsten Gedanken in den Busen eines Freundes auszuschütten, von seiner Liebe zu sprechen, das Mädchen seines Herzens mit allen Farben zu malen, die ihm Amors Beredsamkeit lieh, und kurz, sein Glück doppelt zu genießen, da er es nicht mehr in sich verschließen durfte.

Obgleich Eschenhorst nicht liebte, nie geliebt hatte, und nie lieben wollte; so hörte er doch seinen Freund gefällig, zuweilen lächelnd an, wenn er mit aller Wärme des zärtlichsten Herzens seine Gefühle ausbrechen ließ: und welch ein Fest für Ortenberg's Liebe, wenn Eschenhorst Karolinen's ungekünstelte Briefe lobte, und seinem Freund Glück wünschte, ein Mädchen zu besitzen, das solcher edler Empfindungen fähig sei, und sie eben so edel auszudrücken wisse. Kurz! Uebereinstimmung der Gesinnungen, Grundsätze und Neigungen knüpften binnen einem Jahre das unauflöslichste Band. Die süßlächelnde Göttin der Freundschaft verkettete die Seelen der Jünglinge mit Fesseln von Vergißmeinnicht. Doch alle unsere Freunde sind gleich einem Sonnenblick im April. Schon nahte die finstere Stunde der Trennung; Eschenhorst sollte Frankfurt an der Oder verlassen, und Ortenberg, der noch ein halbes

Jahr zurückbleiben mußte, gerieth außer sich, wenn er an die Qualen dieses herannahenden Augenblickes dachte.

Am Abende vor Eschenhorst's Abreise speisten sie zusammen auf Ortenberg's Zimmer. Beide nöthigten einander wechselseitig zum Essen, aber die Angst verwehrte ihnen das Schlucken. Sie verließen den Tisch, ohne einen Bissen angerührt zu haben. Keiner wollte anfangen von der nahen Trennung zu sprechen, und doch war der Gedanke an diese das Einzige, was ihre ganze Seele beschäftigte, jedem andern Gedanken den Weg versperrte, und zu jedem andern Gespräche die Zunge lähmte. Endlich brach Eschenhorst das fürchterliche Schweigen:

»Du schreibst mir doch recht oft, Lieber?" sagte er, indem er mit seiner Uhrkette spielte, und es nicht wagte die Augen aufzuschlagen, um seinem Freunde die Thräne zu verbergen, die darin blinkte. — »Gewiß!" erwiederte Ortenberg mit einem halberstickten Seufzer, und so war das Gespräch wieder zu Ende. Eine Partie Schach wurde vorgeschlagen und auch angefangen. Aber wenn es wahr ist, daß dies Spiel das Spiel der Könige sei, daß es die größte Aehnlichkeit mit Krieg und Schlachtfeld habe; so will ich keinem Könige rathen, eine Schlacht zu liefern an dem Tage, an dem er sich von einem Freunde trennen soll. Doch was rede ich! Könige haben ja keinen Freund. — Unsere beiden Helden spielten wie die Kinder, setzten einander die Offiziere auf die Nase und schlugen sich doch nicht; saßen zuweilen eine halbe Stunde ganz unthätig, starr vor sich hin blickend, und besannen sich dann an wem der Zug sei.

Endlich schlug die Glocke zehn, und Eschenhorst brach auf. „Adieu, Lieber!“ sagte Ortenberg hastig und drückte ihm ängstlich die Hand: „Gottes Engel geleite dich!“

„Wir sehen uns morgen früh noch,“ erwiederte Eschenhorst schluchzend, und ging.

Aber nein! sie sahen sich nicht wieder. Ortenberg sah eine Scene voraus, die sein und seines Freundes Herz gänzlich zermalmen und doch zu nichts dienen würde, als ihnen ihre Trennung noch schrecklicher fühlen zu lassen. Er hatte zwar versprochen, am andern Morgen mit dem frühsten auf Eschenhorst's Zimmer zu sein; allein er ging aus, auf ein benachbartes Dorf, und hinterließ nur folgenden Zettel:

„Ich gehe aus, um nicht Abschied nehmen zu dürfen. Leb' wohl, lieber Junge! lebe recht wohl! hier sehen wir uns schwerlich wieder. — Dank dir für deine Freundschaft! — Sei ganz glücklich! vergiß nie deinen Ortenberg!“

Dies Billet war in Thränen gebadet, und Eschenhorst's Thränen vermischten sich mit den seinigen. „Gott!“ rief er aus, als er zitternd die Postchaise bestieg und sich kaum auf den Füßen zu halten vermochte; „Gott! wie lieb Einem doch auch der schlechteste Winkel der Erde werden kann, wenn man Freunde darauf findet!“

O wie wahr! wie wahr! — Und doppelt schrecklich ist es zu scheiden, wenn man aus Erfahrung weiß, daß Freundschaft, durch Briefe unterhalten, oft erkaltet, daß man sich im Anfange oft, in der Folge nur selten und zu-

letzt gar nicht mehr schreibt; daß man also todt für einander ist. Sollte diese Welt wohl die beste sein? — und wenn sie es wäre, sollten nicht alle die guten Seelen, die sich fanden, die sich liebten, die nach dem Ebenbilde des Unerschaffenen bei einander leben und gemeinschaftlich wirken würden; sollten sie nicht unzertrennlich sein? — Oder ist der Gedanke zu erhaben für diese Welt? — Ja, wir werden uns dort einmal wiederfinden, auf einer höhern Stufe der Seligkeit, um dann Hand in Hand, durch wirksame Tugend, die höchste zu erringen.

Die beiden getrennten Freunde schrieben sich im Anfange sehr fleißig. Eschenhorst meldete dem durch ihn in Frankfurt verwaisten Ortenberg: daß er mit seinem Vater eine Reise nach Berlin gemacht; daß er dem Könige vorgestellt worden und das Glück gehabt habe, diesem Monarchen zu gefallen; daß daher seine Aussichten in die Zukunft die besten wären, und er bald auf eine ansehnliche Beförderung rechnen dürfe. — Ortenberg schob den Brief eilig in seine Tasche, nahm Stock und Hut, rannte auf die Straße und frug einen Jeden, der ihm begegnete, ob er Eschenhorst gekannt habe? und wenn er ein Ja zur Antwort erhielt; so erzählte er ihm, mit fließender Schwatzhaftigkeit und für Wonne funkelnden Augen, das nahe Glück seines Freundes. — Doch plötzlich wurde der freundschaftliche Briefwechsel, von Ortenberg's Seite, durch einen traurigen Zufall unterbrochen.

Eilftes Kapitel.

Traue nie dem Anſchein deines Glückes!
Nichts iſt heute, wie du geſtern es geſeh'n.
Freue dich des jetz'gen Augenblickes,
Aber fürchte ſtets den kommenden!

Er erhielt folgenden Brief von ſeiner Mutter, an deſſen treuherzigem Stile ich mit gutem Vorbedachte nichts ändern mag.

Lieber Fritz!

»So gern ich dir, geliebter Sohn, Meldung thäte, wie Alles recht gut ſteht, und wie ich dich nun bald mit einem freundlichen Geſichte erwarten thäte; ſo hat es doch die Vorſehung für diesmal nicht ſo gewollt und mir noch vor meinem Ende ein hartes Kreuz aufgelegt. Aber ich küße die Ruthe, die mich ſchlägt, und bete täglich zu Gott, daß er nur dir, lieber Sohn, durchhelfen wolle durch Kreuz und Trübſal. Das Schickſal thut uns oft durch gar enge, rauhe Wege führen; aber es ſchlägt Wunden und heilt ſie auch wieder. Der alte Sommer, lieber Fritz, in deſſen Handlung unſer bischen Vermögen ſtehen that, hat Bankerott gemacht und iſt unſichtbar geworden. Ich habe ſogleich mit einem Advokaten geſprochen, der mir meine wenige Hoffnung vollends zu Waſſer gemacht hat. Du weißt, daß wir dem alten Sommer immer viel getraut,

und ihm unser bischen Hab' und Gut auf eine bloße Handschrift hingeben thäten. Da spricht er nun der Advokat, wir würden übel wegkommen und würden froh sein müssen, wenn wir nur ein Zwanzig-Prozentchen bekommen thäten. Und auch das, meint er, würde noch lange dauern, ehe der Prozeß zu Ende ginge. Du lieber Gott! und wir haben doch weiter nichts als das, wovon wir leben könnten. Ich will ihn nicht richten, den alten Sommer, ich bin eine Kaufmannswitwe, und thue wohl wissen, daß er unschuldig sein kann; aber doch weiß ich nicht, lieber Sohn, wie wir uns hinbringen wollen. Zum Arbeiten bin ich zu alt, und wenn mich nur der liebe Gott bald zu sich nähme. Für mich wollt' ich doch wohl noch seh'n, wie ich bei einem Freunde unterkommen thäte, daß ich die paar Jahre noch so hinbrächte; aber es ist mir nur bange um dich, lieber Karl, und thut mich kränken, daß es dir nicht so wohl in der Welt gehen soll, als du um mich verdient hast. Die Jungfer Sommer ist bei mir gewesen, und hat erbärmlich gewinselt. Du kannst glauben, lieber Sohn, daß sie mich herzlich dauern thut. Komm doch nur bald und geh' mir mit gutem Rath an die Hand, daß ich nicht so ganz allein bin. Es erwartet dich gar sehnlich deine

treue Mutter,

Elisabetha Ortenberg.

Wenn ich nun sagen wollte, unser Held habe da gestanden wie vom Blitze getroffen, so wäre das ein sehr

abgedroschenes Gleichniß: aber in der That! ich weiß kein besseres. Er stand eine halbe Stunde betäubt am Fenster, den Brief in seiner Hand. Eine Menge Leute gingen vorbei, die ihn grüßten, aber er sah es nicht; einige Bekannte, die ihm einen guten Morgen! hinanriefen, aber er hörte es nicht. Seine Mutter — seine Geliebte — seine Mutter und er durch den Vater seiner Geliebten unglücklich — also auch Karoline doppelt unglücklich. — Alle diese Gedanken durchkreuzten einander unaufhörlich, und jeder drückte das Schreckensbild, das er in sich enthielt, tief in des armen Ortenberg's Gehirn. Endlich ermannte er sich wieder, nahm alle seine Entschlossenheit zusammen, und machte mit möglichster Fassung Anstalten zu seiner Abreise. Er hatte freilich den letzten Wechsel erwartet, und war daher seinem Hauswirthe noch ungefähr zwanzig Thaler schuldig. Er ging hinunter zu ihm, erzählte ihm aufrichtig sein Unglück, und bat ihn, einige Kleidungsstücke statt der Bezahlung anzunehmen. Der gute Mann, ein ehrlicher braver Bürger, der Ortenberg in den drei Jahren seines Studirens so lieb gewonnen hatte, als seine eigenen Kinder, hörte mit der innigsten Bewegung sein widriges Schicksal, und beschwor hoch und theuer, daß er ein Schurke sein wolle, wenn er eins von seinen Kleidungsstücken anrühre.

»Lieber Alter!" sagte Ortenberg, »was kann das helfen? ich muß meine Kleider doch verkaufen, um Reisegeld zu bekommen."

»Herr!" erwiederte jener, »es kränkt mich, daß Sie nicht mehr Zutrauen zu mir haben. Wär' es nun nicht fein gewesen, wenn Sie herunter gekommen wären zu mir, und hätten gesagt: Herr Wirth! so und so, und das und jenes, und hat Er Geld übrig, so borg' Er mir ein paar laufige Thaler. — Ist denn der Bettel der Rede werth? Nein, Herr Ortenberg, das leid' ich nicht, daß Sie Ihre Kleider verkaufen. Sie sind mir zwanzig Thaler schuldig, ich will Ihnen dreißig dazu geben, und dann können Sie mir ein Scheinchen über die fünfzig ausstellen. Sie werden mich schon bezahlen, nach Ihrer Bequemlichkeit."

Mit diesen Worten griff er in die Tasche, holte aus einem ledernen Beutelchen ein paar kleine Schlüssel, und wollte in die Kammer gehen, um mit seinem guten Rathe auch die That zu verbinden.

Aber Ortenberg — obschon von dem Edelmuthe dieses Mannes auf das heftigste gerührt — verhinderte ihn daran.

»Nein, guter Alter!" sagte er mit einer Thräne im Auge, »meine Kleider können mir doch weiter nichts nützen. Hat Er nicht gehört, daß ich arm bin? was sollen mir die reichen Lumpen mit Gold besetzt? Ich habe Theologie studirt, und muß also doch sobald ich in mein Vaterland zurückkomme, mich der Sitte gemäß kleiden; das ist in Schwarz oder in sonst eine einfache, demüthige Farbe. Eben so wenig schickt sich die goldene Uhr und der silberne Degen für mich. Nehm' Er immer das rothe

Kleid mit Gold, und das blaue mit Silber ſtatt der Bezahlung meiner Schuld. Will Er mir dreißig Thaler borgen, ſo wird Er mir einen Gefallen erzeigen; aber nicht anders, als gegen Verpfändung meiner Uhr."

Sie ſtritten lange mit einander, ehe ſie des Handels einig wurden, und endlich mußte Ortenberg doch in ſo weit nachgeben, daß der Bürger nur das eine Kleid ſtatt der Bezahlung nahm, und ihm auf das andere die dreißig Thaler vorſchoß.

Im Vorbeigehen muß ich hier bemerken, daß Stolz ein Fehler iſt, den man nun erſt anfangen wird an Ortenberg wahrzunehmen, und überhaupt ein Fehler, den nur Armuth entſchuldigt, und der auch nur den Armen eigen ſein ſollte.

»Leben Sie recht wohl!" ſagte der Bürger, als Ortenberg wegreiſte. »Der liebe Gott laß es Ihnen gut gehen in der Welt, und wenn Sie einmal durch Frankfurt kommen, und ich lebe noch; ſo gehen Sie mein Haus nicht vorüber."

Ortenberg konnte nicht ſprechen. In düſtere, dumpfe Sinnloſigkeit begraben fuhr er zum Thore hinaus. In der Vorſtadt kam er durch eine Straße, in der man ein neues Haus erbaut und über die Thür die Worte gehauen hatte: Dies Haus ſtehet in Gottes Hand. Dies war das erſte, das wieder einen Gedanken in ſeiner Seele erzeugte. »Gott!" ſprach er zu ſich ſelbſt, »iſt dies lebloſe Weſen deines Schutzes würdig, nun, ſo ſteht auch mein Schickſal

in deiner Hand. Ich will nicht klagen, ich will nicht murren; deine Wege sind oft dunkel und dornig, aber das Ziel — wär' es auch erst jenseits — das Ziel wird der Leiden werth sein." Guter Jüngling! die bittersten warten noch dein!

Es begann zu dämmern, als er die Mauern seiner Vaterstadt wieder erblickte. Er stieg vor dem Posthause ab und eilte sogleich in die Wohnung seiner Mutter. Die Fenster standen offen. Eine Sache, die ihm, bei der noch anhaltenden Kälte, ungewöhnlich vorkam. Aber Gott! — als er in's Haus trat — das erste, was er erblickte — seine Mutter auf der Bahre. — Hier sinkt der Kiel aus meiner Hand. Erlaßt mir die bittere Pflicht, euch Ortenberg's Schmerz zu schildern. — — Die Verstorbene hatte noch einen Zettel an ihn zurückgelassen. Er erbrach ihn hastig und las folgendes:

Lieber Fritz!

„Ich merke wohl, daß du nicht sobald wirst kommen thun, als mich meine große Sehnsucht nach dir überreden that. Ich fühle, daß der liebe Gott mein Gebet erhört hat, und mich in wenig Tagen zu sich nehmen wird. Freue dich mit mir, lieber Sohn, über meine herannahende Auflösung. Der alleinige Umstand, der mir meinen Tod noch erschwert, ist, daß ich dich nicht in solchen Umständen hinterlasse, wie ich's wohl wünschen thäte. Doch du hast ja das deinige gelernt, und vertraue nur auf Gott, der wird's wohl machen. Wer Gott vertraut, lieber Sohn, hat wohl

gebaut im Himmel und auf Erden. Die Jungfer Sommer iſt einige Tage bei mir geweſen, und hat mich gewartet und gepflegt. Das gute Kind härmt ſich gar ſehr, daß mir ihr Vater das Herzleid angethan, und ſie kann doch nichts dafür, und ich hab' es ihr auch nicht entgelten laſſen, und du wirſt es auch nicht thun, lieber Sohn. Sie iſt nun zwar ſehr arm, aber ſie iſt arbeitſam und fürchtet Gott. Sollteſt du einmal in den Stand kommen thun, lieber Fritz, daß du ſie könnteſt heirathen, ſo geb' ich euch hiemit meinen mütterlichen Segen dazu. Der liebe Gott ſegne euch, und mache euch glücklich zeitlich und ewig, Amen. Sollte auch einmal mein älteſter Sohn Nikolaus wieder kommen thun, ſo ſag' ihm, daß ich ihm auf dem Todtbette meinen Segen gegeben, und daß ich ohne den mindeſten Groll gegen ihn aus der Welt gehe. Meinen Leichnam werdet ihr doch in das Gewölbe legen, wo mein ſeliger Herr ruht, und werdet mich neben ihn ſetzen, wie ich das ausdrücklich verlangen thue. Der liebe Gott weiß, wie ich mir ſchon vor langer Zeit vorgenommen hatte, den Armen etwas von meinem bischen Hab' und Gut zu vermachen; aber der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn ſei gelobet. Ich hätte freilich ſehr gewünſcht, dich, lieber Fritz, vor meinem Ende noch einmal predigen zu hören; doch es hat nicht ſein ſollen, ich ergebe mich in Gottes Willen. Nun ſo will ich die Feder niederlegen, und dir aus meinem mütterlichen Herzen noch einmal ein Lebewohl! wünſchen; denn ich bin ſo ſchwach, daß ich kaum mehr ſchreiben kann."

„Gott! ich bitt' durch Christi Blut
„Mache nur mit meinem Ende gut. Amen!"

Elisabetha Ortenberg.

Da stand er nun, der zerknirschte, bis in's Innerste zermalmte Jüngling, und weinte — und weinte — eine Thräne jagte die andere — ein Schluchzen erstickte das andere. Fünf Tage schlich er in seiner öden Wohnung umher, ohne zu wissen, was er that; fünf bange Tage verstrichen, und er frug nicht nach seiner eben so unglücklichen Karoline. Niemand war um ihn als eine alte Magd, die ihn noch klein gekannt und schon lange Glück und Unglück mit seiner Familie getragen hatte. Diese erzählte ihm endlich, Karoline habe sich bei einer vornehmen Dame in der Stadt als Kammerjungfer in Dienste begeben; sie sei den Tag vor seiner Ankunft noch einen Augenblick im Hause gewesen, um die selige Frau noch einmal zu sehen. Sie habe erbärmlich geweint, indeß sei sie doch mit ihrer neuen Herrschaft so ziemlich zufrieden.

Kaum hatte Ortenberg diese Erzählung gehört, als seine ganze Liebe zu Karolinen mit verdoppelter Stärke erwachte, und er sogleich die Magd an sie abschickte, um sich bei ihr melden zu lassen. Während der Abwesenheit der Magd empfand er zum ersten Mal jene bange, süße Unruhe, jenes ängstliche Herzklopfen, das jeder liebende Jüngling empfunden haben wird, wenn er zitternd seine Uhr aus der Tasche gezogen, und die Minuten bis zu der ersehnten Stunde gezählt hat. Zum ersten Mal bemerkte Ortenberg,

daß ſeine Magd ein ſchrecklich langſames Thier ſei, daß ſie zum Geſchlechte der Schnecken gehöre, daß ſie im Zeichen des Krebſes geboren, und daß ſie der Himmel gewiß zu keinem **Postillon d'amour** beſtimmt habe. Endlich kam ſie zurück, und brachte einen verſiegelten Zettel, der folgendes enthielt:

»Wozu Sie wieder ſehen und ſprechen, lieber Ortenberg? Ihr Anblick würde mein Innerſtes zerreißen, würde Vorwürfe gegen meinen Vater in mir erregen, Gedanken in mir erzeugen, die ich nicht haben will und darf. Eine Verbindung zwiſchen uns kann nun doch nie Statt finden. Die Tochter eines Mannes, der Sie und Ihre Familie unglücklich gemacht hat, wird ſich nie entſchließen können, Ihnen die Hand zu geben. Ihre Liebe könnte einſt erkalten, und — wenn ſie auch nicht erkaltete, ſo könnte Ihnen doch in einer trüben, übellaunigen Stunde ein Vorwurf entwiſchen, der mich über alles kränken, der mich tödten würde. Ich ſchreibe Ihnen alſo jetzt — zwar mit zitternder Hand, aber doch ſo, wie mir's meine Pflicht befiehlt — daß ich alle Anſprüche an Sie aufgebe, ſo wie ich wünſche und verlange — ernſtlich verlange, lieber Ortenberg, daß auch Sie das thun ſollen. Bleiben Sie mein Freund. Meine Hochachtung und Liebe gegen Sie wird ſich nur mit meinem Leben endigen. Behalten Sie meine Briefe, ich ſchäme mich nicht, ſie geſchrieben zu haben. Wollen Sie mir noch eine Bitte gewähren, ſo vermeiden Sie alle Geſellſchaften, wo Sie mich zu fin-

den vermuthen können. Ich werde das Nämliche thun. Und nun Gott befohlen! Lieber! Sein Sie glücklich! so glücklich als es wünscht

Ihre

treue Freundin,

Karoline Sommer.

Hat denn das Sprichwort gar keine Ausnahme? rief Ortenberg wild, als er den Brief gelesen hatte: Ein Unglück tritt immer dem andern auf die Ferse. Gott! Gott! laß mich nicht murren! — womit hab' ich das verdient? — Nein, Karoline! du weißt nicht was du thust. Du willst edel handeln und handelst unedel. Du mußt widerrufen! bei Gott! du mußt! — Er setzte sich und schrieb:

Theure Karoline!

»Erwarte keinen mit Sie und Ihnen durchspickten Brief. Ich werde nie aufhören die Sprache des Herzens mit Dir zu reden, ob Du Dich gleich von mir losreißen willst. Aber Du darfst nicht! bei Allem, was heilig ist! Du darfst nicht: — der ganzen Welt will ich's sagen, daß Du mein bist, der Asche meiner Mutter will ich's klagen, daß Du mich verlassen. Karoline mich verlassen! Meine Mutter nannte Dich ein frommes Mädchen, aber Du bist eine Meineidige! Vor dem Richterstuhle des Höchsten soll sie Dich verklagen, daß Du ihren Sohn vollends unglücklich gemacht hast. Du zwingst mich zu Vorwürfen. Willst Du vollenden, was Dein Vater that? Wie wenig hat er mir genommen! — Aber Dir — Dir ist's nicht

genug, daß Du mich arm und nackend ſiehſt, Du willſt mich auch elend ſehen. Du kennſt mich. Du weißt, daß ich auch arm ſo froh ſein kann als ein König, und d'rum raubſt Du mir noch Deine Liebe, durch die ich reicher war als ein König. Mädchen! Mädchen! widerrufe, was Du mir ſchriebſt. Erinnere Dich unſerer Trennung. Erinnere Dich jeder ſüßen und bittern Stunde, die wir zuſammen durchlebten, und dann ſprich mir das Urtheil!"

Karl Ortenberg.

Karoline war keine Romanenheldin. Sie hatte ein menſchliches Herz. Dies und Schwachheit ſind unzertrennlich. Es hatte ihr ſchon Mühe genug gekoſtet, jenen Brief an Ortenberg zu ſchreiben. Einer ſolchen ſtürmiſchen, wilden, verzweiflungsvollen Antwort hatte ſie ſich nicht verſehen, und ſie vermochte daher nicht ihren Entſchluß zu behaupten. Werft keinen Groll deshalb auf ſie, ihr Schönen! weil ſie nicht mit ſchwärmeriſcher Delikateſſe begabt war; ich wette, an ihrer Stelle hätte keine anders gehandelt. Karoline ließ an Ortenberg zurückſagen, ſie erwarte ihn den andern Morgen gegen zehn Uhr. Ihr werdet ſo gut ſein, beider Liebenden ſchlafloſe Nacht, Ortenberg's Pünktlichkeit in Beobachtung der Glocke, beider Taumel von Wonne in der erſten ſeligen Umarmung — kurz, alles das, was Miller nur verhunzen, ich nur denken, und Wieland nur beſchreiben kann — in eurer Imagination hinzudichten. Habt ihr jemals geliebt, ſo könnt ihr das gewiß, und habt ihr nie geliebt, ſo iſt die

Leidensgeschichte der Ortenbergischen Familie auch nicht für euch geschrieben.

Sobald der erste Sturm sich in so weit gelegt hatte, daß die Liebenden vermochten den Anker der Vernunft auszuwerfen; so fingen sie an auf einen sichern Hafen zu denken, wohin sie mit vereinten Kräften steuern wollten. Aber — wie's den Menschen oft zu gehen pflegt — sie denken und grübeln, und wähnen was recht neues ausgegrübelt zu haben, und am Ende ist's doch nur das, was schon lange gerade vor ihrer Nase lag. Ortenberg und Karoline waren über zwei Stunden beisammen, überlegten hin und her, und machten endlich aus, daß Ortenberg sich zum nächsten Examen melden, und dann einen Pfarrdienst abwarten; Karoline hingegen so lange bei der gnädigen Frau, bei der sie in Diensten war, bleiben solle. Die Dame klingelte und Ortenberg sollte gehen. Doch ehe er ging, mußte er Karolinen versprechen, sie höchstens nur alle acht Tage einmal zu besuchen, um alles nachtheilige Gerede in der Stadt zu vermeiden. Es war freilich eine harte Bedingung, aber auch ein süßer Lohn, wenn der erseufzte Sonntag herbeikam, und Ortenberg an Karolinen's Hand durch die väterlichen Fluren strich. Kein Klubb, kein Kränzchen ist vermögend solch eine Stunde zu ersetzen. O Himmel! wenn es möglich wäre, einen Klubb von lauter Liebenden zu errichten — welch ein Schauspiel für Götter wäre das! doch dürfte ihre Zahl nie ungerade sein.

Zwölftes Kapitel.

Wehe dem' der fromme Unſchuld quält,
Weil er zwei und dreißig Ahnen zählt:
Wahrlich' wahrlich' er iſt doch ein Schelm,
Trotz dem Wapen' trotz dem Schwert und Helm'
Iſt die Seele ohne Tadel,
O ſo iſt der Mann von Adel!

Ein halbes Jahr war nun verfloſſen; Ortenberg wurde examinirt, von den ſämmtlichen, anweſenden Hochgelahrten Herren mit vielem wohlverdienten Lobe belegt, und ihm Hoffnung zu einer baldigen Verſorgung gemacht. Eben ſo wenig als der Anker weiß, daß das Schiff ſich an ihm hält, die Krücke, daß der Lahme ſich auf ſie lehnt, und ein Stuhl, der Einem unter dem Geſäſſe weggezogen wird, daß man ſich auf ihn hat niederlaſſen wollen; eben ſo wenig wiſſen dieſe Herren in der nächſten Viertelſtunde davon, wenn ſie einem ehrlichen Kerl, der das ſeinige gelernt hat, verſprochen haben, ihn nicht verhungern zu laſſen. Das wußte Ortenberg, zwar nicht aus eigener, doch aus fremder Erfahrung. Er hielt es daher nicht für rathſam, das Wenige, was er durch den Verkauf unnützer Möbeln noch zuſammengeſcharrt hatte, im Vertrauen auf ihre Hilfe, zu verſchwenden. Anfänglich bewarb er ſich um verſchiedene Hofmeiſter-

ſtellen. Da er aber, wider alle Sitte und Gebrauch der damaligen Zeiten, als Theolog ſein eigenes Haar trug; ſo waren alle ſeine Bemühungen vergebens, und er ſah ſich daher genöthigt, eine ſogenannte Winkelſchule anzulegen, wo er die Bürgerskinder um ein ſehr geringes, monatliches Salarium im Chriſtenthume unterrichtete. Heutzutage haben ſich die Sachen gewaltig geändert, denn ich habe es neuerlich erlebt, daß ein ſehr gelehrter, geſchickter, geſitteter, junger Theolog deshalb nicht Hofmeiſter wurde, weil er eine Perücke trug, und der gnädige Herr ſowohl als die gnädige Frau keine Perücken leiden konnte.

Ortenberg erwarb bei dieſer oft verachteten, und doch ſo ehrwürdigen Beſchäftigung kaum ſo viel, als nöthig war, um ſein Leben fortzuſchleppen. Die Verwirrung, in die ihn der Tod ſeiner Mutter geſetzt, das fürchterliche Examen und die Einrichtung ſeiner Schule, hatten ihm bisher viel Zeit weggenommen und verurſacht, daß er auf zwei von Eſchenhorſt's Briefen die Antwort ſchuldig geblieben war. Eſchenhorſt wußte nicht wie er das nehmen ſollte. Er ſchrieb eine lange Epiſtel, voll inniger Klagen, an ſeinen ſchweigenden Freund, und murrte in derſelben auch über ſein eigenes Schickſal.

Kummer und Unmuth trübten wirklich oft des armen Eſchenhorſt's Tage. Er hatte die verſprochene Bedienung erhalten. Ehre und Geld folgten dieſer Bedienung auf dem Fuße nach, und er hatte auch Hoffnung, in kurzem höher zu ſteigen. Allein da man ihn für einen im moraliſchen

Verſtande breitſchulterigen Jüngling hielt, ſo hatte man ſo eine große Laſt von Geſchäften auf ihn gewälzt, daß ihm wahrhaftig nicht viel Zeit übrig blieb, um der Freude Thür und Thor zu öffnen. Wenn ein Jüngling die ganze Woche unter Akten im Grabe liegt, und nur des Sonntags Nachmittags drei langweilige Stunden, geſchminkten Geſichtern gegenüber, am Spieltiſche verdirbt; wenn ſolch ein Jüngling, ſage ich, nicht von Kummer und Unmuth reden ſoll, ſo muß er ein Klotz ſein, und kein Bedürfniß der Menſchheit fühlen.

Ortenberg, auf das lebhafteſte von der Epiſtel ſeines unzufriedenen Freundes gerührt, antwortete ihm ſogleich, entſchuldigte ſein langes Schweigen mit dem Tode ſeiner Mutter, und dem gehabten Examen; erzählte ihm zwar, daß er durch den Bankerott des alten Sommer ſein ganzes Vermögen verloren, war aber viel zu ſtolz um zu klagen, oder nur etwas von dem öftern Mangel, auch der dringendſten Bedürfniſſe, zu erwähnen. Im Gegentheil verſicherte er ſeinen Freund, daß es ihm demungeachtet an nichts fehle; daß er recht bald ſeinem Wunſche gemäß verſorgt, und in den Armen ſeiner Karoline unausſprechlich glücklich ſein werde. So war alſo die Korreſpondenz wieder in Gang gebracht, und iſt auch ſeit der Zeit, bis zu Eſchenhorſt's frühem Tode, nie wieder unterbrochen worden.

Doch es nahet ſich eine fürchterliche Kataſtrophe. Karoline hatte das Unglück eine Bekanntſchaft zu machen, die

Wermuth in den süßen Bach ihres Lebens goß, und so floß er fast bitter dahin, bis an das Ziel, wo er versiegte. Die Dame, deren Kammermädchen sie war, eine stolze, eingebildete Närrin, eine Puppe ohne Seele, eine Maschine mit dem Wörtchen von gestempelt, unterhielt einen sehr zweideutigen Umgang mit einem gewissen Herrn Oberst, den — den ich nennen könnte; den ich aber nicht nennen will, weil er todt ist, denn — de Mortuis non nisi bene, sagt der Verfasser der Geschichte eines Genies. Ueberdies haben meine Leser schon irgendwo seine Bekanntschaft gemacht. Da der Endzweck des wohlbeleibten Herrn Oberst sowohl, als der lüsternen Dame, kein anderer war, als die Welt zu genießen, auch nicht immer von einer Speise zu essen; so hatte Er von jeher auf vielversprechende Bedienten, und Sie auf artige Kammermädchen gehalten, damit sie im Fall der Noth einander beide aushelfen könnten. Von dieser Bedingung hatte sie Karolinen nichts gesagt, weil sie es einmal für sehr überflüssig hielt, und es zweitens für eine ausgemachte Wahrheit annahm, daß so ein Mädchen von der Ehre, einen Oberst, und noch dazu einen Edelmann, zum Buhlen zu haben, auf das lebhafteste gerührt sein müsse.

An einem heißen Sommertage also begab sich's, daß Karoline auf ihrem Zimmer saß, und wegen der großen Hitze ziemlich leicht gekleidet war. Der Oberst, der zu seinem großen Vergnügen die Dame nicht zu Hause getroffen hatte, trat herein, setzte sich ihr gegenüber und

fing an ſehr zweideutig zu badiniren. Ein Blick aus Karolinen's Auge, der die Verwegenheit ſelbſt aus der Faſſung hätte ſchrecken können, lähmte auf einige Minuten ſeine Zunge. Aber die Toiletten-Helden ſeines Schlages ſind nicht gewohnt ſich ſo leicht abſchrecken zu laſſen. »Die Feſtung iſt zu ſchön,« rief er mit einem ſelbſtzufriedenen Lächeln, »ich muß Sturm laufen!«

Mit dieſen Worten ſtreckte er die Hand aus, um Karolinen's Halstuch wegzuſchieben. Karoline ſprang auf, Zorn und Verachtung glühten in ihrem Geſichte.

»Herr Oberſt! ich werd' es der gnädigen Frau klagen!«

Der Oberſt. Klagen, mein Engel! als ob man über ſo etwas klagte.

Karoline (mit edler Würde). Ich bitte mich allein zu laſſen.

Der Oberſt. So verdient' ich doch, daß man mich nach Spandau ſchickte, wenn ich ſo ein artiges Wild aus dem Garne ließe. Kind! ergib dich auf Gnad' und Ungnade! ich bin ein großmüthiger Ueberwinder.

Karoline (halb weinend). Sie irren ſich in mir, mein Herr. Ich bin ein ehrliches Mädchen.

Der Oberſt. Hör' einmal! Eben das ſagte mir vor zwei Jahren auch eine niedliche Brünette, und ich brachte ſie hernach ſelbſt zum Lachen darüber, daß ſie es geſagt hatte. — Doch wie du willſt, Närrchen! unbeſchadet deiner Ehrlichkeit. Komm, laß dich küſſen!

Karoline (ſtößt ihn zurück). Fort, mein Herr! ich werde Hilfe rufen!

Der Oberſt (ihr nachſpottend). Ei Pfui doch! laſſen Sie mich geh'n! Gewiß, ich werde ſchrei'n!

Karoline. Gott! wer mir vor einem Jahre geſagt hätte, daß ich ſolche Demüthigungen würde dulden müſſen! Grauſamer Vater! — Dies war das erſte Mal, daß ihrem Munde ein Vorwurf gegen ihren Vater entſchlüpfte!

Zum Glücke machte der Wagen der Baroneſſe, der vor die Thüre rollte, dem Geſpräche und den fernern Angriffen des gnädigen Herrn für diesmal ein Ende. Er fluchte heimlich auf die Baroneſſe und ging. Karoline ſetzte ſich weinend an ihr Nähzeug.

Die Dame hatte zum Unglück beim Ausſteigen aus dem Wagen mit dem äußerſten detaſchirten Bollwerk ihrer Friſur an ein Weinzeichen geſtoßen, das aus dem erſten Stockwerke hervorragte, und hatte dadurch die ganze Fortifikation ein wenig in Unordnung gebracht. Sie klingelte daher ihrem Kammermädchen. (Der Oberſt hatte ſich ſchon fikirt.) Karoline erſchien mit rothgeweinten Augen. Die Baroneſſe bemerkte es in dem Spiegel, den ſie ſich vorhielt, als Karoline hinter ihr ſtand, denn ſonſt war ſie eben nicht gewohnt, ihr Kammermädchen eines Blickes zu würdigen. »Warum haſt du geweint?« frug ſie nachläſſig. »Der Oberſt **,« antwortete Karoline, und eine friſche Thräne entquoll ihrem Auge, »hat mir ſo begegnet, wie man nur den verworfenſten Dirnen zu begegnen pflegt.«

Wie? ſagte die Baroneſſe, nicht im Tone der Verwunderung, ſondern in Geſtalt einer hingeworfenen Frage: denn ſie war viel zu wichtig beſchäftigt, als daß ſie gleich beim erſten Male ihre Aufmerkſamkeit auf einen ſo unwichtigen Gegenſtand hätte wenden können.

Karoline wiederholte ihre Klage.

Die Baroneſſe. Biſt du nicht ein dummes Thier? iſt es wohl der Mühe werth, das Maul darüber zu verziehen?

Karoline (ſtutzig). Wie, gnädige Frau?

Die Baroneſſe. Wenn der Oberſt dir wieder die Ehre erzeigt, auf dein Zimmer zu kommen; ſo befehl' ich dir, ihn ſo artig als möglich zu empfangen.

Karoline (höchſt erſtaunt). Gnädige Frau —

Die Baroneſſe. Es iſt wohl ein groſſes Unglück, wenn ſich ein Mädchen wie du von einem Oberſt geliebt ſieht, der noch dazu ein ſchöner Mann iſt, der mehr Herzen als Feinde beſiegt hat, und dem du ein für allemal nichts verſagen darfſt.

Mit dieſen Worten ſtand ſie auf, trat an's Klavier und ſpielte einen Kontretanz, ohne ſich weiter um Karolinen zu bekümmern, die mit einer unausſprechlich bittern Empfindung das Zimmer verlieſs, ſich auf einen Seſſel warf und ihr Nähzeug in Thränen wuſch.

Unglücklicher und ungewöhnlicher Weiſe mußte ihr Ortenberg in dieſem Augenblicke einen Beſuch machen, um ihr mit dem fröhlichſten Geſichte von der Welt zu verkün-

den, daß er nahe Hoffnung zu einem Pfarrdienſte habe. Er blieb eingewurzelt ſtehen, als er Karolinen in einer ſo trüben Stellung erblickte. Ob es nun recht oder unrecht war, daß Karoline ihm die ganze Sache entdeckte, will ich nicht unterſuchen. Soviel weiß ich aber, daß ein volles, gepreßtes Herz ſeinen Kummer in den Buſen eines Freundes ausſchütten muß: daß Karoline, außer Ortenberg, keinen Freund hatte; daß er eben kam, als ihre Bruſt noch in der erſten Beklemmung war; daß er mit der liebevollſten Zudringlichkeit ſie um ihr Vertrauen bat; und daß ſie es ihrem Geliebten, ihrem Freunde, ihrem zukünftigen Gatten ſchuldig zu ſein glaubte. Freilich hätte ſie das Unglück wohl voraus ſehen können, das aus dieſer Offenherzigkeit entſtand.

Dreizehntes Kapitel.

Unſchuld retten! Unſchuld rächen!
O Triumph der Menſchlichkeit!
Nie ward eines Helden Säbel
Einem edlern Kampf geweiht.
Heil dem Manne! den das Schickſal
Auch die Rache vorbehielt;
Heil ihm, der in Arm und Herzen
Gleichen Muth und Stärke fühlt.
Aber auch der edle Schwache
Iſt des Dank's, der Thräne werth!
Zog er gleich ſein Schwert vergebens —
Nun — ſo zog er doch ſein Schwert.

Hätte man einen Dolch genommen und ihn dreimal in Ortenberg's Herzen umgewendet: er würde, mit der Empfindung verglichen, die Karolinen's Erzählung in ihm hervorbrachte, behauptet haben: Der Schmerz ſei kein Uebel. Aber für einen edlen, ſtolzen Mann, wie er, war dies zuviel. Zum erſten Male in ſeinem Leben gerieth er in die grenzenloſeſte Wuth. Sein Auge rollte, ſeine Adern ſchwollen, ſeine Nerven zuckten. Er ſtürzte zur Thüre hinaus, ohne auf Karolinen's ängſtliches Geſchrei zu hören, taumelte, berauſcht von Zorn, über die Straße, und betrat halb ſinnlos ſein Zimmer. Hier warf er einen weiten Mantel um ſich, nahm einen halb verroſteten Degen unter den Arm, und fort zum Oberſt! Er traf ihn nicht

zu Hause, ging aber unterdessen im Vorzimmer auf und ab, mit dem festen Entschlusse, nicht eher von der Stelle zu gehen, bis er Karolinen's Ehre gerochen. Der Oberst blieb lange; er hatte also Zeit, von seinem mordschwangern Taumel wieder zu sich selbst zu kommen. Tausend Zweifel fingen an seine Seele zu durchkreuzen. Die üblen Folgen, die diese Handlung unausbleiblich haben mußte; der schreckliche Gedanke, Mörder an sich selbst, oder an einem andern zu werden; Karolinen ganz hilflos zurück zu lassen: alles dies wirkte nach und nach; sein Entschluß wankte, sein Blut wurde kälter, und schon war er im Begriffe zu gehen, als sich die Thür öffnete, und der Oberst hereintrat. Weg waren alle guten Entschließungen! das Blut kochte in seinen Adern, und er folgte dem Oberst auf dem Fuße nach bis in sein Kabinet. Der Oberst wurde stutzig, als er einen Menschen so zudringlich sah, aus dessen funkelnden Augen ein ungewöhnlicher Ernst hervorleuchtete.

Der Oberst. Was ist zu Ihren Diensten, mein Herr?

Ortenberg (mit möglichster Fassung). Für's erste bitte ich, Ihren Kammerdiener zu entfernen; ich habe allein mit Ihnen zu sprechen. (Der Kammerdiener ging.)

Der Oberst. Nun?

Ortenberg (zähneknirschend und krinsend). Es wird eine sonderbare Unterredung geben.

Der Oberst (mit einem mißtrauischen, forschenden Blicke). Wie so, mein Herr?

Ortenberg (mit höhniſchem Lächeln und verbiſſener Wuth). Die Bibel haben Sie wohl nie geleſen, mein tapferer Herr Oberſt?

Der Oberſt. Wahrhaftig! Der Anfang iſt ſonderbar genug. (Spöttiſch.) Darf ich fragen, warum?

Ortenberg. O, nur um einer kleinen, drei Perioden langen Erzählung willen. Es war einmal ein reicher Mann, der hatte — mit Recht oder Unrecht — gleichviel! — eine große Herde Schafe zuſammengerafft. Ein Armer hatte nur ein einziges Schäfchen, das er ſehr liebte, das aus ſeiner Hand fraß, und das er um keinen Preis entbehrt hätte. Der niederträchtige Reiche ſucht' es ihm zu entreißen. Was würden Sie gethan haben, Herr Oberſt, wenn Sie an der Stelle des Armen geweſen wären?

Der Oberſt. Herr, wollen Sie Ihren Spaß mit mir treiben?

Ortenberg (höchſt verächtlich). Spaß? mit Ihnen?

Der Oberſt (hitzig). Wer ſind Sie? was wollen Sie?

Ortenberg. Wer ich bin, thut hier nichts zur Sache. Was ich will? — (Ihm ſteif in's Aug ſehend.) Kennen Sie Karoline Sommer?

Der Oberſt erſchrack.

Ortenberg. Ha! regt ſich doch noch das bischen Gewiſſen? alter Kuppler!

Der Oberſt (legt die Hand an den Degen). Herr!

Ortenberg (zieht den ſeinigen). Eben recht! eben recht! da wollt' ich dich haben! zieh'!

Der Oberſt (verlegen). Noch einen Augenblick, mein Herr! ſind Sie vielleicht mit dieſem Frauenzimmer verwandt?

Ortenberg. Verwandt durch die heiligſten Bande! ſie iſt meine verlobte Braut; wir ſind Eheleute vor Gott.

Der Oberſt (lächelnd.) Ich verſtehe. Und warum ereifern wir uns denn ſo? Glauben Sie, ich wolle Ihnen Ihre Braut ſtreitig machen? da ſei Gott für! Ihre Braut iſt Ihre Braut, und bleibt deshalb doch immer ein liebenswürdiges Mädchen, oder darf ich ſie etwa nicht ſchön finden, weil ſie Ihre Braut iſt? das wäre ſonderbar! Ich werde Ihnen nie verwehren, ſich an dem Geruche einer Roſe zu ergötzen, die in meinem Garten blüht; ob es gleich meine Roſe iſt. Warum denn eben den Hals brechen? Nehmen Sie dieſen Beutel, mein Herr, es ſind hundert Louisd'or darin. —

Länger vermochte ſich Ortenberg nicht zu halten. Schurke! vertheid'ge dich! rief er, und ſtürzte auf den Oberſt los. Dieſer hatte kaum noch ſo viel Zeit, den Degen zu ziehen und ihn dem wüthenden Jünglinge vorzuhalten. Mehr bedurfte es aber auch nicht zu ſeiner Vertheidigung. Der von Wuth verblendete, im Fechten ungeübte Ortenberg rannte ſich hinein, und bekam eine tiefe Wunde in den Unterleib, die jedoch nicht tödtlich war. »Eile mit Weile!« ſagte der Oberſt ſpöttiſch und klingelte ſeinem Kammer-

diener. Ein Regimentsfeldscheer ward geholt, der unglückliche Jüngling verbunden, und der Oberst ließ ihn in seinem Wagen nach Hause bringen.

Diese Geschichte ist der offenbarste Beweis, daß ich nichts von meiner Erfindung hinzuthue; denn wäre das, so müßte Ortenberg, wie ein zweiter Grandison, den Oberst durch und durch stoßen und alle seine Bedienten die Treppe hinabwerfen. Da aber in der Leidensgeschichte der Ortenbergischen Familie alles sehr natürlich zugeht, und es sehr natürlich ist, daß ein kaltblütiger Soldat einen wüthenden Theologen aufspießt; so triumphirte der Oberst, und der unglückliche Jüngling ward verwundet in sein Bett gelegt.

Der hämische Sieger trat vor den Spiegel, brachte seine Haare und Halskrause wieder in Ordnung, wischte sich den Heldenschweiß von der Stirn, und fuhr zur Baronesse.

„O das ist lustig!" rief er, als er zur Thür hereintrat: **„le diable m'emporte! gnädige Frau, Sie werden von verwünschten Prinzessinnen bedient."**

Die Baronesse. Deren Ritter Sie vermuthlich zu werden wünschen?

Der Oberst. **Par Dieu!** nein, Madame; da ist der schwarze Ritter von der Bibel, der bricht Lanzen wie Haarnadeln und vergleicht die Damen mit einer Herde Schafe. Erlauben Sie, gnädige Frau, daß ich Ihrer Kammerjungfer zu dem Schampion ihrer Ehre Glück wünsche.

Mit diesen Worten hüpfte er zur Thüre hinaus, strich sich die Waden, pfiff eine Arie, zupfte an der Halskrause, hielt sich einen Spiegel vor's Gesicht, machte eine Entrechat, und plötzlich stand er in Karolinen's Zimmer. Karoline lag in einer Ecke auf ihren Knien und betete, daß Gott ihre Unschuld bewahren und Ortenberg schützen wolle.

Jemand beten zu sehen, war für den Oberst gefährlich, weil er dann immer zu ersticken fürchtete. Ein schallendes Gelächter stieg aus seiner hohlen Brust empor. Karoline wandte sich, warf einen verächtlichen Blick auf ihn und wollte gehen. Der Oberst trat ihr in den Weg:

„Halt! mein schönes Kind! ich bin gleich fertig. (Lautes Lachen.) Laß mich nur zu mir selbst kommen. (Lautes, impertinentes Lachen.) Das ist aber auch wirklich zu toll," fuhr er mit thränenden Augen und begeifertem Munde fort: „Ein Mädchen von achtzehn Jahren — man denkt, es wird vor dem Spiegel sitzen — oder les égarements du coeur lesen — oder ein Billet-doux schreiben — Nichts weniger!" (Das Lachen wollte ihn ersticken.) „Was thut es? — es betet."

Karoline (mit hoher Würde). Laß mich, Sünder! wer dich anhört, sündigt; wer dich eines Blickes würdigt, sündigt, und wer dir ein anderes Gefühl als höchste Verachtung zeigt, der sündigt (sie wollte sich losreißen).

Der Oberst. Beim Teufel! schöner Engel, so will ich dich zur Sünderin machen. Wenigstens sollst du mir deinen liebenswürdigen Zorn zeigen.

Er hielt sie fest und erzählte ihr die Geschichte mit Ortenberg.

Als er an die Stelle vom Aufspießen kam, that Karoline einen lauten Schrei und war einer Ohnmacht nahe. Aber bald gab die Angst um den Geliebten ihr die Kräfte wieder. Sie stieß den Oberst vor die Brust, daß er drei Schritt zurücktaumelte.

»Ortenberg verwundet!« rief sie: »Gott verdamme dich, Bösewicht!« Sie stürzte auf die Straße, so wie sie war, in der nachlässigsten Kleidung. Kein Gedanke an Wohlstand kam in ihre Seele; Ortenberg's Wunde schwebte vor ihren Augen, sie ging nicht, sie flog, und ehe fünf Minuten verflossen waren, stand sie mit bebenden Gliedern vor Ortenberg's Lager.

»Karl!«

»Karoline!«

Man riß sie fort. Der arme Jüngling wurde von genug marternden Ideen gefoltert; inbrünstige, theilnehmende Liebe konnte er in diesem Augenblicke nicht ertragen. Erst am siebenten Tage, als er anfing sich zu bessern, ließ man das Mädchen wieder zu ihm. Sie klagten, sie weinten, sie winselten, das Unglück war ohne Hilfe.

Karoline hatte das Haus der Baronesse sogleich verlassen, und war, in der Unschuld ihres Herzens, bei einem alten Weibe in Dienste getreten, das für eine Frau vom Stande galt, und die niedrigste Seele unter erkünstelter

Frömmigkeit verbarg. Neid und Geiz — der Grundstoff des Gebäudes, mit frömmelnder Andacht übertüncht — vor Zeiten Kokette, und nun Kupplerin; wenn ein junger Wohllüstling sich vorher der großen Kupplerin des Goldes bediente. Eine fleißige Kirchengängerin, die den hellsten Discant im ganzen Kirchspiele sang, und die schalste Predigt nie ohne rothgeweinte Augen verließ. Auf ihre exemplarische Frömmigkeit that sie sich außerordentlich viel zu gute, und rühmte sich einer nähern Gemeinschaft mit den Geistern. Schon damals, als sie noch die Rolle einer schamlosen Kokette mit Beifall spielte, sank sie nie in die Arme eines Buhlers, ohne ihm nachher unter tausend Thränen zu versichern, daß er der Erste sei, bei dem die Allgewalt der Liebe sie hingerissen. Eine ewige Schwätzerin, die die Kunst verstand, die unbedeutendste Kleinigkeit so breit und dick zu erzählen, und so in's Unendliche auszudehnen, als habe sie ein Stück elastisches Harz vor sich, und als sei ihr Zuhörer die steinerne Geduld auf irgend einem Grabmale. Die Bibel hatte sie einige siebenzig Mal durchgelesen, und die Offenbarung Johannes hundert und drei und dreißig Mal. Alles, was in der Stadt oder in ihrem eigenen Hause vorfiel, zeichnete sie sorgfältig im Kalender an, und begleitete es mit gottseligen Anmerkungen. Da sie selbst stolz auf die gesammelten Jahrgänge dieser Kalender war; so mache ich mir kein Gewissen, dem Leser ein Pröbchen davon mitzutheilen.

Den 16. Mai, Nachmittags um vier Uhr, brannte meines gottlosen Nachbars Schornstein, wurde aber leider! sehr bald gelöscht. O du barmherziger Heiland! lösche doch auch den Brand seiner Sünden; damit er nicht hinabfahre, in den großen Brand, aus dem keine Erlösung sein wird.

Den 20. Mai habe ich Erbsen gesäet. O du heiliger Vater! rotte aus die Disteln, aus den sündigen Herzen meiner verstockten Nebenmenschen, und säe die Erbsen deiner Gnaden darein.

Den 7. Juni habe ich das alte Testament zum vier und siebenzigsten Male durchgelesen. O du himmlischer Vater! schenke deiner frommen Tochter, Anna Maria von Xantippenthal, Gesundheit und Zeit, diese Anzahl zu verdoppeln, zu deiner Ehre und zur Erbauung ihrer sündigen Nebenmenschen.

Den 13. Juni habe ich mein ganzes Haus waschen lassen. O du heiliger Vater! wasche doch auch meine stolze Nachbarin rein, von allen ihren vielfältigen Sünden; damit der Satan sie nicht dereinst in seine große Wäsche nehme.

Den 23. Juli habe ich ostindische Tücher gekauft. O du blutiger Heiland! bekehre doch die indianischen Heiden, und reiße sie aus des Satans Klauen, denn sie wissen nichts von deiner menschlichen Gottheit.

Den 2. August hielt der Herr Konsistorialrath Hornbauchius eine sehr rührende Predigt, von der christ-

lichen Selbſtverläugnung, während welcher ich viele tauſend Thränen vergoſſen habe. Die Hofräthin Wolmar, das böſe Weib, ſaß mir zur Rechten, ohne ein Auge naß zu machen. Gott wolle ſie richten! die ſtolze Frau! Sie gab, aus eitel Ruhmſucht, einen harten Thaler für die armen Waiſenknaben.

Den 15. Auguſt habe ich die Jungfer Sommer zu mir in's Haus genommen. O du Verſorger der Witwen und Waiſen! erwecke doch die mitleidigen Herzen der Männer! daß ſie ſich dieſes artigen Kindes annehmen, und meine Wohlthätigkeit tauſendfältige Früchte trage.

Den 1. September hatt' ich das Unglück, ein krankes Bettelmädchen blutig zu ſchlagen, als ich ihr mit chriſtlicher Gelaſſenheit eine wohlgemeinte Züchtigung ertheilte, um ihr begreiflich zu machen, daß ſie, nebſt ihrem blinden Vater, bei mir armen Weibe nicht mehr betteln ſollte. Der gottloſe Magiſtrat hat mich um zwanzig Thaler geſtraft, wofür ihn der barmherzige Vater im Himmel zeitlich und ewig verdammen wolle.

Den 9. September brach der alte Kaufmann Meier das Bein. Eine ſichtbare Strafe von dem gerechten Gott, weil er ſo reich iſt, und ſein Herz ſo ſehr an die zeitlichen Güter hängt.

Den 6. Oktober ſchlug das Gewitter in die Sanct-Andreas-Kirche, und daſelbſt in den Kirchſtuhl der Frau von D*. O du wunderbarer Jeſus! Das böſe Weib war erſt vor einer halben Stunde herausgegangen.

Den 1. December hab' ich ein Schwein geſchlachtet. O du liebreicher Jeſus! bekehre doch die gottloſen Juden, damit ſie Würſte und Schweinfleiſch eſſen mögen. Amen.

Schon genug, oder ſchon vielleicht zu viel, von einem Charakter, deſſen Miſchung noch mehr aus Bosheit, als aus Lächerlichkeit beſtand; nur daß erſtere ſich hinter letzterer verbarg, gleich einem Meuchelmörder hinter der Larve eines Fauns. Die ſanfte Karoline glaubte blos ein bizarres Weib vor ſich zu haben, in deſſen Launen ſie ſich ſchicken müſſe; und ſo wenig ihr auch eine Lebensart behagte, wo man nichts that, als beten, ſingen, keifen, die arge Welt ſchmähen, auf die Bettler ſchimpfen, über theure Zeiten klagen, Tabak raſpeln und Hunde kämmen; ſo war es ihr doch ſchon genug, ſich, ihrer Meinung nach, von aller Verfolgung ſicher zu wiſſen, und, fern vom Geräuſche der Welt, eine günſtige Entwickelung ihres Schickſals zu erwarten.

Ortenberg war nun gänzlich wieder hergeſtellt. Der Oberſt hatte nicht ermangelt, ſeine Tapferkeit in der ganzen Stadt auszutrommeln, und den armen Jüngling mit den lächerlichſten Farben zu ſchildern. Als Ortenberg zum erſten Male ausging, zeigten die Kinder auf der Straße mit Fingern auf ihn. »Geduld!« ſprach Ortenberg bei ſich ſelbſt, »der verſprochene Pfarrdienſt ſoll mir alle dieſe Leiden erſetzen. Dann will ich in meinem einſamen Dorfe, im Beſitz meiner theuren Karoline, gelaſſen auf die ganze

weite Welt herabsehen; ich will meine Pflichten gewissenhaft erfüllen, meine Pfarrkinder lieben, mein Weib lieben, und im friedlichen Genusse dessen, was mir der Himmel gab, still, glücklich, ruhig und unbeneidet leben."

Arme Betrogene!

Er beschloß, Tages darauf die sämmtlichen hochehrwürdigen Herren, die über sein Schicksal zu gebieten hatten, an ihr gnädiges Versprechen zu erinnern. Doch ehe ich erzähle, wie er aufgenommen wurde, ist es meine Pflicht, vorher das ganze hohe Konsistorium, Mann für Mann, meinen Lesern zu schildern.

Vierzehntes Kapitel.

„Dies Bild haſt du zum Theil, ich ſag' es unverhohlen,
Dem ehrlichen Sebaldus abgeſtohlen."
So ſpricht mein Freund, und bittet mich,
Was folget auszuſtreichen.
Umſonſt! — iſt's meine Schuld, daß ſich
Die Pfaffen alle gleichen?

Hogarth tauchte ſeinen Pinſel in die Farbe der Mitternacht, wenn er das Laſter abſcheulich und die Bosheit lächerlich darſtellen wollte. Schreie nicht: Karrikatur! das Menſchengeſchlecht iſt nun einmal nicht anders.

Ober-Konſiſtorial-Präſident waren Se. Excellenz, der Herr Baron Alexander Hector Hannibal von Sturzenburzel, Erbherr auf ꝛc. ꝛc. Ein Mann, der wenig ſprach und viel aß. Er kam nie in's Konſiſtorium ohne Taſchen mit Konfekt gefüllt; hatte er das verzehrt, ſo ſchlief er ein, und wenn er erwachte, ſo ſagte er: Ja. Weiter läßt ſich nicht viel von ihm erzählen.

Ferner: Se. Hochehrwürden, Herr Joſephus Lactantius Ignatius Polykarpus Schweinshauerius, Theologiae et Philosophiae Doctor, General-Superintendent und Ephorus der Breslauer Kirchen und Schulen, Ober-Konſiſtorialrath und Mitglied von ſieben Aka-

demien der Wissenschaften und zwei und zwanzig gelehrten, lateinischen und deutschen Gesellschaften. Ein Mann nach dem Herzen Gottes, der gar nicht auf äußern Schein achtete, sondern in Demuth und Selbstverläugnung den dornigten Pfad des Lebens zu wandeln strebte. Er war sechs Fuß drei Zoll hoch; sein ehrwürdiger Bauch hatte zwei Fuß fünf Zoll im Diameter, und eben so viel hielt sein Wolkenkragen. Eine schneeweiße Perücke machte mit rabenschwarzem Bart und Augenbraunen einen angenehmen und Ehrfurcht einflößenden Kontrast. Sein Gang war spanisch, die eine Hand auf dem obenberührten sehr ehrwürdigen Bauche ruhend, die andere jederzeit ausgestreckt, um dem, mit entblößtem Haupte sich tiefbückenden Volke den Segen des Herrn auszuspenden. Die Schriften, die seinen Namen verewigten, waren eine Polemik in sieben und dreißig Quartbänden, hundert und vier und dreißig Dissertationen, und fünf hundert und zwei und siebenzig Predigten über die Sündlichkeit der Fleischeslüste.

Jungfer Flavia, Rosamunda Schnurr war eine vater- und mutterlose Waise, von drei und vierzig Jahren. Sie hatte Seine Hochehrwürden noch als Kandidat gekannt, und jederzeit viel Leibes- und Seelenwohlthaten von ihm genossen. Seit siebzehn Jahren besorgte sie in seinem Hause die Küche und Wäsche, worin ihr sieben ziemlich erwachsene Findelkinder beistanden, die man von Jahr zu Jahr vor der Thür Sr. Hochehrwürden, des

Herrn Josephus Lactantius Ignatius Polykarpus Schweinshauerius, gefunden hatte, und die derselbe aus christlicher Liebe und Milde in aller Gottseligkeit erziehen ließ. Ferner:

Se. Hochwürden, Herr Gottlieb, Gottlob, Gottfried, Gotthart, Gotthold, Gotthilf, Traugott, Fürchtegott Schwarzkopfius, Konsistorialrath, Archidiakonus und hochbetrauter Seelenhirt, den schon seine Großmutter durch die vielen gottgeweihten Namen zum Heiligen qualificirt hatte. Ein kleiner Mann, mit einem breiten Gesichte und festzugedrückten Augen. So oft er sie aufthat, ergossen sie sich in Thränen über die Sünden und Bosheit der Menschen. Der Trauer über das Verderben der Welt war sein ganzes Leben gewidmet. Daher liebte er auch die schwarze Farbe vor allen andern. Schwarz war seine Perücke, schwarz das Gesicht seines Weibes, von schwarzem Leder der Großvaterstuhl, auf dem er zu sitzen pflegte; sein Hausvieh bestand aus einer schwarzen Katze, einem schwarzen Pudel, schwarzen Hühnern, einem schwarzen Hahn, schwarzen Kühen und Pferden, und sein liebstes Gericht war ein Hasenpfeffer mit einer schwarzen Brühe.

Ferner: Se. Hochehrwürden, der Herr Konsistorialrath Hildebrand Fipsnasius, zwei Schuh acht Zoll hoch, sehr dürr, mit einer quicksenden Stimme und einem Auswuchse über der linken Schulter begabt. Wenn er gegen Himmel sah, so glaubte man, er

betrachte seine Schuhschnallen, und wenn er neben dem General-Superintendent Schweinshauerius stand, so hielt man ihn für einen Chorknaben. Er that sich viel darauf zu gute, daß er alle seine Predigten aus dem Stegreife hielt. Er trug eine sehr stark gepuderte Perücke, und da die Kanzel etwas hoch war, so wurde seine Gegenwart immer nur durch eine Wolke von Puder sichtbar, welche seinem Haupte entstieg, so oft er in der Hitze der Beredsamkeit es mächtig schüttelte. Aus dieser Wolke nun erscholl eine strafende Stimme, welche die sündhaften Beichtkinder mit Heulen und Zähnklappern bedrohte. Dieses Heulen ahmte sein Ton so natürlich nach, daß alle Zuhörer in seinen Predigten die Verdammten winseln zu hören glaubten. Der Herr Konsistorialrath Hildebrand Fipsnasius lieh gern auf Pfänder; »denn," sagte er, »man muß sein Pfund nicht in die Erde vergraben." Als Ortenberg zu ihm kam, hatte er eben Tages vorher eine sehr rührende Predigt über das Evangelium vom reichen Zöllner gehalten.

Und endlich: Se. Hochehrwürden, der Herr Theologiae Doctor et Philosophiae Magister, Olearius Mauritius Rindslederius. Die theure Zeit und er schienen Geschwister zu sein. Sein Kinn war eins von den längsten im ganzen Reiche, und alles, was Fleisch heißt, schien er an den General-Superintendent Schweinshauerius abgetreten zu haben. Wenn er die Hand aufhob, so klapperten die Knochen, und wenn er vor Einem

ſtand, ſo konnte man ganz bequem durch die Weſte die Rippen zählen. Seine Predigten waren meiſtentheils Vorleſungen über das Syriſche und Chaldäiſche, in welchen Sprachen er ſich ſo oft vertieft hatte, daß er einſt in der Zerſtreuung das Evangelium vom Gichtbrüchigen verlas, und hernach eine Predigt über das goldene Kalb hielt. Ein andermal ward er zu einem Kranken gerufen. Er ging und ging, dachte auf die Wurzel eines ſyriſchen Wortes, und trat endlich in ein Haus der Freude, wo drei leichtfertige Mädchen ihn umringten. Mit Mühe erwachte er endlich aus ſeiner ſyriſchen Träumerei, entriß ſich den buhleriſchen Armen, und ſetzte ſeinen Weg fort. Aber die Nachbarn, die ihn hatten hinein gehen ſehen, ſchlugen die Hände über dem Kopfe zuſammen und riefen: »Mein Gott! mein Gott! was hat unſer Seelenhirt, der Herr Paſtor Olearius Mauritius Rindslederius im W** gemacht?" Ehe eine Viertelſtunde verging, hatte Fama in jeder Ecke der Stadt ihre Trompete erſchallen laſſen.

»Haben Sie's gehört?" ſagte ein altes Mütterchen zu ihrer Nachbarin. »Ach! ſchweigen Sie, ich mag gar nicht d'ran denken."

»So ein alter Mann ſollte ſich ſchämen, in ein öffentliches —

»Gerechter Himmel! welch ein Greu'l!" rief der General-Superintendent Schweinshauerius. »Warte des Leibes," ſagte er zur Jungfrau Flavia Roſa-

munda Schnurr, »doch also, daß er nicht geil werde.“

»Da haben wir's!“ heulte aus hohler Bruſt der Archidiaconus Schwarzkopfius, »die Welt nähert ſich ihrem Untergange.“ »Ja wohl! ja wohl! pipſte der Herr Konſiſtorialrath Fipsnaſius, indem er einige Dukaten zu rändern befliſſen war. Der arme, ſchuldloſe Rindslederius wurde vor das Gericht ſeiner Amtsbrüder geladen, und wäre ſicher ſeines Amtes entſetzt worden; hätte er nicht dargethan, daß es ihm unmöglich ſei, aus einer unlautern Urſache das Haus der Freude zu betreten.

Fünfzehntes Kapitel.

Ein Dummkopf, feiſt an Beel' und Leib,
Ein ſtolzer Pfaff', ein eingebildet Weib,
Genug, genug zu einer Hölle!
Weh' dem, der ihres Troſts bedarf!
Weh' dem, der ſich in ihre Arme warf!
Er hung're — oder werd' ein Schurke.

Getreu zeichnete mein Pinſel die ehrwürdigen Säulen der Kirche, von deren Wink das Glück unſers Helden abhing. Ortenberg, in ſeinem Feſtagskleide, von welchem die alte, treue Magd jedes Stäubchen gekehrt und geblaſen hatte, das ungepuderte Haar in eine runde, ſtrotzende Locke gelegt, trat mit der unverkennbaren Supplikanten-Miene vor die eiſerne, ſtark vergoldete Gitterpforte, welche in den Vorhof des Herrn Präſidenten, Alexander Hector Hannibal von Sturzenburzel führte. Ortenberg's Stolz ſchmiegte ſich diesmal willig unter die bittere Nothwendigkeit, ein Vorzimmer mit Schritten zu meſſen. Er, der bei dem Namen eines Speichelleckers der Großen unwillig bebte, glaubte jetzt nichts zu thun, als wozu ihn die Proben, die er öffentlich von ſeinen Kenntniſſen gegeben hatte, berechtigten. Armer Betrogener! das Recht liegt in der Stärke; die Stärke liegt im Golde; das Gold liegt in dem Beutel hämiſcher Narren.

»Man hat mir's ja versprochen,« sagte Ortenberg zu sich selbst. Unerfahrner! Geh' und baue dein Haus auf Sand! aber nicht deine Hoffnungen auf die Worte der Großen. Der Wind, welchen eine Mücke durch den Schlag ihres Flügels hervorbringt, verweht alle deine goldenen Träume.

Was endlich unsern Helden über jede kleine Bedenklichkeit hinwegheb, die ihm sein Stolz noch in den Weg warf, war die Hoffnung, Karolinen zu besitzen. Der schwärmerische Andächtige würde zur Jungfrau nach Loretto wallfahrten, und hätten gleich die Engel ihre Wohnung mitten in einen Morast gesetzt.

Ein Schweizer, mit einem verbrämten Wehrgehänge, an dem der Schweiß von zwanzig Bauern klebte, stand vor der Pforte. Beide Fäuste müßig auf den Rücken geschlagen, und ohne den rothen Federhut, die Zierde seines dicken Kopfes, bei dem Gruße des Fremdlings in Bewegung zu setzen, sah er mit gierigen Blicken auf Ortenberg's Hände; sie waren leer wie seine Taschen. »Der Herr ist nicht zu Haus!« grunzte ihm der Miethling entgegen. Ortenberg ließ ihn den Kopf des Präsidenten, an dem Fenster des Speisesaales, bemerken. »Das kann sein,« versetzte das Thier, im gleichgiltigsten Tone von der Welt: »aber der Herr ist doch nicht zu Hause.« Mit diesen Worten drehte er dem betroffenen Jünglinge den Rücken, und kniff ein vorbeigehendes Milchmädchen in die Backen.

Ortenberg ging. In seinem Herzen entspann sich folgendes Gespräch:

Der Stolz. Du darfst durchaus keinen fernern Versuch wagen.

Die Liebe enthielt sich aller weitläufigen Deklamation, und nannte nur den Namen: Karoline!

Der Stolz. Die Liebe muß dich nie verführen, eine Niederträchtigkeit zu begehen.

Das edle Selbstgefühl. Du forderst den Lohn deiner Verdienste, und das ist keine Niederträchtigkeit.

Der Stolz. Aber du beleidigst die Würde der Menschheit.

Die Gutherzigkeit. Was kann der Herr für seine Bediente? Willst du ihm die Grobheit seiner Leute entgelten lassen?

Die Hoffnung. Morgen wirst du mit dem Präsidenten sprechen.

Der Stolz. Aber —

Die Liebe. Karoline!

Der Stolz schwieg und Ortenberg drang am andern Morgen bis in's Vorzimmer. Hier fand er einen fein gepuderten Herrn, im seidenen Kleide, mit reichgestickter Weste, der den Ankömmling vom Kopfe bis zum Fuße betrachtete, und ein Drittel von einer Verbeugung machte, welches ihm durch eine ganze vergolten wurde.

»Zu wem wollen Sie?" pipste der gepuderte Kammerdiener.

Ortenberg. Zum Herrn Präsidenten.

Der Kammerdiener. Darf man wissen, was Sie bei ihm zu suchen haben?

Ortenberg. Darf man wissen, wer Sie sind?

Der Kammerdiener, affectant un air de protection. (Gottlob! die Sache selbst ist zu französisch, als daß man sie völlig angemessen deutsch ausdrücken könnte.) Ich bin Sr. Excellenz Kammerdiener.

Ortenberg. So.

Die Zunge des Kammerdieners machte eine kleine Pause, um die Wirkung abzuwarten, die die Entdeckung seines Standes wahrscheinlich hervorbringen mußte. Als er aber hörte, daß Ortenberg's sparsames So ohne alles Gefolge in seinen Ohren Einzug hielt: so schien es ihm nothwendig, noch einige Worte hinzuwerfen, die den trockenen Supplikanten von der Wichtigkeit seines Postens überzeugen sollten. Er räusperte sich daher mit vornehmen Anstande, spie in ein seidenes Schnupftuch, spielte mit der einen Hand an der Uhrkette, und besah einen flimmernden Ring, von unechten Steinen, den er an der andern trug. In dieser gut gewählten Stellung spann er den Faden des Gesprächs, den das kalte So abgeschnitten hatte, folgendergestalt wieder an.

»Ohne Ruhm zu melden, steh' ich bei Sr. Excellenz in großen Gnaden. Ich leihe ihm mein Ohr, zuweilen auch meinen Kopf, und er leiht mir dagegen oft seine Hand."

Ortenberg. So.

Der Kammerdiener. Der Pfarrer in T** iſt mein Schwager, der in M* mein Schwiegerſohn, und der in S*** hat noch vor Kurzem meine Nichte geheirathet.

Ortenberg. So, ſo.

Der Kammerdiener. Nur bleibt mir nur noch eine Tante übrig, die zwar ſchon etwas in die Jahre iſt, die aber viele Luſt zum ehelichen Stande bezeigt, und der ich eine gute Ausſteuer zu geben denke. Wer ſie nimmt, erhält gewiß die beſte Pfarre im Lande. (Hier warf er einen bedeutenden Blick auf Ortenberg.)

Ortenberg. So, ſo.

Dies ſo oft wiederholte, mit der äußerſten Gleichgiltigkeit hervorgebrachte So brachten den Liebling des Präſidenten endlich völlig aus der Faſſung. Etwas dergleichen war ihm noch nicht vorgekommen. Einen Antrag, bei dem, ſeiner Meinung nach, das Waſſer in Strömen aus dem Munde fließen mußte, mit der unerträglichſten Trockenheit verworfen zu ſehen: das war zu viel für die Philoſophie eines Kammerdieners. Indeß blieb das Geſchöpfchen doch noch Hofmann genug, ſeinen Aerger auf der Lippe entzwei zu beißen und ihn ſo zerbiſſen hinunter zu ſchlucken. Er war, wegen ſeiner alten Tante, wirklich in der größten Verlegenheit, und entſchloß ſich daher noch einen Verſuch zu wagen. Um das Geſpräch nicht erkalten und dem Fremdlinge keine Zeit zu laſſen, von der hohen Meinung zurückzukommen, die die Herren Schwäger und

Wettern nothwendig in ihm hervorgebracht haben mußten; ſo griff er ſchnell wieder zum Worte, ſo ſchnell, daß er noch nicht einmal wuſte, was er ſagen wollte:

„Ich habe auch — ich könnte auch — ich bin ein —"

Hundsfott! ſchrie ein Papagei, der in einer Ecke des Zimmers hauſte und den das Auge unſers Helden noch nicht bemerkt hatte. Hundsfott! wiederholte er ſehr deutlich, und Ortenberg lachte. Die Wange des Kammerdieners färbte ſich mit Scharlach, er warf einen grimmigen Blick auf den unſchuldigen Vogel, und ſuchte umſonſt, den Honig ſeiner Rede wieder in Fluß zu bringen.

»Laſſ Er's gut ſein, mein Freund!" ſagte Ortenberg ziemlich verächtlich, »wir verplaudern hier unnütz die Zeit. Geh' Er und meld' Er mich bei ſeinem Herrn."

Himmel! wie hob ſich der Kamm des gereizten Hahnes! das Wörtchen Er, aus dem Munde eines ſo armſelig ſcheinenden, hilfsbedürftigen Kandidaten; das Wörtchen Er, gegen einen Mann, wie der Kammerdiener des Herrn Präſidenten von Sturzenburzel, gegen einen Mann, der die beſten Pfarren im Lande vergab. — Mit bebenden Lippen und hörbar knirſchenden Zähnen pfiff er die Worte: »Ihr — Ihr — der Herr Präſident kann Euch heute nicht ſprechen. Ihr müßt morgen wiederkommen." Ortenberg lächelte und ging.

Das Geſpräch, im Innerſten ſeines Herzens, erhob ſich von neuem.

Der Stolz. Nun keinen Schritt wieder in dieſes Haus.

Die Liebe. Karoline!

Der Stolz. Fort, Liebe! du würdeſt des braven Mädchens unwerth ſein, wenn du dich um ſeinetwillen erniedrigen könnteſt.

Die Liebe (ſehr ſanft). Karoline!

Der Stolz. Karoline ſelbſt will das gewiß nicht, und kann es nicht wollen.

Die Spitzfindigkeit (von der Liebe beſtochen). Aber was iſt Erniedrigung? In den Augen Anderer, für den Mann voll edlen Bewußtſeins, ein Unding. Nur dein eigenes Gewiſſen kann dich erniedrigen. Gewiſſen! ich berufe mich auf dich.

Das Gewiſſen wollte reden, aber die Vernunft, auch von der Liebe beſtochen, fiel ihm in's Wort.

Die Vernunft. Es iſt nun einmal in der Welt nicht anders. Der Lohn läuft nicht nach dem Verdienſte; das Verdienſt muß nach dem Lohne laufen.

Der Stolz. Lieber muß das Verdienſt unbelohnt ſchmachten.

Die Liebe (mit einſchmeichelnder Stimme). Karoline!

Die Spitzfindigkeit. Alſo ſoll das Verdienſt verhungern, weil ein albernes Geſchöpf von Kammerdiener es nicht anerkennt?

Der Stolz. Ein Verdienſt, das mühſam durch's Vorzimmer zu dringen ſucht, iſt kein Verdienſt mehr.

Die Liebe. Nur noch Einmal.

Der Stolz Nicht ein Einzigesmal.

Die Hoffnung. Morgen! morgen!

Der Stolz. Schweig! du biſt eine Betrügerin!

Die Liebe zur Hoffnung. Freundin! betrüg' uns nur diesmal nicht, ſonſt werd' auch ich endlich ſchweigen müſſen.

Mit dieſen Worten wandte ſie ſich zum Stolze, ſchmeichelte ihm lange, und hielt ihm zwei Gemälde dar, die ſie in der Geſchwindigkeit entwarf. Eins: den hilfloſen Ortenberg, die verlaſſene Karoline. Das zweite, Ortenberg im Arm ſeiner Geliebten. Der rauhe Stolz blinzelte einige Mal darauf hin, und begann ein wenig zu ſchlummern.

Ortenberg erſchien alſo am andern Morgen zum zweiten Male im Vorzimmer des Präſidenten. Dieſer Mann gehörte zu der Klaſſe von Leuten, die, weil ſie ſelbſt keine Noth kennen, auch nicht im Stande ſind, ſich einen Begriff von dem Elende ihrer Brüder zu machen; und daher eben nicht aus Bosheit, ſondern aus unverzeihlicher Schwäche und Fühlloſigkeit ſündigen, bei welcher ſie ſich ſo wohl befinden, daß ſie jede Gelegenheit ſorgfaltig vermeiden, wodurch dieſe dicke, behagliche Lage unterbrochen werden könnte.

Täglich war ſein Vorzimmer von halb verhungerten Skeletten vollgepfropft, die jeden Morgen, mit nüchternem Magen, das wollüſtige Frühſtück ihres Gönners vor ſich vorbeitragen ſahen. Sie ſchlichen Jahre lang vergebens auf dem ausgelegten Fußboden der glänzenden Zimmer

umher, und der Hunger verführte Manchen, dem Papagei seine Mandeln zu stehlen. War bei irgend einem schwelgerischen Dejeuné der Bauch des Herrn Präsidenten nothwendig; so schlich er sich zu einer Hinterthür hinaus, warf sich in den vergoldeten Wagen, und entrollte dem hohlen Auge der jammernden Hilflosen. Sein Papagei hatte das Wörtchen Ach bald auswendig gelernt. In seinem Arbeitszimmer (so nannte er das Zimmer, wo er monatlich einmal seinen Namen unterschrieb) lagen bestäubte Berge von Bittschriften, deren Verfasser meistens schon verhungert waren. Die vermögende Vorsprache des Kammerdieners ausgenommen, war nur noch ein sicheres Mittel ihn zu Bewilligung dieser oder jener Bitte geneigt zu machen: ein bachanalischer Schmaus. Arme wollten sein Herz rühren, Reiche kitzelten seinen Gaumen; Arme verfehlten den Zweck, Reiche kamen zum Ziele.

Gewiß würde unser Held weder an diesem, noch an irgend einem der folgenden Tage, bis in sein Zimmer gedrungen sein; hätte sich nicht der Zufall seiner angenommen. Es war ein schwüler Sommertag, der Strahl des Phöbus lockte Millionen Insekten aus ihrer Hülse, und ein Schwarm von Fliegen hatte sich ungescheut auf einer kalten Wildpastete gelagert, die man dem Herrn Baron von Sturzenburzel zum Frühstück auftrug. Seine Excellenz ermangelten zwar nicht, mit einem nahe liegenden Fliegenwedel den Feind einige Mal in Schrecken zu jagen; da aber Dero fleischiger Arm sehr bald ermüdete,

und die unverschämten Fliegen jedes Mal doppelt gierig zurückkehrten; so glaubten Sie sich endlich allein zum Angriffe zu schwach, und läuteten daher mit einer neben Ihnen stehenden Glocke zum Sturm. Jetzt erschienen folgende Hilfstruppen: Hans, der Jäger, mit einem Netze, das ursprünglich zum Lerchenstreichen bestimmt war; Wilhelm, der Läufer, mit einem Tischtuche an eine Hopfenstange gebunden; Rupprecht, der Koch, mit der Küchenschürze am Kochlöffel; und Samuel, der Kutscher, mit einem Stallbesen, woran der Schweif eines Pferdes prangte, welches man Tages zuvor zum Engländer erhoben hatte. Der kommandirende General hielt, ohne den Julius Cäsar gelesen zu haben, folgende pathetische Anrede an seine Alliirten: „Die verfluchten Fliegen besudeln mir jeden Bissen, den ich in's Maul schiebe. Schlagt die Kanaillen todt, und laßt keinen davon kommen, der mir an die Wand klecksc."

Nach dieser kurzen, energischen Aufmunterung, voll der gewähltesten Ausdrücke, wurden alle Fenster, sammt den beiden Thüren, muthig aufgesperrt, und der Kutscher machte den Angriff, indem er mit dem Pferdeschweife sachte über die Pastete wegfuhr, worauf sich der Feind, in dicken Wolken, in die Luft erhob. Das Netz jagte, das Tischtuch stürmte, die Küchenschürze flatterte, der Pferdeschweif wedelte; der geängstete Feind zog sich durch die geöffneten Fenster zurück. Eine Wolke verirrte sich in's Vorzimmer und stürzte auf Ortenberg zu, welcher sogleich,

Pflicht gemäß, sein Schnupftuch aus der Tasche zog, und den flüchtigen Feind mit solcher Hitze verfolgte, daß ihm der Heldenschweiß in dicken Tropfen auf der Stirne stand.

Da Seine Excellenz gerade der Thür gegenüber saßen, so ermangelten Sie nicht, in Gnaden zu bemerken, daß ein hungriger Kandidat, um Ihretwillen, die hungrigen Fliegen jage. Sie geruheten plötzlich in ein lautes, grunzendes Gelächter auszubrechen, welches Ihrem Hochadelichen Magen so wohl bekam, daß Sie Dero Appetit sogleich um ein Ansehnliches verstärkt fühlten. Das Vergnügen, welches Sie hierüber empfanden, war so groß, daß Sie Ortenberg einen gnädigen Wink, mit dem Zeigefinger Ihrer linken Hand, zu ertheilen beliebten, welcher sich ungesäumt mit einer furchtsamen Verbeugung näherte.

Der Präsident. Was sucht Er, mein Freund?

Ortenberg. Ich suche Brot, Ew. Excellenz.

Der Präsident. Nun, so sei Er willkommen! Hier ist Brot. Setz' Er sich, und ess' Er, so lang' Er Hunger hat. Ich liebe es so nicht, allein zu essen. Wenn mir ein Gesicht, mit vollen Backen, gegenüber sitzt: so fühl' ich gleich, wie mein Appetit wächst.

Ortenberg. Ich suche nicht allein Brot für heute — auch Morgen, auch Uebermorgen ist ein Tag. Ew. Excellenz werden die Gnade haben sich zu erinnern, daß das Oberkonsistorium mir vor einigen Wochen den Pfarrdienst zu Waltershausen versprach.

Der Präsident (mit vollen Backen). Waltershau

ſen? iſt das nicht das Dorf, wo die vortrefflichen ſchwarzen Kirſchen wachſen?

Ortenberg. Kann ſein, aber —

Der Präſident. Richtig! richtig! man liefert mir meine Tafelbutter daher. Schöne Butter!

Ortenberg. Und —

Der Präſident. Und Krebſe und Schmerlen gibt es daſelbſt, ich habe ſie in meinem Leben nicht ſchöner gegeſſen.

Ortenberg. Aber —

Der Präſident. Ich war einmal da, vor zwölf Jahren, zum Kirchweihfeſte. Mit Vergnügen erinnere ich mich noch an die volle, beladene Tafel des Pfarrers. Der Kerl hatte die Lehre von der Erbſünde nicht rein und lauter gepredigt, und ſollte abgeſetzt werden, aber —

Ortenberg. Aber —

Der Präſident. Aber der Wein taugte nicht viel, da hat Er wieder Recht; es war elender Frankenwein, und zum Deſert ein blutjunger Hochheimer. Hätt' ich nicht einen Flaſchenkeller voll alten Rheinwein bei mir geführt, und hätte nicht mein Koch — kennt Er meinen Koch?

Ortenberg. Nein, Ew. Excellenz.

Der Präſident (gähnend). O das iſt ein braver Mann. Einen beſſern Koch trifft man nicht auf zehn Meilen in die Runde, beſonders was Wildpaſteten betrifft, da ſucht er ſeines gleichen. Koſt' Er nur einmal.

Ortenberg. Und —

Der Präsident (stärker gähnend). Und dieser nämliche Koch hat einen Sohn, der in wenig Wochen seine Antrittspredigt in Waltersbausen halten wird.

Ortenberg. Aber das gnädige Versprechen, welches mir —

Der Präsident (halb schlummernd). Es thut mir von Herzen leid; aber urtheile Er selbst, meinem Koche konnt' ich's doch nicht abschlagen. Meines Kochs Sohn ist überdies ein verdienstvoller Mann, nicht allein was predigen betrifft; sondern er hat auch bei seinem Vater Allerlei prositirt. Zum Exempel, er weiß eingemachtes Obst zuzubereiten — (Seine Excellenz hielten nur noch mühsam die Augen offen. Mit lallender Zunge) und trinken kann er — trinken —

Hier streckten Sie plötzlich Arm und Beine von Sich, das gedankenschwere Haupt sank auf die linke Schulter, Sie murmelten noch einige unverständliche Worte, und gaben bald, durch ein sanft entstehendes Schnarchen, zu erkennen, daß die Audienz zu Ende und für Ortenberg weiter nichts zu hoffen sei.

Nunmehr trat unser Held seinen Weg nach der Behausung des Herrn General-Superintendenten Schweinshauerius an, wohl wissend, daß dieser das große Wort im Konsistorium führe, und durch seinen schmetternden Baß den fetten, halberstickten Diskant des Präsidenten oft überstimme. Noch war er im Streite mit sich selbst, ob er über die Aufnahme des Herrn von Sturzenburzel lachen oder

ſich ärgern ſolle. Da ihm aber endlich der Stallbeſen, der Pferdeſchweif, die Wildpaſtete und die ganze Fliegenjagd wieder beifielen, ſo brach er plötzlich auf öffentlicher Straße in ein lautes Gelächter aus. Unglücklicherweiſe trug ſich dies zu, als er eben nur noch drei Schritte von der Wohnung des Herrn Superintendenten entfernt war, welcher, eine Pfeife Knaſter rauchend, den Dampf ſehr ehrbar zum Stubenfenſter hinausblies. Ortenberg, dieſen großen Sünder, auf freier Straße lachen zu ſehen, war für Seine Heiligkeit ein fürchterlicher Anblick. Er hielt folgendes philoſophiſches Geſpräch mit ſich ſelbſt, während Ortenberg die Treppe hinauf ſtieg.

»Dieſer Menſch hat gelacht.“

»Entweder ohne Urſache, oder aus Urſachen.“

»Hat er ohne Urſachen gelacht: ſo iſt er ein Narr.“

»Hat er aus Urſachen gelacht: ſo hat er entweder gelacht über mich, oder über einen andern Gegenſtand.“

»Hat er über mich gelacht, ſo iſt er zeitlich und ewig verdammt.“

»Hat er aber über einen andern Gegenſtand gelacht, ſo iſt es wenigſtens unbegreiflich, wie ein Sünder, mit einem ſo böſen Gewiſſen, noch an's Lachen denken kann.“

Das Reſultat des ganzen Selbſtgeſprächs war alſo, wie man leicht errathen wird:

»Ortenberg iſt ein Sünder.“

»Er kann noch lachen, alſo fühlt er nicht einmal, daß er ein Sünder iſt.“

»Ein fühlloſer Sünder iſt zu Heulen und Zähnklappen verdammt.«

»Ergo muß Ortenberg heulen und mit den Zähnen klappen.«

Schweinshauerius ſelbſt hatte eine herzliche Freude über ſein philoſophiſches Genie, als er dieſen Schluß zur Welt geboren. Er zog die borſtenden Augenbraunen feſt zuſammen, als Ortenberg die Thür öffnete, und rief ihm, aus dem Fagotte ſeiner hohlen Bruſt, donnernd entgegen:

»Was wollen Sie, Herr Ortenberg? Suchen Sie Troſt? oder ſuchen Sie Hilfe? bei mir werden Sie keines finden. Kehren Sie zurück auf die blumigte Bahn des Laſters. Breit iſt der Pfad, der zur Hölle führt; zu ſpitzig für Ihren Fuß die heilſamen Dornen der Tugend.«

Der arme Jüngling war betäubt. »Ew. Magnificenz,« — ſtotterte er endlich — »der verſprochene Pfarrdienſt —«

Schweinshauerius. Schweigen Sie, Herr! Glauben Sie, wir würden einer frommen Herde Schafe einen räuberiſchen Wolf zum Hirten ſetzen?

Ortenberg (in deſſen Glieder verbiſſener Aerger zitterte). Aber meine, im Examen bewieſene Geſchicklichkeit —

Schweinshauerius. Qui proficit in litteris, et deficit in moribus, plus deficit, quam proficit.

Ortenberg (bitter). Sollte denn eine jugendliche

Uebereilung verdienen, daß man mir den Sohn eines Kochs vorzieht, weil er eingemachtes Obst zubereiten kann?

Schweinshauerius (stutzig). Was wollen Sie damit sagen?

Ortenberg. Ew. Magnificenz wollen mich vermuthlich nicht verstehen. Ich komme eben vom Herrn Präsidenten, wo ich mit Erstaunen hören müssen, dieser Dienst sei bereits für den Sohn seines Kochs bestimmt.

Schweinshauerius (hitzig). Wie? — was? — das wollen wir wohl sehen! Nein, nein, mein gnädiger Herr von Sturzenburzel, da hat unser eins auch ein Wörtchen drein zu sprechen.

Ortenberg's Hoffnung lebte wieder auf. Der Superintendent fuhr mit schäumender Lippe fort:

„Jungfer Schnurr! Jungfer Schnurr! höre Sie doch, was der Herr Präsident für artige Streiche macht. Den Pfarrdienst in Waltershausen, den ich Ihrem lieben Herrn Vetter versprochen habe, will er dem Sohne seines Kochs zuschanzen, einem Tölpel von Ignoranten."

Jungfer Schnurr (die seit einiger Zeit Anfälle von der Gicht verspürte, mit wackelndem Haupte). Das soll er wohl bleiben lassen, so wahr ich Jungfer Schnurr bin. Umsonst hab' ich meinen Herrn Vetter nicht studiren lassen. Es wäre himmelschreiend, wenn mein Herr Vetter, der noch am verwichenen Sonntage eine so rührende Predigt gehalten, gewissen Leuten nachstehen sollte. Gewisse

Leute bilden ſich ſehr viel ein, aber gewiſſe Leute ſind auch nicht hinter dem Zaune jung geworden; und wenn gewiſſe Leute Alles ſagen wollten, was ſie von gewiſſen Leuten zu erzählen wiſſen: ſo würden gewiſſe Dinge an's Tageslicht kommen, die gewiſſen Leuten ſchwer zu verdauen ſein würden.

Ortenberg (mit gegen Himmel gerichtenden Augen). Keine Barmherzigkeit unter Menſchen!

Schweinshauerius. Gehen Sie, Herr Ortenberg, gehen Sie. Wenn ein zehnjähriger, chriſtlicher Wandel wahrhafter Reue und Buße bei Ihnen hoffen läßt: ſo ſollen Sie alsdann den erſten erledigten Pfarrdienſt erhalten, ich gebe Ihnen mein Wort darauf.

Ortenberg. O Herr Superintendent! wer hätte das gedacht, als mein Vater Sie als einen verwaiſten Knaben zu ſich in's Haus nahm, Sie ſpeiſte und kleidete, die Koſten der Schule und der Akademie für Sie trug, und ſein Beutel und ſein Herz Ihnen immer offen ſtanden!

Leſer! verzeih' dieſen Vorwurf meinem auf's äußerſte gekränkten Helden. Er blieb Menſch, die Menſchheit empörte ſich, und ſein edles Herz unterlag ihr auf einen Augenblick.

Schweinshauerius neigte ſtatt der Antwort den Kopf ein wenig, und zeigte mit der Hand auf die Thür. Ortenberg ging. Auf der Treppe ward er noch von den ſieben Findelkindern verfolgt, die mit faulen Aepfeln nach ihm warfen.

Sechzehntes Kapitel.

Braver Sinn und ehrlich Blut
Fragen nicht nach Rang und Titel:
Gutes Herz und Edelmuth
Wohnen öfterer im Kittel.

„Vaterland, Vaterland!“ rief Ortenberg mit bitterer Wehmuth, als er die Straße erreicht hatte, »ich entſage dem Glücke, meine elenden Tage da zu beſchließen, wo meine Voreltern wandelten. Meine Aſche wird nicht bei der ihrigen modern; mein Name verlöſche in dieſen Wohnungen der Ungerechtigkeit!“

Er ging zu Karolinen.

»Wir müſſen uns trennen, liebe Karoline! und vielleicht iſt der Tag des Wiederfindens nur ein Traum. Ich gebe dir deine Freiheit wieder. Findet ſich ein edler, junger Mann, der dir Hand und Herz bietet: ſo lohne ihm mit Hand und Herz. Mein Gebet — mein Segen — du weißt, was ich für dich fühle. Leb' wohl!“

Er ſchloß das weinende Mädchen in ſeine Arme.

»In ſolch einer Umarmung verpfändeteſt du mir einſt deine Treue; in ſolch einer Umarmung geb' ich dir ſie zurück. Dein Leben ſei heiter und rein, wie die wenigen, koſtbaren Tage unſerer Liebe. Sie ſind dahin!“ —

Er ſchluchzte, wand ſich aus ihren Armen, ſtürzte ſich

wieder in ihre Arme, weinte, riß sich loß und eilte in seine Wohnung.

Vergiß nicht, fühlender Leser, daß ich nur die Worte dieser Scene niederschrieb, und nicht ihre Empfindungen; darum schwieg ich von Karolinen, denn Karoline sprach nicht, sie empfand nur.

Ortenberg's Schmerz war nicht mehr brausend; er glich einem Menschen, der, nachdem er lange gegen die Wellen gekämpft, endlich kraftlos die Arme sinken läßt, und sich den Fluten übergibt. Er that alles, was er that, mit einer gewissen bewußtlosen Stumpfheit seiner Sinne; nur der Gedanke, sein Vaterland so schleunig als möglich zu verlassen, stand fest und klar in seiner Seele. Er verkaufte alles, was er hatte, für halben Preis, und bezahlte in Eile seine kleinen Schulden. Es blieb ihm ein Kleid, einige Wäsche und achtzehn Groschen bares Geld.

„Wohlan denn!" sagte der unglückliche Jüngling, als er an seinem Dornenstabe über die Grenze seines Vaterlandes schritt, und den letzten, nassen Blick auf die Thürme seiner Geburtsstadt warf: „Wohlan! ich will Brot suchen. Gott ließ es ja auch für mich wachsen. Ich werde nicht immer Heuchelei und Dummheit unter der Larve der Religion finden. Zufriedenheit braucht wenig; dies Wenige soll mir meiner Hände Arbeit verschaffen. Gott! Gott! wenn es wahr ist, daß du dich einzelner Kreaturen annimmst, so schütze meine Karoline! —"

Nach einigen Tagreisen, als seine achtzehn Groschen

bereits zu Ende waren, und er nun nicht wußte, wo er am andern Morgen einen Biſſen Brot bernehmen ſolle: kam er, an einem heiter anbrechenden Tage, vor die Thore von H*, einem kleinen P**ſchen Städtchen. Er ſang eben, mit herzlicher Andacht, folgende Verſe aus einem Liede, das er ehedem ſelbſt, auf die Melodie eines bekannten Kirchenliedes, verfertigt hatte.

Der milden Hoffnung Strahl verſüßt
Den ſteilen Pfad, auf dem wir klimmen;
Das Auge, das ſich jetzo ſchließt,
Wird einſt nicht mehr in Thränen ſchwimmen.

Die Tugend lächelt, auch verhöhnt,
Gewiß, daß Gottes Hand ſie kröne;
Dies Ohr, an Seufzer nur gewöhnt,
Wird einſt Organ der Freudentöne.

Der Thore nebelgleicher Dunſt
Kann dir nichts nehmen und nichts leihen;
Drum übe hier die ſchwere Kunſt,
Auch deinen Feinden zu verzeihen.

Denk, daß der Schöpfer dir verheißt
Der Ernte reichen Segen;
Dem beſſer'n Leben reift dein Geiſt
Nach Prüfungen entgegen.

Ein Augenblick in jener Welt
Vergütet Jahre voller Leiden;
Denk, daß der Vorhang, wenn er fällt,
Sich öffnen wird zu ew'gen Freuden.

Ortenberg hatte sich auf einen Feldstein gesetzt. Er zog während des Gesanges sein Frühstück aus der Tasche, wetzte sein Messer und tafelte auf Gottes grüner Erde. Reine, gesunde Luft würzte sein Brot, das Chor der Nachtigallen zog einen dünen Schleier über die Bilder seines Kummers.

Ein ehrsamer Bürger aus H•, der eben in dieser Gegend einen Acker mit allerlei Gemüse bearbeitete, hatte gerührt, bei'm Gesange Ortenberg's, hinter einem Hagedorn-Busche gelauscht. Eben so gerührt sah er, wie Ortenberg sein schwarzes Brot und einige getrocknete Pflaumen mit zufriedener Genügsamkeit verzehrte. Auch entging ihm nicht die trübe Wolke, die das Gesicht des Wanderers deckte, ungeachtet Freudigkeit des Geistes jene süße Frucht eines ruhigen Gewissens mit hellen Strahlen durchschimmerte. Die Armseligkeit seiner Kleidung vergrößerte noch das Interesse seiner ganzen Figur. Der Bürger konnte dem herzlichen Verlangen nicht widerstehen, diesen Pilger anzusprechen. Er nahm seinen Hut ab und trat mit zutraulicher Mine hinter dem Busche hervor.

„Gott grüß' Ihn, Herr!"

Ortenberg (etwas stutzig). Großen Dank, mein Freund!

Der Bürger. Woher des Landes? wenn's erlaubt ist zu fragen?

Ortenberg. Aus Breslau.

Der Bürger. Der liebe Gott hat uns heute einen warmen Tag gegeben. Gedenkt Er noch weiter?

Ortenberg. Vielleicht.

Der Bürger. Ich habe da eben eine Schüssel Salat ausgestochen. Sei Er diesen Mittag mein Gast, wenn Er nichts besser's weiß; es soll mir lieb sein.

Er sprach die letzten Worte so von Herzen, daß sie auch gleich wieder zu Herzen gingen. »Warum nicht?" sagte Ortenberg mit heiterer Miene und packte sein Frühstück zusammen. Der Bürger hatte den Salat in ein Tuch gebunden.

»Kann ich Ihm helfen, guter Alter? das Bündel wird Ihm zu schwer."

Der Bürger. Laß Er's gut sein! Er mag wohl schwerer tragen als ich. Ich bin nun fünf und achtzig Jahr alt, aber Gott sei's gedankt! von Gebrechlichkeit des Leibes und der Seele weiß ich nichts. Ich wandle im Stillen meinen Weg vor mich hin, und Gott hat mich gesegnet. Den Acker, von dem wir eben herkommen, habe ich einst als Knecht bearbeitet, und oft mit meinem Schweiße gedüngt. Jetzt ist er mein. Als mein Herr sah, daß ich ein fleißiger, ordentlicher Bursch war, der Gott fürchtete; so gab er mir seine Tochter zum Weibe. Ein liebes, gutes Weib! der Herr hat sie vor zwei Jahren wieder zu sich genommen, nachdem wir vier und vierzig Jahr in einer ruhigen, frommen Ehe miteinander gelebt hatten.

Ortenberg. Ihr ist wohl.

Der Bürger. Wahr, Herr! ihr iſt wohl; aber mir legte Gott ein hartes Kreuz auf. Ich habe die Wunde noch nicht verſchmerzt. (Er wollte weinen, verſchluckte es aber mit ſichtbarer Anſtrengung ſeiner Muskeln.)

Ortenberg (halb zu ſich). So iſt es denn wahr, daß uns ein gutes Weib die Welt zum Paradieſe macht? Armer Ortenberg! (Karolinen's Bild ſchwebte vor ſeiner Seele.)

Der Bürger. Jeden Tag, wenn ich an meine Hausthüre klopfe, iſt mir noch, als ob meine Rieke ſie öffnen müßte; wenn die Suppe auf den Tiſch gebracht wird, ſo will ich ihr immer meinen Teller hinreichen; wenn ich mich des Abends entkleide, ſo erwarte ich immer noch den Schlafrock aus ihren Händen, den ich mir jetzt ſelbſt holen muß; und wenn ich einen heimlichen Kummer habe, ſo weiß ich gar nicht wohin damit. — Ach! oft, wenn ich des Sonntags aus der Kirche komme, und über den Gottesacker gehe, und wehmüthig den Ort betrachte, wo ſie begraben liegt, der nun ſchon ganz mit Gras überwachſen iſt, ſo wünſche ich bei ihr zu ſein in den Wohnungen des Friedens; hätte ich nicht noch eine angenehme Pflicht hienieden zu erfüllen.

Ortenberg. Vermuthlich hat Er Kinder?

Der Bürger. Nein, Herr! dieſe Freude hat mir Gott verſagt. Vielleicht iſt es auch ſo beſſer. Aber ich habe eine hundertjährige Mutter. — Wer würde ſie warten und pflegen in den letzten Tagen ihres hohen Alters? ſie, die

mich gewartet und gepflegt hat, als ich noch nicht lallen konnte. Wer würde einst ihre matten Augen zudrücken, wenn der Herr ihre letzte Stütze von ihr nähme? Um ihretwillen wünsche ich zu leben, denn sie hat viel an mir gethan, mehr, als ich ihr zu vergelten im Stande bin.

Es hätte weit weniger bedurft, um Ortenberg's gutes, gefühlvolles Herz gefangen zu nehmen. Er ergriff mit Wärme des Bürgers Hand:

»Ehrlicher Alter! ich freue mich, einen redlichen Mann gefunden zu haben; es gibt deren blutwenig in der Welt.«

Der Bürger. Er sang vorhin ein schönes Lied. Bessere Freuden warten unser. Das ist der Trost des unterdrückten Rechtschaffenen. Gewiß gehört auch Er unter diese Zahl?

Ortenberg. Leider!

Der Bürger. Sag' Er das nicht. Wer weiß, wozu es frommt. Ich halte Ihn für einen gar braven Mann; wer weiß, ob Er es im Ueberflusse geworden wäre. — Aber — nehm' Er mir's nicht übel — braucht Er nichts? Ich bin ein wohlhabender Mann, ich theile gern mit meinem Nebenmenschen, wenn er's verdient und bedarf.

Ortenberg. Nein, mein Freund, ich brauche nichts.

Der Bürger. Hab' Er Zutrauen zu mir; es wird Ihn nicht gereuen; ich mein' es gut, Armuth ist keine Schande, aber sich der Armuth zu schämen, steht nicht fein.

Ortenberg. Ich bin arm, ich schäme mich dessen nicht. Aber so lange ich noch arbeiten kann, will ich dem

nicht die Wohlthaten edler Herzen entziehen, der nicht mehr zu arbeiten vermag.

Der Bürger. Brav gedacht, Herr! geb' Er mir Seine Hand! (er schüttelt sie herzlich.) Wir müssen uns näher kennen lernen. Aber kann ich Ihm denn in Nichts behilflich sein? Hat Er Geschäfte in H*? meine Mitbürger lieben mich, mein Wort gilt etwas unter ihnen.

Gerade eine so offene, zutrauliche Sprache war nothwendig, um Ortenberg endlich zu bewegen, den Wunsch zu äußern, daß er eine kleine Schule in H* anlegen könne. Der Alte versprach, aus allen seinen Kräften dazu behilflich zu sein, und unter diesem Gespräche erreichten sie seine kleine friedliche Wohnung. »Herzlich willkommen unter meinem Dache!" sagte der Bürger. »Nehm' Er vorlieb, wie Er's findet."

Die alte, hundertjährige Mutter schlich ihnen am Stabe, mit freundlichem Kopfnicken, entgegen. Der Bürger klopfte sie sanft auf die Schulter:

»Da bringe ich Ihr einen Gast, liebe Mutter. Ja, wie heißt er denn nun? darnach hab' ich wahrlich zu fragen vergessen!"

Ortenberg sagte seinen Namen.

Der Bürger. Nun der Name thut auch nichts zur Sache. Gott sieht das Herz an. Die Männer mit dem größten Namen sind oft die größten Schurken. — Etwas zum Anbiß, Mütterchen! mein Gast ist hungrig.

Der Tisch wurde sogleich gedeckt, und drei gute Men-

ſchen genoſſen ein friedliches Mahl. Drei gute Menſchen an einem Tiſche! Suche ſie nicht an den Tafeln der Großen.

Nach dem Eſſen wurde der Entwurf, Ortenberg's Schule betreffend, wieder vorgenommen. Vergebens bot ihm der Bürger freie Wohnung und Tiſch. Sich ſelbſt wollte Ortenberg jeden ſparſamen Biſſen danken, den er zum Munde führte. Eigene Arbeit, eigener Schweiß ſchaffen Hunger und befriedigen Hunger. Die mit dem Marke der Armen fett gemäſteten Tagediebe werden nicht froh ihres Ueberfluſſes. So dachte, ſo ſprach der verwaiſte, vertriebene Jüngling, der nicht Herr eines Groſchens mehr war, und der, hätte er Millionen beſeſſen, zwar nicht anders gedacht, aber doch anders geſprochen haben würde.

Umſonſt verſchwendete der Alte ſeine gutherzige Beredſamkeit; umſonſt ſtellte er ihm vor, daß weder er, noch ſeine hundertjährige Mutter im Stande ſein würde, das Wenige, womit ihn Gott geſegnet, zu verzehren.

„Sei Er mein Sohn!“ rief er mit väterlicher Wehmuth, „ich habe ja doch keine Kinder, denen Er's wegnähme.“

Rührung wurde bei Ortenberg nie zur Ueberredung. Er war gerührt, aber hartnäckig beſtand er auf ſeinem Entſchluſſe.

„Gern! gern!“ ſprach er, „will ich Ihn als meinen Vater ehren; denn ach! ich habe weder Vater noch Mutter! aber unwerth wäre ich Seiner väterlichen Liebe, wenn ich

ſchamlos Sein gutes Herz mißbrauchen wollte. Vielleicht iſt es Stolz. Freilich ein dürrer Boden; aber edle Anſtrengung aller meiner Kräfte iſt die Frucht, die er hervorbringt. Kurz, ich werde nie, nie eine Wohlthat annehmen, von wem es auch ſei; nie um etwas bitten, was es auch ſei. Ich tauſche mein Herz mit Keinem! Bei wem ſoll ich denn betteln, ohne den Werth dieſes Herzens zu erniedrigen? Pfui des Heuchlers! ein Heuchler iſt ein Schurke."

Der Bürger. Ein Bettler iſt doch oft ein braver Mann, und es gibt Fälle —

Ortenberg. Recht, Alter! es gibt Fälle, in denen Betteln zum ſüßeſten Triumph der Menſchheit wird. Vermagſt du nicht ſelbſt deinen verlaſſenen Freund dem Elende zu entreißen, ſo bettle für ihn, und ſei ſtolz darauf.

Der Bürger. Ich will nicht weiter in Ihn dringen, Herr Ortenberg; des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich. Alles, was Er da ſagt, iſt wohl ſehr ſchön, und ich lob' Ihn d'rum, ob mir's gleich vorkömmt, als ob nicht alles ſo ganz wahr wäre. Aber ich bin nur ein einfältiger Mann, und darf mit Ihm nicht anbinden.

So endigte ſich der Wettſtreit zwiſchen wohlthätiger Großmuth und tief gefühlter Würde der Menſchheit.

Du edles Selbſtgefühl! du Keim der großen Thaten!
Dich ſtaunt der Alltagsmenſch aus engem Zirkel an.
Du waffneſt Helden Arm, du führſt ihn auf die Bahn,
Die Habſucht, Sklaverei und Zagheit nie betraten.

Das Reſultat ihrer Ueberlegungen war folgendes:

Ortenberg bezieht, gegen bare Bezahlung, ein Dachſtübchen in dem Hauſe des Bürgers, nothdürftig mit Möbeln verſehen, ſo wie er das ſelbſt für gut befinden wird. Die Mittagskoſt genießt er gleichergeſtalt an dem Tiſche ſeines alten Pflegevaters, und unterrichtet dagegen einen verwaiſten Pathen des Bürgers, täglich zwei Stunden, in der Religion, im Leſen und Schreiben. Das Abendeſſen, ſo wie auch alle entbehrliche Getränke, die China, Mocca und beide Indien uns liefern, wurden gänzlich aus der Oekonomie unſers Helden verbannt. »Ich will zeigen,« ſprach er zu ſich ſelbſt, »wie wenig ein Menſch braucht, wenn er wenig brauchen will.« Uebrigens verſprach der Alte, noch dieſen Abend mit einigen ſeiner Freunde Abrede zu nehmen, und die älteſten und angeſehenſten Bürger der Stadt zu überreden, ihm die Erziehung und Unterweiſung ihrer Kinder anzuvertrauen. Er hielt Wort. In weniger als acht Tagen ſah ſich Ortenberg täglich von fünf bis ſechs Knaben umgeben, deren Unterricht ihm freilich nur kümmerlich Brot verſchaffte, ihn aber doch in den Stand ſetzte, ſeine herrſchende Leidenſchaft, den Stolz, zu befriedigen, und jeden Biſſen, den er aß, ſeinem eigenen Fleiß zu verdanken: denn vergebens blieb jeder Verſuch des ehrlichen Bürgers, ihm durch Liſt oder Ueberredung ſein Schickſal zu erleichtern.

Siebzehntes Kapitel.

Hoffnung, Liebe, Freundſchaft weben
Roſenroth in ſchwarzes Band.
Liebe würzt des Menſchen Leben,
Lieb' und Freude ſind verwandt.
Aber ihre leichte Hand
Weiß die Würze nicht zu brauchen,
Streuet, mit verbund'nen Augen,
Bald zu karg und bald mit Ueberfluß.
So — ſo wird zu Galle der Genuß,
Den wir unbefangen pflückten;
So — ſo lechzt zu ſpät der wunde Gaum;
Freuden, die Sekunden lang beglückten,
Machen trüber Schwermuth Raum. —
Hoffnung nährt den Unterdrückten,
Aber Hoffnung iſt ein Traum! —
Freundſchaft! Freundſchaft! du allein
Stützeſt Lieb- und Hoffnungsloſe!
Freundſchaft! Freundſchaft! du allein
Dringſt durch Dornen — brichſt — und reicheſt uns die Roſe.

Leſer! ich will es verſuchen, dir Ortenberg's äußere und innere Lage genau zu ſchildern. Er wohnte in einem kleinen, fünfeckigen Dachſtübchen, das einen noch kleineren, dreieckigen Vorſaal hatte, mit einem Feuerherde verſehen, den kein Rauch ſchwärzte, ſo lange Ortenberg deſſen Beſitzer war. Der Anblick ſeines Zimmers war der ſprechendſte Beweis ſeiner Armuth. Vier Stühle, aus Stroh gefloch-

ten, zwei Tiſche, und eine hölzerne Bank für die Schulknaben, ein Stück von einem Spiegel und ein unbequemes Feldbett. Ein dunkles Fenſter, mit runden Scheiben in Blei gefaßt, halb zerbrochen, halb mit Löſchpapier verklebt, gab die Ausſicht auf ein Stück von einer verfallenen Mauer, die Wohnung der Eulen, deren Gekreiſch oft ſein letztes Labſal, den Schlaf, von ſeinem einſamen Lager ſchreckte. Dieſe Mauer, der Ueberreſt eines ehemaligen Pulverthurms, benahm ihm ſo ziemlich das Tageslicht, wozu noch die übelgeweißten Wände das ihrige beitrugen. Das baufällige Dach war oft ein Spiel der Winde; Regen und Schnee höhnten ſein durchlöchertes Schild und goſſen *Feuchtigkeit und ungeſunde Dünſte in Ortenberg's Zimmer*. Eine enge, dunkle Treppe ſchien mit Unwillen den Fuß des Gehenden zu tragen, und murrte und bog ſich unter ſeiner Laſt. Die ganze Wohnung war ewig mit dem unangenehmen Geruch angefüllt, den die Arbeit eines untenwohnenden Lohgärbers verurſachte, und an den ſich der alte Bürger bereits gewöhnt hatte. Wer fühlt nicht, daß eine lachende Wohnung zu dem eingeſchränkten Glücke dieſes Lebens nothwendig iſt, und daß ein halb Unglücklicher in einem ſo traurigen Kerker ganz unglücklich wird? Ortenberg's Geiſt hüllte ſich ſchüchtern in einen düſternen, undurchdringbaren Nebel.

Vom grauenden Morgen bis zum dämmernden Abend unter einer kleinen Herde von Kindern, die er Dinge lehrte, welche die Kräfte ſeiner Seele nur mechaniſch beſchäftigten,

und wofür ihm am Ende seines Tagewerks nichts lohnte, als ein einsamer Spazirgang, der, statt ihn zu zerstreuen, seiner Schwermuth immer neue Nahrung gab. Der Verdienst seiner mühsamen Arbeit war so klein, daß er sich kaum speisen und kleiden konnte. Den alten Bürger ausgenommen, hatte er keinen Umgang, und auch gegen diesen klagte er nie. Seine Wunden bluteten unaufhörlich; aber er verschmähte den Balsam, den die Natur aus zutraulicher Mittheilung destillirt.

Die Stadt besaß in ihren Ringmauern zwei sogenannte Gelehrte, einen feisten Amtmann und einen noch feisteren Pfaffen. Der Erstere war ganz Bauch, und wäre es der Letztere auch weniger gewesen, so ging doch Ortenberg seit seiner Abreise aus Breslau jedem Pfaffen drei Schritte aus dem Wege. Nahrung des Geistes kannte H* nicht. Bei dem seltenen Anblicke eines Buches konnte man immer, ohne es zu öffnen, schwören, daß es entweder das Gesangbuch oder die Bibel sei; einige Postillen des Seelenhirten ausgenommen, die, auf sein Wort, in H* für eine Bibliothek galten. Wäre aber auch das unwissende Städtchen mit Büchern und Buchläden so überschwemmt gewesen, als in unsern schreibseligen Tagen Leipzig und Berlin; so erlaubten doch Ortenberg's sparsame Einkünfte ihm nicht, sich Bücher zu kaufen. Sein Geist schmachtete daher in dem Kerker der Unthätigkeit, und er war nicht im Stande, sein Unglück durch das zu lindern, was doch allein dann und wann Unglück zu lindern vermag: Erweiterung der

Kenntniſſe, Stärkung der Seelenkräfte, Arbeit und Fleiß.

Sein Kopf hatte ſeinem Herzen das harte Geſetz vorgeſchrieben, nicht weiter für Karolinen zu klopfen. Er hielt es für ſtrafbar, an Karolinen zu ſchreiben, um keine Leidenſchaft, keine Hoffnung in dem Buſen dieſes Mädchens zu unterhalten. Es ward ihm ſauer, aber ſtandhaft verſagte er ſich das ſüße Vergnügen eines liebevollen Briefwechſels.

So hatte denn der arme Unglückliche gar keine Freuden? — Doch! ihm blieben noch einige heitere Augenblicke; die, in denen er die freundſchaftlichen Briefe ſeines Eſchenhorſt empfing. Das Briefporto ward ihm oft ſauer zu tragen, aber er hungerte lieber, um nicht dieſe einzige, letzte Freude zu entbehren: das himmliſche Bewußtſein, einen treuen, ungeheuchelten Freund zu beſitzen, deſſen Herz der Zeit und Entfernung ſpottet. Daß Eſchenhorſt Ortenberg's unglückliche Lage nicht kannte, und ſich einen ganz verſchiedenen Begriff davon bildete, weiß der Leſer; denn Ortenberg's Feder entwiſchte nie eine Klage.

Weil ein von Menſchen Verlaſſener doch immer etwas haben muß, woran er ſich kettet, ſo hatte auch Ortenberg ſich zwei Tauben erzogen, die ſein dürftiges Brot mit ihm theilten, und ihm, durch ihre unſchuldige Zutraulichkeit, manche Minute verſüßten. Dieſe Tauben wurden ihm von Tage zu Tage lieber; ſie fraßen ihm aus der Hand und aus dem Munde; ihr Girren war ſeine Tafelmuſik; ihre Liebkoſungen ſchufen ſeinen trüben Schmerz

oft zu ſanfter Schwermuth um, und er hätte den Biſſen Brot, den er mit ſeinen Tauben theilte, nicht für die beſetzte Tafel des feiſten Amtmanns gegeben.

In dieſer mitleidwerthen Lage verſtrichen ihm ſieben Monate mit bleiernen Schwingen. Sein Zuſtand wurde immer dürftiger, ſein Geiſt immer trüber, ſeine Kräfte nahmen ab, er hoffte, bald ausgeduldet zu haben. Kein Verlangen, keine Erwartung hob mehr ſeinen Buſen. Der Tod — der Tod allein war das Ziel ſeiner Wünſche.

Bei einer ſchwach flimmernden Lampe ſaß er eines Abends, den Kopf auf den Ellenbogen geſtützt, und blickte mit ſtarrem Trübſinn auf eine verbrannte Mücke, die ſo eben aus der Flamme herabſtürzte. Denkt euch — denkt euch, wenn ihr könnt, den wonnigen Taumel, der mit elektriſchem Feuer durch alle ſeine Glieder bebte, als die Thür aufgeriſſen wurde, und Eſchenhorſt vor ihm ſtand. Ein Stern prangte auf ſeinem Reiſekleide, denn ſeine Verdienſte, in einem Lande, wo nur Verdienſte gelten, hatten ihn ſchnell empor gehoben. Aber eben dieſer Stern war es, der Ortenberg plötzlich zurückſcheuchte, als er ſchon die Arme geöffnet hatte, den lang Verlorenen und lang Entbehrten an ſein leidendes Herz zu drücken. Doch mit dem wärmſten Ausdrucke der innigſten Freude eilte der Miniſter auf ihn zu.

»Ortenberg! Ortenberg! verkennſt du mich? oder biſt du nicht mehr der Alte?"

Sie umarmten ſich feurig. — Ihre Blicke lagen in

einander. Noch eine Umarmung. Ihre Blicke trübten sich, denn ihre Augen schwammen in süßen Thränen. Noch eine Umarmung. Keine Worte unterbrachen das Wiederfinden ihrer Herzen. — Keine Worte sollen die Empfindungen dieses Augenblickes verkleinern.

Ortenberg. Ich verkannte Dich, theurer Eschenhorst! vergib mir! ich wußte nicht, daß Freundschaft und ein Stern auch beisammen wohnen können.

Eschenhorst. Dann würd' ich diesen Stern mit Füßen treten. Du bist doch noch immer der Alte, edel und stolz, selbst gegen deine Freunde. Aber komm, laß uns niedersitzen und plaudern. Ich habe heute vier Meilen mehr als gewöhnlich gemacht, um dich noch diesen Abend zu überraschen. Wie geht's dir?

Ortenberg. Gut, recht gut.

Eschenhorst. Aber du siehst krank aus?

Ortenberg. Der Tod meiner Mutter — das unglückliche Schicksal meiner Karoline —

Den Namen Karoline konnte er nie aussprechen, ohne innig bewegt zu werden. Eschenhorst's Anblick brachte ihm alle die glücklich verträumten Abende wieder in's Gedächtniß zurück, wo dieser gefällig genug gewesen war, ihm tausend Luftschlösser bauen zu helfen; wo die ganze weite Welt noch offen vor ihm lag, und Neid, Bosheit und Schikane er nur dem Namen nach kannte. Diese süße Rückerinnerung, die die Bitterkeit seiner jetzigen Lage vermehrte, machte ihn plötzlich weich, und er fing an sein Herz aus-

zuschütten. Doch — ihr kennt ihn schon, den stolzen Mann; seiner eigenen Noth vergaß er ganz, ließ sich auch nicht eine Silbe davon gegen einen Mann merken, der so sehr sein Freund war, und der ihm so leicht hätte helfen können; erzählte nur das, was er wegen fremden Kummers litt, und schien mit seinem Zustande völlig zufrieden.

Aber, wenn auch sein Mund schwieg, so sprach doch sein hohles Auge, seine hagere Gestalt, seine halbzerrissene Kleidung, sein armseliges Zimmer laut genug. Mit thränenvollen Augen blickte Eschenhorst um sich her, und sein blutendes Herz that im Stillen einen feierlichen Schwur, dem hilflosen Freunde unter die Arme zu greifen. Ortenberg gerieth in die größte Verwirrung, als er sah, daß Eschenhorst's Auge jeden Winkel seines Zimmers durchspähte. Er suchte so geschwinde als möglich ein Gespräch anzufädeln, um die Aufmerksamkeit desselben auf einen andern Gegenstand zu lenken. So entspann sich folgender Dialog:

Ortenberg. Die Ursache deiner Reise? wenn ein verschwiegener Freund sie wissen darf.

Eschenhorst. Ist kein Geheimniß. Du weißt, welch eine Last auf meinen Schultern lag; ich schrieb dir einige Mal davon. Kaum vermocht' ich sie länger zu tragen; Unmuth, und ich möchte fast sagen, düsterer Menschenhaß bemächtigte sich meiner. Ich war gezwungen, so manche Stunden unter langweiligen Todten zuzubringen; worunter Justinianus der langweiligste sein mochte; daß ich un-

willkürlich anfing, die Lebenden zu fliehen. Man erinnerte sich meiner traurigen Existenz, als ich am wenigsten hoffte; man schien sich zu überzeugen, daß das Kameel, welches immer mit der Karavane nach Mecca reisen muß, ohne jemals abgelöst zu werden, endlich hinkend wird. Unvermuthet meldet mir der König in einem sehr gnädigen Handschreiben, daß er mich zu seinem bevollmächtigten Minister in *** ernannt habe, und daß ich binnen hier und drei Monaten meine Reise dahin antreten soll. Ich gehe also nach B**, theils um den Monarchen zu danken, theils um meine Verhaltungsbefehle abzuholen.

Ortenberg. Brauch' ich dir wohl zu sagen, lieber Freund, daß ich den herzlichsten Antheil an deinem Glücke nehme?

Eschenhorst. Nein, Ortenberg! du brauchst mir das nicht zu sagen, ich kenne dich. (Er faßte gerührt seine Hand.) Glaube mir, daß — daß auch ich dich gern glücklicher sehen möchte, als du in deiner jetzigen Lage zu sein scheinst.

Sein Auge heftete sich theilnehmend auf den unglücklichen Ortenberg, und bat um Zutrauen.

Ortenberg (betroffen). Wie so? ich bin zufrieden.

Eschenhorst. O Freund! dein Gesicht straft dich Lügen. Ich kenne dich, ich weiß, daß ein edler Stolz dich hindert je zu klagen; aber oft treibst du auch diesen Stolz zu weit. Mein Herz ruft dir bittend entgegen: Laß Eschenhorst eine Ausnahme sein!

Ortenberg. Was willst du von mir? Glaubst du,

daß nur so ein Stern auf der Brust, nur so ein Kreuz im Knopfloche glücklich machen?

Eschenhorst. Nicht bitter, lieber Ortenberg.

Ortenberg. Wie? oder meinst du, daß ich nicht alle die Würde meines jetzigen Standes fühle? Ich habe täglich einen Zirkel von fünf bis sechs Knaben um mich her, munt're, off'ne Köpfe, die ich zu tugendhaften Männern, zu Männern voll Gefühl und Thätigkeit bilde. Ist das nichts?

Eschenhorst. Viel! sehr viel! Wehe dem stumpfen, zusammengeschrumpften Herzen, das nicht zu fühlen vermag, welcher edlen Beschäftigung du obliegst. Aber Freund — was soll am Ende daraus werden? Ich kenne dich. Ich will dir nichts von der Geringschätzung sagen, die leider! deinen jetzigen Stand nur zu oft begleitet. Der rechtschaffene Mann fühlt, was er thut, ohne daß es ihm eine trübe Stunde macht, wenn die Narren seine Verdienste nicht zu schätzen wissen. Aber Karoline — ich weiß, ihr Besitz ist der einzige Gegenstand aller deiner Wünsche. Der edle Ortenberg kann nicht verlangen, daß, wenn sie auch ein mittelmäßiges Einkommen mit ihm theilen wollte, sie um seinetwillen allen Bequemlichkeiten des Lebens, der Ehre, und hundert andern solchen Hirngespinnsten entsage, die, ohne ihn, ein Heer von Anbetern ihr täglich zu Füßen legen würde.

Ortenberg. Es freu't mich, daß du mich nicht verkennst. Ich habe Karolinen entsagt; mit blutendem Her-

zen zwar, aber ich that meine Pflicht. Nie werd' ich meine Ansprüche erneuern, wenn ich es nicht thun kann, ohne vor mir selbst zu erröthen.

Eschenhorst. Schöne Worte! aber — verzeihe mir, Lieber! der, der die Hände ganz in den Schooß legt, ist er nicht eben so tadelnswerth als der, der unrechte Mittel gebraucht, um sich empor zu schwingen?

Ortenberg. Soll ich in den Vorzimmern der Großen kriechen und betteln?

Eschenhorst. Nein, Ortenberg! nie werde ich dir rathen, dich unter dem Haufen nichtswürdiger Schmeichler zu mischen. Aber einem treuen Freunde hättest du dein Vertrauen nicht entziehen, hättest ihm deinen Kummer, deinen sichtbaren Mangel klagen sollen; nicht mit dem Tone, der seine Hilfe, nur mit dem Tone, der sein freundschaftliches Mitgefühl heischt.

Ortenberg. Laß uns abbrechen, Lieber!

Eschenhorst. Du willst also gar keine Hilfe?

Ortenberg (mit gepreßter Empfindung). Ich habe unrecht, ich weiß es; aber eh' ich sage, daß ich Hilfe brauche, ehe will ich mitten unter fühllosen Geschöpfen verhungern.

Eschenhorst. Nun gut! ich will dir dies Geständniß ersparen. — Brechen wir also ab. — Freund, mich hungert. Wenn dir's keine Beschwerde verursacht, so will ich bei dir speisen. Hausmannskost, versteht sich, und ein freundlich Gesicht.

Ortenberg (auf einmal wieder heiter). Von Herzen gern!

Ihr werdet überzeugt sein, daß dies: »von Herzen gern!« wirklich aus dem Innersten seines Herzens kam. Aber — ihr kennet auch Ortenberg's bedauernswürdige Umstände; er und ein Souper! und wenn er auch, wie sich das von selbst versteht, keine einzige Heliogabalische Schüssel gab: so gehört doch zu einem Souper etwas zu Essen. Fühlloses Metall! du Triebrad der noch fühllosen Welt! ohne dich verhungert der Elende, indeß sein reicher Nachbar im wollüstigen Ueberflusse erstickt. Kein grauköpfiger Geizhals wirft dem Armen eine abgeschnittene Brotrinde zu, die er selbst nicht mehr zu kauen vermag.

Daß Ortenberg an alles dieses nicht dachte, als er mit seinem: »von Herzen gern!« so schnell herausfuhr, ist für diejenigen sehr begreiflich, die die veredelte Grundlage seines Charakters durchschauten. Einem Freunde mit Stern und Ordensband gegenüber, hat er seinen Mangel auf eine Zeit lang vergessen. Aber auch in der nächsten Minute, als ihm seine Dürftigkeit wieder beifiel, setzte ihn das nicht in die geringste Verlegenheit. Sein gutes, von Freundschaft überwallendes Herz zeigte ihm augenblicklich ein Mittel, Eschenborst's Begehren und seinen eigenen Wunsch zu erfüllen. Wem hier nicht eine Thräne in's Auge tritt, der hat keine Thräne mehr. Ortenberg schlachtete seine beiden Tauben.

Ach! wie wehe ward ihm, als er das Messer vom Herde

nahm, und die eine Taube, die sich nichts Arges von ihrem Wohlthäter vermuthete, furchtlos ihren Schnabel daran wetzte! Als er vollends ihr Blut fließen sah; sah, wie sie mit den Flügeln schlug, und in ihrem halbgebrochenen Auge zu lesen glaubte: Was hab' ich dir gethan? da blutete sein Herz mehr, als die sterbende Taube; ein Strom von Thränen stürzte aus seinen Augen; er wandte sich, trat an's Fenster und suchte sich wieder zu sammeln, damit Eschenhorst bei seiner Zurückkunft nicht Ursache haben solle, zu argwöhnen, daß er ihm auch sein einziges, sein letztes Vergnügen aufgeopfert.

Die Hausmagd des alten Bürgers, ein gutmüthiges Geschöpf, und Ortenberg herzlich zugethan, stieß einen lauten Schrei aus, als er mit den beiden geschlachteten Tauben zu ihr in die Küche trat und sie bat, ihm daraus eine Abendmahlzeit zuzurichten.

„Um Gottes Willen! Herr Ortenberg!" rief das Mädchen zitternd.

Ortenberg. Was gibt's? was schrei't Sie!

Das Mädchen. Ach! Ihre Tauben! Ihre guten, lieben Täubchen! (Sie schluchzte und wusch das Blut der Tauben mit ihren Thränen ab.)

„Sei Sie doch keine Närrin!" sagte Ortenberg mit unterdrückter Empfindung, „es gibt ja Tauben genug."

Mit diesen Worten stieg er wieder unter's Dach, setzte sich heiter lächelnd zu seinem Freunde, genoß ganz das Glück inniger Herzensergießung, und vergaß seine Tauben.

Eschenhorst erzählte jede kleine Begebenheit seines Lebens seit ihrer Trennung. Ortenberg vergalt es mit gleicher Aufrichtigkeit, nur mit dem Unterschiede, daß er sein hämisches Unglück immer in ein launiges Gewand hüllte, und jedem Streiche des erbitterten Schicksals eine komische Außenseite zu geben ängstlich bemüht war. Zum Exempel, daß er den Pfarrdienst nicht erhalten, berührte er nur mit wenig Worten; desto länger hielt er sich aber bei der Fliegenjagd und bei dem wackelnden Haupte der Jungfer Schnurr auf.

Jetzt erschien das Mädchen mit seinen gebratenen Lieblingen. Ihr rothgeweintes Auge zwang frisch hervorbrechende Thränen mit Mühe zurück. Eschenhorst bemerkte es nicht, und Ortenberg wollte es nicht bemerken. Stolz darauf, seinen Freund zu bewirthen, verstrichen die wenigen Stunden, die dieser ihm widmen konnte, im seligen Taumel einer fast fremdgewordenen Empfindung. Sie schieden unter den feurigsten Umarmungen.

»Auf Wiederseh'n!" sagte Eschenhorst, »ich hoffe bald zurückzukommen. Und dann, lieber Ortenberg! dann will ich dir das Geständniß abzwingen, daß noch hin und wieder ein fühlendes Herz klopft, würdig der Liebe und des Zutrauens eines Freundes." Er ging. —

Kaum hatte er die Straße betreten, als plötzlich ein weinendes Mädchen vor ihn trat (eben die Hausmagd des alten Bürgers), die ihm schluchzend entgegenstammelte: »Ach Herr! Er ist gewiß ein vornehmer Herr. Nehm' Er

ſich doch des braven Mannes an! Er wird ſich Gottes Lohn damit verdienen."

Eſchenhorſt (ſtutzig). Welches Mannes?

Das Mädchen. Von dem Er eben herkömmt. So ein lieber, guter Mann, der kein Kind beleidigt, und ſo arm, ſo arm — nun hat er vollends ſeine Tauben geſchlachtet.

Eſchenhorſt. Was für Tauben?

Das Mädchen. Die Er gegeſſen hat. Er hätte ſie gewiß nicht gegeſſen, wenn Er das gewußt hätte.

Eſchenhorſt (mit ängſtlicher Neubegier). Und was denn?

Das Mädchen. Ach! dieſe beiden Tauben waren ſein einziges, ſein letztes Vergnügen. Sie wohnten in ſeinem Zimmer, ſie fraßen aus ſeinen Händen. Wie oft hab' ich ihn ſagen hören: wenn ich die Tauben nicht noch hätte — nun hat er ſie auch nicht mehr.

Eſchenhorſt's Herz war zerknirſcht.

»Und warum ſchlachtete er ſie denn?" frug er mit zitternder Stimme.

»Weil der arme Mann nichts ander's hatte;" verſetzte das Mädchen. »Er will ja von meiner Herrſchaft durchaus nichts nehmen. Mach' Er doch, gnädiger Herr, daß der gute brave Mann auch ſo ein vornehmer Herr wird, wie Er. Er verdient's gewiß. Und weil er Ihn ſo lieb hat, daß er Ihm ſogar ſeine armen Täubchen zu eſſen gegeben —"

Eschenhorst. Sei ruhig, Kind! es soll nicht lange mehr dauern.

Kaum erlaubten ihm seine Thränen, diese wenigen Worte hervorzubringen. Er erinnerte sich jenes heiligen Schwurs, seines Freundes Elend zu lindern. Laut wiederholte er sein Gelübde, im Angesicht des gestirnten Himmels; sein Kopf brütete Entwürfe, sein Herz beflügelte sie, und nach einer Reise von anderthalb Tagen war er in B**.

Achtzehntes Kapitel.

Nur mit Leiden lohnet diese Erde
Edlen Menschen jede schöne That.
Ha' wer zweifelt noch, daß hier verstreute Saat
Dort erst Früchte bringen werde?

Ich verlasse auf einen Augenblick den Helden meiner Geschichte; ich schweige von der bittern Empfindung, mit der er, nach Eschenhorst's Abreise, seine Tauben vermißte, ohne jedoch das zu bereuen, was er für seinen Freund gethan hatte; ich schweige, um die Einbildungskraft des fühlenden Lesers nicht durch gleichförmige Bilder zu ermüden.

Eschenhorst trieb sich unterdessen, in der Residenz, in dem Zirkel der Großen umher, und vergaß seinen Freund nicht. Er wurde dem Könige vorgestellt. Der König empfing ihn sehr gnädig, so wie er immer Männer von Verdienst zu empfangen pflegt. Eschenhorst dankte für den erhaltenen Posten.

Der König. Ich bin immer sehr satisfait von Seinen Diensten gewesen, so wie ich Ihm das auch geschrieben habe. Fahr' Er so fort, und ich werde Ihm seinen Dank bald zurückgeben müssen.

Eschenhorst. Erfüllte Pflicht darf auf keinen Dank Anspruch machen.

Der König. O da irrt Er sich sehr. Wer sein devoir thut, hat viel gethan.

Eschenhorst. Und wer es mit Vergnügen thut, findet schon darin seine Belohnung.

Der König. Freilich! größere, als ich geben kann. Ist Er noch garçon?

Eschenhorst. Ja, Ew. Majestät.

Der König. Denkt Er auch nicht zu heirathen?

Eschenhorst. Nein, Ew. Majestät.

Der König. Er will also dem Staate keine Kinder geben?

Eschenhorst (lächelnd). Einem so blühenden Staate wird es nie an Bevölkerung mangeln.

Der König (bedenklich). Blühend? — mit der Zeit vielleicht.

Eschenhorst. Und schon jetzt, Ew. Majestät. Ich habe auf meiner ganzen Reise nur einen Unglücklichen angetroffen.

Sein Herz klopfte heftig, der entscheidende Augenblick war da.

Der König. Wo? wen?

Eschenhorst. O Ew. Majestät! ich zittere, und sollte nicht zittern; denn ich spreche mit einem Monarchen, der kein unverdientes Elend in seinen Staaten duldet.

Der König. Sprech' Er! sprech' Er!

Eschenhorst. Ich habe einen Freund — er verdient der Freund eines jeden Edlen zu sein: gut und rechtschaffen, bescheiden und gelehrt.

Der König. Das letztere trifft man selten beisammen.

Eschenhorst. Er ist Theolog. Er gab in Breslau dem versammelten Konsistorium die überzeugendsten Beweise seiner Geschicklichkeit. Man versprach ihm einen Pfarrdienst; man hielt ihm nicht Wort. Demüthig im Glücke, und stolz im Unglücke, hört man ihn nie den Mund zu einer Klage öffnen; aber er schmachtet in Kummer und Elend.

Der König. Warum hielt man ihm nicht Wort?

Eschenhorst (die Achsel zuckend). Ew. Majestät — die Geschichte ist lang.

Der König sah nach der Uhr. »Komm Er morgen wieder."

Zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, erwartete Eschenhorst den kommenden Morgen.

»Nun, so erzähl' Er mir Seine lange Geschichte!" rief ihm der König entgegen, als er in's Kabinet trat. Eschenhorst erzählte der Wahrheit getreu, jedoch mit Auslassung der Namen, Ortenberg's sämmtliche Schicksale.

»Warum läßt Er die Namen aus?" frug der König.

Eschenhorst. Weil ich Ew. Majestät lieber wohl thun, als strafen sehe.

»Die Schlägerei hätte er wohl können bleiben lassen!" sagte der König mit ernstem Gesicht: »denn das sind Narrenspossen, und wird dadurch Nichts wieder gut gemacht." Mit diesen Worten drehte er dem zitternden Fürsprecher den Rücken, und ließ ihn betroffen stehen.

Gott! keine Hilfe für meinen unglücklichen Freund! rief Eschenhorst, als er den Monarchen verlassen hatte. Eine Thräne zitterte in seinem Auge; der Schleier der Schwermuth deckte sein Gesicht. Er mußte täglich am Hofe erscheinen; die leidende Freundschaft schwebte mit unverkennbaren Zügen auf seiner Stirn; der König bemerkte es, aber er wollte es nicht bemerken, und sprach weiter kein Wort mit ihm. Schon trug sich Eschenhorst mit dem Entschlusse, seinen Platz zu resigniren, und in Ortenberg's Gesellschaft auf seinen Gütern sich selbst zu leben; als er, nach einigen Wochen, eines Morgens plötzlich nach Hofe berufen wurde. Er fand den König mit einem Papiere in der Hand.

„Ich habe nach Breslau schreiben lassen," rief ihm der Monarch entgegen. „Alles, was Er mir erzählt hat, ist wahr, mot pour mot, und das freut mich um Seinetwillen. Sag' Er Seinem Freunde, daß es nicht fein steht, für einen Theologen, der Sanftmuth predigen soll, sich seinen passions blindlings zu überlassen. Ich habe ihn zum Rektor in W** gemacht, hier ist das Patent darüber. Aber wenn er eben so hitzig mit seinen Eleven verfährt, als mit dem Oberst, dessen Namen ich nicht wissen mag; so setz' ich ihn gleich wieder ab. Ich werde schon Erkundigung desfalls einziehen."

Eschenhorst's freudige Empfindung engte seine Brust, und benahm ihm die Sprache. Er ließ sich auf ein Knie nieder.

Der König. Laß Er das bleiben! ich kann das

Knien nicht leiden. Nur vor Gott muß man knien, merk' Er sich das.

Ihr Götter der Erden! Weh' euch! wenn ihr eure Kronen nicht mit Gerechtigkeit und Güte schmückt! An erhabenen Beispielen mangelt's euch nicht.

Daß Eschenhorst nach dieser glücklichen Katastrophe seine Abreise mit Ungeduld beschleunigte, bedarf wohl keines Erinnerns. Zum ersten Mal in seinem Leben konnten ihm seine Leute Nichts recht machen, denn sie machten ihm Alles zu langsam. Endlich saß er in seinem Reisewagen sein Herz flog, die schnellsten Postpferde schalt er für Schnecken. Am Ende des zweiten Tages erreichte er die Stadt, die nur noch sieben Meilen von H** entfernt war. Es wurde Abend, aber Eschenhorst ließ sich sogleich frische Pferde geben, und verfolgte seinen Weg mit freudiger Sehnsucht. »Morgen!" sprach er zu sich selbst, »Morgen, wenn der Tag dämmert, schließ' ich meinen unglücklichen Freund glücklich in meine Arme: glücklich durch mich! Gott! wie reichlich hast du mir jede Mühseligkeit belohnt!"

Als er einige Stunden gefahren war und bereits tiefe Finsterniß unsern Erdball deckte, bemerkte er, daß es bald rechts, bald links, über Gräben und Aecker ging. »Donner und Wetter!" fluchte der Kutscher, »das ist mir noch in meinem Leben nicht passirt!"

Eschenhorst (mit dem Kopfe am Schlage). Was gibt's, Schwager?

Der Postillon. Was soll's geben? der Teufel hat

mich irre geführt. Vor hundert Jahren hat die liebe Justiz hier eine Hexe gejustifizirt, oder gar verbrannt, und die läßt ihre Tücke noch immer nicht.

Eschenhorst wurde ärgerlich.

„Eben jetzt muß ich mich verirren!" rief er aus, „eben jetzt, da ich auf den Flügeln der Freundschaft herbeieilen, und den ersten Strahl des kommenden Morgens zum lächelnden Zeugen einer seligen Umarmung machen wollte!"

Sie fuhren und fuhren, die Räder kämpften mit den Feldsteinen, das Feuer sprühte aus den Kieseln, die Pferde wadeten im Moraste, und plötzlich lag der Wagen im Graben. Eschenhorst kam mit einem besudelten Oberrocke und einer etwas geschundenen Nase davon. Er ließ den Kutscher, nebst seinen Leuten, fluchen und arbeiten, nahm seine Pistolen zu sich, hüllte sich in seinen Mantel, und setzte sich auf einen Abhang von Rasen.

Hier hätte ich die schönste Gelegenheit, ein Gespräch mit dem Monde einzufädeln, der so eben hinter einem Wolkengebirge hervortrat und den Saum des Gebirges lieblich versilberte. Eschenhorst dachte: das ist der Mond! war aber übrigens so fühllos, ihm sogar einige Mundvoll Tabak in's Gesicht zu blasen. Der Postillon besaß noch weniger Empfindung, denn er hatte die Verwegenheit, zu schreien: „Wenn der verfluchte Mond eher gekommen wäre, so würde ich auch nicht irre gefahren sein."

Der Mond kehrte sich an Nichts, und entwand sich majestätisch dem nassen Wolkenschooße, um Zeuge eines

Schauspiels zu werden, in dem das überspannte Gefühl für seinen silberfarbenen Glanz nicht zum guten Mitspieler machen konnte.

Eschenhorst saß, blies den Rauch aus seiner Pfeife vor sich hin, sah, wie ihn der Abendwind aus einander wehte, dachte dabei: das ist ein Bild des Ruhms; und so fielen seine Gedanken bald auf seinen verlassenen Freund Ortenberg. Eben wollte er sich dem Gemälde des süßen Augenblicks überlassen, in welchem er den guten Ortenberg mit der angenehmen Nachricht, die er in seiner Brieftasche trug, zu überraschen dachte, als plötzlich ein durchdringendes, weibliches Gekreisch aus einem nicht fern gelegenen Busche an seine Ohren schlug. Die erste natürliche Bewegung, die dieser Schall bei ihm hervorbrachte, war ein Griff mit der rechten Hand nach der Pistole. Eschenhorst war brav, und hatte Herz, in jedem Sinne des Wortes. Das Geschrei eines Unglücklichen verfehlte sein Ohr nie; sein Arm und sein Beutel wußten das recht gut, aber sonst wußte es auch Niemand. Er sprang auf:

„Wilhelm! ziehe den Hirschfänger, und folge mir!"

Der Kutscher machte Einwendungen und stellte Seiner Gnaden unmaßgeblich vor, „daß er, ohne Wilhelm's Hilfe, den verdammten Wagen unter zwei Stunden nicht wieder auf die Beine bringen könne."

„Wilhelm, folge mir!" war alles, was Eschenhorst darauf antwortete, und so wadeten sie mit einander, durch den sandigen Acker, nach dem Orte, wo das Gekreisch entstanden war. Es hatte sich in ein dumpfes, kaum hörbares

Wimmern verwandelt, aber der Schein eines Lichts, in dem niedrigen Gebüsche, diente Eschenhorst zum Wegweiser.

Er kam und sah — — — ein junges, schönes Mädchen, mit einem Knebel im Munde, unter den Händen dreier Bösewichter, die sie zu entehren im Begriff standen. Die letzten Kräfte des Mädchens schienen erschöpft zu sein. Sie hatte umsonst ihre Nägel in den Wangen ihrer Verfolger mit Blute gefärbt; sie haschte umsonst mit ohnmächtiger Wuth nach dem Degen des Offiziers, der der Anführer dieser Henker zu sein schien. Ein Strick umschlang ihre weißen Arme, ihre Lebensgeister verließen sie, und der Engel ihrer Unschuld weinte.

Nur selten siegt die Tugend, aber sie unterliegt doch auch nicht immer. Leser! hier hast du einen ihrer sparsamen Siege.

»Halt!« rief Eschenhorst mit fester Stimme und gespanntem Hahne: »Mensch, laß ab, oder du bist ein Raub des Todes!«

Der Offizier wandte sich bestürzt und zog den Degen. Seine Helfershelfer griffen nach ihren Säbeln, und ein blutiges Scharmützel schien unvermeidlich.

Der Offizier wollte Anfangs sogleich auf Eschenhorst los gehen. Ob ihn die gespannte Pistole in der Hand des Fremden, oder der Stern auf der Brust des Fremden zurückhielt, lasse ich unentschieden; er blieb plötzlich unentschlossen stehen.

Der Offizier. Wer sind Sie, mein Herr? und warum mengen Sie sich in Dinge, die Sie nichts angeh'n?

Eschenhorst. Hier ist nicht Zeit zu Frag' und Antwort. Der Mensch nimmt sich des Menschen an. Herr, ich bin ein guter Schütze, ich schieß' Ihnen, bei meiner Ehre! die Kugel durch den Kopf, wenn Sie mir nicht augenblicklich das Mädchen ausliefern.

Der Offizier wich einen Schritt zurück, denn Eschenhorst war, in der oben angeführten, drohenden Stellung, ihm einen Schritt näher getreten.

Der Offizier. Mit welchem Rechte, mein Herr —

Eschenhorst. Ich sage Ihnen ja, daß hier weder Zeit noch Ort ist, über Recht und Unrecht zu entscheiden. Aber morgen mit dem Frühesten können Sie mich in H** finden und dürfen nur nach Baron Eschenhorst fragen. Jetzt, Herr, bin ich fest entschlossen, das Mädchen in meiner Gewalt zu haben, und wenn Ihnen Ihr Kopf lieb ist, so weichen Sie, denn ich schwur Ihnen bei meiner Ehre, und ich habe meine Ehre nie zum Zeitvertreibe auf's Spiel gesetzt. Weichen Sie, Herr! rief er noch einmal, indem er mit starken Schritten auf ihn zuging. Der Offizier wich, Eschenhorst stellte sich neben das Mädchen, das in einer tiefen Ohnmacht schlummerte.

Heil und Friede den Gebeinen des Mönchs, dessen Erfindung wir das Pulver verdanken! Tausende wollen, ihn habe seine Mutter zur Geißel der Menschheit geboren; hier ist gerettete Menschheit, die ihr auf seine Rechnung schreiben müßt. Eschenhorst's Pistolen allein waren hier im Stande, einem blutigen Kampfe vorzubeugen, dessen Ausgang, bei Ueberlegenheit der Bösewichter, sehr zweifelhaft

gewesen sein würde. Aber das tödtende Gewehr in seiner Hand machte ihn in diesem Augenblicke zum unumschränkten Herrn der um ihn zitternden Geschöpfe.

Jede Erfindung ist also heilsam, in den Händen eines Biedermanns.

Eschenhorst (zu den beiden Bedienten des Offiziers). Kerls! legt eure Hirschfänger nieder! nehmt diesem Mädchen den Knebel aus dem Mund, und bindet ihm die Arme los!

Sie gehorchten.

Eschenhorst. Jetzt tragt sie sanft nach meinem Wagen, thut ihr kein Leides, eure Köpfe haften für sie! Wilhelm! zeig' ihnen den Weg, und im Fall der Noth brauche dein Gewehr.

Seine Befehle wurden auf das Pünktlichste befolgt. Die beiden Schurken trugen das schlummernde Mädchen von dannen, und Wilhelm begleitete sie mit blankem Hirschfänger. Der Offizier stand versteinert, biß sich die Nägel, knirschte wüthend, und fühlte doch in jedem Augenblicke seine Ohnmacht.

Eschenhorst. Ich bin Ihr Diener, mein Herr. Wie gesagt, Sie können mich finden: Eschenhorst ist mein Name.

Mit diesen Worten zog er sich, mit vorgehaltener Pistole, rücklings aus dem Busche, und folgte seiner Beute. Sein treuer Wilhelm hatte den Wagen schon erreicht, den der Kutscher und seine übrigen Bediente unterdessen wieder in völlig reisefertigen Stand gesetzt hatten. Das bewußtlose Mädchen ward hineingelegt, ihre Träger erhielten aus

der Hand des Kutschers einige Peitschenhiebe, und begaben sich eilfertig zurück nach dem wildleeren Busche, wo der betrogene Jäger, in Verzweiflung, das unschuldige Gras mit den Füßen stampfte.

Eschenhorst, mit dem Himmel einer guten That im Herzen, fuhr fröhlich weiter, und überließ es Gott und der Natur, das Mädchen aus seiner Ohnmacht zu wecken.

Schon dämmerte der Morgen, und Auroren's frischer Athem hauchte neues Leben in die schweigende Natur. Thau des Himmels leckte den heißen Staub des vergangenen Tages von der lechzenden Blume, sie hob ihr Haupt empor — sie duftete — das schlummernde Mädchen erwachte. Ihr sanftes Auge öffnete sich und schimmerte durch die Hülle der Dämmerung des kommenden Tages, gleich einem Veilchen im hohen Grase. Ihre Wangen machten Auroren schamroth; schüchtern sandte Phöbus seinen ersten Strahl, ihren blühenden Mund zu küssen; kaum geborne Zephyrs, die noch um keinen Busen geschwärmt hatten, lagerten sich gaukelnd in ihrem Haar.

»Wo bin ich?" lispelte sie leise, gleich dem Lispeln eines leichten Morgenwindes in den dünnen Aesten der Buche; gleich dem Zittern einer Flöte im Molton.

»In den Händen eines ehrlichen Mannes," erwiederte Eschenhorst: »Ruhig, ruhig, Kind! »Sie sind gerettet."

Diese Antwort, Eschenhorst's offener Blick und edler Anstand entschleierten ihr Auge, sie schien sprechen zu wollen, ihr schöner Mund öffnete sich, und Liebesgötter nahmen ihren gewöhnlichen Platz in den Gruben ihrer Wan-

gen. Aber wie, wenn der Schatten unſers Erdballs den heiter hervorgehenden Vollmond in ein blutiges Gewand hüllt, verbreitete ſich plötzlich neue Dämmerung über das liebehauchende Geſicht des Mädchens. Ihre blutigen Finger riefen die Scenen der vergangenen Nacht in ihr Gedächtniß zurück; ihr Herz lag auf der Folter, ihr ſteigender Buſen ſuchte ihm Luft zu machen, der Ausdruck kämpfte mit der Empfindung, die blühende Roſe ward zur kalten Lilie.

»Bin ich noch, die ich war?« entzitterte ihrem blaſſen Munde, ihr Auge ſank zur Erde, und der Augenblick, in dem ſie Eſchenhorſt's Antwort erwartete, war der angſtvollſte ihres Lebens.

Eſchenhorſt. Ja, Sie ſind noch das, was Ihr Auge verkündet, unbefleckt an Seel' und Leibe. Geſegnet ſei die Stunde, in der der Engel Ihrer Unſchuld mich zu Ihrer Rettung herbeiführte.

Gott! Gott! rief das Mädchen, mit gefaltenen Händen und einem Blicke gegen Himmel, rein wie der Himmel. Ihre Lippen bewegten ſich leiſe, ſie ſchien zu beten. Eſchenhorſt betrachtete ſie ſchweigend; das heißt: ſein Mund ſchwieg, aber ſein Herz ſprach lauter, als es noch je geſprochen hatte, klopfte lauter, als es noch je geklopft hatte. Eine ſüße, fremde Empfindung goß plötzlich ein ſanftes, aber um ſich freſſendes Feuer in ſeine Adern. Mit boshaftem Lächeln nahm der Gott der Liebe von einem kalten Herzen Beſitz, und ſchmiedete ſeinen neuen Sklaven in eiſerne Feſſeln.

Jetzt wandte sich das Mädchen zu Eschenhorst; Eschenhorst zitterte.

»Gnädiger Herr! wem verdankt eine Unglückliche ihre Unschuld, ihr Leben?"

Eschenhorst zitterte noch stärker. Welch eine Verwandlung! Lächelnd blickte er sonst auf die Schönen seines Vaterlandes, wenn sie, durch tausend weibliche Künste, sein Herz zu fangen suchten; starr sah er in jedes Auge, das ihn durch Feuer oder durch Schmachten zu erobern hoffte. Ein weißer Arm, ein verschobenes Halstuch blieben unbemerkt; und wenn ja sein Blut darauf fiel, so war es der Blick des Mannes, der vor einem schönen Gemälde steht, und nicht einmal ein Liebhaber von schönen Gemälden ist. — Wie anders nun: Zum ersten Mal ward ihm sein Busen zu eng; zum ersten Mal scheute sein Blick ein fremdes Auge. — Dies nie empfundene Gefühl brachte ihn aus aller Fassung. Die Nähe des lieben Geschöpfes, das diese Verwandlung hervorbrachte, trug noch mehr zu seiner Verwirrung bei. Auge in Auge — Knie an Knie — seine Hand der ihrigen so nah — ihr Hauch von seinen gierigen Lippen eingesaugt — er wußte nicht mehr, wo er war, und wie ihm war.

»Erlauben Sie mir," — stammelte kaum hörbar seine bebende Zunge: »was — wer — wem — Ihren Namen —"

Das Mädchen. Ich heiße Karoline Sommer.

Augusts von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Zweiter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Die Leiden

der

Ortenbergiſchen Familie,

erzählt von

Auguſt von Kotzebue.

Zweiter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Die Leiden

der

Ortenbergiſchen Familie.

Zweiter Theil.

Neunzehntes Kapitel.

Ja, wir ſind des Zufalls Marionetten!
Hämiſch führt er uns am Narrenſeil —
Hoffnung beſſrer Zukunft! biſt auch du vergebens;
O ſo ſind die Freuden meines Lebens
Mir um einen Dolchſtoß feil.

Kaum hatte das Mädchen den Namen Karoline Sommer ausgeſprochen, als der Purpur von Eſchenhorſt's glühender Wange floh. Er bebte zurück, und drückte ſich in die entfernteſte Ecke des Wagens, ſo feſt, ſo ängſtlich, als habe er Kirchenraub und Brudermord verſchuldet. Sein bleiches Geſicht wurde länger, ſein Auge ſtierte, ſein Mund blieb offen, ſein Fuß zitterte, den Saum ihres Kleides zu berühren, jeder Blick ſchien ihm ſtrafbar, jede Silbe ein Verbrechen. Armer Eſchenhorſt! Was thatſt du der Liebe, daß ſie ſich heimtückiſch in dein verdachtloſes Herz ſchlich, um mit verjährter Freundſchaft zu kämpfen?

In den erſten Augenblicken dieſer unerwarteten Entdeckung glich ſeine Seele der Seele eines Träumenden; denn eine entſtehende Leidenſchaft iſt ein ſüßer Traum, der unſern Geiſt mit angenehmen, ungewohnten Empfindungen täuſcht, und im Augenblicke des Wunſches uns auch ſchon die Gewährung zaubert. Denkt euch ſolch ein

liebliches Traumgesicht, durch einen plötzlichen Feuerläm von eurem Lager gescheucht, so habt ihr ungefähr Eschenhorst's erstes Gefühl. Das zweite glich dem Beben eines nächtlichen Wanderers, dem ein Blitz den Abgrund erleuchtet, an dessen Rande er schlummerte. Kaum aber stand es deutlich und hell in seiner Seele: dies Mädchen ist die Geliebte deines Freundes! als er plötzlich dem Postillon Halt! zurief, und schweigend und schnell aus dem Wagen stieg, ohne sich selbst von dieser unwillkürlichen Handlung Rechenschaft geben zu können.

»Welch ein sonderbarer Mann!" sprach Karoline zu sich selbst. »Soll ich mich meiner Rettung freuen, oder zittern, aus den Klauen eines Geiers in die Klauen eines Tigers gefallen zu sein? — Aber nein! nein! ist dieser Mann ein Böswicht; so schreibt der Schöpfer eine unleserliche Hand, und die Natur ist eine freche Schauspielerin."

Wer wird es Karolinen verargen, daß sie zitterte, daß sie zweifelte? Eschenhorst's Betragen war so seltsam, daß (ohne die Wahrheit zu ahnen) das Zutrauen selbst, in dem verstörten Gesichte dieses Unbekannten, ein Brüten über einer schwarzen That gelesen haben würde. Gern hätte Karoline den Kutscher oder Kammerdiener um den Namen ihres Retters gefragt; aber Eschenhorst's nahe Gegenwart verschloß ihr den Mund. Der Wagen fuhr langsam, er ging langsam neben her; er kämpfte, er unterlag, er kämpfte, er siegte.

Ich ziehe den Vorhang von seiner Seele, und lasse seine Empfindungen selbst auf die Bühne treten.

Die Liebe. Wie reizend — wie unaussprechlich reizend ist dieses Mädchen!

Die Tugend. Sie ist das Eigenthum eines Andern.

Die Freundschaft. Und welches Andern? deines Freundes! deines liebsten Freundes!

Die Liebe. Du hast ihre Ehre gerettet.

Die Tugend. Das war deine Pflicht.

Die Freundschaft. Und welche Pflicht ist je herrlicher belohnt worden! — Der Segen deines Freundes — die dankbaren Thränen dieses holden Geschöpfes — das Schauspiel des Entzückens, das deiner wartet —

Die Tugend. Und was ist edler? glücklich sein auf Kosten seines Freundes? oder glücklich machen auf eig'ne Kosten?

Die Liebe. Aber bist du nicht schon das Werkzeug seines Glückes? Wessen Fürsprache verdankt er das Patent in deiner Tasche?

Die Tugend. So kann Liebe sprechen? Nimmst du mit der Linken nicht mehr, als du mit der Rechten gibst? Liebe! dein eig'nes Gefühl ruf' ich zum Richter!

Die Freundschaft. Auch verlöre das Mädchen beim Tausche. Dein Freund ist liebenswürdig in jeder Rücksicht.

Der Stolz. Du bist Minister.

Die Tugend. Und wärst du König! Du hast ein

Kleinod gefunden, du weißt, wem es zugehört, und könntest Schurke genug sein, es seinem Eigenthümer vorzuenthalten? — Pfui! auch wenn der Eigenthümer nicht dein Freund wäre: — pfui! wenn er auch dein Feind wäre.

Das Gewissen. Du bist ein Mann! du warst bisher immer ein ehrlicher Mann! in deinem Herzen war keine Empfindung, die du nicht der Welt in's Angesicht stellen dürftest; du konntest Jedem scharf in's Auge seh'n, und wenn du das nicht mehr kannst — —

Die Liebe. Welch ein reizendes, verführerisches Mädchen!

Die Tugend. Ha! es ist nicht schwer ein ehrlicher Mann zu sein, wenn keine Leidenschaft dich lockt ein Bösewicht zu werden. Jetzt zeige, was du bist! und wenn du's jetzt nicht zeigst; so bist du's nie gewesen!

Dies edle Selbstgespräch machte ihn großherzig. Freundschaft und Biedersinn fesselten die junge Liebe, und prahlten nicht mit dem erkämpften Siege. Der Wagen hielt; mit heiterem Angesichte setzte sich Eschenhorst zu dem liebehauchenden Mädchen, das ihn hold lächelnd empfing.

Eschenhorst. Karoline Sommmer heißen Sie?

Karoline. Ja, gnädiger Herr.

Eschenhorst. Ich heiße Eschenhorst.

Karoline (auffahrend). E - - Esch - - Eschenhorst!? —

Bei jeder Silbe, die sie aussprach, rief ihre Einbildungskraft einen von den seligen Abenden zurück, an

denen ihr Ortenberg die Züge seines einzigen, geliebten Freundes mit heißen Farben geschildert hatte.

»Eschenhorst, gnädiger Herr? — Sie sind — ich — ich kenne —"

Eschenhorst (lächelnd). Einen Mann, der Ortenberg heißt; nicht wahr? und dessen Freundschaft für mich, Ihnen dann und wann meinen Namen genannt hat.

Karoline. Gott! wie wunderbar! der Mann, den ich so oft im Stillen segnete; der Mann, den ich so sehnlich zu kennen wünschte; den ich liebte und ehrte, ehe ich ihn kannte; der war zu meiner Rettung bestimmt!

Eschenhorst. Und fühlt, wie beneidenswerth sein Los ist. — Seliger Augenblick, da ich Sie in die Arme meines Freundes liefern werde! — Gott! was kannst du mir geben in jener Welt, wenn du in dieser das Maß meiner Freude so voll machst!

Eine lange Pause. Beide Seelen sättigten sich im entzückenden Genusse überströmender Gefühle; und doch waren Beider Seelen nicht ganz wolkenfrei. Karolinen's Busen entschlüpfte ein Seufzer inniger Sehnsucht — dieser Seufzer lispelte »Ortenberg!" Eschenhorst's Brust war beklommen; denn er glich einem schüchternen Jüngling, der zum ersten Male gegen einen kraftvollen Mann kämpft.

Karolinen's Neubegier nahm endlich das Wort: »Seit acht Monaten," sagte sie schamhaft, »hab' ich nichts von ihm gehört. »Kein Brief — keine einzige Zeile — es ist doch grausam! — Ich weiß nicht, ob er noch lebt."

Daß er noch lebe, wußte sie zwar recht gut; denn Eschenhorst hatte schon zuviel davon verrathen. Ihre Frage sollte aber eigentlich heißen: »Ich weiß nicht wo er lebt.« Die jungfräuliche Scham verwandelte das Wo in Ob und flickte ein Noch dazwischen.

Eschenhorst's Bosheit antwortete sehr lakonisch: »Sein Sie ruhig! er lebt.«

Karolinen's unruhige Liebe. Und ist gesund? glücklich? zufrieden?

Eschenhorst (zweideutig lächelnd, und ohne den gehörigen Accent). Er wird es gewiß sein.

Karolinen's ganze Weiblichkeit regte sich. Sie erröthete unwillig, und ohne das Zweideutige in Eschenhorst's Antwort zu fühlen, sagte sie mit einem trüben Blicke, indem sie ihre Schürze faltete: »Er hat also seine Freundin vergessen?«

Eschenhorst. Vergessen wohl eben nicht; er wünscht' sie zu vertauschen.

Karoline (ein wenig albern). Vertauschen? — Sie sprechen sehr räthselhaft.

Eschenhorst. Nun ja, vertauschen! oder meinten Sie, es genüge ihm an Ihrer Freundschaft? (Balsam auf Karolinen's Wunde.)

»Ach!« stotterte sie, »in acht Monaten nicht eine Zeile!«

Eschenhorst. Sein Schweigen war edel.

Karoline. Liebevoll war es gewiß nicht.

Eschenhorst. Lieb' und Pflicht vertragen sich nicht immer.

Karoline (ein wenig spöttisch). Die Männer affektiren auch manchmal Pflichten, um erloschene Liebe zu verstecken.

Eschenhorst (etwas ernsthaft). Doch keine Anspielung auf meinen braven Freund?

Karoline (mit Wärme). Nein, gewiß nicht! das kann Ortenberg nicht! das wird er nie! nur Bedenklichkeiten, die meine Ehrerbietung, nicht meinen Spott verdienen; — vielleicht auch Zerstreuung — (mit einem fragenden Blicke) allzuweite Entfernung des Orts seines Aufenthalts —

Eschenhorst verstand, fand aber nicht für gut, darauf zu antworten; seine Fantasie entwarf die seligste Ueberraschung. Er unterbrach sie mit der Frage: ob sie den Böswicht kenne, aus dessen Händen er sie befreit habe? »Ich bitte,« setzte er hinzu, »weihen Sie mich zu Ihrem Freunde, durch die Mittheilung Ihrer Leiden, und entziffern Sie mir die Begebenheiten der vergangenen Nacht.«

Karoline. Gern.

Mit liebenswürdiger Schüchternheit hub sie an, ihre Schicksale zu erzählen. Der Leser weiß, daß das verfolgte Mädchen in dem Hause der Anna Maria von Xantippenthal Zuflucht suchte und fand.

»Ich läugne nicht,« fuhr Karoline fort, »daß dieser Aufenthalt meinen Wünschen und Erwartungen sehr wenig

entſprach. Ich glaubte eine gute, ehrwürdige Matrone zu finden, deren einzige Schwachheit eine zu weit getriebene Frömmigkeit ſei; ein Fehler, den ich gern verzeihe, weil er faſt nie aus Bosheit, ſelten aus Heuchelei, meiſtens aus Dummheit entſpringt. Ein Herz ohne Falſch argwöhnt keine Falten in dem Herzen eines Andern, und wird um ſo leichter betrogen."

„Als eine meiner Baſen mich zum erſten Male zu ihr führte, traf ich ſie in einer maleriſchen Attitüde, das ſchönſte Gegenſtück zu Gellert's Betſchweſter. Sie ſaß in einem ledernen Seſſel, mit braunwollener Kleidung und einer Nachthaube auf dem Kopf. Auf beiden Schläfen lagen ſchwarze Pflaſter, von der Größe eines franzöſiſchen Thalers, für Kopfſchmerzen, Flüſſe und ſo weiter. An ihrer welken Bruſt hing ein Zahn aus einem Todtenkopfe in Leinwand genäht, ſehr probat für Zahnſchmerzen. Auf dem Fragmente ihrer Naſe hafftete eine grüne Brille, durch deren Hilfe ſie, aus einer vor ihr liegenden Bibel, ein Kapitel aus dem Heſekiel laut verlas. Dabei ſtrickten ihre runzlichten Hände, mit mechaniſcher Fertigkeit, einen groben Strumpf, und das Nicken ihres Kopfes, und das Matte, Blinzelnde, halb Verſchloſſene ihres Auges gaben zu erkennen, daß ſie zugleich die Süßigkeit des Schlafes genieße, und alſo dreifache Geſchäfte verrichte."

„Ich machte eine Verbeugung an der Thür, ihr Bologneſer riß mir bellend ein Loch in die Schürze, denn er hielt mich für eine Bettlerin; und die alte Dame nahm die

Brille einen Augenblick von der Nase, um mir schweigend, durch einen Wink ihrer Hand, einen Strohstuhl neben der Thür anzudeuten. Darauf las sie mit vernehmlicher Stimme weiter, (denn meine Ankunft hatte den Gott des Schlafs von ihren triefenden Augen gescheucht) fing jeden Vers eine Octave tiefer an, als sie ihn endigte, und beschloß jeden Vers mit einem Seufzer."

Nachdem das Kapitel zu Ende, legte sie ein Stück grünen Taffet in das Buch, schloß ihre Brille in ein Futteral, und watschelte auf mich zu, um mich mit der neugierigsten Schwatzhaftigkeit von oben bis unten zu begaffen. Ihre erste Anrede war für ein schüchternes Mädchen nicht sehr aufmunternd. Man ist vermuthlich, röchelte sie, eine Tochter des Kaufmanns Sommer, der vor einem halben Jahre Bankerott machte! Es fuhr mir durch die Seele. Ich faßte mich. Wohlthätige Herzen, sagt' ich zu mir selbst, besitzen nicht immer das feinste Gefühl. Man ist arm und verlassen, fuhr sie fort, indem sie um mich herumging, aber man hat eine angenehme Gestalt von Gott empfangen, die muß man zu nutzen suchen. Ich verstand damals den abscheulichen Sinn dieser Worte nicht. Man hat eine gottgefällige Sünderin und barmherzige Wohlthäterin in der Frau Anna Maria von Xantippenthal gefunden, beschloß sie endlich ihren Vortrag: und wird man fleißig sein, in Zucht und Ehrbarkeit wandeln, auch jeder-

zeit den Rath einer erfahrnen, frommen Frau befolgen: so wird man nie Mangel leiden an irgend einem Etwas, das zur Leibes-Nahrung und Nothdurft erforderlich ist."

»Ich dankte ihr mit wahrhaft gerührtem Herzen, weil meine traurige Lage mir in jedem Gesichte reines Wohlwollen vorzuspiegeln, und ich in jedem Auge das Gefühl zu lesen glaubte, das mich selbst für eine arme Unglückliche hingerissen haben würde. Mit frohem Muthe verwaltete ich daher zum ersten Male meine neuen Pflichten, die größtentheils in kleinen, weiblichen Arbeiten bestanden. Die Alte schien zufrieden, und bis nach dem Abendessen ging Alles gut. Aber kaum hatte das helltönende Glöcklein der Frau von Xantippenthal die sämmtlichen Hausgenossen zur gewöhlichen Betstunde berufen, als ein feindseliger Dämon den ersten Samen der Zwietracht zwischen uns streute."

»Hier habe ich die beste Gelegenheit, Ihnen in einer einzigen Gruppe die Bewohner des Hauses, sammt und sonders, zu präsentiren, so wie ich selbst in dieser Stunde der Andacht ihre erste Bekanntschaft machte. Niklas, ein viereckiger Kutscher, diente der Frau von Xantippenthal bereits dreizehn Jahr, ob sie gleich, seit ihres seligen Gemahls Tode, weder Wagen noch Pferde hielt. Ihr Geiz, der sonst vor jeder unnützen Ausgabe zitterte, mußte hier der christlichen Liebe weichen; weil dieser nämliche Kutscher ihren lieben seligen Gemahl sieben Jahre lang jeden Mor-

gen auf's Rathhaus, und endlich zu Grabe gefahren hatte. Sie konnte es daher unmöglich über ihr Herz bringen, ihn dem Schicksale seiner Peitsche zu überlassen. Es war eine runde, rothbäckige Figur, die einen schmetternden Baß sang und mit vieler Würde das Abendlied, zu Ende jeder Betstunde, intonirte."

»Die zweite hereintretende Figur, ein schmutziger Knecht, der so eben vom Felde kam, mit einem verbrannten Gesichte und Schwielen in den Händen. Er kaute noch, als er seinen Platz einnahm, und Müdigkeit und Hunger schienen der erkünstelten Andacht zu fluchen. Ihm folgten zwei weibliche Kreaturen, die eine sehr alt und grämlich, die andere jung, munter, und dem Anscheine nach, mehr zum Lachen als zum Beten aufgelegt. Die erste war Köchin, und die andere Stubenmädchen."

»Die Betstunde wurde durch ein erbauliches Lied eröffnet, nach Endigung desselben die Frau von Xantippenthal ein Gebet aus irgend einem Cubach auswendig herplapperte und beim Schlusse mich ermahnte, ein gleiches zu thun. Ich gestand, daß ich in meinem Leben kein Gebet auswendig gelernt, und daß ich überzeugt sei, Gott achte wenig auf das Geplärr unserer Lippen; ihm g'nüge das fromme Gefühl unserer Herzen. Sie erklärte, mit einem tiefen Seufzer, mein noch so junges Herz vom Gifte der Freigeisterei angefressen; lieh mir sogleich alle ihre Gebetbücher, worin Stoßgebete auf alle Tage im Jahre, auch sogar auf den Schalttag ein besonderes, enthalten waren,

und empfahl mir unterdessen Aufmerksamkeit und Andacht bei der Frömmigkeit ihrer übrigen Hausgenossen."

»Der Kutscher brüllte sein Gebet ohne Komma und Punkt, so lange sein Athem dauerte; eben so der Knecht, der heimlich von dem Stubenmädchen gezwickt und geneckt wurde. Die Köchin allein winselte ihre Formel mit dem Ausdrucke der herzlichsten Zerknirschung. Das Lieblingslied unsers Königs: Nun ruhen alle Wälder ꝛc. machte den Beschluß, und die Versammlung ging auseinander. Vor Schlafengehen empfahl sie mir nochmals das Studium ihrer Gebetbücher, und unterstrich eigenhändig diejenigen Stoßseufzerlein, die, ihrer Meinung nach, die herzbrechendsten waren. Ich mußte deren täglich zwei auswendig lernen, durfte es auch nicht wagen, irgend ein veraltetes, oder wohl gar zweideutiges Wort nach eigenem Gutdünken zu verändern, oder zu verbessern. »Du sollst nichts dazu und nichts davon thun," predigte sie mir immer. Sie hatte die besondere Gabe, alles aus der Bibel beweisen zu können, indem sie einen Spruch irgendwo aus seiner Verbindung heraushob, der, in Verbindung mit ihren Ideen, jedesmal das bewies, was er beweisen sollte. Doch ich komme in's Plappern, verzeihen Sie der frohen Schwatzhaftigkeit der entflohenen Taube, die sich wieder frei fühlt."

»Unsere Lebensart war ungefähr folgende: Des Morgens standen wir sehr früh auf. Ich mußte mir die Finger wund nähen, und der Lektüre der Offenbarung Johannis beiwohnen, welche sie mir Vers für Vers auslegte, und

heilig versicherte, sie habe die Reise des Pabstes nach Wien schon vor zehn Jahren darin erblickt, auch deshalb an den Pabst geschrieben, habe aber keine Antwort erhalten."

„Gegen Mittag trollten wir Beide in die Küche, und halfen der Köchin eine höchst frugale Mahlzeit, eine dünne Suppe und ein wenig Gemüse, zubereiten; oder vielmehr, wir sahen der alten Liese blos auf die Finger, damit sie nicht zu viel Butter verschwenden, oder wohl gar durch die Menge des schädlichen, indischen Gewürzes die Speisen vergiften solle. Nach dem Essen hielt Frau von Tantippenthal Mittagsruh, und ich mußte an die Arbeit. Gegen vier Uhr kam sie wieder zum Vorschein und kämmte ihren Bologneser. Darauf ging sie in ihr Kabinet, an ihre eigenen Geschäfte; das heißt: sie musterte ihre Pfänder, zog die versetzten Uhren auf, klopfte die Motten aus den verpfändeten Pelzen, und so weiter. Blieb vor dem Abendessen noch ein Stündchen Zeit übrig, so wurde es mit Bibellesen ausgefüllt. Das Souper gab dem Diner an Mäßigkeit nichts nach. Es bestand in einigen Butterschnitten; statt des Deserts die obenerwähnte Betstunde; und dann legten wir uns immer sehr zeitig zu Bette. Hier haben Sie das getreue Bild unserer täglichen Lebensart, die keine Abänderung litt, den Sonntag ausgenommen, an dem wir zweimal zur Kirche gingen, und des Nachmittags, statt des Bibellesens, die Kleider und Kopfzeuge der Weiber kritisirten, und jede schiefangesteckte Schleife musterten, die uns in der Kirche vorgekommen war."

„So wenig dieſe Lebensart mir behagte; ſo duldete ich doch Alles gerne, in der ſüßen Hoffnung, daß ich wenigſtens ſicher vor Verfolgung ſei, und daß endlich eine Zeit kommen könne, die meinen Freund — warum ſoll ich nicht ſagen, meinen Geliebten! — zu meiner Rettung herbeiführen werde. Schon fing ich an mich zu beruhigen, und durch tauſend Gefälligkeiten und Aufmerkſamkeiten, um die Gunſt der alten Dame zu werben; welches mir auch, dem Anſcheine nach, ſo ziemlich gelang. Aber wie groß war mein Schrecken und Erſtaunen, als ich vor ungefähr einer Woche in's Zimmer trat, und den Oberſt von ** bei ihr fand, den ich nun ſeit jenem unglücklichen Tage nicht wieder geſehen hatte. Ein kalter Schauer bebte durch meine Glieder, ich wollte zurück; da er mir aber eine ſehr ehrerbietige Verbeugung machte, und ſogleich mit der Alten von Geldſachen zu ſprechen fortfuhr; ſo beruhigte ich mich, nahm mein Nähzeug, und ſetzte mich in einen Winkel. Der Oberſt ging mit der Alten in's Kabinet, ſie blieben wohl anderthalb Stunden zuſammen; eine bange Ahnung bemeiſterte ſich meiner, ich zitterte. Meine Vernunft ſtellte mir vor, daß, bei dem Gewerbe der alten Dame, der Beſuch eines geldbedürftigen Offiziers nichts Auffallendes für mich haben könne. Mein Herz gab meinem Kopfe Recht, aber ich zitterte doch. Endlich kam er zurück, ging mit ſtolzem Anſtande durch's Zimmer, machte mir eine nachläſſige Verbeugung, und verſchwand. Ich ſah der Alten ſcharf in die Augen, bemerkte aber nicht die geringſte Veränderung. Ich

überredete mich endlich, der Oberſt habe alle Abſichten auf mich fahren laſſen, und dachte nicht weiter an dieſen Vorfall."

»Vorgeſtern war endlich der ſchreckliche Tag, an dem die Tücke der Hölle ausbrach. Schon den Abend vorher hatte mir die Alte geſagt, daß eine ihrer Verwandten, welche drei Meilen von der Stadt wohne, ihr den andern Morgen einen Wagen ſchicken werde, um ſie zu einem Beſuche von einigen Wochen abholen zu laſſen; daß ich mich alſo fertig halten ſolle, mit ihr auf's Land zu reiſen. Ich dachte nichts Arges, freute mich vielmehr, wieder einmal der Landluft genießen zu können, und packte, mit heiterm Herzen, ein wenig Waſche und Kleidungsſtücke zuſammen."

»Ein Wagen mit vier Pferden erſchien wirklich am andern Mittag vor unſ'rer Thür. Die Alte zögerte und zauderte bis gegen Abend. Erſt mußte ſie Mittagsruh' halten; dann zwanzigmal rund herum nachſehen, ob auch Alles wohl verſchloſſen ſei; dann fiel ihr plötzlich ein, daß ſie ihrer Baſe irgend ein Papier mitzubringen verſprochen; es wurde alſo Alles wieder auf — und, nach langem Kramen, Alles wieder zugeſchloſſen. Darauf ging ſie in die Küche, und unterſuchte jeden Winkel, ob nicht irgendwo ein Fünkchen übrig geblieben ſei; darauf hielt ſie eine Rede an ihre Hausgenoſſen, worin ſie ſie zur Ordnung und Sparſamkeit ermahnte; und als ich nun endlich hoffte, Alles überſtanden zu haben, nachdem ich drei bis vier Stunden, mit meinem Hute in der Hand, an der Hausthür getrippelt hatte; ſo rief ſie mich noch einmal zurück, reichte mir ein offnes

Gesangbuch, und kreischte ein Lied eines Reisenden, vor Anfang einer gefährlichen Reise zu singen. Ich lachte in meinem Herzen, ohne zu wissen, wie gefährlich mir diese Reise wirklich werden könnte. Ueberhaupt kann ich mir das ewige Zaudern der Alten nun sehr gut erklären: es lag ihr daran, die hereinbrechende Nacht abzuwarten; ich aber dachte nichts Arges."

„Endlich stiegen wir in den Wagen, und fuhren sehr langsam, auf einer mir zwar völlig unbekannten, aber ziemlich gebahnten Straße. Die Sonne ging unter, wir erblickten in der Ferne ein Dorf. »Am Ende des Dorfes," sagte die Alte, »steht ein Haus, wo wir ein wenig ausruhen, und einige Erfrischungen zu uns nehmen werden: alsdann haben wir nur noch ein halbes Stündchen bis zu meiner Base. Es kam mir zwar sonderbar vor, daß wir so nahe am Orte unserer Bestimmung noch erst aussteigen, und essen und trinken sollten; indeß schlich sich doch kein Mißtrauen in meine Seele, weil ich wohl wußte, daß Frau von Xantippenthal sich gern, auf anderer Leute Kosten, einen guten Tag machte, und, ihrer Aussage nach, dies Haus der reichen Base zugehörte. Wir wurden wirklich daselbst von einem Menschen empfangen, der sich für den Verwalter der Base ausgab, und uns frische Milch und Früchte vorsetzte. Nach Verlauf einer Stunde, als die Schatten der Nacht sich völlig auf unserm Erdkreise gelagert hatten, fuhren wir weiter. Ich bemerkte, trotz der Dunkelheit, mit Erstaunen, daß man Schimmel vor unsern Wagen gespannt hatte, da wir

doch den ganzen Weg über von Rappen gezogen worden waren. Ich gab beim Einsteigen meine Verwunderung zu erkennen, und erhielt von dem sogenannten Verwalter zur Antwort, daß die Rappen hier zu Hause gehörten, und die gnädige Frau die Schimmel vom nächsten Dorfe geschickt habe, weil die Rappen morgen Heu einfahren sollten. Ich war mit dieser Erklärung völlig zufrieden, und dachte nichts Arges."

„Kaum waren wir einige hundert Schritt gefahren, als die Alte dem Kutscher halt! zurief, sagte, sie müsse einen Augenblick aussteigen, und mir befahl, nur ruhig sitzen zu bleiben. Noch immer argwöhnte mein verdachtloses Herz nichts Böses. Aber plötzlich sprangen zwei maskirte Mannspersonen zu mir in den Wagen, und der Kutscher jagte in vollem Rennen davon. Ich schrie, man verstopfte mir den Mund; ich trat, ich kratzte, man band mir die Hände, meine Besinnung verließ mich, ich wurde ohnmächtig."

„Meiner Rechnung nach, mag ich einige Stunden in diesem hilflosen Zustande gelegen haben. Als ich erwachte, war der Mond aufgegangen. Einer meiner Begleiter schnarchte, der Andere gab mir durch Husten seine Wachsamkeit zu erkennen. Ich wimmerte und flehte mit weinendem Herzen zu Gott. Der Tag brach an. Meine beiden Entführer hatten ihre Larven weggeworfen. Ich schloß aus den Schnurbärten, daß es Soldaten sein müßten."

„Einige Stunden nach Tages Anbruch kamen wir, in einem dicken Walde, an ein einsames Haus. Ein Kerl, mit

einem langen rothen Barte und kleinen Schweinsaugen, kam uns entgegen. Seine Kleidung war meist bäurisch. Er blinzelte mir sehr freundlich unter den Hut, und bat mich auszusteigen, und vorlieb zu nehmen, wie ich's finden würde. Die Soldaten trugen mich aus dem Wagen. Ich war sehr matt, und sank auf eine Rasenbank vor dem Hause. Der eine Soldat, aus dessen Augen ein Ueberrest von Menschlichkeit hervorleuchtete, näherte sich mir:

»Sein Sie ruhig, Mamsell!" sagte er leise, »Sie sind in guten Händen. Unser Herr ist großmüthig und freigebig, es wird Ihnen kein Leides geschehen. Ich werde Ihnen anjetzo den Knebel aus dem Munde nehmen; ich bitte Sie aber, nicht zu schreien: denn erstlich würde es Ihnen doch zu nichts helfen, da wir in einer Gegend sind, wo uns durchaus kein Mensch hören kann; und zweitens würde ich mich sodann nur genöthigt sehen, Sie augenblicklich in den nämlichen Zustand zu versetzen, dem ich Sie gern entreißen möchte."

»Mit diesen Worten befreite er mich von dem seidenen Tuche, das man mir in den Mund gestopft hatte, und sobald ich mich frei fühlte, fing ich aus vollem Halse an zu schreien. Der Rothbart lachte, der andere Soldat fluchte, der aber, welcher mit mir gesprochen hatte, sagte mir noch so ziemlich höflich:

»Mamsell! ich werde Sie einige Minuten schreien lassen, um Ihnen zu beweisen, daß uns hier Niemand hören kann. Werden Sie aber nicht bald aufhören; so sehe ich

mich gezwungen, Ihnen wieder mit dem Tuche beschwerlich zu fallen. Sie sehen, mein Kamerad wird schon ganz ungeduldig."

»Da ich aber, statt zu gehorchen, immer stärker schrie; so erfüllte er seine Drohung, knebelte mich von neuem, und brachte mich in ein schmutziges Zimmer, das der Rauch geschwärzt hatte, und das nach Bierdünsten roch. Die Möbeln bestanden in langen hölzernen Tischen, und eben so langen Bänken, auf beiden Seiten. Die Fenster waren mit Bierkannen beladen. Ein einziger Stuhl, von Stroh geflochten, stand in einer Ecke, und wurde zu meiner Bequemlichkeit hervorgeholt. Hier lag ich, meiner Verzweiflung überlassen, einige Stunden bewußtlos. Gott sei mir gnädig, und rette meine Unschuld! das war der einzige Gedanke, der deutlich in meiner Seele stand, und als Gebet auffloderte. Meine Entführer vertrieben sich unterdessen die Zeit mit Frühstücken und Tabakrauchen; und lasen dabei, mit herzlichem Vergnügen, die schmutzigen Reime, welche die Biergäste in den Ruß an die Wände des Zimmers gekratzt hatten."

»Es wurde Mittag. Man frug mich, ob ich speisen wollte? Ich antwortete durch Kopfschütteln. Man nöthigte mich nicht weiter. Die Soldaten und der Rothbart setzten sich um einen großen Topf mit Kohl, und zechten tapfer."

»Nach dem Essen, als der Wirth in der Küche beschäftigt war, und der eine Soldat, mit der wilden, kriegerischen Miene, in tiefen Schlaf sank, trat der andere, in

dessen Auge dann und wann ein Funke von Mitleid zu glimmen schien, wieder zu mir."

»Sie dauren mich, Mamsell!" sagte er mit einem gewissen, theilnehmenden Tone. »Retten kann ich Sie freilich nicht, wenn ich auch wollte. Aber warum erschweren Sie sich selbst Ihr Schicksal? Sie sehen, daß Ihnen Ihr Schreien zu nichts hilft: versprechen Sie mir, ruhig zu sein, und erlauben Sie mir, Sie von dem Knebel zu befreien."

»Der sanfte Ausdruck, mit dem er diese Worte hervorbrachte, warf einen Strahl von Hoffnung in meine Seele. Dieser Mensch, dachte ich bei mir selbst, hat noch Gefühl für fremde, unverschuldete Leiden; vielleicht rührt ihn dein Flehen, und er zeigt dir einen Weg zur Flucht. Ich winkte mit dem Kopfe, und sogleich fühlte ich mich von allen meinen Banden frei."

»O mein Freund!" rief ich ihm mit gerungenen Händen zu, und meine Thränen flossen: »O mein Freund! rette Er meine Unschuld! Gott und Sein Gewissen werden Ihn belohnen."

Der Soldat. Wie gesagt, Mamsell! ich wollte Sie herzlich gern retten, denn ich bin so unmenschlich nicht, als ich wohl aussehe, und Sie dauern mich, wahrlich! Sie dauern mich. Aber es steht nicht in meiner Macht. Der Oberst von ** ist ein harter, grausamer Mann; er ließe mich gewiß durch's ganze Regiment Gassen laufen, denn Ursachen brechen die Großen leicht vom Zaune, wenn sie die Macht in den Händen haben.

Karoline. Alſo der Oberſt von **? So hat meine bange Ahnung mich nicht betrogen!

Der Soldat. Ja, Mamſell! er hat Ihnen ſchon lange nachgeſtellt; aber immer umſonſt. Hätte der Teufel die alte, verwünſchte Kupplerin nicht mit zehn Friedrichsd'or geblendet —

Karolinen's Innerſtes empörte ſich bei dieſen Worten. Die Hoffnung floh mit verhülltem Geſichte, die jungfräuliche Scham zitterte, die Verzweiflung wüthete, das arme Mädchen heulte laut auf. Und ſiehe! in dem Auge des verhärteten Böſewichts bebte eine glühende Thräne und netzte die borſtigen Wimpern. Karoline ſtürzte zu ſeinen Füßen.

»Um Gottes Barmherzigkeit willen! unterdrück' Er dies Gefühl nicht, daß Ihn ſo weit über Seinen barbariſchen Herrn emporhebt. War Er einſt ein Böſewicht, ſo ſöhne Er Sich jetzt mit Gott durch eine einzige, gute und große That wieder aus. Rettung! Rettung meiner Unſchuld!"

Der Soldat (ſie gerührt aufhebend). Wohlan es ſei! — ich wage mein Leben — Alter, ehrlicher Vater! — dein Blut wallt noch in den Adern deines Sohnes. — (Er ſah ſich ſchüchtern um.) Folgen Sie mir, Mamſell, durch dieſe Hinterthür.

»Angſt und Freude," fuhr Karoline fort, »durchbebte meine Gebeine. Ich war im Begriff ihm zu folgen. Gott wollt' es anders, meine Rettung war Ihnen, großmüthiger Mann, aufbehalten. In demſelben Augenblicke trat der

Rothbart in's Zimmer, um uns nicht wieder zu verlassen. Ich sank in eine dumpfe Betäubung. Der Soldat zuckte die Achseln, setzte sich mir gegenüber, stützte den Kopf in die Hand, und betrachtete mich schweigend und gerührt. Sein Mitleid machte mich aufmerksam. Ich sagte ihm, daß er eine bessere Erziehung gehabt zu haben schien, als sein Stand erwarten ließe. Er antwortete mit einem Seufzer, und frug mich zu meinem grösten Erstaunen auf französisch, ob ich diese Sprache verstünde? Als ich ihm Ja antwortete, hub er mit gepreßtem Herzen an, mir Folgendes zu erzählen:

»Mein Vater ist ein ehrlicher Dorfprediger, nun ein Greis von achtzig Jahren. Er gab mir eine gute Erziehung, er suchte Rechtschaffenheit und Tugend in mein junges Herz zu pflanzen. In meinem neunzehnten Jahre bezog ich die Akademie in Gesellschaft eines Jünglings, mit dem ich erzogen worden, und der der einzige Sohn einer armen, alten Witwe in unserm Kirchspiele war. Mein Vater hatte ihn, seiner liebenswürdigen Eigenschaften wegen, zu sich in's Haus genommen und seine Seele gebildet. Das grausame Hirngespinnst der Ehre entzweite uns eines Tages im Trunk. Wir waren in zahlreicher, zügelloser Gesellschaft — man hetzte — man gab uns Degen — und ich stieß im Rausche den meinigen durch das edle Herz des Jünglings, der mein einziger, bester Freund, und der letzte Trost einer armen, alten, gebeugten Mutter war, die ihren Sohn nur wenige Wochen überlebte. Ich

mußte fliehen. Mein Vater gab mir seinen Fluch; meine Mutter tödtete der Kummer. Ich wurde Soldat, und suchte mein Gewissen durch die gräßlichsten Ausschweifungen zu betäuben. Dann und wann gelingt es mir — aber es gibt Augenblicke — Augenblicke, in denen ich mit Gott und der Vorsehung hadre, und die bitterste Verzweiflung sich meines zerfleischten Herzens bemächtigt. — Ach! — ach! — Ein Schritt auf der Bahn des Lasters, und du bist ein Bösewicht auf immer!"

»Er verhüllte sein Gesicht und schwieg; aber seine letzten Worte, sein letztes Ach! erschallt noch in meinen Ohren. Der Ton, mit dem er es sprach, war fürchterlich."

»Die Sonne stand sehr hoch. Es mochte, meinem Bedünken nach, drei Uhr nach Mittag sein, als der andere Soldat erwachte, fluchte, daß ihn Niemand geweckt habe, und lärmend und polternd Anstalten zu unserer weitern Reise machte."

»Winselst du einmal wieder?" frug er seinen Kameraden, als er ihn so niedergeschlagen sah. »Schäm' dich, und sei kein Tuckmäuser!"

»Dieser raffte sich zusammen, so gut er konnte. Ich bat ihn auf französisch, mir zu sagen, wohin man mich eigentlich bringen werde? er versicherte mir, daß er es selbst nicht wisse. Sie hätten Befehl, mit mir über die große Haide von M**, bis zu einem bestimmten Hügel zu fahren, wo sie gegen Abend den Oberst finden würden. Mir blieb Nichts übrig, als zu beten. Das that ich mit einer

Inbrunſt, die mir einigen Muth einflößte. Es ſchien mir unmöglich, daß Gott die Entehrung eines Geſchöpfes zulaſſen werde, welches — ich darf es ſagen — ihn immer in Unſchuld und Reinigkeit des Herzens angebetet hatte. Ich zitterte freilich, als ich in den Wagen ſtieg; aber der erſte, wilde Sturm der Verzweiflung war vorüber, meine Seele brütete wieder Hoffnungen, und endlich, dacht' ich, wenn das Schlimmſte zum Schlimmſten kömmt; ſo kann ich doch nur ſterben. Vielleicht iſt es ein Beruf von Gott, als Märtirin meiner Unſchuld zu ſterben."

»Man hatte mir den Mund wieder verbunden, aber die Hände frei gelaſſen. Der Wagen durchſchnitt völlig ungebahnte Wege. Kein Menſch begegnete uns, und außer dem Huſcheln einer Eidere im Haidekraute, ſchlug kein Laut eines lebendigen Geſchöpfes an unſ're Ohren. Der eine Soldat ſang ſchändliche Lieder, rauchte Tabak, und machte ſich mitunter über ſeinen Kameraden luſtig, der ſchweigend und ſtarr zum Schlage hinaus ſah."

»Es war Abend, und die Sonne hatte ſich bereits heiter unter den Horizont getaucht, als wir bei dem Hügel ankamen, der meinen Begleitern zum Sammelplatze beſtimmt war. Wir machten Halt! fanden aber noch Niemand. Eine leiſe Hoffnung keimte in meiner Bruſt, und flüſterte mir zu: der Böſewicht hat vielleicht bereits den Lohn ſeiner Verbrechen empfangen; iſt vielleicht vom Pferde geſtürzt, oder von Räubern überfallen worden, eben als er eilte, ſeine unmenſchliche That zu vollbringen.

Ach! aber — einige Stunden nach unſerer Ankunft, als der Vollmond bereits aufgegangen war, erſchienen in der Ferne zwei Männer zu Pferde. Mein Herz bebte, meine Knie ſchlotterten, und ich hatte Mühe, mich auf den Füßen zu erhalten."

„Hab' ich dich, kleiner Rebell!" rief der Oberſt, indem er haſtig vom Pferde ſprang und auf mich zueilte. Mein Mund war verſtopft, ich ſtieß einen unvernehmlichen Schrei aus, eilte ihm wüthend entgegen, und griff nach ſeinem Degen, den ich auch ſchon halb entblößt hatte. Aber ich armes, ſchwaches Mädchen! — Er fiel mir in den Arm — ich rang mit ihm — man ſchleppte mich in den Buſch — die Verzweiflung gab mir Kräfte — ich biß — ich kratzte — umſonſt! — meine Sinne verließen mich — ich ſank ohnmächtig zu Boden — und als ich erwachte — edler Mann! — da hatte Gott ſeinen Engel geſandt!"

Eine heiße Thräne fiel herab auf Eſchenhorſt's Arm.

Zwanzigſtes Kapitel.

Es gibt noch Menſchen! — Du, in deiner Tonne
Weich' aus dem Licht! weg mit dem froſt'gen Scherz!
Es gibt noch Tugend! — Unter jeder Zone
Klopft hin und wieder noch ein fühlend Herz.
Die Tugend ſelbſt iſt Lohn, wird alſo nicht belohnet;
Die gibt den Himmel dem, in deſſen Bruſt ſie wohnet.

„Wie herrlich!“ rief der bewegte Jüngling, »wie herrlich lohnt mich dieſer und der kommende Augenblick! Mein Entzücken macht mich trunken! — Holdes Mädchen! die Liebe ſteht bereit zu vergelten, das zitternde Leiden um Unſchuld und Tugend. — Mein Herz iſt zu voll — es muß ſich mittheilen — noch heute bring' ich Sie in die Arme Ihres Geliebten! —“

Karoline (auffahrend, mit ſpähendem Auge, Geſicht und Buſen von Scharlachröthe gedeckt). Mich?! — zu Ortenberg?! — Wo?! —

Eſchenhorſt. Weg mit dieſem zweifelnden Blicke, mit dieſer fragenden Ungewißheit! Zu Ortenberg! zu meinem Freunde Ortenberg, nach H*.

Gleich der halbverſchmachteten Blume, wenn ein milder Sommerregen mit neuem Leben ſie tränkt, verjüngte ſich Karolinen's Weſen. Ein ſanftes Roſenroth färbte ihre Wangen, ihre Stirn, ihren Buſen, und verbreitete ſich

bis in die Fingerſpitzen! ihr Auge funkelte gleich dem Morgenſterne, wenn er die heraufſteigende Sonne verkündet. Tauſend Fragen drängten ſich aus ihrer Seele, und ihre Purpurlippen bebten, unentſchloſſen, welche ſie zuerſt hörbar machen ſollte, denn jede ſchien ihr gleich wichtig.

»Ortenberg in H*?« ſtammelte ſie mit reizender Verwirrung, »und wir ſind auf dem Wege nach H*? und wir werden heute noch in H* ſein? — Vielleicht gar — der Thurm — den ich dort von Ferne erblicke —«

»Nein, liebes Mädchen!« verſetzte Eſchenhorſt lächelnd: »Zwar ſind wir auf dem Wege nach H*, und werden auch noch heute in H* ſein; aber der Thurm gehört, wie Sie ſeh'n, einer Dorfkirche.«

Karoline (mit glühender Wange). Sind wir noch weit von H*?

Eſchenhorſt. Noch eine halbe Meile.

Karoline. Kann man es noch nicht ſeh'n?

Eſchenhorſt. Noch nicht.

Karoline. Könnte der Poſtillon — nicht ſchneller —

Die jungfräuliche Scham haſchte ihr das Wort vom Munde; ſie erſchrack ſelbſt vor dem Fragmente, und hätte es gern zurückgenommen.

Der gefällige Eſchenhorſt ſteckte den Kopf aus dem Schlage: »Schwager, fahr' zu! du bekommſt ein doppeltes Trinkgeld.« Der Poſtillon ſchwang die Peitſche, und ſetzte ſeine vier Schimmel in Trab.

Eine kurze Pauſe.

Karoline. Nun sind wir wohl nicht weit mehr?

Eschenhorst (sich aus dem Schlage lehnend und die Hand über die Augen haltend). Wo ich nicht irre — oder mich die Sonne nicht blendet — so erblick' ich dort in der Ferne —

Karoline (hastig). Die Thürme von H*?

Eschenhorst. Richtig! wir sind näher als ich glaubte.

Karolinen's Herz klopfte heftig, eine süße, namenlose Unruhe bemeisterte sich ihrer, die Farbe ihres Gesichts wechselte von Augenblick zu Augenblick, sie versuchte umsonst zu sprechen, ihr Auge schweifte neugierig forschend von einer Seite zur andern.

Der Weg schlängelte sich zwischen Gärten. Wo sie ein kühles, einladendes Plätzchen gewahr wurde, da flüsterte ihre Fantasie: unter diesem Baume hat vielleicht Ortenberg gesessen; über diese Wiese wandelt er in heitern Abendstunden, lagert sich hier am murmelnden Bache, denket an seine Karoline, und ruft die goldenen Tage der Vergangenheit zurück.

„Sollt' er uns nicht hier begegnen?" sprach die Hoffnung leise zu ihrer Schwester Erwartung. Die Erwartung wurde ängstlich aufmerksam, blickte gierig in die Ferne, und sah auf hundert Schritt weit in jedem Kinde den ersehnten Geliebten; in jedem Bauerkittel den hellgrauen Rock, in dem er von Karolinen Abschied nahm.

Mit verschlungenen Armen saß Eschenhorst an ihrer Seite, und las mit Entzücken, in dem offenen Buche ih-

rer Physiognomie, die kleinste Bewegung ihrer Seele. Er las ungehindert, ohne daß ein Blick des lieben Mädchens den süßen Taumel unterbrochen hätte; denn Karoline hatte so viel zu sehen, zu gaffen, zu untersuchen; bald einen langen Hals zu machen, bald heimlich wider das Schicksal zu murren, das gerade hier einen Berg hingesetzt hatte; bald die Langsamkeit des Kutschers zu verwünschen; und alle diese Gedanken und Empfindungen durchkreuzten sich so unaufhörlich, daß sie ihren Begleiter darüber vergaß; nur Augen hatte, für die Thürme der vor ihr liegenden Stadt; nur Ohren, für jeden Laut, der von dorther kam; nur Gefühl für ihre Liebe.

Jetzt rollte der Wagen in einer Krümmung um einen Hügel, und siehe da, plötzlich fanden sie sich vor den Thoren der Stadt. Karolinen entfuhr ein lautes, zitterndes Ach! als sie sich so unvermuthet am Schlagbaume sah.

»Fahr' zu! fahr' zu! Schwager!" rief sie dem Postillon zu.

»Ich darf nicht, Mamsell," erwiederte dieser, »hier werden die Passagiers examinirt."

»Mein Gott!" rief sie mit einer liebenswürdigen Ungeduld, »man sieht doch wohl, daß ich kein Spion bin."

»Aber ich könnte doch einer sein," sagte Eschenhorst lächelnd; »wir müssen uns das schon gefallen lassen."

Der wachhabende Offizier trat an den Schlag. »Ihren Namen, mein Herr!"

Eſchenhorſt. Baron Eſchenhorſt, Miniſter des Königs, kömmt von B**, geht nach Cleve.

Der Offizier. Mein Herr Baron, ſo eben kam der Oberſt von ** zum Thore hereingeſprengt, (Karoline erblaßte) und trug mir auf, Ihnen bei Ihrer Ankunft zu melden, daß er im wilden Manne abgetreten ſei.

Eſchenhorſt. Ich danke Ihnen, mein Herr. Fahre zu, Kutſcher!

»Dieſe Dame —!« murmelte der Offizier lächelnd zwiſchen den Zähnen. »Doch ich werde in den Thorzettel ſetzen: Baron Eſchenhorſt mit Gefolge. Habe die Ehre, glückliche Reiſe zu wünſchen.«

Das Hämiſche in des Offiziers Ton und Blicke entging Karolinen nicht. Sie fühlte das Zweideutige ihrer Lage, ihre Wange glühte.

Eſchenhorſt befahl dem Kammerdiener, nicht im wilden Manne einzukehren, denn er wollte ſich das herannahende Schauſpiel des Entzückens nicht durch die unangenehme Gegenwart eines Böſewichts verbittern. Zum Raufen, dachte er, iſt's auch nach Tiſche noch Zeit genug.

Der Wagen hielt alſo vor einem andern Gaſthofe, und man brachte die Reiſenden in ein Zimmer, an welches ein Kabinet ſtieß. In dieſes Kabinet ließ Eſchenhorſt das bebende Mädchen treten, und ſchickte nach ſeinem Freunde.

Könnte ich euch die Empfindung ſchildern, mit welcher er durch die Scheiben blickte, und den guten Ortenberg von Ferne die Straße heraufeilen ſah. Ihm war in

diesem Augenblicke so wohl — so weh — so wollüstig angst — eine verstohlene Thräne drängte sich von Zeit zu Zeit in sein Auge. Er öffnete die Stubenthür, Ortenberg stieg keichend die Treppe herauf, und — da taumelten sie Beide in einer süßen Umarmung.

Ortenberg fand sich zuerst wieder, denn sein Herz ahnete nicht die starken Auftritte, die noch kommen sollten.

»Du hast ehrlich Wort gehalten, Freund!" sagte er, indem er Eschenhorst die Hand schüttelte und in's Zimmer trat. »Ich hätte dich sobald nicht vermuthet."

Eschenhorst. Ja, mein Bester! ich habe Wort gehalten. Dies Zeugniß verdiene ich aus deinem Munde. Ich versprach, dir bei meiner Rückkunft das Geständniß zu entlocken, daß ich deines Zutrauens werth sei. Du liessest mich dein Elend nur rathen, aber genug! ich rieth es. Nimm! fuhr er fort, indem er das Dekret aus der Tasche zog: nimm! der König hat dich zum Rektor in W** ernannt.

Ortenberg — der Dürftige, Nothleidende — den keine Hoffnung mehr wiegte — plötzlich in eine Art von mäßigem Ueberfluß versetzt, hinlänglich alle seine Wünsche zu befriedigen — Ortenberg stand sprachlos — eingewurzelt — mit ausgebreiteten Armen — den Hut in einer, den Stock in der andern Hand hoch empor haltend — mit bebenden Muskeln und hervorstürzenden Thränen — blickte bald auf das Papier, bald in das Auge seines Freundes — seine Lippen zitterten — sein ganzer Körper zitterte — er

fand keine Worte — er vermochte nicht einmal zu ſtammeln —

Und rauſchend öffnete ſich die Flügelthür, kaum aber weit genug für Karolinen's offene Arme. Mit einem gepreßten Ach! das der Freude ihr Uebermaß vorzuwerfen ſchien, ſtürzte ſie auf den Geliebten, und ſchlang ihre zitternden Hände feſt um ſeinen Hals.

Leih' mir deinen Griffel, Wieland!
Deinen Pinſel, Raphael!
Leih' mir, Sonne! deine Strahlen,
Hell und warm dies Bild zu malen.
Leih' mir deinen Griffel, Wieland!
Deinen Pinſel, Raphael!

Eſchenhorſt weinte. Sein Wilhelm ſtand von Ferne in der Thür und ſchluchzte. Ortenberg wußte nicht, wie ihm geſchah. Er wankte — er wollte ſprechen — er ſtammelte — Eſchenhorſt führte ihn zum Sofa, damit er ſich ein wenig erholen ſolle. Die Freude war zu mächtig für ihn. Er glich einem Blinden, der mit noch ſchwachem Auge zum erſten Mal in die Sonne blickt. Er wurde ohnmächtig. Karoline warf ſich auf ihn, hing ſich an ſeinen blaſſen Mund; Eſchenhorſt ließ ihm eine Ader öffnen. Er erwachte, und frug ſich, ob er geträumt habe.

Ich überlaſſe es der Fantaſie des gefühlvollen Leſers, dies Gemälde zu vollenden, und ſich die Millionen Fragen hinzuzudenken, die von allen Seiten gethan und beantwortet wurden. Auf Ortenberg's Verlangen ließ Eſchenhorſt

auch den alten Bürger zur Tafel laden. Der ehrliche Greis aß für Freuden keinen Biſſen. Eſchenhorſt hatte alle Mühe, die Leute zum Eſſen und Sprechen zu bringen, denn ſie ſpeiſten nur mit den Augen. Er konnte hundertmal fragen, ehe er eine Antwort erhielt; hingegen konnte er hundertmal antworten, und wurde hundertmal wieder um die nämliche Sache befragt.

»Wann wirſt du reiſen?" ſchrie er endlich Ortenberg in die Ohren.

Ortenberg. Heute, wenn du willſt.

»Deſto beſſer!" ſagte Eſchenhorſt. »Die Beſorgung der Anſtalten nehme ich auf mich, und begleite euch bis W**; wenn ihr anders nicht verlangt, daß ich unterweges vom Anſchauen leben ſoll."

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Wem die Roſe ohne Dornen nur gefällt,
O der haſcht nach Schatten! — Weg mit der Schimäre!
Denn kein Glück auf dieſer Welt,
Das nicht eines Andern Unglück wäre.

Eſchenhorſt, welcher befürchtete, die heitern Tage ſeines Freundes zu verbittern, wenn er ihm merken ließe, daß Karolinen's Rettung ihm das Leben koſten könne: Eſchenhorſt ſchlich ſich nach dem Eſſen ganz allein in das Wirthshaus zum wilden Manne, um mit dem Oberſt über Aufſchub und Beſtimmung eines andern Sammelplatzes überein zu kommen. Der Oberſt ſprang hitzig vom Stuhl auf, als ſein Gegner die Thür öffnete, und griff nach der geladenen Piſtole, die vor ihm lag.

Eſchenhorſt (mit kaltem Ernſt). Gemach! gemach, mein Herr! Legen Sie die Piſtole auf den Tiſch.

Der Oberſt. Ohne weitere Vorrede, Herr Baron! Haben Sie kein Gewehr mitgebracht, ſo nehmen Sie hier die andere Piſtole. (Er reichte ſie ihm hin.)

Eſchenhorſt. Bemühen Sie ſich nicht! ich ſchieße mich heute nicht.

Der Oberſt. Nicht? — und ich ſoll Sie als Kavalier behandeln? —

Eſchenhorſt. Das fordere ich! Nicht, weil ich das

elende Wörtchen von vor meinem Namen führe; sondern weil ich die Unschuld aus Ihren Klauen riß. Diese That allein macht mich zum Edelmann, und bei Gott! hätte es mein Kammerdiener gethan, so müßten Sie ihn als Kavalier behandeln.

Der Oberst. Sind Sie gekommen, mich zum Zuhörer einer moralischen Vorlesung zu machen? Erklären Sie sich!

Eschenhorst. Das werd' ich. (Er nahm einen Stuhl und setzte sich.) Mein Herr Oberst, ich gab Ihnen mein Wort mich zu schlagen; es geschah in der Uebereilung, aber genug, ich gab es, und ich werd' es halten. Aber heute nicht, und morgen auch nicht, und hier in dieser Stadt gar nicht.

Der Oberst. Eine allerliebste Erklärung. Wie, Herr, wenn ich nach der Pistole greife?

Eschenhorst (zog den Tisch, auf dem die Pistolen lagen, näher zu sich hin). Thun Sie das nicht! sagte er sehr gelassen: Der König würde mich vermissen, und es sehr übel aufnehmen, wenn er hören würde, daß Sie einen seiner Minister, der unbewaffnet zu Ihnen kam, als Bandit ermordet hätten.

Der Oberst (hitzig). Herr Baron, ich rufe meine Leute!

Eschenhorst. Nun, und dann?

Der Oberst stampfte mit dem Fuße, biß sich die Nägel und ging unentschlossen auf und ab.

Eſchenhorſt. Genug, Herr Oberſt, daß ich mich mit Ihnen ſchlagen will; denn auf meine Ehre! es koſtet mich einen Bericht an den König, und Sie ſitzen binnen vier Wochen in Spandau. Ich werde den dreizehnten des künftigen Monats in Düſſeldorf eintreffen; wollen Sie ſich dann auf der Jülich'ſchen Grenze mit mir ſchießen, ſo werden Sie mich finden; wo nicht, ſo bin ich Ihr gehorſamer Diener.

Er ſtand auf und griff nach der Thür.

Der Oberſt (durch Eſchenhorſt's unbiegſame Entſchloſſenheit zahm gemacht). Ihr Ehrenwort, Herr Baron.

Eſchenhorſt. Auf meine Ehre!

Der Oberſt. Genug, ich bin den dreizehnten in Düſſeldorf.

Eſchenhorſt. Auf Wiederſeh'n. (Er ging.)

Ortenberg und Karoline überließen ſich zu ſehr dem ſeligen Taumel, dem trunkenen Entzücken der Liebe, als daß ſie Eſchenhorſt hätten vermiſſen ſollen. Er war weggegangen, ſie hatten es nicht bemerkt; er kam wieder, ſie bemerkten es auch nicht. Den alten Bürger, der drei Schritt weit von ihnen ſaß, hatten ſie gar nicht geſehen, viel weniger ein Wort mit ihm geſprochen. Ortenberg hatte Karolinen mit Kaffee begoſſen, und Karoline Ortenberg mit einer hervorragenden Stecknadel die Manſchetten zerriſſen; aber ſie wußten beide nichts davon.

Die Wagen wurden angeſpannt. Der alte Bürger hatte, unter vielen Thränen, Ortenberg's wenige Habſeligkeiten in einen Mantelſack gepreßt, und dieſen ſelbſt höchſt

ſorgfältig aufgepackt. Alles war bereit, der Poſtillon blies, die Pferde ſcharrten, Ortenberg nahm Karolinen unter den Arm, führte ſie wonnetrunken in den Wagen, war mit dem einen Fuße bereits nachgeſtiegen, und vergaß die ganze Welt um ſich her.

Da ſtand der alte Bürger, mit der Mütze in ſeiner zitternden Hand, zupfte ihn am Rocke, ſah ihm, ohne zu ſprechen, mit einem Blick der innigſten Wehmuth in die Augen, und reichte ihm zum Abſchied ſeine dürre Hand.

»Mein Wohlthäter!« ſchrie Ortenberg, und warf ſich mit einem Strome von Thränen in ſeine Arme.

»Mein Sohn!« ſtammelte der Greis. Mehr konnten beide nicht ſprechen. Der Alte wickelte ſich los, legte ſeine Hände auf Ortenberg's Haupt, als ob er ihn ſegnen wolle, den Blick gegen Himmel gerichtet, er ſchien zu beten. Darauf ſchüttelte er ihm heftig die Hand, und eilte in eine andere Straße.

Der ehrliche Greis verlor, durch Ortenberg's Abreiſe, ſeine einzige, letzte Freude; er überlebte dieſen traurigen Tag nur wenig Wochen,

Und ſein moderndes Gebein
Deckt kein ſtolzer Marmorſtein;
Keine Glocken hallten ihm zu Ehren;
Aber tauſend warme Zähren
Soll mein Herz ihm dennoch weih'n!
Wiederfinden werd' ich ihn,
Einſt nach jener langen Reiſe,
In verklärter Elen Kreiſe,
Und voll Ehrfurcht flieht mein Geiſt dann zu ihm hin.

Die glücklichen Reisenden erreichten den Ort ihrer Bestimmung in kurzer Zeit, ohne einen Augenblick über Langeweile zu klagen, denn Herz und Himmel waren heiter. Man hatte in W** bereits Nachricht von Ortenberg's Ankunft, ein kleines, aber bequemes Haus in der Vorstadt war zu seinem Empfange bereit. Seine Ernennung durch unmittelbaren Befehl des Königs, seine einnehmende Bescheidenheit, Karolinen's liebenswürdige Munterkeit, die Freundschaft eines Mannes von Ansehen, wie Eschenhorst: Alles dies zusammengenommen verschaffte ihm in W** die beste Aufnahme.

Da Eschenhorst, des nahen Zweikampfes wegen, die dringendsten Geschäfte vorwandte, und er doch gern noch Zeuge des vollendeten Glückes seiner Lieben sein wollte; so feierte das junge Paar einige Wochen nachher sein Hochzeitfest, dessen Beschreibung ihr mir ersparen werdet; denn was Karoline, Ortenberg und Eschenhorst dabei fühlten, läßt sich nicht beschreiben; und die übrigen Gäste — nun die aßen, tranken, spielten, lachten, wibelten, sagten der Braut Zweideutigkeiten, und betrugen sich völlig so, wie sich jeder deutsche Hochzeitgast auf jeder deutschen Hochzeit zu betragen pflegt. Die jungen Eheleute wurden mit tausend wohlbergebrachten Ceremonien gequält, bis — — bis endlich Hymen dem Amor die Hand reichte.

Der Morgen kam. Noch schlummerten die Neuvermählten, als schon die knallende Peitsche des Postillons den biedern Eschenhorst weckte. »Gott segne euch, ihr Lie-

ben!" sprach er leise, als er auf den Zehen vor der Hochzeitkammer vorbeischlich, »möchte jeder eurer Tage diesem lachenden Frühlingsmorgen ähnlich sein, und euch nichts mangeln, als euer scheidender Freund."

Es war ein frischer, schöner Morgen. Das reine Bild der heraufsteigenden Sonne zitterte in Eschenhorst's Abschiedsthräne. Gern wäre er auch noch Zeuge des ersten, frohen Erwachens des Mannes, der ersten, liebenswürdigen Schamröthe der jungen Frau gewesen; aber ihn band sein Ehrenwort, und er flog durch das kaum geöffnete Thor.

Der heitere Himmel, die bunte Flur und die herrlichen Gegenden des Rheins lächelten die Schwermuth aus seiner Seele. Gewiß, die Natur macht aus uns, was sie will; wir lachen und weinen, wir jauchzen und trauern mit ihr. Dreimal an einem Tage erfuhr Eschenhorst den Wechsel dieser Gefühle, die Bestätigung dieser Wahrheit.

Bis Duisburg unterhielt ihn die große Malerin Natur mit den lieblichsten ihrer Bilder und Gruppen. Durch fruchtbare Felder schlängelte sich Vater Rhein vor ihm her, wehende Flaggen deckten seinen stolzen Rücken, Phöbus Strahlen brachen sich in seiner blauen Welle. Durch fettes Gras und Obstgärten schleichend, suchte die melancholische Ruhr leisemurmelnd ihren majestätischen Freund auf, und stürzte sich jauchzend in seine Arme. Die Maste leichter Kohlenschiffe zeigten sich und verschwanden wechselweise zwischen den zerstreuten Bäumen des Ufers, auf welchen gierige Reiher kreischend umherflatterten. Das Milchmäd-

chen kam ſingend von der Weide, mit dem Zuber auf ihrem Kopfe; die Holztaube gurrte, die Lerche zwitſcherte in ihr Lied. Mit heiterer Zufriedenheit erntete der genügſame Landmann den Lohn ſeines Schweißes, die Schalmei des Hirten tönte, und gaukelnde Herden hüpften am blühenden Hügel.

Aber als Eſchenhorſt Duisburg verlaſſen hatte und den ſtolzen Eichwald durchſchnitt, den ſchon die Römer bewunderten; da thürmten ſich im Süden donnerſchwangere Wolken, ein Gewitter zog herauf und ſchwärzte den düſteren Wald. Der Sturmwind heulte in den Wipfeln der majeſtätiſchen Eichen, ſie murrten unwillig, Blitze ziſchten in ihren Aeſten, ein Platzregen wuſch ihr dunkles Laub. Geſcheucht irrten die wilden Roſſe des Waldes umher, der Eber ſuchte ſein Lager und der Specht den hohlen Baum. Wie trübe wurde es da in Eſchenhorſt's Seele, Ahnungen beklemmten ſeinen Buſen, und jeder Blitz ſchien ihm eine dunkle Zukunft zu erleuchten.

Kaum aber hatte er den Wald verlaſſen, als der Sturmwind ſchwieg, der Donner verſtummte, die Sonne ſtolzlächelnd hervortrat und mit ihren Strahlen einen Regenbogen in die naſſen Wolken malte. Jede beperlte Wieſenblume duftete friſche, belebende Luft dem lechzenden Athem des Wanderers entgegen, und mit den Wolken am Himmel verſchwanden die Wolken aus Eſchenhorſt's Seele.

Er erreichte des Abends gegen ſieben Uhr Düſſeldorf. Als er am Thore ſeinen Namen ſagte, überreichte ihm der

wachhabende Offizier einen Zettel, welchen man daſelbſt für ihn niedergelegt hatte. Er enthielt folgende, wenige Worte:

An Baron Eſchenhorſt!

»Sie finden mich im Hotel de ••«

Oberſt von ••.

Eſchenhorſt fuhr in's nächſte Wirthshaus und beantwortete das Billet in dem nämlichen lakoniſchen Stile:

»Ich bin angekommen, ich bin hier unbekannt, beſtimmen Sie Zeit und Ort, aber bald, meine Geſchäfte ſind dringend.«

Baron Eſchenhorſt.

Eine halbe Stunde nachher erhielt er dieſe Antwort:

Mein Herr Baron!

»Ihre Geſchäfte können unmöglich ſo dringend ſein, als meine Begierde, Sie von allen Geſchäften auf immer zu befreien. Denken Sie daher weiter an keine Geſchäfte; ſondern bitten Sie Gott (wenn es einen gibt), daß er Ihre Seele (wenn es eine gibt) nicht zum Teufel fahren laſſe (wenn es einen gibt). Morgen früh um neun Uhr erwartet Sie, mit Piſtolen verſehen, auf der Jülich'ſchen Grenze, hinter dem Dörfchen B••••

der Oberſt von ••.

»Um neun Uhr,« erwiederte Eſchenhorſt leiſe, und warf den Brief auf den Tiſch, ohne ſich weiter über den dummen Witz, und die alberne Prahlerei ſeines Gegners

zu ärgern. Nach der Mittagstafel schrieb er folgenden Brief an Ortenberg:

Lieber Freund!

»Vorurtheile beherrschen die Welt, der Weise und der Thor gehorchen Ihnen. Der Thor, weil er nicht weiß, was Vorurtheil ist; der Weise, weil er zu sehr Mensch bleibt, und nicht immer vermag, sich über das Urtheil der Menschen hinwegzusetzen. Sehr klein ist die Anzahl derjenigen, deren fesselloser Geist jede That in der Schale kalter Vernunft wägt, und ich gestehe gern, daß ich nicht darunter gehöre. Man hat mich zum Zweikampfe gefordert, ich gehorche den traurigen Gesetzen der Ehre. Fall' ich; so betrachte inliegenden Zettel als den letzten freilich nur kleinen Beweis meiner Freundschaft. Schick' ihn nach Cleve, an meinen alten, treuen Verwalter, er wird eilen, den letzten Befehl seines Herrn zu erfüllen. Kömmt dieser Brief wirklich in deine Hände; so bin ich nicht mehr: denn nur auf diesen Fall hat mein Wilhelm Befehl, ihn abzufertigen. Grüße und küsse dein liebes, junges Weib! Gottes Segen über dir! Wir sehen uns gewiß wieder.«

Die Einlage bestand in einer Anweisung auf 8000 Thaler. Er schrieb noch einen Brief an seine Schwester, deren Kinder er, im Fall eines unglücklichen Ausganges, zu Erben einsetzte, und ihr seinen Verwalter empfahl. Hierauf ging er spatziren vor's Thor, besah die vortreffliche Bildergallerie und einige andere Merkwürdigkeiten der Stadt, legte sich gegen zehn Uhr ruhig schlafen, und schlummerte bis an den hellen Morgen, als Wilhelm kam,

ihn zu wecken, und der gesattelte Gaul bereits vor der Thür stand.

Kurz vor Neun war er an Ort und Stelle. Der Oberst ließ ihn nicht lange warten. Sie grüßten sich frostig. Jeder hatte nur einen Bedienten bei sich. Sie banden die Pferde an einen Baum. Die Sonne wurde getheilt, und ein Raum von acht Schritten abgemessen. Eschenhorst that alles dies schweigend, bedächtlich, und mit einem Ernst und Kälte, die seinen Gegner ein wenig zu verwirren schienen. Die Farbe seines Gesichts wechselte einigemal, seine Hand zitterte, als er das Pulver auf die Pfanne goß, und er schielte mit verworrenen Blicken unter dem Hute hervor, nach seinem kaltblütigen Gegner, der in der gelassensten Stellung, die Pistolen unter dem linken Arme haltend, ihm ruhig in's Auge sah.

»Nun machen Sie fort, mein Herr!« rief er endlich ein wenig ungeduldig.

Der Oberst schoß und fehlte.

Eschenhorst. Jetzt ist's an mir.

Der Oberst (trotzig). Schießen Sie!

Er drückte den Hut in's Gesicht und schlug die Arme in einander.

Eschenhorst feuerte sein Pistol in die Luft.

»Sind Sie mit dieser Genugthuung zufrieden?«

Der Oberst. Nein.

Eschenhorst. Nun, so schießen Sie!

Der Oberst schoß, und Eschenhorst fiel.

Weint, ihr weichgeschaffnen Seelen!
Eine Thräne auf sein Grab;
Sebt ein edles Herz verbluten,
Das der Freundschaft sich zum Opfer gab.

Er sprach nicht mehr. Die Kugel war ihm mitten durch die Brust gegangen. Er röchelte, wälzte sich einigemal im Sande, und verschied.

Der Oberst floh nach Holland. Seine reichen Anverwandten vertuschten die ganze Sache, und hintergingen den König, so schwer er auch zu hintergehen ist. Der Böswicht wurde vier Wochen nachher Brigadier, und sechs Jahre darauf General-Major und Gouverneur in W••. Seine Ankunft daselbst scheuchte Ruhe und Zufriedenheit aus der Wohnung des ehrlichen Ortenberg's. Karolinen's Tod — Ortenberg's Flucht — Alles das ist euch nun kein Räthsel mehr.

Diese Welt ist nicht die beste,
Soll auch nicht die beste sein;
Diese Welt lud ihre Gäste
Nur auf wenig Stunden ein.
Hier, wo Tugend kühn beleidigt,
Ungestraft zertreten wird;
Wo kein Gott den Biedermann vertheidigt,
Und ein Schurke triumphirt;
Wo dem Schwachen seine letzte Zwiebel
Der gewissenlose Stärk're raubt,
Und ein Pfaffe, hinter'm Schild der Bibel,
Jeden Gräuel sich erlaubt:
Hier ist Wohlthat jede Stunde,
Die dem Tod mich näher trieb! —

Hoffnung! — Arzt der tiefſten Wunde!
Armen Sterblichen ſo lieb:
Ja du biſt's, die auf dem Grunde
Von Pandoren's Büchſe blieb.

Alles, Alles iſt nur Prüfung!
Läutern wird uns einſt das Grab;
Alles, Alles nur Vertiefung,
Die dem Bilde Leben gab.
Selig' der bei jeder Handlung
Schimmer von der Wahrheit ſchied;
Leichter wird ihm die Verwandlung,
Der er hier entgegen blüht.

Ja wir wandeln einſt gewiß
Dort, in unſichtbarer Ferne,
Von der Sonne zu dem Sterne,
Dieſes All iſt Paradies.
Immer, immer wieder ſterben,
Und durch immer kürzes Grab,
In der neuen Welt erwerben,
Was die alte nicht uns gab.

Vater! den ich noch nicht kenne,
Du, der Schöpfung Gott und Herr!
Ob ich Dich Jehova nenne,
Brama oder Jupiter;
Ob Dir unter Odin's Bilde
Norden einſt die Knie beug;
Oder ob der Scyt'ſche Wilde
Dich verehrt als Vielbog;
Ob der Grieche, unter Marmorſteinen,
Dir als Zeus ſein Opfer bringt;
Oder ob in heil'gen Eichenhainen
Dich als Tor der Deutſche ſingt;

Ob in unwirthbaren Wüſten,
Wo der Ibis und Aſchdodda nun
In zerſtörten Pyramiden niſten,
Du als Iris und Oſiris wohnſt;
Oder ob auf Japans Küſten
Du als Gott Amida thronſt;
Der Chineſe unter heil'gem Schleier,
Fohi oder Tien Dich nennt,
Oder ob des Ormuzd ew'ges Feuer
Dir der edle Parſe brennt; —

Sel'ger Troſt! um den ich willig leite,
Daß Du aller Vater biſt;
Daß der Jude und der Heide
Dir ſo theuer als der Chriſt;
Daß Du nicht für die Vernichtung
Auch den kleinſten Wurm erſchufſt;
Daß Du einſt den Wurm und Menſchen
Hin zum beſſern Leben rufſt.
Was ſich regt und bewegt,
Iſt zum Leben auserleſen;
Und an ſeinem Herzen trägt
Gott das kleinſte aller Weſen.

Weine nicht! O weine nicht, du Armer!
Stütze dich auf ſel'ger Hoffnung Stab!
Faſſe Muth! es trocknet der Erbarmer
Dir einſt jede Thräne ab.
Hadre nicht mit dem Geſchicke!
Unbeſonnener! kleinmüth'ger Thor!
Feſſellos ſteigt einſt dein Geiſt empor,
Und Natur enthüllt ſich deinem Blicke!
Nur verpflanzet wird der junge Baum,
Wird zum beſſern Leben keimen. —
Vater! Vater! iſt es nur ein Traum,
O ſo laß mich ewig träumen!

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Wenn dir ekelt vor den Faſchingsſtreichen
trügeriſcher und betrog'ner Welt;
wenn das fade Einerlei des Hofes
Geiſt und Herz dir nicht mehr unterhält;
o ſo flüchte in die nied're Hütte,
deren Strohdach einen Armen deckt;
o ſo neide das Gefühl des Armen,
den zum Wohlthun jeder Morgen weckt;
der den ſchwer errung'nen Biſſen
mit dem ärmern Nachbar theilt;
ohne Hoffnung der Vergeltung
gern bei fremder Noth verweilt.
Da nur ſchwinden aus der Seele
Menſchenhaß und feichter Spott;
und lebendig wird der Glaube
an die Menſchheit und an Gott.

„Dieſer Stock und dieſer Kittel ſind mein ganzer Reichthum," ſagte der alte Konrad: „aber Barbara, den armen Jungen laſſ' ich nicht im Stiche."

Barbara. Er kann dir den Sack nachtragen, wenn du betteln gehſt.

Konrad. Ich werde nicht betteln geh'n. Ich werde arbeiten, mein Handwerk wird uns Brot ſchaffen *), und

*) Konrad war ein Schneider.

das Bewußtsein einer guten That wird meine mag're Suppe würzen.

Unfern der Stadt W**, in deren Mauern das Laster schwelgte und die Tugend vergebens eine Freistatt im Schooß der Verborgenheit suchte; lag ein kleines Dorf, von einer guten Art Menschen bewohnt. Ein Birkenhain, ein angebauter Hügel, dessen Fuß die Ruhr badete, Obstgärten und fruchtbare Felder umzingelten das lustige Thal, in dessen Bezirk keine der Leidenschaften drang, die das Innere der Paläste schänden. Gutherzige, fromme Menschen verlebten da ihr schuldloses Dasein in glücklicher Einförmigkeit, vor der allein die Tage als Stunden dahin schwinden. Ein Prediger — Segen sei mit seiner Asche! — ein Prediger, der als Lehrer der Jugend und fühlbarer Mensch, das kleine Häuflein auf dem Wege zur wahren Glückseligkeit still und mit Sanftmuth geleitete, wohnte seit sechs und zwanzig Jahren mitten unter seinen Bauern, so wie jeder Bauer mitten unter seinen Kindern. Er war kein Schwärmer wie Lavater, kein geistlicher Klopffechter wie der selige Götz, kein Raupenjäger wie der Magister Oelgöz, kein Verehrer der Apokalypse wie Rothanker, kein Prophet wie Ziehen, kein intoleranter Dummkopf, wie die baierischen Herren Patres und Beichtväter von churfürstlichen Durchlauchten; kein Kopfhänger, kein Heuchler, wie die Herren Pastores A, B, C, D, E, F, G u. s. w. Er war ein schlichter braver Mann, mit einer Seele ohne Makel, einem Weibe ohne Falsch, einem Stück Brot für den Hungrigen,

einem Trunk Bier für den Durstigen, und herzlichem Trost für den Leidenden.

In dieses Dorf beschloß der alte Konrad sich zurückzuziehen, und zu versuchen, ob er mit der langentwöhnten Arbeit seiner Hände, Weib und Pflegesohn dürftig ernähren könne.

Barbara packte belfernd die paar Lumpen zusammen, die zum Lohn seiner dreißigjährigen Dienste, die Gnade des Gouverneurs, dem ehrlichen Alten gelassen hatte. Konrad ließ ein Verzeichniß von Ortenberg's zurückgebliebenen Habseligkeiten machen, und gab sie einem seiner Freunde in Verwahrung.

»Nun in Gott's Namen!" rief er aus, indem er den Wanderstab mit der einen, und den achtjährigen Wilhelm mit der andern Hand ergriff: »Laßt uns dieser Stadt den Rücken kehren, doch ohne den Staub von unsern Füßen zu schütteln. Gott bess're den, der noch zu bessern ist, und verzeihe dem, den ein reuiges Gewissen nagt. Komm, Knabe! laß uns wallfahrten zu den Hütten der Ruhe."

Wilhelm, ohne zu wissen oder darüber nachzudenken, was sein Pflegevater unter den Hütten der Ruhe verstehe, trug sein kleines Bündel mit Wäsche an einem kurzen Knotenstock, und da es eben sieben Uhr des Morgens war, freuete er sich innerlich, daß es ihm erlaubt sei, statt in die Schule, zum Thore hinaus zu wandern. Ueberhaupt ergötzte ihn die Veränderung seines Zustandes; und sind wir darin nicht alle den Kindern ähnlich? Selbst die Nachricht

einer traurigen Begebenheit macht im ersten Augenblicke eine Art eines angenehmen Eindruckes auf uns, weil unsere Seele ewig nach Mannigfaltigkeit der Empfindungen hascht.

Die Straße nach dem nahe gelegenen Dörfchen führte den Kirchhof vorbei. Konrad hielt es für gut, das junge Herz des unbefangenen Knaben noch einmal durch Empfindungen zu erschüttern, welche in der Einsamkeit, der er entgegen ging, nicht verlöschen, und vielleicht einen wohlthätigen Einfluß auf die künftigen Tage seines Lebens haben würden. Er führte ihn zum Grabe seiner Mutter, das an der frischen Erde noch kenntlich war. »Knie nieder!« sprach er zu Wilhelm, indem er sich selbst auf's Grab warf: »hier unten liegt deine gute Mutter; sie hört uns, ihr Geist umschwebt uns. Erinnerst du dich ihrer noch?«

»Ach ja!« sagte Wilhelm, und faltete seine kleinen Hände.

Konrad. Erinnerst du dich noch, wie sie dich das letzte Mal vor ihr Bett kommen ließ, und in ihre kraftlosen Arme drückte?

Wilhelm. »Ach ja!« rief Wilhelm und weinte bitterlich.

Konrad. Weißt du auch noch, was sie damals zu dir sagte?

Wilhelm (schluchzend). Sie sagte, ich sollte werden, wie mein Vater, ein ehrlicher Mann.

Konrad (legte die Hand auf ihn). Nun, so werde

ein ehrlicher Mann, und du wirst mehr sein als der, der den Tod dieser Heiligen auf seinem Gewissen hat. Vergiß nie deine liebe gute Mutter! Denk' an ihre letzten Worte: werd' ein ehrlicher Mann wie dein Vater!

Konrad's Absicht war erreicht, Wilhelm's Herz zermalmt. Sie gingen. Konrad warf noch einen wehmüthigen Blick auf das nahe Grab des alten Kapitäns. Weder Kreuz noch Leichenstein verkündeten dem vorübergehenden Wanderer, wessen Hülle hier ruhe. Gleich daneben stand die reich verzierte Marmorsäule eines Wucherers, auf Thränen und Seufzer der Witwen und Waisen gebaut.

Gegen Mittag erreichten sie das Dörfchen. Der alte Konrad nahm sich vor, den ersten Einwohner, der ihm begegnen würde, um ein Nachtlager anzusprechen, und im Fall man ihm das versage, sich an den Pfarrer zu wenden, von dem man ihm viel Gutes erzählt hatte. Da es eben Erntezeit war, durchstrich er einen guten Theil des Dorfes, ohne einer menschlichen Seele aufzustoßen. Die Häuser waren alle offen; aber leer und unbewacht. Höchstens plätscherten ein paar kleine, halbnackte Kinder auf der Straße im durchfließenden Bach. Hin und wieder erhob ein Kettenhund seine hohle Stimme.

Endlich erblickte Konrad vor der Thür eines kleinen, aber niedlichen Hauses, einen Mann von mittlerem Alter, dessen Schnurrbart verrieth, daß er einst Soldat gewesen. Er saß auf der Bank unter einer Linde, und hatte eine kurze Pfeife im Munde. Als er die Ankömmlinge gewahr

wurde, ſtand er auf, nahm die wollene Mütze ab, und ſprach: »guten Tag, Landsmann!«

Sein Blick war dabei nicht zurückſtoßend, und Konrad wagte es, ihm ſein Anliegen, um einen Biſſen Brot und ein Bund Stroh zum Nachtlager vorzutragen.

»Immer herein,« ſagte der gaſtfreie Landmann mit gutmüthigem Tone, »was ich habe, theil' ich gern.«

Er führte ſie in ein reinliches Zimmer, nöthigte ſie auf die hölzerne Bank, und bewirthete ſeine Gäſte mit friſcher Milch, Käſe, Brot und einem Trunk Bier. Dabei entſpann ſich folgendes Geſpräch:

Konrad. Was meint Er, lieber Herr Wirth? ſollte ein Schneider wohl in dieſem Dorfe ſein ehrliches Fortkommen finden?

Der Wirth. Warum nicht? das Dorf iſt groß. Menſchen genug. Als ich vor acht Jahren hieher zog, war ein Schneider hier, eine liederliche, verſoffene Beſtie. Er iſt vor ein paar Jahren geſtorben.

Konrad. Und keiner hat das Handwerk fortgeſetzt?

Der Wirth. Nein. Die Bauern haben ſich ſeit der Zeit in die Stadt gewöhnt.

Barbara. Darf ich salva venia fragen, mit wem ich die Ehre habe zu reden?

Der Wirth (indem er an die Mütze greift). Zu dienen, Korporal Unger.

Barbara. Ich bin ſehr ſcharmirt, den Herrn Korporal kennen zu lernen, und erfreue mich höflichſt über

dessen Konnexanz. Ich muß nur am Pardon bitten, daß so frei gewesen, nebst meinem Manne und dem fremden Jungen da, Dero Haus zu molestiren.

Korporal Unger. Hat nichts zu sagen. Was geschehen ist, ist gern geschehn. — Der Kleine da ist also nicht Ihr Sohn?

Barbara. Ach nein, mein werther Herr Korporal. Noch bis jetzt hat es dem Himmel nicht gefallen, mich mit einer Accusche heim zu suchen. Das ist nur so ein aufgerafften Bettelbube.

Konrad. Mit Verlaub! Er ist der Sohn eines braven Mannes. Armuth schändet nicht.

Barbara. Ja, wärst du nur kein Narr gewesen, und hättest den schönen Dienst bei dem gnädigen Herrn General so holtertepolter aufgesagt; so könnte man noch eher ein Auge zudrücken, wenn du dich mit fremdem Gesindel behängen wolltest.

Konrad. Schweig', Barbara! Du weißt, daß ich über diesen Punkt keinen Spaß verstehe. Weiß Er was! Herr Korporal, ich will Ihm reinen Wein einschenken. Ich bin ein armer Mann, meines Handwerks ein Schneider, Konrad Spiller ist mein Name. Ich wollte mich hier im Dörfchen niederlassen, wenn ich so viel zu verdienen wüßte, daß ich mich kümmerlich fortbringen, und auch den Knaben nicht im Stich lassen dürfte. Sein Vater ist mein Freund, mit seinem Großvater bin ich in die Schule gegangen, und kurz! so lange ich einen Bissen habe, soll er auch nicht darben.

Korp. Unger. Da hat Er meine Hand, ich will helfen, so viel ich kann. Für's Erste — wenn Er nirgends besser bin weiß — da drüben hab' ich ein Stübchen, groß ist's freilich nicht, nehm' Er vorlieb mit dem guten Willen.

Barbara. Der Herr Korporal sind gar zu genereus.

Korp. Unger. Meine liebe Frau Spiller, ich habe eine große Rechnung mit unserm Herr Gott, und bin froh, wenn ich einmal Gelegenheit finde, einen Theil der Schuld abzutragen.

Barbara (zu Konrad). So bedank' dich doch, du Tölpel!

Konrad. Er wird mir's nicht übel nehmen, Herr Korporal, ich kann bei solchen Gelegenheiten nicht viel reden.

Korp. Unger. Stille! stille! Das, was ich da in Seinen Augen sehe, ist mir lieber, als der unnütze Wortschwall (sich zu Wilhelm wendend). Nun Bursch! was will Er denn werden?

Wilhelm. Ein ehrlicher Mann, wie mein Vater.

Korp. Unger (bewegt). Wohl dir, mein Sohn, wenn du früh auf der Bahn der Tugend wandelst, wenn du nie die Sünden der Jugend wieder gut zu machen hast; so werden die Ruhestunden des Alters dir einst nicht durch Gewissensbisse vergällt werden, wie dem Fieberkranken der Schlaf durch ängstliche Träume.

Der Abend rückte heran. Es war ein Sonnabend. »Leg' Er sich ruhig schlafen,« sagte der Korporal Unger zu

ſeinem Gaſt, »morgen früh geh'n wir zuſammen in die Kirche, und Nachmittag mache ich Ihn unter der Linde mit der ganzen Dorfſchaft bekannt."

Der alte Konrad ging in ſein Kämmerlein, kniete nieder und dankte der Vorſehung für dieſen unverhofften Schutz. Barbara konnte die Höflichkeit des Herrn Korporals nicht genug rühmen. Sie fand, daß er ein ſchöner Mann ſei, den der Schnurrbart außerordentlich wohl kleide. Sie meinte, er müſſe ſich wohl im Kriege einen Groſchen Geld zuſammengeſpart, und dafür ein Bauergütchen gekauft haben. »Ja, du lieber Gott!" ſetzte ſie hinzu, »wer in der Zeit ſpart, der hat in der Noth. Betteſt du dich gut, ſo ſchläfſt du gut; aber es gibt gewiſſe Leute, die an nichts denken, und immer ſo in den Tag hinein wirthſchaften, als ob wir noch in den chriſtlichen Zeiten lebten, wo es Manna regnete."

Sie predigte mit vieler Geläufigkeit der Zunge noch eine Weile fort, da ſie aber endlich merkte, daß Konrad ſowohl als Wilhelm bereits feſt ſchliefen; ſo mußte ſie ſich bequemen, den zweiten Theil ihrer Rede bis auf gelegenere Zeit zu verſparen.

Am andern Morgen ging Konrad mit ſeinem Wirthe in die Kirche, ſie ſetzten ſich auf das hohe Chor, dem Prediger gerade gegenüber. Der würdige Greis erſchien, ſein weißes Haar, unter keine lächerliche Perücke vergraben, hing ſchlicht herab, ſein Auge ſchweifte nicht umher, ſeine Fauſt zerklopfte nicht die Kanzel, ſeine Arme fochten nicht

mit Luft und Stundenglas, ſeine gefalteten Hände lagen ſtill vor ihm, und ſeine kunſtloſe Rede drang an's Herz. Er ſprach von den Jugendſünden, wie oft mancher Böſewicht nur darum auf der Bahn des Laſters fortwandle, weil er dieſen Weg einmal betreten, und glaube, daß es doch nun zu ſpät ſei, ſich zu beſſern. Rührend und väterlich war ſeine letzte Ermahnung, als er ſich an diejenigen wandte, welche durch die blendenden Truggeſtalten des Laſters in die Irre geführt worden; als er ihnen mit herzerſchütternder Stimme zurief: daß es nie zu ſpät ſei zurückzukehren, und daß ein frommes Alter durch manche gute That bezeichnet, manche böſe That wieder auslöſchen könne.

Mit Befremden bemerkte der alte Konrad, daß das Auge ſeines Nachbars trübe wurde, und daß er ſich verſchiedene Male mit den Knöcheln die Thränen wegwiſchte. »Es iſt eine ſchöne Predigt,« dachte er bei ſich ſelbſt, »aber weinen könnte ich dabei nicht. Der Korporal Unger muß ein ſehr weiches Herz haben.«

Als der Prediger mit dem Verſe ſchloß:

Ihr Verirrten, kommt zurück!
Kommt und werft euch muthig in die Arme
der Tugend und der Redlichkeit!
auf daß, wenn einſt der Herr der Welt gebeut,
Er eurer Seelen ſich erbarme!

Da hörte er ihn ganz vernehmlich ſchluchzen. Das kam ihm ſonderbar vor. »Ein guter theilnehmender Mann,«

dachte er bei ſich ſelbſt, kann doch unmöglich ein Böſewicht geweſen ſein. Wie kommt's, daß dieſe Predigt einen ſo heftigen Eindruck auf ihn macht?" Er konnte nicht unterlaſſen, den Korporal Unger auf dem Heimwege darum zu befragen.

„Ach!" erwiederte dieſer, und drückte ihm heftig die Hand, „ich war ein großer Böſewicht! ich erſtach im Taumel meinen Buſenfreund, lud den Fluch meines Vaters auf mich, brachte das graue Haar meiner Mutter vor der Zeit in die Grube, ward aus Verzweiflung Soldat, diente unter dem Regiment des Oberſt von **, half manches Bubenſtück vollbringen, und ward endlich — Gott ſei es gedankt! — durch ein Mädchen wieder auf die Bahn der Rechtſchaffenheit geführt, die ich mich anjetzo zu wandeln beſtrebe. Ich mußte ſie auf Befehl meines gottloſen Oberſt entführen. Noch tönen ihre Worte in meinen Ohren! War Er einſt ein Böſewicht," rief ſie mir zu, „ſo ſöhne Er ſich jetzt mit Gott durch eine einzige gute That wieder aus! Das traf mein verhärtetes Gewiſſen. Sollt' es möglich ſein, ſo dacht' ich bei mir ſelbſt: daß Gott ſich meiner noch erbarmte? — Ich verſucht' es, mein zügelloſes Leben zu ändern, ich nahm meinen Abſchied, es ſind nun acht Jahr; und Gott! du weißt es! mein Gewiſſen gibt mir das frohe Zeugniß, daß es mir gelungen."

Staunend ſah ihm Konrad in's Geſicht. „Wie, Herr Korporal? Er diente unter dem Regiment des Oberſt

von **? des nämlichen Oberſt, der jetzt Gouverneur in W** iſt?

Korp. Unger. Ganz recht.

Konrad. Wußte Er auch den Namen des Mädchens, das er entführte?

Korp. Unger. Karoline Sommer, wenn ich mich nicht irre.

Konrad (gegen Himmel blickend). Vorſehung! — Vorſehung! — Herr Korporal, der Knabe, den ich bei mir habe, iſt der Sohn dieſes Mädchens.

Der Korporal ſtutzte, blieb ſtehen, ſchien die Beſtätigung dieſer Nachricht in Konrad's Augen leſen zu wollen, fiel ihm plötzlich um den Hals, und rief mit Thränen: „Nun, Gott ſei gelobt! daß ich an dem Sohne vergelten kann, was die Mutter an mir that. Lebt ſie noch?"

Konrad. Nein.

Korp. Unger. Segen über ihre Aſche! Komm Er, ehrlicher Spiller! komm Er geſchwind, daß ich den Knaben an mein Herz drücke.

Hoffentlich werden ſich meine Leſer des Soldaten noch erinnern, der bei Karolinen's Entführung mehr Menſchlichkeit beſaß, als ſein Kamerad, und der ihr ſeine Schickſale wie oben Seite 28 mittheilte.

Dieſe unvermuthete Entdeckung erleichterte das harte Schickſal des armen Wilhelm's. Korporal Unger hatte freilich auch nicht viel, aber was er hatte, das theilte er redlich. Sein Vater, deſſen Kirchſpiel nur wenige Meilen

entlegen, war vor zwei Jahren gestorben, und hatte in seinem hohen Alter die Freude erlebt, noch sechs Jahre lang Zeuge zu sein der Reue und Besserung seines einzigen Sohnes. Anfangs wollte er dem äußern Schein nicht trauen, und fürchtete, es sei nur ein Schauspiel, dessen Plan seiner geringen Erbschaft wegen entworfen worden. Nachdem aber bereits vier Jahre verflossen, und sein rechtschaffener Amtsbruder ihn versicherte, daß er keinen redlicheren Mann im Dorfe kenne, als den Korporal Unger; so brach endlich das Vaterherz, er nahm seinen Fluch zurück, er tauschte ihn gegen Segen ein.

Korporal Unger hat sich in der Folge dessen nie unwerth bezeugt. Die Rückerinnerung an den Irrweg, auf welchem er so lange herumschweifte, machte ihn nun um desto behutsamer, und er wog bedächtig jede seiner Handlungen auf der Wagschale eines strengen Gewissens. Eine einmal gefallene Unschuld ist weniger verführbar, als die sichere Einfalt; und was ist auch eine Tugend, die nie geprüft worden? nie Gefahren bestanden? ein tönendes Erz, und eine klingende Schelle.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Mir ſagt's mein Herz, ich glaub's, und fühle was ich glaube.
die Hand, die uns durch dieſes Dunkel führt,
läßt uns dem Elend nicht zum Raube.
Und wenn die Hoffnung auch den Ankergrund verliert,
ſo laß uns feſt an dieſem Glauben halten,
ein einz'ger Augenblick kann Alles umgeſtalten!

Wieland.

Schon ſechs Jahre waren verſtrichen in ununterbrochener Einförmigkeit. Konrad trieb ſein Handwerk, und da ihm Korporal Unger freie Wohnung, auch ſonſt alle mögliche Unterſtützung gab, die ſeine geringen Kräfte nicht überſchritt; ſo half er ſich ehrlich und nothdürftig durch. Der gute Prediger unterrichtete Wilhelm, in Geſellſchaft ſeiner Kinder, täglich einige Stunden, der Knabe wuchs heran, war geſund an Leib und Seele, und würde ganz mit ſeinem Schickſale zufrieden geweſen ſein, hätte nicht die gallſüchtige Barbara ihm oft ſeine ſchmalen Biſſen und kindiſchen Freuden vergällt. Sie nannte ihn täglich ein parmal einen Bettelbuben, und ſeinen Vater einen Landſtreicher, der nie wieder zum Vorſchein kommen werde, und vermuthlich ſchon lange auf irgend einem Miſthaufen verhungert ſei. Das ging dem Jüngling durch die Seele. Er ſaß manchen Tag im einſamen Buſch und weinte. Der alte Konrad griff wohl zuweilen nach der Jagdpeitſche, und

dann erfolgte eine Pause von einigen Stunden; aber sich täglich dieses Mittels zu bedienen, dazu war er viel zu friedliebend, und Barbara wurde von Tage zu Tage zänkischer und übellauniger, besonders seitdem ein gewisser Plan auf das Herz des Korporals Unger fehlgeschlagen, vermuthlich, weil er von ihren Reizen nicht gehörig unterstützt worden war. Eines Tages — doch ich lasse die handelnden Personen selbst auftreten.

Der alte Konrad (bei seiner Arbeit). Barbara (schneidet dem vierzehnjährigen Wilhelm belfernd ein Stück Brot zu).

Konrad. Wieder ohne Butter? schon drei Tage hat der arme Junge trocken Brot essen müssen.

„Es ist ja nicht trocken!" sagte Wilhelm, und ließ eine Thräne darauf fallen.

Barbara. Ist's etwa nicht gut genug? kann er's verdienen?

Konrad. Ach Barbara! wenn alle die hungern sollten, die noch nichts verdienen können, so würde die Welt bald aussterben. Und wer weiß, ob Gott ihn nicht bestimmt hat, uns einst todt zu füttern, wenn wir beide nicht mehr arbeiten können.

Barbara. Der? ja der sieht mir darnach aus. So ein Tagedieb —

Wilhelm (schmeichelnd). Liebe Mutter!

Barbara. Wenn du ihn wenigstens noch zum Handwerk anhieltest, daß er einmal sein Brot verdienen lernte.

Aber was soll da herauskommen? da hast du dir die dumme Grille in den Kopf gesetzt, einen Gelehrten aus ihm zu machen, du! gesagt ist's bald, aber wo die Mittel dazu hernehmen? Am Leibe darben, und Hunger leiden, um fremden Bettelpacks willen.

Konrad. Laß das gut sein, Barbara, ich will es nun einmal so haben, und bin gewiß — gewiß, daß Gott mir einst vergelten wird, was ich an diesem Unmündigen thue. Ein Schneider soll der Knabe nicht werden, denn er hat einen offnen Kopf, und für die Mittel wird der sorgen, der die Lilien auf dem Felde kleidet und die Vögel unter dem Himmel speist. — Ueberdies hat er keine Lust zum Handwerk.

Barbara. So? wer wird ihn denn fragen, ob er Lust hat? So, Musje! (mit der Faust unter Wilhelm's Nase) aber anderer Leute Brot zu fressen, dazu hat Er Lust?

Konrad. Weib, mach' mir's nicht zu bunt! Du kennest mich.

Barbara. Freilich kenn' ich dich. Du bist ein abgeschmackter Kerl, so kennt dich das ganze Dorf. Die Jungen zeigen auf der Straße mit den Fingern nach dir. Da geht der Schneider Spiller, heißt's, der fremder Leute Kinder erzieht, und selber nichts zu fressen hat, selbst von anderer Gnade leben muß.

Konrad. Und der sein Weib schon längst hätte todt prügeln sollen, wenn er nicht ein so gutherziger Narr wäre.

Barbara. Was? was? todt prügeln? Du heilloser Mann! (heulend) dein treues Weib, das dir in's miserium

gefolgt iſt, dich mit ihrer Hände Arbeit ernähren hilft, das willſt du todt prügeln!

Konrad. Nu, nu, ich ſage ja nicht, daß ich will: ich meine nur ſo, es könnte nicht ſchaden. Vor jetzt laß uns Friede machen, und ſchmiere dem Wilhelm Butter auf's Brot.

Barbara. Ehe will ich meine Schuhe damit ſchmieren, als dem Leckermaul Alles in den Hals ſtecken. (Sie zog den Schlüſſel vom Brotſchrank.)

Konrad. Frau, ich bitte dich.

Barbara. Ich will nicht.

Konrad. Frau, ich befehle dir!

Barbara. Ich will nicht.

Konrad legte ſeine Arbeit ganz gelaſſen von ſich, und wollte eben nach der Hetzpeitſche greifen, als mit einem dünnen Stocke an's Fenſter geklopft wurde, und eine Baßſtimme rief: »Holla! iſt Niemand zu Haus?«

»Nur herein!« ſagte Konrad mit ſeinem gewöhnlichen gutherzigen Tone, und ſiehe, es trat in die Thür ein langer, hagerer Mann, der mit dem Kopfe beinahe an die Decke des niedrigen Zimmers ſtieß. Er war gekleidet in einen dunkelblauen Oberrock, von oben bis unten zugeknöpft, ſein verbranntes Geſicht trug das Gepräge roher Güte.

„Gott gebe Euch einen guten Tag!“ ſagte der Fremde: »Patron, wie iſt Euer Name?«

Konrad (ihn neugierig beſchauend). Mein Name, Herr?

Barbara. Er hat ſich deſſen nicht zu ſchämen.

Der Fremde. Weiber ſchweigen, wenn Männer reden.

Barbara (im höchſten alten Weiberton). Was? ſchweigen? Je warum denn? vor wem denn? ei ſeht doch! daß du mir nicht geſtohlen wirſt! Weiber haben mannichmal mehr Verſtand in ihrem kleinen Finger, als die hochgelahrten Männer in allen ihren Grützköpfen.

Der Fremde. Liebes, altes Mütterchen —

Barbara. Was? altes Mütterchen? ja Herr, da kommt Er mir eben recht. Wenn ich alt bin, ſo bin ich doch mit Ehren alt geworden, und Er iſt ja ſelbſt ein alter Kahlkopf.

Der Fremde. Nun ja doch, das weiß ich. Wird Sie mich mit dem Patron hier ein Wörtchen reden laſſen?

Barbara. Seht doch! ich ein altes Mütterchen! wie alt bin ich denn? ſetz' Er doch die Brille auf. Als ich vor zwanzig Jahren meinen Tölpel von Manne heirathete, hatt' ich die Kinderſchuh noch nicht vertreten.

Konrad. Schweig', Barbara' und laß uns allein.

Barbara. Nicht von der Stelle.

Der Fremde. Nun, liebe junge Frau, ſo laſſe Sie mich wenigſtens zum Worte kommen.

Barbara. Ich bin nicht gewohnt, mir in meinem eig'nen Hauſe das Maul verbieten zu laſſen, ich werde reden ſo viel mir beliebt.

Der Fremde (der in Hitze geräth). Aber zum Teufel

auch! das ſoll Sie wohl bleiben laſſen. Mit Erlaubniß, Patron!

Er öffnete die Thür und ließ ein paar große, baumſtarke Mohren hereintreten.

»Jungens!« ſprach er, »nehmt dieſe Frau in die Mitte, gebt wohl Acht, und ſo oft ſie das Maul aufthut, ſo ſpuckt ihr in's Geſicht.« Die Mohren gehorchten und Barbara ſchwieg.

Der Fremde. Nun Patron, wie iſt Euer Name?

Konrad. Konrad Spiller.

Der Fremde. Gut, Konrad Spiller! es iſt mir lieb, Euch wieder zu ſehen. Ihr ſeid alt und grau geworden, ich hätte Euch beinahe nicht mehr gekannt. Ehrlicher Konrad Spiller! ich habe ſchon viel von Euch gehört, mein Seel, ſo hab' ich!

Konrad (ganz erſtaunt). Darf ich fragen —

Der Fremde. Wer ich bin? Ja ja, Schatz! ich heiße Nikolaus Ortenberg und bin ſonſt auf der Welt nichts!

Konrad (außer ſich). Ortenberg?!

Ortenberg. Ja ja, Patron, Ortenberg, Nikolaus Ortenberg. (Er reicht ihm die Hand.) Ich bitte mir Eure Freundſchaft aus.

Konrad. Ach, Herr Ortenberg! Die Freundſchaft eines ſo armen Mannes —

Ortenberg. Iſt immer die wärmſte, mein Seel, ſo iſt ſie. Ihr ſeid ein ehrlicher Mann, lieber Konrad Spiller,

o ich erinnere mich Eurer noch recht wohl, Ihr habt mich oft auf Eurem Knie geschaukelt. Wißt Ihr noch in Breslau?

Konrad. Ach was sollt' ich nicht wissen! tausend, tausendmal willkommen! lieber, lieber Herr Ortenberg.

Ortenberg. Wißt Ihr nichts von meinem Bruder?

Konrad. Ach nein! es sind nun über sieben Jahr, als der Herr Rektor verschwand, und seit der Zeit hat man nichts wieder von ihm gehört.

Ortenberg. War mein Bruder Rektor? pfui, das ist mir nicht lieb, da wird er den Jungens auch die Robinsons weggenommen haben. Aber wo zum Henker mag er stecken? sollt' er wohl gar todt sein?

Barbara (bald für sich). Landstreicher!

Ortenberg sah sich um, nahm eine Nähnadel vom Tische und sagte lächelnd:

„Durch dieses Nadelöhr
ein Schiffseil zu bringen,
ist wahrlich nicht so schwer,
als eine Frau zum Schweigen mir zu bringen."

O Welli! Welli! auch solche Weiber gibt es unter Eurem Geschlecht. Nun Konrad Spiller! ich habe schon ein Liedchen singen hören, so hab' ich. Es ist verzweifelt bunt hier zugegangen. Vater und Mutter todt. Bruder in die weite Welt, Brudersfrau todt, aber Bruderskind, wo ist das?

Konrad. Ach lieber Gott! hätte ich's doch beinahe vor lauter Freuden vergessen. Wilhelm! komm doch her! sieh das ist dein Oheim, von dem ich dir so oft erzählt habe.

Wilhelm (fliegt auf Ortenberg zu). Mein lieber Oheim!

Ortenberg (nimmt ihn bewegt in seine Arme). Sieh', sieh', bist du es? groß und stark, und ein gutes ehrliches Gesicht. Und den hast du so erzogen, Konrad Spiller? hast dein bischen Armuth mit ihm getheilt? bist ein ehrlicher, braver Mann, mein Seel, so bist du! ich bitte mir deine Freundschaft aus. Nun, nun, du sollst auch nicht mit einem kahlen „Gott vergelt's" abgespeist werden. Zwar, was du an dem Knaben gethan, das kann dir kein König auf Erden vergelten. Ich beneide dich um dein Herz, mein Seel, so thu' ich.

Konrad. Ist mir's doch noch immer als ob ich träumte! wie wunderbar sind Gottes Wege.

Ortenberg. Ja Schatz, da hast du wohl Recht, davon weiß ich ein Wörtchen mitzureden. Doch das bei Seite, alles Ding hat seine Zeit. Komm her zu mir, Bube! was meinest du? du hast jetzt keinen Vater, willst du mein Sohn sein?

Wilhelm. Von ganzem Herzen.

Konrad. Hab' ich's doch immer gesagt, Gott wird für den Knaben sorgen. Herr, es wird mir weh thun ihn zu verlieren, ich bin ein armer Mann, aber ich liebe ihn wie mein eigen Kind, ich hätte ihn gern bei mir behalten.

Barbara (die vor Bosheit ersticken will). Es wäre der Mühe werth —

Kaum hatte sie dieses Fragment hervorgebracht, als

die Mohren ihre Schuldigkeit beobachteten, und ihr à tempo in's Geſicht ſpien.

Konrad. Es geſchieht dir recht, Bärbchen, warum hältſt du dein Maul nicht?

Barbara ſchäumte, wiſchte ſich den Unrath aus dem Geſicht und ſchwieg, denn ſie merkte wohl, daß die Speicheldrüſen der Mohren noch hinlänglichen Vorrath in ſich faßten.

Ortenberg (lächelnd). Das haben die Jungens brav gemacht. Weißt du was, Konrad Spiller, ich will dir den Einen hier laſſen, er iſt ein vortrefflicher Spucker. — Jetzt geht meine Reiſe geraden Weges nach dem Städtlein Wernigerode im Harzgebirge. Was den jungen Burſchen da betrifft, den nehme ich auf dem Rückwege mit mir, wenn ich vorher mit ein paar vernünftigen Männern ſeiner Erziehung halber ein Wörtchen geſprochen.

Als Wilhelm vom Mitnehmen reden hörte, und ſeine Zuchtmeiſterin zwiſchen den beiden Mohren ſo in der Klemme ſah, daß er von ihrer geballten Fauſt nichts zu befürchten hatte, näherte er ſich ſeinem Oheim ſchüchtern, ergriff ihn bei der Hand, ſchmiegte ſich an ihn, und bat wehmüthig, ihn keine Stunde länger in dieſem Hauſe zu laſſen.

„Bube!“ ſagte Ortenberg, „wie fällt dir das ein? Konrad Spiller iſt mein Patron, haſt du was gegen ihn?“

Wilhelm. Ach nein!

Ortenberg. Nun, rück' heraus mit der Sprache!

Wilhelm blickte zweideutig und schüchtern, bald auf Konrad, bald auf Barbara.

Konrad. Ich muß Ihnen nur aus dem Traume helfen. Es macht meiner Frau freilich keine Ehre, aber ich kann dir nicht helfen, Bärbchen, du hast's darnach gemacht. Seh'n Sie, Herr Ortenberg, wenn ich den Rücken wende, so martert sie den guten Jungen bis auf's Blut. Ich kann es ihm nicht verdenken, wenn er das Ding satt hat, über mich wird er keine Klage führen.

Ortenberg. Das ist ja ein Satansweib, mein Seel, so ist sie. Gib sie mir, Patron, ich schicke sie nach Java, sie soll Schutt in den Goldminen fahren.

Die Mohren — die einzigen im Zimmer, denen es bekannt war, welch eine fürchterliche Strafe es ist, in jenen heißen Gegenden zur Arbeit in den Grüften verdammt zu sein — sahen einander lächelnd an, und nickten ihren Beifall.

Ortenberg fuhr fort: Ja wenn es so ist, so darf er freilich nicht länger hier bleiben, denn ich will ihn lieber unter den Malayen lassen, als bei einem bösen Weibe. Aber wo nun hin mit ihm auf dem Sturz? Mitnehmen? darauf ist mein Reisegeräthe nicht eingerichtet; die Reise aufschieben? das geht nicht, ich muß, ich muß in's Städtlein Wernigerode, im Harzgebirge. (Nach einigem Hin- und Herſinnen.) Habt ihr keinen Prediger im Dorfe?

Konrad. O ja, Herr, ein lieber alter Mann. Schon

seit sieben Jahren unterrichtet er Wilhelm, in Gesellschaft seiner Kinder, unentgeldlich.

Ortenberg. That er das? Nun das wird ihm Gott vergelten. Komm, ehrlicher Konrad Spiller! komm, den Mann muß ich an mein Herz drücken, mein Seel, so muß ich.

Der alte Konrad zog seinen Sonntagsrock an, und sie trollten zusammen nach der Pfarrwohnung. Die Frau des Predigers empfing sie an der Thür mit heiterem Gesicht und in reinlicher Kleidung, zwei Seltenheiten bei der Frau eines Landpriesters.

»Wollen Sie sich nur nach dem Garten bemühen, mein Mann begießt seine Blumen.«

»Brav!« sagte Ortenberg: »Die Aipekten sind nicht übel. Was meinst du, Patron, hier werden meine Mohren nichts zu fouken bekommen.« Welli! Welli! murmelte er zwischen den Zähnen, als er in die Gartenthür trat, und Konrad bemerkte eine Thräne in seinem Auge. Der Prediger kam ihnen entgegen. Ehe eine Stunde verging, war der Bund der herzlichsten Freundschaft geschlossen; denn wenn zwei edle Biedermänner zusammen kommen, so fühlen sie in der ersten Minute Wohlwollen, in der zweiten Zutrauen, in der dritten Liebe, und die vierte knüpft ihre Herzen unauflöslich aneinander. Ortenberg wollte dem rechtschaffenen Priester einen kostbaren Ring aufdringen, aus Dankbarkeit, daß er seinen armen Neffen ohne Hoffnung der Belohnung zum Menschen gebildet. Der Ring ward stand-

haft ausgeschlagen. „Was ich that," sprach der Biedermann, »belohnte mir mein Herz; diesen Lohn würden Sie mir rauben, wenn Sie mich zwängen, ihn gegen eine Kostbarkeit einzutauschen, die ich nicht einmal zu schätzen weiß."

Der gute Seemann fühlte wohl, daß der Prediger Recht hatte, aber er wurde traurig, undankbar scheinen zu müssen, und kein Lächeln schmückte seine braune Wange, bis er dem uneigennützigen Alten das Versprechen entlockt hatte, ihm das Schicksal seiner beiden ältesten Söhne anzuvertrauen. Sogleich wurde er wieder heiter, und that nunmehr mit Zuversicht die Bitte, seinen Neffen Wilhelm auf einige Wochen in's Haus zu nehmen, bis er zurückkomme aus dem Städtlein Wernigerode im Harzgebirge. Es ward gern bewilligt. Die kleine Anzahl guter Menschen setzte sich um eine Tafel, deren ganze Last frische Butter und Früchte war; aber froher Muth herrschte auf den Gesichtern, von denen kein französischer Koch die Farbe der Gesundheit verjagt hat.

Gegen das Ende der Mahlzeit flüsterte Ortenberg einem seiner Mohren ein paar Worte zu, dieser ging und kehrte bald darauf mit einem Flaschenfutter voll Kapwein, einem Tabaksbeutel aus Büffelshaut, und einer langen indianischen Pfeife zurück. »Lustig, Kinder!" rief der Held aus Indien, als er ihn kommen sah, »wo Freunde und Wein beisammen sind, da ist die Freude mitten unter ihnen. Ich sehe wohl, daß ihr lang gern gewußt hättet, wie es mir

ergangen? Ach Freunde, ich habe manchen dummen Streich gemacht, ſo habe ich. Nun, Gott hat mir verziehen, und es iſt Gras d'rüber gewachſen. Ich bin kein Schmeichler, weder gegen andere, noch gegen mich ſelbſt, ich haſſe das Gezüchte mehr, als einen Macaſſer, der mit vergifteten Pfeilen ſchieſt. Ich will euch meine Begebenheiten erzählen ohne Mantel und ohne Schminke, ich werde manche Wunde aufreißen, aber euer Mitleid wird Oel hinein gießen, mein Seel, ſo wird es!" Er ſtopfte ſeine Pfeife, ſchenkte ſein Glas voll und begann wie folget:

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Wer nicht in den väterlichen Mauern
ißt und trinkt, und ſich beweibt,
wer von einem Pol zum andern
ſich auf dieſem Erdenrunde treibt;
O dem fallen von den Augen
ſeiner Vorurtheile Schuppen ab,
und ihm ſcheint die Welt kein Paradies des Himmels,
aber auch kein übertünchtes Grab.
Duldend lernet er die Menſchen tragen,
ohne Uebermuth und ohne Zagen
ſieht er, wie das Schickſal ſeine Fäden ſpinnt;
ſtaunend hört und wägt er hundert Religionen,
ſieht Verfolgungsgeiſt in Hütten und auf Thronen,
Und des Nebels Trauggeſtalt zerrinnt.

Ihr wißt es, Kinder, wie ich bei Nacht und Nebel Holland verließ. Das Schiff, welches mich trug, war beſtimmt, nach Batavia zu ſegeln, der Kapitän war ein ehrlicher Kauz, der mir verſprochen hatte, mich bei einem ſeiner Freunde auf Java unterzubringen. Mich quälten keine Gewiſſensbiſſe, alle Gegenſtände um mich her waren mir noch zu neu, meine romantiſche Einbildungskraft noch zu hoch geſpannt.

*) Eines Morgens, an einem heitern Tage — wir waren

*) Die hier folgende, fürchterliche Erzählung eines Schiffbruchs iſt buchſtäblich wahr. Sollte Gierer oder der Andere ſie vielleicht

ſchon vier Wochen in See, die Sonne ſchien freundlich und die See war ſpiegelglatt — was geſchah? Ich ſtand mit dem Kapitän auf dem Deck, wir nahmen die Höhe; plötzlich hörten wir Feuer! Feuer! ſchreien. In einem Augenblick war die ganze Equipage auf den Beinen, der Kapitän ſtürzte hinunter in den Raum, ich hinter ihm d'rein, mein Herz ſchlug mir bis an den Hals.

„Wo iſt Feuer?"

Hier! hier, Kapitän! riefen die bleichen Matroſen, und zeigten auf eine Tonne. Wir legten die Hand auf die Tonne, die Tonne war kalt, keine Hitze zu ſpüren.

„Ihr Hafen! was lärmt ihr? was wollt ihr mit eurem Geſchrei?"

Alle auf einmal wollten erzählen, man konnte ſein eigen Wort nicht hören. Paff! hier ein Rippenſtoß; Klatſch! dort eine Ohrfeige; alles ſtill:

„Steuermann, erzähl' du."

„Nun, was war's? Der blitz Kajütenjunge war hinabgeklettert, um Branntwein zu holen, und hatte ſeine Lampe an das Faß gehängt, das über dem lag, aus welchem er zapfte; ein Funken vom Docht muß gerade in's Spundloch fallen, die beiden Fäſſer platzen, und der bren-

ſchen in einer fremden Sprache geleſen haben; ſo bin ich doch überzeugt, daß ſie ihm keine Langeweile machen wird. Die Einkleidung iſt ein Eigenthum des ehrlichen Seemannes, der das Ding auf ſeine Manier erzählt.

nende Branntwein läuft bis an die Schmiedekohlen. Was zu thun? Die Kerls hatten ein paar Eimer Waſſer d'rauf gegoſſen, die Flamme ſchien geloſchen, war nichts zu ſeh'n, nichts zu riechen.

»Waſſer! noch mehr Waſſer! gießt eine Sündflut darüber her!"

Die Kohlen ſchwammen. »Es hat nichts zu ſagen!" rief mir der Kapitän zu. Wir ſtiegen wieder auf's Deck, und ſchwatzten von dieſem und jenem, und rauchten eine Pfeife.

Was geſchah? eine halbe Stunde darauf hörten wir wieder Feuer ſchreien. Der Kapitän hinunter, ich hinter ihm d'rein. Sapperment wie! das war eine ſchlimme Geſchichte. Die Flamme ſchlug uns entgegen, der Brand war unter die Kohlen gerathen, und die Gefahr deſto dringender, weil noch drei Reihen Fäſſer Branntwein übereinander lagen. Es wurden wieder viele Eimer mit Waſſer herbei geſchleppt und d'rüber hergeſtürzt. Ein neues Unglück! Die halbgelöſchten Kohlen verurſachten einen ſo dicken, ſchwefelichten, ſtinkenden Rauch, daß wir in Gefahr waren, zu erſticken. Indeß hielten wir uns tapfer, ſo thaten wir. Der Kapitän ging nicht von der Stelle, kommandirte wie ein braver Kerl, die Leute löſ'ten ſich ab, um Luft zu ſchöpfen. Was half's? ein paar erſtickten, ehe ſie an die Oeffnung kamen. Ich ſelbſt mußte meinen Kopf von Zeit zu Zeit an eine Tonne lehnen, und das Geſicht gegen die Oeffnung kehren, um nur einen Augenblick zu Athem zu kommen.

Endlich konnten wir Beide nicht mehr aushalten, wir mußten heraus, und ich rieth dem Kapitän, das Pulver in die See werfen zu lassen. Er hatte noch keine Lust dazu. »Was Teufel sollen wir anfangen, wenn uns ein Feind attakirt?" Ich dachte, besser gefangen als in die Luft gesprungen, er dachte nicht so, es blieb beim Alten.

Das Feuer knisterte und knasterte, der stinkende Dampf wurde immer dicker, kein Mensch konnte mehr im Raum aushalten. Die Kerls griffen zu den Beilen, hieben Löcher in das untere Deck nach hinten zu, und goßen ohne Aufhören Wasser hinunter. Was weiter? Seit drei Wochen war die große Schaluppe in See, das kleine Boot wurde gleichfalls ausgesetzt, weil es die Leute am Schöpfen hinderte. Das allgemeine Schrecken war fürchterlich, kein Land, kein Schiff in der Nähe, nichts als Wasser und Feuer. Die Leute marschirten Einer nach dem Andern davon, glitschten heimlich über Bord, warfen sich in's Wasser, und schwammen nach der Schaluppe oder nach dem Boot, wo sie sich unter die Bänke verkrochen, in der Absicht, uns im Stich zu lassen, sobald ihre Anzahl groß genug sein würde.

Der Steuermann tritt von ungefähr auf die Gallerie und sieht den Haufen Leute in der Schaluppe, sie rufen ihn, sie winken ihm, die Angst macht ihn zum Verräther, husch! ist er hinüber. Aber laßt uns wenigstens den Kapitän mitnehmen. »Ei, was Kapitän, das Kommando hat ein Ende." Pratsch! kappen sie das

Tau, und rudern mir nichts, dir nichts in die offene See hinein. Ich konnte ihnen das nicht verdenken, wie? Ein Jeder iſt ſich ſelbſt der nächſte, mein Seel, ſo iſt er.

Nun was weiter? Ich ſtehe noch immer mit dem Kapitän auf dem untern Deck, wir arbeiten, daß uns der Schweiß von den Backen trieft', und denken an nichts Arges. Plötzlich ſchreien unſere zurückgebliebenen Leute: Ach Herr Jeſus! Kapitän! wir ſind verloren! die Schaluppe und das Boot in der See. Potz Blitz! was machten wir für Augen, als wir auf's Oberdeck kamen und die Flüchtlinge dahin rudern ſahen. Was zu thun? unſere Segel waren auf dem Maſt, und das Sturmſegel am Geytau. »Holla, Jungens!« rief der Kapitän, »friſch die Hand an's Werk! laßt uns verſuchen, ſie einzuholen, und wenn ſie ſich weigern uns aufzunehmen, ſo ſegeln wir die Beſtien in den Grund.«

Wir thaten unſer Möglichſtes, aber Gott wollte es anders. Wir waren kaum noch drei Schiffslängen von ihnen, als ſie den Wind gewannen, und wir ſie ſchnell aus den Augen verloren.

»Kinder,« ſagte der Kapitän, »empfehlt eure Seele Gott, verdoppelt eure Kräfte zur Arbeit, für uns iſt keine and're Rettung. Lauft und werft das Pulver in die See, ehe die Flamme es ergreift.«

Alles lief durcheinander, ein Theil nach der Pulverkammer, ein Theil ſchöpfte Waſſer, und die Zimmerleute, mit Hohlbohrern und Meiſeln, verſuchten Löcher in das

Schiff zu machen, um es anderthalb Faden mit Waſſer zu füllen; aber die Aexte konnten nicht durchdringen, denn die Schiffsverkleidung war mit Eiſen gefüttert. Als auch dies letzte Rettungsmittel fehlſchlug, entſtand ein Heulen und Kreiſchen auf dem Schiff, daß mir alle Haare auf dem Kopf himmelan berſteten.

„Verliert nicht den Muth, Kinder! nur mehr Waſſer! noch kann Gott helfen.“

Waſſer kam, die Todesangſt ſpannte unſere Kräfte auf's Höchſte: aus jeder Hand ſtürzte ein Fluß auf die Flamme, und ſiehe, die Wuth des Feuers ſchien ſich zu mindern.

Die Freude dauerte nicht lange. Was geſchah? die Flamme ergriff das Oel. Sapperment wie! das war eine ſchlimme Geſchichte. Je mehr Waſſer wir hinein goſſen, je heftiger loderte es empor, griff immer weiter um ſich, Feuer und Waſſer, Heulen und Beten, Kreiſchen und Fluchen. Meine paar Sinne waren auf der Flucht, und ein eiskalter Schauer deckte meinen Körper. Indeſſen was zu thun? Die Arbeit wurde mit gleichem Eifer fortgeſetzt, Waſſer in das Schiff, Pulver in die See. Schon ſechzig Fäßchen Pulver waren über Bord gewandert, aber dreihundert blieben noch zurück, die Flamme ergriff ſie — Prdautz! flog das Schiff in die Luft, und ward in einem Augenblick in viele Millionen Stücke zerſchmettert.

Ich befand mich damals auf dem Deck neben dem großen Maſt, und kommandirte dreiundſechzig Menſchen,

welche Waſſer ſchöpften, denn unſerer waren in allem noch hundert und neunzehn. Wie der Blitz waren wir in der Luft. Ich breitete meine Arme aus, dachte noch einmal an Gott — wie man gewöhnlich erſt dann zu thun pflegt, wenn zum Abmarſch geblaſen wird — und ſo fiel ich Platſch in's Waſſer, mitten unter die Schiffstrümmer.

Die Liebe zum Leben gab mir meine Hand voll Sinne wieder, ich ſchaute um mich, und erblickte den groſſen Maſt zu meiner Rechten, und den Fockmaſt zu meiner Linken. Ich ſchwang mich auf den groſſen Maſt, und betrachtete ſeufzend die traurige Verwüſtung um mich her. Keine lebendige Seele auſſer mir! ich war nahe der Verzweiflung, mein Seel, ſo war ich! Ich verfluchte die Stunde meiner Geburt um der Stunde meines nahen Todes willen. Ich dachte an meinen Vater ohne Thränen, an Gott mit Murren; ſchon wollt' ich verkürzen meine Todesangſt, und mich ſelbſt in den Fluten begraben, ſiehe da ſtreckte mein Pudel den Kopf aus den Wellen, und ſchwamm auf mich zu. Meine Empfindungen, in dem Augenblicke, als ich den Pudel erblickte, kann ich nicht beſchreiben. Es ward mir ſo wehmüthig um's Herz, zum erſten Male ſeit den Jahren meiner Kindheit ſchwammen Thränen in meinem Auge. »Guter Junge!« rief ich, »komm und hilf deinem Herrn ſterben!«

Der Pudel ſchwamm näher und kletterte an dem Maſt in die Höhe, aber der Maſt drehte und rollte ſich unter mir ſo oft, daß ich mich nur mit Mühe erhielt, und der Pu-

del verſchiedenemal zurückplumpte. Ich ſuchte daher ein plattes Stück von des Steuermanns Kajüte zu erwiſchen, worauf ich mich ſammt meinem Pudel rettete.

Die Todesangſt hatte bisher die Empfindungen des körperlichen Schmerzes verdrängt, aber nun meldeten ſich die Folgen meines Luftſprunges. Der Rückgrath war mir wie gebrochen, und im Kopfe hatte ich zwei tiefe Wunden. Ich fiel in eine Art von Sinnloſigkeit und Betäubung, der Pudel leckte meine Wunden.

Gegen Abend kam ich wieder zu mir ſelbſt; ich warf meine Augen um mich her, in der Hoffnung, die Schaluppe zu erblicken, ſah ſie auch wirklich, aber ſie war ſehr weit. Die Sonne ging unter, und mit ihr meine letzte Hoffnung. Ich fing an mich zum Tode zu bereiten, und Kinder! — wenn es nun ſo auf die Neige geht — Sapperment wie? das iſt kein Spaß. Da kommt das Gewiſſen, und ſpricht auch ein paar Worte mit. Dinge, von denen es Jahre lang geſchwiegen, die bringt es in der letzten Minute alle zu Markte, und verkauft ſie theuer, theuer! das iſt fürchterlich! bei jeder Handlung ſollte man ſich fragen: würdeſt du das auch wohl in der letzten Stunde deines Lebens thun? und dann geſchehe nichts böſes.

Mir fiieg das Alles auf einmal zu Herzen, mir ſchwebte mein alter Vater vor den Augen, und meine Mutter — es war eine bittere, bittere Nacht! mein Seel, ſo war ſie! — aber ich danke dir Gott! jene Nacht hat mich zum guten

Menſchen umgeſchaffen. Ich war ein roher Wüſtling, derb mußte es kommen, wenn ich's fühlen ſollte. — Nun wie weiter? ich ließ mich die ganze Nacht von den Wellen herumtreiben, mein Pudel winſelte an meiner Seite. Endlich brach der Tag an, und Kinder — denkt euch meine Freude! die Schaluppe war kaum einen Büchſenſchuß von mir entfernt. Ich ſchrie, was ich ſchreien konnte: Rettet den armen Ortenberg!

Einige Matroſen hörten mich. Ortenberg lebt noch! riefen ſie, und näherten ſich. Da aber das Kajütenſtück, worauf ich ſaß, noch immer zwiſchen den übrigen Trümmern herumtrieb: ſo wagten ſie es nicht, näher zu kommen, aus Furcht, an den großen Stücken zu ſcheitern. Sie lockten meinen Pudel, mein Pudel wich nicht von mir. Sie verlangten, ich ſollte hinüberſchwimmen, meine Wunden hatten mir nicht ſo viel Kräfte gelaſſen.

Endlich warf ſich der Trompeter ins Meer, und brachte mir ein Tau, das ich um meinen Leib wand. So kam ich glücklich in die Schaluppe, wo ich van Hoorn, den erſten Steuermann antraf. Sie betrachteten mich lange mit ſchweigender Verwunderung, und erlaubten mir, mich hinten in der Schaluppe in eine Art von Kämmerchen zu begeben, worin zwei Menſchen ſitzen konnten. Hier erholte ich mich etwas vom Schmerz und Schrecken.

Was war zu thun? ich rieth van Hoorn bis zum völligen Anbruch des Tages bei den Trümmern zu bleiben, um einige Lebensmittel zu retten (deren man in der Eile

nur sehr wenige mit sich genommen, um vielleicht einen Compaß zu finden, erfuhr aber, daß der zweite Steuermann den Compaß aus dem Schranke genommen, als er gemerkt, daß die Schiffsequipage sich zur Flucht bereite; diese hatte ihr Vorhaben dennoch ausgeführt, und der Steuermann war mit sammt dem Compaß in die Luft geflogen.

In Ansehung der Lebensmittel hielt van Heeren nicht für gut, meinen Rath zu befolgen, ungeachtet ich ihm versicherte, daß ich am Abend, als ich auf dem großen Mast saß, von Speck und Käse umringt gewesen. Wir ruderten immer darauf los, in Hoffnung, bei Sonnenaufgang Land zu erblicken. Die Sonne ging auf, die Trümmer des Schiffes waren uns aus dem Gesichte, und Land suchten unsere Blicke vergebens. Den Leuten entfiel der Muth. Sie machten mich zu ihrem Kapitän, weil sie wußten, daß ich der Schifffahrt kundig. Ich schleppte mich aufs Verdeck, wo ich die Equipage übersah, welche kraftlos die Ruder sinken ließ. Ich frug nach dem Vorrath von Lebensmitteln, man zeigte mir sieben oder acht Pfund Zwieback, und das war es auch alles.

Sogleich verbot ich zu rudern, denn womit sollten sie ihre Kräfte wieder auffrischen, da wir nichts zu essen hatten. Ich befahl ihnen ihre Hemden auszuziehen, um Segel daraus zu machen. Aber wo Zwirn hernehmen? Rasch griffen wir zu den Seilen, die auf Nothfall in der Schaluppe liegen, und wickelten Faden daraus los, aus dem,

was übrig blieb, machten wir Schoten und Smeyle. So hatten wir bald alle unsere Hemden zusammen geflickt, und kleine Segel daraus verfertigt; eben das thaten auch die andern im Boot.

Unserer waren in allem noch zwei und siebenzig, nämlich sechs und vierzig in der Schaluppe und sechs und zwanzig im Boot. In Rücksicht meines zerschmetterten Körpers versorgte man mich mit einem blauen Matrosenmantel und einem Kissen, der einzigen Bedeckung, die wir vorräthig hatten. Der Schiffschirurgus war mit uns, aber ohne einiges Medikament. Er legte gekauten Zwieback auf meine Wunden, und mit Hilfe der Natur und meiner gesunden Säfte, besserten sie sich von Tage zu Tage. Ich hatte mein Hemd auch zu den Segeln hergeben wollen, aber man ließ es nicht zu.

Nun was geschah? wir segelten mit frischem Winde darauf los, unsere Wegweiser waren die Sterne, deren Auf- und Untergang ich so ziemlich kannte. Wir hatten den zwanzigsten November, die Hitze des Tages war unerträglich, denn die Sonne stand gerade über unseren Köpfen, und während der Nacht klapperte die Kälte in unseren Zähnen, wofür nur mich allein mein Pudel schützte. Den Einundzwanzigsten, und die beiden folgenden Tage, beschäftigten wir uns, einen Jakobsstab zusammen zu stoppeln, um die Höhe zu nehmen. Ich zeichnete einen Quadranten auf das Deck, und ließ den Stock mit dem Kreuze, so gut es gehen wollte, zusammenstümpern. Der Schiffs-

fischer besaß auch einige Kenntniß vom Compaß, und indem wir uns so wechselseitig die Hand boten, brachten wir endlich ein Ding zu Stande, dessen man sich noch so ziemlich bedienen konnte. Ich zeichnete eine Seecharte auf ein Bret, und malte Java und Sumatra, sammt der Meerenge zwischen diesen beiden Inseln, darauf.

Am ersten Tage unseres Elendes hatte ich die Höhe genommen, und gefunden, daß wir unter dem fünften oder sechsten Grad südlicher Breite, und also nur einige zwanzig Meilen vom Lande entfernt waren. Diese Beobachtungen wiederholt' ich täglich, aber wie weiter? Die sieben oder acht Pfund Zwieback hatten wir in gleiche Theile getheilt, und jeder bekam das seinige so lange es dauerte, ob wir gleich des Tages nicht mehr als eines Fingers groß zu uns nahmen. Zu trinken hatten wir auch nichts, wo sollten wir's hernehmen? Wenn es regnete spreiteten wir die Segel aus, die sie sich ganz voll gesogen hatten, und liefen hernach das Wasser in zwei kleine Fäßchen laufen, die einzigen, die wir hatten. Sie dienten uns, an trockenen Tagen unsern Durst zu leiden, ein alter Schuh war unser Becher, unsere Schöpfkelle.

Trotz dieses äußersten Mangels, wollte man mich dennoch zwingen, zu essen und zu trinken bis zur Sättigung, weil, wie man sagte, man meiner Hilfe benöthigt und die Verringerung der Lebensmittel auf eine so große Menge Menschen unmerklich sei. Aber ich nahm nichts mehr als die übrigen; der einzige Betrug, den ich mir

erlaubte, war, daß ich meinem Pudel dann und wann ein klein Stück Zwieback zusteckte. Das Boot war in der nämlichen verzweifelten Lage, und fürchtete noch überdies durch Sturm oder andere Zufälle einmal plötzlich von uns weggetrieben zu werden, besonders da die Schaluppe besser segelte, und niemand im Boot war, der das Seewesen hinlänglich verstand. Sie baten uns daher oft und inständig, sie aufzunehmen, aber unsere Leute wollten nicht, aus Furcht, uns sämmtlich der äußersten Gefahr auszusetzen.

Endlich erreichten wir den Gipfel unsers Elendes, der Zwieback zu Ende, und noch kein Land. Der Hunger wüthete in unsern Eingeweiden — ich mußte sehen — daß man meinen Pudel — der mir meine Wunden geleckt — meine Füße gewärmt hatte —

Hier stockte Ortenberg, eine unwillkürliche Thräne drängte sich mit Gewalt in sein Auge, er wollte ein paarmal wieder anfangen, der Hals war ihm zugeschnürt, allen ward weh' um's Herz.

„Hört einmal, Kinder!" platzt' er endlich heraus, „ich darf von dem Pudel nicht mehr sprechen, mein Seel, nicht!" Eine Pause.

Nun was geschah? Die Leute murrten; ich suchte mein bischen Beredsamkeit hervor, um sie zu überreden, daß wir unmöglich mehr weit vom Lande sein könnten, umsonst! sie sagten mir in's Gesicht, daß ich sie und mich selbst betröge, und daß ich gerade in's offene Meer hinaussegelte, statt die Küste zu suchen.

In unserer äußersten Noth führte das Ungefähr eine Schaar Möwen herbei, die so langsam über unsere Schaluppe schwankten, daß jeder mit leichter Mühe einige ergriff. Sie wurden sogleich gerupft und roh verzehrt. Welch ein Leckerbissen! Honig schien uns Wermuth gegen diese Speise. Aber was ist eine Mahlzeit für zwei und siebenzig ausgehungerte, kraftlose Menschen? Zwei bleierne Tage verstrichen, und der Hunger kehrte doppelt wüthend zurück.

„Da wir einmal sterben müssen," rief van Hoorn, „so laßt uns alle zusammen sterben! laßt uns unsere Brüder aus dem Boot herübernehmen!"

Der Vorschlag fand diesmal keinen Widerspruch, wir nahmen Menschen, Ruder und Segel aus dem Boot, und überließen es den Wellen. Nun hatten wir dreißig Ruder in der Schaluppe, die wir auf die Bänke vertheilten. Wir besaßen auch ein großes Segel, einen Fockmast, einen Besansmast und ein Bogspriet. Die Schaluppe hatte so viel Raum, daß ein Mensch unter den Rudern sitzen konnte. Ich theilte die Matrosen in zwei Theile, die eine Hälfte saß, während die andere arbeitete, und so lösten sie einander ab.

Noch einmal führte der Himmel, zur Fristung unseres Lebens, eine Menge fliegender Fische, so groß als die größten Weislinge, herbei. Sie quollen gleichsam aus dem Meere hervor, und einige flogen sogar bis in die Schaluppe. Hierig warfen wir uns darüber her, und verschlangen sie roh.

Wieder nur eine kurze Hilfe! Doch hatten wir keine Kranken unter uns, worüber ich um so mehr erstaunte, da einige meinen Rath verachtet, und Seewasser getrunken hatten: einige nagten an Flintensteinen und Kugeln, andere tranken ihren eigenen Urin.

So wuchs unser Elend von Stunde zu Stunde, so sahen wir den Tod Schritt vor Schritt sich nähern. Der Himmel sandte weder Regen, noch Möwen, noch fliegende Fische mehr zu unserer Hilfe, und die gräßlichste Verzweiflung verzehrte unsere hagern Gesichter. Die Leute betrachteten sich untereinander mit einer Art von Wildheit, ihre gierigen Blicke schienen das Fleisch ihrer Nachbarn zu verschlingen. Einige fingen schon an zu murmeln, daß kein anderes Mittel mehr übrig sei, und daß man bei den jungen Leuten den Anfang machen müsse. Ich schauderte, mein Muth sank — ich richtete meine Augen gegen Himmel, und bat Gott, uns nicht über unsere Kräfte zu versuchen. Ich flehte in den beweglichsten Ausdrücken um Gnade für die jungen Leute, ich zeigte ihnen meine Seecharte und die Beobachtungen eines jeden Tages, und brachte es endlich mit van Hoorn's Hilfe so weit, daß sie mir noch eine Frist von drei Tagen zugestanden, zugleich aber einen gräßlichen Fluch darauf setzten, ihren abscheulichen Versatz auszuführen, wenn ich ihnen binnen dieser Zeit kein Land zeigen würde.

So verstrichen die Stunden unter den grausamsten Qualen des Leibes und der Seele. Mich selbst hatte bei

nahe die Verzweiflung übermannt, dem mörderischen Entschluß beizustimmen; aber am andern Morgen hatte die letzte Kraft uns verlassen. Die meisten vermochten nicht mehr von ihren Plätzen aufzustehen, van Hoorn konnte sich weder regen noch bewegen. Ungeachtet meine Wunden mich sehr geschwächt hatten; so war ich doch noch Einer der stärksten, und konnte mich von einem Ende des Deckes bis zum andern schleppen.

Nun wie weiter? es war der zweite Dezember und der dreizehnte Tag seit unserem Schiffbruche. Der Himmel bewölkte sich, es fiel ein starker Regen, der uns ein wenig erfrischte. Die Luft war still, so daß wir die Segel ausbreiten konnten, jedermann schleppte sich darunter und trank nach Belieben, die beiden Tönnchen blieben noch überdies gefüllt.

Ich stand eben damals am Steuer, beobachtete meine Karte, und urtheilte, daß wir unmöglich weit mehr vom Lande sein könnten. Ich hoffte sogar, daß der Himmel sich aufklaren würde, während ich diesen Posten behauptete, und ich bestand lange darauf, mich nicht ablösen zu lassen. Aber Nebel, Regen und rauhe Luft vertrieben mich endlich. Einer der Quartiermeister nahm meinen Platz, und ich verkroch mich unter der Menge, um mich wieder zu erwärmen.

Kaum war eine Stunde verflossen, als es heller wurde, und der Quartiermeister am Steuer plötzlich »Land!« rief. Potz Blitz! wie sprang ein Jeder auf seine zwei Beine!

das Wörtchen Land schien uns neue Kräfte einzuhauchen, alle wollten selbst sehen, Einer kletterte über den Andern weg, und es fehlte nicht viel, so wären vor lauter Drängen und Drücken und Stoßen, ein paar über Bord gepurzelt. Der Kerl hatte recht gesch'n, Gott sei Dank! Es war Land. Die Leute weinten wie die Kinder, Einer rannte wider den Andern, aus purer, klarer Freude waren sie alle verblüfft wie die Ochsen, mein Seel, so waren sie! Ich hatte Mühe genug, sie zur Arbeit zu bringen, aber nun ging es auch so rasch, als hätte Jeder einen Hammelbraten zum Frühstück verzehrt. Wir liefen mit vollen Segeln gerade auf die Küste los, aber die Brandung war so stark, daß wir nicht wagen durften, uns zu nähern. Zum Glück hatte die Insel eine kleine Bucht, wo wir endlich Anker warfen, und leicht wie die Gemsen an's Ufer sprangen.

Sogleich zerstreuten wir uns in die Wälder, um Nahrung zu suchen. Ich warf mich auf die Erde, die ich mit thränenden Augen küßte. Es ist ein süßer, unaussprechlicher Augenblick, der Erste nach überstandener Gefahr. Ich war so froh und fröhlich, vergaß Alles was ich verloren hatte, dachte nicht bebend an die Zukunft, verweilte selbstzufrieden bei der gefahrvollen Vergangenheit, that mir in meinem Sinne was darauf zu gute, ließ mich gern an den oder jenen Umstand erinnern —— nur nicht an den Verlust meines Pudels.

Nun wie weiter? da war nichts auf der Insel als Co-

cosnüsse, und nicht ein Tropfen süß Wasser. Wir labten uns an dem Safte, den die frischen Nüsse in sich haben, und speisten den harten Kern der ältern. Der Saft schmekte uns damals besser als Kapwein, und wäre heilsam gewesen, hätten wir nur mäßig davon genossen. Aber Leuten, die dreizehn Tage gehungert hatten, war es schwer, die Mäßigkeit zu predigen, hab' ich nicht recht, Patron? — Noch am selben Abend lagen wir sammt und sonders hingestreckt in den Sand, krümmten uns wie die Würmer, und das dauerte bis an den Morgen.

Darauf machten wir die Runde um die ganze Insel herum, da war keine menschliche Seele. Hin und wieder wohl Merkmale, daß dann und wann Menschen da gewesen, aber übrigens Cocosnüsse und damit Holla!

Was war zu thun? wir füllten die Schaluppe mit alten und frischen Nüssen und lichteten gegen Abend den Anker, des Vorsatzes, die Insel Sumatra zu suchen, die wir auch am andern Morgen erblickten, denn die Insel, von der wir herkamen, lag nur wenige Meilen davon. Wir fuhren an der Küste von Sumatra gegen Westen hin, so lange unser Proviant dauerte, bis uns endlich die Noth zwang zu landen. Aber das ist nicht so leicht als es aussieht, wie? Die Brandung ist teufelsmäßig wild. Fünf unserer besten Schwimmer kamen glücklich hinüber, und liefen längs der Küste hinab, einen bequemen Ort zu suchen, und da sie endlich einen Fluß fanden, gaben sie uns Zeichen näher zu kommen.

Wir thaten's. Gerade vor der Mündung des Fluſſes lag eine Bank, gegen welche das Meer ſich wüthend brach. Mir kam das Ding nicht kauſcher vor, wenigſtens wollte ich nichts wagen, ohne die Einwilligung Aller. Ich ſtellte die Leute ſämmtlich in zwei Reihen, und frug einen Jeden um ſeine Meinung; die Teufelskerls meinten alle, man müſſe der Gefahr trotzen. Nun in Gottes Namen! ich bin auch dabei. Ich ſtellte zwei Matroſen mit Rudern, zu jeder Seite des Hintertheils, um nöthigen Falls abzuſtoßen, van Hoorn nahm das Steuer in die Hand, um die Brandung gerade zu durchſchneiden. Aber was geſchah? die erſte Welle füllte die Schaluppe halb mit Waſſer, da mußte ſchöpfen wer ſchöpfen konnte, mit Hüten und Schuhen, und was bei der Hand war. Platſch kam die zweite Welle, und bedeckte uns ſo, daß wir vom hellen lichten Tage nichts mehr wußten, und weder ſteuern, noch rudern, noch ſchöpfen konnten. Kinder! ſchrie ich, haltet die Schaluppe in Gleichgewicht, und ſchöpft mit Händen und Füßen, ſonſt ſind wir verloren. Da kam die dritte Welle — ich befahl meine Seele Gott, ſo that ich; aber die Brandung war ſchon ſo kurz, daß wir nur wenig Waſſer bekamen, und da die Flut im Augenblick wieder ablief, ſo half uns Gott endlich durch.

Wir koſteten das Waſſer, heiſa! es war ſüß. Ueber dieſer Entdeckung vergaßen wir alle unſere Leiden. Wir landeten zur Rechten, wo das Ufer mit ſchönen Kräutern bedeckt war, worunter wir auch eine Art kleiner Feigen

fanden, die ich schon in Holland gegessen hatte. Poz Blitz! wir ließen uns nicht lange nöthigen: saftige, reife Feigen, und süßes, klares Wasser, so gut war es uns lange nicht geworden.

Einige unserer Leute, die ein wenig umhergeschweift waren, fanden auf einer Landspitze Tabak und Feuer. Wo Feuer ist, da sind auch Menschen nicht weit. Wir holten unsere beiden Beile aus der Schaluppe, hieben Bäume um, und zündeten von Strecke zu Strecke große Feuer an. Die Matrosen setzten sich darum, und dampften nach Herzenslust den gefundenen Tabak. Gegen Abend verdoppelten wir unsere Feuer, und aus Vorsicht stellte ich drei Schildwachen an die Zugänge unsers kleinen Lagers, hatt' ich nicht Recht, Patron, wie?

Der Mond war im Abnehmen, die Hälfte der Nacht verstrich ohne andere Zufälle, als ein heftiges Schneiden im Leibe, denn wir hatten zu viel Feigen gegessen. Mir fing eben an etwas besser zu werden, und ich wollte ein Stündchen schlafen, als die Schildwache rapportirte, daß die Landesbewohner sehr zahlreich anrückten.

Was konnten sie vorhaben, wie? Stockpechrabenfinster war es, ich schloß daraus, ihre Absicht sei eben nicht die freundschaftlichste. Der ganze Vorrath unserer Waffen bestand in obbemeldeten zwei Beilen und einem alten, verrosteten Degen, dazu befanden wir uns alle so übel, daß wir uns kaum rühren konnten.

Was zu thun? wir wollten wenigstens nicht unver-

theidigt ſterben. Wir halfen einander auf die Beine, riſſen Jeder einen Brand aus dem Feuer, und ſtürzten damit auf den Feind los. Die Funken flogen weit umher, der Anblick war fürchterlich, auch liefen die Indianer wie gejagte Haſen. Sehr natürlich, wie? ſie konnten ja nicht wiſſen, wie viel unſerer ſeien; und daß wir nicht mehr als einen verroſteten Degen bei uns hatten, das konnten ſie auch nicht riechen.

Sie zogen ſich in's Gebüſch zurück, und wir lagerten uns wieder um unſer Feuer, wo wir den Ueberreſt der Nacht dumm genug zubrachten, denn wir fuhren in die Höhe, wenn eine Eidechſe im Graſe ziſchelte. Van Hoorn hatte ſich in die Schaluppe retirirt, um uns auf allen Fall den Rücken zu decken.

Nun wie weiter? Am andern Morgen bei Sonnen-Aufgang, ſahen wir drei Inſulaner aus dem Holze auf uns zukommen. Ich ſchickte ihnen drei von unſern Leuten entgegen, welche die Reiſe nach Indien ſchon einmal gemacht hatten, und in der Sprache und den Landesgebräuchen ein wenig bewandert waren.

Von welcher Nation ſeid ihr? war die erſte Frage.

»Arme verunglückte Kaufleute aus Holland, deren Schiff verbrannt, und die um einige Lebensmittel bitten.«

Während ſie ſo miteinander kapitulirten, gingen die Indianer gerade auf die Schaluppe los, und glupten, und wollten wiſſen, ob wir auch mit Waffen verſehen wären?

Preß die Mahlzeit! ich hatte den Braten gerochen, und die Segel über die Schaluppen breiten laſſen.

»Freilich haben wir Waffen,« hieß es, »Muſketen genug, und Kugeln und Pulver mehr als wir verſchießen können.«

Da zogen ſie wieder ab, mit dem Verſprechen, Reiß und junge Hühner zu bringen. Sie hielten Wort, und wir gaben ihnen ungefähr achtzig Schilling, die wir aus allen unſern Taſchen zuſammen ſtoppelten, damit ſchienen die Kerls vollkommen zufrieden.

»Nehmt eine barſche Miene an,« ſagte ich zu meinen Leuten, »und thut als ob ihr zu Hauſe wäret.«

Wir ſetzten uns mir nichts dir nichts in's Gras, und fingen an einzuhauen. Die drei Inſulaner ſtanden dabei und bewunderten unſern Appetit. Wir frugen ſie, wie das Land heiße? ſie ſprachen einen Haufen kauderwelſches Zeug, aber das Wort Sumatra war nicht darunter. Indeß blieben wir doch bei unſerer Vermuthung, denn ſie nannten Java und zeigten mit der Hand nach der Gegend, wo es unſerer Rechnung nach liegen mußte.

Wer war froher als wir! denn weil ſich's nun einmal ohne Bouſſolle nicht gut in die Welt hineinſchifft, ſo waren wir immer in Furcht, auf der großen Steppe des Meeres, von Morgen gegen Abend und wieder von Abend gegen Morgen getrieben zu werden, ohne jemals unſern Zweck zu erreichen. Und was war denn unſer Zweck? einen holländiſchen Hafen zu finden, und unter Chriſten zu gerathen.

Dummkopf der ich war! mir iſt's nie hundsfott'ſcher ergangen, als unter den Chriſten, und die ſchönſte Zeit meines Lebens habe ich mit einem Heiden zugebracht, mein Seel, ſo hab' ich.

Nun was geſchah? Alles war gut, die Leute waren friſch und geſund, einem Jeden zappelte das Herz, wieder in See zu ſtechen, aber an Lebensmitteln litten wir Mangel. Was zu thun? Wir erblickten in der Ferne eine Art von Dorf, ich entſchloß mich, nebſt noch vier andern, in einem kleinen Boot die Fahrt den Fluß hinauf zu wagen, um für den Reſt unſers Geldes ſo viel Mund-Proviſion zu kaufen, als wir nur immer würden fortbringen können.

Wir landeten glücklich. Ich ſandte ſogleich an van Hoorn Reiß und Hübner, um es ſammt der Schiffsequipage zu verzehren. Was mich betrifft, ſo hielt ich mit meinen vier Geſellen eine vortreffliche Mahlzeit. Auch ihr Getränke, das ſie, Gott weiß, aus welchem Baume zapfen, behagte nicht übel, und ware mir beinahe zu Kopfe geſtiegen. Während wir ſo offene Tafel hielten, ſtanden die Inſulaner um uns herum: wenn wir in die Schüſſel fuhren, fuhren ſie mit gierigen Blicken hinterd'rein, und ehe wir noch den Biſſen in den Mund ſteckten, hatten ſie ihn ſchon mit den Augen verſchlungen. Nach der Mahlzeit erhandelte ich einen Büffel, aber die Beſtie war ſo wild, daß wir ihn weder greifen noch vor uns her treiben konnten.

Die Zeit verſtrich, es war Abend. Ich wanderte nach dem Boote zu, in der Abſicht, lieber am andern Morgen

zurück zu kommen, aber meine Leute baten mich inständigst, sie die Nacht über im Dorfe zu lassen, unter dem Vorwand, sie würden den Büffel im Finstern besser greifen können. Ich warnte sie, aber sie gaben nichts d'rauf, und so ließ ich sie thun, was sie Lust hatten.

Als ich nicht weit mehr vom Ufer des Flusses war, fand ich einen Haufen Insulaner, die sich, nach ihren Geberden zu urtheilen, unter einander zu berathschlagen schienen, ob sie mich sollten ungehindert reisen lassen, oder nicht. Was war zu thun? ich nahm zwei davon bei den Armen, und stieß sie mit der Miene eines Befehlshabers, der nicht gewohnt ist, Widerspruch zu hören, auf das Boot zu. Sie sahen mich wild an, stiegen aber doch ein, setzten sich, der Eine hinten, der Andere vorne, und fingen lustig an zu rudern. Ich bemerkte einen Dolch, oder Orid, wie die Kerls es nennen, an ihrer Seite, und folglich waren sie Herren meines Lebens.

Nach einer kleinen Weile kam der Hinterste zu mir, in die Mitte des Bootes, wo ich stand, und gab mir durch Zeichen zu verstehen, daß er Geld haben wolle. Ich zog eine kleine Münze aus meiner Tasche, und reichte sie ihm hin. Er betrachtete sie anfangs mit ungewissen Blicken, wickelte sie aber doch endlich in das Stück Leinwand, das er um den Leib trug. Natürlich wollte der Vorderste nicht leer ausgeh'n, er kam und machte mir die nämlichen Zeichen. Ich reichte auch ihm ein Stück Geld, das er hin und her drehte, und auf beiden Seiten betrachtete, aber noch

weit ungewisser schien, als der Erste, ob er es nehmen, oder mich über den Haufen stoßen sollte. Das wäre ihm ein leichtes gewesen, denn ich war unbewaffnet.

Sapperment wie? das war kein Spaß. Ich fühlte die Größe der Gefahr, mein Herz schlug mir bis unter die Kinnlade. Indeß ruderten wir lustig den Fluß hinunter, um so schneller, da die Ebbe uns hob. Als wir ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, fingen meine beiden Führer an, ziemlich hitzig mit einander zu sprechen, und alle ihre Bewegungen schienen die freundschaftliche Absicht anzudeuten, mich zu gleicher Zeit von vorne und hinten zu durchbohren. Ich kann's nicht läugnen, Patron, ich zitterte an allen meinen Gliedern, wie die Spitze einer Flagge, wenn der Wind zweideutig ist, kurz und gut! ich fing in der Angst meines Herzens an zu singen, mein Seel, so that ich, und sang mit so heller, kreischender Stimme, daß die Wälder an beiden Ufern davon wiederhallten. Die Kerls lachten aus vollem Halse, und sperrten das Maul dabei so weit auf, daß ich ihnen bis in den Schlund hinabsehen konnte. Aus ihren Geberden schloß ich, daß sie nicht die geringste Furcht oder Mißtrauen bei mir vermutheten, und so erfuhr ich an meinem eigenen Beispiel, was ich oft gehört, aber nie geglaubt hatte: daß ein hoher Grad von Furcht den Menschen zum Singen bewegt.

Da ich merkte, daß das Mittel anschlug, so blökte ich immer fort, während das Boot mit großer Schnelligkeit den Fluß hinabfuhr, so daß ich in Kurzem unsere Scha-

luppe zu Geſicht bekam. Sogleich gab ich meinen Leuten unvermerkt ein Zeichen mit dem Schnupftuche, ſie ſahen es und liefen herbei.

Nun ſuchte ich den Inſulanern begreiflich zu machen, daß, um zu landen, ſie beide am Schnabel des Bootes ſtehen müßten: weil mir bange war, Einer würde mich beim Ausſteigen von hinten attakiren. Hatt' ich nicht Recht, Patron, wie? Sie gehorchten ohne Widerrede, und ſo kam ich endlich wohlbehalten wieder zu den Meinigen.

Ehe die beiden Indianer ihren Rückweg wieder antraten, zogen ſie ſorgfältige Erkundigung ein, wo wir alle die Nacht zubrachten? Wir zeigten auf einige Zelte, die wir aus Zweigen und Blättern zuſammengeflickt hatten. Sie fragen abermals, wo van Heern und ich ſchliefen? weil wir ihnen die angeſehenſten unter dem Haufen zu ſein ſchienen. Wir antworteten ihnen: »in der Schaluppe unter den Segeln" worauf ſie wieder in ihr Boot marſchirten und abſtießen.

Ich erzählte den Leuten Alles, was mir dort begegnet war, und machte ihnen Hoffnung, unſere vier Zurückgebliebenen ſammt dem erhandelten Büffel am andern Morgen bei uns zu ſehn. Die Nacht verſtrich in Todtenſtille, die Sonne ging auf, aber Niemand ließ ſich ſehen. Uns ward bange um die armen Kerls.

Nicht lange ſo erblickten wir zwei Inſulaner, die einen Büffel vor ſich hertrieben: aber ich ſah bald, daß es nicht der war, den ich Tages vorher gekauft hatte. Einer unſerer

Leute, der ſo halb und halb die Sprache kauderwelſchte, frug um die Urſache dieſes Tauſches, und wo unſere vier Gefährten geblieben? Sie wandten vor, der erſte Büffel ſei allzu wild und unbändig geweſen, und unſere Leute kämen mit einem zweiten nach. Das Ding kam mir etwas verdächtig vor, denn der Büffel, den ſie uns da herbei geſchleppt hatten, war eben ſo toll und unbändig als der geſtrige. Ich ließ ihn deshalb ſogleich vor den Kopf keulen, bis er fiel.

Als die beiden Schwarzen ihn fallen ſahen, brachen ſie in ein fürchterliches Geheul aus. Auf dieſen Lärm ſtürzten zwei bis dreihundert Inſulaner aus dem Walde hervor, und liefen nach der Schaluppe zu, vermuthlich um uns den Weg zur Flucht abzuſchneiden, und uns alsdann mit mehrerer Bequemlichkeit Stück vor Stück zu maſſacriren. Drei der unſrigen, die in einiger Entfernung ein Feuer gemacht hatten, wurden es zuerſt gewahr, und gaben uns ein Zeichen. Ich hob meine Augen auf, und ſah von einer andern Seite vierzig oder fünfzig neue Feinde auf uns zuſtürzen.

Was war zu thun? ich ſprach meinen Leuten Muth ein: »es ſind nackte Lumpenhunde, ſo ſind ſie!« rief ich ihnen zu, »laßt uns fechten auf dem Flachfeld, ich gebe euch mein Wort, wir ſtöbern ſie aus einander.« Aber diesmal hatte ich die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Das Geſchmeiß mehrte ſich von Augenblick zu Augenblick, die meiſten waren mit Schildern bewaffnet, und trugen in der Fauſt eine Art von kurzem Degen.

Fort in die Schaluppe! rief ich den Meinigen zu; denn es ware Unsinn gewesen, ein unbewaffnetes Häuflein gegen die zahllose Menge fechten zu wollen, ein Sandkorn gegen eine Meereswelle. Wir liefen aus allen Kräften auf die Schaluppe zu, und diejenigen, die sie nicht geschwind genug erreichen konnten, stürzten sich in's Wasser, und schwammen an Bord. Der Feind hitzig hinter uns her.

Unglücklicherweise waren wir gar nicht auf die Abfahrt vorbereitet und alle Segel, in Form der Zelte, über die Schaluppe gespreitet. Was zu thun? ein Theil von uns arbeitete aus allen Kräften, um flott zu werden, indeß wir Andern uns mit den beiden Beilen und dem alten verrosteten Degen vertheidigten, so gut wir konnten. Was half's! die Leyten wurden dennoch von den Schwarzen, mit ihren Zagayen, einer Art Lanzen mit Widerhaken, durchbohrt, so daß ihnen die Eingeweide aus dem Leibe hingen.

Der Schiffsbäcker, ein großer, wohlgemachter Kerl, haute mit dem Degen um sich herum, daß es eine Lust war. Ich ließ das Ankerthau kappen, und so wurden wir endlich flott. Die Insulaner wadeten uns noch eine Zeit lang im Wasser nach, aber bald verloren sie Grund unter den Füßen, und mußten ihren Raub fahren lassen. Wir gaben uns alle Mühe, den unglücklichen Rest unserer Leute aufzufischen, die noch hin und wieder im Flusse herumschwammen. Wer nicht tödtlich verwundet war, kam glück-

lich an Bord, und siehe, es erhub sich ein Landwind, der uns wohlbehalten durch Sandbänke, Klippen und Brandungen hindurch führte.

Unsere Feinde hatten wohl vermuthet, wir würden da Schiffbruch leiden, und waren auf der äußersten Spitze des Kaps versammelt; aber Prost die Mahlzeit! wir schwenkten unsere Hüte, machten ein Freudengeschrei, und segelten mit vollem Winde von dannen.

Kaum waren wir außer Gefahr, als ich bemerkte, daß der ehrliche Bäcker, der sich so brav gehalten, von einer vergifteten Lanze verwundet worden. Die Wunde war über dem Nabel, die umgebenden Theile begannen bereits schwärzlich zu werden. Ich fing an in das Fleisch hinein zu schneiden, um das Weiterfressen des Giftes zu hindern, aber die Schmerzen, die ich dem armen Kerl machte, waren umsonst, er fiel todt zu meinen Füßen, und wir gaben seinen Leichnam der See.

Ich überzählte meine Gefährten, es fehlten sechzehn, eilf davon waren am Ufer getödtet worden. Ueber das unglückliche Schicksal der vier im Dorfe Zurückgelassenen blieben wir in Ungewißheit, aber wahrscheinlich wurden sie das erste Opfer der Grausamkeit der Schwarzen.

Wir fuhren längs der Küste hinab, unser Mundvorrath bestand in acht Hühnern und ein wenig Reiß, davon sollten funfzig Menschen satt werden, wie? das konnte nicht lange dauern, so jagte uns der Hunger wieder an's Land. Ein Haufen Leute am Ufer nahm bei unserer Lan-

dung die Flucht. Was zu thun? Lebensmittel von ihnen zu bekommen, war schlechte Hoffnung, nach der ungünstigen Aufnahme, die wir schon einmal erfahren müssen. Indes fanden wir doch süßes Wasser, und die benachbarten Felsen trugen Austern und kleine Meerschnecken, die wir mit großem Appetite verzehrten, und mit Pfeffer würzten, wovon ich, bei der Verproviantirung im Dorfe, einen ganzen Hut voll eingekauft und gerettet hatte.

Nachdem wir alle satt waren, belud ein Jeder seine Taschen mit Austern und Meerschnecken, so viel er tragen konnte, die beiden Tönnchen wurden mit süßem Wasser gefüllt, und so marschirten wir wieder in unsere Schaluppe.

Als wir abstießen, schlug ich vor, ein wenig weiter in See zu stechen, um ein großer Stück Weges zu machen. Man befolgte meinen Rath, aber was geschah? Die einbrechende Nacht führte uns einen derben Sturm über den Hals, der uns weidlich herumwarf. Wir zitterten, alle Augenblick von einer Welle verschlungen zu werden, entrannen aber dadurch mancher andern Gefahr, denn wären wir langs der Küste hinabgefahren, mein Seel, der Sturm hätte uns an eine Klippe geschleudert, oder wir hätten in der nächsten Bai landen müssen, wo, wie wir hernach erfuhren, abgesagte Feinde der Holländer wohnten, die unsere Nation mit Feuer und Schwert verfolgten.

Bei Tages Anbruch legte sich der Wind, und drei Inseln lagern vor unserer Nase. Wir beschlossen auszusteigen, weil wir hofften einige Nahrung zu finden, ob sie gleich

unbewohnt schienen. Wir ruderten auf die erste die beste zu, und fanden sie voll Bambusröhre, so dick als mein Bein. In der Noth lernt man Alles brauchen. Wir höhlten eine Menge davon aus, bis auf dem Boden, füllten sie mit süßem Wasser und verstopften sie oben. Auf diese Weise hatten wir unſ're beiden Tönnchen multiplizirt. Wir trafen auch Palmbäume an, deren Frucht uns zur Speise diente, das war's aber auch Alles. Wir liefen von einem Ende der Insel bis zum andern, aber hier Palmbäume, und dort Bambusröhre, und damit Holla.

Am andern Morgen bei Sonnenaufgang, erstieg ich den Gipfel eines hohen Berges, der vor uns lag, mir ahnete irgend eine Entdeckung. Nun da stand ich und gaffte, und konnte lange nichts heraus gaffen; mein Blick verlor sich in Gottes großer, unermeßlicher Schöpfung. Endlich, nachdem ich lange genug geblinzelt, und aus meiner Hand ein Sehrohr gemacht hatte, kam mir's vor, als säh' ich in unendlicher Ferne zwei große blaue Berge. Es fiel mir bei, daß mein ehemaliger Prinzipal, Hans Heinrich van Schouten, Gott gebe ihm einen guten Tag! der zweimal in Ostindien gewesen war, mir oft erzählt hatte, daß auf Java zwei große Berge seien, die in der Ferne blau schienen. Ich calculirte weiter: »wir sind auf diese Insel gekommen, indem wir die Küste von Sumatra links liegen ließen, diese Berge sind zur Rechten, zwischen beiden schweift mein Auge hindurch, ohne Land zu entdecken, zwischen Sumatra und Java ist eine Meerenge —

Hella! wir sind auf der rechten Fahrt!" Hatt' ich nicht Recht, Patron, wie?

Ich sprang vom Felsen herab wie eine Gemse, und holte van Hoorn, aber ehe wir den Gipfel wieder erreichten, hatten die Wolken meine beiden blauen Berge verschlungen. Indeß die Berge existirten doch, ich hatte sie gesehn. Van Hoorn fand meine Conjecturen nicht unwahrscheinlich, und wir klimmten heran, um diese Entdeckung unsern Gefährten mitzutheilen.

Heisa! Das war eine Freude. Die Leute trugen singend und tanzend Palmfrüchte und Bambusröhre in die Schaluppe. Der Wind war gut, wir lichteten die Anker und steuerten gerade auf die beiden blauen Berge los.

Um Mitternacht erblickten wir Feuer, wir hielten es lange Zeit für ein Schiff, aber es war eine Insel am Eingange der Meerenge. Kaum waren wir da vorbei, so sahen wir wieder Feuer auf einer andern Seite, und erkannten, daß es Inder waren. Bei Anbruch des Tages wurden wir durch eine Windstille aufgehalten, aber — Gott sei gelobt! ohne es zu wissen, waren wir bereits an der Küste von Java, mein Seel, so waren wir.

Ein Matrose, der am Mast hinaufgeklettert war, schrie plötzlich, daß er eine Flotte entdecke, und zählte bis drei und zwanzig Schiffe. Unsere Freude war unaussprechlich, wir hüpften und sprangen und umarmten einander mit Thränen. Sobald sich ein Lüftchen erhob, steuerten wir auf die Flotte zu. Gütige Vorsicht! Ortenberg nahm den

Hut ab, und eine Thräne blinkte unter seinen dicken Augenbraunen) es war eine holländische Flotte, und wir warfen uns in die Arme unserer Landsleute und Freunde.

Der Admiral van Ternaer mußte eben mit seinem Sehrohr in der Gallerie stehen, und da das Sonderbare unserer Segel und übrigen Equipage ihm auffiel, so schickte er uns seine Schaluppe entgegen. Lieber Gott! es waren Bekannte von uns, wir waren im Texsel zusammen unter Segel gegangen, und hatten uns nachher getrennt.

Sie nahmen mich und van Hoorn in die Schaluppe, und brachten uns am Bord des Admiralschiffes. Wir wurden angestaunt, und van Ternaer empfing uns wie Brüder. Er mochte wohl merken, daß wir guten Appetit hatten, denn er ließ sogleich die Tafel decken, und setzte sich mit uns zu Tische. Als ich nun zum ersten Mal wieder Brot sah — guter Gott! da war es mir so eng um's Herz, daß mir die Thränen in die Augen traten, und ich lange Zeit nicht zu schlucken vermochte. Unsere übrigen Leute kamen bald nach, und wir wurden sämmtlich auf die Schiffe vertheilt.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Philosophie! Stolz unsrer Tage!
Trotz und Trost auf dieser Pilgerbahn!
Nie erschallt aus deinem Mund die Frage:
„Welcher Religion, Mensch, bist zu zugethan?“

Ja, das war alles recht gut, fuhr der biedere Seemann fort, aber nun wie weiter? Die romanhaften Grillen waren mir so ziemlich vergangen, meine Begierde nach Abenteuern gesättigt, wo nun Brot hernehmen, und Dach und Fach?

Wir kamen nach Batavia, die Leute drängten sich um mich und meine Kameraden her, und staunten uns an, und horchten mit offenem Maule und schauderten bei unserer Erzählung; aber das war's auch Alles! unsere Blöße zu decken, unsern Hunger zu stillen, daran dachte Keiner; und Almosen betteln — pfui! lieber verhungern.

Zum Glücke hatte ich mich in meiner Jugend stark auf's Zeichnen gelegt, und konnte, wenn man mir ein Stück Pergament und rothe und schwarze Kreide gab, leicht etwas *hinfudeln*, das einem Menschengesichte ähnlich sah. Dergleichen Köpfe zierte ich nach meiner Phantasie, bald mit einem Hut, bald mit einem Turban, und verkaufte sie für römische und türkische Kaiser. Auf diese jämmerliche Weise schleppte ich mich von einer Stadt zur andern,

E.E.L. UNIVERS. LIPS.

beſuchte Balambuan, Panarucan, Tuban und kam endlich nach Bantam im Meerbuſen von Jacatra.

Nun müßt ihr wiſſen, daß Bantam ein anſehnlicher Ort iſt, der großen Handel treibt. Da verſammeln ſich des Morgens um neun Uhr die Nationen der halben Welt auf dem Markte, Portugieſen, Araber, Türken, Malayen, Abyſſinier, Chineſer, Peguaner, Bengaler, Guzurater, Malabaren, das wimmelt unter einander, wie in Gottes großem Himmelreich, ſo ſtell' ich mir vor. Da werden keine unnütze Diſputen gepflogen, über Glauben oder Unglauben, ein Jeder dient ſeinem Gott im Stillen, und hält das Maul, wie ſich's gebührt.

Wie ich nun ſo da ſtehe und gaffe, und mich nach irgend einem Broterwerb umſehe, höre ich plötzlich hinter mir deutſch reden. Sapperment wie? das war Janitſcharen-Muſik in meinen Ohren. Wie eine Nürnberger Puppe am Draht gezogen, drehte ſich mein Kopf nach der Gegend, wo der liebliche Schall herkam, und ich erblickte einen Mann von mittlerem Alter, mit einem offenen, Zutrauen einflößenden Geſichte, in ein eifriges Geſpräch mit einem Andern verwickelt, der, wie ich hernach erfuhr, ein Hamburger Schiffer war.

Als ſie geendigt hatten, und der Hamburger ſeine Straße ging, faßte ich mir ein Herz, trat an den Mann mit dem guten Menſchengeſichte, und ſprach: »Herr, ich bin ein armer Deutſcher, Euer Landsmann. Ihr ſeid ein bied'rer Geſelle, das ſagt mir Euer Blick; ſo thut denn ein

Werk der Barmherzigkeit, und ſchafft ehrliches Brot einem ſchiffbrüchigen, der all' ſeine Habe verlor. Arbeiten wollt' ich gern, ſo fehlt es mir an Mitteln, und Niemand hat Zutrauen zu einem Nackenden, betteln aber mag ich nicht, und kann ich nicht."

Der Mann begaffte mich vom Kopf bis zum Fuße.

„Sei mir willkommen, Landsmann!" ſprach er endlich, „ich thue gern ein Werk der Liebe. Ich bedarf deiner Dienſte nicht, aber ich will dir helfen wie ich kann."

Darauf nahm er mich mit ſich in ſein Haus, ſpeiſte und tränkte mich, und enthielt ſich aller läſtigen Fragen, bis ich ſatt war. Aber am Ende der Mahlzeit, da hub er an mir auf den Zahn zu fühlen, und ſich zu erkundigen um meine Heimath. Ich gab ihm ehrlich Beſcheid, und erzählte ihm alle meine dummen Streiche treuherzig, mein Seel, ſo that ich! Beſſer iſt es ſeine Schuld bekennen, wir ſind doch alle arme Sünder, und vergraben oder verpraſſen das Pfund, das uns der große Schatzmeiſter dort oben geliehen hat, um die Entree in eine beſſere Welt damit zu bezahlen. Durch mein freimüthiges Betragen gewann ich das Herz des Deutſchen.

„Sie ſind ein ehrlicher Mann, Ortenberg," ſagte er zu mir: „Den Kummer, den Sie Ihrem alten Vater machten, hat die Vorſehung Sie früh durch Kreuz und Elend büſſen laſſen. Sie haben nun ausgebrauſt, Ihre romantiſchen Grillen ſind verflogen, hören Sie meinen Vorſchlag. Ich bin ein Thüringer, Chriſtian Schwarz iſt mein Name.

Ich lebte zwanzig Jahr auf dieſer Inſel, Gott hat meinen Fleiß geſegnet, ich bin ein wohlbehaltener Mann. Die Meinigen lieben mich, meine Mitbürger hegen Achtung für mich. Aber was iſt Liebe, Achtung und Reichthum, wenn man es nicht da genießt, wo man geboren ward, wenn die Geſpielen der Jugend, mit denen man heran wuchs, unſern Wohlſtand nicht ſehen und theilen. Die Stimme des Vaterlandes iſt allmächtig in meiner Bruſt erwacht, ich habe meine Plantagen zu Gelde gemacht, und reiſe in wenig Wochen mit dem Hamburger-Schiffer in Gottes Geleite zurück nach meinem lieben Deutſchland. Wollen Sie mich begleiten, ſo ſollen Sie auf der Reiſe für nichts zu ſorgen haben. Ich bringe Sie zu Ihrem Vater, und er wird Sie mit offenen Armen empfangen."

Das war wohl ein guter geſunder Vorſchlag aus dem Munde eines Biedermannes, aber konnte ich ihn annehmen? wie? In die Erde hätte ich ſinken müſſen für Scham, wäre ich meinem Vater als ein Bettler wieder unter die Augen getreten.

»Nein!" ſprach ich, »ſo war mir Gott verzeihe! das kann ich nicht. Erſt muß ich ſuchen ein Kerl zu werden, deſſen mein Vater ſich nicht zu ſchämen hat. Es gehe mir wie Gott will, ſo betrete ich den deutſchen Boden nicht wieder."

Das Zureden des ehrlichen Chriſtian Schwarz fruchtete nichts bei mir. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, in meiner Vaterſtadt mit Fingern auf mich weiſen

zu sehen und zischeln zu hören: Das ist der Narr, der in Indien sich goldene Berge träumte, und nun froh ist, daß er seine Füße wieder unter des Vaters Tisch stecken darf. Die armen Eltern! würde es heißen, was erleben sie nicht für Jammer an dem Taugenichts von Sohne. Nein, lieber der Sklave eines Malayen, lieber hier mit meinem Schweiße eine Zuckerplantage begossen, als dort das Ziel des Spottes meiner Landsleute.

Als der ehrliche Thüringer sah, daß nichts mit mir anzufangen sei, so zählte er mir — es klingt fabelhaft, aber bei Gott! so that er — er zählte mir tausend Pennes, in lauter gold'nen und silbernen Fanons, auf den Tisch *). »Nehmen Sie," sprach er mit einem Tone, als ob er mir ein Glas Wasser gereicht hätte: »und danken Sie mir nicht. Ich bin ein reicher Mann, ich reise mit Schätzen in mein Vaterland zurück, die mir allenfalls erlaubten eine Grafschaft zu kaufen, wenn ich ein Liebhaber von Grafschaften wäre. Ich dachte so vor meiner Abreise, der holländischen Kirche allhier ein paar goldene Becher, goldene Leuchter, ein reiches Altartuch und dergleichen zu schenken; der

*) Der Penne gilt 10 Fanone, goldene oder silberne, wie sie im Lande gang und gäbe sind. Ein Fanon wird ungefähr 25 Kopek russisches Geld betragen, daß also das Geschenk des Thüringers 2500 Rubel ausmachte. Freilich wird man das in Europa kaum glauben wollen.

Mensch glaubt durch solche Lappalien sich gewissermaßen mit Gott abzufinden, aber ich denke, es ist besser gethan einen würdigen Nothleidenden mit der Summe zu unterstützen, die dazu bestimmt war. Gott nimmt das höher auf als einen goldenen Becher, mein Seel, so thut er! Nehmen Sie, und wenn ich Ihnen rathen soll, so gehen Sie mit dem Gelde auf die Küste von Coromandel, dort, hat man mir gesagt, gibt es tausenderlei Nahrungszweige mehr als hier. Reisen Sie glücklich! die einzige Bedingung, die ich mache, ist die: wenn Sie einst zurück nach Deutschland kommen, so besuchen Sie den alten Christian Schwarz."

O meine Freunde! siebzehn Jahre sind nun verflossen, seit Christian Schwarz Indien verließ. Noch sehe ich ihn im Hafen von Bantam, wie er das Hamburger-Schiff bestieg; noch fühle ich seinen letzten, redlichen Händedruck, mein Seel, so thu' ich! noch höre ich, wie er mir vom Deck herab zurief:

„Leb' wohl, Ortenberg! und wenn du nach Deutschland kommest, so vergiß nicht einzukehren im Städtlein Wernigerode im Harzgebirge."

Das Schiff entfernte sich immer weiter und weiter, und endlich sah ich nur einen weißen Punkt in der See. Da stand ich und flennte, bis es Abend ward, und die Nacht über schlief ich auch nicht viel. Doch nur weiter, wie?

Tausend Ponnes hatte ich in der Tasche, auf Java

zu bleiben war mir verboten, auch hatte ich selbst keine Lust dazu. Ich verdung mich auf eine Jonke, welche Ananas von der Insel nach dem festen Lande brachte (denn ihr müßt wissen, daß auf Java die besten Ananas in ganz Indien wachsen). Ich passirte Sumatra und kam in den Meerbusen von Siam, wo ich nur kurze Zeit blieb, und setzte dann nach Ceylon über. Von da ging ich auf die Küste von Coromandel, besuchte Negapatnam, Karikal, Pondichery, Madras, Masulipatnam, und näherte mich so dem Golf von Bengalen.

Ich war noch immer unschlüssig, wie ich meine tausend Ponnes anlegen, ob ich mit Pfeffer, Gingans oder gemalter Leinwand handeln sollte.

Eines Tages wandelte ich ganz allein dem nahen Gehölze zu. Ich hatte so allerlei Gedanken an meinen ehrlichen Vater, an meine alte Mutter, an meine verlassene Heimat. Es ward mir ganz weich um's Herz. Das Flöten der Stranmücke von Pondichery, das Klagen des Bulbul, das wilde Geschrei der Bussard, das Zirpen der kleinen Wachtel aus Bingi, und der Gesang der malabarischen Haubenlerche, machten wider meinen Willen einen sonderbaren Eindruck auf mich. Ich wischte mir von Zeit zu Zeit eine wehmüthige Thräne aus den Augen, so that ich. Meine Seele schweifte in mein Vaterland, hinüber über das Meer, an den Ort meiner Geburt, wo ich Gottes Luft zum ersten Mal einsog, zurück in jene seligen Tage der Kindheit, wo der Teich, an dem ich spielte, mir

größer dünkte, als die See, die nun vor meinen Augen lag; wo Breslau meine Welt war, und ich mit starrem Auge an dem Munde meines Vaters hing, wenn er mir je zuweilen nach dem Abendessen vom fabelhaften Indien mit seinen Schätzen vorerzählte.

Ach! alles Gold der Nabobe Indien's hätte ich in diesem Augenblicke darum gegeben, meinem Vater seine Pfeife stopfen zu können, mich neben ihn zu setzen auf den kleinen Strohstuhl, der immer im Winkel am Ofen stand, und das nur beschreiben zu hören, was ich jetzt wirklich vor mir sah. Noch höre ich meinen alten, ehrlichen Kauz von Vater, mein Seel, so thu' ich! wie gütig und herablassend er seine kunstlosen Erzählungen unserem kindlichen Verstande anpaßte, bis nun endlich die Uhr im braunen Gehäuse, in der Ecke rechter Hand, zehne schlug, und er seine Pfeife ausklopfte, seinen letzten Tropfen Bier auf die Kohle goß, uns seine Hand zum Küssen reichte, den Hausschlüssel vom Tische nahm, und in seine Schlafkammer wanderte.

Hier wurde der ehrliche Seemann sehr bewegt — er versuchte umsonst weiter zu sprechen —

»Nehmen Sie mir's nicht übel, Patron!" stotterte er endlich heraus: »Du hast ihn gekannt, Konrad Spiller."

Eine feierliche Pause. Allen ward weh' um's Herz.

»Guter, alter Vater!" rief Ortenberg, indem er Hände und Augen empor hob, »du hast mir meine dummen Streiche verziehen, ja gewiß, so hast du! und wenn wir

uns einmal wieder finden, es sei auch wo es sei; so wirst du mich empfangen mit eben dem treuherzigen Handschlag, mit dem du von mir schiedest; mit eben der liebevollen, väterlichen Stimme, mit der du mir zuriefest: leb' wohl, mein Sohn! wirst du mir dann entgegen rufen: willkommen, mein Sohn! Ja gewiß, so wirst du!" — und nun Kinder, fuhr er fort, indem er seine Augen trocknete, denkt mir nicht mehr an meinen Vater, wenn ihr wollt, daß das Glas Kapwein mir schmecken soll.

Eine abermalige Pause. Ortenberg hatte sich gefaßt.

Alſo wie gesagt, kurz und gut! ich ging spaziren und damit holla! Unvermuthet hatte ich mich in den Wald hinein verirrt, daß ich weder aus noch ein wußte. Nun was geschah? Ich höre so ein Murmeln von Wasser, und merke, daß eine Quelle in der Nähe ist. Mich dürstet, ich gehe d'rauf zu. Siehe da hüpft mir ein Mädchen entgegen, mit einem Wasserkrug am Arm, so schön als ich noch keines sah. Sie hatte ihren schlanken Leib in ein Stück Leinwand gewickelt, trug eine Schürze von der Wolle des Hammels aus Tibet, zwölf goldene Ringe an jedem Arm, und über den Knöcheln der Füße. Ihre flache Hand war mit Mindi-Blättern roth gefärbt, und um die Augen hatte sie sich einen schwarzen Zirkel gemalt. Goldene und silberne Ketten schmückten ihren schönen Hals, in den Ohren trug sie Diamanten, ihre Haare waren mit Cocosöl gesalbt, geflochten, und um eine goldene Nadel gewunden.

Als sie vor mir vorüberhüpfte, betrachtete sie mich wohlgefällig vom Kopf bis zu den Füßen, und entblößte ihren vollen Busen. Das Mädchen ist gewiß eine liederliche Dirne, dachte ich bei mir selbst, und ich betrog mich; denn ich wußte nicht, daß eine junge Indianerin von Lebensart, wenn sie einer Person aus einem angesehenen Stamm, oder einem Europäer begegnet, verbunden ist, den Busen zu entblößen. Das ist eine Höflichkeits-Bezeugung, bei welcher die Schönheiten Indien's nichts mehr und nichts weniger denken, als unsere Damen, wenn sie knickbeinen; und aufrichtig gesprochen, kömmt mir's noch immer anständiger vor als das Knixen, wobei das Frauenzimmer eine ganz sonderbare Positur macht, die uns aber nicht mehr auffällt, weil wir's gewohnt sind.

Des Mädchens strotzender Busen, durch kein Korset empor gehalten, machte einen so angenehmen Eindruck auf mich, daß ich vergaß meinen Durst zu löschen, und taub wurde für das Flöten der Grasmücke von Pondischery. Ich blieb stehen, das Mädchen auch. Wir sahen einander an, wir schienen beide Lust zu haben mit einander zu reden. Ich, der aufgeklärte Europäer, mit Begriffen von Schicklichkeit und Unschicklichkeit im Kopfe, schwieg; sie, die Tochter der Natur, that, was ihr Herz ihr gebot.

»Willst du trinken, Fremdling?" sprach sie mit zauberischer Stimme.

»Ich will trinken, schönes Mädchen," versetzte ich mit einer Art wollüstiger Bangigkeit.

Sie kam und reichte mir ihren Krug, ich trank. Der Kapwein hier ist wahrlich nicht schlecht; aber nie hat ein Trunk mir wieder so geschmeckt, als jener, aus den Händen der lächelnden Unschuld.

»Hab' Dank!" stotterte ich gebrochen heraus, »wer bist du, schönes Mädchen?"

»Ich bin Welli," erwiederte sie, »die Tochter des frommen Braminen Akbar, der nicht fern von dieser Quelle in einem Scheltre *) haust. Komm mit mir, ich will dir Gange **) vorsetzen."

Was konnt' ich wohl besser's thun, als der schönen Welli folgen, wie? »Du gefällst mir," sagte sie unterwegs zu mir, »gefall' ich dir auch?"

Ich drückte ihr die Hand, das ist eine Sprache, die man in allen Ländern versteht. Ich hatte eine Weste mit Glasknopfen an, Welli bat mich um Einen davon, ich gab ihn ihr, und sie wollte mir dagegen einen diamantenen Ohrring aufdringen.

Warum nimmst du nicht? sprach sie.

»Weil es zehnmal mehr werth ist, als mein Glasknopf."

Du lügst, dein Glasknopf ist größer, ich werde mir einen gold'nen Reif dazu machen lassen, und ihn auf dem Finger tragen.

---

*) Scheltre, ein Ruhegebäude, zur Bequemlichkeit der Reisenden aufgeführt.

**) Gange, gekochtes Reiswasser.

Ich mußte das Ohrgehänge wider Willen zu mir ſtecken, denn ſie drohte mich zu ſchlagen.

So gelangten wir endlich an die Pforte des Ruhegebäudes, welches einer Pagode, dem Dienſte des Wiſchnu heilig, ganz nahe lag. Ihr Vater Akbar kam uns entgegen, ein ehrwürdiger Greis mit geſchornem Haupt und einer Leinwand um ſeinen Leib geſchlagen. Seine Schultern waren mit Kühmiſt-Aſche beſchmiert, und auf ſeiner Stirn trug er drei Striche mit Sandelholz und Safran gemalt.

»Sei mir gegrüßt, Fremdling!« ſprach er, »tritt herein zu dem alten Akbar, ſetze dich mit ihm zu Tiſche, iß von ſeinem Reiß und trinke von ſeinem Gange.«

Ich ließ mich nicht lange nöthigen, denn ich war hungerig wie eine indiſche wilde Katze. Die ſchöne Welli hüpfte geſchäftig um mich her, ſtreichelte mir zuweilen die Haare zurück, und ſpielte mit meinen Glasknöpfen. Der Abend brach an, es war zu ſpät nach meiner Wohnung zurück zu kehren, man bereitete mir ein Lager, worauf ich wenig ſchlief, denn das Bild der ſchönen Welli war um mich, neben mir, und in mir, mein Seel, ſo war es!

Am andern Morgen ſah ich den alten Akbar zur Quelle gehen, er ſchöpfte Waſſer in der hohlen Hand, ſpritzte es vor ſich, hinter ſich, und gegen die aufgehende Sonne. Brama ſei gelobt! rief er dabei einigemal und badete ſich. Dieſe ganze Ceremonie, die jeden Morgen beobachtet wird, heißt Sandiwane, und kömmt

mir dreimal vernünftiger vor, als das Räuchern vor einem Marienbilde; habe ich nicht Recht, Patron, wie?

Welli erschien köstlicher geschmückt als Tages vorher, der Zirkel um ihre Augen war schwärzer, das Inwendige ihrer Hände röther, ich war so eitel zu glauben, es sei um meinetwillen geschehen.

»Schöne Welli,« sprach ich zu ihr, »ich liebe dich.«

Wenn du mich liebst, erwiederte sie, so heirathe mich.

»Wie kann ich dich heirathen, da ich ein Fremdling bin in diesem Lande?«

Heirathen in deinem Lande die Fremdlinge nie?

»Aber dein Vater wird sein Kind nicht anvertrauen einem Unbekannten.«

Aber ich liebe dich.

»Von einer fremden Religion.«

Bist du ein guter Mensch?

»Das bin ich.«

Nun so liebe ich dich, und mein Vater wird wollen.

»Es sei darum, ich will hinach'n und reden mit dem alten Akbar.«

Thu' das, versetzte die schöne Welli, ich will unterdessen den Lingam bekränzen *).

*) Dürfte ich unseren deutschen Schönen diese Ceremonie erklären, eine Jede würde den Fächer vor die Augen halten. Und doch ist

Wenn man in Indien um ein Mädchen freit, so nimmt man einunddreißig Ponnes in die Hand, geht zu dem Vater und spricht mit lauter, vernehmlicher Stimme: Das Gold ist Euer und das Mädchen mein. Antwortet nun der Vater darauf: Das Gold ist mein und das Mädchen Euer; so ist die Sache richtig. Von diesem Gebrauch war ich schon in Masulipatnam unterrichtet worden, ich zählte daher einunddreißig Ponnes ab, trat vor den Braminen und sprach:

»Ehrwürdiger Greis! das Gold ist Euer und das Mädchen mein.«

Der Alte stutzte, sah mir zweifelhaft in's Gesicht, und schob meine Hand sanft zurück.

Gemach, Fremdling! sprach er, liebt dich meine Welli?

»Sie liebt mich.«

Wirst auch du mich lieben?

»Ich werde.«

Wirst du wohnen bei mir? meines Alters pflegen? meinem Gott dienen?

Ich stutzte. »Deinem Gotte dienen?« stotterte ich. Akbar lächelte. Jüngling! sprach er feierlich, es

es bei den Indianern ein heiliger Gebrauch, wo die Andacht jede strafbare Empfindung verdrängt. O allmächtige Gewohnheit! Sollte ein Indianer, wenn er in einen unserer Tempel käme, nicht auch über Manches lächeln? Aber freilich, dann wird er gesteinigt.

iſt nur ein Gott! weg mit den Täuſchungen des Vedams und der Bibel! Er, der Millionen Welten ſchuf, Er, der ſie erhält, Er, der ſie einſt zerſtören und wieder hervorrufen wird, Er iſt es, den ich anbete! Fürchte und liebe den Schöpfer, thue nichts Böſes, thue Gutes wo du kannſt, forſche nach Weisheit, verdamme Keinen, richte Keinen, ehre den Greis, warne den Jüngling, hilf dem Fallenden, ſtütze den Strauchelnden, gib dem Armen, denk', was du wareſt, und was du einſt ſein wirſt. — O mein Sohn! haſt du ſo gelebt, ſo ſtirb ruhig! Dich wird in jener letzten, ernſthaften Stunde kein Gewiſſensbiß foltern, und dort wird dir's nicht übel ergeh'n. Das iſt mein Glaubensbekenntniß, iſt es auch das deinige?

Der feierliche Ton, mit dem der ehrwürdige Greis ſprach, erſchütterte mein Herz, ſo that er. Ich ſchloß ihn in meine Arme, trotz des Kuhmiſtes auf ſeinen Schultern. »Leite mich auf der Bahn der Weisheit!« rief ich bewegt, »ſei doppelt mein Vater!«

»Wenn ich dein Vater ſein ſoll,« erwiederte Akbar, »ſo mußt du dich unterwerfen den Sitten und Gebräuchen unſers Landes. Es iſt nur Eine Religion in der Welt, vom Nadir bis zum Zenith beugt der Sterbliche ſein Knie vor Einem allmächtigen Gott. Aber die Thorheit

der Menſchen hat die Art dies höchſte Weſen zu verehren, welche doch nur die einfachſte ſein ſollte, tauſendfach vervielfältigt. Um der Schwachen willen, verachte keine dieſer Arten, ſchilt Keinen deiner Brüder einen Ketzer, ſpotte über Keinen. Willſt du meine gute Welli beſitzen, ſo kleide dich als ein Tamuler, ich werde dich zwei Monden lang unterweiſen in der Sprache und den Gebräuchen meines Volkes. Dann komm, und wirb in Gegenwart meiner Verwandten um die Braut, ſprich: das Gold iſt euer und das Mädchen mein; ſo werde ich dir antworten: das Gold iſt mein und das Mädchen dein."

Ich willigte gern in jede Bedingung, die mich in den Arm der reizenden Welli führen konnte. Die zwei Monden wurden mir freilich zu Jahren, aber ein Blick meiner künftigen Gattin machte mich zum gelehrigen Schüler. Akbar richtete oft ein forſchendes Auge auf mich, doch mein offenes Herz erwarb mir ſein Zutrauen.

Ich lernte in kurzer Zeit, mit eben ſo vieler Fertigkeit den Lingam waſchen und das Sandiwane verrichten, als ein junger Pfaff den Heiligen räuchern und die Litanei herbeten. Die Prüfungszeit verſtrich — Welli war mein!

Den Tag nach der Hochzeitsfeier zog mich Akbar bei Seite und ſprach: „Jüngling, ich habe deinen Händen vertraut den größten Schatz, den ich beſitze, es iſt billig, daß ich dir auch den überliefere, der mir weit minder theuer iſt. „Komm und folge mir!"

Wir gingen schweigend dem nahen Walde zu, der Greis vor mir her, ich voller Erwartung hinter ihm. Er führte mich auf ungebahntem Pfade, durch wild verwachsenes Buschwerk, hielt oft die Zweige zurück, daß sie mir nicht in's Gesicht schlugen, und stand endlich still vor einer Höhle, deren Eingang niedrige Stauden deckten.

Wir traten hinein, ich sah in der Vertiefung eine kleine Lampe brennen, mein Führer hieß mich stehen bleiben, holte das Licht, und zündete noch einige andere hin und wieder in der Höhle hängende Lampen an. Himmel! welch ein Schauspiel für einen gierigen Europäer. Große Haufen Gold und Silber, Diamanten und Perlen lagen vor mir in buntem Gewühl. Ich stand versteinert. Ich hatte mich reich gedünkt mit meinen tausend Ponnes in der Tasche, und hier lagen tausendmal tausend Goldstücke, die das Gepräge aller handelnden Nationen trugen.

„Du staunst?" sprach der alte Akbar, „dieser Schatz ist freilich nicht die Frucht meines Fleißes, aber auch nicht die Frucht eines Verbrechens. Wir Braminen dürfen nur von Almosen leben, mit denen uns der Aberglaube des Volkes versorgt, oft sparsam, oft reichlich, nachdem wir uns beliebt zu machen gewußt haben. Wir sollen — sonderbar genug! — nicht arbeiten, das Volk bezahlt uns unsern Müßiggang, und das ist, wie man mir gesagt hat, auch bei euch so der Gebrauch."

„Ich bin nun seit vier und vierzig Sonnenumläufen Diener der Pagode, aus welcher wir herkommen. Ich

hatte einen Vater — er iſt nun ſchon lange in den ſeligen Wohnungen des Wiſchnu, — der mich früh anführte auf der Bahn der Weisheit und Tugend. Er lehrte mich den Umlauf der Geſtirne, die Kunſt Kalender zu machen, und die Kenntniß der heilſamen Kräuter und Wurzeln.

»Alles dies machte mir einen Namen in dieſer Gegend, das Volk wallfahrtete häufig nach meiner Pagode, bald um den Schleier der Natur zu durchblicken, bald um von dieſer oder jener Krankheit ſich heilen zu laſſen, oft auch nur um mich zu begaffen. Keiner kam mit leeren Händen, die Reichern brachten mir Diamanten und Gold, von den Aermern nahm ich einen Strauß Blumen *)."

»Hier iſt, was ich in vier und vierzig Jahren für meine einzige, liebe Welli geſammelt, und was ich den Händen meines Eidams nunmehr anvertraue. Doch mußt du mir verſprechen, mich nicht eher zu verlaſſen, und dieſen Schatz nicht eher anzurühren, bis meine Augen geſchloſſen ſein werden. Schwöre es mir bei deinem und meinem Gott!"

Ich ſchwur, ſo that ich. Akbar umarmte mich, löſchte die Lampen aus, und wir gingen zurück nach der Pagode. Hier habe ich in Welli's Armen, und an der Seite jenes vortrefflichen Greiſes, die ſchönſten Jahre meines Daſeins

*) Eine Sitte, die bei uns wenig Beifall finden würde, wo der Prieſter ſich nicht ſchämt, ſelbſt von dem ärmſten Bauer ſich das Abendmahl bezahlen zu laſſen; und die Landesobrigkeit ſich nicht ſchämt, dem Prieſter, durch ſchmale Beſoldungen, zu dieſem Unfuge gleichſam zu berechtigen.

verlebt, hier lernt' ich den Menschen schätzen nach seinem Innern, und nicht nach den Gebetsformeln, die er so oder so herplappert. Wir bedurften des Schatzes in der Höhle nicht, wir brauchten wenig und hatten einen Schatz in uns, kostlicher als das Geld beider Indien.

Oft ging ich damit um, einen Theil dieser modernden Reichthümer meinem alten Vater zu senden, aber wie? und durch wen? Das blieb ein unübersteigliches Hinderniß. Ich hätte mich wohl an einen Holländer in Masulipatnam wenden können, doch Akbar setzte sich mit seinem ganzen väterlichen Ansehen dagegen, weil er die Verfolgungswuth der europäischen Missionars, denen ich dadurch vielleicht entdeckt werden wäre, besser kannte als ich.

»Ich bin alt und lebensatt," sprach er oft zu mir, »gewiß werde ich bald vorübergeh'n" (so drücken die Indianer das Wort sterben aus) und dann kannst du, wenn Welli Lust hat, mit Welli in dein Vaterland schiffen."

Ich mußte gehorchen, und gehorchte gern, denn auch Welli hing mit ganzer Seele an ihrem Vater. Endlich erschien die traurige Stunde, in welcher der Geist des redlichen Akbar zu dem zurückkehrte, der ihn ausgehaucht hatte, ein ruhiges Lächeln blieb auf dem Antlitz der verlassenen Hülle zurück.

Es war ein trauriger Tag, mein Seel, so war er! Welli zerraufte sich das aufgelöste Haar, zerschlug ihre Brust und walzte sich auf der Erde. Alles das ist so Sitte in Indien, aber bei ihr war es nicht Sitte. Die Weiber

kamen und ſangen Sterbelieder, mir ward verdammt weh um's Herz. Die Braminen verrichteten allerlei Ceremonien, und legten den Erblaßten endlich auf einen Palankin mit Blumen geſchmückt, vor dem zwei Blaſer mit langen Taren, die einen dumpfen Trauerton von ſich geben, und eine Menge gedämpfte Trommeln herzogen. Ich ſtützte meine Welli, wir folgten in Thränen ſchwimmend. Als wir zum Scheiterhaufen kamen, der von Sandelholz errichtet war, mußte ich ihn anzünden, denn ich wurde als der Vornehmſte aus der Familie betrachtet; eine traurige Pflicht, deren ich mich mit zermalmten Herzen entledigte.

Als die Flamme emporloderte, fiel Welli ohnmächtig zur Erde. Ich trug ſie in meinen Armen nach Haus, wir verlebten einige traurige Monden, ſchoren uns das Haar ab, und verhüllten unſer Angeſicht, wie es bei den Indiern Sitte iſt.

Endlich gab uns der lindernde Balſam der Zeit einen Theil unſerer Ruhe wieder, doch länger in dieſer traurigen Gegend verweilen, war weder Welli's, noch mein Wunſch. Aber ach! — meine Freunde! — ich komme auf eine Epoche meines Lebens, die meine Ruhe unwiederbringlich zerſtört hat. Laßt mich weinen, und wenn ihr könnt, ſo weint mit mir, ja ſo thut! und es wird mir leichter werden. Meine Welli, meine liebe, gute, ſanfte Welli, wurde auf einem Spazirgange von einer Klapperſchlange geſtochen, und ſtarb wenig Stunden nachher in meinen Armen.

Gott! du haſt mir das Bitterſte aus dem Kelch der

Leiden trinken laſſen! was mir nun noch aufgehoben ſein mag — es ſei auch noch ſo herbe — ſind gewiß nur ſüße Tropfen gegen jenes namenloſe Schmerzensgefühl. Unſer eifrigſter Wunſch war ſeit wenig Monden erhört — Welli war ſchwanger — — — — Ach! ach! weint mit mir! laßt mich nicht allein weinen! — — — ſie war eine ſo gute, liebevolle Seele, ja ſo war ſie! — — Ach! ach! weint mit mir, laßt mich nicht allein weinen!

Ortenberg brach in einen bittern Strom von Thränen aus, alle weinten mit: es war ein Todtenopfer, wie es Keinem der Götter dieſer Erde gebracht wird. Endlich ermannte er ſich: Nun, Kinder! fuhr er fort: nun wißt ihr meine Geſchichte. Ich erzeigte meiner Welli die letzte Ehre, und hätte keinen Tag länger an einem Orte verweilen können, wo jeder Gegenſtand, der mich umgab, mir die verlornen und nie wieder zurückkehrenden Freuden in's Gedachtniß rief. Ich raffte meine Schätze zuſammen, ſetzte mich auf das erſte beſte Schiff, und kam zurück in mein Vaterland.

Hier bin ich nun, auf die Aſche meiner Eltern zu weinen, meinen Bruder glücklich zu machen, und den ehrlichen Chriſtian Schwarz im Städtlein Wernigerode zu beſuchen. Hab' ich das vollbracht, ſo will ich gern mein Haupt niederlegen und hinüberſchlummern zu meiner Welli, zu meinem ehrlichen Akbar.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Sich mit ſehnſuchtsvollem Herzen
jedem Hinderniß entwinden,
ſich nach einer langen Trennung
wieder ſuchen — und nicht wieder finden! —
Schickſal! Schickſal! das iſt allen hart!
warum iſt im Kelch der Leiden
auch noch dieſer Trunk dem Guten aufgeſpart?

Als der brave Oſtindienfahrer geendigt hatte, brachen die Strahlen der Lichter ſich tauſendfach in den Thränen, die im Auge jedes Zuhörers hingen. Er ſelbſt zündete ſeine Pfeife wieder an, ſah ſtarr vor ſich hin, und blies den Rauch ſo ſchnell und heftig von ſich, als wolle er ſeinem Schmerze keine Zeit laſſen, im bethränten Blicke ſichtbar zu werden.

»Kinder!« rief er endlich aus, »es ſchneidet durch Mark und Bein, die kaum verharrſchte Wunde ſo wieder aufzureißen, aber euer duſt'res Schweigen — euer naſſes Auge — das thut mir wohl, mein Seel, ſo thut es! und nun laßt uns nicht weiter daran denken. — He! junger Herr! (indem er ſich zu Wilhelm wandte) wozu haſt du Luſt? was willſt du werden?«

Wilhelm. Ein ehrlicher Mann wie mein Vater.

Ortenberg. Brav, Burſche, wenn du das nicht ſo

auswendig herplapperſt. Wer legte dir die Worte in den Mund?

Wilhelm. Ach! es waren die letzten Worte meiner ſterbenden Mutter.

Ortenberg. Nun, nun, ſchweig' davon, ſonſt geht das Jammern wieder von vorne an. — Ein ehrlicher Mann alſo, das iſt die Hauptſache. Aber es gibt ehrliche Männer in allen Ständen, freilich wohl nur ein Achtel gegen ſieben Achtel, doch iſt die Ehrlichkeit noch nicht ganz ausgeſtorben. Zu welcher Lebensart hätteſt du alſo die meiſte Luſt? nur kein Robinſon mußt du nicht werden wollen, wie dein Oheim. Die Alten machen Narrenſtreiche, damit die Jungen ſich d'ran ſpiegeln können.

Wilhelm. Ich denke Alles zu lernen, ſo wird man einſt Alles aus mir machen können.

Ortenberg. Da haſt du Recht, aber Alles lernt ſich nicht ſo geſchwind. Indeß friſch d'rauf los! wer Alles zu erringen ſtrebt, geht doch ſelten ganz leer aus. Nur merke dir, mein Sohn! nichts trügt mehr, als das Gemälde, das unſere jugendliche, glühende Fantaſie ſich von der Zukunft entwirft; nichts ſtürzt leichter zuſammen, als das Gebäude unſerer Einbildungskraft, mit Liebe, Ehre und Reichthum verziert. Sprich nie: „ich will das oder das werden," ein Schritt, ein Blick, die kleinſte unbedeutendſte Handlung verändert den Gang deines Schickſals.

Mit dieſen Worten ſtand er auf, klopfte ſeine Pfeife aus, und bat um einen Winkel, in welchem er ſchlafen

könne. Die Frau Paſtorin hatte ihm ihr Brautbett zubereitet, mit den weichſten Federn geſtopft, von allen Gänſen zuſammen getragen, die ſeit zwanzig Jahren geſchlachtet worden waren. Eine ſeidene Matratze, mit vielen ſchönen Blumen und Figuren durchnäht, war darüber gebreitet, und Vorhänge von feinem Zitz hinderten die aufgehende Sonne, den Schlummernden zu wecken. Vergebliche Anſtalten! Nikolaus ſchlief nie in einem Bette. »Es wird mir angſt und bange,« ſprach er, »wenn ich ſo plumps wie in's Meer falle, und die Bettwellen über mich zuſammenſchlagen, ich bekomme Herzdrücken und kann nicht ſchlafen.« Seine Mohren breiteten ein paar wollene Decken auf der platten Erde aus, legten ein Kopfkiſſen darauf, und das Nachtlager war fertig.

Am andern Morgen beim dritten Hahnengeſchrei raffte er ſich ſchon wieder zuſammen, ihn ließen Sehnſucht und freudige Erwartung nicht ſchlafen, und wenn er die Augen zuthat, ſo träumte er von Chriſtian Schwarz, wie er ihn überraſchen, in ſeine Arme fliegen, ihn an ſein Herz drücken würde, wie ſie in Gedanken ganz Indien durchwandern, einander ihr Gedächtniß leihen, jede kleine Begebenheit wiederkäuen wollten, die nur dem wichtig iſt, der Augenzeuge war.

»Laßt vorſpannen!« rief er ſeinen Mohren zu, »mir gebietet mein Herz zu eilen. Gehabt euch wohl, lieben Freunde! ſobald ich mit Chriſtian Schwarz ausgeplaudert habe, bin ich wieder bei euch. Dann will ich das

Schicksal dieses Knaben in reifere Ueberlegung ziehen, jetzt kann ich nicht, meine Fantasie treibt auf offener See herum, mein Seel, so thut sie!" Er warf sich in den Wagen und erreichte zwei Tage nachher das Städtlein Wernigerode, gelegen im Harzgebirge.

Am Schlagbaum sah ein beleibter Thorschreiber, der ihm stammelnd frug, wer er sei? und woher er komme? Ortenberg gab Antwort auf Beides, unter der Bedingung, daß er nun auch seine Neugierde befriedige, und ihm sage, ob Christian Schwarz im Städtlein wohne? ob er wohlauf sei? und dergleichen mehr.

„Christ schan — Schwa — Schwarz?" stotterte der Thorschreiber, „dem thut kein Zahn weh."

„Das ist mir lieb," versetzte Ortenberg, und fuhr munter die Straße hinab. Als er um eine Ecke bog, begegnete ihm ein Leichenzug. „Guter Freund," sprach er zu einem der gaffenden Zuschauer, „könnt Ihr mir nicht sagen, wo Christian Schwarz wohnt?"

„Hier in diesem Sarge," erwiederte der Mensch kaltblütig. „Gott im Himmel!" schrie Ortenberg laut auf, „Guter Christian Schwarz! — so bin ich gekommen, deiner Leiche zu folgen! — so wirst du erst dort den Dank, so wie den Lohn für deine Redlichkeit ernten! —"

Ein Thränenstrom befeuchtete seine braune Wange, er sprang aus dem Wagen und mischte sich unter die Leidtragenden. Kein langer Trauerflor hing von seinem Haupte bis zu den Füßen herab, aber seine stillen Thränen waren

nicht das Geheul gedungener Klageweiber, sein Herz blutete. — Alles gaffte den Fremdling staunend an. »Ihr wundert euch?" rief Ortenberg mit tiefer Wehmuth, »ach! er hat mir tausend Pennes geschenkt, als ich nicht so viel hatte, meine Blöße zu bedecken."

Die ehrlichen Harzbewohner, die nicht wußten, was ein Penne für ein Ding ist, fingen an, ihn für wahnwitzig zu halten. Einer der begleitenden Prediger trat zu ihm, und frug: ob er den Verstorbenen gekannt habe?

»Ich habe ihn gekannt!" schluchzte Ortenberg, »ich habe ihn gekannt! er hat mir tausend Pennes geschenkt, als ich nicht ein Kauri in meiner Tasche hatte."

Der Prediger, der wider Gewohnheit seiner Herren Amtsbrüder etwas mehr verstand, als einen unkräftigen Segen zu sprechen, und auf Ketzer zu schelten, erinnerte sich gelesen zu haben, daß die sogenannten Kauris eine Art kleiner Muscheln sind, welche auf der Küste von Coromandel und Malabar statt Scheidemünze dienen *). »Vermuthlich," sprach er, »haben Sie unsern erblaßten Freund in Indien kennen gelernt?"

Ortenberg. Ach ja, in Bantam sah ich ihn zum ersten und letzten Male. Da schenkte er mir tausend Pennes, als ich türkische Kaiser malte, um mein Brot zu verdienen. Ich mußte ihm versprechen, ihn zu besuchen, ich komme mein Wort zu halten, und er ist todt.

*) Siehe Navnal, Sonnerat u. a. m.

»Ihm iſt wohl!« ſagte der Prediger, »er ſieht nicht mehr die Thränen ſeines Weibes, hört nicht mehr das Wimſeln ſeiner Kinder um Brot.«

»Wie? was?« rief Ortenberg aus, »nehmen Sie mir's nicht übel, das war gelogen, mein Seel, ſo war es! Lieb zu hören iſt mir's, daß Chriſtian Schwarz Weib und Kind hinterläßt, aber im Elend? Das kann nicht ſein. Er nahm ſo viel mit, daß er eine Grafſchaft hätte kaufen können, und war immer ein fleißiger Wirthſchafter, ein ordentlicher Hausvater.«

Der Prediger. Das war er, dies Zeugniß geben ihm alle ſeine Mitbürger. Glänzende Reichthümer brachte er in ſein Vaterland, aber Unglück kann auch den tiefſten Brunnen ausſchöpfen. Er baute ſich ein ſchönes Haus, es brannte ab: er kaufte ſich Güter, Hagel, Mißwachs und Viehſterben ruinirten ſie gänzlich; er legte Fabriken an, man ſchikanirte ihn von Seiten der Regierung; er ſteckte ſein Geld in den Handel, zwei ſeiner Korreſpondenten wurden bankerott.

Noch blieb ſo viel ihm übrig, daß er im mäßigen Wohlſtande ſammt ſeiner Familie leben konnte; da vertraute er einem falſchen Freunde, übernahm eine große Bürgſchaft, ward betrogen, und mußte Alles verkaufen was er hatte, um einem ſchimpflichen Gefängniß zu entgehen. Dieſer letzte, harte Schlag traf ihn erſt vor einigen Wochen, und hat ihm wahrſcheinlich das Leben gekoſtet.

»Ach Gott! ach Gott!« rief Ortenberg und rang die

Hände, »iſt das der Lohn der Rechtſchaffenheit! wer darf ſchelten den ehrlichen Mann, der gegen die Verſehung murrt? was ſoll die Tugend unter Schurken?"

Der Prediger. Geprüft werden, mein Herr. Es gibt ein anderes, beſſeres Leben, dort iſt der Tugend Vaterland.

Nikolaus ſah ihn an, reichte ihm die Hand und ſchüttelte ſie ihm herzlich. »Wenn auch dieſer Troſt nicht wäre, —" ſprach er.

Der Prediger. Was wäre dann des Menſchen Leben? — wohl dem Erblaßten, daß auch er dieſe Hoffnung mit in's Grab nahm. Er ſtarb auf dieſe ſelige Ueberzeugung, und nur das Elend ſeines Weibes, ſeiner Kinder, verbitterte ihm die letzte Stunde.

Ortenberg. Hätte ruhig ſein können, mein Seel, ſo hätt' er! Ortenberg lebt auch noch, und iſt kein Schuft wie die andern.

Unter dieſem Geſpräche waren ſie auf dem Kirchhof angelangt. Nikolaus bat, den Sarg noch einmal zu öffnen, er wünſchte ſo ſehnlich, ſeinem erblaßten Wohlthäter wenigſtens die kalte Hand zu küſſen; aber die Etikette des Orts verſtattete es nicht. Der gemeine Mann nennt das: »den Verſtorbenen in ſeiner Ruhe ſtören," und iſt gleich bereit, den Ketzer zu ſteinigen, deſſen frevelnde Hand nicht einmal die Stille des Grabes ſcheut. Der Sarg wurde alſo in die Gruft geſenkt, und Ortenberg ließ ſeine Thränen auf jede Schaufel voll Erde fallen, die man hin abwarf.

Nachdem der Prediger den Segen gesprochen, theilte der ehrliche Seemann Alles, was er bei sich hatte, unter die Armen aus.

„Ich gebe es euch nicht deswegen," sprach er, „damit ihr für die Seele des Verstorbenen beten sollt, sie bedarf dessen nicht, mein Seel, nicht! aber weint mit mir! eure Thränen sind mir lieber als euer Dank."

Es war ein rührendes Schauspiel. Nikolaus hatte sich auf einen frischen Grabhügel gesetzt und eine Hand voll Erde ergriffen, auf die er stumm herabsah. Die ehrlichen Harzbewohner standen um ihn her und gafften ihn an, und wußten nicht, was sie aus ihm machen sollten.

„Genug! genug!" rief er endlich, „noch leben seine Kinder, fort! zu der Witwe des braven Christian Schwarz."

Er stand auf, faßte den Prediger bei der Hand und bat ihn um seine Begleitung in's Sterbehaus. Sie fanden das arme Weib in Thränen schwimmend, von drei halb nackten Buben umgeben, deren ältester ungefähr sieben Jahre zählen mochte.

„Verzeihen Sie, Madame," sprach Ortenberg, als er in's Zimmer trat, „ich komme nicht Sie zu trösten, ich will meine Thränen mit den Ihrigen mischen, mein Seel, so will ich!"

Er hielt Wort, denn kaum hatte er ausgesprochen, als schon ein Thränenstrom aus seinen Augen stürzte, dem er ungehindert seinen Lauf ließ. Das wohlgetroffene Bildniß des Verstorbenen, von Graf gemalt, hing ihm gegenüber,

seine Blicke fielen darauf: »Ja, das ist er!" rief er schluchzend, »so sah er aus, als er seine Reise nach Deutschland antrat und Abschied von mir nahm. Ach! er hat eine größere Reise angetreten, und nicht Abschied von mir genommen."

Der Prediger unterrichtete die erstaunte Witwe, der Herr sei ein alter Freund ihres Mannes, der ihn in Indien gekannt habe.

»Freund?" rief Nikolaus, »mehr als Freund war er mir! Wohlthäter! Vater! ich bin sein Schuldner, ich bin ihm mehr schuldig, als ich ihm je auf dieser Welt bezahlen kann. — Erlauben Sie, Madame, — he Jungens! (er rief seine Mohren) packt ab, bringt meinen Koffer hieher." Die Mohren gehorchten. Er schloß auf, holte einen ledernen Beutel heraus, und zählte tausend Dukaten auf den Tisch.

»Hier, Madame," streichen Sie ein. »Das sind die tausend Ponnes, die ihr Mann mir vorschoß, als ich zu Fuße in Lumpen nach Bantam kam. Die Interessen wolle Gott ihm dort genießen lassen! — Herr Pastor, ich habe nichts mehr bei mir, aber Sie sind Zeuge meines Versprechens, daß ich dieser guten Frau, der Witwe meines Wohlthäters, binnen vier Wochen noch zehnmal so viel übersende. Ich bin nicht gewohnt Handschriften von mir zu stellen, mein Wort ist meine Handschrift, Sie können darauf bauen. — Ueberdies wünschte ich dem ehrlichen Christian Schwarz ein Denkmahl auf seinem Grabe zu

errichten, ich bestimme fünfhundert Dukaten dazu, richten Sie's ein nach Ihrem Wohlgefallen, aber die Aufschrift muß ohne Prunk sein, und mein Name darf dabei nicht genannt werden, denn ihm will ich das Denkmahl errichten, und nicht mir."

Die guten Leute glaubten zu träumen, die Frau wollte mit ihren Kindern sich ihm zu Füßen werfen, er wurde beinahe unwillig. »Thu' ich doch nur meine Pflicht und weiter nichts," sprach er, »nicht werth wäre ich, daß mich die Erde trüge, wenn ich Weib und Kind meines Wohlthäters im Elende schmachten ließe. Nein, so lange ich einen Bissen habe, gehört die Hälfte davon ihnen zu." —

Nach und nach machte der erste heftige Schmerz dem sanften Gefühle der Wehmuth Platz. Man fing an zusammenhängend zu sprechen, man überlegte die künftige häusliche Einrichtung der Witwe, man sprach von der anständigen Erziehung der Kinder.

»Wollten Sie mir wohl einen dieser Knaben anvertrauen?" sagte Ortenberg, »ich will ihn halten als meinen Sohn."

Die Mutter. Von Herzen gern! in wessen Händen könnte ich ihn lieber wissen?

Nikolaus. Nun so nehme ich mir da den Jüngsten heraus.

Die Mutter (ängstlich). Den Jüngsten? — Ach nicht den Jüngsten, lieber Herr Ortenberg.

Nikolaus. Wohlan, so sei es der Aelteste.

Die Mutter (immer ängſtlicher). Die Wahrheit zu geſtehen — ich wünſchte nicht — der Aelteſte ſieht ſeinem Vater ſo ähnlich.

Nikolaus. Auch gut, mir gilt's gleich, ich nehme den Mittelſten.

Die Mutter (nach einer Pauſe, in welcher ſie wechſelsweiſe ihre drei Söhne mit mütterlicher Zärtlichkeit betrachtet). Verzeihen Sie, Herr Ortenberg — ich kann keinen von mir laſſen! —

Nikolaus (gerührt). Braves Weib! behalte deine Söhne, ich will auch in der Ferne ihr Vater ſein.

Er hat redlich Wort gehalten. Die Söhne des braven Chriſtian Schwarz leben noch, haben die Tugenden ihres Vaters geerbt, machen der Erziehung ihres Pflegevaters Ehre, und ſind nützliche Bürger des Staats!

Nachdem Ortenberg auf dieſe Weiſe ſeinem Herzen ein Genüge gethan, und die Pflichten der Dankbarkeit erfüllt hatte, nahm er Abſchied von Mutter und Kindern, drückte das Weib an ſein Herz, und die Kleinen lallten ihm ihre Segenswünſche nach.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Ruhe' nimm den Biedermann
auf in deinen Schooß'
Übelt ihm ihr Sonnenblicke'
Laß, o Schickſal' ab von deiner Tücke,
gönne ihm ein ſanftes Los'
Ruhe, nimm den Biedermann
auf in deinen Schooß'

Was ich, lieber Leſer, dir in dieſem Kapitel zu erzählen habe, iſt in wenig Worten geſagt, denn der ehrliche Nikolaus will nicht, daß man von ſeinen Wohlthaten allzulaut ſprechen ſoll. Er kehrte zurück in die Arme ſeines Neffen; er ſetzte für die Söhne des Predigers große Summen aus, um ihre akademiſche Laufbahn mit Gemächlichkeit beginnen und vollenden zu können; er ließ für den alten Konrad ein niedliches Haus bauen, das er mit allen Bequemlichkeiten des Lebens verſah, und noch ein kleines Kapital hinzufügte, um den Biedermann im Schooße der Ruhe ſterben zu laſſen.

Barbara, die den Speichel der Mohren noch immer auf ihren verſchrumpften Wangen zu fühlen glaubte, fand an Allem was zu tadeln, nichts war ihr recht, immer wollte ſie noch mehr haben. Ortenberg that daher dem alten Konrad den wohlgemeinten Vorſchlag, ſie in ein

Spinnhaus zu schicken, damit sie außer Stand sein möge, ihm seine stillen Freuden wegzukeifen. Aber — o Macht der Gewohnheit! — dem guten Konrad war seine keifende Barbara unentbehrlich geworden, ärgern that er sich gar nicht mehr über sie, ihm dünkte im Gegentheil, es gehe ihm etwas ab, wenn er nicht täglich ihre helltönende Stimme durch Küche und Keller kreischen hörte. »In Gottes Namen!« sagte Ortenberg, »des Menschen Wille ist sein Himmelreich,« und so blieben sie denn bei einander, bis endlich die edle Barbara mit dem Tode in einen so heftigen Zank gerieth, daß sie vor Bosheit erstickte.

In die Hamburger Zeitungen ließ Nikolaus einrücken:

»daß, wenn Karl Ortenberg, ehemaliger Rektor zu W**, noch am Leben sei, er auf das dringendste gebeten werde, seinem ihn zärtlich liebenden Bruder, Nikolaus Ortenberg, und seinem verwaisten Sohne Wilhelm von sich Nachricht zu geben.«

Aber auch dieser Versuch blieb vergebens, und man gewöhnte sich also an den traurigen Gedanken, ihn erst jenseits des Grabes wieder zu finden.

Nikolaus entwarf sich nunmehr einen Plan für die Zukunft. Die monarchischen Staaten waren ihm verhaßt, weil auch die beste Monarchie nicht ohne Mischung von Despotismus bleibt, und weil die so gepriesene, sogenannte gemäßigte Monarchie nur ein leeres Wort ist, mit

welchem die Philosophen spielen. Er beschloß daher in der Schweiz sein Leben zu enden, und wohl einem Jeden, der so viel Geld hat als er, einen solchen Entschluß auszuführen.

Nachdem er Alles, was das künftige Glück seines Neffen betraf, in Ordnung gebracht, reiste er dahin ab, kaufte sich im Zürcher Canton große Ländereien, baute, säete, pflanzte, beschäftigte sich mit der Viehzucht, ließ Wolle weben, Garn spinnen, ward ein Bienenvater, und fühlte ganz die Zufriedenheit, mit welcher einst Candide, als er den Stürmen des Lebens entwichen war, ausrief: cultivons notre champ!

Eine auserlesene Bibliothek verkürzte ihm die Winterabende, der Umgang mit zwei oder drei verständigen Nachbarn würzte seine Einsamkeit.

Wilhelm wuchs indessen heran, hatte den Unterricht des ehrlichen Pfarrers treulich benutzt, und sah sich nunmehr in seinem achtzehnten Jahre im Stande, die Universität zu beziehen. Vom Segen seines Oheims, von den Thränen des alten Konrad's, von den väterlichen Lehren des Predigers begleitet, trat er in Gesellschaft seiner Gespielen die Reise nach Göttingen an.

Hätte ich Lust, den würdigen Herrn Miller und hundert andere seiner Nachahmer zum Vorbild zu nehmen, so könnte ich dies Kapitel leicht in eine Ewigkeit ausdehnen. Aber ich weiß, der Leser wird mich gern davon dispensiren; denn die akademische Laufbahn eines Jünglings ist

ſo alltäglich, und kömmt dem ausgebildeten Manne ſo kleinlich vor, daß er nicht begreifen kann, wie ein vernünftiger Menſch im Stande ſei, ein paar Bände davon voll zu ſchreiben. Ueberſpringt alſo mit mir den Raum einiger Jahre; denkt euch, daß Wilhelm fleißig die Kollegia beſuchte, fleißig mit ſeinem Oheim korreſpondirte, und durch Kopf und Herz ſeinen Freunden und Lehrern Ehre machte.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Ziel nur Ende jeder Noth,
Mensch, ist wahrlich nicht der Tod!
Deiner warten neue Zeiten,
Doch gewiß auch neue Freuden!
Selig wer so manches Jahr
nur ein Ball des Elends war,
wenn durch jede mögliche Gefahr
wollte sein Geschöpf geprüft der Schöpfer wissen.
Lächle dessen, der ihr zu entrinnen strebt,
danke Gott für das, was du schon hier erlebt,
denn du hättest einst es doch erleben müssen.
Drum bemeine nicht den Pilger,
der des Himmels höhern Freuden
hart geprüft entgegen geht;
der nach langen Streuleiden
nun an seinem Ziele steht.

Eines Tages erhielt Wilhelm einen Besuch von zwei Jünglingen, die, obschon sie ihr achtzehntes Jahr kaum zurückgelegt hatten, doch bereits wußten, daß sie Reichsgrafen waren, und beinahe nichts anders wußten. Da indessen die Akademie der Ort der Freiheit ist, wo der Bauernsohn dem Fürstensohne nicht aus dem Wege geht, wo Uneigennützigkeit Freundschaften knüpft, und der Ahnenstolze verspottet und verlassen wird: so hatten auch diese beiden Jünglinge sich genöthigt gesehen, ihre reichsgräfli

che Würde hintan zu ſetzen, und im Umgang mit bürgerlichen Erdenſöhnen zu lernen, daß ihr Diplom nur da gilt, wo die Mäuſe es freſſen. Nur einige ihrer Redensarten verriethen noch je zuweilen das reichsgräfliche Mutterſöhnchen: »Der gnädige Graf mein Vater, die gnädige Gräfin meine Mutter, unſere Unterthanen, unſer Land" waren Ausdrücke, die beſtändig auf ihren Zungen ſpielten.

Doch ſchon genug von einem Paar verächtlichen Menſchenkindern, die der Zufall uns da in den Weg führt, und bei denen ich ungern lange verweile, ſie mögen mir auf der Straße oder am Schreibepult aufſtoßen.

Die Unterredung handelte von hübſchen Mädchen, guten Pferden und geprellten Philiſtern. Der arme Wilhelm langweilte ſich, gähnte daß ihm die Augen überliefen, und trat von Zeit zu Zeit an's Fenſter, um Luft und Geduld zu ſchöpfen.

Plötzlich ward das ſeelenloſe Geſpräch durch eine Erſcheinung unterbrochen. Erſcheinung mag ich es nennen, denn der Mann, der nach wiederholtem Anklopfen gebückt in die Thür trat, ſah einem Geſpenſt ähnlicher als einem Menſchen. Denkt euch ein hageres, aſchgraues Geſicht, tiefliegende Augen, von ſtarken, grau gewordenen Augenbraunen beſchattet, blaſſe, ausgedorrte Lippen, eisgrauen Bart und Haar, ſein Haupt zitterte, ſeine entfleiſchten Hände hielten einen Stock, auf den ſein gekrümmter Körper ſich ſtützte, ein abgetragener, ſchwarzer Rock

deckte nicht allenthalben ſeine Blöße, langſam ſchwankt er mit gebogenen Knien daher, die Laſt des Kummers ſchien mehr ihn zu drücken, als die Laſt ſeiner Jahre. Nur im Auge, ſo tief es auch eingeſunken war, glimmte noch ein Feuerfunke der Jugend, und edler Stolz lag in ſeinem Blicke.

»Verzeihen Sie,« ſprach er, »ich bin ein ſehr armer Mann, der arm in ſeinem Vaterlande ſterben möchte, und nicht ſo viele Groſchen aufbringen kann, als er noch Meilen zu wandern hat.«

»Wie ſteht's im Monde, Alter?« hub einer der Grafen an, »vermuthlich kommſt du eben daher, denn auf unſerm Erdenkloße ſah ich noch nie ein ſolches Pasquill auf die Schöpfung.«

»Ich habe mich geirrt!« ſeufzte der Greis, indem er einen Blick gegen Himmel ſandte, in welchem unausſprechliche Bitterkeit lag: »verzeihen Sie, daß ich durch meinen Anblick Ihre jugendlichen Freuden unterbrochen habe.«

Mit dieſen Worten wandte er ſich nach der Thür und wollte gehen. Aber Wilhelm rief mit bewegter Stimme ihm nach:

»Wartet, ehrwürdiger Greis, Ihr ſollt nicht hilflos von mir gehen.«

»Recht, Herr Bruder!« ſagte der Graf, »es wäre Schade den alten Saturn ſo aus unſerm Geſichtskreis entſchlüpfen zu laſſen.«

Wilhelm. Pfui, ſchämen Sie ſich, Herr Graf, eines

armen, alten Mannes so zu spotten; ich verbitte mir das wenigstens auf meinem Zimmer.

Der Greis hatte sich indessen auf Wilhelm's Zuruf wieder umgewandt, ein Blick des Segens war auf den guten Jüngling geheftet. Der Graf schwieg. Wilhelm schloß seine Schatulle auf und holte einen harten Thaler aus seinem Beutel.

In dieser Zwischenzeit hatte der alte Mann sein Auge von ungefähr auf einen Tisch geworfen, der nur wenige Schritte von ihm stand. Es war eben Posttag, Wilhelm hatte vor einigen Stunden einen Brief von seinem Oheim erhalten, der Zufall wollte, daß das Couvert dieses Briefes noch auf dem Tische liegen mußte. Der Greis las:

A Monsieur, Monsieur Wilhelm Ortenberg,

er las und sank ohnmächtig zu Boden.

„Nun da haben Sie's!" rief der Graf, „das hat man davon, wenn man sich mit Bettlergeschmeiß abgibt."

Wilhelm würdigte ihn keiner Antwort, er sprang zu Hilfe, bespritzte den Alten mit frischem Wasser, hielt ihm Spiritus unter die Nase, und brachte es endlich so weit, daß er die Augen aufschlug.

„Guter, junger Herr!" sprach er, nachdem er einen Augenblick um sich geschaut und sich dessen, was mit ihm vorgegangen, erinnert hatte; „Gott vergelt' Ihnen Ihre Milde — Gott laß' es Ihnen ewig wohl gehen — —" Er schien mehr sagen zu wollen, aber ein Blick auf den Grafen, dem eben wieder ein dicker, witziger Einfall auf

der Zunge saß, machte ihn stumm. Wilhelm drückte ihm den harten Thaler in die Hand, geleitete ihn selbst bis an die Thür, und litt es geduldig, daß die beiden Grafen ihn wegen der Thräne im Auge, die er nicht zurückhalten mochte noch konnte, mit seiner siegwartischen Empfindsamkeit aufzogen.

Hier ein Wort zu rechter Zeit. Unsere Jünglinge und Mädchen verfallen immer von einem Extrem auf's andere. Welch ein Empfindeln, und Tändeln, und Schmachten, als die famöse Klostergeschichte erschien. Keine Mücke konnte mehr ruhig sterben, das Licht des Vollmonds brach sich in fuß geweinten Thränen, und wer keine Leiden hatte, dem kam seine schöpferische Fantasie zu Hilfe. Die helleren Köpfe Deutschlands standen auf, und fegten diesen Unrath mit dem Besen der Satire. Unsere Jünglinge und Mädchen schämten sich, der Name Siegwart war ein Ekelname, und aus Furcht für empfindelnd gehalten zu werden, unterdrücken sie nun eben so sehr das echte Gefühl der Empfindsamkeit, als sie ehemals es zu überspannen strebten.

Wilhelm blickte noch einmal durch's Fenster, und sah, daß der Greis langsam dem nahen Thore zuwankte, daß er sich oft umsah, daß er zuweilen unschlüssig stehen blieb, und mit sich selbst zu sprechen schien. Endlich entschwand er seinen Augen, und bald darauf ward er auch von dem lästigen Besuche erlöst.

Schon wollte er sich durch einen Spaziergang in's Freie

für die verlorne langweilige Stunde schadlos halten, als ein kleiner, schmutziger Bube, mit zerrissenen Kleidern, athemlos in sein Zimmer trat, und ihm einen Zettel überreichte. Wilhelm entfaltete das Papier und las:

„Wenn du deinem Vater die Augen zudrücken willst, so komm bald."

Karl Ortenberg.

Umsonst würde ich es versuchen, euch Wilhelm's Bild in diesem schrecklichen Augenblicke zu entwerfen, vergebens arbeitet meine Fantasie, seine Gestalt euch hinzustellen, wie sie vor meinen geistigen Augen steht. Eure Einbildungskraft muß mir zu Hilfe kommen, muß euch malen das schnelle Abwechseln auf seiner Wange vom glühenden Purpur zur Todtenblässe, und von der Todtenblässe wieder zum Purpur, das Wilde, Zerstörte seines Blickes, das Zittern seiner Hände und Füße. Mir dünkt, ich höre sein Herz schlagen, von Angst, Freude und Ungewißheit gefoltert; mir dünkt, ich sehe ihn ohne Hut die Treppe hinabstürzen, und wie ein Pfeil die Straße dahin fliegen, ohne einmal zu wissen wo er seinen Vater suchen soll?

„Wo? wo?" stotterte er endlich dem Knaben entgegen.

„In der Vorstadt im gold'nen Schwan," versetzte der Bube, und schon war Wilhelm weit von ihm, mit der Schnelligkeit eines Lichtstrahls, schon stürzte er in's Wirthshaus, rannte den Wirth über den Haufen und stammelte sein Wo? — wo? eben so ängstlich heraus.

Als die Leute einen Menschen ohne Hut, mit zerrütte-

ter Miene, am ganzen Leibe bebend, vor sich stehen sahen, glaubten sie, er habe den Verstand verloren. Wilhelm konnte nicht sprechen, wo? — wo? — war Alles was er hervorzubringen vermochte, und der Wirth antwortete ihm jedesmal: wer? — was? —

Zum Glücke war der Knabe ihm so schnell als möglich gefolgt, und trat eben in die Hausthür, als Wilhelm, von der höchsten Anspannung aller seiner Gefühle überwältigt, einer Ohnmacht nahe war. Der Anblick des Buben gab ihm neue Kraft. Wo? — Wo? — rief er ihm mit matter Stimme entgegen.

»Nun mir nach!« versetzte dieser, sprang vor ihm her, drei Treppen hinauf, und öffnete die Thür einer elenden Dachkammer.

Da lag auf einem Bund Stroh der nämliche Greis, der vor wenig Stunden Wilhelm's Zimmer verlassen hatte. Er lag mit gebrochenem Auge, und rang mit dem Tode. In seine Rechte hatte er den harten Thaler geklemmt, das Almosen aus der Hand seines Sohnes. Neben ihm stand ein Wasserkrug, zu seinen Füßen lag ein Gebetbuch.

Wilhelm stürzte nieder, klammerte seine Arme um den Hals des Sterbenden, wollte dem Tode die Beute entreißen, fand noch keine Worte, keine Thränen, seinem Herzen Luft zu machen, schüttelte und rüttelte den ohnmächtigen Greis, wollte fort nach Hilfe eilen, und doch den kaum Wiedergefundenen nicht verlassen. Ohne selbst recht zu wissen, was er that, zog er den Geldbeutel aus

seiner Tasche, und warf ihn dem Knaben vor die Füße, in der Meinung, daß dieser ihn sogleich begreifen würde. Aber der Bube hob den Beutel auf, warf einen dummen verlegenen Blick auf das Geld, und wußte nicht, was er damit machen sollte.

„Arzt! Chirurgus!" donnerte Wilhelm ihm entgegen, der Junge erschrack und lief die Treppe hinunter. —

Und siehe, Gott sprach zum Engel des Todes: ziehe deine Hand zurück! nimm den Becher voll des herben Trankes von seinen Lippen, und mische ihn mit Thränen der kindlichen Liebe! daß nicht der schwarze Fittig der Verzweiflung sein brechendes Auge decke, daß er lächelnd entschlummere in deinen Arm. — Ortenberg schlug die Augen auf. »Wist du es, mein Sohn? nach zwölfjährigem Leiden ein Sonnenblick der Freude!" Auch Wilhelm fand die Sprache wieder, ein sanfter Thränenstrom nahm die Beängstigung von seinem Herzen. Mit rührender Andacht im Blicke, kniete er am Lager des Greises, dankte Gott für das Bitterſüße dieser Stunde, und bat um seines Vaters Leben.

»Nicht also, mein Sohn," sprach der Sterbende mit gebrochener Stimme, »meine Stunde ist gekommen, wohl mir, daß ich einen Sohn fand, der mir die Augen zudrücken und meinen Gebeinen ein ehrliches Begräbniß verschaffen wird. Sprich, Wilhelm, ist außer dem Bande des Vaterherzens, welches an dich mich knüpft, noch irgend für mich ein Band auf der Welt? lebt deine Mutter noch? —"

Wilhelm (ſtockend und ängſtlich). Schon ſind es zwölf Jahr —

Ortenberg. Genug, ich errathe dich — ſchone meiner! — (Er brach in Thränen der Wehmuth aus.)

Wilhelm. Aber mein Oheim Nikolaus iſt zurückgekommen aus Indien, mit großen Schätzen und Reichthümern, hat überall Euch vergebens geſucht, ihm verdanke ich meine Erziehung, meinen Wohlſtand.

Ortenberg. Das lohne ihm Gott! ich brauche nichts mehr. Ich fühle, daß ich bald überwunden habe. Melde ihm meinen letzten, brüderlichen Gruß, und daß unſere Mutter auf dem Sterbebett ihm ihren mütterlichen Segen gegeben.

Er ſchwieg und huſtete, ſeine Wange brannte von unnatürlicher Röthe, ſein dürrer Gaum lechzte.

»Labe deinen alten Vater mit einem Trunk Wein,« ſprach er, »daß ich vor dem Hinſcheiden dir noch erzählen möge, was ich in zwölf Jahren erlitten.«

Wilhelm flog die Treppe hinab, forderte eine Flaſche alten Rheinwein, und kniete im Augenblick wieder zu den Füßen des Kranken. Ortenberg trank ein halbes Glas. »Wie erquickend!« rief er aus, »für einen Menſchen, dem zwölf Jahre hindurch faules Waſſer den Durſt löſchen mußte.«

Der dicke Wirth, den Wilhelm's Geldbeutel zum höflichſten, dienſtfertigſten Manne gemacht hatte, watſchelte die Treppe auf und nieder, brachte Lebensbalſam, Beſtu-

scheff'sche Tropfen, Ailhaudisches Pulver, holte Federbetten, stopfte sie dem Kranken unter das Haupt, deckte seine Füße damit, und lief endlich selbst in die Stadt, um einen Arzt aufzusuchen.

Sobald Vater und Sohn wieder allein waren, sammelte Ortenberg seine letzten Kräfte, und löste dem betäubten Wilhelm das Räthsel seiner plötzlichen Verschwindung, seiner zwölfjährigen Abwesenheit.

Der Leser wird sich erinnern, daß Ortenberg in der ersten Bestürzung, welche der geheimnißvolle Zettel des alten Konrad's ihm verursachte, den unseligen Entschluß ergriff, selbst nach Berlin zu gehen, sich dem Könige zu Füßen zu werfen, und Schutz und Gerechtigkeit von einem Monarchen zu fordern, der oft bewiesen hat, daß auf der Wage des Rechts Grabscheit und Ordensband von gleich schwerem Gewichte sind. Aber der Gouverneur von W** erfuhr nicht sobald Ortenberg's Entweichung, als er die Ursache derselben muthmaßte, und einsah, daß sein Glück und seine Ehre auf dem Spiele stehe.

Er sandte sogleich die dienstfertigen Gehülfen seiner mannigfaltigen Schurkereien auf alle Straßen, ließ den unglücklichen Wanderer auffangen, und auf eins seiner Güter schleppen, dessen Verwalter wo möglich ein eben so großer Spitzbube war, als sein Herr, und der schon oft mit satanischer Freude manches unschuldige, ihm zugesandte Schlachtopfer zu Tode gemartert hatte, ohne sich im Geringsten um den Beweggrund seines Auftrags zu bekümmern.

Hier verwinselte der arme Ortenberg zwölf Jahre hindurch in einem feuchten Keller das kummervollste Leben. Trocknes Brot war seine Speise, faules Wasser sein Trank, der kalte Boden sein Lager, das feuchte Kellergewölbe seine Decke.

Endlich rief Beelzebub den Teufel zurück, welcher den Körper des Verwalters bewohnt hatte, um ihn nach Würden zu avanciren. Der Nachfolger besaß einiges Gefühl von Menschlichkeit, hatte Mitleiden mit dem schwindsüchtigen Gefangenen, gab ihm Gelegenheit zur Flucht, und Ortenberg entfloh. Lichtscheu, krank, matt wie die Herbstfliege, und mit beinahe zerrütteten Verstandeskräften, irrte der Unglückliche von Dorf zu Dorf, bettelte seine Nahrung kümmerlich, und nährte den einzigen Wunsch, noch vor seinem Ende W** zu erreichen, und in der ersten Umarmung seiner Gattin, seines Sohnes, ein Dasein zu beschließen, das ihm zur schweren Bürde geworden war. Sein Weg trug ihn durch Göttingen, und hier fand er das Ziel seiner Leiden.

Aber wer lieh ihm Kräfte, das Vaterherz zu verläugnen und das Zimmer seines Sohnes *unerkannt* zu verlassen? wer anders als sein Stolz, jene unselige Leidenschaft, die von der Wiege bis zum Grabe ihn nie verließ. Er hörte, daß es Grafen waren, die er in Wilhelm's Gesellschaft antraf, er glaubte, seinen Sohn zu erniedrigen, vielleicht gar zu schaden, wenn er als Vater und Bettler zugleich ihm unter die Augen träte. Kurz, er

ſchwieg und ging: aber kaum war er auf ſeiner Dachkammer angelangt, als er der Laſt ſeines Gefühls unterlag.

Leſer, ich ſehe einen unwilligen Blick in deinem Auge, aus Mitleid und Verachtung zuſammengeſetzt: greif' in deinen Buſen! weißt du dich keines Fehlers ſchuldig? ich wollte einen ehrlichen Mann ſchildern, der immer Menſch blieb, für einen Engel iſt meine Einbildungskraft nicht geſchaffen.

Während der Erzählung des Greiſes wechſelten die heftigſten Leidenſchaften in der Bruſt des Jünglings. Bald folterte ihn die Angſt, und er hing mit ſtarrem Auge an des Vaters Munde; bald rollten Thränen des Schmerzes über ſeine Wange; bald färbte die Wuth ſie hochroth und wildes Feuer glühte im Blicke.

»Rache! Rache!" rief er aus, als Ortenberg geendigt hatte, »ich ſchwöre es Euch, mein Vater! bei Gott und unſerm Erlöſer! ich will blutige Rache nehmen an dieſem Böſewicht!"

»Nicht alſo, mein Sohn," ſprach der Greis, »du mußt mir verſprechen, ihm zu verzeihen, ſo wie ich es in dieſer meiner letzten Stunde thue. Auch er muß nun ſchon alt ſein, bald reif zu Gottes Gerichte. Verſprich mir's! nur unter dieſer Bedingung ertheile ich dir meinen Segen; nur mit dieſer Beruhigung kann ich zufrieden ſterben."

Wilhelm mußte gehorchen, mußte in ſeines Vaters kalte Hand geloben, daß er verzeihen und nie Rache ſuchen wolle; und nun ſegnete ihn der Greis, erhob ſein Herz

zum Throne Gottes, betete, und nahm feierlich Abschied von seinem Sohne. Wilhelm schwamm in Thränen. Ortenberg hatte seine letzten Kräfte erschöpft, und fiel sprachlos zurück auf's Bett. Nicht lange, so begann er zu röcheln — der Engel des Todes hielt den Reich an seine Lippen — die Natur kämpfte noch einige Augenblicke gegen den Arm des Gewaltigen — Zuckungen verriethen ihre herannahende Zerstörung — das Auge erblindete — die Wange erbleichte — die Lippe wurde blau — der Körper erstarrte — nur noch ein Athemzug — eine lange Pause — nun noch ein Athemzug — — und endlich keiner mehr. —

Wall hinüber, wo Gott seiner kämpft
jetzo hier zerrissne Bande!
Siehe, an der Pforte besserer Welten
reichet Karoline dir die Hand.

Wilhelm's Schmerz ist kein Gegenstand der Beschreibung. Der Arzt kam zu spät, um durch seine Kunst neues Leben in die Adern eines Greises zu gießen: aber er kam früh genug, den heulenden Jüngling von der geliebten Leiche wegzureißen. Wilhelm wurde krank und fantasirend nach seiner Wohnung gebracht, nur die Stärke der Jugend riß ihn von den Pforten des Todes zurück, und Jahre lang stand das Bild seines ermordeten Vaters vor seiner Seele, zeigte ihm jeden andern Gegenstand nur durch den Schleier der Schwermuth.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Armer Jüngling! wähnst, beim Eintritt in die Welt,
alle Menschen seien deine Brüder. —
Warum athmest du so schwer?
Schlug dich die Erfahrung nieder?
Sage nicht: schau' um dich her!
Sieh, so mancher, gut und bieder,
seufzt in Niedrigkeit, gedrückt von schwerer Bürde,
der des Thrones Stufen zieren würde.

Die Nachricht von seines Bruders Erscheinung und Tode war dem alten Nikolaus ein harter Schlag, um so schmerzhafter, je unerwarteter er kam. Schon lange hatte er sich seinen Bruder Karl nicht mehr als Erdenbewohner gedacht, hielt ihn für ein seliges Mitglied einer bessern Welt, verweilte ungern mit seiner Fantasie bei dem, was er in der Irre gelitten haben mochte, setzte wenigstens immer die Worte hinzu: »er genießt nun den Lohn seiner irdischen Leiden!« und dieser angenehme Traum wurde so plötzlich, so fürchterlich unterbrochen.

Doch ich lasse den Vorhang fallen, und schweige von nun an für immer von dem edlen, stolzen, unglücklichen Ortenberg. Er ist nicht mehr, er bedarf, Leser, deines Mitleids nicht mehr. Wenn theilnehmendes Interesse an sein Schicksal dich band, so schenke es nunmehr seinem verwaisten Sohne.

Wilhelm hatte seine Studien vollendet, der Jüngling war zum Manne gebildet, und diejenige Epoche seines Lebens, welche ihn nun erwartete, vermag ich nicht besser zu schildern, als wenn ich einen Theil seiner Korrespondenz zwischen ihm und dem alten Oheim hier einrücke.

Auszüge

aus den Briefen Wilhelms an seinen Oheim, und dessen Antworten.

1.

— Ich bin entschlossen Göttingen zu verlassen, aber wohin, und welche Bestimmung ich den Tagen meiner Zukunft geben soll, darüber erwarte ich von Ihnen, liebster Oheim, Rath und Befehl. Gelernt habe ich von allem Etwas, glaube mich so ziemlich in jede Lage werfen zu können: denn ein Spieler, der die Karten einmal kennt, muß jedes Spiel, vom Zufall ihm in die Hand geführt, zu ordnen verstehen, muß sich zu finden wissen, wenn auch die Trümpfe in den Händen seiner Mitspieler ungleich vertheilt sind. — — Man sagt, es sei leicht, die ganze Sammlung menschlicher Kenntnisse, welche auf mathematische Gewißheit sich gründen, auf ein weißes Kartenblatt zu schreiben, und wie manchen dicken Quartanten durchwühlt man vergebens, um ein paar Worte zu dieser Sammlung heraus zu klauben. — Ich verlasse

die hiesige Bibliothek nie ohne Beklemmung; so viele Bücher, so viel zu lesen, das Leben so kurz, das Kartenblatt so klein, und doch muß man ein Polyhistor sein, um es nur halb zu füllen. — — Nein, ich mag kein Gelehrter werden! in Gottes freier Natur will ich herumschweifen, ihre mannigfachen Freuden genießen, nicht ihre geheime Schliche ihr ablauern, um heute ein System zu bauen, das morgen von der einfachsten Naturbegebenheit Lügen gestraft wird — Aber da flüstert eine innere Stimme mir zu: »du bist ein Glied in der Kette der Gesellschaft; es ist nicht genug mit deines Oheims Reichthümern deinen Wanst zu nähren, allenfalls einem Nothleidenden einige Groschen zuzuwerfen, deren sauren Erwerb du nicht ahnest; dem Staate gehören deine Kräfte, er bezahlt sie dir mit Sicherheit deines Eigenthums.« — Es ist ein sonderbares Ding um die Hochachtung, die man für sein ich hegt, so verschieden von der, die man den Verdiensten anderer zollt. Diese letztere klebt so oft an Vorurtheilen der Kindheit, äußerlichen, zufälligen Eigenschaften, Possen von Reichthum und Ahnen. Aber das, was in der Einsamkeit mir eigene Zufriedenheit gewährt, was oft über Leiden und schiefe Beurtheilung mich hinaussetzt; kurz, das, was jeder Biedermann mehr oder weniger in sich sucht und findet, läßt sich nicht von der Stimme des niedern oder vornehmen Pöbels erkaufen. — So will ich mich dann irgend einem Stande widmen, um nicht blos Drohne im Bienenstock der Welt zu sein, ich will ein- und ausflie-

gen, sammeln und arbeiten: Ihr Befehl mag mir meine Arbeit anweisen.

2.

Nikolaus an Wilhelm.

Ich muß dir sagen, mein lieber Vetter, daß dein Brief weder hinten noch vorne meinen Beifall hat. Rein heraus zu reden, Wilhelm, du bist nicht mehr das Kind der Natur, wie du aus des guten Pfarrers Händen gingst. Da ist so ein geziertes, geschraubtes Wesen in deinen Perioden und Wendungen, du spielst den Philosophen, so thust du, da du doch nur ein Bücher-Philosoph bist, und man muß die Nase weit hinausstrecken in die Welt, wenn man über nichts mehr staunen will, und die Hand voll irdischer Leiden und Freuden mit eben dem Auge zu betrachten begehrt, als ein voller Magen den Pudding. — Höre mein Sohn, ich kann das nicht leiden, daß ein Mensch den andern Sie nennt, als spräche er zu einer großen Versammlung, am wenigsten will mir das in den Kopf, wenn ein Sohn zu seinem Vater oder zu seiner Mutter redet. Nun ist das zwar einmal so Sitte unter uns, und weder ich, mit allen meinen Reichthümern, noch du mit deiner Philosophie werden's ändern; aber wenn sie alle auf einem Beine tanzen, so will ich doch nicht mithüpfen, so lange ich noch zwei gerade Füße habe. Ich begehre also von dir, lieber Vetter, daß du mich Du nennest, so will ich, denn ich bin dir an Vaters Statt, und wenn der Sohn den Va-

ter nicht mehr Du nennen darf, so wäre es eben so gut, man verbannte das ehrliche Du ganz aus der Welt. Meinen Respekt werde ich mir doch schon zu erhalten wissen, und wenn dich die Leute fragen, wie du auf den schnurrigen Einfall geräthst; so schiebe die Schuld nur immer auf den alten, närrischen Oheim. — — Was geht mich deine künftige Bestimmung an? da siehe du zu. Meinethalben magst du werden was du willst, wenn du nur ein ehrlicher Mann bist, und das kannst du in allen Ständen sein. Lieb wäre mir's, wenn du dich noch ein paar Jahre in der Welt herum triebst, dann ein gutes, sanftes Weib nähmst, wie meine Welli, und damit bella! —

Daß ich doch nie den Namen aussprechen oder schreiben kann, ohne daß mir das Auge naß wird. Höre Wilhelm, vorgestern ist der kleine Tempel in meinem Garten fertig geworden, und der Altar in der Mitte, der die Urne tragen soll, in welcher die Asche meiner Welli ruht. Und gestern war ein feierlicher Tag, mein Seel, so war er. Ich nahm die Urne aus dem Kasten, in welchem sie während meiner ganzen Reise und noch bis jetzt verschlossen gewesen, denn ich hatte den Muth nicht, meine Wunden aufzureißen. Nun wie gesagt, ich nahm sie heraus, und da lagen auch noch ein paar Armbänder und Ringe von meiner Welli, die nahm ich auch heraus, und so trollte ich mit der Asche nach dem Garten, und meine Thränen fielen auf die Urne, und ein paarmal zitterten mir die

Hände, daß ich Mühe hatte sie fest zu halten, und meine Knie wankten, daß ich mich unterwegs auf eine Rasenbank setzen mußte. Nun wie weiter? jetzt steht die Urne auf dem Altare, und der Tempel ist mit Rosenhecken umgeben, und oben steht geschrieben:

Grabmahl der guten Welli, der sanftesten ihres Geschlechts

Wenn nun einst meine Thränen vertrocknet sind, das heißt, wenn mein Auge sich auf ewig geschlossen; so sollst du dich dabei erinnern, Vetter, daß ich meine Welli über Alles liebte, mein Seel, so that ich! und sollst unsere Asche dann und wann in der Morgen- oder Abendstunde besuchen, und sein an uns denken.

Ja, das sage ich dir, Vetter, und begehre es von dir als den einzigen Dank für meine väterliche Liebe, daß du mich ja nicht begraben lässest, wenn ich todt bin. Das ist eine dumme Sitte, mit der ich nichts zu schaffen habe. Da scharrt man jährlich ein paar Millionen Körper in die Erde, um die Luft zu verpesten, dem Tod sein Handwerk leichter, den Aerzten das ihrige einträglicher zu machen. Unter arme Landleute sollte man eure sogenannten Gottesäcker vertheilen, damit sie vernünftige Aecker mit Korn und Gerste besät daraus machten, und die Leichen? nun die würden verbrannt, wie in Indien und an hundert andern Orten, müßten nicht alle die gräßlichen Stufen der Verwesung durchgehen, würden auf einmal wieder in den Staub verwandelt, von dem sie genommen sind.

Ich war einmal in einer Kunſtkammer, da hatte ein geſchickter Künſtler die Verweſung in Wachs nachgebildet, höre, Wilhelm, das war ſchrecklich, wie zuerſt das Auge mit einer Art von Moos ſich überzieht, und ſo immer weiter, immer ſchrecklicher und gräßlicher, daß ich ſelbſt meine Welli mir unter dieſer Geſtalt nicht ohne Grauen denken könnte. Und dann hab' ich noch einen Hauptgrund, warum ich das Verbrennen dem Begraben vorziehe, nämlich um der Nachbleibenden willen. Da ſchleppen ſie dich hinaus aus der Stadt, in eine Kiſte genagelt, ſcharren dich ſechs Fuß tief unter die Erde, machen einen Hügel über dir und laſſen dich liegen. Die Deinigen vergeſſen dich, haben nichts, wobei ſie ſich deiner erinnern können, und ſchielen höchſtens des Sonntags, wenn ſie nach der Kirche wandern, dann und wann einmal nach deinem Grabe, um zu ſehen, ob noch kein Gras darüber gewachſen iſt? Führt nun vollends Zufall oder eigener Entſchluß deine Familie weg aus den väterlichen Mauern, ſo bleibſt du allein, modderſt unter Fremden, biſt vergeſſen, und dein Name nimmt höchſtens nur noch einen kleinen Raum im Kirchenbuche oder auf einem Stammbaum ein, in den Herzen der Deinigen iſt er getilgt, mein Seel, ſo iſt er.

Wie anders, wenn die Flamme deinen Körper der Verweſung entreißt! Das Häufchen Aſche, das von dir übrig bleibt, ſammelt ſorgſam die Hand deiner Gattin, deines Sohnes, deines Freundes, ihr Auge netzt es mit Thränen, eine Urne verſchließt es, und wenn man dieſer Urne auch

keinen Tempel bauen kann oder will, wie ich dem Andenken meiner Welli, ſo ſetze man ſie auf den Tiſch unter den Spiegel ſtatt eurer franzöſiſchen Potpourris von Porzellan, Bronze oder Marmor, man führe dann und wann die Kinder davor, man hebe den Deckel auf, man zeige ihnen den kleinen Ueberreſt eines Menſchen, und das wird mehr Eindruck auf die Umſtehenden machen, mein Seel, ſo wirr es! als wenn ſie mit Ekel vor einem Grabe ſtehen, aus welchem Verweſung grinſt und die Peſt ihnen entgegen dampft.

Glaubſt du, mein Sohn, die Römer und Griechen, deren Geſchichte ich in meiner jetzigen Einſamkeit mit Bewunderung leſe, würden dergleichen Heldenthaten vollbracht, ſich ſo freiwillig in den Tod geſtürzt haben, wenn ſie ihre Körper zu gleicher Zeit einer ſo ekelhaften, jämmerlichen Mißhandlung hätten Preis geben müſſen? Lächle immerhin! ich bin kein Seelenkenner, aber für mich hat die Vermuthung Wahrſcheinlichkeit. Und dann iſt ſo was Erhabenes in dem Bilde, wenn die Flamme emporlodert und der Rauch in die Wolken ſteigt — man wähnt den Geiſt gleich einem Phönix aus ſeiner Aſche mit hinaufſteigen zu ſehen.

Kurz und gut, mein Sohn, ich will verbrannt ſein, und damit bella! eine Urne, die den Reſt meiner alten Knochen auffaſſen ſoll, hab' ich mir ſchon beſtellt, und dann ſollſt du ſie neben die meiner Welli ſetzen, und dann magſt du mit Weib und Kindern zuweilen in der Abenddämme-

rung dahin spazieren, so magst du, und ihnen meine Geschichte erzählen und meiner im Besten gedenken.

Wenn mich der Tod etwa überraschen sollte, ehe ich's vermeine, und ehe ich meinen letzten Willen auch über diesen Punkt abgefaßt habe, so sollst du diesen Brief als mein Testament betrachten, und ihn der Obrigkeit vorzeigen, damit die Polizei dir keine Firfaren macht. Ich denke, es kann ihr sehr gleichgiltig sein, ob Einer brennt oder modert. Wo nicht, so laß einen leeren Sarg begraben und verbrenne mich heimlich. Oder wenn das nicht angeht, wegen des Feuers, das du anzünden mußt, so beschütte meinen Leichnam mit ungelöschtem Kalk und spritze ein paar Tropfen Wasser darauf, das thut die nämlichen Dienste. Gehab dich wohl! *)

3.

Wilhelm an Nikolaus.

Ich bin in Hannover, lieber Oheim, und habe Lust noch einige Wochen hier zu bleiben. Deine Briefe und dein Geld wirst du so gut sein hieher zu senden, ich wohne in der London Schenke. Eigentlich hat mich der junge

*) Ob man das, was der ehrliche Nikolaus hier sagt, als unschädliche Schwärmerei, oder als einen auf wahre Psychologie gebauten Vorschlag betrachten will, das kann mir gleichviel gelten. Indessen mag ich doch nicht unterlassen, dem Leser ein Beispiel anzuführen, dessen Augenzeuge ich war, und das mir nie aus der Seele kommen wird. Ich reiste vor einigen Jahren durch

Baron W**, mein Universitätsfreund, zu meinem hiesigen Aufenthalte veranlaßt. Mir gefallt es hier recht gut, die Stadt ist hin und wieder artig gebaut, die umliegenden Gegenden sind schön, und ich habe die Bekanntschaft bra-

einen Theil von Deutschland, in A** traf ich einen Schauspieler an, einen wackligen Mann, mit dem ich ehedem in Petersburg Umgang gehabt hatte. Während wir uns nicht gesehen, war ihm sein Weib gestorben, und ihm blieb nur noch eine Tochter übrig, ein munteres, liebenswürdiges Mädchen voller Witz und Laune, mit dem ich schon in Petersburg, in Gesellschaft ihrer Eltern, manche angenehme Stunde verscherzt hatte. Sie war noch ganz dieselbe, schäkerte, lachte, und überließ sich ihrem reizenden Muthwillen. Von ungefähr fiel mein Blick auf ihre Toilette, und ich sah — ein Möbel, das ich noch auf keiner Damen-Toilette gesehen hatte — einen Todtenkopf. Erstaunt fragte ich: »wie zum Henker kommt dieser Kopf hieher?« Plötzlich brach das Mädchen in einen Thränenstrom aus, »das ist meiner Mutter Kopf!« sagte sie schluchzend, »mein Vater hat es so gewollt, daß ich ihn täglich vor Augen haben soll, um mich täglich ihrer mutterlichen Lehren zu erinnern.« — Ich gestehe es, dieser sonderbare Einfall überraschte mich so sehr, daß ich lange Zeit stumm und unbeweglich mein Auge auf den Todtenkopf heftete. Auch ich hatte die Frau gekannt, ihre Gestalt schwebte vor meinen Augen, und nun war nichts mehr von ihr übrig, als dieser Knochen. Wahrlich! ich empfand mehr dabei, als ich auf ihrem Grabhügel empfunden haben würde. — Und was meinst du, lieber Leser? wäre auch das Mädchen so leichtsinnig gewesen, als sie wirklich tugendhaft war, hätte auch ihr Stand sie täglich den Reizen der Verführung aufgesetzt, hätte sie auch

ver, aufgeklärter Männer gemacht. Viele sind deren freilich nicht, wenn man das Viel von Zahlen versteht, aber eine Rose ist ja mehr werth, als hundert geruchlose Tulpen, trotz der tausend Farben, mit denen sie prangen.

Ich habe einen meiner Abende bei dem vortrefflichen Zimmermann zugebracht, dessen Buch von der Einsamkeit dir, wie du mir neulich schriebst, deine Einsamkeit schon so oft versüßt hat. Er scheint in der ersten Viertelstunde kalt und zurückstoßend; das mag wohl daher kommen, weil er von so manchem handwerksmäßigen Reisenden überlaufen wird, der nur kömmt um ihn anzugaffen, und sagen zu können: ich hab' ihn gesehen. Wenn er aber merkt, daß er einen Menschen vor sich hat, dessen Herz empfänglich ist für Wärme und zutrauliches Wesen, so weicht die kalte Wolke nach und nach von seiner Stirn, und dann hat er einen so sanften, milden Blick im Auge, daß er Einem die Liebe und Achtung aus dem Herzen stiehlt, so wie er seit jenem Abend die meinige auf ewig besitzt. Möchte sie ihm doch etwas werth sein!

---

schon am Rande des Grabes ihrer Unschuld gestanden; müßte nicht ein Blick auf diesen Todtenkerf sie bei den Haaren zurückgezogen haben? — Wende mir nicht ein: die Zeit schwäche den Eindruck, und leiche ihn endlich ganz aus — schon seit zwei Jahren war die Mutter todt, und des Mädchens Thräne fiel warm auf meine Hand. Traun! hätte ihre Leiche auf dem Kirchhofe gemodert, wir hätten ihrer mit keiner Silbe gedacht.

Anmerkung des Erzählers.

Auch in adeliche Gesellschaften hat mein Freund mich eingeführt, aber die behagen mir gar nicht. Nirgends habe ich so viel steifes Wesen, albernes Ceremoniel und hochgetragene Nasen gesehen, als hier: besonders zeichnen sich die Weiber aus. Man unterscheidet hohen und niedern Adel, man glaubt sich verunreinigt, wenn man mit dem letztern ein paar Stunden unter einem Dache, oder auch nur unter freiem Himmel zubringen soll. Da ich nun vollends zum Bürgerpack gehöre, und meine Voreltern nur zusehen durften, wenn die übrigen turnirten und sich die Rippen entzwei brachen: so kannst du dir leicht einbilden, wie man mich über die Achsel ansieht. Mein Freund W** geräth oft dabei in nicht geringe Verlegenheit, und ich — nun ich will noch ein paar Wochen d'rüber lachen, und dann meinen Wanderstab weiter setzen.

4.

Nikolaus an Wilhelm.

Du bist ein Narr, lieber Vetter, mein Seel, so bist du, daß du unter dem verdammten Unwesen dich herumtreibst und die Leute in der Grille bestärkst, als erzeigten sie dir eine große Ehre, wenn sie dich über die Achseln ansehen. Nimm dich in Acht, daß ich nicht in die Versuchung gerathe zu glauben, du habest keinen innern Werth, auf den du stolz sein darfst, da du von den erborgten Strahlen einer Lampe dich beleuchten lässest. Ich halte nichts auf den Mann, der die Würde seines Wesens fühlt (oder doch

fühlen sollte, sein mäßiges Auskommen hat, unter seines Gleichen Freundschaft und vernünftige Unterhaltung nur *suchen* darf, um sie zu *finden*, und dann doch schamlos in einen Zirkel sich drängt, wo man höchstens um seines Mammons willen ihn leidet.

Ich will damit nicht sagen, daß ein Edelmann, oder Freiherr, oder Graf, nicht der warme Freund eines Bürgerlichen sein könne; dafür behüte mich der Himmel! es gibt der braven Edelleute genug, die recht gut wissen, daß der Adel eine Erbschaft ist, die noch mehr der Pflichten ihnen auflegt, als wir andern bürgerlichen Erdensöhne in unserer engern Sphäre zu erfüllen haben. Doch wollt' ich dir immer rathen, mein Sohn, ehe du den Bund der Freundschaft mit einem Edelmanne knüpfest, ihn lange zu prüfen, ehe du dein Herz an das seinige hängst. Besonders heite ein forschendes Auge auf ihn, wenn du in Gesellschaft von andern Adelichen ihn triffst. Ist er verlegen dich zu umarmen, dir die Hand zu drücken, dich im Angesicht der übrigen in einen Winkel zu ziehen und ein trauliches Gespräch mit dir anzufangen; so meide ihn, denn er schämt sich seines Freundes, mein Seel, so thut er! diese Erfahrung — es thut mir weh, daß ich das sagen muß — hab' ich erst seit meiner Rückkunft in's deutsche Vaterland durch ein paar unangenehme Stunden erkauft.

Daß du die Weiber um eine Stufe höher in der Albernheit gefunden, als die Männer, wundert mich gar nicht, das ist allenthalben so. Je weniger Einer eine Würde

verdient hat, je stolzer ist er d'rauf. Ein Titular-Hofrath vergibt es dir in seinem Leben nicht, wenn du den Titel vor seinem Namen vergessen hast; nicht also der fleißige Diener des Staats, der das Bewußtsein seines Verdienstes im Busen trägt, und des leeren Schalles lächelt.

Höre mein Sohn! ich wünschte deinen nächsten Brief aus irgend einem andern Winkel der Erde datirt zu sehen, mein Seel, so wünscht' ich! ungeachtet ich dir zu der Bekanntschaft meines lieben Zimmermann's von Herzen Glück wünsche. Du kannst ihm man sagen, daß ich ihn nicht um einen Deut höher schätze, seitdem die Kaiserin von Rußland ihm einen Orden gab; daß ich aber die Kaiserin von Rußland darum höher schätze. Gehab dich wohl!

5.

Wilhelm an Nikolaus.

Du hast Recht, lieber Oheim. Auch war ich schon im Begriff meinen Mantelsack zu schnüren und nach England über zu wandern, welche Insel mir durch Archenholz's Beschreibung lieb geworden ist; aber ich weiß nicht, was mir seit ein paar Tagen im Kopfe steckt; ich bin nicht derselbe Mensch. Ich nehme ein Buch und lese nicht, ich setze mich an's Klavier und spiele nicht, wenn ich auf der Straße gehe, trete ich in alle Pfützen, und wenn ein Bekannter den Hut vor mir abzieht, so dank' ich ihm nicht. Wenn's regnet so merke ich's nicht, und wenn die Sonne scheint, so fühle ich's nicht. Am liebsten bin ich allein, und

auch in großen Gesellschaften glaub' ich allein zu sein. Der Sang der Nachtigall macht mich wehmüthig, die untergehende Sonne schaue ich mit feuchten Augen an. Das Herz ist mir voll, der Kopf leer, die Brust beklommen, ich scheine tiefsinnig zu denken, und denke nichts. Sage mir, lieber Oheim, was ist mit mir vorgegangen?

6.

Nikolaus an Wilhelm.

Narr! Du bist verliebt, mein Seel, so bist du! Gerade so war mir zu Muthe, als ich meine Welli zum ersten Male gesehen hatte. Gott gebe, daß dein Mädchen auch eine Welli sein möge! Es gehört zwar nicht in meinen Plan, dich sobald zum Hausvater zu machen, da aber die Liebe, wie bekannt, nicht nach Planen frägt, so mag's d'rum sein. Vergiß nur nicht, daß sie die Gefährtin deines Lebens sein soll bis an's Ende deiner Tage. Prüfe sie vor allen Dingen, ob sie ein gutes Herz hat? Uebrigens mag sie vornehm oder gering, reich oder arm, schön oder häßlich sein, das gilt mir gleich, mein Seel, so thut es. Ich will sie empfangen als meine Tochter, ihr sollt Kinder zeugen nach Herzenslust, und mir meine alten Tage zu Tagen der Freude machen, so sollt ihr, und damit holla!

7.

Wilhelm an Nikolaus.

Du hast's errathen, lieber Oheim, ich bin verliebt, in ein schönes gutes Mädchen bis über die Ohren verliebt. Ich

spreche so gern von ihr, sei so gut lieber Oheim, und höre mich an.

Es war am Montage vor acht Tagen, Abends gegen fünf Uhr, als mich mein Freund bei seinem Vetter, dem Geheimderath von W** einführte. Da war eine Art von Assemblee, oder wie das Ding auf deutsch heißen mag, da standen ein Dupend Spieltische im Zimmer, geschminkte Weiber und weißgepuderte Männer saßen daran: vor dem Sofa ein Theetisch, dahinter ein reizendes Mädchen, welche den Thee einschenkte, und die Hebe bei der Nektarflasche belauscht zu haben schien; ein Mädchen sage ich — denn man vergaß bei ihrem Anblick, daß sie ein hochwohlgebornes Fräulein war.

Der Geheimderath empfing mich mit einer heitern, zuvorkommenden Miene, ohne dabei den Mann von Stande zu verläugnen. Er ist alt, auf seinem Gesicht wohnt deutsche Redlichkeit, seine grauen Haare färbten sich im Dienste des Staats, man liebt den Mann, wenn man ihn sieht. Nicht also seine gnädige Frau Gemahlin, welche den diken hannov'rischen Adelstolz im Auge und auf der Nase trägt, eiskalt vornehm lächeln kann, und stolz auf die Würde ihres Mannes, mitleidig herabsieht auf die niedrigere Klasse von Geschöpfen, wie ein Engel, stell' ich mir vor, auf einen Ameisenhaufen. Sie erwiederte meinen tiefen Reverenz mit einer halben Neigung des Kopfes, und that mir die Ehre an, nicht ein Wort mit mir zu sprechen. Die ganze Gesellschaft ward auf

meine Wenigkeit aufmerksam, man zischelte sich in die Ohren, man wisperte hie und da, und als man vermuthlich in Erfahrung gebracht, daß ich kein Kavalier sei, spielte man ruhig weiter.

Die noch übrigen leeren Spieltische wurden nun auch nach und nach bevölkert. Man bot mir eine Partie l'Hombre an, mit einem bürgerlichen Rath und einem Fähnrich von fünfzehn Jahren, welche man für die geringsten in der Gesellschaft hielt (denn hier beobachtet man auch im Kartenspielen den Rang): da ich aber, wie du weißt, gar nicht spiele, so ließ man mich stehen, als einen im bon ton völlig unerfahrenen Menschen, der sich die Zeit vertreiben mochte, so gut er konnte. Ich ging im Zimmer auf und nieder, besah die Kupferstiche, neckte den Papagei, zählte die Fensterscheiben, und war etwas verlegen mit meiner kleinen Person.

Endlich trieb mich die Langeweile in ein Nebenzimmer, wo vier oder fünf Fräuleins im Zirkel saßen und schnatterten; denn die unverheiratheten Damen pflegen hier selten die Zahl der Kartentische zu vermehren. Ob ich nun gleich kein Weiberfeind bin, so war ich doch bis jetzt immer ein Weiberscheue, und da meine Galanterie auch nicht weit her ist, so wurde mir's wirklich schwer, mich unter sie zu mischen. Nie ist ein ehrlicher Mann mehr in der Verlegenheit den Dummkopf zu spielen, als wenn er sich mit fremden jungen Damen unterhalten soll. Die guten Kinder fragen den Henker darnach, ob ihnen ein gelehrter, ein recht-

ſchaffener, ein um den Staat verdienter Mann vorgeſtellt wird, deſſen Aeußeres — wäre es auch hin und wieder lächerlich — man kaum eines Blickes würdigen ſollte; nein, ſie muſtern ihn gleich bei der erſten Verbeugung vom Kopfe bis zum Fuße, laſſen jede ſeiner Bewegungen, jedes ſeiner Kleidungsſtücke durch hundert neugierige Blicke Gaſſen laufen, gloſſiren jedes ſeiner Worte, lachen wenn ſeine Weſte zu lang oder ſein Haarbeutel zu groß iſt, und nicht ſelten heirathen ſie ihn hinterdrein, ſind glücklich und ſchämen ſich ihrer Thorheit.

Wie ich mich herausgewickelt, weiß ich ſelbſt nicht recht. Die Mädchen ſchienen alle ein wenig muthwillig zu ſein, aber übrigens gute, harmloſe Geſchöpfe, und ſo war die Bekanntſchaft bald gemacht. Man frug mich, wie mir's in Hannover gefiele? welche Spazirgänge ich beſucht? ob ich mich lange da aufhalten würde? und ſo weiter. Die Unterhaltung ging ſehr bald zu Ende, das Geſpräch wurde immer trockner, immer einſilbiger, und ich ſegnete daher im Stillen den glücklichen Einfall des Fräulein Amalie von W**, der Tochter vom Hauſe (die mir zuerſt als Hebe erſchienen war), welche ihre Arbeit niederlegte, aufſtand und ein Klavier öffnete, welches im Mahagoni-Gehäuſe in einer Ecke des Zimmers prangte. »Mag ſie doch ſo jämmerlich klimpern, als ſie nur immer Luſt hat,« dachte ich bei mir ſelbſt, »zum mindeſten biſt du des Redens überhoben, darfſt dich nur ſtellen als ſeiſt du ganz Ohr, und übrigens denken woran du willſt.« Ich ſprang auf, holte Stühle für ſie und mich, und wir ſetzten uns.

Amalie ſchlug eine Sonate von Hofmeiſter auf, und zog ihre Handſchuhe aus. Himmel! liebſter Oheim! welch' eine Hand erblickt' ich da! ſo weiß, ſo klein, ſo rund, ſo voll, ſo grübchenreich — ach! wen ſolch' eine Hand durch's Leben führt, der wandelt auf Roſen. Aber das war Alles noch nichts! ſie fing an zu ſpielen, und ſpielte mir das Herz aus dem Leibe heraus. Da war eine Seele in jeder Fingerſpitze, das ſanfteſte, fühlbarſte Herz legte die Zauberin in jeden Druck ihres Inſtruments. Ich wollte nicht mehr hören, ich wollte mein Auge abzieh'n von der ſchönen Hand, aber da fiel mein Blick unglücklicher Weiſe auf den Buſen, und das war noch zehnmal toller. Höre, lieber Oheim, ſo ein Buſen iſt in der Welt nicht mehr! wenn das Feuer deiner Einbildungskraft noch nicht ganz verloſchen iſt, ſo rufe jenen ſeligen Augenblick zurück, wo dir, unſern von Maſulipatnam, Welli zum erſten Male begegnete, und ihr ſtrotzender Buſen dich begrüßte. Was du damals empfandeſt — o es war Kleinigkeit! es war lappländiſche Kälte gegen die Flamme, die mein Herz an Amalien's Seite ergriff. Wie ſich das hob, wie ſich das blähte! Cato würde gelächelt, und Plato, ſeine Träume vergeſſend, mit halbgeſchloſſenem Auge ihr Halstuch weggeblinzelt haben. Mir wurde ſchwindlicht, ich vergaß mich, mein Kopf ſank nieder, mein Mund drückte einen heißen Kuß auf ihre Hand. Das Mädchen wurde glühend roth, meine Verwirrung war unbeſchreiblich. Sie

ſpielte fort, kam aus dem Takte, griff falſch, ich wußte nicht mehr wo ich war. Kurz, unſere Herzen hatten ſich verſtanden, aber wie ich das beſeligende Geſtändniß: „daß ich ihr nicht gleichgiltig ſei" zuerſt ihrem Auge, und endlich auch ihrem Munde entlockt habe, das will ich, lieber Theim, dir in meinem künftigen Briefe umſtändlicher erzählen.

8.

Nikolaus an Wilhelm.

Nun das ſei dem Himmel geklagt! mein armer Vetter hat den Verſtand verloren, mein Seel, ſo hat er! Wenn du wieder an deinen alten Theim ſchreibſt, ſo laß die Hebe, und den Plato, und die Seele in den Fingerſpitzen nur fein zu Hauſe. Was geht mich deine ganze Liebesgeſchichte an? — Du kannſt nur bleiben laſſen, mir in deinem künftigen Briefe den Brei noch einmal vorzukauen, und deine albernen Vergleichungen mit meiner Welli ſollſt du ganz weglaſſen, ſo ſollſt du. Heirathe das Mädchen in Gottes Namen, aber bleib mir mit ihrer Hand und mit ihrem Buſen vom Leibe, das iſt man Schnickſchnack. Die Hand wird nicht immer voll und rund ſein, und der Buſen wird ſich nicht immer blähen, das kannſt du mir glauben. Es gehört mehr dazu, ein Band auf ewig zu knüpfen. Mancher läge lieber mit der Naſe auf einem harten Stein, mein Seel, ſo thät er! als am vollen Buſen einer böſen Sieben.

Nun, nun, das geht mich Alles nichts an. Heirathe du meinethalben den Busen und die Hände, das ist deine Sache, je glücklicher du bist, je lieber ist mir's. Aber daß du Sausewind meinst, ich sei ein Lappländer gegen dich, und habe Schnee im Leibe, wo dir's die Seele ausbrennen will, daran hast du gelogen, mein Seel, so hast du.

Auch gut! es soll mir lieb sein, wenn du dein ganzes Leben hindurch so fortschwärmst. Nicht halb recht ist mir's indessen, daß du dich da in eines so vornehmen Mannes Tochter vergafft hast: die wird so viele Manieren, und Quinkeliren, und Ziererein an sich haben, daß ihr der arme, alte Oheim, mit seiner indianischen Simplizität, verhenkert dorfjunkermäßig in die Augen stechen wird. Das sag' ich dir, Vetter, zur Hochzeit kriegst du mich nicht, das ist mir nach deiner Beschreibung dort viel zu steif.

Aber was rede ich von Hochzeit, du weißt ja noch gar nicht, ob dich das Mädchen haben will, oder, welches einerlei ist, ob die Eltern dich haben wollen? Bedenke, Vetter, ein Herr Geheimderath, eine Frau von, ein Fräulein von, ein Onkel von, eine Tante von, und Monsieur Ortenberg schlecht weg — ei! ei! ich sehe ein Gewitter am Himmel heraufsteigen, das Schifflein ist noch nicht im Hafen. Wenn indessen das Geld etwas dazu beitragen kann, es glücklich hinein zu bugsiren, so kannst du man sagen, du habest fünftausend Thaler jähr

licher Einkünfte, und noch einmal so viel, wenn der alte Onkel Niklas stirbt.

9.

Wilhelm an Nikolaus.

Gütigster, bester Oheim! Deine väterliche Liebe hat meinem Auge Thränen des Dankes entlockt. Reden mag ich nicht viel davon: aber dir's einst beweisen, daß der Same deiner Wohlthaten nicht auf unfruchtbaren Boden fiel, gewiß, das will ich! wenn Gott mich und meine Amalie glücklich in deine Arme führt.

Deines Segens versichert, habe ich es gewagt, um die Hand des Mädchens zu bitten, man stutzte, man war verlegen, man gab mir zweideutige Antwort. Ich machte meinen Freund W** zum Spion, eine Woche verstrich in Berathschlagungen mit der ganzen Familie. Man legte meinen Bürgerstand in die eine Wagschale, und meine fünftausend Thaler jährlicher Einkünfte in die andere, das Züngelchen stand mitten inne. Amalie liebt mich von ganzer Seele, ich bin stolz auf diese süße Ueberzeugung, aber ihr Herz frug man nicht um Rath.

Endlich erhielt ich durch einen Vetter die Antwort: »daß ich das Mädchen haben solle, wenn ich mich in Wien in den Freiherrnstand wolle erheben lassen.« Es ist eine Grille, lieber Oheim, aber was soll man thun? Amalie ist unschuldig daran, und mein Glück steht auf dem Spiele. Ich habe bereits mit einem Genealogisten gesprochen, dem

ich unser Familienpetschaft gezeigt, auf welchem, wie du weißt, oben auf dem Helme ein Mann mit einer Peitsche hervorragt. Er versicherte mich, daß wir aus einer alten, adelichen Familie abstammen, welches er aus dem Wapen klar erweiset. Er sagt: die Scythen hätten einst einen langen Kriegszug nach Asien gethan, während dessen bemächtigten sich ihre Sklaven ihrer Häuser und Weiber, und griffen zu den Waffen, als ihre Herren zurückkamen. Da sie nun lange mit abwechselndem Glücke fochten, so that endlich ein alter Scythe den Vorschlag, gegen diese Sklaven statt der kriegerischen Waffen, nur die Peitsche zu gebrauchen. Der Gedanke fand Beifall, man führte diesen Entwurf aus, jeder Scythe ergriff eine Peitsche, bei deren Anblick die ganze sklavische Kleinmüthigkeit sich der Knechte wiederum bemeisterte, und siehe da, sie warfen ihre Waffen weg, und liefen davon. Zum Andenken dieser Begebenheit schlugen die Novogoroder, deren Stadt im sarmatischen Scythien liegt, eine Gedächtnißmünze, auf welcher ein Reiter eine lange Peitsche schwenkt; und dem alten Scythen, welcher den ersten Einfall gehabt, ward erlaubt, den Mann mit der Peitsche in seinem Wapen zu führen.

Du siehst, lieber Oheim, daß unser Geschlecht im grau'sten Alterthume sich verliert. Ich erwarte mit Ungeduld deine Antwort, und auch einen Wechsel auf einige hundert Dukaten, denn du weißt, daß man heutzutage nicht umsonst ein edler Mann wird.

10.

Nikolaus an Wilhelm.

Nein Vetter, daraus wird nichts! Dein Genealogist ist ein Narr und du dazu. Was schwatronirst du da von Scythen und Sarmaten? wir sind ehrliche Deutsche und damit bella! Den Kerl mit der Peitsche will ich dir erklären, wie ich mir das Ding vorstelle. Sieh, ich denke unser Stammvater ist ein ehrlicher Fuhrmann gewesen, hat seinen Frachtwagen, und seine vier Grauen, oder Rappen, oder Schimmel, fein ordentlich von einer Stadt zur andern geleitet, und ist selbst nebenher zu Fuße gegangen. Da mag er sich nun endlich so viel zusammengespart haben, daß er auf seine alten Tage genug hatte, und vielleicht auch seinen Kindern einen vollen Kasten hinterließ. Um nun das Andenken ihres fleißigen Vaters in der Familie zu erhalten, setzten sie einen Fuhrmann mit der Peitsche eben auf den Helm, wo er dann noch heutiges Tages prangt. Sieh, das klingt viel natürlicher und wahrscheinlicher, als deine Scythen und Sarmaten, und du darfst dich auch gar nicht schamen, lieber Vetter, daß mein Stammvater ein Fuhrmann war, das ist zehnmal löblicher als ein Straßenrauber, wie die Ritter damaliger Zeit.

Ein anderer unserer Verwandten hatte auch einmal so einen drollichten Einfall. Die Fuhrmannspeitsche stand ihm nicht an, flugs machte er einen Mönch mit der Geißel

daraus, und behauptete keck und kühn, der Petschierstecher habe aus Unwissenheit die Geißel verlängert, bis endlich eine Peitsche daraus entstanden. Ich werde die Antwort nie vergessen, die mein seliger Vater ihm gab. »Aber Vetter, sprach er, wollt Ihr denn lieber einen faulen, dickbäuchigen Mönch zum Stammvater haben, als einen fleißigen, nützlichen Fuhrmann? Die Geißel hat noch nichts böses aus der Welt hinausgegeißelt; der Peitsche verdanken wir vielleicht unseren jetzigen Wohlstand." Hörst du, Vetter, so sprach er, d'rum laß mir die Peitsche ungeschoren.

Was nun aber das Adlichwerden in Wien betrifft, so sollst du mir davon nicht ein Wort mehr reden. Ein gekaufter Adel ist noch weniger werth als ein ererbter, und seitdem ich in Schlözer's Staatsanzeigen die Taxe gelesen habe, wieviel man für einen Grafen, Baron oder Edelmann zu bezahlen hat, ekelt mich das ganze Wesen an, mein Seel, so thut es! Der Adel war ursprünglich eine gar herrliche, vortreffliche Einrichtung, wurde nur durch Verdienst und Tapferkeit errungen, und die Ritterwürde erbte nicht einmal auf die Kinder. So ist es noch heutigestages in China und an anderen vernünftigen Orten mehr, der Vater Minister, und der Sohn Matrose, wenn er ein Taugenichts ist. So ein Adel ist doch noch der Mühe werth, und vor solch einem Edelmanne bückt man sich gern. Aber die Knäbchen, die hier in Deutschland herumlaufen, und sich Ritter schelten lassen, die sind mir weniger

achtungswerth, als ein arbeitsamer Paria*) auf der Küste von Coromandel. Unsere Souveräns sollten sich schämen, daß sie um schmutzigen Gewinnstes willen die Adelsbriefe so mir nichts dir nichts verkaufen, und dadurch den Sporn der Ehre, die einzige Triebfeder einer Monarchie, unter dem Geldsack ersticken.

Sieh, hier hast du mein Glaubensbekenntniß, und nun kannst du dir selbst an allen fünf Fingern abzählen, daß du von mir weder Geld noch Einwilligung zum Kaufen eines Adelbriefes zu erwarten hast. Verdiene dir den Adel, und ich will meine Mütze vor dir abziehen, und stolz darauf sein, dich Herr von Ortenberg zu nennen. Bis dahin leb' wohl! Aus der Heirat wird nichts.

*) Die Parias machen den geringsten und verachtetesten Stamm oder Kaste in Indien aus. Wer ihnen zu nahe kömmt, der ist verunreinigt. Sie müssen schon von ferne durch lautes Schreien sich zu erkennen geben und aus dem Wege gehen, wenn sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollen, von dem Gisten besten, der ihnen aufstößt, getödtet zu werden. Siehe Sonnerat's Reisen u. a. m.

Dreißigſtes Kapitel.

O wie manches Opfer blutet
auf des Vorurtheils Altar!
das für Kronen dieſes Lebens
ſo wie du geſchaffen war.

Weg ihr ungezog'nen Knaben!
die ihr hinter fremde Tugend euch verſchanzt,
die ihr in des Baumes Schatten
müßig ſchlummert, den ihr nicht gepflanzt.
An der Treſe eures Schlammes
zeigt ihr von der Sonne euren Adelsbrief,
weil ihr Strahl die Brut in's Leben rief. —
Jenes ehrenvollen Stammes
längſt verdorrtes, mürbes Holz
ſteht entblättert, trägt — ihr Wichte!
nun ſtatt jener ſüßen Früchte,
euren dummen Adelſtolz.

O ihr Götter dieſer Erde!
reicht euch brüderlich die Hand,
und entlarvt das Ungeheuer!
und zerreißt ſein trügendes Gewand!
und knüpft feſter der Geſellſchaft Bande!
Seht und weint! — ein ſchöner Stamm
trägt zu eurer und der Menſchheit Schande,
einen giftigen Schwamm.

Armer Wilhelm! einen ſolchen Brief hatteſt du nicht von dem guten, alten Oheim erwartet. Wie ſchön malte

die Lügnerin Hoffnung dir dein nahes Glück! wie süß schwärmtest du in Amalien's Armen den goldenen Tagen der Zukunft entgegen! Der zuversichtliche Ton, mit welchem er die Einwilligung seines Oheims angekündiget hatte, verschaffte ihm in dem Hause des Geheimderaths von W** freien Zutritt; man erlaubte, daß er bei der Tafel sich an Amalien's Seite drängen durfte, daß er auf Spaziergängen ihr Führer, ja sogar zuweilen auf ihrem Zimmer ihr Gesellschafter war. Das sanfte Mädchen gewöhnte sich an den Gedanken, in ihm ihren Bräutigam zu sehen, that keinem ihrer Herzensgefühle Zwang an, und grub sich nach und nach den Pfeil der Liebe so tief in den Busen, daß ihn herausreißen sie weder mochte noch konnte.

Der alte, ehrliche Geheimderath, der gleich anfangs die Bewerbung des jungen Ortenberg's gebilligt hatte, in dem Bezirk seines Hauses aber ganz unter weiblicher Botmäßigkeit stand, war herzlich froh, bei seinen mittelmäßigen Glücksumständen, Amalien, seine Lieblingstochter, anständig versorgt zu wissen, die Ahnenpossen kümmerten ihn wenig, die alberne Forderung wegen des Freiherrn war ein weisheitsvoller Gedanke der gnädigen Frau. In der That konnte der Frau Geheimderäthin nichts willkommener sein, als Gelegenheit, sich ein Mädchen vom Halse zu schaffen, welches durch seine blühenden Reize ihre alternde Schönheit verdunkelte. Zugleich war sie entschlossen, sich so weit zu dem neugeadelten Herrn Schwieger-

ſohne herabzulaſſen, ein Geſchenk von ein paar brillanten Ohrgehängen, oder dergleichen, aus ſeinen Händen anzunehmen, und überhaupt ihn der Ehre zu würdigen, auf ſeine Koſten manchen glänzenden Ball, manches niedliche Soupee zu veranſtalten, welches alles ſeit einigen Jahren der erſchöpfte Beutel und die unhöflichen, bürgerlichen Schuldner nicht verſtatteten. So ſehr auch dieſe Ausſichten ihren Lieblingsideen ſchmeichelten; ſo darf man doch ja nicht glauben, daß es zu dem Entſchluſſe ſie habe bewegen können, den guten Wilhelm auch ohne von als ein Mitglied ihrer Familie anzunehmen. Pain bis et honneur! rief ſie mit Frau von Schmerling aus; und hätte Ortenberg Amalien, wie die Könige von Perſien, für jedes Stück ihrer Kleidung eine ganze Provinz anweiſen können; ohne Wapen und Federhut wären alle ſeine Provinzen in die Klaſſe derjenigen Dinge geworfen worden, die man wohl borgen darf, ohne wieder zu bezahlen, die aber gegen ein Stück zerfreſſenes Pergament leichter wiegen, als eine Pflaumfeder gegen einen Dukaten.

Armer Wilhelm! die Poſt iſt gekommen, ſchon durchwandert der Briefträger die Straße, in welcher du wohnſt, mit klopfendem Herzen ſtehſt du am Fenſter und ſiehſt ihn die Schwelle deines Hauſes betreten, ein krummer Finger pocht an die Thür — herein! — da ſteht der gelbe Mann, einen Brief dir entgegen haltend, der zwar das Petſchaft trägt, auf welchem der Scythe die Peitſche ſchwingt, der aber, ſo leicht und dünnleibig als er iſt, un-

möglich ein paar hundert holländische geharnischte Männer in sich verbergen kann. Doch wer weiß! die nützliche Erfindung der Wechsel, um derentwillen allein man die Juden lieben und ehren sollte, läßt noch hoffen, daß vielleicht ein kleines Stück Papier die Seele dieses Briefes ausmache, das mit den Worten sich anfangt: Fünfundsechzig Tage nach dato belieben Ew. Ew. zu zahlen, und so weiter.

Der Brief wird erbrochen, verschlungen, unwillig auf den Tisch geworfen, wieder zur Hand genommen, bedächtig gelesen, zwischen den Fingern gedrückt und endlich mit einem Seufzer in die Tasche geschoben. »Was soll ich anfangen! was wird die Geheimderäthin sagen? was Amalie? was ihr Vater?" Diese Fragen trieben sich in seinem Kopfe herum, wie die Wirbel in dem Kopfe des Carteſius, bis er endlich den Entschluß faßte, noch einmal an seinen Oheim zu schreiben, mit der ganzen Beredsamkeit der Liebe sein Herz anzugreifen, den Trostlosen, den Verzweifelnden zu spielen und bis zur sehnlich erwünschten Antwort seine Geliebte sammt ihren Eltern in dem Wahne zu lassen, als habe er noch gar keine Briefe bekommen.

Er ergriff die Feder und schrieb, doch alle seine Einfälle ihm nachzuschreiben unterlasse ich weislich, denn sein Brief wurde ein Buch, eine Abhandlung über die Nothwendigkeit, sich in die Grillen und Thorheiten der Welt zu fügen, mit mancher Sentenz älterer und neuerer Philo-

ſophen und Nicht-Philoſophen verbrämt, durch manches Beiſpiel erläutert. »Du ſelbſt, lieber Oheim,« ſchrieb er unter andern, »würdeſt du nicht den alten Braminen Akbar für den grauſamſten, ungerechteſten Menſchen gehalten haben, wenn er dir deine Welli verſagt hätte, weil du kein Tamuler warſt? weil du nicht zu ſeiner Caſte gehörteſt?«

»Alles wahr!« erwiederte Nikolaus, »und ich erlaube dir, den Geheimderath W** zu halten wofür du willſt, der dir ſeine Tochter nicht geben will, weil du kein Baron biſt.«

»Unterwarfſt du dich nicht ſelbſt,« ſo fuhr Wilhelm fort, »den Gebräuchen, die er dir vorſchrieb? verrichteteſt du nicht das Sandiwane und bekränzteſt den Lingam, nicht weil du beides für kräftiger hielteſt, als dich mit Weihwaſſer zu beſpritzen, ſondern weil Welli's Beſitz von dieſen Ceremonien abhing? O glaube mir! in Wüſten würden wir fliehen müſſen, in Höhlen zu Anachoreten werden, und auf ewig den Umgang mit Menſchen abſchwören, wenn wir den Vorurtheilen des grauen Alterthums jedes kleine Opfer verſagen wollen. Du biſt mir mehr als Vater, du gabſt mir mehr als das Leben, denn deiner Erziehung verdanke ich eine ausgebildete Seele, das einzige, was mich würdig macht, Amalien zu beſitzen. Du vernichteſt dein Werk und raubſt in einem Augenblick mir Alles, wenn du jene ſüße Hoffnung mir nimmſt. Nur

ſie allein iſt in mir Keim und Sporn zum Guten, ich werde ein Böſewicht ohne Amalien."

»Werde was du willſt," antwortete ihm Nikolaus, »aber nur kein Edelmann für Geld. Hab' ich dir nicht geſagt, du möchteſt hingeh'n und den Adel verdienen? fühlſt du nicht Kraft genug in dir, ein Bändchen in's Knopfloch, ein Kreuzchen auf die Bruſt durch Muth oder Geſchicklichkeit zu erwerben? ſchäme dich! die Liebe ſollte dich hochherzig machen, und du ſpielſt den winſelnden Kerndon."

»Nun ſo will ich Soldat werden!" rief Wilhelm aufſprudelnd, »die kriegeriſche Laufbahn iſt die einzige, auf der ich hoffen darf, jenen elenden Vorzug mit Blut zu erkaufen. Ich will in Gefahren mich ſtürzen! wo der grau-gewordene Krieger nur bebend und gezwungen hinſchleicht, da will ich freiwillig hinfliegen, unter das Auge des Heerführers mich drängen, dem Tode einen Orden entreißen, oder unter ſeiner Sichel erliegen.

So ſprach er im Feuer der Jugend, von der Liebe zur heißeſten, mittägigen Sonnenglut angefacht, Alles ſchien ihm leicht, die Cordilleras ein paar Maulwurfshügel und der Ocean ein Bach. Doch ungleich ſchwerer wurde es ihm, ſeiner Geliebten, ſeiner Braut, und ihrer ahnenſtolzen Mutter die Kluft zu zeigen, welche Vorurtheil auf einer Seite, und gutgemeinter Eigenſinn auf der andern, zwiſchen ihnen gegraben. Amalie las bald den Trübſinn in ſeinem Auge, und entlockte bald das Geheim-

niß seinem Herzen. Nach einer feierlichen Pause, in welcher ihr blaues Auge durch den Schleier einer Thräne blinkte, reichte sie ihm wehmüthig lächelnd die Hand:

»Lieber Wilhelm!« sprach sie im sanften Tone einer Harmonika: »ich bin ja erst siebzehn Jahr alt, und du nur fünfundzwanzig. Ich bleibe dir treu.«

Daß Wilhelm bei dieser Versicherung in einem Wonnemeer herumschwamm, daß er Amalien in seine Arme schloß, und den Schwur ewiger Treue tausendmal auf ihre Lippen drückte, sind alltägliche Dinge, die sich von selbst verstehen. Eben so begreiflich ist es, daß zwischen dem Herrn Geheimderath und der Frau Geheimderäthin sich ungefähr folgendes Gespräch entspann:

Sie. Er darf unsere Schwelle nie wieder betreten.

Er. Aber er ist ein artiger, vernünftiger Mann.

Sie. Er ist kein Edelmann.

Er. Aber unsere Tochter liebt ihn.

Sie. Sie muß ihn nicht lieben! er ist nicht von Adel.

Er. Aber er hat ein schönes Vermögen.

Sie. Das Beste fehlt ihm, er hat keinen Adelsbrief.

Er. Aber er würde Amalien glücklich machen.

Sie. Das kann er nicht, denn er ist kein Edelmann.

Er. Aber, liebes Kind, das ist ja Vorurtheil, er ist ja doch ein ehrlicher Mann, und wer weiß, welche niedrige Handthierung einst unsere Voreltern getrieben.

Sie. Ihre Voreltern sind mir unbekannt, Herr Gemahl, was aber die meinigen betrifft, so wollt' ich mir

dergleichen Anmerkungen verbitten. Mein Stammvater Hans von Wumpfenpumps wurde von Kaiſer Heinrich dem Vogler zum Ritter geſchlagen, und wohnte ſchon im Jahr der Welt 936 dem erſten Turnier bei.

Er. Nach Chriſti Geburt, wirſt du meinen, mein Schatz?

Sie. Nein, im Jahr der Welt ſage ich dir. Chriſtus war kein Edelmann, und die Ritter pflegten die Jahre nicht von ſeiner Geburt an zu zählen. — Aber du haſt mich unterbrochen. Nachher war Ritter Eberhard von Wumpfenpumps auf dem Turnier zu Coſtnitz am Bodenſee unter Herzog Ludwig von Schwaben, und gewann den erſten Dank mit neunundzwanzig Spießen. Nachher Ritter Heinrich von Wumpfenpumps auf dem Turnier zu Zürich anno 1165 unter Welf von Baiern. Nachher —

Er. Ja nachher Ritter Maximilian von Wumpfenpumps auf dem Turnier zu Nürnberg anno 1197 unter Kaiſer Heinrich dem Sechſten, und nachher noch zwanzig andere. Ich weiß das ſchon Alles auswendig.

Sie. Nun, wenn du es weißt, wie kannſt du denn noch mit einem Gedanken an die Heirath mit Monſieur Ortenberg denken?

Er. Weil ich glaube, daß deine Voreltern nicht um meiner Tochter Glück turniert haben.

Sie. Dummes Wiſchiwaſchi! ich will ſie ſchon glücklich machen. Ich habe einen Grafen für ſie auf dem Korne —

Er. Doch nicht den Grafen Wimmerwammer?

Sie. Eben den.

Er. Der iſt ja ein dicker Star an Leib und Seele.

Sie. Aber er iſt ein Graf, und damit hat das Lied ein Ende.

Der Geheimderath zuckte die Achſeln, und das Lied hatte wirklich ein Ende, denn die gnädige Frau drohte in Ohnmacht zu fallen, und dieſem Argument widerſtand ihr gutmüthiger Eheherr nie. Ortenberg wurde alſo mit einer kaltenUmarmung, einemvornehmenNaſenrümpfen und einem warmen Kuße entlaſſen. Von wem er den erſten und andern Zehrpfennig erhielt, und wer ihm den dritten mit auf die Reiſe gab, das wird der Leſer leicht errathen.

Einunddreißigſtes Kapitel.

„Armer Jüngling! leichte trübt Zähren,
das dein armes Herz verzehrt.
Du erkaufſt auf Erden theuer
jenes Glück, das Menſchentand gewährt.
Lache, wenn die Dummheit dir entgegen bellt,
leiſte willig, was dieſelben
zu des Schickſals Schluß beſchieden,
blick hinüber in die beſſre Welt,
wo man nie die Naſe rümpfet,
nur das Laſter dich beſchimpfet,
und kein Geck des Himmels Kreuzen ſtört,
wo kein Vorurtheil dich hindert,
wo kein Orden dir verkündet:
„dieſer Mann iſt Ehrenwerth!“

„Ich gehe in den Krieg, lieber Oheim!“ rief Wilhelm dem alten Nikolaus entgegen, als er am Fuße der Schweizergebirge im einſamen Tempel ihn traf, der Welli's Aſche verbarg' -ich gehe in den Krieg' und das ſchon morgen.“

Nikolaus. Mir zu gefallen heute, wenn du willſt. Seit wann hat die Blutgier dich ſo mächtig ergriffen?

Wilhelm. Seitdem die väterliche Liebe aus deinem Herzen gewichen iſt.

Nikolaus. Das war gelogen, mein Seel, ſo war es' Jüngling! Jüngling! ich habe dich auf Roſen gebettet,

und nun du ein zerknicktes Blattchen darunter findeſt, jammerſt du, und weißt dich vor Unbehaglichkeit nicht zu faſſen, gleich als ob das ganze Weltſyſtem nach deiner Pfeife ſich drehen müſſe. — O über den unbärtigen Philoſophen!

Wilhelm. Zürne nicht, lieber Oheim! ſeitdem ich Amalien ſah, kenn' ich kein anderes Syſtem, als das Syſtem der Liebe, und ſehe jedes Ding um mich her durch eine and're gefärbte Brille.

Nikolaus. Aber die Liebe pflegt ihre Brille roſenroth zu färben?

Wilhelm. Die glückliche Liebe, ja! die meinige muß ſich begnügen mit einer kleinen Miſchung vom Grün der Hoffnung.

Nikolaus. Nun, nun, die Liebe geht immer alle Regenbogenfarben durch, bis endlich jedes Wölkchen am Horizont verſchwindet, nur das Himmelblau der Freundſchaft feſt ſteht, und dann ſind die Tage am heiterſten. — Haſt du den Spaß mit Amalien ganz abgebrochen?

Wilhelm (ſehr empfindlich). Spaß, lieber Oheim? — welch' ein Wort! iſt wahre, innige Liebe dir ſo ſpaßhaft? wie verträgt ſich das mit der geprieſenen Leidenſchaft zu der, deren Aſche hier in dieſer Urne ruht?

Nikolaus. Stille! ſtille! nimm's nicht übel, es war nur ſo eine Redensart. Doch bitte ich dich deshalb nicht eher um Verzeihung, als in Jahresfriſt, wenn nämlich alsdann der Spaß dir noch immer Ernſt iſt. — Du wirſt

hundert andere Gesichter sehen, eben so viel süße, schmelzende Töne dem Klavier entlocken hören —

Wilhelm. Nichts werde ich sehen, als die feindlichen Fahnen, nichts werde ich hören, als den Donner der Kanonen. Wo ist Krieg? jede Stunde ist mir kostbar, jeder Augenblick entreißt mir vielleicht auf ewig eine Gelegenheit mich hervor zu thun. Ich soll mir den Adel verdienen, sagtest du nicht so, lieber Oheim? Hier hast du meine Hand, und mit ihr den feierlichsten Schwur: du siehst mich nicht eher wieder, als bis ich ein Kreuz im Knopfloch und ein von vor meinem Namen habe.

Nikolaus. Tri! tri! wie das kocht! wie das sprudelt! nun, junger Hitzkopf, wo gedenkst du Dienste zu nehmen?

Wilhelm. Das ist mir alles gleich. Mir zu gefallen unter den Tartarn, wenn sie Lust haben die Chinesen anzugreifen.

Nikolaus. Pfui, schäme dich! dem Vaterlande gehört kein Pfui.

Wilhelm. Dem Vaterlande? die Welt ist mein Vaterland! ich bin ein Kosmopolit.

Nikolaus. Du bist ein Narr, mein Seel, so bist du! Nimm dich in Acht, daß kein Schweizer dich hört, sonst spuckt er vor dir aus. — Da nimm! (er reicht ihm einen Beutel) hier sind tausend Dukaten, geh', und diene deinem Könige.

Eben damals hatte jene Fehde unter zweien der mächtigsten europäischen Monarchen sich entsponnen, welche nur kurze Zeit dauerte, weil, wie Raynal sagt, der alte Löwe noch einmal aus seiner Höhle trat, und mit edlem Unwillen die Mähnen schüttelte. Wilhelm suchte Dienste unter den Truppen des Königs von Preußen, das Glück lächelte ihm, der Graf von errichtete ein Corps leichter Reiterei, und da der junge Ortenberg durch Figur, Anstand und Reichthum so sehr sich auszeichnete, so erhielt er ein Patent als erster Lieutenant. Bald darauf ward in einem heftigen Scharmützel sein Rittmeister erschossen, und unser Held, der bei der nämlichen Gelegenheit sich drei Wunden erfochten hatte, ward Stabs-Rittmeister und kommandirte die Schwadron.

Du siehst, lieber Leser, er ist auf gutem Wege Wort zu halten. Trügerisches Irrlicht des Glückes! weiche von deiner Tücke, leuchte ihm auf der Bahn der Ehre, ohne im Sumpf der Gefahren ihn schadenfroh zu verlassen.

Eines Tages — er hatte eben durch die treue Hand seines Freundes W** einen Brief von Amalien empfangen, neues Feuer rollte durch seine Adern, er fühlte Muth genug in sich, den Krieg durch einen Zweikampf zu enden, wenn irgend ein Cujacier aus dem Feinde gegen ihn auftreten wollte — an eben diesem Tage schwärmte er mit ungefähr zwanzig Mann um das feindliche Lager her, neckte die Vorposten, und hob hin und wieder eine Feldwache auf. Plötzlich hörte er in der Ferne Pistolenschüsse, ritt näher

und sah einen kleinen Haufen der Seinigen gegen eine überlegene Anzahl feindlicher Husaren fechten. Ein alter preußischer General hatte beim Recognosciren sich etwas zu weit gewagt, der Rückweg war ihm abgeschnitten, er selbst, schwer verwundet, hielt sich nur noch mühsam auf seinem Gaule. Wilhelm stürzte unter den Feind, bahnte durch kräftige Hiebe rechts und links sich einen Weg bis zu dem General, den er im dichtesten Gedränge sah, und fand sich in dem nämlichen Augenblicke an seiner Seite, da eben ein Husar im Begriff stand, sein Pistol auf ihn loszudrücken, und ihm eine Kugel durch den Kopf zu brennen. Noch zu rechter Zeit traf Wilhelms Säbelstreich seinen Arm, das Pistol ging los, die Kugel traf aber nur den Gaul des Generals, welcher zu Boden stürzte, und blutend auf seinem Reiter sich wälzte. Auch Wilhelm war in Gefahr seinen Muth mit dem Leben zu büßen, eine Kugel sauste ihm am Kopfe vorbei, und ein Säbelhieb streifte seinen Arm.

Endlich zerstreute sich der Schwarm, man zog den alten General unter dem todten Pferde hervor, er war ohnmächtig geworden, man führte ihn langsam in sein Zelt, man legte ihn auf's Bett, der Feldscheer verband seine Wunden, er schlug die Augen auf. »Wo ist der Offizier, der mir das Leben rettete?«

Wilhelm stand am Fuße des Bettes, das Blut rieselte noch aus seiner Streifwunde.

»Ja Sie sind's,« sprach der General mit schwacher

Stimme, indem er ihm die Hand reichte. »ich bin Ihnen vielen Dank schuldig, lassen Sie mich Ihren Namen wissen.«

Wilhelm. Rittmeister Ortenberg.

Der General. Ortenberg? wer war Ihr Vater?

Wilhelm. Mein Vater war Rektor in W**.

Der General (in heftiger Bewegung). Alle Teufel! — Kinder, laßt uns allein.

Die Umstehenden gingen hinaus.

»Herr Rittmeister,« fuhr der Verwundete fort, »ich erkenne den Finger Gottes. Umsonst versuche ich es, mich in dieser Stunde — die vielleicht meine letzte ist — mit Grundsätzen zu waffnen, die ich einst beim Becher der Freude einsog. Gottes gewaltiger Arm hat mich ergriffen, ich blicke hinüber jenseit des Grabes, und scheußliche Gestalten grinsen mich an. Herr Rittmeister, fassen Sie sich. Ich bin der General von **, der ehemalige Gouverneur von W**.«

Wilhelm (laut aufschreiend). Gott! der Mörder meiner armen Eltern!

Der General. Ja der bin ich, und ich gestehe es, diese Stunde ist die erste meiner Reue. Ich stehe am Rande des Grabes, Herr Rittmeister, lassen Sie mich Ihre Verzeihung durch meinen letzten Seufzer erkaufen.

Wilhelm, aufs heftigste erschüttert, vermochte nicht zu sprechen, seines Vaters Geist stand vor ihm, die blasse, leidende Gestalt, er sah sein gebrochenes Auge, er hörte

sein letztes Rocheln, sein Blut kochte, er griff an den Degen — da flüsterte die Erinnerung ihm zu: »gedenke des Versprechens, das du in deines Vaters kalte Hand gelobtest! die Gelegenheit zur Rache ist da, zeige dich als Helden der Menschheit — verzeih!« Der Jüngling kämpfte einen Augenblick, zog die Hand vom Degenknopf zurück, und reichte sie dem Verwundeten.

»Herr General,« sprach er, »ich verzeihe Ihnen, und diese Mäßigung verdanken Sie dem Schatten meines Vaters. Ihm, dem Sterbenden, schwur ich, keine Rache an Ihnen zu nehmen, sonst würde ich schon längst bis in den Mittelpunkt der Erde Sie verfolgt, meinen Degen in Ihre Brust gestoßen haben, oder gefallen sein, um den Mord einer ganzen Familie auf Ihr Gewissen zu laden. Ich wußte Sie in der Armee, ich vermied Ihren Anblick, das Schicksal hat es anders beschlossen. Sterben Sie ruhig, und wenn Sie jenseits des Grabes den Geist meines Vaters antreffen, so geben Sie mir Zeugniß vor ihm, daß ich Wort gehalten.«

Der General. Das will ich, edler junger Mann! möchte es mir gelingen, auch noch diesseits einen Theil meiner Verbrechen wieder gut zu machen! Möchten die wenigen, noch übrigen Augenblicke meines Lebens mir verstatten, dem Sohne zu ersetzen, was ich dem Vater nahm.

Wilhelm. Ersatz! was nennen Sie Ersatz? können Sie Todte auferwecken? oder glauben Sie, die Ruhe Ihres

Gewiſſens um Geld zurückzukaufen? nein, ich verzeihe Ihnen, um den letzten Befehl meines Vaters zu erfüllen, aus keiner andern Urſache, Herr General.

Der General. Und Sie könnten mir die Beruhigung verſagen, den Sohn deſſen zu unterſtützen, an dem ich mich einſt ſo ſchwer verſündigte?

Wilhelm. Geld brauche ich nicht, ich diene um Ehre. Können Sie auf dieſer Bahn mir forthelfen; ſo werden Sie mir's leichter machen, zu vergeſſen, was ich einſt durch Sie verlor.

Ein Feldprediger trat herein.

»Ehe ich Troſt bei Ihnen ſuche,« ſagte der Verwundete, »muß ich erſt mit dieſem jungen Manne mich abfinden, und dann mag ich mit erleichtertem Gewiſſen vom Diener der Religion Troſt und Ruhe ſuchen.«

Auf ſein Begehren wurde der Sekretär herein gerufen, welchem er in Gegenwart Wilhelm's einen Rapport an den König diktirte, des Inhalts:

»daß er beim Recognoſciren in die Hände feindlicher Huſaren gefallen, daß der Rittmeiſter Ortenberg noch zur rechten Zeit mit ſeiner Schwadron herbeigeeilt, und trotz der überlegenen Menge, durch beſondern Muth und Tapferkeit den Feind glücklich zerſtreut habe. Hiedurch habe er nicht nur des Generals Leben gerettet, das ſei wenig, weil im Dienſte des Monarchen es aufzuopfern, das letzte ruhmvolle Ziel des Kriegers ſei: er habe aber auch dem

Staate zugleich den wichtigsten Dienst geleistet, weil er, der General, Pläne, Risse und Papiere in seinem Taschenbuche gehabt habe, welche ohne Ortenberg's Dazwischenkunft unvermeidlich eine Beute der feindlichen Husaren geworden sein würden. Er zittere vor den Folgen, die daraus hätten entstehen können, und fordere deshalb die königliche Großmuth auf, den braven Rittmeister zu belohnen."

Mit zitternder Hand unterschrieb er diesen Rapport, der sogleich versiegelt und expedirt wurde. Wilhelm ging, der Verwundete blieb mit dem Feldprediger allein.

Einen Sünder, einen Freigeist, der sich nie die Mühe nahm, nach Grundsätzen zu sündigen, der nur darum ein Freigeist war, damit er sein Gewissen leichtsinnig betäuben könne, einen solchen am Rande des Grabes zu bekehren, ist keine Hexerei. Der Feldprediger Simson, ein starker, pantomenatischer Mann, der im Innern des Zeltes oft den dritten Mann bei einer Partie l'Hombre abgab, und der im Nothfall Muth genug hatte, gleich dem heiligen Peter, das Kreuz mit dem Schwerte zu verwechseln, und mit aufgeschürztem Priesterrocke vor einer Armee von 60,000 Mann herzuziehen: erhob nunmehr seine donnernde Stimme, schüttelte und rüttelte an dem Gewissen des Verwundeten, welches so eben aus einem tiefen Schlafe zu erwachen schien, malte mit gräßlichen Farben die Ewigkeit der Höllenstrafen, und nach einer zweistündigen Unterre-

dung, in welcher er der Lunge nicht geschont hatte, versicherte er die Herren Offiziers beim Herausgehen mit selbstzufriedener Miene: er habe eine Seele den Klauen des Satans entrissen.

Der General selbst glaubte sich plötzlich zum frommen Christen umgeschaffen, und dieser Wahn dauerte so lange, bis wider alles Vermuthen seine Wunden sich besserten, und das Frommsein anfing, ihm Langeweile zu machen. Kurz, in drei Wochen war er so weit hergestellt, daß er vor seinem Bette eine kleine Farobank halten konnte, und in fünf Wochen warf er schon wieder einer liederlichen Dirne das Schnupftuch zu.

Was aber ist natürlicher, was weniger unerwartet, als daß er sich nunmehr seiner bewiesenen Schwachheit schämte? nicht vor dem Feldprediger, denn der wurde das Ziel seines Spottes, und er frug ihn oft: ob er schon wieder neue Nachrichten aus der Hölle bekommen habe? Aber Wilhelm's Antlitz scheute er, wich ihm allenthalben aus, grüßte ihn kaltsinnig, wenn er ihn nicht vermeiden konnte; von seiner bewiesenen Tapferkeit sprach er zweideutig, oft verkleinernd, um dem Manne keinen Dank schuldig zu sein; und endlich, da Wilhelm's Gegenwart ihm immer unerträglicher wurde, faßte er den teuflischen Entschluß, ihn auf eine gute Art aus der Welt zu schaffen. Daher wußte er es immer so zu karten, daß Wilhelm zu den gefährlichsten Unternehmungen kommandirt wurde. Der Jüngling, der nur nach Ehre rang, und keine Ver-

rätherei argwohnte, ging freudig, wohin man ihn sandte, und kehrte jedesmal, mit neuen Lorbern bekränzt, in's Lager zurück.

Schon war der Ruf seiner Tapferkeit und seines Diensteifers bis zum Ohr des Feldmarschalls gedrungen. Er genoß die Liebe seiner Kameraden, die Achtung seiner Vorgesetzten, Alles lächelte ihn an.

Einstmals war er beordert worden, einen Wagen mit Geld zu escortiren, und hatte schon frühe mit Tages Anbruch das Lager verlassen. Wenige Stunden nachher langte ein Kourier aus Berlin an, der unter andern Depeschen die Nachricht überbrachte: daß Seine Majestät der König aus höchst eigener Bewegung geruht habe, den zeitherigen Rittmeister Ortenberg zum Major zu avanciren, und ihm den Orden pour le merite zu ertheilen. Es wurde bei der Parole bekannt gemacht. Auf keiner gerümpften Nase war Neid zu lesen, in jedem Auge glänzte wahrhafte Freude, ein jeder wünschte der erste Ueberbringer dieser frohen Botschaft zu sein; mit Sehnsucht erwartete man die Rückkehr des Regiments, einige seiner nähern Freunde schwangen sich auf ihre Gäule, und ritten ihm entgegen.

Gegen Abend rückte endlich das Regiment wieder ein. Es hatte heftig scharmuziren müssen, ein großer Theil desselben war in die Pfanne gehauen, viele Offiziers schwer verwundet, einige erschossen, und unter diesen — Rittmeister Ortenberg. Eine Kugel verwundete ihn am Halse, noch hielt er sich auf dem Pferde, eine andere traf ihn in die

Bruſt, er ſtürzte nieder. Sein Lieutenant wollte ihn aus dem Gedränge ſchleppen, aber er rang ſchon mit dem Tode. Seine letzten Kräfte ſammelnd, zog er ſeine Uhr aus der Taſche, gab ſie dem Lieutenant, und beſchwur ihn bei ihrer Freund- und Kameradſchaft: dieſe Uhr perſönlich in Amalien's Hände zu überliefern, mit der Bitte, ſich deſſen dabei zu erinnern, der für ſie geſtorben ſei. Der Lieutenant mußte ihm ſein Ehrenwort geben, und gleich darauf verſchied er.

Mancher rauhe Kriegsheld, mancher ſchnurrbärtige Grenadier weinte ihm eine Thräne. Seine Leiche wurde aufgeſucht, und mit allen militäriſchen Ehrenbezeugungen zur Erde beſtattet.

Der Orden pour le merite ſchmückte ſeinen Sarg.

Letztes Kapitel.

Eine Thräne darf der Weise weinen,
doch nicht müde drum der kurzen Laufbahn scheinen;
er erklimmt der Berge Spitze,
nur kehrt unter sich die unglückschwangern Blitze.

Nach dem Tode seufzen darf der Weise,
doch nicht mürrisch schelten auf die lange Reise,
denn Erfahrung, die er hier erworben,
ist im Tode nicht ihm abgestorben.

Kreuz und Leid sind gleich vertheilet,
wer auf Rosen nur zum Grabe eilet,
der entgehet drum den Dornen nicht.
Wer auf diesem thörichten Planeten
einst auf Stelzen nur einher getreten,
scheut im Jupiter vielleicht das Tageslicht.

Kein Gesetz der Schwere wird dich binden,
Geist, der diesen Körperbau bewohnt!
wiederblühen! wiedergrünen
werden wir uns dort, wo ewige Ruhe thront.
Diese gröberen Organe
halten stufenweise sich,
das Verwesung einst den Pfad uns bahne,
das sich kann entfalten unser Ich!
immer fesselfreier werde unser Geist,
immer minder dichte seine Hülle. —

Du, dem Erdenjammer Herz und Muth zerreißt,
den das Schicksal nur mit Thränen speist,
weide dich an dieser süßen Grille!

blick hinauf in jenes beſſre Land!
ſieh, dort wandeln Hand in Hand,
ſeiner Seligkeit Genoſſen,
alle, denen deine Zähren floſſen.

„Er war doch ein braver Junge! mein Seel, ſo war er!“ ſeufzte Nikolaus, als er den Tod ſeines Neffen erfuhr, „da ſitze ich nun wie Robinſon Cruſoe auf ſeiner Inſel, habe Alles im Ueberfluß, und mir fehlt Alles. Ein ſchönes Haus hat mir der Baumeiſter gebaut! aber es iſt ſo groß, ſo leer; wenn ich mir in meinem Schlafzimmer die Naſe ſchneuze, ſo hört man's bis in den Keller; wenn meine Papageien und Kanarienvögel einmal das Maul halten, ſo iſt's ſtill wie im Grabe, man kann die Holzwürmer belauſchen. Einen ſchönen Garten hab' ich mir da nach Hirſchfeld's Theorie angelegt; aber es iſt kein anderer gebahnter Pfad darin, als der zu Welli's Denkmahl führt, niemand zieht mich von dort weg. Eine ſchöne Ausſicht habe ich in die Gebirge, aber keinen Menſchen, zu dem ich ſagen kann: ſieh, das iſt eine ſchöne Ausſicht. Was nutzt mir der Kaſten voll Gold? nicht einmal ein Armer klopft an meine Thür, mit dem ich's theilen könnte. — Ich habe genug gelebt! man kann auch zu viel leben. — Warum kehrte ich das tolle Geſetz der Indianer nicht um! warum theilte ich nicht den Scheiterhaufen mit der Leiche meines Weibes! Wer wird nun meinen letzten Wunſch erfüllen! wer wird meine Gebeine den Flammen übergeben! — Von kalten, herzloſen

Miethlingen umringt, werden sie mich in einen dumpfen Kasten nageln, und der Verwesung Preis geben. — Pfui! ich habe zu lange gelebt!"

So klagte der ehrliche Nikolaus in seiner Einsamkeit, so verstrichen ihm Wochen und Monate im Ueberdruß der Welt. Er stand auf, weil der Morgen dämmerte, und hatte nicht geschlafen: er aß, weil es Mittag wurde, und war nicht hungrig: er legte sich zu Bette, weil die Sonne unterging, und war nicht schläfrig.

Dies Pflanzenleben wurde bald ihm unerträglich. Er sah sich um in der Schöpfung nach einer theilnehmenden Kreatur, an deren Hand er die letzten Schritte zum Grabe thun könne, er dachte hin und her, ergriff endlich die Feder, und schrieb nach Hannover, an den Geheimderath von W**.

Mein Herr!

Die Reize Ihrer Tochter haben meinem Neffen das Leben gekostet, ich fordere Ersatz dafür. Ich betrachte Ihre Amalie als die Witwe meines Sohnes, und wünschte sie Tochter nennen zu dürfen. Schlagen Sie ein. Ich bin ein alter Mann, habe zweimalhunderttausend Thaler baares Geld, ein Haus und Juwelen, die noch einmal so viel werth sind. Ich begehre nichts dagegen, als die Gesellschaft Amalien's. Sie soll mir die Augen zudrücken, sie soll mich verbrennen lassen; ich habe nur noch wenige Jahre zu leben, und dann ist sie meine einzige Erbin. Baronisiren

laſſ' ich mich nicht, aber wenn ich ſie gleich Tochter nennen, und als mein Kind lieben werde, ſo bleibt ſie ja d'rum doch ein Fräulein, und kann nach meinem Tode ihre Hand einem Grafen geben.

Wir beide Alte werden uns wohl in dieſem Leben nicht perſönlich kennen lernen, aber in jenem will ich Ihnen Rechenſchaft von ihr geben, mein Seel, ſo will ich!

Beiliegende Kleinigkeit bitte ich Ihrer Frau in meinen Namen zu überreichen.

Nikolaus Ortenberg.

Die beiliegende Kleinigkeit beſtand in einem ſchönen Schmuck, acht tauſend Thaler an Werth.

Die gute Amalie hatte ſeit Wilhelm's Abſchied keine frohe Stunde genoſſen. Zwar, ſo lange noch die Schmeichlerin Hoffnung in ihrem Buſen lebte, ertrug ſie geduldig jede harte Begegnung ihrer ſtolzen Mutter, und als einſt ihr biederer Vater mit lächelnder Miene ihr ein Zeitungsblatt hinreichte, in welchem man Ortenberg's Namen mit Bewunderung nannte: da glühte ihre jungfräuliche Wange vom ſchönen Roth der Sehnſucht, ihr liebendes Herz ſchlug der Erfüllung ihrer Wünſche entgegen. Mit heißem Verlangen erwartete ſie nun jeden Poſttag, kam immer ſelbſt dem Briefträger ſchon auf der Treppe entgegen, nahm ihm haſtig die Zeitungen ab, ſuchte den Namen des Geliebten, und fand ihn endlich — auf der Todtenliſte. —

Das arme Mädchen! o wie traurig verflossen nun die Tage ihrer Jugend! nicht einmal der letzte Trost des Leidenden blieb ihr, der Trost zu weinen. Sie durfte sich ihren Kummer nicht merken lassen, wurde gescholten, wenn sie, schwermüthigen Gedanken nachhängend vor sich niederſah, mußte oft alberne Anspielungen hören, auf Kinder, die durch niederträchtige Gesinnungen ihren adelichen Ursprung entehren, und — was ärger als Alles — wurde täglich gequält, dem kleinen, dicken Grafen ihre Hand zu geben.

So verzweiflungsvoll war ihre Lage, als der Brief des ehrlichen Indienfahrers anlangte. Der Vater wollte sich ungern von seiner Tochter trennen; aber die Mutter, welche Amalien's Hartnäckigkeit in Ansehung des kleinen, dicken Grafen umsonst zu bekämpfen hoffte, ergriff die Gelegenheit ihrer los zu werden mit Freuden. Den ungekünstelten Nikolaus nannte sie zwar einen groben Esel, da er so geradezu geschrieben hatte ihre Frau, und er doch wenigstens ihre gnädige Frau Gemahlin hätte sagen sollen; aber die Brillanten waren doch gar zu schön, wurden vor dem Spiegel bald an die Brust, bald an's Ohr, bald an den Kopf gehalten, und das Zünglein in der Wage ihrer Einwilligung neigte sich auf die Seite des alten Ortenberg's.

Amalie, wie ihr leicht denken könnt, war herzlich froh, ein Haus zu verlassen, wo die Liebe ihres Vaters umsonst gegen seine Schwäche kämpfte, und der Stolz ihrer Mut

ter jede schuldlose Freude, selbst das Süße der Schwermuth vergiftete.

Die Traktaten wurden also geschlossen. Amalie umfaßte die Knie ihres Vaters, seine Thränen träufelten auf sie herab, sein Segen heiligte die Stunde ihrer Trennung. Die Mutter reichte ihr die Wange zum Kuß, und setzte nochmals ihren Fluch darauf, wenn sie sich je werde einfallen lassen, das alte Geschlecht der Wumpsenpumpse durch den Namen eines Bürgerlichen zu beschmutzen. Von einer alten, knöcherigen Französin begleitet, warf sich Amalie in den Wagen und eilte in's Land der Freiheit.

Mit offenen Armen empfing sie der Greis, die knöcherige Französin schickte er über Hals und Kopf wieder nach Hause. In wenig Stunden empfand er Wohlwollen für Amalien, in wenig Tagen liebte er sie, in wenig Wochen schätzte er sie hoch. Sie fügte sich in jede Laune seines Alters, sie weinte mit ihm an Welli's Urne, sie schwieg, wenn er nicht Lust zu sprechen hatte, sie las ihm vor an vergnügten Tagen, sie setzte sich an's Klavier und wiegte durch süße Töne ihn in den Schlummer. Oft überraschte sie ihn durch ein kleines ländliches Fest, führte ihn mitten unter seine Bauern, und zwang ihm zuweilen das Geständniß ab: »daß Theilnahme an Anderer Freuden auch noch Freude sei.«

Dankbar fühlte sein Herz was Amalie für ihn that, dankbar sann er auch oft im Stillen, wie er ihr ein kleines Vergnügen machen könne, und der Tag, an dem

es ihm gelang, war ein Festtag für ihn. So verstrichen einige Monden, und jeden Morgen, wenn die Sonne hinter den Alpen herauf stieg, warf sie ihre Strahlen, zwar nicht auf ein glückliches, doch auf ein zufriedenes Paar.

Eines Tages — Amalie hatte nur eben das Bett verlassen — meldete man ihr den Besuch eines jungen Mannes. Sie verwies ihn an Nikolaus, aber er beharrte darauf, Fräulein Amalie von W** zu sprechen. Sie kleidete sich eilig an, trat in den Saal, und erblickte einen Offizier, der mit bescheidenem Anstand sich ihr als den Lieutenant von Waldburg vorstellte. Man setzte sich auf den Sofa, das Gespräch hub von gleichgiltigen Dingen an, der Lieutenant schien verlegen um die Art des Vortrags.

„Gnadiges Fräulein," begann er endlich mit Schüchternheit, „schon in Hannover habe ich Sie gesucht, um ein Ehrenwort zu erfüllen, das ich einem sterbenden Freunde gab. Diese Uhr — gehörte ehemals dem Major Ortenberg. Er fiel an meiner Seite, und seine letzte Bitte an mich war, diese Uhr in Ihre eigene Hände zu überliefern. Sie sollen sich seiner dabei erinnern, sprach er. — Verzeihen Sie, wenn ich eine Wunde wieder aufreiße, die vielleicht kaum vernarbt ist. — Schon längst würde ich den Befehl meines sterbenden Freundes und Kameraden erfüllt haben, hätte nicht bis jetzt der Dienst mich abgehalten."

Amalie schwamm in Thränen, sie drückte die Uhr an ihr Herz, es war noch ein kleines Petschaft daran, welches sie Wilhelm bei seinem Aufenthalte in Hannover ge-

ſchenkt hatte. Sie wollte dem guten jungen Manne danken, ſie reichte ihm die Hand, reden konnte ſie nicht. Der Gedanke, daß ihr Name das letzte Wort auf Wilhelm's Lippen war, füllte ihr Herz mit unausſprechlicher Wehmuth. Nikolaus trat herein, ſah den Gegenſtand von Amalien's Thränen, und konnte die ſeinigen nicht zurück zwingen. »Hätte ich ihn doch lieber in's Teufels Namen Baron werden laſſen!« murmelte er zwiſchen den Zähnen.

Dieſer Tag war der Trauer geweiht. Der Lieutenant Waldburg blieb zur Tafel, wo Niemand aß, Niemand ſprach. Am Abend fand der Vollmond ſie ſchweigend um Welli's Urn; ſitzen.

Hier lege ich die Feder nieder. Nikolaus und Amalie leben noch, ob in der Schweiz, oder am Fuße des kaukaſiſchen Gebirges? das kann, lieber Leſer, dir gleichviel gelten. Nikolaus netzt täglich mit friſchen Thränen Welli's Aſche, und Amalie ſieht oft nach Wilhelm's Uhr, ob ihre Sterbeſtunde noch nicht ſchlägt, und zählt jede Sekunde, die dem Tode ſie näher bringt.

Zugabe oder Nachschrift.

Endlich, nach einem Zwischenraum von drei Jahren, erscheint der zweite Theil dieses Buches, und mit ihm ist es geendigt. Veränderung meines Aufenthaltes, dreimalige Veränderung meines Amtes, Reisen und Gebrechen haben mich bis jetzt an der Vollendung gehindert.

Da ich nun aber in meiner Bitte an das Publikum (siehe den ersten Band) von drei Theilen sprach, und, in Ansehung meines bearbeiteten Planes, die Herren Kritiker auf den dritten Theil verwies; so sehe ich mich genöthigt, noch ein paar Worte über diesen nunmehr aufgegebenen Plan zu sagen.

Schon sind es beinahe zehn Jahre, als ich die ersten Züge dieser Geschichte entwarf, sie ist also eine meiner ersten Jünglingsarbeiten, für die ich in jeder Rücksicht um Nachsicht bitten muß. Meinen Plan hat der Berliner-Recensent vollkommen errathen, wenn er (in der allgem. deutschen Bibl.) wo ich nicht irre sagt: daß ich einen theologisch-philosophischen Zweck beabsichtigt habe. Ich wollte in den beiden ersten Bänden die leidende Tugend darstellen, wollte sie allenthalben unterdrücken und das Laster triumphiren lassen, wollte Elend auf Elend über den Rechtschaffenen häufen, mit Reichthum und Ehre den Schurken belohnen;

denn daß das wirklich der Lauf der Welt ſei, davon hat mich meine bisherige Erfahrung nur zu oft überzeugt. Dann wollte ich einen dritten Band ſchreiben, und die Scene in eine beſſere Welt verſetzen. Nicht vor den Thron Gottes, wie man gewöhnlich die Fortdauer unſers Daſeins jenſeits des Grabes ſich vorzuſtellen pflegt; ein Blick auf die Natur iſt hinlänglich, den forſchenden Beobachter zu überzeugen, daß eine ununterbrochene Stufenfolge in der ganzen Schöpfung herrſcht. Unſer Geiſt, oder unſere feine Materie, wenn ihr wollt, reißt in der Stunde des Todes, oder nach der Verweſung, ſich los vom ſchwerfälligen Körper, gehorcht keinem Newton'ſchen Geſetze der Schwere, dringt durch die uns umgebende Atmoſphäre, und ſucht ſich eine neue Wohnung, vielleicht im Monde (wenn wir nicht von da herabkamen), vielleicht im Mars oder Jupiter, nicht aber der Sonne näher; denn da die Dichtigkeit der Planetenkugeln mit ihrem weitern Abſtande von der Sonne abnimmt, und folglich die Materie, aus welcher ſie geformt wurde, in eben dem Maße leichter wird, ſo werden auch die elementariſchen Theile, woraus die Körper denkender Weſen zuſammengeſetzt ſind, um ſo viel leichter, feiner, und folglich auch zum willkürlichen Gebrauch der Seele und ihrer Kräfte um deſto geſchickter ſein, je weiter der Planet von der Sonne entfernt iſt. So wandern wir nach meiner Grille durch alle Planeten (denn daß unſere funfzehn Gefährten, die ſich mit uns um eine Sonne drehen, in gar keiner weitern Verbindung mit uns ſtehen ſollten, iſt mir undenkbar), ſo werden wir auf unſerer Reiſe immer vollkommener, immer geiſtiger, wenn ich mich ſo ausdrucken darf, und gehen vom Saturn vielleicht in das

Sonnensystem des Sirius aber, von da in die entferntesten, und leiden millionenmal den Tod, um millionenmal zu einem neuen, besseren Leben zu erwachen. Bis wir endlich in jenen grenzenlosen Raum gelangen, der nur seinem unendlichen Urheber gegenwärtig ist, und wo der ganze Umfang des Weltalls sich wie ein Tropfen im Ocean verliert. Dort, wo der Sterblichkeit aufhört, nehmen vielleicht neue, systematische Verbindungen wirklicher Erdbürger, Wohnungen reiner Geister und höherer Verstandeswesen ihren Anfang.

Das ist mein Glaube, oder Schwärmerei (nennt es wie ihr wollt), wenn mein Geist sich jenseits des Grabes verliert. Dort, in einer etwas besseren Welt als die unsrige (in Anknüpfung an's Heilige sage ich das), wollte ich die Menschen, deren Schicksale ich in diesem Buche erzählt, wieder zusammenbringen, wollte sie mit feinern und mehrern Sinnen begaben, zum Beispiel mit dem Sinn der Ahnung, der hier noch so unentwickelt ist. Jeder Blick in die Zukunft bleibt ein Traum, warum soll man aber dergleichen philosophische Träume nicht lieber in einem Roman, als in einem Schulsystem vortragen?

Dort sollte die Tatenbergische Familie den Lohn ihrer vielfachen Leiden, der brave Liebenbergk den Lohn seines edlen Herzens ernten. Der Präsident Sturzenbutzel sollte bei der Tafel aufwarten und selbst hungern; der General von ** die schönsten Mädchen mit einladenden Scherzen nackend vor sich baden sehen, ohne das Vermögen zu genießen. Der Superintendent Schweinshaarius sollte sich von Früh bis an den Abend, und wieder vom Abend bis an den Morgen seine Polemik in sieben und dreißig Quartbänden verleimen lassen, und in diesem Geschäfte

des Vorlesens sollten die Frau von Lautipprenthal und die Jungfer Klavia Rosamunda Schnurr mit einander abwechseln, u. s. w.

So wollte ich im einschmeichelnden Gewande eines Romans den Leidenden trösten, den Unterdrückten aufrichten, dem Hilflosen in der Ferne das Ziel andeuten, wo man seine Thränen trocknen wird. Ich habe den seligen Glauben, daß ein solches Ziel wirklich existirt, so weit es auch unsern gewöhnlichen Vorstellungen aus dem Wege liegen mag. In diesem Glauben schrieb ich diese Blätter zum Trost für Unglückliche. Sollte aber das Ungefähr sie in die Hände einer Kreatur führen, welche elend genug ist, sich für eine bloße Maschine zu halten, die schleudere sie von sich, denn sie würden ihr treuer Gefährte auf der Bahn der Verzweiflung sein.

Warum ich es ganz aufgegeben, denjenigen Theil meines Plans auszuarbeiten, welcher dies Buch eigentlich von den gewöhnlichen Romanen unterscheiden sollte, will ich aufrichtig gestehen. Es gehören dazu Kenntnisse, die ich nicht besitze, und eine glutvollere Einbildungskraft als die meinige. Ich würde zum Beispiel durchaus Astronomie studiren müssen, um mich nicht in Widersprüche zu verwickeln, und wenn ich nun mit der äußersten Anstrengung jeden Widerspruch vermieden hätte, so würde ich doch nur von dem kleinsten Theil meiner Leser verstanden werden. Wenn ich also zum Exempel behauptete, daß der Saturn, den man gewöhnlich für den kältesten und äußersten Planeten hält, der glücklichste unsers Sonnensystems sei, daß er hinlängliche Wärme empfange, weil die Hitze der Sonne mit der größeren Annäherung oder Entfernung nicht ab- und zunimmt, sondern blos

die Beſchaffenheit der Atmoſphäre und des Grundſtoffs eines Planeten die einzige Urſache der auf ſeiner Oberfläche durch die Wirkung der Sonnenſtrahlen hervorgebrachten Wärme iſt; daß ferner der Saturn ſo viel Licht von der Sonne erhalte, als neuntauſend auf einmal ſcheinender Vollmonde bei uns zuwege bringen würden; ſo ſchälte man mich vielleicht einen Schwärmer und Träumer, die Damen und weiblichen Herren würden mein Buch aus der Hand werfen, oder dabei einſchlafen. Auf einer andern Seite würde ich nichts dabei gewinnen, denn unſere Gelehrte und Philoſophen leſen keine Romane und thun wohl daran.

Ich nehme alſo von dieſer Arbeit meiner Jugend Abſchied. Sie hat mir manche angenehme Stunde gemacht, möchte der Leſer das auch von ihr ſagen können!

Der Verfaſſer.

Geſchrieben in ländlicher Einſamkeit,
im Auguſt-Monat 1787.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Dritter Band.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Leontine.

Ein Roman

von

August von Kotzebue.

Erster Theil.

BIBL.
VNIVERS
LIPS.

Wien, 1812.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Meiner

edlen, unvergeßlichen Freundin,

Fräulein

Friederike von Rumohr,

mit der reinsten Hochachtung und Zuneigung

gewidmet

von

dem Verfaſſer.

Vorbericht.

Vor vier Jahren erschien eine Probe dieses Romans im Freimüthigen, und wurde in Deutschland mit Beifall aufgenommen. In Ehstland hingegen, dem Schauplatze der Begebenheiten, hatte ich das Mißvergnügen, allerlei Deutungen zu erfahren, die nicht allein mir selbst, sondern auch Manchem wehe thaten, den ich schätze oder liebe, oder doch nicht beleidigen wollte. — Ehstland war, seit mehr als zwanzig Jahren, mein zweites Vaterland, und ist mir jetzt doppelt lieb geworden; lieb, durch die Ruhe, deren es, unter dem Schutze eines eben so mächtigen als liebenswürdigen Monarchen, genießt; lieb, durch viele gute Menschen, die es bewohnen. Dieses Land oder diese Menschen feindlich antasten, hieße ja wohl mich selbst anfeinden. Man hat bisweilen mich dessen fähig gehalten; man hat sich jedesmal geirrt, am meisten, als man über jenes Bruchstück gehässige Deutungen sich erlaubte. Den Ursprung derselben kann ich mir nur dadurch erklären, daß dieser Roman nun einmal in Ehstland spielt. Je besser es mir gelang, den daselbst wohnenden Leser in seinen eigenen Zirkel zu versetzen, je natürlicher mußte er darauf fallen, die Originale zu meinen Bildern unter seinen Bekannten zu suchen, und — wer einmal sucht, der findet leicht. Wurden mir doch vor neunzehn Jahren, als ich Menschenhaß und Reue geschrieben hatte, schnell hintereinander drei Männer genannt, deren Einer sogar in meiner Nachbarschaft wohnte, und deren Schicksal ich im Auge gehabt haben sollte. Dennoch war Menschenhaß und Reue einzig und allein das Werk meiner Einbildungskraft, und von den Begebenheiten jener Männer hatte ich nie eine Silbe vernommen. So mag freilich auch dieser Roman für den, der es sich einmal in den Kopf setzt, Aehnlichkeiten zu finden, noch manchen Stoff liefern, ob ich gleich, aus Achtung für das ehstländische Publikum, die ihm anstößig gewesene Stelle ausgestrichen habe. Nach diesem Beweise meiner Achtung würde ich es sehr hart finden, wenn

man dennoch abermals sich und Andere überreden wollte, ich hätte wahre Begebenheiten, zum Nachtheil meiner Mitbürger, dem Publikum verrathen. Um solcher unfreundlichen Leser willen sehe ich mich genöthigt, feierlich zu erklären: daß Leontine ein Roman ist und weiter nichts auf der Welt. Alle handelnde Personen sind blos Geschöpfe meiner Einbildungskraft. Irgend einen Schauplatz mußte dieser Roman doch haben, und wer könnte es mir verargen, daß ich die Scene lieber an die mir bekannten Ufer der Ostsee, als an die unbekannten Gestade des Mississippi versetzte? — Hätte ich meine Helden etwa zu Berlinern gemacht, was gilt's, man würde in Ehstland nie darauf gefallen sein, sie im eigenen Kreise aufzusuchen; um so geschäftiger wäre man aber vielleicht in Berlin gewesen, sie dort zu finden. Diese Bemerkung allein sollte Jeden mißtrauisch gegen sich selbst machen, wenn ihn die Lust zu deuteln anwandelt.

Ich wiederhole feierlich: mein Roman ist ein Roman. Zufällige Aehnlichkeiten würden, eben so wohl als in Ehstland, im ganzen übrigen Europa angetroffen werden. Für den unbefangenen, gutgesinnten Leser glaube ich genug gesagt zu haben. Dem bösartigen, dem es Vergnügen macht, mir dennoch seine eigene Tücke aufzubürden, dem muß ich freilich seinen Willen lassen, er wird aber auch meine Ruhe nicht stören. Ich bin eines guten, moralischen Zweckes mir bewußt: ich wollte Lebensphilosophie in ein freundliches Gewand kleiden; ich wollte die Armseligkeit des sogenannten guten Rufes, die schrecklichen Folgen zu früh geknüpfter Ehen, die Gefahren der reinsten Tugend schildern. Ist mir das gelungen, o, dann wird gewiß manche edle weibliche Seele, mancher Biedermann mir danken; und nach welchem Lohne könnte ich dann noch geizen? oder welche boshafte Deutung wäre im Stande mich zu betrüben?

Der Verfasser.

Leontine.

Ein Roman.

Erster Theil.

Erſter Brief.

Pauline von Blendheim an Amalien v. K**.

Schloß Hullika in Ehſtland.

Ich bin böſe auf dich, liebe Amalie. Warum haſt du nun gerade einen Mann genommen, der in Liefland wohnt? Hätteſt du nicht mir zu Gefallen in Ehſtland heirathen können? Denn ich ſchreibe nicht gern Briefe, und doch muß ich dir alles erzählen, was mir begegnet, weil ich das ſeit unſerer Kindheit ſo gewohnt bin, und weil ich meine, ein Vergnügen ohne dich ſei mir blos im Traum erſchienen. Als wir uns trennten, hab' ich viel geweint, ob ich gleich lachen mußte, als dein neuer Bedienter dir ſo ungeſchickt in den Wagen half. Sind denn die Strohhüte auch ſchon Mode bei euch? — Mein Vater hat mir einen recht ſchönen vom Reval'ſchen Jahrmarkt mitgebracht. Ach! Du weißt gar nicht, wie gut mein Vater iſt! ja, du weißt es wohl, aber du mußt mir doch erlauben, davon zu ſprechen, weil ich es gern thue. Er wollte mich dieſesmal mit in die Stadt nehmen. Denke nur, ich bin noch nie in der Stadt geweſen, der Kopf ging mir vor Freuden um wie beim Walzen. Zwei Tage lang habe ich alles hüpfend und ſingend gethan, bis mir am dritten von ungefähr der Kammerdiener ſagte: der gnädige Herr werde von ſeinem Podagra unterwegs viel auszuſtehen haben, weil der Reiſewagen ein wenig eng und er ſonſt gewohnt

sei, ihn ganz einzunehmen. Da fiel mir alle Freude in den Brunnen. Verzeih' mir's Gott! ich habe mich gestellt, als bekäm' ich den Husten und bin daheim geblieben. Mamsell Warning hat gesagt, es wäre recht so, und hat mich auf die Stirn geküßt. Sie läßt dich herzlich grüßen, die gute Mamsell Warning. Ich nenne sie noch immer so, ob sie gleich schon seit vierzehn Tagen Madame Lindau ist. Ja, liebe Amalie, sie hat den Assessor Lindau geheirathet, der gar ein wackerer Mann sein soll. Ich hoffe ihm einst noch recht gut zu werden, noch will es aber nicht damit gehen, denn er hat mir meine Nonne geraubt, die mir Mutter war, und eine gute Mutter. Ja, so lange die Hochzeit währte — mein Vater hat sie ausgerichtet — da hatte ich mir das nicht so traurig vorgestellt. Die Gäste blieben acht Tage, wir tanzten jeden Abend und hatten sonst noch allerlei Kurzweil. Cousin Arlhofen war auch da, du hättest sehen sollen, wie hübsch und leicht er tanzt; wir kamen fast nicht vom Platze. — Aber als nun der Morgen kam, an dem die gute Mamsell Warning mit ihrem Manne davon zog — ach, Amalie! die Welt lag auf mir! Sie drückte mich schluchzend in ihre Arme, nannte mich ihre Tochter, ihr einziges geliebtes Kind, nahm Gott zum Zeugen, daß sie redlich an mir erfüllt habe, was sie meiner Mutter auf dem Todbette versprochen, und ermahnte mich, gut zu bleiben, mit einer so innigen Liebe — ich schwamm in Thränen und habe kaum Alles gehört. Gut zu bleiben, sagte sie, also bin ich ja gut. Nun, wenn

ich gut bin, so bleibe ich es auch gewiß, denn ich kann nicht begreifen, wie man anders werden kann. —

Liebe Amalie, an jenem Morgen habe ich auch meinen Vater zum ersten Mal weinen sehen, als er der Bonne dankte für ihre zehnjährige treue Sorge. Mein Gott, wie tief haben mich die Thränen des alten Mannes erschüttert! ich hatte nie daran gedacht, daß er auch weinen könnte. Nun, wenn er jemals um mich weint, so sollen es gewiß nur Freudenthränen sein; lieber wollte ich sterben, als ihm andere auspressen.

Es war ein Glück, daß gleich nachher der komische Herr von Milchbach vorfuhr, mit der langen Weste und den steifen Locken, der alle Neuigkeiten im Kirchspiel herum trägt. Er hatte eben als Post-Cavalier *) Gott weiß welche fremde Prinzessin empfangen, die nach Petersburg reist, und deren Fingerspitzen er die Gnade gehabt mit seinen weißen Handschuhen zu fassen. Es war mir wahrhaftig nicht lächerlich zu Muthe, aber kaum war er eine halbe Stunde im Zimmer, so winkte mir mein Vater schon, hinaus zu gehen, weil er wohl merkte, daß ich im Begriff stand, dem alten Herrn in's Gesicht zu lachen. — Lebe wohl, liebe Amalie. Gibt es bei euch auch so viele Erdbeeren, als

*) Es ist Sitte in Lief- und Ehstland, daß bei der Durchreise fürstlicher Personen ein oder zwei Herren vom Adel dieselben auf dem Posthause empfangen, für ihre Bewirthung u. s. w. Sorge tragen.

hier? ich esse fast nichts anders. Mein Eichhörnchen befindet sich wohl; aber Eine meiner Turteltauben ist ganz still und bläst die Federn auf. Ihr habt ja einen geschickten Jäger, frage ihn doch, ob er ihr helfen kann?

Zweiter Brief.

Frau Blitz, Haushälterin auf Hullida, an Frau v. Axlhofen.

Hochwohlgeboren Gnädig Frau Gnaden!

Gnädig Frau kann sich auf mich verlassen, da ist im ganzen Kirchspiel kein Viehhund gleichsam so treu als ich, und wenn Frau Blitz so zu sagen ihre Nase in eine Begebenheit steckt, so muß die Sache auf allen Füßen gehen wie ein Kellerwurm. Du lieber Gott! wie lange kann die Wirthschaft denn noch dauern? mit dem alten Herrn geht es nach und nach in der Stille zu Ende, da muß man bei Zeiten auf eine Retirade denken. Aber ja doch! heirathet das Fräulein Gott weiß wen, so käme ich auch dabei zu recht Gott weiß wie! D'rum ist eine Gurke im Topf besser als eine Pomeranze am Baume, und der Herr Hauptmann ist doch auch keine Gurke; ein schmucker Herr und tanzt wie ein Daus. Daß er gleichsam ein bischen sehr häßlich ist, hat nichts zu sagen, er ist der gnädigen Mama wie aus den Augen geschnitten. Wenn er nur erst wieder ganz gesund wäre. Ich meine, er hat während der Hochzeit wenig Pillen verschluckt, statt des Kräutterthees hat er Wein

getrunken, und das viele Tanzen mag ihn auch noch mehr schoffirt haben. Gnädig Frau befahl zu rapportiren dies und jenes, was gleichsam vorgegangen, weil keine vornehme Obristenseele auf die alte Frau Blitz Acht geben thut, wenn ich aber so zu sagen aus der Küche komme mit meiner weißen Schürze (denn die muß immer weiß sein) und unten an der Thür dem Tanze zusehe, ja du mein Gott! da sehe ich doch alles was ich will und schreibe mir's hinter die Ohren. Sei'n gnädig Frau nur wohlgemuth, der alte Herr hat nichts gegen den Herrn Hauptmann, darauf verwette ich alle meine Peter-Rubel, ist ja auch sein leiblicher Neffe, macht sich aber nicht viel aus ihm, das wird schon kommen. Fräulein Tienchen, du lieber Gott! wenn die nur springen und hüpfen kann, ist sonst wie Wachs, wird in drei Wochen schon vierzehn Jahr, man sollte sie wohl für sechzehn halten, so rund und voll ist das liebe Kind, Gott behüt' es. Auf der Hochzeit hat sie immer gleichsam mit dem lieben Kusenz getanzt, und wenn die jungen Leute nur erst mit einander tanzen, so weiß man ja wohl wie die Glocken läuten. Apropo von der Hochzeit, ja gnädig Frau, das ist wohl ein Gottes Glück, daß die Mamsell Warning aus dem Hause ist, denn wäre die so zu sagen geblieben, sie hätte sicher Quergeleien in die Heirath mit dem Herrn Sohne gemacht. Recht gut hab' ich es gemerkt, wie sie ihn manchmal so von oben bis unten betrachtet hat, und hat dabei ausgesehen, als ob sie Pillen schluckte, aber Gott hat alles wohl gemacht, und ich kann nur nicht begreifen, wie

der Herr Aſſeſſor Lindau, ein ſo honneter Mann, der noch obendrein ſeine Schäfchen im Trocknen haben ſoll, an die Mamſell Superklug gerathen iſt; denn ſie iſt eine Perſon, die ſich einbildet, die fünf klugen Jungfrauen in der Bibel wären bei ihr in die Schule gegangen. In zehn Jahren — ſo lange hat uns der liebe Gott mit ihr heimgeſucht — hat ſie kaum zehn Worte mit mir geſprochen, außer das Einemal, als ich vier Monate krank lag, da beſuchte ſie mich wohl täglich und that viel an mir gethan, aber dafür hab' ich ihr auch an ihrem Geburtstage gleichſam eine Mandeltorte gebacken. Der gnädige Herr hat ihr die Hochzeit ausgerichtet, und hat ihr obendrein koſtbares Silberzeug geſchenkt, was mich noch am meiſten verdrießt. — Nun der liebe Gott weiß, ich bin nicht mißgünſtig, Jedem das Seine, aber es gebührte ihr doch nicht, und wer weiß denn, wenn ich meinen Stand noch einmal veränderte, ob der gnädige Herr ſo viel an mir thäte? und ich bin doch ſchon ſechzehn Jahr im Hauſe, habe das Frölen Tienchen mit Brei gefüttert, das will wohl mehr ſagen. Aber kurz und gut, ſie iſt nun fort, die vornehme Mamſell, die Luft iſt rein, und da werde ich den gnädigen Herrn ſchon mit chriſtlicher Liebe bearbeiten. O ja, er hält denn doch große Stücke auf mich und läßt mich mit reden, wenn er mich gleich nur die alte Dicke nennt. Als ich neulich dem Tanze zuſah — der alte Herr ſaß gerade unten an der Thür, und verwandte kein Auge von Frölen Tienchen, die mit dem Herrn Hauptmann durch den Saal flog, daß

du ihn geseben — da ziſchelte ich ihm in's Ohr: nicht wahr, gnädiger Herr, das gäb' einmal ein wackeres Pärchen? Da ſah er mich an und lachte; merken Ew. Gnaden das wohl, er lachte, und faſt kam es mir auch ſo vor, als hätte er genickt; das iſt folglich ſo gut als richtig, und mit Frölen Tienchen wollen wir ſchon fertig werden, die iſt ja nur ein pures Kind, und wenn wir der ſagen, ſie werde dem lieben Papa eine Freude machen, ſo wäre ſie im Stande, den lahmen Jürry unſern Kleeten Kerl*) zu heirathen. Predigen Sie nur dem Herrn Hauptmann ein bischen, daß er ſich in Acht nimmt, er iſt neulich unſerm Stubenmädchen, der Kaddry ſo viel nachgelaufen, und die könnt' es leicht dem Frölen wieder zutragen. Am beſten, wenn gnädig Frau ſelber kämen auf ein paar Wochen, her nach Hullida, wenn Hochdero Gicht es zulaſſen will, denn es hat doch gleich mehr Autorität, und der alte Herr Bruder hält groſſe Stücke auf Ew. Gnaden. Von wegen des Zeitlichen darf gnädig Frau auch ganz ruhig ſein, denn Gott hat den alten Herrn geſegnet, das muß ich wiſſen. Vor ſechzehn Jahren, ja da ſah es ziemlich leer in Kiſten und Schränken aus, aber Gott hat Manna regnen laſſen in die Wüſte; jetzt haben wir gleichſam die vier ſchönen Güter und ſind keinen Kopeken darauf ſchul-

*) Kleeten Kerl heißt derjenige, der die Schlüſſel zu der Kleete (Magazin) hat, in welcher das ausgedroſchene Korn verwahrt wird.

dig, und haben noch im Schreibpult ein ganzes Schubfach voll Obligationen, und am ersten März *) regnet es Zinsen, Gold und Silber, die Banknoten ungerechnet. Ei, was das betrifft, da steh' ich mit Leib und Seele dafür, der Herr Hauptmann kommt in ein warmes weiches Bett, und wird all sein Lebtage genug haben, thue mich aber auf Ew. Gnaden gnädiges Versprechen verlassen, daß die arme Frau Blitz auch nicht dabei zu kurz kommen wird. Es ist mir nur um ein warmes Kämmerlein auf die alten Tage zum Gott gefälligen Gebet. Bitte nochmals unterthänig, Dero Gicht eine Weile zu sacrafiziren, und sobald es sich will thun lassen, in höchst eigener Person nach Hullida zu kommen, um die letzte Hand an das gute Werk zu legen, die ich so zu sagen mit dem gnädigsten Respekt verharre

Hochwohlgeboren gnädig Frau Gnaden,
meine unterthänigste Magd,
Barbara Blitz.

Dritter Brief.

Leontine an Amalien.

Liebe Amalie, ich habe dir gewaltig viel zu erzählen. Eigentlich könnte ich es wohl mit drei Worten thun, aber ich möchte doch gern, daß du nach und nach das näm-

*) Der gewöhnliche Zahlungstag in Rußland.

liche empfändeſt, was deine Leontine empfunden hat, und da reichen drei Worte bei weitem nicht hin. Meine Bonne hat mir auch einmal geſagt, es ſei mit der wahren Freundſchaft wie mit dem Gebet zu Gott; man brauche freilich nur einen Seufzer oder einen Blick, um Gott oder die Freundin zu verſtändigen, aber man ſchütte doch gern vor beiden ſein Herz aus. So will ich denn mein Herz vor dir ausſchütten, gute Amalie, denn wirklich ich habe etwas auf dem Herzen. Vor ſechs Tagen kam meine Tante Arlhofen zu uns nach Hullida, worüber mein Vater eine große Freude hatte, denn der Beſuch war ihm ganz unerwartet, weil ſie ſchon ſeit vielen Monaten an der Gicht leidet, und auch jetzt ſehr gebrechlich iſt; aber die gute Tante hat eine ſo große Sehnſucht nach ihrem Bruder empfunden, und hat den Schmerz nicht geachtet; ich habe ſie noch einmal ſo lieb darum. Sie war ſehr gütig gegen mich und zuweilen ſo wehmüthig freundlich, daß es mir durch die Seele ging. Einmal ſagte ſie, ſie würde nicht lange mehr leben, und habe doch noch ſo manchen Wunſch, der ihr das Scheiden ſchwer mache. Dabei traten ihr die Thränen in die Augen, und der Zug, den ſie von meinem Vater im Geſicht hat, war auffallender als gewöhnlich. Ich hätte in dieſem Augenblick die Erfüllung aller ihrer Wünſche mit meinem Leben erkaufen mögen!

Am zweiten Abend blieb ſie bis Mitternacht bei meinem Vater allein, ob ſie gleich ſonſt immer ſchon um zehn Uhr zu Bette geht. Am andern Morgen kam es mir vor,

als ob der Vater etwas im Kopfe habe, denn ich weiß schon, wie er dann aussieht; ich mußte ihn beim Frühstück zweimal fragen, ob der Kaffee süß genug sei? ehe ich eine Antwort erhielt; auch sah er mir immer so besonders nach, wenn ich durch das Zimmer ging. Das gab mir eine Art von Beklemmung, ich meinte, er wäre unzufrieden mit mir.

Nach dem Essen legte er sich, wie gewöhnlich, auf den Sofa, um zu ruhen, und die Tante schlug mir einen Spazirgang in den Garten vor. Das nahm mich Wunder, denn sie ist sehr übel zu Fuße, und hat unsern Garten wohl in drei Jahren nicht gesehen. Als wir in der Sirenenlaube saßen, wo du und ich so oft uns ein Gärtchen anlegten, und dann, um es zu schmücken, die Levkoien- und Rosenstöcke, zu großem Mißfallen des alten Gärtners Thomas, plünderten, da faßte sie meine Hand mit mütterlicher Zärtlichkeit, und sagte: »liebe Leontine, ich habe etwas Wichtiges mit dir zu reden." — Ich wurde blutroth und ängstlich bei den Worten, denn so lange ich denken kann, hat, außer meiner Bonne, noch Niemand etwas Wichtiges mit mir zu reden gehabt. Aber denke nur, Amalie, wie mir vollends zu Muthe wurde, als sie fortfuhr:

»Du bist nun in dem Alter, mein Kind, daß man auf eine Versorgung für dich denken muß."

Ich verstand sie nicht. »Wie so, liebe Tante? ich bin ja versorgt?"

»Dein Vater ist alt und kränklich," sprach sie weiter,

»und ſollte er auch, wie wir Alle wünſchen, noch viele Jahre leben, ſo wird er ſich doch herzlich freuen, dich glücklich verheirathet zu ſehen.«

Heirathen! das Wort fiel mir auf, als hörte ich es zum erſten Male, und das Blut wollte mir aus den Backen ſpritzen.

»Warum erſchrickſt du ſo?« ſagte die Tante, »haſt du einen Widerwillen dagegen?«

Ich wußte nichts zu antworten. Einen Widerwillen empfand ich wohl eben nicht, aber es war mir zu Muthe, als hätte man mich plötzlich gefragt, ob ich in den Mond reiſen wolle? ich hatte ja nie daran gedacht. Sie nahm meine Hand, die, glaube ich, ein wenig zitterte, ſtreichelte ſanft meinen Arm und ſagte:

»Leontine, du kannſt drei Menſchen ſehr glücklich machen: deinen Vater —«

»O ſchon genug!« rief ich haſtig, »wollte Gott, ich könnte das, ſo wäre auch ich ſehr glücklich!«

»Deinen Vater,« wiederholte ſie, »mich und meinen Sohn.«

Ich ſah ſie mit groſſen Augen an; die ihrigen ſchwammen in Thränen.

»Ja, Leontine,« fuhr ſie fort, »mein Sohn liebt dich, er wünſcht dich zur Frau. Deinem Vater und mir würdeſt du ein glückliches Alter verſchaffen, wir würden in euch wieder jung werden. Mein Bruder würde euch das Gut Lindenholm abtreten, welches nahe bei der Stadt liegt, in

der du künftig manchen langweiligen Winter fröhlich durchleben würdest. Auch meines Sohnes Regiment ist in der Nachbarschaft einquartirt, an munterer Gesellschaft würde es euch nie fehlen. Doch wer weiß auch, ob die euch immer gelegen käme; das häusliche Glück bedarf wenig von außen, und mein Mathias liebt dich auf das zärtlichste. Du weißt, er ist nicht reich; ich kann ihm keinen Zuschuß geben, er lebt von seiner Gage, und dennoch hat er vorige Woche an die erste Putzmacherin in Petersburg geschrieben, um ein Kopfzeug nach der neuesten Mode für dich kommen zu lassen. Wenn er dir nur Freude machen kann, das ist sein einziger Gedanke Tag und Nacht. Hat er doch gar von dem Herrn von Milchbach die vier Porzellan-Schecken gekauft, weil sie dir so wohl gefielen, und weil er hofft, du werdest bald damit fahren." Ach, liebe Amalie! so schwatzte sie wohl noch eine halbe Stunde, und ich saß immer dabei, stumm, mit niedergeschlagenen Augen, und mir war zu Muthe wie an dem Fiebertage, da mir die Pocken ausbrachen, so bunt gingen die Bilder in meinem Kopfe durcheinander. Nur von zwei Gefühlen hatte ich ein klares Bewußtsein: das Eine that mir sehr wohl: du kannst deinen Vater glücklich machen! Das Andere drückte mich und erregte eine Art von Unwillen in mir: daß nämlich die Tante so viel von dem Gute Lindenholm, von dem Kopfzeuge und den Porzellan-Schecken sprach, als ob das Alles mit dazu gehörte, um mich für meines Vaters Glück zu bestimmen.

Sie beſchloß endlich ihre lange Rede mit einer rührenden Bitte an mich, wobei ſie mich wohl zwanzigmal ihre liebe Tochter nannte, mich umarmte, und meine heißen Wangen mit ihren heißeren Thränen benetzte. Du kannſt dir vorſtellen, beſte Amalie, welchen Eindruck das auf mich machte, mich, die ich keinem Bedienten etwas abſchlagen kann, und zu der ſie Alle kommen, wenn ſie bei dem Vater etwas zu ſuchen haben. Und nun die alte ehrwürdige Frau, meines Vaters einzige Schweſter, die ich als eine zweite Mutter anzuſehen gewohnt bin, der ich ſtets Gehorſam ſchuldig zu ſein glaubte — die ſaß nun neben mir, weinte und bat — »Was ſoll ich denn thun, liebe Tante?« ſtammelte ich endlich, denn ich wußte wirklich nicht, was ich eigentlich thun ſollte.

»Dein Vater wird mit dir ſprechen,« ſagte ſie mit erheitertem Geſicht, »er wird dir aber verbergen, wie lieb die Heirath ihm wäre, weil er durchaus nicht begehrt, daß du nur aus Liebe zu ihm einwilligeſt; auf dich wird es alſo ankommen, ihn über jeden ſeiner Zweifel zu beruhigen. Aus deinem Munde will er hören, daß du es gern und ungezwungen thuſt, dir Zufriedenheit für dein ganzes Leben verſprichſt. Ließeſt du dir im geringſten merken, du habeſt nur ſein Glück im Auge, ſo kenne ich ihn, er ſtünde davon ab, und ſollte er ſich auch heimlich darüber zu Tode grämen.«

Die letzten Worte erſchütterten mich heftig. »Ich will ihn ſchon beruhigen, liebe Tante!« ſagte ich mit einer

Innigkeit, die sie völlig aufzuheitern schien. »Aber,« setzte ich mit einer seltsamen Aengstlichkeit hinzu, »kann ich denn schon heirathen?«

Sie lächelte. »Du wirst ja morgen vierzehn Jahr,« sagte sie; und wirklich, liebe Amalie, wurde ich am anderen Tage vierzehn Jahr, aber ich meine, du wareſt schon über sechzehn, als du dich vermähltest? — Doch, was weiß ich! das sind lauter neue Gedanken für mich, die mir den Kopf seltsam verwirren.

»Du wirst ja auch,« meinte die Tante zuletzt, »wohl noch ein halbes Jahr Braut sein.«

Das Wort Braut jagte mir abermals das Blut in die Wangen. Ich hatte wieder nicht daran gedacht, daß man erst Braut sein muß, um zu heirathen, und das wußte ich doch schon längst. — Der Himmel weiß, wie lange wir noch in der Sirenenlaube gesessen hätten, und was ich noch Alles erfahren haben würde; aber es donnerte in der Ferne, die Tante fürchtet sich vor Gewittern, und so eilten wir nach Hause.

Der Vater war längst aufgestanden. Er sprach mit dem Rubias *), als wir in's Zimmer traten, warf aber verstohlen manchen Blick auf mich. Er muß wohl gesehen haben, daß ich geweint hatte, denn ich weinte immer mit, wenn die Tante anfing; er ließ sich aber nichts merken: und ich, liebe Amalie, ach! ich war so froh, als ich Abends

*) Rubias, der Aufseher über die Feldarbeiten.

mein einsames Zimmer betrat — denn ich war so ermüdet — und doch nicht schläfrig. Mein Mädchen wollte mich auskleiden, ich schickte sie fort, und gab vor, ich wollte noch auf der Harfe spielen; aber keine Saite habe ich berührt. In meinem Kopfe sah es aus wie in einer Kommode, in die man Alles untereinander geworfen hat, weil ein unvermutheter Besuch sich melden ließ. Jetzt war ich allein, und zog ein Stück nach dem andern wieder hervor. Da saß ich neben der Tante in der Sirenenlaube; jedes ihrer Worte, selbst der Ton, mit dem sie ein jedes aussprach, klang noch einmal vor meinen Ohren; auch das minder bedeutende wurde beschaut und erwogen. Meines Vaters Gut Lindenholm ist allerdings ein sehr angenehmer Aufenthalt, viel hübscher als Hullida, und nur zwölf Werst von der Stadt. Wenn mein Vater mich da besuchte, und ich wäre die Wirthin vom Hause, ich glaube, ich würde närrisch vor Freuden! Und wenn ich ihn dann wieder auf Hullida besuchte, mit den vier Porzellan-Schecken — ich meine, ich sehe schon sein zufriedenes Lächeln beim Empfang.

Es ist allerdings recht galant von Cousin Arthofen, daß er mir ein neues Kopfzeug aus Petersburg verschrieben. Fräulein Stammberg war neulich hier und hatte eines auf, worauf sie sich gewaltig viel zu Gute that, weil es im ganzen Kirchspiel das Einzige war. Da aber der Cousin nicht reich ist, so will ich mir solche Galanterien doch in Zukunft verbitten. Seine Mutter sah so wehmüthig

aus, als sie sagte, sie könne ihm keinen Zuschuß geben. Ja, ich sehe wohl, der ehrwürdigen alten Frau liegt das Glück ihres Sohnes nahe am Herzen und sie hat mich so lieb — und mein Vater hat seine Schwester so lieb — Sieh', Amalie, mit diesen Gedanken schlief ich endlich ein, es war schon spät nach Mitternacht. Diesen Morgen fand ich meine armen Turteltauben fast verhungert, denn ich hatte gestern zum ersten Mal vergessen, ihnen Futter zu streuen. — Was sagst du nun, liebe Amalie? — Was sagst du überhaupt vom Heirathen? — Du bist ja nun schon seit sechs Monaten Ehefrau, du wirst mir recht viel davon schreiben können.

Vierter Brief.

Hauptmann von Arlheim an den Major von P** in Petersburg.

Werthgeschätzter Herr Bruder!

Ist denn die Lisinka ganz des Teufels, daß sie mit Sack und Pack mir nachreisen will? sag' ihr, sie soll den dummen Streich nur bleiben lassen, er hilft ihr doch zu nichts; denn einmal ist sie eine Närrin gewesen, alle meine Worte für Evangelia zu halten, wenn ein galanter Soldat einer galanten Tänzerin etwas vorschwatzt, so weiß man ja, daß er nicht im Beichtstuhl sitzt; und zweitens soll sie sich nicht einbilden, es sei mir verborgen geblieben, daß nach meiner Abreise ein halbes Dutzend Grafen und Kna-

sen die traurende Lisinka getröstet haben. Ich rathe ihr also wohlmeinend zu schweigen, und mit der Verschreibung sich ja nicht breit zu machen. Tausend Rubel ist, hol' mich der Teufel, zu viel! Das hab' ich man so hingeschrieben, weil das Mädchen preciös war und ich eben Eile hatte; aber fünfhundert soll sie haben, darauf geb' ich ihr mein Wort. — Unter uns, ich heirathe in Kurzem eine reiche Cousine, ein blutjunges artiges Gänschen. Meine Mutter hat das gebacken, und ich bin wohl damit zufrieden, denn das Mädchen ist eine einzige Tochter, hat eine halbe Million im Vermögen, und ist noch obendrein ein nettes dralles Ding. Wir haben uns kaum ein dutzendmal gesehen, aber das junge Herz hat schon Feuer gefangen. Herr Bruder, ich denke, in ein paar Monaten dich zur Hochzeit einzuladen. Ein herrliches Gut wird mir sogleich abgetreten; dort findest du den ersten Waldschnepfenstand im ganzen Lande, und Hasen die Menge.

Sobald es mit der Heirath ganz richtig ist, verschreibe ich mir zehn Kuppel Hunde aus England, das soll ein Herbstjubel werden! Alle Nimrode aus der Nachbarschaft will ich einladen, denn als Erbe einer halben Million muß ich doch wohl der esthländischen Gastfreundschaft Ehre machen. Vertröste also nur die schlanke Lisinka auf das Geld meiner Frau. Was du mir aber von der Anna Carlowna schreibst, ist gar ein Stück aus dem Tollhaus! Sag' ihr, sie bekommt keinen Heller mehr, und soll noch obendrein froh sein, daß ich sie nicht bei der Polizei denuncirt habe.

Zum Schluß noch eine Nachricht, die dich verſchnupfen wird. Die vier Porzellan-Schecken, mit denen Milchbach im vorigen Winter in Petersburg ſo paradirte, und zu welchen du großen Appetit zu haben ſchienſt — ſchieß' dich todt, Herr Bruder, ich habe ſie gekauft; zwei tauſend Rubel hab' ich dafür bezahlt, oder vielmehr verſprochen zu bezahlen; für bares Geld wären denn doch die hübſchen Beſtien zu theuer. Milchbach wartet bis drei Monate nach der Hochzeit. Komm nur, komm, ich will dir mit den Schecken entgegenfahren; du ſollſt deine Freude daran ſehen, und an meiner Braut auch, denn ſie iſt ein liebes kugelrundes Ding. Meines werthgeſchätzten Herrn Bruders

treu verbundenſter Freund und Bruder,
Mathias v. Arlhofen.

Fünfter Brief.

Leontine an Amalien.

Wie es zugeht, daß ich dir ſchon wieder ſchreibe, begreife ich in der That nicht. Briefe ſchreiben und Garn abwinden kamen ſonſt immer bei mir in Eine Klaſſe; alle meine Federn hatten Spalten, die ſo weit von einander ſtanden, wie die beiden Spitzen einer Haarnadel, und mein Tintenfaß ſah gewöhnlich aus wie verſchimmeltes Pflaumenmuß. Jetzt aber, liebe Amalie, gleicht mein Zimmer einer Schulſtube, meine Diele iſt voll Tintenflecken,

und ein Paar von meinen Fingern tragen die schwarzen Spuren meines Fleißes, die eben so wenig abzuwaschen sind, wie der Schlüssel in dem Mährchen vom Blaubart. — Lieber Gott! Du bist ja auch nicht die Einzige, der ich meine Geheimnisse offenbare, ich habe natürlich auch an Madame Lindau geschrieben, und — nimm mir's nicht übel — noch früher als an dich. Aber auch das beruhigt mich kaum. Weiß Gott, welch ein Bedürfniß ich auf Einmal empfinde, mich mitzutheilen; das kommt vermuthlich daher, weil du und meine Bonne mich fast zu gleicher Zeit verlassen haben. Neulich war die dumme Fräulein Hirschkalb bei uns, die immer lacht und sich immer schämt; du weißt, ich kann sie nicht wohl leiden, mußte sie aber doch unterhalten, und bei einem Haar hätte ich ihr Alles erzählt, ja, wenn sie wieder kommt und nur durch ein Wörtchen Gelegenheit dazu gibt, so stehe ich wahrhaftig für nichts. — Mit den Tintenflecken an meinen Fingern hat mich der Vater schon ein paarmal geneckt, aber so leise, so gutmüthig — und immer that er als sähe er nicht, daß ich über und über roth wurde. O, er hat noch mehr gethan als necken, und das wollte ich dir eben erzählen.

Am zweiten Morgen darauf, als die Tante mich in der Sirenenlaube so geängstigt hatte, war ich schon vor fünf Uhr aufgestanden, um den Spinnmädchen Flachs auszutheilen. Ich schlich mit ausgezogenen Schuhen durch meines Vaters Zimmer vor seinem Alkoven vorbei, aber er hatte mich doch gehört. Leontine! bist du es? rief er. Ich trat an das Bett und küßte seine Hand.

„Es ist mir lieb," sagte er freundlich, „daß du eben kommst, ich habe mit dir zu reden, setze dich dorthin."

Du kennst ja den alten Großvaterstuhl, der, seit ich denken kann, vor seinem Bette steht, und hinter dem wir so oft Versteckens gespielt haben, auf den mußte ich mich setzen: aber wahrhaftig, ich berührte ihn kaum, denn es war mir, ich weiß nicht warum, bei den Worten, ich habe mit dir zu reden, gewaltig peinlich zu Muthe geworden, und ich machte mir unbewußt eine Bewegung, die grünen Vorhänge des Alkovens zuzuziehen, die ohnehin nur halb offen waren.

Warum? sagte mein Vater — und sieh', Amalie, da ertappte ich mich auf einer Lüge, die mir so anflog: „damit Ihnen die Sonne nicht in's Gesicht scheint," erwiederte ich, und die Thränen waren mir nahe, denn ich hatte meinen Vater zum ersten Mal belogen. Laß nur, sagte er, und winkte mir, mich zu setzen.

„Deine Tante hat mit dir gesprochen?" hub er nach einer Pause an. — Ich schwieg.

„Sie wünscht, du möchtest deinen Cousin Arthesen lieb gewinnen und heirathen." — Abermals eine Stille. Aus mir war kein Wort zu bringen.

„Ich habe nichts dagegen," fuhr er nun sehr langsam fort, „obschon manches einzuwenden wäre. Du bist noch sehr jung, und er ist zwanzig Jahr älter als du. Die Strapazen im Dienst haben ihn kränklich gemacht: schön ist er nicht, auch nicht reich, aber ich halte ihn für einen braven

Mann, der dankbar sein wird. Seine Mutter ist meine einzige liebe Schwester. Sieh', Tinchen, das sind so meine Gedanken für und wider, was etwa die Vernunft dazu sagt. Aber auf die Vernunft kommt es hier nicht allein an; dein Herz muß mitsprechen, ja, dein Herz muß entscheiden. D'rum prüfe dich wohl, mein Kind, ob du ihn lieben kannst? — Dein Glück ist der einzige Wunsch, den ich noch auf Erden habe. Je weniger es wahrscheinlich ist, daß ich lange Zeuge davon sein werde, je inniger muß ich wünschen, die Ueberzeugung mit aus der Welt zu nehmen, daß es fest gegründet sei." — Hier fing seine Stimme an zu zittern, und meine Thränen flossen häufig.

Auf der Stelle," sprach er weiter, »auf der ich jetzt liege, ist deine Mutter gestorben; eine Stunde vor ihrem Tode saß ich auf dem Platze, den du jetzt einnimmst, und in ihre kalte Hand gelobt' ich, nie zu einer Heirath dich zu überreden, nie deine Neigung zu lenken. Ich nehme in diesem ernsten Augenblicke ihren Geist zum Zeugen, daß ich mein Wort redlich erfüllen werde. Willst du einst eine brave Frau werden, wie deine Mutter es war, so mußt du dich mit einem Manne verbinden, den du liebst wie sie mich liebte; denn Liebe stärkt und befestigt jede weibliche Tugend. Geh', mein Kind, und denke dem reiflich nach, was ich dir gesagt habe; berathe dich auch mit Madame Lindau darüber. Meine gute Schwester treibt das zwar sehr eilig, aber Eile taugt hier nicht, und ich werde dir keine Antwort abfragen, bis du von freien Stücken sie mir bringst. Geh',

meine liebe, liebe Tochter! ich lege mit deinem Glücke auch das meinige an dein Herz.

Mit diesen Worten streckte er die Hand nach mir aus, die ich mit Küssen und Thränen bedeckte. Er kehrte das Gesicht weg von mir, und winkte mir, zu gehen — aber konnt' ich das? — Hast du wohl gefühlt, Amalie, wie zart er von einem Wunsche sprach, der (ich weiß es ja von der Tante) ihm selbst so lieb geworden ist? Ließ er auch nur eine Silbe davon einfließen, daß er selbst von dieser Verbindung sich Freude im Alter verspreche? und doch hatte mir die Tante es noch den Abend vorher wiederholt. Davon sagte er kein Wort, der gute Vater, weil er fürchtete, es möchte Einfluß auf meinen Entschluß haben; nur die einzige Bemerkung entschlüpfte ihm: er werde wohl nicht lange Zeuge meines Glückes sein. — O Gott! wenn seine Ahnung wahr wäre — wenn er nur noch wenige Jahre zu leben hätte — und ich müßte mir vorwerfen, auch nur Einen frohen Tag in diesen wenigen Jahren durch kindisches Zaudern ihm entzogen zu haben! — Denke dir dabei das ehrwürdige graue Haupt, das vor mir lag — ich sehe meinen Vater selten unfrisirt, jetzt fiel sein graues Haar mir doppelt auf. — Und nun vollends — als er das Gesicht von mir kehrte, mir seine Rührung zu verbergen, da erblickte ich — was ich nie vorher gesehen hatte — seine entblößte Brust, an der die Brustknochen nur mit der Haut bedeckt waren. Plötzlich verwandelte meine rege Phantasie sein Bett in ein Sterbelager, ich sank schluchzend auf meine

Knie, und stammelte die Worte: ich will den Cousin heirathen! ich will ihn recht gern heirathen!

Da wandte er sich wieder zu mir, sah mich befremdet, aber gütig an, richtete sich auf, zog mich in die Höhe an sein Herz, und sagte: »Meine Leontine, jetzt nehme ich keine Antwort von dir; jetzt sollst du dich zu nichts verbinden, weder gegen mich, noch gegen deine Tante, ja, ich verbiete es dir sogar. In vier Wochen muß ich zum Landtage in die Stadt, und werde dich mit dahin nehmen. Unser Aufenthalt wird einige Monate dauern, der ganze Adel dort versammelt sein. Da wirst du viele Jünglinge kennen lernen, vielleicht manche, die dir liebenswürdig vorkommen werden; du wirst mir dann nicht verhehlen, wenn Gefühle in dir erwachen, die jetzt noch dir fremd sind. Kommen wir dann zurück in unsere ländliche Einsamkeit, so überlegst du mit deinem Herzen und — mit deinem Freunde. Jetzt laß mich allein."

Er winkte nochmals, ich drückte seine väterliche Hand an mein Herz, und ging — wußte nicht, wie mir geschehen war — machte alles verkehrt. Die Tante merkte wohl gleich, daß etwas vorgefallen, sie zog mich bei Seite, und fragte; ich verhehlte ihr nichts, es war mir ja nicht verboten zu reden. Freilich sah ich bald, daß es ihr nicht recht war. Gegen die Stadt schien sie einen großen Widerwillen zu haben, versuchte auch mich zu überreden, daß ich die Zeit von meines Vaters Abwesenheit auf ihrem Gute zu-

bringen möchte, aber das schlug ich ihr rund ab: denn einmal ist es ja meines Vaters ernster Wille, und dann — die Stadt! liebe Amalie, ich bin ja noch nie in der Stadt gewesen! und der ganze Adel wird versammelt sein. Bälle auf dem adeligen Klubb, Konzerte auf den schwarzen Häuptern*), Bälle auf dem Bürger-Klubb, und Gott weiß was sonst noch Alles! ja, eben fällt es mir bei, sogar ein Theater ist in Reval, und ich habe in meinem Leben noch kein Theater gesehen! — Nein, liebe Tante, das müssen Sie mir verzeihen. Ich widerspreche meinem Vater nie, und diesmal am wenigsten.

Gestern Abend spät kam auch Cousin Arlhofen an. Seine Mutter hatte ihm einen Boten geschickt, heimlich, wie sie meinte, aber mein Mädchen hat mir's verrathen. Ich hab' es sonst immer recht gern gesehen, wenn er kam; auch diesmal, o ja; aber als der Wagen auf den Hof fuhr, und mein Vater, der eben am Fenster trommelte, sagte: es ist der Cousin Mathias, da verging mir fast der Athem, und ich hätte viel darum gegeben, nur auf ein paar Minuten hinausgehen zu dürfen. Das schickte sich nun nicht, und also mußt' ich bleiben. Ich glaube, ich habe gezittert, als er mich zum Willkommen küßte**). Was meinst du, Amalie, vielleicht ist das Liebe? etwa der An-

*) Ein öffentlicher Versammlungsort in Reval.

**) Bekanntlich ist es in ganz Rußland gebräuchlich, einer Dame beim Eintreten Hand und Wange zu küssen.

ſang von Liebe? Die Tante wenigſtens verſichert es, denn ich ſagte ihr, wie mir zu Muthe war. Schreib' mir doch deine Meinung, du verſtehſt es ſchon beſſer. Ei nun, er iſt ja auch in der That recht liebenswürdig, ſo zuvorkommend, ſo gefällig gegen mich — und die neue Haube hat er wirklich mitgebracht, ſie ſteht mir allerliebſt. Ihm ſchien es ſchon recht, daß wir zum Landtag nach Reval reiſen werden, er will mit kommen und brav mit mir tanzen. Der Vater hat mir auch dreihundert Rubel geſchenkt, ich ſoll mir lauter neue Kleider dafür kaufen. Gleich am andern Morgen nach unſerer Ankunft will er Schneider und Putzmacherin zu mir kommen laſſen, da ſoll ich mir ausſuchen, was mein Herz wünſcht. Denke nur, Amalie, welch ein herrliches Leben mich erwartet! Ob ich dort Zeit haben werde, dir zu ſchreiben? das weiß Gott!

Sechſter Brief.

Frau von Arlhofen an Frau von Himmelfuß in Reval.

Herzenliebe Frau Couſine!

Die böſe Gicht ſitzt mir noch immer in den Gliedern, und läßt mir keine Ruh', ſo kann ich auch nicht nach Reval kommen, zum Landtage nämlich, obſchon ich gern da ſein möchte, weil mein Bruder Franz ſeine Tochter zum erſten Mal unter die Leute bringt, die ein blutjunges Ding iſt, und leicht verführt werden könnte, denn ſie hat eine

Seele so weich wie Flachs, der durch englische Hecheln gegangen ist, das werden die jungen Herren bald ausgattern, und werden um sie herum sein wie die Fliegen um ein Häuschen Streuzucker, denn sie ist meines Bruders einzige Erbin, und mein Bruder hat ein schönes Vermögen, das kann ich Sie sagen, hübsch ist sie auch bei dem vielen Gelde, und nebenher auch herzensgut, daß mir angst und bange wird vor den vielen Freiern; wie soll Einem nicht angst und bange werden, herzenliebe Cousine, wenn man Schulden hat, und nur einen einzigen Sohn, und nichts auf der Welt als einen Sohn mit Schulden, der ein bischen locker lebt und viel Geld verzehrt, und eine reiche Frau braucht; da hab' ich es denn mit Gottes Hilfe so weit gebracht, daß das Mädchen ihn frisch weg heirathen wollte, und der Alte hatte auch nichts dagegen, kommt ihm plötzlich der dumme Gedanke, er muß sie erst in der Stadt produziren, daß sie das junge Mannsvolk sehen soll, ob vielleicht Einer d'runter ihr besser gefällt als mein Mathias, du mein Gott, ich kenne das Volk, das schwänzelt auf den Bällen herum, läßt neue Tänze aufspielen, ladet zum Vortanz, drückt in den Bolognesen die Hände, und wenn vollends die vermaledeiten Walzer anfangen, da werden dem armen Dinge zwei Mannshände um die Taille gelegt, und die frechen Blicke schauen wie Geieraugen auf einen Taubenschlag; wenn ich nur nicht die Gicht hätte, ich wollte mein Tinchen schon bewahren, aber so weiß ich meinem Leibe keinen Rath, herzliebe Cousine,

es könnte doch leicht ein Unglück geschehen, denn mein Sohn, der Mathias, ist eben nicht hübsch, nein, dafür hat er Gott nicht zu danken, ob er selbst gleich mit seinem Gesichte ganz besonders zufrieden ist, und sich vor keinem fürchtet, aber ich bin Mutter, und denke weiter, und höre auch, daß jetzt die freche Jugend so viele Romane liest, wo sie denn die Floskeln recht so selbig*) wieder anbringen bei einem armen Hühnchen, das zum ersten Mal in die Welt gackert, das thut mein Mathias nicht, mit dem Lesen gibt er sich nicht ab, das hat er von mir. D'rum wollt' ich Sie gar sehr gebeten haben, herzenliebe Cousine, und schreibe deswegen diesen Brief, der mir gewaltig sauer wird mit meinen geschwollenen Händen, daß ich Sie wollte gebeten haben, weil Sie doch auf alle Bälle gehen, und sehen, was passirt, gehen Sie doch meinem Tinchen nicht von der Seite, und sobald Sie merken, daß ihr Einer zu nahe kömmt, etwa ein hübscher Mensch, so warnen Sie das arme Ding, und schildern Sie ihr die Menschen, Sie wissen wohl wie, es wird sich schon was finden, und loben Sie ihr meinen Mathias, wobei ich ein schönes Stück Leinwand von meiner Bleiche überschicke zum geneigten Andenken; der Mathias wird es der hochgeehrten Frau Tante selbst überreichen, da werden Sie sehen, nun Sie kennen ihn ja schon, er ist doch immer ein stattlicher Mann, hat auch schon einen hübschen Ansatz zum Bauche, gerade

*) recht so selbig, ein esthländischer Provinzialismus.

wie der ſelige Couſin Himmelfuß, der ſein Pathe war, und ich verbleibe meiner herzenlieben Couſine

dienſtwillige Freundin,
Gertrude von Arlhofen,
geborne von Blondheim.

Siebenter Brief.

Rittmeiſter Moriz von Wallerſtein in Reval an den Paſtor Gruber zu Hagebuſch, unweit Thorn in Preußen.

Sie klagen, mein edler Freund, daß ich Ihnen ſo ſelten ſchreibe; fällt Ihnen denn gar nicht ein, daß ich nichts zu ſchreiben habe? — Ich bin vor Kurzem Rittmeiſter geworden, das iſt hier zu Lande nichts neues, obgleich bei Ihnen in Preußen ein dreiundzwanzigjähriger Rittmeiſter eine ſeltene Erſcheinung ſein mag. Zu thun habe ich doch d'rum nichts mehr, denn die Schwadron habe ich als Lieutenant auch ſchon exerzirt, und wenn das vorbei iſt, ſtehle ich dem lieben Gott den Tag vollends ab. Daß die Landwirthſchaft mich wenig intereſſirt, wiſſen Sie; auch ſorgt meine Mutter für Alles, was dahin gehört, und ich gebe blos Acht, daß ſie nicht zu viel dafür ſorge, Sie verſtehen mich. Meine Bauern — das darf ich mit ſtolzem Selbſtgefühl ſagen — meine Bauern ſind ſo glücklich als Sklaven ſein können. Ich habe mich des Rechts, will-

kürlich zu strafen, ganz begeben; ich habe ihnen Richter aus ihrer Mitte ernannt, auch Jedem das Stückchen Feld, welches er bebaut, als sein kleines Eigenthum auf ewige Zeiten zugesichert. Eine förmliche Urkunde über alles dies verwahrt unser wackerer Pfarrer in einem silbernen Kästchen bei den übrigen Kleinodien seiner Kirche. Meine Mutter hat freilich viel dagegen gehabt, auch sämmtliche hohe Verwandten mir auf den Hals geschickt, um von der gefährlichen Neuerung mich abzumahnen, aber ich bin durchgedrungen, und meine Mutter hat sich gern darein ergeben, da sie sieht, daß es gut geht, daß die Leute moralisch besser werden, und — wohl zu merken — die Einkünfte eher zu- als abgenommen haben. Ihren übrigen kleinen Grillen füge ich mich so gut ich kann, wir leben in vollkommener Eintracht *). Wollte der Himmel, ich könnte das von Allen sagen, mit denen ich umgehe oder umgehen muß. Aber da necken sie mich unaufhörlich, sprechen von revolutionären Gesinnungen, von Jakobinismus und dergleichen, machen mich wohl gar der Regierung verdächtig. Daß ich zuweilen einmal in Gesellschaft meiner Galle Luft mache — besonders wenn ich hören muß, wie auch die bessern und wahrlich recht brave Menschen, die unhaltbarsten Sätze mit einer blinden Hartnäckigkeit verthei-

*) Daß der ganze liefländische Adel, seitdem diese Briefe geschrieben worden, vieles von dem zum allgemeinen Gesetz gemacht hat, was damals nur noch Ausnahme war, ist bekannt.

digen — das können Sie leicht sich vorstellen, da Sie meinen Sprudelkopf kennen. Was Wunder, daß ich wenig Freunde habe, und auf allen Seiten geneckt werde. Oft verdreht man mir die Worte im Munde, ja, Behauptungen, an die ich nie gedacht habe, höre ich als die meinigen wieder erzählen. Auf die kleinste meiner Handlungen lauern sie. Nun handle ich zuweilen rasch, wie Sie wissen, und wenn ich einmal etwas Gutes thun kann — lieber Gott! es trifft sich ohnehin so selten — so frage ich nicht erst, was wird Oncle X und Tante Y dazu sagen? Da gibt es denn über all mein Thun und Lassen die drolligsten und liebloseſten Auslegungen. Ein armer Waisenknabe zum Exempel, der bestimmt war, ein Schuster zu werden, und an dem ich zufällig ausgezeichnetes Genie zu bemerken glaubte, geht jetzt auf meine Kosten in die Stadtschule und soll will's Gott auch auf meine Kosten studiren; da finden denn meine Herren Landsleute nichts wahrscheinlicher, als daß der Junge ein natürlicher Sohn von mir ist, den ich freilich in meinem vierzehnten Jahre erzeugt haben müßte. — Eine wackere, aber unglückliche Familie in der Vorstadt, die ich dann und wann zu besuchen, auch wohl zu unterstützen pflege, ist förmlich vor mir gewarnt worden, als vor einem unmoralischen Menschen, der nur darauf ausgehe, die Tochter vom Hause zu verführen. Dem gemeinen Menschen ist es Bedürfniß, bei jeder guten Handlung, zu der er selbst sich unfähig fühlt, nach einer unreinen Quelle zu graben; die bessern helfen ihn zwar

nicht graben, aber sie hören doch gern zu, wenn er schreit: ich habe sie gefunden! sie ist ganz trübe! —

Gestehen Sie, lieber Freund, daß es kein Wunder ist, wenn in meinem Herzen sich eine Bitterkeit gegen die Menschen festsetzt; wenn ich sie endlich verachte und fliehe. Doch ich kämpfe gegen dies menschenfeindliche Gefühl, ich mische mich unter sie, treibe mich auf ihren Bällen herum, und spiele wohl gar Karten auf ihren Klubbs. Wir haben jetzt Landtag, eine Zerstreuung jagt die andere; davon ist aber so wenig zu erzählen, daß ich keine Oktavseite damit zu füllen wüßte. Fahren Sie nur fort, mein väterlicher Freund, mich mit Geistesnahrung zu erquicken. Schiller's Wallenstein habe ich verschlungen. Es hatte ihn hier noch Niemand. Mein Urtheil darüber verlangen Sie wohl nur im Scherz. Ich konnte bei der ersten Lektüre nur genießen, nicht kritteln; die zweite spare ich mir für das Land auf. In der Ihnen wohlbekannten Lindenlaube, die ich als Kind gepflanzt, oder in der Borkhütte, die ich neben Ihrem Denkmahl erbaute, soll Schiller's Genius sich mit dem Duft der Lindenblüten mischen, und in den schönsten Augenblicken des Entzückens, welche die wiederholte Lektüre mir gewähren wird, will ich mich dankbar des Mannes erinnern, der für solchen Genuß mich empfänglich machte. Ewig

Ihr Moriz.

Nachschrift. Meine Mutter trägt mir auf, Ihnen beiliegenden Wechsel, als den Betrag Ihrer diesjährigen

Penſion, zu übermachen. Er iſt auf Touſſaint in Königsberg geſtellt, wo Sie, bei der Nähe Ihrer Wohnung, das Geld ja wohl am leichteſten heben können.

Achter Brief.

Der Lieutenant von Thümen an den alten Herrn von Blondheim.

Aus dem Kruge bei der Poſtſtation L**.

Hochwohlgeborner,
Hochzuverehrender Herr!

Als Ew. Hochwohlgeboren geſtern hier vorbei nach Reval reiſten, und auf der Poſtirung *) die Nacht zubrachten, da hatte die gutherzige Frau Poſthalterin wahrſcheinlich Dero Fräulein Tochter benachrichtigt, daß gegenüber im Kruge eine arme Familie ſich befinde, die auf einer weiten Reiſe von Stuttgart nach Moskau begriffen ſei, um dort einen Verwandten — ihre letzte Hoffnung — aufzuſuchen, daß aber eine zu frühe Niederkunft meine Gattin hier überraſcht, und ſie, auf Stroh, von vier nackten Kindern umringt, aus Mangel an Pflege vielleicht dem Tode nahe ſei. Ihre Fräulein Tochter kam zu uns herüber und erſchien wie ein Engel in einem Kerker. Geſprochen hat ſie wenig, geweint deſto mehr. Die Kinder

*) Poſtirung ſagt man in Ehſt- und Liefland ſtatt Poſtſtation.

wurden gleich bekannt und vertraut mit ihr. Sie ließ einen Speisekorb aus dem Posthause holen und erquickte uns Alle. Meine gute Frau, die sehr schwach darnieder liegt, fand sich, als sie fort war, zum ersten Male gestärkt und konnte ihre Hände für die kleine holde Wohlthäterin zum Himmel aufheben. Sie hatte auch eine recht ruhige Nacht. Diesen Morgen, wo Ew. Hochwohlgeboren weiter reisten, schlief sie noch sanft; ich stand am Fenster, sah Sie mit Ihrer Fräulein Tochter einsteigen und segnete Sie im Stillen. Bald nachher erwachte meine Frau recht heiter, aber die Kinder schliefen noch Alle, denn sie hatten sich Abends vorher satt gegessen. Neben dem Strohlager meiner guten Wilhelmine steht ein Korb, den der Krüger zum Haferschwingen gebraucht, mir aber aus Mitleid geliehen hat, um mein neugebornes Kind hinein zu legen. Nach diesem Korbe bog sich jetzt meine Frau, und nahm das Kind heraus, denn sie spürte mit Freuden, daß sie wieder etwas Milch in den Brüsten hatte. Stellen sich Ew. Hochwohlgeboren unser Erstaunen vor, als wir zu den Füßen des Kindes eine blaue lederne Brieftasche finden, und in derselben dreihundert Rubel in Banknoten! — Das kann Niemand anders dahin gelegt haben, als Ihre vortreffliche Fräulein Tochter. — So dankbar gerührt wir nun auch von dieser seltenen Menschenliebe sind, so muß ich doch mit Recht befürchten, da das liebenswürdige Fräulein noch so sehr jung ist, daß sie über eine so große Summe nicht disponiren durfte, sondern, von dem Anblick

unſers Elends hingeriſſen, vermuthlich mehr gethan hat, als ſie vor ihrem Vater verantworten kann. Da wir nun lieber den drückendſten Mangel dulden, als einem ſo guten Kinde den mindeſten Verdruß zuziehen wollen, ſo bin ich ſogleich hinüber zum Poſthalter gelaufen, habe mich nach Ew. Hochwohlgeboren Adreſſe erkundigt, und habe die Ehre, beiliegend die Brieftaſche mit der unberührten Summe zu übermachen. Das Bild des Engels, der dieſe groſſe Wohlthat uns zudachte, wird doch nie aus unſerm Herzen, und ſein Name nie aus unſerm Gebet verſchwinden. Ich habe die Ehre, mit der vollkommenſten Hochachtung zu verharren

Ew. Hochwohlgeboren

gehorſamſter Diener,

Karl von Thümen,

vormals Lieutenant in holländiſchen Dienſten.

Neunter Brief.

Antwort des alten Herrn von Blondheim.

Was ich meiner Tochter ſchenke, darüber kann ſie nach Gefallen disponiren. Das Geld war freilich zu einem anderen, aber wahrlich zu keinem edleren Gebrauch beſtimmt. Die Brieftaſche folgt hierbei mit etwas verſtärktem Inhalt zurück. Sie werden mir dies Vergnügen gönnen, wenn ich Ihnen ſage, daß ich Ihnen Einen der frohſten Augenblicke meines Lebens verdanke.

von Blondheim.

Zehnter Brief.

Rittmeister v. Wallerstein an Pastor Gruber.

Früher, als ich vermuthete, hat sich ein Stein des Anstoßes auf meinem einförmigen Lebenspfade gefunden, über den ich zwar nicht zu stolpern hoffe, den ich aber doch schon von ferne mit einiger Aengstlichkeit liegen sehe. Meine Mutter will mich nämlich verheirathen. Das kann ich ihr nun zwar nicht verdenken, denn ich bin ihr einziger Sohn, und sie wünscht Enkel zu wiegen; aber in der Wahl ihrer künftigen Schwiegertochter befolgt sie Grundsätze, die — nicht die meinigen sind. Ob das Mädchen aus einer Familie sei, die schon zu der Heermeister Zeiten blühte? und ob sie viel Geld habe? nach mehr fragt sie nicht. Schönheit, meint sie, in deren Besitz der Mann sich einmal befinde, werde ihm eben so gleichgiltig, als mehr oder minder kostbare Möbeln in seinem Zimmer (und darin mag sie wohl Recht haben), ja, ein häßliches, aber Wohlwollen ausdrückendes Gesicht mache bleibenderen Eindruck auf den Mann, als eine glatte, nichts sagende Puppenlarve (auch das gebe ich ihr zu). Wenn sie aber behauptet, die Mädchen hätten eigentlich gar keinen Charakter, und nähmen blos in der Ehe den Charakter des Mannes an, es sei daher ganz gleichgiltig, welche Eigenschaften und Anlagen ein Mädchen vor seiner Verheirathung zu haben scheine; so irrt sie doch gewiß. Freilich habe ich auch wohl hundertmal gesehen, daß junge verwahrloste Geschöpfe

durch brave Männer zu trefflichen Frauen gebildet wurden, und umgekehrt kenne ich leider auch Beispiele von sehr liebenswürdigen Kindern, deren einst offene Herzen durch erbärmliche Mannsgestalten für alles Gute auf immer verschlossen wurden; aber, wohl zu merken, sehr jung hatten solche Mädchen geheirathet. War es ein bloßer Zaunpfahl, an den man den zarten Sprößling schnürte, so ertrug er das Band noch nicht, es hemmte seinen Saft; war es hingegen eine schützende Ulme, so schwingt die Rebe sich lustig daran hinauf. Die Entwickelung des Keims hemmen oder fördern kann der Mann, den Keim erschaffen nicht. — Doch ich versteige mich da in Spitzfindigkeiten, die nebenher auch beweisen mögen, daß ich bis jetzt noch keine Neigung spüre, mir die Hymensfackel anzünden zu lassen. Ja, wenn Amor sie plötzlich entflammte — aber ich kenne den Schalk fast nur aus Anacreon's Liedern.

Viele meiner schönen Landsmänninnen sind ungebildet, und haben das Innere ihrer zierlich gelockten Köpfchen fast nur mit ein paar Romanen möblirt. Tanzen können sie Alle, und die meisten tanzen allerliebst; auch klimpert Diese und Jene auf dem Klavier, oder zeichnet ein Blümchen; aber auf Musik und Malerei versteht sich unter fünfzigen kaum Eine. Das Französische radebrechen sie gewöhnlich zum Erbarmen; an solidere Kenntnisse ist gar nicht zu denken; Geschmack haben sie nur in der Kleidung; ihre Briefe sind Exercitia. Die Landwirthschaft lernen sie

nebenher gut oder schlecht, nachdem die Eltern sie verstehen, oder sie selbst sich dazu anschicken. Wenn ich alles das meiner Mutter vordemonstrire, so kann und mag sie es nicht läugnen; doch wirft sie mir dagegen die Frage in den Weg: ob ich nicht bekennen müsse, daß die meisten jungen Ehstländerinnen gutherzige Geschöpfe sein, die sich warm und innig an brave Männer schmiegen, empfänglich sind für alles Edle und Schöne, das Bessere leicht erkennen, dem Schlechteren leicht entsagen, kurz, daß gewöhnlich die Natur ihnen Geist und Herz zum Pathengeschenke verlieh, und es blos darauf ankommt, ob sie in die Hände eines Mannes gerathen, der mit ihrem Pfunde wuchert, oder es in die Erde vergräbt? — Das kann ich denn auch wieder nicht läugnen; die Beispiele sind hundertfältig, die glücklichen Ehen zahlreich, und ich selbst habe oft mit Stolz gegen Fremde behauptet: wer sicher sein wolle, ein gutes Weib zu besitzen, der müsse aus Ehstland es holen. Darauf beruft sich nun meine Mutter; darauf hat sie den Plan gebaut, mich an ein gewisses Fräulein von Blondheim zu verheirathen, die eben zum ersten Mal mit ihrem Vater zur Stadt gekommen ist, und noch sehr jung sein soll. Sie rühmt mir ihre Gestalt und Erziehung, sie soll eine vortreffliche Gouvernante gehabt haben — aber, liebster Freund, der Hauptbeweggrund meiner Mutter ist leider das verdammte Geld! Denn der alte Blondheim wird für einen der reichsten Männer im Lande gehalten.

Nun muß ich bekennen, daß ich einen unüberwindlichen

Abscheu vor allen Spekulationsheirathen habe. Ein Mädchen, dem ich seines Geldes wegen meine Aufmerksamkeit schenken soll, hat schon dadurch übles Spiel bei mir, und muß sehr reizend sein, wenn sie den bösen Eindruck verlöschen will. Ja, mein Freund, ich kann sogar ungerecht gegen ein solches Mädchen werden; ich kann Prätensionen machen, die zuweilen in's Lächerliche fallen, und Kleinigkeiten aufmutzen, die ich bei anderen übersehen würde. — Aber ist mein Gefühl tadelnswerth? — Sind wir denn besser als die Wilden, die um ihre Bräute handeln? — Ueberall pflegen wir die Freundschaft der Liebe nachzusetzen; doch wählen wir nie den Freund, weil er reich ist, wohl aber die Frau, die unsere erste Freundin werden soll, die bis zum Grabe mit uns wallt, indessen den Freund so manches Verhältniß von uns trennt.

Die Ehre, dies conventionelle Wesen, kann leichter in uns den Eigennutz ersticken, als die Liebe, dies Kind der Natur. Beim Lorbeerkranz sehen wir nicht darauf, ob die Blätter vergoldet sind, aber der Mirtenkranz soll schimmern und schwer wiegen, wenn er auch Wunden in das Haupt drückt; und doch entführt Jenen uns oft der erste Wind, der aus einer anderen Gegend bläst, indessen dieser unseren Sarg noch schmücken soll.

O man möchte weinen über die Inconsequenz der Menschen! Häuser bauen sie Jahre lang nach zehnmal geprüften Rissen, gleichviel, ob aus Holz oder Mar-

mor; aber Weiber nehmen sie in der nächsten Minute, wenn nur goldene Glöcklein zum Altare läuten. Und was haben sie denn endlich davon? Eine Schüssel mehr auf dem Tische, vielleicht mit Thränen benetzt; ein Pferd mehr im Stalle, um ihre Langeweile zur Schau herumzuschleppen. Nein, lieber Freund, ich bin kein Romanenheld; ich weiß recht gut, daß die Luftschlösser der Liebe keine daurende Wohnung sind, und daß ihre Küsse, wenn auch Nektar, nicht sättigen; aber ein Mann, der ein Weib sucht, muß durch eigenen Fleiß oder eigenes Vermögen es anständig ernähren können; das Geld seiner Frau (wenn sie nun einmal Geld hat) muß ihm nur eine Schüssel voll Obst zum Nachtisch sein; sie ist willkommen, aber er kann sie entbehren. Von seiner Gattin das tägliche Brot empfangen, ist eben so schimpflich, als ihr die bürgerliche Ehre verdanken.

Wäre ich Gesetzgeber, ich würde die Töchter unfähig machen zu erben. In meinem Staate wären alle Mädchen an jenen erborgten Reichthümern sich gleich, sie besäßen nichts als ihre natürlichen Annehmlichkeiten. O wie manche würde dann zu erwerben suchen, was sie jetzt, im Vertrauen auf ihr Gold, für überflüssig hält; und wie manche, die, weil der Himmel sie mit Reichthum heimsuchte, nie ergründen wird, ob ihr Anbeter es redlich mit ihr meint, würde dann sorglos im Arme unzweideutiger Liebe ruhen.

Haben Sie Geduld mit mir, mein Freund! den Feh-

ler des Grübelns und Klügelns kann ich mir noch immer nicht abgewöhnen, und manche Freude, die nur Blütenstaub ist, geht mir verloren, weil ich immer vorher alles Unreine aus dem Wege blasen möchte. Aber ist es nicht natürlich, daß in meiner jetzigen Lage sich alle jene Betrachtungen mir doppelt lebhaft aufdringen? — Ich bin selbst ein wohlhabender Mann, und soll heirathen ohne Liebe, ein reiches Mädchen, das mich auch nicht liebt. Das ist fürwahr nicht mütterlich, das ist — Gott verzeihe mir's! — Großtantenhaftig. Und doch besteht meine Mutter mit einer Heftigkeit, einer Wärme darauf — sie befiehlt nicht, aber, was weit schlimmer ist, sie bittet so herzlich — —

Ich habe ihr denn wohl versprechen müssen, das Mädchen zu sehen, zu prüfen; aber weiter habe ich auch nichts versprochen. Das Sehen wird mir leicht werden, denn sie hüpft auf allen Bällen herum; aber das Prüfen? — ja, wenn von einer neuen Quadrille die Rede wäre. Genug, Sie sollen der Erste sein, vor dem ich meine innersten Gedanken ausschütte. Machen Sie sich nur gefaßt auf eine neue Depesche, die vermuthlich der nächste Posttag Ihnen bringen wird.

Eilfter Brief.

Derselbe an denselben.

Ich habe sie gesehen. — Nun ja, ein kleines, artiges Mädchen, fast so breit als lang, mit einem Gesicht wie ein

Borsdorfer-Apfel und ein Paar lebhaften Augen, die aber so tief liegen, daß man hinter den strotzenden Wangen sie erst suchen muß. Was mir an ihr gefallen, ist ihre einfache Kleidung, fast zu einfach für unsere bunte Flitterwelt. Doch sah sie eben nicht darnach aus, als ob sie die feine Prätension mache, sich gerade dadurch auszeichnen zu wollen. Sie schien sehr fröhlich und unbefangen, ihre Freude am Tanz war fast kindisch, sie konnte es kaum erwarten bis eine neue Angloise anhub. Sie tanzt hübsch und leicht; man sollte kaum glauben, daß ein so kugelrundes Wesen mit so vieler Grazie sich fortbewegen könne. In schwäbischer Bauerntracht möchte ich sie sehen, oder auch in unserer ehstländischen, es wäre ein allerliebstes Bauermädchen.

Sie hören, lieber Freund, daß ich an ihrem Aeußerlichen nichts auszusetzen habe. Sie ist nicht eben schön, aber wenn diese etwas plumpe Hülle einst durch Geist beseelt wird — einst, sage ich, denn bis jetzt habe ich davon noch wenig Spuren entdeckt. Zwei- oder dreimal habe ich mit ihr getanzt und Gespräche anzuknüpfen gesucht; sie hat mir nicht gerade dumm geantwortet, aber sie ist noch so kindisch blöde, und während man mit ihr spricht, scheint jeder Tropfen ihres Blutes zum Gesicht zu strömen, daß man endlich selbst in die peinlichste Verlegenheit geräth. Ja und Nein, und ein paar Redensarten sind so ziemlich Alles, was ich von ihr gehört habe. Doch machte ich zufällig die Entdeckung, als ein russischer Flottoffizier sie zum

Tanz aufforderte, daß sie gut französisch spricht. Auch gefiel es mir, da gegen Ende des Balles ihr Vater die Besorgniß äußerte, sie möchte zu erhitzt nach Hause fahren, daß sie sogleich aus der Reihe trat, in der sie doch für ihr Leben gern noch einen Großvater mitgetanzt hätte, und zu ihrem Tänzer mit großer Anspruchlosigkeit nichts weiter sagte, als: verzeihen Sie, mein Vater wünscht es nicht.

Uebrigens scheint sie mir freilich ungebildet, doch nicht verbildet. Von allen Büchern, von denen ich etwa vermuthete, daß sie sie gelesen haben möchte, kannte sie keines. Der Hauptmann Arthofen, ihr Cousin, ist viel um sie beschäftigt; ob er Absichten auf sie hat, weiß ich nicht, habe mir auch nicht die Mühe gegeben, es zu ergründen. Genug, ich empfinde keinen Widerwillen gegen das Mädchen, fühle auch vielleicht, daß es möglich sein wird, mir eine Freundin in ihr zu erziehen. Da nun die Liebe mir fremd und unter allen Töchtern des Landes keine ist, von der ich ahnen könnte, sie werde dies Gefühl mich lehren; da ferner meine Mutter diese Verbindung so sehnlich wünscht, und ich doch einmal verpflichtet bin, die Wallersteine nicht aussterben zu lassen, so habe ich diesen Morgen beim Frühstück meiner Mutter zugesagt, ihren Absichten mich zu leihen, und will nun versuchen, Fräulein Blondheim näher kennen zu lernen, das heißt hier zu Lande, ihr die Cour zu machen, was denn freilich ein sehr ungewisser Weg zu der Bekanntschaft eines Mädchenher-

zens bleibt; denn ein Frauenzimmer, dem man die Cour macht, zieht entweder ſeinen Geiſt ſchüchtern zuſammen, wie die Sinnpflanze ihre Blätter, oder ſie läßt Funken ſprühen wie ein Kätzchen, das geſtreichelt wird; in beiden Fällen weiß man noch lange nicht, woran man iſt.

Doch, wenn ich ſo das gewöhnliche Heirathsſtiften rings um mich her betrachte, wenn ich ſehe, daß man faſt immer drei gegen Eins wetten könnte, der Erfolg werde übel ausfallen, und es denn doch immer ganz erträglich geht, weil man die Menſchen nun einmal in alle Falten biegen kann, und weil ſie, einmal gebogen, ſich wohl dabei befinden: ſo tröſte ich mich, hoffe in den Armen der runden Fräulein Blondheim mein Daſein gemächlich durch die Welt zu ſchieben, und — wenn ſie mich in meinem Thun und Laſſen nur nicht hindert — nach meiner Väter Weiſe glücklich zu ſein. — Leben Sie wohl.

Zwölfter Brief.

Frau von Himmelfuß in Reval an Frau von Arlhofen.

Herzen Frau Couſine! das wollen wir ſchon machen, Couſinchen Blondheim darf keinen andern Chriſtenmenſchen heirathen, als Couſin Arlhofen, der ein reſpektabler Mann iſt, und ſich zu präſentiren weiß wie ein alter, vernünftiger Menſch. O ich habe ihn tüchtig auf den Zahn gefühlt, ehe ich die Sache in meinem Gemüthe beſchloſſen habe.

Neulich aßen die beiden alten Fräulein Tippermann bei mir, da hatte ich ihn erpreß dazu gebeten, um die 200 voll zu machen, denn so viel kam just heraus, wenn wir unsere Jahre zusammen rechneten. Ich meinte, er würde sich anstellen wie das heutige junge Volk, das sich die Maulsperre an den Hals gähnt, wenn es mit vernünftigen Frauenzimmern ein kluges Wort reden, oder ein ruhiges Whist zu fünf Copeken spielen soll; aber nichts weniger, tout au contraire, ich kann wohl sagen, die Zeit ist uns so schnell vergangen, als ob wir im Kirchstuhl säßen, und neue Kleider musterten. Von allem wußte der Herzen Cousin mitzusprechen, von Hühnern und Kalkunen*), vom Brand im Weizen, und von der Viehseuche. Ihre Kühe, meine wertheste Frau Cousine, hat er uns beschrieben, daß ich sie malen wollte, und Malchen Tippermann war so entzückt von ihm, daß sie mir hinterdrein gestand, wenn vor vierzig Jahren ein solcher Mann sich gemeldet hätte, sie würde ihm ihre Freiheit ohne Bedenken geopfert haben.

Mich hat er ganz besonders scharmirt, als ich das Gespräch mit Fleiß auf das neue philosophische Unwesen lenkte, auf die verdorbene Jugend, welche mit den guten Sitten umspringt wie mit der Frisur, und weder Leib noch Seele mehr in den heilsamen Schnürleib pressen will. Da hätten Sie ihn hören sollen! Gedonnert hat er, Herzen Cousine, gedonnert! — Jammerschade, daß er nicht in der Dom-

*) Kalkutische Hühner.

kirche von der Kanzel sprechen darf, das wäre eine wahre Salbung für unser Einen. Und wie er die Bücher herunter gemacht hat, die so von den Menschen allerlei handeln, und nicht ein einziges hat er gelesen, der brave Cousin! Bin daher grimmig beschämt worden durch das köstliche Stück Leinwand, welches Herzen Frau Cousine mir geschickt haben — das ist ein Gespinst! der Faden so egal, so fein, nirgend ein Knoten; habe auch sogleich meine Spinnmädchen vorgenommen, und meinem Amtmann eingebunden, daß er bei dem Ihrigen Erkundigung einziehe, durch welche heilsame Züchtigung es die Herzen Frau Cousine dahin gebracht haben, so ohne Knoten spinnen zu lehren. Nun ich denke, der Lebensfaden des Cousin Mathias soll auch ohne Knoten sein. Ich habe Leontinchen Blondheim gehütet, wie eine Kluckhenne ihre Küchlein; auf allen Bällen bin ich ihr nicht von der Seite gekommen, und vor allen bösen Eindrücken (Sie verstehen mich) habe ich sie mütterlich bewahrt. Die jungen Herren schwärmten freilich um sie herum — du lieber Gott! wir wissen ja, wie es in unserer Jugend war — doch im Ernst hat sich wohl noch Keiner an sie gewagt, etwa den Rittmeister Wallerstein ausgenommen — der böse Mensch! dem keine Unschuld heilig ist weder auf Erden, noch im Himmel, ja im Himmel! ich weiß was ich sage, Herzen Frau Cousine, ich weiß, wie der gottlose Mensch von himmlischen Jungfrauen gesprochen hat; und wenn er es nur noch dabei ließe, in Gottes Namen, dafür brennt er einst; aber er

setzt auch den Bauern Dinge in den Kopf, die das ganze liebe Vaterland in Unglück und Verwirrung stürzen können. Sollten Sie glauben, allerliebste Frau Cousine, daß er sich neulich in einer großen Gesellschaft über mich lustig gemacht hat? ja, über mich! Sie wissen, als mein guter seliger Mann noch lebte (der ein wenig starrköpfig war, wie denn die Männer Alle sind), daß, wenn gar kein Auskommen mit ihm war, ich meinen Willen auf die unschuldigste Art von der Welt zu erreichen suchte, indem ich dasjenige träumte, wozu ich ihn bereden wollte, denn er hielt viel auf Träume, der gute Mann. Unglücklicherweise habe ich einmal, in Gegenwart des boshaften Wallerstein, den Riß zu einem Gartenhause mit Kreide auf einen Spieltisch gemalt, den ich die Nacht vorher geträumt hatte, weil mein Mann das Gartenhaus durchaus nicht bauen wollte. Das hat der böse, satirische Mensch bei Ingelheims in großer Gesellschaft auf eine satirische Weise wieder erzählt, und Malchen Tippermann, die dabei gewesen, versichert mich, sie hätten sich Alle krank lachen wollen. Aber warte, das sollst du mir entgelten, du Erz-Jakobiner! Wenn man gleich in der Provinz lebt, so hat man doch Bekanntschaften bei Hofe; mein Vetter Strohhalm ist Stallmeister in Petersburg, der soll ihn schon gelegentlich anmalen, bis dem Satan nur noch die Hörner fehlen. Und sein Schwänzeliren um Tinchen Blondheim, dazu habe ich man gelacht. Vater und Tochter habe ich es mit guter Manier eingetrichtert, weß Geistes Kind er ist. Heute ein Wörtchen,

und morgen ein Wörtchen; einmal bedauert und geseufzt, das anderemal mit frommen Eifer gescholten; verlassen sich die Herzen Frau Cousine auf mich, es hat gewirkt, und wenn er es wagt, um Linchen anzusprechen*), so wette ich meinen blauen Fuchspelz, er zieht mit einer langen Nase ab. Auch der Cousin Blondheim nimmt meine Worte wohl zu Herzen, ob er gleich hie und da ein wenig eigen zu sein scheint. Was soll nun zum Exempel das vorstellen, daß der reiche Mann seine einzige Tochter so simpel einhertreten läßt, daß sie von jeder Schneiderstochter beschämt wird, deren Vater zur kleinen Gilde gehört? Gewiß und wahrhaftig, Herzen Cousine, sie hat ein paar weiße Kleiderchen mitgebracht, die auch nicht mehr neu sind, mit denen ist sie mir nichts dir nichts auf allen Bällen herumgeflattert wie eine Taube unter einer Herde Pfauen. Ich ließ gegen den Alten ein Wörtchen davon fallen, aber er lachte und sah ordentlich selig dabei aus. »Ich bitte Sie," sagte er, »lassen Sie meine Leontine nichts davon merken, Sie würden sie nur verlegen machen."

Nun, ich habe denn auch nichts davon gesagt, aber ich bitte Sie um Himmelswillen, setzen Sie ihm den Kopf über die unzeitige Sparsamkeit zurecht. Man hat das arme Ding in seinen weißen Fähnchen kaum bemerkt. Kein Wunder, denn alle Fräuleins aus der ganzen Provinz, arm oder reich, trugen ihre besten Sachen zur Schau, und da sind denn auch

*) Anwerben.

schon manche Heirathen zu Stande gekommen. Da ist der Wackerholm mit Guschen Millwitz; ich weiß gar nicht, wovon der Mensch eine Frau ernähren will? und der Sensenberg mit Minchen Prellmagen, die haben sich schon seit drei Jahren herumgezogen. Ach! es wäre noch gar viel von den neuen Heirathen zu sagen, aber ich muß mich kurz fassen, weil heute die junge Schönstein begraben wird, die der Mann vermuthlich zu Tode gequält hat, ob er sich gleich anstellt, als wolle er verzweifeln; ja man will sogar wissen, daß das Kammermädchen der seligen Frau sich in andern Umständen befinden soll. Einige sagen zwar, daran sei Fritz Mutterbach schuld, der immer so fromm thut, und nächstens bankerott machen wird, weil seine Schwester Lenchen ihn mit der Menschenliebe ruinirt; der Major Poltenkamm, der bei ihr aus und ein geht, kommt doch auch wohl nicht umsonst, denn man hat sie schon im Mondschein mit einander im Kathrinenthal*) promeniren gesehen, und sie sollte sich schämen, denn der Major ist ein verruchter Spieler, der den Grafen Märzfeld rein ausgezogen hat, der freilich ein Narr ist, und seine Frau eine abgeschmackte Person, die es salva venia mit ihrem Kammerdiener halten soll. Doch man muß von Niemand Böses reden. Wenn ich zu Ihnen komme, Herzen Cousine, wollen wir uns auf ihren blaugewürfelten Sofa setzen, und wollen das recht mit einander durch-

*) Ein kaiserliches Lustschloß an der See, bei Reval.

ſchwatzen. Ach! ich habe gar viel mit Ihnen zu überlegen, beſonders wovon doch nur dieſe und jene Leute leben und Aufwand machen? und was ſich ſonſt etwa zum Beſten kehren läßt. Die ich verbleibe meiner liebwertheſten Couſine

allergetreueſte Freundin,
Amalberg von Himmelfuß,
geborne Baroneß Strunzmaul.

Dreizehnter Brief.

Rittmeiſter Wallerſtein an Paſtor Gruber.

Es iſt mir ſchmeichelhaft — nein, es iſt mir herzlich lieb, daß Sie ſich um meine Zukunft ein wenig bekümmert haben. Um Ihnen alle fernere Unruhe zu erſparen, melde ich Ihnen mit der erſten Poſt, daß meine Mutter geſtern bei dem alten Blondheim einen förmlichen Korb für mich geholt hat. Sie iſt außer ſich darüber, denn natürlich hält ſie ihren Sohn für den liebenswürdigſten Jüngling in der ganzen Provinz. Ich habe Mühe, ernſthaft dabei zu bleiben, oder mich wohl gar verdrießlich zu ſtellen, und bin herzlich froh, wenn ich, Abends auf meinem Zimmer, mich der ſüßen Empfindung meiner geretteten Freiheit überlaſſen darf. Wirklich habe ich, ſeit den letzten vierzehn Tagen, ein banges beängſtigendes Gefühl mit mir herum getragen, als ob mir ein Unglück bevorſtünde: es wurde zuweilen ſo heftig, daß ich endlich wünſchte, lieber über

Hals und Kopf in den Ehestand zu springen, um nur heller in meine Zukunft zu blicken, sie sei auch welche sie wolle. Glückweissagend war sie allerdings nicht, denn so viele Mühe ich mir auch gegeben habe, Fräulein Blondheim näher zu erforschen, so war und blieb sie doch immer nichts als ein munteres, fröhliches Kind (wenn ich ihr nicht zu nahe kam), und eine Art von verzogenem Kinde, wenn ich mich zu ihr drängte. Dann glühte ihr Gesicht, als ob sie vor dem Küchenfeuer stünde, dann schlug sie schüchtern die Augen nieder, und ihre Lippen schienen jede Silbe wieder haschen zu wollen, die kaum sich losgewunden hatte. Ob Blödigkeit oder Widerwille gegen mich Schuld daran sein mochten, das konnte ich nicht ergründen; ich meine aber, sie hat es mit Allen so gemacht, ihren Cousin Arlhofen vielleicht ausgenommen. Sie habe keine entschiedene Neigung zu mir, hat der Vater geäußert, und sei auch schon halb und halb versagt. Gleichviel! Ich habe doch nun die Pflicht gegen meine Mutter erfüllt, und es hat mich nichts gekostet, als einige Wochen voll heimlicher Angst.

Wenn nur meine Mutter erst wieder ruhig wäre! Denn daß ihr Sohn einen Korb bekommen, ist ein Gedanke, der ihren Stolz tief verwundet, und wahrhaftig ihr Leben verbittert. Vergebens erschöpfe ich alle Gründe, die für einen geduldigen Korbträger sich nur immer anführen lassen. — In der That, was ist's denn nun weiter? habe ich doch in meinem Herzen wohl schon zwanzig Mädchen

den Korb gegeben. Wie könnte ich so eitel sein, zu begehren, daß gerade die Eine, bei der ich anklopfe, mir hastig aufthun solle, als habe sie meiner längst geharrt? — Kennt sie mich etwa? — Sind einige Vorzüge, die ich vielleicht vor Andern besitze, etwa von der Art, daß ein blödes Kind bei seinem ersten Eintritt in die Welt sie würdigen kann? Nein, wahrlich, ich bin der Fräulein Blondheim nicht im Geringsten gram, daß sie keine Neigung zu mir hat; habe ich doch auch keine zu ihr. Aber ich halte sie für ein gutes gewöhnliches Mädchen, dem ich einen guten gewöhnlichen Mann wünsche, so wird es ihr wohl gehen auf Erden. Ja, ich interessire mich, trotz des Korbes, so sehr für sie, daß ich gewissermaßen fürchte, sie werde dem Hauptmann Arlhofen in die Hände fallen, dessen Körper, wie ich glaube, sehr abgelebt ist, und dessen Seele wohl noch kaum zu leben angefangen hat.

Doch was kümmert's mich? Papa und Tante und Uncle und Cousin und Cousine werden das, nach wohlhergebrachter löblicher Weise, schon mit einander abmachen. Zum Ersatz der ausgestandenen Angst hat meine Mutter in eine Reise nach Petersburg gewilligt, die ich künftige Woche anzutreten gedenke. Ich glaube wahrhaftig, sie meint, ich müsse mich zerstreuen, oder den Spöttern aus dem Wege gehen. — Wirklich, lieber Freund, ist es mir zuweilen sehr peinlich, daß meine Mutter mich nicht recht kennt. Leben Sie wohl! Aus dem nordischen Babylon schreibe ich Ihnen wieder.

Vierzehnter Brief.

Leontine an Amalien.

Zürne nicht, liebe Amalie, daß ich fünf Wochen verstreichen lassen, ohne dir zu schreiben; aber das war ein Leben! auf fünfzehn Bällen bin ich gewesen, und ich glaube, eben so viel paar Schuh habe ich durchgetanzt. Davon ist aber nicht viel zu erzählen; du weißt ja selbst, wie es dabei zugeht, und ich kann dir nichts weiter sagen, als daß ich herzlich vergnügt gewesen bin. Die alte Frau von Himmelfuß hat sich meiner treulich angenommen, mich überall begleitet, mich hier und da gewarnt, und ist, wo sie nur konnte, meiner Einfalt zu Hilfe gekommen. Sie schwatzt ein wenig viel, aber um ihres guten Herzens willen habe ich sie doch recht lieb gewonnen.

Von neuen Moden könnte ich dir freilich ein ganzes Register herzählen, doch da du mir neulich so stolz schriebst, ihr hättet die neuen Moden im Rigischen immer weit früher als wir bei uns, so will ich dir nun auch zur Strafe kein Wörtchen davon sagen. Ich merke wohl, daß du neugierig bist, wenigstens zu wissen, was ich mir Schönes gekauft habe? — nichts, liebe Amalie, gar nichts. Die weißen Kleider sind noch immer so sehr in der Mode, und ich habe so hübsche weiße Kleider, daß ich es für überflüssig hielt. Vielleicht war es auch eine Fantasie, eine Eitelkeit (nenne es wie du willst), recht einfach zu er-

ſcheinen. Hätte mein Vater mir den Wunſch merken laſſen, mich ſehr geputzt zu ſehen, ſo hätte ich freilich wohl folgen müſſen; und anfangs befürchtete ich das, weil er mir das viele Geld dazu gegeben; aber er hat kein Wörtchen darüber fallen laſſen, ſondern mich blos einigemal gefragt, ob ich recht zufrieden wäre? — Das konnte ich denn nicht anders als herzlich bejahen, und ſo ſchien auch er zufrieden, faſt mehr als gewöhnlich.

Nun habe ich mich denn auch in der großen Welt umgeſehen. Es hat mir zwar recht gut gefallen, aber ich habe mir doch eine andere Vorſtellung davon gemacht; Alles größer, furchtbarer dachte ich mir, und meinte, es würde mir zu Muthe ſein, wie Einem, der ganz allein in einer großen leeren Kirche herumwandelt. Auch will ich dir nur geſtehen, ich war ordentlich bang davor, mich in mehr als Einen jungen Herrn zu verlieben, denn die Tante hatte mir das als faſt unvermeidlich geſchildert. Deshalb getraute ich mir in den erſten acht Tagen kaum die Augen aufzuheben, und zitterte, ſo oft einer mich anredete. Aber dem Himmel ſei Dank! es iſt Alles recht gut abgelaufen, und ich begreife gar nicht, wie die Tante ſo gefährlich thun konnte? Zu ihrer Zeit mag es wohl anders geweſen ſein; jetzt, liebe Amalie, bin ich an den jungen Herren doch eben nichts gewahr worden, was ein Mädchenherz ſo raſch gewinnen könnte. Sie putzen ſich ja wahrhaftig ſorgfältiger als wir; ſie ſcheinen auf das Glück, eine Angloiſe vorzutanzen, eben ſo großen Werth zu le-

gen als wir, und sprechen eben so gern von ihren Jagdflinten als wir von Hauben. — Unter uns, meine Bonne hat mir immer so tief eingeprägt, daß die Männer wirklich edler, und, wie soll ich sagen? ernster organisirt wären als wir, und so war es ihr in der That gelungen, mir eine heilige Ehrfurcht für alle Mannsgestalten einzuflößen; aber mich deucht, zum ersten Mal in meinem Leben bin ich durch ihre Lehren getäuscht worden. Alte und junge Männer tragen hier, trotz einem Mädchen, ihren Kleinigkeitsgeist zur Schau: ich habe mich nach und nach ihres Gleichen gefühlt, und meine große Verlegenheit in Männergesellschaft, meine Aengstlichkeit, nichts dummes zu sagen, hat sich ein wenig verloren, denn sie sagen selbst recht oft etwas dummes. —

Ich nehme freilich meinen Vater aus, und deinen Mann, und auch Cousin Arthofen, der überhaupt wenig spricht, und noch ein paar Andere, die still herumgehen. Da ist zum Exempel ein junger Rittmeister Wallerstein, ein schöner Mann, auch klug und wohlredend — ich will dir nur bekennen, Amalie, der hat mir ein wenig die Cour gemacht, und hätte ich nicht so viel Böses von ihm gehört, wer weiß, was mir wiederfahren wäre. Zwar tanzt er schlecht, mit etwas gebogenen Knien; du weißt, daß ich das vor meinen Tod nicht leiden kann; auch hat er zuweilen so etwas Höhnisches in der Physiognomie, das zurückstoßt; dagegen spricht er so gut, so bescheiden, so sanft und doch dabei mit so vieler Festigkeit, er hat ein so seelenvol-

les Auge — wirklich ich kann es der wackeren Frau von Himmelfuß nicht genug verdanken, daß ſie mich bei Zeiten gewarnt hat. Stelle dir nur vor, dieſer Menſch iſt ein raſender Jakobiner! — Nun ſind das zwar Leute, von denen ich wenig ſonſt weiß, als daß mein Vater ſie verflucht: aber das iſt auch ſchon mehr als genug, denn mein Vater kann nur den Böſen fluchen.

Dieſer Wallerſtein geht ſchon ſeit ein paar Jahren damit um, unſere Bauern aufzuwiegeln, und wenn ihm ſein böſes Vorhaben gelingt, meint Frau von Himmelfuß, ſo werden wir alle todtgeſchlagen, und unſere Güter in Brand geſteckt. Wenn man ihm aber auch ſeine politiſchen Grundſätze verzeihen wolle, ſpricht ſie weiter, weil die aus einem Irrthum des Verſtandes entſpringen könnten, ſo müſſe man ihm doch wegen ſeines falſchen Herzens haſſen. Unſchuldige Mädchen zu verführen ſoll ſein liebſter Zeitvertreib ſein. Sie nannte mir ſogar ein armes Mädchen, von honneten Eltern, das hier in der Vorſtadt wohnt, und das er, ich weiß nicht wie, ganz zu Grunde gerichtet hat. Vermuthlich hat er ſie mit ſeinen jakobiniſchen Geſinnungen angeſteckt. Auch ſoll ein böſer Bube hier in die Schule gehen — ſie nannte ihn gar ſeinen Sohn — ich weiß nicht warum, denn verheirathet war er nie; genug, den armen Jungen hat er auch in ſeinen Stricken. Dabei ſoll er noch obendrein eine ſatiriſche Zunge haben, die nichts Heiliges verſchont, und die ehrwürdigſten alten Gewohnheiten läſtert.

Ich danke Gott, der mir in der guten Frau von Himmelfuß einen schützenden Engel zugeführt hat, und kann dir nicht beschreiben, welchen Abscheu ich vor dem Menschen empfand, sobald ich sein schlechtes Herz kannte. Es war mir auch fast unmöglich, ihm mehr als Ja oder Nein zu antworten. Denn immer fiel es mir ein, daß er meine unschuldigsten Reden gleich weiter tragen, und in Gesellschaften bespötteln werde. Das vermehrte meine natürliche Schüchternheit, und so mag er mich wohl für ein rechtes Gänschen gehalten haben. Aber dennoch — solltest du es glauben, Amalie — hat er durch seine Mutter eine förmliche Anwerbung um mich thun lassen. — Ich schauderte, als mein Vater davon sprach, und Cousine Himmelfuß meinte, es sei doch recht schändlich, daß ein junger Mann, der selbst so reich sei, noch nach Gelde heirathe, denn an Liebe sei dabei nicht zu gedenken. Sie gab mir sogar zu verstehen, daß er sich schon irgendwo über mich lustig gemacht hat. Immerhin! mag er doch. Ich werde ihm aus dem Wege gehen, wo ich nur kann. Mein Vater hat seiner Mutter ganz höflich zu verstehen gegeben, daß ihr Herr Sohn mir keine Neigung eingeflößt hat, und so habe ich denn auch nichts weiter von ihm gehört. Glücklicherweise liegen unsere Güter so weit aus einander, daß wir uns wohl selten treffen werden. Gott bessere ihn! — Cousin Arlhofen hat freilich nicht seinen Verstand, aber er meint es redlich mit der ganzen Welt, und besonders mit mir, macht sich auch über Niemand lustig und ist allgemein be-

liebt. Weil nun auch Frau von Himmelfuß mir gesagt hat, daß ich meinem guten Vater alle Sorge und Liebe nicht besser vergelten kann, als wenn ich ihm recht bald einen wackern Schwiegersohn gebe: so will ich auch nicht lange mehr zaudern. Es bekümmert mich nur noch, daß Madame Lindau mir gar nicht antwortet, und ich werde meinen Vater bitten, auf unserer Heimreise einen kleinen Umweg zu machen, um die gute Bonne in Hapsal zu überraschen. — Ach, liebe Amalie! wenn doch auch dein Wohnort so nahe wäre, daß man blos einen Umweg und keine Reise machen dürfte. — Lebe wohl! wenn ich dir wieder schreibe, bin ich vielleicht schon Braut.

Fünfzehnter Brief.

Pastor Gruber an den Rittmeister von Wallerstein.

Ich bin betrübt um Ihretwillen, mein lieber, junger Freund. Schon Ihre Briefe ließen mich errathen, was nun leider Einer meiner älteren Bekannten in Ehstland (ein redlicher, Ihnen zugethaner Mann) mir bekräftigt: Sie haben keinen guten Ruf, und, was noch schlimmer ist, Sie machen sich nichts daraus; vielleicht, weil Sie meinen, Ihre edlen, aber nicht gewöhnlichen Handlungen hätten Ihnen dies Unglück zugezogen. Täuschen Sie sich nicht! Der bessere Mensch wird nur mit Spott verfolgt, selten mit Haß. Den Grund des Hasses, der Sie drückt, glaube ich in Ihrem Hang zur

Satire zu finden, den ich seit Ihrer frühesten Jugend vergebens zu vertilgen bemüht war. Sie können nun einmal nichts dummes oder schlechtes hören, ohne Ihren bittern Witz darüber auszugießen; ob zeitig oder unzeitig, das gilt Ihnen gleich. Schon mehr als Einmal hat dieser Fehler die unselige Folge gehabt, daß Sie Ihr Leben auf eine Degenspitze haben setzen müssen, und dennoch treiben Sie es nach wie vor! —

Verzeihen Sie einem alten treuen Lehrer, wenn er sich noch einmal wieder die verjährten Rechte anmaßt, wenn er Sie an den alten, aber leider nur allzuwahren Gemeinspruch erinnert: daß die Welt eher einen schlechten Streich als ein bon mot vergißt; wenn er Sie herzlich bittet, die Narren ihren Weg hintaumeln zu lassen, und ihrer eben so wenig zu spotten, als sie eines Betrunkenen spotten würden, den Sie auf der Straße wanken sähen; und doch hätte der Letztere die Geißel verdient, den er brachte sich freiwillig um die Vernunft, was können aber die Narren dafür, daß sie Narren sind? —

Ja, wenn mit der Satire etwas gebessert würde? Wenn Sie sagen dürften: ich opfere mich selbst, um Gutes zu wirken? aber Sie bessern nicht, erbittern nur, machen wohl die Thoren noch halsstarriger, und ihr Lohn ist — ein übler Ruf! —

»Was kümmert's mich!« höre ich Sie sagen, »ich handle und spreche nach Ueberzeugung.«

Nicht genug, mein theurer Freund! ein übler Ruf,

sei er auch unverschuldet, ist wirklich (wie ich es oben nannte) ein Unglück. Lieber möchten Sie arm und bloß in die Welt treten, Geld kann man allenfalls zusammenbetteln, nicht aber den guten Ruf, der doch eine Münze ist, und eine Münze, mit der man die zartesten Freuden des Lebens, Liebe und Vertrauen der Menschen erkauft. Daß diese Gefühle auch für Sie einen hohen Werth haben, weiß ich gewiß. Freilich sagen die Stubenmoralisten: die Tugend müsse sich selbst genug sein, und keine Rücksicht nehmen auf die umgebende Welt! aber solch' eine egoistische Tugend gehört nur in die thebaischen Wüsten. Sind Sie wirklich ein besserer Mensch, so ist es Pflicht, durch Ihr Beispiel die Tugend auch Andern liebenswürdig zu zeigen; müßte es auch mit Unterdrückung der glänzendsten Eigenschaften Ihres Geistes geschehen. Ihr Lohn ist dann: die Achtung Ihrer Mitbrüder, das Vertrauen der Unglücklichen, das Anschmiegen solcher Menschen, die nur dann Ueberlegenheit des Geistes scheuen, wenn sie nicht mit Gutmüthigkeit verbunden ist. —

»Sie sind jung, reich, finden den Stoff zu angenehmer Unterhaltung in sich selbst, brauchen also die Menschen nicht?" — O lieber Moriz! — (erlauben Sie mir immer noch einmal den Namen, der Sie gleichsam zu meinem Sohne macht) — kein Gewaltiger auf Erden darf sagen, er brauche die Menschen nicht. Wer zählt die möglichen Fälle, wo das Urtheil der Welt auch Ihnen schaden oder nützen kann? — Lassen Sie uns gleich bei dem

Ersten stehen bleiben, der eben jetzt Sie traf. Gesetzt, Fräulein Blondheim wäre Ihnen nicht gleichgiltig; gesetzt, Sie glaubten in ihr das weibliche Wesen gefunden zu haben, welches das einzige wahre Glück auf Erden, das häusliche Glück Ihnen geben könne? und nun erhielten Sie von diesem Mädchen einen Korb, aus keiner andern Ursache, als weil ein übler Ruf vor Ihnen hergegangen? weil Niemand Ihnen trauet? — so würde denn doch das Entbehren des guten Rufes auf Ihr ganzes Leben einen schrecklichen Einfluß haben? — Ich muß Ihnen gestehen, ich hätte sehr gewünscht, diese Heirath wäre zu Stande gekommen, denn ich habe viel, viel Gutes von dem Kinde gehört. Daß Sie seinen Geist auf ein paar Bällen nicht brillant gefunden haben, beweist noch nichts. Ich will Ihnen ferner bekennen, daß ich, meinen Nachrichten zufolge, fast überzeugt bin, nur Ihr Ruf hat die Familie abgeschreckt. — O, lieber Freund! das macht mir wahrlich Kummer! Wie bald kann ein ähnlicher Fall eintreten, bei dem Ihr Herz mehr interessirt ist! — Um Ihrer Ruhe, um des Glücks Ihrer Zukunft willen beschwöre ich Sie: betrachten Sie den bösen Ruf doch wenigstens als ein zerrissenes Kleid, mit dem Sie nicht in Gesellschaft gehen würden. Gesetzt auch, Sie haben die Löcher nicht selbst in Ihr Kleid gerissen, sie sind von Motten hineingefressen worden, die am feinsten Tuche am liebsten nagen: so werden Sie doch gewiß die bösen Gäste sammt dem Kleide los zu werden suchen. — Vielleicht stoßen

Ihnen auch jetzt hie und da seltene Menschen auf, deren Liebe Sie mit dem innern vollwichtigen Gehalt ihrer Tugend erkaufen, aber, Freund, Sie müssen doch auch Scheidemünze für das gemeine Volk in der Tasche tragen.

Ich würde Sie zu beleidigen fürchten, wenn ich diesen Brief entschuldigte. Nein, mein guter Moriz kennt seinen väterlichen Freund. Seit Gott mir meine Gattin nahm, habe ich, nächst meiner einzigen Tochter, nichts lieberes auf der Welt als Sie, ja, ich lebe nur in Ihnen beiden; darum ist mir wohl ein freimüthiges Wort vergönnt, wenn ich für das Glück meines Lebens zittere. Auch habe ich nur für Sie, mein lieber Freund, zu zittern, denn, Gott sei Dank! meine Louise wächst schön und gut heran. — Wäre es denn nicht möglich, wenn das Gewühl der Residenz Ihnen lästig geworden — und das könnte ja wohl bald geschehen — daß Sie einmal ein paar Sommermonate Ihrem einsamen Freunde schenkten? der sich so herzlich darnach sehnt, Sie an seine Brust zu drücken!

Sechzehnter Brief.

Rittmeister Wallerstein an Pastor Gruber.

Petersburg.

Ja, ich will mich bessern, mein lieber Freund! Ihr wahrhaft väterlicher Brief hat mich tief in die Seele gerührt. Ich will mich bessern, und Sie allein sollen das Verdienst davon haben; denn mit demselben blinden

Vertrauen, mit dem ich als Knabe an Ihnen hing, wird auch der Jüngling Ihre Lehren befolgen. — Nicht aus Ueberzeugung? höre ich Sie ernsthaft fragen. — Ach! Sie haben mich gewöhnt, Ihnen die Wahrheit nie zu verhehlen — nein, mein Vater, nicht aus Ueberzeugung.

Sie müssen mir schon erlauben, über den sogenannten guten Ruf mein Glaubensbekenntniß abzulegen. Sind es Ketzereien, so gebe ich Ihnen ja die Waffen gegen mich in die Hände, indem ich mein Innerstes aufschließe. Oft habe ich über diese Materie nachgedacht, von allen Seiten Sie beschaut; verzeihen Sie daher, wenn ich etwas redselig werden sollte.

Der gute Ruf gleicht dem Winde, man weiß oft nicht von wannen er kommt, noch wohin er fährt. Man kann sehr berühmt sein, ohne einen guten Ruf zu besitzen, und umgekehrt. Um den conventionellen Werth des guten Rufes zu bestimmen, ist es eben nicht nöthig, seine Quelle zu entdecken: schon genug, wenn er, wie der Nil, die Sandfluren der großen Welt überschwemmt, und zum Vortheil desjenigen befruchtet, der seiner bedarf. Die Quellen sind meistens nicht allein eben so verborgen wie die des Nils, sondern es gibt auch unter Millionen Menschen kaum Einen Bruce, der sich die Mühe nimmt, darnach zu forschen.

Aber Freund, wenn der moralische Werth des guten Rufes bestimmt werden soll, nicht wahr, dann müssen wir auf seinen Ursprung zurückgehen? und — lieber

Gott! — wo gerathen wir da hin? — Nichts tadeln; fünfe gerade sein lassen; Alles (und wäre es auch das Schändlichste) zum Besten kehren; keine Thorheit belachen; über keinen Mißbrauch den Mund verziehen; mit einem Wort: sich fest an die goldene Regel binden, iß deinen Pudding, Sklave, und schweig? Das sind die negativen Eigenschaften, die dazu erforderlich sind. — Ein offenes Herz, das so gern auf der offenen Lippe schwebt, und unverhohlen seine Empfindungen ausströmen läßt; ein schnell empörtes Gefühl gegen Unrecht und Uebermuth, wenn auch des Reichsten oder Mächtigsten; ein rasches, edles Wort zum Vortheile eines Unterdrückten, ein Auflehnen gegen die nachgeplauderte Meinung des großen Haufens; ach! nur Eines davon reicht hin, den guten Ruf eines Mannes giftig anzuhauchen, daß er wie ein Spiegel erblindet! und ist's geschehen, so rührt sich keine Hand, den Spiegel abzutrocknen, denn leider ist es eine alte Erfahrung: selbst die bessern Menschen sagen lieber zehnmal das Böse nach, als Einmal das Gute. Jeder meint am eigenen Werth zu verlieren, wenn er den Dritten lobt. — In der großen Welt leuchtet jedes Verdienst schwächer, wie in einem Tanzsaal alle Lichter dunkler brennen. Will man des Lichtes Güte prüfen, so stelle man es allein, in einen häuslichen Zirkel.

Hat der gute Mensch, auf dessen Ruf die Theeschwestern und Pflastertreter lauern, vollends einen Fehler, den er nicht zu verbergen strebt; ist er etwa hitzig, auffahrend,

und sagt in der Leidenschaft wohl einmal ein Wort, das er nachher gern zurücknähme; oder hat er gar das Unglück, in Gesellschaft dummer Menschen die Langweile nicht verbergen zu können, fügt er sich nicht immer in jede conventionelle Presse der großen Welt; so ist sein Ruf verloren, unwiederbringlich verloren! Selbst das Gute, das er thut, wird nicht blos verkleinert, es wird ihm unter den Händen in einen schlechten Streich verwandelt. Sie kennen ja die Spielereien, die, von vorne gesehen, ein freundliches Gemälde darbieten, und, von der Seite betrachtet, in ein Zerrbild sich umwandeln? Nun, gerade so geht es allem Guten in der großen Welt; wäre es auch noch so offen und freundlich dargestellt, sie schiebt so lange daran, bis sie den schiefen Gesichtspunkt findet, und dabei läßt sie es gar zu gern: denn was der Mensch nicht selbst zu thun Kraft oder Willen in sich spürt, das mag er ungern von einem andern gethan sehen; er läugnet es also lieber so lange als möglich, und kann er es nicht mehr läugnen, so sucht er die Quelle auf, und rührt darin aus allen Kräften, bis er sie trübe gemacht hat. — Dies Schicksal trifft besonders jene reizbaren Menschen, die das Gute rasch thun, weil sich's eben darbietet, ohne Rücksicht auf Schicklichkeit, ohne Ueberlegung, ob man hier oder dort damit anstoßen werde? ob sich's auch gezieme, das Gute so zu thun? ob man es nicht lieber unterlassen solle, weil — und weil — und weil —

Geben Sie Acht, mein Freund, gewöhnliche Menschen

thun das Gute immer methodice; fragen sich erst: was werden die lieben Verwandten dazu sagen? und was Se. Excellenz der und der? und was die gnädige Frau die und die? Ist man mit denen in's Reine, so heißt es ferner: wie wird die Welt es aufnehmen? Läßt sich's nicht übel deuten? ist es auch schicklich? — ja solche Menschen haben wohl das Vergnügen, den guten Ruf zum Begleiter ihrer guten Handlungen zu machen; aber ein edler, hastiger Mann, der blos nach dem Ziele rennt, und die Gasser zu beiden Seiten nicht gewahr wird, dem folgt ein lautes Bruhaha! weil er vielleicht im Laufen — einen Schuh verlor.

Ich habe mir oft die Mühe gegeben, den Leuten, die ich überall als gute Menschen rühmen hörte, bis in den Schlafrock nachzuspüren; es waren gewöhnlich beschränkte Köpfe, die für jede fremde Meinung ein Lächeln in Bereitschaft hatten; die auch gegen Schurken höflich und verbindlich sein konnten; nie etwas Auffallendes sich erlaubten; keine Anstandspflicht verletzten; ihre Visiten konnten immer zu gehöriger Zeit richtig abgeben; sich bei vornehmen Kranken immer richtig jeden Morgen nach deren Befinden erkundigen ließen; den Tonangebern willig die Superiorität einräumten; von Zeit zu Zeit einen langweiligen Schmaus gaben, bei welchem die Tische seufzten; den Armen wöchentlich die Brosamen zuwarfen; ihre Krämer pünktlich bezahlten. Steht nun ein solcher Mensch Niemanden im Wege, ei so erlaubt man ihm gern, daß sein guter Ruf

in die Höhe schieße wie eine italienische Pappel, die wenig Schatten gibt; denn beschattet zu werden kann der Mensch nun einmal nicht leiden, flugs haut er den Baum um.

Das ist die Ursache, warum jeder berühmte Mann wenigstens immer einen sehr getheilten Ruf besitzt. Alles Edle, was er thut, thut er auf seine Weise, und die verstehen die gemeinen Menschen nicht. Er zieht die Aufmerksamkeit der Welt auf sich, und das verzeihen ihm die gemeinen Menschen nicht. In den fernen Kreisen, die er nicht unmittelbar berührt, wird sein Ruhm erschallen, und in dem engern Zirkel seines Wirkens wird man für seinen Ruhm sich schadlos halten, indem man seinen Ruf befleckt. Ihm bleibt nur Ein Mittel — nicht den guten Ruf, sondern das große Glück zu erwerben, gar keinen Ruf zu haben: gänzliche Eingezogenheit. Er muß mit Niemand umgehen, als mit den Seinigen, die ihn lieben; er muß die Eigenheiten, die jeder nicht gemeine Mensch nun einmal hat, sorgfältig vor der Welt verbergen; vor allen Dingen muß er sich hüten, jemals in Streit, er sei von welcher Gattung er wolle, mit Jemand zu gerathen; denn ohne Ursache oder Grund zu wissen oder zu erforschen, hat der berühmte Mann, da, wo er lebt, immer Unrecht gegen den Unberühmten.

Lassen wir den gemeinen Seelen diesen kleinen Trost, der für das Gefühl ihrer eigenen Nichtigkeit sie schadlos hält; was mich betrifft, ich habe bisher den sogenannten

guten Ruf zu wenig geachtet, um ihn zu wünschen oder zu fürchten, denn er ist eine Mistbeetpflanze, die der kalte Hauch der Menschen zerstört. —

Ach! das möchte Alles noch hingehen, wenn er nur nicht auch so oft ein Kind des Zufalls oder gar der Arglist wäre! — Ich kenne Menschen, die eben so zufällig zu einem guten Rufe gekommen sind, als zu dem Wohlgeruch, der sich irgendwo in ihre Kleider zog; die auf einem Boden ernteten, wo ein Anderer in bescheidener Stille gesäet hatte. Ich kenne Andere, die den guten Ruf als einen einträglichen Dienst betrachten, und beim Publikum eben so schleichend darnach streben, als ein Brotbedürftiger nach einer Versorgung bei dem Minister. Das Schlimmste ist, daß es solchen wirklich gelingt, denn das Publikum gleicht auch darin manchem Minister: wer ihm schmeichelt, den liebt es; und hat es einmal den Quidam in Schutz genommen, so betrachtet es ihn wie den Schauspieler auf der Bühne: wenn der nur dort ein Held scheint, zu Hause mag er treiben was er will.

Wenn also der gute Ruf in hundert Fällen kaum Einmal aus wahrem Verdienst entspringt; wenn Zufall, Laune, Schleichen und Mittelmäßigkeit gewöhnlich seine Quellen sind; wie können Sie mir zumuthen, ihm nachzujagen? ihm Opfer zu bringen? — ja, Opfer nenne ich es; denn jedes Wort auf eine Wage legen, weil Alle, die um mich stehen, ihre Wage schon in Bereitschaft halten, um es mir auf der Stelle nachzuwiegen; jedes gute, aber rasche

Gefühl mit dem kalten Wasser der Convenienz begießen, und so den Boden, in dem es aufsproßte, nach und nach dergestalt durchkälten, daß die Keime endlich gar erstarren — das wäre kein Opfer? —

Und was wird mir am Ende dafür? — nichts, als daß bei einer Theegesellschaft die Frau von X zu der Frau von Y spricht: »der junge Wallerstein ist ein artiger Mann,« und die Frau von Y erwiedert: »ein guter Mensch, er führt sich sehr anständig auf.«

Freilich werden Sie mir einwenden: solche Urtheile können unter hunderten zirkuliren, deren Lob oder Tadel Ihnen gleichgiltig sind, aber Sie erreichen doch endlich das Ohr, wenn auch nur eines Einzigen, an dessen Achtung Ihnen gelegen ist, dessen Meinung Einfluß auf Ihr Schicksal hat — Halt, Freund! da stoßen wir abermals auf eine schwache Seite des guten Rufs. Ich will nicht einmal erwähnen, daß der Mann, dessen Achtung Werth für mich hat, wohl auch ein prüfender Mann sein wird, der auf ein Stadtgeschwätz nicht blindlings mich verdammt; ich will lieber ein wenig untersuchen: ob denn der gute Ruf wirklich Vortheil bringt? und da ergibt sich leider das Resultat: nur dem Armen, dem Geringen ist er zu seinem Fortkommen nothwendig; der Reiche, der Vornehme bedarf seiner nicht! er bleibt doch was er ist, wird dennoch in den besten Zirkeln gelitten. Ist er ein Schurke, so sagt man es wohl hinter seinem Rücken, aber in's Gesicht behandelt man ihn mit der nämlichen Auszeichnung, als sei er der ehrlichste Mann.

Ich könnte Ihnen Beispiele anführen, über die Sie schaudern würden. Hören Sie also auf, mir den guten Ruf als ein Ding anzupreisen, das zu meinem Glücke eigentlich nothwendig sei. Des Wunsches werth ist er allerdings, aber soll man, um ihn zu erjagen, seine ganze Selbstständigkeit aufopfern, so ist er doch wahrlich zu theuer erkauft! —

Sie lassen mich aber noch einen andern, schönern Lohn hoffen, Ihre Ruhe, Ihr Glück. — Sie sprechen meinen Namen gleich nach dem Ihrer einzigen Tochter aus — so habe ich ja Sohnespflichten gegen Sie, und meinem Vater gelobe ich, über mich zu wachen, so oft Narren oder böse Buben mich aus dem Gleichgewicht schütteln wollen. Kann ich Urlaub erhalten, so komme ich auch wohl zu Ihnen, um mich im Guten zu stärken; es soll gleichsam eine Badereise der Seele sein. Doch versprechen kann ich noch nichts, denn es wäre möglich, daß mein hiesiger Aufenthalt sehr interessant würde. Dieser Wink soll Ihre Neubegier reizen. Nächstens mehr von Ihrem Moriz.

Siebzehnter Brief.

Leontine an Amalien.

Gestern, liebe Amalie, bin ich zu meinem Vater gegangen, und habe ihm aus freien Stücken gesagt, daß ich Cousin Arlhofen heirathen will. Anfangs stutzte er, und machte mir allerlei Einwendungen: ob ich den Cousin auch

genug kenne? ob ich fest und innig glaube, mit ihm glücklich zu sein? ob keine Nebengründe, keine Ueberredung Einfluß auf mich gehabt hätten? — Als ich aber das Alles mit fröhlichem Muthe widerlegte, da schloß er mich sehr bewegt in seine Arme: nun so segne dich Gott! sagte er, ging in sein Kabinet und schloß sich ein, und kam erst nach einer guten Stunde wieder zum Vorschein. O ich weiß gewiß, er hat für mich gebetet, vielleicht auch geweint, denn seine Augen waren ein wenig trübe, aber es blickte doch eine sanfte Heiterkeit hindurch, die mir eine so süße Zufriedenheit mit mir selbst gab, wie ich noch nie empfunden zu haben mich erinnere. — Was mir am schwersten wurde, erräthst du wohl. Arlhofen kam zum Essen. Mein Vater wollte gleich damit herausplatzen; ich hatte nur eben noch Zeit, ihm in's Ohr zu flüstern: nicht in meiner Gegenwart, lieber Vater! und husch war ich hinaus. Aber draußen — dir will ich's bekennen — draußen hatte ich recht unangenehme Augenblicke. Warum denn? das begreife ich nicht. Sonst macht es mich immer so glücklich, wenn ich Andern eine Freude verkündigen darf, und ich kann mich außer Athem laufen, um der erste Ueberbringer einer guten Botschaft zu sein — jetzt aber wandelte ich in meinem Zimmer mit einer Beklemmung auf und nieder — und wenn ich vollends dachte: jetzt sagt es der Vater dem Cousin! jetzt eben sagt er es ihm! so war mir, als müßte ich schreien und des Vaters Wort zurückhaschen. Am meisten zitterte ich vor dem Augenblicke, da ich gezwungen sein würde, bei

Tiſche zu erſcheinen; ich wollte ſchon einmal ganz wegbleiben, aber unter welchem Vorwand? — mich krank anſtellen, das verſtehe ich nicht, und was ſoll denn auch die Ziererei? Madame Lindau konnte nichts weniger leiden als Ziereréien. Sie pflegte zu ſagen: bei einem Mädchen, das ſich ziere, falle ihr immer ein Arzeneiglas ein, mit Goldpapier zugebunden; das habe ich mir wohl gemerkt. Als der Bediente kam, mir zu ſagen, das Eſſen ſei aufgetragen, erſchrack ich freilich, als käme es mir ganz unerwartet, aber ich nahm mich zuſammen, hielt mir geſchwind ein Tuch mit kaltem Waſſer noch einmal an die Backen, und ging hinein. Ich wollte das, nach meiner Gewohnheit, recht munter und unbefangen thun, weil ich aber die Augen nicht recht aufheben konnte, ſo ſtieß ich glücklicherweiſe gleich neben der Thür an einen Stuhl, ſtolperte und wäre richtig gefallen, wenn nicht Arlhofen zugeſprungen wäre und mich aufgefangen hätte. So erſparte mir der Zufall eine große Verlegenheit, und ich lag recht von ungefähr in ſeinen Armen. Wie halb im Traume hörte ich ihn von Dank und Glück und Liebe ſchwatzen; es war mir aber unmöglich, ihm auch nur ein ſtummes Wörtchen zu antworten. Ich wollte mir Muth aus den Augen meines Vaters ſchöpfen, der an der Tafel hinter ſeinem Stuhle ſtand, und ich ließ einen verſtohlenen Blick dahin ſchweifen, aber ich weiß nicht — kam es mir nur ſo vor? — ich fand, ſtatt der vorigen Zufriedenheit, mehr ernſtes Forſchen in ſeinem Geſicht, und etwas Peinliches in ſeiner ganzen Stellung, denn er ſchien die Stuhllehne mit der Fauſt zuſammen zu preſſen.

Nun war vollends meine Zunge gelähmt. Ich ließ Arlhofen reden, so viel ihm beliebte, und stand mäuschenstill in seinen Armen. Was ich am Ende doch deutlich hörte, war eine Bitte um den ersten Kuß. Ich weiß nicht was der Mensch will? ich habe ihn in meinem Leben schon oft geküßt, aber da er es den ersten Kuß nannte, so kam es mir jetzt auch so vor. Ich reichte ihm meine Wange und machte eine Bewegung nach der Tafel. Er ließ mich los — ich war froh, als ich den großen Vorlegelöffel in die Hand bekam, und ging in der Verwirrung so verschwenderisch mit der Suppe um, daß für mich selbst nichts übrig blieb. Daran war nun wohl wenig gelegen, denn ich hätte ohnehin nicht essen können, aber nun hatte ich keine Beschäftigung, und nichts vor mir, worauf ich sehen konnte. Mein Gott, ich führte mich recht kindisch auf. War dir denn auch so zu Muthe, liebe Amalie, als du Braut geworden warst? — Zum Glück merkte Arlhofen nichts davon, denn er aß mit großem Appetit, und blickte selten von seinem Teller nach mir auf. Das und noch eine andere Kleinigkeit gaben mir meine Fassung wieder. Er hat nämlich die üble Angewohnheit, die Suppe sehr laut zu schlürfen, und da ich das nicht leiden kann, so zog es wider Willen meine Aufmerksamkeit auf sich, zerstreute mich, und mehr bedurfte es nicht, um diese fatale Spannung zu mildern. Mein Vater aß auch nur ein paar Löffel voll, und sah mich immer an, als wolle er mir jeden Gedanken aus den Augen haschen. Das fiel mir auf's Herz. Er konnte argwöhnen, ich handle

nicht aus freier Wahl, und dann hätte ich ja seine Zufriedenheit (mein schönes Ziel) durch kindische Albernheit verscherzt. Der Gedanke gab mir neue Kräfte. Ich hatte sogar den Muth, Arlhofen, der mir gegenüber saß, freundlich meine Hand über den Tisch zu reichen; er küßte sie und — trank meine Gesundheit.

Der Vater wurde nach und nach heiterer, und nahm Antheil an einem Gespräch über die vier Porzellan-Schecken, welche der Cousin mir zum Geschenk machte. Morgen soll ich zum ersten Mal damit spaziren fahren; mein Vater will in der Geschwindigkeit unsern kleinen Jakob als Jokei herausstaffiren lassen, blau mit Silber. Was meinst du, Amalie, wie ich mich ausnehmen werde?

So ging denn die erste Stunde glücklich vorüber. Nach dem Essen entfernte ich mich, und seitdem ist alles wieder im alten Gleise; ja, zuweilen kommt es mir vor, als sei noch gar nichts geschehen, denn Arlhofen und ich gehen mit einander um wie vorher. Desto besser, denn Madame Lindau hat mir immer eingeprägt: wenn ich einmal einen Mann wählte, solle ich weniger auf die Stärke als auf die Gleichheit seiner Empfindungen sehen; nur die letztere schaffe glückliche Ehen. Nun bleibt der Cousin sich immer gleich, ist immer gefällig und freundlich gegen mich, und ich darf mir also wohl eine frohe Zukunft versprechen. An meiner Liebe hegt er gar keinen Zweifel, er setzt sie als bekannt voraus, und dies edle Zutrauen gefällt mir. Das einzige, was er mit Heftigkeit zu wünschen scheint,

iſt, daß ich als ſeine Braut öffentlich erklärt werde, das habe ich mir aber verbeten, bis wir wieder auf's Land kommen, denn bei den vielen Gratulationen fremder Menſchen würde ich eine peinliche Rolle ſpielen. Außer Frau von Himmelfuß und dir weiß es alſo noch Niemand. Der guten Bonne will ich es ſelbſt ſagen, denn wir werden ſie auf unſerer Heimreiſe auf einige Stunden beſuchen.

Künftigen Montag gehen wir wieder auf's Land, worüber ich herzlich froh bin. Man wird das wüſte Leben doch bald überdrüſſig, und ich ſehne mich recht zurück nach meinem ſtillen Zimmer, wo ich ſo heiter bin, wenn ich, auf dem Sofa ſitzend, arbeite oder leſe, mein Eichhörnchen an mir heraufkrabbelt, die Morgenſonne freundlich zu mir herein ſchimmert, und meine Turteltauben anfangen zu gurren. Apropos! Arlhofen hat mir auch ein allerliebſtes Hündchen geſchenkt, ein Löwenhündchen, das Azor heißt, und ſich ſchon ſo an mich angeſchmeichelt hat, daß es bei Tiſche auf meinem Schooße, und des Nachts auf dem Stuhl vor meinem Bette liegt. Es darf mir Niemand zu nahe kommen, es weiſet Jedem die Zähne, und ſelbſt den Couſin hat es ſchon angeknurrt. — Das iſt der letzte Brief, den du aus der Stadt erhältſt. Von Hullida ſchreibe ich dir bald wieder.

Deine

Leontine.

Achtzehnter Brief.

Madame Lindau an den Herrn von Blondheim.

Ich muß es wagen, mein verehrungswürdiger Freund und Wohlthäter, ja auf die Gefahr, Ihren Unwillen zu reizen, muß ich es wagen, eine heilige Pflicht zu erfüllen. Sie haben meine theure Leontine dem Herrn Hauptmann von Arlhofen zugesagt. Ich kenne den Mann nicht, denn ehe sein Regiment hieher verlegt wurde, konnte er Sie nur selten besuchen; ich habe also gar nichts gegen ihn, er mag ein wackerer Mann sein, der alle Eigenschaften besitzt, ein gutes Mädchen glücklich zu machen. Aber — — Leontine liebt ihn nicht! und er ist für sie zu alt. Die wenigen Stunden, die sie neulich in meinem Hause zugebracht, waren mir genug, ihr Herz zu erforschen. Sie hat Wohlwollen für ihn, hegt den heißen Wunsch, ihres Vaters Zufriedenheit zu schaffen, möchte der lieben Tante keine Hoffnung zerstören, und hat nebenher kindische Freude an den Rechten und Auszeichnungen, die ihr künftiger Stand ihr darbietet. Das ist es Alles. —

Sie werden mir einwerfen: sollte das nicht genug sein, um eine glückliche Ehe zu stiften? — O ja, allerdings, wenn von einem Mädchen von fünfundzwanzig Jahren die Rede wäre, das schon weiß, wie es mit seinem Herzen steht, und wie viel es ihm zutrauen darf. Aber Leontine — die noch nicht ihr fünfzehntes Jahr erreichte — die noch nie fühlte, daß sie ein Herz hat, und ein Herz der stärk-

ſten Eindrücke fähig — Leontine ſteht in Gefahr (laſſen Sie mich es gerade heraus ſagen), ſie ſteht in Gefahr, mit dem entſcheidenden Ja vor dem Altare den Stab über das Glück ihres ganzen Lebens zu brechen.

Unterſuchen Sie einen Augenblick, edler Mann, die Bewegungsgründe, aus welchen ein fünfzehnjähriges Mädchen ſich zu heirathen entſchließt. Iſt ſie dumm und gefühllos, ſo wird ſie durch den geräuſchvollen Brautſtand, durch Schmuck und neue Kleider geblendet: ſie ſieht ſich etwa der läſtigen Obhut ſtrenger Eltern entzogen, wird nun ſelbſt ein Haus machen, ihre jungen Freundinnen bewirthen, von ihnen bewundert und beneidet werden; ſie darf jede Luſtbarkeit mit machen, ohne erſt um Erlaubniß zu fragen, denn der Mann, meint ſie, werde immer der gefällige Bräutigam ſein; mit Einem Wort: Alles, was ihr bisher an jungen Frauen beneidenswerth vorkam, und vielleicht auch eine Menge Dinge, die ihre Neubegier reizten, entlockten ihr das raſche Wort. — Hat ſie aber Verſtand und Gefühl, ſo iſt ſie wieder anderen Verſuchungen unterworfen, denen ſie nicht minder ſchwer Widerſtand leiſtet. Sie, die bisher als ein halbes Kind noch überſehen wurde, hat es jetzt plötzlich in ihrer Macht, zwei oder drei Menſchen zu beglücken, die ſie ehrt und liebt; — ſeit ihrer Kindheit gewöhnt, das Glück nur zu empfangen, kann ſie jetzt auf einmal es wiedergeben. Welch ein neues reizendes Gefühl! Je beſſer ihr Herz iſt, je weniger Kraft wird ſie haben, dieſem Reiz zu widerſtehen.

Sieht sie vollends den Mann, der ihr angetragen wird, von Anderen geehrt, und erblickt sie im Geist, an seiner Seite, sich als Theilhaberin dieser Achtung, o wie leicht wird sie dann ein Gefühl für unwandelbar halten, das in keiner Rücksicht tadelnswerth scheint. Sie reicht ihre Hand mit fröhlichem Muthe und rasch wird der Knoten geknüpft.

Nehmen wir nun den günstigsten Erfolg an: ihr Mann sei wirklich achtungswerth; er behandle sie gütig und freundlich; sie verlebt einige Jahre in Ruhe und Zufriedenheit; aber — nun hat sie ihr achtzehntes Jahr erreicht, der Mann nähert sich den Fünfzigen, ihre Gefühle werden lebhafter, so wie die seinigen kälter; wenn sie schwärmt, so lächelt er; sie tändelt um ihn wie ein Schmetterling um einen abgeblühten Baum. Wehe dann beiden! wenn in dieser gefährlichen Crisis ein laurender Dämon den ersten besten Jüngling in das Zauberland ihrer Fantasie führt. Würdig oder unwürdig, sie wird ihn mit allen Reizen schmücken, deren sie bedarf, um ihr verlangendes Herz zu befriedigen; sie wird sich mit einer Kraft an ihn schmiegen, die durch lange Ruhe verdoppelte Stärke gewonnen. So wie sie dem Gegenstand ihrer ersten Leidenschaft Reize leiht, die er nicht besitzt, so wird sie auch an ihrem Manne Gebrechen entdecken, die er nicht hat; ja, seine kleinen, üblen Gewohnheiten, die sie vorher längst nicht mehr bemerkte, werden ihr jetzt unerträglich scheinen, sein Umgang ihr zuwider werden. Was an ihm sie verdrießt, wird sie am Geliebten übersehen; in dem Manne

wird sie die Quelle ihres Unmuthes suchen, um sich zu entschuldigen; jede kleine Entsagung, die der Ehestand oft fordert, wird sie nicht mehr als wechselseitige Pflicht, sondern als Befehl ihres Mannes betrachten, und darum mit Verdruß ertragen. Endlich wird sie auch sogar den Kampf ihrer Tugend — gesetzt auch, sie bliebe Siegerin — dem Manne so hoch anrechnen, daß sie glauben wird, sich jeder üblen Laune dagegen ohne Bedenken überlassen zu dürfen. So werden beide elend, und so können zwei gute Menschen bis zum Grabe mit abgewandten Gesichtern neben einander wandeln.

Ich habe das Bild mit starken Farben gemalt, das forderte meine Pflicht. Sie ist erfüllt, und ich bin dennoch nicht ruhig, denn ich liebe Leontinen mit der mütterlichsten Zärtlichkeit! — Ihr selbst etwas von meinen Ahnungen merken zu lassen, habe ich mich wohl gehütet; auch dazu ist sie noch zu jung, sie würde mich nur halb verstehen. An Ihnen ist es jetzt, edler Mann, für das Glück Ihres einzigen Kindes zu wachen. Prüfen Sie, schauen Sie um sich, zählen Sie die glücklichen Ehen, die von Mädchen vor ihrem achtzehnten Jahre mit reifen Männern geschlossen wurden, und thun Sie dann, was Vaterliebe, Vernunft und die Lage der Dinge, die ich vielleicht nicht ganz kenne, Ihnen eingeben. Von Ihrem Charakter hoffe ich mit Zuversicht, daß Sie in jedem Falle mein treues Herz nicht verkennen werden.

Friederike Lindau.

Neunzehnter Brief.

Madame Lindau an Frau von Arlhofen.

Gnädige Frau!

Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen beiliegende Copie eines Briefes zu überſenden, den ich mit heutiger Poſt an Ihren Herrn Bruder abgehen laſſe. Vor meinem Gewiſſen bedarf ich keiner Entſchuldigung für dieſen Schritt. Ich habe Ihrer guten ſeligen Schwägerin in ihrer letzten Stunde gelobt, Leontinen's Mutter zu ſein, ſo lange meine Augen offen ſtehen, und dies Gelübde iſt meinem Herzen theuer. Da aber eine gutgemeinte Warnung (wenn ich hinter Ihrem Rücken ſie mir erlaubte) vielleicht einer zweideutigen Auslegung fähig wäre, ſo eile ich, Sie davon zu unterrichten. Auch Sie haben ja nur einen einzigen Sohn, und auch ſein Glück ſteht ja mit auf dem gewagten Spiele. In dieſer Rückſicht hoffe ich auch von Ihnen — nicht Verzeihung, deren bedarf ich nicht — ſondern Billigung, die ich zu verdienen glaube. Leontine ſelbſt weiß von alle dem nichts; aber es wird mir angenehm ſein, wenn Sie Ihrem Herrn Sohne meine Gedanken mittheilen. Ich habe die Ehre, mit vollkommenſter Hochachtung zu verharren,

Gnädige Frau,

Ihre gehorſamſte Dienerin,
Friederike Lindau.

Zwanzigster Brief.

Frau von Arlhofen an Madame Lindau.

Madame!

Obgleich mein lieber Bruder allbereits sein vier und sechzigstes Jahr erreicht hat, auch sonst von dem gütigen Schöpfer mit hinlänglichen Geistesgaben ist ausgerüstet worden, so zweifle ich doch keineswegs, daß er Dero Schreiben, als aus einem wohlmeinenden Herzen geflossen, ohne Unwillen werde aufgenommen haben, gleichwie auch mein Sohn und ich solches als eine Erinnerung an die menschliche Schwachheit zu betrachten beflissen gewesen. Es ist übrigens Dero weitsehenden Klugheit nicht entgangen, wasmaßen nicht gerathen sei, meiner Nichte und künftigen Schwiegertochter den Kopf mit dergleichen prophetischen Ahnungen anzufüllen, immaßen dermaßen vom Vater und von den nächsten Blutsverwandten für des Kindes Glück Sorge getragen wird, daß mit Gottes Hilfe kein Fremder damit incommodirt zu werden braucht. Die ich verbleibe meiner wertheſten Madame Lindau

ergebene Dienerin,
Gertrude von Arlhofen,
geborne von Blendheim.

Einundzwanzigster Brief.

Leontine an Amalien.

Ach, liebe Amalie! wenn du doch hier wäreſt! du biſt drei Jahr älter und um sechs Jahr verständiger als ich, du

würdeſt mir rathen — oder — wenn doch meine Mutter noch lebte! — oft habe ich wohl ſchon vor ihrem Bilde geſtanden und gewünſcht, das gemalte freundliche Auge möchte ſich wirklich wieder aufſchließen, doch war dann immer nur Hoffnung des Vergnügens die Quelle meines Wunſches — jetzt aber fühle ich mit einer bangen Innigkeit, ich bedarf einer Mutter! einer Mutter!

Du wirſt erſchrecken, gute Amalie, über dieſen traurigen Eingang? Höre, was mir begegnet iſt. Geſtern Abend läßt mich der Vater in ſein Kabinet rufen. Ich flog zu ihm. Er ſtand am Fenſter, ſah verſtört aus, und blickte ſtarr hinaus auf den alten Ahornbaum, der im Hofe ſteht, als wollte er die Bienen zählen, die darum herum ſchwärmten. Ich ſtutzte und näherte mich ihm langſam. Als er meine Schritte hörte, wandte er ſich, und ſagte, mit einer faſt erzwungenen Heiterkeit: »liebe Leontine, ich habe da einen Brief von unſerer guten Madame Lindau erhalten, der dich betrifft. Lies ihn doch, und laß mich deine Gedanken unverhohlen wiſſen." —

Er reichte mir den Brief. Ich nahm ihn und wollte auf mein Zimmer gehen. Nein, fuhr er fort, lies ihn gleich hier, ich werde dich nicht ſtören. — Und nun fing er an, im Zimmer auf und nieder zu gehen. Ich las. Meine gute Lindau warnt den Vater ſehr rührend vor einer Verbindung mit Couſin Arlhofen. Sie meint, er ſei zu alt, ich zu jung, verſichert, daß ich ihn nicht liebe, und ſchildert mit ſchwarzen Farben das Unglück, welches

oft Mädchen treffe, die sich verheirathen, ohne noch ihr eigenes Herz zu kennen. Der ganze Brief athmete Liebe und Sorge für mich. Ach! schon bei dem kurzen Besuch, den wir auf der Heimreise bei ihr ablegten, hatte sie mich nicht wenig erschreckt; denn als ich ihr fröhlich entgegen hüpfte, ihr sagte, ich bin Braut, und den Namen meines Bräutigams nannte, da faßte sie mich sehr bewegt in ihre Arme, fing bitterlich an zu weinen, und ich hörte die Worte: pauvre enfant! — Es fiel mir wohl sehr auf, ich sah ihr erschrocken in's Gesicht; da aber der Vater eben hinzutrat, und sie mir Glück wünschte, so flog der böse Augenblick vorüber, ohne eine Spur zu hinterlassen.

Wirklich hatte ich jene befremdenden Worte, die ihren Lippen damals entschlüpften, schon ganz vergessen; nun aber klangen sie wieder vor meinen Ohren und der Brief an meinen Vater erklärte mir nur zu deutlich ihren Sinn.

Während ich las, hatte der gute Vater sich gegenüber an sein Schreibepult gelehnt, und beobachtete mich schweigend. Ich war schon längst fertig, und immer hefteten meine Augen sich noch auf die letzten Zeilen, weil ich erschüttert war, und die Thränen sich heraufdrängten. Ich fühlte indessen recht gut, daß meine erste Pflicht sei, meinen Vater zu beruhigen, ich legte also den Brief so unbefangen, als ich nur konnte, wieder zusammen, und indem ich ihn zurückgab, hub ich an: »Madame Lindau meint es wohl recht gut, ich begreife aber nicht, warum sie vermuthet —"

Weiter ließ mein Vater mich nicht reden. »Ich begehre jetzt keine Antwort von dir,« sagte er mit sanftem Ernst, »den Brief behalte, nimm ihn mit auf dein Zimmer, lies ihn heute und Morgen noch einigemal, übermorgen wollen wir über den Inhalt sprechen.« — Mit diesen Worten ging er hinaus auf's Feld, und ich sah ihn nur bei Tische wieder, wo er, in Gegenwart der Bedienten, von gleichgiltigen Dingen sprach.

Könnte ich dir beschreiben, liebe Amalie, wie mir seit vorgestern zu Muthe ist — ja der Brief beunruhigt mich außerordentlich! ich verstehe ihn nicht einmal recht, und Madame Lindau hat das selbst wohl vorausgesehen. Ich glaube fast, der Vater hätte besser gethan, mir ihn nicht zu zeigen. Jetzt macht er mir eine Empfindung, wie die war, mit der ich als Kind von Kometen sprechen hörte; ich fürchtete mich vor Unglück und wußte nicht vor welchem Unglück, und wußte auch nicht warum. Wenn mich vormals etwas ängstigte, so hatte ich meine Bonne oder dich; nun habe ich Niemanden als das Bild meiner Mutter und ihr Grab! Ja, auf ihrem Grabe bin ich noch am ruhigsten. Als Kind war ich wohl oft kindisch böse auf meinen Vater, daß er ihr Grab in unserm Garten machen lassen, denn ich hatte Furcht vor Gespenstern; jetzt aber danke ich es ihm täglich im Stillen. Zwar will ich dir zu meiner Schande bekennen — seit Madame Lindau unser Haus verlassen (die mich immer dahin zu führen pflegte, wenn sie meinem Herzen eine Lehre recht eindringlich ma-

chen wollte), seitdem war ich nur ein einziges Mal dort, und empfand gestern eine unwillige Scham, als ich die Rosenstöcke so verwildert fand. Nun habe ich zwei Tage fast nirgends anders zugebracht, und wenn Rosen gedeihen, die mit Thränen begossen werden, so müssen sie wohl wachsen auf dem Grabe meiner Mutter. Einmal überraschte mich unsere alte Wirthschafterin, die Frau Blitz, die eben Blumenkohl in der Nähe geholt hatte. Noch nie war ihre Geschwätzigkeit mir so verdrießlich als diesmal. Sie spottete über meine Thränen und ergoß sich in Lobeserhebungen auf Cousin Arlhofen. Ich fühle, daß er mir fatal werden könnte, wenn dieses Weib ihn noch öfter so lobte.

Heute soll ich nun meinem Vater sagen, was ich denke; aber je öfter ich den Brief lese, je mehr verwirrt mich sein Inhalt, und am Ende denke ich nichts weiter, als daß ich meinen guten Vater beruhigen muß.

Abends um zehn Uhr. Ich habe es gethan, so gut ich vermochte. Ich habe gesagt, was wahr ist, daß ich Arlhofen herzlich gut bin; daß ich keinen jungen Mann in der Stadt gesehen habe, der mir besser gefiele; daß ich glücklich mit ihm zu leben hoffe. Nun in Gottes Namen! sagte mein Vater, aber es schien ihm doch nicht recht von Herzen zu gehen. Ich will nicht hoffen, daß er an meiner Aufrichtigkeit zweifelte? — Wenn er wüßte, wie lieb ich ihn habe! — Gott vergebe der Bonne die vielen Thränen, die ich jetzt vergießen muß! sie hat es gewiß gut gemeint, aber ich war so ruhig, und

bin es nun nicht mehr! — Möchte ich doch nur ſchon Arlhofen's Frau ſein, dann wollte ich den Vater bald überzeugen, daß ſein Glück das meinige iſt. — Lebe wohl, meine gute Amalie!

Zweiundzwanzigſter Brief.

Frau Blitz an Frau von Arlhofen.

Hochwohlgeboren gnädig Frau!

Vermelde Euer Gnaden in Eil, wasmaßen ich vor zwei Tagen gleichſam Blumenkohl aus dem Garten geholt, einen trefflichen cypriſchen Blumenkohl, der Same iſt von dem Gärtner Filz aus Reval, den ich Ew. Gnaden ſo zu ſagen recommandire. Nun, da bin ich auch an dem Grabe vorbeigegangen, welches der gnädige Herr ganz wunderlich und abſonderlich in der Abgeſchiedenheit von andern Chriſtenmenſchen hat machen laſſen, als wäre die ſelig gnädig Frau — Gott verzeih' mir die Sünde! — ein armer Sünder geweſen, dergleichen man an die Kirchhofsmauer begraben thut; da hat Fräulein Tinchen auf dem Grabe gelegen, und hat geweint, daß es einen Stein in der Erde möchte zum Schwitzen bringen, ich bin aber ganz ruhig hinter den Himbeerbüſchen ſtehen geblieben, und habe eine Weile zugeſehen, bis mir das Ding gleichſam zu bunt wurde, da bin ich hervorgetreten und habe gelacht, auch gefragt, was das ſo zu ſagen vorſtellen ſolle? und habe wieder gelacht, das hat ſie faſt übel genommen. Um es

wieder gut zu machen, hab' ich angefangen, den lieben Herrn Bräutigam zu loben, wie er ſo gar nicht ſtolz ſei, und mit dem Kutſcher ſich halbe Tage unterhalten könne, auch mit dem Jäger von den Hunden, und ohne Ruhm zu melden auch mit mir. O, vor zehn Jahren hat er mich wohl manchmal in die Backen gekniffen, aber in allen Ehren, hab' ich geſagt, und habe gleichſam wieder gelacht, ſo laut, daß die Gänſe auf dem Teiche anfingen zu ſchnattern. Das hat aber alles nichts geholfen, ſauere Geſichter hab' ich noch obend'rein bekommen, d'rum hab' ich ſtracks Ew. Gnaden berichten wollen, daß der Teufel Unkraut unter den Weizen geſäet, und ein Ei in die Wirthſchaft gelegt hat, denn der alte Herr geht auch herum wie ſalſe ſöniae vor den Kopf geſchlagen. Werden gnädig Frau alſo wohl thun, bald möglichſt gleichſam herüber zu kommen, oder doch den Herrn Hauptmann ſo zu ſagen herzuſchicken, daß der Karren wieder in's Gleis kommt, denn ſteckt er einmal im Sumpfe, ſo bin ich nicht capabel ihn herauszuziehen, und da müſſen Ew. Gnaden ſchon ſelber ein wenig hinein patſchen. Am beſten wäre es wohl, wir machten recht ſo ſelbig über Hals und Kopf Hochzeit, denn der Satan iſt wachſam und ich bin Ew. Gnaden

meine unterthänigſte Magd,
Barbara Blitz.

Dreiundzwanzigſter Brief.

Frau von Arlhofen an Frau von Himmelfuß.

Hullera

Herzenliebe Frau Couſine!

Der Nürnberger Gichttaffet hat mir erſprießliche Dienſte geleiſtet, die Knoten an den Fingergelenken ſind ſo ziemlich verſchwunden, und ich kann die herzenliebe Frau Couſine eigenhändig zur Hochzeit meines Mathias einladen. Ja, mit Gottes Hilfe iſt es endlich ſo weit gekommen, daß morgen um drei Wochen, wird ſein der 19. am Tage Sebaldi, die Vermählung gefeiert wird.

Sollten Sie wohl glauben, daß es d'rauf und d'ran war, wie man eine Hand umwendet, ſo wäre die ganze Geſchichte wieder krebsgängig geworden? Wenn doch nur Niemand ſich um ungelegte Eier bekümmern, und Jeder fein vor ſeiner Thür fegen wollte. Nun ich habe aber auch d'rein gefegt! Der weiſen Madame Lindau hat es beliebt, einen herzbrechenden Brief an meinen Bruder zu ſchreiben, und Skrupel in ihm zu erwecken, daß meine Nichte noch zu jung ſei u. ſ. w. Der pure klare Neid. Sie ſelber hat erſt dreißig Jahre alt werden müſſen, ehe ſich Einer über ſie erbarmte. Hat ſie nicht gar die Unverſchämtheit ſo weit getrieben, mir eine Copie von dem Schnickſchnack zu ſchicken? recht als ob ſie Wunder was Gutes verrichtet hätte? ich habe ihr aber geantwortet mit einer gewiſſen vornehmen Manier, wie es ſich für ſolche Leute gebührt, ſie

wird meinen Brief nicht an's Fenster stecken. Uebrigens dachte ich, laß die Närrin laufen, denn ich werde mir ja nicht einbilden, daß mein Bruder so albern sein könne, den Wisch der Lindau seiner Tochter zu zeigen? — Nun stellen Sie sich vor, herzen Cousine, da hat er nichts eiligeres zu thun, als Tinchen den Brief zu geben. Das arme Ding weiß gar nicht, was es damit anfangen soll, weint, grämt sich, der Papa ist auch ganz verdutzt, und wäre ich nicht zum Glück früh genug dahinter gekommen, er hätte wenigstens die Hochzeit noch um drei Jahre hinausgeschoben. Stracks war ich bei der Hand. Ich weiß schon, wie man ihn bearbeiten muß. Leontinen fand ich geduldig wie ein Lamm, nur nicht munter und fröhlich, und das war es eben, was den Alten so stutzig machte. Ich habe sie gleich ein paar Stunden coram genommen; die beiden Fräulein Kühndorf, zwei lustige Mädchen, hatte ich mitgebracht; den andern Morgen kam auch der Mathias mit einer Menge Hochzeitgeschenken, aus Petersburg verschrieben; es dauerte kaum vierundzwanzig Stunden, so sprang Leontine wieder über Tisch und Bänke; der Vater sah ihr vergnügt zu, und verwandte fast kein Auge von ihr; und die innerliche Zufriedenheit glänzte ihm aus dem Gesichte. Er hat denn auch nicht weiter darüber gesprochen. Ich sorge dafür, daß wir alle Tage Besuch haben, oder in der Nachbarschaft herumfahren, so rückt die Zeit unvermerkt heran.

Kommen Sie doch auch bald, herzen Cousine, je eher,

je lieber, vier Augen ſehen mehr als zwei, und Sie haben denn auch ſo eine gewiſſe Manier, etwas zu verſichern, daß kein Menſch zu widerſprechen wagt. Ich bin in meinem Gewiſſen überzeugt, daß Leontine von Gott für meinen Mathias beſtimmt iſt, denn was mein Bruder durch ſeinen Fleiß erworben, das gehört von Gott und Rechtswegen der Familie zu, und ſo wird Gott mir helfen, daß ich meinen Mathias nun bald als Erbherr auf Lindenholm umarme, und wenn einmal der Herr des Lebens über meinen Bruder gebietet (gar lange kann er es wohl nicht mehr machen), auch als Erbherr auf Hullida, Mäggers und Bernhof, damit ich dereinſt als eine rechtſchaffene Mutter zu der Herrlichkeit jener ewigen Erbgüter wohlgemuth eingehen möge! Ja, herzen Frau Couſine, mich verlangt gar ſehr nach dem Augenblicke, Ihre alten Rappen vor unſerer Thür zu ſehen, die ich verbleibe u. ſ. w.

Vierundzwanzigſter Brief.

Leontine an Amalie.

Habe ich dir neulich Kummer gemacht, gute Amalie? — vergib mir, ich war ein Kind, ein albernes Kind. Wir kennen ja beide Madame Lindau, ſie iſt eine vortreffliche Frau, ſie hat gar keinen Fehler (das ſagt auch meine Tante), nur die kleine Schwachheit ausgenommen, daß ſie immer das Schlimmſte ahnet, fürchtet und vermuthet; zwar nicht bei Menſchen, o nein, die hält ſie für gut,

so lange es nur immer möglich ist; auch aus Allem, was schon geschehen, sucht sie immer das Gute heraus, aber Alles, was noch geschehen soll, ist vor ihren Augen in grauen Nebel gehüllt. Weißt du noch, Amalie, wenn zuweilen die Regenwolken am Himmel herumzogen, und wir allerlei Gestalten daraus zusammen setzten, so war die Wolke, die wir zum Exempel für ein Schooßhündchen gehalten hatten, bei ihr ein Krokodill, und wo unsere Fantasie einen Sofa malte, da erblickte sie einen Sarg. So war sie immer, und zuweilen hat mein Vater, wenn wir spaziren gehen wollten, scherzend gesagt: „nehmen Sie sich in Acht, die Nachtigall singt jetzt, Leontine könnte taub davon werden.“ —

Ich habe sie oft wegen dieser Schwachheit bedauert, meinte aber, sie schade nur sich selbst dadurch; nun habe ich freilich das Gegentheil erfahren müssen, denn wahrlich sie hat mir trübe Stunden gemacht. Doch das ist jetzt vorbei. Ich bin heiter und wohlgemuth, auch der Vater. Die Tante ist hier, und hat uns ausgelacht, mir auch wohl ein Dutzend Ehen genannt, die Alle unter gleichen Umständen geschlossen wurden, und recht glücklich sein sollen. Indessen hat sie doch Madame Lindau, um ihrer besorgten Liebe willen, recht von Herzen gelobt; das hat mir besonders von der Tante gefallen, und ist schön und gut, nicht wahr, Amalie? — Wenn sie minder edel dächte, sie hätte es wohl übel nehmen können, daß man das Glück ihres Sohnes (so nennt sie es) hindern wolle, und dann hätte sie gesti-

chelt, und meine gute Bonne verkleinert. Anfangs war mir recht bange dafür, ich habe ihr aber den schnöden Argwohn schon im Stillen abgebeten.

Arlhofen ist nun auch seit acht Tagen hier, und die Gäste sammeln sich bereits zur Hochzeit. Hättest du denn deine Niederkunft nicht noch um einen Monat aufschieben können? aber du wußtest freilich nicht, daß meine Hochzeit schon so bald sein würde. Es fehlt mir doch eine große Freude, wenn du nicht hier bist; auch Madame Lindau kann nicht kommen, das ist mir noch schmerzlicher. Sie hat sich den Fuß vertreten, hat es nicht geachtet, und nun ist es so schlimm geworden, daß sie nicht vom Sofa kommt. Ich hätte meinen halben Brautschmuck darum gegeben, sie hier zu sehen. Das ist viel und wenig, wie du es nimmst: wenig im Verhältniß meiner dankbaren Liebe; sonst aber recht viel, denn stell' dir nur vor, die Tante hat alle ihre Brillanten hergegeben, und Arlhofen hat sie in Petersburg nach der neuesten Mode fassen lassen, es sind ein paar herrliche Ohrgehänge, und auch eine Aster in die Haare zu stecken. O, das ist noch nicht Alles! mein guter Vater hat mir den Schmuck meiner seligen Mutter geschenkt, ein Halsband von prächtigen Steinen. Er fragte mich, ob ich diese auch wolle umfassen lassen? aber ich merkte gleich, daß er es nicht gern sehen würde, und sagte nein. Die Steine sind noch auf das nämliche Band gereiht, mit dem meine Mutter es um den Hals gebunden hat, und das verschossene, gerunzelte Band schien meinen

Vater weit mehr zu interessiren, als die Steine, denn er wand es immer wieder um seinen Finger, und machte es glatt, und schien in jeder Falte eine wohlthuende Erinnerung zu suchen. Die Diamanten sollen auch auf dem Bande bleiben, so lange es nur halten will. An meinem Hochzeitstage wird es freilich abstechen, denn ich habe dir noch gar nichts von den Spitzen gesagt, und dem köstlichen indischen Mousselin, den keine Spinne so fein weben könnte.

Ja, liebe Amalie, es gibt jetzt auf Hullida der neuen kostbaren Dinge so viele, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen soll dir zu erzählen. Vor ein paar Tagen fuhr ein Wagen auf den Hof, herrlich lackirt, mit versilberten Ressorts, inwendig mit den geschmackvollsten Borten verziert; ich denke, er gehört unserem Nachbar, dem Grafen Allenburg, weil ich ein A auf dem Kutschschlag erblickte — nichts weniger, es ist mein Wagen! Arlhofen hat ihn in Petersburg an der Börse gekauft, als er eben ausgeschifft wurde, denn er kommt aus London. Das wird sich nicht übel ausnehmen, wenn ich meine ersten Visiten mache.

In acht Tagen ist meine Hochzeit, und jetzt schon ist es ganz lebendig auf Hullida, die Gäste mehren sich mit jedem Tage, alle Abende wird ein wenig getanzt, wobei Gustchen Rühndorf auf dem Klaviere spielt. Aber zur Hochzeit selbst hat mein Vater Hautboisten aus der Stadt verschrieben, wir werden einen großen Ball haben, die ganze Nachbarschaft ist eingeladen, ich freue mich sehr darauf.

Schade nur, daß Arlhofen noch immer nicht recht gesund iſt. Er klagt zwar nicht, aber mein Mädchen ſagt, in ſeinem Schlafzimmer ſtünden eine Menge Arzeneigläſer. Nun, wenn wir verheirathet ſind, ſo will ich ihn ſchon pflegen; du weißt, das Krankenpflegen habe ich bei meinem Vater gelernt. Wir ziehen nun ſogleich nach Lindenholm. Gott weiß, ob du aus Hullida noch einen Brief erhältſt von deiner

Leontine.

Fünfundzwanzigſter Brief.

Rittmeiſter von Wallerſtein an Paſtor Gruber.

Mein väterlicher Freund!

Es ſcheint, daß ich länger in Petersburg bleiben werde, als ich anfangs Willens hatte; nicht als ob die mancherlei Zerſtreuungen mich feſſelten, aber ich kann vielleicht Gutes wirken, und darum bleibe ich. Der Fürſt B* hat Geſchmack an mir gefunden, will mich in ſeine Suite aufnehmen, und läßt mich große Dinge hoffen, wenn ich ſeinen Geſchäften mich widmen will. Sie kennen ſeinen gewaltigen Einfluß, ſeinen ausgebreiteten Wirkungskreis. Er iſt ein braver Mann, er *will* das Gute redlich, und könnte es auch ſicher vollbringen, wenn er nicht *zu viel* auf ſeine Schultern gepackt hätte, wie man hier immer thut, ſo bald man gewahr wird, daß man einen tüchtigen Geſchäftsmann vor ſich hat. Da werden oft die verſchieden-

sten Departements unter Einem Haupte vereinigt *): dies eine Haupt hat aber nur zwei Augen, — diese beiden Augen können nicht Alles sehen, müssen folglich mehrere Augen zu Hilfe nehmen, und da habe ich denn oft bemerkt, daß wackere Minister in der Wahl ihrer Mitarbeiter selten glücklich sind. Mehrentheils wählen sie diejenigen, die ihnen die Arbeit am leichtesten machen, flinke, fleißige Männer, die in ihre Ideen gefällig eingehen, durch Bedenklichkeiten nichts erschweren. Ob es aber auch redliche, unbestechliche Männer sind? Ob sie nicht auch dann Bedenklichkeiten verschweigen, wenn es Pflicht war, sie laut werden zu lassen? Darauf achten sie selten so genau, und müssen dann oft Verwünschungen tragen, die sie gewiß nicht verschulden wollten. So geht es denn auch dem Fürsten B*, der zwar ein heller Kopf, ein trefflicher Arbeiter und ein braver Mann ist, der aber einen großen Hang zu sinnlichen Vergnügungen hat, und, so bald der Abend hereinbricht, die Last der Geschäfte von sich wirft, um die Nacht hindurch Orgien zu feiern. Möchte er doch! wenn nur die, welchen er vertraut, indessen für seine Ehre wachten.

Es geschieht nicht immer, und das, lieber Freund, ist der einzige Grund, warum ich ihm gern auf halbem Wege entgegen gekommen, seine Vorschläge mit Vergnügen angenommen habe. Ehrsucht peinigt mich nicht, und Geld

*) Es versteht sich, daß dieses Gemälde jetzt nicht mehr paßt.

habe ich mehr als ich brauche. Ich darf also wohl, im Bewußtsein meines reinen Willens, mich rühmen, daß ich hier bleibe, um Gutes zu wirken. Der Fürst hat mir auf unbestimmte Zeit Urlaub ausgewirkt, denn ganz von meinem Regiment Abschied nehmen mochte ich doch nicht. Ich muß ja wohl erst sehen, ob und wie ich in die neue Lage passe. Gelingt es mir, der Freund des Fürsten zu werden; darf ich einst über Manches ihm die Augen öffnen; dann, mein Theurer, sehe ich einer zwar beschwerlichen, aber belohnenden Zukunft entgegen. Was ich im Stillen und Kleinen an meinen Bauern übte, werde ich im Stillen und Großen auf eine ganze Nation anzuwenden Gelegenheit finden. Beneiden Sie mich, ich schwärme jetzt in dieser frohen Aussicht! — Glauben Sie etwa, daß meine Fantasie mir Luftschlösser baue? ich habe schon wirklich Proben von des Fürsten Zutrauen. Bei den ersten kleinen Geschäften, die er mir auftrug, waren wir beide sehr zufrieden mit einander; das Glück einer armen Witwe und die Versorgung eines braven Invaliden, die beide schon seit acht Monaten ihn vergebens zu sprechen gesucht, waren das Resultat davon.

Nicht wahr, nun sind Sie doch auch zufrieden, daß aus meiner Verbindung mit Fräulein Blondheim nichts geworden ist? — Ich höre, sie wird den Hauptmann Arlhofen heirathen, und wünsche ihr von Herzen Glück dazu. Wer weiß, ob ich in mehreren Jahren mein Vaterland wieder sehe. Ich fürchtete schon, meine Mutter möchte diese

neue Laufbahn hemmen, da ſie mich ſo ungern entbehrt; aber es ſcheint denn doch, daß die mütterliche Eitelkeit die mütterliche Liebe beſiegt, ihr wenigſtens ein Schweigen auferlegt hat, denn ſie billigt meinen Entſchluß vollkommen, und es leuchtet ſogar eine heimliche Freude aus ihrem Briefe hervor. Wenn ſie nur nicht bald wieder anderes Sinnes wird, denn ſie hat mir einige Menſchen empfohlen, für die ich nichts thun kann, weil meine Mutter von ihnen getäuſcht worden, und ich ſie als ſchlechte Menſchen kenne. — Der Beſuch bei Ihnen fällt freilich für's Erſte nun auch in die Brüche; aber ein Brief, der Ihnen ſagt: daß der Keim des von Ihnen gepflanzten Guten Früchte zu treiben beginnt, wird Ihnen gewiß eben ſo willkommen ſein, als die faulenzende Perſon Ihres Zöglings

Moriz.

Sechsundzwanzigſter Brief.

Leontine von Arthofen an Amalien.

Ich bin verheirathet, liebe Amalie. Vorgeſtern war der feierliche Tag, der mir noch wie ein Traum vorſchwebt, an dem eine Welt auf mir lag, und der — bei der innigſten Ueberzeugung von meinem und meines Vaters künftigem Glücke — mir, wie ſoll ich ſagen? in ängſtlichem Trübſinn vorüber flog. Nicht als hätte Reue mich angewandelt; o ja nicht! was hätte wohl Reue in mir erwecken können? Der innigſten reinſten Empfindungen war ich mir ja be-

wußt. Aber es mag wohl jedem Mädchen an diesem Tage so zu Muthe sein. Man zittert, nicht aus Furcht, denn Bangigkeit ist nicht immer Furcht; auch Freude ist oft von Bangigkeit begleitet.

Unser Haus war so voll gepfropft mit Gästen, daß man keinen Winkel finden konnte, um einen Augenblick allein zu sein; selbst in meinem Zimmer schliefen die beiden Fräulein Kühndorf. Nun weiß ich nicht, warum ich gerade an dem Tage ein so dringendes Bedürfniß fühlte, die Einsamkeit zu suchen. Als die Gäste wie die Bienen um das Frühstück her summten, und vor all dem Sprechen und Lachen man nicht mehr hören konnte was gesprochen und worüber gelacht wurde; da schlich ich mich unvermerkt in den Garten, flog zu dem Grabe meiner Mutter, und pflückte mir frische Rosen, um mein Brautkleid damit zu schmücken. Ich meinte, mir würde da recht wohl werden, und so lange ich betete, so lange ich meine Mutter um ihren Segen bat, war mir auch herzlich wohl; aber das wechselte schnell. Beklommenheit, die mir das Athmen erschwerte, trieb mich endlich von dem Grabe hinweg, weil ich meinte, die Sonne sei Schuld, die eben so warm darauf schien. Ich ging durch die Hinterpforte hinaus auf die Landstraße, und wandelte dort im kühlen Schatten der Ulmen — es half auch nicht. Thränen stahlen sich über meine Wangen, aber nur einzeln, sie erleichterten mir die Brust nicht. Dazwischen schalt ich auf mich selbst, nannte mich ein albernes Kind, und blieb

doch wie ich war. Eine Extrapoſt kam hinter mir her, flog an mir vorbei; ein junger Mann bog ſich auf einen Augenblick aus dem Reiſewagen, um mich zu ſehen. Soll ich dir meine unbegreifliche Schwachheit ganz bekennen? Gott weiß, wo der einfältige Gedanke mir herkam! wie wenn dieſer Menſch dich entführte! — das fuhr mir freilich nur wie ein Blitz durch den Kopf, aber ich erſchrack doch erſt nach einer Weile darüber. Schilt nur, liebe Amalie, und lache; ich ſchelte und lache mit; doch damals wandelte mich wahrhaftig eine Art von Traurigkeit an, als der Reiſewagen ſo ſchnell verſchwand. Begreifſt du es? ich nicht. Ich war ein Kind, aber ich weiß mir nicht zu helfen.

Zu Hauſe hatte man mich vermißt; Arlhofen ſuchte und fand mich. Es waren wieder Gaſte gekommen, die ich empfangen, anhören, denen ich antworten mußte; das zerſtreuete mich. Bei der Mittagstafel gab es viel Lärm und Geräuſch. Nach dem Eſſen fing man an, mich herauszuputzen; der Friſeur erſchöpfte ſeine Kunſt an meinen Haaren; ein halbes Dutzend Couſinen dienten mir als Kammerjungfern; hier ſollte ich mein Gutachten von mir geben, dort ein Kleidungsſtück anprobiren; die Eine hielt mir den Spiegel vor das Geſicht, die Andere im Rücken; ich kam nicht zu mir ſelbſt. — Als ich eben fertig war, trat die Tante herein: der Paſtor iſt gekommen, ſagte ſie freundlich. Ich wurde blaß, und küßte ihr ſchnell die Hand, um es zu verbergen; aber da ſchlug unſere alte Stubenuhr gerade Sechs; ich wußte, das ſei die

bestimmte Stunde, und fing heftig an zu zittern. Die Brautfräuleins kamen, mich abzuholen, die Tante führte mich — ich wankte in den Saal — die Gäste und die Lichter sah ich wie im Nebel. — Mein Vater kam auf mich zu. Ich kenne jeden Zug in seinem Gesicht; er hatte die Lippen einwärts gezogen, das thut er, wenn er seine Rührung verbergen will. Als ich das gewahr wurde, war es mir ganz unmöglich, länger an mich zu halten, ich warf mich lautschluchzend in seine Arme.

Kind! Kind! sagte er betroffen und mit fast erstickter Stimme, ich hoffe nicht, daß du deinen Entschluß bereuest? — er flüsterte mir das in's Ohr, als mein Kopf auf seiner Schulter lag. Ich konnte nicht antworten, aber ich drückte ihm die Hand und schüttelte den Kopf. Nun so fasse dich, sagte er mit herzlicher Güte, es stünde ja sonst noch jetzt in deiner Gewalt — ich schüttelte noch einmal und nahm mich zusammen.

Man hatte den grünen Sofa am Ende des Saals unter das Bild meiner Mutter gestellt, und einen Teppich davor ausgebreitet: dort stand Arlhofen, wie es die Sitte mit sich bringt, und erwartete mich mit einem zufriedenen Lächeln. Mein Vater führte mich ihm entgegen, er empfing meine Hand aus der seinigen. Indem mein Vater mich los lies, legte er mir die Hand auf die Stirn, wollte etwas sagen, konnte aber nicht, sondern zeigte nur mit der Hand nach dem Bilde meiner Mutter und kehrte sich von mir. Die Tante nahm seinen Platz ein, der Prediger stellte

ſich vor uns, die Marſchälle mit ihren Armleuchtern zu beiden Seiten *) — und nun ſah und hörte ich nichts mehr. Einigemal verließen mich ſogar die Kräfte, als müßte ich umſinken, aber die Tante ſtand hinter mir und ſtützte mich mit ihrem Arm. Zum Glück hielt unſer alter Paſtor eine lange lange Rede, das gab mir Zeit, mich zu erholen. Ich ſah unverwandt nach dem Bilde meiner Mutter, das mich ſo gütig anlächelte, und ſo erhielt ich mir Beſinnung und Faſſung genug, um beim Ringewechſeln mich nicht kindiſch aufzuführen. Mein Ja mögen freilich wohl nur die Zunächſtſtehenden gehört haben.

Kaum hatte der Paſtor den Segen ausgeſprochen, als ich von den Armen meines Vaters mich innig umſchlungen fühlte; ſeine Thränen fielen in meine Locken, und ſein ſtummer Segen war gewiß nicht minder kräftig als der der Kirche. Von mir wankte er zu Arlhofen, den er in ein Fenſter zog, und dort deſſen Hand mit ſeinen beiden Händen faßte. Was er ſprach, konnte ich nicht hören, aber ſicher war es, eine glühende Bitte, die mein Glück befeſtigen ſollte. Es gefiel mir nicht, daß Arlhofen ſo höflich vor ihm ſtand. Indeſſen umringten mich die Gäſte, erdrückten mich faſt. Iſt es nicht eine alberne Gewohnheit, liebe Amalie, daß man nach der Trauung jeden fremden Glückwunſch mit einem Kuſſe erwiedern muß? iſt die Geſellſchaft zahlreich, ſo iſt das doch wirklich eine Arbeit, und wahrhaftig keine angenehme.

*) Eine Sitte in Ehſt- und Liefland.

Die Tante hab' ich noch nie so vergnügt gesehen; sie nahm die Glückwünsche mit freudigem Stolze an und war sehr gesprächig. Meine Brust war nun auch nicht mehr so beklemmt, und beim ersten Strich der Violinen athmete ich wieder ganz frei. Wir tanzten bis spät in die Nacht, auch noch an den folgenden Tagen; jetzt erst fangen die Gäste an, sich nach und nach zu verlieren, und künftige Woche werde auch ich mit Arlhofen nach Lindenholm ziehen. Es liegt freilich nur zehn Meilen von Hullida, aber wenn ich an die Trennung von meinem Vater denke, so wird mir heiß und kalt. Zum Glück hat er uns versprochen, sobald wir erst ein wenig eingerichtet sein werden, sogleich einen Besuch bei uns abzustatten; das wird also wohl spätestens in vier Wochen geschehen, und so lange war ich ja schon öfter von ihm getrennt, wenn ihn seine Geschäfte nach der Stadt riefen.

Jetzt, gute Amalie, habe ich dir alles Merkwürdige beschrieben. Sobald ich auf Lindenholm warm geworden bin, erhältst du wieder einen Brief von deiner

Leontine.

Siebenundzwanzigster Brief.

Leontine an Amalien.

Lindenholm.

Fast, liebe Freundin, hätte ich dir schon vor vierzehn Tagen, in der ersten Stunde meiner Ankunft allhier, geschrieben, denn ich war mißmuthig, trauernd, ich fühlte

das Bedürfniß, mein Herz zu erleichtern, wollte mich aber nicht an Arthofen wenden, um ihn nicht zu betrüben. Ein guter Genius hat mich indessen vom Schreiben abgehalten, und dir meine Klagen erspart. Klagen? — worüber? — ach! über nichts. Eigentlich nur eine trübe Stimmung, durch den Abschied von meinem Vater sehr natürlich erregt.

Schon der letzte Abend vor unserer Abreise war so schauerig still, die schüchternen Blicke, die wir auf einander warfen, sagten so viel, und die einzelnen Worte so wenig! — Ich kann dir nicht beschreiben, mit welcher Beklommenheit ich mich dem Vater näherte, um ihm die letzte gute Nacht in seinem Hause zu wünschen. Gute Nacht, mein liebes Kind, sagte er mit Fassung, und dann zog er mich plötzlich in seine Arme, und wiederholte: gute Nacht, mein liebes, liebes Kind! — Mir war das Schluchzen nahe. — Glücklicherweise hub Arthofen in diesem Augenblick seinen gewöhnlichen Spruch an: »ich habe die Ehre, dem gnädigen Papa eine gute Nacht zu wünschen" — das zog mir das Herz wieder zusammen und ich entfernte mich schnell. — Am andern Morgen war es freilich noch schlimmer. Ich sah es dem guten Vater wohl an, als er hereintrat, daß er sich fest vorgenommen hatte, standhaft zu bleiben, ja ich glaube, er rauchte deswegen eine Pfeife Tabak, was er sehr selten thut, um nur eine kleine Beschäftigung zu haben, die seine Aufmerksamkeit von dem Gewühl der Reiseanstalten abzöge; denn nun liefen die

Bedienten und Mädchen unaufhörlich durch das Zimmer, fragten nach Diesem, holten Jenes, schnürten hier ein Bündel, verschlossen dort einen Koffer, der Wagen stand auf dem Hofe, wurde aufgepackt, und des Lärms war kein Ende.

Mein Vater hielt sich gut. Er sprach von der Landwirthschaft, und was Arlhofen für's Erste auf Lindenholm zu thun haben werde. Das dauerte so lange, bis ein Mädchen kam, meinen Stickrahmen zu holen, der, wie du weißt, immer neben des Vaters Schreibtisch im Winkel stand, weil er es gern sah, daß ich beschäftigt neben ihm saß, wenn er viel zu schreiben hatte. Als der Stickrahmen weggehoben wurde, da schien es ihn plötzlich zu ergreifen; er brach mitten in einer Periode ab, zog die Pfeife hastig aus dem Munde, und sagte: »liebe Leontine, du thust mir wohl den Gefallen, den Stickrahmen da stehen zu lassen? und — wenn es sein kann — mit sammt der angefangenen Arbeit.“ — Recht gern, lieber Vater, aber es ist eben eine Weste für Sie! — „Gleichviel,“ versetzte er freundlich, »laß sie nur unvollendet, so bilde ich mir ein, wenn ich an meinem Schreibtisch sitze, du wärst nur verreist, und kämest bald wieder nach Hause. Muß ich aber den Platz leer sehen —“

Weiter konnte er nicht sprechen. Ich gab dem Mädchen einen Wink, den Rahmen wieder an seine Stelle zu setzen, und ich selbst mußte hinausgehen, mich auszuweinen. Vergib mir, Amalie, und laß mich plaudern; ich empfinde

eine angenehme Wehmuth, dir Alles das wieder zu erzählen. Mir war in jenen letzten Stunden, als hätte ich noch nie recht gewußt, wie sehr gut mein Vater sei, als erführe ich es eben zum ersten Male. Ist das immer so, daß man erst in dem Augenblick ein genossenes Glück recht lebhaft empfindet, indem man von ihm scheidet? Gibt nur Trennung den rechten Maßstab für den Werth unserer Lieben? —

Als die Pferde aus dem Stalle gezogen wurden, und munter über den Hof her trabten, da verstummten wir plötzlich Alle! — Einigemal machte Arlhofen den Versuch, von gleichgiltigen Dingen zu sprechen, aber es war vergebens. Mein Vater an einem Fenster und ich an dem andern sahen dem Anspannen mit starrem Auge zu, und gewiß freute er sich gleich mir, so oft ein Riemen nicht recht saß, zu lang oder zu kurz war, und noch einmal anders geknüpft werden mußte. Es ging aber leider schnell genug. Wir hatten recht gut gesehen, daß Alles bereit war, und dennoch überraschte uns der Bediente, als er mit den Worten: es ist angespannt, in das Zimmer trat. — Das übrige erlaß mir. Wie ich aus meines Vaters Armen in den Wagen kam, weiß ich selbst nicht; das Weinen und Abschiednehmen der Leute im Hause habe ich wie im Traume gehört — als unser Wagen durch die Hofpforte rollte, war ich einer Ohnmacht nahe. — Arlhofen sprach — hätte er doch jetzt nicht gesprochen! —

Bei der Windmühle bog ich mich noch einmal aus

dem Wagen; ich sah, daß mein Vater uns bis auf das Feld gefolgt war, und als er meinen Kopf am Kutschschlag erblickte, hob er beide Hände segnend gegen Himmel, und der Wind spielte mit seinem grauen Haar. Ich sank schluchzend zurück —

Die Reise war freilich nicht angenehm. Arlhofen suchte allerlei Trostgründe hervor, es war aber nichts darunter, was mich erheitern konnte. So kam ich denn hieher nach Lindenholm, und auch hier ging ich die ersten Tage herum wie eine Träumende; bis endlich Arlhofen auf den glücklichen Einfall kam, mich zu fragen: in welchem Zimmer der Vater wohnen soll, wenn er uns besuche? — Den Gedanken hat ihm ein Engel zugeflüstert! das gab mir plötzlich neue Lebensgeister; ich durchstrich hastig das ganze Haus, es kam mir vor, als besah' ich es zum ersten Male, denn ich schaute prüfend in jedem Zimmer umher nach der möglichsten Bequemlichkeit für meinen Vater. Ich wählte endlich eines, das die Morgensonne genießt, denn die liebt er sehr.

Nun hatte ich Beschäftigung vollauf! ich mußte ja aus allen Winkeln zusammentragen, was sein Zimmer schmücken und ihm angenehm machen konnte. Arlhofen war auch so gefällig, einen reitenden Boten nach der Stadt zu schicken, um schnell noch einiges herbei zu holen, was ich zu diesem Behuf wünschte. Meine ganze Fröhlichkeit kehrte zurück und hat mich bis jetzt nicht verlassen.

Ich habe das Zimmer meines Vaters gerade so einge-

richtet, wie das auf Hullida, jeder Stuhl, jeder Tiſch auf derſelben Stelle, ein Bureau, dem ſeinigen ganz ähnlich, und über demſelben — freilich nicht meiner Mutter Porträt, das habe ich nicht — aber meine Silhouette, die ihm gewiß auch lieb ſein wird. — Du weißt, er ißt gern Kirſchen. Vor unſerm Hauſe ſteht ein ſchöner Kirſchbaum, an dem die Früchte faſt überreif ſind: da habe ich den ſchönſten vollſten Zweig durch ein Fenſter in das Zimmer meines Vaters gezogen, er darf nur die Hand darnach ausſtrecken. Uebermorgen kommt er! Zu allen ſeinen Lieblingsſchüſſeln iſt ſchon Anſtalt gemacht, und, weil ich weiß, daß er des Abends gern eine Partie l'Lombre ſpielt, ſo habe ich ihm auch ein paar langweilige Nachbarn hergebeten. — O, liebe Amalie! ich bin wie berauſcht! — mein Vater wird unter meinem Dache ſchlafen! an meinem eigenen Tiſche eſſen! mein Vater wird mein Gaſt ſein! — Ich will dieſen Brief noch eine Woche liegen laſſen, um dir am Schluß ſagen zu können, daß ich ganz glücklich bin! —

Acht Tage ſpäter. Ja, meine theure Jugendfreundin! ich bin ganz glücklich! mein Vater iſt hier, und ich habe ihn ſeit Jahren nicht ſo heiter geſehen. Meine kleinen Anſtalten überraſchten und rührten ihn. In den erſten paar Tagen war er ſtiller, ſchien auch mich und Arlhofen fleißig zu beobachten; aber als er ſah, wie freundlich und ungezwungen wir mit einander umgingen (denn wirklich iſt Arlhofen ſehr gütig und gefällig gegen mich,

und ich vergelte ihm das so gut ich kann), da heiterten sich des besten Vaters Blicke immer mehr und mehr auf, und jetzt scheint er völlig beruhigt. O, das macht mich so glücklich! so fröhlich! — ich habe ihm schon ein paarmal wieder meine kleinen muthwilligen Kinderpossen vorgemacht; er hat gelacht — du weißt, wie herzlich er lachen kann — o, nun ist Alles gut! alle meine Wünsche sind erfüllt! — Vierzehn Tage bleibt er noch bei uns, dann reisen wir zusammen auf einige Wochen nach der Stadt zum Jahrmarkt; das ist mir denn auch nicht ganz gleichgiltig, denn ich denke mich dort herrlich zu amusiren. Unsers Nachbars Söhne, die beiden jungen Perlefeld, die kürzlich von Reisen zurück gekommen sind, haben mich schon auf vier Angloisen und zwei Quadrillen engagirt. Aus der Stadt also, liebe Amalie, hast du die wichtigsten Nachrichten über Bälle und neue Moden von mir zu erwarten. Indessen lebe wohl!

Deine

glückliche Leontine.

Anmerkung des Herausgebers.

Hier ist eine Lücke in dem Briefwechsel der Freundinnen, und es fehlen die Nachrichten von mehr als einem ganzen Jahre. Der nächste Brief Leontinen's ist fünfzehn Monat später geschrieben.

Achtundzwanzigster Brief.

Leontine an Amalien.

Du klagst wieder, Amalie, daß ich dir selten schreibe? was soll ich dir antworten? ich habe nichts zu schreiben. Mein Leben fließt sanft dahin wie unser Bach durch die Wiese, und auch eben so einförmig. Arthofen hat viel Geschmack an der Landwirthschaft bekommen, und da sein Regiment in der Gegend umher im Quartiere steht, so kann er fast immer zu Hause sein. Da ist er denn auch am liebsten, steigt den ganzen Tag auf den Feldern herum, oder geht auf die Jagd. Ich sehe ihn meist nur bei Tische.

Womit ich mir die Zeit vertreibe? wirst du fragen. Je nun, ich besorge die innere Wirthschaft, lasse spinnen und Butter machen u. s. w. Dann ist in Reval eine Lesebibliothek, bei der ich mich abonnirt habe: da erhalte ich wöchentlich eine Menge Romane, die mir alle neu sind, denn Madame Lindau ließ mich selten einen Roman lesen. Es ist freilich viel, sehr viel abgeschmacktes Zeug darunter; aber habe ich so ein Buch einmal angefangen, so möchte ich doch auch gern das Ende wissen, und da lese ich denn immer fort, und so vergeht die Zeit. Mitunter erhalte ich aber auch Bücher, denen ich, außer dem Vergnügen, auch Nutzen verdanke, die meinen Geist aufklären und mich zuweilen fühlen lassen, daß ich im Grunde noch recht dumm bin. Der Assessor Lindau, der Mann meiner guten Bonne, der viel Kenntniß und Geschmack besitzt, hat mir

ein langes Verzeichniß von Büchern mitgetheilt, die er für meine Lektüre am zweckmäßigsten hält; die habe ich mir gekauft und sauber einbinden lassen, und mein Vater hat mir einen artigen Glasschrank dazu geschenkt; da studire ich recht fleißig, oft freilich nur aus langer Weile, denn mitunter schlafe ich wohl auch dabei ein. Es sind nämlich allerlei moralische Schriften dabei, und schon Madame Lindau hat mir gesagt, daß die Deutschen ihre Moral in steife Falten legen, wie unsere Urgroßmütter mit ihren Kragen zu thun pflegten. Zuweilen mache ich Auszüge aus solchen Schriften, und suche den Stil nach meiner Weise ein wenig zu kürzen und zu glätten. — Lache nur nicht; ich zeige es ja Niemanden und es ist doch immer eine gute Uebung.

In die Stadt kommen wir sehr selten, höchstens zweimal im Jahr. Das sollte freilich, der ersten Verabredung gemäß, anders sein, aber — ich weiß nicht — es hat sich so gemacht. Wenn ich darauf bestünde, so würde es Arlhofen wohl thun, er thäte es aber nicht gern. Im Sommer mache ich mir auch gar nichts daraus, denn Lindenholm liegt in einer lieblichen Gegend. Im Winter freilich, da müssen wir zu allerlei unsere Zuflucht nehmen. Ich weiß, ich thue Arlhofen einen Gefallen, wenn ich seine Wirthschaftsanstalten lobe; da gehe ich denn mit ihm in die Branntweinsküche, auch wohl gar in den Maststall; oder er läßt mir seine Pferde vorführen, und erklärt mir ihre Schönheiten; oder der Hundestall wird aufgethan,

und eine ganze Schar ſtürzt heulend hervor, und verdirbt mir gewöhnlich mit tölpiſchen Liebkoſungen ein weißes Kleid.

Abends, wenn es dunkel wird, habe ich anfangs verſucht, ihm vorzuleſen, aber weil er ſich den ganzen Tag in der Wirthſchaft müde läuft, ſo ſchläft er gewöhnlich dabei ein; wir leſen alſo ſchon lange nicht mehr, ſondern ſpielen ein paar Stunden lang Picket, ſo rückt die Zeit zum Abendeſſen unvermerkt heran, und nach Tiſche fallen uns beiden die Augen zu. So leben wir einen Tag wie den andern. Mein Azor wird mir täglich lieber und kommt mir nicht von der Seite. Ich weiß nicht, warum er Arlhofen nicht leiden kann? er hat ihn wirklich ſchon oft gebiſſen.

Mein guter Vater beſucht uns fleißig. Seine Beſuche ſind natürlich meine größte Freude; wenn er nur ſeit einiger Zeit nicht mehr als gewöhnlich kränkelte, wodurch ſeine Heiterkeit getrübt wird. Einmal, vor drei Monaten, iſt er mit mir ſpaziren gegangen, und hat mich gefragt: ob ich recht glücklich wäre? ich bejahte es kurz. Er ſah mich an und ſchwieg. Vielleicht hatte er erwartet, daß ich ihm eine recht warme Beſchreibung von meinem Glücke machen ſollte? aber dazu habe ich kein Talent, und es iſt ja auch nicht von der Art, daß man darüber zum Dichter werden könnte, es iſt ein ſtilles, häusliches Glück, welches Madame Lindau mir immer als das beneidenswertheſte geſchildert hat. Die Tante — oder meine Schwiegermutter wollte ich ſagen — kommt auch, ſo oft als ihre Gichtbe-

ſchwerden es ihr geſtatten, und dann macht ſie gewöhnlich eine Menge Reformen in unſerem Hauſe. Ich laſſe es auch gern dabei, wo ich nur immer kann, da ich ſehe, daß es ihr Freude gewährt; Kleinigkeiten ändere ich zuweilen wieder nach meinem Sinne, das nimmt ſie aber übel, und iſt ſogar einmal etwas bitter gegen mich geworden. Ich ſchwieg — es hat mich betrübt — aber nun iſt es vergeſſen.

Arthofen befindet ſich jetzt recht wohl und wird dick und fett; ich hingegen habe ſehr abgenommen, du würdeſt mich kaum wieder kennen. Die Leute ſagen, das kleide mich recht gut, und mein Spiegel ſagt es mir auch; wenn nur nicht mit dem Embonpoint auch ein Theil meiner Geſundheit verloren ginge! Ich habe Niemanden etwas davon merken laſſen, außer unſerem braven Arzt in Reval, der ſagt, es ſei ein Krampf, und hat mir allerlei gerathen und verſchrieben, was ich ſehr nachläſſig brauche. Ich denke dieſem Feinde nichts weiter entgegen zu ſtellen, als meine Jugend, die wird ſchon mit ihm fertig werden. Eine glückliche Frau in meinem Alter, wie käme die zu ernſthaften Krankheiten?

Der erſte März rückt heran, da gehen wir nach der Stadt; da vertanze ich meine Krämpfe wieder, und kommen wir zurück, ſo iſt der Frühling da mit ſeinen Zofen, den Nachtigallen. Du glaubſt nicht, wie ſchön ſie in unſerem Birkenwäldchen ſingen. Lebe wohl, liebe Amalie! ich drücke dich ſchweſterlich an mein Herz!

Anmerkung des Herausgebers.
Hier abermals eine Pause von einem Jahre.

Neunundzwanzigster Brief.

Leontine an Amalien.

Nenne es nicht Faulheit! meine liebe Jugendfreundin, wenn ich schon wieder seit geraumer Zeit geschwiegen habe. Ich mochte dich nicht betrüben, denn ich hatte dir nichts angenehmes zu verkündigen. Zwar hat sich in meiner häuslichen Lage nichts verändert, ich bin noch immer die glückliche Tochter, die zufriedene Gattin; Arlhofen ist gefällig und freundlich gegen mich, heute wie gestern und vorgestern, das ist sehr viel werth. Ich fühle zwar dann und wann, daß unser Geschmack, unsere Empfindungen nicht immer harmoniren; aber ich gebe nach, wo ich kann, und er thut es auch, wenn er sieht, daß Widerspruch mir eine Freude stören würde. Thut er es gleich nicht immer mit der Art, die ein geheimer Sinn mich wünschen läßt, so sehe ich doch sein Bestreben, mir zu gefallen, und was will ich mehr? — Das ist also recht gut; auch mein Vater befindet sich ziemlich wohl, und die Tante hat sich ordentlich verjüngt.

Aber — nun kommt der hinkende Bote — ich selbst habe meine Gesundheit größtentheils verloren! — Ich schrieb dir schon einmal von krampfhaften Empfindungen, die mich dann und wann besorgt machten; es blieb indessen

lange unverschlimmert, und also erträglich, bis durch einen traurigen Zufall die Krankheit fürchterlich ausbrach. Meine gute Lindau war in die Wochen gekommen, das wußte ich; aber sie befand sich sehr übel, das wußte ich nicht. Eines Abends war ihr Zustand so schlecht — ich glaube, sie hatte eine Entzündung in den Eingeweiden — daß der Arzt alle Hoffnung verlor, und sie wirklich schon als eine Todte da lag. Ein Vorbeireisender hörte davon, sprach unglücklicherweise bald nachher meine Tante, und erzählte ihr, Madame Lindau sei todt. Die Tante, eben im Begriff, zu uns zu reisen, brachte diese Schreckensbotschaft nach Lindenholm, und platzte freilich sehr unvorsichtig damit heraus. Ich fiel bewußtlos zu Boden, und bekam die heftigsten Krämpfe, so daß vier starke Männer mich schwaches Geschöpf kaum zu halten vermochten.

Der Irrthum klärte sich zwar bald auf, denn schon am andern Morgen sandte mir der Assessor Lindau einen Expressen mit der Nachricht, daß meine gute Bonne zwar sehr krank gewesen, aber jetzt außer Gefahr sei; sie hatte sogar selbst mit zitternder Hand ein paar Zeilen dazu geschrieben. Die Ruhe kehrte also in mein Herz zurück, aber nicht die Gesundheit in meinen Körper! ich werde zuweilen täglich, zuweilen in längeren Zwischenräumen von den fürchterlichsten Krämpfen befallen, die, hundert Jahr früher, mir unfehlbar den Ruf einer vom Teufel Besessenen würden zugezogen haben. Zwei Aerzte sind nach Lindenholm geholt worden; mein Zimmer sieht aus wie eine

Apotheke; man läßt mich baden, mineraliſche Waſſer trinken, und Gott weiß, was Alles! aber bis jetzt ſpüre ich noch nicht die geringſte Hilfe. Mein guter, alter Vater iſt außer ſich, und ein tiefer Gram nagt an ſeiner Geſtalt. Arlhofen und die Tante ſind gefaßter, thun aber alles mögliche, um mich aufzuheitern.

Einer der Aerzte tröſtet mich mit der Hoffnung einer völligen Wiederherſtellung, ſo bald ich zum erſten Mal Mutter würde. — Immerhin möchte dieſe Hoffnung ihn täuſchen, immerhin möchte ich nie wieder ganz geſund werden, ach! wenn ich nur Mutter wäre! — Du glaubſt nicht, glückliche Amalie! wie heftig dieſer Wunſch mich zuweilen ergreift, ſo, daß ich in meine Kammer mich verſchließe, und Gott mit bitteren Thränen auf meinen Knien anflehe, mir dieſes Glück zu gewähren! — Zuweilen breite ich die Arme mit einer unausſprechlichen Inbrunſt aus, um ein Kind an mein Herz zu drücken! und wenn ich dann nichts erfaſſe als — meinen Schooßhund — ſo kann ich Stunden lang weinen, mich auch wohl recht unglücklich fühlen.

Die Aerzte haben jetzt eine Reiſe nach Spaa vorgeſchlagen. Arlhofen thut es freilich ungern, und hat auch einmal der großen damit verknüpften Koſten erwähnt, aber mein Vater nahm ſogleich mit einiger Haſtigkeit alle Koſten auf ſich, und es iſt nun beſchloſſen, daß in vier Wochen — wenn mein Zuſtand ſich nicht merklich beſſert — wir die Reiſe wirklich antreten. Einen Urlaub für Arlhofen

will unſer Vetter, der General Müllheim, bewirken. Sollte es dazu kommen, ſo ſchreibe ich dir vorher noch einmal. — Lebe wohl, liebe Amalie! — Du erzählſt mir ſo wenig von deinen Kindern? o, erzähle mir doch recht viel, recht viel von ihnen!

Dreißigſter Brief.

Leontine an Amalien.

(Vier Monat ſpäter.)

Mein Zuſtand und die Reiſeanſtalten ſind Schuld daran, daß ich dir nicht Wort gehalten, und abgereiſt bin, ohne dir noch ein Lebewohl zuzurufen. Du haſt dabei nichts weiter verloren, als neue Klagen, denn mit mir wurde es täglich ſchlimmer, und jetzt, da ich aus dem Bade zurückgekommen bin, iſt es leider um nichts beſſer! — Mein alter Vater wankt herum wie ein Schatten, und Arlhofen gibt mir zu verſtehen, mein ganzes Unglück komme daher, weil ich unfähig ſei, Mutter zu werden. Das iſt ein hartes Los, und ich bekenne, daß ich mit bitterem Murren mich unter die ſchwere Hand des Schickſals beuge. — Was habe ich verbrochen, daß mir dieſer ſchönſte Segen der Natur verſagt worden?! —

Geſtern ging ich hinaus auf's Feld zu den Schnittern. Als ich an einigen zuſammen geſtellten Garben vorüber ging, bellte mein Azor und ich ſah etwas am Boden ſich bewegen; es waren zwei kleine Kinder, Zwillinge, die noch

an der Bruſt liegen. Ich ſtand wie verſteinert vor ihnen mit ſtarren Blicken. Die Kinder fingen an zu weinen, die Mutter legte ihre Sichel nieder und eilte ſchwitzend herbei. Im rechten und linken Arm hatte ſie nun ein Kind, das mit ſeinen Lippen die ſparſame Quelle der Nahrung ſuchte — in beide Arme drückte ſie Kinder — meine Arme waren leer! — Warum gewährte die Natur dieſer armen Frau zweifach, was ſie mir ganz verſagt! — Sie hatte wenig Milch, denn ſie war von der Arbeit erſchöpft. Ich ſchalt ſie, daß ſie mit auf das Feld gehe; aber ſie zeigte ſchüchtern auf den ſtrengen Amtmann, der nicht weit davon ſtand. Ich rief ihn herbei, und verbot ihm, dieſe Frau zu irgend einer Arbeit anzuhalten *). Ich ſah, daß er mit Widerwillen gehorchte, und doch iſt auch er Vater einer zahlreichen Familie!

Die Frau ſah mich mit einer unausſprechlichen Heiterkeit an. »Sie ſollen es der gnädigen Frau einmal verdanken," ſagte ſie, indem ſie die beiden Würmchen feſt an ſich drückte. Ich ſchlug ihr vor, mir Eines der Kinder als Pflegling zu überlaſſen. — Sie ſchüttelte den Kopf und die Thränen traten ihr in die Augen. Sie ſah bald auf dieſes, bald auf jenes, als wollte ſie ſagen: welches könnte ich wohl entbehren? — Ich wandte mich von ihr,

*) Auch das hat der Adel nunmehr zu einem menſchenfreundlichen Geſetz erhoben. Eine Mutter, die drei Kinder hat, thut dem Hofe keinen Frohndienſt mehr.

um meinen Schmerz zu verbergen. Ach, Amalie! vergebens bettelte eine reiche kinderlose Frau bei einer armen Sklavin, die eine reiche Mutter iſt! — Noch Abends ſpät brachte mir ein Bauer einen großen Dorbick*) voll der ausgeſuchteſten Erdbeeren, und wollte nichts dafür nehmen. Als ich ihn um die Urſache ſeines Weigerns fragte, ſpielte er freundlich mit dem Hute, und ſagte, er ſei der Vater der Zwillinge. Die Erdbeeren hatte er, ſtatt von der ſauren Tagesarbeit zu ruhen, aus Dankbarkeit geſucht. —

Du, liebe Amalie, haſt auch ſchon drei Kinder, aber du wirſt mir auch wohl keines anvertrauen, wenn ich dich auch noch ſo rührend darum bäte? — Wie? — antworte mir lieber gar nicht darauf, ich weiß ja ohnehin ſchon, daß keine Mutter ihr Kind weggibt. Ich fühle ja auch wohl ſelbſt, daß ich es nicht thun würde — ach! und wenn ich meinem Vater das Leben damit retten könnte! — Ich muß ſchon ſo einſam fortkränkeln. Da Zeit und Gewohnheit die Krücken ſind, auf welchen der gelähmte Menſch auch über ſeine zerſtörten Hoffnungen gelaſſen hinweg ſchreitet, ſo meine ich, wird es mit mir ja auch wohl beſſer werden.

Eines — ich kann es nicht läugnen — hat mich neulich ſehr geſchmerzt. Ich kam mit verweinten Augen aus meiner Kammer, glaubte Arlhofen auf dem Felde, fand ihn aber im Wohnzimmer und konnte nicht mehr zurück. Er fragte mich mit vieler Güte um die Urſache meiner Thränen? ich

*) Ein Gefäß von Birkenrinde.

konnte ihn nicht täuschen, ich bekannte ihm, daß ich zu Gott gefleht, um das Glück, Mutter zu werden! Da — es wird mir schwer, es zu sagen — da lachte er laut auf. Ich sah ihn befremdet an; er bat mich, nicht böse zu werden, aber es komme ihm so komisch vor, daß eine siebzehnjährige Frau auf ihren Knien um ein Kind bitte. — Ich wurde feuerroth und ging hinaus. — Komisch sagte er, liebe Amalie; das war gewiß nicht gut und hat mir sehr wehe gethan! — Glücklicherweise kam in demselben Augenblicke ein Transport Bücher aus der Stadt, eine Vermehrung meiner kleinen Bibliothek. Das Auspacken und Durchblättern beschäftigte mich angenehm, Arlhofen half mir, und ich vergaß sein kaltes, unschickliches Wort. Nur so oft er lacht, fällt mir auch jenes fatale Lachen wieder ein.

Wenn die Krämpfe mir ein wenig Ruhe lassen, sehe ich nun wieder einigen vergnügten Wochen entgegen, denn mein Vater kommt, ich habe herrliche Bücher erhalten, und das Wetter ist so schön. Apropos! mein Vater hat kürzlich Gelegenheit gehabt, der alten Frau von Wallerstein einen Dienst zu leisten. Sie hatte im März große Zahlungen zu machen, und kam in Geldverlegenheit (du weißt, wie rar jetzt das bare Geld bei uns ist). Mein Vater erfuhr es, und ließ ihr ein ansehnliches Kapital zu geringen Zinsen anbieten. Das hat sie sehr gut aufgenommen. Zeither schmollte sie noch immer wegen des Korbes, aber nun ist eine Art von stillschweigender Versöhnung zu Stande ge-

kommen, welche zur Folge gehabt hat, daß wir sämmtlich zu einem Talcus *) eingeladen worden, den sie ihren Bauern jährlich mit großer Feierlichkeit zu geben pflegt. Seit ich auf Lindenholm wohne, sind wir halb und halb Nachbarn. Ich fahre ungern hin, denn der Weg beträgt doch zwei und zwanzig Werst, und sie soll eine stolze und eigennützige Frau sein. Zum Glück werden wir den Sohn nicht dort finden; er ist schon seit ein paar Jahren in Petersburg, wo er eine glänzende Rolle spielen soll. Ich entgehe also der Verlegenheit, die doch immer damit verknüpft sein muß, wenn eine Frau einen Menschen wieder sieht, der sie einst zu heirathen begehrt hat. — Lebe wohl, gute Amalie! und küsse deine Kinder von mir.

Einunddreißigster Brief.

Leontine an Amalien.

Heute, meine theure Freundin, schreibe ich dir in einer seltsamen Stimmung. Was sich äußerlich mit mir zugetragen, ist eben nicht von Bedeutung, und doch ist in meinem Innern eine Veränderung vorgegangen, die mich zur Träumerin macht.

Vorgestern fuhren wir zu der alten Frau von Wallerstein, weil mein Vater es nun einmal für nothwendig hielt. Als er sah, daß ich es ungern that, sagte er: »Tin-

*) Erntefest.

chen, ich habe der Frau einen Dienſt geleiſtet; ſie glaubt ſich mit mir abzufinden, indem ſie uns bewirthet. Kämen wir nicht hin, ſo würde ihre Schuld ſie drücken, und mit einem Schuldner muß man weit ſchonender umgehen, als mit jedem andern Menſchen. Du kannſt dir alſo ſchon einmal auf ein paar Stunden Zwang anthun."

Dagegen ließ ſich nun gar nichts einwenden. Wir fuhren. Frau von Wallerſtein empfing uns eben nicht mit Wärme, aber höflich und freundlich. Es waren noch eine Menge Gäſte da. Ihr Gut hat eine reizende Lage. Ein Garten im engliſchen Geſchmack iſt mit wahrem Gefühl für die Schönheiten der Natur angelegt, doch ſehr verwildert. Als ich ihr meine Verwunderung darüber bezeigte, ſagte ſie nachläſſig: »ich komme ſehr ſelten in den Garten, meine Geſchäfte erlauben das nicht. Was ſie da ſehen, iſt das Werk meines Sohnes, der, als er noch hier war, ſeine einzige Freude daran hatte. Dort jenes Acaciengebüſch hat er ſelbſt auf ein Stück Ackerland gepflanzt, welches freilich viel beſſer hätte benutzt werden können. Jetzt hat er ganz andere Dinge im Kopfe, denn der Fürſt B* thut nichts ohne ihn." —

Die letzten Worte warf ſie nur ſo hin mit einer vornehmen Miene, als ob ſie kein Gewicht darauf legen wolle; mir aber ſchien es, als habe ſie in dieſem einzigen kurzen Geſpräch ihr ganzes Herz vor mir entfaltet. Sie beſucht den Garten nicht, iſt alſo nicht empfänglich für die ſtillen Freuden der Natur; ſie läßt verwildern, was

ihres Sohnes einzige Freude ausmachte, liebt alſo ihren Sohn wohl nur aus Eitelkeit; ſie bedauert das Ackerland, welches zum Acaciengebüſch umgeſchaffen worden, iſt alſo wohl eine ſehr genaue Wirthin; ſie verſteckt ihre Freude über den Einfluß des Sohnes hinter ein kaltes Vornehmthun, iſt alſo nur eine ſtolze Frau, denn ich meine, Mutterfreude über das Glück eines Kindes müſſe ſich nicht verbergen können.

Vielleicht thue ich ihr Unrecht; vielleicht glaubte ſie auch nur mit mir ſo ſprechen zu müſſen. Ich trennte mich unvermerkt von der übrigen Geſellſchaft, und ſchweifte allein in dem immer noch reizenden Park umher. Auf einer Anhöhe fand ich eine Hütte von Baumrinde, in der Hütte eine Moosbank, und über derſelben, auf einer hölzernen Tafel, die Worte von Greſſet:

Une éternité de gloire vaut-elle un jour de bonheur?

Ich ſtutzte. Hat das der ehrgeizige Jüngling geſchrieben, der jetzt in der Reſidenz ſein Glück in Hofintriguen findet? — Als ich aus dem Gebüſch trat, fiel mein Auge auf ein einfaches Denkmahl, welches aus dunkeln Tannen weiß hervorſchimmerte. Es war eine abgebrochene Säule, die eine Marmorvaſe trug, über welche ein Genius einen Roſenkranz hielt. An der Säule ſtanden die Worte:

Dem Andenken meines Lehrers gewidmet,

und auf der andern Seite der ſchöne Vers von Herder, meinem Lieblingsdichter:

Wie der Schatten früh am Morgen
Iſt die Freundſchaft mit dem Böſen.
Stund' auf Stunde nimmt ſie ab;
Aber Freundſchaft mit dem Guten
Wächſet wie der Abendſchatten,
Bis des Lebens Sonne ſinkt.

Ich war bewegt. Mein Gott! dachte ich, hat das der böſe Menſch geſchrieben, der die Unſchuld verführt und alles Heilige verſpottet? — Daß er auch heucheln könne, habe ich wohl geglaubt, aber warum heucheln hier in der Einſamkeit? — Iſt er wirklich dieſes Dankgefühls für einen alten Lehrer fähig, und hat er wirklich die Schönheit jenes Verſes empfunden, ſo kann er wohl unmöglich ſo ganz ſchlecht ſein, als man ihn machte.

Arlhofen, der mich ſuchte, entriß mich dieſen Betrachtungen. Ich zeigte ihm die Hütte und das Denkmahl. Er ſagte, es wären empfindſame Spielereien, und wir gingen zur Geſellſchaft. — Die Bauern zogen eben mit Muſik auf den großen Schloßhof, auf welchem, nach alter eſthniſcher Sitte, die Tiſche (das heißt, Breter auf Backſteine gelegt) ſchon gedeckt, mit Fleiſch, Grütze u. ſ. w. reichlich beſetzt waren. Ich habe auf meines Vaters Gütern ſo manchem Taleus beigewohnt, aber dieſe herzliche Fröhlichkeit, dieſe Wohlſtand bezeichnende Eleganz in der Kleidung, und dieſe, faſt möchte ich ſagen, ſittliche Freude hatte ich noch nie an unſern Bauern geſehen.

Ich meinte, sie würden sich, wie gewöhnlich, nun gleich an die langen Tafeln setzen; aber da trat erst ein alter Mann hervor, der etwas unter den Armen trug, das sorgfältig in ein weißes Tuch gewickelt war. Er legte seine Mütze neben sich auf die Erde, nahm das Tuch ab, und ließ ein zierliches Kästchen sehen, das er mit zitternden Händen aufschloß. Es lag eine Pergamentrolle darin, die er herausnahm und aufwickelte. Sogleich flogen alle Hüte und Mützen von den Köpfen, Männer und Weiber stellten sich andächtig im Kreise um den Alten her, und die Mütter beschäftigten die kleinen Kinder mit den eben empfangenen Semmeln. Der Alte las langsam und deutlich. Es war eine in esthnischer Sprache abgefaßte, schon vor fünf Jahren ausgestellte Urkunde, Kraft deren den Bauern **Eigenthum des Landes, welches sie und ihre Voreltern bearbeiteten, Feststellung ihrer leider überall willkürlichen Frohnen, und Richter aus ihrem eigenen Mittel** zugestanden wurden. Am Schlusse derselben war verordnet, daß jährlich am Erntefest diese wohlthätige Urkunde durch den ältesten Bauer öffentlich verlesen werden solle.

Ich sah während des Lesens viele mit nassen Augen die Hände dankbar zum Himmel aufheben, und als der Greis vollendet hatte, drängte sich Alles in fröhlicher Unordnung um Frau von **Wallerstein** her, ihre Hände zu küssen, ihre Knie zu umfassen. Mir war zu Muthe, als müßte ich mich selbst unter die Bauern mischen, und

wirklich war ich ihr schon ganz nahe; ja, trotz der Kälte in ihrem Gesicht stand ich im Begriffe, ihre Hand zu erwischen, als sie eben sich lächelnd zu meinem Vater wandte, und sagte: »Mir haben die guten Leute nicht zu danken. Das ist eine Schwärmerei meines Sohnes, die ich Anfangs sehr mißbilligt habe; indessen kann ich nicht läugnen, daß der Erfolg meine Erwartungen sehr übertroffen hat.«

Ich stand versteinert. Wie? auch einer solchen Handlung war der böse Mensch fähig? er, den die ganze Welt haßt, weil er die ganze Welt verspottet? sind das seine jakobinischen Grundsätze? oder ist er so ganz Teufel, seinen Giftbecher mit Blumen zu bekränzen? — Wie eine Träumende folgte ich der Gesellschaft zum Essen. Der Zufall wollte, daß ich dem Bilde des Rittmeisters gegenüber zu sitzen kam. Unwillkürlich ruhte mein Blick oft Minuten lang auf seinem Gesichte, und ich konnte mir nicht verhehlen, daß ich den Ausdruck des Hohnes vergebens suchte, der mir seine Physiognomie einst so zuwider gemacht hatte. Ich mußte mir sein Lachen hinzudenken, denn wenn er lacht, hat er doch wirklich einen zurückstoßenden Zug der Satire im Gesicht. Aber, dachte ich, wenn das Lachen, und nicht die Handlungen eines Menschen seinen Ruf begründen — Arthofen lachte ja neulich auch — plötzlich fiel mir wieder ein: er hat ein unschuldiges Mädchen verführt! er ist ein Wollüstling, der das Gute nur aus Schwachheit thut — Kurz, liebe Amalie, ich kann dir nicht beschreiben, wie es in meiner Seele wunderlich durcheinander ging, wie der

Staub, wenn die Sonne durchscheint. Habe ich da vielleicht ein wahres Bild gebraucht? hat die Sonne der Wahrheit auf die Urtheile der Welt geschienen? fast muß ich es glauben, wie könnten sonst alle diese Menschen mit dieser unsern Bauern so seltenen Innigkeit an ihn hängen? Als ich gegen Abend wieder auf den Hof kam, um dem Tanze zuzuschauen, da sangen zwei esthnische Mädchen — du kennst ja ihre extemporirten Lieder, die sie zwar sehr eintönig herleiern, in welchen sie aber meistens sehr treffende Wahrheiten vorbringen. Nun, diese Mädchen schilderten ihren elenden Zustand, bevor ihr **Noor Herra** (junger Herr) aus fernen Ländern zurückgekommen sei, und ihr jetziges Glück, das sie ihm allein verdankten. Sie stellten Vergleichungen zwischen sich und ihren Nachbarn an, bei welchen die rings umher stehenden benachbarten Gutsbesitzer (mich nicht ausgenommen) mehr als einmal erröthe-ten. Der Schluß des Liedes war ein Gebet um Segen für den jungen Herrn, und — soll ich's dir gestehen — fast hätte ich mitgesungen.

Die mancherlei unerwarteten Empfindungen, die mich an diesem Tage überraschten, hatten mich so erschüttert, daß ich herzlich froh war, als wir wieder im Wagen saßen. Ich lehnte meinen Kopf sogleich in die Ecke, und stellte mich, als ob ich schlummern wollte, eigentlich aber um nachzudenken — ich weiß selbst nicht worüber — doch ja, um mich zu schämen, recht vom Grunde meines Herzens zu schämen, daß ich lieblose Urtheile über einen Menschen nachgeplaudert

hatte, den ich doch nicht kannte. Eine treffliche Lehre hat mir dieser Tag gegeben. Nie will ich wieder über die Moralität eines Menschen absprechen, bevor ich ihn nicht in seinem Hause gesehen habe. Der Mensch außer seinem Hause, ist nicht er selbst; dort repräsentirt er sich gleichsam nur, er ist sein eigener Gesandter an einem fremden Hofe, und was er da gut oder schlecht macht, ist ja wohl oft nur ein Werk der Verhältnisse, der unbedachten Offenheit oder des schüchternen Mißtrauens; er scheint und will auch meistens nur scheinen. Aber zu Hause, im Schlafrock, unter den Seinigen, von Weib und Kind und Hausgenossen umgeben, da muß man ihn sehen, und da sieht man ihn sogar, wie er auch nicht zu Hause ist. Die Art, wie man ihn erwartet, von ihm spricht, ihn vermißt oder nicht vermißt, die zeugt für oder wider ihn, unendlich wahrhafter als die Klätschereien der großen Welt.

Ich war unzufrieden mit mir; ich bat Wallerstein in Gedanken das Unrecht ab, das ich ihm zugefügt, und es fehlte wahrlich nicht viel, so hätte ich ihm auch den Korb abgebeten, den ich so schnippisch ihm zugeworfen habe.

Als wir nach Hause kamen, und mein Vater in sein Zimmer gegangen war, schmiegte ich mich voll Vertrauen an Arlhofen, und bat ihn, so rührend ich nur immer vermochte, auch auf unsern Gütern die menschliche Einrichtung zu treffen, von der wir so eben das schöne Muster gesehen hatten. Er lachte mich aus, wie man ein Kind

auslacht, das den Mond vom Himmel herunter haben will, um damit zu spielen. Das empörte mich, ich wurde ernst, und ich glaube gar, ich wurde etwas bitter. Als er das merkte, lenkte er ein, sagte: »ja, ja, wir wollen sehen; man muß doch erst Vorbereitungen machen," und was dergleichen Ausflüchte mehr waren. Er meinte es nicht ernstlich, das sah ich wohl. — Ach, Amalie! dieser Tag wird mir ewig merkwürdig bleiben! meine Zufriedenheit hat nicht gewonnen — ich fühle — und mag es mir nicht gestehen — daß Arthofen und ich nicht ganz für einander geschaffen sind; ja, die spöttelnde und bittere Laune, mit der er von Wallerstein's wohlthätigen Einrichtungen, als von Romanenschwärmerei und neuer Philosophie sprach, haben mir einen Unmuth gegen ihn gegeben, von dem ich hoffe, daß er nicht dauernd sein werde. Glücklicherweise sind wir auf morgen zu der Hochzeit unsers Pfarrers gebeten, wo ich mich zu zerstreuen hoffe. —

Deine

Leontine.

Zweiunddreißigster Brief.

Rittmeister von Wallerstein an Pastor Gruber.

Reval.

Da bin ich wieder bei meinen väterlichen Laren, und athme seit dritthalb Jahren zum ersten Male wieder leicht und frei. Ja, lieber Freund, ich habe mich losgerissen, habe

mich selbst mir selbst wiedergegeben. Der Welt Gutes thun wollen, heißt in den Sand schreiben; was der Wind verschont, verlöschen die Wellen. Doppelt gilt das am Hofe. Ich habe geträumt und bin erwacht; der Traum war süß, und folglich das Erwachen nicht angenehm, doch bedauere ich darum die verträumte Zeit nicht. Erfahrungen, dergleichen mir zu Theil geworden, sammelt man doch nur in einem solchen Wirkungskreise, wo Tausende nach Glück jagen, einander überholen und überlisten, bald ihre Nebenbuhler über den Haufen rennen, bald ihnen zwischen den Füßen durchkriechen; wo keine Leidenschaft ungeweckt, keine Kraft ungeübt bleibt; wo man Tugend aus Eigennutz, Laster aus Gefälligkeit erheuchelt; wo alle Zuschauer mit spielen, und alle Mitspielende auch Zuschauer sind; wo Weltbegebenheiten aus Kirschkernen hervorgehen, und neue Moden zu Weltbegebenheiten werden; wo ein redlicher Fürst es höchstens dahin bringt, daß man die Tugend zur Hofetikette zählt; wo man immer mit Passatwinden fährt, und die Zeit wohl abwarten muß, in der sie wehen; kurz, wo man sein ganzes Selbst zum Opfer bringt, um sich eine Existenz mühsam zu schaffen und noch mühsamer zu erhalten.

Sie runzeln die Stirn, lieber Freund? Sie wähnen, ich sei wieder in meinen alten Ton verfallen, und habe mein sogenanntes Glück verscherzt? — Ganz unrecht mögen Sie nicht haben, doch halb gewiß. Ich habe freilich wohl dann und wann vergessen, daß — wenn man die

ſterbende Tugend eines Machthabers retten will — man nie das Kind beim rechten Namen nennen muß, gleichwie man zu keinem Perſer ſagen darf: dein Freund iſt todt, ſondern: er hat gelebt, oder: er iſt vorüber gegangen.

Ich will alſo nicht läugnen, daß des Fürſten Freundſchaft für mich erkaltet iſt. Aber, was bei den Großen mehr gilt als Freundſchaft, iſt Gewohnheit, und dieſe knüpfte ihn noch immer feſt genug an mich, um ſeinen Glanz auch auf mich zurückſtrahlen zu laſſen, wenn es mir darum zu thun geweſen wäre. Doch, den Himmel ſei Dank, ſo ganz eingehöfelt war ich noch nicht, und ſobald ich merkte, daß es Rücken und Seelen gab, geſchmeidiger als die meinigen, zog ich mich ohne Murren zurück, und erhielt ein gnädiges: **Comptez sur moi mon ami, toutes les fois que je pourrai vous être utile,** mit auf den Weg.

Nun kommt es mir vor, als hätte ich in einem vollſtimmigen Orcheſter zu nahe bei den Pauken geſtanden, und wäre plötzlich herausgetreten in einen ſtillen Hain, wo die gefiederten Sänger leiſe um mich her zwitſchern, und — laſſen Sie mich Eines mit frohem Bewußtſein hinzufügen — mir iſt kein Fluch aus der Reſidenz gefolgt, wohl aber der Segen einiger guter Menſchen, die ich aus dem Gedränge hervorzog.

Unter dieſen war Einer, den ich ungern verließ, denn ich fühle, wir wären mit der Zeit Freunde geworden, ein

Herr von Thümen, der wackerste Mann, den ich kenne, mit einer sehr liebenswürdigen Familie. Er ist von Jugend auf ein Ball des Unglücks gewesen, und hat mehr als einmal aus den Stürmen nichts gerettet, als seine Tugend. Zuletzt diente er in Holland, und wanderte aus, als die Ehre es ihm gebot. Ein Verwandter in Moskau hatte neue Hoffnungen erregt und getäuscht. So kam er nach Petersburg, krank und mißmuthig, mit einer nichtssagenden Empfehlung an den Künstlen, die, vermuthlich um ihn nur mit guter Art los zu werden, der Verwandte ihm zu verschaffen wußte. Schon seit sechs Wochen hatte er seine Morgenstunden in unserm Vorzimmer zugebracht, und einen Winkel im Fenster fast nie verlassen, als endlich seine edle kummervolle Gestalt mir auffiel. Ich näherte mich ihm; sein Gesicht klärte sich auf; es hatte in sechs Wochen hier noch Niemand mit ihm gesprochen. Ich bat ihn, mir seine Lage mit wenig Worten zu schildern. Er sah mich einen Augenblick zweifelhaft an. »Mein Herr,« sagte er dann, »ich sehe Sie hier täglich von hundert Bittenden umringt, es ist fast unmöglich, daß die Noth eines Jeden Ihnen erinnerlich bleibe. Ist es Ihnen Ernst, die meinige zu mildern, so thun Sie einen Blick in meine Wohnung, dann bin ich sicher, daß Sie meiner nicht vergessen.“—

Diese Art, meine Hilfe aufzufordern, war mir ganz neu, und machte mich stutzig. Ich schrieb seine Wohnung in meine Schreibtafel. Da aber leider so oft durch die künstlichen Vorspiegelungen mein Herz getäuscht worden,

so kam mir plötzlich der Gedanke, die Wahrheit seines Vorgebens auf der Stelle zu prüfen, ohne daß er etwa trügerische Vorkehrungen zu meinem Empfange machen könne. Ich ließ ihn daher im Vorzimmer stehen, bat ihn, meine Zurückkunft abzuwarten, sagte aber nicht, was ich thun wolle, warf mich in meinen Wagen, und fuhr in das bezeichnete Haus. — Von dem unaussprechlichen Elend, in welchem ich dort eine leidende Gattin unter ihren Kindern fand, lassen Sie mich schweigen. Ich kam mit zerrissenen Herzen zurück, drängte mich an den Fürsten, der eben ausfahren, und, wie gewöhnlich, durch eine Hinterthür den Supplikanten entschlüpfen wollte, schilderte ihm das rührende Gemälde, wie es noch vor meiner Seele schwebte, und erzwang, halb von seinem Mitleid, halb von seiner Ungeduld, augenblickliche Hilfe.

Mit der Bestallung als Oberaufseher des kaiserlichen Lustschlosses R** (ein ruhiger und bequemer Posten), trat ich zu Thümen, der noch immer in seinem Winkel stand, und sich, wie gewöhnlich, damit beschäftigte, die Löcher in seiner Uniform den Umstehenden zu verbergen. Da ich vermuthen konnte, daß seine dankbare Freude in diesem meist herzlosen Kreise ausbrechen werde, so winkte ich ihm an die Thür, gab ihm da das Patent, und schob ihn hinaus. Er wußte nicht, wie ihm geschah. Während er draußen das Papier entfalten mochte, flog ich wieder durch die Menge im Vorzimmer, und verschwand in dem unzugangbaren Heiligthum von des Fürsten Kabinet. Die

Bedienten sagten mir nachher, daß Thümen wie ein Wahnsinniger zurückgekommen sei, mich überall gesucht, und um Gotteswillen gebeten habe, ihn zu mir zu führen. Da sie aber meinten, er wolle um etwas bitten, so wiesen sie ihn ungestüm zurück. Er ging endlich, und zu der Freude, die er nach Hause brachte, gesellte sich dort noch eine andere, denn ich hatte bereits durch meinen verschwiegenen Kammerdiener den Mangel aus seiner Wohnung jagen lassen.

Je mehr ich nachher diese wackere Familie kennen lernte, je froher machte es mich, das Werkzeug zu ihrem stillen Glück geworden zu sein.

Ich weiß, lieber Freund, Sie legen mir es nicht als Prahlerei aus, daß ich dieses Bruchstück aus meinem Hofleben Ihnen mitgetheilt habe; es ist eine Erinnerung, die mir aus jener kühlen Nacht freundlich leuchtet. Eines Gespräches mit Thümen muß ich noch erwähnen, das wahrscheinlich auch Sie interessiren wird. Er schilderte mir so oft das Glück der Ehe, von dem er selbst ein so rührendes Muster aufstellt, und bat mich so oft, mir doch recht bald eine gute Frau zu suchen, weil ich nach seiner Meinung so ganz dazu geschaffen sei, dies einzige wahre Glück auf Erden zu genießen, daß ich ihm endlich einmal halb im Scherz, halb im Ernst antwortete:

»Je nun, lieber Thümen, schaffen Sie mir nur eine gute Frau.«

Er nahm mich beim Wort: Ich hoffe um so weniger

Schwierigkeiten zu finden, sagte er, da es eine Ihrer Landsmänninnen ist, die ich Ihnen vorschlagen will. — Ich stutzte. Wer? — Fräulein von Blondheim. — Fast wäre ich erschrocken. — „Woher kennen Sie Fräulein von Blondheim?“ — und nun erzählte er mir eine Geschichte, wo dieses vielleicht zu rasch von mir beurtheilte Kind mit dem zartesten Edelmuth ihm aus einer drückenden Noth geholfen, als auf der Reise durch Ehstland seine Frau von einer zu frühen Niederkunft überrascht worden war.

Ich läugne nicht, daß ich sehr albern bei dieser Erzählung aussah und stotternd antwortete: Fräulein Blondheim ist schon längst vermählt. Falsche Scham hielt mich ab, hinzuzusetzen: mir hat sie einen Korb gegeben. — Ihnen will ich es gestehen, lieber Freund, daß seine Erzählung mir seitdem einige trübe Augenblicke verursacht hat. Zeigt die Handlung des Mädchens gleich nicht für hohe Bildung, so bürgt sie doch für ein unverdorbenes, dem Guten offenes Herz, und die Art, wie sie dieselbe vollbrachte, für eine angeborne Zartheit der Empfindung. Was hätte ich mehr bedurft, um mir eine Gattin nach meinem Herzen zu bilden? — Es hat mir weh gethan, hier hören zu müssen, daß sie nicht ganz glücklich lebt. Sie soll sehr kränklich geworden sein.

Es scheint wohl, daß ich nicht bestimmt bin, ein Mädchen zu finden, das dem Bilde gleiche, welches die Jugendfantasie mir oft vorgegaukelt hat, vielleicht eben deswegen, weil ich mir zu viel von der Fantasie habe vor-

gaukeln lassen. Meine Mutter hat mir abermals ein steinreiches Fräulein vorgeschlagen, ich habe auch schon die Bekanntschaft derselben gemacht, und kann eben nicht sagen, daß sie mir mißfiele. Es ist ein gutes gewöhnliches Mädchen, auch nebenher recht hübsch. Wenn nichts dazwischen kommt, so werde ich mich wohl nächstens entschließen, mit blinzelnden Augen in den Ehestand zu springen; denn da ich meinen Abschied genommen und die meiste Zeit meines Lebens auf dem Lande zubringen will, so muß ich doch wohl heirathen nach der Väter Weise. Meine Ansprüche bei der Wahl einer Gattin sind genügsamer geworden. Die Liebe ist ein Gast, der die Wohnung meines Herzens zu verschmähen scheint. Wer in seinem sechsundzwanzigsten Jahre noch nicht geliebt hat, dessen Brust haben die Wellen des Lebens schon zu oft durchnäßt, die Flamme zündet so leicht nicht mehr. Darum sei Sanftmuth und ein unverbildetes Herz Alles, was ich von meiner künftigen Gattin begehre. Finde ich in dem Mädchen, auf welches meiner Mutter Auge fiel, diese beiden Eigenschaften vereinigt, so hören Sie vielleicht bald, daß Ihr Zögling auf Sallmküll Kohl baut und Kinder erzieht.

Dreiunddreißigster Brief.

Leontine an Amalien.

Seltsam, liebe Amalie! es ist als habe daheim ein schadenfroher Dämon mich umklammert, und flattere vor

mir her, wenn ich aus dem Hause mich wende. Fast hätte ich der Hochzeit unsers Pastors nicht beiwohnen können, denn ich bekam einige Tage vorher wieder sehr heftige Krämpfe, und vielleicht wäre es besser gewesen, diesem Winke meines Schicksals zu folgen. Doch ein Bedürfniß der Zerstreuung, wie ich es nie empfunden, trieb mich fort. Schon zwei Tage vor der Vermählung fuhren wir zu der guten alten Frau von Werthheim, bei welcher die Braut seit einigen Jahren sich als Gesellschafterin aufhielt, und wo auch unser Pastor sie kennen lernte. Die alte, wohlthätige Frau ließ es sich auch nicht nehmen, die Hochzeit auszurichten.

Ich fand in der Braut ein sehr liebenswürdiges, sanftes Geschöpf, von dessen Umgang ich mir in Zukunft manche Freude, fast hätte ich gesagt, manchen Trost verspreche. Sie ist die Tochter eines sehr wackeren Mannes, der durch die neue Statthalterschaftseinrichtung unverschuldet seinen Posten verlor und — doch ich will meiner wunderbaren Erzählung nicht selber vorgreifen.

Am Tage vor der Hochzeit waren alle Gäste spaziren gegangen, nur die Wirthin vom Hause, die Braut und ich blieben zurück, die Erstere, weil sie nicht gut zu Fuß ist, die Braut, weil sie es für ihre Pflicht hielt, und ich, weil meine letzten Krämpfe noch eine große Mattigkeit zurückgelassen hatten. Das Gespräch fiel auf unseren letzten Besuch in Sallmküll, ich erzählte, was ich da gesehen, und ergoß mich in Lobsprüche über die menschliche Be-

handlung der dortigen Bauern. Man hörte mir freundlich zu. Mehr um das Gespräch zu verlängern, als um etwas Böses zu sagen — und wie oft sagt man nicht etwas Böses blos aus dieser Ursache! — fügte ich hinzu; es sei mir unbegreiflich, wie ein so allgemein gehaßter und hassenswerther Mensch, als der Rittmeister Wallerstein, etwas so Treffliches habe ausführen können.

Hassenswerth? sagte die Braut und wurde feuerroth.

»Wenn es wahr ist," erwiederte ich, »was man vor einigen Jahren mir mit Gewißheit versichern wollen, daß er ein unschuldiges Mädchen aus einer ehrbaren Familie verleitet, seine Mätresse zu werden, und daß er sie in der Vorstadt, zum Skandal aller Nachbarn, unterhalten, während er eine andere Unglückliche der Verzweiflung zum Raube gelassen, die durch ihn Mutter geworden, und deren Kind noch jetzt in der Stadtschule — "

Halten Sie ein! rief das Mädchen, und die Thränen stürzten ihr aus den Augen. Ich stutzte. »Meine liebe Frau von Arlhofen," sagte die alte Werthheim mit vieler Gutmüthigkeit, »wenn man alle Stadtklatschereien glauben wollte, so gebe es keine guten Menschen mehr auf der Welt." — Ich wollte antworten, fragen, aber sie lenkte ab, und brachte geflissentlich ein anderes Gespräch auf die Bahn, das ich doch nur halb anhörte, denn meine Augen und meine Seele waren mit der Braut beschäftigt, deren Busen sich schnell hob, deren Auge sonderbar glänzte,

und die offenbar mit einer sehr schmerzhaften Empfindung zu kämpfen schien. Ich sah, daß ich ihr wehe gethan hatte, und bereute es herzlich, aber wie? wodurch? —

Ein Wagen mit Bauervorspann, der eben auf den Hof fuhr, unterbrach uns. Es war ihr Vater, ein alter Mann mit eisgrauen Haaren, dessen Züge beim ersten Anblick mir Ehrfurcht und Vertrauen einflößten. Die Tochter flog in seine Arme. Er hatte sie als Braut noch nicht gesehen; er segnete sie mit Inbrunst, und dankte der Frau von Werthheim für ihre mütterlichen Wohlthaten mit einem Anstand, der eben so weit von Stolz als Kriecherei entfernt war. Dann zog er seine Tochter in's Fenster, sprach einige Augenblicke leise mit ihr, wobei ich Thränen aus seinen Augen rollen sah, und gab ihr zuletzt einen dicken Brief. Sie entsiegelte hastig. Ein Packet Banknoten, welches heraus fiel, legte sie mit einer fast unwilligen Miene neben sich auf den Tisch, und durchlief mit flüchtigen Blicken den Brief. Als sie geendet hatte, sah sie gegen Himmel; es war als ob ihr der Athem stockte. Plötzlich kam sie mit dem offenen Briefe in der Hand auf mich zu, und sagte ein wenig ängstlich: Gnädige Frau, wollten Sie mir wohl einige Minuten schenken?

Ich stand auf, und folgte ihr in ein Nebenzimmer. Mit glühenden Wangen und blitzenden Augen hub sie an: „Ich kenne Sie nicht, gnädige Frau, aber ich habe viel Gutes von Ihnen gehört, und kann nicht zugeben, daß die Verleumdung einem der edelsten Menschen Ihre Achtung

ſtehle. Die ehrbare Familie, die der Rittmeiſter Wallerſtein durch anſehnliche Opfer vom Untergang und Verzweiflung rettete, und in deren Schooß er, nach Ihrer Meinung, nur Schimpf und Schande brachte, dieſe Familie iſt die meinige! Das Mädchen, das er verführt haben ſoll — (hier ſtockte ſie und ihre Lippen zitterten) „bin ich! ich, die Ihnen jetzt mit dem Bewußtſein ihrer Unſchuld in's Auge blickt; ich, die lieber einen freiwilligen Tod ſuchen, als morgen am Altare einen rechtſchaffenen Mann betrügen würde!“ —

Ihre Thränen unterbrachen ſie einen Augenblick. Ich wollte etwas ſagen, aber ſie ergriff meine Hand und fuhr haſtig fort:

„Laſſen Sie mich vollenden! ich leſe in Ihrem Geſichte, daß ich Ihnen Alles ſagen darf. Ja, ich habe Wallerſtein geliebt! ich habe ihn geliebt mit dem ganzen Feuer meiner erſten Jugend! mit der innigen Schwärmerei, zu der nur ſeine Tugend mich exaltiren konnte! Ich war damals fünfzehn Jahr alt — vielleicht hätte es nur bei ihm geſtanden, das Verbrechen wirklich zu begehen, deſſen die Läſterzungen ihn bezüchtigen. Ach! ich gab ihm ja ſo viele kindliche Beweiſe meiner Liebe — ſuchte ihm ſo wenig zu verbergen, was ich fühlte, weil ich ſelbſt dieſem Gefühl noch keinen Namen gegeben hatte. Mehr als einmal habe ich — ich ſelbſt, wenn ich die Zufriedenheit meiner Eltern ſah und ihr Gebet für ihn hörte, mich in ſeine Arme geſchmiegt, und einen (wie ich damals glaubte) ſchweſterlichen Kuß

auf seine Wangen gedrückt. Was hätte er in einem solchen Augenblicke nicht wagen dürfen! aber nie, nie hat er den strengsten Anstand verletzt. In Gegenwart meiner Eltern war er mir ein liebender Bruder; so bald wir uns aber allein befanden, behandelte er mich mit einer gewissen scheuen Achtung, deren Werth ich erst lange nachher einsehen lernte. Ja, ich weiß — ich weiß es durch einen Brief an meinen Vater, den dieser für nothwendig hielt mich lesen zu lassen, daß ich eine der Ursachen bin, warum er nach Petersburg ging. Er könne den Umgang mit uns nicht abbrechen, schreibt er, wenn er in Ehstland bleibe, und doch erfahre er nun erst zu seinem Schrecken, daß seine Besuche meinem Rufe schadeten; auch fühle er sich selbst nicht stark genug, meine aufblühenden Reize (wie er sich ausdrückte) immer mit einer brüderlichen Kälte zu betrachten. Er habe sich verheirathen wollen, mit einem Mädchen, von dem man ihm viel Gutes gesagt —" (denke, liebe Amalie, wie mir jetzt zu Muthe war!) »aber sie habe nicht gewollt."

»Gott!" setzte sie hinzu, ohne zu wissen, daß sie mit diesem Mädchen sprach, »die arme Verblendete!" — Ich war einer Ohnmacht nahe. Sie bemerkte es nicht und fuhr hastig fort: »er halte für besser, schrieb er weiter, sich auf einige Jahre aus der Provinz zu entfernen, aber er werde uns nie verlassen oder vergessen. — Und er hat Wort gehalten! er hat uns nicht verlassen, nicht vergessen! Seine Wohlthaten haben meinem dienstlosen Vater ein

bequemes Alter verschafft; ja, kaum war er ein halbes Jahr in Petersburg, als durch sein Vorwort auch der sehnlichste Wunsch meines Vaters nach Beschäftigung erfüllt wurde. Das Amt, welches er jetzt verwaltet, ist Wallerstein's Geschenk! und noch heute — lesen Sie diesen Brief — erkennen Sie das Herz eines liebenden Bruders — nicht in den tausend Rubeln, die er mir als Hochzeitgeschenk beigelegt hat, und die ich ihm zurückschicken werde, um seine Güte nicht zu mißbrauchen — aber in diesem schönen edlen Gefühl, in diesen wohlgemeinten Lehren und Warnungen, welche die reinste Tugend ihm in die Feder sagte. Lesen Sie, und glauben Sie dann von jenem Knaben, den er in die Schule gehen läßt, was Sie wollen oder können." —

Ach, liebe Amalie, kaum hörte ich noch die letzten Worte. Ich streckte meine Hand nach dem Briefe aus, aber es war zu spät. Ich sank nieder, und die fürchterlichsten Krämpfe raubten mir das Bewußtsein. Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf dem Bette; die Braut saß vor mir in Thränen schwimmend, und Arlhofen neben mir mit ziemlich bekümmerter Miene. Ich bat ihn, mir krampfstillende Tropfen zu holen, die ich immer mit mir führe, aber in einer Wagentasche gelassen hatte. Er ging. Als wir allein waren, ergriff das gute Mädchen meine Hand, küßte sie wider meinen Willen, und bat mich schluchzend um Vergebung. Ich drückte ihr die Hand, so innig, als es meine Schwachheit erlaubte. »Nichts von Vergebung," sagte ich, »ich bin Ihnen Dank, großen Dank schuldig."

Arthofen trat wieder herein. Ich warf ihr noch einen ſprechenden Blick zu, und wir ſchwiegen. Ich durfte an dieſem Tage das Bett nicht verlaſſen. Gern wäre ich allein geweſen, aber mehrere allzuhöfliche Gäſte umlagerten mich. Am andern Morgen ſtand ich zwar auf, habe auch der Hochzeitfeierlichkeit beigewohnt, aber doch kränker als jemals das Haus der Frau von Werthheim verlaſſen. Von der jungen Frau mußte ich in Gegenwart der übrigen Gäſte Abſchied nehmen, und konnte ihr alſo weiter nichts ſagen, als daß ein Beſuch von ihr mich ſehr erfreuen würde. Ich begleitete dieſe Einladung mit einem Händedruck, den ſie verſtanden haben wird.

In einer Gemüthszerrüttung, die meinen körperlichen Zuſtand merklich verſchlimmerte, kam ich nach Lindenholm zurück. Die Krämpfe kehrten häufiger wieder und hielten länger an. Arthofen gerieth in Angſt, und da der Arzt ziemlich fern von hier wohnt, ſo beſtand er darauf, daß wir nach der Stadt eilen ſollten, um dort der Hilfe näher zu ſein. Im Grunde hatte ich nichts dagegen, denn Lindenholm iſt mir jetzt eine Einöde; aber ich verſchob es doch von einem Tage zum andern, weil — warum ſollte ich es dir verhehlen? — weil ich täglich einen Beſuch von der jungen Frau erwartete, und weil ich hoffte, ſie würde mir noch viel, recht viel von Wallerſtein erzählen. Sie kam auch wirklich nach acht Tagen, aber es war ein bloßer Ceremonienbeſuch. Ihr Mann war dabei. Er und Arthofen verließen uns nur ein einziges Mal, als

der Letztere ihm seine Pferde zeigen wollte. So blieben wir etwa eine Viertelstunde allein, und hatten beide nicht das Herz, von dem zu sprechen, was vielleicht uns beide am meisten interessirte. — Lache oder schilt, liebe Amalie, aber ich gestehe, daß ich vor Begierde brannte, sie zu fragen: ob sie nicht etwas mehr von Wallerstein's Gesinnungen gegen das Mädchen wisse, das er habe heirathen wollen? — ob er das Mädchen wirklich geliebt habe? —

Sei ruhig, die Frage ist in meinem Herzen geblieben. Und wenn sie mir nun mit Ja geantwortet hätte? — wäre ich dann glücklicher gewesen? — o, viel, viel unglücklicher! gewiß! — und doch würde ich dies Ja so gern gehört haben! — Ich bin mir ein Räthsel. —

Alles ist eingepackt. Morgen reisen wir nach der Stadt auf unbestimmte Zeit. Der Arzt soll über die Dauer unsers Aufenthalts entscheiden. Lebe wohl!

Vierunddreißigster Brief.

Rittmeister von Wallerstein an Pastor Gruber.

Reval.

Zum ersten Mal, mein treuer Freund, ist es mir — fast möchte ich sagen sauer geworden, die Feder zu ergreifen, weil es mir vorkommt, als hätte ich Ihnen eine Schuld zu bekennen, ob ich gleich selbst nicht recht weiß welche? Es hat sich eine schwankende Bewegung in meiner ruhigen Brust erhoben, wie in der Ostsee, wenn der

Sturm naht. Meine Vernunft gießt täglich Oel in die Wellen, ich kämpfe treulich, aber nicht mit der gewohnten Kraft. Ich war so ruhig, bildete ich mir ein. Um den Wunsch meiner Mutter und die Pflichten des Bürgers zu erfüllen, bestärkte ich mich täglich in dem Entschluß, das Fräulein Hohenschild zu heirathen, von dem ich Ihnen neulich ein Wortchen schrieb, das ich seitdem näher kennen gelernt, und — wenigstens nichts Abschreckendes an dem Mädchen gefunden habe. Ich ließ mich daher ordentlich in das Haus der Eltern einführen, und machte es mir selbst zur Pflicht, täglich einige Stunden dort zuzubringen, um allenfalls auch die Macht der Gewohnheit auf mich wirken zu lassen. Ich bemerkte, daß man mich gern sah. Die Eltern sind brave Leute, das Mädchen schloß mir nach und nach ein unverdorbenes Herz auf, und so ging die Sache zwar langsam, aber ganz ordentlich in ihrem Gleise, bis — ja, bis zum vorigen Montag, wo ich, wie es mir leider vorkommt, die Spur des Gleises plötzlich verloren habe.

Wir saßen um den Theetisch — da meldete man Frau von Arlhofen. Ich stutzte bei dem Namen: ich kann eben nicht sagen, daß ich erschrack, aber ich stutzte doch, denn ich wußte nicht, daß sie in der Stadt war. Die Erinnerung führete mir augenblicklich das kleine runde Geschöpf vor die Augen, das so lebhaft und so niedlich tanzte, und dessen rege, fröhliche Existenz sich auf einen Walzer zu beschränken schien. Ehe ich noch Zeit hatte, mir auch das Bild

hinzuzufügen, welches Thümen mir in Petersburg von ihr entwarf, öffneten sich schon die Thüren, und ich wurde durch den Anblick einer Gestalt überrascht, über welche — nicht die Schönheit — aber die Lieblichkeit ihren ganzen Reiz ausgegossen hatte. Das runde, blühende Gesicht war verschwunden, kaum erkannte ich noch die ehemaligen Züge; ein blasses interessantes Oval war an seine Stelle getreten. Ein wenig schien sie mir auch gewachsen; zum mindesten hatte ihr Wuchs jetzt das, was der Franzos svelte zu nennen pflegt. Die kindische Ausgelassenheit war einem lieblichen Ernst, die Schüchternheit einer stillen Grazie gewichen.

Sie trat mit einem freundlichen Anstand in das Zimmer, und begrüßte ungezwungen die Wirthin und die Tochter vom Hause. Jetzt wandte sie sich gegen die Männer, welche dem Sofa gegenüber in einem halben Cirkel standen; sie wollte uns Allen zugleich eine Verbeugung machen; als aber ihr Blick zum ersten Male auf mich fiel — (o halten Sie es nicht für Eitelkeit, ich habe es nur zu deutlich bemerkt) — da wurde das blasse Oval plötzlich mit glühenden Rosen überzogen, und ihr Körper schwankte sichtbarlich. Zum Glück stand sie bereits vor dem Sofa, auf den man sie genöthigt hatte, und es ist schwer zu entscheiden, ob sie sich setzte, oder ob sie fiel. Ich glaube fast das Letztere, denn ein kleiner Schooßhund, der auf dem Sofa lag, schrie über eine getrückte Pfote. Dieser Zufall schien ihr sehr willkommen, sie beugte sich über den Hund, schmei-

chelte ihm, bat ihn um Verzeihung, und richtete sich endlich vollkommen gefaßt wieder auf.

Ich hingegen — ja, lieber Freund — ich stand recht albern da. Das Unerwartete überrascht die Weiber nur im ersten Augenblick, im zweiten wissen sie schon, was sie damit anfangen sollen; die Männer hingegen sind oft im ersten Augenblick dummdreist, und im zweiten verblüfft. Das Letztere war mein Fall; denn als die Flügelthüren sich öffneten, und ich, statt der kleinen Dindonette, eine liebliche Frau erblickte, sah ich ihr mit großen Augen, doch verzweifelt unerschrocken ins Gesicht; sobald aber ihr Blick auf mich die schöne Röthe auf ihre Wangen gejagt hatte, schwand auch meine Besonnenheit, und eine seltsame Mischung von Neubegier, Verwunderung, Interesse, gab mir das Gefühl eines beginnenden Weinrausches.

Sie werden vermuthen, die Eitelkeit habe sich in's Spiel gemischt? ein junges Frauenzimmer, das unserthalben erröthet, wird uns schnell interessant? Anfangs meinte ich das auch, aber ich sage Ihnen mit Ernst: es ist nicht so. Daß eine Frau, die zum ersten Mal mit einem abgewiesenen Liebhaber wieder zusammen trifft, ein wenig verlegen wird, ist ja wohl sehr natürlich, auch bin ich mir deutlich bewußt, daß ein richtiges Gefühl mir dieses Urtheil augenblicklich zuflüsterte, ja ich gab mir sogar Mühe, meine eigene Verlegenheit aus demselben Umstande zu erklären, was mir aber nicht recht gelingen wollte, denn ich liebte ja Fräulein Blondheim nicht, und nicht einmal meine Eitel-

keit hat sie damals beleidigt. Was war es denn, was mich so seltsam ergriff? Wahrhaftig, erst durch eine Mücke, die mir in den Mund flog, erfuhr ich, daß ich mit offenem Munde sie anstarrte. Sie wissen, lieber Freund, daß ich als Knabe die üble Gewohnheit hatte, den Mund immer offen zu halten. Sie selbst haben mir das so ganz abgewöhnt, daß ich darauf schwören will, seit meinem zehnten Jahre bin ich zum ersten Mal dabei überrascht worden. Auch die Theegespräche, die ich sonst wohl hasse wie die Sünde, schienen mir diesmal von Wichtigkeit, und alle Stadtgeschichten, die ich schon wußte, kamen mir neu vor.

Frau von Arlhofen hat eine sehr melodische Sprache, und drückt sich mit Leichtigkeit aus.

Ich nahm an dem Gespräch blos mit Auge und Ohr Theil, aber so ganz, daß Fräulein Hohenschild mir lange vergebens eine Tasse Thee entgegenhielt, und mein Nachbar mich anstoßen mußte, um es mir bemerklich zu machen. Ich weiß nicht, ob der Frau von Arlhofen meine Aufmerksamkeit entgangen ist; sie sah mich nicht an, und selbst dann, wenn sie im Gespräch sich an die Männer wandte, gleitete ihr Blick an mir vorüber. Das war mir anfangs recht lieb, denn ich weiß nicht, wie es mit meiner Unbefangenheit ausgesehen haben würde; nach einer Viertelstunde aber regte sich deutlich der Wunsch, daß sie mich doch auch eines Blickes würdigen möchte; und ich glaube in der That, ich fing schon an, empfindlich darüber zu werden — siehe, da wandte sie sich plötzlich zu mir — zu

mir allein, und sagte mit sanfter Freundlichkeit: »ich habe kürzlich einen sehr angenehmen Tag auf Sallmküll zugebracht.«

Weg war ich! — seit wenigstens zwölf Minuten harrte ich mit Ungeduld auf ein Zeichen, daß sie mich nicht ganz übersehe, und nun, da sie dies freundliche Zeichen mir gab, nun stand ich wie damals, als Sie mir zum ersten Mal erzählten, die Sterne über uns seien Welten wie die unsere. Freilich sagte sie auch etwas für mich sehr überraschendes, ich wußte ja nicht ein Wort davon, daß sie auf Sallmküll gewesen ist, begreife auch gar nicht, wie sie dahin gekommen? Meine Mutter hätte mir das wohl schreiben können. Genug, ich rückte mit der armseligen Antwort hervor: das freut mich. Etwas Gemeineres hätte ich denn doch nicht sagen können, nicht wahr?

Sie fuhr fort: »ich war Zeuge des Segens, den Ihre Bauern über Sie ausschütteten; ein gerührter Zeuge.« — Sie hielt einen Augenblick inne, da ich mich aber blos verbeugte, und jedes Wort in meinem Munde sich zurückdrängte wie ein widerspenstiges Kind, so setzte sie hinzu: »auch Ihren schönen Park habe ich durchwandert.«

Fast hätte ich gesagt, viel Ehre für meinen Park! — Nein, es ist unbegreiflich, wie albern ein sonst ziemlich gescheiter Mann zuweilen ist, wenn er mit einem Frauenzimmer spricht, das ihn zu interessiren anfängt. Was ich wirklich sagte, war auch nicht viel besser. Die

Gegend, stotterte ich heraus, ist allerdings recht artig.

Frau von Hohenschild redete darein, und so war, zu meiner großen Herzenserleichterung, das Gespräch zwischen uns zu Ende, das ich vor Kurzem noch selbst mit Heftigkeit gewünscht hatte. Es fiel jetzt auf ihre Kränklichkeit, um deren willen sie auf einige Wochen in die Stadt gekommen ist. Diese Unterhaltung schien ihr aber nicht angenehm; sie schlüpfte leicht darüber weg, erhob sich bald darauf, verbeugte sich mit holdem Anstand rings umher, doch ohne mich anzusehen, und schwebte hinaus. Ich blieb stehen wie ein Mensch, den man plötzlich aus Pernau nach Peking versetzt hätte, es kam mir Alles neu und seltsam vor. So lange ich ihren Wagen hören konnte, schien es mir, als müßte ich darauf horchen, um zu errathen, wohin sie fuhre. Als ob mich das im Geringsten anginge.

Glücklicherweise zog das Gespräch der Frau von Hohenschild meinen Geist wieder in's Zimmer herein. Ein Besuch, der sich eben empfohlen hat, wird gewöhnlich hinterdrein bekrittelt, und ich kann das für meinen Tod nicht leiden, pflege daher immer ein anderes Gespräch aus der Luft zu greifen. Diesmal war es unnöthig. Frau von Hohenschild ergoß sich in warme Lobsprüche über die gute, anspruchlose Frau, wie sie sie nannte. Nebenher gab sie zu verstehen, daß ihre Ehe nicht glücklich sei, und bediente sich dabei mancher räthselhaften Worte, um deren Bedeutung ich gern gefragt hätte, wenn nicht ein gewisses

Gefühl, daß meine Fragen nicht rubig genug sein würden, mir den Mund verschlossen hätte. Der alte Hohenschild aber, der gern schwatzt und moralisirt, zog mich in's Fenster, und erkärte mir — o, mein Freund! ich schauderte! und ein bitterer Haß gegen Arlhofen schien sich mit Gewalt in meine Brust zu drängen. Die rächende Natur gewährte ihm noch keine Vaterfreuden, und das arme Geschöpf, das er, als ein unschuldiges Kind, aus den Armen ihres Vaters und der Fröhlichkeit stahl, büßt für ihn, und leidet schon seit Jahren an den fürchterlichsten Krampfen.

O, wie innig fühlte ich in diesem Augenblick die Wahrheit Ihrer Lehren, die Sie mir einmal sogar mit Thränen an das Herz legten! Wehe dem Jüngling! der im Rausch der Sinnlichkeit nicht blos die zarte Blume der Scham entblättert, sondern auch in einem unseligen Augenblick das Dasein ganzer Generationen erstickt oder vergiftet! Oft malten Sie mir das Bild eines solchen Unglücklichen, der neben einer siechen Gattin sitzt, die er als ein blühendes Mädchen umarmte, und abgemagerte, verwachsene, schiefbeinige Kinder um sich her kriechen sieht, die mit erloschenem Auge und männlichem Ernst mit Puppen spielen, und wenn, so Gott will, die Apotheke ihnen das Leben fristet, hypochondrische Jünglinge werden. — Da steht nun ein solches Beispiel vor meinen Augen! Wer erkennt noch das frohe glückliche Mädchen, das von Gesundheit strotzte? und für die Freuden der Mutter so ganz geschaffen schien? — Wohl ihr, daß sie wenigstens nicht

Mutter geworden! ich traue es ihr zu, der armen Betrogenen, daß ein leidendes Kind die sparsamen Blumen vollends zertreten hätte, die in ihrer Einöde blühen.

Des alten Hohenschild's Gespräch hatte mich in eine so bittere Stimmung versetzt, daß ich nicht länger in die Gesellschaft taugte. Ich schlich fort, fand mich, ohne zu wissen wie, auf dem Wege nach Katharinenthal, blieb aber — weil ich dort Menschen zu finden fürchtete — unterwegs am Steuer auf einem großen Steine sitzen. Da saß ich wohl zwei Stunden lang, und habe seltsame Träume gehabt. Ihnen darf ich ja Alles wieder erzählen, Alles! auch die Furcht, daß mein Stündlein endlich geschlagen, daß zum ersten Mal in meinem Leben ein Frauenzimmer einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat, und dieses Frauenzimmer — ist verheirathet! — Sie haben mich gewohnt, den Quellen meiner Empfindungen nachzuspüren, ich that es auch diesmal, wenn gleich mit Scheu, doch redlich. Anfangs meinte ich, Mitleid habe mein Inneres so bewegt; doch solche Stürme erregt das Mitleid nicht. Nein, ich habe es mir gestehen müssen: der Liebreiz ihrer Gestalt hat mehr als je vorher die Schönheit auf meine Sinne gewirkt; ihr zarter Anstand, die holde Farbe der Unschuld, die alle Augenblicke in ihre Wange flog, veredelten gleichsam jenes sinnliche Gefühl, so wie es aus meinem Auge hinab in die Brust sich senkte; was und wie sie sprach, zog sanft meinen Geist in's Interesse; die paar freundlichen Worte, die sie mir

über die Behandlung meiner Bauern sagte, waren die ersten, die mir in Ehstland darüber gesagt worden, und folglich der erste Lohn des Guten, das ich etwa gethan habe; wenn nun zu allem diesen auch noch das Mitleid sich fügt, ist es denn wohl ein Wunder, daß Gefühle in mir erwacht sind, für die ich mein Herz kaum mehr empfänglich glaubte? — Ich bin verwandelt, aber sein Sie ruhig, lieber Freund, ich bin nicht schlimmer geworden. Ich weiß, was ich zu thun habe, und werde die Gefahr fliehen, weil ich noch Muth und Kraft dazu fühle.

Ich will hinaus zu meinen Bauern, die ich seit mehreren Jahren nicht besuchte; ich will ihnen Gutes thun so viel ich vermag, weiß ich doch nun, daß eine schöne Seele in Ehstland lebt, deren Beifall mich im Stillen belohnt. Ja, der Blick, mit dem sie davon sprach, war wahrlich nicht der Blick einer höflichen Dame, die ein bloßes Kompliment machen wollte.

In meiner Einsamkeit will ich nebenher mein altes Steckenpferd wieder zäumen. Sie verstehen mich: mein Park soll mir die leeren Stunden ausfüllen. Ist sie doch auch darin gewesen, und er hat ihr gefallen. Was ihr gefällt — lachen Sie nicht, lieber Freund; Sie meinen, ich kenne sie noch viel zu wenig, um über ihren Geschmack zu urtheilen, und mache nur mir selbst ein Kompliment? — nicht doch! Diesen Morgen kam ich in den Buchladen, eben als sie herausging. Ich will auch wohl gestehen, daß ich vielleicht vorbei gegangen wäre, wenn ich nicht ihren

Wagen vor der Thüre gesehen hätte. Wir begegneten uns auf der Treppe. Eine stumme Verbeugung von beiden Seiten war Alles, was zwischen uns vorgefallen ist. Ich mußte nun doch schon vollends hinauf gehen. Sie hatte mehrere Bücher gekauft, die der Buchhändler eben zusammen schnürte, um sie ihr zuzuschicken. Die Neubegier verleitete mich, ihn zu bitten, daß er die Titel mich sehen lasse. Es waren Herder's zerstreute Blätter, Don Carlos, Voſſen's Luiſe, les Voyages du jeune Anacharsis und — Gibbon's Geſchichte des römiſchen Reichs! — Bekennen Sie, daß, wenn ſie dieſe Bücher für ſich gekauft hat — für wen ſonſt? Arlhofen lieſt nicht. — Der Buchhändler ſagte mir, daß er ſchon ſeit mehreren Jahren viel für ſie verſchreibe, weil der Inhalt ſeiner zahlreichen Leſebibliothek ihr nicht genüge.

O, Gott! ſie iſt eine reizende, gute, gebildete Frau! und — ich will ſie nie wieder ſehen! — Leben Sie wohl.

Fünfunddreißigſter Brief.

Leontine an Amalien.

Der Arzt, liebe Amalie, ſchüttelt den Kopf zu meiner Kränklichkeit, und ich glaube wirklich, daß, außer dem Kopfſchütteln, wenig mehr zu thun iſt. Sterben werde ich eben nicht an dieſen Krämpfen, und das iſt mir, um meines Vaters willen, recht lieb; auch um Arlhofen wil-

len, der sehr gütig und nachsichtsvoll mit mir umgeht; doch eine traurige Existenz steht mir bevor. Im achtzehnten Jahre sich selbst und Anderen zur Last leben müssen, ist ein hartes Los. Dank meiner guten Lindau, daß sie mich fromm erzogen! Wie würde ich's tragen ohne den Glauben an einen väterlichen Gott! — Möge immer die Philosophie dem Manne Trost gewähren; sie ist ein Schwert zum Angriff und ziemt dem Manne; des Weibes schwächere Kraft bedarf nur eines Schildes, der schützenden Religion!

Vergib mir, liebe Amalie, ich bin heute sehr ernst. Das Wetter ist schlecht, und — was weiß ich! — Der Arzt wollte, wir sollten Herbst und Winter in der Stadt zubringen, und wirklich waren wir auch bereits dazu entschlossen, aber — ich habe mich anders besonnen. Mein guter Doktor Nolke ist ein herzensbraver Mann, der, wo er nicht zu helfen vermag, durch freundliche Theilnahme tröstet, ich will ihn gern von Zeit zu Zeit besuchen; aber in der Stadt bleiben? alle diese fröhlichen Menschen durch mein krankes Gesicht verstimmen? wohl gar der Gesellschaft zum widrigen Schauspiel dienen? — Denn nie kann ich die Annäherung meiner schrecklichen Krämpfe vorher sehen, sie überfallen mich oft, wenn ich es am wenigsten denke. Noch neulich — ich war ziemlich frisch und munter, nutze ich den leidlichen Tag, fahre aus, mache nothwendige Besuche, das mochte mich wohl angegriffen haben. Zuletzt fahre ich auch zu Hohenschild's — errathst

du, wen ich da finde? — den Rittmeiſter Wallerſtein. Nicht ein Wort wußte ich davon, daß er Petersburg verlaſſen hat, was Wunder, daß ſein Anblick mich ſehr überraſchte, mich ſehr in Verwirrung ſetzte. Ich habe ihn nicht geſehen, ſeit ich ſeine Hand ausſchlug, und habe durch mein vorſchnelles Urtheil ihm großes Unrecht gethan. Der letztere Umſtand beſonders gab mir eine peinliche Empfindung: er iſt der erſte Menſch, dem ich nicht unbefangen in's Auge blicken konnte. Ich faßte mich, ſo gut es gehen wollte.

Vielleicht wäre es mir beſſer gelungen, wenn ich nicht bemerkt hätte, daß Wallerſtein mich mit einer Aufmerkſamkeit betrachtete — aber wirklich, Amalie, mit einer ganz ausgezeichneten Aufmerkſamkeit. Er verwandte kein Auge von mir, und ich fühlte, daß die Farben auf meinem Geſichte oft wechſelten. Reden that er ſehr wenig — nein, er redete gar nicht — ſchien kaum zu hören, was geſprochen wurde, wirklich, Amalie, er ſchien es kaum zu hören. Vergebens brachte ich allerlei auf die Bahn, woran auch die gegenwärtigen Herren Theil nahmen; er nicht — er gar nicht.

Ich meinte, es ſei wohl meine Pflicht, ihm etwas Verbindliches zu ſagen, nachdem ich hinter ſeinem Rücken ſo manches Unverbindliche von ihm geſprochen — nicht wahr, Amalie, das war ja meine Pflicht? — ich faßte mir daher ein Herz, und redete ihn geradezu an, erwähnte meines Beſuches auf Sallmküll, und was ich da Schönes und

Gutes gehört, gesehen. Aber es ist eine unbegreifliche Veränderung mit dem jungen Manne vorgegangen. Vor drei Jahren sprach er so viel, so zwanglos, jetzt mußte man die Worte ihm abbetteln, und noch dazu sehr unbedeutende Worte. Schien es doch wahrhaftig, als wäre er aus der Provinz in die Residenz gereist, um den guten Ton zu verlernen. Was ist das? was ging in ihm vor? —

Amalie — wenn ich dich hier hätte — wenn ich mein Gesicht an deinem Busen verbergen könnte — so würde ich dir sagen — und warum nicht gleich? Alles will ich dir sagen, wenn auch mit glühender Wange. Ich Thörin bildete mir ein, ich sei es, die ihn verwirre. Warum? — das weiß ich nicht. Ich muß mir doch wohl selbst etwas Schmeichelhaftes darüber zugeflüstert haben, denn die Einbildung that mir wohl — so wohl, daß ich fühlte, meine Nerven litten dabei; meine Halsmuskeln fingen an zu schwellen — der nahe Vorbote eines Krampfes — ich eilte, in meinen Wagen zu kommen, eilte zu meinen Pillen und Tropfen, und bedurfte eine qualvolle Stunde, um mich zu erholen. — Arlhofen, der sehr ängstlich und geschäftig um mich war, schlug mir eine Spazirfahrt nach Kathrinenthal vor; der Abend war schön, Zerstreuung mir nothwendig, ich willigte ein.

Du weißt, daß der Weg längs dem Seeufer führt, und man dort im tiefen Sande sehr langsam fahren muß. Ich hatte meine Augen auf die Ruinen der Brücke geheftet, welche einst für die Prinzessinnen von Darmstadt erbaut

worden, als sie hier ausstiegen, um nach Petersburg zu gehen, und dem Großfürsten seine Braut zuzuführen. Damals wimmelte wohl Alles um die köstlich geschmückte Brücke; im Glanz der Jugend und Schönheit wandelte die holde Braut darüber — und nun — die Großfürstin ist längst todt! und von den wenigen Ruinen der Brücke nimmt fast jede Welle einen neuen Raub mit sich. Bald wird keine Spur mehr davon übrig sein! er hatte wohl Recht der Mann, der die Zeit ihre eigenen Kinder verschlingend bildete! —

In solche schwermüthige Gedanken versunken, blickte ich starr nach den wankenden Pfeilern, als ich plötzlich Wallerstein dort auf einem großen Steine sitzen sah, der aus dem seichten Wasser hervorragte. Er schien in Betrachtungen vertieft, hatte das Gesicht nach der See gekehrt, plätscherte mit seinem Stocke im Wasser und wurde uns nicht gewahr. Mein Herz klopfte schon wieder schneller als es sollte, schon wieder war ich thöricht genug, schmeichelnden Grillen nachzuhängen. »Auch er hat das Bedürfniß gefühlt, die Gesellschaft zu verlassen," flüsterte die Eitelkeit, »er wollte allein sein — wohl gar mit deinem Bilde sich beschäftigen —"

O, spotte nicht, Amalie! Du wirst bald hören, daß meiner Schwachheit die Strafe auf dem Fuße folgte.

Arlhofen erkannte Wallerstein an der Uniform. »Da sitzt ja der satirische Schwärmer," sagte er mit einer Art von — Grinsen. Gott verzeih' mir den harten Ausdruck,

aber wirklich es kam mir so vor. Er kann Wallerstein nicht leiden, das habe ich längst gemerkt. Ich antwortete ihm nicht eine Silbe und wir fuhren vorüber.

Nachher ist mir Wallerstein nur noch ein einziges Mal begegnet, eben so scheu und verlegen, als das erste Mal. Wir haben kein Wort gewechselt. Doch warum er so seltsam sich gegen mich geberdet, habe ich seit gestern richtiger erklären gelernt. Es ist wahrscheinlich Geringschätzung; er will mich fühlen lassen, daß ich ihn beleidigt habe. Jede andere Auslegung wäre eine groſse Albernheit; denn — er ist Bräutigam — er heirathet Fräulein Hohenschild, ein wunderschönes Mädchen, auch reich, gut, klug, alles was du willst. Seine Braut war es also, mit der seine Gedanken am Seeufer sich so emsig beschäftigten. Ich Närrin! wie kam ich doch zu den albernen Grillen? — Bete für mich, liebe Amalie, daß die Krämpfe wenigstens mein Gehirn verschonen.

Morgen kehren wir zurück nach Lindenholm. Ich habe darauf bestanden. Dort will ich fleißig spinnen, lesen, dir schreiben und — Wallerstein will ich nicht wieder sehen.

Sechsunddreißigster Brief.

Rittmeister Wallerstein an Pastor Gruber.

Reval.

Nicht doch, mein lieber Freund, Ihre Unruhe war überflüssig. Der leichte Eindruck, den Frau von Arthofen bei

mir hinterließ, iſt ſchon gänzlich verſchwunden. Ich habe mich in den letzten paar Wochen wild herumgetrieben, als wäre ich dazu geſchaffen; ich habe mich an luſtige Brüder gehängt, mit ihnen geſpielt und getrunken, ja, einmal hatte ich ſogar einen Champagner-Rauſch, und da war mir recht wohl. Wenn Sie vollends wüßten, wie viele Bocksbeuteleien ich beobachtet, wie viele Wohlſtandsbeſuche ich gemacht habe, Sie würden mich loben und ruhig ſein. Sogar bei alten Damen, die im großen Reiche des Schnickſchnacks den Vorſitz behaupten, habe ich mich einführen laſſen. Nun ſagen Sie ferner, ich hätte die Reſidenz ohne Nutzen beſucht, und wüßte mich nicht zu fügen in die Convenienzen der großen Welt.

Da iſt zum Exempel eine Frau von Himmelfuß, die man wohl mit einem Werftpfahl vergleichen möchte, denn ſie iſt lang, dürr und angeſtrichen, auch ſteht ihr deutlich auf die Stirn geſchrieben: dieſer Weg führt in's Fegefeuer: dennoch bin ich bei ihr geweſen, eine ganze halbe Stunde habe ich ihrer ſcharfen Zunge und ihrem knurrenden Mops gegenüber geſeſſen, denn ſie iſt nun einmal eine Tonangeberin. Kein Wunder, daß das Orcheſter unſerer großen Welt ſo verſtimmt iſt. Frau von Himmelfuß iſt eine ziemlich nahe Verwandte von der Frau von Arlhofen; vormals war ſie auch eine Freundin meiner Mutter, aber ſeit der Gouverneur vor ſieben Jahren einmal ein Diner gegeben, und meiner Mutter den Arm gereicht hat, um ſie zur Tafel zu führen, ſeit-

dem iſt die Freundſchaft — wie ſoll ich ſagen — vertrocknet. Daher ſchien auch wohl mein Beſuch ſie zu befremden; ſie nahm jene preziöſe Steifigkeit gegen mich an, in der alte Hofweiber die verlorne Exiſtenz wieder ſuchen. Von ihr weiß ich denn auch, daß Frau von Arlhofen ſehr glücklich iſt; daß ſie ihren Mann ungemein liebt, und daß ihre Krämpfe größtentheils nur Ziererei ſind. Was wahr daran ſein mag, iſt eine Folge des Schreckens über den vermeinten Tod einer Freundin. Damals hat ſie vermuthlich die Bemerkung gemacht, daß ein junges ſchönes Weib, indem es Mitleiden erweckt, leicht noch ein lebhafteres Intereſſe einflößt, und — Sie kennen ja die Weiber — die Krämpfe gehören zu den Toilettenkünſten. — Was geht es mich an? Wohl ihr, daß ſie in ihren Mann verliebt iſt! ich habe nichts dagegen und denke gar nicht mehr an ſie.

Zu meiner Verbindung mit Fräulein Hohenſchild wünſchen Sie mir doch ein wenig zu früh Glück. Ich habe zwar den Gedanken nicht aufgegeben, o, nein; ich will aber den Entſchluß erſt reif werden laſſen. Meine Mutter kann doch nicht verlangen, daß ich bei einer Heirath zu Werke gehen ſoll, wie ein Menſch, der etwa von Leipzig nach Frankfurt reiſt, und in den Zeitungen einen Reiſegeſellſchafter ſucht? — Fräulein Hohenſchild iſt ein hübſches Mädchen; ich bin ihr herzlich gut; aber es fehlt ihr denn doch eine gewiſſe Bildung, die — eine gewiſſe Grazie, welche — kurz, ich mag mich nicht übereilen. Es gibt ja

mehr Mädchen in der Welt, die sich wohl mit Frau von Arlhofen messen dürfen. — Habe ich Ihnen schon gesagt, daß sie wieder auf's Land gereist ist? — o, schon vor acht Tagen. Ich erfuhr es zufällig; denn ich wollte auch gerade um die Zeit nach Sallmküll, und da ich, wie Sie wissen, meine Pferde lieb habe, so ging ich zum Fuhrmann Anderson, um mir die seinigen zu miethen. Arlhofen scheint eben so besorgt für seine Pferde zu sein als ich, denn er war am selbigen Morgen mit Anderson's Geschirr abgereist. Anfangs wollte ich auf der Stelle einen andern Fuhrmann nehmen, aber — dieser Anderson ist nun einmal der beste, der billigste, ich habe also seine Zurückkunft abgewartet. Gestern kam er — sie ist unterwegs wieder krank gewesen. — Morgen reise ich — dem alten Fuhrmann hat sie doch wohl keine Komödie vorgespielt? — ich glaube fast, ich thue ihr Unrecht. Ich muß mich in Acht nehmen mit meinen Urtheilen, denn es kommt mir in der That vor, als hätte ich einen Widerwillen gegen die Frau.

Von den Büchern, die Sie mir anpreisen, habe ich noch kein einziges gelesen. Ich bin so zerstreut gewesen, so konfus — wie es zu gehen pflegt, wenn man keine eigentlichen Geschäfte hat. Wenn ich meinte, an einem schönen Morgen recht emsig zu studiren, so schwebte mir — allerlei vor; ich hatte so — allerlei Träume — und gewöhnlich warf ich unmuthsvoll das Buch auf den Tisch, um im Gemurmel der Klubbs meine Gedanken zu sammeln, zu — einer Partie Boston.

Nun aber will ich hinaus zu meinen Bauern, o, ich weiß, die werden mich fröhlich empfangen, und da wird mir wohl werden, recht wohl. Meine Mutter schreibt mir auch Briefe über Briefe, ich soll kommen, sie habe mir viel zu sagen, viel zu erzählen. Vermuthlich wird sie auch über den Besuch der Frau von Arlhofen mit mir sprechen wollen. Neugierig bin ich in der That, zu hören, wie dieser Besuch nach Sallmküll gekommen ist? — ich will nicht hoffen, daß sie Lust hast, öfter zu kommen? Das würde mich verjagen. Will sie ihre Krämpfe oder ihr häusliches Glück zur Schau tragen, so thue sie das bei Andern, ich kenne die Weiber.

Noch einmal, mein theurer Freund, besorgen Sie nichts für mich. Mein Herz ist völlig frei, da ist keine Spur von Unruhe. Nur Geschäfte mangeln mir, nur Thätigkeit. Beides finde ich auf Sallmküll. Blumen will ich in meinem Garten pflanzen und Früchte unter meinen Bauern ernten. In meinem Herzen ist kein Unkraut. Leben Sie wohl.

Siebenunddreißigster Brief.

Leontine an Amalien.

Ich bin wieder auf Lindenholm, liebe Amalie, und habe leider die Bekanntschaft eines sehr bösen Dinges gemacht, es heißt üble Laune. Was ist das? erkläre es mir; ich erwache und es gilt mir gleich, ob der Himmel schwarz oder blau ist; man bringt mir das Frühstück, ich

finde es zu heiß oder zu kalt, ich brumme darüber, mein Mädchen schweigt, das nenne ich Geringschätzung, sie redet, das nenne ich naseweis. Am Stickrahmen will ich vergebens meine Gedanken in einer Blume sammeln, ich mache grüne Rosen und schwarze Vergißmeinnicht; zerstreut suche ich bei meinen Büchern Zerstreuung, und — was nie vorher geschehen — Azor kratzt unbemerkt an meinem Rocke, um auf den Sofa gehoben zu werden. Der Koch hat seine Noth mit mir, denn weil mich nie hungert, so finde ich alle seine Speisen fade; ja, der liebe Gott hat seine Noth mit mir, denn er lasse regnen oder die Sonne scheinen, mir thut er es immer zur Unzeit.

Ach! das möchte Alles noch hingehen, aber daß ich es auch Arlhofen entgelten lasse — ja, Amalie, das ist schlecht und abermals schlecht. Er meint es so gut, er sucht Alles hervor, um mich aufzuheitern; ist es denn seine Schuld, daß Dinge, welche er geschickt dazu glaubt, gerade nicht mich amusiren? — Neulich hat er einen braunen mecklenburgischen Hengst gekauft, da wollte er mir die Freude machen, ihn vor mir herumtanzen zu lassen — es ist freilich wahr, ich habe keine Freude daran, aber ich hätte ihn doch nicht anfahren sollen. — Ein anderes Mal saß ich in tiefen Gedanken — ich weiß selbst nicht, woran ich dachte — da trat er freundlich zu mir: sei munter, liebes Tinchen, sagte er, sieh einmal wie schön dieser Pfeifenkopf angesetzt hat; damit hielt er mir seine meerschaumene Pfeife dicht vor die Nase — ich stieß sie ha-

ſtig zurück und ſah ihn an — fürwahr nicht freundlich. Warum thue ich das? wie darf ich das? habe ich ihn nicht ſelbſt ſeit Jahren ſchon daran gewöhnt, zu glauben, daß mir nichts gleichgiltig iſt, was ihm Vergnügen gewährt? — Was kann er für meine üble Laune? er bleibt ſich immer gleich. Aber es iſt wahrhaftig, als habe mir ein böſer Dämon für alles Gute den Sinn abgeſtumpft, für alles Böſe ihn geſchärft. Eine Menge Kleinigkeiten machen mich verdrießlich, die mir ſeit Jahren nicht mehr auffielen. An jedem Mittage bemerke ich jetzt, daß Arlhofen ſeine Suppe widerlich ſchlürft. Wenn er Stunden lang auf dem Sofa ſitzt, und gedankenlos mit nichts beſchäftigt iſt, als die Knie an einander zu ſchlagen, ſo habe ich das ja ſchon hundertmal gleichgiltig mit angeſehen, warum muß ich mich denn eben jetzt darüber ärgern? Wenn er alle Augenblick vor den Spiegel tritt, um ſeiner eigenen Geſtalt zuzulächeln, warum bemerke ich denn nun erſt, daß er ſo ſehr häßlich iſt? —

Ja, ſchon mehr als Einmal hat mein Mund ſich zum Hohn verzogen — o Gott! ſo weit iſt es gekommen! — ſchon mehr als Einmal hat er mir ein zweideutiges Mitleid, und neulich gar ein recht unangenehmes Gefühl der Geringſchätzung wider ſeinen Willen abgenöthigt. Der junge Braun war hier, der viel gereiſt iſt und nicht ohne Nutzen. Er ſprach vom Laocoon, den er in Florenz geſehen; Arlhofen meinte, es ſei von einer Hinrichtung die Rede, und ſagte, dem Kerl ſei ganz recht geſchehen, denn

Italien wimmle von Banditen. Braun sah ihn mit großen Augen an. Ich wurde feuerroth und schämte mich. O, Amalie, es ist nicht gut, wenn eine Frau sich der Unwissenheit ihres Mannes schämt! Dies Gefühl läßt Spuren zurück, die schwer zu verwischen sind.

Es ist freilich sonst wohl auch schon dergleichen vorgefallen, und ich habe blos gelächelt, oder nicht darauf gemerkt, aber meine Kränklichkeit macht mich so reizbar, gibt mir tausend Augen oder Ohren, wo es besser wäre, blind oder taub zu sein. Liebe deckt Alles zu, sagte meine Tante vormals, und ich glaube es ihr noch jetzt; aber bin ich denn im Besitz dieser Zauberdecke? — Gute Amalie! nimm mich auf an deinem Busen, und empfange das Geständniß in deinem verschwiegenen Herzen: nein! ich liebe meinen Mann nicht!

Meinen Mann! ich glaube wahrhaftig, so nenne ich ihn zum ersten Male? — ach! es muß wohl angenehm sein, den Geliebten Mann nennen zu dürfen — mir ist nur der Name Arlhofen geläufig; und es kommt mir vor, als gebühre ihm kein anderer.

Wenn ich vor Johannis unten am Bache sitze, und mit meinem Schnupftuche die zahllosen Mücken mir abwehre, so gebehrde ich mich nicht rüstiger, als wenn ich die lästigen quälenden Gedanken umsonst zu verscheuchen strebe. Immer umsummen sie mich, immer kommen sie wieder, und ehe ich's mich versehe, bin ich gestochen bis auf's Blut.

Wie schön mag es sein, wenn das nach Bildung strebende Weib an der Seite des gebildeten Mannes sitzt, wenn er in seine Gedanken sie und sie in ihre Gefühle ihn hinüberzieht, und die Empfindung den Gedanken umschlingt, wie der duftende Jelängerjelieber den würzreichen Apfelbaum! Wenn nach der ersten in Liebe vertändelten Stunde der ernstere Geist dennoch mit gleicher Schnelle die zweite vorüber führt; wenn das Auge der Gattin an der Lippe des Gatten hängt, der den Genuß eines trefflichen Buches erklärend mit ihr theilt; wenn es hell und immer heller wird in ihrer Seele, und sie sich dankbar hingezogen fühlt zu dem Manne, der sie liebend erleuchtet — wenn ruhend von den kleinen häuslichen Sorgen, am traulichen Winterabend, bei dem grünbeschirmten Lichte, sie so mit den schönen fremden Geistesblüten ihr inneres Leben schmücken, und indem sie dem Weisen oder Dichter nachdenken, nachempfinden, sich selbst immer besser verstehen lernen; wenn so der Dezemberabend wie ein Frühlingsmorgen vorüber eilt, bis — bis — nun ja, bis etwa ein Häuflein muthwilliger Geschöpfe aus der Kinderstube hereinstürmt, und die Mutter sich ihrer nicht erwehren kann, und der Vater das Buch lächelnd und scheltend auf den Tisch wirft. — Ich aber, Amalie — ich habe keine Kinder und spiele Piquet! —

Ja, Liebe deckt Alles zu! auch Mutterliebe! — hätte ich ein Kind an meiner Brust, Alles wollte ich aus seinem Lächeln schöpfen, Alles, was mein Herz entbehrt. —

Weiß ich denn aber auch, was Liebe, was Mutterliebe iſt? — malt ſich das vielleicht nur meine Fantaſie, wie dem unheilbaren Kranken das mildere Italien? — man gewähre ihm ſeinen Wunſch und er wird in Nizza ſiechen wie in Petersburg. Das iſt ſo ein Troſtgrund, mit dem ich mir einbilde, mein ſtilles Sehnen zu beſchwichtigen — ach! ich bin unheilbar krank! —

Und dennoch wollte ich ſtille leiden, wenn ich nur die eigene Laſt trüge! — mein Vater, liebe Amalie, grämt ſich; ich ſehe es ihm an, ſo gern er es auch verbergen möchte. Nie iſt mir ein klagendes Wort entſchlüpft, immer habe ich eine heitere Miene gelogen, aber ich wette, er weiß Alles, was in mir vorgeht, das verräth jeder Blick von ihm, der auf mir ruht, ſo oft er glaubt, ich bemerke ihn nicht. Der Gram nagt an ſeiner ohnehin ſchwachen Geſundheit. Er hat ſeine einzige Tochter glücklich machen wollen, und — ſeine einzige Tochter iſt nicht glücklich! das ſieht er, wenn er bei ihr iſt, das nimmt er mit ſich, wenn er von ihr geht. Der Kammerdiener hat mir geſtanden, daß er zu Hauſe noch weit mißmuthiger ſei, als auf Lindenholm. Ach! ich kann es mir nicht verhehlen, daß ſeine Lebenskraft ſchwindet! ſein Auge iſt verloſchen, ſeine Füße ſchwellen, ſein Athem keucht — mir droht das höchſte Unglück! vielleicht aber auch überlebe ich es nicht. — Die Tante iſt jetzt ſeltener hier als ſonſt. Ich habe ein paarmal ihre ewigen Gemeinplätze vom Schickſal und von der Vernunft mit Ungeduld angehört; ich habe einige ihrer

häuslichen Anordnungen schweigend verändert, und einige drückende Forderungen an unsere Bauern laut mißbilligt; das hat sie übel genommen und schmollt. Kurz, beste Amalie, ein böser Genius schwebt mit eiskalt beschattendem Fittig über meinem Hause. Nur Arlhofen allein scheint die allgemeine Verstimmung gar nicht zu bemerken. Er ist den ganzen Tag auf dem Felde oder im Stalle, kommt jederzeit mit einem trefflichen Appetit nach Hause, schlägt nach dem Essen ein Stündchen die Knie an einander, raucht seine Pfeife braun, und freut sich auf den Abend herzlich, wenn er mir einen Neunziger vorrechnen kann. — O, ich fühle, daß ich bitter werde! das macht mich unzufrieden mit mir selbst; und nichts fehlt meinem Elend, als Vorwürfe des Gewissens.

An Madame Lindau habe ich lange nicht geschrieben, weil — ich sie nicht betrüben wollte — so bildete ich mir ein; aber warum schreibe ich denn dir, die ich doch wahrhaftig auch nicht gern betrübe? — nein, ich will aufrichtig sein, ich fürchte mich vor ihrer Strenge. Sie würde mir viel gute, treffliche Lehren geben, und ich würde keine derselben befolgen können, denn meine Seele unterliegt den Leiden meines Körpers, ich habe keine Gewalt mehr über mich. So lange ein Gefühl der Kraft zum Guten uns belebt, nähern wir uns gern den strengen, kräftigen Menschen; denn stehen sie gleich über uns, so verzweifeln wir doch nicht, ihnen nachzuklimmen. Wenn aber der gedrückte, muthlose Geist die Bürde murrend trägt, dann flieht der

Mensch an den Busen des Jugendfreundes, der sich ihm aufschließt und jede Schwäche brüderlich bemäntelt — ich, Amalie, ich fliehe zu dir! —

Achtunddreißigster Brief.

Rittmeister von Wallerstein an Pastor Gruber.

Sallmküll.

Nicht wahr, lieber Freund, Sie haben mir einmal gesagt, man pflege denjenigen zu hassen, dem man Unrecht gethan hat? Das ist ein häßlicher Zug im Charakter des Menschen, doch habe ich leider schon Manche, auch wohl mich selbst darauf ertappt. Aber Ausnahmen muß die Regel doch wohl leiden, denn ich habe der Frau von Arlhofen Unrecht gethan, und — ich bin sehr weit entfernt, sie zu hassen. Kein Frauenzimmer war jemals der Ziererei mehr abhold, als diese reine unschuldvolle Seele. Nie trug eine Leidende mit mehr Sanftmuth ihre schwere Bürde; keine Ahnung kommt in das reine Gemüth, daß wohl fremde Sünde ihre Qualen verschuldet habe; sie klagt sich vielmehr mit Engelgüte als die Ruhe- und Freudenstörerin ihres Mannes an — ihres Mannes, den sie nicht liebt, nein, sie liebt ihn nicht.

Woher ich das Alles weiß? fast hätte ich gesagt, durch Zufall; doch ich schämte mich flugs der ersten Lüge gegen Sie, und zu rechter Zeit fiel mir ein: muß ich meine Empfindungen vor diesem Manne verbergen, so sind sie

gewiß ſtrafbar; alſo weg mit der Larve, die ich oft vor dem Spiegel des Gewiſſens mir ſelbſt vorgehalten.

Habe ich nicht in meinem letzten Briefe Gleichgiltigkeit gegen Frau von Arlhofen affektirt? Sie, lieber Freund, wollte ich nicht betrügen, nein, wahrlich nicht! nur mich zu täuſchen war mein vergeblicher Wunſch. Hundertmal des Tages wiederholte ich mir leiſe und laut, daß die Frau mir gleichgiltig ſei, bis ich endlich merkte, daß, wäre ſie es wirklich, weder leiſe noch laut von ihr die Rede ſein würde, denn geſunde Menſchen fühlen ſich nicht alle Augenblicke an den Puls. Ich erſchrack und ſendete mit ernſtem Willen die Vernunft in mein Herz, um deſſen Falten durchzuſpähen. Sie fand überall großen Widerſtand; ein böſes Zeichen! Doch unerbittlich beleuchtete ihre Fackel jeden Winkel, und ach! aus jedem Winkel lächelte das gefürchtete Bild hervor.

Ja, mein Freund, ich kann es mir nicht länger verhehlen — ich liebe! ich liebe zum erſten Mal! und mit einer Heftigkeit, die mich ängſtigt! — Ich ſehe, wie Sie in dem Augenblick, da Sie dieſes leſen, meinen Brief auf den Tiſch werfen, die Hände haſtig falten, und einen unwilligen Blick gegen Himmel richten; ich höre jedes Ihrer ſtrafenden Worte, jede Warnung, welche Liebe zu mir und Tugend Ihnen eingeben. Ach! wäre ich werth, Ihr Zögling zu heißen, wenn nicht ſchon längſt im eigenen Buſen die warnende Stimme mir geflüſtert hätte? — ich habe ihr ſtill und ſeufzend zugehört — ich habe mehr gethan. Wenn

es wahr iſt, ſprach ich zu mir ſelbſt, was eigene nahe Verwandte ihr aufbürden, wenn ſie Krämpfe ſich anlügt, um Intereſſe zu erwecken, ſo iſt ſie zwar keine gemeine Kokette, aber doch immer nur ein liſtiges Weib mit einer befleckten Seele, meiner Achtung verluſtig, und habe ich es erſt ſo weit gebracht, mich davon zu überzeugen, dann gute Nacht, Liebe! Der Wurm iſt in der Blüte, ſie fällt ab.

So habe ich es über mich gewonnen, zu meiner Rettung mir eine kleine Liſt zu erlauben. Am Tage vor meiner Abreiſe nach Sallmküll ging ich zum Doktor Nolke, ihn wegen einer Unpäßlichkeit um Rath zu fragen, die ich meiner Mutter andichtete. Ich lenkte das Geſpräch bald auf Frau von Arlhofen, deren Arzt er iſt. Faſt möchte ich ihn auch ihren Liebhaber nennen, denn der alte Mann geräth in Entzücken, wenn er von ihr ſpricht. Durch kleine Spöttereien über ihre Krämpfe brachte ich ihn bald zum Plaudern. Er wurde warm, ſehr warm, und ich erfuhr mehr als ich wiſſen wollte. Sie iſt wirklich krank, ihre Nerven leiden unausſprechlich, und die Vermuthung, daß ihr Mann der Urheber ihrer Qualen ſei, hat Doktor Nolke zwar nicht ausdrücklich beſtätigt (dazu iſt er freilich zu discret), doch es ſind ihm Aeußerungen entſchlüpft, die mich daran nicht zweifeln laſſen. Er kennt ſie von Jugend auf; er wird nicht müde, ſie zu preiſen; eine ſeltene Gouvernante hat die Bildung ihres Geiſtes begonnen, doch ſie ſelbſt hat im Eheſtande (vielleicht aus Langeweile) dieſe Bildung

vollendet. Ihren Zuſtand hält er für unheilbar, wenn nicht ihr Schickſal eine glücklichere Wendung nimmt. Nie — ſo endigte der alte Mann — nie gab es ein Geſchöpf, der Liebe werther und bedürftiger! Hier paßt ſie nicht in die umgebende Welt, ſie iſt ein zartes Blümlein, an dem man vorüberſchreitet, um bei der hohen Malve bewundernd zu verweilen.

Ich weiß nicht mehr recht, wie ich aus des Doktors Hauſe kam. Erſt als ich auf der Straße an ein Bret mit Gartenfrüchten rannte, das ein Ruſſe auf dem Kopfe trug, beſann ich mich, wo ich war. Da erſchrack ich und lief zum Thore hinaus, und ſah mich alle Augenblicke ſchüchtern um, als würde ich verfolgt. So flieht ein Reh mit dem Pfeil im Herzen. Weg waren alle mühſam erklügelte Sophiſtereien! ſtatt der Arzenei, die mich heilen ſollte, hatte ich ein neues ſüßes Gift geſchlürft, und — ja, du liebſt! murmelte ich zwiſchen den Zähnen mit leiſem Unwillen, als ſollte die Vernunft das Bekenntniß nicht erlauſchen. Ja, du liebſt! ſchrie ich bald mit lauter Stimme in die Wellen der Oſtſee, als wollte ich die horchende Vernunft betäuben. — Es iſt geſchehen! mein Los geworfen! Möge nun Seligkeit oder Verzweiflung mir aus dieſer Liebe erwachſen, ich kann's nicht ändern, ich bin ein Spiel der Wellen. Nur Eines verſpreche ich Ihnen: eher will ich freiwillig zu Grunde gehen, als an die täuſchenden Klippen des Laſters mich retten! — Ihr Mitleid heiſche ich! ſagen Sie mir nicht, es ſei ein Verbrechen, Leontinen zu lieben.

Mit einem heiligen, keuſchen Sinn bin ich von nun an Leontinen's Gemahl! Sie ſehen will ich nicht, ich ſehe ſie immer; ihres Bildes bedarf ich nicht, es flammt in meinem Herzen. Sie ſei hinfort die Richterin meiner Handlungen, und was Gutes durch mich geſchieht, ſei ihr Verdienſt. Wenn eigene Kraft ermüdet, das Böſe zu bekämpfen, ſo wird die Strafe mir vor Augen ſchweben: du darfſt nicht an Leontinen denken!

In der Zauberwelt meiner entbrannten Fantaſie will ich hinfort leben! meine Einſamkeit will ich ſchmücken, als müſſe ich täglich die Braut erwarten. Herum führen will ich ſie im Geiſt von der Roſenſtaude zum duftenden Acacienbuſch; ſieh, will ich ſagen, das habe ich für dich gepflanzt! ſtellen will ich ſie mitten unter meine glücklichen Bauern, ſieh, will ich ſagen, das that ich um deinetwillen! Dann werde ich ſie lächeln ſehen wie damals, als ſie mit der holden Grazie ſich zu mir bog; dann werde ich heiter und belohnt meine einſame Straße wandeln, und will auch dann und wann einmal die Sehnſucht mir die Bruſt zerdrücken, ſo werde ich denken: auch Leontine leidet! wer darf murren?!

Oft iſt es mir wie ein Traum. Wie? frage ich mich ſelbſt, iſt Leontine das Mädchen, um deſſen Hand ich mit Widerwillen warb? die ich für ein unbedeutendes Geſchöpf hielt? deren Weigerung mir ſo gleichgiltig war? — O, Freund! ich fühle, daß in dem Unterricht für das Leben eine große Lücke iſt. Wer lehrt den Jüngling gegen ſeine raſchen Urtheile über Menſchen, die er zum erſten Male

sieht, auf der Hut zu sein? — Was pflegt überhaupt unsere ersten Urtheile zu bestimmen? — Bald ist es eine Physiognomie, die uns mißfällt, bald etwas Linkisches im Benehmen, vielleicht gar nur ein unmodisches Kleidungsstück: von diesem haben wir Böses gehört, und bringen den kurzen Maßstab der vorgefaßten Meinung mit, von Jenem kommt uns ein Wort zu Ohren, das gegen unsere Begriffe streitet, und, weil er nicht denkt wie wir, so soll er schlechter sein als wir; den Weg, den wir etwa zum Guten gefunden, halten wir für den einzigen, unsern Verstand für den echten; wir haben unsere eisernen Betten so gut als jener Tirann, wer nicht hinein paßt, den verstümmeln wir. Ein Haus, das wir bewohnen wollen, betrachten wir von allen Seiten, und übersehen kleine Unbequemlichkeiten, wenn die Wohnung sonst nur freundlich und gesund ist; aber von einem Menschen, mit dem wir umgehen möchten, überblicken wir flüchtig die erste Seite, die er eben von ungefähr uns zukehrt, dann sprechen wir rasch über ihn ab, und — hinterdrein — wenn er täglich eine neue schöne Seite entfaltet, die gewahr zu werden wir nur um ihn herum gehen durften — hinterdrein schämen wir uns — o, es wäre noch gut, wenn wir uns immer schämten — nein, wir grollen und schmollen mit ihm, weil wir uns irrten. — Glücklich noch, wenn wir auf diese Weise blos einen angenehmen Umgang verscherzten; aber wenn es nun gar den Freund, wenn es die Geliebte galt! —

War ich nicht ein Thor, der ſich mit Menſchenkenntniß brüſtete, wie ein Schatzgräber mit der Gabe, das Gold tief unter der Erde zu ſehen. Da ſtehe ich nun beſchämt an der vertrockneten Quelle meines Glücks!

Von ſolchen Gedanken ſchwer belaſtet trat ich meine Reiſe nach Sallmküll an, und hätte es unterwegs mir ja an Stoff gemangelt, ſo ſorgte ich ſinnreich ſelbſt dafür, ihn zu erneuern. So oft etwa im tiefen Sande mein Wagen ſchleichen mußte, ſprang ich heraus, ging neben dem Fuhrmann her, und, von den Bremſen, die ſeine Pferde umſchwärmten — bewundern Sie meine Kunſt — wußte ich durch tauſend poſſierliche Umwege das Geſpräch auf Frau von Arlhofen zu lenken. Er hatte ſie ja gefahren, hatte ſie ſpäter als ich geſehen, vor ihm war ſie doch wohl unverſtellt erſchienen? o, ja! und auch der rohe Mann wurde lebendig, wurde zum Dichter, wenn er von ihr ſprach. „Das iſt eine Frau," ſagte er, „ſo klar wie der Brunnen an der Schmiedepforte*), die bringt Segen Allem, was ſie umgibt, zu der habe ich mehr Vertrauen, als zu der Jungfrau in unſerm Stadtwapen **)." —

O, welch ein ſüßer Reiz liegt in dem Vergnügen, von dem geliebten Gegenſtande Gutes ſprechen zu hören! — ich war ſo ſtill, wenn der Mann redete, ich ſchlug meine Augen

*) Ein Brunnen, aus dem die Revalenſer ihr beſtes Trinkwaſſer ſchöpfen.

**) Die Stadt Reval führt eine Jungfrau im Wapen.

nieder, damit er ſie nicht funkeln ſähe; nur dann und wann warf ich eine Bemerkung hin, um den Faden des Geſpräches fortzuſpinnen, oder erregte einen kleinen Zweifel, um mich an der Wärme zu ergetzen, mit der er mir widerſprach. Es war die angenehmſte Unterhaltung, die ich in meinem Leben gehabt habe; ich freute mich über den tiefen, endloſen Sand, den ich vormals ſo oft verwünſchte; kunſtreich kam ich ſeiner Geſchwätzigkeit zu Hilfe, und eine Menge kleiner Züge wußte ich ihm zu entlocken, aus welchen — ohne etwas weiter von Leontinen zu wiſſen — auch der entſchiedendſte Weiberfeind das liebenswürdigſte Gemälde wider Willen zuſammenſetzen würde. Ihre ängſtliche Sorge, wenn Kinder im Wege ſpielen — ihre zärtliche Bemühung, dem Manne, den ſie nicht liebt, eine Unpäßlichkeit zu verbergen — die Geduld, mit der ſie eigene Leiden trägt — die lebhafte Unruhe, mit der ſie fremde theilt — dann wieder die ſtille Freude über eine ſchöne Gegend — das Entzücken über die aufgehende Sonne, während der Herr Gemahl neben ihr ſchnarcht — o, ich hätte ihm Tage lang zuhören mögen! — Ihre Kammerjungfer hatte unterwegs heftige Zahnſchmerzen, der Wagen war nur halb bedeckt, Leontine kann nicht gut rückwärts fahren, aber damit das Mädchen nicht dem Zugwind ausgeſetzt ſein ſoll, beſtand ſie darauf, den Platz mit ihr zu wechſeln. —

Kleine Züge nur, doch ſie ſind bedeutend; denn wie dem Kundigen gewiſſe, von Tauſenden unbemerkte Kräuter eine Quelle in der Tiefe verrathen, ſo dem Menſchen-

kenner oft die kleinste, unbedeutend scheinende Handlung den Trieb des Herzens.

Meine Mutter ist gesund und thätig wie immer, meine Bauern sind jetzt fast Alle wohlhabend und glücklich. Die Aeltesten unter ihnen bewillkommten mich mit sichtbar unverstellter Freude; auch hatten sie die sklavische Sitte, des Herrn Knie zu umfassen, von der es mir so schwer geworden, sie zu entwöhnen, nunmehr gänzlich abgelegt, sie schüttelten mir freimüthig die Hand, und wichen darum doch nicht aus dem geziemenden Gleise. Der Kubias machte ein großes Präambulum, und sagte mit vielen freundlichen Bücklingen, er habe mir im Namen Aller eine Bitte vorzutragen. Ich ermunterte ihn, frei heraus zu reden, da stotterte er endlich den Wunsch, ich solle doch bald heirathen, damit auch ihre Enkel sich einer frohen Zukunft zu erfreuen haben mochten. Er machte dabei die Ihnen bekannte Pantomime, die dem ehstnischen Bauer eigen ist, er spreche wovon er wolle, das heißt, er kratzte sich hinter den Ohren und — fast wäre ich auf den Einfall gekommen, er wolle mit dieser Geberde sich selbst die spottende Antwort geben.

Mein kleiner Park ist sehr verwildert. Desto besser! so habe ich für's erste eine angenehme Beschäftigung. Hier hat Leontine gewandelt, hier an der schönen Gegend sich ergetzt und meiner freundlich gedacht. Ich habe den Gärtner ausgefragt, ob er sie kenne? ob er sie damals gesehen? — Glücklicherweise war sie die Einzige von allen Gästen,

die den Park besuchte, darum hat er sie gar wohl bemerkt, ihr auch einen Strauß geschnitten, und ich — ich Thor! — ich griff unwillkürlich in die Tasche und gab ihm ein Trinkgeld für diesen Strauß. Oben in der kleinen Einsiedelei hat sie am längsten verweilt; da sitze ich jetzt und schreibe, da wohne ich fast den ganzen Tag.

Ein paar Mal habe ich versucht, ein Gespräch über das letzte Erntefest mit meiner Mutter anzuknüpfen, ich meinte, sie solle mir die Gäste nennen, und ich werde aus ihrem Munde den geliebten Namen hören; aber — ist es Vorsatz oder Zufall — sie hat wohl Dieß und Jenes erzählt, von dem und jenem Gaste gesprochen, doch nie von ihr, nach der zu fragen die Scham mich hinderte.

Jetzt, lieber Freund, habe ich mein ganzes Herz Ihnen aufgeschlossen, und Ihren Blicken bleibt es offen wie immer, denn was hemmt kräftiger das Böse, was stärkt mehr im Guten, als das Bewußtsein: auf dich ist der Blick eines redlichen Freundes gerichtet? —

Neunundreißigster Brief.

Derselbe an denselben.

(Acht Tage später.)

Zürnen Sie nicht auf den Kranken, der im Fieberdurst nach der Weinflasche greift. Ich habe einen dummen Streich gemacht, und was noch schlimmer, ich bereue ihn nicht einmal. Ich habe mir den Pfeil mit allen seinen Widerha-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
KOTZEBUE,A.F.F.VON
3-598-51521-9
FN. 14768/146

ken so tief in das Herz gedrückt, daß jeder Versuch, ihn jetzt noch herauszuziehen, nur eine tödtliche Verblutung bewirken könnte. Sie werden mich verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß ich so eben von Lindenholm komme.

Apropos! sagte meine Mutter vor einigen Tagen, als ich ihr Rechnungen durchgehen half, und wir auf eine Summe stießen, die sie, zu meiner Verwunderung, dem alten Blondheim schuldig ist, »apropos! dieser Mann hat sich vor einem Jahre sehr artig gegen mich benommen, er hat mir mit großer Delicatesse aus einer Verlegenheit geholfen, ich habe daher geglaubt, ihm ein Zeichen meiner Achtung geben zu müssen, und habe ihn, sammt seinem Schwiegersohn, zum letzten Talcus eingeladen. Sie waren beide hier, auch seine Tochter, eine artige, bescheidene Frau — (denken Sie, wie ich glühte) — und es fällt mir eben ein, daß es nothwendig sein wird, ihm einen Gegenbesuch zu machen. Wenn es dir recht ist, so wollen wir morgen oder übermorgen nach Lindenholm fahren." —

Ich war im ersten Augenblick so überrascht, daß ich auch nicht eine Silbe antworten konnte. Meine Mutter bemerkte meine Verwirrung, und glücklicherweise wurde sie dadurch auf eine ganz falsche Vermuthung gebracht. Sie meinte nämlich, ich hege noch Groll gegen Leontinen wegen des Korbes, bewies mir sehr vernünftig, daß es anständig sei, der Sache nicht weiter zu gedenken, und entschuldigte gleichsam ihr Annähern an Blondheim's Fa-

milie mit der Noth, in der sie gewesen. O, hätte sie gewußt, wie angenehm mir der Gedanke ist, Leontinen's Vater etwas schuldig zu sein!

Ich gewann Zeit, mich zu fassen, und Muth, den Ausweg zu ergreifen, den ihr Irrthum mir darbot. Es ist doch immer nicht angenehm, sagte ich, eine Frau wieder zu sehen, von der man verschmäht worden ist; ich wünschte daher, Sie führen lieber allein.

»Ich dächte," antwortete sie lächelnd, »du müßtest bei Hofe doch wohl gelernt haben, auch Personen, die man nicht leiden kann, wenn es sein muß, durch Höflichkeit zu täuschen. Es ist eine nothwendige Kunst, und, damit du in der Uebung bleibst, verlange ich, daß du mich begleitest. Ich habe zum Theil deshalb meinen Gegenbesuch bis zu deiner Zurückkunft aufgeschoben, damit die Arlhofen sich nicht etwa einbilden möge, du trügest als ein treuer Schäfer noch immer Leid um ihren Verlust."

Ich hätte freilich noch mancherlei einwenden, Geschäfte oder Krankheit vorschützen können, aber ein verrätherisches Herz war mit dem Willen meiner Mutter im Bunde. Hatte ich doch schon eine gewaltige Heldenkraft geäußert — so bildete ich mir wenigstens ein — als ich die erste Weigerung mir selbst abpreßte; nun hatte ich ja meine Pflicht gethan, und gehorchte blos dem Schicksal. So ließ mein kindisches Herz sich beschwichtigen, und klopfte hoch auf bei dem entzückenden Gedanken, Leontinen wieder zu sehen! Ich war still, sehr still, aber ich jauchzte innerlich!

Die Sonne schlich und alle Uhren schlichen. Ich machte sogar meiner Mutter die Bemerkung, daß der Barometer anfange zu fallen, und daß es nothwendig sein werde, das schöne Wetter schleunig zu benutzen. Sie merkte meine Spitzbüberei nicht, und wir fuhren wirklich einen Tag früher.

Unterwegs sah sie mich ein paarmal sehr bedeutend an, denn ich antwortete ihr immer in die Quere, und als wir vollends Lindenholm von fern erblickten, wurde ich so unruhig, so heiß, daß sie mich zweimal fragte: bist du nicht wohl? — Ich schob es auf die schwüle Luft. — Wir fuhren vor. — Unser Besuch kam völlig unerwartet.

Leontine wohnt Parterre, sie trat an das Fenster, als unser Wagen vor die Thür rasselte, sie war sehr blaß, aber in dem Augenblicke, als sie uns erkannte, färbte sich ihr ganzes Gesicht hochroth. Ich sah sehr deutlich, daß sie vom Fenster weg wankte, und ein leises Gefühl sagte mir, ich müsse meiner Mutter langsam aus dem Wagen helfen, damit Leontine Zeit gewinne, sich vorzubereiten. Doch schon im Hause kam sie uns entgegen, zwar sichtbar bewegt, aber mit freundlichem Anstand. Man hatte ein Negligee — wie soll ich es ausdrücken? — auf sie herabschneien lassen, es war als sei es ihr angehaucht worden. Eine junge Frau, die auf dem Lande überrascht wird, verräth zum Theil schon ihr Inneres durch ihre Kleidung. Wie Manche, die in der Stadt als Modepuppen herumhüpften, habe ich auf dem Lande mit niedergetretenen

Schuhen, mit bunten hervorragenden Unterröcken, schnell in ein anderes Zimmer entfliehen sehen, um sich nach einer Viertelstunde erträglich zu produziren. Ein Weib mit einer reinen Seele duldet nichts Unreines um sich, auch wenn es keinen Besuch erwartet. Leontine umarmte meine Mutter mit einem Anstrich von Herzlichkeit, mir machte sie eine Entschuldigung, daß Arlhofen auf der Jagd sei; recht als wäre ich um seinetwillen gekommen; auch war es mir unmöglich, ein fahles Kompliment: das bedaure ich, heraus zu würgen. Wir traten jetzt in ihr Zimmer. Was ist dem Liebenden merkwürdiger, als wenn er die Wohnung der Geliebten zum erstenmal betritt! da hat jede Kleinigkeit hohes Interesse für ihn, nichts entgeht seinen Blicken, Alles wird ihm bedeutend. Eine Stelle des Sofa war tiefer eingedrückt als der übrige Theil desselben, das ist also ihr gewöhnlicher Platz. Am Fenster stand ein Stickrahmen, den sie im Vorbeigehen hastig zudeckte; die übrigen Möbeln waren ein Bureau und zwei kleine Glasschränke mit Büchern. Ein Theil von Anacharsis Reisen lag auf dem Tische und neben ihm eine Haushaltungsrechnung; ein zierliches Spinnrad stand im Winkel. Große Reinlichkeit verschönerte die edle Simplizität des Ganzen, und — soll ich Ihnen sagen, was mir am meisten gefiel? — nichts war da, was an den Mann erinnert hätte, kein Hut oder Stock, keine Tabakspfeife oder Jagdpeitsche, und was dergleichen Geräthschaften mehr sind, durch welche Männer in den Zimmern ihrer Frauen wie Fledermäuse in

den Kirchen spuken. Dem Himmel sei Dank! auch nicht einmal der Ehrentitel Mann beleidigte mein Ohr, denn Leontine sprach immer nur von Arlhofen, nie von ihrem Manne.

Einmal führte sie meine Mutter hinaus, um ihr englische Flachshecheln zu zeigen, und ich benutzte diesen Augenblick, um ihren Stickrahmen aufzudecken. Theils wünschte ich freilich, ihre Kunst zu bewundern, theils will ich nicht läugnen, daß die Hast, mit der sie beim Eintritt in's Zimmer ein Tuch darüber warf, mich neugierig gemacht hatte. Ich zitterte, eine Brieftasche oder eine Weste für Arlhofen zu finden — es würde mich plötzlich verstimmt haben, so natürlich es auch gewesen wäre — aber statt dessen fand ich etwas, das nicht minder eine heftige Bewegung in mir hervorbrachte. Durch den sonderbarsten Zufall nämlich hatte sie — Gott weiß zu welchem Behuf — eine Hütte von Baumrinde und ein Monument unter Tannenbäumen gestickt, welche meiner Hütte und dem von mir gesetzten Monument so ähnlich schienen — ach, Freund! welch ein schwacher eitler Mensch bin ich doch! ich hatte alle Mühe, gegen die verdammte Einbildung zu kämpfen, sie könne wirklich an meinen Park dabei gedacht, und eben deshalb vielleicht die Stickerei so hastig verborgen haben. Es ist albern von mir, ja, ja, Sie haben Recht; ich komme mir selber vor wie ein fader Stutzer; aber eitle Gedanken sind nun einmal wie die Fliegen, man jagt sie zwanzigmal fort, und immer setzen sie sich wieder auf die Nase.

Als Leontine mit meiner Mutter zurück kam, wollte ich sogar gesehen haben, daß sie einen verstohlenen Blick auf den Stickrahmen geworfen, und — weil sie vielleicht aus dem verschobenen Tuche auf meine Indiscretion schloß — feuerroth geworden. Ach! ich gäbe viel darum, zu wissen, wozu jene Stickerei bestimmt ist. —

Das Gespräch drehte sich natürlich nur um gleichgiltige Gegenstände, aber für den scharfen Sinn eines Liebenden hat auch das gleichgiltigste Wort Bedeutung, wie die Züge einer flüchtigen Handschrift dem Physiognomiker Verborgenes enträthseln. Leontine hatte den richtigen Takt vorauszusetzen, daß ein Gespräch über die Landwirthschaft meine Mutter am angenehmsten unterhalten würde; sie sprach fast von nichts anderm, und verrieth ungesucht so mancherlei Kenntnisse, daß man hätte glauben sollen, ihre Bücherschränke stünden nur zur Parade da, und Anacharsis Reisen lägen etwa blos auf dem Tische, um Kräuter dazwischen zu trocknen. Nur sehr selten richtete sie das Gespräch an mich, und wenn sie mich auch einmal ansah, so war es, als ob in der Ferne ein Licht zwischen Bäumen schimmert, und augenblicklich wieder verschwindet. Dennoch floh die Zeit mit leichten Schwingen mir vorüber, denn ich durfte ja sie ansehen, durfte, wie eine Biene, mit meinen Blicken mich an diese schöne Blume hängen, und ihren Liebreiz in mich saugen.

Ein paar Stunden, die glücklichsten meines Lebens, mochten wohl verflossen sein, als Jagdhorn und Hundege-

bell Arlhofen's Zurückkunft verkündeten. Ich kann unmöglich beschreiben, wie peinlich mir das Gefühl war, diesen Mann in Leontinen's Zimmer sich benehmen zu sehen, als sei er zu Hause. Er warf seine Jagdtasche auf ihren Stickrahmen, und ich hätte sie gern zum Fenster hinausgeworfen. Auch Leontine schien verlegen in seiner Gegenwart; einigemal gleitete ihr Blick verstohlen auf mich herüber, sie schien meine Gedanken lesen zu wollen, ich sah sie unwillkürlich mit einer Art von Wehmuth an, und schnell deckten die langen Wimper ihre schönen Augen.

Daß der dicke Arlhofen häßlich ist wie Nacht und Sünde, darf man ihm freilich nicht zurechnen; daß er aber, trotz dieser widerlichen Häßlichkeit, doch bei keinem Spiegel vorbeigeht, ohne wohlgefällig hinein zu schielen; daß er ein übermüthiges Selbstvertrauen zur Schau trägt; daß er — seine Landwirthschaft und die Pferdekenntniß ausgenommen — alles andere um sich her verachtet, die feinere Bildung auch wohl verspottet — ja, wahrlich! das macht ihn unausstehlich. O Gott! wie mochte jene Lilie sich unter diesen Schleenstrauch verirren! —

Arlhofen gerieth bald mit meiner Mutter in ein wichtiges Gespräch über Ochsenmast und Branntweinsbrand; von den Erzeugnissen des letzteren holte er sogar Proben, die er anzündete, und da Beide in diese interessante Materie so sehr sich vertieften, daß sie meine und Leontinen's Gegenwart ganz vergaßen; so näherte ich mich schüchtern dem reizenden Weibe, und mit einer Stimme, die von

meinem bebenden Herzen zur Hälfte verſchlungen wurde, redete ich ſie an:

»Sallmkülle würde mir noch einmal ſo werth ſein, gnädige Frau, wenn es näher an Lindenholm läge, weil mir das einen Vorwand leihen würde, eine Bekanntſchaft zu kultiviren, die, einmal gemacht, nicht leicht mehr entbehrt wird.«

Leontine wurde ſichtbar durch meine Anrede bewegt, aber ſie faßte ſich, und ſagte, wenn gleich nicht unbefangen, doch mit edlem Anſtand: »die Lage Ihres Gutes iſt ſo ſchön, daß Sie dort ſchwerlich unſer einförmiges Thal vermiſſen werden.«

»Auch ein Paradies wird einförmig,« erwiederte ich, wenn nicht — (das Wort Liebe erſtarb mir auf der Zunge) »wenn nicht Freundſchaft es bewohnt.«

»Ach, ja!« ſagte ſie mit einem unwillkürlichen Seufzer, über den ſie ſelbſt erſchrack, und ſchnell hinzufügte: »das Glück Ihrer Bauern muß Ihnen viel Freude gewähren.«

»Allerdings,« antwortete ich, »eine Exiſtenz, auf Anderer Freude gegründet, kann nie ganz unglücklich ſein; ſelbſt dann nicht, wenn an eigener Freude ſie darben muß.«

»Das Letztere iſt doch gewiß nicht Ihr Fall?« verſetzte ſie mit einer Art von haſtiger Wehmuth, indem ſie einen flüchtigen, aber ſprechenden Blick auf mich warf.

»Vielleicht doch.«

„So müssen Sie krank sein?"

Ich versuchte zu lächeln. »Es gibt grübelnde Menschen," sagte ich, »die sich ein Ideal von Glückseligkeit bilden, und so lange krank sind, bis sie es erreichen — sehr krank, wenn sie es vielleicht gar verscherzten!" — Eine Rosenglut überzog ihre Wange. Sie schwieg. Ich fühlte, daß ich zu bedeutend gesprochen hatte, und fuhr schnell fort:

»Als ich in die große Welt trat, nahm ich alles zu leicht; nun, da ich herausgetreten bin, rächt sie jede Unbesonnenheit an mir. Als Jüngling glaubte ich, es sei genug, mich gut zu fühlen, es lag mir wenig daran, dafür gehalten zu werden; jetzt, da ich das verbessern möchte, gibt Niemand sich die Mühe, seine Urtheile über mich zu berichtigen."

»O, doch!" sagte sie hastig, »wären Sie wohl so stolz, nur sich allein für fähig zu halten, ein erkanntes Unrecht wieder gut zu machen? Wer vielleicht von einem falschen Urtheil über Sie durch so manche Züge Ihres Charakters zurück geführt wurde, der hat gewiß den Irrthum schon oft im Stillen Ihnen abgebeten."

Sie sagte das mit einer unaussprechlichen Güte, und ihr Auge ruhte dabei auf mir länger als je vorher. Es schien, als wolle sie mir etwas abbitten — ihr Blick überwältigte mich, und mit verschlossener Rührung murmelte ich zwischen den Zähnen: für mich kommt alles zu spät! — Zum Glück rief meine Mutter in diesem Augen-

blick mich zum Zeugen über, ich weiß nicht mehr welche Vortrefflichkeit ihrer landwirthschaftlichen Einrichtungen, sonst mag der Himmel wissen, wie weit mein Herz mich noch geführt haben würde. Ich mußte nun mit sprechen, ein Langes und Breites, ich weiß selbst nicht mehr was, denn meine Seele war bei Leontinen, und als vollends ein verstohlener Blick mir verrieth, daß sie mit starren Augen in tiefen Gedanken die Blumen auf den Tassen zu zählen schien, da war es um den letzten Rest meiner Aufmerksamkeit geschehen; ich fühlte, daß ich hinaus mußte, und ergriff mit Hast Arlhofen's Erbieten, mir seine Pferde zu zeigen.

Während wir über den Hof nach dem Stalle schlenderten, drang sich mir plötzlich die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit auf, diesen Menschen zu gewinnen, wenn ich hoffen wolle, Leontinen, das Glück meines Lebens! dann und wann zu sehen. Ich ermannte mich, suchte meinen ganzen Vorrath von Pferdekenntniß, den ich glücklicherweise als Kavallerieoffizier gesammelt habe, hervor, lobte mit Einsicht, ließ mich aber auch oft belehren, hatte meine Freude an diesem Holsteiner und an jenem Rammskopf, taxirte seine Lieblinge weit höher als sie werth waren, ging willig von den Pferden zu den Hunden über, prüfte sie als Waidmann, traute ihnen große Dinge zu, ließ sie an mir heraufspringen, mich von ihnen beschmutzen, und kurz, in einer halben Stunde hatte ich es so weit gebracht, daß Arlhofen mich für einen echten Edelmann hielt, und

mich zum erſten Mal Couſin nannte, und nach Lindenholm einlud, ſo oft es mir beliebe zu reiten oder zu jagen. Sie können leicht denken, daß ich mit Leidenſchaft von der Jagd ſprach, und mich über den Mangel an Wild in der Gegend von Sallmküll beſchwerte. Ach! in meinem Leben bin ich nicht ſo falſch geweſen! ich hatte ein feindliches Gefühl, als ſpräche ich mit einem Räuber, den zu überliſten kein Verbrechen ſei. Wir kehrten als neue Freunde in das Haus zurück, denn in ſeinen Augen hatte Gleichheit des Geſchmacks ein Band um uns geſchlungen.

Meine Mutter brach auf, und ich wagte beim Abſchiednehmen, was ich bei unſerer Ankunft nicht gewagt hatte, ich griff nach Leontinen's Hand. Sie erinnern ſich doch unſerer den Ruſſen abgeborgten Sitte? Ein Frauenzimmer, dem man die Hand küſſen will, zieht ſie zurück, und reicht ſtatt deren den Mund oder die Wange. Leontine fügte ſich zwar auch der alten Gewohnheit, es war aber kaum der Ohrzipfel, den meine Lippen berühren durften; und dennoch — o, mein Freund! — welch ein Gefühl durchzückte mich als ich ihr ſo nahe war! — Glauben Sie denn wirklich, daß der Magnetismus eine bloße Scharlatanerie ſei? — nein, es gibt wahrlich etwas geiſtig unſichtbares, das aus unſerem Körper ausſtrömt; unwillkürlich wie der Gedanke aus dem Gehirn; und gleichwie Seelen ſich verſtehen, wenn ſie eigene Gedanken in fremden Augen leſen, ſo werden Körper angezogen durch eine materielle Kraft, die aus gleich organiſirten Körpern

strömt. Nennen Sie diese Kraft magnetisch oder sympathetisch, oder wie Sie wollen, bespotten und belächeln Sie dieselbe, weil sie unerklärbar ist, ihr Dasein abzuläugnen vermögen Sie nicht, so wenig als die Existenz des Blumenduftes, den Sie auch weder sehen noch erklären können. Es gab einmal einen Sonderling, welcher den Ausdünstungen der Menschen zwei verschiedene Gestalten lieh, nämlich die der Pfeile und der Häkchen, aus deren verschiedenem Zusammentreffen er sich die Wirkungen der Sympathie und Antipathie erklärte; allein mich dünkt, das Wort Ausdünstung sei viel zu grob materiell. Die Blume duftet den ganzen Tag und verliert darum nichts von ihrem Gewicht; der Blumenduft ist also keine Ausdünstung — ich möchte ihn Liebe nennen.

Doch wohin verirrt sich mein schwärmender Geist! ich kehre eilig nach Lindenholm zurück, denn dort geschah noch etwas, das mit schmerzlich süßen Hoffnungen mich erfüllte. Arlhofen nämlich erinnerte sich plötzlich, in der Stadt gehört zu haben, daß ich Bräutigam sei. »Apropos!« rief er mit einem breiten Gelächter, »man darf Ihnen ja gratuliren? Sie heirathen Fräulein Hohenschild?« —

Ich erschrack, als hätte man mich eines Verbrechens beschuldigt, und Leontine — ja, mein Freund! — Leontine wechselte die Farbe, und strebte vergebens, eine Erschütterung zu verbergen, die ihren Busen ängstlich hob. »Stadtgeschwätz!« erwiederte ich hastig, »ich werde nicht heirathen.« — Leontine bückte sich herab zu ihrem Hunde und

ſagte kein Wort. Ich fürchtete, meine Mutter möchte mir widerſprechen, aber ein Blick, den ich auf ſie warf, belehrte mich, daß ſie es ſehr unbelikat fand, in dieſem Hauſe vom Heirathen mit mir ſprechen zu hören, ſie warf den Kopf faſt höhnend in den Nacken und ſchwieg gleichfalls. Arlhofen verſicherte mit einem lauten ha! ha! ha! ich halte wohl nur hinter dem Berge, und ich wiederholte ihm mit ſtark betonten Worten, daß ich nie heirathen würde. Leontinen's Blicke begegneten den meinigen, als ſie ſich aufrichtete; ihr Geſicht glühte, ſie fühlte ſich ſelbſt an die Backen und ſagte verwirrt: ich kann das Bücken doch gar nicht vertragen. — Arlhofen ließ glücklicherweiſe die Materie fallen, um ſeine Einladung zur Jagdpartie mir noch einmal an das Herz zu legen — ach! hätte er gewußt, wie gern ich ſie annahm! — doch Leontine fügte kein Wörtchen hinzu.

So endigte dieſer erſte Beſuch, der über mein Daſein für immer entſchieden hat. Fragen Sie mich nicht, was daraus werden ſoll. Ich habe keine andere Antwort als die: ich liebe. Liebende ſind Kinder — Kinder denken nicht an die Zukunft.

Vierzigſter Brief.

Leontine an Amalien.

Er iſt hier geweſen — und er wird wiederkommen. Wallerſtein meine ich — wen könnte ich ſonſt meinen? —

O, Amalie! wir ſind ja nun ſchon ſeit ſo vielen Jahren getrennt, willſt du mich denn nicht einmal beſuchen? komme jetzt! ich bitte dich, — komme jetzt! — Ich bin ihm nicht gleichgiltig. Nein, es iſt nicht Eitelkeit von mir, wenn ich das ſage, ich bin dem edlen Manne gewiß nicht gleichgiltig. So ſieht man keine Frau an, die man gering ſchätzt, ſo ſpricht man nicht mit ihr. Die Glückliche, die einen ſolchen Mann intereſſirt, darf doch wohl ein wenig ſtolz darauf werden? — Ich habe Arlhofen gebeten, mit mir nach der Stadt zu reiſen. Er fragte mich, ob ich nicht klug wäre? die Ernte ſei ja vor der Thür. — Fräulein Hohenſchild heirathet er nicht. Er will überhaupt nie heirathen, das verſicherte er ſehr beſtimmt. — O, ich habe auch an Madame Lindau geſchrieben, und ſie dringend gebeten, mich zu beſuchen, aber ihre Kinder haben die Maſern, ſie kann nicht kommen. — Glücklich ſcheint er nicht zu ſein. Es iſt eine Schwermuth über ſein ganzes Weſen verbreitet, es wohnt eine Rührung in ſeinem Auge — ach! wenn doch meine Mutter noch lebte! ſie würde mich nicht verlaſſen! — Wiederkommen will er zu einer Jagdpartie. Wenn er doch nur die Zeit genauer beſtimmt hätte, daß man mehr Gäſte, recht viel Gäſte aus der Nachbarſchaft bitten könnte. — Meine Krankheit muß ſich wohl verſchlimmert haben, denn auch an Tagen, wo ich frei davon bin, trage ich eine Angſt mit mir herum, als ſei ich eine Muttermörderin. — Arlhofen, denke nur, ſogar Arlhofen ſpricht gut von Wallerſtein, und

sagt, er habe sich seit einigen Jahren sehr zu seinem Vortheil verändert. — Ich habe einen Boten an meinen Vater geschickt, ich habe ihn gebeten, mir das Bild meiner Mutter zu senden; diese Bitte hat mich viel Ueberwindung gekostet, denn ich weiß, wie ungern er sich davon trennen wird; aber ich habe eine Sehnsucht nach dem Bilde, und er darf ja nur selber mitkommen. — Ich wollte darauf wetten, auch ihm wird Wallerstein gefallen. Er ist so sanft, so bescheiden — und nicht glücklich! — Komm doch, gute Amalie! ich bin auch nicht glücklich! — Hat man denn gar keine Pflichten mehr gegen Freunde, sobald man Kinder hat? — Morgen gehe ich zum Abendmahl. Es ist lange her, daß ich diese heilige Pflicht verabsäumt habe, ich mache mir Vorwürfe darüber. Die Religion ist so tröstend, so beruhigend — ich werde nachher bei unserm Pastor essen. Möchte es nur seiner Frau nicht etwa einfallen, von ihm zu sprechen. — Besuche mich, liebe Amalie, ich will dir meine Pferde entgegen schicken.

Einundvierzigster Brief.

Rittmeister Wallerstein an Pastor Gruber.

Es ist nicht gut, das fühle ich wohl, daß ich vor Ihren Briefen mich gleichsam fürchte, und sie mit Aengstlichkeit erbreche. Sie haben Recht; Alles, was Sie sagen, ist wahr; aber ich bin ein eigensinniger Kranker, der keinen Verband auf seiner Wunde leidet, und von allen Ihren väterlichen

Bitten kann ich nur Eine, nur die letzte erfüllen: Ihnen nichts zu verhehlen, immer wahrhaft gegen Sie zu bleiben. Ja, in Ihrem Busen will ich meine geheimsten Empfindungen niederlegen, und an Ihren Busen will ich fliehen, sobald ich fühle, daß die Kraft der Tugend von mir weicht. Doch nein, das wird sie nie! nur ein guter Mensch kann Leontinen lieben, und ihre Freundschaft, ihren nähern Umgang wünschen, ist ja kein Verbrechen.

Kaum war der erste graue Septembertag angebrochen, als ich meine Pferde satteln ließ, und nach Lindenholm flog. Ich nahm meinen Presto mit, einen schönen sibirischen Windhund, den ich noch vom Fürsten B** habe, und der trefflich Solo fängt. Der Hund ist mir lieb, aber ich machte ihn Arlhofen zum Geschenk, und bereitete mir dadurch ein ungemein freundliches Willkommen. — Weit weniger fand ich es so bei Leontinen. Sie war äußerst schüchtern und einsilbig gegen mich, entfernte sich auch sehr bald, und erschien nur wieder bei der Mittagsmahlzeit, wo sie stumm mir gegenüber saß, und jeden ihrer eigenen Blicke hütete, indessen Arlhofen Jagdgeschichten auskramte, die ich alle vergessen habe. — Wir saßen noch bei Tische, als das Hifthorn uns schon hinaus in's Feld rief. Arlhofen sprang auf, ich mußte folgen. Wir schieden von der reizenden Wirthin, ich mit einem klagenden Blicke, er mit der Bitte um ein heißes Glas Punsch bei seiner Zurückkunft.

Die Jagd war vortrefflich, Presto that seine Schuldigkeit, viermal fing er Solo, und beim letzten Mal um-

armte mich Arlhofen voll Entzücken. Es war schon dämmerig, als wir nach Hause ritten. Leontine stand am offenen Fenster. Ich wollte mich ihr nähern, um ihr einen guten Abend zu bieten; in diesem Augenblicke trabte der Piqueur an mir vorüber, der im Walde einen großen Luchs geschossen und ihn hinter sich auf das Pferd geworfen hatte. Das Thier baumelte hin und her und streifte meinen Braunen, der ohnehin leicht scheu wird; er schnaubte, wollte durchsetzen, bäumte sich, und schlug richtig mit mir über, welches mir allerdings den Hals hätte kosten können. Es lief aber glücklich ab, weder ich noch der Braune thaten uns Schaden: Leontine hingegen — ach, mein Freund! — als wir zu ihr in das Zimmer traten, lag sie auf dem Sofa in heftigen Krämpfen. Zum ersten Mal war ich Zeuge ihrer Leiden, Zeuge und Ursache. Doch war ich nicht so eitel, mir einzubilden, sie nehme deshalb besondern Theil an mir, denn sicher wäre um den letzten Bauer ihr Schrecken nicht geringer gewesen. — Einige Stunden verflossen, ehe sie sich erholte; ich blieb so lange bescheiden im Vorzimmer, und Sie können denken, mit welchen unruhigen Schritten ich die Stube maß. Endlich hörte ich von ihrer Stimme laut meinen Namen nennen. Plötzlich stand ich wie eingewurzelt, und lauschte mit zurückgehaltenem Athem. Arlhofen sprach; es schien, er suche sie zu beruhigen, und in wenig Minuten öffnete er die Thür und bat mich, hereinzutreten, weil seine Frau nicht glauben wolle, daß ich unversehrt davon gekommen.

Ich näherte mich in großer Bewegung dem Sofa. Sie lag da, wie ein Marmorbild, ihr schönes Auge heftete sich starr auf mich, und es war etwas Unheimliches in ihrem Blicke, etwas dem Wahnsinn ähnliches. Sie schwieg, sie weinte auch nicht, und doch rollten zwei große Thränen über ihre Wangen, die der Krampf dem starren Auge auszupressen schien.

»Es ist vorüber,« sagte Arlhofen, und ging hinaus, um seine Pfeife zu holen. Das Kammermädchen stand vor dem Lichte und tröpfelte einen Spiritus auf Zucker. Wir waren allein im Schatten. Mein Gefühl überwältigte mich. Ich ergriff ihre herabhängende Hand, drückte sie mit Heftigkeit an mein Herz, und sprach leise, doch innig:

»O, daß ich es bin, der eine trübe Stunde Ihnen verursacht! ich, der ich mein letztes Blut für Ihr Glück vergießen möchte!« — Sie sah mich mit großen Augen an, machte aber keine Bewegung, mir ihre Hand zu entziehen. Kalt wie eine Todtenhand lag sie in der meinigen; ich bog mich herab, und indem ich meine brennenden Lippen darauf preßte, entschlüpfte meinem innersten Herzen das Wort Leontine!

Ein Hauch des Morgenroths überflog ihre blaße Wange und verschwand eben so schnell. Sie schien ihre Kräfte zu sammeln, um mir die Hand zu entwinden; sobald ich das merkte, lies ich sie los; ihr Busen hob sich, sie kehrte sich von mir und fing still an zu weinen.

Das Mädchen trat jetzt mit den Tropfen herzu, und

Arlhofen kam mit der dampfenden Pfeife zurück. Sie winkte mit der Hand, die arme Ruhe Bedürftige, daß wir sie verlassen möchten. Es wird sich schon geben, sagte Arlhofen und führte mich in ein Nebenzimmer, wo der Punschnapf ihm entgegen rauchte. Hier sprach er so unbefangen von Presto und von den Haken, die der letzte Hase gemacht hatte — wahrlich, ich glaube, hätte Presto einen Fuß verstaucht, es wäre ihm näher zu Herzen gegangen. Ich konnte mich nicht enthalten, den Muth zu bewundern, mit dem er dies häusliche Leiden ertrage. Ach! sagte er, man wird Alles gewohnt. — O, über den gewöhnlichen Menschen!

Leontine erschien nicht beim Abendessen. Sie ließ sich entschuldigen, sie sei noch zu schwach, befinde sich aber übrigens besser. Arlhofen fragte, ob seine Frau schon zu Bett gegangen sei? — seine Frau! o, des unverdient Glücklichen! — Man antwortete ihm ja, und nun ging er einen Augenblick in ihr Schlafzimmer. Er durfte das! indessen ich Brotkugeln drehte und zerdrückte. — Die Unterhaltung bei der Mahlzeit war sehr einsilbig. Mich machte eine heimliche Angst stumm, und seine Worte verschlang ein unaufhörliches Gähnen. Sobald wir aufgestanden waren, schützte ich Müdigkeit vor, und ließ mir mein Zimmer anweisen.

Hier brachte ich nun die erste Nacht mit Leontinen unter einem Dache zu. Das ist ein seltsames Gefühl, von der Nacht umgeben, der Geliebten so nahe zu sein. Ich

hörte die Hausthüre verſchließen, und es gab mir eine behagliche Empfindung, daß man in einerlei Mauern mit ihr mich einſchloß. Mein Zimmer war dasſelbe, welches ihr Vater bewohnt, wenn er ſie beſucht. Ueber dem Schreibtiſche hing Leontinen's Silhouette, durch ein hohes Kopfzeug verunziert, wie es vor mehreren Jahren Mode war. Ach! ſo ſah ſie aus, als ich auf jenem Ball ſie zum erſten Mal erblickte, und mit kindiſchem Uebermuth ihre kindliche Unſchuld beſpöttelte. — Wie ſchwer büße ich jetzt meinen Dünkel! —

Ich konnte und mochte nicht ſchlafen. Raſtlos ging ich auf und nieder und ſchwärmte mir abenteuerliche Möglichkeiten zuſammen; wenn zum Beiſpiel im Hauſe plötzlich Feuer auskäme, und ſchnell um ſich griffe, und ich, der einzige Wachende, würde es gewahr, ſtürzte hinaus, ſuchte Leontinen's Zimmer, fände es von Flammen umringt, dränge muthig hindurch, faßte die halb Erſtickte in meine Arme, rettete ſie in's Freie und ſänke todt neben ihr nieder! — Ach! es fehlte nicht viel, ich hätte mein Licht ergriffen, und das Haus in Brand geſteckt. — Der anbrechende Tag weckte mich endlich aus meinen Träumereien. Ich beſann mich, daß ich doch nothwendig zu Bett gehen müſſe, damit das unverſehrte Lager meine Albernheit nicht verrathen möchte. Ich warf mich darauf und fantaſirte noch ein paar Stunden zwiſchen Schlaf und Wachen.

Beim Frühſtück war ich der Erſte. Arlhofen ſchnarchte noch im Nebenzimmer. Leontine ließ bald fragen, ob er

ſchon aufgeſtanden ſei? — »Wie befindet ſich die gnädige Frau?" fuhr ich das Kammermädchen haſtig an. — Ziemlich wohl. — »Wird ſie zum Frühſtück kommen?" — Ja, ſobald der Herr aufgeſtanden iſt. — Sie ging hin und weckte den Herrn. Alſo nicht eher will Leontine kommen? nicht allein will ſie mit mir ſein? habe ich ſie beleidigt? — ich erwartete ihr Erſcheinen mit ängſtlicher Pein.

Sie trat endlich an Arlhofen's Hand heraus, blühend wie eine Roſe, keine Spur mehr von dem geſtrigen Zufall, ach! ſie war ſo reizend! — Gegen mich affektirte ſie eine gewiſſe Unbefangenheit — ja, ich darf ſagen, ſie affektirte, denn ſie, bei der jede Bewegung die reinſte Natur iſt, kann nichts erkünſteln. Ich belauerte ängſtlich jeden ihrer Blicke, ob Einer darunter Zorn verrathe? aber nein! wenn ſie dann und wann einmal ihre Rolle vergaß, ſo ſchwamm eine rührende Wehmuth in ihrem Auge, und halbe Seufzer entſchlüpften ihr. Sie forſchte mit zarter Theilnahme, ob der Sturz vom Pferde mir nicht geſchadet habe? und verſicherte freundlich, ſie ſpüre weiter keine Folgen des Schreckens. — Arlhofen fing ſo eben an, von einer großen Jagd zu ſprechen, die er in vierzehn Tagen veranſtalten wolle, wenn das Korn erſt mehr von den Feldern geräumt ſei, und ich ſah ſchon von fern mit heimlicher Freude auch an mich eine Einladung ergehen; als eben der Poſtbote herein trat, und einen Brief von der Frau von Engerfeld brachte, die eine ziemlich nahe

Verwandte von Leontinen ist; gerade um dieselbe Zeit ihre Tochter an den Major von Baldern verheirathet, und zu einer großen Hochzeit einlud, welche einige Wochen hindurch auf ihrem Gute gefeiert werden solle. Arlhofen entschied sogleich, daß man hinreisen müsse, und gab, wiewohl ungern, seine Jagdpartie auf. An Leontinen merkte ich deutlich, daß sie mit sich selber kämpfte. Doch nach einigen Minuten sagte sie mit einer gewissen hastigen Entschlossenheit:

»Ja, es ist wahr, wir dürfen die Einladung nicht ausschlagen. Vermuthlich wird auch mein Vater dort sein, und — und es ist recht gut, daß wir hingehen.« — Sie erröthete bei den letzten Worten.

Daß ich nun einsilbig Abschied nahm, mißmuthig auf den Gaul mich warf, unterwegs fast mit Leontinen grollte, und nicht mit der besten Laune zurück nach Sallmkill trabte, das Alles ist sehr begreiflich. Aber wie entzückend überraschte mich bei meiner Ankunft ein Bote mit einem Brief des Major Baldern, dem ich einst in Petersburg einige mir leichte, ihm wichtige Gefälligkeiten erzeugt hatte, der dafür, bei seiner bevorstehenden Hochzeit, meiner dankbar eingedenk war, und mich gleichfalls im Namen seiner Schwiegereltern feierlichst einlud.

Meine Mutter, die schon weiß, daß ich die großen Schmausereien hasse, hatte bereits halb und halb abgesagt, und begriff nicht, wie es zuging, daß ich, mit einer Freude, die ich vergebens zu verbergen strebte, dem Bo-

ten raſch die mündliche Antwort gab, ich werde ſicher erſcheinen. — Gute Mutter! erinnere dich, was einſt Göthe ſang:

Bin ich es noch, den du bei ſo viel Lichtern
Des Abends an dem Spieltiſch hältſt?
So unerträglichen Geſichtern
Oft gegenüber ſtellſt?

Ach! wenn es Leontinen einfiele, mich in Geſellſchaft von dicken Superintendenten und fetten Conſiſtorialräthen von einer Kirchenviſitation zur andern zu ſchleppen, ich würde ihr folgen, wie ein Zugvogel dem Frühling! —

Zweinndvierzigſter Brief.

Derſelbe an denſelben.

(Einen Monat ſpäter.)

Reval.

Ich ſpüre noch keine Luſt zu ſterben, lieber Freund, aber wenn es geſchehen ſollte, ſo ſagen Sie ja nicht, ich ſei jung geſtorben; denn wer unter ſeinen Lebenstagen zwei ſolche Wochen zählt, wie meine letzten waren, der hat lange, der hat wenigſtens viel gelebt.

Den Tag vor Baldern's Hochzeit fuhr ich nach Engerfeld. Leontine war ſchon dort, ſie mußte aber nicht gewußt haben, daß auch ich gebeten ſei, denn ſie fuhr ſichtlich zuſammen, als ich herein trat. Auf's neue wurde es mir gewiß, daß ich das holde Weib intereſſire, aber ob dieſe Gemüthsbewegung, dies Wechſeln ihrer Farbe,

durch Mitleid, Wohlgefallen oder Unwillen erzeugt wird, das konnte ich noch immer nicht errathen, so forschend auch auf ihr mein Auge ruhte.

Am Hochzeitstage hatte man ihr eine Ehrenrolle übertragen, da war sie steif gekleidet, und hatte auch ihr liebliches Gesicht in ungewöhnliche Falten gelegt. So würde Hebe aussehen, wenn sie an Jupiters Hof im Reifrock erscheinen müßte. Vormittag stand ich einige Minuten neben ihr, als sie das Negligee der Braut garniren half. Ich hatte nicht das Herz, sie anzureden, denn ich bin bei ihr unbegreiflich blöde; aber ich verschlang mit meinen Blicken ihre Hand, die zum zweiten Mal so schön zu formen der Natur schwerlich gelingen möchte, und die sie mir bis jetzt unter neidischen Handschuhen versteckt hat. Sie sah auch nicht ein einziges Mal von ihrer Arbeit auf zu mir, aber der Himmel weiß, wie die Frauenzimmer es anfangen, Alles zu sehen, was sie sehen *wollen*, ohne die Augen dahin zu richten, denn daß Leontine meinen gefesselten Blick bemerkte, das verrieth mir die immer höher sich färbende Wange. Endlich fing die schöne Hand auch an zu zittern, sie stach sich zwei Mal in den Finger, und ich wandte mich weg von ihr, um der Schüchternen kein peinliches Gefühl zu erregen.

Werden Sie nicht ungeduldig, lieber Freund, wenn ich Sie mit — nun ja, mit *Kleinigkeiten* unterhalte. Es ist wohl eine gerechte Klage des Menschen, daß er auf seinem Lebenspfade gewöhnlich so hastig fortkeuchen muß,

als lebe er nur um des Zieles willen, das der Tod ihm aufsteckt, nicht um sein Dasein zu genießen. Nur ein lichter Punkt in seiner Bahn hemmt seinen Lauf, da geht er langsam, da bleibt er stehen bei jeder Blume, und wenn er sie nicht pflücken darf, benetzt er sie mit Thränen; da wird das Säuseln jedes Halmes ihm bedeutend, und munter springt er oft vom Wege ab, um sich mit einem Schmetterling zu jagen. Das ist der kurze Weg, wo ihn die Liebe umflattert; das ist der seltene Augenblick, wo er nicht in der Vergangenheit, nicht in der Zukunft, wo er endlich einmal in der Gegenwart lebt! Darum gönnen Sie mir den Genuß, daß ich den Wein in Tropfen schlürfe, und jeden Tropfen auf meiner Zunge verweilen lasse.

Ich war froh, als der steife Hochzeitstag vorüber war, und ich wieder, ohne die Etikette zu beleidigen, mich näher an sie drängen durfte. Kein Hofmann, der sich bei der Cour durch die bunte Menge schiebt, um von seinem Fürsten gesehen zu werden, kann gewandter und behender dabei verfahren, als ich, wenn ich durch die Versammlung im Speisesaal schlüpfte, um den Platz neben ihr bei Tische zu erobern. Sie sah es nicht ungern. Ihre anfängliche Verlegenheit minderte sich nach und nach, und einmal, als ich schon nahe bei ihr stand, von einem dicken Gaste aber vor ihren Augen versteckt wurde, gewahrte ich deutlich, daß sie einen suchenden Blick umher warf.

Bei der Tafel nahm ich mich sehr in Acht, sie durch irgend eine Schmeichelei schüchtern zu machen, denn reine

Seelen wie die ihrige ſchmiegen ſich zuſammen wie das Sinnkraut, wenn dieſes Gift ſie berührt; aber ich verſäumte auch keine Gelegenheit, ihr etwas Herzliches zu ſagen, und zuweilen bemerkte ich, das Herzliche ging zum Herzen. Nach wenigen Tagen wurde ſie offener und zutraulicher gegen mich, wir tanzten viel mit einander, ich tanzte mit Niemand, als mit ihr. Aber nie ruhte noch ihr Auge in dem meinigen, ſie gab ſich Mühe, meine Blicke zu überſehen; nie ſchien ſie den leiſen, faſt unmerklichen Druck meiner Hand zu fühlen.

Einmal fragte ich ſie: ob ſie auch an Freundſchaft zwiſchen beiden Geſchlechtern glaube? — Sie ſah mich mit freundlicher Wehmuth an: »Sie würden mir einen großen Troſt rauben,« erwiederte ſie, »wenn Sie mir dieſen Glauben entriſſen.« — Ich ſtimmte ein und log, denn ich fühlte nur zu deutlich, daß ich nie ihr Freund ſein kann.

Als ich einmal nach dem Tanz ein Glas Mandelmilch trinken wollte, warnte ſie mich haſtig. »O, wenn Ihnen mein Leben nicht gleichgiltig wäre!« rief ich entzückt, und ſie — kehrte ſich ſchnell zu einer Dame, mit der Bitte, ihr eine losgegangene Schleife wieder anzuſtecken. So können nur Frauenzimmer auf andere Gegenſtände ſpringen; mit eben der Leichtigkeit, mit der ſie einen Schleier über das Geſicht ziehen, ziehen ſie ihn auch über ihre Seelen.

Ein anderes Mal bekam ſie bei Tiſche einen Brief, den ſie unter der Serviette las und über den ſie Eſſen und Trinken verſäumte. »Er iſt von einer Freundin,« ſagte ſie,

als ich sie leise damit neckte, und da ich mich zweifelsüchtig stellte, fuhr sie fort: »ich wollte Ihnen den Brief wohl zeigen, wenn er nicht Geheimnisse enthielte.« — »Die Sie betreffen? erwiederte ich hastig. »Nein,« antwortete sie, »ich — darf ja keine Geheimnisse haben.« — Sie sagte das mit vielem Nachdruck, und ich schwieg verlegen.

Mit jedem Tage suchte sie immer mehr einen unbefangenen, freundschaftlichen Ton sich anzueignen, und es gelang ihr besser als mir. Als gelegentlich von ihrer Kunst zu sticken die Rede war, versprach sie mir, fast ungebeten, eine Brieftasche, mit einem leichten Tone, der diesem Geschenk keinen andern Werth lieh, als den eines freundschaftlichen Andenkens. So nahm sie auch von mir ohne Ziererei eine Bonbonnière, auf der die Worte l'amitié Vous l'offre standen. Ich that mein Möglichstes, in ihren Ton zu stimmen, doch vergebens. Das klagte ich ihr sogar einmal ganz ehrlich, fügte aber mit Herzlichkeit hinzu: sie solle dadurch nicht irre an mir werden, denn erreicht würden meine kühnsten Wünsche sein, wenn sie ihre Freundschaft, ihr Zutrauen mir schenkte.

Sie blickte vor sich nieder und schwieg; nach einigen Sekunden aber zog sie den Handschuh aus, und reichte mir mit einem unaussprechlich freundlichen Blick die Hand zum Kuß. Ein namenloses Entzücken durchströmte meine Brust. Wir waren allein. Ich drückte im frohen Wahnsinn die schöne Hand an meine Lippen, und wieder, und immer wieder! Da zog sie sie mit Heftigkeit zurück, entfernte sich

ſchnell und ſagte im Gehen: das iſt wider die Abrede. Doch las ich mehr Verwirrung, als Strenge in ihrem Auge.

Ach! wie könnte ich immer die Gewalt über mein Herz behaupten, meinem Worte treu zu bleiben! Eines Abends brannte man ein kleines Feuerwerk ab, ich ſtand hinter ihr am offenen Fenſter, dicht hinter ihr, und da ich gerade um einen Kopf größer bin als ſie, und da die Umſtehenden mit den Raketen ſo beſchäftigt waren, daß Keiner auf mich Acht gab, ſo wagte ich es, meinen Mund leiſe auf ihr Haupt zu drücken. Sicher hat ſie es gefühlt, doch ſie überſah diesmal des Freundes Unart, und ſtellte ſich, als merke ſie nichts.

So ſchwanden jene ſeligen Tage, wie der Schatten einer eilenden Wolke über ein lechzendes Feld zieht. Leontine verließ Engerfeld einen Tag früher als ich, denn ſie befand ſich nicht wohl und fühlte die Annäherung neuer Leiden; darum fuhr ſie auch nicht nach Lindenholm, ſondern in die Stadt, um des Arztes willen; und ich — ich fuhr nicht nach Sallmkülll, ſondern nach Reval, um der Kranken willen. Hier habe ich freilich erſt einen Staatsbeſuch bei ihr gemacht, da Arlhofen eben nicht mit großer Wärme mich eingeladen; denn, habe ich recht bemerkt, ſo ahnet er meine Liebe und beobachtet mich ſcharf; aber glücklicherweiſe kommt Leontine oft zu Hohenſchild's, und ich habe meine Maßregeln ſo getroffen, daß ich gleich erfahre, wenn ſie dort iſt. Fräulein Hohenſchild mag freilich merken, daß

ich nicht mehr um ihretwillen das Haus beſuche, und vielleicht iſt es ihr nicht ganz gleichgiltig, wenigſtens iſt ſie ſtiller, verſchloſſener geworden; aber ſie iſt eine gute Seele, die Leontinen liebt und mir nicht gram darum wird; ja, ſie läßt uns ſogar nicht ſelten einige Minuten allein. Doch irrt ſie, wenn ſie glaubt, daß dieſe Minuten die glücklicheren wären, denn gerade wenn wir allein ſind, iſt Leontine jetzt am ſchüchternſten. Ob ſie ſich wohl fürchtet, von Gefühlen überraſcht zu werden, die ſie, von Fremden umringt, leichter bekämpft? — O, ich eitler Thor! — und dennoch — gut iſt ſie mir! o gewiß, ſie iſt mir gut! ſie hat das hundertmal verrathen, und was will ich mehr? was darf ich mehr wollen? —

Dreiundvierzigſter Brief.

Derſelbe an denſelben.

(Einige Wochen ſpäter.)

Reval.

Freund! ſechs und zwanzig Jahre lang habe ich mir eingebildet zu leben, und glich doch nur der Auſter, die, an eine Felſenbank geſchmiedet, ihre Schale auf und zu thut, einen Tag wie den andern. Damals hielt ich viel auf richtige Uhren, wußte immer beſtimmt, welche Zeit es war; ſah mich des Morgens nach dem Wetter um; machte Plane, wie ich den Tag zubringen wollte, ja wohl gar auf mehrere Wochen hinaus: lauter Beweiſe von langer Weile! in alle Winkel mußte ich um Hilfe ſchreien, um vor dem Dinge

mich zu retten, das wir Zeit nennen, und zu dem allein die Langeweile den Maßſtab gibt. Wie anders iſt es jetzt! hundertmal vergeſſe ich meine Uhr aufzuziehen, denn die Stunde, in der ich Leontinen ſehen werde, ſchlägt das Herz! Ob Sonnenſtrahlen, ob Schneeflocken durch meine Fenſter ſchimmern, das gilt mir gleich, denn meinen Himmel trägt Leontine im Auge. Nie fällt es mir ein, den Tag planmäßig vorzubereiten, denn täglich ſie zu ſehen, iſt, wie das Athemſchöpfen, mir Lebensbedürfniß geworden.

Auch Leontine — o, gewiß! ich bin ihr nicht mehr gleichgiltig. Sie ſtrebt umſonſt, es zu verbergen, das Auge iſt in keines Menſchen Gewalt, nur Blinden mag es gelingen, Liebe zu verſtecken. Zwar ſie kämpft mit einer Kraft, die ich bewundere, aber nicht erreiche. Wir armen Männer! als die Natur zwiſchen beiden Geſchlechtern die Kräfte theilte, da gab ſie uns ſtiefmütterlich die phyſiſche Gewalt, und ihren beſſeren, geliebteren Kindern die Gewalt über eigene und fremde Seelen.

Neulich flüſterte Leontine mir im Konzert die Worte zu: »beſuchen Sie mich morgen in meinem Hauſe, ich habe etwas mit Ihnen zu reden.“ Welch eine Nacht auf dieſe Einladung folgte, welch ein Kampf mit Schlaf und Vernunft, mit Eitelkeit und Ungeduld — das begreifen Sie ſchwerlich. Ich flog am andern Morgen zu ihr, ſobald der Wohlſtand es vergönnte. Da ſaßen wir eine Weile ſtumm auf dem Sofa, und ich athmete kaum, um ihre erſte Silbe nicht zu verlieren.

Können Sie wohl errathen was sie von mir verlangte? ich sollte Fräulein Hohenschild heirathen. Mit stummen Erstaunen sah ich ihr in's Gesicht, zweifelnd ob sie es ernstlich meine? Da hub sie ihren Spruch mit großem Nachdruck an: »ich habe Fräulein Hohenschild die Cour gemacht, so sage die ganze Stadt, ich habe Hoffnungen in ihr erregt, sie sei mir gut, sie sei ein wackeres Mädchen, ich werde glücklich mit ihr sein und keine Frau finden, die sich besser für mich schicke."

Muß ich denn eben heirathen? murmelte ich dazwischen.

»Ja, Sie müssen," fuhr Leontine fort, »Sie müssen, weil Sie für häusliches Glück geschaffen sind, weil es Ihre Pflicht ist, den Wunsch Ihrer alten Mutter zu erfüllen, weil — weil Ihre und fremde Ruhe dadurch gesichert wird." — Sie sprach noch viel mehr, und ich hütete mich wohl sie zu unterbrechen, denn ich höre ihr so gern zu. Schüchtern hub sie an, doch immer feuriger, immer fließender wurde ihre Rede, sie glühte vom Enthusiasmus der Tugend; hoch erhaben über sich selbst, mit dem Glanz des Edelmuthes im Auge, ergriff sie plötzlich meine Hand, und endigte tief gerührt mit den Worten: »Wallerstein! wenn Sie mein Freund sind, wenn Sie es bleiben wollen, so eilen Sie sich zu vermählen."

Sie war erschöpft. Eine innere Gewalt warf mich unwillkürlich zu ihren Füßen, mit Wahnsinn drückte ich ihre Hand an meine Lippen, an meine Stirn; bebend rief ich:

»Leontine! welch einen Blick haſt du in das Heiligthum deines Herzens mich werfen laſſen! ich ſollte jemals einem anderen Weibe angehören als dir! tödte mich, oder was mehr iſt, verbanne mich! aber begehre nicht von mir ein Mädchen zu belügen, mein eigenes und ein fremdes Daſein zu vergiften!" — Sie erſchrack über meine Heftigkeit. Wallerſtein! was thun Sie! rief ſie bebend, und machte einen Verſuch zu entfliehen. Ich hielt ſie zurück mit ſanfter Gewalt. Hören Sie nun auch mich! ſprach ich bittend, indem ich mich zu faſſen ſuchte, und meinen Platz neben ihr wieder einnahm.

Ich erklärte ihr jetzt mein Verhältniß zu Fräulein Hohenſchild. Ich läugnete nicht, daß ich den Gedanken gehabt, ſie zu heirathen, ſo lange ich, frei und unbekannt mit dem Gefühl der Liebe, durch eine ſolche Verbindung blos eine Weltbürgerpflicht zu erfüllen geglaubt. »Aber nie," fuhr ich fort, »habe ich gegen das Mädchen mich beſtimmt erklärt; und jetzt — jetzt, da meine ganze Seele von dem Bilde des Weibes erfüllt iſt, das mir in Jugendträumen als Ideal vorſchwebte, jetzt, da alle meine Wünſche und Hoffnungen, mein Glück und mein Elend mit unzerreißbaren Ketten an ſie allein für ewig gefeſſelt ſind —"

Wallerſtein! rief ſie haſtig und ſprang auf.

»Um Gotteswillen! hören Sie mich!" ſprach ich mit Ungeſtüm, indem ich ihre Hand ergriff.

Gott! was habe ich gethan! ich meinte es ſo gut! ſchluchzte ſie, und ſank nieder auf den Sofa.

»Sie haben einen Schritt gethan, den Ihr edles Herz Ihnen eingab; ich bewundere Sie, aber gehorchen kann ich nicht! Leontine! ich liebe Sie! ich liebe Sie unaussprechlich!"

Ich darf das nicht erlauben, nicht hören, ſtammelte ſie kaum vernehmlich.

»Aber ich darf, ich muß Sie lieben! geben Sie mir, was Sie mir geben dürfen, Ihre Freundſchaft! o es iſt ſo viel und ſo wenig was ich bitte. Zittern Sie nicht vor meinem Ungeſtüm. Ich war nie ein ſchlechter Menſch, und wär' ich's geweſen, die Liebe zu Ihnen hätte mich längſt auf den Pfad der Tugend geleitet. Es iſt heraus, aber nie will ich es wiederholen. Sie wiſſen es nun, das iſt genug. Leontine! wenn je mein Betragen zweideutig ſchiene, wenn ich je einen Wunſch laut oder leiſe mir erlauben könnte, vor dem Ihr Ohr, Ihre Tugend zittern, Ihre Unſchuld erröthen müßte, o dann verbannen Sie mich auf ewig aus Ihrem Antlitz, und glauben Sie nie wieder an wahre mit der Tugend verſchwiſterte Liebe."

Sie weinte und verſuchte vergebens zu ſprechen. Sie winkte mit der Hand, daß ich gehen ſollte. Ich bat um ein Zeichen, daß ſie nicht zürne, daß ich ihre Achtung nicht verſcherzt habe. Da reichte ſie mir mit einem wehmüthigen Lächeln die Hand, und drückte die meinige zum erſten Mal. Ich ſtürzte vor ihr nieder, küßte ihre Knie, raffte mich auf und verſchwand.

Wenige Stunden nachher erhielt ich folgendes Billet:

»Ich schätze Sie hoch — ich bin Ihre Freundin. Bleiben Sie edel, verlangen Sie nie mehr von mir. Meiden Sie meine Gegenwart. Kommen Sie selten in unser Haus, nur so oft als nothwendig ist, um der Welt keine auffallende Veränderung zu zeigen, Arlhofen ahnet, was in Ihnen vorgeht, aber er hat Vertrauen zu mir, und er soll sich nicht täuschen, nein, wahrlich nicht! der Arzt will, daß ich diesen Winter in der Stadt bleibe, um eine anhaltende Kur zu gebrauchen. Ich sehe Sie gern, aber ich wünsche, daß Sie nach Sallmküll gehen. Arlhofen verreist morgen auf mehrere Wochen, um seine Landwirthschaft zu besorgen. Während seiner Abwesenheit kann ich Sie nicht empfangen. Ich habe das Vertrauen zu Ihrem Edelmuth, daß Sie keinen Entschluß, den die Pflicht mir vorschreibt, zu bekämpfen versuchen werden. Wie kann ich bei einem edlen Manne meiner Bitte mehr Gewicht geben, als wenn ich ihm offen bekenne, daß diese Entsagung mir schwer wird."

Leontine.

Die Wirkung dieser Zeilen auf mein Herz beschreibt keine Feder. Ich fühlte mich gehoben, ich ging mit stolzem Nacken in meinem Zimmer auf und nieder — o was gibt dem Menschen in seinen eigenen Augen höheren Werth, als das Bewußtsein, von einer tugendhaften Geliebten hochgeschätzt zu werden!

»Ich gehorche," schrieb ich auf der Stelle. »Leontinen's Achtung folge mir in meine Einsamkeit."

Und alsbald traf ich Anstalten zu meiner Abreise nach

Sallmküll. Geschäfte, die ich verschoben hatte, hielten mich noch fünf Tage zurück. Arlhofen war unterdessen abgereist. Ich vermied alle Gesellschaften, wo ich Leontinen zu finden fürchten mußte, und nahm meine Zuflucht zu den Klubbs. In einen derselben kommt Leontinen's Vater täglich, um ein paar Stunden l'Hombre zu spielen. Der alte wackere Mann kämpft gegen die Brustwassersucht, und theils deswegen, theils um die Gesellschaft seiner einzigen Tochter zu genießen, hat auch er die Stadt zu seinem Winteraufenthalt gewählt.

Am letzten Abend — meine Pferde waren schon bestellt — saß ich im Lesezimmer bei den Zeitungen, als ein ungewöhnlicher Auflauf mich in den Saal lockte. Der alte Blondheim hatte einen heftigen Anfall vom Asthma bekommen, er schnappte nach Luft und war ohnmächtig. Ich faßte ihn in meine Arme, rieb ihm die Schläfe, ließ ihn geistige Wasser in die Nase ziehen, und brachte ihn endlich wieder zu sich. Er war sehr matt und verlangte nach Hause. Ich wollte nach seinem Wagen schicken, der später bestellt war. Er sagte, das währe zu lange, und sei nicht nötig, da er nur einige Schritte von da wohne; er habe so viel Kraft zu Fuß zu gehen, wenn ich ihn unterstützen wolle. Ich that es mit Freuden und trug ihn fast die Treppe hinab, über die kurze Straße. Leontine war nicht zu Hause, auch niemand von den Leuten, weil sie ihre Herrschaft nicht vermuthet hatten. Eine einzige lahme Haushälterin war zu nichts zu gebrauchen. Ich zog den Alten aus, brachte

ihn zu Bett und rannte dann selber nach dem Arzt, den ich in der halben Stadt suchen mußte. Ich fand ihn endlich. Wir eilten zu Blondheim. Er verschrieb Arzenei. Noch immer war kein Bedienter zugegen, ich trug das Recept auf die Apotheke. Als ich eben aus dem Hause trat, fuhr Leontine vor, und sah mich befremdet an. Ich unterrichtete sie so schonend als möglich von dem Zufall, der mich hieher geführt, bat sie ruhig zu sein, die Gefahr sei vorüber, zeigte ihr das Recept und eilte fort.

In wenigen Minuten kam ich mit der Arzenei zurück. Leontine begegnete mir schon im Vorzimmer. Mit Thränen in den Augen drückte sie mir stumm die Hand. Ich wollte hinein zu dem Alten. „Er schlummert," sagte sie. Ich legte die Arzenei auf den Tisch, machte ihr seufzend eine Verbeugung und wollte gehen. »Bleiben Sie," stammelte sie, »mein Vater hat mir aufgetragen, Sie zum Abendessen zu bitten; er möchte Ihnen gern selber noch für Ihre Güte, Ihre Freundschaft danken."

»Ich hätte das für einen Fremden gethan," stotterte ich heraus, »wie viel mehr für Leontinen's Vater!"

Wie lange der Alte schlief, weiß ich nicht, denn für mich war das Maß der Zeit verschwunden. Leontine war so gut, so herzlich; kindliche Dankbarkeit hatte ihre Strenge eingewiegt, sie glaubte ja nur den ihrem Vater geleisteten Beistand zu vergelten; zum ersten Mal schwieg das Gewissen, legte ihr vielleicht gar die Pflicht auf, mir freundlich zu lohnen, die aufgethürmte Scheidewand fiel — sie

gab sich wie sie war — ich las in ihrem Herzen — o es schlägt für mich! — In meiner Hand durfte ich die ihrige halten — tausendmal durfte ich wiederholen, was meine ganze Seele füllt, daß ich sie liebe und lieben werde bis in's Grab!

»Ich glaube es gern," sagte sie einmal, »ich will es aber nicht mehr hören," und gleich darauf hörte sie es wieder und zürnte nicht.

O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe gold'ne Zeit,
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit,
O! daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Ein Räuspern des Alten riß mich aus dem seligen Taumel. Ich ging hinein, fand ihn erwacht, doch wenig gestärkt. Er dankte mir gerührt und drückte mir sanft die Hand. Der Arzt kam noch einmal, prüfte, schüttelte den Kopf und meinte, der Kranke solle einige Wochen das Zimmer, und sich vor aller Anstrengung hüten. »Dann sterbe ich aus Langeweile," sagte Blondheim.

»Sie müssen," erwiederte der Arzt, »sich vorlesen lassen, und Karte spielen."

»Ach!" versetzte Blondheim, »zum Vorlesen habe ich nur meine kränkliche Leontine, und zum Kartenspielen Niemand; es wäre denn, daß Herr von Wallerstein einige Stunden des Tages einem alten kranken Manne aufopfern wollte." Von Herzen gern! fuhr ich rasch heraus.

Der Alte hielt mich freundlich beim Wort. Leontine war eben nicht zugegen; als sie zurückkam, zog ich sie bei Seite, während der Arzt mit ihrem Vater sprach: »die Pferde nach Sallmküll," hub ich an, »sind auf morgen früh bestellt; Ihr Herr Vater wünscht, daß ich ihm vorlese und l'Hombre mit ihm spiele; soll ich reisen oder bleiben?"

Sie schwieg einen Augenblick und sah vor sich nieder, dann hob sie ihre schönen Augen langsam zu mir auf, ließ sie lange in den meinigen ruhen, und sagte endlich mit Nachdruck: „Sie sind ein edler Mann, Sie sind unfähig mein Vertrauen zu mißbrauchen — reisen Sie nicht."

Und ich reiste nicht. Täglich sehe ich nun Leontinen, mit jedem Tage lernen unsere Herzen sich mehr verstehen. Was sie spricht, habe ich gedacht, nur nie so zart ausgedruckt; was ich fühle, hat sie empfunden, nur reiner, geistiger. Wir lesen täglich an ihres Vaters Bette, wir lesen viel; was sie entzückt, finde ich vortrefflich, und was mich rührt, das entlockt ihr eine Thräne. Ihr Denken, ihr Empfinden ist so ganz das meinige, daß ich oft zu Hause mich frage, wenn dieses oder jenes Urtheil mir wieder beifällt: habe ich oder hat Leontine das gesagt? O, es ist köstlich, wenn Geist und Herz des Menschen sich so verdoppeln, und er den eigenen Werth im Werth der fremden verschwisterten Seele stolz erkennt! — Auch der alte Blondheim ist ein wackerer, sehr unterrichteter Mann, und sein Herz ist jung geblieben.

Gegen Abend griffen wir zu den Karten. Ich habe nie

l'Hombre gespielt, aber statt nach Sallmküll zu fahren, suchte ich an jenem Morgen ein paar Bekannte auf, und ließ ihnen keine Ruhe, bis sie mich das Spiel lehrten. Die Menschen konnten gar nicht begreifen, warum ich so erpicht darauf war. Ich verlor mit Vergnügen ein ansehnliches Lehrgeld an sie, und nun verstehe ich es so ziemlich, bin aber freilich oft zerstreut, wenn Leontine mit ihren schönen Händen die Karten mischt, oder wenn sie gar mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit ein falsch ausgespieltes Blatt zurücknehmen und ich es scherzend nicht leiden will, und unsere Finger mitten auf dem Tisch sich berühren — ach! da vergehen mir oft die Sinne, und ich verpasse die beiden schwarzen Äß.

Dann und wann scheint wohl der Alte zu ahnen, was in meinem Herzen vorgeht, denn sein Blick ruht zuweilen auf uns beiden mit einer Mischung von Furcht, Wehmuth und Wohlwollen, und scheint den geheimen Wunsch zu verrathen: möchtet ihr beide meine Kinder sein! — O wie war es ihm möglich, seine einzige vierzehnjährige Tochter so aufzuopfern! — Ich mag nicht daran denken. Trage ich doch vielleicht selbst die Schuld, daß dieser Engel nicht mein ist! — Hätte ich Ihre Lehren befolgt, wäre ich kein vielkluger Thor, kein herzloser Spötter gewesen — doch was will ich? ich bin ja glücklich, unaussprechlich glücklich!

Vierundvierzigster Brief.

Leontine an Amalien.

Ja, du haſt Recht, Amalie, nur meines langen Stillſchweigens muß ich mich ſchämen, nicht meiner Liebe zu Wallerſtein. Da haſt du mit zwei Worten mein ganzes Geheimniß — ich liebe! ich liebe! und weiter weiß ich dir nichts zu ſagen. — Schämen? wie kommſt du zu dem Worte? — wenn ich den beſten, den edelſten Mann liebe — wenn an ſeiner Seite alles Gute, alles Schöne mir im roſigen Lichte erſcheint — wenn ich den Pfad der Tugend, den ich ſonſt für dornicht hielt, jetzt nur mit Blumen beſtreut erblicke — wenn jedes Opfer, das ich meiner Pflicht bringe, mir leicht wird, weil ſein Lächeln es belohnt — ha! wofür hätte ich mich zu ſchämen? — welche Pflicht verletze ich denn? — ich habe Arlhofen gelobt, ſein treues Weib zu ſein bis in den Tod — nun wohl, das will, das muß ich halten! Liebe habe ich nicht verſprochen, und konnte ſie nicht verſprechen, ſo wenig als der Blinde, dem Roſen zu pflücken, mit dem er wallt. — O! mir iſt die Decke von den Augen gefallen! meine gute Lindau hatte Recht! jetzt habe ich ihren faſt vergeſſenen Brief geleſen und verſtehe ihn ganz!

Doch nein, ſie hat es übertrieben. So glücklich als ich werden konnte, bin ich freilich nicht; aber unglücklich? o ſie hat wohl nie geliebt! iſt nie von dem edelſten Jüngling geliebt worden! — Auch du, Amalie, verſtehſt mich

wohl nur halb? Du bist deinem Manne herzlich gut, und hast deine Kinder herzlich lieb, und kannst dabei an deinen Putz, an deine Wirthschaft denken, und kannst dich wohl gar freuen, wenn der Flachs gut geräth, oder dich fürchten, wenn es donnert. Ach! ich weiß von alle dem nichts! ich liebe nur, ich liebe! — fast möchte ich glauben, wahre Liebe sei kein Gefühl für diese Welt, sei nur für Engel geschaffen, die nichts anders zu thun, zu denken und zu empfinden haben. Wenn in des Menschen enger Brust die Liebe entglüht, wo soll er noch Raum hernehmen für Dinge außer ihr?

Ja, ich thue und treibe wohl noch allerlei; ich pflege meinen kranken Vater, ich schenke den Armen, ich fahre spaziren, ich lese und schreibe; aber alles thue ich anders, wie vormals, alles hat Bezug auf ihn, der mir ein neues Leben gab.

Du warnest mich? du ahnest Gefahr für meine Tugend? wunderliches Weib! verstehst du mich denn nicht? wir lieben uns ja. Wie der Freund im Hause des Freundes, so sicher ist Tugend in der Wohnung der Liebe. — Begehre nicht, daß ich, wie sonst, dir treu berichten soll, was um mich und neben mir geschieht, ich würde mit Kleinigkeiten Bogen füllen und wichtige Dinge vielleicht mit Stillschweigen übergehen, denn diese scheinen oft mir klein und jene wichtig. Auch habe ich keine Zeit zu schreiben. Ja, wenn meine Feder so schnell wäre, als meine Gedanken? aber ehe ich nur einen Gedanken niederschreibe, hätte ich

dem Geliebten meines Herzens schon hundert folgende entziehen müssen, und diesen Raub an mir und ihm kannst du mir nicht zumuthen.

In zehn Tagen kommt Arlhofen zurück, dann werde ich ihm sagen, daß ich Wallerstein liebe. Ja, sagen muß ich es ihm, sonst könnte ich nicht ruhig lieben. Wie er es aufnehmen wird? — Anfangs wird er freilich stutzen, denn er ist unbeschreiblich eitel, er hält es nicht für möglich, daß man irgend einen Menschen ihm vorziehen könne. Aber dann ist er doch auch wieder sehr gutmüthig: mein Glück liegt ihm am Herzen; fast so viel Vertrauen als zu sich selbst (und das ist viel) hat er zu meinen Grundsätzen — er wird meinem Herzen keinen Zwang anthun, er wird die Freundschaft seiner Gattin zu schätzen, ihrer Liebe zu schonen wissen. Und im schlimmsten Fall, was könnte er thun? Wallerstein das Haus verbieten? immerhin. Ich bedarf seiner Gegenwart nicht mehr, um ihn zu lieben und durch seine Liebe glücklich zu sein. Ich werde mich dennoch nur mit ihm, auch in der Einsamkeit nur mit ihm unterhalten; denn wenn ich mit ihm spreche, er sei gegenwärtig oder abwesend, so weiß ich ja doch schon, was er sagen, was er antworten wird, ich kenne ihn ganz, sein Herz ist das meinige, sein Gefühl trage ich in meiner Brust.

Darum zage nicht, Amalie, sorge nicht, bedaure mich nicht. Ich liebe — kein Vorwurf drückt mich — ich werde geliebt — ich bin glücklich! —

Nachschrift. Du erkundigst dich mit so vieler Theil-

nahme nach meiner Gesundheit, da habe ich mich denn erinnert, daß ich krank bin, und habe mich untersucht, wie es damit steht, ich weiß es aber wahrhaftig selbst nicht recht. Meine Zufälle haben sich wohl nicht vermindert, doch scheint es mir, ich sei ganz gesund. Ueberfällt mich zuweilen mein altes Uebel, dann steht er so theilnehmend, so kummervoll an meinem Lager — ach Amalie! ich liebe!

Fünfundvierzigster Brief.

Rittmeister Wallerstein an Pastor Gruber.

Sie liebt mich! sie hat es mir gestanden! sie ist mein! an Arlhofen hat die Arglist das unbefangene Kind geknüpft, an mich die Liebe das fühlende Weib! jenem gab sie überredet die Hand, mir freiwillig das Herz. Möge er sich brüsten mit dem erschlichenen Namen ihres Gatten, meine Wünsche sind alle erfüllt, denn sie hat mir gesagt: ich liebe dich! in diesem Augenblicke hätte ich die Welt verschenkt und auf die Seligkeit Verzicht gethan! auch für die Freude trägt der Mensch in seinem Herzen nur ein begrenztes Maß, das meinige hat ein Wort von ihr gefüllt! — Nun klingle Welt mit deinem eitlen Spielwerk, und ziehe den Haufen der großen Kinder nach dir, und laß dir deine Gaben abbetteln und abtrotzen, mich lockst du vergebens, mich kannst du nicht reicher machen.

Wie ein Reisender kommt das Glück mir vor, die Menschen, die ihm nachrennen, wie Bauerknaben, die am

Ausgang ihres Dorfes den Schlagbaum ihm öffneten, und nun neben den Wagen herlaufen, bis der Reisende einen Dreier herauswirft, um den sie sich balgen. Ich stehe von ferne und lächle.

Ob Leontine den Namen Arlhofen oder Wallerstein trägt? gleichviel; der Name soll ja nur für Fremde die Einzelne ihres Geschlechts bezeichnen, für mich gibt es kein Geschlecht von Weibern mehr, sie ist sie. — Ob Leontine auf Sallmküll oder Lindenholm wohnt; wird sie meinem Herzen darum näher oder ferner sein? ist sie sich ähnlicher als das Bild von ihr in meiner Brust? bin ich allein, wenn sie nicht bei mir ist? bin ich in Gesellschaft, wenn ich unter Menschen bin? — und ist es etwa Arlhofen, der sie begleitet, wenn sie an seinem Arm träumend durch die Felder wandelt? — o sie liebt mich! sie hat es mir gestanden, und Gott muß eine neue Schöpfung hervorrufen, wenn er ein neues Glück mir zubereiten will.

Auf dem Sofa saß sie neben mir, und hörte lange schweigend, wie ich in matten Worten meiner Liebe Feuer hauchte, und doch nur einen kalten Schimmer von dem, was in mir glühte, durch meine Augen wieder gab. Dennoch überwältigt, sank ihr Haupt auf meine Schulter und sie flüsterte kaum vernehmlich: Moriz, ich liebe dich! — Da verließen mich die Sinne, und alles Blut trat zum Herzen, und in den Adern rollte Feuer, vor meinem Blick gaukelten Funken, meinen Athem erstickte die himmlische

Wolluſt, ich preßte ſie in meine Arme, daß ſie ſchrie und weinend lächelte.

So habe ich Seliger den Augenblick empfunden, in dem die Gottheit ſprach: ich will ihm ſchaffen ein Ebenbild! ſo habe ich begreifen gelernt, was einſt ein Schwärmer, wie mich dünkte, nur behaupten konnte: der Augenblick des Todes, in dem die Seele das letzte Band zerreißt, das an den Körper ſie feſſelte, ſei der wollüſtigſte, den die Natur dem Menſchen ſchaffen könne. Wie ſollte er nicht! er iſt der Uebergang in's neue herrliche Leben! wo Geiſter ſich an Geiſter ſchmiegen, und von keinem Erdenduft umnebelt hoch über dem Balle ſchweben, der unter ihnen ſich ächzend wälzt.

Das, Freund, war mein Gefühl, das iſt es noch. Was ich etwa auf der Welt und mit den Menſchen noch zu verhandeln habe, das treibe ich wie ein Dichter, der den Beruf hat, Akten zu leſen. Alles kommt mir kindiſch und langweilig vor. Neulich ſagte der General P*, mein Oncle, er wolle mir eine Empfehlung nach Petersburg geben, ich ſolle wieder Dienſte ſuchen. Ach Gott! dachte ich, Leontine liebt mich ja!

Und nun vollends meine Mutter, und das reiche Fräulein Hohenſchild — nein, ich werde nie vergeſſen, daß ich eine Mutter habe, denn auch Mutterliebe iſt ja ein Strahl aus beſſern Welten! nur muthe man mir nicht zu, daran zu denken, daß es noch ein Weib außer Leontinen gibt; nur wolle man nicht neue Verhältniſſe mir aufdrin-

gen; mir, der ich in die alten nur noch mechaniſch mich füge. —

Der alte Blondheim iſt von ſeinem Zufall wieder hergeſtellt, aber lange wird er ſchwerlich mehr leben, die Vorboten der Waſſerſucht ſind zu kenntlich. Indeſſen fährt er täglich ſpaziren mit Leontinen, und die zärtliche Tochter ahnet nicht die Gefahr, ihn zu verlieren, oder entfernt den Gedanken. Arlhofen wird zurück erwartet. Was kümmert's mich.

Sechsundvierzigſter Brief.

Leontine an Amalien.

Arlhofen iſt gekommen, und ich habe ihm geſagt, daß ich Wallerſtein liebe. Er ſchien es anfangs gar nicht zu begreifen, er nahm es für Scherz und ſah in den Spiegel. Dieſe Bewegung empörte mich, denn was mag der Mann ſich unter Liebe denken? vielleicht war es auch nur Gewohnheit, das fiel zu ſpät mir ein. Mit einer Kälte und einem Muth, die vormals beide mir nicht eigen waren, führte ich ihn zurück auf die Geſchichte unſerer Verheirathung. Zwar entſchlüpfte mir kein Vorwurf, doch die Behauptung wagte ich kühn, daß er bei dieſer Lage der Sachen nur Freundſchaft und Treue von mir erwarten könne; was nämlich die Männer Treue zu nennen pflegen. Ich verſprach ihm, er ſolle ſtets mein erſter Freund ſein und bleiben, ich wollte ihm keinen Gedanken verheimlichen, keinen

Schritt thun, der seine Ehre oder Ruhe in Gefahr setze, mehr dürfe er nicht von mir fordern. Uebrigens stehe es ihm frei, Wallerstein aus unserm Hause zu verbannen, doch werde er mir das Glück meines Lebens und das Vertrauen zu seinem Edelmuth rauben. —

Er wurde einen Augenblick hitzig, ich blieb kalt. »Wie kannst du,« rief er, »bei deinem zarten Gefühl von Scham, deinem Manne solche Dinge entdecken?«

»Wäre ich schamhafter,« antwortete ich ihm, »wenn ich sie dir verschwiege?«

»Ich werde es deinem Vater sagen!« fuhr er drohend heraus.

»O gern! gleich jetzt!« erwiederte ich, »schon lange wüßte er darum, denn nie habe ich ihm etwas verborgen, wenn nicht seine Kränklichkeit mich schüchtern machte. Es könnte ihm Gemüthsbewegung, vielleicht gar Reue —«

Das letzte Wort entschlüpfte mir, ich hätte viel darum gegeben, es zurück zu haschen. Reue? sagte er, und wurde feuerroth. »Seine Liebe zu mir,« setzte ich mildernd hinzu, »könnte sein Urtheil irre leiten.«

Er ging mit großen Schritten wohl eine Viertelstunde schweigend auf und nieder. Ich saß und nähte und schwieg nun auch. Endlich trat er vor mich, ergriff mit Sanftmuth meine Hand, und sagte bewegt: »Leontine! hast du mich denn nie geliebt?« —

»Kennst du mich noch so wenig?« erwiederte ich mit Ruhe, »glaubst du, daß ich zweimal lieben könne? —«

Bald darauf kam Wallerſtein ſelbſt, und dieſe erſte Zuſammenkunft lief noch ſo ziemlich gut ab. Freilich war in Beider Haltung etwas Peinliches ſichtbar, das unter erzwungener Höflichkeit ſich zu verſtecken ſtrebte, und das begreife ich wohl, daß, wenn beide täglich auf dieſe Weiſe mit einander leben ſollen, die Unterhaltung ſehr drückend werden würde; doch es hat ſich, wie von ſelbſt, ein Mittel dargeboten, uns Alle aus der Verlegenheit zu ziehen. Während meines Vaters Krankenlager iſt das Vorleſen in den Abendſtunden uns ein lieber Zeitvertreib, ein Bedürfniß geworden. Wallerſtein wählt mit Geſchmak und lieſt vortrefflich. Das iſt aber nun gar nicht Arthofen's Sache. Zwei Abende hat er es ausgehalten, am dritten ſchlich er ſchon auf den Klubb, und ſeitdem ſind wir ſicher, allein gelaſſen zu werden, ſobald Wallerſtein ein Buch aus der Taſche zieht. Auch mein Vater iſt nicht immer zu Hauſe, und es gibt alſo Stunden, in welchen deine Leontine das Glück zu lieben und geliebt zu werden ohne Zeugen genießt. Dann, freilich, dann ſinkt oft das Buch dem Vorleſer auf die Knie, Augen und Hände ruhen in einander, und bei einem ſtummen Geſpräch verinnen die Stunden. Ach! ſich ſehen! ſich ſo anſehen! mit jedem Blicke aus dem Herzen gegenüber reiche Wonne ſchöpfen — nein, gewiß, im Himmel ſpricht man nicht mit einander! es iſt ein kleines irdiſches Bedürfniß, dem die Sprache ihre Erfindung verdankt. Und dieſe ſchöne Sicherheit, mit der ich dem Geliebten mich hingeben darf — dieſe zarte Achtung

für meine Verhältniſſe, meine Tugend — einen Schlaftrunk wollte ich in ſeinen Armen nehmen, und wäre gewiß, mit unentweihten Lippen zu erwachen.

So lebe ich jetzt, meine gute Amalie, glücklicher als jemals! jede ſüße Ahnung, die mir unerklärlich ſonſt den Buſen füllte, hat in ſüßere Wirklichkeit ſich verwandelt. Die ſcheuen Blicke, die ſo oft in der ganzen Natur nach Gegenſtänden umher ſchweiften, auf welchen ſie mit Liebe ruhen *wollten* — und nicht *konnten* — ſind jetzt auf ihn, auf ihn allein geheftet. Meine Bücher ſind beſtaubt, meine Nadel ruht, mein Azor hat ſich unvermerkt an das Kammermädchen gewöhnt, ja, Amalie, ich beneide dir deine Mutterfreuden nicht mehr! Alle meine Gedanken und Neigungen, alle meine Wünſche und Gefühle ſind in Liebe vereinigt, wie ein Tropfen, in der Sonne aufgelöſt, zu ihr empor ſteigt!

Meine Geſundheit — denn immer erinnerſt du mich daran — iſt um nichts beſſer, hat ſich vielleicht gar etwas verſchlimmert, denn meine Zufälle kommen häufiger, aber wenn ich ſonſt aus meinen Krämpfen mit dumpfen feindlichen Gefühlen zum Bewußtſein wiederkehrte, ſo erwache ich jetzt zu neuem Leben! ja, es gibt ſogar Augenblicke, in denen meine Leiden mir werth ſind, denn ſeine Angſt um mich thut mir ſo wohl!

Ich komme wenig aus, das Wetter iſt ſo ſchlecht, meine Kränklichkeit leiht mir einen Vorwand, mich der Geſellſchaft zu entziehen — o welch ein herrlicher Winter!

— Arlhofen hat unter vier Augen Wallerſtein's Namen nicht mehr erwähnt. Gern ſieht er ihn nicht, aber er vertraut meinen Grundſätzen, und das danke ich ihm durch verdoppelte freundſchaftliche Aufmerkſamkeit. Er nimmt das freundlich hin, und nährt den alten Glauben: es wird ſich geben. Könnte ich nur beide Männer dahin bringen, ſich wechſelſeitig mit mehrerer Zartheit zu behandeln; aber Wallerſtein verbirgt ſeinen Widerwillen gegen Arlhofen nur ſchlecht, ſo oft er mir auch verſpricht, ſich beſſer zu beachten, und Arlhofen hinwiederum ſieht auf den ſtolzen Jüngling mit einer Art von Ueberlegenheit herab, die ihren Grund wahrhaftig nur in ſeiner Eitelkeit hat, die aber Wallerſtein als ein prahlendes Erinnern auslegt: ſieh mich an, ich bin Leontinen's Gemahl! Wenn dieſer Gedanke ihn ergreift, ſo kocht er zuweilen über, daß ich mich vor ihm fürchten könnte, wenn ich ihn nicht ſo unausſprechlich liebte. Doch ſo lange ich zwiſchen beiden ein Genius des Friedens ſchwebe, ſoll es mir nie an Liebe und Gewandtheit fehlen, jeden Ausbruch zu verhindern, der mein ſtilles Glück zerſtören könnte.

Siebenundvierzigſter Brief.

Rittmeiſter Wallerſtein an Paſtor Gruber.

Ich habe verſprochen, wahrhaft gegen ſie zu bleiben, und ich halte Wort. Bei der bitterſten Kälte ſteige ich ſo eben glühend aus dem Schlitten. Ein Feuer tobt in mir,

das mich zu verzehren droht. Ich bin verwandelt, ich bin mir selber fremd geworden, und fürchte mich vor mir selber. Die Gedanken flattern an mir vorüber, ich suche vergebens sie fest zu halten, ein fremdes Gefühl, das mir im Busen wogt und wühlt, verschlingt sie Alle.

Wir wurden zur Feier des Weihnachtsfestes nach Engerfeld geladen, Arlhofen, Leontine und ich, wir brachten dort drei langweilige Tage zu, langweilig, doch vielleicht nur mir und Leontinen, denn wir haben an das stille unbemerkte Glück uns so gewöhnt, es gibt für uns kein anderes. Heute, nach dem Mittagsessen, fahren wir wieder zur Stadt, ich und Arlhofen jeder in einem kleinen Borkschlitten, wie sie bei uns gewöhnlich sind, Leontine, weil sie kränklich ist, in einer Isbuschka*). Nun hatte ich schon gestern starke Zahnschmerzen; heute in freier Luft wurden sie so heftig, daß ich kaum die Zügel halten konnte. Auf dem halben Wege hielten wir bei einem Kruge, um die Pferde verschnauben zu lassen; ich stieg aus und rannte im tiefen Schnee auf und nieder. Da rief mir Leontine, als eben Arlhofen bei ihr stand, und sagte unbefangen: »lieber Wallerstein, wollen Sie sich nicht zu mir in die Isbuschka setzen? ich kann Sie zwar von ihren Schmerzen nicht befreien, aber hier sind Sie vor dem rauhen Winde sicher, und

*) Isbuschka ist ein großer Wagenkasten auf Schlitten gesetzt, Fenster, Thüren und Fußboden mit Pelzwerk wohl ausgefuttert.

es wird wenigstens nicht schlimmer werden." — Daß ich den Vorschlag mit Entzücken annahm, können Sie denken, obgleich ein Seitenblick auf Arlhofen mir verrieth, daß die Einladung ihm keine Freude mache. Da er indessen auch nichts dagegen sagte, so band ich flugs mein Pferd hinter Leontinen's Schlitten und sprang zu ihr hinein. Arlhofen packte sich wieder in den seinigen und bahnte uns den Weg.

Ihr so nahe, Knie an Knie, in einem so engen Raum mit ihr verschlossen, war ich noch nie gewesen. Die Fenster froren von unserm Hauch, wir sahen nichts von dem, was draußen vorging, und Niemand konnte zu uns herein sehen. Wenigstens noch ein paar Stunden blieben wir unterweges, sicher von keinem Dritten belästigt zu werden. Die Pelzstiefeln und den Wolfspelz hatte ich in meinen Schlitten geworfen, weil sie den Raum zu sehr verrengt haben würden. Sie fürchtete, meine Füße möchten erfrieren, und ließ mich Theil nehmen an ihrem Fußkorbe; der war aber zu klein, um vier Füße zu beherbergen, ihre Fußspitzen mußten die meinigen berühren, und sie that es scherzend, mit einer Unbefangenheit, die mich gänzlich verlies, sobald man die Schlittenthür hinter uns zugemacht hatte. Mein Knie ruhte an dem ihrigen, ihre Hand erwärmte ich in der meinigen, ihren Hauch fühlte ich an meiner Wange, eine wilde Röthe stieg mir in's Gesicht, die Augen brannten mir, ich athmete schnell und schwer. Sie hielt das Alles für Wirkungen der Zahnschmerzen (die ich

längst vergessen hatte) und bedauerte mich. Ich ließ ihr den Irrthum, sprach wenig, verschlang sie nur mit meinen Blicken, und kämpfte mit einer Angst, die mich ergriff, als wolle ich einen Mord begehen. Sie trug einen Zobelpelz mit himmelblauem Atlas überzogen, der schmiegte sich so traulich an den Busen, und verrieth die schöne Form; doch ruhig blieb dieser Busen, nicht schneller hob er sich, während der Puls meines Herzens mir im Munde hörbar wurde. Nach einiger Zeit wurde ihr der Pelz zu warm, sie löste die Schnüre, die unter der Brust ihn fest hielten, sie schlug ihn aus einander, ein feines weißes Negligee verschleierte jetzt nur noch ihre Reize, meine glühenden Augen drangen durch den Schleier, mein Inneres bebte, die Besinnung verließ mich, und gerade in diesem gefährlichen Augenblicke mußten wir eine Stelle passiren, wo die Bahn sehr ausgefahren war, eine tiefe Gleise auf Leontinen's Seite gab dem Schlitten plötzlich einen starken Ruck und warf mich unwillkürlich an ihren Busen.

Jetzt war ich meiner nicht mehr mächtig — ich preßte sie mit Liebeswuth in meine Arme, ich versiegelte ihre Lippen mit einem unendlichen Kuß! — Sie sträubte sich, so weit sie vermochte; ich Rasender wußte nichts davon, schreien konnte sie nicht, denn mein Mund verschlang jeden ihrer Athemzüge und sinnlos wurde ich stets verwegener. Da streckte sie die Hand, die den Wüthenden nicht zu bändigen vermochte, nach dem Fenster aus, und schlug mit geballter Faust die Glasscheibe in Stücken. Der kalte Luft-

zug, der herein ſtrömte, und mehr noch das Blut, das von Leontinen's Hand trieſte, brachten mich plötzlich zu mir ſelber. Ich ſank zurück auf meinen Sitz, die Scham ergriff mich, ich war vernichtet.

»Sie ſind ein gemeiner Menſch,« ſagte Leontine, indem ſie ihr Schnupftuch um die Hand wickelte. Hätte es mein Leben gegolten, ich hätte keine Silbe hervorbringen können. Sie wickelte ſich feſter in ihren Pelz, drängte ſich tief in die Ecke und ſchwieg. — Mein Zuſtand war in der That bejammernswürdig. Noch nie hatte ich mich ſo klein gefühlt, und vor wem! — Als ich nach langem Kampfe es wagte, zum erſten Mal die Augen wieder zu ihr aufzuheben, da las ich Zorn und Wehmuth in ihren abgewandten Blicken. »Leontine,« rief ich mit dem Ausdruck des innigſten Schmerzes, »kannſt du mir verzeihen?« — Sie würdigte mich keiner Antwort. Ich drang in ſie mit der liebevollſten Unterwürfigkeit; mein herber Schmerz, meine tiefe Reue erſchütterten ſie endlich:

»Was kann meine Verzeihung wieder gut machen?« hub ſie mit bewegter Stimme an: »kann ſie mir die ſüße Täuſchung wieder geben, die ein einziger Augenblick für immer zerſtört hat? Kann ſie die Reinheit unſers Verhältniſſes wieder herſtellen? O, Wallerſtein! was haben Sie gethan? ich liebte in Ihnen ein höheres Weſen — der magiſche Schleier iſt zerriſſen, Sie ſind jetzt nur noch mein Liebhaber.« —

»Ich bin ein Menſch, Leontine!« rief ich mit einiger

Bitterkeit. »Schon oft hat mich die Liebe zu dir hoch über mich ſelbſt erhoben, aber heute — dieſe Lage — dieſer Zufall —«

»Sie haben Recht,« erwiederte ſie nach einer Pauſe, »ich hätte das mit keinem Manne wagen ſollen; aber Gott weiß, mir war der Geliebte kein Mann, und keine Lage ſchien mir möglich, in der wahre Liebe ſich vergeſſen, ſich herabwürdigen könnte.« — Es entſtand eine neue lange Pauſe, ich wußte nichts mehr zu ſagen, ich war verſunken in meinen Schmerz. Sie ſchien endlich Mitleid mit mir zu haben, »ich verzeihe Ihnen, Wallerſtein,« ſagte ſie mit Güte, »aber ich verzeihe Ihnen nur. Nie können Sie hinfort den Gedanken in mir zerſtören, daß es Augenblicke gibt, in welchen ich auch Ihnen nicht vertrauen darf. Und nun genug, hier haben Sie meine Hand.« Sie reichte mir die linke, zog ſie aber ſchnell zurück. »Nein, dieſe muß es ſein,« ſcherzte ſie bitter, indem ſie die Rechte nach mir ausſtreckte, die mit dem blutigen Tuche umwunden war. Ich drückte ſie an mein Herz, verfluchte meinen Wahnſinn, bereute, verſprach, ſchwur. — Sie lächelte wieder und ſagte: es iſt genug.

Wir nahten uns der Stadt. Sie wurde es gewahr und verſank einen Augenblick in tiefes Nachdenken. Ich forſchte zärtlich. »Errathen Sie nicht, was mich quält?« ſagte ſie mit einem leiſen Zucken um die Lippen, dem Kennzeichen zurückgehaltener Thränen, »ſehen Sie, wie ein Fehltritt unausbleiblich den andern nach ſich zieht! Was ſoll ich

Arlhofen ſagen von dieſem zerbrochenen Fenſter, dieſer blutigen Hand? zum erſten Male muß ich meinen Mann belügen, und das ſchmerzt mich tief!"

Bewundern mußte ich die edle Geliebte, ſelbſt in dem Augenblicke, da ſie mir weh, ſehr weh that, denn es war zum erſten Male, daß ſie Arlhofen ihren Mann nannte. — Wir fuhren jetzt zum Thore herein, und als ihrer Wohnung wir nahe waren, bat ſie mich nur noch, dieſen Abend nicht in ihrem Hauſe zuzubringen, ſie ſei verſtimmt, und bedürfe der Einſamkeit. Ich ſeufzte und ſchwieg. Der Schlitten hielt. Arlhofen war ſchon ausgeſtiegen, er öffnete den Schlag. Was iſt das? rief er erſtaunt, als er das zerbrochene Fenſter ſah: mein Gott! was iſt das! wiederholte er mit Befremden, als er Leontinen's bewickelte Hand gewahr wurde.

»Sei ruhig," ſagte ſie, »es war eine alberne Haſtigkeit von mir, ich wollte das feſtgefrorene Fenſter niederlaſſen, es ging nicht, ich wurde ungeduldig, wollte es zwingen, und bin beſtraft."

Zum Glück hatte die Kälte ihre Wangen ohnehin roth gefärbt, doch freilich ſprach ſie minder unbefangen als gewöhnlich. Auch mir mochte wohl etwas anzumerken ſein, denn ich ſcheute zum erſten Mal den Blick eines Menſchen — eines Menſchen, den ich nicht einmal hochachte. Ich empfahl mich noch vor der Hausthür, und eilte nach meiner Wohnung, voll Angſt, unterweges auf einen Bekannten zu ſtoßen. Da ſitze ich nun und ſchreibe neben meinem Ofen, den ich überheizt glaubte, bis ich erfuhr, daß ſeit

drei Tagen kein Feuer darin gewesen — so heiß ist die Scham! — dennoch — welche Widersprüche herbergt des Menschen Brust! — nur mit Entzücken gedenke ich des kühnsten Augenblickes; meine Reue ist aufrichtig; aber könnte ich, was geschehen ist, durch ein Wort ungeschehen machen — es würde mir schwer werden, dies Wort auszusprechen.

Am anderen Morgen.

Eben komme ich von ihr her. Nur noch eine leise Spur ihres gestrigen Unwillens blieb zurück. Sie war nicht ganz so offen, so zutraulich als sonst. Doch das wird sich geben. Die liebe Schwärmerin wird begreifen lernen, daß es Proben gibt, auf die man auch den platonischsten Liebhaber nicht stellen darf. Als wir schieden, sagte Sie: ich habe ein Geschenk für Sie, und gab mir ein Päckchen in Papier gesiegelt, mit dem ernsten Befehl, es nur allein auf meinem Zimmer zu eröffnen. Da flog ich denn nach Hause und fand — das blutige Schnupftuch. In die Mitte desselben hatte sie mit schwarzer Wolle das Wort Warnung gestickt. Tausendmal habe ich das liebe Geschenk an meine Lippen gepreßt. Ach! wenn es nur seinen Zweck nicht verfehlt — ich fürchte, ich fürchte, die Erinnerung an jenen süßen Augenblick wird die Warnung verschlingen. Aber sie darf dennoch ruhig sein, und auch Sie, mein Freund. Ich werde die Gelegenheit vermeiden; ich werde mit meinem gebrechlichen Schifflein mich nie wieder in solche Strudel wagen.

Achtundvierzigster Brief.

Pater Gruber an den Rittmeister von Wallerstein.

O, Freund! Sie wandeln auf der dünnen Rinde eines Vulkans, aus der das innere Feuer täuschende Blumen hervortrieb! — Sie wähnen sich ganz glücklich? Sie meinen, es werden nie wieder strafbare Begierden in Ihnen erwachen? Leontinen's jugendlichen Reizen gegenüber werde immer das Bewußtsein, von ihr geliebt zu werden, Ihnen genügen? — Wäre es möglich, daß Sie in der That sich dieser Täuschung sorglos überließen? — Nun, so hören Sie meine Stimme! die Stimme Ihres Freundes! Ihres Vaters! Nahe, nahe ist Ihr Verderben! kein blutiges Schnupftuch wird Sie schützen; ein unbewachter Augenblick wird kommen, und in der stolzen Zuversicht auf ihre Tugend werden sie beide untergehen. Je größer Leontinen's Vertrauen zu Ihrem Edelmuth ist, je größer Ihr Vertrauen auf eigene Stärke, je näher sind Sie dem Fall. Sie gleichen dem übermüthigen Schwimmer, der die Weste von Kork verschmäht, und plötzlich in den Fluten, von einem Krampf ergriffen, trotz seiner gerühmten Kunst versinkt.

Als die Natur den lebendigen Keim der Liebe in unsere Herzen pflanzte, da war ihr Zweck, Erhaltung des Geschlechts, und gleich wie sie den Baum wild heraufschießen läßt, unbekümmert um die Gestalt, zu welcher die Menschen ihn schnitzeln werden, und trotz alles Schnitzelns

immer bereit, die frischen Zweige hinaus zu treiben, so hat sie auch bei der Liebe nur ihren Zweck im Auge, und ihr entschlüpft kein günstiger Augenblick, ihn zu befördern. O, es ist eine schwere Tugend, bei deren Uebung die Natur gegen uns im Bunde steht! Wir müssen, was Moral uns einprägt, immer wieder auf's neue zu Hilfe rufen, denn sie ist ein Ding außer uns, sie kommt und geht wie ein besuchender Arzt; indessen die Natur in uns immer mit gleichem Triebe fortarbeitet, durch nichts sich irre machen läßt, und wie ein Strom, der unaufhörlich fließt, endlich den stärksten Damm durchwäscht. — Meinen Sie wohl, es gäbe Viele, die freiwillig fallen? o, gewiß nicht. Jeder und Jede thun den ersten Schritt auf dem Pfad der Liebe mit dem ernsten Willen, wohlbedächtig darauf zu wallen, links und rechts den Abgrund zu vermeiden; aber der Knabe auf des Berges Gipfel, wenn er es wagt, den steilen Pfad herab zu trollen, thut auch die ersten Schritte langsam, doch immer schneller, immer schneller reißt sein eigenes Gewicht ihn mit sich fort, und unten bleibt er zerschmettert liegen.

O ja, es gibt auch Temperamente, die es wagen dürfen, gegen die Natur zu kämpfen; bei denen, von einer wohlthätigen Eisrinde umzogen, der regste Lebenstrieb wie ein Murmelthier schlummert; ich weiß aber, Sie gehören nicht zu dieser Gattung, und wäre es auch, ich würde Sie dennoch warnen; denn vor der Schönheit Feuer ist Temperamentskälte nur Frühlingsschnee. Sie vollends,

mit Ihrer reizbaren Einbildungskraft, in jugendlicher Fülle der Gesundheit, Sie dürften je auf Grundsätze pochen? Sie dürften sich durch gute Vorsätze in Sicherheit wiegen? o, Freund! es ist eine der nothwendigsten Tugenden, seiner eigenen Tugend nie ganz zu vertrauen, das homo sum wohl zu beherzigen. Wären Sie blos verliebt, wie die Meisten, ich würde Ihr Ehrenwort fordern und ruhig sein. Aber Sie, der die Liebe, wie vielleicht Gott die Liebe sich dachte — Sie, der Sie Alles um sich her vergessen, sollten nicht auch sich selbst vergessen können?

Meinen Sie etwa, in einem solchen Rausch der Sinne werde Leontine immer wie dieses Mal vor dem Falle Sie retten? ja, wenn sie ein gewöhnliches Weib wäre; wenn sie im eigenen Busen irgend eine Gefahr ahnte; wenn ihr die Möglichkeit zu denken möglich wäre. Aber eben darum ist es ja weit leichter eine tugendhafte Frau zu verführen, tugendhaft im ganzen Sinne des Wortes, als eine andere, die, wenn sie auch gerade nicht dem Laster fröhnte, doch keine unbefleckte Einbildungskraft mehr hat. Sie haben es nun selbst erfahren: jene reine Seele nimmt weder Furcht noch Argwohn in sich auf; der Geliebte ist ihr ein Sylphe, ein unkörperliches Wesen; sie gibt sich ihm hin, wie sie dem Zephyr an einem heißen Sommertage ihren keuschen Busen öffnet, und wenn schon der Sinnetaumel sie ergriffen hat, flieht sie, um Sicherheit zu finden, in seine Arme. Beide sind verloren!

Ein Augenblick, und der Unschuld Paradies ist ver-

sunken; von den schönen Blumen der Liebe ist der zarte Farbenstaub weggehaucht. Die sonst den Himmel Auge in Auge fanden, schlagen jetzt die scheuen Blicke nieder, oder lassen schüchtern sie vorüber gleiten. Der Unschuld Rosen auf der Geliebten Wangen haben sich, in Purpurglut der Scham verwandelt, jetzt auf der Stirn gelagert. Der brennende Athem sucht sich vergebens in Seufzern abzukühlen; die Reue schreit das Gewissen aus dem Schlafe; sie vergiftet ein Herz, das vielleicht nicht glücklich, aber doch Vorwurfsfrei sich fühlte; die innige Achtung, diese Gesundheit der Liebe, ist verschwunden, mit ihr das Vertrauen, diese Würze der Liebe; Eifersucht tritt an seine Stelle; selbst die vormals reine Sehnsucht nach dem abwesenden Geliebten ist durch lüsterne Bilder verunreinigt, in der Nähe wie in der Ferne mischen regende Lüste ihr prickelndes Gift in den stillen Wein. Und die Beleidigten, wenn auch keine Ahnung ihre Ruhe stört, peinigen den Beleidiger durch ihre Gegenwart, ihr Vertrauen wird eine Marter, ihre Freundlichkeit ist drückend, denn sie zwingt den Strafbaren zur Verstellung; sein Gesicht wird nach und nach zur Larve, seine Zunge gewöhnt sich zur Lüge; Gewohnheit macht das Laster minder häßlich; der Schauder beim ersten Schritte ist nur noch ein leises Beben bei dem zweiten, der dritte geschieht mit Festigkeit — und der Abgrund öffnet seine Blumendecke. —

O Moriz! Moriz! mein Freund! mein Sohn! zittere! zittere vor dir selbst!

Doch wehe dem Unbarmherzigen, der dem armen, verirrten Pilger nur zuriefe: du wallſt in einem Labyrinth! und keinen Faden ihm reichte, ſich herauszuwinden. Muth! Muth! es gibt noch ein Rettungsmittel — ein einziges — die Flucht. — Als Sie die Pocken hatten, und drei Nächte hinter einander raſeten, und mit Gewalt durch's Fenſter hinaus in den Schnee ſpringen wollten, da war ich es, der mit einer Stärke, die nur die Angſt der Vaterliebe mir leihen konnte, Sie allein zurückhielt, und mit meinen Armen ſo lange Sie umklammerte, bis Ihre Fieberwuth erſchöpft war. Dieſelbe Vaterangſt rüſtet mich jetzt mit ungewohnter Kraft. Nur Ihr Leben konnte ich damals retten, jetzt ſteht mehr auf dem Spiele! Ich umklammere Sie wie damals, und ſchreie mit beklemmter Bruſt: fliehe, Moriz! fliehe! der Lavaſtrom ziſcht hinter dir! noch ein Augenblick, und du biſt verſchlungen!

Sie müſſen fort, gleich auf der Stelle. Sie müſſen reiſen in ferne Länder und Niemanden vertrauen wohin, ja Sie ſelbſt müſſen Ihre Schritte dem Zufall überlaſſen, damit kein Brief Sie irgendwo treffe; keine Erinnerung den ſchlummernden Feind wecke. Heilen wird die Trennung Ihre Liebe nicht, das ſoll ſie auch nicht. Leontine ſoll Ihnen nur wieder werden, was ſie war, Ihr Schutzgeiſt, Ihre beſſere Seele, die Kraft, die Sie im Guten ſtärkte, der Richter, der Ihre edlen Handlungen belohnte. Nur von der ſüßen Gewohnheit, ſie täglich zu ſehen, mit regen Sinnen täglich gegen ihre Schönheit zu kämpfen, ſollen

Sie ſich losreißen; und wenn es Ihnen gelungen, dies wilde Feuer zu dämpfen, wenn Leontinen's Bild nur noch im milden Schimmer trauernder Liebe, nicht mehr in den Flammen heißer Begier ſich Ihnen darſtellt, dann eilen Sie in meine Arme, an meinem Herzen klagen Sie; dann will ich vom Morgen bis zum Abend von der Geliebten mit Ihnen ſprechen, und ſelbſt die ſchöne Glut nähren, welche die edelſte Frucht, Selbſtbeherrſchung, zur Reife brachte.

Oder fühlen Sie ſich zu ſchwach, meinen Rath zu befolgen? bedürfen Sie meiner jetzt gleich? ich bin bereit! ich verlaſſe meinen Dienſt, ich verlaſſe mein einziges Kind, ich komme zu Ihnen, ich rette Sie und bin reich. Antworten Sie mir, aber mit ſtarker Seele, wie ich es von meinem ſtarken Moriz gewohnt bin. Hören Sie meine Stimme nicht — zertrümmert die ſchnöde Liebe, was ich ſo emſig baute, worauf ich ſo ſtolz blickte — ſo muß ich Sie verachten — und bin unglücklich.

Neunundvierzigſter Brief.

Leontine an Amalien.

Ach, Amalie! er liebt mich wohl nicht wie ich ihn liebe! er hat noch Raum in ſeinem Herzen für den Ehrgeiz. Er will mit unſerer Geſandtſchaft nach *** und länger als ein Jahr dort verweilen. Das ſoll ihm wohl die Bahn der Ehre öffnen, ihm einen diplomatiſchen Poſten verſchaffen,

damit auch sein Name in den Zeitungen genannt, oder einst unter einem eben so schnell gebrochenen als geschlossenen Frieden gefunden werde. Nun freilich, wenn einmal nach Jahren die besternte Excellenz von einer Audienz nach Hause fährt, und gerade kein Posttag d'rein fällt, so erinnert sie sich wohl auf Augenblicke der armen Leontine, die so thöricht war, sich einzubilden, es gebe eine Männerliebe, die allein und ganz und ewig das Herz zu füllen vermöge, und nun die Schwärmerei in freudenloser Einsamkeit abbüßt.

Er freilich will es mir — vielleicht sich selbst nicht gestehen, daß Ehrgeiz ihn von mir treibe; er behauptet, das Verhältniß zwischen ihm und Arlhofen werde täglich peinlicher, und könne zu keinem guten Ende führen. Wahr ist es, Arlhofen erträgt seine Gegenwart je länger, je unfreundlicher, und seine sichtbar erzwungene Höflichkeit muß allerdings für Wallerstein so drückend sein als für mich, ja zuweilen läßt er es sogar an dieser fehlen. Sind wir alle drei allein, so ist das Gespräch so matt, so einsilbig, die Pausen werden so häufig, daß ich oft nicht tief genug mein glühendes Gesicht zum Stickrahmen herunter beugen kann. Das wird er dann gewahr, und beobachtet mich scharf, und sein mißtrauischer Blick verdoppelt die Röthe meiner Wangen, indessen Wallerstein sichtbar geängstigt da sitzt, und alle berühmte Hunde und Pferde, die er jemals gekannt hat, aus seinem Gedächtniß hervorruft. — Ueberrascht Arlhofen uns etwa zufällig bei einem interessanten

Gespräch, was denn freilich gleich abgebrochen werden muß, wenn er hereintritt, so fragt er gewöhnlich mit bedeutender Ironie: wovon war denn die Rede? — hm? — und nun muß ich oft ihm etwas vorlügen, muß in Gegenwart dessen mich zur Lüge herablassen, in dessen Augen ich nie anders als wahr erscheinen möchte! O Amalie! unter den traurigen Folgen meiner — nicht glücklichen Ehe ist es keine der geringsten, daß sie mich in Lagen versetzt, wo ich die Reinheit meines Charakters nicht behaupten kann; wo ich, blos um das träge Leben im alten Gleise zu erhalten, Dinge thun und sagen muß, die mir zuwider sind. Dadurch raube ich mir das tröstende Gefühl, daß ich, frei von jeder Schuld, nur meinem Schicksal mich ergebe. Ach! und wohl mir, so lange das Bewußtsein dieses Raubes noch mich martert; wehe mir, wenn auch dies Bewußtsein mich einst verließe, oder ich gleichgiltig dagegen würde! Es gibt wohl manche, der ihre Seele nicht lieber ist, als ein weißes Kleid, das sie nur von dem ersten Flecken hütet, ist es aber einmal befleckt, es sorglos dem Zufall überläßt. Wehe mir, wenn es einst dahin mit mir käme.

Du siehst, Amalie, daß ich das Peinliche unserer Lage so tief fühle als Wallerstein, aber muß er eben darum bis nach * * * laufen? — er gehe nach Sallmküll, verweile dort Monate lang, ich darf nichts dagegen haben, ich muß es loben — doch in ein fremdes, fremdes Land! — nein, gewiß, er liebt mich nicht, wie ich ihn liebe.

Fünfzigster Brief.

Rittmeister von Wallerstein an Pastor Gruber.

Was werden Sie von mir denken? fast zwei Monat sind verstrichen ohne Antwort auf Ihren Brief, und welch ein Brief! — doch eben sein goldener Inhalt war es, der meine Antwort verzögerte, ich fühlte, daß ich nicht durch Worte, sondern durch Thaten Ihnen beweisen müsse, ich sei der väterlichen Liebe würdig, die dort aus jeder Zeile spricht; ich sei noch nicht von der Bahn der Tugend gewichen, und besitze auch noch Kraft genug, ihr ein grosses Opfer zu bringen.

Gleich am andern Morgen nach Empfang Ihres Briefes, schrieb ich nach Petersburg. Der General K — ff ist zum Gesandten nach * * * ernannt, und ich wußte, daß die Gesandtschaft aus einem ungewöhnlich zahlreichen Personal bestehen, durch seltene Pracht imponiren solle. Den General kenne ich noch vom Fürsten her, er war mir immer gewogen; ich bat ihn also, mich als Gesandtschafts-Kavalier in sein Gefolge aufzunehmen, ich wolle übrigens gern auf eigene Kosten zehren. Er antwortete mir sogleich, es mache ihm große Freude, daß ich mit ihm ziehen wolle, und er habe meinen Namen alsobald in die Liste eingetragen, welche nur noch der Kaiserin zur Bestätigung vorgelegt werde. In sechs Wochen solle ich mich fertig halten, die Reise anzutreten.

Jetzt erst entdeckte ich Leontinen mein Vorhaben. Sie

erschrack heftig und begehrte meine Gründe. Ich bekannte ihr mit tausend Umschweifen, daß, seit dem Vorfall im Schlitten, ich meiner Sinnlichkeit nicht mehr Meister sei, daß ihren Reizen gegenüber die Begier im regen Kampfe mit dem bessern Wollen liege, mich foltere, mich verzehre; daß, wenn auch sie die Gefahr nicht theile, sondern ruhig, wie ein körperloses Wesen, über dem irdischen schwebe, sie doch aus Mitleid in meine Entfernung willigen müsse, da sie vergebens trachte, mich zu sich hinauf zu ziehen.

Mit niedergeschlagenen Augen und einem Hohnlächeln um den Mund hörte Leontine still mir zu. »Moriz! Moriz!« sagte sie, als ich schwieg, »ist das vielleicht ein Kunstgriff mich zu verderben, da Sie wissen, wie unentbehrlich Sie mir geworden? wollen Sie durch Drohung mir den Sieg über meine Tugend abtrotzen? o dann müßte ich Sie hassen!« —

»Gott! habe ich das verdient?« sprach ich tief gekränkt, »in dem Augenblicke, wo ich solch ein Opfer bringe!« — Wir schwiegen beide. Sie legte nach einer Pause ihre Hand auf die meinige.

»Verzeihen Sie,« sagte sie, »wenn ich Ihnen Unrecht that. Warum zeigen Sie sich aber auch in einer Gestalt, in der ich Sie nie mir denken konnte?« — Ich drückte ihre Hand an meine Lippen. »Hat Leontinen's Liebe,« stammelte ich, »mir sinnreich Vorzüge geliehen, die ich nicht besitze, so mag sie das mit ihrem Herzen ausmachen; meine Pflicht erheischt, nicht besser scheinen zu

wollen als ich bin. Fliehen kann ich die Gefahr, wenn ich den Abgrund sehe, und wahrlich darauf bilde ich viel mir ein, aber dieser jugendlichen Schönheit gegenüber meine Sinne länger bekämpfen, das vermag ich nicht. — Vielleicht begreift Ihr löblich kaltes Herz nicht," fuhr ich mit einiger Bitterkeit fort, »was eines Jünglings Busen heiß durchwühlt; so möge denn ein zweiter Grund Ihnen der erste werden. Es kann zwischen mir und Arlhofen länger so nicht bleiben. Mit jedem Tage werde ich ihm, er mir verhaßter, mit jedem Tage verbergen wir das weniger. Ich betrachte ihn als den Räuber meiner irdischen Seligkeit, er mich als den Störer seines häuslichen Glücks; vielleicht haben wir beide Recht. Wir gehen einander aus dem Wege, wir sagen einander bittere Höflichkeiten; er schaut mich oft über die Achsel an, er vernachlässigt oft die Pflicht gegen den Gast, in dem er nur den Freund seiner Frau erblickt. Daß ich Sie liebe, ist ihm längst kein Geheimniß mehr, er fühlt, daß er mir unerträglich ist, er duldet mich blos um Ihretwillen; und ich — ich habe schon tausend kleine Kränkungen übersehen, mich gestellt, als bemerke ich sie nicht, obgleich die Wuth in meinem Herzen kochte. Was soll endlich daraus werden? wenn nun plötzlich einmal die lang verhaltene Flamme ausbricht? wir sind beide Offiziere. Soll ich fallen von seiner Hand? oder soll ich der Mörder Ihres Gatten werden?"

»Halt! um Gotteswillen!" rief Leontine hastig, »reisen Sie, wenn es sein muß! mein Herz soll schweigen!"

In diesem Augenblicke trat Arlhofen herein, bewillkommte mich ziemlich nachlässig, fixirte Leontinen, die mit niedergeschlagenen Augen mit einer Falte ihres Kleides spielte, und was gibt's denn? hub er bitter an, du scheinst ja so verlegen? — »nicht verlegen, traurig bin ich,« erwiederte Leontine, »denn unser Freund Wallerstein wird uns verlassen.«

»Doch nicht auf ewig?« murmelte er spöttisch, »du wirst ihm doch vergönnen, seine Wirthschaft auf Sallmküll auch einmal zu überblicken.«

»Ich gehe mit unserer Gesandtschaft nach ***,« sagte ich trocken. Er sah mich mit großen Augen an. »Im Ernst? ei das ist eine schöne Reise, dazu wünsche ich Ihnen Glück. Werden Sie sich lange dort aufhalten?«

Wenigstens ein Jahr. — »Wirklich? wie hat sich denn das so schnell gemacht?« — Ich erzählte und er wurde immer freundlicher. Man sah, daß ihm ein Berg vom Herzen fiel. Aber Leontine saß trübe in sich gekehrt, nahm keinen Theil mehr am Gespräch und gab sich keine Mühe, ihre Trauer zu verbergen. Ich stand auf, mich zu entfernen. Zum ersten Mal seit vielen Monaten fragte mich Arlhofen ziemlich höflich: ob ich nicht zum Essen bleiben wolle? — Ein Blick auf Leontinen überzeugte mich, daß es für uns beide besser sei, jetzt die Einsamkeit zu suchen. Ich entschuldigte mich und ging. Eine bange Woche folgte diesem Tage, Arlhofen wurde immer freundlicher, Leontine immer trübsinniger. Waren wir allein, so saßen

wir Stunden lang schweigend, und Jedes scheute sich von dem zu sprechen, was allein unsere Herzen beschäftigte. Einmal nur — ich saß, den Kopf gestützt, am Fenster, da trat sie neben mich, legte ihre Hand auf meine Achsel und ihr Gesicht auf die Hand: »ich habe es lange überlegt,« sagte sie mit zitternder Stimme, »ja Moriz, Sie müssen reisen. Dies Verhältniß konnte so nicht dauern. Ich war eine Thörin, als ich mir einbildete, Sie und Arlhofen könnten Freunde werden, und ein schöner, seltener Verein drei guter Menschen könne der Welt ein Beispiel geben, was edle Liebe vermag. Nein es geht so nicht. Sie müssen reisen. Treue Liebe sei Ihr Begleiter! und ich Einsame will nicht murren, denn ich habe doch nun auch gelebt!" —

Sie brach bei den letzten Worten in Thränen aus; ich faßte sie in meine Arme und drückte sie mit heißer Wehmuth an meine Brust. In diesem Augenblick klopfte Jemand an die Thür. Ich sprang auf, Leontine trat an's Fenster, um ihre Thränen zu verbergen. Es war mein Bedienter, der mir einen Brief aus Petersburg vom General K — ff brachte. Ha, rief ich erschüttert, gerade jetzt der Befehl zum Aufbruch! — Leontine wandte sich zu mir, ihre Thränen versiegten, sie sah mich ängstlich an. Ich erbrach den Brief und las still. Bald fühlte ich, daß meine Farbe wechselte. Wallerstein! was ist Ihnen? rief Leontine hastig. Ich reichte ihr stumm den Brief. Der General meldet mir, mit Erstaunen und Betrübniß, daß von der gan-

zen Liste des Personals der Gesandtschaft die Kaiserin nur meinen Namen ausgestrichen.

Ich stand wie vom Blitz getroffen, und kam nur erst zu mir selber, als ich plötzlich von Leontinen mich heiß umarmt, und ihre Freudenthränen an meiner Wange fühlte. »Ich habe dich wieder!" rief sie mit schwärmerischem Entzücken: »wir haben beide unsere Pflicht erfüllt! der Gott der Liebe wird unsere Tugend schützen!" — und Freund! was soll ich sagen? — auch mich durchströmte eine namenlose Heiterkeit — ein schweres Gewitter war mir vorübergezogen, ich athmete plötzlich wieder leicht und frei! So mochte jenem Manne zu Muthe sein, der schon das Messer gezückt hatte, sein Liebstes zu opfern, als ihn ein Engel von der harten Prüfung entband. Heftig drückte ich Leontinen an mein Herz, »Ja," rief ich, »das Schicksal will uns nicht trennen! jetzt schwöre ich dir, dich nie zu verlassen! der Himmel wird mir Kraft verleihen, deiner würdig zu bleiben!"

So leben wir nun wieder in alter Eintracht, und ich höre ohne Zittern die ersten Frühlingsboten, die Lerchen, singen, denn sie rufen mich nicht mehr an fremde Küsten. Arlhofen freilich ist mürrischer als jemals, und scheint wohl gar zu glauben — verzeih' mir's Gott — ich hätte das Alles mit Fleiß so gekartet, doch ich beobachte gegen ihn die zarteste Behutsamkeit, und wird er zuweilen bitter oder plump, so scheine ich Blinder es nicht zu bemerken. Auch wird nun bald der Frühling uns auf eine Zeit lang trennen,

Leontine geht nach Lindenholm, ich nach Sallmkull, dann ſehen wir uns ſelten und es verwiſcht ſich manches wieder.

Sie, lieber Freund, ſind doch nun ganz mit mir zufrieden? ich meine, ich darf ſtolz ſein auf den Sieg über mein Herz! daß meine Kaiſerin mir ihn verkümmert, iſt das meine Schuld?

Gedruckt bei J. P. Tollinger.

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Vierter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Leontine.

Ein Roman

von

August von Kotzebue.

Zweiter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Leontine.

Ein Roman.

Zweiter Theil.

Einundfünfzigſter Brief.

Leontine an Amalien.

Endlich, liebe Amalie, bin ich mit den erſten Schwalben auf unſer Lindenholm zurückgekehrt, zwar nicht geſünder, aber doch weit heiterer als ich es verließ. Zwar ſeitdem Wallerſtein die Reiſe nach *** hat aufgeben müſſen (wie ich dir neulich ſchrieb), ſeitdem iſt Arlhofen's eiferſüchtige Laune unleidlicher als je. An mir läßt er ſie nicht aus, er beweiſt mir nach wie vor ein unbegrenztes Vertrauen, aber Wallerſtein wird von ihm mit einer Kälte behandelt, die an Geringſchätzung grenzt. Mein Gott! ſind Sie ſchon wieder da? ſcheint ſein Blick zu ſagen, ſo oft Jener in das Zimmer tritt. Dann folgen die trockenen, einſilbigen Geſpräche über Zeitungen oder Witterung; die peinlichen langen Pauſen, in denen man jede Fliege ſummen hört; das laute, unanſtändige Gähnen, oder wohl gar, was mich am meiſten ängſtigt, ein ſpöttiſcher Widerſpruch faſt gegen jedes von Wallerſtein gefällte Urtheil. Mehr als Einmal mußte ich bemerken, daß Geſinnungen, die Arlhofen ſelbſt noch vor Kurzem geäußert hatte, in Wallerſtein's Munde von ihm beſtritten wurden. Was konnte oder ſollte daraus werden? in der Stadt blieb es noch halb und halb erträglich; meines Vaters Gegenwart verhütete da jeden Ausbruch; auch wählte Wallerſtein zu ſeinen Beſuchen nur die Stunden, die Jener gewöhnlich

auf dem Klubb zubrachte; und Gott sei Dank! ihrer waren viele. Aber auf dem Lande, wo man einander nicht ausweichen kann, wird jedes drückende Verhältniß schwerer. Darum bat ich Wallerstein, diesen ganzen Sommer nicht nach Lindenholm zu kommen, auch mir nicht zu schreiben; denn gleichgiltige Briefe mag ich von ihm nicht lesen, und andere könnten Unheil stiften. Er hat mir beides versprochen. Sauer ist ihm das geworden, ich habe der Liebe ein Ehrenwort abnöthigen müssen, gleich als ob noch etwas auf der Welt die Liebe zu binden vermöchte außer ihr selbst. Ich mußte sogar recht bittere Vorwürfe hören, daß es mir so leicht werde, seine Gegenwart zu entbehren. — Leicht? wie wenig kennt er noch mein Herz! — minder schwer als vormals, das darf ihn nicht befremden, denn nehme ich nicht die Ueberzeugung von seiner Liebe mit? — O, mich schaudert, wenn ich noch der Zeiten gedenke, wo dieses Herz, durch seine eigene Lehre gequält, mit Sehnsucht ohne Gegenstand sich füllte; wo ich die Gestalten, die auf meinem dürren Lebenspfade mich begleiten sollten, im Reich der Träume suchen mußte. Wie anders jetzt! ich bedarf der kranken Fantasie nicht mehr, die, bald erschöpft, mich stets nur trostbedürftiger aus ihrem bevölkerten Himmel auf die öde Erde hinab warf. Jetzt habe ich ihn! oder vielmehr ich habe die Liebe, die sich gleichsam nur in seiner Gestalt versinnlicht. Es ist leider schon armselig genug, daß wir Menschen der reinen Liebe, der Liebe ohne Gegenstand unfähig sind; aber noch weit de-

müthigender wäre es doch, wenn nur die Augen liebten, und dieser Gegenstand auch immer gegenwärtig sein müßte. So lange Wallerstein lebt — gleichviel wo — so lange bin ich glücklich, denn ich weiß, er wird nicht leben, ohne mich zu lieben. Was bedarf ich mehr? —

Kaum wagte ich es gegen Arlhofen, dies Entsagen ein Opfer zu nennen. Doch er hätte mich nicht verstanden. Um ihn zu beruhigen — so erzählte ich ihm — habe ich Wallerstein den Zutritt auf Lindenholm untersagt. Ich glaube fürwahr, der Mann schmeichelte sich, meine Liebe sei erloschen. Er schien entzückt. »Habe ich dir nicht gesagt,« ließ er mit empörender Selbstgefälligkeit sich vernehmen, »habe ich dir nicht vorher gesagt, das werde sich bald geben?« — Ich lächelte.

»Du bist eine vernünftige Frau,« fuhr er fort, »ich danke dir, und werde sorgen, daß der Verlust dir ersetzt werde.« — Ich lachte laut. Er lachte mit, vermuthlich ohne zu wissen warum. Er gab mir die Versicherung, es solle mir auf Lindenholm an Gesellschaft nie fehlen, und ich muß ihm das Zeugniß ertheilen, daß er leider Wort gehalten hat. Du weißt, daß sein Regiment in unserer Gegend im Quartiere liegt; nun wird unser Haus von Offizieren nicht leer, die mit ihm jagen, Tabak rauchen, Punsch trinken, auch wohl mir nebenher die Cour machen. Das nennt er einen prächtigen Zeitvertreib. Mir war es recht, denn ich sah die Herren selten, und sie vermißten mich selten. Allein unglücklicherweise gerieth Arlhofen auf den Einfall, diese lustige

Brüderschaft sei doch wohl nicht hinreichend, mir die Einsamkeit zu verschönern, besonders gegen den Herbst, wo das rechte Jagen erst angehen soll. Darum überraschte er mich vor einigen Wochen mit der Nachricht, er habe mir nun auch eine weibliche, immerwährende Gesellschaft ausgesucht, wobei er sich nicht wenig auf seine Aufmerksamkeit zu Gute that. Er hat eine arme Cousine aufgetrieben, Fräulein Jettchen Lamm, deren Eltern vor Kurzem gestorben sind, und die er mir als ein munteres, liebenswürdiges Mädchen schilderte. Es war mir in der Seele zuwider, ich bin so gern allein; als ich aber hörte, die arme Waise habe keine andere Zuflucht, so ergab ich mich darein. Auch bereue ich es nicht. Jettchen ist ein rundes, lustiges Mädchen, das, wie gewöhnlich, in die Welt hinein gelebt hat, ohne von der Welt das mindeste zu wissen oder zu errathen. Nur, wie viele Stoof Milch eine gute Kuh geben muß, und wie viele Pfund Butter daraus zu erwarten stehen, ist ihr bekannt. Auch weiß sie im Nothfall allerlei Kräuter zu nennen, um krankes Vieh zu kuriren, Eigenschaften, die ihr Arlhofen's Achtung, und, ich möchte sagen, seine besondere Zuneigung erworben haben, denn er unterhält sich sehr gern mit ihr. Anfangs wollte sie, gleichsam pflichtgemäß, mir nicht von der Seite gehen, das habe ich ihr aber bald abgewöhnt. Jetzt sehe ich sie nur, wenn ich sie sehen will. Vom Lesen und Spazirengehen ist sie ohnehin keine Liebhaberin, und so stört sie mich nicht in meinem stillen Glücke.

Ja, Amalie, ich bin glücklich! Von Wallerſtein höre ich nicht ein Wort, doch weiß ich Alles, was er thut oder denkt. Vor allen Dingen weiß ich, daß er mich liebt, und ſo möge immerhin zwiſchen dem blühenden Faulbaum und dem erſten Schnee noch eine lange Trennung liegen, wir ſind und bleiben einander ewig nahe.

Zweiundfünfzigſter Brief.

Der Rittmeiſter von Wallerſtein an Paſtor Gruber.

Ich ſprach in meinem letzten Briefe von vermeintlichen erkämpften Siegen über mein Herz; doch leider mache ich die Erfahrung, daß wir Männer, in der Liebe wie im Felde, ſchon überwunden zu haben glauben, wenn wir nur nicht geſchlagen worden ſind. Man ſingt ein te Deum, weil es noch weit ſchlimmer hätte werden können. Machen Sie ſich gefaßt, mein theurer Freund, auf einen recht albernen Brief. Sie wiſſen ja wohl, man iſt am meiſten übler Laune, wenn man Niemand hat, auf den man zürnen darf, als ſich ſelbſt. Aber im Ernſt: dürfte ich denn nicht auf Leontinen zürnen? — Sie hat mir geradezu das Haus, und obendrein das Schreiben verboten. Schon im April iſt ſie nach Lindenholm gereiſt, und erſt im Oktober, vielleicht noch ſpäter, kehrt ſie nach der Stadt zurück. Sieben Monate lang ſoll ich ſie gar nicht ſehen, nichts von ihr hören? Ich habe ihr das verſprochen, ich habe ſogar mein Ehrenwort verpfänden müſſen; iſt das recht?

Ein Kriegsgefangener, der entlassen wird, schwört doch nur, in Jahr und Tag seinem Vaterlande nicht zu dienen, und schon das mag hart genug sein für einen Mann von Ehre, der sein Vaterland liebt; aber einem Liebenden in Fesseln den Schwur abdringen, sogar gegen sein eigenes Herz zu dienen, das ist grausam! — und aus welchen Gründen? — Die Bitterkeit in Arlhofen's Gemüth soll sich täglich mehren, ein naher Ausbruch unvermeidlich sein. Die Welt soll, nach christlicher Gewohnheit, Leontinen's guten Ruf in Stücken reißen u. s. w. Aber bedachte sie denn nicht, daß eben diese magere christliche Welt verhungern würde, wenn man ihr nicht täglich gute Namen opferte, wie dem Moloch unschuldige Kindlein? — Was wird es uns helfen, wenn wir getrennt und vorwurfsfrei unsere Straßen wandeln? Die Welt wird doch nicht an unsere Tugend glauben; denn sie müßte ja einen köstlichen Zeitvertreib aufgeben, und sich wohl gar die Marter anthun, Gutes von uns zu sprechen. Lieber nimmt sie ihre Zuflucht zu den armseligsten Erfindungen. Geben Sie Acht, mein Freund, ehe wir es uns versehen, wird sie mir einen geheimen Briefwechsel mit Leontinen, oder wohl gar nächtliche Besuche auf Lindenholm andichten. O wahrlich! die Opfer, die man diesem Mumbo Jumbo bringt — (Sie kennen ja den Popanz der Negerinnen) diese Opfer kommen mir vor wie die Libationen der Römer; man goß den Wein, den man hätte trinken sollen, auf den schmutzigen Boden, und machte ihn dadurch nur schlüpfriger zum Fall.

Und Arlhofen's Erbitterung? Wird ſie etwa von der meinigen übertroffen? Ihn will ſie ſchonen, nicht mich! ihn beruhigen, den Geliebten in Verzweiflung ſtürzen! — Warum findet ſie nicht Stärke genug in ihrer Liebe, Ketten zu zerreißen, die der Eigennutz ſchmiedete? Warum hat ſie nicht den Muth, ſich ganz in meine Arme zu werfen? — Bin ich ihr nicht Alles, was ſie mir? —

Doch ſie hat geboten, und ich muß gehorchen. Ob ich es tragen kann? oder wie ich es tragen werde? darnach fragt ſie nicht. Das Bewußtſein, von ihr geliebt zu werden, ſoll mir genügen. Freilich habe ich ſelbſt wohl einmal geglaubt, nur dieſer ſeligen Ueberzeugung bedürfe mein Herz, um in dem höchſten Glücke zu ſchwelgen; aber es iſt nicht ſo! — Das Weib erzieht ein Bäumchen um der Blüten willen, der Mann hofft Früchte.

Leontine iſt beſſer als ich, das wußte ich freilich ſchon lange. Gott verzeihe es mir, daß ich darüber ſeufze! — Wenn ich nur wüßte, wie ich dieſen ewig langen Sommer zum Ende bringen ſoll? — Ich habe mich, zu groſſer Freude meiner Mutter, der Wirthſchaft angenommen. Ich habe Thaer's Schriften kommen laſſen, und weiß jetzt recht gelehrt über das Drillen und den Small'ſchen Pflug zu ſprechen; aber auf dem Felde hat mich mein Kubjas ſchon mehr als einmal beſchämt und ich bin des Dinges überdrüſſig worden. Im Garten ſind mir meine liebſten Bäume erfroren, ich mag das dürre Reis nicht anſchauen, es würde mich nur an meine dürre Exiſtenz erin-

nern. Besuche in der Nachbarschaft abzulegen, kann ich nicht über mich gewinnen, zumal da meine Mutter nicht, wie sonst, darauf besteht, denn Gott sei Dank! es lebt, wenigstens nach ihren Begriffen, kein einziges heirathbares Mädchen in der Nähe. Sie hat mir schon verschiedene Male alle die hergerechnet, deren volle Geld- und Leinenkasten ich mir habe entschlüpfen lassen. Jetzt, spricht sie, weiß sie leider keine Frau für mich. Indessen meinte sie, ich solle nur zum Jahrmarkt nach Reval reisen, da würden vielleicht ein Paar schöne Augen mich fesseln. Ich nahm den Vorschlag an. Sie kennen, lieber Freund, diese Jahrmärkte nicht, denn zu Ihrer Zeit waren sie noch nicht im Gange. Es ist fürwahr ein lustiges Schauspiel. Vom 20. Juni bis etwa zum 30. drückt sich der ganze Adel auf einem Kirchhofe in Reval zusammen. Unter schönen alten Linden sind eine Menge Buden über Leichensteinen aufgeschlagen, da wandelt nun die lebendige Eitelkeit auf den Todten herum, ohne die laute Warnung der Stummen zu vernehmen, die unter ihren Füßen liegen. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend ist die Straße gedrängt voll von Equipagen, die des Landes geschmückte Töchter aus- und einladen. Auf dem Kirchhofe selbst kann man nur mühsam sich durchwinden. Manche kaufen, Andere wollen nur gesehen werden. Die meisten Herren stehen und gaffen; die alten Damen sitzen und mustern die Vorübergehenden. Manche Waren werden feil geboten, die man in keiner Bude findet. Am lebhaftesten ist der Tauschhandel mit Blicken.

In der That, für einen unbefangenen Beobachter ist, einige Stunden lang, dies Schauspiel unterhaltend. Aber ich! — ich sollte da ein Mädchen ausspähen? — Leontine war nicht dort, dennoch suchte und fand ich überall nur sie. Unvermuthet stieß ich auf Arlhofen, und hätte fast geschrien, denn ich glaubte, er sei nicht allein gekommen. Fürwahr, ich umarmte den Menschen mit Hastigkeit, und er war freundlicher als gewöhnlich. Wir sprachen von Allerlei. Ich verlängerte das fade Gespräch, immer hoffend, er werde endlich Leontinen nennen. Der Peiniger that es nicht. Ich mußte mich entschließen, ein Wort auszusprechen, das mir stets so sauer wird: »wie befindet sich Ihre Frau Gemahlin?« —

»Recht wohl,« grinste er mir zu, »sie macht sich auf dem Lande recht lustig.« — Wie gemein der Mensch sich ausdrückt: Leontine macht sich lustig! und wäre es nur noch wahr — aber es ist nicht wahr, er wollte mich nur ärgern. Das gelang ihm auch vollkommen. Vermuthlich hat er mir es abgemerkt, denn ich las eine Art von Triumph in seinen Zügen, der mich beinahe aus der Fassung brachte. Zum Glück trat eben ein Bekannter dazwischen, und die Jahrmarktswogen trieben uns aus einander. Ich habe ihn nicht wieder gesehen. Aber mit dem Gedanken an Leontinen's Lustigkeit fuhr ich aus der Stadt, und grollte unterwegs, und grolle noch jetzt, ohne recht zu wissen warum; denn wenn sie heiter ist, soll ich mich nicht darüber freuen? — ja, ich sollte wohl, allein ich

kann es nicht. Bin ich doch ſelbſt ſo traurig, und daß ich es bin, muß ſie ja wiſſen. — Ach! zuweilen überfällt mich eine Angſt, eine Ungeduld, daß ich mir die Adern öffnen möchte. Wohin ſoll das führen? — Verlaſſen Sie mich nicht!

Dreiundfünfzigſter Brief.

Derſelbe an denſelben.

(Einige Wochen ſpäter.)

Ich habe einen kühnen Schritt gewagt, ohne Sie, mein zweiter Vater, zuvor davon zu unterrichten. Das war nicht recht. Auch fühlte ich es wohl, denn im Grunde fürchtete ich nur Ihren Widerſpruch. Bei dem feſten Entſchluſſe, den mein Herz mir plötzlich aufdrang, war dennoch der Gedanke mir unerträglich, Ihren Rath vielleicht verwerfen zu müſſen. Und dann, die weite Entfernung — die paar ewig langen Wochen, die nothwendig verſtreichen mußten, ehe ich Ihre Antwort erhielt — ich war in einer fieberhaften Stimmung, ich konnte es nicht verſchieben. Wer weiß, welchen böſen Handel Sie, nach dieſem räthſelhaften Eingang, mir zutrauen mögen; wer weiß, ob Sie nicht mit Herzklopfen die folgenden Zeilen ſuchen. Nicht doch, nur ein ernſtes Kopfſchütteln mag ich verwirkt haben. Vielleicht billigen Sie ſogar, daß der Wunſch in mir laut geworden, Leontinen von ihrem Manne geſchieden zu ſehen. — Es iſt heraus. Und darf dieſer Wunſch vor dem Richterſtuhl der Vernunft und Redlichkeit

ſich der Enthüllung ſchämen? — Ehe Sie richten, leſen Sie meinen Brief an Leontinen. Ich habe das Verbot, ihr nicht zu ſchreiben, übertreten. Es waren gerade in meinem Treibhauſe einige Ananas reif geworden, die ſandte ich ihr mit dieſem Briefe, weil ich zufällig erfuhr, Arlhofen ſei noch immer in der Stadt, und ſie werde folglich keiner Verlegenheit ausgeſetzt. Auch von ihrer Antwort ſende ich Ihnen eine Abſchrift. Es iſt vorbei. Ich bin verdammt zu einſamen Qualen. — Man ſpricht von einem nahen Kriege. Ich ſehne mich nach Blutvergießen, und werde wieder Dienſte ſuchen. Leben Sie wohl.

Vierundfünfzigſter Brief.

Wallerſtein an Leontinen.

Leontine! faſt muß ich fürchten, eine Liebe wie die meinige ſei unſerem Klima ſo fremd, als die Frucht, die ich Ihnen überſende. Ich ſoll Sie nicht ſehen, nicht einmal an Sie ſchreiben; ich ſoll meine Sinne, mein Blut, mein Herz verläugnen, und nur im Innerſten der Seele dem Ueberſinnlichen Altäre bauen. Leontine! ich kann es nicht! — So war einſt dem Peruaner zu Muthe, als er ſeine Sonne gegen eine unſichtbare Gottheit vertauſchen ſollte. Sie werden mich, wie jenen Peruaner, einen Wilden ſchelten — immerhin! ich will nicht beſſer ſcheinen als ich bin. Sie werden mich erinnern, daß ich ſelbſt bisweilen die reine, von aller Sinnlichkeit entbundene Liebe als das

höchſte Glück geprieſen — ach! es geſchah im fröhlichen Uebermuth an Ihrer Seite; es geſchah in Stunden, wo meine Augen, Ihre Reize verſchlingend, die feinſte Schwelgerei der Sinne mir gewährten; wo das befriedigte Herz ſchweigend den Lippen vergönnte, mit geiſtiger Schwärmerei zu prahlen, indeſſen das glühende Auge den ſtolzen Worten Hohn ſprach. Hätten Sie mich nie aus Ihrer Gegenwart verbannt, vielleicht wäre dann die Täuſchung nie zerronnen. Wer kann noch Wünſche hegen, wenn er Leontinen ſieht! Aber fern von Ihnen mir ſelbſt vorheucheln, ich ſei glücklich — Sie in eines Andern Armen wiſſen, und dennoch lächelnd auf den Beſitz Ihres Herzens trotzen — ich vermag es nicht länger!

Sie ſelbſt, geliebte Leontine! bekennen Sie freimüthig, würden Sie ſo ruhig, ſo heiter ſein (wie Arlhofen ſpricht), wenn ich vermählt wäre? — Bejahen Sie dieſe Frage, ach! ſo wurde ich nie von Ihnen geliebt! In einer Geiſterwelt mag eine ſolche Engelsliebe den Entkörperten genügen; uns hat nun einmal die Natur, mit ſüßen Banden zu ihren ewigen Zwecken, an Schönheit gefeſſelt. Mag es auch bisweilen geſchehen, daß zwei Liebende, durch äußere Verhältniſſe getrennt, ſich über ihr Schickſal erheben, weil ſie in unverletzter Treue ihren Himmel finden — aber Leontine! welcher Erſatz wird mir, wenn ich Ihre Gegenwart vermiſſe? — Jenem zaubert die Liebe das Bild der Geliebten vor; es ſchwebt in tauſend reinen Geſtalten vor ſeiner Seele, er darf ihm nachgehen und nachlaufen

bis auf die Schwelle des einſamen Schlafgemaches; er darf mit zügelloſer Einbildungskraft es überall verfolgen, er findet überall nur treue Liebe. Ach! wie leicht mag das Entbehren einem ſolchen Glücklichen werden!

Aber ich! darf auch ich in meiner regen Fantaſie den einzigen Genuß ſuchen, der dem Liebenden Kraft gewährt, die Trennung zu ertragen? muß ich nicht vielmehr das Bild der Geliebten *fliehen*, um es nicht in den Armen eines Andern zu finden? — Kann ich wohl jemals holden Träumen mich überlaſſen? — Kaum erblicke ich Ihre Geſtalt, male ſie mit mir beſchäftigt, da tritt plötzlich ein Geſpenſt dazwiſchen; der verhaßte Nebenbuhler ſchlingt ſeinen Arm um ſie — Leontine duldet ſeine Liebkoſungen — *muß* ſie dulden — und ich Elender ſchaudere vor dem Bilde meiner Geliebten zurück! — Nein, wahrlich, dieſe Hölle ertrage ich nicht länger! Ich umfaſſe deine Knie und flehe dich an mit bitterem Schmerz — wolle mein Glück — wolle das deinige — ſprich ein Wort, und wir ſind auf ewig vereint. Welch ein Recht kann dieſer Mann gegen das meinige geltend machen? Der Eigennutz hat Ihre Feſſeln geſchmiedet, nie hat die Liebe ihre Blumen darum gewunden. Er iſt nicht Vater, Sie ſind nicht Mutter, er kann allein auf das Verbrechen trotzen, Ihre Unſchuld entweiht zu haben. Welchen Erſatz vermag er Ihnen zu bieten für eine Freiheit, die er *raubte*, als Sie noch nicht wußten, wie ſüß es iſt, ſie zu verſchenken? wird an ſeiner Seite jemals eine heitere Zukunft Ihnen lächeln? und wenn Sie den verbannen,

den Ihr Herz gewählt, wenn die Verzweiflung mich in fremde Welttheile jagt, werden Sie Ruhe in den Armen eines unwürdigen Gemahls finden? —

Welche Pflicht feſſelt Sie an ihn? — die Ehe iſt ein heiliges Band, wenn Liebe oder Vernunft es knüpften. Haben Sie ihn geliebt? hat man Ihre Vernunft zu Rathe gezogen? — wahrlich! eine Zigeunerin, die ein geraubtes Kind verkauft, der Chineſer, der ſein Kind auf die Straße ſetzt, iſt minder ſtrafbar, als gewiſſenloſe Eltern, die ihrer Liebe Frucht halb gereift dem erſten lüſternen Wanderer zuſchleudern.

Wohlan, Leontine, zerreißen Sie ein Band, das weder Natur noch Geſetze billigen, denn beide fordern freie Wahl; beide verabſcheuen jeden Zwang. Erklären Sie muthig, daß Sie ein Recht zurück fordern, welches keine Gewalt auf Erden Ihnen rauben durfte. Eilen Sie, die geſtohlenen Freuden Ihrer erſten Jugend in dem Glücke eines Mannes wiederzufinden, der Sie anbetet, und der kühn ſchwören darf: nie werde Reue Ihr Leben vergiften. — O ich weiß, was Sie ſagen können, ſagen werden. Nicht Ihre ſogenannte Pflicht, Ihr Edelmuth wird Sie binden. Arlhofen iſt arm. Wenn Sie von ihm ſich trennten, ſo würde er Ihr Vermögen, mit dieſem ſeine behagliche Exiſtenz verlieren; er hat Sie nie beleidigt, er hat Sie ſtets mit Schonung und Aufmerkſamkeit behandelt, Sie können ſich nicht überwinden, ihn der Armuth Preis zu geben. — O Leontine! folgen Sie Ihrem edlen Her-

zen; er möge immerhin die Früchte seiner niedrigen Berechnung bis an's Ende genießen; lassen Sie ihm Alles, Alles. Ich habe ja nicht um Ihr Vermögen gefreit; ich will nur dich, nur dich besitzen! ich habe wenig, aber genug für uns beide.

Oder schreckt das Urtheil der Welt Sie zurück? wird diese Welt Ihnen auch nur Einen verlornen Augenblick ersetzen? Wollen Sie meine Seligkeit, Ihr Glück, dem armseligen Gewinn opfern, daß ein paar Theeschwestern weniger über Sie die Achseln zucken werden? — Kennen Sie diese elende Welt noch nicht? heute wird sie ein wüthendes Geschrei erheben, und morgen, wenn wir uns herablassen, zu einem Balle sie einzuladen, wird sie hoch uns preisen als angenehme Wirthe. Keiner wird ausbleiben, verlassen Sie sich darauf. Die Equipagen der ärgsten Schreier werden die ersten vor unserer Wohnung sein. — Leontine! wäre es möglich, daß Ihr gebildeter Geist, vor diesen Mücken über Sümpfen tanzend, erzittern könnte? muß ich die Liebe noch zu Hilfe rufen? soll ich meine Leiden, meine Verzweiflung schildern? —

Leontine, es steht in Ihrer Macht, durch ein einziges Wort mich unaussprechlich zu beglücken! würde es Ihnen gleich schwer, dies Wort auszusprechen, darf die Liebe kein Opfer fordern? und kann sie es nicht vergelten?

Fünfundfünfzigſter Brief.

Leontine an Wallerſtein.

Nein, Wallerſtein, Sie kennen die höchſte Qual der Liebe nicht, es iſt die, dem Geliebten einen heißen Wunſch verſagen zu müſſen. —

Ich habe eine ſchreckliche Nacht durchwacht — ich habe mehr noch gegen mein eigenes Herz, als gegen Ihre Bitten gekämpft. Mit verweinten Augen erkläre ich Ihnen: es kann nicht ſein. Schonen Sie meiner Ruhe, begehren Sie nie wieder, was ich nimmermehr gewähren kann. In wiefern Eheſcheidung überhaupt, oder doch in meiner Lage zu rechtfertigen ſei, darüber laſſen Sie uns nicht ſtreiten oder vernünfteln. Es möchte Ihnen nur zu leicht gelingen, mit meinem Herzen im Bunde, jede Bedenklichkeit zu beſiegen. Ohnehin hat meine Vernunft — wenn ich anders jetzt deren Meiſter bin — nichts einzuwenden, und das Urtheil der Welt würde ich an der Seite des geliebten Mannes verachten oder überhören. Aber Wallerſtein, wie konnten Sie meinen Vater vergeſſen? meinen alten würdigen Vater? meinen kränklichen Vater? Ich kenne ihn: wenn irgend etwas auf Erden ihm noch theurer iſt als ſeine Tochter, ſo iſt es ihr unbefleckter Ruf. Bei ſeiner Art zu denken wäre das erſte Wort, das mir von Trennung entſchlüpfte, für ihn ein Todesurtheil. Vielleicht hat er ſelbſt oft im Stillen gewünſcht, dieſe Verbindung nicht befördert zu haben; vielleicht — nein, gewiß würde es die letzten

Stunden ihm erheitern, wenn er mich hoch beglückt in Ihren Armen sähe; aber alles, was geschehen müßte, um zu diesem Ziele zu gelangen, darüber könnte er nicht hinaus. Nennen Sie das immerhin Vorurtheil; dem Kinde ziemt es nicht, des Vaters Vorurtheil leichtsinnig zu überhüpfen. Ihn würde mein Entschluß unglücklich machen, wenigstens auf mehrere Monden, und was jenseits läge, würde er nicht erleben.

Darum erkläre ich fest und unwiderruflich: nie werde ich mich von Arlhofen trennen. Mein Herz blutet, indem ich diese Worte schreibe, aber meines Vaters Herz soll nicht bluten. — Habe Erbarmen, edler, geliebter Mann! Quäle mich nie wieder durch einen Wunsch, den ich theile, aber nicht erfüllen kann. Laß mir das stille Glück, dich vorwurfsfrei zu lieben — ach! ich liebe dich so unaussprechlich! — aber gleich müssen wir einander sein, vollkommen gleich, das fordern Sie mit Recht. Nur das Bild der treuen Geliebten soll Ihnen vorschweben, kein häßlicher Argwohn es beflecken. Ich schäme mich zu denken, was Sie, Wallerstein, sich zu glauben nicht schämten. Mit welchen Worten soll ich Ihnen das nun sagen? — mußte vertrauende Liebe mir nicht die Scham ersparen? — doch ich muß sie überwinden, denn es gilt Ihre Ruhe.

Daß ein Weib sich hingeben müsse, ohne Liebe, ohne Verlangen, ist leider möglich, und ein demüthigender Beweis für unsern geringern Naturwerth, so oft man uns auch das bessere Geschlecht zu nennen beliebt. Allein diese

Verworfenheit — ja das ist das rechte Wort — zu welcher der Schöpfer uns verdammte, wird von uns genommen, sobald wir zu wahrer Liebe uns erheben. Eine liebende Frau ist ein veredeltes Geschöpf, ist nicht mehr dem Manne, nur der Liebe unterthan. Was sie dieser nicht gewähren kann oder darf, das wird sie nimmer an rohe Begierde vergeuden. Wie könnte sie jemals, aus fremden Armen sich loswindend, einen hellen Blick auf den Geliebten heften? —

Nein, Wallerstein — seit ich zu Ihnen sprach: ich liebe Sie — nicht doch, lange zuvor, als ich noch kaum mir selbst es schüchtern bekannte, seit jenem Augenblicke gehörte ich nur mir, ich lebe in meines Bruders Hause. Glauben Sie mir, so ist es, so wird es sein. Fordern Sie noch Schwüre? nun ja, Sie sind ein Mann, und ich habe immer gehört: die Männer begreifen nicht, was uns so natürlich scheint. Kann ich durch einen Schwur Ihren kränkenden Argwohn für immer zerstören, so will ich auch dazu mich herablassen. — Ich schwöre dir unverbrüchliche Treue in jedem Sinne des Worts. Deine Verachtung treffe mich, wenn ich meineidig werde. — Sind Sie nun zufrieden?

Anmerkung des Herausgebers.

Hier ist abermals eine Lücke in dem Briefwechsel von einigen Monaten, in welchen Leontine mehr als je des stillen Glückes ihrer Liebe bedurfte, um den Tod von Madame Lindau und den von Arlhofen's Mutter zu ertra-

gen, die ſchnell auf einander folgten. Kaum hatte ſie mit einer durch Liebe geſtärkten Seele dieſe Schmerzen überwunden, als noch ein härterer Verluſt ſie traf.

Sechsundfünfzigſter Brief.

Wallerſtein an Paſtor Gruber.

Reval.

Freund, ich hoffe wieder. Meine Hoffnung ſproßt aus einem Grabe hervor, das Leontinen's Thränen überſchwemmen. Ihr Vater iſt todt. Seit jenem Briefe, in welchen die Edle ihre ganze Seele gehaucht, unterdrückte ich mein ungeſtümes Verlangen, ſah an meiner Heiligen empor und betete ſie an mit reinem Herzen. Kein Verſuch, ihre Ruhe zu ſtören, wurde mehr von mir gemacht. Ich lebte einſam, begoß meine Blumen und fing an, Grindel's Botanik zu ſtudiren. Mit Klaſſen und Namen wollte ich mein Gedächtniß ſo anfüllen, daß es den Namen Leontine zwar nicht vergeſſen, aber doch ſeltener nennen ſollte. Da begab es ſich, daß eine Rekruten-Aushebung in Ehſtland verordnet wurde. Ich mußte zwei Mann von meinen Gütern ſtellen; ein ſaures Geſchäft. Leider wählt man gewöhnlich Taugenichtſe, die habe ich unter meinen Bauern nicht. Zwei fleißige Söhne mußte ich aus den Armen ihrer Eltern reißen. Es war ein trüber Tag für mich wie für Alle.

Die Kommiſſion, welche die Rekruten empfängt, iſt zuweilen ſchwürig, man thut wohl, in Perſon vor ihr

zu erſcheinen, um manche Unannehmlichkeit zu vermeiden. Ich entſchloß mich daher, ſelbſt nach der Stadt zu reiſen. Mein Geſchäft ging ſchnell von Statten. Ich wollte ſchon am andern Morgen nach Sallmküll zurückkehren, eine Einladung des Gouverneurs verzögerte meine Abreiſe. Ich ſpeiſte bei ihm in großer Geſellſchaft. Man ſprach davon, daß eine Menge Edelleute, gleich mir, nach der Stadt gekommen, man nannte unter andern auch den alten Blondheim.

Den, ſagte ein breites Geſicht, das mir gegenüber ſaß, den hat geſtern Abend der Schlag gerührt. Ich erſchrack heftig. Man ſprach noch einige Augenblicke von dieſer Neuigkeit und vergaß ihrer ſchnell, weil ein Anderer erzählte, daß ein berühmter Kunſtreiter angekommen ſei.

Mir war der Stuhl mit Dornen gepolſtert. Sobald die Tafel gehoben wurde, ſtahl ich mich fort, und erreichte athemlos die Straße, in welcher der alte Blondheim wohnt. Schon von ferne ſah ich einen Reiſewagen vor ſeinem Hauſe ſtehen, mein Herz klopfte ungeſtüm. Bald erkannte ich Leontinen's Kammermädchen, das etwas aus dem Wagen holte. Ich flog hinzu: »Iſt deine Herrſchaft hier?«

»Ach Gott ja! wir ſind eben angekommen. Der alte Herr befindet ſich ſehr übel, da hat der Doktor mitten in der Nacht eine Staffete nach Lindenholm geſchickt, die gnädige Frau iſt ſo erſchrocken, ich meinte es wäre ihr Tod.«

Dieſe Nachricht mehrte meine Angſt. Ich wankte die Treppe hinauf, ich lies Arlhofen erſuchen, einen Augenblick herauszukommen. Als Freund vom Hauſe meinte ich ſchon ein Recht zu haben, des Hauſes Sorgen zu theilen. Kaum war der Bediente fort, ſo ſchien es mir als hätte ich übereilt gehandelt. Mein Beſuch in einem ſolchen Augenblicke konnte für zudringlich gelten, Arlhofen mir wohl gar unartig begegnen. Ich ſtand eine halbe Minute von widrigen Empfindungen aller Art gefoltert. Arlhofen kam und empfing mich über alle Erwartung freundſchaftlich. Nachher habe ich mir das wohl erklärt: ſeine Kräfte waren der traurigen Lage des Augenblicks nicht gewachſen; er hatte ſchon halb den Kopf verloren; ein Dritter, der die Bürde ihm erleichtern konnte, mußte willkommen ſein, was man auch ſonſt gegen ihn haben mochte. Wirklich umarmte er mich haſtig mit den Worten: »Gott ſei Dank, daß Sie gekommen ſind! mein Schwiegervater ringt mit dem Tode, meine Frau fällt aus einer Ohnmacht in die andere, ich weiß mir nicht zu helfen, verlaſſen Sie uns nicht.«

Ohne meine Antwort abzuwarten, zog er mich in das Krankenzimmer. Ich fürchtete, mein Anblick werde Leontinen noch mehr erſchüttern, ihr jetzt wohl gar zuwider ſein. Ich eitler Thor konnte mir einbilden, daß eine Tochter, wie Leontine, jetzt Augen für mich haben werde. Sie ſah mich nicht, ſie hörte meine Stimme nicht; über dem röchelnden Vater lag ſie wimmernd, auf ſeiner kalten Hand ruhte ihr bleiches Antlitz. Der Umſtehenden vereinte Kräfte

vermochten nicht sie loszureißen; und wenn sie erschöpft die Augen schloß, wenn wir kaum zum nächsten Sofa sie getragen hatten, so sprang sie plötzlich mit wilder Geberde wieder empor, und warf sich sterbend über den Sterbenden.

Schon eine Stunde war ich gegenwärtig, sie wußte noch nichts davon. Erst als der alte Blondheim sich noch einmal erholte, und ein schwacher Strahl der Hoffnung ihr erloschenes Auge wieder belebte, da wurde sie auch meiner gewahr. Es schien als wollte eine finstere Wolke ihre Stirn bedecken, ihr erster Blick mir Mangel an Delikatesse vorwerfen; allein der zweite bemerkte die Thränen, die über meine Wangen flossen, und ging zur rührenden Dankbarkeit über. Sie sprach kein Wort mit mir, sie schien sich überhaupt meiner Gegenwart nur selten zu erinnern, und ich — war doch nicht eigensüchtig genug, um mich dadurch gekränkt zu glauben. Ein richtiges Gefühl sagte mir, daß ich jetzt nur um des Kranken willen hier sein dürfe, darum wandte ich alle meine Sorgfalt nur auf ihn, und zog jeden sich verirrenden Blick schnell von Leontinen ab.

Der Abend brach an. Der Kranke lag bewußtlos. Der Arzt, den ich leise befragte, zuckte die Achseln, und meinte, er werde kaum die Mitternacht erleben. Ich bat ihn, die leidende Tochter, wenigstens noch für einige Stunden, durch Hoffnung zu täuschen, um die Ruhebedürftige wo möglich zu entfernen. Er that was ich begehrte. Sie sah

ihn zweifelnd an. Er bat ſie dringend, die Nacht in einem andern Zimmer zuzubringen, ſie ſchüttelte den Kopf. Ich wagte ſchüchtern, mit Worten und Blicken dasſelbe von ihr zu erflehen. »Er iſt auch mein Vater,« flüſterte ich tief bewegt ihr zu, »ich werde nicht von ſeinem Bette weichen.« Sie ſah mich wehmüthig an. Endlich gab ſie nach und wankte ſtill hinaus.

Der Arzt hatte richtig prophezeiht. Der alte Blondheim gab den Geiſt auf, noch ehe die Mitternachtsſtunde ſchlug. Es war gleichſam der letzte Beweis ſeiner väterlichen Liebe, daß er ſtarb, als Leontine nicht zugegen war. Kaum eine Viertelſtunde nachher öffnete ſie die Thüre. Wir hatten den erſten Schmerz bekämpft, und auf den Fall, den wir vermutheten, ſchon Verabredung getroffen. Arlhofen ſchlich ihr entgegen, und winkte mit der Hand, ſie bedeutend, daß der Kranke ſchlummere. Beruhigt ging ſie zurück, und wir erfuhren nachher durch das Kammermädchen, ſie habe einige Stunden ſtill auf dem Bette gelegen. Ach! ſie bedurfte Erholung, um für einen fürchterlichen Augenblick Kraft zu gewinnen. Ich ſchauderte, als ich mit anbrechendem Tage ſie hereintreten ſah, und in ihren Augen die ängſtliche Frage las, die ſie nicht auszuſprechen wagte: »lebt er noch?« — Arlhofen ging ihr entgegen, umfaßte ſie ſanft und weinte. Sie errieth ihn augenblicklich, und mit dem dumpfen Seufzer: »mein Vater iſt todt!« ſank ſie leblos nieder.

Erſparen Sie mir das übrige. Drei Wochen ſind be-

reits verſtrichen, und noch beben mir Herz und Hand, wenn ich die ſchrecklichen Stunden mir in's Gedächtniß rufe. Gottlob! ſie ſind vorüber! — In den erſten Tagen war Leontine keines Troſtes fähig; ſie hörte nicht, wenn man zu ihr ſprach, ſie ſchien die Umſtehenden kaum zu bemerken. Stumm und ſtarr ſah ſie vor ſich hin mit trockenen Augen. Endlich löſte ſich ihr Schmerz in Thränen auf. Unwillig vernahm ſie Troſtſprüche, mit welchen Arlhofen freigebig war. Mich lehrte mein Gefühl ein wirkſameres Mittel. Ich ſprach viel von dem Entſchlafenen, von ſeinen herrlichen Eigenſchaften, von ſeiner Liebe zu ihr, von der Größe ihres Verluſtes; ich lockte immer neue Thränen hervor, die ihre Bruſt erleichterten, und vor einigen Tagen belohnte ſie mich durch das Geſtändniß: mir ſei gelungen, ihr den erſten Troſt zu geben.

Anfangs hatte Arlhofen viel mit der Beerdigung zu ſchaffen; er mußte nothwendig Leontinen oft verlaſſen, zumal da dieſer traurige Tag ihr verborgen bleiben, und deshalb die Leiche in der Stille aus dem Hauſe nach der Kirche gebracht werden ſollte. Er ſelbſt bat mich, während dieſer Zeit bei ihr zu bleiben, und ſo viel möglich ihre Aufmerkſamkeit von jedem faſt unvermeidlichen Geräuſch abzulenken. Ach! ich bemerkte bald, daß wir Leontinen nicht zu täuſchen vermochten; allein ſie fragte nicht, ſie ſelbſt ſchien jede Erklärung zu fürchten. — So bin ich nun ganz unerwartet wieder im Beſitz meiner alten Rechte. Arlhofen ſieht es gern, daß ich täglich komme, weil ihm die Frau

rigkeit ſchon läſtig wird. Er nutzt meine Gegenwart, um die gewohnten Zerſtreuungen aufzuſuchen, läßt mich allein mit Leontinen, und — ſie verbannt mich nicht.

Bis jetzt habe ich ängſtlich über mich gewacht, kein Wort von Liebe mir entſchlüpfen laſſen; nur der zärtliche Freund hat die leidende Freundin zu tröſten verſucht. Aber Ihnen darf ich bekennen; neue Hoffnung belebt meine Bruſt. War Schonung ihres Vaters nicht der einzige Grund, den ſie meinen Bitten entgegen ſetzte? — Freilich wird ihr Zartgefühl ſie noch lange hindern, ſein Grab gleichſam zu öffnen, um ihre Ketten hinab zu werfen; aber nach und nach wird auch die Liebe ihre Rechte wieder geltend machen.

Wir haben Krieg. Man ſpricht davon, daß Arlhofen's Regiment nach der Schweiz marſchiren ſoll. Welch ein erwünſchter Zeitpunkt wäre das, um die Feſſeln zu zerbrechen! — Leontine iſt einzige Erbin ihres Vaters. Möge Arlhofen immerhin an ihre Stelle treten; möge er mit ihren Gütern bereichert in's Feld ziehen, mit Lorbern gekrönt, mit Bändern geſchmückt zurück kehren; mir laſſe er Leontinen! und das kleine Sallmküll werde mein Paradies!

Siebenundfünfzigſter Brief.

Leontine an Amalien.

Ich weiß es Arlhofen herzlich Dank, daß er die Aufmerkſamkeit gehabt, dir, ohne mein Erinnern, meines Va-

ters Tod zu berichten. Ich wußte damals von mir selbst nur wenig, von dem, was mich umgab, nichts. Meine Leiden und — warum soll ich nicht sagen, sein eigener Schmerz, denn mein Vater war ja sein Wohlthäter — hatten sein Gefühl ungewöhnlich erhöht und verfeinert: er gab mir manche rührende Beweise davon, die ich ihm nicht vergessen werde. Der Brief an dich steht oben an, denn ich weiß, wie ungern er schreibt. Ich glaube doch wirklich, der Mann liebt mich, so viel er lieben kann; mein Verlust würde ihn unglücklich machen, wenn er gleich im Besitz meines Vermögens bliebe. Auch ist ja mein guter Vater mit dieser Ueberzeugung aus der Welt gegangen; sollte ich seinen Willen nicht mehr ehren, weil er todt ist? — Nein! nein! für mich lebt er noch, für mich wird er immer leben. —

Ich danke dir für deinen herzlichen Brief, meine theure Amalie! ich danke dir auch dafür, daß du keine Trostsprüche eingewebt, sondern meinen Schmerz in Ehren gehalten hast. Ach! ich fürchte, mein Verlust wird auf mehr als eine Weise mir lange Leiden schaffen! — Wallerstein war hier, als mein Vater starb; er ist noch hier, er ist täglich bei mir, Arlhofen selbst hat ihn eingeladen. Arlhofen selbst führt ihn täglich zu mir. Soll ich das nicht eine edle Liebe nennen, die, um meinen Kummer zu zerstreuen, Haß und Eifersucht bekämpft? — Könnte ich diese Aufopferung vergessen, dies edle Vertrauen jemals mißbrauchen, o, dann wäre ich eine verworfene Kreatur! — und doch — ich fühle meine Schwäche — ich zittere vor mir selbst. Schon

gebricht es mir an Kraft, den Geliebten zu entfernen; befehlen kann ich nicht, und die Bitte erſtirbt auf meinen Lippen. Ich leihe ſeinen ſtürmiſchen Wünſchen das Ohr; ich beantworte ſie nicht, aber ich höre ſie doch, und vermeide ängſtlich, in mein eigenes Herz zu blicken, denn ich würde es mitſchuldig finden. Und in dieſer gefährlichen Stimmung treibt Arlhofen die Großmuth ſo weit, mich ganz allein mit ihm zu laſſen. Er iſt geſtern nach Lindenholm, von da nach Hullida gereiſt, wegen der Erbſchaft meines Vaters. Ich wollte ihn begleiten, der Arzt behauptet, ich ſei noch zu ſchwach. Arlhofen hat in meiner Gegenwart Wallerſtein gebeten, mich oft zu beſuchen, bis er Jettchen Lamm von Lindenholm mir zur Geſellſchaft holen könne. Wallerſtein benutzt die Erlaubniß, die zu widerrufen ich allzuſchwach mich fühle. Ach! ich erwarte ja ſelbſt mit Herzklopfen die Stunde, in der er zu kommen pflegt. Zehn Tage werden wir allein bleiben. Ich weiß nicht, warum ſo bange Ahnungen meine Bruſt beklemmen. Kaum ſind einige Wochen verſtrichen, als ich noch mit ſtolzer Zuverſicht auf meine Tugend trotzte, von einer Selbſtſtändigkeit träumte, die jede fremde Stütze mir entbehrlich mache. Aber ſeit mein Vater todt iſt, fühle ich deutlich, er war auch mein Schutzgeiſt. So oft ich in Gefahr ſtand, leidenſchaftlich zu handeln, durfte ich nur denken, du wirſt ihn bald wiederſehen; du wirſt in ſein gutes klares Auge blicken müſſen; wie könnteſt du das, wenn die Reinheit deiner Seele verletzt wäre?

Ich glaube in der That, Amalie, die meiſten guten Menſchen verdanken ihre Tugend beſſern Menſchen, die ſie lieben, von denen ſie geliebt werden, die ſie nicht betrüben, in deren Augen ſie nicht verlieren wollen. Nimm der Rebe ihre Ulme, ſo ſinkt ſie auf den Boden. Ich erbebe vor dieſen Gedanken, und kann ſie nicht los werden. Ach! ich ſtehe ganz allein gegen den Geliebten und mein eigenes Herz! — Wenn vollends eine Nachricht ſich beſtätigen ſollte — daß Arlhofen's Regiment mit unſern Truppen nach der Schweiz gehen werde — ich will ihn bitten, ſeinen Abſchied zu nehmen — aber ſein Ehrgeiz wird, beim Ausbruch eines Krieges das nicht verſtatten. — Zieht er fort, ſo muß ich fliehen — nicht wahr, ich muß? — rathe mir, Amalie, ſoll ich zu dir kommen? wirſt du mich aufnehmen und Geduld mit mir haben?

Achtundfünfzigſter Brief.

Leontine an Wallerſtein.

(Zwei Tage ſpäter, als der Brief an Amalien geſchrieben.)

Ich mache Ihnen keine Vorwürfe, Sie ſind deren unwürdig. Nur noch ein Wort habe ich in dieſem Leben Ihnen zu ſagen: wir ſehen uns nie wieder, nie, nie! wenn Sie es je wagen ſollten, wieder vor mich zu treten, ſo ſchwöre ich Ihnen bei Gott! und bei dem Andenken meines Vaters! ich entdecke Arlhofen Alles und ende dann freiwillig mein Leben, meine Schande. Jetzt ſteht es bei

Ihnen, die zu ermorden, die nur eines Verbrechens ſich ſchuldig weiß: deſſen, Sie geliebt zu haben.

Neunundfünfzigſter Brief.

Rittmeiſter Wallerſtein an Paſtor Gruber.

Ich bin ein elender, nichtswürdiger Menſch! ich habe Leontinen's Liebe mißbraucht — ich habe ihre Achtung verloren und meine eigene. Jetzt iſt mein Leben mir wieder feil. Ich habe nach Petersburg geſchrieben, und dringend um Erlaubniß nachgeſucht, dem Feldzuge, wenn auch nur als Volontair, beizuwohnen. Wird dieſer letzte Wunſch mir gewährt, ſo will ich, von Gallizien aus, Sie auf einige Stunden beſuchen; ja, ich will mir ſelbſt die Qual auflegen, vor Ihren Richteraugen zu erſcheinen; meine büßende Geſtalt ſoll Ihnen ſagen, daß ich einen Augenblick des Namens Ihres Zöglings unwerth war, und daß der Keim der Tugend, den Sie in mein Herz gepflanzt, mir jetzt zum furchtbaren Stachel wird. Ich kehre nie zurück, ich ſuche den Tod.

Sechzigſter Brief.

Leontine an Amalien.

An deinen Buſen laß mich fliehen, Schweſter Amalie! verwirf mich nicht, denn ich habe mich ſelbſt verworfen! halte mich, denn ich ſinke in Verzweiflung! — Es muß

herunter von meinem zerquetschten Herzen! Laß es bluten — laß es verbluten — aber wende den Blick nicht ab! —

Drei Tage sind verflossen, seit ich vor mir selbst fliehe und mir nicht entfliehen kann. Es war ein schwüler Nachmittag, ich ganz allein; meinem Mädchen, das sonst immer, wenn Wallerstein bei mir war, im offenen Nebenzimmer arbeiten mußte, hatte ich erlaubt, in die Vorstadt zu gehen, wo schon seit mehreren Wochen ein Bereiter seine Künste sehen ließ. Ich that es, weil Wallerstein an diesem Tage in großer Gesellschaft speisen mußte, und ich, vor Abends, ihn nicht erwartete. Die Hitze hatte mich verleitet, in einem leichten Negligee zu bleiben, gegen Abend wollte ich es mit meiner gewöhnlichen Kleidung vertauschen. Plötzlich tritt er herein.

Er triumphirte, daß er einem Kartentisch glücklich entronnen sei; er bemerkte meinen nachlässigen Anzug, die Verwirrung, die auf meinen Wangen brannte — er fand mich schön — er sagte es mir mit stürmischer Zärtlichkeit. Ich wollte in mein Schlafzimmer entweichen, mich verschließen, er hielt mich mit Gewalt zurück und ich hatte nicht die Kraft zu zürnen. Ach! ich muß sogar vermuthen, daß ihn der Wein erhitzte — wo verberge ich mein Gesicht! — der Geliebte meiner Seele sah in mir eine gemeine Buhlerin! —

Das Gefühl der weiblichen Würde verließ mich noch nicht; es gelang mir eine Zeit lang, in den Schranken der

Ehrfurcht ihn zu erhalten; aber eben dieſe traurende Ehrfurcht, dieſer rührende Gehorſam, entwaffneten meinen Zorn. Er lag zu meinen Füßen, weinte auf meine Knie, bat um Verzeihung ſeiner Kühnheit und erneuerte ſie jeden Augenblick. Ich konnte nur noch bitten, mit heißen Thränen bitten — er verſprach Alles und flehte ſchluchzend, ihn ſeines Verſprechens zu entlaſſen. Meine Kraft war erſchöpft — ja, laß mich Alles ſagen, ich hatte nicht mehr ihn allein, ich hatte mich ſelbſt zu bekämpfen. Die Arme, die ſich ausſtreckten, um ihn zurück zu ſtoßen, zogen ihn unwillkürlich an die Bruſt. Der Augenblick war da, in dem ich zur gemeinen Verbrecherin erniedrigt werden ſollte, — als Gott ſich erbarmte, und für die befleckte Seele zum mindeſten den unbefleckten Körper rettete. Mein Kammermädchen trat herein. Ein Gewitter hatte das Schauſpiel geſtört, das unter freiem Himmel gegeben wurde, ein Platzregen ſie eilig nach Hauſe getrieben. Wir hatten von dem Donner nicht gehört. Denke dir meine Vernichtung — denn ich las auf ihrem erröthenden Geſichte, auf dem Geſichte meines Kammermädchens, daß die Unordnung, die Verwirrung, in der ſie uns fand, ihr nicht entgangen waren. Vielleicht glaubte ſie wohl gar, ich habe ſie an dieſem Tage mit Fleiß entfernt, ſei, das Verbrechen erwartend, mit Fleiß im Negligee geblieben. Und mußte ſie das nicht glauben? — Sie erröthete — und ich — ich wünſchte mir den Tod! — Sie ſchlüpfte ſchnell in ein anderes Zimmer, als wolle ſie uns nicht

ſtören. Gott! ſo durfte ſie von mir denken! — Ich weiß nicht, wo ich noch die Kraft hernahm, in mein Schlafgemach zu wanken. Wallerſtein machte keinen Verſuch, mich zurück zu halten, er ſtand blaß wie eine Bildſäule. An der Thür gab ich ihm ein Zeichen, daß er ſich entfernen ſolle, und verſchloß mich dann. Seitdem habe ich ihn nicht wieder geſehen, und will ihn nie wieder ſehen, ſo wahr mir Gott in der Stunde helfe, wo ich vor ihn und meinen Vater treten ſoll! —

Ich habe nun Alles verloren! denn ich verachte mich ſelbſt, und muß den Mann verachten, den ich angebetet. In der erſten Nacht — ich will es dir bekennen, Amalie — in der erſten Nacht wollten ſchwarze Gedanken ſich meiner Seele bemächtigen — ich hatte nichts mehr zu verlieren als das Leben — alſo gar nichts mehr! — ich ſank auf meine Knie und ſtreckte verzweifelnd meine Arme zum Himmel empor — die Religion erſchien mir, ſanft ſtrafend wie ſie pflegt. Du mußt leben, ſagte ſie zu mir, nur lebend kannſt du büßen — und ich lebe mir zur Qual! —

Sprich nicht, ich ſei noch unſchuldig, um Gotteswillen, ſage das nicht! welch ein armſeliger Zufall hat dieſe nichtswürdige Unſchuld gerettet! — War ich nicht ſchon des Verbrechens mitſchuldig? Hatte nicht ſchon der Rauſch meiner Sinne jedes Gefühl für Ehre und Tugend erſtickt? iſt der weniger ein Mörder oder Räuber, den Zufall hindert, ſeine That zu vollbringen? — Nein, ich habe den Grad der Verworfenheit noch nicht erreicht, daß ich ſpre-

chen könnte: ich bin noch die ich war. Nein, Amalie, ich bin ein treuloſes Weib!

Einundſechzigſter Brief.

Wallerſtein an Leontinen.

Sie haben den Strafbaren vernichtet, indem Sie ihn aus Ihrer Gegenwart auf ewig verbannten. Ach! Ihre zürnende Tugend heiſchte noch härtere Strafe. — Sie beluden den Unglücklichen, der an Ihrem und ſeinem eigenen Haſſe ſchon ſo ſchwer trug, auch noch mit Ihrer Verachtung. Glaubten Sie, er könne dieſe tragen und leben? — nein, das haben Sie nicht geglaubt! — So iſt denn mein Schickſal entſchieden. Ich werde gehorchen. Es bedurfte Ihrer ſchrecklichen Drohungen nicht, um dieſen Gehorſam zu erzwingen. Leontine verachtet mich, wie könnte ich ihr jemals unter die Augen treten? —

Ich werde gehorchen, ich habe gehorcht. Vor einer Stunde erhielt ich die Nachricht, daß ich unter dem Regimente, in welchem Ihr Gemahl dient, auf mein Verlangen wieder angeſtellt bin. In wenigen Tagen zieht es gegen den Feind, in wenigen Tagen ſind Sie für immer von dem Gegenſtande Ihres Abſcheues befreiet; und wenn ſein verhaßter Name ja noch einmal vor Ihnen genennt wird, ſo geſchehe es nur, um Ihnen zu verkünden, daß Wallerſtein jenen Augenblick des Wahnſinns ſterbend gebüßt hat.

Nach dieſer ernſten Erklärung, die ich nun bald mit meinem Blute beſiegeln werde, ſei mir das letzte Wort, die letzte Bitte vergönnt. Sie dürfen dieſe Wohlthat mir nicht verſagen. Iſt doch dem Verbrecher auf dem Richtplatz erlaubt, noch einmal ſein Herz oder ſein Gewiſſen zu entladen.

O, Leontine! ſprach denn wirklich keine Stimme in Ihrer Bruſt für mich, als Sie die zermalmenden Worte niederſchrieben? Hatten Sie den Wallerſtein ganz vergeſſen, der bis zu jenem unſeligen Augenblicke Ihrer würdig war? Fanden Sie gar keine Entſchuldigung für ihn in Ihren Reizen, ſeiner Jugend, unſerer Liebe? — Ja, ich war ein Raſender, aber bei Gott! ich war kein Verbrecher. — Litt ich denn nicht ſelbſt unausſprechliche Qualen, ſchon ehe Ihr hartes Urtheil mich traf? — Ihr Vertrauen konnte ich verwirken, Ihres Mitleids blieb ich werth. — Verachten Sie den Kranken, der in der Fieberhitze einen Mord begehen will?

Doch ferne ſei von mir, meine Schuld zu verdoppeln, indem ich ſie zu verringern ſtrebe. Alles habe ich verdient, nur Ihre Verachtung nicht. Leontine, nehmen Sie dieſe unerträgliche Bürde von meinem ſchon zerdrückten Herzen. Geben Sie mir zum mindeſten die Kraft wieder, deren ich als Soldat bedarf, um mit Ehren zu ſterben. Würde ich mein Schwert gegen den geringſten Troßbuben ziehen können, ſo lange der Gedanke jede Muskel lähmt: du wirſt verachtet von Leontinen? —

Wird meine letzte Bitte Sie rühren? Werden Sie aus Erbarmen mein Lebewohl erwiedern?

Zweiundsechzigster Brief.

Leontine an Wallerstein.

Lebe wohl! — Die Dinte fließt mit meinen Thränen zusammen. — Lebe wohl! — Wir dürfen uns nie wieder sehen, aber ich verachte Sie nicht. Verzeihen Sie mir, Wallerstein, das zu rasch gesprochene Wort. Ich war schuldbewußt und darum ungerecht. Wir haben beide zu verwegen auf unsere Stärke getraut, darum büßen wir nun beide und müssen getrennt bleiben für ewig! Aber unsere Herzen sind noch rein, ihr Band ist unbefleckt und unzerrissen. Ich erneuere dir den Schwur der Treue, uns trennt nur der Tod. Ich bin versöhnt, Wallerstein; lassen Sie uns duldend und leidend auch unser Schicksal versöhnen. Ziehen Sie hin, von meiner Liebe, meiner Achtung begleitet. Ich darf nicht sagen: schonen Sie Ihr Leben; aber ich darf bitten: suchen Sie nicht den Tod! Sie würden auch meine Tage verkürzen. Ja, Wallerstein, Ihr Dasein ist die Bedingung des meinigen geworden. Ich sehe Sie nie wieder, aber ich lebe nur für dich und durch dich!

Dreiundſechzigſter Brief.

Leontine an Amalien.

Ich habe einen Brief meines Wallerſtein's für dich abgeſchrieben, auch meine Antwort. Wirſt du mich ſchwach ſchelten, daß ich dem edlen Manne verziehen habe? mußte ich nicht? denn als ich ruhiger wurde und mein eigenes Herz durchſpähen konnte, mußte ich da nicht finden, daß meine Härte nur aus dem Bewußtſein der Mitſchuld entſprang? — War es denn zum erſten Male, daß, von Sinnlichkeit hingeriſſen, Wallerſtein ſich vergaß? Du erinnerſt dich der Scene im Schlitten. Warum verbannte ich ihn damals nicht? warum verzieh ich ihm damals ſo leicht? doch nur, weil ich mit mir ſelbſt zufrieden war? weil ich meine Pflicht that und keine Begierde theilte? wir tragen ſtets Nachſicht mit fremden Fehlern, wenn wir ſelbſt uns rein davon wiſſen. Nur das Bewußtſein *eigener* Schuld macht unverſöhnlich, unerbittlich. Ja, Amalie, das war mein Fall. Ich hätte die ganze Strenge der Tugend nur *an mir* ausüben ſollen. Aber ſo lange der Menſch ſeine Anklage gegen Andere richten kann, ſo lange verſchont er gern ſich ſelbſt, und ſucht, was er ſich erſpart, durch Härte gegen Andere zu erſetzen.

Habe ich ſelbſt nicht die Gefahr herbeigerufen? wäre ich das erſte Mal ſtrenge geweſen, würde ich jetzt weinen müſſen? — *er* hat mir dieſen Vorwurf nicht gemacht; hat er aber auch nicht gefühlt, daß er ihn machen *durfte*? —

O gewiß! er ſchonte meiner, und ich verdiente dieſe Schonung nicht. Er verläßt ſeine Mutter und ſein Vaterland, um mir zu gehorchen; er geht vielleicht in den Tod! Konnte ich denn weniger thun, als meine ganze Liebe in das letzte Lebewohl hauchen? — Ich bekenne dir ſogar, Amalie, wenn ich meinen Schwur gehalten habe, ihn nicht noch einmal zu ſehen, ſo war es minder meine Tugend, als die Scham, nach jenem Auftritt ihn anzublicken, die mir Kraft dazu verlieh. — Nun iſt er fort, und Arlhofen auch. Der Abſchied von dieſem hat mich gerührt, leider nur gerührt, denn wahrhaftig, das muntere Jettchen Lamm war weit betrübter als ich. Auch Arlhofen ſchien von ihr ſich ſchwerer als von mir zu trennen. O möchte er ſie lieben und von ihr geliebt werden! möchte er ſelbſt mir einſt ein Mittel vorſchlagen, uns Alle zu beglücken.

Wo gerathe ich hin? iſt denn die Hoffnung aus eines Liebenden Bruſt nie zu verbannen? Keimt ſie immer wieder hervor, wenn man ſchon längſt ihre letzte Spur vertilgt zu haben glaubte? — Nein, ich hoffe nichts. Hoffende Liebe iſt keine reine Liebe. In ſtrenger Einſamkeit ſoll meine Seele ſich wieder läutern und auch das Verbrechen der Hoffnung ſie nicht mehr beflecken.

Arlhofen hat mir geſchrieben. Kein Wort von Wallerſtein. Ach! ich werde nicht einmal von ihm hören.

Vierundſechzigſter Brief.

Wallerſtein an Paſtor Gruber.

Lublin in Galizien.

Vergebens, theurer Freund, hatte ich mit dem Glücke mir geſchmeichelt, Sie mit Kourierpferden auf einen Tag beſuchen zu dürfen. Unſer Marſch iſt allzueilig, kein Offizier erhält Urlaub. Selbſt zu dieſen wenigen Zeilen muß ich die Zeit ſtehlen. Aber ich konnte doch nicht vorüberziehen, ohne Ihnen wenigſtens zu ſagen, daß ich ruhiger meinem Schickſal entgegen gehe, denn Leontine hat mir verziehen. Geſehen habe ich ſie nicht wieder, ſie beharrt bei ihrem Entſchluſſe; aber ein liebevolles Lebewohl von ihr ruht auf meinem Herzen.

Werden auch Sie mir verzeihen? — Was ich in der Verzweiflung Ihnen ſchrieb, hat Sie vielleicht zu einem Irrthum verleitet. Zwar bin ich ganz ſo ſtrafbar, als mein empörtes Gewiſſen mich damals ſchilderte, aber eine ſchützende Gottheit zog von des Abgrundes Rande mich zurück, durch das, was wir Menſchen Zufall nennen. Dank dieſem Schutzgeiſt, gefallen ſind wir nicht; darum laſſen Sie mich hoffen, nur einen warnenden, keinen ſtrafenden Richter in Ihnen zu finden. Wenn ich der Gefahr nicht immer auswich, ſo geſchah es vielleicht, weil ich auf Leontinen's Stärke baute. Jetzt, da ich weiß, und mit Entzücken mir ſagen darf: ſie iſt zu ſchwach um meiner Liebe zu widerſtehen, jetzt bleibt mir keine Entſchuldigung übrig: fliehen

müßte ich ſie, auch wenn ſie mir winkte. Ich werde ſie fliehen, nehmen Sie, mein Vater, Hand und Schwur darauf.

Welche Gewalt hat dieſer Engel über Alle, die ihm nahen! War nicht Arlhofen ein Menſch, der, ſo lange Leontinen's Gegenwart ihn zügelte, für einen braven, ordentlichen Mann galt? ſo gut als hundert Andere, die blos nichts Hängenswerthes thun? und jetzt! wir hatten unſere Grenze kaum erreicht, als ſchon im ganzen Lager jeder Spieler ihn Herr Bruder nannte, und jede liederliche Dirne ihn dutzte. Vor mir hat er eine Art von Scheu, er weicht mir gern aus wo er kann. Vermuthlich gibt mein Anblick ihm eine läſtige Erinnerung an Leontinen's Tugend. O wenn ſie nur einmal ſo ihn ſähe, würde ſie noch Bedenken tragen ihn zu verſtoßen? — Ihnen, mein Gewiſſensrath, darf ich nicht verhehlen, daß ich einen Augenblick ſchlecht genug war, eine Schilderung von Arlhofen's Leben für Leontinen entwerfen zu wollen. Ich habe in der nächſten Minute den niedrigen Gedanken verworfen. Ich werde ſchweigen. Leben Sie wohl!

Fünfundſechzigſter Brief.

Leontine an Amalien.

Lindenholm.

Drei deiner Briefe, gute Amalie, liegen zur Beantwortung vor mir. Das kommt daher, weil ich nichts auf der

Welt zu thun habe. Kennſt du das Wort dahmeln? es bedeutet: ſich aus einer Stunde in die andere ſchieben und wälzen, blos um einer nach der anderen los zu werden. Das Dahmeln iſt hier zu Lande ſehr gebräuchlich. Man ſollte ſchwören, die Menſchen hätten keinen ärgern Feind als die Zeit, und Gott habe ſie blos auf die Welt geſetzt, um dieſen Feind zu bekämpfen. Man frühſtückt ſpät, um dem Mittage näher zu ſein; man ſpeiſt früh zu Mittag, um die Theeſtunde ſchneller herbeizurufen, man ſieht gegen Abend zwanzigmal nach der Uhr, um dem Bedienten ſagen zu können: es iſt Zeit, den Tiſch zu decken; mit dem letzten Biſſen im Munde ſchließen ſich die Augen. Da haſt du in wenigen Worten eine Schilderung, wie ich meine Zeit verdahmle. Auch unſere gewöhnliche Art zu wirthſchaften mache ich treulich mit, das heißt: ich laſſe alle Abend den Kubjas hereinkommen, unterhalte mich ein paar Minuten mit ihm, und bilde mir dann ein, ich hätte die Landwirthſchaft beſorgt. Zum Glück verſteht er das Ding beſſer als ich, und ſo gehen die Sachen ihren alten Gang, wie es hier zu Lande pflegt.

Nur von zwei Tagen in der Woche kann ich behaupten, daß ich lebe, wenn fühlen leben heißt. Sollteſt du es glauben, Amalie? es ſind die Tage, an welchen die Zeitungen ankommen. Ich, die ſonſt nie ein Zeitungsblatt in die Hand nahm und oft im Stillen darüber ſpötteln konnte, wenn ich unſere Herren ſo erpicht auf Neuigkeiten ſah, als brächte an jedem Poſttage Moſes neue Tafeln vom Berge

Sinai herab, ich jage jetzt meine Leute von Stunde zu Stunde nach der Poſt, und mit dem Fernglas vor den Augen ſtehe ich am offenen Fenſter, um ihre Rückkehr zu erwarten. Erblicke ich endlich ein Papier in der Hand des Boten, ſo klopft mein Herz, ich reiße es ihm haſtig weg, und es iſt, zu meiner Schande, mir ſchon wiederfahren, daß ich eine arme Frau, die irgend eine Noth mir klagen wollte, eine Stunde habe warten laſſen, um nur ſchnell zu wiſſen, wo Suworoff ſteht? und wie es in Mailand oder Zürch ausſieht. Jettchen Lamm theilt meine Ungeduld, aber ſie fragt weniger nach Zeitungen, als nach Briefen von Arlhofen, die nur ſelten kommen, und noch ſeltener mir genügen, denn er ſpricht kein Wort von Wallerſtein. Sie iſt zufrieden, wenn ſie einen Gruß empfängt, trauert ſtill, wenn der vergeſſen worden. Fürwahr ich glaube, ſie liebt ihn. An ihrem Herzen nagt ein heimlicher Gram; ihre blühenden Wangen ſind verſchwunden, ihr großes Auge, ſonſt ſo leer und leblos, hat eine Seele aufgenommen. Sie blickt mich bisweilen ſo rührend an, es ſcheint, als wolle ſie mir etwas vertrauen. Ich vermeide jede Erklärung. Sie freilich mag einer Herzenserleichterung bedürfen; aber iſt meine Vermuthung gegründet, hat Arlhofen ihr von Liebe vorgeplaudert, und zum erſten Male Empfindungen in ihr geweckt, wie ſollte ich mich dabei benehmen? — beſſer ich ſcheine nichts zu bemerken, denn welchen Troſt kann ſie von mir erwarten? — und würde nicht mein eigenes Herz zum Verräther an mir werden?

würde ich nicht, ohne es zu wollen, die Flamme nähren, um einſt Vortheil daraus zu ziehen? — nein, ich muß und will mich rein erhalten. Wenn das Schickſal beſchloſſen hat, auf dieſem Wege mich zu befreien, ſo muß es ohne mein Zuthun geſchehen. Würde ich ſonſt ohne Vorwurf des Glückes mich erfreuen können? — Nicht wahr, Amalie, ich habe Recht? und thue recht?"

Sechsundſechzigſter Brief.

Wallerſtein an Paſtor Gruber.

Aus der Schweiz.

Sicher täuſcht mein Herz mich nicht, wenn es mir zuflüſtert, daß Sie bisweilen beſorgt um mich ſind, und daß ich Ihnen dann und wann ein Lebenszeichen geben muß, wenn ich auch noch keine Schlachten, keine Siege zu berichten habe. Von unſerem Marſche ſage ich weiter nichts. Er war ſchnell und doch langweilig. Seit zehn Tagen ſtehen wir in der Schweiz. Von den Reizen dieſes ſchönen Landes mag ich gar nicht ſprechen, denn wir ſind ja nur hier, um zu zerſtören. Einige Vorpoſtengefechte haben wir bereits muthig beſtanden. In einem derſelben war Arlhofen nahe dabei, von franzöſiſchen Chaſſeurs in Stücken gehauen zu werden, und ich hatte — wie ſoll ich es nennen? — das Glück oder Unglück, ihn zu befreien. Ich ſehe Sie die Stirn runzeln. Nun ja, es iſt immer ein Glück, einem Menſchen das Leben zu retten, und für den Edlen doppelt

genußreich, wenn dieſer Menſch ſein Feind war. Aber ich will nun einmal vor Ihnen keine Falte meines Herzens verbergen: muß ich, um edel zu heißen, über Arlhofen's Rettung mich freuen, ſo bin ich kein edler Mann. Freilich, als ich im Gedränge ihn ſah, zögerte ich keinen Augenblick, mit dem Schwerte mich hinein zu ſtürzen, und nicht das leiſeſte Zucken in meiner Seele hinderte mich an dem, was ich für meine Pflicht hielt. Das iſt aber auch Alles. Im Getümmel kamen wir wieder aus einander. Gegen Abend trat er in mein Zelt und dankte mir. Ihm ſchien das ſauer anzukommen, und fürwahr, mir machte ſein Dank auch keine Freude.

Die größte, rührendſte hingegen habe ich bei einer anderen Begebenheit empfunden, wo das Glück mir wohl wollte. Der Feind hatte einen verlornen Poſten in einem Dorfe gegen unſeren rechten Flügel. Man detaſchirte mich mit einem Kommando von unſerem Regiment und gab mir noch einige Koſaken mit, um das Dorf zu recognoſciren, und, im Fall ich den Feind nicht zu ſtark fände, ihn daraus zu verjagen. Es war noch finſtere Nacht als ich aufbrach. Mit der erſten Dämmerung hoffte ich das Dorf zu erreichen und vielleicht die Feinde im Schlaf zu überfallen. Die Dunkelheit war Schuld, daß ich den rechten Weg verfehlte, und in einen Moraſt gerieth, wo die Pferde faſt ſtecken blieben. Als wir uns endlich herausgearbeitet hatten, war es ſchon Tag; aber ein Gebüſch, das nahe am Dorfe ſich hinzog, verſteckte uns vor dem Feinde.

Wir saßen ab, wandten die Zügel um die Fäuste, und stahlen uns so leise wie möglich durch den Busch. Am Rande desselben machte ich einen Augenblick Halt! etwa tausend Schritte von uns wurde ich einen Hügel gewahr, auf dem ein feindlicher Haufe sich hin und her bewegte, ich konnte nicht erkennen warum. Da jedoch dessen Anzahl der der meinigen eben nicht sehr überlegen schien, so gab ich Ordre zum Angriff.

Wir stürzten mit verhängten Zügeln aus dem Gebüsch hervor; in einer Minute hatten wir den Hügel erreicht. Die überraschten Feinde thaten kurzen Widerstand und flohen. Die Kosaken machten einige Gefangene.

Der Hügel war gesäubert. Nur ein Jüngling mit verbundenen Augen kniete noch auf dem Rasen, und nun erst wurde ich gewahr, daß man diesen Menschen habe erschießen wollen. Ich riß ihm die Binde von den Augen, ein todtenbleiches Gesicht starrte mich an. Du bist gerettet! rief ich ihm zu. Er schien mich nicht zu verstehen. Ein Dragoner reichte ihm einen Schluck Branntwein. Er kam zu sich, betrachtete uns mit Befremden, und rief entzückt: Russen! Russen!

Meine erste Frage war: ob im Dorfe noch mehr Franzosen sich befänden? er verneinte sie, und als er, einige Schritte entfernt, einen französischen Säbel liegen sah, stürzte er sich hastig darauf, schwang ihn über seinem Haupte und schrie: »ach jetzt! jetzt! wären nur noch Franzosen dort!«

Wir näherten uns behutsam dem Dorfe. Unterwegs fragte ich den Jüngling, warum man ihn erschießen wollen? — »Die Ungeheuer!« sagte er, »sie wollten in meiner Gegenwart meine Schwester schänden, ich stach einem der Bösewichter mein Messer in die Brust.«

Der Mensch fing an mir sehr interessant zu werden. Eine schöne, männliche Gestalt, jede Bewegung edel, jedes Wort ein glühender Hauch der Vaterlandsliebe. Am Eingange des Dorfes kamen uns die Bauern jubelnd entgegen. Sie hatten von ihrem Thurme herab den kurzen Kampf mit angesehen; jetzt empfingen sie ihre Befreier mit ausgelassener Freude. Weiber und Kinder gesellten sich bald dazu, den Jüngling erstickten sie fast in ihren Umarmungen. Aber sein Blick schweifte ängstlich umher, die Schwester suchend. Wo ist Bertha! rief er, und machte sich Platz durch den Haufen, und stürzte in ein Haus, das vor den übrigen durch Nettigkeit sich auszeichnete. Ich sprang vom Pferde, folgte ihm und fand ihn schon beschäftigt, ein ohnmächtiges Mädchen durch Thränen und Küsse in's Leben zu rufen. Sie schlug endlich die Augen auf. Die Scene, die nun folgte, beschreibt meine Feder nicht. Sie hatte den geliebten Bruder, der ihre Unschuld mit Gefahr seines Lebens rettete, schon für todt gehalten; sie ging aus tiefster Verzweiflung zu wahnsinniger Freude über. Von des Bruders Halse flog sie an den meinigen, lachte, weinte, betete — mir wurde im Ernst um ihren Verstand bange. Nicht viel vernünftiger betrug

ſich ein junger Mann, ihr Bräutigam, wie ich nachher erfuhr.

Ernſt Wattewyl und Bertha, ſeine Schweſter, ſind eines Predigers verwaiſte Kinder. Sie hatten nur noch einen älteren Bruder, der Vaterſtelle bei ihnen vertrat. Vor einigen Wochen führten dieſen die Franzoſen als Geißel fort, und es hieß, ſie hätten ihn ermordet. Bertha war mit einem braven Förſter verſprochen, der nun die Sorge für das Haus übernahm, denn ſie ſelbſt zählte kaum ſechzehn und Ernſt nicht mehr als neunzehn Jahre. Tages zuvor hatten die Franzoſen den Förſter gezwungen ſie zu begleiten, um ihnen einen Fußſteig durch das Gebirge zu zeigen; die Geſchwiſter waren ganz allein geblieben. Bald ſchwärmten neue Feinde durch das Dorf, und trieben es nach ihrer Gewohnheit mit Plündern und Nothzüchtigen. Da war es, als der Jüngling ſeiner Schweſter Ehre ſo muthig vertheidigte. Sein künftiger Schwager kehrte zu ſpät zurück, fand zwar die Unſchuld ſeiner Braut gerettet, allein über ihren Befreier ſchon das Todesurtheil geſprochen. Der Förſter machte einen Verſuch, die Bauern aufzuwiegeln; die Furcht vor den Folgen lähmte jeden Arm. Bertha ſah ihren Bruder zum Tode führen und war ſelbſt dem Tode nahe.

O Freund! hier habe ich köſtliche Augenblicke gelebt! — die Freude dieſer guten Menſchen, das Beſtreben ſich dankbar zu beweiſen — nie wird dies ſchöne Bild aus meinem Gedächtniß ſchwinden. Man wollte mich bewir-

then, man hatte nichts mehr. Die Franzoſen hatten, wie ſie pflegen, vernichtet, was ſie nicht verzehren konnten. Hungern mußten meine Jäger und Koſaken, aber beſchenkt wurden ſie dennoch reichlich. Ein Jeder holte ſeinen verſteckten Sparpfennig hervor, um mit den braven Ruſſen ihn zu theilen, die, zu ihrem Ruhme ſei es geſagt, ſich lange weigerten, etwas anzunehmen.

Der Jubel wurde blos durch die Erklärung von mir geſtört, daß ich ſie wieder verlaſſen müſſe; und, da ich nicht wußte, ob unſer Feldherr das Dorf beſetzen werde, ſo rieth ich dem jungen Wattewyl, uns lieber zu folgen, weil hier doch keine Sicherheit mehr für ihn ſei. Es entſtand ein langer rührender Streit zwiſchen dem Muthe des Jünglings, der die Schweſter nicht verlaſſen wollte, und der Angſt der Seinigen, die ihn forttrieben.

»Ja, er muß fort!« rief Bertha mit Händeringen, »aber wir haben ihm nichts zu geben, was ſoll aus ihm werden?« — Ich verſprach für ihn zu ſorgen. »Gott ſegne Sie!« ſchluchzte das weinende Mädchen und wollte meine Hand küſſen. Ich ſchloß Sie herzlich in meine Arme. Wir hatten keine Zeit zu verlieren, die Trennung war erſchütternd, aber kurz. Ich kaufte einem der Koſaken ein erbeutetes Pferd ab, Wattewyl ſchwang ſich darauf, und wir eilten davon.

Nur wenige Tage ſind ſeit dieſer Begebenheit verfloſſen, und ſchon kann ich mit Gewißheit ſagen: ich habe mir einen Freund gerettet. Dieſes Jünglings Herz iſt ſo rein

als die Quellen, die aus seinen Alpen fließen, und was ich zufällig für ihn that, hat er mir bereits vergolten. Ja, auch ich verdanke ihm mein Leben, wenigstens meine Freiheit. Gestern kommandirte ich einen Vorposten. Er begleitete mich, wie immer, denn er weicht mir nicht von der Seite. Ich hatte Vedetten ausgestellt, glaubte mich ganz sicher und schlief ruhig in einer Heuscheune. Plötzlich weckten mich Flintenschüsse, die dicht neben mir fielen. Meine Vedetten waren überrumpelt und aufgehoben worden. Es war in der Morgendämmerung. Meine Leute hatten sich noch schnell genug auf die Pferde geworfen, und scharmuzirten mit französischen Husaren, deren Einige auch Chasseurs hinter sich im Sattel hatten. Diese sprangen ab und wollten in die Scheune dringen. Wattewyl ganz allein, mit seinem erbeuteten Säbel, vertheidigte den Eingang. Der erste Schuß, der mich weckte, verwundete ihn im linken Arm; der zweite streifte sein Ohr; der dritte seinen Hals; dennoch kämpfte er fort wie ein Rasender. Ich sprang herzu. Meine Pistolen streckten zwei der Angreifer zu Boden. Jetzt bahnten wir uns beide mit den Säbeln einen Weg bis zu den Unserigen, die indessen über die Husaren nicht ohne Verlust die Oberhand erhalten hatten. Wir fingen einen Chasseur, ließen aber drei Kosaken und einen Dragoner auf dem Platze.

Wattewyl blutete stark, die Wunden waren aber nicht gefährlich. Er freute sich wie ein Kind, mich, den er seinen Wohlthäter nennt, vertheidigt zu haben. Schüchtern ge-

ſtand er mir, er habe ſchon einige Minuten lang Lärm gehört, und vermuthet, daß man uns überfallen würde, habe mich aber nicht wecken wollen, um das Glück nicht zu verſcherzen, mir ſeine Dankbarkeit und Treue zu beweiſen. Ich hatte alle Mühe eine Art von Zorn zu erkünſteln, weil dieſe ſeltſame Dankbegierde uns alle in's Verderben bringen konnte. Er geſtand das ein, und bat mich um Vergebung, er habe in dem Augenblicke unmöglich daran denken können. — Der edle Jüngling wird mir täglich lieber. Ich ſinne jetzt darauf, ihm eine glückliche Zukunft zu bereiten, wenn ich es vermag. Ihm Dienſte in unſerer Armee zu verſchaffen würde mir leicht werden; doch wer weiß, ob ihn das glücklich machen würde, auch möchte ich mich ungern von ihm trennen. Habe ich doch genug für uns beide. Heirathen werde ich nie, Geſchwiſter habe ich nicht; ſo könnte ich vielleicht durch meinen Ueberfluß mir einen Bruder erwerben. — Leben Sie wohl.

Siebenundſechzigſter Brief.

Leontine an Amalien.

Du, träge Seele, magſt von keinen andern Zeitungen hören, als die aus deiner Kinderſtube kommen, du weißt alſo auch wohl nicht, was mein Wallerſtein gethan hat, und ich, die es jedem Bauer, der über den Hof fährt, zuſchreien möchte, ergreife ſchnell die Feder, um einen Zeitungsartikel für dich abzuſchreiben. Lies und theile mein Entzücken.

»Zürch, aus dem Hauptquartier. — »Am 10. dieſes iſt ein heftiges Gefecht vorgefallen. Unſere Vorpoſten wurden zurück gedrängt. Das X—ſche Grenadierregiment und das Dragonerregiment von B* mußten eilig zur Verſtärkung derſelben aufbrechen. Bei deren Ankunft formirte der Feind eine wüthende Attake. Es gelang ihm zum zweiten Mal, die Unſerigen zum Weichen zu bringen, als endlich das Grenadierregiment ihm mit dem Bajonnete angriff, indem zu gleicher Zeit der Rittmeiſter von Wallerſtein, an der Spitze von zwei Schwadronen, ihm in die Flanke fiel. Er wurde geworfen. Dem eben genannten braven Offizier gelang es auch, einen Theil ſeines Regiments zu retten, der, unter Anführung des Majors von Arlhofen, bereits umzingelt war, und eben vom Feinde niedergeſäbelt werden ſollte, als der Rittmeiſter ihm Luft machte. Unſer Verluſt u. ſ. w.“

Hm! höre ich dich ſagen, was iſt's nun mehr? Der Mann hat ſeine Pflicht gethan. Arlhofen an ſeiner Stelle hätte eben das gewagt. — O ja, Amalie, ich will es glauben, aber wahrlich, dann hätte Wallerſtein es laut gerühmt. Arlhofen hingegen — ich habe einen Brief von ihm, der dieſelbe Affaire umſtändlich, faſt möchte ich ſagen prahlend beſchreibt. — Doch von Wallerſtein abermals nicht ein Wort. O, wüßte der Mann, um wie viel höher er dadurch in meinen Augen den großmüthigen Nebenbuhler ſtellt! O, hätte er gefühlt, wie viel er bei mir gewinnen konnte, wenn er ſich überwand, Wallerſtein zu loben, und allen-

falls noch mehr auf deſſen Rechnung zu ſchreiben, als darauf gehörte. Aber ſo fühlt er nicht — und Wallerſtein ſchweigt. — Ich habe den alten B— geſprochen, der einen ſpätern Brief von ihm an ſeine Mutter geleſen hat, er erwähnt des Vorfalls gar nicht. — Ach, Amalie! faſt wird mein Herz zu eng für meine Liebe!

Jettchen Lamm jubelt auch. Sie ſpricht mit Jedermann von Arlhofen's Tapferkeit. Sie brüſtet ſich dann, als wäre er ihr Gemahl. Es iſt fürwahr das ſeltſamſte Verhältniß. Möchten ihre Träume in Erfüllung gehen!

Achtundſechzigſter Brief.

Wallerſtein an Paſtor Gruber.

Eben geht Arlhofen von mir. — Ich habe wohl einmal von einem Menſchen gehört, der ein Dummkopf war, ein Stein fiel ihm auf den Kopf und er wurde klug. Nun, dieſem Menſchen mag ungefähr zu Muthe geweſen ſein, wie mir in dieſem Augenblicke. Den Schmerz fühle ich noch, mein Kopf iſt zerſchmettert, aber hell, hell iſt es plötzlich um mich her geworden, ſo hell, daß mir die Augen weh thun. —

Da kommt mein ehrlicher Schweizer in mein Zelt gelaufen und fragt, was mir iſt? Er hat mich ſo entſetzlich lachen hören. Ich ſchicke ihn lachend wieder fort. Die Reihe zu lachen wird bald genug an ihn auch kommen, er lerne nur die Weiber kennen.

Nun ist's gut. Ich bin genesen. Mein Nacken ist frei. Jetzt reite ich in's Hauptquartier, da geht es lustig her. Ich habe auch einmal Lust zu spielen und zu trinken. Nein, wahrhaftig, es kommt nichts dabei heraus, wenn der Mensch immer so strack vor sich hin wandelt, und sich blind schaut nach einem Ziele, das er Tugend zu nennen beliebt, während Alle um ihn her taumeln und genießen und ihn auslachen, den Thoren! Leben Sie wohl! ich reite.

Abends.

Ach, Freund! ich erschrecke vor dem, was ich geschrieben, und schäme mich dafür. Doch es möge stehen bleiben, um Ihnen die Zerrüttung meines ganzen Wesens zu schildern. Ich bin herumgeritten wie ein Mensch, der eine Feuersbrunst umkreist und sie dadurch zu besprechen versucht. Ich habe Wein und Branntwein getrunken, zum ersten Mal in meinem Leben Faro gespielt, einige hundert Thaler verloren, Händel gesucht, bin endlich halb trunken nach Haus gekommen, habe geschlafen wie ein gewissenhafter Mörder, und erwache jetzt wie ein Verblutender, dem in der Nacht die Ader aufgegangen. Sie müssen nun schon errathen haben, was allein fähig war, alle Fugen zu trennen, und alle Fäden zu zerreißen, die Körper und Seele in mir verbinden — Leontinen's Treulosigkeit! —

O, Sie werden mir nicht glauben? möchte ich doch mich selbst noch Lügen strafen. Aber hören Sie! Arlhofen kommt zu mir. Ich stutze, denn es geschieht so selten. Ich werde eine gewisse triumphirende Miene an ihm gewahr,

es regt sich etwas Feindliches in meiner Brust, ich muß eine magere Freundlichkeit erzwingen. „Freund!" ruft er mir entgegen, „Sie sollen der Erste sein, der meine Freude theilt. Ich habe Briefe von meiner Frau. Nach mehr als fünf Jahren macht sie endlich mich so glücklich, ein Pfand unserer Liebe mich hoffen zu lassen. Sie hat gefürchtet, mich und sich selbst zu täuschen, darum die frohe Nachricht mir verborgen, bis kurz vor ihrer Niederkunft. O, vielleicht bin ich in diesem Augenblicke schon Vater! Wünschen Sie mir Glück! mir und Leontinen!"

So sprach er und fiel mir um den Hals. Jedes Wort war ein Messer in meinem Herzen. Ob und was ich ihm geantwortet, weiß Gott. Ich erinnere mich auch nicht, wie lange er bei mir gewesen. Nur daß er laut lachend mein Zelt verließ, das weiß ich noch, denn ich wollte ihm nachstürzen und ihn erwürgen. Zum Glück stieß ich den Kopf so heftig gegen meine Zeltstange, daß ich nieder taumelte und bewußtlos liegen blieb. Hernach bin ich zu mir selbst gekommen, ich weiß nicht wann und wie, und habe einen Brief an Sie angefangen, den ich, zu meiner Verwunderung, Abends auf dem Tische fand, denn ich wußte nichts mehr davon.

Während ich so herum ritt und spielte und schwelgte, kam mir doch bisweilen der Gedanke: es ist Alles erlogen, der Mensch wollte mich nur rasend machen, wollte Rache an mir nehmen; es ist nicht möglich! er hat sie verleumdet. Ich erinnerte mich seines boshaften Gelächters; immer gewisser wurde mir die Vermuthung, er habe nur ein

elendes Spiel mit mir getrieben, und ich eilte nach Hause, um in der Einsamkeit Leontinen meine Leichtgläubigkeit abzubitten. Ach! da war unterdessen von der Feldpost auch an mich ein Brief eingelaufen; meine Mutter schrieb mir dasselbe. Leontine hat öffentlich erklärt, sie hoffe bald Mutter zu werden. Alle Zweifel müssen verschwinden.

So ist das Gaukelspiel nun plötzlich zu Ende. Die Frau, deren erhabene Tugend ich anstaunte; die in geistiger Liebe schwärmte; die, unaufgefordert, mir ewige Treue schwur; die, seit sie mir Liebe bekannt, nur in dem Hause eines Bruders zu wohnen betheuerte — ha! ha! ha! die ist auch nur ein gemeines Weib. An demselben Tage vielleicht, an dem sie ihr letztes Lebewohl mir schrieb, an dem sie ihren Schwur erneuerte — ha! ich Thor! an demselben Tage spottete sie vielleicht meiner betrogenen Einfalt in den Armen ihres sogenannten Bruders. Daß der Zufall sie entlarven würde, glaubte sie wohl freilich nicht. — Es ist geschehen! Wohl mir! —

Ich habe ihr geschrieben, eine glückwünschende Epistel, die habe ich Arlhofen, der ihr heute antwortet, offen zugesandt, mit der Bitte, sie beizulegen. Leontine wird mich verstehen. — Ich hätte es nicht thun, ich hätte dieser Rache sie nicht würdigen sollen; mein bitteres Herz floß über, ich kann es nicht mehr zurück nehmen. Mag sie immerhin noch einmal über den Gemißhandelten spotten; nun ist's vorbei! ich verachte sie. Ja, ich verachte sie, und in diesem Gefühl werde ich meine Ruhe wieder finden.

Neunundsechzigster Brief.

Wallerstein an Leontinen.

Gnädige Frau!

Ich höre mit unaussprechlichem Vergnügen, daß die frohe Erwartung, Mutter zu werden, Ihre einsamen Tage beglückt. Erlauben Sie mir, als einem Freunde Ihres Hauses, meine Glückwünsche mit denen Ihres Herrn Gemahls zu vereinigen. Je weniger ich bei meiner Abreise vermuthen konnte, durch eine so fröhliche Nachricht überrascht zu werden, je mehr erfüllt sie mein ganzes Herz mit denjenigen Empfindungen, die Sie einzuflößen verdienen, und die so lebhaft sind, daß ich kühn versichern darf, sie werden nur mit meinem Leben enden.

Man spricht vom Frieden. Möge der Himmel Ihren Gemahl recht bald in Ihre Arme zurückführen! nie eine Täuschung, dieses Gift des Lebens, Ihre Tage trüben! und mögen Sie, umringt von einer zahlreichen Familie, für keine Leiden Gedächtniß behalten. Ich verharre, gnädige Frau u. s. w.

Siebzigster Brief.

Leontine an Amalien.

Meine gute Amalie! Es soll große tugendhafte Menschen geben, welchen, verkannt, ihr Bewußtsein genügt; die nicht allein zu keiner Rechtfertigung sich herablassen, sondern auch wohl, selbst vor Freunden, mit einer Art von

eigenſinniger Bitterkeit ihr Herz verſchließen. Nun fehlt es mir auch nicht an Eigenſinn, und für die Bitterkeit hat mein Schickſal geſorgt, aber Stolz und Bewußtſein können mir doch nicht Kraft genug leihen, um zu tragen, was ſeit zwei Monden auf mir liegt, wie Aſchenregen auf einer verbrannten Blume. Du mußt mir tragen helfen, liebe Amalie, du allein, ſonſt Niemand auf der Welt.

Ja, es wäre gewiß edler, wenn ich auch dir verhehlte, was mich in's Grab beugt; aber ich kann nicht! weiß Gott, ich kann nicht! Meine Tage ſind gezählt, mein Herz iſt tödtlich verwundet. Soll ich denn aus der Welt gehen, und Niemanden zurücklaſſen, der ihm ſagen könne: Leontine war unſchuldig? —

Höre und ſchweige!

Wie Jettchen Lamm ſich geberdete, als Arlhofen zur Armee ging, habe ich dir ſchon erzählt, auch meine Vermuthung, daß ſie mehr als Dankbarkeit für ihn empfinde, obgleich die Entdeckung mich in Erſtaunen ſetzte, daß man dieſen Mann auch lieben könne. Nun, Eiferſucht empfand ich nicht, auch nicht einmal die der Eitelkeit, die gewöhnlichſte bei unſerm Geſchlecht. Das Mädchen wurde mir vielmehr zum erſten Male intereſſant, denn ſie war, nach ihrer Art, ſchwermüthig, ſie hatte, eben ſo oft als ich, verweinte Augen, ſie ſuchte gleich mir die Einſamkeit, und ſtörte mich nie, wie ſonſt, in meinen Träumen. Das währte ſo viele Monate. Wir ſahen uns oft nur beim Eſſen, ſprachen dann wenig, und aßen noch

weniger. Ich hätte mehr auf sie Acht geben sollen, aber ich war unbesorgt um sie, denn ich kannte ja ihre runde Behaglichkeit, und meinte mit größerem Rechte von ihr sagen zu können, was einst Arthofen von mir: es wird sich wohl geben.

Nun denke dir mein sprachloses Erstaunen, als an einem Sonntage — unsere Leute waren Alle in der Kirche — Jettchen leichenblaß zu mir herein tritt, sich bebend zu meinen Füßen wirft, und mir, durch Schluchzen fast erstickt, bekennt — nein — mich errathen läßt — sie fürchte Mutter zu werden — von meinem Manne! —

Was in mir vorging, beschreibt keine Feder. Es war als ob ein Sturm alle Leidenschaften aus meiner tiefsten Seele empor wühlte und wirbelnd in meiner Brust herum triebe. Entsetzen — Mitleid — Abscheu — Verachtung — nur nicht Zorn — nein, Amalie, Zorn war nicht darunter.

Das arme Geschöpf, das wimmernd vor mir lag, in seiner Schande verging, — ich schloß sie hastig in meine Arme, bat, beschwor, erwärmte durch meine Thränen ihre trockene, eiskalte Wange, gelobte ihr feierlich Rettung ihrer Ehre vor der Welt, und beruhigte sie nach langem Kampfe.

Ich kann nicht sagen, daß ich einen Plan entwarf, sondern es stand plötzlich klar vor meiner Seele, was ich thun müsse, um ihr Wort zu halten und mir zu genügen. Am andern Tage fuhr ich in die Nachbarschaft, in ein Haus, wo drei alte Fräuleins mit unermüdeten Zungen wohnen; da erklärte ich mit halben Worten, daß ich end-

lich, nach fünf Jahren, hoffen dürfe, Mutter zu werden. Wahrhaftig? sagte die Eine, und iſt das möglich? die Andere, und ei ei! die Dritte; und Alle warfen ſich Blicke zu, die deutlich den Wunſch verriethen: möchten wir doch nur erſt wieder allein ſein, um unſere böſen Gedanken einander mittheilen zu können. Ohne die lange Unfruchtbarkeit meiner Ehe, und ohne meinen Umgang mit Wallerſtein würde ich ſie vielleicht ſchwer getäuſcht haben; denn wie hätten ſie aus einer ſolchen Alltagsnachricht Böſes ſchöpfen mögen? jetzt aber war ich ſicher, daß ſie mir gern glaubten und nicht weiter forſchten, denn da war ja Stoff genug für zweideutige Winke.

Ich hatte nicht geirrt. Kaum eine Woche war verſtrichen, als man ſchon auf jeder Poſtirung die große Neuigkeit wußte. An Jettchen Lamm dachte Niemand. —

Meinſt du, das Opfer ſei mir ſchwer geworden? nein, Amalie. Ich wußte, daß man überall meinen guten Ruf zerriß; ich litt — allein es kam mir vor, als hätte ich nun abgebüßt, was ſonſt im Stillen mein Gewiſſen ängſtigte. Ich ſchrieb an Arlhofen ohne alle Bitterkeit; ich erzählte, was ich gethan und noch thun wollte; ich ließ mir keinen Vorwurf und keine Prahlerei entſchlüpfen. In ſeiner Antwort lag ein zerknirſchtes Herz, das that mir wohl und ſtärkte mich.

Als Jettchen's Niederkunft herannahte, reiſte ich mit ihr nach Petersburg, vorgebend, es ſei eine Grille von mir, dort in den Wochen zu liegen, auch hätte ich mehr Ver-

trauen zu den dortigen Aerzten. Die alten Fräuleins schrien über den Skandal, daß ich das unschuldige Jettchen Lamm mit mir nahm; sie wußten nicht, wie sehr mich ihr Geschrei ergetzte. Mein treues Kammermädchen und ein stockdummer Bedienter waren unsere einzigen Begleiter.

Unter den Petersburgischen Aerzten hatte mir einst Wallerstein den Etatsrath S** als einen zuverlässigen, menschenfreundlichen Mann, und, was wohl bei mir das meiste Gewicht hatte, als seinen Freund gepriesen. Ich schickte gleich nach meiner Ankunft zu ihm; er kam. Ich stellte ihm Jettchen als Frau von Arlhofen vor, machte mich selbst zu Fräulein Lamm, und bat um seine Hilfe. Natürlich argwohnte er keinen Betrug. Alles ging gut, er besuchte uns täglich. Jettchen's Entbindung rückte näher. Eines Morgens lag ein unbedeutender Brief von meinem Amtmann auf dem Tische; S** erblickte von ungefähr die Adresse: geborne von Blondheim, und stutzte. »Sind Sie von Geburt ein Fräulein von Blondheim?" fragte er Jettchen mit einer Art von hastiger Neubegier. Sie wurde feuerroth und stammelte Ja. Schnell nahm ich das Wort, um ihre Verlegenheit zu verbergen: »warum fällt Ihnen das auf?" Doch kaum hatte ich diese Worte herausgestottert, als ich fühlte, daß ich selbst peinlich verlegen wurde; denn es schoß mir durch den Sinn, er könne nur von Wallerstein meinen Geschlechtsnamen wissen; ihm sei mein Verhältniß vielleicht nicht unbekannt; er werde mit Jettchen davon sprechen, sich als den Vertrauten

ihres Geliebten ankündigen, und Gott weiß, welche Folgen daraus entſtehen könnten. Als er vollends erwiederte: er habe den Namen oft mit vieler Wärme von einem Freunde nennen hören, da blieb mir gar kein Zweifel. Daß Wallerſtein, während ſeines Aufenthaltes in Petersburg noch gar nicht an mich dachte, daß ich ihm damals ſehr gleichgiltig war, er folglich ſchwerlich meinen Namen oft, und am wenigſten mit Wärme genannt haben konnte; Alles das fiel mir nicht ein. Ich brach die Unterredung kurz ab. Ein Ruſſe, der Melonen verkaufte, trat eben herein, und ſo ging der peinliche Augenblick vorüber.

Der kleine Zufall hatte mich doch ſo ſcheu gemacht, daß ich in den nächſten beiden Tagen aus dem Zimmer ſchlüpfte, ſobald ich den Wagen des Etatsrath S** von Ferne erblickte — war er wieder fort, ſo ſpähte ich ſchüchtern in Jettchen's Blicken, ob er das gefürchtete Geſpräch erneuert habe? ihre Augen ſchwiegen; Verſtellung iſt ihr fremd, alſo wurde ich ruhig.

Am dritten Tage ſaßen wir Beide am Fenſter und ſtrickten, als, nach einem haſtigen Klopfen an der Thür, ein ältlicher Mann herein trat, hinter ihm eine anſtändig und ſittſam gekleidete Frau, mit einem Kinde an der Hand — Ja, das iſt ſie! riefen beide zu gleicher Zeit, und ſtürzten auf mich zu, ergriffen meine Hände, ſie ſchluchzend, er mit Feuer, und ſchoben mir das Kind vor die Knie.

Schrecken und Erſtaunen machten mich verwirrt und ſprachlos. »Verzeihen Sie, gnädige Frau,« ſagte der

Mann, und auch in ſeinem Auge ſah ich eine Thräne glänzen, »verzeihen Sie dieſen ſonderbaren Ueberfall. Sie erkennen uns ſchwerlich!"

»Nein," erwiederte ich ſtotternd, »ich beſinne mich nicht, Sie jemals geſehen zu haben."

»Es iſt freilich ſchon lange her," fuhr er fort, »Sie waren damals Fräulein Blondheim. Errinnern Sie ſich noch der armen Wöchnerin, die in einem Kruge, dem Poſthauſe gegenüber, hilflos lag? — Das iſt die geliebte Frau, die Sie mir gerettet haben. Das iſt das Kind, welches Ihnen ſeine Erhaltung dankt. Ich bin der Mann, der Vater, dem Gott heute durch den Anblick ſeiner Wohlthäterin einen heißen Wunſch erfüllt."

Du wirſt nicht wiſſen, Amalie, was du denken ſollſt? ich ſelbſt wußte es anfangs nicht. Es betraf eine längſt vergeſſene Kleinigkeit, ein unbedeutendes Geſchenk, das ich einſt dieſer damals nothleidenden Familie hinterließ, als ich mit meinem Vater nach der Stadt fuhr. Ich erinnerte mich deſſen endlich, aber nun denke dir meine Verwirrung. Schon dieſer überſtrömende Dank, dieſe weinende Frau, dieſes liebkoſende Kind ängſtigten mich', ſo wohl mir auch das Gefühl that, in einer großen, fremden Hauptſtadt Menſchen zu finden, die mich liebten. Aber daß ſie in mir Fräulein Blondheim erkannten, das ſetzte mich vollends in die grauſamſte Verlegenheit, und ein Blick auf Jettchen verrieth mir ihre Qual.

Noch war ich mit mir ſelbſt nicht einig, was ich thun

oder ſagen ſollte, als Herr von Thümen (ſo heißt der Mann) mir haſtig erzählte, durch ſeinen Freund, den Etatsrath S**, habe er erfahren, daß Frau von Arlhofen, geborene von Blondheim, nach Petersburg gekommen ſei, um ihre Entbindung abzuwarten, da ſei er nach Hauſe geeilt, habe ſich mit Weib und Kind in den Wagen geworfen, und ſich ſchnell überzeugen wollen, ob dieſe Frau von Arlhofen dieſelbe ſei, die einſt als Fräulein Blondheim der Schutzengel ſeiner Familie geworden? Auf den erſten Blick habe er mich erkannt. — Jetzt fiel ihm die Frau in's Wort. Auch ſie behauptete, meine Züge wären ihr unvergeßlich; nun danke ſie Gott, daß mein jetziger Zuſtand ihr Gelegenheit verſchaffe, ſich dankbar zu beweiſen; ſie werde nicht von mir weichen, bis ich glücklich entbunden; ſie werde mich pflegen und mütterliche Sorge für mich tragen, bis ich vollkommen hergeſtellt ſei.

Ein Blick auf meine Geſtalt würde ihr verrathen haben, daß der Zeitpunkt meiner Niederkunft wenigſtens noch ſehr entfernt ſein müſſe. Jettchen konnte das nicht länger aushalten, ſie floh in ein anderes Zimmer. Ich raffte mich zuſammen, und behauptete ſtammelnd, hier gehe ein Irrthum vor; ich ſei unverheirathet, heiße nicht Blondheim, Frau von Arlhofen ſei eben hinausgegangen. Das Lügen wurde mir freilich ſauer, und ich mag mich ungeſchickt dabei benommen haben. Die guten Leute ſahen ſich betroffen an. Es entſtand eine peinliche Pauſe. Endlich nahm der Mann das Wort:

»Ich weiß nicht, gnädige Frau, welche Urſachen Sie haben mögen, Ihren Namen zu verbergen; uns liegt auch nichts am Namen, aber daß wir in Ihren Zügen uns irren ſollten, das iſt unmöglich! die ſtehen allzutief in unſere Herzen gegraben.“ Und nun bat er mit ſo ernſter Wehmuth, ihm mein Vertrauen zu ſchenken, daß ich überwunden mich bekennen mußte, und ihn einen Theil des Geheimniſſes errathen ließ; freilich nur den kleinſten, mit möglichſter Schonung der Unglücklichen, die ich im Nebenzimmer laut ſchluchzen hörte.

»Ich weiß genug,“ ſagte Thümen, »auf uns dürfen Sie bauen: hat die junge Dame ſich Ihres Schutzes würdig gemacht, ſo hat ſie auch gerechten Anſpruch auf Alles, was wir vermögen, und ich wiederhole die Bitte, als eine neue Wohlthat uns zu verſtatten, daß wir Ihre Sorgen theilen dürfen.“

Ich war ſanft bewegt, ich gab nach, denn die innigſte Wahrheit ſprach aus den Blicken dieſer guten Menſchen; es war mir unmöglich, ihre Liebe zurück zu ſtoßen. Auch fand ich keine Urſache, mein Vertrauen zu bereuen. Frau von Thümen, die nun ſelten von meiner Seite wich, iſt ſo ſanft und herzlich, ſo zartfühlend und ſchonend, daß es ihr in wenigen Tagen gelang, Jettchen's Schüchternheit zu überwinden. Das arme Mädchen ſchmiegte ſich bald an ſie wie ein Kind an ſeine Mutter, und auch mir wurde ſie eine ſchweſterliche Freundin. Denke nur! ſie kennt Wallerſtein; ſie kennt ihn nicht blos, ihr Mann verdankt ihm

seinen jetzigen Wohlstand. Sie spricht so gern und immer mit Entzücken von ihm; was Wunder, daß sie mir bald mein Geheimniß entriß. Doch nur das meinige. Ueber Jettchen ließ ich sie stets im Dunkeln, und sie fragte mich auch nie. In Gegenwart von Fremden blieb Jettchen nach wie vor Frau von Arlhofen.

Einen Monat nach dieser Begebenheit wurde sie, nach unsäglichen Leiden, von einer Tochter entbunden. Sie war sehr geschwächt, gleich in den ersten Tagen traten bedenkliche Zufälle ein. Die Kunst des Arztes, die sorgfältigste Pflege der Frau von Thümen und die meinige, alles war vergebens. Die Hoffnung, ihr Leben zu retten, schwand. Vier Tage und Nächte war ich nicht von ihrem Lager gewichen, in der fünften Nacht konnte ich nicht mehr wachen, und warf mich unausgekleidet auf das Bette. Frau von Thümen blieb bei der Kranken, die bald nach mir fragte, und als sie hörte, ich wolle versuchen einige Stunden zu schlummern, da winkte sie der Frau von Thümen, zog sie nahe an sich und flüsterte ihr zu: sie freue sich mit ihr allein zu sein, weil sie nicht ruhig sterben könne, ohne alles entdeckt zu haben, was mein Edelmuth, wie das gute Kind es nannte, vielleicht verschweigen würde. Und nun erzählte sie unter tausend Thränen ihre wahre Geschichte. Ich wußte lange nichts davon und erfuhr es erst nach ihrem Tode, denn jene Nacht war die letzte ihres Lebens. Am Morgen fühlte sie die Annäherung des ernsten Augenblickes, begehrte noch einmal mich allein zu sprechen, dankte mir

mit heftiger Rührung für Alles, was ich gethan, empfahl mir das unglückliche Kind und ſtarb einige Stunden nachher.

Daß ich tief erſchüttert war, daß ich ſelbſt an meinem alten Uebel heftig litt, brauche ich dir wohl nicht zu ſagen. Thümen's Beiſtand war mir jetzt koſtbar. Er beſorgte die Beerdigung und eine Amme für das Kind. Sie gab mir Freundſchaft, Liebe, Troſt, begleitete mich bis Narva, und ſo kam ich endlich in wehmüthiger Stimmung zurück nach Lindenholm, wo ich in mütterlicher Sorge für das arme Kind Zerſtreuung ſuchte. Es gelang mir auch, nach und nach Ruhe in meiner Einſamkeit zu finden, ich war mit mir ſelbſt zufrieden, und hatte, außer dir, noch eine Freundin mir erworben, mit der ich von Wallerſtein reden durfte. Ach! da erhalte ich geſtern den beiliegenden Zettel von ihm, in einem Brief meines Mannes eingeſchloſſen. Ich wollte ihn für dich abſchreiben, es war mir unmöglich. Ich ſchicke dir das Original und bitte dich es zu behalten, ich will es nie wieder ſehen.

Amalie! habe ich das verdient? — Nun iſt alles aus! — rechtfertigen darf ich mich nicht, mir verſchließt eine heilige Pflicht den Mund. Und wenn ich es dürfte, ſo wollte ich es nicht. Er hätte Vertrauen zu mir haben, er hätte eher ein Wunder glauben ſollen. Nein, nun iſt Alles aus! — Mein Stolz iſt beleidigt, mein Herz gekränkt! — Amalie! habe ich das verdient?

Einundſiebzigſter Brief.

Ernſt Wattewyl an Bertha, ſeine Schweſter.

Du grämſt dich wohl um mich, liebe Schweſter, weil du mich für unglücklich hältſt, nein, ich bin es nicht. Ich bin eigentlich jetzt gar nichts. Ich lebe ſo in den Tag hinein, Hans ohne Sorgen. Eines hatte ich ſehr gefürchtet, das Heimweh, es ſoll ja den Schweizern angeboren werden, und in der Fremde ſie grauſam quälen. Ich weiß nichts davon. Ja, wenn ich mein Vaterland vor einigen Jahren verlaſſen hätte, mit allen den lieblichen Bildern vor der Seele, von üppig bewachſenen Bergen, blühenden Thälern, wimmelnden Herden, frohen, fleißigen Menſchen und edel trotzigen Bürgern. Ach! ich wollte ich hätte es damals verlaſſen, das Heimweh ſollte mir willkommen ſein. Gern würde ich leiden, aber dafür auch gern an die liebe Heimath denken. Jetzt — lieber Gott! — jetzt gibt es da nur öde Berge, entvölkerte Thäler, betrübte Menſchen und muthloſe Bürger. Wahrhaftig, die Franzoſen verſtehen das Heimweh zu vertreiben. Ich meine, ihr bedürft jetzt mehr Kraft euer Joch zu tragen, als unſere Vorfahren bedurften es abzuſchütteln. Der Himmel gebe euch dieſe Kraft. Sperrt eure Hausthüren zu, verſchließt die Fenſterladen, zündet Licht am hellen Tage an, und bildet euch dann ein, draußen wäre noch Alles wie ſonſt, morgen früh werde die Sonne wohl wieder aufgehen. Das iſt wahrlich der beſte Rath, den man euch zu geben

vermag. Um mich ſeid unbekümmert; ich bin glücklicher als ihr. Ich habe einen wackeren Herrn — nein, ſo will er nicht genannt ſein — es kommt mir oft ſo vor, als wäre ich noch im väterlichen Hauſe, und Rittmeiſter Wallerſtein unſer älteſter Bruder Otto. Nun weißt du wohl, wie wir den liebten und fürchteten, denn er war klüger als wir und doch ſo herzlich gut. Gerade ſo iſt Wallerſtein. Er will für mich ſorgen, darauf ſoll ich mich verlaſſen, und das thue ich auch, denn er ſpricht kein Wort in den Wind. Was meinſt du? er ſpricht, ich verſtünde ſehr gut zu zeichnen, davon habt ihr mir zu Hauſe nie ein Wort geſagt. Und daß ich zum Zeitvertreib unſere Berge ausgemeſſen, das, meint er, könne mir nun zu Statten kommen, wenn ich ruſſiſche Dienſte ſuchen wolle. Lieber Gott! ich habe wenig gelernt, er täuſcht ſich wohl nur, weil er mich liebt. Ein anderes Mal ſchlug er mir vor bei ihm zu bleiben, wenn der Krieg zu Ende ſei; und im Grunde wäre mir das lieber; aber was kann ich ihm nützen? ein Tagedieb mag ich auch nicht werden. Im Kriege, nun da trifft ſich's wohl, daß ein ehrlicher Menſch, dem das Herz auf dem rechten Flecke ſitzt, bisweilen nicht überflüſſig iſt. Unter uns, Bertha, ich bin auch ſchon dabei geweſen, recht nahe dabei geweſen, und wenn du mich für keinen Prahler hielteſt, ſo ſpräch ich wohl gar, ich habe zu rechter Zeit mit drein geſchlagen, und habe auch ein paar Fingerhüte voll Blut vergoſſen. Seitdem iſt Wallerſtein noch gütiger, wie ſoll ich ſagen? noch brüderlicher gegen mich. Bedienen läßt

er ſich nicht von mir, nein, nicht ein Glas Waſſer darf ich ihm holen, ſo gern ich's thäte, denn er meint, das könnte mir einſt zum Vorwurf gereichen, und mir hinderlich an meinem Fortkommen werden. Ach! wenn ich ihm nur ſonſt keine Schande mache, nämlich durch meine Unwiſſenheit. Jetzt wollte ich ſo gern recht fleißig ſein ihm zu Liebe, aber im Tumult des Lagers, wo nähme ich da Bücher und Ruhe her?

Nun was biſt du denn eigentlich bei ihm? wirſt du mich wohl fragen. — Liebe Bertha, das weiß ich fürwahr ſelber nicht. Es kommt mir bisweilen ſo vor, als wäre ich ſein Sohn. Darum leide ich auch ſo ſehr dabei, daß ich ihn nicht glücklich ſehe. Nein, glücklich iſt er nicht. Beſonders jetzt ſeit einigen Tagen drückt ihn eine Schwermuth, die auch mich ergreift. Ich möchte ihn ſo gern fragen, was ihn ſo tief betrübt? wo nähme ich aber den Muth dazu her?

Lebe wohl, liebe Bertha! grüße deinen Mann. Ihr ſeid doch nun ſchon vermählt? und euren erſten Jungen werdet ihr doch Ernſt nennen nach

deinem treuen Bruder Ernſt.

Zweiundſiebzigſter Brief.

Wallerſtein an Paſtor Gruber.

Meines Schickſals böſe Laune iſt unermüdlich. Sie haben mir wohl bisweilen geſagt; immer ſchwebe das Geſchick heiter an unſerem Horizont, nur von der Erde ſtiegen böſe

Dünſte auf, und die Menſchen ſprechen dann, es ſei trübe, ſo wie ſie vom Monde zu ſagen pflegen, er habe einen Hof, wenn ſeine Strahlen ſich in unſerem dicken Dunſtkreiſe brechen. Aber kommt das nicht auch auf Eins heraus? ſind wir Herren über unſere Atmoſphäre? und entbehren wir des Mondes Schimmer an trüben Tagen weniger, weil wir wiſſen, daß er hinter dieſen Wolken klar und heiter ſteht? — Ach! und wenn nun vollends, wie bei mir, der Hoffnungsſtern nur Jenem glich, den Tycho Brahe in der Caſſiopeja entdeckte, der plötzlich heller leuchtete als die Venus und dann auf ewig wieder verſchwand — auf ewig! — Hören Sie meine Geſchichte.

Vor einigen Tagen kehre ich mit einem Kommando von einer kleinen Expedition zurück. Es war ein nächtliches Abenteuer. Da aber alle dieſe kleinen Vorpoſten-Neckereien einander ähnlich ſehen, ſo verſchone ich Sie mit der Erzählung. Genug, Alles lief glücklich ab. Ich fand geringen Widerſtand, machte einige Gefangene, beſetzte einen Poſten, ließ, wie mir befohlen war, meinen Lieutenant zurück, und wollte mit Tages Anbruch, nur noch von zehn Koſaken begleitet, wieder in's Lager reiten. Die Sonne ging eben auf, da höre ich in geringer Entfernung einen Piſtolenſchuß fallen, gleich darauf wieder einen. Ich ſprenge den Hügel hinan, ein nahes Gebüſch verbirgt mir die Ausſicht. Ich gebe meinem Gaule die Sporn, da fällt der dritte Schuß. Nun breche ich durch das Gebüſch, erreiche eine kleine Ebene, erblicke zwei Offiziers mit Sekundanten, die ſich

duelliren; Einer derselben trägt die Uniform meines Regiments, das bestimmt mich noch mehr zu eilen, um vielleicht ein Unglück zu verhüten. Kaum bin ich noch zweihundert Schritt vom Kampfplatz entfernt, als der vierte Schuß meinen Kameraden zu Boden streckt. Ich springe vom Pferde, stürze hinzu — es ist Arlhofen, der sich in seinem Blute wälzt. Um einer elenden Dirne willen hatte er Händel mit einem Husarenoffizier bekommen, der jetzt eilig auf's Pferd sich warf, und nebst seinem Begleiter verschwand. Auch Arlhofen's Sekundant verlor den Kopf, wohl wissend, wie streng unser Feldherr den Zweikampf im Lager ahndet. Er ließ den schwer Verwundeten liegen und entfloh.

Ich untersuchte die Wunde, sie schien mir dem Herzen nahe, doch kannte mich Arlhofen noch und reichte mir die Hand. Ich ließ schnell meine Leute absitzen, mit ihren Säbeln das Gebüsch abhauen, ein Tragebett flechten, und so sanft als möglich in sein Zelt ihn bringen. Der Wundarzt wurde gerufen, er sprach auf der Stelle das Todesurtheil. Arlhofen vernahm es mit gichterischen Zuckungen, winkte Allen hinauszugehen, nur nach mir streckte er seine Hand aus und deutete auf den Feldstuhl neben seinem Lager. Ich war minder bewegt als erschüttert. Ja, ich bekenne es, Schauder, nicht Mitleid flog durch meinen Busen.

Als wir allein waren, holte er mühsam einige dumpfe Worte aus der verwundeten Brust. Meine Frau — meine letzte Bitte — das Kind nicht verlassen — das arme Kind — sagen Sie ihr — schreiben

Sie ihr — wollen Sie das? — Ihr Ehrenwort. — Ich gab es. Er ſchwieg eine Weile, ſah mich ſtarr an, es ſchien noch ein heftiger Wunſch oder ein Verbrechen ihn zu quälen. Er wollte noch einmal reden. Das Kind — hub er wieder an, und ſprach das Wort mit ſolcher Anſtrengung, daß ihm das Blut aus dem Munde ſtürzte. Er krümmte ſich, er wollte es verſchlucken, allein vergebens; er röchelte nur, ſein Auge brach, er klemmte meine Hand noch einmal in die ſeinige und ſtarb.

Ich hatte Mühe, mich von dem Leichnam loszuwinden, ſo feſt hatte er in der Todes- und Gewiſſensangſt meine Hand umklammert. Ich ſtürzte aus dem Zelte und jagte zu den Vorpoſten, um wo möglich in einem Gefechte das gräßliche Bild abzuſchütteln. Dort war alles ruhig. Den ganzen Tag ritt ich herum von dem Geſpenſt verfolgt, und ſehnte mich vergebens nach Kampfgewühl.

So iſt nun Arlhofen todt! — Leontinen's Gemahl iſt todt! — Leontine frei! — frei? ha! ha! ha! iſt ſie nicht Mutter? — wahrlich ſie iſt jetzt gefeſſelter als jemals oder ich habe ſie nie gekannt. Den Mann konnte ſie nicht lieben, das Kind liebt ſie gewiß, denn es iſt ihr Kind. Ihre ganze Zärtlichkeit wird dies Geſchöpf an ſich reißen. — Geſetzt aber auch, ſie könnte ihre Liebe theilen, würde mir genügen an Leontinen's getheilter Liebe? — Ja, wenn es ein Vater, eine Mutter wäre — aber ein Kind! — dem ein Fremder, dem er das Daſein gab — und ach in einem Augenblicke, wo ſie mir unverletzliche

Treue ſchwur! — nein, ich muß jeder Hoffnung auf ewig entſagen. Ich kenne mich, wir würden beide unglücklich ſein. Oder meinen Sie, ich würde mich an das Kind gewöhnen? es vielleicht endlich lieben? — nimmermehr! — ſein Anblick würde mir täglich neue Qualen bereiten. Jeder zärtliche Blick meiner Gattin, der auf dieſem Kinde ruhte, würde mir eine Erinnerung an ſüße Augenblicke zu verrathen ſcheinen, die ſie, treulos, meinem Nebenbuhler verdankte. O ja, bisweilen könnte ſie vielleicht die Geſpenſter mir verſcheuchen, mich überreden, man könne Mutter werden trotz der widerwärtigſten Gefühle. O ja, bisweilen würde ich auf mich ſelbſt ſchelten und in ihren Armen Verzeihung und Vergeſſenheit finden; aber noch einmal, ich kenne mich — in der nächſten Minute würde meine Einbildungskraft mir neue Qualen erſinnen; ich würde mich umſonſt beſtreben es zu verbergen; jeder Blick auf das Kind würde mir Aehnlichkeiten mit ſeinem Vater entdecken, jede ſeiner kindiſchen Unarten mir ein angeerbtes Laſter ſcheinen. Das würde mich ungerecht gegen Kind und Mutter, folglich unzufrieden mit mir ſelbſt, krittlich, unerträglich machen.

Nein, es iſt vorbei! — Leontine für mich auf ewig verloren! — ich will ſie nie wieder ſehen.

Dreiundſiebzigſter Brief.

Wallerſtein an Leontinen.

Gnädige Frau!

Ich erfülle eine traurige Pflicht, indem ich Ihnen melde, daß ein unglücklicher Schuß den Major Arlhofen getödtet, Sie zur Witwe gemacht hat. Auf ſein Verlangen war ich gegenwärtig in ſeinen letzten Augenblicken; auf ſein Verlangen hinterbringe ich Ihnen ſeinen letzten Wunſch. Er bittet Sie, das Kind nicht zu verlaſſen — Ihr Kind. Es war wohl nur die Angſt des Sterbenden, die eine ſolche Bitte an die zärtliche Mutter richten konnte. Mich zwingt mein Ehrenwort zu wiederholen, was Ihnen ohne Zweifel überflüſſig ſcheint. Ihr Herz iſt mir Bürge, daß Sie in dem Lallen und Lächeln dieſes Kindes Troſt und Ruhe finden werden.

Vierundſiebzigſter Brief.

Ernſt Wattewyl an ſeine Schweſter Bertha.

Erſchrick nur nicht, liebe Bertha, wenn einmal in der Nacht Jemand an euer Häuschen klopft, und auf deines Mannes Ruf: Wer da! die wohlbekannte Bruderſtimme antwortet. Hier kann es nicht lange mehr währen. Mein guter Herr, mein Freund, mein Wohlthäter, iſt des Lebens ſo überdrüſſig, daß er mit Tollkühnheit es täglich in die Schanze ſchlägt. So oft der Feldherr zu einem blutigen Wagſtück Freiwillige fordert, iſt

Wallerſtein immer der Erſte, der ſich meldet, auf dem Schlachtfeld der letzte. Siegen wir, ſo verfolgt er den Feind ohne hinter ſich zu blicken, ob auch Jemand ihm folge. Werden wir zurückgedrängt, ſo weicht er nicht eher, bis ihm der Oberſt drohende Befehle ſchickt. Einmal gelang es ihm auf dieſe Weiſe, die Fliehenden wieder zu ſammeln; er ſprengte raſend in den Feind, ich war auch dabei, und es ſcheint mir noch jetzt ein Wunder, daß es gut ging. Ja wahrhaftig es ging ſo gut, daß der Feldherr ihm auf der Wahlſtatt mit eigener Hand ein Kreuz in's Knopfloch knüpfte, und Wallerſtein ſtand ſo beſchämt vor dem ehrwürdigen Mann, der ſeine Tapferkeit erhob, man hätte glauben ſollen, er müſſe einen Verweis anhören. Abends — wir waren allein in ſeinem Zelte — da umarmte er mich und machte mir ſanfte Vorwürfe, daß ich in's Gedränge ihn zu begleiten gewagt. »Ich weiß ja wohl,« ſagte er, »dir war es auch nicht um Belohnung zu thun, nur deine treue Liebe wollteſt du mir beweiſen; aber thu' das nicht wieder, mich kannſt du doch nicht retten.«

Ich weinte bitterlich. Er wurde weich, und jetzt zum erſten Male vertraute er mir ſeinen Kummer. Er liebt eine Frau, die zu beſitzen er nie hoffen darf. Wenn er bleibt, ſo ſoll ich ihr ſeine Schatulle bringen.

Ach! ich überlebe ihn nicht! — die Bruderſtimme um Mitternacht vor eurem Hauſe wird wohl nur eine Geiſterſtimme ſein.

Fünfundſiebzigſter Brief.

Leontine an Amalien.

Schon eine ganze Woche iſt verſtrichen, ſeitdem ich in einer neuen Welt lebe — nein, *träume* — und Amalie weiß es noch nicht. Du verzeihſt mir aber gewiß, wenn du vernimmſt, daß meine Geſundheit nie wankender war als jetzt. Heftige Krämpfe, die oft mehrmalen an Einem Tage wiederkehren, haben mich ſo ermattet, daß ich kaum die Feder halten kann. Ich blicke mit hohlen Augen — nicht in meinen Spiegel, ſondern in die Zukunft. Der kleine Brief von Wallerſtein, den ich dir hiebei ſchicke, wird dir Alles ſagen, *Alles*! — Arlhofen iſt todt! er iſt für ſein Vaterland und für ſeine Pflicht gefallen, er iſt auf dem Bette der Ehre geſtorben. Wie unfreundlich von Wallerſtein, daß er nicht einmal mit ein paar trocknen Worten hinzufügt, in welcher Schlacht, in welchem Gefecht Arlhofen geblieben. Sollte man nicht faſt vermuthen, er habe ſich geſcheut, eine tapfere That von dem verhaßten Manne zu erzählen? — nicht einmal einen armſeligen Gemeinſpruch zum Ruhme des Verſtorbenen konnte er über ſich gewinnen. Fühlte er denn nicht, daß dieſe Ungerechtigkeit ihn ſelbſt in Schatten ſtellt?

Ich bin alſo Witwe — ich bin frei, jung, reich — wie glücklich würde Manche ſich an meiner Stelle dünken. Ach, Amalie! ich bin nicht glücklich! nie war ich es minder als jetzt. Arlhofen habe ich freilich nie geliebt, und doch be-

weine ich ihn mit bittern Thränen. Daß ich viel durch ihn gelitten, war das sein Wille? — Er hätte vielleicht eines Kindes Hand nicht fesseln sollen, bevor er wissen konnte, ob dessen Herz auch jemals einverstanden sein würde. Doch um ihn milder zu beurtheilen, muß man sich erinnern, wie hier zu Lande täglich Verbindungen geschlossen werden. Die erste Bedingung ist immer ein Landgut. Wo das sich findet, da ist auch, nach verjährter Meinung, der Wohnplatz für eheliches Glück. Eine Frau, die viel spinnen, weben und bleichen läßt, ist in Ehstland eine glückliche Frau. Hat sie vollends einen gefälligen Mann, ein Häuflein Kinder, kann sie jährlich zweimal nach Reval reisen, im März von Ball zu Ball, und auf dem Johannismarkte von Bude zu Bude schlendern; dann darf ihr nichts zu wünschen übrig bleiben, und gewöhnlich wünscht sie auch nichts weiter. Wie konnte Arthofen vermuthen, daß seine kleine unbedeutende Cousine durch die Erziehung der Madame Lindau für andere Ansichten und Bedürfnisse des Lebens empfänglich geworden war? wie konnte er voraussehen, daß ich einst größern Werth auf mein Herz, als auf meine Güter legen würde? — Hat er nicht alles gethan um mir zu gefallen? nämlich was man hier Alles zu nennen pflegt. Stand er etwa in der Geistesbildung hinter Vielen zurück? O nein, er war ein braver Mann, ein Mann von Ehre wie die meisten; gewissenhaft wo nur wenig zu gewinnen war, und das ist heutzutage viel. Mit unsern Bauern ging er menschlich um, obgleich alle

Neuerungen ihm verhaßt waren. Von den alten, wohl oder übel hergebrachten Herrenrechten wollte er keines miſſen; alle die drückenden übte er ſelten aus, noch ſeltener wenn ich ihn bat. Er wandte viel auf Pferde und Hunde, aber er vergaß der Armen nicht. Bücherleſen war nicht ſeine Sache, er mochte es auch an Andern nicht leiden; dennoch hat er nie durch ein kränkendes Wort meine Liebhaberei geſtört, und oft anſehnliche Bücherrechnungen ſchweigend bezahlt. Daß er grobe Untreue an mir bewieſen, mußte ich ihm wohl verzeihen, denn ich war ſchon längſt blos ſeine Freundin, ſeine Schweſter! meine Kränklichkeit, und ſpäter meine Liebe, entfernten ihn aus den Armen der Gattin.

Du ſiehſt, ich bin erfinderiſch ihn zu vertheidigen, und wo ich es nicht kann, da hat wenigſtens ſein Tod die Erinnerung an jede Schuld getilgt. Ich denke mit Wehmuth an ihn zurück; ich laſſe nach wie vor ſeine Pferde und Hunde füttern, als ob ich ihn zurück erwartete; ja ich habe neulich, zum erſten Mal in meinem Leben, ſein groſſes, zottiges Windſpiel in mein Zimmer kommen, von meinem Teller freſſen laſſen. Daß ich in ſolcher Stimmung ſeinen letzten rührenden Wunſch gewiſſenhaft erfüllen werde, brauche ich dir nicht zu ſagen. Ich will ſeinem Kinde eine treue Mutter ſein, das habe ich Gott und mir geſchworen. Nie ſoll mein Mund das Geheimniß von deſſen Geburt verrathen, auch dann nicht, wenn Wallerſtein's kalter Spott mein Herz zerreißt.

Ich ſtehe nun allein in der Welt, ganz allein! Alles um mich her iſt todt — auch Wallerſtein für mich! — er hat das Band zerriſſen, das ihm anfing läſtig zu werden. Jenes feſte Vertrauen, das er mir, ich ihm geſchworen, hat er leichten Sinnes dem erſten Winde Preis gegeben, der ihm ein widerſprechendes Gerücht von mir zu Ohren brachte. Er hält es auch jetzt noch nicht einmal der Mühe werth, mir Vorwürfe zu machen. Sein kaltes gnädige Frau empört mein Innerſtes. Ich nähre keinen Stolz, aber mein reines Bewußtſein wird und ſoll mich ſtärken, nimmer zu vergeſſen, was ich mir ſchuldig bin. Ich habe ihm nicht geantwortet. Man hat Nachricht, daß er Major geworden, einen Orden bekommen. Ehrgeiz hat die Liebe verdrängt. Ich ſollte mich rächen, ihm höflich Glück wünſchen, aber ich kann das nicht; ich kann ihn nicht Hochwohlgeborner Herr und Ritter nennen. Es mag ſo bleiben und Alles vergeſſen werden. Vergeſſen — nein, begraben. Es ſei! — Habe ich doch noch dich und Frau von Thümen. Habe ich doch ein Kind, deſſen Schickſal die ſterbenden Eltern an mein Herz gelegt. Habe ich doch viele hundert Bauern, deren Menſchenrechte Gott mir anvertraute.

Wohlan, ich will nicht klagen über eine freudenloſe Einſamkeit. Wer noch fremdes Glück zu ſchaffen vermag, der findet bald auch das eigene wieder. Nur um Eines bitte ich Gott: um Geſundheit für mich und das verwaiſte Kind. Leider wird das letztere von ſchmerzhaften

Zufällen gequält, die ein unreines Geblüt verrathen. So ſagt ein junger, verdienſtvoller Arzt, den ich, auf Empfehlung meines alten wackern Doktor Nolke, für eine Zeit lang in mein Haus genommen, und der unermüdet das leidende Geſchöpf beobachtet. Den Anblick meiner eigenen Qualen entziehe ich ihm ſo oft als möglich, er kann mir doch nicht helfen.

Lebe wohl, geliebte Jugendfreundin! Erinnere dich oft, daß ich jetzt keinen andern Troſt habe, als deine Briefe.

Sechsundſiebzigſter Brief.

Ernſt Wattewyl an Bertha.

Nur zwei Worte, liebe Schweſter. Ein Kourier nimmt ſie mit, ein Kourier, der, mit grünen Zweigen am Hute, von unſerm Landvolke jubelnd begleitet, vor eurer Thür vorbeieilen wird. Gottlob! wir haben Friede! es war hohe Zeit. Wäre der Friedensbote nur wenige Stunden ſpäter eingetroffen, ſo lebte jetzt vielleicht mein Wohlthäter nicht mehr. Wir ſollten marſchiren durch einen Hohlweg; es gab keinen andern. Auf einem ſchroffen Felſen hatten die Feinde eine Batterie errichtet, die den engen Pfad beſtrich, und den Durchgang geradezu unmöglich machte. Dieſe Batterie ſollte geſtürmt werden, der Feldherr forderte Freiwillige dazu auf; in allen Regimentern wurde es verkündet, aber Alle ſchwiegen beim Anblick des drohenden Felſen. Wallerſtein trat zuerſt hervor. Sein Beiſpiel wirkte,

einige hundert Mann weihten sich dem Tode. Mit Tagesanbruch sollte das Wagestück unternommen werden. Wallerstein rief mich in sein Zelt. Um meine Angst zu ersticken, bat ich ihn mit Thränen um Erlaubniß, ihn zu begleiten. Er versagte sie mir, gütig, aber ernst. Dann brachte er seine Papiere in Ordnung, schrieb noch einige Briefe, übergab mir seine Schatulle, ließ mich schwören, daß, im Fall er bliebe, ich alsobald die Reise in sein Vaterland antreten, und die Schatulle seiner Geliebten überbringen wolle. »Sei unbekümmert um deine Zukunft,« setzte er hinzu, »ich habe auch für dich gesorgt.« — Ach! ich dachte ja nicht an mich. — Es war Mitternacht. »Nun laß mich noch eine Stunde schlafen,« sagte er sehr gefaßt, warf sich auf sein Lager und entschlummerte augenblicklich so sanft, als werde ihm der kommende Morgen zu einem fröhlichen Feste wecken. Ich setzte mich ihm gegenüber. Die düstere Lampe fiel auf sein schönes, männliches Antlitz. Ich weinte still, unterdrückte mein Schluchzen, um seinen letzten Schlummer nicht zu stören.

Nach einer Stunde ungefähr hörte ich allerlei Bewegung im Lager. Man lief hin und her, einzelne Stimmen riefen in der Ferne einander zu. Ich trat hinaus. Rings um mich her wurde es lebendig, doch schien es nicht, als rüste man sich zum Kampfe. Eine Ordonnanz sprengte vorbei. Was gibt es? schrie ich ihr zu. Wir haben Friede, war die Antwort, und in demselben Augenblicke lag ich auf meinen Knien, rang meine Hände zu den Ster-

nen empor, wollte laut dem Himmel danken, und konnte nur das Wort Friede ſtammeln. Friede! hörte man die Schildwachen rufen nah und fern; Friede! wiederholten die Patrouillen im Vorübereilen. Schlaftrunkene taumelten aus ihren Zelten, horchten, ſammelten ſich truppenweis; ein frohes Gemurmel lief durch alle Gaſſen. — Die Sterne blinkten ſo freundlich hernieder — es war eine feierliche Nacht!

Ich taumelte zurück in unſer Zelt, warf mich haſtig neben dem Schlafenden nieder, ergriff ſeine Hand und ſagte ſchluchzend: Friede! Friede ſei auch mit dir! Er erwachte. Iſt es ſchon Zeit? ſprach er und raffte ſich ſchnell auf. Wir haben Frieden! wiederholte ich, und im Rauſche des Entzückens vergaß ich den Abſtand zwiſchen ihm und mir, drückte ihn heftig an meine Bruſt. Faſt unſanft ſtieß er mich zurück, ſah mich ſtarr an und wiederholte finſter: Frieden?

Ich erzählte was ich wußte. Freilich wußte ich eigentlich noch nichts. Er rannte fort zum General; ängſtlich erwartete ich ſeine Zurückkunft. Er kam und ſprach mit einer Art von Grimm: »es iſt richtig, wir haben Frieden.“ Dann bat er mich, ihn allein zu laſſen. Ich that es, drängte mich zum Zelt des Generals unter dem Haufen fröhlicher Menſchen, die es umgaben, lies mir erzählen, was Jeder ſo gern erzählte; ſah Kouriere abfertigen nach allen Weltgegenden; ſtieß endlich glücklicherweiſe auf den, der meinem Vaterlande die frohe Botſchaft bringen

ſollte, rannte ihm nach, und während er zur Abreiſe ſich anſchickte, ſchrieb ich dieſe Zeilen in höchſter Eile auf einer Trommel. — Heil und Segen euch Allen! O! ich wäre ganz glücklich, wenn nur auch der Friede nun in meines Wohlthäters Bruſt einkehrte.

Siebenundſiebzigſter Brief.

Wallerſtein an Paſtor Gruber.

Freund, wir haben Frieden. Gerade an dem Tage, an dem ich einen ehrenvollen Tod zu finden hoffte, ſchleuderte mich ein Wort zurück in die Welt, ein Wort, das unter vielen Tauſenden meiner jubelnden Brüder nur mir allein ein Schreckenswort ſchien. Das blutige Spiel iſt aus. Ich ſtoße mein Schwert in die Scheide und gehe — aber wohin? — Wahrlich, in den erſten Stunden mußte ich in mein Zelt mich ſperren, um kein Aergerniß zu geben, denn die allgemeine Freude erbitterte mich nur. Ich wünſchte taub zu ſein, um das Jauchzen im Lager nicht zu hören. Ja, ſie mögen wohl jauchzen, in jedem Auge glüht frohe Erwartung. Der Eine nennt ſein Weib, der Andere ruft ſeine Kinder; der Dritte ſchweigt, aber in ſeinen ſeligen Blicken ſteht deutlich: mich erwartet eine Geliebte. — Ich allein — was habe ich? — mich nur fragt Niemand — und wenn ſie Alle daheim jubelnd empfangen werden; wenn die Entgegeneilenden ihre Geretteten ſuchen, finden, heimführen: ſo verliert ſich nach und nach der trunkene

Hauſe um mich, und ich bleibe allein ſtehen, gräßlich nüchtern.

Dieſe feindſelige Stimmung hatte ich zu bekämpfen, und, ich darf ſagen, ich habe männlich gekämpft. Bin ich endlich, wo nicht als Sieger, doch unbeſiegt, aus dieſem Kampfe entronnen, ſo verdanke ich es Ihren Lehren, die in jener ſchweren Stunde mit freundlichem Ernſt aus meinem Gedächtniſſe hervortraten. „Sei immerhin umringt von drückenden Verhältniſſen," ſo ſprachen Sie einſt, „ſchwanke nur nie, raffe dich zuſammen, überſchaue deine Lage einen Augenblick, prüfe ſchnell und wähle. Unentſchloſſenheit verdoppelt jede Marter und iſt ſelbſt die größte. Wie der brave Soldat, von Feinden umringt, nicht muthlos die Waffen ſinken läßt, ſondern den dünnſten Haufen erſpäht, um ſich wacker durchzuſchlagen; ſo du durch des Lebens dringende Verhältniſſe. Beſſer fechtend ſterben, als mit gebundenen Armen ſich zu todt ſeufzen."

Nun wohl, ich bin entſchloſſen. Schon habe ich dem Feldherrn meine Bitte um Entlaſſung übergeben. Sein mir ehrenvoller Widerſtand, ſein Abmahnen, ſelbſt ſein Unwille, konnten mich nicht wankend machen. Bin ich, wie er ſpricht, ein guter Soldat, nun ſo möge man mich wieder rufen, wenn der Krieg auf's neue ausbricht. Rekruten exerciren iſt meine Sache nicht. Ich will fort aus dieſem Getümmel, ich will keine Trompete mehr hören, wenn ſie nicht zur Schlacht ruft.

Aber was nun? werden Sie fragen. In's Vaterland?

auf meine Güter? — nein. Iſt noch Ruhe für mich in der Welt, ſo iſt es fern von Leontinen. — Zurück nach Petersburg? in den Wirbel der Kabalen und Intriguen? — nein. In dieſen Strudel mag ſich ſtürzen, wer die Trümmer von einem geſcheiterten Lebensplane zuſammen ſuchen will, um einen neuen daraus zu erbauen. — Reiſen in fremde Länder? — dieſer Gedanke hielt mich einen Augenblick feſt. Es hat ja ſchon ſo mancher Kranke an Leib oder Seele auf Heerſtraßen Erleichterung gefunden, warum nicht auch ich? — Aber wenn ich mir wieder dachte, wie ich einſam in die Ecke meines Wagens gedrückt, an tauſend fremden Geſichtern vorüber fliegen, und auf keinem eine Spur der Theilnahme entdecken, wie ich überall für mein Gold viel läſtige Höflichkeit, nirgend für mein Herz einen Funken Mitleid finden würde; ſo ſchauderte ich, und — wandte ſchnell den Blick nach Ihrem kleinen Dörfchen.

Ja, mein Freund, mein väterlicher Lehrer, zu Ihnen will ich fliehen; da will ich vor aller Welt, auch vor mir ſelbſt, nur nicht vor Ihnen mich verbergen. Sie werden den Kranken heilen, Sie oder Keiner. Faſt hätte ich noch gefragt: wollen Sie mich auch aufnehmen? — nein, ich frage nicht. Ich bin gewiß, Sie werden mir und meinem ehrlichen Schweizer ein Plätzchen unter Ihrem Dache gönnen.

Dürfte ich nur gleich, gleich auf der Stelle meinen Vorſatz ausführen. Aber ehe ich die Dienſtfeſſeln ganz abſchütteln darf, muß ich die Armee zurück begleiten, das

hat man mir schon angekündigt. Auch gut, so werde ich meine Mutter noch einmal sehen, meine Geschäfte in Ordnung bringen, das Schicksal meiner Bauern sicher stellen, und dann mein Vaterland auf immer verlassen.

Mich dünkt, Sie schrieben mir einst, Ihr Dörfchen läge in einem dichten Walde. O, das ist schön. Da wird es recht kühl, recht dunkel sein. Wäre ich doch schon dort unter Ihren Tannen, wo man nichts hört, als das Krächzen eines Habichts, oder die Glocken einer weidenden Herde. — Leben Sie wohl, mein theurer Lehrer! Bald, recht bald, schließen Sie Ihren unglücklichen Zögling in die Arme. In Ihrem Hause hofft er Trost, wo nicht, auf Ihrem Kirchhofe Ruhe zu finden.

Achtundsiebzigster Brief.

Leontine an Amalien.

Dich sollte ich weniger lieben als Frau von Thümen? verzeihe dir Gott, meine theure Amalie! — Sie ist mir sehr werth, ich habe viel Vertrauen zu ihr; allein wir sind doch mit einander aufgewachsen, wir haben die ersten Eindrücke von Welt und Menschen, die ersten Bilder unserer Einbildungskraft mit einander gemein. Wenn ich an dich denke oder schreibe, so denke ich zugleich an Schloß Hullida, an meinen Vater und alle die Freuden meiner Kindheit. Ach! und ich war ein so glückliches Kind!

Nun sieh, Amalie, neben jeder Blume aus jener schö-

nen Zeit haſt du gleichſam dein weißes Stäbchen in die Erde geſteckt, wie die Gärtner zu thun pflegen, wenn ſie, nach dem Verblühen, die ſchönſten Aurikeln bezeichnen wollen. Verblüht ſind auch meine Blumen ſchon längſt, aber deine Stäbchen ſchimmern noch im Strahl meiner Abendſonne, darum biſt du mir ſo lieb! ſo lieb! —

Daß ich dir lange nicht geſchrieben, damit hat es freilich eine ſeltſame Bewandtniß. Ich hatte dir nichts zu ſchreiben, könnte ich ſagen; mein Leben iſt ſo leer an Begebenheiten wie an Freuden. Ich pflege mein kränkliches Kind, werde gezwungen, mich ſelbſt zu pflegen, treibe die Landwirthſchaft, ſo gut ich es verſtehe, oder lerne vielmehr von meinem Amtmann, und leſe nebenher alle meine alten Bücher noch einmal. So ſchwinden meine Tage. Pflegt man nicht auch von einem kränklichen Menſchen zu ſagen: er ſchwindet? — in dieſer Bedeutung brauche ich das Wort.

Dennoch hätte ich oft dir ſchreiben mögen, und habe es auch einigemal verſucht; den Zuſtand meines Herzens wollte ich dir ſchildern, allein ich vermag es nicht. Ich kenne mich ſelbſt nicht mehr. So oft ich einen Blick in mein Inneres werfe, ſtoße ich auf ein häßliches Gewimmel von Widerſprüchen, und faſſe ich den Muth, ſie auseinander zu wirren, ſo finde ich leider am Ende, daß ſie Alle nur Eine Wurzel haben; meine unbeſiegbare Liebe zu einem Manne, der mich längſt vergaß, oder wohl gar verachtet. Gott weiß, daß ich alle meine Kräfte aufbiete, mich

von ihm los zu winden, aber mein Herz spottet jeder Anstrengung, und fast möchte ich sagen: nur mein Herz hat noch Gedächtniß. Will ich ein Buch aus meinem Bücherschranke holen, so ergreife ich unwillkürlich eines, das er mir vorgelesen. Bei jeder Stelle, die er gelobt, getadelt, sehe ich ihn wieder neben mir sitzen. Auch die Stellen, wo kosende Liebe ihn unterbrach, finde ich, zu meiner Qual, alle wieder. Nun habe ich endlich den Bücherschrank verschlossen, und den Schlüssel vor mir selbst versteckt. In jeder Woche schicke ich nach der Stadt, und lasse mir bündelweise die Bücher aus einer Lesebibliothek holen. Selten finde ich etwas erträgliches darunter, und — was das Schlimmste ist — die schlechten Bücher lese ich fast am liebsten, weil sie mich nicht hindern, an ihn zu denken, und ich mir doch weiß machen darf, ich hätte gelesen.

Alle Ehstländer, die den Feldzug mitgemacht, sind schon auf Urlaub hier angekommen, um ihre Familien zu besuchen; nur Wallerstein ist ausgeblieben, aus Haß gegen sein Vaterland oder gegen mich. Hat er denn auch seine Mutter vergessen? Ich fürchte, er bereitet seinem Gewissen Vorwürfe, denn sie ist krank. Gestern ließ sie mich ersuchen, ihr meinen Arzt zu schicken, weil hier, auf einige Meilen in die Runde, keiner zu haben ist. Ich schwankte einen Augenblick, ob ich nicht selbst hinfahren sollte? er ist ja nicht dort; das erfragte ich von dem Boten. Aber die Kranke sehnt sich nach ihm, erwartet ihn täglich; ob er kommen werde, wußte der Bote nicht. Bleibe zu Hause,

flüſterte mein Stolz mir zu; Wallerſtein könnte glauben, du hätteſt einen Vorwand benutzt, um dich ihm zu nähern. So ſchob ich es auf, und beſchloß, des Arztes Rückkunft abzuwarten. Iſt ihr Zuſtand gefährlich, und bin ich ſicher, ihn dort nicht zu treffen, ſo ſoll keine Bedenklichkeit mich abhalten, eine Menſchenpflicht — laß mich immer hinzuſetzen, eine Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen, denn ich darf nie vergeſſen, was einſt Wallerſtein für meinen kranken Vater gethan.

Die Poſt geht erſt morgen. Vielleicht kommt bis dahin der Arzt zurück. Ich will meinen Brief nicht eher ſchließen.

Am andern Tage.

Ach, Amalie! nun habe ich dir viel, ſehr viel zu erzählen. Kaum hatte ich geſtern die Feder weggelegt, als ein Wagen vorfuhr. Ich bin ſo fremd in der Welt geworden, ſelbſt unter meinen wenigen Verwandten, daß ich gar nicht begriff, wem es eingefallen ſein konnte, mich zu beſuchen? Auf jeden Fall war jeder Beſuch mir unangenehm, denn ich bin verwöhnt an Einſamkeit. Nun ſtelle dir vollends mein Schrecken vor, als ich Frau von Himmelfuß wie eine Spinne aus dem Wagen herauskriechen ſehe.

Schon ſeit mehreren Jahren hatten wir einander kaum von Ferne begrüßt; ich wußte, daß ſie meinen Umgang mit Wallerſtein giftig bekrittelt, und auf dem Jahrmarkte meinen guten Ruf gleichſam an alle Buden genagelt hatte. Du kennſt ja die Gewohnheiten unſerer alten Damen, ſich auf dem kleinen Platze vor den Buden Stühle und Bänke

zuſammen zu tragen, und dort Gericht zu halten den lieben langen Tag. In dieſem lobenswürdigen Zirkel war, bei vollen Eisbechern, mein Name ſo oft mitleidig genannt, und von den dürren Achſeln der Frau von Himmelfuß mit Zucken begleitet worden, daß es nicht fehlen konnte, dienſtfertige Zungen mußten mich davon unterrichten. Es ſchmerzte mich. Die Folge war, daß ich, theils aus Unwillen, theils aus Schüchternheit, die lieben alten Tanten nur noch mehr vermied, und ich hatte das Vergnügen, ſchon Jahre zu zählen, in welchen ich die Couſine Himmelfuß nicht mit Augen geſehen. Deſto ſchwerer wurde es mir jetzt, eine widrige Empfindung bei ihrem Anblicke zu unterdrücken.

Sie war außerordentlich freundlich, wenn man anders ihr Grinſen ſo nennen darf. Sie ſei auf einer Reiſe nach Dorpat begriffen, ſagte ſie mir gleich beim Eintritt, und da ihr Weg ſie nur wenige Werſte von Lindenholm vorbei geführt, ſo habe ſie unmöglich das Vergnügen ſich verſagen können, die geliebte Couſine auf einige Stunden zu beſuchen. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich vermuthe, die ganze Reiſe war blos angeſtellt um dieſes Beſuches willen; denn ſie hatte ja ſo manches Gift hier auszuſpritzen, und auch wohl ein Plänchen anzuſpinnen.

Zuerſt erſchöpfte ſie ſich in Condolenzen über Arlhofen's Tod, und beſonders über die Art desſelben. Als ſie die letztere Aeußerung zu wiederholten Malen ſo ſeltſam betonte, konnte ich nicht umhin, ihr mein Befremden zu zeigen.

»Kind,« ſagte ſie, »wiſſen Sie denn nicht?«

Was nicht? Arlhofen iſt auf dem Bette der Ehre geſtorben, er iſt erſchoſſen worden.

»Ach, Gott! ja! erſchoſſen! aber von wem?"

Ich ſchauderte. Kaum hatte ich noch die Kraft zu ſtammeln: Was wollen Sie damit ſagen?

»Es thut mir leid," fuhr ſie fort, »daß ich die Erſte bin, die eine ſolche Nachricht Ihnen hinterbringt; aber lieber Gott! die ganze Welt weiß es ja ſchon längſt, Sie würden es ja doch erfahren." — Mein Puls ſtockte, ich hatte keinen Athem mehr. Sie legte mich noch länger auf die Folter.

»Und warum ſollte man es Ihnen auch verſchweigen? da es ohne Zweifel zu Ihrem Troſte gereichen wird. Arlhofen hat, in einer Entfernung von 300 Meilen, es mit der ehelichen Treue nicht ſo gar genau genommen. Das möchte noch hingehen, denn wir armen Weiber müſſen viel ertragen; aber daß er gerade ein Mädchen wählte, mit dem ſchon Wallerſtein in enger Verbindung ſtand, das war zum mindeſten unvorſichtig. Er konnte ja wohl vorausſehen, in welche ſchlimme Händel ihn das verwickeln mußte. Wallerſtein iſt hitzig und eiferſüchtig: man forderte ſich auf Piſtolen, und ihr Gemahl büßte mit dem Leben." —

Ich weiß nicht was aus mir geworden wäre, wenn eine Andere als Frau von Himmelfuß dieſes Gift in mein Ohr geträufelt hätte; aber aus ihren von Schadenfreude blitzenden Augen ſchöpfte ich augenblicklich den Muth zu zweifeln. Wohl mir, ich verlor die Beſinnung nicht, und ein

flüchtiges Zusammenstellen des Angeklagten mit dem Kläger ließ mich die hämische Lüge ahnen. Nein, so tief konnte Wallerstein nicht gefallen sein. Blutiger Zwist um meinetwillen war vielleicht zwischen ihm und Arlhofen ausgebrochen, das dachte ich mir einen Augenblick als möglich; aber auch diese Möglichkeit verwarf ich schnell, denn nimmermehr hätte Wallerstein mir seine Mordthat selbst anzukündigen, so anzukündigen vermocht. Diese Betrachtungen, die schnell in meiner Seele aufstiegen, gaben, zu sichtbarer Verwunderung der Frau von Himmelfuß, mir Fassung genug, ihr kalt zu antworten: ei, das wäre arg!

Als sie sah, daß dieser Pfeil keinen Widerhaken für mich hatte, drückte sie schnell einen andern auf meine Brust ab. Sie bat mich, ihr das Kind zu zeigen. Ich führte sie an dessen Wiege. Sie betrachtete es lange mit großer Aufmerksamkeit. Hm! hm! hm! brummte sie vor sich hin, und als ich ihr nicht den Gefallen that, um Erklärung ihres Hm! zu bitten, platzte sie endlich heraus:

»Wie doch die bösen Zungen schwatzen! Liebe Cousine, sollten Sie glauben, daß es im ganzen Lande heißt, das Kind sei einem gewissen Manne wie aus den Augen geschnitten, der damals häufigen Zutritt in Ihrem Hause hatte? aber da ist ja keine Spur. Nun wartet nur, ich will euch die bösen Mäuler stopfen.«

Es war ihr gelungen, mich tief zu erschüttern, allein ich faßte mich, und sagte trocken: »Die gnädige Cousine

würden mich verbunden haben, wenn Sie das fade Geschwätz mir lieber ganz verschwiegen hätten."

»Kind," sagte sie mit heuchlerischer Herzlichkeit, »ich darf das nicht; wir sind so nahe verwandt — es wird mir sauer genug, allein die Ehre der Familie — und weil wir doch einmal bei diesem Kapitel sind, so darf ich Ihnen auch nicht verhehlen, daß der junge Arzt, den Sie im Hause haben, Veranlassung zu wunderlichen Gesprächen gibt." — Fast hätte der Zorn mich übermannt, allein ich schwieg, und lächelte bitter. — »Sie würden am besten thun," fuhr sie fort, indem sie dem eigentlichen Ziele ihres Besuches näher rückte, »wenn Sie je eher, je lieber sich wieder vermählten. Eine Frau in Ihren Jahren; die weitläufigen Güter; wahrhaftig, Sie müssen darauf denken."

»Ich werde doch nicht selbst," antwortete ich lachend, »auf Freiwerberei ausgehen sollen? — und gesetzt auch, ich könnte mich dazu entschließen, so wäre noch die Frage, ob der üble Ruf, in dem ich stehe — wie die gnädige Cousine mich versichern — mir nicht kränkende Weigerungen zuziehen würde."

Sie hatte die Güte, mich über diesen Punkt zu beruhigen. Es gäbe ja noch rechtschaffene Verwandte, unter welche sie sich zählte, die von meiner Unschuld überzeugt wären; es gäbe hoffnungsvolle junge Männer in der Familie, die man bereit finden würde, durch das Anerbieten ihrer Hand meinen verlornen Ruf wieder herzustellen. Zum Exempel, ein Cousin, ein junger Himmelfuß, der zwar

arm sei, aber glänzende Aussichten habe; denn noch kürzlich sei er als Postcavalier, ich weiß nicht mehr welchem Fürsten, vorgestellt worden, und habe die Versicherung erhalten, man werde gelegentlich an ihn denken.

»Nun,« versetzte ich lächend, »ich will denn auch gelegentlich an ihn denken.«

So endete dies lästige Gespräch. Ihr Wagen fuhr vor die Thür, und da ihre magern Rosse sie heute noch zwanzig Werst weit ziehen sollten; so wurde ich früher, als ich anfangs hoffen durfte, von diesem unwillkommenen Besuche befreit. Doch drohte sie mir beim Einsteigen, das liebe Lindenholm auf der Heimreise nicht vorbeizufahren. Als sie fort war, eilte ich hinaus in's Freie, um mich selbst zu prüfen, welche Wirkung ihr Geschwätz auf mich hervorgebracht. Ich mußte mir gestehen, daß ich beklommen sei, und daß, trotz der Verachtung, die ich für ihre Plaudereien affektirte, sie mich doch erschüttert habe. Mein Zustand war sehr unbehaglich. Zum Glück begegnete ich dem Arzte, der eben von Sallmküll zurückkam. Er berichtete mir, daß Wallerstein's Mutter an einem bedenklichen schlagartigen Zufall darnieder liege, und daß Wallerstein selbst diesen Morgen angekommen. Er hat mich höflich grüßen lassen. Das hätte Arlhofen's Mörder nicht gethan. Er ist ängstlich besorgt um seine Mutter, doch gegen meinen Arzt sehr kalt und einsilbig gewesen, hat auch Pferde und Wagen sogleich nach Reval geschickt, um einen andern zu holen, und dem jungen Manne freimüthig erklärt: er müsse ihm das nicht ver-

übeln; die Arzneikunſt ſei blos eine Reihe von Erfahrungen, darum vertraue er, wenn übrigens alles gleich ſei, alten Aerzten mehr als jungen, die gewöhnlich neue Siſteme verſuchen wollten. Indeſſen hat er ihn gebeten, bis zu ſeiner Ankunft zu bleiben. Das iſt geſchehen. Im Sallmküll'ſchen Hauſe wird jetzt gebaut, ich weiß nicht was, daher der Raum ein wenig knapp. Wallerſtein hat gegen meinen Arzt ſehr entſchuldigt, daß er ihn mit einem Fremden in daſſelbe Zimmer betten müſſe. Dieſer Fremde war ein junger Schweizer, von dem Doktor Bach viel Rühmens macht. Er ſoll die Ehrlichkeit auf der Stirne tragen, ſehr offen, ſehr geſprächig, und in Wallerſtein's Lobe unerſchöpflich ſein. Die halbe Nacht hat er von ihm geplaudert. Wallerſtein war ſein Retter aus einer großen Gefahr, darum hängt er jetzt an ihm mit unbeſchreiblicher Liebe.

Du kannſt denken, Amalie, daß, ſo lange mein Doktor redete, ich mit blitzenden Augen an ſeinem Munde hing, und ihn mit keiner Silbe unterbrach. Als er geendigt hatte, konnte ich dem Drange nicht widerſtehen, ihn zu fragen: ob der junge Schweizer nichts von meines Mannes Tode erzählt habe?

Doktor Bach wurde augenſcheinlich verlegen, und ſtotterte endlich ein erzwungenes N e i n. Mein Herz bebte. Sollte es dennoch möglich ſein? war der ſchwarze Gedanke, der meine Bruſt unleidlich beklemmte. Ich konnte dieſe Ungewißheit nicht ertragen: »Lieber Bach,« ſagte ich mit zitternder Stimme, »entdecken Sie mir Alles. Ein trauriges Gerücht

iſt mir zu Ohren gekommen: ich muß und will es aufklären, denn finſterer Argwohn iſt quälender als Gewißheit."

Des Arztes peinliche Verlegenheit ſchien ſich zu verdoppeln. Ich drang in ihn.

»Wenn Sie," ſagte er endlich, »doch ſchon unterrichtet ſind, ſo kann ich weiter nichts hinzuſetzen, als daß man Sie leider nicht hintergangen hat."

»Arlhofen iſt nicht in der Schlacht geblieben?" fragte ich haſtig.

Nein.

»Er fiel im Zweikampfe?"

Ja.

»Um einer Dirne willen?"

So iſt's.

»Und Wallerſtein war ſein Mörder?"

Bach ſtutzte, und ſah mich mit großen Augen an. Bewahre der Himmel, gnädige Frau! — Dies Wort gab mir den Athem wieder.

»Wer war der Unglückliche?"

»Ein ruſſiſcher Huſarenoffizier, deſſen Namen der junge Schweizer vergeſſen hat."

»Gott ſei Dank!" rief ich, und brach in Thränen aus. »Den Namen begehre ich nicht zu wiſſen." — Ich konnte mir nicht helfen, ich mußte heftig weinen, wie man zu thun pflegt nach einer großen überſtandenen Gefahr. Als Bach mich ſo erſchüttert ſah, mochte er wohl Krämpfe befürchten, wollte mir Tropfen aufnöthigen; aber Thränen hatten

meine Bruſt ſchon erleichtert; ich fühlte jetzt nur das Bedürfniß allein zu ſein, und eilte in das Birkenwäldchen, wo ich auch nicht allein blieb, denn Wallerſtein war mit mir. —

Ich habe ihm Unrecht gethan, Amalie. Ich machte ihm einen Vorwurf daraus, daß er mir die nähern Umſtände von Arlhofen's vermeintem Heldentode verſchwiegen, indeſſen er aus zarter Schonung ſich zweideutig ausdrückte.

Gott! ſo nahe iſt mir der Geliebte, und ich ſoll ihn nicht wiederſehen! — Meine Feſſeln hat das Schickſal gelöſt, und ein finſteres Mißtrauen ſoll uns auf ewig trennen! — Schon habe ich mit Stolz und Pflicht gekämpft. Schon zweimal war ich im Begriff, die Feder zu ergreifen, und ihm Alles zu entdecken. Aber dann lag das ſterbende Mädchen wieder vor mir, wie es in die kalte Hand meinen Schwur empfing, ihrer Ehre auch im Tode zu ſchonen. Dann lag das arme, kranke Kind vor mir, und ſein Winſeln ſchien mich anzuflehen: raube mir den Namen nicht; bleibe du meine Mutter!

Ach! und wenn ich auch, auf Wallerſtein's Ehre bauend, ihm das Geheimniß vertrauen möchte, weiß ich denn, ob er mich noch liebt? ob jener Irrthum allein ſein Herz von mir gewandt? — Beim Abendeſſen ſuchte ich den Arzt noch auszuforſchen. Wallerſtein hat ſich höflich, aber kühl nach meiner Geſundheit erkundigt, das iſt es Alles. Nach dem Kinde hat er nicht gefragt. Soll ich ihm meine Rechtfertigung aufdringen? ihm vielleicht wider ſeinen Wil-

len einen Vorwand rauben? — wenn er mich noch liebt — ach! wenn er mich noch liebt! ſo wird er die Gelegenheit nicht meiden, mich zu ſehen, und wenn er dann in meinen Blicken das reine Bewußtſein lieſt, daß ich ſeiner Liebe nie unwerth war — o Amalie! laß mich hoffen, es kann noch anders werden.

Zwar welche Gelegenheit könnte ſich darbieten, — wir ſind einander ſo nahe, dennoch trennt uns eine Kluft. — Hin fahren? — ſeine kranke Mutter beſuchen? — nein, das kann ich jetzt unmöglich über mich gewinnen. Aber täglich einen Boten nach Sallmküll ſchicken, mich nach ihrem Befinden erkundigen, das darf ich, das will ich. Dieſer Bote wird ihn täglich ſehen, wird aus ſeinem Munde die Antwort empfangen — wer weiß, wozu das führen kann? — Mit dieſer Hoffnung will ich nun auf's Bett mich werfen. Ich habe die halbe Nacht geſchrieben. Ob ich Ruhe finden werde? — gleichviel, Wallerſtein iſt mir nahe — Wallerſtein iſt nicht meines Mannes Mörder — ich darf mir noch eine liebliche Zukunft träumen, und ſolch ein Traum erquickt ja mehr als Schlaf.

Neunundſiebzigſter Brief.

Wallerſtein an Paſtor Gruber.

Sallmküll.

Ihren letzten Brief, mein ſtrenger Freund, habe ich erſt hier vorgefunden, nachdem ich mit meinem Regiment einen

ewig langen Marſch, und zugleich meine kriegeriſche Laufbahn vollendet hatte. — Sie wollen meinen Beſuch nicht? Sie bringen mir die Pflichten gegen meine Mutter in Erinnerung? — ich läugne nicht, das hat mir wehe gethan. Wäre ich mit der Lebensgewohnheit meiner Mutter nicht ſo genau bekannt und überzeugt geweſen, daß zwar mein Daſein, nicht aber meine Gegenwart zu ihrem Glücke nothwendig ſei; ſo würde ich den Entſchluß, mich in Ihrem Dörfchen zu verſtecken, nie gefaßt, lieber unter Leontinen's Augen mit meinem Schickſal gerungen haben. Ich hoffe, Sie trauen mir das zu.

Wäre ich aber auch im Irrthum geweſen, ſo hat doch nun das Verhängniß jede Schwierigkeit gehoben, denn meine Mutter iſt nicht mehr. Vor wenigen Tagen habe ich ſie verloren. Sie genoß bis in's hohe Alter einer feſten Geſundheit, und ging dann plötzlich ohne Leiden aus der Welt. In den letzten Tagen ſehnte ſie ſich nach mir, und, Gott ſei Dank! ich kam zu rechter Zeit, um ihren Segen zu empfangen. Ihre letzte Freude war der Anblick des Ordens auf meiner Bruſt. Ich fand ſie ſehr gefaßt zu ſterben. »Nur einen unerfüllten Wunſch,« ſagte ſie mir am letzten Morgen, »nehme ich mit aus der Welt, den, dich vermählt zu ſehen. Es thut mir leid, wenn meine Begriffe bisher mit deinen Neigungen ſtritten. Jetzt hat ſich vieles geändert, und ich ſelbſt empfehle dir die junge verwitwete Arlhofen zur Gemahlin.«

Denken Sie, wie dieſe unerwartete Anrede mich erſchüt-

terte. Glut ſtieg mir in's Geſicht. Meine Mutter faßte meine Hand und fuhr fort:

„Vielleicht hatteſt du ſelbſt ſchon dieſen Entſchluß gefaßt, wenn ich ſeltſamen Gerüchten trauen darf. Die Arthofen hat ein einziges Kind" — (ich ſchauderte unwillkürlich bei den Worten) — »die Welt ſpricht zweideutig von dieſer ſpäten Fruchtbarkeit; ihr Ruf hat gelitten, aber nur durch dich. Ich fordere kein Bekenntniß von dir, dein Charakter bürgt mir für deine Handlungen. Sie iſt jetzt in jeder Rückſicht eine anſtändige Partie für dich. Ich habe Erkundigungen eingezogen, die ſchönen Güter ſind unverſchuldet."

In der peinlichſten Verlegenheit bückte ich mich herab auf ihre Hand, erinnerte an des Arztes Verbot, ſich durch Sprechen nicht anzuſtrengen, und verſicherte, daß keines ihrer Worte mir aus dem Gedächtniſſe fallen werde. Sie nahm das für eine Zuſage, legte die Hand ſegnend auf mein Haupt, und richtete einen zufriedenen Blick gegen Himmel. Abends verſchied ſie ſanft. Mit tiefer Wehmuth folgte ich geſtern ihrer Leiche. Mein guter Wattewyl begleitete mich, ſonſt Niemand. Sie kennen ja unſere närriſche Gewohnheit, den Begräbnißtag einer geliebten Perſon durch einen Schmaus zu feiern. Ich habe mich ihr nicht unterworfen, die Nachbarn mögen denken und ſagen was ſie wollen. Gewöhnlich ſagen ſie: man habe dem Todten die letzte Ehre nicht erwieſen. Muß man denn deshalb die letzte Liebe vertrinken? —

Doch was kümmert mich das Geschwätz der Nachbarn? wir trennen uns ja bald auf immer. Allein bewundern Sie doch mit mir die unerschöpfliche Tücke meines Schicksals: das Mädchen, das ich einst gleichgiltig übersah, vor dessen Jawort ich zitterte, dasselbe war ich bestimmt, als Frau eines Andern zu lieben. Diese Frau wird Mutter und Witwe fast zu gleicher Zeit, vernichtet meine letzte Hoffnung im Augenblicke des Entstehens, und gerade jetzt besiegt meine Mutter den alten Groll wegen des ihrem Liebling ertheilten Korbes, räth mir, bittet mich sterbend sogar, die zur Gattin zu wählen, die ein mir fremdes Kind an den Mutterbusen drückt, ein Kind, bei dessen Zeugung sie, meiner spoktend, jedes ihrer süßen Gefühle mir stahl!

Indessen waren meiner Mutter Worte: »ihr Ruf hat gelitten, aber nur durch dich,« mir schwer auf's Herz gefallen. Die trauernde Liebe im Innersten dieses schwachen Herzens ergriff den Vorwand mich zu überreden, es sei wohl gar meine Pflicht, Leontinen die Hand zu bieten, weil Rechtlichkeit und kindlicher Gehorsam es von mir forderten. Ueberzeugt war meine Vernunft freilich nicht, allein ich scheute eine tiefere Untersuchung; ich machte es wie ein Mensch, der grande patience spielt und sich selbst betrügt, um zu gewinnen. Kurz — lachen Sie mich nur aus, ich habe es verdient — Leontinen noch einmal zu sehen, beschloß ich so heimlich, daß ich mir selbst kaum gestand, es sei beschlossen. Nur von Ferne sehen wollte ich sie;

und dann scheiden; so schwur ich laut, indessen mein Herz leise die Hoffnung nährte, ihr Anblick werde mich von ihrer Unschuld überzeugen, und mich wider Willen zu ihren Füßen locken.

Wenige Werste von Lindenholm wohnt ein alter Vetter, den ich zweimal in meinem Leben Ehrenhalber besuchte. Zu dem fuhr ich jetzt mit einem blinden Hühnerhunde, schämte mich nicht der Lüge, daß ich, wegen des plötzlichen Todes meiner Mutter, Zerstreuung bedürfe, sagte, ich hätte viel gehört von den häufigen Schnepfen in seiner Gegend, und bat um Erlaubniß, einige Tage bei ihm zu jagen. Der alte Mann nahm mich sehr freundlich auf, wollte sogar, trotz seines Podagra's, mich auf die Jagd begleiten. Da mußte ich abermals betrügen, mußte mich besorgt um seine Gesundheit stellen, ihn erinnern, daß man die Schnepfen nur auf nassen Heuschlägen findet, und so ließ er mich endlich unter tausend Entschuldigungen allein ziehen. Das Schlimmste war, daß er mir eine Gegend als die wildreichste andeutete, die mich gerade noch mehr von Lindenholm entfernte, und mir so lange aus dem Fenster nachsah, daß ich wirklich genöthigt war, diesen Weg einzuschlagen. Durch einen großen Umweg, auf dem ich oft bis an die Knie in Morast versank, gelangte ich endlich auf einen Fußpfad, der nach Lindenholm führte, und schlich, wie ein Läufling*), in ein Birkengehege, welches nahe an das Gut grenzt.

*) So nennt man in Ehstland die entlaufenen Bauern.

Hier sah ich nun durch die grünen Zweige das rothe Dach schimmern, unter welchem Leontine hauſt. Hier lag und lauerte ich bis zur Abenddämmerung, sah die Herde heimtreiben, hörte das Trommeln auf dem Brete, welches, wie Sie sich erinnern werden, bei uns das Gesinde zum Essen ruft — ach! wie mir Alles dies tausendmal Gesehene und Gehörte an dieser Stelle so merkwürdig wurde!

Die Nacht brach herein. Ich mußte mich entschließen umzukehren. Es war schon sehr finster, als ich nach Hause kam, ohne einen Schuß gethan zu haben. Aber meinem alten Vetter log ich verdrießlich vor, ich hätte fast auf jedem Schritt Wild gefunden, nur meine Ungeschicklichkeit sei Schuld, daß ich mit leerer Tasche käme; indessen hoffte ich, morgen sollte es besser gehen.

Noch schlief Alles im Hause, da schlüpfte ich schon wieder durch die Hinterthüre, und kaum war die Sonne aufgegangen, als ich das Birkengehege erreichte. Heute war ich schon kühner als gestern; ich wagte mich hervor bis zu den letzten Bäumen; ich wollte durchaus die Fenster von Leontinen's Wohnzimmer sehen. Es gelang mir nicht. Ein neidischer Zaun verbarg mir sie. Eine Stunde nach der andern verstrich, die Sonne stand hoch, ich wurde ungeduldig. Schon ging ich mit mir zu Rathe, ob ich nicht bis an die Gartenmauer schleichen wollte, da gewahrte ich plötzlich eine weiße Gestalt, die hinter dem Zaune hervorschwebte. Es war Leontine, ich erkannte sie auf den ersten Blick, und hätte ich sie nicht erkannt, so hätte doch mein

hochklopfendes Herz mir ihre Gegenwart verrathen. Meine Füße schwankten. Kaum hatte ich Kraft, mich eilig in's Gebüsch zu bergen. Ich zitterte, sie werde näher kommen, und wünschte es doch so heftig. Sie kam. Sie richtete ihre Schritte gerade nach der Gegend, in welcher ich verborgen stand. Ach, mein Freund! sie war so schön! blaß, sehr blaß, aber unaussprechlich reizend! Ein Strohhut beschattete ihr holdes Gesicht, doch ein glücklicher Zufall wollte, daß gerade in dem Augenblick, als sie kaum zehn Schritte weit von mir stand, ein Buchfinke auf einem nahen Baume lieblich zwitscherte. Sie blieb stehen und sah empor nach dem Vogel — da that sich mir der Himmel auf! — ihr Blick war freundlich, wehmüthig, unbeschreiblich rührend! Ja, ich wäre hervorgestürzt, ich hätte ihre Knie umschlungen, Alles vergessen, hätte nicht der Anblick ihrer Begleiterin mich plötzlich eiskalt gemacht. — Es war die Amme mit dem Kinde. —

O Freund! welche widersprechende Gefühle können eines Menschen Brust in dem nämlichen Augenblicke pressen, dehnen, erweichen und verhärten, durchglühen und durchschauern! — Mein Leben hätte ich geopfert, in Leontinen's Armen nur eine Minute zu ruhen — sie stand vor mir — ich durfte mich nur zeigen — aber dieses Kind stieß mich feindselig zurück. Ich liebte und haßte seine Mutter — o des schwachen Ausdrucks — ich betete sie an und verabscheute sie! — Welche dieser Empfindungen endlich siegen sollte, darüber entschied —

wie gewöhnlich in unſerm armen Leben — eine elende Kleinigkeit, der zwitſchernde Vogel auf dem Baume. Um ſeinetwillen ſchien Leontine das Plätzchen zu wählen, um ſich im Graſe niederzulaſſen. Anfangs ſaß ſie ſtill, nahm den Strohhut ab, ſtützte das Haupt in ihre ſchöne Hand, und ſah ſtarr vor ſich hin; nur Einmal bewegte ſie den kleinen Finger dieſer Hand nach dem Augenwinkel, mir ſchien es, ſie zerdrücke eine Thräne.

Faſt hätte ich jetzt das Kind vergeſſen, das an der Amme Bruſt ſchlummerte. Schon hob ich leiſe den rechten Fuß auf. Mein Herz ſchlug ſo gewaltig, daß ich meinte, Leontine müſſe es hören. Plötzlich fuhr das Kind aus dem Schlafe in die Höhe und huſtete ſehr heftig. Da raffte Leontine ſich ſchnell empor, ſchaukelte es auf ihren Armen, liebkoſte ihm mit mütterlicher Angſt — ich hörte zum erſten Male die ſanfte, wohlbekannte Stimme wieder, aber jede Silbe, die ich vernahm, war eine Erinnerung an die zärtliche Mutter eines fremden Kindes.

Ich konnte es nicht länger ertragen. Ich biß die Zähne zuſammen. Faſt hätte ich in meiner Tollheit das Gewehr abgedrückt, um ſie zu erſchrecken. Ich ſelbſt erſchrack, als ſich mein Finger krümmte, um den Hahn zu ſpannen. Ich fühlte, daß ich mich entfernen müſſe, wenn nicht eine Unbeſonnenheit meine Gegenwart verrathen ſollte. Leiſe zurücktretend Schritt um Schritt ſah ich die Zweige ſtets dichter zwiſchen mir und ihr ſich weben. Bald hörte ich ihre ſüße Stimme nicht mehr flüſtern, bald ſchimmerte nur

noch ein weißer Punkt durch's Gesträuch — auch der verschwand, und ich floh hastig mit einem Gefühl, wie man im Traum zu haben pflegt, wenn man von einem Geiste verfolgt wird und nicht vorwärts kann.

So habe ich sie nun zum letzten Male gesehen! — es war doch gut, daß ich den abenteuerlichen Zug unternahm, denn jetzt weiß ich sicher: mit Leontinen, der Mutter von Arlhofen's Kinde, kann ich nie glücklich werden! Sie würde täglich den Geliebten, ich täglich die Mutter kränken. Nie würde ich ihre Pflichten für vereinbar halten, stets ihre Liebe nur getheilt, ungleich getheilt mir vorkommen. Tausend kleine Ungerechtigkeiten würden mir entschlüpfen, sie quälen, mich selbst martern, ewig fruchtlos wir uns gegenseitig bestreben, ein peinliches Verhältniß zu verstecken. Es ist vorbei! sie ist für mich verloren.

Am Abend sprach mein Vetter von ihr; zufällig wie es schien, denn er ist ein Mann, dessen Gedanken nie weiter schweifen, als bis auf seinen Heuschlag. Er hatte gehört, Leontine habe einen jungen Arzt bei sich, mit dem sie in ärgerlicher Verbindung stehe. Er hatte auch gehört, sie werde einen Verwandten der Frau von Himmelfuß heirathen. Ich glaube beides nicht, und nahm mir auch nicht die Mühe, sie zu vertheidigen. Den Arzt habe ich gesehen, er besuchte meine kranke Mutter. Ein schüchterner junger Mann von Kenntnissen. Ich konnte nicht umhin, mich nach Leontinen's Gesundheit zu erkundigen. Die Art, wie er von der gnädigen Frau sprach, die etwas sklavische

Demuth, mit der er überhaupt sich benahm, überzeugten mich augenblicklich, daß dieser Mann auf Leontinen's Herz keinen Eindruck machen könne, auch nicht wolle. Was die Heirath betrifft — nun das mag wohl ein Plänchen von Frau von Himmelfuß sein, und sie wird es nicht an Ränken fehlen lassen, die reiche Witwe zu gewinnen. Aber — doch was geht das mich an? ich habe keinen Theil mehr an ihr. Nur daß sie glücklich sei oder werde, ist mein heißer Wunsch. Zeuge dieses Glückes will ich nimmer sein. Ich habe meinem ehrlichen Vetter aufgetragen, Sallmküll zu verkaufen. Er stutzte und konnte das freilich nicht begreifen, noch weniger als ich einen Preis darauf setzte, der ihm zu gering schien. Allein ich fügte die Bedingung hinzu, daß der Käufer sich verbindlich machen müsse, keines der Rechte zu kränken, die ich meinen Bauern ertheilt habe, vielmehr sie alle feierlich zu bestätigen. Meine Anstalten zur Abreise sind getroffen. Ich zweifle nicht, daß Sie, so wie die Sachen jetzt stehen, den verwaisten Zögling gern und liebevoll aufnehmen werden; doch will ich in Riga noch einen Brief von Ihnen erwarten.

Hier weiß Niemand wohin ich gehe, auch nicht einmal mein treuer Wattewyl. Ich wolle reisen, meinen die Leute, und bekümmern sich nicht weiter darum. Meinem Vetter habe ich blos eine Adresse an einen Bankier in Königsberg gegeben. Er soll mir nämlich schreiben, wenn mein Gut verkauft ist; weiter will ich nichts mehr aus meinem Vaterlande wissen. Königsberg liegt Ihnen ziemlich nahe. Ich

werde meine Briefe dort abholen laſſen, und Niemand wird erfahren wo ich bin. — Bald, mein Vater, ſehen wir uns wieder, um uns nie zu trennen.

Achtzigſter Brief.

Leontine an Frau von Thümen.

Sie haben, liebe Freundin, durch die Nachricht, von der nahen glücklichen Vermählung Ihrer Tochter, einer Freudebedürftigen Freude gegeben. — Eine glückliche Vermählung, ſagte ich? — das gebe der Himmel! — Verzeihen Sie den Ausruf, der einem Zweifel ähnlich ſieht. Ach! welche Mutter kann wiſſen, ob nicht der heiterſte Augenblick, in dem ſie die Mirtenkrone in ihres Kindes Haare flicht, der erſte eines Jammers ſein werde, der nur mit dem Leben endet! — Sie dürfen dieſe ſchwarze Vorſtellung einer Freundin nicht verargen, deren traurige Erfahrung ihr jedesmal einen Seufzer abpreßt, wenn ſie von einer neuen ehelichen Verbindung hört. Daß der Himmel eine der ſeltenen Ausnahmen Ihrer Tochter vorbehielt, hoffe und glaube ich. Sie finden den Mann liebenswürdig, und Ihre Karoline wählte ihn aus Liebe. Ich vertraue Ihrer Vernunft und Karolinen's Herzen.

Da Ihr jüngſter Sohn ſchon Page geworden, ſo wäre nun auch das letzte Ihrer Kinder verſorgt. Wie wird Ihr guter, redlicher Mann ſich freuen! wahrlich, Sie haben mir einen frohen Tag gegeben! Den erſten ſeit acht Mo-

naten. Mein armer, kleiner Zögling scheint bestimmt, durch sein Leiden das Vergehen der Eltern abzubüßen. Er hat, seit seiner Geburt, noch keine gesunde Stunde gehabt. Jetzt macht er seine ersten Zähne und kämpft zugleich mit dem Keichhusten, dieser fürchterlichen Krankheit, deren grausenvolle Töne jede Nerve zerreißen. Täglich liegt das arme Geschöpf mehrere Male leblos vor mir, mit geschwollenen Adern, blauen Lippen, stieren Augen. Ich fürchte, es wird die gehäuften Qualen nicht überstehen. Der Arzt hofft Rettung von der warmen Sommerluft. Ich lasse es täglich hinaustragen, bin selber Stunden lang mit ihm im Feld und Busch, aber Alles vergebens, die Kräfte schwinden, und gräßliche Zuckungen prophezeien mir den traurigen Ausgang.

Wie das auf meine eigene Gesundheit wirkt, errathen Sie leicht. Ich befinde mich sehr übel. Warum soll ich läugnen, daß Wallerstein's Betragen zugleich an meines Lebens schwachem Keime nagt. Er ist hier gewesen, er hat seine Mutter begraben, dann ist er abgereist, ich weiß nicht wohin. Um mich hat er sich nicht bekümmert, kaum gegen meinen Arzt gelegentlich aus Höflichkeit die Frage fallen lassen: wie befindet sich Frau von Arlhofen? —

Er liebt mich nicht mehr! Dieser kurze Traum ist verschwunden, mit ihm mein Glück, mein Lebenstrieb. Ich schließe oft das Kind in meine Arme, und lasse mich von ihm anhauchen, um die böse Krankheit einzusaugen; aber vergebens! nur die Heftigkeit meiner Krämpfe verdoppelt

ſich, ohne mich zu tödten. — Nun, ſo lange das Kind noch athmet, iſt, zu ſeinem Beiſtand, mein Leben doch noch etwas werth, und ich will nicht murren. Doch mit ſeinem letzten Athemzuge werde ich in ein Nichts verſinken, deſſen unerträgliches Bewußtſein hoffentlich auch mich bald in's Grab drücken wird.

Ach! Verzeihung dieſem Ausbruch meines Jammers! der, ich weiß es, Ihre Freude ſtören wird. Aber Sie ſind ſo gut — Sie gönnen mir dieſen Troſt, den einzigen für mein gequältes Herz!

Einundachtzigſter Brief.

Ernſt Wattewyl an Bertha, ſeine Schweſter.

Hagebuſch.

Wünſche mir Glück, liebe Bertha, ich lebe in einer Unſchuldswelt, wie weiland unſere biederen Vorfahren. Hätte ich unſere Berge hier, und dich, und noch ein paar gute Menſchen, ich wäre ganz daheim. »Wo iſt er denn?« wirſt du fragen; »den Namen Hagebuſch habe ich nie nennen hören.« — Das macht es eben, gute Schweſter. Wallerſtein ſagt: von dem glücklichſten Orte wird eben ſo wenig geſprochen, als von der beſten Frau, denn beide ſind ſtill.

Doch ich muß dir wohl in der Ordnung erzählen. Meinen letzten Brief aus Ehſtland haſt du nun ſchon lange; ich ſchrieb ihn an demſelben Tage, an dem wir die alte Frau von Wallerſtein begraben hatten. Wir blieben noch

einige Wochen auf Sallmküll, aber das war eine trübe Zeit. Mein guter Herr — nein, ſo ſoll ich ihn ja nicht nennen — mein guter Freund trauerte über den Verluſt ſeiner Mutter, und ich glaube, er trauerte noch ſonſt über Manches, wovon er nicht ſprach. Es war doch ſeltſam, daß an der Grenze von Ehſtland ſein Herz ſich gleichſam verſchloß. Bis dahin ſchien es ihm Bedürfniß, täglich von ſeiner Geliebten zu ſprechen, ohne ſie doch jemals zu nennen. Er wurde nicht müde, mir hundert Kleinigkeiten immer wieder auf's neue zu erzählen, nämlich von ihrer Geſtalt, ihrem Gange, ihrer Sprache; denn von ſeinen eigentlichen Verhältniſſen zu ihr ſprach er nie ein Wort, und du kannſt leicht denken, daß ich ihn auch nicht fragte. Ich war nur herzlich froh, daß meine ſtete Bereitwilligkeit, ihm zuzuhören, ihm augenſcheinliches Vergnügen machte. Neugierig war ich freilich auch. Sind wir nur erſt in Ehſtland, dachte ich, ſo werde ich ja wohl auch das übrige erfahren. Aber da hatte ich geirrt. Auf der Grenze verſtummte Wallerſtein, als ob er ein Heiligthum betrete, wo man nicht laut reden dürfe. Ein Räthſel bleibt mir ſein Betragen, denn daß er die Geliebte nicht geſehen hat, weiß ich gewiß. Er hat ſich nur ein einziges Mal ohne mich von Sallmküll entfernt, und da war er bei einem alten Vetter, in deſſen Hauſe kein Frauenzimmer wohnt. Was er da gemacht hat, weiß der Himmel. Er kam noch trauriger zurück, und ſchloß ſich einen ganzen Tag in ſein Kabinet. Abends ließ er mich rufen.

»Lieber Wattewyl,« sagte er, »wir müssen uns trennen.« — Ich erblaßte. — »Du weißt,« fuhr er fort, »wie gern ich Zeitlebens dich bei mir behielte; aber ich werde mich in eine tiefe Einsamkeit begeben, und es wäre ein gemeiner Egoismus von mir, wenn ich dich verleiten wollte, mir zu folgen. Der General S *, dem ich dich empfohlen habe, erwartet nur deine Ankunft in Petersburg, um in sein Corps dich aufzunehmen. Ich selbst war entschlossen, dich dahin zu begleiten, und nicht eher zu verlassen, bis ich dich zufrieden mit deiner Lage sehe. Das Schicksal will es anders. Ich kann nicht länger im Vaterlande bleiben, glaube mir, ich kann nicht! Aber du sollst nicht darunter leiden. Sieh, hier sind acht Briefe an meine Freunde in Petersburg; ich habe ihnen gesagt, daß ich dich als meinen Bruder liebe. Ob sie Alle darauf achten werden, weiß ich nicht. Zeit und Zerstreuung ziehen dort oft eine Rinde um manches sonst edle Herz. Aber einige derselben werden meine warme Bitte gewiß erfüllen, dir mit Herzlichkeit ihre Häuser öffnen. Um dort mit Anstand zu erscheinen, bist du freilich noch nicht eingerichtet; doch das macht sich leicht.« (Er schob mir ein Taschenbuch in die Hand.) »Für's Erste wird dein Gehalt nicht groß sein, erlaube mir, ihn jährlich mit fünfhundert Rubeln zu vermehren; und kämst du dennoch jemals in Verlegenheit, so wird hoffentlich keine falsche Scham dich hindern, an den zu schreiben, dessen Herz und Beutel dir immer offen stehen. Jetzt reise mit Gott und nimm nicht Abschied von mir.«

Er wandte ſich bewegt nach dem Fenſter und ſtreckte blos die Hand aus, um mir anzudeuten, daß ich ihn verlaſſen ſolle. Aber ich warf das Taſchenbuch auf den Tiſch, ergriff ſeine ausgeſtreckte Hand, führte ſie an mein naſſes Auge, und ſchwur, ich würde nie von ihm weichen. Es entſtand ein langer Streit zwiſchen uns, an den ich jetzt mit Wolluſt zurück denke, obgleich während desſelben die Bruſt mir ſo beklommen war, daß ich kaum Athem ſchöpfen konnte. Er demonſtrirte mir ſehr ernſt; ich ſei noch ſo jung, ich beſitze Talente; ich müſſe mein Glück in der Welt machen; ſein Gewiſſen erlaube ihm nicht, mich davon abzuhalten; ſeine Liebe zu mir dürfe nicht eigennützig ſein, und dergleichen mehr. Ich hatte dem nichts entgegen zu ſetzen, als die heilige Verſicherung, daß ich bei ihm mich glücklich fühlte, und kein anderes Glück auf der Welt begehrte.

»Und wenn ich ſterbe?" fragte er endlich.

»Nun dann iſt's aus!" rief ich ſchluchzend, »dann geht auch mein Glück mit zu Grabe!" — Er wollte mir ſeine Rührung verbergen. Noch einmal erſchöpfte er alle Gründe. »Verſtoßen können Sie mich," ſagte ich mit wehmüthigem Trotz, »ich muß fort, wenn Sie darauf beſtehen; aber ſo wahr mir Gott helfe, dies Taſchenbuch rühre ich nicht an. Ich habe Wohlthaten genug empfangen, die ſoll ich Ihnen nicht durch Liebe und Treue vergelten, ſo können Sie mir auch nicht zumuthen, noch deren neue anzunehmen."

Er faßte mich in seine Arme. »Es thut mir unaussprechlich wohl,« sagte er, »von einem guten Menschen mich so geliebt zu sehen; aber du verleitest mich zu einem Egoismus, dem ich nicht unterliegen darf.«

Ich schüttelte den Kopf und wußte ihm nun weiter nichts zu antworten; nur weinen mußte ich, bitterlich weinen. Er ging sehr bewegt im Zimmer auf und nieder — o, ich sah wohl, wie er sich ein paarmal das Schnupftuch an die Augen drückte — er schien nachzudenken — mehrere Minuten verstrichen in feierlicher Stille — ich erwartete mein Urtheil mit bebendem Herzen. Wahrlich, liebe Bertha, mir war schlimmer zu Muthe, als damals, da die Franzosen mich vor ihr sogenanntes Kriegsgericht stellten. »Wohlan,« sagte er endlich, »soll ich zugeben, daß du dein Schicksal an das meinige kettest, so mußt du wenigstens auf jeden möglichen Fall vor Mangel gesichert sein. Ich werde dir eine Leibrente aussetzen, die, wenn ich sterben sollte, hinreichen wird, in deinem Vaterlande dich zu nähren. Nur unter dieser einzigen Bedingung bleiben wir beisammen.«

»Thun Sie, was Sie wollen,« sagte ich, »wenn wir nur beisammen bleiben.« Ich wollte seine Hand küssen, aber er zog mich in die Arme, und wir lagen Wange an Wange, und weinten beide. Am andern Morgen übergab er mir eine Schrift. Ich habe sie versteckt und nicht gelesen; nahm ich sie doch nur, weil es ihm Freude macht. Ich will kein Papier lesen, worin von seinem Tode geschrieben steht.

Wir machten nun so schleunige Anstalten zur Abreise, als riefen uns wichtige Geschäfte. Warum er so eilen mußte, hat er mir nicht gesagt; allein ich merkte wohl, daß ihm gleichsam der Boden unter den Füßen brannte. In Riga verweilten wir einige Tage, bis er einen Brief bekam, der ihm Vergnügen zu machen schien. Nun ging es weiter, Tag und Nacht. Er nannte mir das Ziel unserer Reise noch immer nicht, und fragen ist meine Sache nicht. Bin ich doch bei ihm, dachte ich still, mag es gehen, wohin es wolle.

Erst auf der Grenze sagte er mir, daß wir zu einem Prediger in Preußen gingen, der ihn erzogen, und den er wie seinen Vater liebe. Dabei ersuchte er mich sehr ernstlich, seinen Namen Niemanden zu verrathen. Ich mußte lächeln, denn, unsern Postillon ausgenommen, sah ich Niemanden, dem ich etwas verrathen konnte. Wir reisten so schnell, als ob wir Steckbriefe zu befürchten hätten. Selbst in Königsberg, wo Wallerstein Geschäfte mit einem Kaufmann hatte, blieben wir nur zwei Stunden. Im Wagen saß er fast beständig mit verschränkten Armen, die Augen auf die Schatulle unter seinen Füßen geheftet. Selten sprach er einige Worte; sein ganzes Wesen war so sonderbar geduldig. Ihn, der sonst immer lebhaft, bisweilen auch wohl hitzig war, konnte jetzt kein schlechter Weg, kein grober Postillon, kein prellender Gastwirth aus der Fassung bringen. Er war gegen Jedermann so traurig freundlich, als wollte er sagen: laßt mich zufrieden, ich

bin ein Unglücklicher. Das preßte mir am Ende die Bruſt ſo eng zuſammen, daß ich mich bisweilen zu dem Bedienten auf den Kutſchbock ſetzen mußte, um im Wagen nicht laut zu weinen. Den Namen ſeiner Geliebten hat er mir endlich verrathen, aber nur im Schlaf. Sicher heißt ſie Leontine von Arlhofen, denn mit dieſen beiden Namen quält er ſich, ſo oft ihm die Augen zufallen.

Aber dem Himmel ſei Dank! als wir Thorn erblickten, wurde Alles anders. Die Stadt lag vor uns in der Morgenröthe, und eine ſanfte Heiterkeit ergoß ſich zum erſten Male über meines Freundes Antlitz. In Thorn verweilten wir nicht länger als nöthig war, um den Weg nach dem Dörfchen Hagebuſch zu erfragen. Dann eilten wir über die lange Brücke, verloren uns in einem dichten Walde, und wurden nach einigen Stunden einen Kirchenthurm gewahr, der über die dunkeln Fichten hervor ragte. »Dort liegt Hagebuſch,« ſagte der Poſtillon, und Wallerſtein ſprang aus dem Wagen, um den übrigen Weg zu Fuß zu machen.

Eine ziemliche Weile ſahen wir blos die Thurmſpitze, bis wir aus dem Gebüſch heraus traten und ein freundliches Dörfchen in einer Ebene vor uns lag. Freilich ſah man rings umher nichts als Wald, größtentheils Nadelholz, allein die Felder grünten, und ein klarer Bach murmelte zwiſchen ihnen, und die weißen Häuſer ſahen reinlich aus; die Sonne ſchien, kein Lüftchen wehte: es war eine tiefe Ruhe über dieſes Plätzchen ausgegoſſen. Wallerſtein

blieb einige Minuten stehen, betrachtete die Gegend mit einer Mischung von Neugier und Wehmuth, ergriff dann hastig meine Hand und rief: »hier will ich sterben!« — Wir schritten vorwärts. Die Leute waren sehr geschäftig auf dem Felde, sie bemerkten uns kaum. Einen Greis, der auf seinem Pfluge ruhte, fragte Wallerstein: »was macht Euer Pfarrer?«

»Gott sei Dank!« erwiederte der Alte und entblößte das kahle Haupt, »er ist frisch und gesund.« — Wir ließen uns von ihm die Gegend andeuten, in welcher die Pfarrwohnung lag, und eilten darauf zu. Als wir sie fast erreicht hatten, kamen wir an einen großen Baumgarten, sahen über die Hecke, und erblickten wenige Schritte von uns einen rüstigen alten Mann, der junge Bäume pfropfte; neben ihm stand ein herzig liebes Mädchen und reichte ihm Baumwachs und Bast zum Anbinden. Wallerstein konnte sich nicht halten: »mein guter Gruber!« schrie er überlaut.

Der Prediger fuhr in die Höhe, ließ sein Messer fallen, breitete die Arme aus, und stammelte: mein Sohn! — Das herzig liebe Mädchen that ein paar mächtig große blaue Augen auf. — Wallerstein kehrte sich nicht an die Dornenhecke. Er sprang hinüber mit zerrissenen Händen, ich hinter ihm drein. Er fiel dem Alten in die Arme — ich hätte fast vor Freuden das herzig liebe Mädchen umarmt. Die rührende Scene mag ich dir nicht beschreiben. Ich weiß ja wohl, meine Bertha hat für solche Bilder eine rege Einbildungskraft. Wir fanden zu unserem Empfange schon

Alles bereit. Die Pfarrwohnung iſt eng, aber mitten im Garten ſteht ein Nebengebäude, eine Art von Luſthaus, nur drei Zimmer und eine kleine Küche, das hatte man für uns reizend ländlich ausgeſchmückt. Die Wände des Zimmers waren freilich nur weiß, aber ſtatt des Geſimſes lief eine Guirlande von den immergrünen Zweigen des Lebensbaumes rings umher; vor den Fenſtern ſtand ein Blumenwald.

Ich ſah nach langer Zeit wieder eine Art von Wohlbehagen in meines Freundes Auge ſchimmern. Er richtete mit froher Geſchäftigkeit unſere kleine Wirthſchaft ein, und ſchon am dritten Tage ſagte er mir: »ſoll ich wieder Ruhe finden, ſo iſt es hier oder nirgend.“ Seine Hoffnung wird ihn nicht täuſchen, dafür laſſe ich den braven Pfarrer ſorgen. Gleich am Morgen nach unſerer Ankunft ſprach er mit freundlichen Ernſt über unſere künftige Lebensweiſe. »Soll es Ihnen in meiner Einſamkeit gefallen,“ ſagte er, »ſo muß jede Stunde Ihrer Zeit einem beſtimmten Geſchäft gewidmet ſein. Ein lebhafter Geiſt, wie der Ihrige, dem ländliche Stille nicht unbehaglich werden ſoll, muß jeden Augenblick Körper oder Seele in Thätigkeit ſetzen, und immerhin pedantiſch an die Uhr ſich binden, ſo wird nie der Feind des Lebens, Langeweile, Macht an ihm haben. Bücher, Muſik, Jagd und Gärtnerei mögen abwechſelnd Sie vergnügen, und wenn Sie noch in den Abendſtunden ein trauliches Geſpräch mit dem alten Freunde hinzufügen, ſo hoffe ich, Sie werden mein Dörfchen lieb gewinnen.“

So leben wir nun auch. Wallerſtein hat Unterricht in der Obſtbaumzucht genommen, in der der Pfarrer Meiſter iſt. Sie können jetzt ſchon halbe Stunden lang über einen ſchön gezogenen Spalierbaum ſchwatzen, und als mein Freund das erſte von ihm eingeſetzte Pfropfreis eine Knoſpe treiben ſah, habe ich ihn ſo heiter geſehen als nie zuvor. Auf die Jagd geht er auch bisweilen mit einem benachbarten Förſter. Das herzig liebe Mädchen ſpielt auf der Mandoline und ſingt dazu holde Lieder mit einer ſüßen Stimme. Der Pfarrer hat auch Bücher, zwar nur einige hundert, aber es iſt kein ſchlechtes darunter, und ich ſehe ſchon, daß wir viele Jahre lang daran zu leſen haben. Jetzt, im Sommer, ſind nur zwei Stunden dazu beſtimmt, aber auf den Winter freue ich mich, da werde ich viel lernen.

O, ich lerne auch jetzt, rathe was? Das herzig liebe Mädchen lehrt mich die Blumengärtnerei. Sie heißt Louiſe, und unter ihren Händen gedeiht Alles. Ich kann ſchon unter den Nelken Picotten von Bizarden unterſcheiden und weiß auch ſchon die Namen von fünfzig Aurikeln. Ich helfe ihr begießen, anbinden, Unkraut jäten, ich beſtelle mit ihr den Küchengarten, und wenn ich es ungeſchickt mache, wirft ſie mir eine Hand voll Unkraut in's Geſicht oder hält mir eine Neſſel an die Finger. Der Alte hat mich auch recht lieb, er nennt mich ſeinen braven Schweizer. Ach! das iſt ein frohes Leben! mir iſt ſo wohl dabei. An unſere Berge denke ich zwar noch oft, wenn Louiſe des Morgens aus ihrer Kammer tritt, denn alsdann iſt ein Roſenſchimmer

auf ihren Wangen, gerade wie das zauberiſche Licht, das in der Abendſonne von unſern beſchneiten Bergkuppeln zurückſtrahlt. Dann erzähle ich ihr von unſerer guten Schweiz, von unſeren Sennhütten und redlichen Alpenhirten und werde manchmal ganz weich dabei. Wenn ſie das merkt, unterbricht ſie mich plötzlich mit der Frage: aber die Franzoſen? Da muß ich verſtummen, und meine Sehnſucht nach der unterjochten Heimath verſchwindet.

Jetzt machen wir Anſtalten für den Winter. Das Gartenhäuschen iſt etwas leicht gebaut und hat nur einen Kamin. Wallerſtein hat Arbeiter kommen laſſen, es werden Mauern gezogen und Oefen geſetzt, und das kommt mir Alles ſo freundlich, ſo ruhig vor, daß ich kaum die Zeit erwarten kann, bis es ſchneit.

Lebe wohl, liebe Bertha; ich werde dir nun wohl ſelten ſchreiben, denn ich müßte dir ja täglich dasſelbe wiederholen. Du weißt doch nun, daß es mir wohl geht. Kannſt du mir verſichern, daß es euch auch wohl geht, ſo iſt Niemand glücklicher als dein Bruder Ernſt.

Zweiundachtzigſter Brief.

Leontine an Amalien.

Meine gute Amalie! hätte nicht der Herbſt die Wege ſchon ſo ſehr verdorben, ſo würdeſt du, ſtatt dieſes Briefes, mich ſelbſt empfangen. Vielleicht ſchiebe ich auch nur auf den böſen Weg, was im Grunde Wirkung meiner Schlaff-

heit iſt, die mir jeden Entſchluß, ſelbſt den, einmal ſpaziren zu gehen, ſo ſchwer macht.

Jettchen's Kind iſt todt. Es ſtarb nach unſäglichen Leiden. O, Amalie! wenn es auch keinen andern Beweis für die Fortdauer unſeres Daſeins gäbe, ſo würde ich ihn aus den Leiden dieſes Kindes ſchöpfen, das nur geboren wurde, um ſich zu krümmen und ſchmerzvoll zu ſterben. Das kann unmöglich der Zweck eines Menſchenlebens ſein. Oder hätte es überhaupt keinen Zweck? Wenigſtens keinen, der auf die Fortdauer des Menſchen Bezug hätte? — Hinweg! hinweg mit dieſen Grübeleien! ſie könnten mich vollends um den Reſt meiner Vernunft bringen. Den Reſt, ſage ich dir, denn wahrlich, gute Amalie, bisweilen kommt es mir vor, als ſtehe der Wahnſinn vor meiner Thür. — Haſt du auch wohl meinen Zuſtand mit einem ernſten Blicke überſchaut? nur du und Frau von Thümen können das, ſonſt Niemand auf der Welt. — Ja, wer ſo obenhin von mir hört — und wer mag denn mehr von mir hören? — der muß mich wohl für glücklich halten, denn ich bin ja reich und jung und frei. Ach! du weißt es beſſer. Ich bin arm, ſehr arm, denn ich ſtehe allein, ganz allein, in einer Welt, die mich beſpöttelt, beneidet und läſtert. Ich bin alt, denn ich zähle nur Tage der Leiden, und wie viele braucht es deren, um ſchnell die Jahre zu häufen? ich bin nicht frei, denn ich trage die Ketten und den Haß eines Mannes, der mich flieht. Ich kann ſie nicht zerbrechen, und wenn ich es könnte, ſo wollte ich es

nicht. In diesem peinigenden Zustande habe ich kein anderes klares Bewußtsein, als daß er dauern wird, so lange mein Leben dauert; und keine andere Hoffnung, als die aus meiner zunehmenden Kränklichkeit entspringt.

Der Arzt will, ich soll in die Stadt. Er steht auch in dem Wahn, dort könne man sich zerstreuen. Lieber Gott! man muß sehr jung oder sehr leer sein, wenn man in Städten Zerstreuung findet, blos weil es Städte sind. Und gesetzt, er hätte Recht? Will ich mich denn zerstreuen? — Kann ich selbst das einzige traurige Vergnügen mir zerstören wollen, die wenigen Tage meines wahren Lebens — ich meine die, in welchen ich geliebt wurde — noch einmal in der Einsamkeit an mir vorübergehen zu lassen? — Nein; ich bleibe.

O, warum wurde ich nicht ein paar hundert Jahre früher in einem katholischen Lande geboren! Dann würde ich Lindenholm in ein strenges Nonnenkloster verwandeln, und vielleicht durch den kindlichen Glauben, ein Gott wohlgefälliges Werk zu stiften, in meiner Zelle Ruhe finden. Gewiß, Amalie, so sind die meisten Nonnenklöster entstanden; die erste Aebtissin war eine Unglückliche.

Dreiundachtzigster Brief.

Wattewyl an Bertha.

Ich weiß wohl, liebe Schwester, daß ihr jetzt die fröhlichen Tage der Weinlese feiert, und daß ihr die Augen

hoch empor nach euren Bergspitzen richten müßt, wenn ihr Schnee erblicken wollt. Ich brauche hier nicht so hoch hinauf zu sehen, denn der Schnee wiegt sich heute schon auf den Zweigen unserer Fichten; aber wenn du darum meinst, in der Schweiz wäre das Leben heiterer, schöner, und du müssest mich bedauern, so irrst du gewaltig. Pflückt ihr nur immer Weintrauben, ich komme eben aus dem Baumgarten, wo ich mit Louisen gefrorne Vogelbeeren gepflückt habe, aus welchen wir einen Branntwein destilliren wollen, so gut als euer Kirschwasser. Ich bin hinauf geklettert, sie hat mir ein Körbchen hingehalten, ich habe die Beeren hinein geschüttelt und geworfen, und als das Körbchen voll war, haben wir durch dessen Henkel eine Bohnenstange gesteckt, und es schäkernd nach Hause getragen. Ich hätte es auch wohl allein tragen können, denn schwer war es nicht, aber es trug sich doch so besser. So oft es schwankte — und ich sorgte dafür, daß es oft geschah — fielen ein Dutzend Büschel heraus, da mußten wir es niedersetzen, die Entronnenen wieder suchen, einander lachend die Schuld zuschieben, lachend mit einander zanken, und endlich den Korb wieder aufladen, um zwanzig Schritte weiter dasselbe Spiel zu erneuern. So kamen wir freilich spät nach Hause, aber wir wußten nicht, daß es schon so spät war.

Jetzt ist Louise in der Küche, und Wallerstein liest griechisch mit dem Pfarrer, und ich schreibe an meine gute Schwester. Jeder thut das Seine froh mit dem Bewußt-

ſein, daß wir nach einer Stunde uns vereinen und den Abend fröhlich beſchließen werden.

So geht es alle Tage. Nur Sonntags arbeiten wir nicht. Dann putzt ſich Louiſe und geht in die Kirche und wir alle. Dann iſt ſie ſo andächtig, ſo ſtill, und wenn man ſie betrachtet, muß man mit andächtig werden, man mag dazu geſtimmt ſein oder nicht. Du mußt aber nicht glauben, daß ſie deswegen ſchöner ſei, weil ſie ſich geputzt hat. Vielleicht habe ich dir noch nicht einmal geſagt, daß ſie ſchön iſt, und am ſchönſten in ihrem Hauskleide, mit dem Strohhut auf dem Kopf oder den natürlichen Locken um den Nacken. Auch Wallerſtein betrachtet ſie oft mit Wohlgefallen, und vollends der gute alte Vater, dem glänzen die Augen, ſo oft ſie durch das Zimmer geht. Alſo ſiehſt du wohl, Bertha, daß es kein Wunder iſt, wenn das Mädchen mir täglich lieber wird — und ſo lieb — ſo lieb — daß man wohl darüber erſchrecken könnte, wenn es nicht zugleich ſo angenehm wäre.

Doch im Ernſt, gib mir einen guten Rath. Wenn er nur nicht zu ſpät kommt! nämlich die Poſt geht lange bis in die Schweiz, und ich glaube fürwahr, meine Liebe geht ſchneller als die Poſt. Der Pfarrer und Wallerſtein ſind faſt den ganzen Tag beiſammen, ich und Louiſe bleiben dann allein. Wir gehen zwar nicht müßig, denn wir wiſſen beide recht gut, daß Müßiggang nichts taugt, aber unſere Arbeiten theilen wir immer mit einander, und gerathen oft dabei in ſeltſame Verwirrungen. Bald berühren ſich die

Hände von ungefähr, dann erröthen wir beide, und was in dem Augenblicke die berührten Hände thun, wird sicher ungeschickt. Bald nimmt ihr der Wind einmal den Hut, oder ich muß ihr über einen Graben helfen — ach! du glaubst nicht, was da für wunderliche Empfindungen so schnell entstehen wie die Brunnenkresse — weißt du noch? — die einmal ein Taschenspieler, zu großem Erstaunen unser Aller, in ein paar Minuten wachsen ließ. Ich möchte aber doch nicht gern die Liebe mit einem Taschenspieler vergleichen, denn was ich fühle, ist wahrlich keine Gaukelei.

Sie ist mir auch gut, ja gewiß. Neulich kletterte ich auf einen Apfelbaum, es brach ein dürrer Ast, ich fiel herunter, daß mir die Glieder knackten; ich hatte keinen Schaden genommen, aber Louise schrie und war leichenblaß, das that mir so wohl, daß ich — wahrlich nicht aus Bosheit — mich stellte, als müßte ich hinken. Da faßte sie mich ängstlich unter dem Arm, führte mich, und drückte mir leise zum ersten Male die Hand. Ach, Schwester! da vergaß ich zu hinken. Ich preßte sie heftig an meine Brust — aber geküßt habe ich sie nicht, nein, wahrhaftig nicht! obgleich ihr schöner Mund mir so nahe war, daß ich seinen milden Hauch spürte. Falle ich aber noch einmal vom Baume, so stehe ich für nichts.

Was soll daraus werden? frage ich oft mich selbst, und meine eigene Antwort ist mehrentheils kurz, nämlich ein Seufzer. Einmal fiel mir auf's Herz, was unser alter Vater zu sagen pflegte: jeder Seufzer ist ein verlorner Augen

blick für eine gute Handlung. Rasch beschloß ich zu handeln. Ich wollte fort aus Hagebusch, das schien mir am vernünftigsten; aber wohin? — soll ich Wallerstein verlassen? — und warum? — denn kurz und gut, magst du lachen oder schelten, es muß schon Alles heraus. Ich bin freilich noch sehr jung, aber hatte nicht in meinem Alter Kaiser Augustus schon Gott weiß welche Thaten verrichtet? warum könnte ich denn nicht wenigstens heirathen? — sie ist ja auch eines Predigers Tochter, so sind wir von Geburt uns gleich.

Wovon willst du eine Frau ernähren? fragt meine Bertha. Habe ich denn nicht Kraft, Muth, Fleiß und einen Freund? Hat dieser mir nicht eine Rente von fünfhundert Rubeln zugesichert? — Ja, liebe Schwester, nun habe ich sein Papier gelesen. Als er mir es gab, versteckte ich es tief unter meine Wäsche, ich wollte es nimmer entfalten, und bildete mir wohl im Stillen ein wenig darauf ein, daß ich mir aus dem Gelde so gar nichts machte, sondern nur von meinem Freunde geliebt sein wollte. Jetzt habe ich leider wohl gemerkt, man ist nur so recht uneigennützig, so lange man das Angebotene füglich entbehren kann, wenigstens so lange das Herz keinen Theil daran zu haben begehrt. Aber Gnade Gott, wenn dessen Wünsche eines solchen Beistandes bedürfen, dann gute Nacht, Großmuth! — Kurz, liebe Bertha, gestern Abend schlich ich zu meinem Kasten, als ob ich ihn bestehlen wollte, ich holte das Papier heraus, blickte verstohlen hinein, sah die

Zahl 500, und mich im Geiſt ſchon als Louiſen's Gatten. Die ganze Nacht habe ich an dem ſchönen Luftſchloß gebaut. Was meinſt du? ich könnte ja auch wohl noch Theologie ſtudiren, wenn etwa der Pfarrer die Grille hätte, ſeine Tochter nur einem Prediger zu vermählen. Ich habe zwar nicht die mindeſte Luſt dazu; aber ich will Alles, Alles lernen, in einem einzigen Jahre will ich ganze Bibliotheken verſchlingen, wenn man mir am Ende des Jahres des herzlieben Mädchens Hand zum Weihnachtsgeſchenk verſpräche.

Nun, ſo antworte mir ja recht ſchnell. Du weißt, ich habe Vertrauen zu dir; ich will ſo lange ſchweigen, kein Wörtchen mir entſchlüpfen laſſen, bis ich erfahre, wie du denkſt. — Wallerſtein iſt jetzt weit ruhiger, bisweilen ſogar heiter. Das Dörfchen, ſagt er, wird ihm immer lieber, und ſein Entſchluß, es nie zu verlaſſen, immer feſter. — Nun deſto beſſer! — Er will ein Haus bauen und Kohl pflanzen wie der Kaiſer Diocletian. Ich will mir ein Hüttchen daneben bauen, und in Louiſen's Armen glücklicher ſein, als alle Kaiſer auf der Welt.

Vierundachtzigſter Brief.

Leontine an Amalien.

Kaum hätte ich geglaubt, liebe Amalie, daß ſich noch etwas zutragen könnte, was meine Seele aus ihrer Starrſucht zu wecken fähig wäre. Am wenigſten erwartete ich

dieſes Wunder von dem Verkauf eines Gutes; denn daß Wallerſtein jemals ſein liebes Sallmküll verkaufen würde, ließ ich mir nicht träumen. Aber ſo iſt es. Vor einigen Tagen erfuhr ich, ein alter Vetter von ihm in meiner Nachbarſchaft habe den Auftrag, und ſtehe auch bereits mit einem reichen Manne im Handel. Auf der Stelle ließ ich ihn zu mir bitten, hörte die Bedingungen, ging ſie alle ohne Bedenken ein, und unterzeichnete noch am ſelbigen Abend einen Interims-Kontrakt, der mich zur Beſitzerin von einem Orte machte, wo der Mann, den trotz ſeiner Grauſamkeit ich ewig lieben werde, geboren wurde und gelebt hat. Der förmliche Kontrakt ſoll ihm zugeſandt, von ihm unterzeichnet werden; unſere Namen ſollen neben einander ſtehen — mit welchen Gefühlen werde ich das Papier entfalten! —

Ich fragte den Bevollmächtigten ſo untheilnehmend als ich vermochte, wo ſein Verwandter ſich jetzt aufhalte? gleichſam nur um zu erfahren, wie bald der Kontrakt zurück ſein könne? — Er wiſſe es nicht, war die Antwort; er habe blos den Auftrag, ſeine Briefe an einen Bankier in Deutſchland zu ſenden.

Alſo hat er ſein Vaterland verlaſſen, und will nie dahin zurückkehren. Denn ſonſt hätte er Sallmküll nicht verkauft. Die Bauern wehklagen, allein er hat ihrer nicht vergeſſen. Alle ſeine Wohlthaten habe ich, als Käuferin, förmlich beſtätigen müſſen, wogegen er das Gut mir unter ſeinem wahren Werthe veräußert hat. Das iſt ſchön von ihm. Hätte er geahnet, ich würde es kaufen, ſo weiß ich

ſicher, daß er mit der überflüſſigen Bedingung mich verſchont haben würde.

Morgen fahre ich nach Sallmküll, um das Gut zu empfangen, und ſchon heute iſt mir zu Muthe, als ob der Lebensfunke in meiner Bruſt wieder angeblaſen würde. Ich bin ſo thätig, ſo haſtig, kann Morgen kaum erwarten. Künftig will ich auch dort wohnen; jedes Bäumchen, das er pflegte, will ich pflegen, und — lächle nur über meine Schwärmerei — wenn ich ſterbe, ſoll er das Gut von mir erben, unter der Bedingung, daß er ſelbſt es wieder in Empfang nehme. Dann wird er kommen, ſeine Einſiedelei beſuchen, dort mein Grab finden und die Verkannte beweinen.

Lächle nur, Amalie, mich beglücken dieſe Bilder.

Fünfundachtzigſter Brief.

Wattewyl an Bertha.

Ich verſprach dir mehr als ich halten konnte. Schweigen wollte ich bis dein Brief käme. Nun, ich habe auch geſchwiegen, aber nur weil ich mußte. Ach, gute Bertha! dein armer Bruder iſt ſehr unglücklich! — laß dir erzählen:

Was ich neulich dir geſchrieben, trug ich noch viele Tage lang in meinem Herzen, warf es hin und her, beſah es von allen Seiten, und meinte endlich, es wäre doch wohl nicht nöthig, auf deinen Brief zu warten. Denn erſtens könnte noch eine lange Ewigkeit darüber verſtreichen, und

zweitens würdeſt du ja ohnehin mein Vorhaben billigen. Alſo beſchloß ich vor allen Dingen, Wallerſtein mein Herz zu öffnen. Er, dachte ich, iſt ja wahrlich mein Bruder, ſo gut als Bertha meine Schweſter iſt; er wird mit ſeiner Vernunft meine Liebe beleuchten, und mir ehrlich ſagen, was ich thun oder hoffen darf.

Ja, der Entſchluß, mit ihm zu reden, war nun wohl gefaßt, aber — ſo lieb ich ihn habe — ſo konnt' ich doch lange meine Schüchternheit nicht überwinden. Ich ſchlich um ihn herum, machte mir immer ſelber weiß, jetzt ſei nicht der rechte Augenblick, und verſchob es von einem Tage zum andern. Das hätte noch lange dauern können, wäre nicht eines Morgens früh Wallerſtein in mein Zimmer getreten, ſprechend: »Komm, Ernſt, begleite mich in den Wald, ich habe dir etwas zu vertrauen.« — Mir flog eine Glut auf die Backen, denn ich meinte nicht anders, als er habe mein Geheimniß mir abgemerkt. Ich folgte ihm haſtig und ſchweigend; er ging ernſt und ſchweigend vor mir her. Das machte mich nur noch ängſtlicher, ich glaubte, er mißbillige meine Liebe. Wir blieben beide ſtumm.

Als wir nun über das freie Feld hinweggeſchritten, in den düſtern Wald traten — hoch klopfte mein Herz bei Wallerſtein's erſten Worten:

»Ich habe dich noch nicht gefragt, mein Freund, wie es dir hier gefällt?« faſt gerieth ich auf den Argwohn, er ſpotte meiner; als ich aber, von der Seite nach ihm ſchielend, einen finſtern Ernſt gewahrte, denn er ging mit ge-

ſenktem Haupte tiefſinnig neben mir her — da ſtammelte ich mein gut, ſehr gut heraus.

»Das freut mich,« ſagte er, und griff nach meiner Hand, ohne mich anzuſehen, und drückte ſie, »das freut mich, denn du ſollſt wiſſen, daß nach einem langen Kampfe mein Entſchluß unwiderruflich gefaßt iſt. Ich muß ein wenig weiter ausholen. Daß der wackere Paſtor Gruber mein Erzieher war, und dann mein Freund wurde, iſt dir bekannt. Jetzt mehr als jemals muß ich ihn als meinen größten Wohlthäter verehren. Seine ruhige Lebensweisheit hat den Sturm in meiner Bruſt beſchworen. Der Leidenſchaften verzehrendes Gift hat er, nicht durch kalte Vernunft, ſondern durch ſanfte Nachgiebigkeit zu entkräften gewußt. Er hat den Strom allmälig abgeleitet, die Schönheiten der Natur mir aufgeſchloſſen, meinen Sinn dafür auf's neue geweckt, am kräftigſten durch den Körper auf die Seele gewirkt, wie wahre Menſchenkenner pflegen. Arbeit in freier Luft, zu der er oft mich zwang, wenn ich über meinen Kummer brüten wollte, gab mir ein körperliches Behagen; die Seele ruhte gleichſam aus von ihrer kränklichen Anſtrengung, und wenn der Abend hereinbrach, wenn der alte Feind die Dunkelheit benutzen wollte, um ſich wieder bei mir einzuſchleichen; ſo führte er mich unter den geſtirnten Himmel an das Sehrohr; mein Auge trug meine Seele in Millionen unbekannte Welten, ſtaunend ſah ich die Wunder der Allmacht; mein Herz wurde groß und gewann nun Raum für die neuen Em-

pfindungen, indem es sich der hoffnungslosen Liebe entriß. Ja, Freund, ich bin auf dem Wege, meine Ruhe wieder zu finden, und nimmer will ich von diesem Pfade weichen. Meine Vernunft ist wieder stark genug, um alle die Fäden jetzt noch fester zu knüpfen, die mich an diese liebe Familie binden. Ich will sie unauflöslich machen, und zugleich eine heilige Schuld der Dankbarkeit entrichten. Gruber ist arm; er zittert vor dem Tode um seiner Tochter willen, die er als einen Gegenstand fremder Wohlthaten zu hinterlassen fürchtet; ich will diese Sorge von ihm nehmen — ich will Louisen heirathen."

Ach Bertha, kaum vermochte ich, ein lautes Geschrei zurück zu halten. Ich wankte neben ihm her; ich mußte einen Stab von der Erde aufraffen, um mich darauf zu stützen. Glücklicherweise war er zu vertieft in seine eigenen Gedanken, und bemerkte meine Zerrüttung nicht. »Das Mädchen," fuhr er fort, »ist fromm, unschuldig und verständig. Der Vater hat mit zärtlicher Sorgfalt ihr Herz und ihren Geist gebildet. Ich liebe sie nicht —"

Ach Schwester! begreifst du, wie mich das zermalmte? er liebt sie nicht, und will sie mir entreißen! —

»— ich liebe sie nicht, denn wie könnte ich zweimal lieben? aber ich bin ihr herzlich gut, und werde mich gern an sie gewöhnen. Sie weiß nichts von Ueberspannung, nichts von Leidenschaft. Ein ruhiger Ernst, eine brüderliche Zuneigung werden ihr genügen; sie wird mir Kinder schenken, meine Freuden und ihr Glück dadurch vermehren; ihr

Vater, mein Wohlthäter, wird durch mich ein zufriedenes Alter genießen, seine Heiterkeit unser Leben schmücken, sein Segen des Himmels Segen auf uns herabrufen. Ja, lieber Ernst, wenn schon jetzt mein Anschließen an diesen Greis mir die bittere Vergangenheit in willkommenen Nebel hüllt, so wird — ich fühle es — eine innigere Verbindung mir jene nach und nach ganz entrücken; des Gatten und Vaters fröhliche Thätigkeit und Sorge werden des Jünglings Leiden und Wünsche ganz verschlingen."

Er schwieg, und ich schwieg auch, denn ich hatte genug mit meinen Thränen zu kämpfen. Er mochte aber wohl erwartet haben, daß ich etwas sagen würde, denn nach einer ziemlich langen Pause sah er mir befremdet in's Gesicht. Was sollte ich thun? vor ihm niederstürzen, ihm meine Liebe bekennen? ihn verzweifelnd anflehen, einen Plan aufzugeben, von dem er das ganze Glück seiner Zukunft sich träumte? — und Louise — ja sie ist mir gut, aber weiß ich denn, ob sie mich liebt? sollte ich eine Verbindung hindern, die sie zur Gattin des besten Mannes macht? und ihrem würdigen, von ihr angebeteten Vater ein sorgenfreies Alter, einen ruhigen Tod verschafft? — was kann ich dagegen bieten? — ein karges Auskommen, das ich doch auch nur von der Güte desselben Mannes empfangen würde, der ihr mit seiner Hand Alles gibt, was er besitzt. Er ist so edel, so schön, gewiß wird sie ihn lieben. Auch sein Rang, sein Reichthum — sie denkt wohl nicht daran; allein es wird doch bald ihrem Herzen schmeicheln, als die

Gemahlin eines solchen Mannes sich überall geehrt zu sehen. Könnte sie den armen Jüngling ohne Vaterland, ohne Vermögen, solchen freundlichen, glänzenden Aussichten vorziehen, wer stünde mir dafür, daß späte Reue sie ergriffe? und wenn bisweilen die Beschränktheit meiner Lage mich zwänge, ihr irgend einen Wunsch zu versagen, wo würde ich vor mir selber mich verbergen? ich fühle es, selbst Louisen's Liebe könnte mich dann nicht mehr beglücken.

Das waren die Gedanken, die wie Blitze meine bewölkte Seele durchkreuzten. Als nun Wallerstein mir so forschend in's Auge sah, da ergriff ich seine Hand, benetzte sie mit meinen Thränen, und wußte nichts weiter hervorzustammeln, als die Worte: Gott mache Sie recht glücklich!

„Glücklich?" wiederholte er mit Wehmuth, „Gott schenke mir Ruhe! Ruhe ist auch Glück."

„Du wirst doch bei uns bleiben?" sagte er nach kurzem Schweigen, „ich liebe dich, wir Alle lieben dich und können dich nicht entbehren. — Ich stotterte ein kaum vernehmliches Ja. Ach, Schwester! ich belog ihn, aber wie konnte ich anders? — Bei ihm bleiben kann ich nicht, wenn Louise seine Gattin ist — doch ihm das schon jetzt verrathen, das hätte zu Erklärungen geführt, welchen auszuweichen die Pflicht mir gebietet. Wallerstein ahnete nichts von meinen Qualen; er sah mich freundlich an und sagte: „jetzt laß mich allein. Ich habe mit mir selbst noch manches abzuthun, heute hoffe ich zu vollenden. Geh' und bewahre vor der Hand noch mein Geheimniß; am wenigsten

darf Louiſe darum wiſſen. Auf welche Weiſe ich ihren Vater davon unterrichten werde, darüber bin ich noch nicht mit mir einig."

Er ging und verlor ſich bald auf einem einſamen Fußpfade, der tiefer in den Wald zu einer Köhlerhütte führt. Ich war froh allein zu bleiben. Auch ich drang tiefer in's Gebüſch, vermied jeden gebahnten Weg, ſuchte ein Dickicht von düſtern Fichten und warf mich da auf den feuchten Boden. Alle meine ſchönen Träume hatte ein einziger Augenblick zerſtört. Ich bat Gott um Kraft, das geliebte Bild aus meinem Herzen zu reißen, um Kraft, zu handeln, wie es mir geziemt. Thränen erleichterten meine Bruſt, bittere Thränen, aber ich hoffe, es waren die letzten. Louiſen's Glück war der Gedanke, an dem ich feſt hielt, an dem ich mich aufraffte, und das heilige Gelübde that, es nimmer zu ſtören.

Es war ſchon ziemlich dunkel als ich heimkam, Louiſe ſchalt über mein langes Außenbleiben. Ich hatte ihr verſprochen, die Bienen zu füttern; es war nun ohne mich geſchehen. Ich machte ihr weiß, ich hätte mich im Walde verirrt; da ſchalt ſie im Ernſt, und warnte mich ſo ängſtlich, daß mir das Herz noch ſchwerer wurde. Die Dunkelheit kam mir zu Statten, ſie merkte nichts.

Wallerſtein war kurz vor mir zurückgekommen. Eine ſanfte Heiterkeit ſchwebte auf ſeiner Stirn. Ich beobachtete ihn im Stillen. Selten fiel ſein Blick auf Louiſen, und wenn es geſchah, ſo blieb er unverändert. Den Vater hin-

gegen betrachtete er oft mit heimlichem Vergnügen und schien sich im Voraus an dessen Ueberraschung zu weiden. Ach! wenn er doch wenigstens Louisen liebte! —

Beim Abendessen erklärte er hingeworfen: er werde auf einige Tage verreisen und lasse mich als Geißel zurück. Da er schon längst von Geschäften in Königsberg gesprochen, so erregte das weiter keine Verwunderung. Am andern Morgen ritt er fort, ganz allein, als noch Alle im Hause schliefen. Nur von mir nahm er Abschied. »Gib wohl auf alle Bewegungen hier im Hause Acht,« sagte er zu mir, »und künftigen Freitag komm mir entgegen bis zum nächsten Dorfe; da erzähle mir, was indessen vorgegangen.« So ritt er davon.

Was kann denn vorgehen? was will er thun? —

Vor dir, gute Bertha, habe ich mein Herz nun ausgeschüttet, doch will ich den Brief nicht eher schließen, als künftigen Sonnabend. Ich ahne, daß bis dahin sich noch manches zutragen wird.

Sechsundachtzigster Brief.

Leontine an Amalien.

Gallmkäll.

Ich schreibe dir, liebe Amalie, aus dem Zimmer, welches Wallerstein bewohnt hat. Alle Möbeln habe ich gekauft, kein Stuhl ist weggetragen worden; selbst sein Bild ist mir geblieben, sammt den Bildnissen der ganzen Familie. In manchem Schubfach, in manchem Winkel fand ich

noch zerriſſene Papiere von ihm. Rechnungen, Briefe und dergleichen. Ich habe viele Tag lang ein immerwährendes Fieber gehabt, welches mich ergriff, ſo oft ich die Züge ſeiner Hand, oder ſonſt etwas erblickte, das ſein näheres Eigenthum geweſen. Gern hätte ich ſein Bild in meinem Wohnzimmer aufgeſtellt, aber es hängt noch im Speiſeſaale an derſelben Stelle, der ich einſt gegenüber ſaß, und zum erſten Male ahnete, dieſer Jüngling mit der edlen Phyſiognomie werde verkannt, verleumdet. Ich ſchäme mich, es von da wegzunehmen, man würde den leeren Platz auf der verblichenen Tapete erkennen; aber ich eſſe täglich in dem großen Saale ganz allein, ſetze mich wenigſtens da zu Tiſche, wenn ich auch nicht eſſe.

O, Amalie! der Pfeil iſt tief in meiner Bruſt! — Am lebhafteſten und rührendſten wurde die Erinnerung an ihn, als die Bauern ſich verſammelt hatten, und ich, als ihre künftige Erbfrau, ihnen vorgeſtellt wurde. Schon ihre rechtliche Kleidung fiel mir auf. Alle trugen Stiefeln, manche ſogar Röcke von Tuch; du weißt, was das bei uns ſagen will. Ein tiefes Schweigen herrſchte unter ihnen, Alle ſahen mich ſchüchtern, mißtrauiſch an. Wallerſtein's Vetter hielt eine kurze Anrede, nach hergebrachter Weiſe, und ſchloß mit der Verſicherung: es ſolle Alles bleiben, wie bisher. Sie wiegten zweifelnd ihre Köpfe. Ich ſprach nun ſelber, was mein Herz mir eingab. »Ihr habt einen guten Herrn gehabt,« hub ich an. Ja! riefen Alle, und Einiger Augen füllten ſich mit Thränen. »Ihr ſollt

bei dem Tauſche nichts verlieren." — Das gebe Gott! ſagte ein Greis, der mir am nächſten ſtand.

Ich that, was ich konnte, um ihnen Vertrauen einzuflößen; ich glaube, es gelang mir nur halb. Als ſie entlaſſen wurden, reichte einer nach dem andern mir die Hand. Dieſe Sitte hat Wallerſtein unter ihnen eingeführt, ſtatt des ſklaviſchen Knieumfaſſens.

Ich war in einer ſonderbaren Stimmung. Zuweilen kam es mir vor, als ſei ich ſeine Bevollmächtigte, oder wohl gar ſeine Gattin, er nur verreiſt und werde bald wieder kommen. Ich ließ die Bauern im Volkszimmer bewirthen, ſchlich auch ſelbſt ein paarmal an die Thür, um zu lauſchen, ob Bier und Branntwein ſie fröhlich gemacht haben? allein ſie ſaßen ernſt um ihre Tonne, rauchten und theilten ſich wortkarg ihre Bedenklichkeiten mit. Mehrere waren ſchon nach Hauſe gegangen. Dieſes kümmerliche Freudenfeſt war der ſchönſte Lobſpruch auf den geliebten, verlornen Herrn. Ich bin ſo ſtolz, zu glauben, daß in Jahr und Tag, wenn ich lebe, ſie ihn nicht mehr vermiſſen werden. Aber ich! wer kann mir ihn erſetzen! — Wenn ich lebe, Amalie — dieſer Ausdruck iſt mir entſchlüpft — meine Ahnung wird dich betrüben, aber es iſt doch beſſer, dich vorzubereiten. Ich kann mir nicht verhehlen, daß meine Kräfte ſchwinden; ein trockener Huſten quält mich Tag und Nacht. Ich bin ſo kränklich reizbar, daß ich über Alles erſchrecke, über Alles weine. Mich flieht der Schlaf, mir ekelt vor jeder Beſchäftigung. Oft weine ich blos, um

zu weinen. Viel mag zu dieſer trüben Stimmung die tiefe Einſamkeit wohl beitragen. Seit dem Tode des Kindes habe ich auch den Arzt entlaſſen. Ich ſehe faſt Niemanden als mein Kammermädchen, ein gutes, treues Geſchöpf, allein du weißt, ich beſaß nie die Gabe, mit meinen Leuten zu plaudern. Nun haben wir jetzt die langen Abende, für mich kleine Ewigkeiten. Gewöhnlich laſſe ich in vier Zimmern Lichter anzünden, und ſpazire, oder wanke vielmehr, aus einem in das andere, ſo lange meine Füße mich nur immer tragen wollen. Langeweile habe ich nicht, ach nein! aber ich fühle wohl, es reibt mich auf.

Dazu kommen nun noch manche alberne Briefe von Leuten, die mich heirathen wollen. Ich kann dir nicht beſchreiben, wie mich das anekelt. Die Meiſten haben mich kaum einmal geſehen, ſind aber ganz durchdrungen von meinen Vorzügen, haben mich ſchon ſeit vielen Jahren im Stillen bewundert, und was dergleichen abgeſchmackte Lügen mehr ſind. Fürwahr, ich habe große Luſt, nächſtens bekannt zu machen, ich ſei bankerott, ſo werde ich doch die läſtigen Freier auf einmal los. Tante Himmelfuß iſt ſehr übel auf mich zu ſprechen, denn auch ihr Vetter hat ſein Körbchen ſchon geholt. — In einigen Wochen hoffe ich endlich meines Lebens einmal froh zu werden: die gute Frau von Thümen wird mich beſuchen. Sie hat ihre Tochter verheirathet, ihre Söhne dienen; ſie hat keines ihrer Kinder mehr bei ſich, und ihr Mann wird, in Kronsgeſchäften, eine Reiſe nach Moskau machen. Ihr Verlan-

gen, dieſe Stadt zu ſehen, hat ſie dem Wunſche, mich zu tröſten, aufgeopfert. Ich zähle Tage und Stunden bis zu ihrer Ankunft.

Siebenundachtzigſter Brief.

Wallerſtein an Paſtor Gruber.

Königsberg.

Der Inhalt dieſes Briefes, mein theurer Freund, wird Sie überraſchen. Sie werden ihn, ſo hoffe ich, mit einer nachdenkenden, aber heitern Miene aus der Hand legen.

Ihr Umgang ſeit acht Monaten hat ſo heilſam auf mich gewirkt, daß ich, wenn nicht meines ganzen Herzens, doch meiner Vernunft wieder mächtig bin. Sie werden ſich erinnern, was ich, zwei Tage vor meiner Abreiſe, Ihrem ungläubigen Lächeln zum Trotz behauptete: ich würde jetzt Leontinen ſelbſt mit Faſſung wieder ſehen können. Vielleicht verſprach ich da zu viel, denn eine kleine Begebenheit, die mir hier zugeſtoßen, hat doch ſtärker auf mich gewirkt, als ich vermuthet hatte. Ich fand nämlich bei dem Bankier einen dicken Brief meines Vetters, der mir ganz gelaſſen meldet, Sallmküll ſei, meinem Wunſche gemäß, verkauft, und zwar — an Frau von Arlhofen. Ein von ihr ſelbſt unterzeichneter Kontrakt lag dabei und meine Unterſchrift wurde gefordert.

Ich will Ihnen nicht verhehlen, daß mich dieſer Zufall — oder wie ſoll ich es nennen? — tief erſchütterte. Die Herzenswunde drohte aufzubrechen. Eitelkeit erhob

ihre Stimme, mir zuflüsternd: sie liebt dich noch! — um sich deiner stets zu erinnern, hat sie Sallmküll gekauft — dort will sie künftig einsam dein Andenken feiern. —

Wer weiß, wohin diese Schmeicheltöne mich gelockt haben würden, wäre mir nicht plötzlich ein an des Briefes Rand geschriebenes Postskript meines Vetters in die Augen gefallen. Es lautet also: »So eben erfahre ich, daß Frau von Arlhofen den Fritz Himmelfuß heirathet; gestern hat seine Tante es deklarirt. Eine glänzende Partie, zumal da ihr einziges Kind vor Kurzem gestorben ist.«

Ich lachte laut auf, nachdem ich das gelesen, und sagte pfui! — Ein Spiegel hing mir gegenüber, mein Blick fiel hinein, ich sah hämisch aus. Da schämte ich mich und wiederholte mein Pfui gegen mich selbst; denn im Grunde hatte doch nur meine Eitelkeit unvermuthet einen Backenstreich empfangen. Hatte ich ihr nicht schon längst entsagt? sollte sie dennoch um meinetwillen ewig Witwe bleiben? oder wohl gar sich todt härmen? —

So ist der Mensch! Freundschaft oder Liebe kann er selbst aufgeben, selbst ruhig seine Straße wandeln; aber leise begehrt die Eigenliebe, mit dem Schmerze des Verlassenen sich zu kitzeln, und es kann ihn wohl befremden, oder gar ärgern, wenn er vernimmt, man habe sich über seinen Verlust getröstet. Nun ich erkenne diese Unart, sie soll mir nie wieder das Gesicht verzerren. Der Himmel schenke der Frau von Arlhofen Glück zu ihrer neuen Wahl! ich sage das wahrhaftig von Herzen. Ihres Kindes Tod

hat sie gewiß tief betrübt, sie bedarf einer heitern Wendung ihres Schicksals. Ich kenne den Fritz Himmelfuß nicht, habe auch nie von ihm gehört, doch er kann kein gewöhnlicher Mensch sein, da Leontine ihn wählt. Seltsam ist der Zufall, der mein mir sonst so liebes Sallmküll zum Wohnplatz dieses jungen Ehepaares macht.

Gott sei Dank! rufe ich mit feierlichem Ernst: der Himmel segne meinen Vetter für sein Postskript. Leontine in den Armen eines Andern — Sallmküll der Schauplatz ihrer ehelichen Freuden — nun ist auch der letzte Faden zerrissen, der sich, wie ein herbstliches Gespinnst, noch bisweilen zu mir herüber zog. In meinem Vaterlande ist nun kein Mensch und kein Winkel mehr, an den sich meine Sehnsucht knüpfen könnte.

So habe ich denn mit neuer Kraft mich erhoben, und mir einen Lebensplan entworfen. Sollte ich wieder Dienste suchen? — nur Ehrgeiz, oder die Hoffnung, viel, viel Gutes zu stiften, könnten mich dazu verleiten. Vom Erstern war ich nie ein Sklave, die letztere täuscht nur Jünglinge. In Ihrem Walde habe ich gelernt: des Menschen wahre Bestimmung ist, sich selbst und der Natur zu leben; von keiner andern darf er dauernde Zufriedenheit hoffen; denn Alles wird er gewohnt, und Alles wird ihm lästig, nur nicht die ruhige Thätigkeit im engen Familienkreise, wo der Neid das Gute nicht hindert, der ewige Wechsel neuer Wünsche die Zufriedenheit nicht stört. So habe ich denn beschlossen, ein preußischer Landmann zu werden. Gestern, lieber Freund,

habe ich von dem Baron von S** die Güter Tolk und Hagebusch für vierzigtausend Thaler gekauft. Ja, Hagebusch ist mein. Sie sind jetzt mein Pfarrer. Erinnern Sie sich noch, wie ich Sie einst bat, eine Pfarre in Ehstland anzunehmen? Sie wollten Ihrem Vaterlande nicht auf immer entsagen: Sie zogen das kleine Hagebusch mit dürftigen Einkünften unsern fetten Kirchspielen vor. Aber dennoch hatte das Schicksal mir das ersehnte Glück aufbehalten, ihr Eingepfarrter zu werden. Wir trennen uns nun nicht mehr, und so weit wäre Alles gut.

Nur ein Gedanke noch verdunkelt mir die Zukunft. Sie sind leider zwanzig Jahre älter als ich; Sie können mir entrissen werden; dann wäre meine Einöde ihres Schmuckes beraubt, und ich stünde wieder allein. Um dies Unglück zu verhüten, das, je später, je schmerzhafter mich treffen, mir nicht blos einen Theil meiner Zufriedenheit rauben, sondern gewissermaßen meine Existenz vernichten würde, habe ich auf ein Mittel gesonnen, Sie nie ganz zu verlieren.

Verstehen Sie mich? — mein Freund! mein Lehrer! — Wollen Sie mein Vater werden? — Legen Sie den Brief einen Augenblick aus der Hand; gewöhnen Sie sich erst an diese neue Idee. Lesen Sie dann ruhig, was ich ruhig sagen will.

Ich habe eine Leidenschaft im Herzen getragen; sie ist gänzlich ausgerottet. Ich bin nicht verliebt in Ihre Tochter, aber ich erkenne mit warmer Vernunft, daß sie mich glücklich machen wird, und ich bin so stolz, zu glauben, sie

werde an meiner Seite zufrieden leben. Ich habe es reiflich erwogen, nimmer kann ich meinen Entschluß bereuen. Nur Ihre, oder Louisen's Abneigung könnten dessen Ausführung hindern.

Vielleicht werden Sie meinen alten Adel mir in's Gedächtniß bringen wollen? — ich sage Ihnen zum Voraus, dieser Einwurf gleitet an meinem Ohr vorüber. Ich bin reich genug, um meinen Kindern ohne Gewissensbisse die armselige Zuflucht eines Maltheserkreuzes oder einer Dompropstei rauben zu dürfen. Uebrigens leben wir jetzt in Zeiten, wo das persönliche Verdienst immer nothwendiger, das erborgte immer entbehrlicher wird. Ich bin so stolz, mir einzubilden, daß ich von Ihrer Seite keine andere Bedenklichkeit zu bekämpfen haben werde. Aber Louise? — ihr Herz muß entscheiden. — Daß Sie dabei jeder Ueberredung sich enthalten werden, dafür bürgen mir Ihre Grundsätze. Ich sende einen Boten mit diesem Briefe ab. Er hat den Auftrag, so lange in Hagebusch zu verweilen, als Sie für nöthig finden werden. Sie bedürfen Zeit, um selbst zu überlegen, um Louisen's Entschluß unübereilt zu vernehmen. Meine Gegenwart hätte, wenn nicht Ihnen, doch ihr, Zwang aufgelegt; deshalb entfernte ich mich, und werde Ihre Antwort in Thorn erwarten. Wenige Stunden nach Empfang derselben, sie falle aus, wie sie wolle, bin ich wieder in Ihren Armen.

Achtundachtzigster Brief.

Wattewol an Bertha.

(Fortsetzung.)

Nun wird es wohl entschieden sein. Vier böse Tage sind verstrichen, seit Wallerstein uns verließ. Zwar habe ich sie zugebracht wie alle die vorigen, aber das frohe Gemüth war nicht mehr dabei. Kein Wunder, daß Louise mir's bald abmerkte; denn ich mag wohl ausgesehen haben, wie meine guten Landsleute, wenn sie ein Volksfest auf Befehl der Franzosen feiern. Ach ja, liebe Bertha! ich kann es mir nicht verhehlen, in meinem Herzen ist ein Groll. Gott behüte mich vor Argem!

„Was fehlt Ihnen?" fragte das herzig liebe Mädchen, „Sie sind nicht heiter wie sonst?" — ich schob es auf die Abwesenheit meines Freundes, und sie ließ das erste Mal den dürftigen Vorwand gelten. Ach! ich lüge so ungern, und muß die belügen, vor der ich so rein und lauter stehen möchte wie vor meinem Gott. Sie schaut mir aber auch in's Herz wie dieser. Den ersten Tag ließ sie vorüber gehen, sprach wenig, schäckerte nicht wie sonst, betrachtete mich oft mit forschendem Ernst. Am andern Morgen wiederholte sie ihre Frage, ich meine kahle Antwort. Sie schüttelte den Kopf und schwieg. Von nun an fragte sie nicht mehr, aber ich las in ihren Blicken, die sie oft mit Wehmuth auf mich heftete, eine stille Angst.

Gestern endlich — Wir saßen eben bei Tische — da

kam ein Bote aus Königsberg, und brachte einen Brief von Wallerſtein. Der Vater erbrach ihn mit ſeiner gewöhnlichen Ruhe, ich aber mochte wohl die Farbe plötzlich wechſeln, denn Louiſe fuhr auf: »Mein Gott! ſind Sie krank?"

»In der That," ſagte der Pfarrer, Sie ſind ſehr blaß geworden." Ich verſicherte hartnäckig, daß ich mich vollkommen wohl befinde, und nahm zum Beweis noch einen Apfel vom Teller, den ich ſchälen wollte, um eine Beſchäftigung zu haben, bei der ich die Augen niederſchlagen könnte. Als ich aber merkte, daß mir die Hände zitterten, gab ich das Schälen auf, biß in den Apfel und ſtellte mich, als ob ich ihn mit großem Appetit verzehrte. Ach! nie iſt eine Arzenei mir ſo ſauer zu verſchlucken geworden! —

Der Pfarrer las den Brief. Ich ahnete den Inhalt und beobachtete ſein Geſicht, Louiſe wiederum das meinige. Als der gute Alte kaum auf die Hälfte gekommen war, ſtand er auf und ging in ſein Zimmer. Unmöglich hätte ich in dieſem Augenblicke mit Louiſen allein bleiben können. »Wo wollen Sie hin?" ſagte ſie, als ich ſchweigend nach der Thür mich wandte, »wir wollten ja gleich nach dem Eſſen ſehen, ob unſere Bienen noch Futter haben?"

»Ich muß an Wallerſtein ſchreiben," gab ich vor, »Ihr Vater wird den Boten vermuthlich bald wieder abfertigen." — Sie ließ mich gehen und ſah mir traurig nach. Ich eilte in unſer Gartenhaus, warf mich auf eine Bank, und lag da in Betäubung länger als ich wußte, denn erſchrocken wurde ich gewahr, daß die Dämmerung ſchon

hereinbrach, als Jemand an mein Fenſter klopfte. Es war Louiſe. Ich ſprang auf und öffnete das Fenſter. Sie hatte geweint. »Ach! kommen Sie doch herüber,« ſagte ſie mit zitternder Stimme, und die Thränen wollten auf's neue fließen, »ich bin ſo ganz allein. — Es wird dunkel — ich ängſtige mich.«

»Ganz allein? wo iſt Ihr Vater?«

»Länger als zwei Stunden war er in ſeinem Zimmer. Ich wollte zu ihm und fand die Thür verſchloſſen; das bin ich nicht gewohnt. Nachher ging er aus, und befahl mir blos im Vorübergehen, den Boten zu bewirthen. Ich ſah ihm lange nach. Er eilte mit haſtigen Schritten dem Walde zu. Dort liegt viel Schnee. Das pflegt er ſonſt nie zu thun. Ich bin beſorgt um ihn. Es wird ſchon dunkel.«

Ich erbot mich ſogleich, ihn aufzuſuchen. Doch eben hörten wir die Klingel an der Hausthür. Er war es. Louiſe flog zurück. Nach wenigen Minuten kam ſie wieder: »Er iſt gekommen,« ſagte ſie, »aber ich habe ihn nicht geſehen. Er iſt gleich wieder hinauf in ſein Zimmer geſtiegen, und ich wage es nicht, ihm zu folgen. Ach! wenn Sie wiſſen, was hier vorgeht, was der räthſelhafte Brief enthält, ſo ſein Sie barmherzig und nehmen Sie meine Angſt von mir!«

Sie rang die Hände und ſah ſo beweglich in den Mond, der eben aufging, daß ich mich vergaß, ihre Hände ergriff, ſie ſeufzend an mein Herz drückte, und eben ſprechen wollte; als der Pfarrer einen Knaben ſchickte und ſeine Tochter zu

ſich rufen ließ. »Wo iſt der Vater?« fragte Louiſe. Oben, erwiederte der Knabe.

»Und dahin ſoll ich zu ihm kommen? — auch das iſt ungewöhnlich — mein Gott! was werde ich hören!« — Sie ging. Ich blieb im Garten. Die Sterne funkelten, es fror; dennoch mußte ich die Bruſt aufknöpfen, um mir Kühlung zu verſchaffen.

Ich ging, Gott weiß wie lange, auf und nieder, bis ich endlich Licht in dem unteren Zimmer ſah. Man deckte den Tiſch. Ich zwang mich, einzutreten, du kannſt denken, in welcher Faſſung. Der Pfarrer war allein, ein einziges Licht im Zimmer, dem ich den Rücken wandte. Er kam mir ſehr freundlich entgegen: »wir haben uns heute wenig geſehen,« ſagte er mit einer Stimme, die mir weicher ſchien als ſonſt. »Ich habe Ihnen noch nicht einmal geſagt, daß ich morgen Abend unſeren Freund zurück erwarte.« Der Bote geht mit Tagesanbruch und findet ihn ſchon in Thorn.« — Weiter ſagte er nichts. Louiſe erſchien nicht eher, bis das Eſſen ſchon auf dem Tiſche ſtand. Sie hatte ſehr geweint, rührte auch keinen Biſſen an, und die Bewegung ihrer Muskeln verrieth einen heftigen Kampf in ihrer Bruſt. Wider ihren Willen brach dann und wann eine einzelne Thräne hervor und ſchlich langſam über ihre blaſſe Wange. Daß ich auch unmöglich eſſen konnte, begreifſt du wohl. Ich wollte ſie nicht anſehen, aber ich war nicht Herr über mich. Auch der Vater ſuchte vergebens ſeine Bewegung zu verbergen. Er und ich füllten unſere

Teller mit Speise, als ob wir großen Hunger stillen wollten, und gaben sie verstohlen wieder weg. Er und ich sprachen einsilbig vom Wetter und vom Barometerstande: die stockende Unterhaltung wurde uns beiden drückend, und auf die Länge dem guten Alten unerträglich.

Er fand zuerst den vertraulichen Ton wieder, der ihm die Herzen öffnet. »Ich bemerke,« sagte er, »daß Sie Louisen mit Befremden ansehen, denn sie hat viel geweint. Sie dürfen aber darum nicht glauben, als wären wir unzufrieden mit einander (er streckte die Hand nach ihr aus, die sie schluchzend ergriff und in Thränen badete); »nein, wahrlich! sie ist meine geliebte Tochter, die mich nie betrübte, und weiß Gott! ich wollte lieber sterben, als ihr Thränen des Kummers entlocken. Nein, Kummer ist es nicht, der sie zu weinen zwingt; nur eine fremde Empfindung, an die sie sich erst gewöhnen muß. Nicht wahr, Louise?« —

Sie stammelte ein kaum vernehmliches Ja, und bat um Erlaubniß zu Bett zu gehen.

»Geh', mein Kind,« sagte der Pfarrer, »auch ich bin ermüdet; unsere Gebete werden sich aber wohl begegnen.« — Louise machte mir eine flüchtige Verbeugung, ließ den ernsten Blick an mir vorüber gleiten und entwich. Der Alte erhob sich gleichfalls.

»Wenn wir,« sagte er, »heute Ihnen räthselhaft scheinen, so argwöhnen Sie ja nicht einen Mangel an Vertrauen. Morgen werden Sie Alles erfahren. Ich habe

kein Recht, Ihrem Freunde vorzugreifen. Gute Nacht.“ — Wir trennten uns. Er wollte an Wallerſtein ſchreiben, und noch lange nach Mitternacht ſah ich Licht auf ſeinem Zimmer.

Ich durchwachte eine bange Nacht. Es iſt entſchieden! wiederholte ich mir wohl tauſendmal, und ſchrie zuletzt die Worte mit ſolcher Heftigkeit in mich hinein, daß ich ſelbſt erſchrack, und froh war, mich allein im Gartenhauſe zu wiſſen. Ich war gleichſam ärgerlich über mein ſtörriſches, taubes Herz, das nicht hören wollte: es iſt entſchieden!

Als wir beim Frühſtück wieder zuſammen kamen, ſchien mir der Pfarrer ſtill, doch heiter, und über Louiſen's blaſſe Geſtalt war eine ſanfte freundliche Wehmuth ausgegoſſen. Ich erklärte, daß ich Wallerſtein entgegen gehen würde. Anfangs wollte der Alte mich begleiten; wie froh war ich, als er ſchleunig zu einem Sterbenden gerufen wurde. Ich blieb mit Louiſen noch einige Minuten allein. Wir konnten beide nicht ſprechen; wir ſcheuten uns, einander anzuſehen. Es war mir doch unmöglich, ſie zu verlaſſen, ohne ein einziges armes Wort. Ich nahm ihre Hand und ſagte aus dem tiefſten Herzen: „Sie werden glücklich ſein! ich weiß Alles!“

Sie ſah mich ängſtlich an; die Thränen brachen wieder hervor. Guter Ernſt — ſtammelte ſie. Ach, Gott! noch nie hatte ſie mich ſo genannt. „Guter Ernſt, auf Ihr Gewiſſen; war das ſeit drei Tagen Ihr Kummer?“

— Nicht um Krone und Scepter hätte ich lügen können. Ich ſagte, Ja. »Nun ſo kann ich auch nie glücklich werden!" rief ſie ſchluchzend und wollte fort. Ich hielt ſie zurück: »um Gotteswillen, was wollen Sie thun?" — denn mit Entzücken und Entſetzen fuhr es mir durch die Seele, mein entſchlüpftes Ja könne ſie zu einem Schritte verleiten, der meines Wohlthäters Glück zerſtören werde. Sie ſah mich traurig an: »was ich thun will? ach! ich darf nur leiden? ſo ſehr mein guter Vater mir auch ſeinen Wunſch verbirgt, ſo habe ich ihn doch errathen. Ein ruhiges, fröhliches Alter erwartet er von mir — von mir! ſeine grenzenloſe Liebe kann ich ihm vergelten — ich kann es — alſo will ich es. Aber Sie müſſen mir beiſtehen. Lieber Wattewyl, verſprechen Sie mir das?"

»So wahr mir Gott helfe!" ſprach ich mit feſter Stimme.

Sie drückte mir zum erſten Mal recht herzlich die Hand und entfloh. Ich ſchwankte auf mein Zimmer, da habe ich dir Alles geſchrieben, und nun iſt mir leichter, und nun gehe ich Wallerſtein entgegen mit friſchem Muthe. Das Wort: »Sie müſſen mir beiſtehen," hat mich erhoben. Sie ſagte nicht, was ſie von mir erwarte, aber ich ahnte es wohl und fühlte Kraft, es zu vollbringen; denn jetzt iſt nicht mehr von mir die Rede — ſie liebt mich! ihr Glück und meines Wohlthäters Ruhe liegen in meinen Händen — was wäre mir da zu ſchwer? —

Neunundachtzigster Brief.

Pastor Gruber an Wallerstein.

Sie haben, mein theurer Freund, einen alten Mann auf eine harte Probe gestellt. Was ich auf der Welt am meisten liebe, meine Tochter, meinen Sohn, soll ich vereinigt zu sehen hoffen. Die bange Sorge um die Zukunft meiner Louise, die einzige, die mein Alter trübt, soll verschwinden — mir soll nichts von Gott zu erbitten übrig bleiben. Welche Versuchung, jede Bedenklichkeit zu unterdrücken, und über mein eigenes Glück die Möglichkeit Ihres Unglücks zu vergessen. Sie glauben Ihr Herz geprüft zu haben? — o, zittern Sie vor Täuschung! — Beantworten Sie mir vor allen Dingen eine Frage auf Ihre Ehre: faßten Sie den Entschluß, meiner Tochter Ihre Hand zu bieten, schon vor unserer Trennung? oder erst nachdem Sie erfahren hatten, Leontine vermähle sich? — im letzteren Falle, den ich vermuthe, darf ich durchaus nicht in Ihre Wünsche stimmen; wenigstens jetzt noch nicht; denn deren Quelle war ein häßliches Gefühl, für welches wir den Franzosen einen Namen abborgen müssen, es heißt Dépit. O, wie viele rasch gefaßte, bitter bereute Entschlüsse veranlaßte in der Welt diese unselige Grollsucht! die nur den peinigt, der Andere peinigen will. Noch einmal auf Ihre Ehre: ist meine Vermuthung richtig, so bedürfen Sie noch Monate, um sich zu prüfen, und ich

fordere, daß Sie dieſe Monate fern von Hagebuſch zubringen.

Aber geſetzt, Sie hatten ſchon bei Ihrer Abreiſe den freundlichen Plan entworfen, ſo begehre ich dennoch Bedenkzeit, nicht für mich, ſondern für Sie. Ja, Sie ſelbſt bekennen, daß nicht Liebe, ſondern Vernunft Sie meiner Tochter zuführt. Vernunft iſt meiſt eine glückliche Eheſtifterin, aber ſie darf nicht im Gefolge einer unglücklichen Liebe erſcheinen; ſie muß ein freies Herz regieren.

Sie glauben Leontinen nicht mehr zu lieben? ich fürchte, Sie irren. Die Bewegung, in welche der bloße Anblick ihrer Unterſchrift Sie verſetzte, möge Sie warnen. Geſetzt, es ſei ein leeres Gerücht, daß Leontine ſich vermählt, und Sie erführen es zu ſpät? — Ich ſchaudere, wenn ich an die möglichen Folgen denke! — Sie werden mir einwenden: auch in dieſem Falle hätten Sie doch ſchon längſt einer Frau entſagt, der Sie unvergeßliche Treuloſigkeit aufbürden? — Laſſen Sie mich, mein ſchwärmender Freund, zum erſten Male meine Meinung ehrlich über dieſe ſpitzfindige — wie ſoll ich es nennen? — Schikane der Liebe ſagen. Ich hielt bis jetzt für überflüſſig, Ihnen zu widerſprechen; allein der Augenblick iſt gekommen, wo es ſchändlicher Egoismus wäre, wenn ich den kleinſten meiner Gedanken verſchwiege. Im Feuer der Leidenſchaft entlockten Sie Leontinen ein Gelübde, das ſie nicht halten konnte und nicht halten durfte. Ich bin überzeugt, ſo wie ich aus Ihren Schilderungen die Frau

kenne, ſie hat ſicher Alles gethan, um den pflichtmäßigen Treubruch zu vermeiden. Es war unmöglich. Soll ſie dafür büßen? — Ihr Gefühl ſagt Ja, meine Vernunft ſpricht Nein. Wir haben ſchon oft verſchieden gedacht; am Ende haben Sie doch gewöhnlich zu meiner Meinung ſich bekehrt. Wie? wenn es auch diesmal geſchehe? aber zu ſpät?

Ich erwarte Sie morgen, nicht um meine Tochter als Braut Ihnen zuzuführen, ſondern um alle dieſe ſchwer wiegenden Bedenklichkeiten noch einmal an Ihr Herz zu legen, und — wenn Sie dennoch beharren — auf längere Zeit von Ihnen Abſchied zu nehmen, damit Sie in der Ferne, von anderen Gegenſtänden umringt, der Dauer Ihrer Geſinnungen verſichert werden mögen. Zürnen Sie nicht, mein theurer Freund, über die nothwendige Zögerung. Bedenken Sie, daß dieſe Verbindung mich und mein einziges Kind eben ſo elend als glücklich machen könnte.

Noch habe ich kein Wort von Louiſen geſagt. Sie hat Ihren Brief geleſen — ſie ſchätzt Sie ſehr hoch — ihr Herz iſt frei. Ein jungfräuliches Erſchrecken konnte ſie nicht bergen, und ohne Zweifel wird ſie mit großer Schüchternheit Ihnen entgegen kommen. Sie weiß, was ich Ihnen ſchreibe, ſie hält folglich weder Sie noch ſich für gebunden. Doch würde ihr kindliches Herz ſich leicht an den Mann ſchmiegen, den ſie längſt gewohnt war, als ihren lieben Bruder zu betrachten. Vielleicht hätte ich ihr Alles

verbergen ſollen, bis ſie meine ängſtlichen Zweifel gehoben; aber Sie müſſen mir das verzeihen: ſeit ſie heran gewachſen, iſt es mir zur ſüßen Gewohnheit geworden, jeden Gedanken, ſelbſt die unreifen, mit ihr zu theilen. Sie iſt unfähig, dies Vertrauen zu mißbrauchen, und Eitelkeit iſt ihrer reinen Seele fremd.

Ich erwarte Sie mit Herzklopfen, und bleibe in jedem Falle

Ihr

treuer Vater.

Neunzigſter Brief.

Wattewyl an Bertha.

(Fortſetzung.)

Nun will ich meinen langen Brief ſchließen. Nun werde ich wohl ſo bald nichts wieder zu ſchreiben haben; denn was kann mir nun noch Merkwürdiges in der Welt begegnen? — Wallerſtein iſt ſchon ſeit drei Tagen wieder hier, ich hätte dir alſo früher das übrige erzählen können; aber ich habe meinen Jammer nicht eher wiederkäuen mögen, bis ich ſagen könnte: nun bin ich gefaßt. Einen ganzen Tag habe ich mit dem Förſter und einem Haufen Bauern auf der Wolfsjagd mich herum getrieben, das hat mir wohl gethan. Ich war ſo ermüdet, daß ich in der folgenden Nacht wirklich ſchlief. Daraus habe ich mir abgezogen: arbeite brav mit Händen und Füßen, vom Morgen bis

auf den Abend, ſo wirſt du wenigſtens in jeder Nacht einige Stunden lang deine Leiden verſchlafen.

Ich ritt meinem Freunde entgegen, eine Meile von hier begegnete ich ihm. Warum konnte ich ihm nicht ſo frei, wie ſonſt, in's Antlitz ſchauen! ich habe mir doch nichts gegen ihn vorzuwerfen. Daß ich Louiſen liebe, iſt doch kein Verbrechen, und das Unglück war ja ſchon geſchehen, ehe ich ſeine Abſichten kannte. Vielleicht hätte ich das Ja nicht ausſprechen ſollen, allein fragte ſie mich nicht auf mein Gewiſſen?

Faſt glaube ich dennoch, es war jenes Ja, das mir nun den freien Blick in ſein Auge raubte. Ich hätte ſie betrachten ſollen als meines Wohlthäters Braut, als ein Heiligthum — da ziemte das Ja mir freilich nicht. Nun, es iſt geſchehen, und ich habe es auch gebüßt; denn gibt es noch ein peinigenderes Gefühl, als das, vor dem Freunde die Augen ſenken zu müſſen?

Wallerſtein bemerkte zum Glück meine Verwirrung nicht. Erzählen ſollte ich ihm, welche Wirkung ſein Brief hervorgebracht. Ich erzählte. Manches ließ ich freilich aus. Ach! unſerem alten Vater habe ich einſt in einer feierlichen Stunde verſprochen, nie die Wahrheit zu bemänteln oder halb zu ſagen, wenn es mir auch Schaden brächte; und nun mußte ich dies Gelübde doch verletzen, und gegen wen! — aber ſprich, Bertha, konnte ich anders? — wollte ich denn mir Qualen erſparen? — nein, ihm, dem Retter meines Lebens. — Wallerſtein zeigte mir den Brief, den

der Pfarrer ihm geschrieben. Der Biedermann warnte ihn, sich nicht zu übereilen, sich wohl zu prüfen; er sollte auf einige Monate Hagebusch verlassen, so rieth der Alte ihm ernstlich, und dann erst erklären, ob er bei seinem Entschluß beharre. Mein Herz bebte, als ich das las. Ein Strahl der Hoffnung brach durch meine Nacht. Ich sah Wallerstein fragend an. »Der gute Alte irrt sich," sprach er mit einem Seufzer, »ich habe nichts mehr zu prüfen, meine Wahl ist entschieden."

Da wurde es wieder dunkel vor meinen Augen. Wir ritten eine Zeit lang schweigend neben einander. Dann hub er an, mir zu erzählen, wie er mit Louisen leben wolle. Er hat Hagebusch gekauft; das Schloß ist nur eine halbe Meile von der Pfarrwohnung entfernt. Er will es zierlich ausbauen, und seinem Schwiegervater einen Gehilfen geben. Der Alte soll bei ihm wohnen, und künftig nur die Amtsgeschäfte verrichten, die ihm nicht beschwerlich fallen. Auch ich soll bei ihm wohnen, und mir ein gutes Weib aussuchen, für Alles will er sorgen. So, meint er, wird es einen kleinen traulichen Zirkel geben, in welchem die thörichten Wünsche der Jugend sich leicht vergessen würden. Er habe stets Kinder geliebt, fügte der Peiniger endlich noch hinzu, er hoffe, Louise werde ihm Kinder schenken, und dann sei er mit mannigfaltig süßen Banden an das Leben gefesselt.

Ich meinte, ich müßte ersticken auf meinem Gaule; es war mir einmal, als sollte ich brüllen! Glücklicherweise rannte ich mit der Stirn gegen einen Baumast, weil ich

des Weges nicht geachtet hatte; der Schlag war so heftig, daß er mich fast der Sinne beraubte. Dieser Zufall, liebe Bertha, hat mich abermals ein Mittel gelehrt, mein Herz zu bändigen, nämlich den körperlichen Schmerz; der ist fürwahr eine wohlthätige Ableitung. Es vergingen mehrere Minuten, ehe ich wieder an Louisen denken konnte. Das war mir heilsam, und ich begreife nun, warum die Mönche in den Wüsten sich so ungeheure Kasteiungen auflegten; die meisten dieser Schwärmer waren sicher unglücklich Liebende.

In der Dämmerung kamen wir nach Hause. Wallerstein stürzte sich in des Vaters Arme. Die Tochter ließ sich nicht sehen. Gott vergelte ihr diese Schonung! ich zitterte vor dem Augenblicke, wo in meiner Gegenwart der Bräutigam den ersten Kuß auf ihre Lippen drücken würde. Ich eilte in unser Gartenhäuschen, wo ich im Finstern auf und nieder ging, bis man mich zum Essen rief. Wallerstein hat mir nachher erzählt, der Pfarrer habe mündlich und mit großem Nachdrucke seine Warnungen wiederholt, doch endlich nachgegeben, da er seines Zöglings unerschütterlichen Ernst gesehen. Dann sei Louise gerufen worden und zitternd erschienen. Ihre Verwirrung, ihre holde Scham hätten ihre jugendlichen Reize so sehr erhöht, daß Wallerstein selbst sich fast eingebildet, er empfinde mehr als Wohlwollen für sie. Der Vater hätte sie in seine Arme geschlossen und noch einmal mit großer Rührung gefragt: ob auch ihr Herz mit seinen und Wallerstein's Wünschen einver-

ſtanden ſei? ob ſie gern und völlig ungezwungen beider Glück machen wolle? ihre Antwort war durch Schluchzen erſtickt worden; ſie hatte ihr Geſicht an des Vaters Buſen verborgen und ihre Hand dem Glücklichen gereicht. Als ich hinüber kam, war ſie ſchon gefaßt, und eben beſchäftigt, den Tiſch zu ordnen. Ich bemerkte wohl, daß ſie zuckte, als ſie mich herein treten hörte. »Guten Abend, lieber Wattewyl," ſagte ſie, noch ohne mich anzuſehen; dann aber warf ſie von der Seite einen Blick nach mir und that einen lauten Schrei! Meine Stirn war nämlich hoch aufgeſchwollen von dem harten Schlage des Baumaſtes. Wallerſtein erklärte ihr das ſogleich, und ſie eilte, ohne zu antworten, ängſtlich hinaus. Nach einigen Minuten kam ſie wieder mit einem Umſchlag von warmen Wein, hieß mich niederſetzen, trat vor mich hin und verband mir die Stirn. Ich wählte dieſen Augenblick, um ihr ſtammelnd Glück zu wünſchen, denn das mußte doch geſchehen um der Andern willen. Sie ſagte kaum hörbar: ich danke, aber ihre Hände zitterten, das fühlte ich an meinem heißen Kopfe, und eine koſtbare Thräne fiel auf meine Wange herab.

Bei Tiſche war der Alte ſo heiter, als ich ihn noch nie geſehen. Er ließ Wein bringen und verjüngte ſich mit jedem Glaſe. Fürwahr ſein Antlitz ſtrahlte von ſtiller Freude. Louiſe bemerkte das, und es gab auch ihr eine ſanfte heitere Stimmung. Den Bräutigam, der ihr gegenüber ſaß, blickte ſie nur verſtohlen an, aber auf ihres Vaters verklärtem Geſichte ruhte ihr Auge mit ſüßem Wohlgefallen.

Gegen das Ende der Mahlzeit erhub der Pfarrer ſein Glas, und ſtimmte ein ſchönes Lied an die Freude an. Louiſe mußte mit ſingen. Ich hörte das Lied zum erſten Male, es ergriff mich gewaltig. Ein Vers kommt darin vor: auch die Todten ſollen leben! Da blickte der Alte mit naſſen Augen auf ſeine Tochter, ſtieß an ihr Glas und ſagte: Deine Mutter! — Louiſe ſprang auf, und fiel laut weinend ihm um den Hals. »Wenn deine gute Mutter wüßte,« rief er aus, »wie glücklich du deinen Vater machſt!« —

»O, dann bin auch ich ganz glücklich!« ſchluchzte Louiſe und ergriff ihr Glas.

Auch die Todten ſollen leben! wiederholte der Alte feierlich; »ja, ſie leben! ſie wiſſen von uns.« — Wir Alle wurden ſtill. Es war als rauſchte es im Zimmer. Wallerſtein ſchien tief gerührt. Louiſe reichte ihm ihre Hand und ſagte mit holder Wehmuth: »ich will thun, was in meinen Kräften ſteht, um Ihre Liebe zu gewinnen.« — Wallerſtein ſchlug den Arm um ſie und küßte feurig die dargebotene Hand. Mein Herz wollte mir zerſpringen. Ich konnte es nicht länger mit anſehen. Die Beule am Kopfe mußte mir einen Vorwand leihen, die Wunde im Herzen zu verbergen. Louiſe hat ſie dennoch bluten ſehen.

Ich ſchlich in meine Kammer. — Nun iſt's vorbei! — nun gehe ich Louiſen aus dem Wege und ſie mir. Das iſt doch wahrlich Alles, was man ehrlicher Weiſe von uns fordern kann. Wird es mir zu ſauer, nun ſo gibt es ja Gott

lob noch Krieg genug in der Welt. Ich ziehe gegen die Franzoſen und helfe mein armes Vaterland rächen. Für's Erſte ziehe ich aber gegen die Wölfe, das kommt ja ſo ziemlich auf eins heraus. Eine ganze Woche lang habe ich dem Förſter verſprochen, mit ihm durch die Wälder zu ſtreifen. Gib Acht, das wird mir wohl thun. Es liegt noch Schnee in den Wäldern, da wird es herrlich kalt ſein. Ich möchte mich hinein vergraben und erſtarren.

Einundneunzigſter Brief.

Frau von Thümen an ihren Gemahl.

Sallmküll.

Mein geliebter Mann. Der Zuſtand unſerer Freundin iſt weit bedenklicher, als wir vermutheten. Ich fürchte, ſie welkt dem Grabe zu. Am Abend meiner Ankunft glaubte ich ſie an Leib und Seele bei weitem nicht ſo krank. Ihr Auge funkelte, ihre Wange blühte, ſie war heiter und geſprächig. Aber ich merkte bald, daß nur die Freude über meinen Beſuch dieſe kurze Anſpannung ihrer reizbaren Nerven erzeugt hatte. Schon am andern Morgen kam ſie mir bleich, mit erloſchenem Blick entgegen. Sie geſtand, die Freude habe nachtheilig auf ſie gewirkt, doch ſprach ſie leicht davon und meinte, es werde bald vorüber gehen. Allein von ihrem Kammermädchen erfuhr ich, ſie habe viel Blut geſpien und leide ſchon ſeit einigen Wochen an dieſem bedenklichen Uebel. Ich kann es nicht vermeiden,

daß meine Gegenwart es noch mehr aufregt. Sie hat schon so lange Niemanden um sich gehabt, dem sie ihr Herz ausschütten konnte; nun fließt es über, und sie spricht den ganzen Tag nur von ihm, von unserm edlen Freunde, der dieses Kleinod verkennt.

Ich weiß jetzt Alles. Es war eine Zeit, wo seine stürmische Liebe sie verleiten wollte, von ihrem Manne sich zu scheiden. Sie widerstand, um ihres alten Vaters willen, den sie zu kränken fürchtete; auch um Arlhofen's willen, der, ihres Vermögens und ihrer Person zugleich beraubt, plötzlich arm und vielleicht auch unglücklich geworden wäre. Das, meinte sie, hätte er doch nicht um sie verdient, weil er sie immer schonend, und, nach seiner Art, mit Liebe behandelt habe. Doch um Wallerstein so viel sie durfte zu befriedigen, besonders um von den Qualen seiner Eifersucht ihn zu befreien, legte sie das seltsame Gelübde in seine Hand, von jenem Augenblicke an nur den Namen von Arlhofen's Gattin zu tragen, ihm nichts zu sein als Freundin und Schwester. Sie hielt Wort. Die Begebenheit mit Fräulein Lamm ist dir bekannt, so wie das edle Opfer, welches Leontine brachte.

Dieses Opfer hat ihr den Geliebten, wie es scheint, auf ewig geraubt. Er ist im Irrthum gleich der Welt. Vielleicht kam es nur auf ihn an, diesen Irrthum aufzuklären; allein er schrieb ihr ein eiskaltes Billet, machte keinen Versuch, sie wieder zu sehen, verkaufte sein Gut und zog aus dem Lande, Niemand weiß wohin. Daß er sie treulos

glaubt, nagt noch bitterer an Leontinen's Herzen, als ſein Verluſt. Um von dieſem Irrwahn ihn zurück zu führen, gäbe ſie ihr Leben, allein ſie fürchtet, daß eine aufgedrungene Erklärung einer Bitte um Zurückgabe ſeines Herzens ähnlich ſehen würde; ſie iſt ſich ihres Werthes bewußt, und wird ſich nimmer dazu entſchließen, auch wenn ſie ſeinen Aufenthalt erforſchen könnte. Folglich hat ſie jeder Hoffnung entſagt, nur nicht der, bald zu ſterben. Sie ſpricht ſo ruhig rührend von ihrem nahen Tode, und Alles, was ſie umgibt, nährt ihre tiefe Schwermuth, denn überall findet ſie Spuren von dem Geliebten, der einſt hier wohnte.

Ihr Zuſtand quält mich unausſprechlich. Vergebens habe ich ſie überredet, nach der Stadt zu reiſen, ſie will ſich von Sallmküll nicht trennen, ſie will in ſeinem Zimmer ſterben. Mein dringendes Bitten hat ſie doch endlich vermocht, einen Arzt holen zu laſſen, mir zu Liebe, ſagte ſie lächelnd. Seit zwei Tagen iſt der Arzt im Hauſe, hat ſie beobachtet, den Kopf geſchüttelt und endlich erklärt, ſie müſſe in ein Bad reiſen. Lange wollte ſie davon durchaus nichts hören. Meine Thränen rührten ſie, ſie weinte mit mir, aber ſie gab nicht nach. Ich nahm meine Zuflucht zur Religion. Leontine iſt fromm. Ich ſagte ihr geradezu, ſie mache ſich eines Selbſtmordes ſchuldig, wenn ſie nicht Alles thue, um ihr Leben zu retten. Ob dieſer Grund auf ſie wirkte, oder ob die hingeworfene Bemerkung ſie erſchütterte, daß ſie vielleicht Wallerſtein irgendwo antreffen,

wenigſtens von ihm hören werde — das wage ich nicht zu entſcheiden. Sie wurde nachdenkend, und hatte endlich keine andere Ausflucht mehr, als daß ſie doch allein unmöglich reiſen könne. Ich ſprach mit dem Arzt, und machte ihn willig, ſie zu begleiten. »Der Mann iſt zu jung,« ſagte ſie lächelnd, »er bringt mich noch um den letzten Reſt von meinem guten Rufe.«

So ſteht es jetzt mit ihr. Sie hat ſich noch immer nicht entſchloſſen, allein ich hoffe doch, es werde meinen heißen Bitten gelingen, ihre Bedenklichkeiten zu überwinden. Der Frühling naht. Reiſt ſie nicht, ſo wird ſie den Herbſt ſchwerlich erleben.

Ich bin eine glückliche Frau, allein ich bekenne dir, mein guter Mann, daß der Tod dieſer Edlen mein Glück auf lange Zeit trüben wird. Könnte ich ſie retten, es gäbe nur wenige Opfer, deren ich unfähig wäre; mein eigenes Leben gehört nicht darunter, wenigſtens nicht um meiner ſelbſt willen.

Bald kehrſt du nun nach Petersburg zurück. Wann forderſt du, daß ich zu dir komme? Wir waren faſt noch nie getrennt, du kannſt dir alſo meine Sehnſucht denken. Dennoch wünſche ich, du möchteſt mich hier laſſen, bis Leontine in den Wagen ſteigt. Ich bringe dir ſonſt ein kummervolles Weib zurück.

Zweiundneunzigſter Brief.

Antwort des Herrn von Thümen.

Du mußt mit ihr in den Wagen ſteigen. Ja, meine theure Karoline, du mußt ſie begleiten. So ſchwer mir auch die Trennung von dir wird, ſo wanke ich doch nicht einen Augenblick. Denke, wie du hilflos im Kruge lagſt mit deinem Säugling an der trockenen Bruſt, und der Engel zu dir trat. Danke Gott mit mir, daß er uns eine Stunde erleben laſſen, in der wir zeigen können, daß wir Wohlthaten nicht vergeſſen. Hoffe mit mir, daß uns der Himmel doppelt günſtig ſein werde, denn mir ahnet, du wirſt Leontinen für Wallerſtein erhalten, für den Mann, dem wir unſer ganzes Glück verdanken. Das Blut ſteigt mir zum Kopfe und das Waſſer in die Augen, wenn ich dieſe Möglichkeit mir denke. Und warum nicht? warum könnte es nicht geſchehen? — Gewiß liebt er ſie noch — gewiß leidet er gleich ihr — der Wahn muß ihm entriſſen werden — ja, liebe Karoline, wir müſſen Leontinen's Geheimniß verrathen. Ihr ziemt das nicht, aber uns. —

Wende mir nicht ein, daß du ihr Verſchwiegenheit gelobt haſt. Deinem Manne darfſt du nichts verſchweigen, auch hat ſie dir nicht auferlegt, ihr Schickſal mir zu verheimlichen. Die Hauptſache hat ſie mir ja ſelbſt in Petersburg vertraut, und mehr braucht er nicht zu wiſſen. Kurz, ich bin entſchloſſen, Alles aufzubieten, um dieſes edle Paar zu vereinigen. Schaffe mir nur ſchnell Wallerſtein's

Adreſſe. Ich ſchreibe an ihn, oder, wenn mein Dienſt es nur irgend erlaubt, ſo reiſe ich ſelbſt zu ihm.

Führe du indeſſen Leontinen in's Bad. Ich lege dir einen Wechſel auf Hamburg bei, damit deine Delikateſſe dich nirgend in Verlegenheit bringen möge. Noch einen Brief, nur noch Einen, erwarte ich aus Sallmküll von dir. Er enthalte Wallerſtein's Adreſſe, und, wo möglich, die Nachricht von eurer Abreiſe. — Unſere Kinder ſind geſund und grüßen dich.

Dreiundneunzigſter Brief.

Frau von Thümen an ihren Gemahl.

Zur Hälfte, mein geliebter Mann, iſt dein Wunſch erfüllt. Mein Anerbieten, Leontinen zu begleiten, hat ihren ſchwankenden Entſchluß beſtimmt. Sie hat es mit lebhafter Freude aufgenommen, die Anſtalten werden jetzt haſtig betrieben, ſo haſtig, daß ich hoffe, wir können noch mit der letzten Schlittenbahn Königsberg erreichen. Ich danke dir, mein guter Thümen! Du biſt zugleich meinem Wunſche zuvorgekommen, den ich nicht zu äußern wagte. Auch ich werde nie vergeſſen, daß das Leben unſers Eduard, der uns ſo viele Freude macht, ein Geſchenk dieſer Edlen iſt. Ich hätte, ſelbſt an deiner Seite unter meinen Kindern, des Lebens nicht mehr froh werden können, wenn ich ſie hätte verlaſſen müſſen.

Möchte ich doch im Stande ſein, auch dein zweites

Begehren zu erfüllen. Wallerſtein's Aufenthalt iſt für Jedermann ein Geheimniß. Er hat einen Vetter hier in der Nähe, der ſein Bevollmächtigter bei dem Verkaufe des Gutes war. Von ihm glaubte ich ſichere Nachricht einzuziehen; gern hätte ich ſelbſt mit ihm geſprochen, allein unter welchem Vorwand ſollte ich von Leontinen mich entfernen? ich wandte mich daher an ihr Mädchen, ein gutes, treues Geſchöpf, das du auch ſchon in Petersburg geſehen haſt. Ich unterrichtete ſie. Leontine bedarf ihrer ſelten, eine Abweſenheit von einigen Stunden blieb daher unbemerkt.

Sie brachte mir die Antwort: Wallerſtein habe bisher durch einen Bankier in Königsberg an den Vetter geſchrieben, ſeit dem Verkauf von Sallmküll ihm aber gemeldet, er ſei geſonnen, eine weite Reiſe zu unternehmen, und bitte ihn, ſich vor der Hand nicht weiter um ihn zu bekümmern, da er unmöglich beſtimmen könne, wo die Briefe ihn treffen würden. Der Vetter mußte ihm zuletzt ſein ganzes Vermögen in Wechſeln überſenden, und hat ſeitdem nichts weiter von ihm gehört. Es ſcheint daher leider wohl, er habe ſein Vaterland auf immer verlaſſen, und wer weiß, in welchen fremden Welttheil ihn ſein gequältes Herz getrieben. Vielleicht kannſt du durch die ruſſiſchen Geſandtſchaften ihm auf die Spur kommen, das iſt meine letzte, ſchwache Hoffnung.

Lebe wohl! umarme unſere Kinder. Von der Reiſe ſchreibe ich dir oft.

Vierundneunzigster Brief.

Bekanntmachung in der Hamburger-Zeitung.

Der ruſſiſch-kaiſerliche Major und Ritter, Herr von Wallerſtein, aus Liefland gebürtig, wird von Endesunterzeichnetem benachrichtigt, daß ein äußerſt wichtiger Brief für ihn zu Berlin, Dresden, Wien und Hamburg in den Kanzleien der ruſſiſchen Geſandtſchaften daſelbſt, in gleichlautenden Abſchriften niedergelegt worden. Man beſchwört ihn, ſo ſchnell als möglich, von dem nächſten dieſer genannten Orte den Brief abholen zu laſſen, an dem vielleicht das Glück mehr als Eines edlen Menſchen hängt.

Der Schloßhauptmann
von Thümen.

Fünfundneunzigſter Brief.

Wattewyl an Bertha.

Es hat ſich etwas höchſt ſeltſames zugetragen. Seit einigen Wochen lebten wir, als ſei eigentlich gar nichts vorgefallen. Louiſen's Vermählung ſollte zwar im nächſten Monat gefeiert werden, allein, dieſe Erklärung ausgenommen, ſah man weiter keine Spur davon. — Der Bräutigam war ernſt, die Braut ſchüchtern, ein Fremder hätte ihr Verhältniß nie errathen. Mir ſelbſt wurde leichter dabei. Ich konnte wieder mit Louiſen ſprechen, ihr wieder in's Auge ſehen, und überredete mich, es ſei noch lange hin, ehe unſer beider Schickſal unwiderruflich entſchieden werde.

Auch der Alte ſchien von ſeinem erſten Freudenrauſch erwacht zu ſein. Er beobachtete mit ſtillem, bisweilen mit düſterem Ernſt die Verlobten; ihre kühle Höflichkeit entlockte ihm manchen verſtohlenen Seufzer, manches leiſe, nur von mir bemerkte Kopfſchütteln. Ach! ich war ſo ſchlecht, mich darüber zu freuen. Es wird gewiß noch anders werden, dachte ich bei mir ſelbſt: der edle Pfarrer wird nicht dulden, daß ein ſo herzig liebes Mädchen ohne Liebe ſich vermähle; und in der That, liebe Bertha, ich möchte ſchwören, der Vater habe ſchon beſchloſſen gehabt, ein Paar zu trennen, das nur Gehorſam, und — wie ſoll ich es nennen? — verliebter Verdruß zuſammen führte. Ich las dies Vorhaben in ſeinen Augen, denn du glaubſt nicht, wie ſcharfſichtig die Liebe mich gemacht hat.

Nun aber, was geſchah? — Zeitungen werden hier nicht gehalten, denn wir bekümmern uns um die Welthändel nicht. Aber Wallerſtein hat neulich aus Königsberg von einer Modehändlerin allerlei Tand verſchrieben, für Louiſen, verſteht ſich, die er doch wahrlich auch nicht verſchönern würde. Es kommt eine große Kiſte ſo leicht wie eine Schachtel. Sie wird ausgepackt. Da ſind Hauben und Bänder und Blumen, jedes Stück ſauber und leiſe in weiches Papier gewickelt, meiſt alte Zeitungen. Wir ſtehen Alle darum herum, Louiſe muß eines nach dem andern auskramen — es war recht ärgerlich, denn ich bemerkte wohl, daß ſie über die luftigen Dinger eine geheime Freude hatte.

Plötzlich werde ich gewahr, daß Wallerſtein erblaßt. Sein Auge haftete ſtarr auf einem weggeworfenen Zeitungsblatte. Er nahm es vom Tiſche mit zitternder Hand, das ſah ich deutlich, er wollte es aber nicht merken laſſen, drehte ſich langſam um und ſchlich hinaus. Den Pfarrer und Louiſen hatte er glücklich getäuſcht, mich nicht. Abends bei Tiſche war er ſehr zerſtreut und klagte über Kopfſchmerzen. Ich hörte ihn die ganze Nacht in ſeinem Zimmer auf und nieder gehen. Am andern Morgen mußte ich eilig, unter dem Vorwand von Geldgeſchäften, mit einem Briefe an den ruſſiſchen Geſandten in Berlin nach Thorn reiten, und von dort eine Staffette abfertigen laſſen. Bis zu deren Wiederkunft verlebte er ſeine Tage in ſichtbarer Unruhe. Sie kam endlich und brachte ihm einen Brief, den er haſtig entſiegelte, und, nachdem er ihn flüchtig überblickt, faſt ſinnlos zur Thür hinaus ſtürzte.

Ich erſchrak und folgte ihm. Er nahm den Weg nach dem Walde ohne Hut, ohne Oberrock. Ich hörte, daß er mit ſich ſelber ſprach, ich ſah, daß er einigemal mit der Hand ſich vor den Kopf ſchlug. Mich ergriff eine gewaltige Bangigkeit. Ich verdoppelte meine Schritte, um ihn einzuholen, und machte ſo viel Geräuſch als ich konnte. Er wurde mich endlich gewahr. — O, Bertha! ſeine Züge waren ganz zerrüttet. »Laß mich jetzt allein!« rief er mir zu, »um Gotteswillen! laß mich allein!«

Ich mußte gehorchen, verlor ihn aus dem Auge, brachte mehrere Stunden in großer Angſt um ihn hin,

und getraute mich dennoch nicht, die Hausgenossen zu beunruhigen. Endlich kam er zurück. Der Sturm hatte sich gelegt, wenigstens schien er jetzt Herr über seine äußern Bewegungen; aber das eingesunkene Auge, in dessen Höhle eine tief liegende Kohle zu glühen schien, verrieth einen blutigen Kampf in seinem Innern. Wahrlich, er sah aus wie ein Mörder. Mich nahm er hastig bei der Hand:

»Lieber Wattewyl,« sagte er, »ich kann und will dir nicht verhehlen, daß etwas seltsames in mir vorgeht; doch verlange jetzt nicht zu wissen was. Du sollst es erfahren, du allein, nur frage nicht. Geh' hinüber, sage dem Pfarrer, ich sei nicht wohl, ich werde heute nicht zum Essen kommen; eine kleine Verkältung — ich habe mich zu Bett gelegt, man möge mir Thee schicken und sich weiter nicht um mich bekümmern. Morgen werde Alles vorbei sein. Aber so lieb dir meine Freundschaft ist, sage weiter kein Wort.«

Ich that, was er begehrte, holte ihm selbst den Thee, fand ihn schreibend, wollte bei ihm wachen, er verbot es mir. Mein Zimmer stößt an das seinige, nur eine dünne Wand trennt uns. Ich konnte auch nicht schlafen, denn ich liebe ihn ja so herzlich. Er schrieb eine Viertelstunde, dann ging er auf und nieder, dann warf er sich aufs Bett und stöhnte, dann schrieb er wieder ein Weilchen, und so trieb er es die ganze Nacht. Am Morgen sandte er einen Brief nach Petersburg auf die Post. Dann rief er mich und wiederholte sein Verbot, von dem, was ich gesehen oder vermuthen möchte, drüben auch nur das mindeste

zu verrathen. »Gern,« ſagte er, »würde ich dir ſogleich Alles vertrauen, allein ich kann, ich darf nicht eher, als bis nach meiner Vermählung.«

Der Alte unterbrach uns. Er kam, ſich nach Wallerſtein's Befinden zu erkundigen, und erſchrak, als er ſeine Geſtalt ſo verändert fand. »Es hat nichts zu bedeuten,« ſagte Wallerſtein mit einer Entſchloſſenheit, die er, ſeit Abſendung des in der Nacht geſchriebenen Briefes, gänzlich wieder in ſeiner Gewalt zu haben ſchien. »Es ſoll nichts zu bedeuten haben,« wiederholte er mit großem Nachdruck. »Wollen Sie meine Geneſung vollenden, mir Geſundheit und Ruhe wieder geben, ſo ſchieben Sie meine Verbindung mit Louiſen nicht länger auf.«

Betroffen, doch angenehm überraſcht (ſo kam es mir vor) ſah ihn der Pfarrer mit großen Augen an. Wallerſtein faßte ſeine Hand und bat mit einer ſolchen Heftigkeit um Beſchleunigung, daß der gute Alte nach einigen ſchwachen Bedenklichkeiten verſprach, am nächſten Sonntage ſeine Wünſche zu erfüllen. Auf welche Folter dieſe Verhandlung deinen armen Bruder ſpannte, brauche ich dir nicht zu beſchreiben. Ich verſuchte einigemal mich zu entfernen, und war doch wie auf den Platz gebannt, konnte nicht weichen, ohne mein Urtheil aus des Pfarrers Munde vernommen zu haben. Jetzt rannte ich hinaus. Sie blieben wohl noch eine Stunde beiſammen. Es ſcheint, Wallerſtein habe alle die Wolken zerſtreut, die in der Seele des Greiſes nach und nach aufgeſtiegen waren.

Was in mir vorging, davon laß mich schweigen. Bald suchte ich mich zu überreden, es sei meine Pflicht, trotz Wallerstein's Verbot, dem Pfarrer Alles zu entdecken; denn was konnte jene Zeitung, was der räthselhafte Brief enthalten? — Nachrichten aus Liefland, das schien mir klar; Nachrichten, die seine alte Liebe plötzlich wieder geweckt; zwischen ihr und neuen Pflichten, die seine Redlichkeit vielleicht für unauflöslich hält, einen Kampf erregt hatten. Und wenn es sich so verhielt, sollte ich denn nicht wider seinen Willen ihm künftige Reue ersparen? — Er liebt ja Louisen nicht, das hat er selbst bekannt, und sicher hat der Alte schon oft seine Kälte schmerzlich bemerkt. Ja, ich bin fast überzeugt, der kluge Greis hätte längst die Verbindung aufgehoben, wenn nicht sein eigener Lieblingswunsch über die Gefahren der Zukunft ihn verblendete.

Solche Betrachtungen zogen mich mehr als Einmal auf des Pfarrers Schwelle; aber — daß ich selbst Louise liebe, das stieß mich immer wieder zurück. Mich warnte mein Gewissen: »die Quelle ist nicht rein, aus der dein Handeln fließt. Wer bürgt dir für Selbsttäuschung? Wie magst du dich überreden, das Geheimniß errathen zu haben? — Warum vermuthest du Nachrichten aus Liefland? — hat doch Wallerstein nur nach Petersburg geschrieben? nachdem er einen Brief, nicht aus Liefland, sondern von der russischen Gesandtschaft in Berlin erhalten? — Wie stimmt das mit deiner Vermuthung zusammen? — Was hat seine Liebe mit einer alten Zeitung und mit der russischen Gesandt-

ſchaft gemein? — Vielleicht iſt er aufgefordert worden, wieder in Dienſte zu treten; vielleicht iſt ſein Vermögen in Gefahr; wer kann alle Möglichkeiten erforſchen, die ihm leicht heftige Unruhe verurſachen konnten, ohne in der geringſten Beziehung mit Frau von Arlhofen zu ſtehen? — Er iſt der redlichſte Mann auf der Welt; er bittet um Beſchleinigung der Vermählung — folglich muß er gute Gründe haben; mit welchem Rechte darfſt du verrathen, daß ihn ein Geheimniß drückt?" —

So ſchwankte ich hin und her, blieb unthätig, zwar immer mit meinem Herzen im Kampfe, aber doch mit meinem Gewiſſen in Frieden. Mir wird nun des Räthſels Auflöſung ewig verborgen bleiben, denn Louiſen's Vermählung beizuwohnen, oder vermählt ſie wieder zu ſehen — nein, das vermag ich nicht. Mein Entſchluß iſt gefaßt, ich trenne mich von Wallerſtein — ich muß mich von ihm trennen! —

Sechsundneunzigſter Brief.

Herr von Thümen an Wallerſtein.

Ihnen, mein Wohlthäter, verdanke ich mein ganzes Glück. Jetzt erreicht es den höchſten Gipfel, denn Sie werden mir das Ihrige verdanken. Sie liebten Frau von Arlhofen, gewiß Sie lieben ſie noch; denn ich begreife, daß ein Herz, von dieſem Engel beſeſſen, nie ein anderes Bild aufnehmen kann. Ein unſeliger Irrwahn hat Sie

von ihr getrennt. Sie glaubten ſie Ihrer Liebe unwerth. O, kehren Sie ſchnell zu ihren Füßen zurück! und beweinen Sie die verlornen Stunden. Erinnern Sie ſich des Fräulein Lamm? einer Verwandtin von Arlhofen, die er ſeiner Gemahlin als Geſellſchafterin aufdrang? — Kurz vor ſeiner Abreiſe zur Armee verführte er dies arme Geſchöpf; die Folgen wurden ſichtbar; ſie entdeckte ſich verzweifelnd der edlen, beleidigten Frau. Um die Ehre der Unglücklichen und die ihres unwürdigen Gemahles zu retten, übernahm Leontine die Mutterrolle, und führte das Mädchen nach Petersburg, wo es im Kindbette ſtarb. Ich ſelbſt bin Augenzeuge, und verpfände mein Ehrenwort für die Wahrheit dieſer ſeltenen Begebenheit.

Alles übrige errathen Sie leicht. Frau von Arlhofen gelobte der Sterbenden Verſchwiegenheit und hielt Wort. Vielleicht hätte ſie, nach ihres Mannes und des Kindes Tode, bei Ihnen eine Ausnahme gemacht; allein Ihre bittere Kälte ſchreckte ſie zurück. Sie glaubte ſich von Ihnen nicht mehr geliebt; ſie vertrauerte ihre Tage und wünſchte ſich den Tod, der ſie zu erhören ſchien; denn ich kann Ihnen nicht verbergen, daß ſie noch jetzt am Rande des Grabes wankt. Meiner Frau iſt es endlich gelungen, ſie zu einer Reiſe nach Karlsbad zu überreden, von der ich ihre Geneſung zu hoffen wage. Am ſicherſten wird dieſe Hoffnung in Erfüllung gehen, wenn Sie dieſen Brief nicht zu ſpät erhalten. Sind Sie noch in Deutſchland, ſo haben wir gewonnen, denn ich zweifle keinen Augenblick,

daß Sie, gleich nach Empfang dieſer Zeilen, ſich in den Wagen werfen, und nach Karlsbad fliegen werden. — O, Freund! welchen Engel haben Sie verkannt! — Eilen Sie, Ihr Unrecht wieder gut zu machen! — Ich habe nichts weiter hinzuzufügen, als die heilige Betheuerung, daß der Schritt, welchen ich jetzt thue, ohne Vorwiſſen der Frau von Arlhofen geſchieht.

Siebenundneunzigſter Brief.

Wallerſtein's Antwort.

Sie haben mir einen Dolch in die Bruſt geſtoßen. Ich werde an der Wunde verbluten. Ich verabſcheue mich ſelbſt! ich bin ein Elender! ich verdiene Ihr Mitleid nicht! und doch — wenn ich meine Qualen Ihnen ſchildern könnte, Sie würden ſchaudern. — Ich will es in zwei Worte faſſen: ich liebe Leontinen bis zur Raſerei! aber ich bin gebunden, ich kann nicht mehr zurück. Die Tochter eines edlen Greiſes, den ich von Jugend auf als meinen Vater ehrte, iſt meine Braut. Wie es damit zugegangen, mögen Sie errathen, nur vermuthen Sie von meinem Herzen keinen Wankelmuth. Mein Entſchluß war ein Werk der Vernunft und Dankbarkeit. Meine Ueberredung hat dem alten Manne ſeine Einwilligung entriſſen — jetzt findet er ſein ganzes Glück in dieſer Verbindung; jetzt ſind Verwandte und Bekannte davon unterrichtet, der Vermählungstag iſt angeſetzt. — Soll ich nun ein unſchuldiges

Mädchen verlassen? dem Spotte Preis geben? soll ich das graue Haar meines Lehrers, meines väterlichen Freundes, mit Jammer in die Grube bringen? weil ich seine Warnungen verschmäht? weil ich ihn selbst gezwungen habe, auf meine Rechtlichkeit zu bauen? — Nimmermehr! —

O, ich weiß, ich bin noch frei; nur ein Wort, und alle Bande sind gelöst. Aber ich weiß auch, daß dieses Wort des edlen Greises Herz brechen würde — nie werde ich es aussprechen. — Wenn Sie diesen Brief erhalten, bin ich schon vermählt, vielleicht auch schon todt. Gleichviel. — Ich war ein Elender, der den höchsten Edelmuth nur darum verkannte, weil er sich selbst dessen unfähig fühlte. Soll nun die edle Familie, der ich jetzt angehöre, mein Verbrechen büßen? — Nein, so wahr ich in diesem Augenblicke die Qualen der Hölle leide, ich werde meine Pflicht erfüllen, und Leontinen nie wieder sehen! — Gott mache sie glücklich! — O, daß ich selbst wünschen muß, von ihr vergessen zu werden! — Kann das nur geschehen, indem sie mich verachtet, Freund, so erzählen Sie ihr von mir die schändlichsten Dinge, ich bitte Sie darum! — Lieber gäbe ich zwar mein Leben, als ihre gute Meinung von mir hin; aber ich fühle es, nicht mein Tod, nur meine Verworfenheit kann sie beruhigen; darum will ich auch dies schwerste Opfer bringen. Verleumden Sie mich — um Gotteswillen! — verleumden Sie mich bei ihr! —

Leben Sie wohl! nie werden Sie wieder von mir hören, nie erfahren, wo ich bin. Ich bleibe Ihr Freund bis in

den Tod, Sie ſind der meinige; aber in dieſem Augenblicke ſcheiden wir auf ewig. Nicht einmal zu wiſſen verlange ich, ob Leontine lebt? ich habe in dieſer Welt nichts mehr mit ihr gemein; in jener wird ſie mir verzeihen um meiner unausſprechlichen Leiden willen.

Achtundneunzigſter Brief.

Frau von Thümen an ihren Gemahl.

Oſtromezke an der Weichſel.

Vergib mir, lieber Mann, wenn ich dir minder oft ſchreibe, als du vielleicht erwarteſt. Fürwahr es liegt nicht am guten Willen, aber ich finde ſo ſelten Zeit. So ſchwer es hielt, Leontinen zu der Reiſe zu überreden, ſo ſchnell hingegen eilen wir jetzt von Stadt zu Stadt. Ihre Kränklichkeit macht ſie ungeduldig, immer will ſie vorwärts, überall findet ſie Langeweile. Trotz ihrer Schwäche beſteht ſie darauf, Tag und Nacht zu reiſen. Nur auf dem Gute ihrer Freundin in Liefland haben wir uns zwei Tage aufgehalten, und da war ſie ziemlich heiter. Meinen Brief von dort wirſt du empfangen haben. Seitdem hat ſie mir wahrhaftig keinen Augenblick vergönnt, um meine Feder einzutauchen. Selbſt in Riga und in Königsberg haben wir blos Pferde gewechſelt. Am letztern Orte fand ich deinen Brief mit der Einlage von Wallerſtein.

Ich habe lange geſchwankt, ob ich ihn Leontinen zeigen ſollte oder nicht. Auf einer Seite wäre es vielleicht

sehr heilsam, ihr jede Hoffnung auf immer zu benehmen; denn ob sie gleich oft behauptet, sie nähre nicht die kleinste mehr; so verräth sie doch bisweilen unwillkürlich, daß ihr ganzes Herz noch immer in Hoffnung schwimmt, aus Hoffnung Leben saugt. Aber täglich wird dieser Lebensquell durch Täuschungen vergiftet, und was reibt schneller auf, als solch ein ewiger Wechsel von mühsamen Emporklimmen und plötzlichem Herabstürzen! Besser schien es mir daher, das unabwendbare Schicksal ihr nicht zu verheimlichen. — Auf der andern Seite hingegen ist ihr Körper jetzt so schwach, daß eine plötzliche Erschütterung ihr vielleicht das Leben kosten würde. Darum will ich schweigen, bis Reisen, Baden und mancherlei Zerstreuungen ihre Lebenskraft gestärkt haben. Ueber Wallerstein's Verfahren mag ich nicht aburtheilen. Wenn nur nicht versteckte Sinnlichkeit ihn hingerissen hat; denn du selbst, lieber Thümen, hast mir oft bekannt, daß Liebe euch Männer nicht, wie uns, vor Sinnlichkeit schützt.

Hier in einem Dorfe an der Weichsel, hier mußte Leontine endlich verweilen, denn der Strom geht so stark mit Eis, daß Niemand wagt, überzuschiffen. Zwar, unsere Freundin wollte ohne Bedenken ihr Leben in Gefahr setzen, sie bestand darauf, übergesetzt zu werden, und bot eine große Belohnung. Es fanden sich auch einige Wagehälse, die es unternehmen wollten; allein der Postmeister erklärte sehr ernstlich, er müsse für Unglück haften, und dürfe es nicht zugeben. Es war ohnehin schon fast dun-

kel, als wir ankamen. Leontine fragte: ob wir denn Morgen mit dem Frühſten übergeſchifft werden könnten? Auch das verneinte der Poſtmeiſter. Wir würden, ſo vermuthete er, zwei bis drei Tage warten müſſen. Nun iſt es allerdings ſehr unangenehm, in einem Dorfe, wie Oſtrometzke, ſtill zu liegen, wenn man Riga und Königsberg verſchmäht hat; Leontine fand es aber nicht blos unangenehm, ſondern unerträglich, und ſchalt mit komiſchem Ernſt auf die preußiſche Regierung, daß ſie keine Brücken baue. Der Poſtmeiſter, ein höflicher alter Mann, nahm ſich ſeiner Regierung mit großem Eifer an, und bewies, daß es unmöglich ſei, an dieſer Stelle eine Brücke aufzuführen.

»Es muß doch irgendwo möglich ſein,« ſagte Leontine haſtig. »Auf meiner erſten Reiſe nach Deutſchland habe ich den Weg über Danzig genommen, und auch bei Dirſchau keine Brücke gefunden.«

»Wenn die gnädige Frau eine ſo große Liebhaberin von Brücken ſind,« erwiederte der Poſtmeiſter ein wenig gereizt, »ſo dürfen ſie nur über Thorn reiſen, da iſt eine lange lange Brücke, und dort iſt auch der berühmte Copernicus geboren worden.«

»Kann ich von hier nach Thorn kommen?« fragte Leontine.

»O ja,« war die Antwort.

»So laſſen Sie ſchnell anſpannen.«

Für heute iſt das unmöglich; es ſind vier ſtarke Meilen und ſehr böſer Weg. Von Thorn haben Sie aber-

mals vier ſchlimme Meilen zurück nach Bromberg auf die große Poſtſtraße. Schreckt dieſer Umweg Sie nicht ab, ſo will ich Sie morgen Früh dahin befördern."

Leontine ergriff den Vorſchlag mit Freuden, denn der Gedanke, in dieſem Dorfe drei Tage zu vergähnen, brachte ſie in Verzweiflung. Sie bat um Pferde, ſobald es Tag würde, und legte ſich ſchlafen. Dadurch habe ich endlich eine Stunde gewonnen, um dir, mein Lieber, ſagen zu können, daß es uns leidlich geht. Leontine erträgt die Beſchwerlichkeiten der Reiſe weit beſſer, als ich befürchtet hatte, und ich bin oft mehr erſchöpft als ſie. Darum wirſt du mir verzeihen, wenn ich nun auch zu Bette eile, um das Schlafen nicht ganz zu verlernen. Umarme unſere Kinder. Schwerlich wirſt du früher, als aus Berlin, wieder einen Brief von mir bekommen.

Neunundneunzigſter Brief

Wattewyl an Bertha.

Es würde mir zu großem Troſte gereichen, liebe Schweſter, wenn ich wüßte, daß du meine Schritte billigeſt: aber leider kann ich deine Antwort nicht erwarten, und weiß dir nicht einmal zu ſagen, wo ſie mich antreffen wird. Uebermorgen iſt Louiſen's Hochzeit, und morgen, wenn der Tag graut, ſehe ich nur noch die Thurmſpitze von Hagebuſch.

Weiß Gott! hier kann ich nicht bleiben, das fühlt ſich

ja wohl. Iſt es Unrecht, meinen Wohlthäter heimlich zu verlaſſen, ſo möge mir Gott verzeihen! ich kann nicht anders. Schon ſeit ein paar Tagen iſt mir die Welt zu enge. Da werden allerlei Anſtalten getroffen; da wird von einem Gärtner in Thorn Mirtenreis verſchrieben, um einen Brautkranz daraus zu flechten; da kommt der Küſter und fragt, welche Lieder bei der Trauung geſungen werden ſollen? und — kannſt du dir es wohl vorſtellen? da bitten mich ſogar die Bauermädchen, ich ſoll ihnen ein Hochzeitgedicht machen, das wollen ſie der Braut überreichen. Lieber Gott! ich habe in meinem Leben keine Verſe gemacht, und ſollte nun zum erſten Male Louiſen's Vermählung beſingen? es iſt fürwahr eine böſe Neckerei des Schickſals. Ich ſchwöre dir, in dieſen letzten Tagen iſt keine Stunde vergangen, in der ich nicht lieber im Kreiſe vor den Flinten der Franzoſen hätte knien mögen. O, warum kam Wallerſtein damals nicht einen Augenblick ſpäter! nun wäre es vorbei und ich hätte mein Leben als ein braver Kerl geendet.

Ich fürchte ſehr, es wird ein Taugenichts aus mir werden. Louiſe iſt auch nicht glücklich, nein, wahrhaftig nicht! ich ſehe ſie oft verſtohlen weinen und ihre Geſtalt iſt gar nicht mehr ſo blühend, als vor wenigen Monden. Wallerſtein erkünſtelt eine gewiſſe Heiterkeit, aber man braucht nur zwei geſunde Augen, um gewahr zu werden, daß er einen tiefen Gram verſchließt. Den wackern Alten hintergehen wir Alle nicht; auf mich gibt er wenig Acht, aber

auf Louiſen und ſeinem künftigen Schwiegerſohne ruhen ſeine Augen oft und düſter; ſchwere Seufzer heben ſeine Bruſt, und ich glaube, er wünſcht im Stillen, es möchte nie ſo weit gekommen ſein.

Nun, Gott möge Allen helfen! ich ergreife meinen Stab und gehe. An Wallerſtein habe ich einen langen Brief geſchrieben, ihm Alles ehrlich bekannt und gebeten, daß er um mein Schickſal nicht weiter ſich bekümmern, auch meinen Aufenthalt nicht ausforſchen wolle. Das Papier, welches ſeine großmüthige Schenkung enthält, habe ich mit eingeſiegelt, und ſo das ganze Packet dem Förſter abgeliefert, der es nicht eher als am Morgen nach der Hochzeit übergeben ſoll. Damit aber auch mein plötzliches Verſchwinden die Hochzeitfreuden nicht ſtören möge, laſſe ich auf meinem Tiſche einen Zettel zurück, in dem ich erſuche, nicht um mich beſorgt zu ſein; es habe mich eine Grille unwiderſtehlich ergriffen, von der ich unfehlbar am Tage nach der Hochzeit Rede und Antwort geben würde. Ich hoffe, daran ſoll meinem Freunde genügen: auch wird er keine Zeit haben, viel darüber nachzudenken, denn jetzt iſt er zu dem Herrn von S•• gereiſt, dem vorigen Beſitzer von Hagebuſch, um, wie er vorgab, wegen der Zahlungstermine nothwendige Verabredungen zu treffen. Allein ich glaube vielmehr, er hat ſich blos entfernt, aus Furcht, in dieſen letzten Tagen ſich zu verrathen. Sicher will er deshalb auch nicht früher als wenige Stunden vor ſeiner Trauung zurückkehren. Nun, dann fragt er vielleicht nicht einmal nach mir.

Wohin ich gehe? wirſt du zu wiſſen verlangen. Ach! liebe Schweſter! ich weiß es ſelber nicht. In die weite Welt ohne Zweck und Ziel. Weil man aber doch nun einmal leben, und, wenn man lebt, auch eſſen muß, ſo werde ich wohl unter den preußiſchen Truppen Dienſte nehmen. Gern käme ich zu dir, aber ich habe kein Geld und ſchäme mich zu betteln. Auch würde ich euer Glück durch meinen Gram nur ſtören.

Lebe wohl, liebe Bertha! ſobald ich eine bleibende Stätte habe, ſchreibe ich dir wieder.

Hundertſter Brief.

Frau von Thümen an ihren Gemahl.

Meinen Brief aus Oſtrometzke haſt du geleſen. Gott ſei Dank, daß wir dort keine Brücke fanden! O, wie ſeltſam laufen die Fäden unſerer Schickſale durcheinander! Wie verſteckt, wie fern ſind oft die Winkel, von welchen ſie ausgehen, und die wir Kurzſichtigen, als weit außer unſerm Kreiſe liegend, gleichgiltig betrachten. — Wir führten unſern Entſchluß, über Thorn zu reiſen, wirklich aus. Mit Tagesanbruch verließen wir Oſtrometzke. Sechs ſtarke Pferde zogen unſern Wagen, allein der Weg, der nie gut ſein ſoll, war in dieſer Jahreszeit vollends ſo abſcheulich, daß wir oft ſtecken blieben, auf dieſen vier Meilen den ganzen Tag zubrachten, und erſt Abends ziemlich ſpät in Thorn anlangten. Leontine beharrte, nach ihrer

Gewohnheit, darauf, sogleich weiter zu fahren. Ich war herzlich müde, und hätte für mein Leben gern einige Stunden ausgeruht. Auch hörten wir, der Weg nach Bromberg führe durch einen dichten Wald, und sei im Finstern leicht zu verfehlen. Da aber unsere Freundin durchaus nicht bleiben wollte, so überwand ich Furcht und Müdigkeit und erlaubte mir keinen Widerspruch. Dafür danke ich heute Gott mit tiefbewegter Seele, denn Leontinen leitete ihr Schutzgeist.

Wir mußten ziemlich lange auf Pferde warten, und fuhren endlich gegen Mitternacht über die Thorner Brücke. Anfangs ging es ziemlich gut. Der Weg war minder schlecht, und einige Sterne blinkten. Als wir aber in den Wald kamen, wurde es sehr finster, die letzten Sterne verschwanden, es fing an zu regnen. Wir fuhren Schritt vor Schritt, die Aeste schlugen an unsere Fenster, zerbrachen die Scheiben, wir mußten die Store's aufziehen. So saßen wir in egyptischer Finsterniß, und hörten unsern Postillon immer kräftiger fluchen. Bald hielt er an, stieg vom Pferde, entfernte sich eine Weile, kam wieder, fuhr einige Schritte, hielt wieder an, blieb länger aus, kam murmelnd zurück, lenkte rechts, dann wieder links, fuhr über abgehauene Baumstämme, — kurz, ich merkte bald, daß wir den Weg verloren hatten. Ich schwieg, um Leontinen nicht zu ängstigen; allein sie selbst hub an: »ich glaube, wir haben uns verirrt.« Nun öffnete ich das Fenster, fragte und erhielt vom Postillon den dürren Bescheid: der Teufel hat uns irre geführt! —

Er ging wieder hin und her. Ich bat ihn um Gotteswillen, sich nicht zu weit zu entfernen, damit wir nicht am Ende ganz allein blieben. Die Bedienten halfen suchen, es war vergebens, die Dunkelheit so groß, daß man den nächsten Baum nicht sehen konnte.

Der Postillon drohte auszuspannen und fort zu reiten; nur das Versprechen, ihm, außer seinem Trinkgeld, noch einen Dukaten zu schenken, besänftigte ihn ein wenig. Er redete mit den Bedienten ab, daß sie bei dem Wagen bleiben, und ihm von Zeit zu Zeit zurufen sollten, damit er uns nicht ganz verliere; und so entfernte er sich, um noch einen Versuch zu machen.

Es war in der That eine grausenvolle Nacht. Das Rufen der Bedienten, das ferne Antworten des Postillons, klang so schauerlich im dichten Walde, wo sonst nur das Fallen der Regentropfen von Zweig zu Zweig die tiefe Stille unterbrach — ich bekenne dir, daß ich alle Mühe hatte, Leontinen meine Furcht zu verbergen. Vielleicht ging es ihr nicht besser. Wir schwiegen beide.

Nach einer guten halben Stunde fand der Postillon sich wieder zu uns. Er hatte nun zwar einen Weg entdeckt, aber nicht die Landstraße, nur einen Holzweg, von dem wir nicht wußten, wohin er uns führen würde. »Geichviel,« sagte Leontine, »wir werden doch irgend ein Dorf erreichen, dort wollen wir Wegweiser und Laternen mitnehmen.«

Der Entschluß war leichter gefaßt als ausgeführt. Nach

welcher Seite man ſich wenden müſſe, hatte der Poſtillon wohl bemerkt; allein die Schwierigkeit war, den großen Reiſewagen durch den dichten Buſch dahin zu geleiten. Es wurde verſucht. Mehr als zwanzigmal glaubte ich, wir würden alles in tauſend Stücke, und obendrein den Hals brechen; die Bedienten mußten beſtändig auf beiden Seiten den Wagen halten. Endlich triumphirten wir dennoch. Der Holzweg wurde glücklich erreicht. Er war ſehr ſchmal, mit tiefen Gleiſen und hervorragenden Baumwurzeln beſäet. Doch ging es eine Weile noch ſo ziemlich. Aber plötzlich geriethen wir in ein Loch, und — die Achſe brach. Nun war jede Hoffnung verſchwunden, vor Tagesanbruch weiter zu rücken. Wir machten es uns ſo bequem wie möglich in unſerem ſchiefhängenden Wagen, und ſtellten uns, als wollten wir ſchlafen. So bald der erſte Tagesſtrahl ſich zeigen würde, ſollte der Poſtillon ein Pferd ausſpannen, in's nächſte Dorf reiten und Hilfe ſuchen. Wir ſchliefen nicht, aber unſere Leute ſchnarchten bald um uns her. Wir ſeufzten nach dem Tage. Endlich erſchien ein lichter Streif in Oſten und ließ uns wenigſtens die Pferdeköpfe wieder erkennen. Meine gellende Stimme weckte die Schläfer. Der Poſtillon rüttelte ſich unmuthig und machte träge Anſtalten, den Gaul auszuſpannen. Der Regen hatte aufgehört, eine heitere Dämmerung verbreitete ſich nach und nach über den Wald, die Spitzen der Bäume wurden roth. Siehe da kam ein Wanderer des Weges, ein junger Mann mit einer edlen ſchwermüthigen Phyſiognomie, der faſt wie

ein Jäger aussah. Als er gewahr wurde, daß wir der Hilfe benöthigt wären, blieb er zweifelhaft stehen.

»Ich bitte Sie,« rief ich ihm zu, »sagen Sie uns, ob wir noch weit bis zu einem Dorfe haben?«

»Kaum noch eine halbe Stunde,« war seine Antwort.

»Wie heißt der Ort?« fragte der Postillon.

Hagebusch.

»Wohnt dort ein Prediger oder ein Edelmann?« fuhr ich fort, »bei dem man abtreten könnte?«

Beides, sagte der Jüngling.

»Wem gehört das Dorf?

Dem Major von Wallerstein.

Leontine stieß einen lauten Schrei aus, und sank ohnmächtig zurück. Ich riß alle Fenster nieder. Der Luftzug und die kalten Regentropfen von den Bäumen, die nun ihr Gesicht benetzten, erweckten sie bald, gaben ihr aber nicht so schnell die Besinnung wieder. Ich gewann Zeit, mich nach dem jungen Manne umzusehen, er stand noch immer da wie eine Bildsäule, und starrte Leontinen an. Ich sprang aus dem Wagen, zog ihn bei Seite und fragte hastig: »ist Major Wallerstein schon verheirathet?«

Er schüttelte den Kopf; blickte mir dann mit seltsamer Wehmuth in's Gesicht, und sagte: morgen. — »Gott sei Dank!« rief ich überwältigt aus, »so ist es noch nicht zu spät!« — Der Jüngling ergriff meinen Arm mit einer ängstlichen Begierde:

Kommen Sie aus Liefland? — »Ja.« — Frau von Arlhofen? — »ja.« —

Er fiel mir um den Hals und weinte. Ich bat ihn um Gotteswillen, mir zu ſagen, wer er ſei? was er wiſſe? was dies ſeltſame Betragen bedeute? — Sein Herz ſchien lange nach Mittheilung geſchmachtet zu haben, denn in zwei Minuten wußte ich, Fremde, Alles. Er heißt Wattewyl, iſt ein Schweizer, dem Wallerſtein das Leben gerettet, den er liebt und nie von ſich laſſen wollen. Aber ſeit er ſich entſchloſſen, eine gewiſſe Louiſe zu heirathen, die — nun du erräthſt ja wohl — die Wattewyl ſelbſt mit allem Feuer der erſten Jugend liebt, ſeitdem war der arme Jüngling ſehr unglücklich. Aus zarten Begriffen von Dankbarkeit ſchwieg er und ergriff lieber den Stab, um am Tage vor der Vermählung in die weite Welt zu gehen. Ich erforſchte und erfuhr mit unausſprechlichem Entzücken, Wallerſtein liebe das Mädchen wirklich nicht und werde nicht von ihm geliebt; Beide ſchienen vor dem Augenblick zu zittern, der ſie vereinigen ſollte; er ſei ſogar verreiſt, und werde erſt einige Stunden vor der Trauung zurückkehren. Auch der Vater der Braut, den Wattewyl als einen ſehr edlen Greis beſchrieb, ſei niedergeſchlagen und ahnte Schlimmes.

Mehr bedurfte ich nicht zu wiſſen. Ich gab dem jungen Manne die Verſicherung, es könne in wenigen Stunden Alles anders werden. Es war gut, daß wir vom Wagen uns ziemlich weit entfernt hatten und die Bäume uns

verbargen, denn er umarmte mich noch einmal mit großem Ungeſtüm. Ich bat ihn, ſeinen Vorſatz der Flucht aufzugeben, in das Dorf zurückzukehren, uns dem Pfarrer anzumelden, und ein Fuhrwerk für meine kranke Freundin herauszubringen. Er flog fort wie ein Pfeil. Der Poſtillon ſpannte die Pferde aus und ritt ihm nach.

Jetzt ſtieg ich wieder zu Leontinen in den Wagen, ſie ſaß noch immer in dumpfer Betäubung da. Ich befahl dem Kammermädchen, voran zu gehen, und ihrer Gebieterin ein warmes Bett zu beſorgen. Sobald wir allein waren, ſchloß ich ſie in meine Arme und wünſchte ihr mit Thränen Glück. Sie ſah mich wehmüthig lächelnd an, und ſchüttelte den Kopf. Jetzt zog ich deinen Brief hervor, und machte ſie vorſichtig mit der ganzen Lage der Sache bekannt. Aus Wallerſtein's Briefe las ich zuerſt die Leontinen betreffenden Stellen, die an der Fortdauer ſeiner Liebe nicht zweifeln ließen. Ja, dieſe Zeilen gaben ihr ſichtbar Kraft, die Nachricht von ſeiner nahen Vermählung zu ertragen. Ich fügte ſogleich die Geſchichte des jungen Schweizers hinzu und ſprach mit ſo vieler Zuverſicht von der glücklichen Wendung, die ihr Schickſal jetzt nehmen werde und müſſe, daß es mir gelang, ſie in ſtille Träumereien zu wiegen. Sie vergaß ganz, über deine Verrätherei zu ſchelten. Ihr Mund blieb verſchloſſen, ihr Buſen wallte heftig auf und nieder, dann und wann entquoll eine Thräne ihrem Auge; aber ein zärtlich wehmüthiger Blick, den ſie

in ihren Schooß ſenkte, verrieth mir, daß der Hoffnungsfunke ſanft zu glimmen begann.

Ich überließ ſie dem wohlthätigen Gefühl und ſchwieg. Nicht lange, ſo hörten wir einen Wagen raſſeln. Leontine fuhr erſchrocken in die Höhe und klammerte ſich an meinen Arm. »Ruhig, ruhig, liebe Freundin,« redete ich ihr zu, »man kommt, uns abzuholen.« —

»Ach!« rief ſie mit einer Miſchung von Sehnſucht und Stolz, »wird er nicht glauben, ich habe ihn geſucht?«

»Nicht doch,« antwortete ich lächelnd, »wir werden ihm die gebrochene Achſe zeigen.« — In dieſem Augenblicke kam der Wagen, der junge Schweizer hob ein ſchönes, blühendes Mädchen heraus, des Pfarrers Tochter. Ihre Augen ſuchten Leontinen mit froher Neubegier. Sie ſtammelte haſtig eine Einladung ihres Vaters. Sie hatte auch allerlei Arzeneien mitgebracht und den Wagen voll Betten geſtopft. Leontine wurde aus unſerem zerbrochenen Fuhrwerke hinüber gehoben, ich ſetzte mich zu ihr, das Mädchen ſaß uns gegenüber, Wattewyl ging nebenher, oder ſchwebte vielmehr, denn ſeine Füße ſchienen kaum die Grasſpitzen zu berühren.

In unſerem Wagen herrſchte natürlich einige Verlegenheit. Der junge Menſch hatte Louiſen von Allem unterrichtet, das las ich wohl in ihren der Verſtellung ungewohnten Blicken. Sie wollte von etwas Gleichgiltigem reden, allein die Worte erſtarben ihr auf der Lippe. Sie ergriff Leontinen's Hand mit kindlicher Herzlichkeit und drückte

ſie, und ſagte mit naſſen Augen: »Möchten Sie in unſerem Hauſe Geſundheit und Ruhe finden!«

Leontine konnte nicht antworten; es arbeitete heftig in ihrer Bruſt, und einzelne Tropfen ſtahlen ſich über ihre Wangen. Auch ich vermochte nicht zu ſprechen. Jeder ſuchte in die neue Lage ſich zu finden. Wir ſchwiegen, fühlten, hofften. Der Schweizer trabte immer nebenher über Stock und Stein, und ſah jeden Augenblick in den Wagen mit einer unausſprechlichen Heiterkeit.

»Da liegt unſer Dörfchen,« ſagte endlich Louiſe, als wir aus dem Wald kamen. Leontinen's Bangigkeit nahm ſichtbar zu; ich las einigemal die Bitte, umzukehren, in ihren ängſtlichen Zügen. Hätte ſie nicht gewußt, Wallerſtein ſei abweſend, ſie würde ſich ſchwerlich überwunden haben, weiter zu fahren. Noch einige Minuten, und wir hielten vor der Pfarrwohnung. Ein Greis, deſſen edle Züge auf den erſten Blick Vertrauen einflößten, kam uns entgegen. Wattewyl trug Leontinen aus dem Wagen. Ich bat vor allen Dingen um ein ruhiges Zimmer für meine erſchöpfte Freundin. Ich wußte wohl, daß ſie nicht ſchlafen würde, allein ich bedurfte der Zeit und Gelegenheit, um an ihrem Glück, durch ſie ſelbſt ungeſtört, zu arbeiten. Auch ſie ſchien ſich nach Einſamkeit zu ſehnen, denn ſie hatte ja ſo vieles mit ihrem Herzen auszumachen, ſo viel Neues darin aufzunehmen, ſo viel Altes daraus zu verbannen. Haſtig ergriff ſie den Vorwand der Müdigkeit, und folgte Louiſen in ein niedliches Zimmer; ich glaube, es

war des Mädchens eigenes Stübchen, in dem eine jungfräuliche Nettigkeit herrſchte. Doch zuvor bat ſie mich leiſe, ihr Wallerſtein's Brief mitzugeben. Ich that es, denn wie konnte ich ſie beſſer auf eine frohe Zukunft vorbereiten, als durch dieſen feurigen Beweis einer fortdauernden Liebe.

So bald ſie fort war, nahm ich mich zuſammen, ergriff die Hand des alten Mannes und ſprach mit Freimüthigkeit: »lieber Herr Paſtor, es gibt ſeltene Lagen im menſchlichen Leben, wo zwei Fremde, die ſich nie geſehen, über alle Gewohnheitsregeln hinweg ſpringen dürfen, um, gleich alten vertrauten Freunden, durch gegenſeitige Mittheilung, nahe Gefahren abzuwenden, fremdes und eigenes Glück zu gründen. Ich glaube, das ſei unſer Fall. Sie werden mich nicht verſtehen, aber —«

»Doch,« unterbrach er mich, »ich verſtehe Sie vollkommen. Ich war Wallerſtein's Lehrer und bin ſein Freund. Sein Verhältniß zu der Frau von Arlhofen iſt mir bekannt. Ich weiß, wie viel es ſeinem Herzen gekoſtet hat, es zu zerreißen; ich weiß aber auch, beſonders ſeit einigen Wochen, daß es ihm nicht gelungen iſt, ſo tief er es zu verbergen ſtrebte. Iſt Ihre Freundin noch nicht vermählt — wie ich vermuthen darf, da ſie den Entflohenen hier aufſucht — ſo wird es ihr leicht werden, ſich zu rechtfertigen.«

»Sie bedarf keiner Rechtfertigung,« nahm ich das Wort, vertraute ihm Alles, und zog, am Schluß meiner Erzählung, ihn aus dem Irrthum, als ſei Leontine ab-

sichtlich in Hagebusch erschienen, um, mit Hintansetzung ihrer weiblichen Würde, dem Geliebten nachzuspüren. »Ein bloßer Zufall,« sagte ich —

»Kein Zufall!« unterbrach der Greis mich hastig, und faltete seine Hände und blickte feierlich gegen Himmel: »Großer Gott! kein Zufall!« — Dann schwieg er lange und sah starr vor sich nieder. Ich betrachtete ihn still, es war ein Tumult in seiner Brust, den ein leises Zucken seiner Muskeln verrieth. »Ich danke Gott!« hub er endlich an, »daß Sie nicht zu spät gekommen. Morgen sollte Wallerstein mit meiner Tochter sich vermählen; es war sein Wunsch, sein dringender Wunsch — ich hätte dem nicht nachgeben, sein Herz besser kennen sollen — ich bin bestraft durch meines Kindes Jammer, denn leider liebt ihn meine Tochter! — Glauben Sie mir, gnädige Frau, seit vierzehn Tagen litt ich unaussprechlich. Mir konnte es nicht verborgen bleiben, daß Wallerstein — wenn nicht mit Reue, doch mit bangem Widerstreben der Stunde entgegen sah; und wahrlich, noch jetzt würde ich ihn gezwungen haben, seinen Vorsatz aufzugeben, hätte ich nicht zu gleicher Zeit nur allzudeutlich erblickt, daß meine arme Louise mit schwärmerischer Liebe an ihrem Verlobten hing; daß ein heimlicher Gram über seine Kälte an ihrem Herzen nagte. Ach! ich liebe dieses einzige Kind so unaussprechlich, und vergebens suchte ich den Muth, ihr eine freiwillige Trennung anzurathen. Gott ist meiner Schwachheit zu Hilfe gekommen! Kein Zufall, des Himmels Schickung

führte Sie zu mir. Meiner Tochter Herz wird brechen, und das meinige — aber Zeit und Vernunft werden dieſe Wunde heilen — wir in dem Glücke zweier edlen Menſchen Beruhigung ſuchen und finden."

O, mein guter Thümen! wie ſelig fühlte ich mich in dieſem Augenblicke, den biedern Alten aus einem quälenden Irrthume reißen zu können! Haſtig theilte ich ihm Wattewyl's Bekenntniſſe mit. Er ſtutzte — ſah mich mit funkelnden Augen an — es ſchien, als hätte ich plötzlich einen dichten Schleier weggezogen. Er konnte lange nicht reden — ich ſah, wie ſeine Seele arbeitete, um die neue, fröhliche Anſicht der Dinge in ſich aufzunehmen. Er ſtand auf — er taumelte — ich hielt ihn ängſtlich.

»O nein! nein!" ſagte er, »ich werde nicht fallen. Gott ſegne Sie für das neue Leben, das Ihre Worte mir eingeflößt! O, ich bitte Sie um einen Augenblick — ich muß mit meiner Tochter ſprechen." Alſobald verließ ich ihn, und ſuchte den jungen Schweizer, den ich aber nicht fand. Nach einer halben Stunde kam der Pfarrer wieder zu mir, ſein Geſicht war verklärt, noch hingen Thränen an ſeinen grauen Wimpern.

»Ich bin ein glücklicher Vater," redete er mich an, »für die Freuden meines Alters wollte mein Kind ſich opfern. Nein, ſie liebt Wallerſtein nicht. Ihr ganzes Herz hing an dem edlen Jüngling, den ſeine Tugend fliehen hieß. Jetzt nur noch *eine* Gott geweihte Stunde auf meiner einſamen Kammer, dann bereiten wir mit einander

die schöne Feier des morgenden Tages vor." — Er ging. Ich suchte Leontinen, die ich in süßen Thränen schwimmend fand. Jetzt erst hatte sie sich besonnen, daß sie zürnen müsse über deine Verrätherei; aber sie vermochte es nicht. Ohr und Herz standen meinen freundlichen Zulispelungen offen; sie hörte schweigend, was ich von meiner Unterhaltung mit dem Pfarrer ihr erzählte; sie verschlang schweigend jedes meiner Worte, und sah mir mit stiller Sehnsucht nach, als ich sie verließ, um den Faden ihres Glückes mit dem guten Alten vollends anzuspinnen. Wir vereinten uns bald über das, was wir thun wollten, doch weit schwerer war es, auch Leontinen zur Einstimmung zu bewegen, ihre zarten Bedenklichkeiten zu überwinden.

Beim Essen waren alle Hausgenossen, zu denen auch wir uns jetzt rechnen durften, zum ersten Male zusammen. Der Unbefangendste von Allen war ich. Vertraut mit den Leiden und Hoffnungen eines Jeden, gewährte es mir ein hoch interessantes Schauspiel, in den Blicken und Zügen eines Jeden zu lesen, wovon die gehorsamen Lippen kein Wort entschlüpfen ließen. Der Pfarrer war freundlich und gesprächig. So mag er aussehen am Krankenbette eines Beichtkindes, wenn er alle eigenen Sorgen hinter sich wirft, um den Leidenden Muth einzusprechen. — Leontine war schüchtern und einsilbig. Ahnungen hoben ihren Busen. Ihr Auge schweifte bisweilen schüchtern umher, besonders wenn die Thür aufging; ich glaube, sie wünschte und fürchtete Wallerstein's Rückkehr noch an die-

ſem Abend. — Louiſe war ſchüchtern und ſtumm. Sie hatte viel mit ihren widerſpenſtigen Augen zu thun, die immer auf Wattewyl ruhen wollten. So oft wider Willen ein gefangener Blick ihr entſchlüpfte, fiel der zweite jedesmal auf ihren Vater, den um Vergebung bittend; woraus ich ſchloß, der alte habe, wegen ihrer Zukunft, ſie noch im Zweifel gelaſſen. — Der junge, biedere Schweizer wollte ſich zuſammennehmen, miſchte ſich mit furchtſamer Keckheit in jede Unterredung, benahm ſich kindiſch in Worten und Werken, goß mir eine Brühe auf das Kleid, und ſtieß mit einem Teller, den er Louiſen reichen wollte, ihr Glas entzwei. — Ich allein wußte recht ordentlich was ich that und ſprach. Mir gewährte die Scene eine heitere Unterhaltung, doch war ich ſo gutmüthig, ſie nicht ohne Noth zu verlängern; auch ſchien ich gar nicht zu bemerken, daß die Gabeln auf den Tellern blos ſpielten, und außer mir Niemand aß. Kaum war die dritte und letzte Schüſſel, der Weiſe wegen, herum gegangen, ſo rückte ich meinen Stuhl zu großer Herzenserleichterung der Anweſenden. Leontinen folgte ich auf ihr Zimmer.

»Sie können,« ſprach ich, »Ihr eigenes Glück nicht ſchöner vorbereiten, als wenn Sie heute noch ein liebendes Paar vereinen.« Ich hatte den Wunſch in ihrer Seele geleſen. Mit unbeſchränkter Vollmacht eilte ich zurück in des Pfarrers Wohnzimmer, wo drei gute Menſchen in peinlicher Verlegenheit beiſammen ſaßen.

»Ich ſehe,« hub ich an, »unſer junger Freund hat noch

nicht zu reden gewagt; erlauben Sie mir in seinem Namen —" Hier flog eine hohe Röthe über Louisen's Gesicht und sie wollte entschlüpfen. Ich hielt sie zurück. »Nein, Kind, Sie müssen bleiben, Ihre Gegenwart ist unentbehrlich. Dieser junge Mann liebt Sie und wird von Ihnen nicht gehaßt. Noch vor wenigen Stunden legten heilige Pflichten ihm Schweigen auf. Er hat diese Pflichten redlich erfüllt. Gott sei Dank! die Gestalt der Dinge ist verwandelt. Wenn er jetzt noch schweigt, so geschieht es nur, weil er meint, er habe in seiner Lage kein Ihrer würdiges Los Ihnen anzubieten. Er zählte nicht auf reiche Freunde. Frau von Arlhofen hat mir aufgetragen, ihm die Verwaltung ihrer großen Güter in Ehstland zuzusichern. Sie bürgt dafür, daß es ihm an nichts fehlen werde. Von seinem Freunde wird er, so Gott will, nicht getrennt. Er und Wallerstein, Louise und Leontine, ja, wenn unsere Bitten etwas vermögen, auch der ehrwürdige Vater, machen künftig nur eine Familie aus. O, geschwind, edler Mann — (ich wandte mich an den Pfarrer) »folgen Sie dem Drange ihres Herzens, bestätigen Sie das Glück Ihrer einzigen Tochter."

Wattewyl und Louisen standen zitternd; Beider Augen, in Thränen schwimmend, suchten schüchtern des Vaters Blicke. Der Alte versuchte zu reden, hohe Rührung erstickte seine Worte. Heftig umarmte er Louisen, heftig drückte er seinen Eidam an die Brust, und schluchzend verlies er das Zimmer. Beide wollten jetzt mit dankbarem

Entzücken mir um den Hals fallen, ich wich beiden aus, und sie fielen einander in die Arme. Meine fernere Gegenwart schien mir überflüssig. Ich glaube auch kaum, daß sie mein Weggehen bemerkten. Ich eilte, Leontinen den glücklichen Erfolg des schönen Vorspieles zu berichten, und wurde deutlich gewahr, daß ihre Freude darüber noch einen andern Grund als Hang zum Wohlthun hatte. Sie fühlte sich befreit von einer schönen Nebenbuhlerin, ihre Brust athmete leichter. Sie hatte eine ruhige Nacht. Zwar schlief sie wenig, aber ihre Träume waren süß.

Der entscheidende Tag brach an. Beim Frühstück erschien ein Bote von Wallerstein mit einem Billet an den Pfarrer. Er entschuldigte mit verdrüßlichen Geschäften, daß es ihm unmöglich sei, früher als eine Stunde vor der Trauung in Hagebusch einzutreffen. Er gab sogar zu verstehen, man solle ihm nicht verübeln, wenn vielleicht, durch eben jene Geschäfte, seine Heiterkeit etwas getrübt worden sei.

Wir lächelten, denn wir wußten die ängstliche Vorklage zu deuten. Der Morgen verging unter kleinen Anstalten, an welchen Leontine durchaus nicht Theil nehmen wollte, und doch mit geheimen Vergnügen sie machen sah. Gegen Mittag kleidete sie sich sehr einfach, aber sehr niedlich. Hoffnung und Sehnsucht färbten ihre Wangen, o, sie war so schön! Niemand konnte errathen, daß sie jemals krank gewesen. Nur Athem fehlte ihr, den mußte sie mühsam der Brust abzwingen, und jedes Geräusch auf der Straße hemmte ihn ganz.

Um vier Uhr Nachmittags endlich hörten wir einen Wagen raſſeln. Leontine ſchwankte. Ich trug ſie faſt auf ihr Zimmer, wo wir uns ſtill hielten, und ich noch einmal meine ganze Ueberredungskunſt erſchöpfen mußte, um eine Einwilligung, die das Herz längſt ertheilt, auch den Lippen zu entreißen.

Wallerſtein war — wie ich mir nachher erzählen ließ, mit verzweifelter Entſchloſſenheit herein getreten, hatte den Pfarrer mit Wattewyl allein gefunden, und, nach einer haſtigen Umarmung, ihn gebeten, die Ceremonie zu beſchleunigen, die ſeine Ruhe befeſtigen ſolle. Der Alte ſagte ihm, es ſei Alles bereit, und legte nun in ſeiner Gegenwart den prieſterlichen Ornat an. Dieſe feierliche Vorbereitung ſchien dem Bräutigam dermaßen zu beklemmen, daß er ſchnell, um nicht zu ſinken, Wattewyl's Arm ergreifen mußte.

»Rufen Sie jetzt meine Tochter,« ſagte der Pfarrer zu dem Jüngling. Wallerſtein krampfte ſich an Wattewyl's Hand; es ſchien einen Augenblick, als wollte er ihn nicht gehen laſſen, er beſann ſich aber ſchnell, und ſtieß ihn gleichſam fort. Dann lehnte er ſich an den Ofen, ſprach kein Wort mehr, und erwartete, mit einer Art von Trotz, das Erſcheinen der Braut. Louiſe klopfte leiſe an unſere Thür. Leontine erſchrack, als habe es gedonnert. Die Thür ging auf, das blondgelockte Köpfchen ſchimmerte freundlich herein. »Es iſt Zeit,« winkte ſie mir zu.

»Kommen Sie,« ſprach ich, »liebe Freundin,« und

reichte Leontinen die Hand. Nein! nein! sagte sie ängstlich, ließ sich aber doch mit sanfter Gewalt fortziehen. Ach nein! wiederholte sie noch auf der Treppe und folgte mir bebend. An der Thür machte sie wirklich eine Bewegung, sich loszureißen, aber schon hatte ich sie geöffnet. Louise trat verabredetermaßen zuerst hinein, hielt aber Leontinen bei der Hand. Wir hatten das gute Mädchen gelehrt, wie es dem Bräutigam anreden sollte, aber sie schluchzte laut, und konnte nichts hervorbringen, als da! da!

Wallerstein — als er Leontinen erblickte — starrte eine Sekunde lang sie an, zweifelnd, ob er einen Geist sähe? aber in der zweiten Sekunde stürzte er sinnlos vor ihr nieder, und sie — überwältigt — sank auf ihn herab. Ich und Louise weinten — des Pfarrers Auge flehte Segen von Gott herab — und der junge Schweizer sprang im Zimmer umher wie wahnsinnig.

Nur einen Schrecken hatten wir noch zu überstehen. Denn Wallerstein wurde wirklich ohnmächtig, und Leontine lag mit blasser Verzweiflung neben ihm auf den Knien. — Der Glückliche erholte sich bald. Noch hatten beide kein Wort mit einander gesprochen, und sie suchten auch jetzt vergebens Worte. Ich benutzte das stumme Entzücken, um Wallerstein geschwind das Wunder aufzuklären. Es war vergebens, denn nach einer Viertelstunde wußte er noch nicht ein Wort davon, wie sich Alles zugetragen.

Ich bin am Ende meiner Geschichte. Leontine ist Frau von Wallerstein. Wattewyl und Louise sind verlobt.

In wenigen Tagen kehren wir zurück nach Ehstland. Der biedere Pfarrer wird uns begleiten, unter Freunden und Kindern ſein Leben beſchließen. Sehr ſauer ſcheint es ihm zu werden, von einer Gemeinde ſich zu trennen, die mit rührender Liebe an ihm hängt: aber den Bitten ſeiner glücklichen Tochter, ſeines dankbaren Zöglings konnte er nicht widerſtehen.

Leontine wandelt in verklärter Schönheit noch immer träumend umher. Verſchwunden ſind alle ihre körperlichen Leiden, oder ſie fühlt ſie doch nicht mehr. Mit einem himmliſchen Entzücken genießt ſie ſchon jetzt den Augenblick, wo ſie ihren Gemahl nach Sallmküll unter ſeine Bauern führen wird. Er lacht und weint, und fürwahr, wir Alle treiben ſeltſame Thorheiten; wir ſind berauſcht.

Ja, lieber Thümen, auch deine Karoline iſt freudetrunken. Eile, eile, von Sallmküll mich abzuholen, und einige Tage im Eliſium mit den Seligen herum zu taumeln. — O, auch wir ſind glücklich! Wir haben unſern Wohlthätern vergolten! —

Ende.

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Fünfter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Philibert,

oder:

Die Verhältnisse.

Ein Roman

von

August v. Kotzebue.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Philibert,

oder:

Die Verhältnisse.

Erſtes Buch.

Erſtes Kapitel.

»Ihr Herr Vater hat den großen Falkenorden bekommen,« ſagte der alte Wolff zu dem dreizehnjährigen Philibert, »da ſteht es in den Zeitungen.«

»So?« erwiederte der Jüngling, der eben die Raupen von einem Roſenſtocke abſuchte. »Sehen Sie nur die häßlichen Raupen, ſie freſſen mir alle Blätter von meiner ſchönen Centifolie.«

Der Hofmeiſter ſchüttelte den Kopf. »Sie nehmen das ſehr gleichgiltig auf, mein junger Freund?«

»Lieber Herr Wolff,« ſagte Philibert, »ziehen Sie die Stirn nicht kraus. Was kümmert's mich, ob mein Vater einen Orden mehr oder weniger trägt? ich kenne ja meinen Vater nicht, habe ihn nie geſehen, auch nie einen Brief von ihm erhalten. Wiſſen Sie noch, als ich vor ein paar Jahren ihm zum erſten Male in franzöſiſcher Sprache zum neuen Jahre Glück wünſchte, da meinten Sie, er werde mir gewiß ſchreiben; aber er ſchickte mir zehn Dukaten, und das war Alles. Ach! es that mir recht weh.«

»Er iſt Miniſter,« antwortete der ehrliche Wolff etwas verlegen, »das Glück vieler Tauſende wurde ſeiner Sorge anvertraut.«

»Ja doch,« lächelte Philibert ſchmerzhaft, »alle Unterthanen ſind ſeine Kinder, damit haben Sie mich ſchon öfter

getröſtet. Nun hat er den großen Falkenorden bekommen, vermuthlich, weil er allen dieſen Kindern ein liebender Vater war.“ Es ſchoß ihm eine Thräne in's Auge, er verſchluckte ſie. »Ich habe ihm nichts zu geben,“ fügte er leiſe hinzu, »mir iſt er nichts.“

Wolff ſchwieg, denn was er etwa antworten konnte, war wenig und abgenutzt. Kein Troſt iſt beſſer als ein matter Troſt. Dem klagenden Knaben Recht geben wollte er nicht, ihm Unrecht geben konnte er nicht. Philibert's Vater, ein ehrgeiziger Höfling, galt für einen ſchlauen Staatsmann, denn der Fürſt liebte dieſe Eigenſchaft; er galt für wohlthätig, denn die Fürſtin that den Armen Gutes; er ſchien fromm, denn der Erbprinz ging oft in die Kirche; er ſpöttelte über häusliche Glückſeligkeit, denn der Fürſt liebte ſeine Gemahlin nicht; er beſchützte die Gelehrten, denn die Fürſtin las gern; er hatte Kenntniſſe in der Mineralogie, denn der Erbprinz ſammelte Steine. Er verſtand ſich aber auch auf Brillanten, Pferde und Paſteten, denn die Frau Oberhofmeiſterin putzte täglich ihren Schmuck; der Günſtling verſchrieb edle Roſſe aus Perſien und Arabien, und der Oberkammerherr rühmte ſich der leckerſten Tafel. Ja, er ſtieg ohne Bedenken noch tiefer herab, war freigebig mit ſeinem Golde, um den Geiz der erſten Kammerfrau zu ſättigen, und verſchwenderiſch mit Aemtern und Titeln, um die Vettern des erſten Kammerdieners zu befriedigen. Dabei beſaß er die ſchöne Gabe, welche Moſer am Höfling rühmt, einen Käfer allenfalls

zu dem einen Naſenloche hinein, zu dem andern wieder heraus kriechen zu laſſen, ohne die Naſe zu rümpfen. Was Wunder, daß ein ſolcher Miniſter vom ganzen Hofe bis in den Himmel erhoben wurde.

Es war nicht immer ſo geweſen. Er hatte in ſeiner Jugend, als Kammerjunker, einen dummen Streich gemacht, indem er die unſchuldige Tochter eines armen, rechtſchaffenen Offiziers verführte, und von dem beleidigten Vater mit vorgehaltener Piſtole zu einer Art von Mésalliance gezwungen wurde. Da ſah er ſich genöthigt, den Hof zu meiden, und quälte eine Zeit lang auf ſeinen Gütern ſein braves Weib durch Launen und Vorwürfe, ſeine Bauern durch Härte, ſich ſelbſt durch Langeweile. Die duldende Gattin gebar ihm einen Sohn und ſtarb. Da eilte er zurück in die Welt, vermählte ſich mit einer vornehmen Dame von zweideutigem Rufe, ſtieg durch ſie ſchnell empor wie ein Kürbis, rankte ſich an jedem grünen Bäumchen, an jeder glatten Stange hinauf, trieb breite Blätter und dicke Früchte.

An die Verirrungen ſeiner Jugend, folglich auch an den einzigen Sohn, dachte er mit Widerwillen, ſtets berechnend, um wie viele Jahre früher der große Falkenorden ihm zu Theil geworden wäre, wenn er ſich klüger benommen und keine Herzensliebſchaft angeſponnen hätte, wie ein gemeiner Sekretär. Darum ließ er das Kind auf dem Lande, begehrte auch den Jüngling nicht zu ſehen; denn zu einer Reiſe auf ſeine Güter gebrach es ihm an Zeit, und

in der Residenz den Sohn einer armen Offizierstochter auftreten zu lassen, deren Verwandte noch irgendwo in der Vorstadt lebten, dessen Gegenwart in allerlei vornehme Verlegenheiten ihn stürzen konnte, der Gedanke war ihm unerträglich.

Philibert blieb daher in Salmbach und befand sich wohl dabei, denn ein glücklicher Zufall führte ihm den biedern Wolff als Freund und Lehrer zu. Dieser Mann hatte seine besten Jahre in dem Hause des Oberkammerherrn an die Erziehung einer plattköpfigen Brut verschwendet, und war von seinem hohen Prinzipal, um die Pension zu ersparen, dem Minister empfohlen worden, der ihn zu nichts anderm tauglich fand, als höchstens zum Hofmeister seines einzigen Sohnes. »Aber Sie müssen sich auf's Land begraben,« sagte er mit Achselzucken.

»Ich denke,« versetzte Wolff lächelnd, »es wird ein fröhliches Auferstehen werden.« Und in der That, es strömte nach langen Jahren zum ersten Male wieder Luft in seine ganze Brust, als er, vom Hügel herab, das freundliche Salmbach im grünen Thale erblickte. Sein erstes behagliches Gefühl erhob sich zu einer dauernden, stillen Heiterkeit, als der holde Knabe ihm entgegenhüpfte, den, nach eigenen Grundsätzen zu bilden, Seine Excellenz ihm ganz zu überlassen geruhten. Das Kind gewann den freundlichen Mann lieb, der Mann hing mit ganzer Seele an dem freundlichen Kinde. Mein Vater, mein Sohn, waren die süßen Namen, die sie gegen einander austausch-

ten, und nur ſelten, wenn Wolff nicht ganz zufrieden mit ſeinem Zögling war, nannte er ihn junger Herr. Nie bedurfte es einer härteren Strafe. Der betrübte Knabe ruhte nicht eher, bis er den jungen Herrn wieder abgeſchüttelt hatte.

Von der Natur mit einem Herzen begabt, in dem jeder gute Keim ſchnell Wurzel ſchlug, mit einem Kopfe, in dem eine rege Denkkraft ſich entwickelte, wuchs Philibert heran zu ſeines Lehrers Freude. Einen Hang zur Schwärmerei hatte er von ſeiner Mutter geerbt, und der einzige Fehler, den Wolff beging, war, daß er dieſen liebenswürdigen, aber gefährlichen Hang nicht unterdrückte. Vielmehr rührte ihn das ſtille Landleben. Philibert ſah nirgend Böſes, und glaubte bald, es gebe kein Böſes auf der Welt. Bisweilen fühlte ſein Lehrer wohl, daß er mit dieſem roſenrothen Glauben in der düſteren Welt nicht durchkommen werde, und meinte, durch fleißiges Leſen der Geſchichte dem entgegen zu wirken. Allein er bedachte nicht, daß nur eigene Erfahrung, nicht fremde, den Menſchen klug macht, oft nicht einmal die eigene.

Man lieſt die Geſchichte, blos um ſie zu wiſſen, nimmer um ſie anzuwenden. Höchſtens lernt hier und da ein Feldherr einen taktiſchen Kunſtgriff aus ihr, den er gelegentlich zur Vertilgung ſeiner Brüder benutzt. Als Philibert nun vollends erfuhr, daß keiner Geſchichte auf der Welt ganz zu trauen ſei, auch nicht einmal der von heute und geſtern, aus viel bekannten Urſachen; da fing

er an, zwiſchen Geſchichte und Roman wenig Unterſchied zu machen; beide las er gern, wenn ſie gut geſchrieben waren, freute ſich edler Züge, grämte ſich mit der leidenden Tugend, knirſchte über glückliche Bosheit; doch nimmer fiel ihm ein, es könne ihm auch dergleichen widerfahren. Er liebte ja Alles, was ihn umgab, mit einer Innigkeit, die ihn weder an Gegenliebe zweifeln, noch ahnen ließ, es könne jemals anders werden. Er pflegte Hunde und Katzen, Tauben und Kaninchen, Bäume und Blumen. Dem Lebendigen lieh er ſeine Empfindungen, auch das Lebloſe war ihm lebendig.

Gern hätte er auch die Bauerknaben an ſich gezogen, allein ſie waren und blieben, zu ſeinem Verdruß, ſcheu gegen ihn. Das klagte er ſeinem Lehrer oft, wenn er eine unbekannte Sehnſucht fühlte, ſich an Menſchen zu ſchmiegen, an Knaben ſeines Alters; denn Wolff wurde von ihm höher als ein Menſch geachtet; im Geſpräch mit ihm fühlte er etwas ähnliches wie beim Gebet.

Zweites Kapitel.

„Es möchte gut ſein," ſchrieb Wolff an den Miniſter, »wenn man dem jungen Herrn wenigſtens noch Einen Knaben zugeſellte, damit ſein Wille ſich an einem fremden Willen bisweilen riebe, und er früh mit ſeines Gleichen umgehen lernte." — Das Wort ſeines Gleichen verſtand Wolff nur vom Alter, Seine Excellenz bezogen es aber auf Geburt und Rang, und meinten, es werde ſchwer

halten, einen Knaben von guter Familie zu finden, deſſen Eltern ſich entſchließen möchten, ihn ſo weit zu entfernen. Se. Excellenz wollten ſich Mühe darum geben, indeſſen ſei auch nicht gerade vonnöthen, daß Philibert's Geſpiele adelicher Herkunft ſei: die enge Vertraulichkeit, die etwa zwiſchen ſolchen Kindern ſich bilde, werde ja doch in der Folge durch Verhältniſſe aufgelöſt. Daher möchte Wolff ohne Bedenken irgend ein bürgerliches, gutgeartetes Geſchöpf bei ſich aufnehmen, und nur bisweilen zu rechter Zeit an den Unterſchied der Stände erinnern.

Wolff lächelte über den Mißverſtand, den er aufzuklären ſich die Mühe nicht nahm. Herzlich froh über die erhaltene Vollmacht, warf er ſein Auge auf einen Prediger in einer nahen Landſtadt, der, bei kargen Einkünften, vier Söhne zu erziehen hatte. Einen derſelben, Ludwig, mit Philibert in gleichem Alter, gab der Vater ihm mit Freuden, denn nicht allein eine treffliche Erziehung, ſondern auch wohl eine künftige Verſorgung, konnte ja dem Knaben nicht fehlen, der mit dem Sohne des Miniſters aufwuchs.

Seine Excellenz würden ſich um die Sache nicht weiter bekümmert haben, wenn nicht zufällig die Frau Oberhofmeiſterin einen armen Verwandten empfohlen hätte, der nichts beſaß, als Ahnen, Schulden und Kinder. Um die Schulden zu tilgen, ſetzte der Miniſter den Herrn von Schlangenbring in das Finanzdepartement, und um die Kinderlaſt ihm zu erleichtern, ſchickte er zwei von deſ-

ſen Söhnen nach Salmbach. Folglich ſah Philibert ſich plötzlich von drei Geſpielen umgeben, verliebte ſich in alle drei, und war dabei ſehr glücklich.

Paul und Otto Schlangenbring, ein paar artige, ſteif erzogene Knaben, verbeugten ſich ſchon nach allen Regeln der Kunſt, nannten ſich mon frère, forderten nichts, zerbrachen nichts, und ſagten jedesmal, wenn ſie etwas empfingen, ich bedanke mich gehorſamſt. Ludwig war ein munterer Springinsfeld, neckte gern, ſtahl gern die Aepfel von den Bäumen, und machte den Katzen Klammen an die Schwänze. Dem alten Wolff war es eben recht, daß die Knaben ſo verſchiedene Temperamente und Anlagen zeigten; das, meinte er, werde ſeinem Philibert ſchon früh die Menſchen kennen und beurtheilen lehren. Er ſah nicht, daß dem holden Knaben ein gewiſſes Selbſtvertrauen mangelte. Dieſer Mangel, mit dem heftigen Bedürfniß zu lieben verbunden, ließ ihn an ſeinen Geſpielen nur Vollkommenheiten entdecken, die ihm fehlten. Er achtete ſich ſelbſt für den Geringſten unter ihnen, beneidete ſie aber nicht, ſondern liebte ſie darum nur noch inniger.

Von den Erziehungsrathſchlägen, welche der Miniſter jährlich ein paarmal zu überſenden geruhte, befolgte Wolff gewöhnlich keinen einzigen. Doch in der letzten Depeſche hatten Seine Excellenz erwähnt, es werde nicht undienlich ſein, wenn man die Knaben bisweilen in guten Häuſern in der Nachbarſchaft geziemende Beſuche abſtatten laſſe.

Der Lehrer billigte dieſen Rath, obgleich ihm alles Viſitenweſen in den Tod zuwider war. Allein er glich nicht den meiſten Hofmeiſtern, die gewöhnlich, ohne es zu wiſſen, ihre Zöglinge nur für die Lage bilden, in der ſie ſich ſelbſt befinden. Der Miniſter hat Recht, ſprach er zu ſich ſelbſt, ſie ſollen ſich einſt in der Welt, und zwar in der großen Welt herumtreiben, folglich müſſen ſie den glatten Schlendrian kennen und üben lernen.

Unter manchen nahen und fernen Nachbarn wohnte, eine halbe Meile von Salmbach, der Herr von Schilff, oder vielmehr die Frau von Schilff mit ihrer Familie, zu welcher man bisweilen auch den Herrn von Schilff zu rechnen ihm die Ehre anthat. Er war zum Pantoffelmann geboren, denn was ein eigener Wille ſei, begriff er nicht, und wenn ſein Kammerdiener ihn fragte, welches Kleid er anziehen wolle — die einzige Sache, in der man ihm freie Wahl ließ — ſo befand er ſich in großer Verlegenheit. Was im Hauſe vorging, erfuhr er von den Domeſtiken, denen er es heimlich abfragte, und wenn er irgend einen Wunſch hatte, ſo ſteckte er ſich hinter ſeine jüngſte Tochter, Blandinen, den Liebling der Mutter, die ihm bisweilen zu deſſen Erreichung behilflich war, öfter auch ihn ſchnippiſch zurückwies.

Er verehrte in ſeiner jetzigen Gebieterin ſchon ſeine zweite Gemahlin. Die erſte hatte ihm das Leben nicht minder ſauer gemacht, doch als ſie ſtarb, fühlte er ſich noch weit unglücklicher; denn die Monarchie ſeines Hau-

ſes verwandelte ſich plötzlich in eine Demokratie, wo jeder Knecht nach Gutdünken herrſchte, und die einzige Tochter, Ottilie, welche die Verſtorbene ihm hinterließ, war noch zu klein, um die Zügel der Regierung zu faſſen.

Zum Glück ſagte ihm eine alte Tante, noch vor Ablauf des Trauerjahres, er müſſe nothwendig wieder heirathen, und zwar die und die. Da lief er ſchnell hin und heirathete die und die. Frau von Schilff — vormals ein armes, ſehr beſcheidenes Fräulein — fand ſich ſchon als Braut in ihre neue Lage, fuhr wie ein Zugwind im Hauſe herum, und ließ nichts auf ſeiner alten Stelle; nicht einmal die Bilder ihrer ſeligen Schwiegereltern, deren ſich der Gärtner erbarmte, ſie mit in ſeine Wohnung nahm, und Sämereien darauf trocknete.

„Das iſt noch eine Frau," dachte Herr von Schilff, indem er gemüthlich ſeine Pfeife dampfte, „die greift Alles raſch beim rechten Ende an, da kann man aller Sorgen ſich entſchlagen."

Ihm blieb in der That nur Eine Sorge, aber eine ſchwere, nämlich die, daß ſeine Jagdhunde keine junge Gans zerriſſen, oder mit ſchmutzigen Beinen in das Zimmer ſich verirrten; denn ſo oft ein ſolcher Hundegräuel ſich zutrug, blitzte und donnerte es gewaltig im ganzen Hauſe. Indeſſen würde Frau von Schilff doch lieber die Hundefußtapfen in ihrem Zimmer geſehen, und jährlich noch ein Dutzend Gänſe obendrein geopfert haben, wenn ſie dagegen die Stieftochter hätte los werden können. Dies arme

gutmüthige Geſchöpf brachte ſeine erſten Jahre in der Bedientenſtube zu, wurde in Lumpen gekleidet, unreinlich gehalten, mit grober Koſt kaum geſättigt, aus einem Winkel in den andern geſtoßen, oder hinaus an die Feldpforte geſetzt, um die Gerſte vor den Enten zu behüten. Wenn der Vater bisweilen fragte: wo iſt denn mein Töchterlein? ſo hieß es: dein Töchterlein iſt ein wilder Range, der nicht zu bändigen iſt. Dann lächelte Herr von Schilff und antwortete: ich war auch ſo. Oft bekam er das Mädchen in mehreren Wochen nicht zu ſehen, vermißte es aber auch nicht. Ein einziges Mal wurde ſein Vaterherz bewegt, als er im Spätherbſt auf die Jagd ritt, und das Kind weinend am Bache bei den Gänſen fand. »Warum weinſt du?« fragte er ſehr gelaſſen. Ich friere, wimmerte das Kind, und wirklich war ſeine Blöße kaum bedeckt. Da reichte er ihm einen Schluck Branntwein aus ſeiner Jagdtaſche, ſtreichelte ihm die kalten Wangen, und nahm ſich vor, wenn er heim käme, ein ernſtes Wort mit ſeiner Frau zu ſprechen. Allein unglücklicherweiſe ſchoß er an dieſem Tage eilf Haſen, fehlte hingegen den zwölften, und beſchäftigte ſich heimkehrend ſo ganz mit der tiefen Unterſuchung, warum er gerade den zwölften nicht habe treffen können, daß er ſein Töchterlein darüber vergaß.

So gänzlich verwahrloſt würde die kleine Ottilie bald den Gänſen geglichen haben, welche ſie hüten mußte, wäre ſie nicht zum Glück ſehr häßlich geweſen. Frau von Schilff hatte nämlich auch eine Tochter, Blandinen, zwei Jahre

jünger als Ottilie, ſchön wie Raphael's Engelsköpfchen, und täglich herausgeputzt, als ob ſie eine Rolle am Frohnleichnamsfeſte ſpielen ſollte. Die Mutter war noch verliebter in das Kind als in ſich ſelbſt, und man konnte ſie nicht ſicherer gewinnen, als wenn man die kleine Blandine bewunderte. Eines Tages wurde Beſuch erwartet; da fiel ihr plötzlich ein, daß jede Schönheit noch mehr durch Kontraſte erhoben wird. Alſobald ließ ſie Ottilien rufen, ſie waſchen, und ihr ein abgelegtes Kleid ihrer Stiefſchweſter anziehen, welches viel zu kurz für ſie war. Sie nahm ſich drollig häßlich aus, wußte in den neuen Staat ſich nicht zu ſchicken, ſtand immer mit ängſtlicher Verlegenheit an der Thür, bald die rechte, bald die linke Hand im ſtruppigen Haar, indeſſen Blandinchen wie ein ſchöner Schmetterling herumgaukelte, und keine Antwort ſchuldig blieb. Kurz, Frau von Schilff erreichte ihren Zweck vollkommen: die Gäſte ſtellten Vergleichungen zwiſchen beiden Schweſtern an, und mußten um ſo mehr die plumpe Albernheit der älteren mit Achſelzucken bemerken, da die freundliche Wirthin mitleidig verſicherte: nicht ſie, ſondern die Natur habe das Kind ſo ſtiefmütterlich behandelt; es genieße ganz gleiche Erziehung mit ihrer eigenen Tochter; aber leider ſei eine gewiſſe Stupidität dem Mädchen angeboren, und durch Liebe nicht zu überwinden. Man rieth ihr Strenge, allein dazu konnte ihr ſanftes Herz ſich nicht entſchließen.

Da dieſer erſte Verſuch ſo gut gelungen war, ſo be-

ſchloß Frau von Schilff, daß künftig Ottilie ihrer ſchönen Schweſter ſtets zur Folie dienen ſolle. Sie ging noch weiter, als ſie bemerkte, daß Ottilie in der That nur geringe Geiſtesfähigkeiten beſaß, oder zu beſitzen ſchien, denn ſie begriff die leichteſten Dinge ſchwer. Das bereitete ihrer jüngern Schweſter einen neuen Triumph. Frau von Schilff ließ beide zugleich unterrichten, und theils die ſchnellere Faſſungskraft Blandinen's, theils die geringere Mühe, welche ſich die Lehrer mit Ottilien gaben, gewährten der Erſtern einen weiten Vorſprung. Blandine konnte ſchon flüchtig leſen, als Ottilie noch nicht zu buchſtabiren verſtand, und jene deklamirte ſchon mit vieler Grazie eine Fabel, als dieſe noch kaum das Tiſchgebet herzuſagen wußte.

Drittes Kapitel.

In dieſes Haus führte Wolff ſeine Zöglinge bisweilen, und alle vier verliebten ſich in die hübſche Blandine; keiner bekümmerte ſich um die häßliche Ottilie, die ſich auch nicht herzudrängte, ſondern ſtill von weitem ihren Spielen zuſah, bis ſie etwa gerufen wurde, um eine Rolle dabei zu übernehmen, die Niemand ſonſt mochte. Das that ſie denn auch ungeweigert, und erwarb ſich dadurch nach und nach eine Art von Wohlwollen bei den vier Knaben, ſo daß Ludwig aufhörte, ſie mit ihrer Häßlichkeit zu necken: Paul ihr nicht mehr die Daumen drückte, bis ſie ſchrie: Otto ihr keinen Schnurrbart mehr malte, wenn ſie ſchlief, und Philibert ſogar nicht ſelten ſeine Aepfel mit ihr theilte.

Eines Tages hatte man den Kindern Thee und Kuchen in eine Gartenlaube geschickt; sie aßen, tranken und spielten dann Versteckens. Ein Jeder hatte sich verkrochen, Blandine sollte suchen. Sie that es mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit, strich durch die Laube, und zerbrach im Vorbeirennen eine der stehen gebliebenen Tassen. Erschrocken sammelte sie die Scherben, legte sie in ein Körbchen, welches der Schwester zugehörte, und entfernte sich schnell. Aber Philibert, der hinter einem Stachelbeerbusche saß, hatte alles mit angesehen. Die Mutter kam, vermißte eine ihrer schönen Tassen, fragte, erhielt keine Antwort, fand die Scherben in Ottilien's Körbchen, und drohte ihr mit einer Züchtigung.

»Ich habe es nicht gethan,« stammelte das zitternde Kind. — »Wer sonst?« rief Frau von Schilff mit grimmiger Geberde, »meinst du, es werde eins von diesen gutgearteten Kindern so boshaft sein, die eigene Schuld dir aufzubürden?« — Jetzt, dachte Philibert, jetzt wird Blandine reden. Aber Alle schwiegen, und Blandine schwieg, und Ottilie ergab sich schweigend in ihr Schicksal.

Da fuhr Philibert heraus: »Fräulein Blandine hat es gethan, ich habe es selbst gesehen.« — Die Mutter warf ihm einen großen Blick zu, dann einen zweiten, milderen auf das Töchterlein, entschuldigte dieses als das jüngste in der Gesellschaft, und entfernte sich mit verbissenem Grimme.

Es war zum ersten Male, seit Ottilie lebte, daß irgend

Jemand auf der Welt ſich ihrer angenommen hatte. Sie ſah Philibert mit funkelnden, in Thränen ſchwimmenden Augen an, und wäre ihm gern um den Hals gefallen. Er aber bemerkte und verlangte ihre Dankbarkeit nicht, denn er war ſich keiner verdienſtlichen Handlung bewußt. Faſt empfand er ſogar eine Art von Unwillen gegen ſie, weil ſein Herz ſich ſträubte, dieſen Unwillen auf Blandinen zu werfen, deren niedliche Geſtalt, deren allerliebſtes Lächeln ihm ſo wohl behagten. Sie war nicht immer gut, das ſah er wohl ein, aber ſie war immer ſchön, das feſſelte ihn wider Willen.

Indeſſen hatte Ottilie ſo viel Vertrauen zu ihm gewonnen, daß ſie näher ſich ihm anzuſchmiegen wagte, und als ſeine Gutmüthigkeit ſie wenigſtens nicht zurückſtieß, bat ſie ihn eines Tages ganz verſtohlen, mit glühend rother Wange, er ſolle ſie doch ein wenig franzöſiſch leſen lehren: ſie könne es bei der Gouvernante nicht begreifen, denn die gehe allzuhart mit ihr um, und doch ſchäme ſie ſich, daß ihre Schweſter ihr ſo weit voraus ſei. Philibert's Eitelkeit fand durch dies Vertrauen ſich geſchmeichelt und zugleich erwachte ſein Mitleid. Er that, was ſie begehrte, verſchwieg es auch ſeinen Geſpielen, weil ſie darum gebeten. Oft ſtahlen beide ſich halbe Stunden lang in's Gebüſch, Philibert unterrichtete, Ottilie hörte ihm mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zu, durfte fragen, wenn ſie nicht begriff, wiederholte in des jungen Lehrers Abweſenheit deſſen Unterricht von Wort zu Wort, und machte bald, zwar mühſame

aber doch so merkliche Fortschritte, daß die Gouvernante erstaunte und die Stiefmutter scheel dazu sah.

Dankbarkeit und der Wunsch, ihrem freundlichen Lehrer wenigstens nicht zu mißfallen, bewirkten für Ottilien noch manchen andern Vortheil. Sie entwöhnte sich von der Nachlässigkeit und Unreinlichkeit, die vormals in ihrer Kleidung hervorstachen, und die man, aus guten Gründen, ihr nie verwiesen hatte. Sie lernte auch mit Eifer, und fast ohne allen Unterricht, kleine Handarbeiten, um für Philibert einen Beutel zu stricken, oder sonst durch eine Kleinigkeit ihm seine Mühe zu vergelten.

Glücklicher Weise ahnete Frau von Schilff von alle dem nichts, sonst würde sie schnell einige stiefmütterliche Maßregeln getroffen haben. Sie war seit Kurzem mit einem Entwurf beschäftigt, der ihre ganze Seele füllte. Der Sohn des Ministers sollte einst ihr Eidam werden. Diese Hoffnung wuchs in ihrer stolzen Brust, so wie die Reize der Tochter sich mehr und mehr entfalteten, und Philibert zum Jüngling heranreifte. Sie sah mit Entzücken, daß seine Blicke nicht mehr wie sonst mit Knabenruhe auf Blandinen's holder Gestalt hafteten. Sie that Alles, um diese aufkeimende Neigung zu befördern. Sie schmeichelte dem alten Wolff, prunkte und täuschte mit schönen Grundsätzen, zog den Jüngling an sich durch erheuchelte Herzlichkeit; unterrichtete sogar das dreizehnjährige Mädchen in allerlei kleinen Künsten, um Philibert zu fesseln, und schwatzte ihr täglich vor, daß sie durch ihn eine große, reiche

Dame werden könne. Blandine, nur zu empfänglich für solche Lehren, war bereits erfahren in den Gaukeleien der Koketterie, fast ehe sie das Wort noch kannte. Sie wußte ihre großen blauen Augen schwimmend auf Philibert zu richten, und schnell sie niederzuschlagen, wenn er es bemerkte; sie wußte einen halblauten Seufzer zu unterdrücken, ein ängstliches Steigen und Fallen des Busens, eine Beklemmung des Athems nachzumachen; sie konnte schon halbe Bekenntnisse entschlüpfen lassen, und erröthend sie zu verschlucken streben; sie konnte zerstreut mit einer Blume spielen, einsam im Parke wandeln, erschrecken, wenn er ihr folgte; und was dergleichen mehr die mütterliche Erfahrung, durch eigene Talente unterstützt, ihr einhauchte.

Mehr als zu viel für einen schwärmerischen Jüngling, dessen ganzes Herz ein Aushauch der Liebe war, und den schon längst eine unbekannte Sehnsucht quälte, mit einem gleichgestimmten Wesen in Liebe zu verschmelzen. Wolff bemerkte bald seines Zöglings erwachte Sinnlichkeit, die um so gefährlicher ihm schien, da ihr der Schwärmer einen Schleier von angeblicher Seelenharmonie und Sympathie umhing. Er nahm sich zwar wohl in Acht, Philibert zu warnen oder sich besorgt zu stellen; denn die erste Liebe ist eine Nachtwandlerin, ruft man sie bei Namen, so fällt sie; allein er wußte auf eine ungesuchte Weise die allzuhäufigen Spazirgänge nach Gründorf so oft als möglich zu vereiteln; und konnte er einem Besuche daselbst nicht ausweichen, so blieb er seinem Zögling we-

nigſtens zur Seite, und ließ ihn nie mit Blandinen allein.

Das ſcharfe Mutterauge gewahrte dieſe Vorſicht, das Herz kochte Rache gegen Wolff, der Mund ſprach Honigworte mit ihm. Heimlich genoß ſie dennoch manchen Triumph, denn es war nicht möglich, das Pärchen ſo zu hüten, daß es nicht bisweilen Wolff's wachſamen Blicken entſchlüpft wäre, und nicht ſelten beichtete Blandine Abends in dem Verhör, welches, nach jedem Beſuche, unter vier Augen mit ihr angeſtellt wurde, Simptome, die auf des Jünglings feurigſte Liebe deuteten, und Fortſchritte, die geradesweges zu dem vorgeſteckten Ziele führten. Dann klatſchte Frau von Schilff mit freundlicher Bosheit in die Hände, und machte ſich luſtig über den weiſen Mentor, der ſeinen Telemach einem Weibe entrücken wolle, das, an Reizen wie an Klugheit, die Zauberin Calipſo weit übertreffe. Ihren ganzen Plan der Tochter mitzutheilen, hielt zwar ein Reſt von Schaam ſie noch zurück, oder man möge, zur Ehre der Weiblichkeit, glauben, daß ſie ſelbſt nur verworren ſich dachte, was etwa geſchehen könnte. Die Jugendgeſchichte von Philibert's Vater war ihr bekannt, wie leicht konnte der Sohn ein Seitenſtück dazu liefern. Die wackere Mutter wußte nicht, daß Philibert, von ganz andern Empfindungen beſeelt, ſeinem Lehrer dasſelbe Vertrauen freiwillig bewies, welches ſie von Blandinen erpreßte.

Ja, Wolff war von den Herzensangelegenheiten ſeines

Zöglings fürwahr genauer unterrichtet, als der Liebende selbst, dem er zu jeder Stunde freundlich das Ohr lieh, tausendmal dasselbe hörte, und tausendmal ein Lächeln verbiß, wenn Philibert, wie man in seinen Jahren pflegt, mit erhabener Zuversicht von der ewigen Liebe zu Blandinen sprach. Nie wandte Wolff etwas gegen diese Liebe ein; er würde den Offenherzigen nur scheu gemacht, und den Schwärmer doch nicht überredet haben. Darum ergriff er ein ganz entgegengesetztes Mittel, er schraubte dessen Gefühl immer höher hinauf, ließ die glückliche Liebe auf Wolken schwimmen, lieh ihr zwar Blandinen's Gestalt, zierte sie aber mit dem Strahlenkranz der Tugend, zeigte ihm einen steilen Pfad, auf dem er emporklimmen müsse, wenn er eines solchen Glückes würdig sein wolle, zeigte ihm schaudernd einen Abgrund, in dem er unvermeidlich stürzen werde, wenn der Genius der Unschuld ihn einen Augenblick verließe: wurde mit Vergnügen gewahr, wie bei solchen Gemälden Philibert's Wange sich höher färbte, sein nasses Auge glühte und er sprachlos mit beiden Händen des Lehrers Hand krampfhaft drückte. — Du bist gewaffnet gegen die Verführung, dachte Wolff bei sich selbst; dich umgibt das Licht der Unschuld, ewig vergebens umwandelt ein unreiner Geist ihren schönen Zauberkreis.

Viertes Kapitel.

Philibert hatte nun faſt ſein achtzehntes Jahr erreicht, Blandine zählte fünfzehn. Er, ein ſtarkes, geſundes Bäumchen, ſie, die ſchönſte Roſenknospe; er, ſtatt des Blutes, Feuer in den Adern wälzend, ſie, durch die Glut des jungen Buſens jeden Athemzug erwärmend; ſein braunes, brennendes Auge feſt auf ſie, ihr blaues, ſchwimmendes Auge ſchüchtern auf ihn geheftet.

Daneben ſtand unbemerkt die faſt ſiebzehnjährige Ottilie, ſtill und in ſich geſchmiegt, ſtets bemüht, durch freundliche Güte die Menſchen mit ihrer Häßlichkeit auszuſöhnen; duldend jede ſtiefmütterliche Laune, ohne Murren ihrer Schweſter zur Folie dienend. Zwar hatte ihr Körper auch manchen Reiz von der Natur empfangen; ein voller Buſen, eine ſchöne Hand, ein niedlicher Fuß, verbunden mit Geſichtszügen, aus denen das reinſte Wohlwollen ſtrahlte, hätten wohl die Augen der Männer feſſeln mögen; allein ſie verhüllte ſorgfältig den Buſen bis an den Hals; ſie zog nie ihre Handſchuh aus und ihr Gewand bedeckte die Füße.

Mit eben dieſer eigenſinnigen Beſcheidenheit verbarg ſie die Vorzüge ihres Geiſtes, die ſie im Stillen, mit Philibert's Hilfe, ſich zu eigen gemacht, ohne daß er ſelbſt einmal darum wußte; denn immer hatte ſie Blandinen erſucht, Bücher von Wolff zu leihen, und ſo ungefällig ſonſt die Stiefſchweſter gegen ſie handelte, ſo erfüllte ſie doch dieſe Bitte immer gern, weil es ihr bei Philibert

das Anſehen gab, als ſtrebe ſie nach Kenntniſſen. Die Bücher lagen ſtets auf ihrem Tiſche, doch nur Ottilie hatte ſie geleſen; aber nie entſchlüpfte deren Lippen auch nur ein Wort, das den Betrug verrieth. Am wenigſten ſprach ſie, wenn Philibert zugegen war. Sie liebte den ſchönen, edlen Jüngling ſo ſtill und heimlich, daß ſie ſogar dem Tageslichte ihre Empfindungen verbarg, und höchſtens nur in der Dämmerung, wenn ſie einſam im Garten wandelte, ſich weinend mit ihrem Herzen beſprach.

Die Angſt, daß Philibert ſie dennoch errathen möchte, gab ihr in ſeiner Gegenwart nicht blos eine faſt alberne Schüchternheit, ſondern verleitete ſie auch, ſeine Neigung zu ihrer Schweſter oft auf eine Weiſe zu begünſtigen, die von ihrer eigenen Sittſamkeit mißbilligt wurde; ja, aus lauter Zartgefühl wurde ſie eine Art von Gelegenheitsmacherin, begleitete die Liebenden, wenn fremde Blicke dieſe beobachteten, und verſchwand plötzlich, wenn Wolff, im Vertrauen auf die dritte Perſon, den Zögling aus den Augen ließ.

Wahrlich! das Verlangen, tadellos zu erſcheinen, verwickelt oft den beſten Menſchen in tadelnswerthe Handlungen. Zum Glück hatte Ottilien's Sophiſterei der Liebe und Tugend keine böſen Folgen. Das hingeworfene Kleinod von Blandinen's Unſchuld lag ſicher zwiſchen ihren Roſen, die des Jünglings Hand nie zu berühren wagte, und ſtets hörte Frau von Schilff mit ſauerſüßer Miene am Abend die Verſicherung, er habe der ſchönen Tochter nicht einmal einen Kuß geraubt.

So war nun die Zeit herbeigerückt, in welcher Philibert, von seinen jungen Freunden begleitet, die Universität beziehen sollte. Der Tag vor der Abreise wurde zu einem letzten Besuch in Gründorf bestimmt. Philibert trat den Weg dahin mit klopfendem Herzen an, denn er hatte beschlossen, seine Schüchternheit zu überwinden und in diesen letzten Stunden Blandinen zu erklären, warum sein Herz so bange klopfte. Frau von Schilff erwartete den Besuch mit mütterlicher Angst, denn schon seit einigen Wochen hatte sie gewisse Veranstaltungen getroffen, die, wenn in Philibert's Adern kein Eis schlich, ihn nach Wunsch verstricken sollten. In einem Birkenwäldchen ließ sie ganz heimlich von Moos und Baumrinde einen Tempel der Erinnerung bauen. Das einzige Licht in diesem Tempel fiel von oben durch rothes, mit Oel getränktes Papier, welches eine Art von Zauberschein verbreitete. Der Gott des Schweigens, mit dem Finger auf dem Munde, stand in einer Nische von Moos und eine schwellende Moosbank lud ein zu süßen Träumereien. Das Wäldchen war so abgelegen und der Tempel wiederum im Wäldchen so versteckt, daß die Einsamkeit wohl auch den blödesten Jüngling beherzt machen konnte. Blandine allein wußte um das Geheimniß, wenn auch nicht um alle Gedanken ihrer schlauen Mutter. »Was ihr euch etwa noch zu sagen habt, mögt ihr euch hier sagen;« das war Alles, was ihr Mund verrieth; ihr grelles Auge sprach deutlicher, doch unverständlich für Blandinen.

Es möchte ſcheinen, als ſtehe die Erzählung hier nicht im Einklange mit der Natur; denn was iſt einer Mutter heiliger, als der Tochter Unſchuld? Allein, wer weiß nicht, daß auch die beſte Mutter ſich Nebenwege erlaubt, wenn es darauf ankömmt, einen Mann zu körnen, von dem ſie wahr oder irrig vorausſetzt, daß er ihr Kind beglücken und auch wohl nebenher zur Verſchönerung ihres eigenen Daſeins beitragen werde. Oft iſt auch dies nebenher der Hauptbeweggrund. Ob nun ſolche Nebenwege blos zu Unbeſonnenheiten, kleinen Verletzungen der Moralität, oder ob ſie auch zu Fehltritten, wohl gar zu Verbrechen führen werden, das iſt nicht von der Liebe der Mutter, ſondern von den Leidenſchaften des Weibes abhängig, die in ſolchen Fällen um ſo freier ſchalten, weil ſie hinter Mutterliebe ſich verbergen dürfen.

Alles ſchien nach Wunſch zu gelingen. Schweigend wandelte Blandine mit Philibert nach dem Wäldchen, nur beredte Seufzer entquollen ihrem ſchönen Buſen und das Echo in des Jünglings Bruſt hallte ſie verdoppelt wieder. Ihnen zur Seite ging Ottilie; auf ihr lag die Welt. Sie glaubte zu erſticken, wenn ſie länger noch Thränen und Seufzer hinabwürgte; allein ihr Auge blieb trocken, ihr Buſen verſchloſſen; lieber wollte ſie ſterben, als ihr Herz verrathen. Sie verſuchte ſogar einigemal, ein unbedeutendes Geſpräch anzuknüpfen, und erkünſtelte einen böſen Huſten, ſo oft ſie merkte, daß es ihrer Stimme an Feſtigkeit gebrach. Bis zum Eingang des Wäldchens ertrug ſie die-

ſen gewaltſamen Zuſtand; dann gab ſie vor, es ſei ihr im Schatten zu kühl und feucht und bog in einen offenen Gang, zu großer Erleichterung der Liebenden und ihrer eigenen Bruſt.

Die hohen Birken mit den hängenden Zweigen zogen einen immer dichten Schleier um Philibert und Blandinen. Schon wagte der Jüngling, ihre Hand zu faſſen, ſchon drängten ſich einzelne Silben hervor und ſuchten auf der bebenden Lippe ſich in Worte zu vereinigen, als ſie plötzlich, aus einem dichten Gebüſch hervortretend, vor dem romantiſchen Gebäude ſtanden und Philibert die Worte: Tempel der Erinnerung las. Willkommen! ſtand über der Pforte und Stille! war in einen Baum geſchnitten, der ſie beſchattete.

»Erinnerung!« ſagte Blandine ſeufzend und hob ihr blaues Auge zum blauen Himmel auf. »Erinnerung!« wiederholte Philibert wehmüthig. »Willkommen!« liſpelte ſie, »Stille!« flüſterte er. Die Pforte ſprang auf, der Gott des Schweigens winkte, ſie traten in den Tempel; die Pfotte ſchloß ſich hinter ihnen, das Roſenlicht umfloß Blandinen, ſie war nie ſo ſchön geweſen. Dem verzückten Jüngling ſchwand die Welt, er ſtürzte zu ihren Füßen, ſie ſank auf die Moosbank — er umfaßte ihre Knie, drückte feurige Küſſe auf ihre herabhängende Hand, und als ſie ſchmachtend ſich zu ihm herunterbog, da berührte ſein glühender Mund zum erſten Mal ihre warme Lippe. Aber plötzlich zog er ſich erſchro-

cken zurück, und wie ein Trunkener, dem auf der Straße das allerheiligſte begegnet, kniete er taumelnd in den Staub und wagte kaum, zu ihr hinauf zu blicken. »Ich liebe dich, Blandine!« ſagte er leiſe — »mein Herz iſt dein!« ſtammelte ſie. — »Ewige Treue!« rief er lauter und hob ſeine Rechte empor. »Treue bis in den Tod!« ſprach ſie beherzt ihm nach.

»Gedenke meiner oft in dieſem Tempel,« bat er wehmüthig. »Ach!« ſeufzte ſie, »wo wird Philibert mein Bild ſuchen, was wird ihn an mich erinnern?« —

»Alles Gute! alles Schöne!« rief er haſtig, »die Morgenröthe, die bethaute Blume, das Flöten der Nachtigall, das Girren der Taube, die Wolke, die von dir herüber zieht, jede Silbe, die deinem Namen angehört.«

So ſtieg und drängte es ſich immer fort aus ſeinem Herzen herauf und ſtrömte von ſeinen Lippen, wie die Perlen, die aus einem Geſundbrunnen emporſteigen und auf die üppige Wieſe unter Blumen fließen. Blandine, von ſeinem ſchönen Gefühl mit fortgeriſſen, vergaß alle Koketterie, ſchwieg, um nur zu hören, hörte mit den Augen und redete durch ſanfte Thränen. Mehr noch als der Roſenſchein, der ſie umgab, verſchönerte ſie das Bewußtſein, den Geliebten durch Liebe zu beglücken. Kein Schmuck des Himmels und der Erde leiht einem Mädchen höhere Reize, als dieſer Gedanke, dieſes Gefühl.

Sie ſtreckte die warme Hand nach dem Ueberglücklichen aus, ſie hob ihn zu ſich herauf, beide ſaßen gleichſam

ſchwebend auf der Moosbank, und zerdrückten keinen Halm; beide waren in einer weichen, wolluſtreichen Stimmung; ihre Hände, ihre Augen ruhten feſt in einander; die Lippen ſuchten und fanden ſich und ſchienen ſich nie wieder trennen zu wollen. Dieſen Augenblick hatte Frau von Schilff in einem mit Epheu umzogenen Winkel abgelauert; denn ſie war, auf einem kürzeren Wege, den Liebenden voraus geeilt, und trat nun hervor, Befremdung und Ernſt in ihren Geberden erkünſtelnd.

Blandine wollte ſich loswinden. Philibert durch der Mutter Gegenwart keineswegs geſchreckt, hielt ſie feſt, ſah die Kommende freundlich an und ſprach: »Ich liebe ſie, ſie liebt mich.«

Frau von Schilff verſuchte zu zürnen. Nach ihren Begriffen und Erwartungen mußte Philibert in höchſter Verlegenheit ihr zu Füßen ſinken, um Verzeihung flehen, Hoffnung ſich erbitten. Er that von alle dem nichts; denn Blandinen zu lieben, ſchien ihm ſo natürlich, konnte unmöglich den Zorn der Mutter verdienen. An die Zukunft dachte er nicht, die Gegenwart war ja ſo ſchön. Frau von Schilff ſah ſich daher gezwungen, ihre Gedanken in Worte zu überſetzen. »Junger Herr,« ſagte ſie, »ich hätte nicht geglaubt, daß Sie fähig wären, die Gaſtfreundſchaft zu verletzen.« — Philibert begriff den Vorwurf nicht.

»Sie lieben meine Tochter; aber was ſoll daraus werden?« — Philibert ſah ſie befremdet an. Es kam ihm ſeltſam vor, daß aus der Liebe, wenn ſie einmal da iſt, noch etwas werden ſollte.

»Sie sind noch sehr jung, darf man auf Ihre Beständigkeit zählen?" — Philibert lächelte fast mitleidig und warf einen Blick auf Blandinen, der zu sagen schien: Da steht sie ja, wie wäre es möglich —

»Ich verstehe," fuhr die Mutter fort, »Sie glauben in diesem Augenblicke Ihr Herz keines Wandels fähig, und vermuthlich glaubt meine Tochter dasselbe. Ich aber, der das Glück und die Ruhe ihres Kindes am Mutterherzen liegen, ich muß wachen und für die Zukunft sorgen. Hegen Sie wirklich ernsthafte Absichten?"

Das verstand Philibert schon wieder nicht. »Ich liebe," sagte er, »was hat die Liebe mit Absichten gemein?"

»Mit Einem Worte," fuhr die Mutter fast ungeduldig heraus, »wollen Sie Blandinen heirathen?"

»Mein Gott! auf der Stelle!" antwortete Philibert.

»Das geht nicht so schnell," sagte Frau von Schilff mit verbissenem Lächeln; »es müssen noch einige Jahre verstreichen; Ihr Herr Vater muß davon benachrichtiget werden —"

»— und mein guter Wolff," fiel der Jüngling ihr hastig in's Wort.

»Auch der, wenn es beliebt," erwiederte sie kalt; »doch vor der Hand muß ich bitten, die ganze Begebenheit zu verschweigen, denn meiner Tochter Ruf steht auf dem Spiele."

Ohne Bedenken machte Philibert sich anheischig, seinem Vater nichts davon zu schreiben, denn ihm schrieb er

ohnehin sehr selten und war an keine kindliche Vertraulichkeit gegen ihn gewöhnt; aber auch seinem biederen Lehrer die wichtigste Begebenheit seines Lebens zu verheimlichen, das hätte nicht einmal Blandine von ihm begehren dürfen, viel weniger ihre Mutter, die er blos für eine Nebenperson hielt. Die vorsichtige Dame mußte von dieser Bedingung abstehen und forderte nur noch einen feierlichen Schwur, daß er Blandinen nie verlassen und aller etwaigen Hindernisse zum Trotz mit ihr sich einst vermählen wolle. Philibert fand einen solchen Schwur fast lächerlich, zum mindesten ganz überflüssig; da aber Blandine in diesem Augenblicke ihn zärtlich bittend ansah, so schwur er hastig bei dem Grabe seiner Mutter! daß keine Gewalt auf Erden ihn von der Geliebten trennen solle.

Jetzt erkünstelte Frau von Schilff eine sanfte Wehmuth, drückte den Jüngling an ihre Brust, führte ihn selbst in Blandinen's Arme und sprach einen theatralischen Segen über beide aus. Hierauf wollte sie dem künftigen Eidam noch einen Schatz von mütterlichen Lehren mit auf den Weg geben und hatte so eben ihren Spruch mit großer Feierlichkeit angehoben; als plötzlich die Hunde ihres Gemals, der im Forste jagte, ganz in der Nähe des Tempels ein lautes Geheul begannen und das Gespräch unterbrachen. Aergerlich stand sie auf und zog das trunkene Paar mit sich fort, welches eben so wenig für den Sermon der Mutter, als für die bellenden Hunde des Vaters, Ohren zu haben schien.

Fünftes Kapitel.

Als Philibert und Blandine, im mütterlichen Geleite, mit der übrigen Gesellschaft sich wiederum vereinigten, sahen beide so verklärt aus, daß wenigstens zwei Personen augenblicklich erriethen, was vorgegangen: Wolff durch Freundschaft, Ottilie durch Liebe scharfsichtig gemacht. Was die Letztere empfand, konnte man nicht Eifersucht nennen; es war das Gefühl eines Armen, der seinem geliebtesten Freunde von einem Reichen Wohlthaten erzeigen sieht. Er freut sich darüber, ohne den Reichen zu beneiden. Es wandelt ihn nur eine gewisse Wehmuth an, ein edler Schmerz, daß er nicht selbst im Stande war, den Freund zu beglücken. Dieses schöne, seltene Gefühl überzog ihr Gesicht mit einem so magischen Schleier, daß sie wirklich fast reizend erschien; aber Niemand bemerkte es. In Wolff's Blicken hingegen lag eine Art von forschendem Mißtrauen, welches Frau von Schilff sehr wohl bemerkte. Sie wurde dadurch beunruhigt und wünschte vor allen Dingen, den alten Griesgram zu stimmen, ehe sein Zögling mit ihm gesprochen. Das Letztere zu verhüten, war nicht schwer, denn Philibert bezeigte nicht die mindeste Luft, mit irgend Jemand zu sprechen, nicht einmal mit Blandinen, die er blos zu sehen begehrte.

Die Mutter fand daher bald Gelegenheit, den Lehrer auf die Seite zu ziehen. Hier vertraute sie ihm, daß sie mit großem Erstaunen eine zärtliche Verbindung zwischen Philibert und ihrer Tochter entdeckt habe; daß die jungen

Leute ſich ewige Liebe und Treue geſchworen; daß ſie, wohl wiſſend, wie gefährlich es ſei, den Strom einer jugendlichen Leidenſchaft hemmen zu wollen, ein ſanfteres Mittel verſucht, die Liebenden auf die Zukunft vertröſtet habe. Nach und nach ließ ſie merken, die Verbindung ſei ihr eben nicht zuwider, und fügte ſchlau hinzu, auch für Wolff könne ſie nicht anders als vortheilhaft ſein, da man in dieſem Falle ihn ſtets als ein Glied der Familie betrachten und bis an ſeinen Tod ihn pflegen werde. Der Miniſter, meinte ſie, brauche vor der Hand von alle dem nichts zu erfahren, bis es Ernſt mit der Verbindung werde. Allenfalls möge Wolff dann und wann in ſeinen Briefen der Familie von Schilff vortheilhaft erwähnen, um Se. Excellenz vorzubereiten. Sie hoffe übrigens, der Miniſter werde ſich erinnern, daß das Geſchlecht der Schilffe eines der älteſten im Lande und eine Verbindung mit demſelben ehrebringend ſei.

Wolff hatte alles dies ſchweigend angehört und nur bisweilen mit dem Kopfe weder genickt noch geſchüttelt, ſondern blos eine wiegende Bewegung gemacht, und als am Ende Frau von Schilff in ihn drang, ſeine runde Meinung zu ſagen, da meinte er lächelnd: ſowohl der junge Herr als das Fräulein wären ja noch Kinder, und folglich wenig darauf zu antworten. Dann zog er die Uhr heraus, fand, daß es ſchon ſpät ſei, und beurlaubte ſich unter dem Vorwand, daß zu der morgenden Abreiſe der vier Jünglinge daheim noch ſo manches zu beſorgen ſei.

Die Dame biß ſich in die Lippen, rümpfte die Naſe und ſchwieg.

Blaß und ſtumm nahm Philibert von Einem nach dem Andern Abſchied. Frau von Schilff küßte ihn auf die Stirn und ſagte: »Mein Segen begleitet Sie.« Herr von Schilff ſchüttelte ihm die Hand und empfahl ihm ein Städtchen an der Poſtſtraße, wo gute Bretzeln gebacken würden. Ottilie machte ihm eine ſchwankende Verbeugung und ſagte gar nichts. Blandine reichte ihm die Hand und flüſterte: »Gedenke des Tempels der Erinnerung.«

Wolff und ſeine übrigen Zöglinge ſaßen bereits im Wagen, als Philibert noch immer ſtand und zweifelhaft um ſich ſchaute, als ob er etwas vergeſſen hätte. Endlich ermannte er ſich, ſprang haſtig in den Wagen und bat den Kutſcher um Gotteswillen, raſch zu fahren. Die Peitſche knallte, die Roſſe trabten, noch ſah der Jüngling Blandinen's Schnupftuch flattern — jetzt bogen ſie um die Gartenmauer — verſchwunden war die liebliche Geſtalt! — noch ragte das rothe Dach hervor, unter dem ſie hauſte — bald nur noch die Kirche, in der ſie betete — immer noch blieb des Liebenden ſtarrer Blick dahin geheftet, und als endlich auch die Kirchthurmſpitze hinter einem Hügel ſich barg, da ſchlug er den Mantel um ſein Geſicht und weinte ſtill.

Es ſind des Lebens feierlichſte Augenblicke, in welchen man einen geliebten Ort verläßt. Die ſchöne Wirklichkeit, deren man oft genoß, ohne dieſen Genuß dankbar zu wür-

digen, verwandelt ſich ſo plötzlich in einen Traum — das Herz wird auf einmal ſo eng — die Seele ſo weit — die Welt ſo öde — man ſtaunt die fremden Umgebungen gedankenlos an — man wird betäubt durch das Rütteln des Wagens, man erſchrickt, wenn er hält — und wenn, nach der erſten, in zuckendem Schlummer hingeſtöhnten Nacht, nun die Stunden zum erſten Male wiederkehren, in welchen man, nach alter, ſüßer Gewohnheit, ſeine Lieben heimſuchte; wenn man ſich jeden Augenblick erinnert, jetzt thun ſie das; jetzt ſind ſie da oder dort; jetzt reden ſie von dir und vermiſſen dich — o dann ſteigt das Herz hoch in der Bruſt herauf und verſchließt den Athem — man wird ergriffen von dem ängſtlichen Gedanken: es kann nun einmal nicht anders ſein! ich kann es nicht ändern und darf es nicht ändern! mit jeder Minute erweitert ſich der Raum, der mich von dem Geliebten trennt. Schon der Baum, an dem ich jetzt vorüberfahre, ſcheint mir ſo fern von ihrer Wohnung, und morgen um dieſe Zeit werde ich zurück an dieſen Platz mich wünſchen, weil er ſo nahe ihrer Wohnung mich bedünken wird. — Gott! dann möchte man aus dem Wagen ſpringen und im tiefen Sande mit den Poſtpferden um die Wette rennen, um ſich ſelber zu entfliehen! —

Sechſtes Kapitel.

In ſolcher Stimmung kam Philibert nach Hauſe und hatte kein Ohr für die wahre, doch zur Unzeit von väter-

licher Angſt ausgepreßte Bemerkung ſeines Lehrers, daß man ſelten oder nie mit denſelben Gefühlen an einen geliebten Ort zurückkehrt, und daß man oft ſich ſchnell tröſten würde, wenn man in einem magiſchen Spiegel die ruhige Geſtalt des nach einigen Jahren Wiederkehrenden erblicken könnte. »So iſt der Menſch,« ſagte Wolff, »die Empfindung ſeines Herzens hat keine Dauer, ſie wäre denn im Einklang mit ſeinen Verhältniſſen. Denn das wärmſte Gefühl, das der Menſch aus einem vernichteten Verhältniß in ein neues mit hinüber nimmt, erkaltet nach und nach ohne jene Nahrung; gleichwie der Stein, der das Licht der Sonne einſchluckt, im Dunkeln zwar noch eine Weile fortleuchtet, aber, ſtets ſchwächer blinkend, endlich ſeinen Glanz verliert.«

Es widerfuhr dem ehrlichen Wolff bisweilen, daß er ſeine Zeit übel wählte, um Sentenzen auszuſprechen, oder daß er Erfahrungen mittheilte, für welche nur das reifere Alter Empfänglichkeit beſitzt. Philibert, der glühende Jüngling, hatte jetzt keinen Sinn für ſeine Worte; ihm ſchien die gegenwärtige Empfindung Beſtimmung für ſein ganzes Leben, und Jeden, der daran zu zweifeln wagte, konnte er nur bemitleiden. Zum Glück bemerkte Wolff noch zeitig den Mißgriff, der ihm entſchlüpft war, und eilte, ihn zu verbeſſern.

Er hatte für den letzten Abend ein kleines ländliches Feſt veranſtaltet. Fröhliche Bauern tanzten auf dem grünen Schloßhofe und wurden bewirthet. Ihre lärmende

Freude, unterbrochen von herzigen Klagen und Wünſchen bei der Abreiſe der jungen Herrſchaft, gewährte allerdings dem liebeſiechen Jüngling eine lindernde Zerſtreuung. Wolff rief auch noch den Freudengeber Bacchus zu Hilfe, die Tafel wurde mit Wein beſetzt, ein für ſeine Zöglinge ungewohntes Getränk, deſſen Wirkung ſich bald durch verſcheuchten Trübſinn, nach und nach durch jugendliche Munterkeit, und endlich, bei der letzten Flaſche, durch empfindſame Schwärmerei äußerte. Ludwig verſtand recht artig auf der Guitarre zu klimpern; Otto hatte ein Freundſchaftslied gedichtet; es wurde geſungen, und wenn es gleich nur aus alltäglichen poetiſchen Redensarten zuſammengeleimt war, ſo ergriff es doch in dieſem Augenblicke die Jünglinge ſo heftig, daß ſie alle vier plötzlich aufſprangen, einander über den Tiſch die Hände reichten und ſich ſchluchzend ewige Freundſchaft ſchwuren.

»Verflucht ſei, wer dieſen Schwur jemals bricht!« rief Ludwig, und die Thränen rollten ihm heiß über die Wangen.

»Verflucht!« wiederholte Otto. »Verachtet!« ſagte Paul.

»Was bedarf es der Schwüre!« entgegnete Philibert; »es iſt ja doch unmöglich; unſere Herzen ſind feſt verſchlungen, wir verlaſſen einander nie!« — »Nie! nie!« hallte es wieder aus Einem Munde.

»Kein Verhältniß kann uns trennen.« — »Keines! keines!« riefen Alle, und verließen ihre Plätze, und

drückten einander in die Arme und weinten vor Entzücken.

O süße Täuschung! — so dachte Wolff, der nicht ungerührt dieser Scene beiwohnte. O ihr schönen Jugendtage! wo man so gern an alles Gute glaubt und alles Gute für ewig hält; wo man sich voll Vertrauen hingibt und die Brust zerreißen möchte, um das Herz nur ganz zu entblößen; wo man die Blume, die heute blüht, durchaus zu einem Baume erziehen will, der spät noch Schatten geben soll; und wo die Fantasie das Bäumchen, das der Wind zur Erde beugt, in eine stolze Linde verwandelt, die jedem Sturme trotzen wird. O glückliche Jugend! du gleichst dem sanften Bache, der, fröhlich murmelnd, jede Uferblume wässert, bis er das Meer erreicht, das ihn verschlingt und mit seinem Salze ihn schwängert. So wenig als der Strom je wieder in die verlassenen Ufer zurückzuziehen vermag, so wenig das reine Jugendgefühl in den Busen des welterfahrnen Mannes.

Diese trüben Gedanken verschloß der Alte weislich in seiner Brust, um die schöne, schwärmerische Freude der Jünglinge nicht zu stören; er gab vielmehr dem Ausbruch derselben gerührten Beifall, ermahnte sie, dieser feierlichen Stunde oft zu gedenken, und erbot sich zum Bewahrer ihrer gegenseitigen Gelübde. »Keinen,« sagte er, »will ich je davon entbinden. Bald vielleicht nehme ich sie mit in's Grab; und wenn ihr einst als Männer über meinem Grabe euch, wie heute, die Hände zu reichen vermögt, dann werde

ich mit himmlischer Wonne auf meine Zöglinge herabblicken."

Alle schluchzten — Alle reichten ihre Hände mit einer solchen Innigkeit dem geliebten Lehrer — es war wahrhaftig ihr ganzer Ernst! Diese Gefühle — daß sie jemals absterben könnten, schien ihnen so unmöglich, als das Verlöschen der Sonne.

Siebentes Kapitel.

So zogen sie nach Göttingen, zum ersten Mal sich selbst überlassen; denn ihren guten Wolff fesselte eine bedenkliche Krankheit; die Vorboten der Brustwassersucht hatten sich eingestellt; er verbarg die Gewißheit seines nahen Todes, besonders vor Philibert, wohl voraussehend, daß der Jüngling nicht von ihm weichen würde, wenn er die Gefahr ahnete. In Philibert's Jahren hält man nur die für krank, die in ihren Betten stöhnen, und meint: so lange Einer noch herumgehen, essen, trinken, oft wohl bisweilen lachen könne, so lange sei keine Gefahr vorhanden. Darum fühlte er zwar den Schmerz der ersten Trennung von seinem Lehrer tief, allein er tröstete sich mit der Hoffnung, vielleicht schon in den nächsten Ferien ihn wieder zu sehen, und dann, laut dessen Zusage, ihn mit nach Göttingen zu führen. Bis dahin sollte ein täglicher Briefwechsel die Abwesenheit erträglich machen.

Kaum zwanzig Meilen war Göttingen von Salmbach entfernt, und dennoch erlebten die Jünglinge bei ihrem er-

ſten Ausflug einige Abenteuer. Dem Otto Schlangenbring wurde in einem Wirthshauſe Uhr und Börſe geſtohlen; gleich erſetzten die Uebrigen den Verluſt. Sein Bruder verſtauchte den Fuß, den er, um ihn zu ſchonen, auf den Rückſitz legen mußte, wodurch ein Platz im Wagen verloren ging. Alle wollten zu Fuße gehen und ſtritten lange über den Vorzug, ehe ſie den einfachen Ausweg fanden, neben dem Wagen herzutraben. Ludwig fiel in einen Strom, der zum Glück nicht tief war, doch ohne das zu wiſſen, ſprangen alle drei hinein, um den Freund zu retten.

Philibert äußerte an einer Wirthstafel Begriffe vom Soldatenſtande, die einem jungen Offizier mißfielen; er bekam Händel und Jeder wollte ſich ſchlagen. Kurz, es war nur Eine Seele, welche vier Körper belebte, die Seele der Freundſchaft. So kamen ſie nach Göttingen, wo ihr Zirkel ſich bald vergrößerte. Es fanden ſich, wie gewöhnlich, die Landsleute zuſammen. Da war ein Theodor Lenz, ein braver Junge, zum Grübeln geneigt; ein Kaſimir von Weichbild, der nie zufriedener war, als wenn Andere ihm ſagten, was er thun oder empfinden ſollte; da war ein Eduard Flau, deſſen fröhlicher Leichtſinn überall nach Lebensgenuß haſchte; ein Woldemar Hagebuſch, der in Empfindſamkeit ſchwamm, und, ſtatt der alten, kräftigen Studentenlieder, neue, zarte Geſänge dichtete.

Alle dieſe wurden in den Freundſchaftsbund aufgenom-

men. Die acht Jünglinge ſtifteten einen Orden und nannten ſich die Unzertrennlichen. Ihr Sinnbild war: acht junge Bäume auf einem Felſen im Meere, mit der Umſchrift: Trotz den Stürmen! — Alle ſtanden für Einen Mann, Alle hatten nur Eine Kaſſe, und es mochte Keiner etwas lernen oder genießen, das er nicht mit ſieben Andern theilte.

»Ich bin ſehr glücklich!« ſchrieb Philibert an ſeinen Lehrer, »denn ich wurde von Menſchen unter Menſchen geboren. Oft haben Sie mir wohl geſagt, es ſei ſchwer, auch nur Einen zuverläſſigen Freund zu finden, der in jeder Lage des Lebens treu aushalte bis an's Ende. Ich bedaure Sie, wenn Erfahrung aus Ihnen ſprach. Gott ſei Dank! ich habe ſieben Freunde, alle ſieben bereit, ihr Leben für mich zu laſſen, ſo wie ich das meinige für einen Jeden unter ihnen. Unſere Herzen, unſere Geiſter ſind ſo innig in einander verſchmolzen, daß keine irdiſche Gewalt ſie trennen kann. Wir Alle blicken in die heiterſte Zukunft, wie ſchon als Männer unſere Familien zu Einer ſich bilden; wie ſchon als Greiſe unſere Enkel den ſüßen Freundſchaftsbund erneuern. Wir ſtehen, acht Bäumchen auf dem Felſen, und decken einander vor allen Stürmen. Wir wachſen freudig empor und ſchlingen unſere Wurzeln, unſere Zweige in einander.«

»Glück zu!« erwiederte Wolff, »möchte es nur immer ſo bleiben. Aber Ihr Sinnbild gefällt mir nicht; Ihr Fels hat zu wenig Raum und Erde; Ihre Bäumchen wer-

den einander die Sonnenſtrahlen wegfangen, die Wurzeln ſich drängen und verdrängen. Doch, Sie werden jetzt nur lächeln über den ſtumpf gewordenen Graukopf, und, beim Lichte beſehen, warum ſollte ich in der ſüßen Täuſchung Sie ſtören? — So gern ich jeden, für Ihren Lebensbach beſtimmten, bittern Tropfen mit meinen eigenen Lippen auffangen möchte; ſo gibt es doch nun einmal Erfahrungen in der Welt, die man durchaus ſelbſt machen muß, die man nie einem Andern glaubt. Gebe der Himmel, mein guter Philibert, daß Sie ſo ſelten und ſo ſpät als möglich durch das eiskalte Wort: Verhältniß, aus ſchönen Träumen geweckt werden mögen."

»Ganz Unrecht haben Sie freilich nicht," ſchrieb Philibert einige Monate ſpäter; auch ich habe bereits eine traurige Erfahrung gemacht. Doch ſie iſt die einzige und gewiß die letzte. Wir zählten einen wackern Jüngling zu den Unzertrennlichen. Er heißt Theodor Lenz. Wir Alle wurden von ihm geliebt, wie er von uns, und noch jetzt wiſſen wir, daß nur ſein verdrehter Kopf uns ſein gerades Herz entriſſen hat. Er hörte Kant's Philoſophie, die das mit unſerer Religion gemein zu haben ſcheint, daß ſie keinen andern Glauben neben ſich duldet. Er fing an, in dunkeln Worten uns Meinungen aufzudringen, die wir nicht verſtanden, die er vielleicht ſelbſt nicht verſtand. Doch wer dieß offen bekannte, den bemitleidete er; den Widerſprechenden verachtete er; und wer etwa gar mit überlegener Geiſteskraft in die Enge ihn trieb, ach! den haßte er von ganzem

Herzen! Der ſanfte Eduard konnte wüthen, konnte bis zum Schimpfen ſich vergeſſen, wenn einer ſeiner geprüften Freunde auf einer andern Meinung beharrte. Ach! er iſt ein Philoſoph geworden!"

»Ich habe mir erzählen laſſen, daß zwei der berühmteſten unſerer heutigen Philoſophen es eben ſo machen und höchſtens nur die Unwiſſenheit, aber keine andere Weisheit, als die ihrige, dulden. Darum ſcheint es leider wohl, daß die Meinung, wie der Glaube, im Schooß der Intoleranz geboren wird. Darum zürnen wir auch nicht auf den armen Theodor, allein wir ſind gezwungen worden, ſeiner Freundſchaft zu entſagen. Die böſe Fichten-Raupe hat Eins der acht Bäumchen ſeines natürlichen Schmucks beraubt, die übrigen trauern. — Wir haben ein neues Sinnbild gewählt, das Siebengeſtirn mit der Umſchrift: Ewig! denn wir Nachgebliebenen fühlen innig, daß die Kraft der Freundſchaft uns ewig beiſammen halten wird, wie die anziehende Kraft jenes liebliche Geſtirn."

Wolff lächelte und antwortete diesmal nichts. Ach! nur zu bald wurden die Unzertrennlichen genöthigt, ihr Sinnbild noch einmal zu verändern. Woldemar Hagebuſch hatte wirklich Anlage zur Dichtkunſt, und im erſten Jahre ſeiner akademiſchen Laufbahn ſie ſchon ziemlich ausgebildet. Die Lieder, welche er für das Siebengeſtirn dichtete, waren natürlich und gefühlvoll, gingen zum Herzen, erfreuten ſeine Brüder, und auch Andere lieb-

ten ihn um dieſer ſchönen Gabe willen. Ach! da gerieth er in eine Schule der hohen poetiſchen Dunkelheit und Myſtik; wo man im Finſtern mit Schellen klingelt und den Leuten weiß macht, ſie hörten die große Erfurter Glocke tönen; wo man die Dichtkunſt zu einer elenden Künſtelei herabwürdigt, die allenfalls ein Jeder lernen kann, und wo man dieſem ſchönen Lichte unſers Lebens alle Wärme raubt. Es iſt bekannt, welche Abgeſchmacktheiten aus jener Schule hervorgegangen ſind (Alarcos, Lacrimas u. ſ. w.); ſie haben viele Jünger gelockt, weil es leicht iſt, auf ihren Stelzen durch den Nebel zu ſchreiten, und weil man, um ſolch eine Art von Dichter zu werden, nicht eines Funkens von Genie bedarf. Sie hat aber auch viele gute Köpfe in ihren Strudel gezogen, die nur recht bald, recht ſchnell vom Publikum bemerkt zu werden wünſchten, und durch die große Leichtigkeit, auf dieſe Weiſe zu ſchimmern, geblendet wurden; denn man hält die ſchreiende Partei gewöhnlich für die herrſchende.

So war denn nun auch Woldemar Hagebuſch aus einem mittelmäßigen Dichter ein hoher Unſinnkrämer geworden, machte Sonnete an die Jungfrau Maria, verehrte Jakob Böhm und trieb es, mit Einem Worte, wie ſeine Meiſter. Das that den Freunden weh; dennoch hätten ſie darum ihn nicht minder geliebt, denn ſie lehrten und übten den Grundſatz: Freundes Schwächen muß man liebreich tragen. Aber es geht der heutigen Dichtkunſt, wie der heutigen Philoſophie; ſie hat alle Feſ-

ſeln zerbrochen, nur nicht die der Intoleranz. Wer keinen Geſchmack für ihre Werke, keinen Sinn für ihre Redensarten hat, der iſt ein gemeiner Menſch, den ſie tief verachtet.

Lange verſuchte Hagebuſch vergebens, das Siebengeſtirn zu ſich heraufzuziehen; da es ihm aber nicht gelang und er auch nicht vermochte, aus dem neunten Himmel zu ihm herabzuſteigen; da man ihm ſogar bisweilen mit gutmüthigem Spott abfertigte; ſo wurde die ſonſt ſo klare Quelle ſeines Gefühls vom Sumpfe der beleidigten Eitelkeit verſchlungen; er wandte ſich mit kaltem Mitleid von den Freunden und bewies noch einmal die Trennbarkeit der Unzertrennlichen.

Achtes Kapitel.

Das Siebengeſtirn verwandelte ſich nunmehr in ein einfaches Sechseck, in deſſen Mitte ein Auge wachte. »Dieſes Auge,« ſchrieb Philibert an Wolff, »iſt der Genius der Freundſchaft. Er wird wachen, daß keine Seite von unſerem heiligen Sechseck jemals losgeriſſen werde. Eine jede iſt der anderen völlig gleich, und alle umfaſſen den Raum, den ſein Auge beleuchtet und behütet. Jetzt erſt ſind wir wahrhaft unzertrennlich!«

So dachten und fühlten Alle, die den Bund geſchloſſen hatten; ſo glaubten ſie wenigſtens zu denken und zu fühlen. Vor Allen Philibert, der, dem Orden am treueſten ergeben, aus ihm die reinſten Freuden ſog, und dem es nie in den Sinn kam, daß wohl Mancher nur, um

dem Sohne des Miniſters zu höfeln, ſich an ihn ſchließen könnte. Auch war in der That keiner der fünf Uebrigen eines ſolchen unedlen Beweggrundes ſich bewußt. Freilich behagte es ihnen, des Freundes Ueberfluß fröhlich verzehren zu helfen und in jeder Noth deſſen Beutel offen zu finden; aber ſie nahmen das mit jugendlicher Leichtigkeit hin, gaben ſo wenig Dank dafür, als Philibert ihn forderte, und hielten ſich um ſo minder zum Dank verpflichtet, als ſie das Bewußtſein zu nähren vermeinten, daß ſie, im umgekehrten Verhältniſſe, ihm, mit gleicher Anſpruchloſigkeit, gleiche Rechte einräumen würden.

Beſonders hing Ludwig immer feſter an Philibert, denn ihm war gelungen, dem reichen Freunde gewiſſermaßen zu vergelten. So lange ſeines Vaters Briefe ihn oft erinnerten, er müſſe im Freunde den Wohlthäter verehren, ſo lange bekämpfte er vergebens eine gewiſſe Scheu, die in ſeinen Umgang mit Philibert ſich eingeſchlichen hatte. Aber eines Tages hörte er auf einem Kaffeehauſe ungebührlich von ihm reden. Der Sprecher war ein reiches Mutterſöhnchen, das eine Subſkription zu einem Luftballon eröffnet und vergebens den Sohn des Miniſters um eine Beiſteuer erſucht hatte. Darüber machte nun der junge Herr ſich luſtig und nannte ihn ſogar einen Filz. Ludwig, ſeiner nicht mächtig, ſchlug den Scheltenden mit der Fauſt in's Geſicht. Man rannte nach Degen, man eilte in ein nahes Gebüſch; der Urheber des Zwiſtes war dem Vertheidiger des Freundes in der Fechtkunſt überlegen; Ludwig empfing

einen Stich in die Bruſt und wurde für todt nach Hauſe getragen.

Philibert, in Verzweiflung beim Anblick ſeines blutenden Freundes, verließ weder bei Tage noch bei Nacht ſein Bett, bis er ihn außer Gefahr ſah, und dann erſt forſchte er nach der Urſach eines Streites, der ſeinem Ludwig beinahe das Leben gekoſtet hatte. Allein der Geneſende ſchwieg. »Du ſollſt ſie nie von mir erfahren,« ſagte er, »und wenn ein Plauderer dich jemals davon unterrichtet, ſo gib mir dein Ehrenwort, daß du nie mit mir davon ſprechen werdeſt.« Philibert gelobte es ihm, ſo ſchmerzlich auch des Freundes Zurückhaltung ihn bewegte. Er hat vielleicht eine Unbeſonnenheit begangen, dachte er bei ſich ſelbſt, vielleicht einen dummen, aber doch gewiß keinen ſchlechten Streich gemacht, warum verhehlt er es mir? Warum hat falſche Scham mehr Gewalt über ihn, als Freundſchaft? — Er blieb nicht lange in ſeinem Irrthum; denn geſchäftige Zwiſchenträger hätten gern auch [illegible] Händel verwickelt. Er erfuhr Alles, ſtand tief gerührt, konnte eine Weile nicht reden und große Tropfen rollten [illegible] über die Wangen. Dann rannte er heim zu dem geliebten Verwundeten, der noch immer das Bett hütete, warf ſich weinend über ihn und drückte ihn ſo ungeſtüm an ſein Herz, daß er die kaum verharrſchte Wunde faſt wieder aufgeriſſen hätte.

Ludwig errieth, was vorgegangen war, ſtieß ihn ſanft zurück und ſagte weiter nichts, als: »Ich habe dein Ehren-

wort." — »Nun ja, das haſt du," ſchluchzte Philibert, »und ich will ſchweigen, weil du grauſam genug biſt, darauf zu beharren; aber —" (hier hob er die Augen funkelnd, die rechte Hand ausgeſtreckt, zum Himmel empor) — »wenn ich dieſe Wunde dir jemals vergeſſe, ſo möge mein Herz aus tauſend Wunden bluten!"

Seit dieſem Augenblicke ſchien das Band der edelſten Freundſchaft zwiſchen beiden Jünglingen unauflöslich geknüpft, denn alle Ungleichheit war verſchwunden. Wenn Philibert des Zufalls Geſchenke mit Ludwig theilte, ſo hatte dieſer ſie mit ſeinem Blute erkauft und wurde nicht mehr von dem Gefühl gedrückt, immer nur zu empfangen, nie zu geben; ein Gefühl, welches im zarten Herzen die Unbefangenheit ſtets erſticken wird.

Die Freundſchaft nicht allein verſchönerte Philibert's Tage, auch die Liebe überſchüttete ſie mit Roſen und Vergißmeinnicht. Ein Briefwechſel mit Blandinen wurde ſchon im Tempel der Erinnerung verabredet und ohne die mindeſte Unterbrechung drei Jahre lang fortgeſetzt. Am Dinſtag in jeder Woche ſchrieb Philibert; am Freitag in jeder Woche erhielt er eine Antwort. Für ihn war es ausgemacht, daß die Benennung Freitag von der Göttin der Liebe, Freya, herrühre, denn ihm offenbarte ſie ſich ſtets an dieſem Tage. Oft ging oder ritt er ſtundenweit der Poſt entgegen, ob er gleich ſeinen Brief dadurch um keine Minute früher bekam. Aber es gewährte ihm ein wunderbares

Vergnügen, hinter dem Poſtwagen herzuſchreiten und gleichſam ſeinen Schatz zu eſkortiren.

Was er Blandinen ſchrieb? — Alles, was er dachte, fühlte und ſogar was er lernte. Denn wenn eine Lehrſtunde ihn beſonders intereſſirte, ſo mußte ſicher Blandine den Inhalt erfahren, und hätte er auch die Mathematik betroffen. Daß ſeine Briefe auf dieſe Weiſe zu Packeten anwuchſen, iſt begreiflich. Blandine hingegen ſchrieb immer nur ein Blättchen voll, und oft war ſogar das vollgeſchriebene Blättchen ganz leer; aber das bemerkte der liebende Jüngling nicht; in ihre Worte legte er Gedanken, und war ſie mit dem Gefühl ſparſam geweſen, ſo half er mit ſeinem Ueberfluß aus. Er machte es mit den Briefen, wie man es mit den Menſchen zu machen pflegt, für die man eingenommen iſt, er lieh ihnen alle Vorzüge, die er zu finden wünſchte.

Längſt wäre er ſelbſt einmal nach Salmbach und Gründorf geflogen, hätte nicht Wolff, unter der Hand, einen Brief des Miniſters ausgewirkt, der ihm, unter dem Vorwand, ſeine Studien nicht zu unterbrechen, ausdrücklich verbot, die Univerſität zu verlaſſen. Zwar hätte es nur eines Winkes von Blandinen oder von ſeinem alten Lehrer bedurft, ſo würde er das harte Verbot unbedenklich übertreten haben; allein Frau von Schilff hielt dieſen Wink für überflüſſig, ſo lange ſeine Briefe glühten, und Wolff hütete ſich aus guten Gründen dafür. Des Zöglings hingeworfene Wünſche wollte er nicht verſtehen, und wenn

sie allzu deutlich ausbrachen, so schrieb er trocken: »Was man dem Vater verheimlichen muß, ist schlecht.« — Den Gedanken, seinen treuen Lehrer nach Göttingen abzuholen, hatte er ohnehin längst aufgeben müssen, denn Wolff's Gesundheit wurde immer schwankender.

In dieser Lage näherte sich das Ende seiner akademischen Laufbahn. Noch schöner, als die heitere Gegenwart, lächelte ihm die Zukunft. Jetzt hatte er Freunde, von denen er sich trennen mußte, die aber künftig im Vaterlande sich mit ihm vereinigen und wenigstens bis zum Grabe mit ihm wandeln sollten. Jetzt hatte er eine Geliebte, die er — da sein Vater ihn auf Reisen zu geben bestimmte — so bald nicht wieder zu sehen hoffen durfte, die aber künftig, als sein treues Weib, wenigstens bis zum Grabe, ihn geleiten sollte. Diese erquickenden Vorstellungen erleichterten ihm das Scheiden von dem Sechseck. Kasimir von Weichbild zog heim, um seine väterlichen Güter anzutreten, die glücklicherweise von Salmbach nur wenige Meilen entfernt lagen. Eduard Flau ging in die Residenz, um seine Fröhlichkeit im Aktenstaube zu begraben. Otto von Schlangenbring eilte eben dahin, um als Kammerjunker in die Hofs-Schranken zu treten; und sein Bruder Paul folgte ihm, um sich dem Forstwesen zu widmen.

Ludwig hatte sehr zeitig dem Studiren ganz entsagt und sein Talent für die Tonkunst angebaut. Er konnte jetzt schon für einen Virtuosen gelten und spielte nebenher

die Guitarre mit großer Lieblichkeit. Jedermann rieth ihm, eine Reiſe nach Italien zu machen, um ſich noch mehr zu vervollkommnen, oder auch nur, um im Vaterlande zu gelten. Sein Beutel allein widerſprach dem guten Rathe; doch dieſen Widerſpruch wußte Philibert zu heben, und er reiſte fröhlich ab.

Gern hätte ſein Jugendfreund ihn nach Welſchland begleitet, doch der ſtreng väterliche Befehl des Miniſters ſandte ihn nach Paris, als die einzige Bildungsſchule; und Philibert gehorchte.

Neuntes Kapitel.

Zwei Jahre waren ihm beſtimmt, um ſeine reinen Ideale in dem weſtlichen Babylon unter allen Gräueln des ſchmutzigſten Egoismus herum zu tragen. Er betrachtete dieſe Zeit faſt als verloren oder ſeinem Glücke geraubt; denn was konnte — außer einigen Kenntniſſen und Befriedigung der Neubegier — Paris ihm geben, was er nicht ſchon beſaß? — Menſchenkenntniß freilich war hier zu erwerben; allein gerade dieſen Schatz ſuchte er nicht, weil er ihn ſchon zu verwahren glaubte; oder er brauchte ihn nicht, weil die einzigen Menſchen, auf die er ſein ganzes künftiges Glück gebauet hatte, ihm ſchon hinreichend bekannt waren.

Der Briefwechſel mit Blandinen ging ſeinen alten Gang; der mit dem Sechseck wurde angeknüpft, doch ſehr häufig unterbrochen, wenn gleich nie von Philibert's Seite.

Der Kammerjunker ſchwieg ein halbes Jahr lang, weil er ſeinen gnädigſten Fürſten auf einer Reiſe hatte begleiten müſſen. Der Waidmann ſchwieg mehrere Monate, weil er mit Ausmeſſung eines Forſtes beſchäftigt war. Der luſtige Advokat ſchwieg eine ſächſiſche Friſt hindurch, weil er über ſeinen Akten des Teufels werden wollte. Der empfindſame Weichbild ſchwieg faſt immer, weil er auf Freiersfüßen ging. Nur Ludwig ſchrieb; aber unter zehn Briefen, die er geſchrieben haben *wollte*, kam höchſtens Einer an, welches er denn auf Rechnung der italieniſchen Straßenräuber ſchrieb, die bald hier, bald dort ein Felleiſen geplündert hatten.

Dem guten Philibert kam nie in den Sinn, daß irgend eine Seite des Sechsecks nur einen Vorwand ſuche, um ſich dem Auge des Genius in deſſen Mitte zu entziehen: er bedauerte ſeine Freunde herzlich, daß ihre Lage ſie ſo oft des ſüßen Vergnügens beraube, an ihn, den Unzertrennlichen, zu ſchreiben: er tröſtete ſich mit der Zukunft und ſchrieb immer drauf los.

Schon war die Prüfungszeit beinahe verfloſſen, als ihn das erſte große Unglück traf: ſein redlicher Wolff ſtarb. Blandine meldete es ihm zuerſt mit einigen bedauernden Redensarten. Er trauerte innig um den unerſetzlichen Verluſt. »Was würde jetzt aus mir werden!« rief er, die Hände ringend, »wenn ich nicht eine ſolche Geliebte und fünf ſolche Freunde beſäße; wenn ich nicht der ewigen Dauer dieſer Liebe, dieſer Freundſchaft gewiß wäre!« — Mit großer

Wehmuth empfing er ein Schreiben, welches der sterbende Lehrer an ihn zurückgelassen hatte. Es lautete, wie folgt:

»Mein theurer Philibert! Am Rande des Grabes halte ich es für meine letzte Pflicht, Ihnen eine Warnung zuzurufen, die ich vielleicht schon früher in das Herz des Jünglings hätte prägen sollen, wenn es nicht so schmerzlich wäre, die reinen Jugendgefühle mit dem Wermuth der Erfahrung zu mischen. Aber nun sind Sie ein Mann geworden, sind in die Welt getreten mit einer Offenheit, vor der ich zittere: mit einem Glauben an die Menschen, vor dem ich bebe: mit einer Zuversicht auf Tugend, Liebe und Freundschaft, die ich, so schön sie ist, Ihnen entreißen muß, wie ich eine bunte Schlange aus Ihren Händen reißen würde. Ja, Philibert, Sie stehen jetzt mitten in einem Maskeradensaale und Keiner von denen, die Sie umgeben, ist, was er scheint. Ein Jeder hat sich verkleidet und trägt eine Larve vor dem Gesicht. Hier bietet eine allerliebste Gärtnerin Ihnen ein Körbchen mit reizenden, aber vergifteten Früchten dar; dort schreibt Ihnen neckend eine Fledermaus Ihren Namen in die Hand und verschwindet, wenn Sie ihr folgen. Hier entdecken Sie im Mönchsgewand einen Juden, dort im Götz von Berlichingen einen Spieler, oder im Diogenes einen Wollüstling. So sind die Menschen, wenn sie im Publikum sich präsentiren wollen, das Schlimmste geben sie für gut, das Beste für besser. Keiner ist heute ganz, was er gestern war, Keiner wird morgen ganz das sein, was er heute gewesen ist. Die Vernunft hat keine

Herrschaft über ihn; das Herz gängelt ihn bisweilen, doch nur so lange, als der Eigennutz die Zügel schlaff hält. Ja, der Eigennutz allein, er gebe sich welchen Namen er wolle, ist der Despot dieses verworfenen Geschlechts. Liebe selbst und Freundschaft sind blos auf Eigennutz gegründet, wenn gleich im bessern Menschen auf eine edlere Gattung desselben. Wohl dem, dem Liebe und Freundschaft ein eigennütziges Bedürfniß geworden! wohl ihm, wenn er Menschen von gleichem Eigennutz beseelt findet! Solche werden sich treu ergeben bleiben, das Leben einander verschönern und erheitern, so lange ihre gegenseitige Liebe Bedingung ihrer Glückseligkeit ist, mit andern Worten: so lange ihre Verhältnisse in einander greifen und sie, zu Aufrechthaltung derselben, Einer des Andern bedürfen. Doch wehe, wenn irgend ein Zufall diese Verhältnisse trennt: wenn irgend ein fremder Vortheil mit dieser Liebe in Kampf tritt; wenn irgend eine oft unbedeutende Begebenheit die bisherige Lage verschiebt: vielleicht gar nur ein eitles Urtheil des Publikums um offene Ohren schwirrt: alsobald trennen sich die fest verkütteten Fugen: Entfernung macht die Liebenden gegen einander fremd, oder Gewohnheit lau, oder ein winkender Vortheil verlegen, oder ein Vorurtheil kalt; oder der Eine schwimmt mit einem Strome immer weiter und weiter, und schämt sich, einen Blick nach dem zurückzuwerfen, der vergebens am Ufer die Arme nach ihm ausbreitet."

»Wer mag alle die Fälle nennen, die ein altes heiliges

Bündniß oft zerreißen, als wären es dünne Fäden! Genug, jedes neue Verhältniß ſchadet gewöhnlich dem ältern, und wird, wenn das Schickſal es nicht ausgezeichnet begünſtigt, wiederum von einem andern verdrängt werden. Zwar bin ich weit entfernt, Ihnen den abſcheulichen Grundſatz zu predigen: Gehe mit deinem vertrauteſten Freunde ſo um, als ob er einſt dein Feind werden könnte; doch verändern Sie den Nachſatz in die Worte: als ob er einſt aufhören könnte, dein Freund zu ſein, ſo haben Sie das traurige Reſultat der Erfahrungen jedes Menſchenbeobachters.»

»Es gibt wahrlich nur einige wenige privilegirte Seelen, die unter allen Verhältniſſen, oder vielmehr auch dann, wenn ſie in keinem Verhältniß mehr mit dem Freunde ſtehen, ihm unerſchüttert ergeben bleiben, und ſelbſt ſolche können dies edle, für die Menſchheit faſt zu erhabene Gefühl nur für wenige hegen. Für die ganze übrige Welt treten ſie zurück unter den gewöhnlichen Menſchentroß. Wenn alſo auch das Glück Sie einem ſo ſeltenen Menſchen in die Arme führte, was verbürgt Ihnen, daß Sie gerade zu der Zahl der Wenigen gehören, die jenes erhabene Gefühl in ihm zu nähren vermögen?»

»Ach! darum muß ich Ihnen zurufen: Trauen Sie keinem Freunde blos um der Freundſchaft willen! Kein Menſch macht ſich eine Definition von der Freundſchaft, um ſie echt und unzerſtörbar in ſeinen Buſen niederzulegen. Jeder wählt ſeine Freunde, wie der Zufall ihn

leitet. Ein angenehmer, lehrreicher Umgang, das Bedürfniß, ſich mitzutheilen, Gleichheit der Beſchäftigungen oder Vergnügungen, das ſind gewöhnlich die Quellen, aus welchen auch die edelſten Freundſchaften entſpringen. Man verſtopfe ſie und der Bach verſiegt."

»Mein geliebter Philibert! ich ſpreche aus Erfahrung. Einſt hatte ich viele Freunde, ſie leben noch Alle; jetzt habe ich keinen mehr. Sie möchten glauben, ich hätte ſie meiner Freundſchaft unwürdig erkannt? mich ſelbſt zurückgezogen? mich freiwillig von ihnen getrennt? Keineswegs. Ich ſchätze ſie Alle noch und bin gewiß, daß auch ich von ihnen geſchätzt werde; allein unſere ehemaligen Verhältniſſe haben ſich aufgelöſt; andere ſind dazwiſchen getreten, ſpätere, die mit den früheren unvereinbar ſchienen, und ſo iſt die Freundſchaft nach und nach zu einer blos angenehmen, oft wehmüthigen Erinnerung geworden. Wir hören und wiſſen nichts von einander, wünſchen wohl bisweilen, es möchte anders ſein, freuen oder betrüben uns auch wohl, wenn wir zufällig vernehmen, daß Einem von uns ein Glück oder Unglück widerfahren iſt; allein das iſt auch Alles. Das ehemalige Verlangen, die Sehnſucht, das Bedürfniß ſind verſchwunden; wir leben zufrieden, ohne einander, und ſelbſt wenn uns das Schickſal auf einige Tage wieder zuſammen führt, ſo finden wir den alten Ton kaum wieder. Es war nicht die Gegenwart, ſondern die Vergangenheit, die uns vergnügte, und weil wir die Jahre der Vergangenheit in wenigen Stunden wieder

durchlaufen konnten, so war auch dieses Vergnügen bald erschöpft. Beschämt gestehe ich es: wir ermüdeten im erneuerten Umgang, so vieles Glück wir uns auch davon geträumt hatten; wir trennten uns gern wieder, denn Jeder hatte jetzt andere Wünsche und Gegenstände, die ihn fesselten und für die er bei dem alten Freunde blos darum offene Ohren fand, damit er durch gleiche Gefälligkeit bezahlen möchte; denn überhaupt erhalten sehr viele Freundschaften sich blos durch ein wechselseitiges, gefälliges Zuhören, weil fast Jedermann von nichts lieber spricht, als von sich selbst."

»Darum, mein guter Philibert, zählen Sie nie länger auf den Freund, als Ihnen möglich ist, Ihr Verhältniß mit ihm zu erhalten; und weil das für die Dauer Ihres Lebens unmöglich ist, so entsagen Sie ganz dem schönen Glauben an eine ewige Verbindung, für welche das Geschöpf eines Tages, der Mensch, nicht geschaffen wurde. Ihre acht Bäumchen fanden nicht Raum auf dem Felsen; Ihr Siebengestirn wurde von einer Wolke bedeckt; Ihr Sechseck wird sich trennen, und wohl Ihnen, wenn es nicht zerschnitten wird."

»Aber — höre ich Sie wehmüthig ausrufen — warum raubst du mir einen Schatz, besäße ich ihn auch nur in der Einbildung, und gibst mir nichts dafür? Warum vernichtest du, gleich dem Freigeist, den tröstenden Glauben des frommen Christen? Warum stößest du Sterbender mich in eine öde Welt ohne Freundschaft? und lässest mir

keinen Stab zurück, an dem ich durch die Wüſte wandeln könnte?"

»Doch, mein theurer Zögling! Sie haben und behalten einen Freund; er wird Sie nie verlaſſen, wenn Sie ſelbſt ihn nicht von ſich ſtoßen; er wird Sie nie täuſchen, wenn Sie ihn nur erſt kennen. Dieſer Freund ſind Sie ſelbſt. Wer ſtets die eigenen Kräfte übt, mit ſich ſelbſt einig iſt und weiß, warum er es ſein darf; wer ſich ſelbſt vertraut und achtet, der hat den treueſten Freund gefunden, der ihm in jede Einſamkeit, auch in den Kerker, folgt. Dieſen erhalten Sie ſich, denn Sie erhalten ſich zugleich die Tugend. So lange Sie dieſen Umgang nicht ſcheuen, ſo lange ſteht es wohl mit Ihnen. Käme eine Zeit, wo Sie vor ſich ſelber fliehen müßten, dann würden auch Ihre Dutzend Freunde Sie nicht mehr beglücken. Gott verhüte es!"

»Mit dieſem Wunſche und Gebet reiche ich Ihnen zum letzten Male die Hand. Auch uns verband ein zartes Verhältniß; ich danke Gott, daß nur der Tod es löſte! Ich ſegne Sie! Leben Sie wohl!"

Zehntes Kapitel.

Philibert ſtand erſchüttert. Große Tropfen fielen auf das Papier und friſchten da die Spuren der vertrockneten Thränen des ſterbenden Lehrers wieder auf.

»Armer Greis!" rief er, »warum mußte ein feindliches Schickſal eben dir den echten Freund verſagen! Nein,

du wirſt meinen Glauben nicht wankend machen, ſelbſt nicht durch dieſes furchtbare Teſtament. Ich fühle es, und mein Herz ſchwillt von dem Gefühl, es gibt eine Freundſchaft, wie es eine Tugend gibt. Möchte immerhin die Welt ausſterben, dennoch könnte der letzte, verlaſſene Menſch ſie beide bewahren in der ausgeſtorbenen Welt, denn ſie bedürfen keines Gegenſtandes; und wenn nach einer Ewigkeit die Erde ſich auf's neue bevölkerte, ſo würden beide ungealtert, mit ungeſchwächter Kraft hervortreten, das neue Geſchlecht willkommen heißen. — Sollte dieſe Ueberzeugung nur in meiner Bruſt leben? Habe ich ſie nicht in den Herzen meiner Unzertrennlichen wieder gefunden? — Möge echte Freundſchaft ſelten ſein, mir wurde das Seltene in reichem Maße zu Theil."

Durch ſolche hochfliegende Empfindungen ſuchte der Jüngling den Eindruck zu verlöſchen, den Wolff's Brief wider ſeinen Willen auf ihn gemacht hatte. »Es wird ſich zeigen," ſagte er am Ende ruhig lächelnd. »Gott Lob! die Zeit iſt bald vorüber, die mich von jenen Freunden trennte. Ueber ſeinem Grabe — ſo wünſchte einſt der Unvergeßliche — ſollten wir uns die Hände reichen, wie am Abend vor unſerer Abreiſe. Es wird geſchehen, es wird bald geſchehen. Wir werden ſeinen Schatten mit der Welt verſöhnen."

An einem Dinſtag hatte Philibert das düſtere Lebewohl des Entſchlafenen empfangen und die nächſten beiden Tage, trotz aller Herzensvernünfteleien, in einer trüben Stimmung hingebracht. Jetzt aber kam der ſchöne Freitag,

mit ihm ein Brief aus Gründorf, der die letzten Spuren des in seiner Bruſt erregten Sturmes vertilgen ſollte. Haſtig erbrach er ihn — es war diesmal nicht Blandinen's Hand. Frau von Schilff ſelbſt hatte geſchrieben. Er zitterte, die Geliebte ſei krank. Mit brennenden Augen überlief er die Zeilen — ſie war nicht krank — doch, als er nun bis zu Ende geleſen, wußte er auch nichts weiter, als das: denn es flimmerte vor ſeinen Augen, ſein Blut und ſein Gehirn waren in zitternder Bewegung — er mußte ſich ſetzen — Athem ſchöpfen — die Augen reiben — er mußte in's Freie laufen und den Regen einſaugen und gegen einen Stein rennen, daß der Fuß ihm blutete — ehe er den Inhalt dieſes Briefes begriff.

Frau von Schilff meldete ihm mit höflicher Kälte: Da ſie überzeugt ſei, daß er an den Begebenheiten in ihrer Familie freundſchaftlichen Antheil nehme, ſo könne ſie nicht umhin, ihm die nahe Vermählung ihrer Tochter Blandine mit dem Herrn Major von Baumberg zu notificiren, und verbleibe übrigens mit vieler Hochachtung ſeine ergebene Dienerin. — Wie dem Gärtner — dem ein liebes Bäumchen zum erſten Male Frucht trägt, der dieſe Frucht ſorgſam pflegte, jeden Morgen ſich an ihr ergetzte, und nun, da er ſie pflücken will, findet, daß ſie in der Nacht ihm geſtohlen worden — ſo war dem armen Philibert zu Muthe. Lange konnte er nicht ſprechen, und wiederum lange konnte er nur lallen. Seine erſten vernehmlichen Worte waren: »Es iſt eine Lüge, man will mich

prüfen.“ Aber auch eine ſolche Prüfung ſchien ihm grauſam, ſeiner und Blandinen's unwürdig. Er wollte ſie der Geliebten nie verzeihen. — Doch ſie war vielleicht unſchuldig — vielleicht nur? Nein, ganz gewiß! Welch ein Verbrechen, zu zweifeln an der ewigen Liebe der ewig Geliebten! Kein Wort wußte ſie davon! Die Mutter hatte ihr verboten zu ſchreiben, oder den Brief unterſchlagen. Nur Geduld bis auf den nächſten Poſttag, dann wird ſicher Alles widerrufen, Blandine gerechtfertigt. — Und wäre es wohl anders möglich? Iſt der Tempel der Erinnerung eingeſtürzt? Würde nicht Blandine auf deſſen Schwelle vor Scham niederſinken, wenn ſie einer ſolchen ungeheuern Treuloſigkeit fähig wäre?

Alle dieſe Troſtſprüche ſagte er ſich ſo lange vor, bis er ſteif und feſt daran glaubte, und mit vieler Ruhe — ſo bildete er ſich ein — den nächſten Poſttag abwartete. Mehrere Stunden ſchon vor Ankunft der Briefe ſtand er vor dem Poſthauſe, wo ihn ein Fieber ſchüttelte und er von Allem, was um ihn her vorging, nichts hörte noch ſah, bis das Horn des Kouriers ihn zum Leben weckte. Nun drängte er ſich zum Bureau, forderte mit Ungeſtüm ſeine Briefe, wollte raſend werden, daß Niemand ſeiner achtete, daß Alles den gewohnten Gang ſchlich, daß alle Geſichter gleichgiltig ausſahen, und daß endlich ein Sekretär, mit der ruhigſten Miene von der Welt, ihn nach einigen Stunden wieder kommen hieß. Da ſtampfte er mit den Füßen. „Um Gotteswillen!“ rief er, „gleich! jetzt gleich!“

Der Sekretär maß ihn mit einem befremdeten Blicke, lächelte mitleidig und wandte sich um. Schon schwebte ein bitteres Scheltwort auf Philibert's Lippe, als zum Glücke ein ältlicher Mann, der neben ihm stand, ihn beim Aermel zupfte, flüsternd: »Mein Herr, Sie sind ein Fremder, Sie kennen die hiesigen Verhältnisse nicht."

»Schon wieder Verhältnisse!" murmelte Philibert zwischen den Zähnen.

»Stecken Sie dem Offizianten ein Trinkgeld in die Hand," fuhr der Mann fort, »so haben Sie Ihre Briefe den Augenblick."

Blitzschnell fuhr Philibert in die Tasche, zog ein Goldstück hervor und schob es dem Sekretär zwischen die Finger. Ein heller Schimmer von Höflichkeit umfloß plötzlich das Haupt des Offizianten; in wenigen Minuten hatte Philibert seinen Brief und rannte fort, um an der nächsten Straßenecke ihn zu lesen. Ach! er war von unbekannter Hand; nur das Postzeichen verrieth, daß er aus der Heimath komme. Fast mangelte dem Getäuschten die Kraft, ihn zu entsiegeln — er warf einen hastigen Blick auf die Unterschrift — Ottilie! — und nun las er mit Begierde:

»Ich folge meinem Herzen, indem ich dem Gespielen meiner Kindheit ein freundliches Wort zurufe, damit er mich nicht vermenge mit denen, die im Unglück ihm den Rücken wenden. Das Schicksal Ihres Vaters hat mich betrübt um Ihretwillen. Sie sind verwöhnt, guter Philibert, an Ueberfluß, an Zuvorkommen der Menschen. Von

Beidem werden Sie leider ſich nun entwöhnen müſſen; vom Letztern gewiß noch ſchwerer, als vom Erſtern. Es macht mich unruhig, Sie in einem fremden Lande vielleicht irgend einer augenblicklichen Noth ausgeſetzt zu wiſſen. Lebte Ihr guter Wolff noch, ſo würde ich zu ihm eilen, mit ihm mich beſprechen; jetzt, da ich Niemanden habe, kann ich nur meiner Empfindung folgen, die mich vielleicht irre führt oder etwas Unſchickliches thun heißt. Ich muß es darauf wagen, denn Gott weiß, daß ich es gut meine. — Ich habe von meiner Mutter einen Solitair geerbt, viel iſt er nicht werth. Ich habe ihn aus dem Ringe gebrochen, werde ihn ſorgfältig einwickeln und mit Siegellack unter dieſen Brief befeſtigen. Hoffentlich kommt er ſicher in Ihre Hände. — Glauben Sie nur nicht, daß ich Ihnen den Stein ſchenken wolle! O nein, ich habe nichts zu verſchenken; aber er iſt mir unnütz. Ich bin ein armes Mädchen, und werde doch nie Brillanten tragen. In Paris, meine ich, kann man dergleichen Dinge vortheilhafter verkaufen, als hier; darum ſchicke ich Ihnen denſelben mit der Bitte, ihn ſo gut als möglich anzubringen. Das dafür gelöſte Geld mögen Sie vor der Hand nach Ihrem Gefallen benutzen. Wenn Sie einſt zurück in Ihre Heimath kehren, und es dann gerade übrig haben, ſo empfange ich es von Ihnen mit Zinſen allenfalls — wenn ich es nämlich brauche. O wenn ich es brauche, will ich Sie ſchon mahnen. Bis dahin ſein Sie außer Sorgen. — O wenn es nur viel, recht viel wäre! — Aber es bleibt unter uns. Niemand darf ein

Wörtchen davon erfahren, ja nicht, lieber Philibert! ſonſt kündige ich Ihnen meine Freundſchaft auf, und das thäte ich doch fürwahr nicht gern. — Leben Sie wohl! Faſſen Sie Muth! es wird — es kann Ihnen nicht übel in der Welt gehen!"

»In vier Wochen iſt die Hochzeit meiner Schweſter. Das hat ſich ſo gemacht durch allerlei Verhältniſſe. Zürnen Sie nicht. Ich fürchte, Blandine wird nicht glücklich werden. Leben Sie wohl!"

»Nachſchrift. Ich verbiete Ihnen, mir zu antworten."

Eilftes Kapitel.

Dieſer ganze Brief war ein unbegreifliches Räthſel für Philibert; es betäubte ſeinen Kopf, es bewegte ſein Herz. Er ſah ſtarr nach dem Ende der Straße, als ob er dort die Entwicklung ſuchen müſſe. Einige Bekannte grüßten ihn, er aber ſchien befremdet und erwiederte den Gruß nicht. Der Körper wandelte mechaniſch vorwärts, die Seele zog ſich zurück in das Innere ihrer Werkſtatt, wo man ihr plötzlich alle ihre Werkzeuge durch einander geworfen hatte. Sie brauchte Zeit, das wieder in Ordnung zu bringen, und auch dann noch wußte ſie nicht, wornach ſie greifen, welches Organ ſie in Bewegung ſetzen ſollte, um alle die räthſelhaften Dinge, die der Brief enthielt, in Zuſammenhang zu bringen. Am meiſten waren Philibert die letzten Worte aufgefallen: »Ich fürchte, Blandine wird

nicht glücklich werden.“ Alſo wurde ſie zu einer Verbindung gezwungen? alſo liebte ſie ihn noch? —

Dieſen tröſtlichen Gedanken ſtellte er feſt in den Vorgrund und ließ ihn von der Sonne hell beſcheinen. Alles übrige ſtand im Hintergrunde, in einem, für den Augenblick wohlthätigen Schatten. Das Unglück ſeines Vaters rührte ihn nicht, denn die bloße Pflicht kann nur ſchöne Handlungen, nicht ſchöne Gefühle hervorbringen. Er hatte ſeinen Vater nie geſehen, nie ein Zeichen der Liebe von ihm empfangen, folglich ſchwieg ſein Herz und nur ſein Kopf beſchloß, auf der Stelle dem unglücklichen Vater jedes Opfer zu bringen, was ſein Schickſal ihm erleichtern könne. — Aber welches Schickſal hatte ihn betroffen? — Darüber glaubte er nachzudenken, indem er ſchon längſt wieder im Vorgrunde bei der bedrängten Liebe ſtand.

Noch einmal zog er den Brief hervor; noch einmal überlief er die letzte Zeile; da fiel ſein Auge auf das eingewickelte Steinchen, welches noch feſt an Ottilien's Namen hing. Wunderbare Falte des menſchlichen Herzens! er ſchlug das Blatt unwillig wieder zuſammen, ſein Blick wurde finſter. Nicht ſeine Delikateſſe ſträubte ſich gegen das angebotene Geſchenk, ſondern er fühlte eine Art von Groll, daß Ottilie Blandinen zuvorgekommen war; Blandinen, die ſicher vor Begierde brannte, Alles, was ſie beſaß, ihm hinzugeben; der es gewiß nur an Gelegenheit mangelte, weil ſie von der grauſamen Mutter ſcharf bewacht wurde. Aber Ottilie — hatte ſie der

Schweſter vertraut, was ſie thun wollte? Nein, gewiß nicht; ſonſt würde Blandine mit Entzücken die Gelegenheit ergriffen haben, Opfer zu bringen, die nur der Liebe, nicht der Eitelkeit geziemen. Ja, Eitelkeit! welche andere Triebfeder konnte Ottilien bewegen? Warum hätte ſie ſonſt in die Rechte der Liebe gegriffen? — Sie hat es gut gemeint, ſagte ſie, und täuſcht ſich ſelbſt, denn ihr Herz wollte ſich nur brüſten vor der unglücklichen Schweſter.

Und bedarf ich denn einer ſolchen Hilfe? Geſetzt, mein Vater ſei verarmt, habe ich nicht Freunde? bin ich nicht ein Theil von dem unzertrennlichen Sechseck? —

Unter ſolchen Gedanken, die in ſeinem Gehirn, gleich den Schlangen in einem Tropfen Eſſig, unaufhörlich hin und her ſich bewegten, kam er in ſeine Wohnung, wo bereits ein Kommis ſeines Bankiers auf ihn wartete, der ihm ſchonend beibringen ſollte, daß ſein Vater in Ungnade gefallen, auf die Feſtung gebracht und ſein ganzes Vermögen konfiszirt worden ſei. Zu ſeinem Erſtaunen fand der Pariſer den Fremden ſchon vorbereitet und in einer Stimmung, die der Ruhe glich. Philibert dankte ihm, erklärte, daß er noch in dieſer Nacht abreiſen werde, und bat blos um Auszahlung von einigen hundert Livres, die von ſeinem zuletzt empfangenen Wechſel ihm noch zukamen. Allein der Kommis zuckte die Achſeln und äußerte, im Namen ſeines Prinzipals, daß, bei ſo bewandten Umſtänden, an keine Zahlung mehr zu denken ſei, indem der Korreſpondent aus Philibert's Heimath geſchrieben: er werde

für nichts weiter haſten. Mit dieſer Erklärung empfahl er ſich höflich und Philibert ſah ihm verwundert nach.

»Kaufmanns-Seele!« ſagte er lächelnd, »ahneſt du denn nicht, daß ich Freunde habe?« — Er rüttelte ſich zuſammen, um Liebe, Vernunft und Pflicht in ſeinen Rath zu berufen, und ehe der nächſte Morgen anbrach, hatte er ſeinen Entſchluß gefaßt. Fort wollte er, und fort mußte er, das bedurfte keiner weitern Ueberlegung. Seine Kaſſe fand er zwar noch nicht erſchöpft; bis Straßburg konnte er die Diligence bezahlen; aber dann bedurfte er freilich Geld. Ottilien's Diamant wollte er auf keinen Fall veräußern; er wurde roth, ſo oft ſich dieſes Mittel ihm darbot. Hingegen ſchrieb er auf der Stelle an das Sechseck, ſtellte jeder Linie desſelben mit wenigen Worten ſeine Lage dar, bat, mit umgehender Poſt Wechſel nach Straßburg zu ſenden, wo er ſie erwarten wolle, ſiegelte die Briefe ruhig zu und reiſte mit der feſten Ueberzeugung ab, daß in wenigen Wochen aus Norden und Oſten das Geld ihm zuſtrömen werde. Dann wollte er auf den Flügeln der Liebe nach Gründorf eilen und Blandinen retten, dann dem Fürſten ſich zu Füßen werfen, ſeines Vaters Begnadigung erflehen, und, gelänge ihm das nicht, ſo hoffte er doch auf irgend eine Weiſe, durch ſeine erworbenen Kenntniſſe, dem verarmten Vater nützlich zu werden.

Es ging nicht ganz ſo, wie er ſich träumte. Mehrere Wochen brachte er in Straßburg zu, ohne von ſeinen Freunden eine Silbe zu erfahren, obgleich, nach ſeiner ängſtli-

chen Berechnung, die Zeit, in welcher ihre Antworten eintreffen konnten, ſchon verſtrichen war. Er lebte im Wirthshauſe, wo man ihn ſcheel anſah, weil ſeine Schuld ſich täglich mehrte, und man kein Geld bei ihm gewahr wurde. Endlich kamen drei Briefe an Einem Tage. Kaſimir von Weichbild ſchrieb, er ſei Bräutigam, und durch die nothwendigen Brautgeſchenke habe er ſich dermaßen ausgegeben, daß ihm vor der Hand unmöglich ſei, dem Herrn Bruder zu helfen. Doch werde er, gleich nach der Hochzeit, die in drei Monaten gefeiert werden ſollte, Alles zuſammenraffen, was er nur irgend entbehren könnte; denn er erinnere ſich noch immer mit Entzücken der ſchönen Zeit, wo ſie mit einander am Ufer der Leine gewandelt und Plutarch's Traktat von der Freundſchaft geleſen hätten.

Der Kammerjunker — jetzt Kammerherr — von Schlangenbring ſchrieb: er ſei zerſchmettert von der Kataſtrophe, welche den Miniſter, und folglich auch deſſen Sohn, ſeinen Herzensfreund, betroffen: allein da die Ungnade ſeines allergnädigſten Fürſten ſo ſchwer auf dem Vater laſte, ſo dürfe er nicht wagen, ohne ſich ſelbſt zu compromittiren, dieſer hohen Ungnade gleichſam zum Trotz, dem Sohne unter die Arme zu greifen. Uebrigens ſei er noch immer von der wärmſten Freundſchaft durchdrungen, und wenn er ihm bei Hofe in irgend etwas nützlich ſein könne, ſo möge er ſein Attachement nur auf die Probe ſtellen.

Paul, der Forſtmann, ſchrieb: „Hol' mich der Teufel, Herr Bruder! ich habe jetzt ſelbſt nicht viel. Um Ober-

forſtmeiſter zu werden, habe ich eine Kuppel Windhunde verſchenken müſſen, die mich fünfzig Dukaten gekoſtet hatten. Schöne Beeſter, Soloſänger, auf Ehre! Indeſſen ſchicke ich dir beiliegend fünf Louisd'ors, mehr hat der verdammte Jude mir nicht leihen wollen. Gedenke dabei unſerer Freundſchaft, deren Wurzel ſo ſtark ſind, als die Eichen in meinem Forſt.»

So ließ das halbe Sechseck ſich vernehmen. Eduard Flau antwortete gar nicht.

»Wolff! Wolff!» rief Philibert mit bitterer Wehmuth: »wenn du Recht hätteſt! — Nein, ich kann es nicht glauben! ich will es nicht glauben! Die Freunde ſind unſchuldig. Paul gab, was er hatte. Den übrigen hat das Herz geblutet, daß ſie mir nicht helfen konnten. Und Eduard — der iſt krank, ſehr krank, darum hat er nicht geſchrieben.»

So fuhr der gutmüthige Schwärmer fort, nur ſeine Freunde, nicht ſich ſelbſt zu bedauern, und vollends verſchwand die letzte Spur von Mißtrauen, als die nächſte Poſt einen Brief aus Rom von Ludwig, mit einem Wechſel auf tauſend Livres brachte. »Hätte ich ahnen können,» ſo ſchrieb der Künſtler, »daß du in Noth gerathen würdeſt, ſo hätte ich weniger locker gelebt und nun ſchon längſt ſo viel geſammelt, daß ich dir ſchicken könnte, was du bedarfſt. Aber ich habe gut gelebt, viel getrunken, viel geliebt, darum habe ich eben nichts, als dieſe elenden tauſend Livres. Nimm vorlieb und glaube mir, es bleiben

nicht zehn in meiner Tasche. Doch darum kümmere dich nicht; meine Geige und meine Guitarre verdienen mir täglich mehr Geld, als ich brauche. Von nun an will ich sparen, damit ich dir in Kurzem nachdrücklicher beweisen könne, daß ich unsers ewigen Bundes nie vergessen werde."

Diese herzlichen Worte erquickten Philibert und richteten den Gebeugten wieder auf. »Nun, Wolff?" sprach er mit einem triumphirenden Blick gegen Himmel, »wo sind nun deine Verhältnisse? Haben sie nur ein einziges Blatt von der schönen Blumenkette gerissen, die mit meinen Freunden mich verbindet? Mir, dem zum Bettler gewordenen Sohne eines in Ungnade gefallenen Ministers, schickt Ludwig Alles, was er hat; Paul theilt seine letzten Goldstücke mit mir; Otto bietet mir seine Dienste bei Hofe an: Kasimir verspricht, trotz seiner erschöpften Kasse, baldige Hilfe. Und was würde der Kranke Eduard nicht gethan haben? Alle gedenken der Jugendfreundschaft mit rührender Wärme; Alle breiten ihre Arme nach mir aus, wie vormals. Wahrlich! für Herzen, wie die unserigen, gibt es nur Ein Verhältniß: das der Freundschaft; was außer dem Sechseck liegt, ist ihr fremd, und unwillig kommt sie damit in Berührung.

Zwölftes Kapitel.

Heiter würde Philibert den Postwagen bestiegen haben, unbekümmert um die Zukunft, hätte nicht Blandine, die gezwungene Braut, mit abgehärmten Wangen und fleben-

den Blicken vor ihm geſtanden. Sie zu retten, nahm er jetzt mit haſtiger Eile den Weg nach ſeiner Heimath; denn der von ihrer Schweſter angegebene Zeitpunkt ihrer Vermählung war ſehr nahe.

Nur noch zehn Meilen von Gründorf entfernt, traf er eines Abends in einem Städtchen mit einem ruhenden Poſtwagen zuſammen, auf dem ſich, wie gewöhnlich, ein ſehr gemiſchter Haufe von Reiſenden befand, die, jetzt im Wirthshauſe zerſtreut, zechten oder ſchliefen. Philibert, immer haſtiger, je näher er ſeinem Ziele kam, war blos ausgeſtiegen, um die Pferde zu wechſeln, und nahm keine Notiz von den Alltagsgeſichtern. Aber ein junges Frauenzimmer, das, mit einem Kinde an der Bruſt, in einem Winkel ſaß und verſtohlen weinte, zog wider ſeinen Willen ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Er beobachtete ſie eine Zeit lang von Ferne, und endlich konnte er dem Drange nicht widerſtehen, ihr ſeine Hilfe anzubieten. Er that es mit jener gutmüthigen Art, welche die feineren Seelen auszeichnet und dem Bedürftigen die Schamröthe erſpart.

Die Fremde ſchien erſchrocken, ihre Thränen verſiegten ſchnell: ſie dankte ihm freundlich und verſicherte, ihr mangle nichts. Eben blies der Poſtillon. Philibert hatte nicht Zeit, weder in ſie zu dringen, noch über das Abenteuer weiter nachzudenken. Er ſah mit ſtarrem Blick dem ſchnellen Umſchwung ſeiner Räder zu und bewegte ſich blos ungeduldig, um den Wagen gleichſam nachzuhelfen, wenn etwa ein Sandberg den ſchnellen Lauf hemmte.

Am folgenden Tage erreichte er die Gegend um Gründorf, stieg in einem wohlbekannten Dörfchen ab, wo er bisweilen mit Blandinen frische Milch gegessen hatte, ließ den Wagen stehen und wanderte zu Fuße dem Wäldchen zu, über dessen Wipfeln im Abendroth das Dach des Tempels der Erinnerung schimmerte. Auf welche Weise er eigentlich seinen Zweck erreichen wollte, das wußte er selbst noch nicht. Muth und Liebe waren seine Begleiter; das übrige, meinte er, werde sich wohl finden. Eine große Aengstlichkeit ergriff ihn doch, als er auf der Landstraße an dem Saume des Wäldchens herging. Um sein Herz zu stärken, bog er ab auf einen Fußpfad, der ihn nach dem Tempel führte. Dort, auf der Moosbank, wollte er einen Augenblick ruhen und aus der lebhaften Erinnerung an die süße Vergangenheit Muth für die Gegenwart schöpfen.

Da stand er nun an des Tempels angelehnter Pforte. Das Ganze schien ein wenig verfallen, das Wort Willkommen war vom Regen verlöscht. Unter dem Stille! im nächsten Baume standen frisch eingeschnittene Buchstaben. Leise, leise betrat Philibert kaum mit den Fußspitzen die Rasentreppe, und hielt den Athem an sich, um gleichsam auch die kleinste Erinnerung, die in der Luft um dieses Heiligthum schwamm, nicht wegzuhauchen. Jetzt faßte er mit zwei Fingern die Thür und zog sie noch um eine Spanne weiter auf und schob den brennenden Kopf voraus. — Ha! was erblickte er!

Blandinen auf der Moosbank in den Armen eines

fremden Offiziers! Blandinen Küſſe gebend und empfangend, ein ſüßes Spiel, das ihr kaum Zeit ließ, in einer, dem Genuß abgeſtohlenen Sekunde, die Worte: mein Geliebter! mit einem zärtlichen Seufzer zu liſpeln.

Philibert's Augen verſteinerten ſich, die Luft gerann zu Eis vor ſeinem Munde; nur das Zittern ſeiner Knie verrieth noch Bewegung in dieſem entſeelten Körper. Doch eben dieſes Zittern war ſo heftig, daß die leichte Thür von Baumrinde, ſeinen Fingern entſchlüpfend, von ſeinen Knien zurückgeſtoßen, noch weiter ſich aufthat. Zwar geſchah dies ohne das mindeſte Geräuſch, und die Liebetrunkenen wären es kaum gewahr geworden, hätte nicht das Tageslicht, indem es plötzlich mit dem Roſenlicht des Tempels ſich miſchte, Blandinen aufgeſchreckt. Sie wandte das Geſicht nach der Pforte, erblickte das Geſpenſt, welches von dorther ſie anſtarrte, und verbarg mit einem lauten Schrei ihr Haupt an dem Buſen des Bräutigams. Erſchrocken richtete nun auch der Offizier ſeine Blicke auf den Gegenſtand, welcher Blandinen ſo heftig erſchüttert hatte; er ſah nichts, als die Bildſäule eines jungen Mannes, der aus hohlen Augen Blitze auf ihn ſchoß.

»Wer ſind Sie? was wollen Sie hier?" rief er dem Störer ſeiner Luſt unfreundlich zu, und harrte vergebens auf Antwort, denn Philibert hörte ihn nicht. Er wiederholte ſeine Frage mehrere Mal und endlich mit Ungeſtüm, doch ſtets ohne Erfolg. »Was iſt Ihnen, liebe Blandine?" fragte er endlich das zitternde Mädchen in ſeinen Armen. »Warum ſind Sie ſo erſchrocken?"

Auch ſie antwortete nicht. Er faßte ſie unter dem Kinn und hob ihr das Haupt empor. Ihr ſcheuer Blick fiel noch einmal auf die fürchterliche Erſcheinung, und noch einmal bebte ſie zurück, wie Macbeth, als er den ermordeten Banquo an dem leeren Platze der Tafel erblickte. Der Offizier, der weder von Philibert, noch von den Verhältniſſen ſeiner Braut zu dieſem Jüngling je ein Wort hatte reden hören, kam auf die Vermuthung, der Fremde ſei ein Wahnſinniger aus der Gegend, der etwa ſeinen Wächtern entſprungen ſei, und von dem man wiſſe, daß er Unheil zu ſtiften pflege. Philibert's Geſtalt, die wirklich in dieſem Augenblicke ein Gemälde des Wahnſinns darſtellte, beſtärkte ihn in dieſer Vermuthung. Was konnte auch ſonſt Blandinen ſo außerordentlich erſchüttern? Die Ueberraſchung in den Armen eines Mannes, der morgen ihr Gemahl werden ſollte? — Sie hatte ja ſchon das Recht, ihn vor aller Welt an den Buſen zu drücken, ein Recht, deſſen ſie ſich bereits öfter ohne Scheu bedient hatte. Daher natürlich ſeine nächſte Frage an ſie: »Iſt der Menſch vielleicht wahnſinnig?«

Dieſe Frage belebte gleichſam die Vernichtete auf's neue. Sie ſah auf der Stelle, welchen Vortheil ſie aus dem Irrthum ſchöpfen könne, und beantwortete ſie durch ein ſchnelles, lebhaftes Kopfnicken.

»Sein Sie außer Sorgen,« fuhr der Offizier fort, »er iſt unbewaffnet, und im Nothfall habe ich meinen Degen. Doch werden wir wohl thun, uns zu entfernen.«

»Ja — ja —,« liſpelte Blandine und klammerte ſich feſt an ſeinen Arm. Beide ſtanden auf, der Offizier that einen Schritt nach der Thür — Blandine wankte neben ihm, ihr Geſicht auf ſeine Schulter gedrückt. Aber wie konnten ſie den Tempel verlaſſen, ſo lange die unbewegliche Bildſäule den Ausgang ſperrte?

»Machen Sie Platz, mein Herr!« ſo rief der Offizier vergebens mehrere Mal; und als er endlich ſah, daß Philibert weder hörte, noch wich, und auch ſonſt nicht die mindeſte feindſelige Bewegung machte, ſo faßte er Muth, ihm näher zu treten, und verſuchte, ihn ſanft auf die Seite zu ſchieben, wobei er auch nicht den geringſten Widerſtand fand. Philibert taumelte ſeitwärts bei der erſten Berührung, und würde gefallen ſein, wenn ein Pfeiler des Tempels ihn nicht aufgehalten hätte. Da ſtand er nun wieder eben ſo leblos, wie zuvor. Die Liebenden hatten Raum gewonnen und entſchwanden ſchnell ſeinen Blicken.

Ihm war zu Muthe, wie einem Scheintodten, der ſich zwar nicht rühren kann, doch Alles um ſich her vernimmt, und, ohne es hindern zu können, die Anſtalten zu ſeinem Begräbniß machen hört. Wie lange dieſer ängſtliche Zuſtand gedauert hatte, wußte er nicht, als er mitten in der Nacht ſeine Beſinnung wieder fand; aber Alles, was vorgegangen war, ſtand mit lebhaften Farben vor ſeinem Gedächtniß. Blandinen's Schrei, ihr Kopfnicken bei der Frage, ob er ein Wahnſinniger ſei; ihr ängſtliches Ja, ja, als der Offizier ſie wegzuführen vorſchlug; das Verſtecken

ihres Geſichts — ach! und mehr noch ihre zärtliche Umarmung, ihr liebevolles Geflüſter, als er hereintrat — Alles, Alles hörte und ſah er wieder, hörte und ſah nichts anders, wälzte ſich auf der Moosbank und wimmerte bis zum anbrechenden Tage. Schon zwitſcherten die erwachten Vögel im Birkenwäldchen; ſchon zauberte die Morgenſonne das Roſenlicht auf's neue, welches einſt auf Blandinen's Wangen für das Erröthen der Unſchuld galt; als Philibert aufſprang, ſich die Augen rieb, als habe er geſchlafen, und mit hohlen, ihm fremden Tönen ausrief: »Ich bin betrogen! Wolff hat Recht!"

Er wankte aus dem Tempel, ſchweifte noch eine Stunde im Gehege umher, ſtreifte überall mit ſeinen Haaren die Thautropfen von den Zweigen, fühlte ſich durch Thau und Morgenluft erfriſcht, und faßte muthig den Entſchluß, dieſe unglückliche Gegend auf ewig zu verlaſſen. Zwar zuckte es einigemal in ihm, es ballte ihm die Fauſt, es zog ihn fort, um Blandinen mit Vorwürfen zu überhäufen, ihrem Buhler ſeinen Degen durch den Leib zu rennen; aber das Gefühl ſeines eigenen Werthes erhob ihn über die Rache. »Sie ſoll nie wieder von mir hören," murmelte er zwiſchen den Zähnen, »nur meine Geſtalt möge ſie am Brautaltare umſchweben, ſo wie ſie geſtern ihr zum letzten Mal erſchien."

Er lenkte ſeine Schritte haſtig nach der Landſtraße. Nur eines hielt ihn noch zurück: Ottilien's Diamant. Er wollte ihn ſelbſt der Jugendfreundin überliefern, ihr danken, Abſchied von ihr nehmen. Aber wie konnte das geſchehen,

ohne jenes Haus, das Grab seiner Hoffnungen, zu betreten? ohne vielleicht Blandinen selbst zu begegnen, wenigstens von ihr zu hören? ohne auf den Räuber seines Glücks zu stoßen, und vielleicht die mühsam errungene Fassung zu verlieren? — Er besann sich, daß der alte Jäger Martin an der Ecke des Birkenwäldchens eine Hütte bewohne. Der Mann hatte ihn schon als Knaben geliebt, ihm Krammetsvögel in Schlingen fangen gelehrt, und bisweilen von seiner kindlichen Dankbarkeit ein kleines Geschenk erhalten. Zu seiner Hütte schleppte sich der Unglückliche und klopfte leise an. Der alte Mann trat heraus, erkannte den Jüngling nicht, und weinte, halb vor Freuden, halb vor Wehmuth, als Philibert sich zu erkennen gab.

Mein Gott! junger, gnädiger Herr, wie sehen Sie aus? was ist Ihnen widerfahren?"

Philibert wäre fast in Thränen ausgebrochen. Er ermannte sich. »Guter Martin," sagte er, »ich habe nicht Zeit, deine Fragen zu beantworten. Ich muß Fräulein Ottilien sprechen. Thue mir den Gefallen, lade sie hieher, doch verschweige ihr, wen sie hier finden wird."

»Fräulein Ottilie?" versetzte Martin, »ach lieber Gott! die ist schon seit vielen Wochen nicht mehr hier."

Wo ist sie?

»In der Residenz. Sie soll dort — ich mag es kaum nachsagen — so eine Art von Kammerjungfer oder Kinderwärterin geworden sein. Nun, Sie wissen ja, wie es der frommen Seele hier erging. Sie war überall im Wege,

und wurde überall aus dem Wege gestoßen; da mag sie sich wohl endlich entschlossen haben, lieber fremden Leuten zu dienen, als ein so bitteres Gnadenbrot zu essen. Sie soll bei einer gewaltig vornehmen Dame in Dienste getreten sein, mehr weiß ich Ihnen nicht zu sagen. Ich stand mit an der Thür, als sie abreiste. Sie weinte heftig, aber bei der gnädigen Mama und Fräulein Blandinen blieben die Augen trocken, und ich glaube auch die Herzen. Der gnädige Herr war auf einen Pferdemarkt sechs Meilen von hier geschickt worden. Nur das Hofgesinde und die Bauern im Dorfe weinten und segneten sie laut, als sie davon fuhr. Mit ihr ist denn auch meine letzte Freude aus dem Schlosse gewichen, denn sie war so gut, so still-freundlich, und nimmer habe ich sie froh gesehen, als wenn sie einem unter uns irgend etwas Gutes erzeigt hatte. Ja, die Leute sprechen wohl, sie wäre häßlich, aber weiß Gott, mir ist sie wunderschön vorgekommen."

Beklemmt drückte Philibert dem Alten die Hand und entwich hastig, ohne auf seinen freundlichen Nachruf zu hören.

Dreizehntes Kapitel.

Nun fesselte den Jüngling nur noch eine Erinnerung an diese Gegend, seines Lehrers Grab. Diese Ruhestätte zu besuchen, ehe er auf immer von dem Wohnplatz seiner frohen Jugend sich trennte, schien ihm eine heilige Pflicht. Nur eine Stunde wollte er dort noch verweilen, dann sich

in die Reſidenz begeben, ſeines Vaters Kerker öffnen, oder theilen.

Als er eben aus dem Wäldchen heraus auf die Landſtraße trat, begegnete ihm dasſelbe junge Weib mit dem Kinde an der Bruſt, welches auf dem Poſthauſe ſeine mitleidige Aufmerkſamkeit erregt hatte. Ihre Augen waren auch jetzt voll Thränen; ſie ſchien zu erſchrecken, als ſie ihn erblickte, wich ihm aus und ſchlüpfte ſchnell an ihm vorüber. Er blieb einen Augenblick ſtehen, um ihr nachzuſehen; er hätte ihr gern zum zweiten Male ſeine Hilfe angeboten; da ſie aber, ohne umzuſchauen, ihre Schritte verdoppelte, auch ſeine eigene Stimmung ihn hinderte, das Bild fremder Leiden lange feſt zu halten, ſo wandte er ihr den Rücken und ging, um ſeinen Wagen zu erreichen, den Weg, den er gekommen war.

Unter allen wehmüthigen Empfindungen iſt keine ſo ſüß und bitter, keine ſo beklemmend und wohlthuend, als die, mit welcher man den Ort wieder ſieht, wo man die Jahre der Kindheit zugebracht hat. Da iſt kein Plätzchen, das nicht in der Camera obſcura des Herzens mit den ſchönſten Farben ſich ſpiegelte. Bei jedem Schritt erwacht eine freundliche Erinnerung, und jede Erinnerung zieht an einem Goldfaden eine jüngere Schweſter nach ſich. Alle gaukeln um den Glücklichen her, der ſein ſchönſtes Leben zum zweiten Male lebt; jede reicht ihm ein Blümchen und nickt ihm lächelnd zu. Vieles vergißt der Mann, vieles wichtige ſogar, was ihm vor wenigen Monden widerfah-

ren iſt; doch was vor vielen Jahren in ſeiner Heimat der Knabe erlebte, war es gleich das Unbedeutendſte, deſſen entſinnt ſich der Mann und verweilt dabei mit Vergnügen. — Vergnügen blitzt aus ſeinen Augen, wenn er den Baum wieder findet, auf den er kletterte; wenn er die Straße wieder wandelt, die er zur Schule ging; wenn er alt gewordene Geſichter, die ihm begegnen, wieder erkennt.

Dieſen lieblichen Genuß, dieſes Hervorzaubern jener Tage, wo die körperliche Hülle noch ſo leicht auf der Seele lag, wie ein Blütenſtäubchen auf einem Kolibri, ſtört nur Eines: — die Gewalt der Zeit hat ſo Manches verändert! Hier iſt das Alte weggeriſſen, das Neue mag beſſer ſein, aber wir vermiſſen das Alte. Dort iſt eine Baumgruppe ausgerottet; die Ausſicht hat ſich verſchönert, aber nicht für uns. An dieſer Straßenecke ſaß eine alte Obſtverkäuferin, ſie ſitzt nun nicht mehr da, das iſt uns leid. Und wenn wir vollends bei jedem Schritt uns ſagen müſſen: in dieſem und in jenem Hauſe war ich oft herzlich froh, aber die Bewohner ſind todt! — wenn wir in der wohlbekannten Stadt herumgehen, ohne die bekannten Menſchen wieder anzutreffen, — ach! dann ergreift uns eine Wehmuth, wie ſie den Einwohner von Pompeji ergreifen würde, wenn er in ſeine verödete Heimath zurückkehrte — und begegnen wir endlich bekannten Zügen, gehörten ſie auch einem Bettler an, ſo möchten wir an ſeinen Hals ſtürzen und an ſeinem Buſen weinen.

Von ſolchen wechſelnden Gefühlen wurde Philibert beſtürmt, als er ſich dem Dörfchen näherte, welches einſt ſeine Welt war. So Manches fand er wieder, ſo Manches verändert oder zerſtört. Seines Vaters Güter, alſo auch Salmbach, ſtanden unter Sequeſter; ein fürſtlicher Verwalter hauſte nach Gefallen. Der ſchöne, dichte Buſch, in dem die Knaben Vogelneſter ſuchten, war in ein Feld verwandelt. Der Teich, auf dem ſie ihre Flotten ſchwimmen ließen, war ausgetrocknet und Weizen darein geſäet. »Ach!« ſeufzte Philibert, »es mag wohl Alles beſſer ſein; ein verſtändiger Landwirth mag ſich deſſen freuen; aber ich — wo finde ich meine Neſter? wo laſſe ich meine Schiffe?« Es war ihm faſt ſchmerzlicher, dieſe Plätze verändert zu ſehen, als nicht mehr Erbe von Salmbach zu ſein. Doch dieſer Verdruß verwandelte ſich bald in die tiefſte Wehmuth, als er an dem Hauſe vorüberfuhr, in welchem er mit ſeinem Lehrer wohnte; als er die Fenſter erblickte, vor welchen Wolff Blumen zu ziehen pflegte. Die Blumentöpfe waren verſchwunden. Er verhüllte ſein Geſicht und ſchluchzte.

Am Kirchhof ſtieg er aus. Jedes alte Grab war ihm bekannt, bei jedem neuen verweilte er zitternd und wußte nicht, wo er den Staub ſeines Freundes ſuchen ſollte. Der alte Küſter hatte aus ſeiner Hütte den Fremdling erblickt, kam herab, erkannte ſeinen jungen Herrn, küßte ihm weinend die Hand und deutete mit dem Finger auf das geſuchte Grab. Philibert eilte dahin und warf ſich auf

den noch nicht begrasten Hügel. Der alte folgte ihm und stand neben ihm mit gefalteten Händen. Er ehrte des Jünglings Schmerz, versuchte es nicht, ihn zu trösten. Es war eine stille, feierliche Stunde.

»Du Unglücklicher! dachte Philibert, »der du an Liebe und Freundschaft nicht geglaubt, möchte meines Herzens Wärme zu dir hinabströmen! möchtest du fühlen, daß ein Freund über deinem Grabe liegt, den selbst der Tod nicht von dir trennte! Ihm wurde die Geliebte entrissen, doch ihm blieben seine Freunde, und er wird sie einst um dieses Grab versammeln, möge der Boden, in dem du schlummerst, gehören, wem er welle; wahrlich! er wird sie versammeln, wie du einst begehrtest, um sich die Hände zu reichen über deiner Gruft!"

Leise schwur er, dies Wort zu erfüllen, leise drückte er seinen heißen Mund auf den kalten Hügel, stand auf und trocknete seine Thränen.

»Guter Alter," sagte er zu dem Küster, »ich bin jetzt nicht im Stande, diesem Ehrenmanne ein Denkmahl zu setzen; aber wenn ich einst wiederkäme und sein Grab nicht mehr fände — es würde mir die Ruhe rauben. Versprich mir, ein Bäumchen darauf zu pflanzen, an dem ich es erkennen möge."

»Lieber junger Herr," versetzte der Alte, »das schönste Bäumchen aus meinem Garten, verlassen Sie sich darauf."

Vierzehntes Kapitel.

Wenige Tage nach der ſchweren Trennung von der Heimath fuhr Philibert durch die Thore der Reſidenz, und ſtand plötzlich da, wie ein Unkundiger in einer Uhrenfabrik. »Was ſchadet's?" dachte er bei ſich ſelbſt; Otto und Paul und Eduard ſind hier, ich bin in dem Hauſe meiner Brüder."

»Kaum im nächſten Wirthshauſe abgeſtiegen, ſchrieb er flüchtige Billets an die drei Freunde und lud ſie auf den Abend zu ſich ein. Der Kammerherr ſandte flugs einen Kammerdiener, ihn zu ſeiner glücklichen Ankunft zu komplimentiren. Er ſei entzückt, hieß es, er brenne vor Begierde, ihn an ſein Herz zu drücken; aber unglücklicherweiſe müſſe er gerade an dieſem Abend die Partie der Frau Oberhofmeiſterin machen, von der er ſich unmöglich loswinden könne. Doch werde es ihn ganz unendlich erfreuen, wenn Philibert am anderen Morgen bei ſeinem Lever ſich einfinden wolle.

»Armer Otto!" dachte Philibert, »wie ſauer muß es dir werden, ſo nahe deinem längſt entbehrten Freunde, den Abend am Kartentiſche zuzubringen. — Ich werde kommen," ſagte er zu dem Bedienten und flog in Eduard's Arme, der eben die Thür öffnete und mit einiger Verlegenheit ſeine Umarmung erwiederte.

»Sicher biſt du krank geweſen?" fragte Philibert mit Innigkeit, »denn du haſt mir nicht geſchrieben."

»Geſchrieben?" antwortete Eduard mit unſicheren

Blicken, »wohin ſollte ich dir ſchreiben? wußte ich doch deinen Aufenthalt nicht.“

»Haſt du meinen Brief aus Straßburg nicht empfangen?“

„Nein.

»Den Brief, in dem ich dich um eine Unterſtützung bat?“

O mein Gott, nein! Wie kannſt du zweifeln, daß ich Alles würde aufgeboten haben —

Philibert zweifelte auch nicht. Ein verloren gegangener Brief, ein Zufall, der ſich oft ereignet. Der Freund war gerechtfertigt.

»Allein, erfuhrſt du es denn nicht durch Paul und Otto? Beiden ſchrieb ich ja dasſelbe, und da ihr euch täglich ſeht —“

»Wir uns täglich ſehen? Mit nichten. Es iſt wohl ſchon ein halbes Jahr verfloſſen, ſeit ich keinem von Beiden begegnet bin.“

»Ein halbes Jahr! begegnet! Ihr wohnt in einer Stadt, und könnt leben, ohne euch täglich einander mitzutheilen? Ihr begegnet einander nie?“ —

»Ach, mein Freund! andere Zeiten, andere Verhältniſſe. Otto iſt Kammerherr und Günſtling, Paul Oberforſtmeiſter. Ich bin ein Bürgerlicher und komme nicht in ihre Zirkel. Sie ſind an ihre Aemter, ich bin an meine Akten gefeſſelt.“

»Aber das Sechseck!“ murmelte Philibert.

»Ja, das Sechseck besteht, so gut es kann. Wenn wir uns irgendwo antreffen, so schütteln wir einander die Hände, wenn es, ohne Aufsehen zu erregen, geschehen kann. Wir erinnern uns im Vorbeigehen mit Vergnügen der herrlichen Jugendjahre und scheiden gelassen von einander bis auf Wiedersehen.«

In diesem Augenblicke trat Paul in das Zimmer und drückte seinen Gespielen ungestüm an die Brust.

»Sei willkommen, Herzens-Philibert! Hol' mich der Teufel, du bist mager geworden! — Du auch hier, Eduard? Nun, das soll einmal ein lustiger Abend werden. Laß den Wirth von seinem besten Wein geben. Der beste hier im Hause ist leider schlecht genug.« — Mit diesen Worten zog er eine gewaltige meerschaumene Pfeife aus der Tasche und stopfte sie aus einem Beutel von Dachsfell. Man setzte sich um die Flasche, man suchte den alten traulichen Ton hervor. Er ließ sich suchen, aber nicht finden. Paul, ein Jäger mit Leib und Seele, sprach viel von seinen Hunden, deren Bekanntschaft Philibert machen sollte, und versprach, ihn nächster Tage mit auf den Anstand zu nehmen. Eduard erzählte bei der ersten Flasche von einer Kindermörderin, deren Sachwalter er ex officio sei, und bei der zweiten ließ er die hübschen Dirnen in der Residenz die Musterung passiren. Nebenher gedachte Paul des alten Wolff, der, nach seiner Meinung, zwar ein ehrlicher Mann, aber eine Art von Kopfhänger gewesen sei. Nach des Freundes Schicksalen fragten Beide obenhin,

hörten sie mit Achselzucken, und stimmten so bald als möglich ihr eigenes Lied wieder an.

Dem guten Philibert waren Kopf und Herz ganz wüst geworden, als er sich um Mitternacht allein befand. Er fühlte wohl deutlich, daß ihm unter den alten Freunden nicht so wohl gewesen sei, wie vormals, allein er schob die Schuld auf sein eigenes, verstimmtes Gemüth. Paul war ihm ja so treuherzig entgegen geeilt; Eduard hatte so rührend über den verlornen Brief gejammert; beide schienen freilich andere Sitten, andere Gewohnheiten angenommen zu haben; doch was kümmern Sitten und Gewohnheiten die echte Freundschaft? Sie hat es ja nicht mit der Form zu thun, sie hält sich an das Wesen, und das ist ewig unveränderlich. Noch einige Tage, und Alles findet sich wieder im alten Gleise.

Mit diesen Gedanken schlief er ein, und erwachte nicht eher, bis Eduard vor seinem Bette stand, der ihm versprochen hatte, ihn zu dem Kammerherrn zu begleiten. Otto von Schlangenbring hatte sich in einigen Jahren glatt und behende durch manchen Dornenstrauch bis zu der Gunst seines Herrn hinauf gewunden. Er bewohnte schon ein Hotel und hatte einen Schweizer, der, in dem Augenblicke, da Philibert die Pforte erreichte, einen armen Schullehrer ungestüm abwies, hingegen für Philibert und dessen Begleiter mit Unterthänigkeit Platz machte.

Sie schritten durch eine Reihe von Gemächern, die mit Statuen, Büsten und Gemälden prangten, denn der

Fürſt war ein Kunſtkenner und folglich ſein Günſtling auch. So erreichten ſie die Thür des Schlafzimmers, vor dem ein Bedienter in koſtbarer Livree Wache ſtand. Philibert wollte geradezu gehen; allein der Bediente ſtreckte ihm das Inwendige der flachen Hand entgegen und bat höflich um ſeinen Namen. Er nannte ſich.

„Werde ſogleich die Ehre haben, Sie zu melden,“ ſagte der ſchimmernde Burſche, ſchlüpfte hinein, blieb wohl eine Minute und riß dann mit dienſtfertiger Haſtigkeit die Flügelthüren auf. Da wollte ſich Philibert in Otto's Arme ſtürzen, aber der ſaß eben und ließ ſich raſiren, konnte folglich mit dem eingeſeiften Bart die dargebotene Lippe des Freundes nicht küſſen, ſondern begnügte ſich, die Hand nach ihm auszuſtrecken, die ſeinige zu ſchütteln und ihm, auf die Gefahr, in die Backe geſchnitten zu werden, ein Willkommen zuzuliſpeln. Dieſes Wort und das Wort: Stühle! welches er dem Bedienten zuherrſchte, ſetzten für's erſte der Unterredung ein Ziel.

Es entſtand eine ſeltſame Pauſe, die den Ankömmling in große Unbehaglichkeit verſetzte. Er ſah freilich wohl ein, daß Otto unter dem Meſſer nicht reden könne, aber warum mußte er ſich denn eben raſiren laſſen, da er den erſten Beſuch eines alten Freundes erwartete? — Philibert warf ſich in den Seſſel und ließ, mit einigem Unmuth, ſeine Augen umherſchweifen. Da ſtanden im Hintergrunde noch einige Perſonen; ein demüthiger Mann, mit einer Rolle Papier unter dem Arm; ein hübſches Mädchen mit einem

ſchnippiſchen Geſicht; ein blaſſes Frauenzimmer in Trauer, und ein junger Menſch, auf deſſen Naſe der Uebermuth thronte. Alle waren mäuschenſtille, nur der Uebermüthige flüſterte bisweilen dem Demüthigen ein paar Worte in das Ohr, welche dieſer blos durch beifälliges Lächeln und Nicken zu erwiedern wagte.

Philibert, ungeduldig, hub ein lautes Geſpräch mit ſeinem Begleiter an über ein Gemälde, das an der Wand hing, deſſen Original er in Paris geſehen hatte und von dem er die gegenwärtige Kopie ſchlecht nannte. Eduard antwortete nur mit leiſer Stimme; in den Mienen der übrigen Zuhörer war ein ſchüchternes Erſtaunen ob des Fremdlings Verwegenheit zu leſen.

Endlich hatte der Kammerdiener die unbequeme Zierde des Mannes, den Bart, vertilgt; der Kammerherr wuſch ſich noch das Kinn mit Eau de Cologne, und breitete dann die atlaſſenen Arme nach dem harrenden Freunde aus. „Sei mir herzlich willkommen! ich bin entzückt, dich zu ſehen! — Herr Morelli, zeigen Sie mir den Riß.“ — Der Demüthige rollte ſein Papier auf, welches einen niedlichen bunten Riß zu einem niedlichen bunten Landhauſe enthielt. Der Gönner beſah ihn flüchtig.

„Kommſt du geradesweges von Paris? — Nein, Herr Morelli, hier ſind der Säulen zu wenig und dort zu viel. — Haſt du den erſten Conſul geſehen? Biſt du ihm vorgeſtellt worden? — Herr Sekretär, zeigen Sie dem Baumeiſter den von mir ſelbſt entworfenen Plan.“

Der Uebermüthige ging mit dem Demüthigen hinaus.

»Ich will hoffen, daß du das Muſeum Napoleon täglich beſucht und ſtudirt haſt? Ich beneide dich darum. — Was wollen Sie, Madame?" (zu der Dame in Trauer, die eine Bittſchrift zitternd überreichte). »Ich kann Ihnen nicht helfen, die Penſion iſt ſchon vergeben. — Verzeih', lieber Philibert, du findeſt mich hier ſo beſchäftigt, ſo überhäuft — Ah, ſieh da, Mamſell Tinchen? Gewiß wegen der Domainenpachtung Ihres Vaters?"

Mamſell Tinchen machte einen Knix und lächelte den Gönner ſehr freundlich an.

»Kind, Kind, der Mann hat ſchlecht gewirthſchaftet, iſt verdammt zu kurz gekommen."

»Ein Hagelſchaden," ſagte das Mädchen und lächelte wieder.

Nein, nein, die Kammer hat berichtet, der Hagel war kaum ſo groß, als die Zuckerkörner, mit welchen man ſich auf dem römiſchen Karneval zu werfen pflegt. Dein Vater kann ſich Glück wünſchen, daß er eine ſo hübſche Tochter im Dienſt der Gräfin Sternheim hat. Geh' nur, man wird durch die Finger ſehen."

Das Mädchen hüpfte hinaus. Die Dame in Trauer ſchlich ihr ſeufzend nach.

»Endlich, mein Herzensfreund, gehöre ich ganz dir! wenn auch nur auf eine Viertelſtunde, denn ich muß gleich zum Fürſten. Nun, wie geht es dir? Der alte Wolff iſt todt? Das thut mir leid, ich bin in Verzweiflung dar-

über geweſen. — Ei ſieh da, Herr Advokat! Sie auch hier? Wir haben uns lange nicht geſehen. Man muß ſeine alten Freunde nicht vergeſſen." — Eduard verbeugte ſich demüthig.

„Das höre ich gern von dir, Otto," ſagte Philibert, der endlich einmal zum Worte kam, »man muß ſeine alten Freunde nicht vergeſſen; man muß ſie aber auch wieder duzen, wenn man ſie vormals geduzt hat."

»O, ich bitte," murmelte Eduard entſchuldigend.

»Ach mein guter Philibert!" ſagte der Kammerherr ohne alle Verlegenheit, »die Verhältniſſe hier am Hofe — du weißt nicht, welche Feſſeln mein Herz oft drücken. Unſer Eduard iſt mir wahrlich noch ſo lieb, als vormals: aber wenn ich in gewiſſen Zirkeln mit ihm erſchiene — wenn ich ihn gar duzen wollte —"

»Nun?" fragte Philibert und ſeine Wange glühte.

»Man würde lachen, man würde ſpötteln."

Nun? und dann? wiederholte Philibert noch haſtiger.

»Der Fürſt könnte es ſogar ungnädig aufnehmen."

»Nun? und dann?" fuhr Jener mit einem faſt bittern Lachen heraus.

»Wie du auch fragen kannſt. Eine ſolche Ungnade —"

Aber eine ſolche Freundſchaft?

»Du biſt noch immer der Alte."

Ja Gottlob!

»Du lebſt, wie vormals, in deiner innern Welt, ohne

dich darum zu kümmern, ob die äußere damit harmonirt.“

So iſt's.

„Du wirſt bald anders denken.“

Nimmermehr!

„Du gleichſt einem Schwärmer, der in's Waſſer fällt, da ziſcht er noch eine Weile und verliſcht.“

Muß ich denn in's Waſſer fallen?

„Ja, du mußt. In der Luft erhältſt du dich nicht lange.“

Otto, du gefällſt mir nicht.

„Das würde mich zur Verzweiflung bringen, denn ich meine es gut mit dir.“

Du biſt fürwahr ein ganzer Höfling geworden.

„Wäre ich das, würde ich deinen Beſuch angenommen haben? den Beſuch des Sohnes eines in Ungnade gefallenen Miniſters? Wage ich nicht ſelbſt dabei? Kann der Fürſt das nicht übel deuten? Aber ich trotze den Folgen, die Freundſchaft hat ihre Rechte.“ —

Philibert, durch jede Phraſe leicht gerührt, weil er nie in Phraſen redete, fiel den Kammerherrn um den Hals. „Erkennſt du wirklich dieſe Rechte noch? — Vergib mir! Gehörſt du noch zu unſerm heiligen Sechseck? Waltet noch das Auge in deſſen Mittelpunkte über dir?“

„Ja, Philibert, ich erinnere mich gern der fröhlichen Zeiten, wo wir durch jugendliche Gefühle uns täuſchten.“

»Täuſchten? O, geſchwind, gib deine armſelige Wirklichkeit für eine ſolche Täuſchung. Sei wieder ganz mein alter Otto!«

»Ich bin es.«

»Gib mir ſchnell einen Beweis davon. Dutze Eduard.«

»Unter uns, warum nicht?«

»Nur unter uns? Nun ſo bleib unter uns! Laß den Hof fahren, ſonſt verwelkt dein Herz.«

»Du bedenkſt nicht, Philibert — ich ſtehe in der Gunſt des Fürſten, ich kann viel Gutes ſtiften.«

»Kannſt du das? Freilich, dann mußt du bleiben. Nun ſo ſtifte Gutes; wirke meinem Vater Verzeihung aus.«

»Da forderſt du zu viel. Seine Durchlaucht ſind dermaßen erbittert — Auch muß man bekennen, dein Vater iſt ſehr ſtrafbar.«

»Immerhin, ich weiß es nicht. Aber ich meine, du ſollteſt ihn nicht ſtrafbar finden, wenigſtens nicht laut es ſagen.«

»Ich? warum nicht?«

»Er war dein Wohlthäter.«

»Freilich — ja — das war er — er hat ſich für meine Erziehung intereſſirt — Nun, ich rede auch nichts Böſes von ihm, nur vertheidigen kann ich ihn nicht, darf ich ihn nicht.«

»So möge er immerhin dienſtlos bleiben. Für einen Miniſter, pflegte Wolff zu ſagen, iſt das die härteſte Strafe. Aber ſein Gefängniß? das könnte doch zum mindeſten in

eine Verbannung auf seine Güter verwandelt werden? So viel könntest du doch bewirken?"

»Seine Güter?" — sagte der Kammerherr mit einiger Verlegenheit, »seine Güter sind konfiszirt, zum Theil schon verschenkt."

»Gut, so lasse man ihn nur frei; er soll nicht betteln, so lange ich lebe."

»Beruhige dich nur für's Erste. Die Sache ist noch zu neu. Laß sie ein wenig verbluten und baue ganz auf meine Freundschaft, die den rechten Augenblick zu ergreifen wissen wird."

»Indessen stirbt der alte Mann. Nein, ich muß noch heute sein Schicksal bessern, oder es mit ihm theilen. Noch heute will ich an den Fürsten mich drängen —"

»Thu' das um's Himmelswillen nicht! Seine Durchlaucht lassen nicht so geradezu mit sich sprechen: du würdest Alles verderben. Habe nur Geduld. Ich will deinetwegen mit der Gräfin Sternheim reden, vielleicht gar dich ihr vorstellen."

»Die Gräfin Sternheim? Wer ist die? Was soll die? Was kann die?"

»Wie? du kennst die Gräfin Sternheim nicht?"

»Ich habe nie ein Wort von ihr reden hören."

»Ist es möglich? Sie, die Alles vermag? die an den Fürsten durch die süßesten Bande geknüpft ist? die sogar ein Pfand seiner Liebe erzieht?"

»Also wohl gar seine Maitresse?"

»Ein ungeziemendes Wort, wenn du es deutsch denkst.«

»Ich denke immer deutsch.«

»Apropos! du haſt ja ohne mich einen vortrefflichen Kanal an die Gräfin: Ottilie von Schilff, die Geſpielin unſerer Jugend; ſie iſt Gouvernante des jungen Grafen, folglich vermag ſie viel, wenn ſie will. Freilich hat ſie bis jetzt ihren Einfluß wenig benutzt; ein paar Witwen und ein paar Waiſen ſind Alle, die davon zu rühmen wiſſen. Man ſagt, ſie wolle nicht gelten, und ich traue ihr dieſe Thorheit wohl zu.«

»Ottilie,« ſagte Philibert, »iſt ein treffliches Mädchen, oder war es wenigſtens.« (Er erzählte die Geſchichte von dem Diamant, welche der Kammerherr begierig anzuhören ſchien.) »Es thut mir leid, ſie in einem ſolchen Hauſe zu wiſſen. Mein Gott, wie iſt ſie dahin gerathen?«

»Durch den glücklichſten Zufall von der Welt,« erwiederte der Höfling. »Die Härte der Stiefmutter und, wie man ſagt, Blandinen's Uebermuth konnte ſie im väterlichen Hauſe nicht länger ertragen. Eine alte wunderliche Schweſter ihrer verſtorbenen Mutter, die hier in der Vorſtadt eingezogen lebt, bot ihr eine Freiſtatt an. Sie ergriff den Vorſchlag mit Begierde, ſie kam, fand aber bald, daß ſie aus dem Regen unter die Traufe gerathen war; denn die alte geizige Betſchweſter peinigte ſie noch mehr. — An einem ſchönen Morgen wandelt ſie einſam im fürſtlichen Park, ſetzt ſich in eine Laube, denkt über ihr trauriges Schickſal nach, beſeufzt es und weint. Die Gräfin Sternheim,

die bisweilen die Grille hat, incognito ganz allein spazi-ren zu gehen, erblickt sie von Ferne, beobachtet sie eine Weile, wird gerührt (denn sie hat ein vortreffliches Herz), gesellt sich zu ihr und fragt, mit der ihr eigenen, unwiderstehli-chen Freundlichkeit, um die Ursach ihrer Thränen. Anfangs ist Ottilie scheu, aber die Gräfin, der die Kunst, Herzen zu gewinnen, zu Gebote steht, weiß ihr bald Vertrauen ein-zuflößen; wenigstens erräth sie, was Jene nur halb gesteht. Ohne sich zu erkennen zu geben, verspricht ihr die Gräfin Hilfe, und Ottilie erstaunt nicht wenig, als sie am folgen-den Tage den Ruf als Gouvernante des jungen Grafen erhält; ein Platz, um den die ersten Familien im Lande für ihre Töchter gebuhlt hatten, denn das Kind, obschon kaum ein Jahr alt, wird von seinem durchlauchtigen Va-ter angebetet. Welche Aussichten, welchen Einfluß ein sol-cher Posten gewährt, kannst du dir leicht denken. Aber unbegreiflich wirst du finden, daß Ottilie eine Zeit lang schwankte, ob sie ihn auch annehmen solle? — So bald ich die Sache erfuhr, eilte ich zu ihr, um die alte Bekannt-schaft zu erneuern, und beschwur sie, ihr Glück nicht wahn-sinniger Weise zu verscherzen. Solltest du glauben, daß es mich Mühe kostete, sie zu überreden? und daß die alte Tante sie gleichsam aus Barmherzigkeit aus dem Hause stoßen mußte, um ihren Entschluß zu bestimmen?"

»Das freut mich," sagte Philibert, »ich will doch zu ihr gehen. Ich wäre ohnehin —"

»Eile zu ihr," unterbrach ihn der Kammerherr, »du

beſitzeſt ja ein Pfand ihrer Zuneigung, den Diamant. Sie wird ſich — wenn auch nicht für deinen Vater, doch für dich intereſſiren, und vielleicht, mein theurer Freund, kannſt du ſogar mir einen wichtigen Dienſt leiſten.“

„Weder mir, noch dir,“ antwortete Philibert trocken. „Mein Vater denkt gewiß zu groß, als daß er es billigen könnte, wenn ich ſeine Befreiung auf einem ſolchen Wege ſuchte.“

„O du irrſt —“

„Wenn ich irre,“ unterbrach ihn Philibert haſtig, „ſo irre ich wenigſtens nicht in mir. Den Diamant will ich dem Fräulein von Schilff wieder einhändigen, meinen gerührten Dank hinzufügen, ihr Zufriedenheit wünſchen und dann auf ewig von ihr ſcheiden.“

Der Höfling zuckte die Achſeln. Man trennte ſich mit einiger Kälte. Eduard hatte nicht ein Wort geſprochen, ſondern nur durch Verbeugungen die Ehre erkannt, eine ganze halbe Stunde in dem Kabinet des fürſtlichen Günſtlings verweilt zu haben. Otto begleitete höflich beide bis in das nächſte Zimmer, ſchnarrte noch eine Menge Redensarten, und rief dem Kammerdiener, ihn ſchnell anzukleiden, weil Seine Durchlaucht auf die Jagd fahren wolle.

Fünfzehntes Kapitel.

Philibert wandelte ſtumm an Eduard's Seite die Straße hinab. Verſtand und Herz kämpften in ihm. Das Sechs-

eck ist getrennt, meinte jener. Es ist nicht möglich, behauptete dieser. Mag immerhin die Blüte der Freundschaft in der phlogistischen Hofluft welken, ihre Wurzel bleibt gesund. Man verpflanze sie nur auf frischen Boden und schnell wird sie neue Knospen treiben.

Es gibt einen gewissen Eigensinn in den günstigen Meinungen der Menschen von Menschen, den man gewöhnlich Herzensgüte zu nennen pflegt (um sich selbst ein Kompliment zu machen), wo man, trotz der sprechendsten Gegenbeweise, denjenigen, zu dem man einmal Zuneigung gefaßt hat, keiner schlechten Gesinnungen fähig hält, oder vielmehr durchaus nicht halten will; wo man sich von ihm vernachlässigen, übersehen, auch allenfalls mißhandeln läßt und doch immer dabei bleibt, man werde von ihm geliebt. Dieser Eigensinn ist im Grunde nur Eitelkeit oder Bequemlichkeit. Man will sich nicht geirrt haben; man will Andern keine Blöße geben; oder man scheut sich vor der Leere, die im Herzen, manchmal auch nur im Hause, entstehen würde, wenn man den Unwürdigen aus beiden verstieße. Man hat sich an dessen Umgang gewöhnt, wie an ein schädliches Getränk, von dem die Aerzte sagen mögen, was sie wollen, man bleibt dabei, es schadet nicht. »Wenigstens mir nicht," so meint ein jeder. Widerspruch reizt nur noch mehr.

Dieser, bisweilen recht alberne Eigensinn, den man täglich auch an solchen Menschen wahrnehmen kann, die sich sonst durch Geist und Herz auszeichnen, war jetzt Phi-

libert's Seelenkrankheit. Was sollte er mit sich selbst anfangen, wenn er gezwungen wurde, ihn fahren zu lassen? — Das Vertrauen auf eigenen Werth hing mit dem Vertrauen auf den Werth seiner Freunde so fest zusammen, daß er zu fühlen glaubte, er könne nur beide zugleich aus seiner Brust reißen. Mußte er die Menschheit verachten, so war ihm auch der Mensch in seiner eigenen Persönlichkeit zuwieder. Darum klammerte er sich lieber fest an seinen alten Glauben und war erfinderisch, ihn aufzustutzen.

Eduard und Paul fand er gänzlich unverändert. Denn daß der Klubb, auf welchem Jener bei Tabak und Punsch täglich Karten spielte, ihm eben so wenig Vergnügen gewährte, als die Dachsjagd, zu welcher Paul ihn überredete, das schob er blos auf seinen einseitigen Geschmack und auf die Vergnügens-Unempfänglichkeit in seiner jetzigen Lage. »Wäre Blandine mir treu und mein Vater frei geblieben, so würde es mir an Theilnahme für jede Lust meiner Freunde nicht fehlen."

Es kostete ihm einige Ueberwindung, Ottilien aufzusuchen; er fürchtete, sie werde ihn mit einer Protektionsmiene empfangen; eine der verhaßtesten unter allen Mienen, weil sie den, für den sie geschnitten wird, verkleinert. Er fürchtete auch wohl, sie werde sich bereits als seine Wohlthäterin betrachten: ein Rang, den man kaum geliebten Menschen gern zugesteht. Das Wohlwollen, welches er vormals für sie empfand, gründete sich ja nur auf Mitleid; dessen bedurfte sie nicht mehr, und die Art ihrer jetzigen Existenz,

von der er keinen rechten Begriff hatte, schien ihm unverträglich mit jenem Wohlwollen.

Indessen fühlte er doch, es sei mehr als unartig, wenn er eine Jugendfreundin ganz vernachlässige, die in dem Augenblicke, wo sie selbst hinaus in eine fremde Welt gestoßen wurde, sich ihm zu Liebe des einzigen Kleinods beraubte, welches im Nothfall sie auf eine Zeit lang vor Mangel schützen konnte. Auch war es ja seine Pflicht, den Diamant zurück zu geben, von dem er, unter keiner Bedingung, jemals Gebrauch machen wollte. Er konnte ihn freilich, von einem höflichen Billet begleitet, ihr zusenden, und er würde in der That — theils aus Verlegenheit, theils aus Bequemlichkeit — so unfreundlich gehandelt haben (denn aus diesen beiden Quellen fließt viel Albernes und auch viel Schlechtes), hätte nicht eine leise Hoffnung ihn geschmeichelt, durch sie Blandinen rechtfertigen zu hören. Ja, noch immer war sein Herz bereit, das Unglaubliche zu glauben, wenn seine Liebe dadurch gerettet werden konnte.

Er begab sich also am dritten Tage in das Hotel der Gräfin Sternheim, und ließ sich bei Ottilien melden. Daß sie fast eine Viertelstunde im Vorzimmer ihn warten ließ, würde ihm keine widrige Empfindung verursacht haben, wenn er gewußt hätte, welchen Kampf in diesen wenigen Minuten das arme Mädchen mit sich selbst bestand. Sie hatte von seiner Ankunft nichts erfahren, und vernahm nun plötzlich, er stehe vor ihrer Thür. Sie liebte ihn noch so innig, als am Tage der Trennung; das ihm zu verbergen,

ſchien ihr jetzt noch weit nothwendiger, als damals, um ſo mehr, da ſie, durch den gewagten Brief ihr Herz verrathen zu haben fürchtete. Ja, ohne jenen Brief würde ſie minder Zeit gebraucht haben, ſich zu faſſen; denn edle Seelen ſchämen ſich gleichſam ihrer Wohlthaten in Gegenwart deſſen, der ſie empfing, und das ſchönſte Bewußtſein wird für ſie eine Art von Marter, wenn ſie glauben, der Gegenſtand desſelben ahne etwas davon.

Ottilie brannte vor Begierde, den Geliebten zu empfangen, und zitterte dennoch vor jedem Geräuſch an ihrer Thür. Philibert trat herein. Der Prunk der Vorgemächer, das Melden, der Aufſchub ließen ihn erwarten, in Fräulein Schilff eine Dame zu finden, die mit der kalten Freundlichkeit des Hofes ſchnell vertraut geworden ſei. Er ſtutzte, als er nur Ottilien wieder fand. Ein wenig feiner, doch eben ſo häuslich gekleidet, als vormals, trat ſie ihm entgegen. Liebe, ſagt man, verſchönert auch die Häßlichen, vielleicht noch mehr, wenn ſie den Mantel der Freundſchaft um ſich ſchlägt und nur die Augen hervorblicken läßt. Eine liebliche Verwirrung war in Ottilien's Haltung ſichtbar. Sie fühlte es ſelbſt, wollte es verbergen, wußte den rechten Ton nicht gleich zu treffen, und nahm ihn faſt ein wenig zu herzlich.

»Lieber Philibert! Sie überraſchen mich ſehr angenehm,« ſagte ſie mit Thränen in den Augen. »Sie ſehen, ich bin gerührt, und ſchäme mich deſſen nicht. Alle die ſchönen Erinnerungen meiner Jugend erwachen. Sein Sie

mir willkommen! tausendmal willkommen! Wie geht es Ihnen? — Sie haben, seit wir uns trennten, viel verloren; doch, wenn ich Sie recht kannte, weder die Tugend, noch den Muth. Mit diesen Gefährten darf man hoffen, Ersatz für das Verlorne zu finden."

Ottilien's freundliche Ansprache trieb schnell die förmlichen Falten aus Philibert's Antlitz. Er faßte ihre Hand und drückte sie mit Wärme an die Lippen. »Ja, mein Fräulein, Tugend und Muth sind nicht von mir gewichen. Sie selbst haben großmüthig, in meinen bängsten Stunden, im Glauben an die Freundschaft mich gestärkt. Ich komme, Ihnen dafür zu danken."

»Mir?" versetzte Ottilie mit erheuchelter Verwunderung.

»Den ganzen Werth Ihres Opfers," fuhr Philibert fort, »habe ich erst später kennen und fühlen lernen, als ich erfuhr, daß Sie selbst, in der peinlichsten Lage, einer ungewissen Zukunft entgegen gehend, dennoch dem nothleidenden Freunde Alles gaben, was Sie besaßen."

»Fürwahr, ich verstehe Sie nicht."

»Daß Sie, um meinetwillen, von einem Kleinod sich trennten, mit welchem die Erinnerung an eine gute Mutter verbunden war —"

»Hören Sie auf, in Räthseln mit mir zu sprechen."

»Ihre Befremdung ist hier das einzige Räthsel. Empfangen Sie den Diamant zurück, der so rein ist, als Ihre Seele. Sie wußten nicht, daß ich noch viele Freunde hatte, die alle bereit standen, mir zu helfen. Aber auch

in der höchſten Noth würde ich Ihre Großmuth nicht mißbraucht haben. Nehmen Sie."

Aber zu ſeinem und vielleicht auch des Leſers nicht geringem Erſtaunen, fuhr Ottilie fort, zum erſten Mal in ihrem Leben, die Rolle der Verſtellung zu ſpielen. Sie verwünſchte es ſelbſt im Innern ihrer Seele. Sie hatte einen falſchen Ton angeſtimmt, das fühlte ſie, und kam ſich ſelbſt ſehr albern vor; aber es war nun einmal geſchehen. Das Einlenken iſt eine ſchwere Kunſt, beſonders in Gegenwart eines Mannes, auf deſſen Hochachtung man eiferſüchtig iſt. Faſt wäre ſie in Thränen ausgebrochen, ſo unzufrieden war ſie mit ſich ſelbſt. Und dennoch blieb ſie dabei, ſie wiſſe nichts von dem Diamant. »Vermuthlich," ſagte ſie, »hat Einer von den Freunden, die Sie mir eben rühmten, Ihnen den Dank erſparen wollen, und darum meines Namens ſich bedient. Ich könnte mit ihm darüber grollen, denn er hat mir, für eine Zeit lang, in Ihren Augen ein fremdes Verdienſt geliehen; doch ich verzeihe ihm, weil er mir blos eine Handlung andichtete, zu der ich mich gern bekennen würde."

Sie ſagte das Alles nicht ohne Verwirrung, nicht ohne ein merkliches Zittern der Stimme.

»Ich verſtehe Sie, mein Fräulein," ſagte Philibert ein wenig ernſt: »Sie haben dieſen Diamant nun einmal zur Unterſtützung irgend eines Nothleidenden beſtimmt, deſſen Dank Sie ſo wenig begehren, als den meinigen. Sie erzeigen mir die Ehre, mich zum Vollſtrecker Ihres

frommen Willens zu ernennen. Ich gehorche und verspreche, dies Pfand Ihrer Menschenliebe in keine unwürdigen Hände zu liefern.“ Er drückte ihre Hand — nicht an die Lippe — sondern an die Brust und schwieg.

Ottilie schöpfte Athem und ergriff mit Freuden die Gelegenheit, das Gespräch zu verändern. »Warum sind Sie hier? Werden Sie bei uns bleiben?“

»Ich bin hier um meines Vaters willen,“ versetzte Philibert. »Ich will Gerechtigkeit fordern, wenn er unschuldig leidet; will mich dem Fürsten zu Füßen werfen, und Gnade erflehen, wenn er strafbar ist. Man hat ihn unverhört in eine Festung gesperrt, das spricht für seine Unschuld. Kann man das Gegentheil ihm nicht erweisen, so fordere ich einen Spruch, der seine Ehre, seine Güter ihm zurückgibt.“

»Guter Philibert,“ sagte Ottilie, »Sie betreten zum ersten Male den schlüpfrigen Boden der Residenz. Auch ich kenne ihn erst seit wenigen Monden, aber ich stehe dem Schimmer so nahe, daß er mich nicht mehr blendet. Sie fordern? nur die Gewalt darf hier fordern. Sie verlangen Gerechtigkeit? Ach, die steht im Sold des Hofes, wie jede andere Tugend; aber sie wird karg besoldet und geht nach Brot, wie die Kunst. Verhältnisse bestimmen hier Alles. Das Gute geschieht bisweilen, auch wohl oft, aber immer nur aus Rücksichten; und eben diese Verhältnisse, eben diese Rücksichten stehen Ihrem Vater im Wege. Ob er schuldig oder unschuldig sei, wage ich

nicht zu entſcheiden, denn ich hatte nur Gelegenheit, ſeine Ankläger zu hören. Iſt er unſchuldig, deſto ſchlimmer für ihn, denn man müßte Jene beſtrafen. Seine Ehre kann nicht wieder hergeſtellt werden, ohne mächtige Widerſacher zu beſchimpfen. Seine Güter müßte der Fürſt Höflingen wieder entreißen, die ſich bereits darein getheilt haben. Fragen Sie Ihren Freund, Otto von Schlangenbring, ob er Luſt hat, den Theil herauszugeben, der ihm zugefallen iſt?"

»Wie, mein Fräulein? Otto beſäße ein Gut meines Vaters?"

»Eins der ſchönſten."

»Nein, es iſt unmöglich!"

»Es ſchmerzt mich, guter Philibert, eine Täuſchung zu zerſtören, deren Sie in Ihrer Lage mehr als ſonſt bedürfen. Otto iſt ein Höfling geworden. Trauen Sie meinem Urtheile nicht, ſo prüfen Sie ihn ſelbſt."

»O Gott!" rief Philibert und ſchlug beide Hände vor die Augen, als wollte er den Schimpf des Freundes vor ſich ſelbſt verbergen. »Ja, ich will noch einmal mit ihm reden. Mein Vater war ſein Wohlthäter. Hat er den berauben können, ſo iſt er ein Nichtswürdiger! Das heilige Sechseck iſt geſprengt, das wachende Auge des Genius erloſchen!"

Sechzehntes Kapitel.

Er verließ Ottilien in ungeſtümer Bewegung. Sie ſah ihm ſeufzend nach, wandte ſich zum Fenſter, ſah ihn die Straße mit haſtigen Schritten hinab eilen, und zerdrückte eine Thräne in ihrem Auge.

Philibert ging geradeswegs zu dem Kammerherrn. Er fand ihn nicht zu Hauſe. Noch einmal ſuchte er ihn an demſelben Tage, immer hieß es, er ſei bei Hofe. Philibert rannte zu Paul. »Hat dein Bruder ſo gehandelt?« — Der Waidmann zuckte die Achſeln. »Herr Bruder, bei Hofe denkt Jeder nur an ſich, darum lebe ich am liebſten unter meinen Hunden.«

Philibert rannte zu Eduard. »Iſt Otto im Beſitz von meines Vaters Gütern?«

»Herr Bruder, ich rathe dir, einen Prozeß beim Reichskammergericht anhängig zu machen. Schade, daß ich ihn nicht führen kann, der Verhältniſſe wegen.«

Eine ſchreckliche Nacht durchwachte Philibert. Kaum war die Sonne aufgegangen, als er ſchon wieder vor dem Hotel des Günſtlings ſtand. »Seine Gnaden ſchlafen noch,« ſagte der Schweizer. Philibert befahl, ihn zu wecken. Der Schweizer lächelte. Jener wiederholte ſeinen Befehl mit Ungeſtüm. Der Schweizer hielt ihn für wahnſinnig und wollte brummend die Thür verſchließen. Allein der ſtärkere Jüngling ſtieß den unbehilflichen Koloß auf die Seite, daß er taumelte, drang hinein, und ſtolperte die Treppe hinauf, ohne daß der erſchrockene Pförtner es hindern konnte.

Mit gleichem Ungeſtüm riß er alle Thüren auf, flog durch alle Zimmer, ſchleuderte vor dem letzten den Kammerdiener in einen Seſſel, und ſtand plötzlich vor dem erſtaunten Höfling, der, durch den Lärm geweckt, ſich die Augen rieb, und den unerwarteten Freund mit dummen Blicken anſtarrte.

»Iſt es wahr?« fuhr Philibert ihn an.

»Was denn?« ſagte Otto, und wurde blaß, als er auf des Fragenden Wange die hohe Glut des Zorns erblickte.

»Haſt du meines Vaters Güter an dich geriſſen?«

»Wie denn? was denn? — ich finde es ein wenig ſonderbar, mein Freund, daß du zu ungelegener Zeit ſo herein ſtürmſt.«

Er verſuchte, ſich in die Bruſt zu werfen.

»Gib Antwort!«

»Ich bitte dich, geh' hinaus. Laß mich doch wenigſtens einen Schlafrock überwerfen. Wir ſind alte Freunde, ſehr wohl. Aber in ſpätern Jahren gibt es Verhältniſſe, die ein vernünftiger Freund ſtets ehren ſollte.«

»Geh' zum Teufel mit deinen Verhältniſſen! Antworten ſollſt du mir. Ich weiche nicht von der Stelle.«

»Biſt du raſend?« verſetzte der Kammerherr mit zitternder Stimme. »Du wirſt mich zwingen, meine Leute zu rufen.«

»Wirklich?« ſagte Philibert bitter lächelnd. »Für's Erſte wirſt du mir erlauben, dein Kammerdiener zu ſein.« Er verriegelte die Thür.

»Was haſt du vor? willſt du mir Gewalt anthun?"

»Sprich, iſt es wahr? Ja oder nein?"

»Und wenn es wahr wäre, konnte ich denn die Gnade meines Fürſten von mir ablehnen? durfte ich ein Geſchenk Seiner Durchlaucht verſchmähen?"

»Alſo iſt es wahr? Gott! wie tief biſt du geſunken! Wolff! Wolff! daß du Recht haben mußt! — Doch ich werde gelaſſen bleiben. Du kennſt mich, Otto, du weißt, daß ich den Zweikampf verabſcheue, ſo wie er gewöhnlich um Ehrenpunkte getrieben wird, die bisweilen noch kleiner ſind als die mathematiſchen Punkte. Aber in Einem Falle läßt er ſich doch vertheidigen."

Der Höfling erblaßte und horchte, wo es hinaus wolle.

»In Einem Falle," fuhr Philibert fort, »iſt mir der Zweikampf ſo ehrwürdig, als urſprünglich die Vehmgerichte waren. Wenn der Arm der Gerechtigkeit einen begünſtigten Böſewicht nicht erreichen kann; wenn die Sache blos vor den Richterſtuhl der Sittlichkeit gehört, vor welchem ſich der Frevler nicht ſtellt: wer mag dann die Selbſthilfe verdammen? — Steh' auf, Otto, nimm deinen Degen, denn wir müſſen uns ſchlagen."

»Philibert! wo denkſt du hin!"

»Ich denke an meinen Vater."

»Ich ſollte mich mit meinem beſten Freunde ſchlagen?"

»Bin ich dein beſter Freund? Gott! wie magſt du deine Feinde behandeln? — Spare die glatten Worte, du

biſt entlarvt." Mit rauher Stimme ſetzte er hinzu: »Steh auf, oder ich zerre dich mit Gewalt aus dem Bette."

»Gewalt? in meinem eigenen Hauſe?"

»Verſuche es nicht, zu rufen, oder zu klingeln. Die Thür iſt verſchloſſen, und würde ſie zerſprengt, ſo beſchimpfe ich dich in Gegenwart deiner Bedienten, es entſtehe daraus, was da wolle."

Der Kammerherr, Angſtſchweiß vergießend, rief jetzt mit wehmüthiger Stimme: »Iſt das mein Lohn für die allzugroße Delikateſſe, die ich gegen meinen Freund beobachtet?"

»Du gegen mich? Erkläre dich deutlicher."

»Wohlan, du zwingſt mich dazu. Wäre auch dein Vater nie mein Wohlthäter geweſen, wie konnteſt du dem Gedanken Raum geben, daß Eins der acht Bäumchen auf dem Felſen, ein Stern des Siebengeſtirns, eine Seite des heiligen Sechseckes, jemals an der Freundſchaft ſich ſo ſchwer verſündigen werde?"

»Was fabelſt du? haſt du nicht ſelbſt eben erklärt —?"

»Daß der Fürſt mir ein Gut deines Vaters geſchenkt habe. Ja, das iſt wahr, und eben ſo wahr iſt auch, daß ich dieſem Geſchenk nicht ausweichen konnte. Ich ſandte auf der Stelle einen treuen Verwalter dahin, um über jeden Groſchen, den das Gut abwirft, pünktliche Rechnung zu führen. Die Einkünfte ſollten geſammelt, auf Zinſen gelegt, zum Kapital geſchlagen werden, um — wenn einſt dein Vater ſeine Freiheit wieder erhielte, oder du, als Erbe

an ſeine Stelle träteſt — ihm oder dir das anvertraute Gut zu überliefern."

»Wie, Otto?" Philibert ſah ihn mit funkelnden Augen an.

»Ich durfte das Niemanden offenbaren," fuhr der Höfling immer beherzter fort, »ich kenne den Fürſten; wäre es ihm zu Ohren gekommen, er würde das Gut einem Fremden verliehen haben, den ſein Herz nicht an deinen Vater knüpfte. Meine ſcheinbare Unterwerfung war das einzige Mittel, ihm einen Theil ſeines Vermögens zu erhalten."

»Otto! Otto! — aber verſchwiegſt du mir? dem Sohne? dem Freunde? —"

»Weil ich befürchtete, es würde unſer ſchönes Verhältniß ſtören, wenn du zur Dankbarkeit gegen mich dich verpflichtet glaubteſt. Ich wollte das Gute im Stillen thun. Du ſollteſt nichts davon erfahren, bis es vollbracht wäre."

Philibert's Augen füllten ſich mit Thränen. Er zitterte, er ſchämte ſich. Der Kammerherr gewahrte mit heimlicher Freude die Wirkung ſeines Kunſtgriffs. »Ich weiß recht gut," ſeufzte er, »daß mein Ruf darunter gelitten, allein ich dachte: immerhin, ich will es dulden, wenn nur Philibert an mir nicht irre wird; wenn nur er dem böſen Schein nicht traut. Und das wird er nicht. Er, mit ſeinen hohen Begriffen von Freundſchaft, wird eher an ein Wunder, als an die Treuloſigkeit des Freundes glauben. Ach! meine Zuverſicht hat mich getäuſcht!"

Er weinte. Philibert ſtürzte in ſeine Arme, weinte bitterlich an ſeinem Buſen, nannte ſich unwürdig ſeiner Liebe, bat mit heißer Inbrunſt um ſeine Verzeihung — ſprang dann plötzlich auf — triumphirte — ging mit erhabenem Haupte im Zimmer auf und nieder, blickte gegen Himmel, und rief: »Nun, Wolff? nun? — Verzeihe dir Gott das Mißtrauen, welches deine Lehren in meine Bruſt gepflanzt! Ich will es heraus reißen, auf ewig! Nie ſoll das kleinſte Samenkorn wieder darin wurzeln! Das ſchwöre ich, in Gegenwart dieſes edlen, beleidigten Menſchen! Lebe wohl, Otto! noch kann ich die Augen nicht zu dir aufſchlagen. Siehe mein reuiges Herz und vergib mir!»

So ſtürzte er hinaus, und der Höfling biß ſich in die Lippen, um nicht laut aufzulachen.

Siebzehntes Kapitel.

Es war eine ſelige Empfindung, mit welcher Philibert die Straße betrat. Er hatte ſeinen verlornen Schatz, den Glauben an die Freundſchaft wieder gefunden. Er athmete leicht und frei; er fühlte einen Muth in ſich, ſein Schickſal heraus zu fordern, wäre es auch mit jedem Unglück im Bunde. In dieſer Stimmung trug ſein Weg ihn über einen Platz, auf dem er die Equipage des Fürſten erblickte. Der Fürſt war ausgeſtiegen, um den Bau eines neuen Erezierhauſes zu beſchauen. Plötzlich ergriff den glücklichen Philibert die willkommene Erinnerung an ſeine kindliche Pflicht. Er warf ſich dem Fürſten zu Füßen, nannte

seinen Namen, überließ sich ganz seinem Gefühl, sprach mit tiefer Rührung, mit ergreifender Innigkeit. Der Fürst, ein gutmüthiger Mensch, der gern ein Vater seines Volkes gewesen wäre, wenn man seine Kinder nur zu ihm gelassen hätte, und der, wenn dann und wann ein Zufall die Mauer niederriß, die ihn vom Volke trennte, gewöhnlich väterlich handelte — der Fürst wurde bewegt. Die schöne Gestalt des Jünglings, die bescheidene Freimüthigkeit, die edle Herzenswärme, machten einen angenehmen Eindruck auf ihn.

»Stehen Sie auf,« sagte er wohlwollend, »Ihr Vater hat sich schwer vergangen; doch — um Ihres kindlichen Vertrauens willen — ich werde sehen, was sich für ihn thun läßt.«

Philibert stammelte seinen Dank und taumelte fort zu Ottilien, um ihr die Begebenheiten dieses glücklichen Morgens mitzutheilen, und vor allen Dingen die häßliche Idee zu vernichten, die sie von Otto's Charakter gefaßt hatte.

Ottilie wiegte zweifelnd ihr Haupt. Das verdroß ihn. »Hat der Kammerherr schriftlich auf Ihres Vaters Gut Verzicht geleistet?« — Philibert mußte an sich halten, um nicht in Bitterkeiten auszubrechen.

»Schriftlich? wir sind ja keine Advokaten. Wozu eine Schrift zwischen Freunden?«

Der Unwille trieb ihn, den Besuch abzukürzen. Er ging; unzufrieden mit Ottilien aus mehr als Einer Ursache; denn — sie hatte ihn im Freunde gekränkt, und — noch

kein Wort von Blandinen gesprochen. In seinem Herzen flog ein Schatten über Ottilien's Bild, er wollte sie nicht wiedersehen, ihr nichts verdanken. Er fuhr mit der Hand in die Tasche. Es war ihm, als müßte er ihren Diamant auf die Straße werfen. Er ging zu Paul, und erzählte überfließend von Otto's Freundschaft, die er fast versucht wurde, Großmuth zu nennen; allein es gebe, nach seinen Begriffen, keine Großmuth in der Freundschaft.

»Es freut mich, Herr Bruder,« sagte Paul, »wenn Otto ein ehrlicher Kerl ist. Hol' mich der Teufel! ich habe selbst bisweilen daran gezweifelt. Für mich thut er nichts.«

Daß der Fürst so gnädig gegen Philibert gewesen, schien ganz besonderen Eindruck auf den Oberforstmeister zu machen. »Desto besser,« sagte er, »so braucht man sich keinen Zwang mehr anzuthun. Nun sollst du auch diesen Mittag bei mir speisen, und alle Mittage, wenn es dir beliebt.«

Philibert stutzte. »Hast du meinetwegen dir Zwang angethan?«

I nu, man muß denn doch mit dem Strome schwimmen. Ich denke einmal Oberjägermeister zu werden, da heißt es, aufgepaßt! damit der Hase nicht hinter dem Rücken vorbei schlüpft. Seine Durchlaucht vermerken es ungnädig, wenn man anderer Meinung ist als Hochdieselben. — He, Franz! eine Flasche Madera! und ein Rebhuhn zum Imbiß.«

Philibert ging finster auf und nieder, und bewegte des Freundes Worte in seinem Herzen. Schon wieder kam es

ihm vor, als ob die Wellen der Verhältniſſe an den Felſen ſeines Glückes ſchlügen. Aber er beſann ſich ſchnell: »der Freund ſoll ſich nie an die Form des Freundes ſtoßen. Rauher iſt die Rinde eines Baumes gegen Norden, als gegen Süden, aber Schatten gibt er auf beiden Seiten. Paul ſteht in der kalten Hofluft, was kümmert mich ſeine Rinde?"

Bei einem Glaſe Wein vergaß er bald die hingeworfenen Worte, die ſein Herz beklemmt hatten. Es öffnete ſich brüderlich, es ergoß ſich in Klagen über Blandinen. Der Jäger hörte ihm ſchmauchend zu.

Da wurde plötzlich, nach einem ſtarken Klopfen, die Thür aufgeriſſen. Ein Gardeoffizier trat herein. Hinter ihnen ſah man einige Schnurrbärte mit blinkenden Bajonneten. Paul erblaßte. Philibert ſaß ruhig.

„Es thut mir leid," ſagte der Offizier zu dem letzteren, »daß ich Ueberbringer unangenehmer Befehle ſein muß."

„An mich? fragte Philibert.

„An Sie. Seine Durchlaucht haben höchſt ungern vernommen, daß Sie über die Maßregeln, welche gegen Ihren Herrn Vater getroffen worden, eine laute, ungeziemende Sprache führen. Seine Durchlaucht wiſſen kindliche Liebe zu ſchätzen, aber Sie verlangen, daß dieſelbe ſtets mit der gebührenden Ehrfurcht für den Fürſten vereinigt werde. Um Ihnen, ſo lautet mein Auftrag, dieſe Lehre einzuprägen, ſollen Sie derſelben eine Zeit lang in der Einſamkeit nachdenken. Um aber auch zugleich Ihnen zu be-

weiſen, daß die Gefühle der Natur das fürſtliche Herz bewegt haben, ſo geruhen Allerhöchſtdieſelben Ihnen vor der Hand, zu ihrem Aufenthaltsort, dieſelbe Feſtung anzuweiſen, in welcher ihr Herr Vater ſich befindet."

Philibert ſaß unbeweglich. Er brauchte Zeit, um aus den Trümmern ſeiner Hoffnungen ſich hervor zu winden.

Paul fragte ängſtlich, ob der Fürſt erfahren werde, daß der Arreſtant in ſeinem Hauſe angetroffen worden? Der Offizier beruhigte ihn. Das Wort Arreſtant weckte Philibert aus ſeiner Betäubung. „Ich bin alſo Ihr Gefangener?" fragte er ziemlich ruhig. Der Offizier zuckte die Achſeln.

„Wenn werden wir abreiſen?"

„In dieſer Stunde. Der Wagen ſteht ſchon vor der Thür."

„Zu meinem Vater?"

„Zu ihm."

„Ich bin bereit. Der Fürſt erfüllt einen meiner Wünſche, wenn gleich nicht den, den er zu erfüllen verſprach. Iſt mir erlaubt, noch ein Billet zu ſchreiben?"

„An wen?"

„An meinen Freund, den Kammerherrn von Schlangenbring."

„O ja," erwiederte der Offizier mit einem mitleidigen Lächeln, welches Philibert nicht bemerkte. Er ſchrieb und meldete dem Günſtling ſein Schickſal, weil er unbezweifelt vorausſetzte, daß Jener nicht davon unterrichtet ſei.

»Ich empfehle dir weder den Vortheil meines Vaters, noch die Rettung deines Freundes. Ich will nicht zum zweiten Mal mich an dir verſündigen. Du wirſt thun, was du kannſt.« — Eben als er, um zu ſiegeln, nach ſeinem Petſchaft griff, fühlte er den Diamant in ſeiner Uhrtaſche. Ohne recht zu wiſſen, was er that, oder warum er es that, zog er ihn hervor, legte ihn in das Billet und erſuchte Otto in einer Nachſchrift, ihn dem Fräulein von Schilff einzuhändigen.

»Zwar hat ihre Großmuth,« ſo ſchrieb er, »ſich nicht zu dem Geſchenk bekannt, allein ihr Brief hebt jeden Zweifel, und ich mag keine Wohlthaten mit in mein Gefängniß nehmen; denn nur aus den Händen der Freundſchaft, aus deinen Händen, mein guter Otto, ſind ſie mir nicht drückend. Ich hatte verſprochen, in ihrem Namen irgend einem ehrlichen Manne damit aus der Noth zu helfen; jetzt raubt mein Schickſal mir die Gelegenheit, und ſo möge ſie ſelbſt die ſchöne Sorge übernehmen. Bringe ihr dieſe Botſchaft nebſt meinem Danke.« —

»Jetzt ſtehe ich zu Ihrem und des Fürſten Befehl,« ſagte er gelaſſen zu dem Offizier, indem er ſich feſt in ſeinen Ueberrock knöpfte und dann die ängſtlich dargereichte Hand des Oberforſtmeiſters ſchüttelte. Er ſtieg mit ſeinem Begleiter in den Reiſewagen, zwei Schnurrbärte ſetzten ſich auf den Bock.

Nahe am Thore mußten ſie eine Weile halten, weil ihnen einige Heufuder begegneten. Da ging Eduard vor-

über, ſchnell, mit weggebogenem Kopfe. Philibert rief ihn ziemlich laut. Er wollte ihm auftragen, ſeinen Wirth zu bezahlen, dem er noch eine Kleinigkeit ſchuldig war. Doch Eduard hatte ſchon von Ferne nicht blos ihn, ſondern auch die Schnurrbärte erkannt, und da er wohl wußte, was eine ſolche Geſellſchaft bedeutete, ſo hielt er für rathſam, diesmal taub zu ſein, und ſchlüpfte in ein nahes Haus. Der argloſe Philibert bedauerte das harte Gehör ſeines Freundes und fuhr heiter zum Thore hinaus. Ja, heiter! denn wurde er nicht, um ſeines Vaters willen, als Gefangener zu ſeinem Vater geführt? und hinterließ er nicht drei ewige Freunde? und trug er nicht einen beſeligenden Glauben in ſeiner Bruſt? — Wahrlich! hätte er dieſen Glauben bis auf Blandinen ausdehnen dürfen, ſo wäre wohl nie ein Gefangener mit fröhlicherem Muthe ſeinem Kerker entgegen gereiſt.

Welche wohlthätige Täuſchung der Natur! Der Menſch bedarf nun einmal zu ſeinem Glücke anderer Menſchen; aber nicht, wie ſie wirklich ſind, ſondern nur, wie er ſie ſich träumt.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Als Philibert der Festung sich näherte, ergriff ihn ein seltsames Gefühl, eine unbekannte Sehnsucht, eine Beklommenheit. Er sollte seinen Vater zum ersten Male sehen; nicht den gewaltigen Minister, dem im Gewühl der Geschäfte keine Zeit blieb, an sein einziges Kind zu denken, nein, den Gefangenen, dessen Herz, durch Unglück erweicht und geöffnet, ihm sicher liebevoll entgegenschlug. Er dachte sich dessen Gestalt, und immer schob ihm die Einbildungskraft die ehrwürdige Gestalt seines Lehrers unter. Er wünschte und glaubte, daß sein Vater Jenem ähnlich sei, denn so nur, meinte er, könne ein wahrer Vater aussehen. Er lieh ihm Wolff's freundlichen Ernst, dessen Vertrauen erweckende Züge, und voll von diesem Bilde fuhr er über die rasselnde Zugbrücke, durch das lange, gewölbte Thor.

Der Kommandant empfing ihn höflich, und gab ihm sogleich einen Wegweiser zu seines Vaters Wohnung. Denn nur die Ringmauern der Stadt, nicht die Citadelle, waren dem verungnadeten Minister zum Gefängniß angewiesen. Er lebte übrigens, wie er wollte und so gut er es bezahlen konnte. Von seiner zahlreichen Dienerschaft war ihm nur ein Einziger geblieben, jetzt Koch und Kammerdiener, Kutscher und Thürsteher; aus ehrlicher Dummheit hatte

er das Beiſpiel ſeiner Kameraden nicht nachgeahmt. Jene plünderten das Hotel, als ihr Herr plötzlich arretirt und weggeführt wurde; nur Peter folgte ihm, weil er in ſeiner Einfalt — trotz mancher glänzenden Beiſpiele in neueren Zeiten — einen unglücklichen Herrn nicht verlaſſen wollte; ja er hielt auch dann noch bei ihm aus, als Mangel und Grillen faſt unleidlich wurden. Vom Hofe empfing der Miniſter ſehr kargen Unterhalt. Indeſſen hatte er einige Koſtbarkeiten gerettet, die er zu Gelde machte, und die, in einer kleinen, wohlfeilen Stadt, ihm auf mehrere Jahre ein bequemes Auskommen würden verſchafft haben, wenn er nur das Nöthige und Nützliche dafür gekauft hätte. Aber es wurde ihm leichter, den täglichen Bedürfniſſen des Lebens, als einem gewiſſen Prunke zu entſagen, dem Element ſeiner Seele. Eine Waſſerſuppe auf der Tafel genügte ihm, wenn ſie nur in einer ſilbernen Schale aufgetragen wurde. Sein Ofen blieb im Winter manchen Tag ungeheizt, aber zwei magere Roſſe ſtanden im Stalle, um ihn durch die engen Straßen der kleinen Stadt zu ziehen, oder Sonntags in die Kirche zu fahren, die hundert Schritte von ſeiner Wohnung lag. Auch die alte Lebensweiſe hatte er gänzlich beibehalten. In den Frühſtunden that er die Regierungsgeſchäfte ab, oder beſtimmte vielmehr, wie ſie, nach ſeiner Meinung, abgethan werden müßten. Dann trat er aus dem Schlafzimmer und gab den Bildern an der Wand Audienz. Mittag ſpeiſte er von der Serviette. Nachmittags las er die Zeitungen.

So weit ging noch Alles gut. Doch wenn der Abend hereinbrach; wenn die Stunde kam, wo er nach Hofe zu fahren pflegte, dann wußte er ſich nicht mehr zu helfen, dann folterten ihn Unmuth und Langeweile bis ſpät in die Nacht, denn nie konnte er ſich überwinden, vor zwei Uhr ſchlafen zu gehen, wenn ihm auch vor Müdigkeit die Augen zufielen.

Es war Morgens um neun Uhr, als Philibert mit klopfendem Herzen des Vaters Wohnung betrat. Peter kam ihm entgegen in einer glänzenden Livree. Philibert erſuchte, ihn eilig zu melden, aber Peter beſtellte ihn in zwei Stunden wieder, weil Seine Excellenz ſo früh nicht zu ſprechen wären.

»Ich bin ſein Sohn,« ſagte Philibert haſtig. Der ehrliche Bediente ſtutzte.

»Der Sohn des Herrn Miniſters? Ei, ei! ſo belieben der gnädige Herr einſtweilen hier in das Audienzzimmer zu treten; da werden Seine Excellenz wohl eine Ausnahme machen.«

Peter ging hinein und meldete. Philibert ſtand faſt ohne Athem, jeden Augenblick erwartend, die Thüre auffliegen und ſeinen Vater herausſtürzen zu ſehen. Allein die Thür flog nicht auf, ſondern öffnete ſich ganz langſam. Peter kam zurück und erſuchte den jungen Herrn, zu warten.

»Warten? Iſt es möglich? Freut mein Vater ſich denn nicht über meine Ankunft?«

»Ich vermuthe allerdings, daß Seine Excellenz hoch erfreuet sind, allein Sie haben nichts davon geäußert.«

Mit diesen Worten verließ ihn Peter, kehrte aber bald, mit einer Puderschürze angethan, zurück, um nun sein Amt als Kammerdiener zu verwalten. Philibert bat um Gotteswillen, bei seines Vaters Toilette gegenwärtig sein zu dürfen. »Der Herr Minister,« hieß es, »läßt sich von Niemanden sehen und sprechen, bis er frisirt und angekleidet ist.«

Eine peinliche Sekunde kroch vorüber; der arme Jüngling kämpfte gegen bittere Empfindungen. Er trat an's Fenster. In einem Hause gegenüber trug ein Vater sein Kind auf dem Arme und liebkoste ihm. »Hätte mein Vater,« dachte Philibert, »mich jemals so auf dem Arme getragen, er würde mich jetzt der Wehmuth nicht Preis geben, die mir das Herz abdrückt.«

Endlich riß Peter die Flügelthüren auf. Ein langer, hagerer Mann mit großen, brennenden Augen und einem Stern auf der Brust, trat so steif hervor, als sei er eingeschnürt. »Mein Vater!« schluchzte Philibert und flog ihm zitternd entgegen. Der Minister reichte ihm die Wange und betrachtete ihn mit einem großen ernsten Blicke.

»Ich weiß nicht, mein Sohn, ob ich über deine Ankunft mich freuen oder bekümmern soll.«

Philibert erzählte. Der Minister hörte ihm aufmerksam zu, ohne eine Miene zu verziehen. Als er geendigt hatte, hub sein Vater feierlich an: »Weiß, wie ich jede

und höre, hat Alles verdorben. Ich ſandte dich nach Paris in die Schule der Welt, aber du kennſt die Welt nicht, viel weniger den Hof. Wie konnteſt du dem Kammerherrn von Schlangenbring, meinem Todfeinde, trauen?"

»Er? den Sie ſelbſt erziehen laſſen?"

»Ich habe mehr gethan; ich ſelbſt habe ihn bei Hofe eingeführt, ihm die Bahn zu den höchſten Ehrenſtellen geöffnet. Deſto ſchlimmer! Es gibt keine unverſöhnlicheren Feinde, als die, welche Wohlthaten von uns empfingen."

»Sie irren, mein Vater —"

»Ich irren?" ſagte der Miniſter mit einem mitleidigen Lächeln. »Wäre es ſo weit mit mir gekommen, daß mein Sohn mich Irrenden zurechtweiſen müßte?"

»Der Schein iſt gegen ihn —"

»Schweig' und höre mich reden. Ich habe einen Fehler begangen, den Einzigen während meiner vieljährigen Verwaltung. Ich habe dem Günſtling Seiner Durchlaucht eine Penſion für einen Menſchen abgeſchlagen, der ihm geheime Dienſte geleiſtet hatte —"

»O mein edler Vater —"

„Das hätte ich freilich nicht thun ſollen."

»Wie?"

»Du ſiehſt, ich verhehle dir auch meine Schwachheit nicht. Es kam blos darauf an, die Penſion einem alten, verdienten Offizier zu entziehen, der, in einer Provinz, mit ſeinen Klagen das Ohr des Fürſten nie erreicht haben

würde. Ich weiß noch heute nicht, warum ich Anſtand nahm, den Verhältniſſen ein nothwendiges Opfer zu bringen. Seit dieſem Augenblicke war mein Fall beſchloſſen. Der Kammerherr beſtach meinen Geſchäftsmann, ihm gewiſſe Papiere auszuliefern, die einer zweideutigen Auslegung fähig waren. Um ſie dem Fürſten vorzutragen, wählte er eine Stunde, in welcher die Truppen Seiner Durchlaucht ſchlecht manoeuvrirt und dadurch Allerhöchſte üble Laune bewirkt hatten. So war es plötzlich um mich geſchehen. — Indeſſen kenne ich das Terrain." — (Er nahm eine Priſe Tabak.) „Man iſt an mich gewöhnt; man weiß, daß man Alles auf meine Schultern bürden konnte, daß ich keiner Arbeit mich entzog und es dem Allergnädigſten ſo bequem als möglich machte. Meine Stelle iſt nicht ſo leicht wieder zu beſetzen. Darum darf ich noch immer hoffen, daß in Kurzem die Noth mir das Ruder wieder in die Hände liefern werde. Seine Durchlaucht haben mir Dero Hochachtung entzogen, aber Sie werden mich brauchen, gleichviel, ob mit oder ohne Hochachtung."

Philibert hörte ſeinem Vater wie im Traume zu. Der Miniſter, dem es lange nicht ſo wohl geworden war, ſich ganz auszuſprechen, verbreitete ſich nunmehr über die politiſche Lage ſeines Vaterlandes und äußerte die Hoffnung, es bald in Krieg verwickelt zu ſehen. „Dann," ſagte er, indem er das Haupt empor hob, „dann wird man ſich in Inkonſequenzen verwirren und mich wird man herbeirufen müſſen, um den Staatswagen im alten Gleiſe zu erhalten."

— Er ging lange auf und nieder, an dieſem Gedanken ſich weidend. Philibert verſtummte.

Zweites Kapitel.

Endlich fiel es dem Miniſter ein, daß um ſeinetwillen der Sohn ein Mitgefangener auf der Feſtung ſei. »Biſt du nicht ein Thor?« hub er an; »ſtanden dir keine andern Wege offen, mir zu nützen? — Mit deiner Jugend, deiner Figur — warum ließeſt du dich nicht der Gräfin Sternheim vorſtellen? Sie iſt eine Kennerin männlicher Schönheit, eine Schwärmerin obendrein. Hätteſt du von ihren Reizen dich entzückt geſtellt, ſo würdeſt du vielleicht das doppelte Vergnügen genoſſen haben, deinen Vater zu befreien, und die geheimen Freuden des Fürſten zu theilen.«

»Sie ſcherzen,« ſtammelte Philibert.

»Keineswegs. Es war der ſicherſte Pfad zu deinem und meinem Glücke.«

»Ich weiß,« ſo wagte Philibert zu entgegnen, »daß mein Vater dieſen Weg verſchmäht haben würde.«

»Thörichte Skrupel! Biſt du ganz ein Fremdling in dieſer Welt? Sprich, welchen Weg verſchmähen die Gewaltigen der Erde, um zu ihren Zwecken zu gelangen? — Keinen! durchaus keinen! — Blicke um dich. Ueberall findeſt du die Moral nur in Büchern. Herrſchaft iſt das große Ziel, nach dem ein Jeder ſtrebt, die zu erlangen, jedes Mittel gut, der ſicherſte Weg auch immer der beſte iſt. Was kümmert's den, der einen Felſen zu erklimmen ſich vorgeſetzt

hat, ob er etwa am Fuße des Berges durch einen Moraſt waten muß? — Der Moraſt bleibt hinter ihm liegen, und ſteht er nur erſt auf dem Gipfel, wer wird in der Ferne noch gewahr, daß er ſich die Füße beſchmutzte? — Die Menſchen, mein Sohn, ſind ein gefälliges, bequemes Geſchlecht. Wenn ſie nur das Gelungene ſehen, ſo bewundern ſie in Demuth, gleichviel wodurch es gelang. Den Schüchternen, Tugendhaften, der ſeine Schritte zählt und mißt, bekritteln ſie bei jedem dieſer Schritte. Aber den Kühnen, nichts Verſchonenden, dem jauchzen ſie zu, den verſetzen ſie unter die Sterne!"

»Die Menſchen," entgegnete Philibert, »werden durch Tirannei herabgewürdigt."

»Glaube das ja nicht," fiel der Miniſter ihm in's Wort. »Die Erfahrung widerlegt dich. Gib einem Volke den beſten Fürſten; gib ihm berühmte Schriftſteller, Dichter und Moraliſten; laß es eine hohe Stufe der Sittlichkeit erklimmen — freilich wirſt du dann ſchöne Phraſen hören, ſchöne Abhandlungen leſen; du wirſt den Fürſten angebetet, in Verſen und in Proſa hochgerühmt ſehen. — Nun laß aber dieſen guten Fürſten unglücklich werden; laß ihn von ſeinem Throne verjagen; was geſchieht? Die hochgebildeten, ſchön redenden Unterthanen kaufen eilig Lampen zur Illumination beim Empfang des neuen Regenten. Die Dichter, deren Oefen vielleicht noch von dem Holze warm ſind, welches der vertriebene Fürſt ihnen ſchenkte, ſetzen ſich flugs nieder und preiſen den Helden, der ſelbſt nicht wenig

erſtaunt, ſich Vater des Vaterlandes rufen zu hören. Die Moraliſten verkleiſtern emſig Alles, was verkleiſtert werden muß, durch die Zuſicherung der allgemeinen Wohlfahrt, welche zwar jetzt verſchwunden ſei, aber nach kaum hundert Jahren gewiß in einem höhern Grade, als bisher, exiſtiren werde. Kurz, der vertriebene Fürſt und alles Gute, welches er gethan hat, ſind in Einem Augenblicke aus dem Gedächtniß des Volkes verwiſcht.»

»Das nennſt du doch ein herabgewürdigtes Volk? — Entſprang dieſe Niederträchtigkeit etwa aus Tirannei? Umgekehrt, vielleicht gerade aus dem Mangel der Strenge. Selbſt der Hund, der dich nicht fürchtet, wird dich auch nicht lieben. Der Menſchenpöbel hat nichts vor dem Hunde voraus; wer ihn füttert, dem ſchmeichelt er. Verhältniſſe, mein Sohn, Verhältniſſe allein regieren die Welt, beſtimmen den Kopf, lenken das Herz.»

Philibert ſchwieg. Seine Seele krümmte ſich wie eine Sinnpflanze, wenn eine Spinne darüber kriecht. Der furchtbare, hagere Mann ſchlug die Hände auf den Rücken und ging mit großen Schritten auf und nieder. Nach einer Pauſe fuhr er fort:

»Man begehrt von den Fürſten Achtung für die Menſchheit. Wo ſollen ſie die hernehmen? Wie ſollen ſie einen Haufen achten, der ihre Wohlthaten ſchon vergißt, indem er noch die Hände darnach ausſtreckt? der mit demſelben Jubel, der aus tauſend Kehlen dem, ſeit vielen Jah-

ren gekannten und geliebten Fürſten entgegen hallte, morgen auch ſeinen Feind empfangen wird? — Man fordert von den Großen Achtung für Gelehrte und Schriftſteller. Welchen Anſpruch dürfen feile Menſchen auf dieſen freiwilligen Tribut der Seele machen, die ſich immer zuerſt herzudrängen mit dem Rauchfaß, ſo oft ein neuer Götze aufgeſtellt wird? — Ich habe einen Bettelpoeten gekannt, der ein Lobgedicht verfertigt hatte, und eine Menge Abſchriften davon beſaß. In allen war ein leerer Raum für den Namen des zu Lobenden gelaſſen, den er ausfüllte, ſo oft es nöthig war, und ſo bald Dieſem, bald Jenem dasſelbe Gedicht überreichte. Dieſem Bettelpoeten gleichen manche unſerer berühmten Schriftſteller. In ihren bewundernden Seelen iſt immer ein leerer Raum für den Namen jedes Gewaltigen. Sie wechſeln die Herren, wie die Verleger ihrer Schriften; wer ihnen das Meiſte zahlt, für den ſchreiben ſie."

„Aber, mein Vater," entgegnete Philibert, „was vermöchten ſie auch gegen die Gewalt? Sollen ſie einem Strome ſich entgegenſtemmen, der, in einer einzigen Welle, ſie verſchlingen kann?"

„Sie ſollen zum mindeſten ſchweigen. Sie ſollen dem Volke nicht den elenden Ueberreſt von Treue entreißen helfen, den es vielleicht noch bewahrte. Wenn ein unglücklicher Fürſt ſähe, daß ſein verlaſſenes Volk, zwar gebückt, aber mit ernſtem Schweigen ſeinem Unterjocher entgegenträte; ſo würde er in dieſem Schweigen eine dankbare

Erinnerung an ſeine Wohlthaten leſen, und dieſes fürſtliche Vergnügen könnte ihm Niemand rauben. Aber wenn er hinter ſich, indem er noch die Grenze mit ſeinem Fuße berührt, ſchon den Jubel der feilen Menge hört; noch einmal, womit ſoll er das Gefühl der Achtung für die Menſchheit nähren? — Es iſt ein egoiſtiſches Geſchlecht; der Egoismus iſt ſein ſumpfiges Element. Es gab nur Einen Damm gegen dieſen Sumpf, die Religion, der die Menſchen bisweilen zwang, nicht immer nur zu handeln um ihres zeitlichen Wohlbehagens willen. Seitdem dieſer Damm durchbrochen worden iſt, ſeitdem ſind ſie nichts mehr werth, ein Spiel jedes glücklichen Böſewichts, der ihre Furcht und ihren Eigennutz in Bewegung zu ſetzen weiß."

»Gott!" rief Philibert und rang die Hände ſchmerzlich, »iſt dieſe Schilderung wahr, warum bin ich ein Menſch geboren!"

»Du biſt ein Kind," ſagte der Miniſter, »für dich iſt mein Unglück das höchſte Glück, denn es gewährt mir Muße, dich zu unterrichten. Ich werde dir ein Zimmer in meinem Hauſe zubereiten laſſen; ich werde dir meine Abendſtunden ſchenken; und wenn einſt die Verhältniſſe ſich ändern, ſo hoffe ich, dich gebildet, wie es meinem Sohne geziemt, in die Welt zurück zu führen."

Er hielt Wort. Philibert brachte, in der Geſellſchaft ſeines Vaters, die unglücklichſten Tage ſeines Lebens zu, denn an jedem Abend hörte er die Menſchheit herabwürdi

gen, die Freundſchaft verſpotten, den Egoismus predigen, die Tugend zu deſſen Magd erniedrigen, und — was ihm am ſchmerzlichſten war — jede dieſer Lehren wußte der Miniſter mit glänzenden Beiſpielen aus der Zeitgeſchichte zu belegen, die ſeinem Sohne wider Willen das Geſtändniß abdrangen: er habe die Menſchen nicht gekannt. — O dann floh er um Mitternacht in ſein einſames Zimmer und verſchloß ſich in das Sechseck und dankte Gott, daß er in dieſer Wüſte Freunde gefunden, Freunde, auf die er ſich ſtützen dürfe, wenn die ganze, ſchöne, zertrümmerte Erde unter ihm verſinken wolle. Denn immer nahm ſein Herz die Glieder des ewigen Bundes aus und ſtellte ſie fern von allen den Menſchen, für welche ſein Vater ihm Verachtung eingeflößt hatte. Auch der Miniſter würde anders denken (ſo entſchuldigte der Sohn), wenn in ſeinen frühern Jahren der Genius der Freundſchaft, in der Geſtalt eines Ludwig, eines Otto, ihm erſchienen wäre.

Ja, auch ſeinen Glauben an dieſen Otto erſchütterte des Vaters Anklage nicht. »Alles wird ſich einſt entwickeln,« dachte er im Stillen; »mir ſagt mein Herz, Otto ſei beſtimmt, ſelbſt meinen irrenden Vater mit der Menſchheit auszuſöhnen.«

Drittes Kapitel.

Es verſtrichen einige Monden, in welchen der Miniſter bemüht war, ſeinen Sohn in die Myſterien der großen, gemeinen Welt einzuweihen. Aber ein gutgearteter Jüng-

ling, ſo lange ihm Erfahrung mangelt, wird ſolchen Lehren nimmer unbedingten Glauben beimeſſen. Sein Gedächtniß wird ſie aufnehmen, doch ungenutzt zurücklegen, wie man mit der arabiſchen Sprache thun würde, wenn man ſie in der Schule lernen müßte. Nur dann, wenn das Schickſal ihn unter die Araber führte, würde er ſie hervorſuchen und — vergeſſen haben.

Philibert war jetzt ſo unglücklich — wer mochte es ihm verargen, wenn er den einzigen tröſtenden Gefährten, die Einbildungskraft des Herzens (wenn man ſich ſo ausdrücken darf), ſich nicht entreißen ließ. Wenn ein Dichter gegen Mangel und Sorgen kämpft, ſo findet er Erholung in einer neuen Welt, die er in einem Roman um ſich her ſchafft. Das war jetzt Philibert's Fall, nur mit dem wohlthätigen Unterſchiede, daß er in ſeinem verſchloſſenen Herzen nicht den Roman der Freundſchaft, ſondern die Geſchichte derſelben zu ſchreiben wähnte.

Sein Vater litt oft am Podagra. Der kindliche Sohn wich nicht von ſeinem Seſſel. Ihm war nicht wohl bei dem Vater, allein ihm that es wohl, eine Pflicht zu erfüllen; und er erfüllte ſie mit ſo vieler Geduld und Sanftmuth, daß der Miniſter ſogar ihn liebgewann, das heißt, ihn als ein Werkzeug betrachtete, ſeinen jetzigen Zuſtand zu erleichtern. Eine andere Liebe kennt der herrſchſüchtige Egoismus nicht.

Eines Abends beim Schachſpiel meldete man einen Kourier aus der Reſidenz. Er mußte warten, bis das Spiel

ausgespielt war, obgleich der Minister selbst vor Begierde brannte, ihn vorzulassen. Er brachte ein Schreiben aus dem fürstlichen Kabinet, welches den Verbannten in Ehren, Würden und Güter wieder einsetzte, und ihn augenblicklich nach Hofe berief. Der Minister las den Brief schweigend und verzog keine Miene. Eben so kalt las er ihn seinem Sohne vor. Als Philibert seine Verwunderung über diese Kälte bezeigte, sagte er lächelnd: »Einem Churfürsten von Sachsen wurde sein Todesurtheil beim Schachspiel angekündigt, und er ließ sich nicht einmal im Spiel unterbrechen. Wie sollte es mir geziemen, bei einer fröhlichen Botschaft den Gleichmuth zu verlieren, der auch im Kerker nie von mir gewichen ist. Die Verhältnisse haben sich geändert, das ist es Alles. Der Mensch ist ihr alltägliches Spiel. Wer steht mir dafür, daß, ehe ich die Thore der Residenz erreiche, nicht abermals die Karten anders fallen? Auch darauf bin ich gefaßt."

Mit großer Gelassenheit befahl er einzupacken. Nichts beunruhigte ihn, als die Dunkelheit, in der er über diesen Vorgang schwebte. Die Gräfin Sternheim hatte sich für ihn verwendet; so hieß es, sagte der Kourier. — Allein eben diese Gräfin war ihm nie hold gewesen, folglich mußten andere Personen auf sie gewirkt haben. Wer? und wie? das zu erfahren, war äußerst wichtig, das mußte sein Benehmen bei dem ersten Wiederauftreten am Hofe bestimmen; davon hing es ab, an wem er sich rächen, an wem er Großmuth üben sollte. Darüber sann er nach während

der ganzen Reise, ohne zu ahnen, daß sein Befreier im Wagen neben ihm saß; denn die Gräfin war das Werkzeug Ottilien's, und Ottilie selbst nur ein Werkzeug der Liebe.

Ein Gemälde jener oft erwähnten fürstlichen Favorite ist hier einzuschalten. Sie war die schöne Tochter eines armen Edelmanns, ein fröhliches, aber sittsames Landmädchen, mit lebhaftem Gefühl für alles Gute, nicht selten bis zur Schwärmerei. Als der Fürst, im ersten Winter, den sie in der Residenz zubrachte, sie auszeichnete, ihr nachging, ihr bald förmlich den Hof machte: da schmeichelte seine Huldigung ihrer Eitelkeit; sie ließ es geschehen, war freundlich gegen ihn, und lachte ihn nicht selten hinter seinem Rücken aus. Als er aber endlich mit einem Antrag hervor rückte, der freilich nur in den geringern Ständen entehrend genannt wird, da loderte sie auf, hielt sich für schwer beleidigt, ließ ihr empörtes Gefühl laut sprechen, und verlangte augenblicklich zurück in ihr einsames Dorf. Doch ihre zahlreichen Verwandten betrachteten die Sache aus einem andern Gesichtspunkt, und waren entschlossen, die Gelegenheit, ihre Familie zu erheben, nicht entschlüpfen zu lassen. Alle belagerten das tugendhafte Mädchen, bestürmten täglich ihr Gefühl (denn Grundsätze hatte sie nicht), benutzten ihren Hang zum Wohlthun; ließen die ärmsten Verwandten aus fernen Provinzen kommen, um ihr das Vergnügen zu verschaffen, durch ein einziges Wort Mangel im Ueberfluß zu verwandeln; erzählten täglich von dem Glücke, dessen ihre Brüder, ihre Vettern durch

sie theilhaftig werden könnten; und als auch diese Vorstellung sie nicht erschütterte, mischten sie sogar das Wohl des ganzen Landes in's Spiel; zeigten ihr, wie viele Thränen sie trocknen, wie viele Seufzer sie ersticken könne; und endlich — nach langem Kampfe — gelang es ihnen, ein Lamm, am Bande der Wohlthätigkeit, zum Opferaltar zu führen.

So wenig es auch den habgierigen Menschen Ernst gewesen sein mochte, ihre schöne Muhme als Schutzgöttin des Landes gesegnet zu sehen, so ernstlich hingegen meinte es damit das, nun zur Gräfin erhobene Fräulein, weil sie ihre Ruhe, ihr Bewußtsein, die Achtung der Welt und ihre eigene, nur auf diese Weise retten zu können glaubte. Sie fing es aber zu hastig an, und machte sich das Wohlthun zu leicht. Wenn sie nur geben konnte, so meinte sie schon genug gethan zu haben. Wer sie zu rühren verstand, der war ihrer Hilfe gewiß und konnte jedes andere Verdienst entbehren. Darnach zu forschen hatte sie keine Geduld, und fiel es ihr ja einmal ein, so galten Thränen für Beweise. Jede Gabe, ihr so leicht zu verschleudern, rechnete sie heimlich zum Verdienst sich an, ohne zu ahnen, daß nicht die Größe der Summe, welche der Dürftige empfängt, sondern die Größe des Opfers von Seiten des Gebers, den Werth der Gabe im himmlischen Contobuche bestimmt. Sie entzog sich aber nichts; ihrer Diamanten wurden darum nicht weniger; kurz, die Wohlthätigkeit war ihr blos ein angenehmes Bedürfniß, welches

der Fürſt bezahlen mußte, ſo gut wie alle übrigen. In keinem andern Punkte war ſie verſchwenderiſch.

Natürlich erkaufte ſie dadurch nicht ſelten rührende Scenen, von dankbaren Familien aufgeführt: es regnete Oden auf ſie herab; ſie wurde als eine gute Fee geprieſen. Zufrieden mit ſich ſelbſt, glaubte ſie ihren Stand veredelt, und den ſtrengſten Moraliſten mit ſich ausgeſöhnt zu haben.

Doch mehr noch als durch ihre hilfreiche Gutmüthigkeit, gewann ſie in der That die Achtung der beſſern Menſchen, durch die zarte Aufmerkſamkeit, mit welcher ſie die Fürſtin behandelte. So oft der Fürſt ſeine Gemahlin vernachläſſigte, ertrug es dieſe mit wahrer Seelengröße; allein die Favorite ſchmollte, und Seine Durchlaucht mußten ſich bequemen, ein aufmerkſamer Gatte zu ſein, wenn ſie eine freundliche Geliebte beſitzen wollten.

So verſtrichen mehrere Jahre. Der Fürſt blieb der Gräfin getreu, denn ſie war das reizendſte Weib in ſeinen Staaten, und da ſie ihn nicht liebte, ſo lernte ſie leicht die Kunſt, durch feine Koketterie, durch ſparſam verwilligte Gunſtbezeugungen ſtets neu zu bleiben. Ihr Einfluß vermehrte ſich noch, als ſie ihm einen Sohn gebar, der mit den holden Zügen der Mutter ihn anlächelte, und den der entzückte Vater ſchon in der Wiege mit Titeln und Gütern überhäufte. Kaum war der junge Graf den Windeln entwachſen, als man darauf dachte, ihm für die nächſten Jahre eine verſtändige Hofmeiſterin zu ſuchen. Von gu-

tem Adel ſollte ſie ſein, das war die erſte Eigenſchaft, welche der Fürſt forderte. Außer dem, meinte er, müſſe man keine Bejahrte dazu wählen, damit es ihr nicht an Kraft und Luſt gebräche, ein munteres Kind ſtets zu bewachen. Die Gräfin fügte im Stillen noch eine andere Eigenſchaft hinzu. Eine junge Hofmeiſterin, dachte ſie, ſoll wenigſtens nicht ſchön ſein; denn durch ihren Poſten wird ſie ſehr oft Gelegenheit finden, den Fürſten zu ſehen und zu ſprechen. Seiner Durchlaucht Reizbarkeit war ihr bekannt. Ferner ſollte ſie ſo wenige Verwandte als möglich haben: denn die eigene, nimmerſatte Familie der Gräfin hatte endlich ihre Geduld ermüdet.

Natürlich wurden, zufolge dieſer mannichfaltigen Forderungen, eine Menge Competentinnen abgewieſen. Die eine war zu alt, die andere zu ſchön, die dritte zu reich an Verwandten. Der Zufall führte Ottilien der Gräfin in den Weg. Bei ihr fand ſie Alles, was ſie ſuchte und wünſchte, und das gute Mädchen beſaß wirklich noch mehr Verdienſte, als die Gräfin zu würdigen verſtand. Die raſche Wahl gereute ſie nicht, denn die ſittſame, beſcheidene Ottilie lebte ganz ihrem Berufe, miſchte ſich in nichts, ſuchte nie Vortheil für ſich aus ihrer Lage zu ſchöpfen, und geſchah es bisweilen für Andere, ſo waren es ſicher ſolche, die ihr Mitleid rechtfertigten.

Freilich hatte Frau von Schilff, ſobald ſie das beneidete Glück der verhaßten Stieftochter vernommen, einen ganz andern Ton gegen ſie angeſtimmt. Zahlreiche Briefe, von

mütterlicher Liebe strotzend, gingen voraus, die seltsamsten, ungemessensten Forderungen folgten. Bald war es eine Stelle in einem reichen Stift für Blandinen, bald ein Orden für den Herrn von Schilff, endlich gar ein schönes Domainengut, in der Nachbarschaft von Gründorf gelegen, was sie durch Ottilien's Einfluß zu erhalten wünschte. Allein Ottilie verweigerte standhaft jede Verwendung dieser Art; sie that es mit der zartesten Schonung, denn nicht Rachsucht, sondern Ueberzeugung, daß ihre Familie keine verdienten Ansprüche auf Belohnungen des Staats machen könne, bestimmte ihre Weigerung. Frau von Schilff, die keinen Sinn für einen solchen Grund hatte, nahm es freilich anders, und zwang den Herrn Gemahl zu bekennen, daß Ottilie eine böse Tochter sei.

Jetzt erschien Philibert. Ottilien's Liebe zu ihm war von Kindheit auf mit jeder Faser ihres Herzens verwachsen. Ihn jemals zu besitzen — das hoffte sie nicht, selbst dann nicht, als schon das Band zwischen ihm und Blandinen zerrissen war. Allein ihm Gutes zu thun, im Stillen, ohne daß er es wußte, oder jemals erfuhr; dieser Gedanke hatte unendlichen Reiz für sie. Die Gelegenheit bot sich dar, sie durfte nur seines Vaters Befreiung bewirken.

Zwar erschrack sie vor der eigenen Anmaßung, daß sie, ein armes, unbedeutendes Geschöpf, den Versuch wagen sollte, einen Minister aus seiner Verbannung zurück zu rufen; allein sie sah ja täglich Menschen, die sie, bei aller Bescheidenheit, für weit unbedeutender als sich selbst hal-

ten mußte, die wichtigſten Dinge unternehmen und erreichen. Sie ſah, wie oft das große Triebrad des Hofes durch den Wind, den ein Schmetterling mit ſeinem Flügel macht, in Gang geſetzt wird; warum ſollte es nicht auch ihr gelingen? der zu Gebote ſtand, was bei Hofe ſtets zum Ziele führt: die Gelegenheit.

Nur ein Gedanke hielt ſie noch zurück. Den Geliebten wollte ſie beglücken, und daß er die Gunſt des erſten Monarchen der Welt verdiente, davon war ſie überzeugt. Aber auch ſein Vater? litt der nicht durch eigene Schuld? würde ſie nicht durch deſſen Befreiung tauſend vergeſſene Uebel erneuern? — Um dieſen Skrupel aus dem Wege zu räumen, ſuchte ſie zum erſten Mal in Erfahrung zu bringen, warum eigentlich der Miniſter in Ungnade gefallen? und ſie gelobte ſich ſelbſt, im Fall ſie ihm ſtrafbar fände, ihren Lieblingswunſch zu unterdrücken. Allein ſie täuſchte ſich bei dieſer Unterſuchung, mit ſo reinem Herzen ſie dieſelbe auch anzuſtellen bemüht war.

Es iſt überhaupt ſehr ſchwer, ſolchen Dingen nachzuſpüren, wo keine Akten ſprechen; den der Sturz eines Miniſters ſei noch ſo reichlich verſchuldet, ſo gibt doch ſelten ſeine wirkliche Schuld Gelegenheit dazu, höchſtens leiht ſie den Vorwand. Ottilie wandte ſich an ehrliche Männer, die ſie nicht hintergingen, von welchen aber keiner ſie zu belehren wußte. Sie wandte ſich an andere, die des Miniſters Freunde waren, und ſeinen Fall geradezu auf eine Hofkabale ſchoben. Sie ſuchte die Gräfin auszuforſchen, aber es

geſchah in einem Augenblicke, wo dieſe vor dem Spiegel einen neuen Schmuck in die Haare flocht, und, ganz damit beſchäftigt, nachläſſig erwiederte: »Mein Kind, der Fürſt mochte ihn nicht mehr leiden.«

Nun glaubte ſie, ihre Pflicht erfüllt zu haben, und hielt den Verbannten für gerechtfertigt, eigentlich nur weil ſie wünſchte, ihn ſo zu finden. Ohne weiteres Bedenken unternahm ſie jetzt den Verſuch. Das erſte Werkzeug, welches ſie dazu wählte, war der Kammerherr von Schlangenbring. Man möchte glauben, ſie habe es thöricht angefangen, da ihr nicht verborgen geblieben, welchen Theil dieſer Höfling an des Miniſters Sturz genommen, und wie er mit deſſen Gütern ſich bereichert hatte. Allein ſie wußte auch noch etwas, das dem Leſer noch nicht verrathen worden: Otto nämlich machte ihr förmlich den Hof, und hatte ihr ſchon nicht undeutlich ſeine Hand angetragen. Daß er dabei blos Rückſicht auf ihren jetzigen Einfluß nahm; daß er durch ſie auf die Gräfin wirken, und durch die Gräfin zum Premierminiſter ſich emporſchwingen wollte, das ahnete ſie nicht. Ein wenig Eitelkeit iſt, nachdem man es nimmt, Erbgut oder Erbſünde auch der beſſern Seelen. Ottilie wußte, daß ſie nicht ſchön war, doch für häßlich hält ſich auch die Häßlichſte nicht. Hiezu rechnete ſie noch die alte Anhänglichkeit aus den Kinderjahren, und fand es folglich ſehr natürlich, daß Otto den Gedanken faßte, ſich mit ihr zu verbinden, ohne daß man eben unlautere Beweggründe ihm unterzuſchieben brauchte. Sie war zwar keineswegs

gesonnen, ihm ihre Hand zu reichen; doch meinte sie, es sei nicht unrecht, seine Neigung zu benutzen, um ihn zu einer guten Handlung zu bestimmen.

Otto stutzte bei dem Antrag. Des Ministers Begnadigung und sein eigener Fall schienen unausbleiblich mit einander verbunden. Indessen stellte er sich, als ob Ottilie nur seinen eigenen Wunsch ausgesprochen hätte, und versprach, seinen ganzen Einfluß auf den Fürsten geltend zu machen. Zu Hause dachte er über die Triebfedern nach, welche sie zu diesem Schritt bestimmt haben möchten, und errieth die Wahrheit. Um sich ganz davon zu überzeugen, holte er jetzt den Diamant hervor, den Philibert ihm anvertraute. Den damit verbundenen Auftrag hatte er unerfüllt gelassen, weil ein Ueberrest von Scham ihn zurückhielt, von dem verrathenen Freunde mit Ottilien zu sprechen. Jetzt aber stand mehr auf dem Spiele, als nöthig war, um diese Scham zu besiegen. »Denn,« so raisonnirte der Höfling, »ich kann freilich mit leeren Worten des Ministers Gönnerin eine Zeit lang hinhalten; ich kann auch wohl am Ende vorgeben, meine ganze Kraft erschöpft, und den Fürsten unbeweglich gefunden zu haben: doch wie, wenn sie dann sich an die Gräfin wendet, die der zweiten Mutter ihres Kindes nichts versagen wird? — Folglich kommt Alles darauf an, ihr die Lust zu benehmen, sich ferner in die Sache zu mischen; und dazu hat der alberne Philibert mir selbst das Mittel in die Hände geliefert.«

Er ließ den Diamant schnell in einen Ring fassen, und

mit dieſem Ringe am Finger beſuchte er nach einigen Tagen das Fräulein von Schilff. Er verſicherte, daß er die Begnadigung des Miniſters, ihren Wünſchen gemäß, eingeleitet, und ſich mit der Hoffnung ſchmeichle, ſie nächſtens zu bewirken. »Aber,« fügte er ſeufzend hinzu, »fordern Sie auch Philibert's Befreiung?«

»Mich dünkt,« erwiederte Ottilie mit Erröthen, »die müſſe dann von ſelbſt erfolgen?«

»Freilich wohl,« fuhr er fort, ſich ſtellend, als habe er das Erröthen nicht bemerkt, »allein Sie zwingen mir eine Warnung ab, die ich, aus alter Neigung für meinen Jugendgefährten, gern verſchwiegen hätte. Er iſt Ihrer Freundſchaft unwürdig.«

»Ich hoffe, Herr von Schlangenbring,« ſagte Ottilie, »Sie fühlen ſelbſt, in welchem Lichte Sie mir erſcheinen würden, wenn Sie das Geſagte nicht beweiſen könnten.«

»Das kann ich,« antwortete der Kammerherr mit einem noch tiefern Seufzer, »und leider muß ich es auch. Ich war vor einiger Zeit ſo glücklich, als Philibert auf ſeiner letzten Reiſe ſich in Verlegenheit befand, ihn durch meinen Ueberfluß zu unterſtützen. Alles, was die, mir vom Fürſten aufgedrungenen Güter ſeines Vaters eingetragen haben, und noch etwas mehr, ſchickte ich ihm.«

»Das thaten Sie? das thaten Sie wirklich?«

»Ihr Blick, Ihr Ton, mein Fräulein, verrathen Mißtrauen. Das ſchmerzt mich.«

»Nur weiter.«

»Er kam, mir dafür zu danken, und erzählte obenhin, daß auch Ihr vortreffliches Herz ihm Beistand angeboten: daß Sie ihm einen Edelstein von Werth zugesendet —"

»Ich?" stammelte Ottilie sehr verwirrt.

»Ja, daß Sie ihm einen Brief dabei geschrieben, der ein zärtliches Interesse für ihn zu verrathen scheine."

»Sie träumen, Herr Kammerherr."

»Nicht ich, mein Fräulein, sondern Philibert. Der Glückliche fand es beschwerlich, daß Sie sich geweigert, den Diamant zurück zu nehmen, und es entschlüpften ihm einige Worte, die mich nöthigten, ihn zu erinnern, daß seine Eitelkeit vermuthlich einen Streich ihm spiele. Da zog er Ihren Brief hervor — ich las — beneidete ihn — und schwieg."

Hier machte der Kammerherr eine Pause, um die Wirkung seines Kunstgriffs zu erlauschen. Die gewagte Behauptung, daß er Ottilien's Brief gelesen, trug er noch mit einiger Bangigkeit vor: sobald er aber die Verwirrung bemerkte, welche ihr die Sprache raubte, so fuhr er weit zuversichtlicher fort:

»Er durchschaute meine schmerzlichen Empfindungen. Ich bekannte ihm, daß ich von den zärtlichsten Gefühlen für Sie durchdrungen sei, und bat ihn, mich mit fernern Vertraulichkeiten, die nur mein Herz zerrissen, zu verschonen. Er lächelte, mein Fräulein. Ich mag das widerliche Lächeln nicht beschreiben, welches mich empörte. Unter diesen Umständen, sagte er, ist ja wohl der Diamant nirgend

beſſer aufgehoben, als in deinen Händen. Mit Vergnügen trete ich dir ihn ab. — Sie können ſich leicht vorſtellen, mein Fräulein, mit welchem Entzücken ich dieſes Kleinod empfing. Hier trage ich es an meinem Finger, von dem nur der Tod es trennen ſoll. Ach! daß ich hoffen dürfte, es einſt mit Ihrer Bewilligung zu tragen!"

»Halten Sie ein, Herr Kammerherr," ſagte Ottilie mit brennenden Augen, »ich weiß nichts von Ihrem Ringe, nichts von dem Briefe, den ich ſoll geſchrieben haben; ich weiß auch nichts von Philibert, als daß er ein edler Menſch iſt, unfähig einer Niederträchtigkeit; und eben darum iſt er auch ein Spielwerk nichtswürdiger Scheinfreunde geworden." — Haſtig ſtand ſie auf, machte dem Höfling eine faſt höhniſche Verbeugung und verſchwand.

Viertes Kapitel.

Der Kammerherr ſtand eine Zeit lang eingewurzelt, und als er von ungefähr einen Blick in den gegenüber hängenden Spiegel warf, kam es ihm faſt vor, als ſähe er ein wenig dumm aus. Er fuhr nach Hauſe, um eine neue Rolle einzuſtudiren, die er im Nothfall ſpielen wollte.

Ottilie hatte ſich in ihr Kabinet verſchloſſen, und ging in großer Bewegung auf und nieder. Der Argwohn, den man gegen Philibert's Charakter ihr einzuhauchen verſucht hatte, faßte keine Wurzel; aber eines unbegreiflichen Leichtſinns, eines Mangels an Delikateſſe, mußte ſie ihn doch anklagen; denn hatte er nicht ihren Brief, den nur für

ihn geſchriebenen Brief, einem Dritten mitgetheilt? — Freilich hielt er dieſen Dritten für einen redlichen Freund, und darum mochte die Indiskretion dem Verblendeten verziehen werden; aber daß er im Stande war, ihr Geſchenk ſo geringſchätzig zu behandeln; daß er es weder zu benutzen, noch zu bewahren der Mühe werth hielt; ach! das verwundete ſie tief. Erſchrocken fühlte ſie eine Thräne auf ihre Hand fallen, die, ihr unbewußt, ſich aus den Augen geſtohlen hatte. »Bin ich nicht ein Kind?" ſagte ſie wehmüthig lächelnd, »was will ich denn? Habe ich mir je eingebildet, von ihm geliebt zu werden? Habe ich mit irgend einer Hoffnung mir geſchmeichelt? Sollte er je mir mehr werden, als der Geliebte meines verſchwiegenen Herzens? — Ihm Gutes thun, wenn ich es kann, und mich im Stillen freuen, daß ich es konnte, mehr will ich nicht. Daß er es verdient, weiß ich gewiß, und gewiſſer als jemals, da ein Schlangenbring ihn verleumdet. — Jeder Menſch bedarf zu ſeinem Glücke irgend eines freundlichen Gedankens, an dem er, in einſamen Stunden, ſich ergetzen kann. Mein Gedanke iſt Philibert's durch mich bewirktes Glück! den ſoll mir keine Verleumdung entreißen. Ich habe mich an ihn gewöhnt; er iſt mir lieb, unausſprechlich lieb geworden." — Sie verſank in Träume — ſie rüttelte ſich wieder auf.

»Und iſt Philibert deſſen unwürdig, weil er meinen Ring verſchmähte? — Er hat doch nur der Liebe eines Freundes ihn geopfert, eines Liſtigen, der vielleicht gar

von Gegenliebe ihm vorgefabelt. — Oder meine Weigerung, mich zu dem Ringe zu bekennen, machte ihn vielleicht wirklich irre — oder wie das sonst zusammenhängen mag. Genug, er ist keiner unedlen Handlung und ich bin keines Wankelmuthes fähig."

Sie erholte sich und fester als jemals stand der Entschluß, Alles aufzubieten, um die Thore der Festung ihm und seinem Vater zu öffnen. Daß sie auf den Kammerherrn nicht zählen dürfe, begriff sie, nach der letzten Unterredung, wohl, und warf sich ihre eigene, kindische Gutmüthigkeit vor, ihm auch nur einen Augenblick vertraut zu haben. Warum hatte sie nicht lieber gleich an die allmächtige Gräfin sich gewendet, von der sie geliebt wurde, und die schon mehr als einmal im Scherz und Ernst ihr vorgeworfen hatte, daß sie zu stolz sei, um Etwas von ihr zu bitten? Aber Stolz war es nicht, was sie zurückgehalten hatte, wenigstens diesmal nicht; es war vielmehr eine jungfräuliche Scheu, das erfahrne, verschlagene Weib in ihr Herz blicken zu lassen. Denn würde nicht die Gräfin gefragt haben, warum sie für den Minister, den sie nie gekannt, nie gesehen hatte, sich so warm interessire? — Ottilie erröthete schon, wenn sie ganz allein war und diese Frage zu hören glaubte.

Sie konnte freilich erzählen, wie sie mit Philibert gleichsam erzogen worden, allein sie fühlte, daß sie es nicht unbefangen erzählen würde. Kurz, eine jener leisen Empfindungen, von denen wir oft selbst uns keine Rechenschaft

geben können oder wollen, und die doch so oft unsere wichtigsten Schritte leiten, hatte Ottilien bestimmt, sich früher an den Kammerherrn zu wenden, der ihr Jugendverhältniß zu Philibert kannte, und bei dem es keiner weitern Erklärung bedurfte. Auch meinte sie wohl, er sei zu sehr Höfling, zu platt und flach in eigenen Beobachtungen, um tiefer einzudringen.

Sie erschrack, als sie ihren Irrthum gewahr wurde; sie erschrack noch heftiger bei dem Gedanken, daß Schlangenbring wohl gar die Symptome ihrer Liebe, die bei der ganzen Verhandlung ihr entwischen könnten, dem Gegenstand derselben verrathen möchte; eine Vorstellung, bei der sie zitterte und glühte. Eine solche Unzartheit hatte sie wenigstens von der Gräfin nicht zu befürchten, sonst würde sie die Fesseln der Gefangenen lieber nie zerbrochen haben. Was der Kammerherr etwa jetzt schon schwatzen möchte, das hoffte sie durch strengen Anstand und trockenen Ernst bei Philibert zu widerlegen.

Nachdem Liebe und Scham diese Verabredung mit einander getroffen hatten, ergriff sie die erste Gelegenheit, die Gesinnungen der Gräfin zu erforschen. Sie überzeugte sich bald, daß der Sturz des Ministers nicht das Werk der Mutter ihres Zöglings gewesen sei, die zwar nie mit Theilnahme, doch auch nie mit Erbitterung von dem Verbannten sprach. Ottilie hatte offenbar schon viel gewonnen, wenn kein Widerwille zu bekämpfen war. Der Gräfin Sternheim war im Grunde jeder Minister gleichgiltig, denn Alle kro-

chen vor ihr, und der leiſeſte Wunſch, den ſie liſpelte, war für Jeden ein Befehl.

Der vierte Geburtstag ihres Kindes erſchien. Ottilie hatte ein artiges Kinderfeſt veranſtaltet, ein Larvenſpiel, wobei ihr Zögling, als ein junger Bacchus, auf einer Tonne ſitzend, von Satyrn und Bacchantinnen an Weinreben gezogen wurde. Die Verkleidung ſtand dem Knaben ſo allerliebſt und er ſpielte ſeine Götterrolle mit ſo liebenswürdigem Anſtande, daß der Fürſt ihn entzückt in ſeine Arme ſchloß, mit einigen Diamanten ſeinen Epheukranz ſchmückte, ſich ſehr freundlich mit der beſcheidenen Gouvernante unterhielt, von ihrem Verſtande wie von ihrer Sittſamkeit bezaubert wurde, die Gräfin in ein Fenſter zog und zu wiſſen verlangte, was er für Ottilien thun könne?

»Ach!« erwiederte ſie, »ich fürchte, wenig oder nichts; denn Fräulein Schilff gehört zu den ſeltſamen Leuten, die lieber Dank *verdienen*, als ihn abtragen laſſen; die immer in Auslage und nie bezahlt ſein wollen. Solche Leute,« ſetzte ſie lächelnd hinzu, »ſind eine Art von edlen Geizhälſen, die ſtets nur ſammeln, ohne zu verzehren, und blos an dem Bewußtſein ſich ergetzen, überall ſichere Kapitale niedergelegt zu haben.«

Solche Menſchen waren dem Fürſten bei Hofe noch nicht vorgekommen. Er wiederholte mit Wärme den Auftrag, Ottilien zu erforſchen, wodurch er ihr eine Freude machen könne? — Mit Vergnügen unterrichtete die Gräfin ſie ſogleich von der günſtigen Stimmung des Fürſten und

rieth ſogar ernſtlich, durch zu weit getriebene Delikateſſe ihn nicht zu erzürnen; denn wenn Fürſten einmal beſchloſſen haben, Jemandem Gutes zu erzeigen, ſo werden ſie empfindlich, wenn man deſſen nicht bedarf.

»Ich fürchte nur,« ſagte Ottilie, »der einzige Wunſch, der mir am Herzen liegt, werde Seiner Durchlaucht allzukühn ſcheinen.«

»Ich bin bevollmächtigt,« erwiederte die Gräfin, »Ihnen des Fürſten Wort zu verpfänden.«

»Wohlan, ſo bitte ich um Begnadigung des Miniſters.«

Die Gräfin ſtutzte. »Das iſt freilich viel. Und wie kommen Sie zu dieſer Bitte? In welchen Verhältniſſen ſtehen Sie mit dem Verbannten?«

»In keinen.«

»Wer hat für ihn geſprochen?«

»Niemand.« — Sie faßte ein Herz, fortzufahren. Die Lippen gehorchten, nur die Augen blieben widerſpenſtig an den Boden geheftet. »Ich halte ihn für unſchuldig — könnte er ſonſt der Vater eines ſo edlen Sohnes ſein?«

»Eines Sohnes?«

»Der der Gefährte meiner Kindheit war; eines trefflichen Jünglings, den ich ſchweſterlich liebe.«

Die ſchlaue Gräfin ſah ihr forſchend und lächelnd in's Geſicht. »Ihnen zu Liebe will ich es verſuchen; doch ſtehe ich nicht für den Erfolg.«

Sie ging und trug dem Fürſten mit einiger Schüchternheit Ottilien's Begehren vor. Wider ihre Erwartung

ſchien Seiner Durchlaucht dieſe Bitte ſehr willkommen. Nicht blos lange Gewohnheit hatte den alten Miniſter ihm unentbehrlich gemacht, ſondern vorzüglich die dem Fürſten ſo werthe Kunſt, die Ausführung des fürſtlichen Willens immer leicht zu finden; ihm nie Bedenklichkeiten in den Weg zu werfen und ſeinem allergnädigſten Herrn, außer dem Wollen, jedes Geſchäft zu erſparen.

Dieſe Kunſt, in welcher Philibert's Vater Meiſter war, verſtand der neue Miniſter nicht, fand oft Schwierigkeiten; fragte an, wie man ſie wegräumen ſolle? Das ging eine Weile und Seine Durchlaucht fanden ſogar anfangs einen neuen, ungewohnten Zeitvertreib darin, Dero Unterthanen Opfer zu bringen. Aber dieſer Reiz der Neuheit verſchwand ſehr bald; Ungeduld trat an deſſen Stelle; die Bedenklichkeiten machten ihn verdrießlich, zumal wenn er ſie nicht widerlegen konnte. Der Kammerherr, ſein Günſtling, hatte dieſe Stimmung ihm bald abgelauert und aus allen Kräften ſich beſtrebt, den Funken ſeines Unwillens anzublaſen; freilich nur, um ſich ſelbſt an die beneidete Stelle zu ſchieben. Es würde ihm auch ſchon früher gelungen ſein, den ungefälligen Miniſter zu verdrängen, wenn der Fürſt nur gewußt hätte, wem er ſich in die Arme werfen ſollte? Denn trotz ſeiner Vorliebe für den geſchmeidigen Kammerherrn, ſah er doch wohl ein, daß dieſer platte Höfling den Geſchäften nicht gewachſen war. Vielleicht hätte er ſogar aus höchſt eigener Bewegung Philibert's Vater zurückgerufen, hätte nicht die Scham, ſich ein Dementi zu geben, ihn davon zurückgehalten.

Aber haſtig ergriff er jetzt die Veranlaſſung, durch die Genehmigung von Ottilien's Bitte, ſein eigenes Bedürfniß zu befriedigen. Noch an demſelben Abend wurde der Kourier nach der Feſtung abgefertigt.

Ottilie küßte dem Fürſten gerührt die Hand und entwich in ihr Schlafgemach, um des gelungenen Werkes im Stillen ſich zu freuen. Daß ein wackerer Mann dadurch einen Poſten verlor, den er, zum Heil des Landes, mit Feſtigkeit und Treue verwaltet hatte, daran dachten weder ſie, noch die Gräfin, und am wenigſten der Fürſt. Denn auch gute Menſchen gehen an den gerechteſten Hinderniſſen ihrer Wünſche mit leichtem Sinn vorüber und drücken die Augen zu.

Fünftes Kapitel.

Der Kammerherr mußte vier Gläſer Waſſer trinken, als er erfuhr, was vorging. Gern hätte er ſein ganzes Anſehen bei dem Fürſten geltend gemacht, um den Streich zu hintertreiben; aber theils hatte er ſelbſt ſo viel Bedauern geäußert, als Philibert's Vater verbannt wurde, und eben dadurch den feſten Glauben an ſein gutes Herz in dem Fürſten begründet, theils blieb ihm auch nicht unbekannt, daß die Favorite ſich der Sache angenommen habe und er folglich nicht wagen dürfe, etwas dagegen zu unternehmen. Gute Miene zum böſen Spiel war ſeine letzte Zuflucht.

Er ſtellte ſich entzückt, erhob des Fürſten Gnade, rühmte ſeine alte Anhänglichkeit an den Miniſter, und

bat um Erlaubniß, das Geſchenk zurückzugeben, welches er nur aus Gehorſam angenommen, allein mit Herzenswehmuth beſeſſen habe.

Der Fürſt, hoch erfreut über dieſen Edelmuth ſeines Günſtlings, umarmte ihn gerührt, verſprach, ihn zu entſchädigen, und erwartete nun mit Ungeduld die Ankunft des Begnadigten. Der Kammerherr fuhr ihm mehrere Meilen weit entgegen, wurde von dem Vater mit Höflichkeit, von dem Sohne mit Innigkeit empfangen; erzählte, was ſein Herz gelitten habe, den verehrungswürdigſten Mann im Staate ſo lange verkannt zu ſehen; wie oft er jede Gelegenheit ergriffen habe, ihn bei Seiner Durchlaucht zu rechtfertigen; wie es ihm endlich gelungen ſei, einen günſtigen Augenblick zu benutzen, und welches Entzücken er fühle, der Erſte zu ſein, der, unaufgefordert, ihm ſein entzogenes Eigenthum wieder abtrete.

»Ja,« ſagte er mit Thränen in den Augen, »Gott und mein Freund Philibert wiſſen, wie viel es mich gekoſtet hat, in den Augen der Welt für den Beſitzer Ihres Gutes zu gelten. Nur für Ew. Excellenz habe ich es verwaltet, das wird Philibert mir bezeugen, dem ich meinen Entſchluß ſchon zu einer Zeit vertraute, als ich noch mit keiner nahen Hoffnung, meinem Herzen das heutige Feſt zu bereiten, mir ſchmeicheln durfte.«

»So iſt es!« rief Philibert und drückte ihn an die Bruſt.

Der Miniſter glaubte nicht ein Wort davon, aber er

ſtellte ſich, es zu glauben, und täuſchte den erfahrnen Höfling durch die ungezwungenſte Freundlichkeit; denn er war feſt entſchloſſen, ihn zu ſtürzen.

Philibert ſetzte ſich zu dem Kammerherrn in den Wagen, um den Triumph der Freundſchaft unter vier Augen zu feiern. Er hatte ja doch Recht gehabt; ſein Otto war noch ganz der Alte, ſprach ſchwärmeriſch von dem Sechseck; von dem höheren Glücke, welches er im Kreiſe der Jugendfreunde genoſſen und jetzt am Hofe, trotz der Gunſt des Fürſten, entbehren müſſe. Er weinte ſogar darüber. Freilich hatte ihn das Vergnügen, ſeinem Vaterlande wichtige Dienſte zu leiſten, für jenes Entbehren bis jetzt entſchädigt, und beſonders ſeit es ihm gelungen war, ſeinen Wohlthäter, den Vater ſeines liebſten Freundes, in Rang, Würden und Güter wieder einzuſetzen; aber eben dadurch glaubte er nun auch, dem Vaterlande jede Schuld abgetragen zu haben; das Gute, was er etwa noch ſtiften könnte, kam ihm, gegen das bereits Gelungene, ſo unbedeutend vor, daß er entſchloſſen war, ſich nächſtens ganz in die Einſamkeit zurückzuziehen, der Natur und Freundſchaft zu leben. Freilich hatte der Unbeſtechliche am Hofe nichts erworben, das einzige Geſchenk des Fürſten gern zurückgegeben; freilich trat er nun arm aus jener glänzenden Welt, wo die fürſtliche Gunſt ihm ſo manche Gelegenheit darbot, ſich zu bereichern — aber ſein Herz und Philibert's Freundſchaft, die nahm er mit in die ſtille Wohnung und dünkte ſich reich.

Philibert hörte ihn mit naſſen Augen, mit ſeligen Gefühlen zu, und erſchöpfte ſich in Ueberredungen und Bitten, die Ausführung ſeines Vorſatzes noch zu verſchieben; denn auch er müſſe, weil ſein Vater es ſo wolle, vor der Hand noch in der Reſidenz bleiben, wo man, wider ſeinen Willen, eine ſchimmernde Laufbahn ihm eröffnen werde. Auf dieſer ſollte Otto ihn leiten, nach dem ſchönen Ziele, Menſchenglück zu befördern, welches Jener bereits errungen habe; bis ſie Beide einſt Arm in Arm, vom Segen der Zeitgenoſſen begleitet, von der Bühne abtreten würden, um zu Wolff's Grabe zu wallfahrten.

Otto ſchien ſehr ungern die Feſſeln des Hofes noch länger tragen zu wollen: doch der Freund bedurfte ſeiner, und er gab endlich nach.

Unter ſolchen Herzensergießungen kamen ſie in die Reſidenz, für Philibert noch immer eine neue Welt. Das erſte Geſchäft ſeines Vaters war, der Quelle nachzuſpüren, aus welcher ſeine Begnadigung gefloſſen war. Er fand ſie bald in dem Hauſe der Gräfin, nannte ſich demüthig ihre Kreatur, und befahl dem Sohne, ihr den Hof zu machen.

Philibert gehorchte und zwar ohne Widerwillen, denn er hatte ſie in einem Schiller'ſchen Trauerſpiel ſüße Thränen vergießen ſehen, und war dadurch zu ihrem Vortheil eingenommen worden. Als Urheberin von ſeines Vaters Freiheit betrachtete er ſie zwar nicht, doch hatte Otto ſelbſt ihm geſtanden, ſie habe, auf ſein Verwenden, freundlich mitgewirkt, und dafür dankte er ihr mit warmer Beredſamkeit.

»Mir sind Sie keinen Dank schuldig,« erwiederte die Gräfin, »Fräulein Schilff allein hat für Sie gesprochen: zu ihr gehen Sie, eine Pflicht zu erfüllen, von der ich wünschte, daß Ihr Herz sie Ihnen vorschriebe.«

Philibert flog zu Ottilien, aber auch sie läugnete, sogar mit einiger Kälte, jede Mitwirkung zu seinem jetzigen Glücke, dessen sie übrigens von Herzen sich erfreue. Das bestärkte den Jüngling in dem so gern gehegten Glauben, daß er allein seinem Freunde Alles verdanke, und er verbarg seinen Unmuth nicht, als der Minister ihm trocken erklärte, er sei ein Kind, dem man weiß machen könne, was man wolle.

»Blos die jetzigen Verhältnisse knüpfen den Kammerherrn an dich. Traue ihm nicht! er wird deine Albernheit mißbrauchen.«

Philibert seufzte, den redlichen Otto so verkannt zu sehen, und bestrebte sich, durch verdoppelte Liebe des Vaters Ungerechtigkeit zu bedecken. Als Mitglied im Departement des Ministers und als dessen Sohn, spielte er jetzt eine große Rolle am Hofe. Der Fürst zeichnete ihn aus und Jedermann bewarb sich um seine Gunst. Allein er behandelte Alles nach seiner gewohnten Weise, schuf Ideale um sich her, beurtheilte die Menschen immer nach sich selbst, wurde bald ihr Spielwerk, baute das Glück manches Heuchlers und ließ oft den Redlichen hilflos, weil er nicht zu schwatzen verstand. Der Minister vermahnte ihn: »Hüte dich! Alle Menschen sind doppelt. Ob sie zwei Seelen

haben, wie ein Alter träumte, weiß ich nicht; aber zwei Zungen haben sie gewiß. Wie Einer mit sich selber spricht, so spricht er nie mit Anderen. Die Gesellschaft, mehr noch der Hof (diese Quintessenz der Gesellschaft), zwingen ihn, seinen Egoismus zu verhüllen, und darin besteht die ganze Kunst der Höflinge. Wer diese nicht durchschaut, der ist unter ihnen verloren. Du bist auf dem besten Wege, der Narr des ganzen Hofes zu werden."

Sechstes Kapitel.

Philibert, dem jetzt, nach eigener Beobachtung, die Menschheit ganz anders erschien, als sein Vater im Kerker sie ihm geschildert hatte, bemitleidete ihn um der traurigen Verkehrtheit willen, und schien, vor den Thoren der Festung, alle die widerlichen Eindrücke von des Vaters Lehren, wie böse Träume, abgeschüttelt zu haben. Im engen Kreise seiner Jugendfreunde, den er wöchentlich einmal um sich versammelte, wurde er des Lebens recht froh, oder glaubte es wenigstens; denn man liebte ihn ja wie vormals; der Kammerherr dutzte den Advokaten wieder; der Advokat gewöhnte sich die Demuth ab und fand seine Fröhlichkeit wieder, der Oberforstmeister die alte Treuherzigkeit.

»Jetzt ist die Zeit gekommen," rief Philibert begeistert aus, »wo wir über Wolff's Grabe uns die Hände reichen und trotzig seinen Schatten herausfordern können, daß er Zeugniß ablege für unsere treu bewahrten Gelübde!"

Er ſprang auf und ſeine Augen flammten. »Freunde! morgen reiſen wir nach Salmbach. Wir haben es unſerem Lehrer gelobt, als Männer an ſeinem Grabe zu erſcheinen: laßt uns Wort halten! Laßt uns den herrlichen Triumph der Freundſchaft feiern. Morgen reiſen wir!" — Alle hinkten ſeiner fliegenden Empfindung nach, ſo gut ſie konnten: Alle wollten mitreiſen; aber morgen ſchon? Das war unmöglich! Die vermaledeiten Verhältniſſe! Der Kammerherr hatte morgen den Dienſt und Eduard einen Termin. Uebermorgen ſollte der Fürſt auf die Hetzjagd reiten, da konnte der Oberforſtmeiſter nicht abkommen; und den folgenden Tag wurde ein Kourier erwartet, da war Philibert gebunden. Es fand ſich, daß ſie, vereint, kaum zwei Tage ſich würden entfernen können. Allein Philibert's Einbildungskraft war von der herrlichen Scene an Wolff's Grabe ſo ſtark ergriffen worden, daß er alle Einwürfe widerlegte, alle Hinderniſſe beſiegte.

»Zwei Tage reichen hin," ſprach er haſtig, »ich ſorge für Alles. Kourierpferde auf jeder Station — ein Kourier an unſern Kaſimir, daß er zur feſtgeſetzten Stunde ſich einfinde. — O daß wir nicht auch Ludwig in unſerer Mitte haben werden! nur er wird uns fehlen bei dieſem Schauſpiel für die Seligen!"

Otto drückte eine Freudenthräne hervor; Eduard klatſchte in die Hände; Paul ſpitzte den Mund, als wollte er ſeinen Hunden pfeifen. Alles wurde veranſtaltet; Kaſimir von der Ankunft der Karavane benachrichtigt, und

der alte Küſter aufgefordert, Fackeln bereit zu halten; denn ſo früh man auch die Reiſe antreten wollte, ſo konnte man doch vor Abends den Kirchhof in Salmbach nicht erreichen. Mit Tagesanbruch verſammelte ſich das Sechseck in Philibert's Wohnung; Otto gähnte, Eduard fror, Paul forderte Liqueur. Nur Philibert, der die ganze Nacht kein Auge zugethan hatte, war munter, wie ein erwachender Vogel.

Zwei leichte Wagen ſtanden bereit. Paul und Eduard beſtiegen den einen, um zu ſchlafen bis nach Salmbach; Philibert und Otto den andern. Der arme Höfling lag auf der Folterbank. Gern hätte auch er den verſäumten Morgenſchlaf nachgeholt; die Augen fielen ihm vor Müdigkeit zu; aber Philibert, deſſen Seele alle Nerven ſtraff angezogen hatte, ließ ihm keinen Augenblick Ruhe. Er mußte ſchwärmen und weinen und entzückt ſein; er mußte ſich mit Wolff's Schatten unterhalten; er mußte jeden Tag der Knabenjahre noch einmal durchleben. Nie hatte er, ſelbſt am Hofe, einen ſolchen Zwang erduldet. Dazu kam noch die Beſchwerde der ſchnellen Reiſe. Ein jeder Poſthalter beeiferte ſich, den Sohn des Miniſters mit ſeinen beſten Pferden über Hals und Kopf weiter zu ſchaffen, und Alle meinten, es ſei wenigſtens von einer wichtigen Friedensnegociation die Rede. Dennoch war es ſchon dunkel, als ſie Salmbach erreichten, vor dem Kirchhofe hielten, Philibert haſtig aus dem Wagen ſprang, und Otto mit geräderten Gliedern ſich ihm nachſchob.

Philibert's Freude war vollkommen, als Kaſimir von Weichbild in ſeine Arme flog. Fackelſchein in der Ferne bezeichnete Wolff's Grab. »Dort! dort!« rief Philibert, von heiligem Schauer ſanft ergriffen. Er faßte Otto's Hand und zog ihn nach ſich durch das bethaute Gras. Die Uebrigen folgten in ſtummer Erwartung.

Der alte Küſter war unlängſt geſtorben, aber er hatte Wort gehalten. Ein blühendes Kirſchbäumchen ſtand auf Wolff's Grabe, die weißen Blüten ſchimmerten ſanft im Fackelſchein. Der große Augenblick war gekommen, Philibert's Buſen faſt zu eng für ſein Gefühl. Da ſtand er an der Gruft, die Freunde rings umher; ein Jeder mußte ſeine Hand ihm reichen; er faßte ſie Alle mit der Rechten, hielt mit der Linken eine Fackel gegen Himmel ſo hoch er vermochte, und beſchwur des Lehrers Schatten, herab zu ſchweben, um den ewigen Bund zu ſegnen und die himmliſche Wonne zu genießen, die er an jenem Abende, wiewohl zweifelnd, ſich verſprach, als die Jünglinge zum erſten Male das ungebrochene Gelübde der Freundſchaft ablegten.

Ein ſeltſamer Kontraſt herrſchte in dieſer nächtlichen Gruppe. Philibert's Geſtalt glich der eines jungen oſſianiſchen Helden: ſeine Locken flatterten im Abendwinde, ſein Geſicht, gegen die Sterne gekehrt, vom Fackelſchein geröthet, ſchien ein überirrdiſcher Glanz zu umfließen. Neben ihm der bleiche, ganz erſchöpfte Otto, der vor Kälte ſchauderte, und den die gebrochenen Knie kaum noch trugen. Sein

Nachbar Kaſimir, mehr erſtaunt, als gerührt, verſuchte von ganzem Herzen in Philibert's Empfindung ſich hinein zu arbeiten. Paul und Eduard gegenüber, hatten unterwegs dem Flaſchenkeller des Oberforſtmeiſters ein wenig zu ſtark zugeſprochen, und verdrehten, mit wankenden Füßen, die Augen. Alle fühlten ſich mächtig erleichtert, als Philibert endlich aus ſeiner erſten himmliſchen Extaſe zurückkam, ihre Hände losließ und ſich auf den Grabhügel warf; ein Signal für Alle, im bethauten Graſe ſich ſo bequem als möglich zu lagern.

Jeder hoffte im Stillen, es werde nun ein Diener mit Erfriſchungen erſcheinen; aber Philibert hatte an Alles gedacht, nur nicht an Erfriſchungen, deren er ſelbſt ſo wenig bedurfte. »Jetzt, meine Freunde,« rief er aus, »jetzt laßt uns die ſchöne Vergangenheit noch einmal hervorzaubern, jeder Lehre des väterlichen Freundes uns erinnern, der hier unter unſern Füßen ſchlummert!« — Alle ſchwiegen, und mit unerſchöpflicher Beredſamkeit des Herzens ſprach Philibert in hoher Begeiſterung, bis die Fackeln nach und nach verlöſchten und die Morgenröthe am Horizonte ſchimmerte.

Er war entzückt über die ſtille Aufmerkſamkeit, mit der die Freunde ihm zugehört hatten. »Es wird Zeit, aufzubrechen,« ſagte er, »pflücke noch ein Jeder einen Blütenzweig von dieſem heiligen Baume, und dann zurück in die Welt.«

Niemand antwortete, Niemand rührte ſich. Philibert ergriff den Stumpf einer im Graſe noch glimmenden Fa-

ckel, leuchtete um ſich und ſah beſchämt, daß ſie Alle ſchliefen.

So endete das erhabene Schauſpiel. Die Schläfer wurden aufgerüttelt, taumelten in die Wagen, um fort zu ſchlafen, und Philibert kam mit etwas abgekühlter Empfindung in die Reſidenz zurück.

Siebentes Kapitel.

Wenn es erlaubt iſt, ein unedles, aber paſſendes Bild zu gebrauchen, ſo darf man wohl ſagen, daß Männer in ſpätern Jahren mit eben dem Verlangen die Gefühle der Jugend wieder aufſuchen, mit denen ſie etwa eine Speiſe zu genießen wünſchen, die ſie als Knaben liebten, und ſeitdem nicht genoſſen. Sie ſprechen oft von einem Lieblingsgericht, ſie können es kaum erwarten, bis es ihnen vorgeſetzt wird, und wenn es nun endlich auf der Tafel erſcheint, ſo ſchmeckt es ihnen nicht mehr; ſie behaupten, es ſei nicht ſo zugerichtet, wie vormals, und vergeſſen, daß ſie nicht dieſelbe jugendliche Eßluſt mit zu Tiſche bringen. — So ſehnt ſich der Mann auch nach Gefühlen, die einſt ſeine ganze Bruſt ausdehnten und entflammten, und nun — wenn es ihnen auch gelingt, ſie wieder hervorzurufen — die Bruſt leer und kalt laſſen.

Die regelmäßigen Zuſammenkünfte der Ordensbrüder dauerten noch eine Weile fort, weil Philibert darauf beſtand, und Alle ſchienen mit Ungeduld die Stunde derſelben zu erwarten; allein Jeder fühlte ſich gedrückt; der

Kammerherr fand sie abgeschmackt, der Oberforstmeister kindisch, der Advokat empfindsam. Hätte nicht Otto einer neuen Stütze bei Hofe bedurft; hätten nicht Paul und Eduard Beförderungen zu erschleichen gehofft, Alle würden die lästige Verbindung längst zerrissen haben. Selbst Philibert empfand eine gewisse Leere in der Gesellschaft seiner Jugendfreunde; er fühlte, daß nicht mehr derselbe Geschmack, nicht mehr dieselben Neigungen sie verbanden, kurz, daß andere Verhältnisse eingetreten waren, und daß auch er ihre Fesseln trug. Es waren blos noch Erinnerungen, die in jeder Versammlung die Kosten herleihen und den Tag festlich machen mußten. Doch Erinnerungen nutzen sich leicht ab und sollten nur Schaumünzen bleiben, die man selten hervorzieht. Bedient man sich ihrer zu täglichen Ausgaben, so erlischt das Gepräge.

Ottilien sah Philibert nur dann und wann, fast nur so oft, als der Wohlstand heischte, denn was ihn vormals wohl noch zu ihr hinzog, ihre schwesterliche Herzlichkeit war verschwunden, eine gewisse scheue Freundlichkeit an deren Stelle getreten. Ueberdies hatte es ihm eine Art von Widerwillen eingeflößt, daß er von allen Seiten hören mußte, Fräulein Schilff habe seinen Vater durch ihre Vorbitten befreit. Zwar überzeugte er sich, Ottilie sei unschuldig an der Verbreitung dieses Gerüchts, allein das Verdienst seines Otto wurde doch dadurch geschmälert: das machte ihn verdrießlich. Bisweilen, wenn er mit Hitze die Verwendung des Kammerherrn rühmte, hatte Mancher

ſogar fein gelächelt und die Achſeln gezuckt. »Unerträglich!" rief er dann — und — »Laß es gut ſein," pflegte der ſchlaue Höfling zu ſagen: »genug, daß du und ich die Wahrheit wiſſen. Deine Liebe, mein Bewußtſein, was verlange ich mehr?"

Aber Philibert meinte, der Welt nach und nach ſeinen Glauben beizubringen, wenn er Fräulein Schilff vernachläſſigte und dadurch bewieſe, daß er ihr nichts ſchuldig ſei. — Was konnte ihn auch noch zu ihr locken? ſie ſprach ja nicht einmal von Blandinen, deren ſchönes Bild aus dem Herzen zu verbannen ihm noch immer nicht gelingen wollte. Er nannte ihren Namen nie, miſchte ſich auch nie in ein Geſpräch von ihr; doch die drei Freunde hatten ihm wohl abgemerkt, wie gern er von ihr reden hörte, und gewährten ihm öfter dieſes Vergnügen, ſprachen gleichſam unter ſich, als ob ſie ſeine Gegenwart vergäßen oder nicht bemerkten. Dann ſaß er ſtill und lauſchte, wie man einem Flötenkonzert zuhört, welches man durch ein lautes Athemholen zu unterbrechen ſich hütet. Daß ſie vermählt ſei, wußte er; ob aber glücklich? darnach ſcheute er ſich zu fragen, ſo wie nach ihrem jetzigen Aufenthalt; auch gab es in der ganzen Reſidenz, Ottilien ausgenommen, keinen Menſchen, der dieſe Fragen ihm hätte beantworten können.

Sechs Wochen waren nun verſtrichen, ſeit der alte Miniſter das Ruder wiederum ergriffen hatte. Sein ſchwärmeriſcher Sohn war ihm bereits ſehr läſtig. Auf der Feſtung, wo ſonſt Niemand ihm zuhörte, wenn er Prophe-

zeiungen oder Weisheit von ſich gab, ſchien Philibert ihm ſo nothwendig geworden, daß er wirklich einmal glaubte, die Natur rege ſich in ſeinem Herzen und er liebe ſein einziges Kind. Aber in den jetzigen Verhältniſſen, da der Sohn den Vater nicht begriff, ſtets die Moral in die Politik miſchen wollte, ſeinen kindiſchen Glauben an die Menſchen noch immer nicht aufgab und bisweilen ſogar die feinſten Ränke Seiner Exzellenz durch plumpe Gutmüthigkeit vereitelte, jetzt, da ihn ein Todfeind des Miniſters in ſeinen Stricken hielt, wünſchten Seine Exzellenz von Herzen, er möchte wieder auf Salmbach jagen oder botaniſiren. Der kluge Vater ſah voraus, daß es ärgerliche Scenen mit dem Sohne geben würde, wenn er, wie feſt beſchloſſen war, deſſen Buſenfreund ſtürzte.

Der Kammerherr bemerkte bald die wachſende Kälte des Miniſters gegen Philibert und zitterte bei dem Gedanken, dieſen Vermittler zu verlieren; denn ſchon hatten allerlei Symptome ihm verrathen, daß die fürſtliche Gunſt zu wanken beginne. Darum dünkte es ihm nöthiger, als jemals, einen neuen, mächtigen Rückenhalt zu erwerben, der ihn vor dem höchſten Unglück auf Erden, Verbannung vom Hofe, ſchützen könne. Er fing an, den Zerſtreuten, Niedergeſchlagenen zu ſpielen; er ließ ſtumme Seufzer reden; er wandte ſich oft plötzlich um und fuhr mit dem Zeigefinger nach den Augen, als ob er eine Thräne zerdrückte.

Philibert bemerkte bald, was er bemerken ſollte, und drang mit freundſchaftlichem Ungeſtüm in ſeinen Otto, den

geheimen Kummer mit ihm zu theilen. Der Höfling ſank in ſeine Arme, verbarg das Geſicht an ſeinem Buſen und ſtammelte: »Ach! ſchon längſt würde ich meine Leiden dir vertraut haben, wenn ich nicht mit dem Bekenntniß eines an dir ſelbſt begangenen Verbrechens den Anfang machen müßte. Der Diamant — den du mir ſchickteſt, um ihn Ottilien einzuhändigen — er iſt noch in meinem Beſitz — ich habe ihn dir und ihr vorenthalten — denn ich kann mich nicht von ihm trennen.“

»Wie, Otto? welchen Werth hat dieſer Stein für dich?“

»Den höchſten! denn ich liebe Ottilien, ich bete ſie an!“

Philibert erſtaunte. Aber zwei Thränen, die ſeinem Otto von der gefurchten Wange liefen, verſtatteten keinen Zweifel. »Wenn es ſo iſt, warum eilſt du nicht, deine Hand ihr anzubieten?“

»Ach! ſie liebt mich nicht!“

»Unmöglich! deine Eigenſchaften, dein Herz, deine Geſtalt, dein Rang (der bei Weibern viel gilt), ſollte Alles das Ottilien nicht bewegen? ſollte ſie nicht wünſchen, einer Abhängigkeit zu entrinnen, die, ſo ſchimmernd ſie auch ſein mag, doch ſtets drückend bleibt?“

»Die Liebe macht ſchüchtern,“ verſetzte Otto: »ich war nie im Stande, ihr Vortheile aufzuzählen, die ſie vielleicht in einer Verbindung mit mir finden würde. Ja, wenn ein Freund — wenn du für mich ſprechen wollteſt — dich

ſchätzt ſie hoch — zu deinem Urtheil hat ſie Vertrauen — du allein könnteſt mein Glück bewirken und Alles, was ich für dich gethan habe, mir in einem Augenblicke tauſendfach vergelten.“

„Ob ich es will!“ rief Philibert und ſchloß ihn haſtig in ſeine Arme. „Wo iſt mein Hut? auf der Stelle gehe ich zu ihr!“

Und wirklich eilte der Freiwerber zu Ottilien, ſie bittend um eine geheime Unterredung.

Achtes Kapitel.

Bei dem Worte geheim erröthete Fräulein Schilff. Sie ſchlug ſchüchtern die Augen zu ihm auf und wurde in den ſeinigen eine Art von bittender Zärtlichkeit gewahr, die ſie faſt ganz aus der Faſſung brachte. Kaum hatte ſie die Kraft, auf die Thür ihres Kabinets zu deuten; er führte ſie hinein, und mit zitternden Knien ließ ſie auf dem Sofa ſich neben ihm nieder, ſeine Anrede erwartend.

„Laſſen Sie uns vergeſſen,“ hub er an, „daß wir beide am Hofe leben. Erlauben Sie mir, mich in die ſchönen Zeiten zu verſetzen, wo ich Sie Ottilie und Schweſter nennen durfte; wo Sie nicht mit dem feierlichen Ernſt, der mich hier zurückſtößt, mir entgegen traten, ſondern mir freundlich die Hand reichten. Darf ich das? antworten Sie mir.“

Ottilie hatte kaum noch Athem. Sie konnte nicht antworten, allein ſie neigte das Haupt ihm freundlich zu

und reichte ihm die Hand, die er mit Wärme an seine Lippen drückte.

»Ja ich darf,« fuhr er fort mit ungewöhnlichem Feuer, »diese holde Bewegung verbirgt mir, daß Fräulein Schilff Ottilien erlaubt, den Bruder Philibert anzuhören. Ich komme, das Glück eines guten, redlichen Menschen von Ihnen zu erbitten, dem sie schon als Jüngling wohl wollten, und der an Ihrer Hand den Gipfel seiner Wünsche erklimmen würde.«

Ottilie sah ihn mit großen Augen an. Er sprach so feurig, so innig; er hatte ihre Hand so fest in seine beiden gedrückt und war so außerordentlich bewegt, daß sie nothwendig ahnen mußte, er spreche von sich selbst. Dieser Gedanke — bisher ein Fremdling, den die bescheidene Seele stets zurückgewiesen hatte — drang jetzt so schnell, mit so süßer Gewalt in ihr Herz und dehnte es so mächtig aus, daß es zerspringen wollte.

»Ist es möglich!« stammelte sie.

»Warum zweifeln Sie?« sagte Philibert. »Konnte Ihre stille Sanftmuth und Ergebung, mit der Sie ein hartes Schicksal trugen, nicht schon in unsern Kinderjahren den Grund zu einer Neigung legen, die durch Ihr musterhaftes Betragen an diesem Hofe immer stärker wurde? Hätten Sie die Thränen der Liebe gesehen, die im Stillen um Sie vergossen worden sind, jeder Zweifel wäre längst verschwunden.«

»Ach, Philibert!« — schluchzte Ottilie, und verbarg ihr

Geſicht in der linken, freigebliebenen Hand, »ich bin ein armes, ſchwaches Mädchen — haben Sie Mitleid mit mir — täuſchen Sie mich nicht.«

»Ich Sie täuſchen? Fanden Sie jemals Grund, an meiner Wahrhaftigkeit zu zweifeln? Ich ſchwöre bei Gott und bei dem Andenken an Ihre gute Mutter, von der Sie mir ſo oft erzählten, ich rede ernſt und wahr! und mein Glück, ja mein eigenes Glück hängt mit an Ihrer Erklärung.«

»Wenn es ſo iſt — ach! und wie gern glaube ich es! —« ſtammelte Ottilie, »ſo ſoll keine alberne Schüchternheit, keine mädchenhafte Ziererei den Ernſt dieſer Stunde entweihen. Meine Lippen ſollen bekennen, was ſeit Jahren ſchon mein Herz verſchloß, daß ich — ſeit ich fühlen kann — den edelſten Mann liebe.«

Philibert ſprang auf. »Haben Sie Dank, theuerſte Ottilie! in einigen Minuten liegt der Glückliche zu Ihren Füßen.« — Mit dieſen Worten ſtürzte er fort und hinterließ die arme Getäuſchte in der fürchterlichſten Beklemmung. Seine letzten Ausdrücke verriethen ihr nur zu deutlich, daß er nicht von ſich ſelbſt geſprochen habe. Der Kammerherr trat wie ein Geſpenſt zwiſchen ſie und den Geliebten. Ja, von dieſem war die Rede, das wurde ihr plötzlich klar. Doch in dieſem erſten Augenblicke fand der Unwille gegen den niedrigen Höfling keinen Raum, denn die Scham, die tiefſte Scham, hatte ſich ihrer ganzen Seele bemächtigt. Nur der Schmerz zuckte noch bis-

weilen hindurch, wie ein Blitz durch eine ſchwarze Wolke. Der Mann, der der Abgott ihres Herzens war, hatte als Freiwerber für einen Andern vor ihr geſtanden: hatte ihr den ſprechendſten Beweis von ſeiner Gleichgiltigkeit abgelegt. Nicht als ob ſie jemals ſich geſchmeichelt hätte, ſein Herz zu gewinnen — aber das ihrige auf dieſe Weiſe verſchmäht zu ſehen — ach! das erregte ein bitteres Gefühl! — es war, als habe er ihre ſtille Liebe gleichſam verſpottet — und gegen dieſen Spötter hatte ſie ſich verrathen — ihren ſonſt ſo dicht verſchleierten Buſen ihm geöffnet — er wußte nun ihr Geheimniß — und war er gleich noch jetzt im Irrthum, ſo mußte doch die eigentliche Bedeutung ihres Geſtändniſſes ihm aus den Folgen klar werden.

Wenn ſein unwürdiger Freund erſchien — wenn er abgewieſen wurde — wie ſollte er dann ihre Worte auslegen? »Daß ich ihn liebe! wird er ſich ſagen und mitleidig die Achſeln zucken und über die Thörin lächeln.«

Sie hüllte ſich in ein Kiſſen ein, ihre Scham vor ſich ſelbſt zu verbergen. Faſt hätte ſie in dieſem Tumult ihrer Seele beſchloſſen, den Kammerherrn wirklich zu heirathen, damit nur Philibert nicht aus ſeinem Irrthum geriſſen würde. Ihn wieder zu ſehen und in ſeinen Augen zu leſen: ich weiß nun Alles; den Gedanken ertrug ſie nicht.

Noch lag ſie betäubt auf dem Sofa, als man ihr den Kammerherrn meldete, den Philibert haſtig von ſeinem Glücke unterrichtet und ihn fortgetrieben hatte, um aus

Ottilien's eigenem Munde die Beſtätigung zu hören. Zu ſeinem Erſtaunen wurde er abgewieſen. Er meinte, die jungfräuliche Sittſamkeit ziere ſich nur noch ein wenig, fand ſich nach einigen Stunden wieder ein, kam an dieſem Tage noch dreimal wieder, und erhielt ſtets die Antwort: das Fräulein befinde ſich nicht wohl. Betroffen eilte er zu Philibert, der nun vergebens den Verſuch wiederholte, Ottilien zu ſprechen.

Für ihn würde ſtets die Thür verſchloſſen geblieben ſein, wenn ſie auch nicht wirklich krank geweſen wäre. Aber es war kein leerer Vorwand. Die widrigen Empfindungen, die ihr Herz beſtürmten und zerriſſen, wirkten ſo heftig auf ihren Körper, daß ſchon am Abend ein Fieber ausbrach. Mit jeder Minute wurde ihr Zuſtand bedenklicher; doch begehrte ſie keinen Arzt, er mußte ihr aufgedrungen werden.

Ihr kleiner Zögling lief zu der Mutter, weinte und verlangte ſchluchzend, ſie ſolle ſeiner guten Freundin helfen; denn ſo pflegte er Ottilien zu nennen. Die Gräfin wollte ihn mit der Verſicherung tröſten, es werde bald vorüber gehen; aber der Kleine ruhte nicht; ſie ſollte mit ihm kommen und ſeine gute Freundin gleich, gleich geſund machen. Sie dürfe ja nur den Fürſten darum bitten, meinte er, denn der müſſe doch Alles thun, was ſie wünſche.

Die Gräfin erröthete über die beißende Einfalt des Kindes. Sie war ſchon angekleidet, um nach Hofe zu fahren, allein ſie ließ ſich von dem Knaben die Treppe hinauf

ziehen und fand Ottilien in der That weit kränker, als sie sich vorgestellt hatte. Das beunruhigte sie. Die Krankheit konnte ansteckend werden. Noch gab der Arzt ihr keinen Namen. Sie wollte das Kind aus dem Krankenzimmer entfernen, um es keiner Gefahr auszusetzen; doch es kreischte jämmerlich und würde Krämpfe bekommen haben, wenn sie darauf bestanden hätte. Sie fuhr nicht nach Hofe, sie kleidete sich schnell wieder aus und blieb bei der Kranken bis tief in die Nacht.

Sie liebte Ottilien wirklich, aus hundert Ursachen, unter welchen die verborgenen nicht die schwächsten waren. Daß der kleine Fürstensohn einer vortrefflichen Erziehung genoß; daß sie alle die beschwerlichen Mutterpflichten mit Zuversicht einer Fremden aufbürden durfte, und dennoch der süße Lohn, die Liebe ihres Kindes, ihr nicht entzogen wurde; das und mehr dergleichen rühmte sie laut. Aber daß Ottilie mit der zartesten Behutsamkeit und Schonung sie behandelte; mit ihrer Unschuld vor der Schuldigen nicht prunkte; deren oft verstimmte Laune sanftmüthig trug; daß sie nicht schön war, und auch nicht, wie Häßliche sonst wohl pflegen, Anspruch auf Schönheit machte; daß sie ihrer Gebieterin nicht gefährlich wurde, und den Fürsten täglich sah, ohne diesen Vorzug auf irgend eine Weise benutzen zu wollen; diese Eigenschaften wirkten vielleicht im Stillen mehr noch auf die Gräfin, die, als dankbares Weib, Ottilien ergeben war, indessen sie nur eine dankbare Mutter zu sein glaubte. Darum wich sie sel-

ten von dem Lager der Kranken und pflegte ſie wahrhaft ſchweſterlich, zum Erſtaunen des ganzen Hofes, der nun um die Wette ſeine Läufer und Lackeien ſandte, um an jedem Morgen auf einen großen Bogen Papier im Vorzimmer die Namen der Anfragenden zu kritzeln.

Neuntes Kapitel.

Philibert und Otto begnügten ſich nicht mit jener Förmlichkeit. Sie erſchienen täglich in Perſon, und die auffallende Bewegung, welche dieſe Nachricht jedesmal bei der Kranken hervorbrachte, erneuerte bei der Gräfin die Vermuthung, daß Philibert ihr nicht gleichgiltig ſei. Dieſe Vermuthung wurde zur Gewißheit, als Ottilie in Fieberträumen ſich verrieth, zwar nur durch unzuſammenhängende Worte, doch deutlich genug für ein erfahrnes Weib. Die Krankheit verſchlimmerte ſich; der Arzt zuckte die Achſeln. Ottilie ſelbſt ſchien den Tod zu wünſchen. Die Gräfin ſchwamm in Thränen: das Kind wollte weder eſſen, noch trinken.

»Nur Ein Mittel kann ſie retten,« ſprach die Gräfin zu ſich ſelbſt, nachdem ſie, aus einer langen Unterredung mit dem Arzte, viel Gelehrtes über die Nerven, aber wenig Troſt geſchöpft hatte, »nur Ein Mittel: Vertrauen zu mir. Gelingt es mir, Vertrauen ihr einzuflößen und ihr Herz von ſeiner erdrückenden Bürde zu befreien, ſo wird ſie in der Freundſchaft den heilenden Balſam für ihre Wunden finden.«

Von dieſem Gedanken begeiſtert, entfernte die Gräfin Jedermann aus dem Krankenzimmer, ſetzte ſich an das Bett, faßte Ottilien's heiße Hand, und bat ſie, mit eben ſo vieler Innigkeit, als Schonung, ihr zu entdecken, was ſie doch ſchon halb und halb errathen habe. Ein Thränenſtrom war die erſte Antwort, und ſchon durch dieſen fühlte ſich Ottilie erleichtert. Die Gräfin fuhr fort, ſchweſterlich in ſie zu dringen; ſie nannte endlich Philibert — und alſobald hing Ottilie ſchluchzend an ihrem Halſe und bekannte ihre geheimſten Gefühle.

Sie mußte nun von den Tagen ihrer Kindheit anheben, ach! und das that ſie ſo gern! ſie mußte jede Kleinigkeit erzählen, wiederholen, ausmalen, ſo lange, bis die Vertraute Erſchöpfung befürchtete. Dann entwich ſie ſchnell, um die Wirkung der Seelenarzenei abzuwarten, und erlauſchte mit ängſtlicher Aufmerkſamkeit eine zweite Stunde, um den Verſuch zu erneuern. Ihre liebevolle Sorge blieb nicht unbelohnt. Die Arzeneien wirkten auf den Körper, ſo bald die Seele ihre Wirkung nicht mehr hemmte. Ottilie fing an, ſich zu erholen — nach einigen Wochen war ſie außer Gefahr. Ihr Antlitz erheiterte ſich, ſo oft die Gräfin hereintrat, denn mit ihr durfte ſie von dem Geliebten ſprechen, in ihren Buſen ohne Erröthen das hoffnungsloſe Herz ausſchütten. Feſt vertraute ſie der Verſchwiegenen, daß nimmer eine unbeſcheidene Dienſtfertigkeit ihr Geheimniß verrathen und ſie vernichten werde.

Einmal nur wagte die Gräfin, ihr leiſe in der Ferne

eine Hoffnung aufzuſtellen. Wenn auch Philibert, ſo meinte ſie, Ottilien noch nicht liebte, ſo müßte er doch die innigſte Hochachtung für ſie empfinden; mit dieſer laſſe ſich die Dankbarkeit verknüpfen, da ſie, im Fall einer Vermählung, ihm die Gunſt des Fürſten zum Brautſchatz bringen könnte. Mit dem Miniſter, der gewiß die Hände dazu bieten würde, ließe ſich das im Stillen abthun. Die Gräfin ſelbſt wollte es übernehmen, ihn zu ſtimmen. Dann ſollte der Vater, gleichſam aus eigenem Antriebe, dem Sohne die Verbindung vorſchlagen, ihn überreden —

Bei dem Ausdruck ſchauderte Ottilie, und ihre Freundin fühlte, daß ſie das Wort übel gewählt hatte. Sie erinnerte, daß Philibert ſelbſt — ſobald er mit dem Herzen ſeiner Gemahlin nur erſt ganz vertraut geworden ſei — die Veranlaſſung zu ſeinem Glücke ſegnen und nie erfahren würde, daß eine fremde Hand mit im Spiele geweſen ſei. Doch Ottilie verwarf Alles dies mit Abſcheu. Eine Liebe, die aus Hochachtung, aus Dankbarkeit entſpringen ſollte, ſchien ihrem Herzen eine traurige Befriedigung. Dachte ſie vollends die Ueberredung ſich hinzu, ſo fühlte ſie ſich glücklicher im Schooß des Kummers, als in Philibert's Armen.

Aehnliche Begriffe hegt jedes junge Mädchen von der Liebe. Sie ſoll ein, ich weiß nicht was, ſein; ſoll entſpringen, ich weiß nicht woher, und leben, ich weiß nicht wovon. Jede andere Quelle, ſie ſei ſo rein und klar ſie wolle, iſt der Eitelkeit ihrer Herzen zuwider. Ottilie ließ ſich von der Gräfin ſchwören, daß ſie nie auch nicht den

kleinſten Schritt thun wolle, um Philibert ihr näher zu bringen, oder ihn wohl gar mit ihren Geſinnungen bekannt zu machen. »Wenn er ſie nicht ſchon kennt!« ſetzte ſie ſeufzend und vor Scham glühend hinzu. Das einzige, was ſie gern hörte, war das Anerbieten der Gräfin, dem argloſen Jüngling über ſeinen Freund, den Kammerherrn, die Augen zu öffnen, und ihr zugleich dadurch jede Erklärung über das letzte räthſelhafte Geſpräch mit dem Freiwerber zu erſparen. Wie die Gräfin das anſtellen wolle, überließ ſie voll Vertrauen ihrer Klugheit.

Die Geneſene mußte noch einige Wochen das Zimmer hüten und durfte Niemanden vor ſich laſſen. So wollten es die Aerzte, oder vielmehr die Gräfin, welche dieſe Zeit dazu anwandte, dem Kammerherrn bei Hofe einige verbindliche Dinge zu ſagen, und dieſe mit gewiſſen ſchüchternen Blicken zu begleiten, deren Auslegung ſie ſeiner Eitelkeit überließ. — Sein Scharfſinn übte ſich an dieſem Räthſel. Sie hatte ihn bisher ſo oft überſehen; ſie hatte kein Geheimniß daraus gemacht, daß ſie ihn nicht leiden könne, und eine ihrer bedenklichſten Aeußerungen war ihm ſogar zu Ohren gekommen: es ſei ſein Glück, daß ſie Niemanden ſtürzen möge, auch nicht einmal einen ſchlechten Menſchen. Dieſe Worte vorzüglich hatten den Erſchrockenen ſchon damals beſtimmt, als ſie ausgeſprochen wurden, ſich an Ottilien zu ſchmiegen, weil die Favorite doch einmal die Laune anwandeln konnte, den Günſtling zu ſtürzen. Wenn ſie alſo jetzt ganz unvermuthet ihn ſelbſt anre-

dete, ihm Artigkeiten ſagte, und ſogar den Geſchmack in der Stickerei ſeines Kleides rühmte, ſo hielt er das im erſten Augenblick für eine Wirkung von Ottilien's Jawort, deſſen er ſich zu erfreuen glaubte. Wenn er aber die ſeltſamen Blicke der Gräfin erwog, die ihn zu ſuchen, mit ihm zu ſprechen und dennoch ängſtlich ihn zu vermeiden ſchienen; ſo blähten ſich ſein Herz und ſeine Naſe plötzlich auf, und er wagte, einen Gedanken zu faſſen, der ihn ſchnell um einige Zolle wachſen ließ, gleichwie ein Taſchenſpieler Peterſilie und Kreſſe ſchnell hervortreibt.

Wie wurde ihm vollends, als er eines Tages die Gräfin aus der Loge an den Wagen führte und ſie ihm zuliſpelte: »Ich erwarte Sie morgen Abend Punkt ſechs Uhr.« — Er ſchwebte auf den Zehen nach Hauſe und ſtand die halbe Nacht vor dem Spiegel.

Am anderen Morgen ſehr früh ſchickte er nach dem Hof-Uhrmacher, der auch die Gräfin bediente, um alle ſeine Uhren nach der ihrigen zu ſtellen, damit er ja keinen der glücklichen Augenblicke verlieren möchte.

Zehntes Kapitel.

Der betrogene Betrüger wußte nicht, daß ſchon um fünf Uhr Philibert zu der Gräfin war berufen worden, die ihm eine Vorleſung über ſeine Leichtgläubigkeit hielt und am Schluſſe derſelben verſicherte: ſein Freund Otto ſei ein Böſewicht. Kaum vermochte Philibert, bei dieſen harten Worten, ſich in den Schranken der Höflichkeit zu

erhalten. Er vertheidigte den Kammerherrn mit solcher Hitze, und wurde einigemal so bitter, daß die Gräfin ihn zur Ordnung rufen mußte.

»Nur Ihren eigenen Ohren sollen Sie trauen,« sagte sie lächelnd, als um dreiviertel auf sechs der Kammerdiener hereintrat und den Herrn von Schlangenbring meldete. »Gehen Sie hinter diesen Vorhang und rühren Sie sich nicht, bis ich Sie rufe.« — Philibert machte Einwendungen. Er seinen Freund behorchen? — Um ihn oder mich zu beschämen,« sagte die Gräfin und schob ihn hinter den Vorhang.

Der Kammerherr wurde vorgelassen. Er trat herein mit einer studirten Haltung, auf jede Rolle vorbereitet. Die Gräfin empfing ihn mit liebenswürdiger Verlegenheit, klingelte und sagte halb laut: sie sei für Niemand zu Hause. Dieser Befehl und das reizende Negligee, welches sie gewählt hatte, schwellten ihm den Busen noch höher auf, und er erwartete mit forschendem Blick ihre erste Anrede.

»Ich höre, Sie wollen mir Fräulein Schilff entführen?« sagte sie mit niedergeschlagenen Augen.

»Wenn Sie, meine Gnädigste, Ihre Einwilligung zu meinem Glücke nicht versagen.«

Die Gräfin sprach mit einem unterdrückten Seufzer: »Zu Ihrem Glücke? wie dürfte ich das? — Sie lieben also Fräulein Schilff?« — Bei dieser Frage sah sie ihn schüchtern an; ein Blick, der seine Antwort bestimmte.

»Fräulein Schilff erſcheint gewöhnlich an Ihrer Seite; wie wäre es möglich, ſie zu lieben?"

»Keine Komplimente, lieber Schlangenbring. Wenn Sie meine Freundin nicht liebten, wie kämen Sie wohl auf den Gedanken, ſie zu heirathen?"

»Das errathen Sie nicht? — Eben weil Sie, meine Gnädigſte, ſie Ihre Freundin nennen; weil ich ſchon längſt mit bitterem Schmerz habe bemerken müſſen, daß ich das Unglück habe, von Ihnen verkannt zu werden, und weil ich auf dieſem Wege die Gelegenheit zu finden hoffte, Sie nach und nach von meiner hohen Achtung, von meiner treueſten Ergebenheit zu überzeugen."

»Ich Sie verkennen?" ſagte die Gräfin, indem ſie den Zipfel ihres Shawls faltete, »wenn das Ihr einziger Beweggrund iſt —"

»Der Einzige!" rief der Höfling mit ſteigender Verwegenheit, »ich ſchwöre es bei Ihren himmliſchen Reizen!"

»Aber Ottilie glaubt doch von Ihnen geliebt zu werden?"

»Freilich ſollte ſie das glauben."

»Sie ſelbſt haben es Ihrem Freunde Philibert vertraut?"

»Ich habe ihm geſagt, was ich ſagen mußte, um einen Schwärmer für mich zu gewinnen."

»Schwärmer ſind bisweilen gefährliche Vertraute."

»Ich kenne ihn ganz."

»Aber auch Ottilien?"

»Auch dieſe. Ich errathe Ihre Gedanken. Schon längſt wußte ich, daß Ottilie meinen Freund liebt, ſehr zärtlich liebt.«

»Das wußten Sie?«

»War es nicht Fräulein Schilff, die ſchüchterne Fräulein Schilff, die ſich mit auffallender Innigkeit für die Begnadigung des Miniſters verwandte? Habe ich es nicht aus dem Munde Seiner Durchlaucht, daß Allerhöchſt Dieſelben blos in Rückſicht auf die Freundin der Gräfin Sternheim Dero gerechten Zorn entwaffnet haben? Das iſt nicht die einzige Veranlaſſung, bei der ihr Herz ſich mir verrathen hat.«

»Geſetzt, es wäre ſo, um ſo mehr muß ich erſtaunen —«

»Daß ich Fräulein Schilff meine Hand angetragen habe? Ach, gnädigſte Gräfin, iſt es denn die Liebe, welche am Hofe Ehen knüpft? muß man dieſe gefährliche Leidenſchaft nicht fliehen? und wenn man das Unglück hat, ihr zu unterliegen, darf man in gewiſſen Fällen mehr wünſchen, als eine Verbindung, die dem geliebten Gegenſtande uns wenigſtens näher bringt?«

»Ich verſtehe Sie nicht, Herr Kammerherr; allein ich dächte, ein zartfühlendes Herz würde vielmehr durch dieſes ſeltſame Mittel ſich auf ewig von Ihnen getrennt glauben.«

»O wie haſtig würde ich dann das lockere Band zerreißen, welches ein Irrthum mich knüpfen hieß!«

»Und was würden Sie Ihrem Freunde ſagen?«

»Das erſte Beſte, wenn es nur ſubtil genug wäre.«

»Iſt er ſo genügſam?«

»Er glaubt nur, was ſein Herz, nie was ſeine Augen ihm ſagen.«

»So iſt er kein Mann für den Hof und kein Freund für den Höfling, und kein Sohn für den Miniſter. Man ſollte ihn zu entfernen ſuchen.«

»Das war längſt mein Wunſch.«

»Im Vertrauen, Herr Kammerherr, ich liebe weder ihn, noch ſeinen Vater.«

»Ich haſſe Dieſen und ertrage Jenen, weil ich muß.«

»Darf ich auf Sie zählen?«

»Sie erheben mich zum Gott, wenn Sie mir vergönnen, Ihre Feſſeln bis in den Tod zu tragen.«

»Der Miniſter muß fallen.«

»Ich bin zu Allem bereit.«

»Es bleibt noch unter uns.«

»Verſchwiegen wie das Grab.«

»Iſt der Vater erſt einmal aus dem Wege —«

»O dann haben wir gegen den Sohn keine Schonung weiter zu beobachten.«

»Noch brauche ich einige Wochen, um den Fürſten vorzubereiten.

»Sie werden mir zu Jahren werden!«

»Sie Ihres Wortes gegen Fräulein Schilff zu entledigen, nehme ich auf mich.«

»Reizende Gräfin!« — Er wollte ſich auf die Knie werfen.

»Gemach, Herr Kammerherr! Sie haben eine Prüfung überſtanden; allein den Lohn behalte ich Ihnen noch vor.«

»Ich ſchwelge in dieſem Vorgenuß!«

»Gehen Sie. Ich werde Ihnen einen Wink geben, ſo bald ich es wagen darf, Sie wieder zu ſehen.«

Sie reichte ihm die Fingerſpitzen zum Kuß, und der Selige ſchwebte durch das Vorzimmer, indem er lächelnd jeden Bedienten grüßte.

Eilftes Kapitel.

Die Gräfin zog den Vorhang weg. Philibert ſtand leichenblaß mit bebenden Gliedern. »Kennen Sie nun Ihren Jugendfreund?« Seine Lippen zuckten, er konnte nicht reden. — »Vielleicht zweifeln Sie noch? vielleicht halten Sie mich für die Betrogene, und Alles, was er geſprochen hat, blos für eine höfiſche Form? — Gehen Sie, prüfen Sie ihn ſelbſt. Ich fordere nichts von Ihnen, als Ihr Wort, ihm nicht zu verrathen, daß Sie ein verborgener Zeuge unſeres Geſprächs geweſen ſind.«

Philibert reichte der Gräfin die Hand. Sprechen konnte er nicht. Sie entließ ihn durch eine geheime Treppe, damit ſein zerſtörtes Geſicht kein Aufſehen im Vorzimmer erregen ſollte.

Er brachte einen fürchterlichen Abend hinter verſchloſſe-

nen Thüren zu. Er rüttelte ſich, um den böſen Traum ab zuſchütteln, und dann murmelte er wieder knirſchend: nein, ich war wach! — Es gab Augenblicke, wo die leidende Geſtalt Ottilien's vor das Zerrbild des entlarvten Freundes trat und es bedeckte; dann ruhte der Blick wehmüthig auf dieſem. Zum erſten Male gab er dem Gedanken Raum, von ihr geliebt zu werden. Er wiederholte ſich ihr letztes Geſpräch, und errieth nun die Bedeutung jedes Wortes, welches ihrer beklommenen Bruſt entſchlüpfte.

»Ja, ſie liebt dich,« ſagte er ſanft, und die Kinderjahre gaukelten an ihm vorüber: »Sie war es, die in deiner Noth ihr ganzes kleines Erbe dir brachte — die vor dem falſchen Freunde dich warnte — im Stillen deines Vaters Befreiung und die deinige bewirkte — ſich aber ſittſam in ſich ſelbſt zurückſchmiegte, den Dank einem Unwürdigen gönnend.« — Ottilie ſtand groß vor ihm. Er bewunderte ſie. Dankbarkeit geſellte ſich zu der ſüßen Ueberzeugung, geliebt zu werden, die ſchon oft allein Gegenliebe bewirkte. Es regte ſich an dieſem Abend etwas dergleichen in ſeinem Herzen, und gewährte ihm lindernden Balſam für die, von Freundes Hand geſchlagene, tiefe Wunde. Wohl dem Unglücklichen, der, wenn er ein geliebtes Bild aus ſeiner Bruſt verſtoßen muß, am Eingange ſchon ein anderes harrend findet, um wenigſtens den leeren Platz zu füllen; denn Herzensleere iſt für den Betrogenen faſt noch ſchrecklicher als der Verluſt.

Der folgende Tag war zu der gewöhnlichen Zuſam-

menkunft der Ordensbrüder beſtimmt. Noch nährte Philibert eine leiſe Hoffnung, daß Alles nur ein Gaukelſpiel geweſen. »Es mag ſein,« dachte er bei ſich ſelbſt, »daß Otto zu ſchwach war, die ganze Reinheit ſeines Herzens am Hofe zu erhalten; daß er für nöthig hielt, die Gräfin zu täuſchen und ſich herabließ, es wirklich zu thun. Aber wie? wenn er jetzt herein tritt, mir Alles offen bekennt? mir ſagt, warum er ſolcher nichtswürdigen Hilfsmittel ſich bediente? darf ich dann ihn nicht entſchuldigen? — der Höfling verdient Bedauern, der aufrichtige Freund Verzeihung. Wer darf ſich ſelbſt, oder irgend einem ſeiner Freunde nachrühmen, daß er in jeder Lage des Lebens, im Kleinen wie im Großen, in fremden wie in eigenen Geſchäften, immer und immer ſtreng redlich gehandelt habe? — Der Eigennutz iſt es ja nicht allein, der von der Bahn der Pflicht freilich nur gemeine Seelen ableitet. Menſchenfurcht, Verlegenheit, Mangel an Geiſtesgegenwart, ſogar Gefälligkeit — eine ſonſt ſo liebenswürdige Tugend — beſtimmen bisweilen auch den Rechtſchaffenſten, einen Nebenweg zu betreten, weil er hofft, er werde ſich dennoch nicht verirren. Nur Hinterliſt kann dem Freunde nicht verziehen werden, und hinterliſtig darf ich Otto nicht eher nennen, bis ich ihn geſehen, geſprochen.«

Mit banger Ungeduld erwartete der Gutmüthige das Erſcheinen des Nichtswürdigen. Er dachte ſich ihn beim Eintritt ſchüchtern, das Herz mit dem Geheimniß ſchwer belaſtet; die Lippe halb geöffnet, um es ſchnell in Freundes

Buſen niederzulegen: er war entſchloſſen, ihm auf halbem Wege entgegen zu kommen, und allenfalls — ſo ſehr ihm das auch ſonſt zuwider war — Paul und Eduard von der Herzensergießung auszuſchließen, um dem Reuigen die Scham zu erſparen. Aber ſiehe da, Schlangenbring erſchien mit einem ſtrahlenden Antlitz, in welchem die Erwartung eines nahen Glückes, vermiſcht mit übel verſtecktem Hohn, leſerlich geſchrieben ſtand.

Es war wohl gut, daß die ſchlaue Gräfin den Triumph der Rache verſchob, und nicht in Gegenwart des Entlarvten den verborgenen Zeugen hervorrief. Denn hätte der Höfling geahnet, Philibert ſei von Allem unterrichtet, ſo wäre es ihm fürwahr auch jetzt noch leicht geworden, einen Mann zu täuſchen, der mit gänzlicher Unempfänglichkeit für den Glauben an das Böſe, einen faſt unüberwindlichen Eigenſinn des Herzens vereinigte. So aber hatte die unvermuthete Ausſicht, der Liebling der Gräfin, und durch ſie Beherrſcher des Landes zu werden, den Schwachkopf ſchwindeln gemacht. Es war ihm ſogar unmöglich, ſeine Hoffnungen ganz zu verſchweigen, ſo heilig er es auch der Gräfin zugeſagt hatte. Zufällig beſuchte ihn ſein Bruder, als er eben von ihr kam, und ſo kühl auch ſonſt die Brüder mit einander umzugehen pflegten, ſo konnte doch diesmal Otto dem Reiz nicht widerſtehen, ſich vor Paul zu brüſten. Er ſagte ihm Alles, und wünſchte ihm Glück zum Oberjägermeiſter, eine Stelle, die dem Bruder des allmächtigen Miniſters nunmehr nicht entgehen konnte. Der

schwache Paul, dessen kühnste Wünsche so plötzlich in Erfüllung gehen sollten, wurde betäubt und geblendet; er ging in seiner Freude auf einen Klubb, betrank sich, wie er wohl öfters zu thun pflegte, stieß auf Eduard, klopfte ihn auf die Schulter, faßte ihn unter den Arm, taumelte mit ihm fort, und machte auch diesem, im engsten Vertrauen, zum Mitwisser des großen Geheimnisses.

Der nüchterne Eduard faßte sogleich eine glänzende Hoffnung, sich selbst empor zu schwingen. Er war in der That kein schlechter, aber ein mittelmäßiger Mensch, wie sie zu Tausenden herumlaufen. Er handelte gewöhnlich rechtlich, nur mußte er Geld haben, keinen Mangel leiden; denn in diesem Falle schmiegten seine Grundsätze sich unter den Fußtritt der Noth. Er meldete sich in aller Frühe bei dem Kammerherrn, wurde vorgelassen, trat tief unterthänig herein, hütete sich wohl, den hohen Gönner zu duzen, ließ ein Wörtchen von der frohen Nachricht fallen, die er durch den künftigen Oberjägermeister erfahren, schien hoch entzückt über das Heil, welches seinem Vaterlande bevorstehe, und bat demüthig um den Posten eines Privatsekretärs in Diensten Seiner künftigen Excellenz.

Der Kammerherr stellte sich zwar entrüstet über die Schwazhaftigkeit seines Bruders, allein es war leicht bemerkbar, daß diese erste Huldigung von einem Menschen, den er noch vor Kurzem als seines Gleichen behandeln müssen, ihm wohl that. Er holte die Protektionsmiene wieder hervor, die er, seit der Rückkunft des alten Ministers, bei

Seite gelegt hatte, versicherte den Advokaten, man werde an ihn denken, und empfahl ihm vor der Hand ein strenges Schweigen.

Alles dies war vorgegangen, ehe das Sechseck sich versammelte. Jeder war unterrichtet, und Jeder schwieg aus andern Gründen. Man setzte sich, man trank; Philibert beklommen, Otto vornehm lächelnd, Paul gähnend, Eduard schüchtern verlegen. Die Unterhaltung war sehr einsilbig; dem Wirthe schlug das gebrochene Herz.

»Freunde!« rief er plötzlich aus, »werden wir noch oft so beisammen sitzen? des heiligen Bundes Erinnerung feiern? — ich weiß nicht, welche Bangigkeit mich ergreift. Wird unser drittes Sinnbild nie zertrümmert werden, wie die beiden ersten? wird unter uns nie ein Verräther an der Freundschaft die Lippe zum Judaskuß bieten? — O laßt uns hier noch einmal, umschwebt von Wolff's Schatten, einander die Hände reichen, und den Schwur erneuern: Verflucht sei, wer den Freund hintergeht! und sollte jemals Einer von uns, verstrickt in das Labyrinth der Leidenschaften, durch böse Worte oder Gedanken — (denn böser Handlungen sind wir unfähig) — diesen ewigen Bund entweihen; so unterliege er nicht der falschen Scham, ein irrender Mensch gewesen zu sein; er werfe sich muthig dem Freunde an die Brust und finde da Trost und Verzeihung! —«

Philibert war aufgestanden und streckte zitternd seine Arme über die Tafel aus. Paul und Eduard machten Miene

ihm zu folgen, doch mit einem verlegenen Blicke auf Otto, der ſich nachläſſig auf ſeinem Stuhle wiegte und alſo anhub:

»Guter Philibert, du biſt auf meine Ehre ein äußerſt liebenswürdiger Schwärmer; allein die Zeiten ſind vorbei, wo unſere kindlichen Gemüther an ſolchen Schattenſpielen ſich ergetzten. Was ſoll das nun? Aus Liebe zu dir habe ich dieſen empfindſamen Verſammlungen beigewohnt, aber ich bekenne dir, ſie fangen an, mir läſtig zu werden. Was meint ihr Andern?" — »Freilich," ſagte Paul, und griff nach ſeiner Pfeife, »kommt nicht viel dabei heraus."

Eduard zuckte zweideutig die Achſeln. Philibert ſtand unbeweglich.

»Wenn Männer, die zuſammen ſtudirten," ſo fuhr der Kammerherr fort, »ſich nach vielen Jahren einmal wieder verſammeln, um etwa einen Landesvater zu feiern, und ihre Hüte jubelnd auf den Degen zu ſchwingen, ſo habe ich nichts dagegen; es iſt eine frohe Stunde, in der die luſtige Vergangenheit einen Beſuch bei der trockenen Gegenwart abſtattet. Aber wenn Männer ſich quälen, gewiſſe Jugendgefühle, für die ſie ſelbſt keine Empfänglichkeit mehr haben, in ihr ernſtes Geſchäftsleben zu flechten; ſo kommt mir das gerade ſo vor, als wenn ein Greis den Verliebten bei einem ſechzehnjährigen Mädchen ſpielt, er macht ſich lächerlich. Darum meine ich, wir heben dieſe Zuſammenkünfte auf, und ſind froh, daß im Publikum noch nichts davon laut geworden."

»Mein Bruder iſt ein geſcheider Kerl,« ſagte Paul und rauchte ſeine Pfeife an.

»Ein Welt- und Menſchenkenner,« ſetzte Eduard hinzu.

Philibert ließ die ausgeſtreckten Arme langſam ſinken, und heftete ein ſtarres Auge bald auf dieſen, bald auf jenen.

Otto unterbrach die Pauſe. »Was bedeutet dieſes düſtere Schweigen? — Laß uns nicht länger Komödie ſpielen. Laß uns freimüthig mit einander ſprechen: Du lebſt jetzt ſchon Monate lang am Hofe. Muß ich dir noch ſagen, daß hier und überall die Freundſchaft blos eine Tochter der Verhältniſſe iſt? — Du ſchauderſt. Allein warum ſollte der Menſch ſich dieſer Unvollkommenheit in ſeiner Natur ſchämen? — Betrachte, ich bitte dich, ſein erſtes und regſtes Verhältniß, das Band, welches ſeine Seele an den Körper knüpft; auch dies ſogar iſt dem Wechſel unterworfen. Aber die Seele genießt, ſo lange der geſunde Körper mit ihr harmonirt. Machen wir es eben ſo. Du, Philibert, wir bekennen es gern, biſt die Seele unſeres Körpers; wir ſind nur die Glieder, wir können deinem hohen Schwunge nicht folgen; deine Genüſſe ſind nicht die unſerigen; und wären wir deren auch fähig, ſo ſtehen wir hinwiederum in ſo mancherlei Verhältniſſen des bürgerlichen Lebens, die unſere Empfindungen abkühlen, unſere Zeit rauben, unſere Kräfte erſchöpfen. — Aber ich bemerke eben, daß ich die meinigen erſchöpfe, ohne von dir einer Antwort gewürdi-

get zu werden. Zwar — deine hohnsprechenden Blicke sind auch eine Antwort. Weißt du auch, Philibert, daß du mich beleidigst?"

Er schwieg. Alle schwiegen. Auch Philibert, der ihn blos mit seinen Augen durchbohrte. Der Kammerherr wurde unruhig; er nahm sich zusammen: »ich warne dich, mein Freund, du ahnest nicht, was geschehen könnte. Ich liebe dich sehr, und habe es dir bewiesen." — Philibert brach in ein lautes Gelächter aus.

»Das ist zu arg!" rief Otto, und sprang von seinem Sessel auf. »Ihr andern seid Zeugen, wie brüderlich mit ihm geredet worden; tritt er aber alle Verhältnisse mit Füßen, so möge er es zu spät bereuen." Mit diesen Worten eilte er zur Thür hinaus, nicht ohne Besorgniß, von Philibert ergriffen und hinabgeschleudert zu werden; denn er hörte den verspotteten Wirth dicht hinter sich und konnte ihm nicht entrinnen. Aber Philibert faßte blos mit gräflicher Kälte seinen Arm und sagte weiter nichts, als: Ottilien's Ring. Der Höfling las in seinen funkelnden Augen, daß hier zu Frage und Antwort keine Zeit mehr sei; er streifte mit zitternder Hand den Ring vom Finger, gab ihn dem Drohenden, fühlte seinen Arm frei, und sprang auf die Straße, wo er Athem schöpfte. Ihm war teufliſch wohl, durch die eben gespielte Scene, den Freundschaftsbruch bemänteln zu können, der nun bald ruchbar werden sollte.

Zwölftes Kapitel.

Philibert trat mit schwerem Herzen wieder in sein Zimmer. Paul und Eduard standen noch eine Weile und sahen einander an. Philibert rührte sich nicht. Nur seine wilden Blicke ruhten jetzt auf ihnen, und heischten noch eine letzte Erklärung.

Paul faßte endlich ein Herz: »Leb' wohl, Herr Bruder,« sagte er trocken, »nimm mir's nicht übel, du bist nicht wohl gescheid. Mein Bruder hat Recht. Kinder fangen Schmetterlinge und haben ihre Freude daran. So kann es aber nicht bleiben. Denn es kommt eine Zeit, wo man Hirsche mit sechzehn Enden schießt.« — Mit diesem Waidspruch verließ er das Zimmer.

»Ach mein Freund!« sagte Eduard mit süßlicher Zärtlichkeit, »ich liebe dich von ganzer Seele, und diese Liebe preßt mir die Warnung aus: suche Otto zu versöhnen, denn es möchten bald Verhältnisse eintreten, wo seine Freundschaft dir sehr wichtig werden könnte.«

Auch er ging, und Philibert blieb zurück, wie ein Schiffbrüchiger, den die Wilden, nackend entkleidet, am unwirthbaren Ufer stehen lassen. Noch Stunden lang kochte und tobte es in seiner Brust, und er fühlte, sie werde ihm zerspringen, wenn er nicht irgend einem menschlichen Wesen seine Leiden klagen dürfe. Er setzte sich und schrieb, an Ludwig und an Kasimir: »Kennt ihr das Wort Verhältnisse? es ist ein furchtbares Zauberwort, um Tempel zu zertrümmern und Herzen zu zerquetschen. Das

Sechseck iſt nicht mehr! Der Genius der Freundſchaft hat ſein Auge geſchloſſen.“

Nun erzählte er beiden, was vorgegangen war. „Ich würde in eine Wüſte fliehen,“ ſo ſchloß er, „und mir einen Pudel abrichten, um mir einzubilden, er ſei mein Freund, wenn ich nicht Euch noch hätte. Werdet auch Ihr mich täuſchen? — Mein Herz ſpricht nein, und ich glaube meinem Herzen. Wohlan, laßt uns die Elenden vergeſſen, oder bemitleiden. Laßt uns ein anderes Sinnbild wählen: das Kleeblatt. Möge es im Verborgenen grünen und wachſen, bis einſt des Todes Sichel es mäht!“

Nachdem er dieſe Briefe geſchrieben hatte, fühlte er ſich erleichtert; mehr noch, als er die Antworten empfing; denn Kaſimir ſowohl als Ludwig bezeugten den heftigſten Abſcheu gegen die Nichtswürdigkeit der getrennten Bundesbrüder, und ſchwuren dem Verlaſſenen auf's neue unerſchütterliche Freundſchaft, die keinem Verhältniſſe jemals unterliegen könne.

Indeſſen hatte die Gräfin die ſchwachen Wurzeln, an welchen die fürſtliche Gunſt für den Kammerherrn noch hing, vollends ausgegraben, und gerade an dem Tage, an welchem er frohlockend erwachte, weil er als Miniſter wieder zu entſchlummern hoffte, wurde er in dieſelbe Feſtung verbannt, in welcher er ſeinen Freund auf ewig begraben wollte.

Der ſchwache Höfling konnte dieſen Wechſel nicht ertragen. Er zitterte und weinte, umarmte weinend jeden

Bedienten und bat, ſich für ihn zu verwenden — begehrte bald die Gräfin, bald Ottilien, bald Philibert zu ſprechen; und als ihm jede Bitte verſagt wurde, ergriff er verzweifelnd eine Piſtole, ſpannte den Hahn, ſah ſich um, ob Niemand ihn zurückhalten werde, legte ſie wieder hin, und wurde ohnmächtig in den Reiſewagen geſchleppt.

Paul vernahm das Schickſal ſeines Bruders und reiſte ſchnell in einen entfernten Forſt, um dort, in die Wälder verſteckt, einem gleichen Unglück zu entrinnen. Die Gläubiger des Kammerherrn erwachten. Eduard erbot ſich, ihre Prozeſſe zu führen, meinte auf dieſe Weiſe den gekränkten Philibert wieder zu gewinnen, und vernichtete eben dadurch den letzten Funken, der noch in deſſen Bruſt für ihn geglimmt hatte.

Der Fürſt erhob jetzt Philibert an die Stelle des Verbannten; zwar nicht zum Höfling oder Günſtling, wozu er ungeſchickt war und blieb; allein er wurde Kammerherr, und man ſprach ſchon von einem Geſandtſchaftspoſten, der ihm beſtimmt ſei. Lauter Wirkungen der Gunſt der Gräfin, denn ſein Vater that wenig oder nichts für ihn. Er konnte ihn einmal nicht zu ſeinen Zwecken brauchen, darum wurde er ihm, als Mitarbeiter in ſeinem Departement, läſtig, und er wäre ſeiner gern auf gute Art los geworden. Die Idee, an einen fremden Hof ihn zu ſenden, hatte der Miniſter hingeworfen, und die Gräfin fand ſie gut; nur wünſchte ſie, daß Philibert zuvor ſich für Ottilien erklären möchte, und hoffte, es werde bald geſchehen. Wußte er

doch nun, daß ſie ihn liebte, und wußte es nicht von der Gräfin, die ihr Wort treulich, obſchon jeſuitiſch, gehalten hatte. War es ihm doch auf den erſten Blick anzuſehen, daß dieſe Entdeckung einen angenehmen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Zwar hatte er, ſeit der Kataſtrophe, Ottilien nur ein einziges Mal beſucht, und dabei ſogar die Zeit wahrgenommen, wo er ſie nicht allein wußte; doch das geſchah zufolge dem Inſtinkt der Delikateſſe; er wollte ihr und ſich ſelbſt eine Verwirrung erſparen. Hingegen, ſeit das Haus der Gräfin ihm täglich offen ſtand, fand er ſich auch faſt täglich ein, und zwar immer in den Stunden, wo er Ottilien zu finden vermuthen durfte. Er ſpielte nicht, Ottilie auch nicht. Sobald die Anweſenden ihre Seelen mit den Karten miſchten, trug er die ſeinige in ein Fenſter, oder vor den Kamin zu der Jugendfreundin; und obgleich kein Wörtchen von Liebe ihm entſchlüpfte, ſo malte ſich doch ein beſonderes Wohlgefallen in ſeinen Blicken; ja einmal — als die rothe Flamme des Kamins gerade ſehr lebhaft von Ottilien's Geſicht widerſtrahlte und es verſchönerte — ſchienen ſeine Augen ſogar in Zärtlichkeit zu ſchwimmen.

Alles das bemerkte die Gräfin an ihrem Kartentiſch ſehr wohl, denn ſie verſtand die Kunſt vollkommen, zu ſpielen, ohne an das Spiel zu denken. Bisweilen pflegte ſie, wenn die Gäſte ſich empfohlen hatten, ein kleines Examen mit Ottilien anzuſtellen, wodurch ſie jedoch um nichts belehrter wurde; denn die Beſcheidene beſaß eine verſtockte Hoffnungsloſigkeit, und blieb dabei, Philibert unterhalte ſie

zwar angenehm, auch nicht von gleichgiltigen Dingen, aber das Herz miſche er nie darein. Von zärtlichen Blicken und dergleichen wollte ſie vollends nichts bemerkt haben.

Die Gräfin ließ ſich aber auch nicht irre machen. Sie meinte, der Zeitpunkt ſei gekommen, wo Achtung und Dankbarkeit, ſelbſt mit Ottilien's körperlichen Reizen verbunden (denn nur ihr Geſicht war nicht ſchön), ihn leicht bewegen würden, ſich in das ſanfte Joch zu ſchmiegen, wenn nur noch ein kleiner Anſtoß von außen hinzukäme. Dieſen ſollte der Miniſter geben; und ſie ſelbſt bildete ſich ein, ihrem Worte getreu zu bleiben, wenn ſie nur nicht unmittelbar in die Sache ſich miſchte. Ein dem Vater gegebener Wink, meinte ſie — nur ein leiſer Wink — könne nicht für Verrath an der Freundin gelten. In dieſer Abſicht gab ſie dem Miniſter zu verſtehen — ohne ſeines Sohnes nur im mindeſten zu erwähnen — daß ſie Fräulein Schilff außerordentlich liebe, daß ſie deren Verdienſte um das Fürſtenkind, welches nun bald der weiblichen Erziehung entrückt werden ſollte, glänzend zu belohnen wünſche, und daß ſie einen wackern Mann für ihre Freundin ſuche, den ſie ſodann mit ihrem ganzen Kredit unterſtützen, von Stufe zu Stufe erheben wolle. Mehr ſagte ſie dem grauen Hofmann nicht, allein es war genug.

Dreizehntes Kapitel.

Er ließ eines Abends Philibert in sein Kabinet rufen und redete ihn feierlich also an:

»Mein Sohn, die Schranken der Ehre stehen vor dir geöffnet, Dank sei es den Verhältnissen, die, trotz deiner wenigen Anstelligkeit, zu deinem Vortheil wirken. Es ist Zeit, daß du sie betretest, und mit Riesenschritten darauf fortwandelst. Du bist freilich schon Kammerherr, ein Ziel, bei dem gemeine Höflinge gern stehen bleiben; allein du hast Kopf und bist mein Sohn. Du mußt dich zu den höchsten Staatswürden emporschwingen, damit ich einst vielleicht, im höhern Alter, das Ruder in deine Hände legen könne.«

»Mein Vater,« antwortete Philibert, »seit ich, unter Ihrer Leitung, mich den Geschäften widme, fühle ich, wie unendlich viel mir noch mangelt, um einen solchen Posten würdig zu behaupten.«

Der Minister. Vor allen Dingen, mein Sohn, mangelt dir Weltkenntniß, und wirst du diese nicht erwerben, so wird noch mancher Dummkopf an dir vorbeiklettern, trotz deinem überlegenen Geiste.

Philibert. Immerhin, ob ich gleich bekenne, daß ich diese Prophezeiung ein wenig parador finde. Ist nicht der Geist überall und zu allen Dingen nütze?

Der Minister. O ja, wenn nur der geistreiche Mann nicht gewöhnlich so vielen Widerwillen empfände, sich in den Lauf der Welt zu schmiegen. Er weiß den Weg

recht gut zu finden, allein er geht nicht lange darauf, und was er in einem Augenblicke gut macht, das verdirbt er im andern wieder; gleich dem klugen Ariſtipp, der dem Tirannen Dionys die Füße küßte, um eine Gnade von ihm zu erlangen, dann aber thörichterweiſe zu den Umſtehenden ſagte: Dionys hat die Ohren an den Füßen. So verlieren die meiſten guten Köpfe die Früchte ihrer wohlberechneteſten Schritte, oft nur, weil ſie ein Bonmot nicht verſchlucken können; weil ſie den kleinen Genuß der Eitelkeit höhern Zwecken nicht zu opfern wiſſen.

Philibert. Das iſt nicht mein Fall.

Der Miniſter. Ich weiß es, du biſt, Gott ſei Dank! nicht witzig, aber du biſt ein Wahrheitskrämer, und das iſt faſt noch ſchlimmer. Betrachte mich als einen alten Schiffer, der alle Klippen kennt, und dir von Fern die ausgelegten Tonnen zeigt.

Der geiſtreiche Mann gewöhnt ſich ſchwer daran, Unwürdige ſich vorgezogen zu ſehen; ſeine Verdienſte zu verbergen, um keine Eiferſucht zu wecken. Er duldet nicht gern, daß ein Chef da erntet, wo der Untergebene ſäete, und daß Jener für fremdes Talent oder fremden Fleiß Belohnung und Ehre ſich zueignet. Er kann ſich nie darein finden, dem Glücke gleiche Ehre, wie dem Verdienſte, zu zollen. — Wer hoch ſteigen will, muß Zudringlichkeit und Beharrlichkeit mit ein wenig Frechheit verbinden. Ohne dieſe Eigenſchaften ſind Weisheit und Tugend nur eitle Zierrathen ſeines Geiſtes.

Das hat dein alter Wolff dich freilich nicht gelehrt. Der hat dir wohl oft eingeprägt, je vollkommener du den Geiſt auszubilden ſuchteſt, je leichter würde es dir werden, dein Glück zu machen? — Er hätte dich lehren ſollen, daß die liebenswürdigſten Eigenſchaften öfter ſchaden, als nützen; daß ſie höchſtens eine kalte Achtung erzwingen; daß ſie nie beitragen, um einen Mann zu erheben; und daß, wenn auch ein ſolcher bisweilen ſich emporſchwingt, er es gewöhnlich ganz anderen, geringern Talenten verdankt, ſeine eigentlichen Verdienſte hingegen nur den Vorwand dazu leihen.

»Ich dächte doch,« ſagte Philibert, »daß dem ausgezeichneten Manne auch noch andere Wege zum Glücke offen ſtünden, auf welchen er jede Erniedrigung vermeiden könnte.«

»Du irreſt,« fuhr der Miniſter fort, »ein ſolcher Menſch iſt gleichſam ein Feind Aller, und Alle finden ihren Vortheil darin, ihm zu ſchaden. Er tiranniſirt die Geiſter durch den unleidlichen Zwang, ihn hochachten zu müſſen. Er iſt Schuld daran, daß man Andere überſieht, die ihm nachſtehen. Er allein verzehrt gleichſam eine große Anzahl günſtiger Urtheile, an der zwanzig Andere ſich würden geſättigt haben. Dieſe Zwanzig müſſen ihn folglich haſſen.«

»Dies Gefühl iſt ganzen Völkern, wie einzelnen Menſchen eigen. Du weißt, gegen welche Gattung von Männern der Oſtracismus zu Athen eingeführt wurde? Du

kennſt die Antwort des Bauern, der ſeine Stimme zu des Ariſtides Verbannung blos deshalb gab, weil es ihn ärgerte, den Mann ſtets den Gerechten nennen zu hören? — So verjagten die Epheſer einſt den tugendhafteſten ihrer Mitbürger, ohne andern Grund, als den: »wir wollen nicht, daß irgend Jemand unter uns den Andern übertreffe, und gibt es hier einen ſolchen, ſo möge er gehen, wohin es ihm beliebt, um an andern Orten der Vollkommenſte zu ſein.«

»So verdammten die Ephoren den Ageſilas zu einer Geldbuße, weil er allein die Herzen aller Athenienſer gefeſſelt hatte, und der Ueberwinder Hannibal's verbannte ſich ſelbſt aus Rom, damit in ſeiner Abweſenheit auch geringere Talente Raum finden möchten, hervorzutreten.«

»Wenn nun ſchon in Republiken große Verdienſte ſolche Gefahr brachten, meinſt du, es werde an Höfen anders ſein? — O da werden ſie noch ſeltener hervorgezogen, denn die Machthaber beſitzen ſelten ſo viel eigenes Verdienſt, um es an Andern nicht fürchten zu müſſen. Wer dem ausgezeichneten Manne volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, ihn gern Andern vorſtellt, gern zu deſſen Erhebung beiträgt; der iſt gewiß ſelbſt ein ausgezeichneter Mann und folglich kein Höfling. Alexander der Große beſaß dieſe Tugend nicht, ſo wie ſie überhaupt keinem Eroberer eigen iſt. Deswegen ſagte Parmenio, der ihn am beſten kannte, zu ſeinem Sohne: Mein Kind, mache dich klein.«

»Wie soll denn nun der Mann von Verdienst bei Hofe sich bemerkbar machen? — Wohlwollen und Achtung des Fürsten findet er bereits vertheilt. Er sei so liebenswürdig er wolle, der Fürst weiß es nicht, erfährt es nicht. — Ja, wenn er dem Fremdling seine Aufmerksamkeit schenkte, so würde er ihn vielleicht durchschauen; aber warum sollte er sich die Mühe geben? — Um etwas zu suchen, muß man dieses Etwas eben brauchen. Ein Fürst braucht aber nichts. Lange zuvor, ehe Jener erschien, hatte er Minister und Günstlinge, die sein Herz füllten, mit deren Augen er sah, durch deren Ohren er hörte. Was nicht durch diese und von diesen kommt, reizt ihn nicht. Nur mit diesen geht er vertraulich um, und hat keine Ahnung davon, daß es auch wohl noch bessere Menschen geben könne. Er ist eben so zu entschuldigen, wie jene treue Ehegattin, die da steif und fest glaubte, alle Männer hätten einen übel riechenden Athem, weil ihr Mann damit behaftet war. — Außerdem — ich rede freimüthig mit dir, mein Sohn — fürchten Minister und Günstlinge stets, ihr kostbarstes Gut, die Hofgunst, zu verlieren; sind immer wachsam; wissen am besten zu beurtheilen, welchen Eindruck dieser oder jener Neuauftretende auf den Fürsten machen wird, und können leicht dessen Fehler herausheben, dessen Verdiensten hingegen die Gelegenheit versperren, sich zu zeigen. Unverabredet wird jeder gemeine Höfling dazu mitwirken. Laß nur Einen eine Lächerlichkeit von einem solchen Manne erzählen, die vielleicht ganz falsch ist, oder

doch ſo gedreht wird, daß der beſſer Unterrichtete ſie kaum wieder erkennt; gleich werden Andere einſtimmen, und der Erzähler ſelbſt wird erſtaunen, daß ein Dritter, der noch weniger davon weiß, als er, die Sache noch unverſchämter ausſchmückt. Nur ein paar ſolche Liebesdienſte, ja nur Einer, und der Fürſt iſt auf immer gegen den Verleumdeten geſtimmt."

»Ich danke Ihnen, mein Vater," ſagte Philibert, »daß Sie mir die häßliche Seite des Hofes ſo grell beleuchtet haben. Dem Fürſten und dem Vaterlande nützlich zu werden, wäre wohl auch für mich ein reizender Gedanke; allein mein ganzes Leben damit hinzubringen, einen Menſchen anzuſehen, um zu errathen, was er denkt, oder die Gelegenheit abzulauern, um von ihm geſehen zu werden, der Preis iſt mir zu hoch für eine glänzende Sklaverei. Ich habe keine ausgezeichneten Verdienſte, aber hätte ich deren, ſo würde ich verlangen, daß ihnen ihr Recht wiederfahre; ich würde haſtig vorwärts ſchreiten, die kriechende Mittelmäßigkeit überall zwiſchen meinen Füßen finden, über ſie ſtolpern und fallen. Darum wäre mir beſſer, mich ganz vom Hofe zu entfernen."

»Allerdings," entgegnete der Miniſter, »wenn nicht die glücklichſten Verhältniſſe zuſammen träten, um, trotz deiner Ungelehrigkeit, faſt ohne dein Zuthun, dich zu erheben. Ich habe einen Plan für dich entworfen. Keine Art, am Hofe emporzuklimmen, iſt ſchneller und ſicherer, als eine Heirath. Miniſter und Generale werden oft von ſchönen

oder häßlichen Damen in das Kabinet geführt oder an die Spitze der Armeen gestellt. Es gibt keinen Hof, an dem nicht Weiber herrſchen, wenn auch unmerklich für die Meiſten. Wie es an dem unſerigen ſteht, iſt dir bekannt. Die Gräfin Sternheim will dir wohl; ſie liebt das Fräulein Schilff, und Fräulein Schilff iſt deine Jugendfreundin. Sie wünſcht der bisherigen Erzieherin des fürſtlichen Kindes ein Sort zu machen. Ich vermuthe faſt, ſie habe ihr Auge deshalb auf dich geworfen; und wäre das auch nicht, ſo würdeſt du wohl thun, ſie zu gewinnen, denn der Gemahl der Fräulein Schilff iſt zu großen Dingen beſtimmt. Das ſage ich dir im Vertrauen. Man wird alle gewöhnlichen Formen überhüpfen, alle Nebenwege verachten dürfen. Folglich wäre das gerade eine treffliche und einzige Gelegenheit für einen ſolchen Schwärmer, wie du biſt. Du brauchſt dich in nichts zu fügen, als in das Band der Ehe, mit einem Mädchen, das den beſten Ruf beſitzt, dem es freilich an der nöthigen Zuverſicht bei Hofe mangelt, das aber, von der Gräfin gehalten und vorwärts geſchoben, dieſes Talent entbehren kann. Kurz, mein Sohn, das Glück ſteht neben dir, aber es ſteht auf den Zehen, und ſeine Kugel rollt. Faſſe es ſchnell beim Schopf, ich will es dir halten helfen.»

Vierzehntes Kapitel.

Philibert war überraſcht. Er empfand keinen Widerwillen gegen den Antrag, vielmehr ein geheimes Vergnügen,

Nur der Grund, warum er Ottilien heirathen ſollte, war ihm in ſeiner innerſten Seele zuwider. Hätte ſein Vater ihn beſſer gekannt, er würde nichts weiter zu ihm geſagt haben, als: Mein Sohn, Fräulein Schilff iſt ein treffliches Mädchen, das durch Geiſt und Herz und Liebe dich beglücken wird. Dann hätte vielleicht das Flämmchen des Wohlwollens um ſich gegriffen, und endlich das Herz in Brand geſteckt: aber ſeiner Frau die Hofgunſt zu verdanken, durch ſeine Frau ein geehrter Mann zu werden; das konnte Wolff's Zögling nie wollen, und faſt hätte blos dieſer Gedanke ihn weiter als jemals von Ottilien entfernt.

Zum Glück war doch ſein Herz ein wenig mit im Spiele, ohne daß er ſelbſt es wußte, und gab ſeiner Vernunft einen Wink, das Wort zu nehmen. »Was kann Ottilie dafür,« ſo ließ dieſe ſich vernehmen, »daß die Gräfin oder dein Vater durch ſolche Gründe dich blenden wollen? Haben ſie beide dich verkannt, warum willſt du Ottilien verkennen? Sie trachtet gewiß nicht nach einem ſogenannten Sort, und möchte es noch weniger ihrem künftigen Gatten zum Brautſchatz bringen, den ſie weder achten noch lieben könnte, wenn die Pforten ihm nur geöffnet würden, weil er ihre Schleppe trüge. Sie iſt, gleich dir, geboren für ein ſtilles, häusliches Glück, und haſt du ſonſt nichts gegen ſie einzuwenden, ſo lächle über die weitausſehenden Pläne deines Vaters, ſchweige vor der Hand dazu, nimm Ottilien zum Weibe, und erkläre dann, von ihr unterſtützt, du fühleſt deine Schultern zu ſchwach, um

hohe Staatswürden zu tragen, ziehe mit ihr auf's Land, und vergiß in ihren Armen alle Täuschungen deiner Jugend.»

Diese stillen Betrachtungen, welche, wie gesagt, der Vernunft eigentlich vom Herzen zugeflüstert wurden, gewannen die Oberhand. Er versprach dem Minister, die Sache ernstlich zu überlegen, der ihn hinwiederum versicherte, daß hier nichts mehr zu überlegen sei, und mit der feierlichen Erklärung ihn entließ: er werde ihn auf seine Güter verbannen, um Thautropfen zu besingen und die Abendröthe zu bewundern, wenn er jenes Glück verschmähe.

Eine schlaflose, aber nicht langweilige Nacht folgte auf diese Unterredung. Philibert hatte noch Manches mit seinem Herzen abzuthun. Die schöne Blandine lauerte noch in einem Winkel desselben, oft sehr zur Unzeit hervorschielend. Allein er schämte sich seiner Schwäche, und als es Morgen wurde, stand er mit dem festen Vorsatz auf, noch an diesem Tage um Ottilien zu werben.

Er ließ sein Pferd satteln und ritt vor das Thor, eigentlich weil er nicht wußte, was er mit seiner Zeit anfangen sollte, bis der Wohlstand ihm erlauben würde, bei Fräulein Schilff sich melden zu lassen. In angenehme Träume versunken, mit dem lockeren Zügel auf des Pferdes Nacken spielend, ließ er sein Roß auf der Landstraße gemächlich dahinschreiten, und bemerkte kaum einen Reisewagen, der ihm begegnete. Aber plötzlich weckte ihn ein lautes Geschrei,

welches aus diesem Wagen erscholl und dem Postillon zu halten befahl. Zwei Stimmen hatte er vernommen, eine weibliche und eine männliche; jene hatte blos gekreischt, diese auch seinen Namen genannt. Er hielt still und blickte neugierig zurück, denn der Wagen war schon vorüber. Da sah er einen dicken, grünen Herrn herausſteigen, der, nachdem er sich von einigen Halstüchern und Schlafmützen losgewickelt hatte, von Philibert sogleich für den Herrn von Schilff erkannt wurde.

Es fuhr ihm durch Mark und Bein, er sprang vom Pferde, der alte Waidmann wackelte auf ihn zu, und drückte ihn ganz unterthänig in seine Arme. Philibert konnte nicht sprechen, er blickte nur ängstlich nach dem Wagen.

»Ja sehen Sie," sagte Schilff, »da bin ich auch. Hätte wohl nie geglaubt, noch so ein Treibjagen nach der Residenz vornehmen zu müssen, noch obendrein im Herbst, nachdem die Jagd schon aufgegangen ist. Aber was thut man nicht aus väterlicher Zärtlichkeit! Da müssen Hunde und Alles nachstehen."

»Vermuthlich," stammelte Philibert, »wollen Sie nebst Ihrer Frau Gemalin Ihre Fräulein Tochter besuchen?"

»Ja, ja," versetzte Schilff, »nebenher auch das. Aber meine Frau habe ich nicht bei mir, die liegt zu Hause im Lager."

»Aber mich dünkt, ich hörte doch eine weibliche Stimme?

»Nu freilich, ſie hat ja laut genug gekreiſcht. Das iſt meine arme Blandine — (Philibert fuhr zuſammen) — die wird den Guckguck wohl nicht mehr rufen hören.«

»Iſt die Frau Majorin krank?«

»Was Frau Majorin! Davon paſſirt nichts. Den Herrn Major haben wir längſt zum Teufel gejagt. Wer wird denn ſein Kind unglücklich machen? Lieber meine ganze Jagd abſchaffen. Treten Sie nur her an den Wagen. Das arme Mädchen! Sie werden ſie kaum erkennen, ſie ſieht aus wie ein Dompfaff, der ſich mauſert. Nun, bei Ihrem Anblick wird ſie doch einmal wieder pfeifen.«

»Mit dieſen Worten zog er den bebenden, faſt bewußtloſen Jüngling nach ſich. Blandine lag ohnmächtig im Wagen. Sie hatte die maleriſcheſte Stellung gewählt und richtig berechnet, theils daß ſie ſo am ſicherſten rühren, theils daß eine Ohnmacht ihr die Verlegenheit bei der erſten Zuſammenkunft erſparen würde. Philibert ſtarrte ſie an. »Da haben wir's!« ſchrie der Vater, »da liegt ſie wie ein geſchoſſenes Huhn.«

Er bewegte ſich nach dem nächſten Graben, um mit ſeiner Reiſemütze Waſſer zu ſchöpfen und es ihr in's Geſicht zu ſpritzen; als er ſich aber bückte, verlor er das Gleichgewicht, und fiel in den Graben, ohne daß Jemand es bemerkte; denn Philibert — in dem die entzückende Vorſtellung: Blandine iſt nicht vermählt! die ſchlummernde Liebe plötzlich wieder weckte, war in den Wagen geſprungen, hatte ihre Hand ergriffen, ſeinen Arm um ſie

gewunden, mit dem zärtlichſten Ton ihren Namen genannt, und ſie hatte für gut befunden, zu erwachen.

Schüchtern ſchlug ſie die ſchönen blauen Augen zu ihm auf, und ſie füllten ſich ſogleich mit Thränen. »Philibert!" ſchluchzte ſie, »iſt es möglich!" — und mit dieſem Ausruf ſchloſſen ſich für's Erſte die ſchönen blauen Augen wieder. Sie ließ das Haupt an ſeine Bruſt ſinken und athmete ſchwer. Der Vater hatte ſich indeſſen wieder aufgerafft. »Sehen Sie, wie ich ausſehe," brummte er, wie ein Hirſch, der durch den Moraſt forcirt worden iſt."

Philibert deutete mit dem Finger auf ein nahes Wirthshaus, der Poſtillon verſtand ihn und fuhr zu. Herr von Schilff blieb verwundert auf der Landſtraße ſtehen, denn Niemand hatte daran gedacht, ihn mitzunehmen. Er wollte ſich auf Philibert's Gaul ſetzen, aber der Reitknecht litt es nicht, um den ſchönen Sattel nicht beſchmutzen zu laſſen.

Er mußte ſich entſchließen, die tauſend Schritte zu Fuß zu wandern; wer ihm begegnete, gaffte ihn an und lachte.

Indeſſen hatte Philibert die ſchöne Ohnmächtige bereits aus dem Wagen gehoben und auf ein Ruhebett getragen. Hier erholte ſie ſich nach und nach, und als der Vater hereinkeuchte, fand er die Tochter mit ihrem alten Liebhaber in einem ſtummen, aber ſehr intereſſanten Geſpräch, denn Augen und Hände ruhten in einander. Die Augen fragten und antworteten, und was etwa noch räthſelhaft blieb, das erklärte ein ſanfter Händedruck. Philibert wußte indeſſen noch ſo wenig, als der Leſer, wie

Alles zuſammenhing; er glaubte es aber zu wiſſen, und ihm ſchien die Erklärung überflüſſig, die der unberauſchte Leſer mit Recht erwartet.

Fünfzehntes Kapitel.

Nicht blos Philibert's unerwartete Erſcheinung war es, die kurz vor der anberaumten Hochzeit Blandinen erſchreckte: ihr ſtand noch eine härtere Prüfung bevor. Die Betrügerin wurde betrogen. Das junge betrübte Weib mit einem Kinde an der Bruſt, dem Philibert einigemale begegnete, war eine ſittſame, von dem Major in ſeiner Garniſon verführte Bürgerstochter, von guter Herkunft, guter Erziehung, um die er geworben, mit der er bereits eine feierliche Verlobung vollzogen hatte. In dieſer Lage, wo ſie gleichſam ſchon als ſeine Gattin ſich betrachtete, wurde ſie ein Opfer ihres Vertrauens und von ihm verlaſſen. Verzweifelnd ſah ſie dem Augenblicke entgegen, der ihre Schande offenbaren würde, und hatte keine andere Hoffnung, als ihn nicht zu überleben. Nun wimmerte aber das Kind an ihrem Buſen, nun regte ſich das Mutterherz, nun wurde ihr das Leben wieder lieb. Sie erfuhr durch ein Ungefähr, daß der Treuloſe mit einem anderen Mädchen ſich zu verbinden im Begriff ſtehe. Sie glaubte, wenn er nur das Kind ſähe, ſo würde die erloſchene Zärtlichkeit für die Mutter ſich wieder entzünden, wenigſtens das Vaterherz erwachen. Der Weg zu ihm war weit, ſie arm und allein, aber nichts ſchreckte ſie ab. Mit ihrem Säugling an der Bruſt

beſtieg ſie den Poſtwagen, und als ſie auch den nicht mehr bezahlen konnte, ging ſie zu Fuße, und erreichte unter heftigem Herzklopfen das Haus, in welches, wenige Minuten zuvor, Blandine mit ihrem Bräutigam in großer Verwirrung ſich geflüchtet hatte.

Zitternd klopfte ſie an; mit zitternder Stimme begehrte ſie vorgelaſſen zu werden. Die ganze Familie ſaß beim Theetiſch. Der Major erblaßte, als ſie hereintrat — ſie ſchluchzte und konnte nicht reden — ſie hielt ihm das Kind hin — er taumelte vom Stuhle und ſtürzte hinaus.

Die Fremde mußte erzählen. Frau von Schilff war höchſt indignirt, wie ſie es nannte; Herr von Schilff ſagte: »Ei alle Teufel!« und Blandine ſchwamm in Thränen. Das Bitterſte für Mutter und Tochter ſchien, daß alle Hochzeitgäſte ſchon geladen waren, und man ihnen zum Geſpötte dienen würde. Hätte die Fremde nicht ihren Verlobungsſchein und die unzweideutigſten Briefe von dem Bräutigam aufzeigen können, man würde ſie fortgejagt und über die ganze Garniſonsgeſchichte ſich hinweggeſetzt haben. Man verſuchte ſogar, ihre Anſprüche ihr abzuhandeln; als aber die hungernde Mutter den Antrag ſtolz verwarf, da ſandte Frau von Schilff den Herrn Gemahl hinaus, um den Major zu ſuchen, und ihn zu bitten, ſich auf der Stelle aus einem Hauſe zu entfernen, in welchem er eine ſo unwürdige Rolle geſpielt habe. Dem Herrn von Schilff kam dieſer Antrag ſehr ungelegen, denn der Major war ein guter Schütze und täglich mit ihm auf die Jagd gegangen.

»Ei, ei, Herr Sohn,« sagte er, als er ihn im Garten in heftiger Bewegung fand, »Sie haben einen verdammten Pudel geschossen. Meine Frau meint, es wäre aus zwischen uns. Da hatten wir nun auf Uebermorgen die schöne Hetzjagd verabredet, daraus soll nichts werden, meint meine Frau; denn kurz und gut, nehmen Sie mir's nicht übel —«

»Ich verstehe Sie schon,« erwiederte der Major, der, trotz seines rohen Leichtsinns, durch den Anblick der blassen Mutter und des blühenden Kindes tief erschüttert worden war. »Ich verlasse Ihr Haus, werde meine Pflicht erfüllen, und habe vielleicht nicht minder Grund als Ihre Fräulein Tochter, mir zu der aufgelösten Verbindung Glück zu wünschen; denn was ich vor einer Stunde gesehen —«

Er hielt inne, und Herr von Schilff fragte auch nicht weiter, sondern dachte an die verlorne Hetzjagd und an des Majors trefflichen Windhund, der nun auch sein Haus verlassen mußte. Zu seiner großen Freude schenkte ihm der Major den Windhund, nahm seine Verlobte unter den Arm, begab sich auf der Stelle mit ihr zum Pfarrer, ließ sich trauen und reiste ab. — Dieser rasche und rechtliche Entschluß empörte Frau von Schilff noch heftiger. Sie hatte sich ein artiges Schauspiel ausgesonnen, mit dem sie die Hochzeitgäste zu unterhalten gedachte. Sie wollte die Fremde großmüthig beschützen, sie wenigstens in Gegenwart der Gäste mütterlich behandeln, mit Wärme ihre Rechte vertreten. So hoffte sie der Schadenfreude einen

Streich zu ſpielen, und ſich wohl gar Bewunderung zu erwerben. Den ſchönen Plan vereitelte ihr die ſchnelle Abreiſe des Majors. Die Kutſchen kamen aus der Nachbarſchaft gerollt, die Herren und Damen ſtiegen wohlgeputzt heraus, traten mit zierlichen Gratulationen hervor. Der Pfarrer erſchien im Ornat, aus ſeiner Taſche ragte ein dickes Heft, die Trauungsrede enthaltend. Man denke ſich die krampfhafte Anſtrengung der Mutter und Tochter, um eine gute Miene zu erkünſteln; man denke ſich das Flüſtern, das Bedauern und die lächelnden Naſenſpitzen der Gäſte, ſo wird man bekennen müſſen, daß dieſe bittere Stunde den betrogenen Philibert an Mutter und Tochter rächte.

Dieſe Begebenheit hatte noch eine andere ſchlimme Folge: Blandinen's zweideutigen Ruf. Ein Mädchen, das — wie Jedermann wußte — bis zum Hochzeittage mit einem unternehmenden Bräutigam im Tempel der Erinnerung ſo oft allein geweſen war — um ein ſolches Mädchen ſich zu bewerben, fand Mancher bedenklich, und Blandine, mit allen ihren Reizen, ſah ſich verlaſſen. Das war ein freſſender Wurm an dem Herzen der eitlen Mutter, aber ſie hatte Niemanden, an dem ſie ihre Wuth auslaſſen konnte, als ihren Gemahl, den ſie, durch Vergiftung ſeines Windhundes, in die tiefſte Betrübniß verſetzte. Das glänzende Glück, welches Ottilie am Hofe gemacht hatte, miſchte noch mehr Galle in die Leiden der Stiefmutter, doch gab es ihr auch den erſten Troſt wieder.

„Hat dieſes häßliche Geſchöpf, dieſe Gänſehüterin," ſo

dachte sie, in der Residenz Beifall gefunden, um wie viel mehr Blandine — Blandine, meine schöne Tochter!» — Sogleich bot sie Alles auf, um diese in der Hauptstadt irgendwo unterzubringen, denn selbst dahin zu ziehen, das verstatteten leider ihre Einkünfte nicht. Sie schrieb an Ottilien die süßesten Briefe, an nahe und entfernte Verwandte die zudringlichsten, aber Alles vergebens! Ottilie konnte und wollte ihre ausschweifenden Wünsche nicht unterstützen, und die Uebrigen vertrösteten sie mit leeren Hoffnungen.

Plötzlich stiegen ihre Qualen auf den höchsten Gipfel, als sie erfuhr, der Minister sei zurückberufen, und der verschmähte Philibert durch die Gunst des Hofes auf dem Wege, eine große Rolle zu spielen. Sie wurde krank vor Aerger. Blandine verblühte vor Verdruß; und erst, nachdem die Mutter ein Gallenfieber, die Tochter eine Nervenkrankheit überstanden hatte, erlangten beide wieder so viel Geisteskraft, um einen neuen Plan zu schmieden. Blandine sollte, als eine schmachtende Kranke, eine Reise nach der Residenz antreten, unter dem Vorwand, einen dortigen berühmten Arzt zu Rathe zu ziehen. Sie sollte auf irgend eine Weise, dem alten Liebhaber sich zu nähern suchen, vielleicht gelänge es ihr, von ihrer Unschuld ihn zu überreden. Wie sie das anstellen wolle, das überließ die Mutter ihrer eigenen Schlauheit, sie vertröstend, daß es einem schönen Mädchen wenig Mühe koste, zu überreden, was und wozu es wolle. Sollte jedoch wider Vermuthen dieser

Plan mißlingen, so flogen die Wünsche der elenden Thörin noch höher. Blandine sollte sich dem Fürsten in den Weg stellen. Seine Durchlaucht waren im ganzen Lande für einen Schönheitskenner bekannt, und es ließ sich hoffen, was freilich eine Mutter nie hoffen sollte.

Dem Fürsten vorgestellt zu werden, dazu mußte ja wohl Ottilie die Hand bieten. Und weil Frau von Schilff fühlte, daß ihre Gegenwart weder bei Philibert, noch bei der Stieftochter einen erwünschten Eindruck machen würde, so beschloß sie großmüthig, für ihre Person dem Vergnügen der Reise zu entsagen. Hingegen wurde der Vater, an den Ottilie noch oft die kindlichsten Briefe schrieb, in mancher Abendsitzung umständlich unterrichtet, wie er sich zu verhalten habe, und er, nachdem man seine Rolle ihn unzähligemal wiederholen lassen, der schönen Kranken zum Begleiter mitgegeben.

Der Zufall begünstigte gleich anfangs den wohlersonnenen Plan. Blandine hätte noch nicht das Thor der Residenz erreicht, als sie schon wieder an Philibert's glühendem Herzen lag, und deutlich sah, wie heiß er selber wünschte, sie unschuldig zu finden. Ihn zu überreden, daß sie wider ihren Willen zu einer Verbindung mit dem Major gezwungen worden sei, war nicht schwer; die Mutter hatte ihr uneingeschränkte Vollmacht ertheilt, alle Schuld auf sie zu wälzen; doch weit schwerer, das belauschte Götterschauspiel im Tempel der Erinnerung wegzuläugnen.

Zwar fehlte es ihr nicht an Unverschämtheit, um, gleich

jener von ihrem Manne ertappten Frau, zu Philibert sagen zu können: »du liebst mich nicht, du glaubst deinen Augen mehr, als mir;" allein da sie doch befürchten mußte, keinen so gutmüthigen Gläubigen zu finden, als Jene fand, so hielt sie für besser, die Begebenheit selbst nicht anzufechten, sondern ihr blos eine andere Deutung zu geben. In den Armen eines Offiziers hatte Philibert sie erblickt — richtig — der Schein war wider sie, aber nur der Schein; so versicherte sie mit einem klaren Blicke in das forschende Auge des Geliebten.

Sie hatte — also lautete ihre Erzählung — den Bitten und Drohungen der Mutter nicht länger widerstehen können; sie hatte ihr Jawort geben müssen, und in erfüllter Kindespflicht Beruhigung zu finden gehofft. Allein je näher der fürchterliche Tag rückte, an dem sie, durch Ein verhaßtes Wort, auf ewig von dem Geliebten ihrer Seele sich trennen sollte, je tiefer fühlte sie, daß es ihr unmöglich sei, ihr Herz von ihm loszureißen; daß sie sich selbst und den ehrlichen Major unglücklich machen würde. Dieses Gefühl wagte sie der Mutter zu erklären, und wurde als eine Romanenheldin zurückgewiesen. Sie wendete sich an ihren Vater, der aber nur die Achseln zucken durfte. Welche Hoffnung der Rettung blieb ihr übrig? Keine andere, als dem Bräutigam selbst ohne alle Zurückhaltung sich zu entdecken, und von seiner Großmuth Schonung zu erflehen. Um dies beherzt und ungestört zu thun, führte sie ihn unvermerkt in den Tempel der Erinnerung, warf sich dort zu seinen Fü-

ßen, ſchilderte unter tauſend Thränen die Lage ihres Herzens, forderte von ſeinem Edelmuth ihre Befreiung, und daß er, um der Mutter Zorn von ihr abzuwenden, ſelbſt, unter irgend einem Vorwande, der Verbindung mit ihr entſagen ſollte. — Der Major, ein rauher, aber edler Mann, liebte ſie wahrhaft; er wurde durch ihren Schmerz tief bewegt, hob ſie auf, verſprach Alles. Von dankbarem Entzücken überwältigt, ſank ſie in ſeine Arme, und — in dieſem Augenblicke öffnete Philibert die Thür.

»Aber hörte ich nicht die Worte: mein Geliebter?"

»Sie galten dir! Iſt wieder mein! ſetzte ich mit einer von Freude erſtickten Stimme hinzu. Das vernahmſt du nicht."

»Aber dein Schrecken, als du mich gewahr wurdeſt?"

»Schrecken? — nein, freudige Ueberraſchung, welche mir die Sprache raubte."

»Aber dein ängſtliches Hinwegeilen am Arme des Fremden?"

»Geſchah aus Furcht. So eben hatte der Major mir Alles zugeſagt, doch dabei erklärt, ich möge verhüten, daß er nicht mit dir zuſammenträfe, er würde nicht Herr über ſich bleiben, und ſeine Großmuth könnte ihn gereuen. Darum zog ich ihn ſchnell mit mir fort, vermied deinen Blick und ſprach kein Wort zu dir. Darum ſuchte ich in dem Irrthum ihn zu beſtärken, du ſeiſt ein Wahnſinniger. Dennoch errieth er bald, wer du ſeiſt. Ich hatte Mühe, den kränkenden Verdacht bei ihm auszulöſchen, als habe

ich um deine neue Gegenwart gewußt. Es koſtete mich noch manche Thräne, manche Bitte, um den Aufſprudelnden zu beſänftigen, und bei dem gegebenen Wort ihn feſt zu halten. Die nächſten Stunden gehörten nicht mir, ſie gehörten dir, den ich in meiner Nähe wußte, und bald ganz den Meinigen zu nennen hoffte. Alles ging nach Wunſch. Meine Mutter zürnte aber nicht auf mich. Der Major entfernte ſich ſchnell, und nun eilte ich, frei athmend, hinab in das Wäldchen, in den Tempel, auf die Straßen, ſuchte dich, rief dich, ſuchte und rief dich bis zum ſpäten Abend."

»Trauernd mußte ich endlich heimkehren, zagend begann ich am andern Morgen meine Nachforſchungen von neuem. Hoffnungslos kam ich nach Hauſe, und mit jedem Tage wurde es mir gewiſſer, du ſeiſt für mich verloren. Als ich vollends erfuhr, du habeſt kürzlich eine Nacht in Salmbach zugebracht und mich nicht zu ſehen begehrt: ach! da rief ich voll Verzweiflung: er liebt mich nicht mehr! da ergriff mich eine tiefe Schwermuth, die meine Geſundheit zerrüttete. Oft wollte ich dir ſchreiben, aber ich durfte nicht. Gern hätte ich es heimlich gethan, allein ich wußte nicht, wohin. So wurde es täglich ſchlimmer mit mir. Ich fühlte es wohl und freute mich darüber. Geſegnet ſei die Angſt meiner Mutter, die mich endlich zwang, bei einem berühmten Arzt in der Reſidenz Hilfe zu ſuchen. Nun bedarf ich keines Arztes mehr. Ich habe dich wieder, du liebſt mich noch — die Seele wird den Körper heilen."

Sechzehntes Kapitel.

Es iſt bewundernswürdig, welche Glaubenskraft auch der entſchiedenſte Zweifler beſitzt, wenn eine geliebte Perſon zu ihm redet; wie da die dunkelſten Farben ſich erhellen, und die ſchärfſten Umriſſe von wohlbekannten Dingen ſich in Nebel verlieren. Die eigenen Augen hält man lieber für Verleumder, die eigenen Ohren für Betrüger, ehe man dem Erwünſchten ſeinen Glauben verſagt. Das iſt das Werk der immer geſchäftigen Eitelkeit, die nie geirrt haben will, und den Werth des eigenen Herzens immer ſo hoch anſchlägt, daß jeder Betrug des Geliebten ſchon darinnen als unglaublich erſcheint. Bei Philibert hatte dieſe Eitelkeit noch einen Bundesgenoſſen, ſeine Schwärmerei. Es gab alſo doch eine Jugendliebe, die allen Stürmen widerſtand, durch kein Verhältniß geſchwächt wurde. Um dieſe ſchöne Zuverſicht zu retten, würde er Blandinen jedes Feenmährchen geglaubt haben. Kein Zweifel ſtieg in ſeiner Bruſt auf. Die ſüßeſte Verſöhnung folgte auf die zärtliche Rechtfertigung, und trunken von den ſchönſten Hoffnungen fuhren beide nach der Stadt.

Jeder Gedanke an Ottilien verſchwand. Nur als ſeine Freundin, als Blandinen's Schweſter war ſie ihm noch werth. Allein er faßte auch insgeheim eine Art von Groll gegen ſie, denn Blandine ließ ihm nicht undeutlich merken, ihre Stiefſchweſter habe um alles gewußt; und doch hatte ſie ihm nie mit einer Silbe verrathen, daß Blandine noch unvermählt und ihm treu geblieben ſei. Warum ſchwieg

ſie? Geſchah es abſichtlich? (und es ließ ſich wohl nicht anders vermuthen) wie gehäſſig erſchien dann eine Liebe, deren Befriedigung auf Täuſchung des Geliebten berechnet war. — Dergleichen unzarte Gedanken wurden dem beſtrickten Jüngling eingehaucht.

Ottilie empfing ihren Vater mit kindlicher Freude, ihre Stiefſchweſter mit freundlicher Sanftmuth. Sie ahnete ſehr bald, was in Philibert's Herzen vorging; es betrübte ſie, noch mehr um ſeinet- als um ihretwillen, denn ſie wußte ja Blandinen's Geſchichte, und warum ſie nun wieder das Netz nach ihm auswarf. Allein ſie ſchwieg, und mußte wohl in ihrer Lage ſchweigen. Sie konnte ihn nicht warnen, und wie würde er eine Warnung aus ihrem Munde gedeutet haben?

Er hatte jetzt nichts Angelegentlicheres zu thun, als ſeinen Vater um eine geheime Unterredung zu bitten. In dieſer erklärte er, des Miniſters Worte reiflich erwogen zu haben; doch könne er ſich nicht verhehlen, daß die Natur ihm jedes Talent verſagt habe, am Hofe ein ſogenanntes Glück zu machen. Selbſt wenn man, ohne ſeine Mitwirkung, ihn plötzlich auf die höchſte Stufe ſtellen könnte, ſo fühle er, daß, mitten in dieſem Glanze, Zufriedenheit ihm mangeln werde. Nun bat er ſeinen Vater, das einzige Glück, für welches er ſich geſchaffen glaube, das häusliche Glück, ihm zu gönnen; ihm eins ſeiner Güter, wenn auch das kleinſte, abzutreten, damit er dort in Blandinen's Armen der Liebe, der Natur und den Wiſſenſchaften leben könne.

„Du biſt ein unheilbarer Thor," ſagte der Miniſter, kehrte ihm kalt den Rücken und verſchloß ſich in ſein Kabinet. Philibert trug ihm ſeine Gründe, oder vielmehr ſeine Empfindungen, nochmals ſchriftlich vor, und wagte ſogar beſcheiden, ihn an deſſen eigene erſte Verbindung mit ſeiner Mutter zu erinnern, die auch die Liebe ihm zugeführt, und deren Beſitz ihm vielleicht die glücklichſten Tage ſeines Lebens in ländlicher Abgeſchiedenheit gewährt habe. Allein der arme Jüngling erfuhr die doppelte Kränkung einer beſtimmt verſagten Einwilligung, und einer hinzugefügten ſehr trockenen Erklärung, daß die Verbindung mit Philibert's Mutter der albernſte Streich geweſen, den er in ſeinem Leben gemacht, und daß er eben darum für ſeine Pflicht halte, eine ähnliche Unbeſonnenheit zu hindern.

Philibert's Leiden wurden durch Blandinen's wohl angebrachte Seufzer fürwahr nicht gemildert. Er philoſophirte bitter über die Grenzen der väterlichen Gewalt; er hielt ſich überzeugt, daß der Miniſter ſie überſchreite, allein er konnte doch nicht über ſich gewinnen, deſſen Willen zu trotzen, und Blandine — ja Blandine ſelbſt, beſtärkte ihn in dieſer kindlichen Geſinnung. Durch ſolche, dem Scheine nach edle Ergebung feſſelte ſie ihn nur noch mehr, denn den Grund derſelben ahnete er nicht. Den reichen, angeſehenen, nicht dem armen, verſtoßenen Sohn des Miniſters wollte ſie heirathen. Die kleine Hütte, von der er bisweilen ſchwatzte, und in der er durch ſeinen Fleiß ſie ernähren wollte, behagte ihr keineswegs. Darum heuchelte ſie jene fromme Erge-

bung, und prunkte mit dem Entschluß, lieber ihren heißesten Wünschen zu entsagen, als einen Sohn mit seinem Vater zu entzweien.

Ottilie erfuhr Alles und sah den tiefen Schmerz des Geliebten. Sie wurde sogar durch den in Schmerz verlarvten Grimm der Stiefschwester getäuscht. Auch jammerten sie ihres schwachen Vaters Klagen über das Schicksal, welches ihn zu Hause erwarte. Mit dem Heldenmuth der Liebe wandte sie sich an die Gräfin, und beschwor sie, ihren Einfluß auf den Minister geltend zu machen, und dessen Einwilligung zu erhalten. Die Gräfin schüttelte gerührt den Kopf:

»Du willst dir selbst jede Hoffnung rauben!«

»Ich hatte keine Hoffnungen, nur Wünsche, Wünsche für Philibert's Glück. Er glaubt es in den Armen meiner Schwester zu finden: Ihre Güte für mich gewährt nur ein Mittel, es zu befördern; und ich könnte nur einen Augenblick anstehen, dieses Mittel zu ergreifen? Welch ein nichtswürdiges Gefühl, aus Eigennutz und Eitelkeit zusammen gesetzt, wäre denn meine Liebe!« — Sie wiederholte die rührendsten Bitten: sie beschwur die Gräfin, wenn sie irgend ein Verdienst um ihr Kind sich erworben, ihr diesen einzigen Lohn nicht zu versagen. — Umsonst! es war eine Lieblingsidee der Gräfin geworden, Ottilien mit Philibert zu verbinden. Des Widerstandes ungewohnt, nahm sie es dem Letztern sehr übel, daß er andere Begriffe vom Glück seiner Zukunft hegte, und nicht mit Entzücken sich in ihre guten Absichten fügte.

So ſind die Großen Alle. Wenn ſie bisweilen ſich die Mühe geben, Theil am Schickſal eines Menſchen zu nehmen, ſo muß dieſer Menſch auch nothwendig jede Veranſtaltung zu ſeinem Glücke, als die beſte, dankbar erkennen, und zur bloßen Maſchine werden, die ſich regieren läßt. Wo nicht, ſo hat er die Gunſt verſcherzt.

Die Gräfin bewunderte Ottilien, aber ſie fing an, den Jüngling ein wenig zu haſſen, der jetzt nicht mehr allein für den Werth ihrer Freundin, ſondern auch für den Werth ihrer eigenen Protektion blind war. Von dieſem Haſſe fiel ein Theil auf die Urheberin ſeiner Blindheit zurück. Sie konnte Blandinen nicht leiden, ehe ſie ſie noch geſehen hatte. Mit vieler Mühe erbat Ottilie die Erlaubniß, ihr die Stiefſchweſter vorzuſtellen. Es geſchah endlich und Blandinen's Schönheit verminderte freilich die Abneigung der Gräfin nicht; ja in derſelben Stunde verwandelte ſich dieſe Abneigung in den herzlichſten Haß; denn der Fürſt trat unvermuthet herein, ſtutzte beim Anblick der ſchönen Fremden, hatte eine ganze Stunde lang nur Augen für Blandinen, unterhielt ſich mit ihr ſehr freundlich, lud ſie nach Hofe, und brachte durch ſein ganzes Benehmen die Favorite faſt aus aller Faſſung; zumal da Blandine ihr geheimes Entzücken über dieſen Zufall nicht verbergen konnte, den Fürſten gar nicht mit der Schüchternheit eines Landmädchens anhörte, ſondern vielmehr aus ihren Blicken eine ſchlaue Koketterie hervorleuchtete.

Von dieſem Augenblick an beſchloß die geängſtete Grä-

ſin — ſo groß iſt die Macht der Verhältniſſe — den Miniſter, es koſte, was es wolle, zu überreden, ſeine Einwilligung zu Philibert's Vermählung mit Blandinen nicht länger zu verweigern. Noch am ſelbigen Abend ließ ſie ihn zu ſich bitten; denn ſie kannte den Fürſten, die gefährliche Fremde mußte ſchnell deſſen Augen entrückt werden. Als der Miniſter, zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen, die unbegreifliche Hitze ſah, mit welcher die Favorite der Sache ſich annahm; als ſie endlich gar den Preis ihrer Freundſchaft auf ſeine Einwilligung ſetzte, ſo ergab er ſich mit guter Art darein, und verſprach, ſeinem Sohne Salmbach abzutreten, wo er dann in Gottes Namen ein Arcadien finden möchte.

Die argloſe Ottilie, unbekannt mit der Quelle, aus welcher die Handlung der Gräfin floß, meinte, ſie habe nur darum anfangs gezaudert und widerſtrebt, weil ſie am Gelingen gezweifelt, und die Freundin durch keine ungewiſſe Hoffnung hätte täuſchen wollen. Sie rechnete ihr jetzt dieſe Delikateſſe um ſo höher an, und dankte ihr um ſo inniger für die ſchöne Ueberraſchung. Dann faßte ſie den Muth, dem nun auf ewig für ſie verlornen Geliebten ſein Glück ſelbſt anzukündigen. Philibert zerfloß in Dankbarkeit. Nur Blandinen's Freude ſchien ein wenig erzwungen (wenn gleich nicht in den Augen des trunkenen Bräutigams), denn ihre Zuſammenkunft mit dem Fürſten hatte noch glänzendere Hoffnungen in ihr geweckt, und ſie dachte nur mit einigem Widerwillen daran, als Erb-, Lehn

und Gerichtsfrau auf Salmbach keinen andern Hofſtaat um ſich zu ſehen, als den, welchen die Frau Paſtorin und die Frau Amtmännin bilden würden.

„Wer weiß, wie ſich noch Alles fügt,“ ſprach ſie leiſe zu ſich ſelbſt, „meine Vorſtellung bei Hofe muß entſcheiden.“

Aber dieſe Vorſtellung wußte die ſchlaue Gräfin wohl zu hindern. Sie hatte den Fürſten ſogleich davon benachrichtigt, daß Blandine Braut, und in ihren Bräutigam entſetzlich verliebt ſei; daß die Vermählung in wenigen Tagen ganz im Stillen vollzogen werde, und das junge Paar wünſche, ſogleich ohne weitere Hinderniſſe abreiſen zu dürfen. Man ſah es dem Fürſten wohl an, wie unangenehm dieſe Nachricht ihn überraſchte, allein da er, ſeit der Verbannung des Kammerherrn, keinen Marinelli bei der Hand hatte, ſo blieb ihm nichts anders übrig, als Gleichgiltigkeit zu erkünſteln. Die Gräfin war alſo ſicher, das ſchöne, gefährliche Mädchen in Kurzem entfernt zu wiſſen. Aber faſt hätte der kluge Miniſter ihre Hoffnung vereitelt. Denn kaum hatte er ſeine ſchöne künftige Schwiegertochter *geſehen*, kaum die warmen Lobſprüche gehört, welche der Fürſt ihr ertheilte, als er ſogleich errieth, warum die Gräfin ſo ſehr auf Beſchleunigung dieſer Verbindung drang.

Lächelnd verweilte er bei der Ausſicht, ſeine eigene Schwiegertochter zur Favorite zu erheben. Darum wurde er jetzt auf einmal ein zärtlicher Vater, bedauerte, daß Philibert auf dem Lande ſich begraben wolle, und ſuchte

ihn zu überreden, seinen Entschluß zu ändern. Aber Philibert, der, gleich Ottilien, durch diesen Sumpf von Hofesintriguen unbefleckt ging, beharrte laut bei seiner Ueberzeugung: er passe nicht für den Hof, und vergebens wandte selbst Blandine eine Menge kleiner Künste an, um ihm unvermerkt andere Gedanken einzuhauchen. Als sie endlich sah, er hänge zu fest an seinem Ideal von Glückseligkeit, und als die Hoffnung, sich dem Fürsten zu nähern, mit jedem Tage geringer wurde, ergab sie sich in ihr Schicksal, und trat bräutlich geschmückt vor den Altar.

Siebzehntes Kapitel.

Auch Ottilie hatte der Vermählungsfeier beiwohnen, ihr edles Werk durch dieses letzte Opfer krönen wollen; allein die Gräfin, den harten Kampf gewahrend, den sie mit ihrem Herzen bestand, hinderte sie daran durch freundschaftliche Gewalt, indem sie ihr, die bereits hochzeitlich gekleidet in den Wagen steigen wollte, plötzlich einen Befehl des Fürsten sandte, an diesem Abend mit ihrem Zögling bei Hofe zu erscheinen. Sie gehorchte ungern, obschon ihr dadurch eine Last von der Brust gewälzt wurde, und sie schwerlich, ohne die heftigste, zerstörendste Anstrengung ihrer Nerven, die Feierlichkeit ertragen hätte. Auch von dem undankbaren Philibert, der gern vermied, an sie zu denken, weil doch stets ein geheimer Vorwurf mit diesem Gedanken sich mischte, wurde sie kaum vermißt, noch weniger von der Braut.

Die entzückten Neuvermählten fuhren am andern Morgen zu ihr, um ihren Glückwunsch zu empfangen. Ein wenig blaß, ein wenig zitternd, trat Ottilie ihnen entgegen; doch was ihr Kraft für diese erschütternde Scene gab, war das süße Gefühl, daß sie zum ersten Mal ohne Scheu Philibert umarmen und ihn Bruder nennen durfte. Sie that es mit herzlicher Rührung, sie verbarg ihre Thränen nicht. »Es sind Freudenthränen,« sagte sie, »die Ihrem Glücke fließen.« — Kaum eine Woche noch verweilte das junge Paar in der Residenz, dann ging die Reise auf wenige Tage nach Gründorf zu der hochbeglückten Mutter, die ihren Liebling endlich als eine reiche, geehrte Frau umarmte, und den Eidam mit den schmeichelhaftesten Liebkosungen überhäufte. Von ihrem vormaligen Betragen war nicht mehr die Rede, auch hatte Philibert es wirklich schon vergessen, denn er fühlte sich ja so überschwenglich glücklich! — Mit fröhlicher Wehmuth zog er in Salmbach ein, wo er nun seiner geliebten Frau jeden Wunsch aus den Augen stahl, und die wenigen Stunden, die er der Liebe entzog, der Natur und den Musen widmete. — Auch Blandine fühlte sich behaglich in ihrer neuen Lage. Sie hatte in den ersten beiden Jahren das ganze Haus umzukehren und geschmackvoll einzurichten, einen Park anzulegen, ein Rosenfest zu stiften, und dergleichen. Auch war sie schlau genug, dann und wann mit dem Manne, der noch immer ihren Liebhaber spielte, zu schwärmen. Sie bestellte ganz insgeheim ein schönes marmornes Denkmahl,

ließ es auf Wolff's Grab ſetzen, und entzückte Philibert durch dieſe feine Aufmerkſamkeit für das Andenken ſeines geliebten Lehrers.

Sein häusliches Glück erreichte den höchſten Gipfel, als ſie, im erſten Jahr, ihm einen Sohn, im zweiten eine Tochter gebar. Nur Einmal wurde es bedroht durch den Tod der Frau von Schilff, indem er befürchtete, Blandinen's Heiterkeit dadurch getrübt zu ſehen. Allein aus Liebe zu dem Gemahl — ſo überredete ſie ihn — fand ſie ſich ſehr bald in dieſen Verluſt; noch ſchneller freilich ihr Vater, der gleichſam Athem ſchöpfte, und das Glück nicht genug zu preiſen wußte, ſein etwas beſchränktes Jagdrevier durch das benachbarte Gut ſeines Schwiegerſohnes ſo anſehnlich erweitert zu ſehen.

Auch die Freundſchaft wand, doch nur für kurze Zeit, ihre Blumen in Philibert's blühenden Kranz; denn Kaſimir wohnte ja nur wenige Meilen von Salmbach, und da, bei deſſen einfacher ländlicher Lebensweiſe, der Strom der großen Welt das Blümchen der Erinnerung nie zerknickt hatte, ſo fand Philibert jetzt in ihm ſein Ideal der Jugendfreundſchaft wieder. Was in der That ihm dazu mangelte, das erſetzte Philibert's, an Selbſttäuſchungen ſo reiches und freigebiges Herz. Dieſe Freude war aber nur von kurzer Dauer. Kaſimir fing an, ſeltener zu kommen, auch die Gegenbeſuche ſeines Freundes kühler aufzunehmen. Es währte Monate, ehe Philibert das bemerkte, denn er ſchob, wie gewöhnlich, alle andere, nur

erdenkbare Urſachen vor, ehe er ſich entſchließen konnte, an eine abzehrende Freundſchaft zu glauben; bis er doch endlich für Kaſimir's immer auffallender werdendes Zurückziehen gar keinen Grund mehr zu erſinnen wußte. Da ſetzte er ſich nieder und ſchrieb ihm einen freundlichen Brief, mit der herzlichen Bitte, ihm die Veränderung ſeines Betragens freimüthig zu enträthſeln.

»Ja, das will ich,« antwortete Kaſimir, »denn es drückt mich ſchon lange auf der Bruſt. Ich liebe dich wie vormals, ich werde dich immer lieben, aber — uns trennen Verhältniſſe. Unſere Frauen vertragen ſich nicht. Um des Hausfriedens willen muß ich nachgeben, und einem Umgange entſagen, der das Glück meines Lebens um ein Großes erhöhte.« —

Philibert fiel aus den Wolken. Schon wieder Verhältniſſe! und welche! — die zarteſten, die der Freundſchaft am nächſten verwandten. Es war kein bloßer Vorwand, das leuchtete ihm ein. Er erinnerte ſich deutlich, daß auch Blandine ſchon oft verkleinerlich von Frau von Weichbild geſprochen, daß ſie deren Beſuch ſtets ungern empfangen, ungern erwiedert hatte. Er erinnerte ſich eines Scherzes, den Blandine übel aufgenommen hatte, als er einſt behauptete, ſie und Frau von Weichbild wären beide zu ſchön, um jemals wahre Freundinnen zu werden. Er hatte die empfindliche Stelle in der That getroffen, denn jede dieſer Damen wollte in der ganzen Nachbarſchaft für die Erſte und Schönſte gelten; beide waren herrſchſüchtig,

beide bewachten einander mit neidiſchen Blicken; eine Jede wurde krank oder ſchmollte, wenn der Andern ein Vorzug wiederfuhr.

Aber Philibert hatte wirklich nur geſcherzt. Ihm ſchien es ſo natürlich, daß eine Frau, die ihren Mann liebt, den Freund des Mannes und die Gattin des Freundes gern ſehen, auch allenfalls ihren eigenen Geſchmack dabei opfern müſſe. Er blieb auch jetzt noch weit entfernt, Blandinen die geringſte Schuld beizumeſſen, beſeufzte nur die Sklaverei ſeines Freundes, und verfluchte alle Verhältniſſe.

Achtzehntes Kapitel.

So war nun auch das Kleeblatt zerriſſen. Ihm blieb von allen Jugendfreunden keiner, als Ludwig, den er nun ſeit vielen Jahren nicht geſehen hatte, und der endlich zurückkam, um alles Verlorne ihm zu erſetzen.

Ludwig hatte ganz Europa durchſtrichen, war, als ein vollendeter Virtuos, überall bewundert und gehätſchelt worden; hatte jenen leichten, zuverſichtlichen Ton angenommen, durch den man ſich in der großen Welt nach Belieben auf jeden Platz ſtellt, war ein ſchöner Mann, wußte nichts von Künſtler-Eigenſinn, unterhielt eine frohe Geſellſchaft gern durch ſeine Talente, gab oft Beweiſe eines ſogenannten guten Herzens und feſſelte durch alle dieſe Eigenſchaften die Menſchen ſo ſchnell an ſich, daß er, wohin er nur kam, die Seele aller Zirkel wurde. Beſonders liebten ihn die Weiber, denn ein ſchöner, kühner

Jüngling, der mit ihnen ſingt, ſpielt und gelegentlich auch ſchwärmt, erobert alle Herzen.

Er hatte mit Philibert einen ununterbrochenen Briefwechſel unterhalten, war von dieſem ſehr oft auf das zärtlichſte nach Salmbach eingeladen worden, beſonders dringend, nachdem ein Drittel des Kleeblatts verwelkt war. Auch zog ihn ſein eigenes Herz zu Philibert, denn er hatte auf allen ſeinen Reiſen nie einen ſo liebenswürdigen Schwärmer angetroffen, und die ſtets aufgefriſchten Erinnerungen an die frohen Jugendjahre ſtrömten oft in ſeinen Briefen, wie in ſeinen Liedern aus. Dennoch würde er vielleicht noch lange nicht von der ſchönen Welt, in der er ſo fröhlich herumtaumelte, ſich haben losreißen können, wäre ihm nicht von einer der erſten Bühnen Deutſchlands der Auftrag geworden, eine große Oper zu componiren. Bei dieſem Geſchäfte der Fantaſie waren die ewigen Zerſtreuungen ihm hinderlich, und er beſchloß daher, zu Philibert's großer Freude, wenigſtens ein halbes Jahr in Salmbach zuzubringen.

Er kam. Die Freunde hielten ſich feſt umarmt. Thränen des Entzückens floſſen über ihre Wangen. Sie eilten zu Wolff's Grabe, ſie erneuerten dort den ungebrochenen Schwur ewiger Freundſchaft. Philibert dankte dem Himmel, daß von Sieben wenigſtens Einer ihm übrig geblieben war, aber Einer, der ſie alle ſieben aufwog; Einer, der das ſchöne Ideal, an dem Philibert ſich ſonnte, wo möglich noch zu übertreffen ſchien.

Ein herrliches Leben begann nunmehr. Ludwig com-

ponirte in den Morgenſtunden, und widmete ſeine übrige Zeit ganz dem Freunde. Das Kleeblatt wurde durch Blandinen wieder ausgefüllt, welche, bald durch die heiterſte Laune, bald durch die ſüßeſten Liebkoſungen ihren Gatten entzückte, der oft jubelnd ausrief: er beneide die Seligen nicht um ihr Paradies, er habe es auf Erden gefunden — ein holdes Weib — einen treuen Freund — muntere Kinder — Geſundheit — offenen Sinn für die Freuden der Natur — Wohlhabenheit, ja Ueberfluß, durch ihn der Armuth Segen — was kann der Menſch auf Erden mehr begehren? nur noch die ſeltene Gabe, das Glück der Gegenwart zu fühlen, es nicht mehr, wie der Menſchen Unart zu thun pflegt, immer nur in der Zukunft zu ſuchen. Auch dieſes Glück war ihm geworden. Er forderte nichts vom morgenden Tage, als das, was er heute beſaß.

Durch Thätigkeit in der Landwirthſchaft, durch mannigfaltige Beſchäftigungen außer dem Hauſe, wußte er den Freuden, die ihn daheim erwarteten, täglich neuen Reiz zu geben. Wenn er ſo vom Felde gegen Abend nach Hauſe ſchlenderte, und ſchon von Ferne aus dem offenen Fenſter Blandinen's Stimme, Ludwig's Guitarre ihm entgegen tönten; wenn an der Thür die freundlichen Kinder ihn empfingen und hüpfend zu der ſchönen Mutter führten; o dann füllten ſich oft ſeine Augen mit Thränen der wollüſtigſten Rührung! er vergaß die Reſidenz, den Fürſten, den Miniſter — Salmbach war ſeine Welt!

Nur die Furcht, ſeinen Ludwig wieder zu verlieren,

trübte dann und wann eine einſame Stunde; aber auch dieſe Furcht verſchwand nach und nach, als Ludwig ſelbſt erklärte, er habe ſich noch nie ſo glücklich gefühlt; als die Oper längſt vollendet war und er noch immer kein Wort von ſeiner Abreiſe ſprach.

So führte der lachende Sommer den freundlichen Herbſt, dieſer den gemächlichen Winter herbei. Die Art der Unterhaltung wechſelte mit der Jahreszeit, und nie meldete ſich unter Schneegeſtöber die kalte Langeweile vor der ländlichen Wohnung.

Eines Abends hatte Ludwig, der den Wein liebte, Philibert verleitet, ein wenig zu zechen. Er ſchlief länger, als gewöhnlich. Beim Erwachen fand er Blandinen ſchon nicht mehr im Schlafzimmer, ſchalt auf ſeine eigene Faulheit, ſprang ſchnell aus dem Bette, warf den Schlafrock über und eilte hinaus. Aber auch im Salon, wo man das Frühſtück einzunehmen pflegte, fand er Niemand. Er durchſtreifte alle Zimmer, ſie waren leer. Er kam vor Ludwig's Thür, ſie war verſchloſſen. Er klingelte dem Kammerdiener, allein vergebens. Er rief das Kammermädchen, und erhielt keine Antwort. Endlich erſchien ein Bedienter. »Wo iſt meine Frau?" rief Philibert ihm entgegen.

»Die gnädige Frau iſt ſchon vor Tagesanbruch weggefahren."

»Weggefahren? Wohin?"

»Das weiß ich nicht. Der Kutſcher empfing um Mitternacht den Befehl, den vierſitzigen Reiſewagen anzu-

ſpannen. Sie hat die Jungfer und den Kammerdiener mitgenommen, und auch den fremden Herrn."

„Du träumſt."

„Keineswegs. Mir befahl ſie, Ew. Gnaden dieſen Morgen nicht im Schlaf zu ſtören, Sie befänden ſich nicht wohl."

Philibert wollte noch etwas ſagen, aber ſeine Lippen zuckten ſo wunderlich, daß durch ihre Bewegung blos die Zähne ſichtbar wurden. Die Zunge erſtarrte.

„Mein Gott," ſagte der Bediente, „Ew. Gnaden werden auf einmal ſo blaß —"

Philibert winkte ihm mit der Hand, zu gehen, und wankte zurück in das Schlafzimmer, wo ihm jetzt erſt, auf Blandinen's Toilette, ein offener Brief in die Augen fiel. Er ſtreckte ſeine bebende Hand darnach aus. Der Brief war von Ludwig, die Buchſtaben ſchienen ihm alle doppelt. Er las mit Mühe Folgendes:

„Mein theurer Philibert! nimmer hätte ich geglaubt, daß ein Verhältniß eintreten könnte, welches mir das Recht rauben würde, mich deinen Freund zu nennen. Bedaure mich, und vergib mir, wenn du kannſt. Ich liebe deine Frau zum Raſendwerden, ſie liebt mich unausſprechlich. Wir haben beide lange gegen dieſe Leidenſchaft gekämpft, allein vergebens. Ohne einander zu beſitzen, iſt für uns kein Glück auf der Welt. Ich erkaufe dieſes Glück theuer, weil es mich von dir trennt. Doch glaube mir, ich wäre lieber entflohen, oder hätte mir ſelbſt den Tod gegeben, wäre ich nicht überzeugt, daß Blandine dich nie ge-

liebt hat. Sie war noch ein Kind, als ſie dich deſſen zum erſten Male verſicherte. In der Folge haben blos Verhältniſſe ſie vermocht, durch erkünſtelte Liebe dich zu täuſchen. Das iſt ihr eigenes Bekenntniß. Erſpare ihr die Verlegenheit, es ſelbſt nieder zu ſchreiben. Du verlierſt alſo nur ein eingebildetes Glück. Dieſer Gedanke wird — nach Ueberwältigung des erſten Schmerzes — dir hoffentlich bald die Ruhe wieder geben, welche dir mit innigem Bedauern wünſcht

dein Ludwig.

»Nachſchrift: Die Equipage ſende ich dir von der erſten Station zurück.«

Neunzehntes Kapitel.

Es wäre kühn, Philibert's gänzliche Auflöſung ſchildern zu wollen. Die Bewegung jeder Muskel war gehemmt, jeder Nerve unempfindlich. Er ſah ſtarr in die Sonne, ohne daß ihm die Augen ſchmerzten; er wühlte mit der Hand in dem Buſen, ohne zu fühlen, daß er ſich die Bruſt zerkratzte. Alle ſeine Züge waren verändert. Sein Auge fiel zufällig auf den Spiegel. »Was wollen Sie!« rief er, denn er glaubte einen Fremden zu erblicken. Jetzt fror ihn, daß Kamin und Pelz ihn nicht zu erwärmen vermochten, jetzt wieder ſtieg ihm das ſiedende Blut zum Herzen, und um nicht zu erſticken, ſchlug er haſtig mit geballter Fauſt eine Fenſterſcheibe ein. Wie wenn ein Wirbelwind, alles Bewegliche ergreifend, zu einer Säule ſich geſtaltet, ſchnell über Fluren und Dörfer ſich fortbewegt, und Alles mit ſich

hinaufreißt, daß man im furchtbaren Gemiſch Dächer und Balken, Garben und Bäume in der Säule vorüber wirbeln ſieht, ſo wälzten ſich in Philibert's Kopfe die Hoffnungstrümmer und die ausgeriſſenen Saaten ſeines Glückes durch einander. Das Lebensflämmchen kämpfte nur noch ſchwach gegen den innern Sturm, und hätte er nicht auf Wolff's Grabe Thränen gefunden, er würde der Gewalt unterlegen haben, die ſo plötzlich alle Wurzeln ſeines Herzens zerſchnitt.

»Ja du hatteſt Recht,« rief er, als er endlich am dritten Tage die Sprache wieder fand: »es iſt nichts Dauerhaftes im Gemüth des Menſchen, nichts als ſeine Sklaverei in den Feſſeln der Verhältniſſe. Keiner vermag ſie abzuſchütteln. Wir reißen heute nieder, was wir geſtern bauten, um es morgen zu bereuen. Freundſchaft und Liebe ſind keine himmliſchen Weſen, die, frei von den Banden der Geſellſchaft, in ſich und durch ſich ſelbſt beſtehen; es ſind elende Verhältniſſe, Lichter, die nur in einem Dunſtkreis brennen, hell oder trübe, je nachdem die Atmoſphäre es verſtattet. Warum verlieh der Himmel mir die unſelige Gabe, ein Ideal zu erträumen? Warum? wenn es mir ewig ein Wolkenbild bleiben mußte! — O wie viel glücklicher iſt der Hund, der, ungetäuſcht von den Ahnungen einer Geiſterwelt, jetzt mit dem Gefährten freundlich ſpielt, jetzt um den Knochen ſich mit ihm beißt!«

Solche Ergüſſe ſeiner bitterſten Herzensgalle erleichterten bisweilen die umkrallte Bruſt, daß ſie zum mindeſten ſich nicht verblutete; aber alle ſeine Kraft war gelähmt; er

wankte umher wie das Geſpenſt eines Ermordeten, blieb unbewegt beim Anblick ſeiner verlaſſenen Kinder, mochte ſie lieber gar nicht ſehen, fand nirgend Beſchäftigung, nirgend Zerſtreuung; verſchloß oft Tage lang Thüren und Fenſterladen, zündete eine Menge Lichter an, ging raſtlos auf und nieder, und klagte, daß es ſo dunkel ſei. Die Bedienten hielten ihn für wahnſinnig. Er war nahe dabei.

Sein Schutzengel wachte — Ottilie. Sie erfuhr durch ihren Vater, was vorgegangen war, und durch den Prediger des Orts Philibert's verzweifelnden Zuſtand. Ihr Herz blutete, ihre ganze Zärtlichkeit erwachte. Oft hatte es in den letzten Jahren ihr weh gethan, von Schweſter und Bruder ſo ganz vernachläſſigt zu werden, daß — außer einem höflichen Gevatterbrief — auch nicht das kleinſte Zeichen der Liebe ihr geworden war. »Sie ſind glücklich,« ſeufzte ſie bisweilen, »mir ſoll genügen an dem Bewußtſein, dieſes Glück gegründet zu haben.«

Sie bekleidete jetzt die Stelle einer Hofdame, genoß überdies einer anſehnlichen Penſion als Belohnung der vollbrachten weiblichen Erziehung des Fürſtenknaben; wurde geehrt um ihres Einfluſſes willen und geliebt, weil ſie ihn nie mißbrauchte, Niemanden in den Weg trat. Mancher Höfling bewarb ſich um ihre Hand, allein ſie erklärte beharrlich, daß ſie ſich nie vermählen werde. Jetzt, nachdem ſie Philibert's Umſtände, ihrer Schweſter Strafbarkeit vernommen hatte, ging ſie kaum einige Minuten mit ihrem Herzen zu Rathe, und ſchrieb dann folgenden Brief:

»Mein theurer Bruder! Erlauben Sie mir immer, Sie noch so zu nennen, denn ich liebe Sie schwesterlich, wenn gleich das Band zerrissen worden ist, welches mir ein Recht dazu verlieh. Wir haben lange nichts von einander gehört. Ich schwieg, weil Sie glücklich waren; ich rede jetzt, weil Sie unglücklich sind. Verzeihen Sie einer Irrenden und lassen mindestens den gerechten Zorn die armen Kinder nicht entgelten. Ach! ich höre, daß sie zugleich vater- und mutterlose Waisen geworden. Die Mutter floh und der Vater meidet ihren Anblick, läßt sie unter den Bedienten, gibt sie jedem Eindruck Preis, der ihre jungen Herzen so leicht vergiften kann. Das ist nicht recht, mein Freund; das war nur verzeihlich im ersten Schmerz. Diesen zu bekämpfen, wird Philibert sich ermannen, er wird die Stimme, den Rath, die Warnung der Freundin hören; er wird fühlen, daß ein Aufenthalt in Salmbach seine Wunden nur täglich wieder aufreißt.«

»Kommen Sie eilig hieher in die Residenz. Ich habe Alles vorbereitet, der Fürst erwartet Sie. Ihr Vater wird Sie mit Geschäften überhäufen, die größte Wohlthat, die er Ihnen jetzt erweisen kann. Man wird Ihnen das Oberdirektorium des Armenwesens anvertrauen; Sie werden Menschen glücklich machen, und folglich nicht ganz unglücklich sein.«

»Um aber Ihren Kindern den zweifachen Verlust, so viel in meinen Kräften steht, zu ersetzen; bin ich entschlossen, von der Fürstin meinen Abschied zu erbitten, und an demselben Tage, an welchem Sie hier eintreffen, werde

ich abreiſen, um Mutterſtelle bei den Kindern meiner Schweſter zu vertreten. Glauben Sie nicht, daß ich ein Opfer bringe. Sie kennen mich und wiſſen, daß ich an den Hof nicht tauge. Der Zufall hatte mich hieher geſchleudert. Schon längſt war es mein Wunſch und Plan, mich in die Einſamkeit zu meinem Vater zu begeben. Jetzt fühle ich, daß eine höhere Pflicht mir winkt. Setzen Sie mich in den Stand, dieſem Winke zu folgen. Kommen Sie hieher, und räumen mir Ihre Wohnung in Salmbach. Sind Sie aber nicht im Stande, ſich von dieſem jetzt ſo düſteren Aufenthalte zu trennen, ſo ſchicken Sie mir die Kinder, und vertrauen meiner ſchweſterlichen Freundſchaft, daß ich mit der zärtlichſten Liebe für ſie ſorgen, und mich glücklich preiſen werde, ſie nach einigen Jahren, ihres Vaters würdig, in deſſen Arme zu liefern."

Als Philibert dieſen Brief las, ergriff ihn zum erſten Male wieder das wohlthätige Gefühl der Wehmuth. Er ließ ſeine Kinder rufen, umarmte ſie und weinte bitterlich. Ottilien's Großmuth rührte ihn tief. Ihr Rath zog die Vernunft aus dem düſteren Kerker, in welchem die Verzweiflung ſie gefangen hielt. Nach wenigen Tagen faßte er den Entſchluß, dem Rufe der Freundſchaft zu folgen, und mit ganz anderen Anſichten, ganz anderen Erwartungen wieder in die große Welt zu treten. Von allen ſchönen Träumen ſeiner Jugend hatte er ſich losgeriſſen, und ſah mit bitterem Lachen auf ſie herab, als auf ein zerbrochenes Spielwerk. Der Gedanke, Armen Vater zu werden, hatte noch einigen Reiz für ihn; nicht als hätte er gehofft,

Menſchendank dabei zu gewinnen — er war nun überzeugt, daß auch der dankbarſte Arme, bei veränderten Verhältniſſen, nur einen läſtigen Mahner in dem Wohlthäter erblickt; aber er gedachte des Spruches jenes orientaliſchen Weiſen: gib dem Hunde einen Biſſen, ſollte er auch dich anbellen.

»Und mit welchem Rechte,« ſo warf er ſich vor: »dürfte ich Vergeltung fordern? — Geſetzt, es gelänge mir, die Armen des ganzen Fürſtenthums zu beglücken, wem würden ſie meine Vorſorge verdanken? etwa meinem Wunſche? meinem Beſtreben, den Poſten zu erhalten, der mir jene zur Pflicht macht? Würde ich ihn geſucht, würde ich ihn angenommen haben, wenn Ludwig und Blandine noch lebten? — Alſo abermals Verhältniſſe! nur von dieſen werde ich in die Reſidenz getrieben und hingeſchoben, wo ich verdienſtlos Gutes wirken ſoll.«

Er ſchrieb Ottilien, er werde kommen. Er kam — fand ſie reiſefertig, ſah ſie, bedauert vom ganzen Hofe, mit ſanfter Heiterkeit eine glänzende Laufbahn verlaſſen, und nach einem Dörfchen abreiſen, um ſeine Kinder zu erziehen. Es wirkte tief auf ſein Herz, allein dieſe Wirkung blieb noch in des Herzens Tiefe und er ſchien ſie faſt mit Gewalt zu mäßigen, um nicht durch abgezwungene Bewunderung ſeine jetzige Geringſchätzung des ganzen Menſchengeſchlechtes mildern zu müſſen. Lieber wollte er glauben, daß Ottilie wirklich einen beſonderen Hang zur Einſamkeit ſpüre; daß ſie wirklich zu ihrem Vater gezogen ſein würde, wenn auch Philibert's Schickſal unverändert

geblieben wäre; daß ſie mit den Kindern ſich nur angenehm beſchäftigen wolle, und was dergleichen mehr war, wodurch er das aufdringende Gefühl ihrer Erhabenheit zurückſchieben wollte.

Ottilie beſtärkte ihn großmüthig in ſeinem Irrwahn, um den Dank ihm zu erſparen. Sie nahm nichts mit ſich, als ihr Bewußtſein. Ihre ſchöne freie Seele bedurfte keines fremden Lichtes, war gleichſam in ſich ſelbſt begrenzt wie eine glückliche Inſel, die Alles hervorbringt, was ihre Einwohner bedürfen, und die kein fremdes Land beneidet, weil es mit allen Welttheilen Handel treiben muß, um ſeine Bedürfniſſe herbei zu ſchaffen. Mit dem hohen Muth der Tugend trat ſie in ihren neuen Stand; mit der Beharrlichkeit der Tugend erfüllte ſie deſſen Pflichten; indeſſen Philibert nur mit einem ſtörriſchen, zurückſtoßenden Eigenſinn der Tugend den ſeinigen oblag.

Zwanzigſtes Kapitel.

Das Erſte, wofür der alte Miniſter ſorgte, nachdem ſein Sohn den ehrenvollen Poſten angetreten hatte, war eine gerichtliche Trennung von Blandinen, die jetzt mit Ludwig in der Welt herumzog, und verſchwendete, was ſie mitgenommen hatte, und dann, um Brot zu gewinnen — gleich der berufenen Madame B** — in allen Städten Deutſchlands Deklamatorien gab, wo ſie ſich nicht ſchämte, ſogar bisweilen Verſe vorzutragen, die ihr eigener, gemißhandelter Gatte gedichtet hatte.

Philibert fand nach und nach zwar nicht ſeine Ruhe

wieder, aber doch eine Art von erträglichem Daſein, gegründet auf das Vergnügen, Gutes zu ſtiften, ein Hang, der nun einmal mit ſeinem Weſen ſo innig verwebt war, daß auch ſeine eigenen menſchenfeindlichen Epigramme ihn nicht wegzuſchütteln vermochten. Er erlebte ſogar bisweilen Augenblicke, in welchen die Menſchen ihm wieder lieber wurden. Er fand eine Tochter, welche die Hand eines redlichen wohlhabenden Fremden ausſchlug, um ihren armen alten Vater nicht zu verlaſſen, den ſie mit ihrer Händearbeit ernährte. Er fand einen Bruder, der für ſeinen Bruder zu Felde ging, um deſſen Weibe und Kindern den Verſorger zu erhalten. Er fand ſogar einen Freund, der ſeine Braut dem Freunde abtrat, als er vernahm, daß dieſer ſchon lange ſie im Stillen liebe.

Freilich wandte er vernünfteind ſich ſelber ein: die Tochter würde ihren Vater doch verlaſſen haben, wenn ſie nur den Mann, der ſich um ſie bewarb, zärtlich geliebt hätte. Der Bruder würde für den Bruder nicht zu Felde gezogen ſein, wenn er zum Soldatenleben weder Luſt, noch Muth empfunden hätte; und der Freund würde eine von ihm ſelbſt geliebte Braut nimmer abgetreten haben. Alſo abermals Verhältniſſe und weiter nichts. Aber ſein Herz ließ dergleichen Grübeleien doch ungern laut werden, und er konnte ſich ſelbſt dabei einer gewiſſen Scham nicht erwehren, daß er fähig ſei, die ſchönſten menſchlichen Handlungen herab zu würdigen. Nur vorſichtiger, mißtrauiſcher war er geworden, folglich geſchickter zum Höfling, und eben dadurch gewann er einen nicht geſuchten

Vortheil: die vermehrte Gunſt ſeines Vaters, welcher anfing, ſich zu ſchmeicheln, der Sohn könne in der That noch ein brauchbarer Hofmann werden. In dieſer Hoffnung beförderte er ihn von Stufe zu Stufe, verlangte auch, daß Philibert ſich wieder vermählen ſolle, verſteht ſich mit einem vornehm gebornen oder wenigſtens reichen Mädchen.

Anfangs nahm Philibert dieſen Rath leicht hin, ſagte weder Ja, noch Nein und blieb weit entfernt, ihn zu befolgen. Als aber der Vater dringender wurde, und ihm wirklich einige große Partien vorſchlug, bat er blos um Erlaubniß, die Gewählten zu prüfen. Eine nach der Andern gab ihm mit holden Geberden zu verſtehen, daß ſie ihn unausſprechlich liebe; daß ſie nur ſeine Perſon, ſeine Vorzüge, nicht ſeinen Rang, ſeine Reichthümer achte, und auch in Armuth und Dürftigkeit mit ihm glücklich ſein werde. Allein die Erſte zog ſich ſchon zurück, als er erklärte, daß er, vermält, ſeine Lebenszeit auf dem Lande zubringen wolle; die Zweite verließ ihn, als er die erſonnene Nachricht ihr vertraute, er ſei bei dem Fürſten in Ungnade gefallen: die Dritte entſagte ihm, weil der Geſandte eines fremden Hofes ihr die Hand bot, und ſie dadurch den Rang über die Hofdamen erwarb.

Mit einem bittern, triumphirenden Gelächter hinterbrachte Philibert ſeinem Vater den Erfolg der Prüfungen, und wurde abermals ein unverbeſſerlicher Thor geſcholten, der nie das Weſen eines Verhältniſſes begreifen lerne, und noch immer, trotz eigener Erfahrung, das Herz darein miſchen wolle. Philibert ſchwieg und beharrte auf den

Vorsatz, die vergoldeten, gemeinen Ehestandsketten nie zu tragen.

Aber wenn sein Herz auch der Liebe verschlossen blieb, so strebte es doch mit Gewalt, sich der Freundschaft wiederum zu öffnen, die ein unentbehrliches Seelenbedürfniß für ihn geworden war. In seiner glänzenden Lage konnte es nicht fehlen, daß bald ein Schwarm von Menschen sich um ihn versammelte, die sämmtlich das schöne Wort im Munde führten, und sämmtlich schwuren, daß sie nur seiner Person anhingen. »Ach!« seufzte er, »möchte ich doch nur Einen unter diesen Haufen finden, dem der heilige Schwur aus reinem Herzen käme!« — Auch hier beschloß er zu prüfen, mit der strengsten Vorsicht zu prüfen, und siehe da, er fand nicht Einen, sondern Viele, bei welchen er wirklich Ersatz für so manchen Verlust zu erreichen wähnte; denn immer brachte er zu jeder Prüfung den heißen Wunsch, es so zu finden, mit.

»Darf ich es glauben?« sprach er sanft bewegt eines Abends zu sich selbst. »Hat nur meine Jugend in der Wahl geirrt? war es nur meinem reifern Alter vorbehalten, wahre Freunde zu gewinnen? warum sollte ich länger noch diesen tröstenden Glauben zurückstoßen? — etwa weil Einige derselben meinen Einfluß oder mein Geld benutzen? Aber gibt es nicht auch mehrere darunter, die keines von beiden brauchen? keines von beiden zu brauchen begehren? die ohne den mindesten Eigennutz mit unverkennbarer Herzlichkeit sich zu mir drängen?«

Eingewiegt in dieſe ſchöne Zuverſicht, gab er ſich den Menſchen noch einmal hin, und begann ein neues, behagliches Herzensleben, an deſſen Dauer er bald nicht mehr zweifelte. Mit manchem klugen, gefälligen, feinfühlenden Manne eng verbunden, verſchönerte er ſeine Exiſtenz noch mehr durch den Muth und Erfolg, mit welchem er oft Mißbräuche bekämpfte, und ungerechter Gewalt im Namen des Wehrloſen widerſtand, unbekümmert um die heimlichen und offenbaren Feinde, die er ſich auf ſolche Weiſe zuzog.

Plötzlich ſtarb ſein Vater. Schon einige Zeit vorher war ſeine Gönnerin, die Gräfin Sternheim, vom Hofe entfernt worden, weil ihre Reize verblüht waren. Philibert ſtand nun ganz allein. Der Fürſt behandelte ihn kühl, ſein Fall war nahe, und er ſelbſt ſah ihn voraus. »Immerhin,« ſagte er lächelnd, »nun wird ſich's zeigen. Mir bleibt vieles, was der Fürſt mir nicht rauben kann.« — Ach! er ſah ſich abermals betrogen!

Der eine ſeiner neuen Freunde ließ ſich nicht mehr ſehen, weil er eine Geldſchuld ihm nicht bezahlen konnte; denn leider iſt das Borgen eines der wirkſamſten abkühlenden Mittel in der Freundſchaft. Ein Anderer zog ſich zurück, weil Philibert nicht mehr bei Hofe galt, und kein Plan mit ſeiner Hilfe mehr durchzuſetzen war. Ein Dritter, bisher ſehr geſchmeidig, wenn Philibert ihm gut gemeinte Wahrheiten ſagte, ertrug ſie jetzt nicht länger; denn jede Wahrheit bedarf eines fremden Anſehens, ihr eigenes achtet Niemand. Ein Vierter, den Philibert auszeichnete, weil er in

Sachen des Geschmacks und der Politik stets einerlei Meinung mit ihm war, hegte, zu seinem Erstaunen, seit Kurzem andere Gesinnungen, widersprach heftig, und vermied bald ganz seine Gesellschaft.

Nur noch Einer blieb ihm übrig, ein wackerer Mann, frei von Vorurtheilen, frei von Eigennutz; »in ihm,« so tröstete sich Philibert, »in ihm habe ich mich nicht geirrt. Er ist, was er scheint, er bleibt, was er war.« — Ach! eben, als er diese Worte mit großem Nachdruck aussprach, empfing er ein Billet von ihm, des Inhalts:

»Es schmerzt mich in der Seele, daß ich Sie bitten muß, unsern Umgang vor der Hand aufzuheben. Sie haben, durch den unseligen Hang, Mißbräuche anzutasten, sich so viele Feinde zugezogen, die sich Alle zu Ihrem Verderben verschworen haben. Sie zweifeln nicht, daß ich weit entfernt bin, mich zu diesen zu gesellen; aber unser freundschaftlicher Umgang würde mich unendlichen Verlegenheiten und Unannehmlichkeiten aussetzen. Ich kann nicht gegen den Strom schwimmen, und muß mit beklemmten Herzen abwarten, bis das Gewitter ihrem Haupte vorübergezogen ist. Dann aber werde ich nach wie vor sein, und bleiben Ihr treuer N. N.«

Das war die bitterste Erfahrung, die Philibert in seiner jüngsten Lebensepoche gemacht hatte. Also auch an dieser elenden Klippe scheitert die Freundschaft! das Urtheil anderer Menschen, von dem Freunde nicht unterschrieben, sondern blos gefürchtet — das Urtheil von

Menſchen, deren Jeden einzeln genommen, der beſſer Unterrichtete verachtet, das aber, im Chor ausgeſprochen, ihn dennoch betäubt, ihn ſo weit bringt, daß er ſeines Freundes ſich ſchämt! — O wehe! wehe! das war unausſprechlich bitter! Die Menſchheit wurde noch einmal ſehr klein in ſeinen Augen. Er warf ſich an den Schreibtiſch, ihm zu antworten. Er vermochte es nicht.

Da trat ſein Kammerdiener herein, ein Menſch, dem er ſehr gewogen war, weil er ſich von ihm geliebt glaubte. Jetzt bat er ſtammelnd um ſeinen Abſchied. »Warum willſt du mich verlaſſen?«

Der Menſch erzählte, daß der Sohn des neuen Miniſters ihn in ſeine Dienſte nehmen wolle, daß er ihm glänzende Ausſichten eröffnet habe, und meinte, der gnädige Herr werde ihm an ſeinem Glücke nicht hinderlich ſein.

»O nein! nein!« erwiederte Philibert. »Gehe, aber laß mir deinen Pudel, ich will ihn abrichten, ich habe das Thier gern.« Der Kammerdiener war ſehr willig, den Pudel zurück zu laſſen, allein der Pudel ſelbſt wollte nicht, denn er hing ſehr treu an ſeinem Herrn, ſo karg ihn dieſer auch fütterte. »Bravo!« ſagte Philibert mit einem ſchauderhaften Gelächter. »Bravo! nimm den Pudel mit, es iſt ein ſeltenes Thier, es hat mit den Menſchen nichts gemein. Ich will allein bleiben, jedes lebende Weſen aus meiner Gegenwart verbannen, die Pudel ausgenommen.«

Dieſe düſtere Stimmung artete bald in die gefährlichſte Hypochondrie aus, als der Fürſt, von Philibert's Feinden verleitet, ihm nicht blos den Abſchied gab, ſondern auch

von seiner Verwaltung des Armenwesens, bei der sein Herz die Rechnung geführt hatte, eine strenge Rechenschaft forderte. Philibert konnte nicht alle Ausgaben durch gehörige Belege rechtfertigen; er hatte den Armen seine Wohlthaten oft reichlicher, als vorgeschrieben war, zugemessen; er hatte bisweilen vernachlässigt, die fürstliche Genehmigung darüber einzuholen, und büßte es jetzt mit seinem halben Vermögen.

Nicht dieser Verlust, so ansehnlich er auch war, sondern das schneidende Gefühl, daß er von Allen verkannt, gehaßt, bespöttelt werde: noch mehr, die tiefe Verachtung für die Menschen, die sich nagend in sein Herz grub; die bittere Ueberzeugung, daß er nicht unter sie tauge, verbunden mit körperlicher Zerrüttung, gebaren endlich den Entschluß, ein Selbstmörder zu werden.

Mehrere Wochen lang hing er einsam diesem Gedanken nach. Er wurde bei ihm zur fixen Idee, und nun beschäftigte er sich ernstlich mit den Vorbereitungen zu diesem Schritt. Er brachte alle seine Geschäfte in Ordnung und verbrannte alle seine Papiere.

Bei dieser traurigen Beschäftigung geschah es, daß er ein verborgenes Schubfach seines Schreibtisches aufzog, welches er seit Jahren nicht gebraucht hatte. Siehe, da schimmerte Ottilien's Diamant ihm in die Augen. Er erschrack und blickte starr darauf — und immer starrer — bis sich plötzlich Thränen in seine Augen drängten — Thränen! — O willkommene Wohlthat! — „Thränen!" sagte er erweicht, als er den nach dem Auge geführten Finger naß zurückzog — und siehe, die einzelnen Tropfen

rannen milde in einen Strom zusammen; er warf sich nieder und weinte seinen Mordentschluß weg. Alle seine verkrampften Nerven wurden plötzlich wieder frei, dehnten sich mit schmerzlicher Wollust und setzten die erstarrten Lebensgeister in Bewegung.

»Was wollte ich thun!« rief er aufspringend, »und was habe ich unstät in der weiten Welt gesucht, was neben mir unter den Blumen lag? — eine Liebe, die immer aus sich selbst die unerschöpfliche Nahrung gesogen — eine Freundschaft, die allen Verhältnissen trotzte. Nur Männer — so wähnte ich — vermögen ihre Herzen, ihre Seelen so hoch aufzuschwingen, und gerade die Männer vermögen es nicht. Des Lebens mannigfaltige Wickelbänder schnüren sie immer fester ein, je weiter sie auf ihrer Bahn fortschreiten. Das Weib allein besitzt und erhält einen freien Geist, den nur Liebe bindet. Ottilie hat es bewiesen, meine kühnsten Träume hat sie erfüllt. Ich Elender! warum fallen so spät die Schuppen von meinen Augen! — Schon in früher Jugend wich ihre schöne, schüchterne Seele den körperlichen Reizen der Schwester — nur einmal erlaubte sie ihrem Herzen einen leisen Verrath, als sie mich in Noth glaubte — Diesen Edelstein, ihren ganzen Reichthum, sandte sie mir — meines Vaters Kerker sprengte sie, und sah ruhig, daß ein Heuchler mit ihrem Verdienst sich schmückte. — Tief gekränkt zog sie schweigend sich zurück, als, bei meiner Anwerbung für Otto, ein Mißverständniß grausam sie täuschte — aber hastig trat sie wiederum hervor, als sie mein Glück in den Armen einer

Nebenbuhlerin befördern konnte — dann blieb ſie wieder ſtill und anſpruchlos, ſo lange ſie mich glücklich wußte, um alle Kraft der Liebe für den Augenblick zu ſammeln, wo das Luftſchloß zuſammenſtürzte, in dem ich ſo ſicher zu wohnen glaubte. — Fern von Hoffnungen, die ſie eitel nannte, verließ ſie die Welt, in der ſie angebetet wurde, um durch eine vom Vater verſchmähte Liebe deſſen Kinder zu beglücken. Wehe mir! daß mir ſo ſpät die Schuppen von den Augen fallen!"

So jammerte er die ganze Nacht. »Warum zu ſpät?" flüſterte endlich mit dem erſten Morgenſtrahl eine freundliche Hoffnung ihm zu: »warum zu ſpät? — ein ſolches Herz kann auch verzeihen."

Neugeboren raffte er ſich auf, warf ſich in eine Poſtchaiſe und eilte nach Salmbach. Zitternd betrat er ſeine Wohnung, in welcher jetzt eine Ordnung und Reinlichkeit herrſchte, die den hier wehenden Geiſt verriethen. Aber Ottilien fand er nicht. Sie war mit den Kindern auf einen Beſuch zu ihrem Vater gefahren.

Er ſchwang ſich auf einen Gaul und ſprengte hinüber. Der Alte, hieß es, ſei auf der Jagd, das Fräulein im Birkenwäldchen. Athemlos betrat er dieſes Wäldchen, mit einem ſchmerzhaften Seufzer erblickte er den Tempel der Erinnerung. Die Thür ſtand offen. Er ſah ſchon von weitem Ottilien auf der Moosbank, ſeine beiden Kinder ihr liebkoſend und in ihren Armen ſpielend. Er nahte leiſe — er hörte die Stimme des älteſten Kindes — warum weinſt du, Mutter? — Er ſtürzte zu Ottilien's Füßen.

»Ja,« rief er, »ja, meine Kinder! kniet neben mich und bittet diesen Engel, daß er wirklich eure Mutter sein, euren Vater beglücken wolle!« —

Die Kinder schrien bei der stürmischen Ueberraschung und schmiegten sich an Ottilien, die einer Ohnmacht nahe war. Sein Haupt lag auf ihren Knien — er schluchzte laut — sein Schluchzen gab ihr die Besinnung wieder — ihre Thränen flossen — die Kinder weinten, ohne zu wissen, warum. — Als endlich die bewegten Herzen wieder einzelne Worte auf die Lippen sandten, da waren es Worte der Liebe, sanfte Töne des Gefühls. — Ottilie sträubte sich in Philibert's Armen — dann wieder sank sie willig an seine Brust, um den schönen Traum nicht zu verscheuchen.

Noch am Altare, als der Geliebte ihr den Ring an den Finger steckte, den ersten Verräther ihrer Zärtlichkeit, schien ihr Alles ein täuschendes Spiel der Einbildungskraft; sie zitterte, plötzlich auf der Moosbank zu erwachen, und sich allein zu finden.

Aber im hohen Alter sprach Philibert zu seinem Sohne: »Gott gebe dir ein Glück, wie ich es noch heute genieße! Nimmer suche echte Freundschaft, wahre Liebe in der großen Welt, nimmer suche sie bei Männern! Eine Zeit lang werden sie von Jünglingen nachgeäfft, bei Männern über kurz oder lang durch Verhältnisse verdrängt. Nur in der Brust des edlen Weibes findest du ihre Freistatt, ihren Thron.«

Ende.

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Sechster Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Kleine
gesammelte Schriften
August's von Kotzebue.

Erster Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien, 1842.
Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Zaide,

oder:

Die Entthronung Muhamed des Vierten.

Hiſtoriſche Novelle.

Mächtig ist die Triebfeder der Ehre! nicht Gefahr noch Schreckbild des Todes vermag zu fesseln die Hand, die nach dem Scepter sich streckt; aber tausendfach unerschütterlicher ist der Plan, den die Liebe entwarf. Nur sie stürzt sich lächelnd in brausende Fluten; nur sie spielt muthwillig mit Felsen und Bergen; nur sie macht, wenn sie will, die Sonne am Mittage blind, nur die Liebe ist stark wie der Tod, und nur Liebe und Tod machen uns einander gleich.

Das Unglück, das die ottomannischen Waffen in dem Kriege mit dem deutschen Kaiser verfolgte, war nicht die einzige Ursach des Sturzes Muhamed des Vierten.

Wahr ist's, der türkische Pöbel hält den Mann, den das Schicksal haßt, für einen Feind Gottes und seines Propheten; und glaubt sich, sonderbar genug! berechtigt, den Unglücklichen dem Staate zu opfern, der nichts verbrach, als daß er unglücklich war. Doch was auch diese Gährung des Pöbels zu der Entthronung Muhamed des Vierten beitrug; so spann doch nur die Liebe den Faden, und ließ ihn versteckt durch andere verweben.

Sultan Ibrahim, Muhamed's Vater, der bis zum Jahr 1648 das türkische Reich beherrschte, war der flatterhafteste Wollüstling, der je auf einem Throne saß. Seine, mit Spiegeln getäfelten Wände, seine mit Zobelfellen belegten Betten, seine Kunst, die erschöpfte Natur durch Arzeneien zu unterstützen, seine Sammlung muthwilliger Gemälde, der

Widerſtand, den die Damen ſeines Serails ihm oft auf ſeinen eigenen Befehl thun mußten; — alles dies, und tauſend andere kleine Anekdoten, bei deren Erzählung mir die Ehrbarkeit die Feder aus der Hand reißen würde, ſtellen ihn hinlänglich als den feinſten, in der Schule der Wolluſt grauegewordenen Kämpfer dar. Natürlich daß eine Speiſe ihm nie lange behagte; daß eine Blume ihm nur wenig Augenblicke Wohlgeruch duftete. Ein Weib, das er Sukir Para, das iſt ein Stückchen Zucker nannte, ſchon zu alt, um ſelbſt Liebe zu erwecken, kuppelte nun für ihren ehemaligen Buhler, und ſammelte die erſten Roſenknospen für die unerſättliche Weſpe. Doch bald waren die Fluren leer, und Ibrahim wagte es, ſein kühnes Auge auf Morad's, ſeines Bruders Witwe, zu werfen. Hohn war die Antwort, Verachtung der Lohn ſeiner Brunſt. Sukir Para, um die üble Laune zu zerſtreuen, die der Gedanke, dieſe einzige Luſt nicht gebüßt zu haben, nothwendig hervorbrachte; berichtete Ibrahim, daß der Mufti eine ſchöne Tochter habe.

Der Mufti, der Pabſt des türkiſchen Reiches, iſt eine heilige Perſon, vor der ſelbſt der Kaiſer zittert; in ſeiner Hand ſteht nicht ſelten das Schickſal des Thrones, ſein Fetfa*) iſt gleich dem römiſchen Bannſtrahl. Es wäre Unſinn geweſen, ſeine einzige Tochter zur Beiſchläferin zu rauben; Ibrahim warb um ſie als Sultanin. Der verſchmitzte Alte, der ſeinen Mann kannte, und wußte, daß

*) Fetfa, ein Dekret des Mufti.

er ſchon verſchiedene Söhne hatte, ſchüttelte ſein graues Haupt und gab ehrerbietig zur Antwort: »Mir verbietet der Koran, meine Tochter zu zwingen, ihre Wahl iſt die meinige.« Stolz und voller Selbſtvertrauen wandte ſich Ibrahim an das Mädchen, das, vom Vater unterrichtet, gern oder ungern die Ehre, Sultanin zu heißen, ausſchlug. Unbefriedigte Wolluſt iſt gleich einem gereizten Tiger; der Mufti ward verbannt, das Mädchen gewaltſam entführt, geſchändet, und ſo dem armen, alten Vater zurückgeſandt, in deſſen Bruſt von dieſem Augenblick an die glühendſte Rache kochte. Er verband ſich mit Mehemet Paſcha, einem angeſehenen Mitgliede des Divans, und mit dem Aga der Janitſcharen, ja er wußte ſogar die Mutter des Sultans in ſein Intereſſe zu ziehen.

Am ſiebenten Auguſt 1648 erdroſſelten die Janitſcharen den Vezier, und zwangen den Kaiſer, das Reichsinſiegel dem Mehemet Paſcha zu übertragen. Tages darauf ertheilte der Mufti ein Fetfa, kraft deſſen Ibrahim vor dem verſammelten Divan gefordert wurde, ſeine bisherige Regierung zu verantworten. Ibrahim ſpottete der Ladung, und zerriß das Fetfa. Ein zweites noch ſchärferes erſchien, des Inhalts: »daß der Sultan, durch Zerreißung des Fetfa, der Macht Gottes geſpottet; daß er alſo kein Gläubiger, ſondern ein Gawr ſei, unwerth den Thron der Ottomannen länger zu begleiten.«

Ibrahim befahl dem Vezier, den Kopf des Mufti zu holen, aber umſonſt! Schon drangen die Janitſcharen

von allen Seiten in's Serail, und der unglückliche Sultan floh in die Arme seiner Mutter. Er ward in ein Zimmer gesperrt und bewacht. Wüthend rannte er mit dem Kopf gegen die Wand, um sich das Leben zu nehmen. Dieser letzte Wunsch ward gewährt, vier Stumme erdrosselten ihn.

Er hinterließ drei Söhne: Muhamed, in einem Alter von zehn Jahren, Sultan unter der Vormundschaft seiner Mutter; Soliman, ein Jahr jünger, und den fünfjährigen Achmet.

Muhamed war bald ein Mann, schön und geistreich, geschickt in Leibesübungen, tapfer, höflich, großmüthig, freigebig, brausend in der Liebe, warm in der Freundschaft, und nie kalt gegen wahres Verdienst. Der Charakter Soliman's hingegen trug das Gepräge der Verstellung und der Melancholie. Er sprach wenig aus Politik; er studirte den Koran aus Politik; auch er war kein Feind der Liebe; aber seine Leidenschaften gingen nie ohne Mantel. So waren die Brüder beschaffen, deren Einen Landessitte und der Sturm der Janitscharen auf den Thron seines Vaters rief; indeß der andere im Serail, unter Weibern und halben Männern, im Taumel des Ueberflusses, vergebens nach seiner Freiheit schmachtete. Den jüngern Bruder Achmet hatte die Natur so übel geformt und seinem Verstande so enge Grenzen gesetzt, daß er in dieser Geschichte keine Rolle weiter spielt.

Hundert Beispiele seiner Vorgänger würden Muha-

med entſchuldiget haben, wenn er ſeine Brüder aus dem Wege geräumt hätte: Er that es nicht, ſelbſt dann nicht, als ſein Horizont von Jahr zu Jahr ſchwärzer zu werden begann, und Jeder, der ein Recht zum Throne hatte, dem gährenden Pöbel eine willkommene Puppe war, mit der er eine Zeit lang ſpielte, und ſie in Purpur kleidete, oder wegwarf, nachdem es den Janitſcharen gefiel. Muhamed begnügte ſich, ſeine Brüder immer mit ſich zu führen, und nicht immer mit ſcharfem Auge über ihr Betragen zu wachen, denn Argwohn war ſeiner Heldenſeele fremd.

Aus der Nacht eines tiefen Kerkers zog die Sultanin Mutter den Baſſa Cuproli hervor, machte ihn zum Vezier, übergab ihm das Siegel des Reichs, und ſtellte ihn an die Spitze des Divans. Sein Vater war ein franzöſiſcher Renegat, geboren in Champagne unweit Chalons, in einem Dorfe, das Cuperli hieß, daher ſein Name, den er auf die Nachwelt pflanzte. Ein Mord aus Uebereilung zwang ihn zur Flucht. Das Schiff, welches ihn trug, ward von türkiſchen Freibeutern genommen, und Cuproli wankte keinen Augenblick in der Wahl zwiſchen Turban oder Sklavenwamms. Er kam nach Konſtantinopel, nahm Dienſte unter den Janitſcharen, ſeine Geſtalt und ſein Muth zeichneten ihn aus, er ſchwang ſich ſchnell empor, erhielt ein Timar*), nahm Weiber, und ſah bald ſeinen Sohn in ſeine Fußtapfen treten, der endlich, nach manchem Wech-

*) Timar, ein Lehen auf Lebenszeit.

ſel des Glücks, zur höchſten Ehrenſtelle des Reiches hinauf klimmte, ſich in dieſer ſchwindelnden Höhe erhielt, und dem — ohne Beiſpiel im ottomanniſchen Reiche — zwei Söhne und zwei Schwiegerſöhne in der glänzenden Würde eines Veziers folgten.

Sein älteſter Sohn, ungefähr im Alter des neuen Sultans, ward unter deſſen Edelknaben erzogen; der jüngſte mit dem Prinzen Soliman, deſſen liebſter Geſpiele er wurde, und ſo wußte der ſchlaue Vater zu dem Herzen beider Fürſten ſich einen Weg zu bahnen.

Er ſtarb; ſeine Lorbeern folgten ihm in's Grab, und ſein älteſter Sohn in der Veziers Würde. Doch auch dieſen entriß ein frühzeitiger Tod ſeinem wachſenden Glücke, und Kara Muſtafa trat in ſeine Stelle.

Damals ſchlummerte das ottomanniſche Reich in lang erſeufzter Ruhe. Ein Waffenſtillſtand mit den chriſtlichen Mächten gab ihm Zeit, neue Kräfte zu ſammeln. Muhamed genoß im Schooße ſeines Serails die Früchte ſeiner Siege in Polen und Ungarn; auch die väterlichen Freuden hatte ihm die Sultanin Favorite durch das Geſchenk eines hoffnungsvollen Sohnes kennen gelehrt. Doch nicht ſelten überließ er ſich ausſchweifend dem wilden Vergnügen der Jagd, und — trotz der Eiferſucht der Sultanin — der Wolluſt heimlicher Liebe.

Kara Muſtafa, unwerth ſeines blinden Vertrauens, bewog ihn, den Stillſtand mit dem deutſchen Kaiſer zu brechen, die Folgen waren anfangs glänzend, doch nur

zu bald verſtummte das Siegesgeſchrei, und Boten des Unglücks verfolgten einander auf der Ferſe. Wien ward belagert, die Macht der Ottomannen ſchien die Standarte Mahomed's auf die Trümmer des Reiches im Occident pflanzen zu wollen; nur Einen Tag noch konnte Wien ſich halten; da erſchien plötzlich der König von Polen und der Prinz Karl von Lothringen; vor ihnen her ging der Engel des Todes und der Sieg trug ihnen die Palmen nach. Umſonſt ließ Kara Muſtafa den Abend vor der Schlacht dreißig tauſend Gefangene niederhauen; umſonſt ſtellte er ſein ganzes Heer von hundert und neunzehn tauſend Mann gegen fünf und ſechzig tauſend Chriſten: umſonſt wurde zu gleicher Zeit die Stadt wüthend beſtürmt; ſchon ertönte der Kalemberg vom Donner der Kanonen: ſchon rückte Karl von Lothringen mit dem linken Flügel ſeines Heeres muthig auf den Feind ein; ſchon eroberte der Prinz von Sachſen-Lauenburg den Poſten bei Holſtadt; der König von Polen und der Prinz von Waldeck drangen gegen ſieben Uhr des Abends in's türkiſche Lager, und gleich darauf bemeiſterte ſich Karl von Lothringen der Contreſcarpe und der Vorſtädte von Wien. Die Türken flohen, die Nacht deckte ihre Flucht. Jauchzend, mit empor gehobenen Händen, ſtanden die Bürger auf den Mauern ihrer befreiten Stadt. Dem König von Polen ward das reiche Gezelt des Veziers zu Theil. Er bot dem deutſchen Kaiſer die Hälfte der Beute; aber Leopold ſchlug ſie aus. Der Biſchof von Wien riß den halben Mond vom Thurm

der Hauptkirche und pflanzte das Kreuz an seine Stelle *).

Keiner dieser Schläge des Unglücks unterbrach die Freuden des Serails in Muhamed's Residenz. Er scherzte, küßte, jagte und liebte gerade wie vorher; je schlimmer die deutschen Nachrichten klangen, je brünstiger stürzte er in die Arme seiner Weiber, je rauschender ergetzte er sich im Kreis seiner Lieblinge.

Unter diesen war Einer Namens Soliman Bassa, erzogen in der Weichlichkeit des Serails, und doch männlich, tapfer, großmüthig und beherzt. Sein Turban deckte eine erhabene Stirn, an die sich eine Adlernase schloß, das Feuer seines Auges war wie der Blitz der Diamanten am Griff seines Säbels, ein einnehmendes Lächeln zierte seinen Mund, wenn er sprach, und frische Röthe glühte auf seiner Wange. Mit dieser Gestalt verband er einen durchdringenden Geist, mit allen Intriguen des Serails genau bekannt. Der Sultan liebte ihn, und — was mehr ist — wer ihn kannte liebte ihn, nicht um des Sultans willen. Sein Busenfreund war der Kislar Aga, das Haupt der Verschnittenen. Der Kaiser selbst hat kaum mehr Macht im Serail, als dieser schwarze Halbmann, seiner Wachsamkeit ist das Heer der Sklavinnen der Liebe anvertraut, ohne seinen

*) Der halbe Mond ward im Jahre 1529 errichtet, als Soliman die Stadt belagerte, und die Türken machten sich anheischig, nicht nach diesem Thurme zu schießen.

Willen ſtiehlt ſich kein Sonnenſtrahl durch ihre Gitter, er lenkt die Gunſt des Sultans wie Phöbus ſeine Roſſe; die ihm zum Feinde hat, iſt lebendig begraben, und wäre ſie die Göttin der Schönheit ſelbſt. Daher fließt ſo manches Geſchenk, das der Sultan den Weibern macht, in ſeinen Schatz zurück; daher iſt ſein Vorgemach jeden Morgen mit Bittenden aller Art gefüllt, die nie mit leerer Hand vor ihm erſcheinen, daher werden allein zu ſeinem Dienſt auf Koſten des Staates ſechshundert Pferde gefüttert.

Der Günſtling des Sultans, der Buſenfreund des Kislar Aga, war natürlich keine kleine Perſon. Der erſte Beweis des Zutrauens, den Muhamed der Vierte ihm gab, war die Ernennung zum Seraskier *) der Armee in Polen.

Soliman reiſte ab; und zu einer Zeit, wo der Fluch auf den ottomanniſchen Waffen zu ruhen ſchien, wo die braven Deutſchen den Heldenmuth ihrer Väter — auf's höchſte geſpannt durch den Gedanken, daß Gott es ſei, für den ſie kämpften — in jede Schlacht mit ſich brachten: ſiegt nur Soliman, trotz der Verrätherei des Fürſten Cantemir, ſchlug die Polen in der Moldau im Jahre 1685, und warf eine anſehnliche Verſtärkung in Kaminieck. Jeder Bote, den er nach Konſtantinopel ſandte, brachte einen neuen Lorbeerzweig mit ſich; jeder Bote, der aus Deutſchland kam, war entronnen und beſpritzt mit dem Blute ſeiner Brüder.

---

*) Seraskier iſt ein General.

Eines Tages befand sich Soliman an der Spitze von zweihundert Reitern, um ein Defilee zu recognosciren; als fern aus einem hohlen Wege Waffengetös in seine Ohren schlug. Zu gleicher Zeit jagte mit verhängtem Zügel ein Tartar auf ihn zu, der ihn benachrichtigte, daß ein Haufe von vier bis fünf hundert Polen, zwei hundert Tartaren umzingelt habe, welche gesandt waren, einige bedeckte Wagen zu begleiten.

Kaum war der Seraskier der Noth der Seinigen verständigt worden, als er seinen Trupp theilte, und mit der einen Hälfte gerade auf den hohlen Weg zusprengte, indeß die andere durch einen Umweg den Polen in den Rücken fiel. Der solchergestalt überraschte Feind, dem auf allen Seiten der Tod entgegen grinzte, und der einen vielleicht noch stärkern Hinterhalt fürchtete, zog sich unordentlich in den nahen Busch zurück, und hinterließ den Wahlplatz mit Todten bedeckt. Die Nacht brach ein, und Soliman hinderte die Flucht der Polen nicht. »Wen geleitest du da in den bedeckten Wagen!" frug der Seraskier den Führer der Tartaren.

Der Tartar. Ein Mädchen, Herr, wohl schwerlich des Blutes werth, das um ihrentwillen vergossen worden. Verstand ich recht, so ist sie dem Großherrn zum Geschenke bestimmt.

Soliman's Neubegier ward rege, er ritt zum Wagen, zog den Vorhang weg, und Himmel! — ihm war es als hätte er die Sonne enthüllt. Der Zügel entfiel seiner Hand,

ſtummes Erſtaunen malte ſich auf ſeinem Geſichte, die Zunge ſtockte und der hofmänniſche Gruß, mit dem er ſie zu bewillkommen gedachte, zerſchmolz in ein unvernehmliches: Ha!

Ihrer Sinne durch den Schrecken beraubt, lag vor ihm ein ſechzehnjähriges Mädchen aus Roſenglut und Lilienſchnee gewoben *). Noch waren ihre langen Augenwimper geſchloſſen, und der Schleier, der Geſicht und Buſen decken ſollte, zu ſchön verſchoben, um dem Wunſch, in ihr Auge zu blicken, nicht gern noch Anſtand zu geben. Der muthwillige Zephyr ſpielte mit dem neidiſchen Schleier und löſete die blonde Locke von der diamantenen Nadel gefeſſelt. Schon färbte ſich die berſtende Lippe mit friſcherem Roth, ſchon drängte ſich ein balſamiſcher Seufzer, wie das Liſpeln des Abendwindes, wenn er kaum die Spitze des Halmes bewegt, aus der geengten Bruſt. — Zaide ſchlug die Augen auf, und mit dieſem erſten Blick feſſelte ſie das Herz des Seraskiers auf ewig. »Allah!« liſpelte das ſüße Mädchen; ihr Ton war gleich dem Hauch von Vanhall's Flöte. Den Sieger der Polen durchbebte eine fremde Empfindung, das Blut trat in ſeine Wange, das kriegeriſche Feuer ſeines Auges verloſch, der männliche Ton ſeiner Stimme verlor ſich in unartikulirtes Stammlen.

Soliman (mit zur Erde geſenktem Blick). Geſeg

*) Sollte es wohl ein Fehler ſein, einem Mann wie Wieland Gleichniſſe abzuborgen?

net ſei die Stunde! Du Engel aus Mahomed's Paradies, die mich zu deiner Rettung herbeiführte.

Zaide. Wer biſt du? in weſſen Gewalt bin ich?

Soliman. Alles, was dich umgibt, iſt in deiner Gewalt, und Soliman Baſſa der Erſte deiner Sklaven.

Zaide. Biſt du Soliman, der Schrecken der Polen?

Soliman. O nie war mein Durſt nach Ruhm heißer, als nun, da ich weiß, daß der Ruf meinen Namen dir nannte.

Zaide. Du verſtehſt zu ſchmeicheln, wie zu ſiegen.

Soliman. Du verſtehſt zu quälen, wie zu bezaubern.

Zaide. Soliman, ich ſchätzte dich, ehe ich dich ſah; ich verdanke dir gern meine Rettung. — Doch du kennſt die Sitten deines Landes.

Sie warf einen Blick voll Seelengüte auf ihren Befreier, und ſchlug den Schleier über.

Ehrfurchtsvoll zog ſich der Seraskier zurück, ließ den Wagen der unbekannten Schönen durch ſeine Reiter bis zum Nachtlager geleiten, und nachdem er dem Führer der Tartaren auf die Seele gebunden, des andern Morgens in aller Frühe in ſeinem Zelt zu erſcheinen, und Nachricht zu bringen: wer dieſes Mädchen ſei? woher ſie komme? wohin ſie gehe? wem ſie angehöre? — ſo kehrte er ganz allein Schritt vor Schritt in's Lager zurück, und bemerkte nicht eher, daß er da war, bis ſein Pferd mit der Naſe an das Zelt ſtieß.

»Was iſt das?" hub er an, nachdem er ſich mißmuthig auf das Polſter geworfen, »welch eine unbekannte Empfindung tobt in mir? — iſt es das erſte ſchöne Weib, das ich ſah? — war ich nicht oft beim Anblick der ſchönſten Circaſſierin, ja ſelbſt gegen die Reize des ganzen Serails unempfindlich und kalt? — ſpottete Muhamed nicht oft dieſer Schwäche, die im Grunde mich werther ihm machte? — ertheilte er nicht oft in meiner Gegenwart der Sultanin Favorite lächelnd den Befehl, den Schleier fallen zu laſſen, weil ich ein Menſch ſei, der eben ſo wenig Sinne habe, als ein büßender Fakir? — Was war es denn, das mich beim Anblick dieſer Unbekannten ſo gewaltſam erſchütterte?" —

Alle dieſe Fragen, mit denen er ſich Stunden lang marterte, dienten im Grunde zu nichts, als ihm zu beweiſen, daß die Liebe ſein Herz beſchlichen, ehe er ſelbſt daran dachte. Er hätte ſich ehrlich und aufrichtig geſtehen ſollen: »ich bin verliebt," und ohne ſich weiter über dieſe alltägliche Erſcheinung zu wundern, wäre er zu der Frage gekommen: »was iſt anzufangen?" ſtatt deſſen quälte er ſich mit der pſychologiſchen Grille: »ob nicht vielleicht das, was er empfinde, dem ſchnellen Uebergang von einem ſo verſchiedenen Gegenſtand auf einen andern zuzuſchreiben ſei?"

»Wenn ich in's Serail ging," monologirte er weiter, »ſo wußte ich vorher, im Serail ſind ſchöne Mädchen, du wirſt ihre zauberiſche Muſik hören, du wirſt ihre wollüſtigen Tänze ſehen, und wenn der Kaiſer bei Laune iſt, ſo befiehlt er ihnen auch wohl, den läſtigen Schleier wegzu-

werfen. Alles das wußte ich mir auf den Fingern vorzusagen, und eben das schwächte den Eindruck. Aber heute — ich komme gegen die Polen zu kämpfen, und finde ein schönes Mädchen; ich eile meinen schmutzigen Tartaren zu Hilfe, und rette einen Engel. Beim Bart meines Vaters! und wäre das Mädchen nur halb so schön — in der Aufwallung meines Blutes, das Kampf und Sieg durcheinander peitschten, würde sie mir gefallen haben. Und endlich — war ich nicht ihr Retter? war sie nicht gewissermaßen mein Geschöpf? — verbreitet solch ein Gedanke nicht unendliches Interesse über die Kreatur, die ohne unsern Schutz ein Raub des Elends geworden wäre?"

Guter Soliman! so wahr oder falsch auch deine Schlüsse sein mögen, du suchtest dich selbst zu täuschen. Verrieth dir's nicht die Röthe, die dir in's Gesicht stieg, als man dir entdeckte, deine Reiter seien heim gekommen? Verrieth dir's nicht die wollüstige Bangigkeit, die durch deine Adern strömte, als der Führer der Tartaren in dein Zelt trat?

Soliman (ihm entgegen). Nun, was ist das für ein Kleinod, das man dir anvertraute?

Der Tartar. Herr, das Mädchen heißt Zaide und ist eine Russin von Geburt. Wie man mich verständigte, ward sie in einem Alter von sechs Jahren bei einer Streiferei meiner Brüder geraubt und an einen Sklavenhändler verkauft, der sie seit zehn Jahren auf's sorgfältigste erzogen. Man sagt, sie sei eines Bojaren Tochter.

Soliman. Und die Bestimmung ihres Schicksals?

Der Tartar. Murza führt seine Sklavin dem Vezier Kara Mustafa zu, der sie als eine würdige Zierde des Serails dem Sultan überliefern soll.

Soliman (erschrocken). Dem Sultan?

Der Tartar. Der Zug geht durch Siebenbürgen nach Belgrad. Von da, mit Empfehlungsschreiben des Veziers, geraden Wegs nach Adrianopel.

Soliman. Und Ihr habt sie geleitet — wohin?

Der Tartar. Nach Kolenko, einem Schlosse, zwei Meilen vom Lager. Die armen Dinger werden morgen Rasttag halten, denn der Schrecken hat ihnen gewaltig zugesetzt.

Soliman. Sie ist dem Großherrn bestimmt — ein heiliges Kleinod! — daß man ihr mit Ehrfurcht begegne und es an nichts mangeln lasse! — Genug! — Laß mich allein!

Der Tartar ging, und Soliman blieb allein, mit seinem Gram und seiner Liebe. Nein, länger konnte er sich's nicht verhehlen, daß Zaide einen tiefern Eindruck auf ihn gemacht, als alle Schönheiten Circassiens; und gerade dieses Mädchen muß dem Sultan bestimmt sein, der für ihn nicht blos Sultan, der zugleich sein Freund ist; ihn mit Wohlthaten überhäuft — zwar — noch hat Muhamed diesen Engel nicht gesehen, und ein Gut, das man nicht kennt, ist kein Gut. — Soliman ist Befehlshaber der Truppen, Meister auf den Grenzen von Polen, Herr der beiden Ufer

des Dnieſters — wie, wenn er die Reiſe der ſchönen Zaide hinderte? wenn er ſie bald hie, bald da aufhielte? und unterdeſſen Mittel ſuchte, ſein Herz zu befriedigen. — Aber welche Mittel? — ſeine Untergebene lieben ihn; doch, wer unter einer Armee von ſiebzigtauſend Mann keinen Feind hat, der muß mehr ſein als ein Menſch. Wird nicht der Neid mit ſeiner rußigen Schwinge, der Haß, die Schadenfreude, die Kabale, werden ſie nicht vereint das Geheimniß auswittern? mit hämiſcher Tücke dem Kaiſer hinterbringen? und Muhamed iſt feurig, pflegt nicht lange zu unterſuchen, würde ſich als Sultan und Freund doppelt beleidigt finden — ach! Alles nur zu wahr! niederſchlagend genug, um Hoffnung und Schlummer von dem Lager des armen Soliman's zu verſcheuchen.

Das Zimmer der Zaide im Schloſſe Kolenko.

Zaide (auf einer Ottomane, in ſüßer Schwermuth begraben). Zulima (ihre Wärterin und Vertraute, ſitzt zu ihren Füßen und beobachtet ſie ſchweigend. Halberſtickte Seufzer heben den ſchönen Buſen ihrer Gebieterin, und eine umſonſt zurückgezwungene Thräne fällt auf den goldenen Saum des Schleiers. Länger hält ſich Zulima nicht). »Wie lange iſt es nun,« hebt ſie mit gerührtem Tone an, »wie lange iſt es nun, Zaide, daß ich dir diene?«

Zaide. Wie kommſt du jetzt auf die Frage?

Zulima. Beantworte mir ſie.

Zaide. Als ob du dir ſie nicht ſelbſt beantworten könnteſt. Ward ich dir nicht anvertraut, ſobald ich in das Haus des Murza trat? Ich war damals ſechs Jahr alt, und nun (mit einem Seufzer) bin ich ſechzehn.

Zulima (lächelnd). Daß du nun ſechzehn biſt, verräth dieſer Seufzer. Zehn Jahre habe ich dir alſo gedient?

Zaide (etwas ärgerlich). Ja doch, ja! was willſt du damit?

Zulima. Zürne nicht. Ich wollte nur nachrechnen, wie oft ich in dieſen zehn Jahren deine Liebe mit Undank belohnt? wie oft ich dich verrathen? wie oft ich deine kleinen Geheimniſſe verkauft?

Zaide. Schwärmſt du?

Zulima. Nicht? — habe ich das nie? (ſie nimmt ſie bei der Hand) und Zaide hätte alſo heute zum erſten Mal ein Geheimniß vor mir?

Zaide (verlegen). Ich? ein Geheimniß?

Zulima. Woher dein feuchtes Auge? woher dein ſtarrer Blick? woher das ängſtliche Wallen deines Buſens?

Zaide. Der Schrecken —

Zulima (mit inniger Güte). Die Hand auf's Herz! belüge mich nicht.

Zaide (ihr Geſicht verbergend). Ach Zulima! ich bin ein Kind.

Zulima. Nein, liebe Zaide, du haſt aufgehört ein Kind zu ſein, und dieſe Empfindung iſt dir ſo neu — du liebſt.

Zaide (weint).

Zulima. Und liebſt ſtark, wie ich ſehe, denn du liebſt zum erſten Male.

Zaide. Er iſt liebenswürdig.

Zulima. Du ſahſt der Männer wenige, was Wunder, daß der erſte dir als ein Gott vorkömmt.

Zaide. Ach Zulima —

Zulima. Nun ja doch, er iſt ſchön, er iſt einnehmend, dein Retter, dein Befreier, ein Mann voll Muth und Stärke — auch das wirkt auf das Herz eines Mädchens — aber doch nur Soliman Baſſa; doch nur der Unterthan Muhamed's, der Sklave deſſen, der bald dein Sklave ſein wird.

Zaide. Schweig'! Dieſer Gedanke —

Zulima. Iſt dir zum erſten Mal läſtig? O ich kenne das. Die erſte Liebe kleidet jeden Gegenſtand in eine andere Farbe, roth wandelt ſich in ſchwarz, und ſchwarz nimmt die Farbe des Lichtes an. Doch nur Geduld! der Rauſch verſchwindet, und Alles wird wieder, wie es war. — Indes plaudere mir ſo viel du willſt von deiner Liebe vor, ich will dich anhören, und dir wird leichter werden. — Ich höre kommen. Faſſe dich, und nimm eine andere Stellung an.

Murza (tritt herein).

Zulima. Noch ſo ſpät, Murza? was bringſt du?

Murza (mürriſch). Immer wollt ihr, daß man euch bringen ſoll. Nichts bring' ich.

Zulima. Nu, nu, alter Murrkopf! was willſt du denn holen?

Murza. Bleib' mir mit deinem Wortſpiel vom Halſe! nichts will ich holen. Sehen will ich, was ihr macht? wie euch der Schrecken bekommen?

Zulima (ſchalkhaft). Ich befinde mich Gottlob wohl.

Murza. Seht doch! ſie befindet ſich wohl; nun, dem Himmel ſei Dank! — Aeffchen! deine Roſen haben abgeblüht, nach dir fragt man nicht mehr, wenn der Sturm vorüber iſt. Zaide, wie iſt's?

Zaide. Recht gut.

Murza. Potz Element! da ſteht ja noch das ganze Abendbrot, das ich dir ſchickte, unangerührt.

Zulima. Um Verzeihung, ich habe etwas davon genoſſen.

Murza (brummend). So wollte ich, daß es Gift geweſen wäre! — iß doch, liebe Zaide! du wirſt mir ſonſt mager.

Zulima. Und trägſt mir einen Beutel weniger ein.

Murza. Wirſt du ſchweigen? — Höre, Zaide! ich habe etwas mit dir zu reden. Soliman Baſſa hat uns von der Gewalt der Polen befreit; wir ſind ihm Dank ſchuldig —

Zulima (ſpöttiſch). Den du doch wohl nicht bezahlen wirſt?

Murza (ohne auf ihr Geſchwätz zu hören). Ich werde deshalb morgen mit dem früheſten in's Lager reiſen, und

ihm einen Turban bringen, den köſtlichſten, den ich habe. Doch das iſt nicht genug! Du ſollſt mir ein Briefchen mitgeben, und ein klein Geſchenk, ſo etwas von deiner eigenen Hand.

Zaide. Ich, Murza? wo denkſt du hin?

Murza. Ja du, du. Iſt's etwa zu viel, ſich zu bedanken, wenn man einem Helden wie Soliman Glück und Ehre ſchuldig iſt? — Sieh nur, ich wünſchte ein Empfehlungsſchreiben an den Vezier von ihm zu bekommen; auch ſagt man, er ſei ein großer Freund des Kislar Aga.

Zulima. Aha! dacht' ich's doch, daß etwas dahinter ſteckte.

Zaide (mit heiterem Geſicht). Wenn du meinſt, Murza? — ich habe eine Leibbinde, die ich ſelbſt geſtickt — und — und ich will ſchreiben.

Zulima (ſchalkhaft). Ei ja doch, das würde ſich ſchicken. Zaide, die künftige Beherrſcherin des Serails, ſchreibt an Soliman Baſſa —

Murza. Ich laſſe dir den Mund zunähen, wenn du nicht ſchweigſt. — Schreib', liebe Zaide, ſchreib'! recht höflich, recht rührend! in einer Stunde komme ich zurück, den Brief und die Binde zu holen.

Murza ging und Zaide ſchrieb:

Zaide an Soliman Baſſa, den Geraskier.

»Murza befiehlt mir, dir zu ſchreiben, und ich ge»horche ihm mit Vergnügen. Nimm als ein Zeichen meiner »Achtung dieſe Leibbinde, die ich ſelbſt geſtickt, ohne zu

»wiſſen, daß ich ſie einſt ſo gerne verſchenken würde. Trage ſie und denke zuweilen an deine

dankbare Zaide.«

Tages darauf.

(Das Gezelt des Soliman. Nicht unwichtige Geſchäfte und Berathſchlagungen ſind der Gegenſtand ſeiner Frühſtunden; einige ſeiner geſchickteſten Offiziere ſtehen um ihn her, als man ihm die Ankunft des Murza meldet. Seine Farbe verändert ſich, ſein Blick wird heller; Dinge, die er ſonſt wohlbedächtig zu überlegen pflegte, werden in einer Minute abgethan, die Umſtehenden entfernt und Murza hereingelaſſen. Ein Sklave, mit Geſchenken belaſtet, folgt ihm.)

Murza (wirft ſich vor Soliman nieder, und berührt mit dem Geſicht die Erde). Der große Prophet wolle dich ſegnen, gleich dem Palmbaum am fruchtbaren Ufer! ſei deinen Feinden ein freſſendes Feuer, deinen Freunden ein wärmender Sonnenſtrahl. Dich grüßt durch mich Zaide, die ſchöne Sklavin des glorreichen Kaiſers der Ottomannen; die Schrecken des entwichenen Tages haben den Empfindungen des Dankes Raum gegeben, der dir Unüberwindlicher gebührt. Sie ſendet dir dieſen Brief und dieſe Leibbinde, denen dein unterthänigſter Sklave dieſen unwürdigen Turban beizufügen wagt.

Soliman (entreißt dem Sklaven den Brief, durchläuft ihn mit glühendrother Wange, und widerſteht gewaltſam

der Begierde, ihn an seine Lippen zu drücken). »Sei mir willkommen!« ruft er mit dem gleichgiltigsten Ton, den sein bewegtes Herz ihm vergönnt. »Wann gedenkest du abzureisen?«

Murza. Morgen oder übermorgen, wenn die Gesundheit der Weiber es verstattet.

Soliman. Und welchen Weg wirst du nehmen?

Murza. Ich gedenke die gerade Straße nach Adrianopel zu ziehen, wohin die Befehle des Beziers und des Kislar Aga mich rufen. Dein Knecht weiß, daß der mächtige Kisla Aga und der tapfere Soliman Bassa Freunde sind; er wagt es daher in tiefster Unterwerfung, dich um ein Empfehlungsschreiben anzuflehen.

Soliman (zu seinen Sklaven). Man bewirthe ihn auf's beste! — Geh', Murza! folge ihnen in's nächste Zelt; ich schreibe indessen an Zaide, ihr für das niedliche Geschenk zu danken. — Morgen wolltest du reisen, sagst du? — Nicht Morgen, besser daß die Weiber sich ganz erholen. Und dann Murza, ein Mädchen, meinem Sultan bestimmt, kann ich nicht ziehen lassen, ohne für sie zu thun, was Eile, Verwirrung und Geschäfte mir zu thun verstatten. Ich veranstalte ein kleines Fest auf morgen; unterdessen sende ich meine Befehle vor euch her, damit ihr nirgends aufgehalten werdet. Auch den Brief an den Kisla Aga werde ich nicht vergessen.

Murza warf sich zur Erde, stammelte in hochtrabenden orientalischen Ausdrücken seinen Dank, und folgte darauf

den Sklaven, die ihn auf's köſtlichſte bewirtheten. Bei ſeiner Rückkehr erhielt er folgenden offenen Brief:

Soliman an die ſchöne Zaide.

»Nie hat ein Sterblicher lieber ſeine Pflicht erfüllt, als Soliman, da er die ſchöne Zaide rettete; nie ward erfüllte Pflicht ſchöner belohnt, als heute durch dein köſtliches Geſchenk. Vergönne mir, reizendes Mädchen! das vielleicht bald meine Gebieterin ſein wird, morgen zu deinen Füßen den Dank zu ſtammeln, den weder mein Mund, noch meine Feder auszudrücken vermögen. Der große Prophet nehme dich in ſeinen mächtigen Schutz!"

Soliman.

»Aber was ſoll am Ende daraus werden?" frug ſich der beſiegte Held. »Bin ich thöricht genug zu hoffen? den Beſitz eines Mädchens zu hoffen, das meinem Kaiſer beſtimmt iſt? Ha! jedem andern würde ich ſie mit dem Säbel in der Fauſt abtrotzen! — Erſticke dieſe unbeſonnene Leidenſchaft, weil es noch Zeit iſt! — und iſt es denn noch Zeit? O nein, nein! ich liebe, ich liebe heftig! Wäre ich elend genug, um nicht einmal hoffen zu dürfen? Kehre zurück, holde Göttin! in dies wunde Herz; ſie ſoll es wiſſen, daß ich ſie liebe, vielleicht bleibt ſie nicht ungerührt, und wie viel tauſend Zufälle können, ohne daß ich's ahne, meine Neigung begünſtigen? Der Kislar Aga iſt mein Freund, er iſt Herr des Serails, Muhamed liebt mich; iſt es denn ſo etwas unerhörtes, daß ein Sultan ſeinem Liebling ein Weib ſeines Serails zugeſteht? Die Sultanin

Favorite ist eifersüchtig, sie wird es gern veranstalten, daß die schöne Zaide dem Kaiser unbemerkt bleibt. — Liebe, ich rettete dein schönstes Ebenbild! sende mir nun deinen Gefährten, die List, dem beherzt durch dich, keine Kluft zu groß, kein Riegel zu fest ist."

Mit diesen Worten oder Gedanken, die in der Einsamkeit eines schattigen Wäldchens gesprochen oder gedacht wurden, warf er sich unter den nächsten Baum, und genoß eines Schlummers, den das Traumbild der Geliebten ihm zehnfach versüßte.

Auch Zaide wiegte sich in wachenden Träumen jugendlicher Einbildungskraft; und haschte nach jedem Schimmer der Hoffnung. Die Stelle in Soliman's Brief: »Reizendes Mädchen, das vielleicht bald meine Gebieterin sein wird!" gefiel ihr nicht ganz. Sie meinte, der Seraskier hätte diesen gehässigen Umstand entweder gar nicht, oder doch schmerzhaft erwähnen sollen. So schien es, als habe ihm nur Eigennutz die Feder geführt, und als wolle er sich bei der zukünftigen Gemahlin seines Sultans einschmeicheln. Doch alles dies wird und muß der morgende Tag aufklären, dem scharfen Blick der Liebe wird echte Redlichkeit oder unechter Flitter nicht entgehen. Jetzt hüpfte Zaide zu ihrer getreuen Zulima, um den wichtigen Kriegsrath wegen der morgenden Kleidung, und wegen der Wahl der Farben zu halten. Was darin abgemacht worden, weiß ich nicht, genug, daß all' der äußere Tand von Juwelen und Bändern ihr nichts nahm und nichts gab.

Nur der Busch von Straußenfedern in ihrem Haar, durch eine diamantene Agraffe gefesselt, lieh ihrem runden Gesicht ein so sieghaftes Ansehen, daß als freier Mann sich nahte, und als Sklave von ihr ging, wer in das süße Blau ihres Auges zu blicken wagte.

Aber auch Soliman hatte an diesem Tage die männliche Wange von kriegerischem Staube gereinigt, sein Kaftan, ein Wettstreit der Pracht und des Geschmacks, der Griff und die Scheide seines Säbels wichen an Glanz nur dem Auge der Geliebten, der Turban des Murza deckte seine stolze Stirn, und — brauche ich es zu erwähnen? — die Leibbinde Zaiden's, mit Perlen durchwürkt, war das kostbarste Stück seiner Kleidung. Damit es scheine, als gelte der Besuch blos der künftigen Gemahlin des Sultans, und um keinen Verdacht im Lager zu erwecken, nahm er zwanzig der vornehmsten Offiziere mit sich. Das Mahl war herrlich. Die türkischen Tänze, die Laute, die Cymbel, der Wettlauf, und tausend andere Lustbarkeiten flohen rasch mit den Stunden davon bis zum Untergang der Sonne. Ein prächtiges Feuerwerk erwartete den völligen Einbruch der Nacht; im Schatten der Dämmerung lustwandelte indessen der frohe Hause.

Noch hatte Soliman keinen günstigen Augenblick gefunden, der schönen Zaide zu entdecken, was in ihm vorging; aber seine beredten Blicke hatten das Geständniß seines Mundes vorbereitet. Jetzt wandte sich die reizende Sklavin nach einer Laube, und warf sich, um auszuruhen, auf

den ſammtnen Raſen. Soliman folgte ihr, und Murza ſtand in beſcheidener Ferne, in der er das liebende Paar wohl ſehen, aber nicht hören konnte. Das Erſtere hielt er für nothwendig, das Letztere ſchien ihm gleichgiltig.

Der Seraskier ergriff mit Freuden dieſe Minute, um ſie zum Vortheile ſeiner Liebe zu nützen. »Wie theuer, ſchöne Zaide!« rief er, »wie theuer kommt mir das Glück zu ſtehen, dich aus den Händen der Polen gerettet zu haben. Sieh, ich zittere, und noch habe ich nie vor einem Feinde gezittert. Dein majeſtätiſcher Blick, die Größe, zu der man dich beſtimmt, und deren du ſo würdig biſt; das was ich dem Kaiſer als Unterthan, dem Freunde als Freund ſchuldig bin; Alles, Alles legt mir ein ehrerbietiges Stillſchweigen auf. Aber welcher Sterbliche widerſtand noch je dem ungeſtümen Pochen ſeines Herzens? Reizende Zaide, ich kann nicht ſchweigen. Ach! dieſer Augenblick iſt vielleicht der erſte und letzte meines Lebens, in dem es mir vergönnt iſt, mit dir zu reden. — Schönſte deines Geſchlechts, ich liebe dich.« —

Er ſchwieg, und erwartete heftig bewegt ſein Urtheil. Zaide, glühend roth, den Blick auf den Boden geheftet, antwortete mit leiſer, bebender Stimme:

»Herr, ich geſtehe es dir ohne weibliche Ziererei, daß du mir nicht gleichgiltig biſt. Deine Tapferkeit erwarb dir meine Achtung, dein Muth meine Dankbarkeit, dein Blick meine Liebe. Aber du weißt es, der Himmel frägt nicht unſere Herzen, wenn er unſere Schickſale regiert. Ich ward

geboren, ein Opfer des Eigennutzes eines tartariſchen Sklavenhändlers zu ſein, und weſſen Arm vermag das eiſerne Geſchick zu lenken? Wenn du mich wirklich liebſt; ſo verdoppele meine Qualen nicht! Ach! erſt ſeit geſtern empfinde ich die ganze Schwere meiner Feſſeln, doch nur eine nahe, ewige Trennung konnte mir dies Geſtändniß entlocken."

Ich kürze dieſes Geſpräch ab. Sauer ward unſerm Helden ſeine erſte Anrede; doch kaum war die Bahn gebrochen, kaum hatte Zaide durch ihre unſchuldvolle Freimüthigkeit ſeine glimmende Hoffnung auf's neue angefacht, als er Worte genug fand, ſie von allen ſeinen Wünſchen, allen ſeinen Entwürfen zu unterrichten. Er verſprach ihr, zu Ende des Feldzugs ſelbſt in Adrianopel zu erſcheinen: er bat ſie, ſich unterdeſſen gänzlich auf den Kislar Aga zu verlaſſen, und auf ſeine Treue, als auf einen unerſchütterlichen Felſen zu bauen. Auch Zaide gelobte ein Herz ohne Wankelmuth, Augen, blind für den Glanz des Thrones, Ohren, taub für die Schmeicheleien eines Kaiſers. Der Himmel weiß, wie lange das Geſpräch der beiden Liebenden gedauert haben würde, denn man pflegt in ſolchen Fällen nicht mit den Stunden zu geizen; hätte ſich nicht Murza mit geziemender Ehrerbietung genähert, und in Unterthänigkeit erinnert, daß das Feuerwerk bereits ſeinen Anfang genommen.

Es war bereits ſpät in der Nacht, als Soliman mit ſeinem Trupp in's Lager zurückkehrte, verliebter als jemals, glücklicher als ein Gott, und ſo voll der ſchmei-

chelhafteſten Hoffnungen, als ein junger Dichter. Der Brief, welchen er dem Murza an den Kislar Aga mitgab, lautete ſo:

Soliman an ſeinen Mehemet.

»Der dir dieſen Brief überreicht, iſt der tartariſche Sklavenhändler Murza; er führt mit ſich eine Sklavin, Namens Zaide, die er dem Großherrn zum Geſchenk beſtimmt. Wenn deines Freundes Leben dir lieb iſt; ſo verhindere, daß Muhamed eher ſie nicht ſehe, bis mein Fuß Adrianopel betritt. Erwarte dann die Aufklärung dieſes Räthſels, die meine Feder keinem Briefe anvertraut. Die reinſte Flamme der Freundſchaft lodert für dich in dem Herzen deines

Soliman's.«

Murza reiſte am andern Morgen in aller Frühe mit ſeiner ſchönen Begleitung ab. Aber je froher er war, mit Befriedigung aller ſeiner Wünſche von dannen zu ziehen, je ſchwermüthiger wurde die reizende Zaide, wie ſich mit jedem Schritt ein weiterer Raum zwiſchen ihr und dem Geliebten verbreitete. »Ach! nur noch Einmal wünſchte ich ihn zu ſehen!« wimmerte ſie am Buſen ihrer Zulima, »nur noch Einmal in ſeinen Armen das Entzücken des erſten Kuſſes zu ſchmecken, ehe ich zum Opferaltar geführt werde.«

Zulima. Liebe Zaide, es bleibt nicht bei Einem Male. Ich kenne das ungeſtüme Wünſchen der Liebe; ſie will die Stunden zu Jahren ausdehnen, und ſchmollt, wenn der

alltägliche Gang der Natur ihren ſtürmiſchen Launen nicht gehorcht.

Zaide. Nein, Zulima, nur noch Einmal auf wenige Augenblicke; aber freilich ohne dieſen unleidlichen Zwang, der in Kolenko mich feſſelte, fern von dem Spürhund Murza, der meine Zunge und meine Augen belauert.

Zulima. Und wenn ich nun dieſe Freude dir gewähre?

Zaide. (umarmt ſie feurig). Ach meine Zulima!

Zulima. Es ſei! Sobald wir dieſen Abend unſer Nachtlager erreichen, ſtelle dich krank. Das übrige nehme ich auf mich.

Der Plan ward glücklich ausgeführt. Zaide ſtieg krank und abgemattet aus ihrem Wagen, und bat Murza um einen Raſttag, den ihr dieſer voller Angſt auf der Stelle gewährte. Ein getreuer Sklave flog mit einem Billet von Zulima's Hand bei nächtlicher Weile in's türkiſche Lager. Soliman eilte auf dem Fittich der Liebe der Einladung zu folgen, und hinterließ am Eingang ſeines Zeltes einen Diener, auf den er ſich verlaſſen konnte, welcher, unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit, allen Beſuch für heute entfernen mußte.

Die einzige Schwierigkeit war, die Wachſamkeit des Murza zu hintergehen, und unbemerkt bei Zaiden einzuſchleichen; aber auch dafür hatte die verſchlagene Zulima bereits geſorgt.

Auf dem Gipfel eines Felſen, unfern der Burg, in der

Murza eingekehrt, hauſte ein alter Derwiſch, der im Geruch der Heiligkeit ſtand, und zwanzig Meilen in die Runde abgöttiſch verehrt wurde. Durch das Murmeln einiger Kapitel des Alkorans vermochte er die hartnäckigſten Krankheiten zu heilen; wer den Saum ſeines Kleides berührte, war rein von allen Sünden. Zulima, unter dem Vorwand der Krankheit ihrer Pflegetochter, hatte dem mißtrauiſchen Murza die Erlaubniß entlockt, nach dieſem Derwiſch zu ſenden, und es verſteht ſich, daß Soliman ihm untergeſchoben wurde. Gehüllt in ein Mönchsgewand, durch einen langen ſchneeweißen Bart verſtellt, einen rieſenförmigen Alkoran in beiden Händen, den er aufgeſchlagen über die Stirn emporhielt, um ſein Geſicht noch mehr zu bedecken, nahte ſich der Seraskier mit all dem hochmüthigen Gepränge eines abergläubiſchen Pfaffen. Murza warf ſich zur Erde, als er ihn von Ferne erblickte, und wagte es nicht, ſeine Augen bis zu dieſem Heiligen zu erheben. Soliman ging Gebete murmelnd vorüber, und trat ungehindert in Zaiden's Zimmer. Hier nahm Zulima den Alkoran, ſammt dem falſchen Bart, auf eine Zeit lang in Verwahrung, und die beiden Liebenden erneuerten den Schwur ewiger Treue. Zugleich unterrichtete Soliman die gelehrigen Weiber in den Kabalen des Hofes, den Kniffen des Serails, den Intriguen der Harems-Damen unter einander, dem Anſehen des Kislar Aga, und der Nothwendigkeit, ſeine Freundſchaft zu ſchonen.

»Dieſer Freundſchaft,« rief er aus, »verdanke ich es, lie-

benswürdige Zaide, daß du dem Kaiſer vor meiner Rückkehr aus dem Felde nicht vorgeſtellt wirſt. Und dann — laß mir immer die ſüße Hoffnung! — mir hilft die Liebe kämpfen und ſiegen; einer Leidenſchaft, der meinigen gleich, iſt es Spielwerk, Lorbeern zu erfechten. Und wenn ich nun die hartnäckigen Polen geſchlagen und in ihre Löcher zurückgetrieben; wenn ich mit den eroberten Fahnen an der Spitze meines Heeres in Konſtantinopel meinen Einzug halte; wenn meine Janitſcharen jubelnd vor mir herziehen, und die Pferde meiner Spahis unter der Laſt ihrer Beute keuchen; wenn dann mich Muhamed mit offenen Armen empfängt, und der laute Zuruf des Volkes auf Belohnung des Siegers dringt; dann will ich mich zu meines Sultans Füßen werfen, und mit der mächtigen Stimme der Empfindung um das einzige Kleinod flehen, das meinen Lorbeer mir werth macht — um Zaiden! O ich kenne ihn, er wird mich nicht hoffnungslos von ſeinem Throne zurückſtoßen; er wird den, der für die Ehre der ottomanniſchen Pforte tauſendmal Blut und Leben wagte, durch die Liebe belohnen. Was ein Held für die Ehre thut, kann nur durch Ehre oder Liebe vergolten werden. Die Erſtere begehre ich nicht; das Entzücken der Letztern gewährt mir Zaiden's Beſitz."

Zulima (bedächtig ihr Haupt ſchüttelnd). Verzeiht, mir, Herr, wenn ich dem Dinge nicht ganz traue. Ihr ſeid zu raſch, und wenn ihr mit dem nämlichen Feuer zu dem Sultan ſprecht, mit dem ihr uns ſo eben die Skizze

eures Entwurfs vorgezeichnet; so fürchte ich, daß der Kaiser, eben dadurch aufmerksam gemacht, begehren wird, Zaiden zu sehen, und wer Zaiden sieht — Ihr wißt es wohl — der sieht sie nicht ungestraft.

Zaide. Weg mit diesem quälenden Gedanken! Soliman, hier hast du meine Hand, nur der letzte Schauer des Todes trennt mich von dir!

Soliman, statt aller Antwort, drückte sie heftig an seine Brust. Die beiden Liebenden vergaßen, daß in solchen Augenblicken die Stunden Flügel haben. Sie hatten sich noch immer soviel zu sagen, und sagten sich immer wieder das nämliche. Endlich erinnerte die kalte Zulima wohlbedächtig, daß es Zeit sei, den falschen Bart wieder anzuheften, und daß Murza, des langen Wartens müde, leicht auf den Einfall gerathen könne, den frommen Derwisch zu belauschen. Der Seraskier sah trotz seines Taumels wohl ein, daß sie Recht habe. Er war im Begriff, sich von Zaiden zu trennen, als die liebenswürdige Sklavin drei Miniaturgemälde hervorzog, und ihn bat, eines davon zu wählen. Er wählte dasjenige, welches die meiste Aehnlichkeit mit der schönen Gebieterin zu haben schien, und sogleich warf Zaide die übrigen beiden in's Feuer. »Was machst du?" rief Soliman bestürzt, »warum zerstörst du das Ebenbild des reizendsten Geschöpfes?"

Zaide. Ich habe nur ein Herz, es ist dein! für wen soll ich diese beiden Gemälde aufbewahren?

So schieden sie. Eine warme Thräne befeuchtete den Kuß der Trennung.

Zulima empfing mit Wohlbehagen aus den Händen des Seraskiers ein Käſtchen mit prächtigen Juwelen, die ihren alternden Wangen den Reiz der friſcheſten Jugend wieder gaben. Murza geleitete den frommen Derwiſch in tiefſter Ehrfurcht bis an das Thor der Burg. Im nächſten Wäldchen warf Soliman die Mummerei von ſich, beſtieg ſeinen flüchtigen, arabiſchen Gaul, und war mit Aufgang der Sonne wieder an der Spitze ſeines Heeres.

Murza fand zu ſeinem Erſtaunen Zaiden völlig hergeſtellt. Er pries die Kräfte des Wundermannes und dankte dem großen Phropheten für die gute Wirkung der Alkoransſprüche. Ein Jeder war zufrieden, Murza mit dem Derwiſch, Zaide mit Soliman und Zulima mit ihren flimmernden Steinen. Sie durchſtrichen in kleinen Tagereiſen Siebenbürgen, wo Michael Apafi, Fürſt dieſes Landes und getreuer Anhänger der ottomanniſchen Waffen, ihnen allen möglichen Vorſchub that. Bei ihrer Ankunft zu Belgrad trafen ſie, nach Murza's Wunſch, den Vezier Kara Ibrahim Muſtafa, mit deſſen Empfehlungsſchreiben ſie glücklich zu Adrianopel anlangten. Schon ſeit dem Frühling befand ſich der Großſultan in dieſer Stadt, wo er bequemer ſeine Befehle an die türkiſchen Heere in Deutſchland ertheilen, und von allen ihren Bewegungen ſchneller unterrichtet ſein konnte.

Der habſüchtige Murza ermangelte nicht, am Tage nach ſeiner Ankunft dem Kislar Aga ſeine allerunterthänigſte Aufwartung zu machen, und den Brief des Soli-

mann Baſſa, mit der allerunterwürfigſten Demuth zu überreichen, wobei er den Oberſten der ſchwarzen Verſchnittenen mit Sonne, Mond und Sterne verglich, und der Dauer ſeines koſtbaren Lebens noch einige Weltalter hinzuzuſetzen wünſchte. Mehemet, ſolcher hochtrabenden Dinge gewohnt und überſatt, nahm lächelnd den Brief ſeines Freundes und las. »Es iſt gut!« ſagte er ganz trocken, indem er nachläſſig mit dem Kopf nickte, »ich werde dich rufen laſſen.«

Murza ſchob ſich nicht ganz zufrieden zur Thür hinaus, und harrte vergebens zwei Monate lang auf den Ruf des Kislar Aga. Während dieſer Zeit brummte er ſeinen Weibern täglich die Ohren voll, und rechnete ihnen die Zechinen vor, die er bei dem koſtbaren Aufwande in der Reſidenz umſonſt verſchwende. Zaide und Zulima liehen ihm geduldig ihre Ohren, denn ſie wußten ſich Mehemet's Zögern ganz gut zu erklären.

Endlich glaubte der Freund Soliman's, daß er es nicht länger wagen dürfe, ein dem Sultan beſtimmtes Geſchenk zu vernachläſſigen. Er ſtellte die bebende Zaide dem Sultan vor; aber er that dies nicht allein in Geſellſchaft von acht bis zehn anderen Mädchen, die verſchiedene Baſſen von Zeit zu Zeit geſandt hatten; ſondern er wählte auch einen Augenblick, in dem der Sultan in der übelſten Laune war, weil er kurz vorher die Eroberung von Neuhäuſel, die aufgehobene Belagerung von Gran, und die verlorne Schlacht, zwei Meilen von dieſem Orte, erfahren hatte.

Zaide, die weder durch ihre Kleidung, noch durch ihre Blicke hervorzustechen suchte, ward auf diese Weise leicht übersehen, und der Kislar Aga wies ihr einige abgelegene Zimmer zur Wohnung an.

Bis hieher schien Alles die Hoffnungen des Seraskiers zu begünstigen; aber plötzlich entstand der Sturm aus einem Winkel, wo kein Auge eine drohende Wolke zu sehen glaubte.

Prinz Soliman, der listige Heuchler, des Kaisers Bruder, aber nicht der Nacheiferer seiner Heldentugenden, befand sich damals im Serail zu Adrianopel. Er ward fürstlich bedient, wie es einem der ersten Prinzen vom Geblüte zukam; aber er entbehrte das, was dem Menschen die Strohhütte reizender macht, als den Palast; das, was nicht Gold bezahlt, nicht Ehre aufwiegt; das edelste Geschenk der Natur: die Freiheit. Es gibt nur ein Gefühl in dem weiten Gebiete der Empfindungen, vermögend den stürmischen Wunsch nach Freiheit, wo nicht ganz zu unterdrücken, doch dann und wann zum Schweigen zu bringen: das Gefühl der Liebe. Im Arm der Wollust vergißt der Sklave seine Ketten, oder tändelt mit ihnen, als wären es Blumenfesseln. Auch dieser beruhigende Selbstbetrug stand nicht in des Prinzen Gewalt. Man hielt es für gefährlich, die Zahl derer zu mehren, denen ihre Geburt ein Recht auf den Thron geben konnte; der Sultan selbst hatte bereits Söhne; die Politik scheute die Kinder seiner Brüder, und schuf ein verhaßtes Gesetz, kraft

dessen der Harem der Prinzen von Geblüte nur aus betagten Weibern bestand, allenfalls noch schön genug, um im Dunkel der Nacht ihr Alter zu vergessen; aber nicht jung genug, um ihre Gebieter zu Vätern gefürchteter Erben zu machen. Natürlich, daß diese Einrichtung dem wollüstigen Prinzen äußerst mißbehagte; daß er selten genoß, wo er genießen durfte, und oft stahl, wo Riegel, Schloß und Wachsamkeit der Schwarzen seinen stürmischen Begierden das kleinste Schlupfloch übrig ließen. Eines seiner Weiber hieß Marama, alt und plauderhaft, verschlagen und eingedenk der Freuden ihrer Jugend. Prinz Soliman theilte mit ihr, was man ihm gab, unter der einzigen Bedingung, daß sie Verzicht thue auf das, was er nicht geben wollte. Sie war dagegen so gefällig, seine Streifereien in die verbotenen Grenzen der jugendlichen Liebe zu begünstigen. Der ganze Schatz von Erfahrungen, den sie auf dem Meere der Haremskabalen seit fünfzig Jahren sammelte, diente ihr nun, den Nachen mit kontrebander Liebe durch alle Klippen und Gefahren hindurch zu steuern.

Die Zimmer dieser Marama stießen an die Zimmer Zaiden's. Am zweiten Abend ihrer Ankunft im Serail erhielt Zaide bereits einen Besuch von dieser gefährlichen Nachbarin, der einige Tage nachher wiederholt, und in kurzer Zeit sehr oft vervielfältigt wurde. Zaide litt sie gern, denn sie plauderte viel, ohne immer zu verlangen, daß man ihr antworten solle; und der Kislar Aga begünstigte Alles, was Zaiden zerstreuen konnte, weil er, mit der ge-

heimen Geſchichte ihres Herzens unbekannt, immer befürchtete, ſie werde nach der Ehre geizen, nicht blos dem Namen nach ein Weib des Sultans zu ſein.

Marama bemerkte bald, daß Muhamed als Mann und als Kaiſer Zaiden ſehr gleichgiltig ſei. Sie hielt das für einen vortheilhaften Wink, das Netz im Namen ihres Gebieters auszuwerfen, und vielleicht einen Fang zu thun, den alle Kaiſer der Welt ihm beneiden würden. Es hielt nicht ſchwer, die Einbildungskraft des Prinzen zu entflammen. Marama's Beſchreibung ließ in Zaiden das Ideal der höchſten Schönheit erwarten, und der Gedanke: »es iſt verbotene Frucht! nur mit Gefahr des Lebens zu pflücken möglich!« gab dem unbekannten Gegenſtande ſeiner Begierden den unwiderſtehlichſten Reiz.

Nicht alſo bei der ſchönen Zaide. Marama hatte gut loben, ſie mochte hundertmal des Tages den Prinzen als den ſchönſten, vollkommenſten Mann herausſtreichen; dem Ideal in Zaiden's Herzen entſprach das Bild nicht, und das Einzige, was ihr an Muhamed's Bruder gefiel, war ſein Name, den er mit ihrem Geliebten gemein hatte.

Indeß wünſchte Zaiden's verſchlagene Nachbarin dem Prinzen Gelegenheit zu verſchaffen, die ſchöne Fremde zu ſehen. Sie erhielt von dem Kislar Aga die Erlaubniß, ſechs oder ſieben ihrer Freundinnen in den Gärten der Sultanin Mutter ein Frühſtück zu geben, und es verſteht ſich, daß auch Zaide eingeladen wurde. Man ſetzte die Tafel an das Ende einer Allee, auf welche ein Fenſter des Prinzen

ſtieß, der auf dieſe Art zwei Stunden lang, ſoviel die herabgelaſſenen Jalouſien ihm vergönnten, Zaiden ſah, und im erſten Augenblicke dieſes Sehens Zaiden brünſtig liebte.

Doch wozu ſollte dieſer erſte Schritt führen? Marama wußte es ſelbſt nicht recht, und der Prinz wußte nur, daß er nicht leben könne, ohne den Beſitz der ſchönen Sklavin. Mit Hoffnungen ſchmeichelte ihm ſein Stolz, mit Ausſichten ſeine Kupplerin. Der Erſtere rief ihm zu: »du biſt ein Prinz der Ottomannen! kein Weib des Harems kann dir widerſtehen!« Die Letztere überredete ihn, was ſie freilich ſelbſt glaubte: daß Zaiden's Herz leer von Liebe, und für die Bewerbungen eines ſo ſchönen und geſchmeidigen Mannes gewiß offen ſein werde. Beide erwarteten Alles von der Zeit und ihren Ränken; der Erſteren wünſchte Prinz Soliman die Flügel ſeiner Einbildungskraft, und dem Letzteren den Segen des liſtigen Propheten, dem er diente.

O wie oft ſtand er ſchwermüthig, gelehnt an das Fenſter, aus welchem er in den Gärten ſeiner Mutter Zaiden zum erſten Mal ſah! Da ſaß ſie, da ging ſie, da lächelte ſie, da pflückte ſie eine Blume! O wie oft wünſchte er, daß ein nächtlicher Sturm die hohe Mauer niederreißen möchte, welche die orientaliſche Vorſicht durch den Hof des Serails gezogen hatte, um die Prinzen vom Geblüte, durch den Anblick der gegenüberwohnenden ſchönen Weiber, nicht zu Gefährten des Tantalus zu machen.

Sultan Amurat baute einſt dieſe zwei Flügel des Harems, den rechter Hand bewohnte er mit der Sultanin Favorite; der linker Hand war mit reizenden Sklavinnen bevölkert. Um dem lauſchenden Auge der eiferſüchtigen Sultanin zu entwiſchen, ließ Amurat insgeheim einen unterirdiſchen Gang wölben, durch den er oft, in den Schleier der Nacht gehüllt, mit der Furchtſamkeit eines Diebes ſchlüpfte (denn auch Kaiſer fürchten ſich vor Weibern); indeß die betrogene Favorite in der Nähe ſeines Schlafgemaches ſorglos ſchlummerte. Dies ehemalige Zimmer Amurat's war nun die Wohnung des Prinzen Soliman, und der gewölbte unterirdiſche Gang führte in ein Kabinet der Marama. Verſchloſſen, verriegelt, vernagelt und verſiegelt waren zwar ſeit einer Reihe von Jahren die beiden eiſernen Pforten dieſes Ganges; aber was iſt Schloß, Riegel, Nagel und Petſchaft gegen die Gewalt entflammter Liebe? Marter und Tod erwarteten den, der es wagte, einen verſchloſſenen Eingang des Harems eigenmächtig zu öffnen; aber die Liebe ſpielt mit der Folter, und lächelt des Todes. Aller Gefahren ſpottend, zerriß Soliman's kühne Hand das Siegel, und ſprengte die Pforten.

Das Kabinet der Marama.

(Sie ſelbſt und Zaide, auf ſammtenen Polſtern, mit weiblicher Arbeit beſchäftigt.)

Marama. So jung, ſo ſchön, und ſo leeres Herzens.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
KOTZEBUE,A.F.F.VON

3-598-51521-9
FN. 14769/147

Zaide. Vielleicht deſto beſſer für mich.

Marama. So jung, ſo ſchön und ſo wenig eitel? Kein Verlangen, bewundert zu werden? kein emporſtrebender Wunſch, die Favorite eines Kaiſers und die Beherrſcherin des Serails zu ſein? Ein Frauenzimmer, liebe Zaide, und keine Herrſchſucht?

Zaide. Das blendet mich nicht.

Marama. O ich kenne unſer Geſchlecht! Das Alles iſt reizend genug, den Kopf eines Mädchens zu verwirren; aber daß der große Prophet den Muſelmännern verſtattete, mehr als ein Weib zu nehmen; daß wir immer nur ein getheiltes Herz beſitzen, und daß wir jeden Augenblick fürchten müſſen, ſelbſt dies getheilte Herz zu verlieren: Das iſt es, wenn ich nicht ſehr irre, warum uns oft der Sklavenwamms reizender dünkt, als der Purpur; die Bewohner der Hütte neidenswerther, als die Halbgötter in Paläſten.

Zaide. Du kannſt Recht haben. (Sie verſinkt in Träumerei.)

Marama. Gewiß habe ich. Mein eigen Beiſpiel iſt deſſen Beweis. Der Prinz, ſo ſchön er iſt — aber Zaide, du hörſt mich nicht? warum ſtarrſt du ſo vor dich hin?

Zaide (ihre Verlegenheit verbergen wollend). So? iſt der Prinz ſchön?

Marama. Als ob er dein Bruder wär. Nur die Naſe etwas erhabener, und die Stirn mehr gewölbt. O daß er Kaiſer wäre! ich wette, gegen ihn würdeſt du nicht ſo gleichgiltig bleiben.

Zaide (höchſt untheilnehmend). Vielleicht.

Marama. Wahrhaftig! ihr ſcheint recht für einander geſchaffen. Eben das ſanfte Einnehmende in ſeinem Betragen, eben die ſtille, leidende Miene, die mehr Herzen erobert, als der Blick an Sieg gewöhnter Zuverſicht.

Zaide. Wirklich?

Marama. Wärſt du nicht neugierig, Soliman zu ſehen?

Zaide (auffahrend). Soliman? O ja!

(Der Prinz ſtürzt zu ihren Füßen. Zaide fährt mit einem lauten Schrei empor; Marama blickt lächelnd auf ihr Werk.)

Der Prinz. Hier iſt er, dieſer unglückliche Soliman, dem das Recht der Erſtgeburt Zaiden und den Thron entriß. Verzeihe — verzeihe es deinen eigenen Reizen, die mich zum Verbrecher machen! Blick' ohne Furcht, ohne Abſcheu auf mich: mein Herz und mein Leben ſind in deiner Gewalt!

Zaide ſah auf ihn ohne Furcht und ohne Abſcheu, aber mit Unwillen. Er ſchlug die Augen nieder. Eine Pauſe. »Herr!« hub ſie endlich an, mit unnachahmlicher Würde in Blick und Ton, »Herr! ich zittere für dich und Marama. Du wagteſt einen Schritt, eben ſo verwegen, als zwecklos. Uns ſchieden nicht blos Riegel und Mauern; uns ſcheidet Schickſal, Beſtimmung und mein Herz. — Mein Herz, wenn es deinen Werth fühlt, wird mit Achtung dir huldigen. Fordere nicht mehr von mir, und iſt dir meine Freundſchaft werth, ſo verlaß mich!"

Der Prinz. Ich dich verlassen? Nein! ganz fruchtlos darf das fürchterliche Wagestück nicht bleiben. Woher dies fühllose Herz? — Wenn du die Sprache der Liebe kennst, woher diese Befremdung? und wenn du sie nicht kennst, woher dies sanfte Schmachten in deinem Auge? — Oder bin ich dir verhaßt? Liebst du den Sultan?

Zaide. Ich liebe den Sultan nicht, und werde auch dich nicht lieben. Ersticke eine Leidenschaft, die dich fruchtlosen Gefahren aussetzt. Ich verzeihe dir deine Verwegenheit, und Marama ihren unartigen Betrug; ich werde verschweigen, was ich sah und hörte; doch jetzt befehle ich dir, mich zu verlassen!

Und Prinz Soliman wagte es nicht, diesem Befehl ungehorsam zu sein. Er ging — freilich nicht ganz zufrieden, aber auch nicht ganz unzufrieden. Seine Eitelkeit schmeichelte ihm mit dem Gedanken, daß Zaide versprochen zu schweigen; daß dies Schweigen kein Mißfallen voraussetze; daß die erste Schüchternheit eines unerfahrenen Mädchens sehr natürlich sei, und daß die Zeit das angefangene Werk gewiß vollenden werde. Nicht also die listige Marama. Sie sah sehr wohl ein, daß der Weg, den sie gewählt, nicht der Weg zu Zaiden's fein fühlendem Herzen sei. Ihr Falkenauge hatte, als der Prinz gegenwärtig war, in dem Auge der schönen Sklavin nichts gelesen, als Gleichgiltigkeit, Unwillen und Verachtung. Auch noch strafte Zaiden's Blick, sprechender als Worte, den gespielten Betrug. Marama entschuldigte, vertheidigte, bemäntelte so gut sie

konnte, verſprach Beſſerung, nahm ſich vor, nicht Wort zu halten, und die verdachtloſe Zaide vergab.

Hinweg aus dem Irrgarten der Liebe, auf das Schlachtfeld der Ehre! wo Muhamed's halber Mond und Leopold's Kreuz um Sieg und Leben kämpften! wo Hut und Turban gleich verzweifelte Starrköpfe deckten! wo das Schwert der Deutſchen und der Säbel der Ottomannen gleich blutig flimmerten.

Prinz Karl von Lothringen hatte zwei Jahre vorher Ofen vergebens belagert. Seine Feinde im Kabinet des Kaiſers, die, neidiſch über Glück und Ruhm des Helden, es dem Heere oft am Nothwendigſten mangeln ließen; die plötzliche Annäherung des Seraskiers Schaytan Ibrahim Baſſa, der ſich mit der ganzen ottomanniſchen Macht an ſeiner Seite lagerte, und das chriſtliche Heer durch beſtändige Scharmützel aufrieb; die Stärke der Beſatzung, die ſich auf zehntauſend Mann erſtreckte; der Vorrath von Lebensmitteln, der die Stadt vor Hunger ſicherte; die Unmöglichkeit, dem Feinde die Gemeinſchaft mit der Donau abzuſchneiden; die zweckwidrige und dem Feinde verrathene Anlage ſeiner Minen; alles dieſes zuſammen genommen zwang den Prinzen Karl, mit einem Verluſt von fünf und zwanzig tauſend Mann, am erſten November 1684 die Belagerung aufzuheben. Im Jahre 1685 umzingelten die Kaiſerlichen Neuhäuſel, des feſten Entſchluſſes, als Sieger durch ſeine Thore einzuziehen, oder am Fuße ſeiner

Mauern zu ſterben. Der Seraskier Schaytan Ibrahim Baſſa folgte ihnen auf der Ferſe, und ſchlug ein Lager von ſechzigtauſend Mann im Angeſicht von Gran auf. Da er ſich aber noch immer zu ohnmächtig fühlte, die ſtarkverſchanzte Macht der Deutſchen anzugreifen; ſo ſuchte er durch Umſchweife ihren Vorſatz zu erſchüttern, das heißt: er belagerte Gran und Viſſegrad zu gleicher Zeit. Seine Hoffnung, die feindlichen Truppen durch dieſen Kunſtgriff von Neuhäuſel wegzuziehen, ſchlug ihm nicht ganz fehl; denn da er in wenig Tagen Viſſegrad wirklich eroberte, Gran aber auf's äußerſte trieb; ſo ließ der Herzog von Lothringen nur ſechzehntauſend Mann zur Fortſetzung der Belagerung von Neuhäuſel zurück, brach eilig mit dem übrigen Heere auf, und erſchien am zweiten des Monats Ramazan im Angeſicht des türkiſchen Lagers. Das war es eben, was der Baſſa wünſchte. Er hob ſogleich die Belagerung von Gran auf, und poſtirte ſeine ganze Macht auf das vortheilhafteſte. Die reißende Donau ſchützte den rechten Flügel, eine meilenlange Reihe von Felſen und Bergen deckte den linken, breite Moräſte ſicherten die Fronte vor feindlichem Ueberfall. Unbeweglich ſtand ſo das ottomanniſche Heer vier Tage lang, zufrieden, den raſchen Lauf der Entwürfe des Feindes zu hemmen; oder — wenn er verwegen genug es wagen ſollte, den Moraſt zu durchwaten — bereit, ihn ohne Rettung zu vernichten. Prinz Karl ſah und erwog die Gefahr, der er bei einem ſo tollkühnen Angriff ſeine Deutſchen bloß ſtellen würde; ſchon

ertönte die Trompete zum eingebildeten Rückzug, das ganze Lager setzte sich in Bewegung' und schien zu fliehen. Haufenweis, mit wildem Kriegsgeschrei, in blutgieriger Unordnung, krochen nunmehr die betrogenen Muselmänner aus ihrem Schlupfwinkel hervor, und verfolgten den Feind, der mit furchtsamer Hast die eilenden Schritte zu verdoppeln schien. Doch plötzlich wandte sich der muthige Deutsche, und bot in geschlossenen Gliedern den einzelnen Haufen der Türken die Spitze. Da stutzten die bärtigen Anhänger Mahomet's, als die Söhne Teut's ihnen so plötzlich die Palme des Sieges aus der Hand rissen, die sie halbtändelnd und nur mit Christenblut gefärbt, um ihre Säbel zu winden hofften. Aus Verfolgern wurden nunmehr Verfolgte! die Muselmänner flohen über die Moräste zurück, die Kaiserlichen stürmten mit funkelnden Schwertern hinter ihnen her. Zu gleicher Zeit und von verschiedenen Seiten drangen Karl von Lothringen und der Churfürst von Baiern in das Lager des Feindes; panischer Schrecken und zügellose Verwirrung griffen um sich, wie das Feuer in einer Pulvertonne; die Janitscharen warfen die Spahis von den Pferden, schwangen sich darauf und flohen; was das Schwert der Christen verschonte, das ward von seinen eigenen Brüdern zerhauen, zerschossen, zertreten; und Sieg und reiche Beute krönten den Muth der Ueberwinder.

Um Theil am Ruhm ihrer tapfern Mitbrüder zu nehmen, beschlossen die zurückgebliebenen Kaiserlichen, einen

Hauptſturm auf Neuhäuſel zu wagen. Es war Früh des Morgens, am neunzehnten des Monats Ramazan, als die Sonne ihre erſten Strahlen auf den muthvollſten Eroberungsgeiſt und die hartnäckigſte Vertheidigung warf. Schon hatten ſich die Deutſchen eine Brücke von den Leichen ihrer Feinde gebaut; ſchon drangen die blitzenden Schwerter durch die Sturmlücke herein; ſchon würgten dreitauſend Chriſten in der Stadt umher; als endlich die übermannten Muſelmänner die weiße Fahne aushingen. Aber zu ſpät! wer hält den Arm des wüthenden Kriegers, der vor Gott und ſeinen Kaiſer ficht? wer ſtillt den Rachedurſt des ſiegenden Streiters, den tapferer Widerſtand bis zur Unmenſchlichkeit erhitzt; dem vielleicht an der Seite Freund oder Bruder fielen, und der Gott und ihren Seelen ein Todtenopfer zu bringen wähnt? Das Schwert der Deutſchen fraß um ſich mit Wuth, verſchonte nicht den wimmernden Säugling an der Bruſt der zagenden Mutter, riß die jammernde Gattin aus dem entnervten Arm des in Blut ſchwimmenden Mannes, durchbohrte den wankenden Greis, der am Altar der Moſchee ſein Leben zu friſten ſuchte. Der tapfere Kommandant von Neuhäuſel ſtarb des folgenden Tages an ſeinen Wunden, und eine Beſatzung von dreitauſend ſtreitbaren Männern war bis auf zweihundert zuſammengeſchmolzen.

Das blutige Schreckensgerücht verbreitete ſich bald von Stadt zu Stadt; die Beſatzungen von Novigrad und Viſſegrad flohen bei Annäherung des Feindes; der ſonſt

unerschütterliche Seraskier Ibrahim Bassa ließ sich herab, zweimal einen Offizier mit Friedensvorschlägen an den General der Kaiserlichen zu senden, aber umsonst! Der Graf Lesley verwüstete mit achttausend Mann Slavonien, schlug den Bassa Sicvus, verbrannte ein Stück der Brücke, die über die weitläufigen Moräste der Drau führt, eroberte Essek, berannte das Schloß, plünderte die Stadt und verließ sie. — General Schultz focht mit gleichem Glücke in Nieder-Ungarn, eroberte, nach einer monatlichen Belagerung, Eperies, eine Stadt, die des Tekeli Partei hielt, Tokay und andere Festungen mehr. — Die Generäle Merci und Häusler nahmen mit vereinten Truppen Zolnock, Ibraini, Kalo, Kleinwardein, St. Niklas-Kirche und Saraisa weg. Wo die Anhänger des Tekeli sich blicken ließen, da wurden sie geschlagen, bis sie sich endlich nach Kaschau zurückzogen, welche Stadt sie furchtbar befestigten, entschlossen, die Hilfe der Türken zu erwarten, entschlossen, eher zu sterben, als sich dem deutschen Kaiser zu unterwerfen.

Am dritten des Monats Zilkaadeh begann Graf Caprara die Stadt zu belagern. Tekeli ahnete die Gefahr der Seinigen. Er sandte häufige Boten an den Bassa von Waradein, flehend um Beistand und Schutz. Der Bassa versprach Alles, und begehrte Tekeli's persönliche Gegenwart, um zu überlegen und einen reifen Entschluß zu fassen. Der verdachtlose Tekeli, im Vertrauen

auf sein Wort, zog hin gegen Waradein mit siebentausend seiner Landsleute. Unfern der Stadt empfing ihn der Bassa, und geleitete ihn ehrenvoll zum fröhlichen Male. Kaum aber waren die Becher geleert und das Tischgebet gesprochen, als ein roher Haufe Janitscharen, Ketten hinter sich schleppend, in den Saal stürmte, den betrogenen ungarischen Fürsten fesselte, und den Befehl des Großsultans vorzeigte, ihn schleunig und in harter Verwahrung nach Konstantinopel zu führen. »So ist das der Lohn meiner Treue!« rief der unglückliche Tekeli seinen, vor Entsetzen starrenden Mitbrüdern zu, »sagt's meinen gutherzigen Ungarn, wie mir's ergangen, berechnet euer eigenes Schicksal, und seid weise!« Man ließ ihn nicht vollenden, man riß ihn fort; aber seine letzten Worte hatten Wurzel geschlagen in den Herzen der nach Freiheit dürstenden Edlen. »Spielt so die ottomannische Macht mit uns, die uns Freiheit und Ruhe gelobte: was läßt die Zukunft uns hoffen? Der Muselmann kennt kein höheres Gesetz, als den Willen seines Sultans; das Wort Freiheit ist ihm lächerlich, das Gefühl dafür ein Unding. Was harren wir! was zögern wir! was bindet unsere Vernunft, daß sie blind ist für Vortheil und Frieden! Auf! laßt uns ergreifen die Hand, die schon oft zur Versöhnung sich bot.«

»Auf! auf! zu den Füßen des deutschen Kaisers!« so rief das ganze Heer, und siehe, Petrozzi erschien an seiner Spitze, im Angesicht des Grafen Caprara, und legte den Eid der Treue in seine Hände.

So verloren, durch dieſe letzte, unbeſonnene That, durch Verleumdung und Kabale gebrütet, die Türken Alles, was ihnen das Schickſal der Waffen in Ungarn übrig ließ, und Sultan Muhamed ließ ſich zum Werkzeug der ſchnöden Feigheit mißbrauchen.

Was that unterdeſſen der gedemüthigte Vezier Kara Ibrahim? Sein taubes Gewiſſen begann endlich mit ſchrecklicher Stimme, ihm ſeine Bubenſtücke vorzurücken, ſein geängſteter Geiſt malte mit Farben der Nacht das Schickſal, das ihm bevorſtand. Doch noch war das Maß ſeiner Gräuel nicht voll; die errungene Würde zu behaupten, war der Zweck ſeiner raſtloſen Anſchläge, und ſollte er die Trophäen ſeines Sieges bis an die Spitze in die Leichen ſeiner Brüder wurzeln. Demüthig, mit über die Bruſt gefaltenen Armen, nahte er ſich dem Sultan, ſein Haupt berührte die Stufe des Thrones: »wehe dem!« rief er, »wehe dem, der Unglück bringt über das erlauchte Haus der Ottomannen!«

»Wehe dann dir!« donnerte die erzürnte Stimme Muhamed's, »du haſt meine Rechtgläubigen zur Schlachtbank geführt!«

Kara Ibrahim. Nicht ich, Herr! vergönne deinem alten, treuen Diener, daß er ein Wort der Vertheidigung rede. Wer war es, der den Befehl gab, Gran und Viſſegrad zu belagern? wer war es, der dadurch den Herzog von Lothringen zwang, den Kern ſeiner Truppen von Neuhäuſel wegzuziehen? wer war es, der dem Heere der

Ottomannen ein Lager anwies, das ſelbſt die Söhne der Himmelsſtürmer anzugreifen gezittert haben würden? war es nicht dein eifriger Knecht, der den ſichern Plan des Sieges mit bedachtſamer Hand vorzeichnete? Beim Bart meines Vaters! nicht der Kopf hat geſündigt, der dieſen Plan ſchuf! wohl aber der Arm, der ihn ausführen ſollte. Warum ließ Schaytan Ibrahim Baſſa, der Seraskier, ſich täuſchen, durch eine ſo alte, ſo oft gebrauchte Liſt? warum fiel er in ein ſo plump gewobenes Netz? warum tauſchte er ungewiſſen Sieg gegen gewiſſen Vortheil? er, nur er fühle die ganze Schwere deines Zorns! er werde das Opfer deiner gerechten Rache!

Und Muhamed — mit Widerwillen zeichnet meine Feder die Ungerechtigkeit des edlen Verblendeten auf — und Muhamed, uneingedenk der mannigfaltigen Siege, die Ibrahim Baſſa in Polen mit ſeinem Blute erkauft; uneingedenk der weiſen Maßregeln, die dieſer entſchloſſene Feldherr noch vor wenig Jahren zum Erſatz von Ofen ergriff und tapfer ausführte, Muhamed ließ den unglücklichen Helden berufen, und ihm ſein graues Haupt vor die Füße legen.

Traurige Pflicht des Geſchichtſchreibers! wenn er den Mann liebt, deſſen Thaten er zeichnet, warum kann er nicht jeden ſchwarzen Fleck wegwiſchen aus ſeinem Leben! warum nicht ausrotten den verdorrten Stamm, der hämiſchen Schatten auf den Glanz ſeiner beſſern Werke wirft! Doch nein! ſie ſtehe da, die raſchbegangene That, zur

Warnung guter Fürſten! ſie ſtehe da als Zeugniß, daß oft auch der blühendſte Baum ein von Wurm zerfreſſenes Blatt trägt.

»Wer iſt nun noch der Verwegene?« ſo ſprach Kara Ibrahim mit Wohlgefallen zu ſich ſelbſt, »der Anſpruch machen könne auf die Veziers-Würde? Gefallen ſind ſie um mich her, die ſtolzen Baſſen, die mich neideten; jeder Kopf, der mir gefährlich ſchien, liegt blutend zu meinen Füßen. Sultan Muhamed ſelbſt — und ſollte er auch im Brauſen ſeines Zornes mich verſtoßen — er wird umſonſt unter den Großen ſeines Reiches einen Mann ſuchen, der ihm Kara Ibrahim Muſtafa erſetze.«

Halt! flüſterte ſein Dämon ihm zu, Soliman Baſſa, der Seraskier gegen die Polen, iſt ein tapferer, ein kluger Mann; ſeine Siege in der Moldau haben ihn zum Abgott des Volkes erhoben; er, nur er allein kehrt mit Ruhm bekränzt aus dem Schlachtfeld zurück. — »Nun wohl, er ſterbe!« — Nein, Ibrahim! vergebens ſpitzeſt du deine Pfeile gegen eine Bruſt, der des Sultans Freundſchaft zum Schilde dient. Soliman, der Geſpiele ſeiner Jugend, der Gefährte ſeiner Luſtbarkeiten; Soliman, der ihm als Heerführer die Palme des Sieges um die Schläfe wand; erhält von Muhamed keinen ſeidenen Strick zum Lohne. — Ja, Soliman, der Geliebte des ſchönſten Weibes im Harem, im Harem eines wollüſtigen Kaiſers; der wäre ſchon leichter zu ſtürzen: aber dem Himmel ſei Dank! der plaudernde Dämon des Veziers war nicht allwiſ-

send, der Name Zaide stand nicht im Lehrbuch seiner Politik.

»Wohl dann! so fall' er durch die Ehre! In Ungarn hat sich schon mancher den Kopf zerstoßen, er gehe und fechte gegen die Deutschen! mir liegt es dann ob, zu verkleinern, was er thut; zu vergrößern, was er leidet. So entwurzle ich nach und nach sein Andenken in der Brust des Sultans, und der stolze Baum fällt beim ersten Brausen des Nordwindes."

Das Kabinet des Sultans.

Muhamed und der Vezier.

Muhamed (ihm Papiere reichend). Da! schon wieder böse Nachrichten aus Ungarn.

Der Vezier. Das wolle die Macht des Propheten verhüten!

Muhamed. Das hättest auch du verhüten können, ohne eben eine höhere Macht in's Spiel zu ziehen; denn, was du auch sagen magst, Ibrahim Bassa — freilich, er war dein Freund nicht — aber er war ein braver General. Zu kriechen verstand er nicht, der achtzigjährige Greis; aber er that mehr, als er sprach. Er schlug die Deutschen und blieb unbelohnt; er wurde geschlagen und verlor Ehre und Leben. Gestehe es, Vezier, daß, wenn der Zufall so mit Köpfen spielt, der deinige um kein Haar sicherer ist.

Der Vezier. Das graue Haupt deines Knechtes

beugt ſich willig unter deine Befehle. Das Wort, das deine Hoheit von Feindſchaft gegen Ibrahim Baſſa fliegen ließ, ſchmerzt deinen ehrlichen Diener, der keine Feindſchaft kennt, ſobald Intereſſe des Staates, Privatleidenſchaften ſchweigen heißt. Auch ich erkannte und ſchätzte die Verdienſte des Seraskiers, und meine Anklage ſtützte ſich nur auf Zeugniß und Unterſuchung des Aremzadeh *), des weiſeſten Mannes in deinem Reiche.

Muhamed. Schon gut! ich mag nichts weiter davon hören! Könnt' ich dieſer innern Stimme eben ſo, als dir gebieten, mir nie wieder ſeinen Namen zu nennen. Aber nun — erſetze mir ſeinen Verluſt! Nenne mir einen Mann, der tapfer wie ſein Säbel, kalt in Gefahren, entſchloſſen in der Noth, meine Muſelmänner anführe gegen den deutſchen Kaiſer.

Der Vezier. Herr! ich kenne einen ſolchen, der das raſche Feuer der Jugend mit der kalten Weisheit des Greiſes verbindet; der dir bereits Proben gab ſeines Muthes und ſeiner Tapferkeit. Aber ich zittere, ihn zu empfehlen, wenn du meine Seele der Parteilichkeit fähig glaubſt; denn er iſt mein Freund, ich liebe ihn wie meinen Bruder.

Muhamed. Nenne ihn.

Der Vezier. Soliman Baſſa, der Seraskier gegen die Polen.

---

*) Aremzadeh, ein vornehmer Offizier, der wirklich damals nach Ungarn geſandt wurde, um Streitigkeiten zu ſchlichten, die zwiſchen den Janitſcharen und Spahis entſtanden waren.

Muhamed (stutzend). Soliman Bassa? Ist er dein Freund? du liebst ihn wie deinen Bruder? — Wahrlich! es ist mir lieb, dies von dir selbst zu hören; einem andern würde ich schwerlich geglaubt haben. Wisse! auch ich bin sein Freund, kenne und schätze seine Verdienste, liebe sein offenes Herz, (nachdrucksvoll) und wenn ich recht sehe — doch, was geht das mich an, berufe Soliman zurück aus der Moldau, ich will ihn sprechen.

Der Vezier. Ich eile, deine Befehle zu vollziehen. Wollte der Himmel, daß mein Alter und meine Gesundheit mir Kräfte genug übrig ließen! wie gern würde ich selbst in Ungarn an die Spitze des Heeres mich stellen, um für die Ehre der ottomannischen Pforte zu siegen oder zu sterben.

Der schlaue Heuchler ging, und Soliman Bassa erschien wenig Wochen nachher an den Stufen des Thrones.

Sultan Muhamed, Soliman Bassa, der Kislar Aga.

Muhamed. Sei mir willkommen! Freund meiner Jugend und meiner reiferen Jahre. Wollte der Himmel, ich hätte dich rufen lassen, wie ehedem, einer Jagd oder einer Gondelfahrt beizuwohnen. Aber Freud' und Leid zu theilen ist ja Freundes Pflicht. Soliman, ich brauche deinen Arm — nicht mit Wurfpfeil und Ruder, — nein, mit Säbel und Feuerrohr bewaffnet.

Soliman. Gebiete Herr! mein Leben ist dein.

Muhamed. Ziehe hin nach Ungarn, und ſchlage die Deutſchen, ſo wie du die Polen geſchlagen.

Soliman (betroffen). Herr —

Muhamed. Welchen größern Beweis meines Zutrauens kann ich dir geben, als wenn ich dich zum Nachfolger des tapfern Schaytan Ibrahim Baſſa ernenne.

Soliman. Auch ſchreckt ſein unglückliches Schickſal mich nicht. Ich eile, wohin mein Sultan mir zu gehen befiehlt. — Aber Herr — du litteſt es ehedem, daß mein Mund freimüthig ſprach, was mein Herz dachte —

Muhamed. Und liebte dich darum, und werde auch noch jetzt dich darum lieben.

Soliman. Wohlan! Wir haben in Ungarn Alles verloren; um Alles wieder zu gewinnen, muß der Bogen auf's höchſte geſpannt werden. Macht, Geld und Anſehen, Alles mußt du aufbieten, wenn du hoffen willſt, daß das Glück ſeine Kugel wieder drehen werde. An Macht fehlt es uns nicht; aber unſere Muſelmänner ſind ſcheu geworden durch ſo manche verlorne Schlacht; die ſtolzen Deutſchen hingegen rücken in's Feld als zum gewiſſen Siege. Wo nicht ein Mann an die Spitze unſeres Heeres tritt, der durch ſeinen Muth jedem Soldaten Zutrauen, durch Rang und Anſehen Ehrfurcht einflößt; ſo führt er nur zitternde Schafe gegen reißende Wölfe, und unſere Niederlage iſt gewiß. Bin ich aber wohl der Mann, der dieſe Eigenſchaften in ſich vereinigt? Zwar wage ich es zu hoffen: das Heer kennt meinen Muth, um die Ehre meines Kaiſers iſt mir mein

Leben jeden Augenblick feil; aber ich bin doch nur Seraskier, und das Volk will einen tönenden Titel, eine Puppe, mit der seine Einbildungskraft spielen kann. Nur du selbst, oder der Großvezier, sind im Stande, dem gährenden Pöbel blinden Gehorsam, unterwürfige Ehrfurcht einzuflößen.

Muhamed. Ich fühle, daß du Recht hast; doch Kara Mustafa schützt seine Gesundheit vor, und ich —

Der Kislar Aga. Deine Hoheit bedient sich da des rechten Ausdrucks: »Er schützt vor.« Beim Grabe des Propheten! so ist's. Zu feige, seinen zweideutigen Ruhm gegen die Deutschen auf's Spiel zu setzen, schiebt er unter dem Vorwand der Krankheit einen Dritten an seine Stelle. Geht's gut, nun wohl; so bringt das seiner Empfehlung Ehre, und ihm Belohnung. Geht's schlimm, auch gut; die beste Gelegenheit, einen vielleicht furchtbaren Nebenbuhler zu stürzen.

Muhamed (nachdenkend). Wenn du Recht hättest —

Soliman. Es sei ferne von mir, selbst meinen Feinden schaden zu wollen. Doch wenn ich Wahrheit reden und Gutes befördern soll, so erlaube mir, Herr, dir zu sagen, daß es nicht wohlgethan war, den ungarischen Fürsten Tekeli in Verhaft zu nehmen. Wirf einen Blick auf seine geprüfte Treue! ein scharfer Blick Muhamed's ist genug, um die Verleumdung zu entlarven. Seinen Fesseln verdankt die ottomannische Pforte Ungarns gänzlichen Verlust, und ich wage es frei, wehe auszurufen über das Haupt, das diesen unseligen Plan entspann.

Muhamed. Wehe dann über Kara Muſtafa! Soliman, ich mache dich hiemit zum Vezier, und übergebe dir das Reichsinſiegel, deinen Feind aber deiner Willkür.

Und Soliman beugte ſein Knie, küßte den Kaftan des Kaiſers, und ging, mit befriedigtem Ehrgeiz und unbefriedigter Liebe im Herzen. Doch ſchien ihm dieſe neue Würde vielleicht eine Staffel zu Zaiden's Beſitz. Er ſchonte das Leben des Kara Ibrahim Muſtafa, er begnügte ſich, ihn nach Rhodes zu verweiſen. Er zerbrach die Feſſeln des ungariſchen Fürſten Tekeli, ſetzte ihn wieder ein in die geraubte Würde, und erſetzte ihm Alles, was die plündernden Janitſcharen ihm genommen hatten. Er ließ alle ſeine goldene und ſilberne Gefäße zu Gelde prägen, weil die Schatzkammer Mangel litt, und harrte nun des wiederkehrenden Frühlings, um an der Spitze der Truppen in Ungarn zu erſcheinen.

Genug der blutigen Scenen des Schlachtgetümmels und der Hofskabalen. Zurück in den Irrgarten der Liebe, wo verſchwiſterte Herzen, gezogen durch das mächtige Band der unerklärbaren Sympathie, ſich fanden, ohne ſich zu ſuchen — ſich aneinanderketteten, um nie wieder von einander zu ſcheiden.

Die geſchwätzige Zunge der Marama hatte ſchon längſt das beflügelte Gerücht von Soliman's Ankunft und ſeiner Erhebung zum Vezier im Serail verbreitet. Auch bis zu dem Ohr Zaiden's war die fröhliche Mähr gedrungen, und

nur mühsam verschlang ihr Mund die Freude, die das blitzende Feuer ihres Auges verrieth. Wie horchte mit leisem Athem, am ersten Tage dieser frohen Katastrophe, die reizende Sklavin auf jeden Fußtritt, der vorüberschlich vor ihrer einsamen Zelle; wie gierig blickte sie, wenn die emsige Zulima die Thüre öffnete, auf die Hand ihrer Vertrauten, ob nicht ein Zettel der Liebe, zwischen ihre knöcherigen Finger gedruckt, daraus hervorschimmere. Umsonst! der Tag verstrich, schon warfen die hohen Mauern des Harems einen langen Schatten auf das Gitter Zaiden's, und noch keine Nachricht von Soliman. Beschuldige ihn nicht des Kaltsinns, holdes, schwermüthiges Mädchen! Der neue Günstling schmachtet unter den Fesseln des bleiernen Wohlstandes. Da haben sich gefräßige Schranzen um ihn gelagert, und ersticken ihn mit neidischen Glückwünschen: da wimmelt sein Vorgemach von kriechendem Geschmeiß und dürftigen Elenden, die den Staub von seinen Füßen lecken. Doch siehe! schon entwindet er sich dem herzlosen Getümmel, und schlüpft an der Hand seines Freundes, des Kislar Aga, in den geheimsten Winkel des Palastes. Da wirft er sich seufzend auf die schwankende Ottomane, und wischt den ungewohnten Schweiß des Bückens von der glühenden Heldenstirn.

Der Kislar Aga. Glück auf! Glück auf, mein Freund! Der Druck meiner Hand sage dir mehr, als das Gewäsch jener Miethlinge.

Soliman (reicht ihm die Hand). Ich fühle und be-

greife dich. — Laß mich zu mir ſelbſt kommen — nein, es iſt kein Traum! — ich danke dir, Allah! Du erhobeſt mich zu einer ſchwindelnden Höhe; laß unerſchütterlich ſein meinen Muth, unwandelbar die Treue gegen meinen Kaiſer! gib mir Scharfblick für den Betrug, und ein Herz für das Elend! verſtopfe meine Ohren für die Syrenenſtimme der Beſtechung, und öffne ſie für die Klagen des Dürftigen! ſtähle mich für Gefahr, und mache mich weich für die Noth! Soll es anders ſein — o Allah! ſo tödte mich ein deutſches Schwert in der erſten Schlacht!

Der Kislar Aga. Edler Mann! Heil dem Throne Muhamed's! Dank dem Propheten, der dich zur Stütze ihm gab.

Soliman. Bin ich nun glücklich? — Der Glanz, der das Auge des Pöbels blendet, füllt er auch mein Herz? (Er ſtürzt in die Arme des Aga.) O Freund! wie geht es Zaiden?

Der Kislar Aga. Zaiden? — Doch, ehe ich deine Frage beantworte: was iſt dir dieſes Mädchen? woher die ſeltſame Empfehlung des Schweigens, die der tartariſche Sklavenhändler mir brachte?

Soliman. Ach Mehemet! (er blickt ſchüchtern umher) ich liebe ſie.

Der Kislar Aga (fährt zurück). Du liebſt ſie? haſt du auch bedacht —

Soliman. Alles, Alles. Kein Rath, keine Warnung, beſter Mehemet! ich bin unfähig ſie zu nutzen. Meine Kühn-

heit, die Gefahr, die halbe Unmöglichkeit; Alles ſchwebt nur zu hell vor meiner Seele. Aber umſonſt haben Pflicht und Treue das feſteſte Band gewirkt, die Liebe zerreißt es wie Flachs. Iſt dir's zu hoch, Halbmann? o ſo verſchone mich mit deiner Philoſophie, die du der Schärfe eines Meſſers verdankſt.

Der Kislar Aga. Ruhig, ruhig, lieber Soliman. Hier haſt du meine Hand, trotz der Gefahr, die meinem Kopfe dräuet, ich thue, was ich kann. Aber vergönne mir zum mindeſten kalt zu denken, wenn du nur brauſend handeln willſt.

Soliman (umarmt ihn feurig). O Freund! mir gebricht es an Worten —

Der Kislar Aga. Schon gut, wer verlangt ſie? Jetzt will ich dir Rechenſchaft geben, wie ich die Bitten meiner Freunde zu erfüllen pflege.

(Hier erzählte er ihm die Liſt und Vorſicht, deren er ſich bedient, Zaiden vor den Augen des Sultans zu verſtecken, und wie es ihm bisher gelungen.)

Aber, fuhr er fort, nothwendig müſſen wir auf andere Mittel denken, wenn der Faden des frommen Betrugs noch länger geſponnen werden ſoll. Du weißt es, in Kurzem feiert man das Feſt der Sultaninnen, dann erſcheinen alle Weiber des Harems in der geheimen Moſchee, gehüllt in die reichen Gewänder, die der Sultan an dieſem Tage unter ſie austheilen läßt. Auch Zaide darf nicht wegbleiben — es wäre denn, daß eure Herzen ſich ſchon verſtün-

den; daß ſie einen Wink zu rechter Zeit nutzte, daß willkommene Kopfſchmerzen ſie von der Nothwendigkeit entbänden, dem Kaiſer unter die Augen zu treten.

Soliman. So iſt es, theuerſter Mehemet. Zaide liebt mich mit gleichem Feuer, ſie wird jeden unſerer Entwürfe begünſtigen, und die Allmacht der Liebe wird das Uebrige thun. Meinſt du, ſie ſei zu kühn, die reizende Hoffnung, Zaiden vom Sultan ſelbſt zu erflehen? meinſt du, Muhamed werde ſeinem Freunde, ſeinem Günſtling ein Mädchen verſagen, das er als den einzigen Preis ſeiner Dienſte von ihm begehrt?

Der Kislar Aga. Freund, bei dem heiligen Grabe zu Mecca, beſchwöre ich dich! hänge dieſem tollkühnen Gedanken nicht nach. Muhamed darf es durchaus nicht wiſſen, daß du Zaiden liebſt. Trau' mir, einem alten Sklaven der Lüſte des Throns. Ein Kaiſer wird dir eher ſeine eigene Tochter zugeſtehen, als ein Weib ſeines Harems. Laß Zufall und Glück dich ſorglos in den Hafen der Liebe ſteuern; beſſer, als wenn du dich auf das lecke Boot der Fürſtengnade wagſt. In allen Fällen rechne auf meinen Eifer und meine Treue.

Der Kislar Aga ging, und Soliman warf ſich mißmuthig zurück auf den Polſter. Zerplatzt, wie eine bunte Seifenblaſe, war der ſchöne Entwurf, ſeine Geliebte, ohne Gewiſſensrüge, ehrlich von der Hand des Sultans zu erflehen. Tauſend niederſchlagende Gedanken nagten ihm das wunde Herz — horch! da huſchelte etwas an der Thür des

Kabinets, und einen Augenblick nachher erſchien ein Stummer, der, ſich tief beugend, ihm einen Zettel übergab, und verſchwand. Bebend erbrach der Vezier das Siegel, erkannte mit frohem Entzücken die Hand Zaiden's, und las folgendes:

Die Getreue an den Einzigen.

Als Länder und Meere uns trennten, da pochte voll banger Erwartung, Geliebter! mein Buſen nach dir; verloren ſchien jede Minute, außer deinem Arm verlebt. Doch mehr noch, tauſendmal mehr noch, klopfet voll zärtlicher Sehnſucht das Herz, das dir ſich ergab, ſeitdem es ſo nahe dich weiß. Einen ganzen, langen Tag hat die Ehre der Liebe geraubt; o mache das Unmögliche möglich! komm bald, daß mein Kuß dir verzeihe!

Und könnte ich meine Feder in das Entzücken himmliſcher Geiſter tauchen, ſie würde umſonſt es wagen, Soliman's Wonnetrunkenheit zu malen. Wie ſchnell jagte Amor den Mars, mit ſeinem ganzem Gefolge von Blutdurſt, Ruhm und Ehre, aus dem ſchwindelnden Kopfe des beſiegten Helden. Der ſtolze Heerführer, der Sieger im Schlachtfeld, ein Sklave der Liebe; der erhabene Vezier, ein Menſch, wie wir alle; der Herrſcher im Divan, ein Unterthan der Natur. Tauſend mögliche und unmögliche Entwürfe durchkreuzten das brennende Gehirn des edlen Muſelmannes, und der Schlummer floh von dem ſibaritiſchen Polſter.

Die schlaue Marama hatte indessen nicht unterlassen, zu lauern, zu spähen, zu heucheln, zu schmeicheln, jeden Blick der schönen Zaide zu beobachten, und Hoffnung oder Furcht für die Liebe des Prinzen daraus zu saugen. Am nämlichen Tage, als die Getreue an den Einzigen schrieb, entging es nicht ihrem Scharfblick, daß eine gewisse Unruhe Zaiden's Busen hob; daß ihr Auge oft ängstlich umherirrte, und einen Gegenstand zu suchen schien, den es nicht fand. »Was mag sie haben?" sprach das listige Weib zu sich selbst, »dieser Blick ist der Blick der Zärtlichkeit; diese Unruhe ist die Unruhe der Liebe. Sollt' es mehr sein als Unempfindlichkeit, die sie taub macht für das Flehen des Prinzen?" Husch! war sie mit diesem Selbstgespräch auf den Lippen im Kabinet ihres Gebieters, und nun wurde ein Dialog daraus, der für den schmachtenden Prinzen eben nicht viel tröstliches hatte. Doch wer wohl der Gegenstand von Zaiden's geheimer Unruh sein möchte; darüber zerbrachen sie sich vergebens die Köpfe. Genug, seine Eifersucht erwachte; er ergriff die Feder und schrieb:

Soliman, Prinz der Ottomannen, an Zaiden, Königin aller Herzen.

Ich habe es nicht gewagt, dich wieder zu sehen. Die Furcht vor deinem Zorn ist mächtiger, als die Furcht für mein Leben. Du liebst mich nicht; aber ich liebe dich trotz deines Verbots. Wäre dein Herz noch frei; so würdest du fühlen, was ich leide. Wer ist der Verwegene, der zu mei-

nem Nebenbuhler ſich aufwarf? Ich poche nicht auf Rang und Verdienſte; Liebe macht uns alle gleich, aber gewiß iſt ſeine Liebe der meinigen ungleich. Laß die milde Güte, die ich in deinen Blicken las, ſich in ſanfte Zärtlichkeit verwandeln. O Zaide! der Schritt iſt klein; thu' ihn, und rette vor Verzweiflung deinen

treuen Soliman.

Marama verſprach, dieſen Brief richtig zu überliefern. Da ſie aber Zaiden's ſtrengen Ernſt fürchtete, und vorausſah, daß die ſchöne Moſcowitin den Zettel vielleicht nicht einmal würdigen werde zu erbrechen; ſo nahm ſie ihre Zuflucht wie gewöhnlich zur Liſt, beſuchte Zaiden mit unbefangener Miene, ſchwatzte und plauderte von tauſend gleichgiltigen Dingen, und ließ das Billet beim Abſchied unvermerkt auf dem Nachttiſch zurück. »Findet ſie's nun," philoſophirte die ſchlaue Verrätherin, »ſo wette ich tauſend gegen Eins, die weibliche Neubegier wird es erbrechen; und hat ſie es einmal erbrochen, ſo wird ſie doch wiſſen wollen, was darin ſteht. Geleſen iſt es dann, und mehr wollen wir vor der Hand nicht. Meinem Blick wird die Wirkung nicht entgehen, und des Mädchens ſchuldloſe Seele wird eine geheime Leidenſchaft umſonſt mir verhehlen."

Indeſſen hatte die allmächtige Beredſamkeit der Liebe, in dem Munde des Veziers, die Freundſchaft des Kislar Aga erwärmt. Der gutherzige Halbmann wagte die Gefahr ſeines krauſen Kopfes, machte durch gleißende Schwärze

ſeinem Freund dem Ethiopier ähnlich, kleidete ihn in das Wamms der Verſchnittenen, gab ihm einen Korb unter dem Arm, und führte ihn bei nächtlicher Weile in den Harem. Die Lampen in der Gallerie waren verloſchen, eine blinde Leuchte verrieth ihnen den Weg. Bebend, mit klopfendem Herzen, ſchlich Soliman leiſe hinter dem Aga her, kaum berührte ſein Fuß das moſaiſche Pflaſter. Sie gingen und gingen, der Gang ſchien immer länger zu werden; endlich ſtand der Aga vor der letzten Thür, und öffnete ſie ohne Geräuſch.

Kaum ward Zaide den Aga gewahr, ſo ſpät, bei nächtlichem Dunkel; als der Gedanke der Hölle in ihr aufſtieg: »Er kommt, ein Bote des Sultans! Er kommt, dich zum Opferaltar der Unſchuld zu führen!« Ohnmächtig fiel ſie Zulimen in die Arme. Der Kislar Aga entfernte durch einen Wink die umſtehenden Gaffer, weil ein Blick auf ſeinen Freund ihn belehrt hatte, daß Soliman ſeiner nicht mehr mächtig ſei. Zaide wurde auf ein Ruhebette gelegt, der ſchöne Eunuch kniete zu ihren Füßen. Noch blieb ihr himmliſches Auge geſchloſſen, noch drängte kein Seufzer ſich aus der geengten Bruſt empor. »Geh', Freund!« rief die geſchäftige Zulima dem knienden Soliman zu, »geh' und hole mir das goldene Fläſchchen mit dem ſtärkenden Lebensgeiſt! dort auf dem Nachttiſch wirſt du es finden.« Soliman flog, erblickte das Fläſchchen, und darunter einen verſiegelten Brief. Raſch nahm er beides, brachte nur Eines, und ſchob den Brief in den Buſen. Scheltet ihn nicht, ihr

feinen Grübler! Deutſche oder Franzmänner. Soliman, der Morgenländer, iſt heiß wie ſein Klima, und ſprudelnd wie die warme, geiſtige Quelle. Gebt ihm einen Augenblick Zeit, und der Brief bleibt unangerührt auf dem Nachttiſch liegen; aber der Muſelmann, der einen verſiegelten Zettel bei dem Weibe ſeines Herzens erblickt, empfindet mehr als ihr, wenn ihr einen fremden Hut auf dem Sofa eurer Schönen findet.

Zaide ſchlug die Augen auf, und Soliman lag in ihren Armen. Wer je ein geliebtes Geſchöpf, nach Jahre langer Trennung, an ſeinen klopfenden Buſen drückte; o gewiß, der verſteht mich! Wer aber immer den Gang ſeines Lebens ununterbrochen an der Hand einer Gattin fortſchlenderte, die aus einer heißen Geliebten eine ruhige Freundin wurde; der verſucht es umſonſt, das rührende Gemälde ſeiner Seele lebhaft zu machen, das der glühendſte Pinſel des Dichters nicht zu ſchildern wagt. Zulima und der Kislar Aga zogen ſich beſcheiden zurück; die Erſte trocknete Freudenthränen, der Letzte lauſchte an der halboffenen Thür. Daß die Verliebten ſich viel ſagten, und nichts ausmachten, iſt der gewöhnliche Gang der Natur; kaum dachte Soliman an die nothwendigen Kopfſchmerzen Zaiden's für das Feſt der Sultaninnen. Die koſtbaren Minuten flogen pfeilſchnell vorüber, und nur zu bald näherte ſich mit ängſtlichem Geflüſter der ſorgſame Aga, berichtend den Anbruch des Tages und das erſte Hahnengeſchrei.

Wer feſſelt den raſchen Flug der Zeit? Ihr Götter der Erde! mit all eurem Golde und all eurem Höflingsgeſchmeiße vermögt ihr nicht aufzuhalten ein Sandkörnchen, das aus dem ewigen Stundenglaſe rinnt. Die Liebenden ſchieden, ſo wie Liebende immer ſcheiden, mit manchem Weh, zurückgeworfenem Blick und Kuß. Soliman begleitete den Kislar Aga in ſeinen Palaſt, wuſch den Ethiopier vom Geſicht, nahm ſeine Kleider, und entſchlüpfte durch die geheime Thür von Mehemet's Bädern. Kaum war er fern von lauſchenden Blicken, als er in den Buſen fuhr, den Brief zu entſiegeln. Aber Himmel! welche Sprache leiht mir Worte für ſein Erſtaunen! Prinz Soliman liebt Zaiden, er hat ſie geſehen, ſie geſprochen, hat Verräther im Solde, die bis in ihr Zimmer mit Briefen ſchleichen, und — was das grauſamſte iſt — Zaide hat ihm nichts davon entdeckt; ihr Schweigen ſcheint willig das ſträfliche Geheimniß zu bemänteln.

»Laß die milde Güte, die ich in deinen Blicken las, ſich in ſanfte Zärtlichkeit verwandeln.«

Alſo milde Güte war in ihren Blicken, da der Prinz zu ihren Füßen lag? vortrefflich! nur weiter!

»O Zaide! der Schritt iſt klein, thu' ihn.«

Freilich! freilich! iſt der Schritt nicht groß; und ach! Zaide wird ihn früh genug thun. Wäre ſie unſchuldig, warum ſchwieg ſie? »Ha!« rief er mit Zähneknirſchen, »fort zum Sultan! er wiſſe die Verrätherei ſeines Bruders und die Treuloſigkeit ſeines Weibes.«

Doch nein, so kann Soliman Bassa nicht handeln; der bessere Mensch trat bald in die Stelle der blinden Leidenschaft. »Wo ist das Verbrechen des Prinzen? Er liebt Zaiden, das Meisterstück wohlthätiger Schöpfung, lieb ich sie nicht auch? und sehe ich nicht selbst die Blicke jener fühllosen Halbmänner mit Entzücken auf ihr ruh'n? Aber wo nun ein Ausweg aus diesem Labyrinth? Das Geheimniß dem Kislar Aga entdecken? das hieße Aufruhr in den Harem streuen. — Zaiden verschweigen, was ich las? das hieße den Entwürfen meines Nebenbuhlers die Hand bieten. — Ihr meine Eifersucht enthüllen? das hieße das vielleicht unschuldige Mädchen quälen, und mich selbst einer strafbaren Neubegier anklagen."

So ward von bangen Zweifeln der betrogene Bezier bis an den Mittag umhergetrieben, bis er endlich auf das sichere und einfache Mittel fiel, die Gegenwart der Zulima vom Aga zu erbitten.

Indessen hatte die laurende Marama den nächtlichen Besuch des Aga ausgewittert. Sie zweifelte keinen Augenblick, daß er Zaiden auf die Befehle des Sultans vorbereitet habe. Zitternd für die Liebe des Prinzen und für das Schicksal seines Briefes, begab sie sich früh des Morgens in Zaiden's Schlafgemach. Sie fand die reizende Sklavin in schwermüthiger Stellung und nachlässigem Gewand ein Beweis mehr für ihre Vermuthung. Zaide erwähnte nicht des ungewöhnlichen Besuches, noch ein Beweis. Aber Zaide sprach auch nichts vom Prinzen, so künstlich man

auch das Gespräch auf ihn zu lenken wußte. Marama fing an, unruhig zu werden. Sie schielte nach dem Nachttisch, der Zettel war verschwunden, und doch keine Spur auf Zaiden's Gesicht, die zu sagen schien: »ich habe den Brief gelesen.«

»Ha! wenn er in die Hände des Aga gefallen wäre!« Dieser Gedanke fuhr wie ein Blitzstrahl durch Marama's Seele. Länger vermochte die geübte Betrügerin sich nicht zu halten. »Zaide!« rief sie, »vergib mir! hast du den Brief des Prinzen gelesen?«

Zaide (erstaunt). Den Brief des Prinzen? schwärmst du?

Marama (außer sich). Gott, wir sind verloren! Gestern brachte ich ihn, hier auf diese Stelle legte ich ihn. Er ist fort!

Zaide. Welchen Brief? rede.

Marama. Was weiß ich's! Es war ein wiederholter Versuch seiner unbezwingbaren Liebe. — Zaide, sieh mir in's Gesicht! Du verschweigst mir den nächtlichen Besuch des Kislar Aga — du errötheſt? — nur zu gewiß ist es, er nahm den Brief, und Prinz Soliman wird ein Opfer seiner Liebe und der Rache seines Bruders.

Zaide. So unbesonnen deine That war, so zittere ich doch für euer Beider Leben.

Marama. Hier sind nur zwei Fälle möglich. Entweder du weißt darum, und dann ist der Prinz verloren; oder du weißt nicht darum, und dann bist auch du verloren. Rede!

Zaide (mit Würde). Ich bin unfähig zu verrathen, wenn es auch sei. Der Prinz hat wider meinen Willen mich gesehen, und du weißt es, ich schwieg. Von dem Besuch des Aga glaubte ich Niemand Rechenschaft schuldig zu sein; doch stehe ich in keiner Verbindung mit dem Sultan. Macht die Entdeckung des Briefes mich und dich und den Prinzen unglücklich, so rufe wehe über dich selbst. Doch es geschehe, was da wolle, so befehle ich dir, von nun an, mich nie wieder mit der Liebe des Prinzen zu beunruhigen.

Marama entwich beschämt, und erwartete in banger Furcht ihr Schicksal. Doch kaum hatte sie sich vom ersten Schrecken wieder erholt, als sie anfing, mit gewohnter Grübelei dem Dinge weiter nachzudenken, und plötzlich auf Klippen stieß, die ihr bischen Verstand nicht zu umsegeln vermochte. »Also war es nicht in Angelegenheiten des Sultans, daß der Kislar Aga seinen seltsamen Nachtbesuch abstattete? was wollte er denn? warum schlich er durch den dunkeln Gang, als ob er nicht in den Harem gehöre? warum in Begleitung eines einzigen Schwarzen, da er doch sonst immer den Pomp seiner Würde auszukramen pflegt? was hat er drei oder vier Stunden in Zaiden's Zimmer begonnen? geflüstert und gezischelt haben sie genug; aber mein horchendes Ohr hat nichts erlauscht. Sollte vielleicht der mürrische Krauskopf eine fremde Liebe begünstigen? Sollten der sorglose Prinz und die wachsame Marama ein Spott des siebzehnjährigen Mädchens werden?

Wehe euch, wenn ihr einen Faden gesponnen ohne mich; Marama wird ihn plötzlich zerschneiden. Man hintergeht mich auf Augenblicke, um Jahre lang zu büßen.» Sie sprach es und schwur, Wachsamkeit und List zu verdoppeln, um wo möglich den Schleier wegzureißen, der den geheimnißvollen Nachtbesuch deckte.

Indessen ward auch Zaide auf dem Meere der Angst im Nachen banger Erwartung umhergetrieben. Kaum hatte die schlaue Kupplerin das Zimmer verlassen, als sie ihre gutherzige Vertraute herbeirief, ihr den verdächtigen Handel mit dem Briefe kund that, und die fürchterlichen Vermuthungen der unglücklichen Folgen in ihren Busen ausschüttete. Zulima schüttelte ihr weißes Haupt, und wollte eben eine Strafpredigt beginnen; als sie durch die Ankunft eines Verschnittenen unterbrochen wurde, der ihr donnernd zurief: »Folge mir zum Kislar Aga!» Zitternd empfing Zulima die Botschaft. — Ach! nur zu offenbar betrifft der eilige Ruf den verwünschten Zettel des Prinzen: der Aga wird ihn gefunden haben, wird sich und seinen Freund für betrogen halten, und nun den Mißbrauch seiner Güte an der Buhlerin rächen wollen, die nicht zufrieden, den Sultan zu hintergehen, ein betrügerisch Netz um zwei der edelsten Muselmänner schlingt, um beide zu täuschen.

Gutes Weib! wohl dir, daß dein weissagender Geist für diesmal fehlschoß. Der beschäftigte Aga übersah die tödtliche Unruhe, mit der du vor seinem Antlitz erschienst;

mit heiterer Miene befahl er dir, seinem vertrautesten Sklaven zu folgen, der dich schweigend und höflich durch die geheime Thür von Mehemet's Bädern zum Vezier Soliman geleitete.

»Gut, daß du kömmst!" rief der gemarterte Liebhaber ihr mit glühenden Augen entgegen, »gut, daß du kömmst, du Mitschuldige von Zaiden's Verrätherei!"

Zulima (sich fassend). Gilt mir das, Herr? oder soll ich vielmehr fragen, gilt das Zaiden?

Soliman. Dir und Zaiden! O verstelle dich nicht, graugewordene Betrügerin! weg mit der scheinheiligen Ruhe! weg mit dem Mantel der Unschuld! eure Bosheit ist klarer als die unbewölkte Mittagssonne.

Zulima. Herr, ich verstehe dich nicht, und erwarte duldend die Erklärung einer Sprache, die mir und Zaiden gleich fremd sein muß.

Soliman (zieht den Brief des Prinzen aus dem Busen). Kennst du diesen Zettel?

Zulima. Nein.

Soliman. Nein! — und das so trocken? — geh', Schlange! nun ist es offenbar: ihr spottetet meines Herzens und lachtet meiner Treue. Mir aus den Augen!

Zulima. Uebereile dich nicht, Herr! Zaide ist unschuldig. Der Brief des Prinzen —

Soliman. Also weißt du doch, daß dieser Brief von der Hand des Prinzen kömmt? genug! —

Zulima. Ich weiß es, aber weder Zaide noch ich ha-

ben ihn gesehen. Wenn du im Stande wärst, mich einige Minuten gelassen anzuhören —

Soliman. Ich bin es. Rede.

Zulima unterließ nicht, mit schimmernden Farben, doch der Wahrheit getreu, Zaiden's unwandelbare Liebe zu schildern. Daß der Prinz sie gesehen und gesprochen, wer wagt es, das zu läugnen? aber daß sie die Liebe des Prinzen erwiedere, wer wagt es, das zu behaupten? Ist es Zaiden's Schuld, daß er durch kühne Kabale sich in den Harem schlich? was konnte sie thun, als nachsichtsvoll schweigen, da auf einer andern Seite sie selbst der Nachsicht so sehr bedurfte? und warum einen gefangenen Prinzen noch unglücklicher machen, dem Muhamed's Edelmuth und Bruderliebe die blendende Sklaverei bis jetzt erleichterte? Ein Wort aus Zaiden's Munde, und der Prinz wird in ewige Fesseln geschmiedet oder wohl gar in die Nacht des Todes hinabgestoßen. Könnte das sanfte Mädchen sich das verzeihen? gegen einen Mann, der nichts verbrach, als daß er sie liebte? und den Vernunft und Zeit auch ohne gewaltsame Mittel in den engen Kreis zurückweisen mußten, den sein Schicksal um ihn her zeichnete. Würde nicht sein blutiges Bild sie verfolgt haben, selbst bis in den Arm des Geliebten? »Nein, Herr!« fügte Zulima mit Wärme hinzu, »der Busen meiner Gebieterin hegt edle Gesinnung und feines Gefühl. Bei der Asche meines Vaters! selbst mir, ihrer Vertrauten, seit sie dem Flügelkleide entwachsen, hat Zaide die Liebe des Prinzen ver-

heimlicht, und erst diesen Morgen entlockte der verschwundene Brief ihr das Geständniß seiner fruchtlosen Leidenschaft.

Soliman. Sprichst du wahr? — Dir die Liebe des Prinzen verheimlicht? O so ist mein Unglück gewiß! warum verheimlicht, wenn sie nichts dabei empfand? warum geschwiegen, wenn sie deinen Blick in ihr Herz nicht scheute? Gehe, gehe, wir sind beide betrogen, und Soliman mit all dem Glanz seiner Würde ist unglücklicher, als der geringste seiner Waffenträger.

Mit diesen Worten stürzte er durch die Thür seines Schlafgemaches in die anstoßenden Gärten, und warf sich sinnlos auf den nächsten Rasen. So erfindsam ist Eifersucht, sich selbst zu martern; so spinnt sie oft selbst das täuschende Gewebe, und zieht es zwischen sich und die Wahrheit. — Schon ließ die Sonne ihre Strahlen senkrecht auf die Wipfel der Kastanienbäume fallen, unter deren Schatten der Vezier in dumpfer Betäubung sein selbstgeschaffenes Leiden wiederkäute; schon lauerte mit gierigen Blicken und hohlen Bäuchen das Heer der Schmarutzer im Vorgemach auf den frohen Wink zur reichbeladenen Tafel: als endlich Soliman aufsprang, durch die lange Reihe der geschmeidigen Sklaven mit Kopfnicken hindurch schlüpfte, in sein Kabinet lief, und folgendes Billet an Zaiden entwarf:

Der Getreue an die Ungetreue.

Wehe mir, wenn du diesen Namen verdienst! vergib mir, wenn du ihn nicht verdienst. Aber warum entschul-

digt mein Herz noch immer? was bedarf es weiter Zeugniß? — Dieser unselige Brief — hätte mein Auge ihn nie erblickt! durch ihn ward in einer Minute die süße Täuschung zerstört, die mich Betrogenen fesselte; der Nebel ist zerronnen, die Truggestalten blenden nicht länger. O vergib, vergib Zaide! wenn ich dir Unrecht thue. Nicht der Rang meines Nebenbuhlers schreckt mich, Liebe kennt keinen Rang; aber dein Schweigen, dein geheimnißvolles Verhehlen gegen mich und Zulimen, wie soll ich's auslegen? sprich! vertheidige dich, wenn du kannst, mein Herz ist geneigt, dir zu glauben. Doch solltest du auch das Todesurtheil meiner Liebe sprechen; so sei versichert, daß dein Getreuer zu groß denkt, um Gebrauch von einem Briefe zu machen, den der Zufall in jener glücklichen Stunde der Mitternacht in seine Hände spielte.

Soliman.

Diesen Zettel vertraute er dem Kislar Aga, welcher, sobald es dunkel wurde, einen seiner getreuen Schwarzen damit in den Harem sandte.

Indessen hatte der schadenfrohe Dämon der Kabale Zaiden's Blut mit der Geißel der Angst so durcheinander gepeitscht, und der Kummer über den ungerechten Verdacht ihres Geliebten die kranke Fantasie durch trübe Bilder so erschüttert, daß das arme Mädchen gegen Abend von einem heftigen Fieber befallen, und kraftlos und matt auf das einsame Lager getrieben wurde. Die weinende Zulima saß zu ihren Füßen, und netzte mit Thränen der

Angſt die heiße, trockene Hand ihrer ſtilleidenden Gebieterin.

Marama, eingedenk ihres Schwures, kroch indeſſen mit verdoppelter Emſigkeit die Gallerie des Harems auf und nieder, beſchniffelte jede Mücke, die in Zaiden's Zimmer ſich ſtahl, und lauerte an ihrer Thür, wie der Dieb am Portal des Heiligthums, deſſen Altar er mit verwegener Hand, im Schooß der Mitternacht zu berauben gedenkt. Ein untrügbarer Charakter der Bosheit iſt: Widerwille gegen Mittheilung, Verſchloſſenheit und tückiſches Schweigen; da hingegen der unbefangene Edle ſein Herz immer auf den Lippen trägt. Auch Marama bediente ſich bei Ausführung ihrer Schelmſtücke nie eines Gehilfen; ſie zog, gleich der Spinne, alle Fäden ihres Netzes aus ſich ſelbſt, und bedurfte ſie ja einmal die Unterſtützung eines Dritten, ſo blieb es ihm ſicher verborgen, weſſen Werkzeug er wurde. So hatte ſie dieſes Mal zu der Rolle des nächtlichen Spürhundes das Gewand einer Sklavin entlehnt, unter dem Vorwand einer ſchuldloſen Neckerei.

Die letzten Strahlen der Sonne vergoldeten den Saum des weſtlichen Horizontes, und flimmerten noch in den Fenſtern der hohen Burg; aber in der neidiſch verbauten Gallerie des Harems herrſchte bereits tiefe Nacht, und lieh allen Gegenſtänden umher ihre Farbe. Die lauſchende Marama ſaß auf der Bank der Sklavinnen, zwei Schritt von Zaiden's Gemach. Horch, da trappelt etwas am äußerſten Ende des Ganges, die Mauern gaben den Schall zurück.

Immer näher und näher ſchlurfte eine unkenntliche Geſtalt an den Wänden daher. Marama hielt den Athem zurück, und glaubte, ſoviel die Dunkelheit ihr verſtattete, einen Schwarzen zu erblicken. Als er noch zehn Schritt von ihr war, räuſperte ſie ſich. Die Geſtalt ſchien zu ſtutzen, verweilte einen Augenblick, und klatſchte darauf leiſe dreimal in die Hände. Marama, der es nie an Gegenwart des Geiſtes mangelte, gab das Signal zurück, und ſogleich näherte ſich der Verſchnittene. »Biſt du Zulima?" wiſperte er ihr zu. Ja, antwortete ſie. »Nun ſo gib deiner Gebieterin dieſen Zettel." Er ſprach's und verſchwand. Hämiſch lächelnd erhub ſich die befriedigte Lauſcherin von ihrem Sitze, eilte mit beflügelten Schritten in ihre Zelle, und klingelte nach Licht. Es ward gebracht, der Zettel entfaltet, und ihr gieriges Auge las:

Der Getreue an die Ungetreue ꝛc.

»Ha!" rief ſie aus, nachdem ſie die Zeilen verſchlungen, »ha! ſo betrog mich meine Vermuthung nicht: Zaide liebt und wird geliebt. Wer iſt der glückliche Verwegene? Die Züge dieſer Schrift ſind mir unbekannt; aber gewiß einer der Erſten des Staates, denn der Aga ſelbſt iſt ſein Kuppler."

Mit dieſer wichtigen Neuigkeit ſchlich ſie ſich am anderen Morgen in aller Frühe zum Prinzen. Mit Todtenbläſſe auf den Wangen und zitternden Lippen ſtand Muhamed's Bruder eingewurzelt, den unglücklichen Zettel in ſeiner Hand. Er las ihn, und las ihn wieder; aber

wer verräth ihm den Schreiber? Auch er kennt dieſe Züge nicht. Was ihm allein ſchrecklich gewiß bleibt, iſt das, daß ſein Gegner ein Mann von Wichtigkeit iſt; daß der Kislar Aga ſelbſt den Betrug ſpielen hilft, und daß der verlorne Brief, in den Händen ſeines Nebenbuhlers, für ihn zu Strick und Beil werden kann.

Zwei Stunden lang ſchlug ſich der Prinz mit dieſen quälenden Gedanken, als man ihm den Baſſa Muſtafa Cuproli meldete.

Muſtafa Cuproli, Baſſa der Inſel Chio, Enkel des berühmten franzöſiſchen Renegaten, Sohn und Bruder zweier Veziere, war ein liſtiger, verwegener, ehrgeiziger, ränkeſchmiedender, unerſchrockener Mann, ein groſſer General, und von Kindheit auf Freund und Geſpiele des Prinzen. Seine Schweſter war die Gemahlin des Siavus Baſſa, Anführer der Spahis, und alle dieſe Vorzüge, die er ſeiner Geburt und dem Ungefähr verdankte, waren in ſeinen Augen ſo viele Rechte auf die Vezierswürde, was Wunder, daß Neid und Feindſchaft gegen Soliman in dem Buſen des Ehrgeizigen kochten. Er war ſeit wenigen Tagen aus dem Archipelag zurückgekommen, und das Geſchäft, daß ihn anjetzo zum Prinzen trug, war das Nichtsbedeutendſte auf Gottes Erdboden: — er kam, ſeine Aufwartung zu machen.

Nachdem die erſten Bewillkommnungsgrüße und das erſte Schmiegen in die fernere Gnade ſeines erlauchten Freundes vorüber waren, zog der Prinz ihn geheimnißvoll

bei Seite, entfaltete den aufgefangenen Brief, und frug mit sichtbarer Unruhe: »kennst du vielleicht von ungefähr diese Hand?«

Cuproli. Wie meine eigene. Es ist die Hand des Beziers Soliman. Ich kenne sie genau, denn er war der Kiaja meines Bruders, als jener noch die Vezierswürde bekleidete.

Jedes Wort ein Blitzstrahl für den armen Prinzen, der ihm den fürchterlichsten Abgrund erleuchtete. Er brauchte einige Minuten, um sich wieder zu sammeln, Cuproli staunte ihm in's Gesicht. Endlich ermannte er sich. »Folge mir!« rief er, und öffnete die Thür seines geheimsten Kabinets. Sie traten hinein. Der Prinz zog den Bassa nach sich auf die Ottomane, klemmte Cuproli's Hand in die seinige, sah ihm starr in die Augen, und hub an, wie folget:

»Liebst du mich noch wie ehemals, in jenen schuldlosen Jahren der Kindheit, da kein Interesse uns band?«

Cuproli. Prinz, wenn die Ehrfurcht mir auch nicht gestattet, mich für beleidigt zu halten; so darf die Freundschaft sich doch gekränkt fühlen.

Der Prinz. Nun wohl! gib mir deine Hand, Mustafa. — Siehe, unsere Hände sind nervigt worden; es gilt nicht mehr Spiel und Tändelei, es gilt Leben und Ehre. — Du staunst mich an? Nur noch einen Augenblick, und du wirst mich verstehen. — Wer ist dieser Soliman, den mein Bruder so über Hals über Kopf zum Be-

zier erhoben? ein Sklave seiner Lüste, ein Knecht seines Willens, ein Insekt, das sich vom Staube nährt, den man aus den Polstern des Thrones klopft. Wo sind seine Thaten? ist es genug um Vezier zu werden, daß man einen unordentlichen Haufen von Polen überwinde? Ist er der Mann, der mit gewaltigem Arm den gefallenen Ruhm der Ottomannen in Ungarn wieder herstellen soll? — Hingegen du, Mustafa — ich vergesse, daß du der Freund meiner Jugend bist, und sehe in dir nur den Helden und Staatsmann. Ist das der Lohn der Verdienste deiner Ahnen und deiner eigenen? Hat man vergessen, was der Thron meiner Väter den Cuproli's schuldig ist? hat man vergessen, daß das Reich dem Cuproli Mehemet Bassa die Eroberung von Kandia verdankt? daß durch die Weisheit dieses Veziers der öffentliche Schatz wieder angefüllt wurde, den Ibrahim's Wollüste verschwendeten? hat man vergessen den rühmlichen Frieden, den Achmed Cuproli Ogli von den treulosen Polen erzwang? — aber was will ich? Tage lang könnte ich reden von den Heldenthaten deiner Ahnen, in deren Fußtapfen du trittst. Und du schlummerst ruhig im Arm deiner Weiber, indeß der heuchelnde Christensohn *) das Insiegel des Reiches dir stiehlt? auf, Mustafa! auf zu Gerechtigkeit und Rache! Laß uns vereint die Schlange zertreten, die meinen leicht-

*) Soliman war ein Bosnier, und von christlichen Eltern geboren.
Cantemir.

gläubigen Bruder umwindet und giftige Rathſchläge in ſein offenes Ohr ziſcht. Wiſſe, daß ich für mein Leben zittere, ſeit dieſer Soliman den Sultan beherrſcht. Geheime, aber ſichere Nachrichten haben mir ſeinen Blutdurſt verrathen. Auch dich und Siavus Baſſa, und hundert edle Muſelmänner, die ſich heute ruhig auf ihr Lager werfen, weckt vielleicht um Mitternacht der Chauſch mit dem Strick in der Hand. Auf! alſo, ihr meine Brüder und Freunde, auf, weil es noch Zeit iſt. Laßt den Drachen nicht ausbrüten ſeine hölliſchen Entwürfe, erſtickt ihn in ſeinem eigenen Gifte.

Es hätte weit weniger gebraucht, den ehrgeizigen Cuproli zu einer Verſchwörung zu überreden. Die reizende Lockſpeiſe der Vezierswürde allein war hinreichend, ihn Gefahr und Tod verachten zu lehren. Er ſchwur in die Hand des Prinzen Treue und Verſchwiegenheit, und verſprach, mit ſeinem Schwager, dem Siavus Baſſa, das Unternehmen reiflich zu überlegen. Er hielt Wort. Cuproli und Siavus kamen darin überein, daß es unthunlich ſei, den Vezier geradezu anzugreifen. Ihre Argliſt entwarf einen ſicheren Plan. Auf Soliman's Empfehlung hatte der Sultan den Baſſa Cuproli aus ſeiner Inſel anher berufen, um in Ungarn unter den Befehlen des Veziers zu fechten. Siavus hingegen war Anführer der türkiſchen Reiterei, und daher beider Anſehen auf das Heer von dem mächtigſten Einfluſſe. In ihrer Macht ſtand es natürlich, die weiſeſten Entwürfe des Veziers ſcheitern zu laſſen, und

so das Zutrauen in dem Herzen des Sultans nach und nach zu untergraben. Selbst, wenn Muhamed's Liebe unerschütterlich bleiben sollte; so wird doch endlich der gährende Pöbel mit Ungestüm Soliman's Kopf heischen, und der Monarch muß willfahren, oder für sein eigenes Leben zittern.

Indeß die verschmähte Liebe des Prinzen, Rache schnaubend, dem sorglosen Feldherrn Abgründe der Hölle grub; harrte der liebende Soliman vergebens auf Widerlegung und Bestrafung seiner Eifersucht von Zaiden's Hand. Vergebens schwur er sich reuig, auch der kleinsten, unwahrscheinlichsten Entschuldigung Glauben beizumessen. Kein Bote erschien, und seine Unruhe verdoppelte sich. Als endlich auf sein Begehren der Kislar Aga Zulimen zum zweiten Mal ihm sandte; hörte er mit Bestürzung, daß Zaide krank, und der Brief des Getreuen an die Ungetreue nicht in ihre Hände gekommen. Der Sklave ward herbeigerufen. Er warf sich zur Erde und schwur, daß er den Zettel einer Person eingehändigt, die an Zaiden's Thür gesessen, und sich für Zulimen ausgegeben. Die Vertraute errieth sehr leicht, daß Niemand als Marama eines solchen Betruges fähig sein könne, und Soliman erhielt vom Aga unter dem Vorwand der öfteren, lästigen Besuche dieses verschmitzten Weibes, daß sie aus Zaiden's Nachbarschaft verwiesen, und ihr ein Zimmer in einem entlegenen Theil des Harems eingeräumt wurde.

Noch am selbigen Abend ward der Vezier zum Sultan

gerufen. »Reise morgen mit dem Frühesten nach Belgrad!« herrschte ihm der Kaiser zu, »schon sind die Ungläubigen zu deinem Empfang gerüstet. Eile und rette die Ehre der Muselmänner!«

Man erinnere sich, daß Soliman schon damals, als Muhamed ihm die Vezierswürde antrug, ein Wörtchen fliegen ließ, daß er es für wirksamer halte, wenn der Sultan sich entschließen wolle, in Person an der Spitze seines Heeres zu erscheinen, und den gesunkenen Muth durch sein Beispiel wieder aufzurichten. Hof und Stadt wunderten sich und glossirten über diesen uneigennützigen Rath des neuen Veziers, der, wenn er befolgt wurde, sein eigenes Ansehen bei der Armee vernichten mußte; aber Hof und Stadt ahneten nicht, daß die geheime Triebfeder dieser Selbstverleugnung aus Liebe und Eifersucht zusammengesetzt sei. Kam Muhamed zum Heere; so schleppte er auch seine Brüder hinter sich her, und folglich blieb Soliman vor beiden Nebenbuhlern gesichert. Auch jetzt, da der Sultan ihm abzureisen befahl, wiederholte er alle die Gründe, die nach seiner Meinung die persönliche Gegenwart des Kaisers nothwendig machten. Aber Muhamed ließ fruchtlos ihn seine politische Redekunst verschwenden, schlang den Arm um die Sultane Asseki, und sprach lächelnd: »Freund, du kennst die Welt. Wer würde den tapfern Soliman bewundern, wenn der Kaiser im Lager wäre? Du würdest Ruhm und Ehre aussäen, und ich würde sie ernten. Dein Arm fechtend, meine Hand im Schooße liegend; deine

Stirn mit Heldenschweiß, meine mit Lorbeern geziert. Fern sei von mir dergleichen Ungerechtigkeit gegen die Dienste meiner Freunde. Reise glücklich!»

Mit diesen Worten entließ er ihn, und Soliman flog zum Kislar Aga, ihn um Zaiden's Abschiedskuß zu bitten. Die Nachricht von ihrer Krankheit und der unerwartete Befehl, zur Armee zu reisen, hatten den letzten Verdacht aus seinem unruhigen Herzen verbannt, so wenig beides auch mit der geargwohnten Untreue in Verbindung zu stehen schien; denn verliebte Zänkereien werden oft nur deshalb ausgesöhnt, weil es an Zeit mangelt, sie fortzusetzen. Der Aga war so gefällig, ihn als Arzt verkappt, zum zweiten Mal in den Harem einzuführen. Er sah Zaiden, Einer ihrer Blicke rechtfertigte sie, Einer ihrer Blicke strafte ihn, und Einer ihrer Blicke verzieh ihm. Die schreckliche Stunde des Scheidens rückte nur zu bald heran. Die kaum genesene Zaide sank ohnmächtig in seinen Arm, mit beklommener Brust legte er sie auf die naßgeweinte Ottomane, drückte den letzten, bittersüßen Kuß auf ihre blassen Lippen, und verschwand.

Am andern Morgen in aller Frühe trat er seine Reise nach Belgrad an, und der Hof begab sich wenige Tage darauf nach Konstantinopel zurück.

Der Pfeil der Liebe, den Soliman im zerfleischten Busen trug, war gefährlicher als der Pfeil der Ungarn, dem er entgegen ging. Diesem auszuweichen ist möglich, jenem entgeht kein Sterblicher. Wer du auch seist: du warst, bist oder wirst ein Unterthan der Liebe. Er flog die

Straße nach Belgrad hinab auf den Flügeln des Windes; ſein Geiſt blieb zurück auf den Flügeln der Einbildungskraft. Verliebte reiſen immer ſchnell, ſie mögen kommen oder gehen; denn ſie tragen einen Stachel im Herzen, der ſie wild umhertreibt, wie der Sporn des kühnen Reiters das andaluſiſche Roß. Zaide vermag nicht den Bund zu brechen, den ſie in nächtlicher Stille ſchwur und mit bebender Lippe verſiegelte; nein, Zaide denkt das, was die Liebe in ihr Auge ſchrieb, ihr Herz iſt ein unentweihtes Heiligthum. Aber der Sultan, der Prinz — dieſer liebt, denn er hat ſie geſehen; jener wird lieben, denn er wird über kurz oder lang ſie ſehen. Stoff genug zu Seufzern und Grillen. Soliman glaubte den Plan einer Schlacht zu entwerfen, und dachte an Zaiden; er glaubte die aufgehende Sonne zu bewundern, und dachte an Zaiden; er glaubte zu beten, und dachte an Zaiden.

Doch was ſind die Empfindungen unſers Helden gegen den Kampf der Leidenſchaften in der Bruſt des Prinzen? Eine gekräuſelte See gegen ein ſtürmiſches Weltmeer. Traurig gewiß, daß Zaide ihn nicht liebt; ſchrecklich gewiß, daß ſie einen Andern liebt; und dieſer Nebenbuhler iſt der Günſtling eines mißtrauiſchen Bruders; und der Kislar Aga iſt ſein Freund, ſein Kuppler; und die ſchlaue Marama hat man entfernt, und mit ihr jedes Mittel, Zaiden zu ſehen, oder doch von Zaiden zu hören. Was hilft es ihm, daß Cuproli und Siavus giftige Entwürfe brüten? Der Ehrgeiz eines Greiſes brauſt nicht, wie

die Liebe eines Jünglings; Weltklugkeit heißt ihn kriechen auf Schneckenbäuchen.

Es war ein ſchöner Frühlingstag, im Jahre 1686, als Muhamed, der Wollüſtling in Krieg und Frieden, ſich mit ſeinem ganzen Hofe drei Meilen von Konſtantinopel in den Gärten des Serails beluſtigte. Die Natur hatte durch ihren allmächtigen Hauch Bäume und Stauden belebt; der Boſtangi Baſchi *) hatte durch manchen Peitſchenhieb tauſend Sklavenarme in Bewegung geſetzt. Alles blühte, die Gänge waren gereinigt vom herbſtlichen Laub, junges Gras bog ſich unter dem leichten Fußtritt der ſchäkernden Sultaninnen. Muhamed lag ausgeſtreckt in wollüſtigem Schlummer, angeweht vom balſamiſchen Frühlingshauch; er lag am Geſtade des Meeres, auf der berühmten Terraſſe, die Achmet zum Vergnügen ſeiner Weiber bauen ließ. Die goldenen Thürme von Konſtantinopel blinkten von Ferne in ſein halbgeſchloſſenes Auge, die See lag vor ihm, glatt wie die Spiegelwände in ſeinen Bädern. Zaide ſuchte den dunkelſten Gang und entzog ſich dem Auge ihres Gebieters.

Plötzlich wandelte den Sultan die Luſt an, auf dem Rücken des Meeres in ſeine Reſidenz zurückzuſchwimmen. Ein Wink, und eine prächtige Gondel, vergoldet und bebändert, wie Aphroditen's Muſchelwagen, landete zu ſei-

*) Boſtangi Baſchi, Oberaufſeher der Paläſte, Gärten und Gebäude des Sultans.

aus allen Leibeskräften, man ſtieß aneinander, einer der Kähne ſchlug um, und drei oder vier der reizendſten Sultaninnen wurden in den Fluten begraben. Die Matroſen, die alle gute Schwimmer waren, retteten ſich ohne Zeitverluſt, weil ihr eigenes Leben ihnen doch immer das koſtbarſte ſchien.

Prinz Soliman ſtand am Ufer, als dies geſchah. Er ſah, daß eines der Weiber, von den Wellen verſchluckt, noch dann und wann einen Arm aus dem Waſſer ſtreckte, als wolle ſie einen Balken zu ihrer Rettung ergreifen. Der Prinz war ſelbſt ein vortrefflicher Schwimmer. Er warf ſein Oberkleid auf die Erde und ſich in die See. In wenig Augenblicken ergriff er das ohnmächtige Weib bei den Haaren, und zog ſie triumphirend nach ſich bis an's Ufer. Da lag ſie blaß und mit geſchloſſenen Augen, das Kleinod des Serails, die liebenswürdige Zaide. Mit einem »Alla!" bebte der Prinz zurück, als er erkannte, weſſen Leben er gerettet. „Zaide!" rief er, und kniete neben ihr, »Zaide, erwache! der große Prophet hat deinen Soliman zum Glücklichſten der Sterblichen gemacht."

Bei dem Namen Soliman ſchlug Zaide die Augen auf. »Mein Soliman!" lispelte ſie, ihrer Sinne noch unbewußt. Der Prinz war entzückt über dies erſte ſüße Wort, das über die kalten Lippen des Mädchens ſchlüpfte. Im Taumel ſeiner Gefühle vergaß er den Namen ſeines Nebenbuhlers. Aber Zaiden's Geiſter ſammelten ſich wieder, ſie erinnerte ſich mit Schaudern alles deſſen, was mit ihr vor-

gegangen, ſie erblickte mit Schaudern den Prinzen zu ihren Füßen. »Wem verdanke ich mein Leben?« ſprach ſie leiſe. »Mir!« rief der Prinz, »und ich rettete das meinige.« In dieſem Augenblick ſtürzte Zulima herbei: »Alla ſei gelobt! und der Name des großen Propheten! Zaide, du lebſt!« Sie warf ſich über ihre Gebieterin, und erwärmte ihren bleichen Mund mit Küſſen der innigſten Freundſchaft.

Der Prinz war beſcheiden genug, zu fühlen, daß es in dieſem Zuſtande der Verwirrung unſchicklich ſein würde, von ſeiner Liebe zu ſprechen. Er geleitete das kraftloſe Mädchen bis zur nahen Wohnung eines Boſtangi*), er ließ den Kislar Aga von dem Zufalle benachrichtigen, und der alte Krauskopf eilte ſogleich herbei, das ihm anvertraute Kleinod wieder in Verwahrung zu nehmen.

Dieſer ſonderbare Zufall, der die Wünſche des Prinzen zu begünſtigen und ihm einen Weg zu dem Herzen der ſchönen Sklavin zu bahnen ſchien, war von Folgen, die er nicht erwartet hatte. Muhamed wußte zwar von alle dem nichts, denn er hatte die erſchrockene Sultane Favorite ſogleich nach ihren Zimmern begleitet. Aber der Boſtangi, in deſſen Wohnung Zaide einige Augenblicke verweilt hatte, machte dem Boſtangi Baſchi eine ſo orientaliſche Beſchreibung von ihrer Schönheit, daß dieſer, der im Serail doch ziemlich bekannt zu ſein glaubte, ſich höchlich verwunderte, nicht einmal ihren Namen zu wiſſen. Er lief ſogleich zum

*) Boſtangi, ein Gärtner.

Sultan, der eben gähnte: eine Aufforderung mehr, Seine Hoheit mit einer Neuigkeit zu unterhalten. Muhamed's Neugier ward rege, er sandte nach dem Kislar Aga.

»Was ist das für ein Mädchen?" herrschte er ihm entgegen, »das mein Bruder den Wellen entrissen?"

Der Kislar Aga (sucht seine Bestürzung zu verbergen). Herr, sie ward vor wenig Monden von einem tartarischen Sklavenhändler deiner Hoheit verkauft.

Muhamed. Ist sie so schön, als der Bostangi Baschi vorgibt?

Der Aga. Sie ist schön.

Muhamed. Man führe sie zu mir.

Der Aga. Vergib, Herr! das ist für jetzt unmöglich. Die Todesgefahr und der Schrecken haben ihr ein heftiges Fieber zugezogen, ich fürchte sogar für ihr Leben.

Muhamed. So sende nach meinem ersten Arzt, dem Juden Zedekias, er biete seine ganze Kunst auf, dies Mädchen zu retten. Ihr Gehalt sei unterdessen täglich um zweitausend Asper vermehrt, und sobald es sich mit ihrer Gesundheit bessert, erwarte ich Bericht von dir.

Der Aga küßte den Kaftan des Großherrn, und ging. Unter dem Vorwand, Zaiden von der Großmuth des Kaisers zu unterrichten, trat er in ihr Gemach. Seine Botschaft war Donner im Ohr des treuen Weibes. Was bleibt ihr übrig, sich zu retten? Zwar für den ersten Augenblick der Gefahr ist gesorgt, und die Liebe wird ihr Verstellungskunst genug leihen, vor dem Judenarzt noch zehnmal krän-

ker zu ſcheinen, als ſie wirklich iſt. Aber wer enthüllt die bange Zukunft? welche wohlthätige Hand reicht ihr den Faden, ſich loszuwickeln aus dieſem Labyrinth? Der gutherzige Halbmann ſchüttelt ſein krauſes Haupt, und benachrichtigt in Eile den Vezier von der Donnerwolke, die am Horizont ſeiner Liebe heraufſtieg.

Einige Wochen war es leicht, die Begierden des Sultans durch den Kunſtgriff der vorgeblichen Krankheit zu dämmen, aber dieſe Wochen verſtrichen, Muhamed ward dringender, Zedekias zählte achtzig regelmäßige Pulsſchläge in einer Minute, und erklärte die Roſe ihrer Schönheit würdig, von der Sonne ſeiner Majeſtät beſchienen zu werden. Umſonſt hoffte man, den Großherrn in die traurigen Geſchäfte des Krieges verwickelt zu ſehen; denn obgleich er die Nachricht früh genug erhielt, daß der deutſche Kaiſer im Kriegsrath zu Neuſtadt die Belagerung von Ofen beſchloſſen, obgleich Prinz Karl von Lothringen und der Churfürſt von Baiern, an der Spitze von achtzigtauſend muthigen Männern, bereits zu dieſer Unternehmung eilten: ſo wiegte doch Muhamed ſich mit dem tröſtenden Gedanken, daß ſchon vor zwei Jahren der Feind dieſer Stadt umſonſt gedroht, daß ſie mit Kriegsammunition und Mundvorrath hinlänglich verſehen, daß der Kommandant ein entſchloſſener Renegat, und endlich der Vezier Soliman Befehlshaber eines zahlreichen Heeres ſei, mit Muth, Scharfſinn und Gewalt begabt, dem Throne der Ottomannen ſeinen alten Glanz wieder zu geben,

welchen Kara Ibrahim Mustafa durch Feigheit und giftige Bosheit verdunkelt hatte. Dem Krauskopf Mehemet blieb daher nichts weiter übrig, als noch eine vierte Person in diese Geschichte zu verwickeln, die ihres eigenen Vortheils wegen Alles thun mußte, um die Wirkungen von Zaiden's Schönheit zu hintertreiben; das heißt: er ging zur Sultane Favorite.

»Sonne der Schönheit! flimmernder Stern der Liebe! unwiderstehlicher Magnet der Wünsche unsers glorreichen Kaisers. Segen des großen Propheten beträufle dein reizendes Haupt, wie der Thau des Himmels die duftende Rose. Dein unwürdiger Knecht wagt es, von ehrfurchtsvoller Liebe angefeuert, dir eine dringende Gefahr zu verkünden, welche deinem Scheitel droht. Schon zweimal hat der Beherrscher der Gläubigen mir, dem Staube unter seinen Füßen, befohlen, die Moscowiter-Sklavin Zaide ihm zuzuführen. Sie, die an Schönheit dir gleicht wie der welke Grashalm der Pfirsichblüte, darf sie es wagen, mit Fatimen um Muhamed's Gunst zu buhlen?«

So sprach der schlaue Wächter des Harems, und zog sich tiefgebückt in's Vorgemach zurück, die Flamme erwartend, die der Sturm der Eifersucht aus diesem hingeworfenen Funken hervorblasen sollte.

Prinz Soliman schmeichelte sich indessen mehr als jemals mit der Hoffnung, Zaiden zu rühren. Der Retter ihres Lebens konnte ihr unmöglich gleichgiltig bleiben, und wenn Glück oder Zufall ihm nur einen Weg bahnen, seine zärt-

lichen Bewerbungen fortzuſetzen; ſo wird die Liebe vollenden, was die Dankbarkeit gründete. Aber welcher Dämon der Liſt leiht ihm ſeine rußige Schwinge? Marama iſt entfernt, und Alles, was ſie bisher hat erlauern können, iſt die Nachricht von Zaiden's Krankheit. Doch Dank ſei es dem Golde! dem Beherrſcher der Gläubigen und Ungläubigen, der Weiſen und Thoren, unter deſſen Scepter Alles ſchmachtet, nur wahre Liebe nicht — eine Sklavin Zaiden's ward gewonnen, einen Brief des Prinzen in ihren verſchwiegenen Buſen geſchoben, den eines Morgens Zaide, ohne zu wiſſen wie, unter ihren Händen fand.

Soliman, Prinz der Ottomannen, an Zaiden, Königin aller Herzen.

Ich rettete dein Leben, und du nimmſt mir das meinige: ich riß dich aus dem Arm des Todes, und du ſtürzeſt mich in die Nacht der Verzweiflung. Ich bin dir ſo nahe, und leide ſo viel; der Vezier iſt fern, und iſt glücklich. Laß ab, ſo grauſam zu ſein, als du ſchön biſt! mach mich ſo glücklich, als ich jetzt elend bin. An einem deiner bezaubernden Blicke hängt Ruhe und Leben deines

Soliman's.

Die Sklavin Zaide, an Soliman, Prinzen der Ottomannen.

Du retteteſt mein Leben, und verbitterſt es mir; du riſſeſt mich aus dem Arm des Todes, und willſt mich hinabſtoßen in das Grab meiner Unſchuld. Deine Leiden kenne ich nicht, das Glück des Veziers iſt mir ein Räthſel. Laß

ab, mich zu verfolgen! Deine Freundschaft ist mir werth, deine Liebe ist der Störer meiner Ruhe.

Zaide.

Hinweg aus dem Irrgarten der Liebe, auf das Schlachtfeld der Ehre! wo die Flamme der Tapferkeit mächtig empor lodert, und die Kohle der Verrätherei unter der Asche glüht. Zurück in das entwichene Jahrhundert! zurück in das Kriegsgetümmel zweier Völker, die sich beide die Rechtgläubigen nannten, und nur um der Sinnbilder ihrer Propheten willen mit fanatischer Wuth verfolgten.

Den Feldzug des Jahres 1686 eröffnete General Heusler mit der Wegnahme von zweihundert mit Lebensmitteln beladenen Wägen, die aus Siebenbürgen nach Ofen wollten. Abdi Bassa, Seraskier an die Stelle des Schaytan Ibrahim, sandte Alles, was zur hartnäckigsten Vertheidigung erforderlich ist, in die Grenzfestungen. Caprara belagerte Mongatz. Die tapfere Prinzessin Ragotsky, Gemahlin des Tekeli, und werth, eine ungarische Fürstin zu sein, vertheidigte diesen Ort mit männlichem Muthe. Sie erschien selbst an der Spitze ihres Heeres. »Kinder!« rief sie, »gebt eure Fürstin nicht Preis der Willkür eines übermüthigen Feindes. Theilt mit mir die Hoffnung und Freude, euren rechtmäßigen Fürsten, meinen Gemahl, bald wieder zu sehen. Seine Fesseln hat eine wohlthäthige Hand zerbrochen; er eilt herbei zu unserm Entsatz. Die Liebe zu euch, die Liebe zu

mir, die Liebe zu diesem unmündigen Kinde wird seine Schritte beflügeln." So sprach sie unter lautem Zuruf des Volks, und ließ einen neuen Eid der Treue sich schwören. Bis zur Schwärmerei erhitzt, schwur ein Jeder laut, Mongatz bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, und den feigen Mitbruder selbst von den Wällen hinabzustoßen. Umsonst wüthete der stolze Caprara vor den Mauern der Stadt, die er im Fluge zu erobern hoffte. Auch der Himmel kam den Belagerten zu Hilfe; ein starker Platzregen, der viele Tage lang anhielt, machte den Boden so weich, daß die Kaiserlichen ihre Werke nicht behaupten konnten, und in der Mitte des Aprils sich zurückziehen mußten. Caraffa berannte unterdessen St. Job, eine Bombe traf den Thurm mitten in der Festung, und die Türken ergaben sich.

Am sechs und zwanzigsten des Monats Rajeb (der siebente Juni) belagerte endlich das ganze kaiserliche Heer Ofen, die beiden Verräther Siavus und Cuproli sahen mit hämischer Tücke auf die vortrefflichen Anstalten herab, die der Vezier Soliman zum Entsatz dieses wichtigen Postens allenthalben traf. Beide waren fest entschlossen, Ofen und die Ehre der Pforte aufzuopfern, um den verhaßten Günstling zu stürzen. Siavus, General der Reiterei, tapfer und unerschrocken, hatte den mächtigsten Einfluß auf das Heer. Cuproli, seit Kurzem zum Kommandanten der Dardanellen ernannt, konnte von da aus die nöthigsten Verstärkungen, Gelder und Lebensmittel, leicht

aufhalten. Der Baſſa von der Wallachei und Michael Apafi, Fürſt der Siebenbürgen, wurden in dies ſchändliche Komplott gezogen. Auf ihre Veranlaſſung erklärte ſich der Letztere abtrünnig von der Pforte, und beraubte dadurch den Vezier zweier wichtigen Hilfsmittel; ſeiner Kriegsmacht und der Zufuhr aus Siebenbürgen.

Vierzig tauſend Mann Fußvolk, zwanzig tauſend Reiter, ſechzig große Kanonen und vierzig Mörſer lagen unterdeſſen vor Ofen. Am zweiten des Monats Shaaban bemeiſterte ſich das Heer der untern Stadt, und wagte ſchon am ein und zwanzigſten desſelben Monats einen Hauptſturm. Da aber der tapfere Abdi Baſſa mit dem beſten Erfolg eine Miene ſpringen ließ, zogen ſich die Kaiſerlichen zurück, nachdem ſie die türkiſchen Wälle mit Chriſtenblut gefärbt hatten. Am vierten des Monats Ramazan wiederholten die Belagerer den Angriff, und nach der tapferſten Gegenwehr, die ihnen drei tauſend ihrer Brüder koſtete, machten ſie ſich endlich Meiſter vom erſten Wall. Sogleich wurden die Kanonen gegen den zweiten Wall gerichtet, und auch der größte Theil desſelben eingeſchoſſen.

Doch nun erſchien Vezier Soliman an der Spitze von ſechzigtauſend Türken, und ob er ſich gleich nicht ſtark genug glaubte, das feindliche Lager anzugreifen; ſo hoffte er doch, friſche Truppen in die belagerte Stadt zu werfen, die Kaiſerlichen durch Scharmützel abzumatten, und endlich, wenn die langwierige Belagerung ihre Tapferkeit er-

müdet, sie plötzlich zu überrumpeln. Am zwei und zwanzigsten des Monats Ramazan sandte er vier Bassen, mit tausend Reitern und zwei tausend Janitscharen, um durch den Feind zu brechen und sich in die Stadt zu werfen. Aber Siavus sandte einen verkappten Deserteur an den Prinzen Karl von Lothringen, der ihm den Anschlag verrieth. Es wurden Völker in den Hinterhalt gelegt, welche die sorglosen Türken überfielen. Siavus kommandirte die Reiterei, vertheidigte sich nachlässig, und floh nach einem kurzem Gefecht. Soliman argwohnte Verrätherei, aber zu redlich, seinen Verdacht vielleicht auf einen Unschuldigen fallen zu lassen, schwieg er lieber, und beschloß, in Zukunft seine Entwürfe selbst vor den Bassen geheim zu halten.

Am letzten desselben Monats sandte er unvermuthet zwei tausend Janitscharen, und eben so viel Spahis in der nämlichen Absicht. Die Kaiserlichen schlummerten sorglos. Die Janitscharen überrumpelten die Vorposten, griffen mit Löwenmuth das brandenburgische Lager an, überstiegen die Linie und waren an den Thoren der Stadt, als Caprara und Heusler zur Hilfe herbeieilten. Sie fielen den Türken in den Rücken, richteten ein fürchterliches Blutbad unter ihnen an, konnten aber doch nicht hindern, daß ein Theil derselben sich in die Stadt warf. Gleich darauf wagten die Kaiserlichen einen neuen Sturm, in welchem die Baiern den Thurm der Hauptfestung eroberten.

Am zehnten des Monats Shawal versuchte der Ve-

zier zum dritten Mal der Stadt zu Hilfe zu kommen, und wurde durch einen tapfern Ausfall der Belagerten unterstützt. Aber umsonst! Die Muselmänner waren muthlos geworden, theils durch ihre öftern Niederlagen, theils durch das ausgestreute Gift des Siavus, der öffentlich murrte: „die Stadt sei nicht zu retten, und wenn der Feind erst Ofen gewonnen habe, so werde er die Türken in ihrem Lager angreifen."

Das Heer des deutschen Kaisers wurde unterdessen mit acht tausend Mann unter dem Grafen Scherffenberg verstärkt, das Heer der Ottomannen verringerte sich mit jeder Stunde. Umsonst ließ Soliman einige aufrührerische Spahis spießen, umsonst einigen ihrer Pflicht ungetreuen Bassen den Kopf abschlagen; die Spahis gehorchten nicht mehr, die Janitscharen liefen davon, und Soliman, mit all seiner Kriegs-Erfahrenheit, all seinem Muth, all seiner persönlichen Tapferkeit, fühlte wie ohnmächtig der Arm eines einzelnen Mannes ist, wenn sein Wink tausend andere Arme nicht mehr in Bewegung zu setzen vermag. Mit unaussprechlicher Bitterkeit im Herzen zog er sich mit dem Rest seines Heeres bis an die Brücke von Essek zurück, und überließ die unglückliche Stadt ihrem Schicksale.

Am dreizehnten des Monats Shawal ward sie zum letzten Mal bestürmt; zum letzten Mal raffte Abdi Bassa alle Kräfte der ausgemergelten Besatzung zusammen; zum letzten Mal fochten Belagerer und Belagerte mit gleicher Wuth, mit gleicher Verzweiflung; von einer Kanonenku-

gel getroffen, stürzte der tapfere Kommandant zu den Füßen seiner treuen Gefährten, und sogleich hingen die Türken die weiße Fahne aus.

So verlor Muhamed durch die gefährlichen Reize eines Mädchens den Ruhm seiner Waffen, die wichtigste der Städte in Ungarn, und — ein trüber Blick in die Zukunft verräth mir's — einen Freund, einen Thron und das Leben.

Ich fasse die folgenden, traurigen Scenen des blutigen Feldzuges im Jahr 1686 kurz zusammen. Dieser Feldzug — er war der glorreichste des Prinzen Karl von Lothringen — und endigte sich mit eben dem Glücke, als er begann. Nach der Eroberung von Ofen ergaben sich die Besatzungen von Hattmann und den umliegenden Oertern ohne Schwertstreich. Das Heer, welches nirgends mehr Widerstand antraf, theilte sich. Der Prinz von Baden ging nach Niederungarn, Caraffa und Heusler nach Oberungarn. Der Prinz von Baden eroberte Simonthorn und Kaposwiwar, vereinigte sich mit dem Grafen Scherffenberg, und zog gegen Fünfkirchen. Die Besatzung glaubte, das ganze Heer des deutschen Kaisers unter ihren Mauern zu sehen, steckte die Stadt in Brand, und zog sich in die Festung zurück. Der Prinz ließ dreihundert Reiter absteigen, um das Feuer zu löschen; der Ort ward gerettet, die Soldaten plünderten ihn.

Als die Besatzung ihres vergeblichen Schreckens inne ward, that sie einen Ausfall, um die Stadt wieder zu gewin-

nen, aber umsonst! Scham und Wuth folgte dieser mißlungenen Unternehmung. Man pflanzte eine schwarze und sechs rothe Fahnen auf die Wälle, um anzudeuten, daß man siegen, oder sich unter den Ruinen der Citadelle begraben wolle. Kindische Drohung! die Kanonen des christlichen Heeres schonten weder Wälle noch Fahnen. In wenig Tagen erbot sich die Besatzung zur Uebergabe, wenn man ihr verstatten wolle, mit klingendem Spiel und gezückten Waffen abzuziehen. Der Sieger schlug auch dies ab, und die Belagerten ergaben sich auf Gnade und Ungnade. Graf Scherffenberg flog nunmehr mit einem Theile des Heeres nach Syklos, welches er berannte und wegnahm. Der Prinz von Baden rückte gegen die Drau, und verbrannte die Brücke von Essek. Caraffa und Heusler schlugen unterdessen die Tartaren, und eroberten Segedin.

Soliman war nach Belgrad geflüchtet, wo täglich neue Boten des Unglücks bei ihm eintrafen; doch keiner von allen goß fressenderes Feuer in seine Wunden, als der, welcher ihm den Brief des Kislar Aga überbrachte.

Hinweg vom blutigen Schauplatz des Würgens! zurück in den Irrgarten der Liebe! wo die schadenfrohe Hand eines tückischen Dämons die Fäden immer mehr und mehr verwirrte; Bruder gegen Bruder, Freund gegen Freund aufhetzte, und Bruderliebe und Freundschaftsgefühl im Meere der Leidenschaften ersäufte.

Die Zeit war gekommen, da der treue Krauskopf Me-

hemet den lang geahnten Schlag nicht mehr aufzuhalten vermochte. Umsonst hatte er die Eifersucht der Sultane Favorite in Flammen gesetzt, umsonst aus allen Winkeln seines Gehirns bald diesen, bald jenen nichts bedeutenden Vorwand hervorgeholt, um Aufschub zu gewinnen; der Sultan ward immer dringender, die Gefahr immer unvermeidlicher.

»Morgen,« sprach er endlich eines Abends mit beklommenem Herzen, »morgen wird deine Hoheit Zaiden auf der Terasse der Sultaninnen treffen.« Muhamed, entzückt und voll der feurigsten Einbildungskraft, fand sich mit Anbruch des Tages auf der Terasse ein.

Zaide erschien; mit ihr acht bis zehn der schönsten Sklavinnen des Serails, im wollüstigsten Geschmack gekleidet. Zaide so einfach, als der Wohlstand es nur immer verstattete. »Du bist es!« rief Muhamed ihr entgegen, »du bist Zaide, die Perle meines Harems.« Das zitternde Mädchen schlug die langen Augenwimper nieder.

Ein herrliches Frühstück war zubereitet im untern Garten, der der Garten der Wasserkünste heißt. Man stieg hinab, und lagerte sich in eine Grotte, mit Muscheln und Korallen verziert, von tausend Lampen erleuchtet, deren Strahl in der murmelnden Quelle tanzte. Mit gelben und bleichen Gesichtern ließen nach kurzer Frist die übrigen Sklavinnen Zaiden mit dem Kaiser allein, und flohen, vom Neide gepeitscht, zurück in ihre einsamen Zellen.

Muhamed. Wie, Zaide! du zitterst?

Zaide. Ich zittere, Herr.

Muhamed. Doch nicht vor dem Titel Sultan?

Zaide. Nein, Herr. Man sagt mir, du habest nie vergessen, daß du auch ein Mensch seist.

Muhamed. Man sagte dir die Wahrheit. Aber was fürchtest du?

Zaide. Ich fürchte, Herr — ich zittere, undankbar zu werden.

Muhamed. Undankbar?

Zaide. Du hast mich schon mit Wohlthaten überhäuft — ich fürchte, dir sie nicht vergelten zu können.

Muhamed. Fürchte nichts! Einer deiner Blicke wiegt das Geschenk eines Königreiches auf. Weg mit der trüben Wolke, die mir den heitern Blick der Sonne deckt! Meine Wohlthaten — wie es dir gefällt, sie zu nennen — habe ich Lust, dreifach zu vermehren, wenn ich hoffen darf, Eindruck auf dein Herz zu machen.

Zaide. Auf welches Herz?

Muhamed. Auf das deinige; (lächelnd) oder hast du mehr als Eines?

Zaide. Ich habe eines für die Freundschaft und eines für die Liebe.

Muhamed. Nun wohl, so gib mir sie beide.

Zaide. Keines von beiden ist in der Gewalt des Menschen. Freundschaft gründet sich auf Achtung und Gleichheit der Gesinnungen; Liebe — ich weiß nicht worauf? Achtung hast du mir eingeflößt, und unsere Gesinnungen

ſind gleich, denn ich leſe die Güte deines Herzens ſelbſt in deinem erhabenen Blicke. Nimm alſo das Herz, das der Freundſchaft gewidmet iſt, uneingeſchränkt für dich; aber — aber laß mir das andere! (Eine rührende, bittende Thräne ſchwamm in ihrem ſchönen Auge, als ſie ſprach; der Ton ihrer Stimme war der biegſamſte, einſchmeichelndſte, den je ein menſchliches Organ hervorbrachte.)

Muhamed (erſtaunt und wider Willen bewegt). Höre ich recht? Zaide, was iſt das? Hundert deiner Schweſtern ſchmachten nach einem Glücke, das du verächtlich von dir ſtößeſt.

Zaide. Verächtlich? — (bittend) nenn' es nicht ſo!

Muhamed. Verachtung, liebe Zaide! Verachtung oder weibliche Ziererei. Dir winken Glanz und Ehre. —

Zaide. Machen Glanz und Ehre denn immer glücklich? Du biſt Kaiſer der Ottomannen, zu deinen Füßen zittert eine halbe Welt, Glanz und Ehre umſtrahlen deinen Thron, biſt du ganz glücklich? und welcher Menſch war es wohl je?

Muhamed (höchſt erſtaunt). Mädchen! —

Zaide. Freiheit iſt das höchſte Gut. Ohne Freiheit verwandeln ſich ſelbſt die Blumenfeſſeln der Liebe in klirrende Ketten. Auch wollen die Männer wohl keine wahre Liebe von uns: wozu ſonſt Riegel und Wache? Wahre Liebe bedarf weder Riegel noch Schloß, weder Verſchnittene noch Stumme; und ein trugvolles Herz bahnt ſich einen Weg zum Laſter, ſelbſt durch Feuerfluten.

Muhamed (deſſen Erſtaunen von Minute zu Minute wächſt). Zaide!

Zaide. Was empfindeſt du, Herr, wenn du ein Mädchen in deinen Armen hältſt, das dein Befehl dir bebend zuführte? das ſich als ein Opferthier betrachtet, und eine Thräne des Kummers in deinen Becher der Freude weint? Ich leſe Erſtaunen in deinen Blicken. Du hörſt dieſe Sprache vielleicht zum erſten Mal; aber gewiß! ſie wird dein Herz nicht verfehlen. Tauſende geizen nach der Ehre, dein Bett zu theilen; überlaß das alberne Mädchen ſeinen romantiſchen Grillen!

Muhamed. Du haſt Recht, ſo etwas hörte ich noch nie aus dem Munde eines Weibes; aber warum muß dieſer Mund gerade der ſchönſte ſein, den mein Auge je erblickte? warum muß dies Herz, das mich zurückſtößt, die feinſten, anziehendſten Gefühle in ſich ſchließen? Wer biſt du, Mädchen mit dem Zauberblick und Honigmunde? Spotteſt du des Throns, den ich dir anbiete? Wohlan! Muhamed weiß herabzuſteigen, weiß zu entfernen den läſtigen Glanz, in deſſen Nähe die Liebe ſo ſelten und ungern verweilt. Vergiß, daß ich Kaiſer bin! ſieh in mir nur den Mann, deſſen Herz allein um deine Gegenliebe wirbt — und vielleicht verdient.

Zaide. Ach, Herr! ein Kaiſer zu den Füßen eines Mädchens bleibt doch immer ein Kaiſer. Hundertmal verſcheucht man den Gedanken an ſeine Größe, und hundertmal verräth ihn einer ſeiner majeſtätiſchen Blicke. Zeit und

Umgang allein ſetzen die ſchüchterne Menſchheit wieder in ihre Rechte ein; Zeit und Umgang allein decken tauſend kleine Blößen auf, die endlich den Gott wieder zu uns herabbringen, den der Nebel der Entfernung und unſere geſpannte Einbildungskraft in die Claſſe höherer Weſen erhoben hatte. Bis dahin ehrt man ihn nur, und überläßt ſich in ſeiner Gegenwart keinem der natürlichen Gefühle; aber dann — dann erſt kann man ihn lieben.

Muhamed. Verſtehe ich dich recht, Zaide, ſo willſt du durch dies feine Gewebe weiblicher Sophiſterei mir die Bahn vorzeichnen, die ich wandeln ſoll; willſt mich vorbereiten auf Grillen und Launen; mir den ſchönſten Sieg erſchweren, vielleicht Monden lang.

Zaide. Vielleicht Jahre lang.

Muhamed (ſtutzig). Wie! du vergißt, daß ich befehlen kann, wo ich bitte.

Zaide. Das habe ich nie vergeſſen. Du kannſt mir freilich befehlen; mich — wäre es auch in Thränen ſchwimmend — in deinen Arm zu werfen; aber du kannſt mir doch nicht befehlen, dich zu lieben. Glaube mir, Herr, wäre die Liebe ein Ding, das gehorchen muß: ſie würde nicht halb ſo reizend ſein.

Muhamed. Unwiderſtehliches Geſchöpf! es ſei darum! ich will deine Liebe verdienen. Aber vergib dem Neuling, wenn er noch nicht weiß, wie er das Herz eines Mädchens belagern muß.

Zaide (lächelnd). Das kommt eben daher, weil der

Neuling ein Kaiser ist. Doch jetzt bitte ich dich, mich zu verlassen, ich bedarf der Ruhe.

Muhamed (feurig). Ich dich verlassen —

Zaide. Sieh', Herr! schon wieder guckt der Sultan durch.

Muhamed (lächelnd). Unbegreifliches Geschöpf! ich gehe verschmäht, und doch ohne Zorn von dir. (Sie bei der Hand fassend.) Schreib' meinen Gehorsam auf die Liste der Prüfungen, die du mir zugedacht hast.

Muhamed ging, und Zaide erleichterte durch einen tief geholten Seufzer ihre beklommene Brust. Für diesmal hatte die weibliche Feinheit den Schlag abgewandt, der dem Heiligthume der Liebe unvermeidlich zu drohen schien. Auf wie lange? — das war Zaiden's geringster Kummer, die Liebe denkt nicht weiter, als ein blindes Auge sieht. Fröhlich hüpfte sie in den düstern Harem zurück, und warf sich in den Arm ihrer treuen Zulima.

Am andern Morgen in aller Frühe erschien im Schlafgemach Zaiden's der Kislar Aga mit einer goldenen Kapsel auf einem purpursammtnen Kissen. Ihm folgten sechs Verschnittene, deren jeder ein goldenes Körbchen mit reichen Geschenken trug. Der Aga ließ sich auf ein Knie nieder, küßte die Kapsel und überreichte sie ehrfurchtsvoll der lächelnden Schönen. Die Schwarzen setzten ihre Körbe zu Zaiden's Füßen und verschwanden. Zulima, neugieriger als ihre Gebieterin, eröffnete die Kapsel und fand darin

einen Br..f, geschrieben mit Purpurfarbe auf weißem Taffet, dessen Ränder eine goldene Stickerei trugen, gewickelt in ein auserlesenes ostindisches Tuch. Sie reichte den Brief Zaiden, welche ihn entfaltete.

Sultan Muhamed an die Sultanin Zaide.

Meine Feder gibt dir diesen Titel, ehe du ihn noch aus den Händen der Liebe empfangen willst. Diese Liebe ist gleich deiner Schönheit. Bedürfte die Erstere eines Beweises, und die Letztere einer Zierde, so würde ich dich bitten, die goldenen Körbchen, welche der Aga dir bringt, eines günstigen Blickes zu würdigen. Ich empfehle dich nicht in den Schutz des großen Propheten; Alla's Auge wacht über sein Meisterstück.

Muhamed, Sultan.

Die Sklavin Zaide an Muhamed, Sultan.

Hätte Muhamed an Zaiden geschrieben, so hätte der Sultan Wort gehalten; aber der Sultan schrieb an die Sultanin, und Muhamed ward wortbrüchig. Goldene Körbchen — mit allem was darin liegen mag — sind freilich kein Beweis der Liebe und keine Zierde der Schönheit. Liebe und Schönheit sind Kinder der Natur. Ein Sultan ist kein Kind der Natur, und nur diese thront unverfälscht in dem Herzen der

Sklavin Zaide.

»Da nimm das!" sprach sie zum Kislar Aga, »lies, und schreibe deinem Freunde, was du gelesen. O Mehe-

met! die Anbetung eines Kaisers dem Geliebten zum Opfer bringen, ist süß, obschon dieses Opfer mich wenig kostet.»

Mehemet empfahl sich nach abermaligem Kniebeugen. Zaiden's Worte schienen ihm räthselhaft. »Sie die Liebe des Sultans aufopfern? ja, wenn sie nicht zwei Stunden mit ihm ganz allein in der Grotte gewesen wäre. Nein, mein guter Soliman, das listige Weib hat dich hintergangen: Zaide war leichter zu erobern als Ofen, beide hat man dir genommen.» So dachte und sprach ein Mann, der in einer beinahe vierzigjährigen Praxis manchen wollüstigen Sultan mit manchem siebzehnjährigen Mädchen in eine Grotte hatte schlüpfen sehen, und den die Vermuthung noch nie trog, daß man da wohl nicht zwei Stunden verweile, um einen Spruch des Alkoran's zu erklären. Auch würde Zaide — welcher hinwiederum ein solcher Argwohn des Aga gar nicht in den Sinn kam — ihm umsonst ihre Unschuld mit Schwüren betheuert haben; hätte nicht der Kaiser selbst den obersten Wächter seines Harems zum Vertrauten gemacht, ihm Zaiden's Widerstand, seine feurige Liebe, und seinen Entschluß, sie nie zu zwingen, entdeckt. »Was dünkt dir von dem liebenswürdigen Geschöpf?» frug der Beherrscher der Gläubigen den alten Sklaven seiner Lüste.

Der Aga. Eine reizende Gestalt.

Muhamed. Und ihre Gestalt ist der Spiegel ihrer Seele. Beim Bart meines Vaters! böteſt du mir die Zurückgabe Ungarns, oder den Besitz dieses Mädchens, die Wahl wäre entschieden.

Der Aga. So feurig hörte ich deine Hoheit wohl schon oft vor dem Genuß, aber noch nie nach dem Genuß sprechen.

Muhamed. Was schwärmst du von Genuß? Das Mädchen ist keusch, wie die Mutter des Propheten. Ihr unbegreiflicher Widerstand ist's ja eben, der ihr in meinen Augen einen Reiz gibt, den ich noch nie fand bei jenem gehorsamen Haufen der allzugefälligen, immer zuvorkommenden Sklavinnen meiner Lüste.

Der Aga (lacht in den Bart).

Muhamed. Was bedeutet dies Schmunzeln? rede!

Der Aga. Deine Hoheit war zwei Stunden in der Grotte.

Muhamed. Nun, was weiter?

Der Aga. O ich kenne die Grotte recht gut. Die Quelle murmelt so leise, die Kühlung ist so angenehm, der Rasen so weich, Zaide so schön — und deine Hoheit war zwei Stunden darin.

Muhamed (ungeduldig). Aber wenn ich dir zuschwöre, daß ich in diesen zwei Stunden kaum ein einziges Mal ihre Hand berührt habe, was sagst du dann?

Der Aga. Dann sage ich nichts. Dann hemmt das Erstaunen meine Zunge.

Muhamed. Das Mädchen hat Grillen; sonderbare, aber liebenswürdige Grillen. Ich könnte befehlen als Sultan, doch ich versprach zu bitten als Mann. Ich will nicht ihren Körper allein, ich will ihr Herz. Ach Mehemet! ich

habe noch kein weibliches Herz beſeſſen. Gehorſam oder Eigennutz führen zitternd oder gierig ſo manches Mädchen mir in den Arm. Keine von allen würde meinen Verluſt betrauern, — Mehemet! — wenn ich einſt ſterben ſollte, ſo wünſchte ich, daß Zaide eine Thräne auf mein Grab weinen möchte.

Der Aga. Ich merke, deine Hoheit iſt zum erſten Mal wirklich verliebt.

Muhamed. Es kann ſein! wenigſtens ſind meine Empfindungen nicht mehr dieſelben. Ein unbekanntes Streben engt meinen Buſen. Ich ſitze im Divan und höre nicht; ich komme zerſtreut in die Moſchee. O wäre doch mein Vezier Soliman hier! ich fühle, daß es mir mangelt an einem Freunde. — Gehe Alter! laß Zaiden köſtlich bedienen, komme ihren kleinſten Wünſchen zuvor. Doch ſei verſchwiegen! noch muß die Sultane Aſſeki nichts davon wiſſen. Sie iſt ein gutes Geſchöpf, das ich ungern kränken würde.

Der Kislar Aga ging. Je verdächtiger ihm die zwei Stunden in der Grotte geweſen waren, je gerührter und entzückter war er nun über Zaiden's Treue. Ueberzeugt, daß der Sultan ſie nicht zwingen werde den Schwur zu brechen, welcher an ſeinen Freund ſie feſſelte, ſandte er ſogleich einen Boten mit dieſer frohen Nachricht nach Belgrad.

Prinz Soliman — einer der eigenſinnigen Leute, welche einen einmal gefaßten Entwurf Jahre lang hegen und pfle-

gen, allen Stürmen Trotz bieten, nach neun und neunzig mißlungenen Verſuchen doch noch den hundertſten wagen, und allenfalls ihren Kopf mit auf's Spiel ſetzen — Prinz Soliman, als er ſah, daß das Innere des Harems ganz vor ihm verſchloſſen war, beſtach durch vieles Gold und noch mehr Verſprechungen einen Boſtangi, der ihm Zaiden's einſame Abendſpazirgänge in einem kleinen Labyrinth der weitläufigen Gärten verrieth. Abermals Geſchenke und Verſprechungen; der alte Boſtangi ließ ſich überreden, dem Prinzen ein Wamms zu leihen, nach dem dritten Gebet mit ihm in den Garten zu ſchleichen, und ihn hinter einer dicken Hecke zu verbergen, welche einen runden Platz umſchloß, wo Zaide oft auszuruhen pflegte.

Alles ging erwünſcht von Statten. Zaide erſchien am Arm ihrer Zulima, ließ ſich auf dem Raſen, kaum zwei Schritt von dem Prinzen entfernt, nieder, und begann ein trauliches Geſpräch. Aber das, was der Horcher hier aus Zaiden's eigenem Munde erfuhr, war eben nicht tröſtend für ſeine Leidenſchaft. Sie ſprach von ihrer unbegrenzten Liebe für den Vezier (das war ihm nicht unbekannt), von den Bewerbungen des Sultans (das war ihm eine ſchreckliche Neuigkeit), von ſeiner Großmuth, ihr keine Gewalt anzuthun (das tröſtete ihn), und von ihrem Widerwillen gegen die Liebe des Prinzen (das jagte ihm eine unwillige Röthe ab). Sie bedauerte, ihm das Leben ſchuldig zu ſein (das ſchmerzte ihn), ſie beweinte das Unglück des tapfern Veziers (das freute ihn), ſie ſchwur,

eher einen Dolch in ihren ſchönen Buſen zu ſenken, als treulos zu werden (das jammerte ihn).

Schon war er im Begriff aus ſeinem Hinterhalt hervor zu ſchlüpfen, und ſich noch einmal zu ihren Füßen zu werfen, als das Geräuſch vieler Stimmen, ihn die Ankunft des Sultans vermuthen ließ. Muhamed, von Zaiden's Spazirgang benachrichtigt, erſchien in der That wenig Augenblicke nachher, ſetzte ſich neben ſie, ſeinem Bruder ſo nahe, daß dieſer gezwungen wurde den Athem zurück zu halten, und ſagte ihr — ungefähr eben das, was er ihr ſchon geſagt hatte; ſie antwortete ihm — ungefähr eben das, was ſie ihm ſchon geantwortet hatte. Das Geſpräch dauerte lange, denn ein Verliebter ſchwatzt ſich ſo leicht nicht aus. Daß der Prinz Todesſchweiß ſchwitzte, und daß ihm dieſe halbe Stunde länger als ein Jahrhundert vorkam, läßt ſich leichter fühlen als beſchreiben. Endlich erhuben ſie ſich, der Sultan nahm Zaiden bei der Hand und führte ſie aus dem Labyrinth.

So bin ich denn der Unglücklichſte von uns dreien; rief der Prinz, nachdem ſie ſich entfernt hatten, »der Vezier wird geliebt; mein Bruder — obgleich nicht geliebt — darf Zaiden täglich ſehen, täglich ihr Herz beſtürmen. Mir allein — mir allein verſagt das Schickſal jeden Balſam für meine Wunde!» dieſe Betrachtungen, die freilich nicht tröſtend waren, verleiteten ihn zu vergeſſen, daß er dem alten Boſtangi verſprochen, nicht vor Sonnenuntergang das Bosquet zu verlaſſen. Er durchſtrich ohne alle Vorſicht den

Garten, und rannte wie ein Unſinniger auf ſein Zimmer. Ein anderer Boſtangi ſah ihn, und obgleich der Sklavenwamms ihn den Prinzen nicht errathen ließ, ſo blieb es doch immer eine Mannsperſon, die bei Strafe des Todes die Gärten des Serails nicht beſuchen darf: Er eilte daher zum Boſtangi Baſchi und dieſer meldete pflichtgemäß den Vorfall an den Kaiſer.

Muhamed erſchrack. Er zitterte vor dem Gedanken eiferſüchtig werden zu müſſen, denn jeder Argwohn war ihm verhaßt. Zaiden's Gleichgiltigkeit für Glanz und Ehre, Zaiden's Kälte für ſeine Liebe ließen ſich freilich durch einen begünſtigten Nebenbuhler leicht erklären; aber nein! weg mit dieſem quälenden Gedanken! Muhamed will nicht eiferſüchtig ſein, er will den Gegenſtand ſeiner Liebe nicht durch Argwohn herabwürdigen, er will nicht — — und doch befiehlt er, ohne es zu wollen, Zaiden in das ſogenannte Serail von Calcedonien jenſeit der Meerenge zu bringen.

Dieſer Befehl war dem alten, treuen Mehemet ſo unerwartet als ſchrecklich. Sein Amt band ihn an die Perſon des Sultans, das Serail von Calcedonien ſtand unter den Befehlen des Kislar Kiaſi *), Zaide ward des Troſtes beraubt, ihren Kummer dann und wann in den Buſen des Freundes ihres Soliman's auszuſchütten. Indeß mußte man gehorchen, und alles, was der Aga zur Erleichterung

*) Kislar Kiaſi, ſoviel als Lieutenant des Kislar Aga.

ihres Schickſals thun konnte, war, ihr ſeine treueſten Verſchnittenen mitzugeben, und Weiber zu ihrer Bedienung, auf deren Ergebenheit man zählen konnte.

Prinz Soliman war nicht der letzte, der die traurige Neuigkeit von Zaiden's Entfernung erfuhr. Er wüthete und ſchäumte. »Was bleibt mir übrig!« rief er aus, »als einen verhaßten Bruder von dem Throne herabzuſtoßen, auf den ein Ungefähr ihn warf. Zu Hilfe! allmächtige Leidenſchaft, Keim jeder großen That! zu Hilfe, ſchleichende Liſt! zu Hilfe, Religion und Ulemma *)! laßt uns kriechen im Dunkeln! uns winden auf Schlangenbäuchen bis zu den Säulen des Thrones, ſie krachend zuſammenſtürzen, und dieſen glücklichen Erſtgebornen unter ihren Ruinen begraben!«

Es iſt eine eben ſo traurige als richtige Bemerkung, daß jeder große Aufruhr, der in der Geſchichte der Völker mit blutigem Glanze flimmerte, der Throne umſtürzte, das Diadem vom grauen Haupte eines Greiſes riß, die Tugend in den Kerker warf, und das Laſter auf ihren Trümmern emporhob; — kurz! daß jedes große Denkmahl menſchlicher Schande immer von einem Pfaffen entworfen, ausgebrütet, eingeleitet, ausgeführt, unterſtützt oder begünſtigt worden. »Kein Uebel auf der Welt,« ſagte der unſterbliche Haller, »das nicht ein Pfaffe that.« »Der heilige Bernhard,« ſagt der liebenswürdige Voltaire,

*) Ulemma, die türkiſche Geiſtlichkeit.

»predigte den Potentaten die Kreuzzüge, und hat Frankreich mehr Schaden gethan als der Teufel. Blut, Laster und Abscheulichkeiten waren die Früchte der Lehren des Stifters der Abtei Clairvaux.«

Ob nun gleich Prinz Soliman lange vor Voltaire's und Haller's Zeiten lebte, so war doch die Sache immer die nämliche; das heißt: die Geistlichkeit (in der Türkei die Ulemma) mischte sich ungebeten in Alles, beschniffelte Alles, und machte keinen Wurm auf diesem Erdenrund glücklicher. Der Prinz, wie wir beim Anhub dieser Geschichte bemerkt haben, studirte von Jugend auf den Koran; er war ein Vertrauter des Mufti, beschenkte jeden Iman, bealmoste jeden Derwisch, und die Ulemma erhob ihn bis an die Sphären. So warf er zuerst Samen der Zwietracht und Keime des Aufruhrs in die Herzen des Pöbels; die Ehre des Veziers wurde in den gemeinsten Bädern geschändet, und selbst gegen Muhamed den Gerechten erhob sich ein Murren, wie der ferne Donner und die einzelnen großen Tropfen, welche die Annäherung des fürchterlichen Wetters verkünden. Ruhig schlummerte der Sultan im Schooß der Sorglosigkeit, nährte seine Liebe, oder zerstreute sich auf der Jagd.

Doch nun erschien Soliman, der Vezier, in den Mauern von Konstantinopel, die Augen der Großen waren auf ihn gerichtet. »Wie wird er sich vertheidigen, wie wird er den seidenen Strick abwenden, der seiner Gurgel zu drohen scheint?« Der Vezier trat vor den Kaiser, mit derjenigen sanften

Ruhe im Auge, welche das Symbol eines guten Gewiſſens iſt. »Ach! Soliman,« rief Muhamed ihm mehr ſchmerzhaft, als zornig entgegen, »iſt's möglich, daß ich dich überwunden wieder ſehe?« Der Vezier, ſtatt aller Antwort, überreichte ihm ein Zeugniß, von den vornehmſten Offiziers der Armee, und ſelbſt von Siavus unterſchrieben, der vergebens verſucht hatte, gegen den Strom zu ſchwimmen. Dies Zeugniß erklärte den Großvezier für den tapferſten, vorſichtigſten und erfahrenſten Feldherrn, deſſen unüberwindlicher Feind allein das Schickſal geweſen.

Des Sultans Auge funkelte Freude, als er ſeinen Freund gerechtfertigt ſah, und, ohne ſchwach zu ſcheinen, ihn in ſeine Arme ſchließen durfte. »Laß uns vergeſſen und hoffen!« rief er froh, und zog den Günſtling neben ſich an die volle Tafel. Da lagen ſie, aßen und tranken, vergaßen und hofften, indeß der blaulippige Aerger und der blaßwangige Neid wie Harpyen um ſie herflatterten. Gleich nach der Tafel ſchlenderte Muhamed am Arm ſeines Freundes in den Gärten des Serails umher, und ſuchte das einſame Bousquet im Labyrinth, das ihm aus gewiſſen Urſachen ſehr lieb war. »Hier laß uns verweilen!« rief er, »hier laß uns — nicht mehr von dem Verluſt Ober- und Niederungarns — nein, von dem Verluſt meines Herzens reden. Ach, Soliman! ſeitdem du mich das letzte Mal am Buſen der Sultane Aſſeki verließeſt, iſt eine unbegreifliche Veränderung mit mir vorgegangen. Aber ehe ich weiter rede, beantworte mir eine Frage: haſt du je wahrhaft geliebt?«

Soliman wünſchte in dem Lager vor Ofen zu ſtehen, und das Donnern des kaiſerlichen Geſchützes zu hören; das Feuer, das in ſeine Wange trat, war brennender, als die Flamme der Brücke von Eſſeck. »Herr!« ſtotterte er endlich heraus, »du kennſt mein unempfindliches Herz; ſo warm es für die Freundſchaft ſchlägt, ſo langſam klopft es für die Liebe.«

Muhamed. Ach! dann wirſt du mich nicht verſtehen. Ich liebe ein Mädchen — doch die Beſchreibung ſchenken wir Seiner Hoheit, ſie würde manchem Dichter mißlingen. Auch konnte er Zaiden keinen Reiz leihen, den Soliman's Einbildungskraft nicht zehnfach erhöht hätte. Kurz, die Unterhaltung dauerte lang, war für Muhamed's volles Herz ſehr erleichternd, und für Soliman höchſt peinlich.

Der Prinz, Siavus und Cuproli verſammelten ſich indeß bei nächtlicher Weile verkappt an einem einſamen Orte. Umſonſt war alſo das Opfer vieler tauſend braver Männer, umſonſt das verrätheriſche Geſpinnſt, welches den Verluſt der Hauptſtadt in Ungarn nach ſich zog; noch herrſcht der verhaßte Günſtling in dem Herzen des Sultans, und ſpottet der ohnmächtigen Wuth ſeiner Feinde. Ihn herabzuſtürzen von dieſer Höhe, es koſte auch, was es wolle; über Laſter und Leichen ſich einen Weg zum Raube des Reichsinſiegels zu bahnen, das waren die ſchwarzen Entwürfe der ruhmſüchtigen Baſſen. Prinz Soliman dachte noch weiter. Der Thron und Zaide lagen vor ihm in ſchmeichelnder Ferne: über den Günſtling ſeines Bruders ging nur der

Weg. Alle drei kamen darin überein, daß der Großvezier nur durch Gewalt zu ſtürzen ſei, und daß man daher den künftigen Feldzug abwarten müſſe, um Unzufriedenheit, Mißmuth und Aufruhr unter das Heer zu ſtreuen; die ehrwürdige Ulemma werde unterdeß in der Reſidenz das Ihrige thun, der aufgebrachte Pöbel endlich den Kopf des Veziers fordern — und dann muß Muhamed dem Geſchrei der Menge gehorchen, wenn ſein eigenes Leben ihm lieb iſt. Man ſchwur ſich unverbrüchliche Treue und Verſchwiegenheit, in der Abſicht, einander zu verrathen, ſobald nur ein Vortheil daraus zu ziehen ſein werde, und ſchied aus einander.

Einige Wochen verſtrichen leer an merkwürdigen Vorfällen. Der Kaiſer war verliebt, und ſprach viel; Zaide war gleichgiltig, und ſprach wenig; der Prinz und ſeine Gefährten brüteten, und Soliman hing in der Einſamkeit ſeinen Grillen nach. Die Hoffnung, Zaiden, wäre es auch nur Minuten lang, zu umarmen, war verſchwunden, ſeit ſie im Serail von Calcedonien ſchmachtete; dem Kislar Kiaſi das Geheimniß anzuvertrauen, war gefährlich, und ſein treuer Mehemet konnte nichts mehr für ihn thun, als dann und wann ein Briefchen durch ſichere Hände beſtellen. Auch das war Troſt für die Liebenden, der Briefchen wurden ſehr viele gewechſelt, da aber immer in allen das nämliche ſtand, ſo unterdrücke ich ſie wohlbedächtig.

Muhamed, deſſen gutes Herz zwar noch immer ſcheute, die bisherige Sultane Aſſeki durch Offenbarung ſeiner neuen

Liebe zu kränken, machte doch oft genug Besuche jenseit der Meerenge; und da ihm das Murren des Pöbels, das Flüstern der Großen, und das Hetzen der Ulemma zu Ohren gekommen; so nahm er seine eigene Sicherheit zum Vorwand, welche er im Serail von Calcedonien weniger Gefahren ausgesetzt zu sein vorgab. Um dies Alles noch glaublicher zu beschönigen, berief er oft den Divan daselbst zusammen, und an solchen Tagen war der Großvezier sein Begleiter.

Es war an einem heitern Herbstabend des Jahres 1686, da Muhamed, in Begleitung seines Freundes, über die Meerenge fuhr, um die Nacht im Serail von Calcedonien zuzubringen, und am andern Morgen in aller Frühe Staatsgeschäfte zu überlegen. Sie saßen noch bei der Tafel, als plötzlich ein wildes, ängstliches Geschrei die Gallerie herauf an ihre Ohren schlug. Beide sprangen auf, rannten an's Fenster, und erblickten das Hauptgebäude — Zaiden's Wohnung — in Flammen. Außer sich rannte der Sultan zu Hilfe, drang durch Rauch und Dampf bis zu den Zimmern der Geliebten; aber die Flamme schlug ihm entgegen, und er fiel ohnmächtig nieder. Soliman, der ihm auf dem Fuße folgte, achtete weder Rauch, noch Flammen, stürzte hindurch, fand Zaiden auf der Erde liegend, ihrer Sinne beraubt, nahe dem Ersticken, raffte sie in seinen Arm, und eilte zurück mit der süßen Beute. Aber im nämlichen Augenblicke stürzte die Decke des Vorzimmers zusammen, durch dessen Flammen er hineingedrungen, und versperrte ihm

die Rückkehr. Verzweifelnd irrte er umher, fand endlich jenseits eine Thür, rieß sie auf, tappte durch den dicken Rauch, erreichte eine zweite Thür, die ihn auf eine Gallerie führte, wohin die Wuth der Flammen noch nicht gedrungen war. Leicht wie ein Vogel flog er, beladen mit dem schönen Raube, die Gallerie hinab, wo er ein abgelegenes, sicheres Zimmer fand. Hier legte er die ohnmächtige Zaide auf eine Ottomane, kniete neben ihr, und suchte sie durch seine Küsse zu wecken.

Das holde Mädchen schlug die Augen auf, und — wer malt ihr Erstaunen! — ihr erster Blick fiel auf den Geliebten. Entzückt warf sie sich in seinen Arm, frug nicht, wie es möglich sei, ihn hier zu finden, genoß ungetheilt das süße Glück des Wiedersehens, und nur Silben entschlüpften ihrem schönen Munde. Der erste Rausch ging vorüber, Soliman rief seinen Geist aus der Trunkenheit der Leidenschaft zurück, und fing an, zu überlegen, welcher Vortheil aus einer so unerwarteten, vom Himmel gesandten Begebenheit zu ziehen sei.

»Laß uns fliehen!« rief er in einer Art von Begeisterung, »der Gott der Liebe bietet uns selbst die Hand zur Flucht. Dies ist der Zeitpunkt unserer Vereinigung, oder wir werden ihn nie erleben. Hier war freilich keine Zeit zu Scham oder weiblicher Ziererei. Soliman, ohne Zaiden's Antwort abzuwarten, flog pfeilschnell in den großen Hof hinab, wo noch immer das fürchterlichste Getümmel herrschte, und Einer gegen den Andern rannte. Unter der Menge er-

blickte er einen seiner Sklaven: wie der Wind riß er ihm das Wamms vom Leibe, die Mütze vom Kopfe, raffte einen verlornen Mantel aus dem Kothe auf, und schnell wie ein Gedanke war er wieder bei Zaiden. In wenig Minuten sah sich das süße Mädchen zum Sklaven umgeformt, und zur Flucht bereit. Aber wohin? — mitten durch den großen Hof? das wäre, trotz des Tumults, zu viel gewagt. Doch das Glück hatte nun schon einmal seine Flügel über die beiden Liebenden ausgebreitet; eine Tapetenthür entdeckte ihnen eine gewundene Treppe, welche hinab in die Gärten führte: die herzugelaufenen Bostangis hatten in der Verwirrung eine Pforte offen gelassen, und in weniger als fünf Minuten lieferte Soliman sein theures Kleinod in die Hände seines treuesten Verschnittenen, der sich mit ihr in einen Fischernachen warf, und lustig auf die Residenz zusteuerte.

Alles obige war das Werk einer Viertelstunde. Mit versengten Haaren und Kleidern kam Soliman zurück zum Sultan, der sich nur eben aus seiner Ohnmacht erholt hatte. Zaiden's vormalige Wohnung war unterdessen ganz zusammengestürzt, und nur einige ihrer Weiber, worunter auch Zulima war, hatte man der Wuth der Flammen entrissen. Muhamed schlug seine Arme kreuzweis über die Brust, sah gegen Himmel, und weinte bitterlich.

Soliman, als er seinen Monarchen, seinen Freund so trostlos stehen sah, versuchte umsonst eine innere Stimme zu unterdrücken, die ihm zurief: »du handelst unedel an diesem Manne! er hat dich mit Wohlthaten überschüttet,

er liebt dich wie seinen Bruder, er würde seinen Thron mit dir theilen, nur nicht Zaiden." Der gefolterte Vezier verhüllte sein Antlitz, und floh in eine entlegene Grotte, wo er die traurige Wahrheit beweinte, daß jedes Glück hienieden immer das Unglück eines andern ist, und sein muß.

Das Feuer war verloschen, und nur die Flamme der Verzweiflung wüthete in Muhamed's Herzen. Er ließ die Asche durchwühlen, man fand eine Menge Knochen. Mit tausend glühenden Thränen netzte der unglückliche Monarch diese Gebeine, und hielt sich nunmehr überzeugt, daß Zaide, seine theure, liebe Zaide, ein Raub des fürchterlichen Todes in den Flammen geworden sei.

Zaide schwamm indessen im Bauche eines elenden Fischerbootes der Küste Europens zu. Der vollwangichte Mond hatte zu ihrer Flucht geleuchtet, und nun begann der Tag bereits anzubrechen. Auch sie dachte nicht ohne Rührung an den Schmerz des guten Sultans, von dessen wahrer, inniger Liebe sie tausend überzeugende Beweise hatte. Doch der süße Gedanke, bald am Ziel ihrer Wünsche zu sein, verdrängte mit Macht jede andere Empfindung.

Es war um Mitternacht, als die Sultane Asseki jenseit der Meerenge die Nachricht von der heftigen Feuersbrunst erhielt. Da im Serail von Calcedonien der größte Theil ihres Schatzes verwahrt lag, und zweitens auch ihrem Gemahl leicht ein Unglück zugestoßen sein konnte; so sprang sie hastig auf von ihrem Schwanenlager, warf sich in Begleitung des Kislar Aga in die nächste beste Gon-

del, und begab ſich auf den Weg nach Aſien, als Phöbus erſter Strahl den Saum der öſtlichen Wolke vergoldete. Kaum waren ſie einen Kanonenſchuß weit gefahren, als das Fiſcherboot ihnen unſeliger Weiſe in den Wurf kam. Die Sultanin, erfreut, Nachricht vom jenſeitigen Ufer einziehen zu können, ließ das Boot näher kommen, und beſprach ſich ſelbſt mit Soliman's Sklaven. Die Schönheit Zaiden's, ſo ſehr ſie auch ihr Geſicht zu verbergen ſuchte, entging der weiblichen Aufmerkſamkeit nicht. »Ein reizender Sklave,« flüſterte ſie dem Kislar Aga zu, »ich habe Luſt, ihn mit mir zu nehmen. Der Vezier iſt galant, er wird mir dies Geſchenk nicht abſchlagen. Laß deinen Kameraden,« fuhr ſie fort, indem ſie ſich gegen den Verſchnittenen wandte, »herübertreten in die Gondel! ich ſelbſt werde deinem Herrn Rechenſchaft von ihm geben.«

Da half kein Widerſtreben. Zaide, todtenblaß, trat in die Gondel der Sultanin.

»Warum zitterſt du, Sklave?« frug die bezauberte Fatime in ſchmelzendem Tone: »zittere nicht! in Kurzem wirſt du dein Schickſal ſegnen. Der Vezier Soliman, dein Herr, mag ein guter Herr ſein, doch das Männliche und Rauhe vertauſcht man immer gern gegen weibliche Sanftmuth. — Meinſt du nicht auch? Rede!«

Zaide. Einen Beweis weiblicher Güte gab mir meine Gebieterin ſo eben, da ſie ihrem Sklaven zu reden erlaubt. Aber doch — wenn ich ſo kühn ſein dürfte —

Die Sultanin. Du ſtockſt? — Rede!

Der Kislar Aga, der unterdeſſen im Vordertheil der Gondel geſtanden, und über das Meer hin, nach dem noch immer emporſteigenden Rauch des kaum erloſchenen Brandes geſchaut hatte, kehrte ſich, als er Zaiden's bekannte Stimme hörte, neugierig um, und ſah dem verkappten Sklaven in's Geſicht. Ein Blick war genug, ihn zu belehren, worauf es hier ankomme. Er, kein Neuling in Harems-Intriguen, entfernte ſogleich die Umſtehenden, ergriff das bebende Mädchen bei der Hand, drückte ſie leiſe, um ſie vorzubereiten auf das, was er thun wollte, trat mit ihr herzhaft der Sultane Aſſeki unter die Augen und ſprach:

»Ebenbild jener majeſtätiſch heraufſteigenden Sonne! Tochter der Liebe! und Mutter der weiblichen Klugheit! Dieſer junge Sklave, dem deine Hoheit das Glück beſtimmt, unter die deinigen gezählt zu werden, iſt — Zaide; die nämliche Zaide, für deren ſchwächere Reize das Herz des Sultans brennt. Sie wußte, wem ſie vorgezogen werden ſollte, erkannte ihre Unwürdigkeit, und hat den Beherrſcher der Gläubigen jedesmal zu der ſüßeren Pflicht zurück gewieſen, den Reizen deiner Hoheit zu huldigen. Heute — vermuthlich im Getümmel — entzog ſie ſich ganz den Nachſtellungen dieſes erhabenen Verblendeten. Sie flieht, um in ruhiger Einſamkeit ihre Tage unbemerkt zu verleben. Sollteſt du, meine Gebieterin! dieſe Flucht hindern? oder nicht vielmehr begünſtigen?«

Die Sultanin war klug genug, einzuſehen, daß der Brand des Serails von Calcedonien ein Glück für ſie ſei,

welches ſie von einer gefährlichen Nebenbuhlerin befreie. Sie ſtimmte mit Freuden in den halbausgeführten Entwurf; da ſie aber von dem Verſtändniß Zaiden's mit dem Großvezier nichts argwohnte; ſo glaubte ſie dem ſchönen Flüchtling einen Gefallen zu erzeigen, wenn ſie ihn auf Eines ihrer Landhäuſer, nahe bei Konſtantinopel ſende, wovon ſie unumſchränkter Herr war. Weder der Kislar Aga, noch Zaide ſelbſt, wagten es, Vorſtellungen dagegen zu thun; dieſe hielt eine falſche Scham, jenen die Furcht zurück, in den Augen der Sultanin zu verlieren, wenn ſie ſehen werde, daß er eben nicht aus Eifer für ihre Ruhe, ſondern aus Freundſchaft für Soliman die gefahrvolle Rolle eines Verräthers übernommen habe. Die Sultanin las weder das Eine noch das Andere, weder in ihren, noch in ſeinen Blicken, umarmte Zaiden mit Inbrunſt, gab ihr einen fremden Namen, und ſandte ſie, unter dem Schutz eines getreuen Sklaven, an den Ort ihrer Beſtimmung. Sobald ſie Zaiden aus den Augen verloren, beſchenkte ſie den Aga mit einem Dolch, deſſen Griff von Diamanten flimmerte, und ſetzte ihren Weg nach Aſien fort.

Sie fanden den Sultan in der mitleidwerthen Lage eines Menſchen, der keinen Troſt will, keine Thräne für ſeine Leiden, und nur ſtarren Blick für ſeinen Kummer hat. Man hätte glauben ſollen, die Ankunft der Sultanin werde ihn verdrießlich oder verlegen machen; aber er vergaß Alles um ſich her, lag, das trockene Auge auf den Boden geheftet, und begehrte nicht zu läugnen, daß er in Zaiden die Hoffnung ſeines Lebens verloren.

Aber auch Soliman erſchrack nicht wenig, als Mehemet ihn bei Seite zog, und von dem Streiche unterrichtete, den das verkehrte Schickſal ihm — ſo nahe dem Hafen ſeiner Wünſche — geſpielt hatte. Troſt blieb es freilich, daß Zaide nicht mehr unter der Gewalt des Sultans, ſondern unter dem Schutz einer Nebenbuhlerin ſtehe, der ſelbſt daran gelegen ſein mußte, ſie ſeinen Blicken zu entziehen; und er überließ es der Allmacht der ſchlauen Liebe, die ihn bisher unter manchen Dornen auch manche Roſe pflücken laſſen, ſeine geprüfte Treue endlich zu krönen.

Doch ſchon lockte der freundliche Lenz mit warmen, balſamiſchen Hauche die ſchlummernden Kinder der Natur zu neuem Leben hervor; und nur der Menſch — dies vorgegebene Meiſterſtück der Natur — rüſtete ſich von neuem zu morden, und das freſſende Schwert zu färben mit dem erkauften Blute ſeiner zur Schlachtbank geführten Brüder.

Soliman reiſte ab nach Belgrad, mit dem Verräther Siavus in ſeinem Gefolge. Trotz der unüberſteiglich ſcheinenden Hinderniſſe, ſtellte er die Brücke von Eſſeck wieder her, und erſchien mit Jünglingsfeuer und Greiſesklugheit an der Spitze ſeines Heeres. Prinz Karl von Lothringen war entſchloſſen, das glückliche oder unglückliche Los dieſes Feldzuges auf eine Schlacht ankommen zu laſſen, das heißt: auf das Leben von dreißig oder vierzig tauſend Menſchen. Er ging über die Drau; aber der Großvezier kam ihm zuvor, lagerte ſich mit achtzig tauſend Mann im Ange-

ſicht des chriſtlichen Heeres, die Drau zu ſeiner Rechten, einen undurchdringlichen Wald zu ſeiner Linken, Eſſeck im Rücken, und eine ſtarke Verſchanzung mit vierzig Fuß breiten Gräben an der Spitze. Aus dieſer kleinen Feſtung ermüdete er die Kaiſerlichen durch beſtändige Scharmützel, und zwang endlich den Herzog von Lothringen, dem es an Lebensmitteln gebrach, zurück über die Drau zu gehen, und ſich bei Mohatz zu lagern.

Der Vezier folgte ihm auf der Ferſe, und lagerte ſich wiederum mit ſeinem Heere im Angeſicht des Feindes zwiſchen Eſſeck und Darda, wo die Donau den rechten Flügel und unzugängliche Moräſte den linken deckten. Umſonſt ſuchte Prinz Karl ihn heraus in's Blachfeld zu locken. Er, der reichliche Lebensmittel aus Eſſeck zog, konnte die Bewegungen des Feindes anſehen, ohne den Verluſt der Seinigen zu wagen.

Siavus und Osman Baſſa, eine ihm untergeordnete Natter, begriffen leicht, daß bei dieſem vorſichtigen Verfahren des Veziers alle ihre giftigen Entwürfe ſcheitern würden. Eine Schlacht mußte geliefert, und dieſe Schlacht mußte verloren werden, wenn es ihnen gelingen ſollte, das Heer aufzuwiegeln. Das Letztere war leicht, denn Siavus kommandirte die Spahis, und konnte alſo dem beſten Plan eine ſchiefe Wendung geben; das Erſtere zu erhalten, mußte man eine günſtige Gelegenheit abwarten. Dieſe herbei zu führen, zögerte der tückiſche Dämon der Schadenfreude nicht lange.

Die Kaiſerlichen machten einen verſtellten Rückzug durch eine Deſilé, um die Ebene bei Syklos zu gewinnen. Soliman, eingedenk des traurigen Schickſals des tapfern Schaytan Ibrahim Baſſa, der durch eine gleiche Liſt getäuſcht wurde, gab Befehl, die Chriſten ungehindert ziehen zu laſſen, und nur durch kleine Scharmützel ihre Arriergarde zu beunruhigen. Dies war der Augenblick, nach welchem Siavus ſo lange geſchmachtet hatte. Er murrte laut, daß man den ottomanniſchen Waffen einen offenbaren Sieg entreiße, er flog von Zelt zu Zelt, flüſterte von Verrätherei, wiegelte die Janitſcharen auf, machte alle Köpfe wirbelnd, und plötzlich ſtürmte der ganze rohe Haufe in das Gezelt des Veziers, und verlangte eine Schlacht zu liefern. Zugleich drohte man, ihm den Gehorſam aufzukündigen, wenn er ihr Begehren unerfüllt laſſe.

Soliman rückte daher mit dem ganzen Heer in's Feld. Eine Wolke banger Ahnung deckte ſeine Heldenſtirn, ſchweigend und düſter zog er ſeinem Schickſal entgegen. Nicht lange, ſo ſtanden ſie Auge im Auge, Mordgier in jeglichem Blicke. Soliman, den Geiſtesſtärke und Scharfſinn nie verließen, bemerkte ſogleich, daß die Fronte der Deutſchen viel zu ausgedehnt ſei; auf dieſen Fehler baute er den Plan der Schlacht. Er ließ einen verſtellten Angriff auf den rechten Flügel machen, und fiel plötzlich mit der ganzen ottomanniſchen Macht den linken Flügel an, welchen der Churfürſt von Baiern kommandirte. Die Schlacht war blutig, Soliman ſtürzte ſich allenthalben in

das dickſte Gefecht, ſein Blut, mit Schweiß und Staub vermiſcht, rieſelte aus drei Wunden, er fühlte ſie nicht; ſeine treuen Janitſcharen fielen hundertweiſe um ihn her, er ſah es nicht. Die Hand des Herzogs von Lothringen ward zerſchmettert; aber auch dieſer unvergeßliche deutſche Held wich nicht aus dem Schlachtgetümmel, wollte Tod oder Sieg. Die Standarte Mahomed's wehte, das Alla! der Muſelmänner ſtieg Himmelan, die Janitſcharen fochten und mähten Köpfe, als ob ſie Diſteln vor ſich hätten, warfen die Kroaten über den Haufen, und hieben das Regiment von Commerci in Stücken; ſchon wandte ſich der Gott des Sieges auf die Seite der Ottomannen, Siavus ſah es, zitterte — und plötzlich kehrten die Spahis dem Feinde den Rücken. Die Deutſchen ermannten ſich, drangen mit verdoppelter Wuth auf die nun nicht mehr von der Reiterei unterſtützten Janitſcharen ein, brachten ſie in Unordnung, die Tartaren begannen zu fliehen, zogen die Janitſcharen nach ſich, und in wenig Minuten ſahen ſich die Kaiſerlichen Meiſter des Schlachtfeldes. Sie verfolgten den fliehenden Feind, und drangen mit ihm zugleich in die Linien des verſchanzten Lagers, was ſich widerſetzte ward niedergemetzelt oder in die Donau gejagt, das ganze Lager, ſammt Gezelten und Rüſtungen, ward eine Beute des Ueberwinders. In dieſer Schlacht — gewöhnlich die Schlacht bei Mohatz genannt — blieben acht tauſend Janitſcharen nebſt ihrem Aga, drei tauſend erſoffen, und zwei tauſend wurden gefangen genommen. Die Deutſchen zähl-

ten nur tauſend Todte. Man fand in dem Lager ſieben und ſechzig Kanonen, tauſend Zentner Pulver, vier hundert Zentner Lunten, acht tauſend Kanonenkugeln, drei tauſend Bomben und Carcaſſen, zehn tauſend Granaten, Waffen von allerlei Gattung, zwei tauſend Ochſen, fünf hundert Pferde und anderes Vieh, nebſt einem großen Vorrath von Lebensmitteln.

So verliert oft der tapferſte Krieger Ehre, Ruhm und Leben, wenn er die Ausführung ſeiner weiſeſten Entwürfe Feigen oder Verräthern anvertrauen muß; denn das Heer ſammelt eigentlich die Lorbeern, der Feldherr flicht ſie nur in einen Kranz. Bitterkeit der Hölle hatte die Hand des eiſernen Schickſals in den Becher des braven Soliman's geträufelt. Seine Pflicht treu und gewiſſenhaft erfüllt zu haben, und dann, ſtatt Belohnung und Ehre, ſeinen Namen gebrandmarkt zu ſehen — das iſt hart! — das nagt das Herz eines Biedermanns ſchmerzlicher als der Verluſt ſeiner Güter, ſeines Weibes und ſeiner Kinder — das führt ſo oft zum ſchrecklichſten Menſchenhaß, oder zum Selbſtmord. Soliman, in dumpfer Betäubung ſeiner Sinne, ſammelte zu Peterwaradein die traurigen Ueberreſte ſeines Heeres, und da er Nachricht erhielt, daß Erla, wegen Mangel an Lebensmitteln, ſich nur kurze Zeit gegen den Feind halten könne; ſo befehligte er tauſend Janitſcharen und einige hundert Spahis, eine Anzahl Wägen dahin zu geleiten. Die Janitſcharen hatten nach der Schlacht bei Mohatz den Spahis die bitterſten Vorwürfe über ihre

feige Flucht gemacht, beide Theile wären beinahe zum Handgemenge gekommen, doch Siavus und Osman Baſſa, wußten ſie geſchickt zu vereinigen, indem ſie den unglücklichen Erfolg jenes blutigen Tages ganz auf die Rechnung des Großveziers ſchrieben; beide Theile murrten daher laut, und verſagten ihm den Gehorſam. Nunmehr hatte Siavus ſeinen Zweck erreicht, und ſtellte ſich an die Spitze der Aufrührer. In ihrem Namen forderte der Aufgeblaſene von dem Vezier die zwei Kiſt *) rückſtändigen Sold. Soliman gab Alles her was er hatte, aber es reichte nicht zu; er verſicherte, ihr Sold ſei unterwegs, aber man glaubte ihm nicht. Siavus trat hohnlächelnd in ſein Zelt, und verlangte im Namen des Heeres die Standarte Mahomet's und das Reichsinſiegel. Der Vezier würdigte ihn keiner Antwort; er ergriff mit der einen Hand die Standarte, und mit der andern das Siegel. So trat er vor das verſammelte Heer; auf ſeiner Stirn glänzte jene Hoheit des Geiſtes, gleich dem Felſen in Ungewittern.

»Meine Brüder!" hub er an, »hier iſt, was ihr von mir begehrt. Ohne weibiſches Klagen lege ich dieſe Zeichen der höchſten Würde an eurer Spitze nieder. Mir gab ſie mein Sultan, ſie waren mir ein theures Zeichen ſeines Vertrauens, und mein Gewiſſen ſagt mir, daß ich deſſen

*) Kiſt, ein dreimonatlicher Sold. Ulyufe, ein monatlicher, und Navaka ein eintägiger Sold. Die Janitſcharen bekommen ihren Sold alle Vierteljahre.

werth war. Viele unter euch begleiteten mich ſchon, als ich noch Seraskier in Polen und glücklich war. Erinnert ihr euch noch der häufigen Siege, die damals jeden Tag unſers Lebens bezeichneten? Erinnert ihr euch noch, daß ich manchen unter euch das Leben gerettet, wenn er im Gedränge der Ungläubigen ſeinen Säbel verloren hatte? Das launige Glück hat mir den Rücken gedreht, aber meine Liebe für euch und das Vaterland iſt noch immer dieſelbe. Lebt wohl! ich nehme nichts von euch mit, als euren Undank — und dieſe Wunden.»

Indem er die letzten Worte ſprach, riß er ſeinen Kaftan auf, und die Binde von einer der drei Wunden, die er in der Schlacht bei Mohatz empfangen hatte. Das Blut rieſelte den Körper herab, die bärtigen Muſelmänner wurden gerührt. Siebenhundert Janitſcharen, die in Polen unter ihm gedient hatten, umringten ihn, und erboten ſich, ihn mit Blut und Leben zu vertheidigen. Siavus bebte bei dieſer unerwarteten Wendung, und vielleicht wäre in dieſem Augenblick ſein ganzer hölliſcher Anſchlag mißlungen, hätte nicht der Blutverluſt Soliman eine Ohnmacht zugezogen. Er ward in ſein Zelt getragen, und alſo das herzerſchütternde Schauſpiel, dem Auge des rohen Volkes entzogen. Die ſiebenhundert Janitſcharen berauſchten ſich in Opium, und vergaßen ihren guten Vezier.

Soliman ſah wohl ein, daß er dem Sturme, der über ihn daher brauſte, nicht widerſtehen könne. Er floh nach Belgrad, heilte ſeine Wunden, und ging ſodann insge-

heim nach Konſtantinopel. Siavus hatte unterdeſſen ein Arzmahzar*) an den Sultan geſandt, worin das Heer den Kopf des Großveziers forderte, vom Tefterdar**) die Auszahlung des rückſtändigen Soldes verlangte, und widrigenfalls ſelbſt nach Konſtantinopel zu kommen drohte.

»Herr! ich bringe dir meinen Kopf,« ſprach Soliman kniebeugend, als er ſich dem Throne des Sultans näherte: »Vertilge einen Elenden, deſſen Unglück ſein Verbrechen iſt. Stille die Wuth des raſenden Pöbels, nur laß mir den ſüßen Glauben, daß Muhamed, mein Kaiſer — und ehemals mein Freund — mich ſeines Bedauerns werth halte.«

Muhamed. Du unglücklich? du mein Freund? und ich ſollte dich tödten? das ſei ferne von mir! Komm in meine Arme, du, dem ich vielleicht durch das Uebermaß meiner Freundſchaft tauſend Neider erweckte, die nun deinen Fall ſuchen. Komm in meine Arme! mein Herz verkennt dich nicht.

Soliman ſtürzte betäubt zu des Sultan's Füßen, wehmüthige Zähren drangen in ſein Auge. Muhamed ließ ihm nicht Zeit zu Dankſagungen. Er ſandte ihn in das Haus eines reichen Griechen, mit Namen Manolaki, nur wenig Schritte vom Palaſte entfernt; hier blieb er ſieben und

*) Arzmahzar, eine Bittſchrift von einer ganzen Landſchaft, oder dem geſammten Heere überreicht. Arzuhal, Bittſchrift einer einzelnen Perſon.

**) Tefterdar, Großſchatzmeiſter.

zwanzig Tage lang verborgen, und nur der Sultan und der alte, ehrliche Aga Mehemet wußten um seinen Aufenthalt.

Das Heer näherte sich indessen in starken Märschen Adrianopel, und doch blieb Muhamed fest entschlossen, eher das Aeußerste zu wagen, als seinen Freund aufzuopfern. Eine neue Gesandtschaft erschien. Ihr Anführer überreichte dem Sultan eine Liste, auf welcher die Namen aller derjenigen standen, deren Köpfe das aufrührerische Heer begehrte. Die Namen Soliman's, des Kislar Aga, des Kaimakan*) Redgeb und des Testerdar standen oben an. Muhamed blickte verächtlich auf den feilen Abgeordneten herab. »Eher,« sprach er, »sollt ihr mir jedes Haar aus meinem Barte einzeln ausraufen, ehe ich zugebe, daß einem meiner treuen Diener der seidene Strick zu Theil wird. Die Zeit meiner Leichtgläubigkeit ist vorüber, das Blut des tapfern Schaytan Ibrahim Bassa brennt noch auf meiner Seele. — Ich bin euer Kaiser, ich führe euren Scepter seit achtunddreißig Jahren**), ich habe in diesen achtunddreißig Jahren nur die Gesetze und den Rath meines Divans befolgt. Mein Heer hat mir jederzeit gehorcht, und nun soll ich anfangen, meinem Heere zu gehorchen? Geh'! sag' ihnen, was du gehört. Ist's dem muthwilligen Pöbel

---

*) Kaimakan, Gouverneur der Stadt.

**) Muhamed wurde Anno 1619 als ein Kind von sieben Jahren auf den Thron gesetzt.

um Geld zu thun? wohl! meine Schatzkammer ſteht dir offen; Geld kann ich entbehren, aber keinen meiner Freunde.»

Bei den letzten Worten gab er dem erſtaunten Boten ein Zeichen ſich zu entfernen, ließ den Teſterdar rufen, und befahl ihm, Alles herzugeben, was die Schatzkammer vermochte. Auch die Sultane Aſſeki war großmüthig genug, zweitauſend zuſammengehäufte und ſeit langen Jahren wohl verwahrte Beutel zu Rettung der Unglücklichen darzubieten. Der Bevollmächtigte des Heeres reiſte ab. Am ſelben Abend ſtahl ſich Muhamed ſelbſt verkappt zum Griechen Monolaki. »Flieh'!» rief er ſeinem Freunde zu, »flieh'! du biſt hier nicht länger ſicher. Geh' auf die Grenze von Perſien, bis das Wetter vorübergezogen, das über deinem Haupte ſich aufthürmt. Noch dieſe Nacht mußt du abreiſen! mein Gebet und meine Wünſche begleiten dich.»

Der Vezier verſprach zu gehorchen. Aber abreiſen — ohne Zaiden das letzte Lebewohl geſagt zu haben? und wäre es auch nur ein ſchriftliches? Zaide, die ſeit ſieben Monaten ſo manche Thräne um ihn geweint, ſo manche Angſt um ihn gelitten; Zaide, die ſelbſt von ihrer Zulima getrennt iſt, die in ihrer Einſamkeit keinen andern Troſt kennt, als den er ihr gibt — könnte er, trotz ſeines mannigfaltigen Unglücks, ihrer geprüften Liebe und Treue vergeſſen? Nein! mitten aus den Ruinen ſeiner vormaligen Größe ſteigt der Phönix der Hoffnung hervor, und flattert dem Stern der Liebe zu; trotz der dringenden

Gefahr, ſchob er ſeine Reiſe noch um einen Tag auf, und ſchrieb folgenden Zettel:

Der unglückliche Vezier Soliman an ſeine Zaide.

Ich habe Alles verloren, nur dein Herz nicht. Ich habe nichts verloren, wenn Zaide bleibt, was ſie war; wenn ſie nie vergißt, daß ich ſie den Armen des Sultans entriſſen; wenn ſie die zudringliche Leidenſchaft jenes andern gehäſſigen Nebenbuhlers mit eben der Strenge wie bisher zurückweiſt. Ich reiſe und nehme nichts mit mir, als das folternde Gefühl meines Elends und jenes theure Bildniß, das du mir in einer glücklichen Stunde zum Pfande deiner Liebe gabſt. Lebe wohl! mein Herz will mir berſten, meine Augen ſchwimmen in blutigen Thränen.

Soliman.

Der Kislar Aga übernahm die Beſtellung dieſes Briefes, Zaide las, der Zettel entfiel ihrer Hand, ſie ward ohnmächtig. Gulru, eine Mohrenſklavin, welche Zaiden nur unter dem Namen Moslemma kannte, ein falſches afrikaniſches Geſchöpf, mit einer Stumpfnaſe und breitem Maule, hob den Zettel auf und beſchniffelte ihn. Wie groß war ihr Erſtaunen, als ſie fand, die ſchöne Moslemma, der ſie nun ſeit ſieben Monaten diente, ſei keine Andere, als eben die Zaide, welche dem Gerücht zu Folge in den Flammen des Serails von Calcedonien umgekommen, von deren Schönheit ſie ſo viel Wunder gehört, um deren Verluſt der Sultan ſo unmäßig getrauert. Stracks warf ſie

ihr Regentuch um, und eilte in den Palaſt. Durch alle Wachen drang ſie keichend hindurch, nahm die Miene der höchſten Wichtigkeit an, und begehrte mit dem Sultan zu ſprechen. Muhamed glaubte, ſie habe Kundſchaft überkommen von irgend einer Verrätherei, die man gegen ſein Leben anſpinne, und ließ ſie vor ſich. Gulru überreichte den Zettel, und — Himmel! — wer leiht mir die Farben zu malen den Ausbruch der fürchterlichſten Wuth! das Zucken jeder Muskel, das Schäumen ſeines Mundes, das Knirſchen ſeiner Zähne, das Funkeln ſeiner Blicke.

»Alla! Alla!« rief er nach einer ſchrecklichen Pauſe, »ſende mir Qualen der Hölle, zu martern dieſen Abſchaum der Böſewichter! Er, mit dem ich gern die Hälfte meines Reichs getheilt hätte – er, um deſſen Rettung willen ich ſelbſt Thron und Leben auf's Spiel ſetze — in deſſen Buſen ich meinen Kummer über Zaiden's Verluſt ausſchüttete — er, der im Serail von Calcedonien ſeinen Kaiſer und Freund weinen ſah — fürchterlich! ſchändlich! er hat mich betrogen! nun ſo ſteig herauf aus der Unterwelt, Geiſt der glühendſten Rache! weg, Großmuth! aus dieſem leichtgläubigen Herzen. Undank! das teufliſchſte aller Laſter! wo iſt in der Hölle und auf Erden eine Marter groß genug für dieſen ſchändlichſten der Verräther! — und Mehemet, der nichtswürdige Sklave, den ich aus den Feſſeln zum Großen meines Reiches emporhob — Ja! ihr ſollt büßen mit eurem verruchten Blute!«

Nachdem er auf dieſe Weiſe eine Zeit lang fortgetobt

hatte, fiel ihm der räthſelhafte Inhalt einer Stelle jenes unſeligen Briefes wieder bei. »Wer iſt der andere zudringliche Nebenbuhler, von dem der Vezier ſpricht?« Das war eine Frage, die nur Soliman oder Zaide ihm löſen konnten, und deren Beantwortung er durch Martern zu erpreſſen beſchloß.

Der unglückliche Held ward alſo gefeſſelt, da er eben ſeine Reiſe nach den Grenzen von Perſien antreten wollte. Erſtaunt frug er den Chauſch, der mit dem ſeidenen Stricke zu ihm kam, welches Verbrechen er begangen? der Chauſch nannte ihm den Namen Zaide — und Soliman erbebte. »Nein!« rief er nach einer kurzen Pauſe, dann darf ich keine Verzeihung hoffen! der Wille Gottes geſchehe! Aber nur noch einige Minuten wünſchte ich vorher mit dem Sultan zu reden.« Sein Verlangen ward dem Sultan hinterbracht; Muhamed wollte ihn nicht ſehen.

»Das habe ich vermuthet!« ſagte Soliman ſeufzend, als man ihm des Kaiſers Antwort meldete. »Muhamed hat Recht, ich verdiene mein Schickſal.« Hierauf bat er ſeine Henker, ihm nur noch ſo viel Zeit zu verſtatten, einen Brief an den Sultan zu ſchreiben. Es ward ihm bewilligt, und er ſchrieb:

Soliman an Muhamed, den Beherrſcher der Gläubigen.

Du, der mich einſt Freund nannte, vergib dem ſterbenden Soliman, den Liebe zum Verbrecher machte. Du ſelbſt fühlteſt die Allmacht von Zaiden's Reizen — Doch

freilich, das entſchuldigt mich nicht. Alles, was ich ſagen kann, um das Verbrechen des ſchwärzeſten Undanks von meinen Schultern zu wälzen, iſt nur das: ich ſah Zaiden, ehe du ſie ſahſt, ich liebte Zaiden, ehe du ſie liebteſt. Laß mich die ſüße Hoffnung mit in's Grab nehmen, daß mein Tod dich verſöhnen wird. Fluche meinem Andenken nicht, ich bin mehr unglücklich als ſtrafbar. Willſt du mir eine letzte Bitte gewähren, ſo ſchenke allen meinen Sklaven die Freiheit. Verbiete, daß man ſie nicht martere, Schätze zu entdecken, die ich nie hatte. Das wenige, was ich ſammelte, habe ich in dem letzten Feldzuge eingebüßt. Mein Haus zu Skutari, mit dem darin befindlichen Geräthe, iſt Alles, was mir übrig blieb. Ich hoffe zu deiner Großmuth, daß du dieſes Haus meinem Neffen Ibrahim laſſen wirſt, als ein Andenken an ſeinen unglücklichen Oheim. Der große Prophet nehme dich in ſeinen mächtigen Schutz, und gebe dir in Zaiden's Armen, an Zaiden's unbeflecktem Buſen, die Tage der Wonne, die er mir abkürzte. Er verleihe dir Sieg über deine Feinde, und Glanz und Ruhm in Europa und Aſien. Ich ſterbe willig, mein Herz iſt voll des innigſten Dankes für deine Wohlthaten. Alla ſegne dich!

Soliman.

Er legte den Brief zuſammen, ſtand auf, trat an's Fenſter, blickte gegen Himmel, dachte an Gott und an Zaiden, und ſuchte in dieſer letzten Stunde all die männliche Entſchloſſenheit zu ſammeln, die ihn in jeder Epoche ſeines Lebens ausgezeichnet hatte. Plötzlich kehrte er ſich zu

den wartenden Henkersknechten: »ich bin bereit!« sprach er mit ruhiger Miene. Der Chausch bedeutete ihm, daß er noch vor seiner Hinrichtung Befehl habe, ihm den Namen des unbekannten Nebenbuhlers abzufordern. Soliman weigerte sich schlechterdings, ihn zu verrathen. Er ward gefoltert, umsonst! Vier Stumme erdrosselten ihn endlich, ohne auch nur einen Laut aus ihm herausgepreßt zu haben.

Man brachte dem Sultan seinen Brief, eine Thräne trat in Muhamed's Auge. Er befahl, die Sklaven frei zu lassen und das Haus zu Skutari dem Neffen Ibrahim einzuräumen. Den Kopf des unglücklichen Veziers und den gefesselten Kislar Aga sandte er an das Heer zu Adrianopel. Der alte, ehrliche Krauskopf ward in Stücken zerhauen, sobald der wilde Haufe ihn erblickte.

Zaide, als man ihr die Schreckenspost hinterbrachte, fiel aus einer Ohnmacht in die andere, und endlich in Raserei. In diesem traurigen Zustande ward sie von dem neuen Kislar Aga abgeholt und zurück in das Serail von Calcedonien gebracht. Der Sultan kam sie zu sehen, sein Herz ward durch ihren Anblick zerrissen, sie kannte ihn nicht. Prinz Soliman, zu dessen Ohr die Enthauptung des Veziers und Zaiden's unverhoffte Erscheinung gedrungen war, fühlte ein schadenfrohes Entzücken über beides. Die Hoffnung, das Mädchen zu besitzen, das er so lange als todt beweint hatte, erwachte von neuem lebhaft in ihm, und gab seinen übrigen schwarzen Entwürfen einen mäch-

tigen Sporn. Er beſprach ſich ſogleich mit dem Baſſa Cuproli, der unterdeſſen Kaimakan an die Stelle des entſetzten Redgeb geworden war. Beide erneuerten den tückiſchen Bund und beſchloſſen, Alles in Bewegung zu ſetzen, den durch den Tod des Veziers nur halb gedämpften Aufruhr in neue Flammen ausbrechen zu laſſen. Cuproli, der als Kaimakan, in Abweſenheit des Siavus, das erſte Glied des Divans war, wußte die Großen des Reiches nach und nach alle in ſein Intereſſe zu ziehen, und ſuchte vorzüglich das Vertrauen des neuen Kislar Aga zu erſchleichen, von deſſen Freundſchaft, im Fall eines Aufruhrs im Serail ſelbſt, er ſich die ſtärkſte Hilfe verſprach.

Einige Wochen waren indeſſen verſtrichen, einige für Zaiden glückliche Wochen (denn leider iſt der Menſch dann am glücklichſten, wenn er ſeinen Verſtand verloren hat). Die geſchickteſten Aerzte des Sultans waren täglich um ſie verſammelt, redeten viel, thaten wenig, waren immer verſchiedener Meinung, verſchrieben täglich eine neue Arzenei und brachten Zaiden an den Rand des Grabes. Die Zeit, der große Arzt, in deſſen Beſitz allein die Univerſalmedizin, der lapis philosophorum und das Aurum potabile ſeit Jahrtauſenden ſich befindet, ſchuf endlich die Raſerei des unglücklichen Mädchens in eine düſtere Schwermuth um; ſie kannte wieder die Gegenſtände um ſich her, ſie fand wieder Thränen in ihrem heißen Auge, die ſie am Buſen ihrer Zulima verweinte, und nur beim Anblick des Sultans verließen ſie Bewußtſein und Vernunft.

Eines Morgens trat der neue Kislar Aga in ihr Zimmer, der mit dem Entwurf des Prinzen vertraut, Zaiden's Herz zu ergründen kam. »Wer bist du?« rief sie ihm entgegen, »ich will allein sein, allein mit meinem Kummer! Ach! nicht einmal weinen darf man ungestört.«

Der Aga. Vergib mir, reizende Zaide! ich komme nicht, deiner Schwermuth zu spotten, ich komme, den lindernden Balsam der Freundschaft in deine Wunden zu gießen.

Zaide (spöttisch). Du? — wirklich? — und wer bist du, Lamm unter den Tigern!

Der Aga. Ich bin Hassan, der Kislar Aga.

Zaide (fährt erschrocken zurück). Ha! — wo ist mein guter Mehemet? habt ihr ihn auch hingerichtet? auch erdrosselt? — schon recht! was sollen auch die ehrlichen Leute auf der Welt? sie sind ja doch nur den Schurken im Wege, und nun braucht keiner von euch mehr die Augen niederzuschlagen.

Der Aga. Du verkennst mich. Ich selbst bin mit Entsetzen ein Zeuge der Grausamkeit des Sultans gewesen.

Zaide. Bist du? — ha! ha! —. und bist doch der Nachfolger Mehemet's? nicht wahr? — Geh', Bösewicht! trage deine Schande anderer Orten feil! Zaide verachtet dich.

Der Aga. Aber wenn ich dir nun sage, daß ich den Tag, an welchem Muhamed mir dieses ehrenvolle Amt anvertraute, nur darum segne, weil ich hoffen darf, einst der reizendsten Sterblichen und dem großmüthigsten Prin-

zen zu dienen; wenn ich dir ſage, daß dieſer Prinz, deſſen reine Flamme Zaide nicht erſt ſeit heute kennt, mich abſendet. —

Zaide. Dich abſendet? — der Prinz? — Ach, ich verſtehe. Geh', ſag' ihm, daß ich ihn haſſe, ihn verabſcheue. Hat er nicht mit Muhamed eine Bruſt geſogen? iſt er nicht der Bruder des Mörders? — Fort! und laß mich dein tückiſches Geſicht nie wieder ſehen! — doch halt! — warte! — ſagteſt du nicht, daß der Prinz mich liebe?

Der Aga. Das kann Zaide noch fragen? Nicht der Thron der Ottomannen iſt es, den er ſeinem Bruder beneidet, nein, nur Zaiden's Beſitz.

Zaide. Und iſt er auch bereit, mir einen Beweis dieſer Liebe zu geben?

Der Aga. Bereit, ſelbſt mit Gefahr des Lebens Alles zu thun, was du von ihm fordern wirſt.

Zaide. So räche er mich an Muhamed! und ich bin die ſeinige. Mit dieſen Worten, im nachdrücklichſten Tone geſprochen, verſchwand ſie in ihr Kabinet, und ſchloß die Thür hinter ſich zu.

Der Prinz, entzückt über die frohe Botſchaft des Aga, beſchleunigte nunmehr die Ausführung des ſchwarzen Entwurfes. Das Heer, durch die Erfüllung ſeines Begehrens noch trotziger gemacht, kam in Konſtantinopel an. Siavus, voll aufgeblaſenen Hochmuths, ward vor den Sultan zur Audienz geführt. Er dankte ihm ſo obenhin für die ertheilte

Vezierswürde, und warf ihm vor, daß er das Verlangen der Truppen nicht sogleich erfüllt habe, daß daher ein Aufruhr entstanden sei, der immer weiter um sich greife, und vor dessen Folgen er pflichtgemäß warne.

»Ich bin nicht gewohnt,« versetzte Muhamed, »Rechenschaft zu geben von dem, was ich thue. Sind die Ottomannen eines Beherrschers müde, durch dessen Scepter sie mehr als dreißig glückliche Jahre durchlebten; so sei es darum! es ist mir lieb, daß sie mich entbehren können, ich habe gelernt, den Thron und euch zu verachten.«

Mit dieser stolzen, dem erhabenen Geiste Muhamed's so anpassenden Antwort begab sich Siavus frohlockend in die Mitte der Janitscharen, welche sich in dem Orta Jami *) versammelt hatten. In wenig Minuten griff der Aufruhr um sich wie Feuer auf einer dürren Steppe. Die Soldaten liefen wüthend durch die Straßen, und riefen laut: »der Sultan sei ein sorgloser Mann, den die Rache des Himmels verfolge. Soliman, sein frommer Bruder, werde durch sein Gebet den göttlichen Zorn stillen.« Den letztern Grund unterstützte besonders die Ulemma, die in den Häusern umher kroch. Das Volk griff zu den Waffen, und stürzte haufenweis in die St. Sophienkirche. Der

*) Orta Jami, ein Tempel, der in der Mitte der Janitscharenwohnungen steht, wo sie sich über wichtige Dinge berathschlagen. Wenn der Sultan einen Aufstand besorgt, so beobachtet er hauptsächlich, was in dem Orta Jami vorgeht.
Cantemir.

Nakib *) und Scheikh **) warfen sich zu Anführern auf. Man ließ den Kaimakan Cuproli rufen, der Scheikh trat auf und hielt eine kurze Rede.

»So viele Länder,« sprach er unter andern, »sind während der Regierung Muhamed's und besonders in den letzten unglücklichen Jahren ein Raub der ketzerischen Christen geworden, die das, was unsere rechtgläubigen Brüder im Schweiße ihres Angesichtes erwarben, liederlich verprassen. So viele Städte sind verheeret, so vieles Blut vergossen, so vieles Geld verschwendet, indeß der Sultan seine Hunde und Falken überzählt, oder im weichen Arm einer Buhlerin ruht. Aber noch nicht genug! Ich verkündige euch im Namen des erzürnten Propheten Hunger und Pest, eurer Feinde Triumph, eurer Weiber Schande, eurer Kinder Tod, so lange dieser Schatten-Sultan euren Thron besudelt. Hinweg mit ihm! — zur Ehre Alla's und des großen Propheten! hinweg mit ihm! — Erhabener Kaimakan! edler Cuproli! So viele Ahnen du zählst, so viele Stützen des Thrones zählt das Reich der Muselmänner; auf dich vertrauet dies hier versammelte Volk — gebiete! viele tausend Arme sind bereit, dir zu gehorchen.«

---

*) Nakib, Verwahrer der heiligen Standarte, das Haupt der Amiren, das ist: der Nachkömmlinge von der Fatema, Mahomet's Tochter. Er ist im Range gleich dem Mufti.

**) Scheikh, Prälat oder Vorsteher der St. Sophienkirche, der den Rang über alle andere Scheikhen hat.

Cuproli. Eine ehrenvolle Aufforderung, welche zu verdienen ich um den Beistand des Propheten flehe. (Er schwieg einige Augenblicke, und schien zu beten.) »Meine Brüder!« fuhr er fort, »ich sehe in eurem Auge eine Wuth blitzen, die dem Leben des Sultans zu drohen scheint. Doch besinnt euch! legt eure Hand nicht an den, der acht und dreißig Jahre euer Herrscher war. Der Zorn der himmlischen Mächte wird gestillt sein, sobald Soliman, sein frommer Bruder, die erste Stufe des Thrones berührt. Auf meinen Befehl bewachen die Bostangis die Zimmer der Prinzen, ihr theures Leben ist in Sicherheit, und keine dringende Gefahr würde eine rasche That entschuldigen. Laßt uns eine Botschaft an den Sultan senden. Der ehrwürdige Scheikh und der edle Nakib mögen ihm im Namen der Ulemma, [illegible] Truppen und des gesammten muselmännischen Volkes verkünden, daß der Thron erledigt; ihn bitten, ohne fruchtlose Weigerung den Scepter seinem Bruder zu übergeben, und den Palast zu verlassen. So erfüllen wir den Wink des Propheten, und handeln ohne strafbare Uebereilung im Angesicht von Europa, welches Millionen Augen auf uns heftet.«

Ein Höfling nach dem andern stürzte indessen in das Zimmer des unglücklichen Sultans, ihm berichtend, wie nahe die Donnerwolke über seine Scheitel hänge. Sie riethen ihm, in Eil seine Brüder umbringen zu lassen, und den tödtlichen Streich durch einen kühnen Entschluß abzuwenden. Aber Muhamed blieb sich gleich, im Unglück wie im

Glück. »Ich will meine Hände nicht mit dem Blute meiner Brüder besudeln; ich will kein Kaiserthum durch eine Schandthat erkaufen.« Die Höflinge schlichen davon, Muhamed blieb allein.

»Vergib mir!« sprach der eintretende Nakib, »daß ich der Ueberbringer einer schlimmen Botschaft sein muß.«

»Ich vergebe dir!« versetzte der Sultan, »ich weiß, warum du kommst. Schon lange ahnete mir der Jammer des heutigen Tages, denn ich kenne die Ulemma. Es wäre vergebens, mich auf meine gerechte Regierung — ich darf hinzusetzen: auf meine Thaten zu berufen. Ich eroberte Kandien, ich entlarvte den falschen Messias Sabatay Seva, ich schloß einen rühmlichen Frieden mit den Venetianern, schlug die Polen und nahm ihnen Kaminiek. Ich endigte den Krieg mit den Russen als Ueberwinder, ich belagerte den deutschen Kaiser in seiner eigenen Residenz, kurz! ich suchte überall durch Aufopferung meiner Ruhe und meiner Schätze das Beste dieses Reiches zu befördern. Was ist nun mein Verbrechen? kann ich dafür, daß in den letzten vier Jahren der Zorn Gottes auf den ottomannischen Waffen ruhte? War ich es, der den Krieg mit dem deutschen Kaiser anrieth? Hat nicht der nämliche Mufti, der heute mit kaltem Blute meine Entsetzung unterzeichnet, damals durch sein Fetfa diesen Krieg für gerecht erklärt? O ihr heuchlerisches Gezüchte! ihr unbändigen Pfaffen! Den Zorn des Propheten durch Fasten und Beten zu stillen, das war eures Amtes; statt dessen tre-

tet ihr göttliche und menſchliche Geſetze mit Füßen, und ſtellt euch an die Spitze eines tollen verblendeten Haufens. Gott ſei mein und euer Richter!"

Der Nakib. Ich ſtehe nicht hier, Muhamed's Vertheidigung zu hören, ich bin gekommen, ein Bote des Volkes.

Muhamed (verächtlich). Und ich ſtehe nicht hier, mich gegen den Nakib zu vertheidigen. Er gehe, der Bote des Volkes, und verkünde meinem Bruder, daß der Rathſchluß des Höchſten ihn auf den Thron des Ali othmaniſchen Reiches rufe.

So legte Muhamed der Gerechte — der freilich in acht und dreißig Jahren auch dann und wann ein Menſch war — am dritten des Monats Moharram, im tauſend und neun und neunzigſten Jahre der Hegira, den kaiſerlichen Scepter nieder *). Er ward eingeſperrt, verlebte noch fünf Jahr in düſterer Einſamkeit, von dem ganzen Gewicht ſeines Kummers zu Boden gedrückt, und flehte täglich um den Tod, der endlich im Monat Jomaziolawel des Jahres 1104 **) ſeine kalte Hand nach ihm ausſtreckte.

Als die Großen des Reiches kamen, dem Prinzen ſeine Erhebung auf den Thron ſeiner Väter zu melden, heuchelte der Böſewicht ein erſchrockenes Geſicht, faltete ſeine

*) Das iſt: Sonnabends, den 29. Oktober 1687.
**) 1692.

Arme über die Bruſt, heftete ſeinen Blick an den Himmel und ſprach: »Ferne ſei es von mir, meinen Bruder des Thrones zu berauben! er iſt zur Regierung geboren, ich zur Betrachtung des ewigen Lebens.« Endlich ſchien er den Bitten des Volkes nachzugeben, und folgte dem Boſtangi Baſchi in das Thronzimmer, welches er jedoch nicht eher betrat, bis ihn dieſer verſichert hatte, ſein Bruder ſei bereits entfernt. So ſcheut der Blick des Böſewichts das Auge des redlichen Mannes, ſelbſt wenn dieſer ihm nicht mehr ſchaden kann.

Während der Huldigung ſchwebte nur Zaiden's Bild vor Soliman's Augen. Kaum hatte er ſich des läſtigen Ceremoniels entſchlagen, als er den Kislar Aga rufen ließ, und ihm folgenden Brief an die erklärte Sultane Favorite einhändigte.

Soliman, Sultan, an Zaiden, die Sultane Aſſeki.

Du biſt gerochen, ſchöne Zaide! mein Bruder beſtraft, und ich Beherrſcher der Ottomannen. Komm, theile mein Reich, wie du ſchon längſt mein Herz getheilt haſt; erfülle meinen heißeſten Wunſch, wie ich den deinigen erfüllt habe. Nur noch wenig Stunden, ſo entreiße ich mich dem läſtigen Gewühl der Höflinge, und eile in deinen Arm, den Lohn meiner Treue zu empfahen.

Soliman, Sultan.

»So iſt Muhamed geſtürzt!« rief Zaide mit einer Freude, die nur der ihr verzeihen kann, der begriffen hat,

wie sehr sie den Vezier liebte. »Ist er todt?« frug sie den Aga.

Der Aga. Er lebt, in ein enges Zimmer gesperrt, verlassen von seinen Freunden und Kindern.

Zaide. Er ist nicht todt? — und warum nicht todt? — Der Mörder meines Soliman lebt, und man glaubt mich gerochen? — Doch ja! sagtest du nicht, er sei verlassen von Freunden und Kindern? in keiner anderen Gesellschaft als dem qualvollen Andenken seiner ehemaligen Größe? ohne einen anderen Zeitvertreib, als dem ewigen Wiederkäuen seines Kummers? — O das ist mehr als todt! das ist tausendfacher Tod! — Recht! recht! er muß leben! ich bin gerochen! — Gehe! danke deinem Herrn, daß er so sehr Teufel war, ihn leben zu lassen. Sage ihm, daß Zaiden's nach Rache dürstender und nun gesättigter Geist sich hinauf sehnt in die Wohnungen des ewigen Friedens, wo ihr Soliman schon so lange ohne sie wandelt. Sage ihm, was du gehört, was du gesehen.

Bei den letzten Worten zog sie einen Dolch aus ihrem Busen, senkte ihn tief in ihr treues Herz, und fiel todt zu den Füßen des Kislar Aga.

Gräuel des Fanatismus zu Thorn

im Jahr 1724.

Kein Winkel unter der Sonne, über welchen das Ungeheuer Fanatismus nicht wenigstens Einmal seine eiternden Beulen ausdrückte, und durch einen Tropfen seines fressenden Giftes den blühenden Garten der Toleranz in eine seiner dürren Wüsten verwandelte; keine Familie auf der Welt, in der die Religionswuth nicht wenigstens Einmal den Säugling von der Mutter Brust riß, und sein blutiges Gehirn an den Wänden umher verspritzte; kein König in der Geschichte, der von Religionsunsinn umnebelt, nicht wenigstens Einmal blutige Fußtapfen auf seinem Throne zurückließ; keine Obrigkeit auf Erden, in deren Mitte der Fanatismus nicht wenigstens Einmal der Gerechtigkeit das Schwert aus den Händen gewunden hätte. Fanatismus! du Schandfleck der Religion! du, ihr Gefährte vom Orient zum Occident, der du ihr die Fackel vortrugst, als sie eine neue Welt suchte; du Bewohner der niedrigsten Hütten, du Herrscher in den Palästen! Unschuld ist deine Speise und Blut ist dein Trank, Heuchelei dein Gewand und Marter deine Freude.

Thorn, eine bekannte Stadt des polnischen Preußen, wurde von den Rittern des deutschen Ordens erbaut. Kraft ihrer bestätigten Rechte wählt sie ihre Obrigkeit selbst, richtet und bestraft selbst jeden Verbrecher. Als die Oberherrschaft des deutschen Ordens anfing, ihr lästig zu werden, begab sie sich im Jahre 1454 unter den Schutz der Krone

Polen, mit feierlicher Bestätigung aller ihrer Rechte und Privilegien. Die Fackel der Reformation begann zu leuchten; auch Thorn folgte ihrem Lichte und Luther's Lehre. König und Papst suchten umsonst den Strom zu dämmen, der unaufhaltsam daherrauschte, sich oft zwischen Felsenklippen verbarg, oft ungesehen unter der Erde fortströmte, und dann plötzlich wieder sprudelnd hervorstürzte.

Ein päpstlicher Legat, der im Jahre 1521 Doktor Luther's Bildniß nebst seinen Schriften auf dem St. Johanniskirchhof verbrennen wollte, wäre fast vom Pöbel gesteinigt worden, und floh, indem er den Bannstrahl hinter sich zurückließ. Sigismund der Erste ließ vergebens ein Edikt ergehen, in dem er das Einführen lutherischer Bücher verbot. Die neue Lehre griff um sich wie die Flamme auf den Steppen, bis endlich im Jahre 1557 Sigismund August die lutherische Religion mit Privilegien versah. —

Weh uns! daß wir ein Privilegium haben müssen, um den Lehren der Vernunft folgen zu dürfen! — und die Lutheraner in dem Besitz von vier Kirchen bestätigte. Stembeck, Bischof zu Culm, brachte es aber im Jahre 1593 durch tausend Jesuiterstreiche so weit, daß die St. Johanniskirche den Lutheranern genommen, und den Katholiken eingeräumt wurde.

Gleich der Schlange, die bei nächtlicher Weile in die Hütten der sorglosen Erdbewohner bis zu ihrem Lager schleicht, und nur dann erst bemerkt wird, wenn der nackte Fuß des Schlummernden ihre naßkalte Haut berührt, und

er schaudernd zurückbebt; so niſtelten die Jeſuiten ſich nach und nach in Thorn ein, erhielten im Jahre 1603 Erlaubniß, Schulen zu errichten, und wagten es ſchon im Jahre 1606, eine öffentliche Prozeſſion auf dem St. Johanniskirchhof zu halten. Der Rath und die Bürgerſchaft hielten ſich für berechtigt, die Jeſuiten mit ſammt ihrer Schule aus der Stadt zu jagen. Sie thaten es, aber deſto kränkender war es, daß der König ſie ſogleich wieder einſetzte, auch bei hoher Strafe gebot, daß Niemand die Jeſuiten und ihre Schüler in ihren heiligen Gaukeleien hindern ſollte.

Im Jahre 1611 waren ſie frech genug, ſich mit einem Privilegium zu verſchanzen, welches der Biſchof von Culm, der 1577 geſtorben war, 1593 unterſchrieben hatte, und welches natürlich um ſo mehr Kraft haben mußte, weil es, aller Wahrſcheinlichkeit nach, in den elyſäiſchen Feldern ausgefertigt worden. Im Jahre 1614 wagten ſie es nunmehr, ihre Prozeſſionen bis auf die Straßen zu erſtrecken, da doch bisher nur der St. Johanniskirchhof der Schauplatz ihrer frommen Poſſen geweſen war. Der Rath, welcher die Feſſeln der Vernunft nicht mehr für ſtark genug hielt, die Geſellſchaft Jeſu in Zaum zu halten, ließ die Gaſſenketten vorziehen, worauf die Prozeſſion in Gegenwart ſämmtlicher Heiligen die Kette in den Bann that, die Stadt mit einem Hagel von Schimpfworten überſchwemmte, ſich aber doch endlich zurückverfügte, ohne daß es für dieſes Mal zu Prügeln gekommen wäre.

Dieſer unſinnige Prozeſſionsſtreit währte bis um das

Jahr 1643, wo man sich dahin verglich, den Katholiken am Frohnleichnamstage zu vergönnen, in gewissen Straßen der Stadt die Fastnachtsnarren zu spielen.

Als die Benediktinernonnen sahen, daß eine dreiste Stirn zwar nicht besser kleidet, als eine Wange mit rosenfarbener Unschuld geschmückt, daß aber eine dreiste Stirn schwelgt, wo die Unschuld verhungert; so brachten auch sie einen alten Schenkungsbrief vom Jahr 1345 zum Vorschein, den sie von Ludolph König, Herrmeister des deutschen Ordens, der lange vorher schon wahnwitzig war, erhalten zu haben vorgaben, und Kraft dessen ihnen die St. Jakobskirche unwidersprechlich zugehörte, in deren Besitz sie auch im Jahre 1667 trotz aller Gegenvorstellungen gesetzt wurden. Nun besaß die Stadt nur noch die Marienkirche, und da derjenige Bissen immer reizender scheint, der den Gaumen noch nicht gekitzelt, als der, den man schon verschluckt hat; so war es sehr natürlich, daß das lüsterne Pfaffenauge nun auch diesen noch zu ergieren suchte.

Schandfleck der Geschichte unsers Jahrhunderts! meine Hand zittert, dich zu malen. Könnte ich die Finsterniß zu Farben reiben und meinen Pinsel in die Glut der Hölle tauchen, was wären Finsterniß und Höllenglut gegen die schwarze Nacht eurer Seelen!

Am sechzehnten Julius, im Jahre 1724, hielten die Katholiken auf dem Kirchhofe der St. Jakobskirche eine feierliche Prozession. In Unschuld und Einfalt standen einige lutherische Bürgerskinder, mit ihren Hüten unter dem Arm,

außer dem Kirchhof, und sperrten das Maul auf. Ein Jesuiterschüler vermahnte sie mit kräftigen Schimpfworten und noch kräftigern Ohrfeigen, auf die Knie zu fallen. Im Getümmel machte diese Begebenheit wenig Aufsehen; die lutherischen Knaben hatten ihre Ohrfeigen mit nach Haus genommen, ohne sich gegen irgend Jemand zu beschweren, und Alles wäre ruhig abgelaufen, hätte nicht der Jesuiterschüler, durch den guten Erfolg seiner Tapferkeit kühn gemacht, zwei Stunden nachher, nebst einigen seiner Gesellen, alle ihm begegnenden Lutheraner auf der Straße anzufallen, und der Jungfrau Maria zu Ehren auszuprügeln beliebt. Der Zulauf wurde immer stärker, und Koth und Steine sausten um die Köpfe der streitenden Parteien. Was war wohl natürlicher, als daß die Stadtsoldaten sich endlich zu Friedensmittlern aufwarfen, und den Rädelsführer auf frischer That in Verhaft nahmen. Der ungezogene Haufe der Jesuiterschüler ward dadurch noch mehr in Harnisch gejagt. Zügellos schwärmten sie Tages darauf durch die Straßen, verfolgten einen Bürger bis in sein Haus, drangen mit Ungestüm auf die Loslassung ihres Kameraden, und als endlich wieder die Bürger zusammenliefen, um dem Verfolgten beizustehen, zogen die Polacken zu Ehre Gottes ihre Säbel, und drohten einzuhauen. Die Stadtwache hielt es für Pflicht, auch hier zu zeigen, daß sie Stadtwache sei, und nahm den Urheber dieses zweiten Unfuges abermals in Verhaft. Den ersten Gefangenen hatte der ehrliche Präsident Röſſner, ein gerechter, aber auch ein zum Verzeihen

geneigter Mann, bereits ohne einige Strafe entlaſſen, und ſich begnügt, an dem Buben einige väterliche Lehren und Warnungen zu verſchwenden. Ein Mehreres glaubte er für dieſes Mal überflüſſig, weil er den ganzen Unfug für nichts mehr noch weniger hielt, als einen unbeſonnenen Jungensſtreich. Da aber dieſer zweite Tumult ihn fürchten ließ, daß allzugelinde Ahndung nur Oel in's Feuer gießen möchte, und daß die rohe Brut ihn endlich für eine Bildſäule der Gerechtigkeit, und nicht für ihren Miniſter halten würde; ſo ließ er den zuletzt aufgefangenen jungen Frevler einſperren, um vom Pater Rektor des Jeſuiterkollegiums eine angemeſſene Genugthuung zu fordern. Man hätte glauben ſollen, eine ſo vorſichtige Behandlung, mit Ernſt und Milde verbunden, würde in den Köpfen der unruhigen Jünglinge Ebbe hervorbringen — vergebens! die Sonne ſchimmerte durch die Wolken, und der Sturm brauſte noch immer fort.

Nachdem die zügelloſen Knaben fruchtlos den tollen Verſuch gewagt hatten, ihren gefangenen Kameraden mit Gewalt zu befreien, ſo verfolgten ſie wüthend mit bloßen Säbeln einen lutheriſchen Bürger, der ſich fliehend in den Pallaſt des königlichen Burggrafen rettete. Nun ſchwärmten ſie von Straße zu Straße, fanden einen deutſchen Studenten im Schlafrock vor ſeiner Hausthür, der, weil er Krankheit halber einige Wochen das Zimmer hüten müſſen, herabgekommen war, um friſche Luft zu ſchöpfen, und von allem, was bisher vorgegangen, ſo wenig wußte,

als der Mufti; mißhandelten ihn, schleppten ihn über Hals und Kopf nach dem Jesuiterkollegium, und warfen den kaum Genesenen, unter Bedrohung ihn gar todt zu schlagen, in ein stinkendes Loch. Hier ließen sie ihn liegen, überschwemmten von neuem die Straßen, fielen mit bloßem Säbel Alles an, was ihnen aufstieß, und wurden endlich auf Befehl des Präsidenten von den Stadtsoldaten verfolgt, und in das Jesuiterkollegium zurückgejagt.

Nun ließ der alte Röffner die Bürgerschaft zusammenrufen, befahl ihnen bei schwerer Strafe, sich ruhig zu verhalten, und schickte einen Secretär an den Pater Rektor, um den unschuldig gefangenen, deutschen Studenten loszubitten. Der Herr Pater Rektor aber meinte: seine Jesuiterschüler hätten wohl eben so viel Recht, den ersten besten mit sich fortzuschleppen, und in ein Loch zu werfen, als die ordentliche Obrigkeit der Stadt; er drang daher auf die Auswechselung der beiden Gefangenen gegen einander.

Es war gerade ein Festtag; die Einwohner schlenderten müßig auf den Straßen herum, und sammelten sich endlich haufenweis, jedoch ohne irgend Jemand das geringste Leid zuzufügen, auf dem St. Johannis-Kirchhof, um die Rückkunft des Secretärs und den Ausgang der Sache abzuwarten. Unter diesen wehrlosen Haufen beliebten die großmüthigen Jesuiterschüler aus den Fenstern ihres Kollegiums mit Steinen zu kanoniren, welches höchst natürlicherweise den versammelten Bürgern so ungezogen und heimtückisch vorkam, daß sie sich endlich entschlossen,

ihnen alle ihre Steine ohne Umstände zurückzuschicken, wodurch es denn geschah, daß kein Fenster im ganzen Kollegio unzerbrochen blieb.

Während dieses neuen Lärms, erschien der Sekretär, besänftigte durch gütliches Zureden die Vernünftigsten unter den Bürgern, die auch sogleich ihre Steine von sich warfen; und die Hartnäckigen ließ er durch die Wache auseinander stöbern. Hierauf besetzte er das Thor des Jesuiterkollegiums mit Soldaten, um einen Einbruch des Pöbels zu verhindern, und ging seiner Wege.

Die Ruhe ward durch diese vorsichtigen Anstalten auf einige Augenblicke wieder hergestellt; die Herren Jesuiterschüler aber hatten an der Steinkanonade Geschmack bekommen, und fingen von neuem an, ihre Batterien aus den zertrümmerten Fenstern spielen zu lassen. Jetzt stand das Volk im Begriff, das Kollegium in seiner gerechten Wuth zu stürmen; als der Sekretär zum zweiten Male erschien, und den Pöbel durch die Erklärung beruhigte: »der deutsche Student sei in Freiheit gesetzt.« Ein frohes Gemurmel folgte auf diese erwünschte Nachricht; man drängte sich haufenweis um den Sekretär, um es aus seinem eigenen Munde zu hören, und dann sich ruhig nach Hause zu begeben; als mitten unter den dicksten Haufen der Steinhagel von neuem so groß und dicht herabflog, auch sogar von Flintenschüssen begleitet wurde, daß weder die königlichen Soldaten, welche der Hauptmann der königlichen Garde zu Hilfe schickte, noch auch die Stadt-

wache ſich nähern konnten, wenn ſie nicht, wie die alten Griechen, unter einem Dach von Schilden anrücken wollten. Der Pöbel gerieth daher endlich in die heftigſte, und nun nicht mehr zu zähmende Raſerei. Das Kollegium wurde mit ſtürmender Hand erobert, alle Zimmer erbrochen, alle Möbeln zerſchmiſſen, alles vorgefundene Holzwerk heraus auf den Platz getragen, und ein großes Feuer angezündet. Die Wache drang endlich durch, und machte dem Tumult ein Ende.

Unwahr und unerwieſen iſt aber die Behauptung der nachmaligen Herren Inquiſitoren, als hätte das Volk die ſämmtlichen Bilder der Heiligen, als des heiligen Ignatius, des heiligen Antonius, der ſehr heiligen Buhlſchweſter Magdalena u. ſ. w. in's Feuer geworfen; oder als habe der Rath an dieſem unglücklichen Tage die Stadtthore eine Stunde früher als gewöhnlich zu ſchließen befohlen. Erſt Tages darauf wurden die Thore geſchloſſen, um den Rädelsführern den Weg zur Flucht abzuſchneiden.

Kaum hatte die Nacht ihren Schleier über die Gräuel des entwichenen Tages gegoſſen, kaum hatte die kommende Sonne die Spitze der Kirchen vergoldet, in denen Büberei den Altar ſchändete; als die Jeſuiten mit vereinter Tücke ihr ſchreiendes Bubenſtück begannen. Gleich einem eiternden Geſchwür, das ſo lange um ſich frißt, bis der Brand es ſchwärzt, ſuchte die Geſellſchaft des duldenden Jeſu durch die bitterſten Klagen die dicken katholiſchen Köpfe in Flammen zu ſetzen. Reſidenz und Provinz ertönten von der

Erzählung der Gräuel, die die Ketzer in Thorn verübt; jeder rechtgläubige katholische Christ ward aufgefordert, die Ehre Gottes zu rächen — als ob kleine, winzige Menschen einen Gott beleidigen, oder einen Gott rächen könnten. — Die Dissidenten durften sich an den meisten Orten nicht mehr öffentlich sehen lassen, den Deputirten der Stadt Thorn wurde es auf die Seele gebunden, auf dem bevorstehenden Reichstage die Sache scharf zu betreiben, und der polnische Hof, des Pfaffengeschreies müde, verordnete endlich eine Kommission zu Untersuchung der Begebenheiten des sechzehnten Julius. Zugleich ward auf allerhöchsten Befehl der Kommandant von Thorn in Verhaft genommen, und die Besatzung mit zwei Kompagnien von der Garde verstärkt.

Dies Betragen der Krone Polen war ungerecht; da sie vermöge des Traktats, den diese Stadt freiwillig mit ihr gemacht, nur Majestätsverbrechen zu rügen befugt war, die ordentliche Obrigkeit aber zu jeder Zeit die peinliche Gerichtsbarkeit ausgeübt hatte.

Am sechzehnten September ward die königliche Kommission eröffnet. Die erwählten Richter wohnten zuerst dem Gottesdienste in der St. Johannis Kirche bei und riefen den höchsten Richter unser Aller um Beistand und Erleuchtung an, welche ihnen Gott aus weisen, aber unerforschlichen Gründen versagte. Hierauf ward der Anfang mit Abhörung der Zeugen gemacht. So lange der Bischof von Plocko, und der Woywode von Culm, ein Paar würdige Männer zu-

gegen waren, ſo lange hatten auch Gerechtigkeit und Billigkeit Sitz und Stimme in der Verſammlung. Als aber dieſe beide — leider nur allzufrüh! — das unglückliche Thorn ſeinem Schickſale überließen, erlaubten ſich der Biſchof von Cujavien, und der Kronkämmerer, Fürſt Lubomirsky, beide geſchworne Feinde dieſer Stadt, jeden Gräuel einer entflammten Rachſucht. Der Gerechtigkeit entfiel die Wage, die Religion weinte, und die Menſchenliebe entfloh verhüllt vielleicht zu den Küſten der Anthropophagen. Gebrandmarkt ſei euer Andenken, ihr Henker der Unſchuld! verflucht von euren Zeitgenoſſen! verflucht von der Nachwelt! Hinkend verfolgt euch die Geſchichte, aber ſie erhaſcht euch früh oder ſpät, und hängt eure Namen an die Schandſäule, die über dem Grabe eurer Gemordeten ſteht. Der Geſchichtſchreiber ſchaudert, indem er euch nennt, und wirft die Feder weg, die er mit euren Namen beſudelte.

Jeder Zeuge, den der angeklagte Rath vor Gericht ſtellte, ward als Mitſchuldiger verworfen; wer aber gegen einen Bürger der Stadt zeugen wollte, ward mit Frohlocken bewillkommt, wäre es auch nur ein erkaufter Landſtreicher, eine mißvergnügte Magd, oder ein geſchwätziges altes Weib geweſen. — Der Schuſter Wunſch ward aus Rachſucht von ſeiner katholiſchen Magd angegeben, und ſogleich in Verhaft genommen; da aber bald darauf das Nagen ihres Gewiſſens ſie quälte, lief ſie bleich und zitternd zum ſehr ehrwürdigen Pater Marczewsky, und zeigte die Unſchuld ihres Herrn an. Der liebreiche Mann empfing

ſie mit den Worten: »Je du H**! haſt du einmal deine Ausſage beſchworen; ſo packe dich fort!« (Man hatte nicht erfahren, woher der ehrwürdige Pater Marczewsky wußte, daß die Magd eine H** ſei.) — Der Nadler Schultz hätte ſich mit zwölf polniſchen Gulden loskaufen können, weil er ſich aber mit ſeiner Unſchuld loskaufen wollte, mußte er ſterben. — Eben ſo der Weißgärber Hertl, dem ſeine Freiheit fünf Ellen holländiſches Tuch koſten ſollte. Am ſechsundzwanzigſten September ſaßen bereits bis achtzig Perſonen gefangen, und unter dieſen einige, welche augenblicklich beweiſen konnten, daß ſie am ſelben Tage gar nicht in der Stadt geweſen.

Wer die katholiſche Religion annahm, war frei, wäre er auch der verruchteſte Böſewicht geweſen. Die Rathsdiener wurden mit der Tortur bedroht, weil ſie nicht gütlich bekennen wollten, was ſie nicht bekennen konnten: »daß der Präſident Röſſner ſelbſt Befehl zum Aufruhr ertheilt.« Nachdem dieſe ſaubere Kommiſſion zwei Monate alſo gewirthſchaftet, ließ ſie ſich noch zum Schluß für ihre gehabte Bemühung 2950 Dukaten auszahlen, und zog mit Hinterlaſſung von ſechsundſechzig Gefangenen von dannen.

Die Stadt ſandte zwei Deputirte an den Hof — umſonſt! — ſie lud die Jeſuiten, wegen falſcher Zeugen Ausſage, vor das königliche Hofgericht — umſonſt! ihr Untergang war beſchloſſen. Der Reichstag übertrug die Entſcheidung dem königlichen Aſſeſſorialgericht, welches einſeitig folgendes Urtheil ſprach. — Damals tauchte der protokolli-

rende Engel seine Feder in Blut, und zog einen Strich durch das Wort Bruderliebe.

Urtheil.

»Da die Ketzer in Thorn die ihnen verstattete Religionsduldung schon oft gemißbraucht; da nunmehro sogar ein gewisser Heyder sich unterfangen, sich an einem katholischen Studenten zu vergreifen" (welcher ihm doch nur im gottseligsten Eifer von der Welt einige wohlgemeinte Ohrfeigen gegeben, weil er den Hut vor dem allerheiligsten Skapulier der Mutter Gottes nicht abgenommen), »da man diesen katholischen Märtirer sogar in die Wache geworfen" (weil er ein unnützer Bube war), »und der Präsident Rössner ihn trotz alles Bittens nicht losgelassen" (weil er sonst noch mehr dumme Streiche hätte machen können), »da der Präsident Rössner ferner dem daher entstandenen Tumult nicht gesteuert, sondern ruhig zugesehen, daß man den heiligen Ignatius, den heiligen Antonius und mehrere andere Heilige auf die schändlichste Weise gebraten, und da endlich der Vicepräsident Zernecke sich gleiches Verbrechens schuldig gemacht; so sollen die Herren Ankläger zuförderst ihre Anklagen beschwören, so wahr ihnen Gott und das Leiden Christi helfen wolle, zeitlich und ewiglich! und darauf sollen dem Präsidenten und Vicepräsidenten die Köpfe abgeschlagen, und die Güter des Präsidenten Rössner confiscirt werden. Die vornehmsten Rädelsführer (hier folgen ihre Namen) sollen gleichfalls ihrer Köpfe verlustig

sein; denjenigen aber, die den heiligen Ignatius, zusammt dem Skapulier der Mutter Gottes gebraten, soll, ehe sie ihre Köpfe verlieren, noch die rechte Hand abgehauen werden. Karvis aber soll" (weil er sich auch nicht geduldig hat maulschelliren lassen) »geviertheilt, und sein Körper außer der Stadt verbrannt werden. Noch viele andere soll man ihrer Aemter entsetzen, auf ein paar Jahr in's Gefängniß werfen, und wenn sie lebendig wieder herauskommen, mit ansehnlicher Geldbuße belegen. Von diesem Gelde soll man alsdann der heiligen und unbefleckten Jungfrau und ihrem gebratenen Skapulier zu Ehren eine marmorne Säule errichten, gerade auf dem Platze, wo es gebraten worden. Die Kaufdiener und Jungens, die an dem Tumult Theil gehabt, soll man mit Hundepeitschen züchtigen. Ferner soll zur Strafe der Stadt inskünftige die Hälfte ihres Rathes und ihrer Schöppen katholisch sein, wie auch die Hälfte der Stadtsoldaten; damit die rechtgläubigen Jesuiterschüler Schutz finden" (wenn sie dumme Streiche machen wollen). »Die St. Marienkirche soll man den sehr ehrwürdigen und liebreichen Vätern Bernhardinern des Franziskanerordens sammt der Bibliothek und dem Kirchengeräthe einräumen. Wenn in Zukunft sich Jemand unterfängt, die Rechtgläubigen auf einige Weise zu hindern, wenn sie das Skapulier der Mutter Gottes herumtragen, so soll er fünfhundert Dukaten Strafe zahlen. Schließlich soll sich Niemand unterstehen zu sagen oder zu denken, daß dieses Urtheil ein dummes Urtheil sei, bei Vermeidung des Scheiterhaufens, und das Alles von Rechtswegen!"

Dies mit dem Stempel der Gerechtigkeit und Menschenliebe geschmückte Urtheil ward am sechzehnten November in Warschau öffentlich publizirt. Der russisch kaiserliche, der römisch kaiserliche und der königlich preußische Minister machten Vorstellungen dagegen — umsonst! Der Rath zu Danzig schrieb an den König — umsonst! Die Könige von Preußen, England, Dänemark und Schweden schrieben an den König — umsonst! August wiegte sich im Arm seiner Buhlerin, und Wollüste erstickten jeden Keim menschlicher Empfindung. Der Fürst Lubomirsky wurde zum Exekutor ernannt, mit tückischem Lächeln schlurfte er bereits im Geist das Blut der Unschuldigen, und aus Furcht, der König werde endlich sich rühren lassen, langte er über Hals und Kopf in sechs und zwanzig Stunden zu Thorn an.

Die beiden ehrlichen Greise Röffner und Zernecke waren eben in der Kirche und wurden vom Altare weggerissen. Der Rath appellirte an die Gnade des Königs, der dies erste heilige Recht, das dem Monarchen zum Vater seines Volks macht, nicht kannte. Die zum Tode verurtheilten Bürger ließen folgende Bittschrift an den König abgehen:

Gnädigster König und Herr *)!

Ew. Majestät vertreten hienieden Gottesstelle, und wie kann ein König Gott ähnlicher werden, als durch Ge-

*) Ich habe an dieser Bittschrift mit Vorbedacht keine Silbe geändert.

rechtigkeit und Gnade? Gottes Barmherzigkeit hält das Schwert seiner Gerechtigkeit in der Scheide, und der armen Weiber und Kinder Thränen, Seufzer und Winseln waren immer kräftig, die Strenge derselben zu mildern.

Gnädigster König und Herr! wir arme Unglückliche und unschuldig Verurtheilte fallen mit unsern Weibern und Kindern in tiefster Unterthänigkeit zu Ew. Majestät Füßen, und bitten um Gnade und um Gerechtigkeit. Man höre uns, ehe man unser unschuldiges Blut vergießt; man richte uns nach deutschen Rechten und preußischen Gewohnheiten; man überführe uns durch unverwerfliche Zeugen. Der göttlichen Allwissenheit ist es bekannt, und wir sind es zu beweisen erbötig, daß die gegen uns aufgestellte Zeugen, theils nicht einmal in der Stadt gewesen, theils ihr Zeugniß nachher selbst bereut haben, theils durch Drohungen verleitet, und nie mit uns confrontirt worden. Mägde und alte Weiber können unmöglich gegen Ew. Majestät treue Bürger und geschworne Unterthanen zeugen. Wir appelliren daher mit Vertrauen und Zuversicht an Ew. Königl. Majestät Gnade und Gerechtigkeit, und berufen uns auf unsere jederzeit geleistete Treue, wie wir oft mit duldender Ergebung in Ew. Majestät Willen es angesehen, daß man unsere Häuser in Steinhaufen verwandelt, unser Rathhaus verbrannt, unsere Thürme gesprengt, unsere Mauern und Wälle geschleift, und uns selbst mit harten Brandschatzungen belegt hat. Gnädigster König und Herr! lassen Sie sich rühren durch unsere in Blut und

Thränen wallende Herzen und Augen! lassen Sie sich um Gottes und Christi willen rühren, durch das Winseln und Seufzen unserer armen Weiber und unmündigen Kinder, die nach unserem Tode ihr Brot würden betteln müssen. Wir sind bereit mit Gut und Blut zu erweisen, daß wir bis in den Tod sind und bleiben wollen

Ew. Majestät getreueste Unterthanen.

Vergebens! die armen Unglücklichen wurden keiner Antwort gewürdigt.

Am fünften Dezember versammelte sich das Blutgericht. Als Kläger erschienen der sehr fromme und sehr liebreiche Pater Wolenski und der Kronsfiscal. Die Gefangenen wurden herbeigeführt und das Urtheil verlesen. Da es lateinisch abgefaßt war, die meisten Verurtheilten aber kein Latein verstanden; so war der Pater Wolensky so gefällig, ihnen mit seiner Sprachkunde behilflich zu sein. Hierauf traten die unglücklichen Schlachtopfer wieder ab, und es blieb nun nichts mehr zu beobachten übrig, als die kleine Formalität des Eides, den der Kläger schwören sollte. Der Pater Wolensky verdrehte höchst andächtig die Augen, faltete die Hände über seinen Schmerbauch, stieß einen frommen Seufzer aus, und versicherte die Herren Richter, daß er als ein Geistlicher keinen Gefallen am Blutvergießen habe. »So sprach sein Mund; aber sein rollendes Auge schoß aus dem linken Winkel des linken Augapfels einen schielenden Blick auf einen seiner Ordensbrüder. So steigt eine Rakete im Schlachtfeld empor, und eilend stürzt dann

zu Hilfe herbei der tückisch gelagerte Hinterhalt. Der Jesuit, und mit ihm sechs bestochene Zeugen, fielen nieder auf die Knie, erhuben ihre Finger und schwuren den verlangten Eid: »so wahr ihnen Gott und das Leiden Christi zeitlich und ewiglich helfen wolle!«

»Aber um's Himmels willen!« — so sprach einige Tage nachher ein Freund zum andern — »wie hast du solch ein Zeugniß ablegen können, da du doch am Tage des Tumults nicht einmal in der Stadt warst?« Ei zum Henker! versetzte der ehrliche Schurke, die Ketzer sind ja ohnedies verdammt, und der Pater Wolensky sagt, daß wir ein verdienstliches Werk gethan haben.«

O du liebenswürdiger und sehr aufgeklärter Pater Wolensky! vermuthlich sitzest du jetzt zur Rechten des heil. Ignazius, mit dem allerheiligsten Skapulier um den Hals, und ernteſt den Lohn deines sanftmüthigen Eifers.

Noch am selben Abend wurde den beiden Bürgermeistern sowohl, als den übrigen Verurtheilten angekündigt, sich zum Tode zu bereiten, und Tages darauf sahen die Bürger mit starrem Blick und stummen Schaudern auf öffentlichem Markt eine Blutbühne errichten. In der Nacht des siebenten Dezembers wurden noch einige polnische Fahnen in die Stadt gelassen, und der Markt ringsum besetzt.

Der Morgen brach an, die Sonne blieb verhüllt, dicker Nebel lag um die Stadt giftig und kalt, wie die Herzen der Blutrichter. Schweigend verließ jeder Bürger die

schlaflose Ruheſtätte, die er in der vergangenen Nacht naß weinte; ſchweigend kniete mancher Hausvater in eine Ecke ſeines Zimmers, um für die Seelen ſeiner unglücklichen Brüder zu beten. Niemand weinte, denn Angſt feſſelte die Thränendrüſe. Still und ſchwer athmend öffnete hin und wieder Einer das Fenſter und blickte nach der St. Johanniskirche — Der Nebel machte das Kreuz auf dem Kirchthurm unſichtbar. Es herrſchte eine fürchterliche Stille in der ganzen Stadt, die Straßen waren leer, die Häuſer verſchloſſen. Wenn ein einzelner Dragoner über die Straße ging; ſo klang es dumpf und hohl bis zu dem entfernteſten Thore. Sieben Frauen und ſechs und zwanzig Kinder, die nun bald ſieben Witwen und ſechs und zwanzig Waiſen werden ſollten, wimmerten zu den Füßen ihrer Männer und Väter, die halb wahnſinnig auf ſie herabſahen. Der Pater Wolensky ſchlurfte eine Taſſe Chokolade und ſah nach der Uhr.

Es war fünf Uhr des Morgens, als ein Hauptmann mit fünfzig Mann den alten Präſidenten Röſſner aus ſeinem Hauſe abholte. Der ehrwürdige Greis wankte ein wenig, als er auf die Straße kam, doch wollte er ſich nicht führen laſſen. Sein Antlitz war heiter, der kalte Nordwind ſpielte mit ſeinen weißen Haaren. So wie die Gipfel der Alpen in Schnee gehüllt auf die Wetterwolken unter ſich blicken, ſo ſah er herab auf ſeine Henker.

Aengſtlich lauſchend, mit zurückgehaltenem Athem und bleichen Geſichtern, ſtanden die Bürger hinter den Vor-

hängen ihrer Fenſter, und ſahen den ſechsundſechzigjährigen Greis zum Tode führen, der ihnen und ſeiner Vaterſtadt vierzig Jahre lang die treueſten Dienſte geleiſtet hatte.

Er war von Jeſuiten und Bernhardinern umgeben, die ſeit der Bekanntmachung des Urtheils alles verſuchten, ihn von ſeinem Glauben abtrünnig zu machen. »Begnügt euch an meinem Kopf!« verſetzte der ſtandhafte Biedermann, »die Seele ſoll mein Jeſus haben!« So wurde er bis in den innern Platz des Rathhauſes geführt, und ihm ſein altes, graues Haupt vor die Füße gelegt.

Friede! Friede! ſei mit deiner Aſche!
Troſt des Himmels ward dem Duldenden gewährt,
und die Friedenspalme eines Engels
wand ſich, Kühlung duftend, um dein Henkerſchwert.
Friede! Friede! ſei mit deiner Aſche!
Jener letzter Richter wird dein Rächer ſein!
Heiße Thränen weint die ungetäuſchte Nachwelt
auf dein moderndes Gebein.

Um acht Uhr begann das Trauerſpiel auf dem Markte. Das Blutgerüſt ward mit polniſchen Soldaten umgeben, kein Bürger ließ ſich blicken. Zitternd und mit aufgehobenen Händen wurden die unglücklichen Schlachtopfer herbeigeſchleppt. Sie hatten kaum die Kraft, die Lippen zu bewegen; die lutheriſchen Prediger beteten für ſie. Ihre Weiber hingen an ihnen und blieben ohnmächtig liegen, als ſie die Blutbühne betraten; die kleinen Kinder wimmerten. Man bot ihnen Gnade an, wenn ſie zur katholiſchen Religion übertreten wollten — keiner nahm ſie an.

Der Henker lächelte tückiſch, und fing an zu metzeln. Kein Kopf flog auf dem erſten Hieb vom Rumpfe, jeder Ketzer ſollte die Bitterkeit des Todes tauſendfach ſchmecken. Erſt ward die Hand abgehauen — dann ließ man dem Verſtümmelten Zeit, das zuckende Glied zu betrachten — dann brüllte er heulend ſeinen Brüdern den Schmerz entgegen, der auch ihrer harrte, und das war Muſik in den Ohren der heiligen Henkersknechte — dann ward ihm der Kopf abgeſchlagen — aber nicht auf einmal. Einer, Namens Gutbrodt, empfing drei Hiebe, und richtete ſich dreimal wieder in die Höhe, um den letzten tödtenden Hieb zu erflehen. Sein Weib wurde wahnſinnig, mußte weggeführt werden, und ſtarb zwei Tage nachher unter den Anfällen der ſchrecklichſten Raſerei. Man hatte die Bühne nicht mit Sand beſchüttet, das Blut floß auf nackter Erde, und tröpfelte durch die Fugen der Bretter herab, wo es von den Hunden aufgeleckt wurde. Die zuletzt Herbeigeführten glitſchten in Blut, knieten in Blut und legten ihr Haupt auf den blutigen Block. Karvis wurde geviertheilt und ihm das Herz aus dem Leibe geriſſen, welches der Henker rauchend und zuckend emporhielt, und dabei ausrief: »Sehet da, ein lutheriſches Herz!“ Darauf wurden die Körper unter den Galgen geführt und verbrannt. Die lutheriſchen Prediger mußte man mit Wache nach Haus begleiten, um ſie vor der Wuth des hohen und niedern katholiſchen Pöbels zu ſchützen.

Der Vicepräsident Zernecke wurde aus höchstköniglicher Milde begnadigt, um, wie es in dem Gnadenbriefe heißt, seine väterliche zärtliche Liebe gegen die gute Stadt Thorn zu erkennen zu geben. Sein eigentliches Verbrechen aber war, daß sein Haus zu nahe an der Jesuiterschule, und dem Herrn Patribus sehr bequem lag. Er versprach freiwillig auszuziehen, und sechzig tausend polnische Gulden zu bezahlen; und so schenkte man ihm das Leben, hätte er auch die Bildsäule des heil. Ignazius an den Galgen gehängt.

Schaudere Menschheit! weint ihr guten Seelen! knirscht ihr gefühlvollen Männer! Alle diese Gräuel geschahen in dem erleuchteten achtzehnten Jahrhundert.

Maria Franziska Viktoria Salmon,

oder:

Der Triumph der Unschuld.

Das Publikum hat in den Zeitungen die Geſchichte der unglücklichen Salmon geleſen; doch ich bin überzeugt, daß eine ausführliche Erzählung der intereſſanten Schickſale dieſes Mädchens ihm nicht unwillkommen ſein wird. Denn was ein Zeitungsſchreiber in dem ihm eigenen Tone in gedrungener Kürze herplappert, iſt nicht genug für das Herz des mitfühlenden Menſchenfreundes.

Maria Salmon, ein liebenswürdiges Geſchöpf von zwanzig Jahren, aus deſſen Blicken eine gute, ſchuldloſe Seele ſprach, kam im Monat Auguſt 1780 nach Caen, um Dienſte zu ſuchen. Schon am Abend ihrer Ankunft ward ſie in einem Hauſe aufgenommen, welches von ſieben Perſonen bewohnt wurde, unter dieſen ein Greis von ſechsundachtzig Jahren. Am fünften Tage ſtarb der alte Mann, die Leiche ward geöffnet, und man glaubte Spuren von Gift zu finden, der ihm in einem Glaſe Wein beigebracht worden. Den Morgen darauf klagten auch die übrigen Hausgenoſſen über heftiges Reißen im Leibe, glaubten ſich ſämmtlich vergiftet, und übergaben ihre neue Magd als Urheberin dieſer Schandthat dem Gerichte. Der Prokureur des Königs ließ ſie in's Gefängniß werfen, die Sache ward unterſucht, und die unglückliche Salmon verurtheilt:

> »mit einer Kette an einen Pfahl geſchmiedet, und lebendig verbrannt zu werden; vorher aber noch die Tortur auszuſtehen.«

Dieſe Sentenz ward am ſiebzehnten Mai 1782 durch das Parlament von Rouen beſtätigt. Das verurtheilte Mädchen, welches von Caen nach Rouen war geſchleppt worden, wurde nun wieder zurückgebracht, um die Strafe eines nie begangenen Verbrechens zu leiden. Die ſchreckliche Pforte der Torturkammer öffnete ſich, der Henker ergriff mit kaltem Blute die Werkzeuge der Marter, der Scheiterhaufen war bereit, die Fackel angezündet, die ihn in Flammen ſetzen ſollte. — Da entriß die Todesangſt der leidenden Maria eine Lüge: »ich bin ſchwanger!« rief ſie aus, und ſank in Ohnmacht. Auf dieſes Bekenntniß wich der Henker zurück, die Pforte der Marterkammer ſchloß ſich wieder und die Fackel ward ausgelöſcht. Der Richter verſchob die Exekution bis auf den neunundzwanzigſten Julius, im Fall nämlich ihre Schwangerſchaft ſich in dieſer Zeit nicht veroffenbaren würde.

Armes Mädchen! rein an Körper und Seele, was wird es dir helfen, deine Unſchuld verleugnet zu haben? nur für den ſchleichen die Tage im Schneckengang, der auf ein Glück hofft; ſie eilen aber mit Wetterſchnelle vorüber für den, der ein fernes Unglück fürchtet. Der ſchreckliche neunundzwanzigſte Julius kam, die Unſchuld, ohne Rettung verloren, warf ſich in den ſchweſterlichen Arm der Religion, welche tröſtend die Verzweiflung von ihr ſcheuchte, den Vorhang wegzog und ſie hinüberblicken ließ in eine beſſere Welt. Zum zweiten Male öffnete ſich die ſchreckliche Pforte der Marterkammer, zum zweiten Male ſchwang der Hen-

ker die Fackel, den aufgethürmten Holzstoß anzuzünden. Salmon wankte zum Tode. Siehe, da stürzt sich ein Reiter athemlos durch das Gedränge: »halt! im Namen des Königs!" Die gaffende Menge stutzt, Alles drängt sich um ihn her, er zieht ein Papier aus seinem Busen, naß von seinem eigenen Angstschweiß; es enthält einen Befehl an das Parlament von Rouen: „mit der Execution inne zu halten und den Prozeß noch einmal zu untersuchen."

Mir sagt's mein Herz, ich glaub' und fühle, was ich glaube;
die Hand, die uns durch dieses Dunkel führt,
läßt uns dem Elend nicht zum Raube;
und wenn die Hoffnung auch den Ankergrund verliert,
so laß uns fest an diesem Glauben halten:
Ein einziger Augenblick kann Alles umgestalten.

Oberon.

Wer war der großmüthige Schutzengel der unterdrückten Unschuld? Gesang des Dichters, nenn' ihn der Nachwelt! Pinsel des Malers, verewige seine Züge! Meißel des Künstlers, grabe seinen Namen in Marmor. Le Cauchois, Advokat des Parlaments zu Rouen, ein junger Mann voll der hervorstechendsten Geistesgaben, überzeugt von Marien's Unschuld, nutzt die kurze Frist, welche die vorgegebene Schwangerschaft dem unglücklichen Mädchen verschaffte, fliegt nach Paris, wirft sich dem Großsiegelbewahrer zu Füßen, mischt heiße Thränen des Mitleids in die Stimme der Wahrheit und dringt bis zum Herzen des Ministers. Er war es, der athemlos sich unter die Menge stürzte und das wankende Mädchen den Klauen seiner Henker entriß.

Das Parlament zu Rouen untersuchte die Sache nunmehr zum zweiten Male, vernichtete zwar die Sentenz der Gerichte zu Caen, verhängte aber eine neue, weitläufigere Untersuchung, während welcher Maria Salmon im Kerker bleiben sollte. Le Cauchois, auch damit noch nicht zufrieden, und zitternd vor der Parteilichkeit derjenigen Richter, die schon einmal die Unschuld zum schmählichen Tode verdammt hatten, wandte sich zum zweiten Mal an den Hof, der König kassirte das Arret des Parlaments zu Rouen, und verwies die ganze Sache an das Parlament zu Paris.

Am zwanzigsten Mai 1786 versammelten sich die Richter zum ersten Male des Morgens um sieben Uhr, die Sitzung dauerte bis zwei Uhr Nachmittags. Das nämliche geschah am einundzwanzigsten und zweiundzwanzigsten. Der dreiundzwanzigste sollte endlich der entscheidende Tag sein. Ganz früh des Morgens ward Maria zum letzten Verhör geführt, und darauf in die sogenannte Kammer des heiligen Ludwig gebracht, um dort ihr Urtheil zu erwarten. Hier blieb sie allein mit dem Vertheidiger ihrer Unschuld von halb acht bis eilf Uhr. In dieser Zwischenzeit, so schrecklich für den Verbrecher, so schrecklich selbst für die Unschuld; wer hätte nicht glauben sollen, daß die grausamste Angst im Herzen des armen Mädchens wüthen werde? aber nein! ein edles, bescheidenes Bewußtsein, ein Vertrauen auf die Gerechtigkeit ihrer Richter schimmerte aus ihren sanften Zügen. Viele der Räthe traten wechselsweise in die Kammer des heiligen Ludwig, um zu beob-

achten, ob in dieſer kritiſchen Stunde das Geſicht der Unglücklichen, wenn ſie wirklich Verbrecherin ſei, nicht ihr Verräther ſein werde. Umſonſt! alle kamen zurück, bewundernd die ruhige Zuverſicht, die gewiß nur Tugend und Unſchuld mittheilen. Ein Beiſpiel davon wird den Leſer in Erſtaunen ſetzen.

Maria hatte noch nie ſchwimmende Mühlen geſehen, wie man ſie in Paris auf Fahrzeuge erbaut. Sie ſaß mit Le Cauchois an einem Fenſter, wo ſie die Ausſicht nach dem Fluſſe hatte; einige ſolcher Mühlen fielen ihr in's Auge. »Was ſind das für Fahrzeuge?" fragte ſie neugierig, »man ſollte wahrhaftig denken, es ſtünden Mühlen darauf."

»So iſt es auch," antwortete Cauchois, »es ſind Kornmühlen."

»Wie? ſchwimmende Mühlen? o das iſt einzig, das ſah ich noch nie."

Greift in euren Buſen, ihr Männer, die ihr mit Standhaftigkeit prahlt! Ein Mädchen, zweimal zum Feuer verdammt, in dieſem Augenblicke erwartend den letzten, fürchterlichen Ausſpruch über Leben und Tod; hat noch Beſinnungskraft genug, einen Gegenſtand außer ſich ihrer Aufmerkſamkeit zu würdigen, iſt noch fähig eine Art von Freude zu äußern über eine nützliche Erfindung, die ſie zum erſten Male ſieht.

Um eilf Uhr trat endlich Herr Chupin, einer der Richter, in die Kammer des heiligen Ludwig, und brachte der harrenden Unſchuld folgendes Urtheil:

»Das Parlament erkennt die ergriffene Appellation der Maria Franziska Viktoria Salmon für giltig, vernichtet den Spruch der Gerichte zu Caen und des Parlaments zu Rouen vom achtzehnten April 1782, spricht die Beklagte von allen gegen sie gemachten Beschuldigungen los und ledig, befiehlt dem Parlament zu Rouen alle jene Anklagen aus ihren Registern auszustreichen, und an den Rand derselben die Unschuld der Beklagten zum ewigen Gedächtniß niederzuschreiben, auch ihr Alles das ihrige sogleich wieder auszuliefern. Der Maria Franziska Viktoria Salmon bleibt das Recht offen, ihre Ankläger gerichtlich zu belangen und Ersatz ihrer Ehre und ihrer Leiden von ihnen zu fordern. Gegenwärtige Sentenz soll gedruckt und öffentlich angeschlagen werden, zu Rouen, zu Caen und in dem Kirchspiel von Meautis, in der Stadt, den Vorstädten und dem Weichbild von Paris, wie auch überall, wo es vonnöthen sein wird. Gegeben im Parlament, am 23. Mai 1786. Collationirt, Gallien. Unterzeichnet, Le Cousturier.«

Kaum hatte Chupin geendigt, als Maria ihrem Vertheidiger in die Arme fiel, und ihm mit Thränen für ihre Rettung dankte. Das Volk, das sich in Menge versammelt hatte, und die Straße und den Vorhof anfüllte, hörte kaum das gesprochene Urtheil des Parlaments, als ein ausgelassenes Freudengeschrei in die Lüfte emporstieg. Der Enthusiasmus war unaussprechlich, der Zulauf unbeschreiblich. Alles drängte sich herbei, um die losgesprochene Un-

schuld zu sehen. Die Wachen wurden verdoppelt, und doch sah man sich genöthigt, Marien in das Innere der Schranken treten zu lassen, wo sie sicher blieb vor dem Gedränge, und doch von jedem gesehen werden konnte.

Dionis de Sejour, ein ehrwürdiger Greis, der in Marien's Prozeß den Rapport abgestattet, oder, wie wir uns in Deutschland ausdrücken, die Relation gemacht hatte: näherte sich ihr, um ihr Glück zu wünschen. Sogleich schrie das ganze Volk: »Salmon, umarme ihn! umarme ihn!" Maria that es, mit der nämlichen liebenswürdigen Bescheidenheit, die während ihres Unglücks sie nie verlassen hatte.

Nun ergriff einer der Wächter sein Barret (eine Art viereckiger Mützen, ungefähr wie in Deutschland die Doktorhüte), warf zwei Sechs-Livresthaler hinein, und übergab das Barret an Cauchois. Sogleich regnete es Geld von allen Seiten, die Mütze war voll, ehe Cauchois noch fünf Schritte damit gethan hatte.

Es ist der Gebrauch im Parlament, daß ein Gefangener, der für unschuldig erklärt worden, durch die sogenannte Ehrenpforte wieder zurück, die große Treppe hinab geführt wird. Diese Pforte öffnete sich auch heute für die unschuldige Maria. Kaum aber hatten die Wachen sich in Bewegung gesetzt, sie zu begleiten, als die ganze frohe Menge sich vor ihr her stürzte, und ihren Weg so engte, daß sie über eine Stunde Zeit brauchte, um bis auf die unterste Stufe der großen Treppe zu gelangen, wo eine Miethkutsche sie erwartete. Tausend Arme streckten sich aus, um sie hinein

zu heben; aber da ſtand der Wagen und konnte nicht aus der Stelle, denn der Zulauf vergrößerte ſich von Minute zu Minute. Die Vorübergehenden, die von der ganzen Sache noch nichts wußten, ein einfach gekleidetes Mädchen mit Blumen geſchmückt, in der Mitte von Soldaten und Parlamentsgliedern erblickten, und das ſchallende Freudengeſchrei der zahlloſen Menge hörten; drängten ſich neugierig herzu, frugen ihre Bekannten, was hier vorgeht? Ein Jeder wollte erzählen: »Es iſt ein junges Mädchen, das zweimal zum Feuer verdammt worden, zweimal auf dem Wege zum Richtplatz geweſen, und der König hat die Sache an das Parlament zu Paris verwieſen, und das Parlament hat ſie eben für unſchuldig erkannt, und hat ſie durch die Ehrenpforte zurückführen laſſen. Es lebe der König! es lebe das Parlament!«

Endlich hatte die Wache für Marien's Wagen ſo viel Platz gemacht, daß er ſich in Bewegung ſetzen konnte; aber länger als zwei Stunden brachte ſie zu, um vom Palais bis zu der Straße la Harpe zu kommen. Das Volk fiel den Pferden in die Zügel, hielt ſie bei den Mähnen zurück, um die gerettete Unglückliche noch einen Augenblick länger zu betrachten. Die Proceſſion von St. Euſtache kam die Straße herab. Der Prieſter, welcher ſie führte, erkundigte ſich nach der Urſache dieſes ungewöhnlichen Zuſammenlaufes, und kaum war er davon unterrichtet worden, als er ſogleich eine Collecte veranſtaltete, und ſieben hundert vier und zwanzig Livres, vierzehn Sous in Marien's Schooß ſchüttete. Unter dieſer Summe fanden ſich

nachher beinahe fünfzehn Livres an Pfennigen, ein Beweis, daß auch die ärmsten Bürger mit Freuden ihr Scherflein dazu gegeben hatten. — Es mag wahr sein, daß die französische Nation oft leichtsinnig und läppisch ist, aber gewiß, öfter ist sie liebenswürdig. Wem bringt der frohe Enthusiasmus dieses Volkes nicht an's Herz!

Cauchois führte Marien zu dem Großsiegelbewahrer. »Gnädiger Herr!" redete er ihn an, »sehen Sie da Ihr Werk. Ohne Sie wäre diese Unglückliche ein Raub der Flammen geworden." Maria warf sich zu den Füßen des Greises und stammelte ihren Dank. Er hob sie auf: »danke Gott, meine Tochter!" sprach er mit freundlicher Herablassung, »vergiß nie den Schutz seiner Allmacht. Ehre deine Richter! sie sind Menschen und konnten sich irren." Mit diesen Worten umarmte er das bescheidene Mädchen, und machte ihr ein ansehnliches Geschenk. Auch der Erzherzog und die Erzherzogin, die Herzogin von Valliere und der Graf von Estaing, der Bailli von Suffren und der Graf von Aranda, der Erzbischof von Paris und beinahe alle Große des Reichs widmeten der geretteten Unschuld eine Thräne der Theilnehmung, dünkten sich nicht zu groß, eine Magd auf ihrem Sofa neben sich zu sehen, und überhäuften Marien mit Wohlthaten; die Herzogin von Orleans übernahm ihre Ausstattung. Auch zu Belle-Chasse ward sie den Prinzen von dem Hause Orleans vorgestellt, die sie als eine Schwester empfingen. Die berühmte Madame de Genlis schloß sie mit Thränen in ihre Arme, und schrieb kurz nachher folgendes an

Cauchois: »Ich bitte Sie, der Maria Salmon zu sagen, daß sie in meinem Herzen einen tiefen Eindruck zurückgelassen hat, und daß es eine der größten Freuden meines Lebens sein würde, wenn ich dazu beitragen könnte, das grausame Unrecht, welches sie vom Schicksal erlitten, wieder gut zu machen."

Allenthalben wo Maria sich blicken ließ, ward ihr zugejauchzet. Selbst die Fischweiber von Paris zogen, mit Blumen geschmückt, beim Schall der Trommeln vor ihre Wohnung, ihr Glück zu wünschen. Die französischen und italienischen Schauspieler sandten ihr fünfzig Louisd'or, und ein Freibillet auf immer. Maria betrat also am Donnerstag den achten August zum ersten Mal in ihrem Leben ein Schauspielhaus. Sie hatte sich auf die Gallerie gestellt, die Schauspieler aber baten sie und Cauchois, herab in eine der ersten Logen zu kommen. Sie that es unter lautem Händeklatschen der versammelten Menge. Man gab an diesem Tage Mustafa, und zum Nachspiel den mürrischen Liebhaber. Im letzten Stück spielte Mlle. Contat die Rolle der Gräfin. In der dritten Scene des dritten Actes richtete sie folgende Worte an das Publikum:

Die Wahrheit bringt mit Müh' an's Licht,
doch nur ein günst'ger Augenblick,
und ihr Triumph ist deste größer! *)

---

*) La Verité perce mal aisément
mais elle n'a besoin que d'un jour favorable,
et son triomphe en est plus eclatant.

Die Zuſchauer verſtanden ſogleich, was ſie ſagen wollte, aller Augen richteten ſich auf Marien und ihren Erretter, das Händeklatſchen dauerte einige Minuten, und die Schauſpieler auf der Bühne ſelbſt ſtimmten mit ein. Als das Stück zu Ende war, blieb Maria noch lange in ihrer Loge, um ſich dem Gedränge zu entziehen; aber umſonſt! die Menge erwartete ſie bis zehn Uhr im Corridor, und ſie ſtieg unter unaufhörlichem Jauchzen in ihren Wagen.

Einige Tage nachher ward Paris Zeuge einer Feierlichkeit, die Marien nicht weniger Ehre macht. Während Maria noch im Gefängniß litt, brachte man ihr eine Gefährtin, welche wegen kontrebanden Handels in Verhaft genommen worden; ein wildes, ausſchweifendes Mädchen, durch Wolluſt und Liederlichkeit an den Rand des Grabes geführt; an ihrem ausgetrockneten Buſen hing ein Kind von fünf Monaten. Wenige Tage nachher ſtarb die Mutter, und Maria nahm ſich des unſchuldigen Knabens an. Der Prediger des Findelhauſes beſuchte ſie einſt im Gefängniß, er wollte ihren Kummer erleichtern, ſie in ihrer Noth unterſtützen. »Ich brauche nichts, ehrwürdiger Herr!« antwortete die gute Maria, »Herr Cauchois verſorgt mich mit Allem, was ich bedarf. Aber ſehen Sie dieſes Kind! es ſoll nicht büßen die Miſſethat der Mutter. Nehmen Sie ſich ſeiner an, ich kann ihm hier nur wenig Hilfe leiſten.« Der gerührte Geiſtliche nahm das Kind mit ſich in's Findelhaus. — Als nun Marien's Unſchuld offenbar wurde; als der mildthätige Enthuſiasmus des Volkes ſie in den Stand geſetzt hatte, wiederum

Wohlthaten erzeigen zu können; da gedachte sie des hilflosen Kleinen, der durch sein unschuldiges Lächeln ihr einst manche Stunde ihrer Leiden versüßt hatte. »Ich wünschte,« sprach sie, »einen immerwährenden Zeugen meines ehemaligen Jammers zu haben. Er war mein Gefährte im Gefängniß, er soll der Gefährte meines Lebens werden. Ich nehme ihn an Kindesstatt an.«

Cauchois billigte ihren Vorsatz, und entschloß sich sogar, Vaterstelle bei dem Knaben zu vertreten. Die Zeremonie der Annahme dieses Kindes geschah in Gegenwart von zwölfhundert Personen. Es ward zugleich getauft, und Maria nannte es zum Andenken an ihre unverschuldeten Leiden: Innocent.

Ihr Herz, für Jahre lang von Kummer und Leiden geplagt, öffnete sich nun wieder jeder sanften Empfindung. Ein Mädchen mit so feinem Gefühl sollte nie die Allgewalt der Liebe empfunden haben? O ja! sie hatte geliebt, sie liebte noch und gestand es gern. Kurz vor ihrer Gefangennehmung warb um sie ein offener, junger Mensch, seines Handwerks ein Tischler. Die unglückliche Epoche ihrer Leiden kam, der Jüngling, überzeugt von der Unschuld seiner Geliebten, aber ganz außer Stande sie zu retten, ward aus Verzweiflung Soldat. Maria, im Triumph ihrer Unschuld mit einem Vermögen von dreißigtausend Livres, welches der Enthusiasmus der Tugend ihr zugeworfen hatte, erinnerte sich nach einer fünfjährigen Trennung mit dem ganzen Feuer der Liebe ihres guten Charles. Sie kaufte ihm seinen Abschied, und erhielt von dem Herzog von

Orleans für ihn die Stelle eines Schleußenaufſehers bei dem Kanal von Braire. Nun glaubte ſie das Ziel ihrer Wünſche erreicht, und im Arm der Liebe tauſendfachen Erſatz für fünfjährige Leiden zu genießen, als ſie plötzlich in Cauchois Zügen eine Melancholie bemerkte, die im Antlitz ihres Erretters ihr jede Freude verbitterte. Oft ward ſein Auge feucht, wenn es an ihr hing, und ſtiller Kummer ſprach aus ſeinen Blicken.

»O Mann! dem ich Leben und Ehre ſchuldig bin,« ſprach ſie einſt mit inniger Theilnehmung, »ein verborgener Gram nagt an Ihrem Herzen. Es wäre grauſam, mir ihn zu verhehlen, und kann ich gleich nicht helfen, ſo kann ich doch mit weinen.«

Bewegt ſchloß Cauchois das gute Mädchen in ſeine Arme, und ſeine zitternden Lippen ſtammelten das Geſtändniß ſeiner Liebe. Maria ſtuhte, ſah erröthend auf ihren Retter herab, duldete einige Augenblicke den Kampf zwiſchen Liebe und Dankbarkeit, widmete ihrem Charles eine Thräne, und — reichte Cauchois ihre Hand. Wer verdiente auch wohl mehr an Marien's Buſen den Lohn ſeiner Großmuth zu ernten, als Cauchois, der edle, junge Mann, der einſt ohne Intereſſe, ohne Hoffnung der Vergeltung, ohne das Mädchen, für deſſen Unſchuld er kämpfte, auch nur geſehen zu haben, ſich zu ihrem Befreier aufwarf, mit männlichem Muth und Jünglingsfeuer das ſchöne Werk begann, und ſo herrlich hinausführte. Maria Salmon war das ſechſte Schlachtopfer der blinden Ge-

rechtigkeit, durch ihn der Hand des Henkers entrissen. Schon im Jahre 1774 rettete er einen Jüngling, Namens le Canut, vom Tode. Im Jahre 1779 befreite er zwei unschuldig Leidende von der Galeere; im Jahre 1780 vertheidigte er mit dem glücklichsten Erfolg eine Hebamme, welche des Mißbrauchs ihres Standes beschuldigt, und zum Galgen verurtheilt worden war. Im Jahre 1781 rettete er einen Chirurgus zu Dieppe vom Feuer, den man der Giftmischerei beschuldigte; und endlich krönte er alle diese Thaten durch die muthvolle Vertheidigung der unschuldigen Maria. Darf ein solcher Mann nicht auf Belohnung Anspruch machen? Kann ein Mädchen wie Maria einen Mann wie Cauchois ihr Herz versagen? Nein, mit liebenswürdiger Scham sank sie in seinen Arm, und drückte den ersten jungfräulichen Kuß der dankbaren Liebe auf den Mund, dem sie Glück, Ehre und Leben schuldig war. Ganz Paris jauchzte dieser Verbindung seinen Beifall und weinte süße Thränen der Freude, als Maria, am Altar vor tausend versammelten Zeugen, den feierlichen Schwur ehelicher Liebe ablegte. Sie erschien bescheiden in ihrer gewöhnlichen Tracht, einem kurzen Kamisol und einer kleinen Haube; und siehe! am andern Morgen zeigten sich die ersten Damen von Paris der Madame Chauchois zu Ehren, in einem kurzen Kamisol und einer kleinen Haube. Noch im Oktober des vorigen Jahres hieß die Modetracht zu Paris à la Cauchoise.

Der Schein trügt.

Ein altes Sprichwort durch ein neues Beiſpiel beſtätiget.

»Fahrt nach der Kirche!« rief die Gräfin Emilie von Z** ihrem Kutſcher beim Einſteigen zu. Es war am Abend vor Allerheiligen, und die fromme Emilie wollte beichten.

Ein junges, liebenswürdiges Weib, verbunden mit einem raſchen, feurigen Gatten, der Wahl ihres Herzens; von ihm angebetet; durch einen reizenden Knaben zur glücklichen Mutter gemacht; in ihrem Schooße tragend das zweite Pfand der ehelichen Liebe; dankbar pflückend jedes Blümchen, aus dem Füllhorn der Freude auf ihren Pfad geſtreut; gern erfüllend jede Pflicht der treuen Gattin und der zärtlichen Mutter: was kann ein ſolches Weib zu beichten haben? — mit einem Herzen ohne Falſch, einem Gewiſſen ohne Makel, was ſoll ſie im Beichtſtuhl? — was wird ſie (denn Emilie war katholiſch), was wird ſie dem Pfaffen antworten, wenn er mehr will als das vorgeſchriebene, allgemeine Bekenntniß: ich bin eine arme Sünderin.

So plauderte Graf Guſtav von Z** mit ſich ſelbſt, als er am Fenſter ſtehend Emilien's Befehl hörte: »Fahrt nach der Kirche!«

»Soll ich ihr nachſchleichen?« fuhr er in ſeinem Selbſtgeſpräch fort, »ſoll ich mich in irgend einen Winkel der Kirche verſtecken, und den bekennenden Mund meiner lieben Sünderin belauſchen? Iſt es Neubegier? — nein;

iſt es Mißtrauen? — Pfui! nun, was iſt es denn? — Neckerei und weiter nichts. Ich bin ihr Mann, und habe doch wohl eben ſo viel Recht, ihre kleinen Geheimniſſe zu wiſſen, als der Pater Anſelmo. Ich werde ſie necken, ſie wird ſich wundern, ich werde lachen, und das iſt es alles."

Er ging, die Kirche war nicht weit, er ſchlich ſich unter dem Mantel der Dämmerung hinein, und ſo nahe dem Beichtſtuhl, als ohne bemerkt zu werden möglich war. Er lauſchte mit offenen Ohren, Emilie ſprach ziemlich laut; hier iſt das Fragment ihrer Beichte, von welchem ihr unglücklicher Gemahl kein Wort verlor.

Ja, Ehrwürdiger Pater, die Geſtalt des Jünglings war liebenswürdig. Länger als ſechs Monat hat er täglich manche Stunde in meinem Schlafzimmer zugebracht, um die Schäferſtunde zu erwarten. Während ich des Abends mit meinem Gemahl ſpeiſte, ließ meine Kammerfrau ihn durch eine heimliche Thür entwiſchen. Ich habe bis jetzt meinem Manne die Urſache verſchwiegen, warum ich dies Mädchen aus dem Dienſte jagte.

O all ihr Ehemänner! wer unter euch ein ſchönes Weib beſitzt, daß er aus der ganzen Fülle ſeines Herzens liebt, in deſſen Arm er ſorglos ruht, an deſſen keuſchen Buſen er ſich ein Gott wähnt; der denke ſich, wenn er es vermag, an die Stelle des horchenden Grafen. Seine

erſte Bewegung war mit der Fauſt an den Degen; aber der Gedanke, den Tempel Gottes zu entweihen und ſeinen Boden mit Blut zu färben, ſchreckte ihn zurück *). Er verließ die Kirche, für ihn das Grab ſeiner Ruhe, kam ohne zu wiſſen wie nach Haus, und forderte Poſtpferde. Ein leichter Wagen ward angeſpannt, der Graf ſchrieb einen Zettel an ſeine Gemahlin, in welchem er ihr ſehr lakoniſch meldete: »daß nothwendige Geſchäfte ihn nöthigten, auf eines ſeiner Landgüter zu reiſen,« warf ſich in den Wagen und flog davon.

Emilie kam zurück aus dem Tempel mit einer Heiterkeit, der frommen Einfalt ſo eigen, wenn ſie mit Gott liquidirt zu haben glaubt. Der Zettel ihres Gemahls befremdete ſie nicht wenig; auf eine ſo ſonderbare Art hatte er ſie noch nie verlaſſen — ohne Abſchiedskuß, ohne Beſtimmung ſeiner Wiederkunft, ohne einmal zwei Stunden vorher an die Reiſe gedacht zu haben. Das beunruhigte die

*) Warum das? der fromme König Salomo ſandte ſeinen Henkersknecht Benaja, den unſchuldigen Bruder des Königs zu ermorden. Dieſer floh zu den Stufen des Altars, und umfaßte die Hörner desſelben. Benaja — ſelbſt Benaja ſtutzte, zog zurück die Hand, zum Morde ausgeſtreckt, und frug den König: »Herr! was ſoll ich thun? dein Bruder hat die Hörner des Altars umfaßt.« »Ei was!« ſprach der fromme Salomo, »ſchlag ihn am Altar todt!« und Benaja ſchlug ihn am Altare, daß er ſtarb. Wenn das Salomo thun durfte, Salomo, der Liebling Gottes, warum denn nicht der Graf von Z**?

Anmerkung des Setzers.

ſanfte Emilie. Sie ließ den Haushofmeiſter rufen — »Hat Er den Grafen vor ſeiner Abreiſe geſprochen?«

Der Haushofmeiſter. Geſprochen nicht, aber geſehen.

Emilie. Nicht geſprochen? keine Aufträge? keine Beſtellungen? ich meine nur in Anſehung der Wirthſchaft?

Der Haushofmeiſter. Nicht das geringſte.

Emilie. Das iſt doch ſonderbar.

Der Haushofmeiſter. Ja wohl iſt es ſonderbar. Ich kenne den gnädigen Herrn von klein auf; ich habe manchmal die Ehre gehabt, ihn auf meinen Armen zu tragen; aber ſo wie heute habe ich ihn noch nicht geſehen. Zwanzigmal hatte er die Gnade mich rufen zu laſſen, zwanzigmal hatte ich die Ehre zu erſcheinen, aber da ſtand ich, er ſah mich nicht einmal an. Ich nahm mir einigemal die Freiheit zu huſten, umſonſt! der gnädige Herr beliebten an den Nägeln zu kauen und ſahen dabei ſo roth aus, wie Dero Herr Vater ſeligen Andenkens, wenn Dieſelben des Mittags fünf Flaſchen Wein zu ſich genommen hatten. Endlich warf ſich der Herr Graf in den Wagen, ohne einmal zu ſagen: Leb' Er wohl, Alter! wie er doch ſonſt wohl die hohe Gnade für ſeinen treuen Diener zu haben pflegt.

»Unbegreiflich!« murmelte Emilie, »gewiß hat ihn ein höchſt unangenehmer Zufall meinen Armen entführt.« Sie war weit entfernt, die eigentliche Urſache zu muthmaßen.

Der Graf ſetzte unterdeſſen Tag und Nacht die Reiſe fort; es war Nacht in ſeiner Seele, kein Strahl der Hoff-

nung warf Dämmerung hinein. Am Abend des dritten Tages erreichte er die Grenzen seines Gutes. Ein altes Schloß aus dem neunten Jahrhundert, mit Thürmen, Gräben, Zugbrücken und Palliſaden verſehen, fing eben den letzten Sonnenſtrahl auf, und warf einen langen Schatten auf das blühende Weizenfeld. Es war zum erſten Mal, ſeit der junge Graf Erbe ſeines Vaters wurde, daß er dies entlegenſte ſeiner Güter beſuchte; ein Verwalter und ein betagter Gärtner mit ſeinem Weibe waren die einzigen Bewohner des Schloſſes. Alle drei hatten nichts weniger vermuthet, als einen Beſuch ihres jungen, gnädigen Herrn: ſie umringten ihn ſo fröhlich, bewillkommten ihn ſo treuherzig; aber er ſah ſie kaum, ſein Blick war ſtarr und verworren, er warf ſich auf ein Ruhebett, und begehrte allein zu ſein. Das ganze Dorf kam in Bewegung, der Schulze und die älteſten Bauern zogen ihre Sonntagskleider an, und trabten nach dem Schloſſe, indem der Schulze unterwegs auf eine zierliche Anrede ſtudirte, mit welcher er den gnädigen Herrn zu überraſchen gedachte. Aber an der Pforte des Schloſſes ward ihnen angedeutet, daß der Herr Graf müde von der Reiſe ſei, und Niemand ſehen wolle. Die guten Leute kehrten traurig zurück. »So vornehm that der ſelige Herr nicht!« ſagte Einer zum Andern, »wenn der einmal der Jagd wegen ſich hier aufhielt, ſo ließ er uns alle vor ſich, und ſprach: Guten Tag, Kinder! und ſo und ſo, und dies und jenes: Wie ſteht euer Korn: wie iſt die Heuernte ausge

fallen? was macht euer Vieh? Gott habe ihn selig! den braven Herrn."

Am anderen Morgen in aller Frühe besah der Graf von Z** das Schloß, durchstrich alle Winkel, und stieg bis in die tiefsten Keller hinab. Am Ende eines einsamen Ganges, in welchem der Fußtritt des Gehenden hohl wiederhallte, stieß er auf eine eiserne Pforte, welche den Eingang zu einem der vier Thürme verwahrte, die an den vier Ecken des Schlosses emporstiegen. Die Pforte ward geöffnet, ein fauler Geruch lang eingeschlossener Luft stieg ihm entgegen. Er trat hinein, fand vier nackte, kahle Mauern und etwas vermodertes Stroh. Zum ersten Mal verzog sich der Mund des Grafen zum Lächeln; aber es war ein grinsendes, teuflisches Lächeln. Schweigend verließ er den Thurm, schrieb einen Zettel, und fertigte den Bedienten, der ihn begleitet hatte, damit an seine Gemahlin ab. Auf seinen Befehl ward indessen ein Tisch, ein hölzerner Stuhl und ein frisches Bund Stroh in den Thurm gebracht.

Emilie empfing mit Entzücken Botschaft von dem geliebten Gatten, dessen Umarmung ihr klopfendes Herz schon zu lang entbehrte. Mit jener schönen Röthe des brünstigsten Verlangens auf ihrer Wange, öffnete sie den Zettel und las:

„Ueberbringer dieses hat Befehl, dich zu mir zu bringen."

Gustav Graf von Z**

So sehr auch der trockene, lakonische Ton ihres Gemahls Emilien in Erstaunen setzte, so zögerte sie doch nicht

einen Augenblick dem Boten zu folgen. Die Reise war höchst beschwerlich für eine Frau im siebenten Monat ihrer Schwangerschaft; doch Emilie, mit der Sehnsucht der Liebe im Herzen, vergaß ihre Bürde, erlaubte sich kaum des Nachts einige Stunden Schlaf, und langte am vierten Abend glücklich auf dem Schlosse an. Ihr Gemahl erwartete sie in den Mauern jenes einsamen Thurmes, sitzend auf dem hölzernen Stuhl, wiederkäuend sein Unglück. Emilie flog an seinen Hals, er stieß sie mit der geballten Faust vor die Brust, sie sank zur Erde. »Gott! was ist das!" rief das unglückliche Weib, und kroch auf das Bund Stroh. Der Graf stieß mit dem Fuße nach ihr: »Ungeheuer!" schrie er im Ton der äußersten Wuth, »du bist entlarvt! Hier — hier sollst du ein Leben endigen, das ich nicht Muth genug habe dir zu entreißen."

»O Gott!" wimmerte Emilie, »schone doch zum mindesten das Kind, das ich unter meinem Herzen trage."

»Verflucht sei dies Kind! der Schimpf meines Hauses und der Zeuge deiner Schande!" mit diesen Worten verließ er die Unglückliche und verriegelte die Thür.

Allein mit ihrem Elend und ihrer Unschuld, allein mit der grausamsten Strafe und dem reinsten Gewissen sank Emilie auf ihre Knie und flehte zu dem, der in unsere Herzen sieht, wie in ein offenes Buch, ihrem Gatten, ihrem noch immer geliebten Gatten die Binde von den Augen zu reißen, aus höllischer Verleumdung gewoben. Die Eulen krächzten in ihr Gebet, und das Ohr des un-

erbittlichen Schickſals ſchien taub zu ſein für die Seufzer der jammernden Unſchuld.

Am anderen Mittag ward ihr durch ein Loch Brot und Waſſer gereicht; ſie ſalzte das Brot mit ihren Thränen, und das Herz wollte ihr vor Wehmuth zerſpringen, ſo oft das Kind in ihrem Leibe ſich rührte. Um ein Schreibzeug hatte ſie gebeten, aber es war ihr verſagt worden. Durch einen Zufall fand ſie einige Faden blauer Seide und eine Nähnadel in ihrer Taſche; ſie wuſch ihr Schnupftuch und nähte mit der Seide folgende Worte darauf:

Ich bin unſchuldig, rette mich und unſer Kind!

Sie ſandte das Tuch dem Grafen, der Verblendete zerriß es, und ſandte es ihr zurück: Emilie ließ eine brennende Thräne darauf fallen.

Als die Zeit herannahte, daß ſie gebären ſollte, ward das Weib des alten Gärtners zu ihr gelaſſen, und Emilie auf Stroh ſich krümmend, genas einer Tochter. Das erſte Weinen des Kindes, der erſte Laut, den ſie nach zwei Monaten in dieſen fürchterlichen Mauern hörte, half ihr ihr Elend ertragen. Sie drückte das Kind feſt an ihr mütterliches Herz, und empfahl es dem Schutze der Vorſicht. Sie reichte ihm ihre Bruſt, glaubte es lächeln zu ſehen, und vergaß ihren Jammer. Aber ach! kaum hatte ſie ihre Kräfte wieder etwas geſammelt, als das Weib des Gärtners das Kind aus ihren Armen riß und den Kerker verſchloß.

»Jeſus Maria!« wimmerte die arme Emilie! »laß

mir doch wenigstens mein Kind!' Ohnmächtig sank sie zur Erde, und als sie erwachte, flehte sie zu Gott um den Tod.

Ihr unerbittlicher Gemahl wollte das Kind nicht sehen: er ließ es zu einem Bauerweibe bringen und als eine Waise erziehen. Das Gärtnerweib verließ Emilien, zwei Wochen nach ihrer Niederkunft, der Graf kehrte in die Stadt zurück, und die Unglückliche blieb allein, ihrem nagenden Gram überlassen, länger als drei Jahr.

Um diese Zeit war es, als der Baron T..., ihr Bruder, Major in braunschweigischen Diensten, aus Amerika zurückkam. Er liebte seine Schwester sehr, Graf Gustav von Z** war sein Jugendfreund; er nahm daher sogleich nach seiner Wiederkehr auf einige Monat Urlaub, und eilte den Umarmungen der Seinigen entgegen. Gewohnt, in dem Hause seines Schwagers den Sammelplatz der Freude zu sehen; gewohnt, immer einen unterhaltenden Zirkel von Freunden und Freundinnen daselbst anzutreffen, durch Bedürfniß des Vergnügens und heitere Laune des Wirthes zusammen geführt: erstaunte er nicht wenig, die sonst immer offene Pforte verschlossen zu finden, und muthmaßte auf eine Lustreise. Er klopfte an, ein grämlicher Schweizer that ihm auf.

»Ist der Herr zu Haus?"

Der Schweizer. Ja.

Der Major. Zu Haus? — Nun desto besser!

Er sprang aus dem Wagen und eilte die Treppe hin-

auf. Kein Bedienter öffnete ihm die Thür, keine Zofe trippelte ihm entgegen, kein Schooßhund bellte, kein Papagei krächzte, alles todt wie in der Wohnung eines Geizhalses. Er trat in das Zimmer des Grafen, der auf einem Sofa mit ſtarrem Blick Emilien's Bilde gegenüber ſaß. Auffahrend, wie aus einem ſchweren Traume, taumelte er ſeinem Schwager entgegen, ſtürzte ſich ſprachlos in ſeinen Arm, und drückte ihn heftig an ſeine Bruſt; in demſelben Augenblick ſtürzten Thränen aus ſeinen Augen, denn die Zeit hatte ſeine Wuth in Schwermuth verwandelt.

Der Major. Bruder! was iſt das! welch eine ſeltſame Veränderung? dein Haus iſt nicht mehr dasſelbe — und du — kaum erkenne ich dich. Wo iſt das männliche Roth, das ehemals deine Wange ſchmückte? du biſt entſtellt, dein zerſtörter Blick läßt mich ein Unglück ahnen. Wo iſt meine Schweſter?

Der Graf. Ach! —

Der Major (haſtig). Iſt ſie todt?

Der Graf. Für mich todt.

Der Major. Erkläre dich!

Der Graf. Ach! das Grab ihrer Ehre war auch das Grab meiner Ruhe.

Der Major (unwillig). Ihrer Ehre? — wär' es möglich! — Nein! das kann nicht ſein!

»Und doch iſt es ſo!" rief der unglückliche Verblendete, ein neuer Thränenſtrom ſtürzte aus ſeinen Augen, ſchluchzend erzählte er dem Freunde ſeiner Jugend, dem Bruder

seiner — noch immer geliebten Emilie, die Begebenheit jenes unseligen Tages, seinen Schmerz, seine Wuth, seine Rache.

Finster in sich gekehrt stand Baron T..., sprachlos, schaudernd vor der Ueberzeugung, seine Schwester ehrlos zu wissen, und doch umsonst Gründe suchend, sie zu vertheidigen.

»Verflucht sei dann dies heuchlerische Geschlecht," rief er endlich aus, »wenn das Gesicht meiner frommen Emilie lügen konnte, welcher Blick ist der Blick der Unschuld, wenn dieser es nicht war. Auf, Bruder! ermanne dich! vergiß ein Weib, deiner Liebe unwerth! und kein Gedanke an jene Treulose verbittere die Freuden der Jugend, die von allen Seiten dir winken. — Du hast die Sache verschwiegen, du hast die Ehre meiner Familie geschont, dafür danke ich dir, und nun — von diesem Augenblick an ist Emilie todt, ihr Name verbannt aus unserem Gedächtniß."

Baron T... hielt Wort, der Name Emilie kam nicht mehr über seine Zunge, und obgleich auch ihn ein geheimer Kummer nagte, obgleich die blasse, leidende Gestalt seiner ehemals so geliebten Schwester ihm oft vor Augen schwebte: so log er doch Heiterkeit in seinem Blicke, und stürzte sich in Gesellschaft seines Schwagers aus einem Wirbel der Zerstreuung in den andern.

Eines Morgens schlenderten beide durch eine große Lindenallee, einem öffentlichen Spazirgang der Stadt, der immer von Ordensbändern und Bettlern, Damen und

Freudenmädchen wimmelte. Plötzlich erblickte der Graf einen Geistlichen, blaß und abgezehrt an einem Stabe daher wankend. »Ach Gott!« rief er aus, »siehe da Emilien's Beichtvater!« Baron T... stutzte, blickte schüchtern nach ihm und schwieg.

Der Graf. Wohlan, lieber T...! Laß uns die Wunde noch einmal aufreißen! ich will ihn anreden, ich will ihm merken lassen, daß ich Alles weiß, er wird nichts gestehen; aber sein Blick wird ihn verrathen. — Er faßte den Major beim Arm, und zog ihn halb wider Willen nach sich. »Ehrwürdiger Greis,« redete er den Geistlichen an, »woher der Kummer, den ich auf Ihrer blassen Wange lese?«

Der Geistliche. Nicht Kummer, gnädiger Herr! ich stand am Rande des Grabes; doch es hat der Vorsehung gefallen, mir das Leben wieder zu schenken, ich ward besser und ging heute auf Befehl meines Arztes zum ersten Male aus, um frische Luft zu schöpfen.

Der Graf. Wozu ich Ihnen Glück wünsche. — Kennen Sie mich?

Der Geistliche. Wie sollt' ich nicht? Ich habe die Ehre, mit dem Grafen Z** zu sprechen.

Der Graf. Ganz recht! Sie reden mit dem unglücklichen Grafen Z**, dessen Elend nur Ihnen allein kein Geheimniß ist.

Der Geistliche. Herr Graf — verzeihen Sie — ich verstehe Sie nicht.

Der Graf (bitter). Freilich, Sie dürfen mich auch nicht verstehen. — Haben Sie sich nicht gewundert, meine Gemahlin seit drei Jahren nicht im Beichtstuhl zu finden!

Der Geistliche. Nein, Herr Graf, ich habe mich nicht gewundert; vermuthlich hat sie einen Mann gefunden, ihres Zutrauens würdiger. Weh' hat es mir gethan, das will ich nicht läugnen; denn sie ist eine brave, vortreffliche Dame.

Der Graf. Vergebens, mein Herr, vergebens! Ihre Verschwiegenheit ist überflüssig. Wissen Sie, daß ich — ich selbst an jenem unseligen Abend vor Allerheiligen ungesehen Ohrenzeuge der Schande war, die Emilie Ihnen bekannte; ich bin unterrichtet von dem schändlichsten der Bubenstücke: ich weiß, daß jener liebenswürdige Jüngling sechs Monate lang täglich in meiner Frau Schlafzimmer gewesen; ich weiß, daß er jedesmal während der Abendmahlzeit entwischt. Sehen Sie, Alles, Alles weiß ich; Sie haben ihr im Namen Gottes verziehen, aber so wahr Gott mir verzeihe, ich kann das nicht.

Der Geistliche (Hände und Augen gegen Himmel emporhebend). Heilige Vorsehung! nun weiß ich, warum du mein Leben gefristet! nun weiß ich, warum du meinen Wunsch nicht erhört, mich eingehen zu lassen in die Wohnungen des Friedens! Ach, Herr Graf! was haben Sie gethan! Ihre Gemahlin ist unschuldig. — Erinnern Sie sich des jungen Wildmann, den Sie als eine Waise erzogen, und vor drei Jahren einen Dienst beim Zollamt verschafften? Zwischen ihm und Ihrer Kammerfrau hatte

ſich ein verbotener Liebeshandel angeſponnen, ihre Zuſammenkünfte waren im Schlafzimmer Ihrer Gemahlin. Die Frau Gräfin kam endlich hinter das Geheimniß, ſie jagte die Kammerfrau aus dem Hauſe und ſchwieg, weil ſie Ihre Hitze fürchtete und den jungen Menſchen nicht unglücklich machen wollte. Mir entdeckte ſie den ganzen Handel, weil ihr zartes Gewiſſen ihr den Vorwurf machte: die Kammerfrau möchte, nachdem ſie von ihr verſtoßen worden, ſich noch mehreren Ausſchweifungen überlaſſen.

Wie vom Donner zu Boden geſchlagen, zerknirſcht, zermalmt durch jedes Wort, das aus dem Munde des Geiſtlichen ging, ſtand der Graf, und bebte an allen Gliedern. Er erinnerte ſich in der That, daß der junge Wildmann die geweſene Kammerfrau ſeiner Gemahlin vor wenig Monaten geheirathet, und daß er ein Kind von einigen Jahren für das ſeinige anerkannt. Die Schuppen fielen von ſeinen Augen, der Nebel theilte ſich, er ſah ſeine geliebte, ſeine unſchuldig leidende Emilie, und ſank ohnmächtig an einen Baum. Der Bruder, beinahe eben ſo gewaltſam erſchüttert, ſtand eingewurzelt, ſprachlos. Der fromme Geiſtliche winkte in Eil einem Miethkutſcher, und brachte die beiden Schwäger in des Grafen Palaſt.

Kaum war der Graf wieder zu ſich ſelbſt gekommen, als er nach Kurierpferden ſchrie. Alle ſeine Bedienten mußten auf die Straße, zehn Louisd'or verſprach er dem, der zuerſt mit Pferden zurückkehren würde. Während der wenigen Minuten, die dazwiſchen verliefen, ging er händeringend und heulend auf und nieder. Umſonſt verſuchten der

Major und der Geiſtliche ihn zu tröſten: er ſah ſie nicht, er hörte ſie nicht. Die Pferde ſtanden vor der Thür, er ſtürzte die Treppe hinunter, ſchwang ſich auf das eine, und galopirte davon, ohne ſich umzuſehen oder zu fragen, ob ſein Schwager nachkommen wolle oder nicht. Baron T... folgte ihm. Fort ging es über Stock und Stein, über Graben und Hügel, Tag und Nacht, ohne länger zu raſten als nöthig war, die Pferde zu wechſeln. Um Mitternacht des folgenden Tages klopften ſie an die Pforte der Burg.

Emilie, auf ihrem Strohlager, entwand ſich eben einem ſchweren Traume und hörte den Lärm am Thore, hörte wie die Pforte aufgethan und wieder verſchloſſen wurde. Horch! da ſchallte hohl der Fußtritt vieler Männer im dunkeln, einſamen Gange, der zu ihrem Kerker führte; horch, da klapperte der Schlüſſel im Schloſſe der eiſernen Pforte, der Riegel ward weggeſchoben, die Thür öffnete ſich. Der Schimmer von zwanzig Fackeln blendete Emilien's Auge: ſiehe, da lag zu ihren Füßen ein ſich krümmender Mann, und ſie erkannte ihren Gemahl; ſiehe, da lag in ihrem Arm ein weinender Jüngling, und ſie erkannte ihren Bruder. Gott! wer malt das Entzücken einer reinen Seele, deren Unſchuld endlich anerkannt; eines zärtlichen Herzens, dem auf einmal Alles wiedergegeben wird, was ihm theuer iſt.

Noch lag der Graf zu ihren Füßen und ſchluchzte: ob es möglich ſei, daß ſie ihm vergeben könne? Sie umarmte ihn, vergab ihm, und wollte ihn aufheben. Umſonſt! er ſah ihr blaſſes, entſtelltes Geſicht, und wand ſich vor ihr im

Staube. Emilie kniete endlich neben ihn, umfaßte ihn mit herzlicher Inbrunſt, und miſchte ihre Thränen mit den ſeinigen; ihr Bruder ſah tief bewegt dem rührenden Schauſpiel zu.

Nachdem der erſte Sturm vorüber war, und die drei glücklichen Menſchen den finſtern Kerker verlaſſen hatten, ſchmiegte ſich Emilie an ihren Gemahl, und frug mit zärtlichem Verlangen: »wo ſind meine Kinder? leben ſie noch? es ſind nun wohl ſchon drei Jahr, daß ich nichts von ihnen gehört habe.“ Reuig und zermalmt ſank der Graf von neuem zu ihren Füßen, und ſchwur, daß er ihre Verzeihung nicht verdiene. Das jüngſte Kind, ein holdes Mädchen von drei Jahren, ward ſogleich von dem Bauerweibe abgeholt, Emilie ſchloß es in ihre Arme, jedes mütterliche Gefühl erwachte, und färbte ihre blaſſe Wange zum erſten Male wieder mit ſanftem Roth.

Am andern Morgen, kurz vor ihrer Abreiſe, befahl der Graf ſeinem Verwalter, jenen verhaßten Thurm nieder zu reißen und der Erde gleich zu machen. »Nein,“ ſprach Emilie lächelnd, indem ſie ihren Arm um ſeinen Nacken ſchlang, »der Thurm muß bleiben wie er iſt, wo hätte ich denn ſonſt einen Zeugen gegen dich? dieſe eingefallene Wange wird wieder voller werden; dieſer blaſſe Mund wird ſich röthen, dies erloſchene Feuer meiner Augen wird wieder aufglimmen; aber der Thurm — der Thurm bleibt wie er iſt. Er diene jedem Vorüberreiſenden zur Warnung, ſein Weib nicht auf den Schein zu verdammen.“

Alles Glück iſt Täuſchung, wehe dem, der ſie uns raubt.

Dramatiſirte Anekdote,

und zugleich ein Rechtshandel, der in Eiſenhardt's und Pittaval's Sammlungen zu prangen verdient.

Perſonen.

Der Juſtizrath Bauch.

Baron Hurra, eine Art von Caglioſtro.

Kaſpar Simpler und

Franz Simplex, zwei Brüder.

(Der Schauplatz iſt in irgend einer großen oder kleinen Stadt, und zwar im Speiſezimmer des Juſtizraths Bauch. Er ſelbſt an einer runden Tafel, von der man bereits die Speiſen abgetragen; vor ihm nur noch ein Parmeſankäs und eine Flaſche Cyperwein. Im Nebenzimmer ein l'Hombretiſch, um den ſich zwei harrende Schmarotzer gelagert. Juſtizrath Bauch mit über den Bauch gefaltenen Händen, ein Stück Käſe kauend und halb ſchlummernd, hielt folgenden Monolog, jedoch nicht laut, denn er war kein Liebhaber vom lauten Sprechen:)

„Soll ich noch eine Flaſche Wein oder ein paar Taſſen Kaffee trinken? — ſoll ich aufſtehen oder einſchlafen? ſoll ich l'Hombre ſpielen oder Fliegen fangen? — Um fünf Uhr habe ich wichtige Geſchäfte — da kommt der Paſtor A** und bringt mir ein paar Tulpenzwiebeln — und der Paſtor B** hat mir einen Surinam'ſchen Schmetterling verſprochen — und der Paſtor C** wollte mir ein Pfeifenrohr drechſeln — und (hier gähnte er mit weit aufgeſperrtem Schlunde) und mein Sekretär wird mir, Gott weiß was für Schriften bringen, die ich unterſchreiben muß.“ —

Dieſe letztere Betrachtung hatte ſolch eine narkotiſche Kraft für den weiſen Richter, daß ihm der halbgekaute Käſe entſchlüpfte, und ſein Kopf, ſo ſchwer als eine zwanzigpfündige Bombe, auf ſeine Achſel fiel.

Guter Juſtizrath! wüßteſt du, welch eine Prüfung deiner harrt! Nicht Fliegen noch Tulpenzwiebeln; nicht

Schmetterlinge noch Pfeifenröhre werden dich aus deinem ſüßen Schlummer wecken. Schon ſchallt es die Straße herauf, ein wildes Gemurmel, wie das Brauſen gebrochener Wellen; ſchon klingelt es an deiner Pforte, als ob es Sturm läuten wolle; ſchon ſtürmt es die Treppe herauf, ein dumpfes Gemiſch von Männerſtimmen und Bacchantenraſerei; ſchon ſtürzen ſie in dein Speiſezimmer, dies Heiligthum deiner Gottheit, und du Sohn der Themis fährſt taumelnd empor.

Die Gebrüder Simpler ſchleppten den Baron Hurra beim Kragen herein.

Franz. Gerechtigkeit, Herr Juſtizrath!

Kaſpar. Gerechtigkeit und Rache!

Baron Hurra. Ueber euch! über euch, ihr undankbaren Buben!

Franz. Mach' mich wieder blind!

Kaſpar. Mach' mich wieder taub!

Baron Hurra. Ihr ſeid Narren, die man in's Hoſpital ſchicken muß.

Sie ſchreien noch eine Weile fort, ſo daß keiner den andern verſteht. Juſtizrath Bauch nimmt ſein richterliches Anſehen zuſammen, und gebietet Stillſchweigen.

Juſtizrath. Einer nach dem andern, meine Herren! Einer nach dem andern! Langſam und deutlich!

Franz. Dieſer Menſch hat mich unglücklich gemacht.

Kaſpar. Mich auch.

Baron Hurra. Glücklich habe ich ſie beide gemacht, und Undank iſt mein Lohn.

Juſtizrath. Da werde mir Einer klug daraus; das iſt ein verwickelter Handel.

Baron Hurra. Ganz und gar nicht verwickelt. Geſtrenger Herr Juſtizrath, ich bitte um geneigtes Gehör.

Juſtizrath. Es ſei Ihm gewährt.

Er rüttelt ſich mit einer Amtsmiene auf ſeinem Seſſel zurecht, und Baron Hurra beginnt:

„Dieſe beide Herren ſind Brüder, beide erkennen die Natur für ihre Stiefmutter, denn beide wurden an Leib und Seele verwahrloſt. An der Seele — denn woher ſonſt die Schwärze ihres Undanks? am Leibe — denn noch vor wenig Tagen war der Eine blind und der Andere taub; beide zuſammen genommen hatten nicht mehr als zwei offene Augen, und zwei brauchbare Ohren. Nun urtheilen Sie! — hier ſteht der Blinde; er ſieht ſo gut als wir — hier ſteht der Taube; er hört ſo gut als wir. Und wer war es, der ihnen dieſe Wohlthat erwieß? der dieſen eingewurzelten Staar heilte? dieſe verſtopften Ohren öffnete? der war ich! Alle meine Kenntniſſe, meine ganze Kunſt habe ich aufgeboten, es iſt mir geglückt, und was hab' ich verdient? Belohnung oder Scheltworte?"

Juſtizrath. Belohnung, das verſteht ſich.

Franz. Halt! nicht ſo ſchnell, geſtrenger Herr Juſtizrath, ich werde Ihnen mit wenig Worten das Gegentheil beweiſen. Blind wurde ich geboren, das iſt wahr, und ach! wäre ich es noch; ſo würde ich nicht in dieſem Augenblicke mit dem tiefen Gefühl meines Schmerzes vor Ihnen

ſtehen. Was man nie hatte iſt leicht zu entbehren; was man verlor vergißt man nie. Ich liebte ein Mädchen, ſie war mein ganzes Glück. Ich ſah ſie nicht, aber ich hörte ſie doch. O welch ein ſüßer Ton der Stimme! welch ein einnehmendes Liſpeln! Tage lang konnte ich ſie hören, und mir war wohl. Wenn vollends ihre weiche Hand mich berührte, wenn ich an ihren vollen Buſen ſchlummerte, o ſo vergaß ich mein Gebrechen, und nichts mangelte meinem Glücke. Schon war der Tag unſerer Hochzeitfeier beſtimmt; als ein feindſeliger Dämon mir die Bekanntſchaft dieſes Wundermannes verſchaffte. Er drang mir ſeine Hilfe auf, ich ließ mich beſchwatzen und wurde unglücklicher Weiſe geheilt. Mein erſter Blick fiel auf Amalien. O Himmel! welch eine Geſtalt! von den Blattern zerfreſſen, mit trieſenden Augen, ranzlichten Wangen, rothen Haaren und Säbelbeinen. Sie ſprach, es war wohl noch immer der ſüße Ton ihrer Stimme; aber er ſtieg aus einem gähnenden Schlunde herauf. Sie berührte mich, es war wohl noch immer der ſanfte Druck ihrer Hand; aber ſie ſchielte mir dabei durch Mark und Bein. Kurz! verſchwunden war meine Liebe, und unausſtehliche Leere, nie gefüllte Unbehaglichkeit füllt nun mein Herz. Ich bin unglücklich, und wem verdanke ich es? dieſem ungebetenen Arzte, der mir ſeine Hilfe an den Hals warf. Hätte er mich in meiner ſeligen Blindheit gelaſſen, Amalie wäre nun mein Weib, und in meinen verſchloſſenen Augen eine Grazie.

Juſtizrath. Kurios! ſie haben alle beide Recht.

Kaſpar. Hören Sie nun auch mich, geſtrenger Herr Juſtizrath! Taub wurde ich geboren, das iſt wahr, und mein halbes Vermögen gäbe ich darum, wenn ich die ſelige Zeit meiner Taubheit zurück erkaufen könnte. Ich liebte ein Mädchen, ſie war mein ganzes Glück. Ich hörte ſie nicht, aber ich ſah ſie doch. O welch eine himmliſche Geſtalt, welch ein ſchlanker Wuchs! welch ein ſchmachtendes Auge! welch ein muthwilliges Grübchen in der Wange! Tage lang konnte ich vor ihr ſtehen, und ihre Reize mit vollen Zügen in mich ſaugen. Ich blickte in ihr blaues Auge, und glaubte darin zu leſen, was ich nicht zu hören vermochte. Schon hatte, trotz meiner Taubheit, die Glut meiner Liebe ſie beſiegt; ſchon war der Tag unſerer Verbindung nahe, als dieſer Räuber meines Glückes mich kennen lernte, viel von ſeiner Kunſt ſchwatzte, mir ſeine Hilfe aufdrang, und mich endlich unglücklicherweiſe heilte. Ich flog zu meiner Henriette, ich bat ſie zu reden, und ſagte ihr, daß ich ſie hören könne. Sie redete — aber o Himmel! es war ſo dummes Zeug, Alles was ſie vorbrachte, war ſo abgeſchmackt, trug ſo ſichtlich den Stämpel der Albernheit, daß ich ihr leblos in ihr ſchönes Geſicht ſtaunte. Es war wohl noch immer der ſchöne Mund; aber es ſprudelte Unſinn heraus. Es war wohl noch immer das ſüße Grübchen in der Wange; aber dieſe Wange lächelte ewig, wo nichts zu lachen war. Kurz! ihre Reize ſchwanden in meinen Augen, ich ſah nur eine dumme Dirne, und meine Liebe verloſch. Eben die unausſtehliche

Leere, eben die nie gefühlte Unbehaglichkeit, über die mein Bruder klagt, empfinde ich doppelt ſtark. Ich bin unglücklich! und wem verdank ich es? — Dieſem unberufenen Arzte, der mich wider meinen Willen heilte. Hätte er mich in meiner ſeligen Taubheit gelaſſen, Henriette wäre nun mein Weib, und in meinen verſchloſſenen Ohren klüger als die Göttin der Weisheit.

Juſtizrath. Kurios! ſie haben alle drei Recht.

Alle drei auf einmal. Nein, ich habe Recht!

Juſtizrath. Silentium, meine Herren! das iſt ein ſehr verwickelter Casus. — Jeremias! hole mir einmal das Corpus Juris herunter. Jeremias trabte nach des Juſtizraths Studirſtube, blies den Staub von ein paar Dutzend Büchern, und brachte, weil er nicht leſen konnte, ſtatt des Corpus Juris, irgend einen alten heidniſchen Philoſophen, in unſere Mutterſprache überſetzt.

Der Juſtizrath Bauch ſchlug auf gut Glück den Folianten auf, und das Erſte was ihm in die Augen fiel, war das Sprüchelchen: „Alles Glück iſt Täuſchung; wehe dem, der ſie uns raubt!“

Fragment

aus dem Tagebuche eines sehr verdienten russischen Offiziers.

Im Jahre 1770 belagerten die Russen Lemnos, und zwangen in Kurzem die Festung zu kapituliren. Acht Geißeln wurden zur Sicherheit der Kapitulation in das Lager gesandt. Die Türken aber, welche mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen abziehen sollten, und nicht Transportschiffe genug hatten, sich sogleich wegzubegeben, zögerten unter diesem Vorwand mit der Uebergabe so lange, bis plötzlich ein ansehnlicher Succurs unter Kommando des Aspan Bascha erschien, vor welchem die Russen sich zurückziehen mußten, da ihre ganze Macht nur aus zweihundert Mann bestand (die Griechen ungerechnet, welche bei Ansicht des überlegenen Feindes sogleich den Rücken wandten). Graf Alexis Orloff überließ also die Festung den Türken, ging mit der Flotte wiederum in See, und nahm die Geißeln mit sich. Bald nachher erhielt er einen Brief von dem türkischen Befehlshaber, welcher in einer getreuen Uebersetzung also lautet:

Aus der Festung Lemnos, den 28. Sept. 1770.

Großer Wohlthätiger! Leutseliger! von Gott bestimmt zur Ausübung des Guten; Inhaber aller Heldentugenden! Bevollmächtigter Ihro Kaiserlichen Majestät von Rußland! Graf Orloff.

Gott segne Euch bis an's Ende Eurer Tage! was uns anlangt, wir befinden uns wohl.

Die Feſtung, die von Euch belagert geweſen, und die ihr durch Kapitulation zu Ausſteckung der weißen Fahne gezwungen, auch zur Sicherheit der von beiden Seiten eingegangenen Bedingungen acht Geißeln von ihr genommen, befindet ſich jetzt in meiner Gewalt, und alle Bedingungen hören auf, da ich von meinem Sultan geſchickt worden, dieſen Ort zu entſetzen, auch die rothe Fahne wieder ausgeſteckt habe. Könnten die Einwohner und ihre bisherigen Befehlshaber nach Willkür handeln; ſo würden ſie ſicher ihr Wort halten, denn noch nie brach ein Türke die Kapitulation. Was alſo die Geißeln betrifft, ſo hoffe ich mit Zuverſicht, daß Euer großer Name und Heldenmuth, ſo berühmt in der weiten Welt, Euch verbinden wird, ihnen ihre Freiheit zu ſchenken.

Aſpan Baſcha,
Kapitän von der Kapitäne des Sultans.

Und Graf Orloff ſandte die Geißeln zurück.

Spazirgang des arabiſchen Philoſophen Al-Raſchid.

Am Hofe des Kalifen Musa-Al-Hadi lebte ein Greis, mit Namen Al-Raschid, ein Mann, an welchem die kleinen Geschöpfchen von Höflingen ihren Witz übten, den die Damen ungern litten, und der in sechsundsiebzig Jahren vierzehnmal aus dem Antlitz seines Beherrschers war verbannt worden, weil er immer irgend eine unangenehme Wahrheit auf der Lippe trug. Er lächelte seiner Verbannung, denn im Garten der Natur war er in der besten Gesellschaft, und der Hof berief ihn vierzehnmal zurück, weil man sah, daß er den Hof entbehren konnte.

In einer von jenen Strafepochen, da er in der Einsamkeit dem Pfade der Weisheit nachspürte, gelang es ihm die Sprache der Thiere zu ergründen, und von diesem Augenblicke an war es sein liebstes Vergnügen, die mancherlei Gattungen der Thiere zu belauschen. Er fand, daß sie oft vernünftiger plauderten, als ein Kammerjunker.

Eines Tages bemerkte er auf den Blättern eines Busches eine Kolonie jener Insekten, Ephemeren genannt, welchen der Schöpfer das Ziel ihres Daseins neben die Stunde ihrer Geburt steckte, denn sie werden geboren und sterben an einem Tage. Al-Raschid näherte sich lauschend einem Trupp dieses kleinen Gewürms, und bemerkte, daß sie heftig unter einander disputirten; da sie aber alle zugleich sprachen, so dauerte es lange, ehe er den Gegenstand ihres Streites erlauerte. Endlich, nachdem sich die

größten Schreier unter dem Haufen müde geschrien, hörte er, daß die Rede von zwei fremden, nur eben angekommenen Virtuosen sei, einer Hummel und einer Mücke, über deren Vorzüge die Stimmen der Ephemeren sehr getheilt waren. Die eine behauptete, die Hummel singe den schönsten Baß, den man je im Reiche der Insekten gehört, die andere vertheidigte den einnehmenden Discant der Mücke.

»Glückliches Volk!« rief Al-Raschid, »das trotz der wenigen Stunden, die es zu leben hat, sich doch am Hummelbaß und Mückendiscant zu ergetzen vermag.«

Lächelnd wandte er sein Ohr zu einem Greise der Ephemeren, der allein auf einem Blatte saß, und folgendes Selbstgespräch hielt:

»Die berühmtesten Weisen meines Volkes, die viele Stunden vor mir gelebt haben, behaupteten schon, daß diese Welt nicht länger als achtzehn Stunden dauern könne, und mich dünkt, sie hatten Recht. Denn wenn ich bedenke, wie sehr zu meiner Zeit das große Sonnenlicht, aus welchem die Natur ihr Leben schöpft, sich gegen das Meer geneigt hat, welches diesen Erdenball begrenzt; so kann ich nicht anders vermuthen, als daß es seinen Lauf dort endigen, seine Fackel in den Fluten auslöschen, und so die Erde in ewige Finsterniß hinabstoßen wird, welche natürlich eine allgemeine Zerstörung hervorbringen muß. Ich habe von diesen achtzehn Stunden sieben durchlebt, das sind vier hundert und zwanzig Minuten. Ein hohes Alter! wie we-

nige unter uns erreichen dies Ziel! Ich habe ganze Generationen entstehen, blühen und verschwinden sehen. Meine jetzigen Freunde sind die Kinder und Großkinder der Freunde meiner Jugendtage, die mir schon lange voran gegangen sind, und ach! — nur zu bald werde ich ihnen folgen. Zwar befinde ich mich bei meinem hohen Alter, Gott sei Dank! noch ziemlich wohl, doch kann ich nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur auf nichts mehr als höchstens noch acht Minuten rechnen. Was helfen mir nun alle meine Mühe und Arbeit? was hilft es mir, daß ich unter tausend Sorgen einen Vorrath von süßem Thau auf diesem Blatte gesammelt, welchen das herannahende Ende meiner Tage mir nicht zu verzehren verstattet? Umsonst habe ich mich oft für mein Volk in's Schlachtgetümmel gewagt; umsonst habe ich fern vom Geräusch der Welt diese Kolonie durch weise Gesetze zu bilden gesucht. — Zwar meine Freunde schmeicheln mir, daß ich einen großen Namen nachlasse; aber wo bleibt mein Nachruhm, wenn am Ende der achtzehn Stunden die Sonne verlischt und die Welt in ewiges Nichts zurück kehrt? Ja, wenn ich auf einen dauernden Ruhm von dreißig bis vierzig Stunden rechnen könnte." —

Al-Raschid lächelte — und erschrack gleich darauf, daß er gelächelt hatte; denn Stunden oder Jahre — läuft das nicht am Ende auf Eins hinaus?

Inhalt.

	Seite
Zaide, oder: Die Entthronung Muhamet des Vierten . .	5
Gräuel des Fanatismus zu Thorn im Jahre 1724 . . .	157
Maria Franziska Viktoria Salmon, oder: Der Triumph der Unschuld	181
Der Schein trügt	197
Alles Glück ist Täuschung, wehe dem, der sie uns raubt .	215
Fragment aus dem Tagebuche eines sehr verdienten russischen Offiziers	223
Spaziergang des arabischen Philosophen Al-Raschid . . .	287

Gedruckt bei J. P. Collinger.

Auguſt's von Kotzebue

ausgewählte

proſaiſche Schriften.

Enthaltend:

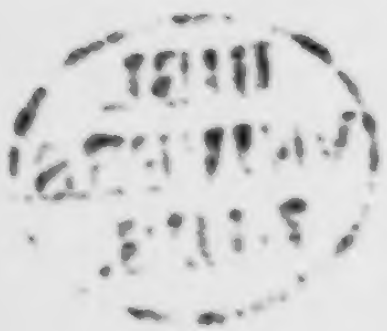
Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Siebenter Band.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.



Kleine

geſammelte Schriften

Auguſt's von Kotzebue.

Zweiter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Ildegerte,

Königin von Norwegen.

Hiſtoriſche Novelle.

Wer biſt du, Heldin! begabt mit Odin's Geiſt und Freya's Liebreiz? wer biſt du, deren Bild ſo glänzend ſchimmert durch den Nebel, der auf den Wundern der Vorwelt liegt? Herauf! herauf kühner Geiſt Ildegerten's! herauf aus den ſeligen Wohnungen Wingolf's! du, vor deren Namen mein Knie ſich beugt, als Heldin, als Weib und als Mutter.

Swend hieß der Prinz, den Thora gebar, einſt über Norwegen zu herrſchen. Noch war die Wiege ſein Thron, eine Roſenknospe ſein Scepter; noch kannte er keinen Schmerz als den Hunger, keine Ruhe als den Schlaf. Mit weiblichem Scharfſinn und männlichem Geiſte regierte Thora die rauhen Norweger; mit weiblicher Sanftmuth und männlicher Feſtigkeit führte ſie ihren geliebten Sohn aus dem engen Kreiſe der Kindheit auf die allumfaſſende Bahn des Jünglings, er wuchs heran, auf ſeinem Antlitz blühte die Hoffnung des kommenden Morgens, und grau gewordene Krieger, wenn ſie ihn ſahen, ſtrichen ſich wohlgemuth die langen Bärte.

Nicht ſeidene Gewänder und koſtbarer Schmuck, nicht ſtudirtes Lächeln und erborgte Roſen füllten damals die Morgenſtunden der Weiber in Norden; das Mädchen, das einem Norweger gefallen wollte, mußte die Weiblichkeit verleugnen, nachäffen die kriegeriſchen Uebungen der Männer, tummeln mit unbedeckter Hand den kleinen isländi-

schen Gaul, das fliehende Wild mit dem sichern Wurfspieß tödten, den glänzenden Schild dem drohenden Schwerte ihrer Gespielin entgegen werfen. Thora, selbst Meister dieser ernsteren Spiele, versammelte um sich her einen Kreis von Mädchen, die, von ihr geführt, bald in dunkeln Wäldern den Wolf und Bären jagten, bald auf der freundlichen Ebene die schwächere Lanze brachen.

Oft saß die Königin auf einem erhöhten Rasenplatz, sich ergetzend am bunten Gewühl ihrer Amazonen; doch immer ruhte ihr Auge mit Wohlgefallen auf Ildegerten, Thora's liebster Gefährtin, denn so leicht flog keine auf dem muthigen Gaule dahin, so gewiß warf keine ihren Spieß, so zierlich brach keine die Lanze. Und wenn sie nun das Visier niederließ, sich den Schweiß von der majestätischen Stirn zu trocknen; wenn ihr großes blaues Auge, siegender als ihr Schwert, umher blickte; wenn sie ging, und der blaue Federbusch auf ihrem Helm langsam auf und nieder wallte; wenn sie sprach und vor dem süßen Ton ihrer Stimme die sanfte Flöte verstummte; o dann regte sich im Herzen des jungen Prinzen ein unnennbares Gefühl, welches die schlaue Mutter bald im glühenden Auge, auf der glühenden Wange las. Sie laß es und lächelte zufrieden; denn floß gleich nicht königliches Geblüt in Ildegerten's Adern, so war sie doch der letzte Zweig einer edlen Familie, und auch als Bäuerin würdig des ersten Thrones der Welt. Wer besaß mehr die Kunst mit einem Blick die Herzen zu fesseln, als Ildegerte? wer schien es weniger zu

wollen als sie? ihre Gespielinnen sahen sie — es regte sich der Neid: sie sprachen mit ihr — der Neid verstummte.

Damals schwärmte Ranfried, der junge König der Schweden, von einem nordischen Hofe zum andern. In seiner versteckten Seele brüteten ehrgeizige Anschläge, der Durst nach Hoheit und Macht füllte sein flammendes Auge. Nicht zufrieden, die seufzenden Unterthanen seines Reiches mit eisernem Scepter zu beherrschen, faßte er den kühnen Entschluß, einst durch das Glück räuberischer Waffen drei Kronen auf seinem Haupte zu vereinigen. Darum durchschweifte er Dänemark und Norwegen; darum drängte er sich lauschend zum Thron ihrer Fürsten, ausspähend ihre Stärke und Schwäche. Er war schön, wie Utgarda-Locke*), aber ein tückischer Bösewicht wie er, grausam wie der Wolf Fenris, giftig wie der Migardische Wurm**).

Ihrem Gaste zu Ehren veranstaltete Thora ritterlich Spiel- und Lustgefecht. Als nun der Tag sich zu neigen begann, und die Ritter, müde der kriegerischen Kurzweil, sich von ihren Knappen die Helme lüften ließen; da erschienen — so wollte es die Königin — die jungen Hel-

---

*) Utgarda-Locke, nach der Edda, der Bibel der alten nordischen Völker, ein böser Geist, ungefähr wie unser Teufel.

**) Der Wolf Fenris, und der Midgardische Wurm, Kinder des Utgarda-Locke.

binnen Norwegens in den Schranken, neigten ſich nach ritterlicher Weiſe vor den Kampfrichtern, und begehrten, daß Ranfried eine Lanze mit ihnen brechen ſolle. Ranfried ergriff lächelnd den Speer, denn er war wohl geübt in ritterlichem Kampf auf Schimpf und Ernſt; lächelnd ſchwang er ſich auf den ſtampfenden Gaul, und ritt in die geöffneten Schranken. Keine der Amazonen vermochte es, ſeinen nervichten Arm zu beugen, ihre Lanzen zerſplitterten an ſeinem Schild, wie die leichte Gondel am höhnenden Felſen. Doch nun erſchien Ildegerte, der rothe Strahl der Abendſonne ſpiegelte ſich im blanken Helm, ihr Roß bäumte ſich ſchnaubend gegen den Sporn der kühnen Reiterin. Pfeilſchnell flog ſie auf den Prinzen zu, ihre Lanze zerſplitterte, aber Ranfried war bügellos und hielt ſich mit Müh im Sattel.

»Du biſt ſtark!« rief der erſtaunte Schwede, »laß mich ſehen das Antlitz der Siegerin.« Ildegerte ſchwang ſich behend vom Pferde, warf den Helm ab, und ihre blonden Haare wallten in ungekünſtelten Locken den weißen Nacken hernieder. Der Blick, den ſie auf Ranfried warf, ſchmiegte ihn in ihre Feſſeln. Es war ein Blick voller Würde, durch ein halbes Lächeln verſüßt; aber auch nur ein halbes Lächeln auf Ildegerten's Wangen vermochte den Stein in's Leben zu zaubern. Der ſtolze Beherrſcher Schwedens ſtammelte ſeine Bewunderung, und gleich einem einſamen Blümchen auf einer dürren Steppe wurzelte die Liebe in ſeinem unbezwungenen Herzen.

Schon hatte das Licht des Tages sich in die Fluten getaucht, schon stieg am westlichen Himmel der Vollmond heiter herauf, als die frohe Schar, erquickt durch das gefüllte Trinkhorn, im kühlen Hain lustwandeln ging. Dort lag ein Ritter im Grünen, und flehte das schäckernde Mädchen um Sold der treuen Minne; dort tönte die Harfe des Barden, sie sang die Thaten der Vorzeit, die seligen Geister Walhalla's; die Nachtigall flötete lieblich in den erhabenen Gesang; dort wandelten Arm in Arm zwei Freunde im traulichen Gespräch; dort scherzte ein Chor von Nymphen muthwillig am murmelnden Bach.

Im dickſten Gebüsche des Haines ergoß sich ein Wasserfall, und bildete unten am Hügel einen See. Nahe am grasreichen Ufer lag ein bemooster Stein, von der Hitze des Tages durchwärmt. Hier pflegte Ildegerte zuweilen bei nächtlicher Kühlung zu baden, entkleidet saß sie dann auf dem Rücken des Steines, und die kleinen Wellen küßten ihre schönen Füße. Auch heute stahl sie sich heimlich, nur — wie sie meinte — vom Strahl des keuschen Mondes belauscht, hinweg vom bunten Gewühl des Hofes, hin zu ihrem Lieblingsplätzchen. Doch da des Lärmens im Walde, des Laufens und Jubilirens so viel war, so wagte sie nicht wie sonst, von sich zu werfen das lästige Gewand, sie schürzte nur bis an's Knie den schleppenden Jagdrock, warf die Sandalen in's Gras, und hüpfte in's Wasser, da wo auf leichtem Flugsand es kaum ihre Knöchel bespülte.

Dich schützte, keusches Mädchen, Gefion*) mit unsichtbarer Hand, denn von wilder Brunst beseelt, schlich Ranfried auf der Verse dir nach, brach frech durch Gebüsch, und raubte mit brüllendem Gelächter die Sandalen, welche du dem Ufer anvertrauet hattest. Ildegerte wandte sich. »Prinz!« rief sie, indem sie aus dem Wasser sprang, und den aufgeschürzten Jagdrock niederließ: »Prinz! das ist nicht Sitte bei uns.«

Ranfried. Wie? nicht Sitte, ein schönes Mädchen im Bade zu belauschen? dann — vergib mir! — dann verdienen die Norweger nicht, schöne Mädchen unter sich zu haben.

Ildegerte. Und wenn die Mädchen deines Landes sich so gern belauschen lassen, dann freilich, verdienen sie auch belauscht zu werden. Jetzt gib mir meine Sandalen und geh'.

Ranfried. Das ist eben so viel, als sprächest du: »jetzt verliere deinen Verstand!«

Ildegerte (entrüstet). Wenigstens die Sittsamkeit hast du schon verloren, und Verstand ohne Sittsamkeit ist ein Baum ohne Blätter.

Ranfried. Allerliebst! du spielst mit Worten wie mit Herzen. Doch deinem Verstande und deiner Sittsamkeit unbeschadet, erlaube mir, diese Sandalen selbst wieder um deinen Fuß zu binden.

---

*) Gefion, die Göttin der Keuschheit.

Ildegerte. Ich befehle dir zu gehen.

Ranfried. Glaubſt du dich in Gefahr?

Ildegerte (verächtlich). O nein.

Ranfried. Du wirſt bitter. Nicht einmal für gefährlich hältſt du mich? — Laß ſehen! — weg mit dem Witzeln und Spötteln! Ildegerte, ich liebe dich.

Ildegerte. Wirklich? eine Bekanntſchaft von zwei Stunden, und ſchon liebſt du mich?

Ranfried. Deſto ſchmeichelhafter für dich.

Ildegerte. Das ich nicht wüßte. Höchſtens dankt dir mein Geſicht dafür.

Ranfried. Nein, Ildegerte, du haſt mich tief verwundet; du biſt ſchön wie Noſſa*) und klug wie Wora**). Ich habe ein Weib, das ich nicht verſtoßen darf, denn ihr Vater iſt ein mächtiger Fürſt, auch biſt du ſelbſt nicht aus fürſtlichem Geblüt; aber komm in meine Arme! du ſollſt königlich gehalten werden wie jene! Komm, theile mein Herz und mein Bett.

Ildegerte. Auf ſolch einen Antrag hat Ildegerte nur Eine Antwort.

(Sie ſchlägt ihn in's Geſicht und flieht.)

Racheſchnaubend ſtürzte Ranfried hinter ihr her; aber mit leichtem Fuß, der kaum die Spitzen des jungen Graſes bog, ſchlüpfte Ildegerte durch den Wald, dem Getön der Hörner nach, welche die nahe Gegenwart der

*) Noſſa, die ſchöne Tochter der Göttin Freya.

**) Wora, die Göttin der Weisheit.

Königin verkündeten. Hier schmiegte sie sich zu Thora's Füßen und schwieg. Auch Ranfried, der bald nach ihr herbei keuchte, hatte nicht Lust, den erlittenen Schimpf in Gegenwart fremder Zeugen zu ahnden. Doch das Auge der Königin bemerkte bald den entblößten Fuß Ildegerten's. »Warum bist du ohne Sandalen?« frug sie ihren Liebling.

»Ich ging, mir die Füße zu waschen,« versetzte Ildegerte mit unbefangenem Blick, »ich warf meine Sandalen am Ufer in's Gras; irgend ein Thier muß sie mir gestohlen haben.«

„Das Thier war ich!« versetzte Ranfried mit grimmiger Geberde, »daß die Sandalen dir zugehörten, wußte ich nicht; denn (spöttisch) hätte ich es gewußt, wahrlich! sie lägen noch dort.« Mit diesen Worten warf er die Sandalen zu Ildegerten's Füßen.

»Prinz!« sprach Thora mit hohem Ernst, wenn du wieder in mein Land kömmst, so vergiß nicht, daß es mein Land ist.« Ranfried schwieg, Swend sah ihn scheel an, die Hofleute murmelten, Ildegerte lächelte, dieser Augenblick ward die trübe Quelle mancher Unthat, mancher kummervollen Stunde. Der ergrimmte Schwede, dessen Herz aus den Schlacken der Bosheit zusammen versetzt war, brach noch in derselben Nacht auf in sein Vaterland, und trug das schwarze Gift der Rache mit sich hinweg.

Langsam und traurig nahte indessen die Stunde, in welcher Thora, die Mutter des Volkes, der Natur ihre

Schuld abtrug, und hinüber wallte zu den ewigen Freuden Wingolf's *). Sie ſtarb in den Armen Ildegerten's und ihres Sohnes, ſie ſtarb, indem ſie beide ſegnete. Unter dem lauten Jammer vieler Tauſende ward der Grabhügel aufgeworfen, der ihre Aſche decken ſollte. Schweigend und mit rothgeweintem Auge nahte ſich auch der Aermſte, darbringend eine Gabe, welche, nach der Sitte des Landes, mit der Entſeelten begraben wurde. Kein Ritter ſchämte ſich der Thräne im Auge, Swend verhüllte ſchluchzend ſein Geſicht, Ildegerte warf ſich auf den Grabhügel und wuſch ihre langen Locken in Zähren. In dumpfer Betäubung lag ſie noch da, als ſchon die Mitternacht mit ihrem ſchwarzen Fittig Wald und Meer deckte; nur das Murmeln der Wellen, nur das Rauſchen der hohen Tannen, nur Ildegerten's Seufzer unterbrachen die Todtenſtille. Endlich verkündete die Dämmerung den kommenden Morgen, aber es war ein trüber, regnichter Tag. Die Sänger des Waldes ſchmiegten ſich in ihr Neſt, nur der räuberiſche Geier krächzte hoch in den Lüften.

Ildegerte ſprang auf, blickte noch einmal mit unausſprechlicher Wehmuth auf den Hügel, vom Thau und ihren Thränen naß, warf eine abgeſchnittene Haarlocke darauf, und floh — floh, von ihren Geſpielinnen begleitet, in das Innerſte des Waldes, wo im Schatten bejahrter Eichen

*) Wingolf, der Palaſt der Freundſchaft.

eine feſte Burg die Verwaiſten aufnahm, deren Mauern noch lange die Seufzer um Thora wiederhallten.

Swend, der neunzehnjährige Jüngling, beſtieg nunmehr den mütterlichen Thron, befolgend die Lehren der Entſchlummerten, beglückend ſein Volk, öffnend ſein Ohr jedem Unglücklichen, warm für Freundſchaft und Ritterpflicht. Aber auch die Liebe nahm er mit auf den Thron. Unter der Laſt der Staatsgeſchäfte, im Kreiſe der Ritter, im Tempel der Gerechtigkeit, an Odin's Altare ſuchte ſein ſpähendes Auge Ildegerten, ſein Herz vermißte ſie beim frohen Male, beim Lanzenſpiel und Rundgeſang. »Welch unbehagliches Gefühl!« ſo rief er einſt, als er von der Tafel ſich wegſtahl, wo das Trinkhorn umſonſt ihm entgegen duftete, wo der Barde auf ſilbernen Saiten ihm umſonſt die Thaten ſeiner Väter ſang, »welch unbehagliches Gefühl macht mir den Thron zum öden Grabe, mein Herz ſtumpf für die Freuden des Wohlthuns und der Freundſchaft! hinweg mit dieſer drückenden Bürde! hinweg mit dieſer glänzenden Sklaverei! das ſelige Entzücken Walhalla's *) würde mir kein Lächeln abtrotzen, ſo lange im Arm der Liebe, es doppelt zu genießen, das Schickſal mir verſagt. Was bindet meine Zunge, daß ſie nicht wagt das Bekenntniß, das auf meinen Lippen ſchwebt? was feſſelt meine Hand, daß ſie nicht Krone und Scepter zu den Füßen derjenigen legt, für welche

*) Walhalla, das Paradies der Krieger.

Krone und Scepter geschaffen scheinen? — Fort! fort zu Ildegerten! Ich spotte der Ahnen! macht königlich Geblüt einen Narren weise? einen Bösewicht gut? Ach! nur in ihr kann Thora wieder aufleben; ach! nur an ihrer Seite reizt mich der Thron.»

Er sprach's und ging zu opfern im Tempel der Göttin der Liebe und Gegenliebe *). »Ehrwürdiger Greis!» so redete er den Priester an, »mir haben Odin's Diener das Schicksal meines Thrones geweissagt. Ihre Worte waren dunkel, doch ich bin ruhig, denn nur der Tirann fürchtet die Zukunft. Weissage du mir das Schicksal meines Herzens, es ist mir nicht minder werth; aber laß deine Worte sein klar wie das Licht der Sonne, denn jeder Liebende fürchtet die Zukunft.»

Ehrerbietig beugte der silberhaarige Greis sein Knie, und ging zu befragen die Göttin der Liebe und Gegenliebe. Die Flamme auf ihrem Altare, das Feuer in Swend's Herzen loderten rein und keusch empor. Mit ernstem Angesicht kehrte er zurück, eine Wolke hing auf seiner Stirn; doch unterschied das Auge des Sterblichen nicht, ob diese Wolke die Sonne der Hoffnung oder einen drohenden Stern decke. Nach kurzem feierlichen Schweigen redete er also: »Du Liebling der Götter und deines Volkes, ein guter Fürst findet seinen Lohn im Arm einer Walkyrie **).

*) Sie hieß Lofn.

**) Walkyrie, so hießen die Jungfrauen Walhalla's, welche

„Das iſt ſie! das iſt ſie!“ rief der junge König entzückt, „welches ſterbliche Mädchen in meinem Reiche könnte der Göttin der Liebe das Bild einer Unſterblichen leihen? — nur ſie — nur Ildegerte — ich danke dir, Greis! bald ſollſt du von mir hören! bald ſollen die Stufen dieſes Tempels unter der Laſt der Geſchenke ſeufzen, mit denen ich eure Altäre überſchütten will. Lebe wohl! gib mir einen traulichen Handſchlag! lebe wohl! bete für mich!“

„Prinz!“ ſtotterte der Alte, indem er ſein graues Haupt bedächtig hin und her wiegte — aber Swend hörte ihn ſchon nicht mehr, Swend flog durch den Hain, nur ſeine Gedanken eilten ſchneller als er, vor ihm her ſchwebte Ildegerten's Bild, Ildegerten's Name ſchwamm auf ſeinen Lippen, die angenehme Deutung, welche er dem täuſchenden Orakelſpruch gab, ſchien ihm die einzig mögliche. Keuchend gelangte er an die Stufen des Palaſtes, keuchend befahl er ſeinen Knechten, ihm das ſchnellſte Roß vorzuführen, glühend entwarf ſeine Fantaſie ihm die Wonne des erſten Anblicks nach einer jährigen Trennung. Aber ihn riß aus dem ſüßeſten Traume die Stimme der kriegeriſchen Trompete. »Ja!“ rief Tott, ſein Feldherr, ihm zu, »ja, laß vorführen das ſchnellſte Roß, ſammle deine Reiter und Kriegsknechte, und ziehe

---

Odin in die Schlachten ſandte, den Kämpfenden anzufeuern, und dem Sterbenden die Qualen des Todes zu verſüßen.

aus gegen Ranfried, den Verräther. Siehſt du dort den weinenden Haufen der Vertriebenen, der von Minute zu Minute ſich mehrt? dieſer verließ ſein Haus in Flammen, jener mußte ſein Weib ſchänden ſehen; dieſer floh über ſeine verheerten Aecker, jener war Zeuge der Ermordung ſeines wehrloſen Vaters. Mit einem Heer von Buben verwüſtet Ranfried dein Reich. Ja, laß vorführen dein ſchnellſtes Roß! ſammle die tapfern Norweger! auf! auf! ihm entgegen! daß er fühle, der Ehrloſe, daß das Blut deiner Väter in deinen Adern rollt, daß der Arm deiner Ritter ſtark iſt und nervicht, und daß der alte Tott noch lebt."

Wie wenn den Sanftſchlummernden ein Dolchſtoß weckt, ſo bebte Swend bei der Schreckenspoſt zurück. Aber ein Blick auf ſeine weinenden Bürger vertrieb den liebenden Jüngling und rief mit mächtiger Stimme den Ritter und Helden hervor. Er ſandte eilende Boten in's Land an ſeine Getreuen, und ſiehe, aus Weſten und Oſten ſammelten ſich bei Haufen die Lehensmänner gerüſtet, im zahlreichen Gefolge wohlbewehrter Knappen. Mit wallendem Herzen ſah Swend in wenig Tagen unter den Mauern ſeiner Burg ein ſtolzes Heer, an deſſen Spitze den unerſchütterlichen Tott. »Zu Hilfe den Meinigen!" flüſterte mächtig die Stimme der Tapferkeit in des edlen Jünglings Bruſt, »mich rufen ihre Seufzer! auf mich harrt ihr gebrochenes Auge. Sie ſchweige, die ſanftere Stimme der Liebe, bis ich den Lorbeer des Sieges, den

jubelnden Dank des geretteten Volkes zu Ildegerten's Füßen legen kann."

In glänzender Rüstung bestieg der junge König sein Kampfroß, ihm zur Seite ritt der erfahrene Tott, die Kriegsknechte schlugen an ihre Schilder, die Barden sangen feierliche Lieder in die Harfe, das Heer brach auf. Weiber, Kinder und Greise, gelagert am Wege, den es zog, segneten ihren Beherrscher, der freundlich sie Alle begrüßte, erhoben Augen und Hände und flehten zum Sitze der Götter um Schutz und Sieg und Leben.

So zogen die Krieger dahin, dürstend nach Kampf und Rache. Immer neue Boten, verkündend den Jammer der Fliehenden, verkündend des Räubers Mordsucht, fachten die Hitze der Krieger zur lodernden Flamme an. Nur noch eine halbe Tagreise trennte die feindlichen Heere; da versammelte Swend um sich her die Hauptleute und Obersten des Volkes, und sprach im Feuer der Jugend, stehend auf einem Sandhügel, der zur Rednerbühne ihm diente: »Morgen, meine Getreuen! morgen sei der entscheidende Tag! Laßt opfern an Odin's Altare, daß er Sieg unsern Waffen verleihe, Sieg der gerechten Rache. Dann zieht in nächtlicher Stille mit euren Scharen entgegen dem ehrlosen Mörder und Räuber. Es treffe ihn mit Anbruch des Tages[meiner Völker gezücktes Schwert, und sende den Bösewicht schlafend in Hela's *) Arm hinab!"

*) Hela, der Tod.

»Nicht alſo!" ſprach Tott, der kältere Greis, »man gehe ehrlich zu Werke, nach Kriegesſitte und Ritterbrauch. Man ſende einen Herold hinüber in's ſchwediſche Lager, zu erkunden des Streites Anlaß, ob nicht unſchuldigen Blutes vielleicht noch zu ſchonen ſei. Iſt Ranfried's Forderung gerecht, und will er dagegen erſetzen, was hier ſein zügelloſes Volk verwüſtet; ſo wähle, o König! die Palme des Friedens, ſtatt dem gezückten Mordſchwert.

Swend. Fordern? was kann er fordern? — Erſetzen? was kann er erſetzen? — Iſt er ein Gott, daß er vermag meine Getreuen in's Leben zurück zu rufen?

Tott. Leider nein! hin iſt hin, und todt iſt todt! nie ſahen unſere Augen den Sterblichen wieder, der einmal hinter den geheimnißvollen Vorhang getreten war. Aber noch leben die unmündigen Kinder der Erſchlagenen; noch ſeufzt manche Witwe fern vom Wohnſitz des ermordeten Gatten. Für dieſe öffne Ranfried ſeine Schätze und erſetze ihnen dreifach den mit Blut befleckten Raub.

Swend (mit edler Hitze). So ſoll ich mir das Blut der Meinigen bezahlen laſſen? O Ranfried's Königreich nehme ich nicht für einen Blutstropfen des geringſten unter meinem Volke.

Tott. Richtig und wahr, wenn er erſt vergoſſen werden ſoll, falſch und unwahr, wenn er ſchon vergoſſen worden iſt. Oder willſt du die Scharen der deinigen ohne Noth zur Schlachtbank führen? hunderte haſt du verloren, und willſt vielleicht noch tauſende opfern?

Swend. Wohlan, es ſei! ich ehre deinen Rath als den Rath eines Vaters.

Dieſem Entſchluß zufolge erſchien mit der Morgenröthe ein Herold vor Ranfried's Gezelt, und begehrte zu ſehen das Antlitz des Königs. Zwiſchen ſtolzen Reihen höhnender Trabanten ward er bis zum Sitze des Wütherichs geleitet, der, umgeben von einer bewaffneten Schar, in jedem Auge Verrätherei zu ahnen ſchien, und mitten im Kreis der Seinigen vor dem Raſcheln eines dürren Laubes zitterte.

Ranfried zum Herold. Sage an! was iſt dein Begehren!

Der Herold. Höre mich, Ranfried! König der Schweden! durch mich redet Swend, der mächtige König der Norweger. Warum haſt du mich überfallen als ein Räuber den ſchlafenden Wanderer? warum haſt du die Meinigen ermordet, und meine Länder verwüſtet? warum haſt du verletzt das Völkerrecht, und nicht ehrlich die Fehde mir angekündigt? Siehe, das Blut meiner Unterthanen ſchreit um Rache! ich bin ausgezogen mit Heereskraft, und Odin wird dich züchtigen durch meinen Arm. Willſt du aber, wie es einem ehrlichen König und Ritter zuſteht, mir zu wiſſen thun den Grund deines frevelnden Beginnens, wieder aufbauen die Hütten der Meinigen, ſtillen das bange Klagen der durch dich Verwaiſten; ſo will ich die Oberſten und Hauptleute meines Volkes zuſammenberufen, mit ihnen ohne Gefährde über deine Forderung zu Rathe

gehen, und falls ſie geziemend und rechtlich befunden wird, dir darin zu Willen leben, bei meinem königlichen Wort! Verſchmähſt du aber dies ehrliche Anerbieten; ſo ſei Odin Richter zwiſchen mir und dir, und über dich komme das Winſeln der Sterbenden! über dich das Blut der Erſchlagenen!

Der Herold ſchwieg, Ranfried zog die borſtigen Augenbraunen zuſammen, ſchoß einen drohenden Blick auf den Boten, und antwortete wie folgt:

»Geh'! ſage dem Jüngling Swend, daß Ranfried, der König der Schweden, der Herr eines mächtigen Reiches, vor dem ganz Norden zittert, der Länder und des Goldes genug hat, daß er vom Fürſten der Norweger keine Handbreit Erdreichs begehrt; daß er aus königlicher Milde Alles zu vergüten bereit iſt, was ſeine Tapfern erbeutet. Nur Ildegerten's Beſitz war das rühmliche Ziel ſeiner Waffen. Sie liefere in drei Tagen Swend in mein königliches Brautbett; ſo ſoll dies drohende Heer Norwegens Grenze verlaſſen. Wo nicht, ſo wird Ranfried mit dem Schwert in der Fauſt ſich einen Weg durch Swend's Heer zu bahnen wiſſen.«

Unter einer bejahrten Eiche ſaß zu den Füßen Tott's der junge König, ablauſchend von den Lippen des erfahrnen Greiſes jedes unterrichtende Wort, gierig horchend auf die belehrende Erzählung mancher gelieferten Schlacht, manches erfochtenen Sieges. Da trat vor ihn der Herold und brachte nicht ohne Zittern ihm Ranfried's gebiete-

riſche Antwort. Kaum hatte der Bote geendigt, als Swend knirſchend aufſprang; der alte Tott blieb ruhig ſitzen.

Swend. Ehe ſoll der Hopfen unterſinken! und ehe die Ströme zu ihren Quellen zurücklaufen, ehe ich dieſe ſchimpfliche Bedingung erfülle.

Tott. Gemach, Jüngling! Gemach! laß uns kalt unterſuchen Ranfried's Begehren; laß uns bedächtig von einander ſcheiden, das, was du verlieren ſollſt, und das, was du verlieren kannſt. Du ſollſt verlieren ein Mädchen, du kannſt verlieren ein Königreich.

Swend. Aber dies Mädchen war meiner Mutter Liebling.

Tott. Segen über dich, daß du ehreſt das Andenken deiner Mutter! doch ſelbſt Thora würde dieſen ihren Liebling dem Heil ihres Volkes geopfert haben.

Swend. So ſoll ich Ildegerten unglücklich machen? ſie, die mich nie beleidigte, für die jeder unſerer Ritter mit Freuden kämpfen würde, ſoll ich in die Arme eines Barbaren liefern? Nimmermehr!

Tott. Aber wäre es denn ſo unbezweifelt gewiß, daß ſie eben unglücklich ſein würde? wie manches Weib hat durch Klugheit und Sanftmuth den blutdürſtigen Tiger zum Menſchen umgeſchaffen. Beſitzt Ildegerte nicht Vorzüge genug, den rauhen Mann, den Feind Norwegens, in den liebevollſten Gatten und Norwegens Bundesgenoſſen zu verwandeln?

Swend. Aber iſt denn unſere Niederlage nicht eben

so zweifelhaft, als Ildegerten's Glück in Ranfried's Armen? — Tott, ich verkenne dich! du stehst an der Spitze eines kraftvollen Heeres, du sollst fechten für die gerechte Sache, und du zagst?

Tott (lächelnd). Wenn du einst nach Walhalla kömmst, und dein Vater und deine Mutter dich empfangen; so sollen sie Zeugniß geben, ob ich je gezagt habe? Nein Jüngling! an dieser Grenze habe ich schon drei Schlachten geliefert. Als ich in der letzten den Sieg davon trug, da gab ich dir den Kranz, den dein Vater mir aufsetzte, und du spielteſt damit in deiner Wiege. Damals schüttelte dein Vater mir die Hand, und — noch höre ich ihn! — lieber Tott! sagte er zu mir, wenn einst Odin über mich gebietet, ehe noch dieser Knabe herangewachsen ist, so wache dein Schwert für ihn wie für mich! aber lehre ihn, daß man nie kämpfen muß, nur um mit solchen Kränzen spielen zu können.

Swend (gerührt). Vergib mir, ehrlicher Alter! aber auch du thust mir unrecht. Mich strafe Wara*), wenn tollkühne Ruhmsucht in meinem Busen lodert! Aber schimpflich dünkt es mir um diesen Preis den Frieden zu erkaufen; schimpflich, Ildegerten einen solchen Antrag zu thun.

Tott. Das Letztere übernehme ich. (Swend erschrack, Tott fuhr fort:) Ich kenne Ildegerten's erhabene Denkungsart; sie ist immer mehr als ein Weib,

*) Wara, die Göttin der Schwüre.

oft mehr als ein Mann. Ihr Vater war mein Freund, der Gespiele meiner Jugend; er fiel im Kampf an meiner Seite, sein letzter Händedruck empfahl mir Ildegerten. Ich habe Wort gehalten, und sie verdient es. In ihr wohnt der Geist ihres Vaters, Freude wird aus ihren Augen blitzen, wenn ich ihr verkünde, daß das Opfer, zu welchem sie ausersehen worden, das Leben vieler Tausende, vielleicht auch das Leben ihres Königs rettet. (Er steht auf.) Ich eile zu ihr. Schließe du unterdessen mit Ranfried einen Waffenstillstand auf sechs Tage. Ehe noch diese Frist verläuft, führe ich Ildegerten in's Lager. (Er will gehen.)

Swend (in heftiger Bewegung). Noch einen Augenblick! lieber Tott! — nur noch einen Augenblick! — du meinst also wirklich, daß — daß —

Tott (ihn mit Verwunderung betrachtend). Ich meine, daß ich dich nicht begreife, und schäme mich, dich zittern zu sehen.

Swend (in seinen Armen). Ach mein Vater! ich liebe Ildegerten!

Tott (nach einer Pause). So? — ja nun begreife ich es! — O nun ist mir Alles ganz klar; nun verzeihe ich dir auch, daß du mich vorhin zaghaft schaltest. Du liebst Ildegerten? was denkst du denn aus ihr zu machen?

Swend (mit Würde). Das kann Tott mich fragen?

Tott. Also deine Gemahlin. (Sein graues Haupt schüttelnd.) Jüngling! Jüngling! ich billige das nicht.

Doch einen Verliebten überreden iſt mehr als drei Schlachten gewinnen. Ich ſchweige. Komm, laß uns fechten!

Swend (feurig). Ja fechten! fechten! eine Schlacht an deiner Seite iſt nur Lanzenſpiel.

Sie gingen. Swend flog von Zelt zu Zelt, umarmte jeden Ritter, ſchüttelte jedem Kriegsknecht die Hand, goß das Feuer ſeines Auges in jeden Buſen, ſteckte mit ſeiner jugendlichen Hitze das ganze Heer an, und in wenig Minuten erſcholl an dieſem und jenem Ende des Lagers Feldgeſchrei! Ihm folgte langſam Tott, der Greis, überſchauend mit denkendem Ernſt das vor ihm liegende Schlachtfeld, jedem Ritter den Platz andeutend, den er nur als Sieger oder als Leiche verlaſſen ſollte. Mitten im lärmenden Getümmel der erhitzten Scharen, durch welches der Kriegsgeſang der Barden kaum hörbar tönte, ſah Swend in jedem blanken Schild nur Ildegerten's Bildniß, wähnte er, trotz des wilden Geſchreis, nur Ildegerten's ſanftliſpelnde Stimme zu hören. Im Innern ſeines Zeltes warf er ſich auf einen Teppich, und hielt folgendes Selbſtgeſpräch:

»Mein Leben und mein Reich für Ildegerten zu wagen, mein Leben und mein Reich um Ildegerten zu verlieren, der Gedanke hat keine Bitterkeit für mich. Aber wenn nun Odin beſchloſſen hat, den Nichtswürdigen noch länger zu ſchonen; wenn das Schickſal mich auserkor, ein warnendes Beiſpiel, daß auch gerechte Waffen nicht immer ſiegen; wenn morgen vielleicht, ſtatt mit Lorbeern

gekrönt in Ildegerten's Arm zurückzukehren, in Walhalla mich meiner Mutter Arm aufnimmt; wer wird ihr berichten, was Swend für sie that, für sie, die nichts von dem Opfer ahnet, das mein Herz ihr zu bringen bereit ist, für sie, die das Geständniß meiner Liebe, vielleicht noch nie in meinen Augen las. Sterben will ich gern, aber nicht unbeweint von ihr. Sie soll es wissen, das Geheimniß, dem mein treuer Busen bis jetzt zum Kerker diente; und dann gebiete Odin über meine Tage! ich nehme das Bewußtsein von Ildegerten's Bedauern mit mir hinauf zu den Freuden Walhalla's."

Er sprach's, ergriff eine Pergamentrolle und schrieb:

Swend, der König der Norweger, an Ildegerten.

Erinnerst du dich, du holde Gespielin meiner Jugend, der seligen Tage der Unschuld und Freude, wo unter Thora's Augen uns jeder Abend zu schnell herbeieilte? Lallt noch deine Zunge zuweilen den süßen Namen Bruder, durch den du mich damals so oft entzücktest? gedenkst du noch des heiligen Segens über uns Beide, mit welchem meine Mutter diese Welt verließ? Wenn jede der traulichen Stunden, mit dir in brüderlicher Eintracht verlebt, noch ein schwaches Bild in deiner Seele zurückließ; so schilt mich! mich, der ich einst kein Geheimniß vor dir hatte; daß Monden lang ich Wünsche und Hoffnungen in meinem Busen verschloß, ohne sie deinem Richterstuhl zu unterwerfen; daß auch heute meine Hand zittert und meine

Wange glüht, als hegte Thora's Sohn ein unedles Gefühl. — Ich habe geopfert im Tempel der Liebe und Gegenliebe — hier haſt du mein Bekenntniß! — Ildegerten's Beſitz — hier haſt du meine Wünſche und meine Hoffnungen. Dich mir zu rauben, brach Ranfried mit Heeresmacht in mein Reich. Die entſcheidende Stunde naht, welche richten wird zwiſchen mir und ihm. Wenn Liebe und Glück meine Waffen begünſtigen; ſo legt Swend in wenig Tagen ſeine Krone zu Ildegerten's Füßen, und Ildegerte wird erfüllen den Segen, den meine Mutter ſterbend über uns ausſprach. Triumphirt aber mein Nebenbuhler — und nur mein letzter Augenblick iſt der erſte ſeines Triumphes — ſo falle eine Thräne auf mein frühes Grab, und es wehklage Ildegerten's Mund über den Verluſt ihres Bruders, ihres Gatten.

Nachdem er dieſen Brief mit dem Knopfe ſeines Schwertes verſiegelt hatte, übergab er ihn einem treuen Boten, dem ſein verlangender Blick folgte, bis er auf einer Anhöhe verſchwand. Heiterer kehrte der junge König in ſein Zelt zurück, der Knappe trat herein, ihn zu wapnen, heiter und froh ſah er auf die glänzende Rüſtung, die bald mit dem Blute ſeines Feindes, oder mit ſeinem eigenen gefärbt werden ſollte; ihm dünkte leichter zu tragen der ſchwere eiſerne Helm, ihm dünkte minder drückend der ſtählerne Bruſtharniſch. Er beſtieg ſein Kampfroß und eilte mit gezücktem Schwert an die Spitze ſeines Heeres. Ihm jauchzten die Scharen entgegen. „Ein blauer Feder-

buſch!" murmelte Einer dem Andern zu, »laßt uns ihn nicht aus den Augen verlieren! Es iſt des jungen Helden erſte Schlacht, er wird zu kühn ſein, das ſagt uns ſein Feuerblick. Herbei, ihr alten, geprüften Ritter! herbei und ſammelt euch um ihn!" Und ſiehe, eine Schar von dreißig oder vierzig der Tapferſten unter dem Heere umringten den jungen König, eines jeden Bruſt war ihm ein neuer Schild, und dieſer kleine entſchloſſene Hauſe mehr werth, als die gedungene Leibwache um Manfried's Thron. Der alte Tott ſchwang ſein blitzendes Schwert mit jugendlicher Kraft über dem Haupte, und horch! es ertönte an beiden Enden des Heeres die kriegeriſche Trompete, die Barden ſangen feurige Lieder, die Ritter ſchloſſen die Viſire, die Waffen klirrten, die Roſſe ſtampften, die Fahnen flatterten, das Herz des jungen Königs ſchlug hoch empor. »Was zaudern wir!" rief er dem zögernden Greiſe zu. »Auf! mit Blitzes Schnelle! Siehe, wie der nervichte Arm meiner Ritter kaum den Zügel des wiehernden Roſſes noch hält." »Wir zaudern um zu ſiegen!" ſprach Tott, »laß immerhin verlodern dieſe erſte Flamme, die hoch aufſprüht, aber zu wenig um ſich greift." Langſam und mit geſchloſſenen Gliedern zog er, wie eine dunkle Wetterwolke, den Blitz im drohenden Buſen tragend, dem bebenden Feinde entgegen. Uffo, Tott's würdiger Sohn, der bereits in mancher Schlacht den Lorbeer mit dem Vater theilte, Uffo führte eine Schar auserleſener Reiter durch den niedrigen Buſch, hinter dem Hügel herum, horchend auf

das Zeichen zum Angriff, um durch plötzlichen Ueberfall die Furcht der Miethlinge in panisches Schrecken zu verwandeln.

Ranfried sprengte indessen, umgeben vom Kern seiner Ritterschaft, von einem Flügel seines Heeres zum andern, brüllte einem Jeden seine Pflicht in's Ohr, und suchte den sinkenden Muth der Seinigen durch die nahe Hoffnung zum Plündern wieder anzufachen. Doch was vermag der kriechende Geiz, wenn er gegen den starken Arm der Vaterlandsliebe kämpfen soll? Schon drang das Schwert der Völker Swend's in die geschlossenen Reihen der Schweden, schon verbreitete Tott Schrecken und Niederlage um sich her, schon hatte sich Swend mitten unter dem Feinde eine Burg von Leichen errichtet, schon waren Uffo's Waffen mit schwedischem Blute bespritzt, schon stieg das Winseln zahlloser Sterbenden in die Lüfte empor; Ranfried sah es und zitterte und knirschte. Umsonst schrie er sich heiser, um die fliehenden Miethlinge zu sammeln; umsonst fluchte er der Stunde seiner Geburt, verfluchte Odin und den Sitz der Götter. Bald ohne Rettung verloren, spannte Verzweiflung seinen Arm, beschattete ihn mit ihrem rußigen Flügel, saugte gleich einem Vampir das Blut aus seinem Körper und goß Galle in seine Adern. Wüthend stürzte er sich in den dichsten Haufen der Norweger, ihm folgte ein Geschwader tollkühner Jünglinge, dem das fressende Schwert den Weg bahnte, bis dahin, wo Swend's blauer Federbusch hoch in den Lüf-

ten wallte. »Biſt du es,« rief er ihm donnernd entgegen, »du kaum den Windeln Entwachſener! der du es wagſt, gegen Ranfried zu kämpfen? Auf, du muthiger Knabe! verbirg dich nicht hinter dem Schilde deiner Ritter, verſuche es, dich mit einem Manne zu meſſen!«

»Sei mir willkommen!« ſprach Swend, »du, den ich im Getümmel der Schlacht ſchon lange vergebens ſuchte. Herbei, du Mädchenräuber! daß der kühne Knabe dich züchtige.«

Mit verhängtem Zügel ſtürzte er auf Ranfried los; aber ſeine Getreuen, die ſchon manchen gefährlichen Streich von ihm abwandten, und deren Zahl bis auf die Hälfte geſchmolzen war, warfen ſich, ihn umringend, zwiſchen die Kämpfenden. »Nein! du ſollſt dein Leben nicht wagen gegen einen Nichtswürdigen, der ſeine eigene Krone ſchändet, und die deinige dir ſtehlen will. Er iſt kein Ritter mehr! laß herbeirufen einen unſerer Troßbuben, daß er mit der Zeltſtange ihn zu Boden ſchlage.« Wüthig ſchäumend brüllte Ranfried den Seinigen zu: »Auf! und rächt die Schmach eures Königs!« Sogleich drang der wilde Haufe von einigen Hunderten ein auf die Tapfern zwanzig, deren Bruſt ihrem König zur Mauer diente. Nicht Einer wich und Keiner fiel, ohne fünf ſeiner Feinde zur Bedienung *) mit hinüber nach Walhalla zu nehmen. Doch endlich erlag auch der letzte unter der immer

*) So lehrte der Aberglaube der alten nordiſchen Völker.

anwachsenden und mit blinder Verzweiflung fechtenden Menge. Swend blieb allein, da, wohin jugendliche Tollkühnheit, zu weit entfernt von seinem Heere, den jungen Helden irre geleitet hatte. „Ergib dich!“ rief Ranfried ihm zu, »daß ich an meinen Triumphwagen dich spanne, und so meinen Einzug halte in der Burg Ildegerten's.“ Ein Schwertstreich war Swend's Antwort. Ranfried fing behende ihn auf und that einen gewaltigen Hieb nach seinem Gegner, der am blanken Harnisch herabglitschte. Ein wüthender Kampf begann zwischen dem Herrscher Schwedens und dem Vater Norwegens. Die Jünglinge in Ranfried's Gefolge stürzten herbei, den unvertheidigten Swend vom Pferde herab zu reißen; aber zwei alte Ritter, die einzigen, in deren Brust noch Ritterehre glühte, drohten denjenigen zu durchbohren, der Hand an ihn legen würde. Sie schlossen einen Kreis um die Kämpfer, bestraften mit grimmiger Geberde die scheelsehenden Jünglinge und wachten über die Gesetze des Kampfes. Blitzend flimmerten die Säbel der fechtenden Nebenbuhler, Ildegerte und ein Königreich sollte der Preis des Siegers sein, Ranfried sah beides, Swend nur Ildegerten. Lange blieb der Kampf zweifelhaft, denn Heldenmuth und Geschicklichkeit fochten gegen verzweifelnde Raserei. Doch nun, als Ranfried sein Schwert mit beiden Fäusten emporhob, um durch einen mächtigen Streich den Kampf zu enden, erlauschte Swend eine Blöße, da wo die Armschienen sich an den Brusthar-

nisch schließen, geschickt wich er dem drohenden Hiebe aus, schon suchte die Spitze seines Schwertes den Weg zu Ranfried's Herzen — da schlug ein meuchelmörderischer Bube ihn von hinten mit einem Streitkolben auf's Haupt, daß er vom Pferde stürzte, und Ströme von Blut aus seinem Halse quollen. Einer der alten Ritter stach den Buben nieder, bückte sich über Swend und öffnete ihm das Visier. Sein Gesicht schwamm in Blut, sein Auge war gebrochen. »Ein guter König,« stammelten seine letzten Seufzer, »findet seinen Lohn im Arm einer Walkyrie.« Er wurde quer über sein Roß gelegt, und langsam aus dem Schlachtgetümmel geführt; aber er starb, ehe er noch die nahe Quelle erreichte, aus welcher der alte Ritter ihn zu erquicken gedachte.

»Swend ist todt!« schrie Ranfried den Seinigen zu, »der Sieg ist unser! zurück in die Schlacht!« »Swend ist todt!« so jauchzten die flüchtigen Scharen der Schweden, und wandten sich plötzlich; »Swend ist todt!« erscholl es von einem Ende des Heeres zum andern, »mit ihm fiel der Muth der Norweger.« Ach nur zu wahr! »Swend ist todt!« murmelte halb leise ein Kriegsknecht dem andern zu; verschwunden ist der blaue Federbusch, der siegend vor uns herwallte. »Swend ist todt!« raunte ein Ritter dem andern in's Ohr; bald erreichte die Schreckensbotschaft den alten, braven Tott, dessen Hause noch immer unter dem Feind wüthete. »Folget mir, Kinder!« rief er mit erstickter Stimme, »rächet den Tod eures Königs, eures

Vaters!" Aber umsonst stürzte er sich von neuem in das Gewühl der Schlacht, nur ein kleiner Haufe von wenig hunderten folgte seinem Panier. Schrecken und Betrübniß hatten sich des schon siegenden Heeres bemeistert, die Norweger flohen in unordentlichen Haufen, und tausende fielen unter dem fressenden Schwert des verfolgenden Feindes. Nur Tott allein hielt sich mit seiner kleinen tapfern Schar, zog sich auf einen Hügel zurück, und vertheidigte Leben und Ehre gegen die ganze schwedische Macht. »Wo ist Uffo, mein Sohn?" rief er dem nächsten Ritter zu, »ist mein Sohn Uffo auch unter den Flüchtlingen?" »Nein, ehrwürdiger Greis! versetzte der Kriegsmann, »er fiel in der Hitze des Gefechts, er fiel von Wunden bedeckt.

Tott. Hast du ihn gesehen? waren seine Wunden vorne?

Der Ritter. Alle in der Brust und auf dem Haupte.

Tott. Nun, Gott Lob! heute wollen wir fechten, morgen wollen wir weinen.

Er sprach's und öffnete sein Visier um Luft zu schöpfen, und Schweiß und Staub von der Heldenstirn zu wischen. Da schwirrte ein feindlicher Pfeil zischend durch die Luft, fuhr dem Greis in's rechte Auge, und warf die letzte Stütze Norwegens entseelt zu Boden. Ein dumpfes Ach! der Seinigen begleitete den Fall des Helden, das Schwert entfiel der schlaffen Hand, jeder Arm sank kraftlos nieder. Doch Keiner wollte sein Leben dem siegenden Räuber dan-

ken, und Ranfried thürmte mit Leichen den Hügel himmelan.

Fliehe, mein Geiſt! hinweg von den blutigen Gefilden! mit Menſchenopfern gedüngt. Was weilſt du noch unter den Leichen? nicht tapfere, erhabene Thaten bezeichnen das rauchende Schlachtfeld, denn Tott und Swend und Uffo ſind todt. Leite mich, du holde Fantaſie, leite mich an deinem Gängelbande hin zu jener ſtillen Laube, wo in der Dämmerung grüner Schatten Ildegerte den Boten empfing, der die Liebe ihres Königs ihr zu verkünden kam. »Biſt du ein Bote des Friedens?« rief ſie ihm haſtig entgegen, als, das Knie beugend, er ehrerbietig zu ihr trat.

Der Bote. Aus des Königs Händen empfing ich dieſes Schreiben, es treulich zu überliefern in Ildegerten's Hände.

Ildegerte. Sag' an! wie ſtand's im Heere, als du das Lager verließeſt? iſt Ranfried's Räuberſchar zerſtreut? hat Odin den Frevler gezüchtigt.

Der Bote. Als ich das Lager verließ, da ſangen die Barden Lieder, mir ſelbſt ward warm um's Herz. Die Ritter ſchloſſen die Viſiere, es klirrten die Waffen, es ſtampften die Roſſe, es flatterten die Fahnen, der Schall der Trompete rief laut zum Angriff.

Ildegerte. O ſo iſt vielleicht ſchon jetzt unſer König Sieger, und mit der Hölle des fehlgeſchlagenen Buben-

stücks im Herzen, hat Ranfried Norwegens Grenze verlassen.

Mit diesen Worten entfaltete sie den Brief. Sie las, ihre Wange röthete sich; sie las weiter, ihre Wange glühte; sie legte den Brief zusammen, eine Thräne zitterte in ihrem schönen Auge. »Laß mich allein!" sagte sie freundlich zu dem Boten.

Der Bote. Recht gern, holde Jungfrau, doch zaudert nicht zu lange, mir Eure Antwort zu ertheilen, mein harrt der König mit Sehnsucht.

Ildegerte (erröthend). Mit Sehnsucht? — woher weißt du das?

Der Bote. O er befahl mir hundertmal zu eilen mit Windesschnelle, er sagte, die Botschaft sei wichtig, jede Minute ihm theuer. Und als ich schon auf dem Gaule saß, der muthig mit mir dahin trabte, hörte ich noch seine Stimme, die mir zu eilen gebot. Und als ich schon ziemlich fern im Thale hinter mich blickte, da sah ich am Zelte ihn stehen, wie er mit der Hand über den Augen, noch immer mir nachsah.

Ildegerte (bewegt). Genug! genug! — Geh', fütt're dein Roß, thue dir gütlich; morgen, wenn der erste Sonnenstrahl die Gipfel der Berge erleuchtet, kehrst du in's Lager zurück.

Der Bote ging, Ildegerte fiel auf ihre Knie und betete: »Thora, du Verklärte! die einst sterbend mich Tochter nannte! wenn mitten unter den Freuden Win-

golf's du noch gedenkſt der Freuden einer glücklichen Mutter, wenn der Name Swend dir noch theuer iſt; o ſo offenbare dich der betenden Ildegerte. Unterdrücke die keimende Liebe in dieſem Herzen, wenn ich unwerth bin, das Ehebett deines Sohnes zu beſteigen! laß mich fliehen in eine Einöde, und weinen über mein Schickſal, das keinen König mir zum Vater gab."

Sie ſchwieg und ſah mit bethräntem Blick nach dem heraufſteigenden Vollmond. Horch! da flüſterte ein leiſer Abendwind in den Blättern der Buche, der Duft der Lindenblüte goß ſich herab, und die Nachtigall klagte in einzelnen, ſchmachtenden Tönen. Ildegerten's Buſen ward enge, die ſchauerliche Dämmerung um ſie her füllte ihr Herz mit bangen Ahnungen, ſie floh mit ängſtlich umherirrenden Blicken durch den Hain, und verſchloß ſich im einſamſten Zimmer der Burg.

Indeß hatte der geſchwätzige Bote, im Kreiſe der Weiber, die ihn neugierig umzingelten, die Mähr von Swend's Briefe verbreitet, hatte alles erzählt, was er wußte und nicht wußte, was Swend ihm geſagt und nicht geſagt; hatte die Sehnſucht ſeines Königs noch hundertmal größer gelogen, hatte hundertmal wiederholt, wie dringend ihm Swend die baldige Rückkehr empfohlen, und folgerte endlich mit der Miene der Weisheit: „es müſſe ein Entwurf den jungen Monarchen beſchäftigen, den zu ergründen ſein Gänſekopf zu ſchwach ſei; doch werde vielleicht Ildegerte den Damen nähere Auskunft geben."

Himmel! welch ein Geflüſter! welch ein Plappern! welch ein Widerſprechen erhub ſich unter den gereizten Schönen. Sie machten endlich aus, daß ſie nichts wüßten, und beſchloſſen einmüthig bei der Abendtafel, Ildegerten das Geheimniß zu entlocken, oder, wenn ihrer Verſchwiegenheit nirgends beizukommen wäre, es doch wenigſtens auf ihrem Geſichte zu leſen. Die ſehnlich erharrte Stunde der Mahlzeit erſchien, aller Augen hingen an Ildegerten's Antlitz, als dieſe mit ihrer gewöhnlichen, majeſtätiſchen Freundlichkeit in den Saal trat. Sie hatte ſich ermannt, der ſanfte Schimmer einer frohen Hoffnung deckte ihre lächelnde Wange; man lagerte ſich um die Tafel, Alles ſchwieg lauſchend, Alles gaffte horchend nach ihr, die, ohne dies Lauſchen, dies Gaffen und Horchen zu bemerken, gleichgiltig mit ihrer Nachbarin ſchwatzte. O es war luſtig, wie die eine ſich räuſperte, die andere mit dem Fuße anſtieß, die dritte der vierten zuwinkte, und keine zu reden wagte. Doch gegen das Ende des Mahles hub Ildegerte freundlich an, und jeder Arm, begriffen den Biſſen zum Munde zu führen, fiel unthätig in den Schooß.

»Ihr, meine lieben Geſpielinnen!« ſo ſprach das holde Mädchen, »habt Monden lang in dieſer einſamen Burg Thora's Verluſt mit mir beweint. Ich hoffe von euch geliebt und eurer Liebe werth zu ſein. Vernehmt dann eine Botſchaft der Freude, die Swend mir Unwürdigen ſandte: ſein Wunſch hat mich erkoren zu ſeinem ehelichen

Gemahl.“ Sie ſchwieg ſanft erröthend, und blickte vor ſich nieder.

Erſtaunen feſſelte die Zunge der überraſchten Mädchenſchar. Doch bald ſprangen ſie jubelnd auf, eine drängte ſich der andern vor, umgaben Ildegerten liebkoſend, und huldigten der neuen Königin. Zwar fehlte es nicht, daß mancher der Neid mit ſeinem Geflüſter in's offene Weiberohr ziſchte: die Eine ſah ſcheel in den Bach, der ihr Bild ihr vorſpiegelte, und konnte nicht begreifen, was Swend an Ildegerten gefunden; die Andere rümpfte die Naſe, die Dritte lächelte höhniſch; doch Ildegerte verſtand die ſchwer zu erlernende Kunſt, ſelbſt auf den Stufen des Throns ſich immer gleich zu bleiben, und ſo feſſelte ihr freundlicher Blick, ihre ſtille Würde, das ſtolzeſte Herz an das ihrige; zwar ſagt die läſternde Chronik, daß in den erſten der Ruhe gewidmeten Stunden keines der Weiber vermocht, das müde Auge zu ſchließen; doch war es nicht der Neid, der mit dem Fledermausfittig den Schlaf vom einſamen Lager verſcheuchte; es war der Reiz des Wunderbaren, der in der ganzen Geſchichte lag, das Wiederkäuen einer Kette von Begebenheiten, aus welchen ſich dieſe letzte entſpann, Entwürfe und Träume für die Zukunft, das Alles wirbelte auf und nieder in den glühenden Fantaſien der Mädchen, warf ſie ſchlaflos von einer Seite zur andern, und verſtieß die Hand des Schlummers, die den Balſam der Ruhe zu reichen erſchien.

Wohl euch, ihr guten Geſchöpfe! wozu die kurze Ruhe! ſchon nahet, die Lüfte durchſchneidend, ein kreiſchendes

Gewinsel den Thoren eurer Burg; ſchon ſtören laute Seufzer die mitternächtliche Stille; ſchon hallet Zetergeſchrei fern her durch den Hain. Der Zwerg auf der Warte der Burg ſtieß dreimal in das Horn, die Wächter rieben den Schlaf erſchrocken aus den Augen, und eilten zur geſchloſſenen Pforte, an welcher die Kommenden donnerten. »Wer ſtört die nächtliche Ruhe?"

Thut auf! thut auf euren Brüdern!

»Sagt an, wer ſeid ihr?"

Fliehende, Geſchlagene, Verwundete.

»Woher im Dunkel der Mitternacht?"

Entronnen aus dem Schlachtgetümmel, zeichneten wir mit dem Blute, das aus unſern Wunden rieſelt, jene Straße, die wir kamen. Odin, Odin hat Verderben über dieſes Land geſprochen. Swend iſt todt, Uffo fiel, Tott iſt in Walhalla.

»Verderben! Verderben über euch! ihr kreiſchenden Unglücksboten!" die ganze Burg gerieth in Aufruhr, Alles lief durcheinander und widereinander, man fragte, erkundigte, weinte, fluchte, man ſchrie nach Waffen — nur Ildegerte ſchlummerte ſüß im Arm der Hoffnung, das ſanfte Lächeln der belohnten Tugend ſchmückte ihre jungfräuliche Wange. Da ſtürzten mit flatternden Haaren die Jungfrauen herein: „Auf! auf aus der Ruh! du ſchlummerſt dem Tode entgegen." Ildegerte fuhr erſchrocken empor; »was iſt's! haben Flammen die Burg ergriffen?

oder hat irgend ein Verräther unſere Thore dem Feinde geöffnet?" Umſonſt wiederholte ſie dieſe Frage hundertmal, auf dem Fittig des Schreckens waren die Sinne der Weiber entflohen, Heulen, Winſeln und Haarausraufen ihre ganze Antwort. Ildegerte ſprang auf, warf ein leichtes Nachtgewand um ſich, ergriff eine Kerze, und eilte mit beflügelten Schritten durch die gewölbten Gänge, aus denen ein wüſtes Geſchrei ihr fernher entgegen tönte. Bald ſtieß ihr Fuß an einen Leichnam, bald erblickte ihr umherirrendes Auge, hingeſtreckt auf den Boden, einen ſchwer Verwundeten, der mit beiden Händen die blutende Wunde hielt, und den die kalte Hand des Todes ſchon gefaßt hatte. »Wer biſt du?" rief Ildegerte bebend. »Ein Sterbender, der mit dem Tode um die Freuden Walhalla's kämpft.

Wie kömmſt du hieher? weſſen Hand ſchlug dieſe tödtliche Wunde?

»Die Hand eines Schweden. Swend iſt todt, Uffo fiel, Tott iſt in Walhalla."

Ihr ſtrafenden Götter! ſeufzte Ildegerte gebrochen, die Kerze entfiel ihrer Hand, ſie ſank kraftlos an der Mauer hin. Doch bald weckte ſie das Aechzen des Sterbenden an ihrer Seite, ſie ſchwankte nach ihrem Zimmer, ſchloß ſich ein, und warf ſich auf den Boden. Da lag ſie lange ohne eine Thräne zu vergießen, ohne einen Laut von ſich zu geben. Dieſer erſte, fürchterlich ſtumme Schmerz ging vorüber, ſie zog Swend's Brief aus dem Buſen, ihr

Blick traf die Worte: — »so fall' eine Thräne auf mein frühes Grab, und es wehklage Ildegerten's Mund über den Verluſt ihres Bruders, ihres Gatten.« Plötzlich ſtürzte ein Thränenſtrom aus ihren Augen. Mein Bruder! mein Gatte! wimmerte ſie ſchluchzend, mein Bruder! mein Gatte! mehr vermochte ſie nicht zu ſtammeln; aber mit dieſen beiden Namen verband ihr zerriſſenes Herz die Bilder der entflohenen Freuden, die lächelnden Bilder der Zukunft, mit welchen vor wenig Stunden ihr kurzer Schlummer ſie täuſchte. Zerſchmolzen in Bitterkeit und Wehmuth, die immer neue Thränen hervorpreßte, lag Ildegerte verhüllt, bis die erſte Morgenröthe die Zinnen der Burg blutroth färbte. Da erwachte ſie aus dem ſchrecklichen Taumel, als die heraufſteigende Sonne ihre erſten Strahlen auf Lanze und Schwert warf, die, ſeit Thora entſchlummerte, im einſamen Winkel roſteten. »Hervor, du Spielwerk meiner Jugend! einſt nur dem Scherze geweiht, hervor! und werde in meinen Händen ein Werkzeug der glühenden Rache! beſeele mich Thor!*) mit dem kriegeriſchen Feuer, daß Waffenklang meinem Ohre lieblicher ſei, als die weichen Töne der Laute. Gieße Kraft in dieſen Arm, daß kein weibiſches Zittern ihn entnerve! Weiche von mir, Freyr **), du Sohn Niord's! ſtähle meine

*) Thor, der vornehmſten Götter Einer, der um den Sieg angerufen wurde.

**) Freyr, der ſanftmüthigſte unter den Göttern.

Bruſt, Wodan, du Vater der Götter! und du Frigga! der dieſes Herz ſo manches ungeheuchelte Opfer brachte, ſende mir deine Lyna*), daß ſie mich leite durch Gefahren, bis Auge in Auge, Ranfried, der Wütherich, hohnſprechend vor mir ſteht, daß ihn hinabſtoße der Arm eines Weibes zu den ewigen Qualen Niflheimur's**). Herbei ihr Barden! und ſtimmt den Kriegsgeſang an! es iſt mein Gemahl, für den ich kämpfe, mein Bruder! mein Gatte!" —

Hochroth färbte ſich Ildegerten's Wange, ihr Auge ſprühte Feuerfunken, ihr Arm bebte, aber es war nicht das Zittern der weibiſchen Furcht, es war das Beben der männlichen Wuth. Sie deckte das ſeidene Haar mit dem bebuſchten Helm, den einſt Thora's Hand mit drei Schlangenköpfen zierte; kerkerte den widerſtrebenden Buſen in den ſtählernen Harniſch, gürtete das Schwert um ihre Hüften, ergriff Schild und Lanze, und trat in den gewölbten Saal, wo die betäubten Jungfrauen, das Antlitz zur Erde gekehrt, noch jammernd über das Vergangene und zitternd vor der Zukunft, ſich heulend die Brüſte zerfleiſchten.

„Was jammert ihr? was winſelt ihr? hin iſt hin, und todt iſt todt! eure Thränen werden ihn nicht zurückbringen aus Hela's kalten Armen, eure Thränen werden den

---

*) Lyna wird von Frigga oder Freya geſandt, ihre Lieblinge zu beſchützen.

**) Niflheimur, die Hölle.

Räuber nicht zurückſcheuchen von den Thoren unſerer ehemals friedlichen Burg. Hat Thora umſonſt unſern Arm bewaffnet, unſerer Hand die Spindel entriſſen und ſie zum männlichen Kampfe gewöhnt? laßt weinen und ſeufzen die Weiber, deren Waffen nur Thränen und Seufzer ſind; laßt zittern die feigen Seelen, die ihr Leben nicht um die Freuden Walhalla's verkaufen würden. Auf, ihr meine Geſpielen! welche unter euch kennt eine Wahl zwiſchen Tod oder Schande? — was zaudern wir! — auf! ihm entgegen, dem Räuber, der unſerer Unſchuld mit ſchimpflichen Feſſeln droht; auf! ihm entgegen, dem Mörder, der meinen Bruder, meinen Gatten mir raubte! Er fühle, daß der Heldenmuth der Söhne Norwegens auch in den Töchtern dieſes Landes wohnt; er fühle, daß der Arm eines Weibes nicht blos geſchaffen ward, um den Säugling an die Bruſt zu legen. Auf! auf! rettet die Ehre eures Vaterlandes! rächet den Tod eures Königs! ſieget oder ſterbet mit Ildegerten!"

Wuth und Wehmuth im Kampfe mit ihren Organen erſtickten hier ihre Stimme. Aber mächtig drangen des Mädchens Worte in die Herzen der lauſchenden Jungfrauen; ehrfurchtsvoll ſtaunten ſie der Heldin in's flammende Auge, Ildegerte lehnte ſich erſchöpft auf ihren Spieß, ein tiefes Schweigen herrſchte einige Minuten lang. — Gerade in dieſem Augenblicke wankte ein alter, verwundeter Ritter, geſtützt auf zwei ſeiner Knappen, langſam in den Saal, ſeine Hand hielt einen verbogenen Helm

mit einem blauen blutigen Federbuſch. Schweigend nahte er ſich Ildegerten, den wehmüthigen Blick auf den Helm geſenkt. Ein geheimer Schauer durchbebte des Mädchens Glieder. »Ach!« rief ſie zitternd, »das iſt Swend's Helm!«

»Ja,« ſprach der alte Ritter, »das iſt Swend's Helm! das Blut, das an dieſem Federbuſch klebt, iſt das Blut meines Königs. Dieſer Helm koſtet mich mein Leben, ich habe ehrlich um ihn gekämpft. Das iſt alles, was ich euch zurückbringen konnte. — Siehſt du hier, wo die Beule iſt? da ſchlug ihn ein gottloſer Bube von hinten — pfui! von hinten.« —

Ildegerte ward ohnmächtig. »Laß ab! laß ab!« riefen die Weiber und umgaben die Unglückliche. Der alte Ritter ließ ſich einen Seſſel reichen, legte den Helm vor ſich nieder, betrachtete ihn mit gefaltenen Händen, und ohne auf das Gewinſel um ihn her zu achten, fuhr er in ſeiner Rede fort: ja von hinten haben ſie dich gemeuchelmordet! du warſt ein tapferer Jüngling! noch ſehe ich dieſen Federbuſch, wie er im dickſten Gedränge vor uns herwallte, wie die muthwilligen Winde hoch in der Luft mit ihm ihr Spiel trieben. Nun hat dein Blut ihn durchnäßt, und er hängt ſchlaff herab. Sie ſchreit um Rache, die ehrvergeſſene That; aber vergebens ſucht dein abgeſchiedener Geiſt einen Rächer. Uffo fiel mit ſeiner Schar; Tott, der Greis, vergoß ſein Blut, das nur noch Vaterlandsliebe erwärmte. Alle die tapfern unſers Volks hat das freſſende

Schwert erwürgt. Nur mir friſtete Odin um wenig Stunden das Leben, zu ſichern die köſtliche Beute, und aufzufordern einen Bluträcher, der in dieſe kalte Hand mir ſchwöre — mir ſchwöre den fürchterlichſten Eid! daß ich ihn weihe zur Blutrache durch dieſen Helm, und den Schwur mit mir hinübernehme nach Walhalla, und mit dem erſten ritterlichen Händedruck ihn Swend überliefere. — Meine Kraft erliſcht, mein Auge bricht — herbei! herbei, Bluträcher! ehe ich ſterbe.»

Er ſah rings um ſich her. Ildegerte hatte ſich ermannt. Klagend hub der alte Ritter von neuem an: »hat der Engel des Todes nicht Einen verſchont? nicht einen Jüngling, wäre er auch kaum der Ruthe entwachſen, daß dieſe erkaltende Hand noch einmal das blutige Schwert zücke und zum Ritter ihn ſchlage. — Herbei! herbei, Bluträcher! ehe ich ſterbe.»

Ildegerte (mit heftiger Bewegung ſeine Knie umfaſſend):

»Weihe mich, ehrwürdiger Greis! weihe mich zum Bluträcher! (ſie ſchleudert ihren Helm von ſich) mir — mir Swend's Helm! daß er auf meinem Haupte werde ein Schrecken der Feinde! daß bei ſeinem Anblick das Blut in Ranfried's Adern erſtarre! daß mein Schwert es wieder flüſſig mache, und ich das Blut meines Königs mit dem ſeinigen von dieſem erſchlafften Federbuſch abwaſche!»

Der alte Ritter. Iſt es ſo weit mit Norwegen gekommen, daß nur noch der ohnmächtige Arm eines Wei-

des für Freiheit, Ehre und Vaterland ficht? — Vater der Götter! haſt du nur darum meine Tage gefriſtet, nur darum dies erloſchene Auge offen erhalten, daß es ſehe, wie der Stürm den Baum aus der Wurzel reißt, unter deſſen Schatten ich achtzig Jahre ruhte, an deſſen Zweige ich manchen erkämpften Lorbeer aufhing? Ich habe nur geweint auf dem Arm meiner Mutter, es waren kindiſche Thränen — und heute muß ich alter Mann dies graue Haar mit Thränen der Verzweiflung netzen! — Bringt mich hinab in's Freie, und laßt mich ſterben! —

Ildegerte. Bleib'! ich beſchwöre dich bei deiner ritterlichen Ehre! — du verachteſt das kühne Mädchen, und ſpotteſt des ohnmächtigen Weiberarms! wiſſe, Greis! das Weib, das Swend zu ſeiner Gemahlin erkor, iſt nicht unwerth, ſein Bluträcher zu werden. Hat der Fittig des Todes noch nicht dein Auge beſchattet, ſo lies dieſen Brief. Ich bin deine Königin — deine Königin umfaßt deine Knie, und fleht mit heißen Thränen: weihe mich! weihe mich zum Bluträcher meines Gemahls!

Der alte Ritter nahm mit zitternder Hand das Blatt, ſein gebrochenes Auge durchlief mühſam Zeile um Zeile, und verweilte endlich nachdenkend auf dem Worte Gatte. „So ſei es denn!" rief er bewegt; ich erkenne dich ſterbend für meine Königin. Schaudere nicht für dieſer kalten Lippe, küſſe mich, daß ich deinen Kuß mit mir hinüber nehme in den Ort der Freude, wo Swend im Vorhof der Krieger unter Odin's vergoldeten Schilden wandelt."

Ildegerte drückte ihren glühenden Mund auf die blassen Lippen des sterbenden Kriegers: »bringe diesen Kuß meinem Gemahl, und mit ihm den feierlichen Schwur zu rächen seinen Tod, oder zu sterben seiner Liebe würdig.

Der alte Ritter. So schwöre mir!

Ildegerte. Ich schwöre.

Der alte Ritter (entblößt sein Schwert). Lege deine Hand auf dieses Schwert. Gottes Auge sieht uns! Sprich mir nach den Eid. Gottes Ohr hört uns! — »Ich schwöre zu rächen mit Feuer und Schwert den Tod Swend's, des Königs der Norweger. In meinen Gebeinen vertrockne das Mark! die Hand verdorre, die eher das Schwert sinken läßt, ehe die Blutrache vollbracht wurde. Ich schwöre zu verfolgen mit Feuer und Schwert, Ranfried, den Mörder meines Gemahls! und wenn ich diesen Schwur breche, so werde mein Name ein Spott der Säuglinge, ein lustiges Ammenmährchen. Kein Hügel decke mein Gebein! keine Thräne wasche meinen Leichnam! unbegraben liege er ein Raub der Geier, und jeder Biedermann gehe mit einem Fluch vorüber! Verflucht sei die Stunde meiner Geburt! verflucht sei die Stunde meines Todes! Fluch über die Gebeine meines Vaters! Fluch über die Gebeine meiner Mutter! den Namen Ildegerte lese die Nachwelt an einer Schandsäule, als den Namen einer unehrlichen Jungfrau! Mir fluche Odin, der Vater der Götter, und stürze mich hinab in die Qualen Niflheimur's! Er zeige mir das Bild

meines ermordeten Gemahls in tauſendfachen Geſtalten, daß es tauſendfach mich tödte! und dieſer Schwur bleibe kräftig, wenn auch von hundert Sühnopfern die Altäre rauchten! er bleibe kräftig, wenn auch gleich ein Prieſter zu mir ſpräche: gehe hin, deine Schuld iſt dir vergeben!"

So ſchwur Ildegerte. Die umherſtehenden Jungfrauen bebten mit offenem Munde, und ſtarrten ihr, Bildſäulen gleich, in's glühende Antlitz.

Der alte Ritter (ſein Schwert von ſich werfend, und mit beiden Händen Swend's Helm ergreifend). So wecke dich der Anblick dieſes Helms mit jedem Morgen zur Erneuerung deines Schwurs! Immer ſehe dein Auge das Blut, das an dieſem Federbuſch klebt, wenn auch ſchon längſt der Regen es abwuſch. Dieſe Beule, die des mörderiſchen Buben Streitkolbe ſchlug, drücke deinen Schädel, und werde nicht eher geebnet, bis Ranfried's qualenvoller Tod den ſchändlichen Mord büßte. Verſprichſt du mir das?

Ildegerte. Ich verſpreche es.

Der alte Ritter. So nimm hin das Kleinod, das ich mit meinem Blute erkämpfte. (Er ſetzt den Helm auf Ildegerten's Haupt.) Rüſte dich und beſteige dein Roß, du biſt geweiht zum Bluträcher. — Mein Auge wird dunkel, meine Kraft verliſcht. — Ich danke dir, Odin! nicht vergebens gebotest du der Sichel des Todes, den ſchwachen Faden meines Lebens nun erſt abzuſchneiden, und ihn anzuknüpfen an jene frohe Ewigkeit. — Meine letzte

Stunde naht — mein Tagewerk iſt vollbracht — bringt mich hinab in's Freie, daß ich ſterbe im Angeſicht der Sonne. — — Kraftlos lehnte er ſich auf ſeine Knappen, ſie trugen ihn hinab in's Freie und er ſtarb im Angeſicht der Sonne.

Den Mann ſchuf die Natur, ein Mittelding auf der Leiter der Vollkommenheit; nie erklettert er die höchſte Sproſſe, nie ſinkt er bis zur letzten herab; er iſt nie ganz ſo ſchlecht und nie ganz ſo gut als das Weib. Nicht von euch rede ich, ihr plappernden Geſchöpfe! von denen Plato zweifelt, ob er ſie zu den Menſchen zählen ſollte; euch meine ich, ihr ausgebildeten Seelen, um derer willen Leſſing der Natur den Vorwurf macht: ſie habe ſich im Thon vergriffen. Seid ihr gut, ſo ſteht ihr zwiſchen dem Mann und dem Engel; ſeid ihr ſchlecht, ſo ſteht ihr zwiſchen dem Mann und dem Teufel!

Noch nie hatte Heldenmuth ſo feurig in der Bruſt eines Mannes geglüht, Ildegerte fühlte ſich ein neues Weſen, unnennbare Kraft war über ſie ausgegoſſen, die Rache hatte der Liebe das Weibiſche genommen, die Liebe würzte die Rache. »Ihr ſeid Zeugen,« rief ſie, als der alte Ritter den Saal verlaſſen hatte, »ihr ſeid Zeugen, daß ich geweiht wurde zum Bluträcher! noch heute ziehe ich hin meinem Verhängniß entgegen. Ich habe Niemanden, der mich begleitet, als Gott und die gerechte Sache; ich habe Niemanden, der mich ſchützt, als dieſen Helm und mein

gutes Schwert. Gefallen ſind ſie, die muthigen Krieger Norwegens, kein ſtolzes Heer wird meinem Fußtritt folgen. — Ihr Gefährtinnen meiner Freuden! iſt eine unter euch, die auch meinen Kummer getheilt hat, die auch meine Rache theilen will; ſo komme ſie an dieſen ſchweſterlichen Buſen, daß ich ſie feſt an mein klopfendes Herz drücke, und ihr die Glut einhauche, die mich verzehrt.“ (Traurig umherblickend.) »Iſt keine unter euch?“

»Wir alle! wir alle wollen mit dir ziehen!“ riefen die Jungfrauen vereint, ergriffen von der liebenswürdigen Schwärmerei, die wie ein elektriſcher Schlag das reizbare Weiberherz traf. Sie umringten Ildegerten: »Sei unſer Feldherr! unſere Königin! weihe uns durch deinen Kuß zu Dienern der Rache!“ Ildegerte umarmte ſie alle, und huſch! flog eine nach der andern in ihre einſame Zelle, hing Leier und Harfe an die Wand, warf Sticknadel und Spindel auf den Boden und eilte ihre Waffen zu putzen. Der kriegeriſche Enthuſiasmus blieb nicht in den Ringmauern der Burg, er durchtönte den Hain, er kam mit beflügelten Schritten zur nahen Stadt, wo noch ſo manches Weib über der Aſche ihres Gatten, ſo manche Mutter über den Gebeinen ihres Sohnes weinte. Alle trockneten die Thränen, entriſſen den geliebten Erſchlagenen Helm, Panzer und Schwert, und wapneten ſich zu fechten unter Ildegerten's Fahnen. Schnell wie der Wind eilte der Ruf tiefer in's Land, aus Süden und Norden, aus Oſten und Weſten ſtürzten die Weiber in Scharen

herbei, und ehe noch der Abendthau sich mit dem Blute der Erschlagenen mischte, stand Ildegerte an der Spitze von sechstausend Amazonen, welche auf einer weiten Ebene versammelt, unter dem Gewölbe des Himmels ihr den fürchterlichsten Eid schwuren, zu rächen den Tod ihrer Gatten, ihrer Söhne, ihrer Brüder. So brachen sie auf im Schatten der Nacht, das Gestirn des Orions war ihr Führer.

Am andern Morgen lagerte sich das kleine Heer am Fuße eines Hügels, und siehe, es sammelten sich zu seinen Fahnen die Flüchtlinge, die der Schlacht entronnen waren, zwölftausend an der Zahl. Von der Spitze des Hügels überschaute das kühne Mädchen mit denkendem Ernst das kriegerische Gewühl unter ihren Füßen. »Das ist die letzte Kraft des entnervten Vaterlandes!" so sprach sie zu sich selbst, »wehe ihm! wenn diese Tausende sein Schlachtopfer werden. Und das müssen sie, wenn nicht der Arm eines Gottes für uns ficht. Ein übermüthiges Heer, das den Kern der norwegischen Ritterschaft besiegte, zertritt diese kleine, ungeübte Schar wie ein Bär den Ameisenhaufen. — Ich lache des Todes, ich habe mich ihm geweiht, und jeder meiner Getreuen wird lieber frei sich in seine kalten Arme stürzen, als die schändlichen Fesseln des Tirannen tragen. Aber was soll aus den unschuldigen Kindern werden, die wir sorglos spielend auf der Straße zurückließen? sollen unsere Greise in Ketten zum Grabe wanken und unsere Nachkommenschaft aufwachsen unter dem eisernen Joche?" —

Schwermüthig sank ihr Haupt auf die Brust, vor ihrer Fantasie schwebten die Bilder einer schaudervollen Zukunft. — Doch plötzlich fuhr ein Lichtstrahl durch ihre Seele. Theodorich, der König der Dänen, Thora's Schwestersohn, war nach Swend's Tode der nächste Erbe der norwegischen Krone. Ihn malte der hundertzüngige Ruf mit schimmernden Farben, gab ihm Schönheit, Gerechtigkeit und Tapferkeit. »Thora's Blut,« so rief ein jeder Fremdling, der nur wenig Tage an seinem Hofe verweilte, »Thora's Blut wallt in den Adern dieses jungen Helden.«

Ildegerte entschloß sich schnell, sandte Eilboten an Theodorich und ließ ihm kund thun: »König Swend, dein Vetter, ist nicht mehr. Ranfried's bübische Hand hat ihn ermordet. Alle die Edlen Norwegens sind gefallen. Nur noch ein Weib steht an der Spitze von Weibern und Flüchtlingen, zu rächen ihr verwüstetes Vaterland und den Tod seines Beherrschers. Sammle deine Krieger, laß aufsitzen deine Lehensmänner, eile, eile! ein Land zu vertheidigen, das dich nunmehr als seinen König erkennt.«

Auf flüchtigen Rossen flogen die Boten der Grenze von Dänemark zu, indeß Ildegerte mit ihrem Heere dem sichern Feinde sich nahte, der, auf dem platten Lande zerstreut, die Felder verheerte, die Häuser plünderte und Kinder und Greise ermordete. Spöttisch lächelnd empfing Ranfried die erste Botschaft von der Annäherung der kühnen Amazonen. Mit einem Blick, wie der Blick des

Teufels, wenn er den Frommen sündigen sieht, hörte er, daß Ildegerte selbst an der Spitze dieses Haufens zu fechten heranrücke. »Wohl mir!« rief er mit einem Schalkslachen, »der Vogel hüpft selbst in den Käfig. Willkommen! willkommen, schöne Braut! Umsonst eilst du mir drohend entgegen; ich zog mein Schwert für dich, aber nicht über dich. Unter Waffengeklirr will ich dich in meine Kammer führen, mit wollüstiger Hand den Panzer lösen, mich weiden an deinem jungfräulichen Sträuben, mich einwühlen in die volle Brust, die nicht geschaffen ward, um in einen Harnisch gekerkert zu werden.« So wiegte er sich auf sammtenen Polstern mit geilen Bildern, und — weil Ildegerten's Besitz noch außer den Grenzen seiner Gewalt lag — ließ er die erste beste Dirne kommen und warf sich in ihren Arm.

Nicht lange, so kehrten die zerstreuten Haufen, die plündernd und mordend den Krieg wider Kinder und Greise führten, erschrocken in's Lager zurück. Ergriffen hatten die ausgesandten Scharen Ildegerten's einen Theil der berauschten Räuber, die übrigen waren entflohen, zu melden des Feindes Ankunft. »So bist du mir schon so nahe?« rief Ranfried mit tückischer Freude, »wahrlich! dir gelüstet nach der Umarmung eines Königs. Doch ehe ich mit dem Schwerte in der Hand die Braut heimführe, laß uns noch einmal versuchen die künstlich geschmiedeten Waffen, vor denen die Wuth der Weiber schmilzt wie Frühlingsschnee, wenn die Sonne des Maimonds ihn

aufleckt — die Waffen der Schmeichelei.“ Er ſprach es, ergriff den Kiel, und bot ſein bischen Gehirn, vertrocknet durch Uebermaß der Wolluſt, zu folgendem Briefe auf:

Ranfried, König der Schweden und Norweger, an die tapfere Ildegerte.

Ich bin nicht gekommen, wider dich zu fechten, ich bin gekommen, dein Sklave zu werden. Wirf von dir die drohende Rüſtung, der Sieg war längſt ſchon dein. Seit jener mondhellen Nacht, als mißverſtandener Scherz uns entzweite, trägt Ranfried das Bild deiner Schönheit überall mit ſich umher. Für dich zog er das Schwert, für dich opferte er tauſende, für dich ſetzte er ſein eigenes Leben auf's Spiel. Und du wollteſt kämpfen gegen den, der ſeine Lorbeern zu deinen Füßen legt? Edler wäre es, einem Ueberwundenen, der ſchon lange deine Feſſeln trug, großmüthig die Hand zu reichen. — Wie, oder wähnſt du, liebenswürdiger Trotzkopf! weil deine Weiber zuweilen mit Lanzen ſpielten, ſie werden es wagen zu kämpfen gegen den Arm meiner ſiegreichen Ritter, durch den Kott und Uffo fielen? — Entſchlage dich der romantiſchen Grille! ich biete dir Frieden und mein Herz. Laß nicht weiter vorrücken deine reizenden Scharen, mir geziemt es, zu dir zu kommen; mir, der ich entſchloſſen bin, dich zu beſitzen als Freundin oder Feindin.

Unter einem offenen Zelte, ſtolz auf ihre Lanze gelehnt, empfing Ildegerte den Herold, der dieſen Brief ihr

brachte. »Verdanke es dem Völkerrecht!« ſprach ſie mit hoher Miene, nachdem ſie das Blatt durchlaufen, »daß ich nicht räche am Boten die Unverſchämtheit deſſen, der ihn ſandte. — Man bringe einen Sack herbei, werfe einen ſchäbigen Hund hinein, und überliefere ihn dieſem Manne. — Wenn du dann ſtehſt vor deinem Herrn, und den Sack ausſchüttelſt, und der ſchäbige Hund herausläuft, ſo ſprich: das iſt Ildegerten's Antwort, und zugleich ihr Brautgeſchenk *).« Mit dieſen Worten wandte ſie dem zitternden Boten den Rücken und ging, ihre Getreuen auf die entſcheidende Stunde vorzubereiten.

»Ha! noch nicht gedemüthigt!« ſchrie Ranfried knirſchend, »noch immer den ſtolzen Hohn, mit dem du mir einſt den Raub der Sandalen vorrückteſt? — So werde dann ein Opfer deines Trotzes! Lebendig will ich dich fangen, und meine Knechte ſollen dich ſchänden!« Der Abend brach herein. Ranfried ſandte einen zweiten Herold in's Lager:

---

*) Ich zweifle nicht, daß manche verfeinerte Deutſche an dieſem ekelhaften Geſchenke Ildegerten's Anſtoß nehmen wird. Aber ſie verſetze ſich zurück in jene rohen Jahrhunderte, wo Wildheit zur Tugend erhoben, und zartes Gefühl Weichlichkeit geſcholten wurde. Die Ueberſendung eines ſchäbigen Hundes kommt öfter in der alten Geſchichte vor, und war oft nur kindiſcher Trotz. Der Leſer denke ſich in den Geiſt jener Nationen, ſo wird Ildegerte in ſeinen Augen nichts verlieren.

»Morgen,« ſo klang ſeine Botſchaft, »morgen ſoll die aufgehende Sonne Zeuge meines Triumphes werden! Rüſte dich, Weib! und ſprich Muth ein deinen Weibern! Morgen will ich meine Troßbuben gegen dich ausſenden, die deinen tollkühnen Haufen an die Schweife ihrer Pferde binden, und ſo zu mir herüberſchleppen ſollen.«

Ein Lächeln war Ildegerten's Antwort, ein erzwungenes Lächeln auf ihrer Wange, und traurige Ahnungen der Zukunft in ihrer Seele. Sie konnte ſich's nicht verhehlen, daß ihr kleiner Haufe zu ſchwach ſei, gegen einen dreimal ſtärkeren Feind zu kämpfen, und daß Muth und Tapferkeit einer zuſammengelaufenen Schar, Geſchicklichkeit und Kriegszucht nicht erſetze. Zwar haben ſich ihre Amazonen dem Tode geweiht, und ſie ſelbſt findet Süßigkeit in dem Gedanken, für den zu ſterben, der für ſie ſtarb; nicht der Tod iſt es, vor dem ſie zittert: aber hinüber zu gehen nach Walhalla, wo vielleicht der alte Ritter ihr in den Weg tritt, fragend: Haſt du deinen Schwur vollbracht? und ihm dann antworten zu müſſen: Nein! wenn auch eine offene Wunde in der Bruſt dieſes Nein entſchuldigt — das, nur das — »O Vater der Götter!« rief Ildegerte mit bethräntem Blick, »dieſer Abend iſt vielleicht der letzte meines Lebens! ſoll die morgende Schlacht über die Sklaverei meines Vaterlandes auf immer entſcheiden; o ſo laß zum mindeſten im Getümmel des Kampfes mich finden den Wütherich, der meinem Gatten das Leben ſtahl; daß mein Arm ſuche den Weg zu ſeinem

verruchten Herzen! laß uns zuſammen fallen! ſtürze ihn nicht hinab in das ewige Dunkel Niflheimur's! gönne ihm nicht den kleinen Troſt, in Geſellſchaft vieler Tauſende zu leiden. — Nimm ihn hinüber zu dir nach Walhalla, wo er allein der Leidende iſt; daß er im Glück derer, die er verfolgte, in den Freuden derer, die er ermordete, das höchſte Maß der Qualen empfinde." So betete Ildegerte, in deren Herzen der Durſt nach Rache erſtickt hatte die mildern Gefühle der weiblichen Sanftmuth. Schon flimmerten die Sterne am Himmel, da ſandte Ildegerte von Zelt zu Zelt: »Thut euch gütlich," ſprachen ihre Boten, »laßt herumgehen den Becher der Freude, und ruhet im Arm des Schlafes bis zur kommenden Morgenſonne. Dann rüſtet euch, betet zu Gott, und rückt heraus auf die Ebene, denn Morgen iſt der entſcheidende Tag." Die Völker vernahmen's, füllten das Trinkhorn und tranken ſich's muthig zu, auf Wiederſehen in Walhalla. Ildegerte beſtieg indeſſen den Hügel, ſchaurig vom Strahl des Mondes beleuchtet, ließ aufrichten einen kleinen Altar, und opferte dem Gott der Schlachten. Da trat zu ihr Helga, eine ihrer liebſten Geſpielinnen.

»Vergönne mir," ſprach ſie mit ſchweſterlicher Liebe, »dir unverborgen zu halten meine Zweifel und meine Ahnungen. Du haſt nicht weiſe gehandelt, da du Ranfried's Boten ſo ſchimpflich ziehen ließeſt."

Ildegerte. Und was hätte Helga an meiner Stelle gethan?

Helga. Du haſt Boten geſandt an Theodorich, König der Dänen. Man rühmt dieſen jungen Helden, doch unſere Rache iſt nicht ſeine Rache, unſere Ungeduld nicht die ſeinige. Aber geſetzt, er willigt in dein Begehren; angenommen, daß die Ausſicht eines leeren Thrones ihn reizt, und daß er ſich rüſtet, eine zweite Krone zu holen, wenn die erſte ihn nicht ſchon genug drückt; — was erwarteſt du von ſeiner Hilfe? die entſcheidende Stunde rückt heran. Bete zu Odin, daß er Theodorich's Heere Flügel gebe. Wir ſiegen ohne ihn, oder wir ſterben ohne ihn, der König der Dänen kömmt immer zu ſpät.

Ildegerte. Und was folgerſt du aus dem allen?

Helga. Daß Ildegerte beſſer gethan hätte, die männlichen Waffen auf einige Tage wegzuwerfen, und ſich der angebornen Waffen unſeres Geſchlechtes zu bedienen; Liſt und Verſchlagenheit! — Ranfried's Boten einige Tage mit Verſprechungen getäuſcht — und dann eine zweideutige Antwort — ein Strahl der Hoffnung — Zeit gewonnen, Alles gewonnen!

Ildegerte. Pfui! du haſt Recht; aber für den Mörder ihres Gemahls hat Ildegerte nur einen Dolch. Ranfried in dem Wahne zu laſſen — wäre es auch nur der Wahn eines Augenblickes — als ſei mein Ohr offen für ſeine niederträchtigen Bewerbungen; wäre Bruch meines Schwurs, wäre Hochverrath am Schatten unſeres Königs. — Nein! ſprich mir nicht mehr davon! Laß uns der Ehre treu bleiben und ſterben.

Helga. Ich bewundere deinen Muth, aber nicht deine Politik.

Ildegerte. Wie du willst. Als Freundin habe ich deine Einwürfe gehört und beantwortet; als Feldherr gebiete ich dir, zu schweigen. — Die Morgendämmerung bricht an, unsere Augenblicke sind gezählt, gehe, laß mich beten! Erklettere dort die Spitze des Hügels, beobachte das feindliche Lager, und merkst du, daß es rege darin wird; so ruf mir zu, daß wir hinabsteigen und die unserigen wecken. — Helga ging, Ildegerte opferte und betete. Der Saum der östlichen Wolke vergoldete sich. »Helga, siehst du nichts?"

Helga. Noch liegen in Todesstille die Felder ringsumher. Ich höre nur das Zwitschern der frühen Lerche.

Ildegerte betete brünstig, der Rauch ihres Opfers stieg empor, der äußerste Rand der Sonnenscheibe erschien am östlichen Horizont. »Helga, siehst du nichts?"

Helga. Ich sehe einzelne Männer im feindlichen Lager zerstreut. Sie führen die Rosse zur Tränke.

Ildegerte. Bald, bald wird es Zeit sein — Sie hob ihre Augen und Hände gegen Himmel, und betete laut und mit Inbrunst. Die Sonne stieg majestätisch herauf. »Helga, siehst du nichts?"

Helga. Ich sehe fernher in Westen eine dicke Wolke von Staub. Ich sehe Speere blinken so weit mein Auge reicht.

Ildegerte. In Westen? trügt dich deine Fantasie?

Helga. Komm ſelbſt und ſchaue. — Ildegerte ſtieg hinauf, da wimmelte vor ihren Blicken ein zahlloſes Heer, die Sonne warf ihre Strahlen auf die blanken Helme, ſchon ſchlug an ihr Ohr das Wiehern der Roſſe und das Geklirre der Waffen.

Ildegerte. Gott! wir ſind verrathen! die Steine hat Odin zum Leben erweckt, um unſer elendes Vaterland zu unterjochen.

Helga. Siehe, ſiehe! wie ſie ſich ausbreiten. Der Wald ſcheint zu leben, immer neue Scharen brechen hervor.

Ildegerte. Hinab! hinab! Donnere auf unſere Krieger! laß uns nicht ſterben ohne das Schwert in der Fauſt.

Sie eilten den Hügel herunter, da keuchten ihnen entgegen die ausgeſandten Boten, die Dänemarks Hilfe ſuchten. »Woher? woher ſo ſchleunig? iſt noch nicht genug des Jammers! was verkündet dieſe athemloſe Eile? wer ſind die zahlloſen Scharen, die aus Weſten heraufziehen?"

Die Boten. Das iſt der König der Dänen, er kömmt, unſer Befreier! unſer Rächer! er ſteht an der Spitze von dreißigtauſend verſuchten Kriegern, ſo fanden wir ihn eine Tagreiſe jenſeit des Waldes. Schon längſt hatte der Ruf ihm verkündet die Gefahr, in welcher dieſes Reich ſchwebt; doch war der Tod unſeres Königs ihm eine unwillkommene Nachricht, die Thränen in's Auge ihm lockte. Er iſt ein freundlicher Fürſt und hat ein ritter-

lich Anſehen. Er entbietet Euch ſeinen Gruß, ihn verlange, ſprach er, Euch kennen zu lernen. Ihr ſollt ſogleich das Heer in die Waffen rufen, und Euch halten linker Hand, indeß er rechter Hand am Fluſſe hinabzieht. Dann ſollt Ihr horchen auf den erſten Trompetenſtoß, ſo iſt es ein Zeichen, daß Theodorich's Heer den Fluß durchwadet, der zweite Trompetenſtoß ſoll Euch verkünden den glücklichen Uebergang des Heeres, und beim dritten fallt Ihr dem Feinde links und rechts in die Flanken. Gott verleihe Sieg Euren Waffen! — Sie beugten ſich zur Erde, und hüpften munter den Hügel hinab, zu verbreiten die frohe Mähr, und mit ihr neuen Muth von Zelt zu Zelt. O welch ein lauter Jubel erfüllte das ganze Lager! die Boten wurden umringt, auf Händen emporgetragen, Theodorich ward geſegnet; es lockte das Freudengeſchrei den Feind heraus auf die Ebene; da ſah er mit ſtummer Beſtürzung das Blinken der zahlloſen Speere, das Flimmern der Sonnenſtrahlen in hellpolirten Waffen. Ildegerte ſtand lange unbeweglich und ſah mit gefalteten Händen, und einer dankbaren Thräne im himmelblauen Auge, hinauf zum Sitz der Götter. Dann warf ſie ſich in Helga's Arm: »Siehſt du, liebe Helga, Odin iſt gerecht! Sein Donner ſcheint zu ſchlummern, doch plötzlich weckt den Frevler das ſtrafende Verhängniß — die Stunde der Rache iſt da!«

Sie ſprach's und eilte hinab. Das fröhlich wimmelnde Heer empfing ſie mit lautem Zuruf; ſchon ſaßen alle zu Pferde, auf ihren Geſichtern verbreitet ein mächtiges Ver-

trauen, begierig verlangend nach dem dritten Trompetenstoß, der zum Angriff sie rufen soll. Ildegerte an ihrer Spitze, führte linker Hand, wie Theodorich geboten, ihre muthigen Scharen, die singend ihr folgten, als ging es zu Kurzweil und Spiel. Unfern von Ranfried's Lager ließ Ildegerte halten, und hörte mit Entzücken den ersten Trompetenstoß.

Indessen tobte wüthend der Tirann von Zelt zu Zelt. Umsonst! gefallen war der Muth der Räuberscharen, zitternd faßte ein Jeder, statt nach dem Schwert zu greifen, die geraubte Beute, und sah mit ängstlichen Blicken schon nach der Flucht sich um. In dieser gefährlichen Lage und der Verzweiflung nahe, sandte Ranfried einen Herold an Theodorich, König der Dänen: warum kommst du, mich anzugreifen? der ich mit dir in Frieden lebe. Laß deine Scharen zu den meinigen stoßen, daß wir sie alle vertilgen, die kühnen Weiber, der Spindel entlaufen. Dann wollen wir brüderlich theilen das Erbe Norwegens, von meiner tapfern Faust erobert.

»Geh', sage deinem Herrn," so klang Theodorich's Antwort, »er soll mit Gott sich versöhnen, denn gekommen ist seine letzte Stunde. Norwegen ist mein ererbtes Reich, ich theile es mit keinem Räuber."

Der Herold meldete treulich, was ihm befohlen war, und Ildegerte hörte den zweiten Trompetenstoß. Da breitete über den Tirannen die Verzweiflung ihren schwarzen Fittig aus. Es schlichen seine Wachen sich einzeln vom

Throne hinweg, und er, an deſſen Winke noch geſtern das Leben von tauſenden hing — blieb allein. »So iſt es denn beſchloſſen!" ſchrie er fürchterlich grinſend, »es bleiben unvollendet alle meine ſtolzen Entwürfe. Ha! ſo ſoll zum mindeſten mein Tod mich unterſcheiden von dem gemeinen Haufen jener feigen Flüchtlinge. Bleich ſoll die Nachwelt zittern, wenn ſie ſtaunend hört, wie einſt Ranfried fiel. Herbei ihr Geiſter der Hölle! umnebelt meine Sinne, daß ich tollkühn in die Schwerter mich ſtürze, und ſuche das übermüthige Weib, das den Lorbeer des Sieges mir vom Haupte riß. — Wie iſt mir! was wühlt in meinen Gebeinen! — Ha! ihr peinigt mich umſonſt, ihr nie gekannten Regungen, die der Knecht Gewiſſensbiſſe nennt. Umſonſt ſchreiet um Rache das Blut derer, die mein Schwert mordete. Phantom, das man Tugend nennt! ich ſterbe ohne dich zu kennen! — Vergebens foltert mich die blutige Rückerinnerung meiner Thaten! O wie elend iſt man, wenn man es durch das Laſter geworden! mein Herz iſt mein Mitſchuldiger und mein Henker! Aber ich will nicht fühlen, daß ich elend bin; meine Hoffnung iſt der Tod, meine Qual iſt das Leben! — Ich fluche dir, Odin! ich haſſe die Menſchen und mich! fort! fort in den Tod! hinab zur Hölle!" — So ſtürzte er heraus, und ſah die Hälfte des fliehenden Heeres ſchon weit entfernt.

»Da laufen die Schurken! iſt denn keiner, der mit ſeinem König ſterben will?" Er ſah ringsumher, da fiel ſein Blick auf einen alten Ritter, der den Stamm einer

abgehauenen Eiche nachdenkend betrachtete. Es war, der nämliche, der Swend's Mörder niederstieß, und mit dem letzten Trunk Waſſer des ſterbenden Jünglings lechzende Zunge labte.

Ranfried. Biſt du noch hier? was machſt du hier?

Der Ritter. Ich beſehe dieſen abgehauenen Baum.

Ranfried. Iſt er denn ſo merkwürdig, daß du d'rüber deiner eigenen Sicherheit vergiſſeſt?

Der Ritter. Er iſt ſehr merkwürdig. Noch geſtern höhnten ſeine Wipfel den Sturmwind.

Ranfried. Ich verſtehe dich — aber auch fallend wird Ranfried ſich gleich bleiben. Geh', lauf! und laß mich allein!

Der Ritter. Ich laufe nicht.

Ranfried. Du ſiehſt, wir ſind verlaſſen.

Der Ritter. Ich bin nicht verlaſſen.

Ranfried. Worauf hoffſt du noch?

Der Ritter. Auf Gott und meinen Arm.

Ranfried (erſchüttert). Auf Gott?

Der alte Ritter (mit einem muthigen Blick gegen Himmel). Ja, auf Gott!

Ranfried (ſich faſſend). Und deinen Arm? ein einzelner Arm gegen zwei Heere?

Der Ritter. Ich weiß zu ſterben.

Ranfried. Auch ich! ich will die ſchreckliche Stunde nicht erleben, die meinen Ruhm zertrümmert; ich will es nicht erleben, daß man lebendig mich fange und in ſchimpf-

liche Ketten geſchmiedet vor den Thron eines Weibes mich ſchleppe. (Er zieht ſein Schwert). Da, nimm! erfülle den letzten Befehl deines Königs! durchbohre mich!

Der Ritter. Nimmermehr!

Ranfried. Von Freundes und Ritters Händen will ich ſterben. Nimm! ſtoß zu!

Der Ritter. Da ſei Gott für! daß ich meine alten Hände mit dem Blute meines Königs beflecken ſollte. So weit iſt es noch nicht mit uns gekommen! Laß immerhin fliehen die Miethlinge, die beſſere Hälfte deines Heeres ſteht noch unbeweglich. Und iſt ſie auch an der Zahl dem Feinde nicht gewachſen, ſo iſt doch noch mancher biederer Ritter darunter. Fort, Herr! zeige dich muthig an ihrer Spitze, und wenn du ſterben mußt, ſo ſtirb kämpfend, wie es einem Ritter ziemt.

Ranfried. Wohlan, folge mir! Jeden Tropfen meines Blutes will ich gegen Ströme verkaufen, und wenn Odin mir diesmal Sieg verleiht, will ich einen Tempel bauen, und laut bekennen: Es iſt ein Gott!

Haſtig beſtieg er ſein Roß und eilte zu ſammeln die zerſtreuten Scharen, die Feigheit und Schrecken ihm übrig ließen. Indeß ertönte zum dritten Male der Schall der kriegeriſchen Trompete, Ildegerte vernahm es mit klopfendem Herzen, ſchwang muthig das Schwert und ſtürzte an der Spitze ihrer Amazonen in die feindlichen Geſchwader. Im nämlichen Augenblick drangen jenſeits gleich einem dicken Wald Theodorich's Lanzen herein. An ihrer Spitze

fochten mit loderndem Jünglingsfeuer Theodorich, der König, und Prinz Harald, sein Liebling. Eine Wolke von Pfeilen verfinsterte die Sonne, vor dem Kriegsgeschrei verstummte der nahe Wasserfall. Umsonst kämpfte Ranfried verzweifelnd, und that Wunder der Tapferkeit. Immer größer ward der Haufe der Erschlagenen um ihn her, immer neue Scharen rissen sich von ihm los, und erbettelten fliehend ihr Leben. »Es ist aus!" rief der Tirann, »ich bin am Ziel meiner Laufbahn. Ihr Götter der Hölle! euch weih' ich mich sterbend! zu Hilfe! zu Hilfe! laßt mich finden das Weib, nach dessen Besitz ich einst schmachtete. Meine Liebe hat sich in Wuth verkehrt! Sie verschmäht das Bett eines Königs, sie sei mein Gefährte auf dem Bette des Todes!" wild rollte sein Auge umher, und suchte Ildegerten, Ildegerte suchte ihn, beide fanden sich bald. Ein unwillkürlicher Schauer durchbebte Ranfried's Glieder, als er auf Ildegerten's Haupte an dem gekrönten Löwen Swend's königlichen Helm erkannte. »Hat dich die Hölle zum Leben erweckt!" murmelte er zwischen den Zähnen, fassend sein breites Schwert, um mit Einem zerschmetternden Hiebe den Kampf zu enden. Ildegerte, ihm ungleich an Stärke, aber behender, als er, entwich dem drohenden Streiche, der Säbel glitschte hernieder an der glattpolirten Rüstung. Und als zum andern Male Ranfried den Arm hob, da spähte sie aus die Blöße zwischen dem Arm und dem Brustharnisch, kam dem Hiebe zuvor, und rannte bis an das Heft das Schwert

ihm in die Bruſt. Brüllend ſtürzte er nieder unter des Roſſes Füße, ſchwarze Ströme von Blut färbten ſeinen Harniſch, rieſelten auf den Boden, und das Gras verdorrte. Mit dem gräßlichſten Fluche gegen Ildegerten und einer Gotteslästerung auf der erſterbenden Zunge, ſpie er ſeinen Geiſt aus. Dieſer Kampf entſchied den Sieg und Norwegens Freiheit. Was fliehen konnte, floh, und wer keinen Weg zur Flucht mehr übrig ſah, der warf ſich auf die Knie, die Waffen von ſich ſchleudernd, um von der Großmuth des Ueberwinders ſein Leben zu erflehen. Nur jener Greis, von deſſen Händen Ranfried ſterben wollte, hatte ſich an den nämlichen abgehauenen Stamm gelehnt, der ihm vor wenig Stunden das Schickſal ſeines Königs weisſagte, und vertheidigte noch allein mit dem Säbel in der Fauſt ſein Leben gegen die immer wachſende Menge. Ihn ſah von Ferne Theodorich, ſprengte herbei und zerſtreute den Haufen der Seinigen, der ſchamlos gegen einen einzelnen Mann focht. »Ergib dich!« rief er dem faſt erſchöpften Alten zu, »blicke um dich! du biſt allein. Wie kommt jugendliche Tollkühnheit in die Bruſt eines Greiſes?«

Der Ritter. Eben weil ich ein Greis bin, junger Mann! wünſche ich den Verluſt dieſer Schlacht nicht zu überleben. Doch ich ergebe mich dir unter einer Bedingung.

Theodorich. Sprich! welche?

Der Ritter. Laß mir ausliefern den Leichnam meines Königs, daß ich hingehe in Frieden, und ihn ehrlich begrabe.

Theodorich. Liebteſt du deinen König?

Der Ritter. Er war mein König, ich that meine Pflicht.

Theodorich (gerührt). Deine Bitte ſei dir gewährt.

Der Ritter. Ich habe nichts gebeten. Ich habe nur von dir begehrt, was ich, wenn deine Leiche zu meinen Füßen läge, einem deiner Ritter nicht verſagen würde.

Theodorich. So ziehe hin in Frieden! (Er zieht ſeinen eiſernen Handſchuh aus.) Doch nicht eher, bis du den König der Dänen deines ritterlichen Handſchlages gewürdigt haſt.

Der Ritter (ſchüttelt ihm die Hand). Nun dank ich dir gern! und — junger Held! — nimm zur Belohnung den ehrlichen Rath eines Greiſes; laß dich deinen Sieg nicht übermüthig machen! Immer ſchwebe Ranfried's Beiſpiel vor deiner Seele, und achte höher als Harniſch und Bruſtwehr — die Liebe deines Volkes!

Theodorich. Das verſpreche ich dir, mein Vater. Sei der Erfüllung Zeuge, komm und folge mir an meinen Hof!

Der Ritter. Nein, ich habe ein Vaterland und zwei unmündige Enkel.

Theodorich. So laß mir zum mindeſten deine Freundſchaft hier.

Der Ritter. Die bleibt bei dir. — So trennten ſie ſich. Ranfried's Leichnam ward auf einen Wagen gelegt und langſam der Grenze ſeines Reiches zugeführt.

Kein Wehklagen füllte die Städte, durch welche er zog. der Sand, der seinen Grabhügel deckte, wurde von keiner Thräne benetzt.

Kaum hatte Ildegerte ihren Schwur als Bluträcher erfüllt; kaum sah ihr umher rollender Blick, daß dieser Tag ihr nichts mehr übrig ließ, als den Kranz des Sieges um ihre Schläfe zu winden; da entzog sie sich dem Schlachtgetümmel, eilte, nur von Helga begleitet, zurück in ihr Lager, bestieg den Hügel, der in der entwichenen Nacht von ihrem Opfer rauchte, und brachte Odin die Erstlinge ihres Dankes. Als sie nun ging, sich zu entwaffnen, da näherte sich Theodorich mit den Vornehmsten seines Hofes, unter ihnen Prinz Harald. Ehrerbietig stieg er vom Pferde und begrüßte Ildegerten mit diesen Worten: »Euch, tapfere Jungfrau, gebühret mein Dank und der Dank Eures Vaterlandes! Empfanget ihn im Angesicht des ganzen Heeres und vergönnet mir und meinem Gefolge zu schauen Euer Antlitz.« Ildegerte gegenredete bescheiden: »Mein Herr und mein König! Eurer Großmuth gefällt es, auf meine Rechnung zu setzen, was ich ohne Eure mächtige Hilfe nicht auszuführen vermochte. Ihr seid der Retter meines Vaterlandes, verstattet, daß Ildegerte die Erste sei, die Euch huldigt.« Sie öffnete das Visier, und ließ züchtiglich auf ein Knie sich nieder. — Es war reizend zu sehen, wie sie mit niedergeschlagenen Augen da kniete, welch ein sieghaftes Ansehen Swend's Helm ihr gab, unter dem sich einzelne Locken

hervorgestohlen hatten, wie nachlässigschön das schwarze Wehrgehänge mit goldenen Franzen über ihre Schulter herabwallte. Es war lustig zu sehen, wie Theodorich und sein Hofstaat ihr in's Gesicht gafften, der König beinahe des Wohlstandes vergaß, ihr eine zitternde Hand reichte, sie aufzuheben, und einige Silben stammelnd sie auf die Stirn küßte. Doch Ildegerte schien auch nicht mit halbem Auge den Eindruck zu bemerken, den ihr Anblick auf die Versammlung gemacht hatte; sie zog sich zurück in das Innere ihres Zeltes, um ihre Waffen gegen weibliche Kleidung zu vertauschen.

Wähnet nicht, betrogene Sterbliche! zu entfliehen jenen reizenden Gefahren, die so oft euch Glück und Ruhe kosten; es sind die Einzigen, vor welchen nicht Entfernung vieler Jahre, vieler Meilen schützt. Euer Feind ist euer Herz, und habt ihr nie gekämpft, so hattet ihr keinen Feind. In unserm Busen tragen wir alle einen mächtigen Zauberer, der aus Greisen Jünglinge und aus Bettlern Könige macht. O hätten wir nicht Liebe und Tod, was würde den Hoffärtigen erinnern, daß er ein Mensch ist wie wir? — Theodorich betrat sein Zelt, nicht wie er es verlassen hatte. Blühend dünkte ihm der Boden, auf dem er wandelte, schimmernd die Wände, die ihn umgaben, denn auf Boden und Wänden sah er nur Ildegerten's Gestalt. — Prinz Harald betrat sein Zelt, nicht wie er es verlassen hatte. Unbegreifliche Leere fand er

überall, seit das Herz ihm so voll war, so voll von Ildegerten's Bildniß. Es ist Zeit, mit einzelnen flüchtigen Zügen zu schildern den Charakter dieser beiden Fürstensöhne. Theodorich, jung und unerfahren, sein Herz jedem Eindruck offen, leicht zu hintergehen, leicht zu verführen, Gefühl für alles Gute und Schöne, aber oft auch nur äußern Prunk für gut und schön haltend, in jedem freundlichen, zuvorkommenden Lächeln einen Freund erblickend, dem er sich ohne Bedenken in die Arme warf. Harald, älter und verschlagener, geschmeidig und zurückhaltend, ehrgeizig und wollüstig, ein ruhiger Blick und ein kochendes Herz, ein Gesicht, dem nach Bedürfniß der Zeiten jede Larve anpaßte, der mit dem Frommen frömmelte und mit dem Freigeist spöttelte. Er hatte einst verjährte Ansprüche auf die Krone geltend zu machen gesucht, und in den Grenzen des Vasallen hielt ihn nur seine Ohnmacht zurück. Umsonst rieth dem jungen König mancher in die Zukunft sehende Greis, diesen gefährlichen Mitbuhler von seinem Throne zu entfernen; Politik war nicht Theodorich's Sache, er glaubte, sie liege zu sehr mit der Menschheit im Streite, und Harald wußte so gleisnerisch ihm jeden Verdacht zu benehmen, wußte sich so geschmeidig in jede Laune zu fügen, daß er dem sorglosen Jüngling bald unentbehrlich wurde.

Auf seine Hand gestützt, saß der junge König mit Wollust in's Gedächtniß zurückrufend jede Bewegung, wiederkäuend jedes Wort, das Ildegerte sprach. Mit in

einander geſchlagenen Armen maß mit großen Schritten Harald die Länge ſeines Zeltes, Entwürfe ſchmiedend, in welchen Liebe und Ehrgeiz die Hauptrolle ſpielten. Laßt uns beide belauſchen! laßt ſchnell wie ein Gedanke von Zelt zu Zelt uns eilen. Leiht euer rechtes Ohr den liebevollen Seufzern Theodorich's, und euer linkes öffnet für Harald's raſche Entwürfe.

Theodorich. Ich liebe Ildegerten, umſonſt ſuche ich mir's zu verhehlen.

Harald. Das Weib iſt ſchön! zum Raſendwerden ſchön.

Theodorich. Ich wünſche ſie zu beſitzen.

Harald. Ich muß ſie beſitzen.

Theodorich. Ich bin König, aber nicht dem Glanz meiner Krone mag ich meinen Sieg verdanken; ihr Herz iſt's, um das ich buhle.

Harald. Ich bin Prinz, entſproſſen aus königlichem Geblüt und der Weg zum Throne iſt mir noch nicht verſperrt. Ihre Eitelkeit wird mir gewähren, was vielleicht ihr Herz mir verſagt.

Theodorich. Wenn ſie eitel genug wäre, ſich blenden zu laſſen durch den Schimmer einer Krone — o ſolch einen Beſitz! — lieber entbehre ich ihn ganz.

Harald. Ob Liebe oder Ehrgeiz das Mädchen in meine Arme führt, das gilt mir gleich.

Theodorich. Soll ich es wagen, ihr einen Antrag zu thun?

Harald. Noch heute will ich Gelegenheit ſuchen, ihr meine Liebe zu entdecken.

Theodorich. Ich werde kein Wort hervorbringen können.

Harald. Meiner hinreißenden Beredſamkeit wird ſie nicht widerſtehen.

Theodorich. So heftig liebe ich zum Erſten Mal.

Harald. Ich kenne die Mädchen nicht ſeit geſtern.

Theodorich. Mein Herz ſehnt ſich nach Mittheilung, Harald ſoll alles wiſſen.

Harald. Aber verſchloſſen bleibe das Geheimniß in meinem Buſen, daß kein fremder Blick es ausſpähe.

Theodorich. Noch nie, noch nie empfand ich eine ſolche Bangigkeit, eine ſolche Beklemmung. Ich muß mich herausreißen aus dieſem quälenden Zuſtand der Ungewißheit.

Harald. Nichts übereilt! ſei mein Wahlſpruch. Ein kluger Mann liebt und ſchläft ruhig; er läßt reif werden ſeine Entwürfe, denn die ſchönſte Blüte iſt weniger werth als die geringſte Frucht.

So monologirten beide; aber Theodorich ſandte einen Edelknaben an Ildegerten, zu erkunden, ob ſie, von der Schlacht ermüdet, der Ruhe pflege; oder ob es ihm vergönnt ſei, ein Geſpräch mit ihr zu halten. Harald hingegen hatte Spione gedungen, zu belauern jeden Fußtritt, der ſich Ildegerten näherte.

Indeſſen brachte der Knabe dem Könige die erwünſchte

Antwort: es werde ſein Beſuch der Dame willkommen ſein. Mit hochaufklopfendem Herzen, die Farbe der Liebe auf der Wange, trat Theodorich in ihr Zelt und ward mit züchtigem Anſtand auf einen Teppich genöthigt. Der Jüngling ſtaunte ihr ſprachlos in's große blaue Auge. Sie hatte von ſich geworfen Harniſch und Waffenrock; ihr langes, blondes Haar, in Flechten und Locken gewunden, war nicht mehr unter dem Helm begraben, der ihre majeſtätiſche Stirn verbarg. Ein weißes langes Gewand, dem ihre volle Bruſt die ſchöne Wellenform gab, mit einem hellblauen Gürtel den ſchlanken Leib umwunden, links in einen Knoten geſchürzt, deſſen Enden mit ſilbernen Franzen verbrämt, die Hüfte hernieder wallten; eine Hand, ſo weiß und voll, nur für den Druck der Liebe, nicht für den Säbel geſchaffen; ſo faß ſie reizend wie Noſſa, die Göttin der Jugend und Schönheit, dem Prinzen gegenüber, die noch vor wenig Stunden die Göttin des Krieges ſchien. Es war eine redende Pauſe, mit welcher das Geſpräch anhub, Theodorich's Blicke ſprachen und unwillkürlich ſchlug Ildegerte die Augen nieder. — Es iſt ſeit Anbeginn der Welt üblich geweſen, wenn man gar nichts oder etwas ſehr wichtiges zu reden hatte, beim ſchlechten oder guten Wetter den Anfang zu machen, die Materie ſei welche ſie wolle, der Uebergang geſchieht durch ein Räuſpern und iſt immer paſſend. Auch Theodorich ſuchte ſtotternd Ildegerten aufmerkſam zu machen auf die ſchönen Herbſttage, die noch ſo ungewöhnlich ſpät der

zehnte Monat im Jahre ihnen gönne. Ildegerte gab ihm Recht, und das Geſpräch war zu Ende. Nun erfolgte das Räuſpern als der Uebergang: eine Purpurröthe auf der Wange meldete das Geſtändniß an, niedergeſchlagene Augen führten es herein, und Finger, die ohne es zu wollen mit dem Zipfel von Ildegerten's herabhängendem Gürtel ſpielten, begleiteten es als Dolmetſcher. Das unſchuldigſte Mädchen hat ein inneres Gefühl für dieſe Symptome, das ihm zuruft: ſei auf deiner Hut! der Feind iſt da.

Theodorich. Schöne Jungfrau! Ihr habt Freund und Feind beſiegt; den Feind durch Euren Arm, den Freund durch Euer Auge.

Ildegerte (erröthend und ſich, wie gewöhnlich, das Anſehen gebend, als habe ſie den Sinn dieſer Worte nicht verſtanden). Herr! Ihr ſprecht Räthſel mit mir.

Theodorich. Solltet Ihr allein die Macht Eurer Reize nicht kennen? (Er ergreift ihre Hand.) Ihr hattet ein Herz für die Rache — habt Ihr keines für die Liebe?

Ildegerte (ihre Hand zurückziehend). Ihr ſcherzet mit mir, oder Ihr vergeßt Euch.

Theodorich. Das Erſtere wäre Beleidigung, das Letztere bei Euch ſehr möglich.

Ildegerte. Und wäre das wirklich, wie Euer Mund mir ſchmeichelt, ſo ließe ſich's doch ſchwer von einem Manne vermuthen, der eben aus einer Schlacht kömmt.

Theodorich. Freilich nicht, ſobald du Wallung des Blutes nicht für Liebe nimmſt; denn was hätte ſonſt die Stimmung unſerer Seele nach einer Schlacht mit jener ſüßen Empfindung gemein! — Aber ſprich! was nenneſt du Liebe?

Ildegerte. Geh' und frage die Prieſter im Tempel ihrer Göttin; ich bin eine Ungeweihte und kenne ſie nur aus den Liedern der Barden.

Theodorich. Kann Unwahrheit auch in einem ſolchen Auge wohnen? iſt es mir etwa unbekannt, daß Swend —

Ildegerte. Ich weiß, was du ſagen willſt. In Swend's Armen hoffte ich ſie kennen zu lernen. Bis jetzt empfand ich für ihn nur Dankbarkeit, ſie war die Triebfeder deſſen, was ich that; aber bis zur Liebe, hat man mir geſagt, ſei nur noch ein Schritt übrig, und ich geſtehe es ohne Erröthen, mein Herz war entſchloſſen, dieſen Schritt zu thun.

Theodorich. Ildegerte! darf ich auf deine Freundſchaft rechnen?

Ildegerte. Was an meiner Freundſchaft ſchätzbar iſt, ſchenke ich dir gern.

Theodorich (ſie nochmals bei der Hand ergreifend). Da wollte ich dich haben. Von der Freundſchaft bis zur Liebe iſt auch nur Ein Schritt.

Ildegerte. Ein Schritt, der dir und mir unanſtändig ſein würde.

Theodorich (empfindlich). Auch du ſcherzeſt, oder du vergiſſeſt dich. Auf Kälte war ich vorbereitet, aber nicht auf Verachtung.

Ildegerte. Höre mich aus. Es wäre weibliche Ziererei, dich länger nicht verſtehen zu wollen. Ich begreife deine Blicke und deine Worte. Aber geziemt es dir, dem Könige der Dänen und Norweger, mitten im Lauf deiner Siege, mitten auf der Bahn der Größe, um das Herz eines Mädchens zu werben, das keinen andern Brautſchatz dir zubringen würde, als ihre Tugend? Du biſt Herr deiner Staaten, dein Herz iſt ihr Sklave und muß nie dein Rathgeber werden. Bekämpfe dieſe flüchtige Empfindung! Dein harren Fürſtentöchter, Könige wünſchen dich zum Eidam. Du wirſt mächtige Bündniſſe ſchließen, der Name Theodorich wird deinen Nachbarn ehrwürdig werden, und unerſchütterlich die Grundfeſte deines Thrones.

Theodorich. Mein Thron ſtützt ſich auf die Liebe meines Volkes, und mir dieſe doppelt zu gewinnen, wer vermöchte es beſſer als Ildegerte? — Wahrlich! mir dünkt es, wenn ich dich reden höre, ich ſäße in der Mitte meiner alten Räthe. Gerade das iſt ihre Sprache, gerade das ſind ihre Gründe.

Ildegerte. Du ſagſt mir die größte Schmeichelei, vielleicht ohne es zu wollen.

Theodorich. Errathen! Nein, Ildegerte, du haſt Schwert und Panzer von dir geworfen; ſei wieder ganz Weib! Dies Auge, ſo tief es auch in die Herzen zu drin-

gen vermag, ward nicht geſchaffen, mit ſpähenden Blicken den politiſchen Horizont zu durchlaufen. Wähnſt du, das Gewicht der Krone drücke mein Haupt nicht ſchwer genug? ſoll es auch mein Herz preſſen?

Ildegerte. Du gehörſt ganz deinem Volke.

Theodorich. Wohlan denn! ich nehme dies Volk zum Richter zwiſchen mir und dir. Es entſcheide, ob es eine Würdigere kennt? ob es eine andere Königin wünſcht?

Ildegerte. Nicht alſo. Dein Auge muß hell ſehen, wenn auch der Blick des Volkes geblendet iſt. Und glaube mir, Freund! — ſo will ich gern dich nennen — dein Auge würde einſt nur zu hell ſehen, wenn der erſte Rauſch der jugendlichen Liebe vorüber — Gott! wie elend wäre ich dann! — Ich bitte dich, Theodorich, laß dir genügen an meiner Freundſchaft!

Theodorich. Was du jetzt ſagteſt — ich hoffe nicht, daß du es gedacht haſt — war Läſterung der Göttin der Liebe und Gegenliebe, war Läſterung deiner Reize. Nein, nimmermehr — Hier war der gute König eben im Begriff, eine feierliche Liebeserklärung, mit Schwüren, Seufzern, Thränen, Betheurungen und ſo weiter, vor Ildegerten auszuſchütten, und meine Leſer würden ohne Barmherzigkeit ſie von Wort zu Wort anhören müſſen, träte nicht wie gerufen Prinz Harald in's Zelt, dem Könige zu berichten, daß jenſeit des Fluſſes ein großer Haufe von Schweden ſich habe ſehen laſſen, und daß er es für nöthig halte, die Wachen zu verdoppeln. Eigentlich war es nur

Vorwand, denn der große Hauſe der Schweden ſchmolz nach und nach bis auf zwanzig irrende Flüchtlinge zuſammen; ihm hatten ſeine Lauerer gemeldet, man habe Theodorich nachdenkend und allein zu Ildegerten wandeln ſehen, das Geſpräch dauere bereits eine halbe Stunde, und kein Dritter ſei Zeuge desſelben. Schon genug für ein argwöhniſches Herz, ſchon genug, um den Keim der Eiferſucht zu wecken; Harald eilte, einen Beſuch zu unterbrechen, deſſen Zweck ihm verdächtig ſchien. Der König, ſo unangenehm es ihm auch ſein mochte, in dieſem entſcheidenden Augenblicke überfallen zu werden, gehorchte den Pflichten des Wohlſtandes, verlies nebſt dem Prinzen das Zelt, und Ildegerte blieb allein, mit einer Unruhe, einer Bangigkeit im Herzen, die nicht ganz mit ihren politiſchen Rathſchlägen zu ſtimmen ſchien.

Harald ſuchte indeſſen durch allerlei krumme Wege dem Könige ſein Geheimniß zu entlocken. Aber mit Theodorich bedurfte es ſolcher Umſchweife nicht, ſein offenes Herz trug dem Verräther entgegen, was dieſer nur als Frucht ſeiner Liſt erwartete: »Vetter!« ſprach er mit einem Händedruck, »du haſt mich oft gleich einer Biene von Blume zu Blume ſchwärmen ſehen; ich wähnte mich glücklich und war es vielleicht — aber meine Stunde iſt gekommen, ich liebe. Ich liebe mit einer nie gefühlten Heftigkeit, die mein Herz ſonderbar ausdehnt — ich möchte die ganze Welt glücklich machen.«

Harald. Beinahe dünkt es mir überflüſſig, dir einen

Namen abzufragen, den dein Beſuch mir ſchon verrathen hat.

Theodorich. Recht, Harald! nur Ildegerten's Reize vermochten dies unbeſtändige Herz zu feſſeln. Sie, die Odin einer beſſern Welt entzog, um uns einen Vorſchmack jener himmliſchen Freuden zu geben —

Harald. Halt! halt! das mußt du ihr ſelbſt ſagen, ehe dies dichteriſche Feuer verraucht; oder — vermuthlich haſt du es ihr ſchon geſagt?

Theodorich. Was ich ihr geſagt, weiß ich kaum, viel kluges war es wohl nicht. Was ſie mir geantwortet, weiß ich beſſer. Das edle Mädchen verſchmäht eine Krone. —

Harald. Wie? wäre es möglich, daß die Liebe dich ſo weit irre geführt, der Tochter eines Ritters deine Krone anzubiethen?

Theodorich. Der Tochter eines Ritters? was willſt du damit ſagen? dieſer Ritter konnte eben ſo gut König ſein, wenn das blinde Schickſal aus dem Topfe des Glückes ein anderes Los für ihn ergriff; er konnte eben ſo gut Bettler ſein, und Ildegerte bliebe doch Ildegerte.

Harald. Aber — verzeihe mir! — wäre es nicht deine Pflicht, auch den Wunſch des Volkes, den Vortheil des Staates zu Rathe zu ziehen?

Theodorich. Auch du ſprichſt wie meine alten, jedem Gefühl abgeſtorbenen Räthe. Der Wunſch des Volkes? — das Volk betet Ildegerten an; der Vortheil des Staa-

tes — was kann dem Staate mehr Nutzen bringen, als wenn ich ihm eine Königin gibe, deren Klugheit die Last der Regierungsgeschäfte mit mir zu theilen vermag? deren Tapferkeit mir einen geprüften Feldherrn ersetzt? Wahrlich! unser Vetter Swend dachte wie ich, ihn hatte Thora gebildet, und mit verbundenen Augen folge ich gern seinem Beispiel.

Harald. Doch nicht wenn die Liebe die Binde um die Augen knüpfte. Einstimmen würde ich gern in deinen Plan, wenn es der einzige wäre, der zum Zweck führte. Aber warum denn gerade eine Königin aus ihr machen? —

Theodorich. Schweig'! ich zittere das zu denken, was du eben sagen wolltest. Schäme dich!

Harald. Aber —

Theodorich. Kein Wort weiter! mein Entschluß ist gefaßt. Morgen, sobald es der Wohlstand erlaubt, begib dich zu Ildegerten, biete deine ganze Beredsamkeit auf, schildere ihr mit glühenden Farben, was ich fühle, und nicht auszusprechen vermag, ein dritter kann das besser. Morgen muß sie sich erklären — und sie wird es, ihr Herz ist mir Bürge dafür. Geh', und sprich als Freund für mich, ich werde indeß handeln als Liebender.

Harald schwieg, denn er fürchtete, durch längern Widerstand sich zu verrathen. Er ging — ihm war zu Muthe, wie es einem Habicht sein würde, wenn er das ergriffene Täubchen wieder in's Nest legen sollte. Er warf sich auf's Ruhebett, und — schlief wenig. Gern hätte er die gefal-

lenen Schweden, deren Leichen das Schlachtfeld bedeckten, wieder zum Leben erweckt, um das lodernde Feuer der Liebe in der Bruſt des Königs wo möglich im Schlachtgewühl zu erſticken. Gern hätte er die Fliehenden zurückgerufen, ihre zerſtreuten Haufen geſammelt, ſie mit Tollkühnheit beſeelt, und zum nächtlichen Ueberfall gereizt. Doch da des entkräfteten Feindes Flucht ihm auch dieſe thörichte Hoffnung verſagte; da er umſonſt bis zur Morgenwache ſein Gehirn, um eine Ausflucht marternd, auf ſeinem Lager hin und her warf; was blieb ihm übrig, als auf der Folter zu lächeln, der Vergangenheit zu fluchen und von der Zukunft zu erwarten, was der jetzige Augenblick ihm entriß. »Warum quäle ich mich?" rief er aufſpringend, „Ildegerte kann nicht meine Buhlerin werden, wohlan! ſo werde es die Königin von Dänemark und Norwegen. Laß Thoren ſich weiden am närriſchen Wahn, als ſei die erſte Umarmung eines Mädchens die reizendſte. Was erzeugt dieſen albernen Wunſch? nur der eitle Gedanke: ich bin der Erſte, der dieſe Empfindungen in ihr erweckt. Sei es immerhin, wenn ich nur der erſte bin, bei deſſen Anblick der Wunſch nach dieſen einſt unbekannten Empfindungen in ihr aufſteigt. Es iſt ein großer Sprung vom Stammeln eines Kindes bis zum Liede eines Barden, und doch mußte ich erſt ſtammeln lernen, um den Bardengeſang zu verſtehen. Glück zu, Theodorich! lehre das Mädchen ſtammeln, ich ſtimme unterdeſſen meine Harfe."

So tröſtete ſich der übermüthige Thor mit Bildern, die

ſein verbranntes Gehirn ausbrütete, indeß der junge König, beſeelt von Liebesglut, die ganze Nacht hindurch im Lager Anſtalten machte, die ich euch nicht verrathen werde, um, wenn ihr euch lange genug vergebens die Köpfe zerbrochen, euch plötzlich zu überraſchen, wie Theodorich die Geliebte.

Als nun der Morgen anbrach, zu ſpät für die Ungeduld des Königs, zu früh für die Eiferſucht des Prinzen, da ſchlich ſich Harald langſam zu Ildegerten's Zelte, erkundend von den Weibern, die außen Wache hielten: ob ihre Gebieterin ſo früh ſich ſprechen laſſe?

»Ob von dir, Prinz!" verſetzte eines der Weiber, »das weiß ich nicht; doch ihre Freundin Helga iſt ſchon bei ihr ſeit Tages Anbruch."

»O ſehr natürlich!" murmelte Harald, »Ildegerte mit all ihrer Tapferkeit bleibt doch immer nur ein Weib. Sie mußte eine Vertraute haben, ein Sieg über Herzen ſchmeichelt wenig, wenn der Mund ihn nicht ausposaunen darf; oder zum mindeſten dieſem und jenem unter der Verſchwiegenheit Siegel in's Ohr raunen. — Geh', Mädchen! und melde mich." Die Amazone ging, indeß der Prinz voll Unmuth die unſchuldigen Grasblumen, die um das Zelt her wuchſen, in die Erde ſtampfte. Nicht lange, ſo trat Helga im leichten Morgengewande heraus, und gab ihm mit der Hand ein Zeichen, daß er näher kommen dürfe. Er fand Ildegerten, den Kopf auf ihren Arm geſtützt; ſie ſah ein wenig überwacht aus, und das

kranke Lächeln auf ihrer Wange ſchien beinahe erzwungen zu ſein.

Harald (mit freimüthigem Anſtand zu ihr tretend). Wie glücklich wäre der König, wenn an dieſer denkenden Stellung ſein Bild Antheil hätte.

Ildegerte (lächelnd). Daß doch immer das erſte Wort eines Manns zu einem Weibe eine Schmeichelei ſein muß. Welch einen kleinen Begriff müßt ihr Männer euch von uns machen! — Nun ja! ich dachte an den König.

Harald. So wollte ich wetten, daß reizende Bilder der Zukunft deine Fantaſie beſchäftigten.

Ildegerte. Du würdeſt deine Wette verlieren.

Harald. Wie? nach Allem, was Theodorich für dich zu thun bereit iſt?

Ildegerte. Es iſt wahr, Prinz, du ſprichſt mit einem Mädchen — mit einem Mädchen, das nicht frei iſt von Schwachheiten ſeines Geſchlechtes; aber Ehrgeiz hat mich nie gefoltert.

Harald Du haſt Recht. Reizender iſt eine Krone aus den Händen der Liebe.

Ildegerte. Die Liebe des erſten Augenblickes iſt nur der Sonnenſtrahl, der den Keim weckte. Ob eine vergängliche Blume oder ein dauernder Stamm darin verborgen liegt — wer vermag das jetzt ſchon zu beſtimmen? und wer wollte es wagen, eine Hütte zu bauen, in der Hoffnung, es werde aus dem Keim ein Baum hervorwachſen, ſeine Hütte zu beſchatten?

Harald. Nun wahrlich! wenn du so philosophiren kannst, so liebst du auch nicht.

Ildegerte. Wer hat dir gesagt, daß ich liebe?

Harald. So viele Tapferkeit ohne Ehrgeiz? so viele Schönheit ohne Liebe? Seit ich anfing, mich selbst zu fühlen, habe ich diese beiden Leidenschaften für die einzige Würze des Lebens gehalten. Eine Krone und ein schönes Weib — wer solch ein Ziel mir bietet, der mag Felsen vor mir aufthürmen, und aus jedem Regentropfen einen Strom schaffen, ich höhne die Felsen und lache der Ströme! ich erklimme das Ziel, oder sinke zum mindesten sterbend daran nieder.

Ildegerte. Wenn du so denkst, bedauere ich dich. Hoch hebt der Ehrgeiz empor; aber tief ist der Abgrund, an den er dich führt. Süß ist der Trank, den die Liebe reicht, aber das Bittere bleibt auf dem Boden.

Harald. Nun, so läßt man's darin. Den Becher ganz austrinken, wäre Uebermaß, und Uebermaß erweckt Ekel.

Ildegerte. Wahr ist's, wäre ich gezwungen, in den Stürmen des Lebens mich einer von diesen beiden Leidenschaften anzuvertrauen, ich würde die Liebe der Ehrsucht vorziehen.

Harald. Würdest du? den Blumenkranz der Liebe dem goldenen Reif der Ehre! Dank, Ildegerte! daß du den Stab nicht ganz gebrochen, daß es nur der Thron ist, den du verschmähst, und nicht der Mann, der darauf sitzt.

Ein Herz, das dich liebt, ein Herz, das keinen anderen Wunsch kennt als deinen Besitz, ein treues Herz darf endlich hoffen, dich zu rühren. Ich lebe wieder auf! ohne Krone und Scepter darf ich ringen um den Vorzug mit dem, der Krone und Scepter trägt; ich darf hoffen —

Ildegerte. Nichts hoffen, weder du, noch irgend ein Anderer. Ich bin frei und liebe die Freiheit. Prinz! kamst du in deinem eigenen Namen, mich zu erforschen, so ist unser Gespräch zu Ende; kamst du aber im Namen des Königs, so sage ihm, daß ich seinen gestrigen Antrag überdacht, daß ich ihn verehre, wie meinen König schätze, wie meinen Freund, und liebe, wie meinen Bruder. Es genüge ihm an diesem Geständnisse der freien Ildegerte, die gefesselte Ildegerte würde ihre Fesseln lieben, und wehe! wehe! wenn sie sie einst zerreißen müßte. Theodorich ist ein vortrefflicher Jüngling, mit einem Herzen ohne Falsch, aber weich, wie das Wachs der Biene. Wer wäre mir Bürge für seine Treue? —

»Ich!« rief der König, der plötzlich zu ihren Füßen stürzte, »ich, der sein Leben um einen zerbrochenen Pfeil, seinen Thron um einen Trunk Gift verkauft, wenn Ildegerte sich weigert, beides mit ihm zu theilen. »Wie, reizendes Mädchen! woher dies Mißtrauen, dir und mir schimpflich? hast du nur Ein Band, mich an dich zu knüpfen auf ewig? ist es nur deine Schönheit, die dies Herz in Fesseln schlug? Tugend und Verstand! ihr mächtigen Bande gefühlvoller Seelen, immer neu, immer anziehend,

wenn längſt ſchon dieſe volle Wange Runzeln decken, und dies goldene Haar in Grau ſich wandelt. — Süßes Mädchen! widerſtrebe länger nicht! verachte meine Krone, aber nicht mein Herz!" —

Ildegerte war überraſcht und fühlte ſich wohlwollend hingezogen zu dem ſchönen Jüngling, der zu ihren Füßen lag. Mit einem ſanften, halbzärtlichen Blicke reichte ſie ihm die Hand, ſtammelnd ſprach ſie: „Stehe auf, Theodorich! und laß mich allein!"

Theodorich. Nicht eher, bis ich dieſe Hand mein nennen darf! nicht eher, bis ich den Kuß der Verlobung auf deinen Mund gedrückt. Herbei, Eskill! die Stunde iſt da. — Siehe, da trat herein Eskill, einer der vornehmſten von Theodorich's Feldherren, auf beiden Händen trug er ein pupurſammtenes Kiſſen mit goldenen Franzen verbrämt, auf dem Kiſſen lag eine Krone, ſtrahlend von edlen Steinen. Eskill beugte ſeine Knie, und im ſelbigen Augenblick erſcholl die Feldmuſik, Pauken und Trommeln und Pfeifen, die Wände des Zeltes ſtürzten nieder, es ſah die ſtaunende Ildegerte das ganze Heer in Schlachtordnung, mit flatternden Fahnen und blinkenden Speeren, ſie hörte ein lautes Jubelgeſchrei: Es lebe die Königin Ildegerte! Nein, länger vermochte ſie nicht ihrem Herzen zu gebieten! ſie ſank in Theodorich's Arm und verbarg ihre glühende Wange an ſeinem klopfenden Buſen. Feſt umſchlang er das Mädchen, ergriff die blitzende Krone und drückte ſie ihr auf das Haupt. Nicht

fern zur Rechten ſtand ein Triumphwagen mit Blumen und Bändern geſchmückt. Vier ſchneeweiße Zelter bäumten ſich an ſeiner Deichſel, und gehorchten ſchnaubend dem vergoldeten Zügel, den der rüſtige Arm des bärtigen Fuhrmanns lenkte. Theodorich, der Neidenswerthe, hob die Beute der Liebe entzückt in den Wagen, und fuhr langſam die Fronte herunter, um Jedem ſeiner Lehensmänner zu zeigen, wie glücklich er ſei. Ihn empfingen mit lautem Jubel die Scharen, es donnerte die Pauke, es ſchmetterte die Trompete, aber lauter als beide erſcholl der frohe Zuruf: Es lebe die Königin Ildegerte! Und als ſie dem kleinen Heere der Amazonen ſich nahten, da ward der Wagen umringt, die Zelter abgeſchnitten, und tauſendmaltauſend Arme trugen die Liebenden bis hin zu dem Altare, der Göttin Siofna *) geweiht. Hier ſtand ein ſilberhaariger Prieſter, das Meſſer in ſeiner Hand trieſte noch vom Blute des geſchlachteten Opferthieres, er betete zu Odin, ſegnete die Verlobten, und empfing den Schwur der ewigen Liebe und Treue. Ein fröhliches Banquet beim Schimmer von tauſend Fackeln folgte dem feſtlichen Tage, das ſchöne Lächeln der Freude glänzte auf jeder Wange, und nur Harald's Blick blieb trübe und in ſich gekehrt. Die Nacht mit ihrem Schleier nahm auf die Glücklichen, Theodorich, der Jüngling, fand Seligkeit und Himmel in Ildegerten's Armen.

*) Siofna, die Göttin der Ehen.

O! wäre es mir vergönnt den Kiel hier wegzuwerfen! o! dürfte ich euch nicht wecken aus dem süßen Wahne, daß die reine Tugend in der Belohnung Genuß, umringt von ungetrübten Freuden, bis an das Grab gewandelt sei! Ach! unsere Leiden, unsere Freuden, Alles, Alles ist ein Traum! und Ildegerte ward bestimmt, aus dem wonnereichen Taumel, schrecklich! schrecklich zu erwachen!

O wie selig sind die ersten Tage des Genusses reiner Liebe! o wie himmlisch das Entzücken der belohnten Treue! unser Herz, das selbst im Taumel des befriedigten Ehrgeizes immer neue Wünsche noch gebiert, schweigt so ruhig, scheint so ganz zufrieden, als ob nie ihm wieder etwas mangeln werde, und als habe des veränderlichen Glückes Laune, jene runde Kugel, die so trügerisch über unseren Häuptern dahin rollt, mit Blumenfesseln angeschmiedet. Wonnereicher Traum! nur um deiner gaukelnden, schön gefärbten Bilder willen hat das Leben Reiz für den fühlbaren Erdensohn. Und gewiß, es steht in unserer Macht, jene süße Täuschung zu verlängern und zu unterhalten, bis einst der Tod, der allmächtige Zerstörer aller Täuschungen, aus dem Arm der Liebe uns führt in jener höheren Freuden Schooß, welche zu genießen feinere Organe uns des Schöpfers Hand unzerstörbar weben wird. Ja, es steht in unserer Macht, aber nur die Weisheit, jene Himmelstochter, vermag das ewige ekelhafte Einerlei des zuckersüßen Liebelns in eine reine Quelle nimmer versiegender Freu-

den umzuſchaffen. Haſt du deinen Pflichten und der Göttin Weisheit dein Tagewerk gewidmet, o ſo wird am Abend die Umarmung deines Weibes dir immer reizend ſein, und mit freigebiger Hand wird über dich die Liebe unverwelkte Blumen aus ihrem Füllhorn ſchütten. Aber nicht an glänzenden Höfen, nicht in prächtigen Paläſten findeſt du dies reizende Bild der bürgerlichen Eintracht. Dort iſt Alles nur Zerſtreuung, auch die Liebe nur Zerſtreuung, nicht Erholung, nicht die ſanfte Feierſtunde, die zum Dienſt der Weisheit unſere Geiſteskräfte neu belebt.

Die erſten Wochen nach der Hochzeitsfeier eilten auf der Freude Flügel zu der Liebe Götterſitz, dort zu verkünden das Glück des jungen Paares, ſein Entzücken, ſeinen Dank. Täglich wechſelten Banquet und Ringelrennen und froher Reihentanz. Von nahe und fern wallte die Jugend des Landes, der Kern der Ritterſchaft, zur glänzenden Königsſtadt, man drängte ſich zum Throne der ſchönen Königin, und wer Ildegerten nur einmal lächeln ſah, der kehrte froh zurück in ſeine Heimath, ſich weidend an dem ſüßen Vorgenuß, einſt den Enkeln erzählen zu können, welch eine gute Zeit die Zeit ſeiner Jugend war.

O welch ein liebliches Weſen! welch eine reizende Anmuth belebte Blick und Worte der jungen Königin; da war kein Herz, das nicht gefeſſelt von ihr ſchied.

Wenn ein geſchwätziger Greis den oft alltäglichen Gang ſeines Lebens — nur ihm merkwürdig — lang und breit, wie das Alter pflegt, ihr vorerzählte, wenn ſeiner Jugend

Feuer, indem er ſprach, noch einmal ihn beſeelte, und im eingefallenen Auge glühte; ſo ſtand Ildegerte beſcheiden, aufmerkſam horchend, ihn nie unterbrechend, als ob die Erzählung des Angenehmen und Lehrreichen noch ſo viel enthalte. Der Greis ging von ihr, und pries laut: die Königin iſt ein vortreffliches Weib! ſie ehrt das Alter.

Wenn eines Ritters ehrliche Hausfrau, von dem Himmel mit mehr Kindern als Verſtand geſegnet, an ihrer Seite ſaß, und gähnend der Erzählung von Schlachten und Abenteuern ein halbes Ohr nur lieh; ſo wußte Ildegerte bald die Zunge der Blöden zu löſen, frug nach ihren Söhnen, ihren Töchtern, ließ ſich von der Wirthſchaft unterrichten, und im Geiſt in Küche und Keller führen. Wohlgemuth kehrte dann am Abend das Weib in ſeines Gatten Arm zurück, und rief heiter ihm entgegen: unſere Königin iſt eine vortreffliche Frau! eingedenk deſſen, was ſie war und was ſie iſt.

Wenn die frohe Schar der Jugend ſich auf den Tanzplatz herumtummelte, und im Ausbruch des Wohlbehagens den Zwang des Hofes vergeſſend, von wilden Tönen der Freude die Luft erzittern ließ; ſo miſchte ſich Ildegerte mitten unter ſie, und weit entfernt, durch Kronenglanz den ſcherzenden Muthwillen zu verſcheuchen, gab ſie einem der beſten Fürſten *), der in ſpätern Jahrhunderten auf

*) Friedrich II., König von Dänemark, pflegte zu ſagen, wenn er zuweilen das läſtige Etikette aus ſeinen Aſſembleen verban-

Dänemarks Throne ihr folgte, die Lehre: »daß man auch von einem Throne zuweilen herabsteigen darf, um durch ein Schauspiel, welches die goldenen Zeiten Saturn's zurück zu bringen scheint, sich mindestens auf Augenblicke zu täuschen.« Die Schar der Jugend kehrte zurück und rief laut und einstimmig: unsere Königin ist ein liebenswürdiges Weib! sie mildert den Glanz des Diadems.

Dem spähenden Auge Theodorich's, das liebevoll ihr nachirrte, entging keine ihrer Vollkommenheiten; er sehnte sich an jedem Morgen nach dem Abend, der ihn wieder in ihre Arme führen sollte.

Dem scheelsehenden Auge Harald's, das rastlos an ihr hing, entging keiner ihrer Reize; er warf an jedem Abend sich unmuthiger auf sein Lager, und begrüßte jeden Morgen mit einer neuen Verwünschung.

Ob Harald noch hinlängliche Kraft besessen, diese aufkeimende Leidenschaft zu unterdrücken, das entscheide Meiners, der Philosoph, der vermuthlich an einem kalten Wintertage in einem ungeheizten Zimmer an seinem Schreibtisch saß, und indem er uns mit der philosophischsten Kälte bewies, daß es in jedes Menschen Macht

---

nen wollte: »der König ist nicht zu Hause.« Sogleich überließ sich Alles der ungezwungenen Freude. Doch sobald Friedrich ausrief: »der König ist wieder nach Hause gekommen!« so war der ganze Hof auch augenblicklich wieder in den Schranken der Ehrerbietung.

ſtehe, ſich zu verlieben oder nicht*), vergaß, daß das Bild der unſeligen Folgen, die wir nach ſeiner Meinung uns vormalen ſollen, nie ſo ſtark und lebhaft in unſerer Seele wird, als das Bild der Freuden, die wir im Beſitz des geliebten Gegenſtandes hoffen.

Harald unterdrückte ſeine Leidenſchaft nicht, und wollte ſie auch nicht unterdrücken. Es war nicht mehr Liebe allein, ihn folterten Brunſt, Ehrgeiz, Neid und gekränkter Stolz. Er haderte mit Zufall und Schickſal — dieſe Worte hatten bei ihm gleiche Bedeutung — daß beide ihn dem Throne ſo nahe hingeworfen, und doch die Macht ihm benommen, hinauf zu klimmen; »ward ich gefragt, als ich in die Welt trat, welche Rolle ich ſpielen wollte? Was kann ich dafür, daß meine Mutter keine Bäuerin war? Dieſer kochende Durſt nach Ruhm würde ſich auf den beſſern Anbau meiner kleinen Flur eingeſchränkt haben. Zahlreichere Herden, ein blühenderes Feld, fruchttragendere Bäume als die meiner Nachbarn, das wäre das Ziel von Harald's Ehrgeiz geworden. Eine flinke, gute Bauerdirne hätte mein hartes Lager getheilt, und Arbeit und Fleiß den Samen der Ruhmgier zerſtört, den die Natur in dies ſtolze Herz legte. — Was bin ich nun! — ein unſeliges Mittelding zwiſchen Hoheit und Niedrigkeit, der erſte Sklave des Thrones, ein Zierrath, der den Glanz des Hofes vermehren, ein dienſtwilliger Diener, der die

*) Siehe Meiners vermiſchte philoſophiſche Schriften.

Gäſte empfangen und ihnen zutrinken muß. Bei Gott! ich will nicht länger dieſe erniedrigende Rolle ſpielen, es muß anders werden, ſo oder ſo! — Wallt nicht in meinen Adern dasſelbe edle Blut, dem Theodorich ſein Scepter verdankt? Waren nicht meine Väter Könige? — iſt es meine Schuld, daß Einer derſelben ein ſolcher Narr war, das Diadem freiwillig niederzulegen, um in der Einſamkeit — den Göttern zu dienen — ſo gab er vor; ſeine Thorheit zu beweinen — ſo ſprechen ſeine Zeitgenoſſen. Konnte er durch jene Entſagung dem Rechte ſeiner Enkel die Giltigkeit benehmen? — wahrlich nein! nur auf das Recht des Stärkern iſt jeder Thron gebaut, den wir durch Gottes Gnade zu beſitzen wähnen. Gebt eine Leibwache mir und eine gefüllte Schatzkammer, ſo rechte ich mich zum Herrn der halben Welt."

Dieſe Grundſätze wurden bald Mutter eines Entwurfs, der nur in einer ſo ruchloſen Seele keimen und reifen konnte. Der ſchlaue Böſewicht wußte recht gut, daß man mitten unter aufgehäuften Reichthümern darben, und in der bitterſten Armuth mit einem fühlbaren Herzen nie ganz elend ſein kann. Daher der ſataniſche Anſchlag, gebaut auf Theodorich's Wankelmuth, die Ruhe ſeines Herzens zugleich mit ſeinem Throne ihm zu rauben.

Indeß verſtrich ein Jahr in glücklicher Einförmigkeit.

Harald's Blicke ſprachen oft mit wilder Zärtlichkeit, Theodorich bemerkte es nicht, und Ildegerte ſchien es nicht zu bemerken. Sie wollte den Mann nicht kränken,

der ihres Gatten Freund war, sie wollte nicht durch Geringschätzung das Bittere seines Loses ihn doppelt fühlen lassen. Und wehe euch, ihr Weiber! wenn ihr den, der ohne es zu wollen, aus euren Reizen Gift für seine Ruhe saugte, mit Verachtung von euch weist. Ihr habt ja tausend andere Waffen, in den Grenzen, die ihr selbst gezogen, ihn ehrfurchtsvoll zurück zu halten; ihr habt ja tausend andere Arzeneien, von der Thorheit ihn zu heilen; Hohn und Verachtung aber verrathen einen kindischen Stolz, eine ungebildete Seele.

Ildegerte betrug sich ganz mit Tauben-Sanftmuth und Schlangen-Klugheit. Sie empfing den Prinzen immer freundlich, immer heiter, vermied es, nie mit ihm allein zu sein, wußte aber, wenn das Gespräch in entfernten Anspielungen eine zweideutige Wendung nahm, immer so geschickt auf die gerade Bahn zu lenken, daß sie der Erklärung, die oft schon auf seiner Lippe saß, ohne gesuchte Aengstlichkeit entschlüpfte, und wenn Harald ihr mit stummer Zärtlichkeit starr in's Auge blickte; pflegte sie nicht es niederzuschlagen, sondern sah ihm gerade in's Gesicht, mit der Miene der frommen Einfalt, die nichts strafbares ahnet.

Der Prinz mußte gestehen, daß ihr so nicht beizukommen sei, und daß der Blick der unbefangenen Unschuld der Zunge des Verführers stärkere Fesseln anlege, als das Auskramen und zur Schautragen einer Tugend, deren Verdienst erkannt und geehrt sein will.

Schon blühten die Rosen zum zweiten Male, seit das glücklichste Paar im Norden den Thron bestieg, da genas Ildegerte eines Sohnes, der Mutter Ebenbild. Sein erstes kindisches Lächeln war ein neues, festeres Band, das stärkste, das je die Natur gewoben, fühlende Herzen an einander zu knüpfen. Mit einer Freudenthräne empfing Theodorich das theure Pfand der Liebe aus den Händen der Wehemutter, mit der zärtlichsten Sorgfalt durchwachte er die ersten Nächte an Ildegerten's Lager, zürnend auf jede Fliege, die ihren Schlummer zu unterbrechen sich erkühnte. Stadt und Land theilte die Vaterfreude, und segnete mit frohem Jubel die Geburt des jungen Prinzen.

Nur Harald sah in diesem Knaben den Räuber eines Diadems, das, wie er wähnte, seine Stirn zu zieren geschaffen sei, und an einem Tage, an welchem eine ganze Nation der frohen Hoffnung sich ergab, im kleinen Halban (so nannte man den Prinzen) die Tugenden des Vaters und der Mutter wieder aufblühen zu sehen, verschloß nur er sich in das Innere seines Palastes, eine Unpäßlichkeit vorschützend, die ihn hindere, am Hofe zu erscheinen; denn er war klug genug, zu fühlen, wie sehr sein grämliches Gesicht mit der allgemeinen Freude kontrastiren müsse, und wie gefährlich seinen Entwürfen der Blick irgend eines Höflings werden könne, der scharfsichtig genug bis auf den Grund seines Herzens schaue.

Doch wenn Hof und Stadt und Land einige Wochen froh verschwelgten, so brachte auch er seine Zeit nicht müßig zu.

Nach Ranfried's Tode hatte Herrmannfried, sein Bruder, den Thron der Schweden bestiegen, ein brausender, leicht zu reizender Jüngling, den nur die sanfte Luitgardis, seine siebzehnjährige Schwester, von mancher Thorheit noch zurückhielt. Schon lange sah er mit scheelem Auge der wachsenden Größe Dänemarks zu, doch die Niederlage seines Bruders, in welcher der Kern von Schwedens Kriegesmacht mit aufgerieben wurde, hatte dieses Reich in Ohnmacht hingesenkt, und band für jetzt ihm noch die Hände.

Harald war durch seine Spione mit der Denkungsart des jungen Fürsten bekannt, er säumte nicht, ihm als ein Mißvergnügter Entwürfe an die Hand zu geben, welche begierig ergriffen wurden. Er bot ihm seine Dienste, seinen Beistand an, malte die Eroberung von Dänemark ihm leicht, und erbot sich, die erfochtene Krone als ein Lehen aus des Siegers Händen anzunehmen. Es gelang ihm, Herrmannfried zu überreden, der nun mit Macht sich rüstete, indeß Theodorich im Schooß des Friedens sorglos schlummerte.

Doch ihr würdet euch betrügen, wenn ihr jenen Zweck des Bösewichts, welchen er dem König der Schweden unterschob, für seines Herzens wahre Gesinnung nehmen wolltet. Nur um ein Mittel war es ihm zu thun, sein Vaterland in Bande zu verstricken, welche zu lösen ein kräftiger Hieb erfordert werde, und dieser Hieb sollte das Herz des Königs treffen.

Nachdem nun Alles vorbereitet, die Gemüther gestimmt, die Köpfe so verschoben waren, wie sein Vortheil es erheischte, trat er eines Morgens mit gesenktem Haupt und umwölkter Stirn in's Gemach des Königs.

»Ich habe,« hub er an, »eine schlimme Nachricht dir zu bringen.

Theodorich. Auch dafür dank' ich dem Schicksal! wer allzuglücklich ist, wird leicht übermüthig. Laß hören!

Harald. Der König der Schweden, Herrmannfried, rüstet sich gegen dich zum Kriege.

Theodorich. Und das ist's Alles?

Harald. Alles, und wie mir deucht, genug.

Theodorich. Ich glaubte, die Schweden heilten sich noch die Wunden, die ihnen mein Schwert unter Ranfried's Herrschaft schlug. Zum mindesten ist ihr Toben doch nur der Wuth des kaum Genesenen gleich, der mit dem Gesunden ringen will.

Harald. Und wäre es, auch den schwächern Feind darf die Staatskunst nie verachten. Doch meine Nachrichten lauten anders. Herrmannfried, so melden meine ausgesandten Späher, kann den Schimpf noch immer nicht verdauen, der unter seines Bruders Scepter den Schwedischen Waffen wiederfahren, er ist entschlossen, mit Blut ihn abzuwaschen, und da er seine eigene Ohnmacht fühlt, so hat er die Fürsten der Tartaren, von Nowogorod, von Twer, von Astrachan und Kasan in sein Interesse gezogen, theils als eifrige Bundesgenossen, theils haben sie ihre

Völker ihm um hohen Sold verdungen. Zugleich iſt zwiſchen ihnen feſtgeſetzt, daß in dem Lande des Beſiegten zu plündern, zu morden, zu rauben, zu ſchänden den Hilfsvölkern frei ſtehen ſoll, daß alle Beute, und dein königlicher Schatz, unter die tartariſchen Fürſten vertheilt, deine Unterthanen in ihre Feſſeln geſchmiedet werden. Nur Ildegerten ausgenommen, die Herrmannfried, um ſeines Bruders Tod an ihr zu rächen, im Angeſichte ſeiner Völker den wilden Thieren Preis zu geben gedenkt.

Theodorich. Der Uebermüthige! er mag den Weg zu ihr durch meine Bruſt ſich bahnen.

Harald. Und wird es. Ich geſtehe dir, daß Harald für das Schickſal deines Thrones zittert.

Theodorich. So eile, meine ganze Macht zu ſammeln, ſie ſoll an Schwedens Grenze ſich vereinen, ich werde ſelbſt an ihrer Spitze fechten.

Harald (die Achſel zuckend). Deine ganze Macht, Herr? — ſie wiegt nicht den zehnten Theil der wider dich Verbündeten auf. Du weißt, daß auch der Sieger ſeinen Lorbeer nicht umſonſt erkauft. Die Niederlage Ranfried's hat manches Helden Leben uns gekoſtet, mancher verſuchte Krieger ward nach Walhalla geſandt, und die Menſchen wachſen nun einmal nicht wie die Pilze hervor.

Theodorich. So rathe mir. — Soll ich durch meine Schätze das Uebel von uns wenden?

Harald. Ein Mittel deiner unwerth, und überdies — was leicht, auch ohne den Geiſt der Weiſſagung voraus-

zuſehen, vom ſchlimmſten Erfolg. Es würde unſere Schwäche nur verrathen, und Herrmannfried will Rache, ſein Durſt iſt nicht mit Gold zu ſtillen, er überläßt die Beute ja den Tartaren.

Theodorich. So laß uns Bundsgenoſſen ſuchen.

Harald. Wo? wen?

Th dorich. Unter den deutſchen Fürſten.

Harald. O die leben mit ſich ſelbſt im ewigen Hader und Zwietracht. Dort iſt jeder Baron ein unumſchränkter Fürſt, der von der Zinne ſeiner Burg herab Hohn dem Lehensherrn ſpricht, von Straßenraub und Plündern Weib und Kind ernährt.

Theodorich. Nun dann, unter den Britten.

Harald. Ja, wenn die dringende Gefahr nicht ſchon an unſere Thüren klopfte. Der Britten Hilfe iſt zu weit entfernt, und welch Intereſſe möchte auch ſie binden, den Kriegszug über's Meer um eines fremden Volkes willen zu wagen, mit dem ſie nie verbrüdert waren?

Theodorich (ängſtlich). So ſprich, was ſoll ich thun? — mich und die Meinigen der Wuth des Feindes unvertheidigt Preis geben?

Harald (nach einer Pauſe). O warum vereinigte das Schickſal ſo viele Liebenswürdigkeit in einem Weibe wie Ildegerte? und verſagte ihr den Titel einer Königstochter?

Theodorich. Vetter, deine Ideen machen ſeltſame Sprünge.

Harald. Keineswegs, sie ketten sehr natürlich sich aneinander. Wäre Ildegerte eines mächtigen Fürsten Tochter oder Schwester, so stünden wir nicht hier und zerbrächen uns die Köpfe, wo wir einen Bundsgenossen suchen sollen.

Theodorich (von der Wahrheit dieser Bemerkung getroffen). Freilich nicht.

Harald. Und hätte mein feuerfangender Vetter den kältern Rath der Staatskunst nicht verschmäht, so könnte er nun seiner Völker Glück durch ein sanftes Bündniß gründen, könnte durch Ein Wort den aufgehobenen Arm entwaffnen, das schon gezückte Schwert zurück in seine Scheide senden.

Theodorich. Und dieses Wort? —

Harald. Ich weiß aus sicherer Hand, daß Herrmannfried nicht abgeneigt, durch seiner Schwester Bündniß mit der Dänen König die nordischen Reiche freundschaftlich an einander zu knüpfen.

Theodorich (zerstreut). Seine Schwester? — wußt' ich doch kaum, daß er eine Schwester hat.

Harald. Ein schönes, sanftes Mädchen, das kaum siebzehn Sommer zählt. Luitgardis ist ihr Name.

Theodorich. So? — und Ranfried's Bruder, der, wie du sprichst, nur nach Rache schnaubt, sollte sich so willig finden lassen, ein Mädchen, wie du Luitgardis mir beschreibst, in seines Feindes Arm zu liefern?

Harald. Ich denke ja. Man trägt am Hofe sich mit einer geheimen Anekdote. Dein Bildniß kam, Gott weiß

durch welchen Zufall, in der Prinzeſſin Hände, und ſeit der Zeit — ſo flüſtert man — ſoll ſich das gute Mädchen in Gedanken oft verlieren, ſoll die Einſamkeit in düſtern Hainen ſuchen, und die Bewerbung manches mächtigen Fürſten ſchnöde von ſich gewieſen haben. Ja, man will ſogar aus dem Munde einer ihrer Zofen wiſſen, daß ſie das geliebte Bild, in edle Steine gefaßt, auf ihrem Herzen trage, und oft mit einer Thräne es befeuchte.

Theodorich (deſſen Eitelkeit ſich geſchmeichelt fühlt). Wäre es wahr, ſo würde ich ſie bedauren.

Harald. Nun wirſt du leichtlich dir erklären, wie Herrmannfried, der ſeine Schweſter innig liebt, und dem ihres Herzens Leiden nicht verborgen bleiben konnten, doch lieber ſeine Rache aufgeben, und Luitgardis glücklich ſehen möchte.

Theodorich (zerſtreut). Das iſt ſehr begreiflich.

Harald. Mir iſt ſogar unter der Hand zu verſtehen gegeben worden — — aber ich hab' es abgelehnt.

Theodorich. Sprich! was?

Harald. Du möchteſt, Blutvergießen und Zerrüttung deines Reichs zu hindern, mit Luitgardis der Ehe Bündniß ſchließen.

Theodorich. Ausſchweifender Gedanke! wie kann ich das? — iſt nicht Ildegerte —

Harald. Das iſt es eben, das war auch meine Antwort. — Zwar glaubte man, die Wohlfahrt deiner Staaten werde dich bewegen, das Einzelne dem Ganzen aufzuopfern —

Theodorich. Nimmermehr!

Harald. Das ſagte ich auch. — Man meinte, du könnteſt ihr die Trennung von dir auf hundertfache Art verſüßen, du könneſt in ihr Vaterland ſie ſenden, einen Hof ihr zugeben, unter dem Titel Königin, und was weiß ich, was man noch Alles ſchnackte, um den Entwurf annehmlich dir zu machen.

Theodorich. Nein, lieber will ich im Elend untergehen! ich und mein Volk.

Harald, welcher glaubte, für dieſes Mal genug gethan zu haben, da er nur allzudeutlich ſah, daß der erſte Funken, nachläſſig hingeworfen, den Zunder ſchon ergriffen, daß Mißmuth und Zerſtreuung Theodorich's Stirn in finſtere Falten legten; überließ es der Zeit, die Flamme anzublaſen, und endete das Geſpräch, indem er noch einmal hämiſch das Bild des Jammers malte, welcher unvermeidlich den König bedrohe, wenn er den einzigen Faden nicht ergreife, der aus dieſem Labyrinth ihn retten könne.

»Wahr iſt's,« ſprach er mit Achſelzucken, »man braucht nur zwei geſunde Augen, — ſollten ſie auch eben nicht allzuſcharf in die Ferne ſehen — um der blutigen Fehde Ausgang zu errathen. Du wirſt vom Throne deiner Väter herabſteigen — über die Leichen deiner Unterthanen fliehen — kümmerlich dein Leben retten! — doch Ildegerte und dein treuer Harald folgen dir überall, mit unſerer Hände Arbeit wollen wir irgend eine Wüſte urbar machen, ſo

den täglichen Biſſen im Schweiß des Angeſichts erringen. Und wenn die Geiſter der geopferten Dänen dir fluchen, wenn ihr Blut an Odin's Throne um Rache ſchreit: ſo mag das ſchuldloſe Gebet des unmündigen Haldan die Herzen der Götter wieder zu dir wenden."

Mit dieſen Worten verließ er den ſchwachen Fürſten in einer Beklemmung, die gleich der Gondel auf ſtürmiſchen Meereswogen ihn ſteuerlos auf und nieder trieb.

Zwar hätte ſelbſt der Untergang einer Welt zu keiner Verrätherei ihn je bewegen können, wäre ſeiner Liebe Feuer dem noch gleich geweſen, das einſt auf dem Schlachtfeld ihn beſeelte; aber — wir müſſen es nur geſtehen — der ungeſtörte Genuß hatte jene Glut gedämpft, eine ruhige Achtung, wo nicht ganz von Zärtlichkeit entblößt, doch in den ſtillen Grenzen eines ungehinderten Beſitzes, war allein in ſeiner Bruſt zurückgeblieben. Er erlaubte ſich ſchon manche kleine Untreue, konnte wieder Vergleichungen anſtellen, zwiſchen Ildegerten's und fremden Reizen, fand die erſteren zwar noch immer überwiegend, doch auch die letzteren des Genuſſes werth, kurz, er war ein ſchwacher Jüngling, keiner ſeiner Leidenſchaften Meiſter, um ſo minder, da der ſchlaue Harald jede anzufachen, jede zu befriedigen wußte. Und wer hat es überſehen, wie geſchickt dieſer Böſewicht auch die Eitelkeit des Königs mit in's Spiel zog? Dieſe Mine war unter allen, die er ſpringen ließ, wahrlich nicht die unwirkſamſte. Die gute Luitgardis hatte nie daran gedacht, ſich in ein Gemälde zu verlieben; ſie hüpfte leicht

und ſorgenfrei von einer jugendlichen Freude zur andern, in eben dem Augenblicke, da Theodorich wähnte, ſie hänge blaß und leidend dem Kummer einer unglücklichen Liebe nach.

Einige Tage verſtrichen, die Nachricht eines nahen Krieges verbreitete ſich am Hofe, und auf Harald's Anſtiften ward die Gefahr vergrößert, der Untergang des Reiches an einem Faden ſchwebend vorgeſpiegelt, wohin der König ſein Auge wandte, da traf er auf einen düſtern, unglückahnenden Blick, das Volk ächzte und weinte, die Reicheren vergruben ihre Schätze, die Prieſter opferten den Göttern, heulten Tag und Nacht Gebetsformeln, Theodorich wußte nicht mehr wo ihm der Kopf ſtand.

Mitten in dieſer peinlichen Lage, als er eines Morgens mit geſenktem Haupte ſeinen Zuſtand abwog, meldete man ihm ſeine Räthe, die von dem Günſtling, theils durch Worte, theils durch Gold beſtochen, ſich zu ſeinen Füßen warfen, und im Namen der geängſteten Unterthanen des Staates Rettung von ihm heiſchten.

»Was ſoll — was kann ich thun? — aus Steinen Menſchen euch hervorzaubern? das ſteht nicht in meiner Macht.«

Einer der Räthe. Aber mindeſtens dem Staate die erhalten, die jetzt leben, und den Acker bauen, und der innern Wohlfahrt erſte Stützen ſind.

Theodorich. Was wollt ihr von mir? bin ich es, der den Frieden brechen will?

Einer der Räthe. Nein, aber du biſt es, der durch ein kleines Opfer ihn nicht erkaufen will.

Theodorich. Welches Opfer? ſprecht!

Einer der Räthe. Dir iſt nicht unbekannt, welch einen Preis der Schweden König auf ſeine Freundſchaft ſetzt. Er hat ſie ſeiner Schweſter zur Morgengabe beſtimmt.

Theodorich. Und das Opfer nennſt du klein?

Der Rath. Klein, ſo groß es deinem Herzen auch immer ſcheinen mag, klein im Verhältniß mit dem größern Uebel, dem du vorbeugſt. Wir ſtehen hier im Namen deines Volkes, wir reden nicht zu dir als Vater und als Gatte, der König iſt's, von dem wir Troſt begehren. Der Landmann fleht um Sonnenſchein, ſeiner Saaten Blüte zu entfalten, wenn auch hin und wieder eine Blume an dem heißen Strahl verdorrt.

Theodorich. Wie, ihr könntet eure Stimme geben zur Verbannung eines edlen Weibes, dem Vergrößerung eurer Macht ihr dankt?

Einer der Räthe. Eben um dieſes Dankes willen nähren wir die ſüße Hoffnung, ſie werde nicht ihr eigen Werk zertrümmern wollen. Wenn wirklich ganzer Völker Wohl das edle Triebrad ihrer großen Thaten war — und wer unter uns wagt es daran zu zweifeln? — ſo dürfen wir von dem erhabenen Geiſte Ildegerten's kühn erwarten, daß er des Volkes Stimme billigen, und in dem Segen einer geretteten Nation Belohnung jenes Opfers ſuchen — wahrlich nicht vergebens ſuchen werde.

Was ließ dagegen ſich einwenden? Theodorich, der eine Trennung von Ildegerten ſich ſchon als möglich dachte; der mit der gleißenden Entſchuldigung ſein ſchwaches Herz ſo ſchimmernd überkleiſtern konnte: »daß er die Pflichten eines guten Königs, eines Vaters ſeines Volkes nur erfülle;« der keinen öffentlichen Vorwurf zu befürchten hatte, da ſeine Unterthanen ſelbſt dies Opfer von ihm heiſchten; dem zwei Stimmen nur noch fürchterlich ſein konnten: die Stimme des Gewiſſens, die er nach Gefallen übertäubte, und dann die Stimme der leidenden Unſchuld, die zu weit entfernt, in Norwegens Wäldern verhallte, ohne ſein Ohr zu erreichen — was möcht von einem ſolchen Manne ihr erwarten? — Wunder, daß es ihm noch Kampf zu koſten ſchien, Wunder, daß er nicht gleich unbedingt in Alles willigte.

»Geht, fragt das Orakel! ſein Ausſpruch ſoll entſcheiden.« Mit dieſen Worten entließ er ſeine Räthe, die, ihres Sieges gewiß, ſchon in den nächſten Tempel eilten; nur allzuſicher, daß die geheimnißvolle Hülle, die jeden Orakelſpruch umfließt, dem Scharfſinnigen verſtatten werde, ihn nach Belieben auszudeuten.

Nachdem ſie eine reichliche Gabe auf die Stufen des Altars gelegt, hub der Prieſter an, ſeine heiligen Fratzen ihnen vorzugaukeln. Zuckungen des Geſichts, empor geſträubtes Haar, wild umherrollende Augen, Schaum vor dem Munde, alle dieſe Symptome ſollten die Nähe der Gottheit bezeichnen. Endlich hub er an, von Odin's Geiſt getrieben:

Zwei Königinnen ſtehen vor meinen Blicken, die Eine trägt in ihrer Hand das Schwert, die Andere einen Palmenzweig. Die Schlange, welche Theodorich in ſeinem Buſen nährt, wird Ildegerten's Fuß zertreten.

Mit dieſem unverſtändlichen Gewäſch zogen die Räthe befriedigt von dannen.

»Was iſt natürlicher,« ſprach Einer zu dem Andern, »als daß der Gottheit Ausſpruch unſern Rath genehmigt? Zwei Königinnen, nun, wo wären denn die beiden, wenn Luitgardis nicht darunter verſtanden würde? die mit dem Schwert iſt Ildegerte, weil ſie der Fehde Anlaß gab; die mit dem Palmenzweig iſt die Prinzeſſin Schwedens, weil ſie den goldenen Frieden zurück auf unſere Fluren führt.«

Die Schlange in des Königs Buſen machte den guten Leuten am meiſten zu ſchaffen, aber auch da halfen ſie ſich heraus.

»Die Schlange bedeutet (ſo ſprachen ſie) den Starrſinn, den Theodorich den Wünſchen ſeines Volkes noch immer entgegenſetzt; und wenn nun Ildegerte ſich willig in ihr Verhängniß fügt, ſo tritt ſie ja der Schlange auf den Kopf. Nie war wohl ein Orakelſpruch minder einer Mißdeutung unterworfen, mit einem kleinen Aufwand von Scharfſinn läßt ſich Alles leicht erklären, ein Kind begreift den Sinn, der offen in des Gottes Worten liegt.«

So wanderten ſie wohlgemuth wieder in den Palaſt,

dem Könige zu berichten des Schickſals unabänderlichen Rathſchluß, dem ſich zu unterwerfen er feierlich angelobt.

»Wer mag den Göttern widerſtreben!« ſprach Theodorich nach einer Pauſe, »es iſt beſchloſſen! ich gebe meinem Volke den Frieden, um vielleicht in ewigem Kriege mit mir ſelbſt zu leben.«

Mehr wollte Harald nicht. Es wurden ſogleich in aller Stille, ehe der wankende König zu wiederrufen Zeit gewann, Geſandte nach Schweden abgefertigt, um Luitgardis Hand zu werben. Sie kehrten in wenig Wochen zurück, mit der erwünſchten Botſchaft, daß Herrmannfried nicht abgeneigt, auf dieſe Bedingungen einen ewigen Frieden zu ſchließen.

Nun war der erſte Schritt geſchehen. Zurücktreten hieße einen fürchterlichen Feind noch mehr erbittern, man mußte alſo mit dem Strome ſchwimmen.

Es folgte eine zweite Geſandtſchaft, mit hinlänglicher Vollmacht ausgerüſtet, um wegen der Morgengabe, des Witthums und ſo weiter, das nöthige zu verabreden. Wer ſieht nicht auf den erſten Blick, wohin der ſchlaue Verräther durch alle dieſe Maſchinerien einen Weg ſich bahnen wollte? Ildegerte, auf's höchſte durch ein Verfahren erbittert, das — ſo muß ihr ſtolzes Herz jeden Augenblick ihr zuflüſtern — ſie ſo wenig verſchuldete; Ildegerte, ihres Gemahls und mit ihm eines Thrones beraubt, wird nach Rache dürſten, wird ein Werkzeug ſuchen, und in Harald finden, was ihr gekränkter Ehrgeiz, ihre verſchmähte Liebe

ihr zum Bedürfniß macht. Um dieſen Ehrgeiz, dieſe Liebe unheilbar zu verwunden, muß ſie Zeuge des Triumphs ihrer Nebenbuhlerin ſein. Darum überredete er den König, der ſeit jener unauflöslichen Zuſage im ewigen Wirbel ſeiner Qualen ſich herumtrieb, und den man leicht zu Allem überreden konnte, Ildegerten eher nicht vom Hofe zu entfernen, bis Luitgardis den Thoren ſeiner Reſidenz ſich nähere. »Denn", ſprach er, »wie leicht kann irgend ein unvorgeſehener Zufall, ein Sturm, eine plötzliche Krankheit, dir die Braut entführen, und dann würdeſt du trauern über den Verluſt der Einen, ohne im Beſitz der Andern Troſt und Erſatz zu finden."

Theodorich ließ ſich das Alles wohl gefallen, unangenehme Dinge verſchiebt man gern, ſo lange man nur kann, und immer that es ſeinem Herzen weh, von Ildegerten ſich zu trennen; auch konnte Luitgardis Ankunft, wenn dieſe Trennung bis dahin verzögert wurde, eine Zerſtreuung ihm gewähren, welche in der Einſamkeit ſich ſelbſt und der Folter ſeines Gewiſſens überlaſſen, er nicht hoffen durfte. Alles reifte daher den Wünſchen Harald's entgegen, und er überließ ſich ganz dem ſchmeichelnden Gedanken, bald ſeiner Arbeit Frucht zu ernten.

Bis jetzt hatte Ildegerte von allen den ſchwarzen Entwürfen, die gegen ihre Ruhe ein hämiſcher Teufel brütete, nicht eine Silbe erfahren. Sie überließ ſich ganz der reizenden Neuheit der Mutterfreuden, vertändelte ihre meiſten Stunden, indem ſie den kleinen Haldan auf ihrem Schooße

wiegte, bald die Bruſt ihm reichte, bald an ſeinem kindiſchen Lächeln und Lallen ihr Auge und Ohr ergetzte. Der König nahm ſich wohl in Acht, den ſüßen Wahn des Glückes ihr zu rauben, und Harald hatte dafür geſorgt, daß, von ſeinen Kreaturen umringt, ſie vor der Zeit nichts ahnen könne. Doch nun, da von der nahen Ankunft der jungen ſchwediſchen Prinzeſſin er Bericht überkam, dünkte es ihm Zeit zu ſein, das Unbild plötzlich zu entſchleiern. Er ſtattete einen Beſuch bei Ildegerten ab, und wußte in Blicke und Worte des Geheimnißvollen ſo viel zu weben, die Miene der ſich umſonſt verbergenden Verlegenheit ſo geſchickt nachzuäffen, daß endlich die Königin ſich nicht entbrechen konnte, zu fragen:

»Warum heute ſo einſilbig, Prinz? Welche Wolke hat ſich auf Eurer Stirn gelagert?«

Harald (bedeutend). Wagt nicht, o Königin, die Wolke zu zertheilen, es könnte ein Blitz daraus hernieder fahren, der Euch zerſchmettern würde.

Ildegerte (lächelnd). Wollt Ihr mich verſuchen, ob ich auch ein Weib ſei? ob ich mich durch Worte ſchrecken laſſe?

Harald. Worte? — ja Worte, deren Eines dies Lächeln ſanfter Freude auf ewig von Euren Wangen jagen würde.

Ildegerte. So ſprecht es aus, dies eine ſchreckliche Wort. — Ihr wißt, daß der, der ſeines Unglücks ganzen Umfang überſieht, weit minder zu beklagen iſt, als der,

der zweifelhaft an einem Abgrund ſteht, deſſen Nähe man ihn nur errathen läßt.

Harald (ſich ſtellend, als verſuche er umſonſt zu ſprechen). Nein — vergebens! — nicht aus meinem Munde — verzeiht! — ich habe keine Worte für das Verbrechen ſchwarzen Undanks.

Ildegerte. Ihr macht mich unruhig, Prinz. Was kann das ſein? — welch ein Streich des Schickſals kann im Arm der Liebe mich bedrohen? — Auch der König ſcheint ſeit wenig Wochen mir ſo tiefſinnig, ſo zerſtreut — ſprecht, welcher Gram — Sollte Ildegerte unwiſſend ihn beleidigt haben?

Harald. Wie könnte Ildegerte, die Krone ihres Geſchlechts, dem Trübſinn einen Vorwand leihen, ſich auf der Stirne des Gemahls zu lagern? — Nicht Ihr habt ihn beleidigt, ſein Gram iſt der, daß er das beſte Weib unausſprechlich bitter beleidigen will.

Ildegerte. Er mich? unmöglich!

Harald. Nur zu wahr! — Ach Königin! Schönheit, Verdienſt und Tugend feſſeln freilich jedes Herz, doch Schönheit, Verdienſt und Tugend vermögen nicht den flatterhaften Wollüſtling in ihren ſanften Banden auf ewig feſt zu halten. Unausſprechlich ſind die Dienſte, die Ihr dem Staate einſt geleiſtet, Eure Tugend iſt die Bewunderung der Völker und erhebt Euch hoch über die Krone, die Ihr tragt. Warum war die Erſte der Sterblichen dem zügelloſen Leichtſinn eines trunkenen Verräthers Preis gegeben.

Ildegerte. Halt, Prinz! Ihr geht zu weit, rechtfertigt Eure Worte.

Harald. Ihr wollt es? nun wohlan! Faßt, wenn Ihr könnt, mit Eurem guten Herzen, die schwärzeste der Bübereien. Ihr war't einst Königin — vergeßt das — ich kenne Euch, Ihr werdet's bleiben, wo nicht auf dem Throne, doch in den Herzen Aller, die Euch lieben. — Ihr war't einst Gattin — vergeßt auch das — Ihr träumtet — reibt Euch die Augen und erwacht. Ihr seid Mutter — vergeßt das nie! — was hat er verbrochen, der schuldlose Säugling, das man ihm raubt sein rechtmäßiges Erbe, um einer Laune des Vaters willen? wer wird ihn schützen, wenn auch seine Mutter schüchtern zurückweicht?

Ildegerte. Nun bei Odin's goldenen Schildern! nie war ein Orakel in den Hainen von Asgard so räthselhaft. Ich war Königin? ich war Gattin? seit wann bin ich's denn nicht mehr?

Harald. Seit dem der seines Glückes übersatte Theodorich den höllischen Entschluß faßte, von Thron und Ehebette Euch schimpflich zu verjagen; seitdem er Gesandte abschickte an Schwedens Beherrscher, ein Bündniß zu schließen auf ewig, und der Knoten dieses Bundes ist Luitgardis, des Königs Schwester. — Wißt Ihr genug? oder wollt Ihr den Becher mit Wermuth gefüllt ausleeren auf einen Zug? — seitdem er versprochen, Ildegerten, der er ein Königreich verdankt, Ildegerten, die Mutter seines erstgebornen Sohnes, nach Norwegen in's Elend zu senden,

doch nicht eher, bis ſie des Triumphs und der Krönung ihrer Nebenbuhlerin Zeuge geweſen.

Ildegerte — doch warum ſoll ich die abgebrochenen Silben des Erſtaunens, des Unwillens, der Verachtung, die herausgepreßten Seufzer des Jammers, der gekränkten Liebe, der verſchmähten Zärtlichkeit ihr nachſchreiben?

Zwar im erſten Augenblicke, als ihre Seele noch unbekannt war mit der Idee einer Verrätherei, die ſie weder glauben konnte, noch wollte, im erſten Augenblicke kam ihr das Bubenſtück ſo ungeheuer vor, wie dem ſanftern Europäer die Erzählung von Völkern, die mit kaltem Blute die Keule aufheben, ihre alten Väter in's Grab zu ſenden. Sie verſagte den Worten des Prinzen ihren Glauben. Aber Harald ſchwur ſo feierlich, fügte der Erklärungen ſo manche hinzu, machte bald auf Theodorich's wachſende Kälte ſie aufmerkſam, bald auf die Anſtalten am Hofe, welche die Herannäherung eines feſtlichen Tages verriethen (und zwar ihrem Auge nicht entgangen waren, doch ihre erhabene Seele zu wenig beſchäftigt hatten, um eine neugierige Frage ihrem Munde zu entlocken), er wußte ſo künſtlich Schlüſſe an Schlüſſe zu reihen, ließ ihr aus jedem Blicke ihres Gemahls unvermerkt Argwohn ſaugen, und ſo gelang es ihm endlich, in ihrer Seele zu pflanzen die traurige Gewißheit des über ſie verhängten Elends. Starr ſah die Unglückliche vor ſich nieder, und hatte keine Thräne, war keines Entſchluſſes fähig, kaum ihrer Sinnen mächtig.

Hier hatte Harald ſie erwartet, auf dieſe erſte Betäubung ſeinen Plan gegründet.

»Du ſiehſt, o Königin!« ſo fuhr der Heuchler fort, »daß ich mein Leben wage, indem ich ein Geheimniß dir enthülle, vor deſſen Ausbruch ſelbſt der König zittert. Doch lange ſchon war's unverborgen dir, wie wenig ich mein Glück und Leben achte, wenn in deinem Dienſt es aufzuopfern das Schickſal mir vergönnt. Schwer iſt es, die Verrätherei Theodorich's zu hintertreiben, doch nicht unmöglich. Faſſe Muth! — Ich habe Freunde genug, und deine Amazonen ſind auf den erſten Wink zu Hilfe und Rache bereit. Bewaffne ſie! ergreife wieder das Schwert, das einſt der Heldenthaten ſo viele ſchon verrichtet, drücke auf das Haupt den Helm des braven Swend — ach! er würde ſo dich nicht mißhandelt haben! — ertrotze deinem Haldan eine Krone, die das Recht der Erſtgeburt ihm zuſpricht, jage den Verräther ſammt der Dirne, um deren Beſitz er eine Ildegerte verſtößt, jage ihn in's wohlverdiente Elend und ſchwinge dich auf ſeinen Thron. Mein Arm und tauſend Arme meiner Freunde ſind bereit, für dich den Säbel kühn zu zücken, meine Stimme ſoll des Aufruhrs Loſung ſein, unter deinen Fahnen ſoll der Heldenmuth durch Harald Wunder thun und an deiner Seite will ich den Thron beſteigen oder ſterben!«

Ildegerte. Nein, Prinz! das ſei ferne. — Zwar ſeht Ihr meine Thränen und ich vermag es nicht, ſie zurück zu halten, aber wähnet nicht, als flößen ſie dem eingebildeten

Verluſt der Krone, die einſt im Taumel des Entzückens Theodorich mich anzunehmen zwang. Sie fließen dem Verluſt des Herzens, das theurer mir war als Glanz der Königswürde, und könnte ich auch durch Waffen dieſe mir erhalten, was würde in ſeinem Herzen ich gewinnen? nein, ich habe keine Waffen gegen ihn, als meine Thränen.

Harald. So kann denn auch die überſpannte Tugend zum Fehler werden! Ihr vergeßt, daß nicht die Rede von Euch und Euren Rechten iſt, gebt Ihr heute Eurer Schwachheit nach, ſo bereitet aus des Sohnes Munde Ihr einſt Euch bittern Vorwurf. Sein Glück hängt an dem Eurigen und ſeine Rechte ſind's, die Ihr mit Blut und Leben vertheidigen müßt, wenn Ihr die Heiligkeit der Mutterpflichten fühlt. Oder wollt Ihr, daß er einſt ſein Leben von der Gnade der Kinder Eurer Nebenbuhlerin erbetteln ſoll?

Ildegerte. Prinz, Ihr beſtürmt mein armes Herz vergebens. Wird Haldan einſt auch keinen Thron von ſeiner Mutter erben, ſo mag er die Zufriedenheit in dem Gefühl der Tugend finden, welches früh in ſeine junge Bruſt zu pflanzen die heiligſte der Mutterpflichten iſt.

Harald. Ihr ſchwärmt — verzeiht mir, ſchöne Königin — Ihr ſchwärmt in einer beſſern Welt umher und vergeßt, daß Ihr noch immer Bewohnerin von einer Erde ſeid, auf welcher Eure ſchönen Fantaſien ſich nie verkörpern. Ich verlaſſe Euch, denn Eure jetzige Stimmung begünſtigt nicht den Plan der kalten aber hellſehen-

den Vernunft. Ich bin gewiß, der Nebel wird von Euren Augen fallen, Ihr werdet den Gedanken nicht ertragen, das Ziel des Spottes einer Nebenbuhlerin zu sein. Bis dahin, Königin, lebt wohl! (Er ergriff Ildegerten's Hand, die er zärtlich drückte.) Lebt wohl und haltet Euch versichert, daß Harald, dessen Treue so lange Ihr schon verkannt, um Einen Eurer Blicke sein Leben tausendmal wagt.

Er ging und ließ Ildegerten in einer Betäubung zurück, die euch der Dichter umsonst darzustellen versuchen würde. Endlich erleichterte ein heftiger Thränenguß ihr gepreßtes Herz, sie warf sich in den Arm ihrer treuen Helga, konnte wieder weinen und klagen.

»So hatte nur darum mir zwei mächtige Könige das Schicksal zum Gemahl bestimmt, um mir den Einen zu entreißen, ehe ich ihn noch besaß und schmählich verstoßen von dem Andern, in der Irre eine Liebe zu beweinen, deren ersten Genuß ich so theuer erkaufte!«

Tausend Entwürfe durchkreuzten ihr Gehirn, bald wollte sie zu Theodorich's Füßen sich werfen, flehen um seine Liebe, oder den Tod von seiner Hand. Bald wollte sie mit der Würde der beleidigten Tugend ihm unter die Augen treten, durch einen strafenden Blick sein Herz in Reue zermalmen und dann mit Verachtung ihm den Rücken wenden. Aber immer verwarf sie Helga's gutgemeinten Rath, welche mit ihrer ganzen Beredsamkeit Harald's Entwurf unterstützte.

»Man könne,« meinte sie, »den König mindestens dadurch in Schrecken jagen, von seiner Furcht erzwingen, was seine Liebe versage.«

»Nein,« sprach Ildegerte, »nur von seinem Herzen verlange ich Gerechtigkeit, und wird sie mir vor diesem Richterstuhl versagt — nun so will ich schweigen, bis wir einst vor jenem höchsten Richter stehen, dort, dort wird Ildegerte — ihm verzeihen.«

Helga. Schweigen willst du? auch alsdann noch, wenn übermüthiger Hohn einer glücklichen Nebenbuhlerin dir das Herz zerreißt?

Ildegerte. Nein, Helga, ich will ihren Triumph nicht sehen, sie soll an meinen Schmerzen nicht sich weiden — auch der König nicht — es ist beschlossen! in meine Brust versenken will ich das schreckliche Geheimniß, und am Hofe, wo doch Alles lügt, soll auch mein Gesicht zum Lügner werden. Lächelnd will ich bei der Tafel erscheinen, lächelnd will ich das Trinkgeschirr zur guten Nacht ihm reichen, mit festem Schritt und unverwandtem Haupt den königlichen Saal verlassen, mich in das Gewand einer Sklavin hüllen, und fliehen, freiwillig in Norwegens Einöden mich begraben, daß am Tage, der seine zweite Liebe krönen wird, er mindestens den Triumph vermisse, Ildegerten weinen zu sehen. — Eile, liebe Helga, wirf dich auf mein Roß, nimm von meinem Schmuck so viel dir vonnöthen dünkt, eile an den Strand der See und kaufe mir ein Schiff, das auf meinen ersten Wink bereit sei, mich

von dieſen verhaßten Ufern zurück in's rauhe Vaterland, unter weniger rauhe Menſchen zu bringen.

Bei dieſem Entſchluß verharrte ſie, was auch Helga ſagen mochte, einen gelindern Ausweg ihrer Gebieterin vorzuſpiegeln.

»Du verſuchſt umſonſt,« ſprach Ildegerte zu ihr, »mich durch Träume zu täuſchen. Was bleibt mir übrig, mich von der Schmach zu retten und eine Denkungsart zu behaupten, die immer mein Stolz war? ſoll ich zu ſeinen Füßen um ſeine Liebe betteln? oder berechtigt mich die Untreue des Gemahls, zu vergeſſen, daß dieſer Gemahl mein König iſt? — Nein! er allein trage die ganze Bürde eines befleckten Gewiſſens, fern ſei es von mir, ſie theilen zu wollen. — Doch Helga, treue Geſpielin meiner glücklichern Jugend, Gefährtin meiner nur zu ſchnell entſchwundenen Größe, wirſt auch du den Reizen des Hofes entſagen, um einer Verſtoßenen in's Elend zu folgen?«

Helga weinte an ihrem Buſen, ſchwur ihr ewige Treue, unverfälſchte Freundſchaft bis in's Grab, und eilte hinweg, um Alles zur heimlichen Flucht ſchleunig zu veranſtalten. In wenig Tagen kehrte ſie zu ihrer Gebieterin Füßen zurück, mit der frohen Botſchaft, daß in einer Bucht, welche der Wald umkrenze, ein ſegelfertiges Schiff auf ihre Befehle harre.

Schwacher Theodorich! du wurdeſt nicht zum Böſewicht geboren! nicht als Dolch fand man das Eiſen in der

Gebirge erzeugendem Schooße, häßliche Leidenſchaften haben es zum Dolche geſchmiedet. Schon wich die Tugend aus deinem Herzen, und doch iſt es minder haſſenswürdig als Mitleid werth; welche Gefühle hätten wir willig dir gezollt, wäre dies Herz geblieben ein Tempel der Tugend, verſchwiſtert mit Weisheit und Liebe. Seht ihr ihn wanken, ein Spiel der Winde, das ſchwache Rohr? ſeht ihr ihn ſchlaflos neiden den Trabanten, der an des Palaſtes Thoren mehr auf Gewiſſensruhe als auf die Hellebarde geſtützt, dem Schlummer unterliegt? — Rings um ihn her wiegt erquickende Ruhe die ganze Natur in den Schlaf, nur er, der König, der vor keinem Richter bebt (den ausgenommen, der mit unerbitterlicher Strenge im Innern ſeines Buſens der Tugend Herrſchaft übt), nur er ſchleicht wie ein Dieb aus einem Zimmer in's andere, und weder Sammt noch Seide gewährt ein Ruhepflaſter dem quälenden Gewiſſen.

Er blickte durch's offene Fenſter hinauf an's Firmament, ihm flimmert in die Augen der ſanfte Abendſtern, der einſt beleuchtete den Blumenpfad der Liebe, als in die Hochzeitkammer er Ildegerten führte, den Gürtel ihr zu löſen. Ach! eine ſüße Thräne ſchwamm damals in dem Auge des entzückten Bräutigams, Wolluſt war ihr Name und in ihr ſpiegelte ſich der Stern der Liebe mit Luſt. Auch nun hing eine Wolke von Thränen der Reue ſchwer vor ſeinem düſtern Blicke; in allen ſeinen Staaten war die hereinbrechende Dämmerung der nahen Ruhe Loſung, und ach!

nur ihm die Nacht ein Bote neuer Qualen. Dann floh ihn die Zerſtreuung, die im Kreis der Höflinge, bald im Gewühl der Jagd, bald unter Ritterſpielen er zu erhaſchen ſtrebte. — Du lächelnder Gefährte des Weiſen, Einſamkeit! wie fürchterlich biſt du dem Laſterhaften! —

Solch eine Nacht war es, als von Gefühlen überwältigt, die Liebe von der Reue zur Marter umgeſchaffen, Theodorich aus ſeinem Zimmer ſtürzte, zu folgen des Herzens unwiderſtehlichem Zuge, der zu Ildegerten ihn trieb. Der Zufall wollte, daß der Trabant, der des Königs Schlafgemach hütete, vom Schlummer überwältigt, auch nicht einmal beim ſchnellen Aufrauſchen der beiden Flügelthüren erwachte.

Es iſt ſo ſchwer beim eigenem Leiden anderer Ruhe ohne Mißgunſt anzuſchauen, und iſt der Leidende ein König, ſo iſt er nahe dabei, auch ein Tirann zu werden. Unwillig ergriff Theodorich des Trabanten Arm, und rüttelte ihn heftig. Taumelnd rieb der Arme den Schlaf ſich aus den Augen, und ſah beim Schimmer der Lampen, die in des Palaſtes Hallen brennen, mit ſtarrem Schrecken den König vor ſich ſtehen.

»Wie, du wagſt es,« ſo rief Theodorich ergrimmt, »das Leben deines Königs dem erſten Mörder Preis zu geben, der kühn genug ſich in des Dunkels Hülle zu ſeinem Lager ſchleicht? — fort aus meinen Augen! du haſt das Leben verwirkt! dich treffe der Morgenröthe Strahl nicht unter den Lebendigen.«

Zitternd fiel der Trabant auf ſeine Knie und ſprach: »Mich wolle der König hören, mir wolle der Menſch verzeihen! Ich habe ein liebes Weib und ſieben unmündige Kinder, ſie rufen täglich um Brot, und Herr — du weißt es — unſer Sold iſt klein. Da hatte ich in der Noth, um Weib und Kind zu ſpeiſen, ſeit drei Tagen mich an einen Herrn verdungen, dem um geringen Lohn ich den Acker pflügte, mit meinem Schweiß ihn düngte, und ſo den Unterhalt mir kümmerlich erwarb. Geſtern Abend kehrte ich, von ſaurer Arbeit müde und matt, mit dem gefüllten Brotſack zurück in meine Hütte und ſättigte die Kleinen, und glaubte auszuruhen in meines Weibes Armen. Da hatte mich, o König! die Reihe getroffen, vor deinem Schlafgemach die nächtliche Wache zu halten, ich mußte wieder fort, und weil in drei Tagen, von Arbeit ich ermattet, der Ruhe ſo wenig genoſſen, ſo überwältigte mich in dieſer Nacht der Schlaf. — Ich habe das Leben verwirkt, doch vertraue ich deiner Gnade, — nicht um der Narben willen, in deinem Dienſt erworben — nein, ſchone meines Weibes! ſchone meiner Kinder!«

»O du Glücklicher!« murmelte zwiſchen den Zähnen der raſtloſe Theodorich, »wie gern ſpräche ich zu dir, komm! komm und laß uns tauſchen! — Wirf dich auf ſeidene Polſter, gib mir die Hellebarde, und laß an die Mauer gelehnt, von ſüßer Ueberzeugung erfüllter Pflichten eingewiegt, an deiner Statt mich ſchlummern. — Steh' auf! ich verzeihe dir. Geh' heim zu deinem Weibe, ich bedarf

dein nicht, ich wache für euch alle! Geh' heim und lehre deine Kinder für ihren König beten."

Er sprach's und wandelte mit ungewissen Schritten zum Schlafgemach der Königin, leise anklopfend, zitternd das Schloß öffnend, mit bebenden Knien und lichtscheuenden Augen hereintretend.

Es war die nämliche Nacht, in welcher Ildegerte, der unverdienten Schmach auf immer zu entfliehen, die Burg verlassen wollte. Sie lag auf einem Ruhebette, ihr Antlitz gegen das Fenster gekehrt, und erwartete den Aufgang des Mondes, um im Geleite seiner Strahlen, die nahe Bucht zu suchen, welche das Schiff verbarg, das ihrer Ankunft harrte. Zu ihren Füßen saß die treue Helga, beide schweigend und verloren in trüber Gedanken Labyrinth.

Horch! da raschelte etwas außen an der Thür, — nun war es wieder still — nun schien sich's zu entfernen — nun kam es wieder näher — nun klirrte es am Schlosse — und leise öffnete sich die Thür, furchtsam die Schlummernde zu wecken.

Der König! rief Helga bestürzt, als sie den Hereintretenden erkannte.

Zum Glück warf eine düstere Lampe nur schwachen Schimmer auf das Ruhebette, und breitete Dämmerung über Ildegerten's glühende Wange; auch wagte Theodorich es kaum sie anzublicken, und so entging ihre Verwirrung seinem an den Boden gehefteten Auge.

»Mein Gemahl —" hub sie schüchtern an, ahnend,

man habe ihren Entwurf ihm verrathen, »woher so spät in der Geisterstunde?«

Theodorich. Verzeihe mir, Geliebte, mich hat ein böser Traum vom Lager aufgeschreckt. Mir deuchte, du lagst in meinen Armen, und man entriß dich mir, und ich — ich wollte helfen, retten, wollte aufspringen, dir nacheilen — und konnte nicht, und fühlte gefesselt meinen Arm mit unzersprengbaren Ketten — ich mußte dein Winseln, deine Vorwürfe hören, ich schäumte, ich wüthete — und ach! je mehr ich mit Gewalt die Fesseln zu zerreißen strebte, je dichter ward ich verstrickt von unsichtbarer Macht. — Ich erwachte endlich — kalter Schweiß träufelte mir von der Stirn — ich sprang auf und eilte hieher.

Ildegerte. Es war ein Traum, und nur der Aberglaube sucht Wirklichkeit in Schatten. Wie konnte, Herr, ein solches Traumbild wohl dich ängstigen? was könnte deinen Armen mich entreißen, so lange ich deinem Herzen unentrissen bin?

Nur mit einem Seufzer antwortete Theodorich, und schmiegte sich so liebevoll in ihren Arm, und deckte ihren Mund mit so viel heißen Küssen, und schwatzte ihr des Zärtlichen so viel, so lange vor, daß Ildegerte, die All das doch nur für Gaukelspiel und teuflische Verstellung nahm, in ihrem Herzen bittere Wehmuth fühlte. Es ward ihr schwer, vom Bösewicht, den sie mit einem Wort entlarven konnte, sich, wie sie wähnte, noch gehöhnt zu sehen. Sie schwieg, doch sie vermochte nicht die Liebkosungen

zu erwiedern, mit denen der Verräther an ihrem Halſe hing.

Der Mond ging auf, mit ihm die Loſung der beſchloſſenen Flucht. Ildegerte entwand ſich den Armen des treuloſen Gemahls, ſchützte Müdigkeit vor und bat um Ruhe.

Er ging —

Ach! da erwachten, wie durch einen elektriſchen Schlag geweckt, alle die Erinnerungen entflohener Freuden der Liebe, vor ihren Augen ſtand die Ausſicht trüber Zukunft.

»Vielleicht zum letzten Male,« ſo flüſterte ihr Herz ihr zu, »vielleicht zum letzten Male ſiehſt du den lieben Verräther, den Vater deines Kindes.« Sie flog mit offenen Armen, entſchleiertem Buſen ihm nach, ſchlang um ihn die Lilienhände, und ſtammelte: Lebe wohl! vergib, daß ich noch einen Augenblick der Ruhe dir entreiße, ich vergaß dir zu zeigen den lieben kleinen Schläfer, das Pfand unſerer Zärtlichkeit.

Mit dieſen Worten zog ſie den König, deſſen Verwirrung ſichtbar ſtieg, halb mit Gewalt zur Wiege, in welcher die Unſchuld ſchlummerte.

»Schau' her! es iſt dein Sohn — küſſe ihn und ſegne ihn — daß mit des Vaters Segen und der Mutter Liebe er Trotz biete allen Stürmen, die vielleicht das Schickſal über ihn verhängte.«

Da bückte ſich der König über ſeinen Erſtgebornen und küßte ſeine Wange, und eine Thräne fiel herab auf die kleine Hand.

»Um dieſer Thräne willen,« rief Ildegerte aus, »verzeihe ich dir!« — Sie ſprach es und entſchlüpfte in's innere Gemach.

Das fiel dem guten König wie ein Stein auf's Herz. Er blickte ſtarr ihr nach, und hätte ihre Worte gern anders ſich gedeutet, als ſein Gewiſſen ihm nur allzuklar die Deutung gab. Noch lange ſtand er unentſchloſſen, ihn zog ſein Herz zu Ildegerten's Füßen, ihr zu bekennen ſein Verbrechen und von ihrer Liebe Verzeihung zu erflehen. Doch da flüſterte der Dämon Politik mit rauher Stimme ihm zu: ſie iſt zu weit gediehen, die unſelige Verhandlung, ſchon trägt des Meeres Rücken die Fürſtin Schwedens dir zu. Nur vorwärts darfſt du ſchauen, ein Schritt zurück iſt Krieg und Tod.

Er wandte ſich beklommen, kam, ohne zu wiſſen wie, bis in ſein Schlafgemach, und ſuchte Ruhe außer ſich, die nur der Biedermann in ſeines Buſen Innerem findet.

Als nun Alles wieder ſtille war, und in des Palaſtes öden Gängen kein Fußtritt mehr am hohen Gewölbe wiederhallte, da trocknete Ildegerte ihre Thränen und trat heraus an der Geſpielin Hand.

»Helga,« ſprach ſie, »iſt's ſchon Mitternacht?«

Helga. Mitternacht, Alles öde, Alles todt, ſiehe, es flimmert hoch über uns der Stern des Bären.

Ildegerte. Nun wohlan! — ſo laß uns ziehen. — O mein Herz — o wie beklommen! — wo iſt mein Sohn

Helga. Er ſchlummert.

Ildegerte (trat an ſein Lager, und blickte mit mütterlichem Wohlgefallen auf ihn herab). Er ſchlummert, ja, und ſo ſüß — Helga ſiehe, ſo ſchlummert nur die Unſchuld — Ob ſein Vater auch wohl ruhig ſchläft? — O es iſt ſo leicht, in einem Schlummernden die Spuren des Gewiſſens zu erkennen. Wenn das müde Auge ſich geſchloſſen, ſchlüpft aus dem geheimſten Herzenswinkel die Erinnerung des Böſen oder Guten, lagert ſich behende auf der Wange, und wird offenbar im gichteriſchen Zucken oder ſanften Lächeln. — Schade, daß wir ihn vielleicht aus ſüßen Träumen wecken müſſen. — Doch auch ſeine Mutter ward nur allzuſchrecklich aus dem ſüßeſten der Träume, aus dem Traum der Liebe, durch die Hand des Jammers aufgeweckt — und darf nicht murren. —

Fort! fort! ich höre Hahnengeſchrei! fort, ehe der Morgen dämmert!

Da nahm Helga den kleinen Schläfer in ihren Arm, und er erwachte nicht. Ildegerte tappte durch unbeleuchtete Gänge vor ihrer Gefährtin her, und gelangte endlich an eine kleine Pforte der Burg, welche durch einen beſtochenen Wächter für ſie nur offen war. Sie warf noch einen bethränten Blick zurück.

»Durch jene Thore zog ich einſt im Triumph, und heute muß ich wie eine Verbrecherin durch dieſes Pförtchen fliehen. Damals ſpiegelte ſich die Sonne in einer wollüſtigen Freudenthräne, und heute ſpiegelt ſich der Mond in

einer Thräne des Jammers. Treuloſer Gemahl! — Fort! fort! daß ich nicht ſeinem Andenken fluche.»

So ſprach ſie und nahm den kleinen Halvan auf ihre Arme (die ſorgſame Mutterliebe wollte ihn ſelbſt der treuen Helga nicht anvertrauen), und trug ihn behutſam bald durch unwegſame Wälder, bald über ſchroffe Klippen, bald durch bodenloſe Moräſte. Die Nacht war kalt, aber große Schweißtropfen träufelten von Ildegerten's Stirn, miſchten ſich mit dem Blute, das die Dornenhecken ihr aus Geſicht und Händen ritzten, und ſcharfe Felſenſtücke verwundeten ihre Sohlen, daß die blutigen Fußtapfen im weißen Sande kenntlich wurden. Schon zwei Stunden waren ſie umher geirrt.

»Biſt du müde, arme Helga?»

Ich darf nicht lügen, Königin, ich bin ſehr müde.

»Freilich, dir beſtreut keine geliebte Bürde den Pfad mit Roſen. — Vergib mir, treues Weib!»

Helga. Du beſchämſt mich, ich folge dir in den Tod.

Sie gingen und gingen, noch wehte keine Seeluft ſie an, das Geſträuch wurde immer verwachſener, der Pfad immer unbetretener.

»Mir dünkt,» ſprach Helga, »der Morgen graut. Siehſt du den rothen Streifen in Oſten? Wehe uns! wenn die Sonne an uns zur Verrätherin wird.»

Muth! Muth! es kann nicht lange mehr

währen. Die Nacht hat uns zu weit linker Hand irre geführt, der erſte Tagesſtrahl wird unſer Wegweiſer ſein.

Die Flüchtlinge verdoppelten ihre Kräfte, — ihr Sporn war die Angſt, ſie hüpften Gemſen gleich von Klippe zu Klippe, ſie wanden ſich wie Schlangen durch ſtechendes Tannengebüſch, ſie keuchten wie gejagte Rehe durch Bäche und ſchlammige Sümpfe.

Plötzlich ſtieg rings um ſie her ein dicker Nebel auf, und lagerte ſich vor der Morgenröthe, und ſchuf eine zweite Nacht, weit undurchdringlicher als die, die von des Mondes Strahl und unbewölkten Sternenſchimmer beleuchtet, hinabgeſunken war, der Königin des Tages Platz zu machen. Die arme Ildegerte wickelte den kleinen Haldan in Alles, was von ihren Kleidungsſtücken ſie irgend nur entbehren konnte, um für der rauhen, feuchten Morgenluft ihn zu verwahren. Sie raffte allen ihren Muth zuſammen, um der Beſchwerlichkeiten Laſt nicht ganz zu unterliegen, und hatte noch ein Wort des Troſtes für ihre Helga übrig.

Doch was hilft es euch, blutig, athemlos, ſchwitzend und in Thränen länger noch umher zu irren! wißt ihr auch wohin ihr flieht? läßt der Nebel euch den nächſten Baum erkennen? ſeid ihr ſicher, daß euch nicht ein feindſeliger Dämon im Zirkel dieſes Labyrinths herum bis wieder vor das Burgthor führe? daß gerade dann vielleicht die Nebelwolken dem warmen Strahl der Sonne

weichen werden, und eure zerrüttete Gestalt den Burgbewohnern und der Hölle zum Spottgelächter Anlaß gebe?

»Ach Königin!« rief Helga aus und sank an einem Steine nieder, »vergib, ich kann nicht weiter.«

»Ihr Götter, das ist zu viel!« wimmerte Ildegerte, »bürde, Odin! mir nicht mehr der Leiden auf, als ich zu tragen vermag. Ziehe diese Nebeldünste in eine Donnerwolke zusammen, und sende aus ihr Hela's Pfeil in meine Brust!«

Sie warf erschöpft sich neben ihrer Freundin auf den nassen Boden, ein kalter Schauer lief ihr den Rücken herab, sie drückte den kleinen Haldan ohnmächtig an ihre Brust, und wärmte ihn mit ihren Thränen.

Jetzt öffneten sich des Himmels Schleußen, und es stürzte ein Platzregen hernieder, mit Hagel vermischt. In wenig Minuten waren die Fluren überschwemmt, die unglücklichen Flüchtlinge durchnäßt, die Bäche des Waldes schwollen an, die Ströme rauschten um ihre Füße, von jedem Baume schien in großen Tropfen ein Fluß auf sie herabzuträufeln. Der kleine Haldan, der bis jetzt im mütterlichen Arm, unter dem Gewölbe des erzürnten Himmels, so ruhig geschlummert hatte, als auf den weichen Daunen in seines Vaters Palast, erwachte nun, da endlich bis zu ihm, trotz aller Vorsicht der besorgten Mutter, sich der Regen durchgesogen hatte; er erwachte und bediente sich der einzigen Waffen, mit welchen die Natur, freigebig gegen alle Thiere, nur gegen den Menschen karg, den Hilf-

losen ausgerüſtet, das heißt, er ſchrie ſo laut und jämmerlich, daß ſeine Stimme das geängſtete Mutterherz blutiger zerriß, als des Waldes Dornenhecken ihre Füße und Hände. Umſonſt liebkoſte ſie ihn, vergebens reichte ſie ihm die Bruſt, in welcher Jammer und Elend die Nahrung vertrocknet hatte — endlich wich ihr Muth, ihr Glaube an Unſchuld ſchützende Vorſicht, ſie rang verzweiflungsvoll die Hände und fluchte ihrem Daſein! —

Horch! da bellte ein Hündlein ganz nahe im Gebüſch, nur wenige hundert Schritte ſchien entfernt der Schall. —

Neues Leben, neue Hoffnung, neue Kraft goß in die ermüdeten Gebeine ſich, ſie ſprang behende auf die Füße, reichte der erſchöpften Freundin ihre Hand, half ihr auf, befahl ihr, ſich auf ſie zu ſtützen, räumte mit der linken Hand das verwachſene Geſträuche aus dem Wege, indem ſie mit der rechten den Säugling an ſich drückte, und verfolgte ſo den Laut, der immer näher und näher an ihre Ohren ſchlug.

Plötzlich ſtand ſie vor einer niedrigen Hütte, die unter dicht verſchlungenen Aeſten jedem Ungewitter Trotz bot. »Ich werde Menſchen finden,« ſo ſprach ſie zu ſich ſelbſt, »ich werde mit der ungekünſtelten Erzählung meiner Leiden die Herzen der Waldbewohner rühren, ihre Hilfe wird mir nicht entſtehen, und mißlingt mir's, nun ſo ſei mein letzter Retter — dieſer Dolch!« — So auf Alles vorbereitet klopfte Ildegerte kühn an die Thür der kleinen Hütte.

Doch wer malt ihr Erſtaunen, als eine Weiberſtimme von innen rief: Geſegnet ſeiſt du, Königin der Dänen und der Norweger! Herein! herein! an meinem Feuer zu erwärmen dich und den Prinzen Haldan und die treue Helga.

Plötzlich ſprang aus ihren Angeln die Thür der Hütte, und das Auge unſerer Heldin erblickte, an einem praſſelnden Feuer ſitzend, ein altes, graues Mütterchen, das mit zitterndem Haupte ihr entgegen watſchelte, ſie bei der Hand ergriff, und zu einer Art von Ruhebette führte, von weichem Moos bereitet und geflochtenem Schilf. Mit gutmüthiger Emſigkeit nahm ſie den kleinen Prinzen ihr aus dem Arm, bettete ihn nahe an's Feuer auf Blumen und wohlriechende Kräuter, ging ihre Ziege zu melken, ſtillte des Kindes Hunger, holte Früchte und Brot und einen geiſtigen Trank, den ſie ſelbſt aus dem Safte der Waldbeeren mit Honig vermiſcht zubereitet hatte. Dabei ermunterte ſie durch freundliche Geſpräche, und nöthigte ihre Gäſte ſich zu laben an den einfachen Speiſen, nicht zu verſchmähen ihre Armuth, denn ſie gebe, ſo gut ihr kleiner Garten und Keller es vermöge.

»Wenn ihr,« ſo fuhr ſie fort, »von Schrecken und Beſchwerden der entwichenen Nacht euch wiederum erholet, ſo will ich den kürzeſten Weg zum Seeſtrand euch geleiten. Zwar habe ich lange ſchon die Hütte nicht verlaſſen, das Alter und die Schwäche ſind, wie du weißt, Geſchwiſter; doch heute ſchleich' ich wohl an meinem Stabe mit, es iſt

der Mühe werth, einer ſo guten Königin die letzten Kräfte aufzuopfern. Sei unbeſorgt, man wird euch nicht verfolgen, das Schiff liegt unbemerkt in einer ſichern Bucht, der Wind iſt gut, und ehe die Sonne ihren Lauf nur halb vollendet hat, wird Dänemarks Küſte ſchon aus den Augen dir verſchwunden ſein.»

Die gute Königin ſchaut ihr beſtürzt in's triefende Auge, und weiß nicht, wie ſie ſich das Räthſel löſen ſoll? Das alte Mütterchen thut ſo bekannt, iſt im geheimſten Winkel ihres Herzens ſo zu Hauſe, als ſei ſie die Geſpielin ihrer Jugend, und nie von ihrer Seite gewichen.

»Wer biſt du, Unbegreifliche?» ſo ſtotterte Ildegerte mit einem Ton des Mißtrauens, »wer biſt du, vor deren Blicken das Buch des Schickſals offen zu liegen ſcheint?»

»Ich bin,» verſetzte die Alte, »Suanhilda, die hundertjährige Wahrſagerin, deren Namen vielleicht der Ruf dir nannte.»

Ein heiliger Schauer der Ehrfurcht ergriff die Königin. Sie hatte von Suanhilda's Zauberkünſten und ihrer Gabe, in der Zukunft Verborgenheit zu ſchauen, am Hofe ihres Gemahls der Wunderdinge genug gehört, ſie war vor wenig Augenblicken durch eigene Erfahrung überzeugt, daß nicht zuviel der Ruf von ihr geſprochen. Einem ſolchen Götterliebling gegenüber, iſt's unnütz ein Geheimniß zu verwahren, ſie ergriff daher ſehr weislich den Entſchluß, der guten Alten zu vertrauen, was dieſe längſt ſchon wußte, und um ihre Hilfe anzuflehen.

Das Mütterchen versprach und hielt Wort; denn
die Flüchtlinge ihre Kleider getrocknet, ihre naſſen Ha
ausgerungen, ihre Wunden geſalbt und ihren Hunger
ſtillt hatten, da ergriff ſie einen Dornenſtab, und füh
ihre Gäſte, ſo ſchnell als eine Laſt von hundert Jahren,
ihr Rücken trug, verſtatten wollte, durch einen ſanf
Fußſteig, der nur ihr bekannt, bis an den Strand
Meeres, wo das Schiffsvolk ſeiner Beute entgegen jauch
ein friſcher Landwind die Segel aufblies, und der Str
der entwölkten Morgenſonne in den unruhigen Wel
tanzte. Suanhilda umarmte Ildegerten.

Lebe wohl! ſprach ſie mit feierlichem Ernſt, ind
ſie ſtarr ihr in die Augen ſah, und eine überirdiſche Beg
ſterung in ihren Blicken glühte. Lebe wohl! bis d
und deine Tauſende der Rücken des Meeres
rück auf Dänemarks Küſten trägt, wo die v
wüſteten Felder den milden Thau des Himm
nur mit Strömen von Blut geſchwängert
ſich ſaugen; wo der geängſtete Landmann ſe
zend deinen Arm um Hilfe und Rettung her
wimmert, und die Verrätherei ihren ſchwar
Fittig über den Palaſt breitet. — Sei willko
men, o Heldin! unter dem Jauchzen der Men
triumphire und ſiege! gebenedeite Mutter d
Könige! deinen Namen werden ſpäte Jahrh
derte nennen, ſieh, deine Enkel gehen in P
pur gekleidet vorüber, reichen ſich Norwege

Scepter mit ewig blühendem Lorbeer umwunden, den Ildegerte pflanzte.

Noch prophezeite die Alte von einem Hügel des Ufers, und sandte der Fliehenden Segen nach, als schon ein weiter Raum von einem Lande sie trennte, das mit ihrer Verbannung sich in's Verderben stürzte. Die Fahrt war glücklich, das Wetter heiter, in wenig Tagen erreichte Ildegerte die Küsten ihres Vaterlandes, und floh in die nämliche Burg, die in der Mitte der Wälder, einst ihre Klagen um Thora hörte, ihren Schmerz um Swend verbarg.

Zurück in den Palast des armen betrogenen Königs, wo, um Montesquieu ein Gemälde abzuborgen, Alles leblose lächelt, und Alles was Leben hat düster umherscheicht. Kaum hatte Theodorich einem kurzen Schlummer sich entwunden, der mehr ihn abmattete als erquickte, da meldete man ihm, daß eine von den Frauen der Königin im Vorgemach sei, und begehre eingelassen zu werden.

»Sie kommen!« rief Theodorich erschrocken, ahnend etwas ungewöhnliches; eine Röthe flog in sein Gesicht, er heftete sein Auge auf die Thür, indem er sich mit halbem Leibe von seinem Ruhebette hob, und auf den Ellenbogen stützte. Da trat herein mit niedergeschlagenen Blicken Ingibert, die Schwester unserer Helga. Sie ging einher in Trauerkleidern, ein langer Flor floß von dem Haupte bis zu den Füßen herab, ihr wankender Schritt, ihr stummer Schmerz waren der bangen Erwartung des Königs fürch-

terlicher, als habe ſie mit Angſtgeheul die Hände gerungen, das Haar zerrauft. Sie näherte ſich ihm beſcheiden, und übergab ihm ſchweigend einen Brief. Theodorich entfaltete zitternd das Blatt und las. Ingibert entfernte ſich.

Ildegerte an Theodorich, König von Dänemark und Norwegen.

Deine Großmuth — du nannteſt es Liebe — zwang mich einſt, aus deinen Händen eine Krone anzunehmen, als meinen Harniſch noch das Blut der Schweden färbte. In jener kriegeriſchen Rüſtung gefiel ich dir, im beſcheidenen Gewand der Hausfrau hörte ich auf, dir zu gefallen. Mir öffnete einſt Ranfried's Blut den Weg zum Throne, und Ranfried's Blut ſtößt heute mich herab. Deine und meine Feinde triumphiren, doch fern von mir ſei die Erniedrigung, die feigen Seelen anzuklagen. Nimm hin das Diadem, das wahrlich nicht der Ehrgeiz mir um die Stirne wand, freiwillig lege ich es zu deinen Füßen nieder, mir die Beſchimpfung zu erſparen, die unverſchuldet meiner harrte. Der Rang, zu dem dein Wille mich erhoben, hat nicht in mir verlöſcht die Rückerinnerung an jenen, in den ich wieder treten werde. Keine Klage folge mir dahin, nichts wird meinem Herzen fehlen, als das deinige, das ich verlor. Lebe glücklich und zufrieden, wenn du das vermagſt in dem Zuſtand, dem ich dich zum Raube laſſe. Ich eile, in den Wäldern meines Vaterlandes Ruhe zu ſuchen, die ich nicht auf deinem Throne fand. Kannſt du dann und wann dich meiner

noch erinnern, ohne doch zu ſtören deiner neuen Liebe Freuden, ſo denke, daß ich nie vergeſſen werde, du ſeiſt der Vater meines Kindes.

Ildegerte.

Ich überlaſſe es eurer Einbildungskraft, euch den Eindruck zu ſchildern, den dies feierliche Lebewohl Ildegerten's auf ſein von allen Seiten beſtürmtes Herz hervorbrachte. Ihr kennt ihn, er war kein Böſewicht, obgleich ſeine Schwachheit, ſeine allzugefällige Lenkſamkeit zu mehreren Verbrechen ihn hinriſſen, als Harald, mit all ſeiner Tücke, zu begehen fähig war. Seine ganze Zärtlichkeit erwachte in dieſem Augenblicke, er ſah in Ildegerten wieder das liebenswürdige Weib, die Mutter ſeines Sohnes, die unterdrückte Unſchuld, die erhabene Tugend, er beſchloß, zu handeln als ein Mann, und — weinte als ein Kind. Statt ohne Aufſchub zu wollen, was der Schutzengel der Tugend ihm zuflüſterte, ergriff er den kühnen Entſchluß, über alle Bedenklichkeiten der Staatskunſt ſich hinwegzuſetzen, und — — für's Erſte Harald zum Vertrauten ſeiner Sinnesänderung zu machen. Der Günſtling ward gerufen.

»Lies, Harald! lies!« rief ihm der König entgegen, indem er mit zitternder Hand den offenen Brief ihm hinreichte, »lies und rathe mir, und ſtille, wenn du kannſt, den Aufruhr, der in meinem Herzen tobt.«

Harald nahm und las. Ildegerten's Flucht war ihm ein Donnerſchlag, der ſeine ſchönſten Hoffnungen durch

einen Streich zerſchmetterte. Doch las das geübte Auge des Seelenkenners zugleich in dieſem Briefe, dieſer edlen Entſagung, das wirkſamſte Mittel, das wankende Herz des Königs wieder an ſie zu knüpfen. Dem mußte vorgebeugt werden, hier war mehr als jemals das Gift der Verſtellung nöthig.

Harald ſuchte mühſam ein Lächeln hervor zu lügen, legte das Blatt zuſammen, ſchob es in den Buſen, und frug mit angenommener Gleichgiltigkeit: »was denkt der König zu thun?«

Theodorich. Was er thun muß, wenn er ſeinem Herzen gehorchen will, was er thun muß, wenn er Anſpruch machen will auf einen Titel, der mehr werth iſt, als der Königstitel auf den eines rechtſchaffenen Mannes.

Harald. Aber ein rechtſchaffener König und ein rechtſchaffener Privatmann ſind zwei verſchiedene Begriffe. Was dem letztern anſtändig, davon iſt hier nicht die Rede, auch iſt ein ſolcher Fall für ihn wohl ſchwerlich denkbar. Der erſtere aber muß nicht ſein Herz, er muß die Stimme des Volkes zu Rathe ziehen.

Theodorich. Und freiwillig auf der Folterbank des Gewiſſens ſeine Tage verſchmachten?

Harald. Wenn nur ſeine Einbildungskraft ihn darauf ſchmiedet, ja.

Theodorich. So thut mir's leid, daß ich ein Sklave der meinigen bin. Spare deine Worte, rüſte ein leichtes Schiff aus, das den geliebten Flüchtling mir zurückbringe;

ſende ſogleich einen Herold nach Schweden, ich will die Prinzeſſin nicht ſehen, ihren Namen nicht mehr hören.

Harald. Das Kriegsgeſchrei des Feindes wird ihn laut genug dir in's Ohr brüllen. Welchen Herold ſoll ich ſenden? — welchen deiner Unterthanen magſt du zumuthen, ſich von gerechter Wuth in Stücke reißen zu laſſen? — Herrmannfried würde raſen, Luitgardis durch ihre Thränen jeden Arm bewaffnen, jeder edle Schwede lieber tauſendfachen Tod leiden, als ſolch einen Schimpf ungerochen laſſen. Schon ſehe ich, wie ſie gleich losgeriſſenen Felſenſtücken auf uns herabſtürzen, dein blühendes Reich verwüſten, deine Unterthanen morden, ihre Kinder zu Sklaven machen — ſchon höre ich, wie deine Getreuen wehe! über den ſchwachen König rufen, der um eines Weibes willen zum Opferaltare ſie ſchleppt. — Die Wohlfahrt des Staates iſt dein erſtes Geſetz, das erkannte ſelbſt Ildegerte durch ihre freiwillige Entſagung. Du ſollteſt ihr danken, daß ſie den Schritt dir erleichtert, der, wie ich ſehe, deinem Herzen ſo viel koſtet.

Theodorich. Ach! was ſoll aus ihr werden! — iſt das der Lohn ihrer Liebe, ihrer Tapferkeit, in Norwegens Wäldern Bären zu jagen und Elende zu zähmen?

Harald. Nicht doch. Wer wehrt es dir, durch tauſend kleine Aufmerkſamkeiten ihr Schickſal zu lindern? Sie führe wie bisher den Titel Königin, das wird ihrem Ehrgeiz ſchmeicheln; ſie genieße ein anſehnliches Jahrgeld, das wird die Bequemlichkeiten des Lebens ihr verſchaffen.

Theodorich. Und ihr Herz?

Harald. Das öffne ſich den Mutterfreuden, das kette näher ſich an ihren Sohn, das finde Belohnung in dem Gedanken, zum Glück einer ganzen Nation die Hand geboten zu haben.

Theodorich (mit einem tiefen Seufzer). Und ich? —

Harald (ihm ein kleines Bild hinreichend). Auf dieſe Frage mag das Original antworten, welches eine ſolche Copie veranlaßte.

Theodorich (neugierig). Was iſt das?

Harald (lächelnd). Das ſchöne Konterfei eines ſchönern Mädchens.

Theodorich. Und das Original? —

Harald. Darf ich dir nicht nennen, denn du haſt den Namen von deinem Ohr verbannt.

Theodorich. Luitgardis?

Harald. Errathen.

Theodorich (den Blick feſt auf das Gemälde geheftet). Sie iſt ſchön! — (eine Pauſe) ſie iſt ſehr ſchön! — (eine Pauſe) ſie iſt entzückend! —

Harald. Und doch will man, es ſei dem Maler ſchlecht gelungen, die ſanfte Seele auszudrücken, welche dieſen Zügen Leben gibt. Auch habe ſein Pinſel ihr das Lächeln um den Mund nicht abzulauſchen vermocht, welches ſie der Göttin Frigga geſtohlen zu haben ſcheint.

Theodorich. Wer brachte dir's?

Harald. Ein Eilbote, der zugleich die nahe Ankunft

der Prinzeſſin dir verkündet. Sie habe, meldet er, als er den Hof verlaſſen, drei Tage nur noch dort verweilen wollen, und da ein Zufall auf der Reiſe ihn gehindert, vermuthet er, ſie werde auf dem Fuße ihm folgen.

Theodorich. So ſchleunig? und noch ſind wir nicht auf den Empfang bereitet? —

Harald. Beſorge nichts, bereite nur dein Herz, im übrigen verlaß auf deinen treuen Harald dich.

Theodorich. So eile, laß an Pracht und Aufwand nichts gebrechen. Man ſagt, der Hof des Königs, ihres Bruders, ſei glänzend; ich wünſchte nicht, daß ſie bei mir etwas von dem vermißte, was die Gewohnheit ihr vielleicht nothwendig machte.

Harald. Was dein königlicher Schatz an Schmuck und Koſtbarkeit vermag, ſoll ſie in ihren Zimmern finden; rechne dazu den Werth, den ein ſolches Geſchenk aus deiner Hand empfängt, (ſchalkhaft) und ich denke, Luitgardis wird zufrieden ſein. (Er will gehen.)

Theodorich. Noch Eins, wo ließeſt du den Brief?

Harald. Welchen Brief?

Theodorich. Ildegerten's.

Harald. Beſſer, lieber Vetter, daß du ihn nicht zum zweiten Male lieſeſt.

Theodorich (bewegt). Er iſt doch mindeſtens der Antwort werth.

Harald. Das iſt er, und ich rathe dir, der deinigen Geſchenke beizufügen. Auch mußt du ja nicht unterlaſſen,

ſie Königin zu nennen, und den Edelleuten, welche du mit dieſem Auftrag ſenden wirſt, diene der Befehl zur Vorſchrift, mit gebogenem Knie ſich ihr zu nähern, wie es der Gemahlin ihres Königs ziemt.

Theodorich (ſeinen Blick auf das Gemälde heftend). Und mit der ganzen Macht der ſchmelzendſten Beredſamkeit die traurige Nothwendigkeit begreiflich ihr zu machen — den Zwang, dem mein getreues Herz —

Harald. Und ſo weiter, ja, das mögen ſie beiher. — Doch vergönne mir, mich noch eines Zweifels zu entladen. Habe ich Unrecht, nun, ſo muß mein Eifer mich entſchuldigen. Wäre es kluger Vorſicht nicht gemäß, einen Theil der Truppen dieſes Reiches an den Grenzen Norwegens zu verſammeln?

Theodorich. Wozu das?

Harald. Wie leicht — vergib! es iſt nur ein Vielleicht, doch gründet ſich's auf Kenntniß eines Weiberherzens, das ſich verachtet wähnt, und nach Rache dürſtet — wie, wenn Ildegerte, die in ihrem Vaterlande eines großen Anhangs ſich verſichert hält, Aufruhr, Meuterei —

Theodorich. Schweig! deſſen iſt ihr edles Herz nicht fähig.

Harald. Weißt du auch, wozu die Wuth der Leidenſchaften fähig macht? Wen hat Vorſicht noch gereut? — und wer braucht die Beſtimmung der Soldaten denn zu wiſſen, die dein Befehl an jenen Grenzen lagern wird?

Theodorich. Nein! nein! das kann nicht ſein! ich will nichts weiter davon hören! und nicht ein einziger Mann ſoll ſich der Grenze Norwegens nähern, und die etwa in jener Gegend verſtreut noch ſind, die ſollen ſich zurück in's Innere des Landes ziehen, daß Ildegerte nicht des kleinen Argwohns meine Seele fähig halte.

Harald. Wie dir's beliebt. Ich that nur meine Pflicht.

Der Heuchler ging, und ſein betrogener Freund, der Schatten gegen Wirklichkeit ſo oft ſchon eingetauſcht, ſuchte Troſt in den gemalten freundlichen Blicken der jungen Schwedin, wähnte aus ihnen Vergeſſenheit zu ſaugen der Thräne, die vielleicht in dieſer Stunde in Ildegerten's Auge ſchwamm. Er überredete ſich, er habe Alles gethan, was Liebe und Edelmuth von ihm gefordert. »Sei er blos Unterthan geweſen, o dann habe keine Macht auf Erden ihn bewegen ſollen, Ildegerten aufzuopfern! in eine Wüſte wäre er mit ihr geflohen, wilde Wurzeln wären an ihrer Seite ihm zu Leckerbiſſen geworden, und friſches Quellwaſſer zum Göttertrank.« Aber das Schickſal hatte ihn nun einmal zum Wächter eines Platzes erſehen, den wir andern Erdenſöhne um die Wette als den beſchwerlichſten, verdrußreichſten zu ſchildern uns bemühen, den aber unter tauſenden nicht Einer freiwillig verläßt, und den keiner von den Spöttern ausſchlagen würde, wenn man ſeiner Obhut ihn anvertrauen wollte. Was bleibt ihm übrig? — nur zwei Wege ſtehen ihm offen. Entweder muß er frevent-

lich dem Flehen seines Volkes, der Götter Willen widerstreben; oder den Purpur von sich werfen, und in Norwegens Wäldern arm und unbekannt, jedoch an Ildegerten's Seite, sterben. Das Erstere wagt kein Sterblicher, das Letztere — so gern er auch dem Winke seines Herzens folgen möchte, das Letztere darf er nicht, denn eine Herde ohne Hirten lassen wäre Grausamkeit, und seiner Lenden Frucht das väterliche Erbe muthwillig zu entreißen, wäre Wahnsinn.

So fügt sich der Sophist geduldig in sein Schicksal, schreibt einen lauwarmen Brief, voll gedrechselter Entschuldigungen, an die Verstoßene, wähnt durch Pracht der Geschenke zu ersetzen, was dem Briefe etwa an Herzlichkeit abgeht, und wundert sich, als Ildegerte die Geschenke zurücksendet, und das Schreiben keiner Antwort würdigt. Uebermüthig nennt er ihr Betragen, glaubt sich berechtigt von Beleidigungen zu schwatzen, die man ohne sein Verschulden gethan, und ist heimlich froh, einen neuen Deckmantel seiner Verrätherei erwischt zu haben.

Wohl dem Bösewicht, der sein Gewissen so in Schlaf zu wiegen vermag! selbst Theodorich beneidet ihn, denn nicht immer ist er aufgelegt, mit Sophistereien sich zu täuschen.

Tausendmal ist's gesagt worden, und tausendmal hat man gelogen: »die Bahn der Verführung sei nur mit Blumen bestreut.« Freilich, je weiter man schreitet, je sanfter scheint der Pfad zu werden, je häufi-

ger findet man jene vergänglichen Blumen. Nicht also da, wo man zuerst die Bahn betritt, da wo sie von dem Pfad der Tugend abweicht. O dort hat die Tugend noch immer ihre Dornen eingestreut, die von Zeit zu Zeit des leichtsinnigen Wanderers Fuß wohlthätig ritzen, ihn aufmerksam zu machen auf den Weg, den er gewählt.

Luitgardis kam. Man hatte überall ihr Ehrenpforten gebaut, man hatte die Straßen mit Bäumen, die Fenster mit Teppichen geschmückt, festliche Kleider, ein prunkvoller Einzug verkündeten die Fröhlichkeit des Tages, aber die Gesichter des versammelten Volkes straften die festlichen Kleider Lügen, kein froher Zuruf tönte dem jungen Paare entgegen, Alles still, als erwarte man einen Leichenzug — und Theodorich an Luitgardis Seite fühlte den bittern Verweis.

Er befahl, dem Volke Fleisch und Brot und berauschende Getränke Preis zu geben; aber das Volk berührte weder Speise noch Trank, sondern wallte hin zum Tempel Odin's, wo Ildegerte seit der letzten Schlacht ihren Helm und ihre Lanze aufgehangen hatte, und benetzte beides mit ungeheuchelten Thränen. Theodorich hört es, und sein Herz blutet.

Alles scheint an diesem Tage sich zu vereinigen, seine Brust mit tausend Nadelstichen zu durchbohren. Ritter Siggurd, ein alter Schwede, der nämliche, der Ran-

fried's Leichnam aus dem Schlachtfelde führte und Swend's Mörder niederstieß, kam jetzt in Luitgardis Gefolge, die junge Prinzessin in des Königs Arm zu liefern. Kaum aber hatte er dies Geschäft vollbracht, als er sich schon auf seinen Rappen schwang, um in sein Vaterland zurückzueilen.

»Wohin?" rief Theodorich bestürzt, »willst du mich so beschimpfen, an meinem Hochzeitfest den Freudenbecher nicht zu leeren?"

»Herr," sprach der alte Siggurd, »erinnerst du dich noch des ritterlichen Handschlags, der auf dem Schlachtfeld einst die Freundschaft dir gelobte? — Mir befahl mein König die Prinzessin zu geleiten, ich übergab sie dir, — und meine Freundschaft — nehm' ich wieder mit."

Ohne Theodorich's Antwort abzupassen, setzte er den Sporn dem Rappen in die Seite, und entschwand den Blicken des Erschütterten, dem sein Gewissen laut genug zuruft: er sei der Freundschaft eines solchen Biedermannes nicht werth. So benagte des bösen Bewußtseins Schlangenzahn jeden Bissen, den er aß, vergiftete jeden Tropfen, den er trank, begeiferte jeden Liebeskuß, den er auf den Mund der neuen Gattin drückte.

Und Luitgardis? — o sie war ein gutes, harmloses Geschöpf, immer lustig, immer frohes Muthes, sah nicht weiter, als man sie sehen lassen wollte, und genoß die Freuden dieser Stunde, unbekümmert um die folgende.

Und Harald? — es ist Zeit zu ihm zurückzukehren, zu ihm, dem Ildegerten's Flucht den wohlausgesonnensten

Entwurf vereitelt hatte, und den ihr vielleicht zufrieden wähnt bei dem Gedanken, seine so oft verschmähte Liebe auf's empfindlichste gerochen zu haben, entschlossen, dieser Rache Frucht ruhig zu genießen? — Nichts weniger. Harald, gleich einem guten Schachspieler, der seinen Entwürfen immer eine andere Gestalt zu geben weiß, wenn ein Zug seines Gegners den ersten Plan ihm verrückt, Harald dachte nunmehr ernstlich darauf, den Thron seiner Väter — so nannte er ihn — auch ohne Schwedens Beihilfe zum Ruhebett seines Ehrgeizes zu machen. Er zweifelte nicht einen Augenblick, daß alsdann auch die Liebe an seiner Seite sich lagern werde, wenn er nur erst im Stande sei, ihr von einem Throne herab die Hand zu bieten. Trotz seiner Schlauheit und Menschenkenntniß fiel er doch zuweilen in einen Fehler, der auch uns andern armen Sterblichen nicht selten anzukleben pflegt, das heißt: er lieh demjenigen Charakter, welchen er beurtheilte, ohne es zu wollen, eine Mischung von seinem eigenen, wodurch es denn geschah, daß, da er falsche Ursachen voraussetzte, auch falsche Wirkungen erfolgen mußten. Die gelassene, duldende Ildegerte konnte er sich eben so wenig denken, als der Grieche die uneifersüchtige Juno.

»Bin ich nur einmal König, vernünftelte er, so wird sie begierig jede Gelegenheit ergreifen, ihrem Verräther zu zeigen, daß sie auch ohne ihn Königin sein kann.«

Allmächtiger Regierer der Welten! ist's nicht genug, daß ein verwegener Despote, das Triebrad republikanischer

Staaten den edlen Ehrgeiz entweiht, und ſeine tolle Ruhmſucht darein hüllt! muß auch noch die Liebe, jene ſanfte Himmelstochter, nur zum Troſt der leidenden Menſchheit erſchaffen, einen Vorwand ihm reichen?

Schon war Harald der Günſtling, Beſitzer eines blinden Vertrauens, Herr über die Einkünfte des Reichs, Herr über die wichtigſten Feſtungen, Gebieter im däniſchen Heere; denn überall hatte er den verdienſtvollen Getreuen, den ſeinem Vaterlande Ergebenen von den Stufen des Thrones verdrängt, den Platz einer ſeiner feilen Kreaturen beſetzt. Und wer mag es läugnen, daß Theodorich ſelbſt den Entwürfen des Verräthers Vorſchub that? hatte er nicht die Liebe ſeines Volkes verloren, indem er Ildegerten, die Angebetete, verſtieß? war er ſeit jener unſeligen Stunde mehr als ein Ziel des Spottes, der Verachtung? O nur zu leicht fand Harald Eingang in den Herzen der Bürger! Er klagte mit dem Unzufriedenen, murrte mit dem Mißvergnügten, täuſchte den Ehrgeizigen durch blendende Verſprechungen, und ſah ſich bald an der Spitze einer mächtigen Partei, welche mit beiden Ohren der Loſung zum Aufruhr entgegenhorchte. Nur eine günſtige Gelegenheit mangelte noch, und der Dämon der Kabale ſäumte nicht, auch dieſe herbeizuführen.

Theodorich, im Beſitz eines ſchönen Weibes, einer doppelten Krone, eines ungeſtörten Friedens, war elend, denn nicht die Freuden des Ehebetts, nicht der Kronenglanz, nicht das Lächeln des Friedens, vermochte Stillſchweigen

zu gebieten ſeinem Ankläger, dem Gewiſſen. Er floh ſich ſelbſt und die Welt, berauſchte ſich gierig in jeder Zerſtreuung, ſuchte Vergeſſenheit des Vergangenen im lärmenden Gewimmel des Hofes — umſonſt! umſonſt! Ekel und Ueberdruß begleiteten ihn bis in den Arm der ſchönen Luitgardis.

Bald wurde mancher kleine Geiſt, mancher alberne Schranze nur darum ihm unentbehrlich, weil das Gehirnchen täglich eine neue Zerſtreuung ausheckte. Harald bediente ſich dieſer Stimmung ſeines Gemüths, und ließ ihn durch einen Vertrauten, als von ungefähr, auf den Einfall lenken, eine Reiſe durch ſeine Staaten zu thun. »Herrlich! herrlich!« rief der arme betrogene König, »wir werden uns beluſtigen, täglich neue Gegenſtände ſehen, wir werden beiher den Unterthanen der entfernteren Provinzen Gehör geben, und ihre Bittſchriften — in unſere Taſchen ſtecken. Macht ſchleunige Anſtalten, ehe die ſchöne Jahreszeit verrinnt.

Seine Ungeduld war ausſchweifend, jedes Zaudern ihm unerträglich, alles, was Hände hatte, mußte das Reiſegeräthe zubereiten helfen, in wenig Tagen wandte er ſeiner Reſidenz den Rücken, und hinterließ den Prinzen Harald — als unumſchränkten Befehlshaber.

Dieſen Augenblick hatte der Günſtling erwartet, täglich erhielt er Boten vom Könige, die ihm den Fortgang der Reiſe meldeten, und kaum wußte er ihn weit genug auf den entfernteſten Grenzen, als er plötzlich die Larve ab-

zog, seine Anhänger um sich versammelte, die junge Königin in Verhaft nahm, sich der wenigen Getreuen bemächtigte, und vom blinden Volke jubelnd zum Könige von Dänemark ausgerufen wurde.

Er bestieg den Thron mit erlogener Bescheidenheit, hörte und richtete selbst jede Beschwerde, schaffte einige Auflagen ab, welche dem Volke lästig waren, verdoppelte den Sold des Heeres, opferte den Göttern, beschenkte die Pfaffen, belustigte die Menge durch gedungene Gaukler, sandte ein wohlgeschriebenes Manifest in die Welt, welches seine Rechte auf die dänische Krone unwidersprechlich bewies, und so versicherte er sich seines Raubes ohne Widerstand.

Unauflöslich — so wähnte er — war nun die Schlinge zusammengezogen, und ihm blieb auf dem Gipfel seiner Hoheit kein Wunsch mehr übrig, als der, nach Befriedigung seiner Brunst. Er ergriff die Feder und schrieb:

Harald, König von Dänemark, an die Königin Ildegerte.

Du bist gerochen, schöne Ildegerte, der Treulose bestraft, und Harald König. Von deinen Schwur hat jener Blödsinnige selbst dich entbunden, eile, o eile ein neues Band zu knüpfen! Komm und herrsche überall, wo Harald herrscht.

Eine glänzende Gesandtschaft machte sich auf nach Norwegen, diesen Brief zu überbringen, und Ildegerten im Triumph auf Dänemarks Küsten zurückzuführen.

Unbeweglich, wie von Odin's Donnerkeilen getroffen, ſtand der ſchwache Theodorich bei der Schreckenspoſt, die ein entronnener Getreuer ihm zu verkünden kam. Lange war die Zunge ihm gelähmt, und der erſte Ausruf, der auf ſeiner Lippe ſchwebte: »Ildegerte! Ildegerte! das habe ich um dich verdient! wer ſein eigenes Weib verrieth, darf der über eines Freundes Untreue murren?«

Gönnt dem Armen euer Mitleid, er hört in dieſem Augenblicke auf, euren Haß zu verdienen. Seht und bejammert ſeine verzweiflungsvolle Lage! ſeht wie die Hofſchranzen ſich von ihm wegſtehlen, im Schatten eines blühendern Baumes ſich zu lagern, da dieſer ſeiner Früchte beraubt, entblättert vor ihnen ſteht. Verlaſſen von Freunden und Unterthanen, ohne Heer, ohne Geld, ohne Rath, Gemahl zweier Weiber, ohne am Buſen eines derſelben Troſt ſuchen zu dürfen; das iſt das Bild des Unglücklichen, der, von tauſendfachen Leiden zerriſſen, den Unwillen in unſern Herzen auslöſcht, der ſeine Schwachheit erregte.

Er irrt von Stadt zu Stadt, überall ſchließt man die Thore vor ihm zu; er flüchtet von Dorf zu Dorf, kaum theilt ein gutherziger Bauer ſein ſchwarzes Brot mit ihm. So ſtiehlt er ſich endlich durch tauſend Lebensgefahren bis in die entfernteſte Provinz ſeines Reichs, die einzige, die ihm getreu geblieben war. Hier rafft er einen kleinen Haufen von einigen Tauſenden zuſammen, ſtellt ſich an deſſen Spitze, geht kühn dem Räuber ſeiner Krone entgegen, und da er den Sieg nicht hoffen darf, beſchließt er verzweiflungsvoll

ſich in die feindlichen Schwerter zu ſtürzen, und auf dem Schlachtfelde ſein elendes Daſein zu enden.

Harald lacht des Verwegenen, läßt ſeinen Harniſch ſich reichen, verſammelt ein zahlloſes Heer und rückt hoffärtig in's Feld, die Unterjochung des Reichs zu vollenden, und ſeinen Mitbuhler in Feſſeln geſchmiedet, an den Triumphwagen zu ketten, der ihn und Ildegerten zum Hochzeitaltar führen ſoll. Schon erwartet er täglich die Abgeſandten aus Norwegen und kann ihr langes Außenbleiben ſich nicht erklären. Doch tröſtet er ſich mit dem Gedanken, daß, wenn nun Alles vor dem Scepter des Ueberwinders das Knie beugen werde, er dann um deſto ſüßer im Arm der Liebe ruhen könne.

Es hatten indeſſen die beiden Heere — wenn anders der Name eines Heeres für Theodorich's kleinen Haufen ſchicklich iſt — einander ſich genähert. Theodorich wollte fechten und Harald vermied eine Schlacht; nicht als habe er am glänzendſten Siege im mindeſten gezweifelt, nein, er wollte die Aufrührer — ſo nannte er ſie — lebendig fahen, er wollte mit überlegener Macht ſie umzingeln, durch Hunger und Durſt ſie zwingen, die Waffen wegzuwerfen und ihren Schattenkönig ſelbſt in ſeine Hände zu liefern.

Alles ſchien dieſen Entwurf zu begünſtigen. In einem öden Thale, von keinem Bache durchſchnitten, hatte der unvorſichtige König ſich gelagert, in kleinen Scharmützeln wurden die Seinigen aufgerieben, jeder Zugang war von

dem Feinde besetzt, das Brot begann zu mangeln, den brennenden Durst stillte nur der Thau des Himmels. Man wagte einige Ausfälle, jedesmal kehrte geschwächt der kleine Haufe zurück. Die Leute murrten, betrachteten sich als Schafe, die man zur Schlachtbank führe, der Trieb der Selbsterhaltung erwachte und behauptete leicht die Oberhand über die schöne Schwärmerei einer unwandelbaren, dem König geschwornen Treue. Täglich sandte Harald verkappte Betrüger in's Lager, die den Wankenden Gnade anboten, wenn sie freiwillig sich unterwerfen und ihren König gebunden seiner Gewalt überliefern wollten.

»Was zaudert ihr?" hieß es, »seht! alle eure Brüder sind der Uebermacht gewichen, und befinden sich wohl dabei. Der neue König ist gnädig, er wird ein Vater euch sein, aber hütet euch, seinen Zorn zu reizen! — Oder wähnt ihr, mit einer Hand voll Bewaffneter dem Hunger, dem Durst und einem zahllosen Heere zu widerstehen? Lange schon hätte Harald euer Häuflein zerschmettern können, wenn er eure Blindheit nicht bemitleidete, und das Blut seiner Unterthanen — dafür hält er euch noch immer — schonen wollte. Ergreifet und küsset die Hand, die ein Vater euch darreicht, ehe ihr zu spät euren Muthwillen beseufzt."

Natürlich machten dergleichen Reden einen tiefen Eindruck auf die Gemüther. Man rottete sich zusammen, man beschloß, dem neuen Könige das verlangte Opfer zu bringen, um sich selbst vom unvermeidlichen Untergange zu retten.

So hilflos war die Lage des armen Theodorich. Das Murren ſeines Volkes blieb ihm nicht unbekannt, und er erwartete jeden Augenblick, in Feſſeln geſchmiedet, zu den Füßen des Verräthers geſchleppt zu werden, den er einſt mit Wohlthaten überhäufte. Dieſer Gedanke war ihm unerträglich! noch einmal erwachte in ſeiner Bruſt der männliche Muth. »Lieber ſterben, als Harald's Triumph vergrößern!" ſo ſprach er zu ſich ſelbſt und bereitete eine Schale mit Gift, die er eben im Begriff war hinunterzuſchlürfen.

Da trat Eskill in's Zelt, und meldete ihm ein Weib, welches mit einem Korbe voll Früchte ſich durch den Feind geſchlichen und ihn zu ſprechen begehre. Kaum hatte er ausgeredet, als das Weib ſchon auf dem Fuße ihm folgte.

»Helga!" rief der König, »Helga, biſt du es?! iſt's möglich!" Helga begrüßte ihn ſchweigend und überreichte ihm einen Brief.

Ildegerte an Theodorich, König von Dänemark und Norwegen.

Ich lande in dieſem Augenblicke an Dänemarks Küſte, mich begleiten ſechstauſend Amazonen und achttauſend ſtreitbare Norweger, ich eile zu deinem Entſatz, in wenig Tagen bin ich bei dir, und wenn das Kriegsgeſchrei meiner Völker meine Ankunft dir verkündet, ſo brich hervor aus deinem Lager, greife muthig die Fronte des Räubers an, indeß ich von hinten ihm in den Rücken falle. Mein Blut und mein Leben ſind dein.

Ildegerte.

»Gott!« rief Theodorich, indem er einen Strom von Thränen vergoß, und ohne zu wiſſen was er that, die gute Helga in ſeine Arme drückte, »Gott! iſt's kein Traum! — ſo viele Großmuth — ſo unverdient — wie werde ich ihr in's Auge ſehen dürfen! — ihr, der beleidigten Gottheit —«

»Davon,« verſetzte Helga, »iſt anjetzo nicht die Rede. Verzeiht mir, Herr, Ihr habt das Gegenwärtige ſo oft der Zukunft aufgeopfert, daß ich Euch bitten muß, für dieſes Mal die Sache umzukehren. Habt Ihr Ildegerten's Brief begriffen und beherzigt?«

Theodorich. Vollkommen, und werde ihren Willen auf's Pünktlichſte befolgen.

Helga. So wäre ich meines Auftrags ledig. Lebt wohl!

Theodorich. Nur noch ein einziges Wort! erkläre mir, wie iſt es zugegangen? wie wurdet meiner Noth ihr kundig?

Helga. Man war ſo gütig, uns von des Feindes Seite mit einem Zutrauen zu beehren, das meine Gebieterin von Euch erwarten durfte. Doch um es kurz zu machen — die Zeit iſt karg mir zugeſchnitten — Prinz Harald, euer würdiger Vetter, hatte ſchon ſeit lange ein Auge voller Liebe auf Ildegerten geworfen, und da er den Reizen ſeiner Perſon die Reize eines Thrones beizufügen vermochte — geraubt oder geerbt, das dünkt ihm einerlei — ſo wagte er es, zu ſeinem Unglück, ein wenig allzufrüh, durch eine Geſandtſchaft förmlich um die Hand meiner

Gebieterin zu werben. Was nun geſchah, iſt leicht zu rathen. Die ſaubern Geſandten wurden eingeſperrt, auf daß der Räuber in der Ungewißheit bleibe; ein kleines Heer in Eile zuſammengezogen, ein günſtiger Wind trug unſere Schiffe über's Meer, und ſehet, wir ſind hier, mit Euch zu ſiegen oder zu ſterben.

Der gute König konnte ſeine Thränen nicht verhalten, den ſchnellen Glückeswechſel nicht ertragen. »Sage ihr,« rief er ſchluchzend, »daß ſie von Schande und Tod den Undankbaren rettet — daß dieſe Schale mit Gift ſchon meine Lippen berührte —«

Er winſelte noch immer der treuen Helga nach, als dieſe lange ſchon das Zelt verlaſſen hatte, mit ihrem Fruchtkorb ſich durch's feindliche Lager ſtahl, auf das behende Roß ſich ſchwang, das im Gebüſch ihrer harrte, und ſchnell zurück in der Gebieterin Arme eilte, die unterdeſſen an der Spitze ihrer Norweger um eine Tagereiſe ſich genähert hatte.

Der neubelebte König eilte, die Anführer ſeines kleinen Heeres zu verſammeln, die freudige Botſchaft ihnen mitzutheilen, die ſich ſchnell von Zelt zu Zelt verbreitend, das Murren und den Hunger ſtillte, Muth in jedes Herz, Kraft in jeden Arm goß, mit neuer Treue die Bruſt, mit kriegeriſchem Feuer das Auge beſeelte. Ildegerte! wurde das Feldgeſchrei, fröhlicher Taumel wälzte ſich durch's Lager, man putzte die Helme, man wetzte die Schwerter, man ſang im Voraus ein Siegeslied. Auf die nächſte Felſenſpitze ward eine Wache geſtellt, um dreimal an das Schild

zu ſchlagen, wenn ſie das kommende Heer erblickte. Dieſe Wache wollte jeder ablöſen, denn jeder wünſchte der Freudenverkünder zu ſein.

Harald hörte mit Befremden das Jubelgeſchrei im Thale, von wannen die Luft bis jetzt nur Seufzer ihm zugeweht hatte. Ein Ueberläufer kam, ihm zu verkünden den Streich, mit welchem das Schickſal ihn bedrohte. Er ergrimmte und beſchloß, am andern Morgen mit Anbruch des Tages das enge Thal zu ſtürmen, das kleine Häuflein aufzureiben, damit, wenn Ildegerte erſcheine, ſie vorgethane Arbeit finde, und unverrichteter Dinge in ihre Wälder zurückkehren möge. Er beſchloß — aber die Götter hatten es anders beſchloſſen.

Die Sonne neigte ſich und ihre erſten Strahlen küßten ſchon das Meer, als die Wache auf der Felſenſpitze dreimal an das Schild ſchlug. Alles was Füße hatte, kletterte den Hügel hinan und ſah mit ſtummen Entzücken, wie aus der dicken Staubwolke die blinkenden Scharen hervorgingen, ſich in geſchloſſenen Reihen auf der Ebene verbreiteten und in unbeträchtlicher Entfernung vom Lager des Tirannen ihre Zelte aufſchlugen.

Harald knirſchte und ſchwur dem übermüthigen Weibe den Tod! — nicht Furcht war es, welche ſeine Stirn mit Falten deckte, ſein ſtieres Auge an den Boden heftete, ſeine Zähne an einanderſchlug, ſeine Hand zur Fauſt ballte: was hat Harald zu fürchten? — Ildegerten's Heer, vereinigt mit dem ſchwachen, entkräfteten Haufen Theodorich's,

wiegt noch nicht die Hälfte seiner Macht auf, und die Hälfte von Ildegerten's Heere besteht aus Weibern. Nein, nicht Furcht, verschmähte Liebe verkehrte seine Brunst in Wuth, trieb sein heißes Blut ihm in den Kopf, daß er dem feuerspeienden Pülstrich ähnlich wurde, und heulte den Schwur durch seine Gurgel: »zu vertilgen dies hoffärtige Geschöpf mit seinem ganzen unbärtigen Anhang!«

Mit blitzenden Augen verließ er sein Zelt, um das Heer auf den folgenden Morgen zur Schlacht vorzubereiten. Aber ach! — — welch ein schneller Wechsel! —

Wähntest du Blödsinniger, der Name Ildegerte sei vergessen? ihr Andenken erloschen in den Herzen der Dänen? »Wer sind die Kommenden?« rief Einer dem Andern zu, »sind's Freunde oder Feinde?« — und bald erscholl es laut: »es ist Ildegerte, unsere Königin! die tapfere, die gute, die erhabene Seele! Wer wagt es gegen sie zu fechten! — nimmt sie sich Theodorich's an, so ist Theodorich ein Gerechter, und wir sind Rebellen. Fort zu ihren Füßen! durch willige Unterwerfung die Heldin zu versöhnen.«

Und siehe, schon verläßt hier eine Schar und dort eine Schar ihre Anführer, immer größer wird der Haufe, indem er sich fortwälzt, immer lauter tönt himmelan durch's Lager der Zuruf: es lebe die Königin Ildegerte! Einer reißt den Andern mit sich fort, hunderte folgen, ohne zu wissen warum? noch wohin? sie brechen im Fliehen zum Zeichen des Friedens grüne Reiser von den Bäumen,

legen ihre Waffen zu den Füßen der von Ildegerten ausgestellten Wachen, welche anfänglich den Hinzustürzenden sich widersetzen wollen, dringen mit Jubelgeschrei in's Lager, und verlangen die Königin zu sehen.

Ildegerte tritt aus ihrem Zelt, mit erhabener Majestät auf der Stirn, die Menge stürzt auf's Knie, hebt hoch empor die grünen Reiser, segnet Ildegerten, und fleht um ihre Verzeihung.

Die Heldin winkt — Todtenstille lagert sich umher, ängstliche Erwartung auf allen Gesichtern. »Ich danke euch,« so spricht sie, »für dies Zeichen eurer Liebe, mein Herz fühlt dessen Werth, und als Weib ist mir's vergönnt, diese Thräne der Rührung, die ihr in meinem Auge blinken seht, ungehindert fließen zu lassen. Aber ich habe euch nichts zu verzeihen, euer König ist's, den ihr beleidigt habt, euer König ist's, zu dessen Füßen ihr durch euer Flehen versuchen müßt, das Schwert der Gerechtigkeit ihm aus der Hand zu winden. Alles was ich euch versprechen darf, ist, meine Bitten zu vereinen mit den eurigen. Jetzt geht! vertheilt euch unter meine Völker, erwartet ruhig den nächsten Morgen, die kommende Sonne wird den Zauber lösen, der bis jetzt eure Sinne band.«

Sie schwieg, und ererbietig gehorchten ihrer Stimme die immer sich mehrenden Scharen, das Lager war zu klein, die Ankömmlinge alle zu fassen, sie übernachteten unter dem gestirnten Himmel, herbeiseufzend den Anbruch des Tages.

Die Sonne ging auf, und umsonst suchten Ildeger-

ten's Blicke einen Feind. Trotz Harald's Wüthen und Zähneknirschen, trotz dem warnenden Beispiele von hundert Ermordeten, die er selbst im Fliehen mit eigener Hand durchbohrte, verminderte sich von Augenblick zu Augenblick das furchtbare Heer, auf welches er pochte. Wandte er sich links, so flohen sie rechts, und eilte er drohend diesen nach, so hatten die linker Hand ihm schon den Rücken gekehrt. Verzweiflungsvoll blieb er allein, keine Aussicht ihm übrig, als schimpfliche Gefangenschaft oder Tod. Zu feige sich in sein Schwert zu stürzen, floh er durch Nacht und Nebel bis an das Ufer der See, warf sich in eine Fischerbarke, suchte Deutschlands Küsten, und verbarg in einem elenden Dorfe seine Schmach, seine Gewissensbisse. —

Niemand verfolgte ihn — in wenig Jahren flieg er ausgemergelt von den Qualen seines Gewissens zu den Qualen Niflheimur's hinab. —

Wehmüthig dankte Ildegerte dem Gotte der Schlachten für den herrlichen Sieg, den er ohne Schwertstreich ihr verliehen, und als sie den Opferaltar verließ, meldete man ihr des Königs nahe Ankunft, der mit dem Haufen seiner Getreuen das Thal bereits verlassen, und durch das leere feindliche Lager ihr entgegengezogen war. Sie eilte ihn zu empfangen. —

Doch welche Gottheit begeistert meinen Kiel, euch zu malen dieses Wiedersehen! — Theodorich sprang von seinem Rosse, und fiel vor Ildegerten auf die Knie nieder,

und wand sich im Staube, und seine Thränen flossen, und sein Schluchzen erstickte seine Worte. Ildegerte hob ihn auf und bat mit sanfter Stimme um Vergessenheit des Vergangenen, und um Verzeihung für die Aufrührer. Sie führte ihn in's Innere ihres Zeltes, um dem gaffenden Volke die Beschämung seines Beherrschers zu verbergen. Welch ein Triumph für die Verstoßene! dem Undankbaren eine Krone wieder aufzusetzen, ihn fühlen zu lassen, wie noch immer, trotz seiner Ungerechtigkeit, sie in den Herzen seiner Unterthanen herrschte.

Jubelnd näherte man sich nun der Residenz des Königs, alle Thore standen den Kommenden offen, alle Herzen wallten ihnen entgegen, Luitgardis ward befreit, von Ildegerten schwesterlich umarmt, und durch keinen Vorwurf, durch keinen stolzen Blick gekränkt. Was der arme Theodorich dabei für eine verlegene Rolle gespielt, ist, dünkt mich, leicht zu fühlen. Er liebte Ildegerten mehr als jemals, das Heer betete sie an, die Herzen aller Dänen waren ihr Eigenthum, der ganze Hof hing ehrfurchtsvoll an ihren Blicken, und der Name Mutter eines unschuldigen, aus seinen Rechten verstoßenen Kindes gab der Liebe und Achtung für die Heldin einen rührenden Zusatz von Mitleid.

Niemand zweifelte, sie werde nach Allem, was sie für das Vaterland gethan, die ehrenvollste Wiedereinsetzung in alle ihr entrissenen Rechte begehren und erhalten. Der König war von ganzem Herzen willig, sein Verbre-

chen wieder gut zu machen, und Luitgardis — obgleich zitternd vor dem Gedanken — konnte sich's doch nicht verbergen, daß Ildegerte des Vorzugs würdig sei. Man ward in dieser Erwartung bestärkt, als Ildegerte eine Versammlung aller Stände heischte, um in deren Mitte öffentlich zum ganzen Volke zu reden.

Der Tag zu dieser Feierlichkeit ward anberaumt, von jedem Dänen mit neugieriger Sehnsucht erwartet, und Wochen lang vorher über die Punkte gestritten, welche Ildegerte den versammelten Ständen in ihrer Rede vortragen werde.

Willst du, Leser, jenes feierlichen Schauspiels Zeuge sein, so folge mir, ich führe dich auf einen Hügel, von dem du Alles überschauen kannst.

Der Morgen brach an. Die Strahlen der kommenden Sonne beleuchteten heiter die Ebene, die vor dem Auge des Sehers, in unabsehbarer Weite, mit zahllosen Blumen prangend, von Bächen durchschnitten, dahinfloß. Schau, dort wo die weite Entfernung die Grenze dir dunkelblau lügt, dort thürmt sich den Wolken entgegen von hohen Tannen ein Wald; und rechter Hand schleicht ein Fluß sanft über Kiesel und Flugsand, in dessen murmelnden Wellen der Strahl der Sonne flimmert und Diamanten dir vorblitzt; und siehe, linker Hand steigt majestätisch empor ein Berg, um dessen Scheitel sich oft die Wolken kränzen, der oft des Donners Brüllen zu seinen Füßen höhnt. Doch heute ist seine Spitze von jedem Wölkchen

entblößt, ſie trägt den Opferaltar, von dem der Rauch in Wirbeln ſich in die Lüfte ſchwingt. Der Prieſter, der dort oben am Fuße des Altars kniet und mit geweihten Händen der Flamme Nahrung gibt, ſcheint dir von jener Höhe nur ein Zwerg.

Doch was ſchimmert und flimmert in der Mitte der Ebene wie Sonnenglanz dir entgegen? welch ein blendend Gemiſch von Gold und bunten Farben?

Es iſt der Thron des Königs, zu dem fünf Stufen führen, mit rother Seide belegt. Von Goldſtoff ſind die Umhänge, die, zu beiden Seiten aufrauſchend, den hohen Stuhl dir zeigen, künſtlich gearbeitet aus weißem Elfenbein. Da liegt auf ſammtenem Polſter die ſtrahlenblitzende Krone, mit edlen Steinen beſäet, und neben ihr der goldene Scepter des Königs; und hundert Straußenfedern, roth, weiß und perlenfarb, nicken von des Thrones Himmel ſanft auf den Seſſel herab.

Doch was ſchimmert und flimmert zu beiden Seiten des Thrones wie Mondlicht dir entgegen?

Es ſind die Thronen der Königinnen, zu denen drei Stufen führen, mit blauer Seide belegt. Vergoldet ſind die kleinern Seſſel, mit mancherlei Schnitzwerk verziert, von Silberſtoff die Himmel, auf denen hin und wieder ein Büſchel blauer Straußenfedern an Zephyr's Buſen ſich wiegt.

Doch was tönt in der Ferne dir ſo kriegeriſch rauſchend in die horchenden Ohren?

Es ſind die Pauken und Zinken, es ſind die Trommeln und Flöten, es ſind die Cymbeln und Hörner, die vor dem fröhlichen Zuge mit feierlichem Marſche einherziehen. Es iſt das Jubeln der Völker, die den Triumphwagen umringen, welcher den König trägt. Zu ſeiner Rechten ſitzt in kriegeriſcher Rüſtung mit offenem Helm die Heldin Ildegerte. Auf ihrer Stirn ſchwebt Bewußtſein großer Thaten, in ihrem Feuerblicke glüht hohe Majeſtät. Zu ſeiner Linken ſitzt im weißen Gewande der Unſchuld die ſanfte Luitgardis, in ſich geſchmiegt und trübe, gefoltert von der Ahnung ihres künftigen Schickſals.

Sieh, wie die zahlloſen Völker durch die geöffneten Thore wallen, wie ſie in dichten Reihen buntfarbig die Straße decken, wie ſie um den Wagen ihres Königs ſich drängen, wie ſie jubelnd die geſchmückten Zelter losſchneiden, ſtatt ihrer an die Deichſel ſich ſpannen, und die geliebte Bürde jauchzend weiter rollen.

Schon nähert ſich der prächtige Zug. Sechstauſend ſtolze Amazonen, von der treuen Helga angeführt, reiten in geſchloſſenen Gliedern mit gezücktem Schwert an ſeiner Spitze, theilen ſich behende auf der Ebene und umringen ihres Herrſchers Thron. Ihnen folgt der muſchelförmige Triumphwagen, der das königliche Kleeblatt trägt, von der glänzenden Schar der Leibwache und Männern und Weibern und Kindern umgeben.

Ihnen folgen die Edlen des Landes, Dänemarks und Norwegens Stände, Ritter, Lehensträger und königliche

Räthe. Ein Jeder führte hinter sich, seiner Würde oder Reichthum gemäß, einen größern oder kleinern Trupp berittener und bewaffneter Knappen, Herrendiener, Schildträger, Lanzenknechte, und was des Gesindels mehr war. Der Zug ist endlos.

Doch blicke hinter dich. Schon hat der König seinen Thron bestiegen, Ildegerte ihren Sitz zu seiner Rechten eingenommen, und Luitgardis den zu seiner Linken. Auf den Stufen des Thrones haben die Stände des Reiches ihre Plätze gewählt, vier Herolde stoßen in die Trompete und gebieten der Versammlung ein ehrerbietiges Schweigen. Alles still, als habe ein Gott plötzlich eine halbe Million Menschen entseelt. Keiner wagt es zu athmen, keiner von dem Platze zu weichen, auf welchen der Zufall ihn führte. Die Hintersten heben sich auf den Zehen empor, und gaffen mit offenen Augen und Mäulern den Vordersten über die Köpfe und Schultern.

Da erhub mit hoher Würde Ildegerte sich von ihrem Sitze, und begann, wie folget, die Versammlung anzureden.

»Mächtiger König der Dänen, mein Herr und Gemahl! ihr Stände des Reichs, und du zahlloses Volk, dessen Blicke mit neugieriger Erwartung an meinem Munde hängen; wähnt nicht, als habe meine Bitte und der Befehl Theodorich's euch versammelt, um Zeugen einer Handlung abzugeben, die meines Herzens Werth verringern würde. Das Unglück, das mich unverschuldet traf, hat weder meinen Muth gebeugt, noch meiner Seelen Adel mir geraubt.

Fern sei es darum von Ildegerten, in einer Unschuldigen Elend die Rückkehr ihres Glückes zu suchen! Ich komme nicht, im Ehebett des Königs den Platz zurückzufordern, den einst mir seine Liebe gab. Der Wille meines Herrschers, und ihr, erhabene Stände! habt zum Wohl des Staates ersprießlich es geachtet, durch jenes sanfte Band die nordischen Reiche zu verknüpfen, Krieg und Zwietracht zu hemmen. Ich ehre eure Weisheit, begehre nicht zu trüben die Quelle bürgerlicher Ruhe und Eintracht, welche diese Staaten wässert. Ich erkenne Luitgardis — zwar nicht für meine Königin — doch für die eurige. Sie liebe Theodorich, wie ich ihn liebte — liebe — Ildegerte will ihre Schwester sein; nicht ihre Nebenbuhlerin. — So habe ich dann für mich nichts, gar nichts von euch zu bitten. Bitten sagte ich? — Ildegerte bittet nie! denn was der Rechte Heiligstes im Himmel und auf Erden ihr zuerkennt, das fordert sie. Ich fordere von euch, ihr Stände beider Reiche, daß ihr dem Kinde ersetzt, was euer König der Mutter nahm, daß nie mein Haldan sich erinnern müsse, er sei der Sohn einer Verstoßenen. Erkennet laut und öffentlich: Prinz Haldan ist des Königs erstgeborner Sohn!"

Das Volk. Er ist's! er ist's!

Ildegerte. Und wenn er's ist, so sprecht! wo sucht er sein väterlich Erbe?

Das Volk. Er ist der Erbe beider Reiche.

Ildegerte. Ich danke euch. (Sie läßt sich auf ein

Knie vor dem Könige nieder.) Und du, Theodorich, sprich! hältst du auch genehm, was deiner Stände lauter Zuruf deinem Erstgebornen heute wieder gibt?

Der gute König, der an diesem Tage eigentlich wohl nur ein Schattenkönig war, und der, auf seinem Stuhl von Elfenbein verlegen hin und her sich schiebend, in den Blicken seiner Unterthanen las, daß, gelinde ausgedrückt, man ihn für einen Menschen halte, der Gold und Silber nicht zu unterscheiden wisse; der gute König hub erröthend die Kniende in seinen Arm.

»Verdank' ich dir nicht diese Krone? diesen Scepter? und die schönsten Stunden meines Lebens? ist dein Sohn nicht auch der meinige? frägst du nur, um einen Sünder zu beschämen?«

»Wohlan!« sprach Ildegerte, »mir fehlt nur deine Stimme noch, bescheidene Luitgardis.«

Das sanfte Weib, dem lange schon die Thränen aus den blauen Augen auf den ängstlich klopfenden Busen träufelten, stand auf, und warf der Heldin sich zu Füßen.

»Du, der an Großmuth keine gleich! vergönne mir, dir nachzueifern, nimm ihn zurück, den Platz, von dem ich ohne mein Verschulden dich einst verdrängt, ach! er gebührt nur dir. Laß in der Einsamkeit den Namen deiner Freundin mich verdienen.«

Ildegerte. Nicht also, du bist Königin, du bist's und sollst es bleiben. Ich gab als Weib alle meine Ansprüche auf, ich spreche nur als Mutter, daß einst mein

Sohn, in mein Geſchick verwickelt, nicht meiner Schwachheit fluche. Nur ihm die Bahn der Ehre wieder aufzuthun, die durch der Mutter Schmach ihm in der Wiege ſchon verſchloſſen wurde, nur darum ſtehe ich heute hier. — Erkläre dich!

Luitgardis. Hört's ihr Völker! laßt meine ſchwache Stimme zu euren Ohren dringen! Und du, allſehende Wara! du Göttin reiner Schwüre! du Rächerin des Meineid's! dich rufe ich auf zum Zeugen, daß ich an dieſer Stätte den Prinzen Haldan erkenne für den einzigen rechtmäßigen Erben der beiden nordiſchen Kronen. Und wenn Siofna mir das Ehebett ſegnet, ſo ſei verflucht der Knabe, der ſeiner Mutter Schwur freventlich zu brechen wagt.

Gemurmel des Beifalls unter dem Volk.

Ildegerte. Haſt du auch bedacht, was dies Gelübde in ſich faßt? kennſt du auch ſchon die Mutterliebe? was wirſt du deinen Söhnen hinterlaſſen?

Luitgardis. Ein dankbares Herz. Werden ſie nicht dir ſelbſt ihr Daſein ſchuldig ſein?

Ildegerte. Gutes Weib, du verdienſt mehr, als ich für dich zu thun vermag. Beide Kronen deinen Söhnen rauben, um dem meinigen ſie auf die Stirn zu drücken, wäre nicht mehr mütterliche Zärtlichkeit, wäre ungezähmter Ehrgeiz. Odin wolle einſt ihm Kraft verleihen, nur die Eine ſo zu tragen, wie es einem guten König ziemt. — Norwegens Diadem iſt's, das ich für ihn be-

gehre, der Scepter Dänemarks bleibe in den Händen deiner Kinder. —

Dieser Wettstreit tugendhafter Seelen lockte Thränen aus Millionen Augen, Ildegerte und Luitgardis wurden wechselsweise Gegenstände der Liebe und Bewunderung. Man wünschte Beiden Alles geben zu können, weil Beide mehr verdienten als Alles was man geben konnte. Doch da Ildegerte auf der großmüthigen Entsagung von Dänemarks Krone fest bestand, so beschlossen die Stände beider Reiche einmüthig, dem Prinzen Haldan als König von Norwegen zu huldigen und festzusetzen: daß wenn in einem oder dem andern Reiche der Königsstamm ausserbe, sein Nachbar das Erbe in Besitz nehmen solle.

Ildegerte hatte nichts für sich begehrt, doch aller Herzen neigten sich zu ihr, und wünschten das Andenken an jene trüben Tage des unverschuldeten Leidens durch Beweise der Liebe aus ihrer Brust zu tilgen. »Ildegerte,« so sprachen die Stände, »führe, so lange sie lebt, den Titel: Königin von Norwegen und Befreierin von Dänemark, sie gehe an festlichen Tagen dem Könige zur Rechten, sie verwalte unumschränkt die Regierung während der Minderjährigkeit ihres Sohnes, sie herrsche über Norwegen, wie sie in jedem Herzen seiner Bewohner herrscht, und ein Denkmahl in Erz verkünde der Nachwelt Ildegerten's Thaten.«

Im Auge der Heldin schwamm eine Thräne der Wonne. Sie neigte sich gegen das Volk, das jauchzend mit fröhli-

chem Jubel ihren Namen zum Sitze der Götter tausendstimmig emporsandte. Es lärmten die Pauken und Trommeln, es tönten die Hörner und Zinken, doch lauter tönte das Jubelgeschrei: es lebe Ildegerte! Der Feier dieses Tages folgte ein fröhliches Mahl. In tausend geschmückten Zelten ward das gefüllte Trinkhorn dem Volke Preis gegeben; in taumelnden Kettentänzen wälzte sich die Freude durch die bunten Reihen, und die Morgensonne fand die berauschten Schläfer in dem bethauten Grase.

Doch schon treibt das Mutterherz Ildegerten an's Gestade des Meeres, siehe, schon windet das Schiff im Hafen seine Anker auf, welches die Heldin hinüber an die Küsten ihres Vaterlandes, in die Arme ihres Säuglings tragen wird. Nur noch eine Umarmung, eine Thräne der Trennung, ein banges Lebewohl! — und die Ruderknechte schlagen die schäumenden Wellen, lustig wehen die Wimpel, ein Landwind schwellt die Segel, und schon verliert sich die Küste in einer Nebelwolke, nur den lauten Segen des gerührten Volkes tragen die Flügel des Windes an Ildegerten's Ohr.

So habe ich nichts mehr euch von jener Heldin vorzulallen. Sie ward ein Weib wie Thora, und suchte aus dem Sohne sich einen Swend zu bilden. Doch daß sie nicht unsterblich war, und wie auch sie einst lebenssatt in Hela's Arm entschlummerte; das mag euch die Cypresse verrathen, die an der Leier ihres Dichters hängt.

Nachricht

von

einem theatralischen Institut zu Reval, welches der Welt bekannt zu werden verdient.

Wenn irgend ein gutherziger Schwärmer einen unreifen Entwurf ausposaunt, der, so wohlgemeint er auch sein mag, noch mit tausend Schwierigkeiten zu kämpfen hat, ehe er in die Reihe der Thatsachen treten darf, so verdient jener Voreilige Tadel. Hoffentlich aber ist dieser Grundsatz nicht anwendbar auf einen Mann, der seit beinahe vier Jahren einem wachsenden, immer fester sich gründenden Institute in der Nähe zusah, der selbst Zeuge war, gegen wie manche Cabale sich dasselbe erhalten, wie manche Albernheit, wie manches schiefe Urtheil es ertragen, wie manche hämische Antastung es überwunden. Das Liebhabertheater zu Reval macht der Menschheit Ehre, und um deswillen kann die Geschichte seiner Entstehung, seines Fortganges dem Leser nicht uninteressant sein. Daß ich selbst so stolz sein darf zu behaupten, eines der ersten Werkzeuge gewesen zu sein, wird mir Niemand für Prahlsucht auslegen. Ich gestehe es frei, daß ich mir keiner besseren That in meinem Leben bewußt bin, und wenn der geringe Werth meiner Schriften vielleicht diesem Buche sehr bald den Untergang droht, so wird mein Name noch in der Reihe jener Edlen leben, die meinen Entwurf so herzlich unterstützten.

Ich ziehe die Nachrichten, welche ich hier zu liefern gedenke, aus dem Journal der Gesellschaft, ich wähle nur das Interessanteste, um nicht weitschweifig zu werden,

obgleich das Ganze leicht mehr Intereſſe haben möchte, als eine Geſchichte von der Akademie der Arkadier, oder irgend eine ähnliche. Das Journal hebt folgendergeſtalt an:

1 7 8 4.

»Da dieſe Stadt zu klein iſt, um eine ſtehende Schauſpieler-Geſellſchaft zu unterhalten, ſo wünſchten die Freunde der Bühne ſchon lange ein geſellſchaftliches Theater zu errichten, das in den langen nordiſchen Winterabenden eine angenehme Unterhaltung gewähre, und deſſen Zweck zugleich Bildung des Herzens und des Verſtandes ſei. Tauſend Vorurtheile waren zu bekämpfen, tauſend Albernheiten zu widerlegen. Umſonſt wurden die Schönen unſerer Stadt eingeladen, an dieſem ſchuldloſen Vergnügen Theil zu nehmen, keine wollte es wagen, die Bahn zu brechen und ſich der Kritik ihrer Mitſchweſtern auszuſetzen. Kurz! ohne Beihülfe der Liebhabergeſellſchaft im baltiſchen Port*) würde der ganze Plan in ſein erſtes Nichts zurückgeſunken ſein. Ihrer Unterſtützung verdanken wir den jetzigen Flor der Geſellſchaft.«

»Um zu gleicher Zeit den Zweck der Wohlthätigkeit mit dem Zweck geſelliger Freude zu verbinden, und da, wo das Glück uns nicht vergönnt hat, aus eigenen Mitteln zu helfen, wenigſtens durch vereinte Bemühungen dem Nothleidenden beizuſtehen; wie auch, um dem hämiſchen

*) Eine kleine Kreisſtadt ſechs Meilen von hier.

Vorurtheil einen unverletzbaren Schild entgegen zu halten, verband sich die Gesellschaft dahin, ihre Vorstellungen für Geld zu geben, die jedesmalige Einnahme aber unter die Armen zu vertheilen."

Dies war also der geringe Anfang eines Institutes, das nunmehr in einer Zeit von drei Jahren bereits über fünf tausend Rubel unter die Armen vertheilt hat. Aber, o Himmel! was war nicht Alles zu bekämpfen, ehe die Gesellschaft zu derjenigen Dauer und Festigkeit gelangte, deren sie sich nun erfreut. Bei Eröffnung der Bühne war durchaus keine Dame zu bewegen, eine Rolle zu übernehmen, und man sah sich gezwungen, die einzige Frauenzimmer-Rolle in dem ersten Stücke, welches gegeben wurde, durch einen jungen Herrn von Krüdener zu besetzen. Heute, da ich dieses schreibe, zählen wir die liebenswürdigsten Damen unserer Stadt zu dieser wohlthätigen Gesellschaft, deren Einrichtung folgende ist:

. Jährlich versammelt sich am dreiundzwanzigsten Januar die ganze Gesellschaft, und wählt durch's Ballotiren aus ihrem Mittel einen Direkteur. Diesem werden auf gleiche Weise vier Assistenten zugegeben, welche fünf Personen sammt einem Sekretär die Kommission ausmachen, und die Gesellschaft repräsentiren. Diese Kommission ernennt aus den übrigen Mitgliedern sich einen Kassirer, welcher von Einnahme und Ausgabe ihr strenge Rechnung ablegt. Ferner übergibt sie verschiedenen Mitgliedern die Besorgung der Garderobe, der Deko-

rationen u. ſ. w. Sie wählt die aufzuführenden Stücke, und vertheilt die Rollen, welcher Vertheilung ſich jedes Mitglied willig unterwirft.

Wenn nun eine Vorſtellung gegeben worden, ſo verſammelt ſich Tages darauf die Kommiſſion, der Kaſſirer berechnet derſelben ſeine Einnahme und Ausgabe, worauf nach Abzug der letztern die Einnahme unter die Armen ausgeſpendet wird. Doch iſt bei der Beſtimmung dieſer Gelder, die Kommiſſion dahin eingeſchränkt, daß ſie zum Vortheil Eines Subjekts über nicht mehr als zwanzig Rubel diſponiren darf. Soll aber an einen Hilfsbedürftigen eine größere Summe ausgezahlt werden — wie der Fall oft vorgekommen — ſo wird die ganze Geſellſchaft zuſammen berufen, der Sekretär trägt die Noth desjenigen vor, welcher Anſpruch auf eine größere Hilfe macht, und das Ballotiren entſcheidet ſodann, ob man ihn deren würdig befindet oder nicht. Die Namen derjenigen, welche man auf dieſe Art unterſtützt — in ſo fern ſie pauvres honteux ſind — werden verſchwiegen, nicht das Publikum, nicht einmal die ganze Geſellſchaft erfährt ſie, nur die Kommiſſion weiß darum, und iſt von Amtswegen zur ſtrengſten Verſchwiegenheit verpflichtet. Uebrigens ſteht es jedem Mitgliede der Bühne frei, den Namen Eines oder mehrerer Nothleidender, für welche ſich dasſelbe vorzüglich intereſſirt, in einem verſchloſſenen Zettel der Kommiſſion zu überſenden, und dieſe iſt gehalten, auf dergleichen von Mitgliedern der Geſellſchaft empfohlene Subjekte vorzüg-

lich zu achten, und ihnen vor allen andern Hilfe angedeihen zu lassen. Auch ist die Kommission nicht befugt zu untersuchen, ob die auf solche Art Empfohlenen wirklich durch ihre Dürftigkeit den Vorzug vor andern verdienen; sondern man überläßt es dem Gewissen eines jeden Mitgliedes, in der Zuversicht, daß Keines derselben durch seine Empfehlung Hilfsbedürftigern die Unterstützung rauben wird.

Im ersten Jahre, als dieses Institut entstand, hielt man für nöthig, die Bestimmung der jedesmaligen Einnahme zwar selbst festzusetzen, die Gelder aber an das kaiserliche Kollegium der allgemeinen Fürsorge zu übersenden, mit der Bitte, dieselben im Namen der Gesellschaft auszutheilen. Durch diese Einrichtung wollte man jeder möglichen hämischen Vermuthung vorbeugen, als würden vielleicht die Gelder nicht ganz dem Vorgeben der Gesellschaft gemäß verwandt. Auf diese Weise erhielt das Kollegium der allgemeinen Fürsorge durch die Hände der Gesellschaft eintausend dreihundert und achtzehn Rubel, und belohnte uns durch folgendes Schreiben:

»Das kaiserliche Kollegium der allgemeinen Fürsorge hat mit freudiger Empfindung den, von der Gesellschaft des Liebhabertheaters von neuem erhaltenen Beitrag zur Minderung der Armuth angenommen, wird die, von derselben gethane Bitte, in Absicht der Vertheilung, prompt erfüllen, und kann nicht unterlassen, diese Gesellschaft an-

gelegentlich zu ermuntern, in ihrer rühmlichen, ihr wahre Ehre bringenden Unternehmung fortzufahren, in der Ueberzeugung, daß sie sich dadurch den Beifall der Vorsehung und aller aufgeklärten Rechtschaffenen gewiß erwerben werde."

Reval, den 24. Dezember 1784.

Präsident v. Grotenhielm
(damaliger Gouverneur von Esthland).

Tideböhl, Secr. Coll.

Im zweiten Jahre schienen die oben erwähnten Gründe gehoben, und daher unnöthig, das Kollegium der allgemeinen Fürsorge länger zum Mittler zwischen der Gesellschaft und der Armuth zu machen. Von jener Zeit an werden die Einnahmen auf oben beschriebene Art vertheilt.

Am sechsten Januar 1786 erhielt unser würdiger damaliger Gouverneur einen Brief von Sr. Erlaucht, dem Herrn General en Chef, Rigischen und Reval'schen Generalgouverneur und Ritter, Reichsgrafen von Browne, dessen Inhalt die Gesellschaft so sehr interessirte, daß sie verordnete, die Copie ihren Annalen einzuverleiben. Die Veranlassung dieses Schreibens erhellt sogleich aus den ersten Zeilen.

Hochwohlgeborner,
Insonders Hochzuehrender Herr Gouverneur,
Generallieutenant und Ritter.

Man hat mich benachrichtigt, daß vor einiger Zeit eine Truppe französischer Komödianten nach Reval von Moskau gekommen ist, welcher allda zu spielen, und ein Thea-

ter, wozu aber vermuthlich das Geld zusammen geborgt und kolligirt wird, daselbst zu erbauen, auch bereits die Erlaubniß ertheilt worden sein soll. Da aber seit dem achten Dezember 1784 sich eine Gesellschaft charakterisirter gutdenkender Personen, zur Ehre Ehstlands und der Stadt Reval, vereinigt hat, um zur Minderung des Elendes und der Armuth Schauspiele aufzuführen, und die Einnahme derselben theils durch das dortige Kollegium der allgemeinen Fürsorge, theils selbst unter Arme zu vertheilen, und auch von dieser edeldenkenden Gesellschaft, die ihrer Absicht wegen die Hochschätzung und Unterstützung jedes rechtschaffenen Mannes verdient, bereits mehr denn zweitausend Rubel ausgespendet worden, gegenwärtig aber mit Grund zu besorgen stehet, daß das dortige, so wie jedes andere Publikum, dem Reiz der Neuheit folgen, die französische Truppe bereichern, und die dasigen Armen und Unglücklichen hingegen um einen Theil ihres Unterhaltes bringen wird; so belieben Sie, mein werthgeschätzter Herr Gouverneur, wenn die Umstände sich solchergestalt verhalten, gefälligst die Verfügung zu treffen, daß erwähnten Komödianten das fernere Spielen sofort untersagt werde. ꝛc.

Ew. Hochwohlgebornen

gehorsamer Diener

Georg Browne.

Wer hätte nicht glauben sollen, daß, nach zwei so rühmlichen Zeugnissen der ersten Vorgesetzten unserer Provinz, die hämische Tadelsucht schweigen, alle Stimmen des Pub-

likums zu unſerm Vortheil ſprechen würden? Und doch — es thut mir weh, daß ich das von meinem zweiten Vaterlande ſagen muß — und doch gab es noch immer einen großen Theil des Publikums, beſonders unter dem Adel, welcher ſpöttelte, und unſere Unternehmungen mit Anmerkungen begeiferte, die ihn wahrlich nicht zur Ehre gereichen.

„Aber was konnte man," höre ich fragen, „gegen eine Sache einwenden, die ſo ſehr für ſich ſelbſt ſpricht?"

Man leſe nachfolgendes Avertiſſement, welches die Geſellſchaft am 15. September 1785 drucken zu laſſen ſich genöthigt ſah.

Das Liebhabertheater zu Reval an das Publikum.

Die Freuden des Sommers ſind vorüber, die Luft wird rauh, der Abend lang, der Winter iſt nahe. Sollen wir nichts thun als Whiſt ſpielen? oder ſollen wir des Vorurtheils ſpotten, das im verwichenen Jahre unſere friedliche Geſellſchaft zu unterdrücken ſtrebte? ſollen wir mit neuem Eifer, mit neu angefachtem Gefühl für die Noth der Armen, unſere geſellſchaftliche Bühne betreten, und ruhig und kalt abwarten, was man auch in dieſem Jahre von unſerer Unternehmung denken und ſagen, tadeln und loben wird?

Wir geſtehen es aufrichtig, ſchon war unſer Eifer erkaltet, unſer Feuer erloſchen; denn die mancherlei ſchiefen Urtheile, die wir darüber hören mußten, hatten wahrlich

kein Oel dazu gegossen. Unsere Absicht ward oft mißgedeutet, unser Spiel hämisch getadelt, und ein Theil des Publikums, statt uns zu danken, höhnte unsern Eifer, und lächelte zweideutig über unsern wohlthätigen Zweck. Es gibt viele unter uns, denen dieser Tadel, dieses Höhnen und dieses Lächeln sehr gleichgiltig sind, und die das Bewußtsein einer guten Handlung für jede Afterkritik entschädigt; aber so denken wir nicht Alle. Wir wünschen, das Publikum zu überzeugen, daß das, was wir thun, anständig und gut sei. Gott Lob! der größere Theil des Publikums ist schon lange davon überzeugt, hat unser Spiel mit Nachsicht getragen, und unsern Zweck mit Rührung gebilligt, dafür bringen wir hier öffentlich den innigsten Dank! —

Nur gegen den unaufgeklärten Theil der Bewohner dieser Stadt und dieses Landes wollen wir uns anjetzo freiwillig vertheidigen, denn wir möchten uns so gern die ganze Welt zu Freunden machen.

Der Haupteinwurf unserer Gegner ist der:

»Wie? ich sollte für Geld die Bühne betreten, und mich vom niedrigsten Pöbel kritisiren lassen?«

Für Geld also? das findet man anstößig? das findet man unanständig? Man erlaube uns statt aller Antwort eine kleine Anekdote zu erzählen.

Eine Wasserflut überschwemmte einst eine Gegend in Italien, und zwar so schnell, daß nur wenige sich zu retten vermochten. Mitten in den Wellen stand ein einzelnes Haus,

aus welchem ein Vater mit fünf Kindern hilflos seine Hände streckte. Der Herr des Orts, der am Ufer stand, sah es, weinte, und zog einen Beutel mit hundert Dukaten hervor, welchen er demjenigen bot, der die bedrängte Familie retten würde. Umsonst bot er ihn dreimal. Endlich warf sich ein armer Fischer in die Fluten, und ward Retter der Unglücklichen. Der Herr des Orts umarmte ihn, und warf ihm den Beutel zu. — Nahm der Fischer den Beutel? — ja er nahm ihn, um ihn dem geretteten Vater zu reichen, der außer dem Leben Alles verloren hatte. — Wessen Herz wäre wohl so sehr von Stein, wessen Kopf so sehr voll Grütze, daß er behaupten könne, der Fischer habe sich um der hundert Dukaten willen in die Fluten gewagt? und ihr könntet es tadeln, daß wir für Geld spielen? Die Wellen verschonten das Leben jenes Großmüthigen, und ihr wolltet unsere Ehre nicht verschonen? Bürger, jener Lieblingsdichter der Deutschen, widmete dem braven Manne ein Lied, und ihr lohnt uns mit Schmähworten? ist es möglich, unsere Absicht mißzudeuten? ist es möglich, daß man darum noch Worte verlieren muß?

»Recht gut, redet ihr weiter; aber sich vom niedrigsten Pöbel kritisiren zu lassen —«

O wie armselig muß der Kopf sein, der sich durch die Kritik des geringen oder vornehmen Pöbels aus der Fassung bringen läßt! wie schwach das Gehirn, das der Tadel eines andern Schwachkopfs zu verrücken im Stande ist! zu geschweigen, daß der sogenannte Pöbel oft inniger

und herzlicher fühlt, als der sogenannte Vornehme; daß oft auf der letzten Bank eine Thräne geweint wird, wenn man auf der ersten nur klatscht, oder Apfelsinen speist.

Seht diese Wagschale in unserer Hand! legt, wenn ihr wollt, in die linke Schale das Hohnlächeln und die Kritik aller Schuster und Schneider auf der Welt, und wir legen dagegen in die rechte die fromme Thräne einer armen Witwe, das dankbare Gebet einer verlassenen Waise. Welche Schale sollte wohl die schwerste werden?

Und ist denn unsere Handlung ein unerhörtes Beispiel? sind wir etwa die ersten, die es wagen, gerade auf diese Art die Noth unserer ärmern Brüder zu mildern? Schon seit einigen Jahren existirt in Zerbst eine Gesellschaft, die der Oberkonsistorialrath Sintenis, ein Prediger, ein Mann, der durch seine Schriften und durch sein Gefühl für fremde Noth gleich berühmt ist, errichtete. Dieses Liebhabertheater besteht größtentheils aus dem Adel der Stadt, und spielt für Geld für die Armen, denen es im Winter Holz und Brot austheilt. Wir sind also nicht die ersten, ob wir gleich stolz darauf sein würden, uns dessen rühmen zu können.

Und nun erlaube man uns noch eine Frage hinzu zu setzen, die vielleicht ruhmsüchtig klingt, die uns aber die absichtliche Blindheit unserer Gegner abnöthigt.

»Welches Armeninstitut dieses Landes vermag das zu thun, was wir gethan haben?«

Wir gaben im verwichenen Winter nur neun Vor-

ſtellungen, und doch waren wir im Stande, über dreizehnhundert Rubel auszutheilen. Wie mancher Dürftige ſegnet uns noch dafür! und dieſer Segen ſollte uns nicht mehr ſein, als das ſchiefe Urtheil einiger Schwachköpfe, die Alles tadeln, was ſie nicht ſelbſt erfinden, Alles zu zerſtören ſuchen, was ſie nicht ſelbſt in Schutz genommen haben, Alles verwerfen, was nicht ihre Väter thaten, und den beſten, frömmſten Abſichten einen Anſtrich von Unanſtändigkeit geben?

Hinweg, Vorurtheil! unſere Köpfe ſollſt du nicht ſchwindeln machen! Muthig wollen wir von neuem die Bahn betreten, die unſer beſſeres Gefühl uns vorzeichnete, und das Ziel zu erreichen ſtreben, das die Menſchenliebe uns aufſteckte. Sollte unſer Spiel auch nicht den Beifall der Kenner verdienen, ſo hat unſere lautere Abſicht doch gewiß den Beifall Gottes! des Gottes, der uns alle gleich ſchuf, deſſen allſehendes Auge über Reiche und Arme wacht, der gewiß mit belohnender Hand unſere That in das Buch des Lebens ſchreibt. In ſeinem Namen eröffnen wir unſere Bühne! Kommt herzu, ihr edlen Seelen! die ihr ſchon im verfloſſenen Jahre unſere Abſicht rühmlich unterſtützet, lohnt uns durch euren Beifall für den Tadel der blödſinnigen Menge, tragt unſere Fehler mit Nachſicht, und ſeid unſere Freunde.

Dieſe Apologie, welche in den hieſigen öffentlichen Blättern eingerückt wurde, wirkte wenig oder nichts. Man fand

zuviel Bitterkeit darin, diejenigen, die sich getroffen fühlten, ärgerten sich, daß man sie so geradezu vornehmen Pöbel und Grützköpfe gescholten hatte, endlich fand man es auch sehr lächerlich, eine Bühne im Namen Gottes zu eröffnen.

Doch würde der Leser sich irren, wenn er den Argwohn hegte, als habe vielleicht auch der geistliche Stand zu diesen Possen mit gewirkt. Die folgenden beiden Briefe, deren Einer der hiesigen Geistlichkeit zur wahren Ehre gereicht, mögen das Gegentheil beweisen.

An die versammelten Mitglieder des ehstländischen Ministeriums von dem gesellschaftlichen Theater zu Reval.

Ungeachtet des guten Zweckes, den unsere Gesellschaft unermüdet zu erreichen strebt; ungeachtet des lauten und stillen Dankes, mit dem uns mancher Nothleidende, und mancher Rechtschaffene unsere nicht immer angenehme Bemühung lohnt; fehlt es unserer Bühne doch nicht an Feinden, die — wir wollen es zur Ehre der Menschheit hoffen — nicht aus Bosheit, sondern aus Vorurtheil, welches sie mit der Muttermilch eingesogen, unsere Unternehmung in ein falsches Licht stellen, und die Schwächern mit sich fortreißen. Um ihres edlen Zieles willen, wünschen wir unserer Bühne immer mehr Festigkeit und Dauer zu geben; um bedrängter Witwen und Waisen willen, wünschen wir den Nebel ganz zu zerstreuen, durch welchen die Sonne, Gott Lob! schon so häufig blickt. Und wie könnten

wir am ſicherſten hoffen, dieſen Wunſch zu erreichen, als indem wir uns an diejenige ehrwürdige Verſammlung wenden, deren Mitglieder, vermöge der Aemter, die ſie tragen, Berather der Witwen und Väter der Waiſen ſein ſollen, und ſind.

Ihr Beiſpiel wird jeden Zweifler überzeugen, Vorurtheil und Verleumdung werden ſchüchtern zurückbeben. Wir wagen es daher, ehrwürdige und vorurtheilfreie Männer! Sie zu bitten und aufzufordern, unſere geſellſchaftliche Bühne mit Ihrer Gegenwart zu beehren. Theilen Sie mit uns den Segen der Armen, flößen Sie uns durch Ihre Unterſtützung Stolz und Muth ein, und rechnen Sie auf unſern innigſten, aus der Fülle unſerer Herzen ſtrömenden Dank.

Reval, am 21. Januar 1786.

Friedrich Freiherr von Roſen,
p. t. Direkteur der Geſellſchaft.

Auguſt von Kotzebue,
p. t. Sekretär der Geſellſchaft.

Am ſechsundzwanzigſten Januar erhielten wir folgende Antwort:

An die Mitglieder des geſellſchaftlichen Theaters in Reval von dem verſammelten ehſtländiſchen Miniſterium.

Das gütige Vertrauen, womit Sie, hochzuehrende Mitglieder des hieſigen geſellſchaftlichen Theaters, uns in Ihrem Schreiben vom einundzwanzigſten dieſes beehrt

haben, fordert uns zu einer lebhaften Dankbarkeit auf, welche wir so verpflichtet als bereit sind, bei jeder sich uns darbietenden, schicklichen und unserer ganzen Situation angemessenen Gelegenheit an den Tag zu legen. In dieser Hinsicht ist es uns sehr angenehm, überzeugt zu sein, daß ihre Bühne die Vorurtheile wohl meist alle glücklich überwunden hat, welche sich an andern Orten solchen Anstalten, wie die Ihrige ist, vielleicht widersetzen mögen. Auch freuet es uns, daran nicht zweifeln zu dürfen, daß dies hauptsächlich Ihrer Sorgfalt für die Ehre der Schaubühne, durch Entfernung Alles dessen, was auch der gewissenhaftesten Sittsamkeit anstößig sein könnte, zuzuschreiben ist. Daß Sie es ohne Uebernehmung mancher Beschwerde so weit nicht haben bringen können, ist leicht zu begreifen. Aber dafür haben Sie nun auch, außer der Belohnung Ihres eigenen Herzens, den lauten Beifall, sowohl des Publikums, dem Sie eine angenehme Unterhaltung verschaffen, als auch der Armen, deren Wohlthäter Sie dadurch zugleich geworden sind.

Wenn auch hie und da noch einige wenige Ihre Unternehmung unrichtig beurtheilen, und in einem falschen Lichte sehen; so ist das das Schicksal aller menschlichen Dinge, und wird Sie nicht hindern, Ihren Weg getrost fort zu wandeln, da der uneingeschränkte Beifall des bei weitem größeren Theils unsers Publikums, nebst dem freudigen Bewußtsein menschenfreundlicher Absichten, eine reichhaltige Quelle ist, aus welcher Sie dagegen Beruhigung und Aufmunterung schöpfen können.

So zuverläſſig wir dies wiſſen und glauben, ſo offenherzig müſſen wir aber auch geſtehen, daß wir uns nicht überzeugen können, wie unſere perſönliche Gegenwart in Ihrem Schauſpielhauſe, zu der gänzlichen Vernichtung jener Vorurtheile und ungleicher Beurtheilung, etwas beitragen kann. Dagegen aber verſichern wir, daß ein Jeder von uns, welcher nicht nach ſeiner gewiſſenhafteſten Einſicht, durch beſondere Verhältniſſe, oder durch andere Gründe, welche etwa aus ſeinen Amtsverbindungen herzuleiten ſein möchten, davon abgehalten wird, Ihrer gütigen Aufforderung zu Beſuchung Ihrer Bühne folgen könne, ohne von irgend Jemand unter uns einigen Tadel befürchten zu dürfen.

Dieſe unſere freimüthige Erklärung werden Sie, hochzuehrende Mitglieder des geſellſchaftlichen Theaters, als einen Beweis davon anſehen, daß wir die Ehre Ihres gütigen Vertrauens gehörig zu ſchätzen wiſſen, und daß es uns ein angelegentliches Geſchäft ſein wird, uns derſelben durch perſönliche Hochachtung gegen Sie, und durch ein in jeder Rückſicht pflichtmäßiges und billiges Betragen gegen Ihre Bühne, immer würdiger zu machen.

Reval, am 24. Januar 1786.

Im Namen des verſammelten ehſtländiſchen Miniſteriums.

Philipp Chriſtian Moier,
Oberpaſtor der Ritter- und Domkirche.

Es war alſo nicht die Geiſtlichkeit, welche den Mantel der Religion über verjährte Vorurtheile deckte, wie das

vielleicht an manchen Orten Deutschlands der Fall gewesen sein würde; es war auch nicht der Bürgerstand, welcher, im Ganzen genommen, dieses Institut mit dem lautesten Beifall aufnahm; nein, gegen uns erhob sich derjenige Stand, welcher in den europäischen Staaten der ausgebildeteste zu sein pflegt, oder zum mindesten sein sollte: der Adel. Ich weiß, daß diese meine freimüthige Erklärung von neuem Oel in's Feuer gießen wird; aber sie ist wahr! es widerlege mich wer da kann! und Thatsache ist es, daß man nirgends so hämische Urtheile — nicht über unser Spiel — sondern über das Mittel, dessen wir uns zu Erreichung des Zweckes der Wohlthätigkeit bedienten, gemacht hat, als eben in adelichen Gesellschaften. Ich appellire an das deutsche Publikum, und wiederhole die Aufforderung, mich zu widerlegen, wenn man kann. Einige unserer Mitglieder von Adel wurden sogar durch dies unaufhörliche Geschwätz wankend gemacht, und trennten sich von der Gesellschaft.

Abgeschmackt wäre es, wenn ich behaupten wollte, dies Betragen unsers Adels sei allgemein gewesen. O nein! wir haben viele Männer in dieser Klasse aufzuweisen, welche mit richtigem Geschmack und gesunder Beurtheilungskraft ein fühlbares Herz verbinden, welche das Gute an einer Sache schätzen, wenn sie auch nicht den Stifter lieben, und laut und öffentlich die wohlthätigen Bemühungen der Gesellschaft preisen; aber doch haben es nur wenige gewagt, sich über das Urtheil ihrer irrenden Brü-

der hinweg zu ſetzen, und ſelbſt die Mitglieder einer Verbindung zu werden, welcher ſie ihren ſtillen Beifall nicht verſagen können. Indeſſen beſteht die Geſellſchaft ſeit beinahe vier Jahren bis auf den heutigen Tag, und ich glaube, daß ihre Mitglieder es verdienen, genannt zu werden. Ihre Namen ſind folgende:

Regierungsrath Freiherr von Roſen, Direkteur.
Fräulein Maria von Roſen.
Friedrich, Freiherr von Roſen.
Herr Official Hueck.
Madame Hueck.
Herr von Glehn.
Frau von Glehn.
Herr Rath Nottbeck.
Herr J. J. Nottbeck.
Madame Nottbeck.
Sekretär Nottbeck.
Demoiſelle Clayhills.
Madame Höppener.
Rath Albaum.
Rath und Anwald von Koskull.
Kollegenaſſeſſor Blier.
Anwald Kiölbergh.
Präſident Kotzebue.
Frau von Kotzebue.
Regierungsprotokolliſt Gerber.
Sekretär Rieſenkampf.
Demoiſelle Harpe.

Sekretär Strahlborn.
Sekretär Arvelius.

Die Bühne wird gewöhnlich im Oktober oder Anfangs November eröffnet, und beim Eintritt der Faſten wiederum geſchloſſen. Die Stücke, welche vom 8. Dezember 1784 an bis heute, da ich dieſes ſchreibe, aufgeführt worden, ſind folgende:

Jeder Narr hat ſeine Kappe. Poſſe im Manuſkript.
Die Juden und die beiden Billets.
Der Mann, den ſeine Frau nicht kennt.
Nicht mehr als ſechs Schüſſeln.
Der Poſtzug und le financier par St. Foix.
Der Edelknabe.
Der Eheprokurator.
Verbrechen aus Ehrſucht.
Hans von Zanow.
Der Strich durch die Rechnung.
Julius von Tarent.
Die Mündel.
Der dankbare Sohn.
Gianetta Montaldi.
Der Fähnrich.
Das Räuſchchen.
Das Findelkind.
Der Betrüger, von J. M. d. K. v. R.
Das Liebhabertheater vor dem Parlament.

Le Français à Londres.
Gerechtigkeit und Rache.
Der Eremit auf Formentera. Singspiel.
Die Brandschatzung.
Der argwöhnische Liebhaber.
Adelheid von Wulfingen. Trauerspiel im Manuskript.

Man wird sich wundern, keine längere Liste von aufgeführten Stücken hier zu finden, allein da die Gesellschaft aus Männern besteht, die alle ihre angewiesenen Geschäfte haben, so wird oft in drei Wochen nur Eine Vorstellung gegeben; und dennoch waren wir im Stande, nach Abzug aller Unkosten für Dekoration, Beleuchtung u. s. w., fünftausend Rubel unter die Armen zu vertheilen. Das rührt daher, weil das Schauspielhaus vier- bis fünfhundert Zuschauer faßt, und immer voll ist. Auf den Einlaßbilleten steht der Wahlspruch der Gesellschaft:

Consacré à la bienfaisance.
Honny soit qui mal y pense!

Wie oft Scherz und Ernst angewandt worden, die Feinde unserer Bühne zu bekehren, mag auch das Nachspiel: Das Liebhabertheater vor dem Parlament*), beweisen, welches am 8. Dezember 1786 aufgeführt worden.

*) Dieses Stück ist im vierzigsten Band, S. 219, der neuen Original-Ausgabe der Kotzebue'schen Theater abgedruckt.
Die Verlagshandlung.

Die Weiber der Indianer an den Ufern des Oronocko.

Die Völker, welche die Ufer dieſes berühmten Fluſſes bewohnen, deſſen Nachbar der brennende Aequator iſt, kannten vor der Ankunft der Europäer weder Kleidung noch irgend eine Regierungsform. Frei, unter dem Joch der Armuth, lebten ſie größtentheils von der Jagd, der Fiſcherei und wilden Früchten. Der Ackerbau lag in der erſten Kindheit, da man nur Baumäſte hatte, um die Erde zu durchwühlen, und Beile, aus ſcharfen Steinen verfertigt, um Bäume zu hauen, deren Aſche oder Moder fähig geweſen wäre, ein fruchtbares Feld zu ſchaffen.

Die Weiber an den Ufern des Oronocko waren Sklavinnen, wie ſie es denn überall ſind, wo noch der Druck der Barbarei herrſcht. Der Wilde kennt kein anderes Bedürfniß, als ſein Daſein zu erhalten und fortzupflanzen. Der Wilde iſt überzeugt, daß nur Muth und Gewalt ſeiner Achtung werth ſind, und daher tirannisirt er das ſchwache Weib. Den Schutz, den er ihr gewährt, läßt er ſich durch ihre Schmach und knechtiſche Arbeiten bezahlen. Fäuſte, nur gewöhnt, den Bogen oder das Ruder zu führen, würden durch Hacke und Grabſcheit ſich entehrt glauben. So denkt der Wilde vom Kap Horn bis Neu-Seeland; doch nirgends iſt er mehr Tirann ſeines Weibes als an den Ufern des Oronocko. Daher ſind jene blühenden Gegenden beinahe menſchenleer; und da, wo die Natur überall Mutter geweſen, will kein Weib Mutter ſein.

Bringt sie eine Tochter zur Welt, so tödtet sie sie gleich nach der Geburt, und nur selten siegt mütterliche Zärtlichkeit über diesen grausamen Gebrauch. Selbst das Christenthum hat ihn nicht ausrotten können.

Der Jesuit Gumilla erzählt, daß, als eine seiner Neubekehrten ihr Kind ermordet, er ihr dies Verbrechen mit den lebhaftesten Farben geschildert, um Reue und Zerknirschung in ihrem Busen zu erwecken.

Die junge Indianerin hörte ihn mit einer Ruhe an, und sah ihm mit einem Blick in's Gesicht, den nur ein gutes Gewissen der Unschuld zu leihen pflegt. Als er geendigt hatte, nahm sie das Wort.

»Wollte Gott!« rief sie aus, »wollte Gott! ehrwürdiger Vater, daß meine Mutter, als sie mich auf die Welt setzte, Liebe und Mitleid genug mit ihrem Kinde gehabt hätte, ihm alle die Qualen zu ersparen, die ich erduldet habe und erdulden werde bis an das Ende meines elenden Lebens. Hätte sie damals mit wohlthätiger Hand meine Hirnschale zerquetscht, so wäre ich gestorben, ohne es zu fühlen.«

»Ehrwürdiger Vater, du kennst nicht alle Martern, die das Weib eines Indiers duldet. Mit dem ersten Morgenroth verlassen wir unser mit Thränen benetztes Lager und unsere dürftige Hütte, ein Kind auf dem Rücken und das andere an der Brust. Unsere Männer tragen Bogen und Pfeil, schlendern müßig umher, tödten einen Vogel oder angeln einen Fisch; indeß wir im Schweiß

unſers Angeſichts die Erde bearbeiten und oft dürren Sand mit unſern Thränen begießen. Es wird Abend und wir kehren zurück, mit Wurzeln und Mais belaſtet, zum Abendbrot für unſere Männer; auch ſie kehren zurück ohne eine andere Laſt, als die ſie mitnahmen. Da werfen ſie ſich in die aufgeſchüttelten Binſen, plaudern mit ihren Freunden und rauchen Tabak, indeß wir Holz und Waſſer herbeiſchleppen und ihnen den Tiſch bereiten. Sie eſſen und ſchlafen ein. Wir aber wachen den größten Theil der Nacht, um den Mais zu mahlen und Chica zu machen*). Und was belohnt unſere Mühe und unſer Nachtwachen? Sie trinken, berauſchen ſich, ſchleppen uns dann bei den Haaren herum und treten uns mit Füßen."

„Wollte Gott, ehrwürdiger Vater, daß meine Mutter mich in der Geburt erſtickt hätte! Die Leiden, die ich dir male, ſind ſchwer zu tragen, und doch habe ich dir unſerer Leiden größtes noch nicht erzählt. Es iſt freilich für die arme Indianerin ſchon traurig genug, ihren Mann als eine Sklavin zu bedienen, ſich auf den Feldern im Schweiß der

*) Chica, ein ſehr beliebtes Getränk in dieſen Gegenden. Der Mais wird in's Waſſer geworfen und wieder herausgenommen, wenn er zu keimen anfängt. Darauf wird er an der Sonne getrocknet, ein wenig geröſtet, und alsdann gemahlen. Das Mehl wird mit Waſſer in große Krüge gethan, wo es in drei Tagen gährt und ausgährt. Dies Getränk berauſcht ſehr ſtark, wird aber in ſieben oder acht Tagen ſauer. Sein Geſchmack gleicht einem ſchlechten Cyperwein.

Arbeit zu haben, und in ihrer Hütte vergebens nach Ruhe zu ſchmachten; aber tauſendfach ſchmerzhafter iſt es, nach einer Reihe von zwanzig Jahren ſich um eines jüngern Weibes willen verſtoßen zu ſehen. Sie beherrſcht uns als ihre Sklavinnen — ach! ſie ſchlägt unſere Kinder! und wenn wir einen Augenblick murren, ſo ergreift ſie den nächſten beſten Aſt eines Baumes, und — — O ehrwürdiger Vater! wollte Gott! meine Mutter hätte mir die Hirnſchale zerquetſcht, ehe ich zu fühlen und zu denken vermochte!»

Hier unterbrach heftiges Schluchzen ihre Stimme. Sie bückte ſich über das ermordete Kind, küßte es mit Inbrunſt und rief:

»Wenn dieſes Kind, wie du mich lehrſt, einen unſterblichen Geiſt beſitzt; gewiß! gewiß! ſo wird es in einer beſſern Welt die wohlthätige Hand ſeiner Mutter ſegnen!»

Und der Jeſuit verſtummte.

Anekdoten.

Almanſur, ein vornehmer und reicher Araber, aß, trank, ſpielte und wälzte ſich in allerlei Wollüſten. Einſt, als die Langeweil ihn marterte und Ueberdruß und Ekel ihn angrinzten, kam er auf die ſonderbare Grille, die Gräber ſeiner Voreltern zu beſuchen. Er ſtieg hinab und wandelte zwiſchen den modernden Gebeinen, nicht mit dem ernſthaften Gedanken, daß auch er einſt ſeinen Staub mit dem ihrigen miſchen werde; ſondern mit der Idee eines Wollüſtlings: »Daß es hier ſchön kühl ſei, und das Geſchäft der Verdauung gut von Statten gehe.«

Plötzlich ward ſeine Aufmerkſamkeit durch eine halbverloſchene Inſchrift gereizt. In dieſem Grabe, hieß es, iſt ein größerer Schatz verborgen, als Krösus je beſaß. Almanſur, deſſen Reichthümer ſchon ziemlich erſchöpft waren, ließ voll freudiger Begierde das Grab ſogleich öffnen, und fand — eine Hand voll Staub, darunter ein Marmortäfelchen, worauf folgende Worte gegraben:

Ehe du, verblendeter Sterblicher! mit verwegener Hand dieſe Gruft entweihteſt, herrſchte hier eine ununterbrochene Ruhe, ein Schatz, den Krösus ſelbſt nicht beſaß.

Ein persischer Schach kam einst auf den Einfall, inkognito seine Staaten zu durchwandern. An einem schwülen Sommertage fand er im Schatten eines Baumes einen jungen Hirten, der auf der Flöte blies. Seine Gestalt gefiel dem Beherrscher Ispahans. Er ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, und fand so viel gesunden Menschenverstand, so viel richtige Beurtheilungskraft — freilich ohne Kultur — daß er beschloß, den jungen Hirten mit sich an seinen Hof zu nehmen, und zu versuchen, was durch Erziehung aus einer solchen Anlage sich bilden lasse.

Abdallah, so hieß der Jüngling, folgte ungern, erfüllte zwar jede Erwartung seines Fürsten, ward väterlich von ihm geliebt, und vom ganzen Hofe beneidet; sehnte sich aber oft zurück in die stillen Hütten der Ruhe, und blickte seufzend auf die einfache Hirtentracht, die er gegen den purpurnen Kaftan und den blitzenden Turban vertauscht hatte.

Der Schach hob seinen Liebling von einer Stufe der Ehre zur andern, und machte ihn endlich zum Bewahrer der Reichskleinodien. Umsonst bleckte der Neid die Zähne, umsonst kroch die Verläumdung zum Throne. Abdallah, der Redliche, spottete ihrer Mißgunst, sein Monarch kannte zu gut den Werth von Abdallah's Herzen. Aber endlich starb der gerechte Fürst, und hinterließ einen zwanzigjährigen Sohn, dessen Ohr der Schmeichelei, und also auch sein Herz dem Verderben offen stand. Sogleich hob aus

dem Schlamme des Neides die Verleumdung ihr giftiges Haupt empor und ziſchte laut: »Abdallah hat ſich auf Koſten der Krone bereichert! er hat den Schatz, welchen dein Vater ihm anvertraute, zu dem ſeinigen gemacht; er hat die Reichskleinodien zerſtückt; ja er hat in ſeinem Hauſe ein verborgenes Gewölbe mit drei Schlöſſern verwahrt, wo er oft ganz allein manche Stunde verweilt, und die geſtohlenen Reichthümer überzählt.«

Der leichtgläubige junge Monarch traute dem Wort ſeiner Höflinge. Er überraſchte Abdallah eines Morgens, als dieſer ſich eines ſolchen Beſuches am wenigſten verſah. Gib mir den Schlüſſel zu dem verborgenen Gewölbe, das am Ende jener Gallerie ſich befindet!« herrſcht er ihm entgegen, wo du ſo oft und ſo lange verweilſt, wohin der Fuß deiner Freunde noch nie drang.«

Abdallah durchſchaute das Gewebe der Bosheit. Lächelnd ſah er auf ſeine Ankläger, und überreichte dem Schach die Schlüſſel. Das Gewölbe ward eröffnet — man fand einen Schäferſtab, eine Hirtentaſche und eine Flöte. — »Siehe, hier Monarch! die Zeichen meines ehemaligen, glückſeligen Standes. Ich verwahrte ſie hier und beſuchte ſie oft, um mich an jene ſtillen ländlichen Freuden im Kreis der Meinigen zu erinnern. Nimm Alles zurück, was dein Vater mir gab, aber laß mir meinen Hirtenſtab.«

Der junge Fürſt, gerührt, wirft einen unwilligen Blick auf ſeine Höflinge, umarmt Abdallah und will ihn zum Erſten ſeines Reiches erheben. Aber Abdallah warf von ſich den purpurnen Kaftan, ergriff Schäferſtab und Hirtentaſche und floh in die ländlichen Hütten.

Inhalt.

	Seite
Ilvegerte, Königin von Norwegen	5
Nachricht von einem theatraliſchen Inſtitut zu Reval, welches der Welt bekannt zu werden verdient	173
Die Weiber der Indianer an den Ufern des Orenocke . .	193
Anekdoten	201

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Leh.

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Achter Band.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Kleine

gesammelte Schriften

August's von Kotzebue.

Dritter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Die Geschichte meines Vaters,

oder

wie es zuging, daß ich geboren wurde.

Ein Roman in zwölf Kapiteln.

Vorbericht.

Vor ungefähr einem halben Jahre saß ich an einem trüben Herbstabend bei meinem Freunde, dem Herrn Kollegien-Assessor und Direktor Liebhöhl. Wir sprachen von bouts-rimés, mit deren Aufgabe wir uns zuweilen zu belustigen pflegten, und ich gerieth auf den Einfall, dies Spiel des Witzes weiter auf einige Zeilen auszudehnen. Ich bat meinen Freund, mir zwölf Worte, die ersten, die ihm beifallen würden, in die Feder zu diktiren, und machte mich anheischig, aus diesen zwölf Worten einen kleinen Roman zusammenzusetzen. Die Worte, welche er mir gab, waren folgende: Feuerspeiender Berg. Priester. Käfer. Strauß. Gewitter. Bergwerk. Ocean. Wolf. Blei. Feigherzigkeit. Hölle. Bestechung. Vor einigen Monaten fand ich diesen beinahe vergessenen Zettel wieder unter meinen Papieren, erinnerte mich meines Versprechens, entwarf einen Plan, und versuchte die Ausarbeitung desselben. Ob es mir gelungen, mag der Leser entscheiden. So viel scheint mir indessen gewiß, daß diese Beschäftigung des Witzes jungen, angehenden Schrift-

stellen sehr möglich werden könnte, denn sie lehrt Ideen an einander
knüpfen, Verbindungen von Wahrscheinlichkeiten erschaffen, und
Dinge zusammenfügen, die beim ersten Anblick durch Berge und
Thäler von einander getrennt schienen.

Erſtes Kapitel.

Der feuerſpeiende Berg.

Es war am Tage nach Faſtnacht, des Morgens um fünf Uhr, als mein Großvater, einer der angeſehenſten und dickſten Männer in der Provinz, wie gewöhnlich klingelte, ſich die Chocolade bringen ließ und bei einer Pfeife Knaſter die Haupt- und Staats-Actionen längſt vermoderter Helden mit innigem Wohlbehagen durchblätterte, auch wohl zuweilen mit dem alten Kammerdiener Schrimps ein paar Wörtchen darüber philoſophirte. In meines Großvaters Leben glänzten nur eine Haupt- und eine Staats-Action. Seine Haupt-Action, wie er ſie ſelbſt mit vieler Gutmüthigkeit zu nennen pflegte, war die Vermählung, die er vor zwei Jahren an ſeinem ſiebzigſten Geburtstage mit meiner Großmutter, einer neunzehnjährigen raſchen Dirne, gefeiert hatte. Sie ſelbſt, die da nicht wußte, was ihr Ehеherr unter einer Haupt-Action verſtand, wurde nicht ſelten verlegen und roth bis an die Fingerſpitzen, wenn er ihre Heirath mit dieſer Benennung beehrte. Sie pflegte bei der Silbe Haupt immer nach ſeinem Kopfe zu ſchielen, und bei dem Worte Action ihn mit einem etwas ſpöttiſchen Blick bis zu den Füßen zu meſſen, ohne jedoch durch den Gebrauch ihrer ſonſt ziemlich geläufigen Zunge zu entwickeln, was dabei in

ihrer Seele verging. Die Staats-Action meines Großvaters datirte sich zweiundvierzig Jahre zurück. Es begab sich nämlich zu der Zeit, da der jetzt regierende Fürst als Erbprinz von Reisen zurückkam, daß der Adel der Provinz ihm einige Abgeordnete bis an die Grenze entgegen sandte, Se. Durchlaucht pflichtschuldigst zu empfangen. Mein Großvater hatte sich durch seine Pferdekenntniß viel Ansehen erworben, und ward daher zum Redner gewählt. Noch in seinem siebzigsten Jahre versüßte ihm manche Stunde seines freudelosen Alters die Erinnerung, daß er jenes Meisterstück der Rednerkunst ohne Stocken heruntperorirt, und die goldene Dose mit Brillanten, die er bei dieser Gelegenheit aus den Händen des Prinzen empfing, kam nicht aus seiner Tasche, so sehr auch die tirannische Mode über ihre plumpe, viereckige Gestalt hohnlächelte. Noch immer hingen Fragmente dieser Staats-Action hin und wieder in den Winkeln seines Gedächtnisses, die er, wenn er recht bei Laune war, dem alten Kammerdiener Schrimps mitzutheilen pflegte. Auch war so leicht keine Materie, von der er nicht mit der scheinbarsten Ungezwungenheit auf jene berühmte Zurückkunft des Prinzen in seine Erbländer übergesprungen wäre. Wenn zum Exempel Schrimps um fünf Uhr des Morgens vor das Bett trat, und die alten damastenen Vorhänge mit den Worten zurückschlug: „Es ist heute schönes Wetter, Ew. Gnaden," so pflegte mein Großvater den Kopf gegen das Fenster hinzustrecken, und wenn auch nur ein Wölkchen, so groß

als der Rauch, der aus seiner Pfeife ging, am blauen Horizonte sich blicken ließ, mit Kopfschütteln zu versetzen: »So einen Frühling, Schrimps, als vor zweiundvierzig Jahren, erleb' ich nicht wieder. Es war damals" —

Schrimps wußte schon, was nun kommen würde, und weil er die ganze Staats-Action, ihrer Länge und Breite nach, bereits inne hatte; so durchkreuzte er geschwind die Erzählung des gnädigen Herrn mit einer neuen Frage:

»Haben Ew. Gnaden den englischen Reisewagen schon gesehen, den die gnädige Frau gestern gekauft?"

Mein Großvater. Ja, Schrimps, ich habe ihn gesehen; aber unter uns, meine Frau versteht sich auf dergleichen Dinge nicht; der Wagen, in welchem unser durchlauchtigster Fürst vor zweiundvierzig Jahren seine Reise that —

Schrimps. Hier sind die Zeitungen, Ew. Gnaden. Der König von Preußen zieht Truppen an unsern Grenzen zusammen.

Mein Großvater. Sieh, sieh, Schrimps! hab' ich's nicht lange gedacht? ich weiß, was mir der Fürst damals sagte, als ich vor zweiundvierzig Jahren —

Und so mochte Schrimps von Kometen oder von Ameiseneiern sprechen, mein Großvater hielt sich immer fest im Sattel seines Steckenpferdes.

Nur selten hingegen erwähnte er seiner Haupt-Action, die er in den verflossenen zwei Jahren bereits siebenhundertunddreißigmal bereuet hatte. Meine Groß-

mutter — es wird ein wenig schwer halten, ein Bild von ihr zu entwerfen, denn sie schien heute nicht das, was sie morgen war, und war morgen nicht das, was sie gestern schien. Einige ihrer Charakterzüge, aus einer alten Handschrift des Herrn van Doelen entlehnt, schreibe ich treulich ab. — Sie stammte aus einem sehr neuen adelichen Hause, und hielt deswegen viel auf alten Adel, denn jeder Stand in der Welt maßt sich die Vorrechte des Standes an, der eine Stufe über ihm steht. Der Sekretär usurpirt die Rechte des Ministers; der Minister die Rechte des Fürsten, und der Fürst nicht selten die Rechte Gottes. Auch meine Großmutter unterstand sich zuweilen Gottes Schöpfung ein wenig zu meistern. Sie fand es sehr einförmig, daß Adel und Bürgerpack einerlei Nasen hätten, und der ganze Unterschied nur darin bestünde, daß der Adel seine Nase höher trüge.

Sie besaß eine edle Wißbegierde (zu deutsch Neugier) eine bewunderungswürdige Redseligkeit (zu deutsch plauderhaft), einen forschenden Prüfungsgeist (zu deutsch die Gabe, Alles zu behohnlächeln). Sie war galant (zu deutsch .....) und nie vergnügter, als wenn sie ein Air de protection affektiren konnte. —

Doch halt! ich höre sie die Treppe heraufkommen und ziehe mich ehrerbietig in einen Winkel des Saales zurück.

Es war am Tage nach Fastnacht, des Morgens um fünf Uhr, als meine Großmutter von der Maskerade nach

Hause fuhr, an der Seite eines feinen, jungen Menschen, der die Güte hatte, ihr zum Begleiter zu dienen.

Dieser junge Mensch war kein anderer, als der berühmte Herr von Süssenhain, den Jedermann schon kennt, weil er eine Copie von hundert Originalen ist, die täglich vor unsern Augen herumlaufen. Er hatte viele Taschenuhren, viele Schulden, viele Liebschaften, und genoß für jetzt das Glück, im Minnesold meiner Großmutter zu stehen.

Mein Großvater rauchte ihnen beiden seinen Morgengruß mit vieler Herzlichkeit entgegen; aber das große, blaue Auge seiner Gemahlin war trübe, und die hohe junonische Stirn verunzierte eine übellaunische Falte. Man setzte sich zum Theetisch.

Mein Großvater. Was fehlt dir, mein Schatz? du siehst ein wenig mürrisch aus. Hast du Verdruß gehabt?

Meine Großmutter. Zum Sticken und Bersten!

Mein Großvater. Laß doch hören!

Meine Großmutter. Können Sie's glauben? die Hofräthin X reist mit ihrem podagrischen Manne nach Italien.

Mein Großvater. So?

Meine Großmutter. Ein Bürgerweib, das kaum halb so viel zu verzehren hat als wir! — Was wird sie nicht dick thun, wenn sie zurückkömmt! was wird sie nicht Alles gesehen haben! was für neue Moden mitbringen! denn Italien liegt ja ganz nahe bei Paris.

Mein Großvater. Ja das ist wahr.

Meine Großmutter. Und in allen Gesellschaften wird sie die erste Rolle spielen, immer erzählen, immer beschreiben —

Mein Großvater. Das ist wahr.

Meine Großmutter. Und wenn sie nur noch zu unterhalten verstünde; aber Dinge, an denen ich zwei Stunden erzähle, die wird sie in fünf Minuten abfertigen.

(Hierin hatte meine Großmutter vollkommen Recht. Sie wußte die geringfügigste Kleinigkeit so zu recken und zu dehnen, daß alle ihre Erzählungen dem elastischen Harze gleich wurden, aus dessen kleinsten Partikeln eine geschickte Hand den längsten Faden zu ziehen vermag.)

„Ach!" fuhr sie fort, „es wirbelt mir recht im Kopf, wenn ich an die Schönheiten Italiens gedenke, die Madonna von Medizis, den Apollo mit seiner Keule, den Herkules mit der Leier, die neun Furien und die drei Musen, Tisiphone, Alekto und Megäre."

Mein Großvater bewunderte im Stillen die Belesenheit meiner Großmutter, welche endlich die Mine springen ließ:

„Wissen Sie auch, mein Engel, daß ich in der vorigen Nacht träumte, wir machten eine Reise zusammen nach Italien?"

Mein Großvater. So?

(Es war ein Hauptkunstgriff meiner Großmutter, wenn sie ihren Eheherrn zu etwas überreden wollte, daß sie es die Nacht vorher träumte.)

»Wie wäre es, mein Engel,« fuhr sie fort, »wenn du meinen Traum wahr machtest, und wir auf ein paar Monat nach Neapel reisten?«

Mein Großvater, solcher kostspieligen Einfälle schon gewohnt, demonstrirte ihr ganz kaltblütig, daß das eine Haupt-Action sei, zu der ein siebzigjähriger Greis so leicht sich nicht entschließen könne. Er rechnete ihr vor, wie viel ihm die kleine Reise vor zweiundvierzig Jahren gekostet habe, die doch mit einer Reise nach Italien in gar keinem Verhältniß stehe. Er erinnerte sie endlich an ihre fünfmonatliche Schwangerschaft, und die Gefahren, denen sie ausgesetzt sein würde. Aber was half's! Madame hatte sich einmal das Ding in den Kopf gesetzt, und eher hätte der Alte den Flügel einer Windmühle im Sturm aufgehalten, als den Willen seiner Frau, wenn ihre Begierden kochten. Thränen und Liebkosungen, diese Klippen des männlichen Muthes, waren es, an denen auch seine Standhaftigkeit scheiterte. Er entschloß sich zu der zweiten Haupt-Action in seinem Leben, das heißt: er gab nach.

Guter Großvater! Thau des Himmels befeuchte deine Asche! ewiges Grün decke deinen Grabhügel! du warst ein braver Mann; aber ein schwacher Ehemann. Du hattest nicht vor dem Prinzen gestockt, als du vor zweiundvierzig Jahren eine Staats-Action glücklich beendigtest; aber dein Weib konnte durch einen Blick dich zum Schweigen bringen. Du warst ein guter Wirth; in dir wohnte, bis zu deiner Haupt-Action, der Geist vernünftiger Sparsam-

keit; und nun mußteſt du chriſtlichem und jüdiſchem Wucher zinsbar werden, um die Reiſekoſten zu beſtreiten. Du liebteſt die Ruhe, deinem Alter ſo angemeſſen; aber man riß dich aus deinem gepolſterten Seſſel, und ſchleppte dich nach Italien. Du liebteſt die Ehre, ſie ruhte auf dir und deinem Hauſe; aber ſeit deiner Haupt-Action ward ſie ein Spiel müſſiger Zungen. Unter Millionen Augen ſahen nur zwei nichts, und dieſe zwei waren die deinigen. Was aber hielt dich ſchadlos für die Unbequemlichkeiten der Reiſe, wenn du Stunden lang herumgeſchüttelt wurdeſt, ehe du deine Chocolade und deine Pfeife Knaſter bekamſt? — Die Gefälligkeit meiner Großmutter, die dir erlaubt hatte, den Reiſewagen gerade ſo einrichten zu laſſen, wie der war, in welchem der Prinz vor zweiundvierzig Jahren zurückkam.

Und ſo ging es denn über Stock und Stein! meine Großmutter und ihr Cicisbé ſaßen im fond; mein alter Großvater und ſein treuer Schrimps ihnen gegenüber. Sie beſuchten Mailand, Venedig und Rom. In dieſer Königin der Städte erlebte mein Großvater ſeine zweite Staats-Action, indem er die Ehre hatte, dem Papſte vorgeſtellt zu werden. Meine Großmutter ſpielte die Kennerin, kaufte ſich Winkelmann's Buch von den Alterthümern, erhandelte vor zweitauſend Thaler nachgemachte Antiken, und glaubte ſich nunmehr vollkommen im Stande, die Hofräthin X zum Schweigen zu bringen.

Von Rom ging es nach Neapel, und dieſer Reiſe ver-

danke ich mein Daſein; denn ſchon am zweiten Morgen nach ihrer Ankunft bekam meine Großmutter Luſt, trotz ihrer achtmonatlichen Schwangerſchaft, den Veſuv zu beſteigen. Umſonſt ſtellte ihr mein Großvater vor, daß eine ſolche Haupt-Action bei ihren jetzigen Umſtänden von den ſchlimmſten Folgen ſein könne. Schrimps mußte fort, zwei Ciceroneſ*) zu holen, in deren Begleitung meine Großmutter die kühne That unternahm. Mein Großvater und Schrimps blieben zu Hauſe.

Wer je den Veſuv beſtiegen, der wird wiſſen, daß das keine Sache iſt für eine Frau, die eine achtmonatliche Bürde trägt. Je näher man der Spitze kömmt, je tiefer verſinkt man in Aſche, und mit einem Schritte vorwärts, glitſcht man oft zwei Schritte zurück. Meine Großmutter war noch nicht halb hinauf; als ſie bereits einſah, daß ſie einen albernen Streich gemacht. Weil es aber eine ihrer Hauptmaximen war, einen dummen Streich nie halb zu thun, weil ein halber dummer Streich, den man nur auf eine ſchiefe Art verbeſſern kann, die Leute immer aufmerkſamer macht, als ein ganzer; ſo kroch und keuchte ſie friſch darauf los, erreichte den Keſſel, ſah — nichts, kitzelte ſich mit dem Gedanken, einſt ſagen zu können, daß ſie da geweſen, wollte umkehren, that einen Fehltritt, und — — gebar meinen Vater.

*) So heißen diejenigen, welche die Fremden herumführen.

Zweites Kapitel.

Der Priester.

„Nun da haben wir's!“ rief Schrimps, als er meines Großvaters Thür öffnete, »die gnädige Frau iſt in die Wochen gekommen.“

Mein Großvater. Oben auf dem Veſuv?

Schrimps. So war ich Jochen Schrimps heiße! oben auf dem Veſuv, wo der Rauch am dickſten iſt.

Mein Großvater. Nun ſo ſchlag doch auch das heilige Kreuz-Donnerwetter darein!

Das war das zweite Mal in meines Großvaters Leben, daß ein Fluch aus ſeinem Munde fuhr. Man mußte ihn mit einer höchſt unangenehmen Nachricht überraſchen, und recht mit der Thür in's Haus fallen, wenn man ihn bis zum Fluchen bringen wollte. Vor ſeiner Haupt-Action war dergleichen nie vorgefallen; aber vor ungefähr anderthalb Jahren fluchte er zum erſten Male, als ein Lieblingsaffe, den meine Großmutter hielt, nun aber ſeit der Bekanntſchaft mit dem jungen Menſchen, ziemlich vernachläſſigte, das europäiſche Kriegs- und Staatstheater zerriß, und Schrimps ihm dieſen ſchrecklichen Vorfall eben ſo raſch und unbeſonnen meldete, als jetzt die Niederkunft meiner Großmutter auf der Spitze des Veſuvs.

„Was zum Henker ſollen wir nun anfangen?“ ſagte mein Großvater.

Schrimps. Ich will ſogleich die Reiſekaleſche anſpannen laſſen. Der Kutſcher mag hinauffahren und die gnädige Frau ſachte herunterholen.

Mein Großvater. Schrimps, ich glaube nicht, daß man ſo geradezu hinauffahren kann. In Hederich's Lexikon ſteht, man könne nur vierthalb italiäniſche Meilen hoch zu Pferde kommen; aber bis zum Gipfel müſſe man klettern.

Schrimps. Poſſen, gnädiger Herr! Ich bin auch ein wenig in der Welt geweſen, und weiß, was Berge ſind. Ich war einmal auf dem Blocksberge —

Mein Großvater. Ei, ei, Schrimps, biſt du dort geweſen? Nun ſo erzähle mir doch, wie es da ausſah.

Schrimps. Du lieber Gott! wie ſoll es da ausſehen! Halbverbrannte Ofengabeln, zerbrochene Beſenſtiele liegen umher zerſtreut im verdorrten Graſe. Ew. Gnaden wiſſen doch, welch eine Wirthſchaft jährlich in der Walpurgis-Nacht dort oben getrieben wird?

Mein Großvater. Freilich weiß ich es, Schrimps! Der Teufel gibt einen Schmaus, wobei alle Damen aus ſeinem Serail ſich einfinden müſſen. O ich habe deren ſelber gekannt. Als ich vor zweiundvierzig Jahren Se. Durchlaucht auf einigen Poſtſtationen begleitete, ſah ich unter andern auch die Hofdamen der Fürſtin. Die Eine war alt und rothaugig, die Andere jung und blauaugig. Der Kammerherr Boſewitz ſagte mir: die rothaugige ſei eine Hexe, und die blauaugige eine Zauberin.

Schrimps. Ach was! Zauberin und Hexe, das ist einerlei.

Mein Großvater. Ja, Schrimps, das denke ich auch, und in zweiundvierzig Jahren kann auch wohl aus einer Zauberin eine Hexe werden.

Schrimps. Anno 52 war ich auch auf dem Riesengebirge, wo der Rübezahl sein Wesen treibt.

Mein Großvater. Ei, ei, Schrimps, hat er dich auch geneckt, ich höre so was vor mein Leben gern.

Schrimps. Ein paarmal kam er wie ein Wirbelwind, nahm mir den Hut vom Kopfe, und rollte ihn vor mir her den Berg hinunter, daß ich genug zu laufen hatte —

Mein Großvater (sich den Bauch haltend). Ha! ha! ha! ich hätte dich mögen laufen sehen, Schrimps.

Schrimps. Aber weiter konnte er mir auch nichts anhaben, denn ich wallfahrtete eben zum Brunnen des heiligen Johannes. Das ist ein Wasser! Ew. Gnaden, so hell und klar, so stärkend und minderalsch —

Mein Großvater. Ja, ja, Schrimps, als unser Durchlauchtigster Fürst vor zweiundvierzig Jahren aus dem Bade kam —

Wer weiß, wie lange dies Gespräch noch gedauert hätte, denn sowohl mein Großvater als sein treuer Schrimps hatten meinen armen, auf der Spitze des Vesuvs in die Welt gekrochenen Vater sammt allem Zubehör rein vergessen. Doch eben als eine Beschreibung der mineralischen Bäder, deren der Fürst sich vor zweiund-

vierzig Jahren bedient hatte, auf meines Großvaters Zunge ſchwebte, ward meine Großmutter in einer Sänfte in's Haus getragen und halbtodt in ihr Bett gelegt. Mein Großvater ließ ſeinen Seſſel an den Fuß des Ruhebettes rücken, rauchte ſtillſchweigend ſein Pfeifchen Knaſter, und ſah der Kranken mit vieler Gemüthsruhe in's Geſicht, bis ſie nach einer halben Stunde ungefähr die Augen aufſchlug. Nun hub er ſehr gelaſſen an:

»Habe ich dir's nicht vorhergeſagt, mein Schatz? Das Ding wird nicht gut gehen.«

Meine Großmutter. Was für ein Ding?

Eine ſolche unerwartete Querfrage konnte meinen Großvater ſehr leicht aus ſeiner Faſſung bringen. Er pflegte, der beliebten Kürze wegen, ſehr viele ſeiner Gedanken durch das Wort Ding auszudrücken, meine Großmutter war an dieſen Ausdruck gewöhnt, verſtand ihn auch recht gut; aber ſo oft das Ding ihr ungelegen kam, machte ſie durch die Antwort: was für ein Ding? einen Seitenſprung, durch den ſie nicht ſelten dem wohlgemeinten Dinge meines Großvaters entſchlüpfte.

»Wie du auch fragen kannſt,« ſagte mein Großvater, indem er eine Priſe aus der Doſe nahm, die er vor zweiundvierzig Jahren aus der Hand des Fürſten empfangen hatte, »ich meine die Wallfahrt nach dem Veſuv. Ich ſagte dir vorher, daß es ſchlimm ablaufen würde.«

Meine Großmutter. Und haſt dich wie gewöhnlich geirrt.

Mein Großvater. Ich habe mich geirrt? ei! ei! Schrimps hat mir gesagt, du seist oben in die Wochen gekommen.

Meine Großmutter. Nun, ist das nicht einerlei? hier oder in Gottes freier Luft? Ich muß dir sagen, mein Engel, daß, wenn Gott unser Ehebett noch einmal segnen sollte, ich durchaus nach Italien reisen will, um auf dem Vesuv entbunden zu werden.

Mein Großvater. So, so. — Aber der beschwerliche Weg? — und ohne Hebamme?

Meine Großmutter. Die Natur ist die beste Hebamme.

Mein Großvater. So, so. — Aber was quäkt denn dort im andern Zimmer?

Der Leser wird leicht errathen, daß mein Vater es war, der mit heller Stimme die Welt anquäkte. »Bringt doch das Ding einmal her!" sagte mein Großvater. Der kleine Weltbürger wurde gebracht, mein Großvater blies ihm ein Maul voll Tabaksrauch in's Gesicht und gab ihm seinen Segen in folgenden Worten: »Du wirst ein feuriger Bursch werden, du bist auf einem feuerspeienden Berge geboren." Das war der erste witzige Einfall, der seit seiner Haupt-Action bei meinem Großvater Quartier nahm. Er wiederholte ihn so oft, und mußte selbst so herzlich darüber lachen, daß er endlich über der Geburt seines Witzes die Geburt seines Sohnes mit allen daraus entspringenden Unbequemlichkeiten vergaß, Schrimps

wurde geholt, der witzige Einfall ihm mitgetheilt, und der alte, treue Diener bot alle Kräfte seiner Lunge auf, um durch ein schallendes Gelächter diese Mittheilung zu vergelten.

Meine Großmutter hatte sich ziemlich erholt, und schlief die folgende Nacht ruhig.

Am andern Morgen, früh um fünf Uhr, klingelte mein Großvater, und als Schrimps mit der Chocolade hereintrat, sprach er gähnend: »Gehe, Schrimps, und frage meine Frau, was aus dem Kindlein werden soll?" Schrimps ging und kam zurück mit der Antwort: der Knabe soll vor's erste getauft werden, und für das übrige werde Gott sorgen.

»Ja, Schrimps," sagte mein Großvater, »das ist auch wahr." Dabei blieb es, und es vergingen zwei Stunden, ehe mein Großvater den Mund wieder aufthat. Er saß mit einer brennenden Pfeife und einem Gesichte, auf welchem die innigste Heiterkeit verbreitet war, am offenen Fenster, und betrachtete die vor ihm liegende schöne Landschaft. Schrimps putzte die Stiefeln, kehrte den Rock aus, schnitt Knaster und so weiter.

Gegen neun Uhr ließ die Wöchnerin meinen Großvater zu sich bitten, er watschelte hinüber. »Laß doch einen Prediger rufen," sagte meine Großmutter, »das Kind ist sehr schwach und muß die Nothtaufe empfangen."

Mein Großvater. Ja wärst du nur nicht auf den Vesuv geklettert, das Ding wäre einen ganzen Monat später gekommen.

Meine Großmutter. Was für ein Ding?

Mein Großvater. Der Junge, mein Schatz, der die Nothtaufe empfangen soll.

Meine Großmutter. Nicht um eine Minute wäre er später gekommen, das muß ich beſſer wiſſen.

Mein Großvater. Ja, du mußt es freilich beſſer wiſſen. Aber ſage mir, mein Engel, wenn das Kind nun auch getauft iſt und Gott es am Leben erhält, wo ſollen wir hin damit? Eine ſo weite Reiſe bis in unſer Vaterland möchte es wohl nicht aushalten, und auf der Spitze des Veſuvs, wo es zum erſten Male in die Welt guckte, können wir es doch auch nicht laſſen.

Meine Großmutter. Gott wird wohl ſorgen.

Mein Großvater. Ja, das iſt auch wahr. — Eine Pauſe. Schrimps ward ausgeſandt, einen Prediger zu holen. Nach Verlauf einer Stunde trat in das Zimmer ein feiner Mann, ein holländiſcher Geiſtlicher, der ehemals Geſandtſchafts-Prediger in Neapel geweſen war. Er hatte ſich ein kleines Vermögen erworben, und da Italien, jenes irdiſche Paradies, mehr Reize für ihn hatte, als die eingedämmten Fluren ſeines Vaterlandes, ſo kaufte er ſich eine anmuthige Meierei am Golfo di Napoli, heirathete ein braves Mädchen, und verlebte den Reſt ſeiner Tage in ſüßer, ungetrübter Ruhe. Da Schrimps wußte, daß mein Großvater ein eifriger reformirter Chriſt ſei; ſo hatte er den Aufenthalt dieſes Mannes ausgekundſchaftet, und Herr van Doelen, ſo hieß der Prediger, war gefällig

genug, seiner Einladung zu folgen, um durch diese Handlung der Menschenliebe den jungen, neugebornen Fremdling in den Schooß seiner Kirche aufzunehmen.

Herr van Doelen verstand sich vortrefflich auf den Ton der großen Welt, wie alle diejenigen, welche bei Gesandtschaften angestellt waren, oder noch sind. Er näherte sich dem Bette meiner Großmutter mit einer zierlichen Verbeugung und einem kurzen Glückwunsch, dem er gelegentlich eine hingeworfene Bemerkung über ihr munteres Aussehen, ihre blühende Gesichtsfarbe beifügte. Da seine Worte aus einem Munde kamen, der sehr angenehm lächelte, und von einem sanften, einnehmenden Blicke begleitet wurden; so gewann er in der ersten Viertelstunde die Gunst meiner Großmutter, und mit ihr ein Geschenk von fünfundzwanzig Dukaten für die Bemühung, meinen Vater zu taufen, und ihm den Namen Polycarpus beizulegen, auf welchem Namen mein Großvater ausdrücklich bestand, weil sein durchlauchtigster Landesfürst, welcher Polycarpus hieß, ihm vor zweiundvierzig Jahren versprochen hatte, bei seinem ersten Kinde Gevatter zu stehen.

Nach vollbrachter feierlicher Handlung ward eine geheime Rathsversammlung am Wochenbette gehalten, bei welcher meine Großmutter mit vieler Gesprächigkeit präsidirte, mein Großvater zu ihrem Haupte sitzend, dann und wann ein wenig schlummerte, und Herr van Doelen am Fuß des Bettes sehr aufmerksam zuzuhören schien.

Meine Großmutter (nachdem ſie vorher beinahe ihren ganzen Lebenslauf, mit Weglaſſung der anſtößigen Stellen, erzählt). Ach! welch eine unbeſchreibliche Empfindung iſt die mütterliche Liebe!

Van Doelen. Sie iſt die Erhalterin aller lebendigen Weſen.

Meine Großmutter. Wie es mich ſchmerzen wird, den kleinen Polycarpus hier laſſen zu müſſen.

Van Doelen. Ich vermuthe, daß die gnädige Frau es wegen ſeines zarten Alters für gefährlich halten, eine ſo weite Reiſe mit ihm zu unternehmen. Aber faſt möchte ich gut dafür ſagen, daß ihm das Rütteln und Schütteln recht wohl bekommen wird. Man muß die Knaben von Jugend auf zu Abhärtung ihres Körpers gewöhnen. Die Kinder der nordiſchen Völker laufen in der ſtrengſten Kälte baarfuß, baarkopf, nur von einem Hemde bedeckt, im ellenhohen Schnee herum, und jene Sprößlinge gedeihen. Die Weiber der Hottentotten tragen ihre jungen Säuglinge in einem Sack auf dem Rücken, und begleiten oft in unwegſamen Wüſten ihre Männer auf der Jagd.

Meine Großmutter (etwas empfindlich). Ich bin aber keine Hottentottin.

Van Doelen. Um Verzeihung, gnädige Frau, Sie ſind Mutter und die Hottentottin iſt es auch. Mein Zweck war nur, Ihnen durch einige Beiſpiele zu beweiſen, daß es blos von der erſten Erziehung abhängt, aus dem Knaben einen Weichling oder einen Mann zu bilden. Ich

wollte Ihr mütterliches Herz beruhigen, Ihnen die Freude nicht rauben, den kleinen Polycarpus auf Ihrer Reise um sich zu sehen.

Meine Großmutter. Das ist wohl wahr, lieber Herr van Doelen, aber die Unbequemlichkeit wäre wahrhaftig allzugroß. Ein schreiendes Kind im Wagen —

Van Doelen (mit einem erstickten Seufzer seinen Blick von ihr wendend). Sie haben da einen recht schönen Mops.

Meine Großmutter. Nicht wahr, ein allerliebstes Thier? Er kommt auch nicht von meiner Seite, er hat die ganze Reise auf meinem Schooß mitgemacht. — Aber wieder auf den kleinen Polycarpus zu kommen, sollte es denn in Neapel keine Erziehungsanstalt geben, welcher man ihn sicher anvertrauen könnte?

Van Doelen. Für so junge Kinder wüßte ich wohl nicht.

Eine Pause. Meine Großmutter dachte hin und her, wo sie meinen Vater lassen sollte, und fiel nicht darauf, daß sie nur hätte den Mops vom Schooße werfen, und den kleinen Polycarpus an dessen Stelle nehmen können. Mein Großvater bediente sich der herrschenden Stille, auch ein Wörtchen darein zu schwatzen.

»Also,« sagte er, »gehen die Hottentotten auch auf die Jagd? das ist doch kurios. Haben sie denn auch hohe und niedere Jagd? hetzen sie die Hasen, oder schießen sie sie im Lager? Ich muß Ihnen sagen, Herr Pastor, daß ich zu meiner Zeit ein großer Jäger war.«

Van Doelen wollte eben antworten, doch meine Großmutter unterbrach ihn mit der Frage: »sind Sie verheirathet?"

Van Doelen. Ja.

Meine Großmutter. Haben Sie auch Kinder?

Van Doelen. Noch nicht, doch hoffe ich in wenig Monaten auf den süßen Vaternamen Anspruch machen zu dürfen.

Meine Großmutter. Wie wäre es, lieber Herr Pastor, wenn Sie aus Freundschaft und Gefälligkeit die Mühe über sich nähmen, den kleinen Polycarpus einige Jahre in Ihrem Hause unter Ihrer Aufsicht zu erziehen? Ich bin überzeugt, daß ich ihn keinen bessern Händen anvertrauen kann, und was die Kosten betrift, so soll ein Jahrgeld von hundert Dukaten Sie in den Stand setzen, ihn der Welt als den Sohn des Barons von Bollenbach zu zeigen.

Ich will den Leser nicht ermüden mit alle dem, was dafür und dawider gesprochen wurde. Van Doelen sträubte sich lange, aber die süße Beredsamkeit meiner Großmutter drang durch. Es ward festgesetzt, daß der kleine Polycarpus die ersten zehn oder zwölf Jahre seines Lebens die italienische Luft einsaugen, alsdann aber durch den getreuen Schrimps oder irgend einen andern sichern Mann abgeholt werden, und wo möglich gleich eine Fähnrichsstelle unter den Truppen seines durchlauchtigen Herrn Vaters antreten solle. Meiner Großmutter fiel ein gewal-

tiger Stein vom Herzen, nachdem ſie dieſe Einrichtung getroffen. In wenig Wochen war ihre Geſundheit wieder hergeſtellt, und ſie erreichte glücklich ihr Vaterland an der Seite des Mopſes. Dort hatte ſie das Vergnügen, die Hofräthin X in allen Geſellſchaften zum Schweigen zu bringen. Mein Großvater ſtarb kurze Zeit nach ſeiner zweiten Haupt-Action, und ſein Körper ward, wie er es in ſeinem Teſtamente verordnet hatte, in den nämlichen Scharlach-Rock mit Golde gekleidet, den er vor zweiundvierzig Jahren trug, als er Se. Durchlaucht auf der Poſtſtation empfing. Schrimps erhielt die viereckige Doſe zur Belohnung ſeiner treuen Dienſte und weinte ſo viel, daß meine Großmutter es für überflüſſig hielt, ihre Thränen mit den ſeinigen zu vermiſchen.

Der kleine Polycarpus war indeſſen dem Prediger van Doelen in ſeine friedliche Wohnung gefolgt, wo ihn die wirthbare Hausfrau mit mütterlicher Zärtlichkeit in ihre Arme nahm.

Drittes Kapitel.

Der Käfer.

Aus dem obigen Geſpräch des Herrn van Doelen mit meiner Großmutter wird der Leſer ſchon ſelbſt die Bemerkung gezogen haben, daß er in ſeinen Grundſätzen von der Erziehung jenem liebenswürdigen Sonderling Hans

Jakob Rousseau folgte. Mein Vater wurde fleißig gebadet, lernte schon in seinem vierten Jahre schwimmen, und schwamm in kurzer Zeit im Golfo di Napoli herum, wie ein Fisch in seinem Elemente. Die ersten Begriffe von Gott und der Natur wurden ihm beim Spazierengehen beigebracht, er ward nicht hinter einem mit Tintenflecken bemalten Tische an den Katechismus geschmiedet, durfte den ganzen Tag herumlaufen, springen, sich mit des Nachbars Kindern balgen, nach einem Ziele werfen, und so weiter. Er bediente sich dieser Freiheit nach Herzenslust, und war selten anders zu Hause, als wenn der Hunger ihn zum Brotschranke trieb.

Indessen blickte es doch aus allen seinen kindischen Handlungen oft hervor, daß die Natur ihn bestimmt hatte, unter die kleine Zahl der guten Menschen gerechnet zu werden. Wenn er zuweilen bei lärmenden Knabenspielen einem seiner jüngern Kameraden unverdiente Kopfstöße mitgetheilt hatte, so schämte er sich nicht, ihm um den Hals zu fallen, und konnte oft, zürnend auf sich selbst, Stunden lang im Winkel stehen und weinen. Sein Frühstück theilte er gern, wenn er sah, daß ein ärmerer Knabe ihm hungrig in den Mund blickte. Auch für die Liebe schien sein junges Herz empfänglich. Wenig Monate, nachdem der Zufall ihn in das Haus seiner Pflegeältern geworfen hatte, ward dem Prediger van Doelen eine Tochter geboren, die mit meinem Vater aufwuchs. Die kleine Wilhelmine, wie man sie dem Prinzen von Oranien zu Ehren genannt

hatte, war ein niedliches, brunettes Mädchen mit einem Paar schwarzer feuriger Augen und einem Grübchen in der Wange. Mein Vater kam selten von ihrer Seite. Die Natur lehrte ihn tausend kleine Gefälligkeiten, und wenn er zuweilen mit seinen Kameraden die Obstbäume in des Nachbars Garten bestahl, so brachte er immer die reifsten Früchte der kleinen, süßlächelnden Wilhelmine.

So verstrichen die ersten dreizehn Jahre seines Lebens im Genuß schuldloser Freuden, die keine Ruthe und kein finsterer Scholarch ihm verbitterten. Doch die Zeit rückte heran, in welcher, nach dem Versprechen meiner Großmutter, der alte, treue Schrimps kommen sollte, ihn abzuholen. Van Doelen und sein braves Weib konnten nicht ohne Wehmuth an die Stunde denken, welche von ihrem lieben Pflegesohn sie trennen sollte. Es war ein trauriger Abend, an welchem der Prediger einen Brief von meiner Großmutter erhielt, des Inhalts, daß Schrimps bereits abgereist sei, und in wenig Wochen zu Neapel eintreffen werde, um den kleinen Polycarpus aus seinem Arm in die mütterlichen Arme zu führen. Zugleich meldete sie ihm den Verlust ihres Mopses, welcher alt und lebenssatt aus ihrem Schooße in den Schooß der Ewigkeit gewandelt sei. Wilhelmine weinte, und mein Vater, ungeachtet es seinem veränderlichen Knabensinn behagte, neue Länder zu sehen und sich Wunderdinge zu träumen, weinte herzlich mit. Der Bote ward mit wenig Verlangen erwartet, man zitterte, so oft man den Knall einer Peitsche hörte.

Doch das Schickſal hatte nun einmal beſchloſſen, meinen Vater nicht zum Fähnrich im Dienſt ſeines durchlauchtigen Pathen zu machen, wie der Leſer aus dem Verfolg dieſer wahrhaften Geſchichte erſehen wird.

Eines Tages trieb ſich der kleine Polycarpus auf einer bunten Wieſe herum, die mit Frühlingsſchmelz übergoſſen, tauſend Schmetterlingen und Millionen Würmchen zum Tummelplatz diente. Seine Beſchäftigung war den Diſteln die Köpfe abzuhauen, wobei er den Alexander vorſtellte, die Diſteln aber das perſiſche Heer. Plötzlich unterbrach ihn in ſeinen ſüßen Fantaſien das Sumſen eines Käfers, der ihm ganz nahe am Kopf vorbei ſchwirrte. Er blickte auf, und ſah ein glänzendes Thierchen, deſſen Flügel im Sonnenſtrahl vergoldet mit purpurnen Streifen ihm in's Auge ſtachen. Sogleich warf er den Stecken von ſich, der ſeine Waffen gegen die Perſer geweſen war, riß den runden Hut vom Kopfe, und ſchleuderte ihn nach dem blitzenden Käfer, den er ſchon im Geiſt das Bein an einen Faden geſchmiedet, an ſeiner Hand flattern ſah. Der erſte Streich mißlang, der ſchöne Käfer ſetzte ſeinen Weg ruhig fort, Polycarpus athemlos immer hinterdrein. Zuweilen ſetzte ſich der glänzende Flüchtling auf eine Feldblume, gleichſam um ſeinen herbeikeuchenden Verfolger zu necken, und wenn nun mein Vater ganz ſachte auf den Zehen herangeſchlichen kam, mit klopfendem Herzen ſeinen runden Hut in der Hand haltend, augenblicklich den kühnen Fang zu vollbringen hoffte — huſch! ſumſte der Käfer wieder davon

über Stock und Stein, über Graben und Hecken. Der kleine Jäger ward immer hitziger, immer erbitterter, er beſchloß, den hohnneckenden Flüchtling in ſeine Gewalt zu bekommen, und ſollte er ihn bis an den Abend verfolgen. Schon hatte ihn der Käfer eine Stunde Weges von ſeiner Heimath gelockt, und nun verlor er ſich plötzlich im nahen Walde, wo das verwachſene Geſträuch ihn den gierigen Blicken ſeines Verfolgers alle Augenblicke entzog. Zwar wurde Polycarpus nicht müde im Nachſetzen und achtete es wenig, daß die zuſammenſchlagenden Büſche ihm Geſicht und Hände blutig ritzten, aber ehe er ſich's verſah, ſank er bis an die Knie in einen Moraſt, und der Sieger der Perſer blieb hilflos ſtecken.

Vergebens war er bemüht, ſich aus dem Schlamme herauszuarbeiten, vom Laufen ermattet, konnte er weder hinterwärts noch vorwärts, und es blieb ihm zu ſeiner Rettung nichts übrig, als um Hilfe zu ſchreien, welches Geſchrei er auch ſogleich aus vollem Halſe anſtimmte.

Nicht lange, ſo hörte er ein Geräuſch im Geſträuche, das ſich ihm zu nähern ſchien, er ſchwieg und horchte. Plötzlich ſtand vor ihm ein Mann mit einem ſchwarzen, rauhen Antlitz, ſeine borſtigen Haare hingen ihm wild in die Augen. Er war angethan mit einem ledernen Koller, umgeben mit einem Gurt, in welchem zwei Piſtolen ſtacken, in der nervigen Fauſt trug er einen dicken, knotigen Stock. „Wer biſt du, Schreihals?" donnerte er dem kleinen Polycarpus entgegen, »wie kömmſt du hieher?"

Mein Vater ſtammelte zitternd ſein Bekenntniß der Käferjagd, wie er, vom Siege über die Perſer und vom Laufen ermüdet, endlich in dieſen Moraſt gerathen, aus welchem für ihn keine Rettung ſei, wenn der Signore nicht die Güte haben wolle, ihm ſeinen ſtarken Arm zu reichen.

Der Mann mit dem ſtruppichten Haar lächelte, und ſein Lächeln war wie ein trüber Sonnenblick im April, der die Scheitel des nackten Felſens trifft. Er trat einen Schritt näher, mein Vater mußte beide Hände in ſeine Rechte legen, und ſo zog er ihn nach ſich, leichter als ein Kind eine hervorkeimende Erbſe mit ſammt der Wurzel aus der Erde reißt.

»Ich danke dir,« ſagte mein Vater, »Gott vergelt's!« mit dieſen Worten zog er ſeinen Hut tief ab, ſchwenkte ſich, und wollte flink davon hüpfen, aber die Donnerſtimme des wilden Mannes im ledernen Koller rief ihm ein fürchterliches Halt! zu, und bannte den armen, kleinen Polycarpus dadurch ſo feſt an ſeine Stelle, wie der Blick der Klapperſchlange die zitternde Waſſerratte.

Der Räuber. Folge mir!

Mein Vater. Willſt du mich nach Haus bringen?

Der Räuber. Tiefer, tiefer in den Wald.

Mein Vater. Guter Freund, ich wollte dir wohl gern den Gefallen thun, aber wenn ich dieſen Abend nicht zu rechter Zeit nach Hauſe komme, ſo ſchmält Herr van Doelen.

Der Räuber (lachend). Laß ihn ſchmälen!

Mein Vater. Und Minchen macht mir ein scheel Gesicht.

Der Räuber. Sie wird schon wieder gut werden. Du darfst nur sagen, ich hätte dich nicht weggelassen.

Mein Vater. Ich darf wahrhaftig nicht.

Der Räuber (nimmt ihn beim Arm und schleudert ihn vor sich her). Fort, Bursch!

Was war zu thun? das Recht des Stärkeren war offenbar auf Seiten dessen, der eine nervige behaarte Faust und ein Paar Pistolen im Gürtel hatte. Hätte auch mein Vater die Waffen nicht weggeworfen, deren er sich mit so gutem Erfolg gegen die weichlichen Perser bediente, dieser Scythe mit seiner Keule würde ihrer nicht geachtet haben. Er hielt daher für's beste, zu leiden was er nicht ändern konnte, und befolgte unter heftigem Herzklopfen und erstickten Seufzern den rauhen Pfad, den des Räubers ausgestreckte Hand ihm andeutete. Nachdem sie sich ungefähr eine Stunde durch verwachsenes Gesträuch mühsam gewunden hatten, und mein Vater vor Mattigkeit seine besudelten Füße nicht mehr heben konnte, gelangten sie an den Eingang einer Höhle, welche die kreisende Natur vermuthlich einmal durch eine Erderschütterung hervorgebracht hatte. Mein Vater wurde hineingestoßen, mußte halb kriechen, halb gehen, und sah sich plötzlich in einem weiten, unterirdischen Saale, vom Schimmer der Wachskerzen erleuchtet. Um eine runde Tafel, mit Wein und Braten belastet, erblickte er ungefähr zwanzig Männer an Gestalt

ſeinem Führer ähnlich. Einige leerten den vollen Becher, andere wiegten auf ihrem Schooße freche Dirnen, andere würfelten und ſpielten Karten. Mein Vater ward freundlich aufgenommen, man ſtrich ihm das Kinn, man klopfte ihn auf die Backen, man ſtopfte ihm das Maul voll Braten. Doch über ſeinem Auge hing ein Schleier trübes Unmuths, er dachte zurück an die Wohnung ſeines Pflegevaters und an Minchen. Die Nacht brach herein, man legte ihn in ein weiches Bett; aber er ſchlief nicht, er betete.

Viertes Kapitel.

Der Strauß.

Was der brave Herr van Doelen, ſein gutes Weib und das ſchwarzaugige Minchen empfanden, als die Sonne ſich neigte, und der kleine Polycarpus noch nicht zurückkam; als die Sonne wieder aufging, und ihre Blicke vergebens ſich nach ihm umſahen; als die Sonne Wochen lang ſich neigte und wieder aufging, ohne Kundſchaft zu erhalten von dem verlornen Knaben: das wird zu einer andern Zeit dem Leſer offenbar werden.

Mein Vater war nicht mehr ſo ſehr Kind, daß er nicht leicht begriffen hätte, in welche ehrbare Geſellſchaft er gerathen war, er verwünſchte den Käfer, die Perſer, und ſich ſelbſt, weinte manche Thräne der Sehnſucht um Minchen, und entwarf tauſend kleine Plane zur Flucht, wozu man

jedoch weislich ihm alle Wege verriegelt hatte. Jeden Morgen zog die saubere Bande auf Abenteuer aus, dann blieb der gefangene Knabe unter den Weibern, und verwaltete das Amt eines Küchenjungen. Bald mußte er Holz zum Feuer tragen, bald den Kessel scheuern, bald den Bratenspieß drehen. Er verrichtete alles ganz geduldig, um seine Kerkermeister einzuschläfern, und bei guter Gelegenheit aus diesem Raubneste zu entwischen.

Eines Tages wäre es ihm auch beinahe gelungen. Die ganze Schar war auf den Fang ausgezogen, und nur Einer zurückgeblieben, der, weil er ein wenig zu tief in die Flasche gesehen, am Eingange der Höhle lag und schnarchte. Die Weiber waren gegangen sich zu baden. Nur eine einzige alte Hexe, die zum Glück ein wenig taub war, saß im Hintergrunde der Höhle am Feuer, mit einem Strickstrumpf in der Hand, und ihr wackelndes Haupt begrüßte von Zeit zu Zeit die welke Brust.

Diesen günstigen Augenblick benutzte Polycarpus. Husch, wie ein Vogel, der den Käfich offen sieht, schlüpfte er am schlafenden Räuber vorüber, ließ mit zwei Sprüngen die Höhle hinter sich, und sah sich im Besitz der so sehnlich erwünschten Freiheit. Aber wohin sollte er nun seine Schritte lenken? war er von Süden oder von Norden in den Wald gekommen? lag das Haus des Herrn van Doelen gegen Westen oder gegen Osten? Alles das war ihm so unbekannt, als meinem Großvater seligen Andenkens die hohe und niedere Jagd der Hottentotten. Da es indessen dar-

auf ankam, einen schnellen Entschluß zu fassen, denn wie leicht konnte der Räuber erwachen, wie leicht konnte die alte Hexe mit heiserer Stimme seinen Namen kreischen, und in Ermangelung einer Antwort die Lärmtrommel rühren; so warf er sich seinem guten Glück in die Arme, und trabte südwärts durch's Gebüsch.

Ach! kein hilfreicher Instinkt leitete ihn, kein schützender Engel ließ sich zu ihm herab. Statt sich dem Ausgang des Waldes zu nähern, verirrte er sich immer tiefer in dessen Mitte, der Abend überraschte ihn hungrig, müde und in Thränen. Indeß, da sein junger Körper der Beschwerden nicht ungewohnt war, faßte seine Seele den Strahl der Hoffnung auf, der ihm zublinkte, daß, wenn diese Nacht nur erst überstanden, er den ganzen Tag vor sich habe, und gewiß am Ende des Waldes das Ende seiner Leiden erreichen werde. Vor dem Hunger war ihm auch nicht bange, denn er hatte im Gehen seine Taschen mit wildwachsenden Beeren angefüllt, aus welchen er jetzt seine Abendmahlzeit machte. Dann trug er am Fuße eines Baumes dürres Laub zusammen, warf sich darauf, betete, hüllte sich in seine Unschuld und wollte schlafen.

Plötzlich hörte er von Ferne Stimmen, die sich immer mehr und mehr näherten, und er unterschied bald ganz deutlich die Stimmen der Höhlenbewohner, die nach vollbrachtem Tagewerk in ihren Schlupfwinkel zurückkehrten. Polycarpus zitterte am ganzen Leibe, ein eiskalter Schweiß lief ihm den Rücken herab. Er krümmte sich,

hielt den Athem zurück und horchte. Schon deuchte es ihm, das Gesindel habe seinen Weg mehr linker Hand genommen, und werde vorübergehen, ohne ihn zu bemerken. Er hatte Recht, aber eine große englische Dogge, welche die Räuber immer mit sich führten, folgte der spürenden Nase, fand den gekrümmten Flüchtling, beschnupperte ihn und fing an zu bellen. Umsonst suchte er das Thier zum Schweigen zu bringen, umsonst reichte er ihm in der Angst eine Hand voll wilder Beeren hin, die Dogge erhub ihre Stimme immer lauter, und als mein Vater aufsprang um zu fliehen, hielt sie ihn fest am Zipfel seiner Jacke.

Nun war keine Rettung mehr. Die Räuber eilten von allen Seiten herbei, beleuchteten ihn mit einer Diebeslaterne, und begrüßten ihn auf die unangenehmste Art von der Welt, indem sie ihm einige derbe Faustschläge in's Gesicht gaben, nach welchen sein rosenfarbenes Blut reichlich herabfloß, und die dürren Blätter färbte, die ihm zum Nachtlager dienen sollten. Mit kräftigen Stößen trieben die ungeschlachten Menschen ihn vor sich her bis in die Hölle, wo er — mein Herz blutet bei der Erzählung — den unschuldigen Hintertheil seines Leibes einem unbarmherzigen Arm, mit einer Peitsche bewaffnet, Preis geben mußte. O sanftes Minchen! hättest du gesehen, wie die blutigen Striemen die weißen Lenden meines Vaters färbten, Thränen wären aus deinen schwarzen Augen geflossen, und hätten die Grübchen deiner Wangen gefüllt.

Nach diesem unglücklichen Versuche ward mein Vater

ſtrenger bewacht. Der Räuber ſchnarchte nicht mehr am Eingange der Höhle, die Dirnen gingen nicht mehr ſich zu baden, die taube Alte begrüßte nicht mehr mit wackelndem Haupte die welke Bruſt.

Zwei Jahre verſtrichen, Polycarpus gewöhnte ſich nach und nach an ſeinen Zuſtand, er dachte nicht mehr ſo oft an Minchen, und würde vielleicht am Ende trotz der beſten Anlagen, ein Räuber geworden ſein, wie die andern, hätte ſich ſein Schutzgeiſt nicht über ihn erbarmt. Denn ach! es iſt leider nur zu wahr, daß der Zufall oft aus einem ehrlichen Mann einen Schurken, und aus dem, den man Jahre lang für einen Schurken hielt, einen ehrlichen Mann bildet.

Schon lange hatten die Räuber in dieſer Höhle ihr Weſen getrieben, ſchon ſo manche Schätze geſammelt, ſchon ſo manchen Reiſenden ermordet, ohne daß die wohlweiſe Regierung zu Neapel es für gut befunden hätte, andere Gegenanſtalten zu treffen, als daß ſie einen Preis auf ihre Köpfe ſetzte, den keiner zu verdienen wagte, und über welchen das Geſindel nur ſpottete. Doch nun ereignete ſich ein Zufall, der ernſthaftere Folgen nach ſich zog. Ein junger Marcheſe kam von ſeiner franzöſiſchen Reiſe zurück, ward in dieſem Walde von der Bande, welche die Gleichheit aller Stände und die Gemeinſchaft der Güter mit philoſophiſchem Starrſinn feſtzuſetzen ſuchte, angegriffen, und, weil er dieſes Siſtem nicht annehmen wollte, ſondern ſo unhöflich war, einen der Räu-

ber durch einen Piſtolenſchuß zu verwunden, leblos in den Sand geſtreckt. Dieſer Marcheſe war übrigens ein Windbeutel und ſein Leben wenig werth; aber als Sohn eines neapolitaniſchen Miniſters betrachtet, machte ſeine Ermordung mehr Aufſehen als der Tod manches braven, brauchbaren Mannes, der vor ihm durch den Dolch dieſer Räuber gefallen war. Ein ſtarkes Detaſchement von Polizeiſoldaten ward ausgeſandt, umzingelte den Wald, ließ keinen Buſch undurchſucht, und fand endlich die Mörderhöhle. Hier entſtand ein wüthendes Gefecht, wo auf einer Seite der Gedanke an einen ſchimpflichen Tod Verzweiflung in jedes Herz und Rieſenſtärke in jeden Arm goß, auf der andern aber die weitüberwiegende Menge den fehlenden Muth erſetzte.

Nachdem von beiden Theilen einige todt zur Erde gefallen, andere verwundet ſich im Staube krümmten, mußte endlich der Ueberreſt der Räuber ſich der überlegenen Zahl ergeben, ward ſammt den Dirnen gefeſſelt und nach Neapel zum Richterſtuhle geſchleppt. Mein Vater hatte ſich während der Action zitternd in die Felſenritze verkrochen, welche der Höhle zum Schornſteine diente, und ward nicht gefunden. Als es nun wieder ſtille um ihn her wurde, kroch er aus ſeinem Schlupfwinkel hervor, machte ſich auf die Beine, und lief was er laufen konnte. Da ihn aber ſein ehemaliger Verſuch einer Flucht belehrt hatte, daß der Weg ſüdwärts nicht aus dem Walde führe; ſo wählte er diesmal die entgegengeſetzte Himmelsgegend, und ſah

sich in Zeit von einigen Stunden auf einer breiten Landstraße.

Nun begann er wieder frei Athem zu schöpfen, Minchen's Bild erwachte lebhaft in seiner Seele, und er schmauste an der süßen Hoffnung, sie noch diesen Abend an sein Herz zu drücken. Unter diesen lachenden Fantasien setzte er seinen Weg fort, hielt einen jeden Wanderer an, der ihm begegnete, und frug nach der Wohnung des Herrn van Doelen. Einige antworteten ihn gar nicht, einige lachten ihm in's Gesicht, das verdroß den Knaben baß, und er nahm sich vor, gar nicht mehr zu fragen, sondern die Straße zu verfolgen, bis er eine Stadt oder ein Dorf erreichen würde.

Siehe, da zog des Wegs daher ein dicker Mann mit einem braunen Antlitz, der zu Fuße zwei Frachtwagen begleitete, welche mit großen Kasten beladen waren. Er warf einen neugierigen Blick auf unsern kleinen Wanderer, und da er ihm an der Nase anzusehen glaubte, daß er nicht recht wisse woher? noch wohin? so redete er ihn freundlich an: weßhalb er doch in der Mittagshitze so allein herumlaufe? Das gab dem armen Polycarpus Muth noch einen Versuch zu wagen, ob vielleicht dieser Reisende sich eines verlassenen Knaben liebreicher annehmen werde, als die vorigen ungeschliffenen Menschen.

»Ach lieber Freund!" sagte er zu dem dicken braunen Manne, »könnt Ihr mir nicht sagen, wo die Wohnung des Herrn van Doelen ist? ich habe mich verirrt, und will gern erkenntlich sein."

»Des Herrn van Doelen?" lächelte der Mann; ja, ja, ich will dich hinbringen. Setz' dich nur hier auf den Wagen, sein Haus liegt gerade an der Straße, die ich fahren muß."

Wer war froher als mein Vater! mit einem Sprunge schwang er sich auf den Wagen, rüttelte sich auf einem der Kasten zurecht, und blinzelte mit heiterem Gesichte immer vorwärts, ob er das rothe Ziegeldach, unter welchem Minchen hauste, noch nicht entdecken könne? Sie fuhren und fuhren, die Schatten wurden länger, die Luft kühler, aber noch kein rothes Ziegeldach. Sie fuhren und fuhren, der Hirte trieb das Vieh nach Haus, die Sonne tauchte sich in's Meer, aber noch kein rothes Ziegeldach. Endlich machten sie in einem Dorfe vor einem elenden Wirthshause halt!

»Heute ist es zu spät," sagte der dicke braune Mann, »meine Rappen wollen nicht weiter; aber morgen, höchstens in der Mittagsstunde, bist du an Ort und Stelle."

Mein Vater ahnete nichts Arges. Morgen in der Mittagsstunde an dem Ort und der Stelle, wo Minchen's schwarze Augen glänzen, morgen in der Mittagsstunde vielleicht mit ihr an einem Tisch, bei einer Schale frischer Milch, wer kann mit solchen süßen Bildern in der Seele Betrug argwohnen.

Am andern Tage bei Sonnenaufgang wurden die Rappen wieder vorgespannt, Polycarpus half fröhlich und emsig die Pferde striegeln, zäumen und zur Tränke führen,

ſetzte ſich wieder auf ſeinen Kaſten und der Zug ging vorwärts. Sie fuhren und fuhren, die Luft ward ſchwüler, die Sonne warf ihre Strahlen ſenkrecht herab, und noch kein rothes Ziegeldach. Sie fuhren und fuhren, der braun gebrannte Schnitter aß ſein Mittagsbrot, die Rappen lechzten nach dem Stalle, und noch kein rothes Ziegeldach. »Nur noch eine Stunde!" ſagte der dicke braune Mann. Die Stunde verfloß, und ſiehe, mein Vater befand ſich, ohne es zu wiſſen, auf der neapolitaniſchen Grenze.

Nun veränderte ſein Gefährte Ton und Geſicht. »Burſch," ſagte er mit rauher Stimme, »danke Gott! daß ich dich nicht in's Zuchthaus geliefert habe, denn du ſcheinſt mir ein verlaufener Zeiſig zu ſein. Wenn du dich indeß gut aufführſt und meine Befehle pünktlich erfüllſt, ſo ſollſt du bei mir an nichts Mangel leiden." Da half weder bitten noch proteſtiren, der Mann ſchwang ſeine Fuhrmannspeitſche, mein Vater zitterte und gehorchte.

Wer war denn der dicke braune Mann? höre ich meine Leſer fragen. Er war nichts mehr und nichts weniger als einer jener herumſtreichenden Tagediebe, die mit fremden Thieren von Stadt zu Stadt ziehen, und den neugierigen Gaffern das Geld aus dem Beutel locken. In ſeinen Kaſten befand ſich eine Löwin, ein afrikaniſcher Tiger, ein Strauß, ein Stachelſchwein und einige Affen. Einige Tage vorher, ehe er meinen Vater auf der Landſtraße antraf, hatte der Tiger, in einem Anfall von Wildheit, einen fünfzehnjährigen Knaben zerriſſen, der ihm bisher zum

Wärter gedient hatte. Beim erſten Blicke, den der dicke braune Mann auf den kleinen Polycarpus warf, fiel es ihm ſogleich bei, durch dieſen Burſchen ſeinen Verluſt zu erſetzen, und er führte dieſen Entwurf aus, ſo wie wir geſehen haben; doch mit der Einſchränkung, daß er nicht den Tiger meines Vaters Obhut übergab, ſondern ihm nur vor der Hand zum Straußenwärter machte, bis die andern wilden Beſtien ſich erſt an ſeinen Anblick gewöhnt haben würden. So wurde alſo mein Vater, ſtatt Fähnrich im Dienſt des durchlauchtigſten Fürſten Polycarpus zu ſein, erſt Küchenjunge und alsdann Straußenwärter.

Fünftes Kapitel.

Das Gewitter.

Mein Vater ward der herumſchweifenden Lebensart nach und nach gewohnt, es gefiel ihm, daß ſein ganzes Tagewerk in Füttern und Gefüttert werden beſtand, es behagte ihm nicht minder, daß er, ſtatt in einer zehn Schritte langen Höhle faule Dünſte einzuathmen, nun immer in Gottes freier Luft herumwandelte; daß er, ſtatt jeden Morgen beim Erwachen in den gähnenden Schlund eines Räubers oder in's freche Auge einer Buhldirne zu ſchauen, täglich und ſtündlich neue Geſichter ſah, ſo viele fremde Städte und Länder, Gebräuche und Speiſen ken-

nen lernte. Traun! wäre er mit der unnachahmlichen Weitschweifigkeit eines Bernoulli oder Büsching begabt gewesen, wir würden schon längst ein Dutzend Bände seiner Reisen in quarto von ihm aufzuweisen haben.

Der dicke braune Mann zog mit meinem Vater nach Deutschland, und war mit seiner Aufführung so ziemlich zufrieden. Ein Beweis dessen, daß er in zwei Jahren nur ein einziges Mal die überredende Kraft der Fuhrmannspeitsche empfand, weil er in Potsdam einen ganzen Tag den schöngeputzten Kriegsmännern nachlief, und darüber beinahe den Strauß hätte verhungern lassen.

Polycarpus ging nun bereits in sein achtzehntes Jahr und fühlte plötzlich in sich den Durst nach Wissenschaften, jenen allmächtigen Trieb, unsere Kenntnisse zu erweitern, der den Jüngling und den Greis beseelt, nie ganz befriedigt wird, und in meinen Augen der stärkste Beweis für das Dasein unserer Seele ist. Er empfand es innig, daß er weder zum Küchenjungen noch zum Straußenwärter geboren sei, feinere Bedürfnisse als die, welche blos auf die Erhaltung unserer irdischen Hülle abzwecken, ergriffen ihn allgewaltig, aber an wen sollte er sich wenden? Von keiner lebendigen Seele umgeben, als von dem dicken braunen Mann, dem Strauß, dem Tiger, dem Löwen, dem Stachelschwein, was gewährt ihm Befriedigung seines allumfassenden Triebes? Die Kenntnisse des dicken braunen Mannes erstreckten sich nicht weiter, als auf die richtige Angabe der besten und wohlfeilsten Wirths-

häuſer in jeder Stadt, die ſie durchzogen hatten, und wenn mein Vater zuweilen auf dem Felde dieſe oder jene Bemerkung machte, um den Nutzen dieſer oder jener Pflanze ſich befrug, ſo ſchlug der dicke braune Mann Feuer an, legte den brennenden Schwamm auf die Pfeife, und dampfte mit dem Rauche ſeine Antwort in die Luft.

Da alſo für meinen Vater keine Hilfe unter Lebendigen war, ſo beſchloß er ſich an die Todten zu halten. Er erinnerte ſich, daß Herr van Doelen ihm oft geſagt, die Naturgeſchichte ſei das angenehmſte Studium, welches im Wurm und im Behemoth dem Forſcher die unendliche Allmacht des Schöpfers enthülle; ſein Amt, als Wärter wilder Beſtien, verſchaffte ihm zugleich den Vortheil, mit eigenen Augen zu ſehen und zu unterſuchen, was vielleicht übel unterrichtete Naturforſcher der Welt vorgelogen hatten. Er griff daher in ſeine Taſche, holte einige erſparte Groſchen heraus, welche zu verſchiedenen Malen die Wohlthätigkeit neugieriger Gaffer ihm zugeworfen hatte und trollte in den erſten beſten Buchladen, wo er eine Naturgeſchichte zu kaufen verlangte. Der Buchhändler frug: was für eine?

Mein Vater. Gleichviel welche.

Der Buchhändler. Hier iſt Büffon's Naturgeſchichte.

Mein Vater. Nur her damit! was koſtet ſie?

Der Buchhändler. Das ganze Werk mit ausgemalten Kupfern, ſo weit es heraus iſt, können Sie ungefähr für fünfzig Thaler haben.

Mein Vater (sehr erschrocken). Fünfzig Thaler? Gott bewahre! haben Sie keine wohlfeilere?

Der Buchhändler. O ja! hier ist Martini's Naturgeschichte für zweiunddreißig Thaler und zweiundzwanzig Groschen.

Mein Vater fand dies eben so ungeheuer, und auch Raff's Naturgeschichte für Kinder überstieg die Kräfte seines Beutels. Der Buchhändler holte also irgend einen hundertjährigen Naturkündiger aus dem Staube hervor, der dem Plinius alle seine Fabeln nachgeschwatzt, und noch neue dazu erfunden hatte, und verkaufte ihn meinem wißbegierigen Vater für einige Groschen. Mit diesem Schatz unter dem Arm lief er spornstreichs nach Hause, setzte sich in einen Winkel, blätterte sehr emsig, und fand bald zu seinem großen Behagen eine Beschreibung des berühmten Vogels Strauß. Er lernte daraus, daß dies langbeinigte und langhälsigte Geschöpf auf lateinisch Struthio camelus heiße, daß es nicht fliegen könne, aber mit einem Pferde im stärksten Trab in die Wette laufe, daß die Araber es gallopirend verfolgen, und daß es dumm genug sei, zu glauben, man sehe es nicht, wenn es seinen Kopf in einen Busch steckt. Er verschlang alle diese Nachrichten begierig, und fand endlich am Schluß noch eine Anmerkung, welche ihn belehrte, daß der Vogel Strauß auch Eisen und Steine fresse und verdaue. Das fiel ihm besonders auf, und er beschloß sogleich einen Versuch zu machen. Der große Thorschlüssel des Wirthshauses, in

welchem sie herbergten, lag eben auf dem Treppengeländer, er bemächtigte sich seiner, gesellte einige derbe Kieselsteine dazu, und überbrachte sie dem anvertrauten Pflegling zur Abendkost, hatte auch das Vergnügen zu sehen, daß dieser ohne alle Weigerung die vorgesetzte harte Speise zu sich nahm. Die innigste Ehrfurcht gegen den Verfasser jener wahrhaften Nachrichten nahm Platz im Busen meines Vaters, er schob das Buch in seine rechte Rocktasche, knöpfte sie sorgfältig zu, und trat am andern Morgen mit anbrechender Dämmerung die weitere Reise in Gesellschaft des dicken braunen Mannes an.

Als sie gegen Mittag sich eben in einem Walde befanden, welcher das Harzgebirge umgrenzt, machte sein Gefährte Halt im Schatten belaubter Eichen, um die Pferde ein wenig verschnauben zu lassen. Er zog ein Brot aus der Tasche, gab zuerst jedem Rappen ein Stück, alsdann auch meinem Vater, und lagerte sich darauf wohlgemuth in's Grüne. Plötzlich entstand in dem Kasten, welcher dem Strauße zur Wohnung diente, ein verwirrtes Geräusch, es war als ob er mit den Flügeln schlage, sich hin und her wälze und ängstliche Töne aus seinem langen Halse presse. Der dicke braune Mann sprang erschrocken auf, holte aus seiner Hosentasche die Schlüssel, an ein ledernes Riemchen gebunden, hervor, und öffnete den Kasten. Ach! da lag der arme Strauß in den letzten Zügen, blickte seinen Kerkermeister mit gebrochenem Auge noch einmal an, und verschied.

Entsetzen malte sich im Auge des dicken braunen Mannes, grimmig wandte er sich nach meinem Vater: »Gottloser Bube! was hast du angefangen?"

Der treuherzige Polycarpus hatte in seinem Leben nicht gelogen, stammelnd bekannte er, daß er, auf Veranlassung eines großen Naturforschers, den Strauß mit einem Thorschlüssel und zwei Kieselsteinen bewirthet habe.

»Hole der Teufel dich und deinen Naturforscher!" schrie der dicke braune Mann, griff mit wüthender Geberde nach der Fuhrmannspeitsche, und wollte meines Vaters Fleiß in der Naturkunde mit einer derben Tracht Prügel belohnen. Polycarpus hielt nicht für rathsam, dies Donnerwetter abzuwarten, er rief seine beiden gesunden Beine um Hilfe an und sprang buschein. Nun begriff der dicke braune Mann wohl, daß er einen dummen Streich gemacht hatte, denn seine Pferde und Kasten durfte er nicht verlassen, um den Flüchtling zu verfolgen, und hätte er das auch wagen wollen, so ließ doch sein fetter Wanst ihm wenig Hoffnung, den achtzehnjährigen magern Springinsfeld einzuholen. Er veränderte daher in der Geschwindigkeit seinen Ton, und bat den fliehenden Polycarpus sehr beweglich, zurückzukommen, es solle ihm kein Haar gekrümmt werden. Aber die Fuhrmannspeitsche hatte meines Vaters Füße einmal in solche unaufhaltsame Bewegung gesetzt, daß die Ohren ihm für diesmal keine Dienste thaten, und er schon weit entfernt war, als der dicke braune Mann noch immer seine Einladung und sein

Verſprechen ihm nachkreiſchte. Es blieb alſo dem armen Teufel weiter nichts übrig, als den ermordeten Strauß wieder einzuſchließen, und traurig und allein ſeine Straße zu ziehen.

Mein Vater durchſtreifte indeſſen das dickſte Gebüſch, und zitterte vor jedem Raſcheln eines dürren Laubes, als ob die Fuhrmannspeitſche ſchon hinter ihm ſei. Nachdem er ſich endlich völlig in Sicherheit glaubte, begann er ſeine ernſthafte Betrachtungen über ſein wunderliches Schickſal zu machen. »Ich bin auf einem feuerſpeienden Berge geboren,« ſprach er bei ſich ſelbſt, »und folglich zu großen Thaten beſtimmt. Ich habe einen durchlauchtigen Pathen, in deſſen Dienſt ich das unausſprechliche Glück genießen könnte, Fähnrich zu ſein, ſtatt deſſen führt mich ein verdammter Käfer in eine Räuberhöhle, wo man mich zum Küchenjungen herabwürdigt, und ich entgehe dieſer Schmach nur um Straußenwärter zu werden. Kaum ſchwingt mein Geiſt durch eigene Kraft ſich über alle dieſe Erniedrungen empor, kaum bilde ich durch eigenen Fleiß mich zum Naturforſcher, als ich in aller Unſchuld einem Strauß einen Thorſchlüſſel und ein paar Kieſelſteine zu freſſen gebe, und dafür mit Peitſchenhieben belohnt werden ſoll. O Minchen! Minchen! wäre es mir vergönnt, an deiner Seite die Natur zu ſtudiren, in deinem ſchwarzen Auge die Allmacht des Schöpfers zu bewundern, wie gerne thäte ich Verzicht auf die Fähnrichsſtelle meines durchlauchtigen Pathen!«

Unter dieſem Selbſtgeſpräch war er tapfer zugeſchritten,

und da er vor dem dicken braunen Mann nunmehr sicher zu sein glaubte, so suchte er emsig wieder auf die Landstraße zu kommen, um wo möglich noch vor Abend ein Dorf oder eine Hütte zu erreichen.

Aber siehe! am schwarzen Horizont thürmte eine Wetterwolke sich auf, schon heulte der rauhe Sturmwind in den Wipfeln der Eichen, schon rollte der ferne Donner, schon leuchteten zackichte Blitze, die Luft war schwül und drückend, die Vögel flatterten ängstlich umher, es begann große Tropfen zu regnen. Mein Vater wußte, daß es unter hohen Eichen gefährlich sei zu verweilen, er schaute zitternd nach einem Obdach sich um, und erblickte endlich im Gesträuch eine Jägerhütte, wohin er sich flüchtete. Das Gewitter näherte sich fürchterlich unter dem Brausen des Sturms, die Blitze zischten, es folgte Schlag auf Schlag, der Platzregen raschelte auf dem morschen Dache. Da trat plötzlich ein feiner Mann in die Hütte, im grünen Jagdkleid, mit Flinte und Jagdtasche. Das Wasser triefte ihm vom ledernen Hute herab, und durchnäßte das Pulver auf der Pfanne, seine Hunde schüttelten sich, daß die Tropfen umherspritzten. Er erstaunte, einen jungen Menschen hier im tiefsten Walde anzutreffen, dessen Miene eben keinen Räuber weissagte. »Wer bist du?" frug er neugierig. Mein Vater erzählte mit der treuherzigsten Naivität seine Geschichte mit dem dicken braunen Manne, und seinen verunglückten Versuch zum Behuf der Aufklärung in der Naturgeschichte. Der Jäger lächelte, und der offene Jüngling

schien ihm zu behagen. Als das Wetter vorüber gezogen und die Wolken den blauen Horizont entschleierten, sprach der Fremde mit dem Ton der Güte: »ich bin der Berghauptmann von Süssenhain, willst du mir folgen auf mein Schloß, so kann ich vielleicht für deine Zukunft Sorge tragen.«

Als mein Vater von einem Schlosse hörte, er, der nicht einmal eine armselige Hütte hatte, kein Plätzchen, wo er sein Haupt hinlegen, keinen Bissen Brot, womit er seinen Hunger stillen konnte, ergriff er das Anerbieten begierig, küßte seinem Wohlthäter dankbar die Hand, und schlenderte hinter ihm her durch den Wald.

Sechstes Kapitel.

Das Bergwerk.

Sie mochten kaum eine Stunde Weges gegangen sein, in welcher Zeit der Herr von Süssenhain sehr viel mit seinen Hunden, und kein Wort mit meinem Vater sprach, so blinkte dem Letztern, zu innigem Wohlbehagen seines knurrenden Magens, hoch über den Wipfeln der Tannen das rothe Ziegeldach der Burg Süssenhain in's Gesicht. Ihm war es in diesem Augenblicke, als sähe er das Dach seines Pflegevaters, und den rauchenden Schornstein verglich er mit Minchen's Reizen. Rümpft nur nicht die Nase über diesen unwürdigen Vergleich, er ist natürlicher als mancher

im hohen Liede, denn der rauchende Schornstein reizt den hungrigen Magen, und die blühende Mädchenwange das lüsterne Auge, der Magen bellt lauter, als das Auge begehrt, das Auge sieht in die Schüssel und nicht nach dem Mädchen, bis der Magen schweigt.

Sie näherten sich dem Vorhof und wurden von ein paar Dutzend heulenden Jagdhunden empfangen, die sich zu des Berghauptmanns Füßen schmiegten. Einige Jäger kamen und statteten Bericht ab, was während der Abwesenheit des gnädigen Herrn vorgefallen. Der Jäger Hans rapportirte, Sr. Gnaden Nachbar, der Oberst Felsenburg, wolle den schönen Sultan verkaufen, und zugleich ergoß er sich in das Lob dieses Sultans ungefähr folgendermaßen: »Mit Ew. Gnaden gnädigen Erlaubniß, das ist ein Kapital-Hund. Er hat weite, offene Nasenlöcher, breite, hangende, dicke Ohren, braune, frische, glänzende Augen, gute, starke, weiße Fangzähne, der Rücken gegen das Kreuz zu ist breit und fest, die Hüften fleischicht, starke gerade Füße, der Bauch haarig und eingezogen, der Wedel gebogen, von starken Haaren, nicht dürre, abhängig, die Tappen sind dürre, die Tritte unten hart, zwischen den Ballen mit Haaren bewachsen.« Der Jäger Matz berichtete, er habe eine Bache geschossen, und der Jäger Anton einen Frischling. Der Herr von Süssenhain hörte einen jeden an, theilte mit einer wichtigen Miene seine Befehle aus, und begab sich in's Schloß, wohin ihm mein Vater auf einer gothischen Windeltreppe folgte.

Sie gelangten in einen großen Saal mit hundertjährigen Hirschgeweihen verziert, wo sie von einer sehr gesprächigen Wirthschafterin mit einem Bund Schlüssel an der Seite empfangen wurden. Auch ein paar starke, muntere Knaben von 15 bis 16 Jahren hüpften herzu, und begrüßten die Ankömmlinge mit ziemlich bäurischen Sitten. Der Herr von Süssenhain ließ sich vom Jäger Hans die Stiefeln ausziehen, kleidete sich in ein wollenes Wamms, der Jäger Matz reichte ihm eine große meerschaumene Pfeife, und so warf er sich auf einen ledernen Sofa, indeß der Jäger Anton den Tisch deckte. Mein Vater stand noch immer an der Thür, drehte seinen runden Hut auf der Faust herum, und schlug die Augen nieder.

Der Herr von Süssenhain. Nun junger Mensch, komm näher, und laß hören, wozu du tauglich bist. Vor's erste deinen Namen.

Mein Vater. Ich heiße Polycarpus von Bollenbach.

Der Herr von Süssenhain (aufspringend). Wie! was! von Bollenbach? — Polycarpus? — In's drei Teufels Namen! Du bist doch nicht derselbe, der dem Herrn van Doelen in Italien davon lief?

Mein Vater. Derselbe, aber davon gelaufen bin ich nie.

„Junge! Herzensjunge!" schrie der Herr von Süssenhain, schleuderte den meerschaumenen Kopf von sich, und drückte meinen Vater mit solcher Gewalt in seine Arme,

daß er ihm ein lautes Au! abpreßte. »Wo führt dich der Teufel hieher? aus Neapel in's Harzgebirge?"

Mein Vater erzählte seine Abenteuer mit aller historischen Treue, und wagte es zuletzt die Frage anzuhängen, woher er das Glück habe, Sr. Gnaden bekannt zu sein?

Der Herr von Süssenhain. Drollig genug, mein Seel! als ob's ein Romanschreiber erlogen hätte. Wisse, Junge, ich habe deine Mutter recht gut gekannt, ich war mit ihr in Italien, ich war dabei, als du auf dem feuerspeienden Berge in die Welt krochst. Es sind nun vier Jahr, als sie mir schrieb, du seist unsichtbar geworden.

Hoffentlich wird der Leser sich noch des jungen Herrn erinnern, der am Tage nach Fastnacht des Morgens um fünf Uhr meine Großmutter nach Hause geleitete, und auf der neapolitanischen Reise meinem Großvater gegenüber im fond saß. Es war kein anderer, als der nämliche Herr von Süssenhain, damals Hof- und Jagdjunker des Durchlauchtigsten Fürsten Polycarpus. Bei seiner Zurückkunft aus Italien ernannte ihn der Fürst zum Oberforstmeister, und bald darauf zum Berghauptmann, weil sein Gut in der Gegend eines ziemlich beträchtlichen Bergwerkes lag, und er nichts vom Bergwesen verstand. Hier lebte er seit fünfzehn Jahren entfernt von der Welt, und die wilde, düstere Gegend, der einförmige Umgang mit seinen Jägern und Bergleuten, das tägliche Geschäft des Hetzens und Mordens hatten aus dem süßen Höfling nach

und nach einen rauhen Waidmann gebildet. Er war ein Hagestolz, der keine weibliche Seele um sich litt, außer der Jungfer Morgenthau, seiner Wirthschafterin. Diese hatte ihn überredet, aus christlicher Liebe ein paar Waisenknaben zu sich zu nehmen, welche durch ein Spiel der Natur das Glück hatten, dem gnädigen Herrn sehr ähnlich zu sehen.

Die Jungfer Morgenthau sah etwas scheel, als sie die Bemerkung machte, daß die Waisenknaben vermöge ihrer Gesichtsformen allenfalls für Halbbrüder meines Vaters passiren könnten. Sie beherrschte den gnädigen Herrn seit geraumer Zeit unumschränkt, und hatte schon längst aus weiser Vorsicht für die Zukunft ein Plänchen entsponnen, wie die Burg Süssenhain sammt der hohen und niedern Jagd nach und nach in ein Häufchen lachendes Gold zusammenzuschmelzen sei, mit welchem sie nach dem erfolgten tödtlichen Hintritt des Erbherrn die beiden Waisenknaben in christlicher Eingezogenheit zu erziehen gedachte. Die Wärme, mit welcher der Berghauptmann meinen Vater umarmte, die Ehre, die er ihm erwies, ihn bei der Tafel neben sich zu setzen, die alte Bekanntschaft mit meiner Großmutter, von welcher sie bis jetzt nicht ein Wörtchen gewußt hatte; alles dies zusammen genommen, vertiefte die Falten, welche seit einigen Jahren ihre Stirn zierten, machte sie bei Tische grämlich und schmollend, und gebar meinem Vater einen Feind, nachdem er kaum seit einer halben Stunde das Haus dessen betreten

hatte, der l'ami de la maison meines Großvaters gewesen war.

Indeß bemerkte am ersten Abend Niemand den Unmuth der Jungfer Morgenthau. Mein Vater war viel zu gutmüthig und unerfahren, der Berghauptmann aber viel zu heiter und froh über die unerwartete Zusammenkunft. Er ließ vom besten Rheinwein aus dem Keller holen, und trank aus einem silbernen Becher, mit seinem Wapen geziert, auf die Gesundheit des jungen Abenteurers. Mit unter benachrichtigte er meinen Vater von seinen jetzigen Familienverhältnissen. Meine Großmutter, hieß es, sei vor einem Jahre gestorben, weil sie den Tod ihres Mopses und den Verlust ihres Sohnes nicht habe überleben können. Sogleich seien eine Menge Muhmen und Vettern herbeigestürmt, um sich in den Nachlaß zu theilen, man habe aber gefunden, daß die passiva die activa weit überstiegen, und also förmlich auf die Erbschaft Verzicht gethan, aus welcher sich die Creditores, so gut sie gekonnt, bezahlt gemacht. Von dieser Seite war also nichts für meinen armen Vater zu hoffen, indeß sprach der Herr von Süssenhain nach bestem Vermögen für ihn zu sorgen, und die Jungfer Morgenthau verzog das Maul bis an die Ohren, als ob sie einen Becher Wermuth ausgeleert hätte.

Der Reisegesellschafter meiner Großmutter hielt Wort, und meines Vaters Kopf machte seiner Protektion Ehre. Polycarpus mußte nämlich auf sein Anrathen sich auf

die Bergwerkskunde legen, und brachte es darin in kurzem weiter als alle Berghauptleute, die seit Anno 972, als das Bergwerk zu Rammelsberg im Harzgebirge entdeckt wurde, diesem Amte vorgestanden hatten. Die alten Bergleute beehrten ihn mit der Benennung Bergwurzel, welches in ihrer Sprache einen Buben andeutet, der von bergmännischen Eltern geboren worden, zuweilen aber auch auf denjenigen angewandt wird, welcher viel Lust und Liebe zum Dinge bezeugt. Mit leichter Mühe lernte mein Vater gebrauchen den großen und kleinen Peuschel, den Handfäustel, Bölz, Federn, Keilfimmel, Ritzeisen, Keilhau, Kratzen, Brechstangen, Scheide- und Puchhämmer, Erzquetscher u. s. w., sammt allem Gezeug zum Schacht- und Stollenauszimmern. Er legte den Runnbaum, den Pfuhlbaum, die Tumphölzer, er setzte die Haspelstützen, er schlug ein Tonnenfach darauf, er hespelte die Fahrten an, er legte Trage-Stempel und Jöcher, Gerinne und Gestänge, schlug Treckwerk, Sumpf und Kasten, hing Künste, richtete in Gipeln über die Richtschacht, und förderte Alles mit einer Geschwindigkeit und Geschicklichkeit, daß die ältesten Bergleute ihm das Zeugniß gaben: er werde nie ein Bergwerk zu Sumpfe treiben.

Der alte Herr von Süssenhain empfand eine herzliche Freude, wenn er meinen Vater so sein Wesen treiben sah, und die Nase der Jungfer Morgenthau ward um anderthalb Zoll länger. In Jahresfrist hatte Polycarpus seine Bergstudien vollbracht, und ward für tüchtig erklärt,

dem Amte eines Bergzehenders vorzustehen, wozu er unter dem freudigen Glück auf! aller Schachtfahrer ernannt wurde.

Nun schien sein Glück gegründet, er fing an, die Mühseligkeiten zu vergessen, die er als Küchenjunge, Straußenwärter und Naturforscher ausgestanden hatte, und hätte die Jungfer Morgenthau durch mannigfaltiges Quälen und Necken ihn nicht zuweilen erinnert, daß das menschliche Leben nie ganz ohne Bitterkeit sei — hätte Minchen's Besitz ihm die Arbeit versüßt, und seine kleine Hütte zum Tempel der Liebe geweiht; so würde seiner Zufriedenheit nichts gemangelt haben. Oft schlich er an schwülen Tagen im Schatten hundertjähriger Eichen und bemooster Tannen umher, träumte sich zurück in die friedliche Wohnung unter dem rothen Ziegeldach, wo Minchen's Auge ihm heller geglänzt hatte, als die goldene Ader, welche in der Erzstufe schimmerte. Da schuf er sich reizende Aussichten in die Zukunft, machte Entwürfe von wachsendem Glück und Reichthum, und der glühende Pinsel betrügerischer Liebe malte ihm Alles leicht vor. Hundertmal ergriff er die Feder, um an Herrn van Doelen zu schreiben, hundertmal hielt ihn der Gedanke zurück, daß seine eingeschränkten Glücksumstände auf Minchen's Besitz noch keinen Anspruch machen dürften.

Indeß nutzte er seine Feierstunden zur Aufklärung seines Geistes, er las philosophische Schriften, lernte selbst denken, selbst Schimmer von der Wahrheit scheiden, Pfaf-

sentrug und Aberglauben verachten, im Nothfall beide bekämpfen. O hätte er das letztere nie gelernt! Der sanfte Hauch der Philosophie ward für ihn ein brausender Sturm, der ihn aus dem Hafen seiner geträumten Ruhe wieder in's offene Meer der Abenteuer verschlug.

Ein Paar alte Bergleute meldeten ihm eines Tages, daß der Kobold vielen Unfug angerichtet. Sie sahen dabei sehr bedenklich aus, und die jüngeren standen mit ihren Mützen in der Hand um sie her, stummes Grausen ging aus ihrem starren Auge, ihrem offenen Munde. Mein Vater lachte, und nahm sich die Mühe, ihnen zu beweisen, daß es gar keinen Kobold gebe, die Jungfer Morgenthau ausgenommen. Himmel! welch ein murrendes Geflüster entstand unter der Versammlung, deren felsenfesten Glauben er anzutasten sich erkühnte. »Er ist ein Gottesverächter!« murmelte Einer dem Andern zu, »wenn er an keinen Kobold glaubt, so glaubt er auch nicht an die Bibel — ein Kobold, dessen Existenz seit achthundert Jahren nie bezweifelt worden — der uns alte, versuchte Männer so oft gekniffen, geworfen, geohrfeiget hat; — nein, Brüder! einen solchen Bösewicht müssen wir nicht unter uns dulden. Kommt, wir wollen uns beschweren bei dem Herrn Berghauptmann, und wenn der uns kein Recht schafft, so soll es der gnädigste Landesfürst selbst erfahren, daß es Atheisten in seinen Staaten gibt. Der Kobold wäre im Stande, es uns und unsern Kindern zuzurechnen, er könnte machen, daß unser Gebäu auflässig würde. Fort, Brüder, zum Berghauptmann!«

So bestürmten sie den armen Herrn von Süssenhain, der nicht ein Wort von der ganzen Sache verstand, denn sie schrien alle zugleich, und er hörte nur den Kobold so oft nennen, daß er endlich anfing zu glauben, der Kobold spücke in ihren Köpfen. Doch die Jungfer Morgenthau mit ihrer fünf Zoll langen Nase nahm es christfreundlichst über sich, ihm den ganzen Vorfall zu verständigen. Sie that noch allerlei von dem ihrigen hinzu, verbrämte die Erzählung mit erbaulichen Anmerkungen, fürchterlichen Gespenstergeschichten, und schloß ihre Abhandlung mit dem Seufzer, daß es dem gottlosen Zweifler nimmermehr wohlgehen könne.

Mein Vater ward vorgefordert, und er bekannte und leugnete nicht. Der Herr von Süssenhain, der fest am Glauben seiner Väter und der Jungfer Morgenthau hielt, entrüstete sich, und gebot dem angeklagten Bergzehender öffentlich und feierlich die Existenz des Kobolds anzuerkennen, oder sein Gebiet zu meiden. Der junge Philosoph hielt es für schimpflich, zu wiederrufen, wie Febronius und andere Ketzer seines Gelichters, er wählte das letztere, schnallte sein Bündel und kehrte der Burg Süssenhain, der Jungfer Morgenthau und dem Kobold den Rücken.

Siebentes Kapitel.

Der Ocean.

»Ich Unglücklicher!« rief mein Vater, indem er seinen Wanderstab vorwärts setzte, »wozu hat der Eigensinn des Schicksals mich bestimmt! in meiner Brust lodert Jünglingsfeuer, gleich der Glut aus dem Vesuv, auf dem ich geboren wurde, mich bildete ein würdiger Priester, mir goß Minchen's Auge Empfindung in's Herz, ein Käfer führt mich unter die Räuber, ein Strauß macht mich zum Naturforscher, ein dicker brauner Mann will mich dafür mit der Fuhrmannspeitsche belohnen, ein Gewitter bringt mich nach Süssenhain, und ein Kobold jagt mich wieder fort. Was soll endlich aus mir werden! wo soll ich Menschen suchen, die einen Bergzehender brauchen, und keine Kobolde glauben?«

Nachhängend diesen traurigen Vorstellungen wanderte er von Stadt zu Stadt mit seinem Bündel auf dem Rücken. Er kam in's Meißnische Erzgebirge, nach Freiberg, Annaberg, Schneeberg, St. Georgenstadt und Schwarzenberg, Marienberg, Ilmenau, Halle in Tirol, Schwatz, Ratenburg, und Gott weiß wohin! Allenthalben bot er seine Dienste an, legte Proben seiner Kenntnisse ab, wurde bewundert, sollte angestellt werden; aber sobald der Irrglaube wegen des Kobolds bekannt wurde, gab man ihm einen mäßigen Zehrpfennig und ließ ihn förder ziehen. Er

hätte bis nach Potosi wandern können, ohne eine Freistatt zu finden.

Darüber ging nur allzubald sein kleiner Sparpfennig zu Ende, und er sah sich einem Nichts gegenüber, wie der Franzose spricht, das er auf keine Weise in ein Etwas zu verwandeln wußte.

Eines Abends gelangte er müde und matt in die Residenz eines kleinen deutschen Reichsfürsten. Hungrig und durstig, keinen Pfennig in der Tasche, ging er vor der Bude eines lustigen Schneiders vorüber, der singend seine Nadel einfädelte. »Guter Freund!" sprach mein Vater, »Ihr seid so lustig und ich so traurig, Ihr habt zu essen und ich hungere. Braucht Ihr keinen Lehrburschen, so will ich gern um's liebe Brot das Schneiderhandwerk bei Euch erlernen."

»Kommt herein, wackerer Gesell!" sagte der Schneider, »ich brauche keinen Lehrburschen, aber ich mindere gern die Noth der Armuth, wenn ich's vermag. Setzt Euch an meinen Tisch, eßt von meinem Brote, trinkt von meinem Dünnbier, dann offenbart mir Euer Anliegen, so will ich zusehen, wie ich helfen mag."

Die Worte klangen lieblich in meines Vaters Ohren, sie schallten bis in seinen hohlen Magen. Er ging hinein, setzte sich an des Schneiders Tisch, aß, trank und that sich gütlich. In der Verdauungsstunde offenbarte er dem lustigen Schneider seine mißlichen Umstände, wie er aus einem Küchenjungen ein Straußenwärter geworden, aus einem

Naturforscher ein Bergzehender, und wie er endlich der Gewalt eines Kobolds unterliegen müssen. »Ach!« seufzte er, »ich bin hoch betrübt, weiß nicht, wie ich meinen ehrlichen Unterhalt erwerben soll. Auf der Spitze eines feuerspeienden Berges ward ich geboren, und glaubte mein Leben in der Tiefe eines Schachtes zu endigen — umsonst! der Kobold läßt mir keine Ruh. Lieber Meister, thut ein Werk der Barmherzigkeit, und nehmt mich zu Eurem Lehrling, so darf ich weder betteln noch stehlen.«

Der lustige Schneider war ein kleiner, bucklichter Mann, der über Alles in der Welt seine Freude hatte, es mochte noch so betrübt oder ernsthaft aussehen. Es war eben keine hämische Freude am Unglück seines nothleidenden Bruders; sondern sein inneres Gefühl schied sogleich das Lächerliche vom Traurigen, er lachte über das Erste, daß ihm die Ader vor der Stirn aufschwoll wie ein Schiffstau, und mitten im Lachen half er dem Letztern ab, wenn er konnte. Mein Vater, dem ein solcher Charakter auf dem Pfade seines Lebens noch nicht aufgestoßen war, erstaunte nicht wenig, als er seinen gastfreien Wirth bei der Erzählung von Unglücksfällen, deren bloßes Andenken ihm das Herz brach, überlaut lachen sah. Sein Jünglingsfeuer loderte auf, er gerieth in Versuchung, ihm den zinnernen Teller, der vor ihm stand, an den Kopf zu werfen, als der kleine bucklichte Schneider, der seine Hitze merkte, plötzlich einlenkte, sich auf die Zunge biß und seinen Gast um Verzeihung bat. »Ihr müßt mir mein Lachen nicht vorübelnehmen,« sprach

er, indem er ihm die Hand reichte, »es ist meine Art so. Ich habe von der Natur die Gabe empfangen, überall Stoff zum Lachen finden zu können, und bin glücklicher dabei, als unser Herr Superintendent, wenn er sich in theologischen Streitschriften herumbalgt. Da Ihr mir nun eben erzählt, wie Ihr einen Strauß mit Schlüsseln gefüttert, so konnte ich mich unmöglich des Lachens enthalten.« Hier platzte er von neuem in ein unmäßiges Gelächter aus, und trieb es so lange, daß mein Vater endlich mitlachen mußte.

Nachdem sie einander eine Viertelstunde lang in's Gesicht gelacht hatten, nahm der kleine bucklichte Schneider eine ehrbare Miene an.

»Nun ist's genug, mein Freund,« sprach er, »nun laßt uns auf Rath und Hilfe denken. Ihr wollt bei mir das edle Schneiderhandwerk erlernen, aber darin kann ich Euch nicht dienen. Meine Kundschaft ist nicht groß, einen Lehrburschen kann ich weder brauchen noch ernähren. Ihr möchtet glauben, ich spreche unwahr, könntet wohl aus der Reinlichkeit meiner Wohnung, dem Bissen Brot, den ich Euch auftischte, dem Trunk Bier, der Euren Gaumen labte, auf den Wohlstand meines Hauses schließen. Es ist war, Gott hat mich gesegnet, aber nicht mein Handwerk ist es, dem ich meine Nahrung verdanke, sondern mein Genie, Ihr müßt wissen, ich bin ein Poet, die Verse fließen mir wie Wasser:

Unverzagt,
nicht geklagt,

frisch gewagt,
hat schon manchen reich gemacht.

„Wenn einer meiner Kunden seinen Geburtstag feiert, gleich bin ich mit einem Gratulations-Gedichte bei der Hand. Keine Bürgerhochzeit, keine Kindtaufe wird gefeiert, ohne daß der lustige Schneider Luchs sie nicht besingt. Da erschnappe ich denn bald hier einen Gulden, bald dort einen Gulden, und die Quelle meiner Dichtkunst ist unerschöpflich. Der beste Rath also, den ich Euch geben kann, wäre der: macht's wie ich, werdet ein Poet. Ich will Euch ein Reimlexicon leihen, das ich selbst vermehrt und verbessert habe, darin findet Ihr alle Reime von A bis Z, und könnet ohne die geringste Schwierigkeit ein Gedicht von zwanzigtausend Versen machen, wenn Ihr wollt. Ich arbeite auch zuweilen ein Stückchen in den Musenalmanach, aber selten, denn Bürger und Voß bezahlen schlecht."

Mein Vater staunte nicht wenig, als er hörte, daß er sich unter dem Dache eines Poeten befinde. Er hatte immer einen sehr hohen Begriff von der Dichtkunst gehabt, ein Dichter, meinte er, müsse schon in seinem Auge ein Ehrfurcht einflößendes Feuer tragen, und nun saß er dem kleinen bucklichten Schneider gegenüber, betrachtete ihn vom Kopfe bis zu den Füßen, und konnte nicht das Geringste an ihm finden, was mit dem Bilde in seiner Seele harmonirt hätte. Er bat sich einige Pröbchen seiner Poesie aus, welche der Schneider sogleich mit einem gefälligen Lächeln aus einem Kästchen nahm, worin er Nähnadel und Zwirn verwahrte;

das ſichere Vorbewußtſein eines unfehlbaren Beifalls glänzte in ſeinem Auge, er entfaltete das Blatt, that einen guten Zug aus dem Bierkruge und begann wie folget:

An dem
fröhlich erwünſchten Tage
des
chriſtlöblichen Eheverbündniſſes
zwiſchen
Herrn
Herrn Kaſpar Fromhold Küchenrauch,
berühmten Bürger und Bäckermeiſter einer wohlehrſamen Bäckerzunft,
und
der ehr- und tugend-belobten Jungfrau
Maria Euphroſina Eiſenthrathin,
des
Herrn
Herrn Hans Chriſtoph Eiſenthrath's,
ehrſamen Leinewebers allhier,
einzige, eheleibliche Jungfer Tochter
wollte
mit Scherzen, Kerzen und Herzen
durch nachſtehende Zeilen
ſeine Freude und Ergebenheit an den Tag legen,
der da iſt ein ſchlauer Fuchs,
genannt Sebaſtian Jakob Fuchs.

Als Gott die Welt aus Nichts gemacht,
in ihrer bunten Frühlingstracht,
da ſchuf er auch die ſchönen Triebe
der treuen Zärtlichkeit und Liebe.

Dem Adam in dem Paradies
er bald die Jungfer Eva wies, —

Hier entschlummerte mein Vater sanft und süß. Darob entrüstete sich Meister Luchs nicht wenig, er räusperte sich, umsonst! er stampfte mit dem Fuße! endlich setzte er den Ellenbogen sehr unsanft in seines Gastes Rippen, und als dieser auftaumelte, sprach er mit blitzendem Auge: »Glaubt Ihr denn, daß Apoll Euch im Schlaf krönen werde? wenn Ihr nach guten Mustern Euch bilden wollt, so thut die Ohren auf.«

»Die hatt' ich auch offen,« sagte mein Vater, »aber lieber Meister, wenn man fünf Meilen gelaufen ist, so wollen die Augen mit Gewalt zu.«

Der Schneider. Und wenn Ihr zehn Meilen gelaufen wäret, so ein Carmina muß Euch munter erhalten.

Da half kein Proteſtiren, Polycarpus mußte die Augen aufſperren, rächte ſich aber dadurch, daß er die Ohren zuthat, und ſeine Seele nach Neapel unter das rothe Ziegeldach ſandte. Der kleine bucklichte Schneider las indeſſen mit einer feinen, lieblichen Stimme, gleich dem Kratzen eines Bogens hinter dem Steg der Geige; das Carmen war in drei Hauptepochen getheilt, die erſte hub an, wie wir geſehen haben, vom Stammvater aller Menſchen, und ging bis auf die Hochzeit zu Kanaan, die zweite von der Hochzeit zu Kanaan bis auf die Vermählung der Semiramis, und die dritte von der Vermählung der Semiramis bis auf den frohen Tag der Hymensfeier zwiſchen dem

Herrn Küchenrauch und der Jungfer Eisenthrathin. Hier ergoß Poet Luchs sich in die zierlichsten Allegorien, wie die Natur für den Bäcker Küchenrauch aus ihrem feinsten Mehl eine Pastete zubereitet, und für die Jungfer Eisenthrathin, deren Vater ein Leineweber war, die dauerhaftesten Fäden gesponnen. Länger konnte der arme Polycarpus nicht aushalten; gleich einem starken, seitwärts gebogenen Aste, der sich plötzlich losreißt, und in seine natürliche Lage zurückschnellt, zerriß auch er die Bande der Wohlanständigkeit, sein Kopf fiel nieder auf die Brust, als habe er das Genick gebrochen, der Schlaf holte seinen dicksten Schleier aus der Höhle der Siebenschläfer hervor, und verhüllte darein den vertriebenen Bergzehender. Meister Luchs sah wohl, daß die Natur stärker war, als seine Poesie, schnürte unwillig sein Manuskript zusammen, und legte sich schlafen.

Am andern Morgen, als meines Vaters Lebensgeister wieder munter geworden, dachte er dem Vorschlag seines Wirthes reiflicher nach, seine Eitelkeit bildete ihm ein, daß vielleicht verborgene Dichterkeime in ihm schlummerten, und daß das Schicksal seinen Merkur, den Zufall gesandt habe, um diese Keime zu wecken. Die Versicherung des Schneiders, daß kein eingebornes Genie in dieser Stadt seinen Unterhalt finde, wohl aber schon mancher fremde Abenteurer durch Reimgeklingel hier sein Glück gemacht, war ein neuer Windstoß in die Flamme seines Dichterfeuers. Er beschloß im ganzen Ernst, das Ding, wie

mein Großvater gesagt haben würde, zu versuchen, jedoch keinesweges auf eine so unwürdige Art, wie Meister Luchs, seine Talente zu verschwenden, sondern sogleich mit einem Heldengedicht hervorzutreten, bei dessen Erscheinung er nicht zweifelte, daß die Fama in drei Trompeten zugleich stoßen werde.

Der unumschränkte Fürst über die fünf Spannen Landes, auf welchen unser Held seit vierundzwanzig Stunden sein Wesen trieb, hieß Emerentius Theodor, von Gottes Gnaden Herzog zu A und B, gefürsteter Graf zu C und D, Graf und Herr zu E F G et caetera, et caetera, et caetera. Die Etcäteras sind die Gedankenstriche der großen Herren und bedeuten eigentlich nichts. Dieser Emerentius Theodor war ein guter, schwammiger Mensch, der Alles ohne Unterschied in sich saugte, und auf den Ruhm Anspruch machte, der größte Mäcen im heiligen römischen Reiche zu sein. Um seinen Thron, das heißt um seinen Armsessel, lagerten sich alle die, welche in der allgemeinen deutschen Bibliothek oder in der jenaischen Literaturzeitung waren gemißhandelt worden, sie säeten nicht, sie ernteten nicht, sie sammelten auch nicht in die Scheuer, und der Fürst ernährte sie doch.

Auf dieses Schlaraffenleben war meines Vaters Plan kalkulirt. Ein Heldengedicht, Sr. Durchlaucht, dem Beschützer der Musen, dem ältern Bruder des Apoll gewidmet, sollte auf einmal alle die Geschöpfchen zu Boden schlagen, die bisher nur mit Idyllen und Liedern an den Mond den

gähnenden Fürſten in den Schlaf geſungen hatten. Der kleine bucklichte Schneider billigte den Entwurf, weil mein Vater ihm auf dieſe Weiſe in ſeiner Nahrung keinen Eintrag that, ja er verſprach ſogar ſeinen Gaſt unentgeltlich ſo lange zu füttern, bis das Heldengedicht ſeine Exiſtenz erhalten, unter der einzigen Bedingung eines mächtigen Antheils am Gewinn, den beide im Geiſte ſchon aufgezählt und gelbläcchelnd vor ſich liegen ſahen.

Nun ging mein Vater raſch an's Werk und kaum waren zwei Monat verfloſſen, als eine Epopee, betitelt der Ocean, in dreiunddreißig Geſängen an's Licht trat. Doch verſtehe ich unter dieſem Lichte nicht das Licht der Welt, bis jetzt war es nur noch die Lampe des Schneiders, denn nun mußte das Gedicht vor allen Dingen erſt mit kritiſchem Auge beleuchtet, und deshalb ein Sonntag anberaumt werden, an welchem Meiſter Luchs, als Kunſtrichter, das Geiſtesprodukt meines Vaters prüfen ſollte. So drückte Polycarpus ſich aus, eigentlich war es ihm aber nur darum zu thun, ſein Werk vorzuleſen, denn er war feſt überzeugt, daß nichts daran zu beſſern ſei.

Mit auf den Tiſch geſtemmten Armen ſaß der kleine bucklichte Schneider meinem Vater gegenüber, welcher folgendergeſtalt begann:

Der Ocean.

Erſter Geſang.

„Tief aus der dämmernden Hülle der Nacht, gegoſſen in die fürchterliche Höhle des nimmerſatten Anſchauens,

irret mein wandernder Geist durch die Schatten der entflohenen Jahrtausende, sammelt im Schooß der Ewigkeit die Früchte der immer blühenden Palmen, nagt mit scharfem Zahn an den Wunden der Natur, und leckt mit stachlichter Zunge an den Meisterwerken der Schöpfung." —

Hier fiel Meister Luchs in einen sanften Schlaf, mein Vater blickte verächtlich auf ihn, hielt es nicht der Mühe werth, diesen gefühllosen Klotz zu wecken, sondern las sich selbst die dreiunddreißig Gesänge nach einander vor, und rief alle Augenblicke: welche Begeisterung! welche göttliche Erhabenheit! welch ein Schwung der Ideen!

Darauf wurde der Ocean sauber abgeschrieben, in Goldpapier gebunden, und unser Held hatte bald darauf die Ehre, ihn Sr. Durchlaucht zu überreichen, wobei er einen nagelneuen Scharlachrock trug, welchen der kleine bucklichte Schneider ihm aus einem Stück gestohlnen Tuches verfertigt hatte.

Emerentius Theodor lächelte gnädig auf den vertriebenen Bergzehender herab, das Gedicht ward von ihm, und folglich auch von dem ganzen Hofe bis in den Himmel erhoben, denn kein Mensch verstand ein Wort davon, und bald erfuhr mein Vater, daß sein Ocean für ihn Goldkörner bei sich geführt habe, denn er ward wenig Tage nachher zum Aufseher über den fürstlichen Park ernannt, ein Aemtchen, das seinen Mann nährte, und von welchem er mit Recht hoffte, daß kein Kobold ihm daraus vertreiben werde.

Achtes Kapitel.

Der Wolf.

„O du liebenswürdige Jungfer Morgenthau!“ rief mein Vater einſt beim Aufgang der Sonne, »dein von Fette triefendes Auge hat mehr vermocht, als Minchen's ſeelenvoller Blick. Du haſt mich mit Hilfe eines Kobolds zum Dichter umgeſchaffen, dir verdanke ich die Ernennung zum Aufſeher über den fürſtlichen Park, dir ſeien auch die Erſtlinge meiner Muſe geweiht.“ Er ſprach's, ſattelte ſeinen Dichterklepper, den er mit dem Namen Pegaſus beehrte, und ſchrieb eine lange Satyre in Jamben, eine getreue Schilderung der Jungfer Morgenthau.

Das Gedicht wurde bald bei Hofe bekannt, man ſetzte es den Satyren des Boileau an die Seite, da man aber in dieſer Reſidenz die Jungfer Morgenthau nie geſehen hatte, und doch durchaus ein dem Gemälde anpaſſendes Original haben wollte, ſo ſuchte man Aehnlichkeiten unter den Damen des Hofes auf. Unglücklicherweiſe traf es ſich, daß mein Vater das Bild der Jungfer Morgenthau in einem Kopfputz mit gelbem Bande aufgeſtellt hatte, und daß die gelbe Farbe die Lieblingsfarbe der Fürſtin war. Kaum hatte man dieſe wichtige Entdeckung gemacht, als ſogleich einer dem andern in die Ohren flüſterte: »die Satyre geht auf unſere Fürſtin, es paßt zwar nicht ein einziger Zug, aber das gelbe Band beweiſt es deutlich genug.“

Eine dienstfertige Zofe, deren Reize mein Vater einst verschmäht hatte, übernahm es, diese hämischen Vermuthungen der Fürstin selbst beizubringen, diese war in jedem Verstande des Worts ein Weib, leichtgläubig und rachsüchtig, das gelbe Band erregte ihre gelbe Galle, und sie schwur es ihrer beleidigten Eitelkeit, sich bei der ersten Gelegenheit an dem Dichter zu rächen.

Mein Vater erfuhr es zeitig genug, daß eine Wetterwolke am Horizont seines Glückes sich aufthürme, er ließ, um den Streich abzuwenden, das Gedicht drucken, und setzte statt der gelben Farbe die ziegelrothe. Sogleich deutete der ganze Hof die Satyre auf die Oberstallmeisterin, welche nichts als ziegelroth trug, und vor Zorn und Aerger bersten wollte, als sie die Abänderung der Farben erfuhr. Der arme Polycarpus erschrack nicht wenig über dies neue Mißverständniß, er veranstaltete eine zweite Auflage seines Gedichts, und setzte statt ziegelroth, grasgrün. Doch nun ward sein Unglück erst vollkommen. Die Maitresse des Fürsten hatte sich schon längst zur Beschützerin der grasgrünen Farbe aufgeworfen, und da sie vielleicht außerdem noch mehr Ursache als die beiden andern Damen haben mochte, sich mit der Jungfer Morgenthau zu vergleichen, so legte sie einen feierlichen Eid in die Hände ihrer Zofe, dies Bubenstück nicht ungerochen zu lassen.

Auf diese Weise hatte sich mein armer Vater in Monatsfrist drei mächtige Feinde gemacht, die vereint auf seinen Untergang lauerten. Er hielt es für vergeblich, in einer

dritten Auflage seiner Satyre, das Grasgrün wieder mit einer andern Farbe zu verwechseln, denn da der Hof einmal durchaus ein Original zu dem Gemälde haben wollte, und es keine Farbe auf der Welt gab, welche in dieser fürstlichen Residenz nicht von irgend einer jungen oder alten, schönen oder häßlichen Dirne getragen worden wäre, so sah er wohl ein, daß er die Zahl seiner Feinde nur vermehren würde. Voller Unmuth ergab er sich daher in sein Schicksal, hängte die Leier Apoll's an die Wand, und nahm sich vor, blos seinen Pflichten zu leben, und wo möglich durch Untadelhaftigkeit dem Streiche auszuweichen, welcher ihm drohte.

Der ihm anvertraute Park hatte ungefähr eine Stunde im Umfang, und begriff in sich die Hälfte der Staaten des Fürsten Emerentius Theodor. Man hatte verschiedene Kornfelder dazu genommen, mit Buschwerk bepflanzt, und ließ nunmehr das Korn weit bequemer aus dem benachbarten Lande einführen. Allerlei fremde und seltene Thiere, als indianische Hühner, Fasanen, türkische Enten, Dammhirsche, spanische Schafe und dergleichen, gingen frank und frei in diesem Parke herum. Um ihnen jedoch das Weglaufen zu verwehren, hatte man das Ganze mit einer ziemlich hohen Mauer umgeben, welche dem Fürsten nichts kostete, denn er borgte das Geld von der Landschaft, die ihm bald darauf, als sie bei seinem zweiten Prinzen zu Gevatt. gebeten wurde, den Schuldbrief zum Pathengeschenk überreichte.

Diese Mauer war für die kleinen Staaten des Für-

sten Emerentius ein größeres Wunder, als die große chinesische Mauer gegen die Einfälle der Tartaren, sie wurde daher auch jedem Fremden als eine Merkwürdigkeit gezeigt, und mußte beständig in baulichem Stande erhalten werden. Eines Tages bemerkte mein Vater, daß hinter einem dicken Gebüsch, welches an eine niedliche Einsiedelei grenzte, eine gewaltige Bresche in die Mauer gemacht worden. Er erschrack über diese Verwegenheit, die er nicht dem Ungefähr zuschreiben konnte, sondern die ihren Ursprung ganz deutlich Menschenhänden verdankte, und wollte sogleich nach Maurer und Steinmetz senden, die Lücke wieder zu ergänzen. Aber plötzlich ward ihm ein Billet ohne Unterschrift in die Hand gesteckt, folgendes Inhalts:

»Wenn der Herr von Bollenbach seine Sottisen wieder gut machen will, so läßt er das Loch in der Mauer so wie es ist.«

Die Sache war für meinen Vater ein Räthsel, indeß beschloß er die Mauer noch ein paar Tage unausgebessert zu lassen, und sorgfältig zu lauern, was es eigentlich damit für eine Bewandtniß habe. Nicht lange, so erblickte er des Abends im Mondschein eine verkappte Dame, welche in die Einsiedelei schlich. Er verkroch sich in's Gebüsch ganz nahe an der Mauerlücke, und hatte das Vergnügen, einen Dragoneroffizier durchschlüpfen zu sehen, welcher als ein naher Vetter von der Maitresse des Fürsten vor Kurzem unter dem fürstlichem Heere eine Fähnrichsstelle erhalten hatte. Sapienti sat! dachte mein Vater, die Mauer-

lücke geht mich nichts weiter an, wer ſie gemacht hat, mag ſie wieder ausbeſſern, meine Gefälligkeit wird die grasgrüne Farbe in Vergeſſenheit bringen, und in Kurzem wird es mir vergönnt ſein, die Leier des Apoll wieder von der Wand zu holen.

Er ging und legte ſich ruhig ſchlafen, indeß ein feindlicher Dämon von ſeinem unglücklichen Geſtirn mit tückiſcher Schadenfreude herabſah. Ein unverſchämter Wolf, der nicht wußte, daß die Mauerlücke blos zum Behuf des Dragoneroffiziers offen war, bediente ſich dieſes Durchganges, um einen nächtlichen Spazirgang im Park zu machen. Er begegnete unvermuthet zweien ſpaniſchen Schafen, und weil er noch in ſeinem Leben kein ſpaniſches Schaffleiſch genoſſen hatte, ſo nahm er ſich die Freiheit, aus ihnen ein Frühſtück zu machen, und nichts als einige Knochen übrig zu laſſen.

Welch ein Donnerſchlag für meinen Vater, als er am andern Morgen die traurigen Ueberreſte fand. Er nahm ſich ſogleich vor, die ganze Sache zu vertuſchen, und in der Geſchwindigkeit ein Paar andere Schafe aus Spanien kommen zu laſſen. Doch konnte ſein gepreßtes Herz nicht umhin, ſich wenigſtens dem kleinen bucklichten Schneider anzuvertrauen, dieſer lachte, daß er berſten wollte, verſprach zu ſchweigen, und entdeckte das Geheimniß unter dem Siegel der Verſchwiegenheit nur dreien ſeiner Kunden. Ehe ein Tag verging, kam es bis zum Ohre des Fürſten, die gelbe Fürſtin, die ziegelrothe Oberſtall

meiſterin und die grasgrüne Maitreſſe ſchürten, hetzten, goßen Oel in's Feuer, und mein Vater befand ſich plötzlich, ohne zu wiſſen wie, in einem kühlen Gefängniß, mit eiſernem Geſchmeide an Händen und Füßen.

Neuntes Kapitel.

Das Blei.

Die Wohnung, welche meinem Vater angewieſen worden, war, wie geſagt, kühl, aber ſonſt eben nicht zum bequemſten. Es befand ſich darin ein Bund Stroh, welches ſeit vierzig Jahren dem jedesmaligen Bewohner zum Nachtlager gedient hatte, ein hölzerner Tiſch, von welchem drei Beine abgefault waren, und das Gerippe eines Strohſtuhles. Die vier nackten Wände waren nicht durch die Kunſt verunſtaltet, ſondern prangten in ihrer natürlichen wilden Schönheit. Ein Fenſterchen von vier kleinen Scheiben in Blei gefaßt, zählte dem armen Polycarpus die Strahlen der Sonne ſehr ſparſam zu, und er verzehrte ſein ſchimmlichtes Brot immer in einer angenehmen Dämmerung.

Die fürchterlichſte Pein, welche in dieſer unfreiwilligen Einſamkeit ihn marterte, war die Langeweile. Umſonſt bat er, ihm wenigſtens ſeine Bücher und Schriften verabfolgen zu laſſen, jedes Ohr war taub. Kein Stückchen Papier, kein Tröpfchen Tinte, kein armſeliger Gänſekiel

wurde dem Verbrecher, der des Hochverrathes schuldig war, vergönnt, um seine Leiden mit Schubart in's Herz seiner Zeitgenossen singen zu können. Umsonst dachte er auf Mittel zur Flucht. Nicht so beharrlich, nicht so erfinderisch, wie der felsenfeste Trenk, blickte sein eingeschränkterer Geist die dicken Mauern muthlos an, und seufzte ungehört nach dem, der alle Fesseln löst, nach dem Jüngling mit der umgekehrten Fackel. O wie neidete er oft die Schwalbe, die vor seinem kleinen Fenster ihr Nest angebaut hatte! O wie glücklich schien ihm der Sperling, den er unterm Dache zwitschern hörte. Mäuse und Spinnen waren seine einzigen Gesellschafter, ihn weckte nichts aus dem melancholischen Hinbrüten, als zweimal des Tages der klirrende Schlüssel des Kerkermeisters.

»Ich Elender!" rief er in Thränen schwimmend, »warum spie der Vesuv mich aus! warum ward ich nicht mit den Räubern zum Richtplatz geführt! warum starb ich nicht statt des unschuldigen Straußes, den ich mit Schlüsseln fütterte! warum erschlug mich nicht ein wohlthätiger Wetterstrahl, als ich in der Jägerhütte vor der Fuhrmannspeitsche Schutz suchte! warum drehte der Kobold mir nicht den Hals um! o hätte der Wolf die spanischen Schafe verschont und statt ihrer mich Unglücklichen zerrissen. Da sitze ich nun, und büße das Verbrechen der Mauerlücke, ohne die geheimen Freuden der Einsiedelei genossen zu haben, verfluche die ganze Welt, München ausgenommen, und Niemand hört meinen Fluch als Mäuse und Spinnen.

So verwinſelte mein armer Vater vier Monate ſeines Lebens, die Mauerlücke war unterdeſſen ausgebeſſert, die ſpaniſchen Schafe durch ein Paar andere erſetzt, und der Dichter des Oceans rein vergeſſen. Zwar wagte es der kleine bucklichte Schneider einigemal dem Fürſten Knüttelverſe zu überreichen, in welchen er ſo wie die Karſchin für Schubart bat, aber der gute ſchwammichte Fürſt pflegte ſie jedesmal ſeinem Kammerdiener anzuvertrauen, der die fürſtlichen Haare damit in Papilloten ſchlug.

Doch ſchon nahte die Stunde ſeiner Erlöſung. Der Geburtstag Seiner Durchlaucht ſollte feierlich begangen werden. Die Fürſtin prangte in ſchwefelgelber Tracht, die Maitreſſe zog ihr beſtes, grasgrünes Kleid an, die Oberſtallmeiſterin ſchimmerte ziegelroth, wie der ferne Brand eines Kornmagazins bei nächtlicher Weile am Himmel leuchtet. Der kleine bucklichte Schneider beſang dieſen Tag mit Scherzen, Kerzen und Herzen, die ſämmtlichen Dichter des Hofes hatten Ströme von Tinte vergoſſen, und Miriaden von Federn zerkäut, die ausgemergelten Unterthanen ſuchten die letzte Kraft hervor, um ihrem Fürſten ein heiſeres Vivat zu kreiſchen. Mein Vater erfuhr durch den Mund des Kerkermeiſters ſchon den Abend zuvor die Annäherung dieſes feierlichen Tages. Huſch! fuhr der Gedanke durch ſeine Seele, dies Feſt auch durch ein Gedicht zu verherrlichen, und vielleicht in einem frohen Augenblick, wo man ſo ungern Jammer und Elend um ſich ſieht, ſeine koſtbare Freiheit wieder zu erlangen. Das dichteriſche

Feuer glimmte hervor, aber wie sollte er diesem poetischen Drange Luft machen? Wenn er auch nicht, wie es sich doch gebührt hätte, die Ausflüsse seiner Muse auf holländischem Postpapier trug, und in Goldpapier gebunden, zu den Füßen des Thrones legte, so gehört doch zum Schreiben nun einmal Feder, Papier und Tinte, oder eine Wachstafel, oder ein Palmblatt und ein Griffel, und hätte er auch wollen, wie die ehemaligen Einwohner von Peru, seine Gedanken in Quipos ausdrücken, diese Sprache verstand am Hofe Niemand. Doch die Noth ist erfinderisch. Der mitleidige Kerkermeister hatte ihm vor einigen Tagen die asiatische Banise geliehen, aus welcher er das erste weiße Blatt riß, und sich so im Besitz eines Stückchens Papier sah. Nun fehlte es nur noch an einem Schreibwerkzeuge, da warf er seine Augen auf das kleine Fensterchen, aus vier Scheiben bestehend, welche in Blei gefaßt waren. Trotz des stürmischen kalten Wetters, welches den Regen in seine einsame Zelle schlug, zerbrach er die Scheiben, löste das Blei ab, und schrieb damit so gut es gehen wollte, auf das ziemlich beschmutzte Blatt.

Das Gedicht enthielt eine Allegorie, und wurde meines Vaters Meisterstück. Es traten darin auf die drei Grazien, welche zum Feste Apoll's wallfahrteten. Die eine war gekleidet in ein schwefelgelbes Gewand, die andere in ein grasgrünes, die dritte in ein ziegelrothes. Apoll empfing sie und ihre Glückwünsche sitzend zwischen dem Bacchus und der Hebe, und erlaubte ihnen auf ihr Bitten,

einen armen Dichter in Freiheit zu ſetzen, der am Fuße des Helikons in einer fürchterlichen Höhle angeſchmiedet war.

Der gutherzige Kerkermeiſter übernahm es am Morgen des feſtlichen Tages, das Blatt der Fürſtin zu überreichen, dieſe theilte es der Maitreſſe und der Oberſtallmeiſterin mit, alle drei zogen die Mäuler zuſammen, warfen einen Blick in den Spiegel, bewunderten das Grazienhafte ihrer Mienen, vergaßen ihren Groll auf den armen Polycarpus, und eilten zum ſchwammichten Fürſten, um ſeine Loslaſſung zu bewirken. Der ſchwammichte Fürſt hatte eben eine Flaſche Champagner in ſich geſogen, ſeine kleinen Augen blitzten freundlich nach der grasgrünen Maitreſſe, und er ſprach fiat!

Noch am ſelbigen Abend wandelte mein Vater wieder in Gottes freier Luft herum, doch wurde ihm zugleich angedeutet, binnen drei Tagen ein Land zu räumen, das er allenfalls in einer Viertelſtunde hätte räumen können. Er küßte am andern Morgen den drei Grazien die Hand, dem Apoll den Rockzipfel, drückte den kleinen bucklichten Schneider an ſein Herz, und verließ die Reſidenz des ſchwammichten Fürſten eben ſo arm als er ſie betreten hatte.

Zehntes Kapitel.

Feigherzigkeit.

„Holdſelige Jungfer Morgenthau!“ ſeufzte der unglückliche Wanderer, »wie lange wird dein Freund und Stiefbruder, der Kobold, mich Armſeligen verfolgen! — Minchen! Minchen! ſchon zweimal war ich im Geiſt ſo nahe dem Hafen meiner Wünſche, oder mit andern Worten dem Golfo di Napoli, da jagt mich der Aberglaube aus dem Harzgebirge, und die Liebe aus dem Park des ſchwammichten Fürſten. Schickſal, Zufall oder Dämon, wer von euch leitet meine Schritte? weſſen Macht ſoll ich anbeten?“ —

Die Macht der Nothwendigkeit, flüſterte eine geheime Stimme ihm zu. Nimm deine Vernunft gefangen unter den Glauben, kehre um mit reuigem Herzen zu der Burg des Herrn von Süſſenhain, bekenne vor ihm und der guten Jungfer Morgenthau, daß du dich gröblich vergangen, ehre das Daſein des zwickenden und kneifenden Kobolds; ſo werden ihre Herzen ſich wieder zu dir neigen, du wirſt wieder als Bergzehender im Schatten majeſtätiſcher Eichen herumwandeln, wirſt das fröhliche Glück auf! deiner alten Kameraden hören, deren jeder mit traulichem Handſchlag dir entgegen eilen wird, weil, wie du wohl weißt, im Himmel mehr Freude iſt über einen Sünder, als über hundert Gerechte.

So ſophiſtiſirte der Mangel ihm vor, als er eben über eine dürre Haide ſchlich, und dann und wann zur Labung einige Wachholderbeeren pflückte, die er den froh umherſchwirrenden Lerchen abſtahl. Da aber ſein Magen kein Lerchenmagen war, ſo erhub plötzlich der Hunger ſeine Stimme mit ſo hinreißender Beredſamkeit, daß mein Vater ſich kurz und gut entſchloß, den philoſophiſchen Starrſinn aufzugeben, im Nothfall die Exiſtenz von zehntauſend Kobolden feierlichſt anzuerkennen, und auf dieſe Weiſe zu verſuchen, ob er Gnade finden könne vor den Augen des Berghauptmanns von Süſſenhain.

Mit dieſem Vorſatz lenkte er ſeine Schritte geradeswegs nach dem Harzgebirge, welches er, nach einem ſehr beſchwerlichen Marſch von zwölf Tagen, mit geſchwollenen Füßen und braungebranntem Antlitz erreichte. Das Herz klopfte ihm immer ſchneller, je mehr er ſich der Burg Süſſenhain näherte, und als er ſchon durch's Geſträuch die kleine Jägerhütte erblickte, in welche er einſt als Straußenmörder flüchtete, die vor Sturm und Ungewitter ihn ſchützte, und oft als Bergzehender ſeine Beſuche empfing, da rollten ein paar empfindſame Thränen über ſeine braunen Wangen, Minchen's Bild ſtand vor ſeiner Seele, denn eben hier war es, wo er es einſt ſo oft hervorgerufen hatte. Er verlor ſich ganz in ſchwärmeriſchen Bildern der Vergangenheit und der Zukunft, als plötzlich ein angſtvolles Geſchrei um Hilfe an ſeine Ohren ſchlug. Polycarpus, obgleich nur mit einem dicken Knotenſtock

bewaffnet, bedachte sich keinen Augenblick, buschein zu springen, und durch Dick und Dünn sich einen Weg nach der Gegend zu bahnen, wo das Geschrei herkam, welches sich nach und nach in ein Gewinsel verwandelte.

Wahrer Muth stützt sich nicht auf Waffen, Muth ist etwas ganz anders als Kraft, Bewußtsein überlegener Kraft ist nicht Muth, so wenig als der verschenkte Groschen dessen, der Millionen besitzt, Wohlthätigkeit genannt zu werden verdient. — Mein Vater kam, sah und bebte! der Herr von Süssenhain unter den Händen zweier Mörder, diese Mörder die nämlichen beiden Waisenknaben, welchen er auf Empfehlung der Jungfer Morgenthau bis jetzt zum Vater gedient hatte, und welche, wie der geneigte Leser sich noch erinnern wird, durch ihre Familienähnlichkeit mit dem armen Polycarpus den ersten Grund zu dem unauslöschlichen Hasse der frommen Jungfer gegen ihn, und zu seiner nachherigen Verbannung legten. Sie waren Jeder mit einer Flinte und einem Hirschfänger bewaffnet, aber was ist Flinte und Hirschfänger, wenn ein böses Gewissen jede Sehne erschlafft, die den Hahn spannen oder den Säbel zücken will. Gedankt sei es der weisen Vorsicht! Feigherzigkeit ist die Begleiterin jeder bösen That, wahren Muth gibt nur die Tugend. Wie ein Blitzstrahl brach mein Vater durch's Gebüsch, sein Knotenstock tanzte auf den Köpfen seiner Stiefbrüder, und die feigen Buben flohen.

Innig bewegt kehrte er sich zu dem Herrn von Süs-

ſenhain, der in ſeinem Blute ſchwamm. Er hatte einen Hieb über den Kopf und eine tiefe Wunde in der linken Seite. »Biſt du es, mein Sohn Polycarpus,« rief er mit ſchwacher Stimme, »biſt du es, der ſeinem undankbaren Vater das Leben rettet! O wie oft habe ich meine Härte gegen dich bereut! wie viele Boten nach dir ausgeſandt, um dich zurück in meine Arme zu führen. Der Himmel hat meinen heißeſten Wunſch gewährt, dich noch einmal wieder zu ſehen, ehe ich ſterbe; o möchte er auch noch den erhören, vor meinem Ende deine Tugend belohnen zu können.«

Mein Vater ſah wohl ein, daß hier weder Ort noch Zeit ſei, das Vergangene zu rekapituliren, und da er den ſchwer verwundeten Berghauptmann kraftlos vor ſich liegen ſah, ſo nahm er ihn kurz und gut auf ſeine Schultern und trug ihn huckepack bis in die Burg, wo er unter dem Angſtgeheul der Jungfer Morgenthau in ſein Bett gebracht wurde. Den Jäger Matz ſandte Polycarpus auf dem beſten Klepper in's nächſte Städtchen, um einen Arzt zu holen, Jäger Anton und Jäger Hans erhielten Befehl, den Wald zu durchſtreifen, und die mörderiſchen Buben lebendig oder todt in die Burg zu liefern. Die fromme und keuſche Jungfrau wollte ſich ganz unvermerkt aus dem Staube machen, wurde aber, zu großem Wohlbehagen des ſämmtlichen Hausgeſindes, vor der Hand in den Keller geſperrt, wo ſie ſo lange ſchimpfte, weinte, fluchte, betete, ſprudelte, geiferte, bis ſie vor Mattigkeit weder Hand noch Fuß noch Zunge mehr rühren konnte.

Nach wenig Stunden führte der Jäger Hans triumphirend die beiden würdigen Söhne einer frommen Mutter, mit auf den Rücken gebundenen Händen, durch das Schloßthor auf den großen Hof, wo sie von der gesammten Dienerschaft angespien, und mit manchem derben Rippenstoß beehrt wurden. Sie gestanden weinend, daß die ehrsame Jungfer Morgenthau sie zu dieser That verleitet habe, daß ihr schon seit langer Zeit das zähe Leben des Herrn von Süssenhain zur Last gewesen, daß das Gut durch ihre sorgfältige Vermittlung gänzlich verschuldet sei, das darauf geborgte Geld aber unangetastet in einem großen eisernen Kasten begraben liege, daß sie nur den günstigen Ausschlag des mörderischen Unternehmens abwarten wollen, um sich alsdann mit ihren Schätzen in Sicherheit zu begeben, und den etwaigen Erben die leere Burg zu hinterlassen.

Auf dieses freiwillige Bekenntniß sandte man die saubern Spießgesellen in die Amts-Vogtei, wo ihnen ein eben so kühles Quartier angewiesen wurde, als weiland meinem Vater, da der Wolf die spanischen Schafe gefressen hatte. Die Jungfer Morgenthau ward aus dem Keller hervorgeholt und bekannte nichts; da aber der gefüllte eiserne Kasten die Aussage ihrer Pflegekinder bestätigte, so ward sie gleichergestalt der engern Gewahrsam des Büttels anvertraut, welcher ihr oft handgreiflich bewies, daß der Kobold in ihn gefahren sei.

Um nie wieder auf dieses würdige Kleeblatt zurückkom-

men zu müſſen, endige ich ihre Geſchichte lieber ſogleich. Der Herr von Süſſenhain verzieh ihnen auf dem Sterbebette. Auf ſeine Vorbitte ward die peinliche Unterſuchung nicht allzu ſtrenge betrieben, die Jungfer Morgenthau wurde eine Zierde des Zuchthauſes, wo ſie, unter dem Singen erbaulicher Lieder, mit vieler Geſchicklichkeit Hirſchhorn raſpelte; die beiden Zweige dieſes verwelkenden Stammes folgten dem Kalbfell unter einem preußiſchen Regimente, und wurden, nachdem ſie zweimal entlaufen und wieder ertappt worden waren, neben einander an Einen Galgen gehängt.

Eilftes Kapitel.

Die Hölle.

Während die Burg Süſſenhain auf dieſe Weiſe von allen Kobolden gereinigt wurde, langte der Arzt, mit Schweiß und Staub bedeckt, daſelbſt an. Er unterſuchte die Wunden des gnädigen Herrn, und fand ſie nicht tödtlich. Mein Vater wich nicht vom Krankenlager, wohnte jedem Verbande ſelbſt bei, durchwachte jede Nacht im Vorzimmer, ängſtlich lauſchend nach dem leiſeſten Athemzug des Schlummernden. Bald zupfte er ihm das Kopfkiſſen zurecht, bald wehrte er ihm die Fliegen ab, bald braute er für ihn ein Glas Limonade. Der Herr von Süſſenhain bemerkte Alles im Stillen, und dieſe

Krankheit bewirkte in seiner Seele eine mächtige Veränderung. Er dachte zum ersten Male ernsthaft an Tod und Ewigkeit, sein im Grunde unverdorbenes Herz, aus dem nur der Strom der Welt bis jetzt jede feinere Empfindung weggeschwemmt hatte, fühlte auf einmal eine Leere, die jeder Menschenspäher sich so wie ich erklären wird. Seine ganze Lage veränderte sich plötzlich, ihn umgab nicht mehr die Jungfer Morgenthau noch ihre Buben, er mußte sich des Gedankens entwöhnen, diese Personen zu seiner Familie zu rechnen, sich als von ihnen geliebt und geehrt zu betrachten, er mußte Tage lang auf einer Seite gegen die Wand gekehrt liegen, mußte seiner Lieblings- und einzigen Beschäftigung der Jagd entsagen, durfte nicht einmal viel reden, um der Heilung seiner Wunden nicht zu schaden: — was blieb ihm übrig? und was bleibt jedem wissenschaftlosen Kopfe übrig, um die leeren Stunden zu füllen? Die Seele will beschäftigt sein, findet sie keine Materialien vor sich, so schafft sie sich selbst welche, wiegt sich in Träume, wird Schwärmerin und hält ihre Schwärmerei für höhern Ruf zur Religion. Daher und nicht immer aus Furcht des Todes entstehen oft die frommen Bekehrungen auf dem Krankenlager.

Der Herr von Süssenhain fing sehr bald an zu glauben, daß ein höheres Wesen aus väterlicher Fürsorge den unglücklichen Zufall vorher bestimmt, welcher ihn betroffen, um durch Leiden ihn aus dem Sündenschlamme

auf die Bahn der Frömmigkeit zu führen. Er verlangte nach einem Prediger. Und siehe! es erschien ein dickes, polypenartiges Wesen, Magister Schlendrian genannt. Auf seinem Gesichte wohnte die höchste Unbefangenheit, er sah immer einerlei aus, er mochte ein junges Brautpaar kopuliren, oder einem hilflosen Kranken das Sakrament reichen. Seine Berufsgeschäfte waren ihm durch langes Arbeiten im Weinberge des Herrn mechanisch geworden; er glaubte Alles, was man wollte, Ewigkeit der Höllenstrafen, Gespenster, Kobolde, Alles, Alles! nur die Mehrheit der Welten nicht, denn er hielt steif und fest an der Schöpfungsgeschichte des Moses, wo Sonne, Mond und Sterne ein wenig cavalierement behandelt werden. Unter seinen Beichtkindern genoß er der tiefsten Ehrfurcht, denn er warnte sie oft vor den falschen Propheten, die umherschleichen, wie der Wolf, der im Park des schwammichten Fürsten die spanischen Schafe zerriß. Das Sündenleben des Herrn von Süssenhain war ihm schon längst ein Aergerniß gewesen, oft, wenn er des Morgens um drei Uhr noch im süßesten Schlummer schnarchte, weckten ihn die Jagdhörner und das Gebell der Hunde, die unter den Fenstern seiner Pfarrwohnung vorüberzogen. Der Hoch- und Wohlselige Vater des gnädigen Herrn pflegte denn doch dergleichen tumultuarische Störungen oft durch ein paar Hasen, nicht selten durch einen Rehbock, und zuweilen gar durch eine wilde Sau wieder gut zu machen; aber

der jetzige hochadelige Kirchenpatron kam nicht allein selten in die Kirche und nie in den Beichtstuhl, sondern fraß auch Alles selbst. Zu allem diesen kam noch eine besondere geheime Ursache, welche den priesterlichen Groll immer unter der Asche nährte. Der Herr Magister Schlendrian war nämlich vor vielen Jahren gesonnen, die Jungfer Morgenthau zu seiner christlichen und gottseligen Haushälterin zu machen, sie war damals noch in ihrer Blüte, ihre holdselige Gestalt gereichte zum Lobe des Schöpfers, und die Präliminärartikel waren bereits von beiden Theilen unterzeichnet, als die Dazwischenkunft des Gutsherrn sie auf einmal zum Weltkinde machte, und das Züngelchen in der Wage dahin neigte, wo täglich Rehböcke und Hasen sammt der Ausbeute des Bergwerks zusammenflossen.

So etwas verzeiht ein Pfaff nie. Er ermangelte nicht, so oft das Sonntagsevangelium ihm nur den entferntesten Anlaß gab, auf diesen Unfug in der Gemeinde zu sticheln; da aber der Herr von Süssenhain wie gesagt nur selten seinen erbaulichen Reden als Zuhörer beiwohnte, so ergriff er die jetzige Gelegenheit mit Freuden, ihm seinen bisherigen ärgerlichen Lebenswandel in's Gewissen zu schieben.

»Nun, gnädiger Herr!" hub er an, nachdem er sich zu den Füßen des Krankenbettes auf einen Sessel hatte fallen lassen, »wie steht es denn mit ihrer armen Seele?"

Der Herr von Süssenhain. So mittelmäßig, lieber Herr Pastor, keines schweren Verbrechens bin ich

mir wohl nicht bewußt, Schwachheitsſünden haben wir Alle.

Magiſter Schlendrian. Ja ja, das iſt die Sprache des leidigen Verführers, des Satans. Da entſchuldigen wir uns mit unſerer Natur, mit unſerem Temperament, ſtatt daß wir unſer Fleiſch kreuzigen ſollten, ſammt den Lüſten und Begierden, aber mit ſolchen kahlen Entſchuldigungen werden wir dereinſt ſchlecht beſtehen.

Der Herr von Süſſenhain. Ich ſollte nicht denken, lieber Herr Paſtor. Ich ſtelle mir Gott als einen liebreichen Vater und nicht als einen Büttel vor, der immer bereit iſt, ſeinen züchtigenden Arm aufzuheben und zu ſtrafen, wo wir oft anders wollten, und vielleicht nicht anders konnten.

Magiſter Schlendrian. Da haben wir's! Gott behüte doch jede fromme Chriſtenſeele vor ſolchen freigeiſteriſchen Grundſätzen. Am Ende wird es gar noch herauskommen, daß Sie keine Hölle glauben.

Der Herr von Süſſenhain. Ich glaube, daß das Gute belohnt und das Böſe beſtraft werden wird, wie, wann und wo? das weiß ich nicht. Ewige Strafe ſcheint mir aber in keinem Verhältniß mit dem Laſter zu ſtehen.

Magiſter Schlendrian (andächtig die Augen verdrehend). Barmherziger Gott! ich bebe vor ſolchen Läſterungen. Und ich ſage Ihnen (hier erhub er ſeine Stimme) kraft meines Amtes als ein Diener am göttlichen Wort, daß aus der Hölle keine Erlöſung ſein wird, daß, wer

sich hier einer geilen Brunst überlassen, dort im feurigen Schwefelpfuhl ewig dafür büßen soll, daß man dort keine Jagdmusik, sondern nur Heulen und Zähnklappen hören wird. Wollen Sie Beweise? hier sind sie.

Er schlug eine große Bibel auf, citirte hundert Sprüche, schrie lauter als ein Major vor der Fronte, und trieb den Herrn von Süssenhain endlich so in die Enge, daß dieser kein anderes Mittel übrig sah, als ihn zur Thür hinauswerfen zu lassen. Auf diesen Befehl hatte der Jäger Matz schon lange gewartet, und der Herr Magister Schlendrian befand sich plötzlich, ohne recht zu wissen wie, auf der untersten Stufe der Windeltreppe, von da er Verwünschungen belfernd seinen Weg in die Pfarrwohnung fortsetzte. Gegen Abend sandte ihm mein Vater durch den Verwalter zu Besänftigung seines geistlichen Stolzes einen Rehbock und ein halbes Dutzend Hasen. Der Verwalter brachte die Antwort, daß, obgleich aus der Hölle keine Erlösung sei, man doch durch Gebet und gute Werke den Zorn Gottes von sich abwenden könne. Mein Vater lächelte und der Verwalter lachte.

Aber so unbedeutend dieser ganze Vorfall auch schien, so hatte er doch sehr ernsthafte Folgen. Der Kranke hatte sich geärgert, die Galle trat ihm in's Blut, seine Wunden verschlimmerten sich, das Fieber wurde immer ärger, und am dritten Tage lag er ohne Hoffnung der Genesung. Er selbst fühlte sein herannahendes Ende, er berief meinen Vater an sein Bett, ließ die Umstehenden hinausgehen, und hielt folgende Rede an ihn:

»Polycarpus, ich will dir ein Geheimniß entdecken, das mich mehr martert, als die fürchterliche Vorstellung der Hölle des Magiſter Schlendrian. Du biſt mein leiblicher Sohn. Der Mann deiner Mutter war ein ehrlicher alter Kauz, der in ſeinem Leben nur eine Haupt- und eine Staats-Action vollbracht hatte. Er beſaß keine andere Tugend als die Ehrlichkeit, deßwegen wurde er allenthalben betrogen, und nirgends geachtet. Es reuet mich von Herzen (hier trat eine Thräne in ſein Auge), daß ich das Eigenthum eines Andern angetaſtet. Zürne nicht auf mich, mein Sohn! ich war damals ein junger Wildfang, ſah immer nur auf den gegenwärtigen Augenblick, und dachte nie daran, daß auch einſt eine ſo ernſthafte Stunde, wie die jetzige, kommen würde. Vergib mir um meiner Reue willen, und laß mich ſterbend wenigſtens ſo viel wieder gut machen, als ich kann.

Mein Vater ſank in ſeine Arme, beide weinten bitterlich. Der Berghauptmann ſandte nach einem Notarius und Zeugen, in deren Gegenwart er meinen Vater feierlichſt an Kindes ſtatt annahm, und ihn zum Univerſalerben ſeines ganzen Vermögens erklärte. Noch in derſelben Nacht verſchied er ſanft. Sein Körper wurde mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten zur Erde beſtattet, bei welcher Gelegenheit der Herr Magiſter Schlendrian eine Rede hielt, in welcher er den Verſtorbenen für fünf Harzgulden fünfundzwanzigmal Hochwohlſelig nannte.

Zwölftes und letztes Kapitel.

Verlobung.

Mein Vater war also nun auf einmal Erb-, Lehen- und Gerichtsherr von und auf Süssenhain, Lindenbusch, Großenholz et caetera, et caetera. Er frug sich oft, ob er träume, und sein ganzes Leben hindurch geträumt habe? Der Küchenjunge, der Straußenwärter, der Bergzehender, der Parkaufseher gingen wie Bilderchen in der Zauberlaterne vor seiner Seele vorüber, er sah Alles wie im fernen Nebel, und nur Minchen's Bild stand mit schimmernden Farben rosig lächelnd vor seinen Augen.

»Was hindert mich noch,« rief er eines Morgens, »ganz glücklich zu sein? Vergebens ruft mich das schallende Horn zum lärmenden Vergnügen der Jagd, ich komme mit Wild beladen zurück und keine Hand, so weich als Pflaum, trocknet mir den Schweiß von der Stirn. Vergebens lächeln mir die gelben Saaten und die braune Wange des zufriedenen Schnitters, vergebens winkt mir der volle Becher, so lange meine Seele nicht jenen wollüstigen Rausch aus Minchen's schwarzen Augen trinken kann. Wohlan! es sei gewagt! ich will nicht länger allein zur Jägerhütte lustwandeln, ich will nicht länger allein die weiten Säle dieser Burg bewohnen, wo in den langen einsamen Gängen nur der hohle Schall meines eigenen Fußtritts mir an die Ohren schlägt.«

Er ſprach es und ergriff die Feder, um an den Herrn van Doelen zu ſchreiben, und ihn einzuladen, ſein rothes Ziegeldach gegen die Burg Süſſenhain zu vertauſchen. In demſelben Augenblick meldete ihm der Jäger Hans drei Fremde, zwei Männer und eine Jungfrau, welche den gnädigen Herrn zu ſprechen verlangten. Er befahl, ſie herein zu führen, und — wer malt ſein Erſtaunen, als er in die Thür treten ſah — den Herrn van Doelen und hinter ihm — das ſchwarzaugige Minchen, und hinter ihr — den alten treuen Schrimps.

Der Leſer wird mir nicht zumuthen, ein Bild zu entwerfen von dem Entzücken, den Freudenthränen, den Umarmungen, dem Stammeln der abgebrochenen Silben, die ſich wechſelsweiſe durchkreuzten. Hundert Fragen für eine, und ehe noch die Antwort darauf erfolgte, wieder eine neue Frage. Endlich erholte man ſich ſo weit, daß man im Stande war einander zu hören, man ſetzte ſich, das Frühſtück wurde gebracht, und mein Vater mußte ſeine Geſchichte zuerſt erzählen. Er that es, ſo zuſammenhängend, als Minchen's vis à vis ihm nur immer verſtatten wollte, und endigte mit der Frage: »nun, lieber Herr van Doelen, laſſen Sie mich erfahren, welchem Zufall ich das Glück verdanke, Sie ſo unvermuthet unter meinem Dache zu bewirthen?"

Hr. van Doelen. Gern, mein theurer Pflegeſohn. Sie ſollen Alles wiſſen, was ſich mit ihrem alten Freunde zugetragen, ſeit dem Tage, an dem Sie meine friedliche

Wohnung am Golfo die Napoli verließen, um Küchenjunge unter einer Räuberbande zu werden. Ich erspare Ihnen die Schilderung unserer Angst, unsers Schmerzes, unserer Thränen um Sie. (Mein Vater sah nach Minchen, Minchen's Auge bejahte.) Ich that allenthalben die eifrigste Nachfrage nach Ihnen, Zeitungen und Wochenblätter nannten dem ganzen neapolitanischen Gebiete Ihren Namen, und beschrieben Ihre Gestalt und Kleidung, leider alles umsonst! wenig Tage nachher langte der ehrliche alte Schrimps bei mir an, und forderte das mir anvertraute Pfand zurück. Ich konnte ihm nur mit Thränen antworten, in Thränen badete ich auch den Brief, in welchem ich Ihrer Frau Mutter Ihre Entfernung meldete. Dieser ehrliche Greis hatte nicht Lust ohne Sie zurückzukehren, auf mein Bitten blieb er bei mir, um sein Leben unter der warmen Zone Italiens zu beschließen.

Vier Jahre lang lebten wir in ununterbrochener Ruhe, und wir beiden alten Männer gewöhnten uns so aneinander, daß auch nur Stunden lange Trennung uns schon wehethat. Wir trieben Gärtnerei, wir machten physikalische Versuche, Sie wissen, daß ich von jeher ein Liebhaber davon war, daß ich sogar diese Liebhaberei auf Sie fortpflanzte. —

Mein Vater. Der Himmel gebe, daß es Ihnen besser bekommen sein möge als mir. (Das Bild des ermordeten Straußes stand lebhaft vor seiner Seele.)

Hr. van Doelen. O es mißglücken den Gelehrten Versuche genug, aber die Fuhrmannspeitsche ist nicht immer

hinterher. Dagegen konnten wir uns freuen wie die Kinder, wenn wir zum Beispiel einige Pflanzen elektrisirt hatten, und sie schossen lustiger und saftiger empor als ihre Nachbarn. Wenn wir denn Abends uns müde und matt gearbeitet hatten, und mein Minchen uns mit freundlichem Gesicht eine frische Milch vorsetzte, das war ein herrlicher Schmaus. (Minchen blickte verschämt nach meinem Vater, meines Vaters Auge bejahte, auf der Stirn des alten Schrimps saß die Rückerinnerung besserer Zeiten und Herr van Doelen fuhr fort:)

Ach! warum entgeht auch die einsame friedliche Hütte nicht den lüsternen Blicken des egoistischen Bösewichts, der die ganze Welt nur für sich geschaffen glaubt! Eines Morgens schlenderte ich mit meiner Familie und meinem Freunde Schrimps nach der Stadt, um das Blut des heiligen Januarius fließen zu sehen, dessen Fest gerade einfiel. Diese Neubegier kostet mir meine Ruhe, mein Vermögen, mein Weib, und nur meine Tochter habe ich gerettet. Schon Tages darauf bemerkte ich zu verschiedenen Malen, daß fremde Männer um mein Haus schlichen, allein ich achtete es nicht. Kurze Zeit nachher fanden sie Minchen am Brunnen, und eröffneten ihr Dinge, die ihr unschuldiges Herz mit Abscheu, und mich der Welt kundigen Mann mit Zittern erfüllten. Von dem Augenblick an lebten wir noch eingezogener als zuvor, und da einige Wochen ruhig verstrichen, so erwachte die Hoffnung in meiner Seele, daß die ganze Begebenheit nur ein vorübergehender Schreck

gewesen, der blos dazu diene, mich meine glückliche ländliche Zufriedenheit doppelt fühlen zu lassen.

Nur zubald entriß das Schicksal mir diesen Wahn. Ich ward plötzlich vor Gericht geladen, und auf meine Frage warum? erhielt ich die Antwort: ich sei schwerer Verbrechen angeklagt worden. Mit einem so schuldenfreien Gewissen als das meinige erscheint man kühn vor jedem Richter. Der erste Punkt der Anklage war: ich sollte am Fest des heil. Januarius gelacht haben. Die Behauptung war grundfalsch, ich habe nie in meinem Leben über religiöse Ceremonien gelacht, sie mochten noch so wunderlich sein, denn ich weiß, welchen Werth der Pöbel darauf setzt. Ich verlangte durch Zeugen überwiesen zu werden, und — wie groß war mein Schrecken! man nannte mir einen der angesehendsten, reichsten Männer der Stadt, der sich erboten, die Wahrheit der Sache durch einen Eid zu bekräftigen. Man ging noch weiter, man machte mir es zum Verbrechen, daß ich vor achtzehn Jahren durch meine Bereitwilligkeit, Sie meinen lieben Pflegesohn zu taufen, Eingriffe in die kirchlichen Gesetze gethan. Ich durchschaute nur zu gut das ganze Gewebe der Bosheit, und zitterte vor meinem Schicksale. Man gab mir unter der Hand zu verstehen, daß es noch in meiner Macht sei, die ganze Sache zu vertuschen, wenn ich mich entschließen wolle, meinen Ankläger zu bestechen.

»Wie!« rief mein Vater erstaunt, »bestechen? Sagten Sie nicht, er sei Einer der angesehendsten und reichsten

Männer der Stadt gewesen? wie konnte er erwarten, von einem Manne, der nur sein dürftiges Auskommen hatte, bestochen zu werden.»

Hr. van Doelen. Guter Jüngling! Sie nehmen das Wort Bestechung im gröbsten Sinne. Nicht immer besticht man mit Gelde; Schmeicheleien, Lobsprüche, kriechende Demuth bestechen oft kräftiger als vollwichtige Dukaten. Aber auch dies verlangte man nicht von mir, ich sollte mehr als mein Vermögen, mehr als mein Leben aufopfern — die Ehre meiner Tochter!

Mein Vater blickte erschrocken auf Minchen, welche mit glühenden Wangen die Augen niederschlug.

Hr. van Doelen. Das war die schändliche Art der Bestechung, die man von einem alten, mit Ehren grau gewordenen Vater erheischte. Nur darum ließ der vornehme Wollüstling seine Spione um meine einsame Wohnung schleichen, nur darum erdachte er die nichtswürdige Anklage, nur darum erbot er sich zum falschen Eide. Ich sah das Schreckliche meiner Lage nur zu gut ein, ich mußte jeden Augenblick befürchten, in Verhaft genommen zu werden, und ich wußte, daß alsdann meine arme Familie der Willkür des Ehrenschänders überlassen blieb, was blieb mir übrig, als meine Zuflucht zur List zu nehmen? Ich stellte mich willig zu allem, und bat nur um eine Frist von wenigen Tagen, um meine Tochter vorbereiten zu können. Sie ward mir gewährt, ich wandte sie dazu an, meine wenigen Habseligkeiten, Alles was ich retten konnte, unter

Begünstigung der Nacht auf ein segelfertiges Fahrzeug zu bringen, und wenig Stunden vor Anbruch jenes fürchterlichen Morgens, der meiner Tochter ihre Unschuld, und ihren Eltern das Leben kosten sollte, verließ ich sammt den Meinigen die friedliche Hütte unter dem rothen Ziegeldach auf immer, schiffte mich ein, und stach mit einem günstigen Winde in See. Wir hatten eine beschwerliche Reise, mein armes Weib hatte durch den Kummer schon so viel gelitten, daß sie bald während der Fahrt gefährlich krank wurde, und am sechsten Tage in meinen Armen verschied. — Ich hatte neunzehn Jahre in einer glücklichen Ehe mit ihr gelebt — (Hier schwieg Herr van Doelen einige Augenblicke und suchte seine Thränen zu verbergen, Minchen schluchzte, der alte Schrimps sah vor sich nieder, mein Vater war sehr bewegt.)

»Gott segne sie!" rief er mit aufgehobenen Händen, »sie war meine Mutter, ich werde ihre frommen Lehren nie vergessen!"

Hr. van Doelen. Dies Zeugniß ist mir lieber, als ein Ehrendenkmahl in Marmor geätzt. Doch lassen wir ruhen die Todten, und wenigstens verharschen die Wunden, die ein unerbittliches Schicksal uns schlug. — Nach einer Reise von sieben Wochen, traten wir auf deutschen Grund und Boden an's Land. Ich ging mit dem alten Schrimps zu Rathe, wir zählten unsere Baarschaft, sie bestand noch beinahe aus zweihundert Dukaten. Wir beschlossen, uns nach Braunschweig zu wenden, wo ehemals

ein alter, steinreicher Bruder meiner Mutter lebte. Da ich, mit meiner kleinen Hütte zufrieden, nie daran gedacht hatte, mich durch sein Erbe zu bereichern, so gestehe ich, daß ich so nachlässig gewesen war, mich seit zehn Jahren mit keiner Silbe nach ihm zu erkundigen. Ich weiß also auch noch nicht, ob er lebt oder todt ist? und wenn er lebt, wie er gegen einen armen, verstoßenen, flüchtigen Verwandten verfahren wird. Ich bin auf der Reise dahin begriffen; schlägt mir meine Hoffnung fehl, so setze ich mich mit dem Rest meiner Dukaten in eine kleine Landstadt, und werde Schulmeister. — Daß der Gott, der unschuldig Verfolgte schützt, meinen Plan begünstigen wird, läßt mich schon der glückliche Zufall hoffen, durch den ich Sie, mein theurer Pflegesohn, wieder gefunden. Als ich durch diese Gegend reiste, erfuhr ich von ungefähr Ihren Vor- und Zunamen, meine Tochter und ich, wir schrien laut auf. — Hier wurde Minchen roth bis an die Ohrläppchen, in meines Vaters Auge blitzte Freude, Herr van Doelen fuhr fort.

Meinem Pflegesohn so nahe zu sein, ohne ihn noch vor meinem Ende zu umarmen, das konnte ich nicht über mein Herz bringen. Ich bin gekommen, Sie an meinen Busen zu drücken, und mich Ihres Glückes zu freuen.

Mein Vater schloß ihn heftig in seine Arme: »wollen Sie das? o Sie können es, Sie sollen es! von Ihnen hängt es ab, mich zum glücklichsten Sterblichen zu machen. Lassen Sie den alten Onkel in Braunschweig in seinem

Fette erſticken, wenn er nicht ſchon längſt vermodert iſt; geben Sie den Schulmeiſterplan auf — wenigſtens leſen Sie erſt dieſen Brief, den ich eben an Sie ſchrieb, als mir Ihre Ankunft gemeldet wurde."

Er reichte ihm das beſchriebene Blatt, welches, wie meine Leſer wiſſen, eine Anwerbung um Minchen enthielt. Ich weiß nicht, welch ein zartes, geheimes Gefühl Minchen den Inhalt des Briefes zuflüſterte, ſie heftete ihr ſchwarzes Auge an den Boden, und ihre volle Bruſt arbeitete ſichtbar unter dem florenen Tuche.

Mein Vater, eingedenk der Definition, welche Herr van Doelen ihm eben von der Beſtechung gegeben hatte, wagte es, ſie mit Blicken zu beſtechen, deren zwar nur wenige trafen, weil ihr ſchwarzes Auge immer die Segel ſtrich, aber auch dieſe wenigen blieben nicht ohne Wirkung.

Nachdem der rechtſchaffene Prediger das Blatt durchlaufen, hob er ſeine Augen auf gegen Himmel, es ſchwamm eine Thräne darin, und ſein Geiſt ſchien mit Gott zu ſprechen. Darauf wandte er ſich zu ſeiner Tochter: »Wilhelmine!" ſprach er in einem feierlichen gerührten Tone, »dieſer Jüngling war einſt dein Bruder, er verlangt heute dein Gemahl zu werden, du weißt wie ich denke, deine Wahl hängt von deinem Herzen ab — willſt du Bedenkzeit?" —

Minchen weinte und reichte meinem Vater die Hand.

»Nun ſo ſegne euch Gott! deſſen Wege ich im Stillen bewundere!"

Eine feierliche Pauſe. Mein Vater drückte Minchen an ſein Herz, Herr van Doelen trat an's Fenſter und trocknete die Thränen, der alte treue Schrimps unterbrach zuerſt das Schweigen durch eine förmliche Gratulation.

Nun herrſchte lauter Jubel in der ganzen Burg Süſſenhain, die Anſtalten zur Vermählung wurden gemacht, mein Vater ſchrieb an den kleinen bucklichten Schneider und lud ihn zur Hochzeit ein, es währte nicht lange, ſo trabte Meiſter Luchs ſingend durch die Schloßpforte, lachte, daß ihm der dürre Bauch ſchwabbelte und verherrlichte das frohe Feſt durch Kerzen, Scherzen und Herzen. Die Bergleute brachten unter dem Schall der Zithern dem jungen Paar ein fröhliches Glück auf! Magiſter Schlendrian arbeitete für fünf Harzgulden ein vortreffliches Epithalamium aus.

Nachſchrift.

So kettet im menſchlichen Leben ſich eine Begebenheit an die andere, ſo hängt oft von der ſcheinbar unbedeutendſten Kleinigkeit unſer ganzes Schickſal ab. Wäre meine Großmutter nicht auf dem feuerſpeienden Berge entbunden worden, ſo hätte mein Vater nie das Glück genoſſen, von einem frommen Prieſter erzogen zu werden; hätte der Sieger der Perſer nicht den Käfer zu hitzig verfolgt, ſo würde er nie der Mörder eines Straußes ge-

worden ſein, und nie nöthig gehabt haben, in der Jägerhütte vor einem Gewitter Schutz zu ſuchen; hätte er in den Schachten des Bergwerks nicht den Kobold verſpottet, ſo hätte der Hunger ihn nie gezwungen, den Ocean zu beſingen; der Wolf mußte die ſpaniſchen Schafe freſſen, und ein Gedicht mit Fenſter-Blei geſchrieben meinen Vater aus dem Gefängniſſe retten, um ihm Gelegenheit zu geben, auf die Feigherzigkeit zweier Buben ſein Glück zu gründen; die Hölle ſetzte ihn in den Beſitz eines Rittergutes, die ſchändlichſte Beſtechung in den Beſitz meiner ſchwarzaugigen Mutter; und wäre das Alles nicht geſchehen, ſo wäre ich auch nicht geboren worden.

Kurze Geſchichte der Flibuſtier,

erzählt nach Raynal.

Vor etwas mehr als hundert Jahren, ehe noch die Engländer auf Jamaika und die Franzoſen auf St. Domingo ſich einniſtelten, wurden die Spanier von Seeräubern beider Nationen, nachmals ſo berühmt unter dem Namen der Flibuſtier, von der kleinen Schildkröteninſel verjagt. Dieſe Inſel liegt zwei Meilen von St. Domingo, ſie ward von den Räubern befeſtigt und zum furchtbarſten Schlupfwinkel der kühnſten Verwegenheit gewählt. Sie bildeten unter ſich kleine Parteien von fünfzig, von hundert und hundertfünfzig Mann; ihre ganze Schiffsmacht beſtand aus einer oft ſehr unanſehnlichen Barke, ohne einen Ruheplatz, ohne Schutz für der brennenden Sonnenhitze und den häufigen Regengüſſen, beide ſo gemein unter dieſem Himmelsſtrich, ja ſogar nicht ſelten in Gefahr, Hungers zu ſterben. Aber ein Schiff ließ ſich ſehen, und vergeſſen waren alle dieſe Mühſeligkeiten. Es ſei ſo groß es wolle, die Flibuſtier entern es, ohne zu berathſchlagen, und ein geentertes Schiff war faſt immer ein verlornes Schiff.

In großer Noth griffen dieſe Räuber allt Nationen an, die Spanier aber immer. Der unverſöhnliche Haß, den ſie dieſem Volke geſchworen, gründete ſich — ſonderbar genug! — auf die Grauſamkeiten, die es ehemals an den

Amerikanern verübt hatte; doch war diese seltsame Menschenliebe nicht die einzige Triebfeder ihrer Handlungen: man hatte ihnen in der neuen Welt Jagd und Fischerei untersagt, sie glaubten, was ein Monarch nie glaubt, daß es auch Dinge gebe, die Gott für alle geschaffen, und der Unwille über dies Verbot mischte sich in das Gefühl der Rache ihrer unterdrückten Brüder. Sie schifften sich nie ein, ohne den Himmel um Sieg anzuflehen, und kehrten nie mit Raub beladen zurück, ohne ihm für den Sieg zu danken.

Die Schiffe, die aus Europa kamen, waren so ziemlich sicher für ihnen, weil sie wußten, sie würden darauf nur Waren finden, deren Verkauf beschwerlich und wenig vortheilhaft gewesen wäre. Aber waren diese Schiffe auf der Rückreise begriffen mit Gold, Silber und Diamanten der neuen Welt beladen, dann lauerte man ihnen auf, dann griff man einzelne Fahrzeuge an, und verfolgte ganze Flotten in der Ferne, Wehe dann dem Schiffe, das zurückblieb, oder durch einen Zufall von den übrigen getrennt wurde, es ward ohne Rettung ein Raub der Flibustier. Der Spanier, starr vor Entsetzen bei dem Anblick eines so unversöhnlichen Feindes, ließ den Säbel aus der Hand fallen und ergab sich ohne Gegenwehr. War die gemachte Prise reich, so schenkte man ihm das Leben; fand sich aber der Sieger in seiner Hoffnung getäuscht, so ward oft die ganze Equipage in's Meer geworfen.

Pierre Legrand, von Dieppe gebürtig, hat auf einer Barke nicht mehr als vier Kanonen und achtundzwanzig Mann, und wagt es, den Viceadmiral der Gallionen anzugreifen. In dem Augenblicke, da er dessen Schiff entert, läßt er seine eigene Barke in den Grund senken, um sich und den Seinigen den Weg zur Flucht abzuschneiden. Die Spanier stehen versteinert bei dieser Verwegenheit, keiner wagt es, sich ihm zu widersetzen. So stürzt er, mit der Pistole in der Hand, bis in die Kajüte des Admirals, der mit seinen Offizieren Karten spielte, er setzt ihm das Gewehr auf die Brust, und zwingt ihn, sich zu ergeben. An der nächsten Küste ward der Admiral mit den meisten seiner Leute ausgesetzt, als eine unnütze Last des Schiffes, das sie so schlecht zu hüten wußten, und man behielt nur so viel Matrosen zurück, als nöthig waren, es zu regieren.

Fünfundfünfzig Flibustier begaben sich in's südliche Meer, und trieben ihre Streifereien bis an die Küsten von Kalifornien. Um das nördliche Meer wieder zu gewinnen, machen sie zweitausend Meilen gegen den Wind in einem bloßen Nachen. Bei der magellanischen Meerenge fällt es ihnen bei, daß es ihnen Schande machen würde, aus einer so reichen See ohne Beute zurückzukommen; sogleich kehren sie wieder um und steuern auf die Straße nach Peru. Sie wittern aus, daß in dem Hafen von Yauka ein bewaffnetes Schiff liege mit vielen Millionen beladen, sie greifen es an, erobern es und reisen damit zurück.

Le Basque, Jonqué und Laurent de Graff kreuzen vor Carthagena mit drei kleinen, übel ausgerüsteten Schiffen; siehe da erscheinen aus dem Hafen zwei große Kriegsschiffe, um diese Räuber zu überwältigen und lebendig oder todt nach Carthagena zu schleppen. Der Kampf beginnt, die Spanier werden geschlagen und ihre Kriegsschiffe erobert. Die Sieger behielten die Schiffe, schickten aber die Mannschaft zurück mit einem Gruß an den Gouverneur: »daß sie solche Schurken nicht brauchen könnten.«

Zu Carthagena wurden einst ansehnliche Reichthümer unter holländischer Flagge eingeschifft, um sie den Räubereien der Flibustier zu entziehen. Michel und Brouage erfahren es, sie greifen die beiden mit diesen Schätzen beladenen Schiffe an, und nehmen ihnen Alles. Die holländischen Schiffskapitäns, empfindlich gekränkt, sich von Fahrzeugen überwunden zu sehen, die weder an Größe noch Stärke sich mit ihnen messen konnten, wagen es, einem dieser Verwegenen in's Gesicht zu sagen: »Ohne Beihilfe deines Kameraden hättest du nicht ungestraft mit uns anbinden sollen!«

»So laß uns von vorne wieder anfangen,« versetzt der stolze Flibustier, »mein Kamerad soll ein ruhiger Zuschauer bleiben. Deine Schätze habe ich dir genommen; schlage ich dich aber zum andern Male, so nehm' ich dir auch deine Schiffe.«

Die vorsichtigen Republikaner fanden es nicht rathsam,

Bibl. Univ. Graz

die Ausforderung anzunehmen; sie entfernten sich schnell, aus Furcht, bei längerem Verzug sie nicht einmal ausschlagen zu können.

Zwei spanische Kriegsschiffe, jedes von sechzig Kanonen, verfolgen Laurent, der mit einem geringen Fahrzeug kreuzte, und ereilen ihn. Laurent, da er sieht, daß die Flucht unmöglich ist, versammelt seine Kameraden, und redet sie folgendergestalt an: »Ihr seid zu erfahren, um nicht einzusehen, welche Gefahr uns droht, und zu tapfer, um sie zu fürchten. Wir müssen hier Alles versuchen und Alles wagen, angreifen und vertheidigen, Tapferkeit, List, Verwegenheit, selbst Verzweiflung steh' uns bei! Weg, Furcht! nur die Schande, nur die Barbarei unserer Feinde müssen wir fürchten! um beiden zu entgehen, auf zur Schlacht!"

Er sprach's, ihm jauchzt die Menge, er ruft den Verwegensten seiner Brüder, und befiehlt ihm laut, beim ersten Signal, das er ihm geben wird, Feuer in's Pulver zu werfen. Dieser Befehl zeigte einem Jeden, daß Sieg oder Tod sein Los sein müsse. Mit majestätischer Kühnheit segelt nun das Schiff mitten zwischen seinen Feinden durch, und gibt zur Rechten und Linken volle Lagen. Und siehe, die Mannschaft der spanischen Schiffe wird durch dieses Kanonenfeuer so lichte, daß sie nicht ferner zu streiten wagt gegen eine Hand voll Unerschrockener, die selbst im Fliehen die Ehre des Sieges davon tragen. Der spanische Kommandant bezahlte mit seinem Kopfe die Schande, mit

der er durch seine Unwissenheit und Feigheit den Namen seiner Nation brandmarkte. In jedem Kampfe blieben die Flibustier sich immer gleich.

Hatten sie ansehnliche Beute gemacht, so begaben sie sich in der ersten Zeit nach der Schildkröteninsel, um sie zu theilen; nachmals aber gingen die Franzosen nach St. Domingo, und die Engländer nach Jamaika. Alle schwuren, nichts vom Raube entwendet zu haben. Wenn — was doch sehr selten geschah — Einer des Meineids überwiesen wurde, so ward er bei der ersten Gelegenheit als infam an einem wüsten Ufer ausgesetzt. Vor allen andern wurden diejenigen belohnt, die im Streite verstümmelt worden waren. Der Verlust einer Hand, eines Armes, eines Fußes trug zweihundert Thaler ein; ein Auge, ein Finger nur die Hälfte. Zwei Monate lang erhielten die Verwundeten täglich drei Livres zu ihrer Heilung. War die Beute nicht groß genug, um diese ehrwürdige Verbindlichkeit zu erfüllen; so war das ganze Volk der Flibustier verbunden, wieder in See zu laufen und so lange zu kreuzen, bis genug da war, eine so heilige Schuld abzutragen.

Wenn auf diese Art Gerechtigkeit und Menschlichkeit befriedigt waren, so theilte man das Uebrige. Der Befehlshaber bekam, so wie die andern, nicht mehr als Einen Theil; war man aber mit seinem Muth, seiner Tapferkeit und Verschlagenheit besonders zufrieden, so bekam er auch wohl drei oder vier Theile. Wer ein Fahrzeug mit Mund-

und Kriegsprovision ausrüstete, bekam den dritten Theil der Beute. Gunst hatte nie Einfluß in die Theilung, das Los entschied Alles. Diese Ehrlichkeit erstreckte sich sogar bis auf die Todten, der Kamerad des Gebliebenen bekam dessen Theil. Fand sich kein solcher, so ward es an die Familie geschickt; hinterließ er weder Kameraden noch Familie, so schenkte man das, was das Los ihm zugeworfen, an Arme und Kirchen, die für die Seele des Abgeschiedenen beten sollten.

Hierauf ging es an ein Schmausen. Wein, Weiber, Spiel und alle Ausschweifungen wurden so lange getrieben, bis nichts mehr übrig war; und stracks erblickte das Meer auf seinen Wellen halb nackte, halb verhungerte Menschen, die es vor Kurzem mit Millionen bereichert hatte. Umsonst verschwendete es seine Schätze von neuem an dies wilde Völkchen; sie hatten immer das nämliche Schicksal. Wenn man sie frug, wie es möglich sei, das so schnell wieder zu verthun, was man mit so mancher Gefahr, durch so manches Wagestück errungen, so pflegten sie ganz naiv zu antworten: „Eben weil wir täglichen Gefahren ausgesetzt sind, müßt ihr uns gar nicht nach eurem Maßstabe messen. Heute lebendig, morgen todt, warum sollen wir sammeln? Unser Kalender geht immer nur bis auf den Tag, den wir *erleben*; nicht bis auf den, den wir vielleicht *erleben werden*. Wir sind keine Geizhälse, weder mit unserm Gelde, noch mit unserm Leben; wir wollen beides genießen."

Als die spanischen Kolonien, die immer auf bessere Zeiten gehofft hatten, ihre Schiffe täglich diesen Verwegenen zum Raube werden sahen; fingen sie bald an, die Schiffahrt überhaupt zu vernachlässigen. Sie opferten Alles auf, was ihre wechselseitigen Verbindungen ihnen an Stärke, Bequemlichkeit und Reichthümern gewährten, und bildeten unter sich kleine isolirte Staaten. Sie fühlten freilich wohl die Unbehaglichkeiten, die aus diesen angenommenen Grundsätzen entstanden; aber die Furcht, in gierige, zum Morden und Plündern gewöhnte Hände zu fallen, war stärker als Ehre, Politik und Interesse. Damals entstand unter ihnen jene Unthätigkeit, die noch bis auf den heutigen Tag herrscht.

Natürlich gab diese Muthlosigkeit der Verwegenheit der Flibustier neue Kraft. Sie hatten sich bis dahin in den spanischen Besitzungen nur selten gezeigt, und höchstens um einige Lebensmittel wegzukapern. Nun aber, da die Beute zur See sich von Tage zu Tage verminderte; fingen sie bald an, von den Küsten zu fordern, was das Meer ihnen versagte. Die reichsten und bevölkertesten Gegenden wurden geplündert und verwüstet. Der Ackerbau und jede Kultur fielen eben so, wie die Schiffahrt, und bald wagten es die Spanier eben so wenig, sich auf ihren Landstraßen zu zeigen, als an ihren Küsten.

Unter den Flibustiern, die auf dieser neuen Laufbahn sich hervorthaten, war vorzüglich Montbars, ein Edelmann aus Languedoc. Ein Zufall ließ ihm in seiner Kind-

heit ein Buch in die Hände fallen, worin die hölliſchen Grauſamkeiten, die die Spanier in der neuen Welt verübten, mit den ſchwärzeſten Farben gemalt waren. Seine junge Seele ward heftig erſchüttert, er knirſchte und weinte, wenn er las, wie Geiz und Fanatismus die blühenden Felder mit Blut gedüngt hatten; er knirſchte und weinte, und ſchwur dieſer unmenſchlichen Nation den bitterſten, unverſöhnlichſten Haß — er ſchwur ihn, und hielt ſeinen Schwur oft bis zur Raſerei. Als er einſt noch auf Schulen, in einem Schauſpiel die Rolle eines Franzoſen übernahm, der mit einem Spanier in Wortwechſel gerieth, warf er ſich plötzlich über ſeinen Mitſpieler her, und würde ihn erdroſſelt haben, hätte man ihn nicht mit Gewalt zu ſich ſelbſt gebracht. — Seine feurige Einbildungskraft ſah immer zahlloſe Völker, erwürgt durch Ungeheuer, deren Raubhöhle Spanien war; er durſtete nach ihrem Blute, um das Blut dieſer Unſchuldigen zu verſöhnen. Der ſonſt ſo ehrwürdige Enthuſiasmus der Menſchenliebe ward in ihm zur grauſamern Wuth, als der Durſt nach Gold oder der Fanatismus der Religion, denen man ſo viele Opfer geſchlachtet hatte. Dieſe Opfer ſchienen im Innerſten ſeiner Seele um Rache zu ſchreien. Kaum hörte er von den Brüdern der Küſte (ſo nannte man damals die Flibuſtier), als von den unverſöhnlichſten Feinden der Spanier reden, ſo ſtand auch ſogleich der Entſchluß feſt in ſeiner Seele, ſich an ſie zu ketten. Er ſchiffte ſich ein.

Unterwegs ſtieß ihm ein ſpaniſches Schiff auf; es ward

angegriffen, und nach damaliger Sitte sogleich geentert. Montbars stürzte mit dem Säbel in der Faust auf den Feind, bahnte sich einen Weg durch dicke Haufen, wüthete zweimal von einem Ende des Schiffes bis zum andern, und stieß Alles nieder, was ihm die Spitze bot. Er siegte, das Schiff ward genommen, die Beute reich. Aber ihn lockte nicht Beute; mit blutiger Wollust betrachtete er zum ersten Mal, während seine Kameraden den Raub theilten, die aufgehäuften Leichen einer Nation, der er unersättlichen Blutdurst geschworen hatte.

Bald bot sich ihm eine neue Gelegenheit dar, diesen Durst zu befriedigen, aber nicht zu löschen. Sein Schiff trug ihn nach St. Domingo. Die französischen Einwohner der Insel brachten nur wenig Erfrischungen an Bord, und entschuldigten sich damit, daß die Spanier ihre Plantagen verheert. »Und das leidet ihr?" rief Montbars trotzig. »Wir leiden es nicht," antworteten sie in eben dem Tone, »und der Feind kennt uns wohl; er hat die Zeit abgelauert, als wir auf der Jagd waren. Aber wir erwarten nur noch einige unserer Kameraden, die noch übler behandelt worden als wir, und dann sollt ihr eure Lust sehen." — »Wollt ihr," versetzte Montbars, »so werde ich an eurer Spitze fechten, nicht um euch zu kommandiren, sondern um mich zuerst in des Feindes Säbel zu stürzen." Die Barbaren begafften ihn vom Kopf bis zum Fuß, das wilde Feuer seines Auges that ihnen wohl; sie nahmen sein Anerbieten an, und er hielt Wort. Als es zum Treffen

kam, erstaunten selbst die Kühnsten über seine Verwegenheit. Der Tollkühne that Wunder der Tapferkeit, und der entschiedendste Sieg krönte seinen Muth. Der Rest seines Lebens blieb gleich diesem ersten Versuch. Er verfolgte zu Wasser und zu Lande die Spanier so wüthend, daß er endlich den Beinamen: der Ausrottende davon trug.

Ein jeder Flibustier bemühte sich in seine Fußtapfen zu treten, und bald sahen sich nun die Spanier gezwungen, sich in ihre befestigten Plätze einzusperren, aber auch da beschloß man sie anzugreifen. Diese neue Art des Krieges erforderte ansehnliche Macht, und die Bündnisse zwischen mehreren Rotten wurden häufiger. Der erste solche Bund, der Aufsehen erregte, sah an seiner Spitze den Olonier, also genannt von Sables-d'Olone, seinem Vaterlande. Vom niedrigen Stande eines Miethlings*) hatte er sich nach und nach bis zum Kommandeur von zwei Barken und zweiundzwanzig Mann emporgeschwungen. Mit diesen bemächtigte er sich auf der Küste von Cuba einer spanischen Fregatte. Als die Gefangenen niedergemetzelt wurden, warf sich ein Sklave zu seinen Füßen, um vielleicht durch eine Treulosigkeit sein Leben zu erkaufen. »Ich war vom Gouverneur der Havana bestimmt,« rief er, »alle Flibustier aufzuhängen, die in unsere Hände

*) Miethlinge, eine Art Menschen, die sich in Europa verkauften, um in den Kolonien drei Jahre als Sklaven zu dienen.

fallen würden, denn er glaubte bereits unſers Sieges gewiß zu ſein." Der Olonier ſchäumte, als er dies ſaubere Geſtändniß hörte, er lies ſich die gefangenen Spanier herbeiführen, und hieb einem nach dem andern den Kopf ab, wobei er jedesmal das Blut aufleckte, das von ſeinem Säbel herabträufelte. Hierauf ſegelte er nach Port-au-Prince, wo vier Schiffe lagen, die beſtimmt waren, Jagd auf ihn zu machen; er griff ſie an, nahm eins nach dem andern weg, warf ihre Mannſchaft in's Meer, und ließ nur einen Einzigen übrig, den er mit folgendem Brief an den Gouverneur der Havana ſandte:

»Du wollteſt mich fangen, ich habe dich gefangen. Zu feige, dich ſelbſt mit mir zu meſſen, ſchickſt du deine feilen Miethlinge gegen mich aus. Du wollteſt die Meinigen hängen laſſen, ich habe die Deinigen in die See geworfen. Ich will die Spanier morden, ſo lange bis ich aus ihren Leichen eine Brücke über's Meer machen kann, und wehe dir! wenn du ſelbſt in meine Hände fällſt." Darauf verſenkte er ſeine Priſen, ſammt ſeinen eigenen Barken, und begab ſich mit der eroberten Fregatte nach der Schildkröten-Inſel.

Hier fand er Le Basque, berühmt durch manche kühne That. Er war es zum Beiſpiel, der unter den Kanonen von Portobello ein Kriegsſchiff wegnahm, das mit fünf bis ſechs Millionen Livres geladen war. Die beiden Abenteurer machten bekannt, daß ſie vereint auf eine wichtige

Unternehmung auslaufen würden, und sogleich sammelten sich zu ihrer Flagge vierhundertundvierzig Mann, der stärkste Hause Flibustier, den man noch beisammen gesehen hatte. Sie segelten nach der Bai von Venezuela, die sich fünfzig französische Meilen weit in's Land erstreckt, eroberten die Festung, die die Mündung vertheidigt, vernagelten die Kanonen, und ließen die Garnison von zweihundertundfünfzig Mann über die Klinge springen. Von da schifften sie nach Maracaibo, das am westlichen Ufer des Sees gleiches Namens, zehn Meilen von dessen Mündung, erbaut ist. Die Stadt ist reich und treibt starken Handel mit Leder, Tabak und Cacao; aber die Straßen, auf denen es sonst so geschäftig wimmelte, waren öde und leer, die Einwohner hatten sich mit ihren Schätzen auf die andere Seite der Bai geflüchtet. Hätten die Flibustier die Zeit benutzt, statt vierzehn Tage zu verschmausen; so würden sie in Gibraltar, am äußersten Ende der See, doch noch erwischt haben, was man ihrer Raubgier entrücken wollte. Statt dessen zerstießen sie sich die Köpfe an Retranchements, die man in der Eil aufgeworfen hatte, siegten zwar endlich, aber bezahlten diesen Sieg mit Blut, und fanden wieder ein leeres Nest, denn alle Kostbarkeiten waren bereits weiter transportirt. Im Aerger hierüber verbrannten sie Gibraltar. Es würde Maracaibo nicht besser ergangen sein, wäre es nicht mit klingender Münze gelöst worden; doch raubten sie zugleich alle Kruzifixe, Gemälde, Heiligenbilder, Glocken u. s. w., um, wie sie vor-

gaben, auf der Schildkröten-Insel eine Kapelle zu bauen und sie damit auszuschmücken.

Während diese Bande die Beute von Venezuela lustig verzehrte: begab sich Morgan, der Angesehenste unter den englischen Flibustiern, auf den Weg nach Jamaika, um Portobello anzugreifen. Sein Plan war so gut angelegt und wurde so glücklich ausgeführt, daß er die Stadt überrumpelte und wegnahm, ohne den Säbel zu ziehen. Um die Citadelle mit eben so leichter Mühe zu erobern, ließ Morgan die Sturmleitern durch Weiber und Pfaffen anlegen, überzeugt, daß Galanterie und Aberglaube die Spanier abschrecken würde, Feuer zu geben auf das, was sie am meisten liebten, am meisten ehrten. Aber solche Narren waren die Spanier doch noch nicht, sie schossen frisch auf ihre Pfaffen und auf ihre Weiber, die Flibustier sahen sich genöthigt, Sturm zu laufen und mit Leichnamen die Schätze dieses berühmten Hafens aufzuwiegen.

Weit wichtiger war die Eroberung von Panama. Morgan kreuzte zuerst an den Küsten von Costa Rica, um auf der Insel St. Katherine, wohin die Uebelthäter der spanischen Indien verbannt waren, Wegweiser zu seinem Vorhaben zu erhaschen. Dieser Posten war so gut befestigt, daß der unerschrockenste General fruchtlos davor hätte liegen können, so lange als einst die Griechen vor Troja. Sobald aber nur die Flaggen der Räuber sich zeigten, schickte der Gouverneur eine heimliche Gesandtschaft mit der Frage: wie er sich ergeben könne, ohne feig zu

ſcheinen?" Man kam überein, daß Morgan um Mitternacht ein entlegenes Fort zum Schein angreifen ſolle, daß alsdann der Kommandant einen Ausfall aus der Citadelle thun werde, um dieſem Fort zu Hilfe zu kommen, daß die Belagerer ihm in den Rücken fallen, und zum Gefangenen machen ſollten, welche Gefangenſchaft unfehlbar die Uebergabe des Platzes nach ſich ziehen werde. Auch ward ausgemacht, von beiden Theilen hitzig zu feuern, aber Niemand zu verwunden. Die ganze Komödie wurde vortrefflich geſpielt. Die Spanier wagten nichts, und hatten doch das Anſehen, ihre Pflicht gethan zu haben. Die Flibuſtier machten einen Steinhaufen aus den Feſtungswerken, ſchifften eine unendliche Menge von Kriegsmunition ein, die ſie zu St. Katherine gefunden hatten, und richteten ihre Segel nach dem Fluß Chagre, der einzigen Straße, die ihnen offen ſtand, um zum Ziel ihrer Entwürfe zu gelangen.

An der Mündung dieſes Fluſſes erhub ein ſteiler Felſen, den die Wellen peitſchten, ſtolz ſein Haupt. Er trug auf ſeinem Rücken ein unzugängliches Fort, vertheidigt durch einen Offizier voller Muth und Fähigkeit, und durch eine Garniſon ihres Kommandanten würdig. Die Flibuſtier fanden zum erſten Male eben ſo harte Köpfe, als die ihrigen, und ſchon waren ſie zweifelhaft, ob ſie die Belagerung fortſetzen oder aufheben ſollten, als ein glücklicher Zufall ihre Ehre rettete. Dem braven Kommandanten, deſſen Namen die undankbare Nachwelt nicht aufbehal-

ten hat, zerschmetterte eine Kanonenkugel den Schädel, und das Fort gerieth in Flammen. Dies doppelte Unglück benutzten die Belagerer und eroberten die Festung im Sturm.

Morgan ließ seine Schiffe da vor Anker, und vertraute sie der Obhut einiger wenigen; er selbst ruderte mit Schaluppen dreiundvierzig Meilen den Fluß hinauf, bis Cruces, wo er aufhört schiffbar zu sein. Hier landete er, und setzte seinen Weg zu Lande bis Panama fort, das nur fünf Meilen davon liegt. Auf einer weiten Ebene unfern der Stadt stieß er auf zahlreiche Truppen, zu seinem Empfang gerüstet; aber er zerstreute sie, wie der Wirbelwind den Staub, und zog siegreich in die verlassene Stadt.

Hier fand er unermeßliche Schätze in Kellern und Brunnen vergraben, und auf Fahrzeugen, die die Ebbe auf trockenem Sande gelassen hatte. Auch die benachbarten Wälder und Höhlen wurden durchwühlt und an die Sonne gezogen die ihnen anvertrauten Kostbarkeiten. Noch nicht zufrieden mit dieser reichen Beute, schwärmten die Unsinnigen im Lande herum, und wo sie einen Spanier, einen Neger oder einen Indianer aus seinem Schlupfwinkel hervorzogen, peinigten sie ihn mit den grausamsten Martern, um ihm das Geständniß verborgener Reichthümer zu erpressen. Ein Bettler in Lumpen, den der Zufall in ein Schloß führte, das die Furcht zur Einöde gemacht, fand daselbst Kleider, deren er sich ohne Umstände bediente.

Kaum war er mit seiner Toilette fertig, als die Räuber ihn erblickten, ihn für den Besitzer des Schlosses hielten, und auf die Folter legten, damit er anzeigen solle, wo er sein Gold vergraben; und als er, der vielleicht in seinem Leben wenig Gold gesehen, nichts gestehen wollte und nichts gestehen konnte, ward er den Sklaven überantwortet, die ihn umbrachten. So gaben die Spanier die Schätze der neuen Welt zurück, wie sie sie empfangen hatten, in Blut gebadet.

Mitten unter dem Gräuel der Verwüstung schlich sich die Liebe in des stolzen Morgan's Herz. Seine Eigenschaften waren eben nicht fähig, zärtliche Gefühle einzuflößen; er wollte die schöne Spanierin, die ihn besiegt, eben so erobern, als eine Festung, das heißt mit Sturm. Aber sie riß sich aus seinen Armen, und rief, flammende Wuth im Auge: »Halt, Bösewicht! die Freiheit konntest du mir rauben, aber nicht die Ehre. Ich kann mich rächen und sterben!" Bei diesen Worten zieht sie einen Dolch aus ihrem Busen, den ihr Morgan mit Mühe entwindet.

Widerstand erhitzt nur heftiger; seine Liebe ward Liebeswuth, auf zärtliches Zuvorkommen folgte nun die grausamste Behandlung. Die stolze Spanierin blieb unerschütterlich, die Flibustier fingen an zu murren, daß ihr Anführer um des Eigensinnes eines Weibes willen sie nun schon einen Monat der Unthätigkeit Preis gegeben, und kurz! Morgan, der nämliche Morgan, der eine Fe-

stung nach der andern einnahm als ein Frühstück, mußte weichen, dem edlen Starrsinn eines Weibes. Panama ward angezündet, der Sieger zog sich zurück mit einer großen Menge von Gefangenen, die einige Tage nachher ranzionirt wurden, und so erreichte er die Mündung des Chagre, wo seine Schiffe ihn erwarteten, mit unermeßlicher Beute beladen.

Diese Beute sollte nun getheilt werden; der angesetzte Tag erschien; Alles lag noch im tiefsten Schlummer begraben, als Morgan mit den vornehmsten Flibustiern seiner Nation eines der Schiffe bestieg und nach Jamaika segelte, strotzend von den Schätzen einer Stadt, in der die Reichthümer der alten und neuen Welt zusammenflossen. Diese Treulosigkeit, von der man kein Beispiel hatte, verursachte eine unaussprechbare Wuth. Die Engländer verfolgten den Räuber, in der Hoffnung, ihm die Beute zu entreißen oder mit ihm zu theilen. Die Franzosen, die der Verlust gleich nahe anging, segelten mit günstigem Winde nach der Schildkröteninsel, von da aus sie verschiedene Streifereien wagten. Aber keine war von Bedeutung, bis um's Jahr 1683, damals entspann sich ein Unternehmen von der größten Wichtigkeit.

Der Urheber des Entwurfs hieß Van Horn, zu Ostende geboren, seit seiner frühesten Jugend aber in Frankreichs Diensten. Sein wilder Muth litt nie, daß Einer der Seinigen ein Zeichen der Schwäche oder Furcht an sich blicken ließ. In der Hitze des Kampfes flog er von

einem Ende des Schiffes zum andern, faßte jeden seiner Leute scharf in's Auge, und wenn einer beim Sausen einer Kanonenkugel sich bückte, so stieß er ihn nieder. Diese sonderbare Mannszucht hatte ihm zum Schrecken der Feigen und zum Abgott der Muthigen gemacht. Mit Männern von Herz theilte er gern seine Beute, die Fregatte, mit der er kreuzte, war seine eigene. Da aber seine neuen Entwürfe eine ansehnlichere Macht erforderten, so verband er sich mit Granmont, Godefroy und Jonque, alle drei Franzosen, alle drei berühmt durch ihre Thaten; und mit dem Holländer Laurent von Graff, noch weit berühmter als sie alle. Zwölfhundert Flibustier sammelten sich unter ihren Fahnen, und so steuerte der Zug auf sechs Schiffen nach Vera Cruz.

Die Landung geschah im Schatten der Nacht, drei Meilen von dem Platz. Der Gouverneur, das Fort, die Casernen, jeder Posten, der einigen Widerstand zu leisten vermochte, ward überrumpelt mit dem ersten Morgenroth. Die Bürger, Männer, Weiber und Kinder flohen in die Kirchen, man verriegelte die Thüren hinter ihnen, und umgab das Gebäude mit Pulvertonnen. Ein Flibustier mit brennender Lunte hatte gemessenen Befehl, die Unglücklichen in die Luft zu sprengen beim geringsten Merkmahl eines Aufruhrs.

Unterdessen ward die Stadt nach Belieben geplündert, die Beute eingeschifft, und nun that man den eingekerkerten Bürgern den Vorschlag, ihre Freiheit und ihr Leben

durch ein Löſegeld von zehn Millionen Livres zu erkaufen. Die armen Menſchen, die in drei Tagen weder gegeſſen noch getrunken hatten, verſprachen mit Freuden Alles, und die Hälfte der Summe ward noch am nämlichen Tage bezahlt. Noch erwartete man die andere Hälfte aus dem Innern des Landes, als ſich plötzlich auf der Höhe ein anſehnliches Corps Truppen, und in der See eine Flotte von ſiebzehn Schiffen zeigte, die aus Europa kam. Die Flibuſtier, ohne vor dieſer Macht zu ſtutzen, zogen ſich mit fünfzehnhundert Sklaven zurück, die ſie als einen kleinen Erſatz der fünf Millionen davonführten, und die Liquidation der ganzen Summe auf eine gelegene Zeit verſchoben. Dieſe Räuber glaubten im Ernſt, daß Gott und ihr Degen ihnen ein unbezweifeltes Recht auf die Reichthümer ihrer Brüder gebe. Sie machten oft, wenn ſie Contributionen einforderten, ſchriftliche Kontrakte, und hatten wohl gar die Frechheit, Intereſſen zu fordern, wenn die Bezahlung zu lange zögerte.

Der Rückzug des Van Horn war glänzend und verwegen. Er ging ſtolz durch die Mitte der ſpaniſchen Flotte, die keinen Schuß wagte, ja die ſogar fürchtete, angegriffen und geſchlagen zu werden. Wer weiß auch, was die Flibuſtier gethan hätten, wären ihre Schiffe nicht mit Geld zu ſchwer beladen geweſen, und hätten ſie hoffen können, auf den feindlichen Schiffen etwas anders als Waren zu finden, die ſie nicht wollten und nicht brauchen konnten.

Ein Jahr war seit ihrer Rückkehr aus dem merikanischen Meerbusen verflossen, als plötzlich der Vorsatz, Peru zu plündern, sich Aller bemeisterte. Die Wahrscheinlichkeit ließ hoffen, mehr Schätze auf einer See zu finden, die gleichsam noch neu und unangetastet war, als da, wo schon lange die Raubgier die Beute vermindert hatte. Die Engländer, die Franzosen, selbst die kleinen Haufen beider Nationen entwarfen, ohne Verabredung, diesen Plan zu gleicher Zeit. Viertausend Mann machten sich auf den Weg. Ein Theil wählte das feste Land, ein anderer die magellanische Meerenge, um zum Ziel seiner Wünsche zu gelangen. Hätte ihr wilder Muth sich einem einzigen geschickten Anführer unterworfen; so war Peru für Spanien verloren; aber für solch einer Subordination hatten sie einen unüberwindlichen Abscheu, immer bildeten sie nur ganz kleine Corps, zuweilen kaum von zehn, zwölf Mann, die zusammentraten und auseinandergingen, nachdem sie bei Laune waren. Unter den Franzosen thaten sich besonders hervor: Grognier, Lecuyer, Picard und Le Sage. Unter den Engländern David, Suams, Pitre, Wilner und Tousle.

Diejenigen dieser Abenteurer, die durch die Meerenge in das südliche Meer eingedrungen waren, warfen sich bei ihrer Ankunft in die ersten Fahrzeuge, die sie auf der Küste fanden. Ihre Kameraden, die bald nachher auf ihren eigenen Schiffen kamen, waren um nichts besser ausgerüstet. In diesem Zustand der Schwäche schlugen, versenkten oder

eroberten sie alle Schiffe, die man gegen sie aussandte. Plötzlich stockte die Schifffahrt der Spanier. Um nicht zu verhungern, mußte man landen, und diejenigen Städte zu plündern versuchen, in die der Feind sich gesperrt hatte. Folgende Plätze wurden nach und nach überrumpelt oder mit Sturm erobert: Seppo, Pueblo Nuevo, Leon, Reulejo, Pueblo Viego, Chiriquita, Esparza, Grenada, Villia, Nicoya, Tecountepec, Mucmeluna, Chuletuqua, Neu Segovien, und endlich Guayaquil, die vornehmste aller dieser Städte.

Grognier kehrte einst siegreich zurück von einer dieser Unternehmungen. Er mußte durch einen engen Paß, und ward plötzlich von einigen verschanzten Bataillons aufgehalten, die sich erboten, seinen Rückzug nicht zu beunruhigen, wenn er ihnen die Gefangenen ausliefern wolle, die er mit sich führte. »Meine Gefangenen!« rief Grognier verächtlich, »ihre Fesseln muß euer Säbel zerhauen, meinen Weg wird mein Säbel mir öffnen.« Er schlug sich durch und zog ruhig seine Straße.

Der Schrecken im ganzen Reiche war allgemein. Die Annäherung der Flibustier, ja selbst nur die Furcht vor ihrer Annäherung, zerstreute schon das Volk. Erschlafft durch den ausschweifendsten Luxus, entnervt durch ungestörte Tirannei, zum Vieh herabgewürdigt wie ihre Sklaven, erwarteten die Spanier nie anders den Feind, als wenn Zwanzig gegen Einen waren, und doch wurden sie geschlagen. Verwischt war das Gepräge ihres edlen, stolzen

Ursprungs; Kriegskunst war ihnen ein Unding, ja kaum kannten sie den Gebrauch des Feuergewehrs; kaum war ihr Widerstand furchtbarer, als ehemals der Amerikaner, deren Asche sie jetzt mit Füßen traten. Dazu kam noch die schreckliche Idee, die sie sich von den Flibustiern machten. Ihre Mönche hatten ihnen diese Räuber als Ungeheuer der Hölle geschildert, und ihre Einbildungskraft hatte das Bild noch mehr ausgemalt. Haß und Furcht waren gleich stark in ihrer Seele.

Aber trotz dieses brennenden Hasses wußte der Spanier sich doch nur an einem Feinde zu rächen, den er nicht mehr fürchten durfte. Sobald die Flibustier einen geplünderten Ort verlassen hatten, und etwa Einer von ihnen beim Angriff auf der Wahlstatt geblieben war; so grub man seinen Leichnam wieder aus, verstümmelte ihn, und that ihm jede Marter an, mit der man gern den Lebenden gepeinigt hätte. Der Abscheu vor den Flibustiern erstreckte sich sogar bis auf die Oerter, die sie betreten hatten. Man verfluchte die Mauern und den Boden der von ihnen verwüsteten Städte. Alles wurde der Erde gleich gemacht, »Anathema! der wieder ein Haus darauf baut!" riefen die Mönche, und siehe, die Einwohner wandten ihren Städten den Rücken, und flohen den Schauplatz ihrer Feigheit und ihrer Schande auf ewig.

Diese ohnmächtige und kindische Wuth mußte natürlich den Feind immer verwegener machen. Nahm er eine Stadt weg, so zündete er sie an allen vier Ecken an, wenn

man sie nicht mit Gold löste; die Gefangenen, deren Freiheit kein Gold erkaufte, wurden ohne Gnade niedergemetzelt. Gold, Perlen und Diamanten waren das einzige Lösegeld, das diese furchtbaren Räuber annahmen; Silber war ihnen zu schwer, und hätte sie nur belästigt.

So rächte das Schicksal den Tod vieler tausend unglücklicher Schlachtopfer, die einst durch das Schwert der Spanier fielen; jeder vertrocknete indianische Blutstropfen wurde durch einen spanischen wieder aufgefrischt, und die nämlichen Berge erklangen vom Gebrüll der Spanier, die einst die Seufzer der armen Indianer wiederhallten.

Aber am Ende geschah, was so oft zu geschehen pflegt: die Räuber selbst genossen ihres Raubes wenig. Viele starben des Klimas ungewohnt, oder durch Ausschweifungen; andere litten Schiffbruch in der magellanischen Meerenge, oder am Vorgebirge Horn; der größte Theil derer, die den Rückweg nach dem nördlichen Meere zu Lande versuchten, ließen ihr Leben oder ihre Beute in den Schlingen, die man ihnen überall legte. Die englischen und französischen Kolonien wurden sehr wenig durch einen Zug bereichert, der vier Jahr dauerte, und fanden am Ende, daß sie noch obendrein die tapfersten ihrer Brüder eingebüßt hatten.

Während die Küsten des südlichen Meeres von Flibustiern überschwemmt waren, schwärmte Granmont in der nördlichen See herum. Granmont war ein Pariser Edelmann, der in Europa nicht ohne Ansehen gedient, und den seine ausschweifende Leidenschaft für Spiel, Wein

und Weiber, dieſe drei Klippen des menſchlichen Verſtandes, unter die Seeräuber geworfen hatte. Er beſaß aber auch Tugenden, die ſeinen Laſtern die Wage hielten; er war höflich, gefällig, großmüthig, beredt, ſcharfſinnig; kurz! er war viel mit Damen umgegangen. Alle dieſe Eigenſchaften, verbunden mit ausgezeichneter Tapferkeit, erhuben ihn bald zu einem der erſten Flibuſtier der Franzoſen. Kaum erſcholl das Gerücht ſeiner Ausrüſtung, als tauſend verſuchte Männer ſich zu ſeiner Flagge ſammelten. Der Gouverneur von St. Domingo, der dem franzöſiſchen Hofe den weiſen Vorſchlag gethan, dieſe herumſtreifenden Abenteurer wo möglich zu friedlichen, arbeitſamen Unterthanen, zu Gliedern von Familien und Anbauern des Landes zu machen, wollte die Expedition hindern, und verbot ſie im Namen des Königs. Viele ſtutzten, aber Granmont trat mitten unter ſie: »Ihr Leichtgläubigen!« rief er, »wie kann Ludwig ein Unternehmen mißbilligen, davon er nichts weiß, daran wir ſelbſt noch vor wenig Tagen kaum dachten?« Ein lautes Jubelgeſchrei jauchzte ihm Beifall zu, und er ſchiffte ſich im Jahre 1685 ein, um Campeche anzugreifen.

Die Landung geſchah ohne Widerſtand. Eine Strecke vom Ufer ſtieß er auf achthundert Spanier, die er ſchlug, bis zur Stadt verfolgte, und ihnen auf der Ferſe nach in's Thor eindrang. Die Kanonen, die er auf den Wällen fand, kehrte er gegen die Citadelle; da ſie aber nur wenig Wirkung thaten, ſann er auf Kriegsliſt, den Platz zu

überrumpeln, als man ihn benachrichtigte, der Posten sei verlassen. In der That war nur ein einziger Artillerieoffizier in der Festung geblieben, ein Mann von Ehre und ein Engländer, der lieber sein Leben auf's Spiel setzen, als feige fliehen wollte. Der General der Flibustier empfing ihn mit Achtung, gab ihm seinen Degen zurück, ließ ihm Alles ausliefern, was ihm gehörte, fügte noch kostbare Geschenke hinzu, und überließ es seiner Willkühr, sich zu begeben, wohin es ihm beliebe. So behaupten Ehre, Muth und Treue ihr Ansehen selbst gegen die, die ihre Gesetze mit Füßen zu treten scheinen.

Die Sieger von Campeche brachten zwei Monate damit zu, die Gegend auf fünfzehn Meilen in der Runde zu durchwühlen, und Alles auszuscharren, was die flüchtigen Einwohner zu retten geglaubt hatten. Nachdem die Beute auf die Schiffe in Sicherheit gebracht worden, that man dem Gouverneur, der mit neunhundert Mann im Felde stand, den Vorschlag, seine Stadt mit Gold zu lösen. Er schlug es aus und sogleich loderte die Stadt in Flammen, und die Festungswerke wurden geschleift. Ein großer Theil des Raubes bestand aus dem kostbaren Campecheholz; das Fest des heiligen Ludwig fiel ein, und im patriotischen Taumel der Freude verbrannten die Franzosen dem heiligen Ludwig zu Ehren für eine Million Campecheholz. Nach dieser glänzenden Narrheit, deren sich nur Franzosen rühmen können, segelten sie zurück nach St. Domingo.

Der geringe Nutzen, den die englischen und französi-

schen Freibeuter von ihren Streifereien auf dem festen Lande gezogen hatten, erneuerte in ihnen wieder den alten Geschmack am Seeraube. Die Flibustier beider Nationen trieben eine Zeit lang ihr altes Handwerk, bis die Franzosen durch verschiedene Umstände von neuem in eine Laufbahn verwickelt wurden, vor der ihnen ekelte.

Einige unternehmende Privatleute rüsteten, unter dem Schutz der Regierung im Jahre 1697, sieben Linienschiffe und eine Anzahl kleinerer Fahrzeuge aus. Diese Flotte stand unter dem Chef d'Escadre Pointis, war mit Landtruppen wohl bemannt und bestimmt, Carthagena, eine der reichsten Städte der neuen Welt, anzugreifen. Große Schwierigkeiten sah man voraus, doch hoffte man Alles, wenn die Flibustier sich entschließen würden, ihnen beizustehen. Sie thaten es, dem Ducasse zu gefallen, der damals Gouverneur von St. Domingo und ihr Abgott war.

Sie flogen zum Gefecht, und thaten mehr noch, als man von ihnen erwartet hatte. Kaum ließ eine Bresche in den Festungswerken der untern Stadt sich spüren, so liefen sie Sturm und pflanzten im Hui ihre Fahnen auf die Mauer. Siegsgeschrei hilft siegen. Ihr Victoria! goß neuen Muth in jedes Herz, neue Kraft in jeden Arm, das stolze Carthagena ward erobert, und sein Fall war das Werk der Flibustier.

Schandthaten aller Art folgten dieser Begebenheit. Der General Pointis, ein ungerechter, geiziger, grausamer

Mann, brach die Kapitulation in allen Punkten. Zwar bewilligte er den Einwohnern aus Furcht vor einer Armee, die sich im Innern des Landes zusammenzog, die Hälfte ihrer beweglichen Reichthümer; aber kaum war die Stadt übergeben, als Alles plünderte, was plündern konnte; die vornehmsten Offiziere zeigten sich als die vornehmsten Spitzbuben. Erst, nachdem sie das Beste des Raubes hinweggeschleppt, durften die Gemeinen die Häuser durchwühlen und Nachlese halten. Den gutherzigen Flibustiern hatte man unterdessen die Wache außer der Stadt anvertraut.

Pointis behauptete, die Beute betrage nicht über sieben bis acht Millionen Livres. Ducasse berechnete sie auf dreißig, andere auf vierzig. Dem sei wie ihm wolle, die Freibeuter sollten, der Vereinbarung zufolge, den vierten Theil bekommen, und bekamen nur vierzigtausend Thaler. Man war bereits unter Segel gegangen, als man es wagte, jenen Unerschrockenen, die den Sieg entschieden hatten, solch einen unwürdigen Vorschlag zu thun. Sie wütheten. Pointis befand sich auf dem Scepter, der in diesem Augenblick zu weit von den andern Schiffen entfernt war, um Hilfe erwarten zu können, die Flibustier beschlossen, ihn zu entern, und der nichtswürdige Kommandant würde ein Opfer der gerechten Rache geworden sein, hätte nicht einer der Mißvergnügten plötzlich ausgerufen: »Warum diesen Hund schlachten, meine Brüder? was nützt es uns? Er ließ unsern Theil zu Carthagena, dort müssen wir

ihn ſuchen.“ Dem Vorſchlag ward Beifall zugejauchzt, wilde Freude verdrängte den ſchwarzen Unwillen, und ſogleich kehrten die Fahrzeuge der Flibuſtier zurück und umzingelten die Stadt.

Der verwüſtete Platz nahm den Feind ohne Widerſtand auf. Die Freibeuter ſperrten alle Männer in den vornehmſten Tempel, und einer unter ihnen hielt folgende Rede an ſie.

„Wir wiſſen wohl, daß wir in euren Augen Böſewichter ohne Religion, ohne Treue und Glauben, mehr Geiſtern der Hölle als Menſchen ähnlich ſcheinen. Eure Schimpfworte bezeichnen zur Genüge euren Abſcheu, und die Weigerung, nicht mit uns, ſondern mit Pointis zu kapituliren, iſt Beweis eures Mißtrauens. Hier ſind wir nun mit bewaffneter Hand und können uns rächen! Eure bleichen Geſichter klagen euer Gewiſſen an, ihr zittert vor verdienter Marter. — Genug! — Erkennt endlich, daß alle die Titel, mit denen ihr unſern Namen ſchändet, nur ihm, dem nichtswürdigen General gebühren, unter dem wir euch ſchlugen. Der Treuloſe, dem wir eure Thore öffneten, hat ſich des Preiſes bemächtigt, den unſer Muth erkämpfte. Seine Ungerechtigkeit führt uns wider unſern Willen zurück in dieſe Mauern. Unſere Mäßigung ſei Zeuge unſerer Aufrichtigkeit. Schafft in Eil fünf Millionen Livres, und ihr habt unſer Ehrenwort, daß wir uns ſchleunig entfernen. Verſagt ihr uns aber dieſen geringen Erſatz; ſo ſchwören wir (hier hoben alle ihre Sä-

bel empor), nicht das Kind im Mutterleibe zu schonen! Fluch über Pointis Haupt! aber Ach und Weh über euch! wo ihr euch einen Augenblick bedenkt."

Nach dieser körnichten Rede bestieg ein Geistlicher die Kanzel, und ermahnte seine Zuhörer auf das Beweglichste, der Nothwendigkeit zu weichen, und Alles auszuliefern, was ihnen von Gold und Kleinodien übrig geblieben. Aber die eindringlichsten Worte, die rührendsten Gestikulationen des Pfaffen, konnten nicht überredender sein, als der aufgehobene Säbel, oder das Wehe über euch! des Flibustiers. Sie brachten Alles, was sie hatten, aber noch war es nicht genug. Man plünderte Häuser, Kirchen und Gräber, aber man fand nichts; und nun wurden die Werkzeuge der Tortur herbeigeschleppt.

Man ergriff vier der vornehmsten Bürger, um das Geständniß zu erpressen, wo die Staatskasse verborgen sei? Alle werden einzeln verhört, und alle betheuren mit so vieler Freimüthigkeit, daß sie es nicht wissen, daß die Habsucht selbst durch den zuversichtlichen Ton der Redlichkeit entwaffnet wird. Indeß geschehen einige Flintenschüsse, um der Menge glauben zu machen, als habe man die vier Häupter der Stadt für ihr hartnäckiges Leugnen mit dem Tode bestraft. Die Flintenschüsse machten mehr Eindruck, als alle vorhergegangene Beredsamkeit; noch am selben Abend lag eine Million zu den Füßen der Freibeuter. Auch die folgenden Tage vermehrte sich diese Summe um eine Kleinigkeit; als aber die Flibustier sahen,

daß die armen Leute wirklich nichts mehr zu geben hatten, schifften sie sich ein. Ein unglücklicher Zufall führte sie mitten unter eine englische und holländische Flotte, die mit Spanien alliirt war. Viele ihrer kleinen Fahrzeuge wurden genommen, oder in den Grund gesegelt, der Ueberrest floh nach St. Domingo. Dies war das letzte merkwürdige Ereigniß in der Geschichte der Flibustier. Und was wurde endlich aus diesen sonderbaren Menschen? wohin zerstreuten sie sich? was hob ihre Verbindungen? was entnervte ihren Muth? Der Ursachen waren mancherlei. Der Krieg des Prinzen von Oranien brachte Zwiespalt unter Engländer und Franzosen. Beide Nationen sahen ein, daß die Flibustier thätige Männer waren, stark an Geist und Leib, fähig, die Kultur ihrer Kolonien schnell zu befördern, wenn sie nur wollten; beide Nationen ergriffen daher allerlei kluge Maßregeln, diese Abenteurer fest zu halten, sie vertrauten den Angesehensten unter ihnen Civil- und Militär-Posten; sie fesselten sie durch schöne Weiber, Haus und Hof und liegende Gründe. Der Flibustier, der nur gewohnt war, die spanischen Besitzungen zu verwüsten, kam nun auch oft in den Fall, sie vertheidigen zu müssen; und endlich — wie war es möglich, so viele außerordentliche Männer zu ersetzen, die täglich dahin starben? Alle diese Ursachen und hundert andere vereinigten sich, die sonderbarste Verbindung zu zerstören, die je der Zufall knüpfte. Ohne Sistem, ohne Gesetze, ohne Subordination, ohne Hilfsmittel, war sie das Wunder

ihres Jahrhunderts und wird das Wunder der Nachwelt sein. Sie würde Amerika unterjocht haben, wäre Eroberung und nicht Raub ihr Ziel gewesen.

Wie oft hatten England, Frankreich und Holland Flotten in die neue Welt geschickt; wie oft waren ihre stolzen Entwürfe an Klima, Mangel und Muthlosigkeit gescheitert: und siehe da! ein kleiner Haufe von Abenteurern, dem, um Krieg zu führen, nicht mehr als Alles fehlt, spielt den Meister einer halben Welt, macht alle Nationen zittern, und vor seiner Flagge streichen die Flaggen der europäischen Monarchen. Was den Flibustiern an Zahl und Macht abging, das ersetzten sie durch Thätigkeit, Vorsicht und Kühnheit. Eine unbegrenzte Leidenschaft für die Freiheit schuf und nährte in ihnen diesen alles unternehmenden Geist, diese nervichte Kraft, dies unbegreifliche Uebergewicht, das weder Taktik noch Regierungsform, weder Besoldung noch Ordensband jemals einflößen werden.

Was war es, das diese romantischen Menschen in Thätigkeit setzte? Nicht die Noth, denn sie kannten sie nicht, und ihre tapfersten Anführer hatten sie nie gekannt; nicht der Geiz, denn sie verschwendeten in einem Tage, was sie in vielen Monaten mit Blut errungen hatten; nicht Vaterlandsliebe, denn sie hatten kein Vaterland; nicht die Ehre, denn hätten sie diese Gottheit gekannt, so manche ihrer Heldenthaten wäre nicht mit schwarzen Flecken der Grausamkeit besudelt; nicht die Hoffnung nach Ruhe,

denn warum ſich täglich in neue Gefahren ſtürzen? warum täglich dem Tode in die Arme laufen?

Welche ſind denn alſo die moraliſchen Urſachen der ſonderbaren Exiſtenz der Flibuſtier? jene Länder, wo das heiße Klima alle ſprudelnde Leidenſchaften zu ewigem Stillſchweigen verdammt zu haben ſcheint, wo Trunkenheit und Taumel der Gaſtmähler die Menſchen aus ihrer Schlafſucht wecken muß; wo feiſte Ruhe und ungefühlte Langeweile Zufriedenheit genannt wurden: jene Länder erſcheinen plötzlich als der Wohnplatz eines ſtürmiſchen Volkes, das mit der Glut der Atmoſphäre die Glut jeder Leidenſchaft einzuſaugen ſcheint. Die Spanier, die Ueberwinder der neuen Welt, ſo brauſend und ſtolz in ihrem Vaterlande, wiegten ſich ſchon lange mit den Ueberwundenen in ſorgenloſer Unthätigkeit; und eine Hand voll Menſchen, geboren unter dem gemäßigſten Himmelsſtrich, entfaltet unter dem Aequator Keime von Kräften, die ungeahnet in der menſchlichen Natur lagen.

Laßt uns zur Quelle dieſer Begebenheiten hinaufſteigen! die Flibuſtier lebten im Innerſten der europäiſchen Regierungsformen, die Feder der Freiheit, ſeit Jahrhunderten durch Sklavenzwang zuſammengepreſt, wirkte mit unglaublicher Kraft, und ſchuf Phänomene, vor denen die Moral ſtaunt. Die Enthuſiaſten aller Nationen vereinigten ſich mit ihnen beim erſten Gerücht ihrer Thaten. Der Reiz der Neuheit, die Einbildungskraft, die jede Entfernung ſo ſchön malt, der Trieb nach veränderter Lage, die Hoff-

nung, sein Glück zu machen, der Durst nach großen Thaten, die Bewunderung, die so schnell zur Nacheiferung führt, die Nothwendigkeit, Hindernisse zu übersteigen, in welche die Unbesonnenheit stürzte, anfeurende Beispiele, die gleiche Vertheilung von Freud und Leid, Glück und Unglück — kurz! diese vorübergehende Gährung, die Himmel, Erd' und Meer, Natur und Glück in Männern erzeugte, die sich heute in Gold und morgen in Lumpen kleideten, heute in Blut und morgen in Wollüsten badeten, dies alles zusammengenommen schuf die Flibustier zum einzigsten Volk in der Geschichte, das aber freilich, gleich einem Meteor, nur einen Augenblick schimmerte und verschwand.

Man pflegt diese Räuber mit Abscheu zu betrachten. Dieser Abscheu ist gerecht, denn ungeachtet sie Treue, Uneigennutz und Großmuth unter sich ausübten, traten sie doch täglich die Menschheit mit Füßen. Aber bewundern müssen wir doch immer, mitten unter so vielen Schandthaten, heldenmüthige Handlungen, würdig in den Jahrbüchern des tugendhaftesten Volkes zu prangen.

Einst hatten die Flibustier sich gegen eine Summe Geldes anheischig gemacht, ein reich beladenes spanisches Schiff zu begleiten und zu schützen. Einer unter ihnen that seinen Brüdern den Vorschlag, sich des Schiffes zu bemächtigen. Kaum hörte dies Montauban, der Anführer des Trupps, als er seine Stelle niederlegte, und begehrte, an's Land gesetzt zu werden. »Du uns verlassen!« riefen alle, »billigen wir denn die Treulosigkeit dieses Nichtswürdigen?«

Der Planmacher ward ergriffen, auf der nächsten Küste ausgesetzt, und die ganze Mannschaft schwur auf Montauban's Säbel, nie wieder mit diesem Menschen zu dienen. Ist das nicht Heldenmuth?

Nein! weder die verflossenen Jahrtausende, noch die Jahrtausende der Nachwelt, werden ein Beispiel solch eines Volkes aufweisen können, fast eben so würdig der Bewunderung, als die Entdeckung der neuen Welt selbst. Freilich gab diese letztere Gelegenheit dazu, denn jede große Seele, jeder starke unternehmende Geist, der in unsern Fesseln vegetirte, floh nach Amerika und ward ein Held.

Das einzige Erbtheil jedes Flibustiers, sein Degen und sein Muth, wie wenig nutzten sie ihm in Europa! Aber dort! Jedermanns Feind, von Jedem gefürchtet, täglich den drohendsten Gefahren ausgesetzt, betrachteten sie jeden Tag als den letzten ihres Lebens, verschwendeten ihre Reichthümer so schnell, als sie sie erworben hatten, stürzten sich in jede Ausschweifung, mischten, noch heiß vom Kampfe, die Trunkenheit des Sieges in ihre Feste, schlungen ihre blutigen Arme um ihre Geliebten, entschlummerten einen Augenblick im Schooß der Wollust, und erwachten nur, um von neuem ihre Säbel in Blut zu tauchen. Ob ihre Leichname im Schooß der Erde oder im Schooß des Meeres einst ruhen würden, das war ihnen gleichgiltig. Ein wildes Herz und ein taubes Gewissen im Busen, ohne Eltern, ohne Freunde, ohne Weiber außer Buhlerinnen, ohne Kinder außer Bastarden, ohne Mitbürger, ohne Vaterland, ohne

irgend einen Bewegungsgrund, der der Kühnheit Schranken ſetzt, und die Liebe zum Leben erzeugt, wagten ſie blind die verzweifelteſten Unternehmungen. Unfähig, Ruhe oder Mangel zu ertragen, zu ſtolz, gemeine Arbeiten zu thun, mußten ſie die Geißel der alten oder neuen Welt werden. Hätten ſie nicht jene Küſten verheert; ſo hätten ſie unſere Provinzen verwüſtet, und ihr Name ſtünde auf der Liſte der berühmten Böſewichter Europens.

Einige Züge

aus dem

Leben des guten Muſäus,

von

der Hand ſeines Schülers entworfen.

Weine, Leſer! wenn du ihn kannteſt — oder weine, daß du ihn nicht kannteſt! —

Weg mit Rednerprunk! ihn zu loben bedarf es keiner hilfreichen Muſe; ich habe ein Herz.

Er war einſt mein Lehrer und wurde mein Freund! — rede, mein Herz! in dir iſt ſein Bild lebendig.

Aber wie ſoll ich Theilnahme erwecken in dem Leſer, der ihn nicht kannte? Was liegt daran, wann er geboren wurde? wann und wo er in die Schule ging? wann er ſich verheirathete?

Laßt mich auf einen Augenblick den alltäglichen Leichenredner machen. Ihr werdet freilich da nichts ſehen, als was ihr täglich ſeht. Doch es iſt der Grund des Gemäldes, und der muß doch auch gemalt werden.

Johann Karl Auguſt Muſäus ward geboren zu Jena im Jahre 1735. Sein Vater war Landrichter daſelbſt, wurde aber bald als Rath und Amtmann nach Eiſenach verſetzt.

Der Sohn, ein offener, munterer Knabe, gewann das Herz ſeines Vetters, des Superintendenten Weiſſenborn in Allſtädt, der ihn zu ſich, und ein Jahr darauf, als er Generalſuperintendent in Eiſenach wurde, dahin mit ſich zurück nahm. Er war damals neun Jahr alt, und blieb in dem Hauſe ſeines Wohlthäters bis in ſein neunzehntes Jahr. Der gute alte Mann hielt ihn wie ſeinen eigenen Sohn,

und gab ihm eine anſtändige Erziehung. Vierthalb Jahre ſtudirte der Jüngling in Jena, ward daſelbſt Magiſter und Mitglied der deutſchen Geſellſchaft (das bedeutete damals mehr als jetzt), kehrte darauf zu ſeinen Eltern zurück, und lebte einige Jahre in Eiſenach als Kandidat des Predigtamts, predigte auch oft daſelbſt mit Beifall. Ein Zufall verſchloß ihm dieſe Laufbahn. Er ſollte Pfarrer in Pfarrode werden, einem Dorfe unweit Eiſenach; aber die Bauern wollten ihn nicht, weil er einmal getanzt hatte.

Im Jahre 1763 wurde er Pagen-Hofmeiſter am Weimariſchen Hofe, und ſieben Jahr nachher Profeſſor am daſigen Gymnaſium. Bald darauf verheirathete er ſich mit Juliana Krüger, und wurde Vater von zwei Söhnen.

Das iſt der Schlendrian ſeines Lebens. Nichts zeichnete ihn aus unter Tauſenden um ihn her, als ſein Kopf und ſein Herz.

Der Geiſt des Schriftſtellers lebt in ſeinen Schriften. Leſet und bewundert! Aber das Herz des Menſchen — ach! laßt mich verſuchen, euch das zu ſchildern.

Er ſchrieb Satyren, und hatte keinen Feind. Welch ein Lobſpruch! und wie buchſtäblich wahr iſt er! In den Ringmauern von Weimar athmete niemand, der ihm übel wollte, denn ſeine Laune war nie mit Galle gemiſcht, die Pfeile ſeines Witzes waren nie in Gift getaucht. Hochachtung der Größern und Liebe der Geringern folgten ihm auf jedem Fußtritt.

Noch sehe ich ihn, wie er täglich, mit dem Buche unter dem Arm, aus seinem Hause in's Gymnasium ging, wie rechts und links die Bürger ihn so freundlich grüßten, und er so höflich, immer mit dem Hute in der Hand, sein »schönen Dank!" ihnen zulächelte. Und wenn er spaziren ging vor das Thor, an den Krautfeldern herunter, und die Bürger arbeiten sah, so unterhielt er sich mit einem jeden, und immer sprach er so, daß es den interessirte, mit welchem er sprach: von Wirthschaft und Hauswesen, von Rüben und Kartoffeln. Gern ließ dann der fleißige Landmann Hacke und Spaten ruhen, hielt seine Mütze in der Hand und wurde geschwätzig. Aber auch er hielt seinen Hut in der Hand, und bedeckte sich nicht eher, bis der andere seine Mütze wieder aufsetzte. So stahl er sich in alle Herzen, und man durfte nur den Professor Musäus nennen, wenn man ein freundliches Gesicht sehen wollte.

Als er im Jahre 1780 in eine schwere Krankheit fiel, holte einst seine Magd Brot aus einem Bäckerladen. »Was macht denn Ihr Herr?" frug der Bäcker. Ach! er ist sehr schlecht! »Gott wolle ihm helfen!" sagte der Bäcker, »ich kenne ihn nicht, aber ich sehe ihn zuweilen hier vorbei gehen, und ich habe so viel Gutes von ihm gehört."

So liebten ihn Bekannte und Unbekannte. Der Zauber, dessen er sich bediente, war die Höflichkeit.

Es liegt manchem Narren so viel daran, im Gespräch seinen Titel zu hören. Musäus ermangelte nie, denselben alle Augenblicke einfließen zu lassen; und wenn er zum

Beispiel nicht recht gewiß wußte, ob der, mit dem er sprach, Rath oder Hofrath sei, so nannte er ihn lieber Herr Hofrath, um auf keinen Fall zu verstoßen. Ein Edelmann, war er gleich nur Fähnrich, war bei ihm immer Ew. Gnaden. Das, sagte er oft ganz trocken, kostet mich ja nichts. Niemand verstand besser als er die Ansprüche jedes Narren in Gottes Namen gelten zu lassen, jedem nachzugeben, dem viel daran gelegen war, Recht zu behalten, keine Thorheiten anzutasten, außer mit der Feder in der Hand, und keine Schwachheiten aufzudecken, seine eigenen ausgenommen.

Ja seine eigenen kleinen Launen und Sonderbarkeiten waren oft das Ziel seines Witzes. Stunden lang erschütterte er das Zwergfell seiner Freunde, wenn er mit der gutmüthigsten und trockensten Laune von der Welt anfing, sich über sich selbst oder über seine Frau lustig zu machen. Unnachahmlich war seine Art und Weise, aus den geringfügigsten Kleinigkeiten eine drollige Erzählung zu machen, und ich werde mich wohl hüten, ihm seine kleinen allerliebsten Geschichtchen nachzuplaudern, welche in diesem Augenblicke dutzendweise vor meinem Gedächtnisse schweben.

Nur selten verließ ihm seine liebenswürdige Heiterkeit, obgleich oft körperliche Leiden, und besonders heftige Kopfschmerzen ihn quälten, und obgleich sein Leben nur eine Kette von Mühseligkeiten war. Vier Stunden täglich raubte ihm sein Amt, bei karger Besoldung. Um die schmalen Einkünfte zu verbessern, gab er noch überdies einige Privatstunden in der Geschichte u. s. w. an junge Damen

oder Herren vom Adel. In den ersten sechs oder acht Jahren seines Ehestandes nahm er auch Kostgänger in seinem Hause auf, meistens junge Liefländer, deren Körper und Seele er verpflegte. Doch endlich ward er gewahr, daß er eine unversiegende Quelle gewisserer Einkünfte in seinem Kopfe mit sich herumtrage, und nun ward er Schriftsteller.

Wenn wir auch der Physiognomik des schwärmerischen Lavater sonst nicht viel verdanken, so ist das Verdienst doch groß genug, die physiognomischen Reisen veranlaßt zu haben. Mit diesem launichten Werke trat jetzt Musäus, doch ohne sich zu nennen, auf die Bühne der deutschen Literatur, nachdem seine Muse lange Jahre geschlummert hatte. Denn nicht die Erstlinge seines Geistes opferte er hier. Schon in seinen Jünglingsjahren, als der englische Grandison den Deutschen die Köpfe verdrehte, wie späterhin der deutsche Werther, schon damals schwang er mit nicht schwacher Faust die Geißel der Satyre, und schrieb den zweiten Grandison, ein Werk, welches den Jahrzehend, in welchem es erschien, wahrlich keine Schande macht. Auf Bitten des armen Verlegers, seiner damaligen Hebamme, welcher, nach Erscheinung der physiognomischen Reisen, auch von dem wachsenden Ruhme ihres Verfassers Nutzen zu ziehen wünschte, entschloß er sich im Jahre 1781, blos aus Herzensgüte, für ein höchst karges Honorarium, zu einer gänzlichen Umarbeitung dieses Werkchens, und so ist es noch heute ein Buch voll origineller Laune;

eben so belustigend, wenn gleich nicht eben so bekannt, als Siegfried von Lindenberg.

Außer diesem ersten Versuche haben wir aus seinen frühern Jahren nichts von Bedeutung aufzuweisen. Das Gärtnermädchen, eine komische Oper; die vier Stufen des menschlichen Alters, ein Vorspiel mit Gesang; Rezensionen in der allgemeinen deutschen Bibliothek und einige Gelegenheitsgedichte ist alles, was er dem Druck übergab.

„Wie!" höre ich fragen, „ein Mann wie Musäus schrieb Gelegenheitsgedichte!" Ja, und was noch mehr ist, Gelegenheitsgedichte für Geld. Deutsche Dichtkunst ist eine Pflanze, die nur selten ein Fürst begießt und pflegt, und unter Glas vor rauher Witterung bewahrt; eine Pflanze, die ihre Nahrung, mit den gemeinsten Pflanzen um sich her, aus einer Luft, aus einem Boden ziehen muß. Wie manchesmal habe ich den verdienstvollen und kargbesoldeten Musäus, wenige Tage vor dem Neujahrsfeste, beschäftigt angetroffen, mitten unter dem Schnarren der Spinnräder und Kindergeschrei (denn nur Ein Zimmer faßte die ganze Familie) für den Küster der Stadtkirche zu Weimar ein Neujahrslied zu dichten, wofür ihm dieser einen Laubthaler bezahlte, es dann gedruckt, sammt der Liste der Gebornen und Gestorbenen, in Goldpapier binden ließ, und den Leuten in die Häuser trug.

So preßte der immer emsige Vater und Gatte wider Willen aus seinem Kopfe manchen unbedeutenden Reim, indessen vielleicht manches Meisterstück in seiner Einbil-

dungskraft ſchlummerte, weil kein Küſter ſein Intereſſe dabei fand, es zu bezahlen.

Doch auch ſeine grenzenloſe Beſcheidenheit, ſein Mißtrauen in eigene Kräfte waren Schuld daran, daß er nicht eher eine glänzende Rolle unter den guten Köpfen ſeiner Zeit ſpielte. Erſt dann, als Sehnſucht nach häuslicher Ruhe ihn beſtimmte, ſich alle Koſtgänger vom Halſe zu ſchaffen, erſt dann grub er nach dieſer Quelle, die ſo reichhaltig hervorſprudelte.

Zwar, er ſelbſt war der letzte, der ſich von dem innern Gehalt ſeiner Schriften überzeugte. Beſcheiden unterdrückte er ſeinen Namen vor den phyſiognomiſchen Reiſen; nur wenig Perſonen wußten um ſeine Autorſchaft; er lauerte auf das Urtheil der Welt, ſchwieg noch immer als Fama ſchon in ihre Poſaune ſtieß, und litt geduldig, daß alle gelehrte Zeitungen andere Männer als Verfaſſer nannten.

Als endlich der Name Muſäus an den Platz jener dunklen Namen trat, als der Verfaſſer der phyſiognomiſchen Reiſen Sitz und Stimme neben Swift und Rabener nahm, und das deutſche Publikum ihn Beifall jauchzend anerkannte: da blickten auch die ſchönen Geiſter, deren das feine und glückliche Weimar ſo manchen beherbergt, bewundernsvoll ſich unter einander an, ſtaunend, einen Mann in ihrer Mitte zu ſehen, den ſie bisher nicht für ihren Gildegenoſſen erkannt hatten. Alles drängte ſich zu ihm. Alles wetteiferte, ihm Bewunderung zu zollen, ſein Haus wurde nicht leer, und ſein kleiner Knabe war dieſer

Art Besuche schon so gewohnt, daß er einst durch's Fenster blickend rief: »da kommt wieder Einer, der den Papa loben will."

Dem bescheidenen Manne stieg dieser Weihrauch nicht zu Kopfe. Er blieb wie er war, erhaben über seinen Ruhm, und zufrieden als Hausvater ein Mittel gefunden zu haben, kargen Erwerb und Ruhe mit einander zu vereinigen. Kargen Erwerb, sagte ich, denn seine Verleger bezahlten ihn schlecht*). Zwei Laubthaler erhielt er für den Bogen seiner physiognomischen Reisen, ein Werk, bei welchem Herr Richter in Altenburg Tausende verdient hat**).

Die Bahn war gebrochen, und er fuhr fort zu schreiben. Die Volksmärchen, Freund Hein's Erscheinungen, die Straußfedern, sind in aller Leser Händen, ihr Lob in aller Leser Munde. Wenigen aber ist vielleicht bekannt, daß, als er den Gedanken faßte, Volksmärchen der Deutschen zu schreiben, er wirklich eine Menge alter Weiber mit ihren Spinnrädern um sich her versammelte, sich in ihre Mitte setzte, und von ihnen mit

*) Ich bitte hier zu Gunsten meines Freundes Steiner in Winterthur eine gerechte Ausnahme zu machen. M.

**) Und dennoch verkummert dieser Mann anjetzt der Witwe den kleinen Nachschuß für die neuern Auflagen der physiognomischen Reisen. Sie hat ihn gerichtlich deshalb belangen müssen, und ich behalte mir vor, den Ausgang dieser Sache und das Verfahren des Herrn Richters dabei, zur Warnung jedes Schriftstellers, dem Publikum vor Augen zu legen.

ekelhafter Geschwätzigkeit vorplaudern ließ, was er hernach so reizend nachplauderte. Auch Kinder rief er oft von der Straße herauf, wurde mit ihnen zum Kinde, ließ sich Mährchen erzählen, und bezahlte jedes Mährchen mit einem Dreier. — Eines Abends kam seine Frau von einem Besuche zurück. Als sie die Thür des Zimmers öffnete, dampfte ihr eine Wolke von schlechtem Tabak entgegen, und sie erblickte durch diesen Nebel ihren Mann am Ofen sitzend, neben einem alten Soldaten, der sein kurzes Pfeifchen zwischen den Zähnen hielt, tapfer d'rauf los schmauchte, und ihm Mährchen erzählte.

Jede Stunde, die seine Berufsgeschäfte ihm gönnten, war lehrreicher Belustigung des Publikums gewidmet. Ein kleiner Garten an der Ilm mit einer Hütte, nur eben groß genug, um einen Tisch und ein paar Stühle zu fassen, lud im Sommer ihn oft in seine Schatten ein. Da war es so still und kühl, und nur der Fluß murmelte leise. Ach! da habe ich oft an seiner Seite gesessen, er für die Nachwelt dichtend, und ich, den Musen meine Erstlinge opfernd. Wenn er dann ein paar Seiten geschrieben hatte, so machte er mir zuweilen die Freude, mir das vorzulesen. Vergib mir Leser, daß ich bei diesem süßen Andenken verweile! es waren die schönsten Stunden meiner Jünglingsjahre. Wenn wir des Abends nach Hause gingen, so rauften wir vorher im Garten ein paar Dutzend Radießchen aus, um unsere frugale Mahlzeit damit zu würzen. Wenn wir spät uns trennten, so gaben wir uns die Hand darauf, den andern

Morgen früh um sechs Uhr wieder im Garten zu erscheinen, und wer der Letzte war, mußte den Andern mit Kaffee bewirthen. Oft traf sich's dann, daß wir am andern Morgen zu der bestimmten Zeit, auf entgegengesetzten Wegen, beide nur noch gleich fern vom Garten waren; wenn er nun von weiten durch seine Lorgnette mich erblickte — noch sehe und höre ich ihn, wie er dann zu laufen begann, und dabei lachte, daß ihm der Athem verging, um mir um einige Schritte zuvor zu kommen. So einfach und so schuldlos waren alle seine Freuden! Süße Stunden! ihr kehrt nie zurück!

In den letztern Jahren seines Lebens hatte er auf der Altenburg bei Weimar sich ein Plätzchen gekauft, selbst einen Garten angelegt, und ein kleines niedliches Häuschen gebaut. Die Herzogin Amalie, diese Freundin und Vertraute der Musen, möblirte die Freistadt des Dichters. Es ward sein Lieblingsaufenthalt. Dort sah er still glücklich jeden Strauch wachsen und gedeihen, den er selbst gepflanzt hatte. Ach! daß er nicht jeden Strauch zum Baume werden sah!

Seine Witwe hatte dieses Plätzchen mittelst einer Lotterie veräußert. Die herrliche Aussicht weggenommen, so war es noch wenig werth; aber Musäus hatte da gelebt und geschrieben — es war viel werth! Leser, wenn du jemals von Jena nach Weimar fährst, und dein Wagen den Berg bei Weimar herunter rollt, so blicke linker Hand auf das kleine liebe Plätzchen, und weine, wenn du seinen ehemaligen Besitzer kanntest — oder weine, daß du ihn nicht kanntest!

Ach! er war ein seltener Mensch! der von außen wenig schien, weil er in seinen Gesprächen nie mehr Verstand durchschimmern ließ, als der, mit dem er sprach, ertragen konnte, weil er jedem Thoren seine Thorheit ließ, den Narren nie an seiner Kappe zupfte; weil er mit dem Witzlinge nicht das gemein hatte, daß er keinen witzigen Einfall verschlucken konnte; und endlich, weil er den Schmuck seines Körpers vernachlässigte, verachtete, immer und immer in seinem grauen Rocke und seiner runden, übel genug frisirten Locke einher ging, und seiner Frau einen großen Gefallen zu erzeigen wähnte, wenn er einmal ein neues Kleid anzog, welches sie ihm heimlich hatte machen lassen.

So wenig aber auch er selbst auf Kleiderprunk achtete, so sah er doch seine Frau gern geputzt, sein liebes Julchen, für welche er bis an seines Lebens letzten Hauch der zärtlichste Gatte, wie für seine Söhne der beste Vater war. Oft wurde er mit den Kindern zum Kinde. Nie habe ich ihn froher und heiterer gesehen, als am Weihnachtsfeste, wenn die Kinder auf den heiligen Christ warteten. Da ließ er sich's nicht nehmen, die ganze Veranstaltung selbst zu treffen; da saß er so emsig, und vergoldete Rosinen, Aepfel und Nüsse, schnitt Wachsstöcke zu, putzte Zuckerbäume aus, setzte einen Engel mit einer Fahne von Flittergold oben darauf, und wenn alles fertig war, so zündete er die Lichter selbst an, rief mit Jubelgeschrei die harrenden Kinder herein, hüpfte und sprang unter ihnen herum, und war glücklich wie sie.

Oft that er kleine Reisen zu Fuß nach Jena oder Gotha. Dann war er immer mit einem Regenschirme ausgerüstet, den er, nach Beschaffenheit der Umstände, gegen Sonnenstrahlen oder Regen nützte, oder, wenn der Wind ihm in's Gesicht blies, vor den Bauch hielt. Dabei ging er mit aufgeknöpfter Weste, und trug sein Kleid und einige Wäsche an einem Stocke auf der Schulter! unbekümmert, ob man ihn in diesem Aufzug für einen Handwerksburschen nehmen werde. Ich habe einst in seiner und Klinger's Gesellschaft eine solche Reise nach Gotha mit gemacht. Dort kaufte er für seinen Knaben ein Steckenpferd, und da er auf dem Rückwege nicht recht wußte, wo er es lassen sollte, so band er auch das noch an seinem Stocke fest, und zog, so abenteuerlich herausstaffirt, durch die Thore von Weimar. Man kannte seine kleinen Eigenheiten, man lächelte darüber, und liebte ihn darum nicht minder.

Ach! warum war Freund Hein nicht dankbar gegen diesen Mann, der einst seine Erscheinungen so lieblich bildete! Musäus starb im Oktober des Jahres 1787, im 52sten Jahre seines Alters, an einer höchst seltenen Krankheit, einem Polypen am Herzen. Daher wurde ihm das beneidenswerthe Glück, daß sein Tod die Sache eines Augenblicks war — aber welch ein Augenblick für Alle, die ihn liebten!

Den Grund zu dieser Krankheit mochte er seit langen Jahren wohl selbst gelegt haben; denn dieser, in Rücksicht seines Körpers äußerst mäßige Mann, erlaubte doch oft sei-

ner Seele zu schwelgen. Wann er den lieben langen Tag seine mühselige Berufsarbeit vollbracht hatte, so setzte er sich gewöhnlich des Abends nach dem Essen an seinen Schreibtisch, dichtete bis um zwei Uhr des Morgens, und rauchte Tabak und trank kalten Kaffee dabei. So verpraßte er seine Geisteskräfte, trotz dem öftern Bitten und Flehen seiner Gattin und Aller, die ihn liebten, das heißt: Aller, die ihn umgaben. Schon lange litt sein Körper, manches Symptom warnte ihn, er achtete nicht darauf — und unterlag.

Zeugen der Liebe seiner Mitbürger waren die Thränen, welche am Tage seines Leichenbegängnisses flossen, die zahlreiche Menge, welche unverabredet herbeiströmte, die Lobrede, welche der große Herder unaufgefordert ihm hielt, und endlich das schöne einfache Denkmahl, welches kurz nach seinem Tode ihm auf dem Kirchhofe zu Weimar errichtet wurde, von — man weiß nicht von wem! Da springt auch an der Mauer der St. Jakobskirche sein sehr ähnliches Basrelief in die Augen, darunter erblickt ihr eine Urne, welche auf einem Buche steht, mit der Ueberschrift: dem unvergeßlichen Musäus.

Ja wohl unvergeßlich! O Geist meines theuern Musäus! meines Freundes! meines Lehrers! schwebe hernieder und hauche sanft die Thräne von meiner Wange, in welcher die Buchstaben zittern, die mein Herz meiner Feder vorsagte!

Leſer! wenn es euch vorkam, als hätte ich euch manches erzählt, das unwerth ſei der Nachwelt aufbehalten zu werden, ſo verzeiht dem Ausbruch meiner Empfindung! Denkt, ihr gingt bei einem Grabe vorüber, wo ein Sohn um ſeinen Vater weint, und Blumen, ſo gut er ſie hat, auf den Hügel wirft — nicht wahr, ihr würdet ſtehen bleiben, und eure Mitleidsthräne dem Bekümmerten nicht verſagen? Ach! und hättet ihr ihn gekannt, den rechtſchaffenen Mann, den treuen Gatten, den liebreichen Vater, den biedern Freund, immer heiter, immer zufrieden mit dem Wenigen, das ihm der Himmel gab, immer theilend mit dem ärmern Bruder das Wenige, das ihm der Himmel gab, nie ſich bückend vor Rang und Gold, um ſich Gönner zu erſchmeicheln, nie — —

Doch halt! warum wirſt du unwillig, lieber Geiſt? — Folgte die Beſcheidenheit, die deines Lebens Gefährtin war, dir auch in's Reich der Schatten? Wohlan! ich ſchweige — und weine!

Auguſt von Kotzebue.

Die gefährliche Wette.

Ein kleiner Roman in zwölf Kapiteln.

Ein Pendant zu der Geſchichte meines Vaters.

Meine väterliche Instruktion

für

diesen Knaben.

Flattere hin, du Kind meiner muthwilligen Laune, über das baltische Meer. Dort wird dir unter dem 59sten Grade ein hoher Thurm entgegenwinken, dem heiligen Olaus geweiht. Bald nachher wird vor deinen Blicken am sandigen Ufer eine Stadt sich ausbreiten, ihr Name ist Reval. Da wohnen der guten Menschen viele, aber ich adressire dich für dieseemal nur an Einen. Dieser Eine ist der Besten Einer, sein Name ist Friedrich von Ungern Sternberg.

Merke wohl auf, du windiger Bube, wie du es anfangen musst, daß du ihn findest. Sobald das Schiff, mit welchem du segelst, im Hafen die Anker geworfen, und der Offizier des Wachtschiffes deinen Paß gehörig durchgesehen, und deine kleine Person nicht für kontreband erklärt hat: so setzest du dich in eine Schaluppe, landest an der Brücke, steigst aus, und begibst dich durch die große Strandpforte in die Stadt. Da gehst du nun die ganze lange Straße hinauf, und grüßest zu beiden Seiten alle guten Freunde und Bekannte, die sich deines Vaters erinnern.

Dann wirst du am Ende der Straße auf ein Thor stoßen, das geleitet dich zu einem Berge, den musst du erklettern. Wenn du oben bist, so zeigt sich deinen herumschweifenden Blicken zuerst ein hohes

Gebäude, das iſt das Schloß. Laß es linker Hand liegen, und beſieh in dem Hauſe neben an mit dankbaren Empfindungen den großen, rothen Seſſel, von welchem die huldreichſte Monarchin deinen kränklichen Vater auf ein ganzes Jahr dispenſirt hat. Dann eile vor der Domkirche vorbei, wo immer viel Zugwind iſt, und ſchlage dich in eine kleine Straße rechter Hand, am Ende derſelben öffnet ſich dir die Ausſicht auf's hohe Meer. In einem großen Hauſe rechter Hand klopfſt du beſcheiden an die Thür eines Zimmers, welches parterre gelegen iſt, öffneſt ſie leiſe, und erblickſt an einem Tiſch, am Fenſter ſitzend, einen ſchönen, jungen Mann, mit dem Pinſel in der Hand. Dieſer Mann, Bube, iſt mein Freund! nenne ihm deinen Vater, und er wird dich freundlich empfangen, wenn er auch ſonſt eben kein großes Behagen an dir finden ſollte. Dieſer Mann hat deinem Vater viele ſeiner kranken Stunden erleichtert, viele ſeiner Launen ertragen, jeden Kummer und jede Freude mit ihm getheilt.

Grüße ihn recht freundlich von mir! ſage ihm, daß ich auch in der Ferne mit der zärtlichſten Sehnſucht ſeiner täglich gedenke, und daß der Bund unſerer Freundſchaft mir heilig ſein wird diesſeits und jenſeits des baltiſchen Meeres, diesſeits und jenſeits des Grabes.

Uebrigens führe dich gut auf in dem Lande, dahin du reiſeſt, denn es iſt ein Land, in welchem dein Vater immer viel Liebes und Gutes genoſſen hat.

Geſchrieben zu Weimar, am 3. Oktober 1790.

Die gefährliche Wette.

(Ein muthwilliger Scherz, welcher auf die nämliche Art entſtanden iſt, wie die Geſchichte meines Vaters im Anfang dieſes Bandes. Die Worte lieferte mir mein Freund Friedrich von Ungern Sternberg, und das iſt Alles, was ich davon zu ſagen weiß)

Schuſter. Ring. Tabaksdoſe. Gemälde. Orkan. Feuersbrunſt. Schnurrbart. Rendezvous. Badewanne. Thurm. Gelächter. Richter.

Erſtes Kapitel.

Der Schuſter.

Nach mancher kecken Wanderſchaft in fremde Länder war Meiſter Freundlich nun ſeit wenig Wochen in ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt. Meiſter und Geſellen der ehrſamen Schuſterzunft empfingen den Wanderer mit traulichem Handſchlag und wohlhergebrachtem Gruß. Ein frohes Mahl wartete ſein in der Herberge, und das braune Bier ſchäumte aus dem vollen Becher ihm entgegen. Bald nachher legte der fleißige Freundlich dem Amte ſein Meiſterſtück vor, und ward als Mitglied der Zunft anerkannt.

Seine Eltern hatten ihm ein kleines Haus hinterlaſſen, groß genug für einen Wohnplatz der Zufriedenheit. Wer in die Kirche, oder in's Schauſpielhaus ging oder fuhr, mußte Meiſter Freundlich's Laden vorbei. Er

war ein Mann von dreißig Jahren, hatte gar nicht die Lavater'sche Schuster-Physiognomie, ein paar kleine, muntere, schwarze Augen blitzten Fröhlichkeit und Freude, Gesundheit färbte seine Wangen, und herkulische Muskelkraft herrschte in seinem ganzen Gliederbau. Wenn er auf seinen Schämel saß, mit flinker Hand die Pfrieme und den Pechdraht führte, so sang er sich ein frohes Lied dabei, und munter zwitscherte die Lerche d'rein, welche zwischen grünen Zweigen im Käfich't an seinem Fenster hing. Manches ehrsame Bürgermädchen ging viermal im Tage durch die Straße, ihren Geschäften nach, wenn sie es in zweimal hätte verrichten können.

»Gott grüße Ihn! Meister Freundlich!" lispelten sie zu ihm hinüber. Schönen Dank, Jungfer! nickte der wackere Geselle, und schien nicht zu bemerken, wenn diese oder jene ihr Halstuch ein wenig verschob, oder sich an der Ecke noch ein paarmal nach ihm umsah.

Meister Freundlich verspürte noch keinen Minnetrieb, sich ein Nest zu bauen, er meinte, das Zwitschern der Lerche sei ihm lieber als Kindergeschrei.

Einst, an einem schwülen Sommerabend, lag er nach vollbrachter Arbeit, sein Pfeifchen schmauchend, im offenen Fenster. Ein Gewitter stieg langsam am westlichen Horizont herauf, die Luft war so still, so drückend, es donnerte von ferne, seine Lerche saß mit ausgespreizten Federn in ihrem Käfich't, als habe sie die Darre.

»Es wird ein schweres Wetter werden!" murmelte

Meiſter Freundlich, holte ſein Geſangbuch vom Geſimſe herab, und ſchlug ein Lied auf, beim Donnerwetter zu ſingen. Kaum hatte er einige Strophen intonirt, als eben das Schauſpiel geendigt war, und in lichten, bunten Haufen Karoſſen und Fußgänger durch die Straße wallten. Aber ach! plötzlich entſtand ein Wirbelwind, mit ihm zog das Gewitter ſchnell herauf, der Hagel praſſelte an die Fenſter, ein Donnerſchlag, daß die Scheiben zitterten. Das bunte Völkchen aus Thaliens Tempel ward zerſtreut, wie die Nonnen und Mönche, welche Oberon jagt. Hier rollte ein Hut die Straße hinab, dort flatterte ein florenes Halstuch in die Luft; hier ſegelte ein Jüngling, in deſſen Mantel ſich der Wind gefangen hatte, dort hielt ein Mädchen mit beiden Händen ihre Haube, und ein Greis ſeine Perücke.

Drei junge Weiberchen, welche ſich ein wenig verſpätet hatten, wurden vom Hagelwetter und Wirbelwind ſo mächtig ereilt, daß ſie über Hals und Kopf in Meiſter Freundlich's Laden ſtürzten, und um Erlaubniß baten, das ſchreckliche Ungewitter unter ſeinem Dache abzuwarten. „Immer herein!" ſprach Meiſter Freundlich, indem er ihnen ein paar alte, lederne Stühle ſetzte; „es wird nicht lange dauern, ſo klärt ſich der Himmel wieder auf, wir wollen indeſſen ein geiſtliches Lied anſtimmen." Er nahm ſein Buch zur Hand, und ſang andächtig fort. Die drei jungen Weiberchen beknixten einander, brachten ihre Kopfzeuge und Halstücher in Ordnung, und ſo oft ein Donnerſchlag

krachte, fielen ſie mit kreiſchender Stimme in die Melodie des Liedes ein; wenn es wieder ſtill wurde, begafften ſie einander vom Kopf bis zum Fuße, und eine jede glaubte am geſchmackvollſten gekleidet zu ſein.

Meiſter Freundlich's Geſang ging zu Ende, er ſchwieg und das Donnerwetter ſchwieg auch. Nur in der Ferne brummte noch zuweilen ein Schlag, die Lerche fing an zu ſingen, die Damen erholten ſich. »Mein armer Mann!« ſprach Amalie, „wird ſich recht um mich ängſtigen.“

Henriette. Der meinige ſucht mich gewiß ſchon in der ganzen Stadt.

Sibille. Dem meinigen ſchmeckt kein Biſſen, wenn ich nicht bald nach Hauſe komme.

Amalie. Es ſoll auch das letzte Mal ſein, daß ich zu Fuße in's Schauſpiel gehe. Eines meiner Pferde iſt lahm.

Henriette. Mein Kutſcher iſt krank.

Sibille. Mein Wagen iſt zerbrochen.

Amalie. Ich erwarte alle Augenblicke eine Miethkutſche, mein Mann iſt viel zu beſorgt um mich.

Henriette. Der meinige ſchickt mir gewiß eine Sänfte.

Sibille. Wüßte der meinige wo ich zu finden bin, er würde mich auf den Händen nach Hauſe tragen.

Amalie. Wie glücklich man doch iſt, wenn man ſo geliebt wird. Mein Mann kömmt meinen kleinſten Wünſchen zuvor.

Henriette. Der meinige lieſt ſie mir aus den Augen.

Sibille. Der meinige läßt mir gar nichts zu wünſchen übrig.

Amalie. Und seine geprüfte Treue —

Henriette und Sibille. O was das betrifft, da gibt der meinige gewiß nichts nach.

Amalie. Es pflegt wohl zu geschehen, daß aus einem brausenden, wilden Jüngling, nach mancher Ausschweifung, ein stiller gesetzter Ehemann wird; ich hingegen darf mich des seltenen Glückes rühmen, meinen Gemahl als Junggesellen in meine Arme geschlossen zu haben.

Henriette. O der meinige war so keusch, als der junge Mensch im La Fontaine, welcher die Mädchen für Gänse hielt.

Sibille (verschämt). Und der meinige wußte nicht einmal — hä! hä! hä! — er wußte nicht einmal —

Amalie (mit einem Knix). Darf ich fragen, mit wem ich die Ehre habe zu reden?

Sibille (mit einem Knix). Zu dienen, mit der Zolleinspektorin Flink.

Und Sie?

Amalie (mit einem Knix). Aufzuwarten, die Magisterin Balg. (Zu Henrietten.)

Und Sie?

Henriette (mit einem Knix). Zu Befehl, die Advokatin Schwefel.

»Ich freue mich die Ehre zu haben, Sie kennen zu lernen.« »Die Ehre ist auf meiner Seite.« »Sie belieben zu spaßen.« »Sie beschämen mich ganz.« »Sie sind allzu gütig ꝛc. ꝛc. ꝛc.«

Meiſter Freundlich. Hm! das hätte ich doch nicht gedacht, daß ich dieſen Abend die drei glücklichſten Frauen der Stadt unter meinem Dache ſehen würde.

Amalie. Er hat Recht, Meiſter, nichts mangelt meinem Glücke, ich habe mein reichliches Auskommen.

Henriette. Mein Mann läßt es mir an nichts fehlen.

Sibille. Ich trage die Schlüſſel zum Geldkaſten ſelbſt bei mir.

Amalie. Doch Reichthum und Ehre machen nicht allein die Zufriedenheit des Menſchen aus. Weit höher, als das, ſchätze ich meines Mannes Liebe und Treue.

Henriette und Sibille. So denke ich auch.

Amalie. Auf die letztere darf ich bauen, wie auf einen Felſen von Granit. Mein Mann iſt kalt wie Eis gegen jedes weibliche Geſchöpf.

Henriette. Der meinige ſieht kein Frauenzimmer im Wege an.

Sibille. Der meinige wendet den Kopf weg.

Amalie. Sie ſelbſt, meine Damen, ſo ſchön ſie ſind, würden meinen Mann zu keiner Untreue verleiten.

Henriette (ſpöttiſch). Die Behauptung iſt ein wenig kühn.

Sibille. Wir werden ihn nicht in Verſuchung führen.

Henriette. Wer immer Waſſer trank, vermißt den Wein nicht.

Amalie. Doch beſſer klares Waſſer als eine Pfütze.

Sibille. Und beſſer ſchweigen als mit Narren reden.

Amalie. Kinder und Narren reden die Wahrheit.

Henriette. Darum iſt auch Schweigen das Heiligthum der Klugheit.

Sibille. Und ein immer offenes Herz wie ein offener Brief.

Amalie. Beſchämte Eitelkeit iſt luſtig, ha! ha! ha!

Henriette. Sie kommen aus der Komödie, Madame, und haben nicht natürlicher lachen gelernt?

Amalie. Sie haben Recht, Madame, an Stoff fehlt es mir nicht.

Sibille. So wenig als an Impertinenz.

Der Leſer ſieht, welch ein neues Donnerwetter heraufzieht, fürchterlicher als jenes, vor welchem die Damen in Meiſter Freundlich's Schuſterbude flohen. Die Blitze ziſchten links und rechts, fuhren überall in brennbare Materie, und hätte Meiſter Freundlich ſich nicht zum Wetterableiter aufgeworfen, ſo wären die Hauben und Halstücher umſonſt dem Wirbelwinde entgangen.

»Die Frauenzimmerchen,« hub er an, »ereifern ſich ohne zu wiſſen warum. So viel ich von der Sache verſtanden, glaubt eine jede von ihnen den Vogel Phönix zu beſitzen, das heißt, einen treuen Ehemann. Nun denke ich ſo in meiner Einfalt, diejenige ſei glücklich, welche ſich das Ding einmal recht feſt in den Kopf geſetzt, und es könne ihr ſehr gleichgiltig ſein, ob man es glauben wolle oder nicht. Wenn aber die Frauenzimmerchen darauf beſtehen, daß man ihnen auf's Wort trauen ſoll, und die Treue ihrer Ehemänner

probefest ist; so können sie ja einen Versuch unter einander machen, ob es einer von ihnen gelinge, der andern ihren Gemahl wegzukapern, und ihn zu einer Treulosigkeit zu verleiten. Da wird sich's bald finden, welche Dame die meisten Reize, welcher Ehemann die meiste Standhaftigkeit besitzt."

So wie einst Pulsio und Varen, Todfeinde seit Jahren, dem Zweikampf entsagten, um in der ersten Schlacht Beweise ihrer Tapferkeit zu geben, Wort hielten, als Helden, und darum vom Cäsar verewigt wurden; so goß jetzt Meister Freundlich's kurze Rede heldenmüthige Entschlüsse, edlere Vorsätze in die schönen Busen der Damen. „Ein guter Vorschlag! das wollen wir! das wollen wir!" tönten einmüthig ihre Kehlen, die einzige Möglichkeit vielleicht, drei weibliche Kehlen in einen Ton zu stimmen. Die Verabredung wurde folgendermaßen getroffen:

Erstens: Wird den Schönen eine Frist von vier Wochen verstattet, in welcher es ihnen frei steht, sich aller Gewebe, Netze, Schlingen und Angeln zu bedienen, welche Natur oder Kunst ihnen verliehen, um den Vogel oder den Fisch in's Garn zu locken. Die Frau Magisterin Balg wird angewiesen, dieses mißliche Experiment mit dem Herrn Advokaten Schwefel anzustellen; die Frau Advokatin Schwefel mit dem Herrn Inspektor Flink, und die Frau Inspektorin Flink mit dem Herrn Magister Balg.

Zweitens: Eine jede von den respektive Kontrahentinnen macht sich anheischig, noch am selbigen Abend ihren

theuren Ehekonsorten mit irgend einem Kleinod zu beschenken, unter der ausdrücklichen Verwarnung, dasselbe unter keinerlei Vorwand zu veräußern. Madame Balg bestimmt hiezu einen kostbaren Ring von ihrem eigenen Haar; Madame Schwefel eine Tabaksdose mit Brillanten besetzt; und Madame Flink ihr liebenswürdiges Portrait in edle Steine gefaßt.

Drittens: An dem Tage, an welchem die vierwöchentliche Frist abgelaufen, erscheinen sämmtliche Kontrahentinnen wiederum in Meister Freundlich's Laden, legen daselbst Rechenschaft von ihren Progressen ab, und bescheinigen die Wahrheit ihrer Aussage durch Vorzeigung desjenigen Kleinods, welches sie dem fremden, liebetrunkenen Ehemanne in irgend einer süßen Stunde entlockten.

Viertens: Diejenige, oder diejenigen, welchen Geschicklichkeit und Glück ein solches Unterpfand in die Hände geführt, werden auf ewig dessen Eigenthümerinnen, und haben es zu betrachten als den goldenen Apfel, welcher ihren Reizen gebührt.

Fünftens: Schwört jede Dame bei ihrer unverwelklichen Schönheit, ihre Ehehälfte keineswegs vor der drohenden Gefahr zu warnen, sondern den Nachen der ehelichen Liebe, allein mit dem Steuerruder der ehelichen Treue bewaffnet, hinaus auf's hohe Meer zu senden, ja nicht einmal mit einer Silbe der an diesem Abend gemachten Bekanntschaft zu erwähnen, auf daß sorglose Sicherheit ihren Fittig über jedes Ehebett verbreite. Und endlich

Sechstens (hub Meister Freundlich an): »wette ich mit jedem von den Frauenzimmerchen um ein Paar neue Schuh, daß heute über vier Wochen sie ihre Kleinodien sämmtlich vertauscht haben.“

Die Damen lächelten, und gingen den Vorschlag ein, eine jede fest bei sich überzeugt, daß nur sie die Wette gewinnen werde.

Zweites Kapitel.

Der Ring.

Dame Balg schürzte ihre Röcke so hoch, daß die Grenzen von einem Paar allerliebsten Waden sichtbar wurden. Der Platzregen hatte die Steine blank gewaschen, sie trippelte vorsichtig von einem zum andern, und erreichte glücklich ihre Wohnung mit unbeschmutzten Schuhen. Sie fand daselbst ihren Gemahl, den Herrn Magister Balg, mit dessen Kopf und Beinen ich nunmehr den Leser bekannt zu machen genöthigt bin. Ich erwähne mit gutem Bedacht nur seines Kopfes und seiner Beine, denn was an Brust und Bauch und Rücken ihm der Himmel verlieh, war blutwenig, und selbst dies wenige vorne und hinten so in die Breite und Höhe gewölbt, daß seine Schuhschnallen ihm unsichtbar blieben, und sein Haarbeutel in horizontaler Lage ruhte. Dagegen trugen ein Paar wadenlose Stelzen einen ungeheuren, länglich runden Kopf, an welchem, unter einem Walde von Augen-

braunen, zwei kleine, grüne Sterne funkelten, und Nase und Kinn sich brüderlich vereinten, den Felsenschlund, der zwischen ihnen lag, neugierigen Blicken zu entziehen. Seine Wangen ruhten kühl im Schatten von zwei großen Backenknochen, und seine gefurchte Stirn war ein Tummelplatz tiefsinniger Gedanken.

Amalie stand an seiner Seite wie eine junge Birke neben einem Kürbis. Sie hatte ehemals, da noch jungfräuliche Fantasie rosenrothe Brillen ihr lieh, viel und mancherlei siegwartisirt; auch hatte die milde Hand der guten Mutter Natur mit manchem blühenden Reiz das blonde Mädchen begabt. Hingegen war das Glück an diesem holden Geschöpfe so karg und unempfindlich vorübergegangen, daß in diesen kostspieligen Zeiten kein rüstiger Jüngling es wagen wollte, in ihren Armen von Luft und Liebe zu leben. Magister Balg, ein reicher Erbe, warb um Amaliens Hand und Herz, und da sie vergebens hoffte, ihn zu ihr hinauf zu stimmen, so stimmte sie endlich zu ihm herab, gab ihre Hand Preis, und behielt sich vor, über das Eigenthum ihres Herzens gelegentlich zu schalten.

Sie fand eben nicht Ursach, ihre Wahl zu bereuen. Freund Balg war ein großer Astronom, unbekümmert um die irdischen Angelegenheiten, wenn man ihn nur ruhig zwischen den Sternen herumwandeln ließ. Unfern der Stadt, auf einem schroffen Felsen, hatte vor dreihundert Jahren ein adelicher Räuber gehauset, dessen zerstörte Burg, nun eine Wohnung der Eulen, noch manche Trümmer

zeigte. Ein feſter, runder Thurm hatte allein bis jetzt der Gewalt von Jahrhunderten getrotzt, und diente nunmehr dem Magiſter Balg zum Obſervatorium, wie der Fuchsthurm bei Jena dem ſeligen Profeſſor Wiedeburg.

Hier war es, wo unſer kleiner, langbeinichter Freund den Venustrabanten belauerte, und ſeine eigene Venus mit allen ihren Trabanten darüber vergaß. Hier war es, wo er Sonn- und Mondfinſterniſſe berechnete, Kometen und Fixſterne beäugelte, den feuerſpeienden Bergen im Monde nachſpürte, unbekümmert um die lieblichen Schneehügel ſeines jungen Weibchens. Ein Glück für ihn, daß Amalie in ihrer Unſchuld keinen Mangel fühlte; ein Glück für ihn, daß die allmächtige Gewohnheit ihr ſeine langen Beine und ſeine Knochenfinger erträglich machte, obſchon ſie von Natur einen Widerwillen gegen Spinnen hatte. Jeden Monat ein ſeidenes Kleid, alle acht Tage ein neues Kopfzeug, o um dieſen Preis heirathet ein Mädchen den Teufel!

Dem Leſer wird es nun begreiflich ſein, wie Amalie ſo kühn auf ihres Ehegatten Liebe und Treue trotzen konnte. Die Natur ſelbſt hatte gegen jede Verſuchung ihn gewaffnet, er buhlte nur mit dem Sternbild der Caſſiopeja. Sie ſetzte daher mit derſelben Kühnheit ihren ſchönen Ring auf's Spiel, und bot, gefällig lächelnd, nach der Abendtafel dies Kleinod ihm dar.

Magiſter Balg glaubte anfänglich, es ſei vom Ring des Saturn die Rede, als Amalie aber den brillantenen

Reif ihm an den Finger ſchob, verwunderte er ſich höchlich ob der zärtlichen Freigebigkeit ſeiner theuern Ehehälfte, und forſchte, welcher günſtigen Conſtellation der Geſtirne er dies unerwartete Geſchenk verdanke?

Amalie überredete ihren kleinen Magiſter, es ſei heute ſein Geburtstag, und er glaubte ihr das auf's Wort, weil er ſeit zehn Jahren nicht daran gedacht hatte, daß er geboren worden war. Dankbarlich drückte er ſeine Knochenfinger in Amaliens runde fleiſchichte Hand, und verſprach bei allen ſieben Planeten, den Ring, als ein Denkmahl ihrer Liebe, nie anders von ſich zu legen, als wenn er ſich die Hände waſche.

Darauf legte das zufriedene Ehepaar in ſüßer Einigkeit ſich ſchlafen. Amalie träumte von ſchalkhaften Entwürfen, den Advokaten Schwefel in's Netz zu locken, und Magiſter Balg von einem neuen Siſtem der Sonnenflecken.

Drittes Kapitel.

Die Tabaksdoſe.

Auch Madame Schwefel war indeſſen aus Meiſter Freundlich's Wohnplatz der Zufriedenheit in ihre Hölle zurückgekehrt. Henriette gehörte unter die Zahl jener unglücklichen Geſchöpfe, welche man verheirathet, ehe ſie noch der Puppe und dem Blindekuhſpiel entſagt haben. Kaum vierzehn Jahr und ſieben Wochen zählte das muntere Ding,

als Hymen schon das Brautgewand ihr reichte, doch nicht in Amor's Fabrik gewebt. Herr Advokat Schwefel war ein eigensinniger kriklicher Mann, der jedes Stäubchen wegzublasen pflegte, sich ärgern konnte, wenn man ihm ein Stück Papier auf seinem Arbeitstisch auch nur um einen Zoll breit weiter gerückt, ein Mann, den eine angebrannte Suppe wochenlang verstimmen konnte, der gar nicht wieder aufhörte davon zu sprechen, wenn sie auch schon längst verdaut war, ein mißtrauischer Geselle, der in jedem Lächeln Spott, in jedem Flüstern Betrug ahnete.

Arme Henriette! wie mag es ihr ergangen sein, ihr, die mehr Staub auf die Tische tanzte, als ihr Ehegemahl wegblasen konnte, und die Suppe anbrannte, so oft ein Wagen durch die Straße fuhr; ihr, die so gern über alles lachte, und so glücklich war über ein Nichts lachen zu können. Anfangs ging es noch so ziemlich gut, der rüstige Bräutigam schenkte seiner kleinen Braut, welcher kaum die Brust das Halstuch zu wölben begann, eine goldene Uhr, und Henriette, welche bis dahin unter ihren Spielsachen nur eine zinnerne gehabt hatte, ward so geblendet und verblendet durch dies köstliche Geschenk, daß sie ohne alles Bedenken den Advokaten Schwefel unter ihre Spielkameraden aufnahm. Ja, weiter dachte sie wahrlich nichts bei jenem feierlichen Ja, bei jenem Ringewechsel, wo ein jeder seine Freiheit dem andern symbolisch an den Finger steckt und es tollkühn wagt, seine winzige Treue unter dem Bilde der Ewigkeit vorzuspiegeln.

Die ersten Jahre verstrichen, die Rosenknospe entfaltete sich, der schöne Busen hob sich täglich höher, und in dem schönen Busen entstand ganz unvermuthet ein Herz. O wie erschrack die gute Henriette, als sie das Dasein eines Fremdlings spürte, dessen Besuch mit Ruhe und Freude sich oft so wenig verträgt, und den wir doch um alle Welt nicht verjagen würden; eines Fremdlings, der immer unterhalten sein will, zu dem man nicht sagen darf: »mit Erlaubniß, ich habe ein kleines Geschäft, ich bin den Augenblick wieder bei Ihnen!" der die Vernunft als seine Dienstmagd ansieht, die Widerspenstige in Fesseln schlägt, und am Ende, wenn man dem unartigen Kinde seinen Willen thut, doch nur mit sanfter Traurigkeit belohnt. Womit soll die gute Henriette den fremden Gast unterhalten? mit dem Bilde ihrer theuren Ehehälfte? ja, wäre ihr Herz schon damals, als sie ihre Hand ihm reichte, einer von den Hochzeitgästen gewesen; ja wäre er nicht so mürrisch, so ein Insekt, das sich vom Aktenstaube nährt! indessen dienten doch seiner Stirn Gewohnheit und Erziehung zum sichern Schutz, Henriette fühlte und wußte nicht recht, was sie mit diesem Gefühl anfangen sollte, es war ihr zu Muthe wie damals, als sie die zinnerne Uhr mit einer goldenen vertauscht hatte.

In solch einer Stimmung führte irgend ein Dämon das Ungewitter herbei, welches Anlaß zu jener vermaledeiten Wette gab. Ihr Herz ahnete Beschäftigung, ihr Stolz war verwundet, was bedurfte es mehr, um in einem

Augenblicke den kühnen Entſchluß keimen und reifen zu laſſen, auf Koſten ihres Gemahls, des erſtern Bedürfniß zu befriedigen, die Wunden des letztern zu heilen.

Voll von dieſem Entwurfe betrat ſie die Schwelle ihres Hauſes, und hörte ihren Eheherrn ſchon auf der Treppe poltern.

Er. Madame kommen ſehr früh nach Hauſe!

Sie. O es wäre luſtig, wenn Sie dem Donnerwetter einen Prozeß machten.

Er. Wirklich, ein Frauenzimmer, das um eine Ausflucht verlegen iſt, ſchämt ſich nicht, ſelbſt den Himmel in ſein Intereſſe zu ziehen.

Sie. Ich freue mich, daß Sie ſo feſt geſchlafen haben, einige Schläge waren wirklich ſtark.

Er. O ich weiß, eine leichtſinnige Frau ſieht es gar zu gern, wenn ihr Mann feſt ſchläft. Aber ich werde erwachen, Madame, ich werde erwachen!

Sie. So werde ich Ihnen einen guten Morgen wünſchen.

Er. Darf ich fragen, warum es Ihnen bequemer war, das Ungewitter auf der Straße abzuwarten, als in Ihrem eigenen Hauſe?

Sie (mit Kälte). Weil ich lieber die Wolken als meinen Mann donnern höre.

Er. Ernſthaft, Madame, Sie bringen mich in Harniſch.

Sie (lächelnd). Mein Beſter, Sie ſind ja immer ge-

rüſtet. Ernſthaft alſo: ich war im Schauſpiel, das wiſſen Sie; als ich nach Hauſe gehen wollte, hat es gedonnert und geblitzt, geregnet und gehagelt, das wiſſen Sie auch; ich trat in das erſte beſte Haus, bis das Gewitter vorüber war, das konnten Sie vermuthen; ich komme nach Hauſe, alles ging ſehr natürlich zu.

Er. In welches Haus traten Sie, wenn ich fragen darf?

Sie. In das Haus eines Schuſters.

Er. Eines Schuſters? welches Schuſters?

Sie. Ja, mein Gott, wer kann alle Schuſter kennen.

Er. Aber woher wiſſen Sie denn, daß der Mann ein Schuſter war?

Sie. Da haben Sie wieder einmal Recht. Es kann auch ſein, er war ein Prinz, der zu ſeinem Vergnügen Schuhe machte. Nein, wirklich, gefragt habe ich ihn nicht. Sein Handwerksgeräthe hat mich zu dieſem Irrthum verleitet.

Er. Nicht ſpöttiſch, Madame! waren Sie ganz allein da?

Sie. Ganz allein! ſtellen Sie ſich vor, liebes Männchen, ganz allein mit einem unbeweibten Schuſter mitten im Donnerwetter, welch eine romantiſche Scene!

Er. Und als Sie gingen, reichte Ihnen Niemand den Arm? kein junger Stutzer, der Sie vielleicht in der Komödie beäugelt hatte?

Sie. Ach nein! das Gewitter hatte ſie alle aus einander gejagt.

Er. O verſtecken Sie ſich nicht hinter kahlen Scher-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
KOTZEBUE,A.F.F.VON
3-598-51521-9
FN. I4770/148

ich weiß, daß der Seufzer Ihnen Ernst war. Verdammt! über das weibliche Gesindel mit Gift im Herzen und Honigseim auf den Lippen. Dient man euch nicht immer zur Ehrenwache, läßt man den Käsicht nur ein einziges Mal offen stehen, husch ist der Vogel heraus!

Sie. Wenn das Bild vom Käsicht wahr ist, so mögen Sie Recht haben. Aber mein gestrenger Herr, es ist doch sonderbar, daß ihr mit uns umgehen wollt, wie mit Kindern, die keinen Tropfen Wein zu trinken bekommen, indeß der Vater sich einen Rausch zulegt. Leuchtet uns mit eurem Beispiel, lösch die Fackel der ehelichen Treue nicht in jeder Pfütze aus, an der ihr vorüber geht, wenn ihr wollt, daß ihre Flamme immer rein in eurer Weiber Herzen lodern soll. Aber da flattern sie wie die Bienen von einer Blume zur andern, nur mit dem Unterschied, daß die Biene sammelt, und der Ehegemahl verschwendet, eine Untreue martert ihr Gewissen so wenig, als ein geschlachtetes Huhn das meinige. Gesetze geben ist leicht, mein Herr, Gesetze befolgen schwerer.

Er. Wirklich, Madame, Sie lernen täglich besser plaudern. Desto schlimmer für mich! aber das Bild, welches Sie da vom Ehemanne entwarfen, es war doch wohl nicht mein Bild? gab ich Ihnen nicht stets das Beispiel ehelicher Liebe und Treue? bin ich nicht immer um Sie wie Ihr Schatten? genieß' ich ein Vergnügen ohne Sie?

Sie. Beinahe möchte ich antworten, Sie genießen gar keines, denn Sie pflegen sich selbst ein jedes zu verbit-

tern. Aber was Sie da von meinem Schatten zu sagen beliebten, war wohl nur eine schöne Phrase. Den ganzen Morgen laufen Sie, mit Ihren Akten unter dem Arm, Straße auf, Straße nieder, und wer steht mir dafür, daß Sie die Akten nicht so pro forma unter dem Arme tragen. Die gute Frau hat zu Hause in ihrer Küche zu thun, die wird Ihnen nicht nachlaufen. Dann kommt vollends noch so manche Reise über Land hinzu, hier einen Termin abzuwarten, dort einen bösen Gläubiger zu mahnen, o wahrlich! da muß ich oft schattenlos herumirren, mein Mißtrauen in mich verschließen, mich zwingen, ein Liedchen zu trällern, wenn der Argwohn in mir zu nisten droht.

Er. Haben's nicht nöthig, Madame, haben's nicht nöthig, werden mich nie auf einem fahlen Pferde ertappen.

Sie. Desto besser! um so weniger werden Sie sich scheuen, einer kleinen Probe sich zu unterwerfen, die mein muthwilliges Gehirn so eben ausgeheckt.

Er. Nun lassen Sie hören.

Sie. Es gelüstete Sie schon lange nach der schönen Tabaksdose mit Brillanten, welche ich von meiner alten Pathe zum Geschenk erhielt. Hier ist sie, ich schenke sie Ihnen, aber unter der Bedingung, daß sie nie aus Ihren Händen komme, daß kein feines Liebchen sie Ihnen abschwatze, daß sie nie der Preis einer Schäferstunde werde.

Die Aufforderung ward auf der Stelle angenommen, und der mürrische Gatte freute sich von Herzen um einen so wohlfeilen Preis Besitzer jenes Kleinodes zu sein. Er

füllte die Dose sogleich mit spanischem Tabak, schlürfte wollüstig eine Prise in die Nase, ohne zu argwöhnen, daß aus diesem Staube ihm ein Paar der niedlichsten Hörner hervorwachsen würden.

Viertes Kapitel.

Das Gemälde.

Man sagt, es gebe nicht zwei Dinge auf der Welt, die einander vollkommen ähnlich sein, eben so wenig ein Ehepaar, dessen Seelen in vollkommnen Einklang gestimmt wurden. Zwei dergleichen haben wir schon hinter ihrer Stubenthür belauscht, auch ein drittes wird diese Erfahrung bestätigen, und wenn es mir vergönnt wäre, die Gardinen aller Ehebetten in ganz Europa, die meinige nicht ausgenommen, mit dreister Hand vor euren lüsternen Blicken aufzuziehen, ihr würdet finden, daß auch das sanfteste, beste Weibchen oft links will, wenn ihr Gespann sich rechts dreht, und so umgekehrt.

Der Ehestand ist der Pflug, vor welchen man zwei Ochsen spannt, friedlich neben einander den Acker zu furchen. Nun kommt Alles dabei auf den Treiber an. Geht der Gott der Liebe hinter dem Pfluge her, ist er es, der am Abend die Unterjochten in den Stall begleitet, sich lagert zwischen Beide, wenn sie ihr karges Abendbrot verzehren, und mit sanfter Hand den Schlummer auf ihre Augenlieder herabwinkt, o dann vergißt sich bald des Tages

Last und Hitze! dann darf kühn der Gott der Ehen rufen: mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht! wo aber Mißtrauen, Widerwillen, Mangel und Eifersucht die Sklavenpeitsche schwingen, o da wäre es besser, einen Mühlstein zum Halsgeschmeide, in des Meeres Tiefe sein Grab zu suchen.

Doch die wohlthätige Natur hat manches fühllose Herz gepanzert gleich der Schildkröte, es trägt die größte Last, ohne zerquetscht zu werden. Zu dieser Gattung gehörte auch der Zollinspektor Flink. Er war ein rüstiger Bursch, aus dessen Augen die Freude funkelte. In seinen jüngern Jahren folgte er dem Stabe Merkurs, hatte einen Kramladen von allerlei Seidenwaren, kaufte, verkaufte, handelte und tauschte. Doch bald erwies sich auch an ihm die Wahrheit des Satzes, daß noch kein Sanguineus zum Kaufmann geboren wurde. Das langweilige Buchführen, das ewige Credit und Debet, Addiren und Subtrahiren, die nothwendige pünktliche Ordnung, alles das ward dem Herrn Flink bald zum Ekel, er ließ seine Bedienten schalten und walten, schlug seine Wohnung in Kaffeehäusern auf, schenkte jedem hübschen Mädchen, das ihm einen freundlichen Blick zuwarf, ein Stück Zeug oder ein seidenes Halstuch, und fand auf diese Weise bald den Weg zum Hospital. Auf geziemendes Ansuchen seiner Korrespondenten erschien ein Paar ernsthafter Männer, versiegelte sein Warenlager, und setzte den Herrn Flink auf die Straße. Ihm blieb nichts übrig, um Hunger und Mangel zu verscheuchen, als eine artige Figur.

Doch jeder Mensch auf der Welt besitzt irgend etwas, und weiß er dies etwas geltend zu machen, so ist er geborgen. Der Fehler ist gewöhnlich der, daß er sein etwas nicht kennt, ein Fehler, welchen man unserm Flink nicht vorwerfen konnte. Er wußte recht gut, wie zierlich sein Wuchs, wie feurig sein Auge, wie blühend seine Wange sei, und ehe ein halbes Jahr verstrich, war er Bräutigam der Demoiselle Sibille, ein kleiner Teufel, mit einer artigen Stumpfnase und zwanzigtausend harten Thalern.

Wie es ihm ergangen, seit er diesen Knoten geschürzt, nun das werden wir bei der Zurückkunft seiner Dame aus Meister Freundlich's Asyl des breiteren vernehmen.

Keifend betrat Sibille die Schwelle ihrer Hausthür, denn sie war unterweges in eine Pfütze getreten, ihr Kopfzeug durch einen Windstoß zerstört, und ihr seidener Mantel durch eine Dachtraufe beschädigt worden. »Wo ist mein Mann?" war ihre erste Frage. »Nicht zu Hause" die Antwort.

»Wieder nicht zu Hause? ich darf nur den Rücken wenden, so springt das Herrchen über Tisch und Bänke."

Das Kammerkätzchen ward herbeigerufen, Sibille entkleidete sich belfernd, schüttete Ohrfeigen aus dem Füllhorn ihres Mißmuths, warf einen Pantoffel nach dem Bedienten, der den Tisch zu decken kam, und verscheuchte ihren Schoßhund durch einen Fußtritt in den verborgensten Winkel unter den Sofa. Es schlug zehn Uhr, der treue Flink ließ sich noch nicht sehen; die Speisen wurden auf-

getragen; Sibille kaute und wiederkaute, bei jedem Biſſen Scheltworte auf ihren saubern Gemahl hervorſprudelnd. Sie erzählte den Domeſtiken, ſo wie ſie es ſchon tauſendmal vorher gethan hatte, daß Herr Flink ſo nackend geweſen, als eine Kirchenratte, als ſie ſich ſeiner erbarmt, daß er kein ganzes Hemd auf dem Leibe gehabt, daß das ſchöne Vermögen nur von ihr herſtamme, daß er nicht im Stande ſei, einen Heller zu verdienen, daß ſie ihm den Poſten beim Zollamt für ihr bares Geld gekauft, damit er nur nicht ganz und gar dem lieben Gott die Tage abſtehle.

Unter ſolchen erbaulichen Tiſchgeſprächen ging das Mahl zu Ende, Sibille warf ſich auf den Sofa, gähnte, blätterte in einem Buche, putzte zwanzigmal das Licht aus, ließ es zwanzigmal wieder anzünden, ſchlummerte und erwachte immer wieder, um einige Thränen der Bosheit zu weinen. Nun war es Mitternacht. Der Magiſter Balg träumte ſchon ſeit einigen Stunden von ſeinem Sonnen-Syſtem, Amalie von ihren Eroberungen, der Advokat Schwefel von ſeiner neuen Tabaksdoſe, Henriette von ihren ſchlauen Entwürfen, nur Sibille wälzte ſich ſchlaflos auf ihrem Lager.

Endlich, gegen drei Uhr des Morgens, kam Herr Flink geſchlichen, öffnete leiſe die Thür ſeines Schlafzimmers, trippelte auf den Zähen, um ſeine theure Ehehälfte nicht zu wecken, und ſprach kaum hörbar flüſternd mit dem Bedienten, der ihn auszukleiden hereingetreten war. Aber Sibille vermeinte gar nicht ihn ſo wohlfeilen Kaufs

entschlüpfen zu lassen. Kaum hatte der Bediente das Nachtlicht angebrannt, und das Zimmer verlassen, als sie im bloßen Hemde aus dem Bette sprang, beide Arme in die Seite stemmte, und im lieblichsten Furienton ihren flatterhaften Gemahl anschnalzte. Flink hatte sich auch bereits seiner männlichen Zierde, der Hosen, entlediget, stand im kurzen Nachthemd seiner Gattin gegenüber, und ihm war nicht wohl bei dem ausbrechenden Donnerwetter zu Muthe.

Sie. Sprich, Herumtreiber! rede! aus welchem Meere soll ich meine Geduld schöpfen?

Er. Aus dem Meer der Liebe, mein Schatz.

Sie. O guter Freund, meine Liebe zu dir war nie ein Meer, höchstens eine Quelle, die längst vertrocknet ist.

Er. Das thut mir leid, die meinige sprudelt klar und helle.

Sie. Schweig' von deiner Pfütze! denke nur nicht wieder mit schalen, glatten Lügen durchzuschlüpfen. Wo bist du gewesen?

Er. Allenthalben wo ich war, hat dein Bild mich begleitet.

Sie. So hast du mein Bild sehr gemißbraucht. Aber keine Ausflüchte! wo hast du bis an den hellen lichten Morgen herumgeschwärmt?

Er. Ich war in Gesellschaft einiger Freunde, wir vertieften uns bei der Lektüre eines Buches, die Stunden sind uns zu Minuten geworden.

Sie. So wie jedes Wort in deinem Munde zu einer

Lüge. Du und ein Buch? Ja wenn du von Farobüchern sprichst, so will ich dir wohl glauben. Rede! hast du nicht wieder mein Geld verschleudert? meine schönen harten Thaler auf eine Karte gesetzt?

Er. Bewahre der Himmel!

Sie. Vielleicht gar wieder, wie neulich, meine Schatulle erbrochen, oder meinen Schmuck beim Juden versetzt?

Er. Sibillchen! Sibillchen! wer dich so reden hörte, sollte denken, ich wäre ein ganzer Spitzbube.

Sie. Und thäte dir wohl großes Unrecht.

Er. Du doch gewiß! denn das würde ja aussehen, als ob ich nicht Herr eines Pfennigs wäre.

Sie. Das bist du auch nicht. Ist das Vermögen etwa dein? Hattest du einen Heller in der Tasche, als ich dir die Ehre anthat, dich zum Manne zu machen? hast du vergessen, daß du ohne mich an den Hungerpfoten saugen müßtest?

Er. Wie könnte ich das vergessen, mein Schatz, du erinnerst mich ja täglich daran.

Sie. Desto schlimmer, wenn du undankbarer Weise mein Hab und Gut an liederliche Dirnen verschwendest.

Er. An liederliche Dirnen? ei, ei, mein Engel! da müßte ich deine Reize nicht kennen.

Sie. Schnickschnack! leeres Gewäsche! ich weiß, daß du jeder weißen Schürze nachläufst, ich weiß, daß du verdächtige Häuser besuchst, ich weiß, daß du mein Geld bei Buhlerinnen verprassest —

Er. Da weißt du mehr als ich.

Sie. Schon gut, schon gut, wir wollen sehen. — Höre, Mann! ich will dich auf die Probe stellen, aber Gott sei dir gnädig, wenn du mir nicht Farbe hältst, ich kratze dir die Augen aus!

Er. So würde ich ja außer Stande sein, deine Schönheit zu bewundern.

Sie. Spott! verdammter Spott! aber hüte dich, daß nicht einst der Tag der Vergeltung komme. — Sieh, du logst mir vor einigen Minuten vor, »mein Bild begleite dich allenthalben?" ich will diese Lüge zur Wahrheit machen, damit du eine Sünde weniger auf deinem Gewissen hast. Hier schenke ich dir mein Portrait, unter der Bedingung, daß du es stets bei dir trägst, es für keinen Preis weder verkaufst, noch verschenkst, noch verliebelst, und im Fall du dein Wort nicht hältst, mir die Erlaubniß gibst, dich zum Hause hinaus zu jagen.

Bei den letzten Worten machte sie einen spöttischen Knix, der sich im bloßen Hemde sehr trollig ausnahm.

Herr Flink erstaunte über die unerwartete Wendung des Gesprächs, war froh, um einen so geringen Preis ihren Händen zu entkommen, sprach willig alle Schwüre und Flüche nach, die man ihm vorzuschreiben für gut fand, und kroch in's Bette, um der aufgehenden Sonne entgegen zu schnarchen.

»Aber das ist doch sonderbar!" höre ich einwenden, im ersten Kapitel dieser wahrhaften Geschichte pochen drei

Weiber auf die Lieb' und Treue ihrer Ehemänner, mit einer Heftigkeit, als wüßte eine jede von ihnen sich im Besitz eines Hüons oder Combabs, und nun, da wir das Ding beim Lichte besehen, findet sich's, daß keine von allen gegründete Hoffnungen aufzeigen kann."

Antwort. Mein Gott! wißt ihr denn noch nicht, daß jedes Weib seine Mitschwestern zu überreden sucht, der Mann, dem es sich ergab, sei der beste, liebevollste, treueste? Es liegt den Damen wahrlich nicht so viel daran, einen guten, braven Ehemann wirklich zu besitzen, als es Andere glauben zu machen. Sie wollen nämlich damit sagen: meine allmächtigen Reize fesseln ihn, machen ihn sanft und geschmeidig, nur für mich hat er Auge und Ohr. Es wäre ja erniedrigend für die weibliche Eitelkeit, gestehen zu müssen, man habe nicht Schönheit, nicht Verstand genug, das Herz eines Mannes auf ewig an sich zu ketten. Glaubt mir, wäre diese wohlthätige Eitelkeit nicht, wir würden der Klagen weit mehrere aus dem Munde schöner Weiber hören. Und diese nämliche Eitelkeit — sie ist meistentheils die Mutter der Eifersucht.

Fünftes Kapitel.

Der Orkan.

„Du solltest doch lieber heute zu Hause bleiben," sagte der Magister Balg zu Amalien, das Wetter ist sehr schlecht, es wütet ein Sturm, wie auf den antillischen Inseln."

Herzlich gern, mein Engel! lispelte das sanfte Weibchen, du weißt, daß ich nirgends lieber bin, als bei dir.

Der langbeinichte Engel schmunzelte.

»Aber, setzte sie hinzu, »wenn es nur nicht schon zu spät ist. In fünf Jahren habe ich die liebe Freundin meiner Jugend, Charlotte Wild, nicht ein einziges Mal gesehen, und doch wohnen wir nur acht Meilen aus einander."

Er. Ob sich nun aber die Erde, vor eurer Zusammenkunft, einmal mehr oder einmal weniger um ihre Achse dreht, das kömmt doch am Ende auf eins heraus.

Sie. Ja wenn ich ihr nur nicht so bestimmt geschrieben hätte, daß ich gerade heute bei ihr eintreffen wollte. Sie weiß, daß ich Wort zu halten pflege, sie wird mich erwarten, sie wird sich ängstigen, sie wird die ganze Nacht über kein Auge zuthun.

Er. Je nun, wenn nur der Himmel Sternenklar ist, so kann sie sich angenehm genug unterhalten.

Sie. Aber der Fuhrmann ist einmal bestellt, er wird sein Geld haben wollen, und das wäre ja doch auf die Straße geworfen.

Er. Besser, mein Schatz, als daß der Sturm dich auf die Straße wirft.

Sie. Aber du kannst gar nicht glauben, wie unangenehm es ist, sich förmlich zu einer Reise angeschickt zu haben, Wagen und Pferde sind vor der Thür, das Frühstück eingenommen, der Mantel umgeworfen, die Kappe

über den Kopf gezogen, der Geist schwärmt bereits an dem Orte umher, wohin man zu reisen gedenkt, der träge Körper ist nur noch zu Hause. Plötzlich wird das Wetter schlecht, man läßt abspannen, man entkleidet sich, man gähnt, man taumelt aus einem Winkel in den andern, man nimmt ein Buch, wirft es wieder weg, fängt an Filet zu stricken, der Faden reißt, nichts will gelingen, der ganze Tag ist verdorben. Es ist einem gerade so zu Muthe, wie dir zuweilen, mein Engel, wenn du dir vorgenommen hast, eine heitere Nacht auf deinem Observatorium zuzubringen, und des Abends um neun Uhr bewölkt sich der Himmel.

Dies letztere Argument war für den spindelbeinichten Magister das kräftigste, er wußte kein Wort mehr zu entgegnen. Ein fürchterlicher Orkan heulte, aber Amalie warf sich in den Wagen, und rollte zum Thore hinaus, um ihre Freundin Charlotte Wild, in einem Landstädtchen, acht Meilen von da, heimzusuchen.

Ich wette um den ersten Zahn meines jüngst gebornen Kindes, daß der Leser nicht errathen wird, was eigentlich Amalien, bei so stürmischem Wetter, aus ihres Magisters Armen riß. Nicht die Besorgniß, der Freundin ihrer Jugend eine schlaflose Nacht zu verursachen, nicht die Furcht einige Thaler zu verlieren, nicht das Bestreben der Langeweile zu entgehen, welche zwischen ihren vier Pfählen ihr entgegen gähnte; nein, diese ländliche Reise war nichts anders, als der erste Faden eines Planes, welchen die unerschöpfliche weibliche Schlauheit angesponnen hatte. Selbst

der Sturm war ihr willkommen, denn er erleichterte ihr die Mittel zum Zwecke.

Sie hatte nämlich durch ein vertrautes Kammerkätzchen ausgespäht, daß der Advokat Schwefel in der nämlichen Stadt, dem Wohnsitze ihrer Freundin, am andern Morgen einen präclusivischen Termin abzuwarten habe, daß er also ganz unfehlbar diese Straße fahren müsse. Gleich einem Räuber beschloß Amalie sich auf der Landstraße in Hinterhalt zu legen, und ihm Herz und Tabaksdose abzutrotzen. Der schalkhafte Fuhrmann war bestochen, und auf die Rolle, welche er spielen sollte, hinlänglich vorbereitet.

Sie fuhren eine Stunde weit, bis auf einen Hügel, von welchem sie weit hinter sich herab in's Thal sehen, und die Kutsche des Advokaten in einer großen Entfernung erblicken konnten. Sobald Amalie ihre Beute witterte, sprang sie aus dem Wagen, und befahl ihn umzuwerfen. Ein unverletztes Hinterrad ward abgenommen, in einem kleinen Gebüsche versteckt, und ein zerbrochenes, welches man zu diesem Behufe mitgenommen, dafür angeschroben. In dieser bejammernswerthen Lage erwartete sie die Annäherung ihres Ritters. Ihr langes blondes Haar flatterte hoch in den Sturm, ihr weißer Rock schmiegte sich, wenn sie so gegen den Wind stand, fest um ihre Lenden, daß der schöne Umriß derselben, ein vollkommenes Gegenbild zu ihres Gemahls Spindelbeinen, völlig sichtbar wurde. Die stolzen Straußfedern auf dem Hute wallten hoch in die Luft, die dünne Halstuchwolke trieb der Sturm hin und her.

Armer Advokat Schwefel! flieh! flieh! wenn du deinen präclusiviſchen Termin nicht verſäumen willſt. Hier wartet ein Kläger auf dich, deſſen erſter Blick deine ganze Rechtsgelehrſamkeit zu verſchlingen droht, keine Exception gilt hier, keine Dilation wird verſtattet, kein Eid in's Gewiſſen geſchoben, du mußt ohne Barmherzigkeit bonis cediren, und die Tabaksdoſe, welche deiner ehelichen Treue verhypothecirt wurde, ſteht in Gefahr, den privilegirten Rechten der Liebe überantwortet zu werden.

Umſonſt! ſchon ziehen vier keuchende Rappen ihn langſam den Hügel herauf, ſchon weht der Sturm Amaliens ſanfte Bitte um Hilfe an ſein Ohr. Er befiehlt dem Kutſcher zu halten, betrachtete den umgeworfenen Wagen, das zerbrochene Rad, den ſchönen Umriß der Lenden, und ach! läßt ſich verleiten, auch einen Blick auf die dünne Halstuchwolke zu werfen. Die bejammernswerthe Lage, in welcher ein ſchönes Weib ſich mitten auf der Landſtraße befindet, dringt ihm an's Herz, er frägt, man antwortet ihm, und als er nun vollends erfährt, daß die unbekannte Schöne willens ſei, an den nämlichen Ort zu reiſen, wohin ſeine Geſchäfte ihn rufen, ſo kann er ſich unmöglich entbrechen, ihr den leeren Platz in ſeinem Wagen anzubieten. Das war es eben, was Amalie wünſchte. Das Anerbieten ward züchtiglich angenommen, und in der nächſten Minute ſaßen die neuen Reiſegefährten ſchon dicht neben einander, Knie an Knie, Ellenbogen an Ellenbogen gedrückt. Nun iſt keine Lage auf der Welt, für einen armen Teufel, der nur noch

ein kleines Stückchen Herz im Busen trägt, gefährlicher als eben diese. Der Wagen ist eng, die Fenster sind aufgezogen, je mehr es draußen stürmt, je wohler ist einem zu Muthe, wenn man neben einer schönen Frau in Sicherheit sitzt. Und dann, die Ausdünstung! Schon der große Boerhaave spricht von der mirabili efficacia exhalationum, und der Abt Antonio Genovesi in seiner Scienze metafisiche gibt klärlich das Einathmen der Liebe zu.

Unser Advokat Schwefel hatte keinen von beiden gelesen, aber seine eigene traurige Erfahrung überzeugte ihn bald von der Wahrheit jener Behauptungen. Ihr Athem roch wie Pomeranzenblüte — nein! das ist ein alberner Vergleich. Mulier tum bene olet, ubi nihil olet, sagt Plautus, „eine Frau riecht am besten, wenn sie nach nichts riecht." Ihr Athem roch also nach nichts, aber auch nach gar nichts! es war ein warmes lindes Frühlingssäuseln, kommend, man weiß nicht woher, erquickend, man weiß nicht warum. Ihr Auge hatte sein sanftes Blau vom heitern Himmel herabgestohlen, es war nicht blendend wie die Sonne, es war nicht buhlend mit jedem Verliebten wie der Mond, aber wenn man hinein sah, so glaubte man bis auf den Grund des Herzens hinab zu schauen, und überhaupt war es gar nicht rathsam hinein zu sehen, denn ihr Blick zog mit sich fort im Wirbel, erst in weiten, dann in immer engern und engern Kreisen, hinab, hinab in die Tiefe! verschlungen ohne Rettung und Wiederkehr. Ihr Busen und ihre Hand — hier muß ich den Busen um Verzeihung

bitten; so oft ich einen schönen Busen und eine niedliche Hand beschreiben soll, so oft ärgere ich mich, daß ich nicht zweihundert Jahre früher auf die Welt gekommen. Die Gleichnisse von Schnee, von Lilien, von Schwänen, von Marmor, von Hügeln in dünnes Gewölk versteckt, und so weiter, die hätte ich alle erfunden. Aber nun, im Jahre 1790 hält es verteufelt schwer, sich mit Ehren an die Beschreibung eines Busens zu wagen. In meinem Zimmer steht ein Gipsabguß der Venus von Medicis, und auf meinem Sofa, drei Schritte hinter mir, sitzt ein recht artiges Weibchen; ich habe bei solchen Gelegenheiten zuweilen versucht, mich bei dieser durch einen Kuß, und bei jener durch einen Blick zu begeistern, aber ich habe immer gefunden, daß es leichter ist, einen schönen Busen zu bewundern, als zu beschreiben. Basta also! Amaliens Busen hatte seine Form von der mediceischen Venus erborgt, beleben mag ihn ein jeder mit dem Feuer, das im Busen seines eigenen Mädchens lodert; und dann mag er sich an die Stelle des Advokaten Schwefel denken, und fühlen wie jener, daß es Dinge in der Welt gibt, gegen welche selbst die Jurisprudenz nicht kalt zu bleiben vermag, so eiskalt diese Dame auch übrigens ist.

Sie fuhren und fuhren, der Orkan wüthete fort, der Regen schlug an die Fenster, das blaue Auge strahlte, der schöne Busen klopfte, das runde Knie drückte, der Ellenbogen kitzelte, die Hand von Atlas verirrte sich in die seinige, und der warme, nach gar nichts riechende Athem, welchen

Herr Schwefel mit gierigen Zügen in sich sog, machte seine Brust immer beklommener, sein Herz stieg hinauf in seine Blicke, und mit jeder Minute wuchs die Furcht, daß es endlich von da auf seine Lippen herab steigen werde.

Sechstes Kapitel.

Die Feuersbrunst.

Als die beiden Reisenden gegen Mittag in einem Dorfe anhielten, um die Pferde füttern zu lassen und einige Erfrischungen einzunehmen, waren sie bereits so weit mit einander gekommen, daß der Advokat Schwefel es wagen durfte, Amalien, als er ihr beim Aussteigen den Arm reichte, sanft die Hand zu drücken, welcher Druck noch sanfter erwiedert wurde. Man setzte sich zu Tische, um einen Eierkuchen zu verzehren, und eine Flasche griechischen Wein als Oel in das Feuer der Liebe zu gießen.

Ihr wundert euch vielleicht, daß ich meinen Helden und meine Heldin noch nicht ein einzigesmal redend eingeführt habe? wundert euch nicht, es wurde sehr wenig dabei gesprochen, und auch dies wenige war unbedeutend, betraf meistentheils das schlechte Wetter, welches ohne Aufhören tobte. Rousseau sucht der Sprachen Ursprung auf den Inseln, weil er meint, die Menschen wären durch den engen Raum zur Geselligkeit gezwungen worden; aber mich dünkt, der enge Raum sei dem Entstehen der Sprache eben nicht vortheilhaft; eine Kutsche ist doch wohl enger

als eine Insel, und doch wette ich um das Andenken an den Kuß meiner ersten Geliebten, daß Amalie und ihr Begleiter nie Erfinder der Sprache geworden wären. Auch bei der Mittagstafel, wo sonst der verschlossenste Mund sich gern zu öffnen pflegt, ging es mäuschenstille zu, nur daß sein schmutziger Stiefel sich unter dem Tische einigemal an ihren niedlichen Fuß verirrte, und endlich ihn ganz fest hielt wie der Geier die Taube.

Schon seit einer halben Stunde hatte der Fuhrmann verkündigt, daß seine gesättigten Rappen wieder vorgespannt worden, auch ließ er fleißig den Knall der Peitsche und einige Fuhrmannsflüche hören, aber das trunkene Paar saß noch immer und schmauſete mit den Augen, bis endlich nahe hinter dem Advokaten ein Guckguck aus einer hölzernen Wanduhr ihm viermal in die Ohren schrie; er gedachte an den präcluſiviſchen Termin, hob seine Schöne in den Wagen, die Rappen begannen zu traben, das blaue Auge zu strahlen, der schöne Buſen zu klopfen, das runde Knie zu drücken. Alle die Scenen des vorigen Kapitels erneuerten sich.

Die Hochzeit des Figaro kann man hundertmal auf der Pariſer Bühne geben, und das Haus ist immer voll, aber die Liebe spielt ihre Scenen hunderttauſendmal, und es würde ihr nie an Zuſchauern fehlen, wenn die handelnden Perſonen nicht lieber vor leeren Bänken spielten. Doch so wie man eine Rolle bei der zweiten Vorſtellung beſſer inne hat, mit freierem Anſtand auf die Bühne tritt, dem

Einbläser nicht mehr ängstlich auf die Worte horchen darf; so wagte auch schon unser Advokat Schwefel, durch nähere Bekanntschaft gestärkt, durch eine Flasche Wein begeistert, hin und wieder an den Enden des Knotens zu zupfen, der sich so lieblich und wundersam geschürzt hatte.

Beati possidentes dachte er, und nahm ihre Hand in Besitz. Verschiedene Rechtsregeln drangen sich seinem Gedächtniß auf:

Libertas inaestimabilis res est! da seufzte er tief.

Non debet alteri per alterum iniqua conditio inferri. Da dachte er, es sei doch unbillig, daß ihn ein schönes Weib mitten auf der Landstraße so nolens volens um seine Ruhe betrogen. Aber was sollte er nun anfangen?

Semper in dubiis benigniora praeferenda sunt, man muß den Weg der Güte einschlagen. Doch ist das Unternehmen auch recht, dessen Entwurf er sich selbst kaum zu gestehen wagt? Aber kann er denn widerstehen?

Culpa caret, qui scit, sed prohibere non potest.

Impossibilium nulla est obligatio.

Doch was wird seine Frau dazu sagen?

Velle non creditur, qui obsequitur imperio patris, vel domini (vel uxoris).

Aber ist er denn sicher, daß das neben ihm sitzende Weibchen nicht seinen Antrag verächtlich von der Hand weise? hat sie mit einem Worte, mit einer Silbe ihm Aufmunterung gegeben?

Qui tacet non utique fatetur, sed tamen verüm est, eum non negare.

Aber wer leiht ihm Kraft und Muth, das kühne Wagstück auszuführen?

Vani timoris justa excusatio non est.

Auf diese drollige Weise wechselten Ebbe und Flut in seinem juristischen Gehirn. Meine schönen Leserinnen bitte ich um Verzeihung wegen des Lateinischen, daß sie nicht verstanden haben, und ich selbst auch nicht verstehe. Wir haben beide nichts dabei verloren, die Liebe ist im Griechischen, Lateinischen und im Hebräischen immer einerlei, und was sie eigentlich ist, läßt sich in keiner Sprache erklären. Kurz! der Himmel weiß, wohin es noch endlich im engen Bezirk des Wagens mit der ehelichen Treue des Advokaten Schwefel gekommen sein würde, zumal da es bereits anfing dunkel zu werden, hätte nicht plötzlich der Fuhrmann vor einem Wirthshause an der Straße stille gehalten, den Schlag geöffnet, und naß wie ein Pudelhund, erstarrt wie ein Murmelthier, mit einem kräftigen Fluche betheuert, daß es ihm unmöglich sei in diesem Hundewetter weiter zu fahren. Der Advokat erwachte aus seinem Taumel, sah das Schreckensbild des präclusivischen Termins vor sich, und bestund darauf, noch heute, wäre es auch erst um Mitternacht, an Ort und Stelle zu sein.

Umsonst! dem Fuhrmann waren seine vier Rappen und sein eigener Leichnam zu lieb. Alles was sein Passagier durch Bitten und Drohen, durch Geld und gute

Worte von ihm erlangen konnte, war das Versprechen, in der frühesten Morgenstunde aufzubrechen, und ihn, ehe noch die Glocke neune gebrummt, sicher und wohlbehalten vor dem Tempel der Themis abzusetzen.

Amalien war dieser Zufall sehr willkommen, man stieg aus, das Feuer prasselte im Kamin, ein junges Huhn ward in den Topf gesteckt, eine kräftige Suppe zubereitet, eine zweite Flasche Wein aus dem Kutschkasten geholt und das alte Spiel begann von neuem.

Während der Mahlzeit nahm der Advokat Schwefel einigemal eine Prise aus der schönen Tabaksdose seiner Henriette. Amalie bat sich dies Kleinod zum besehen aus, drehte es hin und her in ihren weißen Händen, ermangelte nicht, es ausschweifend zu loben, den Besitzer einer solchen Dose glücklich zu preisen, mit einem Seufzer anzumerken, wie lange sie schon eine dergleichen zu haben gewünscht, und was an glatten Worten die lüsterne Begier ihr sonst noch zuflüsterte. Aber unser Priester der Gerechtigkeit, unerfahren in den Misterien der Galanterie, war und blieb taub. Er betrachtete ihr öfteres Erwähnen der Dose nur als ein dilatorisches Verfahren, und verwandelte das Gespräch immer wieder in stummes Mienenspiel.

Inzwischen hatte der Abend seiner finstern Schwester der Nacht das Feld geräumt, es war Zeit schlafen zu gehen, und der Wohlstand befahl sich zu trennen. Was auch für kühne Bitten auf der Lippe des Advokaten schwebten,

so wagte er es doch noch nicht, seine Zunge zu entfesseln. Was auch Amalie in's Geheim zu gewähren beschlossen hatte, so verbot ihr doch die weibliche Bescheidenheit, ihren Reisegefährten sein Glück ahnen zu lassen. Sie trippelte also in ein anderes Zimmer, wo man ein Bett für sie zubereitet, und entkleidete sich, ließ das Licht brennen, und versuchte zu schlummern. Umsonst! sie vermochte kein Auge zu schließen, als habe man aus der schönen Dose ihr Tabak hineingestreut. Sie ging in Gedanken alle die Romane durch, welche sie einst gelesen oder gespielt hatte, und endlich gerieth sie auf einen Einfall, den sie fest hielt, hin und her rollte, auf allen Seiten bearbeitete, bis sie ihn ihrer Meinung nach völlig gerundet hatte.

Sie sprang auf, riß die Bettgardinen von Nesseltuch herunter, trug sie mitten in das Zimmer und zündete sie an; jedoch mit Vorsicht, so daß die Flamme keinen der angrenzenden Gegenstände ergreifen konnte. Als nun der ganze brennbare Vorrath in Zunder verwandelt da lag, und dicker Rauch das Zimmer füllte, da lief sie in das Schlafgemach ihres Reisegefährten, warf sich athemlos und ängstlich bebend auf den Sopha, und schrie Feuer! Feuer!

Der Advokat erkundigte sich bestürzt nach der Ursache des Lärms. Amalie zog ihn schweigend bis an die Thür ihres Zimmers, aus welchem der dicke Rauch ihm entgegen dampfte. Die Leute im Hause lagen im ersten Schlafe, er wollte durch sein Geschrei sie wecken, allein Amalie

verhinderte ihn weislich daran, indem sie ihm zurief: die Flamme sei bereits gelöscht, das Licht habe, indem sie geschlummert, ihre Bettgardinen ergriffen, sie sei erwacht, habe alle ihre Geistesgegenwart zu Hilfe gerufen, die Gardinen herunter gerissen, und so das Feuer gedämpft. Aber nun sei sie durch den dicken Rauch, der ihr die Augen wund gebissen, aus ihrem Schlafzimmer verjagt worden, und wisse nicht, wo sie den übrigen Theil der Nacht zubringen solle.

»Wo anders, Madame, als in meinem Zimmer?« versetzte unser Held, indem er ihr seinen Arm reichte; »ich räume es Ihnen mit Vergnügen ein.«

Der Vorschlag ward beliebt. Doch vergaß sie nicht den Zweck ihrer Reise, sie machte Bedingungen, welche der Sieger willig unterschrieb. Husch! war die Dose in Amaliens Hand.

Siebentes Kapitel.

Der Schnurrbart.

Es war einmal eine gute alte Zeit, da war jeder brave Deutsche ein Soldat, schliff im Nothfall sich aus seinem Pfluge ein Schwert, und zog es kühn für Weib und Kind und Eigenthum. Damals hieß es adelich zu fechten, für Freiheit und Vaterland, und wem sein Fleiß so viel bescherte, daß er ein muthiges Roß im Schlachtfelde tummeln konnte, den nannte man einen Ritter. War nun di

Fehde rühmlich ausgefochten, so zog der Gatte heim zu seinem Weibe, der Vater heim zu seinen Kindern, und kein herrenloses Lumpengesindel machte die Landstraßen unsicher, oder bettelte auf den Gassen. Als aber unbesonnene Herrschsucht die deutschen Kaiser so oft nach Welschland führte, da fand man es nach und nach bequemer, sich der Miethlinge und Söldner zu bedienen, welche für einige Gulden sich niedermetzeln ließen, und, wenn man sie nicht mehr brauchen konnte, arme Gecken *) wurden.

Hans Punk war als ein achtzehnjähriger Jüngling von seinem väterlichen Pfluge aus den Armen seiner Mutter gerissen worden, hatte unter dem Herzog Ferdinand den siebenjährigen Krieg mitgemacht, ließ in der Schlacht bei Frankfurt sein linkes Bein auf dem Platze, und erhielt dafür die Freiheit, mit seinem rechten Beine zu gehen, wohin es ihm beliebte. Er war ein guter Schlag von Menschen, stehlen mochte er nicht, zu betteln schämte er sich, gelernt hatte er nichts, außer ein wenig Kesselflicken. Da trieb ihn einst die Noth vor Henriettens Hausthür, als diese eben ihrem eifersüchtigen Murrkopf auf einige Minuten entwischt war, und frische Luft zu schöpfen herab kam. Er bat so kläglich

*) Arme Gecken. So nannte der deutsche Pöbel im fünfzehnten Jahrhundert einen Haufen von Räubern, welche ehemals Kriegsdienste gethan, nach geschlossenem Frieden aber verabschiedet wurden, und sich nicht anders zu ernähren wußten. Eigentlich hießen sie Armagnaken, von ihrem ehemaligen Anführer, dem Grafen von Armagnak.

und beweglich um einen durchlöcherten Kessel, sah so hohläugig drein, sein schwarzer Schnurrbart kontrastirte so jämmerlich mit der bleichen Farbe seiner Wangen, daß augenblicklich ein paar Perlen an Henriettens langer Augenwimper zitterten. Aber was war zu thun! das gute Weibchen ist nicht eines Groschens Herr, und ihr Brummkater hält es für eine obligatio imperfecta, einem Armen hilfreich beizuspringen. Auch findet sich zum Unglück in ihrer ganzen Wirthschaft kein Kessel, in welchem ein Loch so groß als ein Nadelkopf wäre.

Doch dem Himmel sei es gedankt! nicht zu Arglist und Schelmerei allein verlieh die Natur dem Weibe seltene Geistesgaben, nein auch zu frommen schuldlosem Betrug. Die muntere Henriette ergriff den ersten besten Kieselstein, sprang in die Küche, holte einen blankgescheuerten Kessel von der Wand, und klopfte und hammerte so lange mit ihrem Steine darauf herum, bis sie ihn glücklich entzwei gehämmert, und Hans Punk mit reichlicher Arbeit versehen war. Nicht genug, sie that noch mehr. Schon lange hatte ihr Ehegemahl über den Hausknecht Klage geführt, daß er ein versoffener Schlingel sei, daß er oft mit brennendem Licht des Nachts im Stalle sein Wesen treibe, und noch einmal das Haus in Brand stecken werde.

Henriette bediente sich dieser Gelegenheit, für den ehrlichen Hans Punk um diesen Posten supplicando einzukommen. Der Advokat Schwefel resolvirte eine Ocular-Inspektion anzustellen, und da die treuherzige

Physiognomie des alten Kriegers ihm nicht mißbehagte, so deferirte er ihrem petito.

Hans Punk war also nunmehr wohlbestallter Hausknecht, der Schöpferin seines Glücks mit Leib und Seele ergeben, heizte die Oefen, putzte die Stiefeln, und kämmte in müßigen Stunden seinen Schnurrbart, auf welche Zierde seiner Oberlippe er eben so viel hielt als ein arabischer Cheik auf seinen langen ehrwürdigen Bart, ohne zu ahnen, daß einige Jahrhunderte früher man ihm um eben dieses Bartes willen das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalten versagt haben würde*). Hätte man ihm diesen Schnurrbart angetastet, er würde gleich den Janitscharen bei Bender, als Karl XII. ihnen die Bärte abzuscheren drohte, eher sein Leben gegen eine Säbelklinge gewagt haben.

Diesem nämlichen Hans Punk hatte Henriette sich nunmehr zum Postillon d'amour ausersehen, und für's erste von ihm selbst den Grundsatz angenommen, daß man erst den Feind recognoseiren müsse, ehe man ihn anzugreifen wagen dürfe.

»Welch eine Art von Menschen ist dieser Inspektor Flink? Was treibt er? womit beschäftigt er sich? auf welcher Seite ist ihm am leichtesten beizukommen? wie sieht er aus?" und hundert dergleichen Dinge mußten erst in's

*) Quia barbati et qui prolixos habent granos, tum poculum inter epulas sumunt, prius liquore pilos inficiunt quam ori infundant.

Licht gesetzt werden, ehe man einen sichern Operationsplan entwerfen konnte.

Hans Punk erhielt daher vorläufig Ordre, seinen Stelzfuß in Bewegung zu setzen, der Spur des Herrn Flink überall zu folgen und jeden Abend seinen Rapport an die Behörde abzustatten. Der alte Kriegsmann schmunzelte, strich seinen Schnurrbart zu beiden Seiten, hinkte Straße auf, Straße nieder, und berichtete am ersten Abend folgendes:

»Aus meinem Quartier rückte ich um sieben Uhr des Morgens bis an die Vorposten des feindlichen Lagers, und legte mich in das Defilé einer Quergasse im Hinterhalt, so daß keine Marketenderin von mir unbemerkt aus- und eingehen konnte. Es dauerte aber verzweifelt lange, ehe die Reveille geschlagen wurde. Erst gegen eilf Uhr erschien der Feind in der Nachtmütze am Fenster, und gähnte wie eine Karthaune. Vierzig Minuten auf zwölfe verließ er mit Ober- und Untergewehr das Lager, und that einen forcirten Marsch auf's Zollhaus, wo er aber nicht länger als fünf Minuten verweilte, sondern gleich darauf in einem Kaffeehause nebenan fouragirte und seinen Magen bis gegen drei Uhr verproviantirte. Dann that er wieder einen forcirten Marsch in den Park so übereilt, daß mein hölzernes Bein ihm kaum folgen, und ich nur von weiten observiren konnte, wie er mit einigen jungen Dirnen scharmuzirte. Von da zog er sich zurück in's Schauspielhaus, wo er aus einer Loge in die andere lief, und mit Jeder-

mann so freundlich schwatzte, als sei er auf Werbung ausgesandt. Nach der Komödie stellte ich mir vor, er würde wieder in das Lager rücken, aber keineswegs! er ging gerade wieder auf's Kaffeehaus los, attaquirte dort eine Faro-Bank, ließ aber um Mitternacht seine Bagage im Stich, und bezog ohne alles Geräusch das Nachtlager. Der Feind ist übrigens ein stattlicher Mann, wohlbeleibt, mit frischen rothen Backen und einer Habichtsnase, scheint schon manche Campagne mitgemacht zu haben, hat aber zum Unglück für mich nie sein linkes Bein verloren, daher es mir sehr sauer wird, ihm einen Marsch abzugewinnen."

So ungefähr lautete der Rapport Tag für Tag, und als nun Henriette glaubte, hinlängliche Kundschaft von der Stärke und Schwäche ihres Gegners eingezogen zu haben, hielt sie für nöthig, ihrem schnurrbärtigen Geschäftsträger andere Instruktionen zu ertheilen.

Achtes Kapitel.

Das Rendezvous.

Ob die Sache selbst, oder nur das Wort französisch sei, wage ich nicht zu entscheiden. Mir ist nichts unausstehlicher als eine buntschäckige Wekhrlin'sche Schreibart, wo man sich jeden Augenblick fragen muß: welche Sprache lese ich denn? Ich würde daher auch nicht ermangelt haben, das Rendezvous in's Deutsche zu übersetzen; hätten nicht Wort und Sache schon seit vielen Jahren das Bürgerrecht

unter uns erhalten, und klänge nicht das Begebt euch gar zu hölzern.

»Donner und Wetter!« schrie Herr Flink, indem er mit dem Fuße stampfte, »wo ich gehe und stehe, auf allen Tritten und Schritten, folgt mir der verdammte Schnurrbart nach. Seit einer Woche ist er mir so wenig von der Seite gekommen, als meine Rocktaschen, und hat mich so scharf auf's Korn genommen, als habe er seine Blicke meiner lieben Frau abgestohlen. Verzweifelt! es geht mir ein Licht auf, der Hund ist ein Spion, er steht im Solde meiner theuern Ehehälfte.«

»Kerl, wer bist du?« fuhr er einst den ehrlichen Hans Punk an, als ihm dieser eben um eine Ecke nachfolgte, wo ein Haus der Freude seine beiden Thorflügel dem lockern Zeisig öffnete. »Sprich!« schrie er, indem er ihn bei der Brust packte, »was willst du?«

»Ihn hinter die Ohren hauen!« versetzte Punk ganz kaltblütig, »wenn Er mich nicht den Augenblick los läßt; denn das muß Er wissen, Herr, ob ich gleich einen lahmen Stelzfuß trage, so habe ich d'rum noch keine lahmen Arme, und es ist hier zu Lande nicht Sitte, daß man die Menschen auf öffentlicher Straße anpackt, als ob man sie plündern wolle.«

Schon bei Punk's ersten Worten hatte Herr Flink seinen Zorn gemäßigt, der nur im Verhältniß mit seines Gegners Furcht oder Muth stieg oder fiel. Er suchte daher die erste rauhe Dissonanz in die Frage aufzulösen:

warum läßt Er sich aber allenthalben auf meinem Wege treffen?

Punk. Ei Sie gehen Ihren Weg, und ich gehe den meinigen. Die Straße ist für alle gepflastert.

Flink. Ausflüchte! Er schleicht mir nach.

Punk. Pfui! nachschleichen! das thut kein alter Soldat. Nein Herr, ich bin Ihm nachgegangen, frei und offen kündig, und hätten Sie sich einer weniger rauhen Manier bedient, hätten Sie zum Beispiel gesagt: »Guter Freund! ich sehe, es wird Ihm sauer, mir mit seinem Stelzfuß allenthalben zu folgen, hier hat Er ein Trinkgeld, thue Er sich gütlich dafür, und sammle Er neue Kräfte zu seinen forcirten Märschen;" hätten Sie mir dabei einen harten Thaler in die Hand gedrückt, nun so wüßten Sie vielleicht schon, warum ich Ihnen nachgegangen bin, und ich wette um mein gesundes Bein, Sie hätten mir noch einen großen Dank obend'rein in den Bart geworfen.

Flink. Guter Freund, Ihn hat meine Frau bestochen, das weiß ich, ohne einen harten Thaler d'rum weg zu werfen.

Punk. Eine Frau sendet mich, da haben Sie ganz Recht, aber Ihre Frau ist sie mein Seel nicht!

Flink. Wie! was! eine Frau? und nicht meine Frau? Ist sie jung? ist sie schön?

Punk. Jung? sie war noch nicht geboren als der siebenjährige Krieg schon zu Ende ging. Schön? sie ist

schöner als meine Grete, die ich Anno 56 verlassen mußte.

Flink. Und heißt?

Punk. So weit geht meine Ordre nicht.

Flink (in die Tasche greifend). Auch dann nicht, wenn ich den harten Thaler verdoppele.

Punk. Auch dann nicht. Aber nur her damit! ich will Ihnen mehr dafür zurück geben, als der Name werth ist. Achtung! auf den Dinstag ist eine Mummerei, oder Maskerade, wie sie das Ding nennen. (Er zog ein Stückchen Pergament aus der Tasche.) Da wird unter den Verlarvten auch eine sein, die eine heidnische Bestie vorstellt, den Namen habe ich nicht behalten können, aber hier steht er geschrieben.

Flink griff begierig zu und las: Hebe.

»Nun wissen Sie genug,« sagte Punk, »und wenn Sie den Rummel verstehen, so müßte es schlecht sein, wenn Sie die Festung nicht wegnähmen ohne Schwertstreich.« Mit diesen Worten ließ er den Glücksritter stehen und rückte in die Winterquartiere.

Herr Flink wußte nicht recht wie ihm geschah. Ehemals waren ihm dergleichen Abenteuer nicht ganz fremd, aber seitdem er den Block des Ehestandes am Fuße trug, wollte ihn Niemand mehr aufsuchen, und oft genug suchte er selbst vergebens. Wäre er nicht so ein kleiner eitler Laffe gewesen, so hätte er leicht auf die Vermuthung fallen können, daß man ihn zum Besten habe, aber dafür bewahrte

ihn seine Eitelkeit, er hüpfte vor dem ersten besten Spiegel, und fand den Betrug unmöglich.

Mit welcher Ungeduld ward der Dinstag herbei geseufzt, der nämliche Dinstag, an welchem der Advokat Schwefel, allen Stürmen zum Trotz, den präclusivischen Termin zu ereilen strebte, und mitten in seiner Laufbahn durch ein Säuseln der Liebe aufgehalten wurde.

Flink kleidete sich als Bacchus in fleischfarbenen Atlas, den Thyrsus in seiner Hand; ein Kranz von Weinreben mit Rosen durchflochten, zierte ein paar kleine vergoldete Hörner auf seinem Haupt. Er war einer der ersten im Saal, und verwandte kein Auge von der Thür, durch welche seine Hebe eintreten mußte.

Sie kam, im Glanz der Göttin der Jugend! in Ringen fiel ihr schwarzes Haar herab auf einen Busen, den man für Alabaster nahm. Eine schwarze Larve deckte die obere Hälfte ihres lieblichen Gesichts, doch ihre braunen Augen, zweien Funken des himmlischen Feuers, welches Prometheus einst den Göttern stahl, strahlten mächtiger als des Gürtels Diamanten, welche den schlanken Leib gefesselt hielten. Eine aufgeworfene Lippe, auf welcher Rosenknospen ihr jugendliches Roth entfalteten, schien dem Kusse der Liebe entgegen zu glühen. Ein griechisches Gewand umfloß ihren Grazienleib, im Arm trug sie ein Trinkgefäß vom Schenktisch der Bewohner des Olymps.

Unser Bacchus vergaß sein Weinfaß und berauschte sich

für diesmal im Kelch der Liebe. So wie einst überall der geheimnißvolle Schnurrbart ihm nachgeschlichen, so folgte er auf jedem ihrer Tritte der holden Jugend-Göttin. Die schalkhafte Henriette bemerkte es und lächelte des leichten Sieges. Sie schien den zudringlichen Bacchus gar nicht wahrzunehmen, wich ihm muthwillig aus, schweifte immer mit ihren schönen Augen an ihm vorüber, bis er sich endlich ein Herz faßte, zu ihr an den Punschtisch trat, und, verlegener als es einem unsterblichen Gotte geziemt, folgendergestalt anhub: —

»Wie glücklich ist mein Vater, schöne Göttin! aus deinen Händen den Nektar zu empfangen.«

Hebe. Und doch, mein Herr, hat man mich unbarmherzig aus dem Olymp verjagt.

Bacchus. Und es vermuthlich schon tausendmal bereut, denn man gähnt nun dort, und wird mit jedem Tage älter. Was Wunder, daß auch ich freiwillig mich verbannte, um der Göttin der Jugend vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang zu folgen.

Hebe. Thun Sie das nicht! ich durchziehe das ganze Firmament, und da würden Sie unterweges auf eine verlassene Ariadne stoßen.

Bacchus. Der ich nur Ihr Bild zeigen würde, um ihren Zorn zu entwaffnen.

Hebe. Unter die Sterne versetzt werden, ist ein dürftiger Ersatz für verlorne Liebe.

Bacchus. Wer den Glanz der Gestirne im Auge trägt, bedarf dessen freilich nicht.

Hebe. Sie sind galant, Herr Bacchus, man sollte nicht glauben, daß Löwen, Tiger, Panther und Luchse Ihren Wagen ziehen.

Bacchus. O die hab' ich längst in ihre Wälder zurückgejagt, und wünsche nichts mehr, als selbst an den Triumphwagen der Göttin der Jugend gefesselt zu werden.

Hebe. Sie wissen doch, mein Herr, daß die Göttin der Jugend einen Gemahl hat?

Bacchus. Einen Gemahl? nein, bei meines Vaters Barte! das wußte ich nicht. Wie nennt sich dieser glückliche Gott?

Hebe. Es ist für diesmal nur ein Halbgott: Ihr Herr Bruder Herkules.

Bacchus. O meine schöne Schwägerin, den lassen wir die Hydra bekämpfen, und den Stall des Augias ausmisten. Unmöglich kann er verlangen, daß sein junges, schönes Weib indessen einsam schmachte.

Hebe. Und doch besitzt er diesen sonderbaren Eigensinn. Sie haben Recht, er ist eben wieder verreist, um eine herkulische Arbeit zu unternehmen, oder mit andern Worten, um einen Prozeß zu führen.

Bacchus. O möchte ich indessen den meinigen vor dem Richterstuhl der Schönheit gewinnen!

Hebe. Und welche Sporteln dächten Sie meinem Manne dabei zuzuwenden? vielleicht die goldenen Hörner, welche Ihr lockichtes Haar schmücken?

Bacchus. Engel an Geist wie an körperlichem Reiz!

weg mit der neidischen Larve! daß ich das Lächeln dieser Wange sehe, daß ihr sanftes Erröthen den Muthwillen Lügen strafe, der aus diesem schalkhaften Auge schimmert.

Hebe. Gemach, mein Herr! Sie bringen sich unnützer Weise um den Athem, denn sehen Sie, die Larve ist fest gebunden, und nur mein Kammermädchen hat die Erlaubniß, den Knoten aufzulösen. Aber über dem Geschwätz hätte ich beinahe meinen Schleier verloren. O haben Sie doch die Güte, die Nadel hier oben ein wenig fester zu stecken.

Sie hielt ihm ihren Kopf hin, Herr Flink nützte den günstigen Wink, risch! zog er die Schleife auf, und die Larve fiel zu Boden.

Bösewicht! sagte Henriette mit verstelltem Zorn, vermuthlich haben Sie ein wenig zu tief in Ihr Weinfaß gesehen.

»In Ihr Auge, Madame,« versetzte Flink, »wahrlich nur in Ihr Auge! ja, ein solcher Blick macht trunkener als Chierwein. O vollenden Sie Ihre Güte, sagen Sie mir Ihren Namen, Ihre Wohnung, daß ich morgen mit dem ersten Sonnenstrahle zu Ihrer Toilette eile, und dort ohne lästige Zeugen Ihnen ewige Liebe betheure.«

Henriette. Mit dem ersten Sonnenstrahle? das ist zu früh, ich pflege lange zu schlafen.

Flink. O spotten Sie nicht länger! Gesegnet seist du mir, Schnurrbart mit dem Stelzfuße! Ihren Namen, Engel, Ihre Wohnung! —

Henr. Mein Name hat mit meinem Herzen nicht die geringste Gemeinschaft, und meine Wohnung — ein Liebhaber, dem es Ernst ist, wird sie schon zu finden wissen.

Flink. Wohlan, ich werde sie finden, und sollt' ich vom Mittelpunkt des Sirius bis in den Mittelpunkt der Erde hinabsteigen.

Henr. Gott bewahre! Sie haben nicht einmal bis in den Mittelpunkt der Stadt zu gehen.

Flink. Ich darf also kommen?

Henr. Was würde es mir helfen, die Thüren zu verriegeln, ein Gott kriecht allenfalls durch's Schlüsselloch herein.

Flink. O eile herbei, selige Morgenstunde! peitsche, Bruder Phöbus, deine Sonnenpferde.

Henr. Lassen Sie die armen Thiere ungepeitscht! Nein, mein Herr, morgen wird nichts daraus.

Flink (bestürzt). Nicht? und warum nicht?

Henr. Weil ich — weil ich mich morgen früh baden will.

Flink. Desto besser! so werde ich Sie überraschen wie Alcibiades seine Glycerion.

Henr. Und ich werde Sie in einen Hirsch verwandeln, wie Diane den Aktäon.

Flink. Doch nicht, um mich von Hunden zerreißen zu lassen?

Henr. Ich halte keine Hunde, aber mit meinen Nägeln will ich Ihnen die Augen auskratzen.

Mit dieſen Worten hüpfte ſie fort, ließ den guten Bacchus in Begeiſterung ſtehen, und er verſuchte umſonſt den langen Abend über ein zweites Geſpräch anzuknüpfen. Seine vornehmſte Sorge war nun, ihre Wohnung auszuſpähen. Er lauerte wie ein Falke auf jeden ihrer Tritte; als ſie den Saal verließ, bot er ihr den Arm, ſie die Treppe hinab zu begleiten, hob ſie in den Wagen, trottirte in ſeinem dünnen Gewand von fleiſchfarbenem Atlas, trotz der kalten Nachtluft, hinter dem Wagen her, grub tief in ſein Gedächtniß das Haus, vor welchem er ſie ausſteigen ſah, und ſegelte in einem Meere von Entzücken in die Arme ſeiner ſchnarchenden Sibille.

Neuntes Kapitel.

Die Badewanne.

Am andern Morgen in aller Frühe entwand Henriette ihre ſchönen Glieder den Armen des Schlafes, um in's Bad zu ſteigen. Sie hielt zu dieſem Gebrauch nicht fünfhundert Eſel, wie die eitle Poppäa, um in deren Milch ihre Haut zu entrunzeln. Die Göttin der Jugend bedarf deſſen nicht. Sie ließ auch weder Menſchen noch Thiere ſchlachten, um in ihrem Blute die verlornen Kräfte wieder zu ſuchen, denn Henriette war geſund wie ein Fiſch. Die unſchuldigen Ingredienzien ihres Bades beſtanden aus Liebſtöckel, Rosmarin, Kamillen und Steinklee. Auch bediente ſie ſich keines gefährlichen Cylinders, worin einſt

ein franzöſiſcher Requeten-Meiſter in die andere Welt hinüber badete; ſondern ſie ſaß in einer einfachen kupfernen Badewanne bis an den Hals im Waſſer, als Herr Flink durch die beſtochenen Wachen in's Vorzimmer drang, und im leichten zierlichen Morgenkleide mit einer feinen Verbeugung vor ihr ſtand.

Henriette. Sehr kühn, mein Herr! wahrlich! ſehr kühn! wiſſen Sie, daß mein Mann im Nebenzimmer iſt?

Flink. Wenn er nur nicht in Ihrem Herzen iſt, Madame, ſo mag er meinethalben ſein wo er will.

Henr. Nun, und wenn er auch nicht in meinem Herzen wäre, Sie ſind doch wohl nicht ſo eitel, zu hoffen, daß ich Ihnen einen Platz darin einräumen werde?

Flink. Warum nicht? wenigſtens aus Barmherzigkeit, wenn er uns hier überraſchen ſollte.

Henr. Weſſen Ueberraſchung würde Sie mehr in Verlegenheit ſetzen? die meines Mannes oder die Ihrer Frau?

Flink. Der Henker! das iſt ſchwer zu entſcheiden, ich glaube beinahe die letztere.

Henr. So, mein Herr? alſo fühlen Sie doch das Unrecht, welches ihre unſchuldige Gattin leidet?

Flink. Sie, Madame, müſſen mich das nicht fragen. Bei Ihnen habe ich nur ein Gefühl, in welchem jedes andere verſchlungen wird.

Henr. Das iſt ſchon tauſendmal geſagt worden.

Flink. Auch empfunden?

Henr. Aber was wollen Sie denn eingentlich von mir?

Flink. Was ich will? leſen Sie es denn nicht in meinen Augen?

Henr. Nicht eine Silbe.

Flink. Nun ſo wünſchte ich ein Fenſter auf der Bruſt zu tragen, in meinem Herzen ſteht es deutlich geſchrieben.

Henr. Ihr Herz kommt mir vor wie eine ſchmutzige Schreibtafel, wo man alle Augenblicke mit Bimsſtein das Geſchriebene weglöſcht, und einen andern Namen auf ein paar Minuten an die Stelle ſetzt.

Flink. Sie beleidigen den Gott der Liebe, der in Ihrem Auge thront, nicht mich. Was Amor's glühender Meißel mit unzerſtörbaren Flammenzügen eingräbt —

Henr. Und ſo weiter, ja, ja, wer da glaubt, wird ſelig werden; aber auf dieſe Seligkeit muß ich ſo lange Verzicht thun, bis —

Flink. Bis? O um aller Götter willen; ſchieben Sie den Termin nicht zu weit hinaus.

Henr. Bis ich weiß, ob Sie, ohne zu ſündigen, eine andere lieben dürfen?

Flink. Und welchen Maßſtab der Sünde hat die ſchöne Henriette?

Henr. Man ſagt, Ihre Frau ſei jung und ſchön.

Flink. Jung? o ja, ſie iſt leider ſehr jung. Schön? das hab' ich vergeſſen.

Henr. Vergeſſen?

Flink. Ja was vergißt man nicht in vier Jahren.

Henr. Ich danke für die gute Lehre. Aber haben Sie denn nichts, ihrem unglücklichen Gedächtniß zu Hilfe zu kommen? Keine Silhouette? kein Miniaturportrait? denn kurz und gut! ich will mit eigenen Augen sehen, ob Ihre Untreue verzeihlich ist.

Flink. Da dürfen Sie nur in den Spiegel sehen.

Henr. Die Wendung war nicht übel, aber Sie entschlüpfen mir doch nicht.

Flink. Nun, da sehen Sie. (Er zog das Gemälde hervor.) Meine Frau hat sich malen lassen, hat sich vom Maler schmeicheln lassen, nicht eine Spur von ihren eilftausend Sommersprossen, nicht eine Spur von der verdammten Falte zwischen den Augenbraunen, welche die Freude aus jedem Zirkel scheucht, und Grazien in Macbeth's Hexen umschaffen würde — und doch nur ein fades Alltagsgesicht.

Henriette, deren Kopf bisher nur sichtbar war, streckte nun auch eine ihrer runden Hände aus dem Wasser, um das Kleinod in Empfang zu nehmen, welches ihr im Nothfall den Verlust der Dose ersetzen sollte. Nachdem sie es lange genug hin und her gedreht, von vorne und hinten beschaut, rief sie ihre Zofe, und befahl ihr es sorgfältig zu verschließen.

Herr Flink ward ein wenig bestürzt, doch ließ er sich als ein Weltmann nicht aus der Fassung bringen. »Das Portrait meiner Frau,« sagte er, »ist glücklicher, als das Original ihres Mannes.«

Henr. Meine Absichten bei diesem Raube sind die besten. Denn, warum trugen Sie das Gemälde bei sich? Aus Zärtlichkeit doch wohl nicht? sondern um auf Frank's Kaffeehause, wenn der letzte Thaler aus dem Beutel geflogen, die Diamanten auf eine Karte zu setzen, das war Ihre Absicht, und das sollen Sie nicht, mein Herr. Sie sind ein Spieler, ich will Sie zum ordentlichen Menschen machen.

Flink. Und doch habe ich nie ein größeres Hazardspiel gewagt, als seit ich Sie gesehen.

Henr. Jetzt lassen Sie mich allein! das Wasser fängt an kalt zu werden, und Sie sehen, die Stellung, in welcher ich sitze, ist nicht die bequemste.

Flink. Wer wehrt Ihnen, sie zu ändern?

Henr. (lachend). Ich fürchte Sie zu beleidigen, wenn ich so in Negligé vor Ihnen erschiene. Fort! mein Herr.

Flink. Nicht von der Stelle! und um mich selbst außer Stand zu setzen, Ihren Befehlen zu gehorchen — (Er ging an die Thür, und verriegelte sie von innen.)

Henr. Ich werde meine Leute rufen.

Flink. Wozu das? Sie haben Ihre Liebesgötter bei sich, die werden Sie nicht verlassen.

Henr. Verwegener! Dein eleganter Frack soll die Kühnheit büßen.

Sie schöpfte mit beiden Händen Wasser, und sprützte es zu wiederholten Malen auf den süßen Zollinspektor, der sich nun eilig entfernte.

Zehntes Kapitel.

Der Thurm.

Nachdem wir auf diese Weise die schmachtende Amalie und die feurige Henriette glücklich in den Hafen ihrer Wünsche gesteuert, halten wir es für unsere Pflicht, trotz der drohenden Gefahren, uns noch einmal auf's hohe Meer zu wagen, um wo möglich auch die verlassene Sibille in Gesellschaft des Herrn Magister Balg wohlbehalten an das Ufer zu setzen. Ihr fühlt, welch ein kitzliches Unternehmen es sei, einen Mann in's Garn der Liebe zu verstricken, welcher keinen andern Einfluß kennt, als den Einfluß der Gestirne; einen Mann, der weder Maskeraden besucht, noch präclusivische Termine abzuwarten hat; einen Mann, welchen seine Spindelbeine nicht weiter tragen, als vom Hause auf den Thurm, welchen er zu seinem Observatorium erkoren, und von da wieder nach Hause.

Sibille hatte von allem diesen hinlängliche Erkundigung eingezogen, und sah wohl ein, daß kein anderer Kampfplatz ihr offen stehe, als obbesagter Thurm. Sie wählte daher eine heitere sternklare Nacht, so wie man zu thun pflegt, wenn man Krebse fangen will. Ein verschwiegener Diener ward abgesandt, welcher den Magister Balg unter seinen Sektanten und Quadranten herausklaubte, ihm eine zierliche Empfehlung von seiner Gebieterin brachte, und in ihrem Namen um die Erlaubniß bat, ihm in dieser Nacht auf seinem Thurme einen Besuch abstatten zu dür-

ſen, da ſie für die Wiſſenſchaft der Aſtronomie leidenſchaftlich eingenommen ſei.

Magiſter Balg verſicherte, daß er mit Ungeduld den Augenblick erwarte, eine ſo vernünftige Dame kennen zu lernen, und wenig Minuten nachher erſchien Sibille in einer Kleidung, daß ſie glaubte mit Recht hoffen zu dürfen, den Glanz aller Sterne zu verdunkeln. Doch ach! alle ihre Reize entgingen den himmelwärts gekehrten Blicken des Aſtronomen. Kein Dämon der Eitelkeit flüſterte ihm in's Ohr, daß dieſer Beſuch nicht den Sternen, ſondern ihm gelte; er gab ſich daher alle mögliche Mühe, die ſchöne Nachtwandlerin ſeiner Meinung nach angenehm zu unterhalten. Durch ein Herſchel'ſches Sehrohr erblickte ſie die feuerſpeienden Berge im Monde, den Ring des Saturn, Jupiter's Trabanten und den Schild des Mars.

Magiſter Balg, der zugleich ein großer Sterndeuter war, bewirthete ſie nebenher mit einem cursus der Aſtrologie, erzählte, in welchem Anſehen dieſe Wiſſenſchaft bei den Chaldäern, Egyptiern und Juden geſtanden; welche Wirkung Hippocrates den Plejaden, dem Arctur und dem Hunde, Galen den Strahlen des Mondes beilege; wie unwiderſprechlich der Doktor Mead in neuern Zeiten die Behauptung des letztern bewähre. Er demonſtrirte ihr ferner, daß der Menſch ein Mikrokosmos ſei, daß Saturnus die Melancholie hervorbringe, Mars über die Galle herrſche, Jupiter über das Blut.

„Und wer," frug Sibille, „wer herrſcht über das Herz? vermuthlich Venus?"

Ein Knäblein unter dem Einfluß dieſes Geſtirns geboren," verſetzte Magiſter Balg ſehr ernſthaft, »iſt geneigt zu Ausſchweifungen. Doch wer mag die Stunde ſeiner Geburt umwandeln! ich zum Beiſpiel erblickte das Licht der Welt, als eben Saturn und Merkur durch die Mittagslinie gingen; das hätte mich nothwendig zu einem melancholiſchen Diebe machen müſſen, hätte nicht der Durſt nach höhern Wiſſenſchaften zeitig dieſem gehäſſigen Einfluß entgegen gearbeitet."

Sibille. O wie glücklich iſt Ihre Gemahlin, täglich aus ihrem Munde dergleichen angenehmen Unterricht ſchöpfen zu können.

Magiſter Balg. Ach meine Frau frägt den Henker nach den Sternen! wenn Herſchel's Entdeckungen mich allmächtig hinreißen, ſo gähnt ſie, und wenn mein neues Siſtem der Sonnenflecken mich begeiſtert, ſo ſchläft ſie gar ein.

Sibille. Unbegreiflich! mich dünkt, in Ihrem Munde erhält die trockenſte Materie Reiz. Ich könnte Ihnen Tage lang zuhören, Nächte lang mit Ihnen am Horizont herumſchwärmen, und wenn Sie denn von einer kalten Nachtwanderung halb erfroren und erſtarrt zurück kämen, ſo würde ich Sie in meinen Armen, an meinem Buſen erwärmen.

Magiſter Balg. Allzugütig! allzugütig!

Sibille. Wirklich muß man ſo durchdrungen als Sie von der Göttlichkeit jener erhabenen Wiſſenſchaft ſein,

um ſich all den Unbequemlichkeiten unter freiem Himmel auszuſetzen. Zum Beiſpiel heute, dünkt Ihnen nicht auch, es ſei ſehr kühl? ich wundere mich, wie Sie noch die Finger rühren können. Laſſen Sie doch fühlen.

Bei dieſen Worten ergriff ſie ſeine knöchrichten Finger, und ihr ſanfter Druck erregte ein Klappern, als ob man Würfel in einen Becher ſchüttelt.

Ich ſelbſt, fuhr Sibille fort, bin zu dünn bekleidet (ſie ſchob an ihrem Halstuch), auch hab ich da eine Nadel verloren. Mit Ihrer Erlaubniß.

Sie nahm das Halstuch ab, als wollte ſie es von neuem in Falten, und um die Bruſt legen. Indeſſen tanzte der Strahl des Mondes auf ihrem keuſchen Buſen, welches unſern Magiſter veranlaßte die Bemerkung zu machen, daß der Mondſchein oft den ſchädlichſten Einfluß auf den Körper habe; daß ein kleiner amerikaniſcher Fiſch, Allunado genannt, im Mondſchein weich werde, und ſeinen Geſchmack verliere; daß ein verwundeter Mauleſel eben dadurch ſteif an allen Gliedern werde, und daß er daher die Dame inſtändigſt erſuche, ſich ſogleich zu bedecken.

Arme Sibille! welcher Pfeil iſt dir nun noch übrig, nachdem dieſer fruchtlos verſchoſſen worden. Leichter ſchien es, einen Bewohner des Saturn herab zu locken, als die Begierden dieſes Mondmannes zu wecken. Die gereizte Sibille, welcher der Ring an des Magiſters Finger mächtiger in's Auge ſtrahlte als das Geſtirn der Plejaden, beſchloß daher ihre letzte Batterie zu öffnen.

»Ich bin gewohnt,« lispelte sie, »nie der kühlen Nachtluft zu trotzen, ohne äußerlich und innerlich kräftige Gegenanstalten zu treffen. Ich habe daher eine Flasche guten spanischen Sekt mit mir genommen, und bitte um Erlaubniß, in Ihrer Gesellschaft ein paar Gläser auszuleeren.«

Sie winkte und der Bediente brachte den Sekt, welcher mit einer starken Dosis Opium versetzt war. Auf die Gesundheit des großen Galilei leerte der Magister Balg ein Glas und noch ein Glas. Die Dame nippte zümferlich wie es einem wohlgezogenen Frauenzimmer geziemt. Ehe eine Viertel-Stunde verging, fiel des Magisters schwerer Kopf herab auf die hohle Brust, als er eben im Begriff war, seiner Schülerin die Geschichte der unglücklichen Gefangenschaft des großen Galilei mitzutheilen. Sibille verweilte keinen Augenblick länger, sie zog ihm den Ring vom Finger und trippelte mit ihrer geretteten Keuschheit und einem starken Schnupfen nach Hause.

Magister Balg erwachte, als es schon hoch am Tage war, und die Sonne schien in seinen geöffneten Schlund hinab. Er gähnte, reckte seine matten Glieder, wußte nicht wie ihm geschah, und stieg langsam die Windeltreppe herab, ohne jedoch seinen Ring zu vermissen. Als er an's Thor kam, rollte ein Wagen vor ihm vorbei, und eine Dame rief aus dem Schlage dem Kutscher zu: halt! es war seine sanfte Amalie, welche so eben in Begleitung des Herrn Advokaten Schwefel von ihrer abenteuerlichen Reise zurückkehrte.

Höchſt erfreut über dieſen glücklichen Zufall, vergaß unſer Magiſter ſeine geräderten Glieder, druckte ſeine triefende Naſe zum Willkommen auf Amaliens Wange, dankte ihrem Begleiter auf's wärmſte für ſeine Höflichkeit, und bat ſein erröthendes Weibchen, ſo bald ſie zu Hauſe angelangt ſein würde, ein kräftiges Frühſtück zuzubereiten.

Eilftes Kapitel.

Das Gelächter.

Dieſes iſt ein Kapitel, in welchem jeder lacht, und nur Einer vom Herzen. Wenn ich euch nun mit zwei Worten ſage, worüber eine jede von den ſpielenden Perſonen lachte, ſo wird das Kapitel ſehr kurz werden, und das iſt wider meine Abſicht; denn einmal verwundert es das Auge, wenn unter zwölf Folianten ein Duodez-Bändchen ſteht, und zweitens würde es ausſehen, als fehle es mir an Ingredienzien, über das Wort Gelächter eine lange Brühe zu machen, das wäre ein Schandfleck für meine Schriftſteller-Ehre, denn es iſt ja kein Prediger ſo arm an Redekunſt, der nicht, ſo oft das Neujahrsfeſt eintritt, ein paar Stunden lang über den armſeligſten Text von der Welt zu predigen im Stande wäre. Hier würde alſo eine philoſophiſche Abhandlung über das Lachen an ihrem rechten Orte ſtehen, und dieſes Kapitel zum anſehnlichſten unter ſeinen Brüdern qualifiziren; wäre nicht der verzweifelte Beattie mir damit zuvorgekommen. Zwar, wenn ich

Macht der weiblichen Reize offenbar werden sollte, da fanden die drei Damen abgeredetermaßen in seiner Bude sich ein. Sibille trug an ihrem kleinen Finger Amaliens Ring, Amalie spielte mit Henriettens Dose und Henriettens Busen blähte sich unter Sibillens Portrait.

O es war lustig, wie immer eine der andern es im Lachen zuvor zu thun suchte, und der verbissene Aerger auf der höhnisch verzogenen Lippe die lächelnde Wange Lügen strafte. Meister Freundlich allein stemmte beide Arme in die Seite, und schlug ein so schallendes Gelächter auf, daß die Damen endlich anfingen zu fürchten, er werde Convulsionen bekommen.

Ist nun noch Jemand unter meinen Lesern, dem dies Kapitel nicht lang genug ist, der beliebe auf die folgenden zwei leeren Seiten das Wörtchen Ha! so oft zu schreiben oder drucken zu lassen, als es ihm nöthig dünkt, und mir dann ein schriftliches Zeugniß zu ertheilen, daß ich mich mit Ehren aus diesem verdammten Gelächter gezogen habe.

Zwölftes Kapitel.

Der Richter.

Nun entstand also die Frage: wer hat die Wette gewonnen? ich! ich! ich! rief eine jede, hier ist der Beweis! Meister Freundlich sei Richter.

Der muntere Schuster nahm Platz auf seinem Dreifuß, rüttelte sich mit ehrbarer Miene, und sprach folgende Sentenz:

»Vor allen Dingen ist es klar, daß ich Meister Freundlich meine Wette gewonnen habe. Ich versprach heute vor vier Wochen einer jeden von Ihnen ein paar neue Schuh, wenn Sie nicht am heutigen Tage ihre sämmtlichen Kleinodien vertauscht haben würden. Der Tausch ist richtig, und es gebühren mir also auf's wenigste drei harte Thaler, welche die kontrahirenden Theile sofort zu erlegen schuldig und gehalten sind.«

Man unterwarf sich diesem ersten Punkte willig. Drei harte Thaler klapperten auf dem Tische. Meister Freundlich fuhr fort: »Ob die drei Ehemänner, deren hochzuverehrende Rippen ich hier vor mir sehe, den Schwur der Treue verletzt, wage ich nicht zu entscheiden.

Amalie und Henriette (zugleich). Wie? Was? wie versteht Er das?

Meister Freundlich. Buchstäblich. Denn sehen Sie nur, ich bin auch in der Welt herumgelaufen, und wo ich ein hübsches Mädchen sah, da krabbelte mir's am Herzen,

daß ich hingehen und ihr so mit einer gewissen Manier in's Auge sehen mußte. Nun das konnte mir keine verbieten, und sie haben's auch gar zu gern, wenn sie merken, daß der Anblick ihres Affengesichtchens einem ehrlichen Kerl wohlthut. Aber wie weiter? Vom Sehen wird man nicht satt. Da habe ich all mein Lebstage eine Methode befolgt, die mir nie fehl geschlagen ist.

Zuerst kam ich mit einem seidenen Halstuch angestiegen, dafür erhielt ich das Recht, zuweilen unter das Halstuch zu schielen. Dann bracht ich auch wohl eine feine Schürze von Zitz, die band ich dem Mädchen selbst um den Leib, unter der Bedingung, sie bei Gelegenheit wieder los binden zu dürfen. Und endlich war ich wohl gar so freigebig, ein Paar seidene Schuh zu versprechen. Da mußte ich dann erst das Maß nehmen.

Amalie, Henriette und Sibille lächelten, und schielten durch ihre Fächerstäbe, Meister Freundlich sollte glauben, sie wären roth geworden.

»Ein Mensch ist kein Engel,« fuhr er ganz ehrbar fort, »ein Engel hat weder Fleisch noch Blut, und die gnädigen Damen werden mich das nicht überreden, so oft man sie auch vielleicht in ihrem Leben Engel titulirt haben mag. Wenn ich also sehe, daß Ring, Dose, und Gemälde in ihren Händen sind, so vermuthe ich nicht, daß man dergleichen auf der Straße findet. Umsonst ist der Tod! Sie verstehen mich.«

So endigte sich dieser Handel in Zufriedenheit und Eintracht.

Die drei Damen verließen ihren bisherigen Schuster und ließen von nun an bei Niemand arbeiten als bei Meister Freundlich, welcher sie auch sämmtlich wohl und gewissenhaft bediente.

Aus dieser wahrhaften Geschichte mögen meine schönen Leserinnen die Lehre ziehen, daß Eitelkeit oft eben so weit und irre führt, als Liebe, und daß eine Frau die Macht ihrer Reize nie ungestraft zum Gegenstande einer Wette machen darf.

Inhalt.

Seite

Die Geschichte meines Vaters, oder wie es zuging, daß ich geboren wurde 5

Kurze Geschichte der Alibustier 107

Einige Züge aus dem Leben des guten Musäus 145

Die gefährliche Wette 161

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Augusts von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Neunter Band.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Kleine
gesammelte Schriften
August's von Kotzebue.

Vierter Theil.

Wien, 1842.
Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Meine
Flucht nach Paris
im Winter 1790.

Für bekannte und unbekannte Freunde geschrieben

von

August v. Kotzebue.

Wien, 1849.
Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Liebe Leser!

Dies kleine Buch ist von keinem Nutzen, vielleicht auch nur wenig unterhaltend. Ich schrieb es, um mein Herz zu erleichtern, ich schrieb es in den unglücklichsten Tagen meines Lebens. Der Verlust einer Gattin, die ich unaussprechlich liebte, trieb mich fort in die Welt. Ich floh den Ort, wo ich meines Lebens Ruhe verlor, und Engel ihre Schwester wieder zu sich nahmen. Ach! den Ort konnte ich fliehen, aber das Bild meiner Friderike folgt mir überall, und nur dem Tode gebe ich es zurück, wenn er mir einst das Original wieder gibt.

Es ist mir Bedürfniß geworden, immer von ihr zu sprechen und immer an sie zu denken. Der Wunsch, meinen Kummer zu mildern, gab mir die Feder in die Hand — siehe da! das Bild meiner geliebten Gattin schwebt vor mir auf dem Papiere, ich weiß nicht mehr was ich schreiben wollte, ich sehe nur sie, und schreibe von ihr!

Gute Menschen! die ihr zuweilen sanfte Thränen in meinen Schauspielen vergossen habt, wenn ich ein kleines Verdienst um euch mir erwarb, so lohnt mir das jetzt durch eine Thräne um meine gute Friderike! oder wenigstens scheltet nicht, wenn ihr dies kleine Buch in die Hand nehmt, und nicht darin findet, was ihr sucht. Laßt mich von ihr reden! recht viel von ihr reden und erzählen! seht nicht scheel d'rein, wenn jeder, auch der entfernteste Gegenstand, mich, Gott weiß wie! immer wieder zu meinem Weibe führt. Gott behüte euch Alle für einem solchen Verlust! kommt es aber mit euch auch einmal dahin, so sollt ihr mich auch nicht vergebens um eine Thräne des Mitleids bitten.

Jeder Gatte, der in diesem Augenblicke seine geliebte Gattin noch besitzt, der drücke sie herzlich an seine Brust, wenn er dieses liest, und danke Gott dafür! von ihm verlange ich nur Rührung, nicht Thränen. — Aber ihr, die ein gleiches Schicksal näher an mich kettet, ihr, die ihr Mann oder Weib verlort, vor kurz oder lang, und euren Verlust noch nicht vergessen habt, o laßt uns zusammen weinen! wir sind Geschwister! euch mache ich keine Entschuldigung, daß ich ein Buch schrieb, einzig für mich selbst, für mein wundes Herz, und für ein paar Freunde.

Ich wollte meiner Friderike ein Denkmahl errichten, so gut ich kann, aber nicht in diesem Buche, jetzt kann ich noch nicht. Ich will einst die Geschichte unserer Liebe und Ehe schreiben. Welch ein schöneres Denkmahl für die schönste Seele, als das Wegnehmen der bescheidenen Hülle von allen ihren Tugenden. Sie war so sehr, so unaussprechlich gut, nicht nach Grundsätzen, sondern sie meinte, es könne nicht anders sein. Ihre Empfindungen waren immer edel, denn es war kein Plätzchen in ihrem Herzen, eine unedle Empfindung zu herbergen; aber bei jedem sanften, guten Tone klang ihre reingestimmte Seele immer mit. Herz und Hand meiner Friderike waren für Nothleidende immer offen, sie gab gern, und gab, wie man geben soll, wie eine Schwester dem Bruder gibt.

Noch ist es kein Jahr, als ich mir den Scherz erlaubte, ihr am ersten April einen kritzlichen, unleserlichen Brief zu schreiben, als komme er von einer armen Witwe, die mit ein paar halbnackten Kindern, in einer ziemlich weiten Entfernung von der Stadt, auf einem kalten Boden verschmachte, und ihre Hilfe anflehe. Es war ein kalter, windiger Tag, meine gute Friderike war damals nicht einmal ganz gesund, aber sie suchte in Eile alte Wäsche und Kleider zusammen, und ließ anspannen. Ich lief voraus an den bezeichneten Ort, ich sah den Wagen von weitem kommen, er hielt still vor einem Hause am Ende der Vorstadt. Ich erschrack und glaubte meinen Scherz verra-

then. Ach nein! sie war ausgestiegen um Semmeln zu kaufen für die hungrigen Kinder, welche sie anzutreffen glaubte. So trat sie in das ihr bezeichnete Haus mit einem Bündelchen Wäsche, einem Schnupftuch voll Semmeln und zwei Rubeln zwischen den Fingern, halb erfroren, und doch weniger unwillig über meinen grausamen Muthwillen, als darüber, daß sie wieder wegfahren sollte, ohne eine gute That vollbracht zu haben. In Gottes Augen war sie vollbracht! — nie wird der erste April wiederkehren, ohne Thränen in meinem Auge zu finden! nur diesen einen Zug gab ich euch unter tausenden. Solch ein Weib habe ich besessen — und verloren! ach! darum scheltet nicht, daß ich von ihr rede, und nichts anders reden möchte.

Ihr aber, meine Freunde und Bekannte, denen ich nichts weiter zu schreiben vermochte, als: meine Frau ist todt! ihr werdet dies kleine Buch gütig aufnehmen, denn es gibt euch Rechenschaft von dem, was ich war und bin, seit das Schicksal mir Alles raubte, und doch mir das Leben ließ. O ich glaubte vormals, ich hätte meinen größten Schatz verloren, als ich meine Gesundheit einbüßte — ich habe mich geirrt. Selbst in dem für mich schrecklichen Winter von 1788 habe ich stille häusliche Freuden an der Seite meines Weibes genossen, die kein Gold und kein Ordensband zu kaufen vermag. Um meinetwillen mied sie alle Gesellschaften, um meinetwillen genoß sie keine Lustbarkeit, und schloß sich mit mir in mein Krankenzimmer, und rechnete es mir nie als Opfer an. Ich war aber auch so glücklich, wenn nur einen Augenblick lang mein Körper von Schmerzen frei und meine Seele heiter war; ich fühlte so innig, daß nur eheliches Glück das einzige wahre Glück sei! ihr Kuß, ihr Händedruck würzte mir meine elende Grütze und meine Pflaumen.

So hat sie redlich bei mir ausgehalten, als mich oft Alles verließ! und nun, da ich wieder ein leidliches Dasein mit mir herumschlepre, nun hat sie mich verlassen! — War es vielleicht nur ein guter Geist, zu meiner Rettung gesandt? der sein Geschäft voll-

brachte und dann in seine seligen Wohnungen zurückkehrte? war es mein Schutzgeist, der nur eine liebliche irdische Gestalt annahm? schwebt er jetzt unsichtbar um mich? wird er sich einst wieder mit mir vereinigen? — o süße Schwärmerei! verlaß mich nicht! du bist ein Geschenk des Himmels und Balsam für meine Wunden! —

Ich weiß nicht, wie ich das nennen soll, was ich da geschrieben habe. Es sollte eine Vorrede werden, aber ich sehe wohl, es ist keine Vorrede. Das ist auch im Grunde einerlei. Sei es was es wolle, wenn es nur von Friderikn handelt! —

Eigentlich habe ich darin sagen wollen, was es mit meiner Winterflucht für ein Bewandtniß hatte, und was der Leser in diesem Buche erwarten darf. Eine Reise nach Paris, und doch so unähnlich einer Reisebeschreibung; denn was ich überall sah, war mein geliebtes, verlornes Weib! daher ist *sie* es auch, von der ich überall spreche.

Ich habe in Paris eine Zeit lang gewohnt, aber ich weiß von Paris blutwenig. Auch wäre es überflussig, viel oder wenig darüber zu sagen, da unser Liebling Schulz diesen Gegenstand erschöpft hat. Was mir so aufstieß, habe ich in Form eines Tagebuches niedergeschrieben. O es hat mir frohe Stunden gemacht! es hat mir oft Thränen gegeben, wenn ich diese wohlthätige Quelle vertrocknet glaubte. Wenn ich mich zum Schreiben niedersetzte, so konnte ich wieder weinen. Der Zweck dieses Buches ist erreicht, es hat meine Verzweiflung in Schwermuth verwandelt.

Paris, am 1. Januar 1791.

Meine Flucht nach Paris

im Wintermonat 1790.

Es ward ihr von Gott geheißen,
Trotz Verblutung oder Schmerz,
Von den Meinigen zu reißen
Ihr ihm ein verwachs'nes Herz.

Bürger.

Als im entwichenen Sommer meine Kränklichkeit mich zum zweiten Male zu den wohlthätigen Quellen von Pyrmont führte, da ließ ich meine theure Gattin, welche bereits eine fünfmonatliche Bürde trug, in Weimar zurück. Jeder ihrer Briefe — sie schrieb mir wöchentlich zweimal und ich ihr viermal — jeder ihrer Briefe enthielt frohe, beruhigende Nachrichten. Sie war gesund, heiter, und hatte keinen andern Wunsch, als nur mich bald wieder in ihre Arme zu schließen. Wie herzlich theilte ich diesen Wunsch mit ihr! wie haslig entschlüpfte ich endlich dem medizinischen Joche, und flog an ihr Herz! es war im Anfang des Septembers. In Gotha trafen wir uns, sie war mir bis dahin entgegen gefahren. Unser Wiedersehen, unsere erste Umarmung, das Plätzchen vor dem Gasthofe zum Mohren, wo dies geschah; meine Freude über ihr blühendes Aussehen, ihre vollen Wangen; über die Heiterkeit, die aus ihren Augen blitzte — ach! alles das, so gern meine Fantasie dabei verweilt, so rasch und lebhaft sie mir jene süßen Bilder hinzaubert, so träge und unbehilflich ist meine Sprache, die lieblichen Züge aufzuhaschen, und so wieder zu geben, wie sie da vor meinem geistigen Auge stehen.

Noch zwei Monate verflossen. Ohne Bangigkeit sahen wir dem nahen Zeitpunkt entgegen, der ein neues Pfand

der Liebe uns geben ſollte. Ich that Alles, was in meinen Kräften ſtand, um die Gefahr dieſes Augenblicks zu mindern. Der ſchöne Herbſt begünſtigte meine Abſichten. Oft zog ich mit ſanfter Gewalt meine zuweilen ein wenig phlegmatiſche Friderike aus dem Zimmer, um einen Spazirgang mit mir in dem herrlichen Park bei Weimar zu machen. Sie liebte dieſen reizenden Aufenthalt, ſie ging gern dahin. Da ſind wir faſt täglich Arm in Arm herumgewandelt, da haben wir geſchwatzt, Schlöſſer in die Luft gebaut, die Zukunft errathen, die Vergangenheit gemuſtert und die Gegenwart genoſſen. Oder wir koſeten mit unſern abweſenden Freunden, dachten und erriethen, was ſie wohl in dieſem Augenblicke thäten und trieben, was und wann ſie uns ſchreiben, wo und wann wir ſie wiederſehen würden. Dort in der Hütte von Baumrinden, dort am Waſſerfall, dann oben auf dem Berge, wo die drei Säulen ſtehen, und weiter hin, wo man die Wieſe im Thale wie eine Schaubühne überſieht — o! möge jeder ſchöne Morgen den erquickendſten Thau auf euch herabträufeln, ihr Blumen und Bäume! die ihr Zeugen meines Glückes waret! wachſe friſch und luſtig, du grüner Raſen, den der Fuß meiner Gattin betrat, wo mein Wilhelm Burzelbäume vor uns herſchlug, und meine Friderike lächelnd ihm nachſah, wenn der kleine Hund die ungewöhnliche Geſtalt mit komiſchem Eifer anbellte. Nie wird ein glücklicheres Paar dich betreten, reizender Garten!

Oft fuhren wir auch nach Belvedere oder Tieffurth,

Luſtſchlöſſer bei Weimar. Dort ſetzten wir uns in's Grüne unter die Bäume, und aßen eine friſche Milch, und meine Friderike freute ſich, daß es noch ſo warm ſei hier zu Lande, und daß man im Oktober noch den Schatten ſuchen müſſe, wenn man bei uns den Ofen ſucht. Die kleinen Ausfahrten bekamen ihr immer ſo wohl, alles war ſchön und gut.

Noch vier Wochen vor ihrer Niederkunft nahm ich ſie mit auf die Leipziger Meſſe. Nie habe ich ſie munterer geſehen als damals. Als wir wieder nach Hauſe fuhren, verſicherte ſie mich, ſie ſei in ihrem Leben nicht ſo vergnügt geweſen. — O welche größere Wolluſt gibt es auf der Welt! als die, der Geliebten eine Freude zu machen! —

So rückte unter ſteten Ergetzungen und Abwechſelungen der Augenblick heran, den zu fürchten wir weit entfernt waren. Meine Frau genoß einer ununterbrochenen Geſundheit, ihre einzige Arzenei waren Erdbeeren, und ſeit ihrem Aufenthalte in Weimar hatte ſie die Apotheke nicht um einen Dreier bereichert.

Die erſeufzte Stunde kam endlich. Am 11. November wurde meine geliebte Gattin, des Morgens früh, glücklich und leicht von einer Tochter entbunden. Sie befand ſich in den erſten drei Tagen außerordentlich wohl, war munter und vergnügt, ſcherzte, lachte, lobte die Hebamme; verſicherte, ein ſolches Wochenbett ſei nur Spaß, ſie habe ſich noch nie ſo wohl befunden, habe noch nie gleich in den erſten Tagen nach ihrer Niederkunft Luſt zum Eſſen gehabt, kurz, der Berg ſchien überſtiegen, die kleine Wolke, die den

Horizont vor uns getrübt hatte, war über uns hingezogen, so wähnten wir — ach! und wer war froher als ich! die ganze Schöpfung war mein und ich war König darin. Ich ahnete nicht, daß es die letzten frohen Tage meines Lebens wären!

Am 14. war sie krank. Wir schoben die Schuld auf das gewöhnliche Milchfieber und blieben ruhig. Die Natur erleichterte sich auf verschiedenen Wegen. Am 15. war sie wieder recht wohl. Noch sehe ich sie, wie ich des Morgens früh um fünf Uhr leise in ihr Zimmer trat, und ein wenig besorgt nach ihrem Bette hinschielte, weil ich sie Abends vorher verdrießlich und leidend verlassen hatte. Sie streckte mir lächelnd beide Arme entgegen, und richtete sich auf. O seliger Augenblick! — ich las ihr nachher eine Scene aus einem Schauspiele vor, das ich eben unter der Feder hatte, denn ihr Lob oder Tadel, ihr unverdorbenes Gefühl war immer der Prüfstein meiner Arbeiten. Was ihrem Auge keine Thräne entlockte, das strich ich weg.

Ach! wessen Gefühl wird in Zukunft mich leiten! mein Genius hat mich verlassen, und mein Feuer ist verloschen! —

Sie hörte auch an diesem Morgen mir gern zu wie immer, sie sprach darüber wie sonst, ihr Geist war völlig heiter und unbewölkt. Ach! ich werde das Stück, zu welchem diese Scene gehört, wohl nie vollenden! ich erschrecke, wenn mir das Blatt in die Hand fällt, ich fürchte mich dafür, es kömmt mir vor, als sei es ein Verbrechen, weiter

daran zu schreiben, auch könnte ich es nicht für alle Schätze der Welt! da wo ich zu lesen aufhörte, wo sie mir freundlich zunickte, wie könnte ich da fortfahren! was könnte ich da anders denken, als ihr letztes freundliches Nicken! —

Am 16. klagte sie über große Mattigkeit. Von diesem Tage an verschlimmerte sich ihr Zustand. Ich fing an ängstlich zu werden, und bat meinen alten Universitätsfreund, den Hofmedikus Hufeland, auch mit gutem Rath beizustehen, da bis jetzt der Herr Bergrath Buchholz allein unser Hausarzt gewesen war. Die Krankheit ging aus den ersten Wegen in die zweiten, das Fieber wurde immer heftiger, die Mattigkeit immer größer, sie fantasirte sehr oft. So krochen drei ewig lange Tage, mit meiner Angst beladen, in's Meer der Zeit hinab.

Am 20. fuhr ich des Morgens früh nach Jena, um den berühmten Hofrath Stark herüber zu holen; denn so groß auch mein Zutrauen zu den beiden braven Aerzten war, die ich zugleich unter meine Freunde zählen darf; so glaubte ich doch nichts vernachlässigen zu dürfen, was meine theure Gattin zu retten, und mich zu beruhigen im Stande sei. Ich litt auf diesem Wege schreckliche Angst, meine Fantasie arbeitete fürchterlich, und peinigte mich mit trüben Bildern der Zukunft, die leider! nun in Wirklichkeit übergegangen sind.

Herr Hofrath Stark war so gütig, gleich mit mir zu kommen, in fünf Stunden war ich hin und her gefahren. Er fand meine Frau sehr krank, aber noch lange nicht ohne

alle Hoffnung, und ich holte zum erſten Male wieder freier Athem. Ausleerende und ſchweißtreibende Mittel wurden vereinigt. Mein armes, krankes Weibchen war jetzt ſehr eigenſinnig und mürriſch. Sie wollte ſich, zum Beiſpiel, die Lavements, die man ihr verordnet hatte, von Niemand ſonſt beibringen laſſen, als von mir; ich that es alſo zum erſten Male in meinem Leben mit zitternden Händen, Hofrath Stark gab mir einige Anweiſung dazu, die Liebe that das übrige, es ging recht gut, meine Frau küßte mich zärtlich dafür. Seitdem that ich es immer. O wie leicht wird der Liebe Alles! Ich hoffe nicht, daß Jemand bei dieſer Stelle ſpotten wird. Wer anders als gutmüthig d'rüber lächeln könnte, den würde ich bitter belachen, und für ihn wurden dieſe Blätter nicht geſchrieben.

An dieſem Tage wurde Menſchenhaß und Reue aufgeführt. Natürlich verließ ich das Bett meiner Frau nicht, aber ich kann nicht umhin, eines Zuges zu erwähnen, der mir Freude gemacht hat. Es waren nämlich wohl achtzig Studenten aus Jena herüber gekommen, um das Stück zu ſehen. Sie pflegen dann gewöhnlich nach dem Schauſpiel ſich noch einige Stunden luſtig zu machen, und ſodann gegen Mitternacht nicht ohne Lärmen, Schreien und Klatſchen wieder abzuziehen. Ihr Rückweg führt ſie durch die Straße, welche ich bewohnte; aber in dieſer Nacht zogen ſie alle einen andern Weg durch entfernte Straßen, kein einziger Wagen oder Pferd paſſirte meine Wohnung, um die Ruhe meiner kranken Frau nicht

zu ſtören. Ich erzählte es meiner Friderike am andern Morgen, ſie ſchien ſich darüber zu freuen, und ich danke dieſen Herren hier öffentlich für ihre ſchonende Gefälligkeit.

Am 21. und 22. blieb es mit meiner Frau wie es war. Ich ſchickte jeden Morgen einen Expreſſen an den Hofrath Stark, mit dem Bericht, wie die Kranke ſich befinde. Ich kam wenig von ihrem Lager. Sie ſelbſt ſchien nicht zu fürchten, daß ſie ſterben werde. Aber als ich ſie einmal umarmte, und meine Wange an der ihrigen lag, da konnte ich meine Thränen nicht verſchlucken, ich fing heftig an zu weinen, und da ſchien auch ſie einen Augenblick lang eine ängſtliche Beſorgniß zu äußern, die aber gleich wieder verſchwand, als ich meine Augen geſchwind trocknete, und Hoffnung und Heiterkeit log. Gewöhnlich war ſie nicht bei ſich und fantaſirte viel. Doch wenn ſie zu ſich kam, hatte ſie am liebſten mich an ihrem Bette.

Am 23. war ſie ruhiger und beſſer, welches auch mir eine große Erleichterung gab. Ich ging mit frohen Hoffnungen zu Bette, und ſchlief nach langer Zeit einmal wieder ſanft ein. Aber am 24., um halb vier Uhr des Morgens, weckte mich das Kammermädchen, mit der Nachricht, meine Frau ſei ſehr ſchlecht. Ach Gott! mit welchem ſchrecklichen Gefühl ſprang ich aus dem Bette, und ſtürzte zu ihr hinüber! Ich fand ſie äußerſt unruhig, ſie klagte über Schmerzen in der Herzgrube, auf der Bruſt, im Kreuz, und beſonders in der rechten Seite, in der Ge-

gend, wo die Lunge liegt. Dabei hatte sie einen sehr kurzen Athem und rothe Backen. Schon seit einigen Tagen hatte ich dieses Symptom öfter bemerkt, und meine Besorgnisse darüber geäußert, war aber immer vertröstet worden.

Ich zitterte, daß ich mich kaum auf den Füßen halten konnte, denn ich glaubte, das sei ihre letzte Stunde, und wußte nicht, wie ich helfen sollte. Bei mir war Niemand als das Kammermädchen und die Wärterin. Ich schickte zu dem Herrn Bergrath Buchholz, er war auch so gütig, gleich selbst zu kommen. Bald eilten auch meine Mutter und die Frau Professorin Musäus herbei. Die Kranke wurde mit Flanell am ganzen Körper gerieben, besonders die schmerzhaften Stellen, Blasenpflaster gelegt u. s. w. Bald fand sie sich erleichtert, die Schmerzen vergingen, sie wurde ruhiger.

Ach! wie ist in diesen bangen Stunden mein armes Herz zwischen Furcht und Hoffnung herumgeworfen worden! doch dachte ich mir den unersetzlichen Verlust, der mich bedrohte, noch immer nicht als möglich. Es war mir immer, als flüsterte eine leise Stimme mir zu: es kann nicht sein! das Unglück wäre allzugroß! das Schicksal wird nicht mehr dir auflegen, als du zu tragen vermagst, wird dir lieber alle deine Kinder und Alles, was du hast, nehmen, nur nicht dein Weib! ach! wenn man so mit dem Schicksal handeln, wenn man dem Tode seine Opfer abkaufen oder austauschen dürfte! —

Die Aerzte hofften auf den Ausbruch eines Frieſels.

Ich beguckte mein liebes Weib alle Minuten, ob noch kein Frieſel ſich zeigen wolle? und ſiehe da! Mittags fand ich, nach oft wiederholten Beſichtigungen, das Frieſel ſei da! — O meine Freude bei dieſer Entdeckung war unbeſchreiblich! ich lief gleich ſelbſt zu beiden Aerzten, und erzählte es ihnen, und weinte dabei wie ein Kind. Sie theilten meine frohen Hoffnungen, und befahlen nun um Gotteswillen, die Kranke nicht aus dem Bette zu laſſen, denn ſie ließ ſich vorher oft in ein friſches Bett bringen, ſie war eigenſinnig in dieſem Punkte, und ſchwer davon abzuhalten. Ich wich alſo nun gar nicht mehr von ihr, weil ſie mir zu Liebe doch Alles that; wenn ich ſie recht zärtlich bat, ſo ließ ſie ſich Alles gefallen, ihre Liebe war ſtärker als ihre Krankheit. Die Nacht legte ich mich zwar nieder, aber unausgekleidet, und die Frau Profeſſorin Muſäus, die auch hier ſich als eine treue biedere Freundin bewies, blieb bei ihr, und ich hatte befohlen, ſobald ſie unruhig werde, mich ſogleich zu wecken.

Um fünf Uhr ſtand ich auf. Man gab mir die frohe Nachricht, die Kranke habe die ganze Nacht ruhig zugebracht. So fand ich ſie auch, als ich ihr meinen Morgenkuß und Gruß brachte, und meine ſüßen Hoffnungen wurden immer lebendiger.

Da ſie ſich ſo wohl befand, ſo ging die Frau Profeſſorin Muſäus auch früh nach Hauſe, und ich zündete wohlgemuth meine Morgenpfeife an, und ging ein wenig im Nebenzimmer auf und nieder, um der Kranken durch den

Rauch nicht beschwerlich zu fallen. Plötzlich tritt das Kammermädchen herein, und hält in der Hand ein Schnupftuch voll Blut, welches meine arme Friderike eben ausgeworfen hatte. Gott! welch ein neuer Schrecken! ich eilte zu ihr, sie hatte einen kurzen Husten, und warf immer von Zeit zu Zeit blutigen Schleim aus. Ueber Hals und Kopf eilte ich zum Arzt, er verordnete etwas Beruhigendes, ich brachte es ihr, der Husten stillte sich wieder, sie fing an zu schlummern.

Meine Kräfte waren sehr erschöpft. Die Morgensonne beschien den Erker mir gegenüber; die Luft war warm, der Himmel heiter. Ich beschloß den Schlummer meiner geliebten Gattin zu nutzen, und ein wenig hinaus in's Freie zu gehen. Ich wählte den Weg nach Belvedere. Könnte ich Alles beschreiben, was ich auf diesem Wege gedacht, empfunden, gebetet, gefürchtet und gehofft habe, es müßte ein dickes Buch werden. Sollte das nicht auch ein Beweis sein für die Fortdauer unserer Seele, daß unsere Empfindungen keine Zeit bedürfen? daß das vollste Maß derselben über einen einzigen Augenblick ausgeschüttet werden kann? daß der Mensch nicht sagen darf: »in so und so vielen Minuten vermag ich so und so viel zu empfinden;" sondern daß Menschenalter sich zusammenpressen, in Ein blitzschnelles Gefühl, und doch so deutlich, so bestimmt und gegenwärtig. Was ist denn das in uns, das weder Raum noch Zeit bedarf, um allumfassend und gewaltig zu wirken? ist es nicht ein Geist? —

Mächtig iſt der Reiz der Natur! ſelbſt an dieſem ſchrecklichen Tage wirkte ihr Zauber auf meine Sinne, und ſchläferte endlich meine Angſt ein. Der heitere warme Sonnenſchein geſellte ſich zu dem, was er in meinem Buſen ihm gleichartig fand, zu der Hoffnung! er entfaltete ſie gleichſam, und ſie erhob ſich über den Wirrwarr der übrigen Gefühle, und ragte hervor. »Ach!« ſagte ich plötzlich laut — mir war als ob ich laut ſprechen müßte — »es kann noch Alles gut werden!« und ſiehe da, von dieſem Augenblicke an verwaltete meine Fantaſie ihr wohlthätiges Amt. Ich ſah meine Friderike geſund, ich ſah ſie wieder im Zimmer auf und nieder wanken, nur noch ein wenig matt; ich unterſtützte ſie, ich führte ſie ſpaziren, ich gab ihr alten Rheinwein zu ſchlürfen, und nachdem ich ſie ſo nach und nach ganz wieder hergeſtellt hatte, ſo dachte ich mir auch ein Feſt aus, um ihre Geneſung zu feiern. Der älteſte Bube ſollte ein Gedicht auswendig lernen, und ein paar Waiſenkinder wollte ich kleiden, und eine kleine frohe Geſellſchaft zuſammen bitten; wenn wir dann bei Tiſche ſäßen, ſollte plötzlich im Nebenzimmer eine Muſik ertönen! Herr Gott, dich loben wir! da ſollten die Pauken d'rein wirbeln! und wir wollten die vollen Gläſer in die Höhe heben, ich meinen Arm um den Nacken meines Weibes geſchlungen, und ſo wollten wir ſingen: Herr Gott, dich loben wir!

Liebe, wohlthätige Fantaſie! du haſt in jenem Augenblicke mich ſo glücklich gemacht! du reichteſt mir den Becher der Stärkung zu neuen Leiden.

So war ich unvermerkt bis nach dem Luſtſchloß Belvedere gegangen, welches eine halbe Stunde von Weimar liegt. Ich kaufte für mein krankes Weibchen einen Strauß Blumen, und einen Roſenſtock im Topfe, denn ſie war immer eine große Blumenfreundin. Den Strauß nahm ich ſelbſt mit nach Hauſe. Als ich kam, es war halb zwei Uhr, ſchlummerte ſie noch, und hatte die ganze Zeit hindurch nicht gehuſtet. Um zwei Uhr erwachte ſie, ich brachte ihr die Blumen, ſie freute ſich darüber, aber nur einen Augenblick lang, denn gewöhnlich war ihr Alles ſehr gleichgiltig; auch ihren kleinen Lieblingshund hatte ſie ſeit einigen Tagen gar nicht zu ſehen, oder auf dem Bette zu haben verlangt. Das Frieſel war indeſſen keineswegs zurückgetreten, und alſo lebte auch immer meine Hoffnung noch. Aber Nachmittags fing der Bluthuſten von neuem an, und dauerte lang und heftig. Gegen Abend ließ er zwar etwas nach, aber ſie lag röchelnd, ſehr ſchwer Athem ziehend, und kannte ſelten Jemand. Man ſetzte ihr Blutegel unter die rechte Bruſt — ſie ſchien es gar nicht zu fühlen. Man brachte mir von Belvedere den blühenden Roſenſtock, ich trug ihn hinein zu ihr und hielt ihn ihr hin — ſie ſchien es gar nicht zu bemerken. Von meinem Zuſtande ſchweige ich, es wäre vermeſſen, ihn zu beſchreiben.

Gegen zehn Uhr lag ſie in den letzten Zügen, röchelte ſtärker, das Auge war gebrochen, und, wie auch die Aerzte eingeſtanden, alle Kennzeichen des nahen Todes vorhanden. Man bat mich, ſie nicht ſterben zu ſehen; man erinnerte

mich, daß ich die Erhaltung meines Lebens meinen Kindern schuldig sei. Ich war so betäubt, daß ich selbst nicht wußte, was ich that. Ich nahm Abschied von meiner Frau, die mich weder hörte noch sah. Nur als ich mich außer mir über sie warf, und meine brennenden Lippen auf ihren kalten Mund drückte, da schien sie auf einen Augenblick zu sich zu kommen, und erwiederte meinen Kuß ganz schwach und kaum fühlbar. Dieses letzte Zeichen ihrer Liebe gab mir plötzlich Thränen, ich weinte nun heftig, deckte sie noch einmal mit meinen Küssen und stürzte aus dem Zimmer, in der traurigen Ueberzeugung, das sei der letzte Kuß meiner unaussprechlich geliebten Gattin gewesen.

Man wollte, ich sollte das Haus verlassen, aber das konnte ich nicht. Ich begab mich auf ein anderes Zimmer, und warf mich auf's Bett, und durchwachte die schrecklichste Nacht meines Lebens! Bei meiner Friderike hatte ich meine Mutter gelassen.

Wenn ich diese lange schaudervolle Nacht beschreiben könnte! Jeden Augenblick erwartete ich die Todesbotschaft. So oft ich die Thür des Krankenzimmers gehen, oder nur einen leisen Tritt hörte, so oft glaubte ich, das Herz werde mir die Brust durchschlagen, und die Angst lähmte alle meine Glieder. Um Mitternacht ungefähr hörte ich in der Küche Kaffee mahlen. Ach! dachte ich, nun ist sie schon todt! weil die Wachenden sonst so früh nicht Kaffee zu trinken pflegten.

Tausendmal war ich im Begriff, durch die paar Zim-

mer, die uns trennten, hinzugehen und ſelbſt zu ſehen, wie es ſtehe; aber immer hielt mich die Angſt zurück, und die Furcht, ihren entſelten Leichnam zu finden. Jetzt, dachte ich immer, iſt doch noch eine leiſe Hoffnung in mir, die raube ich mir dann ganz durch die ſchrecklichſte Gewißheit. So blieb ich immer wieder auf meinem Bette liegen, und ſtand Qualen der Hölle aus. Nein, wahrlich! einem Verbrecher, der den andern Morgen zum Tode geführt werden ſoll, kann nicht ſchrecklicher zu Muthe ſein!

Doch gab es auch noch Augenblicke, wo ich hoffte. Einige Mal drohte mein Nachtlämpchen zu verlöſchen, und flammte doch hernach wieder hell auf. Das ſchien mir ein Bild des Lebens. Auch das Leben meiner theuren Gattin könnte wieder aufflammen, wie dieſes Lämpchen.

Es hatte vier Uhr geſchlagen, als ich die Thür des Krankenzimmers öffnen, und den Fußtritt meiner Mutter auf mein Zimmer zukommen hörte. Ich war einer Ohnmacht nahe, ich konnte mein Herz klopfen hören. Ich blickte ſtarr nach ihr hin, als ſie hereintrat. Sie lebt! war ihr erſtes Wort, und ein wohlthätiger Thränenſtrom ſtürzte aus meinen Augen. Ich konnte nicht reden und nicht fragen, aber meine Mutter erzählte mir mit einem tröſtlichen Geſichte, gleich nach Mitternacht habe der ſchreckliche Zuſtand aufgehört, ſie ſei ruhig geworden, habe die ganze Nacht gar nicht gehuſtet, kenne wieder Alles um ſich her, und habe auch ſchon ein paarmal nach mir gefragt. Mit einem Sprunge lag ich in ihren Armen. Ach Gott! welch

eine Seligkeit! ſie kannte mich, ſie lächelte, ſie erwiederte meine Küſſe, und ſagte dabei: »ich küſſe dich ſo gern, es wird mir aber jetzt ſchwer.“ Sie war ganz vernünftig, meinte auch, ſie befinde ſich beſſer. Ich brachte ihr den Roſenſtock, ſie hatte viel Freude darüber, und zog recht den Geruch in ſich.

O! ich war außer mir vor Freuden! und dankte Gott mit einer Inbrunſt, mit der vielleicht noch wenig Menſchen zu ihm gebetet haben. Ich hielt meine Frau für gerettet. Was am höchſten ſtieg, dachte ich, muß wieder fallen; gewiß hatte geſtern Abend die Krankheit den höchſten Gipfel erſtiegen, und nun fällt ſie wieder. Raſch warf ich meine Kleider über, ungeduldig erwartete ich den Anbruch des Tages, kaum war es ein wenig hell auf den Straßen, da flog ich zu meinem Arzte, und wie ſehr erſtaunte dieſer, als er hörte, meine Frau lebe noch. Er nannte mir nun alle die Kennzeichen, die geſtern Abends ſpät ihren nahen Tod verkündeten, wagte es mit mir, die Möglichkeit der Beſſerung zu hoffen, und verordnete unter andern Mitteln ſogleich auch wiederum Lavements. Von den letztern, ich geſtehe es, ahnete mir kein guter Erfolg. Erſtlich glaubte ich in meiner Laieneinfalt, es ſei wohl unnöthig, da meine Frau dieſen Morgen wider alles Vermuthen eine freiwillige, ſo ſtarke Ausleerung gehabt hatte, als während der ganzen Krankheit kein Lavement und keine Arzenei hatten bewirken können; und das war eine von den Hauptſtützen meiner wiederkehrenden Hoffnung. Zwei-

tens hielt ich es für gefährlich, durch die Bewegung des Umwendens u. s. w. ihren Bluthusten vielleicht auf's neue zu reizen; da aber meine beiden würdigen Aerzte darin übereinstimmten, so blieb mir nichts anders übrig, als zu gehorchen.

Ich lief sogleich wieder nach Hause, ließ das Lavement zubereiten, und stand bereits, um mein neues Amt zu verwalten, am Bette, erwartend, daß die Kranke sanft und behutsam gewendet werde — aber ach! was ich befürchtet hatte, erfolgte! die Bewegung reizte zu sehr, der Bluthusten kam wieder. Ich ließ sogleich inne halten, eilte zum Arzt, nicht so froh als das erste Mal, sagte ihm was vorgefallen, und er stand nun selbst von dem Lavement ab.

Ach! ich kann den Gedanken nicht verscheuchen: hätten wir sie ruhig liegen lassen, und sie mit gar keiner Arzenei mehr gequält, ihre Jugend und ihre gute Natur, die eben so vortrefflich war, als ihr Herz, würden die Krankheit endlich doch noch überwunden haben. Das soll wahrlich kein Vorwurf sein! meine braven Aerzte thaten gewiß, was sie konnten. Aber wem seine Wohnung abbrannte, der meint denn doch immer, jeder der Umstehenden habe wohl hie oder da einen Tropfen Wasser mehr zuschütten können, um den Brand zu löschen. Man muß das dem armen Unglücklichen nicht verargen.

Ich sandte dieses Mal meinen eigenen Bedienten zu Pferde nach Jena, schärfte ihm ein so schnell zu jagen, als ihm möglich sei, und den Hofrath Stark selbst wieder mit-

zubringen. Der gute Menſch, der meine Frau liebte, weil Jedermann ſie liebte, war ſchon in drei und in einer halben Stunde wieder zurück. Er brachte mir ein Billet vom Herrn Hofrath Stark, worin er auf den Nachmittag ſelbſt zu kommen verſprach.

Es war jetzt Mittag. Ich hatte ſeit einer Stunde, erſchöpft durch Alles, was in mir und außer mir vorging, auf dem Sofa gelegen, und vergebens etwas zu ſchlummern verſucht. Jetzt, da ich das Pferd meines Bedienten von weitem die Straße herauf gallopiren hörte, jetzt ſprang ich wieder auf, und eilte mit dem empfangenen Billet in der Hand in das Krankenzimmer — ach! da fand ich es wieder wie geſtern Abends! die nämlichen Kennzeichen des nahen Todes, das nämliche Röcheln, die gebrochenen Augen, das Ueberſpringen der Flechſen; verſchwunden jede Hoffnung auf den Geſichtern der Umſtehenden; in den Augen des Arztes das Bekenntniß, daß ſeine Kunſt hier nichts mehr vermöge! —

Ach! er konnte nicht! und Gott wollte nicht! — — warum er eine der glücklichſten Ehen trennte — warum er ein paar Menſchen von einander riß, die ſich mit jedem Tage lieber wurden — o! wer wird es mir zur Sünde anrechnen, daß ich murre! Gott gab ſie mir, Gott nahm ſie mir! aber — der Name des Herrn ſei gelobt — nein, das kann ich nicht hinzufügen, ich bin kein Heuchler.

Was ich in dieſer und den nächſtfolgenden Stunden gethan, davon habe ich nur noch eine dunkle Erinnerung.

Wie ich sie zum letzten Male küßte, ohne jedoch wie gestern auch nur eine schwache Erwiederung zu fühlen; wie ich aus dem Zimmer stürzte, um nicht den letzten Kampf mit dem Tode zu sehen; wie ich über die Straße, einige Häuser davon, zu meinem Freunde G. eilte, und welche schreckliche Gefühle dort mein Herz zerfleischten, Alles das ist mir nur wie ein schwerer Traum.

Ich hatte schon seit länger als acht Tagen diesem meinem alten treuen Freunde auf einem Spazirgange gesagt, daß ich alle meine Besinnung verlieren würde, im Fall das Schicksall das größte Unglück, den Verlust meines theuren Weibes über mich verhängt habe: ich habe ihn gebeten, auf diesen Fall für mich zu denken und zu handeln, um wenigstens meinen unmündigen mutterlosen Kindern einen Vater zu erhalten, der selbst seit drei Jahren sein Grab immer offen zu sehen glaubte; ich hatte ihn gebeten, sobald das Leben meiner Frau ohne Rettung verloren sei, in höchster Eile eine Postchaise anspannen zu lassen, und mit mir in die weite Welt zu fahren, wohin er wolle, nur so weit weg als möglich von dem Orte, wo alle meine Freuden starben, und die Ruhe meines Lebens begraben liegt. Er versprach es, und hielt Wort in dieser schrecklichen Stunde. Er ging selbst, meine Frau noch einmal zu sehen, er sah ihren letzten Todeskampf, kam eilig zurück, hoffnungslos zu dem Hoffnungslosen, und schickte nach der Post.

Ich wiederhole es, meine Empfindungen sind keiner Beschreibung fähig. Es war eine Betäubung, es war ein

inneres Toben, es war eine Angſt und Unruhe, ich konnte nicht eine Minute lang ſitzen, nicht einen Augenblick lang auf einer Stelle ſtehen, weinen konnte ich auch nicht, in dem Zimmer zu bleiben war mir auch nicht länger möglich. Ich lief fort auf die Straße, es pfiff ein kalter Novemberwind, es war mir da auch zu eng. Ich hatte meinem Freunde geſagt, ich wolle vor dem Thore auf ihn warten, ich kam auch wirklich hinaus vor das Thor, ich weiß ſelbſt nicht wie, ich weiß auch nicht, ob mir Bekannte unterwegs begegnet ſind; nur das erinnere ich mich, weil es meinen Schmerz vermehrte, daß mir der Kutſcher begegnete, der vor einigen Wochen meine Frau und mich nach Leipzig gefahren hatte.

Vor dem Thore blieb ich wohl ein paar Stunden allein, mit meinem Schmerz und meiner Sinnloſigkeit. Es war ein regnicht kalter Tag, ich habe es nicht gefühlt. Ich ging immer am Rande eines Grabens auf und nieder, und bemühte mich, etwas zu denken, ich habe aber gar nichts gedacht. Ein paarmal kamen doch Thränen, aber wenige; das Herz wollte mir ſpringen! Gott war karg mit ſeinen lindernden Thränen.

Ein alter Mann in einer Soldaten-Uniform, den ich für einen Bewohner des in dortiger Gegend gelegenen Hoſpitals halte, hatte mich ſchon lange beobachtet, und kam endlich auf mich zu mit der Frage: ob ich krank ſei? — Ich ſagte ja und ging vorbei. „Das ſieht man Ihnen wohl an," hörte ich ihn noch hinter mir ſagen. Ich weiß

nicht, ob es die Theilnehmung dieſes Mannes war, die mich rührte und überraſchte, zu einer Zeit, wo ich mir in der ganzen Schöpfung verlaſſen vorkam, genug, das gab mir Thränen, ich weinte einige Augenblicke lang ſehr heftig, hernach war es aber wieder vorbei, und ich fiel zurück in eine Art von dumpfer Betäubung.

Endlich, gegen Abend, ſah ich von Ferne meinen Reiſewagen kommen, der nämliche Wagen, den noch vor wenig Wochen meine Friderike mit mir theilte, wo ich ſo oft ſie ein- und ausgehoben, an ihrer Seite ſo manche frohe Stunde genoſſen. Ich ſtieg hinein, und der kleine Hund wedelte mir entgegen, der meiner Frau Liebling war, und nun der Meinige geworden iſt. In dem Wagen war mir Alles ſo bekannt, überall ſah ich meine Friderike! oder etwas, das mich an ſie erinnerte. An der einen Taſche ein Flecken von einem Arzneiglaſe, welches ſie einſt da zerbrochen hatte, hier und dort noch eine Stecknadel oder ein wenig Puder; ach! und das, was nicht da war, erinnerte mich am meiſten an ſie! ich hatte nämlich ſchon in Reval bei unſerer Abreiſe ein paar kleine, weiche Kiſſen machen, und mit Leder überziehen laſſen, um ſie auf der Reiſe unter den Kopf zu legen. Dieſe Kiſſen ließ meine Frau während ihrer Krankheit ſich geben, da die Federbetten ihr zu warm unter dem Kopfe waren — auf dieſen Kiſſen ſtarb ſie.

Wir fuhren, die Wolken flogen, der Mond ſchien, wir ſprachen nicht. Mein Freund fühlte wohl, daß man mich jetzt nicht tröſten müſſe, er ſchwieg, und ich danke ihm da-

für. Ich ſtarrte hinaus in die Wolken, die der Wind zu mancherlei Geſtalten zuſammenballte. Es ſah gar abenteuerlich in meinem Kopfe aus, ich ſetzte mir aus den Wolken Geſchichten zuſammen; die eine ſah aus wie ein Sarg, die andere wie ein Hut mit einem langen Trauerflor. Ich fand Alles am Himmel was ich ſuchte, nie hat mir meine Fantaſie ſo fürchterlich treue Dienſte geleiſtet. Um acht Uhr des Abends kamen wir nach Erfurt.

Bald nach unſerer Wegreiſe war Hofrath Stark von Jena gekommen, und hatte meiner Friderike noch eine Ader geöffnet, aber vergebens! nichts konnte das beſte, ſanfteſte Geſchöpf in's Leben zurück rufen. Sie betrübte mich zum erſten Male ſeit unſerer Verbindung — ſie ſtarb! —

Man hat mir nachher geſchrieben, der Brand ſei in die Lunge gerathen, auf welche ſich die verirrte Milch geworfen, und das ſei die Urſache ihres Todes geweſen. Mich quälen auch über dieſen Punkt tauſend trübe Vorſtellungen. Zwar gibt gewiß meine theure Friedrike mir in dieſem Augenblicke das Zeugniß vor jenem großen Richter, daß ich Alles gethan habe, um ſie zu retten, was die zärtlichſte Liebe zu thun vermag; aber doch bilde ich mir immer ein: wenn doch noch das oder das geſchehen, oder jenes unterlaſſen worden wäre! ſo oft hängt ja das Leben eines Menſchen nur an einem Faden, an dem kleinſten, unbedeutendſten Zufall. Da verfolgt mich zum Beiſpiel die Erinnerung, daß meine geliebte Gattin in den letzten Ta-

gen ihrer Krankheit sehr oft, aber freilich nur immer in einer Art von Fantasie, die russische Medizin von mir verlangte. Sie wollte sich immer deutlicher ausdrücken, sie gab sich alle Mühe sich mir verständlich zu machen, konnte sich aber nie auf den rechten Namen besinnen, immer kam wieder: die russische Medizin. Ich konnte mich durchaus nicht besinnen, was sie damit sagen wollte, nachher aber ist mir eingefallen, daß sie vielleicht das Ailhaudische Pulver darunter verstanden, dessen man sich in unsern Gegenden häufig bedient, und das, die Herren Aerzte mögen nun so viel dagegen schwatzen, als sie immer wollen, oft schon Wunder gethan hat. Da ich selbst diesem Pulver das Leben eines vom Arzte bereits aufgegebenen Sohnes verdanke, so ist es leicht möglich, daß der Mutter dies beifiel, und — ach Gott! wer weiß ob damals, als ihre Brust noch frei war, nicht eine starke Purganz den ganzen Gang der Krankheit verändert haben würde. Doch wo hätte ich den Muth gefunden, es ihr einzugeben! — und wenn sie dann doch gestorben wäre, würde ich mich nicht als ihren Mörder angeklagt haben? und noch elender gewesen sein als jetzt?

Ach! es war nun einmal beschlossen, daß es so und nicht anders sein sollte, und das große Rad unserer Schicksale, vom Verhängniß getrieben, läßt sich durch keinen Strohhalm aufhalten. Sie ist todt! alle meine Freuden und Hoffnungen sind todt! diesseits des Grabes ist für mich kein wahres Glück mehr! ich werde vielleicht noch oft lachen,

aber nie wieder fröhlich sein; ich werde vielleicht noch lange nicht sterben, aber nie wieder leben, denn die bessere Hälfte meines Lebens ist von mir geschieden! die zurückgebliebene sehnt sich nach Wiedervereinigung, und hofft Wiedervereinigung! das ist der einzige Trost meines zermalmten Herzens.

Zeuch mich dir, geliebte Fromme,
an der Liebe Banden nach!
daß auch ich zu Engeln komme,
zeuch, du Engel, dir mich nach!

Ehe ich weiter rede, muß ich vorher noch eine Art von Vertheidigung meines Betragens übernehmen. Meine Freunde quälen mich, und machen mir einen Vorwurf daraus, daß ich weggereist bin. Ich hätte in Weimar bleiben sollen, sagen sie alle — warum? — ja das kann ich mir nicht erklären. Ein Brief nach dem andern verfolgt mich auf meiner Flucht, sie sind alle gleichlautend. Der eine sagt: »man hofft, daß, wenn die Zeit deinen Schmerz nur erst gelindert hat, du dich eines bessern besinnen, und zurückkommen wirst.« — Der andere sagt: »du bist es deinem guten Rufe schuldig, zurück zu kommen, denn man wird sonst glauben, du habest nur jede unangenehme Empfindung fliehen, jeden traurigen Gegenstand aus deinem Gesichtskreis verbannen wollen.«

Ich hasse dies man sagt, man glaubt, tödtlich, habe mich auch nie viel darum bekümmert, so lange mein

Gewiſſen ſeine Stimme nicht in die des Publikums miſchte; aber nie hat mich ein Urtheil ſo unerwartet überraſcht, als dieſes, nie konnte ich eines weniger vorausſehen, als dieſes.

Was ſoll ich in Weimar? wer antwortet mir auf dieſe Frage? wer hätte nicht an meiner Stelle eben ſo gehandelt, wenn ihn kein Verhältniß mehr an den Ort band, wo das Grab alle ſeine Freuden verſchlang? O! ich bedaure den armen Unglücklichen, den vielleicht Amt oder Armuth zwingen, das Fleckchen Erde nicht zu verlaſſen, wo man ſeine Geliebte einſcharrte; ich bedaure ihn, und danke Gott, daß das nicht mein Fall war! Ich diene der Kaiſerin von Rußland. Dieſe große und gute Frau gedachte mitten im Gewimmel ihrer Siege und Schlachten eines einzelnen kranken Dieners, deſſen Geſundheit ſchon ſeit Jahren litt, und den die feuchte, kalte Luft des baltiſchen Meeres zu tödten drohte. Sie ſchenkte mir ein Jahr, um mich zu erholen. Ich brachte den Sommer in den Bädern zu, und kehrte im Herbſt aus freier Wahl nach Weimar zurück; in der Hoffnung, dort einen frohen Winter, an der Seite meiner Friderike, im Schooße meiner Familie zu verleben. Froh kann dieſer Winter nun nicht mehr ſein, und unter allen Orten, die ein theilnehmender Arzt mir vorſchlagen könnte, meine wankende Geſundheit zu befeſtigen, müßte, dächte ich, Weimar gerade der letzte ſein.

Noch einmal, was ſoll ich da? warum ſoll ich dahin zurückkehren? — O! ich fühle recht gut, wie ich da ungefähr leben würde. Der Kirchhof würde mein täglicher Spa-

zirgang, meine Wohnung sein. Da, in diesem Gewölbe, ruht mein Vater, den ich zwar nie kannte, denn er starb, als ich kaum geboren war, den aber Alles, was ich von ihm weiß, mir lieb und ehrwürdig macht. Dort, an jener Mauer, schlummert Musäus — O mein guter lieber Musäus! wenn du noch lebtest, du hättest deinen armen Freund und Zögling billiger beurtheilt! — Endlich dort ist das Grab meines Weibes! dort hat man mein einziges Kleinod verscharrt! dort ruht das Glück meines irdischen, die Hoffnung meines himmlischen Lebens. Vater, Lehrer, Freund und Gattin sind begraben auf diesem Kirchhofe, und mich armen schwachnervichten Kranken will man da Tage lang seinem Kummer überlassen? —

»Ei du mußt nicht hingehen," höre ich wohlweise und mit belehrender Kaltblütigkeit einwenden.

Würde das in meiner Macht stehen? würde ich mich durch Vernunft oder Freundschaft zurückhalten lassen? würde ich meinen Schmerz nicht mit jedem Tage lieber gewinnen? und vielleicht gar noch am Ende ein empfindelnder Thor gescholten werden?

Und wo sollte ich denn hingehen? wo ist ein Plätzchen in Weimar, das ich nicht mit meiner Friderike betreten? und nun soll ich allein gehen? — allein in den schönen Park, der sonst mein und ihr Lieblings-Aufenthalt war? da ist kein Gang, den ich nicht mit ihr durchwandelt, keine Bank, auf welcher ich nicht mit ihr gesessen, keine reizende Aussicht, von welcher ich nicht mit ihr geschwatzt habe.

Dort am Fluſſe haben wir die türkiſchen Enten gefüttert; hier auf der Schaukel haben wir unſern Wilhelm hin und her geſchleudert; dort an der Brücke haben wir Fiſche gekauft, und ſelbſt aus dem Fiſchkaſten herausgeſucht; überall eine Erinnerung, überall das Bild meiner geliebten Friderike!

Alſo auch dahin darf ich nicht! der Park und der Kirchhof — beide würden meinem wunden Herzen wohl thun — aber es brechen.

Das Haus meiner Mutter? — ach! da habe ich mit ihr gewohnt! da iſt jeder Gegenſtand Zeuge meiner verlornen Freuden geweſen. An dieſem Tiſchchen frühſtückte ſie des Morgens mit mir; auf dieſem Stuhle ließ ſie ſich friſiren, vor dieſem Spiegel kleidete ſie ſich an, aus dieſem Klavier lockte ſie Töne ſanft wie ihr Herz! dies war ihr Platz beim Eſſen, auf dieſem Sofa hat ſie mir vorgeleſen, wenn ich kränkelte und nichts hören mochte, als ihre weiche Stimme; dort war ihre Schlafſtätte, und — dort iſt ſie auch geſtorben! — nein! nein! nein! der hat nie geliebt, der mir zumuthen kann, auch nur eine Stunde in dieſem Hauſe zu verweilen. Dies Haus iſt für mich ein offenes Grab! und hat gleich das Leben keinen Reiz mehr für mich, ſo habe ich doch Kinder.

Welcher Aufenthalt bleibt mir nun noch übrig? — unter die Menſchen zu gehen? o wer mag in meiner Lage Menſchen ſehen! wenigſtens keine bekannte Menſchen, keine ſolche, die mich bedauern, mich fragen wie mir's geht,

mich trösten, mir die weisen Rathschlüsse des Himmels zu Gemüthe führen u. s. w. Ich weiß wohl, daß ich dort auch Freunde habe, die von Herzen mit mir weinen würden, aber Niemand könnte doch den unberufenen Tröstern wehren, von denen ich mich im Geist auf jeder Straße angezapft sehe.

Ich will überhaupt gar nicht getröstet sein, ich will gar nicht, daß man mit mir weine, denn das letztere ist doch grösstentheils nur eine schöne Phrase, und kann doch Niemand so herzlich weinen als ich, weil ich Alles verlor, und weil ich weiß und fühle was ich verlor. Mir ist am leichtesten zu Muthe, wenn ich unter einer Menge ganz unbekannter Gesichter stehe, deren keines meinen Verlust ahnet, deren keines Interesse für mich hat; dann bin ich mit meinem Weibe allein, und gedenke ihrer nie herzlicher und inniger, als wenn mich Niemand an sie erinnert.

Sonderbar! zum Vorwurf macht man mir das, daß ich »die traurigen Empfindungen fliehe", ei mein Gott! wer flieht sie denn nicht? — man räth mir, diesen Verdacht durch meine Zurückkunft zu vernichten — nein, nein, dieser Verdacht ist sehr gegründet, ich kann und mag ihn nicht widerlegen. Ich fliehe Weimar, um meinem Schmerz nicht ewig neue Nahrung zu geben. Wie dies ganz natürliche, vollkommen menschliche Benehmen meinem guten Rufe schaden könne, sehe ich nicht ein. Daß ich aber nicht floh, um meine geliebte Gattin zu vergessen, o! das möge euch dies kleine Buch beweisen,

welches treue Rechenschaft gibt von dem, was ich that und empfand seit jenem unglücklichen Tage. Um meiner Friderike zu gedenken, bedarf es nicht der Nähe ihres Grabes; wer wird sich in die Flammen stürzen, wenn er sich nur wärmen will?

»Aber,« sagt man, »du hast Kinder in W., die deiner bedürfen.« Eben weil sie meiner bedürfen, will ich mein sieches Dasein für sie erhalten so lange ich kann. Denn jetzt, und unter diesen Umständen bedürfen sie meiner nicht. Der älteste ist seit wenig Wochen in Schnepfenthal, unter der Aufsicht eines verehrungswürdigen Mannes, der mehr Kraft und Willen hat, sich seiner anzunehmen, als ich jetzt thun könnte. Das jüngste bedarf noch keines Vaters, sondern nur einer Amme. Auch gestehe ich gern, daß der Anblick dieses Kindes eine Qual mehr für mich sein würde. Ach! es hat meiner Friderike das Leben gekostet! es wird lange währen, ehe es mir möglich sein wird, es zu lieben! — in dem Hause der Großmutter kann es übrigens auch dieser kleinen Waise an nichts mangeln.

Meine Flucht streitet also gegen keine meiner Pflichten, und so ist es denn fest beschlossen: ich sehe den unglücklichen Ort meiner Geburt nie wieder! Dank allen denen, die mich dort freundschaftlich aufnahmen! Dank allen denen, die meine Friderike schätzten und liebten! Dank meinen braven Aerzten für jede Schmerzenserleichterung, für jede gelinderte Minute, die sie der guten Kranken verschafften! — Dank auch dir, lieber G.! du bist ein seltener Mensch,

denn du bist ein Freund in der Noth. Ich kann nicht viele Worte machen, aber du verstehst mich, es bleibt beim Alten. —

So nehme ich denn auf ewig Abschied von dir, Vaterstadt, die die Freuden des Knaben und die Leiden des Mannes sah! in dir erhielt ich das Dasein — in dir verlor ich es wieder! — Hoffnung und Fröhlichkeit geleiteten mich in deine Thore, die Verzweiflung trieb mich hinaus! —

Möge keiner deiner Bewohner jemals so elend werden, als ich es in deinen Mauern geworden bin!

In Erfurt traten wir im Schleendorn ab. Als ich das letzte Mal hier war, wohnte ich im römischen Kaiser. Meine Frau war mit mir — ich werde nie wieder im römischen Kaiser wohnen.

Im Schleendorn trafen wir den Herrn v. D., einen angenehmen und sehr instruirten jungen Mann, dem Kopf und Herz auf dem rechten Flecke sitzen. Ich bat ihn, uns Gesellschaft zu leisten. Mein Zustand rührte ihn. Er ist ganz sein eigener Herr, er bedurfte nur einer Minute sich zu entschließen, er reiste mit uns. Noch in dieser Nacht fuhren wir weiter.

Am dreißigsten

langten wir in Mainz an. Den Gegenden rings umher vermag selbst der Winter nicht ihren zauberischen Reiz ab-

zuſtreifen. Wer den Berg bei Hochheim herunter fährt, den Rhein und Main im Thale vor ſich hinſchwimmen ſieht; ſieht, wie der Rhein ſeine Braut empfängt, und ſtolz an ihrer Seite hinabwallt; wie die Stadt an den blühenden Ufern ſich ausbreitet; wie die Weinrebenhügel all das ſo lieblich bekränzen — wer dann, troz aller Leiden, die ſein Herz preſſen mögen, nicht wenigſtens einmal heiter aufblickt und lächelt, o! der iſt ein armer Menſch! er iſt noch elender als ich!

Am zweiten December

reiſte mein G. wieder nach Weimar zurück. Gott lohne ihm ſeine Freundſchaft! er hat auch eine Frau, die er liebt, Gott laſſe ſie ihm, ſo iſt er belohnt. — Ich gab ihm meinen Reiſewagen wieder mit, denn dieſer Wagen iſt ein Zimmer, welches ich mit ihr bewohnte. Alles Entbehrliche ſandte ich zurück, weil ich entſchloſſen bin, mit Herrn v. D. ſo leicht als möglich und mit der Diligence zu reiſen. Auch den kleinen Hund wollte ich ihm wieder mitgeben, aber ich konnte mich nicht von ihm trennen. — Sonderbar! ich habe ſonſt die kleinen Hunde nie leiden mögen.

Am dritten.

Ein melancholiſcher Morgen. Das Bild meiner Friderike hat mich nicht einen Augenblick verlaſſen. Ich fing heute an, die Geſchichte ihrer Krankheit zu ſchreiben. Das hat mich ſehr angegriffen, und doch will ich es fortſetzen, denn es iſt mir eine bitterſüße Beſchäftigung.

Ich lernte heute einen Mann kennen, der mir als Schriftsteller schon lange liebenswürdig war, und es mir nun auch als Mensch wurde: Professor Heinse, Verfasser des Ardinghello.

Am vierten

besah ich, von ihm geführt, die churfürstliche Bibliothek, welcher er vorsteht. Die Zimmer sind sehr geschmackvoll, neu erbaut. Wir sahen da die ältesten Monumente der Buchdruckerkunst, die erste Bibel von Guttenberg, eine sehr schön gedruckte Sammlung von Proben aller Schriftarten in der Welt, herrliche Ausgaben der Klassiker, die Ruinen von Palmyra und Balbeck, die größten und kostbarsten Werke aus der Naturgeschichte u. s. w.

Was aber alles dies übertraf, war die göttliche Aussicht vom Balkon. Unter uns der Rhein, die große Schiffbrücke, und das lebendige Gewimmel der Schiffe; jenseits des Rheins die Vorstadt Kassel, in der Ferne Hochheim, rechts hinunter die Bergstraße und der Zusammenfluß des Rheins und Mains, links eine stille liebliche Insel im Rhein, weiter hinunter das Schloß Bibrich, und im Hintergrunde den ganzen Rhingau. Ich habe nie etwas schöneres gesehen. Wer wissen will, ob er Beruf zum Maler oder Dichter habe, der trete auf diesen Balkon. Bleibt ihm hier sein Beruf noch zweifelhaft, so ist er nicht dazu geboren. — Hätte Friderike neben mir gestanden und mit mir genossen, ich würde in diesem Augenblicke unaussprechlich glücklich gewesen sein.

Dieſen Morgen bekam Hr. v. O. Briefe aus Weimar. Er ſagte mir: in meinem Hauſe ſei Alles ruhig. — O! wie mir das durch Mark und Bein ſchnitt! — ruhig? — ja freilich! Tod iſt auch Ruhe. Meine Frau ſchlummert — ach! welch ein Schlummer für diejenigen, die umher ſtehen und wachen müſſen! — Hr. v. O. meinte es gut, er glaubte mir etwas Tröſtliches zu ſagen. Ich antwortete ihm nichts darauf, aber immer! immer! mitten unter Geräuſch und Zerſtreuung, ergreift mich ſeitdem ſchrecklich der Gedanke: in meinem Hauſe iſt Alles ruhig.

Am fünften.

Abends fand ich auf meinem Zimmer einen Brief aus Weimar. Ein Zittern überfiel mich, als ich ihn ſah. Ich wagte es nicht ihn noch heute zu leſen, aber das half doch nichts. Ich hatte eine ſchreckliche Nacht! — und einen traurigen Morgen! —

Am ſiebenten

fuhren wir des Morgens um acht Uhr mit einem Miethkutſcher nach Mannheim. Wir hatten einen herrlichen Tag, die Sonne ſtand unbewölkt am Himmel, und ſpiegelte ſich im ſtillen, glatten Rhein, an deſſen Ufern wir hinfuhren. Die Ausſichten rings umher, trotz des Winters, immer lächelnd, bald Weinberge, bald Inſeln im Rhein, bald Kloſter, die immer in die lachendſte Gegend gebaut waren, den Horizont linker Hand ſchloſſen hohe Berge, durch

welche hin die Bergſtraße ſich windet. — Millionenmal ſtieg der heiße Wunſch in meiner Seele auf: möchte doch meine Gattin mir hier zur Rechten ſitzen, wie ſie ſaß als wir nach Deutſchland reiſten, und ich oft meinen Kopf in ihren Schooß oder auf ihre Schulter legte, um zu ſchlummern, oder ihre liebe Hand ſtundenlang in der meinigen hielt, ſie hundertmal an meine Lippen drückte, und dafür einen ſanften Druck empfing. Ach! ich werde nie wieder ganz glücklich ſein! —

Meine lebendige Fantaſie, die treueſte Freundin, welche die Natur mir gab, hat mich auch heute nicht verlaſſen. Ich habe mir ein Schloß in die Luft gebaut, ſo ſchön und lieblich, ich habe mich wohl eine Stunde lang daran ergetzt. Die Gelegenheit dazu gab eine der reizenden Inſeln, welche der Rhein umarmt. Ich dachte mir einen Gott oder Halbgott, der meine Friderike in's Leben zurückrief, und ſie mir unter der Bedingung wieder ſchenkte, meine Tage auf dieſer Inſel zuzubringen, ohne jemals einen Fuß an das jenſeitige Ufer zu ſetzen, oder Beſuch von dorther zu empfangen. Ich ſah den Nachen, der uns hinüber führte, wir ſtiegen aus, der Nachen ſtieß wieder ab, und wir blieben allein. Nicht ganz allein. Die Liebe war mit uns herüber geflattert, Achtung und Gewohnheit beſchnitten ihr die Flügel, ſie mußte bei uns bleiben.

Nun richtete ich unſere Wirthſchaft ein. Dort wo die Gruppe von Bäumen ſteht, baute ich ein kleines Haus, meine Friderike legte einen Garten an, wir ſäeten und

pflanzten, begoſſen und ernteten. Dort auf der Wieſe, die ſich bis an's Ufer hinunter zieht, ſollte das Vieh weiden, da ſollten auch die Kinder ſpielen; aber daß ja keines von ihnen in's Waſſer fällt! wir machen einen Zaun um die Wieſe. — Lächelt nur — aber gönnt mir die Freuden, die meine Fantaſie mir vorlügt — ich habe keine andern!

Wir kamen gegen Abend nach Mannheim.

Am achten.

Ich war dieſen Mittag zu Iffland eingeladen. Ich war krank und konnte nicht hingehen. Da ich aber einmal durch ſeine Einladung gerechten Anſpruch auf den Genuß ſeiner Unterhaltung hatte, ſo bat ich ihn um das Manuſkript des Herbſttages, und erhielt es. Ein vortreffliches Stück, ganz ſeines Verfaſſers würdig.

Abends wurde das Kind der Liebe aufgeführt. Ich ging nicht hin, weil ich feſt entſchloſſen bin, dies Schauſpiel nie wieder zu ſehen, weil meine liebe, liebe Friderike auf unſerem Geſellſchaftstheater die Amalie darin geſpielt hat, weil ich ſie die Rolle damals ſelbſt gelehrt habe, weil alſo die wehmüthigſte Erinnerung mich bei jedem Worte foltern würde; und endlich, weil auch in dem Munde des Pfarrers einige Stellen vorkommen, die ich jetzt nicht ohne die heftigſte Rührung würde hören können. Ich blieb alſo ganz allein und widmete dem Andenken meiner Gattin einen melancholiſchen Abend. Man hatte mir Bücher aus dem Buchladen gebracht, aber ſie blieben unangerührt, ich

ging im Zimmer auf und nieder, und schwärmte. Unter andern beschwor ich mit Thränen den Geist meiner Friderike, mir zu erscheinen. Meine Einbildungskraft spannte sich dabei so hoch, daß ich mich wirklich wundere, nichts gesehen zu haben.

Hernach machte ich den Entwurf zu einem Denkmahl, welches ich ihr künftig in meinem Zimmer errichten will. Es waren sehr traurige, aber auch sehr fesselnde Stunden.

Am neunten.

Heute erhielt ich Briefe von meiner Mutter und aus Reval, die meine Wunden wieder aufrissen. Meine Mutter schreibt mir, sie habe das kleine, neugeborne Mädchen unter dem Bilde seiner Mutter taufen lassen. Ach! warum mußte sie mir das schreiben! —

In H—s Briefe aus Reval liegt ein Brief von seiner Frau, der besten Freundin der meinigen, adressirt: »an meine liebe Friderike.“ Die Thränen stürzten mir aus den Augen, als ich die Adresse las. Ich habe meine Ruhe auf immer verloren!

Man sandte mir heute ein Gedicht von unbekannter Hand auf die gestrige Vorstellung des Kindes der Liebe, des Inhalts: die Kunst habe die Natur auf ein Meisterstück eingeladen, und die Natur habe geantwortet: das müsse von mir verfertigt, und von Iffland, Beck und der Witthöft gespielt werden. Dergleichen grobe Schmeicheleien sind

unausſtehlich ekelhaft. Ueberhaupt iſt es ſonderbar, daß jeder, der meine Bekanntſchaft macht, gleich meint, er müſſe mit einem Lob meiner Stücke gegen mich debutiren. Muß man ſich denn einem Dichter immer mit vollem Maule nähern, wie den morgenländiſchen Königen mit vollen Händen? wenn die Leute nur wüßten, wie einem dabei zu Muthe, und wie jämmerlich verlegen man iſt, immer die gewöhnlichen Gemeinſprüche herſtottern zu müſſen: »ich bitte gehorſamſt! Sie erzeigen mir viele Ehre! Ihr Beifall iſt mir eine Aufmunterung u. ſ. w.« Man glaube indeſſen ja nicht, daß mir die Achtung der Menſchen gleichgiltig ſei; nur mit ihren Hofworten ſollen ſie mich verſchonen.

Dieſen Mittag machte ich die Bekanntſchaft der Frau v. D., einer Dame von vielem Geiſt, in deren Hauſe ich ſpeiſte. Nur eine Probe ihres Witzes, weil dieſe zugleich eine ſehr wahre Bemerkung enthält, die mancher wohl thun wird, ſich zu Nutze zu machen. Man ſprach davon, daß die Schauſpieler auf der Bühne ſich oft durch ein O! oder Ach! aushelfen. »Das iſt ein dramatiſcher Stock,« ſagte ihr Gemahl, »auf den ſich die Herren ein wenig ſtützen.«

»Ein dramatiſcher Prügel,« verſetzte ſie, »den die Zuſchauer wacker fühlen müſſen.«

Am zehnten

beſahen wir den ſogenannten Antikenſaal. Der Benennung nach erwartete ich eine Sammlung von wirklichen Antiken

zu finden, es ging mir aber wie einigen Einwohnern von Erlangen, die haufenweise ein Haus besuchten, an welchem geschrieben stand: Hier ist ein Elephant zu sehen! ein lustiger Student besaß den Kupferstich eines Elephanten, welchen er den Neugierigen vorzeigte.

Der Antikensaal also enthält nichts als Abgüsse in Gips, die man größtentheils auch in der Rostischen Kunsthandlung in Leipzig findet, und zwar weit besser als hier, doch haben mir Hercules, Laocoon, der berühmte Torso u. s. w. recht gut gefallen.

Ein gemeiner Kerl, welcher der hiesigen Akademie zum Modell dient, gab sich das Ansehen, uns herum zu führen und zu belehren. »Dort sagte er, »steht auch Voltaire, der in Paris gestorben ist.«

»Wer war denn der Voltaire?« frug ich. »Er war so ein Poet, ein Rechtsgelehrter, der nichts glaubte, aber wie es zum Sterben kam, da glaubte er Alles.«

Wie viele Mühe sich doch die Pfaffen gegeben haben, auszusprengen, Voltaire habe sich auf dem Todtenbette bekehrt.

Von hier gingen wir in die Bildergallerie, die sehr schön ist. Ach! ich suchte überall unter den vielen tausend gemalten Gesichtern ein Gesicht, das meiner Friderike ähnlich sei; ich fand keines. — Diese Gallerie enthält besonders viele Stücke aus der niederländischen Schule. Vorzüglich gefallen hat mir die Versöhnung der Römer und Sabiner nach dem famösen Weiberraub, von Rembrand,

wo ich nicht irre. Es ist angenehm, daß die Namen der Künstler hier immer über dem Rahmen des Bildes angebracht sind. Ich habe das weder in Dresden noch in Düsseldorf, Kassel und Sanssouci gefunden.

Abends gab man die Sonnenjungfrau. Iffland spielte den Oberpriester ganz vortrefflich, und gab dem Dichter einen Beweis, daß auch die größten Erwartungen noch übertroffen werden können. Auch Demoiselle Witthöft, ob sie gleich als Idali nur eine sehr kleine Rolle hatte, zeigte, daß eine große Schauspielerin in jeder Rolle groß ist. Dekorationen und Kleidungen waren geschmackvoll und prächtig. Nur weiß ich nicht, warum der Rolla eine Keule trug? ein Volk, das solche Tempel baut, schlägt sich nicht mehr mit Keulen herum.

Am eilften

Mittags fuhren wir mit der Diligence nach Straßburg. Ich hatte dieses Fuhrwerk, das ich nur vom Hörensagen kannte, theils aus Oekonomie gewählt, größtentheils aber, um mehr Zerstreuung zu finden. Es waren bereits fünf Personen darin, und da wir ein wenig spät kamen, so mußten wir mit den schlechtesten Plätzen vorlieb nehmen. Unsere Reisegefährten waren:

Nr. 1. Ein junger Kaufmann, der in alle Ecken des Wagens Champagner-Bouteillen gestopft hatte, und sehr gesund aussah, weil er sehr wenig zu denken schien.

Nr. 2. Neben ihm saß ein allerliebstes Mädchen aus

Landau, das deutsch und französisch sprach, und gern mit sich schwatzen ließ. Sie und Numero 1 gaben sich zuweilen für Mann und Frau aus. Da verschiedene Kleinigkeiten zwischen ihnen vorfielen, die ich dem Leser zu errathen überlasse, so hätte das freilich die Vermuthung, als wären sie Eheleute, bestätigen sollen; sie waren es aber doch nicht.

Nr. 3. Ein Offizier aus der Mannheimer Garnison, der mir, trotz des Verbotes, in Diligenzen zu rauchen, seinen Tabak oft ziemlich unverschämt in's Gesicht blies. Uebrigens schien er eine gute Haut, erzählte aber zuweilen langweilige Geschichten, worüber er von Numero 4 geschraubt wurde.

Nr. 4 sah aus wie ein holländischer Prediger, und hatte unstreitig den meisten Verstand unter unserer Reisegesellschaft.

Nr. 5. Ein unbedeutendes, häßliches, stummes Frauenzimmer.

Der Offizier belustigte mich, indem er mir erzählte, Herr von Kotzebue sei Tages vorher in Mannheim gewesen, und habe die Sonnenjungfrau spielen sehen. Er schwatzte noch allerlei von mir und meinen Schriften, da ihm aber Niemand darauf antwortete, so machte er das Gespräch allgemeiner, durch einige Bemerkungen über die schlechte Beschaffenheit des Mannheimer Trinkwassers, wobei der Kaufmann lächelnd nach seinen Champagner-Bouteillen schielte.

Sehr belustigend war auch die Verlegenheit meines

Bedienten. Zum Erſten Mal in ſeinem Leben fuhr er mit mir in einem Wagen, ſein Knie an dem meinigen. Ueberhaupt war ihm das ganze achtſitzige Fuhrwerk und das Introduciren ſeiner kleinen Perſon in eine honnete Geſellſchaft etwas ſo neues, daß man die Verwunderung deutlich auf ſeinen dicken Backen las. Ich habe ihn auf dieſer Reiſe auch oft mit mir an einem Tiſche eſſen laſſen, und gefunden, daß dieſe Art von Vertraulichkeit oder Herablaſſung, wenn ihr es ſo nennen wollt, zwar wohl die Liebe der Bedienten zu ihrer Herrſchaft vermehrt, ihnen auch ein gewiſſes Gefühl ihres Werthes gibt, aber darum keineswegs die ſchuldige Ehrfurcht ſchwächt, wenn man es nur darnach anfängt. Warum haben wir doch die gute, alte, patriarchaliſche Sitte in die Feſſeln eines albernen Hochmuths gezwungen?

Wir ſchliefen in Neuſtadt. Dieſe Reiſe und die ganze Art zu reiſen würde vielen Reiz für mich haben, denn die Gegenſtände ſind mir alle ſo neu, und die ſtarke Erſchütterung iſt meinem Körper ſehr zuträglich; die Witterung iſt angenehm, und die Luft ſo warm, daß ich recht fühle, wie wohl es mir thut; aber der Kummer meines Herzens verbittert mir jeden Genuß! immer foltert mich die Erinnerung: warum ich reiſe! warum ich ſo ohne Zweck und Ziel mich in der Welt herumtreibe! ich jage der Ruhe nach, die ich nie wieder finden werde!

Am zwölften,

früh um vier Uhr, fuhren wir weiter. Von unsern Gefährten war uns Niemand übrig geblieben, als der Champagner-Kaufmann und das hübsche Mädchen. Um desto bequemer waren unsere Plätze.

Um neun Uhr kamen wir nach Landau, wo die erste französische Besatzung liegt. Man gab uns nur eine halbe Stunde Zeit, um zu frühstücken, und dieses Frühstück mußten wir auf einem Kaffeehause suchen, und dieses Kaffeehaus war sehr weit vom Posthause entfernt. Es ist eine alberne Einrichtung in Frankreich, daß man nirgends als auf den Kaffeehäusern Kaffee trinken kann.

Wenn man auch nicht wüßte, daß man die Grenzen des französischen Gebietes betreten hat, so würde man es doch gleich an der affektirten Zierlichkeit merken. Auf dem Kaffeehause, zum Beispiel, darf kein Tabak geraucht werden. Ich frug, wer den Saal frequentire? — Offiziere. — Und die Herren Offiziers rauchen nicht? — non Monsieur — und können auch den Tabaksrauch nicht vertragen? — non Monsieur.

Nach einer halben Stunde mußten wir wieder fort. Wir hatten nunmehr die besten Plätze, denn auch das hübsche Mädchen blieb in Landau — aber — o Jammer! — mit uns stiegen noch sieben Personen ein, Summa-Summarum zehn. Ich gestehe, daß mir im ersten Augenblicke so ängstlich wurde, daß ich im Begriff stand, wieder auszusteigen und Extrapost zu nehmen; denn es sieht so

gefährlich aus, wenn Einer über den Andern herſteigt, ihn drückt, tritt, quetſcht, den Mantel beſchmiert u. ſ. w., und wenn man meint, nun wären ſie alle da, und es könne kein Schooßhund mehr Platz im Wagen nehmen, ſiehe da, ſo ſchiebt ſich noch ein Kopf zur Thür herein, und wieder Einer, und noch Einer, daß man denken möchte, man ſei zum Häring geworden und ſolle eingeſalzen werden; aber es ordnet ſich am Ende doch Alles, und in einer halben Viertelſtunde ſitzt man wenigſtens auf den hintern Plätzen ganz bequem.

Unter unſern neuen Gefährten war der Maire eines benachbarten Dorfes, der gewaltig viel von ſeinem Office, von Dekreten, Notables u. ſ. w. ſchwatzte. Er war erſt kürzlich gewählt worden, man hatte ihn hinter dem Pfluge weggeholt, um ihn an die Spitze der Völker zu ſtellen, und er that ſich nicht wenig darauf zu gute. Es wurde viel Politik geſprochen. Es verſteht ſich, daß wir uns nicht darein miſchten. So viel ſcheint gewiß, daß mit der neuen Einrichtung Niemand zufrieden iſt, ſo ſehr auch Jedermann der Revolution zugethan ſcheint. Der Baum gefällt ihnen, weil er ſo luſtig heraufgeſchoſſen iſt, aber die ſauern Früchte mögen ſie nicht.

Als ich das politiſche Gewäſch ſatt hatte, ließ ich mich von dem angenehmen Schwätzer Jean Jacques unterhalten, den ich in der Taſche trug; und als es zu dämmern begann, da machte ich mein Buch zu, drückte mich in die Ecke, und öffnete das kleine Fenſterchen neben mir. Die

Diligence hat nämlich acht Fenster, eines an jeder Seite, eines vorne, eines hinten, und dann noch vier kleine, kaum ein paar Hände groß, an den vier Ecken. Es war ein schöner Abend, der halbe Mond stand hell am Himmel, der größte Theil der Reisegesellschaft schlief, es war Alles still, ich fing an zu schwärmen, hinüber in bessere Welten! ich suchte das Bild meiner Friderike, ich bat ihren Geist, sich unter die Bäume an der Landstraße zu stellen, und wenn ich ihn unter dem nächsten Baume nicht fand, so guckte ich immer vorwärts, um ihn in der Ferne zu erblicken, und wenn dann von weiten ein weißer Pfahl in der Dämmerung mich täuschte, so klopfte mir das Herz hoch auf! — war es Furcht? — o nein! die Erscheinung der Geliebten kann dem Liebenden nicht fürchterlich sein. Es ist mein sehnlichster Wunsch, den Geist meiner Gattin nur einen Augenblick lang zu sehen. Mein ganzes Leben gäbe ich für diesen Augenblick! denn er würde in Ueberzeugung verwandeln, was jetzt nur Hoffnung ist: sie einst wieder zu finden! ihr einst wieder anzugehören!

Abends kamen wir nach Hagenau. Wir speisten in einem großen Saale, worin acht gewaltige Tische standen, alle mit Leuten besetzt, die da tranken, aßen und spielten. Manche waren auch betrunken. Es ging sehr lustig zu, der Sonntag trug vermuthlich das Seinige bei. Auch die Patrouille erschien einmal, ließ sich aber mit einem Glase Wein abfinden.

Ich frug einen Offizier aus der Straßburger Garnison,

einen unſerer Reiſegefährten, ob dieſe, indem ich auf die Patrouille zeigte, die National-Uniform ſei? — »Mon Dieu!" ſagte er mit einem ſpöttiſchen Tone, »haben Sie die noch nicht geſehen? die findet man jetzt in jedem Winkel."

Aus dieſer Antwort ſchloß ich, daß die Garde nationale und das eigentliche militaire noch ſehr zweideutig für einander geſinnt ſind.

Auch erzählten einige Gardes am nächſten Tiſche allerlei gegen Offiziere verübte Heldenthaten und Prügeleien, die ſämmtlich auf Beſchimpfung des Militärs abzweckten. Unſer Reiſegefährte ſchwieg weislich zu alle dem, und ehrte durch ſein Schweigen das Recht des Stärkern.

Am dreizehnten,

früh um ſechs Uhr, fuhren wir weiter. Unſere Geſellſchaft hatte ſich um eine Perſon vermehrt, ein ältlicher Mann mit dem Ludwigs-Kreuze, einer Flinte und einem Jagdhunde, der uns eine Menge Mordgeſchichten erzählte, welche ſeit Kurzem in dieſen Gegenden vorgefallen. Er documentirte ſeine Erzählungen durch friſch aufgeworfene Hügel und hölzerne Kreuze, welche wir hin und wieder am Wege fanden. Da jetzt Alles unbeſtraft bleibt, ſelbſt dann, wenn man die Thäter weiß, ſo kann das einem armen Reiſenden wenig Muth machen, ſeinen Weg fortzuſetzen. Doch was hat der noch zu fürchten, der Alles verlor! —

Wir kamen gegen Mittag in Straßburg an, und stiegen im rothen Hause, an dem schönen Parade-Platze ab. Hier ist schon Alles national. Eine Pharmacopée nationale habe ich im Vorbeifahren bemerkt, und sogar einen Chapelier national.

Mein Unstern wollte, daß ich, als ich das Bureau der Diligence verließ, ehe ich noch das Wirthshaus erreichte, Zeuge eines unglücklichen Zufalls sein mußte. Ein paar wilde Pferde vor einem Karren warfen ihren Führer ab, und wälzten und zertraten ihn eine ganze Straße lang. Es sah schrecklich aus. Ich wandte mein Gesicht ab, mir ward ohnmächtig zu Muthe; ich hörte nur noch hinter mir die gräßlichen Worte: il est mort (er ist todt). Das Bild dieses Menschen hat mich den ganzen Tag nicht verlassen. Ach, lieber Gott! habe ich denn nicht traurige Bilder genug in der Seele! —

Die Wache zog unter unsern Fenstern auf. Ihre Märsche waren allerliebst. Ein Marsch sollte aber eigentlich nie allerliebst sein. Sie glichen mehr Arien als Märschen. Sehr französisch kam es mir auch vor, daß die Kanoniere zu ihren Uniformen Schuh und Strümpfe trugen, und zwar nicht einmal einerlei Strümpfe.

Nachmittags besuchten wir den Buchhändler Herrn Amand König, einen höflichen, zuvorkommenden jungen Mann, dem ich hier für seine uneigennützige Gefälligkeit meinen wärmsten Dank sage. Er läßt jetzt eine französische Uebersetzung meiner Adelheid von Wulfingen drucken, deren

Verfasserin eine gewisse Madame de Rome in Paris ist. Diese Uebersetzung gab er mir mit nach Hause, um sie durchzublättern, und die Lektüre der französischen Adele de Wulsing hat mir viel Spaß gemacht. Es ist Alles französirt. Am Ende entwickelt es sich, daß Adele eine fille substituee, eine Tochter von dem alten Mistivoi, und folglich nicht Theobald's Schwester ist. Die auffallenden Unwahrscheinlichkeiten aus dem Wege zu räumen, hat man nicht der Mühe werth gehalten.

Ich begreife überhaupt nicht, wie man erwarten darf, dieses Stück werde auf der französischen Bühne Glück machen. Herr K. aber behauptet, es komme eben zu rechter Zeit, weil der Pfaffengeist darin gehässig dargestellt werde. Die Zeit muß es lehren.

Auch Herr K. trug die National-Uniform, die recht artig in's Auge fällt. Auf den Knöpfen steht: la loi et le roi. Ich frug ihn, ob der Roi etwa nur des Reims wegen da stünde?

Am vierzehnten,

früh um sechs Uhr, gingen wir mit der Diligence nach Paris, wo wir am achtzehnten des Abends um sechs Uhr ankamen.

Diese Reise war eine der unangenehmsten, die ich in meinem Leben gemacht habe. Zwar gestehe ich gern, daß mein Trübsinn mir jetzt Alles in schwarzen Flor gehüllt zeigt, und daß ich mich oft ärgere, wo ich vormals gelacht

haben würde, aber Manches war doch auch wirklich unausstehlich. Für's erste: die gerühmte Bequemlichkeit der Diligenzen ist erlogen, bedarf wenigstens einer großen Einschränkung. Ja, wenn nicht mehr als vier, oder höchstens sechs Personen darin sitzen, dann lasse ich es gelten, aber sie ist für acht Personen gebaut, und wehe diesen acht Personen, wenn sie sich wirklich finden! wehe ihnen, wenn sie auch nur mager sind! sterben müssen sie, wenn sie dick sind. Im Fond und rückwärts sitzen dann drei und drei, an jeder Thüre Einer. Daß die Menschen Beine haben, darauf ist gar keine Rücksicht genommen worden; Invaliden, denen Arme und Beine abgeschossen sind, würden sich so ziemlich darin befinden. Man weiß durchaus nicht, wo man die Füße lassen soll, man findet kein Plätzchen, das nicht schon von einem Paar Beinen occupirt wäre; man wird so lange getreten, die Leichdornen, die man etwa hat, dienen dem Nachbar so lange zum Schemel, bis man die Füße an sich zieht, wie ein fliegender Paradiesvogel. Natürlich hält man das auch nicht lange aus, und man fühlt bald eine unausstehliche Steifigkeit in den Gliedern, man kann kaum aussteigen, kaum gehen.

Eben so ist es mit Armen und Händen. Ein Schnupftuch aus der Tasche nehmen ist eine Arbeit, die ohne großen Schweißverlust nicht vollbracht wird, und einem Beutelschneider sollte es schwer werden, in einer Diligence sein Handwerk zu treiben. Sitzt man im Fond oder rückwärts, so ist die Presse am unerträglichsten, wozu noch kommt,

daß die Nachbarn links und rechts nicht immer reinlich aussehen, und ihre Haare oft verdächtige Spuren tragen. Sitzt man an der Thür, so ist man mit den Armen frei, aber übrigens noch unbequemer, und überdies der Angst ausgesetzt, den Hals zu brechen, wenn die Thür nicht fest eingeklinkt ist.

Das Einathmen von so vielen fremden Ausdünstungen ist eine neue Qual. Zwar sind sechs Fenster im Wagen, da man aber bei schlechtem Wetter nur Eines oder ein Paar aufmacht, so ist das nicht immer hinlänglich. Sehr ängstlich ist es auch, daß man keine Thür von innen öffnen kann, man sitzt in einem Gefängniß, in einem Käficht, aus welchem nur der Kondukteur (so viel als in Deutschland Schaffner) befreit. Da führt er so einen Wagen voll Menschen von einer Stadt zur andern, wie die Bauern einen Hühnerkorb voll Hühner, und oft haben wir, wenn wir auch schon an Ort und Stelle waren, eine halbe Viertelstunde lang warten müssen, ehe es ihm gefallen hat, unser Loch zu öffnen. Diese Art Gefangenschaft hat mir manche Herzensbeklemmungen verursacht, denn ich kann nichts weniger leiden, als so eingesperrt zu sein. Will man einmal p — ssen, so ist das eine schreckliche Weitläufigkeit, ehe der Kondukteur gerufen wird; ehe er die hilferufende Stimme vernimmt; ehe er dem Postillon den Befehl still zu halten ertheilt; ehe er von seinem hohen Sitze herabsteigt, die Thür zu öffnen; ehe die sämmtlichen Gepreßten sich auf einige Augenblicke noch härter

zusammenpressen, um den einen Nothleidenden hinauszulassen, wobei sie natürlich oft schiefe Gesichter ziehen; ehe die Bank aufgehoben wird, welche den Eingang verbollwerkt; ehe der Tritt heruntergelassen wird, auf welchem man zur Erde hinabsteigt; — nein, lieber hält man sein bischen Wasser drei Stunden länger an sich, und wagt Alles, ehe man sich entschließt, einen so gewaltigen Aufruhr zu erregen.

Es gibt viele Leute, die den Schnupfen für gesund halten. Wer ihn lange nicht gehabt hat, kann seine Wünsche in der Diligence sehr bald befriedigt sehen, denn da ein Jeder sein Geld bezahlt, so steht es auch natürlich einem Jeden frei, die Fenster zu öffnen, wenn und wo er will, wenigstens die, denen er am nächsten sitzt, daraus entsteht denn oft ein so pfeifender Zugwind, daß ich mich wundere, wie ich so glücklich mit einem steifen Halse entwischt bin.

Des Mittags speist man schlecht und theuer. Verdammt fade Bouillions mit geweichtem Brote, unangenehm zu sehen, und noch unangenehmer zu essen, völlig kraftloses, zaserichtes Rindfleisch, Gemüse an manchen Orten mit Oel gekocht, das ist das herrliche Mittagsmahl, welches man ganz gewöhnlich mit einem halben Laubthaler bezahlt.

Die Servietten zu beschmieren ist hier unmöglich, weil sie schon beschmiert genug sind. Ungeputzte Gabeln laden wahrlich nicht zum Aufgabeln ein, und Messer erhält man gar nicht, weil vorausgesetzt wird, jeder Reisende führe, wie

die Bauern und Metzger in Deutschland, sein Messer in der Hosentasche, schlage es auseinander, wetze es ein paarmal auf der glänzenden, schwarzledernen Hose, und haue sodann ein. Der Wein ist noch das beste, ungeamtet es nur ein gewöhnlicher Landwein ist. Man trinkt ihn überall aus Biergläsern, und das gefällt mir auch nicht. Gern würde ich für ein gutes Stück Rindfleisch und einen kräftigen Braten das Desert schenken, welches jede Mahlzeit, auch in der schlechtesten Auberge, beschließt, und aus allerlei trockenem, elendem Backwerk, Kastanien und Früchten besteht. Besonders habe ich in meinem Leben nichts unschmackhafteres gegessen, als eine Art Backwerk échaudé genannt. Es schmeckt wie sehr dicke Luft.

Weit unbequemer ist die Reise freilich noch, wenn sie im Winter geschieht. Man findet nirgends Oefen, nirgends geheizte Zimmer. Man wird sogleich in die Küche geführt, wo ein gutes Kaminfeuer brennt. Wer glücklicherweise unter den ersten Eintretenden ist, und überhaupt sich auf das Herzudrängen versteht, nun der kann das Vergnügen genießen, seinen H — oder sein Vordertheil zu wärmen, denn beides auf einmal ist nicht möglich, und das ist wieder ein neuer Vortheil für die Schnupfenliebhaber, so wie auch der Fußboden diesen seltsamen Leuten nicht wenig zu statten kommt, da er nirgends gedielt, sondern überall mit Backsteinen ausgelegt ist, welche eine kalte Nässe schwitzen. Dieser Schweiß ist es jedoch nicht allein, der die Fußböden nezt, sondern man findet in jeder Küche noch so viel neben-

her gegossen, gespritzt, gespuckt, von Hunden gep — t, daß man seines Gleichgewichts ziemlich gewiß sein, oder das Schlittschuhfahren gut verstehen muß, um sicher darauf zu wandeln.

Zwei Stunden hält sich die Diligence des Mittags auf, auch des Nachts soll sie eigentlich immer still liegen, da aber im Winter die Wege schlechter sind, und sie doch auf den bestimmten Tag in Paris eintreffen muß, so geht sie dann oft die ganze Nacht durch, oder bleibt doch wieder nur wenige Stunden, zu wenig um auszuruhen, oder sich schlafen zu legen, und doch genug um sich zu langweilen, wenn man nicht etwa Lust hat, gegen die gewöhnliche Lebensordnung zu verstoßen, und, gleich den meisten Reisenden, mitten in der Nacht zu essen und zu trinken.

Trifft sich's aber auch, daß dem Passagier eine Zeit von fünf oder sechs Stunden zur Ruhe vergönnt wird, so muß er doch ein wenig Hexerei verstehen, wenn er wirklich ruhen will. Denn nun führt man ihn in eine eiskalte Kammer, in welche überall der Wind pfeift, man weiset ihm ein Bette an, mit den gröbsten Lailachen versehen, zu den Füßen hoch aufgeschüttelt, in der Mitte am tiefsten, und unter dem Kopfe sehr niedrig. Gelingt es einem müden Pilger, trotz alle dem ein wenig zu schlummern, so wird ihn bald, entweder das Getöse der schwärmenden Reisegesellschaft, oder der Wind, der im Kamine heult, wieder wecken.

Am schlimmsten ist ein armer, mit seiner Gesundheit

entzweiter Mensch daran, der sich etwa gewöhnt hat, gewissen unterirdischen Gottheiten, die einst bei den Römern in großen Ansehen standen, jeden Morgen sein Opfer zu bringen. Das ewige Rütteln des Fuhrwerks wird ihm Verstopfungen verursachen: ist er etwa gewohnt, diese durch eine Tasse Kaffee und eine Morgenpfeife zu bekämpfen, so wird ihm entweder gar keine Zeit dazu gestattet, oder, gesetzt auch, er bricht sich von seiner nächtlichen Ruhe eine Stunde ab, steht eine Stunde früher auf, als alle andere, um dieses große Bedürfniß zu befriedigen, dessen Vernachlässigung, wie Montaigne sagt, einen Seneca zum Narren machen kann; wo soll er Kaffee hernehmen? im Hause gibt man ihm keinen, er muß ihm auf dem Kaffeehause bestellen, aber auf dem Kaffeehause steht man so früh nicht auf, und verspräche man gleich Trinkgelder über Trinkgelder, le garçon oder la fille werden sich des Abends zu allem anheischig machen, und des Morgens nichts halten. Man reist also nüchtern wieder ab, und schleppt die drückende Bürde wider Willen mit sich herum.

Nach dieser allgemeinen Beschreibung der Diligencen, deren Gemälde ich sehr treu entwarf, komme ich nun auf das Detail unserer Mühseligkeiten, die uns insbesondere betrafen. Unsere Gesellschafter waren theils solche, die von Straßburg aus bis Paris mit uns reisten; theils solche, die sich unterwegs aufsetzten, bis zu dieser oder jener Stadt mitfuhren, und also nur ab- und zugingen. Die ersteren waren:

1. Ein Kaufmann aus G —, der, weil er sich selbst so außerordentlich genug schien, auch allen andern Menschen genug zu sein glaubte, der Alles zu wissen, überall gewesen zu sein affektirte, und der uns immer gute Lehren gab, wie wir uns da und dort zu verhalten, was wir da oder dort zu sehen hätten. Er besaß unter andern den Tic, sehr gut französisch zu sprechen, machte den Franzosen ihr Schnarren und Ziehen nach, und immer stach der G — isch-thüringische Dialekt durch. Ueberdies alles hatte er die unausstehliche Gewohnheit, auf Alles, was man sagte, wie? oder plait il? zu antworten, ungeachtet er nicht taub war; und wenn einmal ein elendes, frostiges Späßchen unter seine Zähne fiel, so zermalmte er es so lange, bis es so ekelhaft wurde, wie der Trank, den sich die Südseeinsulaner aus Yamswurzeln kauen. So hatte man zum Beispiel einem aus der Gesellschaft, dessen ich nachher erwähnen werde, den Beinamen Monsieur le Baron gegeben, und nun that unser Herr R— nichts anders, als immer von Zeit zu Zeit, wenn Niemand mehr daran dachte, ausrufen: Monsieur le Baron! ich habe zwar meistentheils die Barons langweiliger gefunden, als ihre Titel, aber diesmal war es umgekehrt.

2. Ein Flammänder, Namens B—, der seit zwölf Jahren in Petersburg wohnt, mit einer vollständigen Kalmuckenphysiognomie. Nie habe ich einen Menschen gesehen, der immer saufen, immer lachen, immer Zoten reißen konnte, wie dieser. Er führte viel Ungeziefer bei sich, und

ſang Chansons, wenn es ihn juckte. Er war es, den Nummero 1 Monsieur le Baron nannte. Der Urſprung dieſes traurigen Spaßes iſt mir verborgen geblieben.

3. u. 4. Ein paar ehrſame Bürger aus irgend einer kleinen Stadt in Lothringen oder in Elſaß. Der eine von beiden, ein dicker Menſch, deſſen Mund nach der Naſe hinauf einen halben Zirkel formirte (welches ein untrügliches Kennzeichen des Hochmuths iſt), war gleichſam der Mentor des andern, der ein braunes, verwegenes, ſtark mit Bart verziertes Geſicht hatte. Wenn er das Maul aufthat, und es wagte, in den geringfügigſten Kleinigkeiten anderer Meinung zu ſein, als der Dicke, ſchwubs! hatte er einen Hieb von dem Dicken weg. Sie gaben zu verſtehen, daß ſie in öffentlichen Geſchäften reiſten. Vermuthlich hatten ſie etwas bei der Nationalverſammlung anzubringen, und der Dicke ſollte die Rede halten, denn er lehnte ſein Haupt oft mit geſchloſſenen Augen an das eine Fenſterchen, und bewegte die Lippen.

5. Ein Offizier von der Nationalgarde, von dem ſich weiter nichts ſagen läßt, als daß er immer einer der Erſten vor dem Kamine war, ſich hinten und vorne zu wärmen.

Außerdem fuhren noch abwechſelnd verſchiedene Menſchen mit uns. Unter andern in Nancy ein Jude, der jeden Morgen im Wagen, den Gebräuchen ſeiner Religion gemäß, ſich den Arm aufſtreifte, dieſen und den Kopf mit allerlei Dingen bewickelte, und dann, ohne ſich im Geringſten um uns zu bekümmern, ſein Gebet herbabbelte.

Ein junger Offizier, der auch einige Stationen weit mitfuhr, rieb sich beständig an diesem armen Menschen auf die ungeschliffenste Weise. F— war immer sein drittes Wort. Avouez que tous les Juifs sont des f— coquins. Dergleichen Galanterien machte er ihm alle Augenblicke. Ich konnte endlich meinen Unwillen nicht länger unterdrücken. Ich ließ ein Wörtchen davon fliegen, daß es unanständig sei, einen Menschen anzugreifen, der sich nicht vertheidigen könne, und setzte hinzu, ich sei überzeugt, es gebe auch sehr brave Leute unter den Juden. Der Offizier sah mich mit großen Augen an, die mir sehr deutlich sagten: »Aha! der Herr ist vermuthlich auch ein Jude.« Mein guter Wille hätte mir einen verdrießlichen Handel zuziehen können, aber zum Glück hatte der Offizier, wie gewöhnlich, mehr Maul als Herz, und er schwieg, ließ auch von nun an den Juden mehr in Ruhe. Dieser schien indessen, wie die meisten, sein Schicksal zu verdienen, da er weder für die Beleidigungen jenes rohen Martissohnes, noch für mein menschlicheres Benehmen dabei Sinn zu haben äußerte.

Die Uebrigen, welche ab- und zuflogen, verdienen keine Erwähnung. Sie haben nichts gethan, als uns noch mehr gedrückt, im physischen und moralischen Verstande.

Wir gingen den ersten Tag über Saverne nach Phalsbourg, wo wir zu Mittag speisten. Dann über Sarbourg nach Blammont, wo wir einige Stunden der Nacht verweilten.

Am fünfzehnten

über Luneville und St. Nicolas nach Nancy, wo wir des Mittags eintrafen. Hier war mir schon die ganze Diligence so äußerst unausstehlich und lästig geworden, daß ich beschloß, sie wenigstens auf vierundzwanzig Stunden zu verlassen. Gern hätte ich gleich Extrapost genommen bis Paris, aber wir hatten uns einmal in Straßburg auf drei Plätze der Diligence einschreiben lassen, und hätten zwölf Louis neufs umsonst bezahlen müssen.

Ich ging also mit meinem Reisegefährten und meinem Bedienten in einem Cabriolet nach Toul, wo wir uns gütlich thaten, und erst am andern Morgen weiter fuhren. Die Diligence war freilich unterdessen um ein gutes Stück vorgerückt. Wir gingen über St. Aubin, Barleduc und Vitry nach Chalons sur Marne, wo wir

am sechzehnten,

um zehn Uhr des Abends, das Unglück hatten, sie einzuholen.

Wahr ist es, die Extraposten sind hier zu Lande gewaltig theuer, und die Einrichtung ist mir durchaus unerklärbar. Wenn man in Deutschland drei Pferde bezahlt, so spannt der Poſtmeister das vierte Pferd oft gratis an. So ist es auch in Rußland und Polen. In Frankreich umgekehrt. Bezahlt man drei Pferde, so werden zwei angespannt, deren jedes 25 Sous die Meile kostet. Ist man aber so unglücklich, durchaus drei Pferde zu seinem Fort-

kommen zu gebrauchen, so muß man jedes Pferd mit 30 Sous bezahlen. Mich dünkt, der Billigkeit gemäß, sollte der Preis fallen, jemehr Pferde man braucht und bezahlt. Da wir keine eigene Chaise hatten, so mußten wir noch überdies durchgehends die kleine unbequeme Postkalesche für ein Pferd bezahlen; also vier Pferde, und zwei gab man uns. In Vitry sagte man uns, man habe keine andere Postkalesche, als eine, die etwas schwer sei, wir würden uns also gefallen lassen, noch ein Pferd mehr zu bezahlen. Wir thaten es, und man spannte uns ein Pferd weniger vor. Als wir uns darüber beschwerten, sagte der Maitre de poste: Messieurs, c'est une grace qu'on Vous fait, puisqu'il falloit payer 30 Sous lieue. (Meine Herren, man erzeugt Ihnen noch eine Gnade, weil Sie eigentlich 30 Sous für die Meile bezahlen müßten.) Ich antwortete ihm, ich hätte immer viel von der Politesse der französischen Nation gehört, nachdem er mir aber eine Gnade von fünf Sous für die Meile erzeugt habe, müsse ich billig daran zweifeln.

Man fährt hier eben so schnell, als in Rußland. Ob man aber noch lange so fahren wird, ist eine andere Frage, da seit der Revolution sich Niemand mehr um die Wege bekümmert, und sie folglich täglich schlechter werden.

Am siebzehnten

des Morgens ließen wir uns wieder in unser Gefängniß pressen, und nach Epernay kutschen, wo der vortreffliche Cham-

pagner wächst. Auch auf mich würde vielleicht dieser Göttertrank seine erheiternde Wirkung nicht verfehlt haben, hätte nicht ein Zufall mich in mein Nichts zurückgeschleudert. Verschiedene Durchreisende nämlich hatten die Wände des Speisesaals mit Versen und Namen beklecksl, und unter andern erblickte ich in einem Winkel am Fenster ein verschlungenes F E und ein Kreuz dabei.

Weg war das bischen Laune, welches der Wein erkünstelt hatte. Ich fiel in den düstersten Trübsinn. Diese Buchstaben und das schauerliche Kreuz schienen mir einen Vorwurf zu machen, daß ich noch Sinn haben könne für die Freuden des Weins, da die Freuden der Liebe auf ewig für mich verloren sind. Wer nie in einer ähnlichen Lage war, der wird lächeln, wenn ich ihm sage, daß ich den Geist meiner Gattin um Vergebung bat, Wein getrunken zu haben. — O Gott! was wird aus mir werden, wenn der geringfügigste Zufall im Stande ist, mein Herz so gräßlich zu zermalmen.

Unser Nachtlager war diesmal in Chateau Thierry, wo wir schon um acht Uhr des Abends ankamen, und bis um drei Uhr des Morgens verweilten.

Ich ließ mir sogleich ein eigenes Zimmer geben und Kaminfeuer machen, weil meine Laune jetzt und nie wieder mit der rauschenden Lustigkeit meiner Gefährten stimmte. Sie gingen zum Essen und Trinken, und ich in meinem einsamen Zimmer auf und nieder, um mich mit meiner lieben Friderike zu unterhalten. Draußen wüthete gerade

ein Sturm, noch hörbarer in dem Zimmer, welches ich bewohnte, da Chateau Thierry überhaupt hoch liegt. Das Praſſeln des Feuers und das ewige Knarren der Thür vereinigten ſich mit dem Heulen des Sturms. Es waren ein paar ſüße, melancholiſche Stunden. Denn wenn ich ſo allein bin, ſo iſt Friderike immer bei mir, ich rede mit ihr als ſei ſie gegenwärtig, und erzähle ihr Alles was ich auf dem Herzen habe. Ach! vielleicht iſt ſie auch gegenwärtig! vielleicht umſchwebt ſie mich als mein Schutzgeiſt! — aber warum erſcheint ſie mir nicht auf einen Augenblick, mich ihres Daſeins zu verſichern? — ich habe ſie an dieſem Abend wieder ſo herzlich darum gebeten.

Chateau Thierry iſt der Geburtsort des liebenswürdigen la Fontaine. Das hat mich weit mehr intereſſirt, als die berühmte, über Bergen ſchwebende Brücke bei Nancy.

Dieſe Nacht war wieder ganz ſchlaflos, und hätte es ſein müſſen, auch ohne die Unruhe meines Gemüths, denn ein ſolches Heulen des Sturmes hörte ich noch nie. Es war als hätte Boreas ſeinen Schlauch in unſerm Zimmer geöffnet.

Am achtzehnten

verließen wir Chateau Thierry, waren Mittags in Meaux und kamen endlich Abends nach ſechs Uhr reiſe- und lebensſatt nach Paris.

Unendlich leid that es mir, daß es ſchon dunkel war. Doch machten die niedlich aufgeputzten und erleuchteten

Kramläden zu beiden Seiten der Straße eine angenehme Wirkung. Die Gewohnheit, überall mit großen Buchstaben den Namen und das Gewerbe des Bewohners an die Häuser zu malen, gefällt mir sehr; man findet sie, sobald man die französische Grenze betritt. Zugleich führen die meisten Häuser Schilder, und — ein sonderbarer Zug der französischen Prahlerei — fast immer ist etwas Gold dabei angebracht. La pomme d'or. La boule d'or. Au Lion d'or; à la Clef d'or u. s. w. Ehemals hielt man den Geschmack unserer Voreltern an bunten Farben für das Zeichen der Kindheit eines Volkes. Sollte der Geschmack am Golde nicht vielleicht das Greisenalter eines Volkes bezeichnen, das wieder in Kindheit zurückfällt? Das Wort or wird indessen jezt zuweilen von dem Worte nation und national verdrängt, welches sie überall hinkleckſen. So sah ich vor einigen Tagen sogar ein Haus mit der Ueberschrift: traiteur de la nation. Den Henker! dachte ich, es soll dir sauer werden, das ganze hungerige Volk zu traktiren.

Am neunzehnten.

Wäre ich nicht im Mittelpunkte aller Zerstreuungen, so würde der heutige Tag mir sehr traurig verfließen, denn es ist der Stiftungstag unsers Liebhabertheaters. Heute ist in Reval Jubel und Freude, heute vor einem Jahre wurde meine Sonnenjungfrau zum ersten Male dort gespielt, meine theure Friderike machte die Amazili, der Kranz im Haar stand ihr so gut — o Gott! welch eine schmerzliche Rückerinnerung!

Wir gingen gegen Mittag ein wenig im palais royal spaziren. Schulz hat es sehr gut beschrieben, ich sage also nichts mehr davon. Es hat einen angenehmen aber keinen großen Eindruck auf mich gemacht. Das schöne Gebäude der Buden in Petersburg gibt ihm wenig nach.

Ein Mensch lud uns im Vorbeigehen mit großem Geschrei ein, einen homme sauvage (wilden Mann) und eine jeune Alsacienne für zwölf Sous zu sehen. Der homme sauvage, der Gott weiß auf welcher Insel gefangen worden sein sollte, war eben so wenig sauvage als ich. Er war ein schöner Kerl mit einer Christusphysiognomie, der sich einen schwarzen Bart hatte wachsen lassen, und übrigens in einem lächerlichen Aufputze erschien. Im Haar trug er einen Kranz von künstlichen Blumen, und am Körper nichts als ein Netz von Bindfaden in weiten Maschen gestrickt. Seine ganze Wildheit bestand darin, daß er Steine fraß, wie es bekanntlich mehrere Menschen gibt. Er zermalmte die Kiesel mit den Zähnen, sperrte das Maul weit auf, um uns die kleingekauten Steine sehen zu lassen, schluckte sie hinter, und ließ uns dann auf seinem Unterleibe trommeln, wo wir ein ansehnliches Depot von Steinen konnten klappern hören. Betrug schien es mir nicht zu sein. Der einzige Betrug war, daß er sich stellte, als könne er nicht sprechen.

Hierauf erschien die junge Elsasserin, ein Mädchen von ungefähr zwölf Jahren, geschminkt wie ein Weihnachtslärvchen, übrigens schmutzig wie ein Ferkel, die uns allerlei

alltägliche Kunststücke auf dem Drahte vormachen wollte. Ich verbat mir das, zahlte meine zwölf Sous, und ging.

Ein anderer Schreier machte uns aufmerksam auf den Saal von Wachsfiguren in Lebensgröße, der wirklich sehenswerth ist. Der König, die Königin, der Dauphin mit seiner Schwester, la Fayette, Bailli, Voltaire, Rousseau, Franklin, die berühmten beiden Gefangenen, die in ihrer Gefangenschaft so interessant und außer derselben so langweilig sind, ich meine Trenk und la Tude, die indianischen Gesandten, die einst hier waren, Madame du Barry schlafend und halbnackend, Maria Theresia, Clermont Tonnerre, und Gott weiß wer sonst noch Alles, stehen hier in außerordentlicher Aehnlichkeit, in ihrer gewöhnlichen Kleidung. — Was gäbe ich nicht darum, eine solche Abbildung meiner Friderike zu besitzen! — Bin ich nicht ein Thor! als ob ihr Bild in meinem Herzen nicht weit lebendiger stünde, als der Künstler es nachzubilden vermag. — Aber doch! — ich würde die Figur neben mich an den Tisch setzen, wie die Egyptier ihre Mumien, welches im Vorbeigehen gesagt, mir eine vortreffliche Gewohnheit zu sein scheint.

Lächeln mußte ich darüber, daß Rousseau und Voltaire so friedlich beisammen an einem kleinen Tischchen saßen, und sich ganz gelassen etwas vorzudemonstriren schienen.

Es ist unterhaltend, sich auf den Kaffeehäusern im palais royal herum zu treiben. Allenthalben hängen Affichen, Annoncen, Avertissements, die mit unter sehr drollig sind. Zum Beispiel: es bot sich auf einem kleinen demüthigen Zettel in Oktav ein Bedienter an, der außer seiner Muttersprache, dem französischen, auch noch deutsch, italienisch und englisch verstehe, frisire, rasire, koche, die Pferde striegle, ein Cabriolet kutsche ꝛc. ꝛc. — Ich möchte wissen, was er unter dem et caetera noch verstehen konnte.

Von Freiheit, und allen was dahin gehört, wird hier und überall bis zum Ekel geschwatzt. Unser Perückenmacher, der auch ein Mitglied der Nationalgarde und ein gar eifriger Democrat ist, nennt den König nicht anders, als le pauvre homme, und die Königin la Coquine, la miserable femme du roi; und wenn er bei guter Laune ist: la femme de Louis XVI., und wenn er bei spöttischer Laune ist: la femme du pouvoir exécutif. Ueberhaupt erlaubt man sich, laut zu sagen: es sei Jammer und Schade, daß man die Königin nicht am 6. Oktober umgebracht, da man doch schon so nahe dabei gewesen.

Das Volk ist in Unruhe, der Kaiser Leopold werde Truppen in Frankreich einrücken lassen. Man hat der Königin, so sagt man, einen Zettel unter die Serviette gelegt, worauf gedroht wird, ihren Kopf ihrem Bruder auf einer Pike entgegen zu tragen, wenn er es wage, die französische Freiheit anzutasten.

Vor einigen Tagen gab es in der Oper einen fürchterlichen Auftritt. Man spielte Iphigenie. Bei dem Chor: chantons, celebrons notre reine! (laßt uns preisen unsere Königin!) applaudirte die Herzogin von Biron, und noch einige andere in den benachbarten Logen. Man rief bis! bis! welcher Zuruf sonst in der Oper nie gewöhnlich sein soll; und als der Schauspieler es wirklich wagte, das Chor wiederholen zu lassen, warf ihm die Herzogin einen Lorbeerkranz auf die Bühne. Schon genug und übersatt, um das Volk in Wuth zu jagen, man schrie, man lärmte, man nahm sich die Freiheit, der Herzogin den Ehrentitel Catin beizulegen, alles stürzte hinaus, kaufte und raubte Orangen, Aepfel und Birnen, harte und weiche. Die ganze Loge war in einem Augenblicke mit Obst, die arme Duchesse mit blauen Flecken bedeckt, und konnte noch froh sein, daß ein Messer, welches mit herauf flog, sie nicht traf. Einige unter dem Haufen, mehr muthwillig als boshaft, hatten Ruthenbündel mit herein gebracht, um ihr vor den Augen des ganzen Publikums einen derben Schilling zu geben. Sie hatte so viel Geistesgegenwart, den Pöbel austoben zu lassen, und bei alle dem ganz ruhig zu bleiben. Verließ sie die Loge, so zerriß man sie im foyer; wagte sie ein beleidigendes Wort oder Geberde, so zerriß man sie in der Loge.

Es ward endlich wieder ruhig. Die Herzogin ließ alle die Aepfel, Birnen und Orangen sammeln, vergaß nicht das Messer beizulegen, und übersandte das ganze Bündel dem

Marquis de la Fayette, wobei sie ihm sagen ließ: er sehe hier des preuves frappantes *) de la liberté française, und sie bitte ihn, Alles dies in ihrem Namen auf dem Altar der Freiheit nieder zu legen. — Sie soll gleich darauf Paris verlassen haben.

Der Schauspieler Ennè mußte am andern Tage das Publikum demüthig um Verzeihung bitten, und den erhaltenen Lorbeerkranz öffentlich mit Füßen treten.

Beweise von dem Uebermuth der Nation kann man täglich sammeln. Der Fiacre, der uns gestern Abend in das hotel d'Angleterre et de Russie brachte, wo wir wohnen, nannte meinen Reisegefährten im Gespräch mon ami. Dieser antwortete ihm lächelnd: »glaubst du im Ernst, daß ich dein Freund sei?" — Ah ha! sagte der Fiacre: nous sommes tous égaux! (wir sind einander alle gleich).

Auch unser Lohnlackei, der uns heute einen Wagen holte, um in die Oper zu fahren, bat uns sans façon um Erlaubniß, sich mit hinein setzen zu dürfen, weil das Wetter schlecht sei.

Die Oper hat mir gefallen und weiter nichts, hundert Nebendinge aber haben mir sehr mißfallen. Als wir um fünf Uhr dahin kamen, war das Haus schon ganz

---

*) Dies Wortspiel läßt sich kaum übersetzen. Allenfalls: treffende Beweise der französischen Freiheit.

voll, und wir bekamen mit Mühe noch Billets auf den Balkon, das heißt: in eine Art von großer Loge an den beiden Seiten des Theaters. Ein solcher Platz kostet zehn Livres, also ein halber Louisd'or, das finde ich theuer. Und wenn wir wenigstens dafür einen guten Platz gehabt hätten; aber nein! auch hier war es bereits ganz voll, und wir mußten froh sein, ungefähr die Hälfte der Bühne übersehen zu können.

In den Logen rings umher glänzten viele, sehr viele größtentheils künstliche schöne Gesichter. Ach! nirgends eine Friderike! nirgends ein Gesicht, das den vollen Ausdruck der Güte so in jedem Zuge trug, als das ihrige.

Ein junger höflicher Mann, der neben mir stand, zeigte mir eine gewisse Madame Gouverné, von der er mir sagte, sie sei das schönste Weib in Paris. Er mochte Recht haben. Sie schien auch mir außerordentlich schön, und hatte viel von der sanften Grazie, ohne welche kein Weib in meinen Augen schön ist.

Man gab les pretendus, Opera comique. Musik und Sänger waren vortrefflich, und, was man bei unsern deutschen Operisten vermißt, sie spielten auch alle sehr gut. Den Beschluß machte ein Lieblingsballet des hiesigen Publikums in drei Aufzügen: Psyche. Der Total-Eindruck davon war bei mir nicht stark, aber einzelne Stellen und Maschinen haben mir außerordentlich gefallen. Psyche, oben auf dem schroffen Felsen, vom Zephyr in einer Wolke fortgetragen, die, als sie schon dem Auge entrückt war,

noch einen lichten Schein hinter sich ließ; Psyche an der Toilette, wo die Liebesgötterchen allenthalben gleichsam hervorwuchsen; Psyche, als Schülerin der Terpsichore; das Alles hat theils stark auf meine Sinne, theils sanft auf meinen innern Sinn gewirkt. Vom Tanzen, das heißt, vom bloßen Springen und Herumdrehen, und Arme und Beine aufheben, bin ich kein großer Liebhaber, daher hat auch sogar Vestris als Amor mit seinem Solo und pas de deux mich kalt gelassen. Hingegen gefiel mir sehr das leichte Schweben des Zephyrs, der wirklich mehr zu fliegen als zu gehen schien. — Der Herkules sah gerade aus wie der Steinfresser von diesem Morgen. — Einiges war mir zu gräßlich für ein Ballet. Zum Beispiel das Herumwälzen und Herumzerren der Psyche in den Armen von einem Dutzend Teufeln, ihr Herabstürzen von einem hohen Felsen in den brennenden Phlegeton u. s. w. Die Tänzerin, welche die Psyche darstellte, war ein reizendes Geschöpf, und konnte so viel Unschuld heucheln, als sei sie in ihrem Leben nicht Tänzerin der großen Oper in Paris gewesen.

Ob das ganze Spektakel einen halben Louisd'or werth war, darüber bin ich noch nicht mit mir selbst einig; daß ich aber das Nachspiel nicht für zehn Louisd'or wieder mitspielen möchte, das weiß ich gewiß. Eine halbe Stunde warten zu müssen, ehe die Menge sich verlaufen habe, darauf waren wir gefaßt; aber ach! schon anderthalb Stunden hatten wir uns im foyer gelangweilt, ehe das

Gedränge dünner wurde, und wir es wagten, unſern Bedienten zu ſuchen. Dabei ſtanden wir von allen Seiten den ſchrecklichſten Zugwind aus, und retirirten wir uns in eine Loge, ſo jagte uns der Geſtank der ausgelöſchten Lichter und Lampen wieder heraus. Zum Unglück konnte der Lackei keinen Fiacre finden, und das verlängerte unſere Qual. Ein kalter Schneewind durchpfiff uns am Eingang. Ich armer hypochondriſcher Menſch ſah mich im Geiſt ſchon am Rande des Grabes.

Endlich kam ein Wagen, und ein neuer Zug von der Impertinenz des franzöſiſchen Pöbels preßte mir ein Lächeln von den erfrornen Wangen. Es näherte ſich mir nämlich ein Savoyard, und verlangte ein Trinkgeld dafür, daß er den Wagen geholt habe. Ich ſagte ihm, das habe ja mein eigener Bedienter gethan. Der Savoyard verſicherte das Gegentheil, und der Lackei geſtand endlich, er habe, um ſeine Strümpfe nicht zu beſchmutzen, den Savoyarden an ſeiner Stelle geſchickt. Ich ſagte ihm, daß er meinetwegen ſchicken könne, wen er wolle, aber auch ſelbſt bezahlen müſſe. Das that er denn auch nach einigem Widerſtand, und wir traten unſere Fahrt an.

Kaum waren wir einige Schritte vorwärts gekommen, als eine klägliche Stimme uns anhielt, und der Fiacre bat, ob wir nicht dem Monſieur da draußen erlauben wollten, den vierten Platz im Wagen einzunehmen (denn auf den dritten hatte ſich abermals der Herr Lohnlackei gepflanzt), da ſein Weg auch nach dem palais royal gehe. Wir wil-

ligten sehr gern ein, und es stieg ein gut gekleideter Herr zu uns in den Wagen, der mit französischer Leichtigkeit Bekanntschaft machte, und in einer Viertelstunde von der Sonne bis zum Ysop, der an der Wand kriecht, sprach.

Wir äußerten Verlangen, einer Assemblée nationale und ihren Debatten beizuwohnen. Er sagte uns, man werde nicht ohne Billet eingelassen, er selbst aber sei Député à l'assemblée nationale, und werde sich daher ein Vergnügen daraus machen, uns Billets zu verschaffen, welches Erbieten wir mit vielem Danke annahmen. Noch weiß ich nicht, wer der höfliche Mann war, denn es ist eine von meinen Schwachheiten, daß ich Niemand um seinen Namen fragen kann, so wie ich mich auch selbst höchst ungern nenne. Indessen habe ich ihm meine Adresse gegeben, und hoffe also mehr von ihm zu hören.

Unser Landsmann Schulz steht hier im Hause, wo auch er wohnte, noch in gutem Andenken, wie überall, wo er gewesen ist. Die Wirthin sowohl, als unser Perückenmacher, der auch ihn frisirt hat, nennen ihn bon enfant, und glauben vermuthlich einem Deutschen eine große Ehre durch diese Benennung zu erzeigen.

Am zwanzigsten.

Blech, Leder und Papier sind schon oft in der Noth zu Münzen ausgeprägt worden. Hier findet man jetzt kein anderes Geld, als Papierlappen, Assignate genannt,

mit des Königs Bildniß. Die geringſten ſind von zweihundert Livres.

»Was ſoll ich damit machen?" frug ich heute meinen Bankier, Monſieur Perregaur, der mir einen Wechſel von ein paar tauſend Livres in dieſer nicht klingenden Münze auszahlte. Er zuckte die Achſeln. »Wir haben nichts anders!"

Das iſt traurig!

»Sehr traurig, mein Herr!" und damit ließ er mich laufen. Ich verliere fünf Prozent beim Wechſeln, und wechſeln muß ich doch, da es tauſend kleine Ausgaben gibt, die geringer ſind als zweihundert Franken. Nun verſtehe ich die Savoyarden, die mir ſeit einigen Tagen zu Dutzenden am Eingang des palais royal entgegen geſchrien haben: voulez vous de l'argent, Monsieur? dabei klingelten ſie mir immer mit ihren vollen Beuteln um die Ohren, und ich wußte nicht, ob ſie ihren Spaß mit mir trieben.

Heute fuhren wir auf die Boulevards zu den grands danseurs du roi, die gar keine danseurs ſind, eben ſo wenig Groſſes an ſich haben, als der König, ihr Herr, und ihren prächtigen Titel eben ſo wenig verdienen, als die Erzbiſchöfe von Chalcedonien, Tarſus, Joppen u. ſ. w. Wie ſie zu dieſem Titel gekommen ſind, das mag der Himmel wiſſen! der König hat ſeine grands danseurs gewiß nie geſehen.

Das Schauſpielhaus würde einer kleinen Landſtadt in

Deutschland Ehre gemacht haben. Die Entrées auf den ersten Platz kostet hier nur dreißig Sous, also ungefähr sechsmal weniger als in der Oper. — »Und ist auch sechsmal weniger unterhaltend?" Das kann ich eben nicht sagen. Zwar, als wir hineintraten (es war erst halb sechs Uhr), tanzten einige sehr schmutzige und kränklich aussehende Kinder auf dem Seile, welches sie ein Divertissement nannten, ob es gleich Niemand divertirte. Indessen, über Namen wollen wir nicht streiten, es geht oft so in der Welt.

Um sechs Uhr hub das eigentliche Schauspiel an. Man gab la pêche aux huitres (die Austerfischerei). Vier Weiber prellten ihre Männer, und das Ganze war ziemlich indecent, aber die meisten spielten allerliebst, mit einer Leichtigkeit, Feinheit, Schnelligkeit, Natur und Wahrheit, die ich auf den berühmtesten deutschen Bühnen nie fand. Das fiel immer so richtig ein, das stockte nie, das rollte so rasch fort, das warf den (freilich oft zweideutigen) Witz so leicht hin, accentuirte keinen witzigen Einfall, wie unsere deutschen Schauspieler leider beinahe immer zu thun pflegen, kurz, es riß mit sich fort zu beständigem Lächeln und Lachen. Alle hatten ihre Rollen vortrefflich einstudirt, und das mußten sie auch, weil sie gar keinen Souffleur hatten. Ich habe das auf mehreren Pariser Theatern gefunden, und wo er auch noch gebraucht wird, sitzt er wenigstens nicht in dem verdammten Bienenkorbe, sondern so tief unten, daß seine Augen mit der Bühne

parallel laufen, und er alſo ſchon durch die Lampen ganz verdeckt wird. Wieder ein großer Vorzug vor den deutſchen Bühnen. Wann wird denn einmal ein deutſcher Directeur dieſe verhaßte Gewohnheit lieber ganz abſchaffen? und dadurch die Nachläſſigen zwingen, unſere Ohren nicht durch das ewige Hapern und Stottern zu züchtigen.

Dieſe Leute waren des Converſationstones ſo ganz Meiſter, daß man ſchon in der zweiten Minute nicht mehr vor einer Bühne, ſondern mitten in einem Zimmer zu ſitzen glaubte.

Auf die pêche aux huitres folgte l'abbé Court-diner, ein kleines Stück, in welchem gar kein Plan war, das aber wiederum durch einzelne, ſehr drollige Scenen, und durch die ungemeine Leichtigkeit des Spiels beluſtigte.

Darauf eine Pantomime les metamorphoses de la fée bienfaisante (die Verwandlungen der wohlthätigen Fee) in vier Acten, eine eigentliche italieniſche Komödie mit dem Harlekin, die mir Langeweile machte, weil die Maſchinerien nichts taugten, die Kleidungen ſchlecht und ſchmutzig waren, und endlich, weil ich im Jahr 1782 den Harlekin in Petersburg weit beſſer geſehen hatte. Dort verſäumte ich, trotz dem Geſpötte meiner Freunde, ſelten das italieniſche Luſtſpiel, weil man ſich da immer recht ſatt lachen konnte und lachen mußte, was auch die Vernunft dagegen einwenden mochte. Die ganze Welt konnte nicht begreifen, wie man über das abgeſchmackte Zeug lachen könne, aber die ganze Welt ging hin und lachte. Hinter

drein schämten sie sich aber, und außer mir gestanden nur wenige ein, daß ihnen das Ding wirklich Spaß mache.

Ich kehre zurück zu den großen Tänzern des Königs. Den Beschluß ihrer heutigen Vorstellungen machte ein sehr ungesittetes Stück in drei Acten, les quatre rendezvous. Ein sechzigjähriger Mann liebt das Kammermädchen seiner Frau, die sechzigjährige Gattin den Kammerdiener ihres Mannes, nur das gute Spiel konnte diese ungeziemenden Possen erträglich machen. Endlich noch eine fête champètre (ländliches Fest), in welcher die grands danseurs du roi sehr schlecht tanzten.

Das war doch wahrlich genug für 30 Sous. Hätten die Lampen nicht so widrig gedampft, und hätte das Orchester nicht so widrig gespielt, und hätte man uns in der Pantomime nicht so viel Kolofonium zum Besten gegeben, so würde ich mich ganz erträglich befunden haben.

In die Loge, welche wir eingenommen hatten, schlichen sich auch ein paar Freudenmädchen ein. Da ich dieser Classe von Dirnen einmal erwähne, so muß ich bei der Gelegenheit sagen, daß ich auch noch nicht Eine gesehen habe, die fähig wäre, einen Mann von nur etwas zartem Geschmack zu reizen. Die Frechheit hat jedes Gesicht gestempelt, und der Platz im Auge, den vielleicht einst in früheren Jahren der Unschuld Liebesgötter bewohnten, dient jetzt der Siechheit zum Krankenbette. Dicke Schminke deckt die fahle Bläße, schwärzliche blaue Säcke hängen unter

den matten Augen. Das ist das treue Bild derer, die ich bis jetzt sah, und ich habe viele gesehen, denn im palais royal schwärmen sie haufenweise herum. Uns gegenüber in einer Loge saß heute auch eine, die Mannskleider angezogen, aber es weislich so eingerichtet hatte, daß man sie augenblicklich für das, was sie war, erkennen mußte. Sie hatte Recht, denn ihr Alltagsgesicht wurde durch den blauen Frack mit rothem Kragen sehr gehoben.

Wieder auf unsere Nachbarinnen in der Loge zu kommen, denn die guten Kinder hatten ein Auge auf uns geworfen. Sie saßen vorher in der Loge neben uns, mochten aber wohl gehört haben, daß wir deutsch miteinander sprachen, mochten uns für ein paar fremde Nigauds halten, und gesellten sich daher zu uns. Stoff zum Gespräch fand sich bald. Die Eine frug, ob wir Engländer wären?

Ja, antwortete mein Gefährte.

Ich bemerkte darauf, daß die Fragerin zwar sehr gut französisch sprach, aber es sehr langsam zu sprechen affektirte. Ich frug sie um die Ursache.

Monsieur, sagte sie, **je ne suis pas française, je suis allemande.** (Mein Herr, ich bin keine Französin, ich bin eine Deutsche).

Aus welcher Gegend Deutschlands?

De Vienne (von Wien) war die Antwort. Eine drollige Lüge, denn wir plauderten immer fort deutsch untereinander, und sie nahm es ganz treuherzig für englisch. Ich mußte mich auf die Zunge beißen, um ihr nicht in's Ge-

ſicht zu lachen. Vermuthlich glaubte ſie unſer Zutrauen zu vermehren, indem ſie ſich ſelbſt für eine Fremde gab.

Wenn wir ſtill ſchwiegen, ſo hörte ich ſie untereinander reden, von dieſem und jenem Traiteur oder Reſtaurateur, wo man des Abends vortrefflich ſoupire. Das war ein Avis au lecteur. Ich fuhr aber nach Hauſe, und aß mein einfaches Aepfel-Compot.

— Elende Geſchöpfe! — Man muß eine Gattin beſeſſen haben, wie die meinige, um das ganze Geſchlecht hier nicht haſſen zu lernen.

Am einundzwanzigſten.

Heute wird auf dem place la Greve ein armer Teufel gerädert. Ich werde mich wohl hüten, dieſen Vormittag auszufahren, damit kein Zufall mich in dieſe gräßliche Gegend führe.

Jeden Morgen pflege ich einige Stunden im palais royal zuzubringen, auf dem Caſſé de Chartres, wo man deutſche Zeitungen findet, oder in Cuſſac's Buchladen, oder im Gedränge der geſchäftigen Menge, unter dem betäubenden Geſchrei von tauſend Ausrufern, mein Blick zerſtreut durch tauſend niedliche Gegenſtände, welche der Luxus in jeder Boutique aufgethürmt, und die Gewinnſucht reizend zu ordnen gewußt hat.

Wir wählten dieſen Abend das Theater der Mlle de Montansier au palais royal. Man gab eine kleine Oper,

ganz nach dem gewöhnlichen Schlage, arm an Leib und Seele, das heißt: arm an Text und Musik, oder umgekehrt, wenn man lieber will. Die einzige komische Rolle, welche dem Stücke, wenigstens für Franzosen einiges Leben gab, war ein vielfressender Abbé, der sich in einer Romanze beklagte, daß man der Geistlichkeit ihre Güter genommen. Dergleichen Züge nimmt das Publikum mit wiehernder Freude auf.

Der kleinen Oper folgte: le Sourd, ou l'auberge pleine (der Taube, oder die volle Herberge), Lustspiel in drei Acten, oder vielmehr farce, aber eine niedliche farce, die auch sehr gut gespielt wurde, und die auf der deutschen Bühne wohl Glück machen könnte. In einer Scene, welche in zwei Zimmern zugleich spielt, war die Bühne sehr gut eingerichtet. Der Vordergrund ein Speisesaal, im Hintergrunde führten einige Stufen seitwärts in eine Schlafkammer, deren eine Hälfte sichtbar und mit einem Fenster versehen war, welches durch den Speisesaal sein Licht erhielt. Man findet dergleichen noch hin und wieder in alten Gebäuden. Hinter diesem Fenster ging ein Theil der Handlung vor, die mit der Handlung im Vordergrund genau zusammen hing, und gute Wirkung that. Am Ende dieser Scene zog der Taube in der Kammer seine Vorhänge zu, und nun war die Bühne wieder ungetheilt.

Ich lernte den Verfasser dieses noch ungedruckten Stücks, Monsieur des Forges, kennen. Er war so gütig, mir sein

Manuſkript mitzutheilen, und ich mache vielleicht Gebrauch davon.

Eine Menge Freuden-Dirnen zierten abermals dieſes Spektakel, und waren zum Theil ſehr zudringlich. Eine davon ſteckte meinem Gefährten ihre Adreſſe in die Hand, die ich zum Scherz genau kopiren will: Mlle Adelaide, au palais royal, nro. 88, par le derriere. Wer Luſt hat ſie zu ſuchen, der mag es thun.

Am zweiundzwanzigſten.

Dieſen Morgen erhielt ich einen Beſuch von Madame de Rome, Ueberſetzerin meiner Adelheid von Wulfingen. Sie hat ihre Ueberſetzung den Comediens du Theatre de Monsieur übergeben, und erwartet jetzt, ob dieſe Herren Tod oder Leben darüber beſchließen werden. Ich für mein Theil bin überzeugt, daß, wenn auch das Stück in ſeiner urſprünglichen Geſtalt um einiger Scenen willen zu leben verdient, es doch franzöſirt, wie es jetzt iſt, den Tod redlich verſchuldet hat.

Madame de Rome ſteht im Begriff, auch Menſchenhaß und Reue in ihre Sprache zu dolmetſchen, und mit ihrer Erlaubniß ein wenig zu verhunzen. Une femme adultere! das geht nicht! il faut qu'elle ne soit qu'imprudente. — Bon! — Dann ſind zu viel Perſonen im Stück, man muß einige davon wegſchneiden. Der General,

der Greis und Bittermann werden nicht die Ehre haben, in dem franzöſiſchen Menſchenhaß und Reue zu erſcheinen.

Möchte auch das noch hingehen. Aber es ſind ihr nicht Confidents genug im Stücke, Madame de Rome braucht noch einen Confident, und auf wen fällt ihre Wahl? ſie macht den Monsieur Peter zum Pivot der ganzen Intrigue, zum Vertrauten des Majors, zum Freunde und Kameraden des alten Franz, die nun beide vereinigt den Menſchenhaſſer nach ihrer Pfeife tanzen laſſen, und den Knoten löſen.

Das wird was ſchönes werden!

Die einzige wirklich überflüſſige Perſon in meinem Drama (ich meine Lotten), die hat ſie nicht weggeſtrichen. Wahrlich! bei der Ehre dieſer Ueberſetzung wird mir von Menſchenhaß und Reue nichts übrig bleiben, als die Reue, es geſchrieben zu haben. Wenn es ſo, wie es aus meinen Händen ging, für die franzöſiſche Bühne nicht genießbar iſt, ei nun, ſo laſſe man es lieber unüberſetzt.

„Es kann nicht ſo bleiben," ſagte ſie: les français s'éloignent encore trop de la nature. (Die Franzoſen entfernen ſich noch zu ſehr von der Natur.) Ein Lobſpruch für mich, dachte ich, wenn ſie ſich dann zugleich vom Geiſte meiner Werke entfernen.

Uebrigens hat mich Madame de Rome intereſſirt. Sie ſcheint eine brave, vernünftige Frau zu ſein, ſpricht viel und gut. Sie gehört zu der Partei, die man hier Ariſtocraten ſchilt, denn ihr Mann war ein militaire, Ritter

des Ludwigordens, ein Greis von sechzig Jahren, den die Unruhen der Revolution in's Grab stürzten. Fünf Tage und fünf Nächte, so erzählte sie mir, waren sie in ihren eigenen Zimmern keinen Augenblick ihres Lebens sicher. Bald hatte man ihren Mann tödten, bald an die Spitze einer Bande Aufrührer stellen, bald das Haus plündern und bald es anzünden wollen. Darauf hat die Nationalversammlung sie einer Pension beraubt, »und — setzte sie mit vieler Lebhaftigkeit hinzu: »nicht einmal meines Wapens darf ich mich bedienen! wenn ich einen Brief zusiegeln will, so muß ich den Daumen darauf drücken."

Ich vermuthe, daß die arme Frau sich jetzt größentheils von Schriftstellerei nährt, obgleich ihr Aeußeres sehr anständig war, und auch nicht die geringste Klage oder Aufforderung fremdes Mitleids ihrem Munde entwischte. Sie versicherte, daß sie viel verdienen würde, wenn sie sich zu jenen elenden folliculaires gesellen wollte, die das Publikum mit Broschüren gegen den Hof überschwemmen, worin die Königin l'exécrable Antoinette und la miserable femme du roi genannt wird. Auch Madame de Rome bestätigte, das seien die gelindesten Titel, die man ihr gebe, und ein Wunder von Mäßigung sei es, wenn man sie blos la femme du roi nenne.

Sie schenkte mir einen Heft von den Anecdotes de Joseph second, die sie übersetzt, und von welchen kaum hundert Exemplare verkauft worden sind. Diese mißlungene Spekulation schreibt sie gleichfalls dem tödtlichen

Haße zu, den das Volk gegen Alles hegt, was dem Hause Oesterreich verwandt ist.

Von ihr erfuhr ich auch, daß ein Schnupftabakshändler in Nancy im Begriff steht, ein theatre Allemand herauszugeben. Wehe uns armen Deutschen!

Am meisten griff mir die Frau an's Herz, als sie von dem Verluste ihres Mannes sprach. Sie berührte da eine Seite, die bei mir sehr leicht mittönt. Und doch — wie viel glücklicher ist sie — wie viel glücklicher ihr Mann gewesen! — Beinahe ein Vierteljahrhundert lang waren sie vereinigt, und erst als Matrone wurde sie zur Witwe. — Ich habe meine geliebte Friderike nur sechs Jahre lang besessen, und zähle noch nicht dreißig Jahr! Alles Glück meines Lebens war zusammen gepreßt in diesen kurzen Zeitraum! — Aber warum so früh? warum gab mir das Schicksal nicht die paar Tropfen Freude am Ende meiner Tage? und da wir doch einmal Kinder sind, Spielzeuge der Natur, warum machte sie es nicht mit mir, wie Kinder mit ihren Eßwaren, die sich einen Leckerbissen bis zuletzt aufheben? — oder wie? — werde ich vielleicht bald weggerufen werden von der Tafel, an welcher für mich kein Genuß mehr ist? mußte sie nur vorangehen, um mich, der schon lange an der Pforte stand, draußen zu empfangen? um mir es leicht zu machen, die Thür auf ewig hinter mir zuzuschlagen, und nicht zu hören, wenn meine Kinder mir nachrufen! —

Siehe da! — wie mich Alles auf diesen Punkt führt! — Zurück nach Paris! wo Jedermann genießt, und Niemand fühlt, wo Jedermann Theil nimmt, und Niemand sich mittheilt.

Der Morgen war sehr schön, wir fuhren ein wenig spaziren durch die gewühlvolle Straße St. Honoré, auf den Platz de Louis XV. Von da gingen wir zu Fuße in die Tuilerien. Wir fanden viele Spazirgänger, die Sonne schien freundlich. An der Mauer linker Hand hatten sich eine Menge Menschen gelagert, besonders Weiber mit kleinen Kindern, die in den matten Winterstrahlen sich wärmten. Der Anblick war so ruhig, so lieblich. Ich dachte an den Prinzen Lambese, der auf dem nämlichen Platze die bekannten Grausamkeiten verübte. Der Gedanke kontrastirte so mit der freundlichen Gruppe, die ich vor mir sah, und der Kontrast that der letztern keinen Schaden.

Ich habe einmal gelesen, ich weiß nicht mehr wo, von einer kleinen ländlichen Hütte, und von dem Eindruck, den sie auf einen Reisenden machte, der sie unvermuthet zwischen prächtigen Ruinen fand, die ein Erdbeben übereinander hergewälzt hatte. Ich stelle mir vor, er hat empfunden, was ich in den Tuilerien empfand.

Wir gingen auch auf einen Augenblick in den innern Hof des Palastes. Ueberall fanden wir Schweizer und Nationalgarde friedlich neben einander die Wache halten; aber sie sahen sich denn doch, wie mich dünkte, so scheel

an, wie ein guter und böser Engel, die auf die Abfahrt einer Seele warten.

Am Ufer der schmutzigen Seine nahmen wir wieder einen Wagen, und fuhren auf den pont neuf, um Heinrich dem Vierten zu huldigen. — Guter König! — auf seinem Gesichte liest man den guten Menschen. Eines gilt wohl so viel als das andere.

Von da fuhren wir in das sogenannte Palais, wo die Urtheile publizirt werden. Wir fanden den Hof voll Garde zu Pferd, und unser Fiacre sagte uns sehr witzig:

On donnera à un pauvre diable à dejeuner et à diner. (Man wird hier einem armen Teufel Frühstück und Mittagsbrod geben).

Das sollte heißen: man spricht eben jetzt einem armen Verbrecher sein Urtheil und wird ihn nachher hängen. Ich schauderte. Auch unser Lohnlackei sprach so gleichgiltig von einer Exekution, als von den Sprüngen eines Seiltänzers.

Wir stiegen die große Treppe hinauf. Ich habe im Palais weiter nichts gesehen, als was man im jüdischen Tempel sah, ehe Christus ihn ausfegte, nämlich Käufer und Verkäufer, beinahe in eben so großer Menge als im palais royal.

Am Ende einer winkelichten Gallerie fanden wir endlich den Gerichtssaal, wo jetzt eben die Sentenz der armen Sünder vorgelesen wurde. Aber es war so voll und so warm, und das Ganze machte mir eine so widrige, ängstliche Em-

pfindung, daß ich sogleich wieder umkehrte. Den Verbrecher habe ich gar nicht gesehen, und von den Richtern nur ihre spanischen Hüte.

Von da führte uns der Fiacre über den Platz la Greve, wo bereits die Blutbühne errichtet war, ein Rath und eine Leiter in Bereitschaft lagen, und eine Menge Volks sich herzudrängte. Wie froh war ich, als wir den Platz mit seinem berühmten Reverbere im Rücken hatten. Wenn man mir auf diesem Platze den prächtigsten Palast schenken wollte, mit der Bedingung ihn zu bewohnen, so würde ich mich für das Geschenk bedanken.

Abends waren wir im Theatre italien. Ein schöner Saal, bequeme Plätze, schlechte Dekorationen, gute Sänger, mittelmäßige Schauspieler. Man gab: la fausse magie, und Sargines. Das erste ist ein albernes, unleidliches Ding, mit einer ungesalzenen Musik von Gretry. Das letztere ist auch in Deutschland bekannt, es ist unterhaltend, und die Musik recht artig. Aber der Vater des Sargines sah aus wie ein Perückenmacher, und seine belle Cousine wie eine H—.

Da in der Rolle des Sargines hin und wieder tragische Stellen vorkommen, so bekamen wir hier schon ein Pröbchen, von der Art der Franzosen sich dabei zu benehmen. Es war ein so schreckliches Hauen, Fechten, die Luft säbeln, blöken, und ein über Alles unausstehliches Athem-

aufziehen, welches nur die höchste Leidenschaft, und auch dann nur auf Augenblicke lange sich erlauben darf.

Lieber Gott! welch ein sonderbares Ding ist es doch um den Geschmack! ich lachte bei allen solchen Stellen, und die Franzosen weinten und klatschten, und schrien bravo! — was ist denn das? die Franzosen sind ja doch gescheute Leute, und ich glaube doch auch keinen schlechten Geschmack zu besitzen; woran liegt es denn, daß wir hier so himmelweit auseinander sind? — Ich liebe die Natur, und die Franzosen die Kunst. Aber wie ist es denn möglich, daß sie mit ihren reizbaren Herzen die Natur nicht auch lieben? und wie ist es möglich, daß sie eine Kunst lieben, welche nicht die Natur nachahmt? ich glaubte sonst immer, die Kunst sei nur liebenswürdig, in so fern sie die Natur erreiche. — Ich bin nicht in der Stimmung, Abhandlungen zu schreiben. Erklären kann ich es nicht, genug es ist so. Ich werde nächstens das theatre de la nation besuchen, um ein Trauerspiel zu sehen, und mich recht satt zu lachen.

Wahr ist es, daß vor einem französischen Publikum keine Sentenz, kein Tugendspruch, keine edel ausgedrückte Empfindung verloren geht. Dergleichen ist hier immer ein Funke, der den schallendsten Beifall wie Pulver in die Höhe ledern macht. Aber wenn ich dann in einem solchen Augenblicke an den Menschen dachte, der Todesurtheil und Hinrichtung eines armen Verbrechers mit Frühstück und Mittagessen verglich; so konnte ich doch das Volk nicht

lieben, das ein Wort erschüttert, und eine That kalt läßt.

Im Sargines sind auch viele Stellen, die im jetzigen Augenblicke große Wirkung auf die Zuschauer machten, und ihre Sinnesart offenbarten. Zum Beispiel: il faut vaincre ou mourir pour son roi! (für den König siegen oder sterben!) wenn man nach dem lauten Beifall urtheilen dürfte, mit welchem diese Stelle aufgenommen wurde, so sollte man glauben, jeder Pariser brenne für Begierde für den nämlichen König zu sterben, welchen er einen pauvre homme nennt.

Unter den Actricen war ein allerliebstes Geschöpf, Rose Renaud genannt, von kaum sechzehn oder siebzehn Jahren, mit einem so sanften, unschuldvollen Gesichte, daß ich mich nicht enthalten konnte, meinen Nachbar zu fragen: ob das Gesicht dieses Mädchens nicht lüge? ob sie wohl noch wirklich unschuldig sei? Er versicherte es mich, und ich glaubte ihm gern, so unwahrscheinlich es auch klingt. Außer ihren schuldlosen Zügen gab auch ihr Anstand auf der Bühne meinem Glauben noch mehr Gewicht. Sie war außerordentlich furchtsam bescheiden, und nur nach vielem Applaudiren des Publikums, dessen Liebling sie zu sein scheint, verlor ihre Stimme nach und nach das Zittern, mit welchem sie anhub. Ich denke diese Furchtsamkeit kann keiner verworfenen Dirne eigen sein. Und so sende ich noch in diesem Augenblicke von ganzem Herzen ein Stoßgebet für ihre Tugend gegen Himmel! ist es auf einer französi-

schen Bühne möglich, so gehe der Kelch der Wollust vor ihr vorüber! — Ihr Gesang griff unwiderstehlich an's Herz, ihre Stimme war so biegsam, so sanft sich anschmiegend, so frei von aller Anstrengung; aber als Schauspielerin war sie noch wenig oder nichts.

Auch mein Gefährte ist ganz von ihr bezaubert. Als wir diesen Abend schon im Bett lagen, und ich meine ewige Schlaflosigkeit durch eine alte französische Komödie zu überlisten suchte, sprang er plötzlich auf, und brachte ein quatrain auf Mamsell Rose Renaud zu Papiere, das er so eben geboren hatte.

Am dreiundzwanzigsten.

Diesen Morgen ward das junge, neugeborne quatrain an Mlle. Rose wirklich abgeschickt. Sie hat es mit einem Lächeln aufgenommen, und ich — habe den Kopf geschüttelt. Es war vielleicht ein Wölkchen mehr zu dem Weihrauchsdampfe, der einst ihre Tugend umnebeln oder gar ersticken wird.

Eben hat mir der Schneider ein Kleid gebracht. Er setzte mir nichts dir nichts seinen Hut in der Stube auf, unterhielt sich mit mir in guter Kameradschaft, und die Cocarde auf seinem Hute rief laut dazwischen: nous sommes tous égaux!

Abends besuchten wir die variétés amusantes. Der schönste Schauspielsaal, den ich jemals gesehen habe. Alles darin athmet Geschmack und Zierlichkeit. Die Schauspieler hingegen blieben unter meiner Erwartung. Man gab les deux figaros, ein niedliches, intriguenvolles Stück, dessen Verfasser Mitglied der Bühne zu Bourdeaux ist. Es enthält eigentlich eine Kritik von Beaumarchais Figaro, welchem man vorwirft, daß er mit all seinem Witz doch nur dumme Teufel zu übertölpeln verstehe, wie den Grafen Almaviva und den Doktor Bartholo. In diesem Stücke hingegen wird Figaro selbst, trotz seiner Pfiffigkeit, von dem andern Figaro, welches der verkleidete Cherubin ist, alle Augenblick überlistet. — Zum Beschluß l'enrôlement supposé, eine abgenutzte Idee ohne Saft und Kraft.

Da dieses Spektakel schon um halb neun Uhr geendigt, und es noch zu früh war, um sich in das Zimmer zu sperren, so ging ich mit meinem Reisegefährten Arm in Arm unter den starkerleuchteten Arcaden des palais royal spazieren. Auf dem großen Platze in den Alleen vertrat der Vollmond die Stelle der Lampen. Alles wimmelte, Ausrufer blökten, Waren schimmerten, Politiker schwatzten, junge Herren liebäugelten, Freudenmädchen zupften.

Die Unverschämtheit der Letzteren lernte ich an diesem Abend erst recht kennen. Sie waren heute alle außerordentlich geputzt, man hätte die geringste unter ihnen für eine Dame genommen. Zwei junge hübsche Dinger, welche

Arm in Arm gingen, verfolgten uns unaufhörlich, und ſchlugen uns eine partie quarrée vor. Um ſie los zu werden, ſagte ich der einen, ihre Gefährtin ſei nicht hübſch genug.

Mais, ſagte ſie, elle est très bien composée.

Während dieſes Geſprächs drängte ſich eine dritte zwiſchen uns, und raunte mir ſehr ſchnell in's Ohr: voulez vous venir, me voir?

Das nahmen die andern beiden, die ſchon lange Jagd auf uns gemacht hatten, ſehr übel. Comment, Madame! ſagte die eine zu der neuhinzugekommenen, vous nous enlevez nos hommes?

Um ihrem Streite die Realität zu benehmen, ließen wir ſie alle drei ſtehen, und verſchwanden im Gedränge.

Eine vierte hatte uns vermuthlich deutſch reden hören, und drängte ſich nun beſtändig an uns heran, indem ſie das Wort deutſch! deutſch! mit einem ſehr komiſchen Accent ausſprach, welches ſie irgendwo aufgeſchnappt haben mochte.

Eine fünfte endlich, welche mein Gefährte im Schauſpiel hatte kennen lernen, ein niedliches kleines Ding von kaum ſechzehn Jahren, drollig und lebhaft, lud uns mit ſo ausgelaſſener Luſtigkeit zum Souper ein (verſteht ſich, auf unſere Koſten), daß wir uns entſchloſſen, mit ihr zu gehen, um doch einmal zu ſehen, wie es bei einem ſolchen Mädchen ausſehe, und auf welchen Fuß ſie lebe. Weil unſerer zwei waren, ſo wollte ſie geſchwind noch eine

Geſpielin holen, das verbaten wir uns aber, denn für den unſchuldigen Zeitvertreib, den wir bei ihr ſuchten, war ſie uns genug.

Sie führte uns eine Treppe hoch im palais royal, wo ſie einige niedliche Zimmer bewohnte. Hier wäre aber beinahe um unſertwillen ein neuer Krieg ausgebrochen. Es traf ſich nämlich unglücklicherweiſe, daß Demoiſell Adelaide, welche neulich meinem Gefährten die erwähnte Adreſſe gegeben, ihre nächſte Nachbarin war, daß ſie von unſerm Beſuche Wind bekam, und behauptete, wir hätten zu ihr kommen wollen, die Kleine aber habe uns weggefiſcht. Wenigſtens ſchien ſie feſt entſchloſſen zu ſein, an dem Souper Theil zu nehmen, wir aber hatten das Gegentheil feſt beſchloſſen, und Adelaide lies uns brummend allein.

Die femme de chambre, oder la bonne brachte den Speiſezettel des Reſtaurateurs, wir ließen die Kleine ſelbſt wählen, und ſie war beſcheiden genug, nicht mehr als vier Schüſſeln, ein Aepfel-Compot und gewöhnlichen Wein zu beſtellen.

Als wir ſo vor dem Kamine ſaßen, konnte ich mich nicht enthalten, einen Blick auf meine Lage zu werfen. Ich, einem Freudenmädchen gegenüber! einem hübſchen, närriſchen Mädchen, das um uns her gaukelte und durch jede ihrer Bewegungen Begierden zu wecken ſuchte — und ich ihr gegenüber, mit dieſer Ruhe, dieſem völligen Schweigen des leiſeſten Begehrens, ja ich darf ſagen, mit

dieſer Langeweile. — Ach! wer ſo geliebt hat, als ich, der darf ſich kühn unter Lais und Phrynen wagen. Ein Gedanke an meine Friderike — o wie klein und albern, wie ekelhaft und langweilig kam mir Alles rings umher vor. Ein Gedanke an dich! vielleicht hat dein Geiſt mich umſchwebt! wohl mir! ich darf deine Gegenwart nie ſcheuen, ſelbſt nicht bei einem Freudenmädchen.

Ja, es iſt ſonderbar, aber ich bekenne es gern, daß meine Begriffe von ehelicher Treue jetzt noch weit ſchwärmeriſcher ſind als vormals. Den Reizen eines ſchönen Weibes zu widerſtehen, wenn ſie es darauf angelegt hätte, mich zu fangen, würde mir manchen Kampf gekoſtet haben, vielleicht manchen vergeblichen Kampf — aber jetzt — ich biete der Venus Trotz, mich dem Andenken meiner Friderike untreu zu machen! Der Tod zerriß unſere Ehe, ich bin jetzt wieder ihr Liebhaber, derſelbe romantiſche Schwung meiner Ideen, dasſelbe geiſtige an ihr Hängen, das jeden Blick auf einen andern Gegenſtand als Verbrechen anrechnet, mit einem Worte: das ganze Feuer meiner erſten Liebe, das mich vor ſechs Jahren oft ſo glücklich, und oft ſo närriſch machte. O ich kann das nicht beſchreiben, wie mir zu Muthe iſt; aber meine Empfindungen ſind wahrlich edel! und ſo verachte ich den, der vielleicht den Mund ſpöttiſch verzieht, wenn er lieſt, daß ich bei einem Freudenmädchen war. Er an meiner Stelle wäre vermuthlich nicht ſo reines Herzens da geweſen als ich, und hätte es folglich auch nicht ſo ehrlich bekennen dürfen.

Das kleine Ding erzählte uns ihre Geschichte, wahr oder falsch, das lasse ich dahin gestellt sein. Ein alter Narr hatte sie ihren Eltern in Versailles entführt, in Paris unterhalten und eingesperrt, ihr aber sonst keinen Schaden gethan. Dieses Lebens müde war sie ihm entflohen, und lebte nun als Madame de Vincennes auf ihre eigene Hand, wenn man das so nennen kann, gestand, daß sie oft nicht einen Sous in der Tasche habe, daß sie ihrer Bonne immer schuldig sei, daß sie bis Nachmittag im Bett liege, im Bett frühstücke, im Bette zu Mittag esse, und zur Veränderung Burzelbäume schlage, dann sich ankleide, einen petit eau ihrer Bonne abschwatze, um irgend ein Spektakel zu besuchen, und Abends unter den Arcaden auf die Jagd gehe. Das ist die gewöhnliche Lebensordnung eines solchen Geschöpfs. Das arme kleine Ding schien von Natur ein herzensgutes Mädchen zu sein. Sie warnte uns vor dem Umgang mit den Geschöpfen im palais royal, und gestand selbst ein, daß auch nicht eine einzige unter ihnen ganz gesund sei.

Das Souper kam. Madame de Vincennes aß mit vielem Appetit. Sie hatte vielleicht lange nicht ordentlich gegessen. Bald nachher legten wir ihr ein kleines Geschenk auf den Kamin und gingen. Es reuet mich nicht, da gewesen zu sein, weil mir das Alles so neu war; zum zweiten Male aber möchte ich meine Zeit nicht so verschwenden.

Uebrigens dünkt es mich unwidersprechlich, daß der Umgang mit dem andern Geschlecht für den gesitteten

Mann jeden Reiz verliert, wenn er gar keinen Widerstand, nicht einmal den Widerstand der Koketterie findet. Die Mädchen im palais royal könnten, was diesen Punkt betrifft, sogar von den Hunden lernen.

Am vierundzwanzigsten.

Diesen Morgen erhielten wir einen Besuch von dem Abbe de R**, der nämliche höfliche Unbekannte, der uns neulich Billets für die Entree der Nationalversammlung versprochen hatte. Der Mensch konnte gewaltig viel fragen. In Frankreich war er ziemlich zu Hause, aber in allem, was außer Frankreich liegt, war der egoistische Franzose jämmerlich unwissend. Frankreich war ihm der Mittelpunkt der Welt, und Paris der Mittelpunkt des Himmelreichs. Rußland war ihm unbekannter, als mir das Reich des Priesters Johann. Er glaubte, Liefland gehöre zu Polen; glaubte, man reise in Rußland im Winter mit einer Bousfole, um sich durch den Schnee zu finden, weil er vermuthlich voraussetzte, die Dörfer seien bis über die Schornsteine zugeschneit, und man binde dort, wie Münchhausen, die Pferde an die hervorragenden Kirchthurmspitzen.

Als ich gegen Mittag in Cuffac's Buchladen ein wenig herum blätterte, trat ein alter, mehr als achtzigjähriger Mann herein, dem zwar seine Füße nicht mehr die besten Dienste leisteten, der aber auf seinem Gesichte unverkenn-

bare Spuren froher Laune trug. Cuſſac freute ſich, ihn noch ſo munter zu ſehen.

„O!“ ſagte er, „das kommt daher, que j'ai eu dans ma vie beaucoup de regrets, mais jamais de remords.“ (Ich habe viel Kummer in meinem Leben gehabt, aber nie Gewiſſensbiſſe.)

Der Mann gefiel mir. Ich hörte, er ſei Monſieur de la Place, Verfaſſer, oder vielmehr Ueberſetzer, einer großen Sammlung von Romanen, und mancher anderer Schriften.

Freilich gebührt ihm auch wohl der Titel Verfaſſer, wenn es wahr iſt, was mir Cuſſac ſagte, er habe nämlich den Tom Jones zum Beiſpiel, ſo ſehr verbeſſert, daß man ihn wieder aus dem franzöſiſchen in's engliſche überſetzt habe. — Ich lächelte. —

Nach einer Viertelſtunde ungefähr wollte Mr. de la Place gehen, kehrte aber, als er ſchon die Thür in der Hand hatte, plötzlich wieder um, als ob ihn ein Einfall überraſche. Tenez, ſagte er, je m'en vais Vous dicter un impromtu *). Und ſiehe da, er brachte folgenden politiſchen quatrain zu Markte, welchen ich mir abſchrieb, als er fort war.

Pour que de deux partis les noms mieux entendus,
Dans l'état diviſé peuvent moins troubler l'ordre,
Les *enragés* sont ceux qui furent trop mordus,
Et les *enragens* ceux qui voudroient encore mordre **).

*) Ich will Ihnen ein Impromtu in die Feder ſagen.

**) Daß nicht Mißverſtand über Benennungen beider Parteien den

Enragés und Enrageans ſind bekanntlich die Sobriquets der beiden herrſchenden Parteien.

Die heutigen petites affiches enthalten ein paar merkwürdige Artikel. Ehe ich meine Gedanken über den erſten äußere, will ich ihn von Wort zu Wort hieher ſetzen:

Un jeune homme de 30 ans, bien né, reduit par les Circonstances à se retirer dans une très jolie habitation, à une lieue d'une ville agreable, et 20 de Paris, où il jouit de 100 Louis de rente, voudroit trouver une personne, d'une education soignée, et d'une fortune à peu près à moitié de la sienne, qui voulut passer ses jours avec lui, *non pour le mariage, mais pour la Societé* etc. *). Er ſchließt mit der Bitte, die Antwort in den Mercure de France einrücken zu laſſen.

---

getrennten Staat länger beunruhige. Die Wüthenden ſind die, welche brav gebiſſen worden, und die Wüthigen die, welche noch beißen wollen. — Ich überlaſſe gern einem Jeden, anders und beſſer zu überſetzen, wenn ihm meine Ueberſetzung nicht treu ſcheint.

*) Ein junger Mann von 30 Jahren, guter Geburt, durch Umſtände genöthigt, ſich in eine kleine, niedliche Wohnung zurück zu ziehen, eine Meile von einer angenehmen Stadt, und 20 Meilen von Paris gelegen, wo er eine Rente von 100 Louis verzehrt, wünſchte eine Perſon zu finden von guter Erziehung und einem Vermögen, ungefähr halb ſo groß als das ſeinige, welche ihre Tage mit ihm verleben wollte, nicht als Gattin, ſondern als Geſellſchafterin u. ſ. w.

Sind das die Begriffe der Franzosen von der Ehe? oder sind es nur die Launen eines einzelnen Menschen? ist das Erstere, so verabscheue ich dies sittenlose Volk; ist das Letztere, so bedaure ich den armen jungen Mann! und ist er wirklich ein Mensch von Kopf und Herz, findet er wirklich ein gutes sanftes Geschöpf, das seine Tage ohne alle Bedingung mit ihm verleben will; so prophezeie ich ihm, daß sie in Jahr und Tag sein Weib sein wird. Er darf nur damit anfangen, sie gern um sich zu sehen; sie darf ihn nur einigemal wahren Antheil an seinem Schicksale merken lassen, nach und nach wird er sich an sie gewöhnen, nach und nach wird sie ihm unentbehrlich werden, nach und nach wird er sie lieben, und endlich wird er sich in sie *verlieben*. Der Genuß? — o Possen! der Genuß ist gar nichts! er erweckt keine Liebe, und vermindert keine Liebe. Wer nach dem Genuß zu lieben aufhört, der muß gar nicht sagen, daß er geliebt habe. *Liebe* ist die eigentliche Nahrung auf Hymens Tafel, der Genuß in der Ehe ist nur ein Glas Wein, oder ein Backwerk, das man auch leicht entbehren kann.

Im Ganzen mag dieser Zeitungsartikel beweisen, welch eine unbegrenzte Licenz hier herrscht, und was man hier Alles laut sagen darf. Zufälligerweise stand noch ein ähnlicher Artikel in der nämlichen Affiche, doch mit dem Unterschiede, daß der Mann, welcher eine junge, wohlerzogene Person als Gesellschafterin und Haushälterin zu besitzen wünschte, sich als **très agé** (sehr betagt) angab, und das ist denn doch ein Schleier, er sei so dünn er wolle.

Der zweite Artikel, den ich nicht umhin kann meinen Lesern mitzutheilen, enthält eine sehr rührende Anekdote. Das jetzige Freiheitsfieber hat unter andern die Wirkung hervorgebracht, daß man auf den französischen Bühnen, und vorzüglich auf dem theatre de la nation (vormals theatre français) nichts zu sehen wünscht, als Trauerspiele, die einigen Bezug auf die Revolution haben, Tirannei oder Fanatismus mit gehässigen Farben darstellen. So gibt man jetzt unzählige Mal **Brutus**, **Guillaume Tell**, **la Mort de César**, **Rome Sauvée** und **Jean Calas**. Die tragische Geschichte des Letztern ist sogar seit Kurzem wieder von verschiedenen Verfassern bearbeitet worden. Bei dieser Gelegenheit erzählen die öffentlichen Blätter heute folgende Anekdote:

Alle Bühnen wiederhallen von dem Namen Jean Calas, und man vergißt, welche schmerzliche Wunden man dadurch wieder aufreißt. Madame Calas, die arme alte Witwe, lebt noch. Sie wohnt, nebst ihren beiden Töchtern, seit fünfzehn Jahren in Paris, in der Straße Poissonniere. Sie hat seit dem Tode ihres Gatten die Trauer nicht abgelegt, und die Uhr, welche an seinem Todestage stehen blieb, nicht wieder aufgezogen. So oft auf den Straßen ein Todesurtheil verkündigt wird, eilt die Magd schnell die Treppe herab, um die Ausrufer zu bitten, dieses Haus und diese Gegend still vorüber zu gehen, weil jeder solcher Ausruf ihrer armen Frau eine Ohnmacht zuzieht.

Diese Anekdote hat mich unbeschreiblich gerührt. Ich

mag der Aufführung des Trauerspiels Jean Calas nicht beiwohnen. Es kann unmöglich den Eindruck erhöhen, welchen der einzige Zug auf mich gemacht hat: »sie zog die Uhr nicht wieder auf, welche am Todestage ihres Mannes abgelaufen war.«

Wir besuchten diesen Abend das theatre de la nation. Ein schön gebauter Saal. Man gab Brutus und le reveil d'Epimenide à Paris (Epimenides Erwachen in Paris). Ich fuhr mit Widerwillen hin, und völlig befriedigt wieder hinweg. Nicht als hätten die Schauspieler weniger gesäbelt, und gehauen, und geschluchzt, als ich mir vorstellte; sondern weil ich vielleicht nie wieder Gelegenheit haben werde, die Empfindungen einer ganzen Nation so zwanglos ausbrechen zu sehen, und weil ich nie wieder, auf irgend einer Bühne etwas so kühnes zu hören hoffen darf. Das letztere gilt eigentlich nur vom Nachspiel, denn viele Stellen im Brutus wurden nur auffallend durch die Anwendung, welche man davon machte. Folgende Stellen wurden mit einer Ausgelassenheit beklatscht, die nahe an Wahnsinn grenzte:

Destructeurs des tyrans, Vous, qui n'avez pour rois,
Que les Dieux de Numa, Vos vertus et nos lois!

(Tirannenbändiger! ihr, die ihr keine Könige habt, als Numas Götter, eure Tugenden und unsere Gesetze.)

Nous avons fait, en lui rendant hommage,
Serment d'obeissance, et non point d'esclavage,

(Wir leiſteten, als wir ihm huldigten, den Schwur des Gehorſams, und nicht der Sklaverei.)

Sous un Sceptre de fer ce peuple abattu,
à force de malheurs a repris sa vertu.

(Dies Volk, das unter dem eiſernen Scepter ſich beugte, fand im Uebermaß des Elends ſeine Tugend wieder.)

— — je porte en mon Coeur
La liberté gravée et les rois en horreur!

(Ich trage in meinem Herzen: Freiheit und Abſcheu für Könige.)

Sois toujours un héros! sois plus, sois citoyen!

(Sei immer Held! ſei mehr, ſei Bürger!)

Arrêter un Romain sur des simples soupçons,
C'est agir en tyrans! —

(Einen Römer verhaften, den nur der Argwohn anklagt, heißt als Tirann handeln.)

Dieux! donnez nous la mort plûtot que l'esclavage!

(Götter! lieber Tod als Sklaverei!)

Ueber ein paar andere Stellen hingegen wäre beinahe Tumult ausgebrochen. Hier ſind ſie:

Quel homme est sans erreur, et quel roi sans foiblesse?
Est ce à Vous de pretendre au droit de le punir!
Vous, nés tous ces sujets, Vous, faits pour obéir.
Un fils ne s'arme point contre un coupable pere,
Il detourne les yeux, le plaint et le revere.

Les droits des Souverains sont ils moins précieux?
Nous sommes leurs enfans, leur juges sont les Dieux.

(Wo iſt ein Mann ohne Fehler, oder ein König ohne Schwachheit? Dürft ihr Anſpruch machen auf das Recht ihn zu ſtrafen? Ihr, alle ſeine geborene Unterthanen, ihr, geſchaffen um zu gehorchen! — Der Sohn waffnet ſich nicht gegen den ſchuldigen Vater, er wendet den Blick weg, beklagt und verehrt ihn. Sind die Rechte der Fürſten minder heilig? Wir ſind ihre Kinder, ihre Richter die Götter!)

Kaum ließ man den Schauſpieler dieſe Stelle vollenden. Und nun noch eine andere, die das Pulver völlig in Flammen ſetzte:

Rome a changé de fers et sous le joug des grands,
Pour un roi qu'elle avoit a trouvé cent tyrans.

(Rom hat ſeine Feſſeln vertauſcht und unter dem Joche der Großen fand es, ſtatt eines Königs, hundert Tirannen.)

Bei dieſen Worten wagte es irgend ein Verwegener, königlich Geſinnter, in den Logen des zweiten Ranges zu klatſchen. Das ganze Parterre gerieth in Bewegung, ein Jeder erhob ſich von ſeinem Platze, hier ziſchte einer, dort ſchimpfte einer: ah que cela est bête! (ach! wie dumm das iſt!) hier eine drohende Gruppe, dort ein Getöſe von Schreien, Pochen und Stampfen. Alle Blicke flogen nach der Gegend, wo geklatſcht worden war. Die Schauſpieler ſchwiegen, und warteten ab, was erfolgen werde.

Aber nach und nach legten sich die stürmischen Wogen, denn wer war es gewesen? wer mochte den einzelnen Schuldigen ausfindig machen? Denn, daß nur ein Klatschender in den Logen war, das hatte man deutlich unterscheiden können. Bei alle dem war dieser Einer ein unbesonnener Mensch, seine That war nicht Kühnheit, sondern Dummdreistigkeit. Was half es ihm, die Menge zu reizen? Hätte einer seiner Nachbarn ihn verrathen, so wäre er ohne Gnade an den Laternen-Pfahl gehängt worden, und sein Eifer hätte den Schatten-König der Franzosen nicht um einen Schritt vorwärts gebracht.

Nach dieser Probe, welche das Parterre von seiner republikanischen Eifersucht abgelegt hatte, wagte es Niemand mehr, sein Miß- oder Wohlbehagen an dieser oder jener Stelle zu erkennen zu geben, wenn sie nicht ganz orthodox demokratisch war. Aber eine verdammte Intoleranz blieb es denn doch immer von dem Parterre, den Logen das durch bares Geld erkaufte Recht streitig zu machen, ihr Wohlgefallen an den Tag zu legen, wann und wo es ihnen beliebte, indessen die Herren unten die entfernteste Anspielung bei den Haaren herbei zogen, sich die Hände wund klatschten, und den Hals heiser riefen.

Lächerlich ist es mir gewesen, wie die armen, kleinen Franzosen Alles, was die großen Römer sagten und thaten, auf sich anwandten. Ein jeder Soldat von der Nationalgarde glaubte auf's wenigste ein Titus zu sein, und sah in jedem député á l'assemblée nationale einen Brutus. Bei den Worten:

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Sois toujour un héros, sois plus, sois Citoyen!
(Sei immer Held! sei mehr, sei Bürger!)

klopfte jedem Schneider das Herz im Busen hoch auf! es war ihnen so behaglich zu hören, daß es so leicht sei, mehr als Held zu sein.

Genug von Brutus! nur noch eine Bemerkung über die Vorstellung des Stücks, sie war ganz französisch. Brutus schrie, ohne alle Uebertreibung, so, daß mir die Ohren weh thaten. Titus hatte viel empfehlendes, ein angenehmes und doch männliches Organ, auch rührte er mich in manchen Stellen, der Ausdruck des Edlen, Großen gelang ihm gut; aber Leidenschaft ward auch bei ihm sogleich Karrikatur. Der guten Tullia sah man es an, daß sie des geilen Tarquin's Schwester sei, und der Gesandte des Porsenna hatte einmal wieder die verdammte Perückenmacher-Physiognomie und die ganze Perückenmacher-Grazie, die so vielen französischen Schauspielern eigen ist, und so drollig mit dem stolzbefiederten Helm kontrastirt.

Das Costum war mit Einsicht und Geschmack beobachtet. Doch gilt das nur von den Hauptpersonen. Die Toga des Brutus mit den Purpurstreifen war ganz römisch, so sein Haar, sein Bart, die Bekleidung seiner Füße, und nur die stumpfe Nase erinnerte an Monsieur tel et tel. Valerius Publicola verband mit eben so altrömischer Kleidung ein so echt altrömisches Gesicht, ganz wie man es auf den Gemmen sieht, daß er mich auf einige Augenblicke sehr angenehm getäuscht hat. So auch die meisten übrigen. Wie

aber die Statisten? die römischen Senatoren, die Lictoren u. s. w. Ist es nicht kindisch albern, so viel auf die Vorstellung eines guten Stücks zu wenden, und dann bei einer Kleinigkeit zu knausern? als der Vorhang hinaufrollte, und der römische Senat da vor mir in voller Versammlung saß, als mein Auge zuerst auf Brutus und Publicola fiel, und die Worte des Erstern in meine Ohren tönten: Destructeurs des tyrans! etc. da besah ich mir die Herren Tirannenbändiger rings umher ein wenig, und siehe da, ich fand, daß sie zwar alle mit einer Toga versehen waren, in welche sie sich beständig mit den Armen verwickelten, daß sie aber übrigens mit wohlfrisirten Locken, weißen baumwollenen Strümpfen und rothen Pantoffeln einher traten. Weg war meine Täuschung! ich dachte an das berühmte Gemälde, wo Dido sich auf den Scheiterhaufen setzt, und einer ihrer Hofleute in spanischer Tracht zuschaut.

Ich komme nun zu dem Nachspiel: Epimenides Erwachen in Paris. Eine kurze Erzählung dieses Stückes wird den Leser nicht unangenehm unterhalten. Doch werde ich nur die auffallendsten Stellen herausheben.

Der Schauplatz ist in den Spazirgängen der Tuilerien. Aristi erzählt seiner Tochter Josephine, daß Epimenides immer, nachdem er einige Zeit gelebt, hundert Jahr schlafe, und sodann zum neuen Leben erwache. Auf diese Weise habe er allen Staatsveränderungen in Griechenland und

Rom beigewohnt, und sei besonders in Frankreich oft Zeuge gewesen:

»wie der Monarch und die Großen, zügel- und schrankenlos, die höchste Gewalt hin und her gezerrt; wie Ludwig XIV. sein Volk zum Sklaven seines Ruhms gemacht, für diesen Alles, für jenes nichts gethan, und bewundert worden sei, von Geschöpfen, deren Elend sein Werk war.«

Dieser Epimenides werde heute erwachen, und finden:

»weniger Prunk und mehr Wahrheit, die Albernheit und Eitelkeit in Trauer, und das Volk endlich auch für etwas gerechnet.« (Compté pour quelque chose.)

Epimenides erscheint und drückt seine Freude aus, den Garten wieder zu sehen, den le Nôtre für den großen Ludwig pflanzte. Schade sei es, daß jener Monarch das traurige Schloß von Versailles diesem lachenden Aufenthalte vorgezogen.

Arist antwortet ihm, daß einer von Ludwig's des Großen Nachkommen, Frankreichs Abgott, gekommen sei, unter seinem Volke zu wohnen, daß seine Gegenwart Ruhe und Glück herbeigeführt habe, daß keine fremde Garde ihn umringe u. s. w.

Diese ganze Stelle macht das Jauchzen des Publikums beinahe unhörbar. Alles schrie bis! bis! und der Schauspieler mußte sie wiederholen.

Epimenides frägt: ob man alle Mißbräuche abgeschafft habe?

Ariſt antwortete ſtockend und mit Achſelzucken: Viele.

Epim. Die Hofleute haben alſo jetzt ein anderes Syſtem? täuſcheſt du mich nicht?

Hier rief das ganze Parterre non! non! non!

Ariſt. Ein weiſer Monarch frägt nicht ſeine Höflinge um Rath.

Epim. Die Parlementer alſo?

Ariſt. Eben ſo wenig.

Epim. Wen denn?

Ariſt. Alle Biedermänner ſind ſeine Räthe. Jede Provinz ſchickt die ihrigen an den Hof. Alles kann nicht in einem Tage vollendet werden. Manche haben jämmerliche Rollen geſpielt, aber es iſt vorbei! der Himmel beginnt heiter zu werden, wer wird nun noch an den Sturm denken. Jetzt geht Alles gut, das freie Volk liebt ſeinen König, gehorcht ihm, und der Monarch den Geſetzen. (Lauter Beifall!)

In der ſiebenten Scene wundert ſich Epimenides, daß der Zeitungsſchreiber Gorgi ſich erlauben dürfe, falſche Nachrichten auszuſtreuen, und äußert ſeine Beſorgniß vor der Baſtille. Wie groß iſt ſein Erſtaunen, als man ihm ſagt, die Baſtille exiſtire nicht mehr. »Wie!« ruft er, »jene Veſte, gegen welche der große Conté drei Monate lang vergebens focht!«

Joſephine antwortete ihm ganz ſchnippiſch: man iſt in unſern Tagen geſchickter, man braucht nur eine oder ein paar Stunden dazu. Einige brave Bürger, ſo erzählt

d'Harcourt, nahmen die Mühe über sich, die Stadt davon zu befreien und jene Mauern zu zerstören, welche der Rachsucht der Tirannen, dem Argwohn der Minister und den Launen der Mätressen fröhnten.

Die achte Scene ist drollig. Madame Brochure verkauft allerlei fliegende Blätter, keinen einzigen Chanson mehr, nichts als Politik. Epimenides frägt nach den berühmten Dichtern seiner Zeit. Moliere? —

Mad. Brochure. Seine Epoche ist vorüber.

Epim. Wie! man hört seine vortrefflichen Verse nicht mehr?

M. Broch. Zuweilen noch im Schauspiel, das sind aber nur magere Tage.

Epim. Aber Corneille —

M. Broch. Gott bewahre!

Epim. Racine —

M. Broch. Man liest keine Verse mehr. Jedes Jahrhundert hat seine eigene Thorheit. Zehn Jahre lang spukte die Encyclopädie in den Köpfen —

Josephine. Darauf folgte die Chemie, und endlich erschien am Hofe mehr als ein Oekonomist, aber kein Oekonom. Nun ist die Politik an der Reihe, Jeder meistert den Staat, und selbst die Kokette hat das Buch von den Rechten der Menschen auf ihrer Toilette liegen.

In der zehnten Scene erscheint Monsieur Rature, gewesener Censor des Königs, dessen Stelle man eingehen

laſſen, und ihm nicht einmal eine Penſion gegeben, weßhalb er natürlich ſehr gegen die neue Regierung eifert. Man räth ihm, ſich um dieſen oder jenen Dienſt zu bewerben. Er geſteht endlich, daß, ob er gleich Voltaire und Jean Jaques cenſirt habe, er doch nicht einmal ſchreiben könne. — Was können Sie denn? — Cenſiren! — und damit läuft er fort.

Epimenides ſagt, er halte die Abſchaffung der Cenſur für eine der größten Wohlthaten. Sie habe nur dazu gedient, die Könige mit unglücklichen Stummen zu umringen. »Die Tirannen haben nur darum die Denkkraft gefeſſelt, um die Unterthanen zu unterjochen.«

In der vierzehnten Scene tritt ein Edelmann mit ſeinem Pachter auf, und frägt ihn, warum er nach Paris gekommen? ob er etwa einen Prozeß habe?

»O ja, ſagte dieſer, wir ſämmtliche Bauern in ganz Frankreich hatten einen ſehr großen Prozeß, und Gottlob! wir haben ihn gewonnen. Wir waren ehemals dumm wie das Vieh. Die Stärkſten hatten die Geſetze gemacht, und wir mußten uns gängeln laſſen, Gott weiß wie! Heut zu Tage iſt es anders. Wir ehren einen braven Edelmann, der ſich für uns herumſchlägt, und arbeiten für ihn; aber wir wollen nicht, daß ein Schurke uns unterdrücke! wir kennen die Rechte des Menſchen!«

Der Edelmann hingegen meint, wenn man dem Kerl ſo zuhöre, ſo ſollte man glauben, ſie wären einander gleich. Ehemals! ja da waren gute Zeiten in Frankreich! Der

Marquis bückte sich vor dem Herzog, der Hofmann vor dem Marquis, der Landedelmann vor dem Hofmann u. s. w. Er schließt mit der Versicherung, er wolle in der weiten Welt einen Winkel suchen, wo man noch ein wenig Geschmack für Sklaverei habe, und finde er überall nur Freiheit, so wolle er sich in den nächsten Fluß stürzen.

In der sechzehnten Scene tritt ein singender Abbé auf, der sich über den Verlust seiner Pfründen beklagt, und versichert, er habe die Nation, wider seinen Willen, schon bei seinen Lebzeiten zum Erben einsetzen müssen. »Ich, fährt er fort, kann allenfalls noch leben; aber was wird aus denen werden, die von meinen Wohlthaten lebten? ich habe immer die leidende Schönheit unterstützt, und monatlich tausend Thaler meinen armen Verwandtinnen geschenkt.«

d'Harcourt. Verwandtinnen, mein Herr? warum denn nicht Verwandte?

Der Abbé. Ich hatte keine. Nur ein paar Kousinen, liebenswürdige Waisen —

Und was das ärgste ist, man nimmt uns unser Geld, und läßt uns unsere Pflichten.

d'Harcourt. Aber mein Herr, jeder Stand hat eine Veränderung erlitten; es ist also nicht mehr als billig, daß auch die Geistlichkeit —

Der Abbé. Ei ja doch! man hätte sich nur anders dabei benehmen sollen.

d'Harcourt. Wie denn?

Der Abbé. Gerade umgekehrt; uns die Pflichten nehmen und das Geld laſſen.

In der ſiebzehnten Scene jammert ein Tanzmeiſter über den Verfall ſeiner Kunſt. »Frankreich iſt ausgeartet! ruft er in Verzweiflung, man tanzt nicht mehr! man ſchreibt! man ſchreibt! man iſt Publiziſt, oder Soldat, und einige Hofleute ſind ſchon als Jünglinge Staatsmänner. Wie viele Menſchen ſind für die Tanzkunſt verloren gegangen! alle meine Freunde ſind zu den Sarmaten geflohen.«

(Nota bene meine lieben deutſchen Landsleute, dieſe Sarmaten ſind wir.) »Unter den Ariſtokraten hatte ich meine beſten Schüler.« Er ſchließt mit der Ankündigung eines Feſtes nach der Mode: ein Nationalballet, welches zu veranſtalten er forthüpft.

d'Harcourt. Es wird beſſer werden. Die ſanfte Fröhlichkeit und die liebenswürdige Urbanität werden wieder unter uns wohnen, wie vormals. Freilich haben wir uns, durch Umſtände gezwungen, ſeit fünf oder ſechs Monaten ein wenig davon entfernt.

Hier konnte ich nicht umhin heimlich zu fragen, wie! nur ſeit fünf oder ſechs Monaten? und nur ein wenig?

In der achtzehnten Scene tritt ein eifriger Demokrat auf, der überall Ariſtokraten wittert, und auch vom Epimenides argwöhnt, er zettle eine Verſchwörung an. Man ſagt ihm zwar, Epimenides habe ſeit hundert Jahren geſchlafen —

»Deſto ſchlimmer!« fällt er ungeduldig in's Wort, »er hat um Ludwig den Großen gelebt, jener Hof war

nicht populär, und er iſt vielleicht gar ein heimlich Abgeſchickter" —

Joſephine (ſpöttiſch lachend). Aus der andern Welt.

Ariſt. Halt! ihr weckt ewigen Argwohn, der grauſamen Menſchen zum Vorwand dient, der Geſetze zu ſpotten, und jene öffentlichen Schandthaten zu begünſtigen, über welche Frankreich noch lange erröthen wird. — Freiheit iſt nicht das Recht zu beleidigen; der Freiheit Mißbrauch muß nicht ihrem Gebrauch vorausgehen.

Es wird in dieſer Scene noch viel Gutes geſagt, wovon zu wünſchen wäre, daß die Franzoſen es beherzigen möchten.

In der zwanzigſten Scene erſcheinen ein Offizier und zwei Soldaten von der Nationalgarde.

Epim. Was wollen dieſe Leute?

Ariſt. Sie haben ſie verlangt.

Epim. Ich? Gott bewahre! ich wünſchte einen Schneider —

Der Schneider. Hier iſt er als Füſelier.

Epim. Und einen Prokureur —

Der Prokureur. Er iſt Grenadier geworden.

Epim. Und einen Notarius —

Der Notarius. Sie ſehen ihn als Hauptmann.

d'Harcourt. Wir ſind alle Soldaten. Der König zählt ſo viele Krieger als Unterthanen.

Hier ſchließt das Stück mit einem Rundgeſang, in

welchem folgende Strophe, auf lautes Verlangen des Publikums, zweimal wiederholt werden mußte!

J'aime la vertu guerriere
Des nos braves defenseurs;
Mais d'un peuple sanguinaire,
Je deteste les fureurs.
A l'Europe redoutables.
Soyons libres à jamais!
Mais soyons toujours aimables.
Et gardons l'esprit français.

(Ich liebe den Muth unserer braven Vertheidiger, ich hasse die Wuth eines blutdürstigen Volkes. Laßt uns frei sein auf immer, furchtbar dem ganzen Europa! aber laßt uns immer liebenswürdig bleiben, treu dem Geist der Franzosen.)

Hierauf folgte ein Ballet, von Nationalgarden und artigen Mädchen getanzt. Die letztern schmücken die Hüte der ersteren mit National-Cocarden. Eine ganze Kompagnie von der Nationalgarde zieht auf, präsentirt das Gewehr vor dem Publikum, schwenkt eine große weiße Fahne, worauf man das Wort Libertas liest, und der Vorhang fällt.

Ich halte dies Stück in seiner Art für vortrefflich, und wohlthätig für den Zeitpunkt, in welchem es erscheint. Das Gute der Revolution ist glänzend herausgehoben, und das Böse ohne Schonung gerügt. Der lebhafte Beifall, mit welchem die Franzosen auch das letztere aufnahmen, ist ein Beweis, wie viel Gutes eine Bühne wirken kann,

wenn sie ihr Amt gehörig verwaltet, das Amt eines Sittenpredigers.

Uebrigens halte ich es für eine gewaltige Inkonsequenz der Franzosen, daß sie im Brutus, so oft vom Tarquin die Rede war, sich ihren König dachten, und im Nachspiel für Freuden taumelten, daß dieser nämliche König nun nicht mehr in Versailles, sondern mitten unter ihnen wohne.

Als wir nach Hause fuhren, sahen wir ganz Paris erleuchtet. Es war der heilige Christabend, jeder hatte sein Lämpchen beigetragen. Wenn man aber eine Illumination in Petersburg gesehen hat, so kommt einem die hiesige doch etwas kleinlich und knauserig vor. Dort sind weit mehr Lampen, die Straßen breiter, die Häuser schöner, denn man stelle sich doch um Gotteswillen nicht vor, Paris sei eine schöne Stadt. Es gibt freilich auch hier Paläste genug, aber sie hängen nicht so aneinander wie dort, und Paris hat keine Straße aufzuweisen, wie die große newskische Perspektive in Petersburg. Wenn man das unbeschreibliche Gewühl aus den Straßen wegnähme, wenn man alle Boutiquen zuschlösse, so würde Paris einen traurigen Anblick gewähren, mit seinen engen Gassen, seinem schwarzen Koth, und seinen Haufen von Austerschalen.

Die Schornsteine betreffend herrscht hier auch eine gar sonderbare Bauart. Sie ragen rings herum in Gestalt von langen Mauern an den Häusern hervor, und es sieht aus,

als habe man das Haus in's Gefängniß gesetzt. Das gilt vorzüglich von den Häusern am quay Augustin und in jener Gegend.

Am fünfundzwanzigsten.

Diesen Morgen habe ich Madame de Rome meinen Gegenbesuch gemacht. Ich traf sie an bei der Uebersetzung von — Crell's chemischen Annalen, welche ihr von irgend einem Gelehrten aufgetragen worden. Wir setzten uns vor den Kamin, auf welchem verschiedene deutsche Schriften lagen. Das Gespräch fiel, wie hier in Paris überall, sehr bald wieder auf Politik, und da Madame de Rome eine erklärte Aristokratin ist, so nannte sie die National Versammlung in ihrem Eifer die zwölfhundert Majestäten.

Wir fuhren um vier Uhr nach Hofe, um den König und die Königin in die Messe gehen zu sehen. Wir standen in dem Saale, wo die hundert Schweizer Wache halten, schöne große Leute, in der alten Tracht aus den Zeiten Heinrich des Vierten, mit langen Piken. Wir warteten wohl beinahe eine Stunde. Es war der Mühe nicht werth, so lange zu warten.

Endlich rauschten die Flügelthüren auf. Der König watschelte vor mir vorbei, er sah aus, als wollte er sagen: es wird mir recht sauer! die Königin segelte vor mir vorüber, denn sie, und alle ihre Hofdamen, hatten

so gewaltige Reifröcke an, daß man sie in der Ferne für wandelnde Montgolfieren hielt. Sie kamen vom Essen, sie gingen in die Messe, sie gingen zum Spiel, sie setzten sich zur Tafel, sie legten sich schlafen. Ach lieber Gott! welch ein jämmerliches Leben!

Der König der Franzosen hat jetzt den ruhigsten und einträglichsten kleinen Dienst in Europa. Sein Gehalt ist fünfundzwanzig Millionen, wofür er jedesmal ja sagt, wenn man ihm ein Dekret zum sanktioniren unterlegt. Auch da läßt er noch oft lange genug auf sich warten.

Da heute alle Spektakel geschlossen sind, ausgenommen die Ombres Chinoises im palais royal, so gingen wir dahin, konnten es aber nicht länger als eine Viertelstunde aushalten. Ich glaubte, dies kleine Schauspiel hier in seiner größten Vollkommenheit zu finden, hatte mich aber geirrt. Die Gemälde waren sehr bunt und schlecht, die kleinen Figuren steif und hölzern, sogar die Fäden oft sichtbar, mit welchen ihre Arme und Beine gezogen wurden.

Es wurde unter andern eine Scene vorgestellt, in welcher eine russische Ehefrau sich gegen ihre Freundin beklagt, daß ihr Mann sie gar nicht mehr liebe, weil er sie schon in drei Tagen nicht geprügelt habe, worauf denn der Mann erschien, um Verzeihung bat, sich entschuldigte, daß er seinen Stock irgendwo habe stehen lassen, den er nun erst wieder gefunden, und endlich, zum Beweis seiner Reue, auf die Frau lospaukte.

C'est bien allemand! (das iſt recht deutſch) ſagte Jemand hinter uns. Du lieber Gott, dachte ich, c'est bien l'ignorance française, welche noch immer das alte Mährchen nachſchwatzt, daß eine ruſſiſche Frau ſich von ihrem Manne lieber prügeln als küſſen laſſe.

Das Orcheſter beſtand aus einem Knaben, der auf einem Hackebrete trommelte. Der Saal war ſehr klein und niedrig, ganz vollgepfropft von Menſchen, die Luft zum Erſticken. Wir ſchöpften tief Athem, als wir an die Thür kamen.

Um ſieben Uhr nahm das Concert im Cirque national ſeinen Anfang. Dieſer Circus iſt der größte Saal, den ich jemals geſehen habe, ſeine Länge iſt vollkommen hundertundfünfzig Schritt. Da er größtentheils unterirdiſch iſt, ſo erhält er ſein Licht durch eine Glasdecke von oben. Eine Gallerie läuft rings herum. Man findet daſelbſt ein großes Orcheſter, eine Menge Bänke für die Zuhörer in Form eines Amphitheaters, eine Art von runden Tempel, worin man Erfriſchungen bekömmt, Boutiquen, Billards, kurz! wieder eine Welt im Kleinen.

Ich ſchätze die Menge der Anweſenden auf einige tauſend. Der Saal mag wohl viertauſend faſſen. Alles lief durcheinander, größtentheils nachläſſig gekleidet, mit den Hüten auf den Köpfen. Als die Muſik anfing, näherte ſich mir ein Garde national, mit der Bitte, meinen Hut abzunehmen. Ich ſah mich ſchnell um, denn ich hatte nicht

bemerkt, daß alle Zuschauer bereits mit entblößten Häuptern standen; aber es kam mir lächerlich vor, daß ich gerade nun den Hut abnehmen sollte. Im Schauspielhause ist mir das sehr begreiflich, da thut man es, um den Hintenstehenden nichts von der Aussicht zu benehmen, wenigstens sind die Mannspersonen so höflich. Aber warum im Concert? wenn man ihn nicht gleich beim Eingange abnehmen muß, welches ich freilich sehr billig und natürlich gefunden haben würde. Ich konnte mich nicht enthalten, den Garde zu fragen, ob man hier die Musik grüße? er wußte mir nichts darauf zu antworten. Die Symphonie ging aus b dur, es war das erste b dur in meinem Leben, vor dem ich den Hut abnahm.

Uebrigens war das Orchester lange nicht so gut besetzt, als — so sagte ich zu mir selbst mit einem gewissen deutschen Stolz — das Mainzer zum Beispiel, welches ich erst kurz vorher gehört hatte. Ich fing an mich zu langweilen, wie mir denn das in großen Gesellschaften gar leicht begegnet, und ob ich gleich für meine sechsunddreißig Sous noch einem Balle hätte beiwohnen können, so reizte mich doch mehr die Einsamkeit meines Zimmers. Ich ließ meinen Gefährten zurück und fuhr nach Hause.

Ich mußte über mich selbst lächeln. Als ich mich in den Wagen setzte, sagte ich mir laut: ich will nach Hause zu meiner Friderike. Als ob ich sie da finden würde! — aber ich bin jetzt so selten allein, nur des Morgens ein paar Stunden, weil ich früh aufstehe. So oft ich nun allein

bin, ſo oft kommt mir's vor, als ſei ich bei ihr! ich rede mit ihr, ich erinnere ſie an jede ſchöne und frohe Situation unſers Lebens, ich frage ſie, ob ſie um mich ſchwebt? ob ſie mich hört? ich ſehe links und rechts hinauf in die Luft, ob meine Fantaſie ſich nicht wenigſtens ein Wolkenbild erſchaffen werde.

Man ſagt, es gebe keine Geſpenſter, aber man behauptet doch, eine lebhafte Einbildungskraft ſehe dergleichen, wenn ſie ſie ſehen wolle. Ach! ſo habe ich denn keine lebhafte Einbildungskraft! denn ich mag immerhin meine ganze warme Fantaſie aufbieten, mich zu täuſchen, es iſt umſonſt! ich muß immer wieder zurück in mein Herz blicken, wenn ich die Geſtalt meiner Gattin ſehen will.

Am ſechsundzwanzigſten.

Ich erfuhr dieſen Mittag bei unſerm Geſandten, Le Vaillant, der intereſſante Reiſende in das Innere von Afrika, ſei ſeit einigen Monaten nicht mehr hier. Paris ſchien ihm unerträglich. Seine Wüſten waren ihm lieber als die Champs elisées, und er zog ſeinen Kraal dem Louvre vor. Den größten Unterſchied mochte er freilich wohl unter den Menſchen finden, wenigſtens ſuchte er im palais royal vergebens eine Narina. Herr Dubrowsky, welcher öfter mit ihm in Geſellſchaft geweſen, beſchreibt ihn als einen finſtern, in ſich gekehrten Mann, der wenig mehr aus dieſem Welttheil an ſich gehabt, ohne alle Prä-

tenſion, ſtill, oft ſtarr vor ſich hinſehend, Europa um ſich her vergeſſend.

Endlich ward die Sehnſucht nach ſeinen Hottentotten ſo groß bei ihm, daß er eines Morgens plötzlich verſchwand, und nur ein Billet auf dem Tiſche zurückließ, welches ſeine Frau belehrte, er ſei auf der Reiſe nach Afrika, und werde nie wieder nach Europa zurückkehren. Wenn er alſo auch in ſeinem Charakter wenig ähnliches mit den Franzoſen hatte, ſo war er doch wenigſtens ein Pariſer Ehemann.

Dieſen Abend im theatre de Monsieur, deſſen Aeußeres und Inneres nicht ſonderlich in's Auge fällt. Man gab le proces de Socrate, und l'histoire universelle. O heiliger Sokrates! wie wurde dein Andenken geſchändet! wäre Mendelsſohn unter den Zuſchauern geweſen, er hätte ſich todt gelacht oder geärgert.

Sokrates ſchnarrte trotz einer Berlinerin. Der ſanfte Weltweiſe durchſägte die Luft, machte ſeine Richter herunter wie die Bettelbuben, ſagte ihnen die gröbſten Impertinenzen mit dem gröbſten Anſtande, war unausſtehlich eitel, machte ſich über alle Götter luſtig, und predigte den reinen Deismus. Kurz, er ſah ſo wenig dem echten Sokrates ähnlich, als das Bild eines Greiſes mit der Weltkugel in der Hand dem lieben Gott ähnlich ſieht. Um jeden großen Zug aus dem Charakter des tugendhafteſten Mannes wegzuwiſchen, hatte man ein Drama daraus

gemacht. Man ließ ihn zwar zum Tode verdammen, auch setzte er schon den Giftbecher an den Mund, aber seine Freunde stürzen herein, erbieten sich ihn zu befreien, und er ist auf der Bühne höflicher und nachgiebiger, als er im Kerker zu Athen war.

Auch gegen die griechischen Sitten und Costum war hin und wieder gewaltig verstoßen. Die Weiber liefen den ganzen Tag auf der Straße herum, als ob kein Gynäceum mehr in Athen sei. Der Oberrichter saß auf einem hölzernen Großvaterstuhl, der einem Nachtstuhl sehr ähnlich sah. Die griechischen Soldaten erschienen in langen türkischen Beinkleidern, mit französischen Locken, wohl pommadirt und eingepudert. Am drolligsten aber nahm sich ein gemalter Kamin im Gefängniß des Sokrates aus, mit dazu gehöriger Feuerzange und Schaufel, und auf dem Kamin — lagen einige Tabakspfeifen.

Es könnte wohl sein, daß bei dieser Erzählung Mancher glauben möchte, ich verschönere ein wenig meine Berichte; aber ich übertreibe wahrlich nichts, es ist Alles buchstäblich war. Das sind die pfiffigen Franzosen! das unwissendste Volk auf Gottes Erdboden und eben deshalb das eitelste. C'est bien Allemand! sagte gestern mein Nachbar, als der Russe seine Frau prügelte. C'est bien français! hätte ich heute sagen mögen, als ich den Kamin mit den Tabakspfeifen sah.

Auch der Ring, welchen Sokrates zuletzt dem Kerkermeister gab, war nach der allerneuesten Mode, ein läng

lich blauer Stein oder Glas, in Brillanten gefaßt. Er kontraſtirte ſehr niedlich mit dem übrigens gut beobachteten griechiſchen Coſtum. Xantippe hat mir am beſten gefallen, ihr Charakter war am fleißigſten ausgearbeitet und treu dargeſtellt. Nicht das zänkiſche, unleidliche Geſchöpf, wie ſie in den ABC-Büchern erſcheint, ſondern ein zwar ſehr lebhaftes, aber gutherziges Mütterchen, wie ſie wirklich war. Auch wurde dieſe Rolle ſehr brav geſpielt. Die Natur war der Schauſpielerin durch eine reichliche Gabe von Häßlichkeit zu Hilfe gekommen.

Die Uebrigen verdienen keine Erwähnung. Sie fäbelten alle von der Rechten zur Linken, ſchrien alle wie die Beſeſſenen, und wurden durch den ſchallendſten Beifall belohnt. Ueberhaupt iſt man hier in allen Theatern mit dem Applaudiren verſchwenderiſch freigebig. Alle Augenblicke wird geklatſcht, daß einem die Ohren gellen, alle Augenblicke Bravo gerufen, und immer um nichts und wieder nichts. Laſſen ſich vielleicht gar einige Stellen auf die hochbelobte Freiheit beziehen, oder vielmehr, werden Königen und Miniſtern recht derbe Impertinenzen darin geſagt (wie das auch heute einige Mal der Fall war), ſo lärmt der Pöbel zügellos, man glaubt unter einem Haufen ungeſitteter Studenten zu ſitzen.

Das zweite Stück entſchädigte uns für die Langeweile des erſten. L'histoire univerſelle iſt eine niedliche Oper von dem benannten Couſin Jacques, die da beweiſen ſoll, daß jeder Erdenbewohner, vom Reichſten bis zum

Aermſten, vom Könige bis zum Bettler über Unglück klagt und Unrecht hat. Dieſes allgemeine Klagen und die mancherlei nicht ſeltenen Vorfälle des Lebens, über welche ſich hier ein Jeder beſchwert, als: verlorne Prozeſſe, Untreue in Freundſchaft und Liebe, ungerathene Kinder u. ſ. w., haben dem Stücke den Titel histoire universelle zuwege gebracht. Es iſt voll Witz und Laune, die meiſten Arien haben drollige Refrains, und ſind niedlich komponirt. Ganz zuletzt erſcheint ein Eremit in der Verſammlung, der ſie belehrt, daß man immer luſtig und fröhlich ſein müſſe, weil es eigentlich gar kein Unglück auf der Welt gebe, als das man ſich ſelbſt mache.

Der Cousin Jacques mag mir's nicht übel nehmen, wenn ich ihm hier nicht beipflichte. Es gibt wahrlich Unglück auf der Welt! freilich mag unter hundertmalen das immer unzufriedene Geſchöpf, der Menſch, neunundneunzigmal ſein eigener Peiniger ſein: aber wenn nun Jemand unter der Menge aufgetreten wäre, und zu dem Eremiten geſagt hätte: »Freund! der Tod hat mir mein geliebtes Weib entriſſen!" — ich hätte doch hören mögen, was der luſtige Eremit geantwortet haben würde. Vermuthlich hätte er ſich durch einen Gemeinſpruch aus der Sache gezogen.

Ich habe einen praktiſchen Maßſtab für das Unglück, der mich ſelten trügt. Sobald mir etwas unangenehmes begegnet, ſo frage ich mich ſelbſt: »werde ich über ein Jahr um dieſe Zeit noch daran denken? wird es dann

noch Einfluß auf mein Schickſal haben?" — Muß ich dieſe Frage mit Ja beantworten, ſo nenne ich das ein Unglück. Alles andere ſchlage ich mir aus dem Sinne.

So war mir dein Verluſt, geliebte Gattin! ein groſſes Unglück; denn könnte ich Jahrhunderte alt werden, dich würde ich nie vergeſſen! —

Am ſiebenundzwanzigſten.

Dieſen Abend beſuchten wir die Comediens de Beaujolois, und litten gräßliche Langeweile. Ein kleines, leeres, kaltes, unfreundliches Haus; häßliche, quäkende Schauſpieler, und die ſchlechteſten Stücke, welche zu Anfang dieſes Jahrhunderts geſchrieben worden. L'Antidramaturge, Luſtſpiel in drei Acten, von welchen nicht weniger als drei überflüſſig waren. Eine eiskalte Abhandlung über die Schauſpieldichtkunſt, mit der fadeſten Liebesintrigue verflochten.

Le bon pere, Opera in einem Act, bon für ſeine Kinder, höchſt langweilig für uns, Bierfiedler-Muſik, ſingen konnte keiner unter ihnen, und wehe ihnen! wenn ſie einſt Rechenſchaft geben müſſen von jedem falſchen Ton, den ſie hienieden herausgegurgelt haben.

Den Beſchluß machte endlich le deguisement amoureux, abermals Opera in zwei Acten, die abgedroſchenſte Intrigue, ein Zwillingsbruder des bon pere. Wir hatten den Muth auszuhalten bis faſt an's Ende. Mein Verdienſt dabei war eben nicht groß, denn nie habe ich weni-

ger den Zweck erreicht, um deſſen willen ich die hieſigen Bühnen beſuche, ich meine Zerſtreuung. Nie war ich weniger zerſtreut. Den ganzen Abend iſt meine Frau bei mir geweſen, ſie hat neben mir auf der Bank geſeſſen, und ich habe mich ſo ſelten als möglich aus der ſüßen Täuſchung wecken laſſen.

Das Publikum war auch hier, wie überall in Paris mit ſeinem Beifall lächerlich verſchwenderiſch. Einmal waren ſie gar ſo unverſchämt, bei Gelegenheit eines abgeſchmackten Chors, bis! bis! zu rufen, und dies bis ſprechen ſie ſo weich und ekelhaft aus, daß man gleich dabei an ihre Fricaſſees denkt. Noch widerlicher klingt aber dem deutſchen Ohre die Ausſprache der lateiniſchen und griechiſchen Namen in einem franzöſiſchen Munde. Da iſt Brütüs, Titüs, Anytüs, Melitüs — o es iſt zum übel werden!

Am achtundzwanzigſten.

Die petites affiches de Paris, wovon täglich ein halber Bogen, außer dem Supplement, und oft auch noch mehr herauskömmt, enthalten beinahe jeden Morgen etwas dem Beobachter Merkwürdiges, und wer ſich die Mühe geben wollte, aus jedem Jahrgange auch nur das zu ſammeln, was den Bewohner jedes Landes intereſſiren muß, der würde jährlich ein artiges Bändchen zu liefern im Stande ſein. Ich habe ſchon einige Proben davon gegeben, und ich fahre fort:

Hier iſt ein quatrain, eine Art von Lückenbüßer des heutigen Tageblattes, ſo glänzend geſagt, und doch ſo unwahr.

O bonheur! o chimere! envain l'homme t'implore,
Hélas! pour être hereux, ses voeux sont superflus.
En espérant, il ne l'est pas encore,
En jouissant, il ne l'est deja plus.

(Vergebens ruft der Menſch des Glückes Göttin! indem er hofft, iſt er noch nicht glücklich; indem er genießt iſt er es ſchon nicht mehr.)

Ich läugne beides. Wie? Hoffnung mache nicht glücklich? — o dann wären wir arme Menſchen! Hoffnung iſt die Kindheit und das Jünglingsalter des Glückes. Man wird gegängelt, in den Schlaf geſungen, mit ſchönen Bilderchen hingehalten, und iſt man endlich zu der Wirklichkeit hinüber geſchritten — je nun, ſo bunt, ſo lachend iſt ſie freilich nicht; aber daß der Augenblick des Genuſſes derjenige ſei, in welchem die Hoffnung glücklich zu werden mit dem Gefühl es geweſen zu ſein verſchmelze, — o armer Menſch, der das ſchrieb.

Der Himmel mag wiſſen, welchen Genuß der Dichter im Sinne haben mochte. Sprach er vom Becher der Wolluſt, oder von jeder andern Sinnlichkeit, dann mag er Recht haben. Aber — gewiß ward er nie des einzigen wahren Glückes theilhaftig, des einzigen, wofür der Menſch geſchaffen wurde, häusliche Ruhe und Freude! er weiß gewiß nicht, wie da die Wochen zu

Stunden werden; wie einem alles ſo gewöhnlich, ſo alltäglich, und doch immer lieb iſt; wie man immer vorher weiß, was man in der nächſten Stunde thun wird, und es doch gern thut; wie man immer gern nach Hauſe geht, und nirgends lieber iſt, als zu Hauſe; wie man ſchon auf der Straße ſich freut, daß man die liebe Gefährtin ſeines Lebens auf dem und dem Plätzchen, ſo oder ſo beſchäftigt finden wird, ob man ſie gleich alle Tage da findet; wie wohl der freundliche Empfang dann thut; wie frei man Athem holt, wenn man etwa in einer geſchraubten Geſellſchaft war; wie haſtig man Alles herausſagt, alles mittheilt, was einem auf dem Herzen lag; man legt es nieder in das Herz eines Andern, und wird verſtanden, und iſt leicht und froh; wie heiter man dann zur Arbeit geht, die man ſich jeden Augenblick würzen kann durch ein freundliches Geſpräch oder einen Kuß.

O wahrlich! wahrlich! dann reicht man ſich oft ſtill und freundlich die Hand, und im Auge ſteht geſchrieben: wir ſind glücklich! Auch mein Mund hat es oft laut und dankbar bekannt. Oder iſt das nicht Genuß? und zwar der ſüßeſte, der einzige Herz befriedigende, der uns hienieden gewährt wurde? die Aufſtufung vielleicht von irdiſchen Freuden zu überirdiſchen? —

Doch der Dichter war wohl kein Ehemann, oder irre ich mich — nun ſo iſt ſeine Frau keine Friderike.

Ueberhaupt ſpielen die Franzoſen immer mit Worten, der Dichter mit esperance und jouissance, der Pöbel

mit constitution und fédération. Wurden doch heute sogar bonbons à la fédération angekündigt. Frankreich kommt mir vor, wie eine große bonbonniere, alle die edlen und schönen Gesinnungen der Franzosen sind überzuckerte bonbons, die sie zwar in den Mund nehmen, absaugen, hin- und herwerfen, und eine süße Zunge davon bekommen, die aber auf ihr Inneres keine weitere Wirkung hervorbringen.

Jedes Tageblatt enthält unter andern einen Artikel: effets perdus ou trouvés (verlorne oder gefundene Sachen). Die Ueberschrift ist falsch; es sollte eigentlich nur heißen effets perdus (verlorne Sachen), denn noch nie fand ich, daß etwas gefunden worden sei. Das ist freilich kein Lobspruch für die Ehrlichkeit der Pariser.

Um uns für die Langeweile zu entschädigen, die wir gestern bei den Comediens de Beaujolois ausgestanden hatten, gingen wir heute in die große Oper, und ich gestehe, daß ich selten einen so mannigfaltigen Genuß gehabt habe, den theils dieses prächtige Schauspiel selbst, theils Nebenumstände mir verschafften.

Wir fuhren diesesmal schon um vier Uhr hin, um einen guten Platz zu bekommen, und erreichten unsern Zweck vollkommen. Gegen die Langeweile hatten wir uns mit Büchern gewaffnet. Man gab Alceste von Gluck, ein schwelgerisches Gastmahl für Ohr und Auge, aber wahr-

lich keine lindernde Arznei für mein Herz! — Kaum hatte das Stück seinen Anfang genommen, siehe da, gleich arbeitete meine kranke Fantasie, Aehnlichkeiten und Beziehungen zu suchen. Ja es ist vielleicht lächerlich, aber nicht belachenswürdig: ich sah im Admet mich selbst, Admet krank, ich auch; sein Weib opfert ihr Leben für das seinige, ich reise, um meine Gesundheit wieder herzustellen, meine Frau begleitet mich aus Liebe, und — verliert ihr Leben auf dieser Reise! hat sie es nicht auch für mich geopfert? lebte sie nicht vielleicht noch, wenn ich sie zurückgelassen hätte? — ich lächle selbst über diese Schwärmerei, aber eine Thräne läuft mir dabei über die Backen, und wer bei dieser Stelle anders als lächeln kann, der schlage um Gotteswillen das Buch zu.

Orchester, Gesang und Chöre, Dekorationen und Kleidungen, Alles wetteiferte in Geschmack und Pracht. Das Orchester bestand ungefähr aus achtzig Personen, und auf der Bühne waren oft mehr als hundert. Das Costum überall schön beobachtet, sowohl an Menschen als Gebäuden. Aber — warum muß denn immer durch Kleinigkeiten die Wirkung des Ganzen, wenigstens auf Augenblicke lang, verhunzt werden? — ist denn Niemand da, dessen Pflicht es ist, Sänger und Tänzer vorher zu mustern? oder bin ich der Einzige, bei dem der geringste Verstoß die Täuschung sogleich zerstört? parturiunt montes, und vielleicht wird Mancher das, was nun kömmt, für eine kleine Maus halten. Ich kann mir nicht helfen. Die gro-

ſien, breiten, neumodiſchen Schnallen der Tänzer, mit welchen ſie unter Admet's Augen in einem altgriechiſchen Palaſte figurirten, haben mich gewaltig gequält, und meine Täuſchung ſehr unſanft aus dem Schlummer geweckt. Ich wollte immer nicht hinſehen, ich wollte die großen Schnallen vergeſſen, aber ich konnte nicht. Je weniger ich hinſehen wollte, je öfter that ich es. Eine ängſtliche Unruhe bemeiſterte ſich meiner, welche mich bis in den Tempel des Apoll, und bis vor ſeinen flammenden Altar begleitete, überall ſah ich große, neumodiſche Schnallen.

Das Ballet, welches auf die Oper folgte, war nach der Geſchichte des Telemach gearbeitet, und enthielt gerade das erſte Buch des Fenelon. Es war in drei Aufzüge getheilt, der Verfaſſer iſt Monſieur Gardel, der auch die Pſyche ſchuf. Telemach und Pſyche ſind ein paar ſehr reizende Kinder, doch glaube ich, daß die Ausführung des Telemach's ihm noch ſchwerer werden mußte, als die der Pſyche; weil in dem erſteren, außer Telemach, Mentor und dem kleinen Cupido, nicht eine einzige Mannsperſon vorkömmt.

Telemach erhält, wie Pſyche, alle Sinne in einer lieblichen fröhlichen Spannung. Wie die hübſchen Mädchen herumwimmeln, wie göttlich ſie tanzen, wie wollüſtig und doch Grazienvoll jede ihrer Bewegungen, welch reizendes in einander Verſchlingen, welcher ſüße Wirrwarr, welche Gruppen! — Für ein Raffinement von Koketterie halte ich es, daß die Unterhoſen der Damen von fleiſchfarbener Seide gemacht ſind.

Am meiſten beluſtigte mich an dieſem Abend das Erſtaunen meines ehſtniſchen leibeigenen Bedienten, den ich mit mir genommen hatte, um auch ihm eine Zerſtreuung zu verſchaffen: denn da der arme Teufel nicht eine Silbe franzöſiſch verſteht, ſo ſitzt er den ganzen Tag ſich ſelbſt gegenüber, und wird von der gräßlichſten Langeweile gemartert. Ich hatte ihn neben mich ſitzen laſſen, um ſeine Empfindungen zu beobachten, die ſo ſchnell wechſelten, als die Dekorationen auf der Bühne. Telemach's Schiffbruch ſtarrte er ängſtlich an, bei ſeiner Rettung lächelte er. Als die Nymphen den Wettlauf begannen, als die ſchönſte unter ihnen das Ziel oben auf dem Felſen erreichte, und gleich darauf mit ihren Pfeilen eine weiße Taube von der Stange herunter ſchoß, da glänzte die Luſt in ſeinen Augen, und er fing an mit ſich ſelbſt zu ſprechen. Aber ſtarr, ſtumm und ohne Athem blieb er faſt, als Venus und Cupido ſich in einer Wolke herabließen, als das Schiff lichterloh brannte, ſich endlich in Wolken verwandelte, die ſchöne Nymphe gegen Himmel fuhr, und Telemach ſich vom Felſen herab in die Fluten ſtürzte.

Er kam ſehr froh nach Hauſe; ich hatte ihn zwiſchen dieſem Vergnügen und dem baren Geld wählen laſſen, er hatte das erſtere vorgezogen, und ſeine Wahl ſchien ihn nicht zu gereuen.

Am neunundzwanzigsten.

Das heutige Tageblatt begehrt einen Hofmeister für einen jungen Herrn von Stande, der aber eine Religion éclairée besitzen müsse. Es ist aber nicht näher bestimmt, was man eigentlich unter dieser aufgeklärten Religion verstehe.

Wir fuhren gegen Mittag in das Institut der Blinden, um den öffentlichen Uebungen beizuwohnen. Schulz hat dieses Institut so schön und umständlich beschrieben, daß mir wenig davon zu sagen übrig bleibt. Doch ich gestehe aufrichtig, daß, ob ich gleich ihre Art zu lesen, zu schreiben, zu drucken u. s. w. bewundere, ich es doch für eine blos unnütze Spielerei halte.

Das Lesen mit den Fingern wird selbst denen, die am geübtesten darin sind, so beschwerlich, und geht so langsam von Statten, daß gewiß kein Blinder jemals Geschmack daran bekommen wird. Auch wäre er sehr zu bedauern, wenn es doch geschähe, da der Bücher für ihn so wenig sind, und in hundert Jahren seine Bibliothek vielleicht höchstens auf zehn Bände anwachsen könnte. Wozu also das bischen Lesen? unnützer Zeitverlust.

Eben so das Drucken. Sie setzen drei Worte, indessen ein geübter Setzer eine Oktavseite fertigt. Also wieder unnütz.

Eben so das Musiciren. Da sie die Noten mit den Fingern lesen müssen, so geht es natürlich sehr langsam her, ehe sie ein neues Stück lernen, wenn sie sich nicht etwa durch

Am meiſten beluſtigte mich an dieſem Abend das Erſtaunen meines ehſtniſchen leibeigenen Bedienten, den ich mit mir genommen hatte, um auch ihm eine Zerſtreuung zu verſchaffen; denn da der arme Teufel nicht eine Silbe franzöſiſch verſteht, ſo ſitzt er den ganzen Tag ſich ſelbſt gegenüber, und wird von der gräßlichſten Langeweile gemartert. Ich hatte ihn neben mich ſitzen laſſen, um ſeine Empfindungen zu beobachten, die ſo ſchnell wechſelten, als die Dekorationen auf der Bühne. Telemach's Schiffbruch ſtarrte er ängſtlich an, bei ſeiner Rettung lächelte er. Als die Nymphen den Wettlauf begannen, als die ſchönſte unter ihnen das Ziel oben auf dem Felſen erreichte, und gleich darauf mit ihren Pfeilen eine weiße Taube von der Stange herunter ſchoß, da glänzte die Luſt in ſeinen Augen, und er fing an mit ſich ſelbſt zu ſprechen. Aber ſtarr, ſtumm und ohne Athem blieb er faſt, als Venus und Cupido ſich in einer Wolke herabließen, als das Schiff lichterloh brannte, ſich endlich in Wolken verwandelte, die ſchöne Nymphe gegen Himmel fuhr, und Telemach ſich vom Felſen herab in die Fluten ſtürzte.

Er kam ſehr froh nach Hauſe; ich hatte ihn zwiſchen dieſem Vergnügen und dem baren Geld wählen laſſen, er hatte das erſtere vorgezogen, und ſeine Wahl ſchien ihn nicht zu gereuen.

Am neunundzwanzigsten.

Das heutige Tageblatt begehrt einen Hofmeister für einen jungen Herrn von Stande, der aber eine Religion éclairée besitzen müsse. Es ist aber nicht näher bestimmt, was man eigentlich unter dieser aufgeklärten Religion verstehe.

Wir fuhren gegen Mittag in das Institut der Blinden, um den öffentlichen Uebungen beizuwohnen. Schulz hat dieses Institut so schön und umständlich beschrieben, daß mir wenig davon zu sagen übrig bleibt. Doch ich gestehe aufrichtig, daß, ob ich gleich ihre Art zu lesen, zu schreiben, zu drucken u. s. w. bewundere, ich es doch für eine blos unnütze Spielerei halte.

Das Lesen mit den Fingern wird selbst denen, die am geübtesten darin sind, so beschwerlich, und geht so langsam von Statten, daß gewiß kein Blinder jemals Geschmack daran bekommen wird. Auch wäre er sehr zu bedauern, wenn es doch geschähe, da der Bücher für ihn so wenig sind, und in hundert Jahren seine Bibliothek vielleicht höchstens auf zehn Bände anwachsen könnte. Wozu also das bischen Lesen? unnützer Zeitverlust.

Eben so das Drucken. Sie setzen drei Worte, indessen ein geübter Setzer eine Oktavseite fertigt. Also wieder unnütz.

Eben so das Musiciren. Da sie die Noten mit den Fingern lesen müssen, so geht es natürlich sehr langsam her, ehe sie ein neues Stück lernen, wenn sie sich nicht etwa durch

das Gehör helfen. Es ſcheint aber auch Keiner große Freude an der Muſik zu haben, denn ſie ſpielen alle ſchlecht, und wiſſen auch vermuthlich nichts anders zu ſpielen, als das Chor, welches ſie zweimal in der Woche den neugierigen Fremden vorkratzen müſſen.

Eben ſo die Geographie. Daß der Blinde Länder und Städte greift, ei nun ja, ich wundere mich darüber, aber immer dringt ſich mir wieder die Frage auf: cui bono? — Das Rechnen möchte allenfalls eine Ausnahme von der allgemeinen Verdammniß machen, aber ich habe doch auch nur ſehr kleine Exempel rechnen ſehen, die der Blinde vielleicht noch ſchneller im Kopfe zuſammen addiren könnte.

Am lächerlichſten iſt mir der Unterricht geweſen, den die Blinden kleinen ſehenden Kindern ertheilen. Im Leſen mag es noch hingehen, das heißt, wenn das Kind die Buchſtaben ſchon kennt, und der Blinde daher nur mit den Fingern folgen darf, um zu wiſſen, ob das Kind richtig geleſen. Wie er ihm jedoch die Kenntniß der Buchſtaben beibringen könnte, das ſehe ich nicht ein.

Belachens- und erbarmungswürdig aber iſt es zu hören, wenn der Blinde einen muntern, ſehenden Knaben von höchſtens vier Jahren in allen Theilen der Grammatik examinirt. Da muß der arme Junge alle Theile der Redekunſt nennen, muß erklären, was ein Subſtantivum, ein Adjectivum, ein Nomen, ein Pronomen iſt, und Alles das geht ſo unbeſchreiblich raſch und ſchnell, Frage und Antwort folgen immer ſo Schlag auf Schlag, daß man wohl hört, es

werde nur auswendig hergebabbelt. Ich halte daher Alles, was an diesem Institut am meisten auffällt, für bloße Charlatanerie.

Doch ferne sei es von mir, das Verdienst des Stifters und Erfinders schmälern zu wollen, der im Genuß seines guten Werkes so selig zu sein scheint. Es bleibt auch in der That immer noch genug übrig, um einem Biedermanne das Himmelreich zu erwerben. Das Spinnen, die Seiler- und Gürtlerarbeit, das Stricken, kurz, jede Handarbeit, die sie in ziemlicher Vollkommenheit verfertigen, ist nützlich, ernährt die armen Unglücklichen, und bewahrt sie vor Müßiggang. Für alles übrige Bewunderung so viel ihr wollt, aber keine Achtung.

Einen kleinen Zug muß ich noch nachholen. Zwei Blinde sollten eine Probe ihrer Druckerei ablegen, und der Inspektor bat um eine ihnen vorzulegende kurze Phrase. Ich sagte: Vive la liberté! (es lebe die Freiheit!) Sogleich fingen beide an zu setzen. Der Eine brachte mir auch wirklich sein vive la liberté! der Andere hatte aber statt dessen gedruckt: quand elle est sans abus (wenn sie ohne Mißbrauch ist). Vielleicht hatte der Lehrer es ihm unbemerkt zugeflüstert.

Zum Beschluß recitirte einer von den ältesten unter ihnen ein Gedicht, welches er selbst gemacht zu haben vorgab.

Wir fuhren von da auf den Platz, wo ehemals die Baſtille ſtand. Ihre Spur wird kaum noch gefunden. Nichts mehr von den ſchwarzen hohen Mauern, nichts gräßliches und düſteres mehr. Ein ſchöner freier Platz, wo nur noch hin und wieder ein Steinhaufen verräth, daß er ehemals bebaut war. Auch dieſe wenigen Ueberbleibſel hinwegzuſchaffen, fanden wir noch immer eine Menge Leute beſchäftigt.

Die Empfindungen, welche den Fremdling auf dieſem fürchterlichen Platze ergreifen, ſind unbeſchreiblich. Jeder Stein, an dem man vorübergeht, diente vielleicht einem Elenden zum Kopfkiſſen; jede Schaufel Erde, die der Arbeiter auf ſeinen Karren wirft, hat vielleicht Thränen in ſich geſogen.

Ich muß bei dieſer Gelegenheit des durch ſeine Leiden auch unter uns bekannt gewordenen Monſieur de la Tude erwähnen. Er ließ vor einigen Tagen folgendes in die öffentlichen Blätter einrücken:

An die Herausgeber.

»Meine Herren!

»Die Menſchen haben mich immer ſo übel behandelt, daß es mir Bedürfniß wird, von meiner Dankbarkeit zu reden, wenn ich einmal das Gegentheil erfahre. Ich übergab vor einiger Zeit ein Exemplar meiner memoires der Committe der franzöſiſchen Komödie. Unſere heutigen Roſcinſſe haben ſo oft Gelegenheit, gegen die Tirannen

und für die Freiheit zu reden, daß ich glaubte ihnen mittheilen zu müſſen, das, was vierzig Jahr drei Monate und vierzehn Tage der Qualen mir wohl das Recht gegeben haben, die Archive des Despotismus zu nennen, u. ſ. w."

Er dankt hierauf öffentlich für die freie Entrée, welche die Comediens du roi ihm und ſeiner Wohlthäterin und Befreierin, der Madame le Gros, zugeſtanden haben. Aber mein Gott! welcher Sprache bedient man ſich noch immer mitten in Paris, in einem öffentlichen Blatte!

Monſieur de la Tude iſt Officier du genie. Welche Empfindungen müſſen dieſen Mann ergreifen, wenn er über den großen, freien Platz geht, von welchem er ehemals einen kleinen Raum von einigen Schritten zwiſchen vier Mauern bewohnte! welche Gefühle, wenn er die Gegend ſucht und betritt, in welcher dieſer kleine Raum gelegen war! jeder Stein muß ihm merkwürdig ſein, denn es iſt vielleicht eine vierzigjährige Bekanntſchaft.

Abends beſuchten wir les ambigus comiques und fanden da ſo viel Beluſtigung und Zerſtreuung, als nur immer zu finden möglich ſein mag, wenn man Tages vorher in der Oper geweſen iſt. Man gab l'épreuve resonnable in einem Act, und Behir et Niza, perſiſches Drama in zwei Acten. In beiden eine ſehr einfache Fabel ziemlich glücklich behandelt und ziemlich gut geſpielt.

Den Beſchluß machte eine Pantomime in vier Acten,

l'homme au masque de fer. Die bekannte Geſchichte der geheimnißvollen eiſernen Maske, die unter Ludwig dem Vierzehnten die Baſtille bewohnte, und über welche ſo mancherlei Muthmaßungen exiſtiren, hatte den Stoff dazu hergegeben. Verhielte ſich die Geſchichte ſo, wie hier der Dichter träumt, ſo wären die Räthſel auf einmal gelöſt. Die eiſerne Maske in dieſer Pantomime nämlich, iſt des Königs Bruder, beide ſind in ein Mädchen verliebt, das vermuthlich irgend eine Prinzeſſin iſt. Der König iſt der verſchmähte Liebhaber, er trifft ſeinen Bruder zu den Füßen ſeiner Schönen, ſie ſchlagen ſich, die Wache entwaffnet den Prinzen, und nun wird ihm die eiſerne Maske vorgelegt. Alle die kleinen Anekdoten, welche uns die Geſchichte darüber aufbehalten, ſind benutzt, der Gouverneur immer fertig mit der Piſtole, den Gefangenen aus der Welt zu ſchaffen, im Fall er es wagen ſollte, laut zu werden; der ſilberne Teller, auf welchen der Gefangene kritzelt, und ihn einem Fiſcher zuwirft, der nicht leſen kann u. ſ. w.

Allein vom dritten Aufzuge an jagt eine Unwahrſcheinlichkeit die andere. Die Maske ſitzt im Gefängniß, und ſpielt auf der Zither, man antwortet ihm von unten herauf auf der Flöte. Die Maske ſinkt Gott weiß wie hinunter, und holt ſeine Geliebte herauf, die Gott weiß wie dahin gekommen iſt. Sie hat Gott weiß wie erfahren, daß hinter einem Stein der Mauer ein Dolch und eine Piſtole verborgen ſind, mit dem erſteren bewaffnet ſie ſich, mit dem letzteren den Prinzen; dieſer erſchießt den Gouverneur,

und gibt sich der Wache zu erkennen, die ihn, Gott weiß warum, für ihren König anerkennt. Er flieht nun, Gott weiß wohin; wird verfolgt, Gott weiß von wem; findet Hilfe, Gott weiß wo; schlägt sich tapfer herum, siegt, und sieht am Ende mit seiner Donna ruhig zu, wie die Bauern und Bäuerinnen vor ihm herumtanzen.

Die Musik fiel sehr angenehm in's Ohr, freilich nur aus hundert Opern zusammengetragen, aber was schadet das? wenn sie nur zu der Empfindung paßt, die sie eben ausdrücken soll.

Sonst ist eine Pantomime ein Ding, dem ich keinen Geschmack abzugewinnen weiß. Man muß Alles rathen, man tappt mit der Einbildungskraft immer im Finstern herum, und die spielenden Personen müßten sehr ausgezeichnete Talente, oder die Zuschauer eine starke Uebung besitzen, wenn jede Bewegung richtig ausgelegt werden sollte.

Am dreißigsten.

Diesen Abend lockte mich ein neues Schauspiel mit Gesängen in das theatre italien, weil ich aus den Affichen sah, daß man es in sehr kurzer Zeit sechsundzwanzig Mal gegeben hatte. Es heißt Euphrosine ou le tyran corrigé. Das Haus war auch dieses Mal sehr voll, und ich fand, daß das Stück seinen Ruf verdient.

Drei Schwestern, arme Waisen, werden an einen Hof gebracht, wo die Laune eines Despoten herrscht, wo kein Unterthan sich dem Fürsten zu nähern wagt, wo man keine

Leidenschaft kennt als Herrschsucht, und keine Freude als jagen, turniren, kriegen; wo jedes sanfte Gefühl ein Verbrechen ist. Die ältere der drei Schwestern, Euphrosyne, übernimmt es mit vieler Zuversicht, den wilden Despoten in einen guten Fürsten, den immer schlagfertigen Ritter in einen girrenden Liebhaber zu verwandeln, und — es gelingt ihr.

Das ist der Plan des Stücks, das einzelne, sehr niedliche Details hat, besonders die Scene, in welcher der Fürst seine neue Leidenschaft mit Schrecken gewahr wird, aber dem Dinge keinen Namen zu geben weiß; den Leibarzt rufen läßt, um zu erfahren, was ihm eigentlich fehle, und mit Beben erfährt, seine Krankheit sei die nämliche, die einst Troja verwüstet und die Könige aus Rom verjagt — sei Liebe! und dann die Scene, in welcher der Fürst, eben im Begriff ein Treffen zu liefern, bereits gewapnet mit Helm, Schild, Lanze und Schwert, Euphrosynen seine Liebe bekennt, sie aber, ihn neckend, Furcht vor seinen kriegerischen Zurüstungen heuchelt, ihn Stück vor Stück entwaffnet, und als er nun ganz waffenlos vor ihr steht, auf seine Frage: ob er ihr so gefalle? doch noch antwortet: nein, du bist mir zu groß, ich muß an dich hinaufsehen, das macht mir Halsweh. Er, den Wink verstehend, sinkt zu ihren Füßen, und nun bewaffnet sie ihn selbst wieder, und ernennt ihn zu ihrem Ritter.

Auch die Musik ist mehr als artig, ist beinahe schön.

Vorzüglich wurde ein Duett sehr beklatscht, bei welchem mir Hören und Sehen verging. Eine gewisse neidische Grä-fin sucht den neuverliebten Fürsten eifersüchtig zu machen, er wird es, sie freut sich darüber, und diese Eifersucht und diese Schadenfreude geben die Veranlassung zu einem wü-thenden Duett, in welchem zuletzt, da eines das andere im Singen nicht mehr übertreffen konnte, beide anfingen, ganz accentlos und tonlos zu schreien, aber so zu schreien, daß es auf die widrigste Weise durch Mark und Bein drang. Das Publikum schien dies für superierement bien zu hal-ten, und mischte seinen tobenden Beifall in das gewaltige Rauschen der Musik, in das wüthende Geschrei der Sän-ger; Alles zusammen genommen ließ die Annäherung des jüngsten Tages erwarten.

Beide, Acteur und Actrice, sanken am Ende links und rechts in ein paar Sessel, und arbeiteten so heftig mit der Brust, daß es schien, als wolle sie zerspringen. Einer mei-ner Nachbarn behauptete zwar, das sei nur Grimasse, um die Zuschauer zu rühren, wenn sie sähen, wie man sich um ihres Vergnügens willen aufopfere; ich aber glaube gern, daß es Ernst gewesen, denn ich wäre ja beinahe vom blo-ßen Zuhören krank geworden.

Einen Uebelstand der französischen Bühne, den ich heute nicht zum ersten Male bemerke, muß ich noch rügen. So oft nämlich ein französischer Schauspieler sich in seiner Rolle gegen einen andern stolz zu benehmen hat, sei dieser Stolz auch übrigens noch so edel, so dreht er ihm unfehlbar den

Rücken zu, und spricht ganze Scenen lang mit der Wand, indessen der andere mit seinem Hintertheile redet. So machte es heute der Fürst mit der Gräfin, so machte es neulich im theatre de la nation Titus mit dem Gesandten des Porsenna, so machte es im theatre de Monsieur Sokrates mit dem Oberpriester, kurz, das abgeschliffenste Volk von der Welt hat für den Ausdruck des edlen Stolzes keine andere Bewegung, als die, dem andern den H — zuzukehren.

Man gab noch eine kleine Oper in zwei Acten, die auch recht angenehm unterhielt, denn Gesang und Orchester sind, im Ganzen genommen, bei dieser Bühne vortrefflich. In Deutschland, wo man nicht sehr freigebig ist, hätte man das kleinere Stück gewiß weggelassen, da Euphrosyne ein Stück in drei Aufzügen ist, und volle zwei und eine halbe Stunde spielt. Aber mit zwei und einer halben Stunde läßt sich der Pariser nicht abspeisen, er muß seine vier Stunden haben, und er hat Recht. Ehemals war es bei uns auch so, doch je höher der Gehalt unserer Schauspieler steigt, je weniger glauben sie sich dem Publikum verpflichtet.

Die kleine, liebe, unschuldige Rose Renaud spielte heute auch wieder mit. Ich erblicke bei dem Worte unschuldig ein Faunslächeln auf dem Gesichte manches meiner Leser; aber ich bitte euch, laßt mir die süße Täuschung. Ich halte sie nun kurz und gut für unschuldig, und das macht mir Freude. Was auch Erfahrung und Welt-

kenntniß mir ſelbſt dagegen einwenden, das ſchlage ich mit der tröſtlichen Wahrheit nieder: es gibt Ausnahmen, und Roſe Renaud iſt eine Ausnahme. Wenigſtens hat ſie die Uniform der Tugend, die Sittſamkeit noch nicht abgelegt, und ſo lange ſie die Uniform trägt, ſo lange glaube ich, und will es durchaus glauben, ſie ſei im Dienſte der Tugend.

Am einunddreißigſten.

Aus dem heutigen Tageblatte.

Edle That des Pfarrers zu Ternan, nahe bei St. Jean d'Angely.

Der unglückliche la Tierce, Herr der Burg Paraiſe, bebte in der Mitte von fünfzehn- bis achzehnhundert aufgewiegelten Meuchelmördern, die mit Meſſern, Senſen, Sicheln und Beilen über ihn herfielen. Plötzlich ſtürzt ein Geiſtlicher, Pfarrer des Kirchſpiels zu Ternan, ſich zwiſchen das blutende Opfer und die Henker. Seine Gegenwart hemmt auf einen Augenblick ihre Wuth. Er redete die Sprache des Gottes, dem er dient, die Sprache des Friedens; er ſchildert das Henkermäßige ihres Verfahrens, ſagt ihnen, daß nur das Geſetz im Namen der Gottheit ſtrafen dürfe, und ſchlägt ihnen vor, den Herrn la Tierce in ein Gefängniß zu ſperren, bis man ihm ſein Urtheil geſprochen. Umſonſt! das Gedränge um ſie her wird immer größer, die Wuth immer zügelloſer.

Jetzt erblickt der Geiſtliche die offene Thür eines Hau-

ſes, bis vor welche das heftige Drücken und Drängen des Volkes ihn und das Schlachtopfer von ungefähr geſtoßen und geſchoben hatte; er wagt es zu hoffen, er ſtößt den Gegenſtand der Volkswuth raſch in das Haus, ſtürzt ſich ihm nach, und ſchlägt die Thür hinter ſich zu!

Alles vergebens! die Unſinnigen ſprengen die Thür in einem Augenblicke, reißen la Tierce aus den Armen des Geiſtlichen, und ſchleppen ihn von neuem auf den Markt. Der Geiſtliche achtet nicht der Gefahr ſeines eigenen Lebens, er drängt ſich mit Gewalt mitten unter die Henker, und da man ſeine Stimme nicht mehr hört, da ſeinem unbewaffneten Arm nichts anders übrig bleibt, ſo ſchlingt er ihn um den bebenden la Tierce, drückt ihn gegen ſeine Bruſt, und wähnt, ihm ſo zum Schilde zu dienen. Aber in dieſem Augenblick empfängt la Tierce einen Senſenhieb über den Kopf, und eine Flintenkugel in die Bruſt. Der Unglückliche fällt, und beſpritzte mit ſeinem Blute ſeinen edelmüthigen Vertheidiger.

Am 29. hielt die königliche Geſellſchaft des Ackerbaues ihre öffentliche Sitzung. Unter den Preiſen, welche ſie vertheilte, iſt die ſilberne Medaille von hundert Livres der Madame Rattier, Frau eines Valet de Charrue (Karrenführer), zuerkannt worden, und die Handlung, wodurch ſie dieſen Preis verdient hatte, verſetzte die ganze Verſammlung in eine ſüße Rührung.

Dieſer edlen Frau wurde vor fünf Jahren ein Kind

anvertraut, deſſen Eltern ſie ſeitdem nicht wieder ausfindig machen konnte. Sie ſelbſt hat vier Kinder und nicht mehr als fünfzig Thaler jährlich einzunehmen, welche ihr Mann im Schweiß ſeines Angeſichtes verdient. Doch verließ ſie ihren kleinen Zögling nie. Man rieth ihr vergebens, ihn in's Findelhaus zu bringen, und ſelbſt dann, als die immer ſteigende Theurung aller Lebensmittel ſie in Mangel und Noth verſetzte, fuhr ſie fort, für die arme verlaſſene Waiſe zu thun, was ſie für ihre eigenen Kinder that.

Solche Züge von Herzensgüte ſind freilich, Gott ſei Dank! unter allen Völkern nicht ſelten, aber — man muß gerecht ſein — nicht unter allen Völkern werden ſie öffentlich bekannt und belohnt.

Eine neue Probe von Sittenverderbtheit in dem nämlichen Tageblatte.

Ein junges Frauenzimmer, von angenehmen Umgange, die leſen, ſchreiben und mit der Wäſche umzugehen verſteht, wünſcht als Geſellſchafterin bei einem einzelnen Herrn anzukommen. — In Deutſchland würde man mit Fingern auf eine Perſon deuten, die ſich öffentlich als Geſellſchafterin eines einzelnen Herrn, zu deutſch Maitreſſe, ausbietet.

Als ich dieſen Morgen bei dem Baron G— frühſtückte, ließ die Witwe Calas ihm den Tod ihres einzigen Sohnes melden. Sein Tod iſt zugleich der Fall ihrer letz-

ten Stütze. Die unglückliche Frau! ich fühlte in diesem Augenblicke, daß es doch noch größere Leiden gibt als die meinigen. Zwar hat sie mit dem Tode ihres Mannes gewiß nicht mehr verloren als ich, aber sie hat es auf eine schreckliche Art verloren. Unbegreiflich ist es mir, daß sie noch lebt, oder daß sie noch ihres Verstandes mächtig ist, und beinahe möchte ich mit Lessing ausrufen: wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren.

Baron G— sagte mir, sie sei schon seit einigen Jahren sehr schwach und fast fühllos geworden gegen Alles, was um sie her vorgeht.

Dieser Baron G—, dessen Bekanntschaft ich nicht ohne Vorurtheile machte, da ich erst kurz vorher die Suite des Confessions de Rousseau gelesen hatte, ist der liebenswürdigste Greis, sanft und zuvorkommend, einnehmend und liebreich, bekannt in allen Fächern der Wissenschaften, doch nie sein Wissen auskramend, sondern immer nur das Gespräch auf die natürlichste, ungesuchteste Weise durch seine Kenntnisse würzend. Der gute Rousseau war gewiß nicht selten Visionnär.

Hernach habe ich diesen Morgen noch mancherlei Dinge gesehen. Ich bin auf der Bibliothek des Königs gewesen, es ist aber eben so gut, als ob ich nicht da gewesen wäre. Denn, wem es bekannt ist, daß man daselbst dreimalhunderttausend gedruckte Bücher und hunderttausend Manuscripte findet, und wer übrigens weiß, wie ein Buch aussieht, der

weiß gerade ſo viel davon, als ich; oder man müßte mich darum beneiden, daß ich ſchöne lange Säle durchwandert habe.

Eine große Bibliothek auf eine halbe Stunde lang zu beſehen, kommt mir am Ende eben ſo zwecklos vor, als einen großen Gelehrten zu beſuchen. Das ſeltenſte Buch ſieht von außen eben ſo aus, als der neueſte Leipziger Meßartikel, ſo wie der größte Gelehrte ſich durch nichts äußerliches von ſeinen dümmern Brüdern unterſcheidet. Dreimalhunderttauſend Menſchen kann man allenfalls manövriren laſſen, aber dreimalhunderttauſend Bücher kann man nur anſehen.

Die Manuſkripte auf Papyrus und auf Wachstafeln habe ich mit Intereſſe geſehen. Iſt noch ein Stäubchen von der Hand übrig, welche dieſe Züge entwarf? — Die beiden großen Globen, von denen man viel Rühmens macht, ſcheinen mir doch durch den Gottorp'ſchen Globus in Petersburg übertroffen zu werden, obgleich unſer Führer das Gegentheil verſicherte.

Dieſer unſer Führer war ein Abbé, deſſen Namen ich vergeſſen habe. Statt uns die Merkwürdigkeiten der Bibliothek zu zeigen, oder auch nur auf unſere Fragen zu antworten, hatte ihn der Henker alle Augenblicke in der Politik, er bewies mir, der ich ohne ihn ſchon davon überzeugt war, der Friede mit Schweden ſei ein Meiſterſtück von ruſſiſcher Seite; er entwickelte den Plan einer franzöſiſchen Allianz mit Rußland, zu welcher wir beide wohl wenig

beitragen werden: er berührte kürzlich die Verhältnisse der europäischen Höfe gegen einander, kurz, er jagte mich aus der Bibliothek des Königs mit dem flammenden Schwerte seiner Beredsamkeit über Hals und Kopf heraus.

Die Bibliothek der Sorbonne, wohin ich nun fuhr, ist klein, besitzt aber auch einige seltene Manuskripte. Man hat deren in den letzten Tagen einige gestohlen, und der Aufseher, der uns herumführte, ließ uns merken, daß die Herren von der Sorbonne selbst sie mitgehen heißen, da ein jeder von ihnen einen Schlüssel von der Bibliothek besitze, und sonst Niemand hinein komme. Ich kann das den Leuten nicht verdenken, denn sie erwarten in Kurzem das Dekret von der Nationalversammlung, Kraft dessen auch ihr Eigenthum für das Eigenthum der Nation erklärt werden soll.

Das Grabmahl des Cardinal Richelieu, in der Kirche der Sorbonne, ist ein Meisterstück der Bildhauerkunst. Der Cardinal ruht in den Armen der Religion, zu seinen Füßen die weinende, verhüllte Weisheit in Gestalt eines Weibes. Dergleichen läßt sich nicht beschreiben, man muß es sehen. Wissen möchte ich aber, warum Griechen und Römer, Franzosen und Italiener die Weisheit in Gestalt eines Weibes abbilden, und warum wir uns denn doch immer über gelehrte Frauen lustig machen? Nur von Stein mögen wir die weibliche Gelehrsamkeit leiden.

Da ich an dem Gewölbe der Kirche einige Arbeiter auf Gerüsten sah, so frug ich, was man da mache? — Man

nimmt, war die Antwort, auf Befehl der Nationalverſammlung das Wapen des Cardinal Richelieu, welches hie und da prangt, allenthalben weg.

Warum das?

Weil alle Wapen im ganzen Reiche proſkribirt ſind.

Das iſt luſtig. Richelieu hat ſich einen Adel errungen, den keine National- und keine Völkerverſammlung ihm rauben wird, wenn man auch alle ſeine Wapen zertrümmert.

Die Façade der Kirche der heiligen Genovefa hat mich entzückt. Hätte ich mein Auge zu gleicher Zeit für alle die armſeligen Hütten rings umher verſchließen können, ſo würde meine Einbildungskraft mich nach Athen verſetzt haben, denn bei dieſer Kirche erinnert auch kein ſpitzig in die Wolken hinausgaffender Thurm an den allerchriſtlichſten König und das achtzehnte Jahrhundert. Aber der ſchöne freie Platz iſt mit Hütten — wie ſoll ich es nennen? — eingezäunt.

Das theatre italien kündigte auf heute die erſte Vorſtellung eines kleinen Schauſpiels an, deſſen Titel mich unwiderſtehlich anlockte, les derniers momens de Jean Jacques Rousseau (Roſſeau's letzte Augenblicke). Die Vorſtellung dieſes Sonderlings auf der Bühne hat mich außerordentlich bewegt. Alles, was er ſagte, war aus ſeinen Schriften gezogen, Alles, was er that, gründete ſich auf hiſtoriſche Wahrheit.

Das Stück spielt in Rousseau's Zimmer in Ermenonville. Ein Klavier, ein Schreibtisch, und das Bild der Madame de Warens sind dessen Zierathen. Therese, Rousseau's Frau, und seine alte achtzigjährige Amme unterhalten sich von den traurigen Schicksalen dieses verfolgten Weltweisen, von der Ruhe, die er jetzt genießt, und harren mit Verlangen auf seine Zurückkunft von einem gewöhnlichen Morgenspazirgange, um mit ihm zu frühstücken.

Nun erscheint Rousseau. Der Schauspieler, der ihn darstellte, hatte ihn gewiß sehr treu copirt, denn im ganzen Hause entstand auf einmal ein froher Tumult. Wahrscheinlich hatten ihn die meisten der Zuschauer selbst gekannt, oder doch oft gesehen, ein schallendes Bravo! tönte dem Künstler entgegen — und — Rousseau's Witwe, die wirklich im Schauspiel war, wurde ohnmächtig.

Seine Kleidung war ganz grau, auf dem Kopfe eine runde Perücke, seine Knie ein wenig gebogen, sein Gang ängstlich, sein ganzes Wesen sehr sanft und heiter. Er trug unter dem Arm ein Bündel Kräuter, und in der Hand ein Vogelnest, in welchem er seinen Hausgenossen sechs Junge zeigte. Als Therese ihn wegen der Grausamkeit schalt, die Jungen der Mutter geraubt zu haben, da erzählte er mit rührender Naivetät, wie er seit vierzehn Tagen jeden Morgen diese Vögel belauscht, wie er heute Zeuge gewesen, als die Mutter sie gefüttert, aber gleich nachher von einem Sperber zerrissen worden sei. Da habe

er denn das Nest mitgenommen, und bitte sie, die Kleinen zu erziehen.

»Was willst du denn damit machen?" frägt Therese.

»Ihnen die Freiheit geben, sobald sie sie gebrauchen können."

Gleich dieser erste Zug erhielt außerordentlichen Beifall, der nach und nach immer stärker und schallender, und zügelloser wurde. Man ließ beinahe keine Periode vorbeigehen, ohne sie zu beklatschen, daß einem die Ohren gellten. Ich habe gar nicht geklatscht, aber ich habe geweint.

Darauf setzt sich Rousseau mit seiner kleinen Familie zum Frühstück, und siehe da, es war das lebendige Bild des Frühstücks, wie er es in seinen Confessions beschreibt, zu der Zeit, als er noch bei dem Marechal de Luxembourg wohnte. Ich kann meine innerlich sanfte und doch heftige Bewegung bei alle dem nicht beschreiben. Die Thränen drängten sich unaufhörlich in mein Auge, ich gab mich ganz der Täuschung hin, die noch weit größer gewesen sein würde, wenn das verdammte Klatschen sie nicht alle Augenblicke unterbrochen hätte.

Das Frühstück ist geendigt, und Rousseau empfiehlt seiner Therese, zu einer armen Frau zu gehen, die mit dem achten Kinde in den Wochen liege und hilfsbedürftig sei. Bald nachher erscheint ein junger Tischlergesell, der einige Arbeit für Rousseau bringt. Rousseau liest Kummer auf seinem Gesicht, frägt ihn und erfährt, sein Vater solle heute wegen einer Schuld von dreihundert Livres in's

Gefängniß wandern, und er, der Jüngling, verliere eben dadurch ein geliebtes Mädchen, das er im Begriff gewesen sei, zu heirathen, und das der Vater ihm nun nicht geben wolle, da er seine Familie für entehrt halte. — Rousseau beklagt seine Ohnmacht, ihm zu helfen. — Der Jüngling bittet, ein gutes Wort für ihn bei Herrn von Girardin, dem Herrn des Gutes, einzulegen. Rousseau verspricht es.

Als der junge Mensch fort, und Rousseau eben darauf denkt, ihm Wort zu halten, bringt ihm Monsieur Duval einen Brief von seinem Buchhändler Rey, und dreihundert Livres, als die Auszahlung der jährlichen Rente, welche Rey ihm ausgesetzt hatte. (Im Vorbeigehen muß ich anmerken, daß Duval eine National-Cocarde am Hute trug, und durch diesen Anachronismus der Täuschung gewaltig schadete.)

Rousseau, höchst erfreut über diesen Zufall, hält Rath mit seiner Frau und Amme, ob sie jetzt Geldes bedürftig sind? und da sie ihm Nein antworten, so schickt er sogleich wieder nach dem jungen Tischlergesellen, und gibt ihm den vollen Beutel. Dieser glaubt, Mr. de Girardin mache ihm dies Geschenk, und — der schönste Zug — Rousseau läßt ihn bei diesem Glauben. — Der Jüngling will ihm aus Dankbarkeit für seine kräftige Fürsprache zu Füßen fallen. »Das ist erniedrigend für dich und mich,« sagt der Weltweise.

»Darf ich — darf ich —« stottert der Jüngling zit-

ternd, indem er seine Arme gegen seinen Wohlthäter ausbreitet.

»Ei warum nicht?« sagt Rousseau, und drückt ihn an sein Herz. Wenig Augen blieben bei dieser Scene trocken.

Der Jüngling fliegt nun seinen Vater zu befreien, und Rousseau erhält einen Besuch von seinem Freunde, Monsieur de Girardin, welchem er entdeckt, daß er seine letzte Stunde herannahen fühle: daß er diesen ganzen Morgen eine ungewöhnliche Schwäche verspürt habe, daß sein Auge dunkel geworden sei und er umsonst versucht habe, zu lesen. Er dankt dem braven Manne, der ihm eine Zuflucht gab, wo er ruhig sterben kann, für alle seine Freundschaft, empfiehlt ihm sein Weib und schenkt ihm zum Andenken sein eigenhändiges Manuskript von Contrat Social, welches Girardin mit Entzücken annimmt, an seine Lippen drückt, und — nun kommt eine französische Uebertreibung — behauptet, Gott habe dieses Werk diktirt. Wir werden also bald einen fünften Evangelisten haben.

Jetzt erscheint der junge Tischler wieder, mit seinem Mädchen und seinem Vater, welche alle den Herrn Girardin mit feurigen Danksagungen überhäufen, die dieser natürlich gar nicht versteht und nicht zu deuten weiß. Rousseau genießt dabei schweigend eines seligen Augenblickes, und als seine Therese den Umstehenden das Räthsel löst, umringen sie seinen Sessel und liebkosen ihn.

Doch nun fühlt er immer näher und gewisser den letz-

ten Augenblick seines Lebens. Er läßt das Fenster öffnen, um noch einmal die Sonne zu sehen, und bewundert zum letzten Male die Pracht der Schöpfung. »Das ist Gott! Gott, der mich zu sich ruft!" Mit diesen Worten sinkt er zurück auf den Sessel, die Umstehenden bilden eine rührende Gruppe um ihn und der Vorhang fällt.

Also wirklich ein Trauerspiel, und das erste französische Trauerspiel in Prosa, und das erste, worin die Schauspieler vernünftig, natürlich und ohne Luftsäbeln spielten. Möchte der außerordentliche Beifall, den dieses Stück erhielt, die Franzosen belehren, daß dieser Weg der Weg der Natur ist, der einzige, um allen Völkern in allen Zeiten zu gefallen. Als der Vorhang fiel, waren tausend Schnupftücher in Bewegung, tausend Stimmen riefen laut, und zweitausend Hände klatschten. L'auteur! l'auteur! erscholl es auf einmal aus allen Winkeln und Ecken, aus Logen und Parterre.

Es währte lange, ehe man auf der Bühne darauf zu achten schien, aber das Geschrei verdoppelte sich und tobte unaufhörlich fort. Endlich rollte der Vorhang in die Höhe. Ein Schauspieler trat auf und sagte: »Messieurs, der Verfasser ist Monsieur Bouilly, der nämliche, dem wir auch Pierre le grand zu verdanken haben."

Der Vorhang fiel wieder, aber der Lärm hörte d'rum noch nicht auf. L'auteur! l'auteur! kreischte man in einsfort, und unter beständigem Händeklatschen. Nach zehn Minuten ungefähr, da man sah, das Publikum werde sich

nicht beruhigen, ging der Vorhang abermals auf, ein Schauspieler erschien und sagte: Messieurs, nous avons cherché l'auteur par tout, mais il n'est pas ici. (Meine Herren, wir haben den Verfasser überall gesucht, aber er ist nicht hier.)

Il est ici! il est ici! (er ist hier!) schrie das ganze Haus. Woher sie das so gewiß wußten, das begreife ich nicht. Vielleicht hatte man ihn während der Vorstellung in einer Coulisse stehen sehen. Endlich, da das Publikum sich auf keine Weise abspeisen ließ, so trat der Verfasser sehr bescheiden und sehr verlegen, wie es schien, auf die Bühne, und machte eine tiefe Verbeugung, worauf er sich unter dem tobendsten Beifall zurück zog.

Jean Jacques! Jean Jacques! schrie nun Alles so lange, bis auch der Schauspieler, der den Rousseau gespielt hatte, hervortrat. Der Verfasser hielt ihn an der Hand, beide verbeugten sich ehrerbietig gegen das Publikum, und darauf umarmte der Dichter den Künstler öffentlich. Beide gingen Arm in Arm ab. Den unaussprechlichen Tumult des Publikums muß man selbst gehört haben, um sich eine Vorstellung davon zu machen.

Die andern beiden Stücke, welche man heute gab, waren unerträglich langweilig. Lucas et Luzette, Oper in einem Act, Felix, Oper in drei Acten, fade Musik, fader Text, fade Intriguen. Lächeln mußte ich über die alte Amme, welche im Felix vorkömmt, und eine Deutsche sein soll. Das arme Weib hatte das Deutsche ganz vergessen,

denn ſie radebrechte einige Worte auf das jämmerlichſte. Ja Err. *Habit* blau. Kruſe Rock.

Die Pariſer Fiſchweiber erhalten heute im Journal de Paris ein ſo ausgezeichnetes Lob, daß ich mich nicht entbrechen kann, es zu überſetzen.

„Die Dames de la Halle," heißt es daſelbſt, „wurden bei Eröffnung dieſer Sitzung vorgelaſſen, und brachten ihre guten Wünſche dar für den glücklichen Erfolg der Bemühungen der Repräſentanten der Nation. Die Verſammlung hörte dieſe Wünſche gern, aus welchen das Herz des Volkes ſprach. Man weiß, daß die Damen der Halle ſchon öfter in dieſer Revolution aufgetreten ſind, und immer voll Vaterlandsliebe. Ihr Charakter, von jeher zur Unabhängigkeit geneigt; das Freie in ihren Reden, das man ihnen ſelbſt dann verzeihen mußte, als man noch ſo wenig verzieh; Alles das mußte ihnen einen vorzüglichen Eifer für die öffentliche Freiheit einflößen, und wie unbekannt müßte man mit den Urſachen ſein, die auf dieſe Begebenheiten Einfluß gehabt haben, wenn man an dem ihrigen zweifeln könnte."

„Vor einiger Zeit hätte eine ſolche Bemerkung den Leuten von gutem Ton vielleicht manche Spötterei entlockt, die ihnen ſehr witzig vorgekommen ſein würde; aber was iſt er denn jetzt, dieſer gute Ton? was iſt aus ihm geworden in dem Augenblicke, wo die männliche und ſtolze Stimme der Freiheit ſich erhub?"

Freilich, dieser gute Ton ist verschwunden. Ob aber die Fischweiber etwas besseres an seine Stelle geliefert haben, das kann jeder beurtheilen, der sich auch nur drei Tage in Paris aufhält.

Am ersten Januar 1791.

Sei freundlich gegrüßt, erster Tag in diesem neuen Jahre! Gott sei Dank! das unglücklichste Jahr meines Lebens liegt hinter mir! ich bin gewiß, es muß besser mit mir werden, weil es nicht schlimmer werden konnte. Die Zukunft kann mir wenig rauben, aber viel wieder geben. Ich habe keine Hoffnungen mehr für diese Welt, was ich da verlor, ist unersetzlich! aber sei willkommen, du neues Jahr! ein Schritt näher zu den Hoffnungen jener Welt! —

Vor einem Jahre um diese Zeit saß ich in meinem Studirzimmer, mein Wilhelm trat herein, und recitirte keck und wohlgemuth einen niedlichen Neujahrswunsch, den die Mutter ihn gelehrt hatte, und die Mutter stand hinter der Thür und lauschte, ob er es auch recht machen werde? Ich schloß sie in meine Arme, sie weinte. »Warum weinst du?"

»Ach! daß ich dir vor einem Jahre an diesem Tage vergebens die Wiederherstellung deiner Gesundheit wünschte, und sie dir vielleicht heute wieder vergebens wünsche."

»Sei ruhig," sagte ich, »ich bin ja glücklich, und habe frohe Tage in diesem Jahre erlebt, und die frohesten durch dich!"

Ja freilich war ich glücklich, meinem siechen Körper zum Trotz. Ich bin seitdem gesunder geworden, aber mein froher Muth ist zu Grabe gegangen, der einzige Genuß, der mir übrig blieb, sind die Freuden der Vergangenheit, meine einzige Hoffnung, die Freuden der Zukunft, einer Zukunft, wo ich sie wieder finde! sie, die unter Millionen Mädchen allein mich ganz glücklich machen konnte, sie, die ich unter Millionen wirklich finden mußte — um sie zu verlieren! — Warum mußte ich sie finden! — und doch — um alle Schätze der Welt möchte ich diese frohen sechs Jahre nicht aus meinem Leben wegstreichen, möchte nicht die kleinste meiner Freuden vergessen, wenn ich es auch könnte. Der Fluß Lethe der Griechen scheint mir eine abgeschmackte Erfindung zu sein. Als ob nicht überall, und gewiß auch dort noch, die Rückerinnerung den größten Theil unserer Freuden ausmachte? — Ja, meine theure angebetete Friderike! gewiß gedenkst auch du noch meiner! vielleicht an dem heutigen Tage, wenn es anders für dich noch Tage und Stunden gibt, vielleicht in diesem Augenblicke, da diese Thräne deinem Andenken warm über meine Wange herunterfließt, und auf den kleinen Hund fällt, der dein Liebling war, und der nun immer auf meinem Schooße liegt, wo er, wie du weißt, sonst nicht liegen durfte.

Ich war diesen Morgen in der alten Kirche de notre Dame, ein gothisches, geschmackloses, und doch Ehrfurcht erweckendes Gebäude, inwendig mit theils vortrefflichen

Gemälden geziert. Die katholischen Kirchen sind doch alle weit zweckmäßiger gebaut und ausgeschmückt, als die protestantischen. Man wird hingerissen zur Frömmigkeit, man mag wollen oder nicht, und am meisten dann, wenn es ganz still in der Kirche ist, wenn weder Gesang, noch Messe, noch Predigt die Andacht stört, sondern nur einzelne Leute ab- und zugehen, hier und dort hinknien und leise beten. In protestantischen Kirchen mangelt es ganz an Stille. Man hat geglaubt, die Frömmigkeit müsse auch Zeitvertreib haben, könne nicht aus sich selbst den Faden der Andacht spinnen, darum jagt ein holperichter Gesang den andern, und Gebete und Litaneien verfolgen sich bis zum Ekel. Ist das vorbei, so schließt man den Tempel zu, und der liebe Gott gibt weiter keine Audienz für solche, die gern still und andächtig in einem Winkel knien, und vor dem Schöpfer der Welten ihr Herz ausschütten möchten, ohne durch Singsang und langweilige Predigten daran gehindert zu werden. Um allen Vorwurf der Parteilichkeit von mir abzulehnen, muß ich noch hinzusetzen, daß ich ein Lutheraner bin.

In der großen hohen Kirche de notre Dame fanden wir kaum ein Dutzend Leute, die, ohne auf uns zu achten, hier und dort auf den Knien lagen. An einem der dicken Pfeiler der Kirche saß eine Nonne, mit sechs kleinen, uniform gekleideten Mädchen. »Das sind Findelkinder,« sagte unser Führer, »das Findelhaus ist nur wenige Schritte von hier.«

Sogleich richteten wir unsern Weg dahin, und — Dank dir Gott! für die ersten süßen und frohen Augenblicke in diesem neuen Jahre. Wir wurden in einen großen Saal geführt, welcher in vier Reihen hundert kleine Betten faßte, in jedem Bette lag ein Kind, keines über ein Jahr alt, alle sauber gewaschen und gewickelt, bei allen das Bettzeug weiß wie gefallener Schnee, die Luft rein und temperirt, ohne den mindesten üblen Geruch.

Eine alte Nonne kam uns entgegen, und empfing uns mit der offensten Heiterkeit. »Kommen Sie,« sagte sie, »meine zahlreiche Familie zu besuchen? ich bin eine glückliche Mutter, ich habe heute zum Neujahrsgeschenk schon zehn kleine Kinder bekommen.“ Sie zeigte sie uns, man wusch und speiste sie eben. Eine Menge erwachsener Mädchen, auch Findelkinder, saßen vor dem Kamin, reichten sich die kleinen Ankömmlinge wechselsweise zu, und vergalten so an diesen armen Dingern, was man einst an ihnen gethan hatte. Man hätte glauben sollen, hundert Kinder müßten ein gewaltiges, ununterbrochenes Geschrei machen, aber man hörte nur wenig quäken, ein Beweis, daß sie sich wohl befinden, und ihnen nichts mangelt.

Das Findelhaus hat im verflossenen Jahre 5742 Kinder aufgenommen, es hält 17000 Ammen auf dem Lande, aber die gute alte Nonne klagte, daß es ihr jetzt so schwer werde, Ammen zu bekommen, da sie sie nicht bezahlen könne, seit man ihr kein Geld mehr auszahle, und die Nationalversammlung sich des Hauses noch nicht angenom-

men habe. Sie zeigte uns, wie die Kinder mit Reiß und Milch gefüttert wurden, welche Methode sie gar nicht billigte. Vor einigen Jahren hatte man alle Ammen abschaffen, und diese Art, die Kinder zu speisen, durchgehends einführen wollen, aber man hatte bald von diesem Vorhaben wieder abstehen müssen.

Ein Schauer hat mich überlaufen, bei der Erzählung von allen den Kindern, welche hier das venerische Gift schon mit auf die Welt bringen. Seit fünf und dreißig Jahren ist die alte Nonne Vorsteherin dieses Hauses, nie, sagt sie, hat es daran gefehlt, aber so arg, als es seit zehn Jahren geworden, ist es noch nie gewesen. Zum Glück leben solche Kinder selten länger, als einige Wochen.

Mit dem ganzen Bewußtsein der erfüllten Pflicht und der Sicherheit und Ruhe, welche daraus erwachsen, erzählte uns die brave Soeur de la charité, daß, ob sie gleich täglich mit allen diesen venerischen, krätzigen und aussätzigen Kindern umgehe, sie wasche, reinige, salbe, sie selbst doch in fünfunddreißig Jahren nicht ein einziges Mal angesteckt worden sei, ob sie gleich kein anderes Präservativ brauche, als reines Wasser.

Diese Nonne gehört gewiß unter die glücklichsten Menschen, nicht allein in Paris, sondern in der ganzen Welt. Eine solche süße Ruhe und Heiterkeit sah ich noch auf wenig Gesichtern. Sie trug den Himmel in ihrem Herzen, und das gab ihr den vollen Reiz der Sanftmuth und Duldsamkeit hier auf Erden. Auch mit den bereits etwas

erwachſenen Kindern ging ſie um, wie die zärtlichſte Mutter, alle hatten ſo viel Zutrauen zu ihr, waren dreiſt, und ſprachen ohne Scheu. Sie zeigte uns ein niedliches kleines Mädchen, und bat uns, dasſelbe zu fragen, wo es gefunden worden ſei?

Dans la neige. (Im Schnee) antwortete das arme kleine Ding.

Ueber der Thür des Saals hängt eine Tafel mit folgender Inſchrift: **Mon pere et ma mere m'ont abandonné, mais le Seigneur a pris soins de moi.** (Mein Vater und meine Mutter haben mich verlaſſen, aber der Herr hat ſich meiner angenommen.)

Ein beſonderes Zimmer enthielt die Wäſche dieſer kleinen Verlaſſenen, und war vom Fußboden bis zur Decke mit weißer Wäſche vollgepfropft.

Wir ſchieden von der guten alten Nonne mit Thränen im Auge. Ich werde die Stunde nie vergeſſen, die ich dort zubrachte. O! wäre meine Friderike bei mir geweſen! welch ein Genuß für ihre gute ſanfte Seele! mich dünkt, ich ſehe die Thränen der Wehmuth, die ſie vergoſſen haben würde, und die ſie ſo gern weinte.

Das heutige Tageblatt enthält einen drolligen Scherz:

»Man hat uns folgende Neuigkeit zugeſandt, deren Authentizität wir nicht verbürgen können. — In dem Dorfe Romecourt, bei Mezières-le-vic, iſt eine Frau mit drei Knaben niedergekommen, denen man die Beinamen Na-

tion, Geſetz und König gegeben hat. Nation und Geſetz ſind geſtorben, aber der König lebt, und befindet ſich wohl."

Unſer Vorſatz war, heute das theatre français comique et lirique zu beſuchen, wo man ein ſehr beliebtes, und ſchon oft wiederholtes Stück: Nicodemus im Monde, gab. Aber wir hatten uns verſpätet, und fanden das Haus ſo gepfropft voll, daß wir weiter fahren mußten.

So führte uns unſer böſer Genius in das theatre comique, des Associés genannt, wo wir noch mit genauer Noth ein Plätzchen fanden, wo Hitze und Geſtank uns peinigten, und wo ein pöbelhafter Lärm hinter uns, und vor der Thür, uns noch die paar Brocken raubte, die wir allenfalls hätten aufſchnappen können.

Aber es war auch kaum der Mühe werth zuzuhören, denn eine ſchlechtere Bühne iſt mir auf unſern Pariſer dramatiſchen Wallfahrten noch nicht vorgekommen. Man gab l'honnête homme, Luſtſpiel in einem Act. Es war etwas ſo gewaltig alltägliches, ich ſah es zum erſten Male, aber es kam mir vor, als hätte ich es ſchon hundertmal geſehen. Le triomphe de l'amour, Drama in drei Acten, ein weinerliches, abgeſchmacktes Ding. Nie hat wohl die Liebe einen langweiligern Triumph gefeiert. Und endlich les etrennes de la liberté conquise (die Neujahrs-Geſchenke der errungenen Freiheit), Schauſpiel mit Geſang in einem Act.

Dies letztere war über allen Ausdruck albern. Merkur erſchien und kündigte an, daß Minerva, Mars, Bacchus und Cupido auf dem Wege nach Paris wären, um am Neujahrstage, der hieſigen Gewohnheit gemäß, Boutiquen zu errichten und ihre Waren feil zu bieten. Die angekündigten Götter erſchienen auch ſogleich. Jeder ſang ſein Geſetzchen, und zwar ohne muſikaliſche Begleitung, nur gab ihnen jedesmal vorher eine einzelne Violine Ton, Takt und Melodie an, worauf ſie denn mit echten Bänkelſänger-Stimmen ihr Couplet herausgurgelten, und auch dann noch oft ganz herauskamen.

Die vier Götter traten nun in die vier Ecken der Bühne, welche, ſtatt einer Illumination, mit einigen gewöhnlichen Laternen behängt war, und dieſe vier Ecken nannten ſie ihre Boutiquen.

Es erſchienen allerlei Käufer. Minerva bot ihre Weisheit und Mars ſeine Tapferkeit immer umſonſt feil. Dem letztern ſagte man, von ſeiner Ware habe man hier überall vorräthig, und die Franzoſen wären das erſte Volk, welches die Freiheit herab auf die Erde gebracht hätte. Alle Augenblicke wurde la Fayette genannt und beſungen. Wohl ihm, daß er nicht zuhören durfte. Die Geiſtlichkeit mußte, wie jetzt überall, auch hier wieder Stoff zum Lachen hergeben. Unter den Käufern nämlich war ein Abbé, dem man ſeine Pfründen genommen, und den Minerva zu ſich einlud, welcher er entdeckte, ſein Orden habe zwar immer die Lehren der Weisheit im Munde, aber nie im

Herzen getragen. Er läßt sie stehen und geht zu Bacchus und Cupido, welche überhaupt die meisten Kunden hatten.

Da aber der Käufer im Grunde doch immer nur wenige waren, und die Götter sich darob verwunderten, so erschien endlich die Freiheit selbst, in Gestalt einer dicken Viehmagd, und sagte, sie wolle ihnen das Räthsel lösen. Bekanntlich liebten die Franzosen die Veränderung in ihren Vergnügungen; Weisheit, Tapferkeit, Liebe und Wein hätten sie schon seit vielen Jahrhunderten besessen, aber die Freiheit noch nie, daher laufe man jetzt auch nur dieser nach. Lustig genug, daß die Frau Freiheit sich nur als ein Vergnügen betrachtete, daß die Franzosen sich einmal zur Veränderung gewählt haben. Lustig genug! zumal da es mir wahr scheint.

Herzlichere Langeweile habe ich in Paris nicht empfunden als an diesem Abend.

Das palais royal war heute sehr glänzend, alle Buden auf das prächtigste und geschmackvollste verziert und illuminirt. Besonders hatten die Zuckerbäcker niedliche, wunderschöne Sachen verfertigt, und die überzuckerten Franzosen wallfahrteten sehr häufig zu ihnen.

Am zweiten Januar.

Folgende Anzeige im heutigen Tageblatt liefere ich in der Ueberzeugung, sie sei nur Scherz, weil es beinahe un-

möglich ist, daß ein Mensch solchen Unsinn im Ernst träumen könne.

»In den Bureaus des Foyer des Circus, in der Straße du grand Chantier, nro. 1 in der ersten etage, findet man eine Malerwerkstatt, wo man geschickter wird als Raphael, Rubens und Michael Angelo. Für achtzehn Livres bis hundert Louis kann man fünfundzwanzig Porträts in Oelfarbe in einem Tage malen, dreißig, vierzig, zweihundertvierzig in acht Tagen, in zwei oder drei Monaten auf's längste. Für Arme ist Alles dies gratis. Man ist völlig gewiß, dort in wenig Tagen sein Glück zu machen, entweder durch vortreffliche Bedienungen, oder durch unermeßliche Lotterien, wo Niemand einsetzt, und doch Jedermann gewinnt; und endlich, durch Spekulationen und große, unfehlbare Entreprisen, deren Unfehlbarkeit in hundert neuen und erstaunenswürdigen Bänden dargethan ist. Man läßt sich daselbst in Oel malen von zwölf Livres bis hundert Louis, und eben so in allen andern Gattungen der Malerei nach Proportion."

(Meine Leser erstaunen? o das ist noch Alles nichts.)

»Man findet daselbst Oefen von fünfzehn Zoll im Durchschnitt, und fünfundzwanzig Zoll hoch, welche eben so viele Wärme geben, als fünfzig gewöhnliche Oefen, und für zwölf Sous täglich den ganzen Circus heitzen können.

Ferner: Kamine von Glas, von unverbrennbarem Papier, Oefen von Flor, Glas, Holz, Pappe, Leinewand, von neun Livres bis fünfzig Louis."

Wenn das kein Spaßvogel hat einrücken laſſen, wovon man jedoch keinen Wink in den Affichen findet, ſo iſt es vermuthlich aus dem Tollhauſe zum Einrücken geſandt worden. Ich werde kein Thor ſein, hinzufahren, damit mir's nicht geht wie den Zuſchauern des Hans Nord, als er verſprach, in eine Flaſche zu kriechen.

Heute war ich ſo krank, daß ich nicht ausgehen konnte. Schon ſeit einigen Tagen fühlte ich, daß dieſer Beſuch mir drohe, ich glaubte ihn durch Zerſtreuungen zu verſcheuchen; aber vergebens! ich mußte zu den alten, treuen Freunden, die ſich mir ſchon ſeit einigen Jahren aufgedrungen haben, Kamillenthee und Pulver meine Zuflucht nehmen. Was vormals alle meine körperlichen Leiden mit ſanfter Hand milderte, habe ich verloren, und fühlte es heute wieder doppelt.

O meine Friderike! wie ungerecht war ich gegen das Schickſal, wenn ich oft die Roſe, die mir blühte, ſo ganz ohne Dornen pflücken wollte. Selbſt jene Stunden des Leidens, wo ich ängſtlich und beklommen im Zimmer auf und nieder ging und nicht ſprechen konnte, weil mir das Sprechen ſauer wurde, und nichts denken konnte als mich ſelbſt; — ja ſelbſt die Rückerinnerung an jene Stunden hat jetzt Reize für mich. Du ſaßeſt dann in einem Winkel des Sofa, und ſchwiegſt und nähteſt, und blickteſt immer verſtohlen über dein Nähzeug weg nach mir hin, und nahmſt dich wohl in Acht, eine Thräne aus dem Auge zu

wiſchen, bis ich dir etwa den Rücken gewendet hatte. So vergingen oft Stunden, alles Körperliche in mir war Schmerz, alles Geiſtige heitere Ruhe und Gefühl häuslichen Glücks. Sobald nun die körperlichen Empfindungen nachließen, und die geiſtigen die Oberhand behielten, dann reichte ich dir im Vorbeigehen die Hand, dann wußteſt du ſchon, daß mir anfing, beſſer zu werden, dann legteſt du flugs dein Nähzeug weg und ſtandeſt auf und gingſt mit mir Arm in Arm. O nun wurde mir ſo wohl! ein Kuß, und Alles war vergeſſen! —

Froh warf ich mich auf den Sofa, innig froh mit dir allein zu ſein, denn nie iſt mir mit dir allein die Zeit lang geworden. Du nahmſt ein Buch und laſeſt mir vor, oder du gingſt an dein Klavier, ich ergriff meine Flöte, und wir ſpielten eine Sonate von Hoffmeiſter. — O ihr ſeligen Stunden! wir waren uns ſo ganz genug! und wenn wir uns auch einmal einbildeten, ein Ball oder etwas dergleichen werde uns Freude machen, und wenn wir nun auch wirklich hingingen, — ja, lieber Gott! kaum ſchlug die Uhr zehn, ſo kam Friderike zu mir oder ich zu ihr, und raunte ihr in's Ohr: »ſollen wir noch nicht wegfahren? — »O ja,« war immer die Antwort. Wir fuhren, und die erſten Worte, mit welchen wir unſer Zimmer betraten, gewöhnlich: »Gott Lob, daß wir wieder zu Hauſe ſind!«

Arme Menſchen, die ihr nie eheliche Glückſeligkeit ſchmecktet, und vielleicht gar d'rüber hohnlächelt; ihr ſeid

nur in einem Stücke zu beneiden: ihr habt nichts zu verlieren.

Gegen Abend wagte ich es doch, in die Oper zu fahren. Man gab Armide, ein herrliches, Sinne berauschendes Schauspiel. Ich sage nichts von der Musik, ich bin nicht Kenner, aber Gluck's Name bürgt für ihre Vortrefflichkeit. Herrliche Dekorationen, über allen Ausdruck schön, der feurige Regen, der zuletzt vom Himmel fällt, unter welchem sich Armide in die Lüfte erhebt, und auf ihr brennendes, in Trümmern zusammenstürzendes Schloß herabblickt. Es war fürchterlich schön.

Eine Bemerkung bleibt mir noch zu machen übrig, welche vorzüglich unsere deutschen Schauspieler angeht. Die Oper war heute ungewöhnlich leer, vermuthlich weil die Comediens de Mousieur heute ihren neuen Schauspielsaal eröffnen, und Alles dort zusammenströmte. Trotz dieser Leerheit spielte und tanzte und sang Alles mit der nämlichen Vollkommenheit, mit dem nämlichen Eifer wie sonst. Da sah man kein träges, unfreundliches Gesicht, dem es auf der Stirn geschrieben steht: »heute thue ich nur meine bezahlte Pflicht.“ Die deutschen Schauspieler hingegen wollen immer ein volles Haus, und haben sie das nicht, so plappern sie ihre Rollen geschwind, und mit einer sichtbaren Verdrossenheit her. Sie sind froh, wieder von der Bühne wegzukommen, und der Zuschauer ist auch

froh, sie weggehen zu sehen. Ich habe das oft an unsern größten Künstlern bemerkt, und das ist nicht fein.

Am dritten.

Ich mag nicht länger in Paris bleiben. Denn wenn ich auch ein Jahr lang hier wohnte, so würde ich doch nie hier zu Hause sein, und wo ich nicht zu Hause bin, da gefällt mir's auch nicht. Eine Menge Kleinigkeiten, deren jede einzeln genommen, nichtsbedeutend ist, machen im Ganzen mir den Aufenthalt unbehaglich, und ich glaube, das würde bei jedem der Fall sein, der sich an eine gewisse einförmige Art zu leben gewöhnt hat, oder warum soll ich es nicht gerade herausſagen? der ein wenig bequem ist, wie ich.

Ich pflege des Morgens vor sechs Uhr aufzustehen. In Deutschland kann ich mein Frühstück zu jeder Stunde haben, hier muß ich warten, bis es dem Garçon auf dem Kaffeehause gefällig ist, aufzustehen, und an mich zu denken, und das geschieht nie vor halb neun Uhr, also drei Stunden sitze ich nüchtern, und weil ich das nicht gewohnt bin, so macht mir's unangenehme Empfindungen.

Zweitens: Der Kamin wärmt mich nur von vorne, und das Zimmer erwärmt er gar nicht. Ich liebe eine gleich verbreitete Wärme, und das immer brennende Feuer im Kamin verdirbt mir die Augen.

Drittens: Ungeachtet unsere Zimmer recht artig mit Seide und Mahagony möblirt sind, so ist doch der Fuß-

boden nur mit Steinen ausgelegt, und das ist mir sehr zuwider, weil ich immer warme Stiefeln tragen muß, um mir nur die Füße nicht zu verkälten.

Viertens: Da man hier erst gegen Mittag aufsteht, so speist man auch erst gegen Abend zu Mittag. Das ist unleidlich für den, der sich gewöhnt hat, sein Körper-Uhrwerk täglich zu einer gewissen Zeit aufzuziehen.

Fünftens: Wenn man nun lange genug auf die Mittagskost gewartet hat, so ist sie noch überdies erbärmlich und kaum genießbar; vorausgesetzt, daß man nicht einen Louis für die Portion zu zahlen Lust hat. Ich aber, der ich einen halben Laubthaler bezahle, und meine, man dürfe dafür immer vier gute Schüsseln erwarten, ich habe mit fader Fleischbrühe, unzerhaubarem Rindfleisch, einem ekelhaften Frikassee und einem ausgetrockneten Braten vorlieb nehmen müssen, und hätten wir uns nicht täglich Kartoffeln kochen lassen, so hätten wir hungrig vom Tische gehen müssen. Der Wein ist eben so schlecht als theuer, und das Wasser, wenn es auch gleich filtrirt ist, immer milchhaft, trübe und süßlich schmeckend.

Sechstens: Die Betten sind hart wie die Bänke in einer Wachstube, und wer vollblütig ist, der mag sich hüten, denn man legt ihm nichts unter den Kopf, als ein närrisches, rundes Ding, von einer Form, ungefähr wie die Kissen, welche auf unsern Sofa's dazu dienen, die Arme darauf ruhen zu lassen. Immer muß ich Mantel und Pelz unterstopfen, um nur den Kopf mit den Füßen in eine

Parallellinie zu bringen, um den Schwindel zu vermeiden.

Siebentens: Der Schlafluſtige, der um zehn Uhr zu Bett geht, darf deswegen noch keine Rechnung darauf machen, um zehn Uhr einzuſchlafen, ehe und bevor er ſich nicht an das Raſſeln der Wagen gewöhnt hat, welches bis gegen zwei Uhr dauert. Es iſt immer, als ob die olympiſchen Spiele unter ſeinen Fenſtern gefeiert würden, und alle Fiacres von Paris um den Preis wettrennten.

Das ſind die Beſchwerden innerhalb der vier Mauern, welche man bewohnt. Wagt man ſich heraus, ſo ſei man gerüſtet zum neuen Kampfe gegen tauſend Unbequemlichkeiten.

Achtens: Man geht zu Fuße, und da watet man in ſchwarzem Kothe, rennt hier an ein Waſſerfaß, und dort an ein Fiſchweib, hier an einen Ausrufer, und dort an einen Sänftenträger; wird beſpritzt von hundert Miethwagen, wird angezapft von hundert Bettlern, wird eingeladen von hundert Freudendirnen, wird aufgehalten von hundert Savoyarden, die ihm dies und jenes verkaufen wollen, und jeden Fremden dabei für ſo dumm halten, daß er ſich durch den Titel Mylord werde übertölpeln laſſen, ſein Geld auf die Straße zu werfen. Hat man ſich nun ganz dicht an der Mauer eine Straße lang hinuntergeſchoben, und will man quer über die Straße gehen, um in eine andere zu kommen, ſo muß man ſein Tempo gut wahrnehmen, um nicht gerädert zu werden. Ich, der

ich nie lieber meinen Grillen nachhänge, als wenn ich auf der Straße gehe, finde alles dies unleidlich.

Neuntens: Man fährt, und da hängt man alle Augenblicke in den engen winklichten Straßen mit hundert andern Wagen zusammen, da muß man geduldig sitzen und warten, sich ängstigen und frieren, oft Viertelstunden und länger, ehe der Knäuel sich loswickelt, und die Geschicklichkeit des Miethkutschers alle Hindernisse überwindet. Ist man an Ort und Stelle, so wird man selten ohne Zank abkommen, denn immer behauptet der Fiacre eine Viertel- oder eine halbe Stunde länger gefahren zu haben, als wirklich geschehen ist. Man weiß, daß die Fiacres nie höflich waren, und daß die Freiheit ihre Sitten nicht verbessert hat.

Zehntens: Eine meiner Hauptbeschwerden ist die Luft in Paris. Wenn auch der Himmel blau und heiter ist, so ruht doch auf der Stadt ein ewiger Nebel, und selten kann man die Gegenstände am andern Ende der Straße erkennen. Die Bestandtheile dieses Nebels sind größtentheils ein beißender Rauch, der vermuthlich aus den vielen Garküchen aufsteigt, der meine Augen oft wund gebissen und mich genöthigt hat, in meinem Wagen Thränen zu vergießen. Ja ich fühlte endlich, daß, wenn auch die Ursache nicht mehr da war, die Wirkung doch fortdauerte, und meine Augen wirklich sehr angegriffen worden sind.

Eilftens: Der unausstehliche Egoismus der Menschen drückt mich.

Und endlich zwölftens: man mag sich noch so sehr vorsehen, so wird man hier und dort und überall um sein Geld geprellt, und so grob, so gewissen- und schamlos geprellt, daß die tiefe Verachtung, welche man für solche Menschen fühlen muß, endlich zur lästigsten und drückendsten Empfindung wird.

Ich muß bei dieser Gelegenheit einer lächerlichen Anekdote erwähnen. Es wurde mir im palais royal eine kleine spanische Hündin zum Kauf angeboten. Da das arme kleine Thier, welches mir meine geliebte Friderike hinterlassen, jetzt oft Langeweile hat, weil ich es nicht allenthalben mit hinnehmen kann, so beschloß ich, ihm eine Gehilfin zu geben, und vermählte ihn mit der kleinen spanischen Pariserin. Das Hündchen war von einer schönen braunen Farbe, nach und nach aber fing es an heller zu werden, nach und nach wurde es gelb, und endlich spielte die gelbe Farbe sogar in's weiße: kurz, das Thier war gemalt. Mir war das nun zwar sehr gleichgiltig, denn auf die Farbe kam es mir nicht an, und ihrem Gemahl eben so wenig, aber es ist doch ein jämmerlich kleinlicher Betrug.

Das sind die zwölf Punkte, die mich hier täglich verdrießlich machen, und als ich diesen Morgen das Alles in meinem Herzen bewegte, brachte es mich plötzlich zu dem Entschlusse, Paris morgen zu verlassen.

Aber Paris verlassen, ohne in der Nationalversammlung gewesen zu sein? Nein, das geht nicht. Zwar hat es

der Hr. Abbé de R— gemacht, wie alle seine Landsleute, er hat uns mit schönen Worten genarrt, von Tage zu Tage Billets zu schicken versprochen, mich dadurch gehindert, sie anderwärts zu suchen, und noch bis heute nicht Wort gehalten. Zum Glück kann man für Geld Alles haben, also auch Billets in die Nationalversammlung, mit welchen ein gewaltiger Handel getrieben wird, der den Repräsentanten der Nation unmöglich verborgen sein kann, und den sie um ihrer Ehre willen nicht leiden sollten. Unser Bediente verschaffte uns sehr bald zwei Billets für drei Livres das Stück.

Als wir noch weit von dem ehemaligen Reithause entfernt waren, welches zu den Sitzungen eingerichtet worden, mußten wir vor einem Thore aussteigen, und durch zwei bis drei Höfe waten. In einem derselben konnte man die Schuhe im Kothe stecken lassen, der andere war ganz voll Wasser, ein paar Savoyarden hatten Breter darüber gelegt, und ließen sich das wie billig bezahlen; vielleicht hatten sie auch das Wasser zuvor hingetragen. Alles das gab mir noch keine große Idee von der Versammlung der eintausendzweihundert Majestäten.

Nun näherten wir uns dem Gebäude selbst, und horch! die Freiheit tönte uns schon von Ferne entgegen, denn wenigstens auf zweihundert Schritt von der Treppe schlug ein pöbelhaftes Gelächter an mein Ohr. Dieses Gelächter kam aus dem Versammlungssaale. Wir wurden auf eine Gallerie geführt, die bereits drei Mann hoch mit Menschen

dicht besetzt war, also nicht einmal bequeme Plätze für unsere sechs Livres. Der Saal ist sehr lang und breit, auf beiden Seiten der Länge nach erheben sich amphitheatralisch Reihen von Bänken, auf welchen die Mitglieder sitzen; viele gehen aber auch herum, wo sie wollen, oder stehen in dem mittlern Gange, laufen bald hinüber, bald herüber, tragen Schreibtafeln in den Händen, und schreiben von Zeit zu Zeit ein paar Worte hinein.

Die Debatte war heute sehr lebhaft. Als wir ankamen, stand eben linker Hand ein junger Mann, deklamirte gegen die Geistlichkeit, und sprach von einem Priester, der seinem Eide die Einschränkung beigefügt habe: »gemäß dem, was der Herr Bischof von Lydda gesagt hat.“ Darüber entstand ein gewaltiger Lärm, man schrie ohne alle Ordnung untereinander, man schraubte sich, man sagte bons mots, und lachte sich alsdann sehr unschicklich aus. Dieses pöbelhafte Lachen, welches sehr oft wiederholt wurde, schien mir der Würde der Versammlung nicht angemessen, und ich gestehe, daß, wenn ich ein Mitglied derselben wäre, mich ihre witzigen Einfälle und ihr Lachen herausjagen würde, so wie es mich sogar als Zuschauer herausjagte; denn nachdem man feierlich beschlossen, »die Geistlichkeit solle ohne alle Einschränkung schwören,“ und man nun zu der Untersuchung überging, »wie in Zukunft die Zeugenverhöre abgefaßt werden sollten,“ so interessirte mich das zu wenig, und ich ging fort. Mit großen Erwar-

tungen kam ich hin, mit ganz winzig kleinen Bildern in der Seele fuhr ich wieder weg.

Nachmittags packten wir unsere Koffer, und verspäteten uns darüber so sehr, daß wir keinen Platz mehr in der Oper fanden, welche wir zum lezten Male besuchen wollten. Wir fuhren also in das theatre de la nation, wo man Turcaret, ein niedliches, von Witz übersprudelndes Lustspiel, und mir die Ueberzeugung mit auf den Weg gab, daß die französischen Schauspieler im Lustspiel von keiner Nation übertroffen werden.

Eine Anekdote, welche ich diesen Mittag von sehr guter Hand erfuhr, darf ich nicht vergessen. Als der Herzog von Orleans am Neujahrstage bei Hofe war, und sich vor dem Kamine wärmte, sagte einer von den Hofleuten zu einem Dritten, doch so, daß der Herzog es recht gut hören konnte: »Was will dieser Ravaillac hier?« Herr von Orleans war so klug, sich taub zu stellen.

Am vierten.

Des Morgens um sechs Uhr fuhren wir abermals mit der famösen Diligence von Paris ab. Doch diesesmal habe ich mich zum Theil wieder mit ihr ausgesöhnt, denn wir fanden nur einen einzigen Gefährten darin, einen Buchdrucker, der nach Petersburg ging, sehr bescheiden war, und uns folglich nicht überlastete. Wir hatten also bequeme

Sitze, konnten uns ausbreiten nach Gefallen, konnten die Fenster auf und zu machen wenn wir wollten, hörten keine abgeschmackten Scherze und kein Alltagsgewäsch, hatten vortreffliches Wetter; Alles das versetzte uns in bessere Laune als das erste Mal, und gab uns Muth und Kraft für die übrigen Unbequemlichkeiten, welche zu heben nicht in unserer Macht stand.

Als wir, nach einer Stunde ungefähr, Paris im Rücken hatten und zum ersten Male wieder frische, ungeräucherte Luft schöpften, o da fiel mir ein Stein vom Herzen. Ueberhaupt sind meine Empfindungen, wenn auch nicht froh, doch nie so sanft gewesen, als in den beiden ersten Tagen unserer Reise. Wir fuhren beständig an den Ufern der Marne, die so blühend, so angebaut, so reizend sind, und von einer so warmen Frühlingssonne beschienen wurden, daß ich mich wundere, wie dieses Land nicht Scharen von Idyllendichtern hervorbringt. Ich habe immer das Fenster offen gehabt, und immer hinausgestarrt in die schöne liebe Natur, und nichts gedacht, aber viel empfunden. Dank dir, ehrlicher Buchdrucker! daß du immer schliefst, und nichts sprachst.

Wir gingen diesesmal über St. Menehoud nach Metz, wo wir am 7. ankamen. Das Schauspiel, welches ich sogleich besuchte, soll eines der besseren in den französischen Provinzen sein; das Haus war recht artig, aber alles übrige nicht des Ansehens werth.

Wir nahmen in Metz einen Miethkutscher, der schon

ein ſchlechtes lothringiſches Deutſch ſprach, und den wir bis Mainz bedungen. Der arme Teufel, dem auch die Freiheit ein wenig im Kopf wirbelte, wäre in Deutſchland beinahe ein Märtirer derſelben geworden; denn die braven Deutſchen hängen an ihren Fürſten, wenn ſie brav ſind, mit Leib und Seele. Ein ſolcher iſt der Fürſt von Leiningen, von welchem unſer Kutſcher in einem Wirthshauſe ungebührlich ſprach, weil er, wie er meinte, Chauſſeegeld habe bezahlen müſſen, für eine Chauſſee, die noch nicht exiſtire. Nun iſt es zwar wahr, daß mit dem Chauſſeegelde in Deutſchland gewaltiger Unfug getrieben wird, aber der Kutſcher hätte denn doch beſcheidener ſprechen ſollen. Auch bekam es ihm übel. Der Wirth, ein alter Mann, ſchien anfangs nicht viel darauf zu achten; ſein Sohn hingegen, ein junger raſcher Kerl, nahm das Ding ſchief, polterte und ſchimpfte, theils auf die ganze franzöſiſche Nation, theils auf das franzöſiſche Individuum, unſern Kutſcher. Das brachte endlich auch das träge Blut des Alten in ſchnellere Bewegung, er nahm Theil an der Fehde; umſonſt gab der Kutſcher die beſten ſchönſten Worte, und erklärte Alles, was er geſagt, für unverfänglichen Scherz. Vater und Sohn machten Anſtalten, ihn derb durchzuprügeln. Es hielt ſchwer, Frieden zu ſtiften. Ohne unſere Vermittlung hätten ſie ihn gewiß auf drei Tage zum Fahren untüchtig gemacht. Ich wette, wenn der Kerl nach Hauſe kömmt, ſo ſagt er: ces b-allemands! il ne vaut pas la peine, leur precher la liberté.

Kurz vor diesem Unfalle sahen wir plötzlich, als wir zwischen Bergen und Waldungen uns durchwanden, ein niedlich gebautes Jagdschloß, in einer wilden, sehr romantischen Gegend, nicht weit davon im Gebüsch ein kleiner runder Tempel, mit der Ueberschrift: Salomon Geßner. Der Anblick war mir außerordentlich überraschend. Ich ließ halten, stieg aus und wallfahrtete hinüber. Der kleine Tempel war noch nicht ganz fertig, es war auch übrigens nichts besonders da zu finden, aber die Idee ist allerliebst, und Segen dem Fürsten, der deutsche Dichtkunst ehrt.

Als wir an das obbemeldete Haus kamen, wo die leiningischen Patrioten wohnten, und erzählten, was wir gesehen hatten, rief der Alte: „o ja, das kenne ich, das ist Salomon's Tempel."

In demselben engen Thale habe ich auf einem Berge die malerischsten Ruinen gesehen, die vielleicht in Deutschland gefunden werden. Man sagte mir, es sei ein Schloß, das im dreißigjährigen Kriege zerstört worden. Doch mein Gewährsmann ist ein Jude, dem ich keine tiefen historischen Kenntnisse zutraue.

Am zwölften

kamen wir endlich nach Mainz, für's Erste das Ziel meiner Reise. Hier ist das Klima sanft und mild, die Gegenden rings umher göttlich schön, und der Umgang sehr angenehm — für den, der gern allein lebt. Das Schauspiel ist eines der besten in Deutschland, es besitzt vortreffliche Mit-

glieder, die deutsche Muse ist dem Herrn Baron von Dalberg Dank schuldig. Die Herren Koch, Christ und Porsch sind Vertraute und Lieblinge ihrer Kunst. Den ersteren sieht man nur zu selten, weil man ihn immer zu sehen wünscht. Die sanfte Madame Porsch, die schalkhafte Madame Mende, und Madame Eunike, die geborne Gurli, sind Zierden dieser Bühne. Ueberhaupt wird man selten auf einem Theater so viele hübsche Gesichter antreffen, als auf dem hiesigen. Auch die Oper ist vorzüglich gut besetzt. Ich darf nur Madame Walter und Madame Schick nennen, um dieses Urtheil zu rechtfertigen.

Was ich sonst noch von und über Mainz zu sagen wüßte, das — sage ich nicht.

Nachschrift und Zueignung.

Alles, was ich da geschrieben habe, habe ich aus meinem Herzen geschrieben, ungekünstelt und ohne daran zu feilen. Es sind viele Nachlässigkeiten darin, immerhin! ich schrieb es ohne Fleiß, ich gebe es wieder, ohne eine Silbe daran zu ändern; denn thäte ich das, so würde ich den Charakter dieses Buches verwischen.

Ich wollte ein Bild meiner Empfindungen darstellen, wie sie mit tausend Zerstreuungen sich mischten, und doch immer dieselben blieben. Wer dies kleine Buch gelesen hat, kennt mich, so gut ich mich selbst kenne. Ob es den Leser unterhalten werde? daran zweifelte ich, als ich es anfing, und das hoffe ich, nun da ich es vollendet habe. Warum sollte man es nicht eben so gern lesen als einen Roman? hat doch Wahrheit immer den Vorzug vor Dichtung behauptet, und hier ist Wahrheit, wenn je eine geschrieben wurde.

Ich bin seit einigen Tagen sehr mächtig in meinem Vertrauen bestärkt worden. Es fiel mir die Beilage einer Hamburger Zeitung in die Hand, ich fand einen Artikel, der an mich adressirt war, ich stutzte und las: »eine Anzahl Freunde und Freundinnen in Schlesien, die mir völlig unbekannt sind, die nur das allgemeine Band gefühlvoller

Seelen an mich kettet, betrauret meinen Verluſt, bezeugt mir öffentlich Theilnehmung und tröſtet mich.“ O! ich kann nicht ausdrücken, wie mich das überraſcht, gerührt und erfreut hat! welch ein ſüßer Lohn der Dichtkunſt, unter einem fremden Himmelsſtriche Freundſchaft und Mitleid zu finden, zu einer Zeit, wo man deren ſo bedürftig iſt.

Ich danke dieſen guten Menſchen hier öffentlich, und wünſche ihnen nichts, als die Erhaltung deſſen, was ſie beſitzen, denn Seelen wie den ihrigen kann es an Freunden und Geliebten gewiß nicht fehlen, und hat man das, und behält man das — was mangelt noch zum Glücke!

Ich bin alſo ſchon eines Zirkels verſichert, der dies Büchlein nicht wegwerfen wird, und wenn man mich in Schleſien bedauert, wo ich in meinem Leben nicht geweſen bin, warum ſollte man es nicht auch an andern Orten thun, wo ich nie war, und nie hinkommen werde.

In Gottes Namen! du kleines Buch, gehe hin unter die Menſchen, fliehe die Glücklichen, kette dich an die Unglücklichen, dort wirſt du Nachſicht und liebreiche Aufnahme finden. Daß ich dich ſchrieb, war Gebot meines Herzens. Daß ich dich drucken laſſe, könnte mir der Kritiker verargen, und ich habe keine Entſchuldigung dafür, als den menſchlichen Wunſch, gute Menſchen für mich zu intereſſiren.

Auf den Titel ſtand anfangs: für Freunde geſchrieben. Aber ſeit ich jene tröſtenden Zeilen in der Zeitung las, ſetzte ich: für bekannte und unbekannte Freunde geſchrieben.

Wem ſoll ich nun dies kleine Buch zueignen? wem anders als derjenigen, welche durch ihre mannigfaltigen Tugenden meiner Friderike zum Muſter diente, ein Muſter, welches ſie faſt erreicht hatte. Wem anders als Ihnen,

Verehrungswürdige Frau von Roſen,

die Sie uns Mutter waren zu einer Zeit, wo wir keine Mutter hatten. O wie ſüß iſt es, Wohlthaten bekennen, wenn man ſie Ihnen ſchuldig iſt.

Ihre Tochter iſt hinübergeſchlummert, ſtoßen Sie Ihren verwaiſten Sohn nicht von ſich. Ihre Tochter nennt jetzt Ihren Namen dankbar vor Gott! Sie kniet dort vor dem Throne des ewigen Lichtes, an der Hand hält ſie Ihren Moriz, Ihren guten, biedern Moriz! beide flehen Segen auf Sie herab! und mein Gebet ſteigt hinauf, ſich miſchend unter das Jauchzen der Seligen! —

Etwas aus der Geſchichte der Märtirer.

Die ersten Jahrhunderte des hervorsprossenden Christenthums sind mit Beispielen der entschlossensten Selbstverläugnung angefüllt, vor denen wir heutzutage staunen, sie bewundern, und nicht nachahmen würden. Die alten Deutschen glaubten, jeder in der Schlacht gebliebene Held werde im Augenblicke seines Todes nach Walhalla versetzt, wo ewig jugendliche Freuden seiner warteten. Dieser Glaube machte unsere heidnischen Väter rüstiger zum Gefecht, als den Türken sein Opium; ein ähnlicher Glaube gab unsern christlichen Vätern Muth, ohne Murren ihre Köpfe dem Beule des Henkers darzubieten.

Unter dem Heere der Römer, zu den Zeiten des Kaisers Maximian und Diocletian, befand sich eine Legion, die thebanische genannt, welche — an der Anzahl jeder andern Legion gleich — aus sechstausend sechshundert Christen bestand. Diese Legion war die tapferste im Felde, die pünktlichste im Dienst, die exemplarischste im Lebenswandel. Dem Befehl ihres Gesetzbuches getreu: seid Unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat! gehorchte sie willig ihrem heidnischen Beherrscher, und war zufrieden, dem Gott der Christen im Stillen dienen zu dürfen. Ihr Anführer hieß Mauritius, grau geworden unter den Waffen, ein Greis ohne Tadel.

Als aber der Kaiſer Marimian dieſe Legion einſt zu Ausrottung der Chriſten brauchen wollte, verſagte ſie ihm den Gehorſam. Der Kaiſer gerieth in Wuth und befahl den zehnten Mann hinzurichten. Die Legion ſtand mit den Waffen in der Hand, ſah ihre Brüder Einen nach dem Andern zum Tode führen, machte keinen Verſuch, ſie zu befreien, und pries ſie glücklich, Märtirer der guten Sache zu werden. Neuer Befehl zu fechten, neue Weigerung. Marimian knirſchte, und gebot zum zweiten Male den zehnten Mann hinzurichten. Es geſchah ohne Widerſtand, wie das erſte Mal. Neuer Befehl zu fechten, neue Weigerung, von folgender Vorſtellung an den Kaiſer begleitet:

„Herr! wir ſind deine Kriegsknechte! aber auch die Knechte Gottes, des Gottes, den wir freudig bekennen. Dir iſt unſer Arm, ihm unſer Herz geweiht; du gibſt uns Brot, er gab uns das Leben. Du biſt unſer Herr, Gott iſt auch der deinige. Wir haben dir gehorcht, und wir wollen dir gehorchen; gebieteſt du uns aber, was mit ſeinen Geſetzen ſtreitet; ſo gehorchen wir Gott mehr als dir. Gezückt ſind unſere Säbel gegen deine Feinde, doch verlange nicht von uns, daß wir ſie mit dem Blute unſerer Brüder färben ſollen.

Wir ſchwuren Gott unſere Treue, ehe wir dir ſie ſchwuren; wir würden ſie brechen gegen dich, wenn wir gegen ihn ſie brechen könnten. Du willſt Chriſtenblut, warum

wirfſt du dein Auge auf Fremde? hier ſtehen wir, und bekennen ohne Furcht Gott den Vater und ſeinen einzigen Sohn Jeſum Chriſtum; hier ſtehen wir mit den Waffen in der Hand, könnten uns retten und wollen es nicht, denn beſſer iſt es, ſchuldlos zu ſterben, als ſchuldig zu leben."

Die Wuth des Kaiſers war grenzenlos. Er befehligte Truppen, die ganze Legion in Stücken zu hauen. »Du brauchſt dazu keine Truppen," ſagte Mauritius mit heiterer Gelaſſenheit. »Ein Henker, deſſen Arm nicht ermüdet, iſt genug." Die Legion legte ohne Widerſtand die Waffen nieder, und ging zum Tode, als in die Arme eines Freundes.

Anmerkung.

Alle dramatischen Stücke, die in den früheren Ausgaben der kleinen Schriften (vier Bände) vorkamen, sind schon in der neuen Original-Ausgabe der Theater von Kotzebue aufgenommen, und daher hier weggelassen.

Die Verlagshandlung.

Inhalt.

	Seite
Meine Flucht nach Paris im Winter 1790	5
Etwas aus der Geſchichte der Märtirer	193

Gedruckt bei J. P. Bollinger.

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Zehnter Band.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Geschichten

für

meine Söhne.

Von

August von Kotzebue.

Erster Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Geschichten

für

meine Söhne.

Erster Theil.

Vorwort.

Die Sammlung, von der ich hier zwei Bändchen dem Publikum übergebe, gehört unter diejenigen meiner Schriften, die ich mit dem reinsten Vergnügen abgefaßt habe, weil ich überzeugt bin, daß sie vor allen das meiste Gute stiften wird. Ja, ich schmeichle mir mit der Hoffnung, sie werde in manchen Erziehungs-Instituten als Lesebuch eingeführt werden.

Zwar mangelt es nicht an Erzählungen für Knaben, und die Verfasser derselben haben es herzlich gut gemeint; doch kenne ich nur wenige, die im Stande wären, die Einbildungskraft ihrer jungen Leser zu fesseln, und ohne diesen Zauber darf man sich keine Wirkung versprechen. Viele sind zu trocken, mit Moral überladen, die doch nur der Knabe selbst aus den Begebenheiten ableiten sollte. Die Lehre: meide diesen oder jenen Fehler! wird ihm selten vorschweben, wohl aber das Bild des Jünglings, der diesen oder jenen Fehler beging und dafür büßte.

Bouilly's Contes à ma fille haben mich zuerst auf den Gedanken gebracht, ein solches Werkchen zu schreiben. Alle die Vorwürfe, welche deutsche Recensenten, zum Theil mit großem Rechte, seinem Buche gemacht haben (obschon es in der Töchterschule von Genua eingeführt worden), habe ich zu vermeiden gesucht, und würde sie

ohnehin vermieden haben. Bouilly ſchrieb für Franzoſen und in Paris, wo er den Hebel der Eitelkeit oft in Bewegung ſetzen mußte. Der Deutſche verlangt reine Sittlichkeit, und ich habe dieſes erſte aller Bedürfniſſe bei einem ſolchen Buche nie aus den Augen verloren. Nicht für Knaben allein, mehr noch für Jünglinge habe ich geſchrieben, und ſo widme ich denn dieſe Sammlung

Allen meinen geliebten Söhnen!

ſelbſt dir, mein Wilhelm, der du ſchon in Italien und an der Donau brav gefochten, — ſelbſt euch, mein Otto und Moriz, die ihr bereits die Welt umſegelt und eurem Vaterlande rühmlich gedient habt. So lange Leidenſchaften des Jünglings Bruſt beherrſchen und Irrthümer in ſeinen Geiſt ſich einſchleichen, ſo lange wird das Leſen eines Buches, welches Sittlichkeit und Lebensweisheit im anmuthigen Gewande darſtellt, ihm nicht unnütz ſein.

Vor Allen aber widme ich dieſe Geſchichtchen euch, mein guter, rechtlicher Auguſt, mein munterer Paul! Ihr ſeid in dem Alter, wo ſie den meiſten, und hoffentlich den dauerndſten Eindruck auf euch machen werden. Bald vielleicht wird auch Karl ſie verſtehen, und ſollte ich nicht erleben, daß Fritz und Georg ſich an ihnen ergetzen, ſo werden doch einſt auch ſie, wie ihr Alle, ſich ihres Vaters gern dabei erinnern und ſeine Aſche ſegnen.

Der Tausendkünstler.

Vor vielen Jahren lebte an den Küſten der Oſtſee ein harter Fürſt, vor dem die Unterthanen zitterten, und dem ſeine eigenen Kinder nur ſchüchtern unter die Augen traten. In dieſes Fürſten Dienſten ſtand der Baron Fels, ein redlicher und eben ſo geſchickter Mann, dem ſeine Eltern blos ein kleines, verſchuldetes Landgut hinterließen. Allein er hatte ſich ein Vermögen erworben, auf das kein Gläubiger Beſchlag legen kann, nämlich Kenntniſſe und Talente. Durch beide war es ihm gelungen, ſich in der Hauptſtadt auszuzeichnen, und im diplomatiſchen Fache ſich nach und nach unentbehrlich zu machen. An manchen fremden Höfen hatte er manches Jahr als Geſandter ſeines Fürſten verlebt, und die ſchwierigſten Geſchäfte zu deſſen Zufriedenheit beendigt, bisweilen minder durch Gewandtheit im Negoziren, als durch ſeinen perſönlichen Charakter, der überall, wohin er kam, Achtung und Wohlwollen einflößte. In Rußland, wo er am längſten geweſen, hatte er ſich auch vermählt, und war Vater von zwei Söhnen geworden, Eugen und Woldemar. Gern hätte die häusliche Mutter den geliebten Kindern ſelbſt die erſte Nahrung gereicht, allein ihre damalige Kränklichkeit verſtattete es nicht; man mußte eine Amme wählen. An Liflands Küſten liegen ein paar Inſeln, Dago und Oeſel genannt, die berühmt ſind wegen der wackern Ammen, welche ſie liefern. Auch der Baronin

Fels war es zu Ohren gekommen, daß die reinlichen, gutmüthigen Insulanerinnen die besten Ammen wären, und sogleich hatte die zärtliche Mutter sich bemüht, der ersten Kindheit ihrer Söhne solche Ernährerinnen und Pflegerinnen zu verschaffen. Es war ihr gelungen, und eine derselben hatte sich so mit ganzer Seele an ihre Pflegbefohlenen gehängt, daß sogar die, bei diesen Insulanerinnen sonst sehr rege Vaterlandsliebe der Liebe zu den Kindern wich. Als der Gesandte zurückberufen wurde, war es ihr unmöglich, von den Kleinen sich zu trennen, und sie zog mit in die Heimath derselben.

Hier wurde der Baron nicht nach Verdienst empfangen, denn die letzte Unterhandlung war ihm mißlungen, und dieses einzige, ohne sein Verschulden mißglückte Geschäft verlöschte plötzlich die Erinnerung an seine langen treuen Dienste. Er bekam einen trockenen Abschied, eine magere Pension.

Der redliche Mann, in seinem bisherigen Stande zu großem Aufwande genöthigt, hatte nichts ersparen können; es blieb ihm also keine andere Zuflucht, als sein kleines Landgut an der Ostsee, wo er sich nun mit dem Ackerbau beschäftigte, und der Erziehung seiner Kinder sich widmete. Nichts konnte verschiedener und abstechender sein, als die Charaktere der beiden Knaben. Eugen war träge und unbeholfen, Woldemar lebhaft und geschmeidig. Jener konnte sich ganze Tage von einem Sofa auf den andern

wälzen; dieser hüpfte und sprang unaufhörlich im Grase, im Sande, im Schnee, auch wohl in allen Pfützen herum. Jener wollte nichts lernen, wenigstens nichts Ueberflüssiges, und dieser Alles, es mochte auch noch so unbedeutend scheinen. Nur das väterliche Ansehen konnte Jenen in die Lehrstunden ziehen, um mit träger Fassungskraft sich diejenigen Kenntnisse anzueignen, die der Vater für unentbehrlich hielt. Aber nie forschte er weiter, als der Lehrer ging, nie that er eine Frage an diesen um Erläuterung oder Berichtigung, sondern war froh, wenn er das Vorgetragene, so gut es gehen wollte, in sein Gedächtniß gepfropft hatte. Woldemar hingegen konnte nie genug hören. Er verfolgte den Vater mit Fragen, auch nach geendigter Stunde, bald in den Garten, bald auf das Feld hinaus, und lernte auf solchen Spazirgängen oft am meisten. Der Baron durfte nur ein Wort über irgend eine Kunst oder Wissenschaft fallen lassen, so war des Sohnes feurige Wißbegier geweckt, und er ruhte nicht eher, bis er deutliche Begriffe davon hatte.

So, zum Beispiel, erwähnte sein Vater eines Tages zufällig der Kunst, Briefe in Ziffern zu schreiben, und alsobald quälte ihn Woldemar so lange, bis er den Knaben das Dechiffriren lehrte. Monate lang beschäftigte den muntern Buben diese geheimnißvolle Schrift, und der Vater mußte ihm nach und nach die schwersten Aufgaben vorlegen, die ihm Hunger und Schlaf raubten, bis er sie gelöst hatte.

»Wozu wird dir das nutzen?" fragte Eugen lachend. »Das weiß ich nicht," antwortete Woldemar, »das gilt mir auch gleich viel, wenn ich's nur kann."

So lernte er unter andern auch von seiner Amme die ehstnische Sprache sehr geläufig, und Eugen wollte sich krank darüber lachen. „Wie magst du doch die Zeit so verderben?" fragte er wieder. »Eine Sprache, die nur in einem Winkel des Erdbodens geredet wird, wohin du in deinem Leben nicht kommen wirst."

»Wer kann das wissen?" meinte Woldemar, und fuhr fort, mit seiner Amme nichts als ehstnisch zu sprechen.

Der Baron hatte einen Kammerdiener, den er, in besseren Zeiten, als seinen Begleiter auf allen Reisen, ein wenig in der Wundarzneikunst hatte unterrichten lassen. Jetzt war dieser Mensch auf dem Lande das Orakel und die Zuflucht der Bauern in allen ihren leiblichen Nöthen, und immer begleitete ihn Woldemar als Handlanger, und lernte von ihm Aderlassen, eine Wunde verbinden, auch allenfalls ein zerbrochenes Bein schienen.

»Sehr gut," sagte Eugen spöttisch, »wenn bei dem Regimente, das hier in der Nähe im Quartiere steht, der alte Chirurgus stirbt, so kannst du um seine Stelle dich bewerben."

„Das mag ich nicht," versetzte Woldemar, »aber es ist doch gut, wenn man im Nothfalle sich und Andern zu helfen weiß."

Oft, wenn der Förster in den Wald ging, hüpfte der muntere Knabe hinter ihm her, sammelte Kräuter und Schwämme, wußte jene zu nennen und anzuwenden, diese wohl zu unterscheiden; beurtheilte das Alter der Bäume, ihre Höhe, ihren Standort nach Beschaffenheit der Rinde. Mit dem Fischer wagte er sich hinaus in die See, selbst bei stürmischem Wetter, und konnte bald ein Boot so sicher steuern, daß er die höchsten Wellen nicht scheute. Der Kutscher war nicht geschickter als Woldemar im Einfahren junger Hengste, und Eugen pflegte spöttelnd zu sagen: »wenn ich einmal Herr von diesem Gute sein werde, so will ich dich zu meinem Leibkutscher machen."

Aber Woldemar kehrte sich an keine Spöttereien. Wenn der Winter ihn zu Hause zu bleiben zwang, und in freien Stunden für seine Lernbegier sich gar nichts zeigen wollte, so schlich er der Mutter überall nach, die eine treffliche Wirthin und Köchin war, lernte ihr alle ihre kleinen Kunststücke ab, und wurde dafür von dem Bruder mit dem Titel: Topfgucker beehrt. Ja, er setzte sich in den Abendstunden wohl gar hinter das Spinnrad einer Magd, verdarb und zerriß anfangs Manches, brachte es endlich aber so weit, daß er den feinsten Faden in der ganzen Gegend spinnen konnte.

Ein Landstädtchen lag nur eine halbe Stunde von dem Gute entfernt. Ein Kammermädchen seiner Mutter hatte dort einen ehrlichen Glaser geheirathet, und, da sie der Familie, in der sie groß gezogen worden, immer sehr zugethan blieb, so lud sie die jungen Herren oft zu sich ein, bewirthete sie mit Kuchen und Meth. Eine solche Gelegenheit, etwas Neues zu lernen, konnte Woldemar unmöglich entschlüpfen lassen. Sein Vater mußte ihm einen Diamant kaufen, mit dem er in Kurzem die Glasscheiben trefflich zerschnitt, und er freute sich jedes Mal, wenn auf dem Gute eine Fensterscheibe zerbrochen wurde, weil er dann seine Kunst üben und zeigen konnte.

So erwarb er sich den Namen des kleinen Tausendkünstlers, unter dem das ganze Dorf ihn kannte, und durch den Eugen ihn vergebens zu necken glaubte. Gingen alle Neckereien an den muntern, gutmüthigen Knaben verloren, so sprach er auch wohl im Ernst mit weiser Miene: »Mein Gott, Bruder! das schickt sich nicht für unsern Stand. Wir sind Edelleute. Für solche Bedürfnisse hat man ja Domestiken und Handwerker, die ihr Brot damit verdienen müssen. Wann wirst du jemals in die Lage kommen, etwas dergleichen anzuwenden, ohne dich lächerlich dadurch zu machen?"

»Das weiß ich nicht," antwortete Woldemar, »und deswegen lerne ich es auch nicht. Aber der Vater hat oft

gesagt, man müsse keine Kenntniß verschmähen, sie scheine noch so gering; es fände sich doch wohl ein Augenblick im menschlichen Leben, wo man sich oder Andern damit nützen könne."

„Auch durch Spinnen oder durch esthnisch reden?" fragte Eugen spöttisch.

„Warum nicht?" erwiederte Woldemar. „Und kurz, es macht mir Vergnügen. Alles zu lernen, wozu ich die Zeit dem Unterrichte des Vaters nicht entwenden darf. Ich meine, das sei wohl eben so gut, als von einem Sofa zum andern taumeln."

Eugen hatte nunmehr sein zwanzigstes, Woldemar sein achtzehntes Jahr erreicht, als ihr Vater starb, und seine Familie, wo nicht in Dürftigkeit, doch in sehr beschränkten Glücksumständen hinterlies. Die kleine Pension, deren er genossen, wurde nun eingezogen, und die Einkünfte des Gutes reichten nicht hin, um der Mutter mit zwei Söhnen ein anständiges Auskommen zu verschaffen. Es wurde beschlossen, daß Eugen der Landwirthschaft vorstehen, für Woldemar hingegen ein anderes Unterkommen gesucht werden sollte. Auf Verwendung eines Oheims, der bei Hofe etwas galt, nahm ihn der Fürst zum Pagen auf. Er war noch nie in die große Welt gekommen, das machte ihn anfangs schüchtern, und diese Blödigkeit, welche zu überwinden ihn fast ein ganzes Jahr

koſtete, galt Vielen für Dummheit; darum blieb er unbemerkt.

Es war eine trübe Zeit am Hofe, in der er ſeinen Dienſt antrat. Das Alter hatte den Fürſten immer härter und argwöhniſcher gemacht. Er traute Niemanden mehr, auch nicht einmal ſeinen Kindern. Nur der ſtolze Graf Hohenberg hatte ſich ſeiner ſo ganz bemächtigt, daß ohne dieſen Günſtling nichts geſchah, durch ihn Alles. Jedermann empörte der Uebermuth, den er ſelbſt gegen die fürſtliche Familie bewies. Am meiſten litt der Erbprinz, ein junger liebenswürdiger Mann, dem alle Herzen anhingen. Aber eben darum haßte ihn der Vater, denn er ſah in ihm nur einen, vom Volke erſeufzten Nachfolger, der vielleicht gar auf ſeinen Tod mit Verlangen warte. Des Prinzen kindliches Betragen konnte ihn nicht entwaffnen, er hielt es für Heuchelei. Der Günſtling ſchürte den väterlichen Argwohn, legte die unbedeutendſten Handlungen des Prinzen gehäſſig aus, und burdete oft ihm Dinge auf, an die er nicht gedacht hatte, über die er ſich nicht einmal rechtfertigen konnte, weil er die Verleumdungen ſelten erfuhr. Nur das wußte er, daß er von Spionen umgeben war, und keinen unbemerkten Schritt thun konnte.

Die Einliſpelungen des Grafen erſtickten nach und nach jede väterliche Regung in des Fürſten Bruſt, und ſchon ging er, ſeit einiger Zeit, mit dem Gedanken ſchwanger,

den Prinzen ganz vom Hofe zu entfernen, um ihn, vielleicht gar im Kerker, der Liebe des Volks zu entrücken.

Woldemar wußte natürlich von dem Allem nichts; aber auch er liebte den jungen Fürsten, von dem er so viel Gutes sah und hörte, ja seine Neigung für ihn stieg bis zu einer Art von Schwärmerei, da der Prinz bei mehreren Gelegenheiten recht freundlich gegen ihn war.

Um diese Zeit begab es sich, daß er eines Morgens in einem Lustwäldchen spaziren ging, welches an die Hauptstadt grenzte. Plötzlich hörte er das Rasseln eines Wagens hinter sich und vernahm ein Gekreisch. Er wandte sich, und siehe, da rannten zwei muthige, vor einem halben Wagen gespannte Hengste in vollem Galopp auf ihn zu. Der Kutscher war vom Bocke gefallen, ein Bedienter keuchte hinterher. Ein junges, schönes Mädchen im Morgenkleide saß in dem Wagen leichenblaß, und schrie um Hilfe. Die Pferde hatten sich in die Stränge verwickelt, das machte sie immer wilder. Sie schnaubten und schlugen die Funken aus den Kieseln, und hatten sich bereits dem Graben rechter Hand so sehr genähert, daß man jeden Augenblick den Sturz des Wagens erwarten mußte.

Da stellte sich Woldemar muthig in den Weg, fiel den Rossen in den Zügel, in die Mähnen, ließ sich eine Strecke weit schleifen, brachte sie aber glücklich zum Stehen, denn seines Vaters Kutscher hatte ihm gelehrt, wie man

bei solchen Gelegenheiten rasch zugreifen und nur die Besonnenheit nicht verlieren müsse.

Der Wagen stand, das schöne blasse Mädchen konnte nicht reden, mußte zuvor durch einen Thränenstrom ihre Brust erleichtern. Woldemar sagte kein Wort, und während die Hengste durch seine Faust gebändigt, stampften und schnaubten, hing er mit starrem Blick an der Engelsgestalt, die auf einmal, er wußte nicht wie ihm geschah — in sein Herz einzog. Er würde gern den ganzen Tag die Pferde gehalten haben, wenn das liebliche Mädchen nur immer stumm fortgeweint hätte; allein sie erholte sich und dankte ihm mit unaussprechlicher Freundlichkeit. Er stotterte einige unvernehmliche Worte. Jetzt keuchte auch der Bediente athemlos herbei, und meldete, der Kutscher sei von dem Falle so betäubt, daß er unmöglich die gnädige Gräfin nach Hause fahren könne.

Emilie von Hohenberg — sie war die einzige Tochter des Günstlings — wollte aussteigen, und den ziemlich weiten Weg zu Fuße machen, obgleich sie, erst kürzlich von einer Krankheit genesen, zu einem solchen Spazirgange noch keine Kräfte hatte. Da faßte Woldemar sich ein Herz, und bat um Erlaubniß, ihr als Kutscher zu dienen; er stehe mit seinem Leben dafür, daß er sie glücklich heimbringen werde.

Die Zuversicht, mit welcher der kräftige Jüngling sprach, und der Beweis, den er so eben von seiner Stärke

abgelegt, gaben der jungen Gräfin den Muth, sich ihm anzuvertrauen. Er ließ die Pferde von dem Bedienten halten, bis er sich auf den Bock geschwungen und die Zügel gefaßt; dann wandte er behende den Wagen, fuhr gleichsam im Triumph mit der schönen Emilie davon, und lenkte in der Stadt so geschickt um jede Ecke, und wich so geschickt jedem Karren aus, als ob er von Jugend auf zum Kutscher erzogen worden wäre. Auf allen Straßen standen die Leute still, als sie einen fürstlichen Pagen auf dem Bocke erblickten, von allen Seiten hörte man Töne der Verwunderung; aber ihn irrte nichts, und er hielt nicht eher, bis er mit einem Prr! vor dem Palaste des Grafen die wilden Rosse gleichsam bannte. Der Schweizer stürzte heraus. Woldemar sprang vom Bocke und ließ ihn die Pferde halten, um der jungen Gräfin aus dem Wagen zu helfen. Kaum hatte sie, auf seinen Arm gestützt, den Boden berührt, und wollte ihm noch einmal danken, da war er verschwunden. Ihr Auge suchte ihn vergebens unter dem Volke, das sich gaffend um den Wagen gesammelt hatte. Er ging fröhlich heim, bei sich selber murmelnd: „es war doch gut, daß ich bei unserm Kutscher Thomas das Fahren ein wenig lernte."

Auf Emilien, die jetzt im sechzehnten Jahre wie eine Rosenknospe blühte, hatten des Jünglings Erscheinung, sein Muth, seine Stärke, seine Bescheidenheit tiefen Eindruck gemacht. Sie konnte kaum erwarten, daß ihr Vater

nach Hauſe kam, um mit der feurigſten Beredſamkeit ihm Woldemar's Heldenthat zu ſchildern. Der kalte Höfling, der nur ſich ſelbſt, und nicht einmal ſeine ſchöne einzige Tochter liebte, hörte ohne Bewegung, in welcher Gefahr ſie geſchwebt, lobte jedoch kühl des Pagen Benehmen und meinte, er müſſe dafür belohnt werden.

»Nicht wahr, lieber Vater, eine Lieutenantsſtelle bei der Garde?" ſagte Emilie bittend.

»Warum nicht gar!" antwortete der finſtere Graf; »der junge Menſch iſt kaum ein Jahr am Hofe, aus einer Familie, die keineswegs in Gnaden ſteht, und obendrein ein armer Teufel. Ich werde ihm fünfundzwanzig Louisd'or zuſtellen laſſen, das iſt für einen Pagen eine ungeheure Summe, und er wird den Dienſt, den er das Glück gehabt, der Tochter des Grafen Hohenberg zu erweiſen, reich vergolten glauben."

Emiliens zartes Gemüth empörte ſich gegen eine ſolche Belohnung, aber ſie durfte nicht widerſprechen, und mit Mühe erhielt ſie nur ſo viel, daß ihrem Retter das Geld nicht durch den Haushofmeiſter gebracht werden ſollte, ſondern daß ſie ſelbſt es ihm einhändigen dürfte. Sie hoffte das mit einer Art zu thun, die des Jünglings Zartgefühl ſchonen würde.

Dem zu Folge empfing Woldemar am andern Morgen eine Einladung, im Palaſte des Grafen zu erſcheinen.

Mit klopfendem Herzen ging er hin und wurde in Emiliens Zimmer geführt. Sie selbst war noch nicht gegenwärtig, ihr Vater hatte sie rufen lassen. Er blieb fast eine Viertelstunde allein, doch Langeweile konnte ihn nicht beschleichen. Ein altes Sprichwort behauptet: nenne mir deine Freunde, und ich will dir sagen, was an dir ist. Eben so wahr möchte es heißen: laß mich deine leblosen Umgebungen sehen, und ich will dich daraus erkennen. Besonders gilt das von Frauenzimmern. Wenn ihre Stühle voller Kleidungsstücke vom gestrigen Tage liegen, ausgerissene Haarwickel auf dem Fußboden sich herumtreiben, in jedem Winkel ein ausgetretener Schuh sich zeigt u. s. w., so ist wenigstens zu wetten, daß der Bewohnerin mancher Liebreiz, wo nicht des Körpers, doch der Seele mangelt. Bei Emilien war es anders. Eine sittsame Reinlichkeit, eine bescheidene Eleganz schmückten ihre Wohnung. Eine Harfe stand in der Ecke, ein Stickrahmen unter dem Fenster. Auf dem Rahmen lag ein halb zerrissener Brief, auf dessen eine Hälfte Seide gewickelt worden; die andere, die Woldemar flüchtig zu durchlaufen seinen Augen nicht wehren konnte, enthielten eine Danksagung für Wohlthaten, einer armen Familie erzeugt. Auch einige Bücher auf dem Tische reizten seine Neubegier. Er fand Bouilly's Contes à ma fille, Schiller's Wallenstein und Garve's Uebersetzung von Cicero's Buch von den Pflichten. In dem letzten lag ein grünes Bändchen als Zeichen, und Woldemar machte sich zum ersten Mal in seinem

Leben eines Diebſtahls ſchuldig, indem er mit zitternder Hand dieſes Bändchen herauszog, und es in ſeinem Buſen verbarg.

Kaum hatte er den Raub in Sicherheit gebracht, als Emilie hereintrat, noch unendlich ſchöner als geſtern, wo Angſt und Schrecken ihr die Farbe raubten. Heute hingegen waren ihre Wangen mit Roſen übergoſſen; eine holde Verwirrung gab ihr neuen Liebreiz, denn ſie wußte nicht, wie ſie es einleiten ſollte, das Geſchenk ihres Vaters ihm annehmlich zu machen. Er theilte dieſe Verwirrung; denn er dachte an das grüne geſtohlene Bändchen, von dem er, als er die Augen niederſchlug, zu ſeinem großen Schrecken, noch einen halben Zoll aus der Weſte hervorragen ſah. Emilie fühlte, daß es an ihr ſei, die peinliche Pauſe zu unterbrechen.

„Ich habe Sie zu mir bitten laſſen," hub ſie mit ſüßer, doch unſicherer Stimme an, „um Ihnen nochmals für meine Rettung zu danken."

Woldemar bückte ſich und ſchwieg. Es liefen ihm eine Menge Redensarten durch den Kopf, die er hätte ſagen können, allein er wußte nicht, welche die rechte ſei, und ſagte alſo lieber nichts. Emilie fuhr ſtockend fort: Was mich betrifft, ſo fühle ich wohl, daß ein ſolcher Dienſt nur dadurch vergolten werden kann, daß man ſich ſeiner zeit-

lebens mit warmer Dankbarkeit erinnert, und das werde ich, gewiß, das werde ich!"

Eine zweite ſtumme Verbeugung war die Antwort, bei der es Woldemar jedoch wagte, die Augen aufzuſchlagen, in die ſeine ganze Seele ſich gelagert hatte.

»Aber mein Vater," ſo ſprach Emilie weiter, und man ſpürte deutlich, daß eine gewiſſe Beklemmung ihre Zunge hemmte, »mein Vater hat geglaubt, ſeinen Dank noch auf eine andere Weiſe ausdrücken zu müſſen. In Ihrem Stande, in Ihrem Alter, ſo meint mein Vater, ſehne man ſich oft nach Vergnügungen, die nur Wohlhabenheit gewähren kann. Der Fürſt bezahle ſeine Diener etwas karg. Meinem Vater iſt der Gedanke peinlich, daß der Retter ſeiner Tochter an irgend etwas Mangel leiden ſolle; darum bittet er, ihm zu vergönnen, daß er, für die groſſe Freude, die Sie ihm gemacht, zu Ihren kleinen Freuden etwas beitragen dürfe."

Mit ſichtbarer Anſtrengung hatte ſie dieſe Rede vollendet, allein das Schwerſte war noch übrig, die Gabe ſelbſt ihm einzuhändigen. Sie zog bei den letzten Worten einen, von dunkelbrauner Seide und Silberfaden zierlich geſtrickten Beutel hervor, doch ihre Hand zuckte, nicht um die Welt hätte ſie den Beutel ihm reichen können. Sobald Woldemar ihn erblickte, und ihre Abſicht errieth, überzog eine Glut ſeine Wangen, ſeine Stirn, und ein edler

Unwille sprühte aus seinem Auge. »Um Gotteswillen!" stammelte er, »lassen Sie mich nicht so tief fühlen, wie wenig ich für Sie gethan habe. Bin ich denn nicht schon reich belohnt durch den herzerhebenden Gedanken, das liebenswürdigste Wesen in der ganzen Natur aus einer Gefahr befreit zu haben? Und vergilt mir denn nicht schon dieser Augenblick, in dem ich Sie sehen, zu Ihnen sprechen darf? — Wohlan, gnädige Gräfin, wenn Sie Ihre Güte vollenden wollen, so gewähren Sie mir Verzeihung für ein kühnes Bekenntniß —"

Er hielt inne und Emilie erschrack. Ein kühnes Bekenntniß? Was konnte er damit meinen?

»Während der wenigen Minuten," fuhr Woldemar schüchtern fort, „die ich allein in Ihrem Zimmer verweilte, hab ich einen Raub an Ihnen begangen. Verwandeln Sie diesen Raub in ein Geschenk und Sie entlassen einen Glücklichen."

Kaum wagte Emilie ein fragendes Auge auf ihn zu richten. Er zog das grüne Bändchen hervor und deutete auf das Buch. Emilie erholte sich und lächelte. »Meine alte Gouvernante hat das Band da hinein gelegt," sagte sie, »doch wenn eine solche Kleinigkeit Werth für Sie haben könnte, so würden Sie den Beutel nicht verschmähen, den ich selber strickte." Sie sah bei diesen Worten in ihre flache Hand, auf der der Beutel ruhte.

Haſtig ſtreckte Waldemar die ſeinige aus, ließ das Band fallen und ergriff den Beutel. »Sie machen mich plötzlich reich,« ſagte er mit dem innigſten Gefühl; »doch ſoll ich mit der Hoffnung mir ſchmeicheln dürfen, Ihre Achtung zu gewinnen, ſo erlauben Sie mir, von dieſem köſtlichen Geſchenke Alles zu trennen, was ihm fremd iſt, und in meinen Augen, meinem Herzen deſſen Werth verringern könnte. Gewähren Sie mir den hohen Genuß, wenigſtens Einmal in meinem Leben an Ihrer Wohlthätigkeit Theil nehmen zu dürfen. Ich muß meine ganze Kühnheit bekennen, auch jenen zerriſſenen Brief auf Ihrem Stickrahmen habe ich geleſen. Erlauben Sie mir, die arme Familie, die Sie Ihres Mitleids werth fanden, in Ihrem Namen noch einmal zu beſchenken.« Bei dieſen Worten ſchüttelte er die Goldſtücke auf den Brief, drückte dann den Beutel an ſein Herz und ſein Auge wurde feucht.

Auch in Emiliens ſchönem Auge ſchwamm eine Thräne. Waldemar ſah es. Er konnte nicht mehr ſprechen; ſie auch nicht. Er verbeugte ſich und wollte gehen. Sie reichte ihm die Hand zum Kuß, er drückte ſie heftig an ſeine Lippen und ſtürzte hinaus.

Ein neues Leben war in ihm erwacht. Der Beutel wurde für ihn zum Talisman, der vor allem Böſen ihn bewahrte, und mit allen ſeinen Maſchen, gleichſam als mit tauſend Augen, beſtändig in ſein Herz ſchaute. Edle

Liebe schützt am sichersten eines Jünglings Reinheit. Woldemar's vormaliger, oft kecker Muthwille verwandelte sich in sanfte Munterkeit. Daß er liebte, wußte er selbst nicht recht, er wußte nur, daß ihm wohl war, wenn er Emilien sah.

Das geschah jetzt öfter, denn als sie ihr sechzehntes Jahr erreicht hatte, wurde sie zum ersten Male bei Hofe präsentirt. Der Page stand hinter der Fürstin, als die Oberhofmeisterin ihr die reich geschmückte junge Gräfin vorstellte, die, mit Diamanten bedeckt, doch minder reizend schien, als in dem leichten Morgenkleide, in dem sie ihm stets vor Augen schwebte. Sie wurde zur Tafel gezogen und saß der Fürstin gegenüber. Woldemar hätte sie so gern bedient, allein er durfte nicht von dem Sessel der Fürstin weichen, die doch an diesem Abend Manches zweimal fordern mußte, weil ihr Page in Emiliens Anschauung sich oft vergaß.

Auch die schöne junge Gräfin hatte ihn gleich beim Eintritt in den Saal bemerkt, und freundlich gegrüßt, worüber ihr Vater am andern Morgen ihr bittere Vorwürfe machte. Einen Pagen grüßen! ein Mädchen dieses Alters und Ranges, das zum ersten Male bei Hofe erschien! hat man je dergleichen gesehen!

Aber lieber Vater, ich bin ihm doch fürwahr großen Dank schuldig? wie könnte ich Stolz gegen ihn äußern?"

»Ich denke,« sagte der hochwürdige Günstling, »für den kleinen Dienst, den er dir erwiesen, ist er reich bezahlt worden. Ich begehre ja auch nicht von dir, daß du ihn mit Stolz behandeln sollst, ich will, daß du ihn gar nicht bemerkest; ich will, daß du dir die Kunst zu eigen machest, Leute zu übersehen, mit welchen sich zu unterhalten lästig oder unschicklich sein würde.«

Aber Emilie lernte diese Hofkunst nicht, nur beobachtete sie sich genauer in ihres Vaters Gegenwart, wußte jedoch immer einen Augenblick zu stehlen, in dem sie ihren Pagen, wenigstens durch einen Wink, freundlich grüßte, und es wurde ihr um so leichter, den bequemsten Augenblick zu wählen, da sie sicher sein konnte, Woldemar's Augen stets auf sie geheftet zu finden. Er erwiederte solche Winke jedesmal durch eine ehrerbietige, halb verstohlene Verbeugung, und diese stillen Unterhaltungen währten wohl ein ganzes Jahr. Nie wurde ein lautes Wörtchen zwischen ihnen gewechselt.

Nun trug sich eine Begebenheit zu, welche, dem Pagen nicht unrühmlich, ihn auf vierundzwanzig Stunden zum Gespräch des ganzen Hofes machte. Es waren nämlich, einige Meilen von der Hauptstadt, acht fast verhungerte Menschen in einem Boote gelandet, und bettelnd in ein Dorf gekommen, wo Niemand ihre Sprache verstand. Der Gerichtshalter des Dorfes schickte die Fremdlinge in

die Residenz, wo gleich am Thore tausend neugierige Pflastertreter sie umringten und bis zu der Hauptwache begleiteten. Doch unter den Tausenden war auch nicht Einer, der ihre kauderwelsche Mundart jemals vernommen hatte. Der wachhabende Offizier meldete den Vorfall dem Fürsten, der die Leute in einen groſsen Saal kommen ließ, ihre fremde Tracht, ihr gelbes Haar betrachtete, sie unter sich sprechen hörte und wünschte, daß doch irgend Jemand an seinem Hofe sie verstehen möchte. In diesem Augenblicke trat Woldemar herein, und kaum hatte er einige Worte aus dem Munde der Fremdlinge vernommen, so redete er sie auf esthnisch an. Die armen Leute waren entzückt, ihre Muttersprache zu hören; sie drängten sich zu ihm, sie umfaßten nach ihrer Landessitte seine Knie, und erzählten, daß sie von der Insel Oesel auf Fischerei ausgegangen, durch einen Sturm in die hohe See verschlagen, eine ganze Woche herumgetrieben worden, und in immerwährender Gefahr geschwebt, durch Hunger oder in den Wellen umzukommen.

Woldemar wurde nun ihr Dolmetscher und stellte ihre ausgestandene Noth dem Fürsten so beweglich vor, daß dieser auf der Stelle befahl, sie einige Tage gut zu bewirthen, und dann, mit hinlänglichem Reisegelde versehen, sie in ihr Vaterland zurück zu senden. Er bemerkte bei dieser Gelegenheit zum ersten Male seinen Pagen, der ihm erklären mußte, wie er zu der Kenntniß der esthnischen

Sprache gelangt. Der Erbprinz klopfte ihn freundlich auf die Schulter, und sagte: bravo, mein lieber Fels!

Woldemar empfand eine herzliche Freude über diesen Zufall, ohne zu ahnen, welche wichtige Folgen er noch nach sich ziehen würde. Er besuchte die Insulaner täglich, so lange sie in der Hauptstadt ihre Kräfte zu der weiten Fußreise sammelten; er sorgte dafür, daß ihnen Alles gereicht wurde, was der Fürst befohlen, und unterrichtete sie, welchen Weg sie zu nehmen hätten; ja, er ließ auch seine alte Amme nach der Stadt kommen, damit sie einmal unter ihren Landsleuten sich letzen und diese hinwiederum in der Fremde einer Bekannten sich erfreuen möchten. Dafür segneten sie am Abend vor ihrer Abreise den wackern jungen Herrn, und er riß sich gerührt von ihnen los.

Es war schon dunkel, als er langsam und über das Abenteuer nachsinnend, nach dem Schlosse zurückkehrte. Da begegnete ihm ein verschleiertes Frauenzimmer, das ihn schüchtern fragte, ob er der Baron Fels sei? — Er stutzte und bejahte es. »So folgen Sie mir geschwind zu meiner Gebieterin, die etwas sehr Wichtiges mit Ihnen zu sprechen hat.«

»Wer ist deine Gebieterin?«

»Die junge Gräfin Hohenberg.«

Erschrocken verstummte Woldemar bei diesen Worten und folgte dem Mädchen schweigend. Aber was in sei-

ner Seele vorging, war ein seltsames Gemisch von freudig-ängstlicher Erwartung und einer Art von Unzufriedenheit mit dem Schritte, den Emilie, sein hohes Ideal der Sittsamkeit, sich erlaubte. Das Mädchen führte ihn in eine enge Straße, an welche die hintere Seite des gr..flichen Palastes stieß, schloß ein Pförtchen auf und zog ihn eine dunkle Wendeltreppe hinauf bis an eine Thür, vor welcher ein düsteres Lämpchen brannte. Hier klopfte sie dreimal leise, und die Thür that sich auf; Emilie selbst hatte sie geöffnet. Sie war so bleich als damals, da die wilden Rosse mit ihr durchgingen. Sie winkte den Pagen zu sich herein; dem Mädchen befahl sie, vor der Thür zu wachen.

Der Jüngling, dem die ganze Begebenheit ein Traum dünkte, gewann kaum so viel Fassung, sie zu begrüßen.

»Sie werden erstaunen, Herr von Fels,« hub sie leise an, »daß ich um diese Zeit und auf eine so ungewöhnliche Weise Sie zu mir eingeladen; der Schritt, den ich thue, ist blos eine Folge des Vertrauens, welches Sie mir eingeflößt haben. Ich thue ihn, weil ich kein anderes Mittel weiß, um unsern vortrefflichen Erbprinzen zu retten. Mein Vater war diesen Nachmittag bei mir. Ich mußte ihm, wie ich oft zu thun pflege, auf der Harfe vorspielen. Während dieser Unterhaltung wurde ihm ein Offizier gemeldet, der mit Depeschen als Kourier aus unserer Festung Kramm-

burg kam. Er ließ ihn in mein Kabinet rufen, las dort einen Brief, und unterhielt sich dann lange, bald flüsternd, bald ziemlich laut, mit dem Ueberbringer. Ich fantasirte indessen im Nebenzimmer auf meiner Harfe; auf mich gab man nicht Acht, so wenig als ich anfangs auf das Gespräch. Doch als ich einige Male den Namen des Prinzen nennen hörte, wurde ich aufmerksam, und ob es mir gleich unmöglich war, den Zusammenhang des Gesprächs zu fassen, so vernahm ich doch genug, um zu errathen, daß diesem liebenswürdigen Fürsten eine große Gefahr drohe. Als mein Vater den Offizier beurlaubte, sagte er ihm noch einmal: morgen früh Punkt fünf Uhr. Er blieb noch eine Weile bei mir, ließ mich spielen, war aber sehr zerstreut, und verließ mich endlich mit düsterer Stirn. Als er fort war, fand ich in meinem Kabinete den Brief, den er nachlässig auf mein Fortepiano geworfen, vermuthlich weil er wußte, daß Niemand ihn lesen könne, denn er ist in Ziffern geschrieben. Ich hielt das Unglückspapier zitternd in meiner Hand, und mich quälte der heftige Wunsch, es unserm wackern Prinzen in die Hände zu spielen — aber wie? — welchem meiner Leute sollte ich mich vertrauen? und welcher würde, ohne Aufsehen, bis zu ihm gedrungen sein? — Plötzlich fielen Sie mir ein. Baron Fels, dachte ich, kann zu jeder Stunde sich ihm nahen; er ist ein zuverlässiger junger Mann, und wird weder den Prinzen, noch mich verrathen. Jetzt wissen Sie Alles. Hier ist der Brief. Eilen

Sie nach Hofe und täuschen Sie mein herzliches Vertrauen nicht."

Sie sprach die letzten Worte süß bittend, und reichte ihm das Papier. Er stürzte zu ihren Füßen, er betheuerte, noch nie habe er diesen Muth, diesen Stolz empfunden: er drückte zum zweiten Male ihre schöne Hand an seine Lippen, er fühlte einen leisen Druck und fast betäubt verließ er sie.

Es wurde ihm nicht schwer, den Prinzen sogleich aufzufinden, der um diese Zeit in seiner Bibliothek zu lesen pflegte. Er erzählte hastig, was ihm so eben begegnet, lieferte den Brief in des Prinzen Hände, und schwur zugleich mit jugendlichem Feuer, ihn nicht zu verlassen, im Nothfall sein Blut für ihn zu verspritzen. Der Prinz drückte ihm schweigend die Hand, warf einen Blick auf den Brief und ging einige Male auf und nieder. Dann hub er an: »Ich habe längst etwas dergleichen erwartet. Die unselige Spannung zwischen mir und meinem Vater, die von eigennützigen Ohrenbläsern täglich höher getrieben wurde, mußte endlich eine für mich traurige Katastrophe herbei führen. Ein Unglück steht mir bevor, aber welches? Der Brief ist in Ziffern geschrieben, ich kann ihn nicht lesen, und unter den wenigen Vertrauten, die ich besitze, ist keiner, der die Kunst zu dechiffriren versteht; ich weiß also nicht einmal, worauf ich mich vorzubereiten habe."

„Wenn Ew. Durchlaucht mir erlauben wollten," sagte Woldemar haſtig, „ich verſtehe zu dechiffriren."

„Iſt's möglich!" rief der Prinz, „geſchwind ſetzen Sie ſich!"

Woldemar ſetzte ſich und brachte in Kurzem Folgendes heraus: der Brief war von dem Kommandanten von Krammburg geſchrieben. Er meldete darin dem Grafen, daß er, ſeinen Befehlen gemäß, die Zimmer für den Prinzen ſo eingerichtet habe, daß durchaus Niemand zu ihm gelangen könne, und nun erwarte er den hohen Gefangenen, für den er mit ſeinem Kopfe haſte.

Ein Laut des Unwillens entfuhr dem Prinzen, doch erlaubte er ſich keine Klage, kein böſes Wort gegen ſeinen Vater. Düſter ſchweigend ging er auf und nieder. „Mein Prinz," hub endlich Woldemar an, „Sie haben keine Zeit zu verlieren. Morgen früh Punkt fünf Uhr! das waren des Grafen letzte Worte zu dem Offizier, der die Depeſche brachte. So eben hat die Schloßuhr neun geſchlagen. Uns bleiben vier bis fünf Stunden, um Ihre Flucht vorzubereiten. Fliehen Sie, um Gotteswillen! Sie wagen ſonſt Ihre Freiheit auf viele Jahre, vielleicht gar Ihr Leben!

Der Prinz blieb vor ihm ſtehen und ſah ihn eine Weile nachdenkend an. „Sie haben Recht," ſagte er, „hier wäre

mein kindlicher Gehorsam zu weit getrieben; meine Flucht erspart meinem Vater eine Uebereilung — aber die Zeit ist zu kurz — ach, zu kurz!"

»Nicht doch, mein Prinz!" rief Woldemar, »nennen Sie mir nur einige Personen, auf die Sie sich verlassen können."

»Ich habe Niemanden als meinen Kammerdiener, meinen Stallmeister, und — (fügte er mit Rührung hinzu) und Sie, lieber Fels!"

Woldemar ergriff seine Hand und drückte sie mit beiden Händen an seine Brust. »Wenn die Männer, die Sie mir genannt haben, Ihnen so treu ergeben sind, als ich, so sind Sie gerettet. Spätestens um zwei Uhr nach Mitternacht halten Sie sich bereit."

Mit diesen Worten eilte er hinaus, suchte den Stallmeister, suchte den Kammerdiener, fand beide willig, jede Gefahr mit ihrem guten Herrn zu theilen, berieth sich mit beiden über die Mittel zur Flucht, traf alle nöthigen Veranstaltungen, und sagte oft bei sich selber: es war doch gut, daß ich dechiffriren gelernt. Noch vor zwei Uhr holte er den Prinzen ab, der, in einen Soldatenmantel verhüllt, unbemerkt aus dem Schlosse schlich. Am Thore gab Woldemar vor, er müsse, auf Befehl des Fürsten, den Leibarzt holen, der in einem Garten in

der Vorstadt wohnte. Draußen fand der Prinz den Stallmeister und den Kammerdiener, beide zu Pferde, und auch für ihn und Woldemar standen zwei muntere Rosse bereit. Sie schwangen sich darauf und sprengten fort, der nächsten Grenze zu.

Als nun um fünf Uhr Morgens die Wache den Prinzen aufheben wollte, er vermißt wurde, und Lärm im Schlosse entstand, hatten die Flüchtlinge schon einen ziemlichen Vorsprung gewonnen. Aber nun ließ der tobende Fürst alle seine Husaren aufsitzen, und sandte sie truppweise auf alle Straßen, mit dem gemessenen Befehl, den entwichenen Sohn ihm lebendig oder todt zu liefern. Der Prinz und seine Begleiter hatten ihre Pferde so angestrengt, daß sie nach einigen Stunden ermüdeten, und kaum mehr von der Stelle wollten.

„Haben wir nur erst den Wald erreicht," sagte der Stallmeister, „so lenken wir ab von der Straße und suchen im Gebüsch ein entlegenes Plätzchen, wo wir uns und die Pferde in Sicherheit erquicken, auch wohl den Einbruch der Nacht abwarten können." Aber bis zu diesem Walde war noch eine starke Meile, und die Pferde, die außer ihren Reitern noch wohlbepackte Mantelsäcke trugen, schleppten sich Schritt vor Schritt, oft strauchelnd vorwärts.

Sie befanden sich jetzt auf einer weiten Ebene, als sie plötzlich in der Ferne hinter sich Staubwolken aufsteigen

sahen. Ihnen ahnete nichts Gutes. Vergebens warfen sie die Blicke ringsumher, um einen Schlupfwinkel zu erspähen. Der Staub wälzte sich immer näher — es war ein Detaschement von zehn Husaren — man sah bald ihre Säbel blinken.

»Freunde,« sagte der Prinz, »wir können hier nicht ausweichen; aber bei Gott! ich werde nicht lebendig in ihre Hände fallen. Das Schicksal, welches mir bevorstünde, wäre härter als der Tod. Rettet euch, wenn ihr könnt! laßt mich hier allein, nur mich suchen sie, und wenn sie mich erblicken, so werden sie euch nicht weiter verfolgen.« Mit diesen Worten wandte er sein Pferd, und zog seine Pistolen aus den Halftern. Keiner wollte ihn verlassen, Alle wandten ihre Rosse gegen den Feind, Alle zogen ihre Pistolen, und bereiteten sich zu einer blutigen Gegenwehr.

Das Detaschement sprengte heran. Als der Offizier an dessen Spitze den Prinzen in dieser Verfassung sah, gebot er Halt! näherte sich ehrerbietig, machte ihm seine Ordre bekannt, und bat ihn flehentlich, da er übermannt sei, nicht unnützerweise sein Leben in Gefahr zu setzen. Der Prinz achtete seine Bitte nicht, sondern befahl ihm stolz, zurück zu weichen, und ihn ungehindert seine Straße ziehen zu lassen. »Erinnern Sie sich,« rief er ihm zu, »daß ich einst Ihr Fürst sein werde.«

„Dann werde ich Ihnen dienen," antwortete der Offizier, „eben so treu, als ich jetzt Ihrem Vater diene. Zum letzten Male, ergeben Sie sich!"

Als nun der Prinz bestimmt erklärte, nur seines Leichnams könnte er habhaft werden, da gab der Offizier Befehl zum Angriffe. Der Prinz und seine Begleiter lösten ihre Pistolen, verwundeten aber nur zwei Husaren. Der Offizier ließ nicht schießen, sondern attakirte sie mit dem Säbel in der Faust, weil er sie durchaus lebendig fangen wollte. Sie hatten rasch auch die ihrigen gezogen, und wehrten sich verzweifelt. Aber schon war der Stallmeister im Kopfe, der Prinz im Arme verwundet, und die Gefangenschaft im nächsten Augenblicke schien unvermeidlich — siehe, da zogen eben die acht Esthländer ihres Weges daher. Kaum erblickte sie Woldemar, als er in esthnischer Sprache ihnen zurief: Zu Hilfe, meine Freunde! zu Hilfe!

Diese Stimme, die von den dankbaren Esthen sogleich erkannt wurde, feuerte sie plötzlich zum Kampfe an. Mit aufgehobenen Knütteln stürzten sie von hinten auf die Husaren, die sich eines solchen Ueberfalls nicht versahen, warfen einige von ihren Pferden, lähmten anderen durch ihre kräftigen Streiche die Arme, während der Prinz und seine Gefährten, durch diesen Beistand neu ermuthigt, mit der Stärke der Verzweiflung auf sie einhieben. In wenigen Minuten war der Kampf entschieden. Zwei der Husaren

entrannen; die übrigen, zwar Alle nur leicht verwundet, konnten den Kampfplatz nicht verlassen, und mußten knirschend sehen, wie die Geretteten, langsam dem Walde zuzogen. »Es war doch gut," sagte Woldemar, »daß ich esthnisch von meiner Amme lernte.

Indessen war die Gefahr noch nicht vorüber, und verdoppelte sich sogar durch die Wunden des Prinzen und des Stallmeisters, die ihnen kaum vergönnten, sich noch auf den Pferden zu halten. Der Letztere, ein ehrlicher alter Mann, wollte zurückbleiben, sich selber ausliefern, um die Flucht seines guten Herrn nicht zu verzögern; allein der Prinz bestand darauf, sein Schicksal zu theilen. Er erinnerte sich einer Försterswitwe, deren Mann vormals bei Hofe als Büchsenspanner gedient, und nachher, auf sein Vorwort, zu einer einträglichen Stelle befördert worden, dessen Kind er auch aus der Taufe gehoben. Der Mann war vor Kurzem gestorben, das hatte der Prinz zufällig erfahren, allein vermuthlich lebte die Witwe noch in der Försterswohnung, die in einem abgelegenen Theile des Waldes befindlich war. Der Prinz hatte ein paar Male dort gejagt, und hoffte den Weg dahin wohl noch wieder zu finden, wenn nur die lechzenden Pferde nicht umfielen, oder seine und des Stallmeisters blutende Wunden so lange unverbunden bleiben konnten.

Für beides wußte Woldemar Rath. Als sie den Wald erreicht, und von den wackern Esthen sich getrennt

hatten, bogen ſie in's Dickicht, einige hundert Schritte von der Landſtraße, und lagerten ſich unter alten Eichen. Der Page öffnete ſeinen Mantelſack und holte ein kleines chirurgiſches Beſteck, weiche Leinwand und Scharpie heraus, während der Kammerdiener dem Prinzen den Ermel aufſchnitt, und den verwundeten Arm entblößte, der nun, zum größten Erſtaunen der drei Zeugen, von Woldemar geſchickt verbunden wurde, worauf dieſer auch an den Stallmeiſter ſeine Kunſt übte.

Freilich hatte er weder Salben noch Pflaſter bei ſich, obſchon er beim Einpacken wohl daran gedacht, daß dergleichen nöthig werden könnte; aber er getraute ſich nicht in der nahen Hofapotheke ſolche Mittel zu fordern, aus Furcht, Aufſehen zu erregen: dennoch verſprach er dem Prinzen, wenn ſie in der Förſterswohnung einen ſichern Aufenthalt für einige Tage fänden, ihn und ſeinen Begleiter wenigſtens ſo weit herzuſtellen, daß ſie, ohne Gefahr der Verſchlimmerung ihrer Wunden, die Grenze erreichen könnten. Für jetzt empfahl er ihnen Ruhe, und führte unterdeſſen die Pferde an grasreiche Plätze, wo er ſie abzäumte und weiden ließ.

Der erſchöpfte junge Fürſt entſchlummerte ſanft, und als er gegen Abend neu geſtärkt erwachte, fand er die geſättigten Roſſe bereit, ihn und ſeine Gefährten weiter zu tragen.

Es war ſchon dunkel, als ſie an der öden Förſterswohnung anlangten, in welcher, außer der Witwe, ihrem Kinde, einer Magd und einem Jägerburſchen (der zum Glück aber abweſend war) keine menſchliche Seele hauſte. Die arme Frau erkannte ihren gütigen Herrn augenblicklich, und nahm ihn weinend auf. Freilich galten ihre Thränen mehr noch dem Verluſte ihres Gatten, deſſen Andenken ſeines Gönners Anblick erneuerte, als dem Unglück des jungen Fürſten; aber eben dieſes Andenken rief auch die Wohlthaten des Prinzen lebhaft in ihr Gedächtniß zurück, und ſie bot alle ihre Kräfte auf — leider reichten dieſe nicht weit — um ſich dankbar zu beweiſen. Aber aus jedem Winkel ihrer Hütte ſchaute die bitterſte Armuth hervor, denn ihr verſchwenderiſcher Mann hatte ihr nur Schulden hinterlaſſen. Die beſte Stube im Hauſe räumte ſie dem verehrten Gaſte, ihr eigenes Bettzeug trug ſie herbei; aber Eine Beſchwerde konnte ſie nur ſehr unvollkommen abhelfen. Die beiden Fenſter nämlich, durch welche dieſe Stube ihr Licht empfing, hatten keine Scheiben und ein rauher Herbſtwind pfiff herein, deſſen nachtheilige Wirkung für des Prinzen Geſundheit Woldemar mit Recht fürchtete. Zwar ſuchte die Witwe manchen alten Sack hervor, um die Oeffnungen zu verſtopfen, allein der Wind verhöhnte ihre Bemühungen, und, während ſie an der einen Seite ihm den Eingang verſperrte, bohrte er ſich an der andern wieder ein Loch, und blies ihr ſpottend das Licht aus.

»Ach!« sagte sie entschuldigend, »mein seliger Mann wollte diese Stube wieder recht fein und gemächlich in Stand setzen, hatte auch schon, als er das letzte Mal nach der Stadt ging, ein paar große Glastafeln mitgebracht, die wohl hingereicht hätten, alle diese Scheiben auszubessern, aber lieber Gott! da stehen sie nun auf dem Boden. Er mußte gleich am andern Morgen sich zu Bette legen, und ist nicht wieder aufgestanden.«

»Ihr habt Glastafeln im Hause?« fragte Woldemar hastig, »o geschwind gebt sie her! ich will Euch die Fenster repariren.«

»Ei, wenn der junge Herr das könnte —« sagte die Frau, und holte ihre Tafeln, während der Page bereits seinen Diamant aus dem Mantelsacke hervorgesucht, und, ehe eine Stunde verging, prangten die Fenster mit lauter neuen Scheiben, die zwar statt des Kittes vor der Hand nur mit Brotteig verschmiert wurden, aber doch kein Lüftchen durchließen.

»Sie sind ein Tausendkünstler,« sagte der Prinz.

»So nannte man mich schon als Knabe,« erwiederte Woldemar lächelnd, empfahl ihm Ruhe und ging in den Stall, wo er bei den Pferden sich eine Streu machte, um gleichfalls einige Stunden des lang entbehrten Schlafes zu genießen. Schnell und sanft entschlummerte er, von dem Gedanken eingewiegt: es war doch gut, daß ich

dem ehrlichen Glaser ein wenig in sein Handwerk pfuschte.

Mit der Morgenröthe stand er wieder auf, lauschte an des Prinzen Thüre, guckte durch das Schlüsselloch, sah, daß er noch ruhig schlief, und eilte in den Wald, um heilende Kräuter zu suchen. Zwar fand er nichts weiter als das Wollkraut (Verbascum) und die sogenannte Neunmannskraft (Verbascum lichnoides), allein er wußte, daß beide Pflanzen lindernde, erweichende, schmerzstillende Kräfte bergen, und daß dem gepulverten Kraute auch wildes Fleisch in den Wunden weicht. Zufrieden mit seinem Funde eilte er wieder heim, segnete den alten Förster seines Vaters, der ihm die Heilkräfte so mancher Pflanze kennen gelehrt, und bereitete eine Salbe, mit der er seine Verwundeten beim Erwachen überraschte.

Sie that treffliche Dienste, und schon am andern Morgen hätte der Prinz ohne Gefahr seine Reise fortsetzen können: doch in dem Rathe, den er deshalb mit seinen Gefährten pflog, wurde für besser gehalten, noch einige Tage in diesem Schlupfwinkel zu verweilen, bis die überall herumstreichenden Verfolger die Flüchtlinge nicht mehr in dieser Gegend vermuthen würden. Aber wo sollten sie Nahrungsmittel herbekommen? — Das Wenige, was die Witwe im Hause hatte, war schon am ersten Abend verzehrt worden. Der Prinz gab ihr eine Hand voll Gold-

ſtücke, und bat ſie, in der Nachbarſchaft irgend etwas einzukaufen, wovon ſie einige Tage leben könnten, und zugleich mit Vorſicht Nachrichten einzuziehen, welche Folgen ſeine Flucht veranlaßt habe.

Sie ging in ein Dorf, anderthalb Meilen von ihrer Wohnung entlegen. Die hungrigen Gäſte erwarteten ihre Zurückkunft mit großem Verlangen. Es war ſchon dunkel, als ſie erſchien, einen Korb mit Eiern am Arme tragend, und einen ziemlich wohlbeleibten Ochſen vor ſich her treibend. Sie machte tauſend Entſchuldigungen, daß ſie kein geſchlachtetes Fleiſch gebracht, welches man ſogleich hätte in den Topf ſtecken können, aber ihre Kräfte reichten nicht hin, es zu tragen. Sie hätte freilich einen Burſchen miethen können, allein das war gefährlich; folglich mußte ſie wohl, wenn ſie Proviant für mehrere Tage mitbringen wollte, ihre Zuflucht zu einem Ochſen nehmen, der auf eigenen Beinen ſich fortbewegte.

Für den erſten Hunger dienten die Eier. Während dieſe faſt verſchlungen wurden, ſchlachtete ſie den Ochſen, und nun begab ſich Woldemar in die Küche, band eine reinliche Schürze vor, ſchickte ſich an, der Kunſt Ehre zu machen, die er ſeiner Mutter ſo oft abgelauert, und ſagte zu ſich ſelber: wie würde mein Bruder lachen, wenn er mich hier vor dem Herde ſtehen ſähe. Er kochte Suppen, die wenigſtens den hungrigen Gäſten recht ſchmackhaft vorkamen.

Während dem Kochen fiel ihm ein, daß sie wohl noch öfter in dieselbe Verlegenheit gerathen könnten, und da der Ochse in den wenigen Tagen doch unmöglich aufzuzehren war, so wandte er flugs ein Viertel desselben an, um einige Suppentafeln daraus zu bereiten, die er trocknete und verwahrte.

Die Witwe hatte die untröstliche Nachricht mitgebracht, daß die Husaren auf allen Straßen herumschwärmten, und daß in allen Dörfern gedruckte Plakate angeschlagen worden, die jeder Obrigkeit, und sogar jedem Bauer zur Pflicht machten, den flüchtigen Prinzen zu ergreifen, wo er sich blicken ließe. Was war zu thun? — Noch länger hier zu verweilen, schien nicht minder gefährlich, als die Flucht auf bekannten Straßen fortzusetzen; denn wie leicht konnten einige Husaren auch in dieser Gegend sich verirren.

Des Försters Witwe erzählte ihnen, daß der Wald, da, wo er von der Landstraße durchschnitten werde, sich bald endige, hingegen seitwärts fast bis an die Grenze sich erstrecke. Wenn sie diesen Weg einschlagen wollten, so würden sie am äußersten Ende des Waldes nur noch ein einziges Dorf zu passiren haben, und eine kleine Meile weiter fänden sie dann den breiten Strom, der die Staaten des Fürsten von dem benachbarten Königreiche trennte.

Augenblicklich beschloß der Prinz, diesen fast ungebahnten Pfad zu wählen. Die Witwe selbst zeigte ihm den schmalen Hohlweg, und lief so lange neben dem Pferde her, als ihre Kräfte es verstatteten. An einem Kreuzwege wiederholte sie nochmals umständlich ihren Unterricht, küßte weinend die Hand des Prinzen, empfing eine reiche Vergeltung und verschwand.

Die Flüchtigen ritten bei Mondenschein die ganze Nacht hindurch. Als es aber Tag geworden, und sie nun Alles genauer beobachten konnten, trafen die Kennzeichen nicht mehr zu, welche die wackere Frau ihnen angegeben, und mit Schrecken vergewisserten sie sich immer mehr und mehr, daß sie sich verirrt hatten.

Woldemar verlor die Geistesgegenwart nicht. Er hatte sich vor allen Dingen die Himmelsgegend gemerkt, nach welcher sie ihren Lauf richten mußten. Das Wetter war freilich sehr trübe, die Sonne in einen undurchsichtigen Schleier verhüllt; allein, der als Knabe empfangenen Lehren eingedenk, untersuchte Woldemar die Rinde der Bäume, die an der Nordseite dem Kundigen eine fühlbare Rauheit darbieten. Mit Hilfe dieser Erfahrung warf er sich jetzt zum Geleitsmanne auf, und als die irrenden Ritter fast erschöpft gegen Abend einige Köhler antrafen, die von der Flucht des Prinzen noch nichts wußten, fand es sich, daß der Page sie ganz recht geleitet. Zwar waren sie

während der Nacht sehr weit vom rechten Wege abgekommen, und daher jetzt noch immer vier starke Meilen vom Ende des Waldes entfernt, weßhalb sie die Hoffnung aufgeben mußten, es noch an diesen Tag zu erreichen, denn weder sie, noch ihre Rosse waren im Stande, sich weiter fortzuschleppen; Menschen und Pferde lechzten nach Erquickung.

Die Köhler saßen eben um ein einladendes Feuer, hatten einen Kessel mit Wasser zum Kochen darüber gehängt, und reinigten einen Haufen Schwämme, die sie zum Abendbrote gesammelt hatten. Der Prinz, dem diese Speise auch selbst an der fürstlichen Tafel als Leckerbissen willkommen gewesen, lagerte sich um so begieriger zu den von Ruß geschwärzten Waldbewohnern, um an ihrer Mahlzeit Theil zu nehmen, und eben sollten die Schwämme in den Kessel geworfen werden, als Woldemar, sie zuvor betrachtend, plötzlich rief: »Um Gotteswillen! daß Niemand davon esse! sie sind giftig!«

Alle erschracken und schauderten vor der Gefahr, deren traurige Opfer sie, ohne des Pagen jugendliche Lernbegier, geworden sein würden. Man trug die Schwämme in einen nahen Sumpf. Aber nun war auch nichts weiter zu essen übrig, als einige Stücke schwarzes Brot. Die Hungrigen sahen einander traurig an. Da zog der Page seine Suppentafeln aus der Tasche, warf sie in den Kessel, brockte das

Brot dazu, und in wenigen Minuten wurde sämmtlichen Gästen eine kräftige Suppe aufgetischt, die sie mit hölzernen Löffeln begierig in sich schlürften. Dann lagerten sich die Flüchtlinge um das Feuer, und schlummerten sanft der Hoffnung entgegen, am andern Tage auf fremdem Boden zu schlafen.

Als kaum die Sonne die Wipfel der Bäume erleuchtete, saßen sie schon wieder auf, und trabten, von den Köhlern auf's neue unterrichtet, ziemlich wohlgemuth durch den Wald. Dieser wurde gegen Abend immer lichter, und als die Sonne sich zum Untergange neigte, gelangten sie zu den letzten Bäumen, wo ein heftiger Sturmwind ihnen entgegen sauste, den sie im Schutze des Waldes kaum bemerkt hatten. Jetzt, auf einer großen Ebene, wüthete er so heftig, daß die müden Pferde kaum gegen ihn anstreben konnten. Das verrückte den Plan, noch an diesem Abend die fremde Grenze zu betreten.

Zwar lag das letzte Dorf nun wirklich vor ihnen; allein von dort aus noch eine Meile im tiefen Sande, gegen den Sturmwind, den Pferden zuzumuthen, würde ein vergebliches Wagestück gewesen sein. Die Reiter hielten also still, und beriethen sich, wo sie die Nacht zubringen sollten. Sich hinein in das Dorf zu wagen, schien sehr gefährlich; auch wollten sie gern auf jede Erquickung verzichten, und noch einmal unter freiem Himmel liegen, wenn nur die

Pferde Futter fänden. Doch hier gab es keine Weide, rings herum nur eingezäunte Felder.

In dieser Noth die Augen hin und her werfend, erblickte Woldemar in einiger Entfernung einen Bauer, der neben seinem, mit zwei Ochsen bespannten Pfluge stand, und die Hände rang. Einer der Ochsen war umgefallen; um diesen schien der Bauer ängstlich bemüht, und dann wieder in Verzweiflung, daß er ihm nicht helfen konnte. Die Fremdlinge gewahrte er nicht, oder nahm in diesem Augenblicke keine Notiz von ihnen.

Woldemar schlich hinter die Hecke, ihm so nahe als möglich, und bemerkte sogleich, daß der Ochs an einem Uebel litt, welches ohne schleunige Hilfe fast immer tödtlich ward. Er war nämlich aufgeschwollen, vermuthlich von frischem Klee, den er im Uebermaß gefressen. Alsobald eilte Woldemar zurück, versprach dem Prinzen, ihm einen treuen Führer zu verschaffen, holte aus seinem Mantelsack eine chirurgische Nadel, die ihm statt eines Trocar dienen sollte, und war in zwei Sprüngen bei dem Bauer, der sich eben bitterlich weinend auf seinen Pflug gesetzt hatte.

„Euer Ochs ist in Gefahr zu sterben," redete er ihn an.

»Ach! er ist schon so gut als todt!« schluchzte der Bauer; »das ist der dritte, den ich auf diese Weise verliere; ich bin ein ruinirter Mann!«

»Wollt Ihr mir freie Hand lassen,« fragte der Page, »so will ich ihn augenblicklich wieder herstellen.«

»Ach, junger Herr! da würde Er mir eine große Wohlthat erzeigen! aber es ist vergebens! dagegen hilft nichts!«

Ohne sich weiter in Erklärungen einzulassen, senkte Woldemar seine Nadel, zum Schrecken und Erstaunen des Bauern, tief in die Seite des Ochsen, wie er solches in seiner Kindheit von dem geschickten Verwalter auf dem Gute seines Vaters oft gesehen hatte. Sogleich fand die verschlossene Luft einen Ausweg, der Ochse, der kaum noch athmen konnte, erholte sich nach und nach, und ehe eine Viertelstunde verging, stand er munter auf den Beinen.

»Ach, mein lieber junger Herr!« rief der Bauer, »wie kann ich Ihm das vergelten?«

»Ehrlicher Mann,« sagte Woldemar, »das könnt Ihr auf der Stelle. Werdet Ihr die drei Reiter dort unter den Bäumen gewahr? Das sind meine Gefährten, lauter wackere Männer, obgleich wir aus gewissen Ursachen uns verbergen müssen. Wir suchen ein Nachtlager und Futter für unsere Pferde. Beides wollen wir gut bezahlen, wenn

Ihr es so einrichten könnt, daß uns Niemand gewahr wird, und wir vor Tagesanbruch ungehindert an die Grenze kommen mögen."

Der Bauer stutzte, sah ihn lange schweigend an, und dann eben so lange nach der Gegend, wo die Reiter hielten. »Herr!" sagte er endlich, »ich errathe, wer Sie sind. In allen Krügen, vor allen Gerichtsstuben sind gedruckte Zettel angeschlagen, die mir keinen Zweifel übrig lassen. Von allen Kanzeln ist es uns eingeschärft worden, ein wachsames Auge auf Sie zu haben, auch demjenigen eine große Belohnung verheißen, der Sie einfangen würde; aber von unserm Prinzen wird so viel Gutes geredet, und Sie, junger Herr, haben mir eben einen so wichtigen Dienst geleistet, daß ich ein Schurke sein müßte, wenn ich Sie verrathen könnte. Sein Sie ruhig. Es wird schon dunkel. Wir wollen warten, bis die Nacht vollends hereingebrochen, dann führe ich Sie in meine Hütte, die liegt einsam am Ende des Dorfes, da ist Niemand als meine alte Frau und meine todtkranke Schwiegermutter. Den Knecht hab' ich in das nächste Städtchen geschickt, nach einem Wundarzte, welcher der Kranken zur Ader lassen soll. Kommt der auch in der Nacht zurück, so will ich Sie schon verstecken, daß Niemand Sie gewahr werde, und morgen, mit dem Frühesten, mögen Sie in Gottes Namen weiter ziehen."

Mit dieſer tröſtlichen Zuſicherung begab ſich Woldemar zu dem Prinzen, der auf ſein Wort es wagte, dem dankbaren Bauer zu folgen. Von Niemanden bemerkt, erreichten ſie im Finſtern deſſen Hütte, wo ſeine alte Frau bei einer trüben Oellampe hinter dem Spinnrade ſaß, und die Gäſte eben ſo grämlich als neugierig empfing. Sie ſtand auf, ſetzte die Arme in die Seite, betrachtete Einen nach dem Andern vom Kopfe bis zu den Füßen, und murmelte allerlei in den Bart, was den ſcheuen Flüchtlingen verdächtig vorkam. Der Mann, der die ungünſtige Stimmung ſeiner Frau gleichfalls bemerkte, rief ſie in die Kammer, und hatte dort ein ſehr lebhaftes Geſpräch mit ihr, von dem die Gäſte manches erlauſchten, was eben nicht geeignet war, ſie zu beruhigen.

„Wir müſſen gute Miene zum böſen Spiel machen," ſagte Woldemar, „zeigen wir Aengſtlichkeit, ſo verrathen wir uns nur noch mehr." Mit dieſen Worten ſetzte er ſich hinter das Spinnrad der Alten, und fing luſtig an zu ſpinnen. So übel auch dem Prinzen zu Muthe war, ſo mußte er doch bei dieſem Anblicke lachen. Aber ſein Page ließ ſich nicht irre machen. Das Mädchen ſchnurrte wacker, als die Bäuerin mit erhitztem Geſicht aus der Kammer trat. Ihr Auge begann noch zorniger zu glühen, als ſie den Fremden hinter ihrem Spinnrade erblickte, denn ſie vermeinte, er habe aus Muthwillen die Früchte ihres Fleißes verdorben. Mit einem barſchen was macht der Herr da? ſtürzte

sie auf ihn los. Doch wunderbar erheiterte sich ihr Gesicht, als sie sah, daß er nicht allein ganz ordentlich spann, sondern sogar einen weit feinern und gleichern Faden als sie selbst hervor zu ziehen wußte.

»Ei, ei, junger Herr,« sagte sie lächelnd, »Er könnte ja allen unsern Mädchen im Spinnen Unterricht ertheilen. Nun, nun, spinne Er nur immer darauf los, so versäume ich doch nichts, während ich eine Biersuppe für Euch koche, weil mein Mann doch einmal darauf besteht.«

Woldemar versprach ihr, so fleißig zu spinnen, daß sie ihre Freude daran haben sollte, und da die Alte, sich gleichsam vergessend, ihn immer noch freundlich zusah, so dachte er bei sich selbst: es war doch gut, daß ich spinnen lernte.

Sie würde über diesem ihr so neuen Schauspiele vor lauter Kopfwiegen die Küche und ihre kranke Mutter vergessen haben, hätte nicht ihr Mann die unangenehme Botschaft gebracht, der Knecht sei ohne Wundarzt zurück gekommen, weil der Einzige im ganzen Städtchen schon zu andern Kranken berufen gewesen sei. Da erhub sich eine wimmernde Stimme aus einem Winkel, vor dem ein großes Laken hing. Die Kranke seufzte, daß sie den Morgen nicht erleben werde, wenn man ihr nicht zur Ader ließe, und die Bäuerin, ihre Tochter, heulte dazwischen und verwünschte den Wundarzt, der ihre Hoffnung getäuscht.

»Liegt es nur am Aderlaſſen,« rief Woldemar, und ſprang hinter dem Spinnrad hervor, »ſo will ich Euch bald helfen.«

Kaum wollte die Bäuerin ihren Augen trauen, als er behende ſeinen Schnepper hervorzog. Sie meinte, es wäre doch bedenklich, einem ſo jungen Herrn, dem es nicht bei der Wiege geſungen ſei, eine ſolche Operation zu verſtatten. Aber der Mann ſprach mit den Worten: der junge Herr verſteht Alles, ihr und ſeiner Schwiegermutter Muth ein; und als die Kranke vernahm, welche Zauberkunſt er an dem geſchwollenen Ochſen bewieſen, ſo ſtreckte ſie ohne weiteres Bedenken ihren entblößten Arm ihm hin. Er ließ ihr zur Ader, trotz dem beſten Wundarzte, und als ſie kurz darauf ſich merklich erleichtert fühlte, ſo wurde er von der ganzen kleinen Familie faſt vergöttert. Der böſe Gedanke der Bäuerin, den ausgeſetzten Preis zu verdienen, verſchwand gänzlich. Sie trug Alles auf, was ſie hatte. Sie war nun die freundlichſte, ſorgſamſte Wirthin; ſie entfernte den Knecht, dem nicht zu trauen war, unter irgend einem Vorwande, und lauſchte ſelber oft an der Hausthür, ob auch alles im Dorfe ruhig ſei.

Alles war ruhig. Nur der Sturm ſauſte mit verdoppelter Wuth, aber die Gäſte achteten ſeiner nicht unter dem friedlichen Dache, erquickten ſich durch Speiſe und Schlaf, beſtiegen mit Tagesanbruch ihre wohlgefütterten Roſſe,

drückten der Alten einige Goldstücke in die Hand, und schieden gesegnet.

Doch gerade in diesem Augenblicke kam der Knecht nach Hause. Kaum hatte er die Reiter erblickt, als er dem Ersten derselben — es war Woldemar — in den Zügel fiel und aus Leibeskräften schrie. Aber ein kräftiger Hieb mit der Peitsche zwang ihn, los zu lassen; die übrigen sprengten an ihm vorbei und achteten seines Geschreies wenig, weil es im Sausen des Sturmes verhallte. Rasch eilten sie vorwärts, hatten aber noch kein Fünftel des Weges zurück gelegt, als sie die Sturmglocke hinter sich hörten. Nun spornten sie die Pferde aus allen Kräften, flogen durch den tiefen Sand, der zu dem Strome geleitete, und befanden sich bald an dessen Ufern.

Hier, auf dieser wenig besuchten Nebenstraße, war keine Brücke, nicht einmal eine Fähre für das Vieh, sondern nur ein Boot zum Uebersetzen einzelner Wanderer, und der alte Mann, der in einem kleinen Häuschen dicht am Strome wohnte, weigerte sich durchaus, bei diesem Sturme die Ueberfahrt zu wagen. Kein Gold bewegte ihn. Woldemar zog die ungeladene Pistole aus dem Halfter, und drohte ihn zu erschießen. Da versprach er endlich seine Dienste, allein unter dem Vorwande seinen Sohn zu holen, entfernte er sich, kam nicht wieder, und wurde überall vergebens gesucht.

Jetzt war kein Augenblick mehr zu verlieren, denn schon zeigte sich in der Ferne ein dichter Haufe von Bauern, der mit Sensen und Heugabeln bewaffnet, mit großem Geschrei immer näher kam.

»Wir sind verloren,« sagte der Prinz, »keiner von uns hat jemals ein Fahrzeug regiert.«

»Außer mir,« antwortete Woldemar schnell, »steigen Sie ein, mein Prinz, und wenn der Stallmeister und der Kammerdiener nur ein wenig zu rudern verstehen, so hafte ich Ihnen mit meinem Kopfe dafür, daß ich Sie glücklich hinüber bringe.«

Dem Prinzen blieb keine Wahl. Er sprang in das Boot, seine Gefährten ergriffen die Ruder, Woldemar steuerte. Der Sturm brauste, die Wellen gingen hoch, mehr als einmal drohten sie, das kleine Boot zu verschlingen; aber Woldemar stand kaltblütig auf seinem Posten und steuerte so geschickt, daß der Prinz staunend ausrief: »Mensch! wo hast du das gelernt?«

»Von meinem ehrlichen Fischer,« sagte der Page lachend, »es war doch gut, daß ich's lernte.«

Und siehe, schon hatten sie sich glücklich durch die gefährlichste Stelle des Stroms hindurch gearbeitet, und die Bauern standen mit offenen Mäulern am Ufer, und begriffen nicht, wie es möglich sei, daß die vornehmen, zar-

ten Herren mitten im wildesten Sturme ohne irgend eine Hilfe so sicher dahin tanzten. Als sie endlich das Boot am jenseitigen Ufer glücklich landen sahen, lachten sie einander aus, und gingen kopfschüttelnd heim, um dem Herrn Gerichtsverwalter das wundervolle Abenteuer zu berichten.

Kaum hatte der gerettete Prinz den sichern Boden betreten, als er seinen Pagen gerührt in die Arme schloß, mit dem Ausruf: »lieber Fels! das werde ich Ihnen nie vergessen! Ohne Sie war ich längst verloren."

Die Reisenden mußten ihren Weg nun zu Fuße fortsetzen, da die Pferde am jenseitigen Ufer zurückgeblieben waren. Doch in der ersten Stadt, die sie erreichten, durfte der Prinz nur seinen Namen nennen, und wurde mit allen, seinem Range gebührenden Ehrenbezeugungen empfangen. Die Obrigkeit des Orts räumte ihm eine bequeme Wohnung ein, sorgte für jedes Bedürfniß, und bat ihn, einige Tage zu verweilen, bis der Kourier, den man sogleich nach Hofe gesandt, zurückkommen werde.

Hier ruhten der Prinz und seine treuen Gefährten von allen überstandenen Beschwerden aus, und hatten bereits ihre Kräfte wieder erlangt, als der Kourier mit einer freundlichen Einladung des Königs zurückkam. Doch eben da der Prinz sich anschickte, ihr Folge zu leisten, erscholl die Nachricht von dem plötzlichen Tode seines Vaters, der auf der

Jagd mit dem Pferde gestürzt, und nach wenigen Stunden an den Folgen dieses Sturzes gestorben war.

Sogleich schrieb der Prinz einen Danksagungsbrief an den König, der in seinen Staaten ihn so gastfrei aufgenommen, meldete, welcher Zufall ihn hindere, ihm persönlich zu danken, und kehrte nun triumphirend unter lautem Volksjubel in das Land zurück, welches er noch vor wenigen Tagen als ein geängstigter Flüchtling durchirrt hatte.

Am Thore seiner Hauptstadt fand er den bleichen Günstling, der ihm zitternd huldigte, nichts Geringers als einen ewigen Kerker erwartete, und nicht wenig erstaunte, als der Fürst, seiner Tochter gedenkend, ihn gnädig empfing. Emilien verdankte ja der Fürst die erste Nachricht von dem Unglücke, welches ihm bevorstand; Emilie war die Geliebte seines Freundes, seines Erretters — Gründe genug, des Vaters zu schonen, der blos auf seine Güter verwiesen wurde.

An seine Stelle, als ein würdiger Günstling, trat jetzt Woldemar, und der stolze Graf von Hohenberg, der dem armen Pagen fünfundzwanzig Louisd'or für die Rettung seiner Tochter hatte reichen wollen, schätzte sich jetzt überglücklich, dessen Schwiegervater zu werden.

Viele Jahre lang lebte der Minister von Fels, den Segen theilend, den das mild regierte Volk seinem Für-

ſten zujauchzte, und in Emiliens Armen das ſeltene häusliche Glück an einem glänzenden Hofe genießend. Oft, wenn Woldemar ſeinen Bruder Eugen, der ein ehrlicher ſtumpfer Landjunker geworden war, bei ſich bewirthet hatte, ſagte er zu ſeinen Söhnen: »Kinder! verſäumt keine Gelegenheit etwas zu lernen, es ſcheine ſo gering es wolle. Es kommt ein Augenblick, in dem jede erworbene Kenntniß reiche Zinſen trägt!"

Die Pomeranzenſchalen

und

die Melonenſchalen.

Eine moraliſche Erzählung.

Vor einem Posthause in den pontinischen Sümpfen stand ein Knabe mit Lumpen bedeckt. Die schwarzen Augen schimmerten düster unter den langen Wimpern hervor, und das schwarze struppige Haar umflatterte sein blasses Gesicht. Er war aus Velletri gebürtig, Enrico sein Name, ein Waise von wackern, verarmten Eltern, die ihm nichts hinterließen, als ihre Ehrlichkeit und den guten Willen zu arbeiten, wenn man ihm nur Arbeit geben wollte. Aber in seiner Vaterstadt, die keinen andern Reichthum besitzt, als den Stolz, der Geburtsort des Herrn der Welt, des Kaisers Augustus, gewesen zu sein, konnte Niemand den noch schwachen Knaben brauchen. Betteln mochte er nicht, und überall, wo er seine Dienste anbot, wurde ihm durch ein mitleidiges Achselzucken und die trockene Ermahnung geantwortet: Gehe mit Gott! Diese Worte prägten sich nach und nach tief in sein kindliches Gemüth. Es muß doch wohl ein guter Rath sein, meinte er, den so viele gute Menschen mir ertheilen; und so faßte er endlich den Entschluß, mit Gott zu gehen. Wohin? das wußte er selbst nicht recht. Nach Neapel hielt er für das Beste, denn er hatte gehört, daß dort viele tausend Faullenzer lebten, und so dachte er, es würde ja auch wohl ein fleißiger Knabe sein Brot finden.

An dem Tage, wo er diesen kühnen Vorsatz wirklich ausführte, war er gerade in einem Kloster wohl gesättigt worden, und fühlte sich stark genug, die Wanderschaft anzutreten. Es ging ihm aber mit seinen Kräften, wie es andern Kindern mit ihrem Sparpfennig zu gehen pflegt; sie halten den Schatz für unerschöpflich. Erst wenige Meilen hatte Enrico zurückgelegt, als er schon ermattet niedersank.

»Ich bin mit Gott gegangen,« sagte er weinend, »warum kann ich denn nicht weiter?«

Es war in der Nähe eines Dorfes. Eine junge Bäuerin, die ein Gefäß mit Milch auf ihrem Kopfe trug, hatte seinen Stoßseufzer vernommen, und als er das gesenkte Haupt emporhub, weil er ein kleines Geräusch in seiner Nähe hörte, so schwebte der Milchtopf vor seinen Lippen, und ein paar freundliche Augen begegneten den seinigen. Das schien dem Knaben ein Wunder, und, so hübsch auch das Mädchen war, so konnte er sie doch nicht ansehen, ohne an den Raben des Elias zu denken. Nachdem er sich satt getrunken, und nun seinen Dank stammeln wollte, schwebte das Mädchen, ohne das abzuwarten, leichtfüßig vorüber. Das nannte Enrico »verschwinden,« und war sehr geneigt, einen verkappten Engel in der gutmüthigen Dirne zu vermuthen.

Gestärkt an Kräften und Vertrauen setzte er seinen Weg fort, trällerte, betete, und blieb wohlgemuth, bis der Hun-

ger sich wieder einfand. Da hub er an, erst leise, und als der Hunger heftiger wurde, immer lauter den lieben Gott zu erinnern, daß er mit ihm gehe, und von ihm, als seinem Reisegefährten, Hilfe zu erwarten berechtigt sei. Es währte auch nicht lange, so begegnete ihm ein Eseltreiber, der sein Maulthier mit Kastanien beladen hatte. Er glich einem Raben weit mehr, als jenes hübsche Bauernmädchen. Enrico setzte sich ohne Bedenken noch einmal an die Stelle des Propheten Elias, und erwartete sehr zuversichtlich die Einladung zum Gastmahl. Allein der Mann zog vorüber, ohne den kleinen hungrigen Pilger eines Blickes zu würdigen. Enrico schlich trübselig weiter, und stand schon im Begriff, gegen seinen Reisegefährten zu murren, als er plötzlich gewahr wurde, daß die ganze Straße mit Kastanien gleichsam besäet war.

Sonder Zweifel hatte, dem Eseltreiber unbewußt, einer der Säcke ein Loch bekommen, und verzettelte nun bei jedem Tritte des Maulthieres einen Theil des ihm anvertrauten Schatzes. Diese Auslegung verwarf Enrico mit einer Art von geistlichem Stolze, weil sie ihm zu natürlich war. Wenn schon die Milch, die ihm gleichsam in den Mund quoll, ein halbes Wunder genannt werden konnte, so war eine Landstraße mit Kastanien gepflastert doch offenbar ein ganzes. Er sammelte seine Taschen voll, trug einige dürre Reiser zusammen, briet und verzehrte einen Theil der Beute, und behielt noch so viel übrig, daß in den

nächsten paar Tagen der Hunger ihm nichts anhaben konnte.

Wir wollen auch nicht verschweigen, welche Menschlichkeit ihn beschlich, und jeden Zweifel an dem Wunder unterdrücken half. Wenn nämlich die Sache natürlich zuging, so mußte er, nach den Grundsätzen, die sein redlicher Vater ihm eingepflanzt, dem Eseltreiber zurufen, den ungetreuen Sack ihm andeuten, das Verlorne wieder aufsammeln helfen, und ruhig abwarten, ob der Eigenthümer ihm zur Vergeltung einige Kastanien mittheilen werde. War es aber ein Wunder, so konnte er dieser Pflicht sich überheben, und da ein Mensch in Noth jeden Vorwand gern ergreift, um die Mittel zu beschönigen, die auf fremde Kosten seiner Noth ein Ende machen können, so verscheuchte er jeden Zweifel an dem Wunder, durch welches, ihm zu Liebe, sein mächtiger Reisegefährte den Sack an einer unrechten Stelle geöffnet hatte, und sagte sehr laut, indem er munter vorwärts schritt: Ich gehe mit Gott.

Noch zuversichtlicher wiederholte er diese Worte, als er gar am andern Tage ein ganzes Nest voll Kibitz-Eier fand, da ihn ein schöner Schmetterling einige Schritte vom Wege lockte. Was schien gewisser, als daß ein Engel die Gestalt eines Schmetterlings angenommen, um ihn zu dem Neste zu führen? — Selige, kindliche Täuschung! warum ist nicht jedem Herzen die Kraft oder Ohnmacht verliehen, sich

dir zu öffnen? Der Glaube an Wunder erzeugt in der That ein Wunder, indem er ein Vertrauen erweckt, welches allen Stürmen des Lebens trotzt, und oft am sichersten das Schifflein, zum Erstaunen der Zuschauer, in den Hafen geleitet.

Mit diesem Vertrauen hatte Enrico nun das letzte Posthaus in den pontinischen Sümpfen erreicht. Der Kastanienvorrath ging zu Ende. Der Weg nach Terracina war noch weit. Der Posthalter und seine ganze Familie wankten wie Gespenster umher, denn sie schleppten sich mit jenem Fieber, welches von der bösen Sumpfluft erzeugt wird. Durch Krankheit und Mangel waren sie grämlich und hartherzig geworden. Kaum fand Enrico ein Obdach gegen die giftigen Nebel.

In einem Winkel des Stalles lag er, und besprach sich leise mit seinem erhabenen Reisegefährten, ihn freundlich erinnernd, daß ein neues Wunder eben nicht überflüssig sein werde. Da vernahm er plötzlich das rasche Rollen eines Reisewagens, schlich aus seinem Winkel hervor, und erblickte eine niedliche Kalesche mit sechs Postpferden bespannt, die vor dem Posthause hielt.

Ein schlanker Jüngling verließ den Wagen, und hob ein kleines allerliebstes Mädchen heraus, das ungefähr in gleichem Alter mit Enrico zu sein schien. Während die Pferde gewechselt wurden, setzten sich beide auf eine

Bank, stellten ein Körbchen mit süßen Pomeranzen zwischen sich, schälten sie, schnitten sie in Scheiben, bestreuten sie reichlich mit Zucker, und erquickten sich an ihrem Safte.

Dem armen Enrico lief der Mund voll Wasser. Er theilte seine ganze Aufmerksamkeit zwischen den Orangen und dem hübschen Mädchen. Glücklicherweise konnte er beide Gegenstände unter einem Gesichtspunkte vereinigen; denn die niedlichen Finger des Mädchens schälten die Pomeranzen und schoben sie auch in den Mund. Auf diesem schönen Munde verweilten seine Blicke am liebsten und längsten, und es regte sich zum ersten Male in ihm eine unschuldige Lüsternheit, die weniger der Frucht, als den Lippen galt, welche den Saft von jener so zierlich in sich sogen.

Unwillkürlich hatte er dem schmausenden Paare sich so nahe geschoben, daß er die Härchen zählen konnte, welche der säuselnde Wind von des Mädchens Locken spielend ablöfete. Mit der Dreistigkeit der Unschuld, die bisweilen der Einfalt gleicht, stand er da; die schwarzen Augen waren weit geöffnet, und die zum Lächeln verzogenen Lippen zeigten die weißen Zähne. Da gewahrte ihn der Jüngling und grinzte ihn an, und sagte zu dem Mädchen (es war seine Schwester): »Sieh einmal den dummen Jungen!"

Das Mädchen strich die Locken ein wenig aus dem Gesicht, und warf einen Blick auf den Knaben, der seine bleiche Wange röthete, wie ein Sonnenstrahl den Apfel.

»Ein armer Junge ſcheint er zu ſein,« liſpelte das Mädchen, »dumm ſieht er eben nicht aus.«

Enrico verlor kein Wort.

»Höre du!« rief der Jüngling mit dem Uebermuth des Reichen, indem der Orangenſaft ihm aus dem Munde durch die Finger lief, »ſage mir, biſt du dumm?«

Enrico ſchwieg. Die Schweſter ſah den Bruder unwillig an. »Wie kannſt du ſo hart ſein?« murmelte ſie.

»Hart? als ob der Bube gleich uns fühlte und dächte? Was uns beleidigen würde, iſt dem Pöbel ein Scherz; und wenn ich ihm vollends ein paar Pfennige biete, ſo wird er gern verſichern, daß er der dümmſte Eſel auf Gottes Erdboden iſt. Nicht war? Du! wirſt du reden?«

Enrico ſchwieg.

Der junge Herr zog eine kleine Münze aus der Taſche. »Willſt du Geld verdienen? Ich fordere nichts von dir, als ein Bekenntniß deiner Dummheit.«

Enrico ſchwieg, aber ſein Mund hatte ſich verſchloſſen, und ſein Auge ſtarrte finſter nach dem Unverſchämten, der die Armuth verſpottete.

»Nun, wenn du kein Geld brauchſt,« hub der Reiſende wieder an, »ſo biſt du klüger und reicher als ich.« Mit dieſen Worten ſchob er ſeine Münze wieder in die Taſche, und griff in das Körbchen nach einer Pomeranze. Dem

Mädchen schien die Lust zu essen vergangen. Sie blickte einige Mal verstohlen nach Enrico; Mitleid und Unmuth beschatteten ihre lieblichen Züge. Der Bruder streckte gemächlich die langen Füße von sich, schälte die Frucht, und warf die Schalen, ein Stück nach dem andern, dem Knaben in's Gesicht. Mein Gott! Bruder! sagte die Kleine, mit Augen, in welchen ein schöner Zorn glühte.

„Warum geht er nicht aus dem Wege?" antwortete das kalte Menschengesicht, und fuhr fort, sein übermüthiges Spiel zu treiben.

Enrico sammelte schweigend die Schalen und steckte sie in ein Säckchen von Leinwand, das an einem Bindfaden über seine Schulter hing. Als der junge Herr das sah, lachte er laut auf. „Was willst du mit den Schalen machen?" fragte er spöttisch. Enrico dachte an seinen redlichen Vater, und das gab ihm den Muth zu sprechen.

„Mein Vater," stammelte er, „hatte mich gelehrt, man müsse nichts verachten, denn es sei nichts so klein und schlecht, daß es nicht zu etwas nützen könnte."

„Hörst du?" sagte das Mädchen, „er ist nicht dumm!"

Mit widrigem Gelächter bemerkte der Bruder sehr witzig: wer Schalen sammele, werde nie bis zum Kern gelangen, und er wollte dem Buben rathen, ein Philosoph zu werden; das wären Leute, die an Schalen nagen. Dieser

Spott ging verloren, denn Enrico verſtand ihn nicht, und hörte auch nicht einmal, was der Zierbengel ſprach; ſeine ganze Seele war in ſeinen Augen, und ſeine Augen hingen an dem Mädchen, das mit freundlichem Mitleid ihn betrachtete, und endlich dem Gefühl ſogar Worte lieh. »Du biſt wohl ſehr arm?" fragte ſie faſt ſchüchtern, als fürchte ſie, durch dieſe Frage wehe zu thun.

Enrico ſchwieg, aber es drängten ſich zwei Thränen aus ſeinen Augen.

»Biſt du hier zu Hauſe?" — Er ſchüttelte den Kopf.

»Kommſt du weit her?" — Von Velletri.

»Ganz allein?" — O nein! mit Gott.

»Siehſt du," ſagte ſpöttelnd der Bruder zu der Schweſter, »wir haben von Velletri aus bewaffnete Begleitung mitnehmen müſſen; deren hat er freilich nicht bedurft, er iſt mit Gott gegangen." — — Ja, mit Gott! wiederholte der Knabe andächtig. — »Und biſt nicht beraubt worden?" witzelte der junge Herr. Nein, erwiederte Enrico ganz ehrlich, ohne den Spott zu fühlen. — — »Ich glaube dir auf's Wort," rief jener mit wieherndem Gelächter. Aber die Kleine hüpfte zu dem Wagen, holte ihren Arbeitsbeutel, zog einen Piaſter heraus, und reichte ihn dem Knaben, der ſeine Hand nur langſam darnach ausſtreckte, und ſich ſehr hütete, die Finger ſeiner Wohlthäterin zu berühren, denn ſie war ja doch offenbar ein Engel. Er dankte auch

nur durch einen Blick gegen Himmel, und meinte, sie werde den wohl verstehen.

»Man sieht es, Annunziata,« rief der Bruder mürrisch, »daß du eben aus dem Kloster kommst. So viel Geld an Bettelbuben zu verschwenden, haben die Nonnen dich gelehrt.«

»Ich habe nicht gebettelt,« unterbrach Enrico ihn schnell.

»Nein, das hast du nicht,« sagte das Mädchen, »freiwillig gab ich dir, was dein Vertrauen auf Gott verdient.«

Ein Peitschenknall des Postillons machte dieser Scene ein Ende. Das holde Kind, in den Wagen steigend, schaute noch einmal zurück, und verdoppelte den Werth seines Geschenkes durch einen freundlichen Gruß. Ihr Bruder warf die letzten Pomeranzenschalen dem Knaben vor die Füße, sprang ihr nach, schrie Fahr zu! und fort rollte der Wagen.

So lange Enrico ihn sehen konnte, stand er wie eingewurzelt, und als er nur noch in der Ferne den Staub gewahrte, schien ihm dieser eine Wolke, in der sein Engel schwebte. Annunziata wurde ihm der Name einer Heiligen. Jeder ihrer Züge hatte sich tief in sein Herz, jedes ihrer Worte in sein Gedächtniß gegraben, und nichts war ihm verdrießlicher, als daß er die Gestalt des hämischen

Bruders nicht davon trennen konnte. Gern hätte er den Piaſter als eine Reliquie verwahrt, allein die Noth zwang ihn, das große Silberſtück zu wechſeln. Der kleinen Münze bekam er ſo viel, daß er meinte, in Neapel noch manche Woche davon zu zehren. In dieſer Ueberzeugung that er ſich gütlich, und kam nicht blos geſtärkt, ſondern auch vertrauensvoller als jemals nach Terracina. Der Weg dahin ſchien ihm ſo kurz, denn das holde Bild ſeines Engels ſchwebte vor ihm her. Es war ihm immer, als müſſe er die Arme ausbreiten, um es zu erhaſchen, und ſo verdoppelte er, ihm ſelber unbewußt, die Schritte.

In Terracina ruhte er gemächlich, denn ſein Schatz erlaubte es ja, und das Ufer des mittelländiſchen Meeres, an dem er zum erſten Male ſtand, feſſelte ihn durch ſeine bunten Muſcheln. Erſt nach drei Tagen machte er die Bemerkung, daß die Quelle bald verrinnen werde, die er für unerſchöpflich hielt. Faſt erſchrack er, als der kleine Ueberreſt von Münze in ſeiner Taſche nicht mehr volltönend klappern wollte; allein der Troſt: ich gehe mit Gott, und ſein Engel iſt vor mir her geflogen! richtete ihn wieder auf.

So wanderte er munter am Seegeſtade hin, und erreichte Molo di Gaeta, als eben der letzte Heller für kleine gebörrte Fiſche aufgegangen war. Nun ſah er ſich wieder mit andächtigen Blicken nach ſeinem Reiſegefährten um;

doch der ließ ihm einen ganzen Tag hungrig am Markte stehen, und eine ganze Nacht hungrig und schlaflos auf einer Kirchentreppe liegen.

Mit steifen Gliedern erhob er sich am andern Morgen, und griff in sein Säckchen von Leinwand, um zu suchen, ob nicht eine Bretrinde sich noch irgendwo versteckt habe. Die fand er nicht, wohl aber die Pomeranzenschalen. Auch gut, es ist doch alles zu gebrauchen, wer's nur zu gebrauchen versteht. Er erinnerte sich, daß seine Mutter bisweilen aus solchen Schalen ein wohlriechendes Oehl gepreßt, und eben da er sich erinnerte, öffnete ein Destillateur seine Bude.

Sogleich trat Enrico dreist hinzu, denn er war ja kein Bettler, sondern bot sein wohl erworbenes Eigenthum dem Fremden zum Verkauf an. Der Destillateur, er hieß Villani, war ein kleiner, runder Mann, mit einem rothen, wohlgenährten Angesicht, aus dem ein Paar lustige Augen blitzten.

„Was soll ich damit thun?" fragte er lachend.

„Ei, ich meine, der Herr ist so ein Mann, der wohl riechende Sachen verkauft."

„Freilich."

„Nun, so kann Er ja das Oel aus diesen Schalen pressen."

„Das gäbe ja kaum einige Kreyſen.“

„Einige Kreyſen ſind auch nicht zu verachten.“

„Sehr wohl, aber die Hand voll iſt ja kaum einen Bajocco werth?“

„Ein Bajocco iſt auch nicht zu verachten, beſonders wenn man keinen hat, ſo wie ich, und doch hungert, ſo wie ich.“

Des Knaben Naivität gefiel dem Manne wohl. Er brauchte gerade einen Lehrburſchen, und nachdem er erfahren, daß Enrico von ehrlichen, frommen Eltern ſei, auch ſonſt aus deſſen Antworten ein frommes, ehrliches Gemüth erkannte, ſo that er ihm den Vorſchlag, ſeine Kunſt zu lernen.

Mit großen Freuden nahm Enrico das Anerbieten an, ſprang ſogleich in die Bude, warf ſein Säckchen ab, war in der erſten Minute wie zu Hauſe, und griff Alles flink an.

Der kunde Villani hatte ſeine Freude an dem muntern Burſchen, aber Signora Villana, ſeine karge, gelbe Gattin, ſtimmte keineswegs ihm bei. Sie führte das Regiment mit eiſernem Scepter. Ihre ſpitzige Naſe roch Alles ſchon in großer Ferne, und wo ſie ihre Zunge ausſtreckte, da blieben die guten Namen kleben, wie die Ameiſen an der Zunge eines Ameiſenbären. Man pflegte ihr

Schuld zu geben, sie liebte nichts auf der Welt, allein das war Verläumdung, denn sie liebte das Geld über alle Maßen, und wußte einen Bajocco so lange umzukehren, bis ein Piaster daraus wurde. Da ihr Mann im Gegentheil Vergnügen daran fand, die Piaster in Bajocci zu verwandeln, so gab diese Verschiedenheit des Geschmacks bisweilen Veranlassung zu traulichen Gesprächen, die alle Nachbarn herbeizogen, und gewöhnlich mit Liebkosungen endeten, welche die Farben des Regenbogens auf mehrere Wochen dem Vollmondsgesicht des Gatten oder den karg überzogenen Knochen der Gattin aufdrückten. Denn wenn ihr sanftes Joch bisweilen unleidlich wurde, so empörten sich die Unterthanen, griffen zu den Waffen, und beschränkten für einige Zeit die despotische Regierungsform.

Solche bedenkliche Empörungen ereigneten sich aber selten, und als Enrico das Haus betrat, war die Herrschaft der Signora Villani schon seit Jahr und Tag unerschütterlich. Sein Erscheinen erregte einen furchtbaren Sturm. Die Nothwendigkeit, einen Lehrburschen anzunehmen, hatte sie zwar schon öfter eingestanden, aber es sollte ein honnetes Nachbarskind sein, das von seinen Eltern mit Kleidung und Wäsche gehörig ausgestattet würde, und im väterlichen Hause wohl genährt, nicht gleich über alle ihre Töpfe herstürzte. Am liebsten hätte sie von Vaucanson sich einen Automaten verfertigen lassen, den man nach verrichteter Arbeit in einen Winkel stellen, und allen

falls noch für Geld zeigen könnte. Statt deſſen erſchien nun eine Art von Bettelbuben, der blos durch ſeine Verdauungskraft mit der berühmten Vaucanſon'ſchen Ente einige Aehnlichkeit hatte, und nichts weiter mitbrachte, als — eine Hand voll Pomeranzenſchalen. Der ſollte nun gekleidet und gefüttert, die Blöße bedeckt, der Hunger geſtillt werden; eine Zumuthung, welche den Geduldsfaden der Signora Villani augenblicklich zerriß. Eine heftige Debatte entſtand, während welcher der arme Enrico hinter einem getrockneten Lavendelhaufen ſaß, und die Entſcheidung ſeines Schickſals mit klopfendem Herzen erwartete.

Der gutmüthige Deſtillateur behauptete, der liebe Gott ſelber habe ihm den Burſchen zugewieſen, und blieb ſtandhaft bei dieſer Behauptung, trotz der zärtlichſten Gegenverſicherungen ſeiner Frau, daß der liebe Gott weder von dem Burſchen noch von ihm ſelber die mindeſte Notiz nehme. Die Waffen mußten endlich entſcheiden, und da bekanntlich nichts leichter den Frieden bewirkt, als eine verlorne Schlacht, ſo wurde auch Signora Villani plötzlich anderer Meinung, nachdem die runden Fäuſte ihres Gatten einen Waffenſtillſtand herbei geführt hatten. Da aber ein erzwungener Friede ſo ſchlecht als möglich gehalten wird, ſo durfte Enrico natürlich keine goldenen Tage erwarten. Fleiß und Treue, von ſeinem Herrn freundlich erkannt, vermochten der Gebieterin kein Wohlgefallen zu

entlocken. Was er leiſtete, blieb Schuldigkeit; was ſie dagegen gab, Gnade. Wenn er nicht ſo lange hungern konnte, als ein Raubvogel, oder wenn ſeine Kleider nicht ſo lange hielten, als die der Kinder Iſrael in der Wüſte, ſo mußte er an jedem Sonntage eine Predigt über die Genügſamkeit, und als Zugabe die Liſte aller Wohlthaten hören, die er ſeit dem Eintritt in das Haus empfangen, wobei er jedesmal Gelegenheit hatte, das treue Gedächtniß ſeiner Wohlthäterin zu bewundern, denn nie fehlte auch nur eine Stecknadel in dieſer Liſte.

Mit ſchweigender Ergebung trug Enrico Alles, und verzieh in ſeinem Herzen Alles. Nur Eines konnte er ihr nicht verzeihen: ſie hieß nämlich auch Annunziata, und das ſchien ihm eine Verſpottung aller Heiligen. Vier Jahre hatte er bereits in dieſer beklemmten Lage geſchmachtet, als ſein guter Herr plötzlich ſtarb. Enrico beweinte deſſen Tod mit heißen Thränen, und warf einen düſtern Blick in ſeine Zukunft; denn was konnte er anders erwarten, als daß die karge Witwe, die ihres Mannes Gewerbe nicht einmal fortſetzen wollte, ihn plötzlich erſuchen werde, ihr Haus zu verlaſſen? — Aber zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen ſchien der Tod des Signor Villani das Gemüth der Signora gänzlich verwandelt zu haben. Sie ſuchte eine Freundlichkeit hervor, die ihr ſowohl anſtand, als ein vom Trödel gekauftes Kleid. Sie ſchloß die Bude zu, und ſprach doch nicht ein Wort von Trennung, vielmehr ſorgte

sie jetzt mütterlich, wie es ihm vorkam, für alle seine Bedürfnisse, und bewirthete ihn sogar mit Leckerbissen.

Diese Verwandlung war blos die Folge einer ganz einfachen Bemerkung, die seit einiger Zeit sich ihr aufgedrungen hatte: daß nämlich Enrico, der Bettelbube, ein schöner, stattlicher Jüngling geworden, und daß sie kaum vierzig Jahre zählte. Sie schien sogar nicht abgeneigt, von dieser Zahl noch ein ganzes Viertel zu vergessen oder vielmehr ihm abzutreten; wodurch eine gewisse Gleichheit des Alters entsprang, welche zu süßen Gefühlen berechtigte. Sie versäumte nichts, um diese Gefühle auch in Enrico zu erwecken. Sie schenkte ihm das Bräutigamskleid des Verstorbenen, und ließ die Veranlassung nicht entschlüpfen, die zärtlichen Empfindungen eines Brautpaares zu schildern.

Dann mußte er im verschlossenen Kämmerlein ihr die Piaster zählen helfen, mit welchen ihre löbliche Sparsamkeit manchen Sack gefüllt hatte. Mit besonderer Wehmuth erkannte Enrico unter diesen Säcken auch den, den er mit in's Haus gebracht, der aber nun nicht von Pomeranzenschalen, sondern von eitel Silber strotzte.

Die junge Witwe erinnerte ihn mit zarter Schonung an das, was er gewesen, als dieser um seine Schultern hing, was er nun sei, und vor allen Dingen, was er werden könne. Allein der Unempfindliche erklärte freimü-

thig, daß es für ihn nur Eine Annunziata auf der Welt gäbe, und daß er eher diesen ausgeleerten Sack wieder auf den Rücken nehmen und wandern, als das werden wolle, wozu die Güte der Frau Prinzipalin ihn bestimmte.

Da schüttelte plötzlich ein Sturm die tauben Blüten ab, die ein warmer Herbst hervorgelockt hatte. Die grünen Augen schossen flammende Blitze, und die bebende Zunge, sonst eine treue Sklavin ihres Zorns, versagte ihr zum ersten Male den Dienst. Mit einem hämischen Lächeln ergriff sie den kleinen, zuvor sorgfältig noch einmal umgewendeten Sack, füllte ihn mit kleinen, unreifen Pomeranzen, die seit geraumer Zeit in einem bestaubten Winkel lagen, und reichte ihn dem erschrockenen Enrico mit den Worten:

»Da, junger Herr! Jetzt packe Er sich fort, und preise Er meine Wohlthätigkeit. Pomeranzenschalen hat Er mitgebracht, ich gebe Ihm dafür ganze Pomeranzen; Er kann sich Bischof davon machen, wo es Ihm beliebt, und auf meine Gesundheit trinken.«

Während dieser Rede erholte sich Enrico von der ersten Bestürzung, nahm den Sack, dankte für alles Gute, das er im Hause genossen und nicht genossen, und verließ das Haus eben so arm als er gekommen war. »Ich gehe mit Gott,« sagte er sehr gelassen, »Gott, der mich von Velletri durch die pontinischen Sümpfe geführt, der mei-

nen Weg mit Kastanien bestreut und einen Engel vor mir her gesendet hat, wird auch ferner helfen."

Mit diesem Ruhe gebenden Vertrauen betrat er das nächste Haus, in dem ein ehrlicher alter Drechsler wohnte, bei dem er manchen Sonntag zugebracht und zum Zeitvertreib in dessen Kunst gepfuscht hatte. Der alte Mann hatte ihn lieb gewonnen, und betrübte sich über sein Schicksal um so mehr, da er nicht helfen konnte, denn er war selber arm.

„Bin ich denn gar so arm?" meinte Enrico, habe ich denn nicht diesen Sack mit unreifen Pomeranzen? Es ist nichts so klein, daß man es nicht nutzen könnte."

Der Alte lächelte mitleidig und schüttelte den Kopf. Aber Enrico wußte, daß die Pomeranzen schon Jahre lang bei seinem Herrn gelegen und vergessen worden, und daß in solchen Fällen diese Frucht so hart zu werden pflegt, daß sie ohne Mühe sich drechseln läßt. Er wußte ferner, daß man hier und da in Italien Rosenkränze daraus verfertigt. Seine Frau Prinzipalin besaß selbst einen solchen, den ihre knöchernen Finger mit großem Wohlgefallen abbeteten. Flugs setzte er sich an die Drechselbank, drechselte munter seine Pomeranzen zu schönen glatten Kügelchen, reihte sie auf eine Schnur, brachte solche Rosenkränze wohl ein Dutzend zu Stande, und stellte sich damit auf eine Kir-

chentreppe, den frommen Seelen sein Kunstwerk feilbietend.

Viele gingen vorüber und achteten dessen nicht, denn es waren Männer. Als aber die Weiber und Mädchen zur Messe trippelten, und der schöne Jüngling mit bittender Geberde seine Rosenkränze ihnen darbot, da wurde er in wenigen Stunden sie alle los, und Jede gab ungeweigert, was er forderte.

Mit einem kleinen Schatz in der Tasche kehrte er zu dem ehrlichen Drechsler zurück, der ihm gern in Feierstunden den Gebrauch seines Handwerkzeuges überließ. Enrico kaufte nun einen ganzen Scheffel unreifer Pomeranzen, und konnte kaum so viel Rosenkränze machen, als deren verlangt wurden. Denn die launenhafte Mode mischte sich in's Spiel. Jedermann wollte von dem hübschen Jüngling kaufen, und ein Gebet schien kräftiger, wenn seine Pomeranzenkügelchen dabei durch die Finger rollten. Lange konnte diese Nahrungsquelle freilich nicht sprudeln, denn die Stadt ist klein, und alle hübschen Weiber und Mädchen waren bald mit Enrico's Rosenkränzen versorgt. Aber ein Kapitälchen erwarb sein Handel ihm doch und mit einer Art von Stolz, mehr noch mit freudiger Rührung, daß Gott sein Vertrauen nicht zu Schanden werden lassen, hielt er seinem Freunde, dem Drechsler, einen wohlgefüllten Beutel vor die Augen, sprechend:

»Sieh da! all das Geld haben einige weggeworfene Pomeranzenschalen mir eingetragen. Aber wie wende ich es nun am vortheilhaftesten an?"

»Ihr seid ein guter Kaufmann," meinte der Alte, »beginnt einen Handel mit irgend einer Ware!"

»Ja, wenn ich etwas gelernt hätte! ich verstehe mich auf keine Ware."

»Doch wohl auf unsere edlen Südfrüchte? die habt Ihr ja bei meinem verstorbenen Nachbar hinlänglich würdigen und kennen lernen."

»Recht," sagte Enrico, »ich will es mit Gott versuchen. Es kann doch nichts dabei verloren gehen, als dieser Beutel voll Piaster; und geschieht das, so nehme ich mein leeres Säckchen, und wandere nach Neapel."

Aber es geschah nicht. Er pachtete einen Orangen-Garten um geringen Preis. Es war derselbe, von dem die Sage geht, er sei Cicero's Eigenthum gewesen. Von der vormaligen Herrlichkeit hatte er nichts mehr aufzuweisen, als ein verfallenes Bad und eine köstliche Aussicht auf das Meer. Hingegen trugen viele hundert starke gesunde Bäume schöne reichliche Früchte. Der sparsame Enrico legte einen Piaster zum andern. Nach einigen Jahren konnte er schon drei Gärten miethen, und wieder nach einigen Jahren fast alle Gärten im Stadtbezirk. Nur Signora Villani wollte

ihm den ihrigen durchaus nicht verpachten, obgleich er aus dankbarer Erinnerung an den ehrlichen Dickkopf, ihren geplagten Gatten, und an die frohen Stunden, die er noch als Knabe in diesem Garten genossen, weit mehr dafür bot, als er jemals ertragen konnte.

Man zählte ihn jetzt zu den Honoratioren der Stadt, denn er war ein wohlhabender junger Mann; das rühmten die Väter und berechneten die Mütter, während die Töchter bemerkten, daß er auch ein schöner junger Mann sei. In jedem Hause war er wohl gelitten, und mancher Schleier lüftete sich auf den Straßen, um einem freundlichen Blick den Durchgang zu verstatten. Da aber in keinem Hause und unter keinem Schleier das Auge der holden Annunziata ihm winkte, so blieb er kalt gegen alle Versuche, auch Mirthen in seine Orangen-Gärten zu pflanzen.

Seine immer mehr und mehr sich ausbreitenden Geschäfte ließen ihm sogar wenig Zeit, das Bild seiner kleinen Wohlthäterin auf dem Altare seines Herzens immer mit frischen Blumen zu kränzen. Jeder Fuhrmann, jeder Schiffer, der edle Früchte lud, wollte nur mit Signor Enrico handeln, denn seine Ordnung und Redlichkeit waren stadtkundig.

Einst that ein unternehmender Schiffer ihm den Vorschlag, eine Ladung Orangen nach Petersburg zu schicken,

und zwar in einer Jahrszeit, wo sie dort selten sind. Freilich war Gefahr dabei, denn das Schiff konnte im finnischen Meerbusen zwischen Eisschollen gerathen und zertrümmert werden; aber Enrico entschloß sich, selbst mit zufahren, und zwar in Begleitung seines alten, wohlbekannten Reisegefährten. Seine Zuversicht täuschte ihn auch diesmal nicht. Er landete in der Nähe der prachtvollen Hauptstadt des Norden, zu einer Zeit, wo in ganz Petersburg keine Orange aufzutreiben war, und der reiche, mächtige Fürst Potemkin eben in seinem Wintergarten dem Hofe eine prächtige fête geben wollte. Man weiß, daß dieser Fürst seine Launen gern um jeden Preis befriedigte, und es ihm nicht darauf ankam, einen Kourier hundert Meilen weit nach Moskau zu schicken, blos um einige Gurken zu holen.

Kaum vernahm er die Ankunft des Schiffes, als ihn die Lust anwandelte, alle Bäume seines Wintergartens mit Orangen zu behängen, und sogleich kaufte er die ganze Ladung um einen hohen Preis.

Jetzt schiffte Enrico als ein reicher Mann in sein Vaterland zurück. Für den großen, seine kühnsten Hoffnungen übersteigenden Gewinn hatte er russische Produkte eingetauscht, die er nach Neapel führte, und dort abermals mit ansehnlichem Vortheil umsetzte.

An dem Tage, an welchem er dieses glückliche Geschäft vollendet hatte, führte ihn sein Weg durch die Straße Toledo. Sein Herz, in stiller Freude, wünschte sich Gelegenheit, eine Wohlthat zu erzeigen; darum haftete sein Auge besonders auf Arme, deren es damals in Neapel viele Tausende gab. Nicht lange, so fesselte eine Gruppe von Lazzaroni's seine Blicke. Sie standen um den Tisch eines ihrer Mitbrüder, der Melonen schnittweise verkaufte. Diese Frucht ist in Neapel so gemein, daß nur die Armen sie genießen, denen gewöhnlich auch ein Armer sie bei kleinen Stücken um einen sehr geringen Preis zerschneidet. Die Lazzaroni's verzehrten ihre Stücke mit großem Appetit, und warfen dann die wohlbenagten Schalen in den Koth.

Wie vom Blitz getroffen stand Enrico, als er neben dieser Gruppe einen langen hagern Mann in Lumpen erblickte, der diese abgenagten Schalen aus dem Kothe wieder hervorsuchte, um sie gierig noch einmal zu benagen, und als er in diesem Unglücklichen alsobald den übermüthigen Jüngling erkannte, der in den pontinischen Sümpfen ihn mit Pomeranzenschalen geworfen hatte. Großer Gott! murmelte er schaudernd, und ergriff den Elenden beim Arme, der aus den hohlen Augen ihn erschrocken anstarrte. »Sie scheinen sehr arm zu sein?« fragte Enrico.

Der Mensch lächelte bitter, und antwortete: »das sehen Sie wohl.«

»Sie waren nicht immer in dieser traurigen Lage?«

»Was kümmert das Sie?«

»Vielleicht könnte ich helfen, Ihnen Beschäftigung anweisen.«

»Ich verstehe nicht zu arbeiten.«

»Haben Sie nicht eine Schwester?«

»O ja, wenn die wollte —«

»Wie? sie wäre im Stande, Sie zu unterstützen, und wollte es nicht?«

»Eigensinn und Grillen, die der Armuth nicht geziemen. Ich vermuthe, Signor, daß Sie meine Schwester irgendwo gesehen haben, und daß sie Ihnen gefallen hat, denn sie ist, Gott strafe mich, ein schönes Mädchen! Aber geben Sie sich keine Mühe; es ist schon manchen so gegangen, und mehr als einer hat mir einen Beutel voll Gold geboten, wenn ich die albernen Ziereréien ihr aus dem Sinne reden könnte. Sie verstehen mich wohl.«

Enrico fing an ihn zu verstehen, und schauderte.

»Nun, ich habe weiß Gott mein Mögliches gethan,« fuhr der Mensch mit offenen frechen Augen fort, »es ist Alles vergebens. Weder List noch Ueberredung können die spröde Dirne besiegen, und gegen Gewalt steht sie verzweifelt auf ihrer Hut. Ich habe nur einmal mit einem Duca einen solchen Versuch gewagt, und sie hat mich ohne Barm-

herzigkeit der Polizei überliefert. Ja, mein Herr, das hat meine eigene Schweſter gethan, die recht gut weiß, daß ich hier ſtehe und Melonenſchalen kaue."

Enrico's Gemüth war tief empört. Kaum konnte er es noch über ſich gewinnen, das Geſpräch fortzuſetzen. Er bat den Böſewicht, ihn zu ſeiner Schweſter zu führen, ihm nur die Thür von ihrer Wohnung zu zeigen, und dafür ein Stück Geld zu empfangen.

»Sehr gern," ſagte der Menſch, »aber es wird nichts helfen."

Enrico würdigte ihn nicht, ſeinen Irrthum aufzuklären. Er folgte ihm durch ein enges Gäßchen bis auf den Boden eines Hauſes, wo ihm die niedrige Thür einer dunkeln Kammer geöffnet wurde. Hier erblickte er ſeinen Engel, ſeine Annunziata, die neben dem Krankenbette ihrer Mutter ſaß und emſig arbeitete. Sie war in grobes braunes Tuch gekleidet, aber reinlich. Ihre Schönheit, jetzt in voller Blüte, bedurfte keines Schmuckes. Von dem Platze, wo ſie ſaß, ſchien ein ſanftes Licht auszugehen und die dunkle Kammer zu erleuchten. Sie erſchrack und wurde glühend roth, als ſie einen jungen Mann in Begleitung ihres Bruders hereintreten ſah. Allein Enrico, der den Ausbruch ſeiner Empfindungen mit Gewalt niederkämpfte, flößte durch ſein beſcheidenes Betragen ihr bald wieder Muth ein. Sie glaubte nun, er ſei gekommen, um Ar-

beit bei ihr zu bestellen. »Nein,« sagte Enrico, »ich bin gekommen, um meine alte Schuld abzutragen.«

Das Mädchen stutzte, und sah ihn befremdet an.

»Ehe ich mich erkläre,« fuhr er fort, »muß ich um Ihr Vertrauen bitten. Ich wünsche zu wissen, wer Sie sind? und wie Sie in diese traurige Lage gekommen? Ich bin ein ehrlicher Mann. Verhehlen Sie mir nichts, und seien Sie der nahen Hilfe gewiß.«

Sein Führer murmelte unverständliche Worte. Das Mädchen warf einen niederschlagenden Blick auf ihre Mutter und sagte: »Ich kann Ihre Neubegier nicht befriedigen.«

»Aber ich kann es,« hub die Mutter an, und richtete sich mühsam auf, »ich allein trage die Schuld unsers jammervollen Zustandes. Ich war eine wohlhabende Witwe, hatte nur diese beiden Kinder, war blind gegen meinen Sohn und hart gegen meine Tochter, die jetzt meine Wohlthäterin ist.«

Mutter! rief Annunziata mit ausbrechenden Thränen, und wollte durch eine Umarmung ihr den Mund verschließen. Aber die Kranke stieß sie sanft zurück. »Vergönne mir den einzigen Trost, mein Unrecht zu bekennen, und deine Tugend zu preisen. Ja, mein Herr, ich entfernte dieses Kind mehrere Jahre lang von mir, ließ in

einem Kloſter es erziehen, und verſorgte es kaum mit dem Nothwendigen, während dieſer unwürdige Knabe Alles verſchwendete. Daß ich jetzt im Alter darben muß; daß dieſes fromme Mädchen, allen Freuden des Lebens abgeſtorben, mit ihrer Hände Arbeit mich ernähren muß, iſt das Werk dieſes Böſewichts."

»Warum haben Sie mich verzogen?" ſagte der Verſtockte, und trommelte am Fenſter.

»Ich verdiene dieſen Vorwurf," ſchluchzte die Mutter, »aber aus deinem Munde iſt er mir Höllenqual! O mein Herr! wenn eine wohlthätige Abſicht Sie hieher führte, achten Sie nicht auf meine Unwürdigkeit und auf dieſes Menſchen Trotz! Führen Sie Ihr edles Vorhaben aus, um dieſes frommen Mädchens willen, damit ich erfahre, daß einer reuigen Mutter Segen bei Gott noch etwas gilt!"

Sie hatte bei dieſen Worten ihre entfleiſchte Hand auf der Tochter Haupt gelegt, und dieſe ſtand, mit den Armen über die Bruſt gekreuzt, in Andacht vor ihr, den Segen kindlich empfangend.

Enrico war tief bewegt. Er mußte ſich ſammeln, um zu ſprechen. »Sie kennen mich nicht mehr?" redete er das Mädchen an, welches befremdet horchte: »Ich verehre Sie als meine erſte Wohlthäterin, und auch Ihr Bruder iſt mein Wohlthäter."

Sie meinte, er wolle spotten. Der Bruder wandte sich hastig um.

»Erinnern Sie sich noch eines armen Knaben, der vor einem Posthause in den pontinischen Sümpfen stand, als Sie die Pferde wechselten?"

Eine hohe Röthe flog über des Mädchens Wangen, ein Blitz strahlte aus ihrem Auge.

»Erinnern Sie sich noch, daß Sie mir einen Piaster schenkten, und daß Ihr Bruder mich mit Orangenschalen warf?"

»O ja!" rief sie freudig. Der Bruder wandte sich mürrisch um.

»Nun denn," fuhr Enrico fort, »Ihr Piaster war mein Reisegeld, und die Orangenschalen haben mein Glück gemacht." Er erzählte seine Geschichte. Die Kranke bewunderte Gottes Vorsehung. Das Mädchen hing mit inniger Theilnahme an seinen Lippen. Der Bruder stand mit verschränkten Armen, den starren Blick an den Boden geheftet.

»Damals," sagte Enrico (den einzigen Vorwurf sich erlaubend), »damals glaubte ich freilich nicht, daß ich den Reisenden, der mir so übermüthig seine Schalen zuwarf, einst Melonenschalen würde benagen sehen" — Gottes Gericht! sagte die Mutter weinend. Gottes Gericht!

wiederholte dumpf der tief erschütterte Sohn. Die Tochter schluchzte leise.

„Sie kennen nun meine Schicksale," hub Enrico wieder an, „aber noch nicht die Geschichte meines Herzens. Ihr Bild, schöne Annunziata, ist seit jenem Tage nie daraus gewichen. Ich hielt Sie gläubig für einen Engel. Vernichten Sie diese liebliche Täuschung nicht! Es hängt jetzt nur von Ihnen ab, der Schutzengel meines Lebens zu werden! die Gattin des Mannes, der seinen ganzen Reichthum, vielleicht auch seine Beharrlichkeit im Guten Ihrem Bilde verdankt, das er wie ein Heiligenbild im Herzen trug.

Jetzt ergriff er ihre Hand. Weinend sank das Mädchen auf der Mutter Bett — heulend stürzte der Bruder hinaus — und die Mutter hob noch einmal ihre Hände segnend empor!

Der alte Oberrock

und

die alte Perücke.

(Ein Seitenstück zu dem vorigen.)

Fritz war ein wilder Burſche, ein Sohn des alten Föhrenbach aus der erſten Ehe. In der zweiten hatte ſeine Stiefmutter ihn mit einem Brüderlein beſchenkt, Elias genannt. Ei, dieſer Elias war ganz ein anderer Knabe; der lernte, daß ihm der Kopf rauchte, wenn er das Gelernte auch nicht verſtand. In ſeinem Kleide war nie ein Loch, auf ſeiner Wäſche nie ein Flecken, und wenn er in Geſellſchaften trat, küßte er allen Leuten die Hand ſehr zierlich, und wenn man ihm etwas gab, ſo verfehlte er nicht zu ſagen: ich bedanke mich gehorſamſt. Sein röthliches Haar beſchattete ein Firmament von Sommerſproſſen, und die geſattelte Naſe vereinte auf ihrer Spitze den Sehpunkt beider Augen. Immer ging er leiſe und ſchnaubte ſich ſehr leiſe, und ſprach ſo leiſe, daß man es kaum vernehmen konnte. Welch ein zierliches Bürſchchen gegen den wilden Fritz, der aus ſchwarzen Augen ſo ſchelmiſch glurte. Wenn er ein neues Kleid anzog, ſo war es nach drei Tagen nicht mehr zu kennen, und von ſeiner Wäſche hingen ſtets Fragmente auf des Nachbars Obſtbäumen. Kein Knabe in der ganzen Stadt machte einen ſo ungeſchickten Krahfuß, und wenn er den Gäſten die Hände küſſen ſollte, ſo verſteckte er ſich hinter den Ofen. Auch er ſchnallte zwar an jedem Morgen ſeine Schulbücher zuſammen, und ging, aber nicht in die Schule, ſondern hinten

herum, weil im Sommer das edle Ballspiel, und im Winter das Schlittschuhlaufen ihn verlockten. Nur wenn das jährliche Examen heranrückte, und der Lehrer etwa gesagt hatte: man wird nun sehen, wer es am besten macht; dann kroch Fritz mehrere Wochen lang auf ein Dachstübchen, und lernte mit solcher Anstrengung, daß er es gewöhnlich am besten machte. Sobald aber dieser feierliche Tag glücklich überstanden war, trieb er sein altes Wesen, und wo er einen lustigen Streich spielen konnte, da scheute er keine Gefahr.

Was Wunder, daß die Lehrer klagten, wenn er seinen Mitschülern die Zöpfe zusammen gebunden, oder ihnen lebendige Krebse in die Taschen gesteckt hatte. Was Wunder, daß die Stiefmutter klagte, wenn sie den alten Kettenhund plötzlich mit ihrer Haube auf dem Kopfe herumlaufen sah.

Nur durch Kreuz und Leiden, pflegte sie zu sagen, wird dieser Bube gebessert werden. Das merkte sich Elias, und von dem christlichen Verlangen beseelt, seinen Bruder so bald als möglich gebessert zu sehen, trug er aus allen Kräften dazu bei, ihm Kreuz und Leiden zu verschaffen. Er gab nicht allein alles treulich an, was er von Fritzens losen Streichen ausspüren konnte, sondern er erfand auch deren noch manche, die nicht allein lose, sondern auch böse waren, und hinterbrachte sie seufzend dem

zwar gütigen, aber auch ſtrengen Vater. Ihm wurde geglaubt, denn er hieß ja in der ganzen Nachbarſchaft der fromme, kleine Elias, und Fritzens Läugnen galt für Verſtockung.

Der bekümmerte Vater beſchloß endlich, ihn aus dem Hauſe in eine ſtrenge Schulanſtalt zu ſenden, und zwar ſo fern als möglich. Fritz vernahm dieſen Entſchluß ohne Schrecken, ohne Betrübniß; denn ihm wuchſen ja in ſeinem väterlichen Hauſe keine Roſen; er ſah den tückiſchen Bruder überall ſich vorgezogen, und durch deſſen Verläumdungen des Vaters Liebe ſich beraubt. Schlimmer, dachte er, kann es mir nirgends gehen; darum packte er ſeinen Bündel mit einer Art von Vergnügen, und es ſchmerzte ihn nur, daß er abreiſen ſollte, ohne eine kleine Rache auszuüben. Darüber ſann er noch am Abend vor der Trennung, und plötzlich fiel ein Schwank ihm ein.

Er ſchlich in ſeines Vaters Studirzimmer, holte deſſen Perücke und Oberrock, kletterte damit auf den Boden, und kroch von da auf das Dach. Mit Lebensgefahr erreichte er einen Blitzableiter, der auf dem Hauſe ſtand, hing den Oberrock auf die Spitze, und ſetzte die Perücke darauf. Dann rutſchte er fröhlich wieder herunter, und legte ſich wohlgemuth ſchlafen.

Den andern Morgen, als es Tag wurde, ſammelte ſich Jung und Alt vor dem Hauſe, um die ſeltſame Tro-

phäe zu ſchauen, die der Nachbar Föhrenbach ſich errichtet hatte. Der Vater trat von ungefähr an's Fenſter, ſah das Getümmel und Aller Köpfe nach ſeinem Dache gerichtet, glaubte, es brenne im Giebel, und lief erſchrocken auf die Straße, wo ſeines Söhnleins Witz und Geſchicklichkeit im Klettern ihn ſchlecht erbauten. Mit verbiſſenem Grimme ſchlich er wieder hinein, ließ einen Schornſteinfeger holen, und ſeine gelüftete Garderobe des Pöbels Spott entziehen. Es währte aber doch einige Stunden, ehe das komiſche Schauſpiel ſein Ende erreichte, und ſo lange war das Haus belagert wie ein Bäckerladen in Hungersnoth, nur mit dem Unterſchied, daß kein Seufzer gehört wurde, ſondern ein wieherndes Gelächter, ſo oft der Wind einen Aermel des Oberrocks hob, oder den Zopf der Perücke ausbreitete wie einen Kometenſchweif.

Doch im Innern des Hauſes ſparte Elias die Seufzer nicht, und die Stiefmutter ſchürte den Zorn des Alten. Unter dieſen Umſtänden konnte der Abſchied von dem gottloſen Fritz eben nicht zärtlich ausfallen. Der Vater wollte ihn nicht einmal ſehen; die Mutter ſagte: du wirſt ein Taugenichts werden, und der Bruder accompagnirte die Prophezeiung mit einem tiefen Seufzer und verdrehten Augen.

Fritz ſchüttelte das alles ab. Nur daß er ſeinen Vater nicht mehr ſehen ſollte, ſchien ihm unerträglich. Der Alte

hatte seine Thür verschlossen, und Fritz bat vergebens, eingelassen zu werden, mit dem Erbieten, sich jeder Züchtigung demüthig zu unterwerfen, wenn er nur des Vaters Hand noch einmal küssen dürfe. Als zu Elias stiller Freude keine Antwort erfolgte, sprang Fritz in den Hof, wo eine alte Linde stand, deren Zweige sich bis vor des Vaters Fenster hin streckten. Auf diese Linde kletterte er, und rutschte dann, auf die Gefahr, den Hals zu brechen, auf einem starken, doch immer schwächer und dünner werdenden Zweige dem Fenster so nahe als möglich, und schrie aus allen Kräften: »Guter Vater! ich habe Sie doch wahrhaftig lieb. Sehen Sie mich nur noch einmal freundlich an!«

Der Alte vernahm die Stimme aus den Lüften anfangs mit Erstaunen, dann mit großem Schrecken, als er den Wagehals wie einen Sperling vor seinem Fenster sitzen sah. Er rieß es auf, und befahl ihm, von Zorn und Angst beklemmt, sogleich herabzusteigen. Aber Fritz gehorchte nicht, sondern wiederholte seine Bitte, und wollte lieber den Zweig fahren lassen, der ihn in der Schwebe erhielt, als ohne des Vaters Segen aus dem Hause gehen. »So geh' nur,« sagte der zitternde Alte, den der Trotz der kindlichen Liebe rührte, »geh' nur, ich segne dich!«

Husch! war Fritz vom Baume herunter, und mit einem Sprunge auf dem Postwagen. Anfangs weinte er

ſtill; als er aber erſt das Thor im Rücken hatte, lauter neue Gegenſtände ihn umringten, und der friſche Wind mit ſeinen ſchwarzen Locken ſpielte, da fuhr er ſo munter in die Welt hinein, als wäre das Schlaraffenland ſeiner Reiſe Ziel. Nach einigen Tagen langte er wohlbehalten an dem Orte ſeiner Beſtimmung an. Seine Empfehlungsſchreiben verſchafften ihm eben nicht die freundlichſte Aufnahme. Ein finſterer Direktor nahm ihn unter ſeine beſondere Aufſicht. Das Umgehen der Schule war hier nicht leicht. Die erſten Verſuche mißlangen, und wurden ſcharf beſtraft. Als er nun ſah, daß man hier durchaus etwas lernen müſſe, ſo ergab er ſich darein, und lernte viel. So oft ſich aber Gelegenheit zu einem Schwanke darbot, ließ er ſie nicht entſchlüpfen, und es gab bald weder Lehrer noch Mitſchüler, der nicht irgend einmal von ihm geneckt worden wäre. Darum lauteten die Berichte nach Hauſe ſehr verſchieden. Bisweilen hieß es: der junge Friedrich applizirt ſich mit rühmlichem Fleiße, und dürfte wohl, an Fähigkeiten und Kenntniſſen, zu den Koryphäen dieſer löblichen Schulanſtalt gezählt werden. Bisweilen: der junge Friedrich iſt ein ungezogener Range, der dieſen und jenen Frevel verübt, dieſen und jenen Schaden angerichtet hat, welchen deſſen geehrter Herr Vater zu erſetzen belieben wird.

Die Briefe von der erſten Gattung wurden von der Stiefmutter klüglich unterſchlagen, die der letztern hingegen

immer treulich ausgehändigt, mit hämischen Anmerkungen verbrämt, und das Gemüth des Alten täglich mehr erbittert. Endlich erschien gar ein Brief, welcher berichtete: nun sei der Geduldsvorrath sämmtlicher Lehrer erschöpft, und ein letzter, boshafter Streich habe dem Faße den Boden ausgestoßen. Der junge Herr sei nämlich der Kunst, auf Stelzen zu gehen, in einem hohen Grade mächtig. Nun habe kürzlich der Tanzmeister, ein etwas furchtsamer Mann, seine geliebte Gattin verloren, und als er, den Tag nach ihrer Beerdigung, in der Mitternachtsstunde an seinem Schreibtisch gesessen, in einem Zimmer im zweiten Stockwerke, so sei plötzlich eine weiße vermummte Gestalt am Fenster erschienen, anklopfend und mit hohler Stimme seinen Namen rufend. Das sei besagter Musje Friedrich auf Stelzen gewesen, und der arme Tanzmeister darob so erschrocken, daß er einen Wadenkrampf bekommen, der ihn mehrere Tage gehindert, die Zöglinge in der edlen Tanzkunst zu unterrichten. Da nun der junge Herr bereits ein wohlgewachsener Bengel sei, dessen man sich zu ermächtigen nicht mehr getraue, er auch in Litteris genugsame Fortschritte gemacht, um die hohe Schule zu beziehen; so ersuche man angelegentlichst, ihn des Fördersamsten dahin zu senden, ehe das räudige Schaf die ganze fromme Herde anstecke.

Madame Föhrenbach empfing wie gewöhnlich diesen Brief zuerst, und lächelte hold bei jeder Zeile. Durch

erkünſtelten Gram und verſtohlene Seufzer bereitete ſie einige Tage lang ihren Gatten auf die Hiobspoſt vor. Er forſchte vergebens nach der Urſache ihrer ſtillen Trauer, und mußte ſtets die peinigende Antwort hören: ſie wolle ihn nicht betrüben, ſeiner Geſundheit ſchonen. Allein er war ſchon tief betrübt, und die ängſtliche Erwartung nagte bereits an ſeiner Geſundheit, als ſie endlich mit dem Bekenntniß hervorrückte: der Friedrich ſei ein ungerathener Bube, an dem Hopfen und Malz verloren ſei. Sie hoffte, der verhaßte Stiefſohn werde nun gänzlich verſtoßen werden, und künftig ihrem rothen Elias nicht mehr im Wege ſtehen. Auch beſchloß der Vater wirklich in der erſten Hitze, ſeine Hand von ihm abzuziehen, und die Mutter berechnete ſchon in ihrem Kämmerlein, wie viel dadurch jährlich erſpart werde. Aber als der Alte ſchon das Papier zu einem Donnerbriefe gefaltet hatte, und nur noch einige Male mit großen Schritten auf und nieder ging, um die kräftigen Ausdrücke zu wählen; da fiel ſein Auge von ungefähr auf das Bild ſeiner verſtorbenen Frau, welches über ſeinem Schreibtiſche hing, und ihn ſanft anlächelte. Er hatte ſie geliebt, er ſah noch einmal hin, ſie ſchien für den einzigen Sohn zu bitten. Er ſetzte ſich, ergriff die Feder, und die harten Vorwürfe verwandelten ſich, faſt wider ſeinen Willen, in väterliche Ermahnungen.

Diesmal, ſchrieb er, wolle er ihm noch verzeihen, aber es ſei das letzte Mal. Er ſolle nun hinziehen auf die Uni-

versität, wozu er ihm jährlich eine hinreichende Summe aussetzte. Er solle fleißig studiren, seine Neigungen bekämpfen, und als ein gesetzter, ordentlicher Mann zurückkehren; wo nicht, des Vaters Antlitz meiden ewiglich.

Mit den herrlichsten Vorsätzen bezog nun Fritz die Universität, und hielt sie auch zum Theil; wenigstens konnte kein schlechter Streich ihm zur Last gelegt werden, und die Professoren rühmten seinen Fleiß. Aber an Gelde kam er stets zu kurz, nicht eben durch Verschwendung, sondern durch Gutmüthigkeit; denn sein Beutel stand allen geldbedürftigen Kameraden offen. Es hieß zwar immer: Herr Bruder, sobald mein Wechsel kommt, bezahle ich dich bei Heller und Pfennig; aber wenn die Wechsel kamen, meldeten die Herren Philister sich so häufig, daß für den Herrn Bruder nichts übrig blieb. Endlich mußte er selber Schulden machen, und endlich wurde der Vater mit Mahnbriefen bestürmt. Eine Schlägerei, in die Fritz verwickelt wurde, und die ein Consilium abeundi nach sich zog, zerhieb auch vollends den morschen Geduldsfaden des Alten, zumal da die Frau Stiefmama das Gemälde in den gehörigen Schatten zu stellen wußte. Er war ohnehin jetzt kränklich und sehr reizbar. Sie benutzte die bösen Stunden und verdrängte den Leichtsinnigen, den sie Bösewicht nannte, gänzlich aus seinem Herzen.

Bald darauf wurde er ernstlich krank, machte sein Testament und starb. Fritz empfing diese Trauerbotschaft

in einem kühlen Brieflein des Bruders, der ihn einlud, nach Hause zu kommen, und der Eröffnung des väterlichen Testaments beizuwohnen.

Der arme Jüngling stand tief erschüttert, und machte sich zum ersten Male die bittersten Vorwürfe. Es war ihm nie eingefallen, daß sein Vater sterben könnte, und wenn dessen Zorn ihn bisweilen betrübte, so tröstete er sich immer mit dem Gedanken: ich habe doch etwas Rechtschaffenes gelernt, und werde dem alten Herrn gewiß noch Freude machen. Nun schwand plötzlich diese Hoffnung. Es war aus seinen ersten Kinderjahren ihm nicht entfallen, wie liebreich, als seine Mutter noch lebte, sein Vater ihn gepflegt, und täglich auf seinem Arme getragen, auf seinem Knie geschaukelt hatte. Nur in dieser Gestalt erblickte er jetzt den Verstorbenen, schob jede Unfreundlichkeit und Strenge, die er seitdem von ihm erfahren, auf Rechnung seiner Stiefmutter, und weinte bitterlich.

In dieser Stimmung kam er nun nach langer Abwesenheit in seine Vaterstadt, betrat schluchzend das väterliche Haus, und wurde mit höflicher Kälte empfangen. Sein Stiefbruder war indessen sehr lang geworden, und glich so ziemlich einem Albino von der Landenge Darien. Im Grunde war er noch schlimmer daran, als ein solches papierweißes Menschenkind, dem doch nur das Sonnenlicht zuwider ist. Elias hingegen scheute jede Art von Licht,

ſelbſt die Augen der ehrlichen Leute, vor welchen er die ſeinigen niederſchlug. Gelernt hatte er nichts, und ſollte auch nichts lernen, weil er zu ſtark wüchſe, meinte die Mutter; beides zugleich möchte ſeinen Körper zu heftig angreifen, und im Grunde ſei Wachſen und Lernen ja doch einerlei. Sechs Schuh hoch war er richtig aufgeſchoſſen, nur hatte die Natur in der Breite geſpart, was ſie in der Länge verſchwenderiſch zugemeſſen, denn es ſchien in der That, als könne er wohl in ein Nadelöhr gefädelt werden. Wozu er eigentlich Genie habe, das hatte der mütterliche Scharfſinn bald entdeckt; denn mit ihren erſparten Marktpfennigen wußte ſie ihm den Poſten eines Zöllners zu verſchaffen, und da ſtund er ganz an ſeinem Platze. Er roch die verbotenen Waren meilenweit, und konnte, wenn er einem armen Krämer all ſeine Habe konfiszirte, bei dem Gewinſel von acht Kindern ganz ruhig eine Priſe Tabak ſchnupfen. Aber gegen ſeinen Bruder trieb er die Großmuth ſo weit, ihm den Koffer uneröffnet nach Hauſe zu verabfolgen.

„Du ſiehſt, mein lieber Bruder," ſagte er zu ihm, „welches Vertrauen ich in dich ſetze." Im Grunde hatte er ſchon längſt gerochen, daß in dem leichten Koffer weder Zucker noch Kaffee war.

Fritz zog ihn bei Seite und fragte ängſtlich nach den letzten Stunden ſeines Vaters. Elias faltete die Hände

und verdrehte die Augen. »Er iſt ſehr chriſtlich geſtorben, hat allen Feinden und Beleidigern von Herzen vergeben.«

»Feinde?« wiederholte Fritz, »nun, zu ſeinen Feinden hat mein guter Vater mich doch ſicher nicht gezählt; aber zu ſeinen Beleidigern?«

Elias zuckte die Achſeln.

»Leider ja!« ſeufzte Fritz, »ich mag ihn wohl oft betrübt haben. Es thut mir herzlich leid!«

»Zu ſpät!« murmelte Elias.

»Da ſei Gott für!« ſo rief Fritz, indem er ſein ſchwarzes, durch Thränen verſchleiertes Auge gegen Himmel hob. »Er wird dieſen Seufzer dort vernehmen.«

»Ich meine nur,« ſagte der Albino, »wegen des Teſtamentes. Ich fürchte ſehr —«

»Was?«

»Er war nicht in der beſten Stimmung gegen dich, als er es machte. Ich und Mama haben flehentlich gebeten, aber umſonſt. Was darin ſteht, weiß ich freilich nicht.« Dieſe Lüge rollte ganz glatt über ſeine Zunge, allein er wußte ſehr wohl, was darin ſtand, und hatte ſelbſt einen bewußtloſen Augenblick des Kranken benutzt, um ihn zum Werkzeuge des hämiſchſten Grolles zu mißbrauchen.

Denn als nun das Teſtament in Gegenwart vieler Zeugen eröffnet und verleſen wurde, da fand es ſich, daß Elias zum Univerſalerben eingeſetzt, und, ſeinen Bruder betreffend, blos folgende Anmerkung hinzugefügt worden:

»Was meinen Sohn Fritz anbelangt, ſo findet derſelbe in ſeinem Leichtſinn eine ſo unerſchöpfliche Quelle des Glückes, daß ich für gut und recht halte, ihm nichts weiter zu vermachen, als — meine alte Perücke und meinen alten Ueberrock, dieſelben, die er einſt am Blitzableiter aufhing.“

Die Augen aller Umſtehenden hefteten ſich mitleidsvoll auf den erblaſſenden jungen Mann, deſſen Lippen im erſten Augenblicke von innern Krämpfen zu einem bittern Lächeln verzogen wurden. Nicht, daß er enterbt war, rührte ihn ſo heftig, aber die Art der Enterbung, der bittere Spott eines ſterbenden Vaters. Er kehrte der Verſammlung ſchweigend den Rücken, ging auf den Kirchhof, und ſetzte ſich auf ſeines Vaters Grab.

»Das kam nicht aus deinem Herzen, du guter Mann!“ ſo ſprach er zu dem geliebten Schatten, »du konnteſt zürnen, und ich hatte es verdient, aber mich durch Spott in den Staub treten, das konnteſt du nicht! das iſt dir eingehaucht worden in einer böſen Stunde, wo meiner Mutter Bild dir nicht mehr vorſchwebte. Hätteſt du darum gewußt, ſo würde ich dir auch etwas zu verzeihen haben.

Aber nein! ich allein bin der Schuldige, und hier knie ich auf deinem Grabe, deine Verzeihung erflehend. Ich danke dir für deinen alten Oberrock, deine alte Perücke. Wenn dein Segen darauf ruht, so sollen sie mir eine köstliche Erbschaft sein. Ich will mich nie davon trennen, ich will nie vergessen, daß dieser Rock über deiner redlichen Brust zugeknöpft wurde, dein Blut fließe in meinen Adern, und hier lege ich die Hand auf dein kaltes Grab und schwöre: ich will es nie beschimpfen!"

Gestärkt erhob er sich und ging mit heiterm Antlitz heim, um seine Erbschaft in Empfang zu nehmen. Unterwegs begegnete ihm ein Advokat, ein weitläufiger Verwandter, der auch Zeuge bei Eröffnung des Testamentes gewesen. Der hielt ihn an, bedauerte, gab zu verstehen, man verfahre gewissenlos mit ihm, das Testament sei null und nichtig, und wenn der Herr Vetter ihm die Sache übertragen wolle, so mache er sich anheischig, es umzustoßen. »Da sei Gott für!" sagte Fritz, »ich habe meinem guten Vater während seines Lebens wenig Ehrerbietung bewiesen, obschon er stets väterlich und recht an mir gehandelt; so will ich wenigstens nach seinem Tode seinen letzten Willen ehren, auch wenn er mir weh gethan. Ich bin mit dem zufrieden, was er mir zugedacht."

Der Advokat stutzte, sah ihn an, schüttelte ihm schweigend die Hand, war gerührter, als einem Advokaten ge

ziemt, und ging seiner Wege. Als Fritz nun zum ersten Male über die Schwelle des väterlichen Hauses schritt, fand er seine Stiefmutter und den langen Elias in peinlicher Verlegenheit, weil sie noch nicht wußten, wie der kräftige Jüngling sich benehmen, und ob er nicht vielleicht gar in der ersten Hitze den tückischen Albino zerschmettern würde. Doch da er mit freundlicher Sanftmuth blos um den Oberrock und die Perücke bat, da erheiterten sich die Gesichter. Man liebkosete ihm, man nannte den Seligen hart, und versicherte, man könne das nicht zugeben. Mit Wäsche und Kleidern wolle man ihn reichlich ausstatten, auch einen honneten Zehrpfennig ihm in die Tasche stecken; das könne der Selige dem Herzen eines Bruders nicht verübeln. Fritz dankte, verbat sich Alles, und bestand blos auf dem, was ihm gebühre. Es wurde endlich, wiewohl nicht ohne Scham, herbei gebracht. Fritz wickelte die Perücke sorgfältig in den Oberrock, schnürte den zusammen, hing ihn an seinen Knotenstock, und sagte Lebewohl! nachdem er zuvor dem rothen Elias seinen ganzen Koffer geschenkt hatte, in dem aber dieser mit Verdruß nur Bücher fand.

Fritz wanderte zum Thore hinaus. Einige Thaler waren sein ganzer Reichthum. Was er beginnen wollte, wußte er selbst noch nicht. Es gab damals Krieg fast in ganz Europa. Er betrachtete sich lächelnd, und dachte an die Worte Falstaff's: Futter für Pulver!" Mit diesem halb gereiften Vorsatze wanderte er einige Meilen,

und näherte sich der Grenze des benachbarten Königreichs, wo er, wenn der Zufall ihm nichts Besseres in den Weg würfe, der ersten besten Trommel nachziehen wollte.

In diesen Gedanken unterbrach ihn plötzlich das Keuchen eines Menschen hinter ihm. Er sah sich um, und erblickte einen Mann von edler Gestalt, aber nur in eine kurze Weste gekleidet und ohne Hut. Ehe er noch Zeit hatte, Betrachtungen über den Fremden anzustellen, redete dieser ihn schon hastig an:

„Guter Freund! rettet mich! Die Verfolger sind mir auf der Ferse. So wie Ihr mich hier sehet, bin ich aus der Festung entsprungen, aber denkt darum nichts Arges von mir. Ich bin ein ehrlicher Mann, ein Unglücklicher; Ihr sollt mich kennen lernen, doch jetzt ist kein Augenblick zu verlieren. Ich habe schon die Lärmkanonen hinter mir gehört. In dieser Gestalt erkennt man mich auf den ersten Blick, und hier ist weit und breit kein Busch, keine Höhle, wo ich mich verbergen könnte. Aber die Grenze meines Königreichs ist nicht ferne mehr. Leihet mir etwas von Eurer Kleidung, so bin ich gerettet, und Euch soll reich vergolten werden."

Während der Fremde so sprach, hatte Fritz dessen edle Physiognomie beobachtet, und ohne sich zu besinnen, ohne zu antworten, riß er den Bündel von seinem Knotenstocke, löfete des Vaters Überrock ab, half ihn dem Flüchtlinge

anziehen, setzte ihm die alte Perücke auf, den eigenen Hut darüber, gab ihm den Stock in die Hand, und sagte, »gehen Sie mit Gott!«

»Ich kann Euch jetzt nicht danken, wie ich sollte,« erwiederte der Fremde, »aber es wird eine Zeit kommen. Dieser Weg führt Euch nach B**; dort fragt am Thore nach dem Grafen R**.«

Mit diesen Worten entfernte er sich hastig. Fritz sah ihm lange verwundert nach, bis der Eilende in einem Hohlwege verschwand. Dann zog er seine Schlafmütze aus der Tasche, bedeckte damit sein entblößtes Haupt, schnitt sich einen Stock vom nächsten Baume, setzte seine Wanderschaft ruhig fort, und sagte lächelnd, da ist die ganze Erbschaft auf einmal zum Henker gegangen!

Es währte nicht lange, so hörte er Pferdegetrappel hinter sich. Husaren sprengten heran. Als sie ihn erreicht hatten, hielten sie und betrachteten ihn aufmerksam. Er sah ihnen steif in die bärtigen Gesichter. »Das ist er nicht,« sagte einer von ihnen zu seinen Kameraden.

»He, guter Freund! habt Ihr nicht einen Mann gesehen, der so und so gekleidet war?«

»O ja,« antwortete Fritz gelassen, »eine halbe Stunde von hier nahm er den Weg nach dem Dorfe linker Hand. Er schien große Eile zu haben.«

»Das glaube ich!" rief der Husar schmunzelnd. »Links-um, Kameraden, den erreichen wir. Doch mögen Zwei von uns bis an die Grenze reiten, wie befohlen worden."

Und fort sprengten sie in sausendem Galley rückwärts und vorwärts. Die beiden Letztern kehrten bald zurück. Sie hatten zwar den Flüchtling erreit, doch, durch seine Verkappung getäuscht, ihn nach einigen keck beantworteten Fragen ruhig ziehen lassen. Jetzt tummelten sie sich, um ihre Kameraden einzuholen.

Fritz sah den Staubwolken anfangs lächelnd, bald aber bedenklich nach. »Ob ich recht gethan habe?" so sprach er zu sich selber, »weiß ich freilich nicht. Möglich, daß ich einen Verbrecher der gerechten Strafe entzog. Aber so ist der Mensch, und das ist noch das Beste an ihm: den Schwächern nimmt er gern in Schutz, ohne zu fragen, ob er es verdient. Es wäre mir nur leid um meine Erbschaft, wenn ich sie übel angewendet hätte."

Fast hatte er sein Abenteuer schon vergessen, als er die Grenze des fremden Landes, und bald darauf dessen Hauptstadt, R**, erreichte. Nachdem die Schildwache ihn am Thore auf die gewöhnliche barsche Weise examinirt, und kein Arges an ihm erfunden hatte, fragte er nach dem Grafen N**. Auf diese Frage betrachtete der Soldat ihn noch einmal vom Kopf bis zu den Füßen, zog die Klingel, und ein Offizier erschien, der ein Signalement in der Hand hielt, mit welchem er den Wanderer verglich.

Seine Gestalt mußte wohl sehr treffend geschildert sein (die Angst bemerkt scharf), denn ohne weitere Zweifel zu hegen, hieß er den Pilger höflich willkommen, rief seine Ordonnanz und befahl ihr, den Fremden nach dem Hotel des Grafen R** zu begleiten. Der Grenadier schritt vor ihm her, Fritz folgte neugierig. Nachdem sie einige Straßen durchwandert, erblickte er in der Ferne einen Palast, von zahlreichen Equipagen umgeben. Ohne seinen Begleiter würde er schwerlich durchgedrungen sein. Der Grenadier machte Platz. Jetzt standen sie an der Pforte, vor der ein dicker Schweizer im verbrämten Wehrgehänge sich brüstete, und den Ankömmling in der Schlafmütze über die Achsel anschaute. Aber kaum hatte er vernommen, wen er vor sich habe, als er fast erschrocken seinen Hut lüftete, und einen Kammerdiener rief, um diesen bestaubten Mann sogleich zu Sr. Excellenz zu führen.

Wohlgemuth folgte Fritz dem neuen Führer eine Paradetreppe hinauf, durch Vorzimmer, in welchen Lackeien würfelten, Jäger plauderten, und Heiducken gähnten. Flügelthüren wurden geöffnet. Da stand der Mann von gestern im Kreise bebänderter Herren, die ihre Glückswünsche demüthig darbrachten.

Kaum erblickte der Graf den Pilger, der, mit abgezogener Schlafmütze, doch ein wenig betreten, auf der Schwelle stand, als er hastig durch das Gewühl sich drängte,

ihn bei der Hand ergriff, in den Saal zog, und ihn der hochansehnlichen Versammlung als seinen Retter vorstellte. Jedermann beeiferte sich, ihn mit Liebkosungen zu überhäufen. Fritz wußte nicht recht, wie ihm geschah. Der Graf, der noch Geschäfte abzuthun hatte, ersuchte ihn zu verweilen, bis er allein mit ihm sprechen könne.

Fritz zog sich bescheiden in eine Fensterbrüstung zurück, und erwartete ruhig den Ausgang des seltsamen Abenteuers. So viel, dachte er, sehe ich wohl, daß meines Vaters Segen auf seiner Erbschaft ruht. Ein freundlicher Sekretär gesellte sich zu ihm, der seine Neugier befriedigte. Der Graf von R** war General und Liebling seines Königs, dessen Recht er im Felde und im Kabinete mit Tapferkeit und Schlauheit verfochten hatte. Sein Wirken fiel aber gerade in eine Zeit, wo Vaterlandsliebe oft ein Verbrechen gescholten wurde. Der Feind stellte ihm Netze. Durch tückische List bemächtigte man sich seiner Person, und sperrte den gefährlichen Mann in eine Festung. Aus dieser war ihm gelungen zu entkommen, obschon mit Lebensgefahr, da er über Dächer klettern und zuletzt einen bedenklichen Sprung hatte wagen müssen. Im freien Felde sah er sich zwar endlich, aber darum noch nicht gerettet, denn manche unvermuthete Hindernisse hatten seine Flucht so sehr verzögert, daß die Dunkelheit einer regnichten Nacht, auf die er zählte, viel zu früh von der Morgensonne verscheucht wurde. Man vermißte ihn alsobald. Die ganze Garnison kam in Bewegung,

aus allen Thoren stürzten die Verfolger, auf allen Straßen spähten sie nach ihm, und ohne die Perücke des alten Föhrenbach würde er schwerlich entronnen sein.

Jubelnd empfing ihn die Hauptstadt seines Vaterlandes, gerührt umarmte ihn sein königlicher Freund. Die neidischen Höflinge eilten um die Wette, sich hoch erfreut zu stellen, und verwünschten insgeheim seine Zurückkunft. Er sann bereits auf neue Plane, die Feinde fühlen zu lassen, daß er wirklich wieder am Ruder stehe, als Fritzens Erscheinung ihn an die Pflichten der Dankbarkeit erinnerte, die — es mag unglaublich scheinen — dem Günstling des Königs heilig waren. Kaum hatte das Schranzengewimmel sich entfernt, als der Graf den Pilger in sein Kabinet rufen ließ. Hier befragte er ihn mit einer Art von Vertraulichkeit um seinen Namen: — Fritz Föhrenbach — Sein Vaterland? — Keines mehr — Seine Geschäfte? — Hoffen — Seine Aussichten? — Finster. In einer halben Stunde hatte der erfahrne Weltmann den offenen Jüngling durchschaut.

»Es freut mich,« hub er an, »daß Sie Lust zum Soldatenstande äußern. Da kann ich Ihnen am ersten nützlich werden. Kommen Sie morgen wieder, und ich hoffe Ihnen gute Nachrichten mitzutheilen.« — Er hielt Wort. Auf seine Bitte nahm der König den Fremdling als Fähnrich in Dienste. — Das Glück, sogleich Offizier zu werden,

hatte er sich nicht träumen lassen. Er dankte seinem Gönner mit dem treuherzigen Versprechen, bei erster Gelegenheit sich dessen würdig zu zeigen. Auch einen Beutel mit Gold zu seiner Equipirung, den der Graf ihm aufdrang, empfing er dankbar, stand aber noch immer zögernd im Kabinet, und sah sich mit einiger Aengstlichkeit um.

»Fehlt Ihnen noch etwas?" sagte der Graf, »so reden Sie frei."

»Mein Oberrock — meine Perücke" — stammelte der Jüngling.

»O die lassen Sie mir! Ich werde sie zum Andenken unter meinen Kostbarkeiten verwahren."

»Nein, Ew. Excellenz, das kann nicht sein."

»Da Sie künftig Uniform tragen, so sind Ihnen beide ja doch völlig unnütz? und ihr Werth ist so gering —"

»Ihr Werth — ich bitte, Herr Graf — sie sind unschätzbar für mich. Mein Vater hat sie getragen. Es ist Alles, was er mir hinterlassen hat, und ich lebe der frohen Zuversicht, daß sein Segen darauf ruht."

»Das ist ein Anders," sagte der Minister, »und jetzt bin ich Ihnen doppelt verpflichtet, da Sie Ihr ganzes Erbe an einen Unbekannten wagten."

Er ließ ihm den Oberrock sammt der Perücke ausliefern, und Fritz empfahl sich mit frohem Herzen. In sei-

nen neuen Stand wußte er sich trefflich zu schicken, gewann die Liebe und Achtung seiner Kameraden, und benutzte die Muße des nächsten Winters, um sich theoretische Kenntnisse im Militär-Fache zu erwerben. Die praktischen hoffte er im Frühjahr beizufügen, denn die ganze Armee bereitete sich in's Feld zu rücken.

Den Grafen hatte er indessen nur auf der Parade gesehen, wohl aber der Graf ihn nicht aus den Augen verloren, und stets erwünschte Nachrichten von ihm eingezogen. Fritz wußte davon nichts und meinte, es habe sich sein Gönner hinreichend mit ihm abgefunden, auch ihn schon längst vergessen. Um so angenehmer wurde er überrascht, als er, einige Tage vor dem Aufbruch der Armee, welche der Graf kommandiren sollte, zum Lieutenant und Flügeladjutanten des Feldherrn ernannt wurde. Hin flog er zu dessen Palaste, um zu danken. »Lassen Sie das gut sein," sagte der Graf, »Sie werden bald Gelegenheit finden, mir zu beweisen, daß ich mich nicht in Ihnen irrte."

Und Fritz bewies es ihm täglich. Wo eine Gefahr zu bestehen war, da fand man ihn als Freiwilligen an der Spitze, und oft mußte sein General selbst ihn zurückhalten, sein Leben nicht muthwillig zu wagen. Eines Tages wurde ihm ein verlorner Posten anvertraut, der so weit vorgeschoben war, daß er jeden Augenblick abgeschnitten werden konnte. Allein der Posten war sehr wichtig, denn nur von da aus

konnten die Bewegungen des Feindes dergestalt beobachtet werden, daß der Feldherr den Angriffsplan, den er im Schilde führte, und von dem das Schicksal des ganzen Feldzuges abhing, gehörig ordnen konnte. Darum widersetzte er sich auch nicht, als sein Adjutant sich erbot, das Wagestück zu unternehmen, obgleich er ihn mit schwerem Herzen von sich ließ.

In eine Felsenschlucht am Rande des Waldes hatte Fritz seine wenige, aber beherzte Mannschaft postirt. In finsterer Nacht, mit Hilfe eines der Gegend kundigen Bauers, erschlich er den verborgnen Ort. Hier mußten die Soldaten fast den ganzen Tag hinter den Gesträuchen lauern, weil das feindliche Lager so nahe stand, daß man den Schildwachen beinahe das Weiße im Auge sehen konnte, und ein Bach, der sich aus der Felsenschlucht ergoß, diente, einige hundert Schritt von da, den Kavallerie-Pferden zur Tränke. Fritz hatte seinen Standort auf einer dick belaubten Eiche genommen, von wo herab er mit dem Fernrohr Alles überschaute. Dort zeichnete er die Stellungen der verschiedenen Corps, und zählte ihr Geschütz. Eigentlich hatte er nun schon seinen Auftrag vollführt, denn mehr verlangte der General nicht zu wissen; aber Fritz erfuhr, daß in einem nahen, vom Feinde besetzten Dorfe das Kirchweihfest gefeiert werde. Dort meinte er, lasse sich beim frohen Gelage wohl Manches von den Anstalten und Absichten der Feinde ausforschen, und faßte den ver-

wegenen Entſchluß, verkleidet unter die Gäſte ſich zu miſchen.

Seine Leute hatten kurz zuvor einen verdorbenen Schneider ergriffen, der jetzt ein wandernder Buchhändler war; nämlich er zog mit einem Vorrath ſolcher Büchlein in der Welt herum, wie ſie auf Jahrmärkten zu geiſtiger Beluſtigung der Bürger und Bauern verkauft werden; die ſchöne Magellone, der gehörnte Siegfried, Till Eulenſpiegel, und mehr dergleichen; auch eine Menge der neueſten Lieder, wie ſie vor fünfzig Jahren geſungen worden. Daß dieſer Schneider kein gefährlicher Mann ſei, das ſah man wohl auf den erſten Blick; aber weil er doch den Schlupfwinkel des Poſtens verrathen konnte, ſo behielt man ihn vorläufig in Verwahrung, ohne ihm ſonſt ein Leides zuzufügen.

Fritz nahm die Büchlein, zog ſeines Vaters Oberrock an, ſetzte die Perücke auf, befahl ſeinen Leuten, wenn er in vierundzwanzig Stunden nicht zurück komme, ſich heim zu ſchleichen und ſeine Papiere dem Feldherrn zu überliefern. Dann ging er dreiſt hervor, und gerade auf das Dorf los, erreichte es glücklich, beſtach gleichſam die Schildwachen mit einigen Kriegsliedern, und kramte ſeine Ware unter der großen Linde aus. Eine Zeit lang ging es gut. Die Bauern ſammelten ſich um ihn, die feindlichen Soldaten ſchienen ſeiner wenig zu achten. Zu Mit-

tag setzte er sich im Wirthshause mitten unter die Gäste, horchte, lauschte, fragte, erfuhr und errieth Manches. Als zur Kirche geläutet wurde, that er, als wolle auch er seine Andacht verrichten, schlich sich aber auf den Thurm, übersah von da aus noch viel besser die feindliche Stellung, und zeichnete sie auf ein Blättchen, das er in seinem Schuhe verborgen hatte. Aber einem feindlichen Offizier war seine Gestalt doch aufgefallen, mehr noch seine kluge Aufmerksamkeit auf Alles, was im Wirthshause gesprochen wurde. Er ließ ihn nicht aus den Augen, folgte ihm unbemerkt, schlich ihm nach auf den Thurm, überraschte ihn beim Zeichnen, und griff ihm plötzlich in den Arm. Fritz erschrack, doch seine Geistesgegenwart verließ ihn nicht. Er faßte den Offizier um den Leib, warf ihn mit überlegner Stärke zwischen den Glockenstuhl, und rannte die Treppe hinab. Aber jener rasste sich zusammen, folgte ihm laut schreiend: Halt! halt! ein Spion! Kaum hatte Fritz die Straße betreten, als er umringt wurde, und gänzlich unbewaffnet sich ergeben mußte.

Man führte ihn sogleich zum General. Sein Verbrechen war erwiesen, und man verhörte ihn nun noch, um Nachrichten vom Feinde einzuziehen. Da er aber hartnäckig schwieg, so befahl der General, ihn ohne weitere Umstände an die große Linde mitten im Dorfe aufzuknüpfen. Nur um das heutige Fest nicht zu stören, und da es ohnehin schon dunkel wurde, vergönnte er dem Delinquenten

noch eine Frist bis zum Anbruch des morgenden Tages. Während der Nacht sollte er scharf bewacht werden. Der Offizier, der diesen Auftrag erhielt, sperrte ihn, um sein Entweichen sicher zu verhüten, in einen leeren Keller des Pfarrers, der im Freien der Pfarrwohnung gerade gegenüber lag.

Er war in einen Felsen gehauen, von geringer Tiefe, und mit einer starken eisernen Thür versehen, in der sich nur ein viereckiges Loch einer Hand breit befand. Vor dieser Thür wurden zum Ueberfluße noch zwei Schildwachen gestellt. Hier sollte sich Fritz zum Tode bereiten, und that es mit Ergebung.

Aber sein Engel wachte. Des Pfarrers hübsche Pflegetochter, die den Schlüssel zum Keller bringen mußte, hatte mit Schaudern vernommen, welch ein Schicksal dem Unglücklichen bevorstehe, der an ihr vorüber geführt wurde, und dessen edle Gestalt sie rührte. Am Abend konnte sie weder essen, noch in der Nacht das Auge schließen. So oft die Schildwachen vor dem Keller sich ablöseten, ging ihr ein Dolch durch's Herz. Wie mag dem Unglücklichen zu Muthe sein, dachte sie. Vielleicht hat er Weib und Kinder. Ach! könnte ich ihn doch retten! — und plötzlich schien eine Stimme ihr zuzuflüstern: du kannst ihn ja retten, warum thust du es nicht? — Jetzt erst erinnerte sie sich der Gelegenheit des Hauses. Der Keller nämlich, der unter

der Pfarrwohnung lag, hing durch einen Gang mit jenem Felsenkeller zusammen. Als das Kriegsgetümmel ausbrach, hatte der Pfarrer seine besten Sachen auf den Nothfall in diesen Gang gebracht, dann auf einer Seite ihn zugemauert, und auf der andern wo er durch eine enge Schlucht in den Felsenkeller führte, ihn mit Moos und losen Steinen so künstlich zugesetzt, daß es in der Dämmerung, die da ewig herrschte, schwerlich bemerkt werden konnte. Einige trockene, zu Flaschen bestimmte Kürbisse lagen noch davor, und einige Weinbergspfähle, die der Zufall dahin geworfen zu haben schien.

Kaum war die Erinnerung an diesen Umstand durch den Kopf des Mädchens geflogen, als sie auch schon aus dem Bette sprang, ein leichtes Gewand überwarf, die Nachtlampe ergriff und in den Keller eilte. Den zugemauerten Eingang zu öffnen, schien ihre Kräfte fast zu übersteigen. Der Morgen war nahe, sie fühlte eine Angst, als ob sie selber zum Tode geführt werden sollte. Sie schlich die Treppe wieder hinauf, suchte und fand eine Brechstange, eilte so bewaffnet hinab, arbeitete mit einer Anstrengung, die sie nimmer sich zugetraut, und sobald sie eine Oeffnung zu Stande gebracht, die nur eben groß genug war, um ihren schlanken Körper durchschlüpfen zu lassen, versuchte sie es, kam mit einigen Quetschungen glücklich hindurch, und eilte nun leise zu dem Felsenkeller, den Fußtritt der Schildwachen über sich vernehmend.

Das Hinwegräumen des Mooſes und der lockern Steine machte ihr wenig Mühe. Fritz, der nicht ſchlief, hatte wohl ſchon lange in der Ferne ein dumpfes Geräuſch vernommen, doch nicht geahnt, daß es ſeine Befreiung gelte. Aber jetzt, da im tiefſten Winkel des Kellers ſich etwas zu regen ſchien, fuhr er auf, und harrte mit zurückgehaltenem Athem, was daraus werden ſolle.

Nicht lange, ſo erblickte er einen Schimmer durch Ritzen, die in jedem Augenblicke ſich vergrößerten. Wiederum nicht lange, ſo gewahrte er ein Paar kleine weiße Hände, die vorſichtig das Moos wegräumten, und dann die Steine, um jedes verrätheriſche Gepolter zu verhüten, behutſam auf die weiche Unterlage fallen ließ.

Nach einigen Minuten war die Oeffnung ſo groß, daß er eine holde weibliche Geſtalt dahinter erblicken konnte, die in der einen Hand eine Lampe hielt, und mit der andern ihm winkte.

Er folgte dieſem Winke auf den Zehen. Doch als er noch einen Blick auf die äußere Thür warf, ſah er, daß bereits die Morgendämmerung durch das kleine Loch ſich ſtahl, und wie ein Blitz fuhr ihm durch die Seele, daß es nicht genug ſei, dem Keller zu entrinnen, ſondern daß er auch Zeit bedürfe, wenigſtens eine Stunde, um, ohne verfolgt und ertappt zu werden, ſeinen Schlupfwinkel im Walde zu erreichen. Noch wenige Minuten, und es war

hell genug in dem Keller, der kaum zwei Schritte in's Gevierte maß, um der Schildwache, die ohne Zweifel durch das Loch schauen würde, seine Flucht zu verrathen.

Das Lämpchen warf jetzt einen dämmernden Schein in den Kerker. Er sah die Kürbisse und die Weinbergspfähle. Rasch ergriff er einen der letztern, pflanzte ihn leise in die Erde, stieß einen Kürbis darauf, hing seinen Oberrock über den Pfahl, und setzte die Perücke auf den Kürbis. Dann kroch er hinaus zu seinem Engel, der ihn zitternd in die Pfarrwohnung geleitete, ihm ein Gartenpförtchen öffnete und einen Feldweg andeutete, auf dem er die Schildwachen umgehen könne.

Zu erläuternden Gesprächen war hier keine Zeit vorhanden, nur ein Wort des Dankes stammelte Fritz. Nur das konnte er noch sagen: »Sie haben einem ehrlichen Mann das Leben gerettet.“ Aber tief in das blaue Auge sah er dabei dem schönen zitternden Mädchen, schlürfte mit diesem Blicke ihre Gestalt für ewig in sein Herz, und eilte beflügelt davon.

Erst als er fort war, brach das Mädchen in Thränen aus, sie wußte selbst nicht warum. Es war die verhaltene Angst, die jetzt sich Luft machte. Weinend schlich sie auf ihr Kämmerlein und dankte Gott! und sprach mit freudiger Rührung: »Ich habe einem Menschen das Leben gerettet!“

Fritz, von der Dämmerung begünstigt, erreichte den tiefen Strom, wo jenseits desselben ihm Sicherheit winkte. Nur eine Brücke führte über diesen Strom, die zu suchen er keine Zeit verlor. Er war ein ziemlich guter Schwimmer, warf sich kühn in die Wellen, und trotz der Erschöpfung, die, nach einem solchen Abenteuer, ihm fast die letzten Kräfte raubte, erreichte er glücklich das jenseitige Ufer; bald darauf auch seine Mannschaft, die, seiner ängstlich harrend, an seiner Rückkehr schon verzweifelt hatte.

Nicht überflüssig zeigte sich die List, welche er ersonnen, um jene Schildwachen irre zu führen. Denn kaum beleuchtete die Morgenröthe die eiserne Kellerthür, als einer um den andern durch das Loch schaute; weil es aber jedem vorkam, als stehe der Delinquent leibhaftig da, mit dem Rücken gegen die Thür gewendet, so konnte auch keinem in den Sinn kommen, Lärm zu machen. Nur als der eine Soldat sich gar in ein Gespräch mit ihm einlassen wollte, und auf wiederholtes Anrufen keine Antwort erhielt, schien ihm das verdächtig, und er würde vielleicht zur Unzeit laut geworden sein, hätte nicht der andere ihn erinnert, daß ein Mensch, der in der nächsten Stunde seinen Tod erwarte, schwerlich Lust haben könne, eine Conversation anzuspinnen, sondern daß er vermuthlich bete. Das beruhigte den schwatzlustigen Kameraden, und er sagte nur noch: Armer Schelm! Gott stehe dir bei!

Indessen hatte des Pfarrers Pflegetochter, als sie kaum von Angst und Freude sich erholt, ein neuer Schrecken ergriffen: denn nun erst fiel ihr plötzlich ein, daß man ja den geöffneten Gang, folglich auch ihres Pflegevaters ganzen Reichthum finden und vermuthlich plündern werde, ja, daß sogar des Gefangenen Entweichung ihm aufgebürdet werden konnte. Bleich und zitternd lief sie zu dem Alten, der eben sein Morgengebet verrichtete, fiel dem Erschrockenen weinend um den Hals und bekannte, was sie gethan.

Im ersten Augenblicke stutzte der ehrwürdige Greis, aber schon im zweiten fand er seine Fassung, seinen Glauben, sein Vertrauen wieder. Er faßte die weinende Bertha in seine Arme. »Sei ruhig,« sprach er, »eines Menschen Leben wird nicht zu theuer erkauft.« War auch der Mann vielleicht ein Bösewicht, so gewinnt er nun Raum zur Buße, und du hast eine Seele gerettet. Eine Seele! den kostbarsten Schatz! Mögen sie doch plündern. Was sonst geschehen könnte, darum sei unbekümmert, und halte dich still in deinem Kämmerlein. Ob du vor Menschen recht gehandelt, mag zweifelhaft scheinen, vor Gott gewiß! Darum gehe, mein Kind.

Bertha ging getröstet in ihr Kämmerlein und lauschte hinter den Vorhängen ihrer Fenster. Es war nun gänzlich Tag geworden. Ein Feldprediger erschien, um den Delin-

quenten zum Tode zu bereiten. Ihm auf dem Fuße folgte das Detaschement, welches Befehl hatte, ihm eine halbe Stunde Zeit zur Erfüllung seiner Amtspflicht zu gönnen, und dann zur Exekution zu schreiten.

Mit einem frommen Seufzer trat er in den Keller, wo noch Dämmerung herrschte. Mit großer Salbung begann er zu sprechen, und durch eine freundliche Schilderung des Paradieses, wo er wie zu Hause schien, die Schrecknisse des Todes zu mildern. Der Delinquent hörte ihm schweigend zu, welches dem Redner wohl gefiel, und ihn keineswegs befremdete. »Ich freue mich, mein Sohn,« sagte er, »daß Ihr mit so frommer Ergebung Euerm Schicksal entgegen geht. So legt denn Eure letzte Beichte ab, und empfangt von mir die Absolution.

Als aber auch diese Aufforderung unbeantwortet blieb, erinnerte der Prediger ihn mit Ernst, daß er nur noch wenige Minuten zu leben habe. Umsonst! er schwieg hartnäckig. Das schien dem Redner eine sündliche Verstockung. Mit frommen Eifer faßte er seinen Arm, um etwa aus der Betäubung ihn zu rütteln, und fand — einen leeren Aermel — ergriff das Phantom hastig beim Kopfe, und erwischte — einen Kürbis.

Jetzt zog sein Geschrei den Offizier des Detaschements, und nach und nach den ganzen Trupp herbei. Die Sonne ging auf und beleuchtete die langen Gesichter mit hängen-

den Mäulern. Die Soldaten erklärten einmüthig, der Kerl sei ein Hexenmeister, der im Bunde mit dem Satan stehe. Allein der Offizier untersuchte den Keller, fand die Oeffnung, ließ eine Laterne holen, kroch durch den Gang, und entdeckte die Spur des Entwichenen.

Der Pfarrer wurde gerufen. Seine wahrhafte Erklärung, daß er dem Flüchtling auf keine Weise Vorschub gethan, fand Glauben, denn sie wurde durch sein graues Haar, seine Ehrfurcht einflößende Gestalt unterstützt. Es schien nicht unwahrscheinlich, daß der Spion einen Versuch gemacht, sich zu retten, und ohne fremde Beihilfe die locker verstopfte Oeffnung gefunden, dann, von der Angst gestärkt, die dünne Mauer durchbrochen, und so während der Nacht durch des Pfarrers Wohnung geschlichen. Wenigstens war der menschliche Offizier geneigt, diese Erklärung anzunehmen, wenn gleich noch manches Aber dagegen einzuwenden sein mochte. An des Pfarrers Pflegetochter wurde nicht gedacht, und der Offizier begnügte sich, den Vorfall seinem General zu rapportiren, der sich entschloß, in eigener Person eine strenge Untersuchung anzustellen, diese jedoch bis auf den folgenden Morgen verschob, da überhäufte Geschäfte ihn eben jetzt daran verhinderten.

Aber ehe dieser folgende Morgen anbrach, stellte sich ein anderes Hinderniß in den Weg, durch welches jede Untersuchung für immer niedergeschlagen wurde. Denn kaum

war Fritz, zu des Feldherrn großer Freude, im Lager der Seinigen angekommen, kaum hatte er dem Grafen die feindliche Stellung aus seinem treuen Gedächtniß vorgezeichnet, als dieser für die nächste Nacht einen allgemeinen Angriff beschloß. Es geschah und gelang vollkommen. Trotz des Feindes verzweifelter Gegenwehr sah sich der Graf am Morgen im Besitz des verschanzten Lagers, hatte eine Menge Kanonen und alles Gepäck erbeutet.

Unter demselben Baume, an welchem Fritz Tages zuvor den Tod finden sollte, ernannte der Feldherr ihn jetzt zum Hauptmann, wohl erkennend, daß er nur der Kühnheit des jungen Helden den Sieg verdanke. Fritz konnte aber seines Glückes kaum froh werden, denn vergebens war er im Getümmel nach der Pfarrwohnung geeilt, um dankbar seine Retterin vor jeder Gefahr zu schirmen: er fand das Haus öde und leer, den Gang geplündert; der Greis mit seiner Tochter waren entflohen. Nur den alten Oberrock sammt der Perücke fand er noch im Felsenkeller, nahm die segenreiche Erbschaft wieder zu sich, und begehrte keinen andern Theil an der Beute.

Die Launen des Krieges wechselten noch oft in diesem Feldzuge, und führten das Heer bald siegend, bald geschlagen, in ferne Gegenden. Ueberall begleiteten den tapfern Föhrenbach die kargen Erbstücke seines Vaters, und diesen schrieb er es gläubig zu, daß er aus dem mörderischsten

Gefechten stets unverwundet hervorging. Ein Kreuz in seinem Knopfloche bewies, daß er sich nirgends geschont hatte.

Jetzt war der Winter nahe, und der Feldherr beschloß, noch eine Hauptschlacht zu wagen, um seinem erschöpften Heere ruhige Winterquartiere zu verschaffen. In dieser Schlacht, in der von beiden Theilen mit Wuth gefochten wurde, wiederfuhr es Fritz zum ersten Male, beim Stürmen einer Batterie, daß eine Flintenkugel ihn mitten auf die Brust traf. Er stürzte nieder und glaubte sich schwer verwundet. Doch schnell erholte er sich, sprang munter auf seine Füße, riß die Weste auf, und siehe, die Kugel rollte auf den Boden, denn er hatte die alte Perücke unter die Weste geknöpft, weil er eben nicht wußte, wo er sie lassen sollte; ihr dichtes Haargewebe hatte die Kraft der ohnehin matten Kugel gehemmt. Vater! rief er, du bist mit mir! Hastig griff er nach dem entsunkenen Degen, stürmte noch einmal den Hügel hinan, und die Batterie war genommen.

Sie allein hatte bisher das Umgehen des feindlichen linken Flügels gehindert. Jetzt drang des Grafen rechter Flügel mit Macht vor, und der Sieg war entschieden. Es hatte viel Blut gekostet von beiden Seiten. Das Schlachtfeld war mit Leichen und Verwundeten bedeckt. Den Hauptmann Föhrenbach ließ der Graf überall suchen, un ihn

als Major zu umarmen. »Das verdanke ich meinem Vater,« ſagte der Beſcheidene, und verließ den Feldherrn in einer Art von Betäubung. Eine kalte Nacht war angebrochen. Fritz ließ von ſeinem Reitknecht den alten Oberrock ſich reichen, der immer hinten auf deſſen Pferd geſchnallt war, hüllte ſich mit Wohlbehagen darein, und ſchritt langſam über das vom Monde beleuchtete Schlachtfeld, um ein ihm angewieſenes Quartier im nächſten Dorfe zu ſuchen. Als er ſo zwiſchen Leichen wandelte, vernahm er plötzlich unter ſeinen Füßen ein Gewinſel, duckte ſich, und erkannte einen feindlichen, ſchwer verwundeten Offizier, einen alten Mann, dem ein Säbelhieb den Schopf vom Hirnſchädel gehauen und tief in den Kopf gedrungen war. Er hatte viel Blut verloren, beklagte ſich über Durſt und Kälte, und bat, ihn vollends umzubringen. Fritz kniete neben ihm. Das Mondenlicht zeigte ihm ehrwürdige Züge in dem bleichen Antlitz; es kam ihm vor, als hätte der Mann einige Aehnlichkeit mit ſeinem Vater. Sogleich zog er den Oberrock aus, hüllte den Verwundeten darein, und in Ermangelung jedes andern Verbandes, bedeckte er deſſen Haupt mit der wärmenden Perücke. Dann lud er ihn auf ſeine Schultern, und trug ihn ſanft in ein Quartier, eine reinliche Bauernſtube mit einem Bette verſehen, welches er dem leidenden Gaſte abtrat, ſchaffte Erquickungen herbei, und ſandte nach dem Wundarzte. Jener Unglückliche lag in Ohnmacht. Der Wundarzt kam, unterſuchte die Wunde, ſchüttelte den Kopf und verband ſie.

Erſt gegen Morgen erholte ſich der Fremde, und ſein Bewußtſein kehrte zurück. Sprechen konnte er noch nicht, aber in ſeinen Augen war die Rührung zu leſen, mit welcher er die menſchenfreundlichen Bemühungen ſeines Wirthes erkannte. Fritz wich faſt nicht von ſeinem Bette. Kein Sohn konnte zärtlicher ſeinen Vater pflegen. Dennoch äußerte der Wundarzt nur geringe Hoffnung.

Der Kranke ſchien ſein herannahendes Ende zu fühlen. Am dritten Tage raffte er ſeine letzten Kräfte zuſammen, fragte nach dem Namen ſeines Wohlthäters, und ſtammelte in abgebrochenen Sätzen:

»Ich bin der Oberſt von Dallbrück. Faſt ein halbes Jahrhundert hatte ich meinem Vaterlande mit den Waffen gedient, und hoffte nun im Genuß eines anſehnlichen Vermögens, im Beſitz einer liebenswürdigen Tochter, meine Tage zu beſchließen, als dieſer Krieg ausbrach, und das Vertrauen meines Fürſten mich noch einmal in's Feld rief. Sonſt ging ich freudig, diesmal mit ſchwerem Herzen, denn ich ließ ein geliebtes, unbeſchütztes Kind zurück. Nur eine alte Verwandte hatte ich noch, die in einem kleinen Städtchen tief im Lande wohnte, wohin, ſo hoffte ich, das Kriegsgetümmel nie dringen würde. Dahin brachte ich meine Tochter, und nahm — ach, für ewig! Abſchied von ihr. Mein bares Vermögen, über zwanzig tauſend Thaler in Gold, mochte ich in dieſen unſichern Zeiten Niemand

den anvertrauen. Ich vergrub es im Garten unter einem alten Lindenbaum, denn Sicherheit für Menſchen und Gold gewährt jetzt nur der Schooß der Erde."

»Die Hoffnung, mein Kind ſicher zu wiſſen, hat mich getäuſcht! das Städtchen iſt, bei einem feindlichen Streifzuge, ein Raub der Flammen geworden, die Einwohner haben ſich zerſtreut, und alle meine Nachforſchungen, um zu erfahren, ob mein Kind lebt oder todt iſt, waren bis jetzt vergebens! Das Land iſt von ihren Truppen beſetzt, und ich gehörte nicht zu dem Corps, dem es vor einigen Monaten gelang, es auf kurze Zeit wieder zu erobern. Ich weiß nicht einmal, ob ich wünſchen ſoll, daß meine Tochter noch lebe, oder hoffen, daß ſie nun bald im Grabe mit mir vereinigt werde! denn welche Gefahren mögen ihrer hilfloſen Unſchuld drohen!"

»Meine Stunden ſind gezählt — ich habe jetzt Niemanden auf der Welt, als Sie, mein Herr, der ſich meiner ſo großmüthig angenommen. Erlauben Sie einem Sterbenden die Frage: ſind Sie vermählt?"

»Nein," ſagte Fritz.

»Nun ſo verzeihen Sie meiner Todesangſt den ſeltſamen Antrag, den nur dieſe mir entreißt. Ihnen, edler junger Mann, übergebe ich meine Tochter. Sie iſt ein wackeres Mädchen. Geben Sie mir ihr Wort, daß Sie die Ver-

laſſene aufſuchen, ſie tröſten und ſchützen wollen; und — wenn ſie nicht vermag, wärmere Gefühle in Ihnen zu erregen — ſo ſeien Sie mindeſtens ihr Bruder, ihr Vater, ihr Vormund. Heben Sie den nicht unbeträchtlichen Schatz, den meine Vorſicht verbarg; verwalten Sie ihn zum Vortheil der Verwaiſten, oder — theilen Sie ihn mit ihr. Ich bitte und fordere viel von Ihnen. Ihr edles Herz und mein nahes Ende geben mir den Muth. Schenken Sie mir einen ruhigen Tod!"

Flehend hob er bei den letzten Worten ſeine kraftloſen Hände empor, und Fritz ergriff ſie mit Feuer, und ſchwur ihm, ſeine letzten Wünſche zu erfüllen, wenn auch kein engeres Band an ſeine Tochter ihn knüpfen ſollte.

Der Kranke lag erſchöpft. Seine bleichen Lippen wollten danken, aber konnten ſich nur noch zum leiſeſten Gebet bewegen. Er deutete auf ſein Taſchenbuch, das neben ihm lag, ſeine Blicke baten, es zu öffnen. Mit halb gebrochenem Auge durchlief er die Papiere, und bezeichnete diejenigen, aus welchen Fritz nähere Aufſchlüſſe über ſeine Tochter, ihren vormaligen Aufenthalt, ſein Haus, ſeinen Garten, und über die Stelle ſchöpfen konnte, wo er ſein Geld vergraben. Dann zog er mühſam einen Ring vom Finger, reichte ihn ſeinem Pfleger, und ſtammelte kaum hörbar die Worte: »Der Ring ihrer Mutter — an dieſem wird ſie erkennen, daß ich Sie ſende." — Noch einmal erholte er

ſich, verlangte Feder und Tinte, und verſuchte einige Worte zu kritzeln, allein vergebens. Er faltete die Hände, entſchlummerte, und erwachte nicht.

Fritz ließ den Entſeelten mit allen militäriſchen Ehrenbezeugungen zur Erde beſtatten, und als bald nachher ein Waffenſtillſtand eintrat, ſuchte und erhielt er einen Urlaub von einigen Monaten, um ſein Gelübde zu erfüllen. Zwar empfand er keinen Trieb, ſeiner Pflegebefohlenen mehr zu werden, als Bruder oder Vormund; ihn zog ſein Herz zu der Retterin ſeines Lebens; ihr wollte er, nach geendigtem Kriege, ſeine Hand bieten, das hielt er für Pflicht, und nur wenn dieſe Hand, deren Feſſeln ſie löſete, von ihr verſchmäht würde, dann wollte er prüfen, ob ſein Mündel und ſein eigenes Herz mit den Wünſchen des ſterbenden Vaters übereinſtimmten.

Mit dieſem Vorſatz begab er ſich auf die Reiſe. Ihn führte der Weg durch ſeine Vaterſtadt, wo er den langen Elias ſah, an eine Megäre verheirathet, unter deren eiſernem Pantoffel er ſtand. Seine Stiefmutter wurde von der Schwiegertochter verachtet und gepeinigt; ihr eigener Sohn behandelte ſie mit Geringſchätzung; ſie war nicht Herr eines Groſchens von jenem tückiſch erſchlichenen Vermögen; ihr fehlte oft das Nothdürftige, und, woran ſie ſich ſo gern erquickte, eine Taſſe Kaffee, war ihr ſeit vielen Monaten nicht gereicht worden. In dieſer kümmerlichen

Lage sah sie einen Offizier, mit dem Orden geschmückt, in ihr Zimmer treten, erkannte den gemißhandelten Fritz, und verbarg mit einem lauten Schrei ihr beschämtes Antlitz. »Ich komme nicht, um Ihnen Vorwürfe zu machen,« sagte Fritz, »denn Sie waren meines Vaters geliebte Frau, das werde ich nie vergessen.«

Er tröstete die Reuige, so gut er konnte, und versteckte beim Abschied einen vollen Beutel unter ihr Strickzeug, damit zu Reue und Alter nicht auch der Mangel sich gesellen möchte. Mit seinem Bruder, der ihn ohnehin wie ein Gespenst vermied, hatte er nur eine ziemlich kühle Unterredung, und eilte, um der widrigen Gefühle los zu werden, nach einem Besuche auf dem Grabe seines Vaters, noch in derselben Nacht aus dem Thore.

Nach einigen Tagen erreichte er den vormaligen Wohnsitz des Obersten von Dallbrück, fand nur noch eine alte, ehrliche Haushälterin, nebst ihrer Katze, in demselben, und fragte vergebens nach dem Fräulein. Der bezeichnete Garten lag vor dem Thore; dahin begab er sich um Mitternacht. Sein verschwiegener Reitknecht trug Brecheisen und Schaufel. Sie fanden den Lindenbaum, und unter demselben den schweren Beutel, der des Verstorbenen baren Reichthum enthielt. Ohne ihn zu öffnen, verwahrte Fritz den Schatz in seinem Koffer, und eilte nun nach dem Städtchen, wo der Oberst seine Tochter dem Schutze

einer alten Muhme anvertraut hatte. Es lag noch in Schutt und Asche. Kaum die Hälfte der Einwohner war zurückgekehrt. Daß die Muhme gestorben, erfuhr er durch den Postmeister; wo aber das Fräulein geblieben, wußte Niemand.

Wo sollte er sie nun suchen? wo zu finden hoffen? — Sechs Wochen brachte er damit zu, das Städtchen in immer weitern Entfernungen zu umkreisen, und in jedem Dorfe, jeder Hütte seine Nachforschungen zu wiederholen, aber alles vergebens.

Die Zeit seines Urlaubs war fast verstrichen. Er durfte nicht länger in dieser Gegend verweilen. Mit schwerem Herzen trat er die Rückreise an, und wußte jetzt keinen andern Rath, als durch die Zeitungen die Verlorne aufzufordern, ihm ein Lebenszeichen zu geben. Er schrieb diese Aufforderung, sandte sie nach Hamburg, und kündigte zugleich, im Fall das Fräulein todt wäre, allen etwaigen Verwandten des Obersten von Dallbrück an, daß bei ihm eine Erbschaft zu erheben sei, obschon der Sterbende das schwerlich gewollt hatte.

Nachdem er diese zarte Pflicht vollbracht, setzte er seinen Weg fort, hatte aber kaum einige Meilen zurückgelegt, als ihm Kouriere mit der Friedensbotschaft überall begegneten. Diese Nachricht erregte ihm ein heftiges Herzklopfen. Jetzt bedurfte es der Eile nicht. Ein Brief an den

Grafen konnte seinen Urlaub verlängern, und ihm Zeit gewähren, einige Tagereisen von seinem Wege abzubringen — wohin? — wohin anders, als nach dem Dörfchen, wo ein treffender Engel die Todesangst von ihm genommen hatte.

Es wurde schon Abend, als er sich dem Ziele seiner Reise näherte. Einen Bauer, der mit seinem Pfluge vom Felde heim zog, fragte er hastig, ob der alte Pfarrer zurückgekehrt sei.

»Ja,« war die Antwort.

»Und seine Tochter?«

»Die wackere Dirne pflegt den frommen Greis.«

Mit hochklopfendem Herzen sprang Fritz vor dem Dorfe aus dem Wagen, und ging zu Fuße nach der Pfarrwohnung. Als er von Ferne den Felsenkeller erblickte, drängte sich all sein Blut nach der Brust, mehr noch, da er gegenüber auf einer Bank den Pfarrer, und neben ihm das holde Mädchen sitzen sah.

Fast bebend trat er herzu mit abgezogenem Hute. Als der Greis einen Offizier mit dem Ordenskreuz erblickte, stand er ehrerbietig auf, Bertha wollte entschlüpfen. »Bleiben Sie, Mademoisell,« sagte Fritz mit einer sanft zitternden Stimme, »um Ihrentwillen bin ich gekommen.« Sie sah ihn mit großen Augen an.

»Kennen Sie mich nicht mehr?"

Sie erkannte ihn nicht. Er deutete mit der Hand nach dem Felsenkeller.

»Diesen Kerker haben Sie mir geöffnet. Sie haben vom schimpflichen Tode mich gerettet." — Freudiger Schrecken preßte dem Mädchen einen lauten Schrei aus. Ihr Pflegevater hob die Hände gefaltet zum Himmel.

»Treten Sie herein, mein Herr, in die Wohnung der redlichen Armuth. O wie reich ersetzt Gott uns heute Alles, da wir erfahren, daß es ein Ehrenmann ist, dem meine Bertha das Leben gerettet." Fritz folgte in das Haus. Die geschäftige Wirthin trug mit zitternder Freude Alles herbei, was Küche und Keller vermochten. Immer standen ihre Augen voll Thränen, aber es waren Thränen der reinsten Wonne.

Zwischen solchen Menschen entspann sich leicht eine trauliche Bekanntschaft. Der Greis verjüngte sich bei einer Flasche Wein, und mit der wärmsten Theilnahme hörte er die Erzählung von den Schicksalen des Fremdlings. Durch manche Zerstreuung wurde freilich diese Erzählung unterbrochen; denn so oft die schöne Bertha durch das Zimmer ging, oder gar einige Minuten mit freundlicher Neubegier darin verweilte, vergaß Fritz den Faden seiner Geschichte, und ruhte mit zärtlichen Blicken auf der hol-

den Gestalt. Es war schon tief in der Nacht, als er es erst bemerkte, und aufbrechen wollte, um in dem Wirthshause, in welchem er einst die Volksbüchlein verkaufte, zu übernachten. Aber der ehrliche Pfarrer ließ ihn nicht von sich.

„Mein Haus ist klein," sagte er, „doch gönnen Sie mir die Freude, einen edeln Mann zu beherbergen, der mir eine der schönsten Stunden meines Lebens geschenkt hat. Sie haben angstvolle Minuten in diesem Hause zugebracht; verschlafen Sie nun auch darin eine ruhige Nacht."

Gern erfüllte Fritz den Wunsch des Greises und zugleich seinen eigenen. Ein Wink des Pfarrers, den Bertha schnell verstand, räumte ihm ihre Kammer. In dieser reinlichen Wohnung, deren ganze Zierde aus einigen Gebetbüchern und einem Heiligenbilde bestand, reifte sein Entschluß, und mit einer süßen Bangigkeit erwartete er den Morgen, um seine Wohlthäterin zu bitten, das von ihr geschenkte Leben nun auch zu verschönern. Mit wenigen herzlichen Worten that er ihr den Antrag in Gegenwart des Greises, und als die glühende Bertha verwirrt und schweigend die Augen niederschlug, ergriff der Pfarrer mit andächtiger Rührung Beider Hände, und legte sie in einander. „Euch hat Gott zusammen geführt!" sagte er mit hohem Ernst, und der Verlobte schloß die schüchterne Braut feurig in seine Arme.

Aber plötzlich schrie sie laut auf, denn an seiner Hand erblickte sie den Ring ihrer Mutter.

»Fräulein Dallbrück?« fragte Fritz hastig.

»Das ist sie,« antwortete der Greis, »die Tochter des Obersten Dallbrück. Von aller Welt verlassen, habe ich sie gefunden, als ich, zwanzig Meilen von hier, einen alten Oheim zum letzten Male besuchte. Wenn ihr Vater noch lebt —«

»Er lebt nicht mehr!« rief Fritz unbesonnen, und Bertha sank ohnmächtig in seine Arme.

Freundschaft und Liebe vereinten sich, den ersten Schmerz zu mildern, und als Bertha erfuhr, daß der Gatte, dem sie sich ergeben, die Wahl ihres Vaters sei; daß er dessen Segen ihr bringe, und des Sterbenden letzte Stunden erleichtert habe; da fiel sie andächtig auf ihre Knie, und wollte die Hand des Mannes küssen, in die der scheidende Vater ihr Schicksal gelegt. Den erhobenen Schatz, den Fritz ihr einhändigte, wollte sie mit ihrem edlen Pflegevater theilen. Der sprach:

»Ich habe genug und übergenug, denn ich weiß dich glücklich, und keine Sorge um dich wird meine Sterbestunde trüben. Nur die Trennung von dir — werde ich sie überleben?« —

Aber diese drei edlen Menschen trennte nur der Tod. Fritz nahm seinen Abschied, kaufte das Gut, zu welchem

dieſes Dorf gehörte, wurde ein fleißiger, verſtändiger Landmann; pflegte mit Weib und Kinder den Greis, bis er die Schuld der Natur bezahlte, verwandelte den Felſenkeller in eine Kapelle, die er mit einem Altar ſchmückte, welcher die Erbſchaft ſeines Vaters barg. Oft zeigte er ſie ſeinen Söhnen, ſprechend:

„Meine Reue hat mir des verſöhnten Vaters Segen vom Himmel erfleht! und dieſer Segen — ruht er gleich auf unſcheinbaren Dingen — hat mein Glück gegründet."

Belohnte Theilnahme.

Iſt denn Gold, und immer Gold, dem Armen eine Wohlthat? Auch mit leeren Händen kann Mitleid hilfreich ſein. Gehe nicht vorüber und denke, was kümmert's mich? wenn ein leidendes Geſchöpf an deinem Wege liegt! es ſei noch ſo gering, es kann dir einſt vergelten; und, wenn auch nicht, ſo lohnt ein freudiges Bewußtſein.

In der Reſidenzſtadt eines Fürſten des ehemaligen deutſchen Reichs lebte ein wackerer Mann, der ein einträgliches Amt verwaltete. Durch vieljährigen Fleiß hatte er ſo viel geſammelt, daß er ein artiges Haus in der beſten Gegend der Stadt am Paradeplatze kaufen konnte. Hier erzog er ſeinen einzigen Sohn Leopold, einen muntern, gutmüthigen Knaben, der ihm Ehre und Freude machte, und dem beſonders ein Abſcheu vor Unrecht und Härte, wenn ſie auch dem Geringſten widerfuhren, angeboren ſchien. Er konnte ſich ärgern, wenn der reiche Müſſiggänger in glänzender Equipage vorüberfuhr, und den armen Laſtträger mit Koth beſpritzte. Er konnte knirſchen, wenn ein Pflaſtertreter den einfältigen Bauer foppte, der ſeine Eier zu Markte brachte, oder ein übermüthiger Polizeidiener einen bettelnden Greis mißhandelte. Er miſchte ſich dann auch wohl darein, wenigſtens mit trocknen Worten, und erhielt gewöhnlich Spott, und bisweilen ſogar Schläge zur Ver-

geltung. Dann pflegte seine Tante wohl zu sagen: „Was deines Amtes nicht ist, laß deinen Kürwitz. Das gemeine Volk ist nun einmal zur Dienstbarkeit auf der Welt. Der liebe Gott hat Alles wohl gemacht."

Aber je älter Leopold wurde, je weniger konnte er sich überreden, daß der liebe Gott das so gewollt hätte, und so oft er zufällig Zeuge war, daß der Schwächere vom Starken, der Geringere vom Mächtigen ein Unrecht erlitt, empörte sich sein Herz mit jugendlicher Wärme, und wo er nicht helfen konnte, da weinte er aus Mitleid und Verdruß. Vor allen war ein Schauspiel, welches täglich unter seinem Fenster aufgeführt wurde, ihm eine tägliche Marter. Da exerzirte nämlich ein hochadelicher Fähnrich oder Lieutenant seine Rekruten, und prügelte sie unbarmherzig. Jedes Wort, das er ausstieß, war ein niedriger Fluch oder ein beschimpfender Beiname. In seinem Munde waren die armen Teufel nichts, als Hunde und Bestien, und die Fuchtel, die unaufhörlich von einer Schulter auf die andere tanzte, bewies, daß er sie auch in seinem Herzen für nichts anders hielt.

Besonders bemerkte Leopold einen Jüngling von schönem Wuchs und sanften Zügen, der dem Herrn Fähnrich nichts recht machen konnte. Er mochte wohl von Natur weniger Geschmeidigkeit zu der edlen Handhabung einer Muskete besitzen. Man sah es ihm an, daß er sich alle

Mühe gab; die hellen Thränen rollten ihm oft dabei über die Backen; aber es ging nicht, und jeder neue Morgen brachte ihm neue Mißhandlungen. Leopold hatte das oft mit verbissenem Grimm und herzlichem Mitleid angesehen. Eines Tages, nach geendigtem Exerziren, lehnte sich der junge Mann, dem abermals unbarmherzig mitgespielt worden, erschöpft an die Mauer des Hauses, und seufzte. Da winkte ihm Leopold herein. Er hatte seiner Tante eine Flasche Wein abgebettelt, und seine eigene Semmel nicht verzehrt, um den armen Menschen damit zu erquicken. Mit Rührung und Dankbarkeit empfing dieser die Gabe. Er zog seinen Rock aus, streifte das Hemd vom Rücken, und zeigte die blutrünstigen Schwielen. Fort sprang Leopold, um für sein Taschengeld Branntwein zu holen, mit dem er den Rücken des Rekruten wusch.

„Gott vergelte es, junger Herr!" sagte der Leidende, „Sie retten mich vor Verzweiflung. Ich bin, weit von hier, einer armen Mutter entrissen. Niemand erbarmte sich meiner. Ich konnte es länger nicht ertragen, und wollte mich diesen Abend in's Wasser stürzen.

Leopold schauderte. Er bat den Verlassenen, an jedem Morgen nach dem Exerziren in das Haus zu kommen, wo er jedesmal eine Erquickung finden sollte. Das geschah, so lange die Exerzirzeit währte, und als endlich die wohl dressirten Kriegsmänner zu verschiedenen Regi-

mentern abgefertigt wurden, stopfte Leopold seinem Schützling Alles, was er nur entbehren oder der Tante abbetteln konnte, in den Tornister, und mit dankbaren Thränen schied der Soldat von seinem jungen Wohlthäter.

Hätte Leopold den Glauben seiner Tante gehegt: daß man das Gute nur darum thun müsse, weil Gott es vergelten werde, so hätte er leicht an dieser Verheißung irre werden können, denn eine Unglückswolke nach der andern überschattete sein Haus. Der Vater verlor die Hälfte seines Vermögens durch den Druck der schweren Zeit, die andere Hälfte durch gutmüthige, aber unbesonnene Bürgschaft für einen falschen Freund. Jenes ertrug er standhaft, dieses schlug ihn zu Boden. Des Schicksals Tücke dringt nur bis in die seufzende Brust, eines Freundes Tücke tief in das blutende Herz. Er starb, von dem Vorwurfe genagt, daß sein einziger Sohn gegen den Mangel werde kämpfen müssen. Der hinterlassenen Schulden waren so viele, daß gleich nach seinem Tode zum Verkauf des Hauses geschritten wurde.

Mit heißen Thränen verließ Leopold, der jetzt achtzehn Jahre zählte, das freundliche Haus, in dem er geboren war, in dem er seine frohe Jugend verlebt hatte. Ein Verwandter seiner Mutter blieb ihm noch übrig, ein braver Mann, nicht reich, doch angesehen und wohl gelitten in der ganzen Stadt. Der verhieß ihm eine Versorgung,

sobald er die nöthigen Kenntnisse zu irgend einem Amte sich werde erworben haben, und empfahl ihn einem alten Freunde, der Professor auf einer berühmten Universität war. Wenn Leopold fleißig und ordentlich sei, antwortete dieser, so wolle er sich seiner treulich annehmen, auf daß er mit den Trümmern von seines Vaters Vermögen drei Jahre lang ausreichen, und dann mit gesammelten Geistesschätzen in seine Heimath zurückkehren möge.

Nun bestieg Leopold mit gepreßtem Herzen und einem magern Beutel den Postwagen, der, im gewöhnlichen deutschen Schneckengange, ihn nach jener dreißig Meilen entfernten Universität schleppen sollte. Am ersten, regnerischen Tage saß er still in eine Ecke gekauert, und bekämpfte sein Heimweh. Am zweiten, als ein heiterer Morgen ihn anlächelte, stieg er aus, um sich in der Morgenluft zu erfrischen, befand sich wohl dabei, und merkte bald, daß sein munterer Schritt den Postpferden weit voraus eile. »Was schadet's?" dachte er bei sich selbst, »ich werde bis zur nächsten Station zu Fuße gehen, das Frühstück wird mir dann um so besser schmecken."

Nach einigen Stunden erreichte er das Dorf, wo die Pferde umgespannt werden sollten. Am Eingange dieses Dorfes fand er zwei junge Mädchen von dreizehn bis vierzehn Jahren. Die eine mit brennenden schwarzen Augen und düstern Blicken, war gekleidet wie eine Städterin, ob-

schon Alles nachlässig an ihr hing, und ein halb zerrissenes Halstuch ihr um die Schulter flatterte. Die andere, ein blondhaariges Kind mit sanften Zügen, trug das grobe Gewand einer Bäuerin, noch überdies an vielen Stellen mit Lappen geflickt, aber knapp und reinlich. Die Mädchen waren beschäftigt, eine Menge kalekutischer Hühner aus einem Erbsenfelde zu jagen. Die Blonde bediente sich dabei einer Weidenruthe, die Braune hatte einen derben Knittel in der Hand. Jene trieb die ungeladenen Gäste langsam vor sich hin, und würde auf diese Weise ihren Zweck vollkommen erreicht haben; dieser hingegen währte das viel zu lange, sie fuhr hastig hin und her, und schüchterte dadurch die Hühner, trieb sie aus einander, wurde ungeduldig, warf den Knittel mitten unter sie, und als sie keines derselben traf, suchte sie Steine zusammen. Da warnte ihre Gefährtin: »Mamsellchen, thun Sie das nicht, das könnte übel auslaufen. Die Hühner gehören dem Herrn Pastor, und Sie wissen, daß Ihr Papa, der Herr Amtmann, nicht zum Besten mit ihm steht. Geschähe nun ein Unglück, so gäbe es einen gewaltigen Lärm, und Sie müßten es ausbaden."

»Halt du dein Maul, Bauerndirne!" fuhr die Braune sie an, »ich werde doch von dir nicht lernen sollen, was ich zu thun habe?" Und nun flogen die Steine — Puff! da lag ein Huhn; Paff! dort wieder ein anderes. Die übrigen flatterten davon. Eines blieb todt auf dem Platze, das zweite war gelähmt.

»Da haben wirs!" ſagte die Blonde, »wenn das nun die Frau Paſtorin ſieht — "

»Ich frage den Henker nach der Frau Paſtorin!" keifte die Braune, »die Beſtien haben unſere Erbſen gefreſſen, ihnen iſt ganz recht geſchehen."

Leopold ging vorüber, und dachte bei ſich ſelber: das Mädchen im geflickten Kittel iſt mehr werth, als die Mamſell mit dem ſeidenen Halstuche. Er ſuchte und fand das Poſthaus, trank ein Glas Milch, und konnte nicht begreifen, wo der Poſtwagen ſo lange blieb. Aus Langeweile machte er ſich wieder auf, um ſich draußen vor dem Dorfe nach der Schneckenpoſt umzuſehen. Da vernahm er ein großes Getümmel im Vorhauſe der Amtsſtube; kreiſchende Weiberſtimmen gellten ihm in die Ohren. Das getödtete Huhn lag vor der Hausthier, das lahme ſtand trübſelig daneben. Es wurde ein ſtrenges Gericht gehalten, dem Leopold lauſchend zuhorchte. Die Frau Paſtorin, als Klägerin, drang auf Erſatz; die Frau Amtmännin verhörte die Angeklagten.

Mit unwilligem Erſtaunen vernahm Leopold, daß die Braune Alles auf die Blonde ſchob. »Ich habe es dir hundertmal geſagt," rief ſie weinerlich, »laß die Steine liegen! wirf nicht nach dem armen Vieh! es ſind ja unvernünftige Beſtien. Mache es, wie ich. Mit einer kleinen Ruthe und etwas Geduld kannſt du ſie bald verjagen. Aber du wollteſt nicht hören, nun mußt du fühlen."

„Mein Gott, Mamſellchen!“ wimmerte die Blonde, „es iſt ja gerade umgekehrt, ich habe Sie gewarnt.“

„Ei, du unverſchämtes Lügenmaul! Mama, das leiden Sie nicht' das iſt zu arg'“

„Wie!“ donnerte die Amtmännin dazwiſchen, „du unterſtehſt dich, meine Tochter einer falſchen Anklage zu bezüchtigen?“

„Weiß Gott, es iſt ſo, wie ich ſage.“

„Noch immer? welche Bosheit! Frau Paſtorin, nehmen Sie es nicht übel. Sie ſehen, meine Tochter iſt unſchuldig, folglich können die Hühner ihnen nicht bezahlt werden, denn die Betteldirne hat nichts, und frißt hier das Gnadenbrot. Aber ihr Rücken ſoll es büßen. He da! wo iſt der Knecht? er ſoll die Peitſche holen.“

„Ach!“ ſchluchzte die Blonde, „wenn doch nur der Herr da wäre, der eben vorbei ging, der würde mir's bezeugen.“

„Ja, ja,“ rief die Braune keck, „wenn er nur da wäre, um dich zu Schanden zu machen.“

Jetzt konnte Leopold nicht länger ſich halten. Mit abgezogenem Hute trat er in das Vorhaus. „Da iſt er!“ rief die Blonde freudig. Ihre Gegnerin erbleichte und verſtummte.

»Erlauben Sie,« redete Leopold die Frau Amtmännin an, »diesem armen Mädchen geschieht Unrecht. Sie hat die Wahrheit ausgesagt, ich selber bin Zeuge gewesen.«

Die boshafte Braune erholte sich schnell von ihrem ersten Schrecken. »Es ist nicht wahr, Mama!« heulte sie, »ich habe den Herrn nicht mit Augen gesehen.«

»Schämen Sie sich,« sagte Leopold mit einem Blick der tiefsten Verachtung, »noch so jung, und schon so schlecht!«

Das brachte die Mama in Harnisch. »Wer ist der Herr? was hat der Herr sich darein zu mischen?«

»Verzeihen Sie, ich hörte zufällig, daß Sie eine Unschuldige züchtigen wollten. Mich dünkt, Sie sollten mir Dank wissen, daß ich Ihnen eine Sünde erspare.«

»Eine Sünde? Ei, hört doch! Packe sich der Herr Bußprediger zum Henker! Meine Tochter hat mich noch nie belogen, und um eines solchen Gelbschnabels Willen werde ich ihr mein Vertrauen nicht entziehen. Diese Dirne hingegen richtet lauter Unheil an, und hatte schon tausendmal verdient, daß ich sie aus dem Hause jagte. He da! die Peitsche her!«

»Madame, ich werde das in meiner Gegenwart nicht dulden.«

Kaum hätte er das gesagt, als die Frau Amtmännin so wüthend zu schreien anfing, daß ihr die Stimme überschnappte. »Was! ich wäre nicht Herr in meinem eigenen Hause? Der erste beste Landstreicher dürfte mir verbieten, was mir zu thun beliebt?"

Außer sich vor Wuth, wollte sie das bleiche, zitternde Mädchen bei den Haaren ergreifen. Leopold trat dazwischen, und ohne Zweifel würde er selbst die Ehre gehabt haben, mit der Frau Amtmännin handgemein zu werden, wenn nicht in diesem Augenblicke der Herr Amtmann aus der Gerichtsstube hervorgetreten wäre. Es war ein rechtlicher Mann, behandelte alles juristisch, und da Leopold sich erbot, sein Zeugniß mit einem körperlichen Eide zu erhärten, so nahm er selber die Verläumdete in Schutz, gab der Tochter einen Rippenstoß, versprach der Frau Pastorin, die Hühner zu bezahlen, ersuchte seine Frau, mit einem Herrscherblick, für diesmal abzutreten, und versicherte den Fremden, er könne ruhig seines Weges ziehen, dem Mädchen solle kein Leid widerfahren.

Leopold ging. An der Thür erhaschte die Blonde seine Hand und küßte sie weinend.

Endlich erschien der Postwagen, auf dem sich noch ein blinder Passagier eingefunden hatte, ein armer Jude, der mit thränenden Augen ausstieg, und während die Pferde umgespannt wurden, seinen Weg zu Fuße fortsetzte. Leo-

Leopold hätte gern gefragt, was ihm fehle? Allein er war hastig fortgeeilt, und der Jüngling, selber zu ermüdet, um ihn einzuholen. Die übrige Gesellschaft bestand aus einem alten verabschiedeten Offizier, einem dicken Pächter und einem schöngeisterischen Kaufmannsdiener. Die letztere Gattung von Menschen ist bekanntlich eine der unerträglichsten. Der Bursche hatte in seinem Laden Romane gelesen, auch wohl selber deren geschrieben, hielt sich für einen Aesthetiker, und haschte beständig nach Witz. Auch Leopold wurde schon einige Male von ihm angezapft. Weil der Jüngling in seine Ecke gedrückt, an gar nichts Theil zu nehmen schien, so nannte er ihn den Taubstummen; und als er ausstieg, um zu Fuße auf einer sandigen Straße voraus zu waten, sagte er, der Taubstumme habe sich in einen Staubdummen verwandelt; über welchen witzigen Einfall er und der dicke Pächter so lange lachten, bis ihre Thränendrüsen helles Wasser absonderten.

Jetzt beim Frühstück, welches aus Bratwurst bestand, warf er die Frage auf: ob der Hannswurst, wenn er wieder auf die Bühne gebracht werde, gebraten oder gekocht erscheinen müsse? — „Auf Reisen," antwortete Leopold ärgerlich. Aber jener fühlte den Hieb nicht, sondern fuhr fort, seinen Witz strömen zu lassen und sein eigenes Zwerchfell dabei zu erschüttern, denn der dicke Pächter hatte keine Zeit mit zu lachen, so lange gegessen wurde.

Bald verglich er die Bratwurst mit der maulenden Unterlippe eines alten Weibes, bald mit dem Symbol der Ewigkeit, einer Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Dann wollte er haben, die Aufwärterin sollte Verse aus der Jungfrau von Orleans deklamiren, wobei er Leopold zum schwarzen Ritter ernannte. Kurz, er war unerschöpflich in Albernheiten, und Jedermann mußte ihm zur Zielscheibe seines bleiernen Witzes dienen, der Offizier ausgenommen, dem er nicht recht zu trauen schien.

Endlich bestieg die Gesellschaft den Postwagen wieder, der sich phlegmatisch fortbewegte. Der Witzling hatte so viel Schnapps zu sich genommen, daß der Schlaf bald Herr über seine Zunge wurde, und so entstand eine wohlthuende Stille von einigen Stunden; alle Ohren der Wachenden ruhten aus.

Nach Zurücklegung einer starken Meile erblickte man den Juden wieder, der, an einem Meilenzeiger sitzend, die Ankunft des Wagens erwartet hatte, jetzt wieder einstieg, und mit dem schlechtesten Plätzchen an der Thür vorlieb nahm, obgleich noch bessere leer waren. Bei dieser Gelegenheit erwachte der Aesthetiker, fühlte sich zu neuen Zungenthaten gestärkt, und fiel über den Juden her, wie ein Affe über ein Stück Zucker, das in zwanzig Papiere gewickelt ist. Bald fragte er ihn: ob er etwa nach Berlin reise, um in Klingemann's neuem Schauspiele den Moses als Gastrolle zu spielen? — bald: ob das Manna in der

Wüste wohl so süß geschmeckt habe, als der Kuß einer schönen Jüdin? — bald: ob die Juden das goldene Kalb in Versen oder Prosa angebetet hätten? und was dergleichen Albernheiten mehr waren. Endlich wollte er durchaus wissen, ob das Silbergeschirr, welches die Juden in Egypten stahlen, dreizehnlöthig oder vierzehnlöthig gewesen sei? Alles hatte der Jude schweigend ertragen, und auch dieser letzte Stich preßte ihm nur einen verstohlenen Seufzer aus; aber Leopold's Blut wallte auf: »Ei zum Henker!« fuhr er den Witzling unsanft an, »Sie sollen sich schämen, Ihre stumpfen Waffen an einem Wehrlosen zu üben. Wer einen Juden hohnneckt, der handelt eben so schlecht, als wer einen Gebundenen mit Koth bewirft.« Der Bursche stutzte, nahm die Zurechtweisung übel, warf sich in die Brust, und da er gegen Leopold mit dem Witz nicht auslangte, nahm er die göttliche Grobheit zu Hilfe. Es entstand ein lebhafter Zank. Leopold erklärte seinem Gegner, daß, wenn er noch mit einem Worte den armen Juden beleidigte, er ihn zum Postwagen hinaus werfen würde. Da gerieth der schöne Geist in Wuth, und es würde in dem engen Behältniß ein Faustkampf entstanden sein, wenn nicht der bisher schweigende Offizier sich mit großem Ernst in's Mittel gelegt, und dem Burschen ganz trocken gesagt hätte: Leopold habe ganz Recht, sein Witzeln sei unerträglich, und, wenn er die Gesellschaft noch länger beunruhige, so werde man die, von Jenem angedrohte Maßregeln mit vereinten Kräften in's Werk setzen.

Bei den letzten Worten griff er nach seinem spanischen Rohre, welches er hinter sich auf den Boden gelegt hatte, und die Bewegung schien dem Aesthetiker so bedenklich, daß er den Strom seines Witzes dämmte, bis zur nächsten Station mäuschenstill schwieg, dann sich brummend auf den Beiwagen setzte, und so für die übrige Reise den erlöseten Juden freien Athem schöpfen ließ.

Das waren die Abenteuer alle, die unserm Jüngling auf der Wanderschaft zum Musentempel begegneten. Er gelangte glücklich an den Ort seiner Bestimmung, fand in dem Professor, dem er empfohlen war, einen eben so gelehrten als menschenfreundlichen Mann, gewann dessen Liebe durch Fleiß, Ordnung, Sparsamkeit, und sammelte in drei Jahren einen Schatz von Kenntnissen, den er nun im Vaterlande auf Zinsen legen wollte.

Es war ihm während dieses Zeitraums nichts begegnet, was merkwürdig schien. Die Folgen des blutigen Krieges, der damals Deutschland verheerte, trafen zwar auch einige Mal den Ort seines Aufenthaltes, den er plündern sehen mußte; da aber ein Musensohn bei solchen Gelegenheiten nichts zu verlieren hat, so störte das die Einförmigkeit seiner Lebensweise nur auf wenige Tage.

Einst durchwanderte er nach einer solchen Katastrophe die Vorstadt, und hörte ein jämmerliches Gewinsel, das aus einem etwas abgelegenen Hause zu kommen schien.

Er ging näher — Thüren und Fenster waren offen, die Möbeln zerschlagen, keine menschliche Seele im ganzen Hause, denn die Bewohner, flüchtig vor der Wuth des Feindes, waren noch nicht zurückgekehrt. Nur im Hofe fand er das noch lebende Gerippe eines vergessenen Kettenhundes, von dem das Gewinsel ausging. Das arme Thier hatte nun schon in mehreren Tagen nichts zu fressen bekommen, lag ausgestreckt vor seinem Häuschen, und war kaum noch im Stande die Jammertöne hervorzuwinseln, die Leopold's Ohr erreicht hatten. Von Mitleid ergriffen, sprang der Jüngling zum nächsten Bäcker, kaufte ein Brot und brachte es dem hungrigen Gefangenen, der es gierig verschlang. Dann löfete er ihn von der Kette, in Hoffnung, daß er befreit, wohl selber seinen Unterhalt suchen werde. Vergnügt setzte er seinen Spazirgang fort, und erst draußen vor dem Thor wurde er gewahr, daß der Hund ihm folgte. »Geh', geh'," sagte er zu ihm, »ich kann dich nicht brauchen." Der Hund stand, sah ihn freundlich an und wedelte. Aber sobald Leopold wieder vorwärts schritt, lief auch der Hund hinter ihm her. Um seiner los zu werden, sah er sich genöthigt, den Stock aufzuheben. Da legte sich der Hund platt auf den Boden, den Kopf zwischen den Vorderfüßen. Leopold ging weiter, und der Hund blieb liegen, so lange bis sein Wohlthäter ihm aus den Augen zu verschwinden drohte, dann aber folgte er ihm, wiewohl schüchtern, in einiger Entfernung nach. Als Leopold aber gegen Abend in die Stadt zu-

rückkehrte, verlor er ihn aus den Augen, und dachte nicht weiter an ihn.

Am andern Morgen, da er ausgehen wollte, um ein Kollegium zu besuchen, siehe, da lag der Hund auf der Schwelle seiner Thür, und winselte, als er sie öffnete. Nun widerstand er dem Bittenden länger nicht. »Komm herein,« sagte er, »du bist ein armer Teufel, und willst durchaus bei einem armen Teufel in Dienste treten. Wohlan! wie nenne ich dich? — du sollst Hunger heißen. Mit diesen Worten reichte er ihm die kargen Ueberreste seines Frühstückes, und verschloß ihn in sein Zimmer. Als er wieder heim kam, fand er den Hund auf seinem Koffer gelagert, den er gleichsam bewachte, und er verließ das Plätzchen nur, um seinem neuen Herrn zu liebkosen. In der Folge konnte Leopold's Zimmer ohne Bedenken unverschlossen bleiben, denn Hunger ließ während seiner Abwesenheit durchaus Niemanden herein. Des Hundes Dankbarkeit und Treue gefiel dem Jünglinge wohl. Es war ein häßlicher Köter, aber er hatte seine Freude an ihm, nur fiel ihm dessen Unterhalt beschwerlich, denn obgleich der ehrliche Hunger mit Brotrinden gern vorlieb nahm, so bedurfte er doch, da er zum Geschlecht der Doggen gehörte, der Brotrinden sehr viele, und Leopold konnte deren nur sehr wenige entbehren. Indessen, so lange er noch auf der Universität war, aß er sich bisweilen nur halb satt, ehe er den armen Hunger hätte hungern lassen.

Nun hatte er aber seine Studien vollendet, und dachte mit Ernst an die Heimreise, zumal, da sein gütiger Verwandter ihm geschrieben hatte, daß er kränklich sei, und des Vetters baldige Zurückkunft wünsche, und, wo möglich, noch vor seinem Tode ihn versorgt zu sehen. Leopold ging mit seiner Kasse zu Rathe. Er hatte so sparsam als möglich gelebt, und nebenbei, um einen Sparpfennig zu gewinnen, in einigen Bürgershäusern den Kindern Unterricht ertheilt; dennoch belief sich sein ganzes Vermögen nur so hoch, daß er allenfalls nur einen Platz auf dem Postwagen bezahlen, und sich unterwegs beköstigen konnte. Aber was blieb ihm denn übrig, wenn er in seiner Vaterstadt ankam? Sollte er seinen Verwandten sogleich um Geld ansprechen? Der Gedanke war ihm unerträglich. Darum beschloß er lieber zu Fuße, mit einem kleinen Felleisen auf dem Rücken, heim zu wandern, und berechnete, daß er dann wohl sechs bis acht Louisd'or mit nach Hause bringen würde. Nur mußte er auf diesen Fall seinen großen Hund abschaffen, der leicht mehr, als er selber, verzehren konnte. Er entschloß sich dazu mit einem Seufzer. Schon längst hatte ein reicher Student ihm den Hund abschwatzen wollen, und ihm einige Male zwei Louisd'or für ihn geboten. Diesem schenkte er ihn jetzt am Abend vor seiner Abreise; denn Geld für seinen ehrlichen Hunger zu nehmen, konnte er nicht über sich gewinnen. Es war ihm fast weinerlich zu Muthe, als er von dem Hunde sich trennte, und kaum konnte die Ueberzeugung ihn trösten, daß er bei seinem neuen Herrn es besser haben würde.

Am andern Morgen in aller Frühe ergriff er den Wanderstab, hing sein Felleisen auf die Schulter und ging zum Thore hinaus. Man hatte ihn gewarnt, nicht so allein zu gehen; denn die gewöhnlichen Folgen des Krieges waren nicht ausgeblieben, das Land wimmelte von Räubern und Spitzbuben; aber Leopold dachte: einen einzelnen Wanderer, dessen ganze Equipage Armuth verräth, werden sie wohl ungehindert ziehen lassen, und so schritt er munter auf die waldigen Gebirge zu, die er zu übersteigen hatte.

Nachdem er einige Stunden gegangen und einen Hügel erklimmt hatte, um die Thürme der Stadt noch einmal zu sehen, in der er mit den Musen vertrauten Umgang gepflogen, da erblickte er in der Ferne etwas auf der Landstraße, was sich sehr schnell fortbewegte, und in wenigen Minuten so nahe kam, daß er mit freudigem Herzklopfen seinen getreuen Hunger erkannte. Noch sah der ehrliche Hund ihn nicht, denn er verließ sich nicht auf seine Augen, sondern einzig und allein auf seine Nase, die beständig dicht an der Erde schnupperte. Nun aber, da er auf der frischen Spur die Nähe seines geliebten Herrn merkte, hob er den Kopf in die Höhe, erblickte ihn, sprang hoch an ihm heran, und brach in ein Freudengeheul aus. Auch Leopold konnte sich nicht enthalten, ihn mit nassen Augen zu umarmen, und sich das ganze Gesicht von ihm belecken zu lassen, so sehr ihm das auch sonst zuwider war.

»Hunger!« sagte er, »ehrlicher Hunger, du dankbares Gemüth! Weiß Gott, du sollst bei mir bleiben, und

wenn ich auch als ein Bettler in meiner Vaterſtadt einziehen ſollte.“ — Hunger hielt ihn beim Wort, machte allerlei poſſirliche Sprünge, und lief nun wedelnd vor ihm her, ſah ſich aber oft nach ihm um, damit er ihm nicht noch einmal entwiſchen möchte.

Die treuen Gefährten wanderten fröhlich Berg auf Berg ab, bis der Abend hereinbrach, und Leopold ermüdet in einem Kruge einkehrte, der am Rande eines groſſen Waldes lag. Das Haus hatte nichts Einladendes weder von Außen noch von Innen. Der Krüger ſchielte auf dem einen Auge, ſeine Frau auf dem andern; der Knecht hatte eine groſſe, erſt kürzlich zugeheilte Schmarre im Geſicht; die Magd war eine Zigeunerin; die Kinder ſtarrten von Schmutz. Gern wäre Leopold, trotz ſeiner Müdigkeit, noch einige Stunden weiter gezogen, aber theils mochte er gegen die Nacht ſich in den Wald nicht wagen, theils fand er dies ſchlechte Nachtlager ſeinem Beutel angemeſſen, ließ ſich alſo Brot und einige Eier geben, theilte das Brot mit ſeinem Reiſegefährten, und bat dann um eine Streu in irgend einem ruhigen Winkel. Man führte ihn in ein Kämmerlein hinten im Hauſe, gab ihm ein Stümpfchen Licht, und wünſchte ihm eine gute Nacht. Er riegelte die Thür zu, und ſchickte ſich an, zu Bette zu gehen, das heißt, ſich auf ein Bund Stroh zu legen, welches freilich ſchon manchem Reiſenden gedient zu haben ſchien.

Das erſte, was ihm auffiel, waren einige Blutflecken auf dieſem Stroh. Er betrachtete ſie lange mit geheimen

Schauder, indessen meinte er, es könnte ja wohl irgend ein Wanderer sich im Finger geschnitten oder aus der Nase geblutet haben, suchte sich zu beruhigen, legte sich nieder, und wollte eben sein Stümpschen Licht auslöschen, als er gewahr wurde, daß sein Hund, mit dem Schwanze zwischen den Beinen, schnuppernd herum schlich, und leise brummte. Jetzt wurde Leopold aufmerksam. »Such, Hunger, such!" flüsterte er dem Hunde zu, der, durch diese Aufmunterung ermuthigt, schon etwas lauter knurrte, endlich an einer kleinen Fallthüre stehen blieb, welche Leopold nicht bemerkt hatte, und zu bellen anhub.

Das geht nicht mit rechten Dingen zu, dachte der Wanderer, und sprang hastig von seinem Strohlager auf. Er hatte keine andere Waffe, als seinen Knotenstock, den ergriff er mit der rechten, das Licht mit der linken Hand, stellte sich neben seinen Hund, und richtete die Augen starr auf die Fallthüre, wobei das Haar auf seinem Haupte sich ein wenig lüpfte. Als Hunger mit Knurren und Bellen nicht nachlassen wollte, überlegte Leopold, daß, um ruhig zu schlafen, er nothwendig wissen müsse, was unter der Fallthüre verborgen sei. Er faßte sich ein Herz, und hob sie auf. Da blitzten ihm ein Paar schwarze Augen entgegen; es war der Knecht mit der Schmarre auf der Backe. Hunger wollte sogleich hinab springen und seine Zähne in ihn schlagen. Leopold hielt den Hund fest, und rief dem Kerl mit rauher Stimme zu: »Was machst du da?"

»Was werde ich machen?« antwortete er, »ich habe ein Fäßchen Bier im Keller, das habe ich abgezapft, und mich ein wenig zu lange dabei verweilt.«

»So komm heraus, und gehe deiner Wege.«

»Nun freilich, aber halte der Herr nur den Hund feſt.«

»Er ſoll dir nichts zu Leide thun, aber mache, daß du fortkommſt.«

Brummend ſtieg der Knecht heraus; Leopold hatte ſein Licht auf den Tiſch geſetzt, ſich ſelber ein wenig zurück gezogen, ſchwang in der rechten Fauſt ſeinen Knüttel, und umfaßte mit dem linken Arme den Hund, ſo, daß er, wenn irgend eine Gefahr ſich zeigte, den Arm nur öffnen und das wüthende Thier anhetzen durfte. Doch als der Knecht in dieſer Verfaſſung ihn ſah, eilte er nach der Stubenthür, die er aufriegelte und entſprang. Im Vorübergehen hatte Leopold wohl bemerkt, daß ein langes Meſſer ihm aus dem Buſen hervorragte.

Sobald der Knecht hinaus war, verſchloß und verriegelte er die Thür auf's neue, wendete ſich dann zu ſeinem ehrlichen Hunger, und drückte ihn als einen Freund an die Bruſt.

»Wer mir das geſagt hätte, als ich von deinen Ketten dich los machte, als ich zehnmal dich fortjagte, und endlich gar verſchenkte. — O wie reich haſt du mir die harten Brotrinden vergolten, die ich dir zugeworfen!«

Hunger verstand nichts von seiner empfindsamen Anrede. Er machte noch einmal die Runde im Zimmer, und legte sich dann neben seines Herrn Felleisen. Allein Leopold war nicht so ruhig als sein Hund. Daß der Kerl Böses im Schilde führte, schien ihn unzweifelhaft. Das lange Messer, die Blutflecken auf dem Stroh, die schielenden Gesichter der Wirthsleute — alle diese Gegenstände schwebten wie Gespenster vor seinen Augen. »Wer steht mir dafür," dachte er, »daß sie nicht um Mittermacht die Thür erbrechen, und mich schlafend ermorden?"

Hier war nicht lange Zeit zu überlegen. Das Stümpfchen Licht drohte zu erlöschen. Ihn schauderte, wenn er dachte, daß er hier im Dunkeln bleiben sollte. Er schaute zum Fenster hinaus, es war nicht hoch.

Draußen lag der Wald schwarz vor ihm. Ein matter Strahl des letzten Mondenviertels erleuchtete die Gegend, wie ein Lämpchen eine Gruft. Doch, besser da draußen, meinte Leopold, kleidete sich rasch wieder an, legte so viel Geld auf den Tisch, als er etwa verzehrt zu haben glaubte, und stieg leise zum Fenster hinaus. Hunger sprang hinter ihm her.

Als er draußen war, bemerkte er, daß in einer nedrigen Eckstube noch Licht sei; er schlich unter das Fenster, und hörte, wie der Knecht sein Abenteuer erzählte, den großen Hund verfluchte, und schwur, er wolle noch in dieser Nacht die Bestie sammt ihrem Herrn in die andere Welt schicken.

Mit Füßen, vor Furcht und Schrecken beflügelt, suchte Leopold die Landstraße. Seine Müdigkeit war ganz verschwunden, und er schritt so hastig vorwärts, als habe er sich durch den erquickendsten Schlaf gestärkt. Der düster schweigende Wald schien ihm weit minder furchtbar, als das helle Licht, welches aus dem Kruge ihm noch lange nachschimmerte. Erst als er nichts mehr davon gewahr wurde, und dicke Finsterniß ihn umgab, wurde er etwas ruhiger. Der Weg war so breit, daß er ihn auch im Dunkeln nicht verfehlen konnte. Bisweilen stand er und horchte. Alles war still. Nur seinen eigenen Fußtritt vernahm er, und den seines Hundes, der ihm jetzt auf der Ferse nachschlich, statt daß er sonst immer vor ihm herhüpfte.

Gern hätte Leopold auch das Geräusch vermieden, welches seine Füße im Grase oder in den dürren Blättern machten; er berührte den Boden kaum mit den Fußspitzen, und seufzte nach dem Tage, der noch fern war. Nach einigen Stunden schien der ehrliche Hunger sich doch auch schon an die Finsterniß gewöhnt zu haben; er trabte jetzt wieder vor seinem Herrn her, und Leopold war bereits so gefaßt, daß er leise das Lied: »Eine feste Burg ist unser Gott!" anstimmte. Plötzlich stand Hunger und wollte nicht vorwärts. Vergebens redete sein Herr ihm zu, und als er ihn endlich mit dem Fuße stieß, kroch der Hund winselnd hinter ihn. Ein Schauder überlief den Wanderer — allein was war zu thun? Stehen bleiben auf dieser

Stelle, bis es Tag würde? das schien ihm unerträglich. »Hunde,« dachte er, »pflegen sich auch vor jedem unbekannten Gegenstand zu fürchten. Wer weiß, was meinen Hunger so plötzlich anwandelt? Ein paar hundert Schritte weiter wird er sich wohl eines Bessern besinnen.«

Durch solche Gedanken suchte er sich Muth einzusprechen, und ging darauf los, hatte aber kaum zehn Schritte vorwärts gethan, als er über etwas stolperte, das ihm im Wege lag. Er fiel, raffte sich wieder auf, faßte nach dem, was seinen Fall verursachte, und erwischte mit Entsetzen ein Büschel Haare, der einem Leichnam angehörte. Starr vor Schrecken war er eine Zeit lang gleichsam fest an den Boden gezaubert. Sobald er seiner Glieder sich wieder mächtig fühlte, eilte er bebend von diesem Schreckensorte, und sogleich gesellte auch sein Hund sich fröhlich wieder zu ihm, nachdem er einen Umweg durch den Wald gemacht.

»Hier ist ein Mord geschehen,« sagte Leopold schaudernd zu sich selber, »Gott helfe mir durch den Wald!« Kaum hatte er das gesprochen, als er links und rechts in geringer Entfernung pfeifen hörte, und eine Menge beweglicher Lichter im Walde sah, die sich plötzlich zu entzünden und zu vervielfachen schienen. Noch waren sie zerstreut, vereinigten sich aber bald in einen Haufen, und näherten sich dem bebenden Wanderer, der hinter dem nächsten dicken Baum sprang, da ihm kein Zweifel übrig blieb, daß hier eine Räuberbande hause. Er hatte nicht geirrt. Wohl

zwanzig wilde, mit Pistolen und Säbeln bewaffnete Kerls zogen die Straße herauf. Sie hatten den Fußtritt des Pilgers und den Laut des Entsetzens vernommen, den er unwillkürlich ausstieß, als er den Kopf des Leichnams ergriff. Vielleicht wäre Leopold dennoch hinter seinem dicken Baume verborgen geblieben, hätte er nur dem Hund das Knurren verwehren können. Aber Hunger fürchtete sich nur vor Leichen, nie vor lebendigen Menschen, und so sehr auch sein Herr sich bemühte, ihm die Kehle zusammen zu drücken, so gab er doch immer noch manchen murrenden Ton von sich, der die Räuber aufmerksam machte. Der Baum wurde umringt, Leopold gefunden.

Die Geistesgegenwart verläßt uns dann am wenigsten, wenn wir ein Unglück nicht mehr blos fürchten, sondern es unvermeidlich vor Augen sehen. Sobald Leopold sah, daß hier unmöglich zu entrinnen sei, gedachte er der Gefahr, in der sein treuer Hund schwebte, der, wenn er ihn los ließ, zwar sicher einen der Räuber beim Halse packen, aber auch im nächsten Augenblicke todt zu seinen Füßen liegen würde. Deshalb umfaßte er jetzt den knurrenden Hunger mit beiden Armen und sagte: »Meine Herren, ich bin ein armer Student, ich habe nichts als meinen kargen Zehrpfennig, lassen Sie mich im Frieden ziehen.«

»Du bist ein Student?« antwortete einer aus dem Haufen, »ich bin auch Student gewesen. Ecce quam bonum!«

»Der Kerl kann uns verrathen,« rief ein anderer; »schießt ihn nieder!«

Diesem Urtheil stimmten sogleich die meisten bei, und Leopold sah bereits ein halbes Dutzend Pistolen auf ihn gerichtet. Da hub der Erste wieder an: »Laßt dem armen Teufel das Leben! Wer weiß, wozu wir ihn brauchen können. Er ist ein rüstiger Bursche, und ein Student ist zu allen Dingen nütze.«

»Auf deine Gefahr,« brüllte eine grobe Stimme, die dem Anführer der Bande zu gehören schien; »vielleicht kann er uns den ehrlichen Rolph ersetzen, den wir gestern eingebüßt haben; doch zuvor müssen wir ihn auf die gewöhnliche Probe stellen.«

»Lustig, Herr Bruder!« sagte der Student, »wenn du unter unserer Fahne dienen willst, und dich brav hältst, so sollst du, Gott straf mich, täglich einen Landesvater mit mir machen, und dabei die schönsten Dirnen auf dem Schooße wiegen.«

Indessen hatten einige bereits Leopold's Felleisen geplündert und seine Taschen beraubt. Verschwunden war die wenige Barschaft, nebst seiner silbernen Uhr.

»Fort, ihr Bursche!« rief der Anführer, »ich wittere Morgenluft. Für heute ist hier nichts mehr zu thun.«

Die Räuber trieben ihren Gefangenen vor sich her, der seinen getreuen Hunger, an sein Schnupftuch gebun-

den, halb mit Gewalt nach sich schleppte. Auf ungebahnten Pfaden drangen sie tief in den Wald. Die Morgenröthe schimmerte schon in den Wipfeln der Bäume, als sie ein kleines Thal erreichten, wo die Bande, in Erdhütten mit Zweigen bedeckt, wohnte. Hier wurden sie von vier bis fünf jungen Mädchen empfangen, die man alle hätte schön nennen dürfen, wenn der eigentliche Zauber weiblicher Schönheit, die Sittsamkeit, ihnen nicht gemangelt hätte.

»Wo ist Rolph?« sagte die Eine, deren Buhle er gewesen.

»Den hat der Teufel geholt!« antwortete der Student; »er ist auf dem Bette der Ehre in seinem Berufe gestorben. Du kannst dir aber die Thränen sparen, denn ich bringe dir hier einen andern, der, wenigstens für dich, leicht eben so viel werth sein mag.«

Das Mädchen, ohne sich um den Todten weiter zu bekümmern, betrachtete den Gefangenen mit Wohlgefallen, und sagte: »Sei willkommen!«

Leopold war stumm. Eine neue, furchtbare Welt that sich vor ihm auf, in die er mit Schaudern blickte. Die Räuber setzten sich zum Schmause, und zechten bis gegen Mittag. Ihren Gefangenen übergaben sie der Obhut der Weiber, die ihm liebkoseten, ihm Speise und Trank vorsetzten, und durch allerlei fröhliche Unterhaltung ihn zu zerstreuen

suchten. Sie schilderten ihm das ungebundene Leben als das reizendste auf der Welt, und fluchten darauf, daß er nach vierzehn Tagen sein Schicksal segnen würde. Auch der ehrliche Hunger wurde nicht vergessen, die Mädchen sütterten ihn um die Wette, und ihm schien es in dieser Gesellschaft besser zu behagen, als seinem Herrn.

Als die Sonne hoch stand, legten sich die Räuber schlafen, rings herum hörte man ihr Schnarchen. Nur zwei derselben standen Schildwache mit gezücktem Säbel und geladenen Pistolen. Leopold legte sich gleichfalls schlafen, mehr, um sich den Neckereien der Dirnen zu entziehen, als um den Forderungen der Natur zu gehorchen. Doch seine gänzliche Erschöpfung wiegte ihn bald in einen tiefen Schlummer, und er würde auch nicht einmal erwacht sein, als es schon ganz finster war, hätte nicht ein leises Rütteln ihn geweckt. Er schlug die Augen auf, da stand eines der Mädchen mit einer Lampe vor ihm, und winkte freundlich. Schon wollte er unwillig einige harte Worte ausstoßen, als sie, zu seinem höchsten Erstaunen, ihm durch die Anrede den Mund verschloß:

„»Sie kennen mich nicht mehr, aber Ihr Bild hat sich tief in mein Herz gegraben. Ich bin das arme Bauernmädchen, das Sie vor drei Jahren durch Ihr Zeugniß von einer unverdienten Züchtigung befreiten. Leider konnten Sie nur das eine Mal mir helfen. Die Mißhandlungen

meiner bösen Herrschaft wurden täglich ärger. Ich konnte es nicht länger aushalten, und lief davon. Was aus mir geworden, sehen Sie. Ich war ein ehrliches frommes Mädchen. Die Amtmännin und ihre Tochter mögen es vor Gott verantworten, wenn ich zur Hölle fahre. Doch davon wollte ich jetzt nicht reden. Ich bin nun einmal verloren, aber so schlecht bin ich d'rum doch nicht, daß ich Ihre Großmuth gegen eine Fremde vergessen sollte. Die Räuber sind auf einen wichtigen Fang ausgezogen, werden erst in zwei Tagen zurückkehren. Die beiden alten Wächter habe ich trunken gemacht. Hier ist das Geld, welches man Ihnen genommen, hier ist auch Ihre Uhr. Stehen Sie auf, ich will Ihnen einen Fußpfad zeigen, der Sie in wenigen Stunden aus dem Walde führt. Halten Sie sich nur immer links, so kommen Sie in eine Gegend, die unsere Leute selten durchstreifen, weil dort nichts zu holen ist. — Warum starren Sie mich so an? — Geschwind stehen Sie auf!"

Leopold glaubte zu träumen. Kaum erkannte er die hübsche Blondine, die freilich seitdem sehr herangewachsen war, und leider auf ihrem sanften, damals unschuldigen Gesichtchen die Spuren der Ausschweifungen trug. Die Thränen schossen ihm in die Augen. Dankbarkeit für seine Rettung mischte sich mit dem Kummer, ein weibliches Geschöpf so verworfen zu sehen, das offenbar die Natur gebildet hatte, um einen wackern Gatten und Vater zu

beglücken. Er folgte ihr taumelnd hinaus. Sie zeigte ihm den Fußpfad. Er wollte sie überreden, mit ihm zu flüchten. »Es ist zu spät!" sagte sie schluchzend, drückte ihm die Hand und entwich.

Wie ein Träumender eilte er durch den Wald, und nach wenigen Stunden befand er sich, wie das Mädchen ihm zuvor gesagt, auf einer Ebene, sah in der Entfernung eine Stadt liegen, und schöpfte leichter Athem.

»Großer Gott!" sprach er zu sich selber, »wem verdanke ich mein Leben? Dir, ehrlicher Hunger, für einen Bissen Brot. Wem verdanke ich meine Freiheit? Einem armen Kinde, das ich vor einer Mißhandlung schützte. Großer Gott! wie belohnst du oft so herrlich das wenige Gute, was wir thun! Und doch lassen wir die Gelegenheit so oft entschlüpfen! geh'n auch wohl kalt an leidenden Wesen vorüber und denken: was kümmert's mich?" — Jetzt hub er mit starker Stimme sein Lied wieder an: »Eine feste Burg ist unser Gott!" und Hunger hüpfte munter vor ihm her.

Die Begebenheiten der letzten Nacht hatten ihn aber doch so heftig angegriffen, daß ihn ein Fieber befiel, und er in der nächsten Stadt zwei Wochen ruhen, auch einen Arzt bezahlen mußte, wodurch sein Beutel so erschöpft wurde, daß er nur noch einen Louisd'or übrig hatte, als ihm, wenige Meilen von seiner Vaterstadt, ein neues Abenteuer begegnete.

Er hatte die Nacht bereits innerhalb der Grenzen seines Vaterlandes durchwacht, denn die Freude ließ ihn nicht schlafen, und noch vor Tage machte er sich schon wieder auf den Weg. Es dämmerte kaum, da fuhr eine offene Kalesche ihm entgegen mit zwei schönen, aber sehr müden Rossen bespannt, die der Kutscher aus allen Kräften antrieb, um sie in schnellern Trab zu setzen. In der Kalesche saßen ein Herr und ein Frauenzimmer. Der erstere half den Kutscher fluchen, und schwang den Stock über seinem Haupte, um den Pferden Furcht einzujagen. Das Frauenzimmer blickte schüchtern um sich, und als die Kalesche nur noch wenige Schritte von Leopold entfernt war, kreischte sie plötzlich: Hilfe! Hilfe! streckte auch ihre Arme bittend nach dem Wanderer aus. Sogleich packte sie der Herr bei beiden Armen, stieß sie in die Ecke des Wagens, und rief: eine Wahnsinnige! während der Kutscher seine Anstrengungen verdoppelte, und die Pferde wirklich zum Laufen brachte.

Schon war die Kalesche an Leopold vorüber gerollt, aber das Angstgeschrei um Hilfe, obwohl jetzt dumpfer, drang noch einmal in sein Ohr, in sein Herz. Der Wunsch, zu helfen, eilte der Ueberlegung voraus. Er rief aus Leibeskräften: Halt! Halt! worauf natürlich nicht geachtet wurde; aber schnell besann er sich: »Hunger!« schrie er dem Hunde zu, »packe an! packe an!« und fort stürzte Hunger, holte den Wagen ein, sprang dem einen Pferde

an den Hals, dann wieder dem andern, ließ beiden seine Zähne fühlen, machte sie scheu, und trieb sie von der Straße abwärts, daß sie gegen einen Baum rannten, und die Deichsel zerbrach. Zwei Pistolen löfete der Herr im Wagen auf den Hund, doch ohne ihn zu treffen. Indessen keuchte Leopold herzu. Das Frauenzimmer verdoppelte ihr Geschrei. Der Herr sprang aus der Kalesche, empfing den Wanderer fluchend, und fragte: wie er sich unterstehen dürfe, seinen Hund auf die Vorübergehenden zu hetzen? — Drohend hatte er den Hirschfänger gezogen. Auch der Kutscher war abgestiegen, hatte sich schnell mit einem Zaunpfahl bewaffnet, und gesellte sich zu seinem Herrn.

»Gemach!" rief Leopold, »erklären Sie mir, mit welchem Rechte Sie diesem Frauenzimmer Gewalt anthun, sonst lasse ich Sie nicht von der Stelle."

»Herr! was geht das Ihn an?" sagte der Kutscher, »sie ist eine widerspenstige Person."

»Geh' Er zum Teufel!" fuhr der Andere fort, »oder ich jage Ihm meinen Hirschfänger durch den Leib."

Während sich dieser Streit erhob, war das Frauenzimmer aus dem Wagen gesprungen, und lief athemlos an den Streitenden vorüber, denselben Weg zurück, den sie gekommen war. Als ihr Begleiter das gewahr wurde, rief er dem Kutscher zu: »Halt den Menschen fest!" und rannte der Fliehenden nach. In demselben Augenblicke empfing

Leopold einen Streich mit dem Zaunpfahl, der seinem Kopf galt, zum Glück nur seine Schulter traf, ihn aber zu Boden streckte. Doch zu gleicher Zeit lag auch der Thäter am Boden und schrie entsetzlich. Hunger hatte ihn bei der Brust gepackt, niedergerissen, und ihm den rechten Arm so zerfleischt, daß das Blut stromweise durch den zerbissenen Ermel drang.

Leopold raffte sich auf, steuerte der Wuth des Hundes, und da er den Kutscher außer Stande sah, ihm ferner zu schaden, so sah er sich nach dem Frauenzimmer um. Einige hundert Schritte von da hatte der Herr sie erreicht, umklammert, und sie rang mit ihm, doch mit ungleichen Kräften. Er schleppte sie fort, um sie wieder in die Kalesche zu tragen. »Hunger! pack' an!" rief Leopold, und alsobald rieselte das Blut aus den Waden des Entführers. Schreiend ließ er die Beute fahren. Das Frauenzimmer wollte auf's neue entrinnen, aber Hunger, der den eigentlichen Zweck dieses Kampfes nicht zu beurtheilen wußte, meinte, er müsse alles fest halten, was laufen wollte, riß ihr den Rock entzwei, und nöthigte auch sie zu bleiben. — Als der Fremde sah, daß hier mit Gewalt nichts auszurichten sei, zog er gelindere Saiten auf. Hinkend faßte er den Wanderer vertraulich unter den Arm, zog ihn bei Seite und sprach: »Mein Herr, ich darf Ihnen nur ein Wort sagen, um Ihnen Reue über Ihr thörichtes Beginnen einzuflößen. Ich habe die Ehre, Kammerdiener

bei dem jungen Herrn Baron von Stolzennack zu sein, dessen Vater bekanntlich erster Minister und Günstling des Fürsten ist. Seine hochfreiherrlichen Gnaden haben Gefallen an diesem Frauenzimmer gefunden. Sie ist nur die Tochter eines gemeinen Pächters, verstehen Sie mich? Hochdieselben haben ihr schon längst die vortheilhaftesten Anträge gemacht, da jedoch die alberne Person sich unterfangen, einen solchen Herrn schimpflich abzuweisen, so war der Herr Baron genöthigt, mir den Auftrag zu ertheilen, sie auf irgend eine Weise auf sein Jagdschloß zu liefern, welches Sie dort in der Ferne sehen. Erst gestern Abend gelang es mir, die Widerspenstige zu kapern, die sich ihrem eigenen Glücke widersetzt. Das sei Ihnen genug, mein Herr! Binden Sie Ihren verfluchten Hund an einen Strick, helfen Sie mir die Kalesche wieder in Stand setzen, damit ich das nahe Schloß erreichen kann, und gehen Sie dann in Gottes Namen, so werde ich es zu rühmen wissen. Haben Sie in der Residenz etwas zu suchen, so kostet es meinem Herrn ein Wort: bedenken Sie das!"

Allen diesen Ueberredungsgründen wollte er auch noch einen Beutel hinzufügen, den er aus der Tasche zog, aber Leopold erwiederte trocken: „Herr, nun ich vollends weiß, wie die Sache zusammenhängt, so ist an keine Kapitulation zwischen uns zu denken. Sie und Ihr Herr Baron sind beide ein paar Schurken! Mögen Sie sehen, wie Sie mit Ihrer gebrochenen Kalesche und Ihren zerbissenen

Waden auf's Schloß kommen; ich werde meine Pflicht thun, und das arme Mädchen zu ihrem Vater bringen."

Sie hörte die letzten Worte und schmiegte sich zitternd und weinend an ihren Retter. »Kommen Sie, Mamsell," sagte Leopold, »so lange ich und mein Hund leben, soll Ihnen kein Leid widerfahren."

„Das wäre der Teufel!" knirschte der Kammerdiener, und raunte dem Kutscher einige Worte in die Ohren, der schnell ein Pferd ausspannte, sich d'rauf schwang und dem Schlosse zujagte. Ohne weiter darauf zu achten, nahm Leopold das Mädchen unter den Arm, ließ seinen Hund die Arriergarde formiren, und wanderte mit ihr fort.

Angst und Schrecken hatten die Entführte so angegriffen, daß sie nur langsam folgen konnte. Eine Zeit lang schwiegen beide. Die Sonne ging auf, und röthete ihr blasses Antlitz. Leopold warf einen verstohlenen Blick auf sie. Jetzt erst wurde er gewahr, daß sie schön, sehr schön sei, und nicht sein Auge allein, auch sein Herz machte diese Bemerkung. Das Wohlwollen, welches ohnehin an ein Geschöpf fesselt, dem man eine Wohlthat erwiesen, gesellte sich zu den Empfindungen, die durch die vertrauliche, seltsame Lage in dem Jüngling erweckt wurden. Sie hatte seinen Arm umklammert, und drückte sich so warm an ihn, sie war so dankbar, so reizend — ein neues Gefühl erwachte in seiner Brust, und als sie vollends, von der ersten Be-

täubung sich erholend, zu sprechen anhub, da verrieth jedes Wort ein reines Gemüth, eine kindliche Tugend. Sie erzählte, wie der junge Baron ihr geschmeichelt, ihr täglich Blumen und Früchte zugeschickt, und sie nichts Arges dabei gedacht, auch wohl Gefallen daran gefunden. Gestern habe sie einer Hochzeit einer ihrer Gespielinnen beigewohnt, und sei erst nach Mitternacht heim gegangen. Der Kammerdiener, der auch gegenwärtig gewesen, habe ihr den Arm geboten, um sie nach Hause zu begleiten, worin sie denn auch nichts Böses gesehen. Weil aber ihres Vaters Wohnung ein wenig abgelegen, und der Weg durch das lange Dorf sehr steinig sei, so habe er ihr vorgeschlagen, hinter dem Dorfe einen Fußsteig zu wählen, der quer durchs Feld und weit näher zum Ziele führte. Ohne Bedenken sei sie ihm gefolgt — da habe hinter dem Dorfe die Kalesche gestanden, er ihr plötzlich ein Tuch vor dem Mund gehalten, und sie hinein geworfen. In der ersten Betäubung habe sie nicht einmal die Kraft gehabt, zu schreien, doch ihre Besinnung bald wieder gefunden, und ihre ganze schreckliche Lage wohl begriffen, da es aber stockfinster gewesen, nichts unternehmen können. Der Wagen sei anfangs auf lauter bösen Feldwegen der Kreuz und Quer gefahren, wodurch zum Glück die Pferde sehr ermüdet worden. Fast gegen Morgen habe der Kammerdiener befohlen, nach der Landstraße einzubiegen, vermuthlich, weil sie nun nicht mehr weit von seines Herrn Schlosse entfernt waren. Indessen habe er seine ganze Beredsamkeit erschöpft, um das

Glück zu schildern, das ihrer warte, und da sie immer still geschwiegen, möge er wohl gemeint haben, daß sie in ihr Schicksal sich ergebe. Aber ingeheim hatte sie schon beschlossen, die erste menschliche Seele, die ihr begegnen würde, um Hilfe anzurufen. Als der Morgen gedämmert, und sie den einzelnen Wanderer von Fern erblickt, habe sie freilich wohl gedacht, daß der ihr nicht helfen könne, daß aber doch durch ihn vielleicht ihr Vater erfahren würde, was aus ihr geworden.

»Ist Ihre Wohnung weit von hier?" fragte Leopold.

Das wußte sie nicht zu beantworten, da sie nicht beurtheilen konnte, wie groß die Strecke Weges sein möchte, die sie in der Nacht zurück gelegt.

»Aber der Name des Dorfes?"

Rothkirchen.

Das kannte Leopold sehr gut, denn es lag nur eine halbe Stunde von der Residenz. Er war als Knabe oft dahin spazirt, und konnte seiner Begleiterin den Trost geben, daß sie höchstens noch ein paar Meilen bis dahin zu wandern hätte.

Die schöne Babet — so hieß das Mädchen — blickte oft ängstlich hinter sich, und ihre böse Ahnung betrog sie nicht. Denn kaum mochte der Platz, wo Leopold sie befreite, eine halbe Meile hinter ihnen liegen, als sie in der Ferne vier Reiter entdeckten, die ihnen nacheilten, und an deren Spitze Leopold den Kutscher erkannte. Die übri-

gen Begleiter waren zwei Jäger und ein Stallknecht, die er vom Schlosse geholt und schnell beritten gemacht, um dem Jüngling die Beute wieder zu entreißen.

Als sie nun schon ganz nahe waren, und das Mädchen sah, daß sie ihren Verfolgern nicht mehr entrinnen konnte, sank sie auf ihre Knie, rang die Hände und flehte um den Schutz aller Heiligen! Auch ihrem Retter war nicht wohl bei der Sache zu Muthe, denn er begriff, daß er jetzt mit seinem Knotenstock und seinem Hunger nichts würde ausrichten können; doch ein Blick vorwärts flößte ihm neuen Muth ein. »Stehen Sie auf!" sagte er, »beruhigen Sie sich! auch von jener Seite werde ich einen Haufen Reiter gewahr. Sie mögen sein, wer sie wollen, wir sprechen sie um Hilfe an, und sie werden nicht zugeben, daß man auf der Landstraße ein unschuldiges Mädchen raube."

Babet hub ihre bethränten Augen auf, und erblickte — ihren Vater an der Spitze aller seiner Knechte. Fast zu gleicher Zeit trafen die Verfolger mit den Suchenden zusammen. Mit dem freudigen Ausruf: mein Vater! stürzte Babet ihm entgegen, und umklammerte seine Knie sammt dem Steigbügel. Als die Räuber den wohlbewaffneten Haufen erblickten, und sich übermannt sahen, machten sie Halt, steckten die Köpfe einige Augenblicke zusammen, wandten ihre Rosse und sprengten fort, ohne einen Versuch zu wagen, ihr Bubenstück auszuführen.

Der ehrliche Pächter konnte lange nur stottern, und seine Tochter in die Arme drücken. Auf seinem bleichen Antlitz war zu lesen, was er seit einigen Stunden gelitten. Früh vor Tage war er, seiner Gewohnheit nach, aufgestanden, hatte die fleißige Tochter vermißt, und bald erfahren, daß sie, gleich nach Mitternacht, in Begleitung des Kammerdieners, das Hochzeithaus verlassen. Gleich fiel ihm der Gedanke auf's Herz, sie sei entführt; denn schon längst war es auch ihm nicht entgangen, daß der Sohn des Ministers seiner Babet nachstelle. Gern hätte er ihm die Thür gewiesen, aber als Pächter einer fürstlichen Domaine scheute er den mächtigen Feind, und verließ sich übrigens auf seiner Tochter Sittsamkeit. Daß der junge Herr einen solchen Gewaltstreich wagen würde, hatte er nie befürchtet.

Voll Verzweiflung bot er seine Knechte und einige Nachbarn auf, riß die Pferde aus dem Stalle, fand hinter dem Dorfe eine frische Wagenspur, die ihn durch mehrere Feldwege wieder auf die Landstraße führte, errieth, daß er sein geraubtes Kind auf dem Jagdschlosse des Barons zu suchen habe, und sprengte mit verhängtem Zügel fort, des festen Vorsatzes, eher das Schloß in Brand zu stecken, als ohne seine einzige, geliebte Tochter zurückzukehren. Was er dabei wage, welcher Gefahr er sich aussetzen wolle, wußte er wohl, und doppelt lebhaft war daher sein Dankgefühl, als er Babet schon durch einen einzigen muthigen Fremdling gerettet fand.

Der Zug ging nach dem nächsten Bauernhause, von wo der Pächter einen seiner Knechte zurücksandte, um einen Wagen zu holen. Während dieser erwartet wurde, und der Vater nur Augen für seine Tochter, nur Ohren für ihre Erzählung hatte, schlich Leopold mit seinem Hunde davon. Er meinte, wenn er länger bliebe, möchte es scheinen, als erwartete er eine Belohnung, und er setzte seinen Weg so eilig fort, als ob er ein böses Gewissen hätte. Der leere Wagen begegnete ihm kurz vor dem Dorfe. Er trug dem Knechte noch einen Gruß an Vater und Tochter auf, und verdoppelte seine Schritte.

Schon lag die ersehnte Vaterstadt vor ihm, er konnte schon die Thurmuhr schlagen hören, als noch ein kleines Abenteuer ihn aufhielt. An einer Stelle, wo mehrere große Straßen zusammen liefen, hatte eine arme alte Witwe sich ein Plätzchen ersehen, wo sie, unter dem Schirmdach einer Ziegenhaut, den ganzen Tag mit ihrem Spinnrade saß, und von den Vorübergehenden Almosen bettelte. Schon seit vielen Jahren war sie im Besitz dieses Plätzchens, wo Leopold als Knabe sie oft gesehen und ihr manchen Pfennig gegeben hatte. Darum freute er sich herzlich, als er sie schon von Ferne noch auf der alten Stelle erblickte. Sie war die erste Bekannte, die er wieder sah; er hätte sie umarmen mögen. Um so schneller war seine Theilnahme, da er gewahr wurde, daß ein vierschrötiger Bauer vor ihr stand, heftig mit ihr zankte, und sogar mit dem Stocke

drohte; die Alte hingegen ihre dürren Hände faltete, und Gott zum Zeugen ihrer Unschuld anzurufen schien.

Leopold eilte herbei, und kam gerade in dem Augenblicke nahe genug, als der Bauer die Bettlerin bei den Haaren ergriff, und seinen Stock wirklich aufhub, um sie zu schlagen. Sogleich packte er ihn bei der Schulter, riß den Erstaunten zurück, und fragte: »Wie mögt Ihr an einer wehrlosen alten Frau Euch vergreifen?"

»Herr! was geht es Ihn an?" sagte der Bauer, »das Weib ist eine Hexe, sie hat mein armes Kind behext, das seit vier Monaten weder leben noch sterben kann." Und mit diesen Worten wollte er abermals über die Bettlerin herfallen.

Leopold begriff wohl, daß hier mit Vernunftgründen nichts auszurichten sei. Er wußte kein anderes Mittel, dem Wüthenden sein Schlachtopfer zu entreißen, als indem er seinen Knotenstock einigemal sehr unsanft auf dessen Schultern fallen ließ. Rasch wandte sich der rüstige Kerl, um den ungebetenen Mittelsmann weidlich abzuwalken. Aber Hunger zeigte ihm die Zähne so ernsthaft, daß er einige Schritte zurückprallte, und nach einer Flut von Scheltworten rief: »Wer ist der Herr? Wie untersteht Er sich, einen ehrlichen Mann zu schlagen, der seine Abgaben quartaliter richtig bezahlt? Das soll Er mir entgelten! Ich werde Ihn verklagen! Wie heißt der Herr? Wo finde ich Ihn?"

Leopold sagte unbedenklich seinen Namen, und daß er im goldenen Hirsch einkehren werde, wenn der Bauer ihn verklagen wolle, so möge er nur gleich mit ihm kommen. Das fand jener doch nicht gerathen, schwur aber, er wolle ihm einen Advokaten über den Hals schicken, und ging fluchend seiner Wege. Leopold blieb noch eine Weile stehen, der Alten zum Schutz, bis er den Kerl aus dem Gesichte verlor. Dann ging auch er, von den Segenswünschen der Bettlerin begleitet.

Im goldenen Hirsch, wo er sich blos umkleiden, und dann zu seinem Verwandten eilen wollte, erfuhr er leider schon, daß dieser vor wenigen Tagen gestorben sei, und des Jünglings Hoffnungen mit in's Grab genommen habe. Das war ein harter Schlag, der ihn lange betäubte. Was sollte er nun anfangen? Wie ohne alle Protektion einen Weg sich bahnen? — Zwar hatte er immer gehört, der Minister sei ein rechtschaffener Mann, der aufkeimende Talente gern hervorziehe, aber wie sollte er ihm bekannt werden?

Im Vertrauen auf seine erworbenen Kenntnisse wagte er es doch, im Palaste des Ministers sich zu melden, und um eine Audienz zu bitten: auch fand er anfangs keine Schwierigkeiten. Der Schweizer sagte ihm, Se. Excellenz spreche mit Jedermann, er solle nur hinaufgehen in den großen Saal und warten, bis Se. Excellenz nach Hofe

führe. Aber als Leopold die Treppe hinan stieg, begegnete ihn zum Unglück der Kammerdiener des jungen Barons, er kannte ihn augenblicklich, schob ihn wieder hinunter, und sagte dem Schweizer einige Worte in's Ohr, worauf dieser ihm trotzig die Thür wies, und ihm den Rath gab, sich nie wieder blicken zu lassen, wenn er nicht noch härter wolle empfangen werden.

„Da möchte doch wohl meine alte Tante einmal Recht behalten," sagte Leopold, schwermüthig heimgehend, „hätte ich das Bubenstück ruhig vollführen lassen, so spräche ich nun mit dem Minister."

Noch manches versuchte er, um Broterwerb zu finden; an manche Thüren klopfte er, doch immer vergebens. Die alten Freunde seines Vaters waren alle gestorben, er kannte Niemand, und Niemand wollte ihn kennen. Fast verzweifelnd trieb er in der großen Stadt sich herum. Sein letzter Louisd'or war längst aufgezehrt. Er dachte wohl bisweilen des Pächters und der schönen Babet, meinte auch zuversichtlich, daß sie ihm helfen würden, wenn er seine Noth ihnen zu wissen thäte; allein er konnte es nicht über sich gewinnen, was er gethan, gleichsam sich bezahlen zu lassen. Indessen stieg sein Mangel immer höher; man wollte ihn an der Wirthstafel zum goldenen Hirsch nicht mehr speisen lassen, und eines Abends, als er auf seine Dachkammer kletterte, rief der Wirth ihm nach: er solle sich

nur fertig machen, am andern Morgen auszuziehen. Da durchwachte er eine trübe Nacht sammt seinem Hunger, der jetzt den Namen mit der That führte.

Als der Morgen anbrach, schnürte er seinen Bündel, unwissend, wo er am nächsten Mittag ein Stück Brot, am nächsten Abend ein Obdach finden werde. Horch, da klopfte es leise an seiner Thür. Ein Jude trat schüchtern herein.

»Nehmen Sie's nicht vor übel.«

»Was will Er, mein Freund? Ich kann weder kaufen noch verkaufen.«

»Lieber Herr, Sie kennen mich wohl nicht mehr, aber ich kenne Sie noch recht gut. Sie haben sich meiner vor drei Jahren auf dem Postwagen so großmüthig angenommen, das werde ich Ihnen nie vergessen. Jetzt sind Sie in Noth — Du lieber Gott! jeder Mensch kann ohne sein Verschulden in Noth gerathen. Ich habe es gestern mit angehört, als der Wirth Ihnen die Thür wies. Das soll Ihnen nicht wiederfahren, so lange Nathan noch einen Groschen hat. Da bringe ich ein Beutelchen — viel ist nicht darin — ich schenke es Ihnen auch nicht, denn ich habe nichts zu verschenken; aber ich leihe es Ihnen ohne Zinsen. Einem so wackern jungen Herrn kann es nicht immer fehlen, und Sie werden mich schon bezahlen.«

Leopold's Erstaunen ging bald in eine süße Rührung über. Er umarmte den ehrlichen Juden, wollte aber sein

Geld nicht nehmen, weil er nicht die mindeste Aussicht habe, es ihm zu erstatten. Doch mit den Worten: »der liebe Gott wird schon helfen!" warf Nathan seinen Beutel auf den Tisch, und eilte davon. »Wohlan!" dachte Leopold, »auf diesem Gelde ruht Segen. Gott wird schon helfen, sagte der Jude; soll der Christ von ihm sich beschämen lassen?" — Er entwarf jetzt eine Bittschrift an den Minister, und nahm sich vor, ihm diese an der Treppe des fürstlichen Schlosses zu überreichen, da er doch in dessen eigenem Palaste nicht bis zu ihm dringen konnte. Drei Tage hinter einander ging er vergebens. Zwar hatte er den Minister einmal gesehen, aber sein Wagen war von Bittenden umringt, und ihn, den Schüchternen, der sich nicht vordrängen konnte, hatten die Schildwachen zurückgestoßen. Indessen ließ er sich nicht abschrecken, und wollte eben am vierten Tag sein Dachstübchen verlassen, um einen neuen Versuch zu wagen, als jemand zu ihm heraufkeuchte. Es war die alte Bettlerin.

»Was wollt Ihr, gute Mutter?" fragte Leopold ein wenig ungeduldig, nachdem er sie herein geführt und niedersitzen lassen. »Macht es kurz, ich habe keine Zeit."

„Ach, junger Herr! Gott sei Dank, daß ich Ihn gefunden! Ich habe wohl schon seit vielen Jahren mein Gedächtniß verloren, aber das war mir doch nicht entfallen, daß ich im goldenen Hirsch Ihn suchen müßte."

»Nun, was wollt Ihr denn?"

»Höre Er mich nur an, ich meine es gut. Täglich habe ich für Ihn gebetet, weil er mir armen alten Frau so christlich beigestanden. Bisweilen habe ich auch wohl gedacht: wenn mir doch der Himmel vor meinem Ende noch die Freude bescherte, den braven jungen Herrn noch einmal zu sehen, und Ihm zu danken. Denn sieht Er, wenn man zwanzig Jahr und darüber so an der Landstraße unter vielen tausend Menschen, und doch ganz allein sitzt, ach! da thut es einem wohl, wenn endlich jemand Theil an der Verlassenen nimmt."

»Weiter! Weiter!"

»Nun, da saß ich gestern, es war schon gegen Abend, da kam ein Kourier aus der Stadt gefahren, und als die Pferde an mir vorbei sauseten, da fiel eine lederne Tasche von seinem Wagen. Ich rief ihm nach, aber du lieber Gott! der war schon weit, und meine Stimme ist schwach. Ich hob die Tasche auf, und fand sie verschlossen, und sah, daß das fürstliche Wapen darauf stand. Hm! dachte ich, es mag wohl allerlei Wichtiges darin enthalten sein, und es wäre wohl ein Trinkgeld damit zu verdienen. Wie soll ich sie aber an den rechten Mann bringen? Unsereins kennt Niemand, und wird auch nirgends vorgelassen. Da gab mir Gott plötzlich in den Sinn: Geh' in den goldenen Hirsch, suche deinen Wohlthäter, gib ihm die Tasche, er wird schon

wiſſen, was damit zu thun iſt. Freilich — fuhr ſie fort, indem ſie die Taſche unter ihrer Schürze hervorzog — freilich iſt der Weg mir ſauer geworden, aber nun bin ich da, und nicht wahr, Er nimmt vorlieb mit meinem guten Willen?"

Wie ein Blitz fuhr der Gedanke dem Jüngling durch den Kopf; ein Zufall, der mir günſtig werden kann! Wer hätte es gedacht! Vielleicht iſt dieſe alte Bettlerin beſtimmt, mich bei dem Miniſter einzuführen. Er dankte der Alten, verſprach, ſie nächſtens zu beſuchen, und ihr zu berichten, was mit der Taſche vorgefallen. Fröhlich trippelte ſie fort.

Er knüpfte den Fund unter ſeine Weſte, ſteckte ſeine Bittſchrift zum vierten Male in die Taſche, und begab ſich zum vierten Male auf dem Schloßplatz.

Ehe er noch die Pforte erreichte, wo der Wagen des Miniſters zu halten pflegte, ſah er viele Menſchen zuſammen laufen, und einen Polizeibeamten umringen, trat mit hinzu, und hörte mit Herzklopfen laut unter Trommelſchlag vorleſen: Einem geſtern Abend mit wichtigen Depeſchen abgefertigten Kouriere ſei die Taſche verloren gegangen; wer ſie finden, und in den Palaſt des Herrn Miniſters von Stolzennack abliefern werde, habe ſich einer anſehnlichen Belohnung zu erfreuen.

Sogleich drängte ſich Leopold zu dem Polizeibeamten, und bat ihn zu dem Miniſter zu führen, weil die Taſche in ſeiner Verwahrung ſei. Auf der Stelle führte der

Beamte ihn in das fürstliche Schloß, ließ dem Minister den Vorfall melden, und dieser kam hastig heraus in den Saal. Auf seinem Gesichte war deutlich zu lesen, wie viel ihm daran gelegen, die Depeschen unversehrt wieder zu erhalten. Leopold überreichte ihm die Tasche. Mit sichtbarem Vergnügen bemerkte der Minister, daß sie noch verschlossen sei, und erklärte dem Ueberbringer, daß Se. Durchlaucht befohlen habe, ihm zwanzig Louisd'or auszuzahlen.

„Ach, Euer Excellenz!" sagte Leopold, »diese zwanzig Louisd'or gehören nicht mir, sondern einer armen alten Bettlerin, welche die Tasche gefunden. Doch erlauben Sie einem verwaisten Jüngling, der sich Kenntnisse erworben, um seinem Vaterlande zu dienen, daß er den Zufall benutze, um in dieser Bittschrift Ihnen seine Noth und seine Wünsche vorzutragen."

Der Minister las, unterhielt sich mit ihm, fand Gefallen an seiner edlen Freimüthigkeit, erinnerte sich seines Vaters, als eines wackern Mannes, und bestellte ihn auf den Nachmittag in seinen Palast.

Diesmal wagte kein Schweizer ihn abzuweisen. Er hatte eine Unterredung von einer halben Stunde mit dem ehrwürdigen Minister, und verließ ihn als Sekretär eines Departements, in welchem gerade eine Stelle erledigt war.

Leopold schwebte zum Thore hinaus, denn seine Füße berührten kaum den Boden. Der Minister hatte ihm

das Geld für die Finderin der Tasche eingehändigt; das wollte er ihr bringen, und mehr als das, die Botschaft von seinem Glücke. »Wie wirst du dich wundern, du ehrliches Gemüth,« sagte er zu sich selber, als er von Ferne die Alte hinter ihrem Spinnrade erblickte, »wie wirst du dich wundern, wenn plötzlich das Ziegenfell über deinem grauen Haupte in ein goldenes Widderfell verwandelt, und ein fürstlicher Sekretär vor dir steht, den du geschaffen hast.«

Allerdings konnte die gute Alte sich lange nicht überzeugen, daß man ihrer nicht spotte. Die Goldstücke lagen schon in ihrer Schürze, aber sie glaubte es nur so lange, als sie die Augen darauf heftete. So oft sie den Ueberbringer wieder ansah, schüttelte sie lächelnd den Kopf, und sagte: »Es ist doch nicht wahr.« Leopold mußte ihr alles lang und breit erzählen; sie nickte bei jeder neuen Periode, und in ihrer Seele ging eine helle Sonne auf. Aber — so stark ist die Macht der Gewohnheit — in demselben Augenblicke, in welchem ein nie geträumter Reichthum ihren Schooß füllte, bat sie einen Vorübergehenden um einen Pfennig. Leopold stand vor ihr, mit dem Rücken gegen die Straße gekehrt, als sie, zu seiner Verwunderung, durch diese Bitte seine Erzählung unterbrach.

Der Mann, den sie angesprochen, hatte sich genähert, um ihr ein Almosen zu reichen, ließ aber plötzlich das Geld fallen, drückte Leopold in seine Arme, und rief: »Finde

ich Sie endlich! Mein Gott! wie habe ich Sie überall gesucht!" Es war der ehrliche Pächter.

»Sie sollten sich schämen," hub er wieder an, nachdem der erste Ausbruch der Freude ihm zu Worte kommen ließ, »einem dankbaren Menschen eine Wohlthat erzeugen, und dann sogleich davon laufen, das ist hart! das drückt einem das Herz ab! Fast täglich hat meine Tochter mich in die Stadt gejagt, und hätte sie es nicht gethan, so wäre ich selber gegangen, um Sie aufzusuchen, um Ihnen zu vergelten, wenn ich könnte. Auf dem Markte habe ich Stunden lang gestanden, und mich vergebens nach Ihnen umgesehen. Allen Bäckern, denen ich Getreide verkaufe, habe ich Sie beschrieben, vom Kopf bis zum Fuße, aber keiner wollte Sie kennen. Und wenn ich nun Abends unverrichteter Sache heimkehrte, und meine Babet mir mit fragenden Blicken entgegen kam, und ich immer wieder den Kopf schütteln mußte — ach Herr! das war hart! — Ja, wahrlich! Sie haben meinem Kinde schon viele Thränen ausgepreßt, und obendrein ist sie krank seit der verfluchten Geschichte. O ich bin auch bei dem Minister gewesen, der hat den saubern jungen Herrn, sammt seinen Helfershelfern, in's Loch gesteckt; aber was kann mir das helfen? Meine arme Babet kränkelt, und wer weiß, ob ich sie in meinem Leben wieder blühen sehe! Geschwind komme der Herr mit mir! Das wird eine Freude sein!"

Ohne Leopold's Antwort abzuwarten, hatte er ihn bereits ein Stück Weges mit fortgezogen. Der Jüngling

widerſtrebte nicht. Er bedurfte jetzt keiner Unterſtützung mehr, und ſo hinderte ihn ſein Zartgefühl nicht länger, denen unter die Augen zu treten, die ſich für ſeine Schuldner hielten. Jenes unbekannte Gefühl, das ihn zum erſten Male ergriff, als Babet, von der Morgenröthe geſchminkt, an ſeinen Arm ſich ſchmiegte, beſchlich auch jetzt wieder ſein Herz, das immer höher klopfte, je näher ſie dem Dorfe, je näher ſie der Pächterwohnung kamen.

Babet ſaß unter der Linde wie ein Geiſt; aber als ſie von ungefähr die Augen aufhub, und den Vater — früher noch den Fremdling — erblickte, da ſprang ſie auf mit einem lauten Schrei froher Ueberraſchung, ſchwankte dem Kommenden entgegen, wollte ihrem Vater um den Hals fallen, und ſank in Leopold's Arme.

»Na, da bring' ich ihn dir,« ſagte der Alte, und rieb ſich vergnügt die Hände. Mit Roſenglut übergoſſen, entwand ſich Babet den Armen des Jünglings, und kehrte ſich in holder Verwirrung zu ihrem Vater. »Ich glaube, du ſchämſt dich?« rief der Alte, »weil du ſo mir nichts, dir nichts, dem jungen Herrn in die Arme gelaufen biſt? Nun freilich, das würde ich auch nicht ſo mit angeſehen haben, wenn es ein Anderer wäre; aber deinen Erretter — meinen Wohlthäter — da brauchſt du dich nicht zu ſchämen.«

Es war ein wonnereicher Abend, den Leopold unter der blühenden Linde verlebte; denn hier entfalteten ſich

auch die Blüten der ersten Liebe. Er mußte versprechen, wenigstens zweimal wöchentlich wieder zu kommen, und es währte nicht lange, so kam er alle Tage. Der Pächter meinte endlich, Leopold könne doch wohl in seinen Berufsarbeiten etwas versäumen, wenn er täglich durch den weiten Spazirgang so viel Zeit verlöre; so wollte er ihm denn lieber das Mädchen in die Stadt geben, und künftig dort seinen Eidam besuchen. Schon mancher vornehme Städter hatte um des reichen Pächters einzige Tochter gefreit; dem wackern Leopold wurde sie zu Theil, denn er hatte sie erworben durch eine edle That.

Der Hochzeitstag erschien. Der Bräutigam bat um Erlaubniß, auch einen Gast mitbringen zu dürfen; das wurde ihm freundlich zugestanden. Zwar runzelte der Alte die Stirne, als er vernahm, dieser Gast sei ein Jude; aber schnell verschwanden die Falten von der Stirne des braven Mannes, da Leopold ihm erzählte, wie edel dieser Jude ihn zu seinem Schuldner gemacht, und nun empfing er den ehrlichen Israeliten mit einem eben so herzlichen Händedruck, als seinen Herrn Pfarrer.

Am andern Morgen übergab die schöne junge Frau ihrem glücklichen Gatten ein Papier: »Es ist eine Mitgabe," sagte sie schalkhaft lächelnd. Er entfaltete es, und siehe, es war ein Kontrakt, der ihn wieder in den Besitz seines väterlichen Hauses setzte. Oft hatte ihn der Pächter

mit wehmüthigen Erinnerungen von diesem Hause am Paradeplatze sprechen hören; da war er heimlich hingegangen, und hatte es für seinen Eidam gekauft.

Hier wohnte nun das junge Paar im süßesten Lebensgenuß stiller häuslicher Freuden, die blos dann und wann durch den Druck der Zeiten gestört wurden; denn es hatte sich die Kriegsflamme auch über diese Gegenden verbreitet. Doch die Liebe macht jede Entbehrung leicht, und Leopold schwebte auf dem Gipfel seines Glückes, als Babet ihn zum ersten Male mit einem Sohne beschenkte.

Sie hatte viel gelitten, ihr Leben hatte in Gefahr geschwebt, und noch mußte sie das Bett hüten; da wurde in der Nähe der Residenz eine Schlacht geliefert, deren Folge war, daß der siegende Feind plötzlich die Stadt überschwemmte und zügellos hauste. Umsonst verschlossen die erschrockenen Einwohner ihre Thüren, überall wurde eingebrochen und geplündert — aus allen Häusern schallten Töne der Verzweiflung!

Man denke sich die Angst des liebenden Gatten! Gern hätte er alle seine Habe den Beutegierigen entgegen getragen, wenn er dadurch nur Schonung für das Krankenzimmer seiner Frau hätte erkaufen können. Wirklich raffte er in der Eile alles Geld, alles Silberzeug zusammen, und stürzte, so beladen die Treppe hinab, um es den Einbrechenden bittend zu überliefern. Da fand er, zu seinem

größten Erstaunen, vor seiner offenen Hausthür eine feindliche Schildwache, die so eben einen heranströmenden Haufen trotzig abwies, mit der Erklärung, sie stehe hier als Sauvegarde.

Freudig erstaunt schlich Leopold zu seiner bebenden Frau, theilte ihr die frohe Entdeckung mit, beruhigte sie, trat an's Fenster, und war mehrere Stunden lang Zeuge, wie die Paläste rings umher geplündert wurden, und sein kleines Haus doch stets verschont blieb; wie der Soldat, gegen manchen Versuch hinein zu dringen, muthig kämpfte, ja sogar einmal erklärte: dem ersten, der dieses Haus nicht respektire, werde er sein Bajonnet durch den Leib rennen.

Mit Thränen dankte Leopold dem Himmel; aber unbegreiflich war es ihm, warum gerade nur er, ein unbedeutender Privatmann, das schreckliche Los seiner Mitbürger nicht theilte? Er mußte einen Irrthum vermuthen. Sobald es etwas ruhiger wurde, holte er einige Flaschen von seinem besten Wein, ging hinunter zu dem Soldaten, schenkte ihm ein, und bat ihn, in französischer Sprache, ihm das Wunder zu erklären.

„So trinke ich denn wieder ein Glas Wein auf dieser Stelle!" antwortete der Soldat auf deutsch, und eine Thräne fiel ihm in den Becher. »Wundern Sie sich nicht, mein Herr! das Haus, in dem Sie mehr als einmal mei-

nen blutigen Rücken gewaschen, würde ich mit meinem Leben vertheidigt haben."

Jetzt erkannte Leopold den Rekruten, und fiel ihm gerührt um den Hals. Er hatte die unmenschliche Behandlung, die vormals unter den deutschen Truppen so gewöhnlich war, nicht länger erdulden können, war desertirt, hatte fremde Dienste genommen, und — was seine Narben bewiesen — sich brav gehalten. Jetzt, als er nach der Schlacht zum ersten Male wieder die Residenz seines ehemaligen Fürsten betrat, wiederstand er jeder lockenden Beute, eilte hastig vor das Haus seines Wohlthäters, schützte dessen Vermögen, und erhielt ihm vielleicht das kostbarste, was er auf der Welt hatte — das Leben seiner Gattin!

„O!" sagte Leopold noch oft in späten Jahren zu seinen Kindern, wenn sie mit dem alten steifgewordenen Hunger spielten: »Geht an keinem leidenden Geschöpf kalt vorüber! und wo ihr nicht helfen könnt, da tröstet wenigstens! denn wahrlich! es ist keines so gering, daß es nicht unverhofft euch überreich vergelten könnte!"

Inhalt.

	Seite
Der Tausendkünstler	9
Die Pomeranzenschalen und die Melonenschalen	61
Der alte Oberrock und die alte Perücke	93
Belohnte Theilnahme	143

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Augusts von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Eilfter Band.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Geschichten

für

meine Söhne.

Von

August von Kotzebue.

Zweiter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Geſchichten

für

meine Söhne.

Zweiter Theil.

Was geht es mich an?

Der kleine Theodor war ein guter Knabe, nur etwas träge, und was ihn nicht nahe anging, damit gab er sich ungern ab. »Was geht es mich an?" pflegte er immer zu sagen, besonders wenn es darauf ankam, irgend einem Fremden einen kleinen Dienst zu erweisen, »ich werde doch den Mann in meinem Leben nicht wieder sehen oder etwas mit ihm zu schaffen haben."

Sein Vater, ein vernünftiger Mann, ein Fabrikant in Breslau, verwies ihm öfter diese Trägheit, diesen Mangel an Theilnahme für alles Fremde. »Unsere Welt ist so klein," stellte er ihm vor, »daß wir eigentlich alle Nachbarskinder sind, und gar nicht wissen können, wo wir noch einmal mit einander in Berührung kommen werden."

Der Knabe schüttelte ungläubig den Kopf.

»Du glaubst mir nicht? — Komm her, ich will dir ein paar Geschichtchen erzählen, die zwar nicht mir selber, doch hiesigen, dir wohlbekannten Einwohnern widerfahren sind."

Flugs holte sich Theodor einen Schämel, setzte sich zu des Vaters Füßen, und schaute ihm erwartend in's Gesicht, denn er war ein großer Liebhaber von Geschichtchen.

„Du kennſt den Kriegsrath Weſt?“ hub der Alte an.

„Der immer ſo traurig herumſchleicht?“

„Derſelbe. Und weißt du auch, warum er ſo melancholiſch iſt?“

„O ja, er hatte eine liebe Frau, die vergiftet wurde.“

„Ganz recht, aber wie ging das zu? Der Kriegsrath kam an einem rauhen Wintertage von einer Geſchäftsreiſe zurück. Einige Meilen von hier findet er auf der Landſtraße einen zerbrochenen Wagen, drei Herren und eine Dame waren ausgeſtiegen und froren gewaltig. Der Kutſcher und ein Bedienter flickten an dem Wagen, um wenigſtens Breslau damit zu erreichen. Es wurde ſchon dunkel. Der Kriegsrath hätte wohl die Dame und einen der Herren mit in ſeine Kaleſche nehmen können, es flog ihm auch der Gedanke durch den Kopf; allein er war eilig, er hatte ſeine Frau unpäßlich hinterlaſſen; die Wege waren ſchlecht; wenn er noch zwei Perſonen aufnd, ſo kam er vielleicht eine halbe Stunde ſpäter nach Hauſe. Er fuhr alſo ſtill vorbei und dachte: was geht es mich an? Die Reiſenden waren auch zu delikat, ihn darum anzuſprechen; doch baten ſie ihn, da er einige Stunden früher als ſie nach Breslau kommen werde, in ein Wirthshaus zu ſchicken, welches ſie ihm benannten, und warme Zimmer zu beſtellen, damit ſie ſich trocknen und auswärmen könnten. Das verſprach er und fuhr weiter.“

„Als er nach Hauſe kam, fand er ſeine Frau noch immer krank, obſchon nicht gefährlich. Er ſetzte ſich, in einen warmen Schlafrock gehüllt, mit Wohlbehagen zum Eſſen, erinnerte ſich einen Augenblick der armen Reiſenden auf der Landſtraße, die vermuthlich gegen Mitternacht erſt ankommen würden; da er aber ſeinen Bedienten, der ihm beim Eſſen aufwartete, nicht gern entbehren mochte, ſo dachte er: was geht es mich an? und ſchickte nicht in's Wirthshaus."

„Seine gute Frau, vielleicht durch die Freude über ſeine Wiederkunft angegriffen, ſpürte in der Nacht ſo heftige Wallungen, daß ſie gegen Morgen mit der Bitte ihn weckte, ein niederſchlagendes Pulver aus der nahen Apotheke holen zu laſſen. Es geſchah. Sie miſchte die Hälfte davon in's Waſſer, trank es aus, bekam plötzlich die heftigſten, ſchmerzhafteſten Zufälle, und ſtarb wenige Stunden nachher."

„Sie hatte Gift genommen. Der ſchlaftrunkene Apothekerburſche hatte ſich vergriffen. Seine Entſchuldigung war: er ſei gegen Morgen haſtig geweckt worden; ein Kellner aus dem Wirthshauſe und ein fremder Bedienter ſeien hereingeſtürzt, um Hilfe für eine Geſellſchaft von Reiſenden zu holen, die in den letzten Zügen gelegen. In dieſer Verwirrung — da der Kellner immerfort ihm zugeſchrien, der Bediente laut geheult habe — ſei die Magd des Kriegs-

rathes hineingetreten und habe eben so hastig ein niederschlagendes Pulver verlangt. Da habe er die Büchse mit Arsenik ergriffen, die er sonst recht wohl kenne, aber Gott möge ihm gnädig sein, er habe nicht gewußt, was er gethan."

„Und die Reisenden?"

„Die waren gegen Mitternacht angelangt, hatten kalte Zimmer gefunden; die schnell geheizten Oefen wollten nicht Wärme genug geben; darum ließen sie, ehe sie sich schlafen legten, noch ein großes Becken mit glühenden Kohlen hereinbringen, schliefen ein, und wären sämmtlich im Kohlendunst erstickt, hätte nicht der Bediente Früh um drei Uhr sie wecken wollen. Er fand sie schon ihrer Sinne beraubt. Ihnen wurde noch zu rechter Zeit geholfen, aber die schöne, junge Frau war und blieb todt. — Siehst du nun, mein Sohn, hätte der Kriegsrath in's Wirthshaus geschickt, so wären die Zimmer geheizt, die Reisenden nicht krank, der Apothekerbursche nicht verwirrt geworden, und die Kriegsräthin lebte noch."

„Du kennst den alten Haberkampf? Er war ein wohlhabender Mann, jetzt ist er blutarm. Vor mehreren Jahren stand ein Artikel in der Zeitung: ein gewisser Hermann Lißberg sei vor geraumer Zeit in die Fremde gegangen, und habe nichts wieder von sich hören lassen. Da nun seiner Schwester in Holland außerordentlich viel

daran gelegen sei, zu erfahren, ob der Bruder todt oder lebendig, so bitte sie jeden Menschenfreund, der etwa von dessen Aufenthalt, Leben oder Tod unterrichtet sein möchte, ihr solches zu melden; alle Kosten werde man gern erstatten."

„Nun hat der alte Haberkampf einen Vetter, der auf der Küste von Coromandel ansässig ist, der hatte kürzlich unter andern geschrieben: er habe einen Deutschen, Namens Lißberg, kennen lernen, der sich viele Mühe gebe, etwas vor sich zu bringen, dem aber nichts gelingen wolle. Unser Haberkampf war also im Stande, die verlangte Nachricht zu ertheilen: er wollte es auch thun, verschob es aber von einem Posttag zum andern, dachte endlich: was geht es mich an? und vergaß die ganze Sache."

Indessen kam Lißberg nach vielen Jahren zurück, und fand seine Schwester im Besitz eines Erbes, denn sie hatte ihn für todt gehalten, einen wackern Kaufmann geheirathet, der mit eben diesem Gelde sich schon ziemlich emporgeschwungen, und weil er fleißig und ordentlich war, einen zehnfachen Kredit dadurch erworben hatte. Jetzt, da er plötzlich die baren Summen wieder herausgeben mußte, weil der harte Bruder ihm keine Frist verstattete, sah er sich genöthigt, seine Zahlungen einzustellen. Dadurch fallirte ein Haus in Bremen, mit dem er großen Verkehr getrieben. Durch das Haus in Bremen fallirte ein anderes

in Hamburg, und endlich durch das hamburgische eines hier in Breslau, dem Haberkampf sein ganzes Vermögen anvertraut hatte. — Siehst du nun, mein Sohn? Hätte er zu rechter Zeit den Brief nach Holland geschrieben, so wäre Lißberg's Schwager nicht getäuscht worden, hätte mit dem Gelde seiner Frau nicht spekulirt, das Bremer Haus mußte nicht falliren, das Hamburger auch nicht, das hiesige stünde noch und Haberkampf hätte sein Geld noch."

»Du hast den seligen Bolz gekannt? Er starb vor Kummer. Sein Sohn lebt noch, und geht herum wie ein Schatten."

»Wie ging das zu?"

»Es wurde einmal ein Fest in unserm großen Klubb gefeiert, die Gäste waren alle fröhlich, und fröhliche Herzen sind zum Wohlthun geneigt. Das wußten ein paar ehrliche Holländer aus einem Städtchen, welches durch Ueberschwemmung gänzlich zerstört worden war. Sie hatten von ihren Mitbürgern den Auftrag erhalten, in Deutschland milde Gaben zu sammeln. Sie traten bescheiden in den fröhlichen Kreis, und trugen ihre Bitte rührend vor; auch würden sie gewiß eine ansehnliche Beisteuer empfangen haben, wäre nicht Bolz aufgetreten, an die Armen unserer Stadt erinnernd, und den Satz: was gehen uns die Fremden an? mit großer Beredsam-

keit vertheidigend. Die armen Holländer zuckten die Achseln und entfernten sich seufzend. Es war ihnen an mehreren Orten nicht besser ergangen, denn leider dient jener Satz überall, um den Mangel an Barmherzigkeit zu beschönigen. Sie kamen folglich mit einer sehr geringen Summe nach Hause, wo Hunderte von Nothleidenden ihrer schon lange mit Sehnsucht harrten. Mancher bekam ein Weniges, viele bekamen nichts."

„Das letztere Schicksal traf auch einen Müller, der, weil er seine Kinder nicht länger konnte hungern sehen, sich in's Wasser stürzte. Einige Meilen von da wohnte ein Mann, der eine hübsche Tochter hatte, auch einiges Vermögen besaß; allein so wie die Reize der Tochter zunahmen, so nahm des Vaters Vermögen ab, denn sie war ein verzogenes Kind, das launenhafteste Geschöpf auf Gottes Erdboden, sie regierte den schwachen Vater unumschränkt, und verschwendete, was er mühsam erworben."

„Eines Tages geht sie am Flusse spaziren; da hatte eben der Strom den Leichnam des Müllers ausgeworfen, er lag da mit offenen, starren Augen, ein gräßlicher Anblick, der ihr so plötzlich vor das Gesicht kam, daß sie, auf der Stelle von heftigen Krämpfen ergriffen, ohnmächtig nach Hause getragen wurde. Der Vater sparte keine Kosten zu ihrer Wiederherstellung, allein die Krämpfe kamen immer wieder, kein Arzt konnte helfen. Endlich rieth einer —

was alle gewöhnlich anrathen, wenn ihre Kunst erschöpft ist — eine Reise in's Bad. Ob nun gleich des Vaters Umstände schon so mißlich waren, daß die Kosten einer solchen Reise zu erschwingen ihm sehr sauer wurde, so mußte sie doch unternommen werden. Das Töchterlein ging nach Pyrmont, und befand sich da sehr wohl, denn der böse Ruf von ihren Launen und von ihrer Koketterie war nicht bis dahin gedrungen."

„Der junge Bolz, der eben damals in Göttingen studirte und die Doktorwürde erhalten hatte, machte zu seinem Vergnügen einen Ritt nach Pyrmont, lernte dort die schöne Holländerin kennen, wurde von ihr angelockt, und verliebte sich in sie, schrieb an seinen Vater, er habe einen Engel gefunden, und erhielt zur Antwort, daß ihm ein Engel als Schwiegertochter sehr willkommen sein werde. Nun heirathete er sie und brachte sie nach Breslau, wo sie ihrer neuen Familie ein eben solcher Qualgeist wurde, als sie zuvor ihrem Vater gewesen. Die alte, ordentliche Wirthschaft ging zu Grunde, der Schwiegervater grämte sich todt, und vermuthlich wird sein Sohn ihm bald folgen. — Siehst du, Theodor? hätte der alte Bolz nicht im Klubb gesagt: was geht es uns an? so wären die Holländer reich beschenkt aus Breslau gezogen. Dann hätte auch der arme Müller Unterstützung gefunden, die Verzweiflung hätte ihn nicht in's Wasser getrieben, das Wasser seine Leiche nicht an's Ufer gewor-

sen, das Mädchen sie nicht erblickt, folglich auch keine Krämpfe bekommen; sie wäre nicht nach Pyrmont gereiset, der junge Bolz wäre ohne sie heimgekehrt, hätte eine brave Landsmännin geheirathet, ging nicht wie ein Schatten herum, und sein Vater lebte noch."

Diese drei Geschichtchen machten Eindruck auf Theodor, der sich ihrer oft erinnerte, und von Stund an gern half, wenn es ihn auch nichts anging.

Eines Tages wurde er von einem seiner Schulkameraden, dessen Vater einen schönen Garten draußen vor dem Thore hatte, eingeladen, um Kirschen in diesem Garten zu essen. Er hatte sich schon den ganzen Morgen darauf gefreut, und konnte kaum die Stunde erwarten. Sie schlug endlich, und er trollte fröhlich zum Thore hinaus.

Der Weg führte ihn durch einen öffentlichen Spazirgang, wo viele Alleen sich durchkreuzten und mit dichtem Gebüsch wechselten. Hier gewahrte er einen jungen Mann mit blassem Antlitz, der sehr ängstlich etwas suchte. Neugierig blieb Theodor stehen, und sah ihm eine Weile zu. Der Fremde seufzte tief, und rang die Hände. Da redete der Knabe ihn an: „Hat der Herr etwas verloren?"

„Mein Taschenbuch," erwiederte jener, „es kann Niemanden nützen, allein für mich ist der Verlust unersetzlich."

Theodor fragte, wo er es verloren? — Das konnte der Fremde nicht bestimmt angeben, da er hier unbekannt war und sich schon mehrere Stunden lang in den Alleen und Gebüschen herumgetrieben hatte. Theodor guckte rechts und links hinter einige Bäume und Sträucher; als er aber nicht gleich das Gesuchte fand, hingegen die Kirschen, die seiner warteten, ihm lebhaft vor Augen schwebten, so ging er seiner Wege, und dachte: was geht es mich an? — Doch kaum hatte dieser Gedanke sich auf die Lippen geschlichen, als seines Vaters Geschichtchen ihm einfielen. Wie am Draht gezogen stand er plötzlich still. »Ich thue doch wohl besser," sagte er, »daß ich dem Fremden suchen helfe; die Kirschen werden mir nicht davon laufen — und wenn auch — ich thue doch wohl besser." — Flugs machte er die Runde durch sämmtliche ihm wohlbekannte Gänge, und spähte mit Falkenblicken in jeden Winkel. Siehe, da lag das Taschenbuch hinter einer Rasenbank, auf der vermuthlich der Fremde gesessen hatte. Mit Freudengeschrei fiel er darüber her, hielt es hoch empor, rannte hin und her, und rief überlaut: »Fremder Herr! wo sind Sie geblieben?" — Der junge Mann saß unter einem Baum und weinte; als er aber von Ferne den Knaben auf sich zurennen sah, und den verlornen Schatz in dessen Hand erblickte, da stürzte er ihm entgegen, drückte ihn an sein Herz, und rief: »Ach, warum bin ich nicht reich, daß ich dir vergelten könnte!"

»Das thut nicht noth," sagte Theodor, »es ist gern geschehen." Und mit diesen Worten wollte er sich entfernen.

Allein der Fremde rief ihn noch einmal zurück, zog eine kleine goldene Bruſtnadel, die ein paar verſchlungene Buchſtaben bildete, aus ſeinem Hemde, gab ſie dem Knaben, und ſagte: »Nehmen Sie das zum Andenken; es iſt wenig werth, aber tragen Sie es zur Erinnerung an einen Fremden, dem Sie den wichtigſten Dienſt geleiſtet.«

Theodor nahm die Nadel, dankte, und lief aus Leibeskräften nach dem Garten, wo ihm nun die Kirſchen noch einmal ſo ſüß ſchmeckten. Von dem Fremden vernahm er nichts weiter; allein die Nadel hielt er in Ehren, und trug ſie, wenn er ſich putzte.

Zwanzig Jahre verſtrichen. Theodor war ein wackerer junger Mann geworden, jedermann liebte ihn. Er verwaltete nun ſeines alten Vaters Geſchäfte. Der Greis genoß der Ruhe. Sparſamkeit und Fleiß hatten ihn ein artiges Vermögen erworben; jetzt wollte er ſein Gewerbe dem Sohn ganz überlaſſen, darum ſeine Bücher abſchlieſſen und die Summen einziehen, die man in einigen berühmten Handelsſtädten ihm noch ſchuldig war. In dieſer Abſicht mußte Theodor eine Reiſe unternehmen. Er verweilte lang in Hamburg und Berlin, am längſten in Frankfurt am Main, wo er die Geſchäfte etwas verwickelt fand.

Hier lernte er Julie Ellring kennen, die Tochter eines reichen Bankiers, und eines der liebenswürdigſten

Mädchen in ganz Frankfurt. Sie lebte in vertrauter Freundschaft mit der Tochter des Hauses, in dem er seine meisten Geschäfte trieb; folglich hatte er oft Gelegenheit, sie zu sehen, und fühlte bald, daß er für seine Ruhe sie schon zu oft gesehen habe. Allein auch Julie erkannte, daß der offene, biederherzige Schlesier sich von den gewöhnlichen Frankfurter Elegants sehr vortheilhaft unterscheide. Mit diesen konnte sie wohl tändeln, zu jenem faßte sie Vertrauen. Beide näherten sich einander immer herzlicher, und nach einigen Monaten sagte Theodor mit der Hand auf der Brust und niedergeschlagenen Blicken: »Wenn ich Sie doch lieben dürfte!"

Sie hatte nichts dagegen, nur äußerte sie mit einem verstohlenen Seufzer, daß vermuthlich ihr Vater sehr viel dagegen haben würde.

„Darf ich mit ihm reden?" fragte Theodor.

Sie nickte und verbarg ihre bald erröthende Wange.

Er bat einige Freunde, den alten Ellring auf seinen Besuch vorzubereiten und ein gutes Zeugniß für ihn abzulegen. Das geschah. Dennoch empfing der Alte ihn grämlich, und als er seine Worte schüchtern anbrachte, antwortete Ellring: »Ich habe zwar viel Gutes von Ihnen gehört, auch von Ihrem Vater, und hätte folglich gegen Ihre Person nichts einzuwenden; doch wenn Sie billig denken, so werden Sie mir nicht zumuthen, daß ich

meine einzige Tochter, den Troſt meines Alters, ſo weit von Frankfurt vermählen ſoll. Ich kann mich nicht von ihr trennen."

Vergebens wollte Theodor verſprechen, ihn jährlich zu beſuchen, oder auch wohl, nach ſeines Vaters Tode, ganz nach Frankfurt zu ziehen; der Alte blieb dabei: »Es geht nicht an; es thut mir leid, aber ich kann mich dazu nicht entſchließen."

Da verſtummte der hoffnungsloſe Liebende, und ſchlug die Augen ſeufzend nieder. Plötzlich fragte Ellring haſtig: »Wo haben Sie die Bruſtnadel her?"

»Durch einen Zufall erhielt ich ſie in meiner Jugend."

»Durch welchen Zufall? Ich bitte." —

Theodor erzählte die Begebenheit. Da ſchloß zu ſeinem Erſtaunen Ellring ihn in ſeine Arme und ſagte: »Sie ſollen meine Tochter haben! Ihnen muß ich ſie geben, denn Ihnen verdanke ich mein ganzes Glück." Und nun erzählte er dem fröhlich Beſtürzten, wie er, als ein armer Handelsdiener, aus Preußen gekommen, und nichts beſeſſen, als einige vortheilhafte Zeugniſſe und Empfehlungsſchreiben, die ihm der ſterbende Bruder eines Frankfurter Kaufmanns mitgegeben, und die ſich folglich nicht erſetzen ließen; wie er einzig dieſen Zeugniſſen die Aufnahme in ein ſolides Haus verdankt; wie er nach und nach die Liebe ſeines

Prinzipals gewonnen, endlich dessen Schwiegersohn und Erbe geworden. »Es ist Gottes Finger,« so schloß er gerührt. »Sie sollen meine Tochter haben. Als Sie vor den Thoren von Breslau mir das Taschenbuch brachten — hätte man mich damals gefragt: willst du diesem Knaben, wenn er ein wackerer Mann geworden, deine Tochter nicht versagen? Mit Freuden würde ich Ja geantwortet haben; warum sollte ich denn jetzt anders denken?«

Julie wurde gerufen, sie bekannte ihre stille Neigung. Spät am Abend verließ Theodor das Haus als Bräutigam, und wie er so freudetrunken über die Straße taumelte, gedachte er der Geschichtchen seines Vaters und rief laut: »Der gute Alte hat wohl Recht gehabt! man sollte nimmer sagen: was geht es mich an?«

Der Großsprecher.

Als Gelnhausen noch eine freie Reichsstadt war, lebte dort ein ehrlicher Fleischer, zugleich Rathsherr, Eleasar Böcklein war sein Name. Nie verkaufte er seinen Kunden eine magere Kuh für einen fetten Ochsen oder Knochen für Fleisch, und wenn er, was sie verlangten, ihnen zugewogen hatte, so konnten sie getrost das Nachwiegen ersparen, denn es fehlte nie auch nur ein Viertelloth. Eben so gewissenhaft wog er auf der Wage der Gerechtigkeit, sobald er mit seinem schlichten Verstande eine Sache begriffen hatte. Wenn er die grün gewesene Sammtmütze an den Nagel hängte, die weiße Schürze ablegte, mit dem Kamm von Messing dreimal durch die Haare fuhr, den braunen Rock mit goldgesponnenen Knöpfen Anzog, den Hut mit drei langen Spitzen auf den Kopf drückte, den Stock mit dem silbernen Knopfe in die schwielenreiche Hand faßte, und so mit gravitätischen Schritten sich nach dem Rathhause erhub, so fuhren alle Köpfe an die Fenster, und sprachen mit Ehrfurcht: da geht Meister Böcklein zu Rathe; und wer eine gerechte Sache dort anzubringen hatte, der freute sich, denn Meister Böcklein duldete kein Unrecht.

Unter [redacted]n Kollegen war ein Schneider, der gern bisweilen ein X für ein U machte, aber Meister Böcklein drückte ihm den Daumen auf's Auge. Der Schneider hatte auf seiner Wanderschaft ein paar lateinische Sprüchlein auf-

geschnappt, durch die er, wenn er eine Sache sonst nicht durchsetzen konnte, den ganzen hochedeln Rath in die Enge zu treiben pflegte. Wollte er zum Exempel einem Spitzbuben durchhelfen, so sagte er: »Im römischen Rechte ist verordnet, post coenam stabis aut mille passus meabis, folglich ist klar, daß der Angeklagte für diesmal frei gesprochen werden muß.“ Dann pflegten wohl die Rathsherren einander bedenklich anzuschauen und mit den Köpfen zu nicken: »Ja, wenn es sich so verhält.“ — Aber Meister Böcklein schlug bei solchen Gelegenheiten mit der Faust auf den Tisch, daß der Schneider bebte wie eine Fensterscheibe durch Kanonendonner, und schwur, er gebe keine magere Liege für das ganze römische Recht. »Was kümmert uns der Papst sammt allen Kardinälen?“ rief er mit einer Baßstimme, für welche Mozart die Rolle des Sarastro komponirt zu haben schien, »wir sind ehrliche Protestanten, und Gelnhausen ist so gut eine freie Reichsstadt, als Rom.“

Das letztere Argument pflegte den hochedeln Rath völlig zu überzeugen. Der Burgermeister sagte: »Ganz recht, Herr Kollege; Rom soll etwas größer sein, als Gelnhausen, aber darauf kommt es hier nicht an.“ Und damit war die Sache entschieden.

Aber so hoch Meister Böcklein auch bei Rath und Bürgerschaft in Ansehen stand, so war er doch in seinem Hause nur eine untergeordnete Instanz. Zwar in die Staats-

geschäfte durfte Frau Martha Böcklein sich nicht mengen, das litt er nun einmal nicht. Von der Schwelle seiner Hausthür bis an die Grenzen des Staats, welches gerade zweihundertundsechzig Schritte betrug, erkannte er keine andere Obrigkeit, als Burgermeister und Rath. Sobald er hingegen über die Schwelle seiner Hausthür hineinwärts geschritten war, sobald er den Stock mit dem silbernen Knopf in die Ecke gestellt hatte, so beschied er sich, daß seiner lieben Ehefrau das Hausregiment gebühre, und war, trotz seiner Baßstimme, ein gehorsamer Unterthan, oder höchstens ein Senat, der das schon beschlossene pro forma prüfen und billigen muß.

Frau Martha trug, neben vielen Schlüsseln, auch den, unter dessen Obhut die alten und neuen Thaler sich befanden, die sie fleißig zusammen scharrte, und von welchen sie nur am lieben Sonntag dem Mann einige Groschen zugestand, um sich mit guten Freunden zu erlustiren, wie er es nannte, wobei er doch jedesmal den Vorwurf hören mußte, daß er das Geld aus dem Lande trage, weil das Wirthshaus in der That jenseits der Grenze lag.

Für wen sparte Frau Martha so emsig? — Für ihr Söhnlein Christian, einen muntern Buben, der durchaus studiren sollte, auf daß er einst im Stande sein möchte, mit dem Schneider lateinisch zu reden. Gern hätte Meister Böcklein den Knaben zu seinem Handwerk erzogen, aber

Frau Martha schwur, nie solle Christian ein Beil heben, um einen Ochsen damit vor dem Kopf zu schlagen, wenn auch der ganze hochedle Rath kein Rindfleisch mehr essen sollte. »Gelnhausen,« pflegte sie zu sagen, »ist ja nicht die Welt, wenn gleich ein großes Stück derselben, und wenn er in seinem Vaterlande nicht Bürgermeister wird, so mag er irgendwo Minister werden, ich habe nichts dagegen.«

Allerdings hatte der Knabe gute Anlagen, war ehrlich wie sein Vater, und wenn er Sonntags aus der Kirche kam, so wußte er das Thema der Predigt unfehlbar zu berichten. Schade nur, daß Frau Martha den Nagel und den Sporn, die sie in ihrem Köpfchen trug, so früh als möglich in den Kopf des kleinen Christian zu verpflanzen bemüht war. Er hielt sich schon für was Rechtes, und seinen Vater für gewaltig vornehm, und seine Vaterstadt so ziemlich für die Hauptstadt der Welt.

Auch seine Mutter fand alles vortrefflich in Gelnhausen; nur meinte sie, die Schulanstalten wären nicht hinreichend, um einen großen Mann zu bilden, und wenigstens ein großer Mann sollte ihr Christian werden, wenn er auch nicht Bürgermeister würde. Sie ging daher mit ihrem Vetter, dem berühmtesten Gewürzhändler in ganz Gelnhausen, zu Rathe, einem Mann, der sämmtliche Krämer daselbst mit Gewürz versorgte, weil er es aus der ersten Hand, nämlich aus Hanau, verschrieb, auch jährlich einmal

in Person die weite Reise dahin unter den Thränenströmen seiner Familie antrat, und wenn er glücklich heimkehrte, einen festlichen Schmaus gab. Dieser Mann erzählte der Frau Muhme, daß in Hanau eine Pensionsanstalt sei, wo man nach Belieben bis an den Hals studiren könne; »aber,« fügte er achselzuckend hinzu, »es gibt da lauter junge Grafen und Baronen, und es kostet ungeheures Geld.«

Bei dem Worte Geld schlug die Frau Martha auf ihren Schlüsselbund, als wollte sie sagen: habe ich denn Pfeffer in meinem Kasten? — Und was die vornehme Jugend betraf, meinte sie: ein Rathsherr in der freien Reichsstadt Gelnhausen habe wohl etwas mehr zu bedeuten, als ein Graf oder ein Baron. Es wurde also beschlossen, das Söhnlein dahin zu senden. Der Gewürzkrämer brachte, bei seiner nächsten großen Reise, die Sache in Ordnung, und Christian wurde, mit Wäsche und Würsten wohl versehen, nach Hanau abgefertigt.

Dort merkte er nun wohl bald, daß es, außer Gelnhausen, noch ganz hübsche Leute gäbe, die an Rang und Würden mit seinem Vater sich messen könnten, wie auch, daß Hanau eine recht artige Stadt sei, die wohl hie und da einige Vorzüge vor seiner Vaterstadt behaupten möchte; allein er gestand das alles nur sich selber ingeheim; einem Fremden hätte er um die Welt nicht zugegeben, daß es irgendwo auf Erden schöner und besser sei, als in Gelnhausen.

Lieber nahm er zu den närrischsten Behauptungen seine Zuflucht. Den Mangel an nächtlicher Straßenbeleuchtung entschuldigte er zum Beispiel durch die Versicherung: daß der Mond und die Sterne in Gelnhausen weit heller scheinen, weil die Luft da immer rein von Dünsten ist. Das elende Straßenpflaster hielt er für weit zweckmäßiger, um sich eine gesunde Bewegung zu machen. »Was hilft es mir,« sagte er, »wenn ich auf der Straße wie auf einer Diele gehe? Wird mein Körper dadurch heilsam erschüttert? Aber wenn ich die Beine gehörig aufheben muß, wenn ich bald hoch, bald tief trete, oder auch mitunter einmal auf die Nase falle, das ist gesund, das macht Appetit.«

Wo solche Auslegungen nicht hinreichen wollten, da fing er an zu prahlen; bei ihm zu Hause war alles besser, man aß und trank besser, man hatte schönere Häuser, bequemere Wohnungen, feinere Lustbarkeiten; und dieses Großsprechen wurde ihm nach und nach so zur Gewohnheit, daß er bald nicht mehr mit seiner Vaterstadt allein, sondern auch mit sich selber prahlte. »Mein Vater, der Rathsherr — man weiß, was das in einer freien Reichsstadt sagen will.« — Diese Worte führte er beständig im Munde. Daß er Christian Böcklein hieß, war ihm sehr zuwider, er nannte sich Woldemar Bock, und behauptete, seine Familie stamme aus einem alten patricischen Geschlecht; unter Kaiser Heinrich dem Vogelsteller sei einmal ein Turnier in Gelnhausen gehalten worden, da

habe ein Bock den Preis davon getragen, und weil er klein von Natur gewesen, so habe man ihn Böcklein genannt. Daß sein Vater ein Fleischer sei, verschwieg er sorgfältig, und wenn Frau Martha ihm einen Transport der schönsten Würste sandte, die von jedermann gerühmt wurden, so nahm er sich doch wohl in Acht zu sagen: »Mein Vater hat sie gemacht.«

Diesen häßlichen Hang zum Großthun ausgenommen, war Christian ein braver Junge, der viel lernte, durch Gefälligkeit Liebe und durch Rechtlichkeit Achtung gewann. In seinem achtzehnten Jahre wurde er reif für die Universität. Frau Martha beschloß, ihr Söhnlein nach Jena zu senden, und versicherte ihren Mann, das sei ein sehr guter Gedanke von ihm selbst. So oft sie nämlich ohne alle Umstände eine Sache durchsetzen und auf keinen Widerspruch sich einlassen wollte, pflegte sie den Meister Böcklein zu überreden, er selber habe schon vor länger als einem Jahre diesen Entschluß gebilligt oder gefaßt, er solle sich nur besinnen, es sei an einem Sonntag gewesen, auf dieser Stelle habe er gesessen u. s. w. Nun hatte aber Meister Böcklein zwei Gedächtnisse, ein Wochengedächtniß und ein Sonntagsgedächtniß; das erstere war sehr gut, das letztere taugte nicht viel; denn ob man gleich nicht von ihm sagen konnte, er sei dem Trunk ergeben, so gehörte doch ein poculum hilaritatis, zu deutsch ein Haarbeutel, am Sonntag zu seinen Lebens-

genüssen. Er selbst hatte nicht das mindeste Vertrauen zu seinem Sonntagsgedächtnisse; das ließ er sich aber nicht merken, um seiner Würde nichts zu vergeben. Wer also diese schwache Seite des starken Mannes kannte, und ihm irgend etwas abzwacken wollte, der durfte ihm nur auf den Kopf Schuld geben, er habe es am Sonntag versprochen.

Meister Böcklein wunderte sich sehr, als er vernahm, daß er selbst beschlossen habe, seinen Christian auf die Universität zu senden, und zwar nach Jena, welche Stadt er, nach seiner Meinung, zum ersten Male nennen hörte. Sein Wunsch, so viel er sich erinnern konnte, war, Christian sollte, wenn er aus der Schule käme, dem Herrn Stadtschreiber adjungirt werden, und sich so in die Staatsgeschäfte hineinarbeiten. Er selbst wollte ihm, beim Wurstmachen, die wichtigsten Händel mittheilen, die während seiner Rathsherrnschaft vorgefallen waren. Indessen, da er einmal sein Wort gegeben, so mußte es schon bei Jena sein Bewenden haben.

Ehe Christian dahin abging, brachte er einige Wochen in seiner Vaterstadt sehr angenehm zu, denn mit wahrer kindlicher Freude sah er seine Eltern wieder, und nebenher genoß er das Vergnügen, recht nach Herzenslust prahlen zu dürfen. Wunderdinge erzählte er von Hanau. Und nun vollends von Kassel! wo er auch einmal in den Pfingstfeiertagen mit einem seiner Lehrer gewesen war. Die

damalige Wilhelmshöhe war ihm bei weitem nicht hoch genug, er verlegte sie in die Wolken, und ließ den ganzen Mainstrom durch die Wasserkunst herabfallen. Der Koloß von Rhodus war ein Kind gegen den Herkules auf dem weißen Stein; die wenigen Menschen, die in der Keule dieses Riesen Platz finden, verwandelte er in ein ganzes Bataillon. Frau Martha ließ vor Verwunderung oft ihr Spinnrad still stehen, und Meister Böcklein mußte seine Pfeife mehr als einmal wieder anzünden.

Besonders gern erzählte Christian auch von seinen vornehmen Freunden und Mitschülern, den jungen Baron von ABC, den jungen Grafen XYZ. Sie waren alle seine Dutzbrüder. Die Bürgerssöhne hatte er nicht gekannt. Daß er sich am liebsten zu jenen gehalten, war nicht gelogen; sein Hang zum Großthun zog ihn immer zu seinen adelichen Mitschülern, wenn sie auch nicht die besten waren. Er konnte es ihnen gleich thun, weil Frau Martha es an Geld nie fehlen ließ. Um den Unterschied der Geburt bekümmern sich Knaben wenig, und seine alt-praktische Herkunft hatten sie in Gottes Namen gelten lassen. Aber diese Thorheit wurde jetzt Veranlassung der ersten bittern Lehre, welche Christian empfing.

Ein junger Baron Murki, der, gleich ihm, aus der Erziehungsanstalt entlassen war, kehrte in die Heimath zurück, und sein Weg führte ihn durch Gelnhausen. In

der Hauptstraße dieser berühmten Stadt gerieth sein Wagen in ein großes Loch, und die Deichsel brach. Das hielt ihn einige Stunden auf; er hatte Langeweile. Plötzlich fiel ihm ein, daß sein Schulkamerad vielleicht noch hier sei, und sogleich erkundigte er sich bei dem Wirthe nach dem jungen Woldemar Bock. Es wurde ihm versichert, daß in ganz Gelnhausen kein Woldemar Bock geboren sei. Der Baron bestand darauf, er sei in Hanau mit einem Rathsherrnsohn aus Gelnhausen, der Woldemar Bock geheißen, in Pension gewesen.

»Ach, Ew. Gnaden meinen den Musje Christian, den Sohn von Meister Böcklein, dem Fleischer?«

Der Baron stutzte, errieth den Zusammenhang, und war nicht edel genug, um seinen Schulkameraden die Beschämung zu ersparen. Er schrieb seinen Namen auf eine Karte, und ließ Christian einladen, ihn im Wirthshause zu besuchen. Der Großsprecher gerieth in die peinlichste Verlegenheit. Er sah voraus, daß Murki verlangen würde, ihm alle die Herrlichkeiten der Vaterstadt zu zeigen, die er so oft ihm vorgerühmt, oder wohl gar in die Wohnung seiner Eltern ihn einzuführen, die er bisweilen mit einem Schlosse verglichen hatte. Indessen besann er sich schnell auf eine Lüge, denn ein Prahler muß immer neue Lügen in Bereitschaft halten, um die alten zu unterstützen. Er wollte sagen, das prächtige Haus seiner Eltern sei abge-

brannt, und bis es wieder aufgebaut wäre, müßten sie in einer geringen Wohnung sich behelfen.

Aber noch ein anderer Umstand mehrte seine Verwirrung. An die Fensterladen waren Schinken und Würste gemalt, zum Zeichen, daß hier ein Fleischer wohne. Wie sollte er die vertuschen? — Wurden die Laden zugemacht, so war es finster im ganzen Hause. Desto besser! dachte er, ich werde sagen, mein Vater habe kranke Augen, er könne das Tageslicht nicht ertragen.

Und wirklich that er den Vorschlag, die Laden zuzumachen. Warum? das scheute er sich doch zu bekennen; denn hätte der Vater gemerkt, daß der Sohn sich seiner schäme, so wäre ein schreckliches Donnerwetter losgebrochen. »Du bist nicht wohl gescheit,« sagte Meister Böcklein, »wer Teufel macht am hellen lichten Tage die Fensterladen zu?« und folglich blieben sie offen. In großer Herzensangst schlich Christian nach dem Gasthof, und was er befürchtet hatte, geschah.

»Ich brenne vor Begierde,« sagte der Baron, »deinen respektablen Vater, den Rathsherrn, kennen zu lernen; du mußt mich bei ihm einführen.« Keine Ausflüchte halfen, sie machten sich auf den Weg. In Murki's Antlitz strahlte eine kleine boshafte Freude. Unterwegs suchte Christian durch die Geschichte von dem Brande dem übeln

Eindruck vorzubeugen, den das kleine niedrige Haus seiner Eltern auf den vornehmen Gast machen könnte.

»Gute Häuser sind hier selten,« hub er an.

»Ja das sehe ich,« antwortete Murki lachend.

»Wir müssen uns jetzt sehr eng behelfen,« fuhr Christian fort, »wir haben uns bei einem Fleischer eingemiethet, es war nichts Bessers zu haben. Auf diese Weise wollte er den Baron auf die Schinken und Würste vorbereiten, die ihm auf den Fensterladen nothwendig sogleich in die Augen fallen mußten. Murki stellte sich, als nehme er alles für bar.«

»An den reichsstädtischen Ton,« sagte Christian, »wirst du dich auch gewöhnen müssen. Hier lebt alles fein bürgerlich, um keine Eifersucht zu erregen.

Murki lächelte und schwieg. An der Hausthür kam Meister Böcklein ihm mit einem derben Händedruck entgegen, und an der Stubenthür Frau Martha mit freundlichen Knixen. Ihr war so wohl, daß sie einen jungen, vornehmen Herrn zu sehen bekam, den ihr Sohn duzte. Sie wischte alle Stühle mit der Schürze ab, trug Schnaps und gute Leberwürste auf, und lief selber zum nächsten Bäcker, um frische Semmeln zu holen. Christian schwitzte Angstschweiß. Der Baron hatte guten Appetit, und fand die Würste vortrefflich. »Wo ich nicht irre,« sagte er, »so sind

das eben solche Würste, als die, welche dir bisweilen nach Hanau geschickt wurden."

»Ja," sagte Christian, und wollte das Gespräch ablenken; doch Murki kam immer wieder auf die verdammten Würste zurück, und meinte, es müßte ein trefflicher Fleischer sein, der sie verfertigt habe.

»Ei zum Henker! die habe ich selbst gemacht," fuhr Meister Böcklein heraus, »das verstehe ich am besten in Gelnhausen."

»So, so," erwiederte der Baron, und hatte die Grausamkeit, den bleichen Christian dabei anzusehen. Eine ganze Stunde währte diese Marter, bis endlich der Bediente meldete, der Wagen sei wieder hergestellt. Stumm begleitete Christian den vornehmen Schulfreund zurück, der sich nicht enthalten konnte, ehe er in den Wagen stieg, ihn noch einmal hämisch zu fragen:

»Ist dein Vater ein Fleischer?"

»Er schlachtet bisweilen zu seinem Vergnügen," stammelte Christian, und lachend fuhr Murki davon. Der tief Zerknirschte sah ihm nach, den Angstschweiß von der Stirn trocknend, und bekannte sich selbst zum ersten Male, daß es eine häßliche Sache um das Prahlen ist, wäre es auch nur, weil man gelegentlich so beschämend gedemüthigt werden kann. Eine ganze Woche lang ging keine

Großsprecherei aus seinem Munde, allein der Hang dazu war noch zu tief gewurzelt. In Jena wurde er oft dadurch in böse Händel verwickelt; denn, wenn er auf Leute stieß, die ihn auslachten, so nahm er's übel, und es entstand ein Gezänk. Einem solchen Handel verdankte er einst eine große Schramme über die Backe, die ihn nicht verschönerte, und über welche Frau Martha Ach und Weh ausrief, obgleich Christian sie versicherte, er habe seinem Gegner dafür neun Finger abgehauen, bis er ihm den zehnten zur Versöhnung gereicht.

Uebrigens erwarb Christian auch in Jena den Ruhm eines fleißigen, ordentlichen und gutmüthigen Menschen, wenn nur — fügte jeder kopfschüttelnd hinzu — wenn nur das verdammte Prahlen nicht wäre! Seit ein paar hundert Jahren war in der Reichsstadt Gelnhausen kein so gelehrter Bürger aufgestanden, das bekannte selbst der lateinische Schneider. Niemand zweifelte, daß er in wenigen Jahren bis zum Bürgermeister sich emporschwingen werde. Meister Böcklein sagte: »Nun, das freut mich!« Und Frau Martha konnte solche Prophezeiungen nur mit heißen Thränen beantworten.

Christian fühlte wohl, daß er mehr gelernt hatte, als er in Gelnhausen brauchen konnte; auch bot sich manche Gelegenheit ihm dar, in der Fremde sein Glück zu machen; aber da er seiner Eltern einziger Trost und Freude war, so

beſchloß er, nicht auszuwandern, ſondern ſich mit dem Loſe zu begnügen, welches ſeine Vaterſtadt ihm gewähren konnte. Dieſe kindliche Geſinnung verſöhnte manchen ehrlichen Bürger mit ſeiner Prahlſucht.

Aber nun erlebte Meiſter Böcklein den Augenblick, wo ſämmtliche Reichsſtädte aufgehoben, und dem nächſten Landesherrn zugetheilt wurden. Das war ein harter Schlag für den Ehrenmann, härter noch für Frau Martha, die ihren alten Rathsherrn plötzlich wieder auf ſeine Fleiſchbank beſchränkt ſah, und in der Kirche nicht mehr in den Rathsherrnſtuhl gehen durfte. Dazu kam noch, daß nach der Schlacht bei Jena, bei Verfolgung des Feindes, die Stadt ſehr übel mitgenommen wurde. Zwar blieb Meiſter Böcklein's Haus verſchont, und das verdankte er ſeinem Chriſtian; denn als ein halbes Dutzend Weißkittel hineindringen wollten, verrammelte er die Thür, ſchaute aus dem Fenſter ſeines Dachſtübchens herab, und da er fertig franzöſiſch ſprach, ſo kapitulirte er ſo lange mit den ungebetenen Gäſten, bis er einen Offizier die Straße herauf kommen ſah, den er um Hilfe anrief. Dieſer war herzlich froh, endlich einen der Einwohner franzöſiſch reden zu hören, denn er hatte Aufträge an den Magiſtrat, und in ganz Gelnhauſen Niemand gefunden, der ihm als Dolmetſcher dienen konnte. Er bewilligte eine Sauvegarde für Meiſter Böcklein's Haus, unter der Bedingung, daß Chriſtian ihn begleiten ſolle, bis ſeine Geſchäfte abgethan wären.

Als die Gefahr vorüber war, brüstete Frau Martha sich nicht wenig gegen den lateinischen Schneider mit ihrem französischen Sohn. Aber an Meister Eleasar's Herzen nagte doch ein Wurm. Er hatte seit vierzig Jahren nicht geweint, sonst hätte er jetzt wohl weinen mögen über den Untergang des Staats. Er beschloß — gleich andern großen Staatsmännern — sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, und was die Requisitionen ihm übrig gelassen, in der Stille zu verzehren, ohne an den neuen Einrichtungen, die er ein neues Unwesen nannte, den mindesten Theil zu nehmen. Sie waren ihm so verhaßt, daß er auch seinem Christian die Erlaubniß, ja fast den Befehl ertheilte, in fremden Landen ein besseres Glück zu suchen.

Plötzlich verwandelte sich Christian Böcklein nun wieder in Woldemar Bock, und unter diesem Namen trat er nun in K* auf. Dort war um diese Zeit kein Ueberfluß an jungen gescheiten Männern; daher gelang es ihm, Sekretär bei einem der neuen Minister zu werden, einem sehr wackern und arbeitsamen Mann, der des Jünglings Fleiß und Talente zu schätzen wußte, ihn lieb gewann, und sich vornahm, ihm empor zu helfen; freilich durchschaute er auch gar bald dessen Schwachheit. Der Paß und der Taufschein, die sein Sekretär gelegentlich vorweisen mußte, belehrten ihn, daß der junge Mensch nicht Woldemar Bock, sondern Christian Böcklein heiße, und dieser einzige Zug war hinreichend für den Menschenkenner.

Durch leisen, gutmüthigen Spott suchte er ihn dann und wann unter vier Augen zu beschämen, und brachte es wenigstens so weit, daß Christian sich sehr hütete, den Mund nach seiner Weise zu voll zu nehmen. Hingegen stand er in der ganzen Stadt nur zu bald wieder in dem alten Rufe, und sein jetziger Posten gab ihm noch häufigere Veranlassungen, die großsprecherische Unart zu offenbaren. Von allen Staatsgeheimnissen wollte er unterrichtet scheinen, und es gab keinen vornehmen Mann, mit dem er nicht in großer Vertraulichkeit lebte. War einer seiner Bekannten zu irgend einem Großen eingeladen, so warf er nachlässig hin, auch er habe eine Karte empfangen, allein es mangle ihm an Zeit, er könne nicht kommen. Wußte Jemand etwas besser, als er, so behauptete er wenigstens, er habe es auch gewußt, es sei ihm nur entfallen. Besonders hielt er sich gern zu Fremden, weil die ihn noch nicht kannten, und auf's Wort glaubten, was er ihnen vorprahlte.

Freilich erfuhr er auch bisweilen manche bittere Beschämung, und faßte mehr als einmal den festen Vorsatz, seinen Fehler abzulegen. So, zum Beispiel, erzählte er einst im Klubb einem Kreise von Bekannten und Fremden, der sich um ihn gesammelt hatte, er habe in Gelnhausen, als ein Dutzend Weißkittel in seines Vaters Wohnung einbrechen wollten, sie sämmtlich in die Flucht geschlagen, worüber selbst ein feindlicher Offizier, der eben die Straße

heraufgekommen, in Erſtaunen gerathen ſei, und ihn um ſeine Freundſchaft gebeten habe. Da nahm plötzlich einer aus dem Kreiſe das Wort, ſprechend: »Vergeben Sie, ich ſelbſt war dieſer Offizier. Aus dem Fenſter Ihres Dachſtübchens erſuchten Sie mich um eine Sauvegarde, die ich Ihnen zugeſtand, ſonſt war es um Ihr Haus geſchehen.« Die Umſtehenden lachten und wandten ſich weg, und ziſcheln einander in die Ohren. Was Chriſtian empfand, kann jeder Ehrliebende leicht errathen.

Ein andersmal befand er ſich auf einer Maskerade, wo er ſich mit einigen Freunden in ein Vorzimmer um einen Punſchnapf ſetzte. Das Geſpräch fiel auf eine treffliche neue Einrichtung, die ſein Miniſter vor Kurzem zu Stande gebracht hatte. Da vertraute er der Geſellſchaft, daß eigentlich er die Sache vorgeſchlagen, ausgearbeitet und in Gang gebracht, wobei er zwar dem Miniſter große Lobſprüche ertheilte, aber doch das meiſte Verdienſt ſich ſelber zuſchrieb. Plötzlich klopfte eine Maske, die hinter ihm ſtand, ihm auf die Schulter, und winkte ihn bei Seite. Dort zog der Domino die Larve ab, es war der Miniſter ſelbſt. »Wenn Sie,« ſagte er mit einer Miſchung von Ernſt und Spott, »künftig auf der Maskerade mich vorſtellen wollen, ſo geben Sie mir zuvor einen Wink davon, damit ich Ihnen auch meinen Domino leihen kann.«

Mit dieſen Worten kehrte er ihm den Rücken; der arme Chriſtian ſtand wie vom Blitz getroffen, verfluchte ſeinen

Hang, und schwur einen theuren Eid, von diesem Tage an sich zu bessern. Diesen Schwur wiederholte er am andern Morgen in die Hand des Ministers, als dieser ihm sehr ernsthaft erklärte: er schätze seine Talente und seinen Charakter; wenn er aber die Prahlsucht durchaus nicht überwinden könne, so müsse man sich trennen, weil er, der Minister, es nicht länger dulden könne, daß sein Sekretär sich überall lächerlich mache. Warnend verließ er ihn mit den Worten: »Ich werde ein wachsames Auge auf Sie richten.«

Die bittere Lehre hatte gewirkt. Christian nahm sich zusammen, schrieb über seine Thür mit großen Buchstaben: »Prahle nicht!« verließ keinen Morgen sein Zimmer, ohne die Worte dreimal zu lesen, legte sich keinen Abend zu Bette, ohne zu prüfen, ob er seinen Schwur auch gehalten, und konnte sich wenigstens das Zeugniß geben, daß ihm keine grobe Prahlerei entwischt sei.

Der Minister, der ingeheim ihn streng beobachten ließ, freute sich seiner Besserung, und schenkte ihm seine ganze Liebe wieder. Nur einmal wurde er noch irre an ihm. Ein alter Bürgermeister ließ sich melden, ein reicher Mann, der auf seine Familie etwas stolz war, weil seit mehreren Generationen die Glieder derselben wichtige bürgerliche Aemter im Staate verwaltet hatten. »Ew. Excellenz,« sagte er, »nehmen sich des jungen Herrn Bock sehr gnädig an, weßhalb ich unterthänigst berichte, was maßen der-

ſelbe geſtern am 21. Mai Abends gegen ſieben Uhr um meine einzige eheliche Tochter Katharina geziemend angehalten, und zu vernehmen komme, ob ſolches mit Ew. Excellenz Gutheißen geſchehen?"

Der Miniſter, der allerdings davon unterrichtet war, bejahte die Frage, und fügte hinzu, es werde ihn freuen, wenn der junge Mann, den er ſchätze, eine ſo gute Partie treffen könnte.

»Ich hätte auch wohl nichts dawider," fuhr jener fort, »wenn nur — ich weiß nicht — man ſagt hie und da, er ſei von geringer Herkunft. Nun wiſſen Ew. Excellenz wohl, daß meine Familie —"

»Haben Sie ihn nicht darum befragt?"

»O ja, wenn ich ſeinen Worten trauen dürfte, ſo wäre er ein Sprößling aus einem alten patriciſchen Geſchlecht, und könnte, wenn er nur wollte, ſich von Bock ſchreiben."

»Hat er das geſagt?"

»Mehr als einmal."

Der Miniſter runzelte die Stirn, doch ließ er ſeinen Unwillen nicht merken, überredete vielmehr den Bürgermeiſter, es auf jeden Fall nicht allzugenau mit der Her-

kunft zu nehmen, da er beſchloſſen habe, wenn die Verbindung zu Stande komme, den Rathstitel für den jungen Mann vom König zu erbitten. Der Alte, der auf alle Titel groſſen Werth legte, war damit zufrieden, worauf der Miniſter ihn erſuchte, mit der Einwilligung zu zögern, bis er ihm einen Wink geben werde. Nach dieſer Verabredung entfernte ſich der Bürgermeiſter, wies den Freier nicht ab, nahm ſich aber Bedenkzeit.

Der Miniſter hatte während des Geſpräches den Gedanken gefaſit, ſeinen Sekretär zu prüfen, und wenn er in einem gewiſſen Punkte ihn nicht rein und lauter fände, nicht allein die Verbindung zu hintertreiben, ſondern auch ſeine Hand ganz von ihm abzuziehen.

Vierzehn Tage waren verſtrichen, als er eines Morgens, nach abgethanen Geſchäften, zu ihm ſagte: »Sie ſpeiſen dieſen Mittag bei mir.« — Chriſtian verbeugte ſich und eilte nach Hauſe, um ſich feſtlich anzukleiden. Zur beſtimmten Stunde trat er in den Speiſeſaal, fand ein Dutzend Gäſte verſammelt, und unter ihnen, zu ſeiner gröſten Verwunderung, auch den Bürgermeiſter mit ſeiner Tochter. Ein Stuhl blieb leer.

Unter gleichgiltigen Geſprächen wurde die Suppe verzehrt. Jetzt ward ein Stück Rindfleiſch von ungewöhnlicher Größe aufgetragen. Der Miniſter ſelbſt machte ſeine

Gäſte aufmerkſam darauf, und es entſpann ſich ein Geſpräch über Viehmaſtung, worin beſonders die Engländer es ſehr weit gebracht. Man ſprach von Ochſen, die einige Tauſend Pfund gewogen. Der Miniſter warf die Frage auf: wie hoch wohl in Weſtphalen dieſe Kunſt getrieben worden? Und — als der eine dies, und der andere das berichtete, und verſchiedene Meinungen herrſchten, ſo ſagte er: »Meine Herren, wir Alle verſtehen uns nicht darauf; ich denke, wir thun am beſten, wenn wir einen unſerer berühmteſten Fleiſcher kommen laſſen, der mag entſcheiden.«

Mit dieſen Worten gab er ſeinem Kammerdiener einen Wink, der ſich ſchnell entfernte. Das Geſpräch wurde noch eine Weile fortgeſetzt, da trat Meiſter Eleaſar Böcklein ehrenfeſt herein. Sein Sohn ſaß mit dem Rücken gegen die Thür, und wurde ihn nicht gewahr. Als aber der Miniſter den Fleiſcher anredete, dieſer ihm zu antworten begann, und Chriſtian ſeines Vaters wohlbekannte Baßſtimme hörte, ſprang er haſtig auf, rannte auf ihn zu, und ſchloß ihn freudig beſtürzt in ſeine Arme. »Gottlob!« ſagte der Miniſter. »Das wußte ich wohl!« rief Meiſter Böcklein. Alle Gäſte ſtutzten. Der edle Wirth ergetzte ſich einige Minuten an der Rührung des Vaters wie des Sohnes, und an dem Erſtaunen der Gäſte, dann hub er wieder an: »Meine Herren, ich muß Ihnen bekennen, daß ich ein wenig abergläubiſch bin. Wir ſind unſerer hier nur dreizehn am Tiſche, da ſchmeckt mir kein Biſſen. Erlauben Sie,

daß der vormalige Rathsherr Böcklein aus Gelnhausen Platz auf dem leeren Stuhle nehme. Setze Er sich, mein lieber Meister Böcklein, dort neben Seinen Sohn; mache Er keine Umstände."

»I nu, wenn Ew. Excellenz es befehlen," sagte der ehrliche Alte, stellte seinen Stock mit dem silbernen Knopfe in die Ecke, hing seinen Hut mit den drei großen Spitzen darauf, und setzte sich neben seinen Sohn, der mit den seltsamsten Gefühlen seine Augen dankend, bittend und fragend auf den Minister heftete. Dieser erklärte nun das Räthsel, indem er seinen wohlgewählten Gästen erzählte, welchen braven, jungen Mann er in seinem Sekretär besitze; daß er nur einen Fehler an ihm kenne, oder vielmehr gekannt habe; daß er auch nun diesen abgelegt, und die letzte Prüfung bestanden: »Hätte seines Vaters Erscheinung ihn auch nur verwirrt gemacht, so hätte ich meine Achtung ihm entziehen müssen. Allein er war, was er sein mußte, und nun, Herr Bürgermeister," fuhr er fort, »nun hoffe ich, daß Sie Ihre liebenswürdige Tochter ihm nicht versagen werden. Meister Böcklein ist ein Ehrenmann, den ich mit Vergnügen an meiner Tafel sehe; ich habe ihn dazu eingeladen, er ist den weiten Weg auf meine Bitte hergekommen; lassen Sie uns die Verlobung seines Sohnes feiern."

Er ergriff das Glas, alle Gäste folgten seinem Beispiel, der Champagner schäumte. Der Kammerdiener präsentirte

eine verdeckte Schüſſel, ſie enthielt Chriſtian's Ernennung zum Rath. Das wirkte auf den ſtolzen Bürgermeiſter mehr, als des Miniſters Ueberredung. Er ließ ſeine Blicke über den Fleiſcher hinweggleiten, und nickte dem neuen Rath ſein Jawort zu. Chriſtian wollte ſich dem Miniſter zu Füßen werfen, der ihn freundlich in die Arme faßte, und ihm in die Ohren flüſterte: »Prahlen Sie künftig nur mit Ihrer hübſchen Frau.«

Der Lügner.

In einer königlichen Hauptstadt wohnte ein reicher, ansehnlicher Mann mit Weib und Kind. Merkwürdig war die Art, wie er zu seinem großen Reichthum gelangte, denn die armen Eltern konnten ihm nur ihren Segen hinterlassen, und er mußte in seiner Jugend sich durch die Welt drücken, fast wie ein verirrtes Kind, das am Markttage in eine volkreiche Straße geräth, oder wie ein herrenloses Hündlein, das schüchtern vor lauter fremden Thüren die karge Nahrung sucht. Aber die Menschen, die am Morgen ihres Lebens im kalten Nebel ihre Laufbahn beginnen, schaffen sich bei Zeiten einen warmen Oberrock und gelangen wohlbehalten zum Ziele, wenn auch den ganzen Tag die Sonne hinter Wolken bleibt. Wem hingegen die Sonne des Glücks schon in die Wiege scheint, der ist selten vorbereitet, wenn an seinem Horizonte ein Gewitter aufsteigt.

Durch Redlichkeit, Fleiß und Anspruchlosigkeit hatte Landsberg — so hieß der Jüngling — die Augen eines wackern Mannes auf sich gezogen, der diese Eigenschaften Jahre lang in mancherlei Geschäften erprobte, und endlich eine Gelegenheit ergriff, sie zu vergelten. Der alte Söritz nämlich war Vormund eines artigen, sittsamen Mädchens, das aber auch keinen andern Reichthum besaß, als die Hoffnung, einst einen Oheim zu beerben, der in Indien Schätze gesammelt hatte. Auch diese Hoffnung war fast

verschwunden, da jener Oheim seit vielen Jahren nichts von sich hören ließ. Doch endlich schrieb er aus Bengalen, er fühle sein Ende herannahen und wünsche, daß seine Nichte zu ihm eilen möchte, um, was er für sie gespart, in Empfang zu nehmen. Sollte jedoch ihre zarte Jugend (sie zählte kaum vierzehn Jahre) eine solche Reise nicht verstatten, so möchte man ihm nur einen sichern, mit gehörigen Vollmachten versehenen Mann schicken, mit dem er alles in Ordnung bringen werde.

Die Reise der kleinen Amalie hielt der Vormund für bedenklich, er zog die letztere Auskunft vor, und warf seine Augen auf den jungen Landsberg, einen gesunden, redlichen und wohl unterrichteten Mann, der folglich alle zu diesem Auftrage erforderliche Eigenschaften besaß, und ihn gern übernahm, theils um Indien, die Wiege der Menschheit, zu sehen, theils weil der alte Nabob eine reiche Belohnung zugesichert hatte. Er langte glücklich dort an, gefiel dem alten Oheim, der noch zwei Jahre lebte, und machte während dieser Zeit sich ihm unentbehrlich. Oft, wenn er in traulichen Stunden den jungen Fremdling sogar duzte, entschlüpfte ihm der Wunsch, daß Landsberg sein Sohn sein möchte. Um so mehr erstaunte dieser, als der Mann nun endlich starb, unter dessen Papieren blos eine Anweisung auf ein ziemlich karges Reisegeld zu finden, mit der Bitte, seiner Nichte das hinterlassene Testament und die schon vorläufig in Gold- und Silberbarren umgesetzte Erbschaft zu bringen.

Landsberg sah nun freilich in einer Hoffnung sich getäuscht, allein er murrte nicht. Genügsam, wie immer, war er auch jetzt mit einer kleinen Summe zufrieden, die er von den Geschenken des Verstorbenen sich erspart hatte. Mit der pünktlichsten Redlichkeit brachte er Alles in Ordnung, und kam nach Europa zurück, wo er Amalien, die unterdessen zu einer schönen Jungfrau herangewachsen war, das Testament überreichte, und die Schätze vor ihr ausbreitete.

Von außen stand auf des Oheims wohlversiegeltem letzten Willen, er solle in Gegenwart der Obrigkeit und des Vormunds eröffnet, und dann durch Landsberg laut abgelesen werden. Die Eröffnung geschah verordnetermaßen, und Landsberg hub an zu lesen, nicht ohne Thränen, da er die zitternde Handschrift des wackern Greisen erblickte, in dessen Hause er zwei Jahre als Sohn gehalten worden. Die Nichte war zur Universal-Erbin eingesetzt, doch unter einer Bedingung, die, als der Vorleser an den Punkt kam, ihn plötzlich verstummen machte. Er wurde glühend roth, stammelte, reichte das Testament dem Vormund und eilte hinaus. Verwundert las der Vormund weiter. Amalie sollte Landsberg heirathen, oder ihm ein Drittel von der Erbschaft überlassen. Sie zog das erstere vor, denn der junge Mann gefiel ihr wohl, und alles, was er bisher gethan, verbürgte seinen edlen Charakter, folglich ihr künftiges Glück.

So wurde Landsberg plötzlich der reichste Mann in der Stadt. Nie vergaß er, daß er seinen Wohlstand dem alten Söritz verdanke. Oft hatte er ihm auf eine gute Art kostbare Geschenke aufdringen wollen, allein der Mann besaß bei sehr geringen Einkünften einen edlen Stolz, und war nie zu bewegen, ein Geschenk von einigem Werth anzunehmen, auch dann nicht einmal, als er durch Unglücksfälle in Armuth gerieth. Nur auf dem Sterbebette, als die Sorge um seinen einzigen Sohn Anton ihn quälte, nahm er zum ersten Male des Freundes Dankbarkeit in Anspruch, und empfahl ihm den Knaben, der nun bald verwaist herumirren sollte.

Diese Empfehlung war überflüssig. Landsberg hatte ohnehin längst beschlossen, des Vaters Wohlthaten an dem Sohne zu vergelten, und mit Freuden nahm er den wohlgearteten Knaben Anton in sein Haus, um ihn ganz wie seinen eigenen Sohn Julius zu erziehen, mit dem er von gleichem Alter war. Nach seinem oft und ernstlich geäußerten Willen sollte zwischen Julius und Anton durchaus kein Unterschied gemacht werden; allein selten erfüllen Mütter eine solche Vorschrift gewissenhaft, wenn sie auch dazu den redlichen Vorsatz haben. Anfangs zwar nahm sich Amalie zusammen, und wenn auch Anton nicht eben so zärtlich von ihr geliebkost wurde, als Julius, so hütete sie sich doch, dem Letztern irgend einen sichtbaren Vorzug zu erweisen. Aber bald erwachte die mütterliche

Eifersucht, und Jedermann fand den kleinen Anton liebenswürdiger, und Jedermann hatte Recht. Sie selbst war Schuld daran, denn sie verzog ihren Julius mit Affenliebe, bemäntelte und vertuschte alle seine Unarten, und wenn sie auch zum Glücke dadurch sein gutes Herz nicht verdarb, so machte sie ihn zu einem ungezogenen Buben, der alles that, was ihm sein Leichtsinn eingab. Je strenger sie hingegen ihren Pflegesohn behandelte, je behutsamer betrug sich der, und beide Knaben stachen bald so sehr gegen einander ab, daß selbst Landsberg einmal unmuthig erklärte: er würde gern den leiblichen Sohn gegen den angenommenen vertauschen.

Diese hingeworfenen Worte mehrten den Widerwillen seiner Frau, und verleiteten sie zu manchen Ungerechtigkeiten, von welchen ihr Mann nichts erfuhr, weil Anton sie still ertrug.

Manches, was in spätern Jahren ein Laster wird, ist in der Kindheit oft nur eine üble Gewohnheit, und könnte mit einiger Aufmerksamkeit leicht unterdrückt werden. Dahin gehört auch das Lügen, dieser Seelenkrebs, der immer mehr um sich frißt, und endlich die ganze Sittlichkeit verschlingt. Gleichwie ein Leidender, dessen Körper vom Krebs zerstört wird, sich endlich von seinen nächsten Freunden und Verwandten verlassen sieht, weil sie die verpestete Atmosphäre nicht ertragen können; so flieht Jedermann den Lügner. Das hatte Landsberg seinem Julius oft

gepredigt, als er den unſeligen Hang an ihm bemerkte, bald als falſcher Scham, bald um ſich weiß zu brennen, bald aus bloßer Neckerei zu lügen. Er beſchämte und züchtigte ihn, ſo oft er ihn auf Verdrehung der Wahrheit ertappte; er verdoppelte von Jahr zu Jahr die Strenge ſeiner Züchtigungen, und ſtellte ihm den wahrhaften Anton zum Muſter dar.

»Jede Lüge,« pflegte er zu ſagen, »hat mehr oder weniger ſchlimme Folgen, die kleinſte bisweilen die ſchrecklichſten, könnte man ihnen nur immer nachſpüren. Darum, Julius, ſcheue jede Verletzung der Wahrheit ärger, als Waſſer und Feuer! Schlägſt du dieſe Worte in den Wind, ſo prophezeie ich dir: du wirſt zu ſpät mit bitterer Reue meiner Warnung gedenken.«

Hätte die blinde Mutter das Söhnlein nicht in Schutz genommen, ſo würde Julius vielleicht die öftern herzlichen Ermahnungen ſeines Vaters nicht in den Wind geſchlagen haben; doch immer hatte ſie Entſchuldigungen für ihn in Bereitſchaft. Bald war es eine witzige Lüge, über die ſie ſich krank lachen wollte, bald eine elende Kleinigkeit, eine Kinderei, folglich nicht der Mühe werth, davon zu reden, und hatte er es einmal zu arg gemacht, ſo hieß es wenigſtens: er hat es doch nicht aus Bosheit gethan.

Das Letztere mochte gelten; Julius war nicht boshaft, allein darum ſein Hang nicht minder gefährlich und

verderblich. »Der Vater iſt gar zu pedantiſch,« dachte er bei ſich ſelbſt, nahm ſich vor dem Vater in Acht, und log übrigens nach Herzensluſt.

Eines Tages ſpielte er im Hofe Ball mit Anton. Beide gingen nun ſchon in ihr ſiebzehntes Jahr, ſchlugen und warfen daher den Ball mit jugendlicher Stärke, wobei doch Anton ſich ſtets in Acht nahm, den Fenſtern zu nahe zu kommen. Julius hingegen, minder vorſichtig, that einen Wurf, der nicht allein das Fenſter in der Mutter Schlafzimmer, ſondern auch im Zimmer ſelbſt eine Mundtaſſe zertrümmerte, die, als das Geſchenk einer verſtorbenen Freundin, ihr ſehr lieb war. Zornig fuhr ſie an's Fenſter, hinausrufend: Wer hat das gethan? Beide Knaben verſtummten erſchrocken. Wer hat das gethan? wiederholte ſie kreiſchend.

»Anton,« ſagte Julius, und machte bei dieſer Gelegenheit die erſte Erfahrung, daß, wenn man auch nur zum Scherze das Lügen ſich angewöhnt, man bald in ernſten Fällen faſt unwillkürlich Gebrauch davon macht, als von dem erſten Mittel, welches die verdorbene Seele aus Gewohnheit darbietet.

»Warte!« rief die Mutter dem verſtummten Anton zu, »das ſollſt du mir entgelten! durch den Kutſcher laſſe ich dieſen Abend dich peitſchen!«

Schon einmal hatte ſie dieſe grauſame Züchtigung bei einer andern Gelegenheit an ihm vollſtrecken laſſen, und

dadurch noch mehr seinem Ehrgefühl, als seinem Körper, weh gethan. Er hatte geschworen, sie nicht zum zweiten Mal zu ertragen, und lieber sein Brot in der weiten Welt zu betteln. Kaum vernahm er jetzt die schreckliche Drohung, und kaum hatte seine harte Pflegemutter das Fenster klirrend wieder zugeworfen, als er, ohne ein Wort zu sagen, und nur einen Blick der Verachtung auf Julius werfend, aus dem Hause ging, und verschwand.

Jetzt fühlte Julius Gewissensbisse. Er schlich herum, ihm war nicht wohl zu Muthe. Als der Abend kam, und die Hausgenossen zum Essen gerufen wurden, erschien Anton nicht. Der Vater fragte: »Wo ist Anton?«

»Er wird wohl schon in seine Kammer gekrochen sein,« antwortete die Mutter, denn er hat etwas eingebrockt.« Und nun erzählte sie den Verlust ihrer Tasse, die ihr so weh gethan, daß sie eine Strafe ihm verkündigt habe. Sie verschwieg weislich, welche. Landsberg bat für ihn; sie sagte nicht Ja noch Nein; es wurde von andern Dingen gesprochen. Der Vater ging ruhig zu Bette, vermeinend, Anton verschlafe längst alle Furcht. Aber Anton kam nicht nach Hause, und Julius, der schon Abends bei Tische die Qual des bösen Gewissens empfunden hatte, konnte am Morgen die Angst nicht länger bergen: er ging zu seiner Mutter und bekannte ihr Alles. Sie erschrack; allein, statt gerechten Zorn ihn empfinden zu lassen, ermahnte sie ihn blos, ja dem Vater nichts davon zu sagen,

weil sonst ein schweres Gericht über ihn ergehen würde; folglich beharrte er gegen diesen bei seiner Lüge.

Der bekümmerte Landsberg sandte auf alle Straßen, und ließ in allen Zeitungen den Entwichenen auffordern, zurück zu kehren, und eines liebevollen Empfangs gewiß zu sein; aber alle seine Jahre lang fortgesetzte Nachforschungen waren vergebens, er mußte sie endlich aufgeben. Freilich empfand Julius Schmerz und Reue über diesen Vorfall, denn er hatte seinen Jugendgefährten aufrichtig geliebt; aber er vergaß ihn auch bald, und der ganze Vortheil, den er für seine Besserung aus dieser Begebenheit zog, war der Vorsatz, nicht wieder zu lügen, wenn es einen Andern schaden könnte. Als ob es möglich wäre, das vorauszusehen!

Zwei Jahre nachher machte er zu Pferde eine kleine Reise nach einer acht Meilen entlegenen Stadt, wo ein ziemlich berühmter Jahrmarkt gehalten wurde. Auf dem Hinwege kam er an eine Stelle, wo sich die Landstraße in zwei ganz gleich gebahnte Straßen theilte. Er wählte zufällig die unrechte, wurde jedoch bald von einem Bauern zurecht gewiesen, kam glücklich nach Lindenheim (so hieß die Stadt), kaufte, was ihm gefiel, tanzte, spielte, und als der volle Beutel, früher als er geglaubt, ausgeleert war, kehrte er fast unmuthig heim, denn ihn drückte das Gefühl, daß er Zeit und Geld verschleuderte.

Eben als er abermal an jenen Scheideweg gelangte, begegnete ihm ein junger Reiter, der große Eile zu haben schien, und ihn hastig fragte: welches der Weg nach Lindenheim sei? — Julius zeigte ihm den unrechten. Der Reiter wendete und sprengte fort.

„Bin ich doch auch eine halbe Meile umgeritten," sagte Julius lachend zu sich selbst, „er mag sehen, wie er zurecht kommt." Ohne weitern Zufall erreichte er seinen Wohnort, gedachte des kleinen Abenteuers selten, und dann nur mit einem schadenfrohen Lächeln.

Auf jenem Jahrmarkt hatte er unter andern eine gefährliche Bekanntschaft mit abgefeimten Spielern gemacht, die, nachdem sie dort ihre Schafe geschoren, in die Residenz kamen, um ihr Handwerk fortzusetzen. Julius, der unerfahrne Jüngling, fiel in ihre Schlingen, und verspielte eine Menge schöner Goldstücke, welche die Mutter ihm zusteckte. Da er aber von Natur keinen Hang zum Spielen hatte, auch diesmal die Mutter ihn ängstlich bat, diesen Abgrund zu vermeiden, so schwur er, keinen Fuß mehr in das verdammte Haus zu setzen, und hielt Wort. Am letzten Abende, als die Habichte ihn plünderten, und er eine ziemlich große Summe in Golde auf den Tisch zählen mußte, fand sich, daß es einige Thaler zu viel waren. Er setzte auch diese noch auf eine Karte, gewann, verdoppelte den Satz, gewann wieder, und so noch einige Male, denn die Gauner wollten ihn nicht abschrecken. Nun legte aber der Bankier die Kar-

ten nieder, und bezahlte ihm seinen Gewinn mit einer Banknote. Julius steckte sie ein und kam nicht wieder.

Zufällig erblickte der Vater diese Banknote in seiner Hand, besah sie aufmerksam, und fragte: wo er sie herbekommen? — Der Sohn, der nicht bekennen wollte, daß er einem Spielgelage beigewohnt, antwortete: »Ich habe sie eingewechselt von unserm Nachbar, dem Kaufmann Herz.«

»Ueberlaß sie mir,« sagte der Vater, nahm sie, zahlte ihm den Werth, und Julius bekümmerte sich weiter nicht um die Ursache, aus der sein Vater den Besitz gerade dieser Banknote wünschen mochte.

Nun hatten sich aber schon seit einigen Monaten in der Residenz falsche Banknoten blicken lassen; die Regierung war aufmerksam geworden, und hatte einigen vertrauten Männern, unter andern dem alten Landsberg, aufgetragen, die Quelle dieses Uebels auszukundschaften, und, bei dem geringsten Argwohne, mit Hilfe der Polizei die strengsten Untersuchungen anzustellen. Der Kaufmann Herz, den Julius genannt hatte, war seit Kurzem schnell reich geworden; dies machte ihn verdächtig. Landsberg benachrichtigte die Polizei von diesem Verdachte, drang um Mitternacht unvermuthet in des Kaufmanns Wohnung, ließ ihn bewachen, und vom Boden bis zum Keller Alles mit großem Gepolter durchsuchen. Aber es fand sich durchaus nichts; vielmehr erhellte aus des Mannes Büchern,

daß er blos durch Fleiß, Ordnung und einige wohlgelungene Spekulationen seinen Wohlstand vermehrt hatte. Landsberg bezeigte ihm seine Achtung und sein Bedauern über den Schrecken, den er ihm verursacht, erklärte ihm auch, es sei auf Veranlassung der falschen Banknote geschehen, die er seinem Sohne verwechselt habe. Der Kaufmann betheuerte, der junge Herr habe nie Geld bei ihm gewechselt, und Landsberg stand mit tiefer Beschämung, im Namen seines Sohnes, vor dem redlichen, gekränkten Manne. Er wußte sich kaum zu fassen, eilte heim, ließ noch in derselben Nacht Julius wecken, vor sich kommen, und empfing ihn mit gerechtem Unwillen.

Der Jüngling, dessen Herz nicht verhärtet war, bekannte jetzt ohne Umschweife. Es thue ihm in der Seele wehe, sagte er, aber wie hätte er glauben können, daß eine so unbedeutende Lüge — — »Keine Lüge ist unbedeutend!" fuhr ihn der Vater an, »danke Gott, wenn diese keine schlimmere Folgen hat, als deine Schande."

Leider hatte sie noch andere, noch weit schrecklichere Folgen. Des Kaufmanns geliebte Gattin lag seit einigen Tagen in den Wochen. Der Schrecken, den der nächtliche Ueberfall ihr verursachte, zog ihr ein heftiges Fieber zu, an dem sie starb. Sie ließ einen trostlosen Gatten mit fünf Waisen zurück. Das zerknirschte den Lügner, der, in Thränen der Reue sich badend, seinem Vater zu Füßen stürzte

und schwur: es solle nie wieder die kleinste Unwahrheit seine Lippen beflecken.

»O!" rief Landsberg schmerzlich, »du hast dieses späte Bekenntniß theuer erkauft. Wenn du mein Sohn bist, so wird der Schatten dieser edlen, ermordeten Frau dich bis zum Grabe umschweben." Ja, so war es auch. Julius ging tiefsinnig umher, fand nirgend Ruhe und sann Tag und Nacht auf Mittel, sein Vergehen wieder gut zu machen. Er stand seit einiger Zeit mit einem der liebenswürdigsten Mädchen in Verbindung, der Tochter eines angesehenen Mannes, die er liebte und zu ehelichen hoffte; jetzt aber, da auch die Liebe sein Gewissen nicht beschwichtigen konnte, trat er eines Tages muthig vor seinen Vater, sprechend: »Vater, würden Sie nichts dagegen haben, wenn ich eines Kaufmanns Tochter heirathete?" Landsberg, der seine Verbindung kannte und billigte, stutzte bei dieser Frage. Doch als er vernahm, daß Julius die Tochter des Kaufmann Herz meine, die weder durch Schönheit, noch Geist, noch Geburt sich auszeichnete, da errieth er das Gefühl, welches diesen Vorsatz seinem Sohne eingeflößt, umarmte ihn gerührt, und sagte: »Geh, ich bin's zufrieden." Auf der Stelle ging Julius und ließ bei dem alten Herz sich melden, der ihn mit sichtbarem Widerwillen empfing. »Ich komme," sagte Julius, »um wieder gut zu machen, was meine Unbesonnenheit verbrochen." Mit einem bittern, schmerzlichen Lächeln fragte der Kauf-

mann: »Wieder gut machen? Wie das?" Julius machte seinen Antrag. Das überraschte den Alten. Der Sohn des reichen Landsberg, der überdies ein braver Jüngling war, wenn er nur nicht log — eine solche Verbindung hatte die Tochter des Kaufmann Herz nicht erwarten dürfen. Sie wurde geschlossen, und Julius, der ein Opfer seines Herzens gebracht hatte, beruhigte jetzt sein Gewissen durch den Zuspruch: »Ich habe als ein ehrlicher Mann Alles wieder gut gemacht."

Allein er wurde bald gewahr, daß die bösen Folgen einer Lüge sich nicht immer wieder gut machen lassen. Freilich war es sichtbar, daß der alte Herz über eine so glänzende Versorgung seiner Tochter Mariane sich freute, aber der Wurm an seinem Herzen nagte darum doch immer fort. Er hatte seine Frau unaussprechlich geliebt. Beide waren blutarm gewesen, als sie sich geheirathet, hatten sich wohl knapp, doch fröhlich geholfen, hatten durch vereinten Fleiß die ersten Thaler erworben, sie jeden Abend mit einander überzählt, und Plane zum fernern Fortkommen entworfen. Auch dann noch, als die ersten wenigen Thaler schon zu Tausenden angewachsen waren, ging Herz noch immer an jedem Abende zu seiner Frau, und blieb eine Stunde oder zwei mit ihr allein, theilte jede Freude über das Gelungene, jede Hoffnung für das Künftige, berieth sich mit der verständigen Hausfrau, und befand sich so wohl dabei! — Auf diese Weise hatte nicht die Liebe allein, sondern auch

die Gewohnheit — die oft noch mächtiger iſt, als die Liebe — ein Band geknüpft, das, wenn es zerriſſen wurde, beider Herzen Verblutung nach ſich ziehen mußte. Wenn Abends die Stunde kam, in der Herz gewohnt geweſen, zu ſeiner Frau zu gehen, ſo überfiel ihn eine Angſt, die ſeine Kinder leider nicht zu mildern vermochten. Dann ſaß er ſtumm in einem Winkel mit gefalteten Händen, und ſah ſtarr vor ſich hin, oder er ging hinaus auf den Kirchhof, das Wetter mochte ſein, wie es wollte. Dort ſaß er eine Stunde auf dem Grabe ſeiner Frau, und ſuchte ſich einzubilden, daß er noch, wie vormals, ſeine Sorgen mit ihr theile.

Dieſer Gang nach dem Kirchhofe gewährte ihm noch die meiſte Beruhigung. Allein der Spätherbſt kam, und ſein Alter konnte die Beſchwerden der rauhen Witterung nicht ertragen. Eines Abends hatte er auf dem geliebten Grabe ſich eine ſtarke Verkältung zugezogen, kränkelte einige Tage, mußte ſich zu Bette legen, ſah gleichgiltig die Annäherung des Todes, und ſtarb, minder von der Krankheit aufgerieben, als aus Lebensüberdruß.

Julius wurde ein redlicher Vater der nun verwaiſten Kinder, aber das konnte er ſich nicht verhehlen, daß dieſe Familie noch vereint und glücklich lebe nwürde, wenn er nicht aus falſcher Scham ſeinen Vater belogen hätte. „Es läßt ſich nicht Alles wieder gut machen!“ ſeufzte er laut, und kämpfte gegen die unheilbarſte Schwermuth, die des Gewiſſens.

Mariane, seine Gattin, empfand den tiefsten Kummer über den Tod ihres Vaters. Um sie und sich selbst zu zerstreuen, machte er kleine Reisen mit ihr, unter andern eine zu demselben Jahrmarkte nach Lindenheim, den er vor einigen Jahren als ein froher Jüngling besuchte. Als sie an die Stelle kamen, wo er dem Fremden aus bloßem Muthwillen den unrechten Weg gezeigt, fiel ihm zum ersten Male diese Lüge auf das Herz. Er wollte seiner Frau die Anekdote erzählen, aber die Scham verschloß ihm den schon geöffneten Mund. Hoffentlich, dachte er, ist diese Strafe die einzige jenes Uebermuths.

Auf dem Jahrmarkte gab es wie immer viel Gewühl, viel zu schauen, viel zu verkaufen. Das junge Ehepaar schlenderte den ganzen Tag aus einer Bude in die andere, und fand wirklich Zerstreuung unter den tausend fremden Menschengesichtern. Ermüdet hatten sie einst den Abend sich an der Wirthstafel unter mancherlei Gästen gelagert, da wurden — wie an solchen Tafeln zu geschehen pflegte — allerlei Kleinigkeiten feil geboten, unter andern kleine Körbchen, sehr niedlich von Papier geflochten. Bei ihrem Anblicke fühlte Julius plötzlich einen scharfen Stich im Herzen, denn sie erinnerten ihn an Anton, der schon als Knabe sehr geschickt in solcher Arbeit war. »Wer hat die Körbchen gemacht?" fragte er hastig.

»Dort sitzt er an der Thür," antwortete sein Nachbar, »ein junger Invalide, dem beide Beine abgeschossen wur-

den, und der sich bis jetzt auf diese Weise einen kümmerlichen Bissen Brot erwirbt."

Julius schlug die Augen auf, erkannte seinen Spielkameraden, stürzte hin zu ihm, und schloß ihn weinend in seine Arme, zum großen Erstaunen des Invaliden und aller Anwesenden. Der arme Anton blieb nicht lange in Zweifel. Die Züge des jungen Mannes, der einst sein Bruder gewesen, hatten sich mit greller Stärke in sein Gedächtniß gegraben; unwillig entzog er sich dessen Umarmung. Aber Julius ließ nicht nach, und seine Freude, wie seine Reue waren so ungekünstelt, daß der gute Anton sich bald bewegen ließ, mit seinen Krücken ihm nachzuhinken. Julius führte ihn auf sein Zimmer, drückte ihn noch einmal mit Ungestüm an sein Herz, schaffte alle Erquickungen herbei, die der Wirth vorräthig hatte, und bat ihn dann mit freundlicher Wehmuth, ihm seine Geschichte zu erzählen.

»Ach!" sagte Anton, »die ist kurz. Nachdem du mich durch eine häßliche Lüge aus deines guten Vaters Hause vertrieben hattest — (Julius schlug, vor Scham glühend, die Augen nieder) — schweifte ich einige Tage in der Gegend umher. Der Hunger trieb mich unter die Werber. Ich habe drei Feldzüge mitgemacht. Wie es mir ergangen ist, siehst du wohl." Er sah dabei auf seine hölzernen Beine und seufzte tief; Julius stand zerknirscht vor ihm. »Das ist der Sohn des Mannes, dem mein Vater sein Glück, dem

ich selbst meinen Wohlstand verdanke! Den hab' ich durch eine schändliche Lüge in die weite Welt gejagt! Der ist durch mich zum Krüppel geworden!" — Solche Gedanken zerrissen sein Herz. »Vergib mir, mein guter Anton!" stammelte er, »ich will ersetzen, was ich vermag."

Ersetzen? murmelte Anton, und blickte wieder auf seine hölzernen Beine. — »Komm zu mir," fuhr Julius fort, theile mit mir, was ich habe! Sei wieder mein Bruder, wie vormals!"

Gern nahm der arme Invalide zwar den Vorschlag an, denn seine Papierkörbchen nährten ihn kümmerlich; aber, was auch Julius für ihn thun konnte und wollte — und er wollte es wahrlich von Herzen — die abgeschossenen Füße konnte er ihm doch nicht wieder geben! Anton war und blieb ein Krüppel.

Am andern Tage kaufte Julius für ihn eine bequeme in Federn hängende Kalesche, um den Wiedergefundenen, der an schlecht geheilten Wunden oft noch litt, so sanft als möglich heimzuführen. Diese Anstalten verzögerten seine Abreise, und aus langer Weile wollte Mariane, des Jahrmarkts-Getümmels bereits müde, noch einige Merkwürdigkeiten der Stadt besehen. Zu diesen gehörte auch ein Hospital, das mit großer Sorgfalt unterhalten wurde. Am Arme ihres Gatten ging sie durch die Krankenstube, freute sich der reinlichen Betten, und theilte mit wehmüthi-

gem Vergnügen einige Wohlthaten aus. Dann beſuchte ſie die Blinden in einem andern Flügel des Hauſes, die, nach dem Muſter des vortrefflichen Pariſer-Inſtituts, dort den köſtlichſten Sinn entbehren lernten. Auf dem Rückwege mußte ſie über eine Gallerie gehen, wo ſie in einem offenen Zimmer eine ſehr ſchöne junge Frau mit zerſtreuten Haaren ſitzen ſah, die eben dieſe Haare beſtändig in Zöpfe flocht, wieder aufdrehte und abermals flocht.

Neugierig blieb Mariane ſtehen und fragte den Führer, was das zu bedeuten habe? — »Ach!« ſagte er, die arme junge Perſon iſt wahnſinnig.« Erſchrocken klammerte ſich Mariane an ihren Mann, und wollte ſchnell vorübergehen, allein der Führer verſicherte, ſie habe nichts zu fürchten, die Unglückliche thue Niemanden etwas zu Leide. Ja, anfangs habe ſie geraſet, man habe ſie binden, auch wohl peitſchen müſſen; aber nun, ſeitdem ſie Geſellſchaft habe, ſei ſie fromm wie ein Kind.

»Welche Geſellſchaft?« fragte Julius.

»Treten Sie hinein,« antwortete der Führer, »Sie werden eine der intereſſanteſten, wiewohl der traurigſten Geſchichten vernehmen.«

Die Fremden traten hinein und gewahrten nun, in einer Ecke ſitzend, einen bleichen, hagern, jungen Mann, der aus hohlen Augen vor ſich hinſtarrte, und ihrer nicht zu achten ſchien.

»Iſt der auch wahnſinnig?« flüſterte Julius dem Führer zu.

»O nein, nur ſehr unglücklich! er hat ſich blos hieher begeben, um diejenige zu bedienen, die minder unglücklich iſt, als er, weil ſie ihren Zuſtand nicht kennt.«

Mariane faßte ſich ein Herz, trat der armen Wahnſinnigen näher und fragte ſanft: »Was machen Sie da?«

Die junge Frau grinſte Marianen freundlich an: »Ich putze mich,« ſagte ſie, »ich putze mich für meinen Mann; heute wird er kommen.«

Marianens Augen füllten ſich mit Thränen. Sie wünſchte die Geſchichte der Leidenden zu wiſſen, und auf die Verſicherung des Führers, daß der junge Mann ſie wohl bisweilen erzähle, wenn er durch Theilnahme erweicht werde, wandte ſich Julius an den Unglücklichen, redete ihn an, und bat ihn mit dem ſanfteſten Ausdrucke der Empfindung, den Urſprung dieſes Elends ihm und ſeiner Gattin mitzutheilen. Anfangs blickte der Mann ihn wild an, und ſchien ſeine Bitte nicht zu achten; als er aber Marianen weinen ſah, da betrachtete er ſie lange ſchweigend, ſeine Wildheit ging in Schwermuth über, und auch ihm rollten ein Paar große Thränen über die Wangen.

»Mein Vater,« hub er an, »war hier ein bemittelter Kaufmann. Er verlor meine Mutter früh. Einige Jahre

nachher wollte er sich wieder mit einem Frauenzimmer verbinden, das er liebte, und von dem er herzlich wieder geliebt wurde; allein sie war von einem eigensinnigen Oheim abhängig, der einen alten Groll gegen meinen Vater hegte, und seine Einwilligung hartnäckig versagte. Länger als ein Jahr boten die Liebenden Alles auf, um jenen Groll zu vertilgen, aber vergebens. Indessen rückte die Zeit heran, wo das Frauenzimmer mündig, der Gewalt ihres Oheims und Vormundes entzogen werden sollte. Beide Liebende erwarteten diesen Zeitpunkt mit Ungeduld, doch ehe er noch eintrat, entführte der Alte seine Nichte, Niemand wußte wohin.

»Mein Vater war in Verzweiflung. Er forschte unaufhörlich nach dem Aufenthalt seiner Geliebten, er unternahm selbst eine lange Reise in dieser Absicht, doch all sein Forschen blieb fruchtlos.

»Kurz vor ihrem Verschwinden hatte er ein Findelkind bei sich aufgenommen, ein liebes Mädchen, das ich Schwester nannte. Wir wuchsen mit einander auf, und mein Vater theilte seine Liebe zwischen uns beiden.

»So viel wußte ich von seiner Geschichte, als ich, um die Handlung zu erlernen, mich in die Residenz begab, und nach fünf Jahren Buchhalter in einem guten Hause wurde. Hier trat eines Tages keuchend ein Bote zu mir herein, meldete mir, daß mein Vater vom Schlage gerührt

sei, daß er die Annäherung seines Todes fühle, und mich dringend bitten lasse, auf der Stelle zu ihm zu eilen, weil er mir noch etwas Wichtiges zu entdecken habe, woran die Ruhe seiner Sterbestunde hänge. Ich warf mich hastig auf ein Pferd und flog zum Thore hinaus. Als Knabe hatte ich diesen Weg nur einmal gemacht, es war daher kein Wunder, daß ich stutzte, als ich an eine Stelle kam, wo die Landstraße sich theilte. Mich ergriff der ängstliche Gedanke, es sei möglich, daß ich den falschen Weg erwählen, und dadurch die kostbarsten Augenblicke verlieren könne. Als ich aber eben in dieser ängstlichen Minute einen wohlgekleideten Reiter kommen sah, so verschwand meine Besorgniß. Ich bat ihn höflich und dringend, mir den rechten Weg nach Lindenheim zu zeigen. Er selbst mußte ihn wissen, denn, da es hier nicht mehr als zwei Straßen gab, so kam er entweder gerades Weges aus meiner Geburtsstadt, oder die andere Straße mußte die rechte sein. Das Erste war der Fall, wie sich nachher ergab; allein der Unmensch trieb den grausamsten Muthwillen mit mir, und zeigte mir den falschen Weg.

Julius erblaßte. »Wann war das?« fragte er den Erzähler stotternd.

»Vor drei Jahren um dieselbe Zeit. Ich war wohl schon zwei Stunden auf dem Irrwege fortgeritten, ohne manchen mir begegnenden Wanderer zu fragen; denn eine solche Frage hätte mich nur aufgehalten, und wie konnte

ich vermuthen, daß ein Mensch so schlecht gewesen, die einfachste, leichteste Pflicht der Menschenliebe zu verhöhnen?

Julius hielt mit zitternder Hand sein Schnupftuch vor das Gesicht.

»Endlich,« so fuhr der Erzähler fort, »kam ich an ein mir unbekanntes Städtchen, und wurde meinen Irrthum gewahr. Den bösen Schalk verfluchend kehrte ich stracks um, und spornte mein Pferd aus allen Kräften. Es war mit Schaum bedeckt, als ich spät in der Nacht vor meines Vaters Hause ankam. Ach! es war zu spät! Wenige Stunden vorher hatte er den gequälten Geist aufgegeben, und seine letzten Worte waren eine Frage nach mir!

»Als die ersten schmerzvollen Tage überstanden waren, untersuchte ich emsig alle seine Papiere, um eine Spur des Geheimnisses zu entdecken, welches er mir noch hatte vertrauen wollen; allein umsonst. Da ich die Geschäfte alle in der besten Ordnung fand, so meinte ich, es müsse blos eine persönliche Angelegenheit, etwa irgend ein Unrecht wieder gut zu machen, gewesen sein, und in dieser Vermuthung gab ich den Armen reichlich.

»Babet, das nun durch meines Vaters Tod zum zweiten Male verwaiste Findelkind, war seit meiner Abwesenheit so schön und liebenswürdig geworden, und hing noch immer mit so schuldloser Liebe an mir, daß ich sogleich beschloß, sie zu meinem Weibe zu nehmen, um so

mehr, da ich meines Vaters Zärtlichkeit für sie gekannt, und vermuthen durfte, daß, wenn sein Schatten uns umschwebe, diese Verbindung ihn freuen werde; ja, ich hegte gern den Gedanken, daß er vielleicht gerade deshalb so sehr gewünscht, mich noch zu sprechen, um mir Babet zur Gattin zu empfehlen.

»Auch ihr schmeichelte diese Vorstellung. Wir verbanden uns, und lebten ein halbes Jahr so glücklich mit einander, so glücklich —

Hier unterbrachen Thränen seine Worte, er mußte sich sammeln, ehe er weiter reden konnte. Julius schien auf einer glühenden Lava zu stehen. — Der bleiche junge Mann fuhr fort: »Ein Brief aus Nord-Amerika zertrümmerte in einem Augenblicke dieses stille Glück. Er war von der vormaligen Geliebten meines Vaters geschrieben, — nicht von seiner Geliebten, — von seiner Gattin, mit der er ein ganzes Jahr heimlich vermählt gewesen. Sie meldete ihm, daß endlich ihr grausamer Oheim gestorben; und wie er sie viele Jahre in einem Winkel von Louisiana verborgen, und wie er einen dortigen Pflanzer ihr zum Gatten aufdringen wollen; aber sie sei ihrem Schwur und ihrer Liebe stets treu geblieben, — dasselbe hoffe sie von dem geliebten Manne — nun sei sie endlich frei und im Begriffe nach Europa zurückzukehren — freilich sei sie alt geworden, und werde ihm nicht mehr so reizend erscheinen, wie in jenen glücklichen Tagen der Jugend und Liebe;

aber sie lebe der frohen Ueberzeugung, daß das Kind, welches sie ihm geboren, ihre Babet, das Bild der Mutter in des Vaters Herzen stets erneuern werde. — Erlassen Sie mir das Uebrige! — Sie sehen hier die Folgen dieses Briefes — ich war der Gatte meiner Schwester! ich mußte mich von ihr trennen — leider war mein Kopf so stark, daß er das Schrecklichste ertrug, ohne verwirrt zu werden; — der ihrige unterlag! denn zu der grenzenlosen Liebe für mich, der sie entsagen sollte, gesellte sich auch noch ihre schüchterne Frömmigkeit — sie glaubte, ein ungeheures Verbrechen, obschon unwissend, begangen zu haben — sie fiel in Raserei — man mußte sie binden — man mußte meine sanfte Babet durch gewaltsame Mittel bändigen; nur wenn sie mich erblickte, wurde sie still und ruhig, obgleich sie mich nicht kannte, und nie wieder erkannt hat! Diese mehrmals wiederholte Erfahrung bestimmte mich, ihre traurige Wohnung zu theilen. Es ist das einzige, was ich für sie thun kann, und ich will es thun, bis Gott sie oder mich abruft.

»Bald wird auch ihre Mutter eintreffen — welch ein neues Schauspiel des Jammers erwartet mich dann! — O daß der Unmensch Zeuge davon sein könnte, der durch eine einzige muthwillige Lüge all dieses namenlose Elend über uns gebracht hat! Er sei verflucht! und möge Gott ihm lauter wahnsinnige Kinder geben, die, täglich ihn angrinsend, meine arme Babet furchtbar rächen!

Bei diesen Worten taumelte Julius gegen die Mauer, hielt sich noch einen Augenblick, und sank dann ohnmächtig zu Boden. Als er wieder zu sich kam, lag er auf einem Ruhebette im Wirthshause, und starrte Alles um sich her mit wilden Blicken an. Gegen Abend ergriff ihn ein heftiges Fieber. Anton und Mariane wichen nicht von seinem Bette. Wochen lang kämpfte er mit dem Tode, seine stärkere Jugend siegte, aber um den Frieden seiner Seele war es für immer geschehen! — Er schlich herum wie ein Träumender, versteckte sich schüchtern vor jedem Fremden, und war stumm, selbst für seine Gattin und Hausgenossen. Nur als er, von tiefem Kummer nach und nach aufgezehrt, auf dem Sterbebette lag, ließ er, wenige Stunden vor seinem Tode, sich den Knaben auf das Bett heben, den Mariane ihm geboren hatte, und sprach zu ihm mit heißen Thränen: Mein Kind! Lüge nie! Selbst die kleinste Lüge kann schreckliche Folgen nach sich ziehen! Und besäßest du alle Schätze der Erde, du wirst Lügen vergebens wieder gut machen wollen!

Die Reise nach Köln.

Hinweg von dem traurigen Bild des hart bestraften Lügners! Die Folgen dieses Lasters sind nicht immer so schrecklich, oft nur lächerlich; sie schaden nicht immer Andern, oft nur dem Lügner selbst.

In Köln lebte ein Mann, Namens Dietrich Schwarz, der eine hübsche Tochter und ein grosses Vermögen hatte. Er war aber kein Nachkömmling von dem berüchtigten Berthold Schwarz, der, vor fast fünfhundert Jahren, dort zum Verderben der Menschheit das Pulver erfand, sondern er war aus Sachsen gebürtig, schon in seiner Jugend in die Fremde gezogen, und hatte durch Fleiß und Glück seinen Wohlstand begründet.

Zwei seiner Brüder lebten noch in Sachsen, arme aber redliche Männer, und obgleich Herr Dietrich Schwarz die Heimath nie wieder besucht hatte, so hing er doch noch immer mit großer Liebe an seinen Verwandten, wie die braven Sachsen gewöhnlich zu thun pflegen. Regelmäßig schrieb er jährlich zweimal nach Hause, meldete, was ihm Merkwürdiges begegnet, und empfing dagegen den Bericht von Allem, was in der Familie vorgefallen, wurde auch fleißig zu Gevatter gebeten.

Jeder seiner Brüder hatte einen Sohn, Christoph hieß der eine, Karl der andere dieser Söhne, beide waren

des reichen Oheims Pathen, und verfehlten nicht, an jedem Neujahrstage ein Gratulationsschreiben zu übersenden, wogegen er auch zu ihrer Erziehung mit manchem Goldstück herausrückte, und sich freute zu hören, daß beide ein Paar geschickte Jünglinge geworden.

Seine Tochter, Erneſtine, hatte nun das sechzehnte Jahr erreicht, und es meldeten sich manche Freier; allein er hatte beschlossen, daß sie einen ihrer Vettern heirathen solle — wenn er anders ihrer würdig sei — damit sein erworbenes Vermögen in der Familie bleiben möchte. Um aber zu erforschen, ob einer dieser Vettern, und welcher das Glück verdiene, Erneſtinens Gemahl zu werden, fing er es schlau genug an, ob er gleich das Pulver nicht erfunden hatte. Zuerst machte er seine Brüder mit seinem Vorhaben bekannt. Beide stimmten fröhlich ein und strichen ihre Söhne um die Wette heraus.

»Erneſtine kann aber doch nur Einen heirathen,« antwortete Dietrich Schwarz, »darum begehre ich von euch, daß ihr sie beide auf meine Kosten zu mir sendet, damit wir das Aussuchen haben. Weil aber beide noch sehr jung sind, und zum ersten Male in die Welt gucken, so will ich nicht, daß sie die weite Reise ohne alle Aufsicht unternehmen, sondern ich werde meinen vertrautesten Handlungsdiener, den Herrn Lange, schicken, einen Mann bei Jahren, der sich viel in der Welt herumgetrieben und

überall Bescheid weiß; der wird sie sicher zu mir geleiten. Er soll gegen Ostern bei euch eintreffen."

Diese Nachricht verursachte in der Schwarz'schen Familie eine große Bewegung. Es wurden neue Kleider gemacht, die Mütter und Schwestern nähten neue Wäsche, und verabsäumten nichts, um ihre Söhne und Brüder so herauszustaffiren, daß sie als Brautwerber mit Ehren jenseits des Rheins auftreten könnten. Die beiden Jünglinge selbst hegten sehr verschiedene Gedanken und Empfindungen. Beide hielten es für ein großes Glück, wenn sie die schöne, reiche Cousine heimführen könnten, nur mit dem Unterschiede, daß der schüchterne Karl es kaum zu hoffen wagte, der kecke Christoph hingegen es halb und halb für unmöglich hielt, daß die Wahl nicht ihn treffen sollte. Wahr ist's, er wußte zu schwatzen und seine Kenntnisse geltend zu machen, auch manche, die er nicht besaß; er streute den Leuten Sand in die Augen, und konnte mit einer edlen Unverschämtheit lügen, als ob es gedruckt wäre. Im Grunde war seine Gestalt minder angenehm, als die seines Vetters, aber er kleidete sich geschmackvoll und hatte besser tanzen gelernt.

Karl wußte viel, und was er wußte, gründlich, konnte es aber nicht recht von sich geben, und wenn sein Vetter der Kreuz und Quer über Dinge schwatzte, die ihm gänzlich unbekannt waren, so schwieg er hingegen nur zu

oft über Dinge, die er sehr wohl kannte. Auch wußte er selbst recht gut, daß er sich in Gesellschaften ein wenig linkisch benahm, und daß seine Verbeugungen nicht zu den zierlichen gehörten. Dieses Bewußtsein machte ihn noch verlegener, noch stummer, und so war es denn kein Wunder, daß Manche ihn einen ehrlichen Simpler nannten.

»Ach!" dachte er, »wenn mein Oheim einen guten Schwätzer und meine Cousine einen guten Tänzer begehrt, so kommt die Reihe nicht an mich. Doch es geschehe, was da wolle, meines Vetters Glück will ich nimmer beneiden."

Mit großem Verlangen sahen beide Jünglinge dem Osterfeste entgegen, und so oft der Postwagen von Leipzig ankommen sollte, fand man sicher beide auf der Landstraße, den angemeldeten Herrn Lange erwartend. Er kam endlich. Es war aber Herr Dietrich Schwarz in eigener Person. Nämlich, er hatte klüglich berechnet, daß die beiden jungen Leute, wenn sie nach Köln zu ihm kämen, nur ihre schönsten Seiten herauskehren würden, und er folglich doch kein richtiges Urtheil über ihre Charaktere fällen könnte. Auf einem Postwagen hingegen, auf einer Reise von fünfzig Meilen, da hätte es mit dem Henker zugehen müssen, wenn er sie nicht vollkommen entziffert hätte. Darum beschloß er, die Rolle des Herrn Lange selbst zu übernehmen, und kam am grünen Donnerstage mit seinen eigenen Kreditiven wohl versehen.

Christoph und Karl machten bereits auf der Landstraße seine Bekanntschaft. Jener versicherte ihn, er habe schon drei Nächte in einem Dorfe geschlafen, wo der Postwagen durchfahren müsse, um ja das Vergnügen nicht zu versäumen, ihn zuerst willkommen zu heißen. Karl schwieg, denn er war kaum seit einer halben Stunde mit seinem Vetter aus dem Thore gegangen, und wollte ihn doch nicht Lügen strafen.

Herr Lange stieg aus und schlenderte vollends zu Fuße mit seinen neuen Bekannten nach der Stadt. Christoph erkundigte sich nach des Oheims Befinden, ob er noch so sehr rüstig sei? Wie viel er wohl im Vermögen habe? Ob er gleich nach der Hochzeit mit dem Gelde herausrücken werde? Oder ob man seinen Tod erst abwarten müsse? in welchem Falle er lieber gar nichts von ihm haben wolle, denn er empfinde bereits eine Zärtlichkeit für ihn, als ob er sein rechter Vater sei. Im Grunde werde er ihm ein kleines Opfer bringen, weil schon manches schöne reiche Mädchen in seiner Vaterstadt die Augen auf ihn geworfen.

Karl sagte weiter nichts, als: der Oheim muß wohl ein rechter braver Mann sein, weil er seine Familie so großmüthig bedenkt.

Herr Lange hörte und sah mit allen seinen Augen und Ohren. Beide Neffen hatten ihn in die Mitte genom-

men. Er maß mit Seitenblicken bald diesen, bald jenen, und freute sich ingeheim über die beiden stattlichen Jünglinge. Weder sein Herz noch seine Vernunft trafen eine vorläufige Wahl; doch wenn er sich auf sein Gewissen befragte, welcher ihm am besten gefalle? so schien es doch, als gäbe er dem muntern, geschwätzigen Christoph den Vorzug. Allein davon ließ er sich vor der Hand nichts merken, ja, er besaß sogar Stärke genug, alle die heftigen Empfindungen der fröhlichsten Wehmuth zu unterdrücken, die ihn, nach einer mehr als dreißigjährigen Abwesenheit, beim Anblicke seiner Vaterstadt, noch mehr beim Wiedersehen seiner Brüder, ergriffen. Er gab sich auch ihnen nicht zu erkennen, wohl einsehend, daß die väterliche Liebe sie leicht verleiten könne, den Söhnen zu verrathen, was er im Schilde führte.

Bei Christoph's Vater forschte er vor allen Dingen, ob der Sohn nicht etwa schon in irgend einer Verbindung mit einem andern Frauenzimmer stehe? weil, nach dessen Aeußerungen, es nur von ihm abhing, eine der vortheilhaften zu schließen. Der Vater betheuerte hingegen, Christoph sei erst vor wenigen Monaten von der Universität zurückgekommen, und kenne nicht ein einziges Frauenzimmer in der ganzen Stadt. Das fiel dem Oheim auf. Gleich am ersten Abend bei der Mahlzeit war es auch schon kund geworden, daß er keineswegs drei Tage in einem Dorfe zugebracht, um ihn zu erwarten. Also schon die zwei Lügen! Darüber schüttelte der Alte bedenklich den Kopf.

»Ich bin gar nicht verlegen um eine Versorgung,« hatte Christoph auch zu ihm gesagt, »denn unser Fürst bemerkt mich allergnädigst, und zeichnet mich bei jeder Gelegenheit aus. Noch neulich, als ich mit meiner Schwester Annchen dem Exerziren beiwohnte, hat er mich sehr freundlich angeredet.« Der junge Herr berief sich dabei auf Annchen, ein munteres, naives Mädchen, die eben mit ihrem Strickzeug am Fenster saß. »O ja,« sagte sie lachend, »der Fürst hat dich angeredet. Geh' Er doch in's Teufels Namen aus dem Wege! die Husaren werden Ihn ja überreiten.«

Der Oheim lächelte. »Nun freilich,« äußerte Christoph etwas verlegen, »Se. Durchlaucht waren besorgt um mich.«

Aus diesen kleinen Vorfällen schloß Dietrich Schwarz, daß er auf seiner Hut sein müsse, um nicht durch Christoph's angenehme Eigenschaften geblendet zu werden.

Nach einem Aufenthalte von einigen Wochen, während dem in der Familie, dem Abgesandten des Bruders zu Ehren, wacker geschmauſt worden war, setzte sich Herr Lange mit den beiden, seiner Obhut anvertrauten Gefährten auf den Postwagen und reiste unter Segenswünschen ab. Christoph flüsterte seiner Schwester noch in's Ohr: »Be-

stelle dir nur zeitig bei unserm Stadt-Poeten ein Hochzeitsgedicht in Stanzen!" Karl aber sagte zu der seinigen: »Lache mich nur nicht aus, wenn ich ohne Frau nach Hause komme!"

Des Oheims Bestreben ging auf der Reise hauptsächlich dahin, die jungen Leute schwatzen zu lassen, um ihre Gesinnungen zu erforschen, ohne über irgend einen Punkt seine eigenen zu verrathen. Er stellte sich vielmehr etwas einfältig, damit sie nicht scheu gegen ihn würden. Dennoch sprach Karl bei weitem nicht so viel, als Herr Lange gewünscht hätte; indessen, was er sprach, war verständig und wahrhaft. Christoph hingegen plauderte unaufhörlich, unterhielt durch Witz und Laune, nahm es aber mit der Wahrheit nicht genau. Die Elbe drohte in diesem Frühjahre weit auszutreten; das gab ihm Veranlassung, sich zu rühmen, daß er ein vortrefflicher Schwimmer sei, und noch im vorigen Jahre bei Meissen ein Kind aus dem Wasser gerettet habe. Er berief sich dabei, nach seiner Gewohnheit, auf das Zeugniß seines Vetters, der das Faktum zwar nicht bekräftigte, aber doch schwieg — und Christoph wußte wohl, daß er schweigen würde. Der Oheim freute sich im Stillen dieser edlen That, und dachte, der junge Mensch ist ein Windbeutel, aber das wird sich geben, er ist brav.

Seine gelehrten Kenntnisse verstand der Alte nicht zu prüfen; da aber Christoph einigemal Verse aus dem

Virgil zitirte, und versicherte, diesen Dichter so gut zu verstehen, als ob er Gellert's Fabeln läse, so machte sich Herr Schwarz auch von seinen Kenntnissen große Begriffe.

Gelegentlich hatte der angebliche Herr Lange geäußert, er sei zum ersten Male in Norddeutschland, und weiter als bis Dresden nie gekommen. Christoph fragte: ob er nicht in Berlin gewesen sei? und auf die Verneinung dieser Frage hub er an zu erzählen, wie er vor zwei Jahren eine Reise dahin gemacht, auf dem Entenmarkte gewohnt, den Obelisk auf dem Schloßplatze bewundert, auf der Spree eine Fregatte erbauen sehen, im Thiergarten sich an den Känguruhs ergetzt, die dort so häufig herumliefen, als in Sachsen die Hasen, und was dergleichen mehr war. Der Oheim, der wirklich nie in Berlin gewesen, auch sonst eben keine großen geographischen Kenntnisse besaß, hörte dem angenehmen Schwätzer mit offenem Munde zu. Aber plötzlich erhub sich eine Stimme aus dem Hintergrunde des Postwagens, die einem alten verabschiedeten Dragoner-Hauptmann zugehörte. »Sakerment!" brüllte die Stimme, »ich bin doch selbst ein Berliner, aber von allen den Herrlichkeiten hab ich in meinem Leben nichts gehört. Ein Obelisk auf dem Schloßplatze — eine Fregatte auf der Spree — Känguruhs im Thiergarten — ich will verdammt sein, in einer Enten-Pfütze zu wohnen — denn einen Entenmarkt gibt es in Berlin

auch nicht — wenn der junge Herr nicht lauter Wind macht."

»Ich bitte um Verzeihung," stammelte Christoph, »der Herr Hauptmann sind vielleicht lange nicht in Berlin gewesen?"

»Seit vier Jahren nicht."

»Nun, in vier Jahren kann sich Vieles ändern."

Der Offizier lachte in seinen Schnurrbart und ließ es gut sein. Der Oheim aber schrieb es sich hinter das Ohr. In Leipzig, wo gerade Pferdemarkt war, forderte er den jungen Herrn auf, einen wilden Meklenburger zu besteigen, denn Christoph, der in Jena manches Philisterpferd getummelt hatte, prahlte öfter unterwegs, er sei der beste Reiter in ganz Sachsen, und fürchte sich vor keinem Bucephalus. Herr Lange freute sich, eine Gelegenheit zu finden, diese gerühmte Kunst auf die Probe zu stellen. Christoph konnte es nicht mehr ablehnen, schwang sich auf den Gaul und wurde augenblicklich so unsanft herabgeworfen, daß er einige Tage Zimmer und Bett hüten mußte. In der ersten halben Stunde schämte er sich ein wenig, weil Jedermann ihn auslachte, dann vergaß er's wieder.

Der Aufschub der Reise verursachte dem Oheim Langeweile. Er ging in einen Buchladen, begehrte ein neues

interessantes Produkt, und man gab ihm das berühmte Buch: Ansichten und Aussichten. Er las und es gefiel ihm sehr, denn der Verfasser hat es wenigstens sehr gut gemeint. Auch Christoph blätterte darin und bemerkte vor allen Dingen, daß der Verfasser sich nicht genannt habe. Als nun Herr Lange eines Abends mit warmen Lobe von diesem Buche sprach, hub Christoph mit erkünstelter Bescheidenheit an: »Ihr Lob, mein werther Herr Lange, ist so schmeichelhaft, daß ich mich nicht überwinden kann, mein hartnäckiges Schweigen länger zu behaupten. Sie sollen wissen, ich bin der Verfasser dieses Buches. Doch es bleibt unter uns. Ich wollte erst der Kenner Urtheil erlauern, und war so schüchtern damit hervorzutreten, daß ich nicht einmal meinem Vetter etwas davon gesagt habe."

Der Oheim sah ihn mit großen Augen an. Es regten sich wohl Zweifel in seiner Seele, aber er wünschte von Herzen, es möchte wahr sein, und folglich glaubte er es auch schon halb. Karl, den er darum befragte, meinte, es sei wohl möglich, sein Vetter besitze große Talente.

»Wenn er das Buch geschrieben hat," murmelte Dietrich Schwarz, so soll eine Menge kleiner Thorheiten ihm verziehen sein."

Sie reisen endlich weiter. In Naumburg, wo der Postwagen etwas lange aufgehalten wurde, gab sich Herr Lange

mit einem muntern zwölfjährigen Knaben, dem Sohne des Postmeisters, ab, und ergetzte sich an dessen treffenden Antworten.

»O!« sagte der Postmeister, »er kann auch schon lateinisch.«

»Wirklich?« erwiederte Lange. »Ei, das wollen wir gleich hören. Herr Christoph Schwarz, treten Sie doch näher und examiniren den Knaben ein wenig!«

Christoph warf sich in die Brust, ließ ihn amo konjugiren und mensa deklíniren, und das ging vortrefflich. Der Oheim, der nicht ein Wort Latein verstand, hörte mit wahrer Rührung zu, und überzeugte sich von den Kenntnissen seines Neffen. Aber indessen war ein Schüler aus Sekunda hereingetreten, der Lehrer des Knaben, der den Herrn Examinator lateinisch anredete: Quove tenetis iter? — da verstummte der gelehrte Lateiner.

»Ei,« sagte Herr Lange, »so antworten Sie doch, Sie lesen ja den Virgil, als ob es Gellert's Fabeln wären.«

»Mein lieber Herr Lange,« stotterte Christoph, »es ist ein grosser Unterschied zwischen dem Virgil und zwischen einem solchen Küchenlatein; das versteh' ich nicht.«

„Ich bitte um Verzeihung," ſagte der Schüler, „gerade dieſe Phraſe: quove tenetis iter, iſt aus der Aeneide des Virgil, und zwar aus dem erſten Buche entlehnt."

„Das kann ſein," antwortete Chriſtoph, ſich verdrießlich umwendend, „im Sprechen hab ich mich nicht geübt." — Ei, ei! dachte Herr Lange; wenn es nur mit den Anſichten und Ausſichten ſeine Richtigkeit hat!

In Weimar war der ehrliche Dietrich Schwarz im Hauſe des gaſtfreien Bertuch bekannt. Er wurde, nebſt ſeinen jungen Begleitern, zu einer freundlichen Thee-Geſellſchaft eingeladen, wobei verſchiedene Gelehrte mit berühmten Namen, Einheimiſche und Fremde, gegenwärtig waren. Karl ſaß mit ſtillem Entzücken im Kreiſe von Männern, die er ſo oft bewundert hatte, und lauſchte Jedem die Worte von den Lippen. Selten und nie unbefragt war er ſo kühn, ſich in das Geſpräch zu miſchen. Chriſtoph hingegen ſchwatzte links und rechts über den Tiſch hinüber, doch weil er nicht dumm ſchwatzte, ſo hatte der Oheim im Stillen ſeine Freude daran, zumal da er ſah, daß einige der Gelehrten den kecken Neffen einer wohlwollenden Aufmerkſamkeit würdigten, indeſſen Karl überſehen wurde. Ich muß doch den Chriſtoph überraſchen, dachte er; es wird ihnen Allen und mir Freude machen.

„Meine Herren," sagte er laut, „ist Ihnen ein neu
Büchlein bekannt, betitelt Ansichten und An
sichten?"

„Ei freilich!" riefen Alle.

„Nun, ich habe die Ehre, in diesem jungen Man
Ihnen den Verfasser zu präsentiren."

Ei wirklich? erscholl es von allen Lippen; und n
drängten sich die Gelehrten um den bescheidenen Anon
mus, und überhäuften ihn mit Lobsprüchen, und fast hä
Karl bei sich selbst gedacht: wer doch auch so lügen könn
wie mein Vetter!

Im ersten Augenblicke, da Herr Lange das Gehei
niß verrieth, wurde Christoph blaß und roth, und d
Herz klopfte ihm gewaltig. Als er aber sah, daß All
glücklich ablief, und daß die berühmten Männer ihn n
sämmtlich als ihres Gleichen behandelten, da fand er si
sehr schnell in seine Lage, nahm mit freundlichen Verbe
gungen alle die Lobsprüche in Empfang, oder lehnte
mit schlecht erkünstelter Bescheidenheit ab.

Diese Entdeckung hatte die Folge, daß die Gelehrte
um die Wette den Schriftsteller Christoph Schwa
nebst seinem Bruder und Herrn Lange zu Gaste lude
wobei wohl zu bemerken war, daß die letztern Beiden n

unter seinen Flügeln sich einfinden durften. Auch gab es ihnen Christoph bisweilen mit einigem Lächeln zu verstehen. Dem stillen Vetter Karl war dies doch ein wenig schmerzlich, dem Oheim aber gewährte es einen köstlichen Genuß, und Alles, was er sich hinter das Ohr geschrieben hatte, verlöschte nach und nach.

Schon vier Tage hindurch hatten sie von einer wohlbesetzten Tafel zur andern sich durch den Lohnbedienten führen lassen, und überall, beim kräftigen Dufte des Rheinweins, auch den süßen Dampf des Weihrauches nicht vermißt. Auf den fünften waren sie eingeladen, und fanden diesesmal die Gesellschaft besonders zahlreich, obgleich bei ihrer Ankunft die Gäste noch nicht alle versammelt waren. Unter den schon Gegenwärtigen befand sich Einer, der mit den Grundsätzen des mehr genannten Buches nicht einstimmig dachte, obschon er dessen Verfasser alle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Er bat den jungen Herrn Schwarz um Erlaubniß, ihm einige Einwürfe vorzutragen, und that es mit vieler Humanität. Es hatte sich um beide sogleich ein Kreis gezogen, und so sehr auch Christoph dieser Prüfung auszuweichen suchte, betheuernd, daß er nur hinter dem Schreibtische seine Gedanken gehörig ordnen könne, so wäre es doch höchst unschicklich gewesen, gar nicht zu antworten. Herr Lange selbst feuerte ihn an, seine Grundsätze zu vertheidigen. Er wagte endlich einige Worte, in Hoffnung, daß die Suppe bald

erscheinen, und dem lästigen Gespräch ein Ziel setzen werde; allein, was er sagte, enthielt so auffallende Widersprüche, daß sein Gegner voll Verwunderung ihn in die Enge trieb, und alle Umstehende die Angst auf seinem Gesichte lasen. Er blickte mehrmals nach der gedeckten Tafel, die Suppe wollte noch nicht erscheinen, wohl aber traten zwei neue Gäste herein. Der Eine derselben, ein alter Freund vom Hause, wandte sich sogleich an den Wirth, sprechend: »Sie werden mir gewiß verzeihen, daß ich Ihnen hier noch einen ungebetenen Gast mitbringe, wenn ich sage, daß ich die Ehre habe, Ihnen den Verfasser des schönen Werkes, Ansichten und Aussichten, zu präsentiren.«

Alle verstummten und machten große Augen. Der Wirth faßte sich zuerst wieder, bewillkommte den Fremden, und stellte ihm die Gelehrten ringsumher vor. Als er auch an Christoph kam, sagte er: »Diesen Herrn werden Sie sonder Zweifel schon kennen? Herr Schwarz, Ihr Mitarbeiter!«

»Ich habe nicht die Ehre,« sagte der Fremde.

»Ei ei, besinnen Sie sich! Er hat ja gleichfalls Ansichten und Aussichten geschrieben.«

»Ich verstehe Sie nicht,« antwortete der Fremde.

»Nun so wird Herr Schwarz uns wohl am besten erklären können,« fuhr der Wirth fort, wie die Sache zusammenhängt!«

»Allerdings,« ſtammelte Chriſtoph, »vermuthlich herrſcht hier ein Irrthum. Wie ich nun vernehme, ſo iſt das Buch, von welchem hier die Rede iſt, bereits gedruckt vorhanden; das meinige, unter demſelben Titel, iſt noch Manuſkript.«

Ah ſo! ſagte der Wirth, und ein lautes, lachendes Chor wiederholte dieſes Ah ſo!

Alle wandten dem Beſchämten ſpöttiſch den Rücken, und der dichte Kreis, der ihn kurz zuvor umgab, zog ſich ſchnell um den Fremden. Der Oheim biß ſich in die Lippen, und Karl dachte: es iſt doch beſſer, nicht ſo zu lügen, als mein Vetter.

Die harte Prüfung war noch nicht überſtanden. Der wahre Verfaſſer bat ſich die Erlaubniß aus, bei Tiſche neben Herrn Schwarz zu ſitzen, da es ihm äußerſt intereſſant ſei, daß dieſer Herr über denſelben Gegenſtand geſchrieben, und ſie während der Mahlzeit ihre Ideen gegen einander austauſchen könnten. Da wurden dem armen Chriſtoph die leckern Schüſſeln durch hundert läſtige Fragen weidlich verſalzen, und jeder Biſſen blieb, nebſt der Antwort, im Halſe ſtecken. Er fand endlich kein anderes Mittel, ſich aus der fatalen Schlinge zu ziehen, als plötzliche Kopfſchmerzen, die ihn nöthigten, die Tafel zu verlaſſen, und an den Wänden der Straßen in ſein

Wirthshaus zu fliehen, wo er zum Zeitvertreib an den Nägeln kaute.

Der Oheim und Vetter Karl, die zurückgeblieben waren, befanden sich auch in drückender Verlegenheit, denn die Gesellschaft konnte ja vermuthen, sie hätten Theil an dem Betruge genommen. Der humane Wirth that sein Möglichstes, um diese Verlegenheit zu mindern; er zog beide öfter in's Gespräch, welches, gegen das Ende der Tafel, glücklicherweise auf die sächsischen Fabriken fiel. Hier war Karl ganz zu Hause. Er sprach über diesen Gegenstand nicht allein mit so ausgebreiteter Sachkenntniß, sondern er zeigte auch so tiefe Einsichten in die Staatswirthschaft, daß sämmtliche Gäste ihm mit Vergnügen und Verwunderung zuhörten, und plötzlich eine ganz andere Meinung von diesem stillen Jünglinge faßten. Auch sein Oheim hegte mit heimlichem Vergnügen nun eine andere Meinung von ihm, und konnte sich nicht entbrechen, ihm unter dem Tischtuche die Hand zu drücken.

In Weimar war nun, nach dieser Katastrophe, ihres Bleibens nicht länger. Am andern Morgen in aller Frühe saßen sie auf dem Postwagen, Herr Lange etwas verstimmt, Christoph maulend, und Karl heiter wie immer. Sie kamen ohne weitern Zufall nach Frankfurt am Main, wo sie auch nur Einen Tag verweilten, und dann sogleich ihre Reise weiter fortsetzten. Bisher waren

sie größtentheils allein auf dem Postwagen gewesen, einige unbedeutende Zugvögel ausgenommen, die auf der nächsten Station wieder verschwanden. Allein von Frankfurt aus hatte ihre Gesellschaft sich ansehnlich vermehrt. Eine ältliche Dame mit einem allerliebsten jungen Mädchen gesellte sich zu ihnen, und außerdem noch ein junger Kaufmann, der in Handelsgeschäften reiste.

Die Bekanntschaft war bald eingeleitet. Herr Lange fragte die alte Dame, wohin sie gedenke? — Sie wollte gleichfalls nach Köln, um ihre Tochter dort in ein Kloster zu bringen. Das wäre Schade, meinte Christoph, und Karl dachte dasselbe, und der junge Kaufmann wiederholte es laut. Das schöne Mädchen lächelte, und warf nicht selten verstohlene, obgleich sehr sittsame Blicke auf die beiden Vettern, die ihr gegenüber saßen, sprach übrigens wenig, und nur mit ihrer Mutter oder mit Herrn Lange, was sie aber sprach, verrieth Geist und Gefühl.

Christoph fing an, ihr förmlich den Hof zu machen, und wurde ihr nicht selten lästig durch sein Geschwätz, noch mehr der junge Kaufmann, der in faden Schmeicheleien unerschöpflich war.

Den reinsten Eindruck hatte doch wohl ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit auf Karl gemacht, obgleich er kein Wort mit ihr sprach; aber seine Augen hingen wider

seinen Willen unaufhörlich an ihr, und es war deutlich darin zu lesen, daß in seinem Herzen der erste Funke der Liebe sich entzündet hatte. Auch mochte wohl die schöne Julie (so wurde das junge Frauenzimmer genannt) seine Empfindungen bald errathen, denn sie bemerkte seine Aufmerksamkeit nicht ohne holde Verwirrung.

In Koblenz verweilten die Reisenden einen Tag. Als sie weiter fuhren, vermißten sie den Kaufmann, der zurückgeblieben war. Julie äußerte ihr Vergnügen darüber, endlich von ihm befreit zu sein. Da gab Christoph ihr zu verstehen, daß sie dieses Vergnügen ihm zu verdanken habe, daß er den Tag des Aufenthaltes in Koblenz benutzt, den Fremden unter vier Augen ermahnt, sich fernerer Zudringlichkeiten zu enthalten, und als er diese höfliche Ermahnung mit Grobheit vergolten, ihn auf einen einsamen Spazirgang gefordert, und dermaßen zugerichtet habe, daß er in mehrern Wochen Koblenz nicht werde verlassen können.

Julie erschrack im Ernste. „Sie haben ihn verwundet? Doch nicht gefährlich?"

„Das eben nicht," antwortete Christoph, „ein Hieb über den Arm und eine Schmarre über die Nase; auf Ehre! weiter nichts."

Bewiesener Muth macht unfehlbaren Eindruck auf weibliche Herzen. Auch die schöne Fremde betrachtete

ihren Ritter mit gütigern Blicken als gewöhnlich, und seine Heldenthat würde ihm vielleicht den Weg zu ihrem Herzen gebahnt haben, wäre nur nicht auf der nächsten Station, als sie eben, nach gewechselten Pferden, den Postwagen wieder besteigen wollten, eine Extrapost vorgefahren, aus welcher der Verwundete wohlbehalten herausſprang, und sogleich Julien mit den Worten anredete: »Sie werden geglaubt haben, meine Dame, ich sei ein ungeschliffener Passagier, der eine so interessante Gesellschaft verlassen könnte, ohne ihr einmal eine glückliche Reise zu wünschen? Allein so war es nicht gemeint. Mich hielten blos nothwendige Wechselgeschäfte einige Stunden länger in Koblenz zurück, aber ich wußte, daß ich mit Extrapost Sie bald genug einholen würde. Da bin ich wieder, und bitte um Erlaubniß, meinen alten Platz einzunehmen.«

Erstaunt sah Julie den jämmerlich verwirrten Christoph an, der diesmal nicht ein Wörtchen aufzubringen wußte, und seine sonst flackernden Augen eine ganze Stunde lang niederschlug. Doch war sie noch so großmüthig, in Gegenwart des Kaufmanns ihn nicht zu beschämen; allein bei erster Gelegenheit, wo dieser sich entfernte, sagte sie spöttisch: »Die Wundärzte in Koblenz müssen wohl die Ersten in der Welt sein, da sie einen Hieb über die Nase in wenigen Stunden so trefflich zu heilen wußten, daß nicht die mindeste Spur davon sichtbar blieb.«

Das war die ganze Rache, die sie sich erlaubte, und die der junge Herr, an Demüthigungen schon gewöhnt, bald verschmerzte, zumal da Julie ihn dennoch immerfort mit einer gewissen Freundlichkeit behandelte. Im Vertrauen sagte er dem Herrn Lange, das Mädchen sei in ihn verliebt, daran lasse sich gar nicht mehr zweifeln; sie habe ihm beim Aussteigen aus dem Wagen schon mehrere Male die Hände gedrückt und verstohlen geseufzt.

„Ei, da sollten Sie Ihr Glück weiter treiben," sagte Lange, „ein Liebeshandel mit einem schönen Mädchen, das in Kurzem eine Nonne sein wird, ist vorzüglich interessant."

„Freilich," antwortete Christoph, „aber meine Cousine? was würde die dazu sagen? eine Braut hat bisweilen die Grille, ganz allein geliebt sein zu wollen."

„Durch mich soll sie kein Wörtchen davon erfahren," erwiederte Lange, „darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort; doch unter der Bedingung, daß Sie mir nicht verhehlen, wenn es Ihnen gelingen sollte, die schöne Fremde, trotz der mütterlichen Aufsicht, ihrem himmlischen Bräutigam abspenstig zu machen."

Er fügte noch manches hinzu, was die Eitelkeit des Jünglings reizen und ihn ermuntern konnte, das Abenteuer zu bestehen. Es währte auch nicht lange, so hatte Christoph auf jeder Station ihm neue Fortschritte mit-

zutheilen. In Bonn, wo sie eine Nacht verweilten, sollte Julie sogar auf der Gallerie des Wirthshauses eine ganze Stunde im Dunkeln mit ihm gesprochen, und ihre Liebe unter heißen Thränen und Küssen geradezu bekannt haben. „Es ist zum Erstaunen," sagte Herr Lange lächelnd, „daß ein so junges Frauenzimmer schon so viel Verstellungskunst besitzt, denn im Wagen merkt man nichts von dem Allen."

Das sei unter ihnen verabredet, sagte Christoph, allein wenn er nur wollte, so würde sie augenblicklich mit ihm davon laufen. Herr Lange stellte sich gläubig und schwieg.

Sie näherten sich nun dem Ziele der Reise, nur eine harte Prüfung stand dem Lügner noch bevor, ehe sie Köln erreichten. Bei einem Dorfe, wo ein ziemlich starker Bach in den Rhein fiel, war die ganze Gegend überschwemmt, und der, im Sommer nicht sehr bedeutende Strom durch den Eisgang so angeschwollen, daß er bereits in höheren Gegenden große Verwüstungen angerichtet hatte. Zerstörte Häuser und allerlei Hausgeräthe kamen herab geschwommen.

Die Reisenden standen auf einem Hügel, und sahen dem traurigen Schauspiele zu. Plötzlich rief Julie: „Mein Gott! dort kommt eine Wiege den Strom herab! wenn

nur kein Kind darin liegt!" Aller Augen wandten sich dahin. Man erblickte die Wiege immer deutlicher, und bald gewahrte man auch ein Kind, das seine Aermchen daraus hervorstreckte.

»Um Gottes Willen! Hilfe! Hilfe!" schrie Julie außer sich.

»Geschwind, Herr Schwarz," sagte Lange zu Christoph, »Sie sind ja durch die Elbe geschwommen, haben schon einmal ein Kind gerettet; geschwind erneuern Sie hier die schöne That!"

»Erlauben Sie," antwortete Christoph, »dort war der Strom nicht so reißend; hier würde ich augenscheinlich mein Leben auf das Spiel setzen."

»Sie können schwimmen?" fragte Julie hastig.

»Schwimmen kann ich freilich." —

»O so retten Sie! retten Sie!"

Mit bittender Geberde faßte sie sogar seine Hand, allein er blieb unbeweglich, und schon war der Augenblick gekommen, in dem die Wiege vor ihm vorüber in den Rhein schwimmen sollte, um ohne Zweifel dort verschlungen zu werden.

»Sie sind ein Unmensch!" sagte Julie, und stieß seinen Arm zurück. Aber indem sie sich von ihm wandte, sah

sie mit einer Mischung von Schrecken, Angst, Hoffnung und Freude, daß Karl bereits, ohne ein Wort zu sagen, in's Wasser gesprungen war. Der Oheim schrie laut auf, denn er gewahrte augenblicklich, daß der brave Jüngling nicht schwimmen konnte; daß er zwar versuchte die Wiege zu erreichen, daß er aber selbst unfehlbar untergehen werde. Alle kreischten und rangen die Hände, und stellten ihre letzte Hoffnung auf ein Boot, das vom jenseitigen Ufer sich bereits genähert hatte. Es kam noch zu rechter Zeit, um sowohl das Kind als den sinkenden Jüngling zu retten. Unversehrt wurde jenes, leblos dieser an's Ufer gebracht; doch des Oheims verständige Anstalten riefen ihn bald wieder in's Leben zurück.

»Mir ist recht wohl,« sagte er, »mir ist nichts geschehen.«

Mit inniger Zärtlichkeit ruhte Juliens Auge auf ihm. Der Oheim hingegen, als er ihn in Gefahr sah, fing an zu schelten: »Mein Gott! Herr Schwarz, können Sie denn schwimmen?«

»Nein! ich habe es nie versucht.«

»Aber zum Henker! warum springen Sie denn in's Wasser?«

»Der Anblick der Wiege,« sagte Karl »und — und —«

Was er noch sagen wollte, kam nicht über seine Lippen; allein er sah Julien dabei so bedeutend an, daß sie diesen Blick sich gern durch die Worte verdolmetschte: »und der Wunsch des Mädchens.«

»Kurz, ich war meiner nicht mächtig,« fuhr Karl endlich fort, »ich mußte springen.« Herr Lange drückte ihm bewegt die Hand, und Julie hätte viel darum gegeben, ihm auch die Hand drücken zu dürfen. Auf dem noch übrigen kurzen Wege nach Köln ruhte ihr Auge seelenvoll auf ihm. Sein Vetter wurde jetzt von Allen mit kalter Geringschätzung behandelt; nur schien er weniger zu leiden, als der arme Karl, der Juliens seelenvolle Blicke nicht ertragen konnte; sie gruben sich tief in seine Brust, und als er nach Köln kam, wünschte er von ganzem Herzen, der Oheim und die Cousine möchten für Christoph entscheiden, denn er hatte weit mehr Lust, ein Mönch zu werden, wenn nur das Kloster in der Nachbarschaft desjenigen stünde, in welchem Julie den Schleier nehmen wollte.

Die ganze Gesellschaft trat im Wirthshause ab. Die alte Dame und ihre Tochter entfernten sich sogleich, und es schmerzte den guten Karl nicht wenig, daß Julie ihm nicht einmal einen Abschiedsblick zuwarf. Auch daß sie so fröhlich davon trippelte, war ihm fast unbegreiflich, da er auf der ganzen Reise keinen Beruf zum Klosterleben an ihr verspürt zu haben glaubte.

Herr Lange sagte: die beiden Vettern möchten nur ein Stündchen im Wirthshause verweilen, er wolle sogleich den Oheim von ihrer Ankunft benachrichtigen, und sie dann rufen lassen. Er ging, und Christoph putzte sich, und auch Karl wechselte wie im Traume seine Kleider. Jener bat ihn, keinen Groll auf ihn zu werfen, wenn, wie es wahrscheinlich sei, die Cousine ihn vorziehe. Dagegen versprach er ihm großmüthig, von seinem künftigen Reichthum ihn brüderlich zu unterstützen. Karl dankte seufzend. »Nimm dir's nicht so zu Herzen,« sagte Christoph, und jener benahm ihm den eitlen Irrthum nicht.

Jetzt erschien ein wohlgekleideter Bedienter, ankündigend, daß er den Auftrag habe, die jungen Herren zu ihrem Oheim, dem Herrn Dietrich Schwarz, zu führen. Christoph ging und schritt wie ein Hahn durch die Straßen, und auf seinem Gesicht stand leserlich: »Mir kann es nicht fehlen.« Karl folgte mit klopfendem Herzen.

Jetzt betraten sie das Haus, und der Bediente öffnete die Thür eines Zimmers, in welchem Herr Lange sammt der ältlichen Dame und ihrer Tochter am Theetisch saßen. Christoph stutzte, und Karl freute sich herzlich, die Reisegesellschaft wieder anzutreffen, die beide Vettern freundlich willkommen hieß. Man trank Thee, man schwatzte von der zurückgelegten Reise, aber noch immer wollten

weder der Oheim noch dessen Tochter erscheinen. Karl empfand auch kein Verlangen nach dieser Erscheinung, doch Christoph fragte endlich: wo bleibt denn der Oheim?"

„Hier sitzt er, mein lieber Neffe," sagte Herr Lange, „ich bin es selbst."

Christoph sah ihn mit großen Augen an, und die sonst so bewegliche Zunge erstarrte. Karl sprang auf, und wollte seine Hand küssen. Der Oheim schloß ihn in die Arme.

„Ihr werdet mir verzeihen, liebe Neffen," hub Dietrich Schwarz an, daß ich diese Komödie mit euch gespielt habe. Es lag mir daran, euch kennen zu lernen, und nicht von euch getäuscht zu werden, was doch vielleicht, selbst ohne euern Vorsatz, hätte geschehen können. Gegen den Kaufmannsdiener Lange, dachte ich, werdet ihr euch nicht verstellen. Vielleicht war die Vorsicht überflüssig, aber einem alten Manne müßt ihr schon eine Grille zu Gute halten. Auch meine Tochter, so meinte ich, würde sicherer in eure Herzen blicken, wenn ihr eine Weile mit ihr umginget, ohne sie zu kennen. Darum ließ ich sie mit ihrer Gouvernante nach Frankfurt kommen. Sie mußte ihren Vater verläugnen, so wie ich sie verläugnete, und als künftige Nonne uns begleiten."

„Wie? Julie!" rief Karl.

Nicht Julie, sagte Herr Schwarz, sondern meine Erneſtine, der ich Gelegenheit verſchaffen wollte, mit der Vernunft wie mit dem Herzen eine glückliche Wahl zu treffen.

Karl zitterte am ganzen Leibe. — Chriſtoph ſtammelte unverſtändliche Silben.

»Wenn ich meinem lieben Neffen Chriſtoph trauen darf,« fuhr der Oheim fort, »ſo hat meine Erneſtine gewählt; denn, nachdem ſie ihm ſo oft die Hand gedrückt, und ſogar im Wirthshauſe zu Bonn unter heißen Thränen und Küſſen ihm ihre Liebe bekannt hat, ſo iſt die Sache wohl entſchieden.«

Chriſtoph wurde bleich bis an die Naſenſpitze, und zerknüllte ſeinen Hut.

»Der Herr Vetter,« ſagte Erneſtine jetzt, »hatte den Scherz ein wenig weit getrieben. Ich muß ihn bitten, zu erklären, daß nichts an der Sache iſt, weil ſonſt mein künftiger Gatte eine ſehr üble Meinung von mir faſſen könnte.«

»Ich — ſtotterte Chriſtoph — ich — verzeihen Sie — es war nur eine Ahnung von meinem künftigen Glücke.« —

»Da hören Sie es, lieber Vetter Karl,« ſagte Erneſtine freundlich, erhob ſich von ihrem Seſſel mit ſchüch-

terner Sittsamkeit, trat dem bebenden Jüngling näher, reichte ihm ihre Hand, und flüsterte: »ich bringe Ihnen den Segen meines Vaters.«

Mit stummen Entzücken warf der bescheidene Karl sich zu des Oheims Füßen, der ihn als einen lieben Sohn an sein Herz drückte.

Der beschämte Lügner zog aus Köln, ohne die Hochzeit abzuwarten; als er aber heim kam, empfing ihn seine schalkhafte Schwester Annchen doch mit dem bestellten Hochzeitsgedicht.

Die wüste Insel.

Anſelm und Hektor, zwei Jünglinge, haßten ſich tödtlich. Schon im Knabenalter war dieſer Haß entſtanden und mit jedem Jahre bitterer geworden. Fragte man Hektor, was er von Anſelm halte? ſo nannte er ihn einen boshaften Menſchen; und wurde Anſelm's Urtheil über Hektor begehrt, ſo war ſicher die Antwort: er iſt ein ſchlechter Menſch. Beide irrten. Beide waren weder boshaft noch ſchlecht; warum ſchienen ſie denn einander ſo?

Aus lauter unbedeutenden Fäden hatte ſich das böſe Gewebe des Haſſes entſponnen. Hektor, ein wenig mürriſch und träge, kleidete ſich bisweilen etwas ſonderbar, und wenn er eine Verbeugung machte, ſo glich er einem Taſchenmeſſer, das zur Hälfte zuſammen geſchlagen wird. Der zierliche Anſelm lachte gern über Alles, und hatte jene Unbehilflichkeit bisweilen verſpottet. Das erfuhr Hektor, und es kränkte ihn tief.

Hingegen hatte er mehr gelernt, als Anſelm, der wohl bisweilen in den Tag hinein von Dingen ſchwatzte, die er nicht verſtand, und wenn er ſich anders nicht zu helfen wußte, durch eine kleine Unverſchämtheit den Mangel an Kenntniſſen bedeckte. Einmal unter Anderm hatte eine Dame in irgend einem Romane einen lateiniſchen Vers des Ovid gefunden, und bat Anſelm, ihn zu überſetzen. Die-

ser, obgleich er ihn selbst nicht verstand, übersetzte frisch d'rauf los und sagte, was ihm eben einfiel. Zu seinem Unglücke trat Hektor herein und beschämte ihn durch eine richtige Verdeutschung. Das konnte Anselm ihm nicht vergessen.

Bald darauf bewarb er sich um einen Dienst, unwissend, daß auch Hektor schon darum nachgesucht. Das nannte dieser boshaft. Ein andermal vergaß Hektor eine ganze Woche lang einen Brief zu bestellen, den er als Einlage für Anselm empfangen; das nannte dieser schlecht. Wer könnte alle die Kleinigkeiten erzählen, die sie einander begierig aufmutzten oder gehässig verdrehten. Aus lauter solchen Tropfen bildete sich die Quelle ihrer Feindschaft. Jeder betrachtete den Andern und Alles, was der that, durch eine angelaufene Brille. Daß Anselm ein gutmüthiger, dienstfertiger Mensch war, wollte Hektor durchaus nicht sehen; und Jener wiederum blieb hartnäckig blind für Hektor's Redlichkeit. Gern wären beide einander ausgewichen, aber sie wohnten in einer kleinen Stadt, waren Eines Standes, mußten einerlei Gesellschaften besuchen, mußten oft einander sehen und sprechen; das verbitterte beider Leben. Bei dieser Gährung der Gemüther war es wohl kein Wunder, daß eines Tages ihr Grimm — abermals bei geringfügiger Veranlassung — in Thätigkeit ausbrach, und sie einander auf Pistolen forderten, beide schwörend, Einer von ihnen müsse auf dem Platze bleiben. Schon standen sie, die Mord-

gewehre in den Händen, sich blutdürstig gegenüber, als der Kommandant der Stadt sie mit Gewalt trennte, Beiden mit Schimpf und Kerker drohend, wenn sie nicht künftig Ruhe hielten. Finster grollend schieden sie vom Kampfplatze und schwuren sich ewigen Haß.

Dies lästige Gefühl bestimmte zuerst den jungen Hektor, sein Vaterland zu verlassen. Hamburg lag nicht fern. Ein naher Verwandter von ihm war dort ein angesehener Schiffer, und machte große Reisen nach Ostindien. Zu diesem flüchtete er gleichsam, da ihm der Aufenthalt in seiner Vaterstadt durch Anselm unerträglich wurde. Der Schiffer nahm ihn liebreich auf, und findend, daß sein junger Vetter in der Mathematik bereits große Fortschritte gemacht, bildete er ihn zum Seemanne, nahm ihn mit auf Reisen, und verschaffte ihm Gelegenheit, manche kleine Summe zu erwerben.

Einst kehrten sie aus China mit einer reichen Ladung zurück. Schon in der Straße von Banka erkrankte der Schiffer; denn die flachen überschwemmten Ufer der Küsten von Sumatra erzeugen eine ungesunde Luft, welcher oft der abgehärteste Seemann unterliegt. Es wurde täglich schlimmer mit dem Kranken; er fühlte seinen nahen Tod, übergab seinem Vetter das Schiff, und empfahl ihn einem alten, erfahrnen Steuermanne, von dessen Treue er sich versichert hielt. In der Straße von Sunda starb er. Hektor's Schmerz war aufrichtig und machte ihn unfähig, in den

ersten Tagen die Kenntnisse zu üben, die der Verstorbene ihn gelehrt. Zur Schwermuth ohnehin geneigt, saß er den ganzen Tag in einem Winkel der Kajüte, und überließ die Führung des Schiffes ganz dem alten Steuermanne.

Der hatte viele Jahre lang treu gedient, allein er gehörte zu der großen Zahl jener sogenannten ehrlichen Leute, deren Tugend nie eine Feuerprobe bestanden. Jetzt überwältigte ihn die Lockung zu einem Verbrechen, dessen Gelingen plötzlichen Reichthum ihm vorspiegelte. Er zettelte unter dem Schiffsvolk eine Verschwörung an. Eines Abends — Hektor schlummerte eben in seiner Hängematte — stürzten drei Bewaffnete in die Kajüte, ergriffen, banden und warfen in den Schiffsraum ihn hinab.

Er wußte nicht, wie ihm geschah. Die ganze Nacht lag er betäubt, und erwartete den Tod. Am Morgen brachte man ihm etwas gekochten Reiß und einen Schluck Wein. Vergebens fragte er, was man mit ihm vorhabe? man würdigte ihn keiner Antwort. Noch einen ganzen, langen Tag wurde er seinen düstern Ahnungen überlassen. Allerdings hatten die Matrosen ihn über Bord werfen wollen, damit der Zeuge ihres Verbrechens auf ewig verstummen möchte; aber der alte Steuermann fühlte doch noch menschlicher, und wollte keinen Mord begehen. Um Mitternacht wurde Hektor hervorgezogen, man schleppte ihn auf das Verdeck. Der Mond schien hell. In geringer Entfernung erblickte er einen schwarzen Streifen in der See; es war

eine von den maldiviſchen Inſeln, deren zwölftauſend ſein ſollen. Viele derſelben ſind unbewohnt.

Es wurde ein Boot ausgeſetzt, Hektor hineingeſtoßen, mit etwas Mundvorrath verſehen, und ſeinem Schickſal überlaſſen. Eine Strömung führte ihn gerade zu der nächſten Inſel, die jedoch von ſchroffen Felſen rings umgeben war. An dieſen Klippen ſcheiterte das Boot, und ſonder Zweifel hatte das Schiffsvolk darauf gerechnet, daß er in der Brandung ſeinen Untergang finden werde; aber eine Felſenſpitze umklammernd, hielt er ſich, bis es Tag wurde, ſchwamm und kletterte dann von einer Klippe zur andern, und erreichte endlich ganz erſchöpft einen trockenen Gipfel. Hier blieb er lange ohnmächtig liegen. Die heißen Sonnenſtrahlen weckten ihn. Mühſam erhob er ſich, ſah das Schiff noch in der Ferne, und weinte bitterlich.

Hunger und Durſt begannen ihn zu peinigen. Der wenige Zwieback, den man ihm in's Boot geworfen, war, mit dieſem zugleich, ein Raub der Wellen geworden. Er blickte in das Innere des Landes, und ſah die Wipfel grüner Bäume hinter den Felſen hervorragen. Die ganze Inſel war gleichſam ein Keſſel von Granit, in dem die Sonne Kräuter und Früchte kochte. Er ſammelte ſeine letzte Kraft, um an den Felſenwänden in das Thal hinab zu klimmen. Hier fand er, was die Natur allen maldiviſchen Inſeln reichlich zum Geſchenke verlieh: wildwachſende Kokosnüſſe, die mit ihren mandelgleichen Kernen ihn ſpeiſten, durch ihre

süße Milch ihn erfrischten. Er legte sich in den Schatten dieser wohlthätigen Bäume, und da seit mehreren Tagen Kummer und Angst ihm die Ruhe geraubt, so fiel er jetzt in einen tiefen Schlaf, aus dem er erst erwachte, als gegen Abend ein erquickender Thau sein grünes Bett befeuchtete. Er stand auf und beschloß, in nächtlicher Kühle, vom Mondscheine begünstigt, das Innere des Landes zu erforschen, denn er wußte noch nicht, wo er war, und meinte, man habe an einer von jenen großen Inseln, Sumatra oder Borneo, ihn ausgesetzt, wo es englische und holländische Niederlassungen gibt, deren eine er zu erreichen hoffte. Aber kaum mochte er eine Stunde auf ungebahnten Pfaden mühsam fortgeschritten sein, als er auch schon die ganze Insel durchschnitten hatte, folglich wiederum durch eine hohe Felsenwand sich aufgehalten sah. Keine Spur von Menschen konnte er entdecken. Nur eine Schlange zischte hie und da ihm aus dem hohen Grase entgegen, oder ein unbehilflicher Penguin verließ schnatternd seine Eier. Die halbe Nacht schweifte Hektor hin und her; doch welche Richtung er auch nehmen mochte, immer stieß er am Ende auf schroffe Felsen, die, gleich einem Walle, die ganze Insel umgaben. Am andern Morgen erkletterte er den höchsten dieser Felsen, blickte nach allen Seiten umher, und überzeugte sich mit einem tiefen Seufzer, daß er auf einer kleinen, unbewohnten Insel sich befinde, die zu einer langen, unabsehbaren Inselkette gehöre. Nun erinnerte er sich, daß die maldivischen Inseln sich auf mehrere hundert Meilen in

die See hinaus erstrecken, und errieth, daß eine derselben ihm zur künftigen Wohnung, vielleicht zum Grabe, bestimmt sei.

Doch ließ er die Hoffnung nicht sinken. Er hatte gelesen und gehört, daß die verschiedenen Inselgruppen alle unter einem Sultan stehen, der sich Herr der zwölftausend Inseln nennt, obgleich ein Drittel derselben nur aus kahlen Sandbänken besteht, und ein zweites Drittel völlig unbewohnt ist.

»Einmal im Jahre wird doch ein Boot hier landen,« dachte Hektor, und sollte ich auch in Sklaverei gerathen, besser, als hier einsam verschmachten.« Er fing nun an sich in sein Schicksal zu fügen, und in Erwartung baldiger Befreiung, emsig Alles aufzusuchen, was die Natur zur Fristung seines Lebens ihm darbot. An Nahrungsmitteln fehlte es nicht; die Kokosbäume lieferten reichlich ihre Nüsse, die Penguinen ihre Eier. Auch hätte er leicht mit einem Knüttel diese Vögel bei Dutzenden todtschlagen, und am Seeufer eine Menge Krabben sammeln mögen; aber wie sollte er sie zubereiten? er hatte kein Feuer. Daß man, zwei dürre Hölzer an einander reibend, endlich Feuer gewinnen kann, wußte er freilich, versuchte es auch öfter, doch, ungeübt in dieser Kunst und der nöthigen Geduld ermangelnd, gab er es hundertmal wieder auf.

Endlich, zu seiner großen Freude, gelang ihm ein Versuch; er genoß das unaussprechliche Vergnügen, eine

Flamme emporlodern zu sehen, zu deren Unterhaltung er unaufhörlich Holz herbeitrug, bei dem er mit Wohlbehagen einige Penguins, halb roh, halb gebraten, verzehrte. Aber seinem Feuer immerfort neue Nahrung zu verschaffen, war eine Kunst, die seine Kräfte überstieg. Er besaß kein Beil, nicht einmal ein Messer, womit sollte er Holz fällen? — Dürre, vom Winde abgebrochene Aeste, oder kleines Buschwerk, das er mit der Faust zerknicken konnte, war Alles, was er herbeizutragen im Stande war. Dieser Vorrath erschöpfte sich bald, und als nun vollends der Winter eintrat, das heißt: als ewige Regenströme sechs Monate herabstürzten; da erlosch das gesellige Feuer. Mit verschränkten Armen, den starren Blick darauf geheftet, stand er da und beim Verglimmen der letzten Kohle war ihm zu Muthe, als stürbe ihm ein Freund.

Er mußte nun den Trost entbehren, an einer prasselnden Flamme sich zu wärmen oder zu trocknen. Der Höhlen gab es genug, in die er flüchten konnte. Eine derselben hatte er von einer Schlange erkämpft, und mit dürren Blättern sich zum Lager angefüllt. Hier wohnte er mit seinem Kummer und dem einzigen Freunde, der die Menschen auch auf wüste Inseln begleitet, dem Schlafe. Recht oft besuchte ihn dieser freundliche Bruder des Todes; denn hatte Hektor den ganzen Tag sich Wege durch verwachsene Gesträuche gebahnt, um einige Eier zu finden, oder hatte er, die Felsen auf- und abklimmend, vergebens Stun-

den lang nach einem rettenden Boote umhergeschaut, so kam er mit erschöpften Kräften heim, und Ermüdung schloß ihm die Augen.

Ein Glück, daß der heiße Himmelsstrich ihm die Kleider entbehrlich machte, denn er mußte seine Lumpen bald in Dorngebüschen, bald an zackigen Felsen hängen lassen, und endlich — um so lange als möglich sein einziges Hemd zu schonen, sich aus Palmenblättern Schürzen flechten.

So lebte er nun fast ein ganzes Jahr. Immer schwächer wurde die Hoffnung, aus dieser Einöde jemals erlöst zu werden. Jeden Morgen bestieg er die höchsten Klippen, besonders wenn es stürmte, weil dann Schiffe hieher verschlagen werden konnten; er sah deren auch bisweilen in der Ferne, aber sie hüteten sich wohl, den als höchst gefährlich bekannten Durchfahrten der maldivischen Insel-Gruppen nahe zu kommen, und so nährte nur ihr Anblick seinen Schmerz. Oft ertappte er sich auf dem Wunsche, daß ein Schiff hier scheitern möchte; denn so ist der Mensch! Das Unglück von Hunderten seiner Brüder möchte er gern herbeiführen, um nur sich, den Einzigen zu retten. „Ich kann ja doch keinen Schiffbruch veranlassen," damit entschuldigte sich Hektor, wenn sein Gewissen ihm zurief: schäme dich des Wunsches!

Eines Abends, als er, nach Gewohnheit, von der höchsten Klippe das Meer überschaute, sah er die Sonne blutroth untergehen, und das Krächzen mancher Seevögel

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51521-9
KOTZEBUE,A.F.F.VON FN. 14771/149

verkündete nahen Sturm. Der brach aus in der Nacht mit seltener Heftigkeit. Hektor, in seiner Höhle auf dürren Blättern sich wälzend, hörte ihn fürchterlich heulen; Felsenstücke rissen sich los, und donnerten in's Thal hinab: die stärksten Bäume brachen oder kehrten die Wurzeln gegen Himmel. Es war ein unaufhörliches Krachen und Tosen; Regenströme stürzten herab. Als am Morgen nach dieser schrecklichen Nacht des Sturmes Wuth sich minderte, eilte Hektor, eine Felsenwand zu erklimmen, um das große, furchtbare Schauspiel mit anzusehen, wie die empörten Fluten sich an den Klippen brachen, und den Schaum der Wellen bis zu ihm hinaufspritzten.

Schon hatte er wohl eine Viertelstunde lang diesen Aufruhr mit Schaudern betrachtet, da dünkte ihn plötzlich, er sehe etwas auf dem Abhang eines nackten Felsen liegen. Ein Sonnenblick, der eben durch die Wolken brach, zeigte ihm deutlich, er irre nicht, nur konnte er nicht unterscheiden, was es war. Das Herz klopfte ihm gewaltig. Nun mußte er in der Nähe untersuchen, was der Sturm hier ausgeworfen; vielleicht nur einen todten Fisch, vielleicht aber auch irgend etwas ihm nützliches. Schroffe Klippen trennten ihn von dem Gegenstande. Er konnte durch einen Umweg bequemer dahin gelangen, aber dann verlor er Zeit, und eine hohe Welle konnte unterdessen das Ausgespiene wieder wegspülen, zumal wenn die Flut eintrat. Jetzt war noch Ebbe, und kein Augenblick zu versäumen.

Des Kletterns schon gewohnt, wagte Hektor einige Gemsensprünge, klimmte dann wieder auf und ab, schöpfte bisweilen Athem, faßte in solchen Augenblicken den immer näher rückenden Gegenstand schärfer in's Auge, und endlich erkannte er deutlich, es sei ein Mensch. Durch diese Entdeckung heftig erschüttert, wäre er fast vom Felsen hinabgestürzt. Ihm schwindelte. Er mußte eine Zeit lang sich platt niederlegen, um nicht zu fallen, und erst nach und nach an den Gedanken sich gewöhnen, daß ein menschliches Wesen ihm nahe sei.

»Ach!" seufzte er, „vermuthlich ein Todter! das Schicksal verhöhnt mein Unglück! es sendet mir nur einen Leichnam, um ihn zu begraben." Indessen konnte auch in diesem Falle die traurige Begebenheit immer noch ihm Vortheil bringen; er konnte allerlei ihm Nützliches, lang Entbehrtes in der Tasche des Todten finden, vorzüglich ein Messer, ein Schatz für ihn! Auch die Kleider hatten großen Werth für einen Nackenden. Hektor eilte, nach kurzer Erholung, den Platz zu erreichen, wohin die Hoffnung ihn mächtig zog. Mit Schaudern betrat er endlich den Abhang, auf dem der Leblose ausgestreckt lag; mit Schaudern näherte er sich ihm, sah in das blasse Gesicht, und erkannte Anselm.

Ein Blitz durchzückte seine Gebeine, das Haar sträubte sich empor. »Was ist das!" rief er grinsend; „spottet meiner die Hölle? — Länger als ein Jahr hab' ich mühsam

hier vertrauert, mit heißen Thränen oft nach einem menschlichen Wesen mich gesehnt, und plötzlich führt ein schadenfroher Geist mir den Todfeind her! — Doch nur ein Leichnam — er ist nicht mehr — das Schicksal hat mich an ihm gerächt — aber auch ihn an mir! — Ja, wenn er wüßte, daß ich so elend bin, fast wünschen zu müssen, er lebe noch!" —

Hier warf Hektor einen wehmüthigen Blick auf Anselm und — bebte zurück — denn eben jetzt verrieth ein erster Athemzug, daß Anselm wirklich noch lebe. Vom Gefühle des Hasses überwältigt, wollte Hektor entweichen, doch immer zog sein Herz ihn wieder zurück. Er ging, er kam, er stand, er wankte. Bald betrachtete er den Ohnmächtigen mit starren Blicken, bald wandte er die Augen von ihm ab.

„Lasse ich ihn hilflos liegen," dachte er nun, »so wird er ein Raub der Flut, die jetzt schon immer höher steigt. Er ist ein Mensch, ich muß ihn retten. Die Insel ist klein, doch groß genug für uns Beide, daß wir, entfernt von einander, unser elendes Dasein fortschleppen mögen."

Mit diesem Entschlusse bückte er sich über Anselm, der eben jetzt die Augen aufschlug, und einen Wilden zu entdecken glaubte; denn Hektor's langer Bart, sein struppiges Haar, sein entfleischtes, verbranntes Gesicht, seine karge Bekleidung von Palmenblättern, machten nicht nur

ihn völlig unkenntlich, sondern ließen auch durchaus keinen Europäer in ihm vermuthen. Anselm hob die Hände bittend zu ihm auf. Hektor sah ihn finster an. Jener fürchtete, der Wilde werde ihn plündern und ermorden. Mit rührender Geberde rief er aus: „Ach! wenn ich deine Sprache verstünde, vielleicht würde es mir gelingen, dich zu erweichen."

Bei den Tönen der wohlbekannten Muttersprache wurde Hektor von einem seltsamen Schauer durchbebt. Allein er antwortete nicht, sondern er winkte nur dem sich langsam Erholenden, daß er aufstehen und ihm folgen solle, wobei er mit der Hand auf die wachsende Flut deutete. Anselm verstand ihn, raffte alle seine Kräfte zusammen, und wankte ihm nach.

Gerade emporzuklimmen, war dem Erschöpften unmöglich. Durch einen weiten, aber sanftern Umweg führte Hektor ihn die Felsenwand hinan, reichte ihm sogar einigemal einen Stab, an dem er ihn nach sich zog; denn ihm die Hand zu reichen, konnte er nicht über sich gewinnen. Als sie oben standen, zeigte er ihm das Innere der Insel, deutete besonders auf die Kokos-Bäume, und gab ihm durch Geberden zu verstehen, daß sie eine gute, gesunde Nahrung lieferten. Dann ließ er ihn plötzlich allein, sprang hastig die Felsen hinab, und verlor sich im Gebüsche. Vergebens rief Anselm ihm beweglich nach, er wollte nicht hören; er glaubte, die Menschenpflicht erfüllt zu haben,

und weitere Gemeinschaft mit dem Feinde begehrte er nicht. Aber tief bewegt schlich er in seine Höhle, warf sich auf die Blätter, und fand keine Ruhe.

„Wer mir gestern gesagt hätte: Morgen wird dein Wunsch erfüllt, morgen wirst du einen Leidensgefährten antreffen, und dennoch verlassener sein als zuvor! — Grausames Schicksal! nur noch ein Mensch, außer mir, bewohnt diese Insel, und der eine ist mein Todfeind! — Grollend rief er alle die Gründe sich in's Gedächtniß, die er zu haben vermeinte, um Anselm ewig zu hassen, und grollend schwur er auf's neue, fern von ihm zu bleiben, sollte auch im eigenen Todeskampfe kein Tropfen Wasser ihn erquicken.

Indessen war Anselm mühselig bis in das Thal hinab geklettert, und hatte schon durch einige Kokosnüsse sich erquickt. Dem Vaterlande entwichen, um nicht fremde Waffen zu tragen, hatte er einen Schreiberdienst auf einem Schiffe der ostindischen Kompagnie gefunden. Dies Schiff war im Sturme, durch nicht zu bekämpfende Strömungen, zwischen die maldivischen Inseln getrieben und gescheitert. Mehrere seiner Gefährten hatten sich, ihm unwissend, auf andere Inseln gerettet, ihn aber die Wellen bewußtlos an dieses Eiland geworfen. Er hielt es nicht für unbewohnt, denn wie konnte er glauben, der Wilde, der ihm beigestanden, sei der einzige Bewohner? Würde er dann ihn wohl so schnell verlassen haben? Würde er

nicht selbst hoch erfreut gewesen sein, den Unglücksgefährten zu finden? Sicher gab es also hier noch mehrere Wilde, und, wenn sie Alle so gütmüthig waren, wie dieser, so hatte er nichts von ihnen zu fürchten. — Aber gesetzt auch, sie wären minder menschenfreundlich, was blieb ihm übrig? — er mußte auf jede Gefahr ihre Wohnungen aufsuchen.

Das that er nun wirklich mehrere Tage lang, allein vergebens! — bisweilen hörte Hektor ihn in seiner Nähe mit hochklopfenden Herzen, doch immer verkroch er sich in das dickste Gebüsch, und kam dem Suchenden nicht unter die Augen.

Nachdem Anselm sich überzeugt hatte, es sei auf der Insel keine Wohnung zu finden, so wurde das Verschwinden des einzigen Wilden, den er gesehen, ihm noch unbegreiflicher, und er gerieth bisweilen in Versuchung, zu glauben, ein Engel habe ihn gerettet. Vergebens rief er oft nach allen Seiten mit lauter Stimme; nur das Echo von dem Felsen antwortete ihm. Doch da er stets unermüdet in dem engbegrenzten Thale seine Nachforschungen fortsetzte, so konnte es nicht fehlen, daß endlich der Zufall ihn auch in die Gegend führen mußte, die durch Hektor's Hand mehr gelichtet, die Nähe eines Menschen verrieth. Anselm folgte den Spuren der abgebrochenen Zweige, des niedergetretenen Grases, und entdeckte die Höhle, in welcher Hektor eben schlummerte. Das Geräusch, welches er beim Eintritt in dieselbe machte, erweckte den Schla-

fenden. Haſtig ſprang er auf. Anſelm trat ihm mit freundlicher, bittender Geberde entgegen — aber wie wurde ihm, als Hektor plötzlich ausrief: »Weiche von mir! ich habe nichts mit dir zu ſchaffen!" — In dem vermeinten Wilden einen Deutſchen zu finden, und einen Deutſchen, der von ſeinem Landsmann mit ſolcher Heftigkeit ſich losſagte — darob erſtarrte das Blut in Anſelm's Adern.

»Mein Gott!" ſprach er zitternd, als er ſeiner Zunge mächtig wurde, »du biſt ein Deutſcher und fliehſt einen Deutſchen in dieſer furchtbaren Einöde, deren einzige Bewohner wir ſind?"

»Ich würde dich fliehen," erwiederte Jener, »und wenn wir auf einer Sandſcholle mitten im Meere ſtünden! Erkenne mich! ich bin Hektor."

Mit einem Laute des Schreckens und Unwillens entwich Anſelm aus der Höhle, und irrte ſtundenlang durch das verworrenſte Gebüſche mit verworrenen Sinnen. Hektor indeſſen wünſchte ſich Glück zu ſeiner rauhen Standhaftigkeit, und meinte, er ſei mit ſich ſelbſt zufrieden; aber ein geheimes Unbehagen ſtrafte ihn Lügen. Er hätte für ſein Leben gern von Deutſchland und von ſeiner Heimath mit dem Ankömmlinge geſprochen, auch allenfalls von China oder Japan, wenn er nur hätte ſprechen dürfen. Denn was Bewegung dem Körper, das iſt Sprechen der Seele;

beide kränkeln, wenn sie dieser Erfrischung entbehren. Allein der Haß achtet nicht, daß die Brust, in der er wüthet, ihn selbst beseufze, wenn er nur mit der Vorstellung sich kitzeln darf: das wird den Feind verdrießen. Zur Schande der Menschheit sei es gesagt: gewöhnlich ist der Haß größerer Entsagungen fähig, als die Liebe.

Etwas biegsamer jedoch war Anselm's Starrsinn. Zwar wollte auch er des Feindes Anblick meiden, und suchte sich eine Höhle, die von Hektor's Wohnung so fern als möglich lag; aber er gestand sich doch, es sei ein fatales Verhältniß, und wohl zu wünschen, daß es anders sein möchte. Auch konnte er sich nicht verhehlen, daß Hektor gewissermaßen der Retter seines Lebens geworden, ein Gedanke, der in manchen Augenblicken ihm sehr drückend wurde, in manchen andern doch zu sanftern Gefühlen ihn stimmte. Anselm nahm überhaupt Alles leichter, und besaß kein so scharfes Gedächtniß für empfangene Beleidigungen. Ohne Hektor's unfreundlichen Empfang würde er vielleicht dem Manne, der an seinem Stabe ihn die Klippen hinauf zog, gern die Hand gereicht haben. Jetzt aber hatte des Feindes Störrigkeit auch ihn auf's neue erbittert, und einsam trotzte jeder dem andern, sich selbst zur Qual. Was Hektor's Groll natürlich mehrte, war die Erinnerung, daß er um Anselm's willen sein Vaterland verlassen, Anselm folglich alles jetzige Elend an ihm verschuldet habe.

Indessen sehnte sich doch Jeder bisweilen nach dem Anblicke eines Menschen. Da es nun auf der Insel keinen andern Menschen gab, so belauschten die Feinde einander gern; nur suchte Jeder ungesehen den andern zu erblicken. Ganz abgesondert hielt es keiner länger als einige Wochen aus; dann schlich ein Jeder, sich selbst durch allerlei Vorwand täuschend, der Gegend zu, in welcher er den Feind vermuthete. Traf es sich, daß sie einander begegneten, so schienen sie zu stutzen, warfen sich finstere Blicke zu, und kehrten einander den Rücken. Aber beide kamen zufrieden heim, denn Jeder hatte sich überzeugt, daß außer ihm noch ein menschliches Wesen auf der Insel sei. Es war ein dunkles, doch behagliches Gefühl, welches Jedem zuflüsterte: im Nothfall bist du nicht allein.

Auf einer dieser lauschenden Wanderungen geschah es einst, daß Anselm seinen Feind schlafend erblickte. Er lag im hohen Grase unter einer Kokos-Palme. Anselm näherte sich leise und betrachtete ihn zum ersten Male recht genau. Es war nicht mehr die blühende Gestalt des Jünglings, wie er, von der Heimath her, sich noch ihn dachte, der Gram hatte tiefe Furchen auf seine Wangen gezogen, und Anselm sagte sich leise: Fürwahr, dieser Hektor scheint ein Anderer zu sein, als den ich so lange gehaßt."

Eben als er dieser Betrachtung nachhing, wand sich eine giftige Schlange dicht neben dem Schlafenden aus

dem Grase hervor. Anselm schauderte. Ungereizt würde sie vermuthlich, wie Schlangen pflegen, fortgekrochen sein, ohne beschädigen zu wollen; aber Hektor, dem von der nahen Gefahr nicht träumte, streckte zum Unglücke gerade in diesem Augenblicke seinen Arm aus, und ließ ihn unsanft auf die Schlange fallen, die sogleich sich gegen ihn ringelte, im Begriffe, ihren Zahn in seine Hand zu drücken.

Gedankenlos, aber blitzschnell ergriff Anselm einen platten Stein, der zu Hektor's Füßen lag, und stürzte damit auf die Schlange, der er in dem Augenblicke den Kopf zerquetschte, als sie schon die Hand des Schlummernden berührte. Es war ein gefährliches Wagestück, denn verfehlte er auf den ersten Streich den Kopf, und traf er etwa den Hals, so daß die Schlange nur ein wenig Raum behielt, den Kopf zu wenden, so war es um ihn geschehen.

Hektor, dessen Hand der Stein nothwendig streifen mußte, erwachte plötzlich, um bei diesem Anblicke zu erstarren. Der Feind kniete neben ihm und quetschte noch immer das Schlangenhaupt mit ganzer Kraft. Hektor begriff, in welcher Gefahr er geschwebt; tief erschüttert war sein Gemüth — aber er verstummte. Anselm, seines Sieges gewiß, stand nun ruhig auf, warf den Stein von sich und ging. Er sah sich nicht wieder um, und Hektor rief ihn auch nicht, obgleich ihm zu Muthe war, als müsse er ihn rufen, und als wolle der Name Anselm! mit Ge-

walt über seine Lippen sich drängen. Beiden gab die Begebenheit für mehrere Tage Stoff zu Selbstgesprächen.

»Ich hätte ihm wohl danken sollen," meinte Hektor, »doch warum? Hab' ich ihn doch auch von einer nicht minder großen Gefahr errettet und keinen Dank begehrt." —

Dasselbe dachte Anselm: »Er ist mir sein Leben schuldig, und hat mir nicht einmal ein Gott vergelt's! nachgerufen. Doch wozu? Als er der steigenden Flut mich entriß, hab' ich ihm ja auch nicht gedankt."

Aber großen Einfluß auf Milderung des Starrsinns beider Theile hatte dieser Zufall doch. So lange Hektor allein sich sagen durfte: ich habe meinem Feinde einen großen Dienst erwiesen; so lange schien dadurch der Abstand zwischen ihm und Anselm noch vergrößert, und er gefiel sich gleichsam in einer gewissen eiteln Großmuth, welche der Versöhnlichkeit nicht beförderlich war. Jetzt mußte er wider Willen sich gestehen, daß sie einander gleich geworden, und wenigstens war nun doch die Wand der Eitelkeit niedergerissen. Auf der andern Seite empfand Anselm nicht allein das Vergnügen, seinem Feinde nichts mehr schuldig zu sein, sondern nährte auch das Bewußtsein, eine edle That vollbracht zu haben. Den Gegenstand einer solchen kann man nicht eigentlich hassen, weil der Gedanke an ihn sich stets mit der Erinnerung an das gethane Gute mischt, und das Licht des Letztern den schwarzen Kern des Erstern sanft umfließt.

Schon fingen Beide an, im Stillen zu untersuchen, ob sie, in frühern Jahren, nicht selbst vielleicht dann und wann Veranlassung zum ausgebrochenen Unmuthe gegeben? Zwar bekannten sich Beide in diesem Punkte nur zu Kleinigkeiten, aber es war doch immer eine Art von Entschuldigung für den Andern; es milderte doch den Groll ein wenig, und schon ertappten sich Beide nicht selten auf dem Wunsche, daß eine Versöhnung möglich sein möchte. Nur falsche Scham hielt Jeden noch zurück, den ersten Schritt zu thun. »Er könnte wohl meinen, ich bedürfte seiner,« dachte Jeder, und obgleich sie allerdings Einer des Andern recht sehr bedurften, so wäre doch Jeder lieber umgekommen, ehe er sich entschlossen hätte, dem Andern etwas dergleichen einzubilden.

Indessen war die Regenzeit nun wieder herangerückt, und äußerte dieses Mal auf Hektor's Gesundheit einen verderblichen Einfluß. Ein heftiges Fieber hatte ihn ergriffen, kaum konnte er schleichend und wankend seine Höhle erreichen.

Das hatte Anselm von ferne gesehen, und lauerte nun zwei Tage, ob er nicht hervor kommen würde. Als aber Hektor am Morgen des dritten Tages noch nicht erschien, fühlte Anselm eine große Bangigkeit. »Sollte er in seiner Höhle verlassen sterben? Das wäre mir doch leid!« So flüsterte er sich näher schleichend und immer

näher, bis er schon den Eingang von fern erblickte. Da stand er wieder zögernd und bedenklich. »Gesetzt, er wäre nicht krank, er hätte sich nur des bösen Wetters halber nicht herausgewagt? und ich käme nun mit ungebetenem Diensteifer, würde er meiner nicht spotten? Immerhin! ich muß mich überzeugen, muß wenigstens einmal dicht an der offenen Höhle vorübergehen und einen Blick hinein werfen, als ob es zufällig geschähe."

Das that er, und gewahrte sogleich, daß er nur allzurichtig vermuthete. Hektor lag ausgestreckt ohne Besinnung, mit starren, gläsernen Augen, mit lechzender Zunge und geborstener Lippe. Anselm überwand sich, ihm näher zu treten, überwand sich sogar, die Worte auszusprechen: »Bist du krank?"

Hektor hörte ihn nicht, und fort eilte Anselm, um eine frische Kokosnuß zu holen, deren Milch er ihm einflößte. Dann füllte er auch die leere Kokosschale, die neben Hektor's Lager stand, mit frischem Wasser. Dann nahm er seinen Feuerzeug zur Hand (denn als er Schiffbruch litt, hatte er zufällig einen in der Tasche) und zündete von dürren Reisern vor der Höhle Feuer an. Dann entfernte er sich einige hundert Schritte, und legte sich hinter ein dickes Gebüsch, um die erste Wirkung seiner Sorgfalt abzulauern.

Ein guter Geist hatte ihn gerade in der Stunde herbeigeführt, als Hektor in einer bedenklichen Krisis lag. Die eingeflößte Milch und das Feuer, welches die Luft in der feuchten Höhle verbesserte, unterstützten die Natur.

Nach einigen Stunden fand der Kranke zum ersten Male seine Besinnung wieder. Mit großen Augen blickte er um sich. Die ungewohnte Wärme des Feuers that ihm wohl. Wer als Anselm konnte es angezündet haben? und das frische Wasser neben ihm — er erinnerte sich deutlich, daß seine Kokosschale leer, und er, trotz seines brennenden Durstes, nicht im Stande gewesen, bis zur nahen Quelle zu schleichen. Wer als Anselm konnte die Schale gefüllt haben? — Die Krankheit hatte seine Nerven abgespannt, seinen störrischen Geist überwältigt; er war gerührt. »Ich werde sterben,« sagte er mit bebender Lippe, »doch ehe ich sterbe, möchte ich ihm gern verzeihen.«

Hätte er diese Worte laut genug gesprochen, hätte Anselm sie vernommen, sicher wäre der Mildergesinnte herzugestürzt. Aber sie wurden nur leise geflüstert, und Hektor entschlummerte süß, eingewiegt von der tröstenden Vorstellung, daß ein menschliches Wesen sich seiner angenommen.

Als Anselm gewahrte, das Feuer werde bald erlöschen, schlich er wieder näher, und bemerkte mit großem Vergnügen, daß Hektor die Kokosschale geleert, und jetzt eines erquickenden Schlafes zu genießen scheine. So-

gleich füllte er die Schale auf's neue, trug noch mehr Holz zum Feuer, und begab sich dann wieder in seinen Hinterhalt, weder Sturm noch Regen achtend. So trieb er es zwei Tage, selten eine Stunde zur Befriedigung eigener Bedürfnisse sich abmüßigend. Einen ganzen Holzstoß trug er zusammen, damit, wenn der Kranke wieder zum Vorschein käme, er ohne Mühe das Feuer unterhalten könnte.

Am dritten Tage endlich hatte er die Freude, den fast Genesenen zwar noch wankend, aber doch mit erneuerten Kräften, aus der Höhle treten zu sehen; ja, Hektor schlich schon selbst zum Bache, um seine Kokosschale zu füllen. Auch Anselm bedurfte der Ruhe, nachdem er so lange, vom Regen durchnäßt, für seinen Feind gewacht und gearbeitet hatte. Er kroch in seine eigene Höhle, und schlief, mit dem Bewußtsein, recht gehandelt zu haben, viele Stunden hinter einander den süßesten Schlaf. Als er endlich neugestärkt erwachte, sah er eine Stange dicht vor seiner Höhle in die Erde gepflanzt, und an der Stange flatterte ein breites Palmenblatt im Winde. Er stutzte, rieb sich die Augen, stand auf, ging hin und fand mit einem spitzigen Holze die Worte auf das Blatt gekritzelt: Ich danke dir.

So viel hatte Hektor über sich vermocht. Nur den Feind anzureden konnte er sich nicht entschließen, aber daß er gern mehr als Worte zum Danke geben wollte, bewies er bald; denn eines Morgens fand Anselm, mit nicht

geringem Erstaunen, vor seiner Höhle eine Kiste stehen, die mit allerlei nützlichen Geräthschaften und Kleidungsstücken genau zur Hälfte angefüllt war. Hektor hatte sie am Strande gefunden, mit unsäglicher Mühe auf die Insel geschafft, und dort den Inhalt Stück vor Stück auf das Gewissenhafteste getheilt. Sie schien das Eigenthum eines Zimmermanns auf einem, ohne Zweifel gescheiterten, Schiffe gewesen zu sein, und es befand sich nichts darin, was für die Bewohner einer wüsten Insel nicht ein Schatz gewesen wäre.

Die Hälfte dieses Schatzes trug Hektor in der Nacht vor Anselm's Höhle, hoffend, ihm dadurch seine Pflege zu vergelten. Aber Anselm achtete das Palmenblatt mit den Worten: ich danke dir, höher, als diese Kiste. Es kam ihm vor, als wollte Hektor sich mit ihm abfinden. Der Gedanke war ihm unerträglich. Er rührte kein Stück von den Geschenken an, sondern trug es mit einigem Unwillen zurück, fand Hektor am Bache sitzend, und stellte die Kiste schweigend vor ihm nieder. Beider Blicke trafen sich, nur nicht mehr so finster wie vormals; Verlegenheit und Wehmuth schienen darinnen zu kämpfen.

Als nun Anselm mit zögernden Schritten sich entfernen wollte, brach Hektor das Schweigen. »Sie ist dein,« sagte er trocken. — Mit nichten, erwiederte Anselm.

»Ich habe sie gefunden am Meeresstrande.«

So ist sie dein.

»Du haſt mir Gutes gethan, ich mußte dir danken.«

Du haſt mir ſchon gedankt.

»Hätteſt du ſie gefunden, du würdeſt ſie auch getheilt haben.«

Ja, doch hätteſt du die Hälfte von mir angenommen?

Hektor ſchwieg.

Antworte mir auf dein Gewiſſen!

»Hab' ich doch in Todesnoth ein Labſal von dir angenommen.«

Nur in Todesnoth.

»Willſt du mir aus Rache eine unvergoltene Wohlthat aufbürden?«

Du haſt mich die Klippen heraufgezogen, biſt mir nichts ſchuldig.

»Du haſt der Schlange den Kopf zerquetſcht. Wir waren quitt.«

Sollen wir denn ſo genau und ängſtlich einander nachrechnen?

»Wollte Gott, es wäre anders, oder könnte anders werden!«

O Hektor, ſcheint es doch faſt, Gott habe das gewollt, als er uns ſo wunderbar zuſammenführte.

Hektor ſchwieg und ſeufzte. Anſelm fuhr fort mit bewegter Stimme: Mit der Piſtole in der Hand ſah

ich im Vaterlande dich zum letzten Male mir gegenüber stehen.

»An den Küsten Asiens, ohnmächtig auf einer Klippe, sah ich zum ersten Male dich wieder.«

Ein neuer Lebenslauf hat für uns Beide begonnen.

»Hier ist eine Kokosnuß mehr werth, als alle die Kenntnisse, mit welchen ich, bisweilen vielleicht zur Unzeit, mich brüstete.«

Hier ist ein Nagel kostbarer als der Stachel des Witzes, mit dem ich wohl ehemals, vielleicht aus Uebereilung, Manchen verwundete.

Eine Pause. Dies gegenseitige Bekenntniß ebnete die Bahn.

»Verhältnisse,« fuhr Hektor fort, ernst vor sich hinschauend, »Verhältnisse entzweien nicht selten Menschen, die einander lieben könnten.«

Bisweilen, erwiederte Anselm, löst das Schicksal wunderbar die widrigen Verhältnisse.

»Wir sind die einzigen Bewohner dieser Insel, und müssen vielleicht hier sterben.«

Wir könnten das Jammerleben uns wechselseitig erleichtern.

»Freilich könnten wir das.«

Und warum thun wir es nicht?

»Weil der Beleidigte vergebens hofft, daß der Schuldige sein Unrecht bekennen werde.«

Welcher von uns Beiden ist der Beleidigte?

»Ich bin es.«

Ich.

»Nun ja, wir beide.«

Und welcher ist der Schuldige? — Du schweigst? — Laß uns nur bekennen: auch wir beide.

»Wie es in allen solchen Händeln der Fall zu sein pflegt.«

Aufhetzer legen sich dazwischen, keiner will nachgeben.

»Es wird ein Ehren-Punkt daraus, und die Feindschaft dauert ewig.«

Aber jetzt bewohnen wir einen Punkt der Erde, auf dem der verdammte Ehrenpunkt noch nicht heimisch ist.

»Freilich sollte zwischen diesen Klippen Eintracht herrschen.«

Die Herzen sollten sich aufschließen.

»Wäre dieser Bach der Lethestrom.« —

Hastig ergriff Anselm eine Kokosschale, schöpfte Wasser aus dem Bache, hielt die volle Schale hoch empor, und sah den alten Feind mit einem fragenden Blicke an.

„Trink!“ sagte Hektor, und Thränen stürzten aus seinen Augen. Da brachen plötzlich auch bei Anselm die Thränen hervor und flossen in die Schale, die er zur Hälfte leerte, dann sie zitternd seinem Gegner reichte. Hektor nahm sie zitternd, und trank bis auf den letzten Tropfen, und warf die Schale hoch in die Luft, und ehe sie noch den Boden berührte, lagen Beide einander in den Armen, umklammerten sich fest, und schluchzten Einer an des Andern Halse. Jedem war eine schwere Last vom Herzen gewälzt, jeder fühlte sich frei, leicht und glücklich — ja glücklich sogar; denn der Augenblick, in welchem zwei gute Menschen ihren Groll vertilgend einander in die Arme sinken, verwandelt die düsterste Einöde in einen freundlichen Garten. Von nun an waren sie Brüder, bewohnten nur eine Höhle, und versüßten einander das traurige Schicksal durch herzliche Eintracht. Beide vermieden anfangs in ihren Gesprächen ihre vormaligen Verhältnisse zu berühren, doch bald wurde auch diese Vorsicht unnütz, und sie konnten nicht begreifen, wie es möglich gewesen, daß solche Kleinigkeiten sie so hart zu entzweien vermochten. Sie fingen an, darüber zu spotten. Jeder nahm jetzt freiwillig die Schuld auf sich, und das war der einzige Punkt, dem sein Freund widersprach. Täglich entdeckten sie an einander neue, gute Eigenschaften, und fast täglich fragte jeder sich selbst im Stillen: Wie konnte ich meinen Freund so lange verkennen?

Mit vereinten Kräften des Körpers und der Seele erleichterten sie sich das Leben, und sannen auf Rettungsmittel. Daß nie ein Schiff hier landen könne, schien leider gewiß. Nicht einmal ein Boot durfte es wagen, der schrecklichen Brandung zu trotzen. Aber sie hatten in der Kiste, die der Sturm an's Ufer geworfen, auch eine alte hundertjährige Reisebeschreibung von Franz Pyrard gefunden, aus welcher sie lernten, daß die Kanäle zwischen den maldivischen Inseln selten mehr als eine Tiefe von zwanzig Faden haben, und daß man zur Zeit der Ebbe sogar durchwaten könne, wobei das Wasser oft nicht höher, als bis zum Gürtel steige; nur, hieß es, ein solcher Durchgang sei gefährlich wegen der Haifische, auch der Boden mit spitzigen Klippen besäet.

Doch hier blieb keine Wahl. Sie mußten entweder auf die Hoffnung verzichten, jemals wieder in die bewohnte Welt zurückzukehren, oder das kühne Wagestück unternehmen. Die nächste Insel schien nicht weiter, als etwa eine deutsche Meile entfernt. Sie hatten bisweilen dort Rauch aufsteigen sehen, folglich war sie nicht ganz unbewohnt.

Anselm und Hektor machten sich eine Art von Lanzen, indem sie einige große Messer an der Spitze eines langen Bambus-Rohres befestigten. Das waren die einzigen Waffen, mit welchen sie die Haifische abzuwehren hofften, überhaupt Alles, was sie von ihren kleinen Habseligkeiten mit sich nahmen, um durch keine Last den be-

denklichen Gang noch mehr zu erschweren. Ein Hemd und ein leinernes Beinkleid war ihre ganze Bedeckung. So ausgerüstet, erwarteten sie betend am Ufer die niedrigste Ebbe; sobald sie eingetreten war, schwang Anselm die Lanze über dem Haupte, rief: In Gottes Namen! und sprang in's Wasser. Hektor folgte.

Einige hundert Klafter lang war der Boden mit weichem Sande bedeckt, das Wasser reichte kaum bis an die Knie, und dieser Anfang erhöhte ihren Muth. Sie verdoppelten die Schritte. Doch bald geriethen sie auf Stellen, wo zwischen Korallenzacken der Fuß nur selten ohne Verwundung ein Plätzchen fand. Die Tiefe nahm zu. Das Wasser stieg oft bis an die Brust, bis an das Kinn; man konnte nur sehr langsam vorwärts schreiten, denn bei jedem wankenden Schritte war man in Gefahr zu fallen, dabei von heftigen Schmerzen gepeinigt; das Blut der zerrissenen Füße färbte schon das Wasser.

Hektor, dem von seiner Krankheit noch immer eine Schwäche zurückgeblieben, ermüdete zuerst, und jammerte, daß ihm unmöglich sei, weder das jenseitige, noch das verlassene Ufer zu erreichen, denn sie befanden sich ungefähr in der Mitte des Kanals. Anselm sprach ihm Muth ein, und ermahnte ihn, seine Augen nur stets auf die Insel zu richten, die jetzt schon so nahe vor ihnen lag, daß sie sogar an deren Ufer eine Hütte erkennen konnten. »Es ist noch um eine böse Stunde zu thun," rief er dem flöh-

nenden Freunde zu, »so sind wir unter Menschen und gerettet.«

Hektor raffte alle seine Kräfte zusammen und folgte wieder eine Weile schweigend: aber plötzlich trat er sich eine scharfe Korallenspitze in den Fuß, schrie laut auf: ich sinke! und wäre in der That gesunken, wenn nicht Anselm ihn beim Arme ergriffen hätte. »Laß mich los,« sagte Hektor, »ich kann nicht weiter — ich muß hier eine Beute der Haifische werden — lebe wohl — lebe glücklich — laß mich los!«

»Das sei fern!« erwiederte Anselm, »so wahr mir Gott helfe! ohne dich will ich meinen Fuß nicht an jene Insel setzen. Du siehst, die Tiefe des Wassers nimmt schon ab, wir sind dem Ziele nahe. Ermanne dich.«

»Ich kann nicht mehr,« antwortete Hektor, »mein linker Fuß ist unbrauchbar: laß meine Qual mich schnell enden.«

»Ich bin noch stark,« rief Anselm, »steig' auf meinen Rücken, umklammere meinen Hals! Geschwind, hier ist kein Augenblick zu verlieren, auf daß die Flut uns nicht ereile!«

Hektor weigerte sich: »Wie kannst du mich hinüberschleppen, da schon dem Einzelnen jeder Schritt mühselig wird? Sicher kämen wir beide um.

»Wie Gott will!« sagte Anselm, »ich mag ohne dich nicht leben. Versuche es, umschlinge mich!« Und er zwang den Freund, seinen Rücken zu besteigen. Allerdings hatte er seinen Kräften zu viel getraut, und wäre nicht, nachdem er hundert Schritte fortgetaumelt war, der Boden sandig und eben geworden, so hätte er seinem edlen Bestreben unterliegen müssen. Mehr als einmal sah er sich genöthigt, die liebe Bürde abzusetzen, und eine Minute lang auszuruhen, obgleich die Flut schon ziemlich schnell wieder zu steigen begann. Spätestens in einer halben Stunde mußte er das Ufer erreichen, oder es war um Beide geschehen. Er nahm, zur letzten Anstrengung, allen Muth, alle Kräfte noch einmal zusammen, und keuchend erstieg er endlich das Ufer, wo er sogleich, völlig erschöpft, in den Sand fiel, und der dankbare Hektor, so gut er konnte, forthinkte, um in der Hütte, die sie von Ferne gesehen, Erquickung für seinen Retter zu suchen. Er fand dort eine kleine, freundliche Familie, die nur zu gewissen Jahreszeiten sich hier aufhielt, um Kokosnüsse zu sammeln, aus welchen sie Oel preßte.

Es ist überhaupt auf den maldivischen Inseln nicht Sitte, Schiffbrüchige zu Sklaven zu machen. Hektor wurde gastfrei mit indischer Höflichkeit aufgenommen, und als seine Geberdensprache die Bewohner der Hütte errathen ließ, daß ein Hilfsbedürftiger am Strande liege, eilte sogleich das Haupt der kleinen Familie mit einer Kalebasse

voll Rhum dahin. Dies stärkende Getränk, dessen Anselm schon so lange entbehrt hatte, wirkte jetzt um so kräftiger auf ihn. Erquickt stand er auf, wurde von dem Insulaner nach der Hütte geleitet, und fühlte, nach einem langen, festen Schlafe, sich so stark als zuvor.

Mehrere Wochen brachten die Freunde bei diesen guten Menschen zu, so lange nämlich die Sammlung der Kokosnüsse währte, wobei sie treulich halfen, und ein wenig von der Sprache der Maldivier zu erlernen suchten. Als die Ernte vorüber war, nahm man sie mit auf ein großes Boot, und führte sie zu einer andern, größern, ziemlich bevölkerten Insel, wo sie, nicht minder gastfrei behandelt, bald Gelegenheit fanden, sich nach Malee zu begeben, der Residenz des Königs, mit einem bequemen Hafen, in welchem öfter fremde Schiffe landen. Hier trafen sie zum Glück einen braven Amerikaner, der vormals auch in Hamburg gewesen, und Hektor's Oheim wohl gekannt hatte. Von diesem erfuhr Hektor zu seiner großen Freude, daß das Schiff, von welchem die Aufrührer ihn verstoßen hatten, in Neu-York als verdächtig angehalten worden; daß die Bösewichter ihr Verbrechen gestanden, und ihren Lohn empfangen, wie auch, daß ein vormaliger Korrespondent seines Oheims für Schiff und Ladung Sorge getragen, und Nachricht von dem Vorfalle nach Europa ertheilt habe, um entfernte Verwandte aufzufordern, die Erbschaft in Empfang zu nehmen, weil man den, in des Verstorbenen Papieren als Erben bezeichneten Neffen für todt hielt.

Der Amerikaner bot den Freunden unentgeltlich sein Schiff zur Ueberfahrt an. Voll neuer Hoffnung kam Hektor nach Neu-York, und fand dort bereits einen jüngern Bruder, der zu der Erbschaft sich gemeldet hatte, doch seinen Ansprüchen gern entsagte, als er den geliebten, verloren geglaubten Bruder in die Arme schloß.

Die Ladung ward zu Gelde gemacht. Auch das Schiff verkaufte Hektor, und sah sich im Besitze eines Vermögens von 60,000 Thalern. Sogleich trug er die Hälfte zu Anselm, der sich standhaft weigerte, sie anzunehmen, weil er Hektor's Bruder nicht berauben wollte. »Du bist mir mehr als Bruder geworden,« sagte Hektor. »Wenn du nicht mit mir theilen willst, so wollte ich lieber, ich läge wieder in meiner Höhle und sähe das Feuer brennen, welches du angezündet, als du noch mein Feind warst. Mir bleibt noch genug und mehr, als ich und mein Bruder bedürfen.«

Der edle Wettstreit währte lange. Endlich kam man überein, es solle Jeder gleichen Theil an der Erbschaft haben, und eine gemeinschaftliche Handlung errichtet werden, unter der Firma: Die Gebrüder Hektor und Anselm. So geschah es. Sie schifften nach Europa und erschienen Arm in Arm in ihrer Vaterstadt, zum großen Erstaunen aller Mitbürger, die einst Zeugen ihres unversöhnlichen Hasses waren.

»Wie iſt das zugegangen?« wurde oft gefragt. »Sehr natürlich,« antworteten die Freunde. »Wir hatten uns verkannt, und würden bei der Fortdauer unſerer damaligen Verhältniſſe uns nie haben kennen lernen. Jeder Menſch hat ſeine guten Eigenſchaften, nur iſt der Feind blind für ſie. Aber man ſetze ihn mit dem Gehaßten auf eine wüſte Inſel, ſo wird er ſie erkennen und ſein Groll bald erſticken.«

»Merkt euch das, Jünglinge!« ſo ſprach bei dieſer Gelegenheit ein ehrwürdiger Greis zu ſeinen Söhnen, »und weil das Schickſal nur ſelten zwei Feinde auf einer wüſten Inſel zuſammenführt, ſo wartet nicht auf ſolch ein wundervolles Ereigniß, ſondern denkt euch immer in dieſe Lage, wenn euch der Haß beſchleichen will. Sucht das Gute an euern Feinden auf, kommt ihnen mit Wohlwollen entgegen, und was gilt's, ihr werdet oft mit Erſtaunen wackere Männer finden, die ihr verkanntet, und die, durch euer Wohlwollen entwaffnet, vielleicht eure beſten Freunde werden.«

Die Gefahren der Einbildungskraft.

Wilibald war eines reichen Mannes Sohn in Holland. Glück und Natur hatten ihn zu ihrem Liebling erkoren, und mit ihren Gaben ausgestattet. Ein offener Kopf, ein empfängliches Herz, ein klarer Verstand, ein rasches Gefühl, alles das verbunden mit einer eisernen Gesundheit in einem schönen Körper — was blieb ihm noch zu wünschen übrig? — Ein Zügel für die Einbildungskraft, die alle ferne Gegenstände mit glänzenden Farben malt, und jede Wolke am Himmel in einen Thron verwandelt, auf dem man sitzen möchte. Mit dieser gefährlichen Gabe hatten ihn die Feen allzureichlich beschenkt; sie los zu werden, hätte er wünschen sollen, weil sie nur ein Leben voll Täuschungen schafft, deren jede, gleich bösen Pocken, eine Narbe zurückläßt. Glücklich noch, wenn nicht zu spät eine theuer gekaufte Erfahrung das vernarbte Herz heilt!

Schon als Knabe zeigte Wilibald den gefährlichen Hang, das Feine, Unbekannte mit allen Reizen zu schmücken, die nothwendig sein heftiges Verlangen darnach erregen mußten, da hingegen, was er besaß, und wäre es auch zehnmal schöner gewesen, ihn nimmer befriedigte. Er hatte einen allerliebsten kleinen Wagen, lackirt und vergoldet, den gab er einem Straßenjungen für einen papiernen

Drachen. Er besaß eine Leier, welche die schönsten Gassenhauer spielte, die vertauschte er gegen eine Rohrpfeife von Weidenrinde. Immer dachte er sich den Genuß der Dinge, die nicht sein waren, unaussprechlich süß, und immer fand er am Ende, wenn er sie durch große Opfer sich zugeeignet hatte, daß er ihren Werth viel zu hoch angeschlagen. Am Weihnachtfeste pflegten seine Eltern ihn köstlich zu beschenken, aber sie mochten ihre Gaben noch so übermäßig spenden, sie erreichten doch nie die glänzende Vorstellung, welche der Knabe sich Wochen lang zuvor davon eingebildet hatte.

So ging es ihm auch mit Allem, was berühmt war. Auf einer Reise nach der Schweiz nahm sein Vater ihn mit, und zeigte ihm den Rheinfall bei Schaffhausen. Aber Wilibald hatte stets den höchsten Kirchthurm seiner Vaterstadt zum Maßstabe dieses Falls angenommen und konnte nun nicht begreifen, warum man so viel Wesen davon machte? — Einen berühmten Trauerspieldichter, dessen Werke ihn entzückten, dachte er sich als eine Heldengestalt, war begierig ihn zu sehen, und nicht wenig verwundert, als er ihn klein und bucklicht fand.

Hätten nur die mannigfaltigen Erfahrungen, die er schon in seiner Kindheit auf diese Weise machte, ihm in spätern Jahren als Warnungstafeln vorgeschwebt! Allein es schien vielmehr, als ob seine Einbildungskraft immer

üppiger sich ausbreitete, und die Vernunft immer mehr verdrängte; gleich der Vanille, die eine so würzhafte Bohne trägt, aber doch nur eine Schlingpflanze ist, die den gesunden Baum, um den sie sich windet, erstickt.

Als Wilibald ein Jüngling geworden, und seine künftige Bestimmung wählen sollte, da reizten ihn alle Stände, weil er keinen derselben kannte. Bald wollte er Advokat werden — denn wo gab es einen schönern Beruf, als den, die Unschuld eines Angeklagten zu vertheidigen? — Bald Prediger — denn was konnte herrlicher sein, als an jedem Sonntage auf der Kanzel die Menschen zu rühren und zu bessern? — Bald Soldat — denn was rühmlicher, als für das Vaterland zu kämpfen? was lockender, als in bunter Uniform die Augen auf sich zu ziehen? — Wenn man ihn dagegen an die mancherlei Beschwerden eines jeden Standes erinnerte, so schien seine Fantasie plötzlich gelähmt; er dachte sich wohl Beschwerden, aber nur als einen Begriff, er gestaltete sie nicht; er ließ den Hintergrund im Nebel, und schmückte blos die Figuren im hellen Vorgrunde mit den schönsten Blumen.

Während er noch so schwankte, welchen Stand er ergreifen sollte, kam eine herumziehende Schauspielergesellschaft in seine Vaterstadt. Wilibald stand zum ersten Male vor einer Bühne, und war hoch entzückt. Die schön-

sten Werke der Dichtkunst lebendig darzustellen; an jedem Abend lauten Beifall einzuernten: auf ein großes Publikum so unmittelbar zu wirken; das schien ihm nicht allein das glänzendste, das poetischste, sondern auch das nützlichste Leben. Einen höhern Genuß — dachte er — kann kein Stand auf der Welt gewähren! Täglich lebt der Schauspieler in einer reizenden Ideenwelt, und da er unaufhörlich die Tugend liebenswürdig darstellt, das Laster dem Abscheu oder dem Spotte Preis gibt, so muß er nothwendig selbst zu den besten Menschen gehören. Welch ein Glück, unter lauter so trefflichen Menschen zu leben? —

Sein Vater lachte ihn aus, und hielt es für eine der gewöhnlichen Schwärmereien, die so oft bei ihm wechselten. Aber siehe da, als jene herumziehende Truppe die Stadt verlassen hatte, war bald nachher auch Wilibald verschwunden. Nur auf der Bühne hatte er bis jetzt die sämmtlichen Mitglieder gesehen, und dort, nach Maßgabe ihrer Rollen, Bewunderung, Ehrfurcht, Liebe, oder auch Haß und Abscheu für sie empfunden. Der Direktor als Wallenstein und dessen Tochter als Thekla hatten ihn vorzüglich interessirt; er dachte sich jenen als den ehrwürdigsten Greis, diese als das zarteste weibliche Geschöpf, und mit dieser Erwartung trat er in des Herrn Direktors Zimmer, der eben betrunken war, und seinem Zettelträger ein paar Ohrfeigen gab, weil er die Zettel, statt sie herum zu tragen, in einer Gewürzbude für ein Glas Brannt-

wein verkauft hatte. Die holde Thekla saß bei dieser Scene auf einer gemalten Rasenbank, und flickte mit blaurothen Händen ihr Tuch. Ein paar Kinder spielten auf der Erde in den Kleidern der Genien aus der Zauberflöte, weil ihre eigenen gewaschen wurden. Auf dem Tische lag, umgewendet, ein Türkenbund, aus welchem der Herr Direktor vor der Hand Tabak stopfte.

Wilibald stutzte, als er sich auf einmal aus den Zauberpalästen seiner Fantasie in diese rohe Wirklichkeit versetzt sah; indessen brachte er seinen Wunsch geziemend an, ein Mitglied dieser ehrwürdigen Gesellschaft zu werden. Wallenstein maß ihn vom Kopf bis zu den Füßen, und blies ihm eine dicke Rauchwolke in's Gesicht. Nach einer Pause hub er an: »gut gewachsen und auch hübsche Kleider auf dem Leibe. Der Herr will engagirt sein? Dazu kann Rath werden. Wie ist's mit der Stimme? Spreche der Herr einmal so recht aus Leibeskräften.« Wilibald erhub die Stimme, und Wallenstein war zufrieden.

»Aber kann der Herr auch lesen und schreiben? — Zwar mit dem Schreiben nehme ich's nicht so genau, aber lesen muß der Herr fix und deutlich, darauf halte ich große Stücke.« Voll Erstaunen fragte Wilibald, ob es möglich sei, die erhabenste der Künste zu üben, ohne die gemeinste zu verstehen? »O ja,« erwiederte Wallenstein, »ich habe selbst einen Helden unter meiner Bande, es ist so

ein tüchtiger Kerl im Schreien und Luftsägen, aber lesen kann er nicht, wegen des Rolleneinstudirens hat der Soufleur immer seine liebe Noth mit ihm.“ Wilibald versicherte bescheiden, daß er in mehreren Sprachen lesen und schreiben könne. »Desto besser,“ sagte der Herr Direktor, »so kann Er die Schwalgees (Chevaliers) spielen. Aber da wird Er auch wohl eine rasende Gage begehren? Viel gebe ich nicht.“

»Ha! wie entfaltete sich plötzlich jede Runzel in Wallenstein's gefurchtem Antlitz, und wie feurig glänzte die rothe Nase, als Wilibald erklärte, er sei wohlhabend und nicht gesonnen, die schöne Kunst um Geld zu treiben; er begehre nichts als das Vergnügen, an jedem Abend eine Rolle zu spielen. Alsobald wurde ihm ein schwarz geräuchter Pfeifenstummel sammt dem gefüllten Türkenbunde dargeboten, und Thekla befehligt, daß sie den Kaffeesatz noch einmal abkochen sollte. Wilibald verbat sich alle Erfrischungen und lud die ganze Gesellschaft zum Mittagsmahle in das Wirthshaus, in welchem er abgetreten war. Dies große Wort verursachte ein gewaltiges Getümmel. Der Zettelträger mußte sogleich herumlaufen, die Probe abbestellen, hingegen ansagen, daß jedes Mitglied sich Punkt zwölf Uhr unausbleiblich im goldenen Hirsch einzufinden habe, wo ein neuer berühmter Schauspieler mit einem Schmause debutiren werde. Keiner blieb aus, Wilibald hatte das Vergnügen, mitten unter den Kunstjüngern zu

ſitzen, die er ſo oft bewundert, und die ihn jetzt um die Wette liebkoſten.

Zum Unglücke ließ er es an Wein nicht fehlen. Der tückiſche Bacchus trieb ſein Spiel mit den Muſen, und als die Mahlzeit zu Ende ging, lag Wallenſtein unter dem Tiſche — Thekla ſetzte ſich dem Schneider Fips auf den Schooß — Octavia umarmte den Rochus Pumpernickel, und Regulus empfing eine Ohrfeige von ſeiner Frau, dem Donauweibchen, weil er ihr vorgeworfen hatte, ſie habe ſeinen meerſchaumenen Pfeifenkopf verſetzt.

Wilibald ſaß beſtürzt und blickte mit großen, aber trüben Augen von einer Gruppe auf die andere. Alle die ſchönen Gemälde ſeiner Fantaſie verwandelten ſich in Zerrbilder; ihn ahnte, er habe ſich getäuſcht. Da trat Marinelli zu ihm, ein ältlicher, verſtändiger Mann, gegen den Wilibald einen Groll hegte, weil er ihn lauter Böſewichter hatte ſpielen ſehen, der aber jetzt der einzige Nüchterne in der Geſellſchaft war. »Junger Mann,« ſagte er, »Sie dauern mich; Sie ſcheinen eines beſſern Loſes würdig. Vielleicht hat ein Unglücksfall oder eine jugendliche Verirrung Sie zu dieſem Schritte bewogen. Doch, wenn es noch Zeit iſt, ſo beſchwöre ich Sie, thun Sie ihn zurück! Glauben Sie einem alten erfahrnen Manne, der leider keinen andern Nahrungszweig mehr hat! — Zwar dürfen Sie nicht nach dem, was Sie hier ſehen, unſern

ganzen Stand beurtheilen, bewahre der Himmel! es gibt redliche, wackere Männer unter uns, und manche brave Frauen; aber — auch bei den sittlichsten Bühnen finden sie stets weit mehr Egoismus als Kunstliebe; überall Rollenneid, Ruhmneid und Kabale, und, wenn Sie das alles überwunden haben, so finden Sie ein stumpfes, gleichgiltiges Publikum, das gewöhnlich klatscht und pocht, ohne zu wissen, warum."

Während die übrigen den Rausch ausschliefen, erzählte Marinelli dem Jüngling seine Geschichte. Sie war nicht blos lehrreich, sondern auch herzergreifend; sie wirkte auf Wilibald's Fantasie, und das war der einzige Weg, wie man auf ihn wirken konnte. Er drückte dem Alten gerührt die Hand, und fragte ihn, ob er wohl das glänzende Jammerleben gegen einen stillen Dienst auf einem von seines Vaters Gütern vertauschen wolle? »O mit Freuden!" sagte Marinelli, und Wilibald ließ anspannen. Als die Gesellschaft endlich auf und in's Komödienhaus taumelte, um Nathan den Weisen ohne Probe zu spielen, waren Wilibald und sein Begleiter schon viele Meilen weit. Heimkehrend warf er sich in des bekümmerten Vaters Arme, gestand, ihn habe seine Fantasie diesmal grausam getäuscht, und stellte ihm den rechtschaffenen Marinelli als seinen Retter vor. Der Vater war im Grunde froh, daß Wilibald diese Erfahrung gemacht. Er hoffte, sie werde auch bei andern Gelegenheiten eine heilsame Nach-

wirkung äußern, und versorgte gern den alten, seines Standes übersatten Musensohn.

Doch in der schönen Hoffnung, seines Sohnes Einbildungskraft habe einen Zügel gefunden, sah er sich bald betrogen. Damals — es war in den siebziger Jahren — hatten sich die Neger in Surinam gegen ihre grausamen Herren empört, und sich scharenweise in die Wälder geflüchtet, aus welchen sie nun bei Nacht die Pflanzungen überfielen, und rachdurstig plünderten und mordeten. Es war um die ganze Kolonie geschehen, wenn nicht schleunig Truppen dahin gesandt wurden. Man errichtete zu diesem Zwecke in Holland ein Regiment, und kaum vernahm es Wilibald, als seine Fantasie erglühte, und einen Feldzug in Südamerika im reizendsten Lichte ihm darstellte. Welch ein mildes, warmes Klima! welche Früchte! wohlhabende, fleißige Menschen, und das Verdienst, Rebellen zu besiegen, einer ganzen Kolonie die Ruhe wieder zu geben — nein, diesen Bildern widerstand er nicht. Er ließ nicht ab, seinen Vater mit Bitten so lange zu bestürmen, bis dieser endlich seufzend nachgab.

Wilibald wurde als Lieutenant angestellt, und schiffte nach Surinam mit den glänzendsten Erwartungen. Diesmal glaubte er sich nicht getäuscht, als nun die Stadt Paramaribo so anmuthig vor ihm lag, die nahen Wälder mit üppigem Grün geschmückt, die Luft von den lieb-

lichsten Düften geschwängert. Zahllose Böte, hin und her schwankend, belebten den breiten Strom. Die fröhlichen Einwohner wimmelten am Ufer und empfingen die Kommenden mit herzlicher Gastfreiheit. Der Gouverneur gab ihnen sogleich ein prächtiges Mittagsmahl, wo die ausgesuchtesten Leckereien in silbernen Schüsseln den Gaumen reizten, die würzhaftesten Weine den Durstigen erquickten. Ein Schwarm von hübschen Negerinnen und Mulatten-Mädchen bedienten sie bei der Tafel. Sie gingen Alle, nach Landessitte, bis zu den Hüften nackend, von da an waren sie in den feinsten indischen Musselin gekleidet, der Körper und die Arme mit goldenen Ketten und Blumen geschmückt.

»Surinam ist ein Paradies!« rief Wilibald, als er am Abend sich schlafen legte. Etwas gemäßigter war sein Entzücken, als er am Morgen erwachte, und Gesicht, Brust, Hände ganz getigert fand. Myriaden Muskitos — man pflegte sie wegen ihres Summens des Teufels Trompeter zu nennen — hatten ihn umschwärmt und gestochen. Er mußte sich mit Citronensaft waschen, um die Schmerzen zu erleichtern. Indessen vergaß er diese Beschwerde bald, da die reichen Pflanzer ihn mit Gastfreundschaft überhäuften, und die schönsten Damen ihm um die Wette liebkosten; denn es ist ein Sprichwort in Surinam geworden, daß die dortigen Frauenzimmer und die Muskitos am liebsten neue Ankömmlinge suchen.

So lebte er denn einige Wochen in den angenehmsten Zerstreuungen, und segnete den Augenblick, indem er sich zu diesem Zuge entschlossen. Doch nun rückten die Truppen in's Feld, oder vielmehr in Sumpf und Wald. Wilibald wurde mit zwei Barken nach dem Cottica-Fluß beordert, um dort zu kreuzen. Der einzige Erfrischungsort, den er unterwegs antraf, hieß Devil's Harbour (Teufels-Herberge), wegen seiner Ungesundheit mit Recht so benannt. Dort fand er auch ein sogenanntes Hospital, in welchem das Elend jede Beschreibung überstieg. Er schiffte weiter bis zu dem ihm angewiesenen Standpunkte, wo nur Wasser, Wald und Himmel ihn umgaben, eine düstere Einöde, in der keine Spur von Menschen zu entdecken war. Von dort aus kommandirte er die eine Barke, seiner Instruktion gemäß, noch höher hinauf. Er selbst blieb wo er war, und suchte vergebens Mittel, die traurige Lage sich zu erleichtern. Am Ufer durfte man nicht einmal die Speisen kochen, aus Furcht, von den Negern überfallen zu werden; es mußte, trotz der Feuersgefahr, auf der Barke geschehen. Doch alle Elemente schienen sich zu verschwören: der Regen strömte gleich einer Sündflut nieder, und nur verstohlen durfte man Athem schöpfen, um nicht eine Schar von Muskitos in sich zu saugen. Dieses Geschmeiß gönnte Keinem Ruhe und verließ die Schlafenden nur am Morgen mit Blut und Beulen bedeckt. Täglich mußte Wilibald Kranke nach der Teufelsherberge schicken, und täglich kamen deren auch von der andern Barke, um gleich-

falls in das elende Hospital geschleppt zu werden, und mit jedem rückkehrenden Boote die Nachricht kam, daß wieder einige Mann gestorben *). Frisches Fleisch mangelte gänzlich. Dann und wann wurde eine Meerkatze geschossen, und als ein Leckerbissen verzehrt. Die Zahl der Mannschaft verminderte sich täglich, und die noch lebten, waren mit ekelhaften Geschwüren bedeckt. Das Elend stieg auf's höchste. Wilibald selbst erkrankte, und hatte im hitzigen Fieber nichts als einen Trunk Wasser, den ein Neger ihm gleichgiltig reichte. Seine Jugendkraft siegte.

Als er endlich von diesem schrecklichen Posten erlöst wurde, und seine dahin geführte Mannschaft überzählte, waren von fünf Offiziers noch zwei, und von vierundfünfzig gesunden Leuten zwei Korporals und fünfzehn Gemeine übrig. Er murrte, aber bereute seinen Entschluß noch nicht, vermeinend, es würde ihm ein glücklicheres Los getroffen haben, wenn man ihn mit in die Wälder geschickt hätte, um die empörten Neger aufzusuchen. Auch dieser Wunsch wurde erfüllt, doch er stutzte nicht wenig, als er den Marsch nun wirklich antrat. An gebahnte Wege war nicht zu denken. Ein Trupp Neger mußte mit Beilen voran, um einen Fußpfad durch's Gesträuche zu hauen. Bald war man gezwungen, bis über die Hüften im Schlamme zu waten,

*) Diese Beschreibung ist buchstäblich wahr, und aus Stedmann's Reisen entlehnt.

bald über umgestürzte Bäume zu klettern, wobei der ganze Körper von Dornen zerrissen, von wilden Bienen gestochen, von Ameisen zerfressen, von der brennenden Sonne gebraten wurde; viele blieben liegen und verschmachteten, andere wurden in Hangematten nachgetragen.

Sobald die Sonne unterging, umhüllte sie Alle die finstere Nacht. Die Wanderer mußten dann auf's Geradewohl forttappen, oder im Sumpfe sich lagern, auf die Gefahr, eine Klapperschlange, oder sonst ein giftiges Gewürm, zum Schlafgesellen zu erhalten. Dann brüllten die Tiger um sie her, und sie durften diese Gäste nicht einmal durch Feuer oder Geschrei vertreiben, um sich den lauernden Rebellen nicht zu verrathen. Wurden sie von diesen überfallen, so entging Keiner dem grausamsten Tode.

Gesetzt aber auch, die ganze Expedition lief glücklich ab — gleich der, an deren Spitze jetzt Wilibald ausgezogen — worin bestand dies Glück? — Einige Neger wurden gefangen und verstümmelt, einige Dörfer in Flammen gesteckt, einige Pflanzungen von Reiß und Hauswurzeln zerstört. Nach solchen Triumphen kehrte der junge Held nach Paramaribo zurück, und hatte abermals mehr als die Hälfte seiner Mannschaft eingebüßt, lag selbst wiederum viele Wochen krank in seiner Hangematte, und es wuchsen ihm Würmer unter den Nägeln. Er konnte sich nicht länger verhehlen, daß dieses Leben eine ununterbrochene Höl-

lenqual sei, allein er tröstete sich immer noch mit dem Gedanken: „es sind doch brave Leute, für die ich mich aufopfere, diese gastfreien Pflanzer mit ihren liebenswürdigen, zuvorkommenden Frauen, die täglich in Gefahr stehen, von grausamen Rebellen geplündert und ermordet zu werden. Ich bereue es nicht, um ihretwillen so viel erduldet zu haben. Noch im höchsten Alter wird mir die Erinnerung Freude machen, wenn ich erzählend unter meinen Kindern und Enkeln sitze."

Sogleich malte ihm die schöpferische Einbildungskraft einen lieblichen Kreis von Kindern und Enkeln, in deren Mitte er mit grauen Haaren sich seiner Thaten rühmte, und dieses Bild tröstete ihn über alles Ungemach. Vollends vergaß er dessen, als er nun wieder gesund wurde und die Einwohner ihn um die Wette zu ihren Freudenfesten luden. Aber indem er so von einer Pflanzung zur andern fuhr, lernte er nun auch den Zustand der Neger kennen, und erwachte aus seinem Traume mit fürchterlichen Zuckungen.

Er sah einen jungen, schönen Neger traurig herum hinken, während die andern fröhlich tanzten; man hatte ihm die Sehnen am Fuße zerschnitten, weil er einst entsprungen war. Einem andern sah er die Zähne ausgebrochen, weil er von dem Zucker, den er selbst mühsam baute, ein Stückchen entwendet hatte. Einen Greis erblickte er an

einen Ofen gefesſelt, in welchem Rhum deſtillirt wurde. Mit Geſchwüren bedeckt ächzte der Alte Tag und Nacht bei der Glut des Feuers. Ein Knabe trug ein Halsband mit Stacheln, ſo, daß er nur ſitzend oder ſtehend ſchlafen konnte. Ein Anderer bewohnte ein Hundshäuschen, lag an der Kette wie ein Hund, und mußte die Vorübergehenden anbellen. Ein Dritter ächzte im ſpaniſchen Bocke, das heißt, die Hände waren ihm vorne zuſammengebunden, die Knie zwiſchen den Armen durchgezwängt, dann hatte man durch den Triangel, welchen die Kniekehlen mit den Armen bildeten, einen Pfahl gebohrt und dieſen in die Erde getrieben, ſo, daß das arme Schlachtopfer ſich eben ſo wenig rühren konnte als ein Todter. Und wenn Wilibald ſchaudernd nach den Verbrechen aller dieſer Unglücklichen forſchte, ſo hatte Jener einen Verſuch gemacht, zu entfliehen, dieſer ein wenig Rhum geſtohlen, ein Dritter wohl gar nur ſcheel dazu geſehen, wenn ſein geliebtes Weib von einem wollüſtigen Verwalter mißhandelt wurde. Nicht ſelten mußte Wilibald hören, daß ein Neger unter den Martern ſeines grauſamen Herrn den Geiſt aufgegeben, und wenn er mit empörtem Gefühle fragte: welche Strafe empfängt der Herr für ſolche That? ſo antwortete man ihm lächelnd: Keine, es wäre denn, daß ein Weißer als Zeuge gegen ihn aufträte, denn das Zeugniß eines Sklaven iſt ungiltig.

„Und die Strafe in dieſem Falle?“

»Ein Stück Geld. Aber ein kluger Herr kann sich auch das ersparen. Will er eines Sklaven sich mit guter Manier entledigen, so nimmt er ihn mit auf die Jagd, läßt ihn das Wild auftreiben, und schießt ihn nieder, als sei es durch Zufall geschehen, dann ist weiter keine Rede davon. Oder er läßt den Sklaven im Walde nackend an einen Baum binden, unter dem Vorwand, ihm die Glieder auszudehnen, wo ihn die Muskitos in einigen Tagen zu Tode martern.«

Auf einer Pflanzung hatte Wilibald ein sehr hübsches, schlankes Mädchen von fünfzehn Jahren bemerkt. Als er bald nachher wieder dahin kam, erkannte er das arme Kind nicht mehr. Auf Befehl ihrer eifersüchtigen Gebieterin hatte man ihr ein glühendes Eisen auf Stirn, Wange und Mund gedrückt, auch die Sehnen an den Füßen durchgeschnitten. Sie war nun ein häßlicher, elender Krüppel.

Diese Gräuel empörten des Jünglings Gemüth auf's Höchste, und eine Begebenheit, von der er selbst Zeuge war, machte ihn fast wüthend. Eine schöne, ihrer Geistesbildung und Sanftmuth halber berühmte Dame lud ihn zu einer Spazirfahrt auf dem Strome in einer geschmückten bequemen Barke. Er saß mit ihr an einem Ende des Bootes, das Wetter war angenehm, die Unterhaltung lebhaft — aber am andern Ende schrie ein Negerkind an der

Mutter Bruſt, und konnte nicht zum Schweigen gebracht werden. Da ſagte endlich die Dame ganz gelaſſen: »Bringt mir das Kind her!" Die Mutter gab es ihr zitternd, und — ſie ſchleuderte es in's Waſſer. Die kreiſchende Mutter ſprang augenblicklich hinter drein, wurde aber von den Negern ſogleich wieder aufgefiſcht, und bekam für ihre Verwegenheit vierhundert Geißelhiebe, indeſſen ihr Kind, ſein Aermchen noch einmal emporſtreckend, von den Wellen fortgeführt wurde. Wilibald ſaß verſteinert bei dieſem gräßlichen Schauſpiele, und ſtarrte die ruhige Mörderin an. So bald er ſich wieder beſinnen konnte, wollte er ſie ſelbſt über Bord ſtürzen. Sie ſchrie, er ſei wahnſinnig. Ihre Leute mußten ihr zu Hilfe kommen. Erſchrocken ließ ſie am nächſten Ufer landen; Wilibald ſprang aus dem Boote, und verfluchte den Augenblick, wo ſeine Fantaſie in dies vermeinte Paradies ihn gelockt.

»Groſſer Gott!" rief er ſchmerzlich, »für ſolche Menſchen habe ich meinen Degen gezogen und tauſendfache Beſchwerden erlitten! — Rebellen wären jene Neger? Grauſam nennt man ſie? — Wahrlich! ſie ſind nur zertretene Unglückliche, die, mit dem Blute ihrer Weiber und Kinder beſpritzt, von der Verzweiflung in die Wälder gejagt werden."

Jetzt wollte er durchaus zu dieſen Gemißhandelten übergehen, an ihrer Spitze fechten, ſich Ruhm und Segen

erkämpfen, und vielleicht hätte seine Fantasie ihn diesmal am wenigsten irre geführt; aber der Oberst seines Regiments hielt ihn in der That für wahnsinnig, ließ ihn an Bord eines segelfertigen Schiffes bringen, und schickte ihn nach Europa zurück.

Hier war indessen sein Vater gestorben, und Wilibald Erbe eines schönen Landgutes geworden. Da wollte er hinfort leben, von der bösen Welt geschieden, und abermals entwarf die Einbildungskraft mit ihrem Zauberpinsel ihm ein herrliches Gemälde. Er sah sich unter dankbaren, durch ihn beglückten Bauern, auf blühenden Feldern, die er selbst urbar gemacht, oder in einem schönen Park, den er selbst gepflanzt hatte. Mit Ungestüm umfaßte er diesen neuen Lebensplan, der ihn, weil er wirklich einer der besten war, einige Jahre fest hielt; aber es ging auch hier nicht immer so, wie die Fantasie ihm vorgegaukelt hatte. Bei allen Wohlthaten, die er seinen Bauern erzeigte, kränkten sie ihn oft durch Undankbarkeit; die Felder, die er urbar machte, wurden beim Durchbruch eines Dammes verwüstet; die Bäume, die er pflanzte, wollten nicht schnell genug wachsen. Da wurde Wilibald kühler, besuchte seltener die Hütten und Fluren, fand mehr Geschmack am Lesen und — Faullenzen.

Die Dichtkunst zog ihn jetzt in ihren magischen Kreis. Er ließ sich ganze Ballen Gedichte kommen (denn, Gott

wo sie wohne? und ob Hymen's Band sie noch nicht feßle? — Der Buchhändler antwortete: sie sei eines Schulmeisters Tochter, wohnhaft in Nimwegen, und seines Wissens noch unvermählt.

Jetzt wagte Wilibald eine poetische Epistel an sie zu schreiben, die, zu seiner höchsten Wonne, nicht unbeantwortet blieb. Es entspann sich eine Korrespondenz in Versen, in der sich beide Theile die schmeichelhaftesten Dinge sagten. Er nannte sie seine Muse, sie nannte ihn ihren Apollo; seine Fantasie pumpte das Herz immer höher in den Kopf hinauf, und endlich konnte er dem Drange nicht länger widerstehen, in Alexandrinern anzufragen: ob die Muse den Apoll heirathen wolle? — Es wurde ihm in Jamben geantwortet: daß solches allerdings wohl geschehen könne, und sogleich ließ er anspannen, um auf den Flügeln der Liebe nach Nimwegen zu eilen. »Ich werde unaussprechlich glücklich sein!« rief er unterwegs alle Augenblicke dem Postillon zu, der sich jedesmal verwundert umsah und mit der Peitsche knallte.

Hoch klopfte Wilibald's Herz, als er die Thore von Nimwegen erreichte. Hastig sprang er aus dem Wagen, und fragte Jeden, der ihm begegnete, wo die berühmte Elise Morgenroth zu finden sei? Niemand wollte sie kennen. Das fand er unbegreiflich, und schimpfte auf die ganze, ihrer herrlichen Mitbürgerin so unwürdige Stadt.

Ein munterer Knabe antwortete endlich: es gebe in der Stadt einen Schulmeiſter Morgenroth. »Ganz recht! Führe mich zu dem!" Der Knabe trollte vor ihm her durch drei oder vier enge Gäßchen, und machte endlich Halt vor einem kleinen, gelben Hauſe, mit rothen Fenſterladen und grüner Einfaſſung. Es wurde an der Thüre geklingelt. Ein kleines hageres Männchen mit einer beräucherten Schlafmütze öffnete ſie. Das war der künftige Schwiegerpapa, der den fremden Herrn mit vielen Kratzfüßen empfing, und in ſeine beſte Stube führte, die zugleich ſeine einzige war. Die eine Hälfte derſelben füllte ein langer Tiſch für die Schulbuben; die andere hatte man ſpärlich in zwei Viertel getheilt, nämlich in des Schulmeiſters Werkſtatt, denn er war zugleich ein Buchbinder, und in den Muſentempel, in welchem, bei allem Lärm der lieben Schuljugend, Eliſe ihre Geiſteskinder gebar: da lagen Papiere und Bücher zerſtreut; da gab es der Tintenkleckſe auf dem Fußboden eine große Menge, und mitten unter den Papieren ſtand eine Büſte der Sappho, die von vielen tauſend unverſchämten Fliegen für ganz etwas anders war angeſehen worden.

Es wurde dem Jünglinge ſchwer, Eliſens Bild, das in einer Glorie um ihm vorſchwebte, mit dieſen Umgebungen zu paaren. Er ſchämte ſich in dieſem Augenblicke, reich zu ſein, da die Armuth ihre Dornen hier um Lorbeerkränze wand. Haſtig fragte er den demüthigen Vater nach

der lieblichen Tochter. »Sie sitzt oben im Taubenschlage,« antwortete der Alte, »und füttert ihre Tauben.«

»He, Grethe!« rief er zum Fenster hinaus, »es ist ein fremder Herr gekommen, der dich sprechen will.«

»Grethe?« sagte Wilibald, »ich denke, sie heißt Elise!«

»Ach nicht doch!« erwiederte der Schulmeister, »sie ist mit dem christlichen Namen Margaretha getauft; aber weil sie nun Verse macht, und, wie die Leute sagen, recht schöne Verse, so war ihr der Name nicht gut genug; sie schreibt sich Elise, bleibt aber doch meine Grethe, wenn sie es gleich nicht leiden kann.«

Die Muse auf dem Taubenschlage hatte kaum vernommen, ein fremder Herr sei angelangt, als sie die Gegenwart ihres Apoll ahnete, und eilig in einen Zwinger lief, den ihr Vater seinen Garten nannte, um sich mit Blumen zu schmücken. Nach einer Viertelstunde, voll der gespanntesten Erwartung, sah Wilibald endlich die Thür aufreißen, und seine Muse trat herein. Sie war eine mannhafte Person von dreißig Jahren und d'rüber, keine niederländische Schönheit, wie Rubens sie zu malen pflegte. Der Geist hatte das Fleisch verzehrt und spielte nun mit den Knochen. Eine Adlernase erhob sich zwischen kohlschwarzen Augen, welche Blitze schossen. Weiße Lilien

schimmerten in ihrem schwarzen Haar; ein dicker Busch von Rosen und Tulpen beschattete einen keuschen Busen, oder wenigstens die Gegend, welche die Natur ihm angewiesen hatte. Ueber ihre linke Schulter bis zur rechten Hüfte hinab ging eine Guirlande von Passionsblumen. Die langen Finger, nicht mit Ringen, wohl aber mit Tinte, dem Ehrenzeichen des Fleißes, geschmückt, spreiteten sich weit auseinander, um das Erstaunen auszudrücken, und ein leises Ha! entschlüpfte dem breit lächelnden Munde.

Wilibald fiel von seiner Höhe ein wenig unsanft herab, als er die bekränzte Dichterin erblickte. Allein sie schwärmte so erhaben über das eigentliche Leben, das poetische, und über die Verbindung gleich gestimmter Seelen, und über die wonnigliche Zukunft, die ihrer harrte, daß Wilibald entzückt — weder den Mangel körperlicher Reize, noch den Ueberfluß der Jahre achtend — ihr Haupt, statt der Lilien, mit Mirten krönte — prosaisch gesprochen: die Jungfer Margarethe Morgenroth heirathete. Im Triumphe führte er sie auf sein Gut, wo nun Alles, was der Reichthum gewährt, mit den feinsten geistigen Genüssen für ihn, den Beneidenswerthesten aller Sterblichen, abwechseln sollte.

Doch nimmer hatte die Fantasie ihn so hart getäuscht, als dieses Mal. Seine Frau sah er selten, denn sie machte

Verse und kam nur in einer Negligé zu Tische, auf dem Schmutzflecke und Dintenflecke einträchtig in einander flossen. Trat er in ihr Heiligthum, so bat sie ihn, entweder sie nicht in der Begeisterung zu stören, oder sie las ihm einige Stunden lang ihre Gedichte vor. Lud er sie zu einem Spazirgange, so konnte sie entweder sich von ihrem Schreibtische nicht trennen, oder sie zog ihn auf die nächste Rasenbank, und las ihm ihre Gedichte vor. Mit der Landwirthschaft befaßte sie sich nur in ihren Gesängen, in welchen die Stiere anmuthig brüllten, und die Schafe lieblich blökten.

Der arme Wilibald war des ewigen Singsangs herzlich müde, und der Himmel weiß, wozu am Ende die Verzweiflung ihn würde getrieben haben, wenn nicht der Tod sich seiner erbarmt, und die Muse aus dem ersten Wochenbette, mit einem Wiegenlied auf der Lippe, hinauf unter die ewig singenden Engelein geführt hätte. Nun athmete er frei, und schwur, daß seine Fantasie ihm nie wieder einen solchen Streich spielen sollte. Jetzt war die Einsamkeit ihm wieder so behaglich, er hörte keine Verse mehr, die Almanache verschwanden von seinem Tische.

Nur der Trieb nach Thätigkeit quälte ihn oft. »Ich bin jung und reich,« sagte er, »ich könnte der Welt viel nutzen; doch was habe ich bisher gethan? Ein Dutzend Komödianten traktirt, ein Dutzend Reißfelder in Surinam

verwüstet, ein Dutzend Bäume auf meinem Gute geflanzt, ein Dutzend Gedichte zusammen gestoppelt — und doch wohnt Kraft in mir zu irgend einem großen Unternehmen, zu irgend einem weitgreifenden Wirken für das Heil der Menschheit."

»In dieser Stimmung sprach eines Abends ein Wanderer ihn um ein Nachtlager an. Der Mann sah rechtlich aus, trug einen grauen, von oben bis unten zugeknöpften Rock, einen zweimal aufgekrempten Hut, und einen langen Stab. Ueber sein ganzes Wesen war ein gewisser feierlicher Ernst verbreitet. Wilibald nahm ihn auf und fragte: woher? wohin?

»Ich komme aus Deutschland," war die Antwort, »und gehe nach England."

»Und Ihre Geschäfte?"

»Verbreitung des christlichen Glaubens unter den armen Heiden."

»Gibt es in England noch Heiden?"

»Nein, mein Herr, im Gegentheil, es gibt daselbst eine sehr christliche Missions-Gesellschaft, deren löblicher Zweck ist, die Blinden und Lahmen zu der Tafel des Herrn zu berufen. Eben jetzt wird ein Schiff ausgerüstet, um Missio-

näre nach den Südsee-Inseln zu bringen. Auch ich bin, wiewohl unwürdig, erwählt worden, ein Arbeiter im Weinberge des Herrn zu werden, und eben jetzt eile ich, um diesem erhabenen Berufe zu folgen."

Wilibald sprach von den Mühseligkeiten und Gefahren, die ohne Zweifel seiner warteten. Da verwandelte sich des Mannes hoher Ernst in eine Art von andächtiger Freude und Schwärmerei. Von dem vielen Guten sprach er, das er mit dem Beistande Gottes stiften werde, und wie dieses Gute nicht auf lebende Geschlechter, sondern auch auf ihre spätere Nachkommenschaft wirken könne; und wie, nach mehreren Jahrhunderten vielleicht, ein großes, mächtiges, moralisch-gebildetes Volk ihn unter seine ersten Wohlthäter zählen werde.

„Ha!" rief er begeistert aus, „was sind dagegen Mühseligkeiten und Gefahren! was wäre selbst der Tod! In diesem Berufe sterben ist selig und süß!"

Mehr bedurfte es nicht, um Wilibald's Einbildungskraft zu entflammen. Er konnte die ganze Nacht kein Auge schließen, immer sah er die Südsee-Inseln vor sich herum schwimmen. Alles, was er jemals von ihrem milden, gesunden Himmelsstriche, ihrem fruchtbaren Boden und von der Gutmüthigkeit ihrer Bewohner gelesen, rief er in sein Gedächtniß. Hier bot sich ihm nun eine Gelegenheit dar, seinen

heißen Wunsch zu erfüllen; hier konnte er der Menschheit nützlich werden. Es dämmerte noch, als er schon aus dem Bette sprang, und kaum hatte er Geduld, den Morgen zu erwarten, um seinen plötzlich gereiften Entschluß dem frommen Gaste mitzutheilen. Der vernahm ihn mit Rührung, und dankte Gott, der abermals eine Seele erweckt, um seinen Namen unter den Heiden zu verherrlichen. Gern ließ er sich überreden, noch einige Tage zu verweilen, damit Wilibald sein Haus bestellen, und dann als Reisegefährte mit ihm wandern könne.

So zogen sie nun nach London, wo die Missions-Gesellschaft den unerwarteten, reichen Ankömmling mit Freuden aufnahm, und einer großen Anzahl von Auserwählten aus allen Ständen ihm zugesellte, die bald nachher auf dem Schiffe Duff, unter Kommando des Kapitäns Wilson, absegelten, und nach einer glücklichen Fahrt zu Otaheite landeten.

»Nun werde ich diese herrlichen Menschen kennen lernen,« rief Wilibald, »unter welchen noch die Unschuld des ersten Weltalters wohnt.«

Bald wurde sein Wunsch erfüllt *). Eine Menge Insulaner kamen an Bord. Sie sprangen wie unsinnig auf

*) Die folgende Beschreibung ist buchstäblich wahr, und aus Wilson's Reise entlehnt.

dem Verdecke herum, schrien Tayo! Tayo! und stanken gewaltig nach Kokosöl. Man mußte sie mit tausend Augen bewachen, denn sie waren sehr geneigt, Alles zu stehlen, was ihnen gefiel. »Das sind nur gemeine Leute,« dachte Wilibald, »die Vornehmen finden wir ohne Zweifel gesitteter.«

Die Missionäre begaben sich an's Land. Der König, ein dummer Junge von siebzehn Jahren, erschien nebst seiner Gemahlin. Beide wurden von Männern getragen, denen sie auf den Schultern saßen, die Beine vorne herabhängen lassend, und an deren Köpfen sich anlehnend, wobei sie sich den königlichen Zeitvertreib machten, den Trägern das Ungeziefer aus den Haaren zu lesen. Die Königin hatte unter allen Weibern allein das Vorrecht, diese Thierlein zu schmausen, und sie bediente sich desselben häufig. Sie hatte noch keine Kinder. Im Grunde war sie die Frau eines jeden ihrer Knechte, und diese buhlerische Lebensart brachte sie um das Glück, Mutter zu werden. Otu hieß der dumme König. Sein Vater, Pomare, regierte gleichsam als Vormund an seiner Seite. Er hatte gleichfalls eine liebenswürdige Gemahlin, Iddia, die aber nicht von ihm, sondern von einem sogenannten Tautau (einer der Geringsten im Volke) schwanger, und deshalb gesonnen war, ihr Kind umzubringen, sobald es auf die Welt käme.

Von einem schönen Eifer beseelt, beschloß Wilibald an ihr das erste Probestück seiner Bekehrungsgabe abzu-

legen. Durch einen Dolmetscher stellte er ihr beweglich die große Sünde des Kindermordes vor. Sie lachte ihm in's Gesicht und sagte, das Kind in ihrem Schooße sei von einem unedlen Vater, darum müsse es sterben. Wilibald bat sie, es ihm zu übergeben, sobald es geboren wäre, es solle ihr nie zur Last fallen, da er für dessen Erziehung sorgen werde. Zugleich versprach er ihr, wenn sie mit diesem guten Beispiele ihrem Volke vorgehen würde, es der Königin von England zu melden, die sich darüber freuen und ihr kostbare Geschenke zusenden werde. Aber sie blieb dabei, und kehrte unwillig dem Prediger den Rücken. Ihr Geliebter hatte, mit dem gleichgiltigsten Gesichte von der Welt, Alles mit angehört.

Einige Tage darauf erfuhr Wilibald, daß sie ihr Kind wirklich ermordet, und auf seinen Antrag wurde nun beschlossen, sie mit Verachtung zu behandeln, so oft sie vor den Missionärs sich blicken ließe. Doch Iddia kehrte sich eben so wenig an dieses Zeichen der Mißbilligung, als an jene Ermahnungen, und da sie eine Person von Bedeutung war, so mußte man, zu Wilibald's großem Verdruß, eben so glimpflich mit ihr verfahren, als in Europa in ähnlichen Fällen zu geschehen pflegt. Das war indessen bei weitem nicht die einzige Gelegenheit, wo er sich genöthigt sah, seine hohen Erwartungen herab zu stimmen. Er lernte die saubere Gesellschaft der Arroy's kennen, deren Mitglieder mehrere Weiber haben (die sie

unter einander vertauschen, und deren Kinder sie nach der Geburt ermorden; die nie arbeiten, sondern sich blos von Rauben und Plündern nähren), und zu der sich dennoch die vornehmsten Insulaner zählen. Er lernte die verworfenen Mahu's kennen, männliche Geschöpfe, die von Kindheit auf in Weibertracht als Weiber erzogen werden, und gleich diesen Buhlschaft treiben. Er lernte die grausamen Menschenopfer kennen, bei welchen der Priester dem unglücklichen Schlachtopfer ein Auge aushöhlt, und es auf einem Pisang-Blatte dem Könige präsentirt.

Nach solchen Erfahrungen schien es ihm freilich nur ein Geringes, daß die vortrefflichen Otaheiten sammt und sonders unaufhörlich die Missionärs zu bestehlen suchten; daß die Höflinge unter Allen die ärgsten Diebe waren; daß Seine Majestät selbst eine gestohlene Axt verheimlichten, und des Diebes Geschicklichkeit hoch priesen — noch geringer der Ekel, den ihre Schmausereien erweckten, wo das berauschende Getränk aus Wurzeln, von alten Weibern gekaut, zubereitet wurde — oder die nächtliche Marter, wenn die Flöhe ihn und seine Gefährten dermaßen quälten, daß sie mitten in der Nacht aufspringen und in die See laufen mußten.

Alle diese Annehmlichkeiten hatten die Hitze seiner Einbildungskraft schon sehr abgekühlt. Er sah, daß von dem wärmsten Bekehrungseifer hier wenig Frucht zu hoffen sei,

und als nun vollends die sichere Nachricht einlief, daß die Oberhäupter der Insel bei einer Schale Ava sich verschworen, die Missionäre zu plündern und fortzujagen, sobald sie mit dem nächsten Schiffe noch mehrere Kostbarkeiten würden erhalten haben, da wartete er die Vollziehung dieses Vorhabens nicht ab, sondern begab sich klüglich mit dem Kapitän Wilson nach Europa zurück. Dort verlockte ihn die Fantasie noch mehr als einmal, nach diesem oder jenem Ziele zu ringen, das in der Ferne schimmerte wie ein Licht, und in der Nähe gewöhnlich aus einem Stücklein faulen Holzes bestand; aber er war doch nun schon etwas behutsamer geworden, und endlich verschaffte ihm das Glück die Bekanntschaft eines Mannes, der seine sthenische Einbildungskraft vollends heilte.

Morton, ein Engländer, hatte sich in seiner Nachbarschaft angekauft, und wohnte da mit seiner einzigen Tochter, einem hübschen, sittsamen Mädchen. Auf einem Spazirgange, den Wilibald eines Tages in tiefen Gedanken bis über seine Grenze machte, sah er Arabellen zum ersten Male. Sie suchte Erdbeeren. Ihre Schönheit gehörte nicht zu jenen blendenden, die auf den ersten Blick fesseln, und oft beim zweiten wieder los lassen, aber ihre Physiognomie hatte etwas Stillfreundliches, Anziehendes, das, oft gesehen, nur fester bindet. Aus bloßer Neubegier redete Wilibald sie an. Sie war nicht verlegen, doch schüchtern, und als sie merkte, daß der Fremde das Ge-

spräch verlängern wollte, sagte sie: »dort auf dem Hügel unter der Eiche sitzt mein Vater; er wird sich freuen, Ihre Bekanntschaft zu machen.“ Wilibald ging mit ihr und fand den alten Morton, wie er Kräuter durch eine Lupe betrachtete. Beide kamen sich mit Offenheit entgegen, man freute sich der Nachbarschaft, und in Kurzem war man unzertrennlich.

»Soll ich Ihnen sagen,“ hub Morton eines Tages an, »warum Ihre Einbildungskraft so oft den Meister über Sie spielte? — Aus dem unbefriedigten Triebe der Thätigkeit entspringt Langeweile, und diese ist die geschäftigste Dienerin der Fantasie. Viel haben Sie versucht; nichts genügte Ihrem rastlosen Triebe. Ihr Sinn für das einzig Wahre, Gute und Schöne hatte Sie schon von selbst auf den rechten Weg geleitet. Sie wurden Landmann — aber, mein Freund, um auf dem Lande Zufriedenheit zu finden, muß man unaufhörlich beschäftigt sein, muß jeder Tag, jede Stunde ihr angewiesenes Werk haben. Selten ist die Landwirthschaft allein dazu hinreichend, zumal im Winter. So alt ich bin, so würde ich noch heute in die große Welt zurück kehren, und gleich Ihnen vielleicht, mit Hilfe meiner Einbildungskraft, manchen abenteuerlichen Plan entwerfen, wenn ich nicht so glücklich wäre, durch mannigfaltige, selbstgeschaffene Unterhaltungen den bösen Geist in jeder Stunde zu bannen. Ich säe und ernte, ich bin Gärtner und Botaniker, Maler und Baumeister;

ich pfusche in manches Handwerk, bin Drechsler und Tischler. Kurz, wie der heil. Hieronymus die Augen gar nicht vom Lesen aufschlug und folglich unverführt blieb, obgleich der Satan bald vor ihm bald hinter ihm stand, so bin ich keinen Augenblick ohne Arbeit, und das bändigt den Satan der Fantasie. Machen Sie es wie ich, mein junger Freund, und gelingt es Ihnen Anfangs nicht, will noch einmal Ihre Einbildungskraft Sie nach Surinam oder nach Australien locken, so kommen Sie erst zu mir, damit wir das Ding nicht blos von vorne, sondern auch von hinten betrachten, und damit wir das Gute, was Sie wirklich schon besitzen, gegen dasjenige abwägen, was Sie erlangen wollen. Gewöhnlich wird sich dann finden, daß Sie reicher sind, als Sie glauben, und besser thun, den Sperling in der Hand zu halten; ohne auf das Dach zu klettern, um den Storch herabzuholen."

Wilibald nutzte diesen treuen Rath und spürte in Kurzem die wohlthätigen Folgen. Nach einigen Monaten wunderte er sich außerordentlich, als er die Entdeckung machte, daß er Arabellen liebe, denn sie hatte sich nicht durch die Fantasie in sein Herz gedrängt, sondern war ganz leise an der Hand der Vernunft hinein geschlichen. Sobald aber die Entdeckung einmal gemacht war, mischte sich die Fantasie augenblicklich wieder in's Spiel, und verschönerte ihm die Zukunft durch Arabellens Besitz. Nur

täuſchte ſie ihn diesmal nicht; denn als er nun wirklich in ihr eine treue, verſtändige Gattin fand, das Kleinod der Erde, ſo fühlte er zum erſten Male, ſeine Fantaſie habe nicht hingereicht, ihm das ſtille Glück eines durch Arbeit und Liebe gewürzten Lebens recht lebendig darzuſtellen.

Oswald und Gustchen.

»Ich bitte dich herzlich,« sagte der alte Rath Wendling zu Oswald, seinem einzigen Sohne, »ich bitte dich herzlich, verheimliche mir nichts! — Leider hatteſt du von Jugend auf einen Hang dazu, der deiner Schweſter das Leben koſtete, als du noch ein Knabe von zwölf Jahren warſt.«

»Mein Gott! wie das?« fragte Oswald.

»Du hatteſt in der Schule den Sohn eines Schneiders kennen lernen, ich glaube, er hieß Gottlieb Stümper, und war eine Art von Poet.«

»O ja, ich erinnere mich ſeiner; ein närriſcher, aber gutmüthiger Menſch.«

»Das kann ſein. Du brachteſt nun alle deine Feierſtunden in dem Hauſe des alten Stümper zu, der noch eine Menge Kinder hatte. Mir ſagteſt du kein Wort davon. Wenn ich fragte: wo du geweſen? ſo hieß es immer: ſpaziren. Plötzlich bekam deine Schweſter die natürlichen Pocken. Ich hatte ſie ihr oft vergebens einimpfen laſſen. Die Schutzpocken kannte man damals noch nicht. Nur konnte ich nicht begreifen, wie ſie angeſteckt worden, denn ich wußte, daß in der ganzen Stadt nur in Stümper's Hauſe die

Pocken waren, und ich hatte, als Stadtphysikus, die gehörigen Maßregeln genommen, daß die Ansteckung sich weiter nicht verbreiten möchte; aber freilich, das wußte ich nicht, daß mein eigener Sohn täglich hinging. Du hattest deiner armen Schwester das Gift gebracht, an dem sie starb. Ich erfuhr das endlich und predigte dir schon damals, was ich leider noch immer predigen muß. Du hattest nicht die kleinste Entschuldigung; du wußtest recht gut, daß, wenn der junge Stümper ein braver, talentvoller Knabe war, ich den Umgang mit ihm keineswegs tadeln würde, weil ihn der Zufall zum Schneidersohn gemacht, es war blos die verdammte Lust, die du am Verheimlichen fandest. Damals weintest du bittere Thränen auf dem Grabe deiner Schwester, aber es blieb' beim Alten. Ich könnte dir noch hundert Geschichtchen erzählen, wo du durch jenen vermaledeiten Hang mich betrübtest oder ärgertest, wenn sie gleich nicht alle so unglücklich abliefen. — Nun, es ist vorbei. Du bist ein Jüngling geworden, hast in deinem Vater einen Freund gefunden, und wirst mir künftig keinen deiner Schritte verhehlen, nicht wahr?"

»Gewiß nicht, lieber Vater."

»Gib mir deine Hand darauf!"

Oswald gab ihm schnell und gern die Hand, die der Vater traulich schüttelte. »Du bist nun in den Jahren," fügte er noch hinzu, »wo man bisweilen dumme Streiche

macht. Das wird sonder Zweifel auch dir widerfahren, doch laß dich das nicht irre machen; vertraue mir immer auch deine dummen Streiche. Du findest doch auf der weiten Welt keinen Menschen, der geneigter wäre sie zu verzeihen, als deinen Vater. Wie oft kann durch Vertrauen den Folgen einer Unbesonnenheit vorgebeugt werden!"

Oswald versicherte heilig, daß er von der Wahrheit alles dessen innigst überzeugt sei — und so verhielt es sich auch: allein er hatte von Kindheit auf seinem verderblichen Hang zu oft schon nachgegeben; es war ihm zur Gewohnheit geworden, auch die geringfügigsten Dinge heimlich zu thun. Immer benahm er sich, als ob er auf der Maskerade wäre, und die Larve nie lüften dürfte. Das verursachte ihm selbst manchen Verdruß, dem Vater im Stillen manchen Kummer.

Als seine Schwester gestorben war, hatte der alte Wendling ein kleines verwaistes Mädchen aufgenommen, eine weitläufige Verwandte, und eines der gutmüthigsten, dankbarsten Geschöpfe. Oswald und Gustchen hatten einander recht lieb, woraus sie vor aller Welt Augen kein Geheimniß machte; er hingegen zeigte es nur, wenn sie allein mit einander waren. Niemand sollte es wissen, nicht einmal sein Vater, obgleich er nicht die mindeste Ursache hatte, zu vermuthen, daß der es mißbilligen würde, denn der Alte liebte Gustchen wie sein eigenes Kind. Dann

hätte aber diese schuldlose Zuneigung keinen Reiz mehr für Oswald gehabt.

Wirklich hatte der Alte den Plan, das gute Mädchen einst mit dem Sohne zu verheirathen, weil es ihm aber vorkam, als sei Oswald vollkommen gleichgiltig gegen sein hübsches Mühmchen, so schwieg er wohlbedächtig.

Von seiner verstorbenen Frau besaß er noch einen kleinen Schatz, bestehend in einigen goldenen Zierathen und einer brillantenen Brustnadel. Er verwahrte diese Dinge in einer Schachtel, die wiederum in einem Schranke stand, zu dem er bisweilen Gustchen den Schlüssel anvertraute, doch nur ihr allein, wenn dies oder jenes aus dem Schranke zu holen war. Eines Tages verlangte er ein Büchschen mit Balsam aus Mecca, welches auch seit vielen Jahren dort in einem Winkel stand. Gustchen hatte, nach langem Suchen, es endlich gefunden, und weil sie fürchtete, ihr Pflegevater möchte indessen ungeduldig geworden sein, so eilte sie es ihm zu bringen, und nahm sich nicht einmal die Zeit, den Schrank zu verschließen.

Oswald war an diesem Tage zu einem Kammerherrn eingeladen, der wöchentlich Konzerte gab. Es durfte wohl sonst kein Bürgerlicher in seinen Palast sich verirren; doch wenn solche Herren die Bürgerlichen brauchen, so nehmen sie es nicht so genau. Oswald spielte das Violoncell sehr gut, und, da es wenige Liebhaber gibt, die dieses Instru-

ment wählen, so werden diese Wenigen gesucht. Folglich verdankte er lediglich seiner Kunst die öfteren Einladungen zu dem Kammerherrn; aber seine Eitelkeit hatte ihn überredet, man sehe ihn überhaupt dort sehr gern. Das hübsche Fräulein vom Hause spielte schwere Sonaten von Beethoven auf dem Fortepiano, und wollte immer von dem jungen Wendling accompagnirt sein, weil er außerordentlich taktfest war; das nahm Oswald für eine aufkeimende, ihm sehr schmeichelhafte Liebe, und ob er gleich nicht das Mindeste für das Fräulein empfand, so putzte er sich doch immer am sorgfältigsten an ihres Vaters Konzerttagen.

Schon daß die Sache nicht zur Sprache kam, sondern einer kleinen Intrigue glich, das gefiel ihm außerordentlich. Eben wollte er auch heute wohl geputzt sich zu dem Kammerherrn begeben, als sein Weg ihn durch das Zimmer führte, in dem der offen gelassene Schrank stand. Hundertmal hatte sein Vater wohl sonst den Schrank in seiner Gegenwart geöffnet, und ihm freigestellt, dessen ganzen Inhalt nach Gefallen zu beschauen; aber das hatte Oswald's Neugier nie gereizt. Doch nun, da der Schrank zu verschließen vergessen worden, folglich er ihn heimlich untersuchen konnte, nun war es ihm unmöglich, der Begierde zu widerstehen. Er stöberte alle Winkel durch, fand auch das Kästchen, und erblickte die brillantene Brustnadel, die er keineswegs zum ersten Male sah. Sie war

ihm aber nie so hübsch vorgekommen. Wie, wenn er sie heute in seine Hemdkrause steckte? Das würde in der hochadelichen Gesellschaft sich vortrefflich ausnehmen, und es war zu vermuthen, daß mehr als Ein Blick aus den Augen des schönen Fräuleins darauf ruhen würde. Kurz, er nahm die Nadel und ging. Mit zwei Schritten konnte er in seines Vaters Zimmer sein, und ihm den unschuldigen Wunsch anzeigen, gegen den der Alte sicher nichts eingewendet hätte, aber heimlich schien doch besser. Er konnte ja die Nadel auch heimlich wieder hinlegen, oder sich mit Gustchen darüber verstehen; wozu war es nöthig, dem Vater diese Kleinigkeit zu sagen?

Mit der brillantenen Brustnadel prunkend trat er in den Konzertsaal, wo, außer dem Kammerherrn, eigentlich Niemand seinen Schmuck bemerkte. Aber dieser alte, verschuldete Höfling bemerkte ihn sehr wohl. Eigentlich gab er seine Konzerte nur, um Leute in's Haus zu locken, die er, nach abgethaner Musik im Spiel betrügen konnte. Zu diesen Auserwählten war Oswald bisher nicht gezählt worden; man hielt es nicht der Mühe werth, ihn zu rupfen; doch jetzt — die schönen Brillanten machten den Kammerherrn lüstern — und zum ersten Male wurden Oswald Karten präsentirt. Er hatte wohl bemerkt, daß diese Ehre sonst nur Offizieren und Leuten widerfuhr, die Kreuzchen im Knopfloche trugen; er fand sich dadurch geschmeichelt, und trat, mit großen Blicken um sich schauend,

zur Pharobank, als wollte er sagen: seht her, ich stehe auch unter euch.

Er mußte die kleine Eitelkeit theuer büßen, denn kaum war eine halbe Stunde vergangen, als er schon alle seine Barschaft verspielt hatte. Nun schämte er sich zurück zu treten.

»Wir sind hier unter uns,« sagte der edle Kammerherr, der ihn durchschaute, »wir spielen zum Zeitvertreib, und nehmen es nicht genau. Wenn Sie Lust haben, fortzuspielen, so können Sie durch Ihre Brustnadel sich in Avantage setzen, denn beim Spiel taxirt man solche Dinge hoch.«

Oswald war bestürzt über diesen Vorschlag, und doch meinte er, es sei unschicklich, ihn abzulehnen; man würde glauben, sein ganzes Herz hinge an einer Brustnadel, das möchte gar zu bürgerlich scheinen.

»O diese Kleinigkeit!« — sagte er, und gab sich alle Mühe, einen leichten vornehmen Ton nachzuäffen — »ich weiß wahrhaftig selbst nicht, was sie werth ist.« Bei diesen Worten zog er die Nadel aus der Hemdkrause, und überreichte sie dem Kammerherrn. »Ich verstehe mich auch nicht sonderlich darauf,« sagte dieser, indem er sie obenhin betrachtete, »aber hier ist der Consistorial-Präsident, der wird uns bestimmt sagen können, wie hoch wir sie taxiren dürfen.«

Dieser Ehrenmann, der stark auf Pfänder lieh, war allerdings der größte Diamantenkenner in der Gesellschaft. Er holte seine Brille hervor, beschaute das Ding von allen Seiten, in allerlei Licht, und erklärte endlich: »Im Spiel könne man achtzig Dukaten dafür geben. »Eine sehr liberale Schätzung," sagte der Wirth vom Hause, »allein es sei darum. Im Grunde geschieht es nur, um den jungen Herrn Wendling Revange zu geben.

Oswald verbeugte sich und spielte weiter, und ehe Mitternacht heran kam, war die brillantene Nadel verloren, wogegen er aber zum ersten Male das Glück hatte, zum Souper gezogen zu werden.

Mit sehr unbehaglichen Gefühlen kam er heim, und schlich in sein Bett. Der Verlust schmerzte ihn eben nicht; allein er wußte, daß sein Vater einen hohen Werth auf Alles legte, was seiner Mutter einst zugehörte. Die Furcht, ihn zu erzürnen, verbunden mit der Sucht, Alles zu verheimlichen, bestimmte ihn, die ganze Begebenheit zu verschweigen. »Wer weiß," dachte er, »ob mein Vater in seinem Leben wieder nach der Nadel fragt. Warum sollte ich ihm eine unangenehme Stunde machen?"

Aber der alte Wendling fragte allerdings nach der Nadel einige Wochen nachher, denn er wollte sie Gustchen, die eben sechzehn Jahr alt wurde, zum Geburtstag-Geschenke verehren, und hatte sich schon lange auf diesen

Tag gefreut. Diesmal ging er selbst zum Schranke, öffnete das liebe Kästchen, holte zwanzigmal Stück vor Stück heraus, wandte es zwanzigmal um und um, aber zu seinem Erstaunen fand er die Nadel nicht. Was sollte er davon denken? er hatte Niemand als Gustchen den Schlüssel anvertraut, und das Schloß war sehr stark, auch sonst kein Diebstahl zu vermuthen, denn schwerlich würde der Dieb sich damit begnügt, sondern lieber das ganze Kästchen mitgenommen haben. Sein Argwohn fiel daher auf Gustchen. Gern hätte er zehn solcher Nadeln darum gegeben, wenn er keinen solchen Argwohn hätte fassen müssen, und er suchte bei sich selbst die fatale Handlung so viel als möglich zu entschuldigen. »Ein junges Ding, meinte er; mädchenhafte Eitelkeit! Sie wird den glänzenden Schmuck herausgenommen haben, um sich einsam vor ihrem Spiegel damit zu putzen, dann hat sie wohl vergessen, ihn wieder an Ort und Stelle zu legen; sie konnte ja nicht wissen, daß ich ihn suchen würde, und ließ sich wohl nicht träumen, daß er ihr zum Geschenk bestimmt wäre. Es war immer nicht ganz recht von ihr, und sie muß ein wenig dafür geängstigt werden; denn auf jeden Fall hat sie mir eine Freude verdorben, indem sie nahm, was ich ihr geben wollte."

Er rief Gustchen auf sein Zimmer, und verwies ihr die Unbesonnenheit halb im Scherz, halb im Ernst. Anfangs verstand sie ihn gar nicht. Das nahm er übel: er

meinte, sie schäme sich zu bekennen. »Hat irgend Jemand,« sagte er, »den Schlüssel zum Schranke von dir empfangen?« »Nein.« »Nun so muß ich dir auf den Kopf Schuld geben, daß du, vermuthlich aus Spielerei, die brillantene Brustnadel meiner seligen Frau aus dem Kästchen genommen hast.«

Gustchen war fast vor Schrecken zu Boden gesunken. Sie wurde todtenbleich und zitterte heftig; das nahm der Alte für ein Bekenntniß. »Siehst du,« sagte er, »welche Folgen eine solche Handlung nach sich zieht? Da stehst du nun; mein Töchterchen, und dir ist übel zu Muthe.«

Gustchen konnte kein Wort hervorbringen, aber sie brach in einen heftigen Thränenstrom aus. Das entwaffnete den Alten schnell. »Nun, nun, es hat so viel nicht zu bedeuten.« — »Nicht zu bedeuten?« schluchzte sie, »ich eine Diebin?!«

»Ei, wer sagt denn das? — Neubegier, Eitelkeit, du hast sie wieder hinlegen wollen, und hast es vergessen.« — »Sie glauben das von mir?« — »Was soll ich denn sonst glauben?« — »Ach! ich armes, unglückliches Mädchen!« Mit diesen Worten stürzte sie hinaus, und Wendling dachte, sie ginge um den Schmuck zu holen, worauf er ihr noch eine kleine Ermahnung geben, aber sie dann beruhigen wollte. Doch er wartete vergebens, Gustchen kam nicht wieder. Ihre reine Seele hatte sie vor dem Gedanken, daß

ihr Pflegevater, ihr Wohlthäter, sie für eine Diebin halte, so heftig entsetzt, daß sie gänzlich die Besinnung verlor, und in halbem Wahnsinn aus dem Hause rannte.

Nach einer Viertelstunde wurde der Alte ungeduldig. Er schickte die Magd nach ihr, und mußte mit Erstaunen hören, sie sei nicht zu finden. »Sollte sie den Schmuck irgendwo versetzt haben? brummte er kopfschüttend. »Es wäre doch möglich, aber wozu? In meinem Hause bedurfte sie ja nichts? — Vielleicht hat sie einen Nothleidenden gefunden, den sie unterstützen wollte? das hätte sie mir doch sagen können. Nein, so hängt es nicht zusammen, aber wie ich mir das Räthsel lösen soll, das weiß Gott."

Er wartete wieder eine halbe Stunde, dann fing er an unruhig zu werden, und schickte nach seinem Sohne, um ihm aufzutragen, daß er Gustchen suchen solle. Unglücklicherweise war Oswald nicht zu Hause. Da kleidete der Alte sich hastig an, nahm seinen Stock, und ging nun selbst zu allen Bekannten, wo er sie etwa vermuthen konnte. Niemand hatte sie gesehen.

Es fing schon an dunkel zu werden. »Sie wird nun wohl wieder zu Hause sein," tröstete er sich, und wanderte heim. Schon von Ferne sah er seine Wohnung von einem Pöbelhaufen umgeben; das fuhr ihm eiskalt durch die Glieder. Mit klopfendem Herzen wankte er näher. Da

stürzte die Magd ihm heulend entgegen: Ach, Mamsell Gustchen!

»Ist sie todt?« fragte Wendling hastig. »Nein, Gottlob! sie ist noch zu rechter Zeit gerettet worden.«

»Gerettet? wovon?«

»Ach! Sie müssen es doch erfahren — Sie ist in's Wasser gesprungen! und hätte nicht zum Glück ein Soldat in der Nähe geangelt, so war es um sie geschehen. Der sprang ihr nach und zog sie glücklich an's Ufer. Ohnmächtig wurde sie heimgetragen; jetzt liegt sie im Fieber.«

Der Alte taumelte an die Wand des nächsten Hauses, und hielt sich fest an einem Thürklopfer, um nicht hinzusinken. Der Gedanke, daß sein liebes Gustchen seiner Hilfe jetzt als Arzt bedürfe, gab ihm bald wieder Kraft, von der Magd gestützt, in sein Haus zu wanken. Hier fand er Gustchen bewußtlos und irreredend. Er wandte alles an, was seine Kunst vermochte, und als sie endlich erschöpft in einen zuckenden Schlaf sank, ließ er den Soldaten holen, der sie gerettet, um ihn mit vollen Händen zu belohnen, und wo möglich auch einige nähere Umstände von ihm zu erfahren.

»Ich saß in einem Busch versteckt am Strome und angelte,« sagte der Kriegsmann, »da kam das Mamsellchen und rang die Hände, weinte, und ging immer am Ufer

auf und ab. Ich dachte, was soll daraus werden? und ließ sie nicht aus den Augen. So oft fremde Leute vorübergingen, nahm sie sich zusammen, und war ganz still. Aber sobald sie sich wieder allein glaubte, schluchzte sie, daß es einen Stein in der Erde hätte erbarmen mögen, und als es dämmerig wurde, rief sie plötzlich: Gott mag mir verzeihen! das überleb' ich nicht! Mit Einem Sprunge war sie im Wasser, und ich mit Einem Sprunge hinter ihr her, denn ich kann schwimmen, Herr Doktor!"

Kaum hatte der Alte den Soldaten entlassen, als Oswald athemlos hereinstürzte, mit wilden Blicken und zerstreutem Haare. »Vater! was ist geschehen?" das Gerücht, welches sich schnell in der ganzen Stadt verbreitet hatte, war auch ihm zu Ohren gekommen. Es hieß, Gustchen sei todt, und er rannte mit bebendem Herzen nach Hause, ohne zu ahnen, welchen Antheil er selbst an der fürchterlichen Begebenheit hatte. Der Vater erzählte ihm, was vorgegangen, und erstaunte nicht wenig, als Oswald sinnlos vor ihm niederfiel, seine Schuld bekennend.

Mit stummer Verachtung blickte Wendling lange auf den Unglücklichen, der, abermals durch Verheimlichung, auch seine zweite Schwester in ein furchtbares Grab gestürzt hatte. »Gott und der schuldlose Engel mögen dir verzeihen!" sagte er, »ich kann es nicht."

Oswald lag vernichtet vor ihm. Der Vater überließ ihm seinen Gewissensbissen, und setzte sich mit tiefer

Wehmuth vor Gustchens Bette, bewachte selbst jedem ihrer Athemzüge, vergaß sein Alter, seine Kränklichkeit, und wich nicht mehr von ihrem Lager, bis er sie außer Gefahr sah. Die kräftigste seiner Arzneien war die Nachricht, daß ihre Unschuld erkannt worden. Da weinte sie still und sanft, und der Alte, seine Thränen mit den ihrigen mischend, wollte sie um Vergebung bitten, aber sie legte ihm die Hand auf den Mund.

Oswald wagte es nicht, ihr Zimmer zu betreten. Sie selbst fragte zuerst nach ihm; er wankte wie ein Verbrecher herein, und sie vergab ihm mit himmlischer Milde. Aber ihre vorige Gesundheit erlangte sie nicht wieder. Sie, sonst wie eine Rose blühend, erschien jetzt mit blassen Wangen; ihr ganzes Nervensistem war zerrüttet, um ihren Seelenfrieden war's geschehen. Sie machte sich selbst unaufhörlich Vorwürfe, daß sie der Verzweiflung sich überlassen; daß sie statt auf einen gerechten Gott und ihre Unschuld zu vertrauen, eine Selbstmörderin habe werden wollen. Endlich erklärte sie ihrem Pflegevater: In seinem Hause, wo sie alles an diese schreckliche Begebenheit erinnere, könne sie nicht genesen.

»Ich habe ja den Schrank dir aus den Augen geschafft,« sagte er wehmüthig. Dankbar erkannte sie die zarte Sorge, doch bittend, wenn er ihr und sich selbst die Ruhe wieder geben wolle, sie auf einige Zeit zu entlassen. »Sie haben

nich," sagte sie, »mit Wohlthaten überhäuft. Die größte derselben war die Bildung, die sie mir gegeben. Nun bin ich herangewachsen, und kann mir allein forthelfen. Erlauben Sie mir einige Jahre unter fremden Menschen zuzubringen, und mein Brot selbst zu verdienen, das wird mir heilsam sein. Bedürfen Sie einst im höhern Alter meiner Pflege, so kehre ich schnell zu Ihnen zurück." Der Alte widerstrebte umsonst, sie beharrte fest auf ihrem Entschluße.

Den wichtigsten ihrer Bewegungsgründe verschwieg sie ihm — sie liebte Oswald im Stillen, trotz Allem, was sie durch ihn gelitten, und diese Liebe wollte sie bekämpfen, weil sie glaubte, daß er nichts für sie empfände. Aber Oswald war auch ihr vom Herzen gut, und diese Neigung würde sicher schnell zur Leidenschaft gewachsen sein, wenn er nur irgend ein Hinderniß heimlich zu bekämpfen gehabt hätte. So lange er sie täglich sah, und, wenn er wollte, auch allenfalls in seines Vaters Gegenwart, von seiner Liebe sprechen konnte, so lange fand er diese Lage nicht reizend genug, und blieb kühl. Ja, er willigte fast gern in die Trennung von ihr, weil er sogleich eine dunkle Hoffnung hegte, daß er, vielleicht außer seines Vaters Hause, eine Gelegenheit finden werde, eine Art von Intrigue mit ihr anzuspinnen. Gustchen aber, welche nicht in seinem Herzen las, füllte sich tief gekränkt durch die Ruhe, mit der er ihren Entschluß vernahm, und er bestärkte sie nur noch mehr in demselben.

Der Alte gab nach unter der Bedingung, daß sein Haus stets ihre Zuflucht bleiben sollte, wenn es in ihren neuen Verhältnissen ihr nicht gefiele. Einem seiner Freunde, der in allen guten Häusern bekannt war, hatte er aufgetragen, ihr eine annehmliche Stelle zu verschaffen. Sie hatte die Wahl unter mehrern, und wählte die einer Gesellschafterin bei einer fremden jungen Dame, die sich erst seit Kurzem an dem Orte aufhielt. Hauptsächlich zog sie diese Stelle darum allen andern vor, weil die Fremde von der Begebenheit nichts wußte, der sie sich noch immer beim Anblicke jedes Bekannten schämte; auch hoffte sie dort Oswald's Anblick am leichtesten zu vemeiden.

In den ersten Tagen, nachdem sie ihren Dienst angetreten — (denn Gesellschaft leisten müssen, ist fürwahr ein Dienst, und oft ein sehr schwerer) besuchte sie den Pflegevater noch einmal, doch zu einer Zeit, wo Oswald nicht zu Hause zu sein pflegte. Sie schien mit ihrer Lage sehr zufrieden; um so mehr wunderte sich der alte Wendling, als er nach einigen Wochen erfuhr, daß sie die fremde Dame plötzlich verlassen, und als Kammermädchen in die Dienste einer alten Gräfin getreten sei, deren Haus eine Art von Kloster war. Vergebens erwartete er einen neuen Besuch, um den Grund des schnellen Wechsels zu erfahren.

Dieser Grund war zwiefach. Gustchen hatte bald bemerkt, daß Fräulein Schildheim eine Verworfene

sei, obgleich mit der feinsten Bildung der großen Welt überfirnißt. Jeden Jüngling, gleichviel welchen Standes, suchte sie in's Netz zu ziehen. Schönheit galt ihr viel, Reichthum noch mehr. Sie konnte dem Einen zulächeln, und mit dem Andern liebäugeln, während sie einen Dritten verstohlen die Hand drückte, und so Jeden wähnen ließ, er sei der allein Begünstigte. Alles das geschah mit so vielem Anstand und Vorsicht, daß Gustchen Anfangs zweifelhaft war, ob sie ihr nicht Unrecht thue. Ein Zufall hob alle Zweifel. Es zog in einer Nacht ein starkes Gewitter herauf. Gustchen, die nur wenige Schwachheiten ihres Geschlechtes besaß, doch unter andern die, sich vor Gewitter zu fürchten, mochte nicht gern allein sein, wenn es donnerte. Sie warf ihren Schlafrock über und trippelte nach dem Schlafzimmer des Fräuleins; doch, um diese nicht zu erschrecken, hatte sie der Thüre sich ganz leise genähert, und stand eben im Begriff, sie zu öffnen, als sie von innen heraus die wohlbekannte Stimme eines Offiziers vernahm, der das Haus täglich besuchte. Das schamhafte Mädchen entsetzte sich, eilte zurück in ihr Zimmer, als habe sie ein Gespenst gesehen, und alle Gewitterfurcht war für diesmal verschwunden. Beim Leuchten der Blitze packte sie ihre kleinen Habseligkeiten zusammen, und floh mit Anbruch des Tages, ein Billet hinterlassend, aus welchem das Fräulein ohne Mühe den Grund dieses plötzlichen Entschlusses errieth.

Unter den Stellen, welche man Gustchen angeboten hatte, war auch die bei der alten einsiedlerischen Gräfin, die zum Glücke noch unbesetzt geblieben. Sie meldete sich und gewann die alte ehrwürdige Dame sogleich durch ihre Sittsamkeit. Hier war sie auch ganz sicher, Oswald nicht zu sehen, denn in diesem Hause sah man überhaupt Niemanden; bei dem Fräulein Schildheim hingegen hatte er bereits Mittel gefunden, sich Zutritt zu verschaffen, und das eben war der zweite Grund, aus welchem sie ohnehin schon einen Wechsel ihres Aufenthaltes beschlossen hatte, nicht ohne eine gewisse Aengstlichkeit, daß sie unschuldiger Weise den Geliebten ihres Herzens in den Zauberkreis dieser Buhlerin gezogen, die den schönen Jüngling, der auch für reich galt, sogleich zu fesseln strebte. Gustchen hatte auch wohl bemerkt, daß die Reize, noch mehr die Künste der fremden Dame einen starken Eindruck auf ihn gemacht. Hier winkte ihm eine Intrigue, und einem solchen Winke widerstand er nie. Gustchen seufzte und zitterte vor dem Lockgesange der Sirene, der ihn so leicht in einen Abgrund ziehen konnte, und durch einen alten schwatzhaften Bedienten erfuhr sie nur zu bald, daß ihre Furcht nicht ungegründet sei. Oswald war verstrickt, sah in dem schönen Fräulein ein Tugendmuster, und wurde der Vertraute ihres geheuchelten Kummers, der, ihrer Angabe zufolge, in einem schweren Prozesse bestand, durch den sie in tiefe Armuth gestürzt zu werden klagte. Oswald gab ihr Alles, was er hatte, und machte Schul-

den obendrein. Aus Erkenntlichkeit schmeichelte sie ihm mit einer heimlichen Heirath, weil sie, ihrer vornehmen Verwandten wegen, ihm nicht wohl öffentlich die Hand reichen könne, bevor sie nicht im Besitze ihrer Güter sei. Das Wort heimlich war für Oswald ein Zauberwort, und mit Blindheit geschlagen, stolperte er in das Netz.

Zu seinem Glücke entdeckte das vergessene Gustchen die Gefahr, als er schon am Rande des Abgrundes stand. Fräulein Schildheim hatte ein Stubenmädchen, eines der gutmüthigsten Geschöpfe, doch sehr tirannisch von ihr behandelt. Gustchen hatte einmal, während ihres kurzen Aufenthaltes, das arme Kind von ein Dutzend Ohrfeigen errettet, indem sie die Schuld einer zerbrochenen Tasse auf sich nahm, und dadurch Gretchens Liebe so sehr gewonnen, daß diese auch jetzt noch oft zu ihr kam, um ihre Leiden der guten, freundlichen Mamsell zu klagen. »Nun aber,« sagte sie eines Tages, »nun wird es hoffentlich anders werden, denn meine Gebieterin wird sich vermählen. Zwar ist das noch ein großes Geheimniß, die Verbindung wird morgen ganz im Stillen vollzogen, aber ich habe es doch erlauscht, als ich im Nebenzimmer den Staub von den Möbeln fegte. Der junge Herr scheint wohl ein recht guter Herr zu sein — nun wird er seine liebe Noth haben.«

»Wer ist er?« fragte Gustchen mit klopfendem Herzen.

»Der junge Herr Wendling, der Sohn des reichen Arztes.«

»Auf morgen, sagst du, ist die Vermählung festgesetzt?«

»Morgen Abend um acht Uhr, ganz im Stillen. Der Herr Pastor ist schon eingeladen; das hat mir Franz, der alte Bediente, verrathen.«

Auf der Stelle war Gustchens Entschluß gefaßt. Sie entließ das Mädchen, warf eine Kappe über, eilte zum alten Wendling und vertraute ihm Alles, was sie wußte, auch die, durch Gewitterfurcht veranlaßte Entdeckung. »Jetzt,« sagte sie, »hab' ich meine Pflicht gethan. Ich mußte Ihnen Kummer verursachen, doch besser nun, als zu spät. So lange ich vermuthen mußte, daß der Vater meines irrenden Bruders ununterrichtet sei, so lange hat eine schwere Angst mein Herz gepeinigt; nun athme ich freier, denn sein Schicksal liegt in Ihren Händen.« Mit diesen Worten verließ sie den Alten, der in ein schmermüthiges Nachdenken versank. Wie sollte er dem Unglücke vorbeugen? — Durch väterliche Autorität konnte er freilich die Stricke der Buhlerin auf Einmal zerreißen, doch ungern schritt er zu diesem Aeußersten.

Plötzlich fiel ihm ein Mittel ein, den Sohn zu retten, ohne daß es schiene, als ob er die Hand im Spiele habe. Den jungen Offizier, dessen Stimme Gustchen in jener Gewitternacht vernommen, hatte Wendling einst von einer schweren Krankheit geheilt, nachdem zwei andere

Aerzte ihn bereits aufgegeben, und, weil er wußte, der junge Mann lebe blos von seinem kurzen Solde, hatte er nicht einmal Bezahlung von ihm gefordert noch angenommen. Gerührt hatte der Offizier ihm seine ewige Dankbarkeit versichert; darum suchte jetzt der bekümmerte Vater ihn auf, um einen Beweis derselben zu erbitten.

Anfangs stutzte der Lieutenant, und wollte mit dem Bekenntniß nicht heraus, daß er mit Fräulein Schildheim in so genauer Bekanntschaft stehe; als er aber hörte, wovon die Rede sei, erklärte er sich augenblicklich zu Allem. »Auch wenn ich Ihnen nicht so hoch verbunden wäre," sagte er, »würde ich es für Pflicht halten, einen ehrlichen Mann zu warnen, der in sein Verderben rennt. Gehen Sie ruhig heim und verlassen Sie sich auf mich!"

Der Doktor ging heim, ruhig wurde er aber doch nicht eher, als bis am andern Abend Oswald wie ein Gespenst in seine Arme stürzte, und ihm reuig alles erzählte.

Der Offizier, der zwar schon seit mehreren Monaten mit der Buhlerin gebrochen hatte, aber noch einen Schlüssel besaß, der durch einen hintern Gang zu ihrem Zimmer führte, lauerte im nächsten Kaffeehause, bis er den Prediger nebst einem erbetenen Zeugen vorbeigehen sah; nun schlich er auch in's Haus durch den wohlbekannten Gang, bediente sich des Schlüssels, und gelangte unbemerkt in des Fräuleins Schlafzimmer, welches an den Saal stieß, in

dem die Ceremonie vor sich gehen sollte. Hier wartete er so lange, bis der verblendete Bräutigam mit seiner unwürdigen Braut sich wirklich vor den Priester stellte, und dieser seinen Spruch bereits anhub. Plötzlich trat der Herr Lieutenant heraus, und sein gespenstisches Erscheinen bewirkte eine Gruppe für Hogarth's Pinsel.

Oswald stutzte, sah ihn mit funkelnden Augen an, und dann wieder auf seine schöne Braut, die, erblassend und wankend, zum nächsten Stuhle taumelte. Der Prediger und der Zeuge standen mit offenen Mäulern.

»Herr Wendling,« sagte der Lieutenant mit kaltem Ernst, »ich erscheine als Ihr Schutzgeist. Oder wollen Sie diesen Schlüssel zu dem Schlafzimmer Ihrer Braut aus meinen Händen empfangen?«

Oswald konnte nicht sprechen, seine Lippen zitterten, er heftete sein brennendes Auge auf das Fräulein, ihre Rechtfertigung erwartend. Auch rief sie wirklich den ganzen Muth der Unverschämtheit zu Hilfe, versuchte den Ankläger Lügen zu strafen, und wollte ihn als einen abgewiesenen Liebhaber darstellen, der sich an ihr zu rächen suche. Mit einem Blick der tiefsten Verachtung antwortete der Offizier: »Lieschen, ich kenne dich. Du bist verrathen worden. Schweig und begrabe deine Schande in irgend einen fernen Winkel der Erde.« — »Herr Wendling,« fuhr er fort, »sie ist eine Bäckerstochter aus Frankfurt; dort

hat sie durch ihre Schönheit manchen reichen Gimpel bethört, bis endlich die Polizei ihr auf die Spur kam. Da flüchtete sie mit dem Rest ihres verschwendeten Raubes, und trat nun hier in einer neuen Rolle auf. Alles das erfuhr ich schon vor einigen Wochen durch einen Kameraden, der in Frankfurt in Garnison gestanden. Ich machte keinen andern Gebrauch davon, als den, daß ich den Umgang mit der Dirne sogleich aufhob. Willst du Beweise, Lieschen? Soll ich meinen Kameraden holen? er hat die Ehre gehabt, dich zu kennen. — Gehen Sie, Herr Wendling, und danken Sie es Ihrem braven Vater, daß ich Sie, wohl ein wenig unsanft, vom Rande des Verderbens zurückgeschleudert habe.»

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer. Der erkaufte Priester schlich mit seinem Zeugen beschämt davon. Oswald blieb mit dem Mädchen allein. Sprechen konnte er nicht, aber mit verschränkten Armen stand er vor ihr, und sah starr auf sie nieder, noch immer erwartend, daß sie die Anklage durch Beweise vernichten werde. Doch wie groß war sein Erstaunen, als sie plötzlich in ein unmäßiges Gelächter ausbrach, in ihr Schlafzimmer rannte, und sich einschloß. Wüthend schlug er mit geballter Faust gegen die Thüre, hörte sie noch einmal lachen, zertrümmerte einen Spiegel, und stürzte aus dem Hause.

Mit einem von Scham und Reue zerknirschten Herzen kam er zu seinem Vater, dessen Mitwirkung bei dieser Sache ihm ein Räthsel war. »Gustchen ist dein rettender

Engel gewesen," sagte der Alte. Eine freudige Rührung ergriff den Jüngling. Er schwur bei dem Grabe seiner Mutter, das sei die letzte Verheimlichung, die er sich zu Schulden kommen lasse; nie wolle er künftig einen Gedanken vor seinem guten Vater verbergen. Wie gern verzieh ihm dieser allen Kummer! denn hundertmal wird ein Vater betrogen, und bleibt doch immer leichtgläubig, wenn ein reuiges Kind zu ihm spricht. Diesmal schien es dem Sohne voller Ernst mit seiner Besserung, und zum Beweise bat er den Alten, ihm selbst eine verständige Gattin zu wählen: die sein Vertrauen durch Liebe gewinnen, und sanft von jedem Irrweg ihn ableiten könne. »Wie?" sagte Wendling, »ich soll für dich wählen! Spricht dein Herz für keine? muß ich dir noch die Einzige nennen, die deine ganze Liebe verdient? auf deine Dankbarkeit so gerechten Anspruch hat?" Gustchen, rief Oswald. »Willst du mir meine gute Pflegetochter wieder schenken?" »Ob ich will? ja, mein Vater! Morgen will ich auf irgend eine Weise in das Haus der Gräfin schleichen und eine Verbindung anzuknüpfen suchen."

»Schleichen? suchen? da erkenn' ich dich schon wieder. Was ist hier zu schleichen? Morgen geh' ich selbst zu Gustchen, und wenn sie, wie ich hoffe, dir nicht abgeneigt ist, so spreche ich mit der Gräfin, und die Sache ist in wenigen Stunden abgethan." Oswald liebte Gustchen wirklich, aber die Art, wie sie seine Frau werden sollte, gefiel ihm

nicht. Es ging gar zu offen und ordentlich dabei zu. Am liebsten hätte er, wie die Spartaner, selbst noch in der Ehe seine Frau nur verstohlen besucht. Indessen gab er nach, und in wenigen Wochen war er ein glücklicher Gatte, der Gustchens Zärtlichkeit so innig erwiederte, daß sie sogar sich einbildete, seine verderbliche Neigung zum Verheimlichen besiegt zu haben. Er lebte jetzt sehr häuslich; es ergab sich also keine Gelegenheit, etwas Wichtiges zu verhehlen, und das bestärkte sie in ihrer glücklichen Einbildung, die sogar der Vater theilte, überzeugt, — daß — wenn es noch ein Mittel gibt, selbst in spätern Jahren diesen unseligen Hang zu vertilgen, nur die Liebe einer klugen Gattin dessen fähig ist.

Mit dieser frohen Ueberzeugung starb der Alte und hinterließ dem Sohne ein ansehnliches Vermögen, leider zum Verderben; denn in den mancherlei Geschäften, welche die Verwaltung eben dieses Vermögens herbei führte, fand er neue Nahrung für seine Schooßsünde. Ihn genügte nicht, gleich andern Kapitalisten, sein Geld auf Zinsen zu leihen, auf Obligationen, die man in jedem Hypothekenbuche angezeigt finden konnte; Niemand sollte seine Umstände kennen, doch nahm er seine Frau davon aus. Aber bald verwickelte er sich in einen Handel, den er fürwahr nicht aus Gewinnsucht trieb, sondern blos, weil es ein heimlicher Handel war, nämlich der mit Kontrebande-Waren. Nichts auf der Welt konnte seiner Neigung angemessener

sein, als die Spekulation, zu der er sich mit einem Kaufmanne vereinigt hatte. Davon erfuhr auch Gustchen nichts; doch blieb es kaum ein Jahr verborgen. Grenzwächter entdeckten das Geheimniß, welches ihm nicht blos sein Vermögen, sondern auch einige Zeit lang seine Freiheit kostete. Gustchen machte ihm keine Vorwürfe; sie wich auch im Kerker nicht von ihm, und ernährte ohne Murren durch ihrer Hände Arbeit ihn und ihre beiden Kinder.

Doch diesen traurigen Schicksalswechsel ertrug er nicht lange. Das Bewußtsein, ihn selbst verschuldet zu haben, war ein nagender Wurm an seinem Herzen. Er fiel in eine tiefe Schwermuth, und eines Abends stürzte er sich in's Wasser, an derselben Stelle, wo sein Gustchen, von weit edlern Gefühlen irre geleitet, ihr Leben hatte endigen wollen. Die trostlose Witwe fand Freunde, die sie unterstützten, und — nachdem die Zeit ihren Schmerz gelindert — auch Kraft in ihrer schönen Seele, das Leben, um ihrer Kinder willen, muthig zu tragen. Es waren ein paar wackere Buben, für welche sie den Bissen vom Munde sich abdarbte und jeden sauer verdienten Groschen auf ihre Erziehung verwandte. Vor allen Dingen hörte sie nicht auf, mit Thränen und Bitten ihnen zu wiederholen: »Vertrauet denen, die durch Blut und Liebe euch am nächsten stehen! — Oft wird der Keim des Unglücks leicht zertreten, ehe er zum Dornenstrauche heranwächst, der das Herz tödlich verwun-

det. Ihr habt keinen Vater mehr, darum vertrauet eurer Mutter ohne allen Rückhalt! Denn wer auf Gottes weiter Erde kann es redlicher mit euch meinen? — und habt ihr mich nicht mehr, so vertrauet verständigen Freunden, denn sie sehen kalt und klar, wo ihr im heißen Dunste der Leidenschaften tappt. Vertrauet einst euren Gattinnen! Verhehlt ihnen nichts, weder aus falscher Scham noch aus blinder Liebe, am wenigsten aus Geringschätzung. Das festeste Band der ehelichen Liebe ist Vertrauen, so wie Verheimlichung am sichersten jedes zärtliche Verhältniß stört."

Die guten Knaben prägten sich die mütterliche Lehre tief in die Herzen, und Gustchen genoß im hohen Alter das Glück, Ahnfrau einer zahlreichen Familie zu sein, die, groß und klein, alle ihre Wünsche und Gedanken mit ihr theilte, und bei ihren Rathschlägen, ihren Warnungen, sich immer wohl befand.

Inhalt.

	Seite
Was geht es mich an	7
Der Großsprecher	23
Der Lügner	49
Die Reise nach Köln	77
Die wüste Insel	109
Die Gefahren der Einbildungskraft	147
Oswald und Gustchen	183

Gedruckt bei J. P. Tellinger.

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

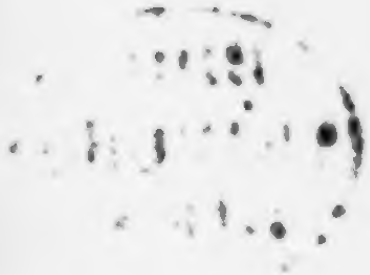
Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Zwölfter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.



Geſchichtchen
für
meine Tochter.

Von Bouilly.

Frei überſetzt
von
Auguſt von Kotzebue.

Erſter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien, 1819.
Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Dem

liebenswürdigen Fräulein

Tascha Kerfen

gewidmet

zur freundlichen Erinnerung

an den,

der mehrere Jahre so glücklich war, sie seine Pflegetochter zu nennen.

Kotzebue.

Vorrede
des
Ueberſetzers.

Ich glaube, allen Eltern, die Töchter haben, mit dieſem Büchlein ein angenehmes Geſchenk zu machen; denn es enthält die trefflichſten Lehren im anmuthigſten Gewande. Der Verfaſſer — dem deutſchen Publikum hinreichend bekannt durch ſeinen Waſſerträger, und mehrere, dieſem ähnliche, unterhaltende dramatiſche Produkte — iſt Einer der liebenswürdigſten Menſchen, die ich in Paris habe kennen lernen. Ich kenne auch ſeine holde Tochter, für welche dieſe kleinen Erzählungen geſchrieben ſind. Ich bin oft Zeuge von Bouilly's väterlicher und wohlverdienter Zärtlichkeit geweſen. Das viele Gute, welches dieſes Büchlein gewiß ſtiften wird, möge dem wackern Manne den reinſten Genuß bis in's hohe Alter gewähren!

Ich habe nicht ſklaviſch überſetzt, ſondern nur dem Geiſte meines Freundes mich anzuſchmiegen, und bisweilen eine gewiſſe franzöſiſche Redſeligkeit zu vermeiden geſucht. Vor allen Dingen war ich bemüht, einfach zu ſchreiben, wie es dem Verfaſſer und mir paſſend für das Alter ſcheint, dem dieſe Blätter beſtimmt ſind.

Der Ueberſetzer.

Geschichtchen

für

meine Tochter.

Erster Theil.

Einleitung.

Geschichtchen — wer unter uns macht deren nicht bisweilen? — auf dem Lande zum Zeitvertreib; in den Zirkeln der großen Städte, um Aller Blicke auf sich zu ziehen; selbst in Gefängnissen, um Fesseln zu erleichtern. Geschichtchen erzählt man dem leidenden Greise, dem weinenden Kinde, dem brummenden Herrn, dem drohenden Gläubiger. Da habe ich zu mir selbst gesagt: warum denn nicht auch ich meiner Tochter? Mit ihr plaudernd will ich versuchen, ihr das Peinliche des Verweises, die Scham des Vorwurfes, den Schmerz der Reue zu ersparen, will versuchen, ihr unbewußt, ihren Geschmack, ihre Gewohnheiten, ihren Geist und ihr Herz zu bilden. Der finstere Lehrer verliert oft die Frucht seines Unterrichtes, während der Erzähler, der das Gängelband versteckt oder damit spielt, die Aufmerksamkeit fesselt, und so gelingt es diesem auf einem Umwege, der den Zögling nie stutzig macht, einem Laster vorzubeugen, einen Fehler zu bessern, eine Lächerlichkeit anzudeuten.

Darum habe ich unternommen, meiner Tochter Geschichtchen zu dictiren, in denen sie bisweilen sich erkennen sollte. Aber um der kindischen Fassungskraft sich ganz zu

bemächtigen, sie nach Gefallen zu leiten, ist nicht genug, daß man dem Kinde nur darstelle, was ihm noch mangelt, man muß zugleich ihm freundlich vorrechnen, was es schon geleistet hat. Die Eigenliebe weckt das Vertrauen; indem man gute Eigenschaften lobt, erlangt man das Recht, Fehler zu tadeln. Auch habe ich oft, während dem Dictiren, bei dieser oder jener interessanten Episode die Augen meiner Kleinen funkeln sehen, weil sie mir den Stoff dazu geliefert; sie erröthete, sie stampfte heimlich mit den Füßen, wenn ich einen Fehler schilderte, den sie sich zu Schulden kommen lassen; sie sah mich auch wohl an und sagte: Du hast mich getroffen.

Um diesen Zweck zu erreichen, der, nach meiner Meinung, die glücklichsten Wirkungen hervor bringen muß, war ich vor allen Dingen bemüht, Alles zu vermeiden, was nach Gelehrsamkeit oder Schulmethode schmeckte; ich wählte den einfachsten Stil; ich drang nur sanft und stufenweise in das junge Herz, das ich bilden wollte; ich bediente mich blos solcher Ausdrücke, die dem kleinen Neuling selber in die Feder geflossen sein würden, wenn er die verschiedenen Scenen hätte beschreiben wollen, durch deren Darstellung ich seinen Erinnerungen liebkoſete, oder sein Nachdenken weckte.

Dann glaubte ich, jedem meiner Geschichtchen eine dramatische Handlung geben zu müssen, aber in engen Grenzen, um die Aufmerksamkeit nicht zu ermüden, und

nach und nach entwickelt, je nachdem ich den Eindruck in den Zügen meines interessanten Sekretärs bemerkte. Oft dictirte ich ihr den Titel, ohne noch zu wissen, welchen Weg ich einschlagen, oder wohin er mich führen würde. Ihr Gesicht war meine Magnetnadel; aus diesem lernte ich, ob es Zeit sei einen scharfen Pfeil abzudrücken, der dennoch nicht zu tief verwunden würde, oder durch einen muntern Zug das Gemälde freundlicher zu machen, wenn etwa eine düstere Träumerei sich unserer zu bemeistern schien; oder endlich um das Gefühl wieder anzusprechen, wenn wir etwa lachend vom Wege uns verirrt hatten. Man muß Vater sein, ich fühle es wohl, um alle diese kleinen Einzelnheiten mir zu verzeihen; auch vertraue ich sie nur Solchen, die diesen geheiligten Namen führen; andere vielleicht würden es verschmähen, mich anzuhören.

Meine handelnden Personen habe ich geglaubt aus dem Stande wählen zu müssen, zu dem mein lieber Zögling gehört; nämlich solche, die wohlhabend genug sind um keinen Mangel zu leiden, welchen aber Glück und Rang das oft Unheil bringende Recht versagt haben, mit Glanz aufzutreten. Also unter Gelehrten und Künstlern, Offizieren und Kaufleuten, diesem zahlreichen und ehrwürdigen Theile des Volkes, der die Sitten und den National-Charakter bewahrt, habe ich meine Helden und Meister erkoren. Die Gegenstände, die nicht über unserm Horizonte schweben, ergreifen uns am meisten. Die ersten Blicke der Jugend kann man nicht zu sorgfältig richten;

ja nicht immer tiefer als der Platz, den das Kind auf der Weltbühne einnimmt, denn das würdigt herab und macht roh; aber auch ja nicht viel höher, denn das blendet und droht Verderben für immer. — —

Ich war entschlossen, diese Geschichtchen in meinem Pult zu verschließen, da ich sie blos als eine von der Vaterliebe eingehauchte Tändelei betrachtete, als einen Versuch ohne literarischen Werth: allein viele meiner Freunde, unter ihnen solche, deren Namen von Gewicht sind, drängen mich, diese Sammlung dem Drucke zu übergeben. Sie lassen mich hoffen, daß man sie mit den gewöhnlichen Erziehungsschriften nicht vermengen werde; sie behaupten, daß die Jugend durch sie ergetzt und belehrt werden könne. Ich scheue mich hervorzutreten, aber dem frohen Gedanken, nützlich zu werden, kann ich nicht widerstehen. So unterwerfe ich mich denn dem Urtheil des Publikums. Möchte es mir günstig sein! Aber vor allen Dingen, möchte das junge Mädchen, welches diese Geschichtchen liest, ausrufen: Der Verfasser war ein guter Vater!

Der Staar.

Unter allen Vögeln, die sprechen lernen, redet der Staar am deutlichsten. »Er kann,« so sagt Büffon, »französisch, deutsch, griechisch, lateinisch nach Belieben lernen, und ziemlich lange Perioden hinter einander hersagen. Seine zarte Kehle fügt sich in jede Biegung, jeden Ton.«

Jakob, der Seifensieder, dessen Bude in einer der Hauptstraßen von Paris an die Mauer eines Hauses sich lehnte, hatte einen jungen Staar aufgezogen, der, obschon er nie aus seinem alten Käsicht von Weidenzweigen kam, doch immer lustig und schwatzhaft seinen Herrn ergetzte, und Alles nachplauderte, was er hörte. »Wo ist Jakob?« fragte bisweilen ein Kundmann, der den Seifensieder nicht in seiner Bude fand. In der Schenke, antwortete der Staar. »Wie viel bin ich Euch schuldig?« wollte ein Anderer wissen. Zwanzig Sous wohl gezählt, rief der Staar. Kurz, des Vogels artiges Geschwätz war in dem ganzen Stadtviertel so bekannt und beliebt, daß die Zahl von Jakob's Kunden sich täglich mehrte; der wackere Seifensieder befand sich wohl dabei und fröhlichen Muthes. Sein Staar und seine Bude waren sein ganzer Reichthum.

Gerade über dieser Bude waren die Fenster eines verdienten Offiziers, dessen einzige Tochter, Flore, ein niedliches Mädchen von zwölf Jahren, den Staar für ihr

Leben gern schwatzen hörte, und dem Vater täglich in den Ohren lag, ihn für sie zu kaufen.

Dieser ewigen Bitten müde, ließ der Offizier eines Morgens den alten Jakob heraufkommen, und fragte ihn: wie theuer er seinen Staar verkaufe? »Meinen Staar verkaufen!« rief der Seifensieder, »nein, gnädiger Herr, das hieße mein Leben verkaufen. Er lockt mir die Kunden; um seinetwillen kommen die hübschesten Mädchen aus der Nachbarschaft in meine Bude; ihm verdank' ich meine Liederchen, meine lustigen Einfälle, meine Gesundheit, mein Glück. All Ihr Gold, gnädiger Herr, würde nicht hinreichen, mir meinen Staar zu bezahlen.«

»Hörst du?« sagte der Vater zu seiner Tochter, »dieser wackere Mann will sich nicht von seinem Vogel trennen, und ich kann es ihm nicht verdenken.« Fröhlicher als jemals kehrte Jakob in seine Bude zurück, denn er war mit sich selbst zufrieden, daß sein lieber Staar ihm nicht feil gewesen, und der Vogel schien in diesem Augenblicke ihm seine Zuneigung vergelten zu wollen, indem er die von den Kunden aufgeschnappten Worte: Jakob ist ein braver Mann eben jetzt recht oft wiederholte. Indessen erfuhr der Seifensieder bald nachher durch einen Bedienten des Offiziers, daß Flore noch immer ein großes Verlangen nach dem Vöglein trage, und da gerieth er auf den Einfall, ihr den Staar verhaßt zu machen. Er lehrte ihn nämlich mehrere Worte, welche Beziehung auf den Charakter

und die Gewohnheiten des Mädchens hatten, wie sie von den Leuten im Hause ihm waren verrathen worden. Warum ihretwillen ein Bedienter ausgescholten worden, gleich mußte sie am andern Morgen, wenn sie heraus auf den Balkon trat, den Vogel unten rufen hören: Flore ist boshaft! Flore ist boshaft! Hatte sie ihren Vater belogen, dessen Güte und Vertrauen mißbraucht, alsobald ließ der Vogel sich vernehmen: Flore hat gelogen! Flore hat gelogen! Kurz, jedesmal, wenn sie Böses gethan, konnte sie darauf zählen, von dem Staar einen Verweis zu empfangen, der ihre Eigenliebe tief verwundete.

Was Jakob vorausgesehen, traf zu; so heftig Flore den Vogel zu besitzen gewünscht, eben so heftig war er ihr nun zuwider. Sie klagte bei ihrem Vater über die Verwegenheit des Seifensieders, und verlangte, er solle für seine Unverschämtheit gezüchtigt werden. In demselben Augenblicke rief der Vogel: Flore ist boshaft! Flore ist boshaft! »Da hören Sie es!" schrie sie erbittert, »nein, Sie werden nicht länger dulden, daß man Ihre Tochter so beschimpft. Mir geht es nicht allein so; auch gegen Sie, mein Vater, ja gegen Sie selbst —"

Hier unterbrach sie der Staar mit seinem Flore hat gelogen! Flore hat gelogen! Dieses Wort zu rechter Zeit, welches freilich nur der Zufall dem Vogel in den Schnabel legte, trieb ihren Zorn auf's Höchste, öffnete aber auch zugleich dem Vater die Augen. Er unterdrückte seinen

Unwillen, nahm ſich aber insgeheim vor, aus dieſem wunderlichen Abenteuer Nutzen zu ziehen. Einige Tage darauf erfuhr er, daß, während ſeiner Abweſenheit, Florens Amme ſie habe beſuchen wollen, allein mit einer Gleichgiltigkeit, einem Uebermuth von ihr empfangen worden, die der wackern Frau durch die Seele gingen. In Thränen ſchwimmend verließ ſie das Haus, und nahm ſich vor, die Undankbare nie wieder zu ſehen, die an ihrer Bruſt genährt, und während zwei Jahre mit der zärtlichſten Sorgfalt von ihr gepflegt worden.

Marthe (ſo hieß die gute Amme) hatte ihren Schmerz und ihre Thränen den Leuten im Hauſe verborgen, um Florens Ruf noch zu ſchonen, und ihr die Achtung der Bedienten nicht zu entziehen; aber in ihrem Dörfchen erleichterte ſie ihr Herz gegen einige Nachbarinnen, die es eben nicht verheimlichten, und ſo kam es endlich zu den Ohren des Offiziers. Aufgebracht gegen ſeine Tochter, nahm er heimlich Abrede mit dem Seifenſieder, um ihr gelegentlich eine heilſame Lehre zu geben. Eines Tages hatte er große Geſellſchaft bei ſich. Nach der Tafel drängten ſich die Gäſte zum Balkon, um friſche Luft zu ſchöpfen. Ihr Lachen, ihr lautes Geſpräch, reizten den Staar zum Plaudern, und er ſchwatzte alles was er wußte.

Sagte Einer der hübſchen Tochter ſeines Wirthes etwas verbindliches, gleich rief der Staar: Flore iſt boshaft! »Welch ein Unverſchämter,« fragte ein Anderer aus der Ge-

ſellſchaft, »darf ſich unterſtehen, Mademoiſelle Floren ſo zu beleidigen?« »Das iſt der verwünſchte Staar da unten,« antwortete ſie vor Zorn glühend, »täglich ſchimpft er mich; aber mag er ſchimpfen! Jedermann weiß doch, was ich werth bin.« Zwanzig Sous wohl gezählt, ſchrie der Vogel, zwanzig Sous wohl gezählt! Flore biß ſich auf die Lippen, ihr Auge funkelte vor Wuth. »Hören Sie wohl,« ſagte ſie, indem ſie ſich zu ihrem Vater wandte, »um mir die Luſt zu benehmen den Staar zu beſitzen, lehrt ihn der Seifenſieder täglich neue Beleidigungen, täglich neue Lügen.« —

Marthe hat geweint! unterbrach ſie der Vogel ſehr deutlich, arme Amme! Bei dieſen Worten verſtummte Flore plötzlich und erblaßte. Arme Amme! wiederholte der Staar noch lauter, Marthe hat geweint! Flore iſt boshaft! zwanzig Sous wohl gezählt.

»Glaubſt du,« fragte jetzt der Vater mit einem ſtrengen, forſchenden Blicke, »daß der Staar dieſesmal lügt?« — »Ach mein Vater!« rief die beſchämte Flore, »jetzt erkenne ich, daß Sie es ſind, der mich um eines Fehlers willen züchtigt, welcher ſchon lange mein Herz gedrückt. Offen bekenne ich ihn hier vor aller Welt. Ja, ich habe meine Amme nicht ſo aufgenommen, wie ſie es um mich verdient hat. Ich hoffte, Sie würden meine Undankbarkeit, die ich wieder gut machen wollte, nie erfahren; aber ich danke dem Zufall, der mir Gelegenheit verſchafft, Ihnen meine auf-

richtige Reue zu beweisen. Vergeben Sie mir! und auf der Stelle eile ich in das Dorf zu meiner guten Marthe, um auch ihre Verzeihung zu erbitten. Der Staar ist mir lieber als jemals geworden, und die bittere, aber heilsame Lehre, die der Seifensieder mir gegeben, soll ihm dankbar vergolten werden.»

Hoch erfreut drückte der Vater seine Tochter an die Brust, und ließ sogleich einen Wagen vorfahren. Flore eilte in das Dörfchen, erhielt die Verzeihung ihrer guten Amme leicht, und brachte sie noch an demselben Tage mit nach Hause. Aber wie erstaunte sie, als sie dort den ehrlichen Jakob in einen Haushofmeister verwandelt, und im Saale einen kostbaren Käficht fand, in welchem der wohlbekannte Staar herum hüpfte, der nun nach und nach die Worte lernte: Flore ist gut! Flore ist allerliebst.

Das Körbchen mit Erdbeeren.

Auf dem schönen Wege von Paris nach Bagnolet ist eine anmuthige Wohnung, die Einsiedelei genannt, deren Umzäunung an der großen Straße liegt. Es war in der Mitte des Mai, um welche Zeit jene freundliche Gegend der Hauptstadt die ersten Erdbeeren liefert.

Laura, die Tochter eines Pariser Bankiers, der diese Einsiedelei bewohnte, saß eines Abends ganz allein hinter dem Stacket, und vertrieb sich die Zeit mit dem Zählen eines kleinen Schatzes, den sie von ihrem monatlichen Taschengelde erspart hatte. In dem Augenblicke, wo sie tausend Projekte machte, wie sie einen, seit mehreren Monaten ersparten Louisd'or am besten anwenden wolle, hörte sie plötzlich auf der Straße ein Geschrei, sah hin und erblickte ein junges Mädchen mit bloßen Füßen, das eben ausgeglitscht war, und im Fallen mehrere Körbe mit Erdbeeren, die es auf dem Kopfe trug, um sich her verstreut hatte. Die arme Babet weinte bitterlich. »Ich Unglückliche!" schluchzte sie, »erst diesen Morgen bin ich bei Hans Peter in Dienste getreten, zum ersten Male habe ich in seinem Garten Erdbeeren gepflückt, und siehe, da liegt die ganze Frucht seines Fleißes. Ich kann sie nicht bezahlen — Er wird mich fortjagen — mir wohl gar im Dorfe einen bösen Ruf machen — und meine arme Mutter! die Niemanden hat als mich — o meine arme Mutter! was wird aus ihr werden!"

Solche Klagen jammernd las Babet eilig die wenigen Erdbeeren zusammen, die noch zu retten waren, doch kaum Ein Körbchen füllten; alle die übrigen waren durch

des Mädchens Fall zerquetscht oder im Staube besudelt worden. Die rührenden Worte: »meine arme Mutter! was wird nun aus ihr werden!« waren Lauren tief an's Herz gedrungen. »Mein Kind!« rief sie, indem sie dem Mädchen winkte, »wie viel waren die Erdbeeren werth, um die du so jammerst?«

»Ach, schöne Mamsell!« antwortete Babet, »von sechs Körben ist mir nur Einer geblieben. Fünf, zu vier Franken das Stück, denn sie sind jetzt noch rar — das macht —« sie zählte an den Fingern. Zwanzig Franken! rief Laura. »Mag wohl so sein,« schluchzte Babet. »Das ist mehr, als ich in zwei Monaten verdiene. Was werde ich anfangen! o meine arme Mutter!« »Sei ruhig,« sagte Laura, indem sie hastig durch ein Pförtchen herausschlüpfte, »ich will es wieder gut machen. Gib mir den einzigen Korb, den du noch hast, und nimm diesen Louisd'or; das ist gerade so viel, als die sechs Körbe dir einbringen sollten. Sage deinem Herrn, du hättest sie Alle auf Einmal in der Einsiedelei verkauft; so verliert er nichts, du wirst nach wie vor deine Mutter unterstützen, und ich kann unmöglich von meinem kleinen Sparpfennig einen bessern Gebrauch machen.«

Babet, gerührt, überrascht, reichte Lauren ihr Körbchen, küßte ihrer Wohlthäterin hundertmal die Hände, küßte das Goldstück, das von allem Jammer sie befreite, und trippelte fröhlich heim.

Laura fühlte sich glücklich und stolz, ihr Geld so wohl angewandt zu haben. Sie trug das liebe Körbchen in ihr Zimmer, und nahm sich vor, die Erdbeeren zu essen, ein

Genuß, der ihr mit so vollem Rechte zukam, vor allen Dingen aber den Werth ihrer guten Handlung dadurch zu erhöhen, daß sie keinem Menschen ein Wort davon sagte. Allein ihr Vater hatte hinter den Jalousien seines Fensters alles mit angesehen, und bemerkt, daß sie das Körbchen verstohlen weg trug. Sobald sie ihr Zimmer wieder verlassen hatte, holte er die Erdbeeren heraus, und ging in den Saal, wo er die Tochter neben der Mutter mit einer Stickerei beschäftigt fand. Er kündigte beiden an, daß am andern Tage mehrere Freunde bei ihm speisen würden, und unter diesen einige Personen vom Stande, die er gern recht glänzend bewirthen möchte. Während dieses ziemlich langen Gespräches konnte er sich nicht enthalten, seiner Tochter die zärtlichsten Liebkosungen zu erweisen. Kaum war es geendigt, als Laura wieder in ihr Zimmer hüpfte, um ihr Körbchen zu besuchen und einige Erdbeeren zu schmausen, denn es kam ihr vor, als habe sie in ihrem Leben keine schöneren gegessen. Allein wie groß war ihr Erstaunen, als sie den Schatz verschwunden fand! — Sie suchte, sie forschte, sie fragte, doch mit Umschweifen; kein Mensch im Hause begriff, was sie wollte. Nur ihr Vater ergetzte sich im Stillen an ihrer liebenswürdigen Verwirrung.

Am andern Tage fanden sich die Gäste in großer Anzahl ein. Es wurde ein herrlicher Nachtisch servirt. Er bestand aus Allem, was der Luxus nur hatte herbei schaffen können, dem seltensten Zuckerwerke, den vortrefflichsten Ananas, und Eis auf italienische Manier zubereitet, und schöne Piramiden von Früchten aller Art; allein Jeder-

mann bemerkte mit Verwunderung, daß keine Erdbeeren da waren, die doch um dieſe Jahreszeit ſo ſehr geſucht und geliebt werden. Laurens Mutter, die das eben ſo wenig begreifen konnte, als die Gäſte, war verdrießlich, daß man ihre Befehle ſo ſchlecht befolgt habe, und wollte ſo eben denjenigen ihrer Leute ausſchelten, dem ſie die Beſorgung übertragen, als ein Bedienter mit Laurens geliebtem Körbchen herein trat, und es mitten auf die Tafel unter die Blumen ſetzte. Als Laura es erblickte, konnte ſie einen freudigen Ausruf nicht unterdrücken, und ihr holdes Erröthen ließ ahnen, daß in dem Körbchen irgend ein Geheimniß verborgen ſei. Da nahm ihr Vater das Wort, und erzählte das kleine Abenteuer, von dem er ein glücklicher Zeuge geweſen. »Ich habe geglaubt," ſagte er, »daß ich meinen Freunden keine andern Erdbeeren als dieſe vorſetzen dürfte. Denn wahrlich! ich kenne auf der Welt kein Körbchen, wäre es auch von japaniſchem Porzellan und mit den ſeltenſten Früchten angefüllt, welches mit Babet's von Weiden geflochtenem Körbchen zu vergleichen wäre." Jedermann drängte ſich herzu, um Lauren zu umarmen, vor Allen ihre Mutter, die für ihr Gefühl keine Worte hatte. Man erſuchte Lauren, die Erdbeeren nun ſelbſt an die Gäſte zu vertheilen; ſie that es mit fröhlichem Herzen, und — ſiehe da — als ſie die letzten Erdbeeren ſammelte, fand ſie auf dem Boden des Körbchens eine Korallen-Schnur, an der ein Medaillon in echte Perlen gefaßt hing, auf dem die Worte eingegraben waren: Babet ihrer Wohlthäterin.

Der kleine ſchwarze Hund.

Georg, der alte Thürhüter eines großen Hotels in Paris, Witwer seit einigen Jahren und kinderlos, hatte in seiner Kammer (oder Loge, wie man den Käficht nennt) keinen andern Gefährten als einen kleinen schwarzen Hund, Colibri, dessen Instinkt und Vernunft seinen ehrlichen Herrn nicht nur die Zeit vertrieben, sondern ihm auch täglich sehr nützlich wurden.

Freilich konnten die Gaben, die Colibri von der Natur empfangen, ihm nur solcher Leute Gunst erwerben, die nicht auf ein glänzendes Aeußeres zu sehen pflegen. Ein langer magerer Leib, krumme Pfoten, ein kurzer Schwanz, zerrissene Ohren, kleine Augen, deren ganze Lebhaftigkeit das zottige rothe, sie bedeckende Haar oft verbarg — so war Colibri's Gestalt beschaffen, und zu allen diesen nicht empfehlenden Eigenschaften gesellte sich oft auch noch ein derber Schmutz, der wiederum einen Geruch veranlaßte, durch welchen Jedermann, nur nicht sein alter Herr, von ihm zurückgeschreckt wurde. Unter den Bewohnern des Hauses befand sich auch ein berühmter Maler, gleichfalls Witwer, und Vater einer einzigen Tochter, Josephine, die in ihr dreizehntes Jahr ging. Sie verband mit der angenehmsten Gestalt einen muntern Geist und lebhaften Witz, aber leider bemerkte man auch an ihr eine Art von Krittlichkeit, die oft sogar in Härte ausartete. Die sämmt-

lichen Einwohner, und vor Allen der gute Georg, machten davon täglich die unangenehmſten Erfahrungen. Nur Joſephinens Vater, durch Liebe verblendet, wurde jenen Fehler nicht gewahr, der einer ſorgfältigen Erziehung ſo zuwider und dem Glücke Aller ſo nachtheilig iſt. Man kann leicht denken, daß Colibri, bei Joſephinens zänkiſcher Laune auch nicht leer ausging. Nie hatte er einen Brocken von ihrem Tiſche erhalten, nicht einmal die dürren Brotrinden, die von ihrem Frühſtück übrig blieben. »Das garſtige Thier,« pflegte ſie zu ſagen, »wie es ſtinkt! fort an die Thür! fort! kuſch!«

Das waren die einzigen Liebkoſungen, die dem armen Hunde zu Theil wurden, und er konnte noch froh ſein, wenn nicht der Beſenſtiel ſie begleitete, denn auch damit war Joſephine ſehr freigebig.

Unter allen Talenten, die ſie übte, war ihr der Tanz das liebſte. Sie tanzte mit vieler Leichtigkeit und Grazie, und über ihre ganze Geſtalt ergoß ſich dann ein holder Ausdruck, der die Fehler ihres Herzens verhüllte. Man umringte ſie auf Bällen, ihr Ohr vernahm Lobſprüche, die ihrer Eitelkeit ſchmeichelten, ſie aber auch bemerken ließen, daß, ſo reich man auch immer von der Natur ausgeſtattet ſein möge, geliebt zu werden doch unter allen Vorzügen der größte bleibt. Auf einem jener glänzenden Bälle, wo Joſephine ſo gern im Geleite ihrer Grazien herumſchwebte, wiederfuhr es ihr, daß ſie von ungefähr

sich heftig an einen Sofa stieß und sich ziemlich stark am Fuße verwundete; aber aus Furcht, ihr Vater möchte sie am Tanzen hindern, stellte sie sich als fühle sie nichts. Auch ließen in der That Wärme und Bewegung sie selber nicht bemerken, wie beträchtlich die Wunde sei, und sie fuhr fort, die ganze Nacht hindurch das Fest durch ihr Talent zu schmücken. Aber am andern Morgen, als sie aufstand, fühlte sie einen heftigen Schmerz, den sie noch immer ihrem Vater verbergen wollte, in der Hoffnung, er werde nicht lange dauern. Allein die Anstrengung mehrerer Tage, was sie litt zu verhehlen, machte die Wunde so schlimm, daß sie gar nicht mehr gehen konnte, und nun alles bekennen mußte. Der Arzt wurde gerufen. Er erklärte, ein Nerve sei angegriffen, und es sei zu fürchten, daß die Heilung langsam von Statten gehen werde.

Das war ein Donnerschlag für Josephinen. Sie war schon eingeladen zu so vielen Bällen, hatte versprochen so viele Gavotten zu tanzen, wollte vor allen Dingen mit einem der geschicktesten Tänzer einen niedlichen russischen Tanz versuchen, und — um sie vollends zur Verzweiflung zu bringen — mußten gerade jetzt der Einladungen täglich mehrere kommen; es war als ob man sich verschworen hätte, ihr Unglück ihr recht fühlbar zu machen. Das Uebel nahm noch überhand, bald mußte sie gar das Bett hüten, und befand sich nun in gänzlicher Abgeschiedenheit.

Da erkannte sie, daß nur die Eigenschaften des Herzens Freunde erwerben; daß, wo diese fehlen, man verlassen seufzt. Ihr Vater war eine Zeit lang ihr einziger Tröster. Unter den Bedienten, welche ihre Härte so oft empfunden hatten, war keiner, der zum Trost der Kranken etwas beitragen mochte. Nur der alte Georg, der sie noch in der Wiege gekannt, konnte dem Verlangen nicht widerstehen, sie zu besuchen. Sie litt an diesem Tage gerade mehr als gewöhnlich, und ihre traurige Lage preßte Thränen aus ihren hübschen Augen.

»Ich bitte tausendmal um Verzeihung, Mamsellchen,« sagte Georg, indem er die Thüre leise öffnete, »ich wollte doch einmal sehen, was Sie machen, und Ihnen den herzlichen Antheil bezeigen, den ich an Ihren Leiden nehme. Ei, ei, Sie sind wohl recht krank?« — »Ja, mein lieber Georg, recht krank,« antwortete Josephine mit einer Sanftmuth, die den alten Mann überraschte und erquickte. »Ihr seid der Erste unter allen Leuten hier im Hause,« fuhr sie fort, »der eine Theilnahme äußert.« »Das macht,« erwiederte Georg mit seiner gewöhnlichen Freimüthigkeit, »sie pflegen alle vor Mamsellchen zu zittern. Ich selber getraue mich noch nicht recht —«

»Ach ja,« antwortete Josephine, »ich habe es an euch allen verschuldet, aber ich will es wieder gut machen.« »Und ich,« versetzte der Thürhüter, »ich will Ihnen beweisen, daß ich immer an Sie gedacht habe. Ich komme Sie

zu heilen. Ja, wenn Sie ſich mir anvertrauen wollen, ſo ſollen Sie in acht Tagen im Stande ſein, wieder auf den Ball zu gehen.“ „In acht Tagen!?“ rief Joſephine freudig, »guter Georg! wie dankbar würde ich ſein!“

»Dazu iſt nur ein ganz einfaches Mittel erforderlich, das ich vorigen Sommer ſelbſt erprobt habe, als ich in meiner Loge mich ſchwer verwundete.“

»Und welches? geſchwind!“ »Ich ließ,“ fuhr er fort, indem er ſie ſcharf anſah, »ich ließ die Wunde von meinem Colibri lecken, und in wenig Tagen war ich geheilt. Aber vielleicht wird Mamſellchen das arme Thier nicht haben wollen? — es iſt freilich häßlich und ſtinkt auch wohl — überdies hat Mamſellchen es ſo oft geſchlagen, daß ich fürchte, Colibri wird nicht lecken wollen. Solche Thiere haben ein Gedächtniß —“

»Bringt ihn nur her,“ ſagte Joſephine haſtig, »ich will ihn ſo gut füttern, daß er vielleicht die üble Behandlung vergeſſen wird, die ich leider nur zu oft ihm widerfahren laſſen.“ Der Alte gehorchte, und als er die Thür des Vorzimmers öffnete, fand er ſeinen Colibri, der ihn wedelnd erwartete. Aber auf das erſte Zeichen ſeines Herrn, um in Joſephinens Zimmer ihn zu locken, nahm er Reißaus, die Treppe hinab, in die Loge hinein, und kroch unter das Bett, aus welchem Schlupfwinkel man ihn lange vergebens hervor lockte, ſo tief hatten ſich die von

der Kranken empfangenen Schläge in sein Gedächtniß eingeprägt. Georg konnte sich nur mit Gewalt seiner bemächtigen und mußte ihn hinauf tragen.

Josephine erwies ihm nun alle möglichen Liebkosungen, zeigte ihm ihre Wunde, und machte ihm bald begreiflich, daß sie denselben Dienst von ihm erwarte, den er seinem Herrn geleistet. Das gute Thier, dessen Instinkt es anzuweisen schien, Böses mit Gutem zu vergelten, fing sogleich an, aus allen Kräften zu lecken, wiewohl zitternd am ganzen Leibe. Er wiederholte das so oft, bis er, in weniger als acht Tagen, Josephinens Fuß gänzlich geheilt hatte. Da streichelte Josephine mit nassen Augen das zottige Fell ihres großmüthigen Aeskulap, gelobte ihm herzliche Dankbarkeit und hielt Wort. Sie hatte nun gelernt, daß man auch das niedrigste Geschöpf nie herabwürdigen muß, und daß oft unter einem häßlichen Aeußern die seltensten und nützlichsten Eigenschaften gefunden werden.

Die beiden Rosensträuche.

An einem jener schönen Frühlingsmorgen, wo sich Paris mit allen den Blumen füllt, die in der Gegend umher wachsen, kam Dorlis, ein Kaufmann, mit seinen beiden Töchtern, Anais und Celina, aus dem Pflanzengarten zurück. Sie gingen über den Blumenmarkt, der ein Tempel der Flora schien. Wirklich findet man an diesem lieblichen Orte Alles vereinigt, was Natur und Kunst an seltenen Sträuchern und fremden Pflanzen hervor bringen können. Reichthum und Mannigfaltigkeit der Farben entzücken das Auge, während man in Wohlgerüchen schwimmt.

Anais und Celina, in diesen Zaubergefilden sich bewegend, konnten dem Verlangen nicht widerstehen, an den Frühlingsgaben Theil zu nehmen; sie baten ihren Vater, einer jeden einen Rosenstock zu kaufen. »Gern,« sagte Dorlis, »wählt das Seltenste und Schönste.« Anais, deren Geschmack sehr verwöhnt war, wählte einen jener schönen bengalischen Rosenstöcke, welche den Damen vom großen Ton so wohlgefallen, und deren größtes Verdienst doch nur die Seltenheit ist. Er sollte blühend ein reiches Porzellangefäß füllen, welches ihren Schrank zierte. Celina hingegen war sehr einfach in ihrem Geschmack, verschmähte Prunk und Mode, zog beiden vor, was ein sicheres, dauerhaftes Vergnügen gewährt, und wählte darum auch diesmal einen gewöhnlichen Rosenstock,

der aber für alle Jahreszeiten und mit Knospen bedeckt war, und den sie in einem hölzernen, grün lackirten Gefäße auf ihr Fenster setzen wollte.

Nachdem nun beide Rosenstöcke die ihnen bestimmten Plätze eingenommen hatten, zeigte sich der der ältern Schwester bald im vollen Glanze. Das Treibhaus hatte seine Säfte vorzeitig in Bewegung gesetzt, und er prangte mit vielen fremden Rosen. Anais konnte gar nicht aufhören ihn zu rühmen, und jedem Besuchenden zeigte sie ihn stolz. Celina's einfacher Rosenstrauch hingegen befolgte langsam die von der Natur ihm vorgeschriebene Ordnung. Durch keine fremde Wärme getrieben, zeigte er kaum erst die entstehenden Knospen. Seine nur halb entfalteten Blätter hatten noch keinen andern Reiz, als den der Hoffnung. Auf dem Fenster im hölzernen Kasten lockte er kein Auge, gewährte noch keinen Genuß. Alle Lobsprüche, alle Bewunderung ergossen sich allein über den eleganten bengalischen Rosenstock, der in seinem Porzellangefäß prunkte, und für den schönsten Schmuck des Boudoirs galt.

Aber die Natur duldet nicht ungestraft, daß man ihren Gang beschleunige. Sie scheint solchen Pflanzen und Sträuchern die Kraft zu versagen, sich lange mit den Gaben der Kunst zu schmücken. Man sollte fast glauben, sie wäre eifersüchtig, so schnell verblühen die am sorgsamsten gepflegten Treibhaus-Blumen. Auch der

ſchöne bengaliſche Roſenſtock gewährte nur kurzen Genuß. Seine zweiten Blumen glichen den erſten nicht mehr. Kaum öffneten ſich die Kelche, als auch ſchon die Roſen verwelkten. Viele Knospen brachen gar nicht auf, ſondern neigten ſich welkend. Auch die Blätter fielen ab oder verdorrten, und ehe noch die ſchöne Jahreszeit vorüber war, zeigte ſich der fremde Strauch in der Nacktheit des Winters, unwürdig des ſchönen Porzellangefäßes, deſſen Glanz zuvor durch ihn erhoben wurde. Hingegen entwickelte ſich jetzt, durch die friſche Luft geſtärkt, die ihm auf dem Fenſter zu Theil wurde, Celina's Roſenſtock immer mehr. Seine Knospen öffneten ſich nach und nach, und bald ſtand er mit einer großen Menge Roſen bedeckt, deren Duft den vom ſtolzen Fremdling ausgehauchten an Lieblichkeit weit übertraf; und — was ihm noch den größten Vorzug vor Jenem gewährte — ſeine Blumen welkten zwar auch, doch neue traten immer wieder an ihre Stelle, und den ganzen Sommer hindurch war Celina's Gemach mit Roſen geſchmückt; jeden Morgen brachte ſie ihrem Vater eine friſche Roſe, und war ſicher, daß ihr Strauch am andern Morgen ihr wieder eine liefern würde. Anais, die ſchon längſt keine mehr hatte, fing an zu merken, daß ihre Wahl minder glücklich geweſen, — als die ihrer Schweſter. Der Anblick eines fremden Gutes ſchwächt ohnehin die Erinnerung an das eigene, einſt beſeſſene, und ſo geſtand auch Anais jetzt offen, daß die Roſe

für alle Jahreszeiten süßer dufte als die bengalische, die nur seltener und gesuchter, jene hingegen knospenreicher, dauerhafter und genußbringender sei. Als sogar, beim Eintritt des Winters, Celina's Rosenstock zum vierten Mal blühte, da wollte Anais, auf ihren vertrockneten Indianer grollend, ihn aus dem Porzellangefäß reißen, und dieses dem Liebling der heimischen Flora räumen, aber Celina ließ es nicht zu; sie fürchtete, er möchte in dem Prunkgefäße sich minder wohl befinden, als in seinem hölzernen Kasten. Anais gab nach, und eignete sich für das ganze Leben die glückliche Gewohnheit an, den Gegenständen der Mode und des sogenannten großen Tons diejenigen vorzuziehen, deren Nutzen dauernd ist, und von welchen die Erfahrung uns belehrt hat, daß unser Klima sie hervorzubringen vermag. Die gute, großmüthige Celina, die nicht, wie ihre Schwester, gleich alles übertrieb, nahm sich jetzt des verlassenen Fremdlings an, pflegte sein, und hatte im nächsten Sommer das Vergnügen, ihn wieder blühen zu sehen. Wenn man auch das Heimische mit Recht vorzieht, meinte sie, so braucht man darum das Fremde nicht zu verachten; man darf es schon bisweilen pflegen und sich daran ergetzen, wäre es auch nur um die unendliche Mannigfaltigkeit der Natur zu bewundern; eine Beschäftigung, die oft zu nützlichen und wichtigen Entdeckungen leitet.

Der verfehlte Ball.

Paul und Virginie, Kinder des Herrn und der Frau von Arcis, waren inniger noch durch ihre Zärtlichkeit, als durch die Bande des Blutes vereinigt. Sie konnten nicht ohne einander sein, hatten gleichen Geschmack, gleiche Neigungen. Ueberall sah man Schwester und Bruder beisammen, bald im Geleite eines Verwandten, bald unter der Obhut einer sichern Person, welche die Kinder nie aus den Augen verlor. Sie besaßen manche Talente; den Tanz übten sie am meisten. Da sie täglich mit einander ihre schönsten Pas, ihre gefälligsten Stellungen wiederholten, so drängte man sich auf allen Bällen, wo sie erschienen, um sie her, um sie ein pas de deux tanzen zu sehen. Vorzüglich bewunderte man sie in einer Episode des berühmten Ballets, Paul und Virginie. Der Ausdruck, die Grazie, das Ensemble, mit welchen sie diese Episode darstellten, und der Umstand, daß sie gerade auch dieselben Namen führten, alles das bewirkte die vollkommenste Täuschung. Kurz, die beiden liebenswürdigen Kinder stellten so treu, als sie es selber fühlten, die wechselseitige Zärtlichkeit dar, welche Bernardin de St. Pierre in seinem Roman so rührend schildert.

Eines Tages waren sie zu einem Ball eingeladen, der in derselben Straße, und zwar in dem Hause, welches

ihrer Wohnung gerade gegenüber lag, gegeben wurde. Sie hatten ihr pas de deux mehr als jemals geübt, und schmeichelten sich, neue Lobsprüche einzuernten. Paul hatte sich ein Kleid machen lassen, ganz so wie es in dem Roman beschrieben wird, und auch Virginie hatte jenen einfachen, aber eleganten Anzug gewählt, der für ihre Rolle paßte. Sie wollten auch, bei ihrem Eintritt in den Saal, einen der Kupferstiche jenes Buches nachahmen, welches sie oft gelesen und fast auswendig wußten, das heißt, sie wollten gleichsam vor dem Regen flüchtend, hereintreten, und ihre Köpfe unter Virginiens Gewand verbergen; kurz, Alles war vorbereitet, um die Gesellschaft angenehm zu überraschen, und Beweise von Grazie, Talenten, Geschmack und wohl benutztem Unterricht abzulegen.

Allein das Schicksal, welches bisweilen die schönsten Entwürfe vereitelt, wollte, daß gerade an demselben Tage ein Verwandter des Herrn von Arcis, der in der Nachbarschaft wohnte, plötzlich sterben mußte. Es wurde sogleich in der ganzen Straße bekannt, und natürlich durften nun Paul und Virginie nicht auf dem Balle erscheinen. Es gibt Wohlstandspflichten, die man nicht vernachläßigen darf, ohne in der öffentlichen Meinung anzustoßen, und obgleich der Verstorbene bei seinen Lebzeiten keinen Anspruch weder auf Liebe noch Achtung des Herrn von Arcis hatte machen können, so war es doch schon genug, daß er zur

Familie gehörte, um jene Pflichten zu beobachten. Virginie empfand das plötzliche zu Waſſer werden ihrer Hoffnungen ſchmerzlicher als ihr Bruder. Die Creolentracht ſtand ihr ſo gut! ſie war ſo hübſch mit dem einfachen kleinen Kopftuche von rothem Madras. Sie konnte ihren Unwillen nicht verbergen, die Zeichen desſelben entſchlüpften ihr in jedem Augenblicke. Paul hingegen hatte ſich gefaßt. Er ſchlug ſeiner Schweſter vor, den Vater um Erlaubniß zu bitten, das Veſperbrot auf einem Landhauſe einzunehmen, welches er an den Barrieren von Paris beſaß, und ſich auf dieſe Weiſe für den entbehrten Ball in etwas zu entſchädigen.

Herr von Arcis willigte ein, miethete einen Wagen, und vertraute die Kinder der Obhut eines alten Bedienten, der ſeit ihrer Geburt ſie kannte und liebte. Sie vertrieben ſich dort die Zeit mit allerlei kleinen Spielen, in Geſellſchaft der jungen Leute des Dorfes, in welchem das Landhaus lag; ein ſchmackhaftes Veſperbrot wurde verzehrt, und da der Himmel ſo heiter war, auch ein fröhlicher Spazirgang in das nahe Gehölz von Vincennes unternommen. Erſt um neun Uhr Abends kamen ſie wieder nach Hauſe. Beim Ausſteigen aus dem Wagen erblickten ſie die Menge Lampen, welche die Pforte des Hauſes umgaben, in dem der Ball gegeben wurde; ſie hörten die Muſik und das Tanzgeräuſch. »Jetzt wären wir auch dort,« ſagte Virginie ſeufzend, »ohne den alten geizigen Verwandten, dem es

beliebt hat zu ſterben.“ »Man ſollte denken, er habe es mit Fleiß gethan, um uns den Ball zu vereiteln,“ fügte Paul lächelnd hinzu.

»Wie hübſch wären wir herein getreten!“

»Wie artig hätten wir uns ausgenommen unter deinem grünen Röckchen!“

»Man muß nicht mehr daran denken, lieber Bruder!“

»Ein anderesmal, liebe Schweſter. Es wird ja nicht immer uns zum Poſſen ein alter Vetter ſterben.“ Kaum hatten ſie dies Geſpräch geendigt, da erblickten ſie neben der Thorfahrt einen Bettler mit einem großen, herabgeſchlagenen Hute auf dem Kopfe, den der Mangel ganz ausgemergelt zu haben ſchien. Er bat um ein Almoſen mit einem ſo rührenden in die Herzen ſchneidenden Tone, daß Paul bewegt zu ſeiner Schweſter ſprach: »Bemerke den grellen Contraſt: da oben wird getanzt, man iſt fröhlich und glücklich, während an der Pforte Elend, Kälte und Hunger das Alter zu Boden drücken.“

»Wie herzlich dauert mich der arme Bettler!“ ſagte Virginie. »Wohlan, Schweſter, ich habe einen Einfall, der uns für den verfehlten Ball gänzlich entſchädigen könnte. Laß uns zuſammen rechnen, wie viel er uns gekoſtet haben würde, und dann mit dieſem Gelde dem Armen helfen und

ihn kleiden." »Herzlich gern," antwortete Virginie. »Um unſere Verkleidung vollſtändig zu machen, hätten wir Jedes ein Paar elegante Schuhe und ein Paar weiße Handſchuhe haben müſſen. Du, Paul, brauchteſt noch ein Hemdchen à la Creole, und ich eine kleine Schürze von indiſchem Mouſſelin. Alles das hätte uns wenigſtens vierzig Franken gekoſtet. Die wollen wir dem Bettler geben, es wird ſein Elend mildern, und wir werden mit unſerm Gelde doch einen glücklichen Augenblick erkauft haben."

»Ich habe gerade die vierzig Franken bei mir," fügte Paul hinzu, „das Monatsgeld, das der Vater uns geſtern gab. Reiche du ſie dem Armen ſelber, von deiner Hand empfängt er die Gabe wohl noch lieber."

Virginie reichte das Goldſtück dem Greiſe, der ſtatt aller Antwort ihre Hand ergriff und ſie heftig drückte, daß das liebe Mädchen erſchrack. Doch es war ja nur der unfreiwillige Ausdruck der Dankbarkeit, dachte ſie, und faßte ſich, und ermahnte den Alten, ein Obdach zu ſuchen und ſich gütlich zu thun. Dieſe vollbrachte gute Handlung gab den Geſchwiſtern eine heitere Selbſtzufriedenheit; ſie baten den alten Bedienten, ſie ja zu verſchweigen, und hüpften nun fröhlich die Treppe hinauf in das Wohnzimmer, wo ſie aber nur ihre Mutter trafen; der Vater blieb eines wichtigen Geſchäftes halber den ganzen Abend abweſend.

Einige Tage nachher äußerten Paul und Virginie, mit ihren Eltern frühstückend, abermals ihr Bedauern, nicht auf dem Balle geweſen zu ſein, der ihnen als ſehr glänzend geſchildert worden war. Der Vater verſprach, ſobald die erſte Trauer vorüber ſein würde, zu ihrer Entſchädigung ſelbſt einen maskirten Ball zu geben, wo ſie ihr pas de deux nach Herzensluſt tanzen, und in der ausgedachten Verkleidung erſcheinen könnten. Dieſe frohe Hoffnung entzückte die Kinder. Sie übten ſich nun wieder im Tanzen und liehen von ihrer Mutter vierzig Franken, um jene verſchenkten zu erſetzen, und ſich dafür das Nöthige für die Maskerade zu kaufen.

Der erſeufzte Tag erſchien endlich. Es war im Carneval, die Geſellſchaft ſehr zahlreich, und nur Frau von Arcis als Wirthin unverkleidet. Als die Gäſte verſammelt waren, traten Paul und Virginie herein, die Scene treulich darſtellend, die Bernandin de St. Pierre ſo reizend beſchreibt. Sie that ganz die gehoffte Wirkung. Das pas de deux vollendete die Täuſchung. Nie hatten die lieblichen Kinder mehr Grazie und Geſchmeidigkeit bewieſen.

In dem Augenblicke, als ſie athemlos ausruhen wollten, wurden auch ſie auf das angenehmſte überraſcht, als ſie eine Maske herein treten ſahen, die den alten durch Mühſeligkeiten erſchöpften Neger darſtellte, wie der Ro-

man ihn ſchildert. Er näherte ſich ihnen, und dankte in den rührendſten Ausdrücken für die großmüthige Hilfe, die ſie ihm angedeihen laſſen. »Was willſt du damit ſagen, guter Neger?« antwortete Paul, »weder ich noch meine Schweſter wiſſen von einer Hilfe.« »O ich nimmer verlieren Erinnerung an Wohlthaten,« verſetzte die Maske, die Hand der niedlichen Creolin ergreifend und an die Lippen drückend. »Erkläre dich doch,« ſagte Virginie, »Paul hat Recht. Wir wiſſen von nichts. Du irrſt dich vermuthlich?« »O ich gute Augen habe,« erwiederte die Maske, »ihr beiden neulich Abend mir begegnet — ich frieren, hungern, Almoſen bitten — ihr ein Goldſtück dem armen Alten gereicht, das will er verwahren, ſo lang er lebt verwahren.«

Bei dieſen Worten zog er wirklich die vierzig Franken aus ſeinem Gürtel, küßte ſie, und betrachtete ſie mit trunkenen Augen.

Paul und Virginie ſahen einander verlegen an und ſagten kein Wort. Dann faßten ſie plötzlich den alten Neger in ihre Arme und wollten durchaus ihn kennen lernen. Vergebens widerſtand der Unbekannte — ſeine tiefe Rührung erlaubte ihm nicht länger, die Stimme zu verſtellen — die Kinder erkannten ihren Vater, der nun die Larve abnahm, beide an ſeine Bruſt drückte, und ihnen geſtand, er habe prüfen wollen, ob ſie wirklich jenen herrlichen Kin-

dern auch im Innern glichen, deren Aeußeres ſie nachahmten; er ſei der alte Bettler geweſen.

Ein dichter Kreis hatte ſich geſchloſſen, um das rührende Schauſpiel mit anzuſehen. Alle Umſtehende entlarvten ſich, von allen Lippen ſtrömte ſüßes Lob in die Ohren der Kinder, und Freudetrunken riefen beide: O wie reich ſind wir für jenen Ball entſchädigt worden!"

Der Strohhut.

Fanni, die einzige Tochter eines alten Invaliden-Offiziers, schlenderte am Arme ihres Vaters durch das Thal von Montmorency. Da kamen sie zu einem alten, prächtigen Schlosse, welches von einer schönen, geistreichen, und was noch mehr sagen will, sehr guten Fürstin bewohnt wurde. Es war im Monat August, und sehr heiß. Die brennende Sonne hatte die Quellen ausgetrocknet, aber auch die Aehren gereift. Sie neigten ihre gelben Häupter auf trocknen Halmen, und harrten der Sichel, um des Schnitters Fleiß zu vergelten. Fanni und ihr Vater bemerkten, wie reich belohnend, aber auch wie mühselig der Stand eines Landmanns sei. »Wie glücklich muß ich mich preisen!« sagte das Mädchen, »wenn ich mit diesen guten Leuten mich vergleiche. Sie tragen des Tages Last und Hitze, ich bin hier mit meinem Vater im kühlen Schatten. Sie haben oft nur trocknes Brot und laues Wasser; ich habe Kuchen, Früchte, Milch.« Während Fanni so redete, setzte sich unfern am Wege, der nach dem Dorfe führte, eine Schnitterin, durch das Alter gebückt und durch die Arbeit des Tages erschöpft. Sie verzehrte in Eile eine sehr frugale Mahlzeit, während die übrigen Schnitter, nach ihrer Gewohnheit, durch ein Stündchen Schlaf die verlornen Kräfte ersetzten. »Ihr esset da ein hartes Brot,« sagte Fanni's Vater zu der Schnitterin. »Ach, mein guter Herr!« antwortete sie, »es ist freilich hart, aber wollte Gott ich wäre nur sicher, nie Mangel daran zu leiden!« »Wie!« rief Fanni, »in Eurem Alter kein

Brot!? Legt das bei Seite, welches Ihr da esset, und nehmt ein Stück frischen Kuchen aus meinem Körbchen. Ich habe bessere Zähne als Ihr, ich werde Euer schwarzes Brot verzehren, und wir werden bei dem Tausche Beide gewinnen.»

Die Schnitterin nahm das Anfangs für Scherz, allein Fanni hatte das trockene Brot schon im Munde und kaute lustig, während ihr Vater ihr freundlich die Hand drückte. Die Unterredung kam nun in Gang. Die Schnitterin erzählte mit ziemlicher Geschwätzigkeit, wie sie, nach einer glücklichen Ehe, Witwe geworden; wie sie, nachdem sie Mutter von sechs Kindern gewesen, ihre beiden letzten Söhne im Kriege verloren; wie sie nun verlassen und ohne andere Hilfe als die Arbeit ihrer Hände sei, eine Hilfe, die noch obendrein Alter und Kränklichkeit ihr oft versagten. Ein trauliches Geschwätz erquickt, und — wie ein liebenswürdiger Weiser sagt: Seine Leiden erzählen, heißt oft sie mildern. Die Ruhestunde war vorüber, die Schnitter gingen wieder an die Arbeit. Auch die Alte machte sich fertig, ihnen zu folgen. Sie bedeckte ihr Haupt mit einem Stück Pergament, welches sie vermittelst ein paar schlechter Strumpfbänder unter dem Kinne fest band, um sich gegen die Sonnenstrahlen zu schützen. Dieser komische Kopfputz gab der Alten ein so sonderbares Ansehen, daß Fanni sich des Lachens nicht enthalten konnte. Zugleich erlaubte sie sich allerlei Scherzreden, wie der Leichtsinn ihrer Jugend sie ihr eben eingab. »Sie lachen über mich,» sagte die gute Alte, »und ich will

wohl glauben, daß mein runzlichtes Geſicht unter dieſem beräucherten Pergament ſich wunderlich genug ausnehmen mag; aber liebes Mamſellchen, das erhält mir meine Augen, das einzige Gut, das ich noch beſitze; und das mir eben ſo theuer iſt, als Ihnen Ihr niedlicher Strohhut und das Blumenſträußchen daran, womit Sie freilich eben ſo jung und friſch ausſehen, als ich unter meinem Pergamente gelb und vertrocknet." Fanni, von ihrem Vater beobachtet, erröthete, und fürchtend, ſie habe die Schnitterin gekränkt, entſchuldigte ſie ihren Leichtſinn, und, um das Andenken daran gänzlich zu verlöſchen, bot ſie der Alten ihren Strohhut an, ſprechend: »nehmt ihn, gute Frau, er wird Euch vielleicht noch beſſer ſchützen, als Euer Pergament; und wenigſtens werden junge, unbeſonnene Mädchen wie ich, die Euch etwa noch begegnen möchten, nicht über Euch lachen." Die Schnitterin wollte den Hut durchaus nicht nehmen. Fanni beſtand darauf. Dieſen kleinen Streit vernahm die Fürſtin, welche eben auf einem Spazirgange, von einem einzigen Pagen begleitet, ſich unbemerkt genähert hatte. Sie befahl der Schnitterin, den Strohhut anzunehmen, und in demſelben Augenblicke ſetzte ſie ihr eigenes Kopfzeug von blauem Sammt, mit einer diamantenen Agraffe geziert, auf Fanni's blond gelocktes Haupt, ſprechend: »wenn man wie du das Unglück ehret, wenn man ſich ſelber mit Vergnügen beraubt, um den Armen zu geben, ſo verdient man Liebe und Belohnung. Wie alt biſt du?" — Zwölf Jahr, Madame. — »Haſt du Brüder? Schweſtern —?" — Ich bin die einzige Toch-

ter. — »Verwahre dieſe Agraffe ſorgfältig, und gib ſie Niemanden als derjenigen Perſon, die in meinem Namen ſie fordern wird.« Mit dieſen Worten verſchwand die Fürſtin. Fanni und ihr alter Vater ſtanden betäubt, und es ſchien ihnen faſt ein Traum. Das holde Mädchen ergetzte ſich an dem ſchönen Kopfzeug von blauem Sammt, welches ſie bald abnahm, bald wieder aufſetzte, aber nicht hübſcher darin ausſah, als in ihrem einfachen Strohhut. Die Diamanten feſſelten beſonders ihre Blicke, ſie ſchienen ein Geheimniß zu verbergen.

»Lebt wohl, gute Mutter,« ſagte ſie zu der Schnitterin. »Ich werde recht oft hieher kommen, um mit Euch zu ſchwatzen. Verwahrt auch Ihr meinen niedlichen Strohhut, und wenn Ihr etwas bedürft, ſo ſagt es nur mir.« — Sie nickte noch einmal freundlich, und trippelte am Arme ihres Vaters heim zu der beſcheidenen Wohnung.

Sechs Monate verſtrichen, ohne daß Jemand im Namen der Prinzeſſin erſchien. Fanni fragte unaufhörlich ihren Vater, wie ſie ſich zu verhalten habe? Bald wollte ſie nach dem Schloſſe, um die Brillanten, die man ihr doch nur anvertraut hatte, wieder abzuliefern; bald hielt ſie ſich die Agraffe wieder an den Kopf — ach! ſie war ſo prächtig! ſie kleidete ſo ſchön! Fanni wollte doch lieber warten, bis der Abgeſandte ſich meldete. Allein der Winter kam. Noch ſechs Monate verſtrichen, und kein Abgeſandter meldete ſich.

Um Fanni's Erſtaunen und Ungeduld auf's Höchſte zu treiben, verbreitete ſich das Gerücht, die Fürſtin ſei

ihrer Gesundheit wegen auf Reisen gegangen, und werde erst in zwei Jahren zurück kommen. »Ach! sie hat sich auf meine Kosten nur belustigen wollen,« meinte Fanni und verschloß das Kopfzeug sammt der Agraffe.

Sie ging nun in ihr sechzehntes Jahr. Die alte Schnitterin oft zu besuchen, hatte sie nicht versäumt, und ihr jedesmal Erquickungen gebracht. Eines Abends saß sie vor der Hütte dieser guten Frau, und theilte ein ländliches Mahl mit ihr, siehe, da erschienen vier junge Reiter in vollem Gallop, hielten plötzlich, stiegen ab, näherten sich Fanni mit Ehrfurcht, und sagten ihr: die Fürstin sei am Abend zuvor von ihrer langen Reise zurück gekehrt, und habe ihren Pagen angekündigt, daß derjenige, der ihr die Agraffe zurück bringen würde, eine Lieutenantsstelle bei der Kavallerie erhalten, und der Gemahl des jungen Frauenzimmers werden solle, dem die Brillanten anvertraut worden, vorausgesetzt, daß sie darein willige. »Wählen Sie mich, schöne Fanni!« riefen alle Viere zugleich. »Ich bin der einzige Sohn eines reichen Mannes von Stande,« sagte der Erste mit einer gewissen Würde. »Ich bin der beste Tänzer, der Fröhlichste unter meinen Kameraden,« rief der Zweite und machte eine Pirouette. »Ich habe dieses Jahr den Preis des Fleißes errungen,« ließ der Dritte sich vernehmen.

»Ich,« stammelte der Vierte, »bin eine arme Waise, und habe nichts auf der Welt als die Protektion der Fürstin. Mein Vater ist auf dem Bette der Ehre gestorben. Ich war es, der vor drei Jahren die Fürstin an eben die-

ſer Stelle begleitete. Ihre holde Geſtalt, mehr noch Ihre Güte, ſind mir ſeitdem nie aus dem Sinne gekommen.“ »Ja,“ antwortete Fanni ſehr bewegt, »ja, ich erkenne Sie.“ »Ihm,“ rief die Alte, »ihm müſſen Sie die Agraffe ausliefern.“ Fanni, ſich zu ihrem Vater wendend, fragte ſehr naiv: »Das wollte ich Ihnen eben vorſchlagen.“

Bei dieſen Worten fiel der glückliche Page zu ihren Füßen. Sie hob ihn auf und wies ihn an den Vater. Dieſer führte ihn zu ſeiner ſtillen Wohnung, ſammt den drei Kameraden, die ohne Neid ihrem Freunde Glück wünſchten. Die Agraffe wurde ausgeliefert.

Am andern Tage ließ die Fürſtin ſich Vater und Tochter vorſtellen, billigte die getroffene Wahl, erhob den Pagen zum Lieutenant, fügte zu der Agraffe noch ein anſehnliches Heirathsgut, und feierte die Vermählung auf ihrem Schloſſe.

Fanni bat um Erlaubniß, auch die alte Schnitterin einzuladen, um Zeugin ihres Glückes zu ſein. Die gute Frau erſchien auch wirklich mit dem Strohhut auf dem Kopfe, den ſie ſorgfältig aufbewahrt hatte. Der kleine Blumenſtrauß, wiewohl vertrocknet, war noch daran befeſtigt. Der Invaliden-Offizier fand in ſeinem Eidam einen wackern Stellvertreter im Felde und einen liebevollen Sohn. Fanni glaubte zu träumen. Die arme Schnitterin weinte tauſend Freudenthränen, küßte ihr die Hände und rief andächtig: Nimmer läßt Gott eine gute Handlung unvergolten!

Das umgeworfene Kabriolet.

Wallſtein, Ober-Ingenieur der Brücken und Straßen, der die Arbeiten außerhalb Paris leitete, durchſtrich oft die ganze Gegend in einem bequemen, eleganten Kabriolet. Er verweilte dann ſtets in den beſten Häuſern, wo man ihn mit aller der Achtung aufnahm, die ſeinen Verdienſten, ſeinem Range, und vor allem ſeinem liebenswürdigen Charakter gebührte.

Er war ſchon längſt Witwer, und beſaß nur Eine Tochter, Herminie, die kaum die Kinderſchuhe vertreten hatte. Da er die Erziehung dieſes geliebten Kindes, die Freude und Hoffnung ſeines Alters, nicht ſelbſt übernehmen konnte, ſo hatte er ſie in eine berühmte, in der Vorſtadt Montmartre gelegene Penſions-Anſtalt gebracht. Wenn ſein Weg ihn da vorbei führte, ſo nahm er wohl Herminien bisweilen mit ſich, und führte ſie zu dieſem oder jenem Bekannten, wo ſie ſicher war, einen frohen Tag zu verleben.

Eines Tages verſuchte Wallſtein ein neues Kabriolet, das er gekauft hatte. Es war in Form einer Gondel, mit vergoldeten Reſſorts, ſchön gemalt und reich verziert. Alles das, meinte er, könne Herminiens kleiner Eitelkeit ſchmeicheln. Ihre Reize, ihre liebenswürdigen Eigenſchaften

wurden oft durch unmäßige Eigenliebe und einen lächerlichen Stolz verdunkelt. Wallstein holte seine Tochter ab, um mit ihr nach einem Landgut zu fahren, welches unweit St. Denis in einem reichen Dorfe lag. Man feierte dort gerade das Fest eines Schutzheiligen, und der Abend sollte durch einen ländlichen Ball verherrlicht werden, auf welchem die reichsten und elegantesten Damen aus der ganzen Gegend zu erscheinen pflegten. Deswegen hatte auch Herminie ihren schönsten Putz hervor gesucht. Ein Kleid von Berliner Tricot, ein Rock von weißem Marcellin mit Blumen garnirt, ein weiß atlasner Gürtel mit einer goldenen Agraffe, ein Korallen-Halsband, ein italienischer Strohhut, ein kleiner Shawl von Kaschemir, weiß mit Rosenknospen gerändert, und die niedlichste Fußbekleidung — so war Herminiens Anzug beschaffen, und man sieht wohl, daß ihr Vater gern verschwendete, wenn es darauf ankam, ihrer Eitelkeit zu schmeicheln. Ein junger galonnirter Jockei, ein prächtiges feuriges Roß entsprachen der Eleganz des Kabriolets.

Herminie war in ihrem Leben nicht zufriedener und glücklicher gewesen. Es war um die Tag- und Nachtgleiche des Herbstes, wo die Witterung gewöhnlich sehr veränderlich ist, und dicke Wolken, die den Horizont bedeckten, drohten mit einem Ungewitter. Wirklich hatten auch Wallstein und seine Tochter kaum die Barrieren von Paris hinter sich, als mehrere Donnerschläge sich hören ließen,

und ein Platzregen erfolgte, der zwar nicht lange anhielt, hingegen die, ohnehin schon durch böse Wetter der verflossenen Tage verdorbenen Wege vollends mit Koth bedeckte.

Herminie, ganz in die Ecke des Kabriolets gedrückt, bedeckte ihre Knie mit ihres Vaters Mantel, und gebrauchte die größte Vorsicht, um von ihrer Toilette nichts zu beschädigen; aber — was ihr freilich insgeheim sehr fatal war — Wallstein hatte den kleinen allerliebsten Jockei auch mit hereinsteigen lassen, und zwischen sich und seiner Tochter gesetzt, denn der arme Schelm war so leicht gekleidet, daß er draußen durch und durch naß geworden wäre. Nun nahm er sich zwar sehr in Acht, mußte aber doch wider Willen seine kleine Nachbarin ein wenig drücken, und diese schwebte in großer Furcht, ihr Kleid von Berliner Tricot zu zerknüttern. Als sie ungefähr mitten in der ungeheuern Ebene von St. Denis waren, begegneten sie einem armen alten Gemüse-Verkäufer aus der Nachbarschaft, der in einem kleinen, von drei neben einander gespannten Eseln gezogenen Karren heim fuhr. Die Esel gingen Schritt vor Schritt, schienen sehr ermüdet, hielten sich in der Mitte der Chaussee, und schlichen so der Hütte zu, aus welcher sie an jedem Morgen Gemüse aller Art zu Markte brachten.

In dem Augenblicke, wo Wallstein's elegantes Kabriolet sich dem demüthigen und unansehnlichen Fuhrwerk

näherte, wollte der gute Alte auf die Seite biegen, um es vorbei fahren zu lassen. Die Straße war an dieser Stelle eng. Als das erste seiner Räder vom Steinpflaster abwich, sank es in eine sehr tiefe Gleise und der Karren fiel um. Dadurch wurde auch einer der Esel auf die Seite geworfen. Sein Herr glaubte ihn verwundet, er wollte den Karren aufrichten, und dadurch das Thier erleichtern; allein der arme ermüdete Alte hatte nicht Kraft genug dazu.

Wallstein, der auf das Geschrei des Greises sein Kabriolet hatte halten lassen, sprang sogleich heraus, und half den Karren wieder aufrichten. Natürlich besudelte er sich dabei die Hände, das Kleid, die Strümpfe, aber hingerissen von dem Vergnügen, dem armen Teufel beizustehen, wurde er es nicht eher gewahr, bis er wieder in sein Kabriolet stieg.

»Wie du aussiehst!" sagte Herminie mit Verwunderung und Ekel, »komm mir nicht zu nahe, du verdirbst mir das Kleid."

»Bedenke doch," antwortete Wallstein, »der arme alte Mann war, blos um uns auszuweichen, in das tiefe Gleis gesunken; es war also nicht mehr als billig, daß ich ihm wieder half. Du weißt überdies, daß ich der Stimme und dem Anblick eines leidenden Wesens nie widerstehen kann."

Der Tochter genügte diese Antwort wenig. Sie fuhr fort, ihrem Vater eine zu weit getriebene Güte vorzuwerfen; sie machte die Bemerkung, daß es nicht schicklich sei, in einer glänzenden Gesellschaft, wo man sie erwarte, so zu erscheinen. Kurz, sie erlaubte sich so viele bittere Spöttereien über den Koth, der ihn verunstaltete, daß er endlich wohl die Quelle derselben errieth. Mit Klugheit und Sanftmuth ließ er sie fühlen, wie lächerlich, wie ungerecht sie sei. Die Unterhaltung wurde lebhaft über diesen Gegenstand, und kaum waren sie noch eine halbe Meile von St. Denis, als plötzlich die Achse des glänzenden Kabriolets brach, und es nun an ihnen war, sich mitten auf die Landstraße in den Koth zu betten.

»Ich bin todt!« schrie Herminie aus allen Kräften, »ja ich bin todt!« Der erschrockene Vater eilte ihr zu Hilfe, fand aber bald, daß nur der Schrecken sie betäubte, und daß ihr nicht das mindeste Leid widerfahren war. »Ja ich bin todt!« schrie Herminie noch lauter.

»Mein Gott, so schrei' doch nicht so,« sagte Wallstein lachend, »wenn man todt ist, so weint man nicht, man sagt kein Wort.«

Der Jockei hatte durch einen leichten Sprung den Sturz vermieden. Mit seiner und einiger Vorbeigehenden Hilfe richtete Wallstein das Kabriolet wieder auf. Herminie war an ihrem Platze geblieben, und fing an, sich

vom erſten Schrecken ein wenig zu erholen. Was ſie am ſchnellſten tröſtete, war die Bemerkung, daß — Dank der Vorſicht ihres Vaters, der ſie im Augenblicke des Fallens in ſeine Arme genommen — ihr Kleid gar nicht beſchmutzt, ſondern nur etwas zerknüttert war. Auch das Blumenſträußchen, das ihren niedlichen italieniſchen Hut zierte, hatte ſich nur ein wenig verſchoben. Wallſtein kündigte ihr nun an, daß ſie in dem Kabriolet nicht bleiben könnten, ohne die Reſſorts in Gefahr zu ſetzen. Man mußte daher auf Mittel denken, nach St. Denis, und von da nach dem Landgute zu kommen, wo man ſie erwartete.

Es zogen freilich in jedem Augenblicke jene kleinen Fuhrwerke vorüber, die unaufhörlich zwiſchen Paris und St. Denis rollen, aber es war eben Sonntag und folglich alle angefüllt. Man mußte alſo warten. Die Zeit verſtrich, es war faſt vier Uhr. Während man nun ſo hin und her dachte, wie man ſich aus der Verlegenheit helfen ſollte, kam auch der arme, alte Gemüſeverkäufer wieder nachgetrollt. Als er Wallſtein ſo beſchmutzt durch den Liebesdienſt erblickte, den er ihm eine halbe Meile rückwärts geleiſtet, rief er ſeinen drei Eſeln ein Prr! zu, ſtieg ſchnell von ſeinem Karren, und bot ſeine Hilfe an. »Was iſt Ihnen widerfahren, mein lieber Herr?« — »Ich habe umgeworfen, ſo wie Ihr, guter Alter, aber ich kann mein Fuhrwerk nicht ſo ſchnell wieder herſtellen, die Achſe iſt gebrochen.« »Wir wiſſen nicht,« fügte Herminie hinzu,

»wie wir nach dem Schloſſe kommen ſollen, wo man uns erwartet.“

„Iſt es weit von hier?“ fragte der Alte. »Eine kleine halbe Meile hinter St. Denis,“ erwiederte Wallſtein, und ich fürchte ſehr, wir werden nicht zu Mittag kommen, welches mir äußerſt unangenehm wäre, denn ich liebe eine gute Mahlzeit, und bin verzweifelt hungrig.“

»Wenn ich dem Herrn und der Mamſell vorſchlagen dürfte —“ »Was?“ fragte Herminie haſtig. »Wenn man ſich ein wenig zuſammen drückt, ſo hat mein kleiner Karren Platz für zwei Perſonen. Das Stroh iſt heute morgen friſch hinein gelegt, man dürfte es nur umwenden, und das Bänkchen mit des Herrn Mantel bedecken.“

»Ich nehme es an, guter Alter,“ rief Wallſtein. »Nicht wahr,“ fuhr er fort, indem er ſich beobachtend zu ſeiner Tochter wandte, »nicht wahr, du biſt ſo wie ich von dem Anerbieten des braven Mannes gerührt?“

»Ohne Zweifel,“ antwortete ſie ſtotternd, „es iſt immer beſſer als nichts, und auf die Gefahr, ein wenig gerumpelt zu werden, könnte ich wenigſtens meinen Anzug unbeſchädigt erhalten.“

Ganz war Wallſtein mit dieſer Antwort nicht zufrieden, die ihm zu wenig Erkenntlichkeit ausdrückte. Der

Alte führte indeſſen ſeinen Wagen dicht neben das Kabriolet, Herminie ſtieg mit großer Behutſamkeit aus dem Einen in den Andern, und fand ſich wohlbehalten auf dem Bänkchen des kleinen Gemüſekarrens. Ihr Vater ſetzte ſich neben ſie. Der Jockei erhielt Befehl, das ſchöne Kabriolet ganz langſam nach St. Denis zu führen, um es bis zum Abend wieder in brauchbaren Stand ſetzen zu laſſen. Der Alte geleitete zu Fuße ſein groteskes Fuhrwerk, und nach einer halben Stunde hielt Herminie einen triumphirenden Einzug in St. Denis, wo die Leute auf der Straße lachend ſtehen blieben, und alle Welt an die Fenſter eilte, um die ſeltſame Karavane zu beſchauen.

Wallſtein lachte aus vollem Halſe mit, allein Herminie ſchlug die Augen nieder, biß ſich die Lippen, und wiederholte alle Augenblicke: es ſei doch äußerſt unangenehm, einer ganzen kleinen Stadt ſo zum Geſpötte zu dienen. »Was kümmert's dich?" ſagte der Vater ſtets lachend und mit Abſicht, »du wirſt nicht beſchmutzt werden, und, wie du eben ſelber ſagteſt, — es iſt doch beſſer als nichts."

Als ſie über den Marktplatz zogen, bat Herminie ihren Vater, einen der kleinen Wagen zu miethen, die da gewöhnlich halten, und den Triumphwagen des Gemüſekrämers zurück zu laſſen. »Wir werden bequemer ſitzen," ſagte ſie. »Wir werden ſchneller an Ort und Stelle kom-

men, und vor allen Dingen geziemender vor der glänzenden Gesellschaft erscheinen, in die du mich führst.“ »O nein, mein Töchterchen,“ antwortete Wallstein, »das würde den braven Mann kränken, der uns so dienstfertig aus der Verlegenheit gezogen, der um unsertwillen von seinem Wege sich abgewandt, und eine halbe Meile im Kothe gegangen. Ich meine, er soll uns bis an den Ort unserer Bestimmung führen.“ Das war ein Dolchstich für Herminie, die auf ihrer Meinung beharrte.

Unterdessen war der Karren immer sachte vorgerückt, und bald befanden sich die Reisenden am Eingang der Allee, die zu dem Schlosse führte. Herminie schlug abermals vor, abzusteigen, und zu Fuße die Allee zu durchwandern, da seit einer Stunde die Sonne wieder schien, der Weg ziemlich trocken war, und folglich ihre Toilette keine Gefahr lief.

»Nein, nein,“ sagte der Vater, »meine Equipage ist mir zu lieb geworden, um nicht der zahlreichen Gesellschaft ein Schauspiel dadurch zu geben.“

Die drei Esel schritten also immer sachte vorwärts, durch den ersten und zweiten Schloßhof, und gelangten endlich zu den Stufen der großen Treppe, nachdem sie zuvor den Versammlungssaal passirt, wo Alles mit lautem Gelächter an die Fenster, dann auf die Treppe stürzte, um die schöne Herminie zu empfangen, welche scharlachroth

vor Scham und Verdruß, von ihrem Strohsitz sich erhob, und von den unmäßig lachenden jungen Herren in Empfang genommen wurde. Wallstein präsentirte sie mit einem Ernst, einer Würde, die die ganze Scene noch komischer machte. Er erzählte das Abenteuer. Jedermann bewunderte die Gefälligkeit des guten alten Gemüsekrämers. Wallstein trug Herminien auf, ihm einen Louisd'or einzuhändigen, um ihn dafür zu belohnen, daß er ihre Kleidung vor Schmutz bewahrte. »Vergib mir diese Lehre,« sagte er, sie umarmend, und erinnere dich stets, daß man vor einer Wohlthat nie erröthen muß, sie komme aus welcher Hand sie wolle. Vergiß auch nicht, was der ehrliche Lafontaine in einer seiner Fabeln davon sagt:

Man sei, so viel man kann,
Gefällig Jedermann;
Auch wenn du vornehm bist,
Oft des Geringern Hilfe
Dir unentbehrlich ist.«

Der kleine Savoyarde.

Von jeher haben die Einwohner von Savoyen durch Fleiß und Redlichkeit sich ausgezeichnet. Man bedient sich ihrer in den angesehensten Hotels von Paris, und nie hat man Ursach gefunden, das ihnen geschenkte Vertrauen zu bereuen. Gewohnt, von wenigem zu leben, und selbst im Schooße der Hauptstadt weder ihre Lebensweise noch ihre grobe Kleidung ändernd, haben sie nur Einen Zweck, nur Ein Verlangen, nämlich durch Fleiß und saure Arbeit eine mäßige Summe zu ersparen, mit der sie fröhlich und triumphirend zu ihren armen Familien zurückkehren, die oft während ihrer Abwesenheit Mangel litten.

Unter den Arbeiten dieser guten Menschen ist das Schornsteinfegen eine der gewöhnlichsten. Sie pflegen paarweise mit einander zu gehen, der Eine groß und erwachsen für die großen Schornsteine, der Andere klein, fast noch ein Kind, um durch die kleinen Schornsteine der Kabinetter und Boudoirs schlüpfen zu können. Dieser letztere steht gänzlich unter den Befehlen seines großen Kameraden, der als Mentor und als Herr eine unbeschränkte Gewalt über ihn ausübt.

Es war gegen das Ende des Herbstes, als Herr Destinval, ein wackerer Kaufmann in Paris, zwei Sa-

voyarden von der Straßenecke in ſein Kabinet rief, um den Kamin zu fegen. Dieſer, nach der neueſten Mode angelegt, war ſehr eng, und folglich fiel das Geſchäft dem Kleinen zu. Man bedeckte, wie es gewöhnlich iſt, die Oeffnung des Kamins mit doppelten Tüchern, damit kein Rauchgeruch im Zimmer ſich verbreiten ſollte. Nachdem der kleine Schornſteinfeger ſein Werk begonnen, wurden dem großen indeſſen andere Arbeiten in demſelben Hauſe aufgetragen.

Eliſe, Deſtinval's Tochter, blieb in ihres Vaters Kabinet, weil ſie Luſt hatte, das Liedchen zu hören, welches die Savoyarden zu ſingen pflegen, wenn ſie die Spitze des Schornſteins erreicht haben. Um den Geſang noch beſſer zu vernehmen, wollte ſie das Tuch aufheben, welches den Kamin bedeckte, ließ es aber fallen, raffte es ſchnell wieder zuſammen, doch freilich in einer dicken Wolke von Ruß, die augenblicklich hervordrang, und lief hinaus, Geſicht und Hände abzuwaſchen, damit keine Spur ihrer kleinen Naſeweisheit zurückbleiben möchte. Während dieſer Zeit hatte der kleine Schornſteinfeger ſein Liedchen geſungen, war wieder herabgeſtiegen, und, da er ſich ganz allein in dem Kabinete befand, ſo rief er ſeinen Kameraden, der ſogleich erſchien, von Herrn Deſtinval und mehreren Bedienten begleitet.

Nachdem der Ruß weggeräumt war, der kleine Savoyard ſich abgeſchüttelt und gereinigt, auch ſeine Jacke

wieder angezogen hatte, gab ihm Herr Destinval einen Thaler, um auf ſeine Geſundheit zu trinken, weil er nicht allein mit der Arbeit des muntern Burſchen ſehr zufrieden war, ſondern auch deſſen naive und freimüthige Fröhlichkeit ihm wohlgefiel. Der Kleine dankte und entfernte ſich ſogleich mit ſeinem Kameraden, um dieſem letztern den Ruß von einem andern Schornſteine wegräumen zu helfen, den er unterdeſſen gefegt hatte.

Eliſe kam jetzt wieder herein, und erzählte ihrem Vater, was ſo eben zwiſchen den beiden Savoyarden vorgegangen war. Sie hatte nämlich geſehen, daß der Kleine dem Großen den empfangenen Thaler ausgeliefert, und gehört, daß er über die einträgliche Morgenſtunde hoch erfreut geweſen war. Kurz, ſie wiederholte jedes Wörtchen, was geſagt, geantwortet, und wieder geſagt worden war; denn das Mamſellchen, obſchon ſonſt ſehr liebenswürdig, hatte ſich eine Schwatzhaftigkeit angewöhnt, die ſie oft bis zur größten Unſchicklichkeit trieb, und die von ihren Eltern ihr ſchon oft vergebens war verwieſen worden.

Als Alles wieder in Ordnung war, wollte Herr Destinval ſich ankleiden, fand aber auf dem Kamin die goldenen Knieſchnallen nicht mehr, die er dahin gelegt hatte. Er ſuchte ſie überall, wurde unruhig, und vermuthete ſogleich, der kleine Savoyard könne ſie wohl entwendet ha-

ben. Aber — meinte er — das ehrliche fröhliche Geſicht des Burſchen, ſeine Freude über den Thaler — es iſt ſchwerlich zu glauben, daß er eines ſolchen Diebſtahls fähig geweſen. Indeſſen ſuchte er doch ſtets vergebens ſeine goldenen Schnallen. Eliſe ſchlug vor, die Leute im Hauſe zu befragen. „Thue das," ſagte der Vater, »allein, hüte dich, beſtimmten Argwohn zu äußern. Gib nur dem Thürſteher einen Wink, daß er, wenn der kleine Savoyard aus dem Hauſe gehen will, ihn noch einmal zu mir heraufſchicke, weil ich mit ihm zu ſprechen, ihm etwas aufzutragen hätte."

Eliſe befolgte ihres Vaters Befehle, keiner von den Bedienten hatte die Schnallen geſehen. Ein jeder brachte ſeine Muthmaßungen zu Markte, und Alle waren bekümmert wegen dieſes Vorfalles. Denn in einem Hauſe, wo alle Domeſtiken ehrlich ſind, erregt das Verſchwinden einer Kleinigkeit allgemeine Betrübniß, weil der bloße Zweifel eine Kränkung, ein bloßer Argwohn eine Marter iſt.

Eliſe, die von ihrer häßlichen Neigung zum Schwatzen oft verleitet wurde, vergaß in dieſem Augenblicke ihres Vaters Warnung, und bemerkte gegen die Bedienten, daß der kleine Schornſteinfeger nach vollendeter Arbeit ſich ganz allein im Kabinet befunden. Sie fügte hinzu, ſie glaube auch einige Verlegenheit an ihm bemerkt zu haben,

eine gewisse Bewegung, als Herr Destinval mit den Leuten herein getreten sei u. s. w. Endlich vertraute sie ihnen, doch unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß ihr Vater selbst Argwohn gegen den kleinen Savoyarden geschöpft habe. Dann ging sie hinunter, brachte dem Thürsteher den ihr aufgetragenen Befehl, und begab sich dann schleunig wieder zu ihrem Vater.

»Nein,« wiederholte dieser, »ich kann und will es noch nicht glauben, daß der arme Bursche sich so weit vergessen habe. Ich will mich von seiner Unschuld überzeugen. Sollte er aber schuldig sein, nun so will ich ihm zwar eine derbe Lektion geben, ihm aber doch den Schimpf ersparen, und vielleicht die furchtbare Rache aller seiner Landsleute.«

Kaum hatte Herr Destinval diese Worte gesprochen, als man im Hofe ein Gekreisch und den Schall von Peitschenhieben vernahm, wodurch augenblicklich nicht allein alle Leute im Hause, sondern auch die auf der Straße Vorübergehenden herbei gezogen wurden. Herr Destinval öffnete das Fenster, und sah, wie der arme kleine Savoyard von seinem großen Kameraden noch immer geschlagen wurde, und wie er mit gefalteten Händen seine Unschuld betheuerte. Herr Destinval eilte hinab, vermuthend, der Knabe habe den Diebstahl bereits gestanden, und gesonnen, ihn seinem traurigen Schicksal zu entreißen.

Seine Tochter folgte ihm, und bildete ſich gleichfalls ein, der Dieb ſei entdeckt. Aber wie groß war ihr Schmerz, als ſie einen der Bedienten, der den kleinen Schornſteinfeger noch immer bei den Haaren hielt, ſchreien hörte: »Ja ja, er iſt der Schuldige! er hat uns Alle dem kränkendſten Argwohn ausgeſetzt; er ſoll es theuer bezahlen!"

»Und welche Beweiſe habt ihr?" fragte Destinval durch den Haufen ſich drängend. »Gibt es einen ſtärkern Beweis," antwortete der Bediente, »als Ihre eigene Anklage?" »Wer ſagt euch, daß ich ihn anklage?" »Mamſell Eliſe. Warum wollen Sie den kleinen Spitzbuben ſchonen, der uns Alle in Verdacht bringen konnte?"

»Wie, meine Tochter?" rief Destinval mit Unwillen, »du haſt das Geheimniß verrathen, welches ich dir auf die Seele band? — Nein! nein!" fügte er hinzu, »ich bezeuge auf meine Ehre, daß ich den Knaben nicht angeklagt habe. Nur ein Verdacht konnte mich ergreifen, und ich war weit entfernt zu glauben, als ich dieſen Verdacht meiner Tochter vertraute, daß ſie einen ſo grauſamen Gebrauch davon machen würde."

Während er ſo redete, hatte ſich der kleine Savoyard zu ſeinen Füßen geworfen, bat um Gerechtigkeit, flehte um Barmherzigkeit. Eliſe, verwirrt und zitternd, ſah

die Folgen ihrer Unbesonnenheit zu spät ein. Die erbitterten Domestiken, so wie die umstehenden Fremden, die dem ersten Eindrucke nachgaben, verlangten mit lautem Geschrei, der Dieb solle auf die Wache geführt, der Polizei ausgeliefert werden. Aber in diesem Augenblicke rannte Elisens Kammermädchen athemlos herbei, und überreichte ihrem Herrn die goldenen Schnallen, die sie in dem Tuche gefunden hatte, welches während des Fegens über dem Kamine hing, und welches Elisens Neubegier in Unordnung gebracht. Man denke sich die Verzweiflung des jungen Mädchens, als sie, gleich allen Umstehenden, die Unschuld des armen kleinen Schornsteinfegers erkennen mußte, der noch in diesem Augenblicke um ihr Mitleid flehte. Fast ohnmächtig sank sie in ihres Vaters Arme. Die Bedienten erbleichten, bereuend, daß sie der kleinen Schwätzerin so leicht geglaubt. Die Fremden murrten und sagten, es wäre abscheulich, die Unschuld so zu mißhandeln. Der große Savoyard wußte nicht, wie er seinen armen kleinen Kameraden für die voreilige Bestrafung entschädigen sollte. Herr Destinval zeigte Elisen die Striemen, mit welchen der Knabe bedeckt war. »Das ist dein Werk!« sagte er.

»Ach! ich will es wieder gut zu machen suchen!« rief Elise außer sich, »ich will ihn selber pflegen und heilen, und, wenn Sie es erlauben, ihn in meine Dienste nehmen; er soll mich nie wieder verlassen.«

»Ich willige darein,« sagte ihr Vater, »und möchte sein Anblick dich stets erinnern, daß das kleinste, voreilig ausgeplauderte, falsch ausgelegte Wort, so wie auch immer die Absicht sein mag, oft die schrecklichsten Wirkungen hervorbringt, ja das Unglück unsers ganzen Lebens veranlaßt!«

Die Haarwickeln.

Herr von St. Victor, vormaliger Wechſelagent, war Vater einer zahlreichen Familie geweſen, von der ihm aber, zum Troſt ſeines Alters, nur eine einzige der Töchter, die jüngſte, übrig geblieben war; alle die übrigen hatte ihm der Tod geraubt. Natürlich daß er ſeine ganze Zärtlichkeit in Theonien vereinte. Dieſe trat ſo eben aus der Kindheit. Ihrer Mutter war ſie längſt beraubt; eine alte, ehrwürdige Gouvernante, welche Zeugin ihrer Geburt geweſen war, hatte ſie erzogen, aber nicht verhindert, daß Theonie eine der abſcheulichſten Gewohnheiten angenommen, nämlich die, Alles nach ihrem Köpfchen zu thun, nur ihren Grillen und Launen zu folgen, oder dem, was ihre lebhafte, unerfahrne Einbildungskraft ihr eingab. Sie herrſchte in ihres Vaters Hauſe unumſchränkt.

Die Eigenſchaften einer liebenden, zarten Seele machten nach und nach einer lächerlichen Anmaßung, einer rauhen Härte Platz, und Theonie wurde ſelten gewahr, welchen Eindruck ihr Betragen auf alle ihre Umgebungen machte. Vergaß ein Bedienter irgend einen kleinen Auftrag, den Mamſell ihm gegeben, ſo wurde er auf das wegwerfenſte geſcholten. Erſchien ein anderer auf den erſten Laut der gezogenen Klingel einen Augenblick zu ſpät, ſo war das ein Verbrechen, welches die heftigſten Vorwürfe, und wohl gar die Drohung, aus dem Hauſe gejagt zu werden, nach ſich zog. Ueberſprang das Kammermädchen aus Verſehen ein einziges Loch im Schnürleibe, ſo glühte Theonie vor Zorn, ſtampfte mit dem Fuße und ſchrie mit bellender Stimme: »ich bin ja ganz ſchief geſchnürt! Du biſt auch ſo

linkisch, so ungeschickt —" Machte das Mädchen ihr die Haare zurecht, so fand sie, daß das Haar nicht genug in Locken falle, oder daß es ihr die Augen bedecke, ihr lästig werde, unausstehlich sei. Probirte man ihr ein Kleid an — es saß abscheulich; die Taille war ohne Grazie, der Besatz zu dick, die Ermel nicht genug gefaltet, und tausend dergleichen Kritteleien. Der Bediente, der bei Tische aufwartete, konnte ihr nie den Teller zu rechter Zeit geben. Immer mußte sie, nach ihrer Behauptung, mehrere Male zu trinken fordern, ehe sie es erhielt, und dann goß man ihr entweder zu viel oder zu wenig Wasser unter den Wein. Noch weit schlimmer war man daran, wenn man ihr Schuhe brachte, die waren zu lang, zu kurz, zu weit, zu eng, die machten ihren Fuß abscheulich, und hatten nie die Farbe, welche sie verlangte. Die ganze Welt hatte sich gegen sie verschworen, ihr zuwider zu handeln, sie ärgerlich zu machen. Von solchem ewigen Kritteln und Belfern und Zanken litt, ihren Vater ausgenommen, das ganze Haus. Theoniens Launen und Despotismus wurden endlich so unerträglich, daß die meisten Domestiken sich gegen ihren Vater beklagten und fort zu gehen beschlossen, so sauer es ihnen auch ankam einen so guten Herrn zu verlassen. St. Victor seufzte im Stillen über das Betragen seiner Tochter, wollte sie aber nur durch ein Mittel, das er schon lange im Sinne hatte, zur Sanftmuth zurück führen. Er befahl nämlich den Leuten, wenn Mamsell schreie und zanke, gar nicht zu thun als ob sie es hörten; gar nicht darauf zu antworten, als durch ein Lächeln, und vor allen Dingen ihren Befehlen

nie zu gehorchen, wenn sie sie krittlich oder anfahrend ertheile. Dieser Plan wurde treulich ausgeführt. Rief Theonie Einen der Leute mit ihrer gewöhnlichen Härte, so kam Niemand: fragte sie etwas, befahl sie etwas mit ihrem gewöhnlichen Uebermuth, so lachte ihr Jeder in's Gesicht, entfernte sich mit Achselzucken, und ließ sie in einen Erstaunen zurück, dem nur ihr Zorn gleich kam. Natürlich eilte sie gleich zum Vater, beklagte sich bitterlich, und meinte, der Verwegene, der sich unterfangen, ihr den gebührenden Respekt zu versagen, werde sogleich fortgejagt werden. Aber St. Victor antwortete ihr sehr ruhig: »du hast ganz Recht, es scheint in der That, als ob alle unsere Leute sich verabredet hätten, dir nicht mehr zu gehorchen; aber bist du nicht vielleicht selber Schuld daran? ich habe oft gesehen, daß du hart mit ihnen umgegangen, daß du ihre Dienste und ihre Geduld mißbraucht hast, deine alte Bonne selbst nicht ausgenommen, die indessen weniger dabei leidet, weil sie dich von Kindheit auf erzogen, und mit mütterlicher Zärtlichkeit liebt. Vergiß nicht, meine Tochter: das sicherste Mittel gut bedient zu werden, ist, wenn man sich so benimmt, daß die Leute ein Vergnügen darin finden, ihre Pflichten zu erfüllen. Ich selber gebe dir den Beweis davon. Ich bin der Herr vom Hause, und habe hier ein größeres Recht zu befehlen, als du, aber nie lasse ich das meinen Leuten fühlen; auch sind sie Alle mir eben so eifrig ergeben, als sie dir abgeneigt sind."

Bei diesen Worten zog er mehrere Male hinter einander stark an der Klingel, und augenblicklich stürzten die Leute

von allen Seiten herbei. Der Kammerdiener fragte: »Was ist dem Herrn begegnet?« — Ein Bedienter folgte diesem auf dem Fuße: »Ist der Herr krank?« — Der Kutscher sogar stolperte eilig die Treppe herauf und rief: »Ist Feuer bei Ihnen ausgebrochen?« Auch die alte Bonne eilte zitternd herbei: »Es ist doch meiner lieben Kleinen nichts widerfahren?« — »Siehst du wohl, mein Kind?« sagte der Vater zu seiner Tochter. — »Nein, liebe Freunde,« fuhr er fort, indem er sich zu den Leuten wandte, und sie Alle bewegt ansah, »ich habe nur Theonien eine Probe eures Diensteifers geben wollen, weil sie behauptete, man könnte nichts von euch erhalten.« Die Leute verstanden den Wink ihres Herrn und entfernten sich Einer nach dem Andern lächelnd und mit Achselzucken.

Theonie, aufgebrachter als jemals, erklärte ihrem Vater, sie sei entschlossen, kein Wort, gar kein Wort mehr mit den Leuten zu reden, und ihrer Dienste ganz zu entbehren.« »Möge sie gebrauchen wer da wolle!« rief sie erbittert, »Keiner soll den Fuß mehr in mein Zimmer setzen; selbst nicht meine alte Gouvernante.« »Dann wirst du nie gestört werden,« antwortete der Vater sehr ruhig. »Alles will ich selber besorgen, mein Zimmer, mein Bett, meine Toilette —« »Dann bist du sicher, daß Alles so gemacht wird, wie du es haben willst.« »Auch bei Tische soll mich keiner bedienen. Ich werde Alles, was ich brauche, neben mir auf ein Tischchen stellen.« »Sehr wohl, meine Tochter, das kann geschehen, und es wird mir sogar ein großes Vergnügen machen, allen diesen Leuten zu beweisen, daß wir sie entbehren können, und gar nicht nöthig haben, sie theuer zu

bezahlen.“ Noch am selbigen Tage hielt die kleine, launenhafte Person Wort. Sie schenkte sich selbst zu trinken ein, holte die Teller, schnitt ihr Brot, und sah dabei die Bedienten boshaft lächelnd an. Sie stellten sich sämmtlich erstaunt über diese Verwandlung. Freilich zerbrach sie eine Karafine von Kristall und einen Teller von Porzellan, goß auch rothen Wein auf ihre Serviette; allein der Vater sagte mit seiner gewöhnlichen Sanftmuth: »Man muß Lehrgeld geben, und sich an Alles gewöhnen.“

Am Abend, als Theonie aus der Komödie kam, legte sie selber ihren Shawl fein ordentlich zusammen, verschloß ihren Hut und ihre Handschuh. Das Kammermädchen kam um sie loszuschnüren, auszukleiden, ihr die Haare in Wickeln zu legen, so wie sie es alle Abende zu thun pflegte.» Ich habe dich nicht nöthig,“ sagte Theonie sie anfahrend, »ich habe ein Korset gekauft, welches von vorn geschnürt wird, ich werde mich selber auskleiden, mir selber die Haare aufwickeln. Ja ja, lache nur und wiege dein Köpfchen; es wird doch geschehen.“

Endlich kam auch die alte Bonne, forderte den Schlüssel zu Theoniens Schlafzimmer, wollte ihr Bett machen und sie schlafen legen; allein sie schlug es rund ab, so beweglich auch die gute Frau bat.

Am meisten erstaunten Alle, und der Vater selber, als Mamsell am andern Morgen selbst ihr Zimmer fegte, putzte, aufräumte und ihr Bett machte. Freilich zerbrach sie dabei einen großen Toilette-Spiegel, zerriß eine Fußdecke von gesticktem Mousselin, und beschüttete ein Sofa von himmelblauem Atlas mit Oel; allein der Vater wiederholte ganz

gelassen: »man muß Lehrgeld geben, und sich an Alles gewöhnen.« Jetzt wollte Theonie auch bei sich einheizen. Mit einem Feuerzeug ausgerüstet, welches sie Tages zuvor gekauft hatte, übte sie sich im Feuer anschlagen, es gelang ihr auch den Schwamm zu entzünden, und gleich darauf loderten in hellen Flammen einige Bündel Reisholz, die sie in ihrem Kamine aufgeschichtet hatte. Sie verbrannte sich freilich die Finger ein wenig dabei, schlug sich mit dem Stahl mehrere Male auf die Finger, und hätte durch die allzugroße Menge der Reisbündel beinahe das Haus in Brand gesteckt; allein zum Glücke kam ihr Vater zu rechter Zeit dazu, half löschen, und sagte sehr sanftmüthig: »Man muß Lehrgeld geben.« Einige Stunden nachher erschien Theonie im Speisesaale, wo mehrere eingeladene Gäste sich versammelt hatten. Man konnte nicht umhin, die Unordnung in ihrer Toilette zu bemerken. Ihr Kleid saß schief, und bildete auf den Schultern sehr lächerliche Falten. Ihr Korset war so wunderlich zugeschnürt, daß es ihr bis unter das Kinn reichte, und ihren hübschen Hals ganz versteckte, den sie vergebens mit einem reichen, eleganten Halsbande verziert hatte. Ihr Halstuch hing über die eine Schulter herab, während die andere entblößt war. Ihr Gürtel, von vorn recht artig angelegt, zeigte von hinten einen dicken, zerzausten Knoten; aber — was mehr als Alles denjenigen auffiel, die gewohnt waren, sie immer sorgfältig coiffirt zu sehen, ihr Haar, das sie selbst aufgewickelt hatte, war nicht ein bischen kraus, sondern hing ihr glatt in's Gesicht, bedeckte ihre hübschen Augen, und verstellte sie dermaßen, daß

Jedermann lachend fragte: woher dieſe ſeltſame Verwandlung? — St. Victor theilte der Geſellſchaft die großen Entſchlüſſe ſeiner Tochter mit, und ſtellte ſich, als ob er ſie billige.

Indeſſen fühlte ſich Theonie tief gekränkt durch das ſpöttiſche, allgemeine Lachen über ihre neue Toilette. Am empfindlichſten war ihr, zu hören, daß ihre glatten Haare ihr Geſicht entſtellten. Nachläſſig gekleidet ſcheinen, das mag noch hingehen; aber häßlich, wenn man hübſch iſt, das iſt zu arg! das überſtieg ihre Kräfte! Sie beſchloß daher, die Haarwickeln ganz wegzuwerfen, und, um ſich einen ſchönen krauſen Tituskopf zu verſchaffen, brannte ſie noch am ſelbigen Abend ihr Haar mit dem Eiſen. Freilich verbrannte ſie ſich das Ohrläppchen und zeichnete ſich auch ein Mahl auf der Stirn; aber ſie ertrug es heldenmüthig, ſetzte ihr Nachthäubchen auf, und legte ſich mit der ſüßen Hoffnung ſchlafen, am andern Morgen zierlicher als jemals coiffirt zu erſcheinen, und dadurch zu beweiſen, daß ſie Jedermann entbehren könne.

Aber wie entſetzte ſie ſich beim Erwachen, als ſie das Nachthäubchen abnahm, und faſt ſämmtliche Haarwickeln mit ſammt dem gebrannten Haare, welches ſie enthielten, zu ihren Füßen fielen. Zitternd fuhr ſie mit der Hand nach dem Kopfe, zitternd trat ſie vor dem Spiegel, und erkannte nun, aber zu ſpät, daß das Eiſen, deſſen ſich zu bedienen ſie ungewohnt war, viel zu heiß geweſen, und alle ihre Haare weggebrannt hatte. Ein Schrei der Verzweiflung entſchlüpfte ihr. Alle Leute im Hauſe, die alte Bonne ausgenommen, ſtürzten herbei, und würden aus vollem Halſe

gelacht haben, wenn nicht die Thränenströme, welche Theonie vergoß, sie zurück gehalten hätten.

Auch den Vater hatte ihr Geschrei herbei gezogen, und weniger schonend als seine Leute, lachte er recht von Herzen über den Kahlkopf, auf dem noch hin und wieder Büschel gebrannter Haare standen, und sehr seltsam gegen das niedliche Gesichtchen abstachen, dem sie noch Tages zuvor eine Zierde geliehen hatten. Man war genöthigt, nun auch das übrige Haar noch abzuschneiden. Länger als sechs Monate mußte Theonie eine Perücke tragen, die zwar nach der Farbe ihres Haares gewählt war, doch sie bei weitem nicht so gut kleidete. Nun fühlte sie endlich, daß man, ohne den Beistand derer, welche die menschliche Gesellschaft größtentheils bilden, unmöglich in derselben leben kann. Sie bekannte Allen ihr Unrecht, bat, es zu vergessen, und wurde so sanft, so nachsichtsvoll als sie zuvor herrisch und schwierig gewesen. Alle traten ihre Dienste wieder bei ihr an, wurden durch ihre Freundlichkeit gefesselt, und verdoppelten den Eifer ihr zu dienen.

Endlich wuchsen auch die schönen Haare wieder, die Perücke wurde weggeworfen; Theonie erschien hübscher als jemals, die Sanftmuth und Selbstzufriedenheit erhöhten ihre Reize. Nur das mit dem Eisen gebrannte Mahl auf der Stirn hinterließ eine zwar leichte, aber unvertilgbare Narbe, und so oft Theonie in den Spiegel sah, schien diese Narbe ihr zuzurufen: Alles selbst machen wollen, übersteigt unsere Kräfte, und, wo wir auch sein mögen, wir bedürfen Alle Einer des Andern.

Es iſt gefährlich an den Thüren zu horchen.

Unter allen Fehlern ist die Neugierde derjenige, der die Seele am meisten herabwürdigt, und die empfindlichsten Demüthigungen zuzieht.

Frau von Wolmar, die reiche Witwe eines verdienten See-Offiziers, hatte drei Kinder, zwei Knaben, Julius und Adolph, und eine Tochter, Klara. Alle drei machten das Glück ihrer angebeteten Mutter. Die beiden Brüder wollten in die ehrenvollen Fußtapfen ihres Vaters treten, und ihre glühende Einbildungskraft war schon mit den Heldenthaten der Duquesne, Jean Bort und Duguay Trouin angefüllt. In den Ferien der Marine-Schule, wo sie erzogen wurden, waren sie nach dem Schlosse Wolmar, nicht weit von Paris, gekommen, und ihre Ankunft hatte große Freude bei Mutter und Schwester hervorgebracht.

Klara besaß ein vortreffliches Herz und tausend liebenswürdige Eigenschaften, nur wurden sie oft alle durch eine Neugierde verdunkelt, die bis zu diesem Tage unbezwinglich geblieben war. Hundertmal hatten die Bedienten sie schleichend und horchend ertappt. Die Mutter selbst, wenn sie mit irgend Jemand sich insgeheim unterredete, hatte sie mehr als einmal an ihrer Thür gefunden; bisweilen auch wohl im Kabinet hinter einem Schrank versteckt,

um Alles zu erlauern. Weder Furcht noch Beſchämung konnten dieſe unerſättliche Neubegier heilen. Auf Spazirgängen war ſie ſtets ſo beſchäftigt, auf jedes Wort zu lauſchen, was um ſie her geſprochen wurde, daß ſie nie, weder die an ſie gerichteten Fragen beantwortete, noch für die verſtändigen Bemerkungen ihrer Mutter Ohren hatte. Mit Schmerzen fühlte Frau von Wolmar, daß Geduld und Ermahnungen eine eingewurzelte böſe Gewohnheit nicht auszurotten vermögen. Sie beſchloß daher, ſo ſtark als möglich auf der Tochter Einbildungskraft zu wirken. Eines Abends führte ſie dieſelbe in den Garten der Tuilerien, wo eben ein großes Gedränge von Spazirgehenden war. Als nun Klara wie gewöhnlich bemüht war, jedes Wort aufzuſchnappen, und darüber gar nicht mehr auf ihre Mutter achtete, ſo verlor ſich dieſe mit Fleiß plötzlich im Gedränge, und ließ nur einen alten Bedienten zurück, dem ſie ihr Geheimniß anvertraut, und der, hinter einem Baum verſteckt, die Verwirrung der Neugierigen beobachten, ihr von fern folgen ſollte. Klara, vom Lauſchen und Horchen ermüdet, wollte ſich endlich zu ihrer Mutter wenden, ſah aber mit großem Schrecken ſich allein, zitterte, wußte nicht, was ſie anfangen ſollte; Angſt und Verdruß preßten ihr Thränen aus. Sogleich wurde ſie von einer Menge Menſchen umringt, deren Fragen ſie noch mehr verwirrten. Sie wagt es nicht einmal, ihren Namen zu nennen; ſie geht einige Schritte, kehrt wieder um, entfernt ſich wieder, kommt noch einmal zurück, ſucht mit den Au-

gen, und kann ſich gar nicht einbilden, daß ihre Mutter ſie einer ſo grauſamen Verlegenheit Preis gegeben. Endlich, der vielen Fragen überdrüſſig, und durch das Gelächter Anderer empfindlich gekränkt, beſchließt ſie, die Tuilerien zu verlaſſen, und zu verſuchen, ob ſie ganz allein das Quartier von Luxemburg, wo ihre Mutter wohnte, erreichen könne. Als ſie der Pforte ſich nähert, begegnet ihr der alte Bediente, der ihr von fern nachgeſchlichen war. Sie läuft auf ihn zu, bittet um ſeinen Beiſtand, erzählt das ſeltſame Abenteuer, und äußert ihre Angſt wegen des plötzlichen Verſchwindens ihrer Mutter. Ein Lächeln, welches dem braven Kerl entſchlüpft, gibt ihr wieder Muth; ſie erräth nun die Abſicht der Frau von Wolmar, und von dem Alten begleitet, geht ſie zu Fuße nach Hauſe, wo ein derber Verweis ihrer harrte, und ihr verſichert wurde, daß ſie jedesmal eben ſo werde verlaſſen werden, wenn ihre Neugier ſie verleite, ſtatt auf ihre Mutter zu hören, ſich blos mit dem zu beſchäftigen, was die Vorbeigehenden ſagten, und was noch obendrein oft gefährlich, ja ihre Sittſamkeit verwundend ſein könnte. Allein vergebens hatte Frau von Wolmar ſich geſchmeichelt, auf dieſe Weiſe ihre Tochter zu beſſern, deren Neugierde mit neuer Stärke überhand nahm. Beſonders fand ſie, während des Beſuchs ihrer Brüder, Gelegenheit, dies traurige Talent zu üben. Adolph und Julius ertappten ſie alle Augenblicke, wie ſie ihnen nachſchlich und jedes ihrer Worte auffing. Schon hatten ſie durch allerlei Schelmereien ſie davon zu entwöh-

nen verſucht. Eines Tages unter andern, als ſie in ihrem Zimmer mit einander plauderten, wurden ſie hinter der halb offenen Thür den weißen Zipfel eines Kleides gewahr, den ein Lüftchen hin und her bewegte. Sie erriethen ſogleich, wem dieſer Zipfel angehöre, und gaben ſich verſtohlene Winke. Adolph ſchlich leiſe nach der Thür, zog ſie raſch an ſich, und klemmte dadurch Klarens Rock ſo feſt ein, daß es ihr unmöglich war, ſich los zu machen. Durch Schreien wollte ſie ſich nicht verrathen, um nicht ausgelacht zu werden; blieb ſie aber ſo angenagelt, wie leicht konnte Jemand vorübergehen, und ihrer Mutter die peinliche Lage, in der ſie durch ihre Neugier ſich befand, hinterbringen. Sie beſchloß daher in der Angſt, ihr Kleid auszuziehen, und im bloßen Hemde in ihr Zimmer zu entſchlüpfen. Aber ſie hatte noch einen großen Vorſaal zu durchlaufen, in dem ihr ein Gärtnerburſche begegnete, der aus Leibeskräften ſchrie: »Ach mein Gott! welch ein Geſpenſt iſt das!« Die beſchämte Klara wich zurück, erreichte eine Winkeltreppe, und kam endlich, von Furcht und Froſt geſchüttelt, zu der Kammerfrau ihrer Mutter, von der ſie denn auch mit Spöttereien nicht verſchont wurde. Indeſſen holte ſie der beſtraften Neugierigen doch andere Kleider, in welchen ſie bald nachher wieder im Saale erſchien, wo ſie die Neckereien ihrer Brüder und die mütterlichen Verweiſe ertragen mußte; denn die beiden Schelme hatten das erbeutete Gewand der Frau von Wolmar gebracht.

Ein anderes Mal, es war gegen Ende des Herbstes, hatte Frau von Wolmar die Jugend aus der ganzen Nachbarschaft zu einem Balle eingeladen, den sie um ihrer Söhne willen veranstaltete, die nun bald in die Marine-Schule zurückkehren sollten. Klärchen war an diesem Tage sehr niedlich geputzt. Schon eine Menge Gäste hatten sich eingefunden. Adolph und Julius waren noch auf ihrem Zimmer beschäftigt, einigen jungen Leuten ihre Seekarten und Zeichnungen vorzuweisen. Ein kleines Geräusch, welches der Schlüssel an der Thüre machte, ließ sie errathen, daß die Schwester durch das Schlüsselloch gucke. Julius, der gern einen lustigen Streich ausgehen ließ, zugleich seine Schwester aufrichtig liebte, und von Herzen wünschte, ihr den garstigen Fehler abzugewöhnen, stellte sich, als müsse er einen Augenblick hinausgehen. Wie der Wind entschlüpfte Klara. Julius hatte ein Stück Reisblei mitgenommen, mit welchem er von außen über das Schlüsselloch, und zwar in verkehrter Ordnung, die beiden Worte schrieb: Unheilbare Neugier. Dann ging er wieder hinein, machte die Thür hinter sich zu, schwatzte und lachte mit seinen Freunden.

Kaum hatte das Gespräch auf's neue begonnen, als auch Mamsell Klara leise wieder herbei schlich, um zu horchen, und, da sie gewahr wurde, daß man den Schlüssel abgezogen hatte, so wollte sie doch auch sehen, was im Zimmer vorging, und legte das Auge an das Schlüssel-

loch, wodurch sie ihre Stirn gerade auf die Stelle drückte, wo die beiden verrätherischen Worte verkehrt geschrieben standen. Diese prägten sich nunmehr, ihr unbewußt, in ganz richtiger Ordnung auf ihre Stirn, und so gezeichnet trat sie bald darauf in den mit Gästen angefüllten Saal.

Sobald Frau von Wolmar den Streich gewahr wurde, den man ihrer Tochter gespielt, freute sie sich im Stillen darüber, und bat Jedermann, ihr nichts merken zu lassen. Klara tanzte wirklich zwei Stunden mit diesem bösen Steckbrief auf der Stirn, bemerkte aber doch endlich, daß der Eine, wenn er sie ansah, mit Mühe das Lachen unterdrückte, der Andere, mit dem Finger auf sie deutend, seinem Nachbar in's Ohr flüsterte, und sich auf ihre Kosten zu belustigen schien.

Sie wurde unruhig, und weil sie vermuthete, daß etwa an ihrem Putz etwas in Unordnung gerathen sein möchte, so eilte sie vor einen Spiegel, wo sie denn sogleich die häßliche Inschrift erblickte und begriff, daß sie mehrere Stunden lang der ganzen Gesellschaft zum Gespött gedient hatte. Sie schrie laut auf, lief davon, verschloß sich in ihr Zimmer, und kein Zureden konnte sie bewegen, wieder auf dem Balle zu erscheinen.

Julius bekannte sich als den Urheber der Neckerei, und war untröstlich über den heftigen Eindruck, den sie auf seine Schwester gemacht hatte. Zwanzigmal war er

an ihrer Thür, sie anflehend, mit ihm zurück in den Saal zu kehren, allein vergebens! sie antwortete blos: »Nie werde ich den abscheulichen Streich vergessen! nie soll man mich wieder sehen!« Der Ball ging zu Ende ohne sie.

Frau von Wolmar tröstete den Bruder durch die Versicherung, daß er seiner Schwester einen wichtigen Dienst geleistet habe. Doch um ihn nicht mit ihr zu entzweien, mußte er und die ganze Gesellschaft ihr versprechen, den Urheber der heilsamen Lehre Klaren nicht zu verrathen. Am andern Morgen erschien Klara vor ihrer Mutter. Aerger und Scham hatten der Ueberlegung Platz gemacht. Weit entfernt zu klagen oder zu murren, umarmte sie Frau von Wolmar mit Innigkeit und Ruhe, und gestand, daß sie die ganze schlaflose Nacht damit zugebracht habe, die Gefahren zu erwägen, denen ihre verdammte Neugierde sie aussetze. Sie schwur, daß sie den festen Vorsatz gefaßt habe, nie wieder zu horchen, was auch um sie her gesprochen werden möchte. Endlich bat sie sogar ihre Mutter sehr ernstlich, ihr denjenigen zu bezeichnen, der die Inschrift, von welcher noch Spuren auf ihrer Stirn waren, über das Schlüsselloch gemalt hatte, und versicherte, daß sie ihn als ihren besten Freund betrachte, ihn ewig lieben werde. Die bis zu Thränen gerührte Mutter umarmte das reuige Kind, ließ die Brüder rufen, und stellte Julius, als den Anstifter der Neckerei, Klaren vor. »Ich hatte es halb und halb vermuthet,« rief Klara

und warf sich in seine Arme. »Wie froh bin ich, gerade ihm einen so wichtigen Dienst zu verdanken, und in meinem ältesten Bruder meinen redlichsten Freund zu finden!« Julius erwiederte ihre Liebkosungen mit Rührung und einigem Stolz auf den guten Erfolg seines Einfalls. Er bat die Mutter, vor seiner Abreise das kleine Tanzfest zu erneuern, dessen Klara durch ihn beraubt worden. Es geschah, und diesmal trat Klärchen an der Hand ihres geliebten Bruders, zwar mit niedergeschlagenen Blicken, aber unter dem Zujauchzen aller Gäste in den Saal, wo Julius, statt jener häßlichen Inschrift, einen Kranz von weißen Rosen, das Sinnbild der Herzensreinheit, auf ihr Haupt setzte. Klärchen, sanft bewegt, fühlte in diesem Augenblicke: daß die erworbene Kunst, sich selbst zu überwinden, die größte Zufriedenheit, das größte Glück gewährt; und daß Lächerlichkeiten, böse Gewohnheiten, ja selbst Fehler der auf Vertrauen gegründeten Selbstbetrachtung weichen.

Der Großvaterſtuhl.

Limé, ein sehr betagter Rechtsgelehrter, fühlte schon lange des Alters Schwächen, die ihn oft nöthigten, in seinem Sorgenstuhl zu bleiben, wo ihn Frau von Rainefort auf das Zärtlichste pflegte. Sie war seine einzige Tochter, und Witwe eines Offiziers, der auf dem sogenannten Felde der Ehre geblieben. Sie hatte zwei Kinder, einen Sohn, Stephan, von zwölf Jahren, und eine Tochter, Alfonsine, um ein Jahr älter. Gestalt und Ton der Stimme dieser beiden Kinder glichen sich, aber weder ihre Charaktere noch ihre Neigungen. Stephan war lebhaft, fröhlich, einschmeichelnd, hatte nie Launen, blieb sich gleich gegen Reiche und Arme, Vornehme und Geringe; den Stolz der Eigensucht kannte er nicht. Ihm galt nur das Verdienst der Menschen, ihn fesselte nur ihre Güte, ihre Freundlichkeit. Das Alles hatte er von seinem wackern Großvater gelernt, dessen Gesellschaft er oft der seiner Spielkameraden oder den glänzendsten Lustbarkeiten vorzog.

Alfonsine hingegen reizte nur was in's Auge fiel. Weil sie gut gewachsen und hübsch war, so glaubte sie, mit ihr sei nichts zu vergleichen. Nur Eleganz und Luxus schmeichelten ihrem Hochmuth, und nur seltene, Reichthum verrathende Gegenstände hatten Werth für sie. Talente üben, durch weibliche Tugenden die Seele zieren, schien ihr langweilig, überflüssig, verlorne Zeit.

Unter den kostbaren, eleganten Möbeln, welche den Gesellschaftssaal ihrer Mutter schmückten, befand sich auch ein alter Großvaterstuhl von Buchenholz, mit altem rothen Leder beschlagen, an dem die ehemals vergoldeten Nägel nur noch ein schwärzliches Metall zeigten, und hie und da Ueberreste von antiken, bestaubten Franzen herabhingen. Dieser Stuhl auf vier kleinen Rädern, und dessen Lehne man nach Gefallen herab lassen konnte, war der gewöhnliche Sitz des ehrwürdigen alten Limé, und behagte ihm weit mehr, als die modernen Möbeln, deren scharfe Formen und gekünstelte Stellungen ihm eben so lächerlich als unbequem vorkamen.

Stephan, der in diesem gothischen Erbstücke nichts weiter sah, als das Plätzchen, auf welchem sein lieber Großvater oft seine Leiden vergaß, hielt den Stuhl in großen Ehren, besserte ihn aus, und fügte gern alles hinzu, was zum Vergnügen und zur Bequemlichkeit des Alten beitragen konnte. Wenn der Winter nahte, brachte er am obern Ende eine Bedeckung an, die seines Großvaters kahles Haupt vor jedem Lüftchen schützen sollte. Kehrte der Sommer wieder, so setzte er ein Bänkchen von Nußholz vor den Stuhl, auf welchem er täglich durch frisch duftende Blumen in dem Alten die Erinnerung an dessen eigene Blütenzeit weckte. Oft rollte er den Stuhl mit der geliebten Bürde in die Sonnenstrahlen, die, den Greis erwärmend, ihm neue Kräfte, neue Munterkeit schenkten. Bisweilen

ließ er sich auch wohl durch das sanfte Herumrollen in den Schlummer wiegen, und lächelte dann im Schlafe so freundlich, als ob er das holde Kind segne, das seine Tage zu verlängern und zu verschönern so emsig bemüht war.

Alfonsine theilte diese Bemühungen nicht. Noch kein einziges Mal hatte sie den großen alten Stuhl gerollt, noch nie eine Blume davor gelegt. Es war ihr vielmehr eine Marter, das häßliche, schwerfällige Ding unter den reichen Stoffen und herrlichen Möbeln von Mahagoniholz zu sehen. Hätte sie nur gedurft, schon hundertmal hätte sie es entzwei geschlagen. »Ja,« sagte sie eines Tages sehr verdrießlich, »so bald mein Großvater todt sein wird, so laß ich seinen alten Stuhl verbrennen.« Der alte Limé hatte den Widerwillen seiner Enkelin gegen seinen lieben Stuhl wohl bemerkt, auch sogar die letzten harten Worte gehört. Sie drückten sein Herz, und er beschloß, ihr eine Lehre zu geben, die sie so bald nicht vergessen sollte. Unter dem Sitz des Großvaterstuhls hatte er, ohne daß irgend Jemand darum wußte, ein Kästchen anbringen lassen, von dem er allein den Schlüssel hatte, und in dem er seine Kostbarkeiten verwahrte. Jedes Alter hat seine Schwächen: Greise trennen sich so wenig als möglich von dem, was sie durch Fleiß und Sparsamkeit erworben haben. Eines Tages war Alfonsine zu einem Feste eingeladen, wo, wie sie wußte, die elegantesten Damen von ihrer Bekanntschaft erscheinen würden. Sie klagte laut, daß sie kein

Kleid habe, welches schön genug sei; sie wünschte sich besonders einen Besatz von künstlichen Blumen, wie sie eben damals von allen jungen Mädchen ihres Standes getragen würden; aber Frau von Rainefort, die ihre Tochter zu einer weisen Sparsamkeit gewöhnen wollte, hatte ihr ein bestimmtes Monatsgeld für dergleichen ausgesetzt, und das war bereits verschwendet. Folglich mußte sich die junge Kokette entschließen, ein einfaches weißes Florkleid anzuziehen. Jetzt bereute sie, ihr Monatsgeld für Kleinigkeiten verschleudert zu haben, und ließ ihren Verdruß in Gegenwart ihres Großvaters ausbrechen, der sich aber stellte, als achte er nicht darauf.

Als sie, einige Stunden nachher, ihre Klagen wiederholte, sagte der Greis lächelnd: »Nun wohl, mein Kind, um dich für deine ärmliche Toilette zu entschädigen, sei einmal deinem Großvater nützlich, nimm diesen Schlüssel, und hilf mir da unter dem Stuhle etwas öffnen, hier auf dieser Seite.«

Alfonsine erröthete und war unschlüssig, denn sie bildete sich ein, es sei die Rede von einem gewissen verborgenen Gefäß, welches man unter solchen Stühlen zu finden pflegt. Sie will sich entschuldigen, sie stellt sich, als könne sie das Schloß nicht öffnen. — Der Alte belustigt sich an ihrem Irrthum. Endlich dreht sie den Schlüssel zitternd und den Kopf wegwendend um, öffnet — und erblickt ein niedliches Körbchen, mit Wohlgerüchen ge-

ſchwängert, mit blauem Atlas gefüttert, in dem ein vollſtändiger Beſatz von den ſchönſten weißen Roſen liegt. Nun begriff ſie die freundliche Lehre ihres Großvaters, geſtand, ſie ſei noch nie ſo angenehm überraſcht worden, und eilte mit dem unerwarteten Geſchenke, das Florkleid zu ſchmücken. Allein ihr Widerwille gegen den alten Großvaterſtuhl war dadurch noch immer nicht ganz vertilgt worden. Sie konnte ſich durchaus nicht daran gewöhnen, ihn unter den modernen Plauderſitzen und Gondeln des Geſellſchaftsſaales figuriren zu ſehen. Zwar äußerte ſie das nicht mehr laut, doch ſobald Limé nicht zugegen war, ſchob ſie ihn in einen Winkel, und ſuchte ihn auf allerlei Weiſe zu verſtecken. Ein ziemlich ſeltſames Abenteuer zerſtörte jedoch plötzlich ihren Widerwillen für immer, und machte ihr den Großvaterſtuhl eben ſo lieb, als er ihr zuvor verhaßt geweſen.

Es war ein Carneval. Alfonſine ſollte, bei einer ihrer Freundinnen, wo eine Menge ihrer Geſpielinnen ſich verſammelten, als ein altes Mütterchen verkleidet erſcheinen, in einem weiten Faltenrocke, mit langen dreifachen Manſchetten, ein Schmetterlings-Kopfzeug auf dem Haare, und Schuhe mit hohen Abſätzen. Eine runzlichte hämiſche Larve ſollte vorgebunden werden, und kurz, es mangelte nichts, um ſie, im Frühling ihres Lebens, als ein ſiebzigjähriges Mütterchen auftreten zu laſſen. Ihre Mutter hatte Alles mit Vergnügen angeordnet. Stephan, als eleganter Jockei gekleidet, ſollte der alten Baronin die Schleppe

tragen, und ſo mit ihr den triumphirenden Einzug in die glänzende, fröhliche Verſammlung halten, wo man ſie erwartete. Es war ausdrücklich verabredet, daß Väter und Mütter dabei nicht zugelaſſen werden ſollten. Nur die Frau vom Hauſe hatte es übernommen, über das luſtige, ſich ſelbſt überlaſſene Häuflein die Aufſicht zu führen. Um die alte Baronin ganz vollkommen darzuſtellen, hatte Alfonſine die Unbeſonnenheit begangen, ohne daß irgend Jemand darum wußte, diamantene Ohrgehänge von ziemlich großem Werthe aus ihrer Mutter Schrank zu nehmen, die ſie nicht eher in die Ohren hing, als bis ſie bei ihrer Freundin angekommen, und wodurch ſie allerdings die Täuſchung noch erhöhte.

Sie fand allgemeinen Beifall. Jedermann geſtand, ſie habe die reichſte und abenteuerlichſte Maske, die man je geſehen. Sie war entzückt, ihrer Eigenliebe geſchmeichelt. Freudetrunken, und mit der ganzen Unbeſonnenheit ihres Alters, nahm ſie Theil am Tanze und an allen den kleinen dazwiſchen gemengten Spielen. Endlich ſchlug die Mitternachtſtunde, ein fataler Klang, denn er rief den Befehl der Eltern in's Gedächtniß, nach Hauſe zu fahren. Seufzend gehorchte auch Alfonſine und Stephan. Von einem alten Bedienten begleitet, fuhren ſie heim, und fanden ihre Eltern ſchon ſchlafend. Aber welch ein Donnerſchlag für Alfonſine, als ſie, um ſich auszukleiden, vor den Spiegel trat, und Eines von ihrer Mutter Ohrgehängen

vermißte! Sie ſtieß einen lauten Schrei aus und ſchwamm in Thränen. Der gute kleine Stephan lief alſobald zurück in das Haus, wo der Ball geweſen war, ſuchte und fragte überall, aber vergebens. »Was wird meine Mutter ſagen!« rief Alfonſine, »o wie hart bin ich für meine Thorheit beſtraft! — Ein ſo entſetzlicher Verluſt! vielleicht von —« »Zweitauſend Thalern,« ſagte Stephan, wie haſt du es doch gewagt ohne Wiſſen der Mutter — ich dachte, ſie ſelber hätte dir den koſtbaren Schmuck geliehen. Ach! das wird ihr vielen Kummer machen!« Die armen Kinder brachten die Nacht in der furchtbarſten Unruhe zu, beſonders Alfonſine, die kein Auge ſchließen konnte. Natürlich ſahen beide am andern Morgen ſehr erſchöpft aus. Man hielt das für Nachwehen des Balls. Mehrere Tage verſtrichen. Der Großvater bemerkte, daß ſein Liebling, Stephan, nicht mehr ſo heiter als gewöhnlich war, nicht mehr jene freie Zuverſicht äußerte, welche ein reines Herz beweiſt, und die Jugend ſo wohl kleidet. Er drang in ihn, und Stephan verſchwieg ihm das Unglück nicht, ſchilderte ihm Alfonſinens Verzweiflung.

»Wohlan,« ſagte der Greis, »verſchaffe mir das andere Ohrgehänge; es darf aber Niemand darum wiſſen, und am wenigſten deine Schweſter. Geh', mein gutes Kind, und beruhige dich.« Stephan gehorchte augenblicklich und befolgte ſeines Großvaters Vorſchrift auf das Pünktlichſte.

Einige Zeit nachher wurde Frau von Rainefort zu einem großen Diner eingeladen; Alfonſine vermuthete, daß ſie an dieſem Tage ihre Ohrgehänge werde gebrauchen wollen, und in dieſer Angſt kam auch ſie jetzt zu dem Alten, und ſchüttete ihr gequältes Herz vor ihm aus. Er ſaß gerade in ſeinem Großvaterſtuhle, den Stephan im Saale herumrollte. Bei der Enkelin herzbrechender Erzählung lächelte er, gab ihr abermals ſeinen Schlüſſel, und ſagte, ſie möchte da unten aufſchließen. Diesmal ließ Alfonſine ſich das nicht zweimal ſagen: ſie ſchloß haſtig auf, und alſobald fielen ihre Blicke auf das Schmuckkäſtchen ihrer Mutter, in welchem ein neues, dem alten ſo völlig ähnliches Ohrgehänge lag, daß man beide unmöglich von einander unterſcheiden konnte. Anfangs glaubte ſie, das verlorne ſei wieder gefunden; als aber Stephan ihr erklärte, ſie habe die Beendigung ihrer Leiden blos der Zärtlichkeit und Großmuth des Greiſes zu verdanken, da ſtürzte ſie tief gerührt in des Großvaters Arme und ſchluchzte an ſeinem Buſen. Er drückte ſie ſanft an ſich, und ſagte mit dem rührendſten Ausdruck: »Wenn ich ſterbe, verbrenne meinen alten Stuhl nicht.«

Die beiden Uhren.

St. Alban, ein reicher Gutsbesitzer, hatte zwei Töchter, deren Neigungen eben so verschieden waren, als ihre Gesichtszüge. Clarisse, die Aelteste, war sehr hübsch, allein sie verunstaltete sich selber unaufhörlich durch Gesichterschneiden, durch lächerliche Angewohnheiten, besonders durch eine unerträgliche Vernachlässigung und thörichte Verschwendung. Amalie hingegen, die ein Jahr jünger war, verbarg unter großer Bescheidenheit eine Klugheit, einen Scharfsinn, die ihr schon oft den Vorzug vor ihrer Schwester erworben hatten. Zu glänzend, Aufmerksamkeit zu erregen, war das Bestreben der Einen; zu beobachten und aus Allem Nutzen zu schöpfen, die Lust der Andern.

Weihnachten war nicht fern, diese der Jugend so erwünschte Zeit, wo Fleiß und gute Aufführung durch Geschenke aller Art belohnt werden, wo aber auch nicht selten blinde Zärtlichkeit und Sucht, sich hervorzuthun, gefährliche Wirkungen veranlassen. St. Alban, sehr reizbar und pünktlich, aber von dem besten Herzen, führte seine Töchter in eines der reichsten Uhren-Magazine von Paris, und gab einer Jeden die Erlaubniß, sich eine Uhr zu wählen. Clarisse durchlief schnell mit den Augen die glänzendsten Uhren, und wählte eine sehr kleine, aber mit Diamanten besetzte, deren Schimmer sie geblendet hatte. Ohne zu fragen, ob die Uhr auch gut sei, und trotz der Bemerkungen, die man ihr darüber machte, bestand sie auf ihrer Wahl und hing sogleich das gebrechliche Kleinod an eine goldene Kette, die sie um den Hals trug.

Amalie hingegen sah in dem Anerbieten ihres Vaters blos den Vortheil, künftig immer die Stunde richtig zu wissen, in der er dies oder jenes zu thun pflegte, und dadurch im Stande zu sein, zu verhüten, daß er nie auf etwas warten müsse, denn er war sehr ungeduldig. Sie hat also den Uhrmacher, ihr nur eine einfache Uhr zu geben, auf die sie sich aber verlassen könnte. Es geschah. Sie empfing eine Uhr ohne alle Zierathen, und befestigte sie an eine Kette von dem Haar ihres Vaters, die sie immer trug.

Einige Tage nachher ließ Clarisse beim Frühstück sich erwarten, welches Punkt zehn Uhr eingenommen wurde. Man mußte sie rufen, und als der Vater ihr einige Vorwürfe darüber machte, antwortete sie mit ihrer gewöhnlichen Nachlässigkeit: »Meine Uhr geht zu spät.«

Bald darauf sollten mehrere Freunde bei St. Alban zu Mittag speisen, auch einige, welche nach der Tafel sehr wichtige Geschäfte hatten, die ihre Gegenwart zu einer bestimmten Stunde forderten. Er befahl daher seinen Töchtern, sich mit ihrer Toilette so einzurichten, daß sie mit dem Glockenschlag vier im Speisesaal erscheinen könnten. Amalie, deren Uhr sehr richtig ging, fand sich noch vor vier Uhr ein, und empfing die Gäste ihres Vaters mit ihrer gewöhnlichen Anmuth. Es schlug vier, Clarisse kam noch nicht. Der reizbare St. Alban, der seine Ungeduld nicht bemeistern konnte, ging selbst hinauf zu ihr, und fand sie im tiefsten Negligé am Flügel sitzend; sie dachte noch gar nicht daran, sich zur Tafel anzukleiden.

»Wie, Clarisse! du bist noch im Nachtkleide?« — »Ja, mein Vater, ich habe noch Zeit genug, es hat noch

nicht drei geschlagen.“ »Es hat vier geschlagen!“ rief St. Alban mit Hitze, »wir werden zu Tisch gehen.“ Mit diesen Worten verließ er sie hastig und schlug die Thür hinter sich zu. Clarisse wiederholte ganz gelassen: meine Uhr geht zu spät. Indessen kleidete sie sich nun so schnell als ihr möglich war an, das heißt, noch immer langsam genug. Denn auch Koketterie war einer ihrer Gewohnheitsfehler, und so erschien sie bei der Tafel, als man den Nachtisch auftrug. Allen, die es bedauerten, nur einen Augenblick ihrer Gesellschaft zu genießen, antwortete sie: »Entschuldigen Sie mich, meine Herren, meine Uhr geht zu spät.“

Dieser Ton der Sorglosigkeit und besonders die Ziererei, mit der sie sprach, waren ihrem Vater unausstehlich, und er nahm sich vor, ihr starke Lehren zu geben, die zugleich ihre Eigenliebe und ihr Gefühl angreifen sollten.

Er besaß bei St. Cloud ein Landhaus, wo Pracht und Geschmack wetteiferten. An jedem Sonntage versammelte er daselbst eine auserlesene Gesellschaft. Manche, die am Montage Morgen nichts in Paris zu thun hatten, übernachteten auch wohl dort, und in diesem Falle wurde Montags das Frühstück in einem nahen, sehr reizend gelegenen Dorfe eingenommen. St. Alban, mit seinen Entwürfen schwanger, sagte seinen Gästen, daß, um die Hitze zu vermeiden, man Punkt acht Uhr den Weg dahin antreten werde. Den Bedienten, und vorzüglich seiner Tochter Amalie, befahl er Clarissen ganz sich selbst zu überlassen, und zu dieser sagte er blos beim Schlafengehen: »Ich hoffe, du wirst morgen zu rechter Zeit fertig sein. Vergiß nicht, daß wir Punkt acht Uhr fahren, und daß ich nie warte.“

Clariſſe, die am andern Morgen ein ſehr zierliches Morgenkleid zur Schau tragen wollte, zog ihre hübſche Uhr mit aller nur möglichen Behutſamkeit auf, ſtellte ſie nach der Wanduhr im Saale, und begab ſich ganz ruhig auf ihr Zimmer. Aber das kleine niedliche Ding, welches von ſeiner Beſitzerin nie zu rechter Zeit und oft gar nicht aufgezogen wurde, war ſchon zu ſehr in Unordnung gerathen, und blieb in dieſer Nacht noch mehr als gewöhnlich zurück. In dem Augenblicke, wo Clariſſe erwachte, zeigte die täuſchende Uhr nicht mehr als ſechs, indeſſen es ſchon acht geſchlagen hatte. Sie ſchlief alſo ganz ruhig wieder ein, und wachte nicht eher auf, als bis der Zeiger ihrer Uhr nicht weit von acht mehr war. Sie ſprang aus dem Bette, kleidete ſich ſchnell an, und begab ſich hinunter in den Saal, wo ſie denn mit großem Erſtaunen erfuhr, daß es bereits zehn geſchlagen, und daß die Geſellſchaft ſchon längſt fort ſei. Sie ſeufzte, weinte, verfluchte die allerliebſte Uhr tauſendmal, bat die Bedienten ſie nach dem Dörfchen zu führen, wäre es auch zu Fuße; allein das war ihnen ſcharf verboten worden, und ſie mußte ſich entſchließen, auf jeden Antheil an der herrlichen Luſtpartie Verzicht zu thun. Endlich gegen vier Uhr kam die Geſellſchaft zurück, und auf dem Geſicht der guten Amalie glänzte eine Freude, welche verrieth, daß irgend ein glückliches Ereigniß ihr widerfahren. »Ach Schweſterchen!« ſagte ſie zu Clariſſen, »du haſt viel verloren! die Partie war ſehr angenehm und beſonders ſehr glücklich!«

Hierauf erzählte ſie der trübſelig Zuhörenden, daß ſie, mit ihrem Vater im Gehölz ſpazirend, den Kaiſer auf der Jagd angetroffen; ein großer Theil des Hofes habe ihn

begleitet, und der ganze Wald sei von Jagdmusik ertönt. Begierig dem Sammelplatz etwas näher zu kommen, habe sie sich durch dickes Gebüsch gedrängt, und plötzlich mitten in einem großen, von Zweigen geflochtenen Saal eine junge Dame erblickt, die, von ihrem Pferde abgeworfen, ohne Besinnung gelegen. »Wir liefen zu ihr hin,« fuhr Amalie fort, »ich faßte sie in meine Arme, erwärmte sie an meinen Busen. Sie kam zu sich, öffnete ihre schönen Augen, dankte mir für den Beistand, den, ihr zu leisten, mir selbst so viel Vergnügen gewährt hatte, nahm diese goldene Kette von ihrem Halse, an der das Bildniß des Monarchen in Diamanten gefaßt hängt, und sagte mit unaussprechlicher Anmuth zu mir: So oft sie die Augen auf das Bild dieses großen Mannes werfen, so erinnern Sie sich, daß Sie einer seiner Schwestern Hilfe geleistet. — Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als auch schon eine Menge Offiziers und Höflinge herzu sprengten und die Prinzessin umringten. Sie verlangte durchaus meinen Namen, den meines Vaters, und genau den Ort zu wissen, wo unser Landhaus liegt, denn, sagte sie, indem sie in den Wagen stieg, Morgen will ich Sie besuchen, um Ihnen nochmals zu danken.« Die arme, reuige Clarisse wurde bei dieser Erzählung bald blaß bald roth, warf sogleich ihre prächtige Uhr weg, und schwur, sie nie wieder zu tragen. Aber ihr Verdruß und Kummer stiegen noch weit höher, als am andern Morgen die Prinzessin wirklich mit mehreren Damen ihres Gefolges kam, Amalien auf's neue ihren Dank ausdrückte, und sie mit Güte überhäufte. Sie wollte das liebe Mädchen sogar in Paris in ihrem Palast empfangen, und sagte, sie würde der Pflicht der

Dankbarkeit sich nicht eher ganz entledigt glauben, bis sie Amalien glücklich verheirathet habe. Clarisse hörte das Alles mit tiefem Unmuth und murmelte in sich hinein: »Warum mußte meine Uhr so spät gehen!«

Die Prinzessin bemerkte auf ihrem Gesichte die Bewegung, die in ihr vorging, und fragte wer sie wäre? — »Meine Schwester,« sagte Amalie, und präsentirte sie der Fürstin. »Vermuthlich keine Liebhaberin vom Spazirgehen?« meinte diese. »Um Vergebung, Madame,« nahm St. Alban das Wort, indem er mit ironischem Lächeln einen Blick auf Clarissen warf: »ihre Uhr geht nur zu spät.«

Die Prinzessin ließ sich das Räthsel erklären, belustigte sich sehr an Clarissens Verwirrung, und sagte endlich mit vieler Güte: »Morgen wird ihre Schwester bei mir frühstücken auf demselben Platze, wo Sie mir so liebevollen Beistand geleistet hat. Ich hoffe, Sie werden sie gern begleiten, und, damit Ihre Uhr nicht wieder zu spät gehe, so ersuche ich die liebenswürdige Amalie, die ihrige, die sehr gut zu sein scheint, ihrer Schwester zu schenken, und dagegen diejenige von mir anzunehmen, die ich hier am Halse trage, und die nie um eine Minute mich getäuscht hat.« Amalie empfing diesen wiederholten Beweis einer wahrhaft fürstlichen Freigebigkeit. Die Prinzessin stieg in den Wagen, und ließ Clarissen weit mehr als Diamanten, nämlich die gute Lehre zurück: daß wir oft aus Trägheit die glücklichsten Augenblicke unsers Lebens versäumen, und daß Indolenz und Ziererei uns nur Genüsse rauben und Reue schaffen.

Die Pocken.

Unſer Geſchmack, unſere Neigungen wechſeln mit dem Alter. Kinder, die ſich liebten, werden, wenn ſie heran wachſen, oft ſehr kühl gegen einander, und bisweilen haſſen ſie ſich ſogar im reifern Alter. Dieſe traurige Erfahrung ſoll uns lehren, gegen unſere Neigungen auf der Hut zu ſein, und nur von unſern Eltern geleitet, die erſten Verbindungen zu knüpfen.

Herr von Beauvallon, ein ſehr reicher und eben ſo angeſehener Mann, bewohnte den erſten und zweiten Stock eines Hotels in Paris, welches dem Herrn von Bonneval, einem verabſchiedeten Offizier, zugehörte, der in demſelben im Erdgeſchoß wohnte. Das dritte Stockwerk hatte Bertrand, ein verdienſtvoller aber armer Schriftſteller, gemiethet, der blos durch anhaltenden Fleiß ſich und ſeine Familie ernährte. Bonneval beſaß hinter ſeinem Hotel einen prächtigen Garten, deſſen Genuß er ſich allein vorbehalten. Evelina, ſeine einzige Tochter, lud oft ihre beiden Nachbarinnen Mirza, die Tochter des Herrn von Beauvallon, und Zoë, Bertrand's Tochter, dahin ein. Alle drei waren faſt von gleichem Alter, gewiſſermaſſen mit einander erzogen, liebten ſich ſeit ihrer Kindheit, und brachten alle ihre Freiſtunden mit einander in dieſem Garten zu. Puppen, Spielwerk, Naſchereien, Alles war unter ihnen gemein. Den Unterſchied des Ranges und der Glücksgüter kannten ſie noch nicht. Sie theilten ihre Freu-

den, ihre Blumen, ihre Früchte unter unschuldigen Liebkosungen, kurz, sie genossen jenes Glück der Kindheit, das erste und reinste des Lebens! sie genossen es bis zum zwölften Jahre, keinen Tag getrennt; keine konnte ohne die andern beiden fröhlich sein. Durch wichtige Dienste hatte Herr von Beauvallon sich nun zu den höchsten Stufen im Finanz-Departement emporgeschwungen; er empfing jetzt alle Großen der Hauptstadt in seinem Hause, und man drängte sich zu seinem glänzenden Zirkel.

Bertrand hingegen trug seufzend die Folgen der bürgerlichen Unruhen, der traurigen Stockung in den schönen Künsten, die in Frankreich nicht mehr blühten. Seine mäßigen Einkünfte verringerten sich mit jedem Tage, Wohlstand und Glück verschwanden. Bonneval, der reich ohne die Sucht zu glänzen, ein Feind aller zweideutigen Spekulationen war, und alle seine Wünsche darauf einschränkte, in behaglicher Zurückgezogenheit das Glück seiner Tochter zu machen, war weder reicher noch ärmer geworden, und hatte seine Lebensweise in nichts verändert. Sein einziges Vergnügen bestand darin, einige geprüfte Freunde bei sich zu sehen, deren Talente und Kenntnisse zur Bildung seiner geliebten Eveline beitragen konnten.

Unter allen diesen Freunden war Bertrand derjenige, von dem er die unzweideutigsten Merkmahle einer wahrhaften Ergebenheit empfing. Dieser wackere Mann betrachtete Evelinen als seine zweite Tochter, liebte sie zärtlich, und

ließ sie an dem Unterricht Theil nehmen, den er Zoën gab. Dagegen milderte Bonneval mit der zarteſten Schonung die häusliche Bedrängniß ſeines Miethers. Allein das Glück erlaubte den drei kleinen Freundinnen nicht, die erſte kindliche Zutraulichkeit beizubehalten; es ließ ſie bald die Klüfte gewahr werden, welche es zwiſchen ſeinen Günſtlingen und denen, die es verfolgt, zu ſchaffen pflegt. In einem Alter von zwölf bis dreizehn Jahren wurden Mirza und Evelina von jener, leider eben ſo allgemeinen als gefährlichen Koketterie ergriffen, von jener Eigenliebe, jener Sucht zu ſchimmern, welche nur zu bald ſie verleitete, die einfache, ſchüchterne Zoë zu vernachläſſigen. Das Vergnügen, ein hübſches Halsband, einen eleganten Hut, einen reichen Fächer und tauſenderlei dergleichen Dinge gegen einander auszutauſchen, ſchien ihnen jetzt weit anziehender, als die Unterhaltung mit der dritten Freundin, die nie einen Hut trug, deren Haar immer nur mit einem kleinen Kamme von Schildpatt aufgeſteckt war, die ſich blos in einfachen Zitz kleidete, und ihnen zum Austauſch ihrer Herrlichkeiten nichts anzubieten hatte. Nach und nach wurde Zoë's Freundſchaft ihnen ſogar recht läſtig, ihr Zuvorkommen widerlich: ihre Kenntniſſe ſpotteten ſie. Endlich vermieden ſie ihre Gegenwart, ließen ſie allein im Garten, beſchuldigten ſie wohl gar bisweilen, ſie entwende da die ſchönſten Blumen und Früchte.

Zoë, die unveränderlich Sanftmüthige, ſetzte allen dieſen Kränkungen nichts entgegen, als Schweigen und

Resignation. Sie ging nur noch des Morgens früh in den Garten, ehe die beiden Unzertrennlichen aufgestanden waren, doch auch das that das gute Mädchen unter allerlei Vorwand, um Jenen keine Verlegenheit, oder gar Verweise zuzuziehen. Indessen trauerte sie doch im Stillen, das war auf ihrem niedlichen Gesichte wohl zu lesen; sie blühte nicht mehr wie sonst, eine auffallende Bläße überzog ihre sonst so frischen Wangen, ihre Fröhlichkeit schwand, sie verfiel in düstere Träumereien, die nur durch Seufzer unterbrochen wurden. Das konnte dem zärtlichen Vater nicht entgehen; er wollte die Ursache wissen, und ob sie gleich aus Schonung für ihre jungen Freundinnen darauf bestand, ihm dieselbe zu verheimlichen; so errieth er doch bald, daß einzig und allein Jener Liebloſigkeit und Undankbarkeit Schuld daran sei. Vergebens versuchte er, auf eine geschickte Weise, Evelinen zu den Pflichten der Freundschaft zurück zu führen; seine Bemühungen wurden blos durch Kälte und Geringschätzung vergolten. Bald versäumte sie die Stunden, die er gab, bald brachte sie eine Langeweile, eine Unachtsamkeit mit hinein, die den wackern Lehrer noch tiefer schmerzten.

Er hielt es nun für seine Pflicht, Bonneval davon zu unterrichten, der sogleich Lärm machen und seine Tochter züchtigen wollte. »Nein,« sagte Bertrand, »folgen Sie mir. Lassen Sie Evelinen eine Zeit lang der glänzenden Täuschung sich hingeben, vielleicht wird sie deren

bald müde werden. Soll sie gebessert werden, so geschehe es nur durch sie selbst.“

Bonneval schwieg. Die Leichtsinnige hatte einige Monate lang nur Augen und Herz für die elegante Mirza. Sie putzten sich mit einander um die Wette, sie spielten Sonaten mit vier Händen, sie sangen Duetts aus den neuesten Opern, sie übten sich in den schwersten Pas und strebten, den Gipfel der Kunst, die Gavotte zu erreichen. Darin bestanden die Beschäftigungen der Unzertrennlichen. Bertrand's Weissagung ging bald in Erfüllung. Eveline, deren Vater wohlhabend, aber ohne Prunk war, konnte es ihrer Gespielin im Putz, und besonders in Diamanten nicht gleich thun. Die übermüthige Mirza, von ihrem Vater verhätschelt, empfing täglich Geschenke, die ihrem Alter nicht angemessen waren. Das setzte sie hoch über Evelinen, und diese litt im Stillen manche solche Demüthigung.

Zoë hingegen wußte von dem Allen nichts. Sie beschäftigte sich blos damit, die schönen Künste anzubauen, und machte besonders in der Malerei so schnelle Fortschritte, daß man schon überall von ihr sprach, während Niemand die beiden jungen Koketten kannte. Nach einiger Zeit riß ein unerwartetes Ereigniß Evelinen die Binde von den Augen, und führte sie zum Altar der Freundschaft zurück, den sie so oft entweiht hatte. Sie bekam die Pocken. Diese furchtbare Krankheit ergriff sie um so heftiger, da ihr Blut

durch die vielen Feste, welchen sie bei dem reichen Beauvallon beigewohnt, in gefährliche Wallung gerathen war. Gleich in den ersten Tagen schwebte ihr Leben in Gefahr. Zoë, in diesem Augenblicke alles Unrecht vergessend, das sie von der Kranken erlitten, erkundigte sich stündlich nach ihrem Befinden, und ob sie gleich die Pocken noch nicht selbst gehabt hatte, auch ihr Vater, ein Feind der Schutzpocken, ihr ausdrücklich verboten hatte, das Krankenzimmer zu betreten, so konnte sie doch den schmerzhaften Seufzern nicht widerstehen, die sie von der Freundin ihrer Kindheit ausstoßen hörte. Oft näherte sie sich ihr verstohlen, und pflegte sie mit der zärtlichsten Sorgfalt. Mirza hingegen, deren Freundschaft nur Laune war, und die sich vor den Pocken fürchtete, obgleich ihr die Schutzblattern zweimal eingeimpft worden, Mirza setzte keinen Fuß in Evelinens Zimmer, ja, sie erbat sich sogar von ihrem Vater die Erlaubniß, während dieser Krankheit auf's Land zu gehen. Indessen stieg die Gefahr für Evelinens Leben so hoch, daß eines Tages der Arzt erklärte, sie werde die Nacht nicht überleben, wenn man ihr nicht von Viertelstunde zu Viertelstunde einen vorgeschriebenen Trank beibringen könnte. Zoë war gegenwärtig bei diesem Ausspruche. Sie zitterte für das Leben ihrer Freundin, pflegte sie den Ueberrest des Tages, ging dann hinauf und stellte sich, als wolle sie zu Bette gehen. Aber die Worte des Arztes: »von Viertelstunde zu Viertelstunde, oder sie muß sterben,« klangen beständig vor ihren Ohren, und zerrissen ihr Herz

Bonneval, sagte sie zu sich selber, ist durch Alter und Kummer so gebeugt, daß er unmöglich die ganze Nacht bei seiner Tochter wachen kann. Die Krankenwärterin selbst scheint erschöpft, — wenn sie einschlummerte — ach meine arme Eveline!"

Leise verließ Zoë ihr Zimmer, leise schlich sie die Treppe hinab, auf den Zehen näherte sie sich dem Krankenzimmer, horchte an der Thür, vernahm nichts, öffnete leise, erblickte die Wärterin auf einem Sessel eingeschlafen, und Evelinen im Begriff, den letzten Seufzer auszuhauchen. »Ach, mein Gott!" flüsterte sie still, »ich danke dir für deine Eingebung!" Sie sucht und findet die verordnete Arznei, sanft hebt und stützt sie Evelinens Haupt, flößt ihr von Viertelstunde zu Viertelstunde den Trank ein, befeuchtet jetzt ihre heißen Lippen, jetzt ihre brennenden Augen mit einigen Tropfen eines würzhaften Geistes, wärmt die ganze Nacht hindurch Wäsche, mit der sie Brust und Füße der Kranken bedeckt, und so gelingt es ihr nach und nach die Kräfte der Sterbenden wieder zu erwecken. Evelinens Vater hatte einige Stunden fieberhaft geschlummert. Jetzt sprang er aus dem Bette, die Angst trieb ihn zu seiner Tochter, bei der er Zoën als Krankenwärterin findet. Sie schleicht ihm entgegen, gibt ihm einen Wink sich still zu verhalten, und kündigt ihm an, daß Eveline minder schwer athmet, daß ihre Hände sich erwärmen, ihre Augen sich öffnen. Bonneval freudig überrascht, nähert sich der

Kranken, schöpft Hoffnung, wirft einen Blick auf die Wanduhr, die im Begriff war, sechs zu schlagen, und fragte Zoën, seit wann sie hier sei! »Seit Mitternacht,« antwortete sie, »ich konnte nicht früher kommen, aus Furcht, meinen Vater aufzuwecken.« »Sie haben also die ganze Nacht hier zugebracht?« »Ein guter Geist hat mir das eingegeben,« sagte sie, »denn ich habe die Wärterin entschlummert angetroffen, und, da der Arzt so ernstlich empfohlen hatte — « »Ihnen verdanke ich meine Eveline!« rief Bonneval ziemlich laut, und schloß Zoë in seine Arme.

In diesem Augenblicke trat Bertrand herein. Er hatte wohl vermuthet, daß seine Tochter während der Nacht die Kranke besuchen würde. Jetzt theilte er seines Freundes Rührung, drückte die wackere Tochter an sein Herz, und sagte: du hast recht gehandelt. Plötzlich erhob auch Eveline ihre schwache Stimme: »Nein, Sie wissen nicht Alles, was ich ihr verdanke! ihre Sorgfalt — ihr unermüdeter Eifer — ihre zärtliche Unruhe — ich konnte nicht sprechen, nicht danken, aber Alles habe ich bemerkt — nie gab es eine treuere, gefühlvollere Freundin!«

Die Krankenwärterin, die während dieses Gesprächs erwacht war, stotterte eine Menge Entschuldigungen, und bekannte, daß die Kranke ihre Rettung blos ihrer jungen Freundin verdanke. Endlich kam auch der Arzt, und kaum hatte er einen Blick auf Evelinen geworfen, als er sie außer Gefahr erklärte, und sogar hoffen ließ, daß keine

Narben ihr hübsches Gesicht verunstalten würden. »Hier steht meine Retterin,« sagte Eveline schon mit einer kräftigern Stimme. »Leben und nicht häßlich werden — o geliebte Zoë! wie viel verdank ich dir!« Zoë wollte sie umarmen, allein der Arzt verhinderte sie daran, erinnernd, daß nun derjenige Zeitpunkt der Krankheit eintrete, wo sie ihr Gift am leichtesten mittheile. Zoë sollte sich dem Bette Evelinens nicht eher wieder nähern, bis die Kranke völlig genesen sei. Aber die Warnung kam schon zu spät, Zoë war bereits angesteckt, und mußte der Freundschaft diesen Tribut bezahlen. Noch an demselben Abend meldeten sich die Vorboten jener tödtlichen Krankheit, ein schrecklicher Frost, ein Uebelbefinden des ganzen Körpers. Nach zwei Tagen brachen die Pocken aus, und die großmüthige Freundin sank bald in den nämlichen Zustand, in welchem sich Eveline befunden hatte. Der Arzt behandelte sie mit der größten Sorgfalt. Bertrand, dem das Beispiel von Evelinens Krankheit vorschwebte, wachte selber Tag und Nacht bei seiner Tochter, und Bonneval, der Evelinen dies traurige Ereigniß verbarg, brachte jede Stunde bei der Kranken zu, die er von jener abmüßigen konnte. So zärtlich gepflegt, ging auch bei Zoë die Gefahr vorüber, nur blieb sie nicht von Narben verschont. Doch es waren nur leichte Spuren, die, statt sie zu verunstalten, ihren Zügen vielmehr noch etwas Pikantes liehen, und wenn man vollends wußte, wodurch diese Narben entstanden, so fand man sie schön, ja recht schön!

Bald darauf kam Mirza vom Lande zurück, und da sie nun von den Pocken nichts mehr zu fürchten hatte, so wollte sie die alte Vertraulichkeit mit Evelinen wieder anknüpfen; allein der Schleier war zerrissen; alle Täuschungen verschwunden, die Freundschaft erloschen. Eveline vergalt Mirza's Aufmerksamkeiten blos durch kühle Höflichkeit. Bald trennte sich auch noch dies lockere Band. Mirza taumelte im Wirbel der großen Welt; ihr Vater kaufte einen Palast, und verließ Bonneval's Wohnung. Zoë und Eveline wurden dadurch für immer von einer lästigen dritten Person befreit. Täglich besuchten sie nun wieder den schönen Garten, zogen und pflückten Blumen mit einander, vereinigten ihren Geschmack, ihre Talente, ihre Vergnügungen, und machten die süße Erfahrung: daß eine Freundschaft, auf Dankbarkeit und Zartgefühl gegründet, nur mit dem Tode erlöscht.

Das gestickte Kleid.

Madame Remival, die Witwe eines berühmten Advokaten, lebte im mäßigen Wohlstande mit ihren beiden Töchtern Klara und Jenny.

Die Aelteste hatte schöne Züge, einen edlen, imponirenden Wuchs, aber ein harter, stolzer Blick verrieth einen stolzen herrschsüchtigen Charakter. Die Jüngste schmückte ihre minder schöne Gestalt durch ein bescheidenes Wesen, eine naive Grazie, und besonders durch einen Blick, der zu sagen schien: »ich bin nicht geschaffen, um zu glänzen, ich wünsche nur geliebt zu werden.«

Da die Umstände der Mutter keinen großen Aufwand verstatteten, so waren beide immer sehr einfach gekleidet. Von Stickereien oder künstlichen Blumen wußten sie nichts. Ein kleines Florhäubchen, ein Gewand, das nur durch Reinlichkeit sich auszeichnete, Schuhe von Nanking oder schwarzem Leder, aber an den Fuß gegossen, ein Halstuch von weißer Wolle; das war der ganze Schmuck, den sie von Jugend auf kannten. Jenny begnügte sich damit, wünschte nichts bessers, war immer gut und fröhlich, die Freude ihrer Mutter, die, wie die Tochter selbst sich sagte, Alles für sie that, was in ihren beschränkten Kräften stand. Mit Klara war es anders. Von Hochmuth und Koketterie besessen, seufzte sie im Stillen über die erzwungene Einfachheit. Nach und nach wurde sie immer träumerischer,

ungeduldiger, krittlicher, wodurch sie um so auffallender von ihrer sanften Schwester abstach. Gingen sie mit einander spaziren, so bemerkte Klara bald, daß dieses oder jenes junge Mädchen, dessen Eltern doch auch nicht reich wären, einen elegantern Hut trage als sie; bald wieder, daß eine Andere ein gesticktes Halstuch mit Spitzen garnirt habe.

»Wir armen Mädchen,« fügte sie mit Verdruß hinzu, »wir müssen heute wie gestern und morgen wie heute in unsern einfachen Kleidern herum wandern; Niemand bemerkt uns, im ganzen Quartier weiß man nicht, wer wir sind.«

»Was kümmert uns das?« antwortete Jenny lachend, »wir bleiben darum doch die Töchter eines berühmten Mannes, und sind wohl eben so gut erzogen, als jene eleganten Mamsells, die sich blos mit Koketterie beschäftigen, und, so zierlich sie auch da vor uns herum tändeln, doch vielleicht weniger Talente besitzen als wir. Was mich betrifft, ich ziehe meine Einfachheit all dem bunten Kram von Blumen und Stickereien vor, und, da ich nie etwas Kostbares zu verderben habe, so kann ich nach Belieben laufen, springen und tanzen. Meine Fröhlichkeit vertausch' ich nicht gegen die schönsten Hüte und prächtigsten Kleider in der Welt.« Der Zufall — der bisweilen die Laune hat, die Bescheidenheit zu erheben und den Uebermuth zu demüthigen — der Zufall wollte, daß in der Familie der Madame Remival eine große Hochzeit gefeiert wurde. Einer ihrer Verwandten, ein reicher Finanz-Pächter, wohnhaft in der

ſchönſten Gegend der Chauſſee d'Antin, vermählte ſich mit der Tochter eines angeſehenen Mannes, und die ganze ſchöne und große Welt von Paris war zu dem Feſte eingeladen, auch Madame Remival mit ihren Töchtern.

»Wir können die Einladung nicht annehmen,« ſagte Klara ſogleich, »wir müßten Kleider dazu haben, die Mama uns ſchwerlich wird anſchaffen wollen.«

»Warum das?« antwortete die fröhliche Jenny, »man weiß ja, daß wir nicht reich ſind; eine anſtändige Einfachheit iſt Alles, was man von uns erwarten kann. Was mich betrifft, ich hoffe recht viel zu tanzen, ich tanze für mein Leben gern, und da uns dieſes Vergnügen eben nicht oft zu Theil wird, ſo denke ich, wird Mama es uns gewiß nicht verſagen.«

»Aber Schweſter!« rief Klara. »Denke doch nur, wie unſere baumwollene Kleiderchen und Strümpfe ſich armſelig und lächerlich ausnehmen werden, unter all dem reichen Schmuck! Man wird uns verſpotten, man wird glauben, wir wären ein Paar Dirnen vom Lande, die man ausdrücklich kommen laſſen, um die Geſellſchaft zu beluſtigen.« »Ei das möchte ich doch ſehen!« erwiederte Jenny, »ich würde ihnen fürwahr beweiſen, daß die Dirnen vom Lande eben ſo ſtolz ſind, als die ſchönen Damen der Chauſſee d'Antin, und ich würde auf ihre Koſten noch lauter lachen, als ſie auf die meinigen. Ich bin nicht boshaft, das weiß Jedermann, aber Lächerlichkeiten kann ich auch verſpotten.«

Der große Tag nahte heran. Klara war in Verzweiflung, und machte allerlei Projekte, um sich der Nothwendigkeit zu entziehen, in einer so glänzenden Versammlung so prunklos zu erscheinen. Am Vorabend des Tages stellte sie sich krank, und erklärte, sie könne nicht hingehen. So große Lust auch Jenny hatte, dort zu sein, so war sie doch noch unruhiger über die Krankheit ihrer Schwester, die sie keineswegs für erdichtet hielt, und wollte nun auch zu Hause bleiben, um sie zu pflegen.

Die Mutter, welche Klara's Charakter wohl durchschaute, wünschte ihren Uebermuth zu strafen, doch so zart und vorsichtig, daß sie das Werk der Mutterliebe blos dem Zufall beimessen sollte. Eben saß sie mit Jenny am Krankenbette, als ein Mensch hereintrat, der sich beauftragt erklärte, hier ein Packet abzugeben, welches eine sehr schön gestickte Robe enthalte. Diese sei auf die erste Nummer der Pariser Lotterie gewonnen worden, und man wisse, daß diese Nummer sich in den Händen der Madame Remival befinde. Die Mutter stellte sich hoch erstaunt. Es fiel ihr bei, daß sie wirklich auf Bitten einer Nachbarin ein Lotterie-Billet genommen, sie ging an ihren Schrank um es zu suchen; es fand sich natürlich, da sie es zuvor hingelegt hatte, sie händigte es dem Ueberbringer ein, und spielte nun die Hocherfreute über den glücklichen Zufall. Das Packet wurde hastig geöffnet. Man fand eine herrliche Robe von indischen Mousselin mit einer Stickerei im neuesten Ge-

ſchmack. Klara, ihre Krankheit vergeſſend, beſchaute ſie von allen Seiten, und ihr Auge glühte von Lüſternheit.

»Schade,« ſagte die Mutter, »daß man dieſe Robe nicht theilen kann, ſie wäre dann für euch geweſen.« »Ach Mutterchen!« rief Jenny, »das wäre zu koſtbar für uns. Du ſelber wirſt dich morgen damit putzen, und ſollte ich auch die ganze Nacht aufſitzen, um ſie dir zurecht zu machen.«

»Ich?« antwortete Madame Remival, »ich ſollte mich in eine ſo elegante Robe ſtecken, nachdem ich ſchon ſo lange das Gelübde der Einfachheit abgelegt? Das ſei ferne! aber weil der Zufall ſie mir beſchert hat, ſo ſoll ſie auch wiederum derjenigen von euch zu Theil werden, die der Zufall begünſtigen wird. Loſet darum. Wir wollen ſehen, welche von euch Beiden ſie morgen tragen ſoll.« »Ich bin's zufrieden!« rief Klara mit großer Haſtigkeit und Begierde. »Nein,« ſagte Jenny, »warum erſt loſen? ich leſe in meiner Schweſter Augen, daß dieſe Robe vielleicht zu ihrer Geneſung beitragen wird, und trete ihr mit Vergnügen meine Rechte ab.« »Nicht doch,« meinte Klara, (in ihren Augen ſtand: ja doch) »Mama hat befohlen zu loſen —« »Aber du weißt,« fuhr Jenny fort, »daß großer Putz mir zuwider iſt. Dir ziemt er eher, du biſt auch die Aelteſte. Gib nach. Setzen wir uns friſch an die Arbeit; morgen wirſt du herrlich geſchmückt auf der Hochzeit erſcheinen, und morgen, denke ich, wollen wir den

schönen Damen der Chauſſee d'Antin beweiſen, daß eine geſtickte Robe hinreicht, um ſich ihnen gleich zu ſtellen, ja wohl gar um ſie zu übertreffen." Sobald die Mutter es erlaubte, willigte Klara nur gar zu gern in den Vorſchlag. Jenni ſchnitt ſogleich das Kleid zu, und beide Schweſtern arbeiteten um die Wette, um für den folgenden Tag das große Werk zu vollbringen. Die Mutter fragte nun mit Abſicht Klaren: was ſie auf den Kopf zu ſetzen gedenke? Das Haar mit dem Schildpatt-Kamm aufgeſteckt, möchte nicht paſſend ſein; zu einer ſolchen Robe gehört auch ein beſſerer Kopfputz. »Allerdings," bejahte Jenny lebhaft, »und wenn Mama es zufrieden iſt, ſo ſchmückſt du dich mit einer ſchönen Roſen-Guirlande, wie ſie jetzt Mode ſind. Auch die baumwollenen Strümpfe, ſo weiß ſie immer ſein mögen, ziemen ſich wohl nicht, und wenn Mama mir glauben will, ſo verſtattet ſie wohl zum erſten Male ſeidene Strümpfe und Schuhe von weißem Taffet."

»Gern," ſagte die Mutter, und ging ſogleich, um dieſe Dinge einzukaufen. Während ihrer Abweſenheit konnte Klara ſich nicht enthalten, ihre Freude und Verwunderung ausbrechen zu laſſen. »Aber du," ſagte ſie, »du bekümmerſt dich gar nicht um deine Toilette?" »Hab' ich denn nicht ein Kleid von Bazin? Faſt ganz neu? und Schuhe von Nanking? und ein Halsband von deinem Haar? Mehr brauche ich nicht. Ich gehe nicht hin, um zu glänzen, ſondern um zu tanzen, zu lachen, und mich

an allen den Ziererein der Mode-Schönen zu ergetzen. Der beſte Schmuck, den eine junge Tänzerin anlegen kann, iſt, nach meiner Meinung, die Einfachheit.» »Aber wenn du nun gar zu einfach biſt,» erwiederte Klara, »wer wird dann mit dir tanzen? Das wäre doch ſehr verdrießlich, wenn du ſitzen bliebeſt, und ich an deiner Stelle ärgerte mich zu Tode.» »Bah bah!» ſagte Jenny, »ich fürchte nichts. Es gibt immer mitleidige Seelen, die aus Barmherzigkeit mit Einem tanzen. Man kann es auch ſchon ſo anſtellen, daß Einer der ſchönen Herren wenigſtens zu einem Contre-Tanz gezwungen wird. Zum Glück bin ich weder dumm, noch blöde, und werde mir ſchon helfen.» Unter ſo fröhlichen Geſprächen nahte ſich die Robe immer mehr und mehr ihrer Vollendung. Die Mutter kam zurück und hatte allerlei eingekauft. Klaren überreichte ſie eine ſchöne Roſen-Guirlande, ſeidene durchbrochene Strümpfe und zierliche Schuhe, auch ein geſticktes Tuch und ein Halsband von weißem Agath. »Was dich betrifft, Jenny,» ſagte ſie, »da du eine einfache Kleidung dem Vergnügen zu ſchimmern vorziehſt, ſo habe ich dir blos dieſe Roſenknospe mitgebracht, die du morgen in dein hübſches Haar ſtecken wirſt.» Endlich kam der erſehnte Augenblick. Der Bräutigam ſchickte einen Wagen, um Mutter und Töchter abzuholen. Die Pforten des Saales öffneten ſich. Der Ball begann. Ein Schwarm von allerliebſten reich geſchmückten Tänzerinnen wogte und flatterte auf und nieder beim Glanze von zweihundert Wachskerzen;

alle Herzen waren berauſcht von Fröhlichkeit. Klara, in ihrem neuen ungewohnten Schmuck, durch den ſie Aller Blicke zu feſſeln hoffte, an dem ſie aber auch jeden Augenblick etwas zu verderben fürchtete, ſchien linkiſch und erregte gar keine Aufmerkſamkeit. Trotz ihrer weißen Roſen-Guirlande und aller der gehäuften Zierathen, erlebte ſie die Kränkung, faſt immer neben ihrer Mutter ſitzen zu bleiben, und hatte keine andern Tänzer, als die von Zeit zu Zeit die Wirthin vom Hauſe ihr aus Höflichkeit ſchickte. Sie mußte auch um ſich her ihre gezierte Toilette beſpötteln und ſich mit einer ſchönen Statue vergleichen hören. Einige flüſterten, ſie komme aus der Provinz, wo ſie vermuthlich den Ton ihrer Großmutter angenommen; andere behaupteten, ſie habe ein Gelübde gethan, unbeweglich zu bleiben. Kurz, die beißendſten Spöttereien umſchwirrten Klarens Ohren, und mehrten ihren Verdruß, ihre Verwirrung. Jenny hingegen taumelte in Fröhlichkeit. Ihr Kleidchen von Bazin brauchte ſie nicht zu ſchonen, befürchtete auch nicht ihre baumwollenen Strümpfe und Nanking-Schuhe ein wenig zu beſchmutzen, und doch gewann ſie die allgemeine Aufmerkſamkeit durch ihr niedliches immer lachendes Geſichtchen, ihr naives, geiſtreiches Geſchwätz, und beſonders durch die reizende Leichtigkeit ihres Tanzes. Man ſprach auf dem ganzen Balle nur von der artigen Roſenknospe. So nannte man ſie überall. Die Herren ſuchten einander den Rang abzulaufen, um mit ihr zu tanzen. Eben ihre Einfachheit, die ſo ſehr mit dem Glanz

ihrer Umgebungen contraſtirte, machte, daß man ſie um ſo mehr bemerkte. Die geputzten Damen ſelber wiederholten — obzwar mit verbiſſenem Neid — »ſie iſt wirklich eine Roſenknospe.«

Madame Remival bemerkte Alles, was vorging. Es war ihr ganz recht, daß Klara, ſeit jenen beiden von der Frau vom Hauſe anbefohlenen Contre-Tänzen, verlaſſen blieb, und vergebens ihre geſtickte Robe zur Schau trug, um Tänzer anzulocken. Endlich kam doch Einer, wiewohl eine Art von Zwang an ihm zu bemerken war; ſie folgte ihm ohne Zögern, und er walzte einigemal mit ihr herum. Zuvor hatte er Jenny ſchon zum dritten Mal gebeten, mit ihm zu tanzen; allein die liebenswürdige Roſenknospe, die Klarens Leiden nicht ſehen konnte, ohne ſie zu theilen, hatte nur unter der Bedingung zugeſagt, daß er erſt mit ihrer ältern Schweſter, die ſie ihm zeigte, tanzen ſolle. Er gehorchte, war aber ſo unbeſcheiden, Klaren merken zu laſſen, warum er ſich an ſie gewandt. Das gab ihr den Gnadenſtoß. Keine andere Tänzer zu haben, als die ihre Schweſter ihr zuſchickte, das konnte ſie nicht ertragen: ſie ſtellte ſich krank, und bat ihre Mutter, nach Haus zu fahren. »In der That,« ſagte dieſe, »ich habe ſchon bemerkt, daß du dich nicht wohl befindeſt, und will ſogleich nach einem Wagen ſchicken. Aber deine Schweſter, die ſo fröhlich iſt, und der ſo ſelten ein ſolches Vergnügen zu Theil wird, es wäre doch Schade, wenn ſie das Opfer von dieſem Zufall würde.« In der That fuhr

Madame Remival mit Klaren nach Haus, kam aber sogleich zurück, um bei Jenny zu bleiben, die sie während ihrer kurzen Abwesenheit der Aufsicht einiger bekannten Damen anvertraut hatte. Sobald Jenny erfuhr, daß ihre Schwester den Ball verlassen, trat zärtliche Besorgniß an die Stelle der Fröhlichkeit, und erhöhte nur noch den Reiz ihrer niedlichen Figur. Vergebens sagte ihr die Mutter, es habe nichts zu bedeuten, »nein, nein,« war ihre Antwort, »meine Schwester leidet, und für mich ist kein Vergnügen mehr.« Sie zog die gerührte Mutter mit sich fort, und entschlüpfte dem dichten Kreise der Tänzer, die sie seufzend zum Wagen führten, und noch oft wiederholten: »Schade! Schade! o die allerliebste Rosenknospe!« Als Madame Remival heim kam, fand sie Klaren in Thränen schwimmend und genagt von dem Verdrusse, den der Beifall, ihrer Schwester gezollt, ihr verursachte. Kaum hatte sie aber aus dem Munde ihrer Mutter Jenny's großmüthige Anhänglichkeit vernommen, und das Opfer, welches sie so eben gebracht hatte, um ihr eine tröstende Theilnahme zu beweisen, als jene Thränen der Eifersucht sich in süße Zähren des Gefühls verwandelten. Sie gestand, daß nur der Aerger, sie vernachlässigt zu sehen, sie bewogen, eine Unpäßlichkeit vorzuschützen, und erkannte endlich, daß der reichste Schmuck und alle Zierathen der Welt oft minder gefallen, als natürliche Grazie und bescheidene Einfachheit.

Das Teſtament.

Dartus, ein Advokat, ſtand in großem Ruſe, und ſein Reichthum entſprach ſeinem Ruhme; allein die Natur hatte dieſe Vorzüge ihn theuer bezahlen laſſen. Vater von ſechs Kindern war er geweſen, eins nach dem andern hatte er ſterben ſehen, zuletzt deren Mutter, die der Gram verzehrte. In den tiefſten Schmerz verſunken, blieb er viele Jahre lang Witwer. Aber auf einer Reiſe in die Schweiz lernte er eine Verwandtin kennen, die noch jung und ſchön war, und um wichtiger Geſchäfte willen ihn zu ſich hatte rufen laſſen. Sie machte den lebhafteſten Eindruck auf ihn, und er entſchloß ſich zur zweiten Ehe. So wahr iſt, daß man nur ſehr ſchwer dem Glück geliebt zu ſein, der Hoffnung Vater zu werden, entſagt.

Freilich war Dartus nicht jung mehr, allein er wußte ſo gut zu ſprechen, alle ſeine Manieren w.ren ſo angenehm, und er genaß einer ſo allgemeinen Acht'ng, daß ſeine ſchöne Verwandtin troß ihrer Jugend ihm die Hand reichte. Er blieb nun länger als ein Jahr i:. der Schweiz, um die Angelegenheiten ſeiner Gattin zu ordnen, und ihr Vermögen nach Frankreich zu bringen. Bald wurde auch ſein liebſter Wunſch, noch einmal Vater zu werden, erfüllt, und nun verſchwanden die letzten Spuren ſeiner vormaligen Melancholie. Er ſehnte ſich jetzt nach Paris zurück.

Eine liebliche Tochter, Zelia, hatte ſeine Gattin ihm geboren, doch faſt dabei ihr Leben eingebüßt. Sie konnte

das Kind nicht selber stillen, man mußte ihm eine Amme geben. Erst nach mehreren Monaten hatte die schöne wackere Frau wieder so viele Kräfte gesammelt, daß sie die Reise antreten konnte. Sie kam nach Paris, um nun für immer da zu wohnen, mit ihrer sechsmonatlichen Tochter und mehreren Bedienten, die Alle Schweizer waren, unter ihnen auch Zeliens Amme. Des Kindes Züge fingen an sich zu entwickeln, allein sie waren nicht mehr so zart und ähnelten nicht mehr so sehr den Zügen der schönen Mutter, als es gleich nach der Geburt geschienen; es war, als ob sie sich täglich mehr veränderten.

Madame Dartus bemerkte auch, daß ihres Mannes Glück und frohe Laune, die, seit er Vater geworden, ihn neubelebt hatten, jetzt einer tiefen Schwermuth wichen, die er vergebens zu verbergen strebte. Indessen schob sie das auf die Erinnerung an seine vormaligen Leiden, und, da er sonst der bravste und liebenswürdigste Mann von der Welt war, so stellte sie sich, als bemerke sie die Wolken nicht, die seine Stirn so oft bedeckten, und fragte nie um die Ursache. Herr Dartus widmete sich in Paris, wie vormals, dem Advokatenstande, war Einer der berühmtesten unter seinen Mitbrüdern, und dabei reich genug, um ein Haus zu machen, in dem Gelehrte, Künstler und selbst die vornehmsten Magistratspersonen gern aus- und eingingen: während die Schönheit und Anmuth der Madame Dartus auch die bedeutendsten Frauen von Paris dahin

zog. Kurz, Jedermann drängte ſich in dieſen angenehmen Zirkel. Da war es wohl kein Wunder, daß bei ſolchen Eltern und in ſolchen Geſellſchaften, Zelia in jeder Rückſicht ein Muſter der Vortrefflichkeit wurde. Sie genoß der ſorgfältigſten Erziehung, und ihre Talente wurden durch eine reizende Geſtalt, beſonders aber durch die einnehmendſte Fröhlichkeit noch verſchönert. Allein ſie hatte keinen Zug, weder vom Vater noch von der Mutter, keine Aehnlichkeit in der Stimme; auch jene imponirende Würde, durch welche ihre Eltern ſich auszeichneten, war nicht auf ſie vererbt worden. Fremde machten dieſe Bemerkung oft, und da erblickte man auf des Vaters Antlitz eine Art von Verwirrung, die er jedoch ſchnell wieder zerſtreute, indem er die Geſellſchaft mit ſeiner gewöhnlichen Anmuth unterhielt, und ſeine geliebte Zelia mit Liebkoſungen überhäufte.

Da in der Natur nichts vollkommen, und auch der beſte Menſch nicht ohne Fehler iſt, ſo beſaß denn auch Zelia, bei allen ihren vortrefflichen Eigenſchaften, eine ſehr große Portion von Leichtſinn und Unbeſonnenheit, Fehler, die ihr manchen Verweis von ihrem, ſie ſonſt anbetenden Vater zuzogen. Kam ſie in ſein Studirzimmer, ſo ſchweiften ihre Blicke ſogleich auf allen Papieren herum, und verſtohlen las ſie, was er ſchrieb. Kam ein Brief an ihn, oder auch nur ein Billet, ſo wendete ſie es hin und her, beſah die Aufſchrift, den Stempel, vermuthete was darin ſtünde, ſprach und entſchied wohl gar darüber, als ſei ſie ihres

Vaters Geheimerath. Oft erzählte sie in Gesellschaften, der und der habe einen Prozeß gegen den und den, die Sache sei unverlierbar; aber die und die sei gleichfalls in einen Prozeß verwickelt, mit dem es so so stehe. Kurz, Alles, was in ihrer Eltern Hause geschah, bemerkte sie, beurtheilte und verbreitete es, und das ging so weit, daß endlich ihr Vater, bei aller Liebe, die er für sie hegte, ihr den Eintritt in sein Studirzimmer verbieten mußte. Aber auch das besserte sie nicht, und trotz aller angewandten Mittel mehrte sich dieser unselige Hang, statt sich zu mindern.

Bald machte Zelia die traurige Erfahrung, daß man nicht ungestraft die ersten Pflichten der Gesellschaft verletzt. Eines Tages war ihr Vater ausgegangen, und der Kammerdiener hatte vergessen, die Thür seines Zimmers zu verschließen; die kleine Unbesonnene schlich sich hinein, schnüffelte überall herum, und erblickte auf des Vaters Bureau eine Schrift von seiner Hand, welche mit den Worten anhub: Das ist mein Testament. Dem Verlangen, die geheimsten Gedanken ihres Vaters zu erfahren, konnte ihre Neugier nicht widerstehen; sie las, wie folgt:

„Da jeder ehrliche Mann, ehe er vor Gott erscheint, die Wahrheit bekennen muß, so erkläre ich hiemit auf meine Ehre, und betheure unter Thränen, die ich schon so oft vergossen, daß Zelia weder mein noch meiner Gattin Tochter ist.“ —

Sie erbleicht. Zitternd und kaum ſich auf den Füßen erhaltend, lieſt ſie weiter, und erfährt, daß das Schickſal, welches Herrn Dartus verdammt zu haben ſchien, die Vaterfreuden nur zu ſchmecken, um ſie ſogleich wieder zu verlieren, ihm auch das einzige Kind von ſeiner zweiten Gattin durch den Tod entriſſen hatte, und zwar zu einer Zeit, wo der Mutter Leben noch in Gefahr ſchwebte. Um ſie zu ſchonen, hatte er mit Hilfe der beſtochenen Amme ein anderes Kind untergeſchoben, eine Waiſe, deren arme Mutter geſtorben war, indem ſie ihr das Leben gab. Sie wurde Zelia genannt, und einige Monate nachher der Madame Dartus als ihr eigenes Kind gebracht. Endlich erfuhr auch Zelia noch durch dieſes Teſtament, daß ihr vermeinter Vater ihr die Hälfte ſeines Vermögens zugeſichert, allein die andere Hälfte aus Achtung für ſeine Familie, den Aermſten unter ſeinen Verwandten vermacht hatte.

Die Entdeckung dieſes ſchrecklichen Geheimniſſes ſowohl, als die Güte und Großmuth des Herrn Dartus, machten auf Zelien einen ſo heftigen Eindruck, daß ſie kaum hinaus auf ihr Zimmer wanken konnte. Hier überließ ſie ſich ganz der Verzweiflung, fiel in eine Art von Wahnſinn, und rief mit einer herzzerreißenden Stimme: »Ich bin nicht ſeine Tochter! ach! ich war ſo glücklich! ſo ſtolz auf dieſes Glück! nun bin ich nur eine arme Waiſe! ich habe keine Eltern mehr!"

Schluchzend und faſt ohnmächtig ſank ſie auf den Sofa, und lag länger als eine Stunde betäubt. Als endlich ihre Beſinnung zurück kehrte, beſchloß ſie, die traurige Entdeckung zu verſchweigen, und ihren Kummer in ihr Herz zu verſchließen.

Allein den ſorgenden Blicken des Herrn und der Madame Dartus konnte dieſer Kummer nicht entgehen, nur deſſen Urſach vermochten ſie nicht zu errathen. So oft Zeliens Auge auf ihm oder ihr ruhte, füllte es ſich mit Thränen. Die Worte Vater, Mutter, konnte ſie nicht ohne Bewegung ausſprechen. Die Aufmerkſamkeiten, die man, als für die einzige Tochter des Hauſes, für ſie hatte, drückten ſie ſchwer, und mitten unter dieſen Qualen wurde ſie noch von dem heftigſten Verlangen gemartert, den Namen ihrer wahren Eltern zu wiſſen. »Meine Mutter,« ſagte ſie, »iſt geſtorben, indem ſie mir das Leben gab; aber vielleicht lebt mein Vater noch? vielleicht ſchmachtet er im Elend, während ich im Ueberfluß ſchwelge? Dieſe Ungewißheit vermag ich nicht zu ertragen!« Da ſie nun eines Tages allein mit ihrer alten Amme ſich befand, hub ſie folgendes Geſpräch an:

»Weißt du auch, daß ich nicht die mindeſte Aehnlichkeit weder von meinem Vater noch von meiner Mutter habe?« — »Kann wohl ſein.« »Wenn du mich nicht erzogen hätteſt, ſo würde ich glauben, ich ſei ausgetauſcht worden.«

»Ei bewahre!« ſtotterte die Amme. »Es hätte ja wohl geſchehen können aus Achtung für einen braven Mann, oder um das Leben einer ſterbenden Gattin zu retten, oder um das Glück einer armen Waiſe zu machen, eines Schweizer-Kindes, etwa in deiner Nachbarſchaft geboren? Das wäre ja kein Verbrechen geweſen, gute Amme, da hätteſt du nur eine löbliche Handlung verrichtet.« »Mein Gott!« fuhr die Alte unwillkührlich heraus: »Sie wiſſen die ganze Geſchichte?«

»Ja,« erwiederte Zelia in Thränen ſchwimmend und ſich in ihre Arme werfend, »glaube nicht, daß ich dafür erröthe; aber ich, beſchwöre dich, wenn du mich liebſt, entdecke mir, wer meine Eltern ſind, und zähle auf meine ewige Dankbarkeit!«

Da Zelia doch ſchon die Hauptſache wußte, ſo erzählte ihr die Amme nun auch das übrige. Ihr Vater war ſchon todt, als ihre Mutter ſie gebar. Fritz hieß er, und war ein braver, mit Narben bedeckter Soldat. Da, nach beider Eltern Tode, dem armen Kinde keine andere Zuflucht blieb, als das Waiſenhaus in Zürch, ſo nahmen die Vorſteher des Cantons keinen Anſtand, ſie einem wackern Manne zu vertrauen, der ſich auch wirklich an ihr als ein wahrer Vater bewieſen. Am Schluß dieſer Erzählung beſchwor nun auch die Amme ihren Pflegling, ſie durch Verrathen dieſes großen Geheimniſſes nicht unglücklich zu machen, und vor allen Dingen die ehrwürdige Madame Dar-

tus nicht durch die Nachricht zu tödten, daß ihr Kind wenige Tage nach der Geburt gestorben. Zelia, die ihre Pflegemutter wahrhaft kindlich liebte, nahm sich wohl in Acht, sie das mindeste merken zu lassen, allein sie litt unglaublich im Stillen. Jedesmal, wenn Madame Dartus sie zärtlich in ihre Arme drückte, sie Tochter, liebe Tochter, die Hoffnung und den Trost ihres Alters nannte, bebte die Unglückliche wider Willen und kämpfte gegen einen Thränenstrom, der hervor zu brechen drohte. Aber diese stillen Leiden entgingen dem scharf beobachtenden Vater nicht; er spähte allen ihren Empfindungen nach, wog jede ihrer Aeußerungen, und überzeugte sich endlich, daß sie um das Geheimniß ihrer Geburt wisse. Die Amme, die er jetzt auf ihr Gewissen befragte, verhehlte ihm nichts. Nun hatte er auch mit Zelien eine geheime Unterredung, und erfuhr, durch welchen Zufall sie Alles entdeckt hatte. Er tröstete sie auf das Zärtlichste, und empfahl ihr, um größeres Unheil zu vermeiden, das tiefste Schweigen. »Ich verspreche es,« sagte Zelia, indem sie ihres Wohlthäters Hand küßte und mit ihren Thränen benetzte, »ach! ohne meine strafbare Indiskretion würde ich noch immer glauben, daß Sie mein Vater sind!« Obschon die junge Waise ihrem Versprechen treu zu bleiben sich selbst geschworen hatte, so wurde dieser Vorsatz doch oft durch ihre peinliche Lage erschüttert. Ein unerwartetes Ereigniß, dem zu widerstehen sie nicht Kraft genug hatte, zerriß den Schleier vollends, und verursachte die traurigste Begebenheit.

Herr Dartus beſaß ein anſehnliches Landgut einige Meilen von Chalons, an der großen Landſtraße, die nach Straßburg führt. Die franzöſiſchen Heere hatten in Deutſchland Siege erfochten, und eine Menge öſterreichiſcher Kriegsgefangenen wurde nach Chalons gebracht. Zweihundert ſechzig dieſer Gefangenen, die am Schloſſe vorüber zogen, machten Halt, um auszuruhen. Viele derſelben wollten aus einer nahen Quelle trinken. Es war außerordentlich heiß. Der Anblick der armen, erſchöpften, mit Staub und Schweiß bedeckten Reiſenden machte auf Madame Dartus und ihre Tochter, die eben gegenwärtig waren, einen tiefen Eindruck. »Sie dauern mich unendlich!« ſagte die wohlthätige Frau. »Wartet ihr guten Leute, das Quelwaſſer iſt zu kalt, es würde euch ſchaden. Geh', meine Tochter, laß ein paar Dutzend Bouteillen Wein herbei bringen, um die wackern Deutſchen zu erquicken.«

Zelia eilte fort wie der Wind. Bald erſchienen die Bedienten und Herr Dartus ſelbſt, mit Wein beladen, den ſie den Gefangenen darboten. Zelia nahm ſelbſt eine Flaſche und ein Glas zur Hand, und ſchenkte einem Greiſe mit ſchneeweißen Haaren ein, der mit Narben bedeckt war. »Mein braver Soldat,« redete ſie ihn an: »Seid ihr ein Unger oder ein Oeſterreicher?« — »Ein Schweizer,« antwortete der Alte, »ſeit mehr als dreißig Jahren in Dienſten des deutſchen Kaiſers, aber im Canton Zürch geboren; mein Name iſt Wilhelm Fritz.« »Fritz! meines Va-

ters Name!" ſchrie Zelia unwillkührlich. »Was ſagſt du, meine Tochter?" rief Madame Dartus erſchrocken. »Ja, meines Vaters Name!" fuhr Zelia noch lauter fort, ohne auf ihre Pflegemutter zu achten. »Er war, ſo wie Ihr, Soldat aus dem Canton Zürch, und nannte ſich Georg Fritz." »Mein Neffe, ſagte der alte Schweizer. »Der Sohn meines armen Bruders Georg. Wenn Sie ſeine Tochter ſind, ſo ſind Sie die Nichte von ihrem gehorſamen Diener."

Mit dieſen Worten drückte er ſie bewegt und zitternd in ſeine Arme. Madame Dartus, deren ängſtliches Erſtaunen bei jedem Worte wuchs, und die zugleich gewahr wurde, daß ihr Gatte Zelien verſtohlene Winke gab, drang auf Erklärung dieſes ſchrecklichen Geheimniſſes. Die alte Amme wurde herbei gerufen, ſie mußte bekennen, und die kinderloſe Mutter ſank ohnmächtig in ihres Gatten Arme. Er warf einen Blick auf Zelien, die nun erſt gewahr wurde, welches Unglück ſie, obgleich unwillkührlich, geſtiftet, und ſagte zu ihr mit dem rührendſten Ausdruck: »Was haſt du gethan! geliebte Waiſe! welche Leiden hat deine Indiskretion uns bereitet!"

Jetzt ſtürzte Zelia außer ſich auf die Ohnmächtige, bedeckte ſie mit Thränen und Küſſen, nannte ſie kreiſchend ihre Mutter, ihre geliebte Mutter! erweckte ſie endlich zum Leben, allein ſie war ſo heftig angegriffen, daß man ſie auf das Schloß tragen mußte. Immer heftete ſie die Augen

ſtarr auf Zelien, und rief verzweifelnd: »Du biſt nicht meine Tochter! ich habe kein Kind!« — Ihr Gatte wachte die ganze Nacht bei ihr, und wandte vergebens Alles an, um ſie zu beruhigen. Zelia, die von dem Offizier, der die Gefangenen führte, Erlaubniß erbeten hatte, ihren alten Oheim auf dem Schloſſe zu behalten, vereinte ihre zärtlichſten Bemühungen mit denen ihres Pflegevaters, und gab ſeiner würdigen Gattin die rührendſten Beweiſe der Liebe und der Dankbarkeit. Der alte Fritz, obwohl ſtolz und glücklich, eine ſolche Nichte entdeckt zu haben, theilte aufrichtig den Schmerz des ganzen Hauſes und die Angſt um deſſen verehrte Gebieterin. Ach! ſie hatte den Todesſtreich empfangen!

Vergebens lagen ihr Gatte, Zelia und alle die Armen der Gegend, deren Mutter ſie geweſen, Tag und Nacht auf ihren Knien, um dieſes theure Leben vom Himmel zu erflehen — ſie ſtarb in Zeliens Armen, die unaufhörlich ſchrie: »Ich bin ihre Mörderin! Ohne meinen Vorwitz lebte ſie noch! ich dürfte ſie noch Mutter nennen! ich bin eine elende, verworfene Kreatur!« Ihre Verzweiflung war ſo heftig, daß man für ihren Verſtand fürchtete. Herr Dartus ſelbſt mußte von ſeinem tiefen Schmerz ſich losreißen, um nur ſie zu tröſten. Er bat ſie, ihn nie zu verlaſſen. Durch ſeine Verbindung bewirkte er die Freiheit des alten Schweizers, der in ſeiner Nichte eine zärtliche Tochter fand. Ihre Reize und die treffliche Erziehung, deren ſie genoſſen,

lockten manchen Freier; allein sie wollte nie einen andern Namen führen, als Zelia Fritz; in dem Hause des Herrn Dartus wollte sie blos für eine Waise gelten, die er erzogen und mit Wohlthaten überhäuft; und wenn dieser wackere Mann sie dennoch nach wie vor seine Tochter nannte, die väterlichsten Liebkosungen an sie verschwendete, so empfing sie diese nur mit Ehrfurcht. Oft, in Thränen schwimmend, und mit einer durch Schluchzen erstickten Stimme, rief sie schmerzlich:

„Ohne meinen Vorwitz würde Madame Dartus noch leben, und ich würde glauben, ihre Tochter zu sein. Ach! ich erfahre es zu spät: eine einzige Indiskretion ist oft hinreichend, um das Glück des ganzen Lebens zu zerstören!"

Die beiden Käfichte.

Eleganz und Reichthum befördern oft minder das wahre Glück, als unbemerkte Einfachheit, und — wie Collin d'Harleville in seinem Lustspiele, der alte Hagestolz, sehr richtig sagt: »oft wird im Thürhüter-Stübchen herzlicher gelacht, als im ersten Stockwerk.«

Charlotte, eine Tochter der Madame Darlemont, fand Vergnügen daran, Vögel aller Art zu erziehen, und diese Beschäftigung füllte alle ihre Stunden aus. Da sie auch dem Luxus ergeben und sehr zierlich in allen ihren Anordnungen war, so hatte sie einen prächtigen Käsicht machen lassen, vergoldet, mit Stäben von Mahagonyholz, die Geschirre von Porzellan. Jedermann bewunderte das kleine Meisterwerk.

Charlotte fand sich durch diesen Beifall sehr geschmeichelt, und wollte nun auch keine andere als die seltensten Vögel in den schönen Käsicht setzen, Kanarien-Vögel, Dompfaffen aus Canada, Grasmücken aus Cayenne, Hänflinge aus Brasilien, kurz, was am meisten auffiel und am theuersten war. Die Thorheit der Herren geht oft auf die Bedienten über, die gewöhnlich deren Affen sind. Anne, eine der Töchter des Thürstehers, war oft Zeuge von der Liebhaberei ihrer jungen Herrschaft gewesen, und hatte diese nach und nach zu ihrer eigenen

gemacht; aber da sie wenig daran wenden konnte, so begnügte sie sich mit einem derben Käsicht von Weidenruthen geflochten, Stäben von Hollunderholz und Thongeschirr. Da hinein sperrte sie Distelfinken, Meisen, Fliegenschnäpper und dergleichen. Die beiden jungen Naturaliſten fanden lange großes Vergnügen an diesem Zeitvertreib und pflegten ihre Vögel den ganzen Tag. Allein bald ergab sich eine groſie Verschiedenheit in dem Gedeihen der Bewohner beider Käsichte. Denn Charlotte, die in den Wirbel der großen Welt gezogen wurde, wo sie oft halbe Nächte zubrachte, konnte folglich nur spät aufstehen, und das mußten ihre armen Vögel entgelten. Die seltensten starben nach und nach, die übrigen saßen trübselig auf ihren Stäben und bliesen sich auf, weil die schönen Porzellangeschirre meistens nur verdorbenes Futter und unreines Wasser enthielten. Keiner von Allen baute ein Nest. Nie hatte Charlotte die Freude, sie Eier legen und Junge ausschlüpfen zu sehen. Es schien, als hätten Eleganz und Reichthum, so Glück als Fruchtbarkeit aus dem prächtigen Gefängnisse verjagt. Anne hingegen, die jederzeit mit Tagesanbruch ihren Weidenkäsicht wohl versorgte, sah an jedem Morgen ihre Vöglein schöner und fröhlicher herum hüpfen. Sie füllten mit ihrem schmetternden Gesange das ganze Haus. In jedem Frühlinge bauten sie Nester, und vermehrten sich bald so stark, daß Anne genöthigt war, einen zweiten Käsicht dem ersten beizufügen. Das gab denn schon einen ganz ansehnlichen

Raum, der wohl zwanzig Pärchen verschiedener Gattung faßte. Darunter zeichneten sich besonders zwei Kanarienvögel aus, die Anne von Charlotten erbeten, als sie schon im Sterben waren, und die sie glücklich wieder aufgefüttert hatte. Der Glanz ihres Gefieders und ihr frohes Gezwitscher bewiesen, daß sie auf den Hollunderstäben in des Thürstehers Loge sich besser befanden, als in jenem goldenen Käficht im ersten Stockwerk, wo ihnen fast immer Wasser, Luft und Nahrung fehlte.

Charlottens Neid erwachte, und aus Neid klagte sie eines Tages ihrer Mutter, daß die vielen Vögel der Tochter des Thürstehers, sobald nur der Tag graute, einen so entsetzlichen Lärm machten; sie war hartherzig genug, zu verlangen, daß man dem armen Kinde verbieten solle, Vögel zu halten. »Wenn sie deine Ruhe stören," sagte Madame Darlemont, ihre Tochter durchschauend, »so ist es billig, daß sie ihr Vöglchen auf eine andere Stelle versetze. Aber da diese Vögel ihre einzige Freude ausmachen, und ich selber mich an der Sorgfalt ergetze, die sie darauf verwendet, so werde ich ihr auf dem Boden einen geräumigen Platz anweisen, wo sie nicht allein ihre, sondern auch deine Vögel mit halten kann, die in deinem prächtigen Käficht Hungers sterben." Dieser Beschluß wurde sogleich in's Werk gesetzt, und die glückliche Anne sah sich an der Spitze einer Republik, die, mit allem wohl versorgt, sich täglich mehr bevölkerte, und ein sehr ange-

nehmes, mannigfaltiges Schauspiel darbot. Nun überzeugte sich Charlotte, daß Gepränge weniger gilt, als stille Sorgfalt, und gestand, ihre Mutter habe Recht gethan, den Ueberrest ihrer seltenen Vögel Annen zu vertrauen. Frei von dem häßlichen Neide, wollte sie nun vielmehr des Mädchens Bemühungen theilen, bei ihr gleichsam in die Schule gehen, Fleiß und Geduld von ihr lernen. Aber ihre zerstreute Lebensweise durchkreuzte beständig diesen Plan, und sie schlief gewöhnlich noch, wenn Anne schon die neubelebte kleine Vogelwelt versorgte. Auch gewährte ihr diese nicht denselben Genuß. Wenn sie kam, flatterten die Vögel scheu herum, die Mütterchen verließen sogar ihre Eier, und suchten einen Schlupfwinkel; hingegen wenn Anne erschien, so flogen sie ihr auf die Schultern und pickten ihr die Körner von den Lippen.

Dies Vergnügen wollte Charlotte doch auch einmal genießen, darum vertauschte sie eines Morgens ihr elegantes Negligé gegen Annens einfache Kleidung, ging mit Sonnen-Aufgang zu den Vögeln, ahmte des Mädchens sanfte Stimme nach, fütterte das lustige Völkchen gleich Annen, und hatte die Freude zu sehen, wie die Vögel nach und nach sich an sie gewöhnten und eben so zutraulich wurden. Mit Entzücken beschloß sie nun, künftig die Versorgung ihrer Voliere keinen fremden Händen zu überlassen, und um sich ganz zu überzeugen, daß nur ihre

prächtigen Kleider bisher den muntern Sängern Furcht eingeflößt, mußte Anne eines Tages dieſe anziehen, und ſie ſo herausgeputzt begleiten. Sogleich entflatterten auch die Vöglein, als hätten ſie einen Raubvogel erblickt, und vergebens lockte ſie Anne mit ihrer liebkoſenden Stimme. »O Mamſell!« rief Anne ſchmerzhaft, »nehmen Sie Ihre ſchönen Sachen wieder, und laſſen Sie mir mein Corſet von Nanking, mein wollenes Röckchen, dem ich mehr Glück verdanke, als Ihren Spitzen und Ihrem atlaßnen Hute.«

Haſtig warf ſie Charlottens Kleider von ſich, und alſobald kehrten die gefiederten Pfleglinge traulich zu ihr zurück. Seit dieſem Augenblicke theilte Charlotte die Bemühungen der guten Anne. Jeden Morgen gingen ſie Beide, das luſtig gedeihende Völkchen zu bewirthen. Die Mahagonyſtäbe, die Porzellan-Geſchirre verſchwanden. Friſches Geſträuch wölbte ſich über dem einfachen Käficht, Bündel von Hirſe verzierten, reines Waſſer erfriſchte ihn. Die Voliere wurde berühmt in der ganzen Nachbarſchaft, und Charlotte fühlte durch dieſen Ruhm ſich mehr geſchmeichelt, als wenn ein glänzender Zirkel ihr bei einer Gavotte oder Sonate Beifall geklatſcht hätte. Sie lernte, daß man das dauerhafteſte Glück nur ſich ſelber ſchafft, und daß es eben dadurch vor allem Wandel geſchützt wird.

Anne trennte sich nie von Charlotten. Ihre gegenseitige Anhänglichkeit war auf ein durch Wohlthätigkeit erhöhtes Vergnügen gegründet, und darum unerschütterlich. In einfachen Gewändern besuchten Beide täglich ihre liebe Voliere, und fingen an, sich als Schwestern zu betrachten. Anne, mit den glücklichsten Naturanlagen begabt, bildete sich in Charlottens Umgang, und erwarb sich dadurch einen braven Mann, der sie in den Stand setzte, die Wohlthäterin ihrer armen Eltern zu werden. Auch Charlotte vermählte sich glücklich, aber mit den Pflichten der Gattin und Mutter verband sie stets die zarte Sorgfalt für jene kleine gefiederte Familie, der sie Einfachheit des Geschmacks, süße, stille Freuden, und das wohlthuende Gefühl verdankte, Glückliche gemacht zu haben.

Der Baumstamm.

Unter allen Unannehmlichkeiten, die aus einer vernachläßigten Erziehung entſpringen, iſt Furcht die lächerlichſte, auch oft die verderblichſte. Sie benebelt den Geiſt, verzehrt die Grazie, hemmt alle Augenblicke den Schwung des Gedankens und kerkert die Seele in die engen Schranken der Schwachheit und Dummheit. Man kann nicht vorſichtig genug ſein, Kinder vor Schreckbildern zu bewahren, vor Beſchreibungen von unterirdiſchen Höhlen, vor Geſpenſter-Mährchen und was dergleichen mehr iſt, wodurch man ſo gern der Kinder Einbildungskraft erſchüttert, und den Schlaf der Unſchuld durch fürchterliche Träume ſtört.

Mirecourt, ein berühmter Baumeiſter, bewohnte ſeit langer Zeit ein altes gothiſches Schloß, im Walde von Senars gelegen. Es machte ihm Freude, in dieſer anmuthigen, maleriſchen Wohnung die Kunſt mit der Natur zu vereinen. Man kam von allen Seiten, um die Verſchönerungen zu bewundern, die er geſchaffen hatte. Madame Valville, ſeine einzige Tochter, Witwe eines ausgezeichneten Künſtlers, brachte gewöhnlich den Sommer mit ihren beiden Töchtern, Herſilie und Viktorine, bei ihrem Vater zu. Beide, von der Natur ſchön und gut gebildet, liebte die Mutter zärtlich, und gab ſich alle Mühe, den Vater ihnen zu erſetzen. Bisweilen trieb ſie ihre Zärtlichkeit wohl ein wenig zu weit. Die Furcht, der Kinder

Liebe und Vertrauen zu verlieren, machte ſie allzu nachſichtig, und dadurch hatte ſie nach und nach das mütterliche Anſehen eingebüßt. Herſilie und Viktorine thaten, was ihnen beliebte. Machten ſie ein Projekt, es wurde ſogleich ausgeführt. Verlangten ſie irgend etwas Koſtbares, es wurde ſogleich gekauft. Wollten ſie ihren Großvater beſuchen, von da nach Paris zurück kommen, von Paris noch einmal heimfahren, in vier Wochen die ganze Gegend durchſtreifen, die Pferde ſtanden immer angeſpannt, und die gefällige Mutter kannte kein größeres Glück, als das, alle ihre Launen zu befriedigen.

Mirecourt, deſſen Alter die lieblichen Kinder erheiterten, verdarb ſie noch mehr als die Mutter. Nie hatte er gewagt, ihnen den kleinſten Verweis zu geben, oder ihnen in irgend einer Sache nicht zu Willen zu ſein. Mit ihnen tändeln, ſie liebkoſen, ihnen Geſpenſtergeſchichtchen und Feenmährchen erzählen, über ihre Furchtſamkeit herzlich lachen, das war ſein Vergnügen und — ſeine Thorheit. Wie ſehr er dadurch den Kindern ſchadete, daran dachte er nicht. Ihre, durch Schreckbilder ſtets aufgeregte Einbildungskraft bewirkte, daß ſie nun vor dem kleinſten Geräuſch zitterten, bei dem unbedeutendſten Vorfall erbebten.

So lange ſie noch in dem Alter waren, wo man Alles entſchuldigt, hatten Mirecourt, ſammt Allen, die ihn beſuchten, ihren Spaß an dieſem kindiſchen Schrecken; als

aber die Mädchen heran wuchſen, wurde dieſe beſtändige Furcht ſo läſtig, und ſie ſelber ſo oft die Fabel und der Spott der Geſellſchaften, daß Madame Valville und ihr Vater beſchloſſen, Alles anzuwenden, um ſie davon zu heilen. Aber ſolche Eindrücke verlöſchen nicht ſo leicht. Es bedarf ſtarker Erſchütterungen, um einen veralteten Fehler der Erziehung zu entwurzeln. Nur Herſilien gelang es nach und nach, ihn zu überwinden. Sie war an Körper und Geiſt ſtärker als Viktorine, ſie faßte Muth, und, nach manchen Kämpfen, verſcheuchte ſie die elende Furchtſamkeit, ſpottete ſogar mit über ihre Schweſter, die ſich täglich durch dieſen Fehler lächerlich machte. Die arme Viktorine, den Kopf mit allen den Mährchen ihres Großvaters angefüllt, verſank in eine Zaghaftigkeit, die alle ihre Sinne beherrſchte. Ließ ein Unbekannter ſich auf dem Schloſſe blicken, gleich hielt ſie ihn für einen Mörder, der ihrem Leben drohe. Kam ein Hofhund von ungefähr in's Zimmer, ſo meinte ſie, er wäre toll und wolle ſie beißen. Hörte ſie die Glocke eines benachbarten Dorfes, ſo war es Sturmgeläute. Zogen einige Konſkribirte vorüber, und machten Halt beim Schloſſe um auszuruhen, ſo war es eine feindliche Armee, die Alles mit Feuer und Schwert verwüſten wollte. Kurz, ihre Einbildungskraft vergrößerte alle Gegenſtände, ſie ſah überall nichts als Räuber, Mörder, Plünderung und Verwüſtung. Madame Valville ſeufzte, aber zu ſpät, über dieſe unglückliche Stimmung, und ſuchte vergebens Mittel, um ſie zu wandeln. Sie trennte ſich nicht mehr von ihrer Tochter,

ließ ſie in ihrem Zimmer ſchlafen, und durchaus in deren Gegenwart keine romantiſchen Abenteuer mehr erzählen.

Eines Abends, als Madame Valville allein mit ihren Töchtern in einem abgelegenen Theile des Parks ſpaziren ging, hörten ſie hinter einem Buſch ein Winſeln, welches der Stimme eines Kindes glich. Viktorine fuhr ſogleich zurück und ſchrie: »man ermordet den Sohn des Gärtners!« »Welch ein Einfall!« ſagte die Mutter, »in dieſem wohl verſchloſſenen Park, wo denkſt du hin! Komm, wir wollen ſehen, was es iſt.«

Noch furchtſamer wiederholte Viktorine: »es iſt wahrhaftig die Stimme des kleinen Paul! er wird ermordet oder iſt in's Waſſer gefallen.« »Um ſo eher müſſen wir zu Hilfe eilen,« verſetzte Madame Valville. »Gewiß, Schweſter,« fügte Herſilie hinzu, »es wird nicht ſo arg ſein, als du dir einbildeſt, komm mit uns.«

Bei dieſen Worten zog ſie mit Gewalt Viktorinen mit ſich fort. Der Buſch wurde erreicht, und ſiehe da, es war ein Lamm, das ſich in den Strauch verwickelt hatte, und weil es der Herde nicht folgen konnte, jämmerlich ſchrie. »Ach mein Gott!« rief Viktorine, »es iſt mein kleiner Liebling, dem ich noch geſtern ein Roſaband um den Hals gebunden.« Sie ſprang hinzu, befreite das Lämmchen und liebkoſte ihm.

»Siehſt du nun, meine Tochter,« ſagte Madame Valville, »wären wir eben ſo furchtſam geweſen als du, ſo wäre das arme Thierchen vielleicht in dieſer Nacht verhungert.

Ein anderes Mal ſpazirte Viktorine mit ihrer Mutter längs dem Rande des Waldes von Senars, denn hinein zu gehen hatte ſie es nie gewagt, weil ſie ihn für den Schlupfwinkel aller Räuber zehn Meilen in die Runde hielt. Sie bewunderte die langen unabſehbaren Alleen, und fand großen Gefallen an dem kühlen Schatten, dem Duft, den gewürzhafte Pflanzen aushauchten, und dem ſüßen Gezwitſcher der Vögel. Madame Valville wollte dieſe Stimmung benutzen, und führte ſie unvermerkt von Baume zu Baume immer tiefer in den Wald. In ein Geſpräch über die Reize dieſes Aufenthalts verwickelt, wurde Viktorine es lange nicht gewahr; doch plötzlich ſeufzte ſie, ſchauderte, veränderte die Farbe, und rief: »Um Gotteswillen! retten wir uns! es iſt um uns geſchehen!«

»Was haſt du wieder für Erſcheinungen?« »Sehen Sie denn nicht? dort durch das Gebüſch einen Räuber, der auf uns zu kommt?« »Ich ſehe nichts.«

»Nun ich ſage Ihnen, er kommt auf uns zu, er iſt ſechs Fuß hoch, er hat etwas Behaartes in der Hand, vermuthlich den Kopf eines Unglücklichen, den er eben ermordet hat. Umarmen Sie mich noch einmal, beſte Mutter, unſere

Stunde iſt auch gekommen!“ Mit dieſen Worten warf ſie bleich und zitternd ſich in der Mutter Arme. In der That ließ ſich ein Geräuſch hinter dem Gebüſch vernehmen, allein der ſechs Fuß hohe Räuber mit dem blutigen Kopfe in der Fauſt verwandelte ſich in einen niedlichen Hirtenknaben von etwa zwölf Jahren, der die Damen von fern erblickt hatte und herbei geeilt war, um ihnen ein Turteltaubenneſt anzubieten, das er ſo eben gefunden hatte. Madame Valville lachte überlaut, und Viktorine ſelbſt bekannte diesmal ihre Schwäche. Sie kaufte das Neſt, wollte die beiden Täubchen, die darin lagen, ſelbſt erziehen, erröthete über die Albernheit, vor dem Symbol der Sanftmuth und Zärtlichkeit ſo zu erſchrecken, und nahm ſich zum erſten Male ernſtlich vor, ihre Zaghaftigkeit zu bekämpfen. Aber es ging nicht recht damit; allerlei Zufälle vereitelten ihre heldenmüthigen Entſchlüſſe. In einer Winternacht lag ſie im Zimmer ihrer Mutter und glaubte ein Geräuſch in ihrer Nähe zu hören. Bebend horchte ſie und athmete kaum. Sie vernimmt ein Geſumſe, und bildet ſich ein, es ſei eine Fledermaus, oder wohl gar ein fliegender Drache, der durch den Schornſtein herein gekommen. Gern möchte ſie ihre Mutter wecken, allein ſie wagte es nicht, ihren ſanften Schlaf zu ſtören. Sie richtet ſich in die Höhe, und da ſie anfängt zu frieren, ſo will ſie ein Halstuch umnehmen, das gewöhnlich auf einem Stuhle neben ihrem Bette lag; ſie ſtreckt die Hand darnach aus und — faßte eine zottige Haut, was ihr denn augenblicklich ein fürchterliches Geſchrei auspreßt. Madame

Valville erwacht, taumelt auf, fragt: was gibt's? und Viktorine, die ihre Bettdecke über den Kopf gezogen hat, versichert, es sei ein Drache zum Schornstein herein gekommen, und dicht neben ihr stehe ein wildes Thier, das sie selbst gefühlt habe. Diesmal sei es gewiß keine Einbildung, sie habe mit eigenen Ohren gehört, mit eigenen Händen gefühlt. Während Viktorine so jammert, ist ihre Mutter aufgestanden, hat ein Licht angezündet, und gefunden, daß der Drache ein Nachtschmetterling war, der im Zimmer herum flatterte, und das zottige wilde Thier war nichts mehr und nichts weniger als ihr Pelzkragen, den sie Tages zuvor aus Versehen dahin geworfen. Jetzt holte sie Viktorine aus ihren Laken und Kissen hervor, unter welchen sie fast erstickte, zeigt ihr die nichtswürdigen Gegenstände ihres Schreckens, und zwingt sie endlich, über sich selbst zu lachen. Beschämt und bereuend, den Schlaf ihrer Mutter unterbrochen zu haben, waffnet sie sich mit neuem Muthe; sie will durchaus einen Fehler unterdrücken, der sie zum Gespött der ganzen Welt macht.

Der Frühling kam. Madame Valville hatte vor einiger Zeit einen Brief von ihrem einzigen Sohne Ernst empfangen, der seinen Schwestern ein geliebter Bruder war. Er diente als Adjutant, und meldete, daß sein General ihn mit wichtigen Depeschen nach Deutschland schicken werde. Da er nun am eilften Juni zwischen neun und zehn Uhr Morgens die große Straße, die durch den Wald von

Senars führt, paſſiren müſſe, ſo hoffte er das Glück zu haben, auf dem Schloſſe ſeines Großvaters ſeine Familie zu umarmen. Doch könne er, da er ſehr eilen müſſe, höchſtens eine Stunde bleiben. Dieſe Nachricht verurſachte große Freude unter der ganzen Familie, und alle Leute im Schloſſe theilten ſie, da der junge Adjutant ſchon ſeit zwei Jahren abweſend war. »Wie werde ich den guten Bruder an mein Herz drücken!« rief Viktorine, »er hat mich immer ſo lieb gehabt. Wenn doch nur der eilfte Juni ſchon da wäre! es wird der ſchönſte Tag meines Lebens ſein!« Dieſer erwünſchte Tag erſchien. Fröhlichkeit herrſchte im ganzen Schloſſe. Herſilie und Viktorine waren ſehr früh aufgeſtanden und hatten ein herrliches Frühſtück bereitet, zu welchem Mirecourt die Nachbarn hatte einladen laſſen. Es ſchlug neun. »Wenn du nicht ſo furchtſam wäreſt,« ſagte Herſilie zu ihrer Schweſter, »ſo würden wir dem Bruder auf der großen Straße entgegen gehen, während die Mutter die Gäſte empfängt.«

»Ich dachte auch ſchon daran,« antwortete Viktorine, »wenn man nur nicht dieſerwegen in den Wald hinein müßte.« »Bah!« erwiederte Herſilie, »wir haben ja blos zwei Alleen zu durchlaufen, deren eine noch dazu dicht an den Park ſtößt. Das Wetter iſt ſo ſchön, der Schatten ſo kühl. Wir würden das Vergnügen haben, unſern Ernſt früher zu umarmen. Es wäre zugleich eine herrliche Gelegenheit, deine Furchtſamkeit zu beſiegen, die,

wie du weißt, auch unſerm Bruder ſo ſehr mißfällt. »So laß uns gehen,« ſagte Viktorine, »ja ich will dem Bruder beweiſen, daß ich die Rathſchläge befolge, die er mir in allen Briefen gibt, und daß ich verdiene, die Schweſter eines braven Soldaten, wie er iſt, zu ſein. Gib mir den Arm, Schweſterchen, laß mich aber nicht los. Wir gehen in den Wald und ſagen Niemanden ein Wörtchen davon.«

Sie gingen. Herſilie öffnete die Pforte, die aus dem Park in die erſte Allee führte, ließ ſie offen, und lief nun aus allen Kräften mit Viktorinen, die ſich feſt an ſie ſchmiegte und wider Willen ſchauderte und erblaßte, ſo oft die Blätter unter ihrem Fußtritt raſſelten, oder ein Zephyr in den Zweigen ſäuſelte.

»Muth! Muth, Viktorine! Du ſiehſt, es iſt nichts. Denke nur an den Bruder, und an die Freude, die unſerer harrt.« »Hörſt du nicht einen ſchrecklichen Lärm hinter dem Strauche?« »Es iſt ein fliehendes Kaninchen, faſt eben ſo furchtſam als du.« »Siehſt du nicht dort im Gebüſch etwas Rauhes, das ſich bewegt und zu ſpringen ſcheint?« »Es iſt ein Rehbock, der uns für Jäger anſieht.« »Aber jetzt — jetzt ſind wir verloren! hörſt du nichts?« »Was denn?« »Es wird gepfiffen.« »Vielleicht ein Vogel.« »Nein, nein, es ſind Räuber! ſo pflegen ſie zu pfeifen, wenn ſie ſich Signale geben. Fliehe! fliehe!« Und nun läuft ſie aus allen Kräften, ſchlägt in der Verwirrung den erſten beſten

Fußſteig ein, geräth immer tiefer in den Wald, und verſchwindet aus Herſiliens Blicken, die ihr vergebens nachläuft, und lachend den Urheber des Pfeifens entdeckt; es war — eine Nachtigall, die bekanntlich ihren melodiſchen Geſang immer mit wiederholtem Pfeifen zu beginnen pflegt. Allein vergebens ruft und ſucht Herſilie ihre Schweſter, und da ſie befürchten muß, ſich endlich ſelbſt zu verirren, ſo geht ſie zurück in die Allee, die zu der Pforte des Parks führt, kommt in's Schloß und erzählt, was vorgefallen. Kaum hat ſie ausgeſprochen, als Peitſchen-Knall und Pferde-Getrappel Ernſtens Ankunft verkünden. Er ſtürzt herein in ſeinen großen Kourierſtiefeln, er wirft ſich aus einem Arme in den andern, von einer Bruſt an die andere. Im erſten Taumel bemerkt er Viktorinens Abweſenheit nicht. Doch bald ſucht er ſie mit den Augen, fürchtet, ſie ſei krank. Herſilie beruhigt ihn lachend und erzählt ihm das Abenteuer.

»Daran erkenne ich ſie,« ſagte Ernſt, »und fürchte ſehr, ihr Uebel iſt unheilbar. Aber ich habe ſie lange nicht geſehen, ich wünſchte ſo herzlich, ſie zu umarmen.« »Sie wird nicht lange ausbleiben,« meinte der Großvater, »ſicher hat ſie einen Hirten oder einen Holzhacker gefunden, der ſie nach dem Schloſſe geleiten wird.« »Aber hier iſt kein Augenblick zu verlieren,« erinnerte Madame Valville, »ſetzen wir uns zu Tiſche und genießen der wenigen Minuten, die mein Sohn uns ſchenken kann.« Mire-

court drückte den Enkel noch einmal an sein Herz, und meinte, nichts entwickele einen Jüngling schneller und vortheilhafter, als das Tragen der Waffen; Ernst sehe schon recht kriegerisch aus, und, ob er gleich erst siebzehn Jahr alt geworden, sei er doch fast so groß als er selber. Während des Frühstücks sah Ernst alle Augenblicke durch das Fenster, welches nach dem Park ging, und wiederholte eben so oft: »Sie kommt noch nicht. Soll denn ihre verdammte Furcht mich des Vergnügens berauben, sie zu sehen?" Die Stunde, die er verweilen durfte, flog schnell vorüber. Der französische Soldat ist ein Sklave seiner Pflichten. Er nimmt Abschied, schwingt sich zu Pferde, schaut noch einmal nach der großen Allee des Parks, wird nichts gewahr, sprengt fort mit Thränen in den Augen, und ruft: »meine liebe Viktorine hab' ich doch nicht gesehen!"

Als er fort war, wurde die Familie doch unruhig über Viktorinens langes Außenbleiben; man fürchtete, es könne ihr etwas zugestoßen sein; Großvater, Mutter und Schwester, sammt allen Bedienten im Schlosse, gingen aus, sie zu suchen.

Sie hatte sich gleich Anfangs in ein dickes Gebüsch verirrt, wo sie abermals das furchtbare Pfeifen der — Nachtigall vernahm, die Räuber schon hinter sich glaubte, immer weiter floh, im Stillen ihre Schwester beklagte.

die bereits den Unholden zur Beute geworden, und manchen Stoßſeufzer gegen Himmel ſchickte: »O mein Gott! mein Gott! ich bin ganz allein! was wird aus mir werden!" Jetzt kam ſie von ungefähr in eine Gegend, wo eine Hirſchkuh ihr Junges ſäugte, und bei Viktorinens Anblick die Flucht ergriff. Das Geraſchel, welches dadurch im dicken Gebüſch entſtand, ſchreckte Viktorinen ſo heftig, daß auch ſie mit gleicher Schnelligkeit floh, und in einen Theil des Waldes gerieth, wo die höchſten Bäume ſtanden, die durch den dunklen Schatten, den ſie verbreiteten, ihre Furcht noch mehrten. Aber was ſie vollends um ihre Sinne brachte, war die ſchreckliche Begebenheit, daß ihr Gewand, indem ſie lief, an einem alten Baumſtamm hängen blieb, und ſie ſich plötzlich zurück gehalten fühlte. Natürlich war nun nichts gewiſſer, als daß der Räuber ſie ſchon ergriffen hatte. Sie ſtürzte nieder, mit dem Geſicht auf den Boden, rief Barmherzigkeit! und empfahl ihre Seele Gott! So fand man ſie mit kaltem Schweiß bedeckt und faſt ohnmächtig. Anfangs glaubte man wirklich, es habe ein wildes Thier ſie angegriffen. Madame Valville und der alte Mirecourt bebten vor Schrecken, wurden aber bald durch Viktorinens Geſchrei beruhigt; denn, mit gefalteten Händen, ohne einen Blick in die Höhe zu wagen, rief ſie winſelnd: »Schonet meiner, ihr Herren Räuber! tödtet mich nicht! ich heiße Viktorine — ich habe nichts bei mir — aber ich bin die Enkelin des Herrn Mirecourt, der euch gewiß reich belohnen wird,

wenn ihr die Gnade habt, mich nach seinem Schlosse zu führen."

Zu diesen herzbrechenden Bitten wollte sie einen eben so herzbrechenden Blick fügen, schlug endlich die Augen auf, und erblickte, statt der Räuber, ihre ganze Familie. Man hob sie auf, man beruhigte sie. Ihr Kleid hing noch immer an dem Baumstamm fest, und nun begriff sie, wodurch sie gehalten worden. Eine Nachtigall in der Nähe fing abermals an zu pfeifen, und sie mußte selber über ihren Irrthum lächeln.

Aber wie wurde ihr zu Muthe, als sie erfuhr, Ernst sei da gewesen, habe ihre Zurückkunft nicht abwarten können! »Hättest du ihn gesehen," sagte Herfilie, »kein Bissen schmeckte ihm, immer sah er nach dem Walde, und als er zu Pferde stieg, rief er mir noch mit nassen Augen zu: »schildere ihr meinen Unmuth darüber, daß ein so kindischer Fehler mich ihrer Umarmung beraubt."

Viktorine schwamm in Thränen. »Eine ganze Stunde," rief sie schluchzend, »ist mein guter Bruder auf dem Schlosse gewesen, und ich habe ihn nicht gesehen! Tausend Gefahren eilt er entgegen, und ich werde ihn vielleicht nie wiedersehen! O wie verabscheue ich jetzt meine alberne Furchtsamkeit!" Ihr Vorsatz, sich zu bessern, war nun ernstlicher als jemals, und wenn man ernstlich will, so erreicht man sicher, wenn auch langsam, das Ziel. Die

Geſpenſter und Räuber verſchwanden nach und nach aus ihrem Kopfe; ſie gewöhnte ſich zu unterſuchen, wenn ihr etwas auffallendes begegnete, und da bei ſolchen Unterſuchungen die Schreckbilder ſtets in Luft ſich auflöſten, ſo wuchs und ſtärkte ſich ihr Muth in Kurzem, und ſie lernte, daß oft die Furcht vor dem Uebel weit ſchlimmer iſt als das Uebel ſelbſt.

Die grünen Schuhe.

Unendlich verſchieden hat die Natur den Menſchen geſchaffen. Weder unſere Züge noch unſere Charaktere gleichen ſich, und oft findet man die auffallendſten Kontraſte bei Kindern, die aus demſelben Blute erzeugt, mit derſelben Milch genährt, von denſelben Lehrern unterrichtet worden ſind. Fontannes, Oberſt bei der Artillerie, begab ſich, um ſeine Geſundheit wieder herzuſtellen, auf ein Landgut am Ufer der Marne. Hier beſchäftigte er ſich ganz mit der Erziehung ſeiner beiden Töchter, Adele und Stephanie. Die älteſte blond, und von himmliſcher Sanftmuth, kannte keine größere Freude, als zu geben und jedem Unglücklichen beizuſtehen. Stephanie hingegen, brünett, mit ſchwarzen tiefliegenden Augen, einer kurzen, von ſchwarzem lockichten Haar bedeckten Stirn, beſaß einen empörenden Egoismus, verſchenkte nichts, fürchtete immer nicht genug zu haben, und wenn ein Armer ſie anſprach, ſo war ein bitteres Lächeln ihre ganze Antwort.

Es war im Monat Mai. Ganz Paris trug damals grüne Schuhe. Madame Fontannes, die oft auf ihrem Gute angeſehene Gäſte empfing, hatte für ihre beiden Töchter auch Schuhe von grünem Saffian machen laſſen. Sie trugen dieſelben zum erſten Male und hatten große Freude daran.

An einem Sonntage kamen ſie mit ihren Eltern in einem Halbwagen aus der Kirche zurück. Indem ſie durch das

Dorf fuhren, und einen Augenblick hielten, erblickte Adele eine junge Bäuerin, ungefähr von gleichem Alter mit ihr, die mit bloßen Füßen sich dem Wagen näherte, und für ihren alten Vater um ein Almosen bat. Er war lange Zeit Fuhrmann am Strome gewesen, nun aber alt und krank.

»So sagen sie Alle,« rief Stephanie, »ich wette, daß nicht ein Wort davon wahr ist.« »Ich lügen, schönes Fräulein?« antwortete Franziska (so hieß das junge Mädchen). Fragen Sie alle unsere Nachbarn, sie Alle werden Ihnen bezeugen, daß der arme alte Hieronimus keinen andern Beistand hat, als seine Tochter, die nicht erröthet, in der ganzen Gegend für ihn zu betteln.«

»Warum seid Ihr denn nie nach dem Schlosse Fontannes gekommen?« fragte Adele mit dem weichen Tone des Mitleids. »Ach, mein gutes Fräulein! wenn man mich hart empfängt, so wage ich es nicht wieder zu kommen.«

»Wer in meinem Hause hat sich unterstanden, Euch hart zu empfangen?« fragte der Vater hastig. Franziska stockte und wollte Niemanden anklagen, allein Stephanie verrieth sich selbst durch ihr plötzliches Erröthen. »Da,« sagte der Vater zu ihr, »gib der Unglücklichen diesen Louisd'or, versichere sie, daß sie nie auf meinem Schlosse mit Geringschätzung soll behandelt werden, und daß, bis ihr Vater gänzlich wieder hergestellt ist, du ihr an jedem Sonntage eine gleiche Summe einhändigen wirst.« »Und ich,«

unterbrach Adele dies für ihre Schweſter peinliche Geſpräch, »ich will nicht, daß das arme Mädchen mit bloßen Füßen für ihren Vater betteln gehe.« Mit dieſen Worten zog ſie ihre hübſchen grünen Schuhe aus, und gab ſie ihr. Franziska bediente ſich ihrer auf der Stelle, ſegnete das gute Fräulein, das ſchon ihren Blicken entſchwunden war, und nahm ſich vor, am andern Morgen ihr auf dem Schloß zu danken. Adele zog, als ſie heim gekommen, andere Schuhe an, die freilich nicht ſo neu und nicht ſo nach der Mode waren, die ihr aber, im Bewußtſein ihrer guten Handlung, recht ſchön vorkamen. Bei der Tafel erſchienen eine Menge Gäſte. Stephanie rühmte mit ironiſchem Lächeln die Großmuth ihrer Schweſter, und ſchilderte hämiſch die Geſtalt der jungen Bäuerin mit Lumpen bedeckt, aber mit den niedlichſten Modeſchuhen angethan. »Gleichviel,« ſagte Adele, ſie wird ſich doch nun die Füße nicht mehr auf den ſpitzigen Kieſeln verwunden, und mehr hab' ich nicht gewollt.« Stephanie wollte ihre Spöttereien fortſetzen, aber ein ſtrenger Blick des Vaters brachte ſie zum Schweigen. Er erzählte der Geſellſchaft das Abenteuer, und Jedermann betrachtete Stephanien mit Unwillen, indeſſen Adele Lobſprüche erntete, und aufgefordert wurde, für ihren Schützling eine Sammlung zu veranſtalten. Franziska hatte ihrem Vater ihr unverhofftes Glück verkündet, ihm den Louisd'or gezeigt, und ihn fröhlich vertröſtet, daß er, mit ſolcher Hilfe, gewiß bald geneſen, und zu ſeiner gewohnten Beſchäftigung zurück keh-

ren werde. Dann hielt sie ihm die hübschen grünen Schuh unter die Augen, die sie freilich ein wenig drückten, und ergoß sich in Segnungen über den Engel, der um ihretwillen sich selbst der Schuhe beraubt. »Lieber Gott!« sagte der alte Hieronimus, »laß mich nicht sterben, bevor ich selber meiner Wohlthäterin habe danken können!» Franziska ging nun sogleich, alles herbei zu schaffen, was zu seiner Genesung beitragen konnte. Sie zeigte allen Leuten ihre schönen grünen Schuhe, und erzählte ihr glückliches Abenteuer.

Am andern Morgen begab sie sich nach dem Schlosse, wo ihr Adele eine ziemlich große, von den Gästen gesammelte Summe einhändigte, und ihr zugleich alle Schuhe gab, die sie nur entbehren konnte. Fontannes selber führte Franziska zu Stephanien, und sagte zu dieser:

»Du hast gestern ganz richtig bemerkt, daß deiner Schwester hübsche Schuhe zu diesen Lumpen nicht passen; wüßtest du kein Mittel diesem Uebelstand abzuhelfen? mich dünkt, dies Muster der kindlichen Liebe habe es wohl verdient.« Stephanie begriff sehr wohl ihres Vaters Meinung, und schenkte dem Mädchen einige alte zerrissene Röcke und Strümpfe, die jene zwar demüthig empfing, im Stillen aber beschloß, nur das anzulegen, was die Hand ihrer wahren Wohlthäterin ihr gereicht hatte. Auf dem Heimwege zog sie ihre grünen Schuhe aus, verwahrte sie in

ihre Schürze, um sie so lange als möglich zu erhalten, und zog andere von schwarzem Leder an, die sich in dem von Adelen geschenkten Bündel befanden. Eine so kräftige Hilfe brachte den alten Hieronimus bald wieder auf die Beine, und nicht lange nachher konnte er schon selber, von seiner Tochter geleitet, auf das Schloß wanken, um dankbar seine Wohlthäter zu segnen, vor Allen Adelen, deren Hand er mit Ehrfurcht an seine Lippen drückte. Er bat, man solle ihn doch einmal in seiner Hütte besuchen, man versprach es und hielt Wort zu seiner unaussprechlichen Freude. Seiner Tochter Entzücken über diesen ehrenvollen Besuch glich der Trunkenheit. Sie hatte sich mit allen Gaben der guten Adele heraus geputzt, die grünen Schuhe nicht zu vergessen. Am Ufer des Stroms hatte sie eine Hütte von Zweigen und Blumen erbaut; Moosbänke zogen sich um einen Tisch von Stein, der die schönsten Früchte der Jahreszeit trug, neben den besten Fischen, welche die Marne liefert, und frischem Kuchen und trefflicher Milch. Zwölf junge, weißgekleidete Bäuerinnen, Franziska's Freundinnen, halfen die Honneurs des ländlichen Festes machen: Aller Blicke waren auf die gute Adele geheftet, Alle liebkosten ihr, Niemand bekümmerte sich um Stephanien, und wenn man ihr Achtung bewies, so war es wohl zu merken, daß sie diese nur dem Namen ihres Vaters verdankte.

Nach der Mahlzeit gab Franziska ein Zeichen, und alsobald erschien auf dem Strome ein mit Blumen ge-

ſchmücktes Fahrzeug, eine Waſſerfahrt wurde vorgeſchlagen und mit Vergnügen angenommen. Der alte, mit friſchen Kräften ausgerüſtete Hieronimus ſetzte ſich mit ſeiner Tochter an die Ruder, und führte ſeine lieben Gäſte nach einer nahen, ſehr anmuthigen Inſel, wohin die Mädchen auf andern Böten folgten. Dort fanden ſie die jungen Leute aus der Nachbarſchaft verſammelt, ein fröhlicher Tanz begann, in welchen auch Adele und Stephanie ſich miſchten, und der bis zum anbrechenden Abend währte. Als nun Alles wieder zu den Boten eilte, wollte die vorwitzige Stephanie auch verſuchen, das Boot in Bewegung zu ſetzen, ergriff ein Ruder, machte es ungeſchickt, taumelte zurück und fiel in's Waſſer. Adele ſtieß einen lauten Schrei aus, erwiſchte ſie beim Rock, wollte ſie zurück halten, wurde aber ſelber mit in den Strom gezogen. Fontannes ſtürzte ſich augenblicklich nach, konnte aber keine von beiden erreichen. Der alte Hieronimus feierte auch nicht. Mit dem Ausruf: O meine Wohlthäterin! ſprang er in die Wellen. Bald erſchien er wieder am Ufer mit Adelen im Arme, die, zu ſich kommend, ihrer ohnmächtigen Mutter zu Hilfe eilte. Indeſſen retteten mehrere Bauern auch ihren Vater, und brachten endlich auch Stephanien zu der Hütte. Sie war ſo lange im Waſſer geweſen, daß man für ihr Leben fürchtete; eine halbe Stunde lag ſie leblos, doch die Natur und die Hilfsmittel der Kunſt riefen ſie endlich in's Leben zurück. »Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein,« ſagte der alte Hieroni-

mus mit naiver Freimüthigkeit, wenn ich Anfangs nur an ihre Schweſter dachte. Ihr verdanke ich mein Leben, und folglich mußte ich es auch zu ihrer Rettung wagen.»

Dieſe, mit der Kraft der Wahrheit geſprochenen Worte machten einen tiefen Eindruck auf Stephanien. Sie fühlte jetzt, daß der Egoismus alle Herzen uns entfremdet, und daß man kein Recht hat, von Andern mehr zu erwarten, als man für ſie thut. Indeſſen holte Franziska alles herbei, was ſie hatte, um den beiden Schweſtern trockene Kleider zu verſchaffen, und Adele fand bei dieſer Gelegenheit mit innigem Vergnügen ihre eigenen Kleider wieder. Auch Stephanie, obgleich viel größer als ihre Schweſter, mußte ſich mit einem von ihren Kleidern behelfen. Franziska, die ſie, ſo gut als es gehen wollte, ankleiden half, ſagte naiv: »Verzeihen Sie, mein Fräulein, ich habe nichts, was Ihnen paßt. Hätte ich auch nur einen einzigen guten Rock von Ihnen erhalten, ſo ſollte er Ihnen jetzt zu Dienſten ſtehen.» Die beſchämte Stephanie gelobte ſich im Stillen, ſolche Vorwürfe nicht mehr zu verdienen, und künftig auch den Genuß, den Wohlthätigkeit gewährt, ſich zu verſchaffen.

Endlich ſtieg die ganze Familie wieder in den Wagen. In dem Augenblicke, wo Adele Platz in demſelben nahm, küßte Franziska ihr die Hand, deutete auf die grünen Schuhe, die ſie mit ſo großem Vergnügen ihr wieder ange-

zogen hatte, und ſagte: »Sie geben ſie mir doch wieder? Denn dieſen Schuhen verdank' ich mein Glück und meines Vaters Geneſung.«

Man ſagt, als dieſe Anekdote in Paris bekannt geworden, haben alle Damen um die Wette grüne Schuhe getragen, und ſie Franziska-Schuhe genannt.

Der indiſche Shawl.

Die Leute nach den Kleidern beurtheilen, iſt ein Irrthum, der uns oft verleitet, den beſten Menſchen die gebührende Achtung zu verſagen, hingegen an Unwürdige ſie zu verſchwenden. Dieſe Wahrheit wollte Sedaine einprägen, da er ſeine Epiſtel an mein Kleid ſchrieb, ein Muſter von Natürlichkeit und Moral. Forlis, ein angeſehener Beamte im Kriegs-Departement, wurde vom Staate wegen ſeiner Dienſte, und vom Publikum um ſeines gefälligen Charakters willen hoch geachtet. Beſonders in Kriegszeiten fand er oft Gelegenheit, ſeine trefflichen Eigenſchaften zu entwickeln, und er ließ keine dieſer Gelegenheiten unbenuzt. Kaum erwachte er des Morgens, da füllte ſich ſein Zimmer ſchon mit den Verwandten und Freunden aller wackern Krieger, die im Felde ſtanden, und von welchen, nach einer großen Schlacht, ſie Erkundigung einzogen. Hier eine weinende Gattin, forſchend, ob ihr Mann noch lebe? Dort eine bleiche, zitternde Mutter, fragend, ob ihr Sohn, die einzige Stüze ihres Alters, ein Opfer ſeines Muthes geworden? Dort zwei Schweſtern, die gleich ſchüchternen Tauben ſich aus dem Gedränge hervorwagen, um von einem geliebten Bruder Nachricht einzuziehen, der im Treffen ſich rühmlich ausgezeichnet. Kurz, bis zu dem Augenblicke, wo Forlis ſeine Wohnung verließ, noch auf der Treppe und an der Pforte, wimmelte es von Menſchen jedes Standes, die

ihn wie einen Vater befragten, oder seinen Rath sich aus-baten. Allen antwortete er tröstend und freundlich. Wenn der, nach dem geforscht wurde, noch lebte, so theilte er herzlich die Freude des Fragenden; war Einer auf dem Bette der Ehre geblieben, so schwieg er seufzend, und half, wo er konnte, dem Unglücklichen, den sein Schweigen betrübt hatte.

Viele kamen auch wohl in seiner Abwesenheit, dann wurden sie von Palmiren, seiner einzigen Tochter, empfangen, die, was sie von ihrem Vater erfahren, ihnen gern wiederholte; allein Jedermann bemerkte mit Unmuth, daß ihr Empfang sich nach der Kleidung des Anfragenden richtete. Einfach gekleidete Personen behandelte sie mit Gleichgiltigkeit; schlecht gekleidete ließ sie kaum einmal hereintreten, gab ihnen nur unbestimmte Auskunft, und verbitterte auch diese noch durch den Ton des Uebermuthes. Ganz anders benahm sie sich gegen Solche, die elegant, oder gar prächtig gekleidet erschienen; besonders, wenn ein Frauenzimmer einen indischen Shawl oder einige Diamanten trug, so war Palmire an Höflichkeiten unerschöpflich, bot selber einen Stuhl, nöthigte neben sich auf dem Sofa, und ertheilte die begehrten Antworten weitläufig mit der verbindlichsten Anmuth. Ihr Vater, der diese Thorheit oft bemerkt hatte, beschloß, durch einige Prüfungen sie davon zu heilen.

Eines Tages, als Palmire, in Forlis Abwesenheit, einen großen Zirkel um sich hatte, zeigte sich auch

ein Greis mit schneeweißem Haupte in ziemlich abgetragenem Rocke an der Thüre, obgleich die Bedienten ihm den Zutritt versagt hatten. Mit niedergeschlagenen Augen trat er näher, und sprach noch kein Wort. »Warum läßt man alle Welt herein?" rief Palmire mit rauher Stimme ihren Leuten zu. Dann wandte sie sich mit Geringschätzung gegen den schüchternen Alten, setzte sich und fragte, ohne ihn einmal anzusehen: »Was wollt Ihr, mein Freund? sagt geschwind, denn ich habe keine Zeit. — Nun, so redet doch! was begehrt Ihr?"

»Ach, mein schönes Fräulein!" antwortete der Unbekannte, immer noch bei der Thür sich haltend, »ich wünschte Nachrichten von dem braven Marschall zu erfahren, der jetzt unsere Armee in Polen kommandirt, und der, wie man sagt, im letzten Treffen verwundet worden?" »Er befindet sich besser," antwortete Palmire sehr nachlässig. »Seid Ihr Einer von seinen Leuten?" fügte sie hinzu, indem sie ihn vom Kopfe bis zum Fuße maß.

»Ja, mein schönes Fräulein, ich bin so glücklich, ihm anzugehören." »Sein Thürsteher vielleicht?" »Nein." »Oder ein alter verabschiedeter Bedienter?" »Auch nicht. Der Herr Marschall hat nie Jemanden verabschiedet." »Ach ich errathe. Man hat mir gesagt, daß er insgeheim den Armen wohl thue. Vermuthlich seid Ihr Einer von diesen?" „Es ist wahr," versetzte der Unbekannte mit einem Lächeln, das ihm wider Willen entschlüpfte, »der

Herr Marſchall iſt die Hoffnung und der Troſt meines Alters.“ Bei dieſen Worten ſah er die unbeſcheidene Fragerin ſtarr an. Etwas höflicher fuhr ſie fort: »Solltet Ihr wohl gar zu des Marſchalls Familie gehören?“ »Ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß ich ſo glücklich bin, ihm anzugehören.“ »Doch nur von weitem?“ »So nahe, als nur immer möglich.“ »Wie? Sie wären?“ — »Sein Vater, mein ſchönes Fräulein.“ Palmire, wie vom Blitz getroffen, rief ſtammelnd: »Mein Gott! ſo hätte ich die Ehre, den Herrn Grafen von Argenteuil bei mir zu ſehen? ich bitte, ſetzen Sie ſich, und entſchuldigen Sie meinen Mißgriff. Aber wie konnte ich auch glauben — in dieſer Kleidung — mit dieſem beſcheidenen Tone —“

»Beſcheidenheit, Mademoiſelle, ziemt jedem Alter, jedem Stande. Ich bin es ſo müde, um der reichen Kleidung willen geehrt zu werden, die ich gewöhnlich trage, daß es mir zuweilen Spaß macht, zu verſuchen, was ein großer Herr werth iſt, wenn man ihm alle die äußern Unterſcheidungszeichen nimmt. Allein ich glaubte ſicher, wenn ich in dieſer Tracht mich dem Fräulein Forlis darſtellte, daß ich eines gütigen Empfanges mich würde rühmen dürfen. Doch ich ſehe, daß ich läſtig werde —“

»Ganz und gar nicht, Herr Graf, ich verſichere —“ »Doch, doch! In Ihren ſchönen Zügen iſt eine Verlegenheit und etwas Peinliches zu leſen. Ueberdies haben Sie mir geſagt, Sie hätten keine Zeit. Ich wünſchte nur wegen

meines Sohnes beruhigt zu werden, und gehe, überzeugt, daß Ihr Herr Vater keinen beſſern Dolmetſcher wählen konnte, ſowohl um die Glücklichen zu erfreuen, als um die Unglücklichen zu tröſten."

Mit dieſen Worten, die von einem etwas boshaften Lächeln begleitet wurden, entfernte ſich der alte Graf von Argenteuil, und ließ Palmiren um ſo beſchämter und verwirrter zurück, da ſie befürchten mußte, daß dieſe ſeltſame Scene bis zu den Ohren ihres Vaters gelangen möchte, der ſie ihr ſchwerlich verzeihen würde. Schon waren ernſte Betrachtungen in ihr entſtanden über die böſe Gewohnheit, nur nach dem Aeußern zu urtheilen; ſchon faßte ſie den Vorſatz, einen Fehler abzulegen, der ihr Demüthigung und Reue zugezogen, als ein Bedienter beide Flügel der Saalthür öffnete, und eine junge, ziemlich hübſche Dame herein treten ließ, deren Aeußeres und Benehmen eine Frau von hohem Stande anzukündigen ſchien. Ein reiches, elegantes Negligé ſchloß ſich an den ſchlanken Leib; ein amaranthfarbener Hut mit einem ſchönen engliſchen Schleier bedeckte das braune, lockichte Haar, und beſonders zeichnete ſich ein ſchwarzer, indiſcher Shawl von hohem Werthe aus, den ſie nachläſſig über die Schultern geworfen. »Ein ſo koſtbarer Shawl," ſagte Palmire ſich leiſe, »kann nur einer Frau vom Stande angehören, vielleicht gar einer Dame vom Hofe." »Sollte Herr von Forlis ſchon ausgegangen ſein?" rief die ſchöne Unbe-

kannte im Hereintreten: »das iſt grauſam! das iſt entſetzlich! warum hab' ich denn meine Pferde halb todt gejagt?"

„Wollten Sie die Gewogenheit haben, ſich nieder zu laſſen?" ſagte Palmire, ſie zum Sofa führend, »vielleicht könnte ich in Abweſenheit meines Vaters ſo glücklich ſein, Ihnen die gewünſchten Nachrichten mitzutheilen."

»Mein Gott! ich brenne vor Ungeduld, zu hören, wie es unſerm lieben Marſchall geht, der in Polen kommandirt? Iſt ſeine Wunde gefährlich? am linken oder rechten Arme? wird es mit der Heilung langſam gehen? dürfen wir uns ſchmeicheln, ihn bald wieder zu ſehen?"

»Ohne Ihre Wünſche ganz befriedigen zu können," antwortete Palmire ehrfurchtsvoll, »ſo kann ich doch verſichern, daß des Herrn Marſchalls Leben außer Gefahr iſt." »Sie erfreuen mich, Sie entzücken mich, Mademoiſelle! Der brave Marſchall! er hat ſo viel Ruhm erworben — er iſt mir ſo theuer! —" »Madame iſt ſonder Zweifel mit dem Herrn Marſchall verbunden —" »Durch die heiligſten Bande, mein ſchöner Engel!" »Vielleicht gar die Frau Marſchallin ſelbſt, mit der ich die Ehre habe zu reden?" ſagte Palmire, indem ſie ein Fußbänkchen der Unbekannten unterſchob. »Nein, mein ſchönes Kind, ich bin nicht des Marſchalls Gattin; ich bin nur von Kindheit auf mit ſeiner Gemahlin durch die innigſte Freundſchaft verbunden. Wir wohnten in Einem Hauſe. Wir ſahen

uns zu jeder Zeit des Tages, und Sie begreifen wohl, daß, wenn man ſich ſo an einander gewöhnt — Beſitzt Herr von Forlis außer Ihnen keine Kinder?" »Keine, Madame." »Er hat Sie wohl recht lieb?" ſie faßte bei dieſen Worten Palmiren ganz vertraulich unter das Kinn. »Auf Ehre! man kann nicht liebenswürdiger ſein, ſich nicht anſtändiger benehmen."

»Wie könnte man die gebührende Ehrfurcht Perſonen von Ihrem Stande verſagen?" »Sobald ich Ihren Vater ſehe, werde ich ihm Glück zu einer ſolchen Tochter wünſchen. Er kommt oft zu uns. Sie müſſen ihn begleiten, mein ſchöner Engel, ich werde Sie dem alten Grafen Argenteuil vorſtellen."

»Er war eben hier in derſelben Abſicht, in der Madame gekommen." »Sonder Zweifel haben Sie ihn mit der Verbindlichkeit empfangen, die Ihre Reize ſo ſehr erhöht. Sicher war er entzückt von Ihnen." Palmire erröthete und ſchwieg. »Aber mein Gott! ich vergeſſe ganz, daß die Baronin Armentiere, meine Freundin, mich in Bagatelle erwartet. Ich gab ihr geſtern ein Rendezvous bei dem ruſſiſchen Geſandten. Ich verlaſſe Sie, mein ſchöner Engel. Fahren Sie fort, Jedermann ſo liebreich und höflich aufzunehmen, als mich, ſo werden Sie ſich unzählige Freunde erwerben."

»Madame, ich weiß, was ich Ihnen ſchuldig bin —" »Genug. Sie kommen mit Ihrem Vater zu uns, nicht

wahr? Sie ſollen herrliche Muſik hören. Wir wollen Sie in unſerm Wagen mit in's Gehölz von Boulogne und in die Oper nehmen; kurz, wir wollen Ihnen die Zeit vertreiben. Noch heute melde ich Sie bei meiner Freundin, der Marſchallin, und ſag' ihr alles das Gute von Ihnen, das ich denke. Aber ich bitte, gehen Sie nicht weiter."

»Erlauben Sie, Madame, daß ich Sie bis zu Ihrem Wagen begleite."

Ich bin nicht im Stande, mich dem zu widerſetzen, weil ich dadurch das Vergnügen, Sie zu ſehen, ein wenig länger genieße. Auf Wiederſehen, Mademoiſelle. Auf Ehre! man kann die Honneurs vom Hauſe nicht beſſer machen, als Sie; man kann nicht anſtändiger, nicht liebenswürdiger ſein."

Mit dieſen Worten ſtieg die Unbekannte in einen Wagen, der wirklich des Marſchalls Wapen trug, und verſchwand aus Palmiren's Augen, die freudetrunken zurück in ihr Zimmer kam, und recht ſehr entſchloſſen war, der ehrenvollen Einladung, die ſie erhalten, Folge zu leiſten. »Wie einnehmend wiſſen dieſe Damen von Stande ſich zu betragen" — ſagte ſie zu ſich ſelber; »nur ſie haben einen ſo richtigen Takt für alles Anſtändige, bedienen ſich ſo aufmunternder Vertraulichkeiten — es geht doch nichts über den Hof! Hätte eine Andere mir unter das Kinn gefaßt, ich würde es übel genommen haben; aber bei einer Frau vom Stande — o! da iſt es ein Zeichen der Gunſt,

auf welches man mit Recht ſtolz ſein darf.“ Als Palmire ſich noch ſo brüſtete, und ſchon im Geiſte im Gehölz von Boulogne in des Marſchalls Wagen ſpaziren fuhr, der Oper in des Marſchalls Loge beiwohnte, kam Forlis zur gewöhnlichen Stunde zum Eſſen nach Hauſe. Palmire erzählte ihm Alles, was in ſeiner Abweſenheit vorgegangen, nahm ſich aber wohl in Acht, von der Aufnahme zu ſprechen, die der alte Graf von Argenteuil bei ihr gefunden. Von dieſem ſprach ihr Vater mit der höchſten Ehrfurcht und Bewunderung. »Ich kenne,“ ſagte er, »in Paris keinen großen Herrn, der ſo treffliche Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens beſäße. Jeden Morgen wandelt er ſchlecht gekleidet umher, ſucht die Armen in ihren Dachkammern auf, und hilft ihrer Noth ab. Abends iſt er die Seele der glänzendſten Geſellſchaften. Er iſt eben ſo reich an Kenntniſſen, als an Beſcheidenheit. Seit vierzig Jahren beehrt er mich mit ſeiner Freundſchaft. Seinem mächtigen Einfluſſe verdanke ich meinen Poſten und mein ganzes Glück.“

Jedes dieſer Worte mehrte Palmirens Verlegenheit. Von nun an glaubte ſie in jedem Menſchen, der zu ihrem Vater kam, einen Mann vom Stande zu erblicken, und empfing Alle, ohne Unterſchied, mit der verbindlichſten Anmuth. Wenige Tage nachher empfing ſie vom Grafen d'Argenteuil eine Einladung, mit ihrem Vater bei ihm zu ſpeiſen. Sie erſchrack; ſie fürchtete, es könne von ihrem albernen Betragen gegen den ehrwürdigen Alten die Rede

ſein. Um das zu vermeiden, bat ſie ihren Vater, allein dahin zu gehen, vorſchützend, ſie ſei noch zu wenig in der großen Welt geweſen und werde ſich da nicht zu benehmen wiſſen.

»Du kannſt die Ehre nicht ausſchlagen,« ſagte Forlis, »die der Graf dir erzeigt; du verdankſt ihm vielleicht mehr, als du glaubſt, und mich würdeſt du ſehr betrüben, wenn du nicht hingingeſt.«

Dieſe Worte waren ein Befehl für Palmiren. Sie kleidete ſich außerordentlich ſorgfältig, und faßte Muth, hoffend, der großmüthige Greis werde verſchweigen, was unter ihnen vorgegangen; hingegen ſchmeichelte ſich ſchon ihre Einbildungskraft mit allen den ſchönen Dingen, welche die vornehme Unbekannte ihr verſprochen.

Als ſie in den Saal trat, fand ſie den alten Grafen in denſelben Kleidern, die er trug, da ſie ihn zum erſten Male ſah. Dieſer Umſtand erregte in ihr ein gewaltiges Herzklopfen; allein der Graf ermuthigte ſie, indem er zu ihr trat, und mit einem freundlichen Lächeln ſagte: »Entſchuldigen Sie mich, mein Fräulein, daß ich Sie in meinem Morgenkleide empfange, aber ich habe mir eingebildet, daß der alte Vater eines tapfern Reichsmarſchalls in Ihren Augen keines Schmuckes bedürfte.«

Einen Augenblick nachher trat ſeine Schwiegertochter, die Marſchallin, herein, welcher er den Herrn von For-

lis als seinen alten, würdigen Freund vorstellte, und dessen Tochter ihrer Gewogenheit empfahl. Diese Dame zeichnete sich bei Hofe eben so sehr durch Schönheit als durch Talente aus. Die Unterhaltung entspann sich. Während derselben sah Palmire sich sehr oft nach der schönen Unbekannten um, die sich eines so ehrfurchtsvollen Empfanges von ihr zu erfreuen hatte. Indessen wurde berichtet, daß aufgetragen sei, und man setzte sich zur Tafel. Als auch hier die Vermißte noch nicht erschien, konnte Palmire sich nicht enthalten, die Marschallin zu fragen, ob ihre Freundin abwesend oder krank sei?

»Von welcher Freundin reden Sie, Mademoiselle?" »Von der, die von Kindheit auf mit Ihnen verbunden ist, und mich neulich hoffen ließ, daß ich die Ehre haben würde, sie hier anzutreffen." »Sie ist noch auf ihrem Zimmer," sagte der Graf von Argenteuil, indem er seiner Schwiegertochter einen Wink gab, »sie ist gewohnt, sich nie eher anzukleiden, bis die Marschallin mit ihrer Toilette fertig ist, und meistentheils erscheint sie erst beim Dessert."

Palmiren war das ein Räthsel, und die Marschallin begriff, trotz der Winke ihres Schwiegervaters, eben so wenig davon. Aber die Erklärung blieb nicht lange aus; denn als der Kaffee servirt werden sollte, erschien eine Kammerfrau mit der Kaffeekanne in der Hand, und in den nämlichen Kleidern, in welchen sie bei Forlis war. Palmire stand in der tiefsten Beschämung

da. Der Graf bekannte ihr nun, daß er, mit Zustimmung seines alten Freundes, die Täuschung veranstaltet, um sie von einem Fehler zu heilen, der ihre vielen liebenswürdigen Eigenschaften entstelle. Die Marschallin erfuhr jetzt, daß ihre Kammerfrau in ihrem Wagen und mit ihren Kleidern ausstaffirt, die ihr aufgetragene Rolle gespielt. Man lachte herzlich. Das niedliche Kammermädchen bat tausendmal Palmiren um Verzeihung, daß sie mit Hilfe des indischen Shawls die vornehme Dame gespielt und ihre Güte mißbraucht habe. Forlis dankte dem Grafen auf das lebhafteste für die treffliche Lehre, die er seiner Tochter gegeben. Die verspottete Palmire erinnerte sich mit Verdruß des Fußbänkchens, welches sie einer Kammerfrau untergeschoben, und am empfindlichsten war es ihr, daß sie sich von dieser Person hatte unter das Kinn fassen lassen. Doch bald gewann ihr besserer Geist die Oberhand. Sie lachte mit, umarmte ihren Vater und selbst den alten Grafen, und überzeugte sich für immer, daß man die Leute nicht nach den Kleidern beurtheilen muß, und daß — da eine Höflichkeit zu viel nie schaden kann, wohl aber eine zu wenig — man am besten thut, gegen Jedermann sich artig und verbindlich zu betragen.

Der Strauß von Kirschen.

Madame Clinville, die Witwe eines Notarius, führte am erſten Mai ihre faſt vierzehnjährige Tochter in die Tuilerien, um Frühlingsluft zu ſchöpfen und Blütenduft einzuſaugen. Als ſie durch das palais royal gingen, erblickte Emmeline (ſo hieß die Tochter) in einer von jenen Buden voll Speiſewaren, wo man jederzeit das Seltenſte und Frühzeitigſte findet, einen Strauß von Kirſchen, der ſo niedlich und anlockend gewunden war, daß ſie ſich nicht enthalten konnte, ihrer Mutter ein Verlangen nach dieſen Kirſchen zu bezeigen, ob ſie gleich wohl wußte, daß ſie um dieſe Zeit ſehr theuer ſein würden.

Madame Clinville, die ihrer ſonſt ſehr genügſamen Tochter nie etwas abgeſchlagen hatte, kaufte die theuern Kirſchen, und ſetzte ihren Weg nach den Tuilerien fort. Nachdem Mutter und Tochter in den ſchönen Alleen dieſes wahrhaft zauberiſchen Aufenthaltes eine Zeit lang herum ſpazirt, ſetzten ſie ſich auf Stühle unter den großen Kaſtanienbäumen. Es war kaum zehn Uhr Morgens, wo es gewöhnlich noch ſehr leer dort zu ſein pflegt, ſo paſſend auch die Stunde zum Luſtwandeln ſein mag; denn die Pariſer eleganten Damen ſcheinen überein gekommen zu ſein, nie vor drei oder vier Uhr hin zu gehen, und zwar in einem Negligé, welches andeutet, daß ſie eben erſt aus dem Bette kommen, und die Sonne heute zum erſten Male ſehen. Auch diesmal fand Madame Clinville ſehr

wenige Spazirgänger. Nur eine einzige Dame fiel ihr auf, die noch schön war, und deren Aeußeres eine Person von Stande verrieth. An ihrer Seite ging ein junges Mädchen ungefähr von gleichem Alter mit Emmelinen, weiß gekleidet, und das niedliche Gesicht unter einen kleinen grünen Hut versteckt, den eine Guirlande von weißen Maasliebchen zierte. Beide setzten sich neben Madame Clinville. Der Strauß von Kirschen zog die Blicke der jungen Unbekannten auf sich, und sie bezeigte ihrer Begleiterin ein großes Wohlgefallen daran. Das Verlangen, den Strauß zu besitzen, malte sich deutlich in ihren Augen, in allen ihren Bewegungen; sie näherte sich Emmelinen nach und nach, und endlich sagte sie mit großer Anmuth zu ihr: »Sie haben da einen köstlichen Strauß, Mademoiselle; er gleicht Ihnen an lieblicher Fülle.«

»Das möchte eher von Ihnen gelten,« antwortete Madame Clinville, »denn wenn man unter ihren grünen Hut schaut, so glaubt man eine Maikirsche zwischen Blättern zu sehen.«

»Am meisten wundere ich mich,« fuhr die junge Unbekannte fort, »daß Mademoiselle noch immer der Versuchung widerstanden hat, die appetitlichen Kirschen zu essen.«

»Sie sind ein Geschenk meiner Mutter,« sagte Emmeline bescheiden, »und sie sind noch so selten, daß ich mir vorgenommen habe, sie nicht allein zu genießen. Wenn

Sie mir das Vergnügen machen wollten, mit zu eſſen — was man beſitzt, gewinnt doppelten Werth, wenn man das Glück hat, es zu theilen.“ Dieſe letzten Worte, die Emmeline mit dem rührendſten Ausdruck ſprach, machten auf das junge Mädchen einen lebhaften Eindruck.

„Wie könnte man der Grazie widerſtehen,“ ſagte jetzt die Begleiterin, „die vom Gefühl verſchönert wird.“ Zugleich gab ſie ihrer Kleinen einen billigenden Wink, worauf dieſe die erſte Kirſche von dem niedlichen Strauße pflückte. Emmeline pflückte die zweite und brachte ſie ihrer Mutter. Dasſelbe that die Unbekannte mit der dritten gegen ihre ſchöne Begleiterin. Dann wurde wechſelsweiſe eine Kirſche um die andere abgelöſt, und bald waren nur noch die Blätter übrig.

Es entſpann ſich ein Geſpräch. Madame Clinville ſuchte durch allerlei geſchickte Wendungen den Namen des niedlichen grünen Hutes zu erfahren; da ſie aber merkte, daß die Dame der Kleinen einen Wink gab, incognito zu bleiben, ſo drang ſie auch nicht weiter in ſie. Man begnügte ſich mit gewöhnlichen Höflichkeitsbezeigungen, und man trennte ſich endlich mit der gegenſeitigen Aeußerung des Vergnügens, welches die unvermuthete Zuſammenkunft beiden Theilen gewährt hatte.

Beim Nachhauſegehen bemerkte Madame Clinville, daß ein Bedienter in rother Livree ihr folgte, und zuletzt

die Nummer ihrer Wohnung sich einzuprägen schien. Mutter und Tochter schlossen daraus, daß die unbekannte Dame zu wissen wünschte, mit wem sie gesprochen, ob sie gleich jede Kunde von sich selber sorgfältig verheimlichten. Mehrere Wochen verstrichen. Madame Clinville dachte schon nicht mehr an das Abenteuer der Tuilerien, als eines Morgens — sie saß eben beim Frühstück mit Emmelinen und Gustav, ihrem einzigen Sohne, einem siebzehnjährigen Jüngling und Zögling der polytechnischen Schule — der Hauswächter herein trat, mit einer trefflichen Ananas und einem Billet an Emmelinen, welches also lautete: »Man schenket mir so eben zwei Ananas. Erlauben Sie mir, Ihnen eine davon anzubieten, und erinnern Sie sich dabei der schönen, von Ihnen selbst gesprochenen Worte: Was man besitzt, gewinnt doppelten Werth, wenn man das Glück hat, es zu theilen. (Unterzeichnet) Der kleine grüne Hut.

Vergebens befragten Madame Clinville und ihre Kinder den Hauswächter, wer das Billet gebracht habe? — Ein Unbekannter, behauptete er, der die Frucht sammt dem Billet schweigend in seinem Stübchen abgelegt habe und verschwunden sei. Emmeline theilte die Ananas, die sie als eine gerechte Vergeltung für die Kirschen betrachtete, mit Mutter und Bruder, trug aber fortwährend ein großes Verlangen, die geheimnißvolle Dame kennen zu lernen.

Einige Zeit nachher trat der Hauswächter abermals herein, diesesmal mit einem kostbaren Porzellangefäß, in welchem ein kleiner Orangenbaum in voller Blüte stand; dabei folgendes, an Emmelinen gerichtetes Billet: »Vorgestern, an meinem Namenstage, dem Feste der heiligen Klotilde, schenkte man mir zwei ganz gleiche Orangenbäumchen, deren eines ich Ihnen übersende. Denn was man besitzt, gewinnt doppelten Werth, wenn man das Glück hat, es zu theilen.

Dies neue Geschenk war von demselben Unbekannten überliefert worden, der die Ananas brachte. Der Hauswächter hatte ihn vergebens auszufragen gesucht.

»Soll ich denn nie erfahren,« rief Emmeline, »wer diese reizende Klotilde mit dem grünen Hute gewesen?«

»Laß mich nur machen,« sagte ihr Bruder, »ich will ihr schon auf die Spur kommen. Beschreibe sie mir nur so treu als möglich.«

Das that Emmeline und entwarf eine so reizende Schilderung, daß Gustav meinte: wenn er sie entdecken sollte, so werde seine Mühe durch ihr bloßes Anschauen reichlich vergolten werden. Er strengte alle Kräfte an, um der Schwester Wort zu halten. Auf allen öffentlichen Spazirgängen, in allen Theatern u. s. w. suchte er die reizende Unbekannte, allein umsonst, nicht die mindeste Spur von ihr konnte er entdecken.

Einen Monat ſpäter fand Emmeline, als ſie vom Spazirgange heim kam, auf ihrem Arbeitstiſche ein Körbchen von weißem Taffet mit Stickereien verziert, welches, nach Ausſage des Kammermädchens, ein hartnäckig ſchweigender Bediente gebracht hatte. Emmeline muthmaßete ſogleich, daß es abermals ein Geſandter der liebenswürdigen Klotilde ſei, öffnete das Körbchen, und fand es mit Zuckerwerk aller Art angefüllt; oben darauf ein Billet, worin die Geberin meldete, ſie habe zu Gevatter geſtanden, und ſei mit dergleichen Dingen ſo überhäuft worden, daß ſie alſobald wieder des Denkſpruches ſich erinnert habe, der ihr nie aus dem Gedächtniß kommen werde. Wirklich waren Emmelinens Worte in goldenen Buchſtaben und mit einem Kirſchenzweig umgeben, auf das Körbchen geſtickt.

So angenehm auch die kleine Familie durch dieſe abermalige Erinnerung ſich überraſcht fand, ſo ſchien es doch, daß ihre Delikateſſe ein wenig darunter litt, ſo viele namenloſe Geſchenke zu empfangen, obſchon ſie auf die zarteſte Weiſe dargeboten wurden. Indeſſen machte Emmeline und ihr Bruder ſich doch kein Gewiſſen, das Zuckerwerk zu verzehren. Doch wie groß war ihr Erſtaunen, als ſie den Boden des Körbchens erreichten und da ein halbes Dutzend reiche Fächer, ſechs Dutzend Paar Handſchuhe und einen herrlichen indiſchen Shawl fanden.

»Das darf ich nicht tragen,« rief Emmeline, »ohne die Geberin zu kennen. Das iſt eine zu reiche Vergeltung für meine Kirſchen.«

»Ich billige deine Delikateſſe,« ſagte die Mutter. »Offenbar ſind die ſchönen Unbekannten im Range und an Glücksgütern uns ſo weit überlegen, daß wir es ihnen nicht gleich thun können, und ein Austauſch von Geſchenken darf nur unter Perſonen gleiches Standes geſchehen.«

Es wurde folglich beſchloſſen, den koſtbaren Shawl zu verſchließen, bis man ihn der Geberin wieder zuſtellen könne. Selbſt der Fächer und Handſchuhe wollte Emmeline ſich nicht bedienen, ſie wurden in dem eleganten Körbchen verwahrt, und blos das Zuckerwerk nicht verſchmäht. Guſtav, indem er treulich es verzehren half, faßte auf's neue den Vorſatz, den allerliebſten grünen Hut auszuſpähen, der ihm das lebhafteſte Intereſſe einflößte. Aber ſeine erneuerten Nachforſchungen blieben fruchtlos wie die erſtern, und vergebens lief er jedem grünen Hute in ganz Paris nach, nie fand er daruter das Original zu dem von ſeiner Schweſter entworfenen reizenden Gemälde.

Emmeline hatte einen andern Einfall. Sie ſchrieb ein Billet, welches ſie den Hauswächter mit dem Befehl einhändigte, im Fall abermals ein Geſchenk gebracht würde, es dem Ueberbringer mitzugeben. Es war überſchrieben: an den allerliebſten grünen Hut, und lautete wie folgt:

»Wenn die Zartheit Ihrer Geſinnungen den Reizen Ihrer Geſtalt entſpricht, ſo werden Sie meinen Entſchluß nicht mißbilligen, Ihrer Geſchenke mich nicht zu bedienen.

Sie liegen in Verwahrung bei meiner Mutter, die es gleich mir schmerzlich empfindet, daß Sie das Incognito so hartnäckig beobachten.

Emmeline von Clinville."

Das Billet blieb nicht lange in des Hauswächters Händen, denn schon zwei Tage nachher wollte ein Unbekannter ihm ein Packet abgeben, und wie gewöhnlich entschlüpfen. Allein der Hauswächter, vormals Soldat und noch wohl bei Kräften, erwischte ihn beim Kragen, und rief Emmelinens Bruder mit großem Geschrei herab. Gustav kam, Mutter und Schwester folgten ihm auf dem Fuße. Aber weder Bitten, noch Drohung, noch Bestechung konnten den braven Kerl verleiten, das Geheimniß zu verrathen. Er blieb bei der Aussage, daß er das Packet von einem alten Bedienten in rother Livree empfangen, der ihm für seine Mühe einen Thaler gegeben. Das Einzige, wozu er sich verstand, war das Versprechen, Emmelinens Billet richtig zu bestellen.

Er ging. Man war doch neugierig, den Inhalt des Packets zu wissen, welches von größerem Umfang als alle die vorigen war. Gustav selbst löste sehr geschäftig die darum gewickelte Leinwand, und siehe, es enthielt die glänzende Uniform eines Artillerie-Offiziers und einen kostbaren Säbel, an welchem ein Taschenbuch von rothen Saffian befestigt war, in dem folgende Zeilen lagen: »Der Kriegsminister, mein Verwandter, pflegt mir alle Jahr an meinem

Geburtstage ein Offizier-Patent zu verwilligen, für denjenigen aus meiner Familie oder unter meinen Freunden, der sich dessen würdig gemacht hat. Ich bitte Sie das beifolgende für Ihren Herrn Bruder anzunehmen, als eine wohlverdiente Belohnung seines Fleißes in der polytechnischen Schule. Wenn er, wie ich nicht zweifle, ein Held wird, so fordere ich weiter nichts von ihm, als daß er die Worte, was man besitzt, gewinnt doppelten Werth, wenn man das Glück hat, es zu theilen, zu seinem Wahlspruch mache."

Gustav glaubte zu träumen. Seine feurigsten Wünsche, deren Erreichung aber noch fern schien, erfüllte plötzlich eine schöne Unbekannte, und auf die zarteste Weise. Das Patent enthielt zugleich den Befehl, sich binnen acht Tagen bei dem angewiesenen Regimente einzufinden.

»Und ich sollte abreisen ohne meine Wohlthäterin zu kennen? ohne ihr danken zu dürfen?"

»Es gibt ein Mittel!" riefen Mutter und Tochter, die Augen in süßen Thränen gebadet. »Wir wollen uns noch heute zu der Audienz des Kriegsministers begeben und von ihm werden wir erfahren — —

»Recht," sagte Gustav, »wir gehen Alle zusammen."

Er legte sogleich die Uniform an, die, zu seiner großen Verwunderung, ihm vollkommen paßte. Emmeline klei-

dete sich sorgfältig, und schon nach einer Stunde befanden sie sich bei dem Kriegsminister, der sie sehr freundlich empfing, und da er glaubte, sie wüßten Alles, ganz treuherzig sagte: »Indem ich der dringenden Bitte der Mademoiselle de St. Leon nachgegeben, habe ich blos ihrem interessanten Schützling Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Ich lese in seinen Blicken, daß er uns Ehre machen wird.«

Die Familie dankte ehrerbietig und entfernte sich. Mademoiselle de St. Leon! wiederholte Gustav tausendmal. »Sonder Zweifel die Tochter des berühmten Generals dieses Namens,« sagte Madame Clinville, »der durch seine Thaten eine Stütze des Thrones und ein Günstling des Monarchen geworden. Wir müssen zu erfahren suchen, wo er wohnt, und sogleich uns hinbegeben.«

Sie gingen zu dem ersten besten Buchhändler, um in dem Hof-Kalender des Generals Adresse zu finden. Er wohnte in der Vorstadt St. Honoré, neben den elysäischen Feldern. Sie eilten dahin, und ließen bei Mademoiselle de St. Leon sich melden. Sie erschien, mit demselben grünen Hute auf dem Kopfe, und von derselben Dame begleitet, die sie ihre Tante nannte. Hastig umarmte sie Emmeline, und bat sie um Verzeihung wegen des Incognito, durch welches deren Delikatesse verwundet worden. »Aber,« fügte sie mit unbeschreiblicher Anmuth hinzu: »ich mußte ja wohl sie stufenweise vorbereiten, die Beweise der Gesinnungen zu

empfangen, welche Sie mir eingeflößt haben. Es gelang mir, ihren Lieblingswunsch auszuspähen, nämlich den, Ihren Herrn Bruder als Offizier in den Schranken der Ehre zu erblicken, und ich eilte, in Abwesenheit meines Vaters, der sich bei der Armee befindet, diese Gunst auszuwirken, die eigentlich nicht ich, sondern die Zeugnisse seiner Lehrer ihm errungen haben. Ich schätze mich glücklich, daß ich Ihnen beweisen konnte, wie tief Ihre Worte, als Sie die schönen Kirschen mit mir theilten, sich in mein Herz gegraben haben.

Mutter und Tochter drückten das liebenswürdige Mädchen an die Brust, und mit kriegerischem Feuer schwur Gustav, in Jahr und Tag das Kreuz der Ehrenlegion zu tragen. Die Familie sollte zur Tafel bleiben. »Wenn man Glückliche gemacht hat,« sagte die wackere Tante, »so wünscht man sie auch so lange als möglich um sich zu sehen.« Die Einladung wurde angenommen. Nur eilten Madame Clinville und ihre Tochter zuvor nach Hause, um sich umzukleiden. Dann erschienen sie in denselben Kleidern, die sie in den Tuilerien bei der ersten Zusammenkunft mit der schönen Klotilde trugen, doch hatte Emmeline sich mit dem indischen Shawl geputzt und hielt in ihrer Hand einen der geschenkten Fächer, eine Aufmerksamkeit, welche von Mademoiselle de St. Leon zart empfunden wurde. Diese fand, als man sich zu Tische setzte, unter ihrer Serviette einen kleinen Ring von drei Diamanten, inwendig die Worte eingegraben: Pfand

der ewigen Dankbarkeit. Sie ſteckte ihn ſogleich an den Finger, und ſprach, ſich nie davon zu trennen.

Die beiden holden Mädchen wurden die vertrauteſten Freundinnen, und wiederholten noch oft unter ſanften Liebkoſungen die wahren, von jeder ſchönen Seele tief empfundenen Worte: Was man beſitzt, gewinnt doppelten Werth, wenn man das Glück hat, es zu theilen.

Inhalt.

	Seite
Der Staar	15
Das Körbchen mit Erdbeeren	23
Der kleine ſchwarze Hund	29
Die beiden Roſenſträuche	37
Der verfehlte Ball	43
Der Strohhut	53
Das umgeworfene Kabriolet	61
Der kleine Savoyarde	73
Die Haarwickeln	83
Es iſt gefährlich an den Thüren zu horchen	93
Der Großvaterſtuhl	103
Die beiden Uhren	113
Die Pocken	121
Das geſtickte Kleid	133
Das Teſtament	145

Seite

Die beiden Käſichte 159

Der Baumſtamm 167

Die grünen Schuhe 183

Der indiſche Shawl 193

Der Strauß von Kirſchen 207

Gedruckt bei J. P. Collinger.

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Dreizehnter Band.

BIBL.
VNIVERS
LIPS.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Geſchichtchen
für
meine Tochter.

Von Bouilly.

Frei überſetzt
von
Auguſt von Kotzebue.

Zweiter Theil.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Wien, 1842.
Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Geschichten

für

meine Tochter.

Zweiter Theil.

Die Roſen

des

Herrn von Malesherbes.

Unter allen Geſchenken des Himmels iſt keines reizender, lauterer und dauerhafter, als das Glück geliebt zu werden. Da dieſes Glück ſich nur auf wahres Verdienſt gründen kann, ſo laß uns jetzt, meine Tochter, auf einen Augenblick dem Reiz der Dichtung entſagen, und dieſes zweite Bändchen unſerer Unterhaltungen mit der treuen Erzählung einer intereſſanten Anekdote beginnen, die, indem ſie uns das Andenken eines der ehrwürdigſten Diener der Gerechtigkeit aus dem verfloſſenen Jahrhundert zurück ruft, uns zeigen wird, welchen ſüßen Genuß Liebe und Hochachtung gewähren.

Man darf Lamoignon de Malesherbes nur nennen, um einen redlichen Miniſter, beſcheidenen Weiſen, großen Naturkundigen, und den beſten Menſchen zu bezeichnen. Gewöhnlich brachte er einen Theil des Sommers auf dem Schloſſe Verneuil bei Verſailles zu, um ſich von ſeinen wichtigen Geſchäften zu erholen. Beſonders gern vertrieb er ſich die Zeit mit der Pflege der Blumen, unter welchen wiederum ein Roſengebüſch ihm am liebſten war. Er ſelbſt hatte es gepflanzt, in Form eines halben Mondes, in einer Umgebung von Schlagholz, welches neben dem Dorfe Verneuil zur kleinen Jagd beſtimmt war. Von allen ſeinen Roſenſtöcken war keiner zurück geblieben. Die Roſen

ſtachen an dieſem einſamen Orte ſeltſam gegen das wilde Geſträuch ab, und ihr Anblick überraſchte jeden Wanderer auf das angenehmſte. Ihr beſcheidener Pfleger war doch ein wenig ſtolz auf ſeine kleine Schöpfung; er ſprach gern davon und führte ſeine Gäſte gern in ſeine Einſiedelei, wie er das Plätzchen nannte. Auch eine hübſche Raſenbank hatte er mit eigenen Händen gemacht, und von Erde und Baumzweigen eine Grotte erbaut, wohin er vor dem Regen flüchten, oder ſein graues Haupt vor den Sonnenſtrahlen ſchützen konnte. Hier wandelte er mit dem Plutarch in der Hand (ſeine Lieblingslektüre), im Stillen über den Wechſel der menſchlichen Schickſale nachdenkend, oder im Genuß der Erinnerung an ſo manche ſeiner edlen Handlungen.

»Aber ſehen Sie doch nur,« ſagte er zu Allen, denen er ſeine Einſiedelei zeigte, »ſehen Sie doch nur, wie üppig dieſe Roſenbüſche wachſen. In den prächtigſten Gärten blühen die Roſen nicht ſo ſchön und häufig. Ich erſtaune ſelbſt darüber, daß mir, ſeit ſo vielen Jahren, nicht ein einziger ausgegangen. Der geſchickteſte Gärtner hat keine ſo glückliche Hand als ich. Auch nennt man mich im Dorfe nur den Roſen-Lamoignon, um mich von den übrigen Gliedern meiner Familie zu unterſcheiden.«

Eines Tages war er früher aufgeſtanden als gewöhnlich, und beſuchte lange vor Sonnen-Aufgang ſein liebes Gebüſch. Es war in der Mitte des Juni in den längſten Tagen. Ein herrlicher Morgen brach an, ein friſches Lüft-

chen wehte, ein ſanfter Thau erquickte die lechzende Erde: tauſend Vögel ſangen, die Wieſen waren mit Schmelz bedeckt, gewürzhafte Pflanzen dufteten, der Weinſtock blühte; kurz, der Frühling reichte dem Sommer die Hand.

Malesherbes, neben ſeiner Grotte ſitzend, genoß mit Ehrfurcht dieſe herzerhebende Stille eines Morgens auf dem Lande, dieſes bezaubernde Erwachen der Natur. Ein leiſes Geräuſch machte ihn aufmerkſam. Er glaubte, es ſei ein ſchüchternes Reh, lauſchte, und erblickte durch das Geſträuch ein junges Mädchen, das von Verneuil kam, einen Milchtopf auf dem Kopfe trug, bei einem Brunnen ſtehen blieb, Waſſer ſchöpfte, nach dem Roſengebüſch ging, noch oft wieder kam, ihren Krug auf's neue zu füllen, und auf dieſe Weiſe jeden Roſenſtock reichlich begoß. Der Einſiedler auf ſeiner Raſenbank folgte mit den Augen jedem ihrer Schritte, und konnte nicht begreifen, warum ſie mit ſeinen Roſen ſo eifrig ſich bemühte. Die Geſtalt des Mädchens war ſehr einnehmend, in ihren Augen glänzten Fröhlichkeit und Unſchuld; die Morgenröthe glühte auf ihren Wangen. Neugier und Rührung zogen den Greis zu der jungen Unbekannten hin, die eben ihren letzten Krug voll Waſſer ausgeleert hatte. Ueberraſcht fuhr ſie zuſammen, und es entſchlüpfte ihr ein Laut. »Wer hat dir befohlen,« fragte Malesherbes, »dies Gebüſch zu begießen?«

»O gnädiger Herr,« antwortete ſie zitternd, »ich habe es wahrhaftig gut gemeint! ich bin nicht die Einzige in die

ſer Gegend — und heute hat mich die Reihe getroffen." — »Wie, die Reihe?" »Ja, gnädiger Herr, geſtern iſt Lieſe hier geweſen und morgen wird Perette kommen."

»Erkläre dich doch. Ich verſtehe dich nicht." »Nun weil Sie mich doch ertappt haben, ſo kann es auch länger kein Geheimniß bleiben. Sie können ja auch nicht böſe darüber werden. Wir haben geſehen, daß Sie ſelbſt dieſe Roſen gepflanzt und gepflegt haben — und — ſehen Sie nur — da haben alle Einwohner der benachbarten Dörfer zu einander geſprochen: der brave Herr, der uns täglich ſo viel Gutes thut, und den Ackerbau in Ehren hält — wir müſſen ihm doch beweiſen, daß wir keine Undankbare ſind; und, weil er die Blumen ſo gern hat, ſo müſſen wir ihm helfen, ohne daß er es merkt. Jedes junge Mädchen von fünfzehn Jahren ſoll künftig, wenn ſie mit ihrem leeren Milchtopf von Verſailles zurück kommt, Waſſer aus dieſem Brunnen ſchöpfen, und jeden Morgen vor Sonnenaufgang die Roſen unſers Freundes, unſers Vaters, begießen. Seit vier Jahren, gnädiger Herr, haben wir das nun gethan, und Sie ſollen wiſſen, daß unſere jungen Mädchen ſich recht darnach ſehnen, fünfzehn Jahre alt zu werden, um an der Ehre Theil zu nehmen, die Roſen des Herrn von Malesherbes zu begießen."

Tief und ſanft bewegt durch dieſe naive Erzählung ſtand der edle Greis. Nie hatte der Ruhm ſeines Namens ihm einen höhern Genuß gewährt. »Ich wundere mich nun

nicht mehr," sagte er, »daß meine Rosen so trefflich fort gekommen sind. Doch weil die ganze Jugend der benachbarten Dörfer mir an jedem Morgen einen so rührenden Beweis ihrer Liebe gibt, so will ich künftig auch keinen Tag vorbei streichen lassen, ohne meine Einsiedelei zu besuchen, die mir theurer als jemals geworden ist."

»Desto besser," antwortete das junge Mädchen, »so werde ich meine Schafe hier weiden, um den gnädigen Herrn recht nach Herzenslust zu betrachten, und werde meine Liederchen singen, und auch mit unter ein wenig plaudern, wenn der gnädige Herr es erlaubt." »Gern, mein Kind. Komm du, kommt alle zu mir. Wenn euch ein Unglück zustößt, so werde ich es zu erleichtern suchen; eure Zwistigkeiten werde ich beilegen, und wo ein Pärchen, das sich liebt, wegen Ungleichheit der Glücksgüter sich nicht vereinigen kann, nun da werde ich aushelfen." »Ach!" rief das Milchmädchen hastig, »da wird der gnädige Herr recht viel zu thun bekommen, und ich selbst könnte ihm vielleicht bald darüber ein Wörtchen in die Ohren sagen — aber ich vergesse, daß meine Mutter auf mich wartet. Ich will ihr geschwind das Milchgeld bringen und ihr das Glück erzählen, das mir begegnet ist."

»Noch ein Wort! wie nennst du dich?" — »Susette Bertrand, Ihnen aufzuwarten, gnädiger Herr, wenn ich die Ehre haben könnte."

»Nun, Suſette, ſo bringe deinen Geſpielinnen, die, gleich dir, meine Roſen begoſſen haben, was ich dir für ſie geben will.« »O nein, gnädiger Herr, wir verlangen nichts dafür. All Ihr Gold würde uns nicht ſo viel Vergnügen machen —« »Du haſt Recht. Nein, Alles, was ich habe, wiegt dieſen Augenblick nicht auf. Aber — bis ich ſelbſt deinen jungen Freundinnen werde danken können — gib mir jeder einen Kuß von mir, und ſage ihnen, daß ſie meine alten Tage etheitern, und daß ich nie vergeſſen werde, was ſie für mich gethan.« Mit dieſen Worten küßte der ehrwürdige Greis das Mädchen auf die Stirn, und mit fröhlichem Stolz ging ſie ihrer Wege. Oft erzählte Malesherbes dies kleine Abenteuer. Er hielt Wort und beſuchte täglich ſeine Roſen. Wenn bisweilen im Schloſſe Verneuil die glänzendſte Geſellſchaft ſich verſammelt hatte, ſaß er bei ſeiner Grotte, nahm Theil an den ländlichen Spielen der Hirten, lernte ihre Neigungen, Gewohnheiten und Bedürfniſſe kennen, und kehrte, begleitet von Vielen derſelben, geſegnet von Allen, ſpät zu dem Schloſſe zurück.

Einſt, es war ein Sonntag, erfuhr er, daß die Jugend aus der ganzen umliegenden Gegend am Abend vor ſeiner Grotte tanzen wolle. »Adieu, meine Roſen!« ſagte er zu ſich ſelbſt. »Wer mag hindern, daß der Jüngling ſeine Tänzerin nicht durch ſie ſchmücke? oder das Mädchen nicht die ſchönſten breche, um ihr Korſet damit zu zieren? Aber ſie werden fröhlich ſein, vielleicht ſich meiner erinnern. Ich

ſelbſt will ihre Freude theilen. Einige Roſen weniger? was ſchadet's! um ſo mehr Vergnügen!»

Indeſſen änderte er ſeinen Entſchluß, ſelbſt hinzugehen, aus Furcht, durch ſeine Gegenwart die rauſchende Freude zu ſtören. Aber am andern Morgen konnte er es kaum erwarten, den durch den Tanz angerichteten Schaden zu beſehen; er nahm ſogar Hacke und Grabſcheit mit, um das Verdorbene auszubeſſern. Doch mit fröhlichem Erſtaunen fand er Alles noch in demſelben Zuſtande, wie er es verlaſſen hatte. Der Tanzplatz war mit dem Rechen friſch überharkt, auf der Raſenbank kein Halm geknickt, von den Büſchen keine Roſe gebrochen, und über der Grotte las er, von Blumen zuſammen geſetzt, die Worte: Unſerem Freunde. Er glaubte zu träumen. »Iſt es möglich!» rief er aus, »dies luſtige Völkchen im Taumel der Freude hat meine Roſen ſorgſam verſchont? Wie ſüß iſt es, ſo geliebt zu werden! gegen keinen Palaſt würde ich meine Grotte vertauſchen!»

Am folgenden Sonntage ſchwankte er noch zwiſchen dem Verlangen hin zu gehen, und der Furcht die Luſt zu ſtören, als ſein Kammerdiener ihm ein junges Mädchen anmeldete, das in Thränen ſchwimme, und ihn zu ſprechen begehre. Er ließ ſie herein treten. »Was fehlt dir, liebes Kind?» »Ach gnädiger Herr! ich bin verloren, wenn Sie ſich meiner nicht erbarmen!»

»Was iſt dir widerfahren? ſei ruhig. Rede.« »Zuerſt ſollen Sie wiſſen, daß dieſen Morgen an mir die Reihe war, Ihre Roſen zu begießen.«

»Nun?« — »Ja ſehen Sie nur, es iſt heute der Namenstag meiner Pathe Margarethe, die Eine von den Pächterinnen des Schloſſes iſt, und bei der ich wohne, ſeit ich eine arme Waiſe bin. Nun, da habe ich geglaubt, es ſähe mich Niemand; und habe das Unglück gehabt, Eine von Ihren Roſen zu pflücken, ob wir gleich Alle unter einander uns zugeſchworen haben, nie eine derſelben anzurühren.« »Eine Roſe?« ſagte der Greis lächelnd, »der Diebſtahl iſt nicht von Bedeutung.« »Doch, doch,« erwiederte das Mädchen ſchluchzend, »ich bin entehrt im ganzen Dorfe.«

»Wie das?« »Mathurin, der Trunkenbold, der uns immer überall nachſchleicht, hat mich die Roſe brechen ſehen, hat es gleich überall ausposaunt, und jetzt, da ich zum Tanze komme, und mich recht luſtig machen will — Ach mein Gott! da ſind' ich auch nicht einen einzigen Tänzer! ſie haben ſich Alle das Wort gegeben, daß ich das ganze Jahr lang nicht in Ihrem Gebüſch erſcheinen ſoll. Meine Pathe hat genug für mich gebeten, aber umſonſt! Alle haben mich verdammt, ſogar Guillot — ach Guillot! Sie verſtehen mich wohl, gnädiger Herr? Ein ganzes Jahr lang ſoll ich nicht tanzen, mein guter Ruf iſt dahin. Guil-

lot wird mich nicht mehr wollen, und ich muß Zeit meines Lebens ein Mädchen bleiben!" »Die Strafe wäre zu hart für ein so leichtes Vergehen," sagte Malesherbes, seine Bewegung verbergend, »Lebenslang ein Mädchen bleiben um einer Rose willen! Sei ruhig, mein Kind. Ich will selbst für dich bitten. Komm mit mir. Ich habe mir eine Pflicht daraus gemacht, Angeklagte zu vertheidigen." Sie gingen. Der beredte Greis wurde des Mädchens feuriger Fürsprecher; erhielt aber doch nur mit vieler Mühe Verzeihung für sie. Damit keine Spur des Vorgefallenen zurück bleiben möchte, führte er sie selbst zu Guillot, lud ihn ein, mit ihr zu tanzen, und versprach sie auszusteuern.

Auch seine erste Bekanntschaft, Susette Bertrand, empfing von ihm eine ähnliche Aussteuer, die sie schnell mit dem schönsten Jüngling im Dorfe theilte. Die Hochzeit der beiden glücklichen Paare wurde auf dem Schlosse gefeiert, und die Bräute mußten sich mit den Rosen ihres Wohlthäters schmücken. Auch wurde es von nun an zum Gesetz, daß jedes Mädchen aus Verneuil, die in der Blumenzeit sich verheirathen würde, das Recht haben solle, bei jener Grotte einen Strauß von weißen Rosen zu pflücken. »Diese Rosen," so sprach der Greis zu den jungen ihn umringenden Bäuerinnen, »diese Rosen sollen das Sinnbild eurer Pflege und meiner Dankbarkeit sein. Wenn ich einst nicht mehr bin, so mögen sie euch an euren Freund erinnern. Ihr werdet mich stets hier gegenwärtig glauben, und ich werde

zum mindeſten in euren Gedanken immer ein Zeuge des ſchönſten Tages in eurem Leben ſein."

Dieſer Gebrauch, oder, um beſſer zu ſagen, dieſe rührende Erinnerung wird noch jetzt im Dorfe Verneuil gefeiert. Kein Paar vereinigt ſich, ohne einen Strauß an jener Grotte zu pflücken, deren ehrenvolle Inſchrift jährlich erneuert wird. Seit dem grauſamen Tode dieſes berühmten Mannes werden ununterbrochen die Roſen gepflegt, die ſeine wohlthätige Hand pflanzte, und es iſt zum Sprichwort unter den wackern Landleuten geworden: Eine Sache in Ehren halten, wie die Roſen des Herrn von Malesherbes.

Der falſche Diamant.

In jedem Augenblicke des Lebens gewähren Treu und Glaube uns reinen Genuß; Falschheit und Lüge verbittern unsere Tage früh oder spät.

Lucival, ein reicher Seidenfabrikant, theilte seine väterliche Zärtlichkeit zwischen Clementinen und Felicien, seinen beiden Töchtern, welche die geliebte Gattin an einem Tage ihm geboren hatte. Beide waren nun schon zu dem Alter heran gewachsen, wo die Schönheit sich entwickelt, der Charakter sich bildet, das Herz jedem Eindruck offen steht. Diese Zwillingsschwestern, die sich außerordentlich ähnlich sahen, und deren gegenseitige Anhänglichkeit allgemein bekannt war, hatten doch sehr verschiedenen Geschmack und Neigungen. Die Aelteste war einfach und naiv, verhehlte keinen ihrer Gedanken, auch keinen ihrer Fehler, gestand ohne Umschweife, was sie nicht recht gemacht, und hatte noch nie, unter keinerlei Vorwand, die Wahrheit verschwiegen.

Die Jüngste hingegen, zur Verstellung geneigt, machte Anspruch auf Vollkommenheit, und gab nie zu, daß sie Unrecht gehabt. Sie konnte mit einer Zuversicht, mit einer Hartnäckigkeit die unbezweifeltsten Dinge läugnen, machte sich ein Spiel daraus, und log alle Augenblicke, bald um eine Schuld von sich abzuwälzen, bald um sich Eigenschaften beizumessen, die sie nicht besaß, kurz, um allen Personen ihres Alters und Umganges überlegen zu scheinen. Weder des Vaters Vorstellungen, noch der Mutter treue Warnungen konnten diesen Hang zum Lügen bändigen,

durch den ihr Geist verdorben, ihr Herz entweiht wurde. An jedem Tage, in jeder Minute befleckte sie ihren niedlichen Mund mit einer Unwahrheit. Ihre hübschen Augen empfingen dadurch einen Ausdruck der schielenden Falschheit. Ein Lügner, wie man weiß, muß ein sehr gutes Gedächtniß haben; das hatte Felicie nicht, und war auch viel zu unklug, um sich von allen Seiten vor Ertappung zu hüten, daher wurde sie sehr oft verwirrt, beschämt, der Lüge überwiesen. Wenn sie im Saale die Zeit vertändelte, so versicherte sie ihrer Mutter, die im offenen Nebenzimmer saß, sie studire Geographie, indessen Madame Lucival in einem Spiegel sah, daß sie einen Hut auf der Hand herum drehte. War vom Dessert genascht worden, sie hatte es nicht gethan, beileibe nicht! aber in demselben Augenblicke, wo sie ihre Unschuld betheuerte, zog sie das Schnupftuch aus ihrem Ridicül, und die überzuckerten Aepfel oder gebrannten Mandeln rollten auf den Boden. Hatte sie ihres Vaters Papiere mit Tinte begossen, so mußte die Katze das Tintenfaß umgeworfen haben; war ihr Kleid zerrissen, so hatte auf der Straße ein grober Mensch ihr auf die Schleppe getreten. Ihr Monatsgeld vernaschte sie gleich am ersten Tage, und behauptete, sie habe es einem Bettler gegeben. Hatte sie nicht Lust, mit ihrer Mutter Besuche zu geben, oder einem Diner beizuwohnen, wo sie Langeweile vermuthete, oder Stunde beim Musikmeister zu nehmen, so stellte sie sich krank, fiel auch wohl gar in Ohnmacht, kurz, sie floh die Wahrheit als wäre sie ein Gift. Natürlich mochte kein Mensch sie leiden.

Lucival, der sein Glück und das hohe Vertrauen, dessen er im Handel genoß, einzig und allein seiner Wahrhaftigkeit verdankte, betrübte sich tief über den häßlichen Charakter seiner Tochter. Umsonst versuchte er Milde und Strenge, um sie zu bessern. Sie mißbrauchte sogar nicht selten die edle Einfalt und das Vertrauen ihrer Schwester, entweder, indem sie ihr allerlei weiß machte, oder auch, indem sie verdrehte oder ganz verschwieg, was ihr Freude machen konnte.

Die Eltern, dieser Hartnäckigkeit müde, beschlossen ein Mittel anzuwenden, welches allerdings einen ziemlich tiefen Eindruck auf Felicien machte. Von allem, was sie sprach, that, wünschte, befahl, geschah gerade das Gegentheil. Auch die Bedienten waren dazu angewiesen. Sagte sie dem Kammermädchen, ihre Mutter verlange nach ihr, so rührte sich diese nicht von der Stelle, sah sie starr an, und behauptete ihr in's Gesicht, es sei nicht wahr. Klagte sie über Frost, so öffnete ein Bedienter sogleich das Fenster, weil sie vermuthlich an Hitze leide. Gab sie ihrer Schwester Zuckerwerk, so warf Clementine es zum Fenster hinaus, sprechend, sie wolle sie nur anführen. Versicherte sie ihrer Mutter, sie befinde sich sehr wohl, so mußte sie sich gleich zu Bette legen, und es hieß im ganzen Hause, sie sei krank, und klagte sie wirklich über Uebelbefinden, so freute sich der Vater, daß sie so wohl aussähe.

Einst wurde für den andern Tag ein großes Mittagsmahl bereitet, und Felicie hatte in der That ein wenig Fieber, weßhalb sie sich zu Bett legte. Lucival stellte sich, als glaube er nicht ein Wort davon, und verbot, nach

dem Arzt zu ſchicken, weil es ſicher nur ein Vorwand ſei, um nicht bei der Tafel zu erſcheinen. Sie mochte betheuern, ſo viel ſie wollte, ſie ſei wirklich krank; man blieb dabei, ſie befinde ſich außerordentlich wohl. Als es ſchlimmer mit ihr wurde, mußte man freilich den Arzt rufen.

»Nicht wahr,« ſagte der Vater zu dieſem, »ihr fehlt nichts?« »Erlauben Sie,« antwortete der Arzt ſehr ernſthaft, »ſie iſt krank und recht ſehr krank.« »Wahrhaftig,« verſetzte Lucival, »ſie betrügt uns ſo oft, daß ich ihr auch diesmal nicht geglaubt habe. Da ſieht man, was es heißt, ſich in ſolchen Mißkredit geſetzt zu haben; wir hätten ſie vielleicht ſterben laſſen, ohne die mindeſte Gefahr zu vermuthen.«

Dieſe letzten Worte thaten ganz die Wirkung bei Felicien, die ihr Vater davon erwartete. Sie ging in ſich, und während ihrer ganzen Krankheit wiederholte ſie oft das Gelübde, künftig nicht mehr zu lügen. Ihre Eltern, die ſie gründlich geheilt glaubten, bewieſen ihr nun auf's neue, wie lieb ſie ihnen trotz ihres häßlichen Fehlers geblieben. Folglich errieth ſie auch bald, daß die Gleichgiltigkeit, die man während ihrer Krankheit gegen ſie bewieſen, nur erkünſtelt geweſen, um ſie zu beſſern. Sei es nun, daß die Züchtigung noch nicht ſtreng genug war, oder weil Gewohnheiten der Kindheit ſich ſehr ſchwer ausrotten laſſen; kaum war Felicie wieder hergeſtellt, als ſie dem unſeligen Hange zum Lügen ſich auf's neue ergab, und wenn ſie auch nicht ſo arg wie zuvor das Vertrauen der Ihrigen mißbrauchte, ſo erlaubte ſie ſich doch tauſend kleine Betrü-

gereien, die nothwendig sie nach und nach wieder zu dem Laster führten, vor dem man ihr hatte Abscheu einflößen wollen.

Aber eine merkwürdige Begebenheit kam den trauernden Eltern zu Hilfe, und erschütterte Felicien so stark, daß jenes Laster dadurch mit der Wurzel ausgerottet wurde. Die Zwillingsschwestern, die sich so ähnlich sahen, daß man sie oft verwechselte, hatten auch von Kindheit auf einerlei Kleidung getragen. Ihre Mutter, der die häufigen Verwechselungen viel Vergnügen machten, sorgte dafür, daß vom Kopf bis zu den Füßen Eine wie die Andere gekleidet, coiffirt und beschuhet war. Clementine besaß nicht den einfachsten Ring, den Felicie nicht auch gehabt hätte; und an jedem Morgen verabredeten sich die Schwestern, welchen Hut, welches Halstuch, welche Schuhe sie heute tragen wollten. Da nun nicht blos ihre Züge, sondern auch ihre Stimmen sich völlig glichen, so konnten selbst ihre nächsten Verwandten sie oft nicht unterscheiden.

Ihr Geburtstag kam. An diesem pflegte der Vater sie zu beschenken. Diesmal gab er einer Jeden ein Halsband von Perlen, in dessen Mitte sich ein Diamant von ziemlich hohem Werthe befand. Der Clementinen bestimmte war ein wenig kleiner als der, den Felicie erhielt, aber strahlte feuriger. »Ich habe mir alle Mühe gegeben,« sagte er, »zwei ganz gleiche Diamanten zu finden, aber es war für den Augenblick unmöglich. Doch hat mein Juwelier mir versprochen, mir zu verschaffen, was ich wünsche. In-

deſſen putzt euch mit dieſen, und freut euch des Tages, an dem ihr mich durch eure Geburt zum glücklichen Vater gemacht.“

Felicie und Clementine warfen ſich in ſeine Arme, dankten ihm und eilten ſich zu putzen. Unter den zahlreichen Arbeitern in Lucival's Fabrik befand ſich auch ein alter Soldat, noch wohl bei Kräften, der durch Fleiß und Verſtändigkeit einer der erſten Aufſeher in der Werkſtatt geworden war. Dieſer wackere Mann hatte viele Kinder. Einer ſeiner Söhne, Joſeph, war ſeit langer Zeit bei der Kaſſe angeſtellt, da ſein Herr, der ihn von ſeiner Geburt an kannte, ihm ſein ganzes Vertrauen ſchenkte. Eines Tages hatte dieſer junge Menſch Gelder einkaſſirt, und als er ſie in die Kaſſe legen wollte, fehlte ihm eine Rolle von fünfzig Louisd'ors, die er von einem Bankier empfangen hatte. Er wendet alle Taſchen um, erbleicht, ſteht wie vom Donner gerührt, und erklärt, er habe die Rolle verloren. Auf Clementinen und Felicien, die in dieſem Augenblicke zufällig zugegen waren, machte die Begebenheit ſehr verſchiedene Eindrücke. Jene beklagte den ehrlichen Menſchen von ganzem Herzen, und ſuchte ihn zu tröſten. Dieſe hingegen, immer bereit, Andere eben ſo falſch zu glauben, als ſich ſelbſt, meinte, der junge Menſch lüge. Sie vergaß ſich ſogar ſo weit, ihm das zu ſagen.

„Ach, Mademoiſelle!“ rief Joſeph, indem die Thränen ihm über die Backen rollten, „hab' ich denn nicht Kummer genug? Warum kränken Sie mich noch durch dieſen beſchimpfenden Argwohn? Hätte mein Vater das gehört, der

Schlag würde ihn gerührt haben. Sie kennen ſein lebhaftes Gefühl und ſeine ſtrenge Redlichkeit.“

»Auch darf er nichts davon wiſſen,“ unterbrach Clementine ihn ſchnell. »Meine Schweſter und ich verſprechen Euch zu ſchweigen. Dasſelbe Verſprechen gab ihm auch der Kaſſirer, und Joſeph ging, um in den verſchiedenen Quartieren der Stadt, durch die er gekommen war, Nachforſchungen anzuſtellen. »Wahrlich!“ rief er mit einem Blick auf Felicien, »und ſollte ich meinen letzten Heller hergeben und noch obendrein mich anwerben laſſen, ſo will ich binnen drei Tagen die fünfzig Louisd'or herbei ſchaffen.“ Dieſe vom beleidigten Hochgefühl ausgepreßten Worte drangen tief in das Herz ſeiner unbeſonnenen Anklägerin, und ließen ſie fühlen, daß eine der größten Martern, durch die der Hang zu Lug und Trug ſich ſelbſt beſtraft, die iſt, keinem Menſchen zu trauen, weil man ſie Alle nach ſich beurtheilt. Am Abend kam Joſeph wieder heim. Seine Nachforſchungen waren fruchtlos geweſen. Er hatte veranſtaltet, daß ſein Verluſt in ganz Paris angeſchlagen würde, mit dem Verſprechen, die fünfzig Louisd'or mit demjenigen zu theilen, der ſie wieder bringen würde. Er wollte ſeine Ehre retten, und durchaus von Feliciens beſchimpfendem Argwohn ſich rein waſchen. Clementine, die gleichfalls Andern ihre eigenen, aber reinen Geſinnungen lieh, ſann auf Mittel, dem armen Joſeph ſeinen Verluſt zu erſetzen, und fiel auf einen Gedanken, den ſie haſtig ihrer Schweſter mittheilte. Sie ſchlug ihr nämlich vor, ganz insgeheim die beiden Diamanten zu

verkaufen, die, so viel sie gehört, ungefähr den Werth von fünfzig Louisd'or betragen mochten. Felicie, deren Herz noch nicht ganz durch das ewige Lügen verdorben war, ergriff den Vorschlag mit hastigem Vergnügen, und gleich am andern Morgen entschlüpften sie sehr einfach gekleidet, und gingen zu einem reichen Juwelier, dem sie ihre Halsbänder zum Kauf anboten. Der Juwelier, ein sehr redlicher Mann, als er zwei junge Mädchen von vierzehn bis fünfzehn Jahren verstohlen in seine, nur eben erst geöffnete Bude schlüpfen sah, und ihr Begehren vernahm, wurde argwöhnisch und legte ihnen allerlei Fragen vor, welche die jungen Unbekannten verwirrten. Er war weit entfernt zu ahnen, daß so reine Absichten die guten Kinder zu ihm führten. Indessen tarirte er Clementinens Diamant zuerst, und schätzte ihn auf dreißig Louisd'or.

»Ich verlange nur fünfundzwanzig,« sagte die hübsche Besitzerin, »geben Sie meiner Schwester eben so viel für den ihrigen, so ist der Handel gemacht.«

»O das geht nicht so geschwind,« antwortete der Juwelier. »Zuvor muß ich wissen, woher Sie die Diamanten haben? und wer Ihnen den Auftrag gegeben, sie zu verkaufen?« »Sie gehören uns zu,« sagte Felicie stolz, »wir sehen doch wohl nicht aus, als ob wir fremde Diamanten zu verkaufen im Stande wären?« »Ich will es gern glauben,« erwiederte der Juwelier, »allein, nehmen Sie mir's nicht übel, Ihre Jugend, Ihre Hastigkeit, und vor allen Dingen die Verwirrung, das Erröthen — Alles das

ſcheint Sie anzuklagen.“ »Wie, mein Herr! halten Sie uns für Diebinnen?“ ſagte Clementine mit bewegter Stimme. »Laß uns in eine andere Bude gehen,“ fügte Felicie empfindlich hinzu, »alle Juweliere werden nicht ſo ſchwierig ſein, als dieſer Herr.“

»Es thut mir leid, meine ſchönen Kinder,“ hub der Juwelier jetzt an, indem er noch immer Clementinens Halsband in der Hand hielt, »meine Pflicht und die Polizeiverordnungen nöthigen mich, dieſe Diamanten zurück zu behalten, bis ich weiß, wem ſie zugehören.“ »Ich verſichere Sie,“ rief Clementine, »ich ſchwöre Ihnen, ſie gehören uns, unſer Vater hat ſie uns vor vierzehn Tagen zu unſerm Geburtstage geſchenkt. Wir ſind Zwillingsſchweſtern. Es gibt Augenblicke im menſchlichen Leben, wo man ſich von dem Liebſten, was man beſitzt, trennen muß. Wahrlich, mein Herr, Sie dürfen mir glauben, nie iſt in Ihrer Bude etwas mit mehrerem Rechte verkauft worden.“ Dieſer Ton der Wahrheit ergriff den Juwelier, und kaum konnte er ihm widerſtehen. Er wankte.

»Wenn Sie wüßten, wer wir ſind,“ ſagte jetzt Felicie, indem ſie auch ihr Halsband ihm hinreichte, »es würde Ihnen weh thun, uns gekränkt zu haben.“

Doch kaum hatte er Feliciens Halsband betrachtet, als er mit Heftigkeit ausrief: »Sie wollen mich betrügen!“ »Mein Gott, worin!“ »Dieſer Diamant iſt falſch.“ »Unmöglich!“ »Ich werde mich doch wohl darauf verſtehen? Sie haben gemeint, wenn Sie mir den echten zuerſt zeigten, ſo

würde ich den falschen so hin nehmen! Man muß gestehen, er ist von schönem Wasser, und mancher Andere würde getäuscht worden sein.» »Aber ich schwöre Ihnen bei allem was heilig ist,» rief Clementine. »So so, meine schönen Jungfern? also handeln Sie unter der Larve der Unschuld mit falschen Diamanten? ein allerliebstes Handwerk. Aber ich werde Sie schon verhindern, einen meiner Mitbrüder zu betrügen, der vielleicht weniger Erfahrung hat als ich. »Es gehe sogleich einer auf die Polizei,» rief er seinen Leuten zu, »und hole einen Beamten, der diese beiden ehrbaren Krämerinnen mit falschen Diamanten der Gerechtigkeit überliefere.» Clementine, wie vom Blitz getroffen, schrie: »Um Gotteswillen! übereilen Sie sich nicht! es kann sein, daß unser Vater mit den Diamanten betrogen worden, aber wahrlich aus seinen Händen haben wir sie empfangen; und weil Sie uns zwingen uns zu nennen, so wissen Sie, daß wir die Töchter des Herrn Lucival sind, eines Seidenfabrikanten in der und der Straße, in dem und dem Hause.» »Lassen Sie uns dahin führen,» fügte Felicie mit Ungestümm hinzu, »so werden Sie erfahren, Sie grober Mann! daß wir keine Betrügerinnen sind.» »Ihre Schwester,» antwortete der Juwelier, »besitzt den Ton der Wahrheit, allein der Ihrige stößt zurück und vernichtet das Vertrauen. Die Falschheit sitzt in Ihren Augen und auf Ihren bebenden Lippen. Uebrigens, wenn es wahr ist, daß Sie die Töchter eines Seidenfabrikanten sind, so will ich, um Ihres Vaters Ruf zu schonen, keinen Lärm machen. Wir wollen zu ihm gehen, auf der Stelle.

Belieben Sie Beide mir die Arme zu reichen, und bilden Sie sich nur nicht ein, daß Sie mir entschlüpfen werden. Eine jugendliche Unbesonnenheit kann ich wohl entschuldigen, allein gegen Betrüger bin ich unerbittlich." Mit diesen Worten klemmte er die Arme der Schwestern fest unter die seinigen, und führte sie nach Hause. Felicie, die vor Wuth fast erstickte, überhäufte ihn unterwegs mit Vorwürfen. Clementine hingegen ging bleich und zitternd, oder ließ vielmehr wie ein Schlachtopfer sich fort ziehen, mit niedergeschlagenen, in Thränen schwimmenden Augen. Dies Schauspiel erregte die Neubegier vieler Vorübergehenden, sie wurden umringt, und mußten die kränkendsten Auslegungen, die demüthigendsten Benennungen hören. Endlich erreichten sie ihre Wohnung unter Begleitung eines zahlreichen Pöbels. Lucival, der sie schon von ferne erblickte, eilte ihnen erschrocken entgegen. »Mein Vater! mein Vater! Das ist mein Tod!" schrie Clementine, sich in seine Arme stürzend. Der Juwelier übergab ihm Felicien. Lucival's guter Ruf hieß sogleich allen beschimpfenden Verdacht schweigen und das Volk zerstreute sich. Man ging hinein. Die Aufklärung erfolgte. Die Zwillingsschwestern standen gerechtfertigt da, der Juwelier, bis zu Thränen gerührt, fiel Clementinen zu Füßen, drückte und küßte ihre Hand, bat sie wehmüthig um Verzeihung, und erbot sich, sein Unrecht wieder gut zu machen, so viel in seinen Kräften stünde. »Sie sind außer Schuld," sagte Lucival, »der falsche Diamant, und die unbesonnene

Art, mit der er Ihnen angeboten worden, mußten Sie nothwendig zu diesem Irrthum verleiten, den ich auch nur um meiner geliebten Clementine willen schmerzlich empfinde. Ich habe Felicien mit Fleiß einen falschen Diamant geschenkt, als ein Sinnbild der Lügen, mit welchen sie unaufhörlich ihr Herz und ihre Lippen besudelt. Ich konnte nicht voraussehen, welch eine schreckliche Züchtigung ich ihr dadurch bereitete, nun es aber geschehen ist, so danke ich dem Himmel dafür." In diesem Augenblicke, wo die Gruppe der Hauptpersonen von Lucival's sämmtlichen Arbeitern umringt war, trat ein Unbekannter herzu, legte die von ihm gefundene Rolle mit fünfzig Louisd'or auf den Tisch, und verschwand, ohne auf die durch den Anschlag verheißene Belohnung Anspruch zu machen. Dieser klare Beweis von Joseph's Unschuld, verbunden mit ihres Vaters letzten, scharfen Worten, gaben Feliciens heilsamer Erschütterung neue Stärke. Der Kummer, den sie ihrer Familie so oft verursacht; der falsche Verdacht, durch den sie einen ehrlichen Menschen gekränkt; die Demüthigung, die sie sich und ihrer Schwester zugezogen; der Lärm in ihres Vaters Hause, den sie veranlaßt; Alles das wirkte so heftig und wohlthätig auf sie, daß sie sich ernstlich besserte, daß Unschuld und Freimüthigkeit ihre Züge wieder belebten, und sie, in den Armen ihrer Eltern, mit Ueberzeugung rief: »Die Lüge ist eine immerwährende Marter! sie ist die Häßlichkeit der Seele!"

Das Goldſtück.

Oft werden Wohlthaten mit Undank belohnt, doch nicht selten gewähren sie auch den süßesten Genuß, und erwecken für immer eine dankbare Erinnerung.

Euphrosine, die Tochter eines reichen Kaufmanns, Murval, schöpfte eines Abends frische Luft mit mehreren ihrer Gespielinnen auf dem Balkon ihres Hauses. Während man im Saale Karten spielte, belustigten sich die jungen Mädchen an einem Nationaltanze, den zwei kleine Auvergnaten auf der Straße nach der Sackpfeife tanzten. Euphrosine wollte sich krank lachen über alle die wunderlichen Sprünge der lustigen Buben. Am Ende trat einer derselben mit seinem Hute unter den Balkon, und bat, wie gewöhnlich, um eine Kleinigkeit für die armen kleinen Auvergnaten.

Euphrosine hatte eben nichts bei sich, ging aber sogleich in den Saal und bat ihren Vater, der eben eine ziemlich große Summe auf eine Karte gesetzt hatte, ihr etwas Geld für die kleinen Bergbewohner zu geben, die ihr so viel Spaß gemacht hatten. Murval reichte ihr einige Geldstücke, die sie unbesehens in Papier wickelte, und dem Knaben in seinen zerrissenen Hut warf. „Gott vergelt' es, mein schönes Fräulein," sagte der Knabe, steckte das Papier, sammt Allem, was er in der Nachbarschaft empfangen, in seine Tasche, und ging mit seinem

Kameraden beim Schall der Sackpfeife davon. Am andern Morgen beim Frühstück erzählte Euphrosine ihrem Vater von dem Tanz der Auvergnaten, und bedauerte die kleinen Unglücklichen, die in einem so zarten Alter sich von ihren Eltern, von ihrem Geburtsorte trennen, und zweihundert Meilen weit in die Hauptstadt wandern, um die mühseligsten Arbeiten zu verrichten, und mitten unter Pracht und Wohlleben halb nackend Frost und Hunger zu ertragen. Murval benutzte die richtigen Bemerkungen seiner Tochter, um sie fühlen zu lassen, wie glücklich man ist, wenn man eines gewissen Wohlstandes, einer sorgfältigen Erziehung genießt, und wie unwürdig man sich dieses Vorzuges macht, wenn man die Unglücklichen, die dessen beraubt sind, nicht unterstützt. Das Gespräch wurde lebhaft über diesen Gegenstand, als ein Bedienter meldete, daß zwei kleine Auvergnaten Mademoiselle zu sprechen wünschten.

»Sollten es die sein, die gestern getanzt haben?« fragte Euphrosine, »was können die wollen?« »Laß sie herein kommen,« sagte Murval. Die schüchternen Buben erschienen, hatten ihre mit Nägeln beschlagenen Schuhe im Vorzimmer stehen lassen, um das Parket nicht zu beschädigen, und traten barfuß näher. »Das sind sie,« rief Euphrosine, »was wollt ihr?« Die Knaben schwiegen eine Weile, sahen einander verlegen an, und Einer winkte dem Andern, das Wort zu führen. Endlich sagte

der Größere, indem er seinen Hut zerknüllte, und aus seinem Busen einen kleinen ledernen, sehr beschmutzten Beutel hervorzog: »Um Vergebung, 'r Gnaden, in dem Papierchen, das Mamsell uns gestern zugeworfen, war ein Goldstück, das sie uns wohl nicht zugedacht hatte, und darum bringen wir's wieder.« Mit diesen Worten legte er das Goldstück, das schon die Spuren seiner schmutzigen Hände trug, auf den Rand des Tisches. »Wie kannst du denn wissen, daß das Goldstück von mir herrührte?« »Ja ja«, sagte jetzt der Jüngere, der den Mund noch nicht aufgethan, »ich weiß es noch gar eigentlich, es ist dasselbe Papierchen, das Mamsell mir in den Hut geworfen. Bitte recht schön, es wieder zu nehmen.« »Vermuthlich,« meinte Murval, »habe ich meiner Tochter aus Versehen statt kleiner Münze ein Goldstück gegeben. Ich nehme es zurück, um eurer Ehrlichkeit ein Genüge zu leisten, aber ich schenke es dir freiwillig wieder, mit dem Wunsche, daß es dir reiche Zinsen tragen möge.« »Sie scherzen, aber nehmen Sie mir's nicht übel, mit allem Respekt könnte ich doch wohl böse werden.« »Ich scherze nicht, behalte das Goldstück.« »Und ich,« fügte Euphrosine lebhaft hinzu, »um dir zu beweisen, wie wohl mir deine Ehrlichkeit gefällt, ich verdoppele die Summe, damit Jeder von euch seinen kleinen Schatz habe.« Mit diesen Worten gab sie auch dem Andern einen Louisd'or. Beide sahen sich eine Weile an, fielen dann ihren Wohlthätern zu Füßen, und beteten in ihrer kauderwelschen Sprache um Gottes

belohnenden Segen. »Ihr müßt aber auch noch ein Liedchen ſingen,« ſagte Euphroſine, »und euren Tanz wiederholen.« »O von Herzen gern!« und augenblicklich ertönte die Sackpfeife, die das ganze Haus herbei lockte; die muntern Buben machten ihre närriſchen Sprünge, und Murval nebſt ſeiner Tochter lachten aus vollem Halſe. Nach geendigtem Tanze befahl Murval, ſie mit einem guten Frühſtück zu bewirthen, und Euphroſine ſagte noch, indem ſie die Knaben verließ: »Ich wünſche von Herzen, daß die beiden Louisd'or euch Segen bringen mögen. So oft ihr hier vorbei geht, kommt herein, ihr ſollt immer ein Frühſtück finden.« Wer war glücklicher, als die beiden kleinen Auvergnaten? Wohl geſättigt verließen ſie tanzend das Haus.

Viele Tage, viele Monate verſtrichen, ohne daß man das Geringſte von ihnen hörte. Murval und ſeine Tochter begriffen nicht, wie das zuging. »Sie werden wohl ihre beiden Louisd'or verzehrt haben,« meinte Euphroſine, »und ſchämen ſich nun, ſich zu zeigen.« »Nein, nein,« ſagte Murval, »die Auvergnaten ſind ſehr ökonomiſch, ſie verſchwenden nicht leicht das bischen Geld, was ſie verdienen; ſie kennen kein größeres Glück, als es nach Hauſe zu bringen, wo es ſehr ſelten iſt; dort geben ſie es ihren Eltern, oder kaufen ein Stückchen Land dafür.« Allein Vater und Tochter betrogen ſich beide in ihren Vermuthungen. Zwei Louisd'or auf Einmal! ſo viel hat-

ten die Knaben noch nie beſeſſen. Ihr ganzer Ehrgeiz war erwacht. Statt noch länger nach der Sackpfeife zu tanzen, verwandelten ſie ſich jetzt in Stecknadel-Krämer, die ſie ſelber in den Fabriken kauften, und dann von Dorfe zu Dorfe wieder verkauften. Ihr kleiner Handel blühte ſo luſtig, daß ſie nach einiger Zeit im Stande waren, baumwollene Tücher von Rouen und unechte Spitzen von Alençon den Stecknadeln beizufügen. Während dieſes Handels wuchſen ſie ſelber heran, und nach zwei Jahren ſah man ſie ſchon, Jeden mit ſeinem Ballen Waren auf dem Rücken, in den kleinen Städten herum, von einem Jahrmarkt zum andern ziehen. Jedermann kannte und liebte ſie, um ihrer Behendigkeit, und beſonders um ihrer Ehrlichkeit willen. Man ſprach überall von Jakob und Wilhelm. In allen Dörfern an der Straße und in den Herbergen hatten ſie ſich einen Ruf erworben, der nicht wenig zu dem Wachsthum ihres Wohlſtandes beitrug. Endlich, als ſie ſchon das ſiebzehnte Jahr erreicht hatten, und nun in ihre Heimat gehen wollten, ſahen ſie ſich im Stande, einen recht ſchönen Mauleſel zu kaufen, auf den ſie ihre Waren luden. So ausgerüſtet, zogen ſie zu Fuß durch ganz Frankreich, erweiterten ihren Handel, und erwarben Jedermanns Liebe und Vertrauen.

Seit vielen Jahren waren ſie nicht in Paris geweſen. Euphroſine hatte unterdeſſen einen reichen Güterbeſitzer geheirathet, der ein anſehnliches Gut in der Normandie

bei Falaiſe beſaß. Es war im September, um die Zeit, wo in jener Gegend der berühmte Jahrmarkt von Guibrai gehalten wird, wo die Kaufleute aus allen Gegenden Frankreichs zuſammen ſtrömen.

Jakob und Wilhelm, die ſeit einiger Zeit mit Lyoner Seidenwaren handelten, ſchlugen dort auch ihre Bude auf, und kramten die reichſten Stoffe, die neueſten Bänder aus. Murval war mit ſeiner ganzen Familie zum Jahrmarkt gekommen. Sie traten von ungefähr vor jene Bude. Jakob und Wilhelm erkannten ſie augenblicklich, wurden ſehr bewegt, und flüſterten einander zu: Das iſt er! Das iſt ſie! Der Zufall wollte, daß Euphroſine Bänder für zwei Louisd'or kaufte. Sie zog ihren Beutel und bot ſie den Kaufleuten dar, die alle ihre Waren mit außerordentlicher Dienſtfertigkeit und Höflichkeit ausgekramt hatten. Jetzt ſagte Einer derſelben, indem er ſie tief gerührt anblickte: »Madame, wir ſind bezahlt.« »Wie ſo? hat vielleicht mein Vater — ohne daß ich es bemerkt habe —« »Ich?« ſagte Murval, »keinen Heller hab' ich bezahlt und verſtehe nichts davon.« »Doch hat mein Bruder Recht,« nahm der Andere, eben ſo tief bewegt, das Wort, »ja, mein Herr, wir ſind bezahlt, und wenn Sie unſere ganze Bude nähmen, ſo würden wir doch noch Ihre Schuldner bleiben.« Murval und ſeine Tochter ſahen einander betreten an und konnten nicht begreifen — aber ſchon hatten Jakob und Wilhelm ihre

Bude verlaſſen, waren Murval zu Füßen gefallen, und riefen in ihrer kauderwelſchen Bergſprache: »Erkennen Sie die beiden kleinen Auvergnaten nicht, die Sie ſo großmüthig beſchenkt haben?« »Sie ſind es!« rief Euphroſine ſo freudig überraſcht, als ihr Vater, »mein Gott, wie groß ſie geworden ſind! man lieſt auf ihren Geſichtern Zufriedenheit und Redlichkeit. Welcher Wohlſtand! und wie ihre Sprache ſich verändert hat!« »Wenn man ſo in der Welt herumläuft, wie wir,« ſagte Jakob, »ſo muß man ſich wohl abſchleifen.«

»Erinnern Sie ſich wohl noch, Madame,« nahm Wilhelm das Wort, »mit welcher holden Freundlichkeit Sie zu uns ſagten: ich wünſche, daß dieſe Goldſtücke euch Segen bringen mögen! Nun, ſie haben uns Segen gebracht, mehr, als Sie wohl jemals glauben mochten. Alles iſt uns gelungen. Sie ſehen, was aus uns geworden iſt. Dieſe reiche Bude iſt nur ein kleiner Theil unſers Vermögens. Unſer Kredit iſt unermeßlich. Unſer Handel erſtreckt ſich über das ganze Reich. Fragen Sie nur alle die reichen Kaufleute, die hier in Guibrai verſammelt ſind. Sie werden hören, was man von uns ſagt.« »Treten Sie herein,« fügte Jakob hinzu, »o treten Sie herein in unſere Bude, die Ihr Werk, Ihr Geſchenk iſt. Als Sie uns die beiden Louisd'or, die Quelle unſers Glücks, reichten, da ließen Sie uns auch mit einem Frühſtücke bewirthen, wie wir es nie zuvor ſo köſtlich genoſſen

hatten. Erzeigen Sie uns jetzt die Ehre, in unſerm Magazin zu Mittag zu ſpeiſen. Wir werden Ihnen alle unſere Schickſale erzählen, und vor Ihnen tanzen und ſingen wie damals, als Sie ſo herzlich über uns lachten."

»Wir werden uns einfinden," ſagte die gerührte Euphroſine, »noch nie wurde ich zu einem ſo köſtlichen Schmauſe eingeladen. O wie freue ich mich, daß ich, ohne es zu wiſſen, das Werkzeug der Entwickelung ſo vieler vortrefflicher Eigenſchaften geworden bin, und daß ich meine lieben kleinen Auvergnaten wieder gefunden habe." Die Familie begab ſich zu Mittag in das reiche Magazin der beiden Kaufleute, und wurde mit einem köſtlichen, durch Freude und Dankbarkeit verſchönerten Mahle bewirthet. Nach der Tafel tanzten Jakob und Wilhelm ihren Nationaltanz, und begleiteten ihn mit Geſängen, die ihre dankbaren Empfindungen ausdrückten. Doch mitten in dieſem Vergnügen wurden ſie plötzlich durch einen ſchrecklichen Feuerlärm unterbrochen. Sie eilten auf die Straße, und erblickten die Flamme, die aus der Bude eines reichen Lyoner Fabrikanten aufloderte, eines rechtſchaffenen Mannes und Vaters vieler Kinder. Um ſeine koſtbarſten Waren zu retten, hatte er ſich tief in das brennende Magazin hineingewagt. Seine beiden Töchter, die ihn nach Guibrai begleitet hatten, ſtanden ſeinetwegen die fürchterlichſte Angſt aus, und erfüllten die Luft mit ihrem Angſtgeſchrei. Auch Jakob und Wilhelm vernahmen

es. Die Todesgefahr nicht achtend, ſtürzten ſich beide in die Flammen, und trugen nach einigen Augenblicken, unter dem Zujauchzen des Volks, den Fabrikanten auf ihren Armen heraus, der ſie als die Retter ſeines Lebens ſegnete. Da von allen Seiten Hilfe herbei eilte, ſo wurde das Feuer bald gelöſcht. Jakob und Wilhelm erſuchten Herrn Blondel (ſo hieß der reiche Fabrikant), ſeine geretteten Waren in ihr Magazin zu bringen, und den Jahrmarkt über daſelbſt zu bleiben. Er nahm es dankbar an. Ihm folgten ſeine Töchter, Angelique und Louiſe. Die gutmüthigen Auvergnaten ſuchten für die Nacht ein Unterkommen im Wirthshauſe, aber am Tage lebten ſie zuſammen. Blondel verarmte zwar keineswegs durch ſeinen Verluſt, allein er befand ſich doch zum erſten Male in ſeinem Leben in der Verlegenheit, ſeine Zahlungen verſpäten zu müſſen.

»Sie Ihre Zahlungen verſpäten?« rief Jakob. »Wir werden nimmer dulden, daß einer der erſten Fabrikanten von Lyon ſeinem, durch fünfzigjährigen Fleiß und Redlichkeit erworbenen Kredite auch nur im Mindeſten Abbruch thue. Mit eben der Herzlichkeit, mit der wir Ihnen unſer Magazin angeboten haben, bitten wir Sie auch, ſich unſers Beutels zu bedienen.« »Ja,« fügte Wilhelm hinzu, »ziehen Sie auf uns nach Belieben, Alles ſoll honorirt werden. Als wir vor fünf Jahren mit dem Sack auf dem Rücken zu Ihnen nach Lyon kamen, da vertrauten Sie

uns Waren, halfen uns durch Ihren Kredit: jetzt ist e
an uns, und es macht uns sehr glücklich, eine heilig
Pflicht erfüllen zu können."

Blondel war gerührt und erfreut; er umarmte sie
wechselsweise, und seine Töchter verriethen eine lebhafte
Theilnahme, die ihre hübschen Gesichter noch verschönerte.
Murval und Euphrosine, stumme Zuschauer dieser
Scene, wünschten sich abermals im Stillen Glück, durch
zwei Louisd'or zwei solche Menschen der Gesellschaft ge-
schenkt zu haben. Beim Abschied mußten sie Murval
versprechen, nach geendigtem Jahrmarkte ihn auf dem
Gute seines Eidams zu besuchen, welches nur zwei kleine
Meilen von Guibrai lag. Es geschah. Blondel und seine
Töchter befanden sich unter den Eingeladenen, die sämmt-
lich mit herzlicher Achtung aufgenommen wurden. Blon-
del war des Ruhmes der beiden Jünglinge voll und er-
zählte, daß sie bis achtzigtausend Franken ihm vorge-
schossen, womit er allen seinen Obliegenheiten vollkommen
Genüge geleistet. »Wo ich nur hinkomme," sagte er, »will
ich erzählen, was die beiden wackern jungen Männer für
mich gethan. Meine Ehre und mein Leben haben sie mir
erhalten; dagegen mache ich es mir zur Pflicht, ihren Kre-
dit und ihren guten Ruf zu vermehren." Seine Töchter
stimmten mit funkelnden Augen in des Vaters Lob, und
meinten, er werde nie im Stande sein, so viele Opfer zu
vergelten.

»Ich ſehe freilich nur Ein Mittel dazu,« hub Murval an. »Welches?« fragte Blondel haſtig. »Sie haben zwei Töchter —« »o mein Herr!« unterbrach ihn Jakob, »der Abſtand iſt zu groß. Dieſe jungen Damen dürfen Anſprüche machen —«

»Was Abſtand! was Anſprüche!« rief Blondel aus, »Ihr ſeid Kaufleute, gleich mir. Ihr könnt mit der Zeit eben ſo reich und noch reicher werden, als ich. Ihr ſeid brav und fleißig. Wenn meine Töchter denken wie ich, ſo weiß ich wohl, was ſie thun.«

Angelique und Louiſe ſchlugen die Augen nieder, und ſchwiegen. »Bedenken Sie wohl,« ſagte Wilhelm mit naiver Freimüthigkeit, »wir haben noch nie Zeit gehabt zu lieben, aber ich glaube, wir wären im Stande, Sie recht herzlich und aufrichtig zu lieben, wenn Sie ihrer Wahl uns würdig fänden.«

»Ach ja,« ſeufzte Jakob, »ich fürchte ohnehin, ich werde das Glück, Herrn Blondel das Leben gerettet zu haben, mit der Ruhe des meinigen erkaufen; denn ſeit unſerer kurzen Bekanntſchaft ſind Gefühle in mir erwacht, die zuvor mir fremd waren, und nie iſt mir drückender geweſen, als jetzt, daß ich keiner glänzenden Erziehung genoſſen. »Was Sie für uns gethan,« ſagte Angelique, »iſt mehr werth, als äußerer Schimmer.« »Die Wohlthäter unſers Vaters —« fügte Louiſe hinzu, »bedürfen

Sie in unſern Augen eines andern Titels?" Die beiden lieblichen Schweſtern gaben ihre förmliche Einwilligung. Wilhelm und Jakob ſchwammen in Entzücken und wandten ſich, im Taumel ihrer Freude, zu Murval und ſeiner Tochter: »Auch das iſt Ihr Werk!" ſtammelten ſie. »Genießen Sie des Schauſpiels, das Ihre Wohlthätigkeit bereitet hat!"

Die Freude wurde allgemein. Es wurde beſchloſſen, die beiden Vermählungen in Euphroſinens Wohnung zu feiern. Die nöthigen Papiere verſchaffte man ſich bald, und Blondel's Familie wurde aus Lyon verſchrieben. Sie kam, und die glücklichen Paare vereinigte ein unauflösliches Band. Nie trübte die kleinſte Wolke den Himmel ihres Eheſtandes. Jakob und Wilhelm wurden die angeſehenſten Kaufleute in Frankreich, aber bei allen ihren Reichthümern vergaßen ſie nie, was ſie Murval und ſeiner Tochter verdankten. So iſt das wenige Gute, das wir thun, nie für unſer Glück verloren. Wilhelm und Jakob veränderten ihre Namen nicht, und auf allen Meſſen, die ſie durchzogen, in allen Städten, wo ſie Niederlagen hatten, las man an ihren Buden und Magazinen: »Zum Goldſtück."

Der redende Kamm.

Madame St. Marcel, Gattin eines berühmten Wundarztes in der französischen Armee, und schon seit mehreren Jahren von ihrem Manne getrennt, beschäftigte sich einzig mit der Erziehung ihrer Tochter, Caroline, welche die Natur mit ihren schönsten Gaben verschwenderisch ausgestattet hatte. Eine liebliche Gestalt, Grazie ohne Ziererei, ein treffliches Herz, Offenheit, Verstand und Fröhlichkeit, Alles war in ihr vereinigt, und da ihr Vater neben seinem Wohlstande des besten Rufes genoß, so wurde sie in allen Gesellschaften gesucht. Sie hatte überdies, ohne damit schimmern zu wollen, vielerlei Kenntnisse erworben, und manches Talent bis zur Vollkommenheit gebracht. Was Wunder, daß ihre Mutter sie fast anbetete, und kein gröſseres Glück kannte, als das, ihre Tochter allgemein bewundert zu sehen. Indessen hatte sich doch in Carolinens glänzende und liebenswürdige Eigenschaften ganz unbemerkt ein Fehler gemischt, der leider vielen jungen Mädchen eigen ist, und oft Gefahr droht. Es war die Thorheit, Alles ohne Unterschied lächerlich zu machen, Alles zu verspotten, und sie ergab sich dieser Thorheit um so leichter, da sie bei ihren Vorzügen eben nicht befürchten durfte, daß man ihr Gleiches mit Gleichem vergelten werde.

Auf Spazirgängen muſterte ſie ſpöttiſch Jeden, der ihr begegnete. Im Schauſpiel bekritteite ſie die Kleidung der Damen, deren Diamanten, oder Wuchs, Stimme und Geberden. In Geſellſchaften ſuchte ihr funkelndes Auge ſogleich ein Opfer, und wehe dieſem! Das war ein Flüſtern, ein Ziſcheln, ein Lächeln, wodurch die Perſon, der es galt, auf die Folter geſpannt wurde. Einige duldeten es ſchweigend, aus Achtung für die Geſellſchaft, oder weil Jugend und Schönheit Nachſicht einflößen; Andere, die empfindlicher waren, murrten laut über den boshaften Ton der Satyre, der gegen ihren Anſtand, ihre Reize ſo ſeltſam abſtach. Was Carolinen noch mehr in dem häßlichen Fehler beſtärkte, war das Bravo! und das Beifallslächeln ſo Mancher, die ihre Sarcasmen Bonmots zu nennen beliebten; das Vergnügen, einen Zirkel von Papageien um ſich zu ſammeln, die jedes ihrer giftigen Worte ſchnell wiederholten, es allerliebſt, himmliſch, göttlich nannten, und ſchwuren, es in ganz Paris zu verbreiten. Alles das hatte nach und nach Carolinens Reinheit befleckt, und würde ihren Charakter wie ihr Herz bald ganz verdorben haben, wenn nicht mehrere auffallende Begebenheiten ihrer Mutter die Augen geöffnet hätten. Eines Tages war ſie mit ihr in einem Konzert, wo die ausgezeichnetſten Künſtler und Dilettanten ſich eingefunden hatten. Ein berühmter Violinſpieler trug ein Konzert von ſeiner Kompoſition vor. Während eines vortrefflichen Adagio herrſchte eine allgemeine Stille

im Saale, jeder Zuhörer hielt gleichsam den Athem zurück, als Caroline in der vordersten Reihe plötzlich überlaut lachte, und dadurch den Künstler so außer Fassung brachte, daß er stecken blieb. Mit Unwillen sah die ganze Versammlung auf Carolinen, und von allen Seiten riefen Stimmen: zur Thür hinaus mit der Unverschämten! Madame St. Marcel stand sogleich auf, um ein noch größeres Skandal zu vermeiden, und führte ihre Tochter hinaus unter dem Spottgeheul der Menge und zur Genugthuung aller wahren Freunde der Kunst, die nachher durch ein rauschendes Beifallklatschen den Künstler zu entschädigen suchten.

Man wollte wissen, wer das impertinente Mädchen gewesen sei, das sich unterstanden, einer so ansehnlichen Versammlung auf diese Weise Hohn zu sprechen; man erfuhr bald ihren Namen und ihre Wohnung, und gleich am andern Morgen empfing sie einen Brief von dem Vorsteher des Konzerts, eines der berühmtesten in ganz Paris, in welchem er ihr anzeigte, daß der allgemeine, durch sie erregte Unwille ihr den fernern Zutritt nicht verstatte, weßhalb er ihr Abonnement zurück sende, damit sie nicht etwa auf eine noch schimpflichere Weise die Gesellschaft zu verlassen gezwungen werden möchte. Er schloß sein Billet, sie bedauernd, daß sie einen solchen Ruf sich in der Welt mache, und rieth ihr, künftig den schönen Künsten mehr Achtung zu bezeigen.

Caroline war außer ſich. Sie hatte gehofft, in demſelben Konzert ihre Talente glänzen zu laſſen, und deshalb ſchon ein Konzert von Steibelt geübt, welches nach ihrer Meinung große Senſation erregen mußte. Sie wollte den Vorſteher antworten, ihre Unbeſonnenheit entſchuldigen, aber ihre Mutter ſagte ihr, das Geſchehene ſei nicht wieder gut zu machen, ſie ſollte die Züchtigung mit Geduld tragen. Die Gedemüthigte vergoß bittere Thränen, Madame St. Marcel aber freute ſich der ſcharfen Lehre, die ſie empfangen und ſchlug ihr die Bitte rund ab, Entſchuldigungsbriefe an den Vorſteher und an alle die berühmten Künſtler zu ſchreiben, die jene Vereinigung bildeten. Sie hoffte, dieſe Entbehrung werde ſie von dem traurigen Hange, Alles durchzuhecheln, und den ehrwürdigſten Perſonen in's Geſicht zu lachen, für immer heilen. Wirklich unterdrückte Caroline dieſen Hang eine Zeit lang ſo ziemlich; aber die Stärke der Gewohnheit riß ſie bald wieder fort, ſie trieb es ärger als jemals, und machte ſich gefürchtet und verhaßt in allen Geſellſchaften. An einem ſchönen Sommer-Abend — es war ein Sonntag — befand ſie ſich in den Tuilerien mit mehreren ihrer Geſpielinnen, muſterte, zergliederte, beſpöttelte wie gewöhnlich jeden Vorübergehenden auf eine Art, die unter Allen, die ſie umringten, ein lautes Gelächter erregte. Nur die Mutter grämte ſich im Stillen, und ſuchte ihrer Tochter unverſchämte Luſtigkeit zu mäßigen. Beſonders hatte Caroline die Pfeile ihres boshaften Witzes gegen

eine junge Perſon gerichtet, die ihr gegenüber ſaß, und blos von einem alten Manne begleitet wurde, der ein Ordenskreuz trug, und dem Anſcheine nach ihr Vater oder ihr Verwandter war. Caroline zog durch ihre Spöttereien aller Augen auf ſich, und von ſich auf die junge Unbekannte, der man es anſah, daß ſie ſehr dabei litt. Plötzlich ſtand der Greis auf, führte das Mädchen dicht vor Carolinen, ſtellte ſie ihr vor, und ſagte zwar mit ſanfter, aber mit Ehrfurcht einflößender Würde: »Einer ſo ſchönen Dame mißfallen, iſt für meine Tochter ſehr betrübend. Ich bitte daher, Sie wollen die Güte haben, ihr die Lächerlichkeiten anzuzeigen, die Sie an ihr bemerken, damit ſie ſie ablegen und ſich bemühen könne, alle die Vollkommenheiten zu erreichen, die man an Ihnen bewundert.« Sein Ton, ſein ironiſches Lächeln bewieſen, daß er ſeiner Tochter nur Genugthuung verſchaffen, und der Unbeſonnenen eine verdiente Lehre geben wollte. Caroline war ſehr verwirrt, und wußte nicht, was ſie antworten ſollte. Die jungen Leute um ſie her verbiſſen das Lachen und ſahen einander an. Madame St. Marcel, insgeheim erfreut über des Alten Anrede, und aus ſeinem Anſtand, wie aus der Wahl ſeiner Ausdrücke ſchließend, daß ſie einen Mann vom Stande vor ſich habe, nahm das Wort und ſagte: »Ich weiß nicht, mein Herr, ob meine Tochter an der Ihrigen irgend etwas Lächerliches hat auffinden können. Was mich betrifft, ſo danke ich Ihnen für den wichtigen

Dienſt, den Sie mir in dieſem Augenblicke erweiſen, und wenn ich etwas wünſchen dürfte, ſo wäre es, daß meine Tochter der Ihrigen gliche.“ Der Fremde, durch dieſe Antwort entwaffnet, begnügte ſich zu erwiedern: »Jammerſchade, daß ein ſo reizendes Frauenzimmer ſich ſo unanſtändig benimmt. Ich wünſche nicht, daß die Qualen, die ſie meine Tochter ſeit einer Stunde hat empfinden laſſen, ihr einſt vergolten werden.“ Dann wandte er ſich zu Madame St. Marcel, und fügte hinzu: »Wer Mademoiſelle an Ihrer Seite ſieht, der wünſcht im erſten Augenblicke Ihnen Glück, und bedauert Sie im zweiten, ihre Mutter zu ſein.“ Er ging, indem er ihr eine ehrfurchtsvolle Verbeugung machte, und auf Carolinen einen mitleidigen Blick warf. Beſchämt und reuig ließ er Carolinen zurück. Seine letzten, mit Ausdruck geſprochenen Worte, die Thränen ſeiner hübſchen, beſcheidenen Tochter hatten die Blicke aller Neugierigen auf ſich gezogen. Jedermann billigte laut das Benehmen des Unbekannten, tröſtete deſſen Tochter, und murrte über die impertinente Lacherin, die, noch ſo jung, ſich ſchon ſo boshaft zeigte. Der öffentliche Unwille äußerte ſich immer ſtärker, und nöthigte Madame St. Marcel, die Tuilerien nebſt ihrer Tochter ſchnell zu verlaſſen. Sie that es mit dem Vorſatz, ihre Tochter nie wieder dahin zu führen, um ſich nicht einer Beſchimpfung auszuſetzen. Dies Abenteuer hinterließ einen ſehr ſtarken Eindruck bei Carolinen. Ein finſteres

Schweigen trat an die Stelle der satyrischen Ergüsse. Sie sah ein, wie gefährlich es sei, sich über Andere lustig zu machen, weil beleidigte Eigenliebe nie verzeiht. Die Mutter bemerkte mit Vergnügen, daß ihre Tochter ernstlich in sich gehe, doch überzeugt, daß sie noch einer derben Erschütterung bedürfe, um ganz zu genesen, ergriff sie eine günstige Gelegenheit zur Ausführung ihres Planes. Ihr Mann befand sich seit mehreren Monaten in Wien. Er hatte einer Erzherzogin, die auf der Jagd vom Pferde gestürzt war, und sich am Kopfe gefährlich verwundet hatte, das Leben gerettet. Er selbst war bei dieser Jagd mit dem französischen Gesandten gegenwärtig. Er selbst hob die Erzherzogin auf, bei welcher Gelegenheit ein goldener, mit Diamanten besetzter Kamm aus ihren blonden Haaren fiel, den er aufnahm und ihr überreichte. »Behalten Sie ihn,« sagte die Prinzessin, »als ein Zeichen meiner Erkenntlichkeit, und erlauben Sie mir, den Schmuck beizufügen, zu dem dieser Kamm gehört. Geben Sie ihn Ihrer Gattin, deren Sie so oft mit Liebe erwähnen, und sagen Sie ihr, so oft sie ihn trage, solle sie derjenigen sich dabei erinnern, der ihr Gatte so geschickt das Leben gerettet hat.« St. Marcel eilte, seiner Frau den Schmuck zu übersenden, der, außer jenem Kamme, in Ohrgehängen und einem Halsbande bestand. Da sie schon seit langer Zeit einen Tituskopf trug, so behielt sie blos die letztern, und gab ihrer Tochter den Kamm mit den Worten: »Dies Geschenk

ziemt deinem Alter noch nicht, allein ich hoffe, du werdeſt dich oft damit ſchmücken.“ Was ſie eigentlich dabei im Schilde führte, errieth Caroline freilich nicht, ſondern trug den Kamm mit großem Wohlgefallen, da er, wenn ſie erſchien, durch ſeine Koſtbarkeit Aller Blicke auf ſich zog.

Eines Tages ſchlug die Mutter vor, in die Oper zu gehen, um ein neues Ballet von Gardel zu bewundern. »Ich hoffe,“ ſagte ſie, »du werdeſt dort denjenigen Anſtand beobachten, der deinem Geſchlechte und deinem Alter geziemt, und mich nicht auf's neue Demüthigungen ausſetzen —“ »O gewiß nicht, Mama! ich habe ſelbſt zu viel dabei gelitten. Das Konzert — der Alte in den Tuilerien — beide werde ich nie vergeſſen. Aber ich bekenne Ihnen, daß es mich noch oft Mühe koſtet, meine Spöttereien zurück zu halten. Die Zeit, Ihre Lehren, und mein feſter Entſchluß werden doch endlich eine Thorheit überwinden, die mich bei Jedermann verhaßt, und des Namens Ihrer Tochter unwürdig macht.“ Die Mutter umarmte ſie zärtlich, machte dann ſelber ihr ſchönes, langes Haar zurecht, wie ſie immer zu thun pflegte; allein ſtatt des prächtigen Kammes ſchob ſie einen andern, ähnlichen unter, der auf ſchwarzem Schildpatt die von Diamanten geformten Worte trug: Böſe Zunge. Dann fuhr ſie mit Carolinen in die Oper und ſetzte ſich mitten in's Orcheſter. Kaum hatte Caroline Platz genommen, als

ſie bemerkte, daß Vieler Blicke auf ſie gerichtet waren. Sie glaubte anfangs, das ſei eine Wirkung ihres koſtbaren Kammes; aber bald vernahm ſie hie und da die Worte: Böſe Zunge. Sie ſah ſich nach allen Seiten um, und ahnete noch nicht, daß es ihr gelte; allein jemehr ſie den Kopf drehte, je öfter hörte ſie jene Worte wiederholen. Jetzt zweifelte ſie nicht mehr, daß ſie der Gegenſtand des öffentlichen Hohnes ſei. Sie wurde feuerroth, Thränen ſchoſſen ihr aus den Augen, und ſie bat ihre Mutter, in eine Loge zu gehen, unter dem Vorwand, man werde das Ballet da beſſer ſehen. Sie gingen, eine Loge zu ſuchen. Ach! in den Corridors, wo ſie durch mußten, und wo eine Menge der elegenteſten jungen Herren hin und her liefen, wurden ihre Ohren abermals von allen Seiten durch den Ausruf: Böſe Zunge! gepeinigt. Sie rettete ſich in eine Loge. Hier glaubte ſie endlich vor allen Demüthigungen in Sicherheit zu ſein. Sie war allein mit ihrer Mutter, und überließ ſich ganz ihrer Verzweiflung. Schluchzend ſagte ſie: »Ich habe mir den Haß und die Verachtung der ganzen Welt zugezogen. O wie bitter bereue ich meine Spöttereien! und wie hart werde ich dafür beſtraft!«

Madame St. Marcel tröſtete ſie, doch insgeheim erfreut über die Wirkung ihres Kunſtgriffes. Jetzt trat eine Dame herein, die, dem Aeußern nach zu urtheilen, reich und von hohem Stande war. Sie hatte zwei junge Mäd-

chen bei sich, deren Anstand und Manieren die beste Erziehung verriethen. Alle drei nahmen Platz.

Zum Ersten Mal in ihrem Leben fand Caroline an den drei Damen nichts zu bekritteln. Die Mutter fand sie zärtlich und geistreich, die Töchter schienen ihr bescheiden und liebenswürdig. Zum Ersten Male fühlte sie ein Vergnügen, zu loben, und äußerte sogar gegen ihre Mutter das Verlangen, ein Gespräch mit den fremden Damen anzuspinnen, als sie bemerkte, daß die ältere der beiden Schwestern die jüngere mit dem Arme anstieß, und leise zu ihr sagte: Böse Zunge.

Das traf Carolinen wie ein Blitz vom heitern Himmel, denn hier hatte sie nicht erwartet, das entsetzliche Wort wiederholen zu hören. Das konnte sie nicht ertragen; sie bat Madame St. Marcel um Gotteswillen, den Saal zu verlassen, stand auf und entwich. Aber noch indem sie ging, mußte sie bemerken, wie die Töchter ihrer Mutter in die Ohren flüsterten, und wie diese schnell die Augen auf sie richtete und jene schrecklichen Worte wiederholte. Noch auf der großen Treppe, noch als sie in den Wagen stieg, schallten sie ihr nach, und sie war vernichtet! »Es ist um mich geschehn!" sagte sie schluchzend, »Jedermann zeigt mit Fingern auf mich; ich habe die Achtung des Publikums auf immer verloren, und darf nie wieder in

der Welt erſcheinen!“ Mit Strömen von Thränen bat ſie ihre Mutter um Verzeihung, bekannte ſich ihrer Liebe unwürdig; und Madame St. Marcel, tief gerührt, ſtand im Begriff, ihr die Täuſchung zu verrathen; allein aus Furcht, die heilſame Wirkung derſelben zu vernichten, ſchwieg ſie, billigte Carolinens Entſchluß, der Welt ganz zu entſagen, und, da in dieſem Augenblicke der Geiſteszerrüttung der Tochter ſchönes Haar in Unordnung gerathen war, ſo ergriff ſie die Gelegenheit, ihr den redenden Kamm zu entwenden, und den von Wien geſchickten, in ihrem Schnupftuche verborgenen wieder an deſſen Stelle zu ſchieben; daher konnte Caroline Abends beim Auskleiden unmöglich Argwohn ſchöpfen. Ihrem Vorſatz getreu, erſchien ſie lange in keiner Geſellſchaft, ſondern beſchäftigte ſich einzig damit, ihren Charakter zu bilden und ihre böſen Gewohnheiten abzulegen. Es gelang ihr vollkommen. Sie wurde nach und nach eben ſo ſanft und nachſichtsvoll, als ſie zuvor hart und ſatyriſch geweſen. Erſt nach einem Jahre, als an ihrer gründlichen Beſſerung nicht mehr gezweifelt werden konnte, zeigte ihr die Mutter den redenden Kamm, und erzählte ihr, wie ſie den Muth gehabt, ſie ſo tief zu verwunden, um deſto ſicherer ſie zu heilen.

Caroline verſprach den Kamm ſtets aufzuheben, ja ihn ſogleich wieder in das Haar zu ſtecken, wenn ſie

jemals in den beſiegten Fehler zurück falle. Aber das geſchah nicht. Duldung und Sanftmuth waren ſeit einem Jahre ihr lieb geworden. Sie erſchien nun wieder in der großen Welt, geiſtreicher und liebenswürdiger als jemals, und, ſtatt die häßliche Deviſe des redenden Kamms hinter ſich zu vernehmen, hörte ſie nur von allen Seiten die ſchmeichelhafteſten Lobſprüche. Man nannte ſie die Schöne und Gute.

Die Sonate.

Voranges, einer der angesehensten Wechselagenten in Paris, hatte zwei Töchter, Blanca und Cölestine, bei deren Erziehung er keine Kosten sparte; Wissenschaften und Talente wurden mit gleichem Eifer kultivirt. Blanca hatte besonders auf der Harfe schnelle Fortschritte gemacht. Aber sie verlor auch nicht eine Minute, um durch Fleiß den Wünschen ihres Vaters und den aufgewandten Kosten zu entsprechen. Schon um sechs Uhr Morgens stand sie auf, beschäftigte sich zuerst mit ernsten Gegenständen, und eilte dann sogleich zu ihrer Harfe, auf der sie Stunden lang unermüdet die schwersten Griffe und Passagen übte. Kurz, Fleiß und Herzensgüte waren Blanca's unverkennbare Vorzüge.

Cölestine beliebte es nicht ihrer Schwester nachzueifern. Sie war hübsch und kokett, allein für jedes angenehme Talent bewies sie eine Geringschätzung, eine Nachlässigkeit, die natürlich alle Fortschritte hemmen mußten. Wenn sie kaum um neun Uhr aufgestanden war, so brachte sie zwei Stunden mit ihrer sogenannten Morgentoilette zu, und so kam die Zeit zum Frühstück, ehe sie noch etwas anders gethan hatte, als ihren Eltern nach Gewohnheit einen guten Morgen gewünscht.

Nach dem Frühstück, während Blanca wieder zu ihrer Harfe eilte, streckte sich Cölestine auf dem Sofa, ordnete

ein Bändchen am Hut, einen Beſatz auf ein Kleid oder that am öfterſten auch ganz und gar nichts. Alle Vorſtellungen über dieſe Lebensweiſe fruchteten nichts bei ihr. Wenn ihre Schweſter bisweilen, als ältere Freundin, herzlich und ermahnend mit ihr ſprach, ſo pflegte ſie zu antworten: »Wenn man hübſch und reich iſt, ſo hat man immer Talente genug. Freilich, Schweſterchen, wenn man deinen hartnäckigen Fleiß mit anſieht, ſo ſollte man glauben, du müßteſt einſt dein Brot durch Unterrichtgeben auf der Harfe verdienen. Ein artiges Talent beſitzen, iſt wohl ganz gut, aber es Künſtlern darin gleich thun, das iſt ſehr bürgerlich.« Bei ſolchen Reden zuckte Blanca die Achſeln. Sie behauptete, daß Mittelmäßigkeit in allen Dingen wenig Geſchmack und Charakter andeute, und daß, wenn man einmal eine Kunſt treiben will, man auch alle Kräfte darauf verwenden muß. Aber Cöleſtine lachte ihr in's Geſicht: »Ich höre dich ſchon in allen Konzerten als eine der größten Harfeniſtinnen in ganz Paris ankündigen; ich ſehe ſchon, wie du zitternd, halb todt, vor ſechshundert ſtrengen Kritikern erſcheinſt, um dich hören zu laſſen; und zur Belohnung dieſer Qual und deines ewigen Fleißes erringſt du endlich den herrlichen Beinamen einer Virtuoſin. Ein großes Glück, zitternd und bebend aufzutreten, um Meſſieurs und Mesdames zu amüſiren und zur Vergeltung von ihnen bekritelt zu werden.«

Blanca ließ ſich nicht irre machen, und war nach einiger Zeit eben ſo geſchickt auf der Harfe als in Wiſſen-

ſchaften und Sprachen. Man rühmte ſie überall, man zog ſie in die beſten Geſellſchaften, wo ſie wohlverdienten Beifall erntete, während Cöleſtine in ihrem Winkel kaum bemerkt wurde, und die verdrießliche Erfahrung machte, daß ein hübſches Geſicht ſammt aller Ziererei der Koketterie nicht immer Aufmerkſamkeit errege, daß aber die Herrſchaft der Talente allgemein anerkannt wird. Dieſe Wahrheit, die freilich nur erſt in ihrem Herzen keimte, wurde durch eine unglückliche, nur zu häufige Begebenheit ſchnell zur Reife gebracht. Die Zeitumſtände und politiſche Ereigniſſe bewirkten auf der Pariſer Börſe eine ſolche Zerrüttung, daß plötzlich eine Menge Wechſelagenten wie vom Schlage gelähmt wurden, und trotz ihrer Vorſicht und anerkannten Redlichkeit in den Sturz mit hinabgezogen, ihr ganzes Vermögen einbüßten. Der ehrliche Voranges gehörte zu dieſer Zahl. Doch weit entfernt, es den ſchamloſen Spekulanten nachzuthun, die durch ihre eigenen Bankerotts reich werden, ſollte durch ihn keiner verlieren, der ihm ſeine Gelder anvertraut. Er verkaufte Alles, was er hatte, ſeine koſtbaren Möbeln, ſeine zahlreiche auserleſene Bibliothek, deren Verluſt Blanca vorzüglich beklagte. Auch ſeine Gattin gab Alles das ihrige her, Diamanten, Spitzen, indiſche Shawls, faſt ihre ganze Garderobe, nebſt einem Theil der Garderobe ihrer Töchter, auch ſogar Blanca's koſtbare Harfe, kurz, Alles wurde zuſammengerafft, um die Gläubiger zu befriedigen, und ſo wurden ſie denn auch bis auf den letzten Heller befriedigt.

Jetzt konnte Voranges einen Stand, der ansehnliche Auslagen erfordert, nicht länger behaupten, auch fürchtete er, den Kredit so leicht nicht wieder zu finden, den er durch die unverschuldete Verzögerung seiner Zahlungen eingebüßt hatte. Er entsagte daher für immer diesem Stande, und suchte einen kleinen Posten als Kommis oder Kassirer, um seiner Familie Brot zu schaffen. Er suchte vergebens, das Unglück verfolgte ihn, seine besten Freunde kehrten ihm den Rücken, er konnte in Paris nicht länger leben, und miethete ein Häuschen in einem Dorfe des Thales von Montmorency. Cöleſtine brachte er zu einer Leinwandhändlerin, wodurch ihre Eitelkeit empfindlich gedemüthigt wurde. Blanca kam zu einem der ersten Harfenmacher, der zuvor lange ihr Lehrer gewesen. Hier stand sie seinem Magazin vor, und ertheilte seinen jüngsten Schülerinnen Unterricht. Dabei hatte sie die Aussicht, nach und nach durch ihn in Paris bekannter zu werden, und durch ihre Kunst reichliches Brot zu erwerben. Nachdem die armen, aber an Ehre nicht verarmten Eltern ihre Töchter auf diese Weise untergebracht, zogen sie in das Dörfchen St. Gratien, wo Madame Voranges, die vormals ein glänzendes Haus gemacht hatte, nun selbst ihre Küche besorgte, und in groben Kleidern, mit einem gemeinen Strohhut auf dem Kopfe, das Nöthige dazu einkaufte. Ihr Mann, noch rüstig für sein Alter, sägte und spaltete Holz, baute einen kleinen Garten an, und verschaffte sich mühselig den nothdürftigen Unterhalt. Er, vormals der

liebenswürdigſte Geſellſchafter, der die ausgezeichnetſten Künſtler an ſeiner Tafel verſammelte, verrichtete jetzt in einer Tracht, die ihm vormals zum Jagdkleide gedient, die ſauerſten Arbeiten, und wenn auch eine düſtere Wolke ſeine Stirn bedeckte, ſo ſchimmerte doch das heitere Bewußtſein des ehrlichen Mannes ſtets hindurch. So verſtrich ein Jahr. Cöleſtine beobachtete nur mit dem höchſten Widerwillen die Obliegenheiten ihres neuen Standes, und konnte es, bei ihrer gewohnten Nachläſſigkeit nicht dahin bringen, ſich mehr als das Nothdürftigſte zu erwerben. Es war ihr unerträglich, Packete zuſammen zu ſchnüren oder in einer Reihe mit den jungen Nähterinnen zu ſitzen, denen ſie noch vor Kurzem ſelbſt Arbeiten aufgetragen; beſonders fühlte ſie ſich gedemüthigt, wenn etwa Perſonen, die vormals ihres Vaters Haus beſuchten, in die Bude kamen, um etwas einzukaufen, und ſie beim Leinwandnähen erblickten. Ein plötzliches Erröthen und niedergeſchlagene Augen verriethen ihre Verwirrung. Lieber hätte ſie ſterben mögen, als erkannt werden. Durch ſolche Verlegenheit wurde dann ihre Unerfahrenheit im Handel nur noch vermehrt, und ſie zog ſich von der Leinwandhändlerin oft bittere Verweiſe zu. Blanca im Gegentheil, von dem Verlangen beſeelt, ſich und ihrer Schweſter dieſer drückenden Lage zu entreißen, und ihre armen Eltern zu unterſtützen, that mit Luſt und Kraft was ihr geheißen wurde, fand ſich leicht und verſtändig in ihren neuen Wirkungskreis, führte die Aufſicht über alle Arbeiter des Magazins, unterrichtete

mehrere junge Mädchen auf der Harfe, und erlangte durch dieſe tägliche Uebung bald den höchſten Grad der Vollkommenheit auf ihrem Inſtrumente. Auch wurde ſie ihrem braven Meiſter immer nützlicher, immer theurer. In Kurzem genoß ſie das unausſprechliche Glück, die Früchte ihres Fleißes mit ihren Eltern theilen zu können. Die Einſiedler von St. Gratien verdankten es der kindlichen Hilfe ihrer Tochter, daß ſie nun wieder eine Magd halten konnten, und fanden in ihrer Einöde zwar minder glänzende, aber vielleicht wahrere Freuden, als vormals in ihrer prächtigen Pariſer Wohnung. Auch auf Cöleſtinen erſtreckte ſich die Wirkung von Blanca's Talenten. Sie fing an, Muth zu faſſen, und ſo viel zu erwerben, als vor allen Dingen zu einer niedlichen Kleidung erforderlich war, denn damach trachtete ſie am meiſten. Kurz, die ganze Familie trotzte den Schlägen des Schickſals, und fand ein beſcheidenes Glück in Arbeit und Entſagung.

Leider war es nicht von langer Dauer. Die Mutter hatte nicht ohne tiefen Schmerz aus dem Wohlſtande plötzlich in Armuth übergehen können. Der Kummer, den ſie ihrem Gatten täglich mit der höchſten Anſtrengung zu verbergen ſtrebte, untergrub ihre Geſundheit. Sie wurde gefährlich krank. Blanca flog herbei und theilte mit ihrem Vater die Pflege der geliebten Kranken. Auch Cöleſtine erhielt Erlaubniß, die heiligſte kindliche Pflicht zu erfüllen. Madame Boranges, von der zärtlichſten Liebe jeden Augenblick gepflegt, erholte ſich. Cöleſtine kehrte alſo-

bald zu ihren Geſchäften zurück, die ſie jetzt mit Eifer trieb. Blanca verweilte noch bei der langſam Geneſenden, die jetzt oft von Nervenzufällen heimgeſucht wurde, welche nicht ſelten gefährlich waren, und ihre Geneſung verzögerten. Blanca hatte bemerkt, daß die Muſik dieſe Zufälle milderte. Sie theilte dieſe Bemerkung dem Arzte mit, der ihr rieth, anfangs in einem benachbarten Zimmer auf der Harfe zu ſpielen, um die ſchwachen Nerven der Mutter nicht anzugreifen, nach und nach aber in ihrer Gegenwart die rauſchendſten Stücke vorzutragen. Blanca befolgte dieſen Rath, und nie war ihre Harfe ihr theurer geweſen, als jetzt, da es zu Erhaltung ihrer geliebten Mutter beitragen konnte. Sie hub im Nebenzimmer mit den leiſeſten Accorden an, und ſchmeichelte ſich durch das Ohr bis tief in die Seele. »O welche ſüßen Töne!« ſagte die Mutter mit ſchwacher Stimme zu ihrem Gatten, der neben ihrem Krankenbette ſaß; »es iſt ſo lange her, daß ich Blanca nicht auf der Harfe ſpielen gehört. Sie gibt mir das Leben wieder.« — Die Tochter, dieſe rührenden Worte vernehmend, weinte ſüße Zähren und lockte durch ſie begeiſtert himmliſche Töne aus ihrem Inſtrument hervor. Beſonders gelang ihr jene reizende Arie von der kindlichen Liebe. Dieſe ſpielte ſie mit ſolcher Zartheit und mit ſo rührenden Variationen, daß ihr Vater aufſprang, zu ihr hin eilte, ſie in ſeine Arme ſchloß, und tiefbewegt ausrief: »O man iſt nicht unglücklich, wenn man dein Vater iſt! — Komm! freue dich deines Werkes! betrachte deine

Mutter: ein Lächeln umſchwebet wieder ihre blaſſen Lippen; Thränen befeuchten wieder ihre trockenen Augen; ſie nennt dich ihren Schutzengel, ſie ſegnet dich!" Welche Belohnung für die edle Blanca! Von den Armen ihrer Eltern umſchlungen, miſchten ſich Aller Thränen und Küſſe. Zu reden vermag keines, aber dies beredte Schweigen iſt Wolluſt! Alles kann das harte Schickſal rauben, nur nicht dies ſelige Gefühl! Seit jenem ſüßen Augenblicke, der in der That die Geneſung der Kranken beſchleunigte, ließ Blanca täglich ihre himmliſchen Töne im Nebenzimmer hören, und bald erhielt ſie auch vom Arzte die Erlaubniß, vor der Kranken ſelbſt zu ſpielen, was ſie wolle. Nun trug ſie fröhlich ihre Harfe vor der Mutter Bett, ſpielte bald eine glänzende Symphonie von Krummholz, bald ein Konzert von Petrini, oder ein unſterbliches Werk von Haydn, immer mit ſo verſtändiger Abwechslung, daß ſie ihrer Mutter täglich neues Vergnügen, neue Ueberraſchung zubereitete. An einem heitern Septemberabend, als der Mond mit ſeinem Schimmer die ſtille Gegend erleuchtete, ſaß Blanca eben auch im Zimmer ihrer Mutter, deſſen eines Fenſter die Ausſicht auf die Landſtraße hatte, und ſpielte auf ihrer Harfe mit dem ganzen Aufwand ihrer Kunſt eine ſehr brillante Sonate von Hadermann. Ein Theil der Dorfbewohner hatte ſich, durch ihre Zaubertöne herbeigelockt, um das Häuschen geſammelt, und die andächtige Stille der Zuhörer wurde blos dann und wann durch ihren jauchzenden Beifall unterbrochen,

denn wahre Kunſt wirket auch auf die rohſten Menſchen. Der ruſſiſche Geſandte, der für den Sommer ein Schloß im Thal von Montmorency gemiethet hatte, fuhr eben vorbei nebſt ſeiner Gemahlin und einzigen Tochter, die in ihr fünfzehntes Jahr trat.

»Ich kenne dieſe Sonate,« rief die junge Prinzeſſin, »ich habe ſie bei Hofe ſpielen hören.«

»Du haſt Recht,« ſagte der Vater, »ich erinnere mich deſſen.« Er ließ halten und bewunderte mit Erſtaunen das vollkommene Spiel der unſichtbaren Künſtlerin. Man forſcht nach ihrem Namen, und man erfährt: ſie heiße Blanca Voranges und ſpiele jeden Abend, um die Geneſung ihrer kranken Mutter zu vollenden. Die Gemahlin des Geſandten wird neugierig, ein Mädchen kennen zu lernen, von dem das ganze Dorf mit hoher Achtung ſpricht, und ihre Tochter Sarinka brennt vor Begierde, diejenige zu ſehen und zu hören, der das Glück zu Theil geworden, durch ihre Talente das Leben ihrer Mutter zu erhalten. Am andern Abend ließ der Geſandte ſeinen Wagen am Eingang des Dorfes ſtehen, kam nebſt ſeiner Familie zu Fuße, ohne Gefolge, und ſtellte ſich unter das Fenſter. Zufälligerweiſe ſpielte Blanca in dieſem Augenblicke ſehr brillante Variationen eines ruſſiſchen Tanzes, wodurch natürlich das ſchon gefaßte Intereſſe noch erhöht wurde. Nachdem ſie noch einige andere Stücke mit der höchſten Kunſt ausgeführt hatte, öffnete ſie einen Augenblick das Fenſter, um

frische Luft zu schöpfen. Alsobald vernahm sie die von einer jugendlichen Stimme mit Rührung ausgesprochenen Worte: »Eine Mutter retten, und ein solches Talent besitzen, o wie glücklich muß sie sein!« Verwundert und angenehm überrascht bog sich Blanca heraus, um zu sehen, aus wessen Munde der Lobspruch gekommen. Da redete eine stärkere Stimme sie an: »Wundern Sie sich nicht, Mademoiselle, daß Jedermann Ihr Los beneidet, und Sie zu hören wünscht. Empfangen Sie die Huldigung des russischen Gesandten und seiner Familie.«

Mit holder Scham zog Blanca sich zurück, allein ihr Vater führte sie sogleich wieder an das Fenster, um durch einige bescheidene Worte die Höflichkeit zu erwiedern, da vernahm sie eine dritte Stimme, die sich durch einen etwas fremden Accent auszeichnete, sanft sprechend: »Sie mögen die glücklichste Tochter sein, aber diejenige, deren Leben Sie erhalten, ist gewiß auch die glücklichste Mutter!« Blanca stammelte Danksagungen, und versicherte, sie habe blos eine Pflicht erfüllt. Das Gespräch war angeknüpft. Voranges ging hinab, und lud den Gesandten ein, in seiner Hütte auszuruhen. Die Einladung wurde angenommen, Blanca der Familie vorgestellt. Ihr Vater trug kein Bedenken, seine Schicksale zu erzählen, denn eben sein Unglück gab ihm ja Gelegenheit, die Tugenden seiner Tochter in ein glänzendes Licht zu stellen, und er that es mit überströmendem Herzen. Während er redete, verwandte die edle Sarinka kein Auge von der Künstlerin, und die

Mutter bat für ihre Tochter um Erlaubniß, eine so angenehme Nachbarschaft zu benutzen, um in nähere Verbindung mit einem so hochachtungswürdigen Frauenzimmer zu treten. Voranges und seine Tochter mußten versprechen, am andern Mittag bei dem Gesandten zu speisen. Sie kamen und wurden nicht so aufgenommen, wie gewöhnlich die großen Herren ihre Schützlinge aufzunehmen pflegen; die Art, wie man sie empfing, bewies, welche zarte Achtung Blanca eingeflößt hatte. Um die junge Künstlerin nicht schüchtern zu machen, war die Gesellschaft an diesem Tage nicht zahlreich, allein gewählt, und bestand größtentheils aus Kunstliebhabern. Die Gesandtin selbst spielte auf dem Flügel jene Sonate von Habermann, und Sarinka sang mit einer schönen Stimme und vielem Geschmack mehrere italienische Arien. Blanca, auf das angenehmste überrascht, erbot sich, sie auf der Harfe zu accompagniren. Beide wetteiferten und die Zuhörer waren entzückt.

»Ach! wenn ich doch immer eine solche Begleitung hätte!" rief die Prinzessin und drückte Blanca's Hand gegen ihre Brust, »welche Fortschritte würde ich machen!" Mit herzlichem Vergnügen übernahm es Blanca, so lange sie noch bei ihrer Mutter bleiben werde, sie täglich zu accompagniren und ihr schönes Talent auszubilden.

»Ich wagte es nicht, Sie darum zu bitten," sagte die Gesandtin, »doch da Ihre Frau Mutter mit jedem Tage

ſich beſſert, ſo werde ich ſelbſt kommen, die Erlaubniß von ihr zu holen, und ich ahne, daß meine Tochter Ihnen nicht blos die Vervollkommnung ihrer Talente, ſondern auch die ihres Herzens verdanken wird.» Dieſer Plan wurde pünktlich ausgeführt. An jedem Morgen begab ſich Blanca auf das Schloß des ruſſiſchen Geſandten, und jeden Abend brachte die junge Prinzeſſin ſie in ihrem Wagen wieder nach Hauſe, wo ſie ihr noch oft ihre Mutter pflegen half. Aus dieſer gemeinſchaftlichen Uebung von Talenten und Pflichten erwuchs eine Freundſchaft, die um ſo inniger war, da ſie ſich auf wechſelſeitige Hochachtung gründete. Sarinka konnte nicht mehr ohne Blanca leben, und dieſe vergaß bei Sarinka alles Unglück ihrer Familie. Endlich war die Zeit gekommen, wo Blanca ihre, nun völlig geneſene Mutter wieder verlaſſen ſollte, um zu dem berühmten Harfenmacher, der ſich herzlich nach ihr ſehnte, zurück zu kehren, ſie nahm ſehr bewegt Abſchied auf dem Schloſſe des Geſandten; ihre Augen ſchwammen in Thränen, ſo oft ſie auf Sarinka ſie heftete.

»Uns trennen!» rief dieſe, ihre Arme um ſie ſchlingend, »nimmermehr! Sie ſind meine Freundin! Sie haben mich in allem Guten befeſtigt, Sie haben mein Talent ausgebildet, mir die Liebe zur Kunſt eingeflößt. Ich kann Ihrer nicht mehr entbehren! wir müſſen unzertrennlich ſein!» Voranges, ſeine eigene Rührung unterdrückend, erinnerte an die Verbindlichkeiten, die ſeine Tochter dem wackern Harfenmacher, ihrem Wohlthäter, ihrer einzigen Stütze

im Unglücke, schuldig sei. »Nein!« fügte Blanca, muthig entsagend, hinzu: »nie werde ich undankbar an diesem Manne werden!«

»Wenn er so brav ist, als Sie ihn beschreiben,« nahm der Gesandte das Wort, »so wird er Ihrem Glücke sich nicht widersetzen. Bleiben Sie bei Sarinka, werden Sie ihre Lehrerin, ihre Freundin. Ich betrachte Sie von diesem Augenblicke an als meine zweite Tochter, und in Ihre eigenen Hände werde ich das Schicksal Ihrer Eltern legen.« »Mein Gemahl ist der Dolmetscher meiner Gesinnungen,« sagte die Gesandtin. »So viele Tugenden sollen kein Spiel der Launen des Schicksals werden. Ich selbst werde Sie zu dem Harfenmacher begleiten, und hoffe, ihn zu überreden. Nicht als Harfenistin, nicht als Gouvernante sollen Sie unter uns wohnen; sondern als ein Muster aller weiblichen Tugenden, als ein Schatz, den uns der Himmel zum Glück unserer Sarinka hat entdecken lassen. Bleiben Sie, liebenswürdige Blanca! werden Sie meine zweite Tochter!«

Bei diesen Worten umarmte sie das holde Mädchen, und Vorangés konnte so herzlichen Anerbietungen nicht widerstehen. Er fand keine Worte, um seine Freude, seinen Dank zu schildern. Er eilte zu seiner Frau, der Tochter Glück ihr anzukündigen, indessen die Gesandtin mit Blanca und Sarinka zu dem Harfenmacher fuhr, der sich herzlich freute, seine geliebte Schülerin so wohl ver-

sorgt zu sehen, obschon es ihm schmerzlich wurde, sich von ihr zu trennen.

Madame Voranges fand, durch die frohe Botschaft, sich so gestärkt, daß sie selbst nach dem Schlosse sich begeben und die allgemeine Freude theilen konnte. Täglich entwickelten in diesem Hause Blanca's Tugenden sich glänzender, und täglich boten sich dem Gesandten neue Gründe dar, sich der getroffenen Wahl zu freuen. Für Blanca's Zukunft sorgte er auf eine Weise, die ihrer und seiner würdig war. Ihre Eltern sahen sich noch einmal in Wohlstand versetzt, doch wollten sie ihr Häuschen nimmer verlassen. Die Freundschaft zwischen ihrer Tochter und der jungen Prinzessin wurde mit jedem Tage inniger, und sie schwuren einander, daß nur der Tod sie trennen solle. Blanca's Geschenke und die Protectionen der russischen Gesandtin setzten auch Cölestinen bald in den Stand, ein Leinwandmagazin für ihre eigene Rechnung zu eröffnen, welches bald in Ruf kam. Blanca besuchte sie oft, hütete sich aber sorgfältig, durch den Glanz ihres jetzigen Standes die Eigenliebe ihrer Schwester zu kränken. Cölestine, die ihren Wohlstand, die Erhaltung ihrer Mutter und die Erneuerung des Glückes ihrer Eltern einzig der edlen Schwester verdankte, erkannte endlich: daß, trotz der grausamsten Schläge des Schicksals, man nie ganz hilflos bleibt, wenn man Talente besitzt.

Die kleine lebendige Bibliothek.

Ein Fehler, der uns nicht blos lächerlich macht, sondern auch unversöhnliche Feinde uns zuzieht, ist die Pedanterie. Nichts ist so ekelhaft und so gefährlich, als die Thorheit, alle Augenblicke zu citiren, Alles verstehen zu wollen, über Alles abzusprechen, und sich zum Beurtheiler aller neuen Produkte der Literatur oder der Kunst aufzuwerfen. Wenn dieser Fehler schon an klugen Männern mißfällt, so wird er vollends unerträglich bei Frauenzimmern, schadet ihrer Bescheidenheit, ihrer Sanftmuth und selbst ihrem Geiste, denn er verleitet sie zu einer Anmaßung, zu einem Schwulst, die sie wahren Gelehrten zum Spott, und in der Gesellschaft zur Fabel und Geißel machen. Melanie, die Tochter des Herrn von St. Lambert, eines nicht unbeliebten Schriftstellers, besaß ein außerordentliches Gedächtniß. Sie brauchte ein Buch nur zwei- oder dreimal zu lesen, um Stellen daraus zu citiren, die Seitenzahl derselben zu bestimmen, oder auch die Druckfehler anzudeuten. Eine Geschichte, oder sonst ein wissenschaftliches Buch, durchblätterte sie oft nur und prägte dennoch den Inhalt mit Leichtigkeit in ihr Gedächtniß. War sie im Schauspiel gewesen, so wußte sie, wenn sie heim kam, eine Menge einzelner Verse und ganze Stellen auswendig. Hatte sie einer akademischen Sitzung beigewohnt, so erzählte und beurtheilte sie der Reihe nach, was gelesen und besprochen worden. Mit einem Worte,

trotz ihrer Jugend konnte man sie eine kleine lebendige Bibliothek nennen, bei der man selten vergebens anklopfte, und an welcher lange Zeit ihr Vater große Freude hatte. Da er selbst von Natur, auch oft aus Uebermaß der Arbeit, zerstreut war, so kannte er kein größeres Vergnügen, als seine Tochter, wegen irgend einer historischen Epoche, oder einer Stelle in einem alten oder neuern Schriftsteller, zu Rathe zu ziehen, sich von ihr nachhelfen zu lassen; dadurch meinte er zugleich, ihr Gedächtniß immer mehr und mehr zu stärken, und ihren Geschmack zu bilden.

Melanie, die ihren Vater für den ersten Schriftsteller auf Gottes Erdboden hielt, gab sich alle Mühe, seinen Wünschen zu entsprechen. Von seinen Schriften sprach sie, als von lauter Meisterwerken, in denen kein Fehler zu finden sei. Wenn eines seiner Stücke aufgeführt wurde, und sie etwa, bei der Vorstellung, neben einem geschmackvollen Kritiker zu sitzen kam, der dies und jenes daran tadelte, so disputirte sie heftig dagegen und konnte sogar unartig werden. Das hätte man allenfalls noch für eine sehr verzeihliche Verblendung der kindlichen Liebe halten mögen; allein sie trieb es so weit, Alles, was er nicht geschrieben hatte, für schlecht zu erklären, und, wenn andere Schauspiele als die seinigen mit Beifall aufgenommen wurden, zu behaupten, das sei blos die Wirkung einer Kabale, sie könnten und würden sich nicht auf der Bühne erhalten, und kurz, ihres Vaters Produkte allein waren die Zierde

des Jahrhunderts und der Ruhm der französischen Bühne. Diese lächerlichen Großsprechereien, die sie sich wohl in Acht nahm, in ihres Vaters Gegenwart laut werden zu lassen, entfernten nach und nach von St. Lambert selbst seine treuesten Freunde. Vergebens war seine Freimüthigkeit, seine Bescheidenheit ihnen bekannt: sie konnten sich doch nicht vorstellen, daß alle die beißenden Anmerkungen, welche Melanie über neue Stücke machte, nicht das Echo seiner Urtheile wären. Man fing an, ihn für falsch und neidisch zu halten, und er verlor, ohne es zu wissen, mit jedem Tage, was ihm so theuer war, die Achtung und Freundschaft derjenigen, die zugleich mit ihm um den Kranz des Verdienstes rangen. Er wußte nicht, wie er deren Kälte sich erklären sollte, und beklagte sich darüber gegen Einige derselben. Die Meisten wichen einer bestimmten Antwort aus und versicherten, er irre sich. Nur Einer hatte den Muth, ihm zu sagen, daß Melanie, die man für sein treues Echo halte, ihm durch beißende Kritiken über Alles, was nicht von ihm herrühre, die Herzen entwende.

Diese Entdeckung überraschte und betrübte St. Lambert, fesselte ihn aber noch inniger an den wackern Mann, dessen Freimüthigkeit er sie verdankte. Er beschloß, jenen Unheil stiftenden Hang seiner Tochter zu zerstören, aber unvermerkt, und vor allen Dingen, ohne ihr Verweise zu geben; ein Mittel, dessen er sich nie bediente. Er fing

damit an, ſich im Schauſpiel nie von ihr zu trennen, und, an ihrer Seite, immer zuerſt alles Schöne zu beklatſchen, alles Mangelhafte zu entſchuldigen, und ſo lehrte er ſeiner Tochter nach und nach jene Toleranz, welche allein das Genie entwickelt und das Talent vervollkommt. Er ließ ſie fühlen, daß es ſehr leicht iſt, über ein Werk abzuſprechen, welches ſeinem Verfaſſer unendliche Mühe gekoſtet, und daß man, bei näherem Eindringen in dasſelbe, ein übereiltes Urtheil oft zurück nehmen muß. Eine Begebenheit, die für einen Theaterdichter faſt unvermeidlich iſt, fügte das Beiſpiel zu der Lehre, und lieferte Melanien den Beweis, daß auch der Erfahrenſte ſich leicht verirren kann.

Ein neues Stück von St. Lambert in fünf Akten und in Verſen ſollte nächſtens auf dem Theatre français geſpielt werden. Er hoffte große Wirkung davon. Es war ein Charakter-Gemälde, zu dem Melanie ſelbſt den Stoff geliefert, den ſie aus einer alten Anekdoten-Sammlung geſchöpft hatte. Von den Schauſpielern war es einſtimmig angenommen, ſogleich einſtudirt, und noch bei den Proben bis in den Himmel erhoben worden. Melanie ſah ſchon im Geiſte ihren Vater öffentlich gekrönt und als Mitglied der Akademie. Jedes ihrer Worte, jede ihrer Bewegungen drückte Stolz und Freude aus. Alle ſeine Freunde, oder die ſich ſo nannten, holten Billets, um das Stück gegen jede Kabale aufrecht zu erhalten, durch

welche der Neid so oft dem Manne von Verdienst die Frucht seiner Arbeit und seinen süßesten Lohn raubt.

Melanie, die ihres Vaters Triumph für unbezweifelt hielt, theilte selbst die Billets aus, und zwar mit einer Art, die zu sagen schien, es gibt hier nichts in Schuß zu nehmen, sondern nur zu beklatschen. St. Lambert selbst theilte diese Zuversicht nicht. Er kannte das launenhafte, aber strenge Publikum.

Es schlug sechs Uhr, und sorgfältig geputzt, mit einem von Freude strahlenden Antlitz, ging Melanie mit ihrem Vater in das Theatre français, und war noch obendrein so unbesonnen, sich in der Loge vorn an zu setzen, damit das ganze Publikum sie sehen und ihr Glück wünschen könnte. Der Vorhang rollte auf. Der erste Akt gefiel allgemein; auch der zweite. St. Lambert schmeichelte sich nun selbst mit angenehmen Hoffnungen, und seine Tochter bog sich noch weiter aus der Loge, bewegte mit vieler Grazie einen Blumenstrauß hin und her, schwatzte so laut, daß alle Umstehenden sie hören konnten, erzählte, daß sie die Tochter des Verfassers sei, daß sie selber den Stoff zu dem Stücke geliefert habe, mischte in ihr Geschwätz manchen Vers berühmter Dichter, und kramte mit großem Wohlgefallen Alles aus, was sie wußte. Der dritte Akt begann, die Klippe so manches Dichters. Der Knoten schlang sich fester. Allein das Publikum nahm diesen Akt nicht so freundlich auf, als die beiden ersten. Die rauschen-

den Beifallszeichen verloren sich. Eine allgemeine Stille herrschte. Bald entstand ein Gemurmel, und endlich ließen sich Pfeifen hören. Der vierte Akt war noch stürmischer. In der Mitte des fünften mußte der Vorhang herunter gelassen werden, und das Stück war förmlich gefallen. Melanie glaubte zu träumen. Anfangs schrie sie über Kabale, Neid, Ungerechtigkeit, allein die Mißbilligung vieler Zuschauer von Geschmack und Kenntnissen, die sie umringten, brachte sie zum Schweigen. Mit erblaßten Wangen zog sie sich tief in die Loge zurück, und zerzupfte ihren Blumenstrauß. Als Jedermann das Schauspielhaus verlassen hatte, suchte sie ihren Vater auf, warf sich weinend in dessen Arme, und rief: „hat man jemals eine abscheulichere Kabale gesehen!"

„In der That," antwortete St. Lambert mit Ruhe und Ergebung, „ich habe eine ziemlich hartnäckige Kabale bemerkt, nämlich die, welche ein schlechtes Stück gegen das gerechte Urtheil eines aufgeklärten Publikums in Schutz nehmen wollte."

Melanie verstummte. Eigenes Nachdenken über diese Begebenheit belehrte sie, daß oft eine vorgefaßte, uns schmeichelnde Meinung himmelweit davon entfernt ist, allgemeinen Beifall zu erhalten. Indessen erlosch dadurch ihre Neigung zum Studiren nicht. Sie trug sich mit dem Gedanken, einst selbst als Schriftstellerin aufzutreten. Ihre Thorheit, immer zu citiren, nahm zu, und erwarb ihr

täglich häufiger den Beinamen einer kleinen, lebendigen Bibliothek.

Ein anderes, leider ziemlich seltenes Ereigniß unter Schriftstellern, versetzte ihrem Stolze eine neue Wunde, und bewies ihr, daß das erste aller Talente darin besteht, eigenen Werth nach Gebühr zu schätzen. Durch den Tod eines berühmten Gelehrten wurde ein Platz in der französischen Akademie erledigt, und viele Männer von Verdienst buhlten um denselben. Selbst diejenigen, die etwa kaum durch eine Oper oder ein Gedichtchen, oder gar nur durch bouts-rimés bekannt waren, hatten die Kühnheit, sich zu Mitbewerbern aufzuwerfen, trabten vom frühen Morgen an durch die Straßen von Paris, belagerten die Thüren der Akademisten, schlüpften in alle Gesellschaften, wo sie deren anzutreffen vermutheten, kurz, verschmähten keinen Schleifweg, um das große Ziel zu erreichen: Andere prunkten mit Titeln und Reichthum, bildeten sich ein, die Stimmen zu erkaufen, oder durch ihr Ansehen zu erzwingen. Die ganze Gelehrten-Republik war in Bewegung.

St. Lambert, obgleich er auch wohl einige Rechte geltend machen konnte, wollte doch keinen Schritt thun. Das böse Geschick seines letzten Werkes war noch in zu frischem Andenken. Er wußte, daß der letzte Eindruck immer der stärkste ist, und daß das Publikum die ältern, gelungenen Arbeiten gegen die neueste mißlungene selten

in Anſchlag bringt. Er enthielt ſich folglich aller Verſuche, obgleich Melanie ihm mit Ungeſtüm zuredete, nach einer, ihrer Meinung zufolge, ſo wohl verdienten Ehre zu trachten. »Ich war immer ſo ſtolz darauf, deine Tochter zu ſein,« ſagte ſie, »warum willſt du mir dieſe Freude nicht gewähren?« Dabei citirte ſie nach ihrer Gewohnheit, um ihrem Vater zu beweiſen, daß von jeher die berühmteſten Männer die Ehre, Mitglieder der Akademie zu werden, eifrig geſucht hätten. Allein er blieb unbeweglich, und als er vollends erfuhr, daß derſelbe redliche Freund, der ihm über Melanie die Augen geöffnet, nach dem erledigten und von ihm wohlverdienten Platze ſtrebe, daß er der damit verbundenen Einkünfte zum Unterhalt ſeiner Familie bedürfe, da wandte er ſeinen ganzen Kredit an, um für ihn die Stimmen zu vereinigen, und war ſo glücklich, zu deſſen Ernennung beizutragen; ein Benehmen, das ihm Ruhm und viele Freunde erwarb, vor Allen den neuen Akademiſten für immer an ihn feſſelte. Nur Melanie konnte nicht verſchmerzen, daß ihr Vater ſich nicht unter die Mitbewerber geſtellt, denn ſie war überzeugt, alle Stimmen würden ihm augenblicklich zugefallen ſein. Welch ein Triumph wäre das für ſie geweſen! und wie hätte ſie dann mit deſto größerer Zuverſicht alle neuen Werke kritiſiren können. Die Tochter eines Akademiſten, wer würde es gewagt haben, ihr zu widerſprechen? — Aber was war zu thun? man mußte ſich darein ergeben, und noch obendrein ſich ſtellen, als ob man die neue Wahl billige.

An dem Tage der Aufnahme ſeines Freundes kündigte St. Lambert ſeiner Tochter an, daß er zwei Einlaß-Billets erhalten, und daß er ſie hinführen werde. Das vernahm ſie mit Freude, denn es gab ihr erwünſchte Gelegenheit, durch ihre Weisheit zu glänzen, und wirklich zeichnete ſie an dieſem Tage ſich als die vollkommenſte Pedantin aus. Die Citationen und Fragmente aus den beſten Dichtern ſtrömten von ihren Lippen. Selbſt Verſe aus Horaz und Virgil ſagte ſie her, ob ſie gleich gar kein Latein verſtand, aber ſie hatte die franzöſiſche Ueberſetzung ſtudirt, und wollte nun dafür gelten, auch dieſe Sprache zu verſtehen. Oft, wenn ihr Vater, oder deſſen Freunde, einige Worte Latein in das Geſpräch miſchten, fing ſie mit ihrem glücklichen Gedächtniß ſie auf, ließ ſich den Sinn derſelben erklären, und brachte ſie dann gelegentlich an. St. Lambert hatte davon nichts gewußt, und erſtaunte nicht wenig, als er in der akademiſchen Sitzung Melanien einige Horaziſche Verſe ſehr richtig herſagen hörte. Alle Umſtehenden glaubten, ſie ſei der alten Sprachen mächtig, und der ſtolze Ernſt, mit dem ſie in dieſem Augenblicke um ſich ſchaute, beförderte die Täuſchung noch mehr. Ihr Vater konnte kaum das Lachen verbeißen. Er ſtellte ſich, als hörte er es nicht, beſchloß aber im Stillen, ſie von dieſer Thorheit zu heilen. Noch an demſelben Tage fand ſich Gelegenheit dazu. Die Rede des Neuaufgenommenen hatte, ſo wie auf alle Zuhörer, einen tiefen Eindruck auf ſie gemacht, und mehrere lateiniſche Citate waren

ihr im Gedächtniß geblieben, um deren Erklärung ſie zu Hauſe ihren Vater erſuchte. Der Wunſch, dieſe zu erhalten, lag der kleinen lebendigen Bibliothek um ſo mehr am Herzen, da ſie mit St. Lambert bei dem Neuaufgenommenen zu Mittag ſpeiſen ſollte, und folglich die Veranlaſſung nicht fehlen konnte, ſie geſchickt wieder anzubringen. Sie ahnete nicht, daß der kluge Vater ſie durchſchaute. Er hub ein pomphaftes Geſpräch über den hohen Werth der Gelehrſamkeit an, die oft den Geringſten dem Mächtigſten gleich ſtelle. Melanie verſchlang jedes ſeiner Worte. »Ja,« deklamirte er, »nur Weisheit und Talente erheben den Menſchen! und wie Cicero in ſeiner Ars poetica ganz richtig bemerkt — doch ich vergeſſe, daß du kein Latein verſtehſt.« »Das hat nichts zu bedeuten,« antwortete Melanie. »Was große Männer des Alterthums geſagt haben, präge ich für mein Leben gern mir in's Gedächtniß.«

»Nun wohl,« erwiederte St. Lambert, »Cicero ſagt: Stulta sum deridicula, das heißt, Gelehrſamkeit gibt das Recht, über Alles zu lachen.« »Vortrefflich!« rief Melanie, und wiederholte mehrere Male des Vaters Worte. »Es iſt ſo wahr und ſo gut geſagt! o ich bitte dich, überſetze mir die Stelle noch einmal Wort für Wort.« Sehr ernſthaft hub der Vater an: Stulta, die Gelehrſamkeit, sum, gibt, cula, das Recht, deridi, über Alles zu lachen.« »Das werde ich nie vergeſſen,« frohlockte Me-

lanie, und machte den Plan, wenn ihr Vater ihr nur erlauben wolle, lateiniſch zu lernen, bald Cicero's ganze Ars poetica auswendig zu wiſſen. Indeſſen war die Stunde zum Mittagseſſen heran gerückt, und St. Lambert begab ſich mit ſeiner Tochter in die Geſellſchaft, wo ſie die ausgezeichnetſten Gelehrten verſammelt fanden. Auch viele ſchöne und beſcheidene Damen verſchönerten das Feſt. Melanie ſaß zwiſchen zwei ehrwürdigen Greiſen, deren Namen zu den berühmteſten gezählt wurden. Der Eine, zu ihrer Rechten, war trotz ſeines Alters noch ſehr lebhaft und von der munterſten Laune; der Andere, zu ihrer Linken, ſehr ernſt und finſter. Es währte nicht lange, ſo fing Melanie an, ihre Kenntniſſe auszukramen, und wacker zu citiren, wodurch ſie Anfangs in der That das Erſtaunen ihrer beiden Nachbarn erregte, die ſie für ſehr gelehrt hielten. Das kitzelte die Eitle. Die Verwunderung ſo gelehrter Männer gewährte ihr einen unbeſchreiblich ſüßen Genuß, und durch dieſen verleitet, verirrte ſie ſich in Materien, denen ſie nicht gewachſen war. Die lächerlichſten Aeußerungen entſchlüpften ihr; man bemerkte bald, daß ihre ganze Weisheit nur Gedächtnißwerk, und daß ſie, mit einem Worte, nur eine Pedantin ſei, deren Blöße man ſehr leicht aufdecken könne. Der muntere liebenswürdige Alte zu ihrer Rechten wollte ſie gegen die Pfeile, die jetzt von allen Seiten auf ſie abgedrückt wurden, in Schutz nehmen, aber ein verſtohlener Wink St. Lamberts machte ihm begreiflich, daß der

Vater ſelber nicht allein die Spöttereien über ſeine kleine lebendige Bibliothek nicht übel nehme, ſondern, daß er ſogar wünſchte, ſie verdienter Maßen gezüchtigt zu ſehen.

Der finſtere Alte zur Linken war ſogleich bereit, des Vaters Abſichten zu unterſtützen. Er unterhielt Melanien, indem er ſich ſtellte, als ob er ſie bewundere, mit allerlei Schwulſt, den ſie begierig verſchlang, und ſich einbildete, ihr ſei es gelungen, die Stirn des Greiſes zu entrunzeln. Nun fing ſie auch an, ſich mitunter lateiniſch vernehmen zu laſſen, radebrechte manche Stelle, zweifelte aber nicht, daß ſie alle Zuhörer dadurch in Erſtaunen ſetze. Sehr geſchickt lenkte ſie das Geſpräch auf die groſſen Vortheile, welche die Gelehrſamkeit gewährt, wiederholte alle, von ihrem Vater aufgeſchnappte Phraſen, verſicherte, daß durch ſie der Geringſte dem Mächtigſten gleich werde, und — fügte ſie die Stimme erhebend hinzu — »wie Cicero ſehr richtig bemerkt: Stulta sum deridicula.«

Alle, die lateiniſch verſtanden, ſahen ſie bei dieſen Worten mit groſſen Augen an, und biſſen ſich auf die Zungen, um nicht in ein lautes Gelächter auszubrechen. Melanie hielt dies allgemeine Schweigen für eine Wirkung der eingeflößten Bewunderung. »Sie haben dieſe Stelle im Cicero geleſen?« fragte der Alte zur Linken. »Ja, mein Herr.« »Und wo?« »In ſeiner Ars poetica.«

Der Alte mußte, wie die übrigen, auf ſeine Zunge beißen, allein Melanie fuhr wie ein Profeſſor fort: »Ich verſichere Sie, meine Herren, die Stelle iſt in Cicero's Ars poetica befindlich, und zwar da, wo er ſich in das Lob der Gelehrſamkeit ergießt: Stulta sum deridicula, ſie gibt das Recht, über Alles zu lachen.“ „Sollte das auch ganz richtig überſetzt ſein?“ fragte lächelnd der Alte zur Linken. »O gewiß!“ erwiederte Melanie mit Zuverſicht: »Stulta, die Gelehrſamkeit, sum, gibt, cula, das Recht, deridi, über Alles zu lachen.“ — Nun konnten die ſämmtlichen Gäſte und ihr Vater ſelbſt ſich nicht länger halten. Der Speiſeſaal ertönte von einem ſchallenden Gelächter. Sie meinte anfangs, ſie habe irgend ein Wort verſetzt, und wiederholte ihren Spruch noch einmal, und mußte dasſelbe Gelächter annehmen.

»Ich weiß doch in der That nicht,“ ſagte ſie, »was Ihnen dabei ſo lächerlich vorkommt? es iſt einer von Cicero's ſchönſten Sprüchen, den ich hiermit zu meinem Denkſpruch für immer wähle.“ »Das wäre Schade,“ meinte der gute Alte zur Rechten. »Ich befürchte es faſt,“ fügte der finſtere Nachbar zur Linken hinzu. »Merken Sie denn gar nicht, daß man ſeit einer halben Stunde Sie verſpottet? Ich will Ihnen das Sprüchlein überſetzen: Sum, ich bin, stulta, eine Närrin, deridicula, eine ſehr lächerliche Närrin.“ »Wär' es möglich!“ ſtammelte Melanie. »Belieben Sie nur Alle die zu fragen, die lateiniſch verſtehen.“

»Wie, mein Vater, wär' es möglich?" »Ja, meine Tochter, es iſt ſo," antwortete St. Lambert mit Feſtigkeit, und indem er ſie mit einem ſtrengen Blicke durchbohrte. Melanie verſtummte. Sie begriff ihres Vaters heilſamen Zweck bei dieſer freilich bittern Lehre. Sie ſah endlich ein, daß Anſprüche auf Gelehrſamkeit, und beſonders die Albernheit, beſtändig zu citiren, einem Frauenzimmer nicht gezieme, und daß, wenn hie und da Eines derſelben durch Hang zum Studiren und männliche Anſtrengung wirklich eine Gelehrte geworden, es gerade ihre vornehmſte Sorge ſein muß, es der ganzen Welt zu verbergen.

Der Dragoner von Vincennes.

Vielwisserei mißfällt an Frauenzimmern, aber noch mehr empört an Männern Unwissenheit und Rohheit. Die Natur hat jedem Geschlecht zugetheilt, was ihm geziemt, hat jedem seine Bahn und seine Grenzen vorgezeichnet. Die schönste Zierde der Schönheit ist Bescheidenheit, und selbst eine gewisse Schüchternheit schmückt die erste Jugend. Francastel, ein vormaliger Ingenieur-Offizier, war, nach einer zehnjährigen Abwesenheit von seiner Familie, von weiten Reisen über's Meer zurück gekommen, und bewohnte seit Kurzem ein schönes Landhaus nahe bei dem Schloß Vincennes, wo er, im Wohlstande, die Früchte seiner langen Dienste genoß, und die Erziehungsfehler seiner einzigen Tochter Cornelie zu verbessern strebte, denn bis jetzt zeigte sie sich seines Namens noch nicht würdig. Freilich war ihre Mutter kurz nach des Vaters Abreise gestorben, und sie im vierten Jahre der Frau eines Schloßwächters von Vincennes anvertraut, also gleichsam in einer Wachstube erzogen, und von Kindheit auf an einen so rauhen Ton, so seltsame Ausdrücke gewöhnt worden, daß Francastel, trotz der sorgfältigsten Bemühungen, diese ersten Eindrücke nicht vertilgen konnte. Sie schleppte die schwersten Dinge, zankte sich weidlich mit den Kindern im Dorfe, borte sich mit ihnen, kam ohne Kopfzeug, mit beschmutzten, zerrissenen Kleidern nach Hause, kletterte auf steile Felsen, auf Mauern und hohe

Bäume, um wilde Früchte zu naſchen oder Vogelneſter auszunehmen; holte Dünger aus dem Viehſtalle, trug ihn in den Garten, arbeitete dort mit Schaufel und Hacke, zertrat und zerhackte auch wohl was ihr in den Wurf kam, fütterte die Pferde ſelber, ſchwang ſich ohne Sattel darauf, ritt in vollem Galopp jauchzend durch das Dorf, und erlangte auf dieſe Weiſe den Beinamen: Dragoner von Vincennes.

Oft leuchteten jedoch, mitten durch dieſe Rohheit, die angebornen Eigenſchaften ihres Herzens hervor, und erwarben ihr Verzeihung für jene. Wenn es Streit im Dorfe gab, ſo miſchte ſie ſich ſtets darein, ſtand aber immer dem Schwächern bei, und gewöhnlich ſtiftete ſie Verſöhnung. Armen, Kranken oder Verſtümmelten, die nicht arbeiten konnten, trug ſie alles zu, und beraubte ſich nicht ſelten ihrer eigenen Kleider um den Dürftigen damit zu bedecken, oder eine Wunde zu verbinden. Gewöhnlich ſah man ſie in Mannskleidung oder in Amazonentracht, mit der Jagdflinte in der Hand, der Waidtaſche auf dem Rücken, und wenn ſie, ſo heraus ſtaffirt, einen Wagen antraf, der in einem tiefen Gleiſe ſteckte, ſo half ſie ſchieben und heben, auf die Gefahr, ſich vom Kopfe bis zum Fuße zu beſudeln, ſich die Hände zu ſchinden oder den Arm zu quetſchen. Hatte ein junger Hirt in dem unermeßlichen Wald von Vincennes etwa ein Lamm verloren, ſo durchſtrich ſie den Wald, den ſie beſſer kannte als irgend Jemand, und ruhte nicht

eher, bis sie das Verlorne gefunden hatte. Kurz, sie war eine unbegreifliche Mischung von Sanftmuth und Rohheit, von Geduld und Lebhaftigkeit. Ihre Sprache, ihre Manieren stießen zurück, ihre Güte, ihre Offenheit und Dienstfertigkeit gewannen alle Herzen. Sie war schön, obgleich von der Sonne gebräunt, und besonders nahmen ihre Züge ein, weil ihr Herz in ihnen sich abdrückte. Ein schlanker, majestätischer Wuchs zeichnete sie aus. Durch Uebung hatte sie ihre Kräfte so vermehrt, daß sie kaum der Kindheit entwachsen, schon völlig ausgebildet schien. Francastel gab sich vergebens alle Mühe, den seltsamen Charakter zu bezähmen, der sich mit ihrem Geschlechte so wenig vertrug.

Er brachte sie in die besten Erziehungs-Institute von Paris, aber sie kletterte über die Gartenmauer und lief nach Vincennes zurück. Er gab ihr eine ehrwürdige Gouvernante, aber Cornelie machte sich lustig über sie, und wußte sich beständig deren Wachsamkeit zu entziehen. Ließ man einen Bedienten ihr von weitem folgen, so machte sie sich den Spaß, ihn im Walde irre zu führen, bis er athemlos nicht weiter konnte, und sie aus den Augen verlor.

Jagen, graben, laufen, springen, reiten, und überall sich einfinden, wo die Armuth ihrer bedurfte, das waren die täglichen Beschäftigungen des Dragoners von Vincennes — Nähen, stricken, tanzen, musiciren, und besonders der mindeste Anschein von Studiren, waren ihr eine

unerträgliche Qual, und so befand sie sich, beim Eintritt in ihr fünfzehntes Jahr, noch völlig unwissend, ja sie konnte nicht einmal lesen. Francastel, von der Fruchtlosigkeit aller seiner Bemühungen und väterlichen Warnungen überzeugt, beschloß, ihre Aenderung nun von der Zeit und ihrer eigenen Ueberlegung zu erwarten. Er stellte sich, als wolle er sie ganz sich selbst überlassen, und als lache er herzlich mit über ihre wilden Streiche. Der Zufall, der oft mehr bewirkt, als die am besten berechneten Entwürfe, kam ihm zu Hilfe, und verschaffte ihm Gelegenheit, die Soldatensitten seiner Tochter mit Vortheil zu bekämpfen.

Das Schloß von Vincennes war seit mehreren Monaten wieder ein Staatsgefängniß geworden. Eines Abends, als Cornelie von der Jagd zurückkam, und in ihrer Waidtasche Hasen, Wachteln und Rebhühner trug, wurde sie, am Fuße des großen Thurmes, an dem sie vorüber ging, ein Körbchen gewahr, welches zwischen den eisernen Stäben eines Fensters, längst der Mauer an einem Bande herab gelassen wurde, das aus vielen kleinen zusammen geknüpften Streifen von Leinwand bestand. Sie stutzt, wartet bis sie das Körbchen erreichen kann, schaut hinein, und findet ein Billet, dessen sie sich begierig bemächtigt.

»Vermuthlich,« sagte sie, »erwartet man irgend einen Dienst, oder man wünscht Jemanden irgend eine wichtige Nachricht mitzutheilen. — Sapperment! wer doch lesen

könnte! — pfui, schäme dich! du bist so alt, die Tochter eines Ingenieur-Hauptmanns, und kannst noch nicht einmal lesen. Wer weiß, ob der unglückliche Gefangene, der meines Beistandes bedarf, nicht gerade nur diese einzige Minute sein nennen darf? — Sapperment! warum kann ich nicht lesen!" — Gar zu gern hätte sie Hilfe geleistet. Aber so viel begriff sie wohl, daß es gefährlich sein würde, den ersten besten zum Vertrauten ihres Abenteuers zu machen, und sie beschloß, Niemanden als ihren Vater das Billet lesen zu lassen. Hastig lief sie zu ihm, erzählte was ihr begegnet, und lieferte das Billet ihm aus. Es enthielt blos die Zeilen:

»Darf ein alter General hoffen, daß Sie den Muth haben werden, ihm einen Dienst zu erzeigen?" — »Sapperment ja! ich werde den Muth haben!" rief Cornelie dazwischen. »Antworten Sie mir, ich bitte flehentlich, am Rande dieses Billets, und, zum Signal, zupfen Sie leise an dem Körbchen, das Ihre Antwort mir bringen wird." »Vater, schreib flugs in meinem Namen: Sie können auf mich zählen." »Halt! halt, meine Tochter! einen Augenblick Ueberlegung. Unglücklichen beistehen, ist ohne Zweifel eine heilige Pflicht; aber mit einem Staatsgefangenen sich einlassen, ohne zu wissen, wer er ist, was er vorhat, was er begehrt —"

»Ei was kümmert's mich? er bedarf meiner, es ist die Rede von einem wichtigen Dienste, wer kann da wider-

ſtehen? Denke dir, Vater, du wäreſt an der Stelle dieſes Generals, wie ſchmerzlich würde eine abſchlägige Antwort dich kränken. Verhindere mich nicht, Gutes zu thun. Antworte geſchwind, ich bitte dich. Verdammt! daß ich auch weder leſen noch ſchreiben kann!»

Francaſtel, durch die großmüthige Hitze ſeiner Tochter verleitet, und über einem Entwurfe brütend, deſſen Ausführung den ſtärkſten Eindruck auf ſie machen ſollte, ſchrieb die von ihr begehrten Worte an den Rand des Billets, und Cornelie lief ſich außer Athem zu dem Thurme, zupfte an dem Körbchen, nachdem ſie das Billet hinein gelegt, ſah es aufſteigen, und wenige Augenblicke nachher wieder herunter kommen. Diesmal lag ein Packet unter fliegendem Petſchaft darin, welches Cornelie abermals ihrem Vater brachte. Von außen ſtanden die Worte darauf: Leſen Sie es, und der Himmel vergelte Ihnen! Francaſtel öffnete das Packet. Es enthielt ein Miniatur-Portrait eines ehrwürdigen Greiſes in Generals-Uniform und einen Brief, der alſo lautete:

»Meine geliebte Tochter! Einer unſerer Gefangenen hat ſo eben dieſes Portrait vollendet, welches ich bei unſerer erſten Zuſammenkunft dir zuſtellen wollte. Da aber deine Krankheit mich ſo lange des Glückes dich zu ſehen beraubt, ſo habe ich verſuchen wollen, es dir zu deinem Geburtstag zu überſenden. Möchte meine Hoffnung mich nicht täuſchen!

Das Mittel, deſſen ich mich bediene, iſt ein halbes Wunder. So ſcharf dieſe Feſtung auch bewacht wird, ſo wird ſie doch bisweilen von Schutzengeln der Unglücklichen umſchwebt, und Einer dieſer Engel will bei dir mein Dolmetſcher ſein. Segne ihn wie ich ihn ſegne. Küſſe deinen alten Vater in dieſem Bilde. Höre nicht auf, ihn zu lieben. Faſſe Muth, und glaube, daß unter einem gerechten Monarchen die Unſchuld früh oder ſpät über die Verleumdung triumphirt. Der General S**.» Nachſchrift: »Ich habe keine Bücher, keine Blumen, keine Früchte mehr.» Die Adreſſe war: an die Gräfin von **, in der Straße St. Dominique, Nr. 14.

»Ich ſchwinge mich ſogleich zu Pferde und ſprenge hin,» rief Cornelie. »Sachte, ſachte, meine Tochter! bedenke, daß eine einzige Uebereilung deinen Schützling und uns obendrein in's Verderben ſtürzen kann. Ich kenne deine Unbeſonnenheit. Zu dieſer Gräfin, deren Namen wir noch nicht einmal wiſſen, muß man mit Vorſicht zu gelangen ſuchen; man muß ihr Zartgefühl ſchonen. Nur ich übernehme dieſe Botſchaft.» »Daran erkenne ich dich,» erwiederte Cornelie und bedeckte ihn mit Küſſen. »Geh, geh, mein guter Vater, bringe der Tochter meines lieben Gefangenen Frieden und Geſundheit; ich will ihn indeſſen mit Allem verſorgen, was er bedarf.»

Francaſtel begab ſich auf den Weg nach Paris, und Cornelie lief in den Garten, pflückte die ſchönſten Blu-

men und Früchte, that mehrere Bücher aus ihres Vaters Bibliothek hinzu, lief zum Thurme, und ließ das Körbchen, mit ihren Gaben belastet, mehr als Einmal hinauf steigen. Aber da die Unwissenheit des Dragoners von Vincennes der Güte seines Herzens gleich kam, so fand der arme Gefangene zu seiner Unterhaltung keine anderen Bücher, als eine Abhandlung von der Wapenkunde und ein paar alte Kalender. Cornelie hatte die ersten Bücher ergriffen, die ihr in die Hände fielen.

Der General erstaunte. Er glaubte Anfangs, man wolle seiner spotten, und fing an zu fürchten, er habe sein Vertrauen übel an den Mann gebracht. Wenn er aber wieder die schönen Früchte und Blumen betrachtete, so konnte er doch nicht zweifeln, daß man es gut mit ihm meine. Cornelie war überzeugt, ihre Sachen vortrefflich gemacht zu haben, und trollte sehr zufrieden nach Hause. Francastel kehrte zurück und theilte mit seiner Tochter die rührende Freude, welche er eingeflößt und mit empfunden, die Segnungen, mit welchen er überschüttet worden. Er brachte dem alten General einen Brief, den Cornelie am andern Abend zur gewohnten Stunde bestellen, und mit einem neuen Geschenk von Blumen und Früchten begleiten wollte. Francastel hatte während seiner Abwesenheit den Entwurf in's Reine gebracht, wie er Cornelien das, wodurch ihr Geschlecht so sehr geziert wird, Sanftmuth und geziemendes Betragen, einflößen

wollte. Als ein alter verdienter Offizier gehörte er zu dem gesellschaftlichen Zirkel des Gouverneurs von Vincennes. Er nahm die Zeit wahr, wo Cornelie zu dem Thurme ging, um den Gouverneur zu bitten, daß er seine väterlichen Absichten unterstützen wolle. Welcher Anstrengungen, welcher Opfer wäre ein Vaterherz unfähig! Cornelie hatte indessen ihren Auftrag ausgerichtet und kehrte lustig heim. Unter dem Arme trug sie fünf bis sechs Bücher, die der Gefangene mit folgendem Billet herab gelassen hatte: »Ich gebe Ihnen Ihre Bücher zurück. Ich bin schon zu alt, um die Wapenkunde noch zu studiren, und in alten Kalendern finde ich nur die glücklichen Tage, die mir entflohen sind.« Francastel, nachdem er das Billet gelesen, warf einen Blick auf die Bücher, lachte aus vollem Halse, und erklärte Cornelien ihren Mißgriff. »Wie!« sagte sie, erröthend vor Aerger und Scham, »ich habe dem ehrwürdigen Greise alte Kalender geschickt? er muß geglaubt haben, ich wolle seiner im Unglück spotten! Sapperment! warum kann ich denn nicht lesen!«

»Ich bin nicht Schuld daran,« antwortete Francastel sehr ernst, »ich habe Alles gethan, was Geduld und väterliche Zärtlichkeit nur einflößen können, um dich der schimpflichen Unwissenheit zu entreißen.«

»Sei nicht böse, Väterchen,« erwiederte Cornelie, »man weiß wohl, daß du dir nichts vorzuwerfen hast. Es

iſt peinlich für dich und empörend für Jedermann; ich fange an das einzuſehen. Ach! wenn ich die verlorne Zeit wieder einbringen könnte! wenn mein Köpfchen nur Einmal unter der Herrſchaft meines Herzens ſtünde.» Sie ſprach dieſe Worte mit ſo vieler Wärme und Treuherzigkeit, daß ihr Vater die günſtigſten Vorbedeutungen daraus zog. Am andern Morgen beim Frühſtück knüpfte er das Geſpräch wieder an, und ſchilderte die Vortheile einer guten Erziehung, die Eigenſchaften, die ein Frauenzimmer liebenswürdig machen, als plötzlich der Gouverneur mit finſterer geheimnißvoller Miene herein trat, und insgeheim mit Vater und Tochter zu ſprechen begehrte. Man verſchloß die Thüren, und nun erklärte der Gouverneur, es thue ihm leid, ihnen die Befehle mittheilen zu müſſen, die er ſo eben empfangen habe. Er zog ein Papier aus der Taſche, welches er Francaſtel überreichte, der den Erſchrockenen ſpielte und Folgendes las: »Da wir in Erfahrung gebracht haben, daß der Hauptmann Francaſtel, zuwider dem Verbot mit den Staatsgefangenen von Vincennes die geringſte Gemeinſchaft zu haben, geheime Briefe nach Paris beſtellt, und die Antworten abliefert, letzteres durch Demoiſelle Cornelie Francaſtel, ſeine Tochter, die noch geſtern Abend am Fuße des großen Thurmes geſehen worden, wie ſie mehrere Effekten in einem Korbe hinauf ziehen laſſen; ſo befehlen wir dem Gouverneur von Vincennes, ſich dieſer beiden Perſonen zu bemächtigen, ſie in die Feſtung zu ſperren und verbor-

gen zu halten, bis zu strenger Untersuchung. Der Kriegsminister.»

»Ist es denn ein Verbrechen,» rief Cornelie mit funkelnden Augen, »einem ehrwürdigen Greise beizustehen? ein Schlachtopfer der Verleumdung in Schutz zu nehmen? — Uebrigens bin ich allein die Strafbare, und mein Vater kann nicht entgelten, was nur ich gethan habe, und jeden Augenblick wieder thun würde.» »Wozu würde es dienen, wenn wir läugnen wollten, daß ich dein Mitschuldiger bin?» sagte Francastel mit verstellter Resignation. »Dem wachsamen Auge der Regierung entgeht nichts. Es ist nur zu wahr, daß ich Brief und Portrait selbst nach Paris gebracht. Ich habe gefehlt, und werde meine Strafe mit dem Muthe eines alten Soldaten zu tragen wissen. Herr Gouverneur, ich bin bereit, Ihnen zu folgen.» »Du, mein Vater, in's Gefängniß? ich sollte das leiden? — Sapperment! wenn ich einen Säbel erwische —» »Keine Widersetzlichkeit, Mademoiselle,» unterbrach sie der Gouverneur, »oder Sie würden mich nöthigen, Gewalt zu brauchen, und ein Aufsehen zu erregen, welches zu vermeiden ich Ihnen so eben einen Vorschlag thun wollte.»

»Welchen?» fragte Francastel. »Es wird Ihnen leicht werden, eine Reise vorzuwenden, als hätten Sie Befehl erhalten, einige Festungen zu untersuchen; Sie

nehmen Ihre Tochter mit, Sie reisen wirklich vor den Augen von ganz Vincennes ab; in Paris machen Sie Halt, und diese Nacht, punkt eilf Uhr, kommen Sie auf's Schloß, wo ich Sie beide erwarte. Ich vertraue Ihrer Rechtlichkeit, und Sie sind bis dahin mein Gefangener auf Ihr Ehrenwort."

Francastel reichte ihm die Hand, versprach pünktlich Wort zu halten, und dankte ihm für den Antheil, den er in dieser Lage ihm bezeige.

»Also punkt eilf Uhr," wiederholte der Gouverneur, indem er ging, »ich werde selbst bei der ersten Schildwache sein, und Sie, ohne daß Jemand erfährt, wer Sie sind, nach dem Ihnen bestimmten Zimmer führen." Als Cornelie mit ihrem Vater allein war, überließ sie sich der Verzweiflung. »Ich bin es," schluchzte sie, »die zum Lohne für alle deine Liebe und Zärtlichkeit dich um deine Freiheit bringt! vielleicht gar dein Leben verkürzt! Ich habe mich vor dem verdammten Gouverneur des Weinens enthalten, um ihm zu zeigen, daß ich auch Kraft und Muth habe, wie mein Vater; aber jetzt muß ich weinen — Reue und Wuth pressen mir diese Thränen aus! O mein Vater! ich leide unaussprechlich!" »Man muß sich d'rein ergeben," antwortete Francastel, »ich hatte freilich nicht erwartet, in meinem zweiundsechzigsten Jahre, nach so langen treuen Diensten, als ein Verbrecher — doch weg mit diesen martern-

den Vorstellungen! laß uns an unsere Abreise denken.» Cornelie, in Thränen gebadet, raffte in der Eile Alles zusammen, was sie nöthig hatte. Ihr Vater packte seinen Koffer, bestellte Postpferde, sagte seinen Leuten und den Nachbarn, daß er mehrere Festungen besuchen müsse, und fand sich zur bestimmten Stunde mit Cornelien im Schlosse ein. Sie brachte die erste Nacht ihrer Gefangenschaft in der schrecklichsten Bewegung zu, sich unaufhörlich das Unglück ihres Vaters vorwerfend, und den Entschluß fassend, ihn keinen Augenblick zu verlassen. Am andern Morgen begann ihr Vater sie zu trösten, zu ermuntern, und als sie schwur, sie werde sich nimmer darüber trösten, ihren geliebten Vater der Freiheit beraubt zu haben, sagte er: »Es wird nur von dir abhängen, meine Tochter, mich reich dafür zu entschädigen und zu machen, daß ich meine Gefangenschaft segne. Nimm Unterricht von mir; laß uns die Zeit, die wir hier verweilen müssen, auf die Bildung deines Geistes verwenden, und ich verspreche dir, daß wir hinter diesen dicken Mauern Freuden finden werden, die du nicht ahnest.» »Du kommst meinen Wünschen zuvor!» rief Cornelie, ihn umarmend, »von heute an bin ich deine gehorsame Schülerin. Ich will Alles thun, um mich des Namens deiner Tochter würdig zu machen, und dir die Gefangenschaft zu versüßen.» Sie hielt Wort. Die Sapperment! die alle Teufel! und was dergleichen mehr ihr sonst alle Augenblicke entfuhr, besudelten ihre Rosenlippen nicht mehr. Ihre Mannstracht, selbst ihr

Amazonenkleid, machten einer weiblichen, anständigen Kleidung Platz. In weniger als drei Monaten lernte sie lesen und schreiben. Dann fing sie an, Geschichte, Sprache, Mythologie zu studiren, machte reißende Fortschritte, fand täglich höhern Genuß in den erworbenen, so lang entbehrten Kenntnissen. Nach und nach wurde ihr Anstand edel und bescheiden, ihre Manieren grazienhaft, ihre Stimme sanft und einschmeichelnd. Kurz, in sechs Monaten war sie völlig verwandelt, und gleichsam zum zweiten Male erschaffen.

Jetzt erklärte der Gouverneur, er habe Befehl erhalten, ihre Gefangenschaft so viel als möglich zu erleichtern. Sie durften im Schloßgarten spaziren gehen, und wurden auch zu seinen Gesellschaften eingeladen, wo Cornelie unvermerkt den Ton der großen Welt lernte und sich zu eigen machte.

Sehr schmeichelhaft war es ihr, daß, auf ihr inständiges Bitten, ihr vergönnt wurde, den ehrwürdigen Gefangenen zu besuchen, für den sie so viel unternommen. Dieser, überzeugt, er sei die Ursache von dem Verluste ihrer Freiheit, konnte keine Worte finden, um ihr seinen Kummer darüber und seine Dankbarkeit auszudrücken. Es war ihm unbegreiflich, wie man, wegen Bestellung eines so unbedeutenden Briefes, ein junges Mädchen so hart habe strafen, sogar ihren Vater darein habe verwickeln können.

Der Gouverneur schwieg bei solchen Klagen, und verbiß ein Lächeln. Er erlaubte, daß der General, Francastel und seine Tochter täglich beisammen sein durften, wobei Cornelie unendlich gewann; denn jener liebenswürdige, sehr unterrichtete Greis vervollkommte ihre Kenntnisse immer mehr und mehr, und pflegte sie nur sein liebes Schlachtopfer zu nennen. Einige Monate später wurde, wie er vorausgesagt, seine Unschuld anerkannt, und der Gouverneur trat freudig in sein Zimmer, um ihm seine Freiheit anzukündigen. »Meine erste Sorge wird sein,« sagte der General zu Francastel und Cornelie, »auch Ihre Freiheit zu erlangen.«

»Man ist Ihren Wünschen zuvorgekommen,« antwortete der Gouverneur, »denn ich habe Befehl erhalten, auch den Herrn Hauptmann nebst seiner Tochter auf freien Fuß zu stellen.« »Mein Vater ist frei!« rief Cornelie entzückt. »Er ist es immer gewesen,« sagte der Gouverneur, »nur seine Zärtlichkeit für Sie hat ihn zu meinem Gefangenen gemacht.« Nun klärte sich Alles auf, Cornelie erfuhr das große Opfer, welches die Vaterliebe ihr gebracht. Sie sank zu ihres Vaters Füßen, sie hatte keine Worte, sie stammelte, sie schluchzte — Francastel drückte sie an sein Herz, und schwur, dies Jahr der Gefangenschaft sei das schönste seines Lebens gewesen. Der General, von dieser Scene tief gerührt, mischte seine Liebkosungen in die des Vaters, widmete dem edlen Manne seine ganze Freund-

ſchaft, und bat um ſeiner, jetzt ſo liebenswürdigen Tochter Hand für ſeinen einzigen Sohn, einen hoffnungsvollen jungen Offizier. Cornelie fuhr fort, ihren Geiſt auszubilden und alle weibliche Tugenden ſich anzueignen. Man rühmte ſie als ein Muſter der Sanftmuth und weiblichen Grazie, und der glückliche Vater ſagte oft, wenn er ſeinen freudetrunkenen Blick auf die verwandelte Tochter heftete: »wer ſollte es glauben, daß ſie einſt der Dragoner von Vincennes war!«

Der Dorf-Kirchhof.

Vandermont, einer der angeſehenſten Richter in den Gerichtshöfen von Paris, verband mit dem Rufe eines wackern Rechtsgelehrten auch den ſeiner literariſchen Verdienſte. Unter allen Gaben, mit denen das Glück ihn überhäufte, war ihm die ſchönſte und theuerſte ſeine Tochter Nina, die Frucht einer glücklichen Ehe. Sie war das lebende Bild ihrer Mutter, beſaß einen ruhigen Charakter, und beſonders jene reizende Höflichkeit und Abgeſchliffenheit, durch welche Vandermont ſich auszeichnete. Durch eine treffliche Erziehung waren ihre natürlichen Eigenſchaften noch zarter ausgebildet worden, und, wer ſie nur ein einziges Mal ſah, fand die Zärtlichkeit ſehr natürlich, die ihr Vater für ſie hegte. Nina hatte einen Theil des Frühlings mit ihrer Mutter in Dijon zugebracht, bei einem Oheim Vandermont's, einem vielgeachteten Gelehrten, bei dem ſich täglich die aufgeklärteſten Männer verſammelten, eine Geſellſchaft, die freilich nicht aus lauter Philoſophen, ſondern mitunter auch aus Sophiſten beſtand, und in der häufig über die Unſterblichkeit der Seele diſputirt wurde. Dieſe Unterhaltungen machten einen verderblichen Eindruck auf Nina, und ſie vermehrte ihn ſelber durch das Leſen von gewiſſen Büchern, die ſie ohne Auswahl aus der Bibliothek ihres Großoheims nahm. Nach ihrer Zurückkunft nach Paris glaubte Vandermont zu bemerken, daß ſie die Philoſophin, und, was noch ſchlim-

mer war, den Freigeist spiele. Er verstellte sich eine Zeitlang, um sich erst davon zu vergewissern.

Einst, auf einem Spazirgange in der Gegend von Paris, lenkte er das Gespräch auf die Nothwendigkeit, in dieser Welt so zu leben, daß man das Glück in der andern wieder finde. Nina gestand frei heraus, sie glaube, daß Alles mit uns untergehe, daß von dem Meisterwerke des Schöpfers nichts übrig bleibe, und daß es folglich eine Thorheit sei, so manchem Genusse in dieser Welt zu entsagen, Strafen in jener Welt zu fürchten, oder Belohnungen zu hoffen. Vandermont, seinen Kummer verbergend, fing damit an, ihr unzählige, aus der Natur geschöpfte, von der Geschichte bestätigte, und von den aufgeklärtesten Männern aller Jahrhunderte überlieferte Beweise herzuzählen. Dann machte er sie aufmerksam auf den Umsturz der ganzen gesellschaftlichen Ordnung, den ein solches Sistem bewirken würde, und, ohne einmal von der Moral und Religion Waffen zu leihen, begnügte er sich damit, ihr die Zuversicht des Unschuldigen zu schildern, den Ungerechtigkeit tödtet, die Geduld und Ergebung des Unglücklichen, welcher leidet, die tröstende Hoffnung, was uns auf Erden am theuersten war, dort wieder zu finden; die Versicherung, in einem andern Leben noch des ehrenvollen Andenkens zu genießen, welches wir hinter uns gelassen, eine Hoffnung, die der süßeste Lohn der Tugend ist.

»Glaubst du, Nina,« fügte er hinzu, »daß, wenn du einst von mir sagen kannst: mein Vater war ein unbestechlicher Richter: weder das Gold des Reichen, noch die Drohungen des Mächtigen, konnten ihn erschüttern; ich bin stolz darauf, seine Tochter zu sein — glaubst du, diese Worte würden nicht bis in meine Gruft hinab schallen? nicht meinem Geiste himmlische Zufriedenheit gewähren? Wahrlich! Alles stirbt nicht mit uns!« Während dieses Gespräches gelangten sie an einen Dorf-Kirchhof, der beim ersten Anblick zeigte, daß eine besondere Sorgfalt auf ihn verwendet wurde. Die Mauern waren neu geweißt; über denselben erhoben sich Cypressen und Thränenweiden; über der Pforte sah man ein Basrelief in weißem Marmor, die unerbittliche Zeit, wie sie mit ihrer Sense ohne Unterschied das bescheidene Veilchen wie die stolze Ceder abmäht, mit der Unterschrift: Nichts entrinnt ihr. Ein schwarzes Stacket verschloß diese Pforte, und hinter demselben noch eine undurchbrochene Thür, um gleichsam jedes profane Auge zu hindern, die Ruhe der Todten zu stören, und den Eingang blos solchen zu verstatten, welche deren Asche verehren. Rings umher waren Pappeln gepflanzt, die, sanft sich wiegend, die Wohnungen des ewigen Friedens beschatteten. Kurz, alle die Umgebungen dieser letzten Freistatt des Menschen erregten das Verlangen, auch das Innere zu sehen. Erstaunt, in einem Dorfe einen so schönen Kirchhof zu finden, während die Begräbnißplätze der Hauptstadt so sehr vernachlässigt

werden, erkundigten sich die Lustwandelnden, wem die Menschheit diesen letzten Beweis der Achtung verdanke? — Man erzählte ihnen, der Kirchhof sei, wie so viele andere, lange Zeit dem öffentlichen Muthwillen Preis gegeben worden, und erst seit dem Tode der schönen Stella, der Tochter des Herrn von Claris, der hier Gutsbesitzer sei, habe er seine jetzige Form erhalten. Seitdem dieser zärtliche Vater die einzige Hoffnung seines Alters verloren hatte, wich er nicht von dem Grabe dieses Engels an Sanftmuth und Güte. In sechs Jahren hatte er sich noch keinen Tag davon getrennt. Jeden Morgen, nach der einzigen Mahlzeit, die er den ganzen Tag über zu sich nahm, wankte er zu der Gruft, die sein Liebstes verschloß, schmückte sie mit Blumen und Sträuchern, setzte passende Inschriften auf alle neuen Gräber, und kehrte erst nach Sonnenuntergang in das Schloß zurück, eine Blume mitbringend, die auf dem Grabe der Tochter gepflückt, und, wie es schien, glücklich, seinen Tag bei ihr zugebracht zu haben. Diese Erzählung, die Nina's Erstaunen und Vandermont's Bewunderung erregte, mehrte nur noch ihr Verlangen, das Denkmahl der trauernden Vaterliebe kennen zu lernen. Sie ließen Herrn von Claris um Erlaubniß für zwei Fremde bitten, diese Wohnung des Friedens, deren Aeußeres sie angezogen, auch von innen zu betrachten. Sogleich öffnete sich die Pforte. Ein alter, schwarz gekleideter Bedienter erschien hinter dem Stacket, und bat sich den Namen des Fremden aus. Er nannte sich, und

wurde in das Elysium eingeführt, dessen Anbau, dessen Sinnbilder zeigten, wie erfinderisch der Schmerz ist, und was die Erinnerung an ein geliebtes Wesen über eine gefühlvolle Seele vermag.

Was Natur und Kunst an seltenen Pflanzen, Blumen und Sträuchern hervorbringen konnte, fand sich hier vereinigt. Die Mauern waren mit Immergrün überzogen; eine Quelle rieselte aus Rosengebüschen hervor, und bildete einen klaren Bach, der sich schlängelnd, bald verschwand, bald durch seinen Silberschimmer das Auge auf's neue ergetzte. Beim ersten Anblick mußte man dies Ruhethal für einen prächtigen Garten halten, weit entfernt zu glauben, daß dieser bunte Blumenteppich Verwesung, Jammer und Thränen verhülle. Mitten auf dem Kirchhofe erhob sich eine niedliche Einsiedelei, deren Inneres zu einer Kapelle eingerichtet war, wo Jedermann sein Gebet verrichten konnte. Herr von Claris trat hervor, und redete die Fremdlinge mit dem rührendsten Ausdruck an: »Sie wünschen meinen geliebten Schatten zu besuchen; sein Sie willkommen!«

»Es ist ein glücklicher Vater,« antwortete Vandermont, »der es nur zitternd wagt, sich mit seiner Tochter Ihnen darzustellen.«

»Auch ich war einst glücklich!« seufzte Claris mit bewegter Stimme, »in meiner geliebten Stella hatte die

Natur Alles vereinigt, was einen Vater entzücken kann. Jetzt — hier sehen Sie, was mir von ihr übrig geblieben.«

Er deutete auf ein Grabmahl von blauem Marmor, an dessen Vorderseite ein goldener Stern schimmerte. Es war im antiken Geschmacke erbaut; hochstämmige weiße Rosenbüsche umgaben es, und bildeten ein Gewölbe von Rosen über demselben, an dem man die Worte las:

Hic
Una ex nobis
cecidit.

(Hier ist eine von uns abgefallen.)

Dem goldenen Stern gegenüber stand eine Rasenbank unter einer Geisblattlaube, neben der eine Quelle die Blumen erfrischte. »Auf dieser Bank,« sagte Claris, »ruhe ich aus, wenn ich in meinen elysäischen Feldern mich müde gearbeitet habe. Hier betracht' ich den Stern, glaube meine Stella gen Himmel schweben zu sehen, um dort durch ihre Tugenden zu glänzen. Vögel, die in diesen Büschen nisten, rufen ihre melodische Stimme mir in's Geständniß. Oft strecke ich meine Arme aus und glaube sie zu umfassen! — Doch, warum Sie länger von meinem Schmerz unterhalten? — Kommen Sie, wandeln Sie mit mir zwischen den Denkmählern umher, welche diese Ruhestätte in sich faßt.«

»Vergönnen Sie,« antwortete Vandermont, »daß wir das Heiligthum der Vaterliebe nicht verlassen, ohne Stella's Schatten zu huldigen.« Bei diesen Worten brach er einen Cypressenzweig, den er auf das Grabmahl legte, und die gerührte Nina fügte einen Strauß von weißen Rosen hinzu.

Claris führte sie jetzt zu einem Platze, auf dem üppiges Getreide in der Blüte stand, in dessen Mitte ein Hügel sich erhob, der mit allen Attributen des Ackerbaues bedeckt war. Am Gestelle eines Pfluges, der über diese ländliche Trophäe hervorragte, las man die von Kornähren gebildeten Worte:

Er machte mit eigenen Händen zweihundert Acker Landes urbar.

»Hier,« sagte Claris, »ruht einer meiner Pächter. Er trocknete einen Morast aus, baute ihn an, und verdoppelte den Werth seiner Pachtung. Ich habe seinem Andenken ein öffentliches Denkmahl meines Dankes errichten wollen. Jährlich um die Erntezeit komme ich hieher an der Spitze seiner zahlreichen Familie, um die erste Garbe auf seinem Grabe niederzulegen, die auf jenem, durch seinen Fleiß befruchteten Boden geschnitten worden.

Sie gingen weiter zu einem andern mit Rasen bedeckten Grab, auf dem zwei Lorbeerbäume ihre Zweige in einan-

der ſchlangen. »Hier ruhen Zwillingsbrüder, in dieſem Dorfe von armen Eltern geboren. Sie dienten unter Einem Regimente, liebten ſich zärtlich, und hatten von ihrem Chef die Vergünſtigung erhalten, ſich nie zu trennen. In den letzten Kriegen in Deutſchland thaten ſie Wunder der Tapferkeit. Einſt wagte der Aeltere ſich zu weit und wurde plötzlich von zwölf Uhlanen umringt, deren vier er niederſtreckte, doch endlich der Menge unterliegen mußte, wenn nicht ſein Bruder herbeiſtürzte, und, gleich ihm mit Löwenmuth fechtend, den Sieg und eine Fahne davon trug. Allein beide kehrten mit Wunden bedeckt in das Lager zurück, wo ſie in demſelben Bette, und faſt in demſelben Augenblicke, Einer in des Andern Arme, den Heldengeiſt aufgaben. Ihr Oberſt erlaubte mir, ihre ehrwürdigen Ueberreſte hieher bringen zu laſſen, um allen Jünglingen dieſer Gegend das Beiſpiel des Heldenmuthes und der Bruderliebe darzuſtellen. Dieſe beiden verſchlungenen Lorbeerbäume ſind ein Sinnbild ihres Lebens. Ich ſelbſt habe die Worte, die Sie hier leſen, hinzu gefügt:

Vereint wurden wir geboren, vereint ſtarben wir.«

»Weſſen iſt die beſcheidene Gruft,« fragte Nina, »hier unter der Thränenweide, mit einem friſchen Blumenſtrauß geſchmückt?«

»Es iſt die Ruheſtätte einer trefflichen Frau, die vormals dieſes Dorf bewohnte. Sie war das liebenswürdigſte

Weſen. Da ihr das Schickſal das Glück, Mutter zu werden, verſagt hatte, ſo rächte ſie ſich dafür, indem ſie ihr ganzes Leben hindurch als ein freundlicher Schutzengel der Jugend erſchien. Noch im hohen Alter miſchte ſie ſich gern in deren Spiele, und theilte ihre Fröhlichkeit. Sie lebte nur im Glücke Anderer, auch waren ihre letzten Tage von Sorgen und Krankheit frei. Lächelnd verließ ſie die Welt, und noch die letzten Worte auf ihren ſterbenden Lippen waren anmuthig. Sie ſah in einer geliebten Nichte, ihrer Pflegetochter, ſich wieder aufleben, und noch oft kommt dieſe hieher, um mit ihrer zweiten Mutter ſich zu unterhalten. Sie iſt es, welche dieſen Morgen den friſchen Blumenſtrauß auf das Grab gelegt hat. Ihr Gatte, ein wackerer Mann, hat die Grabſchrift verfaßt:

Nunquam mater,
At flentes liberos reliquit.

(Sie war nie Mutter,
Doch hat ſie weinende Kinder hinterlaſſen.)"

Nina legte ſtill einen Reſedazweig auf das Grab der Freundin der Jugend.

Hier ruht, ſo las Vandermont jetzt auf einem prächtigen Grabmahl von ſchwarzem Mamor: Hier ruht die hochwohlgeborne Frau, Frau Viktoria Meriadec, Gräfin von — das Uebrige war verlo-

schen, oder unter Nesseln und Brombeerstauden versteckt. »Welch ein auffallender Kontrast!« rief Nina, »hier überall Blumen, dort Nesseln und Dornen, die Zeichen der Vergessenheit.« »Wundern Sie sich nicht darüber, Mademoiselle,« antwortete Claris, »Sie sehen die schrecklichen Wirkungen des Andenkens, welches wir hinter uns lassen. Dieses Denkmahl des Stolzes und Egoismus birgt die Ueberreste der Gräfin Arles, eines hochmüthigen Weibes, der Geißel ihrer ganzen Familie. Sie besaß das schönste Landgut in der Gegend und ansehnliche Einkünfte; aber nie war sie dem Armen hilfreich, nie bewegte der Jammer eines leidenden Wesens ihr Herz von Stein. Ihre Kinder verbannte sie aus dem väterlichen Hause, sie schien des Mutternamens sich zu schämen. Wenn sie ihre Sucht zu glänzen befriedigt hatte, so verschloß sie lieber ihr Gold, statt Kindern, Freunden oder Armen damit zu helfen. Auch endete sie ihr Leben in Schmerz und Einsamkeit. Ich habe sie in ihrer letzten Stunde gesehen, wie ihre irren Blicke umher schweiften, und sie auf allen Gesichtern die Ungeduld las, sie den letzten Seufzer aushauchen zu sehen. Keine Thräne des Mitleids füllte das Auge der Umstehenden. Sie verschied in den Armen eines Bedienten, unter Verwünschungen alles dessen, was sie umgab, und noch sterbend von dem Gedanken gemartert, daß sie ihre Reichthümer zurück lassen müsse. Ihre Erben frohlockten. Dieses, in ihrem Testamente verordnete Grabmahl, befand sich schon vor dem Tode meiner Tochter hier. Aus Achtung für die

Todten hab' ich es respektirt, aber um des furchtbaren Kontrastes willen den Dornen und Nesseln freien Lauf gelassen. Wer in seinem Leben nichts liebte, verdient, daß er nach seinem Tode vergessen werde."

»Entfernen wir uns von dieser verlassenen Gruft," sagte Vandermont, »die Luft ist hier verpestet." — »Himmel!" rief Nina erschrocken, »fast hätte ich auf eine Schlange getreten, die unter diesen Dornen haust." — »Das sind die einzigen lebenden Wesen," bemerkte ihr Vater, »die solche Ueberreste besuchen." »Kommen Sie, Mademoiselle," sagte Claris, »erholen Sie sich von Ihrem Schrecken unter jenen Pappeln, wo der weiße Marmor schimmert. Dort fanden alle Tugenden ihre letzte Freistatt. Dort schlummert seit vorigem Sommer eine junge Dame, die mit ihrem siebenten Kinde unter dem Herzen starb. Sie war die Tochter eines angesehenen Mannes, allein gern verbarg sie ihre hohe Geburt unter der Hülle der anspruchlosesten Bescheidenheit. Sie war schön, allein die Kunst zu gefallen, suchte sie nur in den Eigenschaften des Geistes. Diesen hatte sie reich geschmückt, doch nie zeigte sie ihre Ueberlegenheit. Sah man sie zum ersten Male, so glaubte man die schüchterne Jugend zu sehen, die vor jedem Blicke erröthet. Sprach sie, so schien jedes ihrer Worte von einem unsichtbaren Genius dictirt. Minerva und Sappho erschienen im Gewande eines naiven Landmädchens." Nina näherte sich, und erblickte auf dem Grabe einige Bände

von Berquin und Frau von Sevigné. »Ich habe ſie dahin gelegt,« ſagte Claris, »damit ihre Kinder hier Zerſtreuung und Unterricht finden mögen.« Die höchſt einfache Grabſchrift enthält blos die beiden Worte:

Auf Morgen!

»Das iſt der Denkſpruch von ſechs Kindern,« ſagte Claris, »welche dieſes Muſter der Gattinnen und Mütter hinterlaſſen hat. Seitdem ihr trauernder Gatte ſie hier begrub, vergeht kein Tag, an dem die lieblichen Kinder nicht hier um die Gruft ſäßen. Sie ſchwatzen mit der Mutter, ſie fragen ſie um Rath, ſie glauben ihre Antworten zu hören, ſie glauben ihr Lob, ihren Tadel zu vernehmen, von ihr geliebkoſt zu werden. — Man muß es ſelbſt mit angeſehen haben, dies rührende Schauſpiel, um ſich klare Begriffe von der kindlichen Liebe, und beſonders von der Unſterblichkeit der Seele zu machen.«

Bei dieſen Worten heftete Vandermont einen ſanften Blick auf ſeine Tochter, der zu bitten ſchien: Erkenne deinen Irrthum. Nina erröthete und ſchlug die Augen nieder. In dieſem Augenblicke wurde an die Pforte geklopft, und gleich nachher hörte man die Stimmen mehrerer Kinder, die der alte Bediente herein ließ. »Da kommen ſie eben,« ſagte Claris, »folgen Sie mir in die Kapelle, dort verſteckt werden Sie Alles beobachten können.« Sie

verbargen ſich, und die ſechs verwaiſten Kinder betraten den Kirchhof, wie ſie ſonſt in ihrer Mutter Schlafzimmer traten. Die älteſte Tochter, Louiſe, führte zwei kleine Brüder, der älteſte Sohn, Hippolyt, ſeine jüngere Schweſter Anna. Eine Wärterin trug auf ihren Armen das Jüngſte, das kaum reden konnte. Alle knieten um das Grab, küßten den Marmor, und ſprachen Louiſen ein kurzes, herzliches Gebet nach. Dann pflückte Hippolyt ſechs Roſenknospen, und legte ſie auf das Grabmahl, ſprechend: Sieh, das ſchickt dir Papa. Drei andere Kinder ſtreuten Blumen, und Louiſe hatte das Kleinſte auf ihren Schooß genommen, und lehrte es die Worte ſtammeln: Mutter — ſegne — dein jüngſtes Kind. Proſper ſagte zwei Fabeln von Lafontaine her. Hippolyt behackte und ebnete den Boden um die Gruft, begoß die Blumen und Sträucher, die ſie umringten. Louiſe, nachdem ſie das kleinſte Kind eingeſchläfert, las einige Briefe der Sevigné, und ſagte ſeufzend: »So ſchrieb und dachte meine Mutter.« Als Hippolyt mit dem Begießen fertig war, ſetzte er ſich neben Louiſen, und ergetzte ſich an Berquin's Schriften. Der kleine Prosper, nachdem er ſeine Fabeln hergeſagt, ſtand lange unbeweglich, die Augen auf das Grab geheftet, und fing endlich an zu weinen. »Was fehlt dir?« — fragte Louiſe.

»Mama hat mir verſprochen, wenn ich meine Fabeln ganz ohne Anſtoß herſagte, ſo wolle ſie mich küſſen, aber

ſie thut es nicht.“ »Sie hat es mir aufgetragen,“ ſagte die Schweſter, und umarmte ihn. »Ja, ich küſſe dich wohl gern,“ meinte Proſper, »aber ich möchte doch lieber Mama wiederſehen.“

»Wenn kommt ſie denn?“ fragte Auguſt. »Sie bleibt recht lange in dem ſchönen weißen Hauſe,“ lallte Anna. »Weil ſie euch nicht hört,“ ſeufzte Hippolyt. »Nun,“ ſagte Auguſt zu den kleinen Schweſtern, »ſo laßt uns Alle drei zuſammen ſchreien, vielleicht hört ſie uns dann,“ und ſogleich ſchrien ſie Alle auf einmal: »Mutter! liebe Mutter! wir ſind es! wach auf! wir wollen dich liebkoſen! wir wollen artig ſein!“ »Stille! ſtille, Kinder!“ ſagte Louiſe ſehr bewegt, »Mama ſchläft, weckt ſie nicht.“ »Sie ſchläft auch immer, wenn wir kommen,“ meinte Anna. »Ei,“ nahm Auguſt das Wort, »ſo laßt uns in das weiße Haus hinabſteigen und ſie zurück holen!“

»Nein, Kinder!“ rief Louiſe, »ihr ſeid noch ſo jung, ihr dürft noch nicht hinabſteigen, wo Mama ſchlummert. Doch ich glaube, euer Geſchrei hat ſie wirklich erweckt. Sie redet — horcht!“ Alle ſchwiegen mit zurück gehaltenem Athem, und Louiſe ſprach, die Stimme ihrer Mutter nachahmend: »Wir werden uns wiederſehen! ja, liebe Kinder, wir werden uns wieder finden. Aber bis dahin verlangt mich nicht zu ſehen; begnügt euch, meine Stimme

durch den Mund eurer Schweſter zu vernehmen.“ Alle fielen auf ihre Knie und verſprachen Gehorſam mit andächtig gefalteten Händen. Proſper tröſtete ſich mit der Hoffnung, Mama werde wieder kommen, wenn er ſeinen ganzen Lafontaine auswendig wiſſe; Auguſt, wenn er den Berquin eben ſo geläufig leſen könne, als ſein Bruder Hippolyt; Anna, wenn ſie erſt Hemden für die Armen im Dorfe nähen könne. Auf Morgen! liebe Mutter! Auf Morgen! riefen alle Kinder. Auf Morgen! flüſterte auch Louiſe. »O Mutter! deine Stelle im Schooße deiner Familie vertreten, das überſteigt meine Kräfte! Umſchwebe du mich und leite meine Schritte, damit ich einſt deiner würdig ſei!“

Die verwaiſten Kinder gingen, ſchauten noch oft zurück, und wiederholten die Worte: auf Morgen! Auch Vandermont und ſeine Tochter verließen den ehrwürdigen Greis am Grabe ſeiner Tochter, gerührt ihm dankend für den ſchmerzlichen, aber ſüßen Genuß, den ſie hier gefunden. »Nun, Nina?“ ſagte der Vater, als ſie allein waren, »glaubſt du noch, daß Alles mit uns ſtirbt? daß von dem unſichtbaren Weſen, welches in uns denkt und handelt, welches der Ausfluß der Gottheit iſt, nichts, gar nichts übrig bleibt?“

Die tiefbewegte Nina erkannte ihren Irrthum, und welches innern Friedens, welcher ſüßen Hoffnungen ſie,

ohne ihres Vaters weiſe Lehren, ſich beraubt haben würde. »Die ziſchende Schlange,« ſagte ſie, »die aus den Neſſeln um das Grab der herzloſen Mutter hervorſchoß, und die Gebete der Kinder am Grabe der geliebten Mutter, werden mir nie aus dem Gedächtniß kommen. Ja, wahrlich! unſere Seele iſt unſterblich!« »Gott ſei Dank!« rief Vandermont, »für dieſe ſchnelle Rückkehr auf den beſſern, tröſtlichern Lebenspfad! Vergiß nie, meine Tochter, daß ein verſtändiges Frauenzimmer kein Siſtem annehmen, vor Sophiſten und gefährlichen Büchern ſich hüten muß. Und wenn ich einſt nicht mehr bin, ſo ſtreue auch du Blumen auf mein Grab; dann wird mein Geiſt dir zuflüſtern: es ſtirbt nicht Alles mit uns!«

Die Milchschwestern.

Herr von Beauregard, bei der französischen Gesandtschaft in Rußland angestellt, und Witwer seit mehreren Jahren, hatte die Erziehung seiner Tochter Leonore einer Verwandtin, der Frau Clermont, anvertraut. Diese besaß ein ansehnliches Landgut bei einem Dorfe, in welchem Leonore eine reiche Pächterin, der Beauregard vormals wichtige Dienste geleistet, zur Amme gehabt hatte. Susanne hieß die wackere Frau. Zugleich mit Leonoren hatte sie ihre eigene Tochter Susetten gestillt, ohne daß man jemals unterscheiden konnte, welches von beiden Kindern sie zärtlicher liebte. Sie war beiden Mutter, und mit ihrer Milch sogen die lieblichen Mädchen die zärtlichste Neigung gegen einander ein. In dem Alter von drei Jahren konnten sie sich schon nicht mehr von einander trennen. Immer fand man sie spielend und liebkosend beisammen in der Allee, die zu dem Schlosse führte. Alles Zuckerwerk, alle Näschereien theilte Leonore mit Susetten, die hinwiederum ihre Früchte, ihren Kuchen mit ihr theilte. Frau von Clermont sah in dieser wechselseitigen Anhänglichkeit den Keim eines guten Herzens, und beförderte die wachsende Freundschaft der Milchschwestern aus allen Kräften.

Sie währte ununterbrochen mehrere Jahre, und schon hatten beide ihren zwölften Sommer erreicht, als Beaure-

gard aus Rußland zurück kehrte, und in die Arme seiner Tochter eilte. Es sei nun Zeit, meinte er, ihre Erziehung zu vollenden; er werde sie mit nach Paris nehmen, und ihr die besten Lehrer halten, damit sie bald mit Anstand in der großen Welt auftreten könne.

Leonore, in der der Keim des väterlichen Stolzes und Ehrgeizes sich zu regen begann, hörte das mit Freuden, und verkündete ihrer guten Amme, ihrer geliebten Milchschwester, die baldige Trennung. Susette war außer sich: »Du gehst!« rief sie schluchzend, »wer wird mir künftig meinen Kuchen verzehren helfen? wer mit mir spielen? und, — was noch das Aergste ist, bei jedem Schritte werde ich deiner mich erinnern müssen. Hier war unser Spielplatz — dort haben wir mit einander lesen gelernt — dort das Nest von Turteltauben ausgenommen, die noch in deiner Kammer sind. Hörst du sie girren? sie lieben sich, wie wir uns liebten; sie sind glücklich, wie wir es waren. Man wird sie nicht trennen, sie bleiben beisammem — aber ich werde dich nicht wiedersehen! du gehst in das große Paris und wirst an deine arme Susette nicht mehr denken!«

Auch Leonore war gerührt. Sie umarmte Susetten mehrmal, versprach, sie oft zu besuchen, und stieg in den Wagen mit ihrem Vater und Frau von Clermont, die einige Zeit in Paris zubringen wollte. Leonore gewöhnte sich nur zu bald an das neue Leben, wurde kokett und egoi-

ſtiſch, putzte ſich gern, flatterte gern von einer Zerſtreuung zu der andern, und vergaß ihr Dörfchen. Ohne die öftern Erinnerungen der Frau von Clermont würde ſie ſogar die Namen Suſanne und Suſette vergeſſen haben. Nur Talente ſuchte ſie zu erwerben, durch welche ſie in der großen Welt ſchimmern könnte. Beauregard, der viele Anlagen zur Malerei bei ihr bemerkt hatte, gab ihr in dieſer Kunſt die größten Meiſter, und — wirklich machte ſie in Kurzem die außerordentlichſten Fortſchritte. Frau von Clermont, deren ſchwache Geſundheit ihr nicht verſtattete, das wüſte Pariſer Leben zu führen, erklärte, ſie werde auf's Land zurück kehren, ein Entſchluß, der Leonorens Vater um ſo ſchmerzlicher fiel, da dieſe würdige Frau bisher Mutterſtelle bei ſeiner Tochter vertreten, und da er eben jetzt genöthigt war, ſie beim Eintritt in ihr dreizehntes Jahr abermals zu verlaſſen, und ſie in eine Penſion zu thun.

Bei Frau von Clermont's Abreiſe bezeigte Leonore zwar einige Betrübniß, ſich von der Pflegerin ihrer Kindheit zu trennen, im Grunde aber fühlte ſie ein geheimes Vergnügen, eine ſtrenge Aufſeherin los zu werden, welche ihren Vater oft verhindert hatte, ihr dieſen oder jenen Putz zu kaufen, ſie zu dieſem oder jenem Feſte zu führen. Indeſſen konnte ſie doch beim Abſchied ſich der Thränen nicht enthalten, ſie ſchluchzte an dem Halſe der ehrwürdigen Frau, trug ihr tauſend Grüße an ihre Amme auf, und gab ihr für Suſetten ein geſticktes Halstuch mit, das ihr Vater

zu dieſem Zwecke ihr geſchenkt hatte. Kurze Zeit darauf wurde ſie in eines der beſten und berühmteſten Inſtitute für weibliche Erziehung gebracht, und bei ihrem Hange zu Stolz und Prunk, der täglich zunahm, ſchloß ſie ſich bald an alle diejenigen ihrer Geſpielinnen an, die, von blinden Eltern verzärtelt, das meiſte Geld verſchwendeten, und allen Launen der Mode huldigten.

Sechs Monate waren verfloſſen, ſeitdem Leonore ihr Dörfchen verlaſſen. Suſette, welche die Trennung noch immer beſeufzte, empfing von ihrer Mutter das Verſprechen, mit ihr nach Paris zu gehen, um ihre Milchſchweſter zu umarmen. An einem ſchönen Morgen reiſten ſie ab, in einem kleinen bedeckten Wagen, beide auf's beſte heraus geputzt. In Paris ſtiegen ſie bei einer reichen Fruchthändlerin, ihrer Verwandtin, ab, und wurden treuherzig von ihr empfangen. Noch an demſelben Abend wollte Suſette Leonoren in der Penſion beſuchen, und, nach der Schilderung, welche Suſanne von ihr machte, entſchloß ſich die Fruchthändlerin, ſie zu begleiten. Mit allerlei kleinen Geſchenken verſehen, ſtiegen alle drei in einen Fiacker, und begaben ſich in die Penſion. Leonore ſpazirte eben im Garten mit mehreren ihrer Geſpielinnen, unter eitlem Geſchwätz. Als man ihr ankündigt, daß Jemand ſie zu ſprechen verlange, glaubt ſie, es ſei eine Perſon von Wichtigkeit, oder eine Einladung zu einem Feſte, eilt durch den Garten und hüpft in den Saal, wo eben eine Menge Pen-

ſionärinnen verſammelt waren. Plötzlich fühlt ſie ſich von Suſannen und deren Tochter herzhaft umarmt.

»Ach wie ſie groß geworden iſt, meine kleine Lolore! ich brauche mich nicht mehr zu bücken um ſie zu küſſen.« »Ja ja, ſagte die Fruchthändlerin, küſſe du nur immer darauf los; du haſt ſie mit deiner Milch ernährt und brauchſt dir keinen Zwang anzuthun.« »Aber küſſe mich doch,« ſchluchzte Suſette, »weißt du wohl, daß wir uns in einem halben Jahre nicht geſehen haben. Deine Turteltauben befinden ſich noch wohl und ſchnäbeln ſich. Deine kleine Ziege iſt eine große Ziege geworden, die ſchon Milch und Käſe gibt. Siehſt du, hier bringe ich dir davon.« »Und ich,« unterbrach Suſanne ihre Tochter, »ich bringe dir von dem weißen Kuchen, den du ſo gerne aßeſt, und ein Körbchen voll Weintrauben, die ich trotz der großen Kälte für dich aufbewahrt habe,« »und ich,« fügte die Fruchthändlerin hinzu, »für das Vergnügen, das Sie mir verſchafft haben, meine liebe Gevatterin Suſanne wieder zu ſehen, ich bringe Ihnen die ſchönſte Ananas in der ganzen Halle, doch unter der Bedingung, daß Sie mir auch ein Küßchen erlauben, denn bei meiner Treu, Sie ſind gar ein hübſches Mädchen.« Mit dieſen Worten gab ſie Leonoren einen derben Schmatz, und Suſanne nebſt ihrer Tochter drückten ſie wechſelsweiſe an ſich.

Dieſe herzliche, rührende Freude bewirkte bei Leonoren nur eine Verlegenheit, eine Verwirrung, die ſie umſonſt

verbergen wollte. Die vertraulichen Liebkoſungen Suſettens, und das ausgelaſſene Gelächter der Penſionärinnen mehrten ihre Verlegenheit ſo ſehr, daß ſie nur erröthend und mit Geringſchätzung die herzlichen Aeußerungen der guten Leute beantwortete. Erſchrocken und gedemüthigt ſahen dieſe ihr in's Geſicht. Am empfindlichſten war Suſetten, daß ſie nicht mehr von Leonoren geduzt wurde, und daß, ſo oft ihr ſelber ein trauliches du entfuhr, ſie jedesmal ein grauſames Ihr dagegen hören mußte. Ach Gott! rief ſie, bin ich denn deine Milchſchweſter nicht mehr? »Ich ſollte doch denken,« ſagte Suſanne mit einigem Stolz, »daß ich dich wohl genährt, gepflegt, gewiegt, oft genug geliebkoſt und eingelullt habe; du ſollteſt das nie vergeſſen.« »Zum Henker!« erhob die Fruchthändlerin ihre Stimme, indem ſie beide Arme in die Seite ſetzte, »das hat man davon, wenn man Mutterſtelle bei ſolchen Kindern vertritt, ſo empfangen ſie euch. Kommt, Gevatterin, laßt den kleinen Maulaffen ſtehen, der ſchon die große Dame ſpielen will und ſich ſeiner Amme ſchämt. Es wird ihr nicht gut in der Welt gehen, das prophezeie ich! Undankbare haben kein Glück.« Sie zog Suſanne mit ſich fort, die kaum noch athmen konnte, und Suſetten, die, in Thränen ſchwimmend, ſich noch oft umſah, hoffend, Leonore werde ſie zurück rufen. — Aber Leonore rief ſie nicht zurück, und war froh, daß ſie gingen. Die Vorſteherin der Penſion war in den Saal getreten, in dem Augenblicke, wo die Fruchthändlerin Leonoren prophezeite, es

werde ihr übel gehen. Sie ließ ſich die Veranlaſſung erklären, mißbilligte höchlich die Undankbarkeit ihres Zöglings, und beſtrafte ſie mit Strenge. Aber Stolz und Egoismus hatten Leonorens Herz ſchon ſo verhärtet, daß nur das Gelächter ihrer Geſpielinnen ihr Verdruß erweckte. Als ſie das fünfzehnte Jahr erreicht hatte, war ſie in der That ſehr ſchön, und trotz der Fehler ihres Charakters, zeichnete ſie ſich durch tauſend Vorzüge aus, beſonders durch ihr Talent für die Malerei. Sie machte Portraits von außerordentlicher Gleichheit. Ihr Vater, der ſie blind liebte und ihre Erziehung für vollendet hielt, nahm ſie jetzt zu ſich und führte ſie in die große Welt, wo ihrer Eitelkeit unaufhörlich geſchmeichelt, und ihr Herz vollends verdorben wurde.

Suſanne und ihre Tochter hatten, aus einem Ueberreſt von Anhänglichkeit, der alten kränklichen Frau von Clermont verſchwiegen, wie ſchnöde ſie von Leonoren empfangen worden, aber ſie beſuchten ſie nicht wieder. Einige Zeit darauf ſtarb Frau von Clermont, geſegnet von allen den Glücklichen, die ſie gemacht hatte, in den Armen Suſettens, der ſie, für Leonoren, ihr Portrait in Diamanten gefaßt, hinterließ. Ihr anſehnliches Vermögen erbten ihre Neffen.

Suſette ließ Leonoren das Portrait einhändigen. Im erſten Augenblicke ſchien das Andenken an die Pfle-

gerin ihrer Kindheit sie zu rühren, allein bald brach sie die Diamanten aus dem Rahmen des Bildes, um ein Halsband davon zu machen, ließ das Portrait in ein einfaches Medaillon fassen, und hängte es über ihren Kamin. Susette, ihr das kostbare Vermächtniß zusendend, hatte ihr dabei durch den Schulmeister im Dorfe folgenden Brief schreiben lassen:

»Mamsell — denn ich darf dich nicht mehr meine Schwester nennen — ich überschicke Ihnen hier das Bild derjenigen, die Sie erzogen hat. Ich würde nebst meiner Mutter selbst gekommen sein, um es Ihnen zu überreichen, wenn Sie nicht vor drei Jahren sich so wunderlich geziert hätten, als wir Sie besuchten. Ich bitte aber doch den lieben Gott, daß er dich beschützen wolle, und nenne mich Ihre gehorsame Dienerin, deine Milchschwester, du magst auch sagen, was du willst. Susette.» —

Nachschrift. »Mein Vater und Ihre Amme befinden sich Gott sei Dank wohl. Deine Tauben girren noch immer, und deine weiße Ziege macht wöchentlich zwölf Käse, aber Sie werden nichts davon bekommen.»

Obgleich Leonore dies Billet mit Hohnlächeln las, so konnte sie doch in ihrer Brust ein leises Murren des Gewissens nicht unterdrücken. Sie schrieb an Susetten ein kurzes, aber herzlich klingendes Briefchen, und legte ihr Miniatur-Portrait bei, das ihr vorzüglich gelungen

war, mit der Bitte, es Susannen zu übergeben, ihrer lieben Amme, deren Zärtlichkeit und Sorgfalt sie nie vergessen werde.

Dies Geschenk wurde mit Entzücken empfangen — Susanne hängte es um den Hals, und es kam ihr vor, als ob die kleine Lolore noch an ihrer Brust läge. Susette küßte das Portrait tausendmal, und rief: »Ei Sapperlott! wie hübsch ist sie geworden! wer sollte denken, daß ein böses Herz da drin wohnt?" Dann füllten sich ihre Augen mit Thränen, und sie fügte murrend hinzu: »Geh, du bleibst doch meine Schwester. Du bist nur verdorben in dem großen Paris; aber wir werden uns wieder finden; ja, mir sagt, ich weiß nicht welche Stimme, wir werden uns noch umarmen!"

Zwei Jahre verstrichen. Leonore, in der Blüte ihres Alters und ihrer Schönheit, stand im Begriff, sich vortheilhaft zu vermählen. Allein das Schicksal, welches ihr harte Prüfungen beschieden hatte, beraubte sie in diesem Augenblicke ihres Vaters, der, durch Uebermaß der Arbeit und häufige Reisen erschöpft, plötzlich starb. Er hatte große Pensionen gezogen, und war daher im Stande gewesen, viel Aufwand zu machen; allein er hatte nichts davon zurück gelegt, und folglich hinterließ er kein Vermögen. Seiner Tochter blieb statt der gehofften reichen Erbschaft nur das Talent der Malerei. Sie erfuhr jetzt bald, daß Glückswechsel die Schmeichler und sogar Freunde von uns entfernt.

Sie sah sich verlassen. Ihre Schönheit zog ihr jetzt nur Nachstellungen und Gefahren zu.

Allein zu rechter Zeit erwachten die Grundsätze der Tugend, die in ihrer Kindheit ihr eingepflanzt worden. Sie zog sich aus der großen Welt zurück in ein Dachstübchen, und da lebte sie ein ganzes Jahr von der Arbeit ihrer Hände, indem sie zu niedrigen Preisen Portraits malte, deren Werth unbekannt blieb. So sehr das Schicksal Leonoren verfolgte, eben so sehr überhäufte es Susannen mit Glück und Freude. Sie besaß ansehnliche Ländereien, und verheirathete jetzt die neunzehnjährige Susette an einen reichen Landmann, einen der schönsten und bravsten Jünglinge.

Die wackere Frau hatte erfahren, in welcher üblen Lage sich Leonore befand, und verabredete im Stillen mit ihrer Gevatterin, der Fruchthändlerin, auf welche Weise des armen Mädchens Schicksal zu erleichtern sei. Bald empfing Leonore von unbekannter Hand einen Vorrath von Früchten und Gemüse oder Wildpret; bald einen Korb voll Kaffee und Zucker; und immer standen diese Gaben noch vor Tages Anbruch vor ihrer Thür, weßhalb sie den Ueberbringer nie ansichtig wurde. Sie vermuthete, die Geschenke kämen von dieser oder jener Person, die ihrem Vater noch verpflichtet sei; und als sie eines Tages gar in dem Korbe ein ledernes Beutelchen mit zehn

Louisd'or fand, beſchloß ſie, die hilfreiche Hand kennen zu lernen, von der ſie ſo mit Wohlthaten überhäuft wurde.

Mit dieſem Vorſatz brachte ſie die ganze Nacht an ihrem Fenſter zu, und ſah mit der Morgenröthe eine Frau erſcheinen, deren Kopf in ein großes Tuch verhüllt war. Sie trug einen Korb am Arme und ſetzte ſich dem Hauſe gegenüber auf einen Stein, um den Augenblick abzuwarten, wo man die Hausthür öffnen würde. Leonore ſchlich ſogleich hinab, lauerte, bis der Hauswächter die Thür aufſchloß, ſah, wie die Unbekannte nach Gewohnheit den Korb auf die Schwelle ihres Zimmers ſetzte, und haſtig davon eilte. Allein Leonore lief ihr nach, ergriff ſie beim Arme, ſchaute unter das große Tuch, und erkannte die ehrliche Fruchthändlerin aus der Halle, die ihr das Räthſel löſte. »So lange Sie glücklich und ſtolz waren, Mamſellchen, ſo lange hab' ich mich nicht um Sie bekümmert, und das war recht. Seitdem aber Suſanne und ich erfahren haben, daß Sie in Noth ſind, haben wir Alles vergeſſen.« Ueberraſcht, beſchämt, gerührt, drückte die arme Waiſe die wackere Frau an ihre Bruſt.

»So recht,« fuhr dieſe fort, »ſo hab' ich Sie mir gewünſcht. Wie doch das Unglück in kurzer Zeit den Menſchen verwandelt! Aber Sie ſind mir mein Trägerlohn noch ſchuldig, und darum verlange ich, daß Sie jeden Morgen ihre kleine Proviſion ſelbſt in meiner Bude abho-

len. Ich werde Ihnen ſchon billige Preiſe machen, ſorgen Sie nicht. Ihre gute Amme hat mich für lange Zeit mit Nachſchuß verſehen, beſuchen Sie mich alſo, damit ich ein Gläschen auf Ihre Geſundheit trinken kann.» Mit dieſen Worten entwand ſie ſich Leonorens Umarmungen, die noch den letzten Kuß für Suſannen auf ihre Lippen drückte.

Wenige Tage nachher begegnete ihr ein anderes Abenteuer, welches nicht minder auf ihr Herz wirkte. Man klopfte an ihre Thür, als ſie eben an der Staffelei ſaß. Sie öffnete. Ein Landmann trat herein. Sein offenes, fröhliches Weſen, ſeine Tracht, ſeine kräftige Geſtalt, ſeine Sprache, Alles verrieth, daß er einer jener reichen Landleute ſei, die ihren Wohlſtand unter Einfachheit und Gutmüthigkeit zu verbergen pflegen. Er war in ſeinen ſchönſten Jahren, und ſagte, indem er herein trat, ohne weitere Vorrede: »heißen Sie nicht Mamſell Beauregard? —» »Ja,» antwortete Leonore. »Alſo ſind Sie es, von der man mir ſo viel geſprochen?» (er betrachtete ſie von Kopf bis zu den Füßen) in dieſem Falle können Sie mir einen großen Dienſt leiſten. Ich werd' es gut bezahlen, ſorgen Sie nicht. Ich möchte gern ein Familiengemälde haben, denn ſo wie Sie mich da ſehen, hab' ich die ſchönſte Frau in der ganzen Gegend, und ich wollte, daß Sie mich malten, wie ich auf einem Pfluge ſitze, und wie ich gleichſam ausruhe, und wie ich gleichſam

ſpreche: Die Saat iſt in der Erde, und neben mir meine Frau, von Ihrem Wuchs, verſtehen Sie mich? wie ſie mir mein Mittagsbrot bringt, und wie ſie mich anſieht und gleichſam ſpricht: ich bin recht froh, daß ich deine Frau bin. Auf der andern Seite müßte ihre Mutter ſtehen, die hab' ich ſo lieb als meine eigene Mutter, verſtehen Sie mich? und die iſt noch friſch und munter; die müßte uns lächelnd anſchauen und gleichſam ſprechen: So recht, meine Kinder, liebt euch und arbeitet, das bringt Glück."

»Eine ſehr liebliche Idee," antwortete Leonore, erſtaunt über den herzlichen Ausdruck in des jungen Mannes Reden, »aber was Ihr da von mir begehrt, iſt ein großes Gemälde, und ich fürchte, es überſteiget meine Kräfte." »Ne, ne, Sie werden das beſſer machen, als irgend Jemand, und damit Sie ſehen, daß es mein ganzer Ernſt iſt, ſo zahle ich Ihnen hier fünfundzwanzig Louisd'or auf die Hand, und wenn das Bild fertig iſt, ſo dürfen Sie nur fordern." Mit dieſen Worten ſetzte er ſich auf einen Stuhl, und verlangte durchaus, Leonore ſolle ſogleich anfangen. Dieſe mußte wider Willen lachen, allein ſie ſchlug das Geld aus, weil es weit mehr ſei, als ſie verdienen würde. »Wenn ich das Gemälde vollendet habe," ſagte ſie, »ſo mögt Ihr mir geben, was es werth ſein mag. Doch gleich auf der Stelle kann ich nicht anfangen. Ich muß erſt die Leinwand aufſpannen, die Farben

zubereiten.“ »Nun, ſo will ich unterdeſſen meine Frau und meine Schwiegermutter holen, die ich im Wirthshauſe gelaſſen. Sie werden ſehen, daß Sie wohl verdienen, gemalt zu werden.“ Er ging und ließ auf dem Tiſche die fünfundzwanzig Louisd'or zurück.

Leonore, noch ganz erſtaunt über das ſeltſame Abenteuer, verſah ſich ſchnell mit Leinwand und Farben, und beſchloß, ihre ganze Kunſt aufzubieten, um ein Gemälde zu liefern, das ihr Ehre mache; ſie wollte es das ländliche Glück nennen. Kaum hatte ſie ihre Zubereitungen vollendet, als ſie auch ſchon mehrere Perſonen die Treppe herauf ſteigen hörte, und eine Stimme vernahm, die ſie heftig erſchütterte, denn es war die ihrer Amme. Ja, Suſanne trat herein, von ihrer Tochter und ihrem Schwiegerſohne begleitet; den letztern hatte ſie vorausgeſchickt, um Leonoren auf dieſe rührende Zuſammenkunft vorzubereiten. Die ehrliche Fruchthändlerin war auch nicht zurück geblieben. Leonore ſtieß einen lauten Schrei aus, und fiel ihrer Amme um den Hals. Thränen erſtickten ihre Stimme und die Füße wankten — Suſette unterſtützte ſie. Alle drei in einander verſchlungen, erwieſen einander die rührendſten Liebkoſungen, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Welch ein Gegenſtand für Leonorens Pinſel! wäre ſie nicht ſelbſt in dieſer herrlichen Gruppe eine Hauptfigur geweſen. Suſanne fand zuerſt die Sprache wieder: »So darf ich dich noch einmal an die

Bruſt drücken, aus welcher du die erſte Nahrung geſogen!" »Und ich" — antwortete Leonore, »ich finde meinen Platz in dieſem Herzen wieder!" —

»Geh, geh, du warſt nie daraus verbannt." So wenig als aus dem meinigen," fügte Suſette, die ſchöne junge Frau, unter neuen Umarmungen hinzu. »Mein Gott! wie ſchön du geworden biſt!" ſagte Leonore. »Das macht, ſie iſt glücklich," nahm Suſanne das Wort, »hier ſteht ihr Mann. Ich meine, ſie hat gut gewählt, und man darf, ohne hochmüthig zu ſein, wohl ſagen: es iſt ein ſchönes Paar. Wohlan, Jakob, umarme ſie doch, ſie gehört auch zur Familie."

Der junge Mann drückte Leonoren einen derben Schmatz auf die Wange, und vertrieb dadurch für einen Augenblick die Bläſſe, mit welcher Kummer und angeſtrengte Arbeit gewöhnlich ihre Wangen überzogen. Auch die Fruchthändlerin, die treuherzig ihr Botenlohn forderte, wurde dankbar von Leonoren umarmt und ihre zweite Pflegemutter genannt.

»Ihr guten, vortrefflichen Menſchen!" rief die Waiſe, »wie kann ich jemals mein Unrecht wieder gut machen! wie eure Wohlthaten vergelten!" »Wie?" unterbrach Suſanne ſie lebhaft, »das wollt' ich dir eben andeuten. Beſuche uns auf einige Monate, das wird dir wohl thun,

und uns auch. Du scheinst eben nicht sehr gesund zu sein; mußt der Ruhe pflegen, dich erholen. Der Anblick der Gegenden, in welchen du aufgewachsen, und des Schlosses der Frau von Clermont, welches jetzt einem ihrer Neffen zugehört; eine gesunde Nahrung, Bewegung in frischer Luft, Alles das wird dir die Backen wieder so hübsch roth machen wie vormals. Du wirst Butterkuchen und Rahmkäse essen, so viel du Lust hast; und wenn ich bisweilen durch meine Sorgsamkeit dich ermüde, durch mein Geplauder dir lästig werde, nun, so hast du deine Stube für dich ganz allein, da kannst du malen, so viel dir beliebt."

»Und ich," fügte Susette hinzu, »ich will täglich mit dir herum laufen, wir wollen die Orte besuchen, wo wir als Kinder froh waren, und wenn ich mit Gottes Hilfe in einigen Monaten auch ein Kind zu stillen bekomme, so sollst du Gevatter stehen. Komm mit uns, mein gutes, liebes Schwesterchen!" »Kommen Sie mit uns, Mamsellchen," sagte der treuherzige Jakob, »dort können Sie das Familiengemälde, das ich bei Ihnen bestellt habe, noch viel besser machen, als hier." »Komm!" wiederholte Susanne, »dein alter Pflegevater erwartet dich mit Verlangen, und nur du fehlst mir noch zu meinem Glücke." Leonore, tief bewegt, drückte wechselsweise die Glieder dieser ehrwürdigen Familie an ihr Herz, und nahm das wohlgemeinte Anerbieten ohne Zaudern an. Für's Erste

mußte Jakob seine fünfundzwanzig Louisd'or wieder einstecken. Dann packte sie zusammen, was sie bedurfte, wobei Susanne und ihre Tochter ihr mit großem Eifer behilflich waren, während Jakob seinen Wagen holte, der mit drei tüchtigen Pferden bespannt war. Man wollte auf der Stelle abreisen, aber das gab die Fruchthändlerin nicht zu. Ihre Frau Gevatterin sammt ihren Kindern (denn Leonoren zählte sie jetzt auch darunter), sollten noch einen leckern Kapaun mit Trüffeln in ihrer Bude verzehren, denn sie habe doch Alles zuerst in's Gleis gebracht. Sie versprach auch, während Leonorens Abwesenheit deren kleine Wirthschaft zu übersehen, Alles rein zu halten, und den Miethzins in ihrem Namen zu bezahlen. Dieser herzlichen Einladung war nicht zu widerstehen. Sie gingen, Leonore von Mutter und Tochter geführt, Jakob das Kästchen tragend, welches alle ihre Kostbarkeiten enthielt, und die Fruchthändlerin beschloß den Zug, indem sie den Schlüssel von der Thüre zog und mit sich nahm. Zu Hause bewirthete sie ihre Gäste mit einer köstlichen Mahlzeit, wie die arme Leonore sie seit langer Zeit nicht genossen, und bei der sie froher war, als je zuvor in glänzenden Zirkeln. Am andern Abend langten die glücklichen Reisenden in der Heimath an, und wurden von Susannens altem Manne mit großer Freude empfangen. Leonore taumelte vor Freuden, als sie das Häuschen wieder sah, in dem sie ihre erste Kindheit verlebte, und das Schloß der Frau von Clermont, und die schönen Wiesen, und alle ihre Spiel-

plätze. Bald färbte die Zufriedenheit ihre Wangen wieder, und mit der Schönheit kehrte auch die jugendliche Fröhlichkeit zurück.

Sie wollte nun das Familiengemälde anfangen, aber in Susannens Wohnung fand sich kein schicklicher Platz dazu. Die kleinen, in Blei gefaßten Fenster gaben kein hinlängliches Licht, und sie beschloß daher, sich im Schlosse ein günstiges Lokal zu verschaffen. Der Neffe der Frau von Clermont, der es jetzt bewohnte, war seit zwei Jahren Witwer, und beschäftigte sich einzig mit der Erziehung zweier Kinder, die aus der glücklichsten Ehe ihm geblieben waren. Die Armen der ganzen Gegend betrachteten ihn als einen Vater, den Frau von Clermont in ihrem Testamente ihnen vermacht, denn den größten Theil seines großen Vermögens widmete er ihrer Unterstützung. Dabei war er ein leidenschaftlicher Liebhaber der Künste. Herr von Solange (so nannte er sich) empfing Leonoren mit dem lebhaftesten Interesse, und theilte die wehmüthigen Empfindungen, die sich ihrer bemeisterten, als sie die Orte wieder betrat, wo die ersten Lehren der Tugend sich in ihr junges Herz prägten. Auch seine Augen füllten sich mit Thränen, als sie vor dem Bilde der Frau von Clermont weinte. Gern überließ er ihr die Wahl eines Zimmers, um ihre Staffelei darin aufzustellen, und pries sich glücklich, es durch ihre Gegenwart verschönert, durch ihre Talente geschmückt zu sehen.

Leonore wählte dasjenige Zimmer, in dem ſie war erzogen worden, und ſchon am andern Morgen ſkizzirte ſie das Gemälde. Bald trat der kräftige Jakob, auf ſeinem Pfluge ſitzend, aus der Leinwand hervor. Bald gruppirten ſich um ihn, wie er es gewünſcht hatte, ſeine Gattin und ſeine Schwiegermutter. Um dem Bilde noch mehr Leben und Wahrheit zu geben, malte ſie ſich ſelbſt im Hintergrunde, ſchwermüthig auf einem Hügel ſitzend, den Blick auf das Portrait der Frau von Clermont geheftet.

Dieſer Kontraſt hob die fröhliche Gruppe im Vorgrunde noch mehr heraus. Das Bild war eines großen Meiſters würdig. Suſanne und ihre Familie konnten ſich nicht genug über die Aehnlichkeit verwundern. Solange erſtaunte nicht weniger, und überhäufte die liebenswürdige Künſtlerin mit Lobſprüchen, die noch herzlicher in ſeinen Augen zu leſen waren.

Aber wie angenehm wurde er überraſcht und bewegt, als er eines Morgens, nach einer Abweſenheit von einigen Tagen, ſich ſelbſt wohl getroffen auf der andern Seite des Gemäldes erblickte, wie er ſeinen beiden Kindern die Gruppe zu zeigen, und dabei zu ſagen ſchien: »Seht, wie glücklich ſie ſind. Seid arbeitſam, lebt einig, und bemüht euch ſelber zu genügen, ſo werdet ihr nie das Unglück kennen.«

In der Ferne erblickte man das Grabmahl der Frau von Clermont, vor welchem mehrere Landleute ihr Ge-

bet verrichteten, zwei junge Mädchen Blumen ſtreuten, und an dem die Worte zu leſen waren: meiner zweiten Mutter.

Als das Bild fertig war, wollte Solange durchaus nicht zugeben, daß es aus dem Schloſſe weggebracht würde. Vergebens behauptete Jakob, mit ſeinen fünfundzwanzig Louisd'or in der Hand, es gehöre ihm zu. »Es iſt unendlich mehr werth!« rief Solange. »All dein Gold kann es nicht bezahlen, und ich erkläre, daß ich mich nimmer davon trennen werde.« — »Und Sie,« fuhr er fort, ſich zu Leonoren wendend, »Sie, die Sie mit ſolchen Talenten ein gefühlvolles, durch Unglück gereinigtes Herz verbinden, helfen Sie mir den Schatz bewahren und verſchönern, den meine ſterbende Gattin mir hinterlaſſen. Meine Kinder bedürfen einer zweiten Mutter. Wie könnt' ich beſſer für ſie ſorgen, als indem ich diejenige wähle, die, durch Leiden geprüft, mit den Gefahren der Welt vertraut, ſie vor Fehltritten ſchützen, vor gefährlichen Verbindungen warnen kann!« Die Kinder, die Leonoren ſchon herzlich liebten, hingen ſich an ſie und riefen: »Sei unſere Mutter! ſei unſere zweite Mutter!«

Leonore, überraſcht und erſchüttert, konnte lange nur durch Thränen antworten. Sie ermannte ſich, umarmte die holden Kinder, und ſagte, ſanft erröthend: »Ja, ihr ſollt eure Mutter in mir finden!« »Und du wirſt die

Mutter aller Armen ſein," fügte Suſanne hinzu. Leonore, vom Uebermaß des Gefühls überwältigt, wankte und fiel in die Arme des Herrn von Solange, der entzückt erklärte, daß er in drei Tagen auf dem Schloſſe ſeine Vermählung feiern werde. Dieſe frohe Neuigkeit lief ſchnell durch das ganze Dorf. Am beſtimmten Tage fand Leonore beim Erwachen ihr Fenſter mit Blumen geſchmückt, und als ſie es öffnete, erblickte ſie alle Einwohner des Dörfchens unter demſelben, die beim Schalle einer ländlichen Muſik, ihr Glückwünſche brachten. An der Spitze der jungen Männer war Jakob; Suſanne führte die Mütter an, und Suſette die jungen Mädchen. Unter Aller Zujauchzen erſchien Solange mit ſeinen beiden Kindern, die Braut abzuholen. Der Zug ging nach dem Schloſſe, wo die Vermählung ohne Prunk, aber im Taumel der reinſten Freude vollzogen wurde. Bei der Tafel ſaß Suſanne neben der Braut, und wurde von dieſer als eine Mutter verehrt. Suſette war nun wieder ihre geliebte Schweſter.

Dem wackern Jakob, der über den Verluſt ſeines Gemäldes noch immer untröſtlich war, verſprach ſie, die mittlere Gruppe für ihn zu kopiren, und, ſtatt des ländlichen Mittagsbrotes, welches Suſette ihm brachte, ihr das Kind auf den Arm zu legen, deſſen Vater er nun bald werden ſollte. Als Pendant zu dieſem Bilde wolle ſie den glücklichen Augenblick malen, wo Solange ihr ſeine

Hand angeboten, und ſie die erſten Liebkoſungen ſeiner Kinder empfangen. Alle ihre Zuſagen erfüllte ſie treulich. Ihr Gatte genoß in ihren Armen eines ungetrübten Glückes, und ſeine Kinder hatten ihre Mutter in ihr wieder gefunden.

Suſanne ſtand, ſo lange ſie lebte, der Oekonomie des ganzen Schloſſes vor. Suſette wurde die vornehmſte Pächterin desſelben, und Leonore hob ihr Kind aus der Taufe. Die ehrliche Fruchthändlerin wurde bei dieſer Gelegenheit aus Paris geholt, um die allgemeine Freude zu theilen.

In der Folge verzierte Leonore die Zimmer des Schloſſes mit vielen Gemälden, welche die verſchiedenen Epochen ihres Lebens darſtellten.

In der ganzen Gegend ſegnete man die Wahl des Herrn von Solange, und Jedermann ſprach mit Rührung von den beiden Milchſchweſtern.

Das Journal der Moden.

Die Launen der Mode herrſchen unumſchränkt. Für die Mode unterwirft man ſich jedem Zwange, opfert Ruhe, Geſundheit, oft ſogar das Leben. Vor allen gehorchen ihr die Weiber. Mit den Worten: das iſt Mode, wird jeder Einwurf beantwortet, jede Albernheit gerechtfertigt, und man glaubt ſich geſchützt gegen alle Vorwürfe und Kritiken, wenn man nur ſagen kann: das iſt Mode.

Emma, Tochter des Herrn von Linval, eines Domänenverwalters, war eine der unterwürfigſten Sklavinnen dieſer Göttin, die unſere Schönen entzückt und martert. So oft etwas Neues in Paris erſchien, es mochte ſo geringfügig ſein als es wollte, ſo mußte die elegante Emma es haben. Sie war jung, hübſch, außerordentlich ſchön gewachſen, bewegte ſich mit Grazie, und folglich ſtanden ihr auch die abenteuerlichſten Moden gut, und ſchienen ausdrücklich für ſie erfunden zu ſein. Der Wohlſtand und die blinde Zärtlichkeit ihres Vaters kamen allen ihren Wünſchen zuvor. Man betrachtete ſie in Geſellſchaften als die getreueſte Beobachterin der Mode; man bemerkte alles an ihr und nahm zum Muſter, was oft ihre eigene Laune erfunden hatte. Es war genug, wenn man ſagen konnte: Mademoiſelle de Linval trägt es ſo.

Durch einen ſo hohen Ruhm fand Emma ſich ſehr geſchmeichelt, und hielt ſich für eine außerordentlich wichtige

Person, für das Orakel des guten Geschmacks. Wenn sie in ein Magazin von Seidenwaren kam, so sprach sie über Alles ab, kommandirte, ließ hundert Stücke Seidenzeug auseinander rollen, ehe sie Eines wählte, nannte das Schönste abscheulich, und kaufte endlich das, was am seltsamsten, am abenteuerlichsten in die Augen fiel. Trat sie in das reichste Mode-Magazin des palais royal, so versuchte sie zwanzig Hüte nacheinander, fand keinen einzigen, der ihr anstand, befahl, einen neuen zu machen, der aus mehreren Dutzend Ellen von Band und Flor bestehen, und von vielfarbigen Federbüschen beschattet, vor allen Dingen bald fertig sein und ja keinen Menschen gezeigt werden sollte.

Der Hut wurde gemacht. Sie kam am andern Morgen wieder, und fand ihn detestabel. Vergebens ließ die Modehändlerin sie bemerken, daß er ganz nach ihrer Vorschrift verfertigt worden. »Ja ja,« murmelte sie, »ich weiß wohl, daß ich ihn bestellt habe, aber ich trage keinen Hut, der mir nicht gefällt.« »Indessen habe ich doch die Ehre zu versichern, daß er Mademoiselle sehr wohl kleidet.« — Horriblement! das muß ich besser verstehen. So jung ich bin, so habe ich doch schon mehr Hüte aufprobirt, als Sie in Ihrem Leben gemacht haben.« »Ich bitte sehr um Verzeihung, aber wenn Mademoiselle sich nur entschließen wollte, diesen hier zu betrachten.« — »Nein, sage ich Ihnen; eine Blonde, mit sanftem, schüchternen Blicke, kleidet die Amarantenfarbe nicht.«

»Vielleicht ziehen Sie Lila vor?« — »Lila? o wie fade!« »Oder Lapis lazuli blau?« — »Laſſen Sie ſehen. Aber das iſt ſo gemein. Vorgeſtern auf dem Balle, trug es eine meiner Freundinnen, und in einer halben Stunde iſt mir die Farbe zuwider geworden. Alles wohl erwogen, werde ich blos einen einfachen italieniſchen Strohhut nehmen.«

»Ich habe deren ſehr ſchöne.« »Sie müſſen dem meinigen eine ganz neue Form geben, und ein Paar Roſen an die Seite heften.«

»Von welcher Farbe? blau vielleicht?« »Ja blau. Das wird pikant ſein. Ich will die blauen Roſen in die Mode bringen.«

»Aber Mademoiſelle wiſſen doch, daß es keine blauen Roſen gibt?« »Deſto beſſer! das wird auffallen, Epoche machen. Wir Eleganten ahmen nie nach. Wir haben uns darüber Geſetze vorgeſchrieben. Nun? wo ſind denn Ihre Strohhüte?« Sie werden vorgewieſen, betrachtet, hin und her gewandt. Emma findet ſie anfangs ſehr ſchön, probirt mehrere auf, und drücket ſie in hundert verſchiedene Formen. Plötzlich wirft ſie ſie alle weg, und ſchließt mit ihrer gezierten Nachläſſigkeit: »Pfui! ich mag weder Strohhüte noch Lapis lazuli blau. Ich brenne vor Begierde nach der Amarantenfarbe, die Sie mir zuerſt gerathen.«

»Ich glaube in der That, daß diese zu Ihrem frischen Teint am Besten passen wird.« »Aber finden Sie nicht, daß sie entsetzlich dicke macht? Ich sehe darin so fett aus als ein Heringsweib. Fi l'horreur! — Sie sehen, Madame, ich bin heute nicht in der Laune, eine Wahl zu treffen.«

»Morgen vielleicht?« »Nein, nein, übermorgen, um dieselbe Stunde, hören Sie?« Mit diesen Worten geht die Krittlerin, hüpft in den Wagen, nachdem sie noch zuvor eine Menge großer Schachteln umgeworfen, und verkündigt überall, daß in den Mode-Magazinen gar nichts mehr zu bekommen sei. Nach diesem Pröbchen wird man schon errathen, daß Emma's Schneider nicht minder von ihren Launen zu erdulden hatte. Ich sage Schneider, weil eine Elegante heutzutage nicht mehr mit Anstand sich von einer Nätherin darf bedienen lassen. Das wäre bürgerlich. Indessen war Emma's sogenannter Schneider doch nichts mehr noch weniger als eine alte Kammerfrau ihrer Mutter, welche Kleider für viele Damen des Hofes machte, und besonders darum hatte Emma sie beibehalten. Diese geschickte und schlaue Nätherin hütete sich wohl, jemals Bemerkungen zu machen, sondern befolgte genau die erhaltene Vorschrift, und wenn sie noch so albern war.

Bald mußte sie für Emma ein sehr langes Kleid verfertigen, bald ein sehr kurzes, bald mit engen, bald mit entsetzlich weiten Ermeln, die bis über die Fingerspitzen fie-

len; doch vor allen Dingen mußten ſie ſtets wie an den Leib gegoſſen ſein, ſo daß die Elegante ſich kaum rühren konnte, ohne das Zeug zu zerreißen, oder die Näthe platzen zu machen. Hinten mußten ſie beſonders weit ausgeſchnitten ſein, um wenigſtens den halben Rückgrath und das beſtändige Spiel der Schulterblätter ſehen zu laſſen. Aber um dieſe beneidenswerthen Vortheile ganz zu genießen, und dieſe Erhabenheit des guten Geſchmacks zu erreichen, war unumgänglich nothwendig, ein Hemd ohne Ermel zu tragen, und höchſtens einen kleinen Unterrock von Batiſt. So blieben denn die Arme nackend bis zu den Schultern, der Unterleib ſehr wenig bedeckt, die Bruſt entblößt, und durch ein mechaniſches Korſet mit Gewalt heraufgeſchoben, welches Korſet zugleich um die Taille ſo feſt geſchnürt wurde, daß man kaum athmen konnte. Freilich ſtand man auf dieſe Weiſe große Marter aus, man konnte ſich nur mit dem ganzen Körper wenden, und wenn man zum Unglücke etwa das Schnupftuch fallen ließ — welches, aus Mangel an Taſchen, in der Hand getragen wurde — ſo war keine Möglichkeit es wieder aufzuheben; allein man hatte doch das unausſprechliche Vergnügen, ſagen zu können: es iſt die Mode.

Das Schlimmſte bei allen dieſen Albernheiten war der Verluſt der Geſundheit. Wie konnte auf ſolche Weiſe ein zartnervichtes Frauenzimmer in unſerm Klima allen Eindrücken der Witterung widerſtehen? Beſonders beim Her-

ausgehen aus dem Schauspiel oder andern Orten, wo viele Menschen versammelt waren, und wo man plötzlich aus der Hitze in die Kälte tritt, müssen die Schlachtopfer der Mode ihre unvernünftige Nacktheit theuer büßen. Wie viele junge Mütter, wie viele hoffnungsvolle Töchter, wie manche reizende Frau haben wir so hinwelken sehen, blos weil sie dem eitlen Vergnügen, durch eine neue Mode zu glänzen, nicht widerstehen konnten.

Auch Emma fühlte die Wirkungen dieser gefährlichen Thorheit. Unterdrückte Ausdünstung, zurückgetretener Schnupfen und diese ewige Nacktheit verursachten, daß ihre Brust angegriffen wurde und man für ihr Leben fürchtete. Linval bereute jetzt zu spät, den Launen seiner Tochter allzugefällig gefröhnt zu haben; und sie selbst — als ihre schönen Arme abmagerten, ihre Augen den Glanz verloren, ihre Wangen bleichten, ihre Kräfte dahin schwanden und Melancholie an die Stelle des jugendlichen Frohsinns trat — sie selbst empfand schmerzliche Reue, verfluchte die Mode und erlaubte sich gegen ihren Vater herzzerreißende Vorwürfe. Denn oft sind die Kinder so ungerecht, den Eltern zu große Liebe zum Verbrechen zu machen. Die sorgsamste Pflege und die Kunst des Arztes stellten doch endlich die Kranke wieder her, nur blieb eine Schwäche der Brust zurück, welche die größte Behutsamkeit erheischte. Die Hemden ohne Ermel, die ausgeschnittenen Kleider, mußten den Hemden mit langen Ermeln, den warmen Douilletten und

wollenen Unterröcken weichen. Den Kopf bedeckte ein Sammthut, und ſtatt der leichten Taftſchuhe, wählte man Schuhe mit doppelter Nath, oder Halbſtiefelchen, die gegen Kälte und Näſſe ſchützten. Nach und nach fand Emma's Embonpoint ſich wieder ein, die Roſen kehrten auf ihre Wangen zurück, die Augen funkelten wieder, ſie war ſchöner als vor der Krankheit.

Der Geſunde vergißt leicht, was er während ſeiner Leiden verſprach. Auch die geneſene Emma konnte dem Reiz der Mode nicht ganz widerſtehen, und ohne eben wie vormals eine Sklavin derſelben zu ſein, brachte ſie ihr doch manche Opfer. Der Sammthut verſchwand. Er war zu ſchwer und verſteckte das ganze Geſicht. Die Schuhe mit der doppelten Nath wurden weggeworfen; ſie drückten den Fuß; man mußte fürchten, Hühneraugen zu bekommen. Endlich entledigte man ſich auch der Douilletten; der Frühling machte ſie unerträglich. Im Grunde verhüllten ſie nur die ſchönen Arme, den ſchlanken Wuchs.

Wenn der Vater ihr Vorſtellungen über dieſen Rückfall machte und ſie an die Vorwürfe erinnerte, die er von ihr ſelbſt hatte hören müſſen, ſo verſchloß ſie ihm den Mund durch einen Kuß und ſagte: »Stille, ſtille, Väterchen! ſo lange ich noch nicht ganz geſund war, habe ich alle deine Vorſchriften auf das Genaueſte befolgt; aber warum denn jetzt? Drei Monate lang habe ich von allen den himmli-

ſchen Moden nicht eine einzige mitgemacht; ſo iſt es doch wohl billig, daß ich mich jetzt dafür ein wenig entſchädige."

»In Gottes Namen," antwortete der allzunachgiebige Vater, »nur bedenke, was du und ich gelitten haben, und daß an deinem Wohlſein das meinige hängt."

Im Frühling und Sommer ging es recht gut, obſchon die junge Mode-Prieſterin oft, ohne daß ihr Vater es wußte, ziemlich auf ihre Geſundheit losſtürmte, um nur ihre Reize zur Schau zu tragen. Aber im Anfang des Herbſtes ſtellten ſich wieder Bruſtſchmerzen ein, die eben keine Gefahr befürchten ließen, doch neue Vorſichtsmaßregeln nothwendig machten. Man rieth ihr, den Winter in dem mittägigen Frankreich zuzubringen. Linval hatte einen Bruder in Beaucaire, einer der reichſten Kaufleute jener Stadt. Der Vater ſchlug ihr vor, die böſe Jahrszeit bei dieſem abzuwarten, überzeugt, daß man dort mit aller möglichen Sorgfalt ſie pflegen werde. Emma zweifelte nicht an der Heilſamkeit jenes Aufenthaltes, aber — eine kleine Stadt! fünfzig Meilen von Paris! wie könnte man da leben! mit wem ſollte man von Moden, Bijou, Toilette u. ſ. w. ſchwatzen? vor weſſen Augen Geſchmack und Eleganz auskramen? Das hieß vor langer Weile ſterben! ſich lebendig begraben! Linval, der bereits über einem liſtigen Projekte brütete, ſchlug ihr vor, ſich von einer geſchickten Kammerfrau begleiten zu laſſen, die ihr alle Kleider nach Wunſch zuſchneiden könnte, und, damit ihre

Entfernung von Paris sie nicht des Glücks berauben möchte, die neuesten Moden sogleich zu erfahren, wollte er auf das Journal der Moden pränumeriren, welches ihr wöchentlich zugeschickt werden sollte. Zugleich versprach er, ihr alle die schönen Sächelchen mit zu senden, die das Journal ankündigen würde, damit sie auch fern von Paris immer nach der neuesten Mode sich kleiden, oder auch selbst die allerneueste erfinden könne, die ihre Kammerfräu dann sogleich erschaffen werde. »Bedenke,« fügte er hinzu, »daß du in Beaucaire den Ton angeben, bewundert, beneidet, und von allen nachgeahmt werden wirst.« Der letzte Grund machte Eindruck. Wenn man in Paris nicht unermeßlich reich ist, so ist es schwer, bei aller Eleganz sich auszuzeichnen; in der Provinz hingegen wird Alles bemerkt, und der einfachste Putz, wenn Grazie ihn schmückt, blendet dort die Augen.

Emma reiste mit ihrer Kammerfrau ab, beladen mit neuen Stoffen, Hüten, Bändern, mit welchen sie bei ihrem Oheim einen triumphirenden Einzug halten, und dem Rufe, der ihr vorangegangen, Ehre machen wollte. In der Expedition des Journals der Moden war sie selbst zuvor noch gewesen, damit es ja pünktlich nach Beaucaire abgesandt würde. Aber kaum war sie fort, als auch ihr Vater sich in diese Expedition begab, und mit dem Redakteur eine Verabredung traf, Kraft welcher in das für Emma bestimmte Exemplar nur solche Dinge eingerückt wurden,

die theils ihrer Gesundheit dienlich, theils erfunden waren, um sie von ihrer unersättlichen und lächerlichen Modegier zu heilen. Jenes von den Damen sehr hochgeschätzte Journal erscheint, wie man weiß, wöchentlich nur Einmal, enthält gewöhnlich sechzehn Seiten und ist mit mehrern illuminirten Kupfern verziert, welche die darin beschriebenen neuen Moden sinnlich darstellen. Linval ließ auf seine Kosten andere Kupfer stechen, die er nach Belieben erfand, und welche dem nach Beaucaire abgehenden Exemplare beigefügt wurden.

Vor allen Dingen sorgte er für die Brust seines lieben Töchterchens. Bald war es eine Redingote von Merinos mit Hermelin gefüttert, welche die Arme bedeckte und über der Brust sich kreuzte; bald ein Spenzer von amaranthfarbener Levantine mit Astracan verbrämt, der den Unterleib warm hielt, und bis unter das Kinn stieg. Dabei las man im Texte des Journals, daß, seit der engen Verbindung zwischen Rußland und Frankreich, das Pelzwerk sehr Mode wäre, und daß kein Frauenzimmer von Geschmack sich zeigen könne, ohne dessen mehr oder minder an sich zu tragen. Dann folgte das Lob der mit Pelz gefütterten Kleider, und eine genaue Beschreibung ihrer Formen, Farben u. s. w.

Emma hatte nichts eiligers zu thun, als diese Moden nachzumachen, und sämmtliche Damen in Beaucaire hatten wiederum nichts eiligeres zu thun, als die elegante Pari-

serin nachzuahmen. Bald sah man nichts als Astracan, Hermelin, Zobel u. s. w. Emma, die entzückte Emma, war die Königin der Moden, und fand nun, daß man auch in der Provinz sich recht gut amüsiren könne. Dabei erholte sich ihre Brust, und die blühendste Gesundheit schmückte ihre Wangen. In der ganzen Gegend sprach man nur von der jungen Pariserin, der schönen Emma. Man folgte ihr auf Spazirgängen, man umringte sie in Gesellschaften, sie empfing überall die süßesten Huldigungen.

Doch als die ersten Frühlingstage erschienen, sehnte sie sich doch ein wenig nach ihrem Väter, nach Paris, nach dem Tempel der Mode, und Linval, der auch schon längst sie vermißte, gab mit Freuden seine Einwilligung zu ihrer Zurückkunft. Um sie aber ganz von ihrer Thorheit zu heilen, ließ er in die letzte Nummer des Mode-Journals, welche ihr geschickt wurde, eine sechs Seiten lange Beschreibung eines ganz neuen Reisekleides einrücken, von einem Kupferstich begleitet. Es hieß darin, daß, seitdem mehrere deutsche Prinzessinen sich in Paris befänden, und den Jagdpartien des Kaisers beiwohnten, alle eleganten Damen sich beeiferten, die Tracht dieser schönen Fremden nachzuahmen, und man fände täglich, von Mittag bis fünf Uhr, in den Tuilerien und auf den Boulevards, nur Frauenzimmer so gekleidet, wie der Kupferstich andeute. Diesen hatte Linval's gute Laune folgender Gestalt zusammengesetzt: ein dreifarbiger Filzhut, oben blau, unten

grün, der Rand gelb; unter dem Kinne gebunden mit einem Bande, das mit Schuppen von vergoldetem Kupfer besetzt war, wie man sie an den Helmen der Dragoner und Kürassiers zu sehen pflegt. Auf diesem Hute erhoben sich drei große schwarze Federn, die in's Gesicht nickten. Ein Amazonenkleid von hellgrünem Tuche mit scharlachrothem Sammtkragen, Aufschläge und Rabatten himmelblau, übrigens mit einer unzähligen Menge von kleinen weißen Knöpfen und rothen Schnüren besetzt. Der Rock stand an der rechten Seite offen, der eine Zipfel durch zwei Quasten aufgeschürzt, wodurch ein Theil des Fußes entblößt wurde. Gelbe Husaren-Stiefeln mit rothen Absätzen, Reiterhandschuhe von Rennthierfell und eine Peitsche in der Hand vollendeten diesen köstlichen Anzug, den das Journal göttlich nannte.

Zwar fand Emma ihn ziemlich abenteuerlich, doch eben seine Sonderbarkeit reizte sie. War sie doch allerliebst gewachsen und hatte ein sehr schönes Bein; zwei Vorzüge, welche durch die neue Tracht besonders herausgehoben wurden, und in der sie folglich in Paris erscheinen wollte. Der dreifarbige Hut, und alles, was sonst zu der polnischen Amazone (wie Linval diese Mode getauft hatte) erforderlich war, hatte ihr Vater ihr geschickt. Sie selbst arbeitete mit ihrer Kammerjungfer Tag und Nacht daran, und genoß das himmlische Vergnügen, völlig so herausgeputzt, den Damen von Beaucaire ihre Abschiedsbesuche zu geben, die sämmtlich vor Begierde brannten, als

polniſche Amazonen zu erſcheinen, und — den Fabrikanten die Köpfe warm machten, um dreifarbige Hüte zu haben.

Es war gegen vier Uhr Nachmittags, als Emma, nach einer Reiſe von fünf Tagen, in Paris ankam. An demſelben Tage ſollte Talma, der eine Zeit lang krank geweſen, zum Erſten Male als Manlius wieder auftreten, und Linval, ſeine Tochter zuverläſſig erwartend, hatte eine Loge gemiethet. Alles ſtrömte in's theatre français. Emma wollte ſogleich, nach der erſten Bewillkommnung, eine auserleſene Toilette machen, um ſich recht glänzend im Schauſpiel zu zeigen; allein ihr Vater bemerkte, daß ſie im allerneueſten Geſchmack gekleidet ſei, und daß, wenn ſie ihre polniſche Amazone anbehalte, ſie dadurch gleichſam dem ganzen Publikum zeigen werde, ſie komme von einer weiten Reiſe, ſei eben erſt aus dem Wagen geſtiegen, und habe geeilt, dem Triumphe von Talma's Kunſt beizuwohnen. Dieſe Idee fand Emma's ganzen Beifall. Sie beſſerte nur ein wenig an ihrem Haar, und folgte ihrem Vater in's Schauſpielhaus, wo ihr Erſcheinen ganz die Wirkung hervorbrachte, die Linval ſich davon verſprochen hatte. Ihr Anblick erregte ein allgemeines Gelächter. Anfangs glaubte ſie, es gelte einer Perſon in der Loge neben der ihrigen, aber je mehr ſie ſich heraus bog, um ſich davon zu überzeugen, je ſchallender wurde das Gelächter, und das ganze Parterre deutete mit Fingern auf ſie. Mehrere bekannte Damen traten in die Loge, und hatten Mühe, ſie

zu erkennen. Lachend fragten sie: ob Emma aus Armenien oder aus Congo komme? und warum sie sich so toll herausgeputzt habe? Einige meinten gar, sie sei etwas verrückt. In der größten Bestürzung versicherte Emma, das sei die neueste Mode, die sie treulich aus dem Modejournal copirt habe.

Die Damen lachten ihr in's Gesicht, und gaben zu verstehen, man habe ihr einen Streich gespielt. Nie sei weder im Modejournal noch unter den Pariser Damen die Rede von einer solchen bizarren Tracht gewesen. Mit der Glut der Scham auf den Wangen wendete sie sich zu ihrem Vater, sah, daß auch er die Lust zu lachen nicht länger unterdrücken konnte, und errieth nunmehr den Erfinder der neuesten Mode, den Redakteur ihres Modejournals. Sie machte gute Miene zum bösen Spiel, nahm sogleich ihren dreifarbigen Hut ab, bedeckte ihre hellgrüne Amazone mit dem Shawl einer ihrer Freundinnen, und lachte selber über den Anzug, der ihr nun eben so komisch als abscheulich vorkam, sobald die Mode ihn nicht mehr schützte. Das Abenteuer brachte sie zur Vernunft, und sie erkannte, daß, wenn man jung und hübsch ist, man wohl der Mode einige Opfer bringen darf; aber daß man eine Thörin ist, wenn man allen ihren flüchtigen Launen fröhnt, um ihretwillen sich Zwang anthut, lächerlich macht, die Gesundheit und oft das Leben wagt.

Die kleine Wirthschaftsgehilfin.

Doricourt, ein Bankier, hatte seine Tochter an St. Alme, einem jungen Manne von Stande, verheirathet, der sich in seinem Geschäfte sowohl durch Arbeitsamkeit als Verständigkeit ausgezeichnet hatte. Es machte dem Alten Vergnügen, ihn für die Tücke zu entschädigen, die das Schicksal ihm bewiesen; auch wurde Doricourt selbst für seine Großmuth durch seiner Tochter glückliche Ehe belohnt. Geschmack und Charaktere paßten zu einander, Reichthum und Schönheit von Seiten der jungen Frau; Talente, Offenheit, Liebenswürdigkeit von Seiten des Mannes. Ein Pfand der Liebe verdoppelte das Glück dieser Familie. Eine Tochter wurde geboren, zur Freude der Eltern, und besonders des Großvaters, der ihr den ersten Kuß gab und sie Lilia nannte.

Aber wenige Monate nach der Geburt dieses Kindes schien das launenhafte Glück müde zu sein, Doricourt mit seinen Gaben zu überschütten. Zahlreiche Bankerotte raubten ihm einen Theil seines Vermögens; sein geliebter Eidam wurde das Opfer einer schmerzhaften Krankheit, die er durch unmäßiges Arbeiten sich zugezogen. Er starb, ehe noch Lilia den Vaternamen stammeln konnte. Doricourt und seine Tochter, durch diesen Verlust zu Boden geworfen, suchten einander zu trösten, oder vielmehr, sie weinten miteinander. Nur die lächelnde, mit jedem Tage

schöner werdende Lilia an der Mutter Brust konnte auf Augenblicke ihren Gram mildern, und schon las die Liebe des Großvaters, gleich der Mutterliebe, in ihren sanften Augen alle die trefflichen Eigenschaften ihres zu früh entrissenen Vaters. Nach und nach verwandelte sich ihr Lallen in Stammeln, ihr Stammeln in Worte, sie ging allein, sie wuchs, ihre Kräfte nahmen zu, Schönheit und Grazie nicht minder, und die ersten Ergießungen ihres Herzens berechtigten zu den süßesten Hoffnungen. Doricourt wurde nicht müde, dem holden Kinde zu liebkosen. Auf der Straße, auf Spazirgängen trug er es auf dem Arme; es kam fast nicht aus seinem Kabinette, bei Tische saß es neben ihm, es schlief in einem Zimmer, das an das seinige stieß. Kurz, Lilia war sein Reichthum, sein Glück, sein Leben!

Des Großvaters zärtliche Sorgfalt machte oft die der Mutter überflüssig, und da Madame St. Alme noch jung und sehr schön war, so beschloß sie, nach dem ersten Witwenjahre der strengen Einsamkeit zu entsagen. Sie trat wieder in die große Welt, fand Gefallen an ihr, bezauberte hinwiederum Jedermann durch Talente und Schönheit, und wählte endlich einen zweiten Gatten, der ihr nun ein dauerhaftes Glück zu versprechen schien. Er hieß Coulanges, war Hauptmann von der Artillerie, mit einem Orden geziert, in seinen besten Jahren und von anerkanntem Verdienste.

Aber Doricourt billigte dieſe zweite Heirath nicht. Er fürchtete, daß, wenn der Kinder mehrere kämen, ſeine Lilia etwas von der Zärtlichkeit ihrer Mutter einbüßen würde. Auch mißfiel ihm, trotz aller guten Eigenſchaften ſeines neuen Eidams, ein gewiſſer roher Ton, der ſowohl in deſſen Manieren, als in der Unterhaltung mit ihm oft hervorſtach, den ſein Stand freilich entſchuldigen mochte, der aber dem Großvater Bangigkeit einflößte für die Erziehung und das Schickſal ſeiner geliebten Lilia. Seine Ahnungen trogen ihn leider nicht. Sobald Coulanges ſich einmal im Beſitz der ſchönen Witwe ſah, that er ſich keinen Zwang mehr an, ſondern ließ ſeinem ungeſtümen Charakter freien Lauf, den nur die unerſchütterliche Sanftmuth ſeiner Gattin zähmen konnte. Lilia erfuhr bald die Wirkungen dieſes Ungeſtüms. Man muß Vater ſein, um den kleinen Eigenſinn der Kinder, ihr Geſchwätz, ihr Geſchrei mit Geduld zu tragen. Freilich war Lilia faſt immer ſanft und fröhlich, aber es kamen doch auch bisweilen Augenblicke, wo die Kindheit ihre Rechte behauptete. Nun vergriff ſich zwar Coulanges nie an ihr, allein bald erſchreckte er ſie durch ſeinen Schnurrbart, durch ſeine ſchwarzen, blitzenden Augen, bald jagte er ſie vom Tiſche, wenn ſie weinte, oder nahm ihr das Spielzeug weg.

Nach Jahr und Tag wurde auch er Vater. Seine Gattin gebar eine zweite Tochter, Leontine, die ſie, gleich der erſten, ſelbſt ſtillen wollte, damit ſie ihr gleich lieb würde, und der Mann ihr nie vorwerfen könne, daß

ſie eins der Kinder dem andern vorziehe. Auch in ihm erwachten nun die väterlichen Gefühle. Den ganzen Tag trug dieſer furchtbare Artillerie-Hauptmann die kleine Leontine auf ſeinen Armen, beſchwichtigte ſie, wenn ſie ſchrie, fuhr ſie in einem kleinen Wagen, kam allen ihren Wünſchen zuvor, unterwarf ſich allen ihren Launen, mit einem Worte, er wurde ihr Sklave. Auch auf Lilia hatte dieſe Verwandlung einen günſtigen Einfluß. Er fuhr ſie ſeltener an, gab ihr ſeltener Verweiſe, und durch ihre himmliſche Sanftmuth gewann ſie nach und nach ſein Wohlwollen. Beſonders rührte ihn die zarte Anhänglichkeit, die ſie ihrer kleinen Schweſter bezeigte. Sie eroberte dadurch einen Platz in ſeinem Herzen, und als er bald darauf zur Armee abreiſte, nahm er ſie zum erſten Male auf ſeine Arme und küßte ſie recht zärtlich. Zwei Jahre hindurch wohnte Coulanges dem Kriege in Deutſchland bei, wo er durch ſeine Tapferkeit ſich ſo auszeichnete, daß er auf dem Schlachtfelde zum Oberſt ernannt wurde. Nach dem Frieden kehrte er zu ſeiner ſchönen, angebeteten Gattin, zu ſeiner geliebten Leontine zurück. Dieſe ging damals in ihr viertes Jahr. Sie ſchwatzte unaufhörlich, das nannte ihr Vater geiſtreich; ſie war boshaft, das hielt er für Schelmerei; ſie war neidiſch, das galt ihm für Charakter; kurz, er ſchwur, ſie ſei das liebenswürdigſte Wunderkind, das er in ſeinem Leben geſehen.

Indeſſen konnte er doch, trotz aller väterlichen Vorgunſt, nicht läugnen, daß die ſiebenjährige Lilia weit

hübscher sei, als Leontine. Härte, Stolz und Hohn verzerrten das Gesicht der letztern, Sanftmuth und Lieblichkeit belebten das der erstern. Jene neckte und empörte die Bedienten durch Uebermuth und Launen, diese gewann alle Herzen durch zuvorkommende Anmuth. Leontine wurde gefürchtet und vermieden, Lilia gesucht und angebetet. Dieser Vorzug, den alle Leute im Hause, und selbst die Freunde des Obersten oft zu erkennen gaben, erweckte in seinem Herzen eine Eifersucht, welche nach und nach die Zuneigung für Lilia vertilgte. Da auch der vernünftigste Mensch nicht mehr konsequent ist, sobald eine Leidenschaft ihn verblendet, so fing er an zu behaupten, die naive Grazie seiner Stieftochter sei Koketterie, ihre Anmuth ein fades Wesen, ihr Zuvorkommen Heuchelei, ihre Kenntnisse bloßes Gedächtnißwerk.

Diese Ungerechtigkeit empörte den Großvater, der, obschon des Alters körperliche Schwäche bei ihm sich spüren ließ, doch eine Lebhaftigkeit des Geistes und Wärme des Herzens sich erhalten hatte, die ihm den Muth gaben, seine Enkelin mit dem ganzen Ansehen eines Familienhauptes zu vertheidigen.

Der Krieg in Deutschland brach wieder aus. Der Oberst Coulanges mußte sich noch einmal von Gattin und Tochter trennen; er reiste diesmal ab, ohne Lilia zu küssen, und blieb zwei Jahre entfernt. Er behauptete auch diesmal seinen alten Kriegsruhm, trug zum Gewinn einer

entſcheidenden Schlacht bei, wurde General, und empfing den großen Adler der Ehrenlegion, mit anſehnlichen Einkünften verknüpft.

Leontine trat nun in ihr neuntes Jahr, Lilia in das zwölfte. Als jene ihren Vater mit Ehrenzeichen geſchmückt, als einen der berühmteſten Generale wieder ſah, wurde ſie ſo ſtolz darauf, daß ſie ſich weit über ihre Schweſter erhaben glaubte. Dieſe Ueberlegenheit ließ ſie jeden Augenblick ſie fühlen, und nannte ſie die Kaufmannstochter, die kleine, bürgerliche Perſon. Lilia ſchwieg zu allen dieſen Unarten; hingegen rächten Alle, die das Haus beſuchten, ſie durch Liebkoſungen und Lobſprüche an der hochmüthigen Stiefſchweſter. Allein oft bemerkte das der General, und — war es nun väterliche Verblendung oder natürliche Rohheit — die arme Lilia mußte ihre Vorzüge durch tauſend Demüthigungen abbüßen, die ſie freilich noch ſchüchterner, aber auch noch intereſſanter machten. Eines Tages erhob ſich ihretwegen ein lebhafter Streit zwiſchen ihrem Großvater und Stiefvater. Jener machte ſeinem Eidam verdiente Vorwürfe über ſein Betragen gegen Lilia. Coulanges wurde hitzig, und vergaß ſich am Ende ſo ſehr, dem alten Manne zu erklären, ein Jeder ſei Herr in ſeinem Hauſe.

»Das heißt ſo viel,« ſagte der Greis, »ich bin nicht mehr in meinem Hauſe. Ich werde den Wink benutzen.« Gleich am andern Morgen zog Doricourt aus, trotz

der Entschuldigungen, durch die Coulanges seinen Ungestüm wieder gut machen wollte, trotz der Bitten seiner Tochter und den Thränen seiner Enkelin. Er begab sich auf ein Landhaus, welches er am Ufer der Seine besaß. Da seine Umstände nicht mehr glänzend waren, und sein Stolz ihn hinderte, von seinen Kindern etwas anzunehmen, so ließ er sich blos von Margarethen, seiner alten Köchin, begleiten, die ihm schon seit dreißig Jahren diente, und ihn nimmer verlassen wollte.

Im Grunde war der General froh, einen lästigen und strengen Beobachter los zu sein, und seine Gemahlin, theils durch die große Welt zerstreut, theils ihrem Manne zu mißfallen, über Alles fürchtend, fand sich mit Ergebung in die Trennung von ihrem alten Vater. Leontine vollends, die nicht selten von ihm gehofmeistert worden war, freute sich hämisch über seine Entfernung. Nur Lilia und Germain, der alte Kammerdiener des Generals, fühlten sie wahrhaft und schmerzlich. Anfangs ließ die Frau Generalin sich noch oft genug nach dem Befinden ihres Vaters erkundigen. Der General hatte auch eine sehr lebhafte Unterhaltung mit ihm, und schwur, als er ihn verließ, daß er den mürrischen, unbeugsamen Alten in seinem Leben nicht wiedersehen wolle. Indessen schickte Frau von Coulanges immer noch von Zeit zu Zeit den alten Kammerdiener zu ihrem Vater, doch nach und nach vernachläßigte sie auch diese Pflicht, nicht eben aus strafbarer

Gleichgiltigkeit, ſondern aus unwillkürlicher Vergeſſenheit, die gewöhnliche Wirkung des wüſten Lebens in der großen Welt. Doricourt empfand dieſe Vergeſſenheit ſehr tief, und, was ihn vollends erbitterte, war — als er nach einigen Monaten begehrte, man ſolle ihm Lilia auf eine Woche zuſenden — daß der General es nicht zugab und ſeine Gattin nicht den Muth hatte, es durchzuſetzen.

Das brachte den Greis dermaßen auf, daß er ſeinem Eidam und ſeiner Tochter ausdrücklich verbot, jemals wieder vor ſeinen Augen zu erſcheinen, weil ihre Gegenwart ſeine Ruhe ſtören würde.

Den General, deſſen Herz im Grunde vortrefflich war, betrübte dieſer gänzliche Bruch aufrichtig. Er wandte Alles an, um ſeines Schwiegervaters Achtung und Freundſchaft wieder zu gewinnen, allein Doricourt, nicht weniger reizbar, und vielleicht mit einem eben ſo harten Kopfe als ſein Schwiegerſohn, blieb unbeweglich und kam nicht nach Paris zurück. So verſtrichen ſechs Jahre. Stolz oder Hartnäckigkeit machten ihn taub gegen alle Bitten; und er widerſtand ſogar dem Verlangen, ſeine geliebte Lilia wieder zu ſehen, die nun ſiebzehn Jahre alt, und ſo ſchön geworden war, daß Jedermann ſie bewunderte, dabei ſo gut, daß Jedermann ſie liebte. Leontine hingegen beſaß keine Grazie, keinen Reiz, hatte gemeine Züge, in welchen blos der Stolz auf ihres Vaters Verdienſte zu leſen

war, deſſen ganzen Ungeſtüm ſie zeigte, ohne durch eine ſeiner vielen vortrefflichen Eigenſchaften dieſen Fehler wieder gut zu machen.

Natürlich wurde in allen Geſellſchaften Lilia hervorgezogen, Leontine faſt nicht bemerkt. Neidiſch und boshaft klagte ſie darüber gegen ihren Vater, welcher beſchloß, die arme Waiſe in eine von Paris entfernte Penſion zu bringen, damit ſie dem Glücke ſeiner Tochter nicht im Wege ſtehen möchte. Erſt, wenn dieſe verheirathet ſein würde, wollte er ſie zurückkommen laſſen. Die ſchwache Mutter willigte darein, und der gute Germain erhielt den Auftrag, insgeheim eine ſchickliche Penſion zu ſuchen, wohin er Lilia begleiten, ſie dann wöchentlich beſuchen, und ihr Alles bringen ſollte, was ihre Verbannung erleichtern könnte. Immer war der ehrliche Kammerdiener von Zeit zu Zeit bei dem alten Doricourt geweſen, und jedesmal hatte er ihm einen Brief von Lilia gebracht, die einzige, von der er noch Merkmahle der Liebe und Theilnahme empfangen wollte. Als Germain das letzte Mal ihn ſprach, trug der Greis ihm auf, ihm ein Mädchen von fünfzehn bis ſechzehn Jahren zu verſchaffen, welche der alten Margarethe in der Wirthſchaft behilflich ſein, und beſonders in deren zänkiſche Launen ſich fügen könnte. Lilia hatte das erfahren, und auf der Stelle entwarf ſie einen Plan, der ihres Herzens würdig war. Germain nämlich ſollte ſie als ſeine Nichte oder Pathe dem Alten vorſtellen, bei dem ſie bleiben, den ſie pflegen wollte, wäh-

rend ihre Mutter und Stiefvater sie in einer Pension, etwa in einer kleinen Stadt unweit Paris glaubten. Unter dem Namen Javotte, und in einer diesem Namen gemäßen Tracht wollte sie vor Doricourt erscheinen, der sie nicht erkennen würde, so wenig als Margarethe, da sie seit der Trennung um einen ganzen Kopf gewachsen sei, und alle ihre Züge sehr verändert habe. Wenn sie nun vollends die bäurische Sprache ein wenig nachahmte, so meinte sie, habe es keine Gefahr, entdeckt zu werden. Germain fand den Einfall wohl sehr gut, aber — würde sie auch ihre Rolle auf die Länge gut spielen, die Geschäfte, die man von ihr begehrte, verrichten können?

»Laß mich nur machen,« sagte Lilia, »und besorge nichts. Ich werde mich bei meinem guten Großvater, und selbst bei der zänkischen Margarethe so einschmeicheln, daß man mir wohl gut werden soll, und — mit Gottes Beistand — wer weiß — aber ich kann dir jetzt nichts weiter sagen. Sei mir nur behilflich zu meinem guten Werke.«

Dem zufolge meldete der willige Germain dem General, er habe zu Pontoise eine schickliche Pension gefunden, wo man bereit sei, Fräulein Lilia aufzunehmen. Man war erfreut, ihrer los zu werden; sie selbst stellte sich tief betrübt über die Trennung von Mutter und Schwester, und begab sich mit dem getreuen Kammerdiener auf den Weg. Statt aber nach Pontoise zu gehen, verweilte sie nur so lange in einem Wirthshause, als nöthig war,

um ſich ihrem neuen Stande gemäß anzukleiden; dann ging es geradesweges zu dem alten Doricourt, dem ſie als Germain's Verwandte angekündigt worden. Sie fügte zu ihrer Verkleidung noch eine ſo naive, ländliche Einfalt, daß es unmöglich war, ſie zu erkennen. Auch hegte der Greis nicht den mindeſten Verdacht, aber beim erſten Anblick gefiel ihre Geſtalt ſowohl ihm, als Margarethen. »Sei willkommen, mein ſchönes Kind,« ſagte er freundlich.

»Alſo eine Waiſe?« fügte Margarethe mitleidig hinzu.

»Ach ja, meine liebe Madame, das macht, weil mein Vater und meine Mutter geſtorben ſind.«

»Wo biſt du her?«

»Aus dem Dorfe Asnières, gerade der Fähre gegenüber.«

»Iſt das dein erſter Ausflug?«

»Ach ja, mein guter Herr.«

»Kannſt du nähen, ſpinnen, ſtricken, waſchen?« fragte Margarethe mit großer Geläufigkeit der Zunge.

»Ei, Sie fragen auch zu viel auf einmal, meine liebe Madame. Was ich noch nicht kann, werde ich von Ihnen lernen, denn Sie ſehen mir aus, wie eine recht brave Madame.«

Bei dieſem kleinen Komplimente glätteten ſich auf einen Augenblick alle Runzeln in Margarethens Geſicht. »Es wird wohl gehen,« meinte ſie. Lilia fuhr ſehr naiv fort: »mein Herr Vetter hat mir freilich wohl geſagt, Sie

wären bisweilen etwas wunderlich, aber ich will schon mit Ihnen fertig werden, denn sehen Sie, ich lache gern, ich singe gern.»

»Desto besser!» rief Doricourt, »das wird mich ergetzen. Weißt du, Margarethe, daß sie ein recht hübsches Kind ist?»

»Das hat man mir im Dorfe auch wohl gesagt, aber unser guter Pfarrer meinte, Schönheit von außen wäre nichts, inwendig müßte sie stecken.»

»Ganz recht,» murmelte die Alte, »sie ist sittsam und fromm, aus der läßt sich schon etwas machen.»

Germain, der das Lachen kaum verbeißen konnte, hielt nun seiner kleinen Muhme noch eine lange Predigt, wie sie sich künftig zu verhalten habe, erinnerte sie, daß er Bürge für sie geworden, und daß er hoffe, sie werde seiner Bürgschaft Ehre machen. Dann empfahl er sie der Güte des Herrn, der Nachsicht der Alten, und kehrte eilig nach Paris zurück, um seiner Herrschaft anzuzeigen, Lilia befinde sich zu Pontoise und hoffe, sich bald in ihre neue Lage zu finden.

So war denn nun die kleine Wirthschaftsgehilfin bei ihrem Großvater eingeführt und machte sich bald beliebt. Margarethe fand sich sehr erleichtert durch ihren flinken Beistand, und Doricourt wurde oft überrascht und gerührt von Javotte's zärtlicher Sorgfalt für ihn. Kaum hatte er irgend ein Verlangen geäußert, so war es auch schon erfüllt. Es kam ihm vor, als sei sein Thee,

sein Kaffee, seine Chokolade nie besser zubereitet worden; und Margarethe bekräftigte, nie sei das Gemüse reinlicher behandelt, nie ihre runde Mütze besser gewaschen und die zahlreichen Löcher in derselben sorgfältiger gestopft worden; vor allen Dingen habe man ihr nie so guten Schnupftabak eingekauft.

Lilia war nicht minder zufrieden. Es machte sie so glücklich, wenn ihr Großvater den Arm auf sie stützte, sie unter das Kinn faßte, sie Liederchen singen, oder Mährchen erzählen ließ, und dabei im Schatten eines Baumes sanft entschlummerte.

Als er eines Tages auch so schlief, konnte sie dem Verlangen nicht widerstehen, ihn zu umarmen, ein Glück, das sie in ihrer Kindheit so oft genossen, und seitdem so schmerzlich hatte entbehren müssen. Sein ehrwürdiges, von schneeweißem Haar umwalltes Gesicht schien ihr so reizend — sie schlich auf den Zehen näher, und drückte leise, leise einen Kuß auf seine Stirn.

Aber Doricourt erwachte dennoch. Alsobald ergriff Lilia die nahe stehende Gießkanne und fing an, die Blumen ringsumher zu begießen, als ob nichts vorgefallen wäre.

»Das ist doch sonderbar,« sagte der Alte, indem er sich die Augen rieb, »schon lange habe ich dergleichen nicht empfunden.«

»Fehlt dem gnädigen Herrn etwas?«

»Nein, nein — im Gegentheil — ich glaubte — ich fühlte — vermuthlich ein Traum.«

»Was fühlte denn der gnädige Herr?«

»Ich träumte, ich wäre in Paris mitten unter meinen Kindern.« —

»Ei das ist ein gutes Zeichen, aber besser noch, wenn es wahr wäre.« —

»Ich lag in ihren Armen — mein Herz öffnete sich.« —

»Das will ich wohl glauben. Nur unter den Seinigen ist man glücklich.«

»Es kam mir vor — wahrhaftig es kommt mir fast noch so vor — als ob meine gute Lilia mir einen Kuß gäbe — einen so sanften Kuß — er drang mir in's Herz.«

»Wer ist denn diese Lilia?« kaum konnte sie bei dieser Frage ihre Rührung verbergen.

»Meine Enkelin,« seufzte Doricourt, »ein Engel von Schönheit und Güte!«

»Das ist kein Wunder, sie ist von Ihrem Blute.«

Seit sechs Jahren hab' ich sie nicht gesehen! ja, seit dem 21. März 1805.« —

»Warum denn nicht?«

»Ihre Eltern geben es nicht zu.«

»Ihre Eltern? ei ist denn der Herr ihr nichts? Hat sie denn etwas näheres und lieberes auf der Welt als ihren Großvater? Ich habe auch einen Großvater, ich, und ich fühle wohl, daß, wenn man mich verhindern wollte, ihn zu sehen — ich weiß wohl was ich thäte — ich wollte schon zu ihm kommen, recht nahe, ganz nahe.« —

»Wer sollte es glauben, daß ihre eigene Mutter, meine eigene Tochter sich widersetzt!«

»Ihre Tochter? das kann nicht sein. Sie darf also nicht thun, was sie will? sie hat vielleicht einen Mann, der ihr die Faust auf's Auge drückt? ja, dann ist eine arme Frau wohl mehr zu beklagen als zu tadeln — und sehen Sie, gnädiger Herr — ich kenne Ihre Frau Tochter nicht, aber ich wollte meine Hand für sie in's Feuer halten, daß sie einen solchen Vater nie vergessen konnte. Ach es gehört so wenig dazu, um Familien zu entzweien! im Dorfe sieht man das oft genug, und wohl noch öfter unter den reichen, vornehmen Leuten. — Aber die Sonne geht unter, der Thau fällt, das könnte dem Herrn schaden. Kommen Sie hinein. Geben Sie mir den Arm und glauben Sie mir, ein Vater, wie Sie sind, wird nie verlassen — nein nie!"

Dergleichen Gespräche knüpften sich noch öfter an, und jedesmal verbarg Lilia ihre Rührung unter ländlicher Einfalt und Offenheit, jedesmal vertheidigte sie ihre Mutter mit so naiver Herzlichkeit, daß Doricourt nach und nach zu glauben anfing, seine Tochter sei nur strafbar aus Schwäche gegen einen ungestümen despotischen Gatten.

Sechs Monate war Lilia nun bei ihrem Großvater, der, sowohl als Margarethe, entzückt von ihr war; auch wurde sie von allen Nachbarn geliebt. Man sprach überall nur von der flinken, hübschen, sittsamen kleinen Wirthschaftsgehilfin. Des Gerichtsschreibers Sohn, selbst der Schulmeister im Dorfe, und sogar der Neffe des Steuer-Einnehmers wollten sie heirathen; aber Javotte erklärte rund heraus, sie werde ihren alten Herrn, so lange er lebe,

nicht verlassen, und Doricourt, von dieser Anhänglichkeit tief gerührt, schwur leise, er wolle das liebe Kind in seinem Testamente nicht vergessen.

Leontine war indessen sechzehn Jahr alt geworden. Daß sie jetzt mit ihrer ältern Schwester nicht mehr verglichen werden konnte, war ihr allerdings vortheilhaft. Ihres Vaters Rang, Ansehen und Reichthum verschafften ihr mehrere Freier, unter andern einen Stabsoffizier, der unter ihrem Vater gedient hatte. Diesem wurde sie zugesagt. Ihre Mutter glaubte, bei dieser Gelegenheit müsse man doch wohl Lilia aus der Pension abholen lassen. Der General, der jetzt für seine Tochter nichts mehr zu fürchten hatte, willigte darein, und Germain erhielt den Auftrag, sie zu holen, doch nicht eher, als den Tag vor der Vermählung, und den Tag nach derselben sollte sie wieder zurückkehren. Das meldete Germain seiner kleinen Muhme, die ihre Herrschaft um Erlaubniß bat, sich auf drei Tage zu entfernen, um der Hochzeit einer Schwester beizuwohnen.

Am bestimmten Vorabend kam sie nach Paris, sah ihre Mutter wieder, und überhäufte Leontinen mit Liebkosungen. Der General bemerkte mit geheimer Zufriedenheit, daß ihr Teint nicht mehr so blendend weiß sei als ehemals, und daß sie, fern von der großen Welt, auch etwas von der ihr eigenthümlichen Grazie verloren habe.

Am andern Tage wurde die Vermählung auf das prächtigste gefeiert. Es wimmelte von vornehmen Gästen. Die kleine häßliche Braut war mit Diamanten bedeckt, de-

ren Schimmer anfangs Aller Blicke auf ſich zog; allein kaum erſchien Lilia, ſo hefteten ſich Aller Augen nur auf ſie. Die Einfachheit ihrer Kleidung vermehrte nur ihre Reize. Man ſah nur ſie, man beſchäftigte ſich nur mit ihr.

»Ich wußte nicht,« ſagte der Bräutigam, indem er mit ſichtbarer Bewegung ſie anredete, »ich wußte nicht, daß ich ſo glücklich ſein würde, eine ſo ſchöne Schwägerin zu beſitzen.«

»Wenn Sie das Glück meiner Schweſter machen,« antwortete Lilia beſcheiden, »ſo werd' ich Sie mit Vergnügen meinen Bruder nennen.«

»Aber wie kommt es denn,« fragte ein vorwitziger junger Page des Kaiſers, »wie kommt es denn, da Sie die älteſte, und ſo ſchön ſind, daß man Ihre Schweſter vor Ihnen verheirathet?«

»Weil man zur Gattin nur die Verdienſtvollſte wählt,« erwiederte Lilia, indem ſie ihrer Schweſter Hand an ihr Herz drückte, und hinzufügte, »meine Schweſter kennt mich, und weiß, daß ich nicht eiferſüchtig darüber bin.«

Kurz, Lilia ſchien die Königin des Feſtes. Jedermann wünſchte der Mutter zu einer ſolchen Tochter Glück. Mehrere Waffenbrüder des Generals gaben ihm zu verſtehen, daß ſie ſich glücklich ſchätzen würden, ihre Hand zu erhalten. Leontinen verzehrte der Neid unter der Laſt ihrer Brillanten: der Stiefvater grollte insgeheim, und gleich am andern Morgen mußte Lilia nach Pontoiſe zurückkehren. Auf eine Verbindung wie die, welche Leontine getroffen,

hieß es, könnte sie doch keinen Anspruch machen; bei allen den prächtigen Festen, die auf die Vermählung folgen sollten, würde sie nur Geschmack an einer Lebensart einsaugen, die das Schicksal ihr nicht angewiesen habe, und folglich könnte sie leicht sich unglücklich dabei fühlen.

Die immer gefällige Frau von Coulanges ergab sich diesen Gründen, und Lilia ging nach Pontoise, oder vielmehr zu ihrem Großvater zurück, pflegte sein Alter mit der kindlichsten Zärtlichkeit, und fand höhern Genuß in diesen sanften Freuden, als in dem geräuschvollen Hotel ihres Stiefvaters.

»Nun Javotte — fragte Doricourt — hast du dich auf der Hochzeit gut amüsirt?«

»O ja, gnädiger Herr, aber bei Ihnen ist mir's doch lieber.«

»Wenn ich gewollt hätte,« fuhr der Greis fort, »so hätte ich selber einer Vermählung beiwohnen können, die gestern in meiner Familie gefeiert wurde. Eine meiner Enkelinnen hat einen Obersten geheirathet, und man hat mich dringend gebeten. Aber das Betragen des Generals gegen mich, die Schwachheit meiner Tochter, ihre Gleichgiltigkeit gegen ihren Vater, ihre empörende Ungerechtigkeit gegen meine gute Lilia, die sie mir versagt und doch von sich verbannt haben; Alles das befestigt eine ewige Kluft zwischen uns: ich werde sie nie wiedersehen! nein nie!«

Javotte, die sich bei dem Alten sehr eingeschmeichelt und schon große Gewalt über ihn hatte, gab sich auf's

neue alle Mühe, ihn zu beſänftigen, beſonders ihm die vorgefaßte üble Meinung von ſeiner Tochter zu benehmen. Nach und nach wußte ſie auch geſchickt ſeinen Widerwillen gegen den General zu mäßigen, und endlich ergriff ſie eine günſtige Gelegenheit, die der Zufall darbot, um eine Zuſammenkunft zwiſchen beiden zu bewerkſtelligen, die ſie ſchon längſt herbeizuführen geſucht, und die, wenn ihre Hoffnungen ſie nicht betrogen, für alle Leiden ſie reichlich entſchädigen ſollte.

Sie erfuhr durch Germain, daß die Neuvermählten mit ihren Familien zu einem Verwandten des Generals, nach dem Schloſſe Marſan bei Corbeuil eingeladen waren, und daß ſie an dem und dem Tage, zu der und der Stunde auf der Straße längs der Seine, durch den ſchönen Park von Petitbourg, ganz nahe bei ihres Großvaters Aufenthalte vorbeikommen würden. Das ſchien dem guten Mädchen ein Wink des Himmels.

Doricourt hatte ſeit einiger Zeit keine Beſchwerden vom Podagra empfunden. Javotte predigte ihm ſo oft, er müſſe der friſchen Luft genießen, ſich Vergnügungen machen: ſie ſchilderte ihm den Park von Petitbourg ſo reizend, ſie verſprach, ihn ſo ſanft zu geleiten, daß er ſich endlich überreden ließ, mit ihr zu luſtwandeln. Er hatte denn auch einmal ſeine beſten Kleider hervorgeholt, ſein weißes Haar ſelbſt geordnet, und ging nun an Javottens Arm, die auf dem ganzen Wege mit ihrer naiven Fröh-

lichkeit ihn unterhielt. Er gestand, er sei seit langer Zeit nicht so vergnügt und so gesund gewesen.

Sie kamen in den Park und ergetzten sich eine Zeit lang an den Schönheiten dieses reizenden Aufenthaltes. Dann führte Javotte den Greis unvermerkt auf die Landstraße, und kaum waren sie eine Viertelstunde darauf gewandelt, als sie schon von ferne eine Menge glänzender Equipagen erblickten. Javotte, der das Herz gewaltig klopfte, schlug vor, einen Augenblick zu verweilen, um den Zug vorbei fahren zu sehen. Doricourt ließ es sich gefallen und meinte, es wäre irgend ein vornehmer Herr, oder wohl gar der Kaiser selbst. Doch kaum war der erste Wagen ihm gegenüber, als er plötzlich schreien hörte: Gott! mein Vater! halt! halt! — Der Wagen wurde aufgerissen, Madame de Coulanges stürzte sich heraus, schloß den Greis in ihre Arme und schluchzte an seinem Halse.

»Bist du es?" sagte Doricourt und strebte sich loszuwickeln. »Wie hast du mich erkannt? wir haben uns ja so lange nicht gesehen?"

»Vergebung, mein Vater! rauben Sie mir den schönsten Augenblick meines Lebens nicht!" Sie umschlang ihn auf's neue mit kindlicher Innigkeit. Indessen war auch der General nebst seiner Tochter und seinem Eidam ausgestiegen, so wie die ganze, in den übrigen Equipagen vertheilte Gesellschaft. Coulanges vereinte seine Bitten mit denen seiner Gattin, stellte dem Greise seine Tochter und ihren

Gemahl vor, bekannte laut ſein Unrecht und wie viel er dabei gelitten, ergriff eine Hand des Alten, legte ſie auf ſein Herz und ſagte tief bewegt: »Ihr Platz war immer hier, warum weigern Sie ſich, ihn wieder einzunehmen?"

»Was ſeh' ich!" rief Leontine, indem ſie Lilia erblickte, die ſich Aller Augen zu entziehen ſuchte, »was ſeh' ich! das iſt meine Schweſter!"

Doricourt ſtutzte. »Wie, meine kleine Wirthſchafterin?" —

»Ja, es iſt Lilia!" rief Madame de Coulanges, ihre Tochter erkennend, »ha! nun ſeh' ich klar! wie ungerecht war ich! und wie vollkommen iſt ſie gerochen worden!"

»Alſo — nahm Doricourt das Wort — während du mich verließeſt, pflegte ſie mich? während du ſie aus deinem reichen Hotel verbannteſt, alle Freuden ihres Alters ihr verſagteſt, fand ſie ihr Glück darin, mir altem Manne Freude zu machen? meine Beſchwerden zu erleichtern? dich bei mir zu entſchuldigen? o wenn du wüßteſt, mit welcher Wärme ſie für dich geſprochen! wie ſie meine alten Tage mir verſüßt hat! Lilia! mein himmliſches Mädchen! wie kann ich dir jemals verdanken" —

»Indem Sie mit meiner Mutter ſich verſöhnen," unterbrach Lilia ihn lebhaft, »das war mein Zweck, das wird mein ſüßeſter Lohn ſein!"

»Wie! eine Tochter, die —"

»Stille! Stille!" rief Lilia, »wenn die Mutter ſtrafbar iſt, ſo erzählen Sie es den Kindern nicht!"

Dieſer letzte ſchöne Zug überwältigte den Greis, er öffnete ſeine Arme und verſöhnte ſich mit Allen. Aller Augen waren feucht, ſelbſt der General konnte einige Thränen nicht unterdrücken, die er aber ſchnell unter ſeinen Schnurrbart zu verbergen ſtrebte.

Um die Freude dieſes Tages zu vollenden, mußte der Greis den Wünſchen Aller nachgeben, mit ſeiner Lilia in den Wagen ſteigen und dem Feſte beiwohnen, welches, durch die rührende Erzählung des Vorgefallenen, am meiſten verherrlicht wurde. Lilia, im rothen Röckchen und einfachem Corſet, erſchien mitten unter den geputzten Damen, und wurde allgemein bewundert. Ihr Stiefvater ſelbſt bekannte ſich überwunden und wurde ihr, ſeit dieſem Tage, ein wahrer zärtlicher Vater.

Die Fehler der Eltern ſoll ein gutes Kind ſtets entſchuldigen und ihrer Härte nur Sanftmuth und Geduld entgegenſetzen. Dann wird es, auch unter dem Drucke, mit ſich ſelbſt in Frieden leben, und endlich einen ſchönen Sieg erringen.

Beſchluß.

Heute, liebe Flavie, iſt dein Geburtstag. Es ſind nun fünfzehn Jahre, als in derſelben Stunde, wo ich dir jetzt dictire, ich dich zum Erſten Male in meinen Armen hielt, meine Lippen auf die deinigen drückte und dich mit ſüßen Thränen benetzte. — Welch ein Augenblick! welche Erinnerung! Seit jener Stunde, die mein Daſein und mein Glück verdoppelte, bin ich mir bewußt, dich ſtets geliebt, gepflegt, und kindlich mit dir ſpielend, dich väterlich geleitet zu haben.

Ueber deine erſten Eindrücke zu wachen, hielt ich ſtets für Pflicht, denn ſie haben auf unſer ganzes Leben einen ſo großen Einfluß. Unter den Künſten gleichſam aufgezogen, täglich umringt von Schriftſtellern und berühmten Männern aller Art, die mich mit ihrer Freundſchaft beehren, haſt du nach und nach die Liebe zum wahren Schönen dir eigen gemacht, die die Seele erhebt; den Geſchmack, der den Geiſt ziert. Du haſt die Sprache in deine Gewalt bekommen, du haſt erwägen, vergleichen, urtheilen gelernt; du haſt dich gewöhnt, nichts obenhin zu hören, nicht zu ſprechen ohne zu denken; den Schimmer vom wahren Verdienſt, das leere Geſchwätz von der Sprache des Herzens und Verſtandes zu unterſcheiden. Mit Einem Worte: du biſt nun vernünftig und unterrichtet, ohne über den Büchern bleich geworden zu ſein und auf Schulbänken gegähnt zu haben.

Aber alles das genügte deinem Vater noch nicht, der seinen ganzen Ehrgeiz in dein Glück gesetzt hat. Geist, Geschmack und ein angefülltes Gedächtniß mögen der Genüsse viele in der Welt gewähren, aber, um ganz glücklich zu werden, meine gute Flavie, muß man sich Liebe erwerben.

Darum wollte ich, indem ich deine lebhafte Einbildungskraft beschäftigte, dein Herz vervollkommnen, deinem Nachdenken die Fehler in Erinnerung bringen, die ich etwa an dir bemerkte, und, um dich nicht zu kränken, auch der liebenswürdigen Eigenschaften erwähnen, die dich auszeichnen. Ich habe geglaubt, daß ich, über jene scherzend, durch diese sanft bewegt, am Besten das vermeiden würde, was, nach meiner Ueberzeugung, den väterlichen Zauber vernichtet, nämlich Verweise und Predigten. So oft ich einen Vater, einen Vormund, eine Gouvernante mit der schüchternen Jugend keifen höre, so glaube ich einen Hirten zu sehen, der mit dem Hirtenstabe sein Lamm schlägt, oder einen Gärtner, der seine schwere Gießkanne auf die Blumen wirft, und sie zerdrückt.

Darum habe ich dir diese Geschichtchen dictirt, über die wir so oft mit einander lachten, und die uns auch mehr als Einmal die Augen befeuchtet haben; diese Geschichtchen, die uns so manchen frohen Morgen verschafften, durch die ich in deinem Herzen Keime zu entwickeln strebte, deren Früchte Liebe und Achtung sind. Du solltest Quellen des Glücks in dir selbst suchen und finden, eines Glücks, das auch im

Wohlſtande uns erfreut, im Kummer uns tröſtet, damit, wenn du einſt auf die Weltbühne trittſt, man dich vor allen Dingen gut nennen möge, ſelbſt ehe man dich liebenswürdig nennt.

Ich will dir auch nicht verhehlen, Flavie, daß die öffentliche Bekanntmachung dieſer Geſchichtchen dir eine ſchwere Obliegenheit zuzieht. Man wird die Wirkung derſelben, die Frucht meines Unterrichts, in dir ſehen wollen; man wird in dir die Eigenſchaften ſuchen, zu welchen, wie man vermuthet, du mir das Muſter geliehen. Keinen der Fehler, die ich dir vorgezeichnet, wird man bei dir entſchuldigen, und wenn man bei meiner Tochter nicht Güte und Natur ohne Ziererei, Grazie ohne Anſpruch, Unterricht ohne Pedanterie findet, ſo werden meine Geſchichtchen verloren ſein. Du ſiehſt, Flavie, in der Natur vergilt ſich Alles. Mich verpflichtete ſie zu deinem Unterricht, zu deinem Glücke, dich hingegen machte ſie verantwortlich für meinen Ruf.

Doch erſchrecke nicht. Ich erwarte von dieſem Büchlein keinen andern Ruhm, als den, es dir lieb zu wiſſen; kein anderes Gelingen, als die Zuverſicht dich glücklich zu ſehen; keinen andern Titel, als den des zärtlichſten Vaters. Die Ausſpender des Ruhms werden leicht bemerken, daß hier der Stil der Faſſungskraft, der Geſchmack dem Unterricht, der Witz dem Gefühl untergeordnet werden mußte; daß nicht der Schriftſteller ſprach, ſondern der Kinderfreund.

Gewiß, meine Tochter, werden wir unſere Unterhaltungen wieder beginnen, aber nicht mehr durch Geſchichtchen werde ich deine Aufmerkſamkeit zu feſſeln ſuchen. Du biſt nun ſchon deiner vortrefflichen Mutter über den Kopf gewachſen; meine Freunde dutzen dich ſchon nicht mehr, ſondern nennen dich Mademoiſelle; kurz, du biſt fünfzehn Jahr alt.

Fünfzehn Jahr! das ſchöne Alter! die Roſenzeit — das Morgenroth des Lebens. Möge ein heiterer Tag ihm folgen! Mögeſt du nie mit Schmerz an die ſüßen Augenblicke dich erinnern, die wir mit einander zugebracht! Mögeſt du bisweilen noch mit Vergnügen dieſe Geſchichtchen durchblättern, ſie einſt deinen Kindern vorleſen, und dann auch meiner, als deines Lehrers, deines beſten Freundes gedenken!

Nichts mehr, geliebte Flavie! wirf die Feder weg! umarme mich!

Inhalt.

	Seite
Die Roſen des Herrn von Malesherbes	7
Der falſche Diamant	19
Das Goldſtück	38
Der redende Kamm	47
Die Sonate	61
Die kleine lebendige Bibliothek	77
Der Dragoner von Vincennes	93
Der Dorf-Kirchhof	111
Die Milchſchweſtern	129
Das Journal der Moden	153
Die kleine Wirthſchaftsgehilfin	169
Beſchluß	193

Gedruckt bei J. P. Collinger.

Fol. 1.

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Vierzehnter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Kleine Romane,

Erzählungen, Anekdoten

und

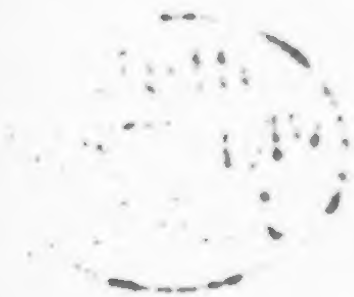
Miszellen

August's von Kotzebue.

Erſter Theil.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.



Des

Pfarrers Tochter.

Ein Roman in zwei Büchern

von

Auguſt von Kotzebue.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

An

Frau von Schröder,

geborne von Prizbuer,

in Berlin.

Meine geliebte Freundin!

In den Tagen des unverhüllten Egoismus, in welchen wir leben, ist die Zueignungsschrift eines Buches gewöhnlich nur an die Eitelkeit seines Verfassers gerichtet, mit welchen erhabenen oder achtungswerthen Namen sie auch geziert sein mag; ich will daher nur lieber gleich bekennen, daß ich in diesem Augenblick mich einer ähnlichen Sünde theilhaftig mache.

Zwar könnte ich sagen: ich habe Ihnen einen Beweis geben wollen, daß ich auch in weiter Ferne Ihrer oft mit Achtung und Liebe gedenke, aber auch das wäre ja im Grunde nur eine Verbeugung, die ich mir selber machte, denn es hieße mit andern Worten weiter nichts, als: ich bin Gott sei Dank noch immer fähig, das Gute und Schöne zu lieben und zu bewundern. Es soll

Ihnen also lieber unverhohlen bleiben, daß ich diese Zueignungsschrift nicht um Ihretwillen, sondern um meinetwillen gemacht habe, der Welt nämlich, die mich nicht kennt, und doch so oft verkennt, wünschte ich laut sagen zu dürfen, daß eine Frau wie Sie seit fünfzehn Jahren meine schwesterliche Freundin ist; daß eine solche Frau in einem so langen Zeitraum nie Ursach fand, mir ihre Freundschaft zu entziehen; daß sie in Trauer und Freude, bei Verfolgungen wie bei Verhätschelungen meines Schicksals, immer dieselbe gegen mich geblieben, und daß derjenige, der eines solchen Vorzugs sich rühmen darf, wohl stolz darauf sein mag, da sie ihre Freundschaft keinem Unwürdigen schenkt. — Das war es, meine theure Freundin, was ich meiner Eitelkeit zu gefallen, und im Vertrauen auf Ihre Nachsicht, drucken zu lassen mir nicht versagen konnte. Gerne ließe ich auch drucken, wie groß meine innige Liebe und Verehrung für Sie ist, aber dazu fehlt es mir an Worten und dem Setzer an Buchstaben.

Jerlep bei Reval, im Sommer 1805.

A. v. Kotzebue.

Des Pfarrers Tochter.

Erſtes Buch.

In der luſtigen Reſidenz des jungen Fürſten Cajus oder Sempronius, lebte Karl Fernau, ein Mann von hellem Kopf, redlichem Herzen und einnehmender Geſtalt. Er glaubte ſtolz zu ſein, im Grunde war er nur eitel, doch nicht auf ſeine Perſon. Es gibt Menſchen, die nichts behaglicher finden, als die ſchönſten Pferde, die niedlichſten Möbeln, koſtbar gebundene Bücher und dergleichen zu beſitzen, oder eigentlich nur Andern vorzuzeigen, und an der Bewunderung ihrer Gäſte ſich zu weiden. Zu dieſer Klaſſe gehörte Fernau. Es war ſeine einzige Schwachheit, unſchädlich, ſo lange ſie nur auf Gegenſtände des Prunkens ſich einſchränkte. Er hätte längſt gern geheirathet, denn er zählte ſeinen achtundzwanzigſten Sommer, auch hatte er gerade ſo viel Vermögen, als in ſeiner Lage nöthig war, um frei von jedem Joche, den Mangel zu entfernen; aber ſeine Mutter lebte noch, wohnte bei ihm, war eines fürſtlichen Raths Witwe, that ſich ein wenig auf ihren Rang zu gute, und brauchte viel, nicht aus Bedürfniß, ſondern um der Welt zu zeigen, ſie habe viel. Wer doch Alles beſäße, was blos aus dieſem letzten Grunde verzehrt wird! Gegen den wäre Cröſus ein Bettler.

Der Wunſch, eine Schwiegertochter zu umarmen, lag allerdings auch der Frau Räthin am Herzen, aber wenn

einmal der Sohn ein Mädchen nannte, so war's immer nicht die rechte. Darum schrieb er einst an seinen Freund, den Sekretär Welsch in Dresden.

»Dein häusliches Glück, das du so reizend schilderst, hat mir, bei aller Freude, doch auch ein wenig Unbehaglichkeit verursacht. Warum wird es mir nicht auch so gut? — Ich höre das Warum dich wiederholen. Ach, Freund! da gibt es eine Menge kleine, mitunter auch wohl recht winzige Gründe, die dennoch, auf einander gethürmt, unübersteiglich scheinen, wenigstens mir. Du kennst des Menschen eitlen Sinn: er pflegt sich einzubilden, er handle immer aus einem ihm bewußten Grunde, den er, ohne zu erröthen, nennen darf, indessen gewöhnlich Dutzende, deren er sich schämt, sie auch wohl sich selbst abläugnet, seinen Willen leiten. So geht es mir auch. Ich heirathe nicht, weil, nach meiner Meinung (nämlich nach der, die ich zu verlautbaren für gut finde), ich noch kein Mädchen angetroffen, das mir Glück zusagte. Im Grunde ist das nicht wahr.«

»Vor anderthalb Jahren lernte ich ein hübsches Mädchen kennen, das ich zum Ball abholen sollte. Ich fand sie schon recht niedlich geputzt, und das Verlangen zu tanzen leuchtete fröhlich aus ihren Augen. Da hieß es plötzlich, die alte Tante habe Kopfschmerzen, und könne dem blinden Vater heute nicht vorlesen. Flugs wandte sich die Tochter zu mir, und sagte mit freundlicher Ergebung:

»ſo bedaure ich, Sie bemüht zu haben, denn ich kann nicht mit Ihnen fahren. Mein blinder Vater iſt gewohnt, daß ich oder die Tante durch Vorleſen die Abendſtunden ihm verkürzen. Ich bitte Sie aber, ihm nichts von meiner Tanzluſt zu verrathen, denn ſonſt leidet er nicht, daß ich zu Hauſe bleibe.«

»Ich glaube, lieber Ferdinand, ich ſah das Mädchen faſt zärtlich an, und nahm verwirrten Abſchied. Die möchte ich wohl heirathen, ſagte ich zu meiner Mutter, als ich nach Hauſe kam. Ach, Kind, erwiederte ſie, die iſt viel zu arm.«

»Vor vier Monaten, bei einem Morgen-Spazirgang traf ich eine allerliebſte Gärtnerstochter, die ihrem jüngern Bruder vorbuchſtabirte, dabei mit den Händen niedliche Blumenſträußer band, und mit dem Fuße ihre kleinſte Schweſter wiegte. Ich ſah ihr unbemerkt zu, wie ſie alles das ſo flink und freundlich that. Nach einer Weile ſtand ſie auf, ein Korb mit Sträußern war gefüllt, der ſtrenge Vater zählte ihr die Blumen zu, beſtimmte auch den Preis. Sie ging, ich folgte ihr von ferne. Sie verkaufte ihre Blumen ſchnell. War der Käufer ein Jüngling, ſo blieb ſie ernſt und einſilbig; aber gegen Frauen und betagte Männer war ſie freundlich und geſchwätzig. Ein alter Offizier, dem ſie gefallen mochte, gab ihr einige Groſchen mehr, als ſie begehrt hatte. Sie dankte vergnügt, doch kaum war er fort, ſo ſchenkte ſie einem Krüppel, der neben ihr lag, den

Ueberschuß, den sie dem Vater nicht zu berechnen brauchte. Auf dem Heimwege begegnete sie einer alten Bäuerin, die ein Weilchen ausgeruht, und deshalb den schwerbepackten Tragkorb neben sich gestellt hatte. Den wieder auf die Schultern zu laden, quälte sich die steife Alte vergebens. Hunderte schlenderten vorbei, ohne ihr zu helfen. Mein Gärtnermädchen half und ging dann singend weiter."

»Die möchte ich wohl heirathen, sagte ich zu meiner Mutter, als ich nach Hause kam. Ach, Kind, erwiederte sie, die ist viel zu geringer Herkunft. Brachte ich ein Aber dagegen vor, flugs stellte meine Mutter drei Aber in's Feld. Da ich nun weder in jene noch in diese eigentlich verliebt war, so that ich ihr den Gefallen und ließ es gut sein."

»Ihrer Seits hat sie mir auch schon Manche vorgeschlagen, zum Exempel, eines Geheimenraths Tochter, die einen Winter in Berlin zugebracht, und Schlegel's Vorlesungen über die Aesthetik mit beigewohnt hat. Ferner, eine reiche Kaufmannstochter, die schön auf dem Klavier spielt, und in allen Gesellschaften verdrießlich wird, wenn kein Klavier da ist, oder wenn man sie nicht mit Bitten bestürmt, sich hören zu lassen. Geschieht das endlich, so klagt sie über Zwang, ziert sich noch lange, setzt sich endlich, spielt, und hört gar nicht wieder auf. — Ferner, ein hübsches Fräulein, mit einem allerliebsten Stumpfnäschen, das seiner Mutter alle Augenblicke in's Wort fällt und sie

still zu schweigen bittet, weil sie doch nicht verstehe, wovon die Rede sei."

„Da habe ich denn gesagt: Liebe Mutter, die Eine ist mir zu klug, die Andere zu eitel, die Dritte zu naseweis; und so hat meine Mutter es auch wieder gut sein lassen. Sei ohne Sorgen, spricht sie bisweilen, Mädchen gibt es genug. Das habe ich vormals auch geglaubt, jetzt nur werde ich täglich mehr und mehr überzeugt, daß es sehr wenige Mädchen gibt, nämlich gute; besonders in der Stadt, wo sie nichts wollen, als Jünglingen gefallen, Gespielinnen überglänzen, durch Talente schimmern, durch kaum verhüllte Reize locken; wo jedes Mädchen schon den erfahrenen Blick einer jungen Frau nicht mehr bergen kann, Blödigkeit für Dummheit gilt, Schamröthe aus Schminktöpfen geholt, und Sittsamkeit aus der Donau-Nymphe erlernt wird. Nein, aus der Residenz hole ich mir kein Mädchen. Was im Garten fröhlich blühen soll, muß auch im Garten gewachsen sein, die versetzten Treibhauspflanzen fallen da um. Gern machte ich eine botanische Runde auf dem Lande, besähe mir da die Feldblumen, die, wenn auch nicht an Gestalt, doch an würzreichem Duft, Aurikeln und Tulpen weit hinter sich lassen, doch leider ungekannt zwischen bethautem Grase blühen und verblühen. Aber meine Mutter ist alt und kränklich, ich darf sie nicht allein lassen; sie ließ mich ja auch nicht allein, als ich jung und kränklich war."

»Noch gibt es manche kleine Hinderniſſe, die jeden Funken in mir erſticken, an dem Hymen ſeine Fackel anzünden könnte. Mein Haus iſt nicht groß; die einzigen guten Zimmer, die ich meiner künftigen Gattin einräumen könnte, bewohnt meine Mutter. Soll ich ſie daraus vertreiben? — Die kleine Wirthſchaft, die ich der Hausfrau übergeben müßte, beſorgt meine Mutter und hat Freude daran. Soll ich ihr dieſe rauben? ſoll ſie das Vergnügen entbehren, alles nach ihrem Sinn zu machen? ſoll ſie abhängig von einer Schwiegertochter werden? — Langeweile und Grämlichkeit würden dann ihr Alter verbittern. Lieber bleibe ich ledig.« —

So dachte und fühlte Karl Fernau; wie er aber dachte und fühlte, ſo handelte er auch ſtets. Darum blieb er unbeweibt, bis nach einigen Jahren die kindlich gepflegte Mutter in ſeinen Armen ſtarb. Zwar hatte er an das Hageſtolzenleben ſich ſchon ſehr verwöhnt: er las beim Eſſen, brachte den Abend regelmäßig auf dem Kaſino zu, ſchmeckte die Cichorien im Kaffee nicht, ſah die Löcher in ſeiner Wäſche nicht, und glaubte der Haushälterin auf's Wort, daß die Theurung mit jeder Woche ſteige; aber endlich wurde er doch gewahr, daß ſeiner Mutter Zimmer leer ſtänden, obſchon bei weitem nicht ſo leer als ſein Herz. Die paradoxe Meinung, welche er über die jungen Damen in der Reſidenz hegte, hatte wo möglich noch tiefer gewurzelt, ſeitdem er zufällig erfahren, daß eine derſelben ihres kranken Vaters Bett verkauft hatte, um auf der Redoute als Braut von

Messina zu erscheinen. Lieber, sagte er, wolle er sich eine Frau aus Sicilien holen, trotz der Barbaresken, die er für minder barbarisch hielt, als Frauenzimmer-Eitelkeit. Weil aber doch Sicilien zu weit lag, so blieb es bei dem ersten Vorsatz, ein Blümchen auf dem Lande zu erspähen, mit dem er seine stille Wohnung schmücken könnte. Künftige Woche, nahm er sich vor, will ich da oder dorthin reisen. Aber bald war das Wetter zu schlecht, bald wurde ein neues Schauspiel gegeben, bald hatte er sich zu einer Partie Schach versagt, und hatte er endlich einmal den Tag der Abreise bestimmt, so gab es allerlei am Reisewagen zu bessern, oder die Pferde mußten beschlagen werden. Kurz, er machte es mit seiner Heirathslust, wie die Krämer mit Kunden, die borgen wollen, sie schreiben an ihre Bude: willst du borgen, so komm morgen; weil man das immer heute lesen muß, so erscheint der Morgen nie. Hätte nicht endlich der Zufall für ihn gewürfelt, das mißliche Wagespiel wäre ihm ewig fremd geblieben.

In Fernau's Wohnort lebte auch ein Kattunfabrikant, der für reich galt, es aber nicht war. Er hatte sich schöne Maschinen aus England verschrieben, die, wenn sie im Gange waren, Jedermann wohlgefielen, so, daß die Achtung vor ihrem Erfinder, ohne daß man sich dessen bewußt war, auf ihren Besitzer zurückstrahlte, wie das oft geschieht. Er beschäftigte über hundert Menschen, und bezahlte sie auch an jedem Sonnabend, freilich oft mit geborg-

tem Gelde, aber wer wußte das? die Gläubiger ſelbſt nicht einmal, denn Einer holte immer ſo regelmäßig im Stillen, was der Andere im Stillen brachte, daß der Kredit des Fabrikanten mehrere Jahre luſtig blühte. Jüngſt hatte er auch ein ſchönes Landgut gekauft, von einem Edelmann, der dem Verlangen nicht widerſtehen konnte, den Kaiſer Napoleon krönen zu ſehen, und, der letzte ſeines Stammes, des Ahnherrn Erbe vergeudete, um den erſten ſeines Stammes anzugaffen, und von deſſen langem Mantel erzählen zu können. Auf dieſem Gute wollte Madame Holla (die Frau des Fabrikanten, die ſeit Kurzem zur Gemahlin erhoben worden) ein paar Sommermonate zubringen, Mamſell Hortenſia Holla, ihre Tochter, die auch Landſchaften zeichnete und von Madame Bürger deklamiren gelernt hatte, ſollte ſie begleiten, und Karl Fernau wurde förmlich zu einem Beſuche eingeladen.

Wie ging das zu? — Sehr natürlich. Denn erſtens, als Herrn Holla's Fabrik im höchſten Flore zu ſtehen ſchien, und von ſeinem Reichthum des Geredes viel war, erinnerte ſich Fernau's Mutter plötzlich, daß ſie weitläufige Verwandte ſeien. Der Stammbaum wurde gemuſtert, und der ferne Nebenzweig herüber zur Krone gezogen. Seitdem war Fernau in Holla's Hauſe der Herr Vetter; und als, der klugen Mutter wohl bewußt, das Vermögen täglich ab-, Hortenſiens Alter hingegen täglich zunahm, da wurde er der liebe Herr Vetter, ohne den keine Familienabfütterung

(Feſt oder Schmaus genannt) vor ſich gehen konnte, und dem die Couſine Schiller's Würde der Frauen mit beſonderem Nachdruck vordeklamirte. Beide, Mutter und Tochter, hatten ſchlau berechnet, daß, wenn einmal die engliſchen Maſchinen in's Stocken geriethen, alle Häuſer und Landgüter verſchloſſen würden, es wohl gethan ſei, die Zimmer der ſeligen Räthin ſich offen zu erhalten. Zu dieſer Spekulation, die ſehr vernünftig war, weil ſie ganz auf fremdes Riſico gebaut wurde, geſellte ſich noch ein anderer Umſtand, der die Einladung bewirken half. Beſagtes Landgut nämlich war ſo entlegen (wohl fünfzehn bis zwanzig Meilen von der Reſidenz) und hatte ſo wenig genießbare Nachbarſchaft, daß ſchwerlich viel Beſuch zu erwarten ſtand. Dort ganz allein in den Schönheiten der Natur ſchwelgen? Gräßlicher Gedanke! — Mit wem ſollte die Mutter Tarock ſpielen? wer ſollte der Tochter Zeichnungen loben? wer in Ekſtaſe gerathen, wenn ſie den Monolog aus der Jungfrau von Orleans herleierte? — Eitelkeit hat keinen grimmigern Feind als Einſamkeit; ſie kann wohl eine Weile die eingeſchlürfte Bewunderung einſam wiederkäuen, doch friſche Nahrung gibt der Gefräſſigen nur die Geſelligkeit.

Karl Fernau wurde daher, nachdem zuvor ein deutſches Bruchſtück aus Voſſen's Louiſe, und ein franzöſiſches aus Delille's Gärten, deklamirt worden war, mit ſüßen Worten auf's Land gelockt. Er verſprach zu kommen. Den Platz im Wagen ſchlug er jedoch aus, weil ſein Arzt und ſein Inſtinkt

ihm ſagten, es ſei beſſer zu reiten, und ungeſtört der holden Natur in's liebliche Antlitz zu ſchauen, ſtatt Hortenſiens grüner Florkappe gegenüber zu ſitzen. Ueberhaupt würde Fernau die Einladung ſchwerlich angenommen haben, hätte nicht bei dem Worte Landgut, ſich alſobald der oft gefaßte und oft verſchobene Vorſatz, ſich auf dem Lande umzuſehen (wir wiſſen ſchon warum), ihm lebhaft dargeſtellt. Es konnte ja ein Wink des Schickſals ſein. Ohne beſtimmten äußern Antrieb — das fühlte er — würde ſeine Trägheit ihn wohl für immer an die ſtaubige Reſidenz feſſeln, obſchon im Sommer aus jeder Hausthür eine andere Art von Geruch ihm entgegen qualmte. Alſo, um ſein Inneres einmal zu lüften, wie man Pelzwerk an ſchönen Sommertagen ausklopft, ſchwang er ſich auf den Gaul, und ritt gemach neben dem Wagen der Frau Muhme, öfter noch vor und hinter demſelben, ſo, daß die feurigen Pfeile, die aus dem Wagen auf ihn abgeſchoſſen wurden, meiſt in die Kornfelder fuhren, ohne jedoch, wie Simſon's Füchſe, ſie in Brand zu ſtecken.

Ein unbequemes Nachtlager in einem kleinen Wirthshauſe, wurde ihm noch läſtiger durch das Zimpern der keuſchen Couſine. Es waren nämlich nur zwei Zimmer vorhanden, die aneinander ſtießen, und deren Zwiſchenthür unglücklicherweiſe weder verſchloſſen noch verriegelt werden konnte. Mamſell Holla, obwohl unter mütterlichem Schutz, ſchwur, ſie werde kein Auge zuthun, wenn ſie eine leibhafte

Mannsperſon ſich ſo nahe wiſſe. Fernau mochte betheuern ſo viel er wollte, daß er ihre reiſe Unſchuld gewiſſenhaft reſpektiren werde, auch dem Nachtwandeln nicht unterworfen ſei, ſie blieb dabei, daß, wenn er Schlaf ihr gönne, er nicht ſo nahe bleiben dürfe. Ein verſchämter Seitenblick, in Zärtlichkeit getaucht, forderte zugleich ihn auf, ihren Worten noch eine andere, ſchmeichelhafte Deutung zu geben. Er aber konnte vor Verdruß dazu nicht kommen, denn er mußte nun in der Wirthsſtube, auf einer Streu, von üblen Dünſten umgeben, zwiſchen Handwerksburſchen ſchlafen.

Da man bei früher Tageszeit die Reiſe fortzuſetzen geſonnen war, ſo hatte Mamſell Holla beim Schlafengehen dem Ritter aufgetragen, ſie durch ein ſanftes Klopfen an der Thür zu wecken, doch — um der Schweſter von Lesbos willen! — die Thür ja nicht zu öffnen, damit auch nicht die kleinſte Spalte (wäre ſie gleich nicht größer, als der Raum zwiſchen Meiſter Schnock's Fingern in Shakeſpeare's Sommernachtstraum) ihrer Sittſamkeit Gefahr drohen möchte. Fernau, jeder Ziererei herzlich gram, verſprach ungeduldig, er wolle, um jeden ſündhaften Gedanken zu entfernen, während dem Klopfen an Fichte's Prahlerei denken, das Räthſel der Welt zu löſen, und folglich die ſchönen Räthſel, die Couſine Turandot ſo kieſelherzig zu verſchleiern wünſche, gänzlich aus ſeiner Einbildungskraft verbannen.

Nachdem er aber am nächſten Morgen durch eine ſehr üble Nacht in ſehr üble Laune verſetzt worden war, ſo empfand er große Luſt, der keuſchen Dame Hortenſia einen Streich zu ſpielen. Noch zu rechter Zeit beſann er ſich eines beſſern, als er wirklich ſchon vor der Thür ſtand, und den Schein von Vertraulichkeit erwog, den, wider ſeinen Willen, ein ſolcher Scherz gewinnen könnte; er klopfte alſo verabredetermaßen anfangs leiſe, dann ſtärker, endlich laut. Als aber dennoch keine Bettgardine rauſchte, keine Kehle ſich räuſperte, keine melodiſche Stimme Wer da rief, ſondern Mutter und Tochter ſo tief zu ſchlafen ſchienen, als Leute, denen man Göthe's Bekenntniſſe einer ſchönen Seele vorlieſt, ſo meinte er endlich im Ernſt, es ſei wohl nothwendig, die Thür ein wenig zu öffnen: denn fuhren ſie ſpät, ſo erreichten ſie heute das Landgut nicht, und er ſah einer zweiten qualvollen Nacht entgegen. Raſch drehte er daher den Schlüſſel, und, da er Widerſtand merkte, ſo half er dem Stoß der Hand durch einen Stoß des Knies noch ein wenig nach.

Armer Fernau! du wußteſt nicht, daß deiner edlen Couſine Keuſchheit, auf dein Wort allein, zu bauen nicht rathſam gefunden: einen dreibeinichten Tiſch hatte ſie vor die Thür gepflanzt, und auf denſelben, mit großer Beſchwerde und mütterlicher Hilfe, einen alten ledernen Großvaterſtuhl gehoben. Durch dieſes Bollwerk hoffte ſie dem erſten verwegenen Anfall Trotz zu bieten, und legte ſich nun beru-

higt in das naheſtehende Bett. Ach! aber das plumpe Knie des Ritters brachte den dreibeinigen Tiſch aus dem Gleichgewicht, der, da er ſelbſt nicht mehr ſtehen konnte, die Zumuthung für ungerecht hielt, den alten Großvaterſtuhl länger zu tragen, zu deſſen Stütze ohnehin ſein Schöpfer, trotz des mangelnden Beines, ihn ja nie beſtimmt habe. Er entledigte ſich daher ohne Umſtände der demüthigenden Laſt, die, fallend mit der hohen Lehne bis an den Fuß des Bettes reichte, und unglücklicherweiſe ein Geſchirr zerſchlug, das nicht ſo leer war, als der berühmte Marmorbrunnen zu Nürnberg. Dieſes Zerſchlagen geſchah vermittelſt eines der breiten Ohren des Großvaterſtuhls, welches gerade mit ſeiner ganzen Fläche die Oberfläche des Inhaltes traf, daß er ſtolz empor ſtieg, wie die Fontainen auf dem Petersplatze zu Rom, bis das Geſetz der Schwere ihn zwang, auf Bett und Geſicht der ſchlafenden Schönen, in Millionen Tropfen herab zu ſtürzen.

Hilf, Himmel! welch ein Erwachen! wie verſchieden von Adam's ſeligem Erwachen, durch Maler Müller beſchrieben. Welch ein zuckendes Streben der Purpurlippen, die Wuth in Tönen zu äußern! und welche Töne würde man vernommen haben, hätte nicht die weiſe Betrachtung, es ſei für's Erſte nothwendig, die zarten Lippen nicht allein zu verſchließen, ſondern ſogar ein wenig einwärts zu klemmen, die Oberhand behalten. Wie aber ſollte nun die zürnende Aurora — zur Strafe ihres Verſpätens

durch eigenen Thau geweckt — ihr Antlitz schnell genug davon befreien? Denn noch immer stand der erschrockene Frevler mit starren Blicken ihr gegenüber. Soll sie einen Schwanenarm unter der Bettdecke hervorstrecken? — Mit nichten! Denn ist es nicht männiglich bekannt, daß die Damen heutzutage keine Ermel in den Hemden tragen? sie hätte also den nackten Arm zur Schau stellen müssen, nebst einem Theil des bescheidenen Busens. Lieber faßte sie den heroischen Entschluß, ihm, auf jede Gefahr, die einzige Silbe fort! zuzuherrschen; aber von einem Blicke begleitet, der, trotz der feuchten Augenwimpern, durch welche er sich stehlen mußte, den Bollwerkstürmer sogleich in die Flucht schlug.

Hierauf wurde die seltsame Mischung von gestriger Schminke und heutigem Unglück, sammt der Hautpomade, die allnächtlich mit den Sommersprossen kämpfte, sauber abgetrocknet, und, gleich der aus Meerschaum gebornen Venus, stieg Hortensia mit neuen Reizen vom entweihten Lager auf. Nur die sonst gehorsamen Falten der Holdseligkeit standen ihr noch nicht zu Gebote, als Fernau mit demüthiger Abbitte vor sie trat; der Himmel ihres Gesichts erschien zwar trocken, aber nicht unbewölkt. Während der ganzen ersten Meile, wo der Weg sehr sandig war, grollte und schmollte sie zum Wagenfenster hinaus, welches mit der heiter aufgehenden Sonne sehr angenehm kontrastirte. Als aber Phöbus freundlich höher stieg,

und als er gar der schönen Zürnenden die Wangen küssen wollte, da überwog die Furcht vor den Spuren solcher Küsse den Vorsatz, des Verbrechers Strafe zu verlängern, sie bedeckte das Vorgefallene zwar nicht mit dem Mantel der christlichen, wohl aber mit der grünen Kappe der Schönheitsliebe, und, mütterlichen Rath befolgend, war am Ziel der Reise von den dummen Streichen des alten Großvaterstuhls keine Rede mehr.

Fast aber fing man nach vier Wochen an zu wünschen, es möchten wieder dumme Streiche gemacht werden, denn die Langeweile regierte mit bleiernem Scepter. Bekanntlich wird diese Stundenmörderin auch aus der großen Welt gewöhnlich durch dumme Streiche vertrieben, denn wenn man dort über die des Nächsten (nie über eigene) nicht lang und breit schwatzen dürfte, wie sollte man die grämliche Zeit los werden, die sich täglich wieder aufdringt? hingegen so einen fremden dummen Streich wie den Leichnam eines Selbstmörders vor sich hinlegen, ihn zergliedern, zerschneiden, zerreißen, zersetzen, fromm beseufzen, weise belächeln, zweideutig entschuldigen, seufzend verdammen, ha! welch ein Genuß! — täglich war er den Residenzbewohnerinnen in vollem Maße zu Theil geworden, denn wohlgeordnete Residenzen führen hierin mit kleinen Städten einerlei Maß und Gewicht, oder vielmehr, eine Residenz besteht in dieser Rücksicht aus vielen kleinen Städten; aber jetzt, in dieser Entfernung, auf diesem einsamen

Dorfe, wo die Leichname hernehmen zur christlichen Sektion? ein paar Nachbarn waren bereits zerlegt, und, außer einigen komischen Verknorpelungen und etwas Wasser im Gehirn, wenig Merkwürdiges bei ihnen gefunden worden. Jede schöne Gegend, eine halbe Meile in die Runde, jede Baumgruppe und jeden Silberfaden, der sich durch die Wiese schlängelte, hatte die Reißfeder der Cousine schon aufgespürt und nachgepfuscht. Alle mitgenommene Dichter und Undichter waren schon zwanzigmal durchdeklamirt worden, alle Quellen der Unterhaltung vertrockneten; und der Hauptstrom, der im Frühling des Lebens so mächtig anzuschwellen und lechzende Gefilde zu befruchten pflegt, der Strom der Leidenschaft blieb aus, so fleißig auch darnach gegraben wurde. Liebe, sie sei im tiefsten Herzen verborgen, verräth sich durch die Augen, so wie eine tiefliegende Quelle sich durch üppige Gräser auf der Oberfläche verkündet; allein vergebens spähte die erfahrene Mutter in Fernau's Augen nach den wohlbekannten Symptomen.

„Du magst dir vorstellen," schrieb Fernau an seinen Freund, „wie nahe wir der Verzweiflung waren, da wir endlich sogar unsere Zuflucht zur Kirche nahmen, wo doch, außer mir, Niemand Unterhaltung fand. Ich aber — ja Freund, ich muß dir bekennen, daß, zum großen Aergerniß meiner schönen Cousine, die Zeit so schnell mit mir davon lief, als wolle sie meine ungenutzten Jahre einholen, die leider einen zu großen Vorsprung haben."

„Das Pfingstfest wurde gefeiert. Die ganze Kirche war mit Birken oder Maien (wie man sie hier nennt) geschmückt, eine Verzierung, die mir sehr wohl gefällt, weil sie andachterweckender ist, als die bunten Marmorschnörkel in der Peterskirche; denn die Natur erinnert an ihren Schöpfer, jener Kunstprunk aber nur an die eitlen Geschöpfe."

„Die Frau Muhme, als Kirchenpatronin, erfreut sich natürlich einer eigenen Loge mit hölzernen Gittern, die beim späten Eintritt mit großem Geräusch auf die Seite geschoben werden, damit die frommen Bauerweiber pflichtgemäß ihr Gebet unterbrechen, und ihre mit verbrämten Mützen festlich gezierten Köpfe nach den Strahlen der allergnädigsten Herrschaft drehen können. Ein Greis mit schneeweißem Haar bestieg eben die Kanzel, als wir, nach wohlberechneter Zögerung, durch vornehmen Lärm der Gemeinde Ehrerbietung einflößten. Nur der Prediger warf einen Blick auf uns, der nur den Unschuldigen strafte, denn ich allein kam aus der Fassung. Sein herzliches Gebet aber, und seine schöne Stimme, die wie ferner Glockenton zu mir herüber schwamm, erinnerten mich an meinen lieben Herder und zogen bald meine ganze Aufmerksamkeit an sich. Der alte Mann sprach so kunstlos und rührend, daß man wohl hörte, er habe von den feurigen am Pfingstfest ausgegossenen Zungen wenigstens Eine erhascht, leider vernahm ich aber nur den Anfang

seiner Predigt, denn des Zufalls Tücke wollte, daß ich, da er eben eine Pause machte, einen Blick unter die Kanzel werfen mußte."

„Ach! so wie ein Stein, aus der Hand geschleudert, der Macht des Werfenden entzogen ist, so auch ein Blick, der dem Auge entschlüpfte; beider Folgen berechnet kein Sterblicher. Ich sah zwischen Birkengebüsch, das den Kirchstuhl da unten fast in eine Laube verwandelt hatte, etwas schimmern, das ich bald für einen Strohhut erkannte. Die Entdeckung reizte meine Neubegier. Fast vier Wochen war ich schon im Dorfe, und hatte noch nichts davon vernommen, daß, außer meinen Muhmen, noch Frauenzimmer mit Strohhüten hier hausten, und zwar mit solchen, um die sehr geschmackvoll ein dunkelgrünes Band sich zog, das unter dem Kinn eine Schleife bildete. So viel hatte ich nun heraus, trotz der Birkenbüsche, deren Gebrauch an diesem Feste ich bei weitem nicht mehr so zweckmäßig fand, als beim Eintritt in die Kirche. Aber nun ferner zu erspähen, was der niedliche Strohhut barg, das war wohl so schwer, als müßte Doktor Gall unter dem hereingekämmten Haar unserer heutigen Elegants die Organe der Stirn errathen."

„Nach der Versicherung eben dieses berühmten Mannes, firiren wir die Gegenstände nur mit Einem Auge. In gewöhnlichen Fällen mag er Recht haben; daß ich aber jetzt mit beiden Augen zu sehen mich anstrengte, und

nebenher noch die Fliegen beneidete, die mit ihren vielen Augen um mich herum spazirten, das darfst du mir auf's Wort glauben. Was ich so nach und nach entzifferte, soll dir unverhohlen bleiben. Das Mädchen saß fast immer etwas gebückt, darum bedeckte der Hut das ganze Gesicht, das Kinn ausgenommen, das aber in der grünen Schleife vergraben lag. Da indessen das Band zu beiden Seiten der Wangen nicht schnell aufwärts stieg, sondern zuvor eine sanfte Biegung machte, so schloß ich daraus, das Kinn sei rund, die Wange voll."

"Die beiden Enden der grünen Schleife hingen nicht gerade herunter, sondern ihre Richtung hielt ungefähr das Mittel zwischen horizontal und perpendikular, folglich hatte das Mädchen einen schön gewölbten Busen."

"So weit war ich in meinen Untersuchungen gekommen, als glücklicherweise zwischen der Predigt ein Lied angestimmt werden sollte. In der Kirche hing eine schwarze Tafel, auf der mit dicker Kreide die Nummern der Gesänge verzeichnet standen; um aber die schwarze Tafel zu sehen, mußte das Mädchen einen Birkenzweig auf die Seite biegen, und das that sie mit einer schönen runden Hand, die, wenigstens auf dem grünen Blättergrunde, auch recht weiß erschien. Doch blieben meine Konjekturen über die schöne Hand vor der Hand noch unvollkommen, denn obgleich die schwarze Tafel nicht, wie ich gewünscht hätte, oben an der Decke befestigt war, so hing sie doch an einem Pfeiler

hoch genug, um das Mädchen zu zwingen, den Kopf empor zu heben, und — Freund! — da sah ich den Himmel offen! Zum ersten Male in meinem Leben trug ich recht herzliches Verlangen, eine Null zu sein, und zwar eine recht eigentliche Null, vom Dorfküster an die Tafel geschrieben, denn ich fühlte, alle Zahlen, sie möchten Gold, oder Jahre, oder Könige andeuten, könnten den Werth nicht haben, den ihr Blick mir geben würde."

„Ein großes blaues Auge, in dem die Unschuld hinter langen Wimpern sich gleichsam vor der Liebe versteckt hat, eine kaum gebogene Nase, und ein nicht zu kleiner Mund (denn nichts ist häßlicher) mit küßlich aufgeworfenen Purpurlippen — all das wurde in einem Augenblicke, doch leider nur für einen Augenblick, sichtbar. Der alberne Küster hatte die Nummern so groß geschrieben, daß sie nicht zum zweiten Male hin zu sehen brauchte, und zu uns herauf sah sie nun einmal gar nicht. Ich hoffte wenigstens, beim Blättern im Gesangbuch meine Bemerkungen über die Hände ergänzen zu können, aber das Blättern geschah neidischerweise auf ihrem Schooße, der völlig unsichtbar war; und auch, nachdem sie das bezeichnete Lied gefunden, hielt sie das Buch nicht mit der Hand, wie ich mir geschmeichelt hatte, sondern legte es vor sich hin auf die Brüstung des Kirchenstuhls. Einen großen Vortheil schöpfte ich aber doch noch aus dem Liede, denn so lange dasselbe währte, hielt sie den Kopf um einen

Zoll höher als zuvor, wodurch gerade ihre Lippen sichtbar wurden, und da sie andächtig mitsang, so war sie genöthigt, mir zwei Reihen Perlen zu zeigen, die mit den Blüten von dem Kinde der Sakontala wetteifern konnten."

»Wie sie die Lippen so bewegte, war mir's auch, als hörte ich ihre Stimme wie leisen Harfenton; ich will das aber nicht mit Gewißheit behaupten, denn die kreischenden Bauerweiber saßen zwischen mir und ihr. Mag sie doch singen gut oder schlecht, wenn sie nur wohlklingend spricht. Du weißt, ich halte darauf viel, denn eine wohlklingende Stimme thut dem Ohre so wohl als die grüne Farbe dem Auge."

»Dein Wunsch, höre ich dich lächelnd sagen, setzt den Wunsch, recht oft mit ihr zu sprechen voraus? — Allerdings mein Freund, oft, täglich, in jeder Stunde möchte ich mit dem holden Geschöpfe reden; und warum sollt' ich das nicht? ja ich will es — wenn sie nur will. Doch höre weiter, noch habe ich nicht vollendet."

»In demselben Kirchstuhle, in welchem das schöne Mädchen mit dem fatalen Strohhut saß, befand sich auch eine ältliche Frau mit einem blassen, hohlwangigen Gesicht und fast erloschenen Augen. Durch lange Leiden hatten ihre Züge so manche Schmerzensfalte angenommen, daß man bei ihrem Anblick immer glauben mußte, sie leise wimmern zu hören, und doch war auch wiederum so viel fromme

Ergebung in dem Blick, den ſie gegen Himmel ſchlug. Das Lied ſang ſie nicht mit, vermuthlich weil ſie oft ſtark huſtete, wobei jedesmal die ſchöne Nachbarin den Kopf zu ihr wandte und auf ihrem Platze hin und her ſich ſchob, woraus ich denn auf theilnehmende Unruhe ſchloß; denn ein bewegtes Gemüth bewegt auch den Körper wider ſeinen Willen. Einmal ſchien die kranke Frau ein wenig zu ſchaudern, und ſah ſich nach der Thür um; vermuthlich mochte ſie ein wenig Zugwind ſpüren. Schnell wie ein Gedanke ſchwebte das ſchöne Mädchen dorthin, verſuchte die Thür noch feſter anzuſchließen, und da ihr wahrſcheinlich das nicht gelingen wollte, ſo riß ſie haſtig ihren eigenen Shawl von der Schulter, und befeſtigte ihn mit zwei Stecknadeln, die ihr Buſentuch herleihen mußte, vor der klaffenden Thürritze.“

„Du begreifſt, daß ſie alles das nicht thun konnte, ohne von ihrem Sitze aufzuſtehen, und daß ſie wiederum nicht aufſtehen konnte, ohne mir einen ſchlanken üppigen Wuchs zu verrathen; auch hatte ich Gelegenheit, durch den Raub des Shawls, meine frühern Bemerkungen über die Fülle ihres Buſens beſtätigt zu ſehen. Als ſie von ihrem frommen Geſchäft zurückkehrte, entſpann ſich ein kurzes Geſpräch zwiſchen ihr und der blaſſen Frau, das ich zwar nicht hören, wohl aber von Wort zu Wort ſehen konnte. Nämlich: der Kranken freundliches Lächeln ſagte ganz deutlich: ich danke dir, liebes Kind, ging aber ſogleich in den Zug der Beſorglichkeit über. Gewiß, fügte

ſie hinzu: wenn du nur ſelber, ſo ohne Shawl, nicht Gefahr läufſt, dich zu erkälten. Das Mädchen ſchüttelte freundlich den Kopf. Ich ſah ganz deutlich die Antwort: O nein, daraus mache ich mir gar nichts."

»Ich würde ſicher noch weit-mehr beobachtet haben, wenn nicht alle Augenblick meine läſtige Couſine mich angeſtoßen hätte, bald um mir einen verroſteten Helm zu zeigen, der über dem Grabmahl irgend eines Landjunkers prangte, bald um über die mit Flittergold umwundenen Kränze zu ſpotten, die man zu Ehren verſtorbener Jungfrauen an den Wänden aufgehangen hatte. Vor dreißig Jahren, als noch Empfindelei Mode war (die man ſehr ungerecht Empfindſamkeit zu nennen beliebte), würden dieſe Kränze mehr als eine Thräne dem Auge der Modedame entlockt haben; jetzt, da freche Verſpottung jedes ſchönen Gefühls ſich als Extrem an Empfindelei geſchloſſen, jetzt zeigen die Damen von gutem Ton ſtatt des feuchten Auges einen grinſenden Mund. Sollen wir durchaus albern bleiben, ſo gebe uns doch der Himmel die Empfindelei zurück! durch ſie wurden die Mädchen doch nur närriſch, jetzt werden ſie ſchlecht."

»Doch was kümmert mich meine alberne Couſine? hab' ich doch eine der edelſten, der liebenswürdigſten ihres Geſchlechts gefunden! — Du lächelſt? — du zweifelſt? — ſtehſt du auch in dem irrigen Wahn, man müſſe ein Frauen-

zimmer Jahre lang kennen, täglich mit ihm umgehen, um ein richtiges Urtheil zu fällen? — Schilt mich immerhin parador, ich behaupte gerade das Gegentheil.»

„Ob ein Mädchen dir Intereſſe eingeflößt? das hat ſie ſelber auf den erſten Blick weg, weiß es oft früher als du; aber dann iſt es auch, dir gegenüber, mit ihrer Natürlichkeit am Ende. Sitze du Tage lang neben ihr, und führe ſtundenlange Geſpräche mit ihr, ſie wird beſtändig in den Waffen gegen dich bleiben, und bei Allem was ſie ſagt und thut, bleibt dir immer der Zweifel, ob ſie auch wohl das nämliche geſagt und gethan haben würde, wenn du nicht zugegen geweſen wäreſt. Hingegen in einer Entfernung von zehn oder zwanzig Schritten ein Mädchen ſcharf beobachten, das dich gar nicht kennt, nichts von dir weiß, nichts von dem Eindrucke ahnet, den es auf einen Fremden in ſeiner Nähe hervorgebracht — o da entfaltet ſich die Seele in jeder unbedeutenden Bewegung, und in einer halben Stunde verräth ſich dir genug, um wohlbegründete Schlüſſe daraus zu folgern.»

»Das holde Geſchöpf, zum Beiſpiel, das mir gegenüber ſaß — ich will jetzt nicht von ihrer Schönheit reden, nur mit ihrer Seele habe ich es zu thun; und was vermagſt du wohl gegen folgende Schlüſſe einzuwenden? — Dieſe einfache, niedliche Kleidung verräth unverdorbenen Geſchmack. — Dieſer tief hereingezogene Strohhut, der ſie eben ſo ſehr hindert zu ſehen, als geſehen zu

werden, beweiſt Sittſamkeit. — Die Unruhe bei der Mutter Huſten (denn gewiß war die blaſſe Frau ihre Mutter), die Eile, mit der ſie aufſprang, um dem Zugwind jede Ritze zu verſtopfen, die geſchäftige Bedachtloſigkeit, mit der ſie ihres Shawls zu dieſem Zwecke ſich bediente, waren Zeugen ihrer kindlichen Liebe. — Wirſt du nun mein Urtheil Lügen ſtrafen, wenn ich behaupte: dies Mädchen, das ich nur von ferne, nur wenige Minuten ſah, mit dem ich nie ein Wort gewechſelt, iſt geſchmackvoll, ſittſam, kindlichliebend, hat ein gutes unverdorbenes Herz. — Schwärmer! höre ich dich rufen, dein Stündlein hat geſchlagen, du biſt verliebt. — Nein, Freund, noch bin ich es nicht, aber mit Gottes Hilfe hoffe ich es bald zu werden."

Der gute Fernau irrte, er war es wirklich ſchon, das hatte Couſine Holla nur gar zu deutlich bemerkt. Als der Prediger Amen ſagte, klopfte ſie mit einigen Knöcheln ihrer etwas magern Hand ihn recht empfindlich auf die Schulter, um aus den ſüßen Träumereien ihn zu wecken. „Was befehlen Sie?" fuhr er erſchrocken auf.

„Mein Gott, hören Sie denn nicht, daß die Predigt zu Ende iſt?"

Schon zu Ende?

„Schon? nun wahrhaftig, mich dünkt, es war die längſte Predigt, die ich in meinem Leben gehört habe."

»Und auch die Ketzeriſchſte,« fügte die Mutter hinzu; »was meinen Sie, Herr Vetter? darf man ſolche Grundſätze den Bauern auf der Kanzel vortragen?«

»Es iſt freilich etwas gefährlich,« ſtotterte Fernau, der nicht ein Wort von der ganzen Predigt wußte. Was iſt gefährlich? fragte Hortenſia hämiſch lächelnd.

»Ich meine,« ſtammelte der arme ertappte Couſin, und wurde feuerroth dabei, »ich meine nur —«

Mamſell Holla unterbrach ihn ſpöttiſch: »Ich will Ihnen ſagen, was gefährlich iſt. Während der ganzen Predigt nichts anders thun, als nach einem hübſchen Mädchen gegenüber gaffen, ihren Strohhut mit den Augen durchbohren wollen, und ſogar Seufzer hinüber hauchen, das iſt gefährlich.«

»Sie ſcherzen — «

»Keineswegs. Geben Sie mir Ihren Arm, wir gehen nach Hauſe.«

»Schon nach Hauſe? es wird ja noch ein Lied geſungen?«

»Mein Gott, Leute vom Stande ſingen ja die Lieder nicht mit.« — Bei dieſen Worten zerrte ſie ihn zum Kirchſtuhl hinaus, und verloren war die ſchöne Hoffnung, beſonders beim Ausgang das Mädchen zu beobachten, ihm vielleicht gar zu begegnen.

Gern hätte er gewußt, wer die Holde sei? aber fragen wollte er nicht, denn er fühlte wohl, daß die Frage, ehe sie noch über die Lippen ginge, den Weg durch's Blut über die Wange versuchen würde. Darum wollte er lieber für's erste ein gleichgiltiges Gespräch anknüpfen, dessen Faden er dann unvermerkt so zu spinnen vermeinte, daß die erwünschte Nachricht sich gleichsam von ungefähr daran reihen werde. Ein Unbefangener würde freilich schon längst errathen haben, daß das schöne Mädchen des Pfarrers Tochter sein müsse; aber Verliebte haben das mit den Astronomen gemein, daß sie eher die Einwohner eines neuen Planeten entdecken, als ihre Nachbarn im nächsten Hause; was Wunder also, daß Fernau sehr weit auszuholen glaubte, als er mit der Bemerkung herausrückte: Der Prediger des Orts trage eine ehrwürdige Gestalt. Diese Aeußerung führte ihn so rasch zum Ziele, daß er nicht wenig erschrack, und die gefürchtete Farbenglut plötzlich aus den Wangen brach; denn Hortensia erwiederte lächelnd:

»Sie habe geglaubt, er sei blos mit der Gestalt der Tochter des Pfarrers beschäftigt gewesen, und daß er diese nicht für ehrwürdig gehalten, das hätten seine nicht allzubescheidenen Blicke bewiesen.«

»Ist das Frauenzimmer des Pfarrers Tochter!« fragte er mit komischer Hastigkeit, die der Cousine ein lautes, bitteres Gelächter abnöthigte. »Ei freilich,« rief sie, »des Pfarrers Tochter, ein Gänschen von fünfzehn Jahren, das recht herz-

lich albern iſt. Ich muß noch immer lachen, wenn ich an die verlegenen Knixe denke, die ſie machte, als wir bei unſerm erſten Hierſein ſo artig waren, dem Pfarrer einen Beſuch abzuſtatten. Und als wir vollends um den Theetiſch ſaßen — wiſſen Sie noch Mama? — Das Geſpräch war ſo einſilbig, es gab oft Pauſen — mitten in einer ſolchen Pauſe vernimmt mein Ohr plötzlich einen Ton, wie von einem Wachtelpfeifchen, der gerade von Mamſell Charlotten herzukommen ſchien.» —

Charlotte heißt ſie? unterbrach hier Fernau die Erzählung.

»Ja doch,» erwiederte die Couſine verdrießlich und fuhr fort, »das Wachtelpfeifchen ertönte noch ein paarmal ſo hell, daß Mama und ich natürlich ganz verwundert unſere Blicke auf den Ort hefteten, woher der Ton zu kommen ſchien. Das arme Mädchen wurde feuerroth und ſagte kein Wörtchen. Da nahm endlich die Mutter das Wort, und erklärte uns: die empfindſame Tochter habe ein halb erfrornes Küchlein in den Buſen geſteckt, das ſei nun nach und nach wieder warm und lebendig geworden, und laſſe ſich laut vernehmen, worüber das Mädchen eine kindiſche Freude habe. Ich denke, Mama und ich, wir müſſen vor Lachen ſterben. Stellen Sie ſich nur das komiſche Pipen vor, lieber Vetter, und die kindiſche Verlegenheit des Mädchens, als ſei das pipende Hühnchen ein leibhafter Amor, den ſie im Buſen trage.»

Vergebens beſchrieb Hortenſia das Pipen ſo komiſch als möglich, ſie ließ ſich ſogar herab, mit eigenen Lippen es nachzuahmen, dem träumenden Fernau war kein Lächeln abzugewinnen. Sobald die Damen ſich zur Mittagsruhe begeben hatten, hing er eine Flinte über die Schulter und ſchlich in's Dorf. Der Einfall, die Flinte mitzunehmen, auf den er ſich nicht wenig zu gute that, war freilich nicht der glücklichſte, denn einmal gibt es um Pfingſten kein Wild zu ſchießen, und zweitens laufen die Haſen nicht über den Kirchhof, wohin er ſich verfügte. Da aber für ſolche kleinliche Bedenklichkeiten ſeine Seele jetzt keinen Raum hatte, ſo leiſtete die Flinte ihm dennoch den Nutzen, den er von ihr erwartete, ſie gab ihm nämlich eine Art von Haltung, von edler Dreiſtigkeit; ohne die Flinte würde es ihm vorgekommen ſein, als ob jeder Bauer, der ihm aufſtieß, ihn verwundert fragte: wo gehſt du hin? und auch gleich hinzufügte: Aha! du willſt die ſchöne Pfarrerstochter ſehen? Jetzt aber mit der Flinte ſah er Jedem dreiſt in's Geſicht, als wollte er ihm andeuten: du ſiehſt ja wohl, ich gehe auf die Jagd. — Hätte er nur wenigſtens einen Stein auf den Hahn geſchroben, ſo hätte man doch glauben können, er wolle Krähen ſchießen, die in dem alten Kirchthurm niſteten. Doch was kümmerte das ihn? für ihn hatte die Flinte einen Stein und war auch geladen. Jedermann mußte ja begreifen, daß nur ſein Weg auf's Feld ihn über den Kirchhof führte, und daß, wenn er zufällig ſtehen blieb, um die

Grabschriften zu lesen, solches ganz natürlich zuging, da ja nichts interessanter sein kann, als zu erfahren, an welchem Tage ein Bauer geboren worden, und an welchem er gestorben. Freilich verweilte er nur an den Leichensteinen, die nach dem Pfarrhause zu standen, und die Grabschriften mußten wohl schwer zu entziffern sein, da er an mancher so lange studirte, als sei es Keilschrift aus Persepolis, ja nicht selten ihre Deutung mit starrem Blick in den Fenstern des Pfarrhauses suchte.

Ach! vergebens! die leeren Scheiben warfen nur die Strahlen der brennenden Mittagssonne zurück, und um diese abzuhalten, hatte man inwendig sogar grüne Fenstervorhänge herunter gelassen, die Fernau in seinem Aerger sehr altmodisch fand. Nachdem er nun lange genug zwischen den Leichensteinen herum gewankt, um sämmtliche Grabschriften auswendig wissen zu können, schlich er nach Hause, mit einer Bitterkeit im Herzen, die durch der Cousine spöttische Frage: ob er eine glückliche Jagd gehabt? in üble Laune verwandelt wurde, ein Dämon, der trotz des heiligen Pfingstfestes ihn an diesem Abend nicht wieder verließ.

Die erfahrenen Damen bemerkten sehr wohl, was in ihrem Gaste vorging, und da die Gestalt der schönen Pfarrerstochter, trotz des pipenden Küchleins, der Demoiselle Holla den Cousin zu rauben drohte, mit dem sie in noch nähere Verwandtschaft zu treten entschlossen war, so wurde

in ſtiller Kammer ein Rath gepflogen, wie dem Uebel klüglich vorzubeugen ſei. Das beſte und einzige Mittel, nach beider Dafürhalten, ſchien: den blos durch ſeine Augen Verführten je eher je lieber mit dem Mädchen ſelbſt zuſammen zu bringen, da werde ihre Gänſehaftigkeit den Eindruck bald verlöſchen, Hortenſia hingegen durch Witz und Talente ſie dermaßen überſtrahlen, daß Scham den Geblendeten ergreifen müſſe; und habe man es erſt dahin gebracht — (dieſer letzte Schluß war richtig) daß der Liebende ſich der Geliebten ſchäme, ſo ſei von einem Manne, wie Fernau, kein Rückfall zu fürchten.

Dieſem wohlerſonnenen Plane zufolge warf die Tochter bei der Abendtafel, gleichſam als von ungefähr, der Mutter die Bemerkung hin: es ſei, wie ſie vernommen, auf dem Gute von jeher Sitte geweſen, an hohen Feiertagen den Pfarrer mit ſeiner Familie zum Eſſen zu bitten; wenn das unterbliebe, möchte man es der neuen Herrſchaft als Stolz auslegen, ſie rathe daher, am morgenden zweiten Feiertage die gewohnte Einladung ergehen zu laſſen.

Fernau ging richtig in die Falle. Die Mutter ſchien keine große Luſt zu bezeigen, die Tochter forderte den Vetter auf, ſeine Meinung zu ſagen, und er fand allerdings, daß die Frau Muhme in den Verdacht des Hochmuths gerathen könne, wenn ſie der alten Sitte ſich entzöge. »Nun wohlan,« ſagte Madame Holla, »man muß ſich ſchon zuweilen aufopfern.« Sie ſandte auf der Stelle einen Be-

dienten in's Pfarrhaus, dem Fernau's Herz faſt hörbar nachklopfte. Bis zu der Rückkunft des Boten ſaß er ſtumm, und aß von allen Schüſſeln, und trank aus allen Flaſchen, ohne Hunger oder Durſt. So oft die Thür aufging, ſchweifte ein wilder Blick dem Kommenden entgegen, und als der Bote endlich wirklich hereintrat, ergriff er das Brot, ſchnitt ſich haſtig ein großes Stück, und zugleich den halben Finger mit ab, um den er ganz gelaſſen die Serviette band, und das Schnupftuch auf den Teller legte.

Der Bediente meldete: »die Frau Paſtorin befinde ſich nicht wohl, und könne nicht erſcheinen; der Herr Paſtor hingegen werde die Ehre haben, und, im Fall es mit ſeiner Frau ſich nicht verſchlimmern ſollte, auch ſo frei ſein, die Tochter mitzubringen.“

Jetzt holte Fernau Athem, allein ſo tief, daß er ſelbſt darüber erſchrack, und ſchnell den Bedienten fragte: ob der Himmel noch mit Regen drohe? — es ſei kein Wölkchen am Himmel, erwiederte dieſer, und ſo war es auch ſchon ſeit frühem Morgen. Die Damen erſtickten, ſo gut ſie konnten, ihre Lachluſt, hoben die Tafel auf, holten engliſch Pflaſter für Fernau's verwundeten Finger, und wünſchten ihm eine gute Nacht.

Die hatte er nun aber keineswegs. Den größten Theil derſelben brachte er damit zu, für die Geſundheit der Frau Paſtorin fromme Wünſche zu ſeufzen, und beim Frühſtück erwähnte er: es ſei doch wohl anſtändig, ſich nach ihrem

Befinden erkundigen zu laſſen. Auch dieſen Gefallen that man ihm, verſtohlen lächelnd. Die Antwort lautete: ſie habe eine leidliche Nacht gehabt. Ob aber das Wort leidlich andeute, ſie könne der Tochter Pflege heute entbehren? oder nicht? darüber zerbrach ſich Fernau vergebens den Kopf; denn — leidlich — gehört zu der großen Schar von Worten, die ihre Bedeutung blos durch Ton und Geberde erhalten, mit und von welchen ſie ausgeſprochen und begleitet werden. Wenn ein Recenſent aus der heutigen poetiſchen Unwelt von einem Werke, das nicht zu ſeiner Schule gehört, mit langſamen Kopfnicken ſagt: es ſei leidlich — ſo heißt das gut. Wenn eine Frau die Geliebte ihres Mannes zum erſten Male ſieht, und ſcharf muſternd, endlich mit gerümpfter Naſe ſpricht: ſie iſt leidlich — ſo heißt das ſchön. Wenn ein wahrheitliebender aber wohlerzogener Mann von einem Frauenzimmer auf ſein Gewiſſen befragt wird: wie er ihre Gedichte finde? und er antwortet mit ſüßſaurem Lächeln: ſie ſind recht leidlich — ſo heißt das: ſie taugen nichts. Wenn ein Feldherr nach Hofe berichtet: die Truppen haben ſich leidlich gehalten, und blos ein Mouvement retrograde gemacht, ſo heißt das: ſie ſind davon gelaufen. Wenn eine galante Frau Kopfſchmerzen hat, der Mann mit überläſtiger Zärtlichkeit zu Hauſe bleiben will, und ſie ſpricht ſanft lächelnd: Geh nur, lieber Mann, ich befinde mich leidlich — ſo heißt das: hol' dich der Henker!

Der Mensch — pflegt man gewöhnlich zu behaupten — unterscheidet sich vom Thiere durch die Sprache. Dem ist nicht also, denn alle Thiere sprechen, aber sie betonen nicht; derselbe Laut bedeutet bei ihnen auch immer dasselbe. Das Betonen und unser weit beweglicheres Geberdenspiel sind die beiden Himmelsgaben, durch die wir den großen Vortheil über jene gewinnen, die einzigen falschen Kreaturen in der ganzen Schöpfung zu sein.

Mit solchen bodenlosen Grübeleien vertrieb der arme Fernau sich die Zeit, bis die Thurmglocke zur Kirche rief (denn es war der zweite Feiertag), da eilte er in festlichem Staate, der Muhme den Arm zu reichen; doch ach! hier wartete seiner noch eine schwere Prüfung. Die klugen Damen nämlich hatten zu seinem Besten für rathsam gefunden, ihn das Gift der Schönheit ferner nicht ohne das Gegengift der Dummheit einschlürfen zu lassen, und daher beschlossen, wegen leidlicher Kopfschmerzen, den Gottesdienst daheim zu halten, und das geschah höchst erbaulich in folgender Ordnung: Zuerst deklamirte Hortensia ein Sonnet von Tieck an die heilige Jungfrau; hierauf mußte Fernau ein Kapitel aus Jakob Böhm vorlesen; diesem folgte das fromme und herzrührende Schauspiel: der Triumph des Kreuzes, durch dessen Uebersetzung aus dem Spanischen sich Herr Schlegel ein unsterbliches Verdienst um die deutschen Christen erworben hat; den gänzlichen Beschluß machten einige Gedichte von Novalis.

Fernau, der, um mit Jean Paul zu reden, nur ein Stiliſtiker war, und das Unglück hatte, alle dieſe Herrlichkeiten für erbärmliche Abgeſchmacktheiten zu halten, litt natürlich große Pein. Endlich wurde das verdammte Reimgeklapper von den Bedienten im Nebenzimmer durch Tellergeklapper abgelöſt, welches ſich von jenem nur dadurch unterſcheidet, daß es doch am Ende zu etwas Nahrhaftem führt.

Schon hatte die Thurmuhr zwölf geſchlagen. Fernau ſtand vor einer Landſchaft, die, von Hortenſien gezeichnet, in breitem goldenen Rahmen prangte. Er ſchien ihre einzelnen Schönheiten recht zu ſtudiren, doch im Grunde hatte der Schalk den Platz nur gewählt, weil von da ſein Blick durch's Fenſter die Straße beſtreichen konnte, welche die Gäſte herauf wandeln mußten. Diesmal täuſchte er ſogar die miſstrauiſche Couſine, denn das klügſte Weib hilft ſich ſelbſt betrügen, ſobald geſchmeichelte Eitelkeit ſich in's Spiel miſcht. Hortenſia fand es ſehr natürlich, daß eine ihrer beſten Zeichnungen ſeine Aufmerkſamkeit feſſele, um ſo bitterer war ihr Gefühl, als der Unbeſonnene ſelbſt die Täuſchung zerſtörte, indem er plötzlich ausrief: da kommen ſie! — Auf der Zeichnung kam aber Niemand, folglich war es klar, daß er zwar mit dem ganzen Körper vor ihr geſtanden, nur allein die Augen ausgenommen. Dieſe Entdeckung würde ihre Laune für heute vergiftet haben, wäre nicht der Verdruß augenblicklich von der ſüßen Erwartung

verſchlungen worden, nun bald einen herrlichen Triumph über die unwürdige Nebenbuhlerin zu feiern, die jetzt eben hinter ihrem Vater ſchüchtern herein trat.

Der Greis mit dem eisgrauen Haupte glich einem frommen Biſchof der erſten Kirche; keine Leidenſchaft, nur Jahre hatten Furchen in dies blaße Geſicht gezogen, in dem ſanfte Heiterkeit wohnte, oder vielmehr gaſtlich aufgenommen wurde von einer heitern Zuverſicht auf Gott und lange geübte Tugend. Daher ſein Anſtand ungezwungen und eine Freimüthigkeit in ſeinen ſanften Urtheilen, die gute Menſchen augenblicklich gewann, Thoren Scheu einflößte.

Und Charlotte? — Möchten doch alle Leſer in der großen Gemäldegallerie zu Paris die heilige Micheline geſehen haben, ſo könnte man jede Beſchreibung ſich erſparen. Ein Geſicht, dem man, ohne verliebt zu ſein, alles glaubt; in dem man, ohne jemals Phyſiognomik getrieben zu haben, alles Gute und Schöne lieſt; vor dem man betend hinſinken, aber auch herzlich gern es küſſen möchte; ein Geſicht, deſſen Anſchauen reine Begierden — (denn es gibt auch ſolche) bald erſtickt, bald erweckt — möge nun ein jeder ſich die Züge ſelbſt zuſammen ſetzen.

Diesmal barg kein Strohhut Charlottens Reize, das Auge verſteckte ſich blos hinter die lange Wimper, die Stirn hinter die blonde Locke, die Wange hinter den roſenfarbenen Schleier der Beſcheidenheit. Feſt unter dem Kinne ſchloß ſich das weiße Gewand, das der holden Geſtalt verrätheriſch

ſich anſchmiegte, und ein Strauß von Maienblumen ſollte des Buſens Fülle verbergen helfen. Aus dem engen Ermel, der erſt am Knöchel endete, quoll eine grübchenreiche Hand hervor, und neidiſch deckte des Rockes Saum den niedlichen Fuß. Ein Glanz von Reinheit umfloß das ganze liebliche Bild, und hätte der heilige Aloiſius bei ihrem Anblick ſeine himmliſche Braut zu ſehen vermeint, ſo würde der ganze chriſtliche Olymp den Irrthum ſehr verzeihlich gefunden haben. Nur Couſine Holla nicht, denn die legte freilich, nach der Weiber Weiſe, den gewöhnlichen Maßſtab der eigenen Reize an die der Pfarrers-Tochter; ſie verglich Geſtalt und Züge mit den ihrigen (die ſie natürlich als ſchön vorausſetzte), fand überall große Verſchiedenheiten, und zog daraus den unfehlbaren Schluß: das Mädchen ſei doch nur leidlich, worunter diesmal häßlich zu verſtehen war.

Auch ſie hatte ſich heute nach ihrer Meinung ganz ländlich gekleidet, um mit den eigenen Waffen der Nebenbuhlerin zu ſiegen. Ein dicker Kranz von Kornblumen umzingelte ihr ſpitziges Haupt, ein Negligé vom feinſten indiſchen Mouſſelin lag ſo eng um die Hüften, war um den Buſen und unter den Ellenbogen ſo reichlich aus- und abgeſchnitten, daß ein der Mode Unkundiger nothwendig zu dem Irrthum verleitet werden mußte, man habe am Zeuge ſparen wollen. Das Treibhaus hatte Roſen vor die Bruſt, die Toilette Roſen auf die Wangen geliefert.

Man ſetzte ſich zur Tafel. Hortenſia hatte es darauf angelegt, durch ihren Geiſt zu glänzen, und wählte zum Thema des Geſprächs: den Vorzug der heidniſchen Religion vor der chriſtlichen, den ſie durch Schiller's Gedicht, die Götter Griechenlands, erwies, ohne dabei Rückſicht zu nehmen auf das reine Kind an ihrer Seite oder die Bedienten hinter ihrem Stuhle. In der Reſidenz pflegte ſie zu frömmeln mit der poetiſchen Poeſie, hier aber ſchien das Frömmeln ihr ein zu enger Tummelplatz, auch mußte ſie wohl gar befürchten, bei dem alten Pfarrer nicht einmal Widerſpruch zu finden, um den es ihr doch vorzüglich zu thun war. Ferner öffnete ſich ihr, wenn ſie dem herrlichen Jakob Böhm für ein Weilchen abtrünnig wurde, ein weites Feld, ihre Kenntniſſe in der Mythologie zu zeigen, wobei die Pfarrers-Tochter wahrſcheinlich verſtummen mußte. Sie begann daher mit den bekannten und nun ſchon verbrauchten Redensarten: von Dryaden, die aus Bäumen flüſtern, und Najaden, die in Quellen murmeln; ſie beklagte den Chriſten, der jetzt in der leeren Natur nach überſinnlichen Gebilden haſche u. ſ. w.

Lange ſprach ſie allein, denn die Mutter verſtummte ob ihrer Weisheit, Fernau ſah und hörte nur die ſchweigende Charlotte, und dem Pfarrer war deutlich anzumerken, daß die Unterhaltung ihn drückte. Er geſtand endlich frei heraus, ihm ſcheine die Materie für ein Tiſchgeſpräch unpaſſend.

»Bekennen Sie lieber," rief Demoiſelle Holla triumphirend, »daß Sie, trotz Ihres Alters, Ihrer Weisheit und Erfahrung, nichts zu entgegnen wiſſen?"

Der Prediger lächelte faſt mitleidig. Nach einer kleinen Pauſe wandte er ſich zu ſeiner Tochter: »Charlotte, du biſt jung, unwiſſend und unerfahren, antworte du für mich." — Das holde Mädchen wurde glühend roth bei der unerwarteten Aufforderung, und wußte ſich nicht gleich zu faſſen. Ihre Gegnerin warf einen vornehmen Blick auf ſie, Fernau's Athem ſtockte. Da wiederholte der Greis bittend: »rede mein Kind, wie dir's um's Herz iſt, hier bedarf es keiner Kunſt."

Jetzt öffnete Charlotte den Mund zum erſten Male, der lieblichſte Ton ſchlug an Fernau's Ohr, und ein ſeltſamer Schauder durchbebte ihn. »Ich meine," flüſterte die Stimme, »der liebende Geiſt des Schöpfers wehe untheilbar durch die ganze Natur, den Menſchen mit gerechnet, er ſei Chriſt oder Heide. Wer ihn außer ſich in Bäumen und Quellen ſuchen muß, der iſt zu beklagen, denn er trägt ihn nicht im Buſen."

Hier ſchwieg ſie und ſchlug die Augen nieder, gleichſam erſchrocken, daß ſie laut geredet hatte. »So iſt es!" ſagte der Pfarrer, und hob ſein Auge wie ein Heiliger zum Himmel. »So iſt es!" wiederholte Fernau mit einem Entzücken, das ihm faſt Thränen auspreßte. Die Couſine erröthete vor Unwillen an allen den Stellen ihres Geſichts,

die keine Schminke trugen. Die kleine Pauſe, zu welcher Verlegenheit ſie nöthigte, füllte ſie mit einem vornehmen, und folglich nichts ſagenden Lächeln aus. »Es möchte Ihnen ſchwer werden,« ſprach ſie zu Charlotten, »uns Ihren Geiſt der Liebe anſchaulicher zu machen, als ich Ihnen meine Najaden und Dryaden. Doch was Sie ſagten, klang recht artig, und ſo brechen wir lieber die Materie ab, denn in Geſellſchaften von gutem Ton darf man bekanntlich die Gegenſtände nur berühren, nicht erſchöpfen.«

»Es gibt aber Gegenſtände,« äußerte der Pfarrer beſcheiden, »die entweder erſchöpft, oder gar nicht berührt werden müſſen.«

»Sie haben Recht,« erwiederte Hortenſia verdrießlich lachend, »zum Exempel die Unſterblichkeit der Seele, was halten Sie davon?«

»Was ich lehre,« ſagte der Greis und ſchwieg; doch ſo viel Verdruß, als dieſe heitern Züge herbergen konnten, war darin zu leſen. Die eigentliche Urſache, warum Demoiſelle Holla auf dieſe Materie überſprang, war minder das Bewußtſein ihrer philoſophiſchen Schlagfertigkeit, als der Kitzel, eine Menge franzöſiſcher Verſe aus Voltaire und einigen Andern zu deklamiren, und durch die fremde Sprache, die ſie geläufig redete, Charlotten in Verlegenheit zu ſetzen. So oft ſie daher ein Bruchſtück aus Oden und Epitres herausgegurgelt hatte, fragte ſie jedesmal lächelnd die beſcheidene Nachbarin, ob das nicht

entzückend, himmliſch, göttlich ſei? und da Charlotte immer nur ſchweigend das Haupt ein wenig neigte, ſo warf die Couſine einen großen Blick auf Fernau, ihres Triumphs genießend.

Aber plötzlich hub der Pfarrer an: »wüßteſt du nichts, Charlotte, dem entgegen zu ſetzen? — antworte, Kind, wüßteſt du nichts?"

»Ich glaube doch," liſpelte die Schüchterne.

»So ſprich," fuhr er ſanft fort, »du weißt, ich tadle deine Blödigkeit nicht, doch hier mußt du ſie überwinden, denn es iſt gut, daß dergleichen nicht unbeantwortet bleibe."

Charlotte hub die Augen auf, aber nur, um ſie auf ihren Vater zu richten — er nickte ihr freundlich zu — da begann ſie mit zitternder Stimme die erhabenſten Stellen aus Delille's Dithyrambe sur l'immortalité de l'ame herzuſagen, und nach und nach verſchwand das Zittern, und ihre Stimme wurde feſt und immer feſter, eine andere höhere Röthe überzog ihre Wange, eine fremde Glut ergriff ihr Auge, und als ſie an die Worte kam: zitt're! du biſt unſterblich! da ſchien ſie ein ſtrafender Engel; und wiederum an den Troſt dem Leidenden zugerufen: verzage nicht, du biſt unſterblich! da war es, als würde ein Accord auf der Harmonika gegriffen, der tief in jede Seele ſchnitt.

»So iſt es!" ſagte der Pfarrer, und hob ſein Auge wie ein Heiliger zum Himmel. »So iſt es!" rief Fernau,

ſeiner ſelbſt kaum mächtig. Zwei Thränen rollten über Charlottens Wangen, und ihr Buſen war in heftiger Bewegung. — Madame Holla fand für gut, den Stuhl zu ſchieben, um die weiſe Tochter aus der beſchämenden Lage zu reißen. Gleich nach dem Eſſen eilte Charlotte nach Hauſe, weil vielleicht die Mutter ihrer bedürfen möchte. Die Frau Muhme verſchwand, um der gewohnten Mittagsruhe zu pflegen, und Hortenſia ſchmollte mit dem Pfarrer, mit Fernau, mit ſämmtlichen Bedienten im Hauſe, kurz mit allen erſchaffenen Weſen, die ihr in den Weg liefen, ſich ſelbſt nicht ausgenommen.

Die Pflicht, den guten alten Prediger zu unterhalten, ruhte jetzt allein auf Fernau. Er übte ſie gern, und hatte, nach Charlottens Entfernung, auch Beſonnenheit genug dazu. Er erſtaunte, einen Mann zu finden, der mit anſpruchloſer Redlichkeit und gediegener Vernunft eine ausgebreitete Weltkenntniß verband, deſſen Gewandtheit im Geſpräch, Ruhe bei Widerſpruch, Schonung im Urtheilen, ja ſelbſt deſſen Geläufigkeit in der europäiſchen Univerſal-Sprache, im Franzöſiſchen einen verſuchten Weltmann verrieth.

So war es auch. Paſtor Wille hatte viele Jahre als Geſandtſchafts-Prediger in Holland geſtanden. Bei ſeinen perſönlichen liebenswürdigen Eigenſchaften konnte es ihm nicht fehlen, ſich Freunde und Gönner unter dem diplomatiſchen Corps zu erwerben, welches, im Vorbeigehen

gesagt, so unpassend als möglich mit dem kollektiven Namen eines Körpers bezeichnet wird; denn wo gibt es einen Körper, dessen einzelne Glieder immer wachen, oder doch wachen sollten, um den Augenblick zu erlauern, wo sie mit aller Höflichkeit einander verrenken oder gar verschlingen können? wo jedes Glied nur geschaffen scheint, um den Nahrungssaft vom Nachbar weg in eigene Kanäle zu leiten, und auf Kosten des Nachbars ungeheuer anzuschwellen? — Doch die große Welt hat mehr dergleichen unpassende Benennungen aufzuweisen, zum Beispiel ihre eigene, denn nichts ist weniger groß, als die Gemeinheit der Intriguen, Kabalen und Klatschereien, die man große Welt zu nennen beliebt.

Aus ihr hatte Pastor Wille sich glücklich gerettet. Zwar wollten die erwähnten Gönner durchaus nicht zulassen, daß er — so lange schon in die geschnürte Glückseligkeit der feinen Zirkel eingeweiht, so lange schon gewöhnt, seine Ehre nur in der Meinung Anderer (wenn gleich Thoren), sein Vergnügen nur bei Diners, von welchen die Zeitungen sprechen, zu finden — daß er, statt einst als Hofprediger und fürstlicher Beichtvater zu glänzen, von einer Dorfkanzel, einem Paar alter Kirchhofslinden und einem baufälligen Pfarrhaus Besitz nehmen sollte. Aber Pastor Wille war der zierlichen Welt gerade so überdrüssig, als ein Reisender in Italien der ewigen Guirlanden von Weinreben, ja noch weit mehr, denn die Reben tragen doch im Herbst eine köstliche Frucht, aber was trägt jene?

Hierzu kam noch, daß das baufällige Pfarrhaus, welches von den Kirchhofslinden beschattet wurde, ein schönes, liebes Mädchen barg, an dem des Mannes Herz schon damals hing, als es noch im Knabenbusen fröhlicher klopfte, denn sein Vater war einst Justiz-Amtmann auf diesen Gütern. Der alte Pfarrer, sein Vorgänger und der Geliebten Vater, hatte beschlossen, daß nur derjenige der einzigen Tochter Gemahl werden solle, dem er zugleich seine Kanzel, sammt den Herzen und Gewissen seiner Bauern vermachen könne. Ohne Bedenken ging Wille diese Bedingung ein, und noch nach langem Bedenken gereute sein Entschluß ihn nimmer.

Schon achtzehn glückliche Jahre hatte er hier durchlebt, von seiner Gemeinde ehrfurchtsvoll geliebt, von seinen Hausgenossen liebevoll verehrt. Alle Fäden, die ohnehin locker genug an ehemalige Verhältnisse ihn banden, hatte er gleich im ersten Jahre muthig zerrissen, und von den verlornen Jahren seines Lebens, wie er sie zu nennen pflegte, keine Erinnerung sich bewahrt. Nur allein gewisse Kenntnisse, dem Weltmanne eigen, fuhr er fort zu kultiviren, um der Erziehung seiner Kinder willen, denn durch die Geburt eines Sohnes und einer Tochter hatte die geliebte Gattin sein Glück vollendet. Wie der zärtliche Vater die Tochter gebildet, ist schon aus Manchem hervorgegangen. Der Sohn, Fritz Wille, ein wackerer, feuriger Jüngling, sollte nun bald die Universität beziehen,

und war hierzu bereits in der Schule seines Vaters mit mehr als gewöhnlichen Kenntnissen ausgerüstet worden.

Das erste und einzige Unglück, das diesen edlen Greis bisher getroffen hatte, bestand in der wankenden Gesundheit seiner Gattin, die (er konnte sich's leider nicht verhehlen) mit der Lungensucht kämpfte. Alles, was die trügende Kunst der Aerzte gegen dies boshafte, immer mit Hoffnungen täuschende Uebel jemals erfand, war beharrlich und vergebens angewandt worden. Wem die Aerzte nicht mehr zu helfen wissen, dem verordnen sie bekanntlich eine Reise in's Bad oder in wärmere Länder, und befreien sich auf diese Weise von dem lästigen Anblick des Kranken, ohne sich weiter darum zu bekümmern, ob ihr Rath für diesen — nicht blos hilfreich — sondern auch ausführbar sei? — So wurde auch hier der welkenden Mutter ernstlich empfohlen, die rauhe Luft des nördlichen Deutschlands auf ein Jahr gegen den milden Himmel von Neapel zu verwechseln. Doch eben so gut hätte der weise Aeskulap ihr eine Brunnenkur im Monde verordnen mögen; denn mehr als eine genügsame Familie zum täglichen Unterhalt bedarf, lieferte die Pfarre nicht, auch das nicht einmal ohne Mühe und Sorge. Des Arztes Rath hatte keine andere als die traurige Wirkung, den armen Prediger Monate lang in Verzweiflung zu stürzen, denn ein Mittel wissen, das Liebste zu retten, und es nicht schaffen können, ist wohl Höllenqual.

In dieſer Angſt gedachte er zum erſten Male der alten Gönner, die ihn ſo oft mit ſchönen Worten ſpeiſten. Er ſchrieb an alle; die Feder hatte er in ſein Herzensblut getaucht. Viele waren todt, das wußte er nicht, und die noch lebten, antworteten ihm nicht. Er wollte einem reichen jungen Kandidaten um ein Stück Geld ſeine Anſprüche auf die Pfarre abtreten, allein das Konſiſtorium bewilligte den Handel nicht. Er wollte leihen, Niemand borgte. Er beraubte ſich Monate lang des Schlafes, um ein treffliches Buch über die chriſtliche Moral zu ſchreiben; von zehn Buchhändlern ſandten Neun das Werk zurück, und der Zehnte bot einige Thaler. Jetzt wußte er keinen Ausweg mehr, und verſank in tiefen Kummer, den ſeine Kinder theilten. Gern wollte der Sohn ein Handwerk lernen, weil das Studiren zu viel koſte; gern wollte die Tochter als Kammerjungfer dienen und den erſparten Lohn für die Mutter ſammeln. Aber alle dieſe Entwürfe zeugten nur von vieler Liebe, konnten der Armuth nicht ſteuern.

Das Pfarrhaus blieb ein Haus der ſtillen Trauer, ſo lange die gute Mutter mit jedem ſchweren Athemzuge einen Theil der wenigen Lebenskraft zu verhauchen ſchien. Doch zum Glück dauerte dieſer verzweifelte Zuſtand nur ſo lange, als noch Aerzte aus- und eingingen. Sobald die Kranke als unheilbar verlaſſen wurde, hatte ſie die Bosheit, ſich zu erholen, erlangte zwar nie die alte Geſundheit, wurde immer noch von einem bedenklichen Huſten gequält, krän-

kelte und litt, gewöhnte ſich aber nach und nach an Kränkeln und Leiden, fand Linderung in einfachen Mitteln, Honig, Schneckenſuppen und isländiſchem Moos, fand Troſt in der bekümmerten Liebe der Ihrigen, und Heiterkeit im Vertrauen auf Gott.

So wankte ſie nun ſchon mehrere Jahre am Rande des offenen Grabes, und wenn Vorſicht, Ruhe, Liebe ihr nur immer Stützen liehen, ſo war zu hoffen, daß noch in manchem Frühling die Blumen auch für ſie blühen würden. Dieſe Hoffnung hatte die Heiterkeit in Haus und Herz des Pfarrers zurückgeführt, und von jenen Tagen der Angſt war nichts mehr übrig geblieben, als die Gewohnheit, Alles ſtill zu thun, leiſe zu ſprechen, keine Thür zu werfen, keine bellenden Hunde zu halten, kurz, Alles aus dem Wege zu räumen, was die geliebte Halbkranke irgend erſchüttern konnte.

Alles das erfuhr Fernau größtentheils aus dem Munde des Greiſes, dem das Herz überfloß, weil er Theilnahme fand, und weil edle Menſchen ſich ſchnell verſtehen. »Ich gehöre zu den Glücklichen,« ſagte er mit inniger Rührung, »die den Schöpfer nicht um neue Gaben, nur um Erhaltung der empfangenen zu bitten haben. Wollen Sie Zeuge meines ſtillen Glückes werden, ſo beſuchen Sie mich: ein Mann von Ihrem Schlage wird in meinem häuslichen Zirkel keine Langeweile finden.«

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
KOTZEBUE,A.F.F.VON
3-598-51521-9
FN. 14772/150

Daß Fernau die Einladung mit Freuden annahm; daß er lieber gleich mitgegangen wäre, und den Wohlstand verwünschte, der ihn nöthigte, seinen Besuch bis zum andern Nachmittag zu verschieben, begreift Jeder, der verliebt, und auch der nicht verliebt ist. Endlich kam der ersehnte Augenblick! Muhme Holla hatte so eben den Kartentisch zurecht setzen lassen, und Hortensia griff bereits nach den Karten, um sie nach löblicher Sitte zu präsentiren; da schlüpfte Fernau behende zur Thür hinaus, auf die Gefahr, bei seiner Zurückkunft mit Worten vergiftet und mit Blicken erdolcht zu werden.

Auf der Straße mußte er sich daran erinnern, nicht zu laufen, nicht zu lächeln, nicht die Lippen zu bewegen, lauter Dinge, auf welchen er sich selbst erst dann ertappte, als er gewahr wurde, daß der Schulmeister, der ihm begegnete, ihn befremdet ansah, und fast scheu ihm auswich. So schnell ihn aber seine Füße bis zum Pfarrhaus trugen, so langsam waren seine Hände, an der verschlossenen Thür zu klopfen. Er that es endlich, doch weit lauter klopfte sein Herz. Die Gewohnheit der Hausgenossen, alles leise zu thun, und folglich auch leise zu hören, kam ihm zu Hilfe; ein trippelnder Fußtritt näherte sich, wer konnte es anders sein als Charlotte? — fast wäre er bei dem Gedanken umgewandt, denn was sollte er ihr sagen? er rüttelte sich und fuhr sich selber an: wie bist du auf einmal so stumpf geworden? eine leise Stimme von

innen antwortete flüsternd: das ist die Liebe. Er seufzte. In dem Augenblicke öffnete sich die Hausthür, Besinnung und Fassung kehrten schnell zurück, denn eine fremde Gestalt trat ihm entgegen. Es war auch ein Mädchen, etwa in Charlottens Alter, auch hübsch, freundlich, sittsam, fast hätte er sie als Charlottens Schwester begrüßt; allein der Pfarrer sprach ja nur von einer Tochter, auch schien diese, nach ihrer Kleidung zu urtheilen, wohl kaum etwas mehr als ein Dienstmädchen vorzustellen. Die Art hingegen, wie sie den Fremden empfing, die bescheidene Freimüthigkeit, mit welcher sie ihn herein nöthigte, deuteten wiederum auf etwas Höheres.

Der biedere Greis nahm seinen neuen Bekannten mit vieler Herzlichkeit auf, und besann sich erst, als er seiner Frau ihn vorstellen wollte, daß er noch nicht einmal seinen Namen wisse. »Verzeihen Sie,« sagte er lächelnd, »es ist immer das Letzte, wornach ich frage, denn unter uns kultivirten Völkern sind die Namen ja so ganz bedeutungslos geworden, daß mir bei jedem fremden Namen zu Muthe wird, als stünde ich wieder in Holland vor einer Nelkenflor; wenn ich da den Gärtner fragte: wie heißt die Nelke dort? und nach ihrer Gestalt und Farbe etwa die Antwort erwartete: die graugestreifte, die gelbgeränderte; so wurde auf einmal ein Prinz von Oranien oder ein Admiral Tromp daraus. Die Irokesen, und wer weiß wie manche andere, für wild gescholtene Völker, sind so vernünftig, sich

Namen beizulegen, die Beziehung auf ihre Eigenschaften haben. Daraus entstehen nach meiner Meinung zwei große Vortheile, der erste: man braucht einen Menschen nur nennen zu hören, so hat man auch seine Bekanntschaft gemacht. Der zweite: es können sich die Kinder nicht mit berühmten Namen ihrer Väter brüsten. Setzen Sie einmal den Fall, es habe ein Held unter Prinz Eugen sich durch Tapferkeit in den Adelstand hinauf geschwungen, und den Namen Türkenschild erworben; so flößte damals schon sein bloßer Name Achtung und Vertrauen ein, ja, ein Fremder, dem der fremde Mann mit den Worten vorgestellt wurde: das ist der Herr von Türkenschild, wußte gleich, wie er mit ihm daran war. Nun laufen aber hundert Jahre später, daß Gott erbarm! eine Menge kleine Türkenschilde herum, die kaum zu Sonnenschirmen taugen würden. Darum, lieber Gast, ehe ich nach dem Namen frage, suche ich immer zuvor ein Stückchen von dem Menschen selbst zu erhaschen, und oft habe ich alsdann in meinem Sinn ihm längst einen Namen beigelegt, ehe ich den rechten, oder vielmehr unrechten erfahre. Sie zum Exempel sind meiner Frau bereits unter dem Namen Herr Brav bekannt; jetzt bitte ich aber doch, mir, um der Sitte willen, auch den unrechten zu spendiren."

Fernau nannte sich, und wurde von der Frau Pastorin noch freundlicher empfangen, als geschehen sein würde, wenn er es gethan hätte, bevor der schwatzende Greis den

kleinen Seitensprung nach Nordamerika machte. Fernau nämlich hatte diesen Seitensprung benutzt, um einen Seitenblick auf Charlotten zu werfen, die hinter ihrem sauber gedrechselten Spinnrade sich nur zu einer leichten Verbeugung erhoben hatte, und dann mit glühender Wange so emsig fort spann, als sei ihr die Arbeit gleich einer liefländischen Sklavin zugemessen worden.

Fernau's feuriger Seitenblick und Charlotten's Wangenglut entflammten den mütterlichen Scharfsinn, der in solchen Fällen ohnehin schnell und hell zu leuchten pflegt. Eine lange Gedankenkette hing sich an den Ring der oben erwähnten bedenklichen Symptome, während der Pfarrer die Namen abhandelte, und zwei Vermuthungen, eine wahre und eine falsche, gingen daraus hervor. Meine Tochter interessirt diesen jungen Mann, so hieß die erste, wahre Vermuthung. Er hat ihr bereits etwas davon merken lassen, so die zweite, falsche, die doch, mit andern Worten ausgedrückt, auch so ganz falsch nicht gewesen wäre. Hätte sie nämlich den Schluß so geformt: meine Tochter hat bereits etwas davon gemerkt, so würde sie das Fleckchen mit der Nadel berührt haben, wie die Lateiner sprechen, oder den Nagel auf den Kopf getroffen, wie die gröbern Deutschen sich ausdrücken. Charlotte nämlich, bei all ihrer holden Sittsamkeit, konnte doch den angebornen Mädcheninstinkt nicht verläugnen. Nun weiß aber jeder

Herr der Schöpfung, der diese Kronen der Schöpfung ein wenig zu beobachten Gelegenheit hatte, daß sie sich ganz vortrefflich darauf verstehen, etwa linker Hand alles zu bemerken, was in einem schwachen Männerherzen vorgeht, indem sie rechter Hand gedankenlos in die weite Welt zu gaffen vorgeben, oder auch wohl gar, sicher und kühn, an dem Bedrängten mit einem Blicke vorüberschweifen, der kaum dessen Nasenspitze zu berühren scheint. Wer dem traut, und sich mit der Einbildung kitzelt, er habe sein Geheimniß noch wohl verwahrt im tiefen Busen, der ist ein Neuling, denn mit jenem Blicke hat das Mädchen es im schnellen Fluge gehascht, wie die Schwalbe eine Mücke.

Was sollte denn auch Charlotte bei der Tafel davon denken, daß Fernau's Auge sie mit freundlicher Wildheit zu verschlingen drohte, so oft sie nur das ihrige aufzuheben wagte? Wie sollte sie das Entzücken sich erklären, in das er zweimal ausbrach, als sie auf Befehl ihres Vaters ein lautes Wörtchen gesprochen hatte? — er findet Gefallen an dir, flüsterte eine Stimme ihr zu, die sich zum ersten Mal vernehmen ließ, aber auch gleich so vertraut mit ihr that, als wären sie alte Bekannte. Schon auf dem Heimwege ließ sie sich mit der Stimme in eine Unterredung ein, von der zwar nichts bekannt geworden, die aber ziemlich lebhaft gewesen sein muß, da gleich am Abend, als der Vater erwähnte, der fremde Herr auf dem Gute werde

ihn besuchen, sich ähnliche Symptome zeigten, wie nun, da Fernau wirklich kam.

Der gute alte Pfarrer, so lange er auch Gesandtschaftsprediger in Holland gewesen war, merkte von alle dem nichts; seine Frau hingegen, obgleich sie ihr Dörfchen nie verlassen hatte, war in der ersten Minute vollkommen unterrichtet. Die Hoffnung zu einer Verbindung Charlottens mit einem Manne, welchen der ihrige Herr Brav genannt hatte, und das zu einer Zeit, wo sie den Tod, ihr Gatte das Greisenalter schon in der Nähe erblickten, eine solche Hoffnung mußte ihre blasse Wange mit einem Strahl der Freude färben. Ihre ganze Seele, seit lange schon gewohnt nur an ernsten Gegenständen, an Tod und Zukunft zu haften, riß sich jetzt noch einmal von den düstern Umgebungen los, und ergab sich willig dem heitern Gedanken an der Tochter Glück. Daß des Fremden Herz den Besitz ihres Lieblings verdiene, dafür bürgte ihr des Vaters Urtheil; ob er aber auch in der Lage sei zu heirathen? und ob er gerade eine Predigerstochter heirathen könne? (denn der Name Fernau klang ihr so adelich) das freilich blieben noch unerörterte Fragen, deren Beantwortung sie jedoch sehr bald zu entlocken wußte, indem sie mit weiblicher Feinheit ein Gespräch einlenkte, das, so unbedeutend es schien, in einer halben Stunde ihr Alles verrieth, was sie zu wissen begehrte. Da nun jede Aeußerung des Fremden ihren Hoffnungen entsprach, so wünschte sie mit einer Heftigkeit, deren

sie kaum sich noch fähig gehalten hatte, daß er nicht lange ihr fremd bleiben möchte, und dieser Wunsch — nicht unerreichbar schien er ja — lieh ihr für diesen Abend eine solche Heiterkeit, daß, ohne deren Quelle zu ahnen, die Tochter mehr als einmal die Hand mit dem gesponnenen Faden in den Schooß sinken ließ, um ihre Mutter mit einer Freudenthräne im Auge zu betrachten.

Auch Fernau, von dem Verlangen zu gefallen beseelt, entwickelte einen Geist, entfaltete ein Herz, des Vertrauens würdig, das die wackere Familie schnell zu ihm gewann.

Der Sohn, Fritz Wille, ein Jahr älter als Charlotte, anfangs schüchtern und ein wenig düster unter schwarzen Augenbraunen hervorschauend, wurde bald so dreist, den anspruchlosen Gast auf eine Partie Schach herauszufordern, ein Spiel, das ihn der Vater erst seit wenigen Wochen gelehrt hatte, und das er nun, wie Alles, was sein Geist ergriff, mit Leidenschaft trieb. Fernau, der ziemlich gut spielte, fügte sich seinem Wunsche, weniger um dem Bruder gefällig zu sein, als um während des Spiels unvermerkt die schöne Schwester in's Auge zu fassen. Trotz dieser Zerstreuung siegte er über den noch schwachen Gegner, dessen allzu reger Ehrgeiz fast in Thränen ausbrach, die der Vater albern und die Mutter kindisch nannten.

»Siehst du nun,« rief Marie freundlich scherzend, »mich zu überwinden ist keine Kunst, d'rum prahle künftig nicht mehr.«

Mit einem Unwillen im Auge, deſſen Heftigkeit für des Jünglings Zukunft fürchten ließ, ſtürzte er ſchamroth hinaus. Mariens Worte aber hatten zum erſten Male wieder Fernau's Blick auf ſie gezogen, denn ſeit ſie die Hausthür ihm geöffnet, war ſie rein und glatt von ihm vergeſſen worden, obgleich ſie dicht neben Charlotten ſaß und eben ſo artig ſpann als jene. Jetzt bemerkte er auch, daß ihre Kleidung um nichts geringer war, als die der ſchönen Nachbarin, und da ſie des Predigers Sohn geduzt hat, ſo mußte er ſie alle drei wohl für Geſchwiſter halten. »Irre ich nicht,« fragte er den Greis, »ſo ſprachen Sie geſtern nur von zwei Kindern?«

»Ganz recht,« erwiederte dieſer, »zwei leibliche Kinder habe ich nur, dies dritte hat mir Gott ohne mein Zuthun gegeben. Das brave Mädchen iſt eine Waiſe, in ſo fern nämlich ihre leiblichen Eltern todt ſind; ſonſt aber keine Waiſe, ſo lange wir leben.« Mariens Augen füllten ſich mit Thränen.

»Die beiden Mädchen,« fuhr der Prediger fort, »lieben ſich wie Schweſtern, nicht wahr? — Charlotte lächelte und ſtreckte ihre Hand nach Marien aus, welche dieſe mit abgewandtem Geſicht faßte und drückte.

»Nun, und wir —« vollendete der Greis, »meine Frau und ich, wir machen keinen Unterſchied, nicht wahr?« — Jetzt erlag Marie ihrem Gefühl, ſie ſprang auf und eilte hinaus.

Alles was Fernau sah und hörte, fesselte ihn immer enger an die liebenswürdige Familie, und als nach vier heitern Stunden der herein brechende Abend ihn erinnerte, daß es endlich Zeit sei, den ersten Besuch zu enden, da nahm er von der Schwelle des Pfarrhauses den festen Entschluß mit: dies Mädchen werde mein Weib oder keine! und als die Lindenblüte vom Kirchhofe ihm so mild entgegen duftete, da stand er noch einmal still, sog mit langem Athem den von schwülen Lüften getragenen Wohlgeruch in sich, und seufzte so laut: meine Charlotte! daß das arme Mädchen, welches zufällig hinter der Hausthür noch ein wenig verweilt hatte, so erschrocken zusammen fuhr, als habe es Feuer im Dorfe schreien hören, und schnell durch die Küche in den Garten, weit, weit bis in die letzte Laube sprang. Freilich war in den vier langen und kurzen Stunden auch nicht eine Silbe zwischen ihnen gewechselt worden, aber gesprochen hatten sie dennoch mit einander; Charlotte hatte ihren Faden ungleicher als jemals gesponnen, ihn sogar zweimal abgerissen, das warf ihr jetzt, im Dunkel der Laube, ihr zartes Gewissen vor, und in der Angst plünderte sie die Sirenensträuche, weil, ohne den Blumenbüschel vor dem Gesicht, sie das Zimmer nicht wieder zu betreten wagte.

Von den Damen am Tarocktisch wurde Fernau freilich mit einer Kälte empfangen, die sehr deutlich bewies, wie übel man es empfunden, daß er den Skis in eigener

Perſon geſpielt. Eine Viertelſtunde lang hatte man mit der möglichſten Geduld auf ihn gewartet. Endlich begann man doch nachzufragen, und da hieß es: der Herr Schulmeiſter, der eben jetzt den Herrn Kammerdiener beſuche, ſei dem Herrn Fernau auf der Straße begegnet, nicht weit vom Pfarrhauſe.

Dies letzte Wort ſchlug Funken aus Hortenſiens Augen, und ihre Lippen kleideten ſich in die Farbe des heitern Himmels. Mit Hilfe der zu Rath und That ſtets bereitwilligen Frau Mutter, wurde das Verbrechen zergliedert, dem Urſprung desſelben bis in Charlottens Augen nachgeſpürt, ſelbigen Augen eine kräftige Standrede gehalten, und endlich beſchloſſen, den Verirrten, nach bezeugter Reue, zwar wiederum zu Gnaden auf- und anzunehmen, doch zuvor den Text ihm mit gebührender Salbung zu leſen. Solches geſchah denn auch, als Fernau wohlſtandshalber zum Abendeſſen herein trat, denn nie war das Gefühl des leiblichen Hungers ihm fremder geweſen als heute. Man ſchmollte, ſpöttelte, witzelte, ſprach von Verſtoßen gegen Lebensart, von Kränkung der Verwandtſchaft und Hochverrath an der Freundſchaft, kurz, man trieb es ſo arg, daß Fernau endlich in die Schreckensworte ausbrach: »wahrlich, liebe Couſine, Sie müſſen mir jeden dummen Streich verzeihen, den ich gemacht habe und vermuthlich noch machen werde, denn ich bin zum erſten Male in meinem Leben verliebt.«

Sein Blitz schlug ein, jagte das Blut aus Hortensiens Nasenspitze und lähmte ihre Zunge. Sie vermochte nichts weiter hervorzubringen, als das Wörtlein wirklich? doch war dasselbe von einem so ausdrucksvollen Lächeln der zuckenden Lippen begleitet, daß es für ein vollständiges Manifest gegen die verhaßte Nebenbuhlerin gelten konnte.

Die mütterlichen Hilfstruppen rückten in's Feld. »Sie werden sich doch nicht lächerlich machen, lieber Herr Vetter?«

»Lächerlich?« wiederholte Fernau fast auffahrend, »lächerlich? wenn ich den Inbegriff von Schönheit, Unschuld und Sittsamkeit liebe?«

Cousine Holla zwang sich in ein lautes Gelächter auszubrechen. Ihr Papagei in der Ecke des Saales lachte plötzlich mit. Sie warf einen Blick auf den Käficht, und sagte bravo!

»Errathe ich auch, worüber Sie lachen?« hub Fernau mit großem Ernste an.

»Ich will hoffen, Herr Fernau, Sie werden mir erlauben lächerlich zu finden, was sogar meinen Papagei aus der Fassung bringt?«

»Sollten Sie vielleicht eben so wenig als dieser den Grund davon anzugeben wissen?«

»Mein Herr! — «

»Verzeihen Sie, schöne Cousine; ich habe bereits gestanden, daß ich meines Herzens, und folglich auch meines Kopfes nicht mehr Meister bin.«

»Dann wäre zu rathen, lieber Herr Vetter,« so legte die kühlere Frau Muhme sich in's Mittel, daß Sie von verständigen Freunden sich ein wenig bevormunden ließen.«

»Ganz recht, das war auch meine Absicht. Ich wollte die Cousine bitten —« Hier stockte er, und aus Hortensiens Wetterwolken brach auf einen Augenblick die Sonne hervor. »Ich wollte Sie bitten, in meinem Namen um Charlottens Hand zu werben.«

»Ich glaube, Sie sind toll geworden!« sprudelte Demoiselle Holla, indem sie mit großem Geräusch den Stuhl zurück schob, die Serviette auf den Tisch schleuderte und das volle Weinglas umwarf. »In der That, ich habe starke Kopfschmerzen, und fühle, daß Ihre abenteuerlichen Grillen mir das Blut noch mehr nach dem Kopfe treiben. Sie kennen mich, liebe Mama, Sie wissen, wie es mich angreift, so oft ich sehe, daß ein Mensch, den ich meiner Freundschaft werth hielt, durch Thorheiten sein Glück verscherzt; erlauben Sie daher, daß ich mich entferne.«

Sie wünschte dem Herrn Vetter eine frostige gute Nacht, krazte im Vorbeigehen ihrem Papagei noch ein wenig den Kopf, zwang sich, eine Opernarie zu trällern, verstummte jedoch, sobald sie den Saal verlassen, erreichte mit verhaltener Wuth ihr Schlafzimmer, fand dort die Kammerjungfer auf einen Stuhl entschlummert, und weckte dieselbe, ihr gepreßtes Herz erleichternd, durch eine derbe Ohrfeige.

Dame Holla verſuchte noch ein Weilchen, den verirrten Gaſt vom Abgrund der Leidenſchaft auf den bequemen, mit Sonneten beſtreuten Pfad zu Hortenſiens Brautgemach zurück zu führen. »Sie glauben nicht, Herr Vetter,« ſagte ſie bedenklich, »in welchem üblen Rufe der alte Pfarrer ſteht. Er iſt ein Heteror, das weiß die ganze Reſidenz; er hat ſich ſchon einmal vor dem Konſiſtorium verantworten müſſen, und es iſt ihm nahe am Kragen hergegangen. Wer weiß, was noch geſchehen wird. Der Präſident iſt unſer Freund, Sie wiſſen, er trinkt wöchentlich einmal alten Rheinwein bei uns, folglich haben wir die neuen Klagen bis jetzt vertuſcht.«

»Und werden es künftig um ſo lieber thun,« meinte Fernau, »wenn des redlichen Greiſes Tochter Ihre Muhme wird?«

»Nun ja — das wohl —« verſetzte Dame Holla ſo lang gezogen, daß ihr Ja für das beſte Nein gelten konnte. »Aber haben Sie denn auch bedacht, die große Armuth? wahrhaftig, meine Tochter, die ſehr wohlthätig iſt, war ſchon geſonnen, der Mamſell Charlotte einen Haufen abgelegter Kleider zu ſchicken, die alle noch recht gut ſind.«

»Das wird nun wohl nicht mehr nöthig ſein,« erwiederte Fernau vor Unwillen glühend, »wenn anders das liebe Mädchen meine Hand anzunehmen würdigt.«

»Anzunehmen?« fuhr Dame Holla ſpöttiſch heraus, »ach lieber Gott! das wird keine geringe Freude ſein. Die

konnte ja höchstens auf einen Krämer im nächsten Landstädtchen rechnen." — Fernau fühlte, daß er zu warm wurde, stand daher auf, küßte der Frau Muhme mit einer steifen Verbeugung die Hand, und ging stumm seines Weges. Ruhig schlief er nicht, aber doch ruhiger als in vorigen Nächten, denn sein Entschluß war gefaßt.

Hingegen saß die verdrießliche Mutter bis tief in die Geisterstunde vor dem Bette der verdrießlichen Tochter, und was sie in nächtlicher Stille beschlossen, das wurde am andern Abend kund. Denn als Fernau, weder durchbohrende Blicke, noch hingeworfene Winke achtend, gleich nach der Mittagstafel abermals in's Pfarrhaus schlich, und heute gar fünf Stunden dort verweilte, so wurde ihm bei der Heimkehr ganz trocken angekündigt: »man habe einen Brief von Vater Holla empfangen, der, häuslicher Geschäfte wegen, den ländlichen Aufenthalt abzukürzen nöthige, und man werde schon am andern Morgen in aller Frühe die Heimreise antreten." Die klugen Damen vermeinten nämlich, das alte Sprichwort: aus den Augen, aus dem Sinne, müsse auch wohl an Fernau seine Kraft beweisen, ohne zu bedenken, daß Charlottens Bild ihm nicht im Sinne, sondern schon tief im Herzen lag, und daß man nie wird sagen können: aus den Augen, aus dem Herzen.

Ueberrascht wurde Fernau allerdings durch die unerwartete Ankündigung, denn Hortensia hatte oft geschworen,

sie würde diese reizende Gegend nicht eher verlassen, bis die Nachtigall zu schlagen aufhöre; doch er faßte sich bald, die schlaue Liebe stand ihm bei. Er bedauerte höchlich, daß er gezwungen sei, die Damen ohne männliche Begleitung die ziemlich weite Heimreise unternehmen zu lassen, denn er für seine Person müsse wenigstens noch vier Wochen hier verweilen.

»Ich will nicht hoffen,« ließ die Cousine mit hohem Anstand sich vernehmen, »daß Ihre blutjunge Liebe zu der schönen Pfarrerstochter Sie verleiten werde, alles aus den Augen zu setzen, was Sie ältern Verbindungen schuldig sind? Auf einige Tage werden Sie doch stark genug sein, sich zu trennen? dann mögen Sie in Gottes Namen auf den Flügeln der Liebe zurück eilen, wir werden Sie nicht daran hindern, ich wenigstens gewiß nicht.«

»Sie thun mir Unrecht, schöne Cousine,« versetzte Fernau bescheiden, »denn auch ich habe einen Brief empfangen von meinem Arzte, der mir zwei Kisten mit Pyrmonter Wasser schickt, die ich (so lautet sein tiranniſcher Befehl) noch während des Frühlings ausleeren soll. Ich erwarte die Kisten stündlich mit dem nächsten Fuhrmann.«

Hortensia schwieg und biß sich in die Lippen. »Wenn es so ist,« nahm die Frau Muhme das Wort, »so wollen wir den Herrn Vetter mit unserer Begleitung nicht belästigen, nur bedaure ich, daß ich Ihm kein Zimmer in unserm Hause anbieten kann; denn leider beſiehlt mein Gemahl

mir in demſelben Briefe, einige wichtige Veränderungen hier im Hauſe zu machen, weshalb man die meiſten Zwiſchenwände wird niederreißen müſſen."

Hortenſia lächelte hämiſch, und der Blick, den ſie auf ihre Mutter warf, ſchien zu ſagen: für ſo klug hätte ich dich kaum gehalten. Fernau blieb unerſchütterlich. »Es iſt ja ein Wirthshaus hier im Dorfe, ich werde mich ſchon behelfen."

»Bewahre der Himmel!" rief Madame Holla, »eine ſchmutzige Schenke, in der mein lieber Herr Vetter es nicht drei Tage aushalten würde."

»Je nun," fügte die Couſine naſerümpfend hinzu, »ſo wird ſich ja wohl ein Plätzchen im Pfarrhauſe finden."

»Gelingt es mir," ſprach Fernau gelaſſen, »meiner Wünſche Ziel zu erreichen, ſo werde ich nicht ermangeln, die Frau Muhme ſogleich davon zu benachrichtigen."

»O es wäre ja Schade um die verlorne Zeit, man weiß, wie koſtbar Augenblicke in ſolchen Lagen ſind." — Unter dergleichen Stachelreden kroch der letzte bleierne Abend vorüber, und als Fernau am andern Morgen noch vor fünf Uhr ſich ſchnell in die Kleider warf, um den Damen wenigſtens eine glückliche Reiſe zu wünſchen, waren dieſe ſchon über alle Berge. Auch gut, ſagte er ſehr gefaßt, und befahl dem Bedienten, ſeine wenigen Habſeligkeiten in's Wirthshaus zu tragen, wohin er ſelber vorausging. Daß er dort auf jede Bequemlichkeit werde Verzicht thun

müſſen, erwartete er, weil das Haus zwar an einer befahrnen Landſtraße lag, allein doch immer nur eine Art von Schenke war. Deſto angenehmer wurde er überraſcht, als er ein reinliches Zimmer und einen freundlichen Wirth fand. Der Mann hatte gedient, war Korporal unter den preußiſchen Truppen geweſen, hatte ſich immer treu und brav gehalten, und endlich das Glück gehabt, bei einem Vorpoſten-Gefecht mit eigener Gefahr ſeinem Hauptmann das Leben zu retten. Dieſer, ein wohlhabender Edelmann, wußte, daß ſeinem Retter längſt der Sinn nach einer kleinen eigenen Wirthſchaft ſtand, er kaufte ihm heimlich die wohlgelegene Schenke, wirkte ihm heimlich ſeinen Abſchied aus, und als der Jahrestag jener Begebenheit wiederkehrte, führte der dankbare Biedermann ihn in ſeinem eigenen Wagen aus der benachbarten Garniſon auf dieſes freundliche Ruheplätzchen. Hier lebte er vergnügt, in einer Art von Ueberfluß; denn ſein Haus, ſchon zuvor durch deſſen bequeme Lage für jeden Reiſenden einladend, kam jetzt durch die Redlichkeit des Wirths in immer beſſern Ruf, und mancher Fuhrmann, den ſchon die Nacht überraſchte, fuhr doch lieber noch ein paar Stunden weiter, um nur bei dem ehrlichen Braunfeld übernachten zu können. Das ganze Dorf liebte und achtete ihn, ſein Wohlſtand nahm ſichtbar zu, und ſeinem Glücke fehlte nichts als ein gutes Weib. Er geſtand das ſelber, doch die Wahl wurde ihm ſchwer, denn er hatte ſich, durch eigenen Trieb geleitet, eine Art von Bildung erworben, die er oft im

Scherz verwünſchte, weil ſie für die Reize der Bauerdirnen ihn unempfänglich machte.

Um ſo mehr fand Fernau Gefallen an dem Manne, deſſen Geradſinn und kräftiger, geſunder Verſtand ihn gleich in der erſten Stunde vermuthen ließen, daß er bei dem Wechſel der Wohnung und Hausgenoſſenſchaft nichts verloren, und der ſonſt ſo läſtige Morgen verging ihm diesmal ſchnell mit Einrichtung der neuen Wirthſchaft. Kaum aber begannen die Kirchhofslinden ihre Schatten zu verlängern, als er auch ſchon haſtig dahin eilte, wo ſeinem Leben eine neue Sonne aufging. Bei ſeinem Eintritt in das Pfarrhaus fand er Charlotten gerade auf der Hausflur beſchäftigt, und ihr entfuhren die Worte, von freudigem Erſchrecken ausgepreßt: ha! ſind Sie es wirklich? denn ſie hatte ſchon vernommen, die Gutsherrſchaft ſei plötzlich abgereiſt, noch vor Sonnenaufgang, und wie konnte ſie anders vermuthen, als daß Fernau jene begleitet habe? Sie wußte freilich nicht, was ſie davon denken ſollte; der Vater ſelbſt fand es unartig, ſo ohne Abſchied davon zu gehen, ſie fand es unherzlich, und beide waren faſt kindiſch froh, ihm Unrecht gethan zu haben. Er erzählte ſogleich auch hier ſein Mährchen vom Pyrmonter-Waſſer, und war ſchon ſo keck geworden, daß er faſt ohne Stottern die Bitte damit verband, ihn zum Koſtgänger aufzunehmen. Die Frau Paſtorin, meinte er, eſſe vermuthlich nur geſunde, leichte Speiſen, deren auch er bedürftig ſei (eine

grobe Lüge, denn er aß nichts lieber, als derbe Hausmannskost), da er nun in der Schenke zwar eine recht gute Wohnung gefunden, allein der Tisch gewöhnlich blos für kräftige Fuhrleute zubereitet werde, so hege er den Wunsch u. s. w.

Man willigte mit Vergnügen in sein Verlangen, und nur der Streit über das Kostgeld, dessen Bestimmung ihm nie hoch genug, dem Pfarrer hingegen nie gering genug schien, verzögerte den Abschluß der Traktaten noch ein Weilchen. Charlotte hatte dem ganzen Handel mit hochklopfendem Herzen zugehört, denn sie war es ja, der die Besorgung der Küche oblag, sie sollte jetzt für einen Mann kochen, um dessen willen sie schon zwei Suppen versalzen hatte. Der Gedanke war ihr so lieb, so ängstlich — sie pflegte sonst wohl mit ihrer Kochkunst sich ein wenig zu brüsten, jetzt aber verließ das Vertrauen auf ihre Kräfte sie zum ersten Male, und eine schwere — liebe Sorge fiel auf ihr Herz.

Ein Leben begann nunmehr, welches Mancher paradiesisch nennen, und dadurch die Wonne desselben sehr schwach bezeichnen würde, denn welche Freuden gab es denn im Paradiese, um die Fernau die Stammeltern hätte beneiden sollen?

Fernau liebte mit einem Feuer, dem ähnlich, welches einst Prometheus stahl, denn es bewies an ihm dieselbe belebende Kraft; er hatte sich aber, nach seiner Meinung,

noch nichts davon merken lassen, und erstaunte sehr, als sein Wirth ihm einst vertraute, die Kinder im Dorfe hätten es bereits dem Schulmeister erzählt. Charlotten ging es ungefähr eben so. Vater und Mutter sahen Alles, nur durch verschiedene Brillen; der Alte war zu sorglos, die Kranke zu besorgt. Von Fernau's Redlichkeit so fest überzeugt, als von seiner eigenen, erwartete der Greis ruhig dessen Erklärung, hatte auch gar nichts dagegen, wenn die Liebenden stundenlang allein mit einander spaziren gingen. Die Mutter hingegen zweifelte zwar auch nicht an Fernau's redlichen Absichten, aber bei längerem Aufschub fürchtete sie für der Tochter guten Ruf, zitterte sogar vor Gefahren, welchen freilich blinde Unschuld gerade am meisten ausgesetzt ist. Doch wollte sie auch nicht gern Winke geben, nicht durch Verbote die mädchenhafte Neugier reizen. Wäre sie nur gesund gewesen, man hätte, trotz alles Scheelsehens, keinen Spazirgang ohne sie machen dürfen: so aber mußte sie sich begnügen, Marien oder den Bruder nachzusenden, zwei unzuverlässige Ehrenwächter, da sie auch diesen keine deutliche Instruktion mitgeben durfte.

Glücklicherweise schwebte sie nur wenige Wochen in dieser mütterlichen Unruhe, denn obgleich Fernau in seiner jetzigen Lage nichts vermißte, folglich seine Erklärung nicht eigentlich verschob, sondern nur nicht daran dachte, und immer mit Schiller ausrief:

O daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

so ist es doch nun einmal die Art der Liebe — der ersten wie der letzten — daß sie mit dem bloßen Grünen nicht lange zufrieden bleibt, sondern jeden zufälligen Sonnenblick benutzt, um auch ohne unser Zuthun Blüten hervorzutreiben, und sobald als möglich Früchte anzusetzen. Unfern dem Dörfchen lag ein alter Steinbruch, den, da er schon lange nicht mehr benutzt wurde, ein kleiner Wald von üppigem Gesträuch ausfüllte, zwischen welchem herrliche Erdbeeren wuchsen. Schon aus den Kinderjahren war Charlotten dies Plätzchen wohl bekannt, und immer lieb gewesen. Jetzt, da die Erdbeeren in voller Reife standen, wurde eines Nachmittags von dem jungen Volk ein Spazirgang in den Steinbruch beliebt, um diese würzreiche Frucht für die Mutter zu pflücken, die sich gern daran erquickte. Fernau schloß sich behende an den muntern Reihen, erhielt gleichfalls ein leeres Körbchen, doch nicht aus Charlottens Händen, und Alle wanderten schäckernd nach der buschreichen Grube; deren Umfang etwa tausend Schritt betragen mochte.

Es war ein altes Uebereinkommen zwischen Charlotten und ihrem Bruder, daß er auf der Westseite pflücken mußte, wo noch viele zackichte Steine das Suchen und Pflücken beschwerlicher machten, sie hingegen die Morgenseite durchspähte, wo längst schon weiches Gras den Kiesboden deckte. Auch diesmal blieb es bei der alten Vertheilung, nur hätte billigerweise Fernau sich auf die rauhe Seite schlagen sollen, das that er aber nicht, es schien ihm auch nicht einmal ein-

zufallen; sollte daher der ganze Steinbruch mit gleich vertheilter Kraft durchsucht werden, so mußte die zarte Marie sich entschließen, dem Bruder Fritz zu folgen. Fernau half Charlotten ehrlich suchen, und seine Schuld war es nicht, daß er keine Erdbeeren fand, denn bald mußte er einen Zweig auf die Seite biegen, der ihr hätte in's Gesicht schnellen können, bald mußte er den schlanken Körper bewundern, dessen Reize durch die mannichfaltigen Biegungen beim Bücken und Pflücken in jeder Minute entfaltet wurden: jetzt hinderte ihn eine unverschämte Wespe, die Charlottens Haupt umsummte, und die er doch wegzujagen genöthigt war, jetzt wieder der glühende Purpur ihrer Wange, an dem unwillkürlich die saugenden Blicke hängen blieben.

War es aber auch endlich einmal so weit gekommen, daß er im Begriff stand, eine Erdbeere zu pflücken, so wuchs dieselbe unglücklicher Weise so nahe an der Stelle, wo eben jetzt Charlottens Fuß stand, daß es ja unmöglich war, das Auge von diesem abzuziehen, zumal, da dieser Fuß, und sein zur Erde gebücktes Gesicht einander noch nie so nahe gewesen. Folglich tappte seine Hand im Grase, während sein Auge Hilfe versagend bei andern Gegenständen verweilte. Charlotte neckte ihn noch obendrein mit seiner Ungeschicklichkeit und versicherte, ein Bauerknabe von vier Jahren würde sein Körbchen schon längst gefüllt haben. Er hätte freilich nur antworten dürfen: von vier Jahren? das mag sein, aber von vierundzwanzigen? dem wäre es nicht besser ergangen als mir.

Ihr Körbchen war beinahe voll, als sie noch einige große dunkelrothe Beeren unter einem Busche gewahr wurde, schnell hüpfte sie dorthin, und streckte schon die Hand darnach aus. Da fuhr plötzlich eine Eidechse unter einem Stein hervor, und raschelte blitzschnell an Charlottens Füßen vorüber. Sie hielt das harmlose Thierchen im ersten Augenblick für eine Schlange, prallte mit einem Schrei zurück, stieß aber unglücklicherweise mit dem linken Arm, an welchem das Körbchen hing, an einen Zweig, der es umklippte, und siehe da, die ganze Ernte, die Frucht von zwei mühevollen Stunden, übersäte den grünen Boden, die Beeren schlüpften zwischen das hohe Gras, und mit komischem Jammer schaute das liebe Mädchen auf die verlorne Frucht der Arbeit herab.

Fernau war flink bei der Hand, den Schaden wieder gut zu machen. Er kniete neben den Platz, auf dem die Entronnenen zwischen dem Grase durch ihre Purpurfarbe sich verriethen, und begann emsig in sein Körbchen zu sammeln. Doch schon hatte sich Charlotte vom ersten Schrecken erholt, »nein!« rief sie schäckernd, »so haben wir nicht gewettet; mit meinen Beeren Ihren Korb zu füllen, wäre keine Kunst. Ihre Hilfe ist Dankes werth, aber die Beeren müssen sämmtlich wieder in mein Körbchen fallen.« Mit diesen Worten kauerte sie dem geschäftigen Sammler gegenüber, warf Fernau's Körbchen bei Seite, stellte ihr eigenes in die Mitte zwischen sich und ihn, las die Beeren emsig auf, und ermahnte ihn, ein Gleiches zu thun.

Nun begreift doch wohl ein jeder, der auch nur um zwei Spannen weiter sieht als seine Nase reicht, daß diese Lage für den lauernden Gott der Liebe eine der vortheilhaftesten war; ja man will behaupten, nicht eigentlich der Zweig habe das Körbchen umgekippt, sondern er selber, der auf dem Zweige gesessen, und er habe sich nachher, in der Versammlung der Götter, mit dieser schlauen Erfindung ein wenig gebrüstet. Die Folgen waren in der That unvermeidlich, denn erstens ist zu bedenken, daß der Platz, auf dem die Erdbeeren zerstreut lagen, kaum so groß war als ein Mantel, auf dem ein paar Narren sich schießen wollen. Hatten nun die Suchenden, wie es die Ordnung mit sich brachte, zuerst die Beeren aufgelesen, die ihnen zunächst lagen, und dadurch vor ihren Knien ein wenig Raum gewonnen, so war es ja natürlich, daß, um die Hände nicht zu weit ausstrecken zu müssen, sie mit eben diesen Knien um einige Zoll näher rutschten; das geschah aber zugleich von beiden Seiten, und folglich rückten auch die Gesichter einander immer näher. Ein zweiter Umstand, wo möglich noch schlimmer als der erste, war die Unvermeidlichkeit, in dem Augenblicke, in welchem man die Beeren in das Körbchen warf, sich öfter mit den Händen zu begegnen, dies Begegnen zog nothwendig ein Berühren nach sich, und Jedermann weiß, daß Amor, der Schalk, nur der leisesten Berührung durch die Fingerspitzen bedarf, um einen ganzen Körper nach Belieben zu elektrisiren.

Sie würden freilich diese Gefahr gemächlich vermieden haben, wenn sie fein ordentlich, Beere für Beere, mit der rechten Hand aufgehoben, in die hohle Linke gelegt, diese nach und nach gefüllt, und endlich auf einmal in den Korb ausgeleert hätten. Aber an dies einfache Vorbauungsmittel dachten sie nun einmal nicht, sondern warfen jede einzelne Beere einzeln mit der Rechten in den Korb, während die unthätige Linke in der That ein wenig verlegen herab hing.

Noch nicht genug! Fernau betrieb das Geschäft ein wenig zu hastig; man will wissen, er habe manche schöne Erdbeere mit seinen Knien zerquetscht, um nur wieder vorwärts rutschen zu dürfen. Der Unbesonnene! so mußte er ja endlich Charlotten so nahe kommen, daß ihr Hauch ihn berührte, und geschah das, wo blieb dann die Besinnung? — es geschah aber wirklich und dem armen Fernau flirrte es vor den Augen. Der Raum zwischen beiden hatte sich jetzt so verengt, daß er mit ausgestreckten Armen den schlanken Leib erreichen, auch wohl umfassen konnte, — seiner Gefühle nicht mehr mächtig, nur noch durch Charlottens Hauch beseelt, umschlang er sie plötzlich, drückte sie stürmisch an die Brust, und kaum hatte er Athem genug für die Worte: willst du meine Gattin werden?

Sie war so erschrocken, obwohl sie Zoll für Zoll ihn hatte näher kommen sehen, daß sie weder antworten, noch irgend eine Bewegung machen konnte, sich los zu winden. Ihm schien auch nicht um Eile zu thun, nachdem er sie ein-

mal in den Armen hatte, und bevor er seine Frage wiederholte, nahm er sich Zeit, ihre Stirn und Wange mit glühenden Küssen zu bedecken, ja, als hätte er sogar befürchtet, sie werde zu früh die Lippen öffnen, versiegelte er auch diese mit einem langen Kusse. Endlich mochte doch ein leises jungfräuliches Sträuben ihn erinnern, daß er zur beliebigen Antwort ihr auch ein wenig Athem vergönnen müsse; ein wenig nur, d'rum ließ er sie nicht los, schob auch nicht das lockichte Haupt zurück, das auf seiner Schulter ruhte, und die Augen an seinem Halse verbarg, sondern benutzte blos die Nähe ihres Ohres, um ihr noch einmal mit Innigkeit zuzuflüstern: Charlotte! willst du meine Gattin werden? — dann horchte er ängstlich und vernahm ein leises Ja, und Himmel und Erde schwanden um ihn, und die Dornenbüsche schmückten sich mit Rosen, und zwischen den alten Steinen schossen Lilien hervor, und aus den Wolken regnete es Blüten herab.

Wie lange dies erste stumme Entzücken währen mochte, dafür hatte die Zeit kein Maß. Ein sanftes Geflüster weckte sie aus dem süßen Taumel; sie hielten es für das Zirpen eines Heimchens im Grase, es war aber der Schalk auf dem Zweige, der die Flügel zusammen schlug. — Was war indessen aus dem Körbchen mit Erdbeeren geworden? ach! zum zweiten Male hatte Amor's Muthwille sein Spiel damit getrieben, da lag es um und umgekehrt zwischen den Knienden, Charlotten's Schürze trug einen rothen Saum,

und Fernau hatte sich vollends recht plump in ein Häuflein Erdbeeren gewühlt, die rächend ihren Purpursaft bis an die Weste hinauf gespritzt hatten. Beide Liebende gewahrten es zu gleicher Zeit, sahen sich dann lächelnd an, und, die holde Scham verbergend, sank Charlotte auf's neue an des Geliebten Brust.

Herr Fernau! rief plötzlich eine drohende Stimme hinter ihm. Er sprang auf. Charlotte blieb in ihrer Stellung mit gesenktem Haupte, die Rechte in's Gras stützend. Schwester! was soll das heißen? fuhr die Stimme fort. Es war nämlich Bruder Fritz, der sammt Marien, die Körbe mit Früchten überfüllt, gekommen war, die Beiden aufzusuchen, die er schon oft und laut bei Namen gerufen, ohne eine Antwort zu erhalten. Freilich sah er nun wohl auf den ersten Blick, daß sie ihn unmöglich hatten hören können; aber da der Unerfahrene von Fernau's Liebe bis jetzt noch nichts geahnet hatte, so überraschte die vertraute Stellung den Jüngling mit dem zarten Ehrgefühl, sein Auge flammte, und seine kaum erst männlich gewordene Stimme prallte mit verdoppelter Kraft von der Steinwand zurück. Herr Fernau! wiederholte er einmal noch, und reichte sein Körbchen Marien, ohne zu wissen warum; ihm kam es vor, der Augenblick sei zu ernst, um den Beweis eines Zeitvertreibes in der Hand zu tragen, den er mit dem Beleidiger seiner Schwester gemeinschaftlich genossen hatte.

Endlich erholte sich Fernau aus seiner Verzückung so weit, daß er wieder wie andere Menschen hörte, sah, begriff; er faßte lächelnd des Jünglings Hand und sprach: lieber Fritz, Ihre Schwester ist meine Braut. Da zogen die ungestümen Wolken schnell vorüber, und nur ein Wölkchen des Mißtrauens hing noch über dem Auge. »Das freut mich, sagte er mit Herzlichkeit, seine Schwester umarmend, »aber ich begreife nicht, warum weder Vater noch Mutter ein Wörtchen davon gesagt haben?«

»Weil erst in diesem Augenblicke —« erwiederte Charlotte stammelnd und brach ab.

»Weil sie selbst noch nichts davon wissen,« vollendete Fernau.

»So?« versetzte der Bruder finster, »so bist du ja auch noch nicht Braut; der Herr ist in dich verliebt und weiter nichts.«

»In einer Stunde,« rief Fernau, »hoffe ich auch den Segen Ihrer Eltern gewonnen zu haben.«

»Dann ist's gut,« sagte Fritz und ging langsam voraus, nicht ohne nach der Schwester sich umzusehen, ob sie auch folgen werde? Die lag in Mariens Armen, des guten Mädchens Freudenthränen wünschten der Braut Glück, und kein Skrupel regte sich bei ihr, als ob zur Festigkeit der Verbindung noch etwas mangeln könne. Marie, wir gehen, sagte Fritz und that wiederum einige Schritte. »Komm nur,« flüsterte Marie der glühenden Schwester zu,

»ſonſt macht der Hitzkopf noch dumme Streiche.« Fernau ergriff Charlottens Arm und drückte im Gehen ihre Hand an ſein hochklopfendes Herz. Der Bruder ſah es, zog ein ſcheeles Geſicht und fing an ſchneller zu wandern. Die Liebenden verdoppelten gleichfalls ihre Schritte, und die gute Marie, die auch noch mit den beiden leeren Körben ſich hatte behängen müſſen, wenn ſie anders nicht liegen bleiben ſollten, keuchte hinter ihnen her.

Je näher ſie der Pfarrwohnung kamen, je raſcher ging Fritz, und alle Augenblick ſah er ſich um, als wären Gefangene ſeiner Obhut anvertraut. Der Greis hatte ſeine Gattin ſo eben hinaus in die milde Abendſonne geführt, ſie ſaßen unter der Linde, ſahen ſchon von ferne die Erdbeerpflücker kommen, und wunderten ſich über den getheilten Zug. Da der Alte vollends die Eile bemerkte, mit welcher Fritz voran ſtürmte, und doch kein aufſteigendes Gewitter erblickte, vor dem ſie etwa fliehen möchten, ſo fiel ihm das auf, und er murmelte die Worte: da iſt etwas vorgegangen. Genug für die reizbare Kranke, um zu erſchrecken. Sie ſah mit verwilderten Blicken den Kommenden entgegen, und als ſie an ihrem Sohne verſtörte Züge gewahrte, und gar an Fernau's Füßen Blut zu ſehen glaubte, weil die Erdbeeren ſie mit Purpurflecken geſprenkelt hatten, da war ſie einer Ohnmacht nahe.

Jetzt aber ſtand Fritz vor ſeinen Eltern: »da, Vater, bringe ich ſie, nun mögen ſie ſelber reden.«

»Wir lieben uns,« ſagte Fernau, »wir bitten um Ihren Segen.«

Der gute Greis war ſo überraſcht, daß er nicht gleich zu antworten wußte, denn er hatte ja an die Pirmonter Brunnenkur in allem Ernſt geglaubt. Die Mutter hingegen, ſo bald die Liebenden nahe genug waren, hatte die bräutliche Scham und des Bräutigams Entzücken nicht einen Augenblick verkannt, auch bemerkte ſie ſchnell, daß, was ſie an Fernau für Blut gehalten, nur ein dicker Erdbeerfladen ſei; in einem Nu reihte ihr Scharfſinn dieſe neueſten Bemerkungen an alle vorhergehenden, und ehe noch Fernau den Mund aufthat, war ſie vollkommen unterrichtet. Sie ſtreckte freundlich die Arme nach Charlotten aus, die zu ihren Füßen ſank und ſchluchzte, als ſie der Mutter ſegnende Hand auf ihrer Stirn fühlte. Der Greis legte haſtig die Seinige auf die Hand der Gattin, ſtand auf, und drückte den Eidam an ſeine Bruſt. Geſprochen wurde weiter nichts; aber Fritz, als er die freudige Beklemmung der Eltern ſah, wurde plötzlich ausgelaſſen fröhlich. Er umarmte hüpfend Einen nach dem Andern, auch Marien zum erſten Mal in ſeinem Leben, warf ſich dann neben die Schweſter vor der Mutter hin, und riß ſie ungeſtüm an ſein Herz.

Marie machte endlich die Bemerkung, daß die Bauern von ferne neugierig ſtehen blieben. »In Gottes Namen,« ſagte der Pfarrer, »gewöhnlich tragen die Menſchen nur ihren Kummer zur Schau und ſchämen ſich gleichſam ihrer

ten Boten abgefertigt, und weil damals mein Vater eben sehr arg tobte, und mir mit seinem Fluche drohte, wenn ich nicht von Fritzen ablassen wollte; so war der arme [illegible]

Nadeau. Er gab mir eben zu verstehen, daß er wohl gemerkt hätte, wie ein junger Bauerkerl aus dem Dorfe gegenüber mir nachschleiche, und daß ich auch immer in der Kirche nach ihm sehe. Ich sollte mich schämen [illegible]

Freude. Wir nicht also, wir freuen uns laut, und danken Gott mit lauter Stimme!" Dabei hob er Augen und Hände gegen Himmel, aber die laute Stimme versagte ihm, es wurde ein stilles Gebet daraus. Der schöne Abend flog unter süßem Geschwätz vorüber, von künftiger Einrichtung, von öftern Besuchen bei den geliebten Eltern, von allen den Kleinigkeiten, die im traulichen engen Zirkel so wichtig werden. Doch die Rede mochte sein wovon sie wollte, Fernau wußte jedesmal geschickt sie wieder auf den Hochzeittag zu lenken, der, nach seiner Meinung, künftigen Sonntag gefeiert werden sollte (es war aber eben ein Mittwoch). Der Alte lachte ihn aus, und erinnerte an das dreimalige Aufgebot. Nach drei Wochen also! seufzte der Verliebte, und es fehlte wenig, so hätte Charlotte mit geseufzt. »Drei Monate," sagte die Mutter, »denn es ist zuvor noch so mancherlei zu besorgen, wovon die Männer nichts verstehen."

Bei diesem Donnerwort entstand eine heftige Debatte, zu welcher die Braut schwieg, so wenig sie auch neutral war. Hingegen verbündeten sich Vater und Bruder mit dem bedrängten Bräutigam gegen die Mutter, der man endlich die Erklärung abtrotzte und abbettelte, daß in vier Wochen alle Vorkehrungen getroffen, und Charlottens blonde Locken mit der bräutlichen Myrthe durchwunden erscheinen sollten. Wie lang und kurz den Liebenden die Zeit bis dahin geworden, und wie sie bald die kriechenden Stunden zu beflügeln, bald wieder die beflügelten fest zu halten versucht,

von dem Allen das Weitere zu berichten, wäre völlig unnütz, denn wer etwas ähnliches je erfuhr, und empfand, dem malt Dichters Pinsel doch nicht zu Danke, und wer so elend ist, daß nie ein solcher Strahl des Lebens in sein Herz drang, für den ist die Geschichte nicht geschrieben. Nur das Einzige darf nicht verschwiegen bleiben, daß, so lange der Brautstand währte, das Küchen-Departement Charlotten gänzlich abgenommen und Marien übertragen werden mußte, denn von ihren Speisen war nichts zu genießen.

Fernau meldete der Muhme Holla seine nahe Verbindung und empfing ein kühles Glückwünschungsschreiben. Mit derselben Post erhielt auch der Gärtner des Gutes den strengen Befehl, sich ja nicht beigehen zu lassen, von Pfirsichen, Aprikosen oder was sonst etwa in den herrschaftlichen Treibhäusern wachse, das Geringste zu veräußern. So ließ der kleinliche Rachegeist noch zuletzt seine ohnmächtige Wuth aus, und kitzelte sich wenigstens mit der Vorstellung, wie das Hochzeitmahl mit Birnen und Kirschen sich werde behelfen müssen. Die guten Muhmen konnten freilich nicht ahnen, daß an jenem glücklichen Tage eine Schüssel voll später Erdbeeren, welche das Brautmahl schmückte, den Liebenden köstlicher schien, als Ananas und Granatäpfel, denn diese konnten nicht wie jene, sie in Gedanken an das liebe Plätzchen zaubern, wo neben der gemeinen Frucht ihr seltenes Glück reifte.

Ein Vierteljahr nachher schrieb Fernau an seinen Freund: »Ist es möglich, daß du auch so glücklich bist, als ich? —

Du haſt mir zwar oft von deiner häuslichen Zufriedenheit warme Bilder entworfen, und ich entſinne mich noch recht gut, daß mein Neid dich damals der Uebertreibung beſchuldigte; jetzt leſe ich deine Briefe wieder und finde alle deine Gemälde kalt. Schon zwanzigmal ergriff ich die Feder, um nur eine Stunde meines Daſeins dir zu ſchildern, doch nun habe ich's aufgegeben, denn eine glückliche Ehe iſt wie die milde Frühlingsluft, die dich umgibt, dir iſt wohl, ſehr wohl darin, aber beſchreiben kannſt du ſie nicht. Wir leben in der Reſidenz, weil ich nun einmal da ein Haus habe, und Alles, was ſonſt noch zu einem Hauſe gehört, als da ſind Freunde, Bekannte und Schmarotzer; weil ferner meiner Schwiegereltern Wohnung zu eng iſt, um uns lange zu beherbergen; endlich auch — dir darf ich's ja wohl ſagen — weil es mir große Freude macht, meine ſchöne Frau in der Stadt bewundert zu ſehen. Es hat lange gewährt, ehe ich ſie überreden konnte, an öffentlichen Orten ſich zu zeigen; das Angaffen machte ſie ſo verlegen und ſchamroth, mir hingegen gewährt es immer den ſchmeichelhafteſten Genuß. Ich ſtolzire ſo gern mit ihr durch die Reihen der Gaffer, die ſich vor dem Theater ſammeln, und hab' es gern, wenn Aller Blicke ſich auf unſere Loge heften. Ihr war das Anfangs unerträglich, ſie bat mich mehr als einmal das Schauſpielhaus zu verlaſſen, ehe die Vorſtellung noch halb geendigt war. Jetzt hat ſie ſich nach und nach daran gewöhnt, und folgt mir ohne Weigern, wohin ich ſie führe, doch habe ich ihr ausdrücklich verſprechen müſſen, daß ſie

die Weihnachtsfeiertage in ihrem lieben Dörfchen zubringen soll, denn sie selbst will ihre wackern Eltern mit der frohen Nachricht überraschen, daß ein Zeuge unserer Liebe unter ihrem Herzen lebt."

Diese Reise, auf welche sich Charlotte so kindisch freute, ging wirklich vor sich. Der Bruder war ihr einige Meilen weit entgegen geritten. Der alte Vater, Trotz des tiefen Schnees, stand auf einem Hügel draußen vor dem Dorfe, in seiner wohlbekannten schwarzen Sammtkappe, und hatte dort schon lange gefroren. Daheim war Marie geschäftig in der Küche, und die Mutter, die aus Charlottens Glück neue Lebenskraft zu saugen schien, war munter und thätig in dem sogenannten Prunkzimmer, wo das Bett für die geliebten Gäste von schwellenden Kissen strotzte, und die saubern weißen Fenstervorhänge kunstreich geordnet waren.

Als Charlotte ihren Vater von ferne erblickte, und er, die Kälte nicht achtend, seine schwarze Sammtkappe über dem Haupte schwang, daß die einzelnen grauen Haare um den kahlen Scheitel flatterten, da schrie sie laut schluchzend dem Postillon zu, er sollte halten! und nicht schnell genug konnte der Bediente die Wagenthür aufreißen, und sorgend mußte Fernau an ihre Hoffnungen sie erinnern, mit sanfter Gewalt von einem unbesonnenen Sprunge sie zurück halten. Jetzt lag sie in des Greises Armen, dem eine helle Freudenthräne die graue Wimper netzte. — Fernau

nöthigte ihn in den Wagen, um die tausend Schritt bis zu seiner Wohnung bequemer und schneller zurück zu legen: aber er bestand darauf, sie müßten Alle mit ihm zu Fuße durch das Dorf gehen. »Meine Bauern,« sprach er, »wissen schon lange, welche Freude mir Gott heute schenkt. Ich freue mich nie ohne sie, so wie sie ohne mich sich nie betrüben. Wie ich da heraus ging, waren schon alle Fenster voll kleiner Kinderköpfe, und die großen Buben standen vor den Thüren und lauerten, denn sicher haben die Eltern ihnen befohlen, es sogleich zu melden, wenn Pfarrers Lottchen wieder einzieht: wir fahren also nicht, Herr Schwiegersohn, wir gehen zu Fuße und ich voran.«

»Aber, lieber Vater,« sagte Fernau schalkhaft freundlich, »werfen Sie nur einen Blick auf meine Frau, sie muß sich schonen.«

Der Alte verstand nicht gleich, was Fernau damit sagen wollte, er hatte bis jetzt der Tochter nur in's Gesicht gesehen, das war blühend wie immer. Er sah ihr bei den bedenklichen Worten noch einmal in's Gesicht, sie hatte den Blick gesenkt, er folgte der Richtung ihrer Augen, errieth plötzlich den Sinn von Fernau's Worten, und verstummte in fröhlicher Ueberraschung. Der Segen, den seine Lippen zu stammeln versuchten, löste sich in Thränen auf, und mit zitternder Hand machte er das Zeichen des Kreuzes gegen Charlotten. Alle waren sanft bewegt, doch

eine neue liebe Sorge gab dem Greiſe zuerſt die Sprache wieder. »Ja, wenn es ſo iſt,« ſagte er durch Thränen lächelnd, »ſo mußt du freilich fahren, aber wir Andern, wir gehen, und du fährſt Schritt vor Schritt, und die Fenſter links und rechts bleiben offen, und du grüßeſt mir die Bauern recht freundlich zu beiden Seiten; ich will es ihnen denn ſchon ſagen, warum du nicht zu Fuß gegangen biſt, damit ſie ja nicht glauben, du wollteſt vornehm thun.«

Die junge Frau wurde wieder in den Wagen gehoben, Fritz Wille mußte ſein Pferd hinten anbinden, dann eröffnete der Pfarrer ſelbſt den Zug, hinter ihm ſchritt Fernau, denn der ſchmale Fußſteig im Schnee erlaubte nicht, neben einander zu gehen; auf Fernau folgte Charlottens Bruder, und dieſem endlich der Wagen. Dem Poſtillon verſprach der Pfarrer eine Flaſche Wein, wenn er durch das ganze Dorf aus allen Kräften blaſen wolle. Der flinke Kerl, der nicht ohne Theilnahme dem rührenden Schauſpiel zugeſehen hatte, hauchte ein paarmal in ſein kaltes Horn, und blies, trotz dem beſten Trompeter eines Küraſſier-Regiments, ein munteres Feldſtückchen. Das ſchien den Alten noch mehr zu begeiſtern. Er ſchwang den Krückenſtock vor ſich her, und dankte ſeinen Bauern, die heraus vor ihre Häuſer ſprangen, ihm Heil und Segen wünſchten, links und rechts mit einer Art von Stolz. Als aber auf halbem Wege ungefähr der Poſtillon ſein Reiterſtückchen vollendet hatte, und nun — durch Zufall oder Gefühl ge-

leitet — plötzlich das alte Kirchenlied: Nun danket Alle Gott! anstimmte; da schien der edle Greis fast erschrocken zu sich selbst zu kommen, sein triumphirender Anstand verließ ihn, ein Zug des Unwillens über sich selbst schwebte um seine Lippen, er zog die schwarze Sammtkappe vom Haupte, faltete sie zwischen beide Hände, und, leise das Lied mit singend, vollbrachte er dankend den Weg bis vor seine Hausthür, wo die gute Mutter, sich an Marien haltend, dem Zuge ängstlich entgegen sah.

Als er das treue Weib erblickte, da räumte die Frömmigkeit den Platz wiederum der Freude. Du bist Großmutter! rief er ihr entgegen, sie ist gesund! Gott sei gelobt!

Diese Worte gaben der mütterlichen Freude schnell eine doppelte Richtung. So sehr die gute Alte sich sehnte, die Tochter in ihre Arme zu schließen, so überwog dennoch die Besorgniß für den Enkel ihre Sehnsucht. Sie litt durchaus nicht, daß Charlotte aus dem Wagen stieg, oder gehoben wurde, Marie mußte erst einen Stuhl und eine Bank aus dem Hause holen, um eine bequeme Treppe daraus zu bauen, und unter ängstlichen Warnungen empfing sie endlich das geliebte Kind an ihrem mütterlichen Busen.

Einige frohe Wochen schwanden wie Stunden. Die guten Alten waren sehr glücklich und Charlotte nicht minder, nur hatte sie sich ein paarmal auf langer Weile

ertappt; ein sonst unbekannter Feind in diesem Hause. Sie schob es auf den Umstand, daß sie vormals die Wirthschaft geführt, die ihr tausend kleine Beschäftigungen gegeben: sie bat sogar um Erlaubniß, während ihres Aufenthaltes, Marien zur Hand geben zu dürfen, aber daran war nicht zu denken. In die dunkle Küche! wie leicht hätte sie da einen Fehltritt thun können! nein, weder Hand noch Fuß durfte sie rühren, und ging sie einmal von einem Stuhl zum andern, so trug ihr die Mutter sicher ein Kissen nach, um hinter ihrem Rücken die Stuhllehne damit zu polstern. Fernau sah, wie sie den guten Eltern so Alles war, er kannte seiner Gattin Herz, und wußte, wie Beweise solcher Liebe es beseeligten; als daher die Zeit der Trennung heran nahte, wagte er es gar nicht, davon zu sprechen; und wollte lieber manches Geschäft, das nach der Residenz ihn rief, aufschieben, manchem Versprechen, Freunden ertheilt, untreu werden, als Charlotten so schnell des süßen stillen Glückes im väterlichen Hause berauben. Er schwieg, allein sehr unerwartet wurde er von Charlotten selbst erinnert, daß er dies und das in der Stadt zu thun sich vorgenommen, hie und da an geselligen Freuden Theil zu nehmen sein Wort verpfändet; sie wolle seine Gefälligkeit nicht mißbrauchen, sie sei bereit, ihm zu folgen. Es entstand ein Wechselstreit von gefälliger Liebe, dem Charlotte endlich durch die Bemerkung den Ausschlag gab, daß sie fühle, es mangle ihr auf dem winterlichen Lande an Bewegung. Nicht ohne heftiges Erröthen, sagte sie das, denn es war

in ihrem reinen Leben die erſte Unwahrheit, auf der ſie ſich ertappte. Zwar ihr Herz fand noch wie vormals der leiſeſten Wünſche Befriedigung innerhalb der Grenzen ihrer kleinen Heimath, denn Liebe ſtrahlte da aus jedem Auge ihr entgegen, aber — Liebe allein, nicht Bewunderung. An dieſen freiwilligen Zoll, ihrer Schönheit dargebracht, hatte die Reſidenz ſie verwöhnt; ſie glaubte ſeiner nicht zu achten, ſie ſprach oft ſpöttelnd davon, und dennoch vermißte ſie ihn jetzt.

Ach! Fernau ſelbſt hatte das Samenkorn der Eitelkeit in dieſe reine Bruſt geworfen, es wurzelt in jedem Boden, ſchießt üppig auf, umſchlingt jede Tugend, erſtickt ſie oft. Doch dem verliebten Gatten kam es nicht in den Sinn, daß Charlottens Anregung zur Abreiſe auch wohl aus einer andern Quelle als der angezeigten fließen könne, er traf ſogleich die nöthigen Anſtalten, und nach einigen Tagen lag das kleine Dörfchen hinter ihnen.

Der Abſchied war diesmal um ſo rührender, da in Kurzem auch Fritz Wille die guten Eltern verlaſſen, und eine berühmte Univerſität beziehen ſollte. »Schone dich,« ſagte die Mutter leiſe ſchluchzend bei der letzten Umarmung, »du biſt mein liebſtes Kind, mein Alles! dein Glück, deine Ruhe können meinem Leben Jahre zuſetzen oder abſchneiden, vergiß das nie!«

»Vergiß es nie!« wiederholte der Greis, indem er ſegnend ihre Stirn berührte, »ſieh, du kannſt mir die Mut-

ter noch lange erhalten, und so wird dein Vater des Alters Freude dir doppelt verdanken.“ — Gerührt und erhoben durch den heitern Gedanken, der Mutter schwachglimmendes Lebensflämmchen und des Vaters letzte Freuden an ihrem kindlichen Herzen zu tragen, erreichte sie die Residenz mit frommen Vorsätzen, nie solcher Liebe unwerth zu sein: auch trug sie noch im unentweihten Busen die Ruhe der Tugend, das Bewußtsein der Unschuld. Denn daß sie jetzt, der jugendlichen Blödigkeit entwachsen, sich ganz gern begaffen ließ, daß sie Bälle und Schauspiele nicht mehr floh, auch wohl lächelnd diesem oder jenem Jüngling das Ohr lieh, wenn er nur nicht fade ihren Reizen huldigte, das war ja kein Verbrechen, das brachte Modeton so mit sich, das konnte sogar ihr Mann recht wohl leiden, fand offenbar Genuß darin, ermunterte sie dazu, konnte wohl gar verdrießlich werden, wenn ihre Sittsamkeit die Bewunderer zurück schreckte. — Nur über Einen Punkt war sie mit sich selbst ein wenig unzufrieden. Sie hatte nämlich zu Anfang ihrer Ehe sich's zum Gesetz gemacht, von dem, was ihr Fernau monatlich zu ihrem Nadelgeld bestimmte, immer die Hälfte zurückzulegen, mit dem geheimen, ihr so oft stille Wonne gebenden Plane, entweder so lange zu sammeln, bis die kranke Mutter eine Reise nach Welschland damit bestreiten könne, oder, wenn es dazu nicht hinreiche, wenigstens den Bruder auf der Universität damit zu unterstützen. Daß sie nur wenige Monate lang diesen Vorsatz ausgeführt, ja sogar das Gesammelte längst

wieder verſplittert hatte, das machte ihr zuweilen trübe Stunden. Sie ſuchte die Schuld von ſich abzuwälzen, und ſchob ſie, nicht ganz mit Unrecht, auf ihren Gatten, dem ſie ja nie prächtig und niedlich genug gekleidet ſein könne, dem zu gefallen ſie oft wider Willen Manches kaufen, manche Mode mitmachen müſſe; der ſie nun einmal in Geſellſchaften führe, wo ſie gezwungen ſei, dem Stande ihres Gatten und ſeiner Familie Ehre zu machen.

Freilich hatte ſie nicht Unrecht. Sie war Fernau's Puppe, die er täglich neu ſchmückte, ja deshalb oft größeren Aufwand machte, als ſeine Einkünfte verſtatteten. Was ſie aber ſich ſelbſt dabei verſchwieg, war der Umſtand, daß ſie ihm recht gern gehorchte, ſchon längſt keine Vorſtellungen mehr dagegen machte, auch wohl eine große Unbehaglichkeit empfunden haben würde, wenn er von ſelbſt auf den Einfall gerathen wäre, die bisherige Lebensweiſe zu verändern. Aber davon war er weit entfernt, denn die Eitelkeit, welche Charlottens Beſitz ihm einflößte, glich faſt der einer Mutter auf ihr erſtes Kind. Mit den Augen eines Liebhabers hing er an ihr in Geſellſchaften, aber zugleich mit den Augen einer Mutter bemerkte er wohlgefällig jede neue Eroberung, die ſie machte, jede Auszeichnung, die ihr wiederfuhr, und da ihm dieſer Genuß faſt täglich zu Theil wurde, ſo war ſein Glück kaum eines Zuwachſes fähig, als ſie ihm eine Tochter gebar, die der Mutter holde Reize ſchon in der Wiege zu erben ſchien.

Zwar sein Entzücken war sehr groß, er vertändelte die ersten Tage mit dem Kinde, er gönnte ihm oft kaum den süßen Schlaf, wenn er nicht selbst auf seinen schaukelnden Armen es eingewiegt hatte, aber er wurde doch auch bald gewahr, daß Charlottens Wochenbette ihn geraume Zeit hindern werde, sie in die große Welt zu führen, eine unangenehme Unterbrechung seiner täglichen Triumphe, an die er schon so sehr gewöhnt und verwöhnt war. Er befürchtete ferner, von dem Wochenbette nachtheiligen Einfluß für die Schönheit seiner Frau. Kein Mittel wurde verabsäumt, keine Vorsicht unterlassen, um solch Unglück zu verhüten. Besonders wollte er nicht leiden, daß sie aus eigener Brust dem Kinde Nahrung gebe, so gern sie es auch gethan hätte, denn unaussprechlich liebte sie das kleine Wesen. Wirklich veranlaßte ihr heftiger Wunsch die erste Mißhelligkeit zwischen beiden. Er berief sich darauf, daß sie vor ihrer Niederkunft ihm oft versprochen habe, das Kind nicht selbst zu stillen. Sie hatte das freilich gethan, weil er es verlangte, und weil das ungeborne Kind ihr noch nicht so theuer war. Sie hatte ja damals noch keinen Begriff von der Wirkung, die sein erstes Geschrei auf ihr Mutterherz hervorbringen würde. Jetzt, da das holde kleine Geschöpf, so oft sie es an ihren Busen drückte, mit seinem Köpfchen die Quelle der ersten Nahrung suchte, jetzt wurde es ihr so schwer, der reinsten mütterlichen Wollust zu widerstehen, so schwer, es an der bezahlten Miethlingsbrust saugen zu sehen. Doch Fernau bestand darauf und

ſie gab nach, obwohl es ihr insgeheim unzählige Thränen koſtete. Wie gern hätte ſie jetzt wieder allem Tand der großen Welt entſagt, um auf ihrem Dörfchen ganz Mutter ſein zu dürfen. Nur mit wehmüthigem Lächeln konnte ſie Fernau's kindiſches Entzücken bemerken, als er ſie zum erſten Male wieder in verjüngter Schönheit unter die Gaſſer führte, und es währte lange, ehe die von der Mutterliebe verjagte Eitelkeit ihr Herz auf's neue beſchlich.

Doch wenn dieſe tückiſche Zauberin ſogar mit dem Wunſche des geliebten Gatten in Bund tritt, wenn er ſelbſt täglich neue Opfer auf ihren Altären dem Weibe zur Pflicht macht, und keine Stimme warnt, keine Folge droht — welches weibliche Herz widerſtünde ſolchen Lockungen? — So raubte Fernau's eitle Liebe nach und nach Charlotten jene Herzensreinheit, die der Unſchuld Schweſter iſt, und wehe dieſer, wenn ſie von der Schweſter ſich verlaſſen fühlt.

Nicht ohne Schmerzen hoben ſich die zarten, ſeit früher Kindheit gepflegten Wurzeln aus der beſtürmten Bruſt. Charlotte fühlte wohl, ſie ſei nicht ganz mehr ſo glücklich, als ſie einſt geweſen, und ſtürzte ſich dann in neuen Taumel, um dies ſchmerzliche Gefühl zu erſticken. Hundertmal nahm ſie ſich vor, einen ganzen Sommer in ihrer ſtillen Heimath zuzubringen, und dort am Buſen der Natur das verlorne Kleinod aufzuſuchen; ja, einige Male hatte ſie bereits den harrenden Eltern den Beſuch verkün-

digt; aber schon umschlang sie mit tausend Armen, gleich einem Meerpolypen, das Ungeheuer der Eitelkeit, es war ihr nur wohl im Geräusch der großen Welt, sie erwachte nur heiter, wenn eine verabredete Lustpartie ihren ersten Gedanken weghaschte. Sie war erfinderisch in Vorwänden, mit denen sie, wegen der immer wieder aufgeschobenen Reise, sich und die guten Alten täuschte. Ihre Briefe wurden seltener, kürzer, und sogar ihr Kind sah sie oft nur des Morgens beim Frühstück.

Einmal — es war wieder gegen Weihnachten, schon zwei Jahre nach dem ersten glücklichen Besuch — erschien ein rührender Brief des alten Predigers an seinem zweiundsiebzigsten Geburtstage geschrieben, in welchem er anfragte, ob er denn aus der Welt gehen solle, ohne sein Enkelchen gesehen zu haben? »Ich und die Mutter,« schrieb er, »wir sitzen Abends und vergolden Aepfel und Nüsse, weil wir einen Weinachtsbaum anputzen wollen, und Marie schneidert Puppenkleider, und die Mutter hat von ihrem eigenen Haar abgeschnitten, um der Puppe eine schöne Frisur daraus zu machen; denn wir hoffen sehnsuchtsvoll, du werdest zu Weihnachten kommen, damit ich dein Kind segne, und auch dich zum letzten Male. In den Weihnachtsferien wird auch dein Bruder hier sein, da genößen wir alten Leute das Glück, alle unsere Kinder noch einmal um uns zu sehen. Ich bitte dich, meine gute Charlotte, komm bald, denn bei uns will es Abend werden, und der Tag hat sich tief geneigt.«

Dieſe letzten Worte erſchütterten die Verirrte heftig. Die Reiſe wurde noch einmal unwiderruflich beſchloſſen, und alle Anſtalten dazu getroffen.

Wenige Tage vor dem Antritt derſelben kam Fernau eines Abends vom Caſino nach Hauſe. »Dort,« ſagte er zu Charlotten, »hat mich Graf Schmieg angeredet, man will in der Neujahrsnacht im Opernhauſe eine große Redoute veranſtalten, eine Ueberraſchung für den Fürſten. Du weißt, daß vor wenigen Tagen die Nachricht vom geſchloſſenen Frieden angelangt iſt. Unſere Truppen haben ſich einige Male recht brav gehalten, und kommen nun zurück. Dieſen fröhlichen Heimzug will man vorſtellen, alle Herren vom Hofe kleiden ſich als Grenadiere, Huſaren, Dragoner, die Damen als Marketenderinnen und dergleichen. Bacchus wird auf einer Kanone reiten. Beſchließen ſoll den Zug die Göttin des Friedens, auf einem Triumphwagen thronend, von Genien gezogen, wozu unter andern Graf Schmieg ſeine eigenen Söhne hergibt. Ackerbau, Handel, Freundſchaft, Ueberfluß und dergleichen allegoriſche Perſonen, aus den erſten Hofdamen gewählt, ſollen den Wagen umgeben. Die Göttin ſoll dem Fürſten einen Lorbeerkranz überreichen, und ihm einen artigen Vers dabei ſagen. Nun denke dir, liebe Charlotte, dich hat man zur Göttin auserſehen.«

»Mich?« rief ſie erſtaunt, und Feuer ſchoß in ihr Auge.

wie von Herzen er den Wunsch hegte, sie möge in Aufschub der Reise willigen, denn einen glänzendern Triumph, als der in der Neujahrsnacht seiner wartete, hatte er ja noch nie genossen. Indessen sagte er diesen Abend weiter nichts, sondern ging in sein Zimmer, um einige Briefe zu schreiben, und ließ Charlotten im heftigsten Kampfe zwischen kindlicher Liebe und Eitelkeit. Hier der Triumphwagen, von dem sie, mit Oelzweigen bekränzt, auf die Ersten des Hofes herabsah, dort ihr alter Vater, bei dem es Abend wurde, und ihre kränkliche Mutter, die sich einen Haarzopf abschnitt, um eine Puppe für ihr Kind damit zu zieren. Mit diesen Bildern wechselte die Fantasie jeden Augenblick. Ein paar Tage früher oder später, flüsterte die Eitelkeit, das macht ja keinen Unterschied. — Der Tag hat sich tief geneigt! rief ihr Herz laut dazwischen, bedenke, wenn ein jäher Tod den Greis überraschte!

Sie schauderte, und schlief mit dem Vorsatz ein, an die Maskerade nicht mehr zu denken.

Des
Pfarrers Tochter.

Zweites Buch.

Die meiſten Menſchen kitzeln ſich mit der Einbildung, ſie hätten Grundſätze, könnten vernünftig überlegen, wohl gar Entſchlüſſe faſſen; wie ſie heute über eine Sache dächten, würden ſie auch morgen darüber denken, und was dergleichen Großthuereien mehr ſind. Allein das Wahre von der Sache iſt: daß nicht allein kein Menſch auf Erden über irgend einen Gegenſtand im fünfzigſten Jahre noch eben ſo denkt als im zwanzigſten (denn wenn er ihn auch noch liebt oder haßt wie damals, ſo liebt oder haßt er ihn doch auf ganz andere Weiſe, aus ganz andern Urſachen), ſondern daß ſogar Niemand heute vollkommen eben ſo denkt wie geſtern, oder wie er morgen denken wird. Daß er vielleicht nach dem geſtrigen Entſchluſſe handelt, wirft den Satz nicht um, denn dazu können ihn Motive von außen beſtimmen — (daher ein ſogenannter Mann von feſten Grundſätzen gewöhnlich nur ein Menſch iſt, deſſen äußere Lage glücklicherweiſe ſtets mit ſeinen Neigungen übereinſtimmt) — aber ſeine innere Anſicht iſt keineswegs mehr dieſelbe, ſeine Neigung oder Abneigung zu oder für die Handlung hat ſich vermehrt oder vermindert, je nachdem er gut oder ſchlecht geſchlafen, oder verdaut, oder ſich unterhalten u. ſ. w., ja ſie iſt nicht ſelten noch von weit geringeren Zufälligkeiten abhängig.

Moriz erzählt in seinem Magazin der Erfahrungs-Seelenkunde, es sei einmal ein Betrübter gegen Abend auf dem Walle spaziren gegangen, und zwar hin und her, immer nur auf einer gewissen Strecke. Wenn er hin ging, hatte er Osten im Gesichte, wo der Himmel schwarz behangen war, wie seine Seele, da drückte doppelt schwer sein Kummer ihn, er war hoffnungslos; kehrte er aber um, so hatte er Westen im Gesichte, wo die untergegangene Sonne ein schönes Abendroth hinterlassen hatte, da wurde ihm leichter, die Hoffnung kam wieder. So spazirte er auf und nieder, mit und ohne Hoffnung, und dachte nie was er wollte, sondern was die Wolken in Osten und das Abendroth in Westen ihm zu denken befahlen. Daß diese Erfahrung unserer Seele Ehre mache, wird nicht behauptet. Es ließe sich gar viel darüber sagen, aber gar viel liest Niemand, darum soll das Wenige nur zur Einleitung des Bekenntnisses dienen, daß bei Charlottens Erwachen die Maskerade ihr erster Gedanke war. Der schwere Kampf begann von neuem und würde — trotz mancher hingeworfenen Worte und Winke Fernau's — so geendigt haben, wie von der liebenden Tochter, dem zartfühlenden Weibe sich erwarten ließ, wäre nicht gegen Mittag eine glänzende Equipage vor die Thür gefahren; ein von Silber strotzender Läufer stürmte die Treppe herauf, und meldete den Grafen Schmieg bei Madame Fernau. Charlotte wollte sich entschuldigen, sie war noch im Negligé, aber Fernau versicherte sehr ernst, ein solcher Gast

lasse sich nicht abweisen. Ohne ihre Einwilligung abzuwarten, rannte er dem Grafen entgegen, und führte ihn in das Zimmer seiner Frau.

Dieser Graf Schmieg war seit mehreren Jahren des Fürsten Unterhändler an Amors Hofe, und folglich sein Liebling. Er kannte nur ein Glück — Hofgunst, sie zu erlangen nur ein Mittel — kriechen. Den rechtschaffensten Dienern des Landes bewies er empörenden Uebermuth, dem frechsten Schurken schüttelte er freundlich die Hand, wenn er ihn brauchen konnte. Seine Hauptstützen in der Gunst des wankelmüthigen Fürsten waren die Maitressen, welche er ihm zuführte, wobei seine Gemahlin, ihres Gatten würdig, ihm mit Rath und That treulich an die Hand ging. Die schlaue Dame bemerkte immer schnell und richtig die ersten Spuren des Ueberdrusses in den fürstlichen Zügen, dann gab sie ihrem Gemahl sogleich einen Wink davon, und er spähte dann umher unter den Töchtern des Landes. Jetzt eben war ein solcher Zeitpunkt eingetreten. Die arme Kreatur, die seit einigen Monden ihre Unschuld, die Achtung vor sich selbst und die der Welt geopfert hatte, um den fremden Sinnendurst für Gold zu löschen, diese Elende, von einer ehrliebenden Mutter verstoßen, von Gewissensbissen gefoltert, hatte vor einigen Tagen ihr Leben freiwillig in dem Strome geendet, der durch den fürstlichen Park floß. Sie hatte einen Brief zurückgelassen, von dem jeder Buchstabe in glühender Reue

brannte, einen Brief, den der Graf zu unterschlagen für gut hielt, weil er sogar ihn selbst auf einige Augenblicke verdrießlich gemacht hatte. Dem Fürsten wurde durch den gefälligen Leibarzt gemeldet: ein plötzlicher Anfall von Wahnsinn habe die gute Dame ergriffen, und Se. Durchlaucht hatten die Gnade, sich also vernehmen zu lassen: das thut mir leid, es ist wirklich Schade, sie war eine hübsche sanfte Person.

Dieser hübschen sanften Person eine Nachfolgerin zu geben, war leicht und schwer. Leicht, in so fern trotz tausend warnender Beispiele sich doch immer eitle Geschöpfe finden, die der Verführung auf halbem Wege entgegen kommen, und kurzen Freudentaumel durch lange nüchterne Reue erkaufen; schwer, in so fern der Fürst für alle Genüsse mit jedem Jahre stumpfer wurde, und nur seltene Reize noch das verschrumpfte Herz zu durchwärmen vermochten. Schon zwei sehr hübsche Mädchen, die noch vor wenigen Jahren das fürstliche Haupt in sichern Schwindel gedreht haben würden, hatte Graf Schmieg ihn jetzt vergebens bemerken lassen. Die Eine war ihm zu blaß, die Andere zu roth, die Eine zu blöde, die Andere zu dreist.

Die Folgen dieses Ueberdrusses fingen bereits an sichtbar, und für den Grafen schrecklich zu werden. Der Fürst war an einem Tage, wo das schlechte Wetter ihm eine Jagdpartie zerstört hatte, unvermuthet im Geheimen-Rath erschienen, und hatte auch ein Edikt unterzeichnet,

durch welches die Kuhpockenimpfung den Unterthanen empfohlen wurde. Dieſes Hinneigen zu ernſtlichen Geſchäften konnte gefährlich werden. — Ein anderesmal — es war an einem langweiligen Bußtage — hatte er ſogar ſeiner Gemahlin einen Beſuch abgeſtattet, und ſich faſt eine ganze Stunde mit ihr unterhalten. Das mußte, wenn Rückfällen nicht bei Zeiten vorgebeugt wurde, die furchtbarſten Wirkungen hervorbringen, denn die Fürſtin war eine der edelſten Frauen, die ihr Schickſal mit Würde trug, und ſchonende Sanftmuth mit einer Klugheit verband, die leicht ihres Gemahls jetzige Stimmung benutzen konnte, um das Reich der Finſterniß in Trümmern zu ſtürzen.

In dieſer Noth gedachte Graf Schmieg der ſchönen Madame Fernau, die der Fürſt noch nie geſehen hatte. Er zog Erkundigung von ihr ein, hörte, daß ihr Ruf zwar unbeſcholten, doch Eitelkeit ihre Tirannin ſei, ja daß ihr Mann, der ſelbſt ſie vergötterte, keinen höhern Genuß kenne, als den, ſie allgemein bewundert zu ſehen. Auf dieſe Schwachheit gründete die verſchmitzte Gräfin Schmieg den Plan, Charlotten auf eine Art mit dem Fürſten zuſammen zu bringen, die alle ihre Reize in's hellſte Licht ſetzen und des Fürſten Herz überraſchen ſollte. Daß eine eitle Frau von geringer Herkunft in ſolch einem Augenblicke, wo ein mächtiger Fürſt an der Spitze eines glänzenden Hofes ihrer Schönheit huldigt, den Kopf verlieren würde, darauf rechnete ſie mit Zuverſicht. Es blieben alſo nur noch

Charlottens schwache Einwürfe zu bekämpfen übrig, und das that an jenem Morgen der gewandte Graf, mit aller Schlauheit, die Welt-, Hof- und Weiberkenntniß ihm liehen, indem er zugleich in Worten und Geberden so mit Ehrerbietung log, daß auch die schüchternste Sittsamkeit nicht stutzig werden konnte.

Die arme Charlotte! sie hatte schon so hart mit sich selbst gekämpft, sie hielt noch kraftlos den schwer errungenen Sieg, der ohnehin in jedem Augenblicke ihr zu entschlüpfen drohte, und nun diesem schlauen Feinde gegenüber, der den Bund mit ihrer Eitelkeit so trefflich nutzte, und dem — das war das Schlimmste — ihr eigener Gatte überredend zur Seite stand — woher die Kraft schöpfen, das Netz zu zerreißen?

Sie bemerkte endlich, nach vielem Hin- und Herreden, daß noch vierzehn Tage bis zum neuen Jahre übrig blieben, daß sie folglich den versprochenen Besuch bei ihren Eltern schleunig zurück legen und doch zu rechter Zeit sich wieder einfinden könne. Dieser, beide Pläne locker verbindende Gedanke war ihre letzte Verschanzung. Als aber der Graf sie aufmerksam darauf machte, wie glänzend das Kostüm der Friedensgöttin sei (dessen Beschreibung er geschickt einfließen ließ), wie Manches noch zu bestellen, zu ändern, anzuversuchen sein werde, wie endlich die ganze Quadrille wenigstens eine Woche vorher täglich zusammen kommen und den Zug probiren müsse; als er sich erbot,

UNIVERSITÄTS

an ihren Vater einen Eilboten zu ſenden, der ihm melden ſolle, daß ſie blos der Ueberredung gewichen, um dem Landesvater, nach deſſen ermüdenden Sorgen für den Staat, eine Freude machen zu helfen; und als auch Fernau noch hinzufügte, er wolle dem Alten ſchon die Sache dergeſtalt vortragen, daß keine Mißbilligung erfolgen werde: ſo gab das beſtürmte Weib endlich nach, und Graf Schmieg empfahl ſich freundlich grinſend, mit dem Verſprechen, ſogleich den Hofſchneider zu ſchicken, der ſein Handwerk als Künſtler treibe, und die Mythologie trotz dem beſten Dichter inne habe.

Der wichtige Mann erſchien wirklich kaum eine halbe Stunde nachher, und ſobald nur erſt die ſchimmernden Zeuge auf mehreren Tiſchen ausgebreitet lagen, ſobald der große geheime Rath über Farbe und Schnitt begonnen hatte, zogen ſich die letzten Skrupel zum langen Schlummer in das Gewiſſen zurück, und es ſchloß ſich zu.

Faſt täglich, wie der Graf vorausgeſagt, verſammelte ſich nunmehr die Quadrille, bald bei dieſem, bald bei jenem Großen des Hofes, um den Zug zu ordnen, die mit demſelben verbundenen Tänze zu probiren. Charlotte ſah ſich plötzlich, und zwar ohne Begleitung ihres Gatten, in einen Zirkel geſchleudert, in dem ſie die einzige Fremde war, und deſſen feine Sitten ſie bezauberten. Alles kam ihr da mit jener Freundlichkeit entgegen, die der Höfling ſo ſchön der Herzlichkeit nachzulügen weiß; von den Herren

wurde das reizende Weib aufrichtig bewundert, von den Damen meine Liebe, meine Gute genannt, denn obwohl in jedem weiblichen Busen die Kohle des Neides glühte, so wurde sie doch sorgfältig mit Asche bedeckt. Es war ja Gräfin Schmieg, die Madame Fernau überall so angelegentlich präsentirte, und man wußte ja schon längst, wozu ein Frauenzimmer bestimmt war, das von der alten Gräfin auf diese Weise in Schutz genommen wurde. Wer also durfte wagen, Gesinnungen zu äußern, welche in Kurzem die grausamste Rache zur Folge haben konnten?

Charlotte, die noch so manche Tugend ihres Dörfchens, unter andern das Vertrauen auf Menschen in argloser Brust bewahrte, nahm die verrufenen Hof-Assignate sämmtlich für bare, gehaltreiche Münze, und befand sich ungemein wohl in dem freundlichen Zirkel. Die Stunde, in welcher die Friedensgöttin und sie selber triumphiren sollten, erschien endlich. Auf dem vergoldeten Wagen stand das schöne neunzehnjährige Weib, von einem Silberflor umflossen, den unter der Brust ein schwarzer, von Diamanten flimmernder Sammtgürtel hielt: durch die blonden Locken wand sich ein Oelzweig, in der Linken trug sie eine Palme, in der Rechten einen Lorbeerkranz. Ihr zur Seite schüttelte der Ueberfluß sein Füllhorn, und der Gott des Handels seinen Schlangenstab. Mit Rosenguirlanden vor den Wagen gespannt, zogen holde geflügelte Knaben ihn langsam durch den Saal; vor ihnen her tanzten blumen-

ſtreuende Kinder, unter welchen ſogar ein Prinz des fürſtlichen Hauſes ſich befand. Eine feierliche Muſik verkündete den Zug, die tauſend Masken reihten ſich in buntem Gedränge, und Aller Augen hingen bewundernd an der Göttin des Feſtes.

Der Fürſt hatte in der That nichts gewußt, nichts geahnet, und ſchien zwar angenehm überraſcht, doch ſolcher Schmeicheleien gewohnt und überſatt, ſtand er auf der ihm angewieſenen Stelle mit einer Ruhe, die faſt an Gleichgiltigkeit grenzte. Allein wie wurde ihm, als nun das Gewimmel von Soldaten mit grünen Zweigen, und von hübſchen Marketenderinnen mit ausgeſtopften Kindern an ihm vorüber gezogen war, und plötzlich der Triumphwagen dicht vor ihm hielt, die Göttin ſich hold und ſittſam zu ihm neigte, den Lorbeerkranz auf ſein Haupt fallen ließ, und eine Schmeichelei in Verſen ihm zuliſpelte, die, ſo alltäglich ſie war, in ihrem Munde neu und witzig ſchien! — Bei ſolchen Gelegenheiten pflegte er ſonſt gewöhnlich etwas weit witzigeres zu antworten, als ihm geſagt wurde, doch diesmal verſtummte er, machte wie ein Dorfjunker eine Verbeugung über die andere, und dachte nicht einmal eher daran, ſich den Lorbeerkranz vom Kopfe zu nehmen, bis der Zug ſchon längſt vorüber war.

»Mein Gott! welch ein herrliches Weib!« rief er begeiſtert aus, ſetzte in der Zerſtreuung den Lorbeerkranz einem Harlekin auf, der ihm zunächſt ſtand, faßte

den Grafen Schmieg beim Arme und riß ihn aus dem Getümmel.

Auch Fernau hatte gleich anfangs, in einen Venetianermantel gehüllt, sich nahe an den Fürsten gedrängt, um an dem Eindrucke sich zu weiden, den die Reize seiner Gattin auf den Landesvater machen würden. Er hatte Alles sehr genau bemerkt, auch den letzten unwillkürlichen Ausruf wohl vernommen, und schwamm in einem Meer von Entzücken. Er selbst hatte seine Frau noch nie so schön gesehen. »Die Leute haben Recht,« sprach er zu sich selbst, »ich würde mich todtschießen, wenn sie nicht meine Frau wäre. Aber dies reizende Geschöpf, das der Fürst so eben ein herrliches Weib nannte, ist mein! ist meine Charlotte! die, sobald ich sie darum bitte, mit mir, mit mir ganz allein nach Hause fährt, die meine Liebe eben so heiß erwiedert, die mich zum Glücklichsten aller Männer zaubert!«

In diesem Selbstgespräch unterbrach ihn ein leises Klopfen auf die Achsel, von den Worten, ich gratulire, begleitet. Er sah sich um, es war Demoiselle Hortensia Holla, die, als Circassierin, allen Reisebeschreibern ihres angenommenen Vaterlandes Hohn sprach, und jetzt die schöne Wachslarve abgenommen hatte, um dem Herrn Vetter einen hämischen Glückwunsch zuzuflüstern.

»Ach! sind Sie es, meine witzige Cousine?« sagte Fernau in der besten Laune von der Welt, »wozu wünschen Sie mir Glück?«

»Zu der ehrenvollen Verbindung,« verſetzte ſie grinſend, »in welche Sie ſo eben mit dem Fürſten getreten ſind.«

»Ich? mit dem Fürſten?« er ſah ſie mit großen Augen an, ohne noch Arges zu ahnen.

»Nun ja doch, wiſſen Sie denn nicht, daß Graf Schmieg der Merkur unſers Jupiters iſt?«

Als hätte Fernau ein Zitter-Aal berührt, ſo zuckte es ihm durch alle Glieder, und Zornfunken ſprühten aus ſeinen Augen. Er ſtand im Begriffe, etwas ſehr Bitteres zu antworten, doch zu rechter Zeit erinnerte er ſich, daß Dame Hortenſia Charlottens verſchmähte Nebenbuhlerin ſei, daß überdies ihr Vater vor einigen Monden bankerott gemacht, worauf ſie in ein Nichts zurück geſunken, aus welchem ſie vergebens ſich hervor zu deklamiren ſtrebe. Sein Zorn verwandelte ſich daher in Mitleid und Verachtung, beide lagen in dem Blicke, der auf ſie fiel, die einzige Antwort, deren er ſie würdigte. Hortenſia fühlte ihre Nichtigkeit, und verbarg ſie hinter ein lautes Gelächter, mit dem ſie ſich von ihm wandte, und im Gewühl verſchwand.

Ihren Zweck, den Samen des Mißtrauens in Fernau's Seele zu ſtreuen, hatte ſie nicht erreicht. Der Glaube an die Tugend ſeiner Frau ſtand bei ihm eben ſo feſt, als der Polarſtern über ſeinem Haupte, und ein bloßer Gedanke an Zweifel ſchien ihm Beleidigung derſelben.

»Daß alle Männer ſich in ſie verlieben? ſehr natürlich!« hub er ſein Selbſtgeſpräch wieder an, »daß vielleicht der

Fürst heute ein ähnliches Schicksal erfährt? abermals sehr natürlich, und desto besser! Charlotten wird es Vergnügen machen, mir neue Triumphe bereiten."

Nur Ein Gedanke beunruhigte ihn einen Augenblick. Er kannte die Bosheit der Cousine. Wie? wenn sie fähig wäre, etwa in einem anonymen Briefe (diesem Gifte in feiger Schurkenhand) seinen Schwiegereltern einen Wink zu geben? das würde die guten Alten irre machen, ängstigen. Doch hierüber durfte Fernau ganz ruhig sein. Zwar, die edle Dame war allerdings eines solchen Streichs wohl fähig, allein ihr kam nicht in den Sinn, daß sie dadurch die Eltern unglücklich machen könne; im Gegentheil befürchtete sie, der alte Dorfpfarrer, der ihr unausstehlich war, würde sich den Handel mit dem Fürsten zur besondern Ehre rechnen, sich etwas darauf zu gute thun. Hätte sie daher auch nicht durch den Bankerott ihres Vaters das Gut, und mit demselben die Gelegenheit verloren, den Prediger zu sprechen, so würde sie doch die letzte gewesen sein, die ihn davon unterrichtet hätte. — So entgehen gute Menschen oft manchem Unheil, das die Bösen ihnen gern bereiten würden, wenn sie nicht glücklicherweise die Bessern immer nach dem Maße ihrer eigenen Schlechtigkeit mäßen, und gerade darum in den Mitteln sich vergriffen.

Fernau wurde aus seinen Betrachtungen durch ein Gedränge geweckt, das ihn selbst unwillkürlich mit fortschob, und er befand sich plötzlich am Rande eines Kreises, in

welchem der Fürſt mit ſeiner Frau eine Menuet tanzte. Vergeſſen war die neidiſche Circaſſierin, denn laut bewundert und bewundernswerth ſchwebte die Friedensgöttin wie ein Zephyr über Blumen. Das Beifallsgemurmel der Umſtehenden, die hundert Augengläſer, die nach ihr gerichtet waren, das Kopfnicken, mit welchem Jeder ſeinem Nachbar zu ſagen ſchien: ſie tanzt allerliebſt, Alles das berauſchte den eitlen Fernau, und den Fürſten nicht minder, der Charlotten dieſen ganzen Abend nicht mehr von der Seite kam, jetzt wild mit ihr durch die Reihen walzte, jetzt wieder auf einen Ruheplatz ſie führte, ſich neben ihr niederließ, ihr eine Menge Artigkeiten vorſchwatzte, und, wenn er ſich auf Minuten entfernte, es nur that, um ſelbſt Erfriſchungen für ſie zu holen.

Einen ſolchen Augenblick nahm Fernau wahr, um ſich Charlotten zu nähern, denn bis jetzt hatte Ehrfurcht vor dem Fürſten, der ihn noch nicht kannte, ihn ſtets in einiger Entfernung gehalten. »Nun Gott ſei Dank!« rief ſeine Frau ihm liebevoll entgegen, »daß ich dich endlich gewahr werde! Haſt du mich denn heute ganz vergeſſen?«

»Liebes Weib,« ſagte Fernau, »der Fürſt war ja immer bei dir.«

»Ei,« unterbrach ſie ihn lebhaft, »der Fürſt iſt ſehr gütig, ſehr verbindlich, ich ſehe und höre ihn recht gern, aber meinen Mann muß er mir nicht verſcheuchen, ſonſt verlaſſe ich meinen Olymp auf der Stelle, und werde dir

zu Liebe wieder eine irdiſche Hausfrau. Mich dünkt ohnehin, es ſei ſchon ſpät, ich bin herzlich müde, laß uns nach Hauſe fahren."

»Stille!" flüſterte Fernau, der den Fürſten eben mit einem Teller voll Orangen zurückkommen ſah. »Du bleibſt hier," ſagte Charlotte noch ſchnell hingeworfen.

Schon von ferne hatte der Fürſt wahrgenommen, daß eine Mannsperſon mit ihr ſprach, das war an dieſem Abend noch nicht geſchehen, denn ſelbſt ihre Bekannte wichen dem Fürſten, deſſen Emſigkeit ſie bemerkten; auch bewies jetzt der befremdete Blick des Unmuths, den er auf Fernau warf, daß er dieſe Aufmerkſamkeit von einem Jeden erwartete. Charlotte bemerkte das nicht, oder wollte es nicht bemerken, ſie ſtand auf und ſtellte ihm ihren Mann mit beſcheidener Freimüthigkeit vor. Eine finſtere Wolke zog, vom Sturm gejagt, bei den Worten: »mein Mann" über das fürſtliche Antlitz. Graf Schmieg hatte ihm freilich geſagt, daß die ſchöne Frau einen Mann habe, allein im Taumel verliebter Begierden, der ihn ſo plötzlich und heftig ergriff, daß er Vieles vergaß, was Wohlſtand und Rang von ihm heiſchten, hatte er auch dies längſt vergeſſen. Er fühlte jedoch ſchnell, daß hier Verſtellung nothwendig ſei, und auch in dieſer Kunſt war er Meiſter. »So gelingt es mir doch endlich," ſagte er zu Fernau, gleichſam angenehm überraſcht, »Ihre Bekanntſchaft zu machen. Ich habe viel Gutes von Ihnen gehört, aber auch,

daß Sie ein Sonderling ſind, daß Sie Ihre mannigfaltigen Kenntniſſe blos benutzen, um Blumen auf Ihren eigenen Pfad zu ſtreuen. Das iſt nicht recht, mein lieber Fernau, man iſt dem Vaterlande Früchte ſchuldig, und wenn Sie gleich wohlhabend genug ſind, um meiner nicht zu bedürfen, ſo hätten Sie doch einmal anfragen ſollen, ob ich Ihrer nicht bedarf? — Ja, ja, machen Sie ſich nur gefaßt, ich werde Ihre Geſchicklichkeit nächſtens zum Beſten meines Landes in Anſpruch nehmen, und ich hoffe, Ihre liebenswürdige Gattin werde mir Sie überreden helfen."

Fernau wurde durch dieſe unvermuthete Anrede ſo betäubt, als ſei ihm eine dicke Weihrauchwolke plötzlich in's Geſicht geblaſen worden. Er behalf ſich ſtotternd mit einigen Gemein-Plätzen, und der Fürſt, ſich gegen Charlotten wendend, fuhr in demſelben Tone fort:

»Nicht wahr, ſchöne Frau, Sie werden dem Staate einen nützlichen Bürger nicht entziehen, um nur zu Ihren Füßen ihn ſeufzen zu laſſen?"

»Mein guter Fernau," erwiederte Charlotte, »hat bis jetzt geglaubt, Aermeren nicht in den Weg treten zu müſſen." — Der Fürſt ließ keine Entſchuldigung gelten; er lobte den verhaßten Mann ſo ungezwungen, er ſprach von ſeinen eigenen Pflichten mit einer Herzlichkeit, und von der Schwierigkeit, treue Diener zu finden, mit einer Wehmuth, die den argloſen Fernau unwiderſtehlich hinriſſen. Nie

hatte er geahnet, daß sein Vaterland einen so trefflichen Fürsten besitze. Er sah nun wohl, daß alle Lasten, die es drückten, nur bösen Rathgebern beizumessen seien; er hätte des Fürsten Knie umfassen, jeden vormals gehegten Zweifel ihm abbitten mögen; wie berauscht hing er an den durchlauchtigen Lippen, die von den Rechten der Menschheit überflossen, und es machte ihn fast verdrießlich, als Charlotte erinnerte, daß es hohe Zeit sei, aufzubrechen.

Beim Abschied behielt der Fürst sich vor, der schönen Frau, welche Schmuck und Krone des heutigen Festes gewesen, seine Dankbarkeit zu beweisen. Er begleitete Charlotten bis an die Thür des Saales, und nie hatte er den Jupiter mehr um die Rolle des Amphytrion beneidet, als in dem Augenblicke, da er ihren Arm an Fernau abtreten mußte.

Auf dem Heimwege und beim Schlafengehen war Fernau unerschöpflich in des Fürsten Lobe. Charlotte freute sich der Stimmung ihres Gatten, weil ihr eigenes Wohlgefallen an dem Fürsten dadurch gerechtfertigt wurde, obwohl es in der That nur auf das süße Gefühl befriedigter Eitelkeit sich gründete. »Wenn er dir Dienste anbietet,« fragte sie, »wirst du sie annehmen?«

»Es war zwar immer mein fester Vorsatz,« erwiederte er, »allein für dich und mir selbst zu leben, so lange meine Einkünfte uns anständig ernähren würden; wenn aber ein solcher Fürst mich ruft, wenn ich meinem Vaterlande

nützlich werden kann, und wenn — wie ich vermuthe — durch die Zirkel, welche sich jetzt uns öffnen, auch unsere Bedürfnisse vermehrt werden; so entsage ich jener Freiheit, die vielleicht zu sehr nach Egoismus schmeckte."

Charlotte schwieg, aber seine Antwort hatte sie nicht ungern vernommen, und der Gedanke, durch ihres Mannes Verdienste zu einem höhern Range erhoben zu werden, wiegte sie spät in einen von Träumen unterbrochenen Schlummer. Der Morgen kam, und mit ihm ein Page des Fürsten, der, im Namen Sr. Durchlaucht, einen Mirtenkranz mit Diamanten durchwunden überreichte, als Gegengeschenk für den Lorbeerkranz, den der Harlekin davon getragen hatte. Unter den Mirten lag ein eigenhändiges Billet voll artiger Anspielungen auf die Verwandtschaft des Lorbeers mit der Mirte, wie man sie in hundert Hochzeitgedichten findet. Der Ton des Billets verstieß übrigens nicht gegen die einer unbescholtenen Frau schuldige Achtung, und Fernau sah nichts Arges darin, wohl aber Charlotte, der der hellsehendere weibliche Instinkt beiwohnte, die das Geschenk zu prächtig, das Billet zu vielbedeutend fand. Zur Annahme Beider ließ sie zwar recht gern von ihrem Gatten sich zwingen, doch Seiner Durchlaucht zu antworten, dazu konnte er sie nicht überreden. Sie empfand überhaupt eine gewisse Bangigkeit in dieser neuen Lage; sie fühlte, daß Fernau selbst zu befangen war, um ihr, wie sonst, eine Stütze zu sein, an die sie mit Ver-

trauen sich lehnen könne. Die Sehnsucht nach ihrem klugen Vater, ihrer zärtlichen Mutter erwachte, und sie beschloß, am andern Morgen schon die Reise nach ihrer Heimath anzutreten.

Vergebens! denn der Fürst — um Allen, die zu jenem geschmackvollen Feste beigetragen, Seine Allerhöchste Zufriedenheit kund zu thun — hatte eine Schlittenfahrt nach einem seiner Lustschlösser, und dort einen glänzenden Ball veranstaltet, nach dessen Endigung man bei Fackelschein in die Residenz zurückkehren sollte. Daß der Fürst selbst bei dieser Gelegenheit Charlotten fuhr, war eine bloße Höflichkeit, die er derjenigen Dame schuldig zu sein vorgab, welche die vornehmste Rolle bei dem Zuge gespielt hatte.

Welch ein Getümmel in der Straße, wo Fernau wohnte, als Se. Durchlaucht in eigener Person seine Frau abzuholen kamen! welch ein Genuß für den trunkenen Gatten! wie sehr noch erhöht durch die freundliche Einladung des Fürsten, sich selbst in den leeren Schlitten seines Stallmeisters zu setzen, weil er vermuthe, daß seine liebenswürdige Frau eine Freude nur halb genießen werde, an der ihr Gatte nicht Theil nehme. Was zeugte wohl bündiger für die reinen Absichten des edlen Fürsten, als diese feine Höflichkeit. Der gute Mann wußte nicht, daß Charlotte vorher sehr bestimmt gegen den Grafen Schmieg erklärt hatte: sie könne unter keiner andern Bedingung die Ehre annehmen, die der Fürst ihr erzeigen wolle.

Ein heiterer Wintertag begünſtigte die Fahrt, die lang genug war, um dem Fürſten Zeit zu geben, ſeine ſchöne Hälfte mit einem Feuer zu unterhalten, welches ihre Sittſamkeit und ihr ehrfurchtgebietender Anſtand kaum in den gebührenden Schranken zu feſſeln vermochte. Daß auf dem Balle Pracht und Geſchmack wetteiferten, daß der erhabene Wirth es an keiner Aufmerkſamkeit ermangeln ließ, daß Charlotte überall als die Königin des Feſtes erſchien, ſah und rühmte Jeder. Auf dem von hundert Fackeln beleuchteten Heimwege wußte der Fürſt, der ſelbſt die Zügel lenkte, dennoch immer ſo weit hinter ſeinen Vorreitern zu bleiben, daß in ſeinem Schlitten Dämmerung herrſchte; denn unter ihrem Schutze — ſo hatte er ſchlau berechnet — wollte er die erſten kleinen Freiheiten wagen. Doch ſelbſt in der Dunkelheit umgibt die Tugend ein Schimmer, der jeden Frevler blendet, und mit Erſtaunen fühlte der entſchloſſene Wollüſtling, daß es ihm unmöglich ſei, den Zauberkreis zu überſchreiten, den Frauenwürde um Charlotten zog. Wider Willen beſchränkte er ſich auf die beſcheidene Bitte um das ſogenannte Schlittenrecht, welches ſie ohne Prüderie ihm gewährte.

Als ſie lange nach Mitternacht die Stadt erreichten, und Fernau's Wohnung nahe kamen, fragte der Fürſt faſt ſchüchtern: wenn er hoffen dürfe, ſie wieder zu ſehen? — Da vernahm er mit Schrecken, daß ſie geſonnen ſei, einige Monate bei ihren Eltern zuzubringen, und ſchon übermor-

gen abreisen werde. Er seufzte und verstummte. Seufzend drückte er ihr die Hand, als er sie aus dem Schlitten hob, unmuthig fuhr er allein nach seinem Palast, und schon seit einer Stunde hallte sein einsamer Fußtritt von den Marmorwänden wieder, als er endlich nach dem Grafen Schmieg sandte, der erschrocken aus dem Bette sprang, einen Pelz überwarf, und in zwei Minuten tief gebückt vor dem Allergnädigsten stand. Der Allergnädigste klagte seine Leiden dem Allerverworfensten, der sogleich pflichtschuldigst hinabstieg in den tiefen Schacht seines Busens und eine hilfreiche Intrigue zu Tage förderte.

Denn siehe, am andern Morgen erschien er mit freundlicher Unbefangenheit in der Wohnung des glücklichen Ehepaars, und hub seinen Spruch also an: »Ich freue mich, mein lieber Fernau, der Ueberbringer einer guten Botschaft zu sein. Schon der Ruf hatte Seiner Durchlaucht Ihre mannichfaltigen Kenntnisse verrathen, und seit Allerhöchstdieselben sich zum ersten Male mündlich mit Ihnen unterhielten," — (wobei, wie oben erwähnt, Fernau eine sehr traurige Rolle spielte) — haben Sie sich in eigener Person überzeugt, daß der Ruf noch viel zu wenig gesagt. Der Fürst hält daher für seine fürstliche Pflicht, Sie auf einen Platz zu stellen, wo Ihre Talente ihm und dem Vaterlande schöne Früchte tragen können. Der Friede ist bekanntlich geschlossen. Die in dem Traktate festgesetzte Grenzberichtigung ist ein kitzliches Geschäft, welches dem Staats-

miniſter, Grafen Windeck, aufgetragen worden. Aber der gute Mann iſt alt, ſoll eigentlich nur repräſentiren, es iſt nothwendig, ihm einen rüſtigen gewandten Geſchäftsmann an die Seite zu ſtellen; Se. Durchlaucht haben Sie daher zu Dero Legationsrath ernannt, und bedauern nur, daß Sie etwas eilig zur Abreiſe ſich werden anſchicken müſſen, in dem ein geſtern angelangter Kourier die Nachricht überbringt, daß die Grenz-Kommiſſäre des benachbarten Hofes bereits auf dem beſtimmten Sammelplatz eingetroffen ſind."

Fernau fand ſich unendlich geſchmeichelt durch das Vertrauen des Fürſten, erwähnte zwar ſeines Mangels an den nothwendigen Kenntniſſen, ließ ſich aber auch gern durch den Grafen bedeuten, daß er deren im Ueberfluß beſitze, und verſprach zur Abreiſe bereit zu ſein, ſobald er nur zuvor ſeine Frau zu ihren Eltern werde begleitet haben. »Unmöglich!" fiel ihm Schmieg in's Wort. »Der Miniſter reiſt ſchon morgen mit dem Früheſten, und da er erwarten dürfte, Sie dort vorzufinden, ſo müßten Sie eigentlich ſchon dieſen Abend abgehen; doch das will ich bei dem Fürſten ſchon vermitteln, eher als morgen früh brauchen Sie nicht zu reiſen, eher gewiß nicht." — Fernau ſah Charlotten verlegen an, die ſogleich das Wort nahm:

»Muß ich den Beſuch bei meinen Eltern aufgeben, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, lieber Fernau, daß ich dich begleite."

»Sehr brav! ſcharmante junge Frau!« rief der Graf und klopfte ſie mit gutmüthiger Vertraulichkeit auf die Schulter, »recht ſehr brav, auf Ehre! und ich verſichere Sie, das Opfer wird nicht klein ſein. Die verdammten Grenzſtädte — es iſt da gar nichts zu haben, kaum ein Bett; und wenn man nur noch immer in Städten übernachten dürfte, aber oft ſind es die elendeſten Dörfer, worin höchſtens die ſchmutzige Wirthſchaft eines polniſchen Juden anzutreffen iſt. Darum hat auch kein einziger Grenz-Kommiſſär ſeine Frau mitgenommen, und ich wünſche meinem Freunde Fernau Glück.« —

»Können Sie vermuthen, Herr Graf,« fiel Fernau ein, »daß ich meine liebe Frau ſolchen Unbequemlichkeiten ausſetzen würde? nimmermehr! ſie bleibt zurück.«

»Ich bleibe nicht zurück,« ſagte Charlotte ſehr lebhaft, »und ſollte ich ſammt meinem Kinde die Nächte im Wagen zubringen.«

»Zum Entzücken!« deklamirte der Graf, »auf Ehre, zum Entzücken! ich werde das Seiner Durchlaucht erzählen, Sie werden gewiß die Gnade haben, davon gerührt zu ſein. Madame Fernau haben doch die Pocken ſchon gehabt?«

»O ja.«

»Nun deſto beſſer.«

»Warum dieſe Frage?«

»Weil eben jetzt an der Grenze ſehr bösartige Pocken graſſiren. Die Kinder ſterben weg wie die Fliegen.«

Charlotte erſchrack. »Unſer Kind hat die Pocken noch nicht gehabt,« ſagte Fernau, »folglich, liebe Charlotte, kann von deiner Reiſe weiter nicht die Rede ſein. Du haſt doppelte Pflichten, du biſt Mutter und bleibſt bei deinem Kinde. Unſere Trennung kann ja ſo lange nicht währen. Was meinen Sie, Herr Graf?«

»O, in drei bis vier Monaten iſt alles geſchehen!«

»Drei bis vier Monat?« wiederholte Charlotte erſchrocken, »und ſo lange ſollte ich in der Reſidenz ohne dich leben? Nein, Fernau, ich reiſe indeſſen zu meinen Eltern, und ſollte ich auch, um nicht ohne Begleitung zu ſein, mit der öffentlichen Poſt fahren.«

»Darf ich fragen,« hub der Graf an, »wie weit und in welcher Gegend Ihre Eltern wohnen?«

Charlotte nannte die Straße und das Dorf.

»Ei das trifft ſich ja ganz allerliebſt,« rief er mit täuſchend nachgekünſtelter Freude, »meine Frau will ihre Schweſter in München beſuchen, in den erſten Tagen des Frühlings, ſobald die Wege nur erſt ein wenig trockener ſind. Es iſt dieſelbe Straße, die vermuthlich gerade durch Ihre Heimath führt. Mit Vergnügen wird ſie Ihnen einen Platz im Wagen anbieten, o mit großem Vergnügen! ſie wird die liebe Tochter bis vor die Hausthür ihrer Eltern bringen. Sie thut nichts halb und iſt auch ein wenig empfindſam. Ich wette, ſie weint ſelber mit bei der Freude des Wiederſehens, ja das thut ſie, sur mon honneur! es iſt

eine herzensgute Frau, paßt nur nicht recht für den Hof, verſtehen Sie mich? wie wäre es, wenn Sie heute Abend Thee bei uns tränken? da könnten wir den ganzen Reiſeplan zu Stande bringen." — Die Einladung wurde dankbar angenommen. — »Sie, lieber Fernau," ſchloß der Graf, »müſſen nothwendig einen Wohlſtandsbeſuch bei dem Miniſter ablegen, da er doch pro forma Ihr Chef ſein wird; aber das kann Sie nicht lange aufhalten, Graf Windeck iſt mein Nachbar, Sie kommen von dort zu mir herüber."

Als Schmieg, der Satan, das bethörte Paar verlaſſen hatte, umarmte Fernau ſeine Gattin, und bat ſie, ſich für die kurze Trennung mit der Ausſicht in eine lachende Zukunft zu tröſten, da ſeine Anſtellung in einem ſolchen Poſten ihm ein weites Feld öffne. »Sollte unſere Familie anwachſen, wie ich hoffe," ſagte er liebkoſend, »ſo wird das Opfer, das wir jetzt bringen, einſt unſern Kindern die Verſorgung erleichtern, und auf jeden Fall kam die Sache erwünſcht, denn ich bekenne dir, daß unſere Lebensweiſe nicht ganz mit meinen Einkünften im Verhältniß ſtand."

»Um Gottes willen!" rief Charlotte, »ich will nicht hoffen — "

»Sei ruhig, liebes Weib, noch iſt nichts verloren, nur Sorgen hatte ich bisweilen, und die ſind nun auch von mir genommen."

»Warum ſagteſt du mir nicht früher — ?"

»Wozu dich beunruhigen? es iſt vorbei." — Mit einem herzlichen Kuß verſiegelte er ihr den Mund und ging ſich anzukleiden, um dem Miniſter ſeine Aufwartung zu machen.

Charlotte fühlte eine Beklommenheit, die ihr öfter Thränen in die Augen trieb. Fernau's Erhebung ſah ſie wohl gern, allein ſie empfand auch das Unſchickliche, ohne ihren Mann in der Reſidenz zurück zu bleiben, ganz allein zu wohnen, den Läſterzungen, vielleicht auch wirklichen Angriffen auf ihre Tugend ausgeſetzt, denn ſeit der Schlittenfahrt konnte ſie ſich nicht verhehlen, daß des Fürſten Betragen gegen ſie auf mehr als ſchuldloſes Wohlgefallen deute, und ſo ſüß auch der Genuß war, den ihre Eitelkeit aus der Eroberung ſaugte, ſo wohnte doch in ihrem tiefſten Herzen noch die Unſchuld in ihrer ganzen Reinheit, nur ſchüchterner als einſt, nicht mehr von jenem ſtolzen Selbſtvertrauen umgeben, das ihr Gefährte in den harmloſen Mädchenjahren war. Sie mußte ſich ſelbſt bekennen, daß ſie, ſeit ihrem Aufenthalt in der Reſidenz, ſich manches erlaubt hatte, was zwar nicht ſchlecht, nicht unſchicklich genannt werden konnte, was aber doch unendlich mehr war, als ſie auf ihrem Dorfe ſich jemals zugetraut hätte. Wenn nun dieſe Sorgloſigkeit, dieſes Hinſchlüpfen über manche Forderung der ſtrengſten Sittſamkeit nach und nach zur Gewohnheit würde? und endlich ſchlimmere Gewohnheiten nach ſich zöge? Himmel! wie weit könnte das führen! — Sie be-

schloß, Fernau zu bitten, eine alte weitläufige Verwandte, die in der Vorstadt wohnte, zu bewegen, daß sie während seiner Abwesenheit zu ihr zöge, bis die Gräfin Schmieg sie zu ihren Eltern bringen würde. Unterdessen wollte sie Unpäßlichkeit vorschützen, um nicht ausgehen oder gar den Besuch des Fürsten annehmen zu müssen.

Nach diesem Entschlusse wurde sie ruhiger, und fuhr zur bestimmten Stunde zu der Gräfin. Das edle Paar erwartete sie bereits, und die stolze Dame empfing sie mit einer liebenswürdigen Vertraulichkeit. »Mein Mann hat mir gesagt, welch eine angenehme Reisegesellschaft er mir ausgesucht hat. Ich freue mich herzlich darauf, zwanzig Meilen weit mit Ihnen in einem Wagen zu fahren; o da lernt man sich schnell und besser kennen, als in den großen Zirkeln, die eine wahre Fantasmagorie sind, wo die kleinsten Figuren durch Hilfe eines Lämpchens zu Riesen werden, der Zuschauer im Dunkeln sitzt, und nicht zu errathen weiß, wie etwa sein stiller Nachbar gegen ihn gesinnt sein möchte. Man beurtheile doch nie den Menschen nach der Rolle, die er, gut oder übel, auf der Weltbühne spielt, oft spielen muß: in meinem Hause, als Gattin, als Mutter sollen Sie mich sehen und lieben lernen. Ja, liebe Freundin, ich höre, ihr Mann wird morgen schon zu seinem ehrenvollen Posten abgehen; unsere Reise könnte wohl noch um einige Wochen sich verziehen; warum wollten Sie so lange in Ihrem öden Hause spuken? Nehmen Sie ein Zimmer in dem meinigen an, so ist's auch schicklicher.»

Dieſer Gedanke war Charlotten aus der Seele geſtohlen, nur die Art, wie er verwirklichet werden ſollte, überraſchte ſie. Doch die Einladung der Gräfin ſchien ſo ungezwungen, ihre Lebensart ſo häuslich-bürgerlich (denn drei ungezogene Kinder ſaßen mit um den Theetiſch), daß Charlotte Vertrauen gewann, und — im Fall ihr Mann es billigen werde — bei der Gräfin einzuziehen verſprach. Fernau kam bald nachher, nicht in der beſten Laune, denn der alte Miniſter hatte ihn ſehr kalt empfangen, und nach ein paar höflichen Worten ihn wieder entlaſſen, ohne auch nur mit einer Silbe des Geſchäfts zu erwähnen, dem ſie mit einander vorſtehen ſollten.

»Das macht der Alte nicht anders,« ſagte Graf Schmieg, »er iſt ein eigenſinniger Kopf, der immer nur ſeine Kreaturen befördern will, und den es verdrießt, wenn der Fürſt ein Verdienſt hervorzieht, das er nicht empfohlen hat. Aber kehren Sie ſich daran nicht. Er wird ſchmollen bis die Arbeit beginnt, dann kann er Sie nicht entbehren, und muß wohl freundlich werden. Glauben Sie mir, er macht es dem Fürſten ſelbſt nicht beſſer, der duldet ihn nur, weil er ſchon ſeinem hochſeligen Großvater diente.«

»Aber,« ſagte Fernau, durch dieſe Erklärung ſchon halb beruhigt, »der Kammerdiener des Grafen verſicherte mich, es ſei an die Abreiſe noch gar nicht gedacht?«

»Iſt's möglich! rief Schmieg erſtaunt, »will denn der Alte ſich die fürſtliche Ungnade mit Gewalt zuziehen? —

Doch, ich stehe Ihnen dafür, Seine Durchlaucht werden eine sehr bestimmte Weisung an ihn gelangen lassen. Freilich braucht man ihn dort nur zum Unterschreiben, und auf jeden Fall, wenn Sie auch einige Tage früher eintreffen sollten, finden Sie Arbeit genug."

Jetzt war der Plan, Charlotten so lange als Kind vom Hause zu betrachten, bis man ihren wahren Eltern sie abliefern könne, mit jenem leichten, zuversichtlichen Tone ihm vorgetragen, der Widerspruch als unmöglich voraussetzt. Ein Blick auf Charlotten überzeugte ihn, daß sie geneigt sei, die Einladung anzunehmen, folglich bezeugte auch er seine dankbare Zufriedenheit. Was seine verstimmte Laune vollends wieder herstellte, war der unvermuthete Eintritt des Fürsten, der — so geruhte er selbst zu erzählen — einen Spazirritt hatte machen wollen; doch einer seiner Stallknechte war gestürzt und hatte sich den Fuß beschädigt, das verdarb Sr. Durchlaucht die Lust; Sie schickten sogleich zum Leibchirurgus, um dem armen Menschen zu helfen, und da Sie eben nicht weit von des Grafen Wohnung sich befanden, so stiegen Sie ab, um Ihren Liebling durch einen Besuch zu überraschen; sehr erstaunt, Ihren neuen Legationsrath hier zu finden, den Sie mit der schmeichelhaftesten Herablassung Ihrer Gnade versicherten, und ihm ernstlich empfahlen, ja nicht eher zurück zu kommen, bis die Vollendung des Geschäfts Sie in den Stand setze, ihn nach Würden zu belohnen.

Uebrigens ſchien heute der Fürſt von Madame Fernau wenig Notiz zu nehmen, faſt ſo wenig, daß es ihr eine Art von Mißbehagen verurſachte. Nur einige verſtohlene Blicke glaubte ſie zu bemerken, die eine Miſchung von Verlegenheit und Kummer ausdrückten. Auch war ſeines Bleibens nicht lange, er fuhr ſich mit der Hand über die Stirn, und ſagte plötzlich Adieu! Seinen Legationsrath klopfte er im Vorbeigehen noch einmal auf die Achſel, und wünſchte ihm eine glückliche Reiſe.

Nun war Fernau vollkommen beruhigt. Der nächſte Morgen fand ihn, mit glänzenden Entwürfen für die Zukunft ſchwanger, auf der Landſtraße, und der nächſte Abend die trauernde Charlotte in dem Hauſe des Grafen Schmieg. Der Fürſt ſowohl, als ſeine Vertrauten, hatten bald begriffen, daß, trotz der Eitelkeit des jungen Weibes, ihre Tugend auf dem gewöhnlichen Wege nicht zu untergraben ſei, und hatten daher eine Kette von Anſchlägen geſchmiedet, deren erſtes Glied die Entfernung des läſtigen Gatten war. Die Rollen vertheilte Graf Schmieg, und ſie wurden vortrefflich geſpielt. Keine beſſere Hausfrau als die Gräfin, keine zärtlichere Mutter als ſie. Auch ihr Betragen gegen Charlotten war faſt mütterlich. Ihren Schatz von Erfahrungen, in der großen Welt geſammelt, öffnete ſie der jüngern Freundin in traulichen Stunden, bekannte ſich mancher Verirrung ſchuldig, der in ſolcher Lage vielleicht nur Engel entrinnen könnten, geſtand aber auch mit Achſel-

zucken, daß Manches, was im beſchränkten Kreiſe auffallend, oder gar böſe ſcheine, oft gut, öfter wenigſtens zu entſchuldigen ſei. »Wohl dem,« pflegte ſie zu ſeufzen, »der die Tugend nur zum Mittel eigener Glückſeligkeit machen, nie, um höhere Zwecke zu erreichen, ihrem Schein entſagen muß.«

Ein dunkles Gefühl in Charlottens Buſen widerſprach dem gefährlichen Satze. Aber verſtand ſie ihn auch recht? mußte ſie nicht vermuthen, es liege doch wohl etwas wahres darin, da eine Frau von dieſer Herzensgüte, Offenheit und Welterfahrung ihn ſo zuverſichtlich behauptete? Hatte ſie nicht ſchon manches Vorurtheil ablegen müſſen, und gern abgelegt, das einſt auf ihrem Dörfchen ihr eben ſo wichtig ſchien? — Welchen Grund konnte ſie finden, der Gräfin zu mißtrauen? Der feinſte Anſtand, verbunden mit der reinſten Sittlichkeit, herrſchten in ihrem Hauſe, und ſprachen ihren Grundſätzen das Wort. Wie einem Gifte widerſtehen, das, in wohlriechende Dämpfe aufgelöſt, man mit Behagen einſaugt?

Graf Schmieg ſpielte ſeine Rolle gleichfalls als ein gewandter Dilettant, obgleich ſie ihm noch ſchwerer wurde, als ſeiner Gemahlin die ihrige, denn ſie beſtand in nichts geringerm, als in der Kunſt, ſeiner Frau, ſo oft Charlotte zugegen war, die feinſten Proben ehelicher Zärtlichkeit zu geben, ſeine Kinder als ein liebevoller Vater zu behandeln, keine Zweideutigkeiten zu ſagen, dem hübſchen Kammermädchen nicht nachzuſchielen, manchen Abend daheim zu

bleiben, und ſich die Lektüre eines guten Buches gefallen zu laſſen; kurz, ſein ganzes Ich einwärts zu kehren und einen biedern redlichen Hausvater nachzuäffen. Es wurde ihm blutſauer, und um ſein Opfer ſo hoch als möglich an den Mann zu bringen, verſicherte er dem Fürſten mehr als einmal, er wolle eher, ihm zu Liebe, jede ſchmerzhafte Krankheit erleiden, als ſolche Pinſeltugenden länger nachpfuſchen.

Seine Durchlaucht ließen ihn dagegen bemerken, daß Sie Höchſtſelbſt wohl die ſchwerſte Rolle übernommen hätten. Doch um auch den Satan nicht ſchwärzer zu malen, als er iſt, muß hier dem Fürſten das Zeugniß ertheilt werden, daß er ſeinen ehrlichen Günſtling belog. Denn das Betragen, welches bei Charlotten ihm als Rolle vorgeſchrieben war, ging nach und nach, ohne daß er es wußte oder wollte, als Empfindung aus ſeinem Herzen hervor. Man rechnete blos darauf, daß er verliebt ſei, und der Verliebte kann jede Geſtalt annehmen; doch Niemanden war in den Sinn gekommen, daß er auch wohl lieben könne, und der Liebende iſt keiner Verſtellung fähig. Auch jetzt noch ahneten die Vertrauten nicht, was in dem durchlauchtigen Herzen vorging, denn ſie hatten ja eben die Rolle des Liebenden dem Verliebten aufgetragen; er ſollte ſtill und traurig werden, Charlotten mit Ehrerbietung, mit Schüchternheit behandeln, er ſollte zeigen, daß er ſich Gewalt anthue, daß ein geheimer Kummer ihn belaſte, daß Unſchuld und Tugend ihm heilig ſei, nur

unbezwingliche Liebe die Macht über sein Herz ihm raube. Alles das sollten seine Blicke Charlotten sagen, aber nie seine Lippen. Bisweilen sollten auch diese gleichsam mit Gewalt sich öffnen, aber nur halbe Worte entschlüpfen lassen, wobei er wo möglich schamroth werden, und die Augen an den Boden heften sollte. Solche Waffen, von geschickter Hand geführt, werden mit Gottes Hilfe den Sieg nicht lange zweifelhaft lassen.

Um alle Nüancen dieser kunstreichen Rolle mit Nachdruck darstellen und oft wiederholen zu können, wurde dem Fürsten täglich eine freie Bühne zugesagt. So oft er bei Charlotten saß, wußte die gefällige Wirthin unter mancherlei anständigem Vorwand sich zu entfernen, und wenn dergleichen Vorwand sich etwa nicht gleich finden wollte, so kniff der Graf im Nebenzimmer eines seiner Kinder, bis es laut schrie, worauf denn alsobald die zärtliche Mutter aufsprang und ängstlich hinaus lief, um zu sehen, was dem geliebten Kinde zugestoßen sei. Solche Augenblicke, die sich oft zu Stunden dehnten, benutzte der Fürst nicht immer so vortheilhaft, als von einem so erfahrnen Lüstling man hätte erwarten sollen; Ursache dessen, daß wirklich ein Strahl von Liebe seinen Begierden sich beimischte, gleichwie bisweilen auf Bällen an Sommertagen durch eine Ritze der verschlossenen Fensterladen ein dünner Sonnenstrahl unter die hundert Lichter schießt und sie Alle verdunkelt. Dieses Anklopfen der Liebe, so leise es auch geschah, an ein Herz, das von

erſchrockenen Begierden wimmelte, bebte durch ſein ganzes Weſen. Still lauſchten die unreinen, in einen Winkel dieſes Herzens zuſammen gepreßt, bis ſie etwa vermeinten, der ungebetene Gaſt ſei vorüber gegangen, und einzeln wieder hervor zu ſchielen wagten. Ein ſo ungewöhnliches raſtloſes Treiben und Drängen im Innern verbreitete über des Fürſten ohnehin verführeriſche Geſtalt eine Schüchternheit, lieh ſeinem Blick eine Melancholie und ſeinem Betragen eine ehrerbietige Scheue — lauter Waffen, die, vereinigt mit Charlottens innerm Feinde der Eitelkeit, wo nicht überwinden, doch erſchüttern mußten. Einem Wollüſtling wahre Liebe einzuflößen, iſt ohnehin der ſchmeichelhafteſte Triumph der Frauen; und nun gar ein mächtiger Fürſt, ſonſt im Rufe, keine Begierde zu zügeln, jetzt ehrerbietig der Tugend und Schönheit huldigend; er, dem Genüſſe aller Art, eiferſüchtig auf ſeine Wahl, ſich darbieten, jetzt keinen andern Genuß kennend und beneidend, als den ein freundlicher Blick aus dem Auge der Geliebten ihm gewährt.

Wen mag es befremden, daß Charlotte ſich mindeſtens jenes Gefühl von Mitleid erlaubte, deſſen unbewachte Schritte oft eben ſo ſchnell der Tugend Grenzen übertaumeln, als die Liebe ſelbſt. Schon wurde ſie nicht mehr unruhig, wenn die Gräfin ſie mit dem Fürſten allein ließ; ſchon ſprang ſie nicht mehr auf, wenn er das Wort Liebe nannte. Sie hörte blos mit niedergeſchlagenem Blick ihm

zu, sie ließ sich auch wohl darauf ein, ihn sanftmüthig zur Vernunft zurück zu führen, und bedachte nicht, daß in solchen Fällen jedes Gespräch von der Liebe, einen Schritt näher zu der Liebe führt. Doch immer noch war ihr Herz rein, ihre Einbildungskraft völlig unbefleckt (vielleicht nur eine Gefahr mehr), und wenn sie wider Willen sich selbst den Vorwurf machte, daß sie den Fürsten zu gefällig anhöre, so war die schlaue Eitelkeit schnell mit dem Troste da: wie lange kann das währen? in wenigen Tagen reisen wir, Zeit und Entfernung werden ihn heilen.

Aber sie reisten nicht. Von einem Tage zum andern wurde die Abreise aufgeschoben. Bald war noch dies und jenes zu besorgen, bald prophezeite der Barometer üble Witterung, und als endlich der Mai mit allen seinen Blüten prangte, hatte die Gräfin das Unglück, krank zu werden. Man sah ihr zwar eben nichts an, sie trat an jedem Morgen mit hellem Auge und frischer Wange aus ihrem Schlafzimmer, doch ihrer Versicherung zufolge litt sie schrecklich an zarten Nerven, und hatte die ganze Nacht durchwacht. Bei der Tafel nahm sie keinen Bissen zu sich, denn alle Eßlust war verloren, und die Teller voll Leckerbissen, die der Bediente in ihr Kabinet tragen mußte, waren nur für den Schooßhund bestimmt. Der Leibmedikus schüttelte bedenklich den Kopf, und fand die Wallungen im Pulse so stark, daß Ruhe und höchstens eine mäßige Bewegung im Zimmer Alles blieb, was er mit gutem Gewissen erlauben konnte.

An Reisen war also vor der Hand nicht zu denken. Die gute Gräfin schien selbst in Verzweiflung darüber! nicht allein hatte sie die geliebte Schwester in München seit vielen Jahren nicht gesehen, auf diesen Besuch so lange schon sich gefreut; sondern sie mußte auch nun noch Madame Fernau, ihre Freundin, verhindern, in die Arme der guten Eltern zu eilen. Wie wehe ihr das that, konnte sie nicht stark genug ausdrücken, ja es verschlimmerte oft ihre Nervenzufälle, und Charlotte selbst mußte sie beruhigen, durch die heilige Versicherung, daß der unwillkürliche Aufschub ihr keinen Unwillen einflöße. Im Grunde sagte Charlotte die halbe Wahrheit, obgleich sie das nie sich selbst bekannte, sondern immer fortfuhr, eine Sehnsucht nach der Heimath sich vorzulügen.

Mit laurenden Blicken verfolgte indessen Graf Schmieg die allmälige Entwicklung des Fadens, den er angesponnen hatte. Daß diese sehr langsam von Statten ging, war ihm nicht unerwünscht, denn so lange der Fürst noch nicht am Ziele stand, so lange bedurfte er des gefälligen Günstlings, dem in dieser Periode nichts abzuschlagen möglich war. Doch sah er auch wohl ein, man müsse, nach gehöriger Vorbereitung, nicht zu lange auf einem Punkte verweilen, und — gleich einem geschickten Arzt, der den menschlichen Körper tropfenweis an Opium gewöhnt, bis derselbe ohne Schaden eine hinreichende Menge vertragen kann — verordnete er nunmehr, jedoch mit Vorsicht, ein

neues Mittel. Auf seinen Rath fing der Fürst an, Charlotten mit Geschenken zu überhäufen. Daß er solches, nach alter Gewohnheit, nicht schon längst gethan hatte, war abermals ein Beweis von zarteren ihm eingeflößten Empfindungen. Auch wurde es ihm anfangs fast eben so schwer, ihr etwas anzubieten, als zur Annahme sie zu überreden. Manches Schmuckkästchen, das sie Morgens auf ihrer Toilette fand, ohne zu wissen, wie es dahin gekommen, mußte er Abends wieder zu sich stecken. Das erste Geschenk dieser Art, welches sie behielt, drang er blos durch die feine Wendung ihr auf, daß er, mit Fernau's Diensten sehr zufrieden, eigentlich nur diesen belohnen wolle. Bei dem Zweiten wich sie seinem Kummer, und der rührenden Vorstellung, daß es ja die einzige Gunst sei, welche er von ihr begehre; daß die Gaben der Liebe schon durch Empfangen vergolten werden, und zu keiner andern Vergeltung verpflichten.

Nachdem er so Charlottens erste Beschämung glücklich überwunden, wohl gar in ihren eigenen Augen zu einem bloßen Ausdruck des Mitleids sie erhoben hatte, wurde es ihm täglich leichter, ihr mancherlei Kostbarkeiten bald aufzubringen, bald anzubetteln, und wenn sie öffentlich immer nur der Ueberredung zu weichen schien, so wußte sie doch schon insgeheim ihm Dank; denn nicht blos die kindische Lust, hinter verschlossenen Thüren, vor dem einsamen Spiegel, sich Diamanten in's Haar zu flechten, gewährte

ihr eitlen Genuß; nein, auch ihr Herz nahm Theil an der Verrätherei, denn gerade die ſchönſten ihrer Diamanten, die ſie am beſten kleideten, verkaufte ſie wieder an einen Juwelier, und ſandte das Geld heimlich ihrem Bruder auf die ferne Univerſität, dem es dort durch einen Bankier ausgezahlt wurde, ohne daß er erfuhr, woher es kam. Sie wußte, daß der ehrgeizige Jüngling mehr bedurfte, als die armen Eltern ihm geben konnten; ſie wußte, daß er, um ſeinen reichen Kameraden nicht nachzuſtehen, oft Nächte hindurch abſchrieb, überſetzte, für andere arbeitete; ihr, und nur ihr allein hatte er das vertraut, obwohl nicht klagend, ſondern im Gefühl einer verdienſtlichen Handlung. Sie bewunderte und ſchalt ihn, denn ſie zitterte für ſeine Geſundheit, und jetzt, da ſie eben eines Morgens eine brillantene Agraffe wohlgefällig an die Locken hielt, fiel ihr plötzlich ein: wie manche Freude, wie manche Stunde ruhigen Schlafes könnte dies Spielwerk deinem Bruder geben — eine Stunde nachher war die Agraffe verkauft, und am andern Tage der Wechſel auf der Poſt.

Ach! aber ſobald ihr Herz erſt einmal dieſen Weg gefunden hatte, des Fürſten Geſchenke täuſchend zu veredeln, ſobald wurden Scham und Widerwille von Plänen der Wohlthätigkeit verdrängt. Ihre Diamanten überblickend, berechnete ſie nun wieder, wie viel die kränkliche Mutter zu einer Reiſe nach Italien brauchen würde? nicht ſparſam ſollte ſie reiſen, keine Bequemlichkeit ſich verſa-

gen, vielleicht gar von der Tochter begleitet werden; o gewiß, das würde Fernau schon verstatten. — Arme Charlotte! der Verführer hat schon viel gewonnen, wenn er die Unschuld erst dahin gebracht hat, daß sie nur noch die Verführung selbst, jedoch die Mittel zu derselben nicht mehr scheut.

Graf Schmieg, der von seiner edlen Gemahlin Alles erfuhr, was Charlotte in den Busen der Freundin niederlegte, grinste wie ein Mörder, der sein Opfer durch Geschrei um Hilfe in den Busch locket, er fand für gut, nunmehr ein neues Netz zu stellen, das nicht minder aus den feinsten Fäden gewoben war; und wobei er eine zufällige Begebenheit schlau benutzte. Eines Mittags kam er mit einem Gesicht zur Tafel, das ihn fast eine Stunde Uebung vor dem Spiegel gekostet hatte, ehe er es der widerstrebenden Natur abgewinnen konnte. Ein düsterer Blick, ein Zug des Grams, ein finsteres Schweigen, zuweilen ein stiller Seufzer, ein gedankenvolles Kritzeln mit der Gabel auf dem Teller, alles das war ihm so ungewöhnlich, daß Charlotte es nothwendig bemerken mußte. Zum Ueberfluß machte die Gräfin sie noch durch einige Winke aufmerksam darauf, und fragte dann theilnehmend: »was fehlt Ihnen, lieber Graf? Sie sind heute ungewöhnlich ernst?«

»Ach!« hub er an, »ich habe diesen Morgen auf meinem Spazirritt einer Scene beigewohnt, die mich bis in's Innerste bewegt hat. Ich kann das Bild nicht wieder

los werden, es verfolgt mich überall.» — Man drang in ihn, er erzählte:

„Als ich längs dem Fluſſe reite, werde ich ein Getümmel von Menſchen gewahr. Ich ſprenge herzu, da zieht man eben einen Mann aus dem Waſſer, der ſich vor wenig Minuten ſelbſt hineingeſtürzt hatte. Er war ſchon leblos. Ich ließ ſogleich Wundärzte holen, und Alles verſuchen, um ihn in's Leben zurückzurufen; es gelang mir, der Mann ſchlug aber nur die Augen auf, um mir zu fluchen. Es iſt ſehr grauſam, ſagte er, daß Sie mich zu neuen Qualen erweckt haben. Er iſt ein Rechnungsbeamter, der, um eines Kaſſadefects willen, vor etwa einem Jahre abgeſetzt worden. Es iſt erwieſen, daß der Mann nur aus Gutherzigkeit gefehlt, daß er einem unglücklichen Freunde mit dem Gelde geholfen, und von dieſem ſchändlich betrogen worden. Se. Durchlaucht ſelbſt ſind davon überzeugt, aber da ſeit Kurzem mehrere dergleichen Fälle ſich ereignet haben, ſo glaubten Sie ein Beiſpiel von Strenge geben zu müſſen, ſo viel es auch Ihrem Herzen koſtete. Nun hat der Mann eine Frau mit ſechs kleinen Kindern, die hungerten Alle, und ſeine Ehre war verloren, und zu einer anderweitigen Verſorgung in hieſigen Landen keine Hoffnung — da ſprang er in's Waſſer.»

»Während wir ihn zu ſich ſelbſt brachten, hatten ſchon dienſtfertige Zuträger ſeine Frau von dem verzweifelten Schritte ihres Mannes unterrichtet; die kam nun wie ein

Geſpenſt, von ſechs ſchreienden Kindern begleitet, und warf ſich auf den Gatten, der noch ein halber Leichnam war, und ein todtes, ſtieres Auge auf ſie heftete. Die halb nackenden Kinder hingen an ihm herum — es war eine Scene des fürchterlichſten Jammers!"

»Und was thaten Sie, Herr Graf?" ſchluchzte Charlotte.

»Was konnt' ich thun? ich gab meinen Beutel her. Was kann das helfen? — Ich wollte auf der Stelle zum Fürſten, aber ich habe ſchon damals für den Mann gebeten, und Se. Durchlaucht haben mir bei Ihrer Ungnade verboten, wieder davon zu ſprechen. Gott weiß, welcher herzloſe Richter den Fürſten ſo gegen die Familie eingenommen hat. Ich darf's nicht wagen, ich bin nicht reich, und habe ſelbſt Frau und Kinder."

Charlotte glühte und ihr bethräntes Auge ſtand im Feuer, denn ein Gedanke ſchoß durch ihre Seele, den zwar eine Stimme aus dem Innern verſcheuchen wollte, der ſich aber mit der ganzen Gewalt des Mitleids ihr unwiderſtehlich aufdrang. Sie wurde ſtill und ſprach von andern Gegenſtänden. Als aber die Tafel aufgehoben wurde, und ſie im Vorbeigehen noch den Grafen fragte: wie der unglückliche Mann heiße? da war er ſchon der Wirkung ſeines Kunſtgriffes gewiß. Er irrte nicht, denn an dieſem Abend ſuchte Charlotte ſelbſt Gelegenheit, mit

dem Fürſten allein zu ſein (was ſie vorher noch nie gethan hatte), und bat ihn mit Thränen um die Wiedereinſetzung des Rechnungsbeamten. Der Fürſt ſchien zu ſtutzen, ein Zug von Unwillen ſchwebte um ſeine Lippen: doch bald ergriff er ihre Hand mit Innigkeit: »Ihnen,« ſagte er, »ſei es gewährt; kein Anderer hätte das mich bitten dürfen.« Sie dankte ihm mit freudiger Rührung, und litt zum erſten Male, daß er ihre Hand mit tauſend feurigen Küſſen bedeckte. »Aber noch dieſen Abend,« liſpelte ſie glühend. Der Fürſt ſchrieb ſogleich ein Handbillet, und in dieſem Augenblick durchſtrahlte eine Freude Charlottens Buſen, die ſie noch nie gekannt, der ſie nur durch ſanfte Thränen Luft machen konnte. Der Mann, der dies beſeligende Gefühl ihr ſchuf, mußte er ihr nicht werth ſein? — ſie betrachtete heute den Fürſten mit einem Wohlwollen, das ihn entzückte. Es war für beide ein genußreicher Abend.

Am andern Morgen war Charlotte kaum erwacht, als ſchon die gerettete Familie in ihrem Vorzimmer ſtand und der Retterin zu danken begehrte. Sie erſchrack: »Mein Gott! woher wiſſen die Leute, daß ihnen der Fürſt auf meine Bitten —?«

»Mit dieſem Zuſatz,« war die Antwort, »iſt ihnen ihr Glück ausdrücklich verkündigt worden.«

»Ich will ſie nicht ſehen, dem Fürſten ſollen ſie danken.«

Aber die guten Menſchen laſſen ſich nicht abweiſen, denn ſie wurden theils von ihrem eigenen dankbaren Herzen getrieben, theils hatte der Graf ihnen eingeprägt, dieſe Pflicht ja nicht zu verabſäumen. Charlotte mußte endlich nachgeben. Ihre Thüren öffneten ſich, die Mutter mit ſechs Kindern, lauter abgezehrte und vor Freude weinende Geſtalten umwimmelten ſie, lagen zu ihren Füßen, hingen an ihrem Kleide, und das kleinſte der Kinder, ein Mädchen von etwa drei Jahren, ſtand vor ihr, und verneigte ſich einmal über das andere, wie man es gelehrt hatte, und warf ihr freundlich Kußhändchen zu. Der Vater hielt ſich ein wenig mehr in der Ferne, ſchien auch verlegen, denn er zerdrückte ſeinen Hut mit beiden Händen. Da aber Niemand redete und Alles nur weinte, ſo hub er endlich an: »Gott ſegne Sie, gnädige Frau! und laſſe Sie in ſolchen Handlungen recht oft —« hier ſtockte er. Beruhigung finden, wollte er hinzuſetzen; das Glück der Wohlthätigkeit empfinden, wurde daraus. »Kommt nun, Kinder, daß wir der gnädigen Frau nicht läſtig werden.«

Charlotte war ſelbſt zu gerührt, um einen gewiſſen Ernſt in des Mannes Blicken — (ihr ein Vorwurf, trotz ſeiner Demuth) — zu bemerken; ſie drückte die Kinder nach der Reihe mit ſanften Thränen an ihr Herz, ſteckte dem Kleinſten einen Beutel mit Gold in die Schürze, und floh in ihr Kabinet, um die heftige Rührung zu verbergen. —

Die günſtige Wirkung dieſer Scene für den Fürſten war auffallend, ihr Betragen gegen ihn weniger unbefangen, etwas ängſtlich, ein Zeichen, welches der Graf als Glück weiſſagend auslegte. Sie hatte den Muth verloren, ſich kleinen Freiheiten zu widerſetzen, die ſie Anfangs nicht duldete; ja, ihre Hand ruhte zuweilen Minuten lang in der ſeinigen, ohne daß Charlotte wagte, ſie wegzuziehen. Der Fürſt ſelbſt äußerte gegen ſeine Vertrauten den Wunſch, daß doch noch mehrere Unglückliche in ſeinen Staaten ſich finden, und an Charlotten um Hilfe wenden möchten. Se. Durchlaucht ſchienen freilich ſehr gutmüthig zu befürchten, daß es ſchwer halten würde, dergleichen aufzutreiben, denn man hatte Allerhöchſtdieſelben ſchon ſeit zehn Jahren mit dem Titus und Marc-Aurel verglichen; auch nebenher verſichert, der Wunſch Heinrich des Vierten, daß jeder Bauer ſein Huhn im Topfe haben möchte, ſei hier zu Lande in Erfüllung gegangen; und Sie hatten die Gnade gehabt, das Alles zu glauben. Der dienſtfertige Höfling erwarb ſich daher ein neues Verdienſt in ſeinen Augen, durch das Verſprechen, keine Mühe zu ſparen, um noch einige Unglückliche in den fürſtlichen Staaten ausfindig zu machen. Obwohl nun dieſes Geſchäft dem Grafen ganz neu war, ſo gelang es ihm doch über alle Erwartung ſeines gnädigen Herrn. Die Unglücklichen ſtrömten haufenweis herzu. Charlottens Vorzimmer war jeden Morgen von ihnen angefüllt; ſie wurde nicht müde zu bitten, der Fürſt nicht müde zu bewilligen; es geſchah täglich ſo viel

Gutes — (verdient oder unverdient, das unterſuchte die Geberin nicht) — daß bald die triſtigſten Vorſtellungen dagegen aus den Verwaltungen aller Kaſſen einliefen.

»Sie ſehen, liebe Freundin,« hub einſt die Gräfin an, »wie viel Sie über den Fürſten vermögen; ſeit er Sie liebt, iſt er ganz verwandelt. O welch ein Engel könnten Sie dieſem gedrückten Lande werden, wenn Sie wollten!«

»Wenn ich wollte? wie verſtehen Sie das? ich will es ja von ganzem Herzen.«

»Schwerlich,« erwiederte die ſchlaue Gräfin, »um den Fürſten ganz an ſich zu feſſeln, und dadurch im Guten ihn beſtändig zu machen, würden Sie ein Opfer bringen müſſen, das Ihre Erziehung Ihnen gewiß als unvereinbar mit Ihrer Ruhe vorſpiegelt; Sie würden das Urtheil der Welt, vielleicht gar Ihr Gewiſſen zu bekämpfen haben; der Mangel an Ueberſicht des Ganzen würde Sie hindern, das unendliche Gute zu ſehen, zu genießen, das aus Ihrer Großmuth entſprungen wäre.«

»Verſteh' ich Sie recht, gnädige Gräfin?« ſagte Charlotte, mehr vor Scham als vor Unwillen glühend, »könnten Sie ſelbſt mir rathen —«

»Rathen? — nein, liebe Freundin, ich rathe zu nichts, denn um mir das zu erlauben, müßte ich auch im Stande ſein, Ihnen über gewiſſe Dinge meine Denkungsart einzuflößen.«

»Sie würden alſo billigen?«

»Unter Bedingungen, ja.«

»Mich nicht verachten?«

»Im Gegentheil, bewundern, je mehr Selbstüberwindung der Schritt Sie kosten würde.«

»Ein Schritt, den nichts auf der Welt entschuldigen könnte.«

»Dacht' ich's doch,« sagte die Gräfin lächelnd, »unsere Denkungsart über diesen Punkt ist verschieden, obwohl ich mir schmeichle, daß, wenn wir auch nicht einerlei Begriff von der Tugend, doch einerlei Gefühl dafür haben. — Lassen Sie uns bekennen, liebe Freundin, daß die Natur die Mittel, Wohlthaten zu verbreiten, uns Weibern sehr erleichtert hat. Für das Wohl von Tausenden sein Leben opfern, muß der Mann; das Weib bewirkt oft dasselbe, indem es nichts weiter thut, als dem Schein der Ehre entsagen.«

»Dem Schein? nur dem Schein?«

»Allerdings. Sie müßten denn die wahre Ehre in das Urtheil der Menschen, und nicht in ihr eigenes Bewußtsein setzen. Freilich gebe ich Ihnen zu, daß wir, durch unsere Erziehung irre geleitet, den Schein oft höher halten, als die Sache selbst, darum verdenke ich es auch keiner Frau, daß sie den Schein rettet, so lange sie kann. Meistentheils ist das nicht einmal schwer, in Ihrem Falle, zum Beispiel, wäre es sogar leicht.«

»Ich bitte Sie, gnädige Gräfin, diesen Fall sich gar nicht als möglich zu denken.«

»Wie Sie wollen. Mir bleiben Sie in jedem Falle hochachtungswerth. Ich bedaure nur den guten Fürſten, er liebt zum erſten Male, und das mit einer Innigkeit, welche die herrlichſten Früchte für ſein Land verſpräche. Die Fürſtin ſelbſt — ſie iſt eine edle, kluge Dame, doch, wie Sie wiſſen, nur durch die Hand der Politik an ihren Gemahl geknüpft — die Fürſtin ſelbſt ſagte mir noch vorgeſtern: Mein Gemahl behandelt mich ſeit einiger Zeit ſo freundſchaftlich, ſo zart — ich war das leider ſchon längſt nicht mehr gewohnt. Ich weiß, er liebt Madame Fernau, von der ich überall ſo viel Gutes höre; vermuthlich habe ich ihr dieſe Veränderung zu danken. Sagen Sie ihr, daß ich ſie darum liebe, und keinen ſehnlicheren Wunſch hege, als den, ſie recht eng mit meinem Gemahl verbunden zu wiſſen, denn ich halte das für das einzige Mittel, mein Glück und das Glück vieler Tauſende zu ſichern.«

»Geſetzt,« hub endlich Charlotte an, »geſetzt, gnädige Gräfin, es wäre ſo, und jetzt ſchon hätte die genügſame Liebe des Fürſten alle jene glücklichen Folgen hervorgebracht, wozu bedürfte es noch eines Opfers, das meine Ruhe mir auf ewig rauben würde?«

»Sie würden Recht haben, liebes Kind, wenn eine Leidenſchaft, wie die ſeinige, Stillſtand hoffen ließe. Unbefriedigt muß ſie erkalten, oder in Wuth ausbrechen; vor beidem bewahre uns der Himmel! wo blieben dann meine ſchönen Hoffnungen?«

»Ihre Hoffnungen?«

»Nun ja, in so fern ich mein Vaterland enthusiastisch liebe, sein Glück, seinen Ruhm so herzlich wünsche. Sie wissen, daß noch ein großer Theil unserer Bauern in Leibeigenschaft schmachtet, ein Schimpf, der, bei den Fortschritten der Aufklärung in ganz Europa, mich schmerzt, als träfe er mich persönlich. Mein Gemahl gilt etwas bei dem Fürsten; wie oft hat er diese Saite berührt, wie oft, als einzige Belohnung seiner langen treuen Dienste, jene Wohlthat dem Volke zu erringen gesucht, aber stets vergebens! Der Fürst nährt Vorurtheil über diesen Punkt, welche Freundschaft nicht zu erschüttern vermag. Von der Liebe hoffte ich Alles, und gestehen Sie, meine gute, allzubedenkliche Freundin, es ist ein herzerhebender Gedanke, Millionen Menschen mit sanfter Hand das Joch vom Nacken zu streifen, nach Jahrtausenden noch des Retters Andenken durch jubelnden Segen gefeiert zu wissen. Welches Opfer wäre da zu schwer? und wenn es vollends nur auf Besiegung eines Vorurtheils ankömmt.« —

»Eines Vorurtheils?« seufzte Charlotte.

Das Gespräch wurde hier durch Melden eines Besuches unterbrochen. Charlotte mochte jetzt Niemand sehen, sie verließ die Gräfin und eilte auf ihr Zimmer, mit einem vergifteten Pfeil im Herzen. Schon das bloße Anhören solcher Aeußerungen, wenn auch nur einsilbig oder gar nicht beantwortet, bewieß, daß in der reinsten Seele durch

Gewohnheit die Scheu vor dem Laſter ſich vermindert, gleichwie die Sinnpflanze nach und nach die Kraft ſich zuſammen zu ziehen verliert, wenn ſie zu oft berührt wird. Zweierlei hatte vorzüglich ihre Standhaftigkeit erſchüttert: das Lob und der Wunſch der Fürſtin — (beide erlogen) — und dann der Gedanke, dem Herzen, wie der Eitelkeit ſo ſchmeichelhaft, eine ganze unterdrückte Volksklaſſe emporzuheben, die Wohlthäterin von künftigen Geſchlechtern zu werden. Zu dieſem verführeriſchen Bilde geſellte ſich ſogar die Geſtalt eines verſöhnten Vaters; denn unzähligemal hatte ſie dieſen mit frommer Rührung ausrufen hören: Geſegnet ſei der Menſch, den Gott einſt zum Heiland dieſes armen Volkes erkieſen wird! — Trauernd und verzweifelnd ſtand hingegen das Bild eines liebenden und geliebten Gatten vor ihr, und ſobald es erſchien, floh die regelloſe Einbildungskraft erſchrocken in die Grenzen der Sittſamkeit zurück. Leider bedurfte ſie aber ſchon eines ſolches Schreckbildes, ſo wie Tugend nur bei geſunkener Kraft einer Religion bedarf.

Der laurende Verführer hatte bald auch dieſe Falte ihres Herzens durchſpäht, und eilte, eine neue Mine ſpringen zu laſſen. Der Fürſt ſchien einige Tage hintereinander ſo verlegen gegen Charlotten, betrachtete ſie ſo mitleidvoll, hatte ſo oft mit der Gräfin insgeheim zu flüſtern, und warf dabei ſo kummervolle Blicke auf Madame Fernau, daß dieſe endlich irgend ein Unglück ahnete, das ihrem Manne

zugeſtoßen ſein könnte, und die Gräfin beſchwor ihr nichts zu verhehlen.

»Ich darf es Ihnen nicht verhehlen, ſo gern ich auch wollte,« ſagte dieſe mit erkünſtelter Verlegenheit, »denn der Fürſt hat es mir zur Pflicht gemacht, Sie davon zu unterrichten, ſo ſehr ich ihn auch bat, mit dieſem Auftrage mich zu verſchonen.«

»Um Gotteswillen! iſt mein Mann todt?«

»Nicht doch.«

»Oder krank?«

»Auch nicht. Er befindet ſich ſehr wohl, aber ich fürchte —«

»Was fürchten Sie?«

»Hatte Fernau ſonſt ſchon einen Hang zu eitlem Ehrgeiz?«

»Er iſt nicht frei von Eitelkeit, aber wozu dieſe Frage?«

»Faſſen Sie ſich, liebe Freundin. Es ſcheint, die Gnade des Fürſten, ſeine ſchnelle Erhebung zu einem ſo wichtigen Poſten, haben dem Manne ein wenig den Kopf verdreht. Seine Ruhmſucht iſt erwacht, und hat — es thut mir weh, es ſagen zu müſſen — die Liebe zu Ihnen verſchlungen.«

»Unmöglich!«

»So ſchien es auch mir, doch ich habe Beweiſe in den Händen.«

»Nur meinen Augen würde ich trauen, vielleicht auch dieſen nicht einmal.«

»Wohlan, leſen Sie, was ein Baron Heldrungen, der große Güter an der Grenze hat, vor einigen Tagen an den Fürſten ſchreibt.« — Charlotte nahm zitternd das Blatt und las:

»Ew. Durchlaucht haben jederzeit den Grundſatz gehegt, daß die Ehre des alten Adels mit der Ehre des Thrones nahe verbunden ſei, darum wage ich, voll Vertrauen, in einer Familien-Angelegenheit an Allerhöchſtdieſelben mich zu wenden. Die Geſchäfte der Grenzberichtigungs-Kommiſſion führen die Glieder derſelben oft auf meine nahe gelegenen Güter, wo ich ſtets bemüht bin, ſie nach der Väter Sitte gaſtfrei aufzunehmen. Unter ihnen iſt auch der Legationsrath Fernau, ein feiner Mann, der die Seele des Ganzen zu ſein ſcheint. Sein Verſtand, ſeine Kenntniſſe und ſein liebenswürdiges Betragen haben einen tiefen Eindruck auf meine einzige Tochter und Erbin gemacht, deren Schönheit und Talente hinwiederum den jungen Mann zu bezaubern ſcheinen.« —

Unmöglich! rief Charlotte, und ließ die Hand mit dem Briefe ſinken.

Leſen Sie nur weiter, ſagte die Gräfin.

»Vor einigen Tagen bat mich der Legationsrath Fernau um eine geheime Unterredung, und eröffnete mir förmlich ſeine Abſichten auf meine Tochter. Ich ſtutzte, und ſagte

ihm freimüthig, daß, ob ich wohl seine Verdienste schätze, ich doch nie darein willigen würde, die Hand meiner Tochter einem Bürgerlichen zu geben. Da berief er sich auf die Gnade Ew. Durchlaucht, auf das Versprechen hoher Beförderung, und äußerte sogar die Hoffnung, daß Allerhöchstdieselben in Rücksicht seiner treuen Dienste sowohl, als meiner alten Familie, sich würden geneigt finden lassen, ihm die Erhebung in den Adelstand zu erleichtern. Auch erwähnte er der Verbindung mit einer gewissen Pfarrerstochter als eines leicht zu hebenden Hindernisses, da diese, aus Liebe zu ihm, gewiß selbst die Hand zu seinem Glücke bieten werde, er auch wohlhabend genug sei, um ihr ein anständiges Sort zu vermitteln."

Wär' es möglich! rief Charlotte, den Brief mit der krampfhaft bewegten Hand zusammendrückend.

Lesen Sie weiter, sagte die Gräfin.

»Ich bekenne Ew. Durchlaucht, daß die ganze Sache mir nicht rein genug schien, um mich ernstlich darauf einzulassen, und nur die heftigen Bitten meiner liebetrunkenen Tochter konnten mich bewegen, den Schritt zu wagen, den ich jetzt thue, indem ich Ew. Durchlaucht unterthänigst bitte, mir huldreichst zu eröffnen: ob es wahr, daß der Legationsrath Fernau sich Dero Gnade und solcher Hoffnungen wirklich zu erfreuen habe? — Dero Antwort wird entscheiden, welche Maßregeln ferner zu nehmen hat

Ew. Durchlaucht

unterthänigster

Moriz Freiherr von Heldrungen.

Daß dieſer ganze Brief vom Grafen geſchmiedet worden, erräth Jeder leicht, nur Charlotte errieth es nicht. Sie ſtand betäubt, mit blaſſen ſtummen Lippen, das Auge ſtarr an den Boden geheftet. Jetzt fiel auch der Umſtand ihr auf's Herz, daß ſeit einiger Zeit Fernau's Briefe kurz und trocken waren, ja, daß er ſeit vierzehn Tagen gar nicht mehr geſchrieben hatte. Sie wankte in ihr Schlafzimmer, warf ſich auf das Bett, und weinte bitterlich. Die Gräfin folgte ihr nicht; das Gift war ſtark genug, um auch ohne ihre Nachhilfe zu wirken. —

Fernau hatte, mit ſchmeichelhaften Gedanken von ſeiner eigenen Wichtigkeit, die Grenze erreicht, wo er aber zu ſeinem Erſtaunen weder fremde Commiſſarien, noch Geſchäfte fand, auch mehrere Wochen unthätig auf die Ankunft ſeines Chefs warten mußte. Der Miniſter kam endlich, war kalt, ernſt und verſchloſſen, wie beim erſten Beſuche. Die Sache gewann einen lebhaften Fortgang, doch Legationsrath Fernau wurde nie zu Rathe gezogen. Des Miniſters Privatſekretär verrichtete die nothwendigen Geſchäfte, und Fernau erfuhr oft erſt durch Fremde, was durch ſeine Dienſtverhältniſſe ihm längſt hätte bekannt ſein ſollen. Bald überzeugte er ſich auch, daß der alte Graf Windeck mehr verſtehe, als fremde Arbeiten blos zu unterzeichnen, daß er ein feiner, ſtaatskluger, arbeitſamer Mann ſei, und in der That keines Gehilfen bedürfe. Was er davon denken ſolle, war ihm unerklärlich; nur daß Graf

Schmieg ſich irre, wenn er den Miniſter für unfähig halte, lag klar am Tage. »Eine Feindſchaft zwiſchen Höflingen" — ſo tröſtete er ſich endlich — »und dieſe allein iſt Urſache, an des Miniſters Betragen gegen mich. Was aber gebietet Klugheit in meiner Lage? ſoll ich den alten Mann verklagen, der ſeit einem halben Jahrhundert dem Staate die wichtigſten Dienſte geleiſtet hat? — er hat Unrecht gegen mich, aber ſoll ich Neuling den guten Fürſten in die Verlegenheit ſetzen, zwiſchen ihm und mir zu richten? lieber will ich noch eine Zeit lang dulden und verſuchen, durch angeſtrengte Aufmerkſamkeit den Miniſter zu gewinnen."

Er that, was er beſchloſſen, doch weder Dienſteifer noch Gefälligkeit entrunzelten die Stirn des alten Grafen, und natürlich erzeugte dieſe peinliche Lage bei Fernau einen Mißmuth, der ſogar Einfluß auf ſeine Briefe an Charlotten hatte. Ihr ſeinen Kummer vertrauen, wollte er nicht; warum ſie beunruhigen? und doch war ſein Herz ſo voll, wenn er an ſie ſchrieb, immer drohte es überzufließen; darum brach er oft kurz ab, und aus Furcht, zu viel zu ſagen, ſagte er zu wenig. Doch nie ließ er vierzehn Tage verſtreichen, ohne ihr Nachricht von ſich zu geben, und wenn ſie ſowohl als er jetzt ſogar in zwei Monaten nichts von einander hörten, ſo waren ihre Briefe nicht Schuld daran, ſondern nur die Hände, durch welche ſie gehen mußten. Uebrigens hatte Fernau weder den Baron Held-

rungen, noch die ſchöne Tochter desſelben kennen lernen, aus der ganz einfachen Urſache, weil es in der ganzen Gegend keinen Baron Heldrungen gab.

Sobald Charlotte aus ihrer erſten Betäubung erwachte, und wiederum zu einiger Beſonnenheit kam, zweifelte ſie an der Wahrheit der Geſchichte. Sie ſchrieb auf der Stelle an Fernau, ſagte ihm Alles, ſagte ihm auch, daß ſie nicht ein Wort von Allem glaube; denn der Fürſt ſei in ſie verliebt; aber um Gottes Willen bat ſie ihn um ſchnelle Antwort, am beſten, wenn er ſelbſt der Ueberbringer ſein könne. Sonſt pflegte ſie ihre Briefe mit denen des Grafen auf die Poſt zu ſchicken, diesmal war ſie ſchlau genug, einen alten Bedienten damit zu beauftragen; aber die Anſtalten waren ſo gut getroffen, daß der Brief dennoch von der rechten Perſon weder geleſen, noch beantwortet wurde.

Hätte nicht Graf Schmieg, von einem wahren Höllen-Inſtinkt geleitet, das Vergehen, welches er Fernau andichtete, einzig auf Eitelkeit gegründet, hätte er, ſtatt ihrer, Sinnenrauſch oder gar Herzenstaumel ihm anlügen wollen; Charlotte würde ſich nie haben täuſchen laſſen; aber Eitelkeit — dieſe Schooßſünde ihres Mannes kannte ſie, und hatte bereits geſehen, daß er durch ſie zu manchen Dingen gegen eigene beſſere Ueberzeugung verleitet wurde. Nachdem ſie alſo wochenlang vergebens auf eine Antwort geharrt und darüber getrauert hatte, begann ſie endlich an die Möglichkeit eines ſo treuloſen Verraths zu glauben,

und jetzt fragte sie zum ersten Mal, was der Fürst auf den Brief des Baron Heldrungen erwiedert habe? — »Daß Fernau ein Nichtswürdiger sei,« erwiederte die Gräfin, »der eine vortreffliche Frau besitze, und dem des Fürsten Gnade nie zum Deckmantel solcher Streiche dienen solle. — Sie sehen, liebe Freundin, wie edel der Fürst liebt. Hundert Andere an seiner Stelle würden mit Freuden die Gelegenheit ergriffen haben, einen lästigen Nebenbuhler sich vom Halse zu schaffen, allein solche Mittel verschmäht der Edle, obschon sein Gram, wie Sie wohl bemerken können, durch diese Begebenheit noch vermehrt worden.«

»Wie so?« fragte Charlotte zerstreut.

»Ist es nicht natürlich, daß Ihre Kälte ihn jetzt doppelt schmerzen muß? — so lange Sie blos einen Gatten ihm vorzogen, an den Pflicht und Recht der Liebe Sie fesselten, so lange war es ihm doch eine Art von Trost, zu glauben, Sie würden, ohne solche Bande, nicht unempfindlich gegen ihn geblieben sein; aber jetzt, da Sie dennoch mit einer Art von Eigensinn an einem Unwürdigen hängen, der jedes Band selbst zerrissen hat; da Sie, nach solchem schändlichen Verrath, unmöglich mehr ihn lieben können: jetzt drängt sich ihm wider Willen der bittere Gedanke auf, daß nur für ihn dies Herz verschlossen, und — die Umstände mögen sein, welche sie wollen — seine Person Ihnen stets zuwider bleibe.«

Charlotte antwortete nicht, doch ſich ſelber unbewußt, ſchüttelte ſie bei den letzten Worten den Kopf. Dieſes bedeutende Kopfſchütteln wurde ſogleich dem Fürſten hinterbracht. Er ſchöpfte allerdings neue Hoffnungen daraus, und im Vertrauen auf dasſelbe, wagte er ſogar einige förmliche Angriffe, die, zu ſeinem Erſtaunen, gleich heftigen Widerſtand fanden. Ein Großes ſchien freilich gewonnen — wie Graf Schmieg ganz richtig bemerkte — da Charlotte, trotz ſolcher Angriffe, nicht die Gegenwart des Fürſten, und nicht einmal das Alleinſein mit ihm vermied. »Sie kämpft jetzt nicht mehr mit der Scham,« ſo raiſonnirte der Schlaue, »ſondern nur noch mit der Schamhaftigkeit. Jene iſt eine Eigenſchaft der Seele, dieſe nur eine Angewohnheit des Körpers; jene kann ſchon längſt verſchwunden ſein, wenn dieſe noch immer [illegible]n Wohlſtand ſchützt. Sie iſt eine aufgeſtellte leere Rüſtung oder eine Mauer, von der die Stimme blos wiederhallt, aber nicht herkommt. Ich wette, Charlotten würde jetzt eine Gelegenheit willkommen ſein, wo ihre Schamhaftigkeit der Gewalt unterläge.«

»Geſetzt, Sie hätten Recht,« bemerkte der Fürſt, »was kann mir das helfen? ſehr bald muß eine ſolche Gelegenheit ſich zeigen, ſonſt ſind alle Ihre Künſte verloren. Denn wie lange können wir darauf rechnen, daß Ihre alberne Erfindung verborgen und der Briefwechſel zwiſchen Mann und Frau gehemmt bleibe, ein kleiner Zufall kann Alles verrathen, und dann ſtehen wir be-

ſchämt; der erfahrene Sünder dem Spott einer Dorfpfarrerstochter Preis gegeben."

Graf Schmieg erſchrack über des Fürſten bittern Ernſt. Er bat nur noch um einige Tage Geduld, vertrauend auf den Funken, dem, gleichwie Prometheus dem Himmel, er der Hölle entwandt hatte, und der Satan, großmüthiger als Jupiter, verließ ihn nicht.

Es iſt ſchon einige Mal erwähnt worden, daß der gute alte Pfarrer, der von Menſchenfurcht nichts wußte, zuweilen von der Kanzel ſehr vernünftige Dinge ſagte, die manchen unvernünftigen oder heiligen Dingen ſchnurſtracks zuwider liefen. Zum Exempel: daß man in jeder Religion, und auch wohl ohne Religion, ſelig werden könne, wenn man nur immer rechtſchaffen handle; daß überhaupt der Schöpfer kein Geſchöpf verdammen könne, dem er das Daſein ungebeten ertheilt, es in Lagen verſetzt, die nicht von ſeiner Willkür abhängen, vor deren Folgen es alſo auch nicht verantwortlich ſein dürfe, und was dergleichen mehr war, das freilich einer ehrſamen Bauergemeinde oft unverdauliche Koſt ſchien, auch ſchon einmal einen ſcharfen Verweis vom Ober-Conſiſtorium ihm zugezogen hatte. Der gute Mann beſaß nun einmal nicht die Gabe, die heutiges Tages ſo ſehr allgemein iſt, nämlich gegen ſeine Ueberzeugung zu predigen, und von Dingen, über die er daheim ſelbſt ſpöttelte, auf der Kanzel mit der frömmſten Salbung zu ſprechen. Er ſah freilich ſelber ein, daß ſolches Lichtan-

zünden seinen Bauern nicht fromme, und, statt die Kirche zu beleuchten, sie wohl gar in Brand stecken könne; er nahm sich auch jedesmal, wenn er die Kanzel bestieg, fest vor, das Evangelium rein und lauter zu predigen, und sollte es auch so albern und stoffleer sein, als das am Neujahrstage; da er aber von seinen Kanzelreden höchstens nur den Leibfaden niederschrieb, und alles übrige der Begeisterung seines Herzens überließ, so widerfuhr es ihm dennoch wenigstens jährlich ein paarmal, daß ihm Dinge, wie die oben erwähnten, entschlüpften. An Auflaurern und Wächtern für den reinen Glauben fehlte es unter den Zuhörern nie; es gab deren, die mit einer gewissen frommen Schadenfreude dergleichen Unbedachtsamkeiten sammelten, das schnell verfliegende Wort haschten, aus dem Zusammenhange rissen, es nackend und einzeln hinstellten, und, wenn sie das Maß voll glaubten, es von Seufzern begleitet in die Residenz schickten, um dort von der Lampe der Orthodoxie, die ewig brennend vor dem Grabe der Vernunft hängen muß, beleuchtet zu werden.

Eine solche schwere Klage war auch jetzt wieder seit mehrern Wochen im Consistorium eingelaufen; man hatte sie dem Beklagten zur Verantwortung zugeschickt, und dieser bekannte, seiner furchtlosen Wahrheitsliebe gemäß, daß ihm wohl von dem Angeschuldigten dies und jenes entfahren sein möge, obwohl er gegen dieſe Stellung der Worte, und dieſen Mangel an Zusammenhang, vieles einzuwen-

den habe. Wenn er indeſſen nicht läugnen könne, daß es Uebereilung ſei, dergleichen Privatüberzeugungen in den öffentlichen Vortrag einfließen zu laſſen, ſo dürfe er doch hingegen das Conſiſtorium auf den Umſtand aufmerkſam machen, daß ſieben Zehntheile ſeiner Bauern die redlichſten, wackerſten Menſchen ſeien, obſchon Alle unter ſeinen Augen geboren, und durch ihn ſelbſt in ihren Pflichten gegen Gott und Menſchen unterrichtet; ein Verhältniß, deſſen ſich ſchwerlich ſeine orthodoxeſten Nachbarn rühmen könnten. Er berief ſich zuletzt auf die Gemeinde ſelbſt, deren Liebe und Vertrauen zu ihm keine Grenzen kenne.

»Was er behauptet, iſt wahr,« ſagte der vernünftige Präſident des Conſiſtoriums, »ich habe ſelbſt Erkundigung davon eingezogen; wir müſſen daher ſchonend mit dem Greiſe verfahren. Ein gelinder Verweis, durch Gründe unterſtützt, wird ihn geneigter zur Vorſicht machen, als polternde Strenge. Ohnehin wird ja der Tod früh genug den alten Mann aus dem Amte ſetzen.« — Die Räthe und Aſſeſſoren ſtimmten dieſer Meinung bei; der Sekretär erhielt den Auftrag, den Verweis vorgeſchriebenermaßen anzufertigen — da erſchien plötzlich ein fürſtliches Kabinetsſchreiben, des Inhaltes:

»Se. Durchlaucht haben mit Allerhöchſtem Mißfallen vernommen, wie der Pfarrer Wille zu Buchendorf ſich bereits zum öftern beigehen laſſen, die reine chriſtliche Lehre auf der Kanzel durch gefährliche Sätze zu verunreinigen:

Sie seien nicht gesonnen, dergleichen Unfug länger zu gestatten, oder auch nur connivendo dabei zu verfahren, sondern halten es für eine Ihrer heiligsten Regentenpflichten, Ihren getreuen Unterthanen zur Warnung sowohl als zur Satisfaction, ein Exempel zu statuiren; befehlen daher Ihrem Consistorium ernstlich, bei dessen eigener Verantwortlichkeit und Vermeidung Allerhöchster Ungnade, die Sache auf das Strengste zu untersuchen, und binnen drei Tagen ein gesetzliches Urtheil zu fällen, welches sodann Sr. Durchlaucht zur Bestätigung zu übersenden sei.»

Den erschrockenen Gliedern, unbekannt mit der Quelle dieser ungewöhnlichen Strenge, blieb jetzt nichts anders übrig, als, nach Richtschnur der Kirchengesetze, den unglücklichen Greis in Person vor das Consistorium zu citiren, um daselbst öffentlich, nach angehörtem scharfen Verweis, von Mantel und Kragen entkleidet zu werden.

Mit diesem Urtheil in der Tasche, dem nur noch die Unterschrift des Landesherrn fehlte, trat der Fürst eines Abends unangemeldet in Charlottens Zimmer. Sie sprang erschrocken auf, denn noch nie hatte sie ihn hier empfangen. »Sie werden meine Freiheit entschuldigen,« sagte er bescheiden und mit kummervoller Miene, »wenn Sie die Veranlassung derselben hören. Schon seit einigen Wochen war ich besorgt um Ihren Vater —»

Mein Vater! ist er krank!

»Nicht krank, aber ihm droht ein ſchweres Leiden, das er freilich durch eigene Unbeſonnenheit ſich zugezogen.«

Hierauf erzählte er den Vorgang, der ihm ſogleich rapportirt worden, den er aber aus Schonung ihr verſchwiegen habe. »Ich hoffte immer, man habe den alten Mann blos verleumdet, doch leider hat er ſelbſt die Wahrheit der Anklage eingeſtanden. Ich empfahl meinem Conſiſtorium die möglichſte Gelindigkeit; es hat mir Gegenvorſtellungen gemacht, die zurück zu weiſen, mir die Pflicht verbeut. Ohne dieſe zu verletzen, durfte ich in die Sache mich weiter nicht miſchen, und harrte ängſtlich ſeines Urtheils. Es iſt geſprochen. Ich halte es hier in meiner Hand. Ihr Vater wird ſeines Amtes entſetzt —«

Um Gottes willen! ſchrie Charlotte.

»Er muß perſönlich erſcheinen, und öffentlich dulden, daß Mantel und Kragen ihm abgeriſſen werden.«

Charlotte ſchwankte nach einem Seſſel. Das hält der alte Mann nicht aus, ſagte ſie kraftlos hinſinkend.

»Mir blutet das Herz,« fuhr der Fürſt nach einer Pauſe fort, »und doch darf ich ihn nur bedauern. Das Einzige, was noch in meiner Macht ſteht, iſt Aufſchub von einigen Tagen, damit Sie Zeit gewinnen, ihm ſein Unglück beizubringen, und dieſer Schlag nicht ganz unvorbereitet ihn treffe. Drei Tage, liebe Charlotte, will ich noch mit meiner Unterſchrift zögern.«

Wie? Ihre Unterſchrift iſt noch vonnöthen?

»Allerdings.«

Und ohne dieſelbe iſt das Urtheil nicht giltig?

»So iſt es.«

Und Sie könnten ſo grauſam ſein, den rechtſchaffenſten Mann, einen Greis von ſiebzig Jahren, durch einen Federzug zu tödten?

»Sie zerreißen mir das Herz, aber wäre ich Ihrer Achtung werth, wenn ich die heiligſte Pflicht, meinem Volke eine reine Lehre zu erhalten, meiner Leidenſchaft opferte?«

Er ſagte noch manches, was Charlottens Schrecken vermehrte, ſein Ernſt war fürchterlich, ſie kaum noch ihrer Sinne mächtig. Sie weinte, bat, warf ſich zu ſeinen Füßen — er hob ſie auf, weinte mit ihr und blieb ſtandhaft. »Glauben Sie mir,« ſagte er tief bewegt, »mein Fürſtenhut drückt in dieſem Augenblicke mich ſchwer.« — Charlotte ſank erſchöpft auf ein Ruhebett, ihre Thränen floßen heiß, ihre Lippen verſtummten; nur die Worte: mein armer Vater! ſchluchzte ſie noch mit einem Tone, dem allein die taube Wolluſt zu widerſtehen vermochte. Der Fürſt ſah mit brennenden Blicken auf das reizende Weib herab, ſie war in ihrem Schmerz ſo ſchön!

»Charlotte!« hub er endlich an, »Sie haben eine unbegreifliche Gewalt über mich. Erholen Sie ſich, Ihr Vater iſt gerettet! wenn Sie ſelber wollen.«

Wenn ich will? wiederholte die Unglückliche, ihn mit zurückgehaltenem Athem und zweifelnder Hoffnung anstarrend.

»Sie fordern von mir die Verletzung einer strengen Pflicht, von deren Erfüllung mich nichts entbindet. Wie lange schon habe ich Charlotten um Verletzung einer eingebildeten Pflicht angefleht, von deren Erfüllung ihr unwürdiger Gatte selbst sie losgesprochen hat? — lassen Sie jetzt noch einmal mich den Bittenden sein! gewähren Sie der kindlichen Liebe, was Sie bis jetzt dem treuesten Liebhaber so eigensinnig weigerten! Sein Sie ganz mein, und das Urtheil liegt zerrissen zu Ihren Füßen.«

Nimmermehr! nimmermehr! schrie die Bedrängte und sank trostlos zurück.

»Nimmermehr?« wiederholte der Fürst empfindlich, »ist das Ihr letztes Wort?«

Charlotte schwieg.

»Wohlan,« fuhr er nach einer Pause fort, »ich habe Alles erschöpft, was die reinste Liebe mir eingab; sogar meine Pflicht war ich bereit einem Weibe zu opfern, das der Himmel zu meiner Qual schuf. Mein Stolz erwacht. Ich war ein Thor. Die Gerechtigkeit werde keinen Augenblick in ihrem Laufe gehemmt.« — Er sprach's, eilte zum nächsten Tische, ergriff eine Feder und stand im Begriff zu unterschreiben.

Fürſt! Erbarmen! ſchluchzte Charlotte mit kaum noch vernehmlicher Stimme. — Die Beſinnung verließ ſie — bewußtlos ſank ſie zurück — und als ſie erwachte, war ſie allein — das Urtheil lag zerriſſen zu ihren Füßen. — — —

An Wahnſinn grenzte ihre düſtere Verzweiflung! — Es war Nacht, der Regen ſchlug an die Fenſter, ſie öffnete ſie, blickte hinauf in die zerriſſenen Wolken, wurde einen Stern gewahr, und fluchte dem Sterne! — Plötzlich ergriff ſie eine Angſt, die ihr Herz zu erſticken drohte. Sie rannte in das Nebenzimmer, wo ihr Kind ſchlief, ſie riß es aus dem Bette, ſtürzte die Treppe hinunter, zwang den erſtaunten Pförtner, ihr die Hausthür zu öffnen, hüllte das ſchreiende Kind in ihr leichtes Gewand, flog durch die Straßen, vermied den Schimmer jeder Laterne, kam athemlos vor ihre eigene Wohnung, und klopfte ſo lange, bis die einzige alte Magd, der die Gewahrſam des Hauſes anvertraut war, die Thür ſchlaftrunken aufthat, und mit dem Ausruf des Schreckens: Herr Jeſus, ſind Sie es! zurücktaumelte.

Ohne zu antworten, ſtürmte Charlotte die Treppe hinauf, und jetzt endlich, da ſie beim düſtern Schein der einzigen Lampe das wohlbekannte Zimmer mit den wohlbekannten Gegenſtänden erblickte, jetzt erbarmte ſich die Natur, mit einem Thränenſtrom fiel ſie zu Boden. Die beſtürzte Magd fing das Kind in ihren Armen auf. Sie

wollte auch der Mutter beiſtehen, aber Charlotte verſchmähte jede Hilfe, und keine Bitte konnte ſie bewegen, den Boden zu verlaſſen, wo ſie den Fuß von ihres Mannes Schreibtiſch umklammert hielt.

Die arme alte Magd litt Höllenangſt. Sie hätte ſo gern einen Arzt geholt, aber wie konnte ſie Mutter und Kind in dieſem Zuſtande allein laſſen? ſie trippelte bebend von der einen zum andern, und da jene mit geſchloſſenen Augen unaufhörlich wimmerte, dieſes mit offenen Augen unaufhörlich ſchrie, weil es ſeine Wärterin vermißte, ſo wurde die alte Perſon endlich ſo verwirrt, daß ſie der Mutter mit dem ſchwarzen Manne drohte, und das Kind um ſeines Kindes Willen beſchwor, ruhig zu werden. Sie würde bei Beiden nichts ausgerichtet haben, hätte nicht endlich die Stimme der Natur aus dem Kinde in das krampfhaft zuſammengeſchnürte Herz der Mutter geſchrien. Wie eine von Nachtfroſt angehauchte Blume dem Strahle der Morgenſonne ſich langſam wieder öffnet, ſo ihre Bruſt der Mutterliebe. Sie wand ſich aus dem Staube empor, kroch zu dem Kinde, nahm es kniend auf ihre Arme und ſchaukelte es in den Schlummer. Doch faſt wäre ſie abermals mit der geliebten Laſt zu Boden geſunken, als die Alte, die ſich hier und dort allerlei zu ſchaffen machte, von ungefähr den Strahl der Lampe auf Fernau's lächelndes Bild an der Wand fallen ließ. Charlotte ſchrie laut auf, das halb entſchlummerte Kind erwachte zuckend, und die Magd

glaubte, ſie habe ein Geſpenſt erblickt. Gott ſtehe uns bei! murmelte ſie und kreuzigte ſich. Sie zündete Licht an, ſo viele ſie deren im Hauſe hatte, ohne zu ahnen, daß ſie Charlottens Qual durch jedes neue Licht vergrößerte, denn in jedem Winkel gewahrte ſie Gegenſtände, die, an ſich unbedeutend, Erinnerungen froher Vergangenheit mit Martern der Gegenwart zuſammenknüpften. Hier lag noch das Couvert eines Briefes mit der Adreſſe ihres Mannes — (ſie ſchauderte vor dem Namen, den ſie geſchändet hatte) — dort unter dem Spiegel das Buch, das er zuletzt ihr vorgeleſen; dort wieder auf dem Sofa ein paar Handſchuhe, die ſie ihm zur Reiſe geſtrickt, und er, über dem wehmüthigen Abſchied von ihr, vergeſſen hatte. Ach! und als ſie das Auge erhub, da fiel es über dem Sofa auf einen verwelkten Kranz von Erdbeerblättern, der unter ihrem eigenen Bilde hing, und den Fernau an ihrem Geburtstage ſcherzend mit ſüßen Erinnerungen durchflochten hatte. Sie ſchloß wimmernd ihre Augen, und die ganze verlorne Unſchuldswelt bewegte ſich vor ihr in einem blutigen Schleier.

So lag ſie auf den Knien, über das ſchlummernde Kind gebückt, bis zum anbrechenden Tage, wo die alte Magd es in Gottes Namen wagte, zu einem Arzt zu laufen, der glücklicherweiſe in der Nähe wohnte. Als ſie mit dieſem zurückkehrte, fanden ſie die Unglückliche noch in unveränderter Stellung und trugen ſie bewußtlos in's Bett. Lange ſuchte der Arzt den kaum noch fühlbaren Puls;

er schüttelte den Kopf, fragte viel und die Alte wußte ihm nichts zu beantworten. Er verschrieb einige krampfstillende Mittel, die leichter zu verschreiben, als Charlotten beizubringen waren, und ging, um zu überlegen, wofür er die Krankheit halten und nach welchem der neuern Sisteme er sie behandeln solle.

In des Grafen Hause hatte Charlottens seltsame Flucht nicht geringe Bestürzung erregt. Nach seiner so oft erprobten Weiberkenntniß mußte sie ruhig und fröhlich werden, und sorglos taumeln, sobald nur der erste Schritt in dem blumenreichen Abgrund überwunden war, gleichwie ein schwerer Stein auf dem Gipfel des Berges mühsam bis zum Abhange gewälzt, endlich von selbst lustig in die Tiefe rollt. Der kluge Mann hatte sich geirrt, stand nun da wie ein Knabe, dem sein Eichhörnchen die Kette zerbissen hat, und der mit offenem Maule zusehen muß, wie es auf dem unerreichbaren Dache herumspazirt. Der Fürst tobte, als er das Geschehene erfuhr, denn der erzwungene Genuß, statt seine Begierden zu stillen, hatte sie nur heftiger angefacht. Der treue Spießgesell tröstete ihn mit der Versicherung, Charlottens Verzweiflung sei der Todeskampf der Unschuld, oder gar nur ein weibliches Kunstwerk, erschaffen, um den Preis der Gunst zu erhöhen, den Genuß zu schärfen, vor Sättigung zu bewahren. Se. Durchlaucht sollten nur seiner Leitung vertrauen, der schamhaften Ziererei einige Spieltage gönnen, und dann versichert sein,

daß der bisherige Klippenfußsteig, welchen Dero Liebe habe wandeln müssen, nächstens mit der großen Heerstraße gewöhnlicher Buhlschaft zusammenstoßen werde.

So ganz wohl war ihm aber doch selbst nicht bei der Sache zu Muthe, und seine Bestürzung wurde noch Kummer, als er gegen Mittag bei Charlottens Wohnung vorfuhr, und weder Bitten, Drohungen noch Bestechungen die alte Magd bewegen konnten, ihm den Einlaß zu verstatten. Er floh an den welken Busen seiner edlen Gemahlin, um mit ihrer Hilfe einen neuen dienstbaren Geist der Hölle zu beschwören.

Des armen Fernau Lage war indessen immer peinlicher geworden, und das stets vergebliche Harren auf Briefe von Charlotten trieb seinen Unmuth auf's Höchste. Eines Morgens ließ er bei dem Minister sich melden, und als dieser, vorgegebener Geschäfte halber, seinen Besuch verbat, fuhr er mit heftigen Bitten so dringend fort, bis endlich die Thüren ihm sich öffneten. Der alte Graf empfing ihn wie immer, kalt, ernst und feierlich, aber der Unglückliche wurde nicht wie sonst dadurch zurückgeschreckt. Es entspann sich folgendes Gespräch:

Der Graf. Was steht zu Ihren Diensten, Herr Legations-Rath?

Fernau. Ew. Excellenz sehen einen Menschen vor sich, der in Verzweiflung ist. Fast sechs Wochen sind es

nunmehr, seit ich von meiner geliebten Frau keine Silbe erfahren.

Der Graf (mit einem kaum merkbaren Lächeln). Von Ihrer geliebten Frau?

Fernau. Auf keinen meiner Briefe erhalte ich Antwort. Es muß etwas vorgegangen sein, o gewiß muß ein Unglück sie betroffen haben!

Der Graf. So bald schon?

Fernau (befremdet). So bald? darf ich Ew. Excellenz um Erläuterung dieses Ausdruckes fragen?

Der Graf. Nun, ich meine, es sind ja kaum drei Monate seit unserm Hiersein verflossen, und bei Ihrer Abreise war das Glück Ihrer Frau Gemahlin nur erst in Blüte getreten.

Fernau. Ich verstehe Ew. Excellenz nicht. Vielleicht ist meine Verwirrung daran Schuld. Ich kann diesen Zustand nicht länger ertragen. Um Gotteswillen, Herr Graf! Sie erhalten oft Briefe, haben Sie keine Nachricht aus der Residenz, meine Frau betreffend?

Der Graf (mit edlem Unwillen). Wie käme ich dazu?

Fernau. Nun so haben Sie die Gnade, mir einen Urlaub von vierzehn Tagen zu bewilligen. Ich muß hin! ich muß dies ängstliche Räthsel lösen!

Der Graf. Herr Legations-Rath, Sie haben Ihre Anstellung unmittelbar von dem Fürsten erhalten, und

meine Instruktionen Ihretwegen sind gleichfalls so räthselhaft, daß ich Ihnen keinen Urlaub ertheilen kann.

Fernau. Mein Gott! was soll das heißen? wie finde ich denn auf einmal in das unerklärlichste Schicksal mich verstrickt?

Der Graf (sich von seinem Sitz erhebend). Die Frage, dünkt mich, kommt zu spät. Haben Sie mir sonst noch etwas zu sagen? mich rufen Geschäfte.

Fernau. Herr Graf, um Gotteswillen! wodurch habe ich Ihren Unwillen verschuldet? ich muß täglich sehen, daß Sie mit dem geringsten Ihrer Bedienten so mild und menschenfreundlich umgehen, warum bin nur ich von dieser Güte ausgeschlossen? warum entziehen Sie nur mir Ihr Vertrauen? würdigen mich nicht einmal der Prüfung? — Das Bewußtsein meiner Unschuld, meiner Redlichkeit, geben mir heute den Muth, Ew. Excellenz zu erinnern, daß ein edler Mann einem rechtschaffenen Manne nicht verschweigt, was er gegen ihn hat, wenn er von diesem mit gekränktem Herzen dazu aufgefordert wird.

Fernau sagte das mit großer innerer Bewegung, und seine Augen wurden feucht dabei. Der Minister sah ihn lange schweigend und forschend an. Fernau schlug das feuchte Auge nicht nieder. — »Sollten Sie in der That nicht ahnen," sprach endlich der Graf, »was einen Mann von meiner Denkungsart nothwendig gegen Sie einnehmen mußte?"

Fernau (mit Ungeſtüm). Ich will Ihrer Achtung ewig unwerth ſein, wenn ich die leiſeſte Ahnung davon habe.

Der Graf (nach einer Pauſe). Wohlan! Sie haben mich aufgefordert, und ſich ſelbſt es beizumeſſen, wenn, was ich ſagen werde, Ihnen bitter ſcheint. Der Fürſt hat einem alten, verdienten Manne in meiner Kanzlei Sie vorgezogen, Sie mir zum Gehilfen aufgedrungen — um Ihrer ſchönen Frau willen.

Alles Blut floh plötzlich aus Fernau's Wangen, ſeine Knie ſchlotterten — „Herr Graf," ſtammelte er mit offenem Munde. Der Miniſter fuhr fort: »Ihre ſchöne Frau wohnt, ſeit Ihrer Abreiſe, in dem nichtswürdigen Hauſe des Grafen Schmieg, wo der Fürſt ſie täglich ſieht, ſie wird mit den koſtbarſten Geſchenken überhäuft, ſie ertheilt nach Gutdünken alle Gnadenbezeugungen, ſie lebt in einem Taumel von angenehmen Zerſtreuungen, ihr Verhältniß zu dem Fürſten iſt ſtadt- und weltkundig, ſie hat Ihnen ſeit ſechs Wochen nicht geſchrieben — iſt Ihnen das Räthſel gelöſt?"

Fernau wankte und ſank wie eine Leiche auf dem Sofa des Miniſters. »Wär' es möglich!" rief dieſer erſtaunt, »ſollten Sie von alle dem nichts gewußt haben?"

»Ach Gott! würde ich dann noch leben!" ſtammelte Fernau leiſe und ſaß erſtarrt, wie ein Marmorbild.

Der Graf. So wäre wohl gar Ihre Sendung hieher keine Folge Ihres eigenen Verlangens? so hätte man Sie blos entfernen wollen?

Fernau. So iſt es.

Der Graf (erſchüttert und ſeinen ganzen feierlichen Ernſt in die Züge des theilnehmendſten Wohlwollens wandelnd). Armer Mann!

»Ich bin vernichtet!« murmelte Fernau und wurde ohnmächtig. Erſchrocken wollte der Miniſter die Klingel ziehen, beſann ſich aber ſchnell, holte ſelbſt das Nöthige herbei, um den Unglücklichen in's Leben zu rufen, war mit der menſchenfreundlichſten Sorgfalt um ihn beſchäftigt, und als Fernau ſich endlich erholte, ergriff der alte Mann ſeine Hand, drückte und ſchüttelte ſie: »Ich habe Ihnen Unrecht gethan, Herr Fernau, ich bitte es Ihnen ab, und möchte es gern wieder gut machen. Meiner Inſtruktion zu Folge dürfte ich Sie nicht hier wegſchicken, aber man kennt mich ſchon, ich laſſe mich nicht zu Bubenſtücken mißbrauchen. Reiſen Sie, ſobald Sie wollen, ich nehme es auf mich. Gebe Gott, daß Sie nicht zu ſpät kommen!«

Fernau wankte hinaus. Wer ihm begegnete, erſchrack, blieb ſtehen, ſah ihm nach, und ſprach zu ſich ſelbſt: der Mann iſt ſehr krank. Er aber ſah Niemanden, vor ſeinem Blicke floß Alles bunt zuſammen, er tappte längs den Mauern, und kam wie ein Träumender nach Hauſe. Der Bediente entſetzte ſich: »Mein Gott! Herr Fernau,

was iſt Ihnen widerfahren? — »Poſtpferde!« war das einzige Wort, was er ſeinem Herrn zu entreiſſen vermochte, das einzige, was er auch dann noch zuweilen bewußtlos ausſprach, als ſie ſchon längſt auf dem Wege nach der Reſidenz ſich befanden. Wie er in den Wagen gekommen? was unterwegs mit ihm vorging? wohin ſie reiſten? von alle dem wußte er nichts. Der Bediente ſchlug auf gut Glück dieſe Straße ein, weil er auf keine Frage eine Antwort empfing, und ſeinen Herrn für ſehr krank hielt. In dieſem Glauben beſtätigte ihn Fernau's Fühlloſigkeit gegen Hunger und Durſt. Keine Bitten waren vermögend, ihm irgend eine Nahrung aufzudringen. Er ſah, ſtatt aller Antwort, den treuen Diener ſtarr an, und lächelte dabei ſo unheimlich, daß die Angſt des guten Menſchen ſich mit jeder Meile verdoppelte, und er Alles aufbot, um ſeinen kranken Herrn, für deſſen Kopf ihm bange wurde, ſo ſchnell als möglich heimzuführen.

Am Thor der Reſidenz wurde er endlich aus ſeiner Betäubung aufgerüttelt, als der wachhabende Offizier ihn um ſeinen Namen befragte. »Ich heiße Fernau,« ſagte er erſchrocken, und in demſelben Augenblicke glaubte er ein Lächeln auf dem Geſichte des Offiziers zu erblicken. »Ja, ja, ich heiße Fernau,« rief er noch einmal, und lachte ſo bitter und ſo laut, daß der Offizier ihn ſehr befremdet anſah, und im Begriffe ſtand, die vermeinte Beleidigung zu erwiedern. Als er aber dies Leichengeſicht mit dem lan-

gen schwarzen Bart gewahrte, und zugleich der Bediente ihm mit Achselzucken einen Wink gab, sagte er: »Schon gut, fahren Sie nur weiter.«

»Ja, ich fahre weiter!« lachte Fernau gräßlich, und hin rollte der Wagen, und lachend sah er die bekannten Straßen und lachend hielt er vor seinem Hause. »Gott sei Dank!« sagte der Bediente, als er ihm aus dem Wagen half. Fernau starrte ihn an, bemerkte zwei helle Thränen, die dem Menschen über die Backen liefen, und plötzlich überfiel ihn ein Zittern, sein Bewußtsein kehrte zurück, er lehnte sich auf den Bedienten, wollte die Treppe hinauf wanken, mußte aber schon auf der zweiten Stufe athemlos stehen bleiben, und das Geländer umklammern.

Indessen hatte das Posthorn die alte Magd herbeigezogen. »Sind Sie es, lieber Herr? ach! Gott sei gelobt, daß Sie kommen! Madame ist so krank!« — Ha, dies Wort, sonst ihm so schrecklich, jetzt neubelebend. — »Wohnt meine Frau hier,« fragte er mit Ungestüm.

»Sie ist schwer krank und liegt zu Bett,« antwortete die Magd.

Verleumdung! Verleumdung! jauchzte er nun laut, und alle seine Kräfte kehrten plötzlich zurück, und er jubelte die Treppe hinauf, und ohne einen andern Gedanken als den: die kranke Charlotte müsse unschuldig sein, da sie nicht mehr bei dem Grafen Schmieg wohne, stürzte er

mit dem Geſchrei: Verleumdung! Verleumdung! bis vor das Bett der Unglücklichen.

Als Charlotte ihn erkannte, fuhr ſie hoch von ihrem Lager auf, und kreiſchte, daß es Mark und Gebeine durchdrang, fiel dann kraftlos nieder und verbarg ihr Haupt unter der Decke. »Charlotte!« ſagte er mit der ſanfteſten, liebevollſten Stimme, »meine gute, geliebte Charlotte! kennſt du mich nicht? ich bin es, dein treuer Fernau, ſieh mich doch an, laß mich doch den Kuß des Wiederſehens auf deine Lippen drücken.« — Er verſuchte mit ſanfter Gewalt ihr die Decke vom Geſicht zu ziehen — da hörte er ſie wimmern, wie der Wahnſinn zu wimmern pflegt — erſchrocken horchte er, und vernahm aus dem Gewimmer die Worte: der Fürſt — mein Verderben —

Er ſchauderte zurück, als hätte ihn ein Geſpenſt des Vatermords angeklagt; die letzte unnatürliche Anſtrengung wich auf einmal einer gänzlichen Abſpannung, er taumelte in ſein Zimmer, und ſtammelte, bringt mich zu Bett! — Kaum war das geſchehen, als ihn das Fieber ſchüttelte, und er Wochen lang in wohlthätiger Bewußtloſigkeit lag.

Die arme Charlotte! nicht minder krank als er, doch bedauernswerther, denn ſie wußte alles, was um ſie vorging, und flehte vergebens um den Tod. Fernau's ſtarke Natur behielt endlich die Oberhand, denn nur der langſam zerſtörende Gram tödtet, nicht die ſchüttelnde Verzweiflung.

Er kam zu ſich und ſtaunte über die Veränderung, die mit ihm vorgegangen. In ſeinem Herzen war Grabes Stille und Grabes Kälte; eine ſtumpfe Gleichgiltigkeit machte ihn ſanft, wie ein Lamm; er litt Alles, und ihm war Alles einerlei. Er konnte Stunden lang das Auge an eine Stelle heften, man hätte ſchwören ſollen, er ſei in tiefes Nachdenken verſunken, während er gar nichts dachte. Eine heitere Morgenſonne, die jeden Geneſenden ſonſt erquickt, beſuchte vergebens ſchmeichelnd ſein Lager. Er fragte nicht nach Charlotten, auch nicht einmal nach ſeinem Kinde, er ſchien beide vergeſſen zu haben.

Um ſo ängſtlicher forſchte ſeine unglückliche Gattin täglich nach den Fortſchritten ſeiner Geſundheit. An ihrer Blüte nagte der Wurm zwar ohne Aufhören, doch langſam, ſie konnte herumwanken, denken, Gedanken verfolgen, den ganzen Schlangenpfad ihres Schickſals überſchauen, von den Blüten und Blumen an, auf welchen ſie einſt ſchuldlos wandelte, bis zu dem Dornengeſträuch, das ſie jetzt gefangen hielt. Ach! ſie wäre ſo gern die Krankenwärterin ihres Mannes geweſen, aber ſie wagte es nicht, an ſein Lager zu treten, ſie fühlte ſich unwerth, vor ihm zu erſcheinen. Daß nach dem Verluſt ihrer Unſchuld Wiedervereinigung mit dem Geliebten noch möglich ſei, dieſe Hoffnung befleckte ihre Reue nicht. Doch daß er, von Allem unterrichtet, ihr verzeihen könne und werde, das wagte ſie zu hoffen, es war ihr letzter Wunſch auf Erden; und ſobald

sie erfuhr, Fernau habe das Bett verlassen, scheine ruhig, beschäftige sich mit Lesen, frage auch wohl dann und wann nach häuslichen Angelegenheiten; so schrieb sie ihm einen langen Brief, in dem sie ihre ganze Seele offen darlegte, und den Faden der Begebenheiten entwickelte, so weit sie vermochte. Daß er selbst den Keim der Eitelkeit zuerst geweckt und gepflegt, verschwieg sie nicht; denn sie fühlte, an diesem Ringe hänge die ganze Unglückskette: aber sie sprach davon nicht vorwerfend, nur Irrthum beklagend: sie wollte ihre Schuld nicht verkleinern, nur seines Mitleids sich würdig zeigen. Mit dem Bewußtsein hingegen einer unverdienten schweren Kränkung, erwähnte sie seines Verhältnisses zu dem Fräulein von Heldrungen, und des Versuchs, von einer liebenden Gattin sich loszureißen, die damals seiner ganzen Zärtlichkeit noch würdig war. »Doch auch diese unbegreifliche Verirrung,« schrieb sie, »würde keine Verletzung meiner Pflicht nach sich gezogen haben, wenn nicht das Schicksal, das meinem Vater drohte, mich überwältigt hätte.« Sie schloß mit der rührendsten Bitte, daß er ihr verzeihen, und ohne Groll von ihr scheiden wolle; so wie sie jene grausame Beleidigung ihm von ganzem Herzen verzeihe, da zugleich in ihr der Trost liege, daß er auch ohne sie glücklich sein könne; ein Trost, den sie leider nicht im Stande sei, ihm zurück zu geben. »Du liebtest mich ja schon nicht mehr,« — so lauteten ihre letzten Worte, »als du fähig warst, das arme Dorfmädchen der reichen Freiherrn-Tochter aufzuopfern, und die Grausamkeit hinzufügtest,

das traurige Schickſal, das dein Ehrgeiz über mich verhängte, mir nur durch Fremde kund werden zu laſſen, indeſſen du ſechs Wochen lang hartnäckig ſchwiegſt, und die Thränen nicht achteteſt, in welchen ich meine Briefe an dich badete. Es wird dir alſo leicht werden, mir die letzte Bitte zu gewähren, die ich für dieſes Leben an dich habe, die Bitte um Verzeihung!"

Fernau empfing dieſen Brief ohne ſichtbare Bewegung, nur Verwunderung zeigte ſich in ſeinen Blicken. Er beſann ſich lange, und betrachtete die Aufſchrift, als ſei die Hand ihm fremd. Doch nach und nach, ſo wie er las, ſchien jede Erinnerung, und mit ihr ſeine Zärtlichkeit zu erwachen. Zum erſten Male färbte ſeine Wange ſich wieder, zum erſten Male wurde ſein Auge wieder feucht. Sein Herz erweiterte ſich und eine ſanfte Wärme durchſtrömte es, die ihn leicht über die Schwelle ſeines Krankenzimmers hinweg, in Charlottens Arme hätte ziehen können. Als er aber an die Stelle kam, wo von ſeinen Verhältniſſen zu einem Fräulein von Heldrungen die Rede war (ein Name, den er in ſeinem Leben nicht hatte ausſprechen hören), als er die Beſchuldigung las, Charlottens zärtliche Briefe in ſechs Wochen nicht beantwortet zu haben; da lächelte er bitter, ſein Herz zog ſich in ſchmerzhaftem Krampfe wieder zuſammen, er ſchämte ſich in Charlottens Namen des niedrigen Kunſtgriffs; er hielt nun nicht allein ihren Körper für entweiht, ſondern auch ihre Seele für entadelt,

warf unwillig das Blatt in den Kamin, und fiel in seinen vorigen Stumpfsinn zurück.

Vergebens harrte die Unglückliche drei Tage lang auf Antwort. Sein Schweigen empörte ihr Gefühl. Sie war sich bewußt, nur Mitleid, nicht Verachtung zu verdienen. Sie hatte ihr ganzes Herz so kindlich vor ihm ausgeschüttet, hatte nichts verschwiegen, nichts bemäntelt — und er, dem sein Gewissen doch eine größere absichtliche Verirrung vorwerfen mußte, er würdigte sie keiner Antwort! — Zehnfach bitterer wurden jetzt die Thränen der Reue, da sie mit dem Blute des tiefgekränkten Herzens sich mischten.

»Vielleicht thue ich ihm Unrecht,« rief sie am Morgen des vierten Tages, »vielleicht ist er noch kränker als ich glaube, oder man mir gestehen will. Seine Seele leidet, er ist allein mit dem Gram über mein Elend und eigene fehlgeschlagene Entwürfe. Ihm fehlt ein Herz, dem er vertrauen, ein Gegenstand, der ihn zerstreuen könnte. Ich will sein Kind ihm schicken. Kann es gleich Freundes Stelle nicht vertreten, so kann es doch lächeln und liebkosen.«

Sie rief der Kleinen und putzte sie niedlich heraus, und sagte: »freue dich, Lottchen, du sollst zum Vater gehen.« Und das Kind freute sich über die hübschen Bänder und auch über den Vater, der ihm etwas mitzubringen versprochen hatte. Fernau hatte noch nicht ein einziges Mal nach seiner Tochter gefragt, und ohne Theilnahme zugehört,

wie ſein treuer Diener oft und gern von dem freundlichen Lottchen ſprach, weil er ſeines Herrn Trübſinn damit zu verſcheuchen hoffte; bis jetzt war es ihm aber nie gelungen, dem feſt verſchloſſenen Herzen auch nur einen Seufzer der Vaterliebe zu entlocken. Freudig übernahm er den Auftrag, das Kind hinüber zu führen.

Der Kranke ſaß auf einem Sorgeſtuhl, als ſeine Thür ſich öffnete und die Kleine an der Hand des Bedienten herein trat. Dort iſt Vater, ſagte dieſer, und ſchob ſie ſanft von ſich. Aber Lottchen fürchtete ſich, als es den Mann mit dem hohlen Auge ſtarr und ſtumm nach ſich hinblicken ſah. Sie kannte den Vater nicht mehr, ſchmiegte ſich anfangs ſcheu an den Diener, und da Fernau's Lippen nur bebten, aber keinen Laut hervorbrachten, ſein Auge in den tiefen Höhlen wild rollte; ſo fing ſie an zu weinen und wollte fort. Umſonſt verſuchte der Bediente das erſchrockene Kind zu beruhigen, es ſchrie immer heftiger, und wurde endlich hinausgeführt, ohne daß ſein armer Vater ſich dem im Geringſten widerſetzte. Indeſſen hatte die Erſcheinung ſeines Lieblings dennoch heftig auf ihn gewirkt, die Seelen-Starrſucht verließ ihn; als er allein war, fing er an zu weinen, und je häufiger ſeine Thränen floſſen, je freier fühlte er die Bruſt. Zum erſten Male reihte ſich wieder Gedanke an Gedanken; das Pflichtgefühl, dem Kinde ſein Leben zu erhalten, erwachte; die Ueberzeugung, daß es ſo nicht bleiben könne, wurde lebendig; die Nothwendigkeit,

einen Entſchluß zu faſſen, ſtand klar vor ihm. Aber welchen? — um dieſe ſchwere Frage zu beantworten, war ſein Geiſt noch zu kraftlos. Es muß anders werden! wiederholte er ſich an dieſem Tage hundertmal, doch wie es anders werden ſollte, begriff er noch nicht. Vielleicht hätte er noch manche Woche unentſchloſſen verträumt, wäre er nicht plötzlich von außen her durch einen Zufall beſtimmt worden.

Abends in der Dämmerung ließ ein Fremder ſich bei ihm melden. Fernau, der ſeit ſeiner Zurückkunft weder Bekannte noch Unbekannte geſehen hatte, befahl ihn abzuweiſen, ſeine Krankheit vorſchützend. Aber der Fremde hielt ſo dringend an, verſicherte, ſein Geſchäft ſei ſo wichtig, das ganze Glück ſeines Lebens hänge davon ab, daß Fernau endlich nachgab. Unter tiefen, wellenförmigen Verbeugungen ſchob der Kriegs-Kommiſſär Rauber ſich in's Zimmer, holte weit aus von ſeiner Ehrlichkeit, wie er durch Lieferungen im Kriege ſich kaum ein Stückchen Brot für ſeine alten Tage erworben, das ihm dennoch von Feinden und Neidern mißgönnt werde, denen es ſogar gelungen ſei, ihn bei Sr. Durchlaucht anzuſchwärzen, als habe er auf Koſten der darbenden Truppen Millionen gehäuft, darob Se. Durchlaucht in Ungnade geruht, eine Kommiſſion niederzuſetzen, um ihn ſtrenge Rechnung ablegen zu laſſen. Durch eine Feuersbrunſt habe er eine Menge Quittungen eingebüßt, befinde ſich daher allerdings in der

peinlichſten Verlegenheit, und weine ſammt Kindern und Kindes-Kindern täglich vor Gott mehrere blutige Thränen.

Fernau wurde ungeduldig, denn er kannte den Mann als einen Erz-Gauner. »Wenn Sie wahr reden,« fiel er ihm in's Wort, »ſo bedaure ich Sie, aber was wollen Sie bei mir? ich kann Ihnen nicht helfen.«

»Wer ſonſt? mein Gütigſter, Vortrefflichſter!« verſetzte Rauber mit einem halb demüthigen, halb ſchelmiſchen Lächeln, »wenn die Frau Gemahlin ein kleines Wörtchen, ich will nicht einmal ſagen ſprechen, nur ſo obenhin fallen laſſen wollten —«

»Ja ſo!« lachte Fernau wild auf, »nun da müſſen Sie ſich an meine Frau wenden.«

»Ach Gott! habe mich ja ſchon dreimal bei der allergnädigſten Frau melden laſſen, Hochdieſelbe geruht nicht, meine demüthigſte Aufwartung anzunehmen.«

Fernau (mit verbiſſener Wuth). Genug, Herr Rauber, ich kann dabei nichts thun, ich empfehle mich Ihnen.

Rauber. Ach Gott! mein Vortrefflichſter! laſſen Sie mich doch nicht ohne Troſt von ſich wanken! ich bin ja gern erbötig, ſo viel mein Bischen Armuth verſtattet, mich dankbar zu erweiſen. — Bei dieſen Worten legte er einen ſchweren Beutel auf den Tiſch.

Mit der wenigen Kraft, die dem kaum Geneſenen noch übrig war, ergriff er haſtig den Beutel, und warf

ihn dem Kerl in's Geſicht. »Geh', Schurke!« rief er wüthend, »ſuche Hilfe bei Leuten deines Gelichters!«

»Nun, nun,« verſetzte der Elende trotzig, indem er den Beutel aufhob und zu ſich ſteckte, »mich dünkt, das thue ich ja eben. So leicht iſt mir mein Erwerb freilich nicht geworden, als gewiſſen Leuten, aber ich achte mich darum um nichts ſchlechter. Die Frau Gemahlin hat wohl Andern aus der Patſche geholfen, die es noch weit ſchlimmer gemacht haben, als ich,« — und nun führte er eine Menge Namen von Leuten an, die Fernau allerdings als ausgemachte Schurken bekannt waren, und welchen freilich die getäuſchte Charlotte ohne Unterſuchung ihr Vorwort geliehen hatte, weil es, um ſie zu rühren, genug war, über Unglück zu jammern und ein paar Thränen zu erheucheln. — »Das wird ſie denn auch nicht umſonſt gethan haben,« ſo endigte Rauber, »und da ich ſo gut als jene im Stande bin, die paar glatten Wörtchen mit Gold aufzuwiegen, ſo hätte ich mir wohl ſchmeicheln dürfen —«

Während der Nichtswürdige redete, hatte Fernau mit Heftigkeit die Klingel gezogen, der Bediente ſtürzte herein, und kaum hatte ſein Herr ſo viel Athem, ihm zu befehlen, daß er den Kerl zur Thür hinaus werfen ſolle. Rauber fand nicht für gut, das abzuwarten, ſondern begab ſich belfernd auf die Flucht.

Fernau bebte an allen Gliedern, aber noch weit mehr fühlte er ſein Inneres empört. »Gott! Gott!« rief er aus, »ſo tief konnte dieſes Weib ſinken!« — lange ſaß er mit gefalteten Händen, den ſtieren Blick an den Boden geheftet, ſchweigend und wiederkäuend. Aber plötzlich ſprang er auf wie ein geſunder Mann. „Ich danke dir, Schurke!“ rief er mit lauter Stimme, »du haſt die Kraft zu handeln in mir geweckt.« — Seit dieſem Augenblicke fühlte er keine Schwäche mehr. Er forderte eine Flaſche Wein, trank, ſchrieb Briefe, kramte unter ſeinen Papieren bis ziemlich ſpät in die Nacht.

Charlotte erfuhr dieſe plötzliche Verwandlung, ohne doch zu wiſſen, was vorgegangen. Sie freute ſich ihrer als eines Zeichens wiederhergeſtellter Kräfte, und faßte den ſauren Entſchluß, am andern Morgen ſelbſt auf ſein Zimmer zu gehen, um endlich einmal die ſchwere Laſt vom Herzen zu wälzen, der ſie unterlag. Mit dieſem Vorſatz, der ihr eine Art von Beruhigung einflößte, ging ſie zu Bett, und genoß, nach ſo vielen durchwachten und durchweinten Nächten, zum erſten Male wieder eines erquickenden Schlummers. Doch ſchon früh weckte ſie die Angſt, die nothwendig den Schritt begleiten mußte, den ſie zu thun ſich vorgenommen. Sie ſtand auf, kleidete ſich ſchnell und nachläſſig, weil ein zartes, aber undeutliches Gefühl ihr ſagte, ſie müſſe heute nicht ſchön ſein wollen. Dann ſchlich ſie in das Zimmer ihres Kindes, um durch deſſen Anblick

ihren Muth zu beleben. Sie fand es nicht mehr im Bett, doch das befremdete ſie nicht, denn ſchon öfter hatte die alte Magd, wenn das Kind unruhig war, es zu ſich genommen, um den Schlaf der kranken Mutter im Nebenzimmer nicht zu ſtören. Sie klingelte. Die Alte erſchien zögernd. »Bring mir mein Kind,« ſagte Charlotte.

Ach Gott! Madame, — ſtotterte jene und fing an zu ſchluchzen.

»Um Gotteswillen! wo iſt mein Kind? was iſt ihm widerfahren?«

»Der Herr iſt gleich nach Mitternacht abgereiſt, und hat das Kind mitgenommen.«

Sinnlos ſtürzte Charlotte zu Boden, und als dennoch das grauſame, unzerſtörbare Leben ſich ihr wieder aufdrang, da händigte die Magd ihr ein Billet ein, welches Fernau zurückgelaſſen. Sie las:

»Madame! — Sie begreifen, daß ich weder bei Ihnen bleiben, noch mein Kind Ihnen laſſen kann. Für Ihren Unterhalt würde ich ſorgen, wenn es bei meinem beſchränkten Vermögen nicht lächerlich wäre, mit einem Fürſten wetteifern zu wollen. Ich weiß, daß Ihr Einfluß eine Quelle des Reichthums für Sie geworden, und halte es daher für überflüſſig, einer Sache weiter zu erwähnen, die in Ihren Augen eine bloße Kleinigkeit ſein muß. Das Wenige, was ich beſitze, werde ich meiner Tochter zu erhalten ſuchen, meine ganze Zärtlichkeit aber ihr dadurch be-

weiſen, daß ich vor böſen Beiſpielen ſie bewahre. Sie werden alſo das Kind nicht wiederſehen, das ohnehin Sie nur an den gemißhandelten Vater erinnern würde. Auch die Wohnung in meinem Hauſe kann nur läſtige Erinnerungen in Ihnen wecken, und ich vermuthe daher, daß Sie ſolche bald verlaſſen werden. Meinen Namen muß ich Ihnen Preis geben, doch, wenn mein letzter Wunſch noch etwas bei Ihnen gilt, ſo bewegen Sie den Fürſten ſo bald als möglich, Sie in einen höhern Stand zu erheben, damit auch dieſer unglückliche Name kein Bild vergangener Zeiten Ihnen zurückrufe. Ihrem Vater habe ich geſchrieben, daß Sie geſtorben ſind. Wenn noch irgend ein menſchliches Gefühl in Ihrer Bruſt ſich regt, ſo laſſen Sie den alten Mann um Gotteswillen bei dem wohlthätigen Glauben. — Leben Sie wohl. Sein Sie glücklich. Ich fluche Ihnen nicht. Ich bedaure Sie.

Fernau.

»So bin ich denn nun ganz elend!« ſagte Charlotte mit der Kälte der Verzweiflung. »Das Maß iſt übervoll! ich biete dem Schöpfer Trotz, noch einen einzigen Tropfen hinzuzufügen. — Und hab' ich das verſchuldet? — habe ich dies gräßliche Schickſal verdient? — nein! nein! — ſchrie eine innere Stimme ihr mächtig zu — du warſt thöricht, eitel, unbeſonnen, das reine Glück des Lebens haſt du verſcherzt, und mußteſt duldend es entbehren lernen — aber den Gatten verloren — das Kind aus meinen Armen

geraubt — die Eltern von mir losgeriſſen — meine Ehre vernichtet — der Armuth Preis gegeben — einem Buhler überantwortet — das iſt zu viel! Gott! Gott! das iſt zu viel! wie ſtrafſt du Verbrechen, wenn du Schwachheit ſo ſchrecklich ahndeſt! —"

Wohin Fernau geflohen ſei, erfuhr ſie nicht. Er hatte ſich in einen Winkel der entlegenſten Provinz zurückgezogen, um fern von der Welt ſein Kind zu erziehen, ſo bildete er ſich ein; im Grunde, um dem Geſpött der Welt zu entrinnen, in öden Thälern, bald weinend, bald fluchend, herumzuirren, auf die Weiber zu ſchimpfen und die Schlangenbrut des ganzen Geſchlechts in den Abgrund der Hölle zu verwünſchen. Wie groß ſein eigener Antheil an Charlottens Schuld geweſen, wie überhaupt des Weibes Tugenden und Laſter (mit ſeltenen Ausnahmen) nur Widerſchein der männlichen ſind, und nur ein elender Schwächling jene nicht zu ermuntern, dieſe nicht zu zügeln vermag; an alle dieſe Wahrheiten dachte er nicht, weil eigenes Unrecht fühlen und bekennen dem eitlen Weibe leichter wird, als dem eitlen Manne. Seine Ungerechtigkeit gegen das Geſchlecht erſtreckte ſich ſogar bis auf ſein ſchuldloſes Kind. „Das Mädchen wird ein Weib werden," ſprach er zu ſich ſelbſt, „und folglich wird es, trotz meiner ſorgfältigſten Bemühungen, doch einſt ſeine Beſtimmung erfüllen, einen Mann unglücklich zu machen. Ich Thor, der ich die Weiber ſo trefflich kannte, und dennoch mir einbildete, nur in

der Reſidenz bringe ihre eitle Natur Gefahr, ſo wie Skorpionenbiß nur in heißen Ländern tödtlich iſt. Nein, überall entfaltet ſich die Giftpflanze der Eitelkeit, an der ländlichen Sonne, wie an den Wachskerzen des Hofes. Buhlen muß das Weib, jung mit Männern, häßlich mit den Muſen, alt mit Gott."

Daß bei ſolchen querköpfigen und ſchiefherzigen Urtheilen des armen Kindes Erziehung in den ſchlimmſten Händen war, begriff ſogar der alte treue Diener, und freute ſich ſeufzend, wenn mit jedem Tage ſein Herr ſich weniger um das kleine Geſchöpf zu kümmern ſchien. »Beſſer," dachte er, »es wächſt auf, wie eine wilde Roſe, ſo blüht es doch, wenn gleich zwiſchen vielen Dornen, und erſtickt nicht im Unkraut. Wer weiß denn auch, wie ſich's bald ändert." Dieſe Hoffnung des ehrlichen Kerls gründete ſich auf den Umſtand, daß ihr Zufluchtsort — zwar tief verborgen im Walde auf einer Glashütte, die einem Bekannten Fernau's zugehörte — doch nur wenige Meilen von Charlottens Heimath lag, und daß ſein Herr, trotz ſeiner menſchenfeindlichen Verſchloſſenheit, ihn doch ſchon zwei Mal, wiewohl verkleidet, dahin geſandt hatte, um zu erſpähen, wie es den beiden Alten gehe, und wie ſie die Nachricht von Charlottens Tode aufgenommen? denn wirklich ſchrieb er am Abende vor ſeiner Abreiſe dem Pfarrer mit wenigen Worten, er habe bei ſeiner Heimkehr von der Grenze das Unglück gehabt, ſeine Frau ſterbend anzu-

treffen; ſie ſei abgeſchieden, und er wolle jetzt mit dem Kinde eine Reiſe machen, um ſich zu zerſtreuen. Die guten Alten, die bis jetzt noch immer von einem hohen Feſte zum andern einem Beſuche der geliebten Tochter entgegen harrten, wurden von dieſem unerwarteten Schlage hart getroffen. Der Greis ſprach viel von Ergebung in Gottes Willen, aber was er ſprach, war nur halb in ſeinem Herzen. Die kranke treue Gefährtin ſeines Lebens war ſtumm, allein ihr Herz ergriff, nach Art der Weiber bei großem Unglück, den Troſt der Religion weit gläubiger, als der vernünftelnde Mann. Sie küßte ſtillweinend die Ruthe, klammerte ſich feſt an den Glauben der Unſterblichkeit, und gedachte zum erſten Male furchtlos ihres näheren Todes, weil er mit der guten Charlotte ſie vereinigen werde. Das Kind dieſer Tochter noch einmal zu ſehen, ehe ſie ſterbe, das war ihr letzter, ſehnlicher Wunſch, der dem flackernden Lebensflämmchen immer noch ſparſame Nahrung lieh. Fernau hatte nicht geſchrieben, wenn er von ſeiner Reiſe zurückzukehren gedenke, darum harrte ſie täglich auf Briefe, die das Ziel ihrer Freuden und ihres Lebens beſtimmen ſollten. Die Briefe blieben aus, aber die Hoffnung glimmte fort.

Daß übrigens der wahre Verlauf der Sache dem Alten verborgen blieb, war kein Wunder, bei der Entlegenheit ihres Dörfchens und ihrer gänzlichen Unbekanntſchaft in der Reſidenz. Nur einmal munkelte etwas davon auf dem

Herrenhofe, allein der jetzige Beſitzer hatte den ehrwürdigen Pfarrer zu lieb, um durch Mittheilung eines ſolchen Gerüchts ihn zu kränken.

Fritz Wille war noch immer auf einer Univerſität außer Landes; auch ihm ſchrieb der Vater der Schweſter Tod, und er beweinte ſie brüderlich. Bisher hatte er die Vermuthung gehegt, die Wechſel, welche von Zeit zu Zeit an ihn einliefen, könnten nur von ſeiner guten Schweſter kommen, obwohl ſie ſeinen Dank nicht annahm; er hatte ſich folglich auch nicht geſchämt, die ſo zart erwieſene Wohlthat zu benützen. Da aber jetzt, nach ihrem vermeinten Tode, noch größere Summen als zuvor ihm ausgezahlt wurden, ſo beunruhigte ihn das Incognito ſeines Wohlthäters, des Jünglings nur allzureizbares Ehrgefühl empörte ſich dagegen; allen ſeinen Bitten, ihm den Geber zu nennen, widerſtand der Bankier hartnäckig, darum legte er von nun an das Geld unberührt in den Schreibtiſch, feſt entſchloſſen, nicht eher Gebrauch davon zu machen, bis Geſinnung und Abſicht des Unbekannten ihm kein Räthſel mehr ſein werde.

Auf ſeine arme Schweſter hatte Fernau's Abreiſe und ſein bitterer, eiskalter Brief, wie Mehlthau auf die Blüte gewirkt, Roſtflecken zurückgelaſſen. Hilflos hinausgeſtoßen in die Welt, ſogar aus ſeinem Hauſe gewieſen, ihren Eltern als todt angeſagt, allein in der Schöpfung, ohne Geld (bis auf einige Diamanten, die ſie jetzt ſich zu verkaufen ſchämte), ohne Wohnung ſogar, ohne irgend eine

Aussicht, ihr Schicksal durch Reue und Tugend zu versöhnen, und dennoch das Bewußtsein im Busen tragend, der Adel ihres Herzens sei unbefleckt geblieben, auch selbst im Straucheln durch keine nichtswürdige Sinnlichkeit vergiftet worden — dieser schreckliche Zustand mußte Bitterkeit, diese Bitterkeit Gährung in ihrem reinen Gemüthe erzeugen. Ihres Mannes Härte — so kam es ihr vor — hatte die unwillkürliche Schuld von ihrer Seele gestoßen: sie war nicht mehr die Reuige, nur noch die Leidende, Verlassene, die man zur Schande gleichsam zwingen, die aber lieber in den Zimmern verhungern wollte, aus welchen man mit schnöden Worten sie verwiesen hatte.

In dieser fürchterlichen Lage, bei entkräftetem Körper und zermalmter Seele, drang die Gräfin Schmieg zu ihr ein; denn die alte Magd, nur froh, daß noch irgend Jemand ihrer armen Herrschaft gedenke, hatte, dem Verbot zuwider, die Thüren willig geöffnet. So lange Fernau's schnell bekannt gewordene Gegenwart dauerte, schränkte sich der Fürst, offene Gewalt scheuend, auf Lauern und Spioniren ein, sobald er aber erfuhr, der Mann sei wieder abgereist, habe sogar das Kind mitgenommen, und die unglückliche Mutter hilflos ihrem Schicksal überlassen, sobald sandte er auf's neue seine Häscher gegen die Unschuld aus; denn daß Charlotte dieses Kleinod selbst in seinen ehebrecherischen Armen bewahrt hatte, konnte er sich nicht läugnen, und es quälte den Wollüstling, der darin

dem Kinde gleicht, daß er nicht eher ruht, bis sein liebstes Spielwerk zerbrochen ist.

Nicht ohne Verlegenheit, trotz der gewandtesten Bosheit, betrat die Gräfin Charlottens Trauergemach, denn sie wußte ja noch nicht, wie viel von den schwarzen Anschlägen durch Fernau's Erscheinen enthüllt worden, und ob es zwischen Mann und Frau zu einer Erklärung gekommen? und was eine solche bewirkt haben konnte? — Leider arbeitet guter Menschen Einfalt den bösen vor, und liefert sich selbst in ihre Klauen; wäre es anders, Bosheit würde selten furchtbar sein, meist nackend dastehen; aber der gutmüthige Betrogene pflegt sie selbst mit seinem kindlichen Vertrauen auf die Menschheit zu verschleiern. Noch nie war Charlotten in den Sinn gekommen, daß Alles, was sie in des Grafen Hause erfahren, nur ein abgekartetes Spiel gewesen, und hatte sie bis jetzt den Gedanken zitternd verworfen, sich der Gräfin wiederum zu nähern, so war es mehr Scham, als eine Gefallene vor ihr zu erscheinen, nicht Mißtrauen in ihre Gesinnungen. Und vollends jetzt, in diesem verzweifelnden Zustande, wo es ihr dringendstes Bedürfniß war, einen Menschen gut zu glauben, jetzt war die Erscheinung der Gräfin ihr die eines Engels. — Wer mag sie tadeln? wer sieht nicht täglich, daß auch allbekannte schlechte Menschen von bessern geliebt werden, weil sie in das Schicksal dieser bessern eingreifen? wer sieht nicht täglich, daß der Edle dem Unedlen

seine eigenen Tugenden leiht, oft mit hartnäckiger Blindheit leiht, blos um vor sich selbst eine Entschuldigung zu finden, daß er ihn liebt und lieben muß? —

Mit einem Thränenstrom stürzte Charlotte an den Busen der Gräfin. In wenigen Minuten wußte diese Alles, und sah mit geheimen Entzücken das Opferlamm gebunden in ihre Hände geliefert.

»Arme Freundin!« sagte sie, Mitleidsthränen heuchelnd, »was bleibt Ihnen übrig? die Verzeihung eines Unwürdigen zu erbetteln? dem sicher Ihr Geständniß willkommen war, weil er seine eigene Treulosigkeit damit bemänteln konnte, und der jetzt zu den Füßen seines neuen Götzen Ihrer frommen Einfalt spottet; oder wollen Sie sich den Fluch Ihrer Eltern holen? — und gesetzt, man nähme aus Barmherzigkeit Sie im väterlichen Hause wieder auf, wollen Sie dort wie eine arme Sünderin täglich ein Vergehen büßen, an dem Ihr reines Herz keinen Theil nahm? wollen Sie die Seufzer Ihres Vaters, die Thränen Ihrer Mutter zählen? und vor jedem eintretenden Fremden in die Kammer fliehen, damit Ihre Eltern sich Ihrer nicht zu schämen brauchen? wollen Sie so Ihre Jugend vertrauern, Ihre Schönheit zerstören? oder wollen Sie in diesem Hause bleiben, trotz der empörenden Verweisung Ihres Mannes, und abwarten, daß er den Arm der Polizei gegen Sie aufrufe, die verstoßene Gattin, neidischen Nachbarn zum Hohne, auf die Straße werfen lasse,

damit er prunkend an der Seite der vornehmen Gemahlin unbeläſtigt hier einziehen könne? — Faſſen Sie Muth, erheben Sie ſich! Ihr Schickſal, nicht Ihre Schuld, drückte Sie zu Boden. Aber eine Freundin reicht Ihnen mütterlich die Hand. Kehren Sie zurück in mein Haus, nehmen Sie Beſitz von Ihren alten Rechten, die in meinem Herzen nie verloſchen ſind. Wollen Sie den Fürſten bei mir nicht ſehen, ſo ſteht das ganz in Ihrer Willkür, er ſoll Ihr einſames Zimmer nicht betreten, dafür bürge ich. Empört ſich Ihr Zartgefühl gegen den Gedanken, Ihren geringen Unterhalt mir ſchuldig zu ſein (obwohl einer reichen Freundin eine ſolche Bedenklichkeit nicht im Wege ſtehen ſollte), ſo will ich doch gern auch dieſe Grille ehren. Uebernehmen Sie einen Theil unſerer Wirthſchaft, und ich bin reichlich bezahlt.“ —

Schluchzend und dankbar ſank Charlotte der Gräfin in die Arme. Es blieb ihr ja in der That nur dieſe einzige Zuflucht, und wenn Jene Wort hielt, wenn ſie den Verführer nicht wiederſehen, ihren Unterhalt durch Arbeit verdienen durfte, ſo konnte ſie ja in der Grabesruhe ihres einſamen Stübchens ungeſtört über ihr Schickſal weinen. Am ſelbigen Abend noch bezog ſie die alte Unglückswohnung, trat aber nicht in die alten Verhältniſſe, verbat ſich die Ehre bei der Tafel zu erſcheinen, drang täglich auf Erfüllung des Verſprechens, ihr einen Theil der Wirthſchaft zu übertragen, und wurde nicht eher ruhig, bis es wirklich

geſchehen war. Aengſtlich vermied ſie die Zimmer der Gräfin in ſolchen Stunden zu betreten, wo ſie den Fürſten dort anzutreffen befürchten mußte. Waren ihre Geſchäfte mit Fleiß und Treue verrichtet, ſo ſaß ſie einſam, ihr Schickſal wiederkäuend, in dem düſtern Zimmer, dem dichte Jalouſien ſelbſt am hellen Mittag nur dämmerndes Licht vergönnten. Durch dieſes ſtandhafte Betragen faſt aller Hoffnung beraubt, hatte der Fürſt verſucht, bei mancher Dirne ihr Bild los zu werden, aber vergebens. Der ungewohnte Widerſtand ſchärfte nur den Stachel ſeiner Begierden, und er beſchloß Alles zu wagen, im Nothfall auch Gewalt, um die widerſpenſtige Tugend zu unterjochen.

Eines Abends ließ die Gräfin Charlotten rufen. »Sie ſehen, ich bin allein,« ſagte ſie zu ihr, »aber in wenigen Augenblicken wird der Fürſt hier ſein.«

Der Fürſt!? fuhr Charlotte erſchrocken auf und wollte fliehen.

»Bleiben Sie, ich bitte, was fürchten Sie? ich werde nicht aus dem Zimmer weichen. Sie dürfen dem edlen Fürſten die Beruhigung nicht verſagen, von Ihnen ſelbſt Verzeihung zu erflehen. Ich habe Ihnen Wort gehalten; ich habe vermieden von ihm zu ſprechen, und ſein Anblick hat Sie nicht erſchreckt. Aber wenn Sie wüßten, was er leidet! wie verwandelt er iſt, wie hinwelkend — wie ſelbſt der Gang der Regierung durch den Druck dieſer unſeligen Leidenſchaft gehemmt wird — wahrlich, Sie ſind es ihm und dem Va-

terlande schuldig, wenigstens ihn zu hören, durch ein gutes Wort ihn zu beruhigen.»

Kaum hatte sie ausgesprochen, als auch schon der Fürst zu Charlottens Füßen lag, und innige Reue, tiefen Schmerz erheuchelnd, nicht eher aufzustehen schwur, bis sie ihm verziehen habe. Ihre zerrütteten Nerven konnten seinen Bitten, seinen Thränen nicht widerstehen. Ich verzeihe Ihnen, sagte sie, ihm die Hand reichend, obwohl Sie mich sehr elend gemacht haben. Mit diesen Worten riß sie sich los, und verschloß sich bebend in ihr Zimmer. Doch der erste Schritt war geschehen; sie hatte gegen den Mann die Augen wieder aufgeschlagen, bei dessen Anblick sie vermeint hatte, von der Scham zermalmt zu werden. Von jetzt an ließ die Gräfin ihr ätzendes Gift täglich tropfenweis auf Charlottens Seele fallen, und von jedem Tropfen blieb eine Spur zurück.

»Sie kennen meine Grundsätze,» sprach sie oft, »sie sind vielleicht die strengsten am Hofe, doch wenn, wie hier der Fall, dem Staate Verderben droht, weil ein freies Weib dem Eigensinn der Tugend fröhnt, so empört das mein Gefühl. Oder sind Sie etwa nicht frei? oder hassen Sie den Fürsten? — ja, Sie sind frei, und Sie hassen den Fürsten nicht. Widersprechen Sie, wenn Sie können. Wozu denn immer noch dies Anklammern an eine unfruchtbare Grille? — Ihr guter Ruf ist ohnehin verloren. »Mögen Sie jetzt wie eine Heilige leben, die Welt läßt ihren Raub nicht fahren. So lassen Sie der Welt die Beute,

die ſie nur dem Schickſal, nicht Ihrer Schwachheit abjagte: erſetzen Sie den zweideutigen Verluſt durch unzweideutige Verdienſte; beglücken Sie ein ganzes Volk, indem Sie einen edlen ſchönen Mann beglücken, der wahrlich Ihrer Liebe werth iſt. O wüßten Sie, wie männlich er gegen ſeine Leidenſchaft gekämpft hat, Ihr Herz, der Liebe widerſtrebend, würde der Bewunderung erliegen."

Wenn ſolche erhabene Redensarten, Charlotten täglich vorgepredigt, auch ihr beſſeres Gefühl nicht erſtickten, ſo betäubten ſie es doch. Sie hörte an — ſie widerſprach nicht mehr — ihre Seele gewöhnte ſich nach und nach an laſterhafte Gedanken, wie ſich der Körper gewöhnt an ein drückendes Gewand. Schon verweilte ſie viele Minuten lang in des Fürſten Gegenwart, und bald wurden aus den Minuten Stunden. Die Eitelkeit, die ſie vernichtet wähnte, weil ſie lange erſtarrt in dem geheimſten Winkel ihres Herzens gelegen hatte, wurde durch des Fürſten Ehrerbietung allmälig erwärmt und regte die gelähmten Schwingen. Was ſeine Leidenſchaft nur aufbieten, des Grafen Schlauheit nur erſinnen konnte, um ein weibliches Herz zu beſtricken, das blieb nicht unverſucht, und die Arme, von Menſchen Verlaſſene, Verrathene, kämpfte bereits gegen Empfindungen, die ſie vormals des Kampfes nicht einmal würdig hielt.

So weit hatten es die Seelenvergifter gebracht, als der Fürſt an einem naſſen Herbſttage ſich ein unbedeutendes Flußfieber von der Jagd holte; da es ihn aber nöthigte,

das Zimmer zu hüten, ſo eilte die Gräfin, den Zufall zu benutzen. »Der Fürſt ſoll ſehr krank ſein,« hatte ſie Charlotten ſchon am Morgen geſagt, und den Schrecken wohl bemerkt, den dieſe vergebens zu verbergen ſtrebte. Gegen Abend kam ein fürſtlicher Page, und gleich darauf ein Kammerdiener, und gleich darauf ein Läufer, die ſämmtlich mit ängſtlicher Haſt wiederholten, daß Se. Durchlaucht ſich ſehr übel befinde, und heftiges Verlangen trage, die Frau Gräfin zu ſprechen. Dieſe hatte dafür geſorgt, daß Charlotte bei der Botſchaft gegenwärtig war. »O helfen Sie mir doch nur meine Kleidung ſchnell ein wenig in Ordnung bringen,« ſagte ſie vor den Spiegel eilend, und genoß die Freude, in demſelben Charlottens Bläſſe, wie beim Anſtecken jeder Nadel das Zittern ihrer Hände, zu bemerken. Bei Hofe ließ man ihr nicht Zeit zu einer langen Toilette, ſchon fuhr ein fürſtlicher Wagen vor, damit die Gräfin durch das Anſpannen ihrer eigenen Equipage keinen Augenblick verlieren möchte.

»Mein Gott!« rief ſie aus, »ich will nicht hoffen, daß Se. Durchlaucht ſich in Gefahr befinden?«

So ſcheint es faſt, ſtammelte Charlotte.

»Ich eile! aber Sie, liebe Freundin, haben Sie mir nichts an den Fürſten aufzutragen?«

Daß ich ihn herzlich bedaure.

»Sonſt nichts? darf ich ihm ſagen, daß Sie ſein Arzt ſein wollen?«

Seine Freundin.

»Nun, das iſt auch ſchon etwas, wenn gleich für einen Verliebten nur, was der Wohlgeruch für den Hungrigen.«

Mit dieſen Worten ſprang ſie in den Wagen und rollte nach Hofe. Charlotte brachte die Stunde ihrer Entfernung in einer ſeltſamen Gemüthsbewegung zu. Es wäre gut, wenn der Fürſt ſtürbe, flüſterte eine Stimme aus der tiefſten Seele herauf, aber das Herz erſchrack bei dem Zuruf. Sie ging unſtät hin und her, that allerlei und nichts, wollte allerlei denken, und dachte nur ihn. Es war ſchon völlig dunkel, als die Gräfin zurück kam. Gern wäre Charlotte ihr entgegen geſtürzt, allein die Scham trieb ſie in ihr einſames Stübchen, wo ſie bei jedem Fußtritt ängſtlich und verlangend horchte, ob man ſie nicht rufen werde? Es geſchah.

Sie fand bei der Gräfin den Leibarzt des Fürſten und eine Kammerfrau der Fürſtin. Die Gräfin ſelbſt lag auf dem Sofa, das Geſicht mit dem Schnupftuche bedeckt. Die Fremden ſahen ſehr feierlich aus. Charlotte bebte. — »Madame Fernau, ſagte die Gräfin, das Schluchzen nachahmend, »ich komme von einer Scene, die mir das Herz zerriſſen hat. Der Fürſt hat vielleicht nur noch wenige Stunden zu leben übrig.« — Charlotte wurde todtenbleich und hielt ſich an der Lehne eines Seſſels.

»Ich fand ihn in Fieberhitze, er kannte mich nicht; aber als er zu ſich kam, machte er mir Vorwürfe, die mich zermalmten, ſo wenig ich ſie auch zu verdienen mir bewußt war. Er klagte Sie als die Urſache ſeines Todes, mich als

Ihre Mitſchuldige an. Er blieb dabei, daß Ihr hartnäckiger Widerwille mein Werk ſei. Um mich in ſeinen Augen zu rechtfertigen, habe ich dieſen Herrn und dieſes Frauenzimmer mitgenommen, beide haben Aufträge an Sie, und mögen Zeugen Ihres Eigenſinns, wie meiner Unſchuld ſein.»

Hier verhüllte ſie ihr Geſicht auf's neue, und drehte den Kopf gegen die Wand, um ihren Schmerz ungeſtört nachzuhängen. Charlotte war ſo erſchrocken, daß ſie ſtumm blieb. Der Leibarzt nahm jetzt das Wort. »Madame,« ſagte er mit feierlichem Ernſt, »ich habe hier blos als Arzt zu reden, und will mich kurz faſſen, denn die Gefahr iſt dringend. Daß die Geſundheit Sr. Durchlaucht ſchon ſeit mehreren Monaten durch eine Gemüthskrankheit untergraben wurde, ſah ich wohl, konnte aber nicht helfen, jetzt iſt dieſe ausgebrochen, und die Folge, wie ich längſt prophezeite, ein hitziges Nervenfieber. Meine Kunſt kann hier nicht wirken, ſo lang der Grund des Uebels nicht gehoben iſt. Der Patient hat mich auf das Rührendſte um mein Vorwort gebeten, doch weder mein Alter, noch mein Charakter, erlauben mir ſolches. Blos ſeinen Zuſtand wahrhaft zu berichten, habe ich pflichtmäßig verſprochen, und das thue ich hiemit, indem ich Ihnen förmlich anzeige, daß der Fürſt, ohne Ihre Hilfe, kaum noch vier und zwanzig Stunden zu leben hat. Nun mögen Sie thun, was Ihnen gut dünkt; ich waſche meine Hände in Unſchuld, vor der Fürſtin und vor dem ganzen Lande.» — So ſprach

er, machte eine ernſthafte Verbeugung, und ſchritt gravitätiſch zur Thür hinaus, ohne Rückſicht auf Charlottens Zuſtand zu nehmen, der ſeiner mediciniſchen Hilfe wohl bedurft hätte.

»Madame,« hub jetzt die Kammerfrau an, »ich habe noch weniger zu ſagen, als der Herr Leibarzt. Ihro Durchlaucht, meine gnädigſte Fürſtin, haben mir dieſes Billet anvertraut, um es in Ihre eigenen Hände zu überliefern. Ich erfülle den Befehl meiner gnädigſten Fürſtin, und bin Ihre gehorſamſte Dienerin.«

Sie ließ das Papier in Charlottens Schooß fallen und entfernte ſich. Ganz betäubt entfaltete Charlotte den Zettel, und las, von einer Frauenzimmerhand, die ſie, nach Allem, was hier vorging, wohl für die Hand der Fürſtin halten mußte, folgende Worte:

»Ich bitte, Madame Fernau, meinen Kindern und dem Volke einen Vater wieder zu ſchenken, und verſichert zu ſein, daß ſie durch dieſes Opfer meine, wie aller Verſtändigen Achtung gewinnen wird.

Caroline.«

Dieſer Kunſtgriff wirkte mächtig auf ein Herz, das ſchon durch ſolche Stürme ermüdet war. Die Fürſtin, allgemein geliebt, und als eine der tugendhafteſten Damen verehrt, ließ ſich herab zu bitten, ſicherte ihrer Nachgiebigkeit Hochachtung zu. Was konnte mehr geeignet ſein, das tiefgewurzelte Ehrgefühl auszurotten, oder vielmehr ihm ſchnell eine andere Nahrung unterzuſchieben? dazu die

Stimme ihres eitlen Herzens, vor ihren Augen das Bild eines liebenswürdigen Fürſten, der aus Liebe zu ihr ſtarb — wie viel Gutes konnte ſie nicht ſtiften, wenn ſie ihm ein Leben wieder ſchenkte, das hinfort nur ihr und ſeinen Pflichten gewidmet ſein würde! Sie ſchwieg noch immer, das Auge ſtarr auf das Billet geheftet, aber der entſcheidende Kampf war in den Zuckungen ihres Geſichts zu leſen, und da las ihn die ſchlaue Gräfin, hinter ihrem Schnupftuche hervorſchielend. Sie merkte, es ſei Zeit, den letzten Stoß zu thun, richtete ſich plötzlich auf, und rief mit einer Miſchung von Schmerz und bitterem Unwillen. »Wenn Sie auch jetzt noch widerſtehen können, ſo iſt Ihre Tugend ein leerer Prunk, dem Sie das Heil Ihres Vaterlandes opfern. Zum letzten Male beſchwört Sie die Freundſchaft: retten Sie einen edlen Mann, deſſen geringſter Vorzug ſein Purpur iſt! werden Sie dem Volke eine Wohlthäterin, dem Fürſten eine zärtliche Gattin; denn nichts als eine eitle Ceremonie wird Ihrem Bunde fehlen, den mehr als Prieſterſegen, den der Fürſtin Bitte, des Volkes Dankbarkeit heiligt.«

»Laſſen Sie mir nur noch Zeit bis morgen,« ſagte Charlotte ängſtlich und leiſe. Die Gräfin erinnerte ſie an die Worte des Arztes, und daß morgen die Hilfe zu ſpät komme. Sie drang in die Schwankende mit der ganzen Gewalt der Ueberredung, ſie fachte den glimmenden Funken der Neigung, des Mitleids an, zeigte der lauernden Eitelkeit tauſend Lockungen in der Ferne, beſchwichtigte die Scham, indem ſie zu ver-

ſtehen gab, des Fürſten Geneſung könne ſich, trotz ihrer Einwilligung, noch lange verziehen, ſei überhaupt noch zweifelhaft, gab auf dieſe Weiſe der Einbildungskraft Raum, ſich Aufſchub, wohl gar Rettung zu denken, und wand ſo endlich das bebende Ja aus Charlottens beklemmten Buſen.

Kaum war es, von einem Seufzer umſchlungen, über ihre Lippen geſchlüpft, als die Gräfin munter aufſprang, ſie feſt in die Arme ſchloß, und dann hinab in den Wagen eilte, ohne auf das Angſtgeſchrei zu achten, das ihr nachſchallte. Bei ihrer ſpäten Zurückkunft fand ſie Charlotten noch immer mehr todt als lebendig, auf dem Sofa liegend, und die ſüßeſten Schmeichelreden, die lebhafteſte Beſchreibung von der Wirkung, welche ihr Entſchluß auf den kranken Fürſten hervorgebracht, waren kaum vermögend, ihr ein kummervolles Lächeln zu entlocken. Die Gräfin brachte ſie nun ſelbſt zu Bett. Charlotte fiel erſchöpft in einen fieberhaften Schlummer, aus dem ſie am Morgen mit der einzigen, letzten Hoffnung erwachte, daß der Fürſt dennoch ſterben möchte. Aber er ſtarb nicht, er war vielmehr zu Charlottens Erſtaunen, in wenigen Tagen gänzlich wieder hergeſtellt, und als ſie ihn noch für mehrere Wochen an ſein Krankenzimmer gefeſſelt glaubte, lag er plötzlich entzückt zu ihren Füßen, und zwang ihr die Erfüllung ihres Verſprechens ab.

Von jetzt an war ſie der einzige Gegenſtand ſeiner Freuden, und der zärtlichſten Liebe. Ja er genoß ſeines Triumphs mit einer Art von Schonung, und heuchelte, in

Gegenwart fremder Zeugen, noch immer eine Ehrerbietung, die der Gefallenen in ihren eigenen Augen einen Scheinwerth gab, und mit sich selbst gleichsam in Frieden erhielt. Ihrem kleinsten Wunsche kam er zuvor, ihr Urtheil war seine Richtschnur, ihr Beifall sein Stolz. Unzählige edle Handlungen entquollen dieser noch ungesättigten Leidenschaft, gleich wie ein trüber Fluß Goldkörner führt, bis dahin, wo er in's Meer sich stürzt. Charlotte wurde Retterin von tausend Unglücklichen, ihr Ohr verschlang gierig den Segen der Geretteten, denn ihr Gewissen bedurfte seiner.

Nur zweierlei vermochte der Fürst nie von ihr zu erhalten, so oft er auch darum bat. Einen eigenen Palast zu beziehen, öffentlich als seine Freundin zu erscheinen, schlug sie immer standhaft ab, und kaum konnte die Gräfin sie bewegen, zum Empfang des Fürsten einige bessere Zimmer in ihrem Hause anzunehmen.

Charlottens zweite Grille — so nannte er es, obwohl sie ihm wider Willen Achtung einflößte — blieb das hartnäckige Ausschlagen aller Geschenke. Es war die einzige Art der feinen Eitelkeit, die ihr Zartgefühl mit ihrer jetzigen Lage vereinigen konnte. »Ich habe meine Unschuld nicht verkauft,« dabei blieb sie standhaft, »ich habe sie höhern Zwecken geopfert, und ist Ihnen darum zu thun, mir diesen Schatten von Ruhe zu erhalten, so verschonen Sie mich mit Ihren Kostbarkeiten.«

Nur einmal wich dieser Vorsatz dem kindlichen Verlangen, ihrer kranken Mutter durch ein ansehnliches Ge-

schenk eine Reise nach Italien möglich zu machen; doch nicht von ihr begleitet, wie sie vormals träumte; auch nicht einmal ahnen durften ihre Eltern, aus welcher Hand die Wohlthat ihnen zufließe. Durch den Präsidenten des Consistoriums ward dem alten Pfarrer geschrieben: daß Se. Durchlaucht, von dessen vieljährigen treuen Diensten und häuslichen Leiden unterrichtet, ihm einen Beweis Ihrer Gnade geben wollten, indem Sie ihn auf ein Jahr beurlaubten, um seine kranke Frau unter einen milden Himmelsstrich zu führen; auch hinlängliches Reisegeld zu diesem Behuf auf die fürstliche Chatoulle angewiesen hätten.

Den Greis, nichts Arges ahnend, rührte und erfreute diese seltene Anerkennung stillen Verdienstes. Weil er selbst aber, seit dem Verluste seiner Tochter, die nöthigen Kräfte zu einer solchen Reise nicht mehr in sich spürte, und seine Frau, sich heimlich nach dem Grabe sehnend, keine Freude mehr in dieser Hoffnung fand, so schlug er das Anerbieten mit gerührtem Danke aus. Gern zwar hätte er das Geschenk für seinen Sohn benutzt, aber der Fürst hatte die Art der Anwendung desselben bestimmt vorgeschrieben, und er glaubte sich nicht berechtigt, eine andere davon zu machen. Folglich gewann Charlotte keinen andern Trost, als den, zu erfahren, daß ihre Eltern noch lebten; denn seit sie wußte, daß man in ihrer Heimath sie für todt hielt, hatte sie nie gewagt, dahin zu schreiben, wohl fühlend, daß Fernau Recht hatte, wenn er es für leichter hielt, die gestorbene Tochter zu beweinen, als die gefallene zu verfluchen.'

Jetzt also blieb nur ihr Bruder noch übrig, dem zu Liebe sie sich herabließ, des Fürsten bereitwillige Gnade für sich selbst in Anspruch zu nehmen. Zwar wußte sie, daß er keine Unterstützung an Gelde mehr bedürfen werde, da sie nach und nach alle die vormaligen Geschenke des Fürsten zu Gelde gemacht und diese ihm geschickt hatte; aber das Ende seiner Studien war vorhanden, daher bat sie den Fürsten: »mein Bruder ist ein wackerer Jüngling, wenn er zum geschickten Manne sich gebildet hat, so gedenken Sie seiner.« — Er versprach es, erkundigte sich nach dem Orte von ihres Bruders Aufenthalt, und, um ihr eine heimliche Freude zu machen, sandte er Fritz Wille ein Patent als Fähnrich von seiner Leibgarde.

Man denke sich den erstaunten Jüngling, dessen hochfahrender Geist sich stets ungern auf die Aussicht einer Dorfpfarre eingeschränkt hatte, der, ohne der Mutter Verbot, längst den Soldatenstand gewählt haben würde, jetzt auf einmal zum Offizier unter einem Corps erhoben, das nur Edelleute zählte. Seine Freude hinderte ihn, darüber nachzudenken, wie dieses Wunder sich könne zugetragen haben? nur ein dunkles Gefühl schob ihm die Vermuthung unter, daß wohl ein alter Freund seines Vaters, aus Holland her, es bewirkt haben möge, und so eilte er in eine Gesellschaft seiner Kameraden, um sein Glück ihnen zu verkünden.

Unter diesen befand sich auch ein junger Edelmann aus der Residenz, der erst seit wenigen Wochen die Universität bezogen hatte, weil sein Vater gerade eine Offiziersstelle

unter der Garde vergebens für ihn gesucht, und nun nichts besseres mit ihm zu machen wußte, als ihn studiren zu lassen. Dieser ließ sich spöttisch vernehmen: »es sei keine Kunst, auf diese Weise Andere zu verdrängen, denen ihre Geburt ein Recht auf solche Stellen gebe.«

Wie verstehen Sie das? fuhr Fritz Wille ihn an, Herr! ich will wissen, wie Sie das verstehen?

»Je nun,« versetzte der Edelmann mit höhnischem Lächeln, »wer eine schöne Schwester hat, in deren Armen der Fürst —« — Eine derbe Ohrfeige unterbrach ihn hier. Das Getümmel wurde allgemein. Der Beschimpfte forderte blutige Genugthuung, Fritz Wille versprach sie, man bestimmte den folgenden Morgen zum Zweikampf. — »Was hast du gemacht?« sagte ein anderer Landsmann, der den erhitzten Jüngling nach Hause begleitete. »Wie konntest du dich so sehr vergessen?«

Vergessen? soll ich meine Schwester im Grabe beschimpfen lassen?

»Im Grabe? — besinne dich, Wille, solltest du in der That nicht wissen, daß deine Schwester lebt?«

Fritz blieb stehen, und sah ihn mit großen, wildrollenden Augen an. »Du weißt, ich bin dein Freund,« fuhr der Andere fort, »du wirst mir nicht zutrauen, dich beleidigen zu wollen? wenn wir nie von deiner Schwester sprachen, so geschah das nur, weil man dergleichen Dinge ungern berührt; und weil wir deine Denkungsart kannten. Jetzt sehe ich wohl, es wäre besser gewesen, früher davon zu

ſprechen; denn wahrlich, deine Schweſter lebt, und iſt die Maitreſſe des Fürſten.“ — Fritz packte ihn wüthend bei der Bruſt.

»Freund!“ rief Jener, »ich ſage dir die Wahrheit, findeſt du es anders, ſo ſchieß mich nieder wie einen Hund.“

Gott! Gott! heulte der Jüngling aus hohler Bruſt. Ein fürchterlicher Blitz theilte plötzlich die wohlthätige Nacht, die ihn umſchleiert hatte. Die Wechſel von unbekannter Hand, das Offiziers-Patent, des Fürſten Großmuth gegen ſeinen Vater, ſeines Schwagers räthſelhaftes Schweigen, Alles war ihm erklärt. Gichteriſche Zuckungen verzerrten ſein Geſicht, der Schaum ſtand ihm vor dem Munde. Laß mich allein! ſagte er zu dem begleitenden Landsmanne, und ſchloß ſich in ſein Zimmer. Hier packte er zuerſt alles Geld zuſammen, was er ſeit einem Jahre erhalten, aber nicht benutzt hatte; er legte das Offizierspatent dazu, ſammt einem Zettel, auf welchem die wenigen Worte ſtanden:

»Fritz Wille nimmt keine Geſchenke von der Maitreſſe des Fürſten. Was er vormals empfangen, muß er leider ſo lange als Darlehen behalten, bis unermüdete Arbeit ihn in den Stand ſetzen wird, das ehrloſe Geld bis auf den letzten Heller zu erſtatten.“ — An Madame Fernau ſchrieb er die Adreſſe, konnte ſich aber nicht überwinden, hinzuzufügen, geborne Wille.

Nachdem er dieſe ſchwerſte Laſt vom Herzen gewälzt, ſchrieb er auch an ſeinen Vater: »Sie haben es gewiß gut

gemeint, als Sie mir meldeten, Charlotte sei gestorben: aber dennoch wäre es besser gewesen, Sie hätten mir gleich mit dürren Worten geschrieben: deine vormalige Schwester ist jetzt die Maitresse des Fürsten; so würde ich einen Zweikampf vermieden haben, der mich zum Mörder, oder Sie zum kinderlosen Vater machen kann." — Er erzählte hierauf, was ihm widerfahren, nahm auf beide Fälle Abschied, und bat nur noch, der Mutter alles schonend beizubringen. Die Briefe sandte er auf die Post; dann wollte er in ein Wirthshaus gehen, und sich zum ersten Mal in seinem Leben betrinken; aber plötzlich besann er sich: wem darf ich mein beschimpftes Antlitz zeigen? er blieb und durchwachte eine gräßliche Nacht.

Daß er den jungen Edelmann schwer und unverdient beleidigt hatte, fühlte er tief, denn an Jenes Stelle würden dieselben Worte ihm entschlüpft sein; um so saurer wurde ihm der Zweikampf. »Gern würde ich ihn um Verzeihung bitten, allein jetzt wäre diese Handlung zweideutig, denn meine Schwester hat mich entehrt! —" Als kurz vor Tage sein Landsmann kam, ihn abzuholen, erkannte er den Entstellten kaum. Sie gingen und trafen den Gegner bereits auf dem Kampfplatze. Man begrüßte sich stumm, man schritt zur That. Fritz Wille, sonst ein guter Fechter, vertheidigte sich schlecht. Nach wenigen Augenblicken empfing er einen Stich in die Brust, der ihn zu Boden streckte. Seine Kameraden trugen ihn nach Hause. Der Wundarzt fand die Wunde sehr gefährlich. Der Degen war durch die

Lunge gegangen. Er wünschte zu sterben, doch seine Jugend und die Geschicklichkeit des Wundarztes fristeten ihm ein sieches Dasein. Mit einem hektischen Husten behaftet, einer unvermeidlichen Folge seiner geheilten Wunde, fand er sich nach sechs Wochen wiederum so weit hergestellt, daß er einen Ort verlassen konnte, wo, wie er glaubte, Jeder der ihn ansah, ihm seiner Schwester Schande vorwarf. Er eilte in seine Heimath, um an Vater- und Mutterherzen sich ganz zu erholen, und dann in die weite Welt zu gehen, seinem Vaterlande auf immer den Rücken zu kehren.

Als er sein Dörfchen im Gesicht hatte, war es schon Abend, und viele Lichter schimmerten aus der väterlichen Wohnung ihm entgegen. Er stieg aus, Niemand empfing ihn, es herrschte die gewohnte Stille. Zitternd öffnete er die Stubenthür, da saß sein Vater mit gefalteten Händen, und gesenktem Haupte, am Sarge seiner Mutter. Des Sohnes Brief hatte sie getödtet. Ihr Mann war gerade bei einem Kranken, als der unglückliche Brief ankam. Des Sohnes Hand erkennend, erbrach sie ihn hastig und freudig. — Der Inhalt zerriß ihr Herz. Mit gewohnter Heiterkeit betrat der Greis, nach erfüllter Pflicht, seine stille Wohnung — als Gatte und Vater betrat er sie noch, aber all sein Glück blieb auf der Schwelle zurück. Im heftigen Fieber lag die Kranke — schlimmer als todt war die Tochter — in Gefahr des Lebens schwebte der Sohn, — daß er ein *starker* Mann sei, erfuhr er jetzt, denn er hielt sich aufrecht.

Sein erſter Gedanke war, trotz ſeines hohen Alters, ſich aufzumachen, hin zum Sohne, den Zweikampf zu hindern, oder deſſen Folgen tragen zu helfen. Aber da lag die ſterbende Gattin, ihr gebrochener Blick feſſelte ihn. Sie warf viel Blut aus und fantaſirte oft. In den wenigen Stunden, wo ihre Beſinnung zurückkehrte, betete ſie ſtill um Rettung für die unglückliche Tochter! um Gottes Schutz für den edlen Sohn! Dieſen geſund noch einmal an ihr Herz zu drücken, war ihr letzter Wunſch. Betend und wünſchend verſchied ſie. Jetzt ſaß der Greis an ihrem Sarge und erwartete gelaſſen die Botſchaft von des Sohnes Tode. Als Fritz ſelbſt hereintrat, erkannte der Vater ihn nicht gleich, denn ſeine Blüte war abgefallen; und als er ihn erkannte, zitterte er, ſtatt ſich zu freuen, denn er glaubte einen Mörder in ſeine Arme zu ſchließen. Nur darüber allein konnte Fritz ihn beruhigen. Er half ihm die Mutter zu Grabe tragen, und wollte ihm ſelbſt die ſchwere Bürde ſeiner letzten bittern Tage erleichtern. Das Schickſal verſagte ihm dieſen kindlichen Wunſch. An ſeinen Lebenskeim nagte der Wurm. Seine Bruſt litt Qualen, die er verbarg, ſo lange er konnte. Als die Herbſtblätter abfielen, ſank auch er unter die dürren Blätter. Der Vater begrub den Sohn neben die Mutter. Der ſchweren Hand des Verhängniſſes ſtillhaltend, trug der Greis ohne Murren. Verzage nicht, du biſt unſterblich! wiederholte er ſich oft, und dann berechnete er mit dem Pſalmendichter das höchſte Ziel des menſchlichen Lebens. Siebenzig,

wenn's hoch kommt, achtzig. — Gottlob! ich bin ja schon nahe an achtzig. Lange kann es nicht mehr währen. —

Doch einen Tropfen des Trostes goß sein gerührter Engel noch in den allzubittern Kelch; denn kaum hatte Fernau vernommen, welch ein namenloser Kummer über das Haupt des edlen Greises hereingebrochen war, da verließ er seine Einöde und führte ihm die Enkelin zu. Des lieblichen Kindes harmloses Spiel an den Knien des Großvaters und die freundlichen Züge, die ihm der Mutter schuldlose Jugend zurückriefen, bewegten den Greis bald zu lächelnder Wehmuth, bald zu kummervollen Thränen. Er half dem Kinde ein Gärtchen auf dem Grabe der Großmutter pflanzen, das war seine liebste Beschäftigung und die Blumen gediehen.

Dem armen Fernau wurde der Ort zur Hölle, wo er einst seinen Himmel fand, und wo jedes Plätzchen ihn an Charlotten, das herrliche Mädchen, die gefallene Frau erinnerte; aber er hielt für Pflicht, zu bleiben, bis er dem Greise die Augen zudrücken könne.

Der Tag, an dem Charlotte des Bruders Brief sammt dem Gelde und Patente empfing, war der letzte ihrer ohnehin erkünstelten Ruhe. Sie zweifelte jetzt nicht mehr, daß auch ihre Eltern von Allem unterrichtet sein müßten. Wachend und träumend sah sie ihres Vaters graues Haupt von der Schande gebeugt, die sie darauf geladen; wachend

und träumend erblickte sie die Mutter auf dem Sterbebette, und den Bruder, der ihr mit wilder Geberde der Mutter Blut zeigte. Von diesen fürchterlichen Bildern umschwebt, von Gewissensbissen gefoltert, die schnell ihre Schönheit wegnagten, konnte sie der gesättigten Begierde des Fürsten bald nichts mehr darbieten, was ihn länger zu fesseln vermocht hätte. Als daher der Zufall eine leichtsinnige französische Emigrantin nach der Residenz führte, die durch Schönheit und grillenhafte Laune ihn augenblicklich an sich zog, da sprach er eines Tages sehr gelassen zum Grafen Schmieg: Mit Madame Fernau ist's vorbei. Man gebe ihr ein Stück Geld — und von Stund an sah er sie nicht wieder.

Mit derselben Gelassenheit kündigte die Gräfin Charlotten ihr Schicksal an, und fügte die Bitte hinzu, ihr Haus so bald als möglich zu verlassen. Die wenigen Stunden, welche die Unglückliche nach dieser Erklärung in dem Grabe ihrer Unschuld zubrachte, mußte sie noch die spöttische Kälte der Gräfin und den Uebermuth der geringsten Bedienten dulden. Eine Pension, die man ihr anbot, schlug sie aus. Neue Anträge, die Graf Schmieg unverschämt genug war, ihr zu machen, beantwortete sie blos mit einem Blick der tiefsten Verachtung. — Von Niemanden bedauert, von Armuth und Schande begleitet, wankte sie in der Dämmerung aus dem gräflichen Palast, erreichte die Vorstadt und fand unfreundliche Aufnahme in einem kleinen elenden Wirthshause, wo sie noch in derselben

Nacht in eine ſchwere Krankheit verfiel, die ihr wochenlang die Beſinnung raubte.

Als die Parze noch einmal ſo grauſam war, ihren Lebensfaden wieder anzuknüpfen, und ſie aus der wohlthätigen Bewußtloſigkeit erwachte, ſah ſie ein fremdes Frauenzimmer an ihrem Bette, das ihr theilnehmend Hilfe leiſtete. Es war die Frau des Kaſſebeamten, der einſt in Verzweiflung ſich in die Fluten ſtürzte, und den Charlottens Vorwort gerettet hatte. Zufällig grenzte die Wohnung der dankbaren Familie an das Wirthshaus, in welchem ihre Wohlthäterin erkrankte, und kaum hatte die Frau erfahren, wer die unglückliche Verlaſſene ſei, als ſie herüber eilte, und Tag und Nacht, nur ſelten von einer erwachſenen Tochter abgelöſt, an ihrem Lager verweilte, alles that, alles hergab, was ſie nur miſſen oder auch nicht miſſen konnte. Ach! ſie wußte nicht, welch eine Wohlthat der Tod dieſer Unglücklichen geweſen ſein würde.

Charlotte konnte ihr nicht danken, aber doch fühlte ſie, daß, ohne dieſes Weib, der Glaube an die Menſchheit, ja faſt der Glaube an Gott in ihr erloſchen wäre. Die erſten wiederkehrenden Kräfte gebrauchte ſie, um einen Brief an ihren Bruder zu ſchreiben. Sie mußte ihn zweimal zerreiſſen, denn ihre Thränen machten ihn ganz unleſerlich. Sie forderte ihres Bruders Barmherzigkeit auf, ihr wenigſtens Nachricht von ihren Eltern zu ertheilen, und wo möglich auch von ihrem Kinde. Bis zu der Zeit, wo die Antwort eintreffen mußte, lebte ſie von ihrer Angſt. —

Aber die Antwort kam nicht! — ihr Beutel war faſt leer — ſie ſah ſich nach einem Bettelſtabe um.

Der dankbare Beamte bot ihr eine Zuflucht in ſeinem Hauſe an. »Alles, was ich beſitze,« ſagte er, »ſogar mein Leben, iſt Ihr Geſchenk. Ich will Alles redlich mit Ihnen theilen.« — Sie ſchlug es aus, denn ſie hatte nun beſchloſſen, in ihrer Heimath Vergebung oder den Tod zu ſuchen. Einige Thaler blieben ihr noch übrig, und mit dieſen wollte ſie zu Fuß die Reiſe antreten. Es währte lange, ehe der Beamte ſie überzeugte, daß, bei ihren erſchöpften Kräften, es ihr unmöglich ſei, eine ſo weite Reiſe zu Fuß zu unternehmen. Sie litt endlich, daß der wackere Mann einen Platz für ſie, unter erborgten Namen, auf dem Poſtwagen bezahlte. Heimlich verſteckte er auch noch eine kleine erſparte Summe unter ihr weniges Gepäck, ließ ſie dann mit Thränen hinziehen, und rief ihr noch tief bewegt nach: »wenn Ihnen jemals eine Zuflucht mangelt, ſo kehren Sie zurück in mein Haus!« —

Es dämmerte ſchon, als Charlotte ihr Dörfchen erreichte, mit Empfindungen, die Niemand nachzuſprechen wagt. Sie ſtieg vor dem Dorfe an dem Hügel aus, wo ihr Vater einſt ihr Kind in ihrem Schooße geſegnet hatte. Da warf ſie ſich auf die Knie und faßte den Boden, auf dem damals ihr Vater ſtand, und überſchwemmte ihn mit ihren Thränen. Dann ſchlich ſie in's Dorf, von der Angſt bald gejagt, bald ihre Schritte gehemmt. Sie wagte aber nicht, ſogleich auf das väterliche Haus zuzueilen, ſie be-

rechnete, daß ihre Ankunft am Abend die kranke Mutter um den Schlaf bringen könnte (denn, daß diese so fest schlief, ahnete sie nicht), sie wollte lieber warten bis zum andern Morgen. Mit diesem Entschlusse trat sie in das Wirthshaus am Wege, und forderte ein Zimmer. Ein schönes junges Weib, von zwei blühenden Kindern umringt, kam ihr freundlich entgegen — es war Marie — ihre Marie — die Gespielin ihrer Jugend, die schwesterliche Freundin, die schon seit einigen Jahren den wackern Korporal geheirathet hatte, und, durch Unschuld und Liebe beglückt, in der zufriedensten Ehe lebte.

Charlotte hatte Mühe, nicht laut aufzuschreien, aber Marie erkannte die welkende Freundin nicht, und diese schämte sich, sich zu erkennen zu geben. Sie wurde in ein reinliches Zimmer geführt, schnell und freundlich mit allem Nöthigen von Marie selbst bedient. Sie hatte hier von ihren Eltern Erkundigung einziehen wollen, aber nun vermochte sie es nicht, aus Furcht, ihre Sprache werde sie verrathen. Das Zittern der Scham verließ sie nicht eher, bis sie allein war, und o! welche wehmüthigen Betrachtungen drangen sich dann ihr auf, als sie das stille, beschränkte Glück der Freundin mit dem Taumel ihres Lebens verglich. Bis Mitternacht lag sie weinend am Fenster, und betrachtete, im hellen Schein des Vollmonds, die wohlbekannten Häuser, über die das väterliche Dach herüberragte, und die Kirchhofslinden, die ihren Spielplatz beschatteten. Als Alles im Hause still geworden, konnte sie dem Verlangen nicht län-

ger widerſtehen, ſich dem Orte zu nähern, wo ſie ihre ſchöne Kindheit verträumte. Sie ſchlich aus dem Wirthshauſe und wankte auf den Kirchhof. Da ſtand ſie nun, der Wohnung ihrer Eltern gegenüber, wo Alles ſtill und finſter war, und betete zu Gott, daß er ſie nicht ganz verwerfen, daß er ihr erlauben wolle, für ihre Eltern zu beten!

Plötzlich fuhr ein alter Kettenhund aus dem Pfarrhofe auf ſie zu. Sie erſchrack, aber als der Hund nahe kam, erkannte er ſeine Pflegerin und winſelte vor Freuden. Das gab ihr Thränen einer ſüßeren Wehmuth. »Kennſt du mich noch, mein alter treuer Hund, o ſo werden auch meine Eltern mich noch erkennen!" — Jetzt fiel ihr Auge auf zwei neue Leichenſteine, die der Mond beglänzte. Sie näherte ſich zitternd, und ſah ein Gärtchen d'rum gepflanzt, und ſah hohe Blumen ſich im kühlen Nachtwinde wiegen. Kaum aber hatte ſie den ſcheuen Blick auf den erſten Stein geworfen, und den Namen ihrer Mutter erkannt, als ſie ohnmächtig unter die Blumen ſank. —

Der Nachtwind wehte kühl — ſie erwachte nicht. Ein Gewitter zog herauf, der Donner rollte — ſie erwachte nicht. Die hagelſchwangern Wolken goßen Ströme auf ſie nieder — ſie erwachte nicht. Erſt, als die heitere Morgenſonne ſchon hoch herauf geſtiegen war, und ihr warmer Strahl ſie traf, ſchlug die Elende die Augen auf. — Siehe, da ſtand ein Kind vor ihr, das gekommen war, nach ſeinen Blumen zu ſehen, ob auch das Gewitter ihnen Schaden zugefügt habe? Das Kind betrachtete ſie neugierig

und erschrocken. Ein Blitzstrahl zuckte durch Charlottens Seele.

»Wer bist du, liebe Kleine?« rief sie dem Kinde zu. Es antwortete nicht.

»Wer schläft hier unter den Blumen?« sagte sie bebend. »Meine Großmutter,« erwiederte das Kind, und sprang davon, denn ein Angstgeschrei der fremden Frau, die ihre Arme nach ihr ausstreckte, verscheuchten es schnell.

»Vater! Großvater!« rief es zur Thür hinein, »eine fremde Frau liegt auf dem Grabe der Großmutter, und weint und zerdrückt meine Blumen.«

Fernau eilte erschrocken hinaus — der Greis wankte ihm nach. Bei ihres Gatten Anblick verbarg Charlotte ihr Gesicht in die nassen Haare und schluchzte. Er stand versteinert vor ihr.

Als aber auch der Vater an der Hand des schüchternen Kindes näher kam — als er schaudernd seine Tochter erkannte, und die gräßlichen Worte aus seinem Munde gingen: »bist du es, du Mutter- und Brudermörderin!? — da rührte mitleidig der Tod sie an — sie sank zurück an den Leichenstein der Mutter und ward begraben unter den Blumen ihres Kindes. —

Wer wagt es, einen Stein auf die Unglückliche zu werfen?

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Fünfzehnter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Kleine Romane,

Erzählungen, Anekdoten

und

Miszellen

August's von Kotzebue.

Zweiter Theil.

BIBL.
VNIVERS
LIPS.

Wien, 1843.
Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Die

Frucht fällt weit vom Stamme

Ein Roman in drei Büchern

von

August von Kotzebue.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Die
Frucht fällt weit vom Stamme.

Erſtes Buch.

1. Das Erntefeſt.

Einen Städter auf dem Lande kann man nicht beſſer unterhalten, als durch ſtädtiſche Vergnügungen, denn Landleben iſt das letzte was er dort ſucht. Eigentlich will er nur die gewohnten Zerſtreuungen an einem andern Orte genießen, weil da veränderte Umgebungen den Reiz erneuern; ſo wie es einem Menſchen, der zu Hauſe keinen Appetit mehr hat, an fremden Tafeln recht wohl ſchmeckt, wenn ſie auch ſchlechter beſetzt wären als ſeine eigene. Das wußte Amtmann Knipperdolling, der Schlaukopf, ſehr wohl.

Man konnte den Mann nicht eigentlich einen Bauernſchinder nennen, denn zum Schinden gehört eine Haut, und ſchon ſein Vorfahr hatte den Bauern keine Haut mehr gelaſſen; er ſah ſich daher genöthigt, in das Fleiſch ſelbſt zu ſchneiden, welches freilich nicht immer ohne Geſchrei des Patienten ablief. Da nun die fürſtlichen Domainen, welche Amtmann Knipperdolling verwaltete, ſehr nahe bei der Hauptſtadt einer Provinz lagen, ſo war dann und wann das Hinüberſchallen einiger Schmerzenstöne nicht zu vermeiden. Auf daß aber Niemand dadurch geweckt würde, erſann Herr Knipperdolling verſchiedene Mittel, als da ſind: Rehböcke in die Küchen, Weine in die Keller, auch wohl Dukaten in die Beutel. Als Eines der wirkſamſten hatte er ſeit vielen Jahren ein Erntefeſt befunden, wozu er im Monat Auguſt alle ſeine Gönner nebſt Familien aus der Stadt einzuladen pflegte, wo aber freilich von einer Ernte nichts weiter zu merken war, als daß ſeine eigene

sehr ergiebig sein mußte, weil man in Champagner schwamm und die ausgesuchtesten Leckerbissen aus Silber verzehrte. Vormals hatten wenigstens die Bauern einen Erntekranz mit bunten Bändern geschmückt, unter Vortretung eines Dudelsacks, den Gästen überreichen müssen; seitdem sie aber nur noch in geflickten Röcken erscheinen konnten, und ihr Sackpfeifer die Schwindsucht hatte, war auch diese Ceremonie unterblieben.

Das Erntefest bestand eigentlich aus einem Schmaus und Ball, bei dem die Bauern — jedoch nur durch einige Deputirte — zusehen durften. An Tänzerinnen war selten Mangel, da die Ehebetten der Gönner aus der Stadt reichlich Töchter lieferten; aber an Tänzern gebrach es bisweilen, weshalb Herr Knipperdolling gewöhnlich die Offiziere aus der Garnison einlud. Doch gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts begab es sich, daß die tanzenden Krieger sämmtlich ausmarschirt waren, um einen Todtentanz mit der sogenannten großen Nation zu beginnen, und in dieser Noth sah sich der Herr Amtmann gezwungen — was er fürwahr nicht gern that — mehrere Einladungskarten an junge Herren zu schicken, die nicht auf Bäumen saßen (ich meine auf Stammbäumen), sondern die sich blos auf eine gemeine Weise durch Artigkeit der Sitten auszeichneten. Zu diesem gehörte diesmal auch Theodor, ein junger Arzt, der, nachdem er lange den Armen umsonst, oder, was gleich viel gilt, um Segen gedient, vor Kurzem durch eine glückliche Kur an der alten Katze der Frau Gouverneurin sich einen gewissen Ruf erworben hatte.

Der feierliche Tag war angebrochen. Im Amthause zu Schönsee standen schon in Reih und Glied die Torten, auf deren weißen Zuckerflächen duftende Blumen sich wiegten. Kleine Schiefertafeln in Silber gefaßt, waren an die Flaschenbatterie befestigt, und der Finger eines lüsternen Lesers konnte auf ihnen, vom Rhein über Frankreich und Spanien bis zu den canarischen Inseln, ja bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung reisen. Die gesammte Dienerschaft prangte wohlgepudert mit silbernen Achselbändern auf hellblauen Röcken, und die Musikanten probirten seit frühem Morgen Walzer für den Tanz, Symphonien für die Tafel. Als die Sonne am höchsten stand, und der Bauer, mit der Sense auf dem Rücken, schwitzend heimkehrte zu seinem schwarzen Mehlbrei; da rollten nach und nach die schwankenden lackirten Wagen vor das Amthaus; hübsche Mädchen hüpften heraus jungen Herren in die Arme; alte Damen klammerten sich an stämmige Bediente; feiste Männer kullerten hinterher. Die Galanterie des Herrn Amtmanns hatte im Vorhaus einen großen Spiegel aufgestellt, vor dem die Damen sich in Eil ein wenig zurechtmachten, und sodann dem weißbehandschuhten Führer folgten, noch auf der Treppe mit ihrem Putz beschäftigt. Die Flügelthüren des Speisesaales rauschten auf, Schüsseln dampften, Stühle schurrten, Teller klapperten, Musikanten bliesen, Stöpsel flogen, Bediente rannten gegeneinander, Kleider wurden begossen, kurz, alles ging seinen gehörigen Gang.

Theodor war unglücklicherweise unten an der Tafel

neben den Pfarrer gerathen, der auch nur einmal im Jahre der Ehre theilhaftig wurde, bei dem Herrn Amtmann zu speisen, und der übrigens Jahr aus Jahr ein mit der Gicht behaftet war. Der gute Mann wollte die seltene Gelegenheit, einem Arzt seine Leiden zu klagen, nicht vorbeigehen lassen, darum machte er es, wie viele seines Gleichen, uneingedenk, daß, wenn der Arzt zu Gaste geht, er gern mit der Schilderung des Elends verschont sein mag, die ohnehin sein tägliches Zugemüse ist. Theodor indessen gehörte zu den wenigen Aerzten, bei welchen das gewohnte Schauspiel fremder Leiden das Gefühl noch nicht abgestumpft hat; oder vielmehr, er war noch zu jung dazu; darum hörte er gefällig den Gichtbrüchigen an, hielt ihm, während der ganzen Tafel, Vorlesungen über Diätetik (bei welchen der Pfarrer sehr andächtig drei Bouteillen Portwein ausleerte) und versäumte darüber, auch nur einer Einzigen von allen den hübschen Mädchen unter dem Strohhut zu schielen. Doch war er keineswegs ein Mädchenverächter, und darum herzlich froh, als man endlich nach vier langen Stunden die Stühle rückte, denn beim Tanz hoffte er das Versäumte einzuholen.

---

2. Der Schlagfluß.

Ein Unstern verfolgte ihn. — Alle die hübschen Mädchen waren ihm unbekannt. Als sie nun nach dem Tanzsaal strömten, und dort längs der Wand auf Stühlen harrten, bis die Musikanten ihre Instrumente gestimmt, und die jungen Herren die Touren verabredet hatten, da ließ er

seine Blicke über die Blumenflor schweifen, um sich eine Tänzerin zu wählen, deren Physiognomie ihm etwa anzöge. Sein Auge ruhte bald auf einem schönen Gesicht, das, wenn es lächelte, Friede und Freude gab, und, wenn es ernst war, zu gebieten schien. Das Grazienhafte zog ihn näher, das Junonische stieß ihn zurück. Er überblickte noch einmal den bunten Kreis, um ein Gesicht zu finden, das ungemischte Wirkung auf ihn hervor brächte; es gab auch manche allerliebste Stumpfnäschen darunter, die gar nichts weiter zu sagen schienen, als: Komm, wir wollen fröhlich sein; doch wider seinen Willen kehrte sein Auge stets zu der Gebietenden zurück, deren Freundlichkeit ein wenig der fürstlichen Herablassung glich. Schon hub er den Fuß sich ihr zu nähern, als ihn Herr Knipperdolling auf die Schulter klopfte, und ihn ersuchte, mit der Tochter des Präsidenten zu tanzen. Theodor, der von dem Amtmann mit vornehmer Nachlässigkeit empfangen worden, begriff nicht leicht, wie er zu dieser Ehre kam; doch bald wurde ihm der Grund des Vorzugs klar, als er das kleine bucklichte Fräulein erblickte, dessen schwarze Augen nach einem Tänzer brannten, das aber von jedem höflich vermieden wurde. Der aufmerksame Wirth hielt für seine Schuldigkeit, die Tochter seines hohen Gönners nach Wunsch zu versorgen; die adelichen jungen Herren durfte er mit solchen Zumuthungen nicht behelligen; er wandte sich daher an einen Bürgerlichen, der, für die Ehre, die ihm heute wiederfuhr, sich, wie er meinte, wohl aufopfern könne, und äußerte in einem Tone, der keinen Widerspruch vor-

aussetzt: er hoffe, Theodor werde für den ganzen Abend das Fräulein zu seiner Hälfte wählen. Der gefällige, schüchterne Jüngling verbeugte sich und gehorchte.

Die kleine Stiefstochter der Natur reichte mit vieler Güte das dürre Pfötchen. Schon stellte man sich zum ersten Tanze. Der Zufall führte Theodor neben einen jungen Incroyabel, der des schönen Mädchens Tänzer war; das schöne Mädchen stand folglich dem Arzte gegenüber. Er machte diese Bemerkung in demselben Augenblicke, in dem ihr großes blaues Auge sich auf ihn heftete, und nie war er mit seinen eigenen großen blauen Augen so verlegen gewesen. Er wußte in der Geschwindigkeit nicht wohin damit, und warf sie fast zärtlich auf seine Tänzerin, die ihm Aufmunterung zublitzte. Das schöne Mädchen ließ einen Blick über die Nachbarin gleiten; Theodor wurde noch verwirrter, denn der Gedanke stieg plötzlich in ihm auf: man glaubt wohl gar, ich sei in den kleinen Unhold verliebt? — Warum der Irrthum ihm nicht gleichgiltig war, das wußte er selbst noch nicht.

Der Tanz hub an. Das kleine Knochenwesen hing wie Blei an seinem Arme; die Nachbarin schwebte wie ein Zephyr über Blumen. Theodor tanzte sonst recht gut, aber heute machte er seinem Meister keine Ehre, und mehr als einmal brachte er Verwirrung in die Touren, besonders wenn er die Hand der schönen Nachbarin berühren mußte. Sie hatten nun eben bis an die Spitze der Colonne figurirt, und der Incroyabel stand im Begriff, mit seiner Juno durch die Reihen zu walzen; da ging einer der Gäste an ihnen vorüber, und rief einem Andern zu: »den alten Klumm

hat der Schlag gerührt.“ — In demſelben Augenblicke fiel das ſchöne Mädchen dem bucklichten Fräulein ohnmächtig in die Arme. Dieſe, nicht ſtark genug die Bürde zu tragen, rief ängſtlich ihren Tänzer zu Hilfe, und alſobald fing Theodor kniend die Ohnmächtige auf. Todtenbläſſe hatte ihre Wange überzogen, das Auge war geſchloſſen, der Buſen ſchien ein lebloſer Marmor; dennoch war ſie unausſprechlich reizend. Theodor rief, man müſſe ſie an die friſche Luft tragen; warum rührte er ſich denn aber nicht von der Stelle? — Erſt als die kreiſchende Stimme ſeiner Tänzerin ihn erinnerte: »wohlan, ſo tragen Sie ſie doch.“ Da raffte er ſich auf, und wollte mit der ſchönen Laſt an das geöffnete Fenſter eilen. Herr Knipperdolling trat ihm in den Weg. »Kommen Sie geſchwind,“ ſagte er haſtig, »den Bankdirektor Klumm hat der Schlag gerührt, er liegt ſprachlos. Sie ſind hier der einzige Arzt, helfen Sie.“

Theodor antwortete durch einen verlegenen Blick auf die Ohnmächtige. »Mamſell Klumm wird ſich ſchon erholen,“ fuhr Knipperdolling fort, »bei dem Vater iſt Ihre Hilfe nothwendiger.“

Unterdeſſen waren auch ein paar alte Tanten hinzugeeilt, die das Mädchen ihm aus dem Arme hoben, und der Amtmann zog ihn aus dem Saale. Herr Klumm, der ſogenannte reiche Bankdirektor, ein wohlgemäſteter, korpulenter Mann, hatte ſich bei der Tafel die hitzigen Weine zu wohl ſchmecken laſſen, gleich nachher ſich an den Kartentiſch gepflanzt, und war, als er eben mit der Spadille ſtach, vom Tode erinnert worden, daß unſer Leben nur ein Spiel

sei. Theodor ließ ihm sogleich zur Ader. Nach und nach erholte er sich, konnte zwar noch nicht sprechen, schien aber, gemächlich auf dem Sofa ausgestreckt, die ängstlichen Bemühungen des fremden jungen Arztes wohlgefällig zu erkennen. Daß diese Aengstlichkeit eigentlich seiner schönen Tochter galt, kam ihm gar nicht in den Sinn, sondern er schob sie blos, auf die natürliche Besorgniß für das Leben eines so angesehenen Mannes, dessen Rettung Theodors Ruf noch fester begründen konnte. Gern wäre der junge Aeskulap entschlüpft, um der schönen Ohnmächtigen Hilfe zu leisten, aber die Umstehenden ließen ihn nicht fort, und vergebens erwartete er, so oft die Thür sich öffnete, zu ihr gerufen zu werden. Nach ihr zu fragen, schämte er sich — so weit war es schon mit ihm gekommen — er belog sich aber selbst durch den Vorwand, er unterlasse die Frage nur, um den kranken Vater nicht zu erschrecken.

Wie er nun so da saß, mit dem Puls des Bankdirektors zwischen den Fingern, und aus Ungeduld mehr Schläge zählte, als wirklich zu zählen waren, da flogen endlich die Thüren auf, und das schöne blasse Mädchen stürzte herein, mit flatterndem Haar und gelüftetem Busen. Der letztere Umstand war von schrecklichen Folgen. Ihres Vaters Hand nämlich lag auf dessen Brust. Theodor hatte, wie gesagt, des Kranken Puls gefaßt. Da nun die betäubte Schöne sich gerade auf ihren Vater warf, so geschah es, daß ihr Busen Theodors Finger berührte, wodurch er in den Wahn gerieth, dem Alten sei plötzlich ein sehr heftiges Fieber zugestoßen. Es waren aber nur seine eigenen Pulse, die so

entsetzlich stark klopften. Indessen wollte er schon einen zweiten Aderlaß anordnen, als der Alte noch zu rechter Zeit die Sprache wiederfand, um sein geängstetes Kind zu trösten und zu versichern, daß er, bis auf eine unbedeutende Mattigkeit, sich wieder recht wohl befinde. Erst nach dieser Zusicherung erholte sich Ottilie. Die jungfräuliche Scham, von der kindlichen Liebe auf einen Augenblick verdrängt, trat mit dem Blute auf ihre Wangen zurück, und ein flüchtiger Blick auf den enthüllten Busen schmückte sie mit Aurorens glühendsten Farben. Sie entsprang in das nächste Kabinet.

---

3. Die Mondsteine.

Theodor rieth jetzt dem alten Klumm, nach Hause zu fahren, da dessen Kräfte es zu verstatten schienen, und wunderte sich, als ihm der Patient erklärte, vor Morgen früh sei daran nicht zu denken. Eine alte Muhme mit spitziger Nase zischelte dem Arzt in's Ohr:

»Ehe er dem lieben Töchterlein eine Gelegenheit zu glänzen raubt, stirbt er lieber.«

Diesen Wink benutzte Theodor, weniger aus Besorgniß für den Kranken, als aus Neubegier, das schöne Mädchen zu erforschen. Er nahte sich Ottilien schüchtern (die jetzt auch ihr großes blaues Auge nicht mehr so unbefangen auf ihn heftete, als zuvor), er theilte sein medizinisches Gutachten ihr mit, sammt der Weigerung des Vaters und dem vermuthlichen Grund derselben, daß er nämlich seiner Tochter Freude nicht stören wolle. Ohne zu antwor-

ten, flog Ottilie hinaus, und er hörte mit geheimen Vergnügen, wie sie draußen dem Bedienten befahl, so schnell als möglich anspannen zu lassen. Der Alte gab nach.

Es war ein schöner Abend, die Sterne funkelten; aber Luna, die Vertraute der Liebenden, hatte noch auf der andern Hälfte der Weltkugel Geschäfte, und folglich war die Nacht dennoch ziemlich dunkel. Ottilie äußerte Furcht, mit dem kranken Vater allein zu fahren, da ihm unterwegs leicht etwas zustoßen könnte. Alsobald erbot sich Theodor zum Begleiter. Man wechselte höfliche Worte: man wollte sein Vergnügen nicht unterbrechen; er aber versicherte hastig, daß, wenn er ihr auch nur einen ängstlichen Augenblick ersparen könne, er nie in seinem Leben ein schöneres Vergnügen genossen habe. Ottilie erröthete, wandte sich schnell zu ihrem Vater und machte ihn mit dem gefälligen Erbieten des Herrn Doktors bekannt. Der Titel Herr Doktor aus diesem schönen Munde hätte ihn fast verdrießlich gemacht, denn es war ja nicht der Arzt, der ihr den Vorschlag that. »Am Ende,« dachte er, »bezahlt sie mich noch obendrein dafür,« und bei dem Gedanken, Geld aus Ottiliens Händen zu empfangen, überlief es ihn eiskalt. Sie konnte wohl gar die schimpfliche Vermuthung hegen, er wolle den Zufall benutzen, um eine Kundschaft in ihrem Hause zu erschleichen. Fast wäre er zurückgetreten, allein der Vater hatte sein Erbieten schon dankbar angenommen, und er mußte sich durch den Entschluß beruhigen, so bald als möglich, dem Vater wie der Tochter, durch Uneigennützigkeit andere Begriffe von

seiner Denkungsart beizubringen. Ob Herr Klumm wirklich solche Gedanken hegte, ist unbekannt, Ottilien aber that er Unrecht, denn die war Mädchens genug, um sich auf den ersten Blick ein Betragen zu erklären, das mehr herzlich als höflich war.

Der Wagen fuhr vor. Der Herr Amtmann bedauerte — man führte den Patienten durch den Tanzsaal — die ganze Gesellschaft bedauerte, ließ sich aber keinen Augenblick in ihrer Freude stören. Nur zwei Personen meinten es ernstlich mit dem Bedauern, der Incroyabel nämlich, von dem wir bald mehr vernehmen werden, und Fräulein Buckelingen, die gern noch getanzt hätte.

Zum Unglück war der Wagen nur zweisitzig, hatte aber vorne noch ein Bänkchen, das man aufschlagen, und auf dem man im Nothfall sitzen konnte. Eigentlich war es eine Marterbank für die Knie, die nirgends Platz fanden, als etwa am Kinn dessen, dem sie zugehörten. Der Alte wurde natürlich, so breit und bequem als möglich gesetzt, und wegen der kühlen Nacht noch mit allerhand warmen Zubehör umgeben, wodurch der Wagen so beengt wurde, daß es unmöglich schien, noch zwei Menschen hinein zu zwängen. Ottilie wollte sich auf das Bänkchen setzen, allein Theodor erklärte so ernstlich, daß er lieber zu Fuß nebenher traben werde, daß sie endlich nachgab, und sich neben den Vater drückte. Nun stieg Theodor ein. Kopf und Leib fanden noch so ziemlich Raum, seine Füße aber waren ihm jetzt lästiger, als einer chinesischen Dame die ihrigen.

Wagenrecht! ſagte der Alte, welches die Erlaubniß andeutete, herkömmlicher Maßen die Füße mit denen des Nachbars gegenüber zu verſchränken. Um keinen Preis würde er dieſe Erlaubniß benutzt haben, wäre nur irgend eine Möglichkeit vorhanden geweſen, ſeine Füße, die doch nun einmal nicht zurück bleiben konnten, auf andere Weiſe unterzubringen. Ein Glück, daß er bei der Dunkelheit Ottiliens Schamröthe nicht gewahr wurde, ſie würde ihm ſonſt vollends den letzten Reſt von Faſſung geraubt haben.

Zwei gute Stunden hatte man nöthig, um die Stadt zu erreichen; denn auf dem ſandigen Wege fuhr man meiſtens Schritt vor Schritt. Der Raum zwiſchen den Köpfen der jungen Leute war nicht größer, als ein Hauch bedarf, um fühlbar zu werden, und die Knie berührten ſich bei dem leiſeſten Schwanken des Wagens. Gefährlicher iſt wohl auf Erden keine Lage zu erdenken, für einen jungen Arzt, der eben von einer Krankheit befallen worden, für die auf keiner Apotheke ſich Mittel finden. Feierliche Stille herrſchte in der erſten Viertelſtunde, nur dann und wann durch einzelne Worte des Alten unterbrochen, die doch auch immer ſparſamer wurden, weil das Schaukeln ihn ſchläfrig machte, bis er endlich wirklich in einen ſanften Schlummer fiel. Die ſtillen Gefährten hörten ſeine ſtärkern Athemzüge und wurden noch ſtiller. Doch keiner von beiden empfand den geringſten Trieb, dem Schläfer Geſellſchaft zu leiſten.

Der Jüngling dachte: »das weibliche Geſchöpf mir gegenüber iſt dasſelbe ſchöne Mädchen, das mich heute vor

Allen anzog; dasselbe, das bei der Nachricht von des Vaters Lebensgefahr in Ohnmacht fiel; dasselbe, das mit dem rührendsten Ausdrucke kindlicher Angst sich auf ihn warf, dann, beruhigt, von holder Scham erglühte, dann so hastig den fröhlichen Ball der kindlichen Liebe opferte. Es ist ein schönes Mädchen, und muß fürwahr auch ein gutes Mädchen sein.“ Ottilie dachte: »der Jüngling mir gegenüber ist derselbe, dessen sanfte geistreiche Physiognomie mir schon bei der Tafel auffiel; der hernach, im Tanz mein Nachbar, mit so interessanter Schüchternheit mich betrachtete, der meinem kranken Vater zu Hilfe eilte, ihm half, ihm vielleicht das Leben rettete, und endlich so bereitwillig den frohen Zirkel verließ, um mich — um meinen Vater auf einer Marterbank zu begleiten.“

Diese Gedanken erzeugten gegenseitiges Wohlwollen, und man fand sich nach und nach gelassen in die Unbequemlichkeit, sich alle Augenblicke mit den Füßen berühren zu müssen. »Wie sie doch jetzt aussehen mag?“ dachte er. »Was doch jetzt in ihm vorgehen mag?“ dachte sie. Um diese Neubegier drehte sich natürlich der Wunsch, daß der Mond aufgehen möchte, der aber nicht aufgehen konnte, weil er im letzten Viertel stand. Indessen ist der Mond nun einmal den Liebenden so hold, daß er ihre Wünsche hört, und auch dann zu erfüllen strebt, wenn er gerade selbst nicht in Person erscheinen kann. Er sandte nämlich plötzlich einen seiner berühmten Steine auf die Welt herab: eine Feuerkugel flog den Horizont entlang, und beleuch-

tete während einer Minute die Gegend so hell, daß Theodor das schöne Gesicht, und Ottilie die zärtlichen Augen klarer sahen, als bei dem Schimmer der Wachskerzen im Tanzsaale.

Ottilie fuhr zusammen, und hätte fast laut aufgeschrien, denn sie hatte noch blutwenig von solchen Lufterscheinungen vernommen. Theodor faßte sich schneller, und fing an, ihr flüsternd zu erklären, was es damit für eine Bewandtniß habe. Die Materie war bald erschöpft, allein das Flüstern hat einen eigenen Reiz. Wenn Jünglinge und Mädchen in der Dämmerung erst einmal zu flüstern beginnen, so nimmt das Flüstern so bald kein Ende. Von den Mondsteinen verirrten sie sich in die Sternkunde. Theodor kannte die vornehmsten Sternbilder, und zeigte sie der schönen Nachbarin, hier den Orion, dort die Cassiopeja, und dort das flimmernde Siebengestirn. Das konnte nun nicht wohl geschehen, ohne die Köpfe an das offene Fenster zu schieben, bei welcher Gelegenheit ihre Locken an seiner Wange auf und nieder wallten. Da sie auch nicht immer sogleich das angezeigte Sternbild fand, so mußte er natürlich mit dem Finger darauf deuten, und dann erhob sie gleichfalls ihren Finger und folgte der Richtung des seinigen. Die Folge von diesem astronomischen Unterrichte war, daß ihre Finger sich einige Male berührten, und weil nach dem gemeinen Sprichwort Jeder, dem man einen Finger erlaubt, nach der ganzen Hand greift, so faßte auch Theodor plötzlich, vom Drange seiner Gefühle überwältigt, des schönen Mädchens weiche Hand, drückte sie mit Ungestüm an seine

Lippen, und hielt sie so fest, als ob sie schon ganz sein Eigenthum wäre.

Vergessen waren in diesem Augenblicke die zahllosen Welten über ihnen, und der Mond hätte seine Steine auf ihren Wagen herabregnen können, sie würden es kaum gehört haben. Das Geflüster verstummte, tiefe Stille herrschte. Ottilie machte einige schwache Versuche, die Hand zurück zu ziehen, als sie aber sah, daß Alles vergebens war, fand sie sich in ihr Schicksal, und war nur froh, daß nicht wieder eine Feuerkugel ihre schamrothe Wange beleuchtete.

So langten sie endlich zu ihrer großen Verwunderung vor des Bankdirektors Wohnung an, denn sie hatten noch gar nicht bemerkt, daß der Wagen zum Thore hinein fuhr. Bis jetzt hatte sich Ottilie nun wohl gehütet, die unzähligen Händedrücke auch nur ein einziges Mal zu erwiedern; als aber der Bediente den Kutschschlag öffnete, der Vater erwachte, und man sich trennen mußte, da zog sie, fast ohne es zu wissen, mit einem leisen Druck ihre Hand aus der seinigen. Vom Alten empfing Theodor die verbindlichsten Danksagungen, und eine freundliche Einladung, ihn am andern Morgen zu besuchen. Ottilie sagte kein Wort. Die Undankbare! —

---

4. Der Egoist.

Herr Klumm war der einzige Sohn wohlhabender Eltern. Die Natur hat bei den meisten Menschen, vorzüglich bei den Müttern, die wohlthätige Einrichtung getroffen,

daß eine jede ihr Kind für das erſte und einzige auf Erden zu halten pflegt. Allerdings eine große Wohlthat, denn im Grunde ſind Kinder in mancher Hinſicht ein ſo läſtiges Geſchenk, daß Liebe allein ſie ſchwerlich ertragen würde, wenn nicht die Eitelkeit zu Hilfe käme, die faſt bei jeder Liebe eine Hauptrolle ſpielt. Was oft an fremden Kindern unerträglich dünkt, wird am eigenen Sprößling allerliebſt gefunden. Dieſes älteſte Privilegium in der Welt (denn Gott ertheilte es der Eva, als ſie den Kain gebar), wurde von der Mutter des Bankdirektors ein wenig mißbraucht, und ſein Vater that, was die Väter gewöhnlich thun; er ſah zu. Für jede Untugend des kleinen Chriſtian hatte die blinde Mutter einen Tugendtitel in Bereitſchaft. Eigenſinn war Anlage zur Feſtigkeit des Charakters; Neid ein edler Trieb der Nacheiferung; Lügenhaftigkeit der Keim zum Dichter, und der empörendſte Egoismus Gefühl des Menſchenwerthes. Ach! Egoismus gleicht der Schmarotzerpflanze, die, den lebendigen Baum umſchlingend, in deſſen Rinde ſich einſaugt, nach und nach das Mark verzehrt, dann ſteht der Baum da, mit fremdem Grün überzogen, von innen abgeſtorben! — Gegen Kinder hatte der kleine Chriſtian nie Unrecht; gegen Erwachſene war es freilich dann und wann nicht zu läugnen, aber dann hieß es, er ſei krank, oder noch zu jung, man müſſe ihm etwas zu Gute halten. Alles, was im Hauſe vorging, jedes Wort, das er aufſchnappte, trug er der Mutter zu. Sie nannte das kindliches Vertrauen, und meinte, er würde nie ein ſolcher

Range werden, als der römiſche Papirius, der ſeiner Mutter etwas weißmachte. Die Bedienten nannten ihn nur ihren Hauskobold, denn es war ſeine größte Freude, irgend ein Unheil anzuſtiften, wovon er ſie als die Urheber angab, und wurde er auch einmal der Lüge überwieſen, ſo fand die Mutter ihn doch erſtaunend witzig. Nie durfte ſich der Vater unterſtehen, ihm zu widerſprechen; die Mutter hingegen that ſich viel darauf zu Gute, daß er ihr nur ſelten über den Mund fuhr, denn ſie hielt ihn für außerordentlich folgſam, weil ſie allen ſeinen Wünſchen zuvorkam.

So reifte nach und nach eine Frucht, die von außen der Melone glich, welche Hüon einſt ſo fröhlich der verſchmachtenden Amande brachte, die aber auch, wie jene, unter der glatten Schale, ekelhafte Fäulniß barg. Noch ein böſer Umſtand trat hinzu: ſeine Geburtsſtadt war eine Univerſität. Erfahrung lehrt, daß wo Fremdlingen Geiſtesnahrung blüht, die Eingebornen größtentheils verpfuſcht werden, weil ſie zu frühe die Rolle unabhängiger Muſenſtürmer ſpielen, und, wenn es gut geht, allerlei Kenntniſſe aufraffen, die ſie nicht zu verdauen wiſſen.

Nicht minder verderblich für Herz und Sitten wurde ihm die Geringſchätzung für das zartere Geſchlecht, die er, als einen Modeartikel unſers Jahrhunderts, ſich zu eigen machte, und die freilich auf Univerſitäten bisweilen zu rechtfertigen ſein mag, denn die etwaigen Ausnahmen entziehen ſich meiſtens dem Umgang der Studenten. Chriſtian ermangelte nicht, ſeiner eigenen Mutter zu beweiſen, daß die Weiber, gleich andern gezähmten Hausthieren, nur

geschaffen wären, um durch unbegrenzte Hingebung dem edlern Geschöpfe, Mann genannt, etwas mehr Bequemlichkeit zu verschaffen. Das betrübte zwar die Mutter, aber sie mußte es doch am Ende glauben, denn ihr Sohn, ihr Christian hatte es ja gesagt. Bald begnügte er sich aber nicht mehr mit dem bloßen Sagen, sondern er ging zu der hübschen ehrlichen Tochter eines ehrlichen Bürgers, und überredete diese, einen lebendigen Beweis von seinen Grundsätzen zu liefern. Das überraschte freilich die neue Großmutter ein wenig, aber sie beruhigte sich augenblicklich, als er sie versicherte, er sei bereits in Gefahr gewesen, durch die Folgen einer allzustrengen Keuschheit verrückt zu werden, wie vor Zeiten die Anachoreten in den thebaischen Wüsten. Das Kind starb glücklicher Weise bald, und dessen Mutter fand Ersatz für die verlorene Ehre in einem Freudentaumel, der sie gerades Weges zum Lazareth hintaumeln ließ.

Nach dieser alltäglichen Begebenheit wünschte Madame Klumm doch für die Zukunft solchen kleinen Unregelmäßigkeiten vorzubeugen, und zugleich die Gesundheit ihres Lieblings zu sichern. Sie schlug ihm daher eine Heirath vor. Er hatte nichts dagegen, denn er fühlte Kraft in sich, des Ehestands Blumenfesseln, so oft es ihm beliebte, abzuschütteln. Madame Klumm ließ alsobald die scharfen Mutteraugen unter den Töchtern des Landes umherspaziren, und endlich mit Wohlgefallen verweilen auf einem hübschen sanften Mädchen von fünfzehn Jahren, das einen Oheim beerben sollte, der den goldbewachenden Greifen ihre Schätze

entwandt zu haben ſchien. Chriſtian ließ ſich das abermals recht gern gefallen, weil er früh begriffen hatte, daß er, während ſeiner irdiſchen Laufbahn, vieles Geldes bedürfen werde. Das Mädchen ſelbſt war bald gewonnen, denn Chriſtian war ſchön gewachſen, kleidete ſich nach der neueſten Mode und tanzte gut; mehr Eigenſchaften fordert ein Mädchen von fünfzehn Jahren ſelten. Der Oheim hingegen hing noch an einigen alten, verjährten Begriffen von Beſcheidenheit, Sittſamkeit, Solidität, und wie die alten Tugenden alle heißen, die man heut zu Tage unter dem Ekelnamen der ökonomiſchen begreift. Nun war vom jungen Klumm ihm allerlei zu Ohren gekommen, was, trotz der Ehre, die es dem Jüngling unter ſeinen Zeitgenoſſen brachte, doch dem grauegewordenen Jüngling aus dem erſten Viertel des vorigen Jahrhunderts nicht recht in den Kopf wollte, und ſicher würde er den luſtigen Freiwerber ſogleich förmlich abgewieſen haben, hätte nicht die angeſtammte Liebe zum Golde ihn ſchwankend erhalten. Der junge Klumm war eine reiche Partie, und es iſt bekannt, daß reiche Eltern immer am hitzigſten darauf ausgehen, ihre Töchter an reiche Männer zu vermählen, ſie mögen übrigens ſein wie und was ſie wollen. Der Oheim verſagte folglich ſeine Einwilligung nicht unbedingt, ſondern meinte nur: ſeine Nichte ſowohl als ihr Liebhaber wären noch zu jung, der Letztere müſſe erſt die Hörner ein wenig ablaufen, und zu dieſem Behuf brachte er eine Reiſe in Vorſchlag. Wenn nach Jahr und Tag der junge Mann gebildeter

und solider zurückkehre, so lasse sich weiter von der Sache sprechen.

Christian und seine Mutter lächelten zwar über die Blindheit des Alten, denn sie wußten Beide, daß man unmöglich gebildeter sein könne; indessen war die Idee, zu reisen, dem jungen Herrn sehr willkommen; er fand es nicht blos angenehm, sondern auch verdienstlich, fremde Länder aufzuklären, fremde Völker über manchen Irrthum zu belehren; er sprach von dem Erstaunen, das er überall durch seine Kenntnisse erregen werde, und brachte der schon längst erstaunten Mutter einen so hohen Begriff von der Apostelwürde bei, die ihm unfehlbar zu Theil werden müsse, daß sie mit Freuden einwilligte, und nur bedauerte, ihn nicht begleiten zu können, um Zeugin seiner Triumphe zu sein. Man kaufte ihm einen eleganten Reisewagen, man miethete einen Spitzbuben von Bedienten, der französisch und italienisch sprach, man borgte zehntausend Thaler auf ein unverschuldetes Gut, und so ausgerüstet, folgte er dem Posthorn. Mutter und Braut gaben ihm heiße Thränen, Vater und Oheim christlichen Segen mit auf die Reise. Er aber lachte der Thränen und spottete des Segens.

---

5. Bildung auf Reisen.

Anfangs konnte Christian gar nicht begreifen, daß man in großen Städten so wenig auf ihn achtete. Vergebens kramte er an Wirthstafeln die neuesten Philosopheme aus, die nicht allein in seinem Geburtsort, sondern auch in gelehrten Zeitungen (und folglich, nach seiner Meinung,

in der ganzen Welt) so viel Lärm erregten; hier schien ein Jeder sich mehr um die nächste Bratenschüssel zu bekümmern, ja es gab Leute unter ihnen, die nicht einmal die allgemeine deutsche Bibliothek gelesen hatten, welche eben damals in erster Jugendkraft um sich schlug. Vergebens besuchte er die Schauspielhäuser, um Stücke auszupfeifen, die er gar nicht kannte, von welchen er aber aus seiner Aesthetik wußte, daß sie unmöglich etwas taugen konnten, weil die Personen der Verfasser zu keiner ästhetischen Clique gehörten. Gleichsam ihm zum Trotz applaudirte das halsstarrige Publikum. Mit Erstaunen hörte er oft Männer loben, deren Namen der Herr Professor auf seinem Katheder nur mit einem spöttischen Lächeln genannt hatte, und andere tadeln oder gar verachten, die er als die größten Genies zu verehren gewohnt war.

Das Resultat, welches er aus allen diesen Beobachtungen zog, war nicht: „man könnte bei mir zu Hause doch wohl Unrecht haben," sondern: »das Publikum ist noch zu dumm, zu unempfänglich für eine höhere Bildung." Ein süßer Trost, der schaale Köpfe, die gern auch etwas gelten möchten, nie verläßt. Zu seiner völligen Beruhigung fand er auch bald ein anderes Mittel, die Leute reden zu lassen, wie und was er wollte. Er machte nämlich großen Aufwand, hielt eine leckere Tafel, bat die Widerspenstigen zu Gaste, und hatte das Vergnügen, zu finden, daß sie alle seiner Meinung waren. Nur mit einer Klasse von Menschen wollte es ihm nicht gelingen, nämlich mit den Höflingen, die in ihrem Kreise blos

die gewandte Lebens-Philoſophie zu erlangen ſtrebten, und den bürgerlichen Klumm ein wenig über die Achſel anſahen, vielleicht, weil ſie den reichen Bürgersſohn beneideten. Nun gehörten zwar ſchon längſt Hof und Adel zu den Lieblings-Materien, über welche Chriſtian gar zu gern bittern Spott ausgoß, aber als er in der Fremde gewahr wurde, daß die Höflinge ſich wenig darum bekümmerten, und daß oft Leute ſich vor dem Adel bückten, die kurz vorher des Spötters witzige Einfälle belacht hatten; ſo beſchloß er vor der Hand, wie die Meiſten thun, ſeine Philoſophie in Zeit und Umſtände zu ſchmiegen, und, was etwa der behaglichern Exiſtenz ſeines Ich im Wege ſtand, für's Erſte fahren zu laſſen.

Es beliebte ihm daher, ſich in einen Baron von Sonnenſtern umzuſchaffen, und dieſer glänzende Name, von einer glänzenden Equipage unterſtützt, verſchaffte ihm Zutritt an manchen kleinen Höfen, wo man es ſo genau mit der Ahnen-Probe nicht nimmt, und oft der unverſchämteſte Fremdling dem verdienſtvollen, aber anſpruchloſen Landeskinde vorgezogen wird. Das ging eine Weile ganz vortrefflich, bis die Ebbe in den Beutel trat. Zwar führte die mütterliche Zärtlichkeit noch einige Mal die Flut zurück; doch endlich konnte Madame Klumm dem geliebten Söhnlein nicht länger bergen, daß er wohl thun werde, in fremden Landen ihr etwas weniger Ehre zu machen, indem ſein ſchönſtes Erbgut bereits dermaßen verſchuldet ſei, daß ſo wohl die Sonne als die Sterne, die ſeinen neuen Namen bildeten, nur noch auf verhypothecirte Felder ſchienen.

Christian flehte vergebens. Nach Hause wollte er nicht, und seine Lebensart fortsetzen konnte er nicht. Man mußte auf Mittel denken, um andere Ströme in ein Bett zu leiten, in welchem der Bach der mütterlichen Freigebigkeit vertrocknet war.

Das Bequemste schien ihm das Spiel. Er war mit Einigen von jenen Freibeutern in Bekanntschaft gerathen, für welche es leider kein See-Recht gibt, die mit ihren Prisen ungehindert in jeden Hafen einlaufen, ja unter den Kanonen einer jeden Macht Schiffe entern dürfen; kurz, gegen welche die Algierer und Tuneser die ehrlichsten Leute von der Welt sind. Er selbst hatte anfangs ein beträchtliches Lehrgeld zahlen müssen, doch seine Auslagen verzinsten sich bald; sein Genie enthüllte ihm die Geheimnisse der edlen Kunst, und er brachte es in Kurzem zu einer Vollkommenheit, die ihn zum Liebling aller Bäder machte.

Nun lebte er prächtiger als jemals, und bei so adelichen Beschäftigungen wagte Niemand den leisesten Zweifel gegen seine freiherrliche Geburt. Aber zu seinem Unglück gelang ihm einst ein Meisterstreich. Der Sohn des Ministers, ein Jüngling, eben so unerfahren als lüstern nach Erfahrung, wurde von dem Baron von Sonnenstern und seiner Bande in einer einzigen Nacht, nicht allein seines Taschengeldes, sondern auch der von seiner Mutter gestohlenen Juwelen beraubt. Diese Kleinigkeit erregte Aufsehen. Hundert verirrte Söhne wackerer Eltern waren schon geplündert worden, und es hatte kein Hahn darnach gekräht: aber der Sohn des Ministers! das schrie um Rache! —

Der regierende Vater vertraute dem Gesandten, unter dessen Schutz Christian sich begeben, daß der nicht regierende Fürst gesonnen sei, die falschen Spieler beim Kopf nehmen zu lassen, und der Gesandte hatte nichts dagegen, denn der Herr Baron von Sonnenstern war ihm gleich anfangs verdächtig, und er hatte ihn blos geduldet, weil der Spieler, wie leider überall gewöhnlich, in den ersten Häusern willkommen war. Er überließ ihn also seinem Schicksal, und es war um ihn geschehen, wenn nicht sein Kartenfreund, der Gesandtschaftssekretär, ihm noch bei Zeiten einen Wink gegeben hätte. Erschrocken packte er in Eil den Raub zusammen, belebte durch Gold die Gebeine magerer Postpferde, und floh in derselben Nacht, in welcher die Polizeibeamten seine ausgeräumte Wohnung zu spät durchstöberten. Titel und Wapen, die Sonne sammt den Gestirnen, hielt er für gut so lange bei Seite zu legen, als er in einem undankbaren Staate sich befand, in welchem der erste Minister langhändig, trotz einem Artaxerxes war. Der stolze Baron verwandelte sich in einen bescheidenen Kaufmann, und die Himmelskörper in einen Schneider. Kaufmann Schneider nannte er sich, in Handelsgeschäften reisend. So kam er glücklich über die Grenze, und nun erst ging er mit sich zu Rathe, was er beginnen solle.

Auf einer Seite lockte ihn das gährende Leben hinter der eingeschnittenen Tafel, deren grüner Teppich goldene Früchte trug; auf der andern schimmerte das Bild der Heimath und sandte ihm freundliche Winke herüber. Diese Winke kamen eben nicht aus den zärtlichen Augen der

Mutter, die ſich Chriſtian immer nur als ſeine Haushälterin dachte; ſondern das hübſche fünfzehnjährige Mädchen, das er vor Jahr und Tag aufblühend verlaſſen hatte, ſchwebte vor ihm aufgeblüht in Jugendfülle, zum Genuß einladend. Nebenher konnte er die Bewohner ſeiner Vaterſtadt durch fremde Pracht in Erſtaunen ſetzen, und von ihrer Bewunderung ſich kitzeln laſſen. Wurde er dieſe Heldenſpeiſe etwa überdrüſſig, und ſtumpfte der Genuß den Stachel der Begierden ab, ſo ſtand es ja noch immer in ſeiner Willkür, abermals in die weite Welt zu gehen. Daß weder Gattin noch Mutter ihn davon abhalten würden, verſtand ſich von ſelbſt, und darum konnte er die Rückkehr ohne Bedenken wagen. Nach dieſer reiflichen Ueberlegung ſchlug er wohlgemuth Krebels europäiſche Reiſen auf, lernte daraus den nächſten Weg in ſein Vaterland, und rollte, in lüſterne Träume gewiegt, der Heimath zu.

---

6. Einfalt und Unſchuld.

Noch mochte er etwa dreißig Meilen von dem Wohnort ſeiner Eltern entfernt ſein, als er an einem Sonntag-Morgen durch ein Dorf fuhr. Schon von ferne hatten die öden Felder und das Glockengeläute ihn erinnert, daß heute der Ruhetag der Schöpfung gefeiert werde. Als er die engen Gaſſen des Dorfes erreichte, wallten ihm die braunen, reinlich gekleideten Dirnen mit Geſangbüchern entgegen, und die Männer trugen dicke Blumenſträußer in der Linken,

indem sie mit der Rechten den breiten Messingkamm durch die glatten Haare zogen.

Er befahl dem Postillon Schritt vor Schritt zu fahren, und sein blitzendes Auge schweifte unter den Dirnen, die ihn mit bescheidenem Kopfnicken grüßten. Plötzlich sah er von Ferne eine schlanke Gestalt, die sich durch ihr Gesicht, blendender als ihr weißes Gewand, und durch gelocktes Haar, ein wenig phantastisch mit Kornblumen bekränzt, von den Bauermädchen unterschied. Er bewaffnete sein Auge sogleich mit doppelten Gläsern, und als sie näher kam, traf ihn ein freundlicher Blick, der seinen Zauber nicht zu kennen schien, aber so schnell und tief die ganze üppige Gestalt in den Schlamm von Christian's Seele prägte, daß der Athem ihm verging, und ein liederlicher Fluch ihm auf der Zunge erstickte. Wie vom Zitteraal berührt, ließ er die Hand mit der Lorgnette sinken, starrte gedankenlos vor sich hin, und griff endlich nach der Reisemütze, das schöne Mädchen zu grüßen, als es schon längst vorüber war. Doch der Eindruck würde schnell verloschen sein, hätte nicht ein böser Dämon die Hand im Spiel gehabt.

In dem Lande, durch welches er eben reiste (vielleicht war es Sachsen), hatten die Postillons die löbliche Gewohnheit, auf halbem Wege ihre Pferde und sich selbst zu füttern, die Station mochte kurz oder lang sein. Gerade in diesem Dorfe war ein solcher Ruhepunkt; der Schwager hielt am Ende desselben vor einem schlechten Wirthshause, und traf die beliebten Anstalten, die bekanntlich so manchen Reisenden zur Verzweiflung bringen. Auch Christian

pflegte ſonſt nicht ohne kräftige Flüche dies ſächſiſche harte Schickſal zu ertragen, doch diesmal ſchien er ſich darob zu freuen, ſprang munter aus dem Wagen, drückte dem Poſtillon einen Gulden in die Hand, vermahnte ihn, ſich gütlich zu thun, und erklärte mit frommer Heuchelei, er wolle indeſſen in die Kirche gehen, weil er am Sonntag nie den Gottesdienſt zu verſäumen pflege.

Er ging, und der ſpitzbübiſche Bediente grinſte ihm nach. Als er die Kirche betrat, ſtand der Pfarrer, ein ehrwürdiger Greis, ſchon auf der Kanzel, und erzählte den Bauern die Geſchichte des barmherzigen Samaritaners, die er mit mancher herzlichen Ermahnung, Nothleidenden hilfreich beizuſtehen, begleitete. Chriſtian hörte das alles nur mit halben Ohren, ſuchte dagegen mit ganzen Augen und fand das liebliche Geſchöpf, das auf der Straße ihn bezaubert hatte. Sie wurde es bald gewahr, daß ſeine Gläſer auf ſie gerichtet waren, und ſeine brennenden Blicke nicht von ihr wichen. Jungfräuliche Scham überzog Wange und Buſen, um ihre Andacht war es geſchehen. Zwar hütete ſie ſich wohl, das Köpfchen aufzuheben, oder auf geradem Wege dem Fremdling einen Blick zuzuſenden: aber dann und wann verſtohlen über ihn hin zu gleiten, verwehrte ſie den Augen dennoch nicht. Von dieſen wurde jedesmal der Bericht ihr abgeſtattet: es ſei ein ſchöner junger Mann, der mit ſo hartnäckiger Aufmerkſamkeit ſie betrachte. Chriſtian ſeiner Seits entdeckte mit jedem Augenblicke neue Reize, und ſeine geübte Einbildungskraft

ahnete deren noch mehrere. Bald ſetzte die ſchlüpfrige Fantaſie alle ſeine Lebensgeiſter in ſo heftige Bewegung, daß er, eben als der Pfarrer Amen ſprach, den Teufel beſchwur, ihm das Mädchen in die Arme zu liefern, wär' es auch um den Preis von beider Seelen.

Wer ſie ſei, vermuthete er ſchon, doch um Gewißheit zu erlangen, ſtellte er ſich neben einen alten Bauer, unter dem Vorwand, mit ihm in das Geſangbuch zu ſehen, und nachdem er mit heller Stimme, zu großer Erbauung des Alten, die erſten Verſe mitgeſungen hatte, benutzte er ein Zwiſchenſpiel der Orgel, um ſeinen Nachbar zu befragen.

»Unſers Pfarrers Tochter, Malchen,« war die Antwort. — Sogleich entwarf der Verführer ſeinen Plan. »Mir wird ſchlimm,« flüſterte er dem Manne zu, »habt Ihr nicht etwas ſtärkendes bei Euch?« Der Alte bot ihm ſeinen Blumenſtrauß. Chriſtian roch daran, allein ihm wurde immer ſchlimmer. »Ich muß hinaus in die friſche Luft,« ſagte er mit gebrochener Stimme, hielt das Schnupftuch vor das Geſicht, und wankte aus der Kirche. Draußen auf dem Kirchhof ſuchte er ſich ein Grab am Wege — es war zufällig das Grab von Malchens Mutter — und legte ſich darauf in der Stellung eines Leidenden. Der Gottesdienſt ging zu Ende. Die Bauern ſtrömten aus der Kirche und als ſie den Fremden ſchmachtend liegen ſahen, verſammelten ſie ſich um ihn, zum Theil aus Neubegier, doch größeren Theils um Hilfe ihm anzubieten. Er ſtellte ſich, als ſei er der Sprache kaum noch mächtig und lallte blos unverſtändige Töne.

Bald erschien auch Malchen, stutzte, als sie ihn gewahr wurde, ging vorüber mit zagenden Schritten, stand zweimal im Begriff wieder umzukehren, eilte aber endlich, von jungfräulicher Schüchternheit gezogen, hastig nach ihrer Wohnung.

Schon fing Christian an zu fürchten, daß seine List fruchtlos bleiben werde, als sämmtliche Bauern plötzlich ihre Hüte abzogen, und den dichten Kreis trennten, um ihrem geehrten Pfarrer Platz zu machen. »Sind Sie krank, mein Herr!« fragte ihn der Greis mit freundlichem Mitleid. — »Ach ja, recht sehr!« wimmerte Christian, »ein Reisender — meine Brust — ich kann nicht weiter — ich muß hilflos hier sterben!«

»Da sei Gott für!« erwiederte der Alte, »was ich eben gelehrt habe, das übe ich auch nach meinen Kräften. Ueberdies liegen Sie da auf dem Grabe meiner Frau, die ein Muster christlicher Tugenden war, und schon dieser Umstand allein macht Sie zum willkommenen Gast in meinem Hause. Die Selige hat mir Sie zugeschickt. — Kinder, tragt den Fremden in meine Wohnung, aber sanft.« Die Bauern griffen zu. Der Pfarrer ermahnte sie langsam zu gehen, und eilte voraus, um seiner Tochter zu befehlen, daß sie ein weiches Bett für den Kranken bereite. Nebenher schalt er sie aus, daß sie gefühllos an einem Nothleidenden vorüber gegangen, der noch dazu auf ihrer Mutter Grabe gelegen. »Ach! es wäre nicht geschehen,« dachte Malchen, indem sie zitternd und schweigend ein bequemes Lager bereitete, »es wäre gewiß nicht geschehen, wenn er

nicht zuvor in der Kirche mich so angegafft hätte.“ — Ein reinliches Stübchen, mit Fenstern von Weinlaub umrankt, war zur Aufnahme des Fremden bereit, als die gutmüthigen Bauern das Unglück über des Hauses Schwelle trugen. Christian ließ sich zu Bett bringen. Seine bleiche Farbe, die Wirkung durchspielter und durchschwelgter Nächte, unterstützte den Betrug. In abgebrochenen Worten unterrichtete er den Pfarrer, daß er ein wohlhabender Kaufmann sei, mit Namen Schneider; daß er eine geliebte Schwester besessen, die an der Schwindsucht gestorben; daß er durch allzutreue, unvorsichtige Pflege, sich Ansteckung zugezogen; daß ihm die Aerzte zu einer Reise gerathen; daß aber die Erschütterung, vielleicht auch der Kummer, zu heftig auf seine kranke Brust wirkten, und daß er fühle, ihm sei Ruhe und guter Menschen Trost vonnöthen, ehe er es wagen dürfe, auch nur die nächste Stadt zu erreichen.

„Ruhe und guter Menschen Trost soll Ihnen in meinem Hause werden,“ sagte der Pfarrer mit frommer Zuversicht, und sandte sogleich nach dem Wirthshause, um des Fremden Wagen und Bedienten holen zu lassen. Dem Letzteren versiegelte ein Wink seines Herrn den Mund, und Alles schien sich zu vereinen, um des Wollüstlings lasterhafte Wünsche zu befördern. Vater und Tochter mühten sich um die Wette, dem Kranken Hilfe zu leisten, und der Alte bedauerte wohl zwanzigmal des Tages, daß seine gute Mariane nicht mehr lebe, weil sie es so trefflich verstanden, Leidende sanft zu pflegen. Unter dem Vorwand Arznei zu holen, sandte Christian den Bedienten nach einem nahen Städt-

chen, und ließ ſich ein Bündel Fernambukholz bringen, das er verſtohlen kaute, und dann in Gegenwart ſeines beſorgten Wirths, nach einem trockenen Huſten, rothgefärbten Speichel, als Blut von ſich gab. So oft Malchen das ſah, erblaßte ſie, und helle Zähren traten in ihre ſchönen Augen. Das ſanfte Mitleid, ſo oft der Liebe Vorläufer, bahnte ihr auch hier den Weg zu einem unerfahrnen Herzen. Der Tochter unſchuldvolles Hingeben, des Vaters argloſes Vertrauen, machten dem Böſewicht leichtes Spiel. Das arme Malchen wurde der Verführung Beute, ohne es zu wiſſen, und ohne einmal Gefahr zu ahnen. Dieſe reizende Unſchuld, die er komiſche Einfalt nannte, war ihm ſo pikant, daß er, wider ſeine Gewohnheit, länger als zwei Monat Genuß in des Mädchens Armen fand. Der Alte freute ſich herzlich ſeiner augenſcheinlichen Beſſerung, und dankte Gott, daß er ihn gewürdigt, die Zahl der barmherzigen Samariter zu vermehren.

Vielleicht würde Chriſtian noch länger ſeiner Bosheit Früchte ruhig genoſſen haben, wenn nicht bedenkliche Folgen, für Malchen noch ohne Bedeutung, ihm aber wohl bekannt, zur ſchnellen Abreiſe ihn bewogen hätten. Briefe aus ſeiner Vaterſtadt meldeten ihm, wie er vorgab, den Tod ſeiner Mutter. Um die Erbſchaftsangelegenheit mit Geſchwiſtern, die er gar nicht hatte, auseinander zu ſetzen, war ſeine Gegenwart durchaus nothwendig. »Gott und Ihnen ſei gedankt!« ſagte er zu dem wackern Pfarrer, »daß ich, gänzlich wieder hergeſtellt, meine Reiſe fortſetzen kann.«

»Gott! nicht mir,« antwortete der Greis, »ich that nur meine Pflicht.«

Dem guten Malchen ſchwammen freilich, wo ſie ging und ſtand, Thränen im Auge; doch der Schwur des Geliebten, daß er gleich nach vollbrachtem Geſchäft zurückkehren, und als ſein liebes Weib ſie heimholen werde, beruhigte ſie. Nur einen reichen Verwandten — ſo vertraute er ihr — hatte er noch zu ſchonen, und darum bat er ſie, ihr Einverſtändniß vor der Hand dem Vater zu verſchweigen, weil es ſich nicht gezieme, daß er die erſte Nachricht davon aus einem andern als des Freiwerbers Munde erfahre. Aus ähnlichen Gründen verlangte er, ſie ſolle ihre Briefe nicht an den Kaufmann Schneider, ſondern an ſeinen Bedienten adreſſiren, der ſie von der Poſt abholen werde. Seine erſte Antwort ſollte auch die ſchriftliche Anwerbung bei ihrem Vater mitbringen.

So ergab ſie ſich mit ziemlicher Faſſung in die kurze Trennung. Daß hier Falſchheit möglich ſei, kam ihr eben ſo wenig in den Sinn, als daß die Bibel auch wohl irren könne.

Mit einem Beutel voll Goldſtücke wollte Chriſtian des Pfarrers brüderliche Aufnahme und deſſen nahen Jammer bezahlen; allein der Greis lehnte jedes Geſchenk mit Ernſt und Würde ab, und als ſein Gaſt in den Wagen ſtieg, ertheilte er ihm ſeinen Segen mit ſolcher Herzlichkeit, daß nur ein verſtockter Egoiſt unzerknirſcht bleiben konnte. Malchen ſtand ſchluchzend am Fenſter, und hob beide Hände für ihren Mörder betend zum Himmel hinauf. Einer ge-

wissen Unbehaglichkeit konnte sich Christian dabei dennoch nicht erwehren, denn selbst der tiefste Schlaf des Gewissens ist nur Fieberschlummer eines Kranken, der sich auf seinem Lager wälzt. Erst als er das Dorf im Rücken hatte, schöpfte er freier Athem, und da die Stimme in der Brust noch immer nicht schweigen wollte, so lachte er überlaut, um jene zu betäuben. Beim ersten Pferdewechsel war Alles vergessen, nur nicht der Entschluß, die arme Betrogene nie wieder zu sehen, und keinen ihrer Briefe zu beantworten.

---

7. Die Schlachtopfer.

Mit so völlig ausgebildeten Anlagen trat der junge Herr Klumm auf's neue in seiner Vaterstadt auf. Eine vortheilhafte Gestalt, ein oberflächliches Wissen, ein imponirender Ton, überraschten seine Mitbürger, entzückten die Mutter, täuschten die Braut. Ob der kluge Oheim der Letztern die wurmstichige Frucht in der glatten Schale nicht erkannt haben würde, ist eine Frage, die unentschieden blieb, denn schon seit mehreren Monden war der Biedermann zu seinen Vätern versammelt worden, und hatte seine liebenswürdige Nichte ganz verwaist, Herr seines großen Vermögens wie ihrer Person hinterlassen. Sie war ein sanftes Mädchen, mit mehr Herz als Kopf begabt, folglich zu einer vortrefflichen Ehefrau geschaffen, weil in einer glücklichen Ehe der Kopf des Weibes zwar nicht fehlen, doch auch beileibe nicht die Hauptrolle spielen darf.

Die ohnehin abgekürzte Trauerzeit ausgenommen, stand Christians Wünschen kein Hinderniß im Wege; die Ver-

mählung mit der reichen Erbin wurde prachtvoll gefeiert, und der verschwenderische Wollüstling sah sich im Besitz eines schönen Weibes, dessen ansehnliche Reichthümer keine verächtliche Zugabe waren, um so mehr, da seine Ausschweifungen der Eltern Gut versplittert hatten. Die Mutter, jetzt Witwe, wähnte sich auf dem Gipfel eines längst erträumten Glücks, und in der That übertraf die Gefälligkeit der sanften Schwiegertochter alle ihre Erwartungen. Hatte sie aber gehofft, auch von Christian den Lohn ihrer mütterlichen Zärtlichkeit zu ernten, so sah sie sich bitter getäuscht. Aus dem vergötterten Liebling einen Egoisten zu bilden, war ja stets ihr unkluges Bemühen, und der vollendete Egoist vergalt es ihr jetzt durch tiefe Geringschätzung. Seine Mutter war die erste Magd im Hause; ihr Wort galt nichts, ihre Bequemlichkeit noch weniger als nichts. Bei Gastgeboten, die er häufig anstellte, durfte sie nicht einmal erscheinen, weil sie an einer Tafel, wo man gelehrt und witzig war, ihm Schande mache. Sie saß dann einsam auf ihrem Zimmerchen, dessen Fenster in den Hühnerhof gingen, und aß was übrig blieb, wäre auch wohl bisweilen ganz vergessen worden, hätte nicht die Schwiegertochter, das fremde Kind, für sie gesorgt. Mehr als einmal entschlüpfte sogar dem Bösewicht der Vorwurf, daß sie das Gnadenbrot in seinem Hause genieße, sie, die seinen eitlen Launen alles geopfert hatte.

So beweinte die arme Alte ihre Thorheit im Stillen, und seufzte zu Gott, daß er wenigstens die Schwiegertochter ihr erhalten wolle, die wahrlich auch nicht auf Ro-

sen sich gebettet hatte. Zwanzigmal des Tages mußte sie von ihrem Manne hören, daß sie dumm sei, daß sie in der großen Welt eine alberne Figur spiele, und er vor seinen Gästen sich ihrer schämen müsse. Gern hätte er auch sie von der schwelgerischen Tafel verbannt, hätte sie nicht einmal, von Unmuth überwältigt, das Herz gefaßt, ihn zu erinnern, daß, wo nicht Liebe, doch ihres Oheims Gold ihr den Platz an seinem Tisch erkaufe. Diese abgedrungene Bemerkung verschlimmerte zwar ihr häusliches Verhältniß, hielt aber doch für's Erste den Uebermüthigen vor der Welt im Zaume. Der Gattin liebendes Herz konnte freilich der äußere Schein nicht befriedigen, und so wurde die Frucht unter diesem Herzen mit stillem Jammer genährt.

Unterdessen kamen häufig Briefe aus dem entweihten Wohnsitz der Gastfreiheit. Der schurkische Bediente trug die Seufzer der Entehrten seinem Herrn treulich zu. Anfangs klangen Malchens Briefe blos schwermüthig, allein mit Hoffnung und Zuversicht auf des Geliebten Schwur, schlossen sie alle. Nur zu bald folgten Klagen über sein unbegreifliches Schweigen, Besorgnisse um seine Gesundheit, tödtliche Angst um sein Leben. Dann wieder ein heiterer Augenblick, denn sie hatte sich des drückenden Geheimnisses gegen den Vater entladen, und der Greis — selbst zu redlich — hatte ihr mit einem Wahrlich! (das war sein höchster, seltener Schwur) die Versicherung ertheilt: betrügen könne der Mann sie nicht, dem ihre Pflege das Leben gerettet, dem ihre Unschuld sie vertraut habe.

Christian lächelte der frommen Einfalt und warf die

Briefe in den Kamin. Endlich schrieb sie zum letzten Mal: ihre Niederkunft sei nahe, und beschwor ihn, um des ungebornen Kindes willen, sie von Verzweiflung zu retten. »Mein alter Vater,« schrieb sie, »geht mit gefalteten Händen und starren Blicken im Hause umher. Begegnet er mir, so zwingt er sich zu lächeln; aber sein blasses Gesicht, sein hohles Auge, bezeugen seinen tiefen Jammer. Einmal habe ich ihn belauscht, als er in seinem Stübchen auf den Knien lag, und Gott mit Thränen bat, ihn seines Kindes Schande nicht überleben zu lassen. Diese Thränen brennen auf mein Herz; das Wort Schande klingt mir unaufhörlich vor den Ohren. Bald, bald muß es anders werden, oder ich verklage dich vor Gottes Richterstuhl!« —

Die Bewegung, welche dieser Brief — es war ihr letzter! — auf Christian hervorbrachte, glich dem Zorne. Hastig siegelte er ein Päckchen mit Dukaten zusammen, schrieb des Pfarrers Namen darauf, und gab es auf die Post. Jetzt verstrichen einige Wochen, in welchen er nichts mehr von dort vernahm, und das ließ ihn hoffen, mit der Rolle Dukaten sei nun Alles abgethan, und er werde an die flüchtige Galanterie nicht mehr erinnert werden. Nur Eine lästige Folge — so schien es ihm — war von jener Begebenheit zurück geblieben, nämlich die Unverschämtheit des Bedienten, der sich im Besitz mehrerer wichtiger Geheimnisse wußte, und, darauf pochend, sich unerträgliche Anmassungen erlaubte. Lange ertrug der befehlende Schurke den dienenden Schurken, der nicht selten Drohungen verlautbarte; lange schmeichelte er ihm, und sah zu allen sei-

nen Spitzbübereien durch die Finger, weniger beſorgt, ſeine gute Frau durch eine ſolche Entdeckung zu kränken, als in dem Urtheil der Welt zu verlieren. Endlich aber machte der Kerl es doch zu arg. Da ſchloß ſich Chriſtian mit ihm ein, zahlte ihm ſeinen Lohn dreidoppelt, ſchwur ihm aber auch, daß er ihn ermorden werde, wenn er ſich unterſtehe, auch nur eine Silbe von jenem Abenteuer laut werden zu laſſen. Und ſo jagte er ihn zum Teufel.

Zurückgehaltene Wuth machte den Böſewicht todtenbleich, aber er grinſte wie ein verſtockter Mörder unter dem Galgen, und ſo verließ er ſeinen würdigen Herrn, ohne eine Silbe zu antworten.

»Ich weiß, du konnteſt den Menſchen nicht leiden,« ſagte Klumm am Abend zu ſeiner Gattin, »und darum habe ich ihn fortgejagt.« Das gute Weib war gerührt von dieſem ſeltenen Beweis, wo nicht der Liebe, doch der Aufmerkſamkeit für ihren jetzigen Zuſtand. So legte ſie es aus, und auch dafür dankte ſie dem finſtern Manne mit einer herzlichen Umarmung.

Wirklich hatte des Menſchen Entfernung auf ihre häusliche Ruhe Einfluß; ſie wagte ſogar zu hoffen, daß, von ihm geleitet, ihr Gatte oft härter geſchienen, als er im Grunde ſei. Dieſe Hoffnung gab ihr einige Heiterkeit, und da in den erſten Tagen eben nichts vorfiel, was den ſüßen Wahn zerſtören konnte, ſo ſah ſie ihrer nahen Entbindung fröhlicher entgegen.

Aber eines Morgens — ihr Gatte war mit luſtigen Brüdern auf die Jagd geritten — trat jener Böſewicht

plötzlich in ihr Zimmer, und überreichte ihr mit satanischem Lächeln einen Brief. Erschrocken, doch zu stolz, gegen einen solchen Menschen ihre Bewegung zu verrathen, warf sie einen Blick auf den Brief, den er ihr in die Hand geschoben, und las die Adresse des Bedienten.

»Was soll ich damit?" sagte sie mit kaltem Ernst, »der Brief ist ja an Ihn gerichtet?"

»Erbrechen Sie nur," erwiederte der Mensch, »er ist an Dero Herrn Gemahl; ich habe deren wohl schon zwanzig gebracht." —

»Ist er an meinen Mann," versetzte sie, »so gebührt mir um so weniger, ihn zu erbrechen. Nehme Er ihn zurück, und verlasse Er augenblicklich das Haus."

»Wollen Sie ihn nicht öffnen," antwortete der Kerl gelassen, »so darf ich es doch, denn meine Adresse steht ja darauf." Mit diesen Worten nahm er den Brief, riß das Couvert davon, warf ihn höhnisch auf den Tisch, verbeugte sich noch höhnischer, und verschwand.

Die junge Frau stand betäubt, warf das Auge schüchtern auf den unglückschwangern Brief, und entwich in das nächste Zimmer, als ob sie der Gefahr, ihn zu lesen, entrinnen wollte. Bald aber suchte sie sich zu überreden, es sei wohl nur ein Schurkenstreich von dem weggejagten Bedienten, den müsse sie ihrem Manne verheimlichen, ihm Aergerniß ersparen, und, um das zu können, sei es doch wohl nothwendig, den Brief zu lesen, damit man doch erfahre, was der Kerl eigentlich im Schilde führe. So

ihrer Neugier einen Vorwand leihend, kehrte sie zurück, und ergriff das unselige Blatt. Es war von Malchens Vater.

»Ich schreibe diese Zeilen,« hub er an, »zwischen dem Sarge meiner Tochter und der Wiege ihres Kindes. Die arme Mutter ist unter schweren Leiden, doch selig verstorben, denn Gott hat mir Kraft gegeben in der Stunde der Anfechtung, daß ich durch Gebet und Trost ihre Seele von Verzweiflung gerettet habe. Nun liegt sie neben mir und lächelt im Schlafe, denn sie hat überwunden und ihrem Mörder verziehen. Amen! Friede sei mit ihrer Asche!"

»Aber in seiner Wiege lächelt auch das schlafende Kind, unwissend zu welchem Jammer es geboren worden. Ich habe es durch die heilige Taufe der Barmherzigkeit Gottes empfohlen; nicht allein mit Wasser, auch mit Thränen habe ich es getauft; es waren die letzten, die ich vergossen, denn jetzt weine ich nicht mehr, und halte der züchtigenden Hand Gottes stille. Er hat gegeben, er hat genommen, sein Name sei gelobt! — Sie, mein Herr, habe ich lange todt geglaubt, denn ich meinte, ein Mensch, der zu solchem Jammer schweigt, ist gewißlich todt; und davon habe ich auch die Selige überredet, daß sie freudiger gestorben ist. Nun aber kommt mir Geld, ich weiß nicht woher; das machte mich stutzen, ich ahne Böses. Darauf berichtet mir ein Ungenannter, daß Sie sich bereits vermählt."

»Ich will nicht richten — Gott richte zwischen dieser Leiche und Ihnen! — In unlöblicher Aufwallung wollte ich das Sündengeld zurücksenden; aber darf ich es dem Kinde rauben? — Als einen Noth-Pfennig lege ich es

zurück, denn es ist vielleicht die erste und letzte Gabe, die es von einem Vater empfängt, der ihm keinen Namen gab. So lange Gott, um meinen Gehorsam zu prüfen, mir noch das Leben fristet, soll es dem Kinde an nichts fehlen, und ich will es in der Furcht des Herrn erziehen. Aber ich bin arm, und wenn Gott mein Flehen um einen baldigen Tod erhört, so bleibt das Kind bei den Lilien auf dem Felde, bei den Vögeln unter dem Himmel. Getrost! auch da wird der himmlische Vater es kleiden und speisen! — Doch meine Pflicht erheischt, Ihnen, mein Herr, von alle dem Meldung zu thun. Ich werde Sie mit keinem zweiten Briefe belästigen. Haben Sie noch nicht ganz die Menschheit ausgezogen, und wollen Sie keinen Fluch auf Ihre Ehe laden, so werden Sie die Stimme der Pflicht hören."

»Morgen begrabe ich meine Tochter, und wenn der Sarg in die Gruft hinabschurrt, und wenn ich segnend die letzte Hand voll Erde darauf werfe; so will ich auch das Schwerste vollbringen, und für den Zerstörer meines stillen Glücks beten, daß Gott sein Herz erweiche."

Tief erschüttert sank die junge Frau zurück auf dem Sofa — jede Nerve bebte, ein Fieberschauer ergriff sie heftig; sie weinte, aber keine Thränen erleichterten die beklommene Brust. Ach! es ist schon hart genug, wenn man dem Gefährten des Lebens keine Achtung schenken kann, aber zehnfach schrecklicher, wenn man plötzlich einen Gegenstand des Abscheus in ihm erblicken muß. Ihre Einbildungskraft arbeitete fürchterlich; immer stand sie zwischen dem

Sarge und der Wiege; immer hörte sie den Fluch, den der unglückliche Vater ihrer Ehe drohte. — „Ach!“ rief sie schluchzend, »der Fluch ist schon in Erfüllung gegangen! aber warum an mir! an mir!“

Drei einsame Stunden so verjammert und verwimmert, zerrütteten Seele und Körper so gewaltsam, daß sie gegen Abend die Vorboten einer beschleunigten Niederkunft spürte, und bald nachher unter unaussprechlichen Leiden ein todtes Kind zur Welt brachte, welchem der Arzt durch die sorgfältigsten Bemühungen den schwachen Lebensfunken kaum wieder anzufachen vermochte.

Jetzt kam Herr Klumm halbberauscht nach Hause, erfuhr die Niederkunft seiner Frau, das schwache Leben seines Kindes, und taumelte vor das Bett der Wöchnerin. Durch einen Blutfluß, den keine Mittel stillen konnten, war sie bereits eine halbe Leiche. Christian wurde doch nüchtern, als er sie erblickte. Sie winkte den Umstehenden, hinaus zu gehen, zog des Pfarrers Brief aus ihrem Busen, und überreichte ihn dem Manne. Er stand vom Blitz getroffen und murmelte einen Fluch zwischen den Zähnen. Doch es gibt Augenblicke, in welchen die verworfensten Menschen unter der scharfen Klaue des Gewissens zucken. Nicht der unverschämteste Egoismus, nicht der betäubende Glaube an ein Dasein ohne Gott, rettete Christian jetzt von einer Erschütterung, die sein Eingeweide zusammenschnürte, und alles Blut aus den Wangen zu dem verstockten Herzen trieb. Der Jammer des Greises, der so

einfach rührend aus dem Briefe heraufstöhnte, und das Wimmern der halben Leiche, die vor ihm lag, packten ihn so gewaltig, daß er vor dem Sterbelager in die Knie sank, und die Hand der Dulderin krampfhaft in die seinige schloß.

„Du bist erschüttert," sagte sie leise, „Gottlob! — Dieser Sturm wird deine Seele reinigen. Mache wieder gut, was du vermagst. Hole das Kind und erziehe es mit dem unserigen. Versprich es mir in meine kalte Hand."

Er versprach, er schwur, stürzte hinaus, verschloß sich in sein Zimmer, warf sich auf's Bett, und fühlte zum ersten Male, daß ein Gott ist, dem kein Bösewicht entrinnt. Dumpfbrütend lag er so bis nach Mitternacht, da wurde leise an seine Thüre geklopft, und er hörte vernehmlich schluchzen. „Was gibts?" rief er mit rauher Stimme.

„Ach!" jammerte draußen die alte Mutter, „ich bringe dir das letzte Lebewohl von deiner guten Frau!" — Er sprang auf und öffnete die Thür. Die Alte wankte herein, fiel kraftlos auf den Sessel, und Thränen herber Wehmuth verstatteten ihr kaum den Bericht zu wiederholen, daß ihre gute Schwiegertochter ausgelitten habe. Kurz vor ihrem Ende habe sie noch einmal nach ihm verlangt, doch den Wunsch sogleich widerrufen, dann einen Brief verbrennen lassen, die Hände gefaltet, und kaum noch vernehmlich diese letzten Worte gesprochen: „er hat geschworen — er wird es halten."

Christian hielt sich an den Pfosten seines Bettes, und gräßlich war der Anblick des zweifachen Mörders. Ein Grinsen verzerrte sein todtenbleiches Gesicht, von schwar-

zen, ſtruppichten Haaren beſchattet; auf ſeiner blauen Lippe ſtand ein Schaum, und ſeine Knie ſchlotterten. Er forderte endlich Wein, ſtürzte eine Flaſche hinunter, rannte aus dem Hauſe, und ſuchte im Schneegeſtöber einen finſtern Tannenwald — da wurde ihm beſſer.

---

8. Der ehrliche Mann.

Wohl mag der Sturmwind einen See aufrühren, den Schlamm aus der Tiefe heben, daß er in dicken Wellen wogt; doch iſt der Sturm vorüber gebrauſt, ſo ſenkt der Schlamm ſich wieder zu Boden, und die Molche rühren ſich wie zuvor. Chriſtians Herz glich einem ſolchen See. Kaum war die gute Frau begraben, kaum hatte er aus ſeinem Hauſe Alles verbannt, was nur läſtige Erinnerungen an die Verſtorbene erzeugen konnte; ſo fing er auch ſchon an, ſeiner eigenen Schwachheit zu ſpotten. Zwar in den erſten Tagen gedachte er noch bisweilen ſeines Schwures, und des verlaſſenen Geſchöpfs, dem er in der Fremde das Daſein gab, ſetzte ſich auch wirklich einmal nieder und ſchrieb einen höflichen Brief an den Pfarrer, in welchem er des Kindes Verſorgung übernahm; als er aber den Brief verſiegeln wollte, drängten ſich klügere Betrachtungen ihm auf. »Was ſoll ich mit dem Kinde machen? unter welchem Namen ſoll ich es erziehen? was wird die Welt davon urtheilen? und, wenn es heran wächſt, welche Bürde! — Oder welch ein Schickſal kann ich ihm bereiten? überall wird ſeine zweideutige Geburt ihm im Wege

ſtehen. Beſſer, es bleibt wo es iſt, der alte Großpapa wird ſchon dafür ſorgen, daß es zum Soldaten oder zu einer tüchtigen Haushälterin erzogen werde. Iſt es ein Bube, Futter für Pulver, wie Fallſtaff ſagt. Iſt es ein Mädchen, ſo frage ich wohl einſt nach ihr, und gebe ihr ein Stück Geld, mit dem ſie eines armen Pächters Wirthſchaft aufhelfen kann." So zerriß er den Brief, und ſchlug es vor der Hand ſich aus dem Sinne.

Bald fand er auch, daß der Tod ſeiner Frau eine Wohlthat für ihn geweſen. Ihrer Reize war er ja ohnehin längſt überdrüſſig; von ihrem Vermögen blieb er durch das Kind unumſchränkter Erbe, und die Vorſtellungen, die ihre Sanftmuth dann und wann ſich erlaubte, beläſtigten ihn nun nicht länger. So wurde ſie dann von Niemand mehr vermißt, außer von ihrer alten Schwiegermutter, die jetzt ganz allein in ihrem Hinterſtübchen ſaß, von dem Geſinde im Hauſe nachläſſig verſorgt wurde, oft in mehreren Wochen des Sohnes Antlitz nicht ſah, und keine andere Freude hatte, als mit der kleinen Enkelin zu ſpielen, um deren Gegenwart ſie doch nicht ſelten vergebens bat, weil die hübſche eigenſinnige Wärterin aus leicht zu erachtenden Gründen, mehr im Hauſe galt, als die Großmutter. Das währte denn auch nicht lange, ſo zehrte der Gram das Bischen Lebenskraft vollends auf, und die für ihre Thorheit hart beſtrafte Alte entſchlummerte in den Armen einer Magd.

Dadurch ſah Herr Klumm ſich auch vom letzten Zwange befreit, und lebte nun ganz nach ſeinem Gelüſte. Bei offener Tafel in ſeinem Hauſe, bei Spiel, Trunk und

Wolluſt, verſchwelgte er Tage und Nächte. Um Ottilien, ſeine Tochter, bekümmerte er ſich wenig, ließ das Kind unter den Domeſtiken, gab deſſen Erziehung dem Zufall Preis. Doch eben der Zufall meinte es beſſer mit dem armen Mädchen, als der Vater. Eine edle Franzöſin, die Witwe eines ausgewanderten Offiziers, durch Armuth gezwungen, Dienſte zu ſuchen, übernahm Ottiliens Bildung, wurde dem Kinde eine zweite Mutter. Hätte das Schickſal ihr vergönnt, die Erziehung zu vollenden, Ottilie würde das Muſter ihres Geſchlechts geworden ſein, denn es fehlte ihr an keiner Anlage zur Vortrefflichkeit. Aber noch hatte ſie das vierzehnte Jahr nicht erreicht, als der Tod ihr auch dieſe Stütze raubte, und der Vater hielt für überflüſſig, die Stelle zu erſetzen; denn er hörte ja, daß ſeine Tochter ſehr gut franzöſiſch ſprach; er ſah, daß ſie ſich mit Geſchmack zu kleiden wußte; was bedurfte es mehr? — Zum Glück hatten Lehre und Beiſpiel der Entſchlafenen ſo tief in der jungen Bruſt gewurzelt, daß des Vaters Mehlthau ihre ſchönen Blüten wohl dann und wann vergiften, doch dem geſunden Stamme nicht mehr ſchaden konnte.

Seine unbeſonnene Verſchwendung hatte endlich auch die reiche Erbſchaft ſeiner Frau erſchöpft, und mit Schrecken ſah er auf dem Boden ſeiner Kaſſe einen Ueberreſt, der zwar für einen genügſamen Hausvater noch immer hinreichend geweſen wäre, ein ſtilles, bequemes Leben zu führen, der aber, bei ſeiner Wirthſchaft, höchſtens noch ein Jahr den Untergang verzögern konnte. Der Gedanke, in ſeiner Vaterſtadt (wo man, wie überall, einen Jeden ehrte, der

ſich Ehre zu erkaufen wußte) in Zukunft eine untergeordnete Rolle zu ſpielen, war ihm unerträglich, und er ſann Tag und Nacht auf Mittel, dieſer Vernichtung zu entgehen.

Bis jetzt hatte er ſeine Ungebundenheit nie durch einen Dienſt im Staate verlieren wollen; denn er ſah ja täglich, daß der nützlichſte Menſch weniger geachtet wird, als der reiche Tagedieb, der — außer der Kunſt, zu verzehren, was Andere fleißig erwarben — nichts verſteht. Doch nun blieb ihm keine andere Ausſicht übrig. Zwar konnten ſeine Kenntniſſe ihm keinen Anſpruch auf Staatsämter leihen, und ſelbſt die dürre Philoſophie, die ihn einſt ſo ſtolz über Jeden erhob, der durch irgend eine praktiſche Wiſſenſchaft nützlich zu werden ſtrebte, hatte er längſt vergeſſen. Allein darauf kam es ja auch nicht an. Er kannte die Reſidenz und die ſchöne breite Heerſtraße, die dort zu Beförderungen führte. Als nun der alte Bankdirektor in ſeiner Vaterſtadt ſtarb, kehrte er ſich nicht daran, daß der vieljährige Gehilfe desſelben, ein wackerer Greis, der allgemeinen Sage zufolge, die erledigte Stelle erhalten werde, weil er ſie redlich verdient habe, ſondern er raffte ganz im Stillen die Trümmer ſeines Vermögens zuſammen, reiſte damit in die Reſidenz, und kam nach wenigen Wochen, zum Erſtaunen ſeiner Mitbürger, als Bankdirektor zurück. Der brave Alte, den er vom Amte verdrängt hatte, wurde bald durch Kummer auch aus der Welt verdrängt. Nun ſtand er allein, an der Spitze von Geſchäften, die einen ehrlichen Mann im ganzen Sinne des Wortes fordern, und

er ſelbſt begriff wohl, daß, um das theuer Erworbene ruhig zu genießen, er wenigſtens ehrlich ſcheinen und für ehrlich gelten müſſe, denn mehr iſt leider in der Welt nicht nöthig. Darum entwarf er jetzt einen andern Lebensplan, der um ſo leichter ihm auszuführen wurde, da manche Sünde ſchon freiwillig den Erſchöpften verlaſſen hatte. Ein ſtilles, bequemes Wohlleben trat an die Stelle der Schmauſereien; Begierde, zu den Matadors der Stadt gerechnet zu werden, an den Platz der Wolluſt. Dieſen Zweck zu erreichen, gab ihm ſeine kalte Schlauheit manche Mittel an die Hand. Er that Gutes, wenn er ſicher war, daß es nicht verborgen bleiben werde; er half mit den ihm anvertrauten Geldern einem verarmten Kaufmann wieder auf, der mit der halben Stadt verwandt, und von der ganzen Stadt geliebt war: er ſubſcribirte zu Luther's Denkmahl, und brachte in Kriegsnöthen dem Staate ein patriotiſches Geſchenk; er kaufte ſich einen Kirchenſtuhl, ließ ſich oft mit erbaulichen Geberden darin erblicken, und hat auch dann und wann die Herren Geiſtlichen zu Gaſte.

Kaum hatte er das einige Jahre ſo getrieben, ſo war kein Mann ſo ehrlich im ganzen Lande, als der Bankdirektor Klumm. Denn die Menſchen vergeſſen das Böſe wie das Gute; dieſes freilich ſchon heute, jenes aber doch auch morgen oder übermorgen, und wer nur Jahre lang, trotz aller Widerſprüche, Geduld hat, fort zu ſchreien: ich bin ein ehrlicher Mann! dem glaubt man's endlich, hätte er auch gleich ſeine Mutter ermordet.

Indeſſen wurde Herr Klumm bald genug gewahr, daß die rechtlichen Einkünfte ſeines Amtes zu dem bequemen Wohlleben nicht hinreichten. Der Eltern wie der Gattin Erbe war verſchleudert, das Spiel ihm untreu geworden, vertrug ſich auch nicht mit ſeiner jetzigen Ehrenfeſtigkeit. Doch er wußte Mittel, ſich zu helfen, und wenn die Zukunft dann und wann ihm Sorgen zu machen drohte, ſo warf er einen Blick der Hoffnung auf ſeine hübſche Tochter. Die väterliche Eitelkeit überredete ihn leicht, daß es ſolchen Reizen, ſolchen Talenten nicht fehlen könne, den reichſten Mann im Lande zu erobern, der ſodann jede Wunde, welche die Noth der Pflicht geſchlagen, durch Goldtinktur leicht heilen werde. Darum lebte er wohlgemuth d'rauf los, und weil Jedermann von dem ehemaligen Reichthume ſeiner Eltern, wie von der Mitgabe ſeiner Frau unterrichtet war, ſo wurde er allgemein für einen ſehr wohlhabenden Mann gehalten.

In dieſem Irrthum ließ er auch Ottilien, verſagte ihr keinen Wunſch, gewöhnte ſie viel zu brauchen, und wandte große Koſten auf Ausbildung ihrer Talente, größere noch auf äußern Schmuck ihrer Reize.

Nicht väterliche Liebe machten ihn ſo freigebig; ſeine Empfindung glich der Sorge eines Gärtners für Früchte, die er verkaufen will. Daß Ottilie auf dieſe Weiſe ein wenig eitel, ſtolz und ſorglos werden mußte, iſt begreiflich, und, Dank ſei es ihrer wackern Erzieherin, daß ſie nicht ſchlimmer wurde.

Die Zeit war nun gekommen, wo Herr Klumm seine Tochter, und mit ihr seine Pläne reifen sah. Er musterte im Stillen die heirathsfähigen Jünglinge, und seine Blicke hafteten auf dem Kammerassessor von Stolzenbeck. Dieser junge Incroyabel war der Sohn eines Ministers aus der Residenz, der, um Gewandtheit in Geschäften zu erlangen, auf einige Jahre in die Provinz geschickt worden, und der noch nicht recht mit sich einig war, ob er seinen Uebermuth mehr auf des Vaters Rang und Reichthümer, oder auf seine eigene Gestalt und auf seinen ansehnlichen Backenbart gründen sollte. Der Bankdirektor hingegen war vollkommen mit sich einig, seinen Plan blos auf das erstere zu gründen. Gelang es ihm, Ottilien mit diesem Manne zu vermählen, so war er geborgen; denn des Ministers Ansehen schützte ihn vor Verantwortlichkeit, und, im schlimmsten Falle, mußte das verschwägerte Haus um der Ehre willen ihn retten. Freilich sah er, vor dem Einlaufen in diesen Hafen, noch manchen Sturm voraus; der ahnenstolze Minister konnte und mußte eine Verbindung seines Sohnes mit Mamsell Klumm sehr ungebührlich finden: aber der schlaue Rechner baute auf die ungeheure Eitelkeit des jungen Herrn, die ihn sicher in das Netz verstricken werde, und sei es ihm nur einmal über den Kopf geworfen, so werde seines Vaters Affenliebe den Ahnenstolz auch wohl zufrieden sprechen.

Herr Klumm zog unvermerkt den Kammerassessor in in sein Haus, behandelte ihn mit großer Auszeichnung, schmeichelte seiner Eitelkeit, brachte ihm oft sogar das

ſchwere Opfer des eigenen Egoismus. Ottilien unterrichtete er von ſeinem Plan, in ſo fern er ſie anging, munterte ſie auf, durch ſeine Koketterie den Gimpel in's Netz zu locken, und pries das Glück ihrer Zukunft, wenn es ihr nach Wunſch gelänge. Mehr als dieſe Vorſtellung wirkte bei Ottilien die Verſicherung, daß auch ihres Vaters Glück an dieſes Band geknüpft ſei (obgleich ſie das nicht recht begriff), und da ihr Herz noch völlig frei war, ſo lieh ſie ſich, wiewohl nicht ohne ein geheimes Widerſtreben zu dem falſchen Spiele, that aber bei weitem nicht ſo viel, als ihr Vater täglich begehrte. Doch auch das wenige, was tiefgewurzelte, jungfräuliche Sittſamkeit ihr zu thun erlaubte, war mehr als hinreichend, um einen Gecken zu feſſeln, und die ſüße Ueberzeugung ihm einzuflößen, das ſchönſte Mädchen in der Stadt habe ſich ſterblich in ihn, den ſchönſten Mann, verliebt. Natürlich glaubte auch er von Amors Pfeil verwundet zu ſein, denn — rief er oft mit Achſelzucken — Liebe erzeugt Gegenliebe. Mit jedem Tage wurde die Verbindung enger; mit jedem Tage rückte Herr Klumm näher an das Ziel ſeiner Wünſche. — So ſtanden die Sachen, als Theodor Ottilien eine Vorleſung über die Sternkunde hielt.

---

9. Die Freunde.

Nicht ſchreitend, ſondern ſchwebend, und jede Straßenlaterne für eine Sonne haltend, kam Theodor ſpät in der Nacht nach Hauſe. Der alten Magd, die auf ſein ungeſtümes Klopfen ihn einließ, drückte er einen harten Gulden in

die Hand, und als sie, dankbar für die ungewohnte Gabe, ihm auf die Treppe hinauf leuchtete, umarmte er sie auf der letzten Stufe. Dann betrat er mit großem Geräusch das Zimmer, wo sein Stubengefärte, Florio, schlief, warf sich zu dem auf's Bett, ergriff den Schlafenden bei den Schultern, und schüttelte ihn gewaltig. Der starke Florio, betäubt erwachend, griff ihm sogleich nach der Gurgel, schrie Mörder! Diebe! und schleuderte ihn aus dem Bett.

Als er endlich seinen Irrthum gewahr wurde, rief er mit komischem Zorn: „Zum Teufel, Herr Doktor! welch ein Fieber-Paroxysmus hat dich ergriffen?"

„Ja, Florio, ein Fieber, das meiner Kunst spottet, und das ich auch nicht heilen möchte, wenn die Kur mich gleich zum ersten Leibarzt machen könnte. Ich liebe — ich liebe! ich liebe!!"

„Halt! halt! es ist an Einem Male genug. Armer Theodor! bist du endlich auch ein Narr geworden?"

„O laß mich dir den Gegenstand beschreiben —"

„Gott bewahre! ich kenne den breiten Stil der Verliebten. Da würden wir vor Morgen früh nicht fertig, und ich bin sehr schläfrig. »Ueberdies weiß ich auch schon Alles."

„Du weißt?"

„Ohne Zweifel. Ist es nicht ein Mädchen schön wie ein Engel?"

„Ja."

„Klug wie Minerva?"

„Allerdings."

»Die Krone aller hiesigen Frauenzimmer?«

»Ganz gewiß.«

»Nun siehst du, daß ich sie schon kenne, d'rum gute Nacht, morgen thue ich dir wohl den Gefallen das übrige zu hören.«

»Aber morgen mit dem Früheſten muß ich meine Patienten beſuchen.«

»Das thu' um Gottes willen nicht! morgen ſchlägſt du ſie Alle todt.«

Vergebens wickelte Florio den Kopf in die Kiſſen und fluchte auf die Liebe, den gebornen Feind des Schlafs. Theodor ließ ihm keine Ruhe, er mußte hören, und zwanzigmal das nämliche hören, und ergab ſich endlich geduldig in ſein Schickſal.

Da Theodor ihm nichts erzählen kann, was der Leſer nicht ſchon wüßte, ſo wird es gut ſein, dieſen Florio, und ſeine Verhältniſſe zu dem jungen Arzt, unterdeſſen näher kennen zu lernen.

Theodor war ein Waiſe, dem ein redlicher Vormund von einem kleinen Vermögen gerade ſo viel erhalten hatte, daß er davon ſtudiren konnte. Mit ſeiner kümmerlichen Lage vertraut, und an Entbehrung jeder Art von Jugend auf gewöhnt, ſchlüpfte er an der Hand der Muſen wohlgemuth über des Mangels Dornenpfade hinweg, und weder ſein Beutel noch ſein Fleiß erlaubten ihm, ſich den Zirkeln der luſtigen Brüder beizugeſellen. Er gehörte zu keiner Landsmannſchaft, zu keinem Orden, wich häufigen Einladungen klüglich aus, wurde deshalb geneckt, gehaßt;

vermied ſorgſam alle Händel, konnte aber dennoch dieſem Schickſal nicht entgehen. Denn als er eines Tages auf öffentlichem Markte von einem betrunkenen Ordensbruder vorſätzlich beſchimpft wurde, lief die Galle ihm über, und durch einen derben Fauſtſchlag rächte er die Ungezogenheit. Alſobald wurde er zum Zweikampf gefordert, den er, nach den unſeligen Begriffen von Studenten-Ehre, nicht ausſchlagen konnte. Man beſtimmte ihm ein Dorf zum Sammelplatz. Er ging mit ſchwerem Herzen, obſchon er den Degen zu führen verſtand. Er ging allein, denn er gehörte Niemanden an. Als er die bierduftende Wirthsſtube betrat, fand er die ſämmtlichen Ordensbrüder ſchon halb berauſcht verſammelt. Man empfing ihn mit ſchnödem Hohn; man erſuchte ihn, einen Winkel einzunehmen, und ſo lange zu warten, bis der angefangene Landes-Vater geendigt ſei. Mit peinlichem Gefühl ſetzte ſich Theodor, ſah dem Unweſen zu, und heftete ſein Auge beſonders auf den Gegner, der ihn mit ſcheuen Blicken maß; ja, deſſen blaße Farbe verrieth, daß ſein neulicher Uebermuth nur eine Wirkung des Rauſches geweſen.

Die ältern Renomiſten tranken dem jungen Bruder fleißig zu, um deſſen Muth zu ſtärken. Während des Gelags trat noch ein Student im Jagdkleid mit der Flinte herein, und wurde mit lautem Jubel bewillkommt, denn er war der liederlichſten Einer, als ſolcher allgemein bekannt, und gerade von ihm hatte ſich Theodor immer am ſorgfältigſten entfernt gehalten. Er trank ſogleich zum Willkommen drei Birkenmeier aus, warf ſich zum Vorſänger

auf, und nahm von Theodor im Winkel gar keine Notiz. Als endlich die durchlöcherten Hüte von dem Degen wieder herabgesunken waren, schritt man zu dem blutigen Geschäfte, zu dem die Versammlung sich eingefunden. Jener Liederliche, den blos der Zufall hergeführt, hatte nichts davon gewußt, und maß mit großen Blicken jetzt zum ersten Male den einsam stehenden Jüngling. Als die Gegner sich zum Zweikampf stellten, nahmen die übrigen dampfend und schweigend auf den Bänken rings umher Platz, und das Gefecht begann.

Theodor bemerkte sogleich, daß er seinem Feinde überlegen war, doch fest entschlossen, nicht mehr zu thun, als seine Ehre und eigener Schutz erforderten, schränkte er sich so lange auf bloße Vertheidigung ein, bis ihm irgend eine Blöße einen sichern Stoß nach des Gegners Arm erlauben würde. Als die Ordensbrüder gewahrten, daß ihr Neuling sich eben nicht mit Ehren aus dem Handel ziehen werde, riefen sie ihm von allen Seiten zu: »halt dich brav! rück ihm auf den Leib! stoß zu! renn ihn durch und durch!» — und das trieben sie so arg, daß ihr Geschrei endlich in ein Gebrüll ausartete, wodurch Theodor, der sich ganz allein unter dieser Horde befand, nothwendig die Fassung ein wenig verlieren mußte.

In dem Augenblicke, da er das fühlte, und dies Gefühl ihn noch verwirrter machte, hörte er eine gewaltige Baßstimme, die das ganze laute Chor plötzlich durch den Ausruf zum Schweigen brachte: »halt! wer noch einmal das Maul aufthut, der ist ein Schurke!»

Alle verſtummten, Theodor ſah ſich nach den Brüller um — es war der Bruder Liederlich im Jagdkleide, der nach einer Pauſe fortfuhr: »wir ſind unſerer mehr als zwanzig, der Herr iſt ganz allein. Er hat ſich geſtellt, wie es einem braven Burſchen geziemt; nun laßt ihn in Ruh, oder, hole mich der Teufel! ihr habt's mit mir zu thun!«

Niemand antwortete, keine Stimme erhob ſich mehr. Theodor ritzte ſeinen Gegner in den Arm und die Sache war abgethan. Der löblichen Sitte gemäß, mußte er nachher mit ſämmtlichen Anweſenden Brüderſchaft trinken. Als er an den Jäger mit der Stentor-Stimme kam, ſchüttelte ihm der die Hand, und ſagte: ich heiße Florio; und ſeit dieſem Augenblick trug Theodor den Namen Florio im Herzen.

Die Jünglinge näherten ſich einander, trotz der Verſchiedenheit ihrer Neigungen, und Theodor erkannte in der rauhen Rinde ein Herz, wahrer Freundſchaft fähig und würdig. Florio war auch eine Waiſe, hatte ſich auch durch die Welt geſchlagen, aber ein heißes Blut, ein ungebundener Geiſt, hatten ihn auf Abwege geführt. Er ſollte Theologie ſtudiren, das war ihm unmöglich. Er verſuchte es Reih herum mit allen Fakultäten; es gelang in keiner, weil man in allen Kollegien eine ganze Stunde ſitzen mußte, welches er kaum dann auszuhalten vermochte, wenn er ſeinen Pudel bei ſich hatte, den er zum Zeitvertreib in die Ohren kneipen konnte.

Endlich entdeckte er, daß ihm die Natur das Organ der Tonkunſt in einem hohen Grade verliehen, denn in die-

ſer Wiſſenſchaft allein ſchmiegte ſich ſein Genie in Bande der Regeln und des Fleißes. Er brachte es in Kurzem ſo weit, daß der Entſchluß immer feſter bei ihm wurde, ſeinen künftigen Unterhalt durch dieſe Kunſt zu erwerben. Sie war zugleich ein Band, das ihn näher an Theodor knüpfte, denn dieſer — ein Schwärmer für Muſik — blieb der Einzige, der ihm unermüdet Stunden lang zuhörte, wenn er auf dem Flügel fantaſirte.

So lebten ſie zwei Jahre mit einander, und ihre Freundſchaft wurde immer enger. Zwar gelang es dem ſtillen Theodor nicht, ſeinen Freund von der luſtigen Brüderſchaft ganz abzuziehen, eben ſo wenig, als dieſer ihn zum Mitgeſellen anzuwerben vermochte: aber dennoch ſuchten ſich beide immer wieder, wenn der Eine vom nächtlichen Schwärmen, der Andere vom nächtlichen Fleiß erſchöpft, Erholung bedurfte.

---

10. Das Taſchenbuch.

Als nun die Zeit heranrückte, wo Beide die Univerſität verlaſſen ſollten, und Theodor für die Zukunft nur ſehr geringe Ausſichten, Florio aber noch gar keine hatte; da trug es ſich eines Tages zu, daß ein junger Graf, der nebſt ſeinem Bruder, auch zu den akademiſchen Bürgern gehörte, beim Baden ertrank. Die Brüder liebten ſich, der übrigbleibende war troſtlos, wenn gleich, durch des Bruders Tod, die Ausſicht, ein regierender Herr zu werden, ſich ihm öffnete. Sein Kummer ſchien ſo tief und rührend in ſeine Züge gegraben, daß Florio, der ihm zufällig einſt

begegnete, ſchnell und bewegt nach Hauſe eilte, dort einige Strophen weniger dichtete, als aus bewegtem Herzen einfach niederſchrieb, und ſie dann mit einer Melodie begleitete, die, ſanft klagend, Jeden, der ſie hörte, mit Wehmuth füllte. Gedicht und Muſik waren der reine Erguß ſeiner Empfindungen, er hatte nichts damit beabſichtigt, als ſeiner eigenen Rührung Luft zu machen. Um ſo mehr erſtaunte er, als der Graf einige Tage nachher ihm ein Geſchenk zuſandte, nebſt einem herzlich dankenden Billet.

»Den Streich haſt du mir geſpielt,« ſagte er zu Theodor, und hatte es errathen; denn, von der gelungenen Kleinigkeit entzückt, meinte Theodor, dem trauernden Grafen (der ſelbſt Muſik liebte und verſtand) werde ſie noch weit höhern Genuß gewähren, und hatte gleich anfangs vergebens darauf beſtanden, daß Florio ſie ihm ſchicken ſollte. »Ich bin ein armer Teufel, das ſähe aus wie eine Bettelei,« war Florio's Antwort. — Da nun Theodor ihn durchaus nicht überreden konnte, ſo erlaubte er ſich den kleinen Verrath, das Blatt heimlich abzuſchreiben, und es durch die dritte Hand an den Grafen zu bringen.

Faſt wäre Florio im Ernſte böſe geworden, nur die Delikateſſe, mit welcher des Grafen Billet geſchrieben war, beruhigte ihn wieder; allein das Geſchenk an Gelde nahm er durchaus nicht an, und ſelbſt ein artiges Taſchenbuch erſt nach langem Weigern. Dies Benehmen machte ihn dem Grafen intereſſant, der ihn zu ſich einlud, ihn kennen lernte, ſpielen hörte, und ſo großes Behagen an ſeinem

Umgang, wie an seinem Spiele fand, daß er ihm vorschlug, ihn mit sich zu nehmen, und in seiner kleinen Residenz mit reichlichem Gehalt bei seiner Hofkapelle anzustellen. Theodor wünschte ihm Glück dazu. Florio schüttelte den Kopf: »da soll ich wohl mit dem Haarbeutel bei Hofe erscheinen? und aufspielen, wenn die gnädigen Herrschaften speisen? Lieber wollte ich mit böhmischen Musikanten auf Jahrmärkten herumziehen.«

Vergebens stellte sein Freund ihm vor: es sei doch ein gewisses Stück Brot. »Brot! Brot!« wiederholte er hastig, »gehörst du auch zu den Alltagsmenschen, die da meinen, man sei geborgen, wenn man nur Brot genug hat? Als wäre immer nur vom Magen die Rede, nie vom Kopfe, nie vom Herzen? — Unmäßig essen oder gar nicht essen, das gilt mir gleich. Und dann — die Grafschaft liegt in Osten, du ziehst nach Westen; so müßten wir uns ja auf ewig trennen? da sei Gott für! — So lange du mir bleibst, was du jetzt mir bist, so lange gehe ich dir nicht von der Seite.«

»Aber ich? was kann ich für dich thun?«

»Was du bisher gethan; mir das Leben froh machen. Kurz und gut, dem Herrn Grafen großen Dank; er mag sich einen andern Geiger für seine Kapelle suchen.«

Und dabei blieb es. Florio zog mit Theodor in dessen Vaterstadt. Er wußte, daß der Freund, dessen ausübende Kunst anfangs noch keinen goldenen Boden hatte, ihn nicht unterstützen konnte, und hätte er das nicht gewußt,

so wäre er nicht mit ihm gezogen; er rechnete darauf, sein Talent geltend zu machen, in der Musik zu unterrichten, in Concerten sich hören zu lassen. Er hatte sich auch nicht verrechnet, denn kaum war ein halbes Jahr verstrichen, als bereits kein Concert ohne Florio vollständig zu sein schien, alle seine Stunden mit reichlich zahlenden Lehrlingen besetzt waren, und seine Einnahme die des jungen Arztes um das Doppelte überstieg. Oft lachte er herzlich darüber, daß die Leier mehr einbringe als der Schlangenstab; es ging ihm aber auch wie jenem Bänkelsänger: Was ich am Tage mit der Leier verdien', das geht bei Nacht in den Wind, Wind, Wind. Sparen und sammeln war seine Sache nicht. Cantores amant humores. Er trank gern ein gutes Glas Wein, und scheute nebenher auch nicht verliebte Abenteuer. Sein ehrliches Gemüth, seine drollige Lustigkeit, hatten ihm, nicht minder als sein Talent, Häuser und Herzen geöffnet. Er war überall willkommen, und unter seinen Schülerinnen gab es manche allerliebste Mädchen. Da spann sich hie und da dies und jenes an, er wußte selbst nicht wie. Ein paarmal glaubte er in allem Ernst verliebt und geliebt zu sein; da er aber kein Schwärmer war, seine Gefühle nicht überspannte, und weder viel zu schwatzen noch lange zu schmachten verstand, so nahmen es die Mädchen nicht gar zu genau mit ihm; meinten, eine Liebe ohne Seufzer und Schwüre sei im Grunde nur Scherz, und erlaubten sich bei erster Gelegenheit ohne Bedenken kleine Untreuen. Kaum hatte

Florio ein paarmal ſolche Erfahrungen gemacht, als er ſo fort, nach herkömmlichem Brauch, das ganze Geſchlecht für Baſilisken erklärte, und von Stund an mit den Weibern, wie mit der Liebe, nur ſeinen Spott trieb. Seinen Freund, zu dem er in's Haus gezogen, pries er glücklich, daß er noch nie die Macht dieſer Thorheit empfunden.

»Wohl dem Manne,« ſprach er oft, »der ſich überzeugt, daß die Weiber nur muſikaliſche Inſtrumente ſind, zuweilen recht wohltönend beſaitet, öfter noch von außen glatt und elegant verziert; aber doch immer nur Inſtrumente, auf welchen Jeder nach Belieben ſpielt. Kommt eine kunſtreiche Hand darüber, ſo lockt ſie wohl dann und wann recht ſüße Töne hervor, und ich habe nichts dagegen, daß dem Künſtler ſein Spiel Vergnügen mache, Genuß gewähre; nur bilde er ſich nicht ein, er allein ſei die Sonne, in deren Strahlen Memnon's Säule lieblich erklingt; ſo bald er ſich entfernt, erſcheint ein anderer und bewirkt dasſelbe.«

So entſtand bisweilen zwiſchen beiden Freunden ein drolliger Zwiſt. Theodor nahm ſich der gekränkten Schönen redlich an. »Willſt du ſie ja mit einem Inſtrument vergleichen,« pflegte er zu ſagen, »ſo möge es die Aeolsharfe ſein, die, ohne berührt zu werden, geiſtige Töne hervorbringt.«

Dann lachte Florio aus vollem Halſe. »Ja, ja, die Aeolsharfe, du haſt Recht. Der Wind mag blaſen woher er wolle; je mehr Wind, je folgſamer die Harfe. Da ſiehſt

du, warum ein Windbeutel mehr Glück bei Weibern macht, als der ſchlichte ehrliche Mann.»

»Mit nichten,» erwiederte Theodor, »die Weiber lieben nur ein wenig ihre Bequemlichkeit. Auf den Windbeutel ſehen ſie herab, am ſchlichten ehrlichen Manne müſſen ſie hinauf ſehen, das iſt beſchwerlich, und darum —»

»Ja, darum!» lachte Florio. »Du biſt mir ein herrlicher Lobredner. Wenn nicht einſt die Liebe dich beredter macht, ſo wirſt du ſchwerlich, wie der Mainzer Dichter Frauenlob, von holden Jungfrauen zu Grabe getragen.»

Doch eben jetzt war die Zeit gekommen, wo die Liebe wirklich den guten Theodor beredter machte, und Florio zum erſten Male durch ſein Feuer in die Enge getrieben wurde. Als der ehrliche Leiermann ſah, wie tief der Pfeil in ſeines Freundes Herz gedrungen, bemeiſterte ſich ſeiner oft mitten im Lachen ein ungewohnter Ernſt. »Na Gott gebe ſeinen Segen dazu!» rief er oft erzwungen fröhlich aus d dur, in das ſich, wider ſeinen Willen, ein Molton miſchte. Dann ſprang er an's Klavier, ſpielte und ſang: »Ich war wohl recht ein Springinsfeld in meinen jungen Jahren.»

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Theodor nicht ermangelte, am Morgen nach der aſtronomiſchen Nacht, der Einladung des alten Klumm zu folgen. Er fand ihn im ſeidenen Schlafrock mit Grauwerk gefüttert, und Ottilien im reizendſten Negligé. Der Empfang des Alten war vornehm wohlwollend, der der Tochter ſchüchtern herzlich.

Mit einer gewiſſen Manier, welche große Herren auch Delikateſſe zu nennen belieben, die aber im Grunde drückender iſt als Grobheit, gab Herr Klumm zu verſtehen, daß er unmöglich ſeinen kranken Leichnam einem ſo jungen Aeskulap vertrauen könne, nicht, als ob er Zweifel in deſſen Kenntniſſe ſetze, ſondern weil ein Hausarzt ſchon im vieljährigen Poſſeß der Abhilfe ſeiner leiblichen Gebrechen ſei. Er bleibe jedoch für die geſtrige ſchnelle Hilfe dem Herrn Doktor dankbar verpflichtet, und bitte, mit dieſer Kleinigkeit vorlieb zu nehmen.

Mit dieſen Worten wollte er ihm ein beſchwertes Papier in die Hand ſchieben, allein Theodor ſchob es ein wenig haſtig zurück. »Ich will nicht hoffen,« ſagte er, »daß Sie mich für fähig halten, einen Zufall benutzen zu wollen, um mich als Arzt in Ihr Haus zu drängen. War ich ſo glücklich, Ihnen geſtern beizuſtehen, ſo bin ich ſchon dadurch hinreichend belohnt.«

Das ſchon dadurch war eine Lüge, und dieſe Lüge verrieth ſich auf der Stelle durch den Blick, der bei den Worten nach Ottilien hinüber ſchweifte, die glühend roth in peinlicher Verlegenheit, doch nur um ſo reizender da ſtand.

»Aber — aber —« hub der Alte ein paar Mal an, »ich muß denn doch — ich will denn doch — Nun wenn Sie durchaus mein Geſchenk verweigern, ſo muß ich wohl auf andere Weiſe mich zu revangiren ſuchen. Ich bitte mir auf künftigen Montag die Ehre auf einen Löffel Suppe aus.«

Theodor konnte es zwar vor ſeinen Tod nicht ausſtehen, wenn vornehme Leute, nach ihrer löblichen Gewohnheit,

jeden erwiesenen Dienst durch einen Löffel Suppe zu vergelten glaubten, den man oft zu Hause besser hat, wenigstens zwangloser genießt; aber diese Einladung war ihm doch willkommen, und er versäumte nicht, sogar etwas zu früh am nächsten Montag sich einzustellen.

Der Alte war noch in seiner Expeditionsstube. Ottilie empfing den Gast, über dessen frühes Erscheinen sichtbar erschrocken, obschon vor wenigen Augenblicken sie es noch gewünscht hatte. Es entstand zwischen beiden ein sehr lebhaftes, aber stummes Gespräch, bei welchem beiden, trotz der Schonung ihrer Lungen, der Athem mehr als Einmal verging. Theodor hätte viel darum gegeben, wenn es plötzlich dunkler noch geworden wäre, als in jener sternenhellen Nacht, denn er fühlte, daß nur Dunkelheit ihm die Zunge lösen könne. Hundertmal sagte er sich selbst — wie er so neben ihr auf dem Sofa saß, und den Hut in tausend Falten quetschte — »rede doch! du mußt reden, sie wird dich sonst für einen Dummkopf halten.“ Wenn er denn endlich aus der Tiefe seines Hutes den Muth zu sprechen geholt zu haben glaubte, so schritt er zu der unerhörten Kühnheit fort, die Augen nach ihr aufzuschlagen, so bald er aber den schönen blauen Himmel gegenüber gewahr wurde, so bald schloß sich auch wieder die halb geöffnete Lippe, und — Ottilie hielt ihn doch für keinen Dummkopf.

Denn ihr ging es ja nicht um ein Haar besser. Sie hatte ja den ganzen Morgen auswendig gelernt, was sie, wegen des neulichen Zufalls, aus kindlicher Dankbarkeit ihm sagen wollte, und jetzt wußte sie kein Wort davon.

Vermuthlich wäre der Abend angebrochen, ohne ein anderes Geräusch im Gesellschaftszimmer, als das Ticken der Wanduhr; aber endlich fuhr ein Wagen vor. Ottilie sprang an's Fenster, sah den Präsidenten mit seiner bucklichten Tochter aussteigen, benutzte den letzten Augenblick, der ihr übrig blieb, und sagte zu Theodor, indem sie ein gesticktes Taschenbuch hervorzog: »des Vaters Geschenk haben Sie verschmäht! werden Sie auch der Tochter nicht erlauben, dies geringe Zeichen ihrer Dankbarkeit Ihnen anzubieten? ich habe es nur in Eile gestickt, aber gute Wünsche für Ihr Glück umschlang ein jeder Faden."

Theodor griff darnach mit einem komischen Heißhunger. »In Ihren Händen," so schrie er fast, »liegt mein Glück auf ewig!"

Die eintretenden Gäste ersparten ihr die Antwort, die sie ohnehin schwerlich würde gefunden haben. Fräulein Buckelingen behandelte ihren Tänzer mit schneidender Kälte, denn sie konnte es ihm nicht vergessen, daß er den alten Klumm nicht lieber sterben, als sie sitzen lassen. Theodor bemerkte ihre Grimassen nicht, denn seine linke Hand lag in der Tasche auf Ottiliens Geschenk, und da blieb sie sogar während der Mahlzeit liegen, als ob er fürchtete, es möchte ihm gestohlen werden. Fräulein Buckelingen hingegen, die neben Ottilien saß, bemerkte spöttisch, daß der junge Herr Doktor sehr ungeschickt esse, und überhaupt in einen solchen Zirkel nicht recht zu passen scheine. Ottilie lächelte und schwieg. Vermuthlich würde auch von sämmt-

lichen Tischgesprächen, so wichtig politisch sie auch klingen mochten, kein Wort zu Theodor's Ohren gedrungen sein, hätte nicht ein anderer Gegenstand mit Gewalt seinen Geist aus der Tasche herausgezogen. Der Herr Kammerassessor von Stolzenbeck nämlich war unter den Gästen keiner der letzten, nahte sich Ottilien so frei und frank, nahm so ungebeten den Platz neben ihr ein, als ob er nur ihm gebühre, sprach mit ihr in einem so bekannten, vertraulichen Tone, daß der arme Theodor mit jedem Bissen klares Gift hinunter schluckte. Ottiliens Verlegenheit entging ihm nicht; auch Unwillen über den zudringlichen Nachbar glaubte er einige Male in ihren Augen zu lesen, und diese Bemerkung allein half ihm die peinliche Stunde ertragen; ja sie gab dem bescheidenen Jüngling sogar den Muth, dem immer plaudernden und immer absprechenden Incroyabel dann und wann zu widersprechen, wobei er, ohne es zu wollen, über manchen Gegenstand seine Kenntnisse blicken ließ, und mehr als Einmal den Schwätzer in seiner Blöße darstellte. Immer kühner, immer gesprächiger wurde Theodor, als er sah, daß eine gewisse Freude aus Ottiliens Augen leuchtete, und ihr Lächeln ihn belohnte. Der Herr Kammerassessor hingegen zischelte dem Fräulein Buckelingen beim Desert in's Ohr: »Mit dem Pedanten ist nichts anzufangen.«

Kaum war die Tafel aufgehoben, als Theodor mit seinem Schatz in der Tasche entschlüpfte, von Keinem bemerkt, als von Ottilien, die ihm durch das Fenster nachsah, so weit sie konnte, und dem Kammerassessor auf die

Frage: ob sie gestern in der Komödie gewesen? — sehr zerstreut antwortete: »Die Kirschen wären noch nicht reif.«

---

11. Die Pocken.

Florio komponirte eben eine Trauermusik für einen dicken Weinhändler, dessen reiche Frau gestorben war, und der ihm einen ganzen Anker Hochheimer zum Gratial versprochen hatte, als Theodor herein stürmte. Entzücken, Hoffnung, Eifersucht machten sich in abgebrochenen Sätzen Luft. Florio ließ ihn austoben und fiel bei jeder Pause mit seiner Trauermusik darein, woraus ein drolliges Melodram entstand. Wenn dieser jubelnd sein Taschenbuch an die Brust drückte, so klagte Jener am Sarge in schmerzlichen Tönen; und wenn dieser die Armuth beseufzte, die seine Hoffnungen niederschlug, so erhob sich Jener mit rauschenden Schwingen zur Hoffnung der Unsterblichkeit. »Aber sie liebt mich!« rief Theodor, »Amen,« sang Florio. »Der Kammerassessor ist ein Geck!« schallte es hier; »Hallelujah!« dort.

»Aber ich bitte dich, so sieh doch nur dies Taschenbuch.«

»Es ist weißer Atlas,« erwiederte Florio sehr gelassen.

»Und die Stickerei?«

»Soll einen Schlangenstab vorstellen, sieht auch beinahe so aus.«

»Und der Mirtenkranz, der ihn umgibt —«

»Könnten auch wohl Weidenblätter sein.«

»Narr! Du hast zu tief in deine Flasche gesehen.«

»Und du zu tief in ein Paar hübſche Augen, weßhalb Gott dir gnädig ſei!«

»Bekenne, daß der Mirtenkranz mich zu den ſüßeſten Hoffnungen berechtigt.«

»Ich verſtehe mich ſchlecht auf die Hieroglyphen der Liebe.«

»Ach! hätteſt du ſie geſehn!«

»Hat der alte Klumm guten Wein?«

»So ſchüchtern, ſo ſtumm, ſo beredt —«

»Nimm Krebsaugen ein.«

»Den Kammeraſſeſſor ſchlage ich todt!«

»Dein Fieber iſt verdammt ſtheniſch.«

»Mit dir iſt kein vernünftiges Wort zu reden.«

»Mein Gott, ich warte ja nur darauf.«

Theodor ſchwieg und fing an zu maulen. Nach einer Pauſe ſagte Florio: »Komm her, Brüderchen, maulen ſollſt du mir nicht. Sieh, ich ſitze ſchon bereit, die närriſchſten Dinge mit der größten Ernſthaftigkeit zu hören. Nur, wenn ich bitten darf, fang hübſch von vorne an, und wirf nicht Alles durcheinander.«

Alſobald ſaß Theodor neben ihm, und ſein Freund hatte die Geduld, ihm ſo lange zuzuhören, bis der Nachtwächter ſich vernehmen ließ. Da unterbrach er den Strom der Rede plötzlich mit der Frage: »was ſoll denn endlich daraus werden?«

»Was? — Dumme Frage! ich nehme ſie zum Weibe.«

»Wird der Vater dir ſie geben?

Theodor verſank in düſtere Träume, und Florio ging

zu Bett. Der Liebende konnte ſich nicht verhehlen, daß ſeine Anſprüche auf das ſchönſte, und — wie die Sage ging — auch das reichſte Mädchen in der Stadt, nur ſchlecht begründet waren. Ein junger Arzt, für ſeine Perſon zwar jetzt mit hinreichenden Einkünften verſorgt, doch viel zu beſchränkt, um eine Familie zu ernähren, ihm gegenüber ein Mädchen, an Ueberfluß gewöhnt. Er, eine Waiſe von geringer Herkunft, der, außer einem alten Leinweber, keine Verwandten hatte; ſie, aus einem der erſten Geſchlechter, mit vornehmen Muhmen und Vettern umringt. Du mußt ſie meiden, ſagte ſein Kopf. Du mußt ſie lieben, ſagte ſein Herz; und ſo beſchloß er endlich, was die Menſchen gewöhnlich beſchließen, wenn Kopf und Herz im Widerſpruche ſtehen, nämlich die Sache ihren Gang gehen zu laſſen, und von Liebe, Zufall oder Glück eine günſtige Entſcheidung zu hoffen. Er wollte ſeine Beſuche im Klumm'ſchen Hauſe von Zeit zu Zeit erneuern, Ottilien beobachten, erforſchen, prüfen, und wenn er von einer Gegenliebe, die fähig ſei, Opfer zu bringen, ſich überzeugen könne, dann wolle er muthig die Bewerbung bei dem Vater wagen.

Die Rechnung war ſo vernünftig, als ſich von einer erſten Liebe nur immer erwarten läßt, nur Schade, daß der Grund des Gebäudes Triebſand war, denn es ſtützte ſich auf die Vorausſetzung, daß ſeine ferneren Beſuche dem Herrn Bankdirektor willkommen ſein würden. Aber der ehrliche Mann glaubte durch ein Mittagseſſen ſich vollkommen mit ihm abgefunden zu haben, und da ihm nicht

entgangen war, daß der junge Herr Doktor gar wunderliche Blicke auf ſeine Tochter heftete, und ſeine Tochter ihm auch bisweilen gar wunderliche Blicke zurück gab; ſo hielt er für beſſer, die Bekanntſchaft gänzlich abzubrechen. Der arme Theodor, ſo oft er ſich meldete, fand Herrn Klumm entweder nicht zu Hauſe, oder in Geſchäften begraben, und war doch endlich, beim zwanzigſten vergeblichen Beſuche ſo ſcharfſinnig, zu errathen, daß man ſeiner los zu werden wünſche.

Nur an öffentlichen Orten, nur in bunten, vornehmen Kreiſen, erblickte er Ottilien dann und wann, den Kammeraſſeſſor gewöhnlich an ihrer Seite; und wenn gleich ein ſchwermüthiger Blick von ihr, der oft Minuten lang auf ihn haftete, ſeine Hoffnungen zu beleben ſchien, ſo ſchlug hingegen des Vaters vornehme Kälte ſie gänzlich nieder. Ein heimliches Verſtändniß mit der Geliebten anzuſpinnen, war freilich Florio's Rath, ſtritt aber gegen ſeine biedern Grundſätze.

»Nein!« rief er entſchloſſen, »durch keinen Vorwurf des Gewiſſens erkaufe ich den Beſitz dieſes Engels; keine Verführung ſoll ihr reines Herz vergiften.« — So verſtrichen mehrere Monden. Theodor hoffte durch vermehrte Berufsgeſchäfte den Stachel in ſeiner Bruſt abzuſtumpfen; darum ſuchte und erhielt er eine Stelle am Hoſpitale, die, außer dem Dank der leidenden Menſchheit, ihm gar nichts eintrug.

Ermüdet kam er eines Tages nach Hauſe, warf ſich unmuthig auf den Sofa, und bat ſeinen Freund, durch

Mozart's Harmonien ihn zu erheitern. Der gefällige Florio hatte sich eben an den Flügel gesetzt, und präludirte noch, als Jemand draußen an die Thür klopfte. Sogleich accompagnirte er das Wörtchen herein! mit einem völligen Accord; und siehe, ein Bedienter trat herein in einer wohlbekannten Livree, bei deren Anblick Theodor plötzlich aufsprang, und mit bebender Stimme fragte: will Er zu mir?

»Ja, Herr Doktor," war die Antwort, »mein gnädiger Herr, der Herr Bankdirektor, lassen sich schönstens empfehlen, und den Herrn Doktor bitten, sich sogleich hin zu bemühen."

»Ist Jemand krank im Hause?" —

»Die Mamsell —"

Mehr hörte Theodor nicht. Er war schon auf der Straße, hatte den Hut vergessen, und stürzte zu Ottilien in's Zimmer, als der Bediente noch in seiner Wohnung auf der Treppe war. Sie lag auf einem Ruhebett, mit schwerem Athem, das Gesicht glühend, des Auges Glanz erloschen. Sie erzwang ein Lächeln, als sie Theodor's hastige Angst bemerkte. Finster stand der Vater neben ihr, bewillkommte den Arzt ziemlich trocken, und sagte ihm mit sichtbarem Widerwillen: sein Hausarzt sei verreist, der Tochter ein Fieber zugestoßen, und auf ihr ausdrückliches Verlangen habe man ihn geholt. »Sieh, Ottchen," sprach er etwas milder zu der Kranken, »ich habe deinem Eigensinn nachgegeben; nun gehorche du aber auch pünktlich den Vorschriften des Arztes, damit du bald genesest." — Auf das Wörtchen bald

legte er besondern Nachdruck; und zog dabei die Augenbraunen zusammen.

»Ich bin kein Kind, lieber Vater,« antwortete Ottilie.

»Doch, bisweilen,« murmelte Herr Klumm zwischen den Zähnen.

Theodor, sich ermannend, suchte die zitternden Nerven seiner Hand zu bekämpfen, faßte den Puls der Geliebten, that die gewöhnlichen Fragen, und entschied nach einer Pause, daß sie wahrscheinlich die Pocken bekommen werde. Des Alten Schrecken war sichtbar; Ottilien hingegen schien die Aussicht auf eine lange gefährliche Krankheit eben nicht sehr zu beunruhigen. Der irre, schauderhafte Blick, den Fieberglut dem Auge mitzutheilen pflegt, wurde durch ein sanftes Lächeln ihrer brennenden Wange, in einen fremdartigen Zauber verwandelt, der die Brust mit einem behaglichen Grauen erfüllte. Lange stand Theodor in ihrem Anstaunen verloren; er durfte sie ja betrachten, und Niemand konnte wissen, wie viel von seinen Betrachtungen der Pflicht, wie viel dem Herzen gehörte. »Wollen Sie nichts verschreiben?« fragte Herr Klumm ihn endlich: und nun erwachte der Träumer, schrieb ein Recept, und suchte dann seinen Hut.

Jetzt erst entdeckte er, was Ottilie trotz ihres Fiebers, sogleich bemerkt hatte, daß er nämlich ohne Hut gekommen war. Er empfahl sich verwirrt, und versprach, mit dem frühesten Morgen wieder zu erscheinen. Der Vater begleitete ihn hinaus, besorgt fragend: was er von der Krankheit halte?

»Ich kann Ihnen nicht verhehlen, erwiederte Theodor, »daß eine bösartige Blatter-Epidemie in der Stadt herrscht.«

»Mein Gott!« rief Klumm und schlug die Hände zusammen.

»Sein Sie unbesorgt,« tröstete ihn der Arzt; wenn Kunst und Sorgfalt etwas vermögen, so rette ich die Kranke.«

»Aber die Pocken — ihr Gesicht —«

»O wer fragt nach dem Gesicht bei einer solchen Seele!«

Mit diesem Ausruf eilte er davon und ließ den Alten sehr unbefriedigt zurück; denn lieber hätte er seiner Tochter Seele, als ihr Gesicht vernarbt gesehen.

Nun begann für Theodor eine schöne ängstliche Zeit. Drei-, viermal des Tages durfte er Stunden lang am Bette der Geliebten sitzen, jeden Hauch belauschen, jede Silbe haschen, und ihr Leben hing von seiner Sorgfalt ab. Freilich ließ der Vater ihn nie allein mit ihr, bewachte mißtrauisch jeden Blick; aber die kleinen Vertraulichkeiten, zu welchen sein Stand ihn jetzt berechtigte, konnte der Alte doch nicht hindern, und natürlich hatte er so viel zu fragen, mußte ihr immer so tief in's Auge sehen. —

Die Krankheit machte bedenkliche Fortschritte; die Pocken zeigten sich und traten zurück; ihr Leben war einen Augenblick in Gefahr, seine Kunst rettete sie. Die Blattern brachen endlich aus, und zwar mit solcher Wuth, daß ihr ganzes Gesicht davon bedeckt erschien. Der Vater war außer sich, und, nicht Meister über seinen Schmerz, rief er einst in Gegenwart der Kranken: »um ihre hübsche Larve ist es geschehen!« — Entweder, um die Folgen dieser Ueber-

eilung nicht zu ſehen, oder, weil er bei ſo bewandten Umſtänden keine Gefahr mehr ahnete, ließ er jetzt zum erſten Male den Arzt bei der Kranken allein.

Ottilie hatte ihres Vaters Worte wohl vernommen; ihr Blick umwölkte ſich, ſie faßte Theodor ſcharf in's Auge, und ſprach mit einer feſten Stimme:

»Hintergehen Sie mich nicht. Erklären Sie mir aufrichtig: muß ich erwarten, ſehr verunſtaltet zu werden?" — Theodor zuckte die Achſeln.

»Ich verſtehe Sie, und läugne nicht, es wird mir ſchwer, mich in dieſes Unglück zu finden."

»Ihnen? mit dieſem Geiſt? mit dieſem Herzen? —"

»Ach, mein Freund! geſetzt, ich wäre kein gewöhnliches Mädchen, wer ſucht Geiſt und Herz hinter einer verzerrten Larve?"

»O möchte es Niemand ſuchen!" rief Theodor bewegt: »damit ich ſagen dürfte, ich habe es gefunden!"

Ottilie ſah ihn mit großen Augen an.

»Es iſt heraus," fuhr er entſchloſſen fort, ſo albern es auch ſcheinen mag, in dieſem Augenblick von Liebe zu ſprechen, ſo iſt es doch vielleicht der Einzige, in dem ich es wagen durfte, meine Empfindungen zu erklären. Jetzt, da Sie in Gefahr ſchweben, das zu verlieren, was tauſend Andern ihr höchſter Reiz ſchien, jetzt darf mein Herz laut das Gelübde ablegen: häßlich oder ſchön — dich oder keine!"

Eine große Thräne behaglicher Wehmuth trat in das Auge der Kranken. Sie reichte ihm die heiße Hand, und drückte

die ſeinige an ihr heißes Herz. Es war geſchehen, der Bund auf ewig geſchloſſen. Ottilie weinte ſanft. Ihre Thränen verſcheuchten den Liebhaber, und weckten die Beſorgniß des Arztes. Er bat ſie um Gottes willen ruhig zu ſein, keiner ſtarken Gemüthsbewegung Raum zu geben. Er machte ſich ſelbſt die heftigſten Vorwürfe über ſeine Unbeſonnenheit, er war in Verzweiflung. »O ſorgen Sie nicht,« flüſterte ſie leiſe, »was ich empfinde, iſt wohlthuend. Sie haben nur eine gemeine Eitelkeit zerſtört, um mir eine edlere einzuflößen. Werde jetzt aus meinen Zügen was da wolle, mir gehört ein Herz, das ich verdienen will. Verlaſſen Sie mich jetzt. Eine einſame Stunde, doch nicht ohne Sie verlebt, wird heilſamer wirken, als Ihre Arzeneien; und wenn Sie heute wieder kommen, ſo werden Sie durch einen ruhigen Schlummer mich erquickt finden.«

Theodor bog ſich über ſie, küßte ihr feuchtes Auge, und taumelte fort.

Ottilie hatte wahr geſprochen. Sie lag noch eine Stunde in ſüßem Hinbrüten, und fiel endlich ermattet in einen ſanften Schlummer.

---

12. Der Nebenbuhler.

Das Bewußtſein wahrhaft geliebt zu werden, iſt ſtärkender als der Wein aus der Bremiſchen Kufe, und hat vor dieſem noch den Vorzug, daß es das Blut nicht erhitzt, ſondern wohlthuend beſänftigt. Als Theodor am Nachmittag wieder kam, nicht ohne Beſorgniß, durch ſeine

raſche Erklärung nachtheilig auf die Fieberkranke gewirkt zu haben, fand er ſie im Gegentheil erquickt, beruhigt und mit allen Kennzeichen einer glücklich überſtandenen Criſe. Allein des Vaters Stirn entrunzelte darum ſich noch nicht, denn nur der Tochter Leben, nicht ihre Schönheit, konnte vor der Hand der Arzt ihm verbürgen. Wurde ſie häßlich, ſo paßte ſie in keinen ſeiner Pläne mehr, und er konnte nicht einmal hoffen, die Beſoldung einer Wirthſchafterin künftig durch ſie zu erſparen, da er zu dieſer ſchönen weiblichen Kunſt ſie nie erzogen hatte. Doch der Genius der Liebe und der Intrigue walteten beide über Ottiliens Reizen; ſie genas, und die Pocken ließen kaum ein paar flache Grübchen zurück, welche augenblicklich von herumſtreifenden Amoretten in Beſitz genommen wurden.

Während ihrer Geneſung, die ſich freilich noch manche Woche verzog, waren die Liebenden zwar öfter allein; aber Theodor hatte ſich ſelbſt ſtreng unterſagt, ſeine Wünſche eher wieder laut werden zu laſſen, bis ſie völlig hergeſtellt ſein werde. Nur ſeine Blicke wiederholten das erſte Bekenntniß tauſendmal in einem Tage, und Ottilie verſtand ſeine Blicke.

Endlich, eines Morgens, als er von dem letzten Arzeneiglas ſie losſprach, fügte er mit bebender Stimme hinzu: »Ihr Arzt bin ich nun nicht mehr; ſein Sie jetzt der meinige.« — Ottilie blickte ihn mit unausſprechlicher Freundlichkeit an, und reichte ihm ihre Hand.

»Darf ich mit Ihrem Vater ſprechen?«

»Wenn Sie wollen.«

»Werden meine beſchränkten Einkünfte Ihnen genügen?«

»Mein Vater iſt reich; doch müſſen wir auch ſeine Unterſtützung entbehren, die Liebe wird mich zur guten Wirthin machen.«

Jetzt drückte er ſie zum erſten Male an ſein Herz, und flog hinüber zu dem Alten, ihm der Tochter völlige Geneſung anzukündigen.

»Sie haben in der That eine große Schuld auf mich geladen,« ſagte Herr Klumm, indem er zu ſeinem Schreibtiſch ging und eine Rolle mit Geld ergriff, »erlauben Sie meine Dankbarkeit —« Hier überreichte er ihm die Rolle. Theodor ſtieß ſie ſanft zurück.

»Diesmal,« ſprach er, »möchte ich mein Verdienſt gern noch höher anſchlagen: mit einem Worte, ich wünſchte, meiner künftigen Frau das Leben erhalten zu haben.«

»Ihrer künftigen Frau?« (Sein Geſicht wurde braun.) »Sie vergeſſen, daß — kurz, darauf ließe ſich viel erwiedern, doch es mag an Einem genug ſein: meine Tochter iſt ſchon verſagt.«

»Unmöglich! mit ihrer Bewilligung wagte ich dieſen Schritt!«

»So? — wirklich? — alſo auch Ottilie weiß darum? — thut mir leid; denn trotz Ihres entſcheidenden Unmöglich, iſt ſie doch wirklich ſchon verſprochen.«

»Ohne es ſelbſt zu wiſſen?«

»Das wäre allenfalls überflüſſig, aber halb und halb wußte ſie es ſchon längſt.«

»Unmöglich!«

»Schon wieder unmöglich? Ich ſage Ihnen aber, Herr Doktor, es iſt ſo. Und weil es nun einmal ſo iſt, ſo werden Sie begreifen, daß Ihre Beſuche mir hinfort nicht angenehm ſein können. Will meiner Tochter künftiger Gemahl Sie zum Hausarzt wählen, ſo habe ich nichts dagegen, das mag er thun auf ſeine Gefahr; allein vor der Hand muß ich bitten, mit dieſer Kleinigkeit vorlieb zu nehmen.« — Er wollte ihm abermals die Rolle Geld aufdringen.

»Ich liebe Ihre Tochter,« ſagte Theodor mit Bitterkeit, »ich liebe ſie unausſprechlich! bei dieſem Gefühl kann es Sie nicht befremden, daß es mir unmöglich iſt, für eine Bemühung Geld zu empfangen, welche Sie blos meinem Herzen verdanken. Leben Sie wohl!«

Er ging mit Verzweiflung ringend. Von der Straße ſah er noch einmal hinauf zu Ottiliens Fenſter, ihr ängſtlich fragendes Auge begegnete dem ſeinigen; er ſchüttelte wehmüthig den Kopf, und bog ſchnell um eine Ecke.

Herr Klumm hatte eben nicht gelogen, als er den Jüngling verſicherte, des Mädchens Hand ſei ſchon verſagt, denn Herr von Stolzenbeck, in deſſen Bruſt durch die lange Trennung von Ottilien eine ſehnſuchtsvolle Begierde entſtanden war, hatte Tages vorher einen Beſuch abgeſtattet, auch ſogar die Geneſene einen Augenblick geſehen, und gefunden, daß ihre Reize noch einen ſehr pikanten Zuſatz durch ein gewiſſes Schmachten erhalten, an welchen natürlich Nie-

mand anders Schuld ſein konnte, als er ſelbſt. Hierauf hatte er ſich wirklich gegen den Vater ſo ziemlich deutlich erklärt, und der Bankdirektor hoffte, bei dem nächſten Gaſtgebot die Neuverlobten präſentiren zu können. Was eben vorgefallen, bewog ihn nur noch mehr zu eilen, und Ottilie wurde auf der Stelle von ſeinen Entſchluß unterrichtet. Sie hatte den Muth ihm zu widerſprechen, ihr ganzes Herz ihm offen darzulegen.

»Biſt du toll?« verſetzte er höhniſch kalt, »gibt es auch noch eine Wahl zwiſchen dem armen Doktor und dem reichen Kammeraſſeſſor? zwiſchen dem Vetter des Leinewebers und dem Sohne des Miniſters?«

Auch Ottilie fand die Wahl überflüſſig, nur in einem andern Sinne. Um dem Geliebten das Wort zu reden, erzählte ſie, in welchem fürchterlichen Augenblicke er ſeine Erklärung ausgeſtoßen. »Das hätte fürwahr Stolzenbeck nicht gethan,« ſetzte ſie hinzu, »der liebt mich nur aus Eitelkeit.«

»Und dein Herr Doktor,« bemerkte der Vater ſpöttiſch, »wollte ein vornehmes, reiches Mädchen fiſchen; häßlich oder ſchön, das galt ihm gleich.«

Ottilie wollte widerſprechen, allein der Alte ließ ſie nicht mehr zum Worte kommen. »Du gehorchſt,« gebot er drohend, und verließ das Zimmer. Das von Theodor verſchmähte Geld ſandte er ihm Nachmittags durch einen Bedienten, der es unberührt zurück brachte. Hierauf meldete er dem Herrn Doktor in einem trockenen Billet, daß er das ausgeſchlagene Honorar, in deſſen Namen einer Armen-

anſtalt überſchickt habe, deren dankbare Quittung hiebei folge. Hiemit hielt er die Sache für abgethan, und gab in ſeinem Hauſe den ſtrengſten Befehl, die Beſuche des Herrn Doktors jederzeit abzuweiſen. Dieſen Befehl hätte er ſparen können, denn Theodor wollte durchaus ſein Glück nicht hinter des Vaters Rücken erſchleichen, ſo mancherlei Vorſchläge auch Florio ihm dazu machte, ja ſich ſogar erbot, eine Strickleiter zu halten, wenn er zu Ottilien in's Fenſter ſteigen wolle.

Theodor litt und ſchwieg, Ottilie litt und klagte; aber ihre Klagen erreichten das Ohr des Geliebten nicht. Unter dem Vorwand einer geſunden Luft wies ihr der Vater ſogar ein anderes Zimmer nach dem Garten an, damit ſie den gefährlichen Arzt auch nicht einmal durch das Fenſter erblicken möchte. Uebrigens ſetzte es ihn doch in einige Verlegenheit, daß Herr von Stolzenbeck mit ſeiner endlichen Erklärung noch immer zögerte, und er fürchtete bereits, daß der Miniſter, von ſeines Sohnes Vorhaben unterrichtet, die Sache hintertrieben habe. Hierin irrte er jedoch; des Kammeraſſeſſors Zögerung hatte ganz andere Urſachen.

Seine Ausſchweifungen nämlich waren von den gewöhnlichen Folgen begleitet, und dieſe durch Vernachläſſigung noch verſchlimmert worden. Er ſah ſich endlich genöthigt, Hilfe bei einem Arzt zu ſuchen. Da man nun in ſolchen Fällen weniger ſcheut, ſich einem jungen Arzte anzuvertrauen, als einem alten, ſo fiel ſeine Wahl auf Theodor. Er ließ ihn zu ſich bitten.

Befand ſich wohl je ein Arzt einer ſchrecklichern Verführung ausgeſetzt? einen liederlichen Nebenbuhler ſollte er heilen, einen Wollüſtling in die Arme der reinſten Unſchuld führen! und der Tag, an dem er ihn geſund herſtellte, ſollte ihm ſein eigen Glück auf ewig rauben! — Das iſt hart! knirſchte er zwiſchen den Zähnen. Doch ermannte er ſich und that ſeine Pflicht, von der er hohe Begriffe hatte. Nie kam es ihm in den Sinn, das Vertrauen des Kranken zu mißbrauchen, um deſſen Abſichten zu hintertreiben. Nur ſeinem Freunde Florio erzählte er in einer bangen Abendſtunde, welch ein fürchterliches Spiel das Schickſal mit ihm treibe.

Florio ſchauderte hoch auf, »und du gehſt nicht auf der Stelle zu dem alten Bankdirektor, ihm den ſaubern Eidam abzumalen?«

»Das darf ich nicht. Als Arzt gebietet mir meine Pflicht zu ſchweigen.«

»Aber zum Henker! fordert denn nicht die höhere Pflicht, einen Vater vor dem Verderben ſeiner unſchuldigen Tochter zu warnen?«

»Wenn Stolzenbeck fähig wäre, vor ſeiner völligen Geneſung die Verbindung vollziehen zu wollen, ja; ſonſt aber nicht.«

»Das mag in Cicero's Buche de officiis recht artig klingen,« verſetzte Florio, »mir aber iſt es zu kraus. Ehrliche Leute vor Schurken warnen, iſt ehrlicher Leute Pflicht, und wenn du dieſe nicht erfüllſt, ſo biſt du ein ehrlicher Narr.«

Mit dieſen Worten ergriff er ſeinen Hut und ſtürmte zur Thür hinaus, ohne von ſeinem Vorhaben ſich das Mindeſte merken zu laſſen. Er ging aber geradeswegs zum alten Klumm, und entdeckte ihm den ganzen Handel. Wider ſein Vermuthen wurde der Alte durch dieſe Entdeckung gar nicht unangenehm überraſcht, denn ſie gab ihm auf einmal den Schlüſſel zu ſeines künftigen Eidams zögerndem Benehmen. »Ich danke Ihnen, mein werther Herr Florio,« ſagte er ſehr gelaſſen, »es iſt aber nicht fein von Ihrem Freunde, daß er aus der Schule plaudert.«

»Soll mich der Teufel zu ſeinem Trompeter machen!« erwiederte Florio haſtig, »wenn mein Freund ein Wort von dieſem Beſuche weiß. Er hat im Gegentheil ausdrücklich erklärt, daß er die Sache verſchweigen werde.«

»Er hat ſie aber doch Ihnen nicht verſchwiegen, und folglich iſt er ſtrafbar.«

»Iſt er es, ſo ſollten doch wenigſtens Sie darum nicht mit ihm rechten, denn dieſer Fehler rettet Ihre Tochter.«

»Wie ſo? iſt meine Mamſell Tochter in Gefahr?«

Florio ſtaunte den Alten mit offenem Munde an. »Nun zum Henker! wenn Sie Ihre Tochter opfern wollen —«

»Warum opfern? — ich denke der Herr Kammeraſſeſſor iſt auf dem Wege zur Geneſung?«

»Doch nicht Ihre Tochter, denn mein Freund —«

»Ihr Freund und meine Mamſell Tochter haben nichts miteinander zu ſchaffen, und ſo gehaben Sie ſich wohl, Herr Florio. Sie glauben nicht, wie gern ich ein Quartett von Pleyel, oder etwas dergleichen von Ihnen

ſpielen höre; aber ſonſt auch nichts auf der Welt. Ihr gehorſamer Diener.“

„Ihr Diener!“ ſagte Florio trotzig und ging hinaus. „So ein Kerl,“ knirſchte er draußen zwiſchen den Zähnen, „iſt nicht ſo viel werth als eine geſprungene Darmſaite.“ Er wagte nicht einmal von dem mißlungenen Schritt ſeinen Theodor zu unterrichten, denn er fürchtete die Vorwürfe des Redlichen. Ihm helfen konnte er nun nicht weiter, und das machte ihn ſo mißmuthig, daß er mehr als jemals Liebe und Weiber zum Guguck wünſchte.

Die arme Ottilie ſchmachtete indeſſen in trauriger Einſamkeit. Von dem Geliebten hatte ſie, ſeit jenem unglücklichen Morgen, nichts vernommen, von dem Ungeliebten deſto mehr. Täglich quälte ſie ihr Vater, bald drohend, bald bittend, ſeine Wünſche zu erfüllen. Mehr als einmal ließ er Winke fallen, daß ihr junger leichtſinniger Arzt ſie bei andern hübſchen Patientinnen ſchon längſt vergeſſen habe, und immer näher rückte die entſcheidende Stunde.

Den verläumderiſchen Winken ihres Vaters widerſprach zwar ihr Herz, aber unruhig wurde ſie dennoch; denn warum bekümmerte er ſich gar nicht mehr um ſie? — war er ſo leicht abzuſchrecken, ſo war auch wohl ſeine Liebe nicht allzu heftig. Daß ein Mann aus bloßer Redlichkeit ſo handeln könne, begreift ein liebendes Mädchen ſelten. Dieſe nagenden Zweifel beſchloß ſie zu löſen, es koſte auch was es wolle. An einen Mann zu ſchreiben, der ein Mädchen förmlich zur Ehe begehrt hat, konnte ja eben kein Verbre-

chen, auch nicht einmal ein Verſtoß gegen den Wohlſtand ſein. Sie ergriff daher die Feder und ſchrieb:

„Ich werde hart bedrängt. Meine Geſinnungen ſind unveränderlich; die Ihrigen macht Ihr langes Schweigen mir räthſelhaft. Sein Sie aufrichtig gegen Ihre

Ottilie.“

Dieſen Zettel vertraute ſie einem Mädchen, das ihr herzlich ergeben war. Aber das Unglück wollte, daß die unvorſichtige Dirne, den Zettel in der Hand tragend, dem Herrn Bankdirektor auf der Treppe begegnen mußte. Sein Falkenblick wurde ſogleich das Corpus delicti gewahr, und des Mädchens Verwirrung ließ ihn ſchnell errathen, wovon die Rede ſei. Er riß ihr den Zettel aus der Hand, jagte ſie auf der Stelle aus dem Hauſe, ſperrte ſeine Tochter ein, und ließ ihr zum Zeitvertreib nichts als ihr Klavier.

---

13. Nächtliche Abenteuer.

Dem armen Kammermädchen war der Verluſt ſeines Dienſtes minder ſchmerzhaft, als der Gedanke, die gute Mamſell verrathen zu haben. Dieſe Gewiſſensbürde wollte ſie wenigſtens durch ein Bekenntniß erleichtern, und darum ſchlich ſie in der Abenddämmerung — während Herr Klumm, wie ſie wußte, bei einer Spiel-Partie von des Tages Laſt und Hitze ſich erholte — zurück in das Haus, und leiſe rauſchend, wie ein Geſpenſt, kam ſie vor Ottiliens Zimmer, wo ihr Ohr, an's Schlüſſelloch gelegt, laute Seufzer, abgebrochene Worte vernahm. Alſobald ſtöhnte aus

ihrer Bruſt das Echo jener Seufzer, und mit ſchwerem Herzen wollte ſie die Thür öffnen, die aber verſchloſſen war. Noch kam ihr nicht in den Sinn, daß man ihre gute Herrſchaft könne eingeſperrt haben, ſie meinte, Ottilie ſelbſt habe nur läſtige Beſuche vermeiden und mit den Zauberbildern ihrer Fantaſie allein ſein wollen; darum klopfte ſie leiſe einmal, zweimal, endlich lauter zum dritten Mal.

»Wer klopft?« rief Ottilie.

»O machen Sie doch ein wenig auf!«

»Biſt du es Minchen?«

»Ohne Ihre Verzeihung kann ich das Haus nicht verlaſſen.«

»Das Haus verlaſſen? Verzeihung? was faſelſt du?«

»Machen Sie nur auf, Sie ſollen alles erfahren.«

»Ich kann nicht aufmachen, mein Vater hat mich eingeſperrt.«

»Eingeſperrt? Ach Gott! daran bin ich Schuld!« Nun erzählte ſie unter Thränen und Schluchzen, wie es ihr gegangen, Sie habe das Briefchen im Buſen verwahren wollen, aber gefürchtet das Petſchaft zu zerdrücken. Kurz, der böſe alte Herr habe es ihr aus der Hand geriſſen, und ihr, die ohnehin halb todt vor Schrecken, auf der Stelle den Abſchied ertheilt. Ach! gern wollte ſie betteln gehen! daß aber auch ihre liebe Mamſell wie eine Verbrecherin behandelt werde, das könne ſie nicht ertragen.

Die gute Ottilie ſprach ihr Muth und Troſt zu, deren ſie ſelbſt ſo bedürftig war. »Geh' zu Theodor,« gebot ſie ihr,

»ſage ihm Alles, was du weißt, und im übrigen laß den Himmel walten. Leb' wohl.« Minchen gehorchte. Theodor wurde von Allem unterrichtet; er ſeufzte — aber er blieb unthätig, denn er wollte durchaus keinen zweideutigen Roman ſpielen.

»Zum Henker!« fuhr Florio heraus, »ich begreife nicht, wie ich der Freund eines Menſchen bleiben kann, der ſolchen Abſcheu vor Romanen hegt. Wer in der Jugend weder Romane lieſt noch ſpielt, der wird im Alter ein Pantoffelmann, ein unausſtehlicher Bekrittler jedes jugendlichen Froh- und Freiſinns. Willſt du deine Andromeda nicht befreien, ſo will ich ihr Perſeus werden.«

»Keine Unbeſonnenheit, mein Freund.«

»Wäre es eine, ſo käme ſie auf deine Rechnung, denn daß du dich ſo über Hals und Kopf in den Liebesſtrudel ſtürzteſt, das war die erſte Unbeſonnenheit, die Mutter aller übrigen.«

Theodor ſchwieg, des Vorwurfs Wahrheit fühlend, und Florio nahm ſein Schweigen für eine Einwilligung zu Allem, was verwegene Freundſchaft unternehmen könnte. Er fing damit an, Ottiliens Wohnung zu rekognosciren. Der Garten, in den ihre Fenſter gingen, war nicht ſehr groß, jedoch mit einer hohen Mauer umgeben. Nur durch die Gitterthür von eiſernen Stäben konnte man das Wohnhaus erblicken, und Florio verzweifelte nicht, ſelbſt in dieſer Entfernung der ſchönen Gefangenen ſich verſtändlich zu machen. Er dichtete Romanzen auf die Lage der Liebenden

paſſend, komponirte ſie ſelbſt, lehnte ſich um Mitternacht mit der Guitarre an das Gitter, ſang und ſpielte laut und herzbeweglich. Am erſten Abend ſchien man ihn nicht zu hören, ja die Fenſter, welche nach ſeiner Meinung Ottiliens Kerker verſchloſſen, blieben dunkel. Am zweiten Abend erblickte er zwar Licht daſelbſt, aber ein gelinder Regen verſtimmte ſeine Guitarre, und durch verſtimmte Töne ſelbſt des Freundes Leben zu retten, konnte man einem Muſikus nicht zumuthen.

Am dritten Abend ſchöpfte er Hoffnung. Das Fenſter öffnete ſich, er ſah ein weißes Kopfzeug, ſpielte und ſang tapfer darauf los. Doch eben als er in einem ſchmelzenden Adagio Ottilien die Treue des Geliebten verſicherte, erſcholl aus dem Kopfzeug eine Donnerſtimme: — (denn es war leider nur die Nachtmütze des alten Klumm) — »wenn der zärtliche Sänger ſich nicht ſogleich empfiehlt, ſo werde ich ihn nach Hauſe leuchten laſſen!« — Florio verſtummte, tappte nach Hauſe, und kramte unterwegs eine anſehnliche Sammlung von Flüchen aus.

»So geht es nicht!« rief er am andern Morgen beim Erwachen, »aber gehen muß es doch, und wenn in dem verdammten Garten auf jedem Mohnſtängel ein Argus-Kopf wüchſe! Ich muß hinein, wären auch die Mauern ſo hart als Diamanten, und ſo hoch als das Rieſengebirge. Das arme Mädchen muß doch wenigſtens erfahren, woran es iſt.« — Er holte ſeine viel gebrauchte Strickleiter hervor, und beſſerte ſie aus, wo es nöthig war. Am nächſten Abend

wartete er, bis nirgends im Hauſe ein Licht mehr ſchimmerte; dann ſchwang er ſich muthig über die Mauer, und, einige blutige Riſſe von Berberisſträuchen ausgenommen, gelangte er wohlbehalten in den klöſterlichen Garten.

Aber was weiter? — er ſchlich rings umher an den Wänden, um ſich mit dem Schauplatz bekannter zu machen; er lauſchte auf das Plätſchern des Springbrunnens, und betaſtete jede Statue. Nachdem er das Terrain gehörig unterſucht, wagte er ſich dem Hauſe näher, deſſen ſämmtliche Bewohner im tiefſten Schlafe vergraben zu ſein ſchienen. Die Fenſter des Erdgeſchoſſes waren zu ſeinem höchſten Verdruß ſämmtlich mit eiſernen Stäben vergittert. Indeſſen ſchienen ihm die Fenſter des erſten Stockes ſo niedrig, daß, wenn er nur, vermittelſt ſeiner Leiter, feſten Fuß auf dieſen eiſernen Stäben faſſen könnte, die oben gekrümmt in die Mauer ſich bogen, er dann wenigſtens mit ſeinem Finger an das obere Fenſter zu klopfen im Stande ſein werde. Die Gegend, aus welcher ihn neulich des Alten Schlafmütze ſo unfreundlich begrüßt hatte, vermied er ſorgfältig, und warf auf gut Glück den ſeidenen Gehilfen am Gitter eines Eckfenſters hinauf. Die Leiter faßte zwar, doch wie konnte ihr, nach ſo vieljährigen treuen Dienſten zugemuthet werden, daß ſie noch die Stärke ihrer erſten Jugend beweiſen ſollte? eine der Stangen, zufällig ſchärfer als gewöhnlich, berührte gerade eine wunde Stelle und zerſchnitt die letzte Kraft. Kaum hatte Florio den erſten Fuß auf die Leiter gehoben, als er ſich auch ſchon unfrei-

willig in das bethaute Gras ſetzte. Der alte morſche Gehilfe lag zu ſeinen Füßen, und mit ihm war zugleich die Hoffnung zerriſſen, auf demſelben Wege zurückzukehren, auf dem er gekommen war.

Doch was in zwei oder drei Stunden erſt geſchehen ſollte, das bekümmerte den Wagehals wenig. Die Rede war vom jetzigen Augenblick. »Der Alte hat den Satan in ſeinem Solde,« brummte er, noch im Graſe liegend, »aber mit dem Satan hat ja ſchon ſo mancher geſcheite Kerl angebunden, ſo werde ich doch wohl auch mit ihm fertig werden. Kann ich nicht von der Garten-Seite in's Haus, ſo wird es doch wohl von vorne kein verzauberter Feen-Palaſt ſein.« — Er ſprang auf, ließ die Strickleiter liegen, und ſuchte nun die innere Gartenthür, um auf den Hof zu gelangen. Er fand ſie auch, und zwar, zu ſeiner höchſten Freude, blos angelehnt.

»Aha!« murmelte er, ſie leiſe öffnend, »hier ſind die Pforten des Zauberſchloſſes.« — Aber kaum berührte er die Schwelle, als mit fürchterlichem Gebrüll ein großer Kettenhund auf ihn zufuhr, der dicht neben dem Pförtchen in einer beſcheidenen Strohhütte wohnte. Zum Glück war Florio noch nicht ſo weit vorwärts geſchritten, daß die Länge der Kette der wüthenden Beſtie erlaubt hätte, ſeine Waden zu packen. Er ſprang zurück und ſchlug das Pförtchen zu. Da ſtand er nun zwar mit geſunden Beinen, aber an Eroberung der Feſtung war nicht mehr zu denken; denn hätte er ſich auch in einen zweifelhaften Kampf mit der

Dogge einlaſſen wollen, ſo mußte doch, ſelbſt nach erfochtenem Siege, das raſende Gebell die Bewohner des Hauſes wecken. — »Daß ich auch kein Stück Braten mit mir nahm!« ſagte er fluchend, und zog ſich fluchend tiefer in den Garten zurück.

Der Kettenhund bellte immer fort; nur ließ er dann und wann zur Abwechslung ein Geheul ertönen, welches die muſikaliſchen Ohren des armen Gefangenen auf die Folter ſpannte. Er dachte jetzt mit Ernſt auf einen klugen Rückzug, allein es war leichter daran zu denken, als ihn auszuführen. Zwar baute er ein Gerüſt von einigen Schubkarren, die er in einem Winkel fand, und hoffte mit deſſen Hilfe die Zimmer der Mauer zu erreichen; aber vergebens! und vermuthlich zu ſeinem Glück; denn wäre er auch hinauf gekommen, ſo hätte doch ein Sprung hinab jenſeits ihm wahrſcheinlich den Hals gekoſtet, denn nicht alle Springer ſind ſo glücklich als jener heſſiſche Prinz.

»Nun, wenn es nicht anders ſein kann,« ſagte er endlich gefaßt, »ſo wollen wir einmal à la belle étoile ſchlafen. Bin ich doch hier in keinem Kloſter; der Morgen wird ja wohl die Pforten ſprengen.« Er ſchlüpfte in eine Laube, in welcher ein Tiſch und zwei Stühle ſtanden, machte ſich ein Lager zurecht, ſo bequem es gehen wollte, und als endlich nach einer guten Stunde der Cerberus an der Pforte ſich heiſer gebellt hatte, entſchlummerte Florio recht ſüß.

Die Sonne ſtand ſchon ziemlich hoch, als ihn glücklicherweiſe eine Spinne, die ihm über die Naſe kroch, weckte.

Er rieb ſich die Augen, ſah ſich um, konnte lange nicht begreifen, wo er ſei? fing aber laut an zu lachen, als er ſeiner Abenteuer ſich erinnerte. So viel begriff er indeſſen bald, daß er, in dieſer Laube wenigſtens, nicht für Jedermann ſichtbar ſein dürfe. Denn Herr Klumm ſchien ihm nicht Sinn genug für echte Genieſtreiche zu haben, um einen freundlichen Empfang von ihm erwarten zu dürfen. Er zog ſich daher weislich hinter die Laube zurück, die mit Jasmin und Waldreben ſo dicht bezogen war, daß ein magerer Menſch wie Florio ſich bequem verbergen konnte. Hier lauſchte er durch's Geſträuch, und bewachte mit den Augen die Pforte wie die Fenſter, um eine günſtige Minute zur Flucht abzupaſſen. Lange ſah und hörte er nichts. Ein einziges Fenſter wurde geöffnet, es ſchien Ottilie zu ſein, aber ſie verſchwand ſogleich. Dann hörte er ſie eine Weile auf dem Klaviere ſpielen, das machte ihm Vergnügen, denn ſie ſpielte recht artig; und zufällig ſogar eine von ſeinen eigenen Sonaten. Faſt hätte er ſich dabei verrathen, denn als ſie eine ſchwere Paſſage verſchiedenemal wiederholte, und einen Ton derſelben jedesmal falſch griff, ſo vergaß ſich der Künſtler und rief zurechtweiſend aus vollem Halſe: b! b! —

Zum Glück hatte Niemand ſein b vernommen. Ottilie hörte auf zu ſpielen, Haus und Garten wurden wieder ſo ſtill als ein Kirchhof der Herrnhuter. Den armen Florio fing an gewaltig zu hungern, denn es ging ſchon ſtark auf den Mittag los. Er ſtellte eben die traurige Betrachtung

an, daß, wenn seine Gefangenschaft noch einige Stunden daure, die ausgehungerte Festung auf Gnade und Ungnade sich ergeben müsse. Siehe, da erschien ihm plötzlich ein Rabe, wie dem Elias. Ein Bedienter öffnete das Pförtchen, ging geradesweges auf die Laube zu, setzte eine Flasche Mallaga nebst einer Göttinger Wurst auf den Tisch und verschwand. Ohne sich die Mühe zu geben, diese feenartige Erscheinung erklären zu wollen, steckte Florio seinen Arm durch den Jasmin, erreichte glücklich zuerst die Wurst, dann die Flasche, verzehrte jene mit Heißhunger, leerte diese in wenigen Zügen, und setzte sie ruhig wieder an Ort und Stelle. Kaum war das geschehen, als er den Bankdirektor auf die Laube zuwackeln sah; denn es war die Frühstücksstunde, die er, bei schönem Wetter, gern im Garten zubrachte. Den Schlüssel zur hintern Pforte trug er in der Hand, weil er gewöhnlich, nach gehaltenem Frühstück, durch dieselbe einen nähern Weg zu seinen Geschäften ging.

Florio mußte sich in die Zunge beißen, und mit der Hand die Gurgel zusammendrücken, um nicht in ein schallendes Gelächter bei dem Erstaunen auszubrechen, welches der alte Herr über die leere Flasche und den blanken Teller sehr komisch äußerte. „Ist der Kerl rasend geworden?" murmelte er zwischen den Zähnen, warf den großen Schlüssel auf den Tisch und wackelte eilig zurück, um ein Donnerwetter über den Schurken von Bedienten ausbrechen zu lassen. Florio fand nicht für gut, die Untersuchung

abzuwarten. Des Schlüſſels Anblick lockte ihn zu dem Verſuch, die Hinterpforte damit aufzuſchließen — es gelang, und lachend eilte er nach Hauſe, ohne ſich im Geringſten weiter um die Entwicklung des Luſtſpiels zu bekümmern.

---

11. Die Romanzen.

Nicht eben ſo ſorglos blieb Herr Klumm. Zwar anfangs war er geneigt, die ganze Begebenheit für den muthwilligen Streich eines kecken Straßenbuben zu halten, der, Gott weiß wie, über die Mauer geklettert ſei, um Kirſchen zu ſtehlen, ſtatt der Kirſchen aber recht gern mit der Göttinger Wurſt vorlieb genommen habe; als er aber unter dem Fenſter ſeiner Tochter eine zerriſſene Strickleiter fand, ahnete er mit gewaltigem Schrecken eine Spitzbüberei der Liebe. »Wie? wenn Ottilie wohl gar ſchon entführt wäre?« — was er ſelbſt in einem ſolchen Fall gethan haben würde, dünkte ihm das wahrſcheinlichſte; mit klopfendem Herzen eilte er hinauf zu ihr, ſchloß zitternd die Thür auf, und als er ſie ruhig am Klaviere fand, fiel ihm ein Stein von der Bruſt. Nun aber verwandelte ſich, nach Art feiger Menſchen, ſeine Furcht in Zorn. Ottilie mußte ein Verbrechen büßen, das ihr nicht einmal bekannt war. Er beſtand darauf, es ſei Jemand in der Nacht auf einer Strickleiter zu ihr in's Fenſter geſtiegen. Die Schamröthe, welche bei dem bloßen Gedanken ihre Wange überzog, nahm er, wie ſo oft geſchieht, für ein Bekenntniß.

Die Festigkeit, mit der sie läugnete, von ihm Halsstarrigkeit genannt, brachte ihn endlich in Wuth; er schwur, ihren Buhlen todt zu schießen, wenn er sich noch einmal im Garten blicken lasse; und vor die Fenster der Mamsell Tochter werde er eiserne Stäbe bestellen.

Mit diesen Drohungen verließ er die Unglückliche, die lange nicht begreifen konnte, warum sie bei solchen ungerechten und entehrenden Vorwürfen, statt tiefer Kränkung, insgeheim eine Art von Vergnügen empfinde. Endlich wurde es ihr klar, daß dieses innere Behagen durch die Nachricht erzeugt worden sei, es gebe sich ein Jemand Mühe, sie zu sprechen. Dieser Jemand konnte kein Anderer sein als Theodor; er liebte sie also noch, er war ihr treu. Diese Ueberzeugung half jedes Leiden ertragen, und so hatte Florio, ohne es zu wissen, im Grunde doch seinen Zweck erreicht, Herr Klumm aber einen dummen Streich gemacht, denn wenn man aus dem Herzen des Mädchens den Jüngling verbannen will, muß man das Mädchen ja nicht merken lassen, daß er sich um ihretwillen in Gefahr gesetzt, den Hals zu brechen.

Florio, unwissend, wie herrlich ihm seine Schelmerei gelungen, sann Tag und Nacht auf Mittel, sie mit mehrerem Glücke zu erneuern. Vor allen Dingen schaffte er sich eine neue Strickleiter an, um einen zweiten Versuch zu wagen, und füllte die Taschen mit Braten, um die Freundschaft des Cerberus zu gewinnen. Er wählte diesmal einen regnichten Abend zu seinem Wagestück, und gelangte

für's erſte glücklich auf die Mauer. Doch alſobald ließ auch ſchon der Kettenhund, dicht unter derſelben, die brüllende Stimme erſchallen, denn Herr Klumm hatte befohlen, ihn jeden Abend von der Kette los zu machen, damit er, während der Nacht, frei im Garten herum laufen, und die ungebetenen Gäſte empfangen könne. Da ſaß nun Orpheus oben auf der Mauer ziemlich unbequem, und getraute ſich nicht hinunter. — Anfangs hoffte er, die Beſtie werde ſich in Traktaten mit ihm einlaſſen, und ſchickte ein Stück Braten nach dem andern als Friedensvermittler hinab. Es erfolgte auch jedesmal eine kurze Pauſe, in der er ganz vernehmlich ſeine Geſchenke verſchlucken hörte; das ſchien aber blos zu geſchehen, um zum Bellen neue Kraft zu ſammeln; denn ſo bald Florio wagte, nur ein Bein über die Mauer hinab zu ſtrecken, tobte das Unthier wie beſeſſen; und da das Braten-Magazin bald erſchöpft war, ſo ſah der arme Florio ſich endlich genöthigt, das Feld zu räumen. Man mußte auf andere Mittel ſinnen. Ein paar Tage darauf ſchickte er einen Galanterie-Krämer in's Haus, dem er ein Briefchen mitgab, in ein Balſambüchschen verſteckt; auch gelang es dem Schlaukopf, in Ottiliens Zimmer zu bringen (weil ſie Nähnadeln begehrt hatte), doch nur in Gegenwart des Vaters; und ſo oft er auch ſein Büchschen ihr anrühmte, und ſie bat, es nur einmal zu öffnen, ſo war doch alles vergebens, denn ſie konnte keinen Balſam riechen, und ſeine verſtohlenen Winke bemerkte ſie gar nicht.

Ein andersmal, zur Weihnachtszeit, vermummte ſich Florio ſelbſt als Pfefferkuchen-Krämerin, ging keck in's

Haus zu einer Zeit, wo Herr Klumm Geschäfte hatte, und bestand darauf, zu der Mamsell gelassen zu werden, die ihm alle Jahre Nürnberger Pfefferkuchen abzukaufen pflege. Doch ein alter Griesgram von Hauswächter, befolgend seines Herrn strenge Befehle, wies ihn barsch zurück, sagte, die Mamsell sei krank und dürfe jetzt keine Pfefferkuchen essen. Florio wollte den Kerl durch ein Geschenk kirren, allein da kam er noch übler an, als mit seinem Braten, denn nun wurde er gar für eine Kupplerin gescholten (der er freilich auch sehr ähnlich sah), und hätte er nicht schnell sich aus dem Staube gemacht, so lief er Gefahr, vom handfesten Kutscher zur Thür hinaus geworfen zu werden.

Fast verzweifelte er schon, daß es ihm jemals gelingen werde, den väterlichen Argus zu hintergehen, und doch fand er es mit jedem Tage nothwendiger, denn sein Freund klagte zwar nicht, härmte sich aber im Stillen ab, und wenn nicht bald Hilfe geschafft werden konnte, so ging der arme Theodor zu Grunde.

Von dieser Furcht gepeinigt, stand Florio eines Tages in dem Laden eines Musikalienhändlers, und während seine Seele mit ganz andern Gegenständen beschäftigt war, blätterte er mechanisch in einem Pack neu angekommener Noten. Siehe, da trat ein Bedienter herein, von Florio sogleich für denselben erkannt, der die Göttinger Wurst in den Garten gebracht hatte. Er vermeldete einen Gruß von dem Bankdirektor Klumm und ersuchte um neue Musikalien für die Mamsell. »Wir sind eben mit Auspacken be-

ſchäftigt," ſagte der Kaufmann, »doch gleich nach dem Eſſen werde ich meinen Diener hinſenden mit Allem, was etwa der Mamſell Vergnügen machen könnte; ſie mag ſich dann ſelbſt etwas ausſuchen."

Mit dieſem Beſcheid entfernte ſich der Bediente, ohne Florio einmal bemerkt zu haben. Augenblicklich beſchloß dieſer, den günſtigen Zufall zu benutzen. Mit dem Kaufmann ſtand er als Komponiſt in genauer Verbindung, und gegen das Verſprechen, ihm eine neue Sonate ohne Honorar in Verlag zu geben, willigte dieſer darein, ſtatt eines Dieners Florio mit den Muſikalien zu Mamſell Klumm zu ſchicken. Die einzige Bedenklichkeit war, daß der Vater ihn oft und ſogar noch kürzlich unter vier Augen geſehen hatte, ihn alſo erkennen würde. Doch er verließ ſich auf eine ſchwarze Perücke, gefärbte Augenbraunen und veränderte Kleidung, beſonders aber auf die Kunſt, ſeine Stimme zu verſtellen, die er im hohen Grade beſaß. Mit einem ſchweren Pack Noten machte er ſich kühn auf den Weg, und übte ſich auf der Straße, mit dem linken Fuß ein wenig zu hinken, und die rechte Schulter etwas höher zu ziehen.

Als er in's Haus kam, hütete er ſich wohl, nach der Mamſell zu fragen, ſondern vertraute dem wachſamen Griesgram, der Herr Bankdirektor habe ihn beſtellt; worauf er denn auch ohne Bedenken gemeldet wurde.

Klumm hatte überlegt, daß, wenn er gleich ſeiner Tochter keine Freiheit laſſen dürfe, er ihr doch ſo viel Zeit-

vertreib als möglich verschaffen müsse, damit ihre Leidenschaft durch das ewige Brüten über demselben Gegenstande nicht noch heftiger werden möchte. Darum versorgte er sie jetzt reichlich mit neuen Büchern, Romane ausgenommen, und lieber noch mit neuen Musikalien; denn daß Musik ein zur Schwärmerei geneigtes Gemüth noch höher spannen könne, davon hatte er keinen Begriff. Er empfing Florio ohne Argwohn, aber in seinem eigenen Zimmer, blätterte in den mitgebrachten Musikalien, erklärte endlich, er verstehe nichts davon, und verlangte, Florio solle das Beste heraus suchen. Dieser entschuldigte sich gleichfalls mit seiner Unwissenheit, und meinte unmaßgeblich, es werde wohl am besten sein, die junge Dame selbst wählen zu lassen. Herr Klumm warf bei diesem Vorschlage einen forschenden Blick auf ihn; da aber der Mensch ihm mit einer ehrlichen Schafsmiene in die Augen sah, und zugleich die rechte Schulter noch höher zog, so sagte er endlich: »Wohlan, folge Er mir zu meiner Tochter.«

Wohlgemuth hinkte Florio hinter ihm her, und war nach wenigen Minuten endlich so glücklich, das Heiligthum zu betreten, in dem die Göttin seines Freundes schmachtete. So nahe hatte er Ottilien noch nie gesehen, auch so blaß und sanft noch nie. Sie machte, trotz seines Weiberhasses, lebhaften Eindruck auf ihn, und hatte er zuvor blos für Theodor gehandelt, so fing er jetzt an, sich auch für das Mädchen selbst zu interessiren.

Er kramte seine Noten aus, Ottilie blätterte und legte dies und jenes zurück. Mehrere Male versuchte er, ihr ein

Briefchen zuzuſtecken, doch vergebens! denn der Alte wich ihr nicht von der Seite, und behauptete hartnäckig ſeinen Platz zwiſchen Beiden. Auch das Beſtreben, ſie durch Augenwinke zu unterrichten, ſchlug fehl. Denn ſie blickte den unbedeutenden, häßlichen Menſchen gar nicht an. Mit Entſetzen ſah er ſchon den Augenblick nahen, wo der Handel geendigt ſein, und man ihn in Gnaden entlaſſen werde. In dieſer Angſt wagte er, als der Alte eben eine hübſche Vignette mit Aufmerkſamkeit betrachtete, Ottilien eine Arie aus der Oper von Paſſiello, König Theodor, vorzulegen, und mit ſeinem Finger auf den Namen Theodor zu deuten. Wie von einem elektriſchen Schlage getroffen, hob das liebende Mädchen raſch ihre Augen zu ihm auf, und ſah ihn an, als wolle ſie ihm tief in die Seele ſchauen. Er nickte verſtohlen mit dem Kopfe, und plötzlich war nunmehr das Verſtändniß im Gange. Ottilie fing an zu zögern, wählte, verwarf, und mit Entzücken ſah Florio deutlich, daß ſie Zeit zu gewinnen ſuchte. Aber er bemerkte auch ſchon des Alten Ungeduld, und daß die halbgelungene Liſt ohne ein neues Wageſtück ihn nicht zum Ziele führen werde. Schnell ſuchte er ein paar Romanzen hervor, überreichte ſie Ottilien, und verſicherte mit großer Einfalt, ſein Herr habe geſagt, das ſeien die neueſten und ſchönſten Stücke, aber Eines davon habe bereits die Gräfin Adlerberg beſtellt, nur das Andere kann er der Mamſell überlaſſen, doch möge ſie ſelbſt das ihr Beliebige herauswählen, und um deſto ſicherer die Wahl beſtimmen zu können, bitte er ſie, beide durchzuſpielen.

Ottilie warf einen flüchtigen Blick auf die Romanzen, verſtand ihn ſogleich und eilte an's Klavier. Die Eine derſelben hatte zum Refrain:

Wir müſſen uns auf ewig trennen,
Ich kann die Deinige nicht ſein.

Die andere hingegen:

Vergebens drohen bitt're Leiden,
Der Wahl des Herzens bleib' ich treu.

»Wählen Sie! wählen Sie!« rief Florio, nachdem Ottilie beide durchlaufen hatte. — »Ich wähle die letztere,« ſagte ſie, kaum ihre Gemüthsbewegung verbergend.

»Das wird meinen guten Herrn unausſprechlich freuen,« platzte Florio heraus.

»Sie iſt ſehr ſchön,« verſetzte Ottilie hocherröthend, »ich werde ſie nie, nie überdrüſſig werden!« —

So viel war nicht vonnöthen, um die Aufmerkſamkeit des Alten zu erregen. Er theilte ſeine glühenden Blicke zwiſchen der Tochter, dem Fremdling und den Romanzen. Er warf die Wahl des Herzens mit Heftigkeit wieder auf den Tiſch, ſchob Ottilien dafür die ewige Trennung hin, ſagte mit bitterm Spott: »du behältſt dieſe;« und befahl dann Florio, ſeinen Kram augenblicklich zuſammen, und ſich ſelbſt aus dem Hauſe zu packen.

»Von Herzen gern,« ſagte dieſer mit gelaſſener Einfalt, »wenn Sie die Romanze nicht behalten wollen, ſo weiß ich Jemanden, der mir ſie gar gern abkauft, denn es iſt doch eine hübſche Sache um das treu bleiben.«

»Geh' Er zum Teufel!« fuhr der Alte ihn an, und ſchob ihn zur Thür hinaus. Noch draußen hörte Florio ihn die Worte poltern: »Jetzt bekommſt du, außer dem alten Tobias, bis zu deinem Verlobungstage keinen Menſchen wieder zu ſehen.«

»In Gottes Namen!« murmelte Florio lachend, »wiſſen wir doch nun ſämmtlich, woran wir ſind.« — Mit zwei Sprüngen war er zu Hauſe, legte triumphirend dem Freunde die Romanze vor, zeigte auf den Refrain und ſagte: »da! ſo gut als ein eigenhändiges Billet von Ottilien.«

Florio's Erzählung war für Theodor, was ein warmer Regen für die lechzende Pflanze. Zwar billigte er keineswegs die kecken Unternehmungen ſeines Freundes, und verſuchte ſogar einige Male ihn auszuſchelten; aber es ging ihm nicht vom Herzen. Alle Augenblicke unterbrach er ſich ſelbſt durch den Ausruf:

»Du haſt ſie geſehen! o Gott, du haſt ſie geſehen!« — und ſo wie mancher groſſe Herr das Spioniren gerade nicht befehlen mag, aber es doch recht gern benutzt, ſo genoß auch Theodor mit ſtillem Entzücken die Früchte von ſeines Freundes Schelmerei.

Die
Frucht fällt weit vom Stamme.

Zweites Buch.

1. Die Fremde.

Wenn ein Schmetterling Blütenſtaub von einer Blume holt und ihn auf eine andere trägt, ſo hat er beide vermählt, wenn gleich ein reißender Strom ſie trennt. Das gilt aber leider nur von Blumen; Menſchen wollen Herz an Herz ſich drücken; und Florio, der Schmetterling, hatte aus dem Klumm'ſchen Garten zwar wohl der Liebe Nahrung zugeführt, doch auch die Sehnſucht verdoppelt, und im Grunde hätte er beſſer gethan, kein Oel in die Flamme zu gießen. Für ein verliebtes Mädchen, das den ganzen Tag bei ſeiner Stickerei ſitzt, mag die Sehnſucht ein recht artiger Zeitvertreib ſein, und es hat ſo viel nicht zu bedeuten, wenn ſie auch einmal ein paar Stiche verkehrt thut, oder ein grünes Blatt mit gelber Seide näht. Aber ein verliebter Arzt — hilf Himmel! Wenn bei dem die Sehnſucht dermaßen einreißt, daß er, wie Theodor, ſeine Todtenköpfe Stunden lang mit Zärtlichkeit betrachtet, dann Gnade Gott den armen Patienten!

In der That, dieſe Herzenkausdehnung, dieſe Pulsadergeſchwulſt der Liebe, drohte, Theodor's Kunſt und Ruf zu vernichten. Nur diejenigen Kranken beſuchte er fleißig, die in der Nachbarſchaft von Ottilien wohnten; Alle hingegen, die von dieſem Zauberſprengel entfernt lagen, bekamen ihn oft in mehreren Tagen nicht zu ſehen. Erſchien er endlich einmal, ſo mußte er ſich zuſammen nehmen, damit er nicht dem Lungenſüchtigen Brechweinſtein, oder dem Ruhrkranken Scammonium verordnete. Der Einzige, den er nic

vergaß, und wegen der Beziehung auf Ottilien nicht vergeſſen konnte; der Einzige, den er, aus eigenſinniger Großmuth, mit Sorgfalt und Aufmerkſamkeit behandelte, war der liederliche Kammeraſſeſſor. Trotz des Leichtſinns, mit welchem dieſer ſeine Vorſchriften befolgte, hatte er ihn doch ſchon ſo weit gebracht, daß er die Verſicherung ertheilen konnte: in drei bis vier Wochen werde der Vermählung mit Ottilien kein Hinderniß mehr im Wege ſtehen. Entzückt umarmte ihn ſein Nebenbuhler, und nicht ahnend, wie blutig er des Jünglings Herz zerfleiſchte, ſchilderte er ihm die Reize ſeiner Braut, das Glück, das ſeiner warte, mit brennenden Farben erhitzter Fantaſie. Nach jedem ſolchen Beſuche taumelte Theodor wie ein Betrunkener zum Thore hinaus, und brachte oft Stunden im Sturm und Regen zu, ehe er Athem und Vernunft wieder finden konnte.

Faſt waren die vier Wochen abgelaufen, in welchen er ſelbſt die letzte Hand an das Grab ſeiner Ruhe legte, als er eines Morgens nach ſeiner Gewohnheit in das Vorzimmer des Kammeraſſeſſors trat, und einen Bedienten fand, der, unter dem Vorwand, ſein Herr ſei ausgeritten, den weitern Zutritt ihm verſagte. Das Wetter war ſchön, Theodor glaubte dem Bericht und wollte eben wieder umkehren, als er plötzlich in ſeines Nebenbuhlers Zimmer eine weibliche Stimme um Hilfe kreiſchen hörte. Er ſtutzte. Was iſt das? fragte er den Bedienten ernſt. Der Kerl ſtotterte, wußte nicht zu antworten, trat aber vor die Thür, als der Arzt eine Bewegung machte, ſich ihr zu nähern. — Was ſoll das heißen? rief Theodor entrüſtet. »Mein Herr hat

verboten," ſtammelte der Bediente. Hilfe! Hilfe! ſchrie die weibliche Stimme.

»Fort da, Schurke!" ſagte der Arzt und ſchleuderte den Sündenwächter auf die Seite. Die Thür war verſchloſſen. Doch als eben aus dem Innern des Gemachs Töne der Verzweiflung auf's neue erſchallten, da rüttelte Theodor ſo heftig an dem Schloſſe, daß es plötzlich nachgab, und die Flügelthüren aufſprangen.

Ein ſchönes junges Mädchen, das mit dem Wollüſtling rang, wurde ſeiner kaum gewahr, als es mit der letzten Kraft ſich los riß, zu ſeinen Füßen ſtürzte, ſeine Knie umklammerte, und mit gebrochener Stimme winſelte: »retten Sie mich, mein Herr! retten Sie meine Unſchuld!"

»Sie ſind gerettet," ſagte Theodor, indem er ſie haſtig aufhob und einen Blick der tiefſten Verachtung auf Stolzenbeck warf, der eine Art von Scham hinter einem ſchamloſen Lachen verbarg, und gleich darauf für nöthig fand, einen hohen Ton anzuſtimmen: wie der Herr Doktor ſich unterſtehen mögen, sans façon die Thür zu ſprengen?

»Sie müſſen das Ihrem Arzte verzeihen," ſagte Theodor höhniſch lächelnd.

»Herr Doktor, was nehmen Sie ſich heraus? — Sie waren mein Arzt, ich bezahle Sie und damit gut. Jetzt empfehle ich mich. Das Mädchen bleibt hier."

Die Arme ſchmiegte ſich an Theodor und winſelte um Erbarmen.

»Das Mädchen bleibt nicht hier," ſagte ihr Beſchützer

mit fester Stimme: »Mich können Sie bezahlen, diese Unschuld nicht.«

»Unschuld? Unschuld?« erwiederte Stolzenbeck grinsend, »was wissen Sie von dem Mädchen, mein unschuldiger Herr Doktor? — Um Ihr zartes Gewissen zu beruhigen, sage ich Ihnen, diese Unschuld ist die Zierde eines Freudenhauses, und ich habe einen hohen Preis für sie erlegt.«

Theodor stutzte, und warf einen großen Blick auf das Mädchen, das bebend und glühend vor Unwillen ausrief: »Er lügt! erst seit zwei Tagen bin ich in dieser Stadt. Ist meine Wohnung verdächtig, so wußte ich doch nichts davon, so wahr mir Gott aus diesem Jammer helfe!« — Ihre reinen, kindlichen Züge bekräftigten diesen Schwur, und Theodor selbst hätte ohne Bedenken ihre Unschuld beeidigt. »Sein Sie ruhig, Mademoisell,« sagte er entschlossen, »Ihnen soll kein Leid widerfahren. Geben Sie mir den Arm, ich führe Sie aus diesem Hause.« — Alsobald klammerte sich das zitternde Mädchen an seinen Arm.

»Ich werde meine Leute rufen!« sagte der Kammerassessor schäumend vor Wuth: »Mich soll der Teufel holen! mein unberufener Ritter, wenn ich Sie mit dem Mädchen die Treppe hinunter lasse. He! Jakob! Franz!«

Als Theodor sah, daß es Ernst wurde, riß er sich plötzlich von dem Mädchen los. Stolzenbeck meinte, er wolle sich an ihm vergreifen, und wich zurück. Aber Theodor hatte neben dessen Bett ein paar Pistolen hängen sehen, auf diese sprang er zu, riß eine derselben herunter, spannte den Hahn, und sagte dann gelassen zu dem erstaunten Re-

benbuhler: »Ohne den Teufel zu citiren gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich dem erſten, der ſich mir widerſetzt, eine Kugel durch den Kopf jage.«

Todtenbleich, mit blauer, von Zorn bebender Lippe ſtarrte der Wollüſtling ihn an. Theodor faßte das Mädchen, dem der Schrecken die Füße lähmte, mit der Linken unter den Arm, und, indem er mit der Rechten dem jungen Herrn die Piſtole entgegen hielt, ſchob er ſie vor ſich her zur Thür hinaus. Niemand machte eine Bewegung ihn zu hindern. Unten an der Treppe warf er die Piſtole von ſich, und trug die Gerettete hinaus auf die Straße.

»Jetzt, Mademoiſell! ſind Sie in Sicherheit. »Sie kennen nun die Gefahren einer großen Stadt. Hüten Sie ſich, und leben Sie wohl!«

Mit dieſen Worten wollte er ſie verlaſſen. Ach, um Gottes willen!« rief die Erſchrockene Händeringend, »was ſoll aus mir werden? wo ſoll ich hin?«

»Haben Sie keine Zuflucht?«

»Keine! als das ſchreckliche Haus, über welches jener Böſewicht mir Licht ertheilt hat. Ehe ich dahin zurück gehe, lieber in den Fluß!«

»Mein Gott! haben Sie keine Verwandte? Bekannte?«

Ich bin eine arme Waiſe und fremd, ganz fremd in dieſem Lande. Erſt vor wenig Wochen kam ich hier an. Ich ſuchte einen Mann, der nicht mehr lebt, oder nie hier gelebt hat. Weinend ſaß ich auf einer Bank in der Allee vor dem Thore, da trat eine alte Frau zu mir, fragte mich

aus, bot mir Koſt und Wohnung an, wenn ich arbeiten wolle. Ach, wie gerne wollte ich das! — Sie nahm mich mit nach Hauſe, ließ mich Wäſche nähen, ſchien zufrieden, behandelte mich gütig, und ſandte mich dieſen Morgen, unter einem hölliſch erſonnenen Vorwand, zu dem Böſewicht, bei dem Sie mein Schutzengel wurden. Winke, die ſie fallen ließ; und die ich nun erſt verſtehe, machen mir klar, daß ſie um das Bubenſtück wußte. Nein, ehe ich in ihr Haus zurück gehe, lieber in den Fluß!"

»Da ſei Gott für! Ihnen muß geholfen werden, aber wie?"

»Großmüthiger Mann! ich kann nähen und waſchen, ſchreiben und rechnen; ich verſteh' eine Wirthſchaft zu führen, ich will Kinder warten, auch wohl unterrichten; ich weiß einige Sprachen, auch ein wenig Geographie, Naturgeſchichte — erbarmen Sie ſich meiner! gern will ich dienen um ein karges Stück Brot!"

Das ſchöne weinende Mädchen hatte den jungen Arzt ſchon tief bewegt, die Winke von einer beſſern Erziehung, die ihr entſchlüpften, erhöhten das Intereſſe.

»Folgen Sie mir," ſagte er, indem er ihr den Arm auf's neue bot. »Ich bin zwar ſelbſt nur ein einzelner und kein reicher Mann; auch weiß ich in dieſem Augenblick wahrlich nicht wohin mit Ihnen; doch geholfen muß Ihnen werden, und Gott wird helfen." — Mit kindlicher Zuverſicht ſchmiegte ſich das Mädchen an ſeinen Führer, und beide wanderten nun ſtumm die Straße hinab. Theodor ging in tiefen Gedanken, weil er hin und her ſann, wo er

sie unterbringen könnte. Aus diesen Betrachtungen weckte ihn das Lachen eines Vorübergehenden; es war der Herr Bankdirektor Klumm, der, als er ein hübsches fremdes Mädchen mit roth geweinten Augen an des Doktors Arm, und diesen mit erhitztem Gesicht wie einen Träumer wandeln sah, natürlich nur Arges vermuthete; und, so bald er nach Hause kam, zu seiner Tochter eilte, um sein Gift in ihr Herz zu träufeln. Er konnte gar nicht aufhören, die Schönheit der Fremden zu rühmen; und wie hübsch die verweinten Augen sie gekleidet, und wie verlegen Theodor gewesen sei, als er Ottiliens Vater erblickt. »Sie waren nur noch einige Schritte von seiner Wohnung entfernt,« fügte er hinzu, »ich habe sie da hinein gehen sehen. Vermuthlich hat er sie zu seiner Wirthschafterin bestimmt. Nun wirst du mir doch endlich glauben, daß du deine Liebe an einen Unwürdigen verschwendet hast?«

Ottilie läugnete zwar sehr heftig die Möglichkeit, daß irgend etwas Anstößiges darunter verborgen sein könnte; aber im Grunde war sie doch gar nicht ruhig, und eben ihre Heftigkeit überzeugte den Alten, daß der Pfeil getroffen habe. So oft er das Mädchen schön nannte, klopfte ihr Herz, und flog eine Röthe über ihre Wange, besonders aber wurde ihr Auge zum Verräther, denn so bald Eifersucht im Busen eines Weibes die finstere Wohnung aufschlägt, so bald verändert sich die Farbe des Auges, das schönste Blau verwandelt sich in eine Art von Grün, und das Schwarze wird Goldgelb. Herr Klumm, der auf diese Symptome sich sehr wohl verstand, lachte in sich schaden-

froh, und verließ seine Gefangene, mit dem Vorsatz, noch mehr von jenem Abenteuer auszuspähen, alles Böse, welches er zu finden hoffte, Ottilien zuzutragen, und, sollte er wider Vermuthen nichts Arges entdecken, doch so viel Arges auf Theodor's Rechnung zu erfinden, als nöthig sein werde, um sein Bild aus der Tochter Herzen zu reißen.

Eine bange Stunde ging Ottilie im Zimmer auf und nieder; Argwohn und Vertrauen kämpften. »O, daß ich nur Gewißheit mir verschaffen könnte!" seufzte sie laut: »daß nur irgend ein mitleidiges Wesen sich für mich interessirte! — Theodor! könntest du — während ich um deinetwillen eingekerkert mein Leben verseufze — könntest du leichtsinnig, treulos — nein, es ist nicht möglich! Mein Vater hat —

Gelogen wollte sie eben sagen, doch erschrocken haschte kindliche Ehrfurcht das Wort von ihrer Lippe; denn trotz ihres Vaters Härte hatte sie noch nie einen Gedanken sich erlaubt, den eine Tochter nicht in seiner Gegenwart hätte aussprechen dürfen. Indessen konnte sie sich nicht verhehlen, daß sie von ganzem Herzen wünschte, die Sache unwahr zu finden; nur beschloß sie auf diesen Fall es eine fromme Erfindung zu nennen, durch welche ein irrender, doch wohlmeinender Vater blos ihre Ruhe, ihr Glück beabsichtigt habe.

Der Bediente, der ihr das Mittagsessen brachte, war derselbe, der seinen Herrn gewöhnlich auf der Straße zu begleiten pflegte. Ottilie hatte sich nie zuvor herabgelassen, ein Wort mit ihm zu wechseln, doch keine Leidenschaft setzt sich

ſchneller über kleine Bedenklichkeiten des Wohlſtandes hinweg, als die Eiferſucht. Mit einer Bewegung, die ſie ſehr künſtlich zu verbergen glaubte, die aber ſelbſt dem roheſten Beobachter nicht entgehen konnte, warf ſie dem Bedienten die Frage hin: »ob er heute mit ihrem Vater ausgegangen ſei?" — Ja, antwortete der Kerl ſehr trocken, indem er den Tiſch deckte, und das Geſpräch war zu Ende.

Nach einer Pauſe knüpfte Ottilie es wieder an. »Wie kommt es denn, daß mein Vater bei dieſem Wetter zu Fuße geht?"

»Das Wetter iſt ſo übel nicht, nur etwas windig."

»Sehr ſtürmiſch, wie mich dünkt. Ich wette, ihr habt Niemanden, der Equipage hält, auf der Straße gefunden?"

»O doch, dieſen und jenen."

»Das wäre! zum Exempel?" — Der Bediente nannte einige, doch der Name, den ſie zitternd erwartete, war nicht darunter. Das gab ihr neuen Muth, neue Hoffnung. Sie wagte dem Ziele näher zu treten.

»Ich glaube, mein Vater ſagte, er ſei auch einem Arzt begegnet?"

»Ja, ganz recht."

»Der eilte vermuthlich zu einem Kranken?"

»Das weiß ich nicht."

»Doch nein, jetzt beſinne ich mich. Mein Vater meinte, er habe eine Kranke geführt?"

»Das weiß ich nicht."

»Führte er denn Niemand?"

»O ja, er führte eine fremde Mamſell, aber die ſah nichts weniger als krank aus.«

Ottilie erbleichte. »Eine Fremde!« ſtotterte ſie.

»Ich erinnere mich wenigſtens nicht, ſie jemals hier geſehen zu haben. Sie war gewaltig hübſch.«

»Darnach habe ich nicht gefragt,« erwiederte Ottilie heftig. »Aber,« — ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu: »neugierig wäre ich wohl zu wiſſen, wer die Fremde ſein mag?«

»Das kann man wohl bald erfahren; der Herr Doktor führte ſie nach ſeiner Wohnung.«

»O Friedrich, thue Er mir doch den Gefallen, ich werde erkenntlich ſein.«

Der Bediente verſprach, ging, trug die Speiſen auf, ging ab und zu, ſchüttelte den Kopf, und mußte nach einer Stunde die Schüſſeln unberührt wieder wegtragen, denn die Mamſell ſchützte Kopfſchmerzen vor. Seiner ſtrengen Inſtruktion gemäß, rapportirte er Alles dem Herrn Bankdirektor, der haſtig die Gelegenheit ergriff, ſeiner Tochter zutragen zu laſſen, was ihm beliebte, ohne ſich ſelbſt in's Spiel zu miſchen. »Komm gegen Abend auf mein Zimmer,« ſagte er zu Friedrich, »da werde ich dich unterrichten, was du der Mamſell zu antworten haſt.« — Die Zwiſchenzeit benutzte Herr Klumm, um ſeinen alten ſchlauen Tobias zum Spioniren auszuſenden, und einſtweilen ſelbſt den Plan zu einem Roman zu entwerfen, den er, in Ermanglung beſſern Stoffs, der Wahrheit unterſchieben könnte.

2. Florio's Stündlein kommt.

Als Theodor mit dem ſchönen Mädchen am Arm ſeine Wohnung erreicht hatte, begegnete ihm Florio auf der Treppe, machte große Augen und ſtand wie angenagelt. »Was Teufel!« ſagte er endlich mit einer komiſchen Verwirrung, »hat dir Aeskulap die Hebe zugeſandt?«

Die Fremde konnte nicht röther werden als ſie ſchon war, aber die langen Wimpern zog ſie ſchnell über das große Auge herab, und ſtrafte dadurch, ohne es zu wiſſen, den Vorlauten ſehr empfindlich, denn er hätte ſein beſtes Rondo darum gegeben, dieſen Engelsblick noch einmal zu haſchen. »Kehre wieder um,« ſagte Theodor zu ihm. »Von Herzen gern,« erwiederte er, und mit einer Neubegier, mit einer haſtigen innern Bewegung, wie er ſeit Jahren nicht empfunden, begleitete er die Ankömmlinge. Alle drei betraten Theodor's Zimmer. Dort erſuchte der Arzt die Fremde, auf dem Sofa Platz zu nehmen, und ſich von ihrem Schrecken zu erholen. Seinem Freunde gab er einen Wink, ihm in das Nebenzimmer zu folgen. Florio ſchwankte zwiſchen dem Vergnügen, das Mädchen anzuſehen, und der Begierde, zu erfahren. — Theodor faßte ihn beim Arm und zog ihn nach ſich.

»Was Teufel!« begann der Muſikus auf's neue, als ſie allein waren — ſein Freund unterbrach ihn haſtig mit den Worten: »hier iſt nicht vom Teufel die Rede, auch nicht von einer Hebe. Ich bitte dich, wache über deine Worte, wie über deine Blicke, denn das Mädchen iſt eine Unglückliche und verdient Schonung.«

»Sehr wohl,« verſetzte Florio, »den Teufel will ich im Zaume halten; wenn du aber meinſt, es gebe irgend ein Unglück auf der Welt, wodurch ein hübſches Mädchen bewogen werden könnte, den Namen Hebe übel zu deuten, ſo irrſt du ſehr. Doch Scherz bei Seite, wer iſt ſie? wie biſt du an ſie gerathen? was haſt du mit ihr vor?« —

Die erſte und letzte Frage konnte Theodor vor der Hand nicht beantworten, doch ſein rittermäßiges Abenteuer bei dem Kammeraſſeſſor erzählte er ihm weitläufig, und Florio haſchte nach jeder Pauſe, um dem Wollüſtling ein Dutzend Schurken an den Hals zu fluchen.

„Laſſen wir das jetzt,« ſo endigte Theodor. »Der elende Menſch iſt beſtraft genug durch mißlungene Bosheit. Rathe mir lieber, was nun anzufangen?«

»Was iſt da lange zu beſinnen?« meinte Florio, »du biſt Arzt, ich Muſikus; du haſt Patientinnen, ich Schülerinnen; es wird ſich doch wohl Eine unter ihnen finden, die ein ſo allerliebſtes Kammermädchen brauchen kann?«

Theodor fand den Rath nicht übel, nur auf der Stelle ihn auszuführen, war unmöglich, und vor der Hand, wo ſollte ſie bleiben?

»Wo? hier bei uns. Ich räume ihr mein Zimmer ein, und ſchlafe ſo lange bei dir.«

»Nein,« ſagte Theodor, »das geht nicht. Keine Nacht darf ſie in unſerer Wohnung bleiben. Es iſt nicht genug, daß ich ihre Unſchuld gerettet habe, ich muß auch ihren Ruf bewahren, der in den Augen der Welt noch mehr gilt als die Unſchuld.« — Nach langem Ueberlegen beſchloß er, eine

Witwe zu besuchen, die eine Treppe höher in demselben Hause wohnte, und eine kleine Pensionsanstalt für junge Mädchen hielt. Sie war als eine wackere Frau bekannt, ihr wollte er Alles vertrauen, und seinen Schützling so lange bei ihr in die Kost verdingen, bis er eine anständige Versorgung würde ausgemittelt haben. Florio billigte den Plan und er wurde auf der Stelle ausgeführt. Während Theodor oben mit der Witwe das Nöthige verabredete, hatte sein Freund es über sich genommen, die Fremde zu unterhalten, und ihr, die getroffenen Maßregeln bekannt zu machen. Hier widerfuhr es ihm zum ersten Mal in seinem Leben, daß er verlegen war, die Worte suchen mußte, die gefundenen wieder verlor, das Unnöthige sagte, das Nöthige vergaß, kurz, sich so auffallend kindisch benahm, daß ihm selbst, im Gefühl seiner Albernheit, dicke Schweißtropfen auf die Stirn traten. Zum Glück schien die Fremde gar nicht darauf zu achten, sie war zu voll von ihrer Rettung, von Theodor's Edelmuth, von seiner Tapferkeit, ja sie erhob ihn so feurig, ließ ihr Dankgefühl so glühend ausbrechen, daß Florio endlich mit komischem Unmuth ausrief: „Ei zum Henker! das alles hätte ich auch gethan, und noch mehr, denn ich hätte dem Schurken den Hals gebrochen."

In diesem Augenblicke trat ein Bedienter herein, dessen Livree Florio nicht kannte, brachte ein Billet an Theodor, und sagte, sein Herr dringe auf augenblickliche Antwort. Da in Theodor's Abwesenheit oft Kranke schickten, so hatte er seinem Freunde ein für allemal aufgetragen, alle Billets, die etwa an ihn kommen möchten, zu erbrechen, und, wenn

die Sache Eile habe, ihn aufſuchen zu laſſen. Florio, in der Meinung, hier ſei von ähnlichen Dingen die Rede, entſiegelte das Billet, und fand — eine Ausforderung des Kammeraſſeſſors. »Schon gut,« ſagte er zu dem Bedienten, »man wird ſich einfinden. Es iſt weiter keine Antwort nöthig.«

Als er mit der Hebe wieder allein war, fühlte er plötzlich ſeinen Muth gewachſen; er fing an ordentlich mit ihr zu reden, ſah ihr ordentlich in's Geſicht, überließ ſich einer gutmüthigen Vertraulichkeit. Die Urſache dieſer Verwandlung war einzig und allein der ſchnell gefaßte Entſchluß, ſtatt ſeines Freundes auf dem Kampfplatz zu erſcheinen. So hoffte er ſich doch auch ein kleines Verdienſt um die ſchöne Unglückliche zu erwerben; und da man immer gegen diejenigen Menſchen den freundlichſten Muth hat, welchen man insgeheim Gutes thut oder thun will, ſo war natürlich, daß auch Florio dem Mädchen freimüthiger, und folglich tiefer in's Auge ſah, welches ihm übel genug bekam, denn er ſaugte gleichſam muthwillig einen Pfeil heraus, der mit ſeinem Widerhaken durch die Augen bis in den Buſen drang.

Theodor kam mit erwünſchter Antwort zurück, und Florio, faſt verdrießlich, konnte nicht begreifen, wie man ein ſo wichtiges Geſchäft mit ſolcher Eile abthun könne. Daß ſein Freund beinahe eine ganze Stunde oben geweſen, läugnete er hartnäckig. Mit Augen, die vor Freude funkelten, führte der ritterliche Arzt ſeine nun ganz Gerettete hinauf, und der Muſikus, der die Mitbewohnerin des

Hauſes vorher noch nie beſucht hatte, trollte hinterher, ohne ſelbſt zu wiſſen, warum. Auf der Treppe fragte Theodor das Mädchen um deſſen Namen, weil es doch unter irgend einem Namen der Witwe vorgeſtellt werden mußte. Sie erröthete auf's neue. „Ich heiße Emma," liſpelte ſie. — »Emma!" wiederholte Florio mit Wohlbehagen, denn der Name war ſo muſikaliſch.

»Allein Ihr Zuname?" fuhr Theodor fort. Emma zitterte und ſtammelte: »Meinen Vater habe ich nicht gekannt, mein Großvater hieß Thomaſius." — »Pfui Henker!" murrte Florio leiſe, »einen ſolchen Engel Thomaſius zu nennen, das bringe ich nimmermehr über die Lippen. Mag immerhin ihr Großvater von dem berühmten Profeſſor abſtammen, der in Halle zuerſt gegen Hexen und Geſpenſter auftrat, und vermuthlich ſchon durch ſeinen barbariſchen Namen die Geſpenſter bannte, ſeine ſchöne Enkelin aber darf eben ſo wenig Thomaſius heißen, als ein ſchmelzendes Cantabile durch das Wort furioso bezeichnet werden kann. Er behielt ſich im Stillen vor, über die nothwendige Verwandlung ihres Namens noch nähere Betrachtungen anzuſtellen, die vor der Hand durch den Eintritt in das Zimmer der Witwe unterbrochen wurden.

Madame Saalfeld, von Theodor vorbereitet, empfing ihre neue Koſtgängerin mit Muttergüte, bedauerte aber, daß die Beſchränktheit ihrer Wohnung ihr kein anderes Zimmer abzutreten erlaube, als ein niedriges Dachſtübchen, zu welchem eine Treppe führte, die mehr einer Leiter glich. Emma war entzückt, Theodor zufrieden, nur Florio

brummte, und ließ nicht undeutlich merken, daß er erwartet hatte, Madame Saalfeld werde einer ſolchen Fremden wohl ihr Geſellſchaftszimmer einräumen. Er hatte ſeit einiger Zeit ein Häufchen Goldſtücke zuſammengeſpart, um eine Ohm Johannisberger dafür zu kaufen, den er ſehr gern trank; aber in dieſem Augenblicke kam es ihm vor, als ob er nie wieder durſtig werden würde. Er zog die Witwe bei Seite, ſteckte ihr ſeine Goldſtücke in die Hand, und bat ſie, dem armen Kinde ſo viel Bequemlichkeit als möglich zu verſchaffen. »Alles, was meine Lage mir erlaubt,« ſagte Madame Saalfeld, »werde ich ohnehin thun; leider iſt das ſo wenig, daß ich auf reiche Vergeltung keinen Anſpruch machen darf. Wäre ich nicht ſelbſt arm, ich würde nichts annehmen; doch meine baren Auslagen hat Ihr Freund mir ſchon zugeſichert, für das Uebrige mir eine Belohnung anbieten, hieße mich beſchämen.« Mit dieſen Worten drang ſie ihm ſeine Goldſtücke wieder auf, und ärgerlich verließ er das Zimmer.

»Wohlan!« ſagte er zu ſich ſelbſt, »kann ich mein Gold nicht anbringen, ſo ſoll mir doch Niemand verwehren, mein Leben für ſie auf's Spiel zu ſetzen; und ein Glück, daß ich das Billet entſiegelt habe, denn hätte Theodor mir auch dieſen Vorzug weggefiſcht, ich glaube, ich hätte mit ihm gebrochen. Ich kann es nicht leiden, wenn ein Menſch gar zu glücklich iſt.«

»Aber warum denn gar zu glücklich?« flüſterte eine weiberhöhnende Stimme in ſeinem Buſen, die bis jetzt gewohnt war, ohne Widerſpruch das große Wort zu

führen: »wer kennt denn das Mädchen? wer weiß denn, ob es nicht auch zu der gewöhnlichen Klasse von Dirnen —"

Weiter ließ Florio die Stimme nicht reden, denn er war schon längst mit dem Degen unter dem Arme auf dem Wege nach dem Wäldchen, wohin der wüthende Kammerassessor den Arzt beschieden hatte, ja, er sah den hochmüthigen Feind bereits von Ferne und verdoppelte seine Schritte. »Hier bin ich!" rief er mit der rauhen Baßstimme, die er noch zuweilen aus den Studentenjahren hervorholte: »ich denke, wir machen es uns bequem." Er zog ohne Umstände seinen Rock aus, knöpfte die Weste los und stopfte einen meerschaumenen Pfeifenkopf.

»Was soll das bedeuten?" sagte Stolzenbeck befremdet.

»Sie müssen mir das nicht übel nehmen," erwiederte Florio: »wenn ich mich con amore schlagen soll, so muß ich die Pfeife dabei im Munde haben, das ist so eine alte Gewohnheit."

»Aber wer will sich denn mit Ihnen schlagen?"

»Sie haben meinen Freund gefordert, der hat jetzt Geschäfte. Weil wir nun ein Herz und eine Seele sind, so gilt es gleichviel, ob Sie von ihm oder von mir erstochen werden! darum bitt' ich, mit meiner Wenigkeit vorlieb zu nehmen."

»Mit Ihrer Wenigkeit," wiederholte der Kammerassessor spöttisch, »Sie haben Recht, das wäre allerdings vorlieb genommen. Ihr feiger Freund vergaß, daß ich bereits der Ehre ein großes Opfer brachte, als ich zu einem bürgerlichen Arzte mich herabließ. Wenn Sie aber

glaubten, ich würde ſogar gegen einen Muſikanten einen Degen ziehen, ſo haben Sie geirrt.»

»Herr! wenn Sie nicht alſobald Ihre magere Perſon in Poſitur ſetzen, ſo wird der Muſikant mit ſeiner Klinge Sechsachtel-Takt auf Ihrem Rücken ſpielen. Die Zeiten ſind vorbei, wo euer von euch vor der Fauſt des Bürgers ſchützte.»

Mit dieſen Worten zog er ſeinen Studentendegen und drang ohne weitere Vorbereitung auf den Gegner ein. Stolzenbeck war eigentlich gar nicht Willens geweſen, ſich zu ſchlagen, weder mit Theodor, noch mit ſeinem Stellvertreter; ſondern er hatte ein paar handfeſte Bediente mit Knütteln hinter einen Buſch geſtellt, die auf ſeinen erſten Wink hervorſpringen, und den naſeweiſen Arzt tüchtig durchprügeln ſollten. Jetzt, da er ſo raſch angegriffen wurde, ſchien ihm, außer dieſem ſaubern Mittel, auch kein anderes zu ſeiner Rettung übrig zu bleiben. Er ſprang zurück, vertheidigte ſich ſo gut er konnte, und pfiff dabei aus allen Kräften. Die Kerle ſtürzten hervor, zwar nicht zeitig genug, um einen derben Stoß abzuwenden, der ſo eben die rechte Schulter ihres gnädigen Herrn durchbohrte, wobei ihm, mehr vor Schrecken, der Degen aus der Hand fiel, aber doch nicht zu ſpät, um des Junkers Schmach zu rächen; denn mit Banditenmuth überfielen ſie den armen Florio von hinten, ihre Knüttel trafen ſeinen rechten Arm ſo hart, daß er den Degen ſinken ließ, und ſobald dieſe furchtbare Waffe ihm entriſſen war, fielen die Streiche hageldicht auf Kopf und Rücken. Zwar wehrte er ſich wie ein Löwe, packte, trotz ſeiner gelähmten Hand, den einen

Kerl mit beiden Armen, drückte ihn so fest zusammen, daß er schrie wie ein Hase, den die Hunde ergreifen, und würde ihm die Seele aus dem Leibe gedrückt haben, hätte nicht ein Schlag, den der andere Schurke nur zu glücklich auf sein Haupt führte, ihn fast der Besinnung beraubt. Er ließ seine Beute fahren, taumelte, empfing einen zweiten Schlag, stürzte zu Boden, und nun hatten die Banditen gewonnenes Spiel. Der Junker, der daneben stand und mit einem feinen Schnupftuche, so gut er konnte, die heftig blutende Wunde verband, bedauerte nichts mehr, als daß diese ihn hindere, selbst mit zuzuschlagen; indessen ließ er es an Ermunterungen zu kräftigen Hieben nicht fehlen, fügte in eigener Person noch einige Fußtritte hinzu, zerbrach den Degen seines Siegers, und ließ ihn endlich für todt auf dem Platze liegen.

---

3. Emma's Geschichte.

Todt war der gute Florio zwar noch nicht, aber einige Stunden lag er ohne Besinnung, und würde vielleicht noch später aus der Betäubung erwacht sein, hätte nicht ein Gewitterregen ihn durchnäßt und erfrischt. Mühsam raffte er sich auf, kaum vermochte er zu gehen, den Rock wieder anzuziehen war ihm unmöglich, zum Glück war die Dämmerung schon herein gebrochen, er hing ihn auf den Rücken, sammelte gelassen die Trümmer seines Degens, die Splitter seiner Tabakspfeife, und wankte nach Hause. In der übelsten Laune? so möchte Mancher vermuthen.

Nichts weniger, er war seelenvergnügt. Denn erstens erinnerte er sich sehr deutlich, daß er dem boshaften Junker einen derben Stoß beigebracht hatte, an den er wenigstens vier Wochen zu kuriren habe, folglich außer Stand sein würde, während dieser Zeit die Geliebte seines Freundes zu beunruhigen. Zweitens hatte er ja die Prügel um Emma's willen empfangen; und wäre nur seine rechte Hand nicht so gelähmt gewesen, daß er fürchten mußte, in langer Zeit kein Instrument berühren zu können, so würde er den ganzen Vorfall auf die zwar gequetschte, aber dennoch leichte Achsel genommen haben. Seinem Freunde, dessen chirurgische Hilfe er jetzt so nothwendig brauchte, ließ er zwar den zerschlagenen Leichnam sehen, und sich denselben geduldig von ihm bepflastern, doch von der Veranlassung zu diesem Abenteuer verrieth er ihm kein Wort, und vielleicht würde Theodor sie nie erfahren haben, hätte nicht der Kammerassessor selbst mit seiner Tapferkeit geprahlt. So kam es endlich auch zu seinen Ohren, er errieth das Uebrige, und wollte dankbar gerührt an seines Freundes Busen sinken, aber Florio lachte ihn aus. »Nimm mir's nicht übel," sagte er, »was ich diesmal für dich gethan, ist nur so nebenher geschehen, denn mein Eifer galt blos der schönen Emma. Ich muß dir bekennen, das Mädchen, ob es gleich den verdammten Zunamen Thomasius führt, hat einen Eindruck auf mich gemacht, wie Glucks Iphigenie, als ich sie zum Erstenmale hörte, und ich sehe wohl, ich muß sie näher kennen lernen, um entweder diese stürmischen Gefühle wieder los zu werden, oder —"

»Oder ihr den Zunamen Thomasius abzunehmen?« unterbrach ihn Theodor lächelnd. »Ach! du bist nicht wohl gescheit,« versetzte Florio, »wer denkt denn gleich an's Heirathen? ich wette, eine Bekanntschaft von einigen Wochen wird hinreichen, um meine Erfahrungen über die Weiber auch hier zu bestätigen.« — Wetten wollte er, aber das verhehlte er seinem Freunde, daß er die Wette recht gern verloren hätte, und auch im Grunde sie zu verlieren glaubte. Um sich so bald als möglich davon zu überzeugen, ließ er gleich am zweiten Abend dem Arzte keine Ruhe, bis dieser mit ihm hinauf schlich in das Dachstübchen, wo Emma einsam mit großer Emsigkeit eine weibliche Arbeit für Madame Saalfeld verrichtete. Sie empfing ihre Beschützer mit einer holdseligen Freundlichkeit, aber ihre schönen Augen trugen frische Thränenspuren, deren Anblick dem armen Florio das Herz zusammen schnürte. Auch Theodor bemerkte sie, und fragte, brüderlich besorgt: ob sie mit ihrer Lage unzufrieden sei? ob es ihr an irgend einer Nothdurft mangle? — »Ach nein! nein!« rief sie mit Herzlichkeit, und die zurückgehaltenen Thränen stürzten hervor: »ich bin zufrieden! Gott hat sich meiner erbarmt, mir einen Engel gesandt! ihm habe ich schon tausendmal kniend gedankt! ich bin es gewohnt, mit ihm zu reden. Verzeihen Sie, wenn ich vor Menschen weniger Muth habe, meine Gefühle ausbrechen zu lassen, als vor Gott. Verzeihen Sie auch, wenn Sie mich weniger heiter finden, als Ihre Großmuth um mich verdient. Sie fühlen

wohl, trotz meiner Rettung, die betrübte Lage einer hilfloſen Waiſe. In die Welt hinausgeſtoßen, ohne Eltern, ohne Verwandte, muß ich von der Güte eines jungen Mannes leben —" (hoch erröthete ſie bei dieſen Worten). — »O ſchaffen Sie mir bald einen Dienſt, es ſei der geringſte, verachteteſte; lieber will ich als die ſchlechteſte Magd dienen, als erdulden, daß Ihre Großmuth gemißdeutet, oder —" (hier ſtockte ſie) »Ach!" ſetzte ſie nach einer Pauſe ſchluchzend hinzu, »mein guter Ruf iſt ja das Einzige, was ich auf der Welt habe!"

Theodor errieth ihre Gedanken, und ſuchte ſie durch das Verſprechen zu beruhigen, daß er Alles anwenden werde, um ihr ſobald als möglich eine anſtändige Verſorgung zu verſchaffen. »Aber," ſetzte er vertraulich hinzu, »um deſto ſicherer Ihren Wunſch erfüllen zu können, muß ich Sie bitten, Ihre Herkunft, Ihre Begebenheiten mir mitzutheilen."

»Von Herzen gern," erwiederte Emma, »meine Geſchichte iſt ſehr kurz und einfach. Etwa dreißig Meilen von hier, in einer freundlichen Gegend, liegt ein Dörfchen, wo ich geboren und erzogen wurde. Meine Mutter war die Tochter des Predigers, ſie ſtarb, indem ſie mir das Leben gab. Auch meinen Vater hab' ich nie gekannt. Ach! leider muß ich glauben, daß er kein guter Menſch geweſen, denn ſo oft ich meinen biedern Großvater nach ihm gefragt, iſt dieſer traurig geworden und hat mich ſo düſter angeſehen, den Kopf geſchüttelt, mir nichts geantwortet. Endlich, als ich ſchon herangewachſen, entfuhren ihm einmal die Worte:

»Dein Vater war deiner Mutter nicht würdig, und wenn du mich lieb haſt, ſo frage nicht wieder nach ihm.«

»Nun iſt es wohl nicht möglich, einen Menſchen auf der Welt lieber zu haben, als ich den guten ſeligen Großvater; ich fragte alſo nicht mehr nach meinem Vater, ſo wehe es mir auch that, daß ich nicht einmal erfahren ſollte, ob er noch lebte? denn auch dieſe Frage beantwortete der Alte mir nicht. Vermuthlich haben Familien-Verhältniſſe den unglücklichen Zwiſt veranlaßt, denn da ich auch den Namen Thomaſius führe, ſo muß mein Vater wohl ein naher Verwandter von meiner Mutter geweſen ſein.«

Theodor lächelte ob der frommen Einfalt; Florio aber, der doch ſonſt dergleichen Dinge weit ſchneller auffaßte, dachte diesmal nichts Arges dabei, denn jedes Wort, das von des ſchönen Mädchens Lippen floß, war dem Gläubigen ein Evangelium. Emma fuhr fort:

»Die Liebe und Sorgfalt, mit welcher mein Großvater mich erzogen, vermag ich nicht zu ſchildern, — (große Thränen traten in ihre Augen) — ich darf auch nicht viel davon ſprechen, ſonſt würden Sie bald Thränen für Worte nehmen müſſen. Trotz ſeines hohen Alters unterrichtete er mich mit unglaublicher Geduld in Allem, was er ſelbſt wußte, trotz ſeiner zunehmenden Schwäche begleitete er mich auf allen Spazirgängen, lehrte die Natur mich kennen, in ihr den Schöpfer ahnen, Gott verehren! Auch zu meinen kindiſchen Spielen ließ er ſich gern herab, ja es gelang mir bisweilen, ſeinem düſtern Ernſt ein Lächeln abzugewinnen.«

»Vor ein paar Jahren im Herbſte fühlte er ſich ſehr ſchwach, da ſchrieb er eines Tages viele Briefe, wohl ſechs oder ſieben, und nachdem er ſie auf die Poſt geſendet, betete er eine ganze Stunde in ſeiner Kammer. Aber nach einigen Wochen kamen dieſelben Briefe, einer nach dem andern zurück. Als der letzte kam, war er ſehr betrübt, ſtarrte vor ſich hin mit einem fremden, ſchauderhaften Blick, faltete ſeine dürren Hände, und ich ſah, daß ſie zitterten. Das bewegte mich tief, ich wagte es, nach der Urſache ſeines Kummers zu forſchen. Er ſah mich eine Weile ſtumm und gerührt an, dann erleichterte ein Seufzer ſeine Bruſt. Es iſt mir lieb, daß du mich fragſt, antwortete er mir mit ſeiner gewohnten Güte, denn Einmal mußte ich doch mit dir davon ſprechen, und beſſer jetzt, da ich noch die Kraft dazu habe. Dein Schickſal nach meinem Tode iſt es, was mir ſo viel Kummer und Sorge macht.«

»Ich erſchrack heftig, denn ich hatte noch nie daran gedacht, daß mein guter Großvater auch ſterben könne. Mit bittern Thränen warf ich mich an ſeinen Hals. Er glaubte, ich weinte um meiner trüben Zukunft willen, ach! ich dachte in dieſem Augenblicke nur an ihn. Faſſe dich, ſagte er, Gott wird die Unſchuld nicht verlaſſen. Sieh, ich fühle wohl, daß es mit mir zum Ende geht, darum dachte ich hin und her, wie und wo ich eine Zuflucht nach meinem Tode dir ausmitteln könnte. Aber mehr als vierzig Jahre habe ich auf dieſem einſamen Dörfchen zugebracht, ich kenne Niemanden, alle meine Verwandte ſind todt. In dieſer Angſt holte ich mein Stammbuch her-

vor; du weißt, daß ich zuweilen darin blättere, um mich der fröhlichen Universitätsjahre zu erinnern. Diesmal verweilte ich länger bei jedem Namen, denn ich suchte Freunde auf, mit denen ich einst vertrauter umgegangen, und welchen ich nun dein Schicksal an's Herz legen könnte. Ich fand auch mehrere, die mir damals mit jugendlicher Herzlichkeit Treue bis zum Tode schwuren. An alle diese schrieb ich, um unter ihnen einen Vater für dich zu finden — ach! sie sind alle todt! mich allein hat Gott zu Leiden aufgespart! doch ich murre nicht, sein Name sei gelobt! — Du weißt, fuhr er nach einer Pause fort, daß meine Einkünfte nur gering sind, ersparen konnte ich nichts. Darum ergreift mich oft so feindlich der Gedanke: was soll aus dir werden, wenn ich nicht mehr bin!" —

»Ich war zerknirscht. Ich bat ihn schluchzend, nie wieder von seinem Tode zu sprechen. Seit diesem Tage verdoppelte ich meine kindliche Pflege für sein hohes Alter, und meine Liebe rang gleichsam mit der Natur. Ja, es ist mein süßer Trost, zu glauben, daß ich der Zerstörenden vielleicht einige Monden abgerungen. Aber endlich behauptete sie ihre Rechte über den mehr als achtzigjährigen Greis. Er sank auf's Krankenlager, und fühlte bald, daß es sein Sterbebett sei. Den Tag vor seinem Tode ließ er sich das Schreibzeug bringen, schrieb mit großer Anstrengung und zitternder Hand noch einige Zeilen, hieß mich sie in seiner Gegenwart versiegeln, machte die Adresse, und befahl mir dann den Brief, sammt einem Taufschein, den er mir einhändigte, sorgfältig zu bewahren."

»Ich hoffte, er würde nun ruhiger werden, aber vergebens! es war nur allzu sichtbar, daß sein Todeskampf durch eine tiefe Sorge ihm erschwert wurde. Am letzten Morgen rief er mich an sein Bett, und sagte mit gebrochener Stimme: in meinem Pulte wirst du eine Rolle mit Dukaten finden, sie gehört dir. Nimm sie heraus, so bald ich todt bin, miethe dir einen Platz auf dem Postwagen, der hier wöchentlich durchgeht, und reise an denjenigen Ort, der auf dem Briefe angegeben ist, den du verwahrst. Dort suche den Mann auf, an den der Brief gerichtet ist; Gott wird sein Herz rühren, er wird für dich sorgen. — Mit Widerwillen schien er diesen Rath mir zu ertheilen; auch kam es mir vor, als wollte er noch eine Erklärung hinzufügen, denn es entfielen ihm noch manche abgebrochene Worte, und ein Geheimniß schien sein Herz zu drücken. Aber er schwieg, und als ich sah, daß er betete, schlich ich hinter sein Bett und weinte so still ich konnte. Nach einer Stunde nannte er meinen Namen, ich trat hervor und kniete an sein Bett. Er forderte meine Hand, und schloß sie in die seinige, die schon erkaltet war. Mit kaum vernehmlicher Stimme sprach er: gelobe mir der Tugend treu zu bleiben, sollte dich auch Gott durch die bitterste Armuth prüfen! — Ich konnte nicht sprechen — ich hob nur meine Hand schwörend zum Himmel auf! Da gab er mir seinen Segen, und betete für mich, und im Gebet verschied er sanft.«

Eine lange Pause unterbrach hier die Erzählung der Weinenden. Auch Theodor's Thränen flossen. Nur Florio,

der nie weinte, fühlte seine Brust unaussprechlich beengt, alles Blut stieg ihm zum Haupte, und alle seine Muskeln waren in krampfhafter Bewegung. Endlich ermannte sich Emma und fuhr fort:

»Ich erfüllte den Befehl des Entschlafenen pünktlich. Unter dem Schutz eines wackern alten Schirrmeisters kam ich mit der öffentlichen Post hier an, und fragte sogleich nach dem Kaufmann Schneider, an den mein guter Großvater seine letzten Worte schrieb. Aber in der ganzen Stadt war kein Mann dieses Namens zu finden, auch wußte sich Niemand zu erinnern, daß jemals ein solcher hier gewohnt. Mit Angst und Sorge ringend suchte ich ein wohlfeiles Wirthshaus, und bot in allen Zeitungen meine Dienste an: Vergebens! Niemand mochte eine Fremde bei sich aufnehmen, die keine Empfehlung aufzuweisen hatte.«

»Keine?« brummte Florio in sich hinein: »Sapperment! solch ein Gesicht,« wollte er eben hinzufügen, aber Theodor sah ihn ernst an, und er schwieg.

»Meine Barschaft ging zu Ende,« erzählte Emma weiter, »mein Vertrauen auf Gott wankte, ich betete nur noch, daß er mich vor Verzweiflung bewahren wolle. Wie in einem solchen Augenblick jenes Weib mich fand, mich an sich lockte, wissen Sie schon. Sie war die Erste, die sich eines Kaufmann Schneiders dunkel zu erinnern schien, und mir Hoffnung machte, ihn auszuforschen. Gestern trat sie freundlich in mein Zimmer, und wünschte mir Glück, denn wenn nicht Alles betrüge, so sei der Mann gefunden, den ich suchte. Zwar er selbst wohne in einer andern

Stadt, wenige Meilen entfernt, doch sein Sohn sei eben hier, und ich möchte keinen Augenblick versäumen, bei ihm nähere Erkundigung einzuziehen. Sie habe seine Wohnung erfahren, und wolle mich gern dahin begleiten.»

»Hastig sprang ich auf, bereit ihr zu folgen. Mein Herz klopfte, als wir das Haus jenes Bösewichts betraten, dessen Namen ich noch nicht weiß, und auch nie erfahren mag. Im Vorzimmer flüsterte meine Begleiterin dem Bedienten einige Worte in's Ohr. Sogleich öffnete er die Thüren; ich faßte mir ein Herz, trat näher mit meinem Briefe in der Hand, und glaubte, die Alte sei hinter mir. Aber sie war sogleich verschwunden, die Thüren wurden verschlossen, und die rohe Leichtfertigkeit, welche der Verworfene sich alsobald gegen mich erlaubte, ließen mich keinen Augenblick in Zweifel über den mir gespielten Betrug. Anfangs lähmte mich der Schrecken, ich war versteinert und konnte keine Silbe hervorbringen; doch seine Unverschämtheit gab mir die Besinnung, und ein Gedanke an die letzten Worte meines Großvaters die Kräfte wieder. Ach! fast waren auch diese erschöpft, als mein klägliches Geschrei Sie, edler Mann, zu meiner Rettung herbei rief.

Jetzt wissen Sie alles.»

---

4. Die gefährliche Schülerin.

Eine lange Pause folgte auf Emma's Erzählung. Sie arbeitete fort, und einzelne Thränen fielen auf ihr Nähzeug und zugleich auf Florio's Herz, der stumm ihr gegenüber saß und an seinen Nägeln kaute. Theodor, in sich gekehrt,

ſann ſtill auf Mittel, ihr zu helfen; denn ſo gern er auch ſelbſt ihren Unterhalt ferner beſtritten hätte, ſo fühlte er doch wohl, daß ihr Ruf, und auch der ſeinige darunter leiden würden.

»Haben Sie den Brief Ihres Großvaters geöffnet?" hub er endlich an.

»Nein." —

»Wollen ihn auch nicht öffnen?" —

»Ich weiß nicht, ob ich recht thue." —

»Mich dünkt ja, denn vielleicht gibt der Inhalt des Briefes Ihnen nähere Aufſchlüſſe über den Mann, den der Verſtorbene hier ſuchte."

Emma zog den Brief hervor. »Sie beſitzen mein ganzes Vertrauen," ſagte ſie zu Theodor, leſen Sie."— Theodor entſiegelte den Brief, und las folgende wenige Zeilen.

Die Ueberbringerin dieſes Briefes iſt das einzige Kind meiner einzigen verſtorbenen Tochter. Mehr weiß ich nicht zu ſagen, und mehr wäre überflüſſig, wenn bei ihrem Anblick nicht Ihr eigenes Herz für ſie ſpricht. Erbarmen Sie ſich der verlaſſenen Unſchuld, und empfangen Sie dafür den Segen eines Sterbenden.

Ernſt Traugott Thomaſius,
Pfarrer zu Seligheim.

Dieſe Zeilen führten zu keiner weitern Aufklärung. Auch der Taufſchein, den Emma vorwies, enthielt weiter

nichts: als daß an dem und dem Tage dem Pfarrer Thomasius zu Seligheim eine Enkelin mit Namen Emma geboren worden.

»Nun gleichviel,« sagte Theodor, »was liegt am Namen? und was konnten Sie in diesem verlornen Kaufmann Schneider finden? einen Verwandten? einen Freund? Beides haben Sie auch in mir gefunden. Vielleicht ist Jener reicher als ich, aber an gutem Willen Ihnen beizustehen hätte er mir es wahrlich nicht zuvor gethan. Darum sein Sie gutes Muthes, ich bin Ihr Bruder.«

»Und ich,« sagte Florio, indem er sehr ernst die Hand auf seine Brust legte. Es war schon spät, als beide das dankbare Mädchen verließen. Unten plauderten sie noch bis tief in die Nacht, oder vielmehr Theodor plauderte, denn Florio ging wie ein Träumender auf und nieder und antwortete mit Ja und Nein. Daß er bei seinen vornehmen Schülerinnen für Emma sich verwenden wolle, versprach er freilich, und es mochte ihm auch wohl Ernst damit sein; aber, ob er gleich überall, wohin er kam, an Emma dachte, und eigentlich nur an sie, so war es ihm doch unmöglich, ihren Namen über seine Lippen zu bringen. Mehr als einmal fing er an, den Eingang seiner Rede heraus zu stottern, doch immer brach er wieder ab, und legte sich, auch in den besten Familien, durch den Gedanken ein Schweigen auf: daß dieses Haus noch nicht gut genug sei, um ein Mädchen wie Emma aufzunehmen.

Im Grunde konnte er die Aussicht nicht ertragen, sie aus seiner eigenen Wohnung zu verlieren, sie unter Frem-

den zu wiſſen, wo er ſie nur ſelten und nie allein ſehen würde, ob er ſich gleich dieſen Beweggrund nie eingeſtand. Bisweilen überraſchte ihn wohl der Gedanke: Warum heirathest du ſie nicht? Doch ſein Widerwille gegen das Heirathen war noch zu tief gewurzelt, und eine ganze Schar von Spöttereien, die er oft ſelbſt über den Eheſtand ausgegoſſen, ſtellte ſich ihm ſogleich drohend in den Weg. Unzufrieden mit ſich ſelbſt, wie Jeder, der mit ſeinen Gefühlen im Streite liegt, wurde er mürriſch, vernachläßigte ſeine Geſchäfte, ließ ſogar nicht ſelten mehrere Tage lang den Staub auf ſeinem Klavier ſich ſammeln. Nur wenn Theodor ihm erzählte, daß er in ſeinen Bemühungen für Emma noch nicht glücklich geweſen, empfand er wider Willen eine geheime Freude; und nur wenn Beide Abends, wie ſie täglich zu thun pflegten, ein Stündchen bei ihr zubrachten, ſchlich ſich eine ſanfte Heiterkeit in ſeine Seele, die der Wüſtling nie vorher gekannt hatte.

Oft trug es ſich zu, daß Theodor plötzlich zu einem Kranken gerufen wurde. Dann blieb Florio mit Emma allein. Anfangs war ihm das ſo ſüß und doch ſo peinlich, denn ſtumm und albern ſaß er ihr gegenüber, aber da ſie von ſeinen Empfindungen noch nichts ahnete, ſo gab ihre kindliche Unbefangenheit auch ihm nach und nach die Sprache wieder. Dabei war er ſo beſcheiden, ſo vorſichtig in der Wahl ſeiner Ausdrücke, ſo fromm und ſittſam, daß er nachher ſein Erſtaunen oft gegen ſich ſelbſt ſehr komiſch äußerte, und den neuen Menſchen in ihm gleichſam ſchüchtern um Er-

laubniß bat, ſich in einem Monolog durch einige ſeiner alten Lieblingsflüche für jenen Zwang zu entſchädigen.

Eines Abends, als Emma gerade trauriger geſpannt war, als gewöhnlich, Theodor ſich abermals entfernt hatte, und Florio's Troſtgründe erſchöpft waren, gerieth er auf den Einfall, ſie um Erlaubniß zu bitten, ſein Klavier auf ihr Zimmer bringen zu laſſen. Sie bewilligte das gern, und nun öffnete ſich ihm eine neue ſchöne Ausſicht in die Tiefe ihres Herzens. Emma hatte auf ihrem Dörfchen, außer den elenden Cantaten des Schulmeiſters vom Oſter- und Pfingſtfeſte, nie zuvor Muſik gehört; ein ungekanntes Entzücken ergriff ihre zarte Seele; jede ſanfte Harmonie fand in ihrem Buſen die verſchwiſterte Empfindung; mit feuchten Augen, offenen Lippen, ſog ſie die Töne in ſich, und die freundliche Zufriedenheit, die über ihr ganzes Weſen ſich verbreitete, that dem Künſtler ſo wohl, daß er ſeine einzige Zuhörerin nicht gegen einen Kaiſerhof vertauſcht hätte. Auch hatte er noch vor keinem Hofe, in keinem glänzenden Saale ſo ſeelenvoll geſpielt, als vor ihr, deren glühende Augen jeden herzerhebenden Accord ſo richtig dolmetſchten. Ohne es zu wiſſen, wurde ſie dem Manne herzlich gut, der ſo ſchöne, ſanfte Gefühle in ihr erregte, den tiefen Gram in der Bruſt ſo oft durch ſeine Harmonien wegzauberte. Mit Sehnſucht harrte ſie der Abendſtunde entgegen, in der er zu kommen pflegte und nie ausblieb; ja ſie ſah es nicht mehr ungern, wie anfangs, wenn Theodor abgerufen wurde, denn ſo lange er zugegen war, ſpielte Florio nicht, wenn gleich ſein Freund oft ſelbſt darum

hat. Es war ihm, als gehöre seine ganze Kunst nur ihr, als werde sie durch jeden fremden Zuhörer entweiht.

»Ach! wie glücklich,« rief Emma einst begeistert aus, da Florio eben mit der tiefsten Gewalt seiner seelenvollen Kunst fantasirt hatte, »ach! wie glücklich muß man sich fühlen, wenn man im Stande ist, für jede Empfindung des Herzens rasch und sicher den ihr entsprechenden Ton zu greifen; wenn man gleichsam selbst den Vertrauten jedes Kummers sich erschafft, und jede Saite durch den Ausdruck verwandter Gefühle dem wunden Herzen Trost zulispelt.«

»Es steht ja nur bei Ihnen,« ergriff Florio das Wort, »sich ein Glück zu verschaffen, für welches Sie einen so regen Sinn äußern. Mit Freuden will ich Ihr Lehrer werden.«

Emma erröthete, ihren geheimen Wunsch verrathen zu haben; da aber Ziererei ihr fremd war, und Florio sein Anerbieten mit dringender Heftigkeit wiederholte, so nahm sie es dankbar an. Welche Gefahr für beide daraus erwachsen könne, daran dachten beide nicht. Der Unterricht wurde mit einem Eifer angefangen, als ob Emma schon im nächsten Concert sich hören zu lassen versprochen hätte.

Es bleibt immer gefährlich, einen jungen Mann zum Lehrer eines jungen Mädchens zu wählen, doch am gefährlichsten, wenn Musik der Gegenstand des Unterrichts sein soll. Denn nicht allein setzt schon die Zauberei der Tonkunst Marmorherzen und Marmorbusen in Bewegung, sondern es lassen sich auch kleine Vertraulichkeiten nicht vermeiden, welche den Körper sanft beschleichen, indessen die Seele in Harmonien sich auflöst, und ihre Hülle zu bewachen vergißt.

Emma und Florio machten diese Erfahrung, und zwar besonders bei Gelegenheit der Anweisung zum Setzen der Finger auf dem Klaviere. Bekanntlich nimmt jeder Schüler sich anfangs ungeschickt dabei; der Lehrer ist oft genöthigt, ihm die Finger auseinander zu spreiten, und jedem derselben die ihm gebührende Taste anzudeuten. Man hat zwar ein Hilfsmittelchen erfunden, um die Sache zu erleichtern, indem man nämlich Zahlen über die Noten setzt, durch welche man die verschiedenen Finger bezeichnet; aber Florio hatte dieses Mittel verschmäht, und ließ sich die Mühe nicht verdrießen, alle Augenblicke nach Emma's irrender Hand zu greifen, sie während einer mündlichen Demonstration fest in der seinigen zu halten, und endlich ihre zarten Finger, einen nach dem andern, bedächtig auf die Tasten zu drücken.

Ein solches Handgemeinwerden führt gewöhnlich bald zur Herzgemeinschaft, besonders, wenn viel dabei geredet wird, nämlich mit den Augen, denn der Mund gehört in dieser Epoche noch nicht zur Sache. An Unterstützung durch Augensprache ließ Florio es auch nicht fehlen, und Emma — obgleich noch vor wenig Tagen ihr diese Sprache so fremd gewesen war, als das Chaldäische, konnte sie bald sehr geläufig wenigstens verstehen, prahlte aber gar nicht mit ihrer Gelehrigkeit, sondern suchte sie vielmehr zu verbergen. Das Letztere würde ihr schwerlich gelungen sein, wäre nicht Florio wirklich sehr verliebt, und folglich blind gewesen.

Zu seinem größten Verdruß machte sie in der Musik sehr schnelle Fortschritte, und hatte schon in ein paar Tagen

das Setzen der Finger so vollkommen begriffen, daß sie seiner Nachhilfe nicht mehr bedurfte. Bei ihm hingegen wuchs mit jedem Tage das Bedürfniß, in leise Berührung mit ihr zu kommen, und da leider seine Lehrerpflicht ihn nicht mehr dazu nöthigte, so rückte er wenigstens, bei Ertheilung des Unterrichts, seinen Stuhl so nahe als möglich an den ihrigen, und unter dem Vorwand, ihr über die Achsel zu schauen, berührte sein Kinn nicht selten ihren Schwanenhals, und seine Wange wurde durch die Bewegung ihres Hauptes von ihrem lockichten Haare gestreichelt. Durch diese sanfte Empfindung einst übermannt, wagte er es, einen Kuß auf ihren Nacken zu drücken. Seine Absicht war freilich, dieser Kuß solle nur verstohlen, wie ein Zephir, der sich durch die Locken stiehlt, ihren Hals berühren; doch einen Kuß gehörig abzumessen, ist weit schwerer als eine Gradmessung, und Florio's Lippen verweilten nicht allein zu fest, sondern auch viel zu lange auf dem warmen Schnee, so daß Emma, so gern sie auch gewollt hätte, seine Kühnheit unmöglich länger ignoriren konnte. Sie wandte sich um und sah ihn mit einer Mischung von Ernst und Wehmuth unbeschreiblich rührend an. Florio ertrug diesen Blick nicht, er schlug die Augen nieder, und es kam für diesmal zu keiner weitern Erklärung.

Indessen wurde die Eisrinde der Weiberscheue, die sein Herz umgab, mit jedem Tage dünner, und es bedurfte nur noch eines lauen Lüftchens, um sie vollends zu zerbrechen. Diese letzte Erschütterung führte das bekannte Lied

herbei: Ach, was iſt die Liebe für ein ſüßes Ding! Er, oder vielmehr der ſchalkhafte Amor, hatte es der Schülerin zur Uebung im Singen vorgelegt, und Emma hatte es ſo fleißig eingeübt, ſang es ſo lieblich, daß es unmöglich war, an der Süßigkeit des Dinges zu zweifeln.

»Recht gut,« ſagte Florio in großer Verwirrung, als ſie den Geſang geendigt hatte, »es fehlt nur noch hie und da am Ausdruck — ſehen Sie dieſe Stelle — und dieſe — beſonders muß das Wort Liebe mehr gezogen, mehr gehaucht werden — O ich bitte, wiederholen Sie es noch einmal.« — Emma gehorchte. Sie zog und hauchte das Wort Liebe ſo tief in ſein Herz, daß er plötzlich aufſprang, und mit komiſchem Zorn ausrief: »Ich weiß aber auch gar nicht, warum ich Ihnen nicht ſchon längſt geſagt habe, daß ich Sie liebe?«

Emma erglühte, ſtand zitternd auf, band eine Blume feſt, ſuchte eine Nähnadel auf der Erde, und machte ſich allerlei zu ſchaffen, was ihr das Auf- und Anblicken erſparen konnte; an das Antworten war vollends gar nicht zu denken. Florio ſah ihr lange in heftiger Bewegung zu, und ſagte endlich (um ihr einen Vorwurf zu machen, der aber in die ſanfteſte Bitte ausartete), »Sie antworten mir nicht?«

Emma brach in Thränen aus. »Ich bin ein armes, ſehr armes Mädchen,« ſagte ſie, »was ſoll, was darf ich Ihnen darauf erwiedern?«

Mit dieſen Worten floh ſie aus der Thür, die Treppe hinab zu Madame Saalfeld, um — Zwirn bei ihr zu

holen; ein beſſerer Vorwand fiel ihr in der Eile nicht bei. Florio ſtand noch eine Weile mitten im Zimmer, ſtampfte mit den Füßen, rief: »nun iſt's vorbei!« ſchwur: »ich *will* ſie auch nicht länger lieben!« und rannte hinunter auf die Straße, um den erſten, der ihm begegnen würde, mit dem Ellenbogen aus dem Wege zu ſtoßen.

---

5. Die Feuersbrunſt.

So ſehr es auch dem armen Florio bei ſeinem haſtigen Schwur mit dem *Wollen* Ernſt ſein mochte, ſo ſtand doch das *Vollbringen* nicht mehr in ſeiner Macht. Er verſuchte einige Mal den Amor in Bacchus Armen erdrücken zu laſſen, aber ein berauſchtes Herz macht jeden andern Rauſch zuwider; der Johannisberger ſchmeckte ihm nicht mehr. »Mir iſt ein großes Unglück wiederfahren,« ſagte er zu Theodor, »ich bin in allem Ernſt verliebt, und zwar in ein Frauenzimmer.«

»So heirathe ſie,« war des lächelnden Freundes Troſt.

»Schon wieder heirathen!? — freilich, du haſt Recht; um die Liebe am ſicherſten los zu werden, darf man das Mädchen nur heirathen, ſo iſt gewiß in wenig Monden die Ruhe wieder hergeſtellt, aber eine Grabesruhe.«

»Sinnlicher Menſch!« erwiederte Theodor, »haſt du gut gewählt, ſo wird gerade dann, wenn das Verliebtſein aufhört, die wahre Liebe beginnen. Das behagliche Gewöhnen an einander; das ſüße Gefühl, ſich wechſelſeitig unentbehrlich zu ſein; das Unſchmackhafte jeder *allein*

genoſſenen Freude; das Hinwegſehnen aus großen Zirkeln zur traulichen Mittheilung, wo die Gedanken kaum der Worte bedürfen; die erquickende Ueberzeugung: es lebt ein Weſen, dem ich Alles bin! ich habe meine Seele verdoppelt —"

»Biſt du bald fertig?" unterbrach ihn Florio mürriſch. »Ich könnte deine poetiſchen Floskeln durch eine Menge Epigramme beantworten, aber ich bin jetzt nicht aufgelegt dazu." (Eigentlich hätte er ſagen ſollen: ich bin jetzt nicht witzig; denn in der That hatte ihm die Gewalt der Liebe, wie dem Herrn Falk die Gewalt der Eitelkeit, den Witz über alle Berge entführt.) »Ja," fuhr er fort, »ich will hinaus in die weite Welt! ich will ihr zeigen, daß ich ohne ſie leben kann."

»Aber auch ohne ſie glücklich ſein?" fragte Theodor ſchlau. Ohne zu antworten, ſetzte der verliebte Freund ſich an ſein Schreibepult, und ſchrieb einen langen Brief an einen vormaligen Univerſitäts-Freund, einen reichen Edelmann, der ſeitdem Hofmarſchall an einem benachbarten Hofe geworden war.

»Vermuthlich, Herr Bruder," ſo drückte er in ſeinem vormaligen Studenten-Tone ſich aus: »Biſt du in deinem jetzigen Amte auch das Oberhaupt einer Kapelle. Kannſt du mich brauchen, ſo laß mich geſchwind kommen; du haſt mich wohlfeil, denn ich will nur fort von hier."

Mit umgehender Poſt traf die Antwort ein: Ew. Hochedelgeboren geehrtes Schreiben habe richtig empfangen." Weiter las Florio nicht. Er warf den Brief mit

einem Fluch in's Feuer. »Elender Menſch!« rief er aus, »ich habe ihm beim Baden das Leben gerettet. Hol' ihn der Teufel!«

Eigentlich war der Schritt, den er gethan, ganz überflüſſig, denn wollte er durchaus den Ort ſeines Aufenthaltes verlaſſen, ſo durfte ein ſo geſchickter Künſtler ja nur eine Zeit lang auf ſeine Kunſt reiſen, und konnte eines reichlichen Erwerbes gewiß ſein. Es fehlte ihm auch keineswegs am Selbſtvertrauen; woran es ihm aber eigentlich fehlte, das war der ernſte Wille, ſich zu entfernen. Nur um ſich ſelbſt zu täuſchen, hatte er ein Schnippchen in der Taſche geſchlagen. Wäre auch des Hofmarſchalls Antwort völlig erwünſcht ausgefallen, er würde dann noch immer einen Vorwand gefunden haben, ſich ſelbſt von ſeinem raſchen Gelübde zu entbinden. Um ſo willkommener war ihm jetzt die Hochadeliche Erbärmlichkeit.

»Ich brauche den Menſchen nicht,« ſprach er, ſich abermals täuſchend, »ich brauche Niemanden. Dem Mädchen zum Trotz will ich hier bleiben, ja ich will ſogar fortfahren, ihr Stunden zu geben, und das Gefühl meines eigenen Werthes ſoll mich vor jeder Thorheit ſchützen.«

Mit dieſem heroiſchen Entſchluß im Kopfe, aber nicht im Herzen, ſetzte er ſeine Beſuche bei Emma muthig fort, und hielt ſich eine Zeit lang tapfer. Ihre anfängliche Verlegenheit ſchien ihm ſogar ein Triumph. »Sie wartet wohl nur darauf,« dachte er mit einer Art von verliebtem Grimm, »daß ich ihrer Eitelkeit ein neues Opfer bringen

ſoll? aber daraus wird nichts. Von mir ſoll ſie künftig, außer dem Taktſchlag, wenig hören.»

Es war allerdings nicht ganz ohne, daß Emma insgeheim einer neuen Erklärung entgegen ſah, aber, wie ſie ſteif und feſt glaubte, nur um ſich dafür zu fürchten und noch einmal davon zu laufen. Als ſie nach und nach ſich überzeugte, daß ſie in dieſe Verlegenheit nicht mehr kommen werde, regte ſich ein kleiner Unwille in ihrer Bruſt, den ſie hinter kalter Höflichkeit zu verbergen ſtrebte. So fingen die Stunden des Unterrichts an, etwas peinlich zu werden; man kürzte ſie ab, man wurde ſich fremder, man täuſchte ſich wechſelſeitig durch ein kindiſches Schmollen.

Arme Emma! auch in dein unerfahrenes Herz war der Pfeil der Liebe gedrungen, dein künftiger Unterhalt nicht mehr dein erſter Kummer. Oft weinteſt du jetzt in deiner Einſamkeit und ſchämteſt dich zu weinen, denn dein Gewiſſen ſprach laut: »dieſe Thränen fließen nicht mehr um den Großvater.»

In einem ſolchen gefährlichen Augenblick, in dem das Herz in ihren Augen ſchwamm, überraſchte ſie Florio, fand ſie in ihrer Schwermuth reizender als jemals, und ſeine Liebe brach um ſo heftiger aus, je gewaltſamer bis jetzt ſein Beſtreben geweſen, ſie zurück zu zwingen. Er ſtürzte zu ihren Füßen, er drückte ſie in ſeine Arme, er bedeckte ſie mit heißen Küſſen. Sie wollte ſich loswinden, entfliehen, ihr mangelten die Kräfte, ihr vergingen die Sinne, und ohne zu wiſſen, was ſie that, mit dem Ausruf Gott! Gott! erwiederte ſie glühend Einen ſeiner Küſſe.

Bis zu dieſer gefährlichen Minute hatte ihr Schutzengel müßig die Bewachung der Unſchuld dem eigenen reinen Herzen überlaſſen. Jetzt ſchwebte er herbei, ſah die Gefahr, erſchrack und rauſchte mit ſeinem Flügel, daß die verwandten Geiſter es vernahmen. Feuer! Feuer! ſchrie man plötzlich auf der Straße, die Trommel wirbelte, die Glocke erſchallte dumpf, das Zimmer wurde gräßlich hell, das Haus gegenüber ſtand in Flammen. Die Liebenden fuhren aus ihrem Taumel auf. »Helfen Sie! retten Sie!« kreiſchte Emma, und fort ſtürzte Florio, der Glückliche, hinüber in das brennende Haus. Emma ſah es, zitterte, weinte, bebte, vergaß der eigenen Gefahr, und heulte zum Fenſter hinaus: rettet ihn! rettet ihn!

Eben als die letzte Kraft ſie zu verlaſſen drohte, und ſie ſich noch bebend an die Fenſterſtäbe klammerte, taumelte Florio aus dem zuſammenſtürzenden Gebäude mit dem einzigen Kinde der Nachbarin auf dem Arme. Emma ſah es, und mit den Worten: »Gott ſei gelobt!« ſank ſie ohnmächtig vom Fenſter auf den Boden.

Indeſſen hatten wirkſame Anſtalten die Flamme verhindert, weiter um ſich zu greifen. Als Emma erwachte, war alles ſtill geworden, die Straße leer, ja ſie würde die ganze Begebenheit für einen Traum gehalten haben, wenn nicht der aufſteigende Rauch und die leere Brandſtätte die Wirklichkeit derſelben bezeugt hätten.

Aber was iſt aus Florio geworden? habe ich ihn wirklich ein Kind aus dem Hauſe tragen ſehen? warum kam er nicht zurück? — wer beantwortete ihr dieſe Fragen? —

ihre Angſt wuchs mit jedem Augenblicke — ſie konnte nicht länger allein bleiben, ſie wankte hinunter zu Madame Saalfeld, wo ſie noch Alles in größter Beſtürzung fand. Ihr erſtes Wort würde eine Frage nach Florio geweſen ſein, hätte nicht jungfräuliche Scham ihr die Lippe verſchloſſen. Mit ſeinem Namen, ſo kam es ihr vor, verrieth ſie auch ihr Geheimniß.

Glücklicherweiſe war die Witwe ſelbſt zu voll von des Jünglings edler, kühner That. »Wiſſen Sie ſchon,« rief ſie der Koſtgängerin entgegen, »unſer Hausgenoſſe Florio hat mit Gefahr ſeines Lebens des Nachbars Kind gerettet.«

»Das lohne ihm Gott!« ſtammelte Emma.

»Ja, das wird, das muß er ihm lohnen,« rief Madame Saalfeld aus, »da er noch obendrein jede andere Belohnung ausſchlägt.«

»Welche?«

»Der reiche Nachbar, in der erſten Freude, ſein einziges, ſchon verloren geglaubtes Kind in ſeine Arme zu ſchließen, hat dem Retter ſein halbes Vermögen angeboten, aufgedrungen, aber vergebens. Sie ſind mir gar nichts ſchuldig, hat Florio geſagt, ich war ſo glücklich gerade in dem Augenblick, als die Flamme ausbrach, nur dieſes Glück gab mir den Muth; Sie haben des Kindes Rettung wahrlich nicht mir zu danken, und damit iſt er fortgegangen, ohne ſich näher zu erklären.«

Emma's Wange färbte ſich hochroth, und ihr Gefühl bei dieſen Worten war unbeſchreiblich. Jetzt konnte Florio's

Bild nie wieder aus ihrem Herzen weichen, denn immer ſah ſie ihn, von Rauch geſchwärzt, mit dem Kind auf dem Arme, zu deſſen Rettung ihr Kuß ihn befeuert hatte. Ha! wenn ſchon jede tapfere, männliche That die Neigung eines Weibes zu beſtechen vermag, wie viel mehr dann, wenn es ſich ſagen darf: ich war es, die ſolche edle Kühnheit ihm einhauchte. Madame Saalfeld war unerſchöpflich in dem Lobe des braven Mannes (wie ſie ihn, als Gegenſtück zu Bürgers Ballade, nannte), und Emma hörte ſo gern ihr zu, ſo gern, daß ſie darüber ſogar zu fragen vergaß: was denn eigentlich aus dem braven Manne geworden ſei? — Von ungefähr ließ Madame Saalfeld die Worte fallen: »wenn er nur davon kommt!«

Todtenbleich und ſtammelnd wiederholte Emma die ſchrecklichen Worte: »davon kommt? iſt er denn verwundet?«

»Das Feuer,« ſagte die Witwe, »hat ihn übel zugerichtet, und ein brennender Balken ihm, wie ich höre, die linke Schulter gequetſcht.«

Eine zweite Ohnmacht würde jetzt die Liebende umſchleiert haben, wäre nicht glücklicherweiſe in dieſem Augenblicke Florio mit den Worten hereingetreten: »Nun nun, ſo arg iſt es nicht geweſen.« Ihrer Empfindung nicht Meiſter, ſchrie ſie laut auf, der entwichene Glanz ihres Auges kehrte verdoppelt zurück, und ohne die Gegenwart der Witwe würde ſie ihm an den Hals geflogen ſein, das Feuermahl auf ſeiner Wange durch ihre Küſſe noch mehr entzündet haben. Er ſollte erzählen, er that es ſo anſpruchlos, und

fügte jedesmal, wenn von dem, was er gewagt, die Rede war, die Bemerkung hinzu: »ich darf mich wahrlich des Wageſtücks gar nicht rühmen, denn geſtern hätte ich es ſchwerlich vollbracht, ja, noch vor wenigen Stunden,« — (ein flüchtiger Blick, nur für Emma bemerkbar, deutete dies Bekenntniß) — »Was iſt der Menſch!« fuhr er fort, »wenn der Leib geſund und die Seele heiter iſt, ſo verrichtet er ſpielend Dinge, die man ihm für Heldenthaten anrechnet, und im Grunde war es nur die aufgeregte Kraft, welche die Maſchine in Bewegung ſetzte. Heute hätte ich für jeden Bettler mein Leben gewagt — vielleicht würde ich es auch morgen thun,« ſetzte er mit einem zärtlichen, auf Emma ruhendem Blick hinzu.

Sie verſtand ihn und ſchlug die Augen nieder. Es wurde ſpät, und Florio, fröhlich ſchwatzend, ging noch immer nicht. Daß ihn ſeine Schulter heftig ſchmerzte, davon ſagte er kein Wort. Das Glück, geliebt zu werden, welches er ſo deutlich in Emma's Augen las, verſtattete keiner andern Empfindung Raum. — Sie fühlte wohl, daß es unſchicklich ſei, länger zu verweilen. Mehr als Einmal ſtand ſie im Begriff aufzubrechen, aber eine dunkle Ahnung ſagte ihr jedesmal: er wird dich begleiten, du wirſt allein mit ihm ſein, und wo nähmeſt du heute die Kraft her, dem ſtürmiſchen Liebhaber zu widerſtehen? — Sie hatte ganz recht vermuthet. Florio, der ſonſt ſo edle Jüngling, den nur ſinnliche Leidenſchaft und verkehrte Begriffe von den Weibern zu einer Schlechtigkeit hinreiſſen konnten, Florio wich nicht von der Stelle, war entſchloſſen ſeinen Sieg zu

verfolgen, geſchähe es auch auf Koſten einer gemordeten Unſchuld.

Noch Einmal wachte ihr Schutzengel. Schon wollte ſie — ihre Furchtſamkeit als Folge des Schreckens vorſchützend — die Witwe um Erlaubniß bitten, dieſe Nacht bei ihr zuzubringen, allenfalls auf einem Stuhle; als Theodor hereintrat, der ſeinen Freund überall vergebens geſucht hatte. Er flog auf ihn zu, er lobte ihn nicht, aber er drückte ihn brüderlich an ſein Herz und wiſchte ſich Thränen aus den Augen. Dann fragte er ängſtlich nach ſeinem Befinden. »Nun da haben wir den Herrn Doktor,« ſagte Florio lachend, »er trifft mich heiter in der beſten Geſellſchaft, und fragt noch wie ich mich befinde. Geh nur, mein Freund, bei mir iſt nichts zu verdienen, ich fühle mich enorm geſund.«

»Dies Gefühl täuſcht bisweilen,« erwiederte Theodor, »iſt oft nur Wirkung geſpannter Nerven. Ich habe mit dem Wundarzt geſprochen, der dich verbunden hat, er war nicht außer Sorgen; d'rum erlaube mir deinen Puls.« — Mit dieſen Worten griff er ihm nach der Hand, die Florio vergebens wegzuziehen ſtrebte. »Dachte ich's doch,« fuhr Theodor fort, »du haſt ein ſtarkes Wundfieber. Ich bitte dich, folge mir ſogleich auf unſer Zimmer, du mußt dich zu Bett legen, Arzeneien nehmen.«

Alles Proteſtiren des Patienten, alle Verſicherungen, daß er nie in ſeinem Leben ſich ſo wohl befunden, als eben heute, halfen zu nichts. Theodor befahl, Madame Saalfeld überredete, Emma bat, Florio fluchte, und wurde im Ernſt

bitterböſe auf ſeinen läſtigen Freund; aber dieſer erklärte mit Feſtigkeit: »du kannſt mich ſchlagen, wenn es dir beliebt; aber bei Gott! ich weiche nicht eher von deiner Seite, bis ich dich zur Ruhe gebracht.«

»Zur Ruhe!« wiederholte Florio mit höhniſchem Lachen, »nun, du verdammter ruhiger Menſch! ſo komm und ſchneide mir die Gurgel ab!«

---

6. Die Freiſtatt.

Ruhiger, doch keineswegs beruhigt, hatte auch Emma nun in ihrem Dachſtübchen ſich verſchloſſen. Durch die Begebenheiten des verfloſſenen Tages war das ſechzehnjährige Mädchen plötzlich um zwei Jahr älter geworden; ihr Herz hatte ſich entfaltet, ſie liebte — und ſie wußte, daß ſie liebte. Von dieſem gefährlichen Augenblicke pflegte ihr guter Großvater oft zu ſprechen, und ſie mit einer Wehmuth dafür zu warnen, die jedesmal helle Tropfen an ſeine grauen Wimper hing. Damals hörte ſie ihm mit kindlicher Aufmerkſamkeit zu, ohne ihn zu verſtehen; ja, ſie wunderte ſich wohl im Stillen, warum der gute Alte, gerade dann, wenn er von der Liebe ſpreche, ſo bewegt werde, da die Liebe doch im Evangelio geboten ſei. Jetzt verſtand ſie ihn, und als die Mitternachtsſtunde ſchlug, war es ihr, als träte ſein Geiſt vor ſie hin, und ſpräche wie vormals: „Kind, ſobald du einem Manne deinen Kuß nicht mehr verweigern kannſt, ſo ſei nie mit ihm allein! verſprich es mir bei der Aſche deiner unglücklichen Mutter und bei meinem eigenen nahen Grabe!« — Mit einem Thränenſtrom verſprach ſie damals

alles, nicht als hätte ſie von der Gefahr, vor welcher ſie gewarnt wurde, auch nur die leiſeſte Ahnung empfunden; aber der Großvater war ſo feierlich, er ſprach von ſeinem Grabe, er nannte ihre Mutter unglücklich, was er ſonſt nie that, ja der Ausdruck ſchien ihm wider Willen entſchlüpft zu ſein; ein dunkles Gefühl ſagte ihr, dieſes Unglück müſſe wohl in Verbindung mit jener gefährlichen Liebe geſtanden haben; darum wünſchte ſie herzlich dergleichen nie zu empfinden, und die ganze feierliche Scene hinterließ einen tiefen Eindruck in ihrem jungen Herzen. Dieſer Eindruck wurde plötzlich wieder lebendig; ſie ſah den Greis mit gefalteten Händen vor ſich ſtehen, ſie hörte ſeine warnende Bitte; die eben verlöſchende Lampe, die Dunkelheit, die ſie jetzt umgab, vermehrten ihre Seelenangſt; ſie ſank an ihrem Lager auf die Knie und betete mit frommer Innigkeit um Rath und Stärke.

Ihr Gebet blieb nicht unerhört; früher als am Horizont dämmerte es in ihrer Seele, und als der erſte Strahl der Sonne den Roſenſtock vor ihrem Fenſter traf, da war bereits ein muthiger Entſchluß gefaßt, und eine ſanfte Heiterkeit verſcheuchte von der blaſſen Wange die Spuren der durchwachten Nacht. Kaum konnte ſie die Stunde erwarten, in welcher die Magd ihr Thee zu bringen pflegte. Sie ſandte ſogleich hinunter zu Theodor, und ließ ihn bitten, ihr einige Minuten zu ſchenken.

Er kam. Er bemerkte ihre Bläſſe. »Sind Sie krank?« fragte er haſtig. Eine Röthe überflog ihre Wange, ſie ſuchte ſich zu ermannen, ſie kämpfte mit der Scham. Eine pein-

liche Stille herrſchte einen Augenblick. »Wirklich Sie ſind krank,« ſagte Theodor, und wollte ihre Hand faſſen. Sie zog ſie haſtig zurück.

»Nicht doch,« hub ſie an, »ich befinde mich wohl; nur was ich Ihnen zu ſagen habe, mein Freund, mein Bruder! ſetzt mich in dieſe fieberhafte Bewegung. Seit mehreren Wochen bin ich nun in dieſem Hauſe, verdanke Ihnen meinen Unterhalt. So kann, ſo darf es nicht länger bleiben. Ihnen die Gründe anzugeben, wäre überflüſſig bei Ihrer zarten Denkungsart. Darum beſchwör' ich Sie zum letzten Mal, verſchaffen Sie mir einen Dienſt, wäre es auch nur als Magd bei einem Handwerksmann. Sie ſehen mich entſchloſſen, lieber die niedrigſten Arbeiten zu verrichten, als länger Ihre Güte zu mißbrauchen.«

»Mein Gott, ja doch,« erwiederte Theodor, »ich gebe mir täglich Mühe, haben Sie nur Geduld — vielleicht bald —«

»Ach!« rief ſie aus, »ich muß auf die Gefahr, Ihnen zu mißfallen, grillenhaft zu ſcheinen, feſt erklären, daß ich noch heute dies Haus verlaſſe, können Sie mich nirgend unterbringen, nun ſo übergebe ich mich dem Schutze Gottes! ich habe noch drei Dukaten, damit ſetze ich mich auf die Poſt, fahre von Dorf zu Dorf und ſuche mir Brot bei einem Bauer. Ich verſtehe die Landwirthſchaft, ich bin unverwöhnt; hat nur irgend ein ehrlicher Landmann Vertrauen zu mir, es ſoll ihn nicht gereuen.«

Vergebens drang der erſtaunte Theodor in ſie, ihm den Beweggrund eines ſo raſchen Entſchluſſes zu entdecken,

von dem ſie noch geſtern keine Ahnung gehabt zu haben ſchien. Alles was er, durch Ernſt und Bitten, von ihr herauszupreſſen vermochte, waren die Worte: »Sie haben mich von einem Böſewicht errettet; ich beſchwöre Sie, retten Sie mich jetzt vor mir ſelbſt!«

Dies halbe Bekenntniß, das mit einer Art von Schauder gewaltſam aus ihrer Bruſt hervordrang, gab dem Arzte plötzlich Licht über ihr ſeltſames Betragen. Zwar hatte Florio ihm nichts verrathen, denn trotz ſeiner ſogenannten Grundſätze, hielt eine heimliche Scham ihn zurück, ſeine leichtſinnigen Hoffnungen dem ſtrengen Freunde zu vertrauen; allein der ſonderbare Widerwille, den er geſtern äußerte, ihm zu folgen, entſchlüpfte Winke, und endlich in der Nacht, während eines ziemlich ſtarken Wundfiebers ausgeſtoßene Worte, verbunden mit ältern Bemerkungen, die ihm erſt jetzt auf's Herz fielen, ließen das Geheimniß ihn errathen. Emma's unwillkürlicher Ausruf gab ſeiner Vermuthung neue Stärke. Alſobald drang ſein ſcharfſehender Blick in das Innere ihrer reinen Seele, er betrachtete ſie mit einer Art von Ehrfurcht, faßte ihre Hand, drückte ſie herzlich, und ſagte: »Sein Sie ruhig, ſeit einigen Tagen ſchon habe ich Hoffnung, Ihnen in Kurzem einen Platz zu verſchaffen, den ich Ihrer Lage für angemeſſen halte, wenn nur nicht —«

»Gleichviel welcher!« unterbrach ihn Emma haſtig, »aber nicht in Kurzem, heute! heute! ſonſt kommt Ihre Hilfe zu ſpät!«

Theodor verstand sie wohl, und gern hätte er auf der Stelle den Grund ihrer Aengstlichkeit hinweggeräumt, hätte es nur mit jener zarten Schonung geschehen können, die er jetzt ihr doppelt schuldig zu sein glaubte. Vielleicht noch heute, begnügte er sich ihr zu sagen, und lenkte dann das Gespräch auf andere Gegenstände, natürlich zuerst auf das Haus, das gegenüber noch in rauchenden Trümmern lag. »Ich habe das Kind besucht,« sagte er hingeworfen, »es hat außer dem Schrecken nichts gelitten. Auch mein Freund wird höchstens nur drei oder vier Tage das Bett hüten müssen, denn er hat noch ein starkes Fieber, ist aber übrigens ganz außer Gefahr.«

Die Wirkung dieser Nachricht hatte der schlaue Arzt richtig berechnet. Eine sichtbare Verwirrung überfiel das arme Mädchen, als Florio's Name genannt wurde. Aber sie erholte sich bald. Die doppelte Gewißheit, daß Florio nicht in Gefahr sei, und doch sie auch nicht besuchen könne, beruhigten sie augenscheinlich, sie sprach jetzt mit zunehmender Fassung von ihrer Zukunft, und als Theodor sie verließ, wiederholte sie zwar noch einmal ihre Bitte um schleunige Entfernung aus diesem Hause, fügte aber doch hinzu: ein paar Tage wolle sie sich noch gedulden, nur nicht länger. Der Arzt unterdrückte ein Lächeln und ging.

Wirklich hatte er seit einigen Wochen einen Plan zu ihrer Versorgung entworfen, und nur noch nähere Nachrichten von dem Manne einzuziehen gesucht, dem er sie anvertrauen wollte. Dieser Mann hieß Robert, und war

Inſpektor des Stadtgefängniſſes, in welchem muthwillige oder unglückliche Schuldner eingekerkert wurden. Seit mehr als dreißig Jahren verwaltete er ſein Amt mit Redlichkeit und Menſchenliebe, Böſewichtern ihr Schickſal nicht erſchwerend, Unglücklichen es gern erleichternd. So war er ein Greis geworden, ſeine Gattin ihm längſt vorangegangen, und nur eine Tochter ihm übrig geblieben, des Vaters Ebenbild, die ihn fromm und kindlich pflegte, ja bei des Alters zunehmender Schwachheit die Beſorgung der Gefangenen menſchenfreundlich mit ihm theilte. Dieſe Tochter hatte er jetzt vor Kurzem verheirathet, und wenige Wochen nachher lernte ihn Theodor kennen, da er, wegen einer Krankheit, der er ſelbſt keinen Namen zu geben wußte, den Arzt zum erſten Mal in ſeinem Leben zu ſich rufen ließ.

Theodor bemerkte bald, daß eigentlich eine Gemüthskrankheit den guten Alten peinigte, und ſagte es ihm. »Sie mögen wohl Recht haben,« verſetzte der Greis, »ich mache mir ſelbſt Vorwürfe über einen Kummer, den ich nicht bemeiſtern kann. Ich habe mein einziges Kind, fünf Meilen von hier, an einen wackern Mann verheirathet. Darüber ſollte ich mich freuen, denn meine Tochter iſt glücklich; aber ich, Herr Doktor, ich habe Alles verloren! Man pflegt wohl einen Vater zu beneiden, wenn es ihm gelingt, ſein Kind gut zu verſorgen, und freilich ſoll der Vater nur auf deſſen Glück dabei Rückſicht nehmen. Nun das habe ich auch gethan, aber lieber Gott! ich bin nur ein Menſch. Die ganze Freude meines Lebens iſt dahin! meiner Tochter

Hochzeittag war mir bitterer, als mit Gottes Hilfe einſt mein Sterbetag ſein wird. Ich habe ihr das nicht merken laſſen, nein, behüte mich der Himmel! ich will ihr Glück nicht trüben. Ich habe ſtandhaft ausgehalten, und habe noch gelächelt, als ſie in den Wagen ſtieg. Aber als der Wagen durch die Pforte rollte, und ich nun in meine verödete Wohnung zurückkehrte, da fiel mir eine Zentnerlaſt auf's Herz, und die liegt auch noch darauf!"

»Lieber Alter!" ſagte Theodor gerührt, »wenn Ihre Tochter ſo nahe iſt, ſo wird ſie ja oft zum Beſuch —"

»O ja," unterbrach ihn der Greis, »ſie wird kommen, einmal, zweimal des Jahrs, das werden erquickende Tage für mich ſein. Aber es iſt doch nun alles anders. Ich hatte mich ſo an ſie gewöhnt — Niemand kann es mir jetzt recht machen, denn ſelbſt wenn dies und jenes beſſer geſchieht, ſo iſt es doch anders, als ſie es zu machen pflegte. Und dann, Herr Doktor, es lebte doch ein Geſchöpf auf der Welt, dem ich Alles war; jetzt iſt das vorbei, ihr Mann, ihre Kinder werden ihr Alles ſein, und der Vater ſteht allein, ein abgeſtorbener Baum. Ich weiß wohl, das muß ſo ſein, die Natur hat das weislich ſo gemacht, und ich murre nicht: aber iſt es denn meine Schuld, daß ich dem Gefühl unterliege? daß ich mir elender vorkomme, als irgend Einer der Gefangenen, die in dieſen Mauern ſeufzen!"

Seit Theodor ſeine Kunſt praktiſch übte, war es immer ſein Beſtreben, der Freund ſeiner Patienten zu werden;

nicht selten war es ihm gelungen, und nicht selten hatte er Wunderkuren vollbracht, indem er sie durch Mittel heilte, die in keinem dispensatorio stehen. Auch hier sah er wohl ein, daß seine Pulver und Tränkchen mehr verderben als nützen würden; einen Ersatz für das Verlorene mußte er dem Greise schaffen, sonst verzehrte ihn der stille Gram. Sein erster Gedanke fiel auf Emma. Aber es war leichter der Tochter Stelle zu besetzen, als dem Vater glaubend zu machen, daß sie wiederum besetzt sei. Er berührte diese Saite einigemal, doch der Alte äußerte entschiedenen Widerwillen gegen neue Bekanntschaften. »Ich glaub' es wohl," sagte er, »Sie würden mir ein gutes Kind zuweisen, aber brächten Sie mir auch einen Engel vom Himmel, es wäre doch nicht meine Christel." — Theodor brach für's Erste ab, besuchte ihn aber täglich, verschrieb ihm wenig, plauderte mehr mit ihm, und machte sich dem Greise bald so unentbehrlich, daß dieser ihm mit einem Händedruck versicherte: »ich kann die Stunde kaum erwarten, wo Sie zu kommen pflegen; es ist meine einzige heitere Stunde im Tage." — Freilich sprach Theodor jedesmal von seiner Tochter mit ihm, und ließ sich geduldig die geringsten Kleinigkeiten hundertmal erzählen.

Indessen hatte, ohne eigentliche Krankheit, die Schwachheit des alten Mannes so sehr zugenommen, daß er genöthiget war, das Bett zu hüten. Ihm mangelte nicht blos Pflege, sondern sein Zustand wurde auch durch die Sorge um die Gefangenen noch verschlimmert, die er jetzt mit

Miethlingen theilen mußte, zu welchen er kein Vertrauen hegte. Dennoch konnte er ſich nicht entſchließen, den Rath ſeines freundſchaftlichen Arztes zu befolgen, auch nicht einmal, nachdem Theodor ihm Emma's Geſchichte erzählt hatte.

»Ich will es Ihnen nur geſtehen,« ſagte er ſchmerzhaft lächelnd, »es iſt eine große Schwachheit von mir. Sehen Sie, ſo lange ich Niemand um mich habe, kommt es mir vor, als ſei meine Tochter blos abweſend; ſobald ich aber ein anderes Frauenzimmer hier erblicken würde, ach! ſo könnt' ich des Gedankens mich nicht erwehren, daß ſie todt ſei, wenigſtens für mich! Lieber will ich mich behelfen, und mich ſelber mit dem Troſte täuſchen: wenn ſie zurück kömmt, wird es beſſer werden.«

Aber der arme Alte konnte ſich nicht länger behelfen, denn ſeine Hände fingen ſo ſtark an zu zittern, daß er keine Taſſe, keinen Löffel mehr zum Munde führen konnte. Theodor überraſchte ihn eines Morgens beim Frühſtück, dem er gegenüber ſaß, wie Tantalus, und ſchon ſeit einer halben Stunde auf die ſchmutzige Köchin wartete, die ihm Thee einſchenken und kredenzen ſollte. Als ſein Arzt kopfſchüttelnd vor ihn trat, rief er mit einem Seufzer: »ich weiß ſchon, was Sie ſagen wollen: ein alter Mann darf wohl ein wenig eigenſinnig ſein, doch ich treibe es gar zu arg. Wohlan, bringen Sie mir Ihre Waiſe, ich will verſuchen, mich an ſie zu gewöhnen. Hat doch Kant in ſeinem hohen Alter an eine andere Bedienung ſich gewöhnen müſſen. Aber freilich, Kant war ein Philoſoph, und ſein Bedienter war nicht ſeine Tochter.«

Theodor benutzte augenblicklich die vom Bedürfniß erzwungene Erlaubniß, denn sie wurde ihm gerade an dem Morgen ertheilt, als Emma Tages vorher den Blick in ihr offenes Herz ihn hatte thun lassen. Er flog zu ihr, beschrieb den Zufluchtsort, den er für sie ausgemittelt, bat sie, vor dem Worte Gefängniß nicht zu erschrecken, und schilderte ihr den Greis der Wahrheit so getreu, daß sie plötzlich ausrief: »Mir ist, als sprächen Sie von meinem guten Großvater. O geschwind, führen Sie mich zu ihm, lieber in dieser, als in der nächsten Stunde. Jede Freistatt wäre mir jetzt willkommen! selbst eine solche, wo Verdruß und Mangel mir drohten; wie gern eile ich an Ihrer Hand zu der, wo Uebung alter, liebgewordener Pflichten mir eine wohlthätige Wirkung auf mein Herz zusagt.« — Theodor versprach sie Nachmittags abzuholen. Seinem kranken Freunde, der noch immer fluchend das Bett hütete, sagte er vor der Hand kein Wort davon.

---

7. Ueberraschung und Ersatz.

Die mannigfaltigen Gespräche des alten Inspektors, die, wenn sie auch von der Sonne oder von einem Kirchthurm anhuben, doch immer bei seiner Tochter endigten, hatte Theodor, theils aus Gefälligkeit, theils in der geheimen Absicht sie zu benutzen, stets mit großer Aufmerksamkeit angehört, und war dadurch in den Stand gesetzt worden, jene geliebte Tochter, die er nie gesehen hatte, allenfalls zu malen, wenigstens vom Kopf bis zu den Füßen zu beschreiben. Er wußte, welche Kleidung sie täglich im

Hauſe getragen, in welche Locken ſie ihr Haar gelegt; er kannte ihren Gang, ihre Manieren; er wußte, daß Emma mit ihr von gleicher Größe war, und auch gerade wie jene ein wenig ſchnarrte. Ferner hatte er ſich die kleinen Gewohnheiten des Alten, die Art, wie er am liebſten bedient ſein mochte, wohl gemerkt; in Allem ertheilte er Emma umſtändlichen Unterricht, und das gute Mädchen faßte ihn ſchnell. Als er Nachmittags ſie abholte, hatte ſie ihre Kleidung ganz nach ſeiner Anweiſung verändert; ihr Herz brauchte ſie nicht zu verändern.

Das dunkle Gefängnißthor, durch welches der Wagen rollte, und die raſſelnden Ketten der Zugbrücke beklemmten ihre Bruſt, doch ſie ſchalt ſich ſelbſt ein Kind, und ſprach ſich Muth ein durch den heitern Gedanken, daß ſie dieſen finſtern Zufluchtsort im Geleite ihrer geretteten Unſchuld betrete. Theodor hatte die Abendſtunde gewählt, in welcher der Greis Thee zu trinken pflegte. Das geſchah ſehr pünktlich in einer gewiſſen Minute, und ſo lange ſeine Tochter ihn pflegte, war dieſe Minute nie verſäumt worden. Nur ſeitdem ſie ihn verlaſſen, und einem Manne nachgezogen war, mußte der Vater ſich in eine andere Ordnung, oder vielmehr Unordnung fügen, und ſelten ſtand die rauchende Maſchine mit dem beſtimmten Glockenſchlage vor ihm. Theodor führte Emma nicht zu dem Alten, ſondern zuerſt in die Küche, zeigte ihr aus dem Küchenfenſter die Thurmuhr, wiederholte ihr ſeinen Unterricht, und ging dann hinein zu Robert, der im Sorgeſtuhle ſaß, und an ſeiner Taſchenuhr die Minuten zählte.

»Verzeihen Sie,« sagte der Arzt, »daß ich zur ungewöhnlichen Stunde komme. Wenn Sie erlauben, so trinke ich Thee mit Ihnen.«

Wehmüthig lächelnd erwiederte der Greis: »Verzeihung? Erlaubniß? Da Sie mir eine Wohlthat erzeigen? — O bemühen Sie sich doch die Klingel zu ziehen, um die Köchin an die Theestunde zu erinnern, sonst stehe ich Ihnen nicht dafür, daß wir ihn so bald bekommen. Vielleicht bleibt er auch ganz aus, denn leider wiederfährt mir das auch bisweilen. Ja, vormals — setzte er mit einem Seufzer hinzu — als meine Tochter noch hier war, — o ich bitte, klingeln Sie.«

Wir wollen es einmal darauf ankommen lassen,« sagte Theodor, setzte sich dem Alten gegenüber, und hub ein gleichgiltiges Gespräch an. Robert antwortete nur zerstreut, denn aus Gewohnheit haftete sein zählender Blick auf der vor ihm liegenden Uhr. Als der Zeiger die gewohnte Minute berührte, hob der Greis sein Haupt empor, und wiegte es nickend, indem er nach der Thür sah, als wollte er sagen: »Ja, die Stunde ist wohl gekommen, aber der Thee —« Noch hatte er den Gedanken nicht ausgedacht, siehe da öffnete sich die Thür, und ein freundliches Mädchen trat herein, gerade so gewachsen, so gekleidet, als seine Christel; sie trug auf blankem Teller das blanke Theezeug, setzte es genau auf die ihr angewiesene Stelle, schwenkte, ohne ein Wort zu sagen, die Theekanne aus, that genau so viel Thee hinein, goß nicht mehr und nicht weniger

Waſſer darauf, als ihr vorgeſchrieben war, ſetzte dann die Kanne hin, um die Blätter ziehen zu laſſen, griff muthig nach dem Schlüſſelbund, welches neben dem Inſpektor lag, hing es ſich an die rechte Seite, und ging wieder hinaus, um Zucker zu holen.

Theodor hatte, während dieſer ſtummen Scene, den Greis aufmerkſam beobachtet: In dem Augenblicke von Emma's Erſcheinung ſtutzte er, maß ſie mit großen Augen vom Kopf bis zu den Füßen, folgte jeder ihrer Bewegungen mit Blicken, welche noch mehr Aengſtlichkeit als Neubegier ausdrückten. Als ſie den Thee ſo unbefangen und gerade auf ſeine Weiſe zubereitete, ſchlich ſich wohl ein Lächeln ihm auf die Wange, und eine heitere Wehmuth glänzte in ſeinem feuchten Auge. Als ſie ihm vollends den Schlüſſelbund von der Seite nahm, und damit hinaus lief, da rollte ihm eine Thräne herab, und er ſagte: »Ja, ja, ſo hat ſie es auch gemacht, aber es iſt doch nicht meine Chriſtel!« —

»Sie wird es werden,« nahm Theodor das Wort, »ſie wird in Kurzem Ihnen eine liebe Tochter werden.« — Der Alte ſchüttelte ungläubig den Kopf, ſchien ſich aber ſelbſt darum zu ſtrafen, dankte ſeinem Arzte herzlich für die Ueberraſchung, und meinte doch, das Mädchen habe ſo etwas an ſich, das Vertrauen erwecke; mit der Zeit werde er ſich wohl an ſie gewöhnen.

Emma trat wieder herein, und ſpielte die ihr geläufige Rolle mit gutmüthiger Behendigkeit fort. Sie ſchenkte jetzt den Thee ein, und der Greis bemerkte wohlgefällig,

daß sie genau so viele Stücke Zucker in seine Tasse legte, als er hinein zu legen gewohnt war. Dann gäb sie mit Vorsicht die Tasse in seine beiden zitternden Hände, setzte sich neben ihn und fing an zu stricken, denn so hatte es auch die Tochter gemacht. Als der Alte nun zum ersten Male wieder ein weibliches Wesen in derselben Beschäftigung neben sich sitzen sah, da ergriff ihn das Bild seiner Tochter mit sanfter Gewalt, große Thränen rollten ihm über die Wangen, und er schluckte hastig seinen Thee hinunter, um nicht in ein lautes Weinen auszubrechen. Emma nahm ihm sogleich die Tasse ab, doch ohne sie wieder zu füllen, denn sie hatte nicht vergessen, daß genau zehn Minuten zwischen der ersten und zweiten Tasse verstreichen mußten. Ein beobachtender Blick, den sie von Zeit zu Zeit auf die Uhr warf, verrieth dem Alten, daß sie auch mit dieser Gewohnheit schon vertraut war; er warf einen dankbar lächelnden Blick auf Theodor und reichte ihm die zitternde Hand.

Noch hatte er kein Wort mit seiner neuen Hausgenossin gesprochen, sie immer nur verstohlen angesehen. Jetzt, da sie neben ihm saß, und mit gesenkten Augen emsig strickte, wagte er die erste Frage: »wie heißest du, mein liebes Kind?«

»Ich heiße Christel,« antwortete Emma, der Verabredung gemäß.

Der Name seiner Tochter, und fast mehr noch das gelinde Schnarren, mit welchem Emma ihn aussprach, erschütterten den Alten heftig; er brauchte einige Minuten, um seine tiefe Rührung zu überwältigen, dann aber sprach

er mit feierlicher Wehmuth: »du trägst ihren Namen, du haſt ihre Stimme, und gewiß auch ihr Herz — nun ſo ſei mir willkommen, meine zweite Tochter!« Er breitete bei dieſen Worten ſeine Arme aus, und Emma flog an ſeine Bruſt.

Theodor entfernte ſich nunmehr mit dem ſeligen Bewußtſein, Gutes gewirkt zu haben. So bald er fort war, fragte Emma ihren neuen Pflegevater, ob ſie ihm nicht vorleſen ſolle? denn ſie wußte, daß nun die Stunde dieſes Zeitvertreibes gekommen war, den er freilich ſeit ſeiner Tochter Abreiſe hatte entbehren müſſen. Faſt erſchrack er ein wenig, weil die Frage ihn überraſchte, und er eine Art von zärtlichem Widerwillen bei dem Gedanken empfand, daß dieſes fremde Mädchen wirklich Alles für ihn ſein könne, was ſeine Chriſtel ihm geweſen; ja faſt hätte er ein wenig mit Emma geſchmollt, als ſie mit ſeiner Bewilligung ihr Vorleſeramt nun wirklich antrat, und er ſich nicht verhehlen konnte, daß ſie beſſer leſe, als ſeine Tochter.

So machte Emma in ſehr kurzer Zeit Theodor's Prophezeihung wahr. Sie wurde dem Greiſe unentbehrlich, ſie pflegte ihn mit der ſorgfältigſten Liebe, ſie fügte ſich immer heiter in alle ſeine Eigenheiten — und ſiehe, das Herz, von Kummer und Sehnſucht zuſammengezogen, that ſich wieder auf, die Frühlingsſonne ſchien hinein, und ſchuf einen heitern Wintertag. Das frohe Gemüth gab dem Körper neue Kräfte, das Zittern ſeiner Hände verſchwand, er konnte wieder gehen ohne Stab, und die Mittagsſtunde rückte ihm wieder zu ſpät heran, weil, wie vormals, einer Tochter Hand die Speiſen bereitete, einer Tochter kind-

liche Unterhaltung sie würzte. Nie hörte Theodor wieder die Worte aus seinem Munde: »es ist doch nicht meine Christel!" ja, wenn er sich selbst zuweilen in einsamen Augenblicken auf diesen Ausruf ertappte, zürnte er auch mit sich selbst über seine eigene Ungerechtigkeit.

Den größten Beweis von Liebe und Zutrauen, den er seiner neuen Tochter gab, war der Auftrag, wöchentlich zweimal die Gefangenen zu besuchen, wenn ihn selbst des Alters Schwäche daran verhinderte. Dann mußte sie Abends ihm Bericht erstatten, und hier begegneten sich beider Herzen so oft in menschenfreundlichen Gefühlen, lernten so ganz sich kennen, daß bald des Greises Liebe zu Emma, und Emma's Achtung vor dem Greise den höchsten Gipfel erreichten.

Ein Leben, das so still und sanft dahin floß, geschmückt durch das Bewußtsein, die heiligsten Menschenpflichten zu erfüllen, ein solches Leben konnte nicht unglücklich sein. Wenn gleich der wuchernde Keim der ersten Liebe in Emma's Herzen nicht erstickt war; wenn gleich eine stille Sehnsucht oft ihren Busen ausdehnte und ihren Blick umdüsterte; so gingen solche Augenblicke doch immer schnell vorüber, denn Thätigkeit, der stärkste Zaum der Leidenschaft, zügelte jedes Gefühl, das ihr zu mächtig werden wollte. Den größten Theil des Tages widmete sie ihrem guten Vater; die übrigen Stunden füllte die Sorge für die Gefangenen, unter welchen sich fast immer Kranke befanden, die ihrer Pflege bedurften. So wiegten sie fast jeden Abend Müdigkeit, Jugend und Zufriedenheit mit

ſich ſelbſt, ſchnell in einen tiefen Schlummer, und immer ſeltener dachte ſie an Florio zurück, gegen den überdies ein geheimer Unwille ſie erfüllte, denn ſie hatte ſeit jenem Abend nichts wieder von ihm gehört; Theodor vermied ihn zu nennen, und ſie ſchämte ſich, nach ihm zu fragen. Freilich deutete eben der geheime Unwille noch nicht auf Gleichgiltigkeit, und ſie zürnte mit ſich ſelbſt, daß ſie an einen Menſchen, der nach einer ſolchen Scene fähig war, ſich gar nicht mehr um ſie zu bekümmern, noch immer nicht ganz ruhig denken konnte; aber ſie hoffte, die Zeit werde ſein Bild endlich ganz aus ihrer Bruſt vertilgen.

Und war denn Florio wirklich ſo gleichgiltig gegen Emma geworden? — Nichts weniger. — Noch hatte ſein Freund ihm nicht erlaubt, das Zimmer zu verlaſſen, als er ſchon eines Morgens, von Sehnſucht ergriffen, den Ueberrock um ſich warf, und die beiden ſteilen Treppen zu dem Dachſtübchen ſo haſtig hinauf ſtieg, als die Reſte ſeines Fiebers nur immer verſtatten wollten. Er fand die Thür verſchloſſen, er klopfte, nannte ſeinen Namen — vergebens! keine Antwort. Das kam ihm bedenklich vor. Aengſtlich ſprach er bei Madame Saalfeld ein, und, der Verſtellung ungewohnt, fragte er ſogleich nach Emma. —

»Mein Gott, Sie wiſſen nicht? —«

»Was? iſt ſie todt? —«

»Gott bewahre! ſchon ſeit einigen Tagen hat Ihr Freund ihr einen Dienſt bei dem Inſpektor Robert verſchafft. Ich wundere mich, daß er Ihnen nichts davon geſagt.« —

Florio ſtand verſteinert. »So?« ſtammelte er, »ei wirklich? — wer iſt der Inſpektor Robert? warum nennen Sie nur ihn? hat er keine Frau?«

»Er iſt ſchon längſt Witwer.«

»Witwer? verdammt! ſchickt ſich das? ein Mädchen wie Emma — iſt mein Freund von Sinnen? eine ſolche Unſchuld — zu dem Wollüſtling —«

»Wollüſtling, Herr Florio?« lächelte Madame Saalfeld, »der Mann iſt hoch in die ſiebzig.« —

Das war ein Wort zu rechter Zeit und beruhigte den irrenden Künſtler plötzlich, der ſchon vor Wuth an allen Gliedern bebte. Aber mit bitterm Groll gegen ſeinen Freund im Herzen, kehrte er zurück in die Krankenſtube, die er mit großen Schritten maß. Als Theodor herein trat, ſah er ihn gar nicht an, ſondern ſetzte ſeinen Spazirgang nur noch haſtiger fort. Der Arzt beobachtete ihn eine Zeit lang ſchweigend, merkte wohl, daß etwas vorgefallen ſei, und redete ihn freundlich an: »Was haſt du, Florio?«

Der Muſikus blieb vor ihm ſtehen mit funkelnden Blicken und ſagte bitter: »Mit uns iſt's aus!«

»Wie ſo? warum?«

»Wo haſt du Emma hingebracht?« —

»Zum Inſpektor Robert.«

»Warum haſt du mir nichts davon geſagt? —«

»Du haſt mich nie darum befragt.«

»Aber du wußteſt doch, wie nahe mir das Mädchen am Herzen lag?«

»Ich glaubte, die Grille sei längst verflogen, weil du gegen mich, deinen Freund, nichts mehr davon äußertest.«

»Dazu hatte ich meine Ursachen.« —

»Die können wohl nicht die besten gewesen sein.«

»Das Mädchen liebte mich.« —

»Desto schlimmer!« —

»Warum?«

»Weil du vermuthlich sie nur verführen und nicht heirathen wolltest.«

»Was ging das dich an?« —

»Mit deiner Erlaubniß, das ging mich sehr viel an: Ich war's, der ihre Unschuld rettete, in meinen Schutz hatte sie sich begeben; ich hatte geschworen, ihr Bruder zu sein; darum war es meine Pflicht, sie einer größern Gefahr, der Berückung ihres eigenen Herzens, zu entreißen.«

»Auch dann, wenn man einem Freunde dabei den Dolch in die Brust stoßen mußte?«

»O ja, auch dann. Dieser Freund wird zu sich selbst kommen, oder ich habe ihn nie gekannt. Könnte ich in dieser Zuversicht mich irren, so wäre es allerdings aus mit uns.«

Theodor sprach die letzten Worte mit einem so hohen Ernst, daß Florio erschüttert wurde. Er schwieg einige Augenblicke, mit sich selbst unzufrieden, und da nichts den Menschen störrischer macht, als dieses drückende Gefühl, so konnte die bessere Seele auch noch nicht die Oberhand ge-

winnen. »Sehr wohl, Herr Ritter,« ſagte er mit verbiſſenem Grimm, »prunke nur mit deiner Tugend; thu dir immerhin auf deine unerbetene Hilfe recht viel zu Gute; dir zum Trotz will ich das Mädchen ſehen, lieben und — und —«

»Und heirathen?« unterbrach ihn Theodor.

»Nein, zum Teufel! nein!« —

»Ach!« rief Theodor, und eine große Thräne trat in ſein Auge, »ſo muß ich aufhören, den Menſchen zu lieben, für den ich bis jetzt mit Freuden mein Leben geopfert hätte!«

»Das traf. Florio ſtürzte an ſeinen Hals. »Nein, du Satan!« ſchrie er ſchluchzend, »du ſollſt mich lieben! habe ich denn etwa vergeſſen, daß ein Freund mehr werth iſt, als ein Mädchen?«

Theodor hielt ihn feſt umarmt. »Ich habe dich wieder,« ſagte er, »ich kannte dich wohl.«

Florio hielt Wort, ſo gut er konnte, das heißt, er ſuchte die Bekanntſchaft des Inſpektors nicht; er vermied ſogar die Gegend, wo Emma wohnte, um ſie nicht etwa am Fenſter zu erblicken. Aber er wollte auch gar nicht mehr an ſie denken, und er dachte nur an ſie; ihr Name ſollte nicht über ſeine Lippe kommen, und alle Augenblicke entſchlüpfte er ihm. Er wurde ſtill, verſchloſſen, und alle ſeine Kompoſitionen erhielten einen Anſtrich von düſterer Schwermuth. Zu dieſer geſellte ſich noch ein Unglücksgefährte, das Mißtrauen, mit dem er ſogar ſeinen Freund, und mehr noch, ſich ſelbſt quälte, denn er konnte den Gedanken nicht los werden, Theodor habe ihm Emma nur

aus den Augen gerückt, weil er selbst in sie verliebt sei. Er glaubte es nicht, er wollte es nicht glauben, und doch verfolgte ihn das Schreckbild, wie ein Gespenst.

---

8. Verleumdung.

Vergebens zerbrach der gute Theodor sich den Kopf, um die scheue Wortkargheit seines Freundes zu erklären. Daß Jemand auf der Welt an seiner Treue gegen Ottilien zweifeln könne, kam ihm gar nicht in den Sinn; am wenigsten hielt er Florio dessen fähig, weil er vergaß, daß ein eifersüchtiger Liebender an Allem zu zweifeln fähig ist. Hätte Florio nur sein Herz geöffnet, so hätte sicher die Freundschaft schnell den asmodischen Unrath herausgefegt; allein er schwieg finster und machte blos finstere Beobachtungen, die sämmtlich, wie er meinte, seine Vermuthungen bestätigten; denn es ist sonderbar, daß der Mensch eben so leicht glaubt, was er fürchtet, als was er hofft.

Theodor's Liebe war ein umwölkter Fels, man sah ihn nicht, aber er stand unerschüttert. Der Arzt trieb seine Geschäfte nach wie vor, der Freund hatte immer noch Stunden und Ohren für den Freund, der Mensch immer noch Rath und Hilfe für leidende Menschen. Das Alles, meinte Florio, könne unmöglich Statt finden, wenn man ernstlich liebe, denn er erfuhr es ja leider täglich an seiner eigenen Person, und so sehr auch Philosophen und Nichtphilosophen mit Maßstäben, aus Prinzipien zusammengesetzt, sich brüsten, nach welchen sie ihre Brüder neben sich zu messen vorgeben, so sind doch diese Maßstäbe gewöhnlich nur

aus ihrem eigenen ſchwachen Fleiſche geſchnitten; ihre Gefühle, ihre Denkart, beſonders, wenn beide ſchlecht ſind, ſchieben ſie gar zu gern den Handlungen des Nachbars unter.

Doch ſoll dieſe Bemerkung hier nur von dem verblendeten Florio gelten; daß auch die verblendete Ottilie den Geliebten treulos glaubte, war verzeihlicher; denn die Hölle in ihres Vaters ſündiger Bruſt umſtrickte ſie mit Täuſchungen, welchen das arme Mädchen nicht entrinnen konnte. Als Herr Klumm ſeinen Tobias ausſandte, um die Spur der hübſchen Dirne zu verfolgen, die am Arme des verhaßten Geliebten ſeiner Tochter ihm begegnet war; da hatte er ſelbſt nur wenige Hoffnung, etwas in ſeinen Kram Taugliches zu entdecken. Er wußte, daß Theodor ein ſchlichter Bürger mit altbürgerlichen Geſinnungen war. Darum hielt er das fremde Mädchen blos für eine Verwandte von ihm, etwa für des Vetter Leinewebers Tochter, und meinte, wie ſchon erwähnt, er werde ſeine eigene Erfindungskraft zu Hilfe nehmen müſſen, um der Sache bei Ottilien die gehörige Schwärze zu leihen. Aber hocherfreut, wie ein Räuber, der ein Haus brennen ſieht, in dem er längſt gern geſtohlen hätte, vernahm er Dinge durch ſeinen Spion, die keines weitern Schmucks bedurften, und deren nackte Erzählung die giftige Wirkung auf Ottiliens Herz nicht verfehlen konnte.

Der Doktor und der Muſikus, ſo hieß es in der ganzen Stadt, halten ſich zuſammen eine Maitreſſe in ihrer

eigenen Wohnung, ſie bringen täglich die Abende bei ihr zu, und wechſelsweiſe auch die Nächte. Sie iſt von einem Gute des Miniſters von Stolzenbeck gebürtig, eines ehrlichen Landmanns Tochter, darum hat der edle Kammeraſſeſſor von Stolzenbeck ſich ihrer annehmen, ſie den Klauen ihrer Verführer entreißen wollen, aber der Wüſtling Florio hat ihn mit blankem Degen überfallen, und unverwarnt tödtlich verwundet. Die wackere Madame Saalfeld hat endlich den Gräuel in ihrem Hauſe nicht länger dulden wollen, und den beiden ſaubern Herren das Quartier aufgeſagt, wenn ſie die berüchtigte Perſon nicht ſogleich fortſchafften. Da hat der Doktor einen alten ſchwachen Mann, den Inſpektor Robert, breit geſchlagen, daß er die Dirne zu ſich genommen, und weil der Alte weder ſehen noch hören, und von ſeinem Stuhle ſich gar nicht mehr bewegen kann, ſo treiben die Buhler ihr Weſen dort wieder nach Gefallen.

Dieſes Gift, aus Stadtklatſchereien deſtillirt, wurde täglich tropfenweis in Ottiliens Ohren geträufelt. Sie wehrte ſich lange mit der Halsſtarrigkeit der Liebe gegen die Schlangenzungen, die in ihr Herz ſich bohren wollten. Es iſt nicht wahr, ſagte ſie zu dem Bedienten; ich glaub' es nicht, zu dem Vater; der hat es erfunden, zu ſich ſelbſt. Man will mich nur dem Kammeraſſeſſor in die Arme liefern, gleichviel ob ich dann, nach entlarvter Verleumdung, der Verzweiflung Preis gegeben werde. Sie bat ihren Vater, ſie mit

Mährchen zu verschonen, es sei vergebliche Mühe, von Theodor lasse sie nicht.

Herr Klumm sah wohl, daß sie nur seinen Berichten nicht traue, doch sicher wanken werde, wenn sie ihr von fremden Zungen bestätigt würden; darum entschloß er sich plötzlich, ihr die Freiheit wieder zu geben, wenigstens auf kurze Zeit, und während derselben seine Wachsamkeit zu verdoppeln, damit weder der Liebhaber noch sein Freund, Gelegenheit fänden, sie zu sprechen. Diese Vorsicht war überflüssig, denn Theodor's strenge Denkungsart verbot ihm jeden heimlichen Schritt, und Florio's Kampf mit dem Aufruhr in der eigenen Brust, ja selbst der falsche Verdacht, durch den er seinen Freund beleidigte, hinderten ihn jetzt, auf's neue für eine Liebe etwas zu wagen, die er für erloschen hielt.

Die Thüren von Ottiliens Kerker öffneten sich. »Was geschehen ist, sei vergessen,« sagte Klumm zu ihr, »ich verzeihe deiner Leidenschaft, daß sie die Warnungen eines liebenden Vaters verschmähte; ja ich verzeihe ihr sogar, daß sie ein Mißtrauen in meine Erzählung setzen konnte. Du bist jetzt frei, prüfe selbst.« — Fast erschrack Ottilie über diese unerwartete Freiheit. Sollte sie wirklich nur dadurch zu der fürchterlichen Ueberzeugung von des Geliebten Untreue geführt werden, ach! so wäre sie ja glücklicher in ihrem öden Kerker geblieben.

Der Bankdirektor veranstaltete einen großen Ball in seinem Hause, zu dem er alle die geschwätzigen Muhmen

und alle die neidiſchen Freundinnen ſeiner Tochter lud, ſicher, daß auch ſelbſt auf den Fall, wenn ſie zu fragen unterlaſſen ſollte, die dienſtfertigen Zungen nicht ermangeln würden, ihr die verbrämten Stadtgerüchte mitleidig zu eröffnen.

Es gibt keine Erwartung in der Welt, in der man ſich weniger irrte, als die, daß man die Menſchen jederzeit bereitwillig finden wird, Nachrichten, die den guten Ruf eines Dritten ſchänden, zu verbreiten. Herr Klumm hatte ſich nicht verrechnet. Man erſparte Ottilien die Mühe zu fragen, und ehe noch die dritte Polonaiſe ausgetanzt war, wußte ſie ſchon dreimal mehr, als ihr Vater und ſein Sprachorgan Tobias ihr zugetragen hatten. Wie konnte ſie noch länger an der unſeligen Wahrheit zweifeln? Unter den plauderhaften Muhmen befanden ſich einige ſehr reſpektable Damen, welche Alles bekräftigten, nicht als hätten ſie täuſchen wollen, ſondern weil ſie ſelbſt davon überzeugt waren; denn die Menſchen überhaupt (auch die Beſſeren) und beſonders die Weiber (auch die Beſten) unterſuchen nur dann ſehr genau, wenn von etwas Gutem die Rede iſt; das Böſe nehmen ſie auf Treu und Glauben an.

In Ottiliens Bruſt erhob ſich ein Sturm der widrigſten Gefühle. Die erſte Wirkung dieſer Empörung ihres Gemüths war eine erzwungene, ausgelaſſene Fröhlichkeit; ſie lachte über Alles, verſäumte keinen Tanz, walzte wie eine Bacchantin, trank hinterdrein Eiswaſſer, und wollte ſich todt lachen, als man ſie vor einer Lungenentzündung

warnte. Wäre Stolzenbeck zugegen gewesen, an diesem Abend hätte er ihr Jawort ohne Bedenken erhalten, denn es gelang ihr, sich völlig zu betäuben, es war ein Rausch der Verzweiflung! — Freilich verschwand dieser schnell, als sie gegen Morgen ermüdet ihr einsames Zimmer betrat, als das Geräusch der Musik, das Getöse der Sprechenden ihren Kopf nicht mehr umsauste, und in der Grabesstille das zusammengezogene Herz sich wieder entfaltete. Dann erst flossen Thränen, bittere Thränen aus ihren Augen und badeten den Pfühl, den der Schlummer floh.

»Ach Theodor!" rief sie schluchzend, »warst du es werth, daß ich an dieser Stelle so oft andere, süßere Thränen um dich geweint habe?" — Ihre Weiblichkeit empörte sich. Du bist ein schönes Mädchen, flüsterte die Eitelkeit ihr zu: wie viele Opfer hast du ihm gebracht! von den ersten, reichsten Jünglingen der Stadt umgaukelt, hattest du nur Augen für ihn. Einen Mann, der dir Rang und Reichthum bot, verschmähtest du um seinetwillen. Du warst eine Thörin. Ist es einmal der Weiber Los, an diese Sklaven ihrer Sinne gefesselt zu werden, nun so geschehe es mindestens ohne Liebe, deren sie Alle spotten; so wähle das Mädchen nur den Mann, der sie mit Glanz umgeben und ihre Ketten vergülden kann.

Durch solche Eingebungen empörter Weiblichkeit erbittert, traf Klumm am Morgen seine Tochter so verwandelt, als er es längst gewünscht hatte. Mit einer Hastigkeit fragte sie selbst nach Stolzenbeck, mit einer hastigen Aengstlichkeit, die freilich dem Unbefangenen leicht würde verra-

then haben, daß nur ihr Stolz Rache ſuchte. Doch ihm war es ja einerlei, aus welchem Grunde ſich Ottilie ſeinem Willen unterwarf; wenn es nur geſchah und er gerettet wurde, denn bald, bald mußte er gerettet werden. O wie vermaledeite er jetzt den abſcheulichen Muſikus, der den ſchon geneſenen Incroyabel wiederum auf mehrere Wochen außer Stand geſetzt hatte, die letzten Hoffnungen eines ſchiffbrüchigen Vaters zu erfüllen. Wer ſtand ihm dafür, daß Ottilie in dieſer erwünſchten Stimmung blieb? wer ſtand ihm dafür, daß die Geduld ſeiner Gläubiger noch Monden lang die Probe halten würde?

Um indeſſen wenigſtens die nun wieder geliebte Tochter in ihren Geſinnungen zu beſtärken, umarmte er ſie feierlich, beſtach ihr Herz durch eine erkünſtelte Freudenthräne, und ihre Eitelkeit durch die Erlaubniß, die verſäumten Moden nicht allein nachzuholen, ſondern auch Juwelen und Spitzen, ſo viele ſie deren bedürfe, um jeder Gräfin gleich zu ſchimmern, auf ſeinen Namen zu erborgen. Er hatte allerdings das rechte Mittel getroffen, Ottiliens Betäubung zu verlängern, denn das erbitterte wie das leere Weiberherz findet nur Zerſtreuung oder Troſt in befriedigter Eitelkeit.

Ottilie machte ſich auf der Stelle die gegebene Erlaubniß zu Nutze, ja, ſie überſchritt die Grenzen derſelben, noch immer in dem Wahne ſtehend, daß ſie eines reichen Mannes Tochter ſei. Sie fuhr aus einem Kaufmannsgewölbe in das andere, von einem Juwelenhändler zu dem andern; in wenigen Stunden hatte ſie Tauſende verſchleu-

dert, und eilte jetzt nach Hauſe, um ein Prunkgewand zu garniren, in dem ſie gefliſſentlich jede Geſellſchaft aufſuchen wollte, wo ſie ihren Ungetreuen zu finden hoffen dürfte. Sie wußte, er liebte den Glanz nicht, darum wollte ſie ihn eben damit ärgern, ſie wollte gleichgiltig und ſtolz auf ihn herabblicken, ſie wollte — ach! was wollte ſie nicht Alles! ein ſchmollendes Weib iſt um nichts vernünftiger als ein ſchmollendes Kind.

Ihn zu finden wurde ihr nicht ſchwer, denn kaum hatte Theodor erfahren, daß ſie ihrer Gefangenſchaft entledigt ſei, als er ſelbſt wider ſeine Gewohnheit in alle öffentliche Verſammlungen ſich drängte, wo ihre Gegenwart zu vermuthen war. Zum erſten Male ſah er ſie im Schauſpiel wieder, aber ſie in einer Loge, er im Parterre, ſie mit flüchtigen Blicken verachtend über ihn hingleitend, er mit bekümmerten Blicken feſt an ihr hängend; ſie vom Glanz koſtbarer Ohrgehänge umſtrahlt, von jungen vornehmen Herren mit großen Backenbärten umflüſtert, er im ſchlichten Oberrock im einſamen Winkel. Eine eben ſo widrige als traurige Empfindung bemächtigte ſich ſeiner bei dieſer Erſcheinung. Es war gewiß, ſie hatte ihn erkannt, ihr Vater war nicht gegenwärtig, und dennoch vermied ſie ſeine Blicke oder ließ die ihrigen verachtend auf ihn fallen; ſie lachte, ſcherzte mit den hirnloſen Köpfen, die ſie umringten; die intereſſanteſten Scenen des Schauſpiels konnten ſie nicht einmal von dieſer faden Unterhaltung abziehen — Ach! was ſollte er davon denken! Traurig ſinnend ſtützte er den Arm auf das Orcheſter und legte den Kopf

in die Hand. Ottilie wurde dieſe Stellung ſogleich gewahr, denn ſie verſtand, wie alle Weiber, die Kunſt, zu ſehen was ſie ſehen wollte, ohne den Schein davon zu geben. Mit dem Munde fuhr ſie fort zu plaudern, aber in des Herzens Tiefe fing die Liebe ſich an zu regen, und eine ſanfte Stimme ſchallte herauf: ſieh, wie bekümmert er da ſteht, er iſt doch wohl unſchuldig.

Nur noch wenige Minuten durfte Theodor's Jammergeſtalt verweilen, ſo war es um ihre ſtolze Faſſung geſchehen. Doch unglücklicherweiſe wurde er in einem Augenblicke, in dem ſie eben abgewendet ſaß, zu einem gefährlichen Kranken gerufen, als ſie wieder hinabblickte, war er verſchwunden, und der Gedanke: »jetzt iſt er zu ſeiner Buhlerin gegangen, um ſich zu tröſten,« fiel wie ein Eisklumpen auf ihr Herz. Jetzt wurde ſie ſtill, die übelſte Laune trat an die Stelle der erzwungenen Fröhlichkeit, und erbitterter als zuvor fuhr ſie nach Hauſe.

Einige Tage nachher trafen ſie abermals in einem Concert zuſammen. Theodor hatte ſich früher eingefunden als Ottilie, er ſtand in dem Gange, durch welchen ſie durch mußte, um zu den für die Damen geſetzten Stühlen zu gelangen. Sie erſchien am Arm ihres Vaters, in einem ſilberdurchwirkten Kleide vom feinſten indiſchen Mouſſelin, ihr Haar mit Brillanten durchwunden. Sie ſtreifte nahe an Theodor vorbei, und ließ im Vorübergehen denſelben verachtenden Blick auf ihn fallen, der ſchon im Schauſpiel ihm ſo weh gethan hatte. Da ſie zu ſpät gekommen war, ſo fand ſie nur noch einen Stuhl am Ende einer Reihe leer,

der nicht fern von Theodor ſtand. Sie ſetzte ſich, und Herr Klumm näherte ſich dem Orcheſter, doch ſo, daß er ſeine Tochter im Auge behielt. »Wohlan,« dachte Theodor, dem das drückende Gefühl, ſo überſehen zu werden, unerträglich wurde, »wohlan, ich will ſie ſprechen. Jetzt, in ihres Vaters Gegenwart, von ihm beobachtet, darf ich mit ihr ſprechen. Zwei Worte werden hinreichen, mich zu belehren, ob ich verleumdet, oder ob mein redliches Herz durch gleißneriſchen Schimmer hintergangen worden.« — Mit dieſem Vorſatz bahnte er ſich nach und nach einen Weg durch die ihn umgebenden Zuhörer, und in wenigen Minuten ſtand er neben Ottiliens Seſſel. Sie wurde es gewahr, ihr Buſen wallte, ihr Herz ſchlug hoch empor, ihre Farbe wechſelte. Auch Herr Klumm wurde es gewahr, und fing ſchon an, ſeinen dicken Bauch mühſam rückwärts zu ſchieben. Theodor ſah, daß er keine Zeit zu verlieren hatte.

Er bog ſich über die Lehne des Seſſels, und flüſterte mit rührender Stimme leiſe in ihr Ohr: »Ottilie! bin ich bei Ihnen verleumdet worden?«

»Ich verachte Sie!« antwortete ſie. »Das iſt zu viel!« rief er empört, und verließ den Platz, den ſogleich der Bankdirektor einnahm. Ach, wie gern hätte Ottilie all ihren Schmuck der erſten Bettlerin geſchenkt, hätte ſie das raſch geſprochene Wort damit zurück erkaufen können. Der rührende Ton ſeiner Stimme, der nun erſt tief und immer tiefer zu ihrem Herzen drang, ſetzte ſie in eine Bewegung, deren ſie nicht mehr Meiſter blieb. Thränen der Wehmuth drängten ſich in ihr Auge. Der Vater ſah und fragte, ob ihr nicht

wohl sei? sie schob es auf den erschütternden Klang einer Harmonika, die eben gespielt wurde. Aber noch immer perlten die Zähren neu hervor, als die Harmonika schon längst geschwiegen. Ach! wenn er dennoch unschuldig wäre! seufzte ihr Herz, und schüchtern wandte sie den Nacken, um in seinen Zügen die schon halb geglaubte Versicherung seiner Unschuld zu lesen. Ihr Auge fand ihn nicht mehr, er war fort, und dennoch konnte sie den schrecklich tröstenden Gedanken diesmal nicht hervorrufen, daß er zu ihrer Nebenbuhlerin gegangen sei. Vor dem Thore, in düsterm Gebüsch, einsam klagend, ihren Leichtsinn verwünschend, sah sie ihn im Geiste, und das Bild des Traurenden, von ihr gemißhandelten Geliebten, verbunden mit der drückenden Luft, die sie umgab, wirkten so gewaltsam auf ihre Nerven, daß ihr plötzlich schlimm wurde. Kaum hatte sie noch die Kraft, ihren Vater zu bitten, sie aus dem Gedränge zu führen. Man machte ihm Platz, er eilte mit der Wankenden nach der Thür. Dort hatte sich Theodor an den Pfosten gelehnt, mit verschränkten Armen. Fast wäre sie in die Knie gesunken, als sie ihn erblickte. Er sah es und sprang zu. Herr Klumm stieß ihn unsanft zurück. »Bemühen Sie sich nicht,« sagte er höhnisch, und rief dann seinen Bedienten zu, den Wagen schnell vorfahren zu lassen. Diesen einzigen freien Augenblick benutzte Ottilie, um vorüber rauschend, und ohne Rücksicht auf die hundert Menschen, die sie umgaben, dem Geliebten ziemlich laut zu sagen: »vertheidigen Sie sich, wenn Sie können!«

Bleich und zitternd vor Schrecken hatte er ihre Worte kaum verſtanden, als ſie ſeinen Augen ſchon entſchwunden war. Doch, nachdem er ſich erholt, und wieder Beſinnung genug gewonnen hatte, um das Echo in ſeinem Buſen zu vernehmen, das ihm unaufhörlich zurief: »vertheidigen Sie ſich, wenn Sie können!« da beſchlich ein ſanftes Gefühl tröſtend ſein Herz. »Ich bin alſo doch verleumdet worden? Gott ſei Dank! — es iſt keine elende Weiberlaune, die ſo kränkend ſich offenbarte — ſie glaubt mich ſchuldig — ich ſoll mich vertheidigen — gern! gern! — aber wie? — und wogegen? —

---

9. Der Krug geht zu Waſſer, bis er bricht.

Seit mehreren Wochen ſchon hatten die beiden Freunde von ihren Herzensangelegenheiten kein Wort mit einander geſprochen. Florio ſchwieg, weil das brüderliche Vertrauen in ſeiner Bruſt umnebelt war, und Theodor ſchwieg, weil ihm Florio aus dem Wege ging, oder ihm nur einſilbig antwortete. Jetzt aber, bei dieſer wichtigen Begebenheit, wo es darauf ankam, die Geliebte zu überzeugen, daß er kein Schurke ſei, und wo doch alle Mittel und Wege zu ſeiner Vertheidigung ihm abgeſchnitten waren; was blieb jetzt ihm übrig, als an des Freundes Buſen zu fliehen, dort Rath, Troſt, Hilfe zu ſuchen. — Er folgte dieſer erſten Regung ſeines Gemüths, er ſtürmte zu dem finſtern Florio in das Zimmer, fiel ihm um den Hals, und erzählte ihm haſtig, was vorgefallen. »Nun rathe, wie fange ich's an, aus ihrem Irrthum ſie zu reißen, und doch des Vaters

Rechte nicht zu kränken? rathe mir! du biſt ja ſonſt ſo ſchlau. Du ſiehſt, mein Glück, mein Leben, und was mehr als beides, die Achtung meiner Geliebten ſtehen auf dem Spiele.»

Florio ſah ihn mit großen Augen an: »liebſt du ſie denn wirklich noch?» —

»Welche Frage!» —

»Aber du gehſt ja täglich zum Inſpektor Robert?»

»Was hat der Inſpektor Robert damit zu ſchaffen?»

»Seine Pflegetochter — Theodor! Theodor!» — ſchmerzlich ſeufzend hob er den drohenden Finger auf. Jetzt erſt verſtand ihn Theodor und ein edler Unwille glühte in ſeinem Auge. »Pfui!» ſagte er mit einiger Bitterkeit, »das habe ich nicht geahnet. Denkſt du ſo von mir, ſo warſt du nie mein Freund.»

Mit dieſen Worten wollte er ihn verlaſſen, aber Florio umſchlang ihn von hinten mit beiden Armen, drehte ihn herum, ſah ihm in's Geſicht, und da er eine Thräne in ſeinem Auge erblickte, rief er mit triumphirender Wehmuth aus: »Gott ſei Dank, ich war ein Eſel! Bruder, vergib mir! ich habe das Unglück, verliebt zu ſein, wie ein Raſender, und du weißt, wie dumm, wie ſchlecht die Liebe den Menſchen macht.»

»Ich glaubte bisher das Gegentheil,» erwiederte der ſchnell beruhigte Theodor lächelnd, »doch gleich viel, ich ſtimme herzlich in dein Gott ſei Dank! und vergeſſen ſei, daß auch du mich einen Augenblick verkennen konnteſt.»

Eine herrliche Stunde wechselseitigen Herzensergusses folgte auf diese Erklärung. Seit vielen Wochen war die sonst verschwisterte Heiterkeit ein fremder Gast in Florio's Brust geworden, aber heute bezog sie freundlich die verlassene Wohnung wieder und wurde jubelnd empfangen. »Nun soll auch der Kellerschlüssel nicht mehr rosten,« rief der Glückliche, dem dieser Augenblick seinen verlornen Schatz, Vertrauen zu dem Freunde, wieder gab, »heute müssen wir trinken! trinken! unsere Liebe feiern! unsern Bund erneuern! und im blinkenden Glase finden wir auch wohl Rath für dich und mich!« Ohne Theodor's Antwort abzuwarten, rief er die Magd, sandte sie in den Keller, und bezeichnete ihr die roth gesiegelten Flaschen, von welchen sie eiligst ein Paar herauf bringen sollte.

Die Magd gehorchte, die Flaschen standen auf dem Tische; aber noch suchte Florio das Werkzeug, das vormals sich von seiner Tasche nicht zu trennen pflegte, den Korkenzieher, als ein unerwarteter Zufall seine Freude störte. Der Sekretär des Gouverneurs trat herein, und berichtete, daß an den Grenzen der Provinz eine gefährliche Epidemie, eine Art von gelben Fieber ausgebrochen sei. Seiner Instruktion gemäß, habe der Herr Gouverneur beschlossen, einen Arzt dahin zu senden, um den Gang der Krankheit näher zu beobachten. Ihm sei nicht entfallen, welchen preiswürdigen Dienst vor einiger Zeit der Herr Doktor seiner Gemahlin erwiesen — (man erinnere sich, daß im ersten Kapitel dieser Geschichte von der alten Katze der Frau Gouverneurin die Rede war) — schon lange habe er nur auf

eine Gelegenheit gewartet, ihm sein thätiges Wohlwollen zu bezeugen, diese sei nun gekommen, und ihm, dem Herrn Doktor übertrage er das ehrenvolle Geschäft, sich noch in dieser Nacht, ja in dieser Stunde auf die Reise zu begeben, um sein Vaterland mit einer medizinischen Grenzwache zu versehen. Wöchentlich erwarte er einen Rapport über den Verlauf der Sache, und wenn der Herr Doktor — als woran Se. Excellenz nicht zweifelten — mit medizinischen Lorbeern gekrönt, zurück kehrte; so würde der Herr Gouverneur solches nach Hofe berichten, worauf ein Medaille, oder wohl gar ein Titel zu erwarten stehe, als fürstliche Belohnung für das Bischen Lebensgefahr.

Am Schluß dieser zierlichen Rede überreichte der Sekretär ein spärlich zugemessenes Reisegeld, empfahl dem Arzte nochmals dringend, ja sogleich nach einer Postchaise zu schicken, weil die Sache nicht den geringsten Verzug leide, und ging seiner Wege.

»Hol' ihn der Teufel!« brummte Florio ihm nach, »hättest du doch die alte Katze lieber sterben lassen.« — Auch dem Arzte kam dieser Auftrag seines hohen Gönners sehr ungelegen, und doch — ihn abzulehnen, verboten Pflicht und Ehrgefühl. »Der Gouverneur hat Recht,« sagte er, »es ist Eines der wichtigsten Geschäfte, das man einem Arzte übertragen kann, es ist ein Vertrauen, das mich ehrt, eine Mühe, die sich selbst lohnt, wenn auch Titel und Medaillen ausbleiben. D'rum rasch an's Werk!«

Er sandte eilig nach der Post, packte hastig seinen Koffer, und bat Florio, dessen Unbesonnenheit er kannte und

fürchtete, bis zu seiner Zurückkunft nichts zu unternehmen, um Ottilien aus ihrem Irrthum zu reißen. »Meinen Auftrag erfährt sie Morgen ohnehin durch das geschwätzige Gerücht, und folglich wird ihr Herz mich entschuldigen.«

Der Wagen kam, das Posthorn tönte, Florio fluchte, und Theodor fuhr davon.

Ganz richtig hatte er vermuthet, daß Ottilie bald genug erfahren würde, welch ein mißliches Geschäft den Geliebten so plötzlich entfernt hatte. Noch leichter würde es ihm geworden sein, der Pflicht zu gehorchen, hätte er gewußt, wie tief bekümmert sie um ihn war. Verschwunden aus ihrem Gedächtniß war vor der Hand jede ihm aufgebürdete Schuld, so wie die ihm abgeforderte Rechtfertigung. Sie sah nur die Gefahr, in welche er sich so edelmüthig stürzte, sie zitterte für sein Leben, und fühlte mehr als jemals, wie innig es noch immer mit dem ihrigen verwebt war.

»Ist es möglich, unglücklicher zu werden!« rief das arme vom Glück verwöhnte Mädchen, unwissend wie nahe schon eine andere, blitzschwangere Wolke über ihr hing. —

Der Bankdirektor hatte wohl Ursach, den Renomisten Florio zu verwünschen, denn ohne jenen derben Stoß durch die hochadeliche Achsel, war seine Tochter vielleicht nun schon Frau von Stolzenbeck, er mit dem Minister verschwägert, sein Kredit erhalten, und von Rechnungen, Kontrollen und dergleichen keine Rede. Jetzt hingegen hatte die Verzögerung der Fama Zeit gelassen, die Nachricht von der Verplemperung des Minister-Söhnleins mit einer Bürgerlichen, bis zu den Ohren des stolzen Vaters zu tra-

gen, welcher, hoch ergrimmt, sich nicht damit begnügte, dem Herrn Kammeraſſeſſor ein ſchriftliches Donner Wort zuzuſenden und ihn augenblicklich von ſeinem Poſten abzurufen, ſondern auch die Genugthuung ſich nicht verſagen wollte, den übermüthigen Bankdirektor zu züchtigen. In dieſer Abſicht ſandte er auf der Stelle einen fürſtlichen Kommiſſarius ab, um den Zuſtand der Bank zu unterſuchen, und erhielt vom Fürſten ein Belobungsſchreiben für den Eifer, mit welchem er ſich zum Wohl des Staates auch entfernten Angelegenheiten annahm. Daß er den alten Klumm — der, wie ſchon erwähnt, noch immer für einen reichen und folglich einen ehrlichen Mann galt, wirklich auf einem fahlen Pferde ertappen werde, fiel ihm zwar nicht ein; nur necken wollte er ihn, nur ſeinen Stolz demüthigen, an den weitreichenden Arm des Miniſters ihn erinnern, und in dieſem Geiſte war die Inſtruktion des Kommiſſarius abgefaßt.

Neugier verbreitete die Ankunft dieſes finſtern Mannes in der Stadt, und Todesſchrecken in der Wohnung des Bankdirektors. Sein Gewiſſen war ſo ſchwer belaſtet, daß er bei der erſten Nachricht alſobald an Rettung verzweifelte. Doch verlor er den Kopf nicht, ſondern beſchloß in Eile noch alle die Mittel anzuwenden, mit welchen er vertraut, und deren Kraft ihm wohl bekannt war. Feierlich lud er den Herrn Kommiſſarius zu einem prächtigen Mittagsmahl, allein der kränkliche alte Mann verbat ſich alle Schmauſereien, wenigſtens bis nach geendigten Geſchäften. Als dieſes Mittel zu ſeinem Erſtaunen fehl ſchlug — denn

er hatte ja so oft gesehen, daß reiche Verbrecher, ihren Richtern an der Tafel gegenüber, in köstlichen Weinen von aller Schuld sich rein waschen — da griff er zu dem letzten, souverainen, dem nur ein Wunder die beiwohnende Kraft rauben konnte. Er raffte nämlich Alles zusammen, was er an Kleinodien besaß, und Ottilie noch kürzlich geborgt hatte, und übersandte es dem furchtbaren Manne mit einem kriechenden Billet, in welchem er demüthig bat, beifolgende Kleinigkeit der Frau Gemahlin als ein schuldiges Opfer der Ehrfurcht zu überreichen.

Doch welche Feder malt sein Schrecken, als das ganze Packet auf der Stelle zurück gesandt wurde, von folgenden trocknen Zeilen, im Kanzleistil abgefaßt, begleitet:

„Für Dero guten Willen dienstfreundlichst verbunden; jedoch will sich nicht geziemen, sothanes Geschenk zu acceptiren, sintemal es Erstens keine Kleinigkeit zu nennen, und ich Zweitens mit keiner Gemahlin versehen bin. Morgen Vormittag um neun Uhr gedenke ich mit Gottes Hilfe des hochfürstlichen Auftrages mich zu entledigen, und ersuche desfalls Dero Bücher in Bereitschaft zu halten.

Regierungsrath Selten."

Ja wohl selten!" rief Klumm zähneknirschend, „zu meinem Verderben hat der Minister in der ganzen Residenz den einzigen Sauertopf ausgesucht, der fähig war, solche Diamanten auszuschlagen. Alles ist verloren! es ist um mich geschehen! — Plötzlich öffnete sich der Abgrund unter seinen Füßen. Er sah sich umringt von Schimpf und

Schande, vom Hohn ſeiner Mitbürger, ihm drohten Armuth und Gefängniß, vielleicht gar eine noch ſchimpflichere, öffentliche Strafe. Von dieſen fürchterlichen Bildern ergriffen, beſchloß er ſein Leben ſchnell zu endigen, und ſo der Furie zu entrinnen, die ihn ſchon beim grauen Haare faßte. Er ſchloß ſich ein, er lud eine Piſtole, er ſchrieb Briefe, in denen er ſich blos als einen Unglücklichen darſtellte, der, durch das Beſtreben Andern zu helfen, in dieſes Labyrinth gerathen ſei. Noch ſterbend wollte er die Welt betrügen, und vielleicht wäre es ihm gelungen, wenn er nur den Muth gehabt hätte, ſeinen Vorſatz auszuführen. Aber ſo oft er nach der Piſtole griff, zog er bebend die Hand zurück, und ein ſchmachvolles Leben hatte mindere Schreckniſſe für ihn, als ein ſchmerzlicher Augenblick. Er kämpfte die ganze Nacht hindurch mit ſich ſelbſt und ſuchte vergebens die feige Seele zu der freiwilligen Trennung von dem ſtumpfen Werkzeug ihrer Sünden zu bewegen. Als es Tag wurde, verbrannte er ſeine Briefe und hing die Piſtole an die Wand.

Ein neuer Rettungsplan beſchäftigte ihn. Trotz ſeines Alters und ſeiner Unbehilflichkeit wollte er die Flucht ergreifen. Er hatte ja noch etwas bares Geld, und viele, wenn gleich unbezahlte Diamanten. Die Grenze war nicht fern; er konnte unter fremdem Namen die nächſte große Stadt erreichen, dort ſeine Geſchicklichkeit im Spiele wieder hervorſuchen, und ſo im Alter noch neue Lorbeeren ſammeln. Zwar, Poſtpferde durfte er nicht kommen laſſen, ohne Aufſehen zu erregen, und ſich verdächtig zu machen; aber er hatte ja ſelbſt ein paar ſtolze Gäule im Stalle, denen man

wohl zumuthen durfte, acht bis zehn Meilen in einem Futter zu traben, sollten sie auch auf der Grenze liegen bleiben. Es war erst vier Uhr Morgens. Flugs ließ er anspannen, und raffte indessen Alles zusammen, was ihm gehörte oder nicht gehörte, und nur immer in Taschen sich fortbringen ließ. Auch vergaß er nicht, die geladene Pistole zu sich zu stecken, auf den Fall, wenn etwa der Kutscher, der nur zu einer Spazirfahrt befehligt war, Umstände machen sollte, ihn weiter zu führen. Der gespannte Hahn des Mordgewehrs sollte dann jede Bedenklichkeit aus dem Wege räumen. So ausgerüstet, stieg er in den Wagen und näherte sich dem Thore.

Aber bleich vor Schrecken starrte er mit offenem Munde den wachhabenden Offizier an, als dieser ihm höflich eröffnete: er habe Befehl, ihn nicht hinaus zu lassen. Der Commissarius nämlich, durch das angebotene kostbare Geschenk stutzig gemacht, glaubte berechtigt zu sein, ihn als einen fugae suspectum zu behandeln, und hatte unter der Hand sogleich die nöthige Hilfe reklamirt, um einem solchen Unheil zuvorzukommen. Der Offizier, der blos seine Ordre hatte, konnte keine weitere Auskunft geben, allein der Bankdirektor fragte auch nicht einmal nach Ursachen, die sein eigenes Gewissen ihm laut genug zuheulte. »Nun so fahre wieder nach Hause in's Teufels Namen!" sagte er zu dem Kutscher, und ließ umwenden.

Noch einmal versuchte er daheim sich Muth zum Selbstmord einzusprechen, aber vergebens. Gegen acht Uhr schleppte

er ſich zu dem Regierungsrath, bat um Gehör bei verſchloſſenen Thüren, und als ihn der Commiſſarius in ſein Kabinet geführt hatte, fiel er auf beide Knie nieder, bekannte einen anſehnlichen Defekt, kroch vor dem Manne im Staube herum, weinte, beſchwur ihn bei ſeinen grauen Haaren, bei dem Glücke ſeines einzigen ſchuldloſen Kindes — und ſchon gelang es ihm wirklich die harte Dienſtrinde zu erweichen, die pflichtmäßig des biedern Mannes Herz umgab, als er zu ſeinem Unglück, um den Bitten größern Nachdruck zu geben, nicht allein das Anerbieten von Geſchenken wiederholte, ſondern auch ſehr deutlich merken ließ: der Herr Commiſſarius könne Jahr für Jahr eine anſehnliche Summe mit ihm theilen, wenn er jetzt und künftig durch die Finger ſehen wolle.

»Sie ſind ein böſer Menſch,« ſagte der ehrliche Regierungsrath, »heben Sie ſich hinweg von mir! in Ihrer Expedition ſehen wir uns wieder.«

»Herr!« ſchrie Klumm, »wenn Sie mich zur Verzweiflung bringen, ſo erſchieße ich mich in Ihrer Gegenwart, und lade mein Blut auf Ihr Gewiſſen!«

»Wenn Sie zur Hölle fahren wollen,« ſagte Herr Selten, »ſo kann ich es nicht hindern, ich thue meine Pflicht.« — Er klingelte und ließ Leute herein kommen, um im Nothfall den Verbrecher mit Gewalt zu entwaffnen. Allein die Vorſicht war überflüſſig, Herr Klumm erſchoß ſich nicht.

Die gefürchtete Unterſuchung ging zur beſtimmten Stunde vor ſich, und beſtätigte des Böſewichts Ausſage.

Sogleich ließ der Commissarius ihn in Verhaft nehmen. Die Nachricht verbreitete sich schnell, der Pöbel lief zusammen. Um Aufsehen zu vermeiden, wurde ein Miethwagen geholt, um den Verbrecher in der Stille nach dem Gefängniß abzuführen. Allein der müssige Pöbel ließ sich das willkommene Schauspiel nicht ganz rauben. Er umringte den Wagen, und begleitete ihn durch die Straßen, wobei Verwunderung, Neubegier und Spott in rauhen Tönen sich äußerten.

Unglücklicherweise mußte der Zug an Klumm's Wohnung vorüber. Hier verdoppelte sich das Getöse, Ottilie trat an's Fenster, fragte, erfuhr, sank ohnmächtig zu Boden.

Mit der Ruhe der Verstockung sah der von Gottes Rache ereilte Verbrecher bald links bald rechts zum Wagen hinaus, grüßte sogar Bekannte mit dem gewohnten lächelnden Stolze. Nur als die schwere Gefängnißpforte sich seufzend um ihre Angeln drehte, und hinter ihm sich klirrend schloß, überflog eine braune Röthe sein bleiches Gesicht; aber schweigend stieg er aus dem Wagen, folgte dem Polizeibeamten durch die langen, finstern Gänge, und wurde dem Inspektor Robert abgeliefert.

---

10. Opfer kindlicher Pflicht.

Kaum war Ottilie ihrer Besinnung wieder mächtig, als sie aus dem Hause stürzte, und Jedem, der ihr begegnete, ankreischte: „wohin ist mein Vater gebracht worden?" Wer sie nicht kannte, oder von Klumm's Entlarvung noch nichts erfahren hatte, hielt sie für wahnsin-

nig und ging schüchtern ohne Antwort vorüber. Ein mitleidiger Gewürzkrämer, der vor seinem Laden Alles mit angesehen und nach Allem sich erkundigt hatte, gab ihr endlich Auskunft. »Es thut mir herzlich leid,« setzte er hinzu, »der liebe Papa war immer ein centanter Kunde.«

Ottilie flog der abgelegenen Gegend zu, die sie bis jetzt nur dem Namen nach gekannt; sie schauderte, als sie von ferne die schwarzen Mauern erblickte. Bebend zog sie die Glocke. Der finstere Thorwart öffnete ein handbreites vergittertes Loch in der Pforte, und fragte mit rauher Stimme: »Wer da?«

»Ich wünsche meinen Vater zu sehen,« antwortete Ottilie stammelnd.

»Wer ist Ihr Vater?« —

»Der Bankdirektor Klumm.« —

»Aha, der Zeisig, der den Fürsten bestohlen hat. Na komme Sie nur herein, Jüngferchen, und melde Sie sich bei dem Herrn Inspektor; wenn es der erlaubt, so kann Sie meinetwegen alle Tage kommen.«

Mit Mühe erhielt sich Ottilie auf ihren Füßen. Der Athem verging ihr, als sie auf den düstern Hof des Gefängnisses trat. Das falbe Gras, mit dem er bewachsen war, die kleinen Fenster mit Eisenstäben verwahrt, die ihn rings umgaben; der alte Soldat mit gezogenem Säbel, der grämlich auf und nieder ging, und dessen Fußtritt allein die Todtenstille unterbrach; der Anblick aller dieser Gegenstände beklemmte ihre Brust noch heftiger. »Wo

finde ich den Herrn Inſpektor?" fragte ſie die Schildwache. Der Soldat deutete auf einige Fenſter, die unvergittert waren, und vor welchen Blumentöpfe ſtanden; die einzigen Merkmahle, daß hier auch Menſchen wohnten; aber der Unglücklichen ſchienen die Blumen auf Gräbern gewachſen. Sie wurde vor den alten Robert geführt, der ſie zwar freundlich empfing, jedoch bedauerte, daß er ihren Wunſch vor der Hand nicht erfüllen könne, weil er noch keine Inſtruktion, den Gefangenen betreffend, erhalten habe. »Doch erwarte ich dieſe bald," fügte er hinzu, »kommen Sie Nachmittag wieder; ich hoffe, daß man mir nicht die ſaure Pflicht auflegen wird, die Tochter von der Thür des Vaters abzuweiſen."

Leiſe ſchluchzend verließ Ottilie die Wohnung des Schreckens, und ſchon warteten ihr daheim abermals erſchütternde Scenen. Alle Zimmer des Hauſes waren verſiegelt worden, die Bedienten liefen in der Irre herum; die beſſern empfingen weinend ihre gute Mamſell; die ſchlechtern ſtahlen, was noch zu ſtehlen war, und ſchlichen ohne Abſchied davon. Ottilie, die noch vor einer Stunde ſich reich genug glaubte, um mehr als einem Armen eine Freiſtatt zu gewähren, fand jetzt keine Zuflucht in dem Hauſe, in welchem ſie geboren war, keine Kammer, in der ſie ungeſehen weinen konnte. Sie wankte fort zu einer Muhme, die ſeit vielen Jahren bei keinem Gaſtmahle ihres Vaters fehlte, und von der ſie ſtets mit Liebkoſungen überhäuft worden. Die vortreffliche Frau Muhme verſchwand vom Fenſter, als die Verlaſſene ſich ihrer Wohnung näherte;

ein Dienſtmädchen, beſſer als ihre Herrſchaft, kam ihr entgegen und ſagte mitleidig verlegen: Madame iſt nicht zu Hauſe. Bei zwei Andern ging es ihr eben ſo. Ach! für den Unglücklichen iſt Niemand zu Hauſe!

Mit ungewiſſen Schritten irrte ſie jetzt auf den Straßen umher, und wußte nicht, wo ſie bis zum Nachmittag verweilen, noch minder, wo ſie die Nacht zubringen ſollte, wenn man ihr das Glück verſagte, ſich mit ihrem Vater in den Kerker einzuſperren. Da ergriff plötzlich Jemand ihre Hand und drückte ſie ſchluchzend an die Lippen: es war Minchen, ihr geweſenes Kammermädchen, das, wegen des Billets an Theodor, aus dem Hauſe gejagt worden, und nachher noch manchen vergeblichen Verſuch gemacht hatte, ihre gute Mamſell zu ſehen und zu ſprechen. »Biſt du es, Minchen?« ſagte Ottilie tief bewegt, »kennſt du mich noch? —«

»Ach!« erwiederte das treue Geſchöpf, »erſt vor einer halben Stunde habe ich Ihr Unglück erfahren. Ich rannte nach Ihrer Wohnung wie ich ging und ſtand — da ſieht es aus — lieber Gott! — ich fragte nach Ihnen, Sie waren eben ausgegangen; ich erblickte Sie noch von ferne und folgte Ihnen, getraute mich aber lange nicht Sie anzureden, denn es kam mir vor, als ob mein Anblick Ihnen jetzt vielleicht zuwider ſein könnte. Nun habe ich aber ſehen müſſen, wie Sie vor den Thüren hoffärtiger Verwandten abgewieſen worden; das letzte Mal hörte ich den Seufzer wohl, den Sie zu Gott hinauf ſchickten, er drang mir durch Mark und Bein, ich trat Ihnen in den Weg, ich hoffte,

Sie ſollten mich gewahr werden, es kam mir auch ſo vor, als hätten Sie mich ſtarr angeſehen, aber guter Gott! Sie hatten die Augen wie ein Blinder auf mich gerichtet, es war ein Blick, den ich nimmermehr vergeſſen werde. Da konnte ich mich nicht länger halten, und ergriff die liebe Hand, die mir ſo manche Wohlthat erwieſen hat. Beſte Mamſell, wenn Sie in der Eile nirgend unterzukommen wiſſen, verſchmähen Sie meine geringe Wohnung nicht. Ich habe einen Witwer geheirathet, einen Leineweber; er iſt nicht jung mehr, aber ein braver ordentlicher Mann, der ſein Auskommen hat, und der ſich von Herzen freuen wird, die gute Herrſchaft unter ſeinem Dache zu bewirthen, von der ich ihm ſo oft erzählt habe."

Die dankbare Liebe der wackern Bürgersfrau erweichte Ottiliens Herz, ein erleichternder Thränenſtrom brach aus ihren Augen. »Ja, mein gutes Minchen," ſchluchzte ſie, »ich bin ſehr unglücklich! gewähre mir eine Zuflucht in deiner Wohnung nur bis dieſen Nachmittag. —"

»O, ſo lange Sie wollen! Ihnen gehört Alles, was wir haben und vermögen!" —

Des Leinewebers Hütte war nicht weit entfernt, Ottilie wurde mit ehrfurchtsvoller Herzlichkeit empfangen, man führte ſie in ein wohlaufgeputztes Stübchen, man nöthigte ſie, auf einem weichen reinlichen Bette auszuruhen: der ehrliche Bürger trug das Beſte herbei, was er in Küche und Keller hatte, und es ſchmerzte ihn nur, daß ſein lieber Gaſt weder eſſen noch trinken wollte.

Mit ſteigender Beklemmung erwartete Ottilie die be-

ſtimmte Stunde, und war ſchon auf dem Wege, noch ehe ſie ſchlug. Ihre großmüthige Wirthin ließ ſich nicht abhalten, ſie zu begleiten. »Es könnte Ihnen etwas zuſtoßen,« ſagte ſie, »und es wäre Niemand bei der Hand, Ihnen zu helfen. Ich will nicht beſchwerlich fallen, ich will draußen vor der Pforte Ihre Zurückkunft erwarten.«

Diesmal wurde Ottilie von einem ſchönen, freundlichen Mädchen empfangen; es war Emma. Mit einem Auge voll Seelengüte kam dieſe ihr entgegen. »Mein Pflegevater hat mir aufgetragen, Sie zu Ihrem Vater zu führen. Sie haben die Erlaubniß, ihn täglich zu ſehen.« —

»Darf ich auch ganz bei ihm bleiben?« fragte Ottilie haſtig.

»Das weiß ich nicht. Wollten Sie denn ganz bei ihm bleiben?« ſetzte Emma gerührt hinzu.

»Wo ſonſt!« rief Ottilie, und eilte mit beflügelten Schritten den düſtern Gang hinab, der zu Klumm's Kerker führte. »Hier,« ſagte Emma, indem ſie auf eine kleine niedere Thür deutete, und aus ihrem Schlüſſelbund einen ſchweren Schlüſſel abſonderte. Ottilie bebte, während ihre Führerin das dreifache Schloß öffnete; ſie zitterte vor ihres Vaters Anblick, ſie zitterte, daß der ihrige ihm ein Vorwurf ſcheinen möchte, und faſt verließen ſie ihre Kräfte, als die Pforte ſich aufthat. Klumm ſaß auf einer hölzernen Bank, die, ſammt einem Tiſche, der von hundert Namen ſeiner Vorgänger zerſchnitten war, die einzige Geräthſchaft der von Rauch geſchwärzten Zelle ausmachte. Vor ihm ſtand ein Waſſerkrug und eine Schüſſel mit Grütze,

die er nicht berührt hatte. Mit einem Schrei des Jammers ſtürzte die Tochter an die Bruſt des Vaters — Emma trat zurück, lehnte die Thür an und harrte draußen, um den Ausbrüchen kindlicher Liebe keinen Zwang aufzulegen.

»Was willſt du hier?" ſagte Klumm, indem er Ottilien ziemlich unſanft von ſich weg ſchob. —

»Was ich will? kann das mein Vater noch fragen? — Ihren Kummer theilen, ihren Zuſtand erleichtern, ſo viel in meinen Kräften ſteht."

»Bemühe dich nicht," verſetzte er kalt, »ich bedarf deiner nicht. Oder willſt du an dem Anblick eines Vaters dich weiden, den deine Halsſtarrigkeit, deine Verſchwendung in dieſes Elend geſtürzt haben?" — Ottiliens Innerſtes erbebte.

»Ich?" ſtammelte ſie kaum hörbar. —

»Ja, du! du allein! hätteſt du vor mehrern Monaten ſchon dem Kammeraſſeſſor deine Hand gereicht, ich wäre frei, wohlhabend und geehrt wie vormals. Hätte deine Eitelkeit nicht mein Vermögen verpraßt, es wäre nie dahin mit mir gekommen." — Ottilie ſtand vernichtet, es flirrte ihr vor den Augen, eine ſcharfe Kralle ſchlug ſich in ihr Herz, es blutete.

»Ich? — ich hätte? — wußte ich denn? — o mein Gott!" — Sie hielt ſich an der Wand. Er achtete ihres Jammers nicht.

»Habe ich dich nicht hundertmal gebeten?" fuhr er fort, »habe ich dir nicht drohende Winke genug ertheilt? Du wollteſt ſie nicht verſtehen. Dir lag das Schickſal dei-

nes alten Vaters minder am Herzen, als deine romantiſche Liebelei. Freue dich, du biſt nun erlöſt von der läſtigen Obhut des Vaters; geh nun hin und wirf dich deinem Buhler an den Hals, und heirathe ihn mit meinem Fluch belaſtet!" — Bei dieſen Worten ſank Ottilie zuſammen, kroch ächzend auf dem Boden zu ihm hin, umfaßte ſeine Knie und flehte um Barmherzigkeit. »Nie! Nie!" rief ſie ſchluchzend, „will ich gegen Ihren Willen mich vermählen! nie aus Ihrem Kerker weichen! — Hat meine Verſchwendung zu Ihrer Verarmung beigetragen, o, ſo geſchah es doch nur, weil Sie mich ſelbſt dazu ermunterten, und ich keine Ahnung von Ihrer Lage hatte. Ach! der Vorwurf, den ich hören müſſen, wird ein ewiger Stachel in meiner Seele bleiben! Vergönnen Sie mir mindeſtens nach meinen Kräften wieder gut zu machen! Behalten Sie mich hier! auf nacktem Boden will ich ſchlafen, trockenes Brot genießen, Tag und Nacht arbeiten, um Ihnen die gewohnten Bequemlichkeiten zu verſchaffen, und nur dann von meiner Arbeit aufſtehen, wenn Sie meiner Pflege bedürfen."

»Fort mit dir!" unterbrach ſie der Barbar, »ſoll dein Winſeln mir noch die letzten Tage verbittern? — ich will allein ſein, niemand um mich haben, am wenigſten dich. Willſt du meinen letzten Befehl erfüllen, und nicht mir zur Schande in meiner Vaterſtadt betteln gehen, ſo begib dich zu einer alten Verwandtin nach Grafenrode. Die Närrin hatte ſtets an meiner Lebensweiſe und Erziehung etwas auszuſetzen, hat mich oft erſucht, dich

ihr zu ſchicken; vielleicht iſt ſie auch jetzt noch albern genug, ſich deiner anzunehmen." — Bei dieſem Ausſpruch blieb der Unmenſch, der Bitten, Thränen und Verzweiflung ſeiner Tochter nicht achtend. »Geh!" rief er endlich wüthend, »du haſt mich zum letzten Male geſehen!" —

Ottilie wankte hinaus, mehr todt als lebend. Draußen ſank ſie in Emma's Arme, welche tief erſchüttert die Unglückliche nach ihrem Zimmer brachte, und ängſtlich alles herbei trug, was ſie erfriſchen und erquicken konnte. Ottilie war zu betäubt, um ihre Liebe dankbar erwiedern zu können. Lange blieb ihr Schmerz ſtumm und thränenlos. Starr in einen Winkel blickend, als ſähe ſie ein Geſpenſt, ſuchte ihre zerrüttete Seele Hilfe für den Augenblick, Rath für die Zukunft. »Ja, ich will ihm gehorchen!" ſo brach ſie endlich das düſtere Schweigen, »ich will einen Ort fliehen, der mir täglich mit erneuertem Jammer droht! aber was ſoll aus dem Greiſe werden, der meine kindliche Hand zurückſtößt, und hilflos ſeinem Grabe zuwankt!"

»Sorgen Sie nicht," ſagte Emma mit ſanfter, herzergreifender Stimme, »es iſt meine liebſte Pflicht, den Unglücklichen, welche in dieſen Mauern ſeufzen, beizuſtehen. Von gleichen Gefühlen iſt auch mein guter Pflegevater beſeelt, und wo unſer Beider Kräfte nicht ausreichen, da tritt noch ein edler Freund hinzu, ein junger Arzt, der nicht blos kranke Körper, ſondern auch kummervolle Herzen zu heilen vermag. Leider iſt er jetzt abweſend, aber ſobald er zurückkömmt, werde ich ihm die Sorgfalt für Ihren Vater dringend empfehlen — ich werde

ihm nämlich ſagen, daß der Mann unglücklich iſt; einer andern Empfehlung bedarf es bei Theodor nicht."

Ottilie erſchrack, erglühte, wollte haſtig reden, ſchwieg, ſtarrte das Mädchen an, in ihrem Buſen entſtand ein Getümmel, ihr Gedächtniß kehrte zurück: das iſt ſie! rief es ihr plötzlich zu, das iſt die ſchöne Fremde, die — Gott! ſo war auch das noch mir vorbehalten." Sie kennen dieſen Theodor?" ſtotterte ſie kaum vernehmlich.

»Ob ich ihn kenne? er war mein Retter! er iſt mein Bruder! o ich lieb' ihn unausſprechlich!" — Ottilie taumelte von ihrem Sitze auf. »Wohlan, Mademoiſell — ſo ſagen Sie ihm — wenn er meiner noch bisweilen gedächte — ich heiße Ottilie — wenn die Unglückliche, die dieſen Namen trägt, noch Anſpruch auf ſeine Freundſchaft machen dürfe, ſo ſolle er meines alten, verlaſſenen Vaters ſich annehmen. Unter dieſer Bedingung verzeihe ich ihm alles! Leben Sie wohl, Mademoiſell! Sein Sie glücklich! ſo glücklich, als ich einſt zu werden hoffte!"

Dieſe letzte überraſchende Gemüthsbewegung gab ihrem Körper plötzlich überſpannte Kräfte; ſie entfloh als verfolge ſie ein Geiſt, ſie hörte nicht mehr die bittende Stimme hinter ihr, athemlos erreichte ſie die Straße, ergriff haſtig die Hand ihrer harrenden Begleiterin, und rannte ſo ſchnell voraus, daß dieſe, nachgezogen, ihr kaum zu folgen vermochte. Dieſe unnatürliche Spannung dauerte noch lange fort; ſie war unaufhörlich in Bewegung, konnte keinen Augenblick ſitzen, rannte immer auf und nieder, ſeufzte

nicht, weinte nicht, ſprach wenig, ſtieß das Wenige haſtig heraus, und mitten in dieſem Sturm ihrer Seele ſtand nur der einzige Gedanke feſt: ich will fort! — Sie zog einen kleinen Ring von einigem Werth vom Finger, und bat die Frau des Leinewebers, ihn zum nächſten Juwelier zu tragen, und um jeden Preis zu verkaufen. Von der Summe, welche für den Ring gelöſt wurde, zog ſie gewiſſenhaft nicht mehr ab, als eben hinreichte, um eine Reiſe mit der öffentlichen Poſt nach Grafenrode zu beſtreiten; das übrige händigte ſie Minchen ein, mit der Bitte, es ihrem Vater gleich nach ihrer Abreiſe zuzuſtellen. Dann ließ ſie, trotz aller Vorſtellungen, daß ſie Erholung bedürfe, ſich nicht abhalten, noch in derſelben Nacht, eine Stadt zu verlaſſen, wo ſie ſo lange als Schmuck und Krone der weiblichen Jugend beneidet und angebetet worden war. Ihre Haſt vermehrte ſich, als die treuherzige Wirthin, in der Hoffnung, ſie zurückzuhalten, ihr lächelnd vertraute; Theodor ſei ihres Mannes Vetter, und beſuche ihr Haus recht oft, denn er ſei gar nicht ſtolz. »Wäre er nur nicht eben verreiſt,« fügte ſie hinzu — »doch wer weiß, vielleicht kommt er bald, vielleicht noch heute zurück.«

Ottilie erſchrack vor dieſer Möglichkeit, beſchleunigte ihre Anſtalten, und empfand nicht eher eine Art von Ruhe, als bis die wohlbekannten Sterne ihr wieder auf der Landſtraße leuchteten.

Hätte Florio nicht, während die ganze Stadt von dieſer Begebenheit voll war, gerade Tage lang zu Hauſe an ſeinem Flügel geſeſſen, und ſeiner Schwermuth Töne

geliehen, er würde dieſe Flucht nimmermehr zugegeben, oder, hätte er ſie nicht verhindern können, die Fliehende wenigſtens begleitet haben. So aber erfuhr er das erſte Wort von der ganzen Sache, nachdem die Kaffeeſchweſtern ſchon das letzte darüber geſprochen hatten. Er wollte wiſſen, wohin Ottilie entwichen, er rannte auf die Poſt, aber auch da wußte man ihm nur die erſte Station zu nennen. Verdrießlich ſchlug er ſich vor die Stirn: »Ich Dummkopf! was wird Theodor ſagen, wenn er zurückkommt!«

---

11. Rache des Himmels.

Aber Theodor's Abweſenheit verlängerte ſich wider Vermuthen von einer Woche zur andern, von einem Monat zum andern. Die epidemiſche Krankheit hatte einen furchtbaren Charakter angenommen, und drohte ſich immer weiter zu verbreiten. Theodor ſchonte nicht ſeiner Ruhe noch ſeines Lebens, und erſchöpfte ſeine ganze Kunſt, um dem Uebel vorzubeugen. Er ſchilderte ſeinem Freunde in einem langen Briefe die Gefahren, mit welchen er täglich kämpfte, die traurigen Beſchäftigungen, die ſeine Zeit fraßen, und bat, ihn wenigſtens durch Nachrichten von Ottilien zu erquicken. »Das laſſe ich wohl bleiben,« ſagte Florio finſter, »der arme Teufel trägt ſchon ſchwer genug; das Schlimmſte erfährt er immer noch zu früh.« Und ſo gab er in ſeiner Antwort vor: daß Kränklichkeit ihn ſchon ſeit vielen Wochen hindere, auszugehen; er alſo von Ottilien ihm nichts zu melden wiſſe. Nur daß ihren Vater eine mißliche Unterſuchung betroffen, ſchrieb er ihm, und daß es übel

mit dem Alten ablaufen könne, der ſein Vermögen durchgebracht habe. Ottiliens Verarmung mußte für Theodor eine willkommene Nachricht ſein, und alle ſeine Hoffnungen auf's neue beleben, das wußte ſein Freund wohl, und darum eilte er, dieſen Troſt ihm mitzutheilen; nur daß ſie fort über alle Berge ſei, verſchwieg er weislich. »Die Weiber fliehen ja doch nur,« meinte er bei ſich ſelbſt, »um ſich verfolgen zu laſſen, und verſtecken ſich, um gefunden zu werden.«

In den erſten Tagen ſeiner Gefangenſchaft behauptete Klumm ſeine Störrigkeit, die er gern für männlichen Muth ausgegeben hätte. Aber Muth iſt nicht blos Bekanntſchaft mit der Gefahr (wie Leiſewitz einſt ihn definirte) Muth iſt Geſundheit des Leibes und der Seele. Der redlichſte Mann, deſſen Körper kränkelt, hat ſelten Muth, und den ſtärkſten Böſewicht lähmt das Gewiſſen. Bei dem alten Klumm vereinigte ſich beides, den morſchen Grundpfeiler ſeiner Störrigkeit umzuſtürzen. Die magere Koſt, das klare Waſſer, welches an die Stelle nahrhafter Speiſen und feuriger Weine trat, ſchlug die ſtolzen Lebensgeiſter nieder, die ohne künſtliche Hilfe ſich nicht erneuern konnten. Die läſtige Einſamkeit, die furchtbare Langeweile traten hinzu; Alles zuſammen genommen pflegt in Gefängniſſen fromme Bekehrung oder kleinmüthige Verzweiflung zu bewirken. Aber Bekehrung folgt auf Reue, denn die Tugend kann nicht eher wurzeln, bis der Flugſand eines böſen Gemüthes erſt durch den ausgeſtreuten Samen der Reue zur Aufnahme edler Pflanzen beſe-

ſtigt worden. Reue ſetzt hinwiederum Erkenntniß voraus, und wo ließe ſich die bei einem verſtockten Egoiſten hoffen, der jeden Menſchen, mit dem er in Berührung kommt, nur als eine Zahl betrachtet, die vorhanden ſei, um ſeiner eigenen Lebensnull einen Werth zu leihen. Alſo Reue war es nicht, die den Bankdirektor folterte; aber eine Leere, ſchrecklicher als Reue, weil die letztere doch immer eine Art von tröſtendem Gefühl erzeugt: man ſei nicht ganz verworfen, ſo lange man noch bereuen könne. In Klumm's hohler, leerer Bruſt zogen jetzt die Geſpenſter der Vergangenheit hin und her, auf und nieder. Er mochte ſich ſträuben, wie er wollte, bald faßte ihn hier die Jammergeſtalt des biedern Pfarrers am Sarge ſeiner verführten Tochter, bald dort das Bild der ſterbenden betrogenen Gattin, und wenn er die Phantome durch Gotteslästerungen verſcheucht hatte, ſo hob ſich aus der Tiefe der Geiſt der unglücklichen Mutter, die ihre blinde Liebe ſo ſchwer gebüßt hatte; und wenn er dieſem drohenden Geiſte den Rücken kehrte, ſo erblickte er ein Kind in der Irre, vergebens nach einem Vater rufend, eine hilfloſe Waiſe dem Laſter Preis gegeben! — So ſchwebten ſie alle, die grauen Schatten, an den düſtern Wänden ſeines Kerkers hin und her, und in ſchlafloſen Nächten ſtanden ſie alle um ſein Lager. Grinſend ſpottete er des Gewiſſens, und ſpottend zitterte er vor ſeinem Donner.

Nur eine Erſcheinung vermochte dann und wann ihn zu erweichen — Emma's Beſuch — ihre Geſtalt, ihre Züge, die ihm nicht fremd ſchienen, und oft in ſeinem

Innern eine seltsame Regung bewirkten. Ihres Versprechens eingedenk, und von eigenem Mitleid gezogen, kam sie täglich, wenigstens einmal, um den alten Mann durch einen sich selbst abgesparten Bissen zu erquicken, oder, wenn sie nichts zu bringen hatte, ihn wenigstens durch ihren freundlichen Zuspruch zu erheitern.

Einst, an ihres Pflegevaters siebzigsten Geburtstage, hatte sie eine Flasche Wein und einen Teller mit Kuchen für den alten Klumm zurückgesetzt, die sie, während der Inspektor seinen Mittagsschlummer hielt, dem Gefangenen brachte, ihn aber auch sogleich wieder verließ, weil sie Anstalten zu einer kleinen festlichen Mahlzeit machen mußte, durch welche der Geburtstag des Greises mit einigen alten Freunden gefeiert werden sollte. Bei ihm wurde, nach der Sitte unserer Väter, von Zinn gespeist. Vormals war er reichlich mit diesem Geschirr versehen, er hatte aber den größten Theil desselben seiner Tochter zur Ausstattung mitgegeben, und für sich selbst kaum so viel übrig behalten, daß er ein paar Gäste darauf bewirthen konnte. Darum ließ auch Emma gegen Abend den Teller zurückholen, den sie bei dem Gefangenen stehen lassen, und wollte, da nur trockener Kuchen darauf gelegen, blos mit ihrer weißen Schürze darüber hinfahren, und ihn dann zu den übrigen stellen. Bei einem flüchtigen Blicke, den sie, während dieses eiligen Geschäftes auf den Teller warf, wurde sie etwas frisch darauf Gekritzeltes gewahr, betrachtete es näher, und ließ fast vor Schrecken den Teller aus der Hand gleiten —

es war der Name ihrer Mutter, Amalie Thomasius. In Gedanken versunken, hatte Klumm unwillkürlich diese Züge gekritzelt, da Emma's freundliche Erscheinung ihn eben jetzt so lebhaft an seine vormalige Krankenwärterin erinnert hatte.

Schrecken, Erstaunen, Neubegier, Hoffnung wechselten schnell in Emma's bewegtem Gemüthe. »Der Mann hat meine Mutter gekannt, das ist gewiß — auch meinen Vater, das ist wahrscheinlich. Wenigstens wird er mir zu sagen wissen, wo ich den Kaufmann Schneider antreffen werde, den hier Niemand kennen will.«

Sie konnte diesen Abend sich keinen Augenblick abmüssigen, um einen Zufall aufzuklären, der ihre ganze Seele mit Erwartungen erfüllte, sie zerstreut und untheilnehmend bei der fröhlichen Mahlzeit machte, und für die nächste Nacht ihr den Schlaf raubte. Mit dem frühesten Morgen bereitete sie selbst für den Gefangenen das Frühstück, setzte es auf den nämlichen weissagenden Teller, und trug es, wider ihre Gewohnheit, selber ihm hinauf. Er stutzte, als er sie hereintreten sah, noch mehr, da er eine ungewohnte, scheue Aengstlichkeit an ihr gewahr wurde. So wie heute, hatte sie ihn noch nie betrachtet, so forschend, so wohlwollend, und doch so ernst. Mit einem stammelnden Morgengruß setzte sie das Frühstück auf den Tisch. »Sie werden sich wundern,« sagte sie, »daß ich so früh erscheine, und schwerlich errathen, welche Sehnsucht mich herführt. Irre ich nicht, so haben Sie diesen Namen auf den Teller

geschrieben, den ich Ihnen gestern brachte?" — Sie schob ihm den Teller hin und erwartete zitternd seine Antwort.

Er schien verwirrt. »Es ist wohl möglich," sagte er, »in der Zerstreuung —"

»Haben Sie meine Mutter gekannt?" —

»Ihre Mutter? —"

»Ja, sie hieß Amalie Thomasius —"

»Des Pfarrers Tochter zu Seligheim?"

»Dieselbe —"

Das war ein Blitz, der des alten Baums dicke Rinde endlich von einander riß. Todtenblässe überzog Klumm's Gesicht, sein Auge verglaste sich, und gichterische Zuckungen verzerrten seinen Mund. Noch ehe er sich erholen konnte, schmetterte der zweite Schlag ihn vollends zu Boden.

»O gewiß," rief Emma, »gewiß haben Sie meine Mutter gekannt! und von Ihnen werde ich erfahren, wer und wo mein Vater ist."

»Ihr Vater —!" stammelte Klumm mit gelähmter Zunge.

»Wenigstens werden Sie den Mann mir nachweisen können, an den mein Großvater in seiner Todesstunde mir diese Zeilen gab." Sie legte ihm den Brief offen hin. »Lesen Sie, er ist an einen Kaufmann Schneider gerichtet, den Niemand kennen will. Ach! wenn auch Sie nichts von ihm wüßten, das würde mich sehr traurig, sehr unglücklich machen!"

Mit gebrochener Stimme sagte Klumm: »ich weiß nichts von ihm —" Er hatte die zitternde Hand des Greises erkannt; auch die Worte: Die Ueberbringerin

ist das einzige Kind meiner einzigen Tochter, waren ihm gleichsam mit feurigen Buchstaben erschienen — Erinnerung und Reue kochten in seiner Brust — er wagte es nicht, die starren Augen auf das Kind zu richten, das er verstoßen, dessen Mutter er gemordet, und das jetzt im Gefängniß sein Wohlthäter war. Emma, zu beschäftigt mit ihren Hoffnungen und Gefühlen, hatte noch immer nicht wahrgenommen, welche blutige Wunden jedes ihrer Worte dem Gefangenen schlug. »Ach!« seufzte sie, »finde ich auch bei Ihnen keine Aufklärung über das Räthsel meiner Geburt, so erzählen Sie mir wenigstens von meiner Mutter! Sie haben sie gekannt — es soll eine so gute Frau gewesen sein — und nicht glücklich! warum nicht glücklich? — welch ein trauriges Geheimniß! — nie hat mein Großvater mir es entdecken wollen — ach! ich fürchte, mein Vater hat sie unglücklich gemacht!« —

Emma schluchzte, und endlich ergossen sich der Wehmuth bittere Tropfen in die Gewissenswunden des Verbrechers. Ihn ergriff ein Schauder — vergebens zuckte er unter der gewaltigen Hand des furchtbaren Rächers — sie brach ihm den krampfhaft verschlossenen Mund auf, und wie aus einem alten aufgebrochenen Geschwür die verpestende Jauche quillt, so stürzten die Worte aus seinem Munde: »Ich habe sie verführt! ich bin dein Vater!«

Geknickt fiel die Blume zu seinen Füßen. »O ich Elender!« heulte Klumm, »es ist doch ein Gott!« und zum Ersten Male seit seiner Kindheit weinte er bitterlich. Emma wimmerte und legte wimmernd ihren Kopf

auf ſeine Knie. Glühende Thränen fielen auf ihr Haupt herab, und brannten durch die Locken auf ihre Stirn.

Der Tochter weiches Herz konnte des Vaters Jammer nicht ertragen; ſie umſchlang ſeine Füße, und ſah bittend und ſchluchzend zu ihm hinauf. Die Scham verdrehte ſein Auge von dem Kinde weg. »Deine Mutter iſt gerochen!" heulte er, »du biſt Gottes Werkzeug! — O ich leide tauſendfachen Tod! ich kann deinen Anblick nicht ertragen! — Erbarme dich meiner! rächender Engel! laß ab von mir!" — Er verhüllte ſein Geſicht mit beiden Händen.

»Ich will Sie tröſten," ſtammelte Emma kaum vernehmlich, denn die Thränen erſtickten ihre Worte.

»Jetzt nicht! jetzt nicht!" rief der Zerknirſchte, »um Gotteswillen, laß mich allein!"

Emma wankte hinaus, doch nur bis vor die Thür, da fiel ſie auf ihre Knie und betete mit kindlicher Inbrunſt um Ruhe für den Unglücklichen! dann ging ſie träumend an ihre Geſchäfte, aber ſchon nach einer Stunde zog ihr Herz ſie wieder zu dem Vater. In ſtummer, ſtarrer Verzweiflung fand ſie ihn — heftig fuhr er zuſammen, als ſie herein trat. Aber ſie hatte ihre Thränen mühſam getrocknet, und erkünſtelte mit frommer Verſtellung die gewohnte holde Freundlichkeit. Ihre Engelsmilde, ihre kindliche Angſt, die ſchmerzende Wunde ja nicht zu berühren, ihre zarte Sorge, ihr liebevoller Troſt, beſänftigten nach und nach den Sturm in ſeinem Gemüthe, und nur die Regenſpuren des furchtbaren Ungewitters blieben zurück. Die Eisdecke des Egoismus war geſprengt, in die kalte, finſtere Tiefe drang ein

heller warmer Strahl, und entlockte ihm die Worte: Ach! daß ich beten könnte!"

Alsobald fiel Emma nieder und betete laut! und rief den Geist ihrer Mutter um Versöhnung an. Unwillkürlich faltete Klumm die zitternden Hände — mitbeten konnte er nicht, aber seine Lippen bewegten sich, und schwere Tropfen fielen von der grauen Wimper herab. — Es währte lange, ehe sein schüchternes Auge wagte, dem der Tochter zu begegnen, als ob er die Vorwürfe darin zu lesen fürchtete, die nur in seinem Gewissen standen. Allmälig aber gelang es ihr durch schonende Liebe an ihren Blick ihn zu gewöhnen, daß er zu ihr hinauf sah, wie eine Seele im Fegfeuer nach dem Engel, der die rettenden Arme nach ihr ausstreckt. So gern sie auch von der Geschichte ihrer Mutter noch mehr erfahren hätte, so nahm sie sich doch sehr in Acht, diese Seite nur leise wieder zu berühren. Daß sie in ihres Vaters Gewissen tief und schmerzlich anklinge, wußte sie nun, und das war ihr genug, um jeden Ausdruck ängstlich zu vermeiden, der als Beziehung auf jenes unglückliche Geheimniß hätte können gedeutet werden.

Lange kämpfte sie mit sich, ob sie ihrem guten alten Pflegevater vertrauen sollte, was vorgegangen; sie fühlte wohl, sie sei ihm unbedingtes Vertrauen schuldig, und hätte gern, wie sie gewohnt war, die süße Pflicht in ihrem ganzen Umfang erfüllt, wäre Nachtheil nur für sie allein daraus entsprungen. Aber sie kannte den alten Robert, seine strengen Grundsätze und strengere Tugend. Sie wußte gewiß, daß eine solche Entdeckung ihn gegen seinen Gefangenen

erbittern, und Einfluß auf dessen Behandlung haben würde. So gern er Unglückliche, wenn auch strafbarer Leichtsinn sie in's Verderben stürzte, durch Nachsicht und Güte aufrichtete, so unerbittlich hart war er bisweilen gegen solche, deren Verbrechen aus dem Giftquell eines bösen Herzens geflossen waren. Je mehr er Emma liebte, je weniger würde er bei dem alten Klumm eine Ausnahme gemacht, sondern sich unabweichlich an die ihm ertheilte Vorschrift gebunden haben, deren Inhalt die strengste Gerechtigkeit diktirt hatte. Wie hätte sie, bei solchen ihr bekannten Gesinnungen, hoffen dürfen, für den schuldigen Vater bessere Pflege zu erbitten? — Darum sprach sie nur von dem Gefangenen, als von einem unglücklichen Greise, dessen Schicksal sie tief rühre, und so gelang es ihr nach und nach, dem Pflegevater die Erlaubniß abzubetteln, von seinem eigenen Tische Jenen zu speisen, ihn mit bequemeren Möbeln zu versehen, ja sie durfte ihn sogar nicht selten hinunter in den Garten führen, um durch Luft und Sonnenschein ihn zu erquicken. Mit erfinderischer Genauigkeit theilte sie Sorge, Zeit und Liebe zwischen den beiden Alten, so daß dennoch Jeder sie ganz besaß. Körper und Seele wurden dadurch so ununterbrochen in Thätigkeit gesetzt, daß ihr Herz nur selten an die erste Liebe sie erinnerte, ja, daß sie sogar bisweilen glaubte, der in der Asche glimmende Funke sei ganz verloschen.

Wohlthätig war ihre Pflege für Klumm's Körper, denn seit vielen Jahren hatte er sich keiner so festen Gesundheit erfreut; aber der Aufruhr, den sie in seiner Seele erregt hatte; die verlorne Einigkeit mit sich selbst, die leider

auch dem Laster nicht fremd ist und oft der Tugend ihre Ruhe nachlügt; die tägliche Qual und Beschämung, gerade von diesem Kinde, der Tochter jener verführten und ermordeten Mutter, Wohlthaten zu empfangen — alle diese widrigen Gefühle zu ertragen, dazu fehlte seiner Seele Kraft. Mit Schrecken wurde Emma gewahr, daß eine Geistesverwirrung täglich mehr und mehr überhand nahm; daß er sie zuweilen nicht erkannte, oder für ihre Mutter sie hielt, und daß bald ein düsterer Wahnsinn ihn mit einem schrecklichen Ende bedrohen würde.

»Ach!« rief sie jammernd, »Gottes Hand liegt schwer auf ihm! um so heiliger wird mir die Pflicht, ihm seine schwere Bürde tragen zu helfen!«

---

12. Körbe.

So seltsam verwandelt hatte sich die Bühne, als Theodor zurückkehrte. Was er Gutes gewirkt hatte (und es war viel) belohnte der Fürst huldreichst durch den Titel eines Hofraths.

Theodor nahm seinen Hofrath gelassen hin, und, des gestifteten Guten sich bewußt, machte er auf keine andere Belohnung Anspruch. Auch ließ sein Herz ihm keine Zeit, jetzt daran zu denken. Wo ist Ottilie? war seine erste Frage; wird sie nun die Meinige werden? seine zweite. Ihres Vaters Unglück betrübte ihn, denn er fühlte, was die gute Tochter dabei gelitten hatte; aber die Armuth, in welche sie versunken war, machte ihm heimlich Vergnügen, denn jetzt konnte er ihr beweisen, daß nur sie selbst, nicht der verlorne

Glanz, der ſie einſt umgab, ihn gefeſſelt hatte. Kaum gedachte er noch des Mißtrauens, durch welches ſie ihn gequält, der Vertheidigung, zu welcher ſie ihn aufgefordert hatte. Er hielt es für eine bloße Neckerei der Liebe, von der in der jetzigen Lage keine Rede mehr ſein werde; und ſollte wider Vermuthen wirklich noch ein Verdacht in dem Herzen der Geliebten wurzeln, ſo mußte ja, was er zu thun entſchloſſen war, Jenen ſchnell vernichten.

Daß er weder auf der Poſt, noch bei ſeinem ehrlichen Vetter erfahren konnte, wohin Ottilie geflohen, beunruhigte ihn wenig, denn der Vater mußte es doch wiſſen, und an den Vater wollte er ſich wenden, hoffend, daß der arme Gefangene ihn günſtiger aufnehmen werde, als der ſtolze Bankdirektor einſt gethan hatte. Sein Stand und Amt öffneten ihm ohne Hinderniſſe Klumm's Kerker, und Emma führte den Freund, den Bruder, ſo gern zum Vater. Doch leider hatten die Geiſtes-Abweſenheiten des alten Mannes ſich ſo ſchnell vermehrt, daß Theodor erſt nach mehreren Tagen einen hellen Augenblick fand, in welchem Klumm ſeinen vormaligen Arzt erkannte, und des Vergangenen ſich bewußt war. Natürlich verurſachte dies Bewußtſein ihm abermals widerliche Empfindungen; er ſchämte ſich, vor dem Gemißhandelten in dieſer demüthigenden Lage zu erſcheinen, verhehlte nicht, daß deſſen Beſuch ihm unwillkommen ſei, und gab ihm zu verſtehen, daß er für edler würde gehalten haben, wenn Theodor ſich dieſen Triumph verſagt hätte.

O wie wenig kannte er den edlen Jüngling! und wie

ſehr wurde er überraſcht, als dieſer ſeine Anwerbung um Ottilien erneuerte. Stammelnd nannte er ihm Grafenrode, als den Ort ihres jetzigen Aufenthalts; ſtammelnd fügte er hinzu, daß er keine Gewalt mehr über ſeine Tochter ſich anmaße, und daß ihre Hand jetzt blos ein Geſchenk ihres Herzens ſein müſſe. — Kaum hatte er dieſe Erklärung von ſich gegeben, als er den ſeltſamen Gefühlen unterlag, mit welchen dieſe neue, unerwartete Begebenheit ihn beſtürmte. Scheue Blicke, irre Reden, krampfhaftes Lächeln, verriethen dem kundigen Arzte die Zerrüttung ſeines Geiſtes. Theodor verſprach Emma ſeine ganze Kunſt aufzubieten, um den Wahnſinnigen zu heilen, und entfernte ſich für diesmal befriedigt, denn er wußte doch nun, wo Ottilie zu finden, und hing doch nun ſein Glück allein von der ab, an deren Liebe er nicht zweifelte.

Haſtig eilte er in ſeine Wohnung, ſchrieb einen rührenden Brief an Ottilien, meldete ihr, daß ihr Vater der Wahl ihres eigenen Herzens ihr Schickſal anvertraue, und bat liebevoll um baldige Entſcheidung des ſeinigen. Als er vollendet hatte, las er das Geſchriebene Florio vor, der ihn wider ſeine Gewohnheit ſchweigend anhörte, und mit großen Schritten auf und nieder ging. »Du haſt mir nichts zu ſagen? mir keinen Rath zu ertheilen? —«

Keinen, verſetzte Jener mürriſch.

Theodor ſiegelte und ſandte den Brief auf die Poſt. Als das geſchehen war, wollte er den wortkargen Freund verlaſſen, und an ſeine Geſchäfte gehen, aber plötzlich hielt Florio ihn auf.

»Höre,« ſagte er, »du willſt heirathen, du machſt einen dummen Streich; aber hol' mich der Teufel! du ſollſt ihn nicht allein machen, denn kurz und gut, ich will auch heirathen.«

Theodor ſah ihn befremdet an und wußte nicht, ob er lachen oder ernſthaft bleiben ſollte.

»Unter uns, mein Freund,« fuhr jener fort, »aber ſage es Niemanden wieder, denn ich ſchäme mich — während deiner Abweſenheit habe ich ein Hundeleben geführt. Gott weiß, ich habe gegen die verdammte Liebe gekämpft wie St. Georg gegen den Lindwurm, aber es iſt Alles vergebens. Setze ich mich an meinen Flügel, ſo ſitzt ſie neben mir; ſchlage ich einen weichen Accord an, ſo höre ich ihre Stimme; male ich einen Notenkopf, ſo ſehe ich ihren Augapfel. Der Wein ſchmeckt mir nicht, der Scherz iſt von mir gewichen, wenn es noch länger ſo dauert, ſo werde ich ein verrückter Muſikant, ziehe auf den Dörfern mit der Geige umher, und laſſe mich von den Bauern verſpotten. Das muß anders werden, wenn auch ſchlimmer, und darum habe ich beſchloſſen, das Mädchen zu heirathen, es gehe wie Gott wolle.«

»Es wird gut gehen,« ſagte Theodor lächelnd, »du meinſt doch Emma?«

»Dumme Frage!« erwiederte Florio. —

»Nun ſo geh' auf der Stelle zu ihr.«

»Narr! wenn ich das könnte? ich bin ja ſchon dreimal bis an die Pforte geweſen, und jedesmal habe ich davor geſtanden wie ein Schulknabe, der ſeiner ſchlecht gelernten

Lection sich bewußt, vor dem Präceptor erscheinen soll. Wenn ich vollends die Klingel fassen wollte, so war mir's, als hätte ich den Kopf eines Zitter-Rochen berührt. Nein, mit ihr sprechen kann ich nicht."

»Ei so nimm flugs die Feder und schreib. —"

»Meinst du? —"

»Je eher, je lieber. Was fürchtest du? Emma liebt dich."

»Ach! was weißt du kalter Mensch von der Liebe? du gehst an deine Geschäfte, du kurirst Kranke, du schlägst dich mit der Pest herum, und bist immer dabei verliebt; aber ich armer Teufel! nicht eine Polonaise kann ich komponiren, und neulich bin ich im Konzert einmal aus dem Takt gekommen; siehst du, das ist Liebe. —"

»Jeder hat seine Weise," sagte Theodor, und Florio schrieb.

Als er fertig war, konnte sein Freund sich kaum des Lachens enthalten, denn der Brief war das vollständigste Gemälde von dem Wirrwarr seines Herzens. Daß er Emma unaussprechlich liebe, und sie ehrlich bitte, ihm ihre Hand zu reichen, konnte man allerdings daraus zusammen lesen; übrigens aber war die Feuersbrunst beim Nachbar, und Madame Saalfeld, und das Dachstübchen, und die Arie: »ach was ist die Liebe für ein süßes Ding," und Gott weiß, was sonst noch Alles, so komisch durch einander geworfen, daß man den Schreiber leicht für verrückt halten konnte.

»Es hat nichts zu bedeuten," sagte Theodor, »das liebende Herz wird dich schon verstehen. Nur frisch gesiegelt und abgesendet. Ich wünsche dir Glück, jetzt erst wirst du wahren Lebensgenuß kennen lernen. —"

»Das gebe Gott!« ſchrie Florio, denn er verbrannte ſich eben die Finger am Siegellack.

In großer Angſt erwartete er die Zurückkunft des Bedienten; Theodor durfte ihn nicht verlaſſen. Bald an der Thurmuhr, bald an der Taſchenuhr zählte er die Minuten, fluchte auf die ſchleichende Zeit, auf den ſchleichenden Boten, und als endlich der Menſch ganz vernünftig mit einem gemäßigten Schritt die Straße herabwanderte, ſtürzte Florio die Treppe hinunter, und rannte ihm entgegen. Aber langſam, verdrießlich, und mit leeren Händen kam er zurück, denn Emma hatte blos mündlich ſagen laſſen, ſie werde Morgen die Antwort ſchicken. — »Sie liebt mich nicht!« rief er in Verzweiflung, »wenn ſie mich liebte, ſie hätte auf der Stelle geantwortet.«

»Wie ungerecht!« erinnerte Theodor, »du haſt dich Monden lang bedacht, ehe es dir beliebt hat, deine Hand ihr anzutragen, ſie aber ſoll ohne Bedenken haſtig zugreifen, und der jungfräulichen Sittſamkeit nicht einmal das Opfer von einigen Stunden bringen. Sei ruhig, Morgen iſt ſie dein.

»Aber leb' ich denn bis morgen?« ſchrie Florio faſt weinend wie ein verzogenes Kind. Theodor ſchlug ihm vor, noch einige Stunden der Nacht bei einer Flaſche Wein ſich mit der künftigen Einrichtung ihrer beiderſeitigen Wirthſchaft zu beſchäftigen, da er vorausſetze, daß ſie ein Haus zuſammen miethen, wie bisher verbunden bleiben, und ihre Frauen ſich als Schweſtern lieben würden.

Er hatte das Mittel getroffen, den ungeduldigen Liebhaber zu zerſtreuen. Florio's Einbildungskraft fing augen-

blicklich Feuer, des Weines bedurfte sie nicht; er setzte sich mit funkelnden Augen dem schwärmenden Freunde gegenüber, und sah ihm andächtig zu, wie er das liebliche Bild der Zukunft malte; wie er Emma und Florio auf der rechten Seite des Hauses, Ottilien und sich selbst auf der linken einquartirte, und in der Mitte einen gemeinschaftlichen Speisesaal setzte, wie er die Sorge für die Wirthschaft den jungen Frauen, in jeder Woche abwechselnd, übertrug, die Kinderstuben einrichtete u. s. w. »Siehst du," sagte er, »so kommen wir wenigstens täglich bei der Tafel zusammen, und nach dem Abendessen wird geplaudert (die Kinder schicken wir zu Bette), da theilen wir uns unter acht Augen alles mit, was bisher unter vier Augen blieb; da tragen uns die Frauen ihre höheren Wirthschaftsangelegenheiten zur Entscheidung vor; da entwerfen wir Pläne für glückliche Jahre oder einzelne fröhliche Tage; und vor dem Schlafengehen setzest du dich an den Flügel, wir Arm in Arm dir gegenüber, horchen deinen Fantasien —"

Länger konnte es Florio nicht aushalten, er sprang auf, nahm den Freund beim Kopfe, drückte ihn ungestüm an die Brust, und rief: du bist ein prächtiger Mensch!

Nach einer schlaflosen Nacht und einem von stürmischer Ungeduld zu Jahren ausgedehnten Morgen, erschien endlich ein Knabe, der ein Briefchen von Mamsell Thomasius brachte. Florio ließ es ihm zitternd aus der Hand, das Couvert flog in Stücken auf den Boden, mit einem

einzigen Blicke verſchlang er den Inhalt, taumelte hinter ſich auf dem Sofa, ſtieß aus hohler Bruſt ein bitteres ha! hervor, und ließ den Zettel fallen. Theodor hob ihn auf und las:

»Ihre Liebe hat mich tief bewegt, und ich glaube Ihnen das Bekenntniß ſchuldig zu ſein, daß ich Sie herzlich wieder liebe. Doch eine heilige Pflicht gebietet mir, Ihnen zu entſagen. Forſchen Sie nicht weiter. Ich habe dieſen Entſchluß unter tauſend Thränen gefaßt, aber ich kann und darf ihn nicht ändern. Vergeſſen und bedauern Sie

die arme Emma.«

»Unbegreiflich!« murmelte Theodor. »Nichts weniger,« knirſchte Florio, »ſie iſt ein Weib! dies einzige Wort löſt alle Räthſel.« — In ſtummer Wuth ſaß er da, und rief vergebens die ganze Hölle zu Hilfe, um ſeine Liebe in Haß zu verwandeln.

»Verdamme ſie nicht zu vorſchnell,« ſagte Theodor. »Bekennt ſie nicht ſelbſt, daß ſie dich liebt? Daß es ihr ſchmerzliche Ueberwindung koſtet, deine Hand auszuſchlagen? — Wer weiß, welche grillenhafte Bedenklichkeit — ich gehe zu ihr, ich werde mit ihr ſprechen.« — Das verbat ſich Florio ſehr ernſtlich. Seine Frau den Ueberredungen eines Freundes zu verdanken, die Idee war ihm allzu demüthigend. »Es iſt genug,« ſagte er, »ich bin ein Thor geweſen, ich büße für meine Thorheit! aber zum bettelnden, girrenden Korydon ſoll das

Mädchen mich nicht erniedrigen.“ — „Es ist recht gut so,“ rief er nach einer Pause, mit einem lauten erzwungenen Lachen, „es ist vorbei! ha! ha! ha! — ich schwöre dir, Bruder, ich liebe sie nicht mehr, ich schäme mich nur noch.“

Er glaubte wahr zu reden, aber Theodor sah, was er litt, denn während dem Lachen traten ihm die Thränen in die Augen. Darum ging er, ohne das Verbot zu achten, noch am selben Morgen zu Emma, um zu erforschen, aus welcher Quelle ihr seltsamer Beschluß entsprungen, und ob er in der That unabänderlich sei? — Das erste erfuhr er nicht, trotz seiner brüderlichen Bitten um Vertrauen; vom zweiten überzeugte er sich nur allzubald. Aus Emma's schon verweinten Augen brachen neue Thränen hervor.

„O!“ rief sie, „wenn mein großmüthiger Wohlthäter mich darum verachten könnte, dann wär' ich doppelt unglücklich! Nur dies einzige Geheimniß habe ich vor Ihnen, es gehört nicht mir zu. Betheuern Sie Florio, daß ich ihn liebe! daß ich nie einen andern lieben werde! aber kann ich — darf ich —“

Hier stockte sie. Die Worte: darf ich meinen wahnsinnigen Vater verlassen? schwebten schon auf ihrer Lippe — gewaltsam wurden sie zurückgedrängt. Emma schwieg, weinte still; Theodor gab die Hoffnung auf, ihr unbegreifliches Geheimniß ihr zu entreißen, und entfernte sich betrübt, des unglücklichen Freundes An-

blick ſcheuend. Er, der Glückliche, der täglich von Ottilien ein freundliches Ja erwartete, mußte er nicht das Schauſpiel ſeines Glückes den Augen des Leidenden entziehen? Ihm bangte, Florio's wegen, vor des Briefes Ankunft, denn ihm den Inhalt zu verheimlichen, das hätte dem ohnehin Gereizten Verrath an der Freundſchaft ſcheinen mögen; und ihm die nahe Erfüllung der ſchönſten Hoffnungen mitzutheilen, das hieße doch wohl Feuer in ſeine Wunden gießen. Uebrigens ſprach Florio kein Wort mehr, weder von ſeiner getäuſchten, noch von des Freundes hoffnungsvollen Liebe, er kletterte den ganzen Tag auf den nahen Bergen herum, und wenn er Abends nach Hauſe kam, ſo ſchlug er den Flügel mit ſolcher Gewalt, daß jedesmal einige Saiten ſprangen.

Ottiliens Antwort erſchien endlich, und erſparte Theodor'n die Sorge, daß er ſein Entzücken in des Freundes Gegenwart nicht werde mäßigen können. Sie ſchrieb:

»Ich habe Sie ſehr geliebt — vielleicht liebe ich Sie noch zu meinem Unglücke! — Ich bin eine Bettlerin — mein Vater iſt ein Verbrecher — mit blutendem Herzen ſchreibe ich dieſes Wort. Eine Verbindung mit mir würde Ihre Laufbahn unterbrechen, über kurz oder lang Ihnen Reue gebähren. Selbſt unter günſtigern Umſtänden müßte ich Ihnen entſagen, denn mein verwöhntes Herz fordert ungetheilte Liebe. Wäre aber auch alles anders, und könnten Sie mich überzeugen, daß Robert's Pflegetochter Sie minder intereſ-

ſirt, als die Welt behauptet, und des Mädchens eigenes Geſtändniß mir beſtätiget hat; ſo bliebe dennoch eine ewige Kluft zwiſchen uns, denn in der Abſchiedsſtunde hat mein Vater ſeinen Fluch auf dieſe Verbindung gelegt, und ſo auf immer uns getrennt! — Leben Sie wohl! Leben Sie glücklicher als

Ihre Freundin Ottilie."

Vom kaltem Schauer ergriffen, hielt Theodor das Blatt in der bebenden Hand! und reichte es abgewendet mit ſtummen blaſſen Lippen ſeinem Freunde hin.

Florio las und lächelte bitter. „Unglücksgefährte!" rief er aus, den Arm um des Freundes gebeugten Nacken ſchlingend, »laß uns bekennen, wir waren beide Thoren, und ich der Größere, denn du kannteſt ja die Weiber nicht, aber ich! Doch, wenn ich dieſer heuchleriſchen Brut je wieder traue, ſo will ich verdammt ſein, deine Recepte zu componiren. Gedenke des Sprichworts: Kurze Narrheiten ſind die beſten; laß fahren die eitlen Hoffnungen, auf eitle Mädchen-Herzen gebaut. Ermanne dich und höre meinen Vorſchlag."

Die
Frucht fällt weit vom Stamme.

Drittes Buch.

„Jedes Thier," hub Florio an, »kann seine Stelle verändern, etwa den Armpolypen ausgenommen; selbst die Auster, wäre sie auch noch so fest an die Klippe gewachsen, kann sich los machen, aus der Schale strecken, und auf eine erbärmliche Weise vorwärts schieben. Vollends der Mensch, der hat nicht blos eigene Füße, sondern ihm gehören auch die Beine aller Postpferde, Postkameele und Posthunde in Europa, Asia und Kamtschatka. Und wozu traf die Natur diese weise Veranstaltung? damit er der verdammten Liebe entrinnen möge; weil nun einmal kein Fürst einen Kordon gegen diese heillose Landplage zieht, wie gegen das gelbe Fieber. — Es gibt Menschen, die gleich ganz aus der Welt hinauslaufen, wenn es ihnen auf dem Plätzchen nicht mehr behagt, auf welchem der Zufall sie anklebte; aber solche Leute haben vergessen, daß die Welt hübsch groß ist, und daß, wenn man auf der einen Stelle mit Sorge und Mühe nur Dornen erzieht, auf einer andern Stelle die Rosen wild wachsen."

»Wer mit der Liebe Aug' im Auge kämpfen will, der ist ein Thor; nur fliehend, wie die Parther, muß man gegen sie fechten; denn so gewaltig sie auch sein mag, so hat sie doch nur schwache Füße, ermüdet leicht im Verfolgen. Darum, Herr Doktor, wenn du nicht eben Schutzpocken gegen die Liebe erfunden hast (welches allerdings eine Wohlthat für die Menschheit wäre), so laß uns fliehen über Hals und Kopf! — Du hast dir einen Nothpfennig

erſpart, ich auch; wie können wir den beſſer anlegen, als wenn wir die verlorne Ruhe damit zurück erkaufen?"

Theodor, auf den in dieſem Augenblicke die Wände ſeines Zimmers, die Stadtmauern und das Himmelsgewölbe drückten, fand ſeines Freundes Vorſchlag ſehr vernünftig. Ja, wir wollen fort, ſagte er, wir wollen nach Frankreich reiſen, und die neuen Wunder dort anſchauen, das wird uns heilſam zerſtreuen.

»Bewahre der Himmel!" antwortete Florio, »Wunder muß man nur von ferne ſehen, in der Nähe wird man ungläubig. Was ſollen wir überhaupt in einem Lande, wo es Weiber gibt? — Fort aus Europa! fort in die Morgenländer, dort iſt man noch ſo vernünftig, ſie zwiſchen vier Mauern zu ſperren, dort kann ein ehrlicher Mann noch ſicher ſeine Straße wandern. D'rum iſt mein Rath, wir ziehen in die Türkei."

»Mir Alles gleich," erwiederte Theodor, »nur bald, bald!" — Florio ſchlug den Kalender auf, fand, daß noch dieſen Abend ein Poſtwagen nach Wien abgehe, und wollte ſogleich auf das Poſthaus eilen, um Plätze zu beſtellen. Aber ſo bald war ſeinem Freunde doch zu ſchnell. Ottilie hatte ja geſtanden, ſie liebe ihn noch. Zwar hatte ſie ein Vielleicht hinzu gefügt; doch das Wort gehörte hier offenbar zu den unnützen, von welchen die Menſchen einſt Rechenſchaft geben ſollen. Ihre zarten Bedenklichkeiten mußten ſeiner Liebe weichen, und ihre Eiferſucht von ſelbſt verſchwinden, ſobald ſie ſein wahres Verhältniß zu Emma erfuhr. Die ewige Kluft zwiſchen Beiden hatte alſo

nur des Vaters Fluch gegraben, und sein Segen konnte sie wieder ausfüllen. Alle diese Betrachtungen reihten sich natürlich an einander, nachdem Theodor den Brief zum zweiten, und zum zwanzigsten Male gelesen hatte.

»Ich muß doch erst mit dem Vater sprechen,« sagte er zu seinem Freunde. Unwillig rief dieser: »Du bist unheilbar! willst du nicht mit, so reise ich allein.«

Mit vieler Mühe brachte es Theodor dahin, daß er ihm versprach, noch einige Tage zu warten, und aus den Tagen wurden Wochen, denn immer hoffte der aufmerksame Arzt, einen hellen Augenblick zu finden, in welchem der seelenkranke Gefangene seiner Besinnung mächtig sein, und durch einige Zeilen von seiner Hand der Tochter kindliches Herz beruhigen werde. Er nahm sich vor, den alten Klumm so selten als möglich zu verlassen, und jedesmal, wenn seine Berufsgeschäfte ihn dazu zwingen würden, Emma auf die Lauer zu stellen, um keine günstige Minute entschlüpfen zu lassen. Ach! er wußte nicht, daß in den wenigen Tagen, seit er das Gefängniß nicht besucht, ein neuer Zufall des Mannes schwachen Geist vollends zerrüttet hatte.

Als er nämlich an einem schwülen Abend, von Emma geführt, mit freierem Geiste als gewöhnlich, auf einem Grasplatz wandelte, auf dem auch andere Gefangene bisweilen Luft schöpfen durften, da begegnete ihnen ein Mensch in Ketten, mit einem langen verwilderten Bart, bleichen Wangen und brennenden Augen. »Das ist der Schlimmste unter allen Bewohnern dieses Hauses,« sagte Emma zu

ihrem Vater, und wollte ihn ſchnell vorüber führen. Aber plötzlich vertrat der Kerl ihnen den Weg:

»Sieh da, Herr Bankdirekter,« ſagte er hämiſch lächelnd, »willkommen, Herr Kamerad! Sie kennen mich wohl nicht mehr? — Wir haben uns freilich Beide ſehr verändert, ſind nicht mehr die rüſtigen Geſellen, die wir waren, da Sie noch als Baron Sonnenſtern den Leuten die Beutel ſegten, und als Kaufmann Schneider unſchuldige Mädchen verführten. — Nun, Sie wollten mich ja todt ſchlagen, wenn ich Ihnen wieder vor die Augen käme. Ha! ha! ha! jetzt ſind wir Beide Galgenkandidaten. Aber die Luſt an hübſchen Mädchen hat, wie ich ſehe, den alten Sünder noch immer nicht verlaſſen.«

Kaum hatte der Böſewicht zu reden angefangen, als Klumm ſchnell ſeinen ehemaligen Bedienten erkannte, den treuen Helfershelfer bei jedem Bubenſtück. Das gräßliche Gemälde ſeines Lebens, welches der Kerl mit wenigen kräftigen Pinſelſtrichen ihm ſo plötzlich vor die Augen ſtellte, der empörte Stolz, die zermalmende Scham, und vielleicht mehr als alles, der Umſtand, daß es gerade in der Gegenwart des unglücklichen Kindes geſchah, welches die Frucht jener Verbrechen war, wirkten ſo heftig auf ihn, daß er taumelnd in's Gras ſank, und Emma's Arm zu ſchwach war, ſeinen Fall zu verhüten. Sie gab der Wache einen Wink, den Böſewicht fortzuführen, und rief den nahen Gefangenwärter zu Hilfe, um ihren bewußtloſen Vater auf ſein Zimmer zu bringen.

In der folgenden Nacht ging ſein Wahnſinn zum erſten Male in Raſerei über, und obgleich die Anfälle der Wuth nach und nach wieder ſeltener wurden, ſo ſchien doch ſeit jenem Augenblicke jede Hoffnung zu gänzlicher Wiederherſtellung ſeiner Vernunft verſchwunden, und die jammernde Tochter mußte froh ſein, wenn er nur wahnſinnig war.

Theodor meldete Ottilien den traurigen Zuſtand ihres Vaters, und bot Alles auf, ſie zu überreden, daß er ſeinen Fluch gewiß zurücknehmen würde, wenn er ſeiner Vernunft Meiſter wäre. Aber er erhielt keine Antwort. Was blieb ihm jetzt übrig, als den ſtürmiſchen Wünſchen ſeines ungeduldigen Freundes nachzugeben.

»Das Schickſal trennt mich von Ihnen,« ſagte er zu Emma, »wir werden uns lange nicht wiederſehen, vielleicht nie! — In Ihrer Macht hätte es geſtanden, durch Beglückung meines Freundes auch mir das Leben in meiner Vaterſtadt wenigſtens erträglich zu machen. Sie, die Sie ſo viel kindliches Wohlwollen gegen einen fremden alten Mann äußern, der ſein Schickſal nur zu ſehr verſchuldet hat, Sie konnten einen Jüngling verſchmähen, der Ihre Liebe verdiente! Doch es ſei ferne von mir, Ihnen Vorwürfe zu machen. So unbegreiflich Ihr Betragen mir bleibt, ſo iſt doch Eigenſinn der letzte Grund, den ich vermuthen möchte. Meine Achtung für Sie iſt unerſchütterlich, wie meine Bruderliebe. Ich bin beſorgt um Ihre Zukunft. Der gute Inſpektor iſt alt, Sie könnten in Kurzem Ihren Pflegevater, und, wenn ich abweſend bin, mit ihm

Ihre einzige Stütze verlieren. Darum erlauben Sie mir wenigstens in dieser Abschiedsstunde, daß ich mit Ihnen theile, was ich habe."

Mit niedergeschlagenen Blicken ergriff er ihre Hand, und wollte ihr einen Beutel mit Gold hinein drücken. Tief bewegt schob sie ihn hastig zurück. »Um Gotteswillen!" rief sie, »nicht diese Beschämung! Ach! es drückt mich ohnehin so schwer, durch meine Verschlossenheit in Ihren Augen undankbar scheinen zu müssen, und nicht einmal Rechtfertigung nach meinem Tode hoffen zu dürfen, denn mein Geheimniß geht mit mir zu Grabe. Doch wie könnte ich in dieser Lage noch Geschenke von meinem Wohlthäter empfangen? — Nein, Gott wird für mich sorgen, denn ich werde meinen harten Pflichten treu bleiben, so lange ich athme, und darum traue ich auf die Verheißung meines sterbenden Großvaters. Reisen Sie glücklich, edler Mann, und gedenken Sie meiner nicht mit Unwillen. Bitten Sie auch Florio, daß er es nicht thue — ach! ich liebe ihn ja so herzlich! — Leben Sie wohl!" — Mit Thränen entwich sie aus dem Gemach, und es blieb Theodor'n nichts anders übrig, als sein Geschenk zu Robert zu tragen, und ihn zu bitten, es für Emma zu verwahren. Aber auch der biedere Greis nahm es nicht an.

»Was denken Sie von mir?" sagte er mit edlem Unwillen, »das Mädchen ist meine zweite Tochter, ich liebe sie, wie mein eig'nes Kind. Reich bin ich zwar nicht, aber so viel kann ich ihr doch hinterlassen, daß sie, wenn auch nicht ohne fremde Hilfe, doch ohne fremde Gnade leben

kann. So bald der Tod noch einmal leise bei mir anklopft, werde ich ein Testament machen, das meine gute Emma vor Mangel sichern soll." — Wider Willen mußte Theodor seine brüderliche Gabe wieder zu sich stecken; der alte Robert segnete ihn gerührt, und mit schwerem Herzen kam er nach Hause, um seinem Freunde anzukündigen, daß er zur Abreise fertig sei.

»Nun endlich!" rief Florio, und packte eilig zusammen, ein paar Kleider, Wäsche und eine Guitarre machten sein ganzes Gepäck aus. Für Theodor, der wie ein Träumer herum ging, und auf die Frage: was er mitnehmen wolle? nur verkehrte Antworten gab, sorgte Florio besser als für sich selbst, legte dessen chirurgisches Besteck in den Koffer, und vergaß nicht einmal ein Glas mit frischer Kuhpocken-Materie, die sein Freund erst Tages zuvor gesammelt hatte. »Sieh, man kann nicht wissen," sagte er sehr geschäftig, »in Konstantinopel hat man von Doktor Jenner's Erfindung wahrscheinlich noch nichts erfahren; es könnte leicht eine Pocken-Epidemie im Serail des Großsultans ausbrechen, da wärst du schnell bei der Hand, und könntest dir wohl den Orden vom halben Monde verdienen, Gold und Silber und Mocca-Kaffee nebenher. Dann verschafftest du mir Erlaubniß, mit meiner Guitarre die ewige Langeweile der Sultaninnen zu verscheuchen; zwar sind das auch nur Weiber, aber der Neuheit wegen möchte ich es doch mit ihnen versuchen."

Theodor hörte nicht auf seine Possen, die er ohnehin sich selber mit Gewalt abkitzelte, denn im Grunde war ihm

nicht besser zu Muthe, als seinem Freunde, und er wollte nur sich selbst verbergen, daß es ihm so schwer werde, den Ort zu verlassen, wo die grausame Geliebte hauste.

2. Die Türken.

Glücklicher als Chenevix, ohne Sturm auf dem schwarzen Meere, ohne räuberische Anfälle in Servien, kamen beide Freunde nach Konstantinopel. Auch gesunder als Chenevir, das schleichende Herzens-Fieber abgerechnet, erblickten sie die vergoldeten Kuppeln der Minarets, mit dunkeln Cypressen malerisch wechselnd. »O wie schön! wie freundlich!" rief Florio aus, indem sein Auge über den belebten Kanal nach der asiatischen Küste schweifte, »hier laß uns Hütten bauen." — Aber bald wurde sein Entzücken still, als sie das Innere dieser ungeheuern Stadt betraten, und durch schmutzige übelriechende Straßen, zwischen elenden Hütten sich durchwanden; ja, es verwandelte sich in lauten Unmuth, da der Zufall sie über den Sklavenmarkt führte, wo ganze Reihen von Jammergestalten, durch habgierige Juden zum Verkauf geschleppt, von fühllosen Käufern besehen, betastet, und gleich erhandeltem Vieh hinter sich her getrieben wurden. Ein Glück für Florio, daß die Türken kein Deutsch verstanden, denn seine kräftigen Flüche hätten ihm sicher die Ehre des Märtirerthums für die Menschheit zugezogen.

Die Reisenden meldeten sich bei dem Gesandten ihres Hofes, und hatten das überraschende Vergnügen, schon im Vorzimmer desselben eine alte Bekanntschaft zu erneuern.

Denn als sie bereits länger als eine Stunde der Hoffnung entgegen gähnten, bei Sr. Excellenz vorgelassen zu werden, siehe, da hüpfte ein junger Herr durch das Zimmer, den sie augenblicklich für den edlen Kammerassessor von Stolzenbeck erkannten. Er stutzte, als er sie gewahr wurde, und es schien sogar, als ob ein Blutstropfen der Scham, der lange in irgend einer Ader einsam stockte, sich bei dieser Gelegenheit auf seine Wange verirren wollte; aber ein spöttisches Lächeln, das dem jungen Helden immer zu Gebote stand, jagte das verirrte Tröpflein schnell wieder zurück, und mit vornehmen Blicken die Fremden messend, ging der Gesandtschafts-Kavalier unangemeldet zu Sr. Excellenz.

»Freund,« flüsterte Theodor, »was sagst du zu dieser Erscheinung?«

»Ich sage, daß uns Gott mit diesem Schurken straft, den wir überall in unserm Wege finden. Gib Acht, er wird uns bei dem Gesandten einen kühlen Empfang bereiten.«

Florio irrte nicht. Stolzenbeck's Vater, von den Ausschweifungen seines Sohnes unterrichtet, hatte für dienlich erachtet, ihn nach Konstantinopel auf einen sogenannten Ehrenposten, eigentlich aber unter die Aufsicht des dortigen Ministers zu senden, dem er ihn jedoch zugleich, als den einzigen edlen Sprößling der Familie, mit so zärtlicher Vaterliebe empfohlen hatte, daß der schlaue Gesandte wohl begriff, er müsse dem Sohne schmeicheln, wenn er des Vaters Freundschaft sich erhalten wolle. Darum durfte Stolzenbeck nach wie vor sein Wesen treiben, und schon längst gab es keine leichtfertige Jüdin mehr in Stambul,

mit der er nicht in vertrauter Bekanntschaft gestanden hätte. Bei dem Gesandten schien er etwas zu gelten, denn diese Herren müssen sich, während ihrer ganzen Laufbahn, daran gewöhnen, nur das, was irgend Einfluß hat, zu schätzen, zu suchen, zu bezahlen, und weder Verdienst noch Moralität dabei in Betrachtung zu ziehen. Sehr merklich war daher die Kälte, mit welcher die Fremden aufgenommen wurden; der Herr Minister untersuchte ihre Pässe sehr scharf, und da er nichts dagegen einwenden konnte, so fragte er wenigstens mit spöttischem Scherz: ob sie auf Abenteuer ausgezogen wären?

»Warum nicht?« erwiederte Florio mit funkelnden Augen, »immer besser, als wenn man wegen liederlicher Streiche uns hieher verbannt hätte.« Bei diesen Worten richtete er seine Blicke starr auf den Gesandtschafts-Kavalier, der, sich brüstend, der Audienz beiwohnte, und durch den unvermutheten Ausfall seines schon bekannten Gegners ein wenig in Verwirrung gerieth. Der Minister stellte sich, als habe er nichts bemerkt, und entließ die Reisenden mit der Warnung, sich während ihres Aufenthaltes wohl vorzusehen, da man leicht in schlimme Händel mit den Türken gerathen könne, und auf seine Verwendung in solchen Fällen wenig zu rechnen sei. Die beiden Freunde empfahlen sich mit dem Vorsatz, Sr. Excellenz wo möglich nicht wieder beschwerlich zu fallen.

Aber auch ohne diese abschreckende Aufnahme, mußten sie bald gestehen, daß Konstantinopel nicht der Ort sei, wo

ein ehrlicher, verliebter Deutscher sein Vaterland, oder gar sein Mädchen vergessen könne. Freilich war die Aussicht auf den See von Marmora vortrefflich; das Gewühl im Hafen ein unterhaltendes Schauspiel; eine Säule mit Hieroglyphen bedeckt, merkwürdig für den Alterthumsforscher; aber wenn die Neubegier nach wiederholtem Anschauen befriedigt war, so stellte sich die Leere wieder ein, und machte nur der Sehnsucht nach der Heimath Platz.

»Nein,« sagte Florio, »diese Türken mögen ganz gute Menschen sein (wenigstens sind sie wohlthätig, denn sie vermachen ihr Geld sogar an arme Hunde und Katzen), aber wer kann sich daran gewöhnen, mit Leuten umzugehen, die von Allem, was wir thun, gerade das Gegentheil verrichten? Wir entblößen unser Haupt, indem wir grüßen, sie würden das für schimpflich halten; wir nehmen den Hut ab, wenn wir in ein fremdes Zimmer treten, sie ziehen die Pantoffeln aus; wir tragen kurze enge Kleider, sie lange weite; unser Kopfputz ist schwarz, der ihrige weiß oder grün; wir umwickeln den Hals, sie tragen ihn blos; wir scharren mit dem Fuße bei einer Reverenz, sie bewegen Kopf und Hand; wir tragen lange Degen an der Hüfte, sie einen kurzen Dolch an der Brust; statt unserer Ordensbänder, haben sie Pferdeschweife; wir schenken Ringe und Dosen, sie Pelze und Kaftane; kurz, sie scheinen es sich zum Gesetz gemacht zu haben, Alles anders zu thun als wir. Der Henker mag mit den Leuten zu rechte kommen, zumal, da ihre Musik abscheulich ist.«

Ein kleiner Zufall vermehrte Florio's Widerwillen gegen den längern Aufenthalt in Konſtantinopel. Er wollte eine Spazirfahrt auf dem Waſſer machen, und hatte ſich dazu ein artiges Boot, Kaike genannt, mit ſechs Ruderknechten gemiethet. Als er eben im Begriff war, vom Ufer abzuſtoßen, näherte ſich ein brutaler Polizeibeamter, fragte ihn, wer er ſei? und auf die Antwort: ein reiſender Franke, erwiederte er ihm ſehr ungeſtüm, daß er nicht das Recht habe, mit ſechs Rudern zu fahren, ſondern höchſtens nur von einem ſich dürfe fort bewegen laſſen. »Meinetwegen mag nur Einer rudern,« ſagte Florio, »wenn ich nur von der Stelle komme.« — Der Tag war ſchön, die Sonne ſchien heiß, kein Lüftchen bewegte die Wellen. Florio hatte einen Sonnenſchirm mitgenommen, um ſich während der Ueberfahrt gegen die ſenkrechten Strahlen zu ſchützen; kaum hatte er ihn aber über ſeinem Haupte ausgeſpannt, als ein Boot ihm pfeilſchnell nacheilte, und ein Verſchnittener ihn drohend befragte: warum er Seiner Hoheit, dem Großſultan, die gebührende Ehrfurcht verweigere?

»Bewahre der Himmel!« antwortete Florio, »ich habe allen Reſpekt vor Seiner ſultaniſchen Majeſtät.« —

»Nun, du elender Franke!« fuhr Jener ihn an, »wie kannſt du dich unterſtehen, in der Nähe des Serails einen Sonnenſchirm über dein Haupt zu halten?« —

»Ei zum Henker! hab' ich denn gewußt, daß man den türkiſchen Kaiſer ehrt, indem man ſein Gehirn von der Sonne ſchmoren läßt?«

Schwerlich würde seine Unwissenheit ihn von einem Besuch in den sieben Thürmen befreit haben, hätte er nicht zu rechter Zeit einige Zechinen für sich reden lassen, bei deren Anblick der Schreier verstummte, und ihn ruhig seines Weges fahren ließ. »Aber,« brummte er vor sich hin, »meint denn der Großsultan, mein Kopf sei noch nicht verrückt genug? mich soll der Teufel holen, wenn ich in dieser Pestgrube länger verweile!«

Was seinen Unmuth vergrößerte, und ihn wirklich bekümmerte, war die fehlgeschlagene Rechnung, daß Theodor und er in Konstantinopel nicht blos ihr Brot verdienen, sondern auch wohl Schätze sammeln würden. Kranke, dachte er, und Leute, die gern Musik hören, gibt es ja überall, doch ohne Ruhm zu melden, nicht überall Aerzte und Tonkünstler, wie mein Freund und ich. Von dem Vertrauen auf sein eigenes Talent war er freilich zurückgekommen, so bald er die demüthigende Erfahrung gemacht hatte, daß die Türken ihre abscheuliche sogenannte Janitscharen-Musik mit Bewunderung hörten, hingegen bei seiner Guitarre mitleidig die Achseln zuckten. Nun gut, sagte er, der Geschmack ist verschieden, diese Menschen sind Barbaren; aber Barbaren müssen doch auch krank werden, wie andere vernünftige Leute. Die Blattern richten jährlich grimmige Verwüstungen unter ihnen an. Wofür habe ich denn die Kuhpockenmaterie so sorgfältig eingepackt? eine Wohlthat wollte ich dem unmusikalischen Volke erzeigen, aber das wanket nicht von seinem blinden Glauben an Prädestination,

und opfert lieber alle seine Kinder, ehe es die Sünde begeht, vernünftig zu werden.

Einmal nur machte er sich Hoffnung, daß ein Strahl der Aufklärung dennoch zwischen den Dardanellen durchgeschlüpft sei, als ein Pascha, der zufällig die Ankunft des fremden Arztes vernommen hatte, Theodor'n zu sich rufen ließ. Florio begleitete seinen Freund. Sie fanden einen wackern gebildeten Mann, der vormals einen Gesandtschafts-Posten an einem auswärtigen Hofe bekleidet, und dort die Vorurtheile seiner Nation abgeschüttelt hatte. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit ersuchte er den Arzt, seinen Kindern die Schutzpocken einzuimpfen, bat ihn aber flehentlich, ihn nicht zu verrathen, weil eine solche Widerspenstigkeit gegen das Schicksal ihn zum Gegenstand des Hasses unter seinem Volke machen würde.

»Aber du bist ja ein vornehmer Mann?« erinnerte Florio, »bei uns thut der Pöbel alles, was die vornehmen Leute thun, ist es bei euch denn anders?«

»Das wohl nicht,« erwiederte der Pascha, »wäre nur mein Einfluß noch der vormalige. Aber seitdem ich das Unglück habe, ein Schwiegersohn des Kaisers zu sein« —

»Das Unglück?«

»Allerdings.« —

»Bei uns würde eine solche Verbindung zu den höchsten Ehrenstaffeln führen.«

»Ach! mich hat sie in's Elend geführt. Als es dem Großherrn beliebte, mich mit seiner zweijährigen Tochter zu verloben.« —

»Zweijährig! was macht man mit dem Kinde?«

»Nichts, man bekommt es nicht einmal zu sehen, muß ihm aber unaufhörlich kostbare Geschenke senden, die in des künftigen Schwiegervaters Beutel fließen. So ist in wenigen Jahren mein ansehnlicher Reichthum geschmolzen. Ach! wie gern hätte ich alles geopfert! aber daß ich auch eine geliebte Frau verstoßen mußte —«

»Verstoßen?« —

»Ja, der Eidam des Kaisers darf weder eine andere Gattin, noch ein Kebsweib unterhalten.«

»Auch wenn die Braut in Windeln liegt?«

»Gleich viel.« —

»Recht und Sitte erlaubten mir, mehrere Weiber zu heirathen, aber die Liebe fesselte mich nur an eines, an Fatimen; sie hatte mir Kinder geboren, die unser Band noch fester knüpften. Wir waren glücklich, als des Sultans unverlangte Gnade plötzlich unser Glück zertrümmerte. Großmüthig wollte Fatime sich opfern, auf einer fernen Insel unser Schicksal beweinen. Mein Herz konnte sich nicht entschließen, darein zu willigen. Ich bereitete ihr in meiner Nähe einen verborgenen Aufenthalt, wo ich sie insgeheim besuchte, auch zuweilen im Schutz der Nacht die Kinder in der Mutter Arme führte. Lauernde Verräther trugen es dem Sultan zu; ich wurde abgesetzt, und muß als Gnade betrachten, daß mir der seidene Strick noch nicht zu Theil geworden.«

»Eine schöne Gnade,« murrte Florio, »und was wird denn nun am Ende aus der Braut?«

»Ich bin ein alter Mann,« fuhr der Paſcha fort, »ſterbe ich, ehe ſie mannbar wird, ſo erbt ſie alles, was ich beſaß. Erlebe ich es aber, daß ſie heranwächſt, und ſchenkt der Sultan mir ſeine Gnade wieder — nun ſo wird ſie meine Frau, und ich vermuthlich Gouverneur irgend einer fernen Provinz.«

»Dann ſperrſt du ſie hoffentlich ein?«

»Wollte ich auch, ſo ſtünde das nicht in meiner Gewalt; denn ich allein muß Konſtantinopel verlaſſen! ſie, die Prinzeſſin, bleibt und lebt nach ihrem Gefallen.«

»Eine vortreffliche Einrichtung; und wenn du Kinder mit ihr zeugſt, was wird aus denen?«

»Ach! die nimmt mir der Sultan, unter dem Vorwand ihrer erhabenen Geburt, und ſie ſterben alle eines frühen — unbekannten Todes.«

»Ei ſo würde ich ſagen: großen Dank für die Ehre!«

»Die kleinſte Weigerung wäre ein todeswürdiges Verbrechen.«

Florio knirſchte mit den Zähnen. Das Unglück des Greiſes rührte ihn tief.

»Ich bitte dich um Gotteswillen, Theodor, eile, daß wir fortkommen. Es könnte dem Sultan einfallen, mich zum Paſcha zu ernennen, und mir ein Windelkind in's Ehebett zu legen, o dann griffe ich lieber nach der ſeidenen Schnur.«

Theodor war bereit aufzubrechen, und ging, sich bei dem Gesandten zu beurlauben, in dessen Wohnung er alles in größter Bestürzung fand. Herr von Stolzenbeck hatte, mit Hilfe einer alten Jüdin, die allerlei Waren vertrödelte, einen Liebeshandel mit einer Türkin angesponnen, und sich endlich gar während der Stunde des Gebets in Weiberkleidern zu ihr führen lassen. Dort wurde er von dem Vater des Mädchens ertappt, der ihm ganz trocken erklärte, daß er sich kurz und gut entschließen müsse, entweder ein Türk zu werden und das Mädchen zu heirathen, oder sich stranguliren zu lassen. Ohne Bedenken wählte der zagende Sünder das erstere, und wurde sogleich einem Iman übergeben, um ihn zur Beschneidung vorzubereiten. Der Gesandte war außer sich, als er es erfuhr; er wollte Schritte bei der hohen Pforte wagen, den Sohn seines Gönners zu befreuen, allein man gab ihm zu verstehen, er werde besser thun, zu schweigen, denn wenn die Sache ruchbar, und nicht auf vorgeschriebene Weise wieder gut gemacht werde, so könne man ihm für einen Besuch des wüthenden Pöbels nicht Bürge sein.

Florio konnte nicht aufhören zu lachen, wenn er an den beschnittenen Stolzenbeck dachte. »Wir sind gerochen!« rief er aus, »jetzt soll unser Besuch bei den Türken mich nie gereuen.«

»So ist der Mensch,« sagte der mildere Theodor, ihm seine Schadenfreude verweisend, »lieber mag man ein

mal das Laſter beſtraft, als zehnmal die Tugend belohnt ſehen.“ —

»Und da hat man Recht,“ fiel ihm Florio in's Wort, »denn es gibt keine unbelohnte Tugend, weil keine Macht auf Erden ihr das Bewußtſein rauben kann; aber es gibt ungeſtraftes Laſter, und jeden ehrlichen Kerl muß es in der Seele freuen, wenn er einen Schurken in der Klemme ſieht. Fürwahr, ich gäbe eine Fußzeh d'rum (denn die Finger kann ich nicht entbehren), wenn ich bei dem Aktus der Beſchneidung gegenwärtig ſein dürfte.“

Die Erfüllung dieſes Wunſches blieb freilich unerreichbar. Gern hätte Florio zum mindeſten dem neuen Türken Glück gewünſcht, aber es verlohnte nicht die Mühe, ſo lange in Konſtantinopel zu verweilen, bis Muſtapha Stolzenbeck wieder öffentlich erſcheinen konnte. Die Freunde reiſten ab nach Smyrna, und hatten eine langweilige Fahrt, auf welcher Florio, ſo oft die Geduld ihn zu verlaſſen drohte, lachend ausrief: Stolzenbeck iſt beſchnitten.

---

3. Der taube Konſul.

Warum ſie eigentlich nach Smyrna reiſten? — weil ſie dort am ſicherſten ein Schiff zu finden hofften, das ſie nach Marſeille bringen werde. Von dort über Nizza durch die engen Päſſe in Italien einzudringen, war Florio's Lieblingsgedanke; denn er ſtand auch noch in den Wahn, daß nur in Italien gute Muſik gefunden werde, obgleich

das schmutzige Land auch diesen Ruhm, so wie den längst überlebten Ruhm der Waffen, bald wird aufgeben müssen. Dort, bildete er sich ein, viel Geld verdienen zu können. Sein Reisesäckel, von Anbeginn weit minder strotzend, als der seines sparsamern Freundes, war schon beträchtlich zusammengeschrumpft, und der Gedanke ihm unerträglich, auf Theodor's Kosten zu zehren.

»Aber wie,« fragte dieser, »wenn das Blatt sich wendete, du in Italien reiche Quellen fändest, und ich—«

»O, dafür sorge nicht,« unterbrach ihn Florio, »für Krankheiten steh' ich dir, ich kenne meine Italiener; die würden sich's zur Schande rechnen, wenn sie nicht jährlich wenigstens ein paarmal aus den Armen der Venus zu den Altären des Aeskulap hinkriechen müßten. Ueberdem bist du ein fremder Arzt, und obendrein ein tedesco, folglich kann es dir nicht fehlen.

Sie landeten glücklich in dem berühmten Smyrna, das, an manchem Vorzug reich, ihnen mehrere Tage hindurch zerstreuenden Genuß gewährte. Ihre reizende Wohnung in der Straße der Franken, die sich an der See hinabzieht, grenzte an Gärten, welche durch den Fluß Meles gewässert wurden. An diesem Flusse soll Homer geboren sein; darum lagerte sich Florio so gern an dessen Ufer, und las mit Entzücken die tausendjährigen Lieder des unsterblichen Sängers; oder er wandelte nicht fern zwischen den Marmortrümmern, die einst am Janus-Tempel prangten; oder er bestieg den

anmuthigen Bergrücken, den vormals ein herrliches Theater schmückte, dessen Steine von den Barbaren nun schon längst in Kaufgewölbe vermauert sind. Wollte er seinen Aerger darüber vergessen, so eilte er nach dem lebendigen Hafen, und mischte sich in das Gewühl der Juden, Christen, Türken, Griechen, Armenier, und wie die Nationen alle heißen, welche die Gewinnsucht von allen Seiten hier zusammenweht. Da gab es Waren aller Art hoch aufgeschichtet. Da gesellten sich die persische Seide und das angorische Ziegenhaar zu den Gewürzen der Molucken und dem Campesche-Holz des merikanischen Meerbusens; das Opium der Türken zu den Tüchern aus Languedoc, die levantische Wolle zu dem Zinn der Engländer. Stunden lang konnte Florio sich gaffend herumtreiben, und müde kehrte er Abends mit dem Wunsch nach Hause: »möchte doch ein guter Dichter mir eine Oper schreiben, der Markt zu Smyrna betitelt, das sollte Chöre geben!«

Indessen währte dies Vergnügen nur so lange, bis auch hier ein kleiner Zufall ihm den reizenden Aufenthalt verleidete. Eines Tages nämlich hatte er den Gipfel des Berges erklettert, auf dem ein elendes Schloß, welches die Türken eine Festung zu nennen belieben, die Stadt beschützt. Vor dem Thore dieser Festung wandelte ihn die Lust an, sich einen Spazirstock von einem alten Baume zu schneiden, als ihn plötzlich von hinten ein derber Knüttel, von einer nervichten Faust geführt, zwischen die Schultern traf. Er sah sich um, und erblickte

einen vierschrötigen Griechen, der von der Urbanität seiner Vorfahren nichts geerbt zu haben schien, und seine unhöfliche Begrüßung so eben wiederholen wollte. Florio fiel ihm in den Arm, und rang mit ihm. Doch jener war ihm an Stärke weit überlegen, warf den Tonkünstler zu Boden, und würde ihn vielleicht zu Tode geprügelt haben, wenn nicht sein zurückgebliebener Dolmetscher noch zu rechter Zeit herzu gesprungen wäre, und ihn aus den Fäusten des wüthenden Menschen gerettet hätte. So bald Florio wieder zu Athem kommen konnte, trat er vor seinem Gegner hin, stemmte die Arme in die Seite und sprach mit komischem Zorn: »Nun erkläre mir wenigstens, du Satan! warum hast du mich geprügelt?«

Der Dolmetscher übersetzte dem Griechen die Frage, und alsobald zeigte dieser auf den Baum: »der gottlose Franke,« rief er, »hat eine Ruthe von diesem Baume geschnitten.« —

»Nun zum Teufel!« polterte Florio, »der Baum ist halb verdorrt, die Ruthe ist keinen Asper werth.«

»Um Vergebung,« erwiederte der Dolmetscher, »da haben Sie allerdings, wiewohl unwissend, ein großes Verbrechen begangen, denn dieser ehrwürdige Baum ist aus dem Stabe des heiligen Polycarpus entsprossen.«

»So?« — sagte Florio besänftigt, indem er ein Lachen verbiß, »das habe ich freilich nicht gewußt, und habe auch nicht die Ehre, den heiligen Polycarpus zu kennen; aber wenn dem so ist, mein Freund, so hast du ganz Recht gehabt

mich zu prügeln, und ich bitte dich, diesen Piaster von mir anzunehmen, um dem lieben Heiligen eine dicke Wachskerze dafür zu kaufen.»

Dies Argument machte den Griechen so geschmeidig, daß er sich erbot, ein ganzes Bündel Ruthen von dem Baume zu schneiden, wenn der fremde Herr sie etwa als Reliquien mitnehmen wolle. Florio dankte, ging seiner Wege, und war herzlich froh, als er bei seiner Nachhausekunft vernahm, daß in wenigen Tagen ein Schiff nach Marseille absegeln werde. Doch die Rechnung war abermals ohne den Wirth gemacht, und der Wirth, der hienieden den großen Gasthof zur Weltkugel hält, ist bekanntlich der Zufall.

Am Abend vor der bestimmten Abreise waren Theodor und Florio zu dem Konsul ihres Hofes eingeladen worden; ein guter ehrlicher Mann, der zwar das Unglück hatte, stocktaub zu sein, sich aber der Fremden um so treuer annahm, da er aus ihrer Vaterstadt gebürtig war. Erst seit wenigen Wochen war er von einer Reise in sein Vaterland zurückgekehrt, und hatte nebenher auch einen alten Oheim in Grafenrode besucht. Das entfiel ihm zufällig bei der Tafel, ohne zu ahnen, welch ein hohes Interesse das Städtlein Grafenrode für einen seiner Gäste hatte. Theodor erblaßte, als er es nennen hörte, und hätte vor sein Leben gern nach Ottilien gefragt, aber der geliebte Name wollte nicht über die Lippe. Florio errieth seines Freundes Wunsch, und schrie dem Tauben in die Ohren:

»haben Sie unsere schöne Landsmännin, die Mamsell Klumm, dort nicht gesehen?"

»O ja," versetzte der Konsul, »ich war noch am Tage vor meiner Abreise auf ihrer Hochzeit."

»Hol' Sie der Teufel!" fuhr Florio hastig heraus. Zum Glücke verstand der ehrliche Konsul ihn nicht, wurde auch nicht gewahr, daß Theodor todtenbleich den kalten Schweiß sich von der Stirn trocknete. Unbefangen fuhr er zu erzählen fort:

„Es war eine sonderbare Hochzeit. Die schöne Braut schien sehr niedergeschlagen, und bei der Trauung fiel sie gar in Ohnmacht. Das Hochzeitmahl wird eben nicht sehr fröhlich gewesen sein. Ich war froh, daß meine Reiseanstalten mir einen Vorwand liehen, gleich nach der Trauung mich zu entfernen. Ich denke so, die Ohnmacht war nur eine kleine Ziererei. Es hieß, die Braut habe einen Geliebten gehabt, dem sie den Korb gegeben, und es hintennach bereut. Jetzt wird sie ihn wohl schon vergessen haben, denn ihr Mann wollte, gleich nach der Vermählung, eine Reise mit ihr nach Italien machen. Apropos, Sie reisen ja auch dorthin, vielleicht begegnen Sie ihr irgendwo."

Den armen Theodor erstickte fast die Angst, und kaum vermochte er, bis zu aufgehobener Tafel auf seinem Sessel sich zu erhalten. Florio veränderte so schnell das Gespräch, daß er darüber vergaß, nach den Namen von Ottiliens Gemahl zu fragen. Kaum wurden die Stühle gerückt, als beide auch schon nach ihren Hüten griffen, und sich hastig empfahlen. So bald sie im Freien waren, sank Theodor an

ſeines Freundes Bruſt, und weinte bitterlich. »Laß die Ungetreue fahren,« brummte Florio, »ſie war deiner Liebe nicht werth. Und wo lebt ein Weib auf Erden, das eines braven Mannes ganze Liebe verdiente? Nur zu unſerer Qual ſind ſie geboren, und in der Türkei fangen ſie gar ſchon mit dem zweiten Jahre an, das Elend der Männer zu gründen. Fort nach Welſchland! dort wollen wir uns auf das Grabmahl der Metella lagern, und ihrer Aſche fluchen, weil ſie auch ein Weib war!«

»Um Gotteswillen! jetzt nicht nach Italien!« ſtammelte Theodor. »Du haſt gehört, daß wir ſie dort finden würden. Ihr Anblick, an der Seite eines fremden Mannes, würde mich zur Verzweiflung bringen!«

»Nun in Gottes Namen, wohin du willſt,« erwiederte Florio, »ich verlaſſe dich nicht.«

Nach langem Ueberlegen wurden ſie eins, nach Perſien zu ziehen. Warum? das wußten ſie ſelbſt nicht recht. Dem unglücklichen Liebenden war jedes Land gleichgiltig, wenn es nur weit, weit von ſeinem verhaßten Vaterlande lag. Florio meinte, in Perſien ſei das Gebirge Ararat zu finden, auf welchem Noah den erſten Wein gepflanzt. Die Trauben von Schiras habe er rühmen hören, die möchten wohl in gerader Linie von jenen noahitiſchen Reben abſtammen, er wolle ſie koſten, und wenn ſie gut wären, ſich täglich einen Rauſch trinken, um die eigenſinnige Emma ganz zu vergeſſen.

Dieſer veränderte Reiſeplan verurſachte einen Aufſchub von einigen Tagen, den Florio benutzte, um, ohne ſeines

Freundes Wiſſen, noch einen Beſuch bei dem tauben Konſul abzuſtatten, und ihm den Namen von Ottiliens Gatten abzufragen. Den erfuhr er nun zwar nicht, denn der Konſul hatte ihn vergeſſen, und wußte ſich weiter nichts zu erinnern, als daß er ein Fremder und ein reicher Mann geweſen. Hingegen erfuhr er etwas anders, das er lieber nicht gewußt hätte. Von Ottilien nämlich fiel das Geſpräch ganz natürlich auf ihren Vater. »Man ſchreibt mir,« ſagte der Konſul, »daß der alte Sünder wieder in Freiheit geſetzt worden, und ein hübſches junges Mädchen, welches ihn ſchon im Kerker bediente, als Maitreſſe bei ſich hat.«

»Hol' Sie der Teufel! Unglücksrabe!« rief der erſchütterte Florio.

»Ich danke Ihnen,« verſetzte der Konſul, »reiſen Sie glücklich.«

Florio taumelte nach Hauſe. »Freue dich, Brüderchen, ich bringe dir ein Solamen miserum. Der Satan bläut auch mich mit Fäuſten. Ich weiß nun, warum die unſchuldige Emma mich verſchmähte, ſie war bereits vom alten Klumm verführt.«

»Das iſt nicht wahr!« ſagte Theodor.

Florio lachte bitter und erzählte, aber Jener blieb bei ſeinem es iſt nicht wahr!

»Ei zum Henker! warum könnte es nicht wahr ſein? — wenn die Gemahlin des armen Azim Oſchantey, der bekanntlich ein ſchöner Prinz war, mit einem häßlichen Neger buhlen konnte, warum nicht Emma mit dem alten Klumm? — Ich muß noch Gott danken, daß es nicht in

ihrer Macht ſteht, mir Beine von Marmor anzudrechſeln; aber mein Herz, das hat ſie in Marmor verwandelt, und damit bin ich wohl zufrieden. Fort! fort nach Perſien!"

---

4. Die Glücksſonne.

Diesmal geleitete ein wohlwollender Genius die beiden Abenteurer, und wenn es gleich vergebens war, Blumen auf ihren Pfad zu ſtreuen, weil derjenige, dem die Dornen in den Ferſen ſtecken, überall auf Dornen tritt; ſo ſchüttelte er hingegen Goldſtücke auf ihre Häupter herab, die Theodor redlich mit ſeinem Freunde theilte, obſchon er ſie allein verdiente. In Mingrelien war es, wo zuerſt der fremde Arzt von einer Fürſtin, die Vapeurs hatte, zu Rathe gezogen wurde. Er half, und ſchnell verbreitete ſich ſein Ruf durch ganz Perſien. Die Großen ſchickten Boten über Boten; er wurde vom Euphrat zum Tigris, vom Araxius zum Indus berufen, und da er überall neue Lebensquellen öffnete, ſo ſprudelten auch für ihn überall nur Goldquellen hervor. »Ach! wozu nutzt mir das?" rief er oft ſchwermüthig, wenn er mit vollen Taſchen nach Hauſe kam, »wäre Ottilie mir treu geblieben, und hätte ich mit der Hoffnung ſammeln dürfen, ihren Vater mit dem durch mich Erworbenen zu löſen; ja dann würden dieſe Goldſtangen, dieſe Perlen und Diamanten einen Werth für mich haben."

»Sammle du immer d'rauf los," ſagte Florio, »die Säckelchen behalten dennoch ihren Werth, wenn auch keine Ottilie dadurch erkauft wird. Unabhängigkeit iſt mehr

werth, als ein Weib, und ich begreife nicht, wie man diesen höchsten Schatz des Menschen zu einem genus foemininum hat stempeln können. Unabhängigkeit soll in Zukunft mein Liebchen sein. Jetzt liege ich freilich dir zu Liebe auf der faulen Bärenhaut, denn mit der Musik ist leider in Persien eben so wenig zu verdienen, als in der Türkei; auch werd' ich armer Musensohn es nie so weit bringen, als du Aeskulaps Jünger, dessen Kunst einen goldenen Boden hat; aber ich begehre auch nicht mehr, als nöthig ist, um immer in meiner Tasche einen blanken Thaler, und in meinem Keller eine blinkende Flasche zu haben. Jenen will ich denn gern mit dem Armen, diese mit dem Freunde theilen, und so hole der Henker alle Mädchen!"

Mit solchen Verwünschungen war es dem guten Florio doch nie rechter Ernst, denn der Anblick eines jeden schönen Mädchens wirkte auf ihn, wie der Anblick der Karten auf einen Spieler, der sein Geld verloren, und es gern wieder gewinnen möchte. Theils dieser natürliche Hang, theils Langeweile, verwickelten ihn auch in Persien in manche kleine Abenteuer, die den Leser vermuthlich besser unterhalten werden, als die Krankengeschichten seines Freundes.

Theodor lächelte zweifelmüthig, aber Florio, im Vertrauen auf die National-Sitten der Mingrelier, suchte einen Liebeshandel mit einem hübschen Weibe anzuspinnen, brachte es auch in Kurzem so weit, daß sie Wangen und Augenbraunen um seinetwillen greller färbte, und hinter ihrem Schleier ihm brennende Blicke zuschoß, die ihn auf-

munterten, einen Beſuch zu wagen. Aber — war es Zufall oder Bosheit der ſchönen Morgenländerin — gerade in dem Augenblicke, als er zum erſten Male ſeinen Arm um ihren weißen Nacken ſchlang, ſtürzte vor Wuth ſchäumend, der Ehemann herein, mit Dolch und Schwert bewaffnet, von handfeſten Dienern ſeiner Rache begleitet. An Gegenwehr war nicht zu denken, der ertappte Liebhaber hielt ſeines Lebens ſich verluſtig.

»Franke!« ſchrie der beleidigte Mingrelier ihn an, »du biſt mir Genugthuung ſchuldig, nach unſern Sitten und Rechten.«

Florio, herzlich froh, daß es noch zu einer Erklärung kam, ehe man ihm den Kopf ſpaltete, erbot ſich zu jeder landüblichen Genugthuung, wobei er wenigſtens an Ketten und Baſtonaden dachte. Allein, wie angenehm wurde er überraſcht, als der gekränkte Gatte nichts mehr und nichts weniger als ein Schwein forderte, und zugleich den Vorſchlag hinzufügte, es auf der Stelle zu braten und in Geſellſchaft zu verzehren. Florio fiel ihm gerührt um den Hals. »Heute,« rief er, »werde ich vollends überzeugt, daß die Mingrelier allein die Weiber nach Würden zu ſchätzen wiſſen. Ja, mein Freund, du ſollſt ein Schwein haben, und zwar das fetteſte, das ſich nur immer auftreiben läßt.« — Er hielt Wort, der brave Ehemann war zufrieden, und beide wurden die beſten Freunde. Auf den Nothfall kaufte Florio eine ganze Herde fette Schweine, und ſo lange er in Mingrelien war, thaten ſie ihm gute Dienſte.

Auch in Ispahan fand er die Gewohnheit sehr vernünftig, junge Mädchen auf Monate oder Jahre zu vermiethen. Der Preis war mäßig, und es wurde ein förmlicher Kontrakt darüber geschlossen, den jedoch der Mann nicht länger zu halten verbunden war, als ihm beliebte, wenn er nur, indem er das Mädchen verstieß, die im Kontrakt festgesetzte Summe ihm auszahlte. Er hörte, daß es gewöhnlich sei, eine hübsche Frau auf neunzig Jahre zu miethen, daß es aber nur von ihm abhängen werde, die Dauer des Kontraktes zu bestimmen. Er schränkte diese klüglich auf neunzig Tage ein, und ließ sich, so lange sein Freund in Ispahan Geschäfte hatte, von einer schönen Georgierin Gesellschaft leisten.

Anfangs glaubte er wirklich im Strom der sinnlichen Freuden den wahren Lethetrank gefunden zu haben; doch die Unbehaglichkeit, die er bald empfand, die Scham, die ihn ergriff, wenn Emma's Bild wider seinen Willen vor ihm schwebte, die Achtung vor sich selbst, dies zarteste beruhigendste Gefühl, das ihn zu verlassen drohte, und ohne welches keine Freude einem edlen Manne Genuß gewährt; Alles das erinnerte ihn nur zu oft, daß er auf diesem Wege seine Ruhe nicht wieder finden werde, und daß es leichter ist, den Glauben an weibliche Tugend wegzuspotten, als seiner zu entbehren. Außerdem erlebte er noch manche kleine Abenteuer, die ihm, der sich nun einmal an fremde Sitten nicht gewöhnen konnte oder mochte, den Aufenthalt in Persien bald eben so unleidlich machten,

als den in Konſtantinopel. Einſt ritt er ſpaziren auf einem ſchönen Roſſe, das er gekauft hatte und liebte; da begegnete ihm ein Perſer auf einer elenden Mähre, der ihn ohne Umſtände mit der Piſtole in der Hand nöthigte, den herrlichen Gaul gegen jenes Gerippe zu vertauſchen.

»Guter Freund,« ſagte Florio, »du treibſt ein ſchlechtes Handwerk, und wagſt viel, ſo nahe bei der Reſidenz auf offener Landſtraße zu rauben.«

»Franke! wahre deine Zunge!« verſetzte der Perſer, »ich bin kein Räuber, ſondern heiße Bagrat Mirza, du darfſt nur bei Hofe nach mir fragen.«

Mit dieſen Worten ſchwang er ſich ohne weitere Erklärung auf das wiehernde Roß, und ritt in geſtrecktem Galopp davon. Den armen Florio und ſeinen Verdruß trug die Mähre Schritt vor Schritt nach Iſpahan zurück, wo er ſich ſogleich bei einem Richter meldete, und den Bagrat Mirza auf Straßenraub anklagte.

»Unmöglich!« ſagte der Richter, »Bagrat Mirza iſt ein Günſtling unſers Königs.«

»Aber er hat mich mit Gewalt gezwungen, mein Pferd mit ihm zu tauſchen.«

»Dann war vermuthlich das ſeinige ſchlechter als das deinige?«

»Allerdings, ſein verdammter Ackergaul iſt keinen Schuß Pulver werth, ein echtes Seitenſtück zu den Poſtpferden am memeliſchen Strande. Bemühe dich nur heraus vor die Pforte, da ſteht er und hängt die Ohren.«

»Ich brauche mich deshalb gar nicht vor die Pforte heraus zu bemühen; mir genügt an deinem eigenen Geſtändniß; denn je ſchlechter ſein Gaul war, und je beſſer der deinige, je gewiſſenhafter hat Bagrat Mirza ſeine Pflicht erfüllt.«

»Eine ſaubere Pflicht —«

»Franke,« unterbrach der Richter ihn zornig, »rede dich nicht um den Hals. Du ſollſt wiſſen, daß Bagrat Mirza ein Eilbote unſers Königs iſt, und daß ſolche Eilboten das Recht haben, jedes Pferd zu nehmen, welches mehr Schnelligkeit verſpricht als ihr eigenes. Auf dieſe Weiſe wird der Dienſt des großen Königs befördert, und ſeine Herrlichkeit ſei geprieſen! Du aber packe dich fort!«

Florio fluchte, ging und ließ die Mähre dem Richter vor der Thür.

Ein andersmal bekam er Händel, weil er über einen Talisman lachte, der, aus Sprüchen des Korans verfertigt, in einem ſeidenen Beutelchen am Halſe eines vornehmen Perſers hing, und gegen eine Schar von Uebeln ſchützen ſollte. Faſt täglich zog ſeine ſpottende Laune ihm Verdruß zu, und faſt täglich ermahnte ihn Theodor, zu bedenken, daß ein Perſer im deutſchen Vaterlande nicht minder Anlaß zum Spott finden werde, und daß es zum Beiſpiel auf eins hinauslaufe, ob ein Europäer mit dem von einem Fürſten ihm geſchenkten Ringe in allen Verſammlungen prahlt, oder ob ein Perſer den Falken, den ihm der König verehrt, acht Tage lang auf allen Straßen herum trägt.

Sogar sein Lieblingsthema, Schmach der Weiber, fand in einem Lande nicht überall Beschützer, wo man Mieth-Kontrakte auf neunzig Tage schließen konnte.

»Es ist wahr,« sagte einst ein frommer Iman zu ihm, »unsere Gesetze begünstigen dergleichen Unsittlichkeiten, aber ein edler Mann pflegt diese Erlaubniß nicht zu benützen. Denn so lautet ein trefflicher Spruch in einem unserer heiligen Bücher: Am Tage des Gerichts wird die Erde, auf welcher ein Eheloser geschlummert hat, gegen ihn aufstehen und sprechen: was habe ich Böses gethan, daß mich ein solcher Feind der Natur mit Füßen getreten?" Florio lachte, aber sein besseres Gefühl strafte den Spötter Lügen, und stand im marternden Widerspruch mit seinen trostleeren Grundsätzen.

Zu all diesem Verdruß gesellte sich endlich noch der Mangel an gewohnten Bequemlichkeiten des Lebens, der einem solchen echten Lebemann bald unerträglich wurde. Zwar rühmte er den Wein von Schiras, und that sich gütlich an den herrlichen Fasanen, die sich wild in Persien finden, und nach Martial's Zeugniß, zuerst von den Argonauten nach Griechenland gebracht wurden; desto weniger konnte er sich hingegen mit dem Gom vertragen, eine Art von Hirsenbrei, die ihm statt des Brotes aufgedrungen wurde; und vollends die Art in Persien zu reisen, brachte ihn oft zu komischer Verzweiflung. Da mußte er bei Nacht zu Pferde steigen, um Hitze und Ungeziefer zu vermeiden; da mußte er kleine Kästchen an den

Sattel hängen, die Lebensmittel enthielten, ja sogar ein Schlauch mit Wasser wurde seinem Pferde unter den Bauch geschnallt. Denn wenn sie des Morgens, müde und schläfrig, ein berühmtes Wirthshaus, Caravanserei genannt, erreichten, so war das freilich kein Hôtel de Baviere in Leipzig; vier nackte Wände, ein schmutziger Boden, und ein rauchender Kamin, um sich selbst das Essen zu bereiten, mehr wurde da nicht gefunden.

Darum war Florio herzlich froh, als Theodor eines Abends ihm erklärte, er habe nun des Goldes genug, und sei entschlossen, in sein Vaterland zurückzukehren. Dort wolle er künftig mit seiner Kunst nur den Armen dienen, zu seinem Vetter, dem Leineweber, in's Haus ziehen, und dessen Kinder zu Erben einsetzen.

»Recht so!« sagte Florio, »auch ich will nur noch ein paar Jahre in der Welt herumschwärmen, und mir ein Kapitälchen zusammen leiern, das hinreicht, täglich eine Flasche Wein zu bezahlen. Dann komme ich wieder zu dir, unterrichte deine Vettern in der Musik, und, wenn von meinen Pfennigen etwas übrig bleibt, so mögen sie es auch in Gottes Namen erben. Straft der Himmel uns mit einem hohen Alter, nun, so liefern wenigstens die verliebten Thorheiten unserer Jugend uns Stoff genug zum Schwatzen.« — Mit solchen Schattenbildern einer faden Zukunft, nahmen die Freunde, in Ermanglung besserer Aussichten vorlieb, und Florio half emsig dem Arzte seine Schätze zusammenpacken. Ungern entließ der persische Monarch den letztern, denn ihn selbst hatte Theodor einigemal von

königlichen Vapeurs befreut. Um ihm daher noch einen rührenden Beweis von seiner Gnade mit auf den Weg zu geben, ernannte er ihn zum Culom Schah, welches so viel bedeutet, als Sklave des Königs. Florio wünschte dem Hofrath Glück zu dieser neuen Würde, und versprach, dieselbe gleich nach ihrer Zurückkunft in's Vaterland, durch die bekannte Klatsch-Zeitung der eleganten Welt verkündigen zu lassen.

---

5. Die Muhme.

So froh als Florio nur immer sein mochte, jene Morgenländer zu verlassen, wo es für ein Majestätsverbrechen galt, einen Sonnenschirm über seinem Haupte zu entfalten; wo man durchgeprügelt wurde, wenn man eine Ruthe von einem Baume schnitt; wo man arabische Hengste gegen elende Postgäule vertauschen mußte, und wo die eifersüchtigen Ehemänner durch Schweine beruhigt wurden; eben so froh ist auch der Schreiber dieser wahrhaften Geschichte, daß er seine Helden glücklich wieder auf dem Weg zur Heimath gebracht hat, und sie vor der Hand ruhig verlassen darf, um die holden Mädchen wieder aufzusuchen, nach deren Gegenwart vermuthlich der Leser, gleich ihm, Verlangen trägt.

Noch ist ja nicht einmal das artige Landstädtchen Grafenrode beschrieben worden, in dessen Mauern Ottilie eine Zuflucht fand. Ja, wäre das Haus ihrer Muhme eben so freundlich gewesen, als das Städtchen, in dem es lag, so hätte sie wenigstens ihren geheimen Kummer

ungeſtörter nachhängen mögen. Die gute Frau Bartels war zwar eine ehrliche Frau, gehörte aber zu den Leuten (wie es deren leider nicht wenige giebt), die mit ihrem Wohlwollen blos ſolche Menſchen beſchenken, welche einzig und allein mit den Augen des Gönners ſehen, in ſeine Seele denken, nach ſeiner Anſicht handeln. Sie konnte es durchaus nicht leiden, wenn irgend Jemand auf ſeine eigene Weiſe und nach ſeiner Ueberzeugung, glücklich oder unglücklich ſein wollte. Wer ſich ihr ganz hingab, ſich ganz von ihr abhängig machte, den liebte ſie nach ihrer Art recht herzlich, und that ihm Gutes, ſo viel ſie vermochte. Aber wehe dem Beſchützten, wenn er eine andere Meinung oder andere Freunde hatte, dann zog ſie ihre Hand ſogleich von ihm ab. Jedermann hat erfahren, oder begreift auch leicht ohne Erfahrung, wie läſtig ein ſolcher Charakter ſelbſt dann iſt, wenn man Wohlthaten von ihm empfängt; darum hatten die Menſchen ſich nach und nach von Frau Bartels zurückgezogen, ſie war im Alter allein geblieben, und vertrieb ſich die Zeit mit Schmähungen über den Undank der Menſchen. Der letzte, der ſich ganz von ihr beherrſchen ließ, war ihr Mann geweſen, und ſie konnte es ihm noch jetzt nicht verzeihen, daß er ohne ihre Erlaubniß geſtorben war. Seitdem beſchränkte ſich ihr Umgang faſt allein auf ihre alten Mägde, die außerordentlich mit ihr zufrieden waren; denn da dieſe ihr nicht widerſprechen durften, auf ihre höhern Einſichten jederzeit vertrauten, ſo ging ſie übrigens mit ihnen um, wie eine liebende Mutter. Hunde oder Katzen

hielt sie nicht, weil diese Beester nie Raison annahmen. Mit Gewalt wollte sie aber weder Menschen noch Vieh zu ihrer Meinung zwingen, sondern man mußte einsehen, daß sie Recht hatte, und freiwillig folgen. Mit des alten Klumm's Mutter war sie ziemlich nahe verwandt gewesen; den Sohn hatte sie nie leiden mögen, denn er war ja auch ein Mensch, der alles nach seinem eigenen Kopfe that. Doch machte sie wirklich mehrere Versuche, Ottilien schon als Kind in ihre Pflege zu bekommen, den letzten noch vor einigen Jahren, als die wackere Gouvernante gestorben war. Aus Liebe konnte sie dies Verlangen nicht äußern, denn sie hatte das Mädchen nie gesehen; die häßliche Langeweile sollte es ihr vertreiben, täglich einsehen lernen, daß ihre gute Pflegemutter immer Recht, und alles schon voraus gewußt habe; auf welchen Fall sie auch Ottilien ihr Vermögen hinterlassen wollte.

Ja, wäre sie reich gewesen, so würde Herr Klumm sich keinen Augenblick bedacht haben, den Vorschlag einzugehn; aber ob sie gleich in ihrem Landstädtchen für eine wohlhabende Frau galt, und nach dortigem Zuschnitt es auch wirklich war, so konnten doch einige tausend Gulden einen Mann nicht blenden, der täglich in Goldstücken wühlte, und einst gewohnt war, mehr auf eine Karte zu setzen, als diese ganze Erbschaft betragen mochte. Daher wurde das Anerbieten der Frau Bartels mit einem so kalten Danke zurückgewiesen, daß der verarmte, gefangene Klumm jetzt befürchten mußte, Ottilie werde eine eben so kalte Aufnahme finden. Allein darin hatte er sich geirrt.

Zagend betrat die Fliehende das Haus der unbekannten Muhme; doch kaum hatte sie sich genannt, und das Schicksal ihres Vaters schluchzend erzählt, als die gute Frau Bartels ihr um den Hals fiel, eben so laut schluchzte als sie selbst, und sie auf der Stelle zu ihrer Tochter annahm. Freilich mußte sie dagegen schon in der nächsten Viertelstunde hören und einsehen, daß die Frau Muhme längst alles vorhergesagt, wie es kommen werde, und daß man sehr übel gethan, ihren Rath zu vernachlässigen. Diese Punkte schweigend zu bejahen, war nicht genug, Ottilie mußte sie ausdrücklich zugestehen; so bald aber nur diese Präliminär-Artikel zwischen ihnen festgesetzt waren, erklärte Frau Bartels ihr schönes Mühmchen für ihre liebe Tochter, und räumte ihr alle mit diesem Namen verbundenen Rechte ein. Dagegen forderte sie aber auch unbeschränktes Vertrauen und kindliche Hingebung.

Von dem Unglücklichen ist beides zu gewinnen. Ottilie selbst fühlte das Bedürfniß, ihr Herz zu erleichtern, und ehe zwei Tage vergingen, wußte Frau Bartels schon ihre ganze Geschichte bis auf den kleinsten Umstand. Dieses Vertrauen entzückte die geschwätzige Dame, der schon lange Niemand etwas vertraut hatte. Welch ein reicher Stoff, ihre Meinung zu sagen, und wie sie es gemacht haben würde. Daß Ottilie ganz ohne ihre Zustimmung einen Liebeshandel angesponnen, wurde ihr verziehen, weil ihr ja damals die weise Frau Muhme noch unbekannt war; wenn sie nur jetzt in Allem ihren Rath befolgte, ihre Schritte lenken ließ. Aber ach! da gab es bald die erste

Mißhelligkeit, die durch Theodor's ſchriftliche Anwerbung veranlaßt wurde.

Ottilie ermangelte nicht, ihr des Geliebten Brief ſammt den Gründen mitzutheilen, die ſie beſtimmten, ihre Hand ihm zu verweigern. Schon das war ein Vergehen, daß ſie einen Entſchluß faßte, und ſogar Gründe dafür aufſtellte, ohne zuvor die Meinung der Pflegemutter vernommen zu haben. »Kind,« ſagte ſie, »in ſolchen Dingen verlaß dich ganz auf mich, und höre, wie ich es machen würde. Was deinen Vater betrifft, der hat ſeine Rechte über dich verwirkt; auch wäre es unvernünftig, wenn er ſich der Verſorgung einer Tochter widerſetzen wollte, für die er ſelbſt nichts mehr zu thun im Stande iſt. Der junge Mann iſt Arzt; unſer alter Doktor Quirinus iſt glücklicherweiſe geſtorben, es fehlt uns hier an einen guten Practicus; ich beſitze zwar vortreffliche Hausmittel und habe große Kuren damit gethan, aber das dumme Volk will ſich mir nicht anvertrauen. Darum wird dein Freiwerber ſich hier recht wohl befinden, beſonders wenn er bei ſchweren Fällen ſich meines Raths bedient, denn ich kenne die hieſigen Naturen. Du heiratheſt ihn, ihr wohnt in meinem Hauſe, ihr beerbt mich einſt, und ſo werdet ihr recht gut zu rechte kommen. Sieh', das iſt meine Meinung, und darnach richte deine Antwort ein.«

Ottiliens Herz widerſprach dem Grundſatz, daß ihr Vater ſeine Rechte über ſie verloren habe, obgleich Frau Bartels wiederholt verſicherte, er müſſe den Verſtand eingebüßt haben, wenn er nicht mit beiden Händen zugreife. Als nun vollends einige Tage nachher die Nachricht von

ſeinem ausgebrochenen Wahnſinn die Tochter zu Boden warf, da rief die Alte triumphirend: habe ich es nicht geſagt? der Mann hat den Verſtand verloren." —

»Gleichviel," erwiederte Ottilie, mit einiger Heftigkeit, »als er ſeinen Fluch auf dieſe Verbindung legte, da war er vollkommen bei Sinnen, und ſo lange er lebt, ja ſelbſt nach ſeinem Tode, werde ich mir nie erlauben, mein Gewiſſen mit jenem Fluche zu beladen." — Dieſe Widerſpenſtigkeit gab der mütterlichen Liebe in dem Herzen der Frau Bartels den erſten Stoß. Sie wurde kälter, ſchneidender, und ließ ſchon dann und wann den Wink fallen, daß man nur bei gebührender Folgſamkeit in ihrem Hauſe auf Unterſtützung rechnen dürfe.

Ach! gern würde Ottilie dieſes Haus ſogleich verlaſſen haben, aber wohin? — zu ihrem unglücklichen Vater, dahin zog ſie freilich ihr Herz, doch woher ſollte ſie die Mittel nehmen, um ihre Heimreiſe zu beſtreiten? Schon als ſie ihre Vaterſtadt verließ, hatte ſie ſich von Allem entblößt, und kaum ſo viel übrig behalten, als zur höchſten Noth erforderlich war, um den Wohnort der Frau Bartels zu erreichen. Ein Geſchenk von dieſer durfte ſie bei Ausführung eines ſolchen Plans nicht hoffen. Sich an Theodor zu wenden, war, wie jetzt die Sachen ſtanden, unmöglich, und gegen den Gedanken, von ihrem geweſenen Kammermädchen Geld zu leihen, empörte ſich ihr Stolz; auch hätte Theodor dann leicht erfahren können — nein, die Arme wußte keinen Menſchen auf der Welt, von dem ſie Unterſtützung hoffen, oder den ſie darum anſprechen dürfte.

»Aber wie?« flüſterte plötzlich ein romantiſch-kindlicher Enthuſiasmus ihr zu, »kann es die Tochter beſchimpfen, wenn ſie ſich auch allenfalls bis zu ihrem Vater hin betteln muß?« — Dieſe Vorſtellung bemeiſterte ſich ihrer ganzen Seele; ſie fand Süßigkeit in dem Gedanken, zu Fuß nach Hauſe zu wandern, unterwegs recht viel zu leiden, und — nebenher allen guten Menſchen, die ihr begegnen würden, recht ſehr intereſſant vorzukommen. Sie würde augenblicklich zur Ausführung dieſes Vorſatzes geſchritten ſein, hätte ſie nicht die Bedenklichkeit zurückgehalten: ob man ſie auch im Kerker ihres Vaters aufnehmen werde? — Geſchah das nicht, wohin ſollte ſie dann? — zu Minchen? die jetzt Theodor's Muhme war? die er beſuchte? bei der ſie ſeine Gegenwart nicht vermeiden konnte? — nein, das ging nicht. Aber wohin ſonſt? ihr blieb ja dann keine andere Zuflucht? — Dieſe Ueberlegung beſtimmte ſie, an Emma zu ſchreiben, bevor ſie ſich wirklich auf den Weg machte, und Emma's Antwort, von Robert diktirt, benahm ihr gänzlich die Hoffnung, ihres Vaters Gefängniß ohne höhere Erlaubniß theilen zu dürfen. »Aber ſein Sie d'rum ganz ruhig,« fügte Emma hinzu, »was nur eine Tochter für ihren Vater thun kann, das thue ich mit Freuden für dieſen Unglücklichen, und ſo lange ich eine Hand zu rühren vermag, ſoll es ihm an nichts fehlen.« Ottilie ſeufzte und beneidete die Fremde, welche geboren ſchien, ihrem Herzen weh zu thun.

Es blieb ihr jetzt nur noch eine ferne Ausſicht übrig. Sie verſtand außerordentlich ſchön zu ſticken, und dieſe

Kunſt wollte ſie jetzt anwenden, um ſich nach und nach eine kleine Summe zu erſparen, dann in ihrer Vaterſtadt, ſo nahe als möglich dem väterlichen Kerker eine kleine Wohnung zu miethen, dort ihr Gewerbe fortzuſetzen, und in jeder Feierſtunde, den Vater pflegend, ihm durch das Erworbene gütlich zu thun. — Ach! ſo weit ausſehend dieſe Hoffnung war, ſo ließ das Schickſal ihr doch nicht einmal den Troſt, mit ſpäter Erfüllung derſelben ſich ſchmeicheln zu dürfen. Denn Einmal gab es im ganzen Städtchen Niemanden, der ihre Arbeit ihr abkaufen oder bezahlen wollte. Zweitens erklärte Frau Bartels ſehr beſtimmt, daß, wer in ihrem Hauſe wohne, nicht für Geld arbeiten dürfe; daß ſie Gott ſei Dank Vermögen genug beſitze, um ihre Pflegetochter mit allem Nöthigen zu verſorgen, es aber für überflüſſig halte, Grillen und Launen zu unterſtützen.

So ſah die arme Ottilie ſich gezwungen, einen Plan aufzugeben, der allein in kummervoller Einſamkeit ihr Herz und ihre Einbildungskraft durch tröſtende Bilder erheitern konnte. Sie verſank in tiefe Schwermuth, die für jeden Lebensgenuß ihr eine ſtumpfe Gleichgiltigkeit einflößte. Was um ſie her geſchah, und wie es geſchah, es war ihr alles einerlei; ein Zuſtand, aus welchem für die Leidende wenigſtens der Vortheil entſprang, daß ſie die Gunſt ihrer Pflegemutter völlig wieder gewann, denn ſie nahm ſich nie die Mühe einer andern Meinung zu ſein, als Frau Bartels, ſondern that und ſprach Alles, was jene wollte.

6. Der Sonderling.

Das Haus der Muhme Bartels ſtieß an einen ſchönen großen Garten, der ſich weit in's Feld hinaus erſtreckte, und die Fenſter von Ottiliens Zimmer gingen auf ein dichtes Luſtgebüſch, aus welchem Linden und Acacien ihr Wohlgeruch zuduſteten, und die Nachtigall ihr Frühlingslied hinauf ſchmetterte. Darum war das Plätzchen am offenen Fenſter Ottilien lieb geworden, ſie ſaß da beſtändig mit ihrer Arbeit, und auch ihr Klavier, das beſte, welches Frau Bartels in dem Städtchen hatte auftreiben können, ſtand nicht fern.

Der Beſitzer dieſes Gartens und des ſchönen dazu gehörigen Hauſes, war ein Mann von faſt ſechzig Jahren, ein Fremder, der ſeit langer Zeit ſich hier angeſiedelt, und im Städtchen für einen Goldmacher galt, denn er hatte immer Gold vollauf, und Niemand wußte, wo er es hernahm. Daß er Pfersberg hieß, war Alles, was man von ihm erfahren konnte; allein ſein Vaterland, ſein Gewerbe und Stand blieb Jedermann verborgen, weil er überhaupt nur ſelten ſprach, und von jenen Dingen nie. Umgang ſuchte er nicht, und wenn man den ſeinigen ſuchte, wich er aus. Den ganzen Tag pflegte er in den Gebirgen herumzuklettern, und wenn man auf dem Heimwege ihm begegnete, ſah man gewöhnlich einen großen Bündel Kräuter in ſeiner Hand. Was konnte er mit den Kräutern anders thun, als Zaubertränkchen davon kochen, vielleicht ſich gar dadurch verjüngen; wenigſtens äußerte der Bürgermeiſter, ein wohlhabender Bäcker, er habe auf ſeiner Wan-

derſchaft gar viel von einem gewiſſen Grafen St. Germain reden hören, und die Beſchreibung jenes Wundermannes treffe vollkommen mit dieſem Fremdling überein. Wozu konnten ihm denn auch die einfältigen Kräuter nützen? Sein alter Bedienter und einziger Hausgenoſſe verſicherte zwar, er trockene ſie blos, und lege ſie dann zwiſchen Bogen Löſchpapier, aber das mochte ihm der Henker glauben! es hing ja auch ein ausgeſtopfter Krokodil in ſeinem Vorhaus an der Decke, und man wollte ſogar wiſſen, daß er mehrere Schlangen im Weingeiſt verwahre. Alſo ein Zauberer und nebenher ein Goldmacher, das blieb entſchieden.

Ein ſolcher verdächtiger Mann konnte freilich nicht geliebt zu werden hoffen, zumal, da er die Ehre verweigert hatte, in die Schützengilde aufgenommen zu werden, auch nicht einmal durch ein patriotiſches Geſchenk ſeine Achtung für die ſchießende Bürgerſchaft an den Tag zu legen wußte. Außerdem ging er auch nie in's Gotteshaus, noch weniger zum Abendmahl, ja er hatte ſogar zu einer Kollekte für eine abgebrannte Kirche nichts beigeſteuert, darum wurde ſeiner nicht ſelten auf der Kanzel verblümt erwähnt, und die wachſamen Hirten hielten es für ihre Pflicht, ihre fromme Herde vor einem räudigen Schafe zu warnen, das unter dem Deckmantel heidniſcher Tugenden in den chriſtlichen Stall zu ſchleichen drohe.

Die erwähnte heidniſche Tugend nämlich, die man dem Sonderling nicht abſprechen konnte, war die Wohlthätigkeit. Bettlern, die anfangs ſein Haus beſtürmten, gab er zwar

nichts, aber manchem verarmten fleißigen Bürger hatte er ſchon wieder aufgeholfen, im Stillen würde ich hinzuſetzen, wenn in einer kleinen Stadt ſich irgend etwas im Stillen verrichten ließe. Alſo wußte es Jedermann, und ob es ihm gleich kein Menſch als ein Verdienſt anrechnete, ſo fand man doch gerathen, einen Fremdling nicht zu verdrängen, bei dem, trotz ſeiner Gottloſigkeit, jeder wahrhaft Nothleidende ſchnelle Hilfe fand. Man ließ ihn alſo endlich ruhig ſeinen Weg gehen, und hörte nach einigen Jahren ganz auf, von ihm zu ſprechen. Die Kinder nannten ihn nur den blauen Kräutermann, weil er immer dunkelblau gekleidet ging und Kräuter aus den Bergen holte. Sie liefen nicht vor ihm, denn er war beſonders freundlich gegen Kinder, beſchenkte ſie auch wohl bisweilen, und ihre Eltern hoben dann die geſchenkten Groſchen heilig auf, weil ſie meinten, es wären Heckethaler. In den erſten Monaten ſeines Aufenthaltes hatte der blaue Kräutermann ſein Auge beſonders auf einen muntern ſechsjährigen Knaben geworfen, den er herzlich liebkoſte, ihn an ſich zu ziehen ſuchte, und nie unbeſchenkt von ſich ließ. Das Kind kam auch recht gern zu ihm; aber der dicke Herr Diaconus Pumpfel warnte deſſen Eltern, ihr Söhnlein vor den Stricken des Satans zu hüten, und die Erſchrockenen ließen den Buben nicht mehr aus den Augen.

Pfersberg ſchien im Ernſt darüber zu trauern, daß der Knabe ihn vermied, ja er ſprach ſogar wider ſeine Gewohnheit mit den Eltern darüber, und that ihnen den Vorſchlag, ihm das Kind zu überlaſſen, er wolle für deſſen

Erziehung und Fortkommen väterliche Sorge tragen; allein er wurde ſchnöde abgewieſen, und ihm zu verſtehen gegeben, daß man, bei aller Armuth, den Knaben doch lieber in der Furcht Gottes wolle aufwachſen laſſen. Der Fremdling zuckte die Achſeln und ſchwieg. Ein Menſchenkenner würde deutlich in ſeinen Zügen die Worte geleſen haben: „Ich bin ja ſchon ſo oft verkannt worden, und habe es gelaſſen ertragen, warum ſollte ich jetzt murren?“ — So zog er ſich in ſein Schneckenhaus zurück, wußte nicht, was man von ihm ſprach, wollte es auch nicht wiſſen, ſondern lebte blos für die ſchöne Natur in den Bergen, und die nachahmende Kunſt in ſeinem Garten.

Bald nach ſeiner Anſiedelung in dem Städtchen Grafenrode, hatte Frau Bartels, als Nachbarin, ſeine Bekanntſchaft geſucht, um über die Einrichtung ſeines Hausſtandes ihm ihre Meinung zu eröffnen; ja ſie lud ihn ausdrücklich deswegen zu einer Abendmahlzeit ein, zu welcher ſie, um ihn zu ehren, auch den Herrn Bürgermeiſter gebeten hatte. Der Grobian! er ſchlug die Einladung aus, ſchützte nicht einmal Kopfſchmerzen vor, und dachte gar nicht daran, wenigſtens durch einen förmlichen Beſuch ſeine Ungeſchliffenheit wieder gut zu machen. Natürlich war Frau Bartels ſeit dieſer Zeit ſehr übel auf den blauen Kräutermann zu ſprechen, und nannte ihn gewöhnlich einen Narren, der leicht noch etwas Schlimmeres ſein möchte.

So war er denn auch Ottilien geſchildert worden, und ſie hatte eine Menge verkleinernder Anekdoten von ihm hö-

ren müſſen, die ſie zwar augenblicklich wieder vergaß, deren Nachhall aber doch ſo viel bei ihr wirkte, daß ſie nicht den geringſten Trieb empfand, ihn kennen zu lernen, oder auch nur zu ſehen. Das letztere konnte ohnehin ſich ſchwerlich zutragen, da ſie faſt nie ausging, und wenn ſie auch bisweilen im Garten eine Geſtalt zwiſchen den Bäumen wandeln ſah, ſo hinderte doch das dicke Gebüſch, des Mannes Züge zu erkennen. Pfersberg hingegen hatte Ottilien wohl erblickt, und die Schwermuth auf dem ſchönen Geſichte war ihm ſeltſam auf das Herz gefallen. Ohne zu wiſſen warum, lenkte er ſeine Schritte öfter nach dem Gebüſch unter ihrem Fenſter, lauſchte hinter dem grünen Blätter-Vorhang, wenn ſie, wie gewöhnlich, ſaß und emſig arbeitete, oder horchte, in's Gras geſtreckt, wenn ſie am Klaviere traurige Melodien mit der ſchmelzenden Stimme begleitete. Einſt ſah er ſie ſogar an einem frühen Morgen am Fenſter ſtehen und weinen. Dieſe Thränen bewegten ihn ſo tief, daß er dem Verlangen nicht mehr widerſtehen konnte, das holde Geſchöpf näher zu kennen, das ſo unglücklich ſchien. Zum erſten Male ließ er ſich herab, ſeinem verwunderten Bedienten den Auftrag zu ertheilen, ſich nach der Fremden in Frau Bartels Hauſe zu erkundigen.

Der alte Philipp brachte ihm die Antwort: ſie ſei eine unglückliche Verwandte von der Frau Nachbarin, deren Vater ein vornehmer Mann geweſen, aber den Galgen verdient habe, und im Zuchthauſe ſitze. »Wer hat dir befohlen, nach ihrem Vater zu fragen?« antwortete Pfersberg trocken. Im Grunde war es ihm aber doch lieb, die Art

ihres Unglücks zu erfahren, denn er hatte sie für liebekrank gehalten; und ob er gleich auf jeden Fall beschlossen hatte, ihr wo möglich Hilfe zu leisten, so fühlte er doch, daß es ihm so lieber war. Der Kummer einer guten Tochter hat für einen alten Mann mehr Rührendes, als die Leiden einer zärtlichen Liebhaberin. Die Frage war jetzt, wie es anzustellen sei, um Ottiliens nähere Bekanntschaft zu machen? — Ohne sich lange zu besinnen, ging Pfersberg gerade zu Frau Bartels, die über den Besuch nicht wenig erstaunte, und insgeheim davon gekitzelt wurde, denn der blaue Kräutermann besuchte ja sonst niemand. Er nahm zum Vorwand eine Mauer zwischen ihren beiden Häusern, welche ausgebessert werden mußte. Aus seinem Kauf-Kontrakt war ihm wohl bekannt, daß die Kosten für diese Ausbesserung der Frau Nachbarin allein zur Last fielen; allein er stellte sich unwissend, und bat sich die Erlaubniß aus, die Mauer auf seine eigenen Kosten, ein wenig solider als bisher, aufführen zu lassen. Schon dieser Vorschlag mußte Frau Bartels zu seinem Vortheil einnehmen, als er aber vollends sie um Rath fragte, welches Maurers (es waren deren zwei im Städtchen) er sich dazu bedienen solle? und sie ihm folglich ihre Meinung sagen konnte, da hatte er ihr ganzes Herz gewonnen. Die gute Frau wußte nicht, daß er blos das Gespräch zu verlängern strebte, weil Ottilie nicht gegenwärtig war, und er immer noch hoffte, sie herein treten zu sehen. Aber sie erschien nicht, man mußte endlich aufbrechen, und es blieb ihm in der Eil nichts anders übrig, als die Frau Nachbarin in seinen Garten ein-

zuladen, wo er ſie gerade jetzt mit ſchönen reifen Kirſchen bedienen könne. Die Einladung wurde dankbar angenommen, doch von der Pflegetochter kein Wort erwähnt, und Pfersberg kam verdrießlich nach Hauſe, denn zu der fehlgeſchlagenen Hoffnung geſellte ſich die unangenehme Ausſicht, dieſen Nachmittag noch einige Stunden bei der wortreichen Frau Bartels verlieren zu müſſen.

Allein diesmal war ſein Stern ihm günſtiger, denn ſchon bei der Mittagstafel wurde Ottilien eröffnet, ſie ſolle ſich ein wenig putzen, weil man gegen Abend einen Beſuch bei dem Herrn Nachbar Pfersberg abſtatten wolle. Ottilie machte große Augen, denn ſie hatte ihre Muhme nie anders als mit Geringſchätzung von dieſem Manne reden hören, ſie äußerte daher ihre Befremdung über dieſen Entſchluß. »Kind,« ließ Frau Bartels ſich vernehmen, »man muß nicht über Menſchen urtheilen, wenn man ſie nicht kennt. Ich habe es immer zum Herrn Bürgermeiſter geſagt: wer weiß, was dahinter ſteckt; und ſiehſt du! meine Meinung hat mich abermals nicht betrogen. Der Fremde iſt bei mir geweſen, ein reputirlicher, manierlicher Mann, ich kann nicht anders ſagen. Er will die Mauer zwiſchen unſern Häuſern auf ſeine Koſten ausbeſſern, hat mich auch in ſeinen Garten eingeladen, um Kirſchen zu eſſen, und ich verſichere dich, er hat die beſten Kirſchen in der ganzen Gegend, denn zu ſeines Vorfahrs Zeiten bin ich oft in dem Garten geweſen. Ja, hätte der meinen Rath befolgt, er wäre nicht bankerott geworden, und hätte das ſchöne Grundſtück nicht verſchleudern dürfen.«

Nun war die gute Frau Bartels im Zuge und erzählte lang und breit die Geſchichte des vormaligen Beſitzers, wie wunderlich der es angefangen, und wie oft ſie ihm vergebens ihre Meinung geſagt. »So geht es,« ſchloß ſie endlich, als die Uhr ſchon fünfe ſchlug, »wenn man verſtändiger Leute Rath verachtet. Jetzt, Ottchen, geh' und mach' dich ſchnell ein wenig zurecht.« Ottilie ging, fand aber nicht für nöthig, außer einem Strohhut, ihrem einfachen Anzuge noch etwas beizufügen. Daß die Frau Muhme dieſe nachläſſige Befolgung ihres Rathes nicht weiter bemerkte, rührte von dem Umſtand her, daß ſie mit ihrer eigenen Toilette zu beſchäftigt war, denn es hatte ſich ihr plötzlich die vernünftige Betrachtung aufgedrungen, daß ſie doch erſt in ihrem fünfzigſten Jahre und Herr Pfersberg vielleicht in ſeinem ſechzigſten ſtehe; ſie eine muntere Frau, er ein rüſtiger Mann ſei; daß ihre Häuſer dicht an einander ſtießen, und noch hundert dergleichen Dinge, die einen Finger Gottes vermuthen ließen. Darum hatte ſie, trotz der Sommerhitze, ihre ſchöne ſchwarze Sammtkappe hervorgeſucht, nebſt einem großen Fächer, auf dem des Dauphins Wiegenlied: Marlborough s'en va-t-en guerre geſchrieben ſtand, und ſo ausgerüſtet, trat ſie mit Ottilien in den Garten des Sonderlings.

Sobald Pfersberg von ferne die ſchöne Begleiterin gewahr wurde, eilte er, ſeine Gäſte zu empfangen, und führte ſie in eine Laube, wo die reifſten Kirſchen in koſtbaren Porzellan-Schalen aufgeſchichtet ſtanden. Das Verlangen, Ottilien zu gefallen, machte ihn, wider ſeine

Gewohnheit, geſchwätzig; doch hütete er ſich auch wohl, der Frau Nachbarin die Gelegenheit zu rauben, über Alles, was vorkam, ihre Meinung zu ſagen, wie es nämlich beſſer zu machen ſei, und wie ſie es ſchon vor vielen Jahren beſſer gemacht habe. Niemand konnte ihr vorwerfen, daß ſie ſolche Gelegenheiten nicht redlich benutzte. Aber auch Pfersberg ließ die kurzen Pauſen nicht entſchlüpfen, die dann und wann durch ihren Huſten entſtanden; er redete Ottilien an, verwickelte ſie in ein Geſpräch über die Muſik, und wußte mit Geiſtes-Gewandtheit ihr in wenigen Minuten ſo viel abzugewinnen, daß er ſich überzeugen konnte, ſie ſei ein ſehr gebildetes Frauenzimmer. Vielleicht klingt das unwahrſcheinlich, doch nur für ſolche, die nie bemerkt haben, daß die Weiber zwar ihre Herzen, nicht aber ihre Köpfe tief zu verbergen wiſſen. Wenn ein Mädchen ſchüchtern ſchweigt, ſo iſt freilich ſchwerer zu errathen, ob es richtig denkt; ſo bald es aber redet, über irgend eine Materie in ein ordentliches Geſpräch ſich einläßt, ſo iſt derjenige, der ſie noch nicht zu beurtheilen verſteht, entweder verliebt, oder ein Dummkopf.

Verliebt war Pfersberg nicht, und ein Dummkopf wahrlich auch nicht. Des Mädchens Thränen und ihre Schönheit — (denn warum ſollte ein alter Mann ſeinem Gefühl für die Schönheit abſterben?) — hatten ihm ein warmes Intereſſe für ſie eingeflößt, er wünſchte ihr Freund zu werden, wünſchte aber auch ſie dieſer Freundſchaft würdig zu finden, und darum gewährte es ihm ein ſüßes Vergnügen, als ſie, obgleich mit ſparſamen Worten, Gedan-

ken und Empfindungen äußerte, die mit den seinigen im Einklang standen. Noch zu hundert kleinen, sein erstes günstiges Vorurtheil rechtfertigenden Bemerkungen bot sich ihm Gelegenheit dar, als er seine Gäste in sein Haus durch seine Zimmer führte. Frau Bartels bewunderte Alles, besonders die zierlichen Möbeln, und das köstliche Porzellan, und erinnerte blos, wie Dies und Jenes anders zu stellen sei, damit es besser in's Auge falle. Ottilie ging an alle dem vorüber, als an Dingen, deren Anblick ihr nicht neu war. Hingegen schien sie mit Vergnügen seine Kräutersammlung zu betrachten, und es entfuhren ihr dabei die Worte: »ach! wäre ich nicht von Jugend auf in den Mauern einer großen Stadt erzogen, vielleicht würde ich etwas davon verstehen.«

Als Pfersberg die Thür zur Bibliothek öffnete, warf die Frau Nachbarin mit stummen Kopfnicken einen Blick hinein, und wollte sogleich wieder umkehren, weil der seltene Fall eintrat, daß sie nichts weiter darüber zu sagen wußte, als daß die vergoldeten Bände doch wohl zu kostbar wären, sie lasse ihre wenigen Bücher nur in Pappe binden. Ottilie hingegen trat hastig hinein, denn sie hatte nun schon so lange diese Geistesnahrung entbehren müssen. Ihr Blick flog von Titel zu Titel, und wenn er auf einem verweilte, so bemerkte Pfersberg mit geheimen Entzücken, daß es immer ein gutes Buch war. »Ach! nun wundere ich mich nicht mehr,« rief sie aus, »daß Ihnen die Zeit nie lange wird. Ich hätte nicht geglaubt, in Grafenrode solche Bücher zu finden.« — »Närrchen,« unter-

brach Frau Bartels sie spöttisch, »auf unserer Bodenkammer liegen noch Bücher genug von meinem seligen Manne, nur freilich nicht so schön gebunden als diese.«

»Es würde mich unendlich freuen,« sagte Pfersberg zu Ottilien, »wenn meine Bücherſammlung künftig zu Ihrer Unterhaltung beitragen könnte. Wählen Sie nach Gefallen.« —

Ottilie dankte freundlich und benutzte das Anerbieten auf der Stelle. Sie wählte le voyage du jeune Anacharsis und Tiedge's Urania. Durch diese Wahl, die von ihrem Geschmacke und von der Richtung ihres Geistes zeugte, wurde dem Fremdling der Gedanke noch lieber, daß er ein Mittel gefunden habe, den angeknüpften Faden zwanglos weiter zu spinnen. Er ließ sogleich die verlangten Bücher zu der Nachbarin hinüber tragen, und legte ein Verzeichniß seiner ganzen Sammlung bei, damit Ottilie die Bücher anzeichnen könne, die sie künftig zu lesen begehre.

Weit interessanter als die ganze Bibliothek war der Frau Muhme das blanke Silbergeschirr, in welchem jetzt der Thee aufgetragen wurde. Sie fand den Mann immer liebenswürdiger, äugelte bald nach ihm, bald nach dem Silber, erinnerte sich selbst verschiedene Mal, daß es Zeit sei, aufzubrechen, riß sich endlich mit sichtbarem Widerwillen von der angenehmen Unterhaltung los, und betheuerte noch beim Schlafengehen: sie habe lange keinen so frohen Tag verlebt, ob sie gleich in ihrer schwarzen Sammtkappe tüchtig habe schwitzen müssen.

7. Die Geſchichte des blauen Kräutermannes.

Nur eben ſo viel Zeit ließ Frau Bartels verſtreichen, als nöthig war, um Kuchen zu backen, und ſonſtige Anſtalten zu einer leckern Mahlzeit zu treffen, dann erfolgte eine feierliche Einladung an den Herrn Nachbar, welche diesmal nicht zurück gewieſen wurde. Alles, was die Witwe an Silber und feinem Tiſchzeug beſaß, wurde prunkend dabei aufgeſtellt, und Herr Pfersberg, als ein Mann von Welt, ermangelte nicht zu bemerken, was bemerkt werden ſollte. Auch aß er über Vermögen von allen Schüſſeln, welche Frau Bartels eigenhändig zubereitet hatte, und ſetzte ſich dadurch immer feſter in ihrer Gunſt.

So war nunmehr ein nachbarliches Verhältniß entſtanden, dem, um es enger noch zu knüpfen, nach Frau Bartels Meinung nichts weiter fehlte, als eine deutliche Erklärung von Seite des Fremden, das aber Pfersberg blos benutzte, um unvermerkt immer tiefer in Ottiliens Herz zu ſchauen. In der That gelang es ihm, in dieſem ſchönen Herzen Alles zu leſen, was Natur und Erziehung hinein geſchrieben, nur nicht die feurigen Worte, welche die Liebe darein gegraben hatte; denn die Schrift der Liebe gleicht der geheimen Schreibekunſt mit Citronenſaft, nur erwärmt wird ſie ſichtbar. Pfersberg hielt ſich überzeugt, daß Ottilien's Schwermuth allein von dem Unglück ihres Vaters herrühre, er wünſchte ſich ein Recht zu erwerben, deſſen Schickſal zu mildern, und mit dem ihrigen ſie auszuſöhnen; ein wohlwollendes Vertrauen, welches ſie ihm oft bewies, machte ihn noch kühner, und

als Ottilie eines Tages Bücher zurückgesandt hatte, um andere dagegen einzutauschen, fand sie, beim Aufschlagen der letztern, einen an sie gerichteten Brief. Verwundert erbrach sie denselben, und mit wachsendem Erstaunen las sie Folgendes:

»Mademoiſell!«

»Niemand in Grafenrode kennt meine Geſchichte. Nur zu Ihnen habe ich Vertrauen, erlauben Sie, daß ich ſie Ihnen erzähle, und den Grund, warum ich das thue, bis zum Schluß dieſes Briefes aufſpare.«

»Einſt verwaltete ich einen kleinen Dienſt in **, hatte Frau und Kind, und war ein glücklicher Mann. Die unſelige Jakobiner-Riecherei, welche aus der franzöſiſchen Revolution, jener wahren Büchſe Pandorens, entſprang, ſtürzte auch mich in's Verderben. Einige gradſinnige und eben darum unbeſonnene Aeußerungen, die mir entſchlüpften, zogen mir die heftigſte Verfolgung zu. Vierzehn Monate lang mußte ich in einem Kerker ſchmachten, dann wurde ich Landes verwieſen. Mein treues Weib war indeſſen vor Gram geſtorben; meinen ſechsjährigen Sohn, einen lieblichen muntern Knaben, hatte ein barmherziger Verwandter zu ſich genommen. Ich drückte ihn, ach! zum letzten Mal an mein Herz und floh nach Oſtindien.«

»Dort lernte ich einen braven Engländer kennen, den Eigenthümer einer anſehnlichen Handlung, in der ich Arbeit und Brot fand — Ruhe nicht! denn auch mein letztes Kleinod, das ich in Europa zurückgelaſſen, meinen lieben kleinen Ludwig, mußte ich beweinen. Durch einen Schif-

ſer aus meiner Heimath erfuhr ich, daß jenes Städtchen, in welchem ſein Pflegevater wohnte, von der großen Nation zerſtört worden ſei, weil man einen ihrer raubſüchtigen Marodeurs in demſelben erſchlagen hatte. Die wehrloſen Einwohner waren theils ermordet, theils zerſtreut, und Niemand wußte, wo mein Kind geblieben."

»Finſtere Schwermuth war mein Loos, bis das Bedürfniß jedes guten Menſchen, etwas auf der Welt zu lieben, mich nach und nach an die Kinder meines Freundes feſſelte, zwei liebenswürdige Knaben, ungefähr in gleichem Alter mit meinem verlornen Ludwig. Sie waren ihres Vaters einzige Freude und mein einziger Troſt. Ein Scharlachfieber raffte ſie Beide in wenig Tagen hinweg. Ihre gute Mutter, deren ſchwache Bruſt ohnehin ſchon lange gegen das heiße Klima kämpfte, folgte den Lieblingen bald in's Grab. Wilſon und ich ſanken einander bleich in die Arme, und ſuchten vergebens Troſt in der Freundſchaft. Um von den Gegenſtänden ſich zu trennen, deren Anblick täglich ſeinen Schmerz erneuerte, beſchloß er eine Reiſe nach China, wohin er bisher in ſeinen Geſchäften nur Bevollmächtigte zu ſenden pflegte. Ich begleitete ihn."

»Seine dortigen Handels-Spekulationen ſchlugen ſo glücklich ein, daß ſeine Reichthümer ſich in Kurzem verdoppelten. »Ach wozu! für wen!" rief er oft bekümmert, »ich habe Niemanden mehr auf der Welt!" — Ich ſuchte den Gedanken in ihm zu erwecken, die leidende Menſchheit an Kindes Statt anzunehmen, und er ergriff dieſe Idee mit Wärme. »Ja," ſagte er, »ich habe nun Gold genug,

um unſerm braven Howard gleich, irgend einen großen, wohlthätigen Zweck dadurch erreichen zu können. Den will ich feſt in's Auge faſſen, und ſo den einſamen Gang zum Grabe mir mit Blumen beſtreuen. Laß uns in mein Vaterland zurückkehren, bleibe bei mir, auf unſerer Inſel biſt du ſicher vor Bosheit und Dummheit. Theile, was ich habe, und hilf mir Menſchen beglücken." — Mit dieſem Vorſatz ſchifften wir uns ein, aber Wilſon trug den Keim des Todes ſchon im Buſen. Er kränkelte und ſchien von Tage zu Tage ſeinem erwünſchten Ziele, der Vereinigung mit Weib und Kind, ſich zu nähern. »Ich fühle es," ſagte er eines Abends zu mir, »ich werde mein vaterländiſches Ufer nicht wieder ſehen. Sterbe ich, Freund, ſo biſt du mein einziger Erbe, denn es lebt Niemand auf der Welt, der ein Recht an mein Erworbenes hätte. In der Taſche, die ich immer um den Leib geſchnallt trage, wirſt du reiche Wechſel und andere Papiere finden, zu welchen ich zum Ueberfluß noch dieſen Morgen eine Schrift gefügt habe, die dich für ihren Eigenthümer erklärt. Ich weiß, auch du bedarfſt des Reichthums nicht, aber du wirſt das Gute damit ausrichten, was mir das Schickſal zu vollbringen unterſagt. Und wer weiß, vielleicht findeſt du noch einſt deinen Ludwig wieder, dann erzähle ihm, daß du einen Freund hatteſt, den in ſeinen letzten Augenblicken die Hoffnung froh machte, für den Sohn ſeines Freundes geſammelt zu haben."

»So ſprach mein edler Wilſon, und das Vorgefühl eines nahen Todes hatte ihn leider nicht betrogen. Er ſtarb

in meinen Armen am Vorgebirge der guten Hoffnung, und ich ſah mich plötzlich im Beſitz einer Erbſchaft, die meine Erwartungen weit übertraf. Ach! welch ein elender Erſatz für einen ſeltenen Freund! — Allein mit ſchwerem Herzen ſetzte ich meine Reiſe fort. In England blieb ich länger als ein Jahr, um arme Verwandte von Wilſon auszuforſchen, mit denen ich theilen könnte. Meine Mühe war vergebens. Nur die leidende Menſchheit, an die er mich verwieſen hatte, war ihm noch verwandt, und mit ihr habe ich bis dieſen Augenblick redlich getheilt."

»Daß ich bei meiner Zurückkunft in's Vaterland die ängſtlichſten Nachforſchungen angeſtellt, um von meinem verlornen Kinde etwas zu erfahren, brauch' ich wohl kaum zu erwähnen. Wo ich nur immer einen vormaligen Einwohner jenes erwähnten Städtchens zu finden wußte, dahin reiſte ich, und es blieb kein Ort zwanzig Meilen in die Runde übrig, durch deſſen Thore ich nicht mit hochklopfendem Herzen gefahren wäre, den ich nicht mit Thränen getäuſchter Hoffnung wieder verlaſſen hätte. Alles was ich mit Gewißheit ausmittelte, war, daß der gutherzige Verwandte, der Pflegevater meines Ludwig, unter den Trümmern ſeines einſtürzenden Hauſes begraben worden, als er zu ſpät noch einige ſeiner beſten Habſeligkeiten aus den Flammen retten wollte. Ob meinen Sohn ein gleiches Schickſal betroffen, wußte niemand. Vergebens nahm ich zuletzt zu den Zeitungen meine Zuflucht, keine meiner dringenden Fragen iſt jemals beantwortet worden, ſo anſehnlich auch der Preis war, den ich darauf ſetzte."

»Endlich mußte ich die Hoffnung aufgeben, daß noch ein Menſch in der Welt lebe, der meinem Daſein wieder neuen Werth leihen könne. Ich ſuchte mir ein Plätzchen, von der Natur mit Reizen ausgeſtattet, die fähig waren, meinen nagenden Kummer in ſanftere Schwermuth zu verwandeln. Hier fand ich eine freundliche Gegend, die mich anzog und den Entſchluß in mir erweckte, hier den Tod zu erwarten. Die Berge, von welchen Grafenrode umgeben iſt, begünſtigten meine alte Liebhaberei, die Kräuterkunde. Dieſe und das Beſtreben, meines Freundes letzten Willen an Unglücklichen zu vollziehen, füllten alle meine leeren Stunden. Auch an Menſchen verſuchte ich noch einmal mich zu ketten, an Kinder nämlich, die allein noch wahre Menſchen ſind. Ich hatte mir einen Knaben auserleſen, der durch einige Aehnlichkeit mit meinem Ludwig, mein Herz tief bewegte, ſo oft ich ihn ſah. Ich wollte ihn an Kindesſtatt annehmen, ihn, wie man es zu nennen pflegt, glücklich machen; eigentlich mir ſelbſt noch eine Freude im Alter bereiten. Doch auch dieſen letzten Wunſch mußte ich aufgeben, denn des Knaben Vater, ein hieſiger Bürger, ſchlug mir meine Bitte mit Härte ab, und das Kind, das ſich bereits an mich gewöhnt hatte, durfte nicht mehr zu mir kommen.«

»So blieb ich denn allein auf den Genuß der Natur beſchränkt, zu dem man freilich, um durch ihn beglückt zu werden, ein zufriedenes Herz mitbringen muß. So hab' ich unter Pflanzen ein Pflanzen-Leben geführt, bis ich Sie, Mademoiſell, erblickte. Es wäre lächerlich, wenn ich Ihnen ſagen wollte, ich ſei verliebt in Sie. Mein Alter, Ihre

Jugend, ich werde beides nie vergessen. Aber daß Ihre stillen Leiden, die Thränen, die Sie oft an Ihrem Fenster vergossen, wenn Sie unbelauscht sich wähnten, die rührenden Töne, welche Sie täglich aus Ihrem Klavier hervorzauberten, daß alles dieses einen lebhaften Eindruck auf mich gemacht hat, das darf ich doch wohl ohne Erröthen Ihnen erklären. Ich suchte Ihre persönliche Bekanntschaft, es gelang mir, und seitdem gesellte sich zu meinem Interesse für Ihre Person eine hohe Achtung für Ihre schöne Seele. Der Wunsch, Ihr Freund, Ihr Bruder zu werden, der stolze Wunsch, Ihr Schicksal zu erleichtern, drängte sich mir auf. Ich forschte nach Ihrer Lage, ich erfuhr, daß Sie um einen unglücklichen Vater weinen, und alsobald war mein Entschluß gefaßt, den ich jedoch Wochen lang mit mir herum trug, um durch keine Unbesonnenheit mein Alter zu entehren."

»Jetzt endlich darf ich mit Bewußtsein erklären: ich habe den Schritt reiflich überlegt; ich trete als ein ehrlicher, besonnener Mann vor Sie, und frage Sie mit Freimüthigkeit: wollen Sie mir das Recht einräumen, Ihren Vater auch den meinigen zu nennen? wollen Sie durch das Geschenk Ihrer Hand mir und ihm Lebensglück im Alter gewähren?" —

»Sie kennen mich nur wenig, aber doch wohl genug, um überzeugt zu sein, daß nicht die thörichte Hoffnung, die Liebe eines jungen reizenden Mädchens zu gewinnen, mein Herz berücken konnte. Freundschaft, Achtung, Ver-

trauen, ist Alles, was ich von Ihnen erwarte. Ich kann und werde keine Pflicht Ihnen auflegen, die mit Ihrem Herzen im Widerspruch stünde. Den Jammer Ihres Vaters wenden, den Dornen-Pfad eines ehrlichen Mannes am Ziele mit Rosen bestreuen, die Thränen der Armuth trocknen, das werden an meiner Seite die einzigen, Ihrem Herzen entsprechenden Beschäftigungen sein. Für ein anderes Mädchen als Ottilien, würde ich noch Manches hinzufügen können, allein für Sie habe ich genug gesagt."

»Jetzt prüfen Sie — antworten Sie mir nicht schnell — es gilt die Ruhe Ihres Lebens — aber vergessen Sie, daß es auch die meinige gilt."

---

8. Die Hochzeit.

Heftig war der Sturm, den dieser Brief in Ottiliens Busen erregte. Durch Thränen und Gebet suchte sie ihr beklommenes Herz zu erleichtern, mit Thränen und Gebet flehte sie kindlich zu einer höhern Macht, ihr Schicksal zu bestimmen, und wenn sie ermüdet auf ihr Lager sank, stand zur Rechten ihr alter wahnsinniger Vater, Hilfe, Rettung von ihr heischend; zur linken der edle Pfersberg, der ihr den Schlüssel zu des Vaters Kerker reichte. Aber ach! zu den Füßen des Bettes schwebte eine traurende Gestalt, die sich ängstlich verhüllte, um nicht, Liebe und Mitleid erregend, das edle Opfer zu hindern. Tage und Nächte lang kämpfte das arme Mädchen, um sich von der letzten Hoffnung los zu reissen, die ihr noch im Stillen dann und wann

mit einer frohen Zukunft geſchmeichelt hatte. »Entſage! entſage!« rief die Tugend ihr zu. »Wird Theodor jemals wiederkehren? — und wenn er wiederkehrt, wird er dich noch lieben? — und wenn er dich noch liebte, wird dein Vater ſeinen Fluch widerrufen? O ergreife die Gelegenheit, um ſeinen Segen zu verdienen! Glücklicher könnteſt du einſt werden, glücklicher machen nie!«

Entſchloſſen ging Ottilie zu Frau Bartels, und zeigte ihr des Nachbars Brief. Anfangs wurde die gute Frau Muhme freilich ſehr unangenehm überraſcht, und ſie bedauerte insgeheim die vielen Schweißtropfen, die ſie in der ſchwarzen Sammt-Kappe ſo unnützerweiſe vergoſſen hatte. Ihre erſte Antwort war, Pfersberg ſei ein alter Geck, und ihre Meinung ſei, man müſſe ihn auslachen und fortſchicken. Nachdem ſie aber die Sache ein wenig näher überlegt hatte, fand ſie zwar keinen Grund, ihn nicht auszulachen, doch manchen, ihn nicht fortzuſchicken. Er war denn doch der einzige, der eine lange verdrießliche Einſamkeit durch ſeinen Umgang unterbrach; der einzige, der ihre Meinungen hörte und auch ſchon einigemal befolgt hatte; der reichſte Mann im Städtchen, der gleichſam ihr Schwiegerſohn wurde, deſſen Wirthſchaft ſie einrichten konnte. Das Letztere iſt bekanntlich (das Leinewand-Sammeln ausgenommen), der liebſte Zeitvertreib altender Frauen, die gar zu gern einem jungen Ehepaar erzählen, wie man es machen müſſe, und wie ſie es einſt gemacht haben. Auch Frau Bartels konnte dieſer Verſuchung nicht widerſtehen, und ſie ſprach daher

zu Ottilien am andern Morgen: »Besserer Rath kommt über Nacht. Ich habe die Sache reiflich überlegt, und meine Meinung ist, du nimmst den blauen Kräutermann, nota bene, wenn er dich zur Erbin seines Vermögens einsetzt, das ist Conditio sine quano, wie mein seliger Mann zu sagen pflegte. Schlimm ist es freilich, daß er noch ein so rüstiger Mann ist, und schwerlich bald sterben wird."

„Das wünsche ich auch nicht," versetzte Ottilie, »wenn ich einmal meine Hand ihm reiche; und was die Erbschaft betrifft, so bitte ich Sie, Frau Muhme, erwähnen Sie kein Wort davon. Nach einem solchen Briefe wäre es sehr unzart von mir, wenn ich mein Jawort gleichsam verkaufen wollte. Er ist ein edler Mann, und wird schon für meine Zukunft sorgen."

»Kind, das verstehst du nicht," sagte Frau Bartels altklug lächelnd, und nahm sich vor, trotz Ottiliens Widerspruch, vor allen Dingen darüber mit dem Nachbar zu reden.

Pfersberg kam ihr zuvor, denn, als er eingeladen wurde, um Ottiliens Antwort aus ihrem Munde zu vernehmen, wiederholte er seine Anwerbung, ehe er sie noch zum Worte kommen ließ, und fügte derselben sogleich jenes Anerbieten hinzu, welches er, um Frau Bartels zu gewinnen, für eben so nöthig erachtete, als er bei Ottilien es für überflüssig gehalten hatte. Nach dieser Erklärung führte Frau Bartels die schüchterne Braut ihm ohne Bedenken zu, und Ottilie reichte ihm die zitternde Hand, und ihre blasse Lippe stammelte das Versprechen, heilig zu erfüllen, was er von

ihr begehrt, wenn ihm daran genüge. Mit einem Händedruck antwortete der Biedermann: »ich bin so stolz, mir mit der Hoffnung zu schmeicheln, daß Sie mir einst sagen werden, es hat mich nicht gereut.«

Nun hatte Frau Bartels alle Hände voll zu thun, um Anstalten zur Hochzeit zu treffen, denn es sollte — wie man in Grafenrode es zu nennen pflegte — eine große vornehme Hochzeit werden. So lästig das auch im Grunde sowohl der Braut als dem Bräutigam war, so wollte doch Pfersberg der guten Muhme die Freude nicht verderben. Lächelnd billigte er alles, lobte alles, bewunderte alles, und gab Geld her, so viel sie nur immer verlangte. Endlich waren die Kleider fertig, die Kuchen gebacken, die Gäste gewählt, und der feierliche Tag wurde angesetzt.

Je näher er rückte, je beklommener wurde Ottiliens Herz. Am Tage zwang sie sich zu lächeln, die Nacht durch weinte sie, und ob ihre Seele gleich mit festem Muthe auf dem Entschluß beharrte, das schwere Opfer zu bringen, so war ihr Körper doch zu schwach, um durch den unaufhörlichen Kampf nicht bis in jede Nerve erschüttert zu werden. Ihre Gestalt schwand sichtbarlich, Aug' und Wange wurden hohl, ihre Kräfte nahmen bedenklich ab. Mehr als einmal beschwur sie Pfersberg, ihm freimüthig zu bekennen, wenn ihr Entschluß sie gereue; aber dann reichte sie ihm, durch Thränen lächelnd, die Hand, und bat ihn, nur Geduld mit ihr zu haben, es solle und müsse bald anders werden. Die Nacht vor ihrem Hochzeittage betete sie unablässig

mit einer solchen Inbrunst, daß sie, als der Morgen anbrach, sich ruhig und gestärkt wähnte. Mit ziemlicher Fassung ließ sie von der Muhme nach Gutdünken sich herausputzen, und trat ohne Wanken unter die Hochzeitsgäste, zu welchen auch jener taube Konsul zu Smyrna gehörte, der zufällig anwesend, und als Honoratior mit eingeladen worden war.

Der Herr Diaconus Pumpfel ertheilte nunmehr den feierlichen Wink, sich ihm zu nähern, und hielt eine Rede, deren Länge er nach dem zu erwartenden ansehnlichen Honorar abgemessen hatte. Er rühmte darin besonders die Frömmigkeit des Herrn Bräutigams, und pries dessen Wohlthätigkeit und übrige christlichen Tugenden, die ihm sämmtlich an diesem ergiebigen Tage zum ersten Male einleuchteten.

Hätte er es kurz und gut, ja hätte er es nur kurz, wenn auch schlecht gemacht, Ottilie würde mit dem letzten Rest ihrer Kräfte ausgelangt, und als Madame Pfersberg den Altar verlassen haben. Allein von solchen Gefühlen bestürmt und zerrissen, an der Hand des ungeliebten Mannes, dem sie jetzt auf ewig sich verloben sollte, länger als eine halbe Stunde vor diesem Saalbader zu stehen, und durch kein herzliches, wahre Frömmigkeit athmendes Wort von den Gegenständen abgezogen zu werden, über welchen sie im Innern brütete; das war zu viel für ein krankes Mädchen, das seit vielen Wochen weder durch Schlaf noch Nahrung, sondern allein durch seiner Seele überspannte Kraft sich aufrecht erhalten hatte. Was Wunder also, daß in dem Augenblicke, da endlich der geistliche Ehrenmann des Braut-

paars Ringe wechseln wollte, Ottilie ohnmächtig zu seinen Füßen sank. Die Trauung wurde unterbrochen, die Braut in ein Nebenzimmer getragen, ausgekleidet, und immer noch als eine Leiche auf's Bett gelegt. Aerzte und bejahrte Damen erschöpften ihre Kunst, um sie in's Leben zurückzurufen. Es gelang ihnen endlich, aber ein heftiges Fieber hatte sie ergriffen, sie fantasirte. Trauernd, in sich gekehrt stand der Bräutigam an ihrem Lager; und fing an zu ahnen, daß in Ottiliens Herzen noch etwas vorgehen müsse, was ihm bisher verborgen geblieben. Den Wirrwarr unter den Gästen, zumal in Grafenrode, mag der Leser sich denken. Nur allein der taube Konsul blieb ruhig, denn er hatte von alle dem nichts verstanden. Auch Frau Bartels verlor den Kopf nicht so ganz, daß sie nicht weislich bedacht hätte, der Hochzeitschmaus sei doch einmal veranstaltet, und es sei unschicklich, die Gäste mit trockenem Munde heimziehen zu lassen. Die Speisen wurden also zu gehöriger Zeit aufgetragen. Sobald der taube Konsul das gewahrte, empfahl er sich im Stillen, weil er noch in derselben Nacht abreisen wollte, und er reiste wirklich, mit der Ueberzeugung, daß, trotz der Ohnmacht, die Vermählungsfeier nicht unterbrochen worden sei. Daher sein Bericht zu Smyrna, der den armen Theodor so unglücklich machte.

Ottilie schwebte mehrere Wochen lang am Rande des Grabes, und war nur in seltenen Augenblicken ihrer Besinnung mächtig. Pfersberg verließ ihr Lager fast nie; er selbst reichte ihr jeden Tropfen Arznei, und wachte, trotz seines Alters, mehrere Nächte hintereinander. Aus der Ferne

verſchrieb er einen berühmten Arzt, den er mit den koſtbarſten Geſchenken überhäufte; das Seltenſte ſchaffte er herbei, mit einer Verſchwendung, über welche Frau Bartels den Kopf ſchüttelte; kurz, er that Alles, was nur der zärtlichſte Gatte zu thun vermag — und er that es ohne Eigennutz, denn die Hoffnung, Ottiliens Gemahl zu werden, hatte er faſt aufgegeben. In ihren Fieberträumen war ihr der Name Theodor öfter entſchlüpft; er wußte nun, daß nicht blos das Unglück ihres Vaters, daß auch eine hoffnungsloſe Liebe an ihrem Herzen nage. Dieſe Entdeckung beſtimmte ihn, ſelbſt als die erſte Gefahr für Ottiliens Leben ſchon vorüber war, gänzlich über ihr Verhältniß zu ihm ſelbſt zu ſchweigen, und auch nicht durch die leiſeſte Anſpielung das unterbrochene Hochzeitfeſt in Erinnerung zu bringen. Eben ſo ſehr hütete er ſich, die Kranke merken zu laſſen, daß ſie ihr Geheimniß verrathen habe. Ein zärtlicher, beſorgter Vater am Krankenbette ſeiner Tochter, das allein war die Rolle, die ſein edles Herz ihm vorſchrieb. Ob ſie ſelbſt nach ihrer Geneſung ſeine zarte Liebe belohnen, ob ſie ihn zum Vertrauten ihres Kummers machen wolle? das überließ er ihrem eigenen Gefühl.

Frau Bartels dachte weniger ſchonend, denn ſo bald Ottilie nur wieder in einem Seſſel ſitzen konnte, beſtürmte ſie das arme Mädchen täglich, die Verbindung zu vollziehen. Tief gerührt war die Kranke von ihres edlen Bräutigams Betragen; ſie fühlte, daß ſie einem ſolchen Manne Wahrheit ſchuldig ſei, und ergriff den erſten Augenblick, in dem ſie Stärke genug ſich zutraute, ihm ihr ganzes Herz offen dar-

zulegen. »Ich habe Sie hintergangen,« ſo ſchloß ihr Bekenntniß, »werden Sie mir verzeihen? und wollen Sie noch jetzt es wagen, ein Mädchen zu Ihrer Lebensgefährtin zu machen, über deſſen frömmſten Willen das wunde Herz den Meiſter ſpielt?«

Pfersberg, entzückt von ihrem Vertrauen, drückte ihre abgemagerte Hand mit Thränen im Auge an ſein Herz. »Ich bin der Ihrige auf ewig!« rief er aus, »doch wie Sie mich künftig nennen wollen, ob Gatte, Bruder oder Vater, darüber laſſen Sie uns in dieſem Augenblicke noch nichts entſcheiden. Ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß Ihr Zuſtand noch immer bedenklich iſt; ſelbſt die heftige Bewegung, in der Sie ſich nach dieſem Geſpräche befinden, Ihre zitternde Hand, Ihre unnatürlich brennende Wange, beweiſen hinlänglich, wie wenig noch die Kräfte Ihres Körpers mit denen Ihrer Seele im Verhältniß ſtehen. Haben Zeit und Ruhe die erſtern wieder hergeſtellt, und ſind Sie dann noch entſchloſſen, der kindlichen Liebe ein Opfer zu bringen; ſo wird der leiſeſte Wink mich zu Ihnen führen. Bis dahin betrachten Sie meine Perſon als Ihren treueſten Freund, doch mein Vermögen als das Ihres Gatten, über welches Sie gleiche Rechte haben. Schalten Sie damit nach Ihrem Gefallen. Jede Wohlthat, zu deren Werkzeug Sie mich machen wollen, wird auch für mich eine Wohlthat ſein.«

Nach dieſer Erklärung wurde der Vermählungsfeier, zu großem Aergerniß der Frau Nachbarin, für's Erſte nicht weiter erwähnt. Denn daß Ottiliens Krankheit in ein ſchlei-

chendes Fieber ſich verwandelt, war für Frau Bartels noch kein Grund, die Ceremonie aufzuſchieben. Das Mädchen konnte doch herumgehen, oder vielmehr wanken, es konnte eſſen, trinken, ſchlafen, ja ſogar bisweilen ſpaziren fahren; darum war nach ihrer Meinung Ottiliens Kränkeln bloße Hypochondrie, von der ſie, wie die meiſten Leute, behauptete, man könne ſie bezwingen, wenn man nur wolle.

Daß man durch feſten Willen ſeiner krankhaften Empfindungen Meiſter werden könne, hat freilich ſogar der große Kant behauptet, und Ottilie gab ſich in der That alle Mühe, ein beweiſendes Beiſpiel zu dieſer Behauptung zu liefern; auch beſſerte es ſich merklich mit ihr, als der warme Frühling ſie anhauchte, und die verjüngte Natur zu ihrem Herzen ſprach. Eine Nachricht aber, welche die Frau Muhme ihr ohne alle Vorbereitung zutrug, hätte ſie faſt in den vorigen Zuſtand zurückgeworfen. Man meldete nämlich der Frau Bartels, Theodor und ſein Freund ſeien in der Türkei Renegaten geworden, und man begleitete dieſe Neuigkeit mit ſo vielen erläuternden Umſtänden, daß es faſt unmöglich ſchien, an der Wahrheit derſelben zu zweifeln. Eigentlich lag blos eine Verwechslung zum Grunde, denn die Rede war von Stolzenbeck. Weil aber Theodor und Florio zu gleicher Zeit in Konſtantinopel waren, und weil man dieſe eher zu nennen wagte, als den Sohn des gebietenden Miniſters, ſo hatte man ihre Namen an die Stelle von jenem geſchoben, und Alles, was der Wollüſtling verſchuldet hatte, kam auf ihre Rechnung.

»Auch das noch!« rief Ottilie mit bitterem Schmerz. »Ach! wenn ich ihn nicht mehr lieben darf, muß ich ihm denn auch meine Achtung entziehen?«

Pfersberg, dem Frau Bartels die skandalöse Geſchichte lang und breit mittheilte, und mit allerlei giftigen Randgloſſen würzte; Pfersberg war der Einzige, der das Gerücht auf der Stelle für lügenhaft erklärte, und ſeinen Widerſpruch durch Beweiſe unterſtützte, die er aus Ottiliens Erzählungen von dem Charakter des jungen Arztes ſchöpfte. Er that das mit ſo unverſtellter Wärme, daß die Kranke ihm gerührt die Hand drückte, und mit Wehmuth ſprach: »Sie ſind ein ſehr edler Mann!«

»In dieſem Augenblicke,« verſetzte Pfersberg, »verdiene ich Ihr ſchönes Lob nicht. Ich ſelbſt wurde einſt ein Opfer der Verleumdung; welch ein elender Menſch müßte ich ſein, wenn ich Verleumdungen unterſtützte, weil ſie vielleicht mir Nutzen bringen könnten.«

---

9. Kindlicher Wettſtreit.

Während in Grafenrode Ottilie nach Geneſung ſeufzte, und ſich Kraft vom Himmel erflehte, die kindlichen Pflichten wie die der Dankbarkeit zu erfüllen, ereigneten ſich in ihrer Vaterſtadt bedeutende Veränderungen. Den guten alten Robert überraſchte der Tod, noch ehe er, ſeinem Verſprechen gemäß, für Emma's Zukunft geſorgt hatte, denn er verſchob, wie es zu gehen pflegt, die Anfertigung ſeines Teſtaments von einem Tage zum andern. Vielleicht verließ er ſich auch auf den ihm bekannten Edelmuth ſeiner

Tochter, welche die Pflegerin seines Alters nicht hilflos lassen würde. Er hatte nicht bedacht, daß auch die besten Mädchen nach und nach die Gesinnungen ihrer Männer annehmen, oder wußte nicht, daß sein Eidam dem niederträchtigsten Geize ergeben war. Kaum hatte Robert die Augen geschlossen, als der Schwiegersohn erschien, die Erbschaft in Besitz nahm, und der armen Emma höflich andeutete, daß er unter den Papieren des Verstorbenen keinen Auftrag gefunden, ihr ein Legat auszuzahlen.

Dem guten Mädchen war diese Behandlung weniger schmerzhaft, als die Nothwendigkeit, das Gefängniß, und folglich auch ihren Vater verlassen zu müssen. Wer sollte hinfort den wahnsinnigen Alten pflegen? und wenn vielleicht ein harter Mann an Roberts Stelle trat, welch ein Schicksal stand ihm bevor! — In dieser Noth wandte sie sich zuerst an die wackere Madame Saalfeld, und da diese bereitwillig ihr Wohnung und Arbeit versprach, so suchte sie sich durch Bitten und Thränen, die Erlaubniß eines freien Zutritts bei den Gefangenen auszuwirken. Die erstaunten Richter konnten nicht begreifen, warum ein so junges, blühendes Mädchen es für ein Glück zu halten schien, sich zu einem alten wahnsinnigen Manne in einen düstern Kerker einsperren zu lassen; aber ihre Jugend und Schönheit, ihre rührenden Bitten, bewegten auch die kältesten Herzen, und was sie begehrte, wurde ihr zugestanden. Nun brachte sie ihre Tage unausgesetzt bei dem Vater hin, die Nächte aber arbeitete sie, um sich selbst eine kärgliche Nahrung zu verschaffen. Madame Saalfeld warnte sie oft ver-

gebens ihrer Gesundheit mehr zu schonen; aber wenn die wackere Frau sie gleich laut schalt, so konnte sie ihr doch im Stillen ihre Bewunderung nicht versagen, obgleich auch sie den Antheil sehr räthselhaft fand, den das fromme Mädchen an einem alten Böswicht nahm.

Vielleicht hätte Emma diese Lebensweise noch Jahre lang ausgehalten, denn ihre Bedürfnisse waren nur gering, und sie wußte sich für den nothwendigen Schlaf doch manche Stunde abzusparen; doch jetzt starb der Fürst des Landes, ein neuer Regent bestieg den Thron, und um wie gewöhnlich den Antritt seiner Regierung durch Gnadenbezeugungen zu verherrlichen, befahl er alle diejenigen Gefangenen los zu lassen, welche Staats-Schulden halber verhaftet waren, und nicht allein ohnehin ihre Schuld nie bezahlen konnten, sondern auch noch obendrein durch ihren Unterhalt dem Staate lästig wurden. Unter diese Anzahl gehörte auch Klumm. Seine Befreiung wurde ihm in Emma's Gegenwart angekündigt. Er lächelte, und begriff nicht, was man von ihm wollte. Emma hingegen umarmte ihn mit heißen Thränen des Entzückens, und führte ihn jubelnd aus dem Kerker in ihr kleines Dachstübchen. Daß künftig seine Erhaltung ihre Kräfte übersteigen würde, daran dachte sie in diesem Augenblicke nicht. Sie fühlte blos in vollem Maße das Glück, ihren Vater nun ganz zu besitzen, mit ihrer Hände Arbeit ihn ganz ernähren zu dürfen.

Ein neuer fröhlicher Geist schien sie zu beleben; mit unverdrossenem Eifer ging sie an die saure Arbeit; bei ihr gab es keine Feierstunden, keinen Wechsel von Tag und

Nacht; ihre einzige Erholung war ein täglicher Spazirgang mit dem Vater, den sie doch auch nur seinetwegen sich erlaubte.

Durch solche Anstrengungen gelang es ihr nicht allein, den Alten zu ernähren, sondern ihm auch noch manche Bequemlichkeiten zu verschaffen, die er im Gefängniß hatte entbehren müssen, und bald wurde ihr die unaussprechliche Freude zu Theil, daß in dieser günstigeren Lage, bei dem Genuß der reinern Luft, der reinsten kindlichen Liebe, nicht allein der alte Mann an Gesundheit merklich zunahm, sondern sogar zuweilen heitere Augenblicke hatte, in welchen der verirrte Geist sich zu erkennen schien. Dann weinte Emma Thränen der Wonne, verdoppelte ihren Eifer, und verhehlte sich selbst die Abnahme ihrer Kräfte.

Aber unmöglich konnte diese Ueberspannung lange währen, der starke kindliche Geist war dem schwachen Körper zu weit vorausgeeilt; mit Schaudern mußte Emma sich bekennen, daß eine überhandnehmende Mattigkeit jedes ihrer Glieder lähme, und der schreckliche Augenblick vielleicht nicht fern mehr sei, wo sie, zur Arbeit gänzlich unfähig, selbst verschmachtend, den Vater neben sich werde verschmachten sehen. Von diesem furchtbaren Bilde ergriffen, beschloß sie endlich (trotz dem Widerwillen, den sie empfand, ihre Liebe und Sorge mit einander zu theilen), an Ottilien zu schreiben, und sie einzuladen, mit ihr vereint, des kranken Vaters Pflege und Erhaltung zu übernehmen. Doch hütete sie sich wohl, auch nur ein Wort entschlüpfen zu lassen, welches Ottilien verrathen konnte, daß eine

Schweſter es ſei, von der ſie aufgefordert werde. »Soll ich,« dachte ſie, »den Vater in den Augen der Tochter herabſetzen? — nimmermehr! — genug daß ich weis, ich bin ihre Schweſter, und wenn ſie erfährt, was die Fremde für ihren Vater that, ſo wird ſie auch mich ſchweſterlich lieben.«

Emma's Brief goß wider Vermuthen neues Leben in Ottiliens Bruſt, und beſchleunigte wohlthätig den Umlauf ihres ſchleichenden Blutes; denn welche Arznei iſt kräftiger für einen Körper, der nur unter dem Drucke eines belaſtenen Herzens ſeufzt, als die Ausſicht zu einer Thätigkeit, in welcher Pflicht und Liebe ſich vereinen. Die Nachricht, welche Emma hinzugefügt hatte, daß zur völligen Geneſung ihres Vaters Hoffnung vorhanden, und daß es bereits Augenblicke gebe, in welchen er ſeiner ſich bewußt ſei, verſetzte die Kranke in eine taumelnde Freude. So verwandelt, mit dem Briefe in der Hand, mit glühenden Wangen und funkelnden Augen, fand ſie der erſtaunte Pfersberg. Sie flog ihm entgegen, und bat ihn, den Brief zu leſen. Er that es, betrachtete ſie gerührt, und fragte ſanft: »was wollen Sie thun?«

»Iſt das noch eine Frage?« erwiederte Ottilie mit ſchönem Unwillen, »ſoll ich von der Fremden mich beſchämen laſſen? — Auch ich kann arbeiten, und dem Himmel ſei Dank, mir hat in dieſer Stunde Gott alle meine Jugendkräfte plötzlich wieder gegeben!« —

»Laſſen Sie ſich nicht täuſchen, liebes Mädchen, durch die Lebhaftigkeit eines Gefühls, die nur durch Ueberſpannung erzeugt wurde. Sie wollen Ihren Vater durch ihrer

Hände Arbeit ernähren, das ist schön, und würde allerdings sehr belohnend für Ihr Herz sein; doch Sie dürfen sich auch nicht verhehlen, daß Sie, bei diesem zarten Körperbau, dem Unternehmen nicht gewachsen sind, darum müssen Sie jenem süßern Lohn entsagen, und sich begnügen, zu Erreichung ihres frommen Zweckes, ein anderes Opfer zu bringen, das Ihnen, ach! vielleicht noch schwerer wird. Sie verstehen mich. Vergebens habe ich Sie bis jetzt gebeten, über mein Vermögen zu schalten, und ich fühle wohl, daß bei Ihrer Denkungsart meine Bitte stets unerhört bleiben wird, so lange Sie mir nicht ein Recht einräumen, Ihnen meine Hilfe aufzudringen. Ich sage weiter nichts. An Ihnen ist es, zu entscheiden. Das allein darf ich noch hinzufügen, daß, wenn Sie meine Hand verschmähen, Sie wenigstens den Ersatz mir schuldig sind, aus dieser verschmähten Hand die Hälfte dessen zu empfangen, was mir der Zufall gab."

»Ich bin die Ihrige!" schluchzte Ottilie, indem sie von seinem Edelmuthe überrascht, sich an seinem Busen warf.

»Doch Sie haben gelesen, mein Vater hat, Gott sei Dank, wieder helle Augenblicke. Jetzt kann ich, ohne seinen Segen, keine Verbindung schließen. Kommen Sie zu seinen Füßen, und empfangen Sie dort den Schwur meiner Treue, das Gelübde meiner zärtlichsten Freundschaft!" —

Nicht mit jugendlichem aufbrausenden Entzücken, aber mit herzlichem Vergnügen, mit dankbarer Innigkeit, schüttelte er Ottiliens Hand und küßte sie auf die Stirn. Schnelle

Anſtalten zur Reiſe wurden ſogleich getroffen, obgleich Frau Bartels der Meinung war, daß man durchaus die Vermählung zuvor in Grafenrode feiern ſollte; denn einmal ſchicke es ſich nicht, daß die Braut mit dem Bräutigam, ohne copulirt zu ſein, in den Wirthshäuſern herumfahre; und dann, was würde der Herr Bürgermeiſter, was der Herr Diaconus Pumpſel dazu ſagen?

Die erſte Bedenklichkeit hob Ottilie durch den Vorſchlag, die Frau Muhme mitzunehmen als Ehrenwächterin, und dieſer Gedanke hatte ſo viel Reizendes für die muntere Frau Bartels, daß ſie die zweite Bedenklichkeit darüber vergaß. In Ottiliens Vaterſtadt gab es ja noch ſo viele Menſchen, die ihre Meinung über dies und jenes noch nicht gehört hatten, und der alte Klumm ſelbſt; nun konnte man ihm doch einmal mündlich ſagen, wie man es an ſeiner Stelle gemacht haben würde.

Die Reiſe wurde ſchnell und glücklich vollbracht, nur die Muhme hatte das Unglück, eine Schachtel mit ihrer ſchwarzen Sammtkappe auf einer Station zu vergeſſen. Sie war untröſtlich darüber. Als aber Pfersberg eine Staſette zurückſandte, welche mehr koſtete, als die ganze Kappe werth war, kehrte auch ihre Heiterkeit ſchnell zurück, und die Galanterie ihres Reiſegefährten machte ſo tiefen Eindruck auf ihr verſchrumpftes Gemüth, daß ſie, vielleicht zum erſten Male in ihrem Leben, bekannte, »beſſer hätte ſie ſelber es nicht zu machen gewußt.«

10. Der Knoten löst sich.

Ottiliens Empfindungen bei der Ankunft in ihrer Vaterstadt, und als sie die enge, steile Treppe zu Emma hinauf stieg, und als sie die Thür des kleinen Zimmers öffnete, und ihren Vater erblickte, wie er emsig beschäftigt war, einem Zeisig Wasser ziehen zu lehren — alles das mit Worten zu malen, wäre kühn. Anfangs erkannte der alte Klumm seine Tochter nicht; als aber Emma ihren Namen nannte, und ihre Thränen heiß auf seine dürre Hand fielen, da schien er nach und nach sich zu besinnen: »ei Ottilie, lebst du auch noch?" sagte er freundlich, »wo bist du gewesen? sieh ich bin alt und schwach geworden — warum hast du mich verlassen? es wäre mir übel ergangen, wenn mir Gott diesen Engel nicht gesandt hätte.—"

»Ihr Befehl," schluchzte Ottilie, durch seinen Vorwurf heftig erschüttert; und sogleich nahm Emma das Wort, erklärte, erinnerte, weckte stufenweise sein Gedächtniß. Er war sehr aufmerksam, und schien dann und wann wie aus einem Traume zu erwachen. »Ja, ja," sagte er endlich, »ich weiß noch Alles; nun, nun, weine nur nicht" — (er streichelte Ottilien mit der Hand über das Gesicht) »es hat mir dennoch an nichts gefehlt. Ich hatte ja noch eine Tochter" —

Schnell unterbrach ihn Emma wieder, um es zu keiner weitern Aufklärung kommen zu lassen. »Ihr guter Vater," sagte sie hastig, »hat mir erlaubt, den Tochter-Namen mit Ihnen zu theilen." —

„O meine Schweſter!“ ſtammelte Ottilie, und drückte die Edle ſchweſterlich an ihre Bruſt.

Nach den erſten ſtürmiſchen Augenblicken begann ſie zu erzählen, wie es ihr in Grafenrode ergangen, und wie ſie gekommen, um den Segen zu einer Verbindung zu erbitten, durch welche ſie ihm ein glückliches, ſorgenfreies Alter zu bereiten hoffe. Mit Schrecken und Betrübniß hörte Emma, daß ſie künftig keinen Theil mehr an dem Unterhalt ihres Vaters nehmen ſollte, und zum erſten Male ſtand ſie in Verſuchung, ein Geheimniß zu verrathen, auf welches ſie ein Recht zum Widerſpruch gründen konnte. Der Alte murmelte unverſtändliche Worte in den Bart, hub einigemal an zu ſprechen, brach wieder ab, rieb ſich die Stirn, ſchien in ſeinem Gedächtniß etwas zu ſuchen. „Hm! hm!“ ſagte er endlich, wie iſt mir denn, Ottilie? ich hätte darauf geſchworen, du wärſt ſchon verheirathet?“

„Mein Vater hatte einſt die Abſicht“ — erwiederte Ottilie mit niedergeſchlagenen Blicken, „mich mit dem Kammeraſſeſſor von Stolzenbeck —“

„Ach, nicht doch!“ unterbrach ſie Klumm, „das war ja längſt vorbei. Ich meinte, ein Anderer — doch das hat mir wohl nur geträumt.“

Emma zog Ottilien bei Seite, um ihr zu erklären, daß der Alte wahrſcheinlich von Theodor ſpreche, der noch im Gefängniß um ſie geworben.

„Und Sie wußten das?“ fragte Ottilie mit großen Augen. —

»Ich war gegenwärtig.“ —

»Und Sie hatten nichts dagegen?“ —

»Ich ſollte das Glück meines Wohlthäters verhindern? ich, die ich ſeine unausſprechliche Liebe zu Ihnen kannte?“ —

Ottilie wollte antworten, die Scham verſchloß ihr den Mund. »Aber,“ ſtotterte ſie endlich, »mein Vater hatte dieſe Verbindung mit ſeinem Fluche bedroht?“

Bebend erfuhr ſie von Emma, wie ſchon längſt mildere Geſinnungen in der Bruſt des Alten die Oberhand gewonnen, und wie er dem Jüngling in ihrer Gegenwart verſichert habe, er überlaſſe die Wahl eines Gatten dem Herzen ſeiner Tochter.

Jetzt bedurfte Ottilie ihre ganze Kraft, um das Opfer zu vollbringen, zu dem ſie entſchloſſen war. Doch, der Gedanke, daß Theodor, von dem auch Emma nichts wußte, ſchwerlich jemals zurückkehren werde, und mehr als Alles, die Vorſtellung, durch abermaliges Wanken des edlen Pfersbergs Achtung zu verlieren, ſtärkten ſie in dieſer bittern Stunde, und muthig bat ſie ihren Vater um die Erlaubniß, ihm Nachmittags den Eidam zuzuführen. Es geſchah, und Pfersberg gewann den Alten ſehr bald durch ſeine Treuherzigkeit. Mit Frau Bartels hingegen konnte er ſich nicht vertragen, denn ſie wollte ihn in der erſten Viertelſtunde eine neue Manier lehren, um ſeinem Zeiſig das Waſſerziehen beizubringen.

Ottiliens Vermählungstag wurde nur noch auf einige Wochen hinausgeſchoben, um indeſſen eine bequeme Woh-

nung für die ganze Familie einzurichten. Daß auch Emma zu derselben gezählt wurde, obschon sie keinen Anspruch geltend machte, wird der Leser Ottiliens Herzen zutrauen. Seitdem Emma ihre ganze Geschichte, mit Ausnahme des Geheimnisses, der Schwester mitgetheilt, ihr Verhältniß zu Theodor aufgeklärt hatte, seitdem wurde sie aufrichtig von ihr geliebt, ja, Ottilie trug um so zärtlichere Sorgfalt für Emma, da sie dieselbe gleichsam als ein Vermächtniß ihres Theodor betrachtete. Auch ihr gutes Minchen vergaß sie nicht, und würde sie nicht vergessen haben, wenn sie auch nicht mit Theodor verwandt gewesen wäre. Aber freilich mußte sie sich selbst bekennen, daß sie ihr ehemaliges Kammermädchen vielleicht einige Tage später würde aufgesucht haben, wenn sie nicht die leise Hoffnung genährt hätte, durch sie etwas von den Schicksalen des Geliebten zu erfahren. Leider wußte Minchen auch nichts weiter, als Stadtklatschereien: »ach! rief sie seufzend, er soll seinen Glauben verläugnet haben!" —

»Das ist nicht wahr!" sagte Ottilie heftig. —

»Das gebe Gott!" erwiederte die wackere Frau, und seit diesem Augenblicke wurde Theodors Name nicht mehr zwischen ihnen genannt, und Ottilie sah den Tag ihrer Vermählung, zwar beklommen, aber mit Entschlossenheit heranrücken.

»Was gibt's gutes Neues?" fragte Florio den Posthalter auf der letzten Station vor seines Freundes Geburtsort. Der geschwätzige Mann erzählte Allerlei, was die Reisen-

den wenig interessirte. Endlich hub er an: »wenn Sie etwa bekannt im Klumm'schen Hause sind, so können Sie Morgen einer großen Hochzeit beiwohnen." —

»Schon wieder eine Hochzeit im Klumm'schen Hause? vermuthlich heirathet er seine Maitresse?" —

»Maitresse? hä! hä! hä! nein, die Sünde ist ihm abgestorben, aber übrigens sitzt der alte Böswicht dem Glücke schon wieder im Schooße, denn er hat einen reichen Schwiegersohn gefunden, der ihn fürstlich hält. Morgen, wie gesagt, wird die Vermählung gefeiert."

»Ist Mamsell Klumm so bald zur Witwe geworden?"

»Witwe? sie war ja noch nie verheirathet." —

Theodor glühte und erblaßte wechselsweise. Florio berief sich auf den tauben Konsul zu Smyrna, der bei ihrer Vermählung gegenwärtig gewesen. Der Posthalter wußte dieses Räthsel nicht zu lösen. „Aber ist sie denn nicht nach Italien gereist?" —

Auch das war ihm unbekannt. Seines Wissens sei sie blos in Grafenrode gewesen, von wo sie vor einigen Wochen in Gesellschaft ihres Bräutigams hier durchpassirt sei. »Eine bildschöne Person," fügte er hinzu, »ich habe mir sie recht betrachtet, als sie da auf der nämlichen Stelle saß, wo jetzt der Herr Doktor zu sitzen belieben."

Theodor sprang auf und rannte in den Garten.

»Wie heißt denn der Bräutigam?" fragte Florio.

Der Posthalter schlug sein Buch auf, und nannte den Namen Pfersberg. —

»Pfersberg?« rief Florio erstaunt, »was Teufel! gibt's auch noch einen Pfersberg in der Welt? — wer ist er? woher kommt er?« —

»Damit weiß ich nicht zu dienen.« —

»Jung oder alt? —«

»Ein Mann bei Jahren, aber noch rüstig.« —

Florio eilte seinem Freunde nach, der, als er ihn erblickte, ihm schon von ferne zurief: »wenn du mich liebst, so laß uns umkehren.«

»Mit nichten,« erwiederte Jener, »zuvor laß uns die wunderliche Geschichte aufklären. Ein Mädchen ist unverloren, so lange sie noch nicht in die Brautkammer verschlossen worden. Und überdies habe ich selbst vielleicht ein größeres Interesse bei der Sache als du denkst. Doch dafür hast du jetzt keinen Sinn. Ich will dir auch keineswegs zumuthen, bei der Entwickelung des Knotens gegenwärtig zu sein, denn es wäre doch möglich, daß es schief damit ablief. Allein, erwarten sollst du mich hier. Ich fliege in die Stadt, noch in dieser Nacht kehre ich zurück, und bringe ich dir eine Hiobspost, so machen wir auf der Stelle linksum.«

Ohne seines Freundes Antwort abzuwarten, sprang er in den Wagen und jagte nach der Stadt. Dort nahm er sich nicht einmal so viel Zeit, die Reisekleider zu wechseln, sondern ließ sich alsobald Klumm's Wohnung zeigen, trat mit Herzklopfen in das Haus, und begehrte den Bräutigam ohne Zeugen zu sprechen. Er wurde in ein abgelegenes Zimmer geführt, und Pfersberg erschien. Florio betrachtete

ihn lange mit großen Augen, in welchen ein seltsames Gemisch von Empfindungen schwamm. Pfersberg, erstaunt über sein Schweigen, und durch seine Blicke auf etwas Wichtiges vorbereitet, fragte endlich nach seinem Begehren.

»Gott sei Dank!« hub Florio an, »Ihre Gestalt flößt mir Zutrauen ein,« — und nun erzählte er ihm kurz und bündig Alles, was er von Theodors und Ottiliens Liebe wußte.

»Sie erzählen mir nichts Neues,« sagte Pfersberg gelassen, »aber dieser Theodor ist verschwunden und scheint seine Geliebte vergessen zu haben.«

»Das hat er wohl bleiben lassen,« erwiederte Florio hastig, »er sitzt auf der nächsten Station; dort erfuhr er Ihre Vermählung, gerade in dem Augenblicke, als er eilte, ein mühsam erworbenes Vermögen ihr zu Füßen zu legen, und ich möchte kaum dafür stehen, daß er nicht eben jetzt sich aus Verzweiflung vor den Kopf schießt.«

Pfersberg wurde heftig durch diese Nachricht erschüttert. Er saß lange stumm und betäubt; auch Florio schwieg, verwandte aber kein Auge von ihm.

Nach einem schweren, sichtbaren Kampfe ermannte sich Pfersberg und erklärte mit Würde: »Wenn es sich so verhält, so eilen Sie zurück, und sagen Sie Ihrem Freunde, daß ihn Ottilie noch liebt. Er soll kommen, sie aus meiner Hand zu empfangen.«

»Bravo!« schrie Florio mit Thränen in den Augen, und drückte den edlen Mann mit Ungestüm an seine Brust.

»Sehen Sie, Herr, wenn Sie sich anders benommen hätten, ich wäre davon gegangen und hätte nicht einmal wissen mögen, ob Sie mein Vater sind?« —

»Ihr Vater?« stammelte Pfersberg.

»Nun, ich meine nur so. Wenn Sie aus Bergheim gebürtig sind —«

»Das bin ich.« —

»Wenn Sie durch verdammte Schikane Landes verwiesen wurden —«

»So ist es.« —

»Weiß Gott! so bin ich Ihr Sohn Ludwig.«

Die Schilderung der nächsten Stunde gebührt keiner Feder, sie will nur empfunden sein. Daß dem verlornen Ludwig kein Aufruf seines Vaters jemals zu Gesichte gekommen, war sehr natürlich zugegangen, denn er las nie Zeitungen. Daß er den harten Namen Pfersberg gegen den harmonischen Florio vertauscht, war eine musikalische Grille gewesen: denn er hatte wahrgenommen, daß, um in der großen Welt ein sicheres Fortkommen zu finden, der Tanzmeister einen französischen, und der Tonkünstler einen italienischen Namen tragen muß.

Schon war über dem Entzücken der Wiedergefundenen die Nacht hereingebrochen, als sie sich erst erinnerten, daß noch außer ihnen Jemand auf der Welt sei. Ottilie hatte herüber gesandt und Pfersberg ersuchen lassen, den Fremden mit zur Gesellschaft zu bringen; allein er antwortete lächelnd: »heute kann der Fremde nicht erscheinen, doch

ich habe ihn auf morgen zur Hochzeit gebeten.“ Darauf unterrichtete er ſeinen Sohn, wie er Ottilien zu überraſchen wünſche, und trieb ihn ſelbſt an, eilig dahin zurückzukehren, wo der hoffnungsloſe Liebende ſeiner harrte. Florio war faſt närriſch vor Freuden und accompagnirte auf dem ganzen Wege das Poſthorn mit ſeinem Jubelgeſchrei. Als er um Mitternacht vor dem Poſthauſe hielt, war ſein erſtes Wort: Champagner! und da keiner zu haben war, nahm er ſeinen Freund beim Kopf und ſchrie: »Ich wette, ich mache dich betrunken auch ohne Champagner!“

Wohl taumelte Theodor wie ein Betrunkener, als Florio ſeine Neuigkeiten auspackte. Taumelnd ſtieg er in und aus dem Wagen; nur lautes Lachen und lautes Schluchzen machten dem Uebermaße des Entzückens Luft.

Ottilie bemerkte ſchnell eine Veränderung an Pfersberg, als er wieder zur Geſellſchaft kam. Er war ſo ſtill, ſo einſilbig, ſein Auge ruhte oft mit ſo freundlicher Wehmuth auf ihr. »Es muß etwas vorgegangen ſein,“ ſprach ſie zu ſich ſelbſt, als ſie am ſpäten Abend zum letzten Mal ihre jungfräuliche Zelle betrat; aber was? das vermochte ſie nicht zu enträthſeln.

Der Hochzeittag brach an. Schon am frühen Morgen hatte ſich Ottilie in ihres Vaters Kammer geſtohlen, hatte den blaſſen Greis unruhig ſchlummern ſehen, und war an ſeinem Bette niedergekniet, um betend Kraft und Muth aus dem Anblick des Greiſes zu ſchöpfen, dem ſie heute das Opfer ihrer erſten Liebe bringen wollte. Geſtärkt erhob

ſie ſich, und mit der Ruhe, welche das Bewußtſein des nahen Vollbringens einer guten That gewährt, ließ ſie ſich von Minchen feſtlich kleiden, die an dieſem Tage die Freude ſich nicht wollte nehmen laſſen, ihr Amt noch Einmal zu verwalten.

Einfach, doch reizend geſchmückt, ſaß ſie an Emma's Seite, als man ihr die Ankunft des Bräutigams meldete. Mit hochklopfendem Herzen ſtand ſie auf, ihn zu empfangen. Doch wer malt ihr Erſtaunen, als die Thüren ſich öffneten, und Pfersberg mit Theodor an der Hand herein trat?

Während Ottilie in ſüßer Ohnmacht in des Geliebten Armen lag, hatte auch Florio ſeine Emma feſt an das Herz gedrückt, und im erſten Schrecken erwiederte ſie laut ſchreiend ſeinen feurigen Kuß. Alles Mißtrauen war verſchwunden. Der bloße Anblick des alten Klumm hatte Florio von der Lächerlichkeit ſeines Argwohns überzeugt. Schon geſtern fachte ſeines Vaters Zeugniß den nie erloſchenen Funken ſeiner Liebe wieder an, und er ſagte ihr kurz und gut: jetzt dürfe ſie ihn nicht zum zweiten Male abweiſen. Sie ſchien es auch gar nicht zu wollen, obwohl ſie erröthend ſchwieg.

Die Vermählungsfeier mußte freilich abermals verſchoben werden, zu großem Aergerniß der Frau Bartels, die viel ſprach und von Niemanden gehört wurde. Zwar, der eingetauſchte Bräutigam war bereit, noch dieſen Abend mit Ottilien vor den Altar zu treten, allein Florio prote-

ſtirte und beſtand darauf, daß beide Hochzeiten an einem Tage gefeiert werden müßten. Das geſchah wenige Tage nachher, und bei der Tafel behauptete der Vetter Leineweber einen Ehrenplatz, was auch die Muhme Bartels dagegen einwenden mochte.

Der edle Pfersberg erreichte ein hohes, zufriedenes Alter, von Enkeln umgaukelt, im Genuß des ungetrübten häuslichen Glücks zweier Familien. Auch dem alten Klumm friſtete Theodor's Kunſt das Leben noch einige Jahre, doch den himmliſchen Funken konnte er nicht wieder in ihm anfachen; der kindiſche Alte wurde zum Geſpött ſeiner Enkel. Er ſtarb, von ſeinen Töchtern pflichtmäßig beweint und betrauert, kein Segen folgte ihm in's Grab.

Erſt als er todt war, vertraute Emma ihrem Gatten in einer herzlichen Stunde den Grund ihres vormaligen räthſelhaften Betragens, doch nicht eher, bis er durch einen theuern Eid ihr Schweigen gelobt hatte. Er hielt ſeinen Schwur, und die erhöhte Achtung für das Herz ſeiner Gattin war der Lohn ihres Zutrauens. Ottilie erfuhr nie, daß Emma, die ſie ſo gern Schweſter nannte, wirklich ihre Schweſter ſei.

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Sechzehnter Band.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Kleine Romane,

Erzählungen, Anekdoten

und

Miszellen

August's von Kotzebue.

Dritter Theil.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Die Griechen.

Eine Skizze für Damen

von

August von Kotzebue.

BIBL
UNIVERS.
GRAZ

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Die Griechen.

Eine Skizze für Damen.

Erſtes Buch.

Ein griechiſches Gewand, ein Kopfputz à la grecque, eine griechiſche Naſe, ein griechiſcher Wuchs, das ſind lauter allgemein bekannte Dinge unter den Damen; allein ſonſt hören ſie wohl oft die Griechen nennen, und nennen ſie auch wohl ſelber oft, ohne ſich einer nähern Bekanntſchaft mit dieſem hochgeprieſenen Volke rühmen zu können. Einem ſchönen Weibe wird Alles verziehen, aber nicht einem ſchön geweſenen, und da leider auch die ſchönſten Roſenlippen von der unerbitterlichen Zeit gebleicht und mit Falten umzogen werden, ſo ſollte jede Dame, für gewiſſe Jahre, wo ihr bloßes Lächeln nicht mehr entzücken wird, Geiſtesblüten ſammeln, die in jedem Alter jede Lippe zieren.

Es iſt auch fürwahr nicht die Schuld der Damen, wenn ſie unwiſſend bleiben, ſondern einzig und allein unſere Schuld. Wir wollen immer nur für Gelehrte gelten, und wiſſen unſere Gelehrſamkeit den Damen nicht genießbar zu machen. Hier ein Brocken griechiſch, dort ein Brocken lateiniſch, hier eine Note, dort ein Citat; ohne ſolche Schnörkel thun wir es nicht, und eben vor dieſen Schnörkeln laufen die Damen. Ferner: wir ſtellen langweilige Unterſuchungen über Kleinigkeiten an, wollen durchaus wiſſen, ob die griechiſchen Schafe beh oder bäh geſchrien haben, erſchöpfen alles bis auf den tiefſten Grund, laſſen nicht die kleinſte Muſchel liegen, waſchen ſie und beſchauen ſie von allen Seiten, kitzeln uns dann, wenn

ein Recensent uns gründliche Gelehrsamkeit zuspricht, und werden nicht gewahr, daß unterdessen die Damen gähnend davon geschlichen sind.

Diese Betrachtungen veranlaßten mich, eine Skizze von Griechenland und dessen Bewohnern zu entwerfen, für meine Frau, für meine Töchter, für liebe Freundinnen, zu denen ich auch meine Leserinnen zähle. Sie finden hier den Kern der griechischen Alterthums-Kunde. Bei den Damen muß man die Wißbegier blos durch die Einbildungskraft wecken, und jede Materie, die dazu nicht geeignet ist, wird nur schwache Spuren in ihrem weichen Gehirn hinterlassen.

Aus diesem Gesichtspunkt habe ich die Erzählung in's Auge gefaßt. Sie ist so gelehrt als irgend eine, aber sie hütet sich, es zu scheinen. Ich führe die Damen nach Griechenland, aber nicht zu einer Vorlesung, sondern ich gehe dort mit ihnen spaziren. In schönen Gegenden bleiben wir stehen und schauen uns um; über Moor und Sand schlüpfen wir so schnell als möglich hinweg.

---

1. Die Geschichte Griechenlands in einer Nuß.

Man hat zu allen Zeiten über den Ahnenstolz gespottet, allein im Grunde könnten wir mit eben dem Rechte über Unglückliche spotten, die als Krüppel auf die Welt kommen, denn auch der Ahnenstolz ist den Menschen angeboren. Gleichwie Einzelne sich mit Ahnen brüsten, so rühmen sich ganze Völker, Gesittete und Wilde, des Alter-

thums ihrer Herkunft. Dieſe Schwachheit bringt in der Regel mehr Gutes als Böſes hervor; ſie iſt lächerlich, das ſchadet Niemanden; ſie wird aber auch oft die Mutter ſchöner Handlungen, großer Thaten, ſo wie die Muſchel die ihr vom Bohrwurm beigebrachte Wunde mit einer Perle überzieht. Die Egyptier, die Scythen, die Phrygier waren, ihrer Sage nach, mit der Erde zugleich aus des Schöpfers Hand hervorgegangen, die Arcadier behaupteten ſogar, ihre Stammväter hätten die Erde noch ohne Mond geſehen. Schreiben konnte Niemand, folglich hatten die Sagen immer freien Spielraum.

Auch die Athenienſer datirten ihren Urſprung von dem Schöpfungstage der Sonne. Ueberhaupt war es in den älteſten Zeiten ein gemeiner Volkswahn (und wer weiß, ob ein Irrthum?), daß die Menſchen, gleich den Pflanzen, aus dem Schooße der Erde hervorgewachſen; darum nannten ſie ſich Söhne der Erde, die Athenienſer ſogar Grashüpfer, weil ſie meinten, dies Inſekt entſtehe in der Erde; darum ſchmückten ſie auch ihr Haar mit kleinen goldenen Grashüpfern. Männer, Weiber und Kinder trugen dieſen Schmuck.

Gewiſſermaßen hatten die Athenienſer Recht, ſich für die Aelteſten im Lande zu halten, aber ſie verdankten dieſen Vorzug einer häßlichen Urſache. Ihr Boden nämlich war ſo unfruchtbar, daß keinem Fremden darnach lüſterte, während die Einwohner von Theſſalien, vom Peloponnes und andern von der Natur mehr geſegneten

Ländern, ihre Herren jährlich wechselten, oder hin und her getrieben wurden. Also herrschte in Attica ein ungestörter Friede, und Niemand wollte regieren über seine Brüder, und Niemand begehrte einen größern Acker, als sein Nachbar besaß. Doch kein goldener Friede war es, kein Friede mit dem Füllhorn. Der Fleiß trotzte dem kargen Boden die karge Nahrung ab, und bald reichte diese nicht mehr hin für die angewachsene Volksmenge. Da geschah, was in jenen Zeiten so oft zu geschehen pflegte: man sandte Kolonien aus, und Attica bevölkerte nach und nach mehrere Gegenden von Griechenland. Die berühmteste seiner Kolonien wurde Jonien in Klein-Asien. Jonien nannte man sie, weil die Athenienser vor uralten Zeiten den Namen Jones oder Jaones führten. Hier ließe sich bequem ein Bruchstück von Gelehrsamkeit einschalten; man könnte beweisen, daß Javan, der vierte Sohn Japhets, nach der babylonischen Sprachverwirrung sich in Attica niedergelassen, und dann hätte man nichts weiter zu thun, als Javan in Jones zu verwandeln. Oder man könnte einen Jon auftreten lassen (aber nicht den Schlegel'schen), der seinen Vater Deucalion beraubte, und — mit dem gewöhnlichen Räuberglücke — dadurch eine Königstochter aus Attica zur Gemahlin erwarb. Doch in dieses Labyrinth von kindisch gelehrten Untersuchungen soll keine Dame sich verirren.

Lieber bekenne man aufrichtig, daß von dem Alterthum der Griechen nur Fabeln und Sagen vorhanden

ſind, bis zum trojaniſchen Kriege, an dem auch noch Manche zweifeln. Ein gewaltiger Fürſt, Ogyges, ſoll ein Zeitgenoſſe des Patriarchen Jakob geweſen ſein, oder gar des Moſes. Er iſt der erſte hiſtoriſche Denkſtein bei den griechiſchen Geſchichtſchreibern. Worte, aus ſeinem Namen geformt, bezeichneten das Uralte, das Große, das Rieſenmäßige; man ſagte: ein ogygiſches Alter, eine ogygiſche Macht, ein ogygiſcher Schwur, ein ogygiſcher Menſch (nämlich von Geſtalt); man ſagte aber auch eine ogygiſche Dummheit, ein ogygiſches Unglück. Dieſer Fürſt ſoll zweiunddreißig Jahre lang ſehr glücklich regiert haben, und dann plötzlich in einer großen Ueberſchwemmung umgekommen ſein.

Nach ihm herrſchten Manche, von denen wenig oder nichts zu ſagen iſt. Der eine, Porphyrion, mag das ſchöne Geſchlecht intereſſiren, weil er der Venus Urania einen Tempel erbaute. Ein anderer, Periphas, wurde in einen Adler verwandelt; vielleicht war er ein Eroberer, deren Sinnbild, ſtatt des Geiers, ein Adler zu ſein pflegt. Dann kam ein Draco, der die ſeltene Kraft beſaß, mit den Zähnen Söhne zu erzeugen. Genug von ſolchen Mährchen. Wahrſcheinlicher iſt die Vermuthung eines alten Schriftſtellers, daß Attica nach jener großen Ueberſchwemmung faſt entvölkert, ein paar Jahrhunderte hindurch ganz ohne Könige geweſen, denn in Wüſten ſchweigt die Herrſchſucht.

Cecrops war der Erſte, der das arme zerſtreute Land-

volk wieder sammelte, ihm Gesetze gab, sich einen König nannte, und wirklich ein König war, denn seine Macht begründeten Wohlthaten, sein Ansehen Tugenden. Er baute eine Stadt auf einen Felsen, und nannte sie Cecropia. Schon ihre Lage verhieß Schutz gegen feindlichen Ueberfall. Nach und nach mehrten sich die Gebäude rings um den Felsen, mit jedem Jahre liefen neue Straßen weiter in die Ebene hinaus, und so entstand Athen. Der Felsen — ursprünglich die Stadt — wurde eine Citadelle, und hieß fortan Acropolis.

Gelockt durch den Ruf des gerechten Königs, wanderten aus fernen Gegenden Fremdlinge ein, um der Früchte seiner Weisheit theilhaftig zu werden. Ein Fürst, der auf diese Weise seine Unterthanen, wenn auch nur um Tausende mehrt, ist größer, als der gepriesene Held, der mit dem Schwerte Millionen unter das Joch beugt. Cecrops bezeichnete einen Ort, wohin jede Mannsperson einen Stein werfen mußte, und so ergab sich die Zahl von Zwanzigtausend, welche zu nähren der unfruchtbare Boden nicht vermochte. Aber Cecrops unterwies die freiwilligen Unterthanen in der Schifffahrt; und bald wimmelte sein Hafen von Schiffen, die Getreide aus Sicilien und Afrika brachten. — Vor ihm herrschte unter den Griechen die traurige Gemeinschaft der Weiber. Er machte sie bekannt mit dem schönsten Erdenglück, mit der ehelichen Liebe; er lehrte den Mann Befriedigung seiner Wünsche in den Armen Eines Weibes finden. — Er baute den Göttern

Altäre, und ging dem Volke durch Opfer und Tugenden mit seinem Beispiele vor. Segen und Ruhm folgten ihm in's Grab.

Unter seinem vierten Nachfolger lebte Triptolem, der die Athenienser den Ackerbau lehrte. Auch hat die Geschichte drei seiner Gesetze aufbewahrt: Ehret eure Eltern — Opfert den Göttern von euern Früchten — Verletzet nicht lebendige Geschöpfe. Die Nothwendigkeit des Ersten dieser Gesetze scheint zu beweisen, daß nach Cecrops Tode die Sittlichkeit zurück geschritten war.

Unter dem achten Könige — er hieß Pandion — brachen Meutereien aus, bei welchen die Geschichte ungern verweilt, so oft sie auch ihre Feder in alten und neuen Zeiten damit besudeln muß. Seine Vettern stürzten ihn vom Throne, seine Söhne rächten ihn; sein Nachfolger war ein Fremdling und adoptirte einen Fremdling, Theseus, der sich die Krone erkämpfen mußte. Dann befreite er die Athenienser vom fremden Joche. Sie hatten vor Zeiten den Sohn des cretenſischen Königs Minos erschlagen, und mußten es büßen durch sieben Knaben und sieben Mädchen, die sie alle sieben Jahre nach Creta zu senden gezwungen waren. Ein schimpflicher Tribut! — In Creta sperrte man die unglücklichen Schlachtopfer in das Labyrinth, wo der Mangel sie verzehrte, oder der Minotaurus sie verschlang. Theseus ging selbst nach Creta. Die Leserinnen wissen, wie Ariadne's Liebe ihm und seinen Gefährten die Freiheit

errang. Triumphirend kehrte er nach Athen zurück. Es war verabredet, im Fall eines glücklichen Erfolgs, eine weiße Flagge wehen zu lassen. Der alte König lebte noch und erklimmte täglich den Felsen, um das Schiff zu erspähen, welches seinen Liebling ihm wieder in die Arme führen sollte. Es erschien endlich, aber die Glück weissagende Fahne war aufzuziehen vergessen worden, eine schwarze Flagge wehte von des Mastes Spitze. Da stürzte sich der König in's Meer, und Theseus, der größte Fürst, der über Athen geherrscht, bestieg ohne Mitbuhler den Thron.

Durch Furcht und Ueberredung sammelte er die Bewohner von ganz Attica in Einer Stadt, Athen, und that — was so selten nachgeahmt worden, wovon gemeine Helden so oft das Gegentheil gethan — er entsagte freiwillig der obersten Gewalt, schuf eine Republik, wollte nur ihr Heerführer sein, und der Beschützer ihrer Gesetze. Die Götter befragte er zuvor, ob sein Beginnen heilbringend sei? — Theseus! antwortete das delphische Orakel: Deine Stadt wird über das Schicksal vieler Staaten richten. Sorge nicht, denn auf dem ungestümen Meere wirst du sicher, gleich einem Schlauche, schwimmen. Die Orakel waren, wie man sieht, nicht ekel in der Wahl ihrer Bilder. — Theseus baute nun das Prytaneum oder Rathhaus, dessen Trümmer man noch heute findet. Er lud alle Fremde ein, Athen's Bevölkerung zu vergrößern und die Vorrechte der ältern Bewohner zu theilen. Er schuf einen Adel, dem er

die Verwaltung der Gesetze und des Gottesdienstes anvertraute. Aus Ackerleuten und Künstlern bestand das übrige Volk. Doch nur den ersten Rang im neuen Staate behauptete jener Adel, an Zahl den Künstlern, an Einkünften den Ackerleuten überlegen, sonst aber dem Geringsten im Volke gleich.

Diese Verfassung bestand und beglückte, bis zum Tode des Codrus, des siebzehnten und letzten Königs von Attica, dem seine heldenmüthige Aufopferung gerechten Ruhm erworben. Ein mächtiger Feind überfiel die Athenienser. Man befragte das Orakel. Der Feinde Angriff wird mißlingen, war die Antwort, wenn sie euren König tödten. Alsobald beschloß Codrus für sein Volk zu sterben. In Bauerkleidern drängte er sich in's feindliche Lager, suchte Händel mit der Wache und wurde niedergestoßen. Man erfuhr seinen Stand nicht eher, bis die Athenienser einen Herold sandten, um den Leichnam ihres Königs zu begehren. Da erschracken die Feinde, des Orakels kündig, wurden muthlos und zogen heim. In unsern Tagen, wo der König nicht mehr für sein Volk, wohl aber das Volk für den König stirbt, wird der Opfertod des Codrus als ein Mährchen angestaunt. Auch die Griechen erkannten des Helden Größe, und lange Zeit hieß bei den Nachkommen jeder hochgeachtete Mann Codrus. Seinen Thron zu besteigen wurde hinfort keiner für würdig gehalten. Die Athenienser wählten Archonten, die doch anfangs auch erbliche Obrigkeiten waren, allein

dem Volke Rechenschaft abzulegen verbunden. Meden, Sohn des Codrus, war der Erste von dreizehn auf ihn folgenden Archonten seines Stammes, die vermuthlich alle vortrefflich regierten, weil man nichts von ihnen aufgezeichnet findet; denn bekanntlich redet Niemand von dem glücklichsten Staate und von der besten Frau. Der Zeitraum, dessen Begebenheiten hier zusammen gedrängt worden, soll über tausend Jahre betragen haben.

Nach dieser Zeit gewann der Staat eine andere Gestalt. Es griff die Volksgewalt rasch um sich. Die Regierung der Archonten wurde auf zehn Jahre, und endlich auf ein einziges beschränkt. Der letzteren Archonten Einer war Draco, ein harter, grausamer Mann, der, um seiner blutigen Gesetze willen, verabscheuet wurde. Das kleinste Vergehen bestrafte er mit dem Tode. Wer einen Kohlkopf oder einen Apfel stahl, mußte, gleich dem Tempel-Räuber, sterben. Nicht mit Tinte, hieß es, mit Blut sind Draco's Gesetze geschrieben. Daß aber auch der Müssiggänger den Tod verschuldete, möchte kein verwerfliches Gesetz genannt werden, denn wer blos verzehrt, was Anderer Fleiß hervorgebracht, sollte mindestens verbannt aus der menschlichen Gesellschaft sein. — Wenn man diesen Draco selbst befragte, warum er so viel Blut vergießen lasse? pflegte er zu antworten: »Kleine Verbrechen sind des Todes würdig, und für größere kenne ich keine höhere Strafe.« — Kannte er denn nicht Männer unter seinem Volke, die den Tod der Schande vorzogen?

Doch nun trat Solon auf, dem des ganzen Volkes unbeschränktes Vertrauen die Macht ertheilte, den Staat und die Gesetze umzuschaffen. Damals war der Reiche übermüthig, der Arme gedrückt; Jenem gefiel die Monarchie, diesem die Democratie. Solon suchte schlau aller Wünsche zu vereinigen. Er theilte die Athenienser in vier Klassen, nach Maßgabe ihres Vermögens. Die letzte, ärmste Klasse erklärte er zwar für unfähig, Staatsämter zu verwalten; doch galten auch ihre Stimmen in öffentlichen Versammlungen, an die von jedem Urtheil appellirt werden konnte. So hielt er die Reichen im Zaume.

Nicht lange nachher wurde die Republik durch Einen jener Ehrgeizigen vernichtet, die, zum Fluch für ihr Volk und ihre Nachbarn, nur zu oft geboren werden. Pisistratus verwundete sich selbst, und ließ sich auf den Marktplatz fahren, wo er dem Volke seine Wunden zeigte, vorgebend, er habe sie empfangen, um seiner Liebe willen für den Staat. Das erregte Murren und Mitleid. Man gab ihm eine Leibwache von fünfzig mit Streitkolben bewaffneten Männern, und in diesem Augenblicke war des Volkes Unterjochung entschieden. Er warb Soldaten so viel ihm nöthig dünkte, bemächtigte sich der Citadelle und zugleich der Herrschaft; wurde zwar vertrieben, kehrte aber im Triumph zurück, und siebzehn Jahre genoß er die geraubten Früchte, von jedem rechtlichen Bürger verflucht, von seinen Raubgesellen hoch gepriesen. Auch dieses Bei-

errang. Triumphirend kehrte er nach Athen zurück. Es war verabredet, im Fall eines glücklichen Erfolgs, eine weiße Flagge wehen zu lassen. Der alte König lebte noch und erklimmte täglich den Felsen, um das Schiff zu erspähen, welches seinen Liebling ihm wieder in die Arme führen sollte. Es erschien endlich, aber die Glück weissagende Fahne war aufzuziehen vergessen worden, eine schwarze Flagge wehte von des Mastes Spitze. Da stürzte sich der König in's Meer, und Theseus, der größte Fürst, der über Athen geherrscht, bestieg ohne Mitbuhler den Thron.

Durch Furcht und Ueberredung sammelte er die Bewohner von ganz Attica in Einer Stadt, Athen, und that — was so selten nachgeahmt worden, wovon gemeine Helden so oft das Gegentheil gethan — er entsagte freiwillig der obersten Gewalt, schuf eine Republik, wollte nur ihr Heerführer sein, und der Beschützer ihrer Gesetze. Die Götter befragte er zuvor, ob sein Beginnen heilbringend sei? — Theseus! antwortete das delphische Orakel: Deine Stadt wird über das Schicksal vieler Staaten richten. Sorge nicht, denn auf dem ungestümen Meere wirst du sicher, gleich einem Schlauche, schwimmen. Die Orakel waren, wie man sieht, nicht ekel in der Wahl ihrer Bilder. — Theseus baute nun das Prytaneum oder Rathhaus, dessen Trümmer man noch heute findet. Er lud alle Fremde ein, Athen's Bevölkerung zu vergrößern und die Vorrechte der ältern Bewohner zu theilen. Er schuf einen Adel, dem er

die Verwaltung der Gesetze und des Gottesdienstes anvertraute. Aus Ackerleuten und Künstlern bestand das übrige Volk. Doch nur den ersten Rang im neuen Staate behauptete jener Adel, an Zahl den Künstlern, an Einkünften den Ackerleuten überlegen, sonst aber dem Geringsten im Volke gleich.

Diese Verfassung bestand und beglückte, bis zum Tode des Codrus, des siebzehnten und letzten Königs von Attica, dem seine heldenmüthige Aufopferung gerechten Ruhm erworben. Ein mächtiger Feind überfiel die Athenienser. Man befragte das Orakel. Der Feinde Angriff wird mißlingen, war die Antwort, wenn sie euren König tödten. Alsobald beschloß Codrus für sein Volk zu sterben. In Bauerkleidern drängte er sich in's feindliche Lager, suchte Händel mit der Wache und wurde niedergestoßen. Man erfuhr seinen Stand nicht eher, bis die Athenienser einen Herold sandten, um den Leichnam ihres Königs zu begehren. Da erschracken die Feinde, des Orakels kundig, wurden muthlos und zogen heim. In unsern Tagen, wo der König nicht mehr für sein Volk, wohl aber das Volk für den König stirbt, wird der Opfertod des Codrus als ein Mährchen angestaunt. Auch die Griechen erkannten des Helden Größe, und lange Zeit hieß bei den Nachkommen jeder hochgeachtete Mann Codrus. Seinen Thron zu besteigen wurde hinfort keiner für würdig gehalten. Die Athenienser wählten Archonten, die doch anfangs auch erbliche Obrigkeiten waren, allein

dem Volke Rechenschaft abzulegen verbunden. Medon, Sohn des Codrus, war der Erste von dreizehn auf ihn folgenden Archonten seines Stammes, die vermuthlich alle vortrefflich regierten, weil man nichts von ihnen aufgezeichnet findet; denn bekanntlich redet Niemand von dem glücklichsten Staate und von der besten Frau. Der Zeitraum, dessen Begebenheiten hier zusammen gedrängt worden, soll über tausend Jahre betragen haben.

Nach dieser Zeit gewann der Staat eine andere Gestalt. Es griff die Volksgewalt rasch um sich. Die Regierung der Archonten wurde auf zehn Jahre, und endlich auf ein einziges beschränkt. Der letzteren Archonten Einer war Draco, ein harter, grausamer Mann, der, um seiner blutigen Gesetze willen, verabscheuet wurde. Das kleinste Vergehen bestrafte er mit dem Tode. Wer einen Kohlkopf oder einen Apfel stahl, musste, gleich dem Tempel-Räuber, sterben. Nicht mit Tinte, hieß es, mit Blut sind Draco's Gesetze geschrieben. Daß aber auch der Müssiggänger den Tod verschuldete, möchte kein verwerfliches Gesetz genannt werden, denn wer blos verzehrt, was Anderer Fleiß hervorgebracht, sollte mindestens verbannt aus der menschlichen Gesellschaft sein. — Wenn man diesen Draco selbst befragte, warum er so viel Blut vergießen lasse? pflegte er zu antworten: »Kleine Verbrechen sind des Todes würdig, und für größere kenne ich keine höhere Strafe.« — Kannte er denn nicht Männer unter seinem Volke, die den Tod der Schande vorzogen?

Doch nun trat Solon auf, dem des ganzen Volkes unbeschränktes Vertrauen die Macht ertheilte, den Staat und die Gesetze umzuschaffen. Damals war der Reiche übermüthig, der Arme gedrückt; Jenem gefiel die Monarchie, diesem die Democratie. Solon suchte schlau aller Wünsche zu vereinigen. Er theilte die Athenienser in vier Klassen, nach Maßgabe ihres Vermögens. Die letzte, ärmste Klasse erklärte er zwar für unfähig, Staatsämter zu verwalten; doch galten auch ihre Stimmen in öffentlichen Versammlungen, an die von jedem Urtheil appellirt werden konnte. So hielt er die Reichen im Zaume.

Nicht lange nachher wurde die Republik durch Einen jener Ehrgeizigen vernichtet, die, zum Fluch für ihr Volk und ihre Nachbarn, nur zu oft geboren werden. Pisistratus verwundete sich selbst, und ließ sich auf den Marktplatz fahren, wo er dem Volke seine Wunden zeigte, vorgebend, er habe sie empfangen, um seiner Liebe willen für den Staat. Das erregte Murren und Mitleid. Man gab ihm eine Leibwache von fünfzig mit Streitkolben bewaffneten Männern, und in diesem Augenblicke war des Volkes Unterjochung entschieden. Er warb Soldaten so viel ihm nöthig dünkte, bemächtigte sich der Citadelle und zugleich der Herrschaft; wurde zwar vertrieben, kehrte aber im Triumph zurück, und siebzehn Jahre genoß er die geraubten Früchte, von jedem rechtlichen Bürger verflucht, von seinen Raubgesellen hoch gepriesen. Auch dieses Bei-

ſpiel iſt, wie ſo viele andere, für ſpätere Völker ohne Nutzen geblieben.

Zwei ihm ähnliche Söhne hinterlies der Tirann, Hipparchus und Hippias; jener wurde erſchlagen, dieſer verjagt. Er floh nach Perſien zum König Darius, an deſſen Heeres Spitze er in Attica eindrang. Da verewigte Miltiades ſeinen Ruhm, Hippias ſeine Schande. Bei Marathon ſchlug der Feldherr der Athenienſer mit wenigen Tapfern die zahlreichen, trotzigen Feinde, und ſo eroberte Athen, nach achtundſechzig Jahren der Knechtſchaft, ſeine Freiheit wieder.

Ein Menſchen-Alter hindurch genoß es ihrer. Unterdeſſen hatte Xerxes den perſiſchen Thron beſtiegen, und brannte vor Begierde, die Niederlage ſeiner Vorfahren zu rächen. Mit mehr als anderthalb Millionen Kriegern überſchwemmte er Attica. Die Athenienſer kehrten zagend ihrer blühenden Stadt den Rücken, die Barbaren verwandelten ſie in einen Aſchenhaufen. Aber der Griechen Muth blieb ungebeugt. Es ſtanden große Männer unter ihnen auf, wie überall in Zeiten der Gefahr: Themiſtocles und Ariſtides. Bei Salamis wurde die perſiſche Flotte vernichtet, bei Platäa das Heer der Perſer unter Mardonius. Zum zweiten Male wurden die Barbaren aus ganz Griechenland vertrieben, und das verwüſtete Athen ſtieg aus ſeinen Ruinen prächtiger wieder empor.

Den tugendhaften Ariſtides, einen armen Mann von geringer Herkunft, erhob das Volk zum Archon. Er

widerrief Solon's Gesetz, Kraft dessen die vierte, ärmste Klasse von Staatsämtern ausgeschlossen blieb. Vielleicht verleiteten ihn Dankbarkeit oder Irrthum zu diesem Schritte, der nicht heilbringend war. Denn wenn auch während seiner Verwaltung er jedem Mißbrauch vorzubeugen wußte, so hatte er doch den Weg dazu gebahnt, den Pericles betrat, unter dem des Pöbels Hefe die Gewalt oft an sich riess. Wie aber auch im Innern der Staat zerrüttet sein mochte, so wirkte er doch immer fort mit grosser Kraft nach Aussen. Wir haben in den neuesten Zeiten ein ähnliches Beispiel gesehen. Durch eine mächtige Flotte wurden die Athenienser Herren des ägäischen Meeres, und der in demselben gelegenen Inseln; zwangen die übrigen Griechen, sich zu unterwerfen, oder doch mit ihnen zu verbünden; breiteten ihre Eroberungen bis an Egyptens Küsten aus, und zählten tausend Städte unter ihrer Herrschaft. Minder glücklich waren sie in Sicilien.

Indessen wurde zu Athen des Pöbels Uebermuth den rechtlichen Bürgern unerträglich. Sie spannen eine Verschwörung an. Dem Volke wurde etwas kund davon, doch Niemand kannte die Verschwornen, noch deren Anzahl. Jeder fürchtete seinen Nachbar, und als vollends Einige aus dem Volke, die heftigsten, jeder Neuerung ungeneigtesten, ermordet wurden, da gerieth es in Bestürzung, von der die Unthätigkeit unzertrennlich ist. Diese Stimmung benutzend, bemächtigten sich vierhundert Männer der Regierung, die zum Schein die alte Verfassung beibehielten,

doch bei öffentlichen Vorträgen dem Volke nur die Fre
heit ließen, einzuwilligen, denn jeder Widersprechend
fiel unter den Dolchen unbekannter Mörder, denen Ni
mand nachspürte. So befestigten sie ihr Ansehen, do
nicht dauerhaft; denn die Flotte und das Heer, damal
bei der Insel Samos versammelt, trugen Abscheu vo
solcher usurpirten Gewalt, und stellten den verbannte
Alcibiades an ihre Spitze. Die vierhundert Tirannen
vom allgemeinen Haß zu Boden gedrückt, entsagten fre
willig ihrer Herrschaft und gingen in's Exil.

Dennoch fiel die Gewalt dem Volke nicht wieder z
Fünftausend Männer erhielten sie, statt jener vierhun
dert, deren Gehilfen sie gewesen. Das schien rechtlich, wä
ohnehin das Volk sich selten in größerer Zahl versammelte.
Schon die vierhundert hatten ihre Decrete nur im Namen der
fünftausend gegeben, weßwegen Plato scherzhaft sagte:
»Fünftausend, deren aber nur vierhundert
sind. Jetzt da sie wirklich die Macht besaßen, zu der sie
vorher den Namen nur gelieben, jetzt übertrugen sie dem
Heere die Regierung, und Alcibiades spielte, mit
Glück und Sieg gekrönt, die erste Rolle.

Nicht lange, denn des Volkes Unbeständigkeit verwies
ihn abermals in's Elend. Immer war seine Entfernung
verderblich für Athen gewesen, am meisten diesesmal. Durch
Sorglosigkeit und Verrätherei fiel die ganze Flotte den
lacedämonischen Admiral Lysander in die Hände. Von
dreihundert Schiffen entkamen nur acht. Athen selbst

mußte den Spartanern sich ergeben, unter schimpflichen Bedingungen. Die schützenden Mauern, welche den Hafen (Piräus) mit der Stadt verbanden, mußten die Athenienser niederreißen, und ihre Seemacht auf zehn Schiffe beschränken. Ja, der spartanische König Agis stimmte sogar für die Meinung, die Stadt und ihr Gebiet gänzlich zu verwüsten. Lysander wandte es ab, sprechend: »man soll Griechenland nicht Eines Auges berauben."

Aber auf Begehren des Siegers mußte das Volk der Herrschaft entsagen, und in die Hände von dreißig Männern, gewöhnlich die dreißig Tirannen genannt, sie niederlegen. Diese Männer sollten die alten Gesetze der neuen Verfassung anfügen. Sie begannen gerecht, wie alle neue Regenten, bis ihre Macht fester gewurzelt, und durch spartanische Leibwachen geschützt war. Dann ließen sie jeden, ihnen abgeneigten Mann von Ansehen ermorden; wählten, um sich zu verstärken, dreitausend ergebene Bürger für die untergeordnete Verwaltung; entwaffneten die übrigen; beraubten die Reichen, und im Taumel ihrer blutdürstigen Macht, beschlossen sie, daß jeder Einzelne von ihnen den Mann nennen solle, zu dessen Blut und Gütern er Belieben trage. Da schauderte Theramenes, selbst einer der dreißig und vormals ihr eifriger Verfechter. Seine erwachte Menschlichkeit war ein Verbrechen; er wurde gezwungen den Giftbecher zu trinken, und man verhöhnte noch den Sterbenden durch den Spottnamen Cothurn, eine Art von Schuhen, die auf beide Füße paßten.

Doch die Nemesis schlummerte nicht. Siebzig Athenienser, die, durch freiwillige Verbannung nach Theben, sich der Tirannei entzogen hatten, verschworen und bewaffneten sich, eroberten, von Thrasybul geführt, eine feste Burg der Athenienser, und ihre Zahl wuchs täglich, von der großen Schaar der Unzufriedenen gemehrt. Die Tirannen mußten nach Sparta fliehen. Thrasybul gab seinem Vaterlande Freiheit und Ruhe wieder. Conon schlug und vernichtete bei Cnidus die lacedämonische Flotte, und errang durch diesen Sieg auf's neue die Herrschaft über das Meer. Das Joch der Spartaner war nun zerbrochen. Athen strebte nach dem alten Glanze. Sein Glücksstern ging wieder auf. Inseln und Städte, vormals entrissen, kehrten gehorsam zurück. Athen wurde der mächtigste Staat in Griechenland, und blieb es, bis die Thebaner, durch ihres Epaminondas Weisheit und Tapferkeit, den ersten Rang ihm streitig machten. Aber Epaminondas fiel in der berühmten Schlacht bei Mantinea, und mit ihm die Größe der Thebaner. Denn gewöhnlich hängt der Völker Glück und Ruhm an dem Leben eines Mannes. Aber auch für Athen war des Helden Tod verderblich. Wer keinen achtungswerthen Feind mehr hat, erschlafft an Muth und Tugend. Trägheit und Verpig-

verschwendete den Sold der Heere und Flotten für Spiele und Feste. Waffenübungen wichen den Schauspielen; ein geschickter Possenreißer galt mehr als ein erfahrner Feld-

herr. Wenn noch hie und da ein Nüchterner zu bemerken wagte, daß die öffentlichen Einkünfte zu des Staates Heil und Schutz verwendet werden müßten, so galt er für einen Verbrecher und Volksfeind.

Gleich den Athenienſern verſanken auch die übrigen Griechen in weichliche Sicherheit. Dieſen Zuſtand benutzte Philipp, der König von Macedonien, ein Zögling des Epaminondas und Pelopidas, um ſein unberühmtes, unterwürfiges Volk zur Herrſchaft über Griechenland und Aſien zu erheben. Er entwarf den großen Plan, den er ſelbſt doch nur zum Theil, ſein Sohn Alexander ganz ausführte. Nach kurzem Widerſtand ſchlug Philipp die Griechen bei Chäronea und ihre Freiheit war für immer verloren.

Zwar gönnte ihnen der Sieger noch einen Schatten derſelben, um die Entwürfe ſeines kühnen Ehrgeizes zu befördern. Oberfeldherr aller Griechen wollte er ſein (gleichſam Protektor des griechiſchen Bundes), gegen die Perſer wollte er ſie führen, mit ſeinem Heere vereint.

Philipp ſtarb, und alſobald verſuchten die Griechen, das macedoniſche Joch abzuſchütteln. Alexander bezwang ſie leicht und verzieh ihnen eben ſo leicht, denn auch er brannte vor Begierde Perſien anzugreifen, und ſeine Rachluſt wich dem Ruhmdurſt. So lange er lebte, wagten die

Stille, als der Krieg in fernen Landern ihn hielt, worden ſie Truppen unter Leoſthenes, den ſie befehligten, auf den erſten Wink bereit zu ſtehen. Dieſer Wink erfolgte auf

die erste Nachricht von Alexander's Tode. Krieg gegen Macedonien war die allgemeine Losung. Aber die Ausgearteten wurden nochmals besiegt. Antipater, der Sieger, drang Athen eine neue Regierungsform auf. Wer nicht zweitausend Drachmen besaß, hatte kein Stimmrecht. Die Mißvergnügten verbannte er nach Thracien. Etwa neuntausend Männer verwalteten nun den tief gesunkenen Staat. Antipater's Nachfolger, Kassander, unterdrückte noch einen Versuch der Griechen, die alte Freiheit wieder zu erlangen, und setzte zu ihrem Regenten den Demetrius Phalereus, aus Konon's Geschlecht, einen Schüler des Philosophen Theophrast.

Athen wurde bald gewahr, daß ein Philosoph, und folglich ein Menschenfreund, es regierte. Durch Mäßigung und Gelindigkeit gewann er die Herzen. Die Einkünfte mehrte, die Stadt verschönerte er durch prächtige Gebäude, erneuerte den alten Glanz. Die dürftigen, aber dankbaren Bewohner errichteten ihm dreihundert Bildsäulen nach der Anzahl ihrer Jahrestage, vielleicht weil er jeden Tag durch eine Wohlthat bezeichnete. Aber Viele haßten ihn dennoch, ohne andern Grund, als weil er Kassander's Statthalter war.

Demetrius Poliorcetes, König von Macedonien, trat auf, vorgebend, er wolle Griechenlands Freiheit schützen. Vergessen waren augenblicklich alle Wohlthaten des Regenten (denn nur Einzelne, und auch die nur selten, haben Gedächtniß für das empfangene Gute, ein Volk nie), vertilgt jede Spur von Liebe zu ihm. Frohlockend nahm man

den neuen Helden auf, Demetrius Phalereus mußte flüchten, abwesend verurtheilte man ihn zum Tode. Seine Bildsäulen zerschlug, verkaufte man, oder begrub sie in der See. Nur eine Einzige blieb übrig in der Burg, ein Denkmahl des schimpflichen Wankelmuthes. Er starb in Egypten, wo er Bücher schrieb und Bücher sammelte.

Demetrius Poliorcetes dachte groß genug — nur zu unrechter Zeit — die democratische Regierungsform wieder einzuführen. Er schenkte den Bürgern fünfzehntausend Maß Weizen und Bauholz zu hundert Galeeren. Keine Besatzung drang er ihnen auf, unbeschränkte Freiheit gab er denen, die sie nicht mehr zu tragen vermochten. Ihre ausschweifende Dankbarkeit beurkundete ihre Schwäche. Den sonst so verhaßten Königstitel legten sie jetzt im Freudenrausch diesem Demetrius und seinem Vater Antigonus bei: Schutzgötter und Befreier wurden sie genannt, Opfer-Priester ihnen, gleich den Göttern, zugeordnet. Ihre Gesandten sollten heilig sein, wie Jene, die zum pythischen Apoll oder zum olympischen Jupiter geschickt wurden. An dem Platze, wo Demetrius zuerst von seinem Wagen gestiegen war, errichtete man Altäre, dem absteigenden Demetrius: ja sie übertrafen noch, wo möglich, die sklavisch gesinnten Völker unsers Jahrhunderts an niederträchtiger Schmeichelei.

Aber als das Glück ihm den Rücken kehrte, verließen auch die Schändlichen ihren Retter, ihren Gott! verschlossen ihm die Thore ihrer Stadt, und setzten Todesstrafe

auf den bloßen Vorschlag, sich mit ihm zu vergleichen. Ein gewisser Lachores, ein Mann des Volks, ergriff die Zügel, bis Demetrius mit unwiderstehlicher Macht erschien. Da mußte Lachores flüchten, um sein Leben zu retten. Die Athenienser unterwarfen sich und zitterten vor der Rache des Beleidigten. Großmüthig verzieh er ihnen, beschenkte sie mit einmalhunderttausend Scheffel Weizen, und wählte die beliebtesten Bürger zu öffentlichen Aemtern. Neuer Freudenrausch! neuer Taumel der Dankbarkeit! Die Ehrenbezeugungen waren erschöpft, durch Vertrauen wollte man nunmehr die Treue beweisen. Es wurde ihm vergönnt, starke Besatzungen in den Hafen und das feste Schloß Munychia zu legen, und Demetrius, durch Erfahrung belehrt, auf Volksgunst nie zu bauen, bediente sich dieser Vergünstigung zum Schutz gegen Wankelmuth. Früh genug erprobten die Athenienser abermals diesen ihren National-Charakter. Unglücksfälle hatten ihres edlen Regenten Macht verringert, und ein Volk ehrt nur die Macht. Sie empörten sich, übermannten seine Besatzung, entsetzten die Priester seiner Altäre, und erklärten sich für frei.

Im gerechten Unwillen belagerte Demetrius Athen, und hier geschah etwas in der Geschichte Einziges: ein Philosoph, Craterus, überredete den Helden, die Belagerung aufzuheben, und er ließ sich überreden, unterdrückte seine Rachbegierde, gönnte den Undankbaren die Freiheit. Erst sein Nachfolger, Antigonus, eroberte Athen und hinterließ es seinem Sohne, dem es durch eine

neue Empörung, an deren Spitze Aratus stand, entrissen wurde. Die Geschichte ermüdet, das blutige und nichtswürdige Einerlei zu wiederholen.

Philipp von Macedonien züchtigte die Strafwürdigen, die weder zu gehorchen noch zu befehlen wußten, zerstörte ihre Tempel, riß ihre Prachtgebäude nieder, zerschlug sogar die Steine, um deren Wiederaufbau zu hindern. Athen's letzte Stunde hatte geschlagen, wenn nicht die Römer, zum Schutz herbei gerufen, Philipp's Rache hemmten. Unter diesem gefährlichen Schutze bewahrten nun die Griechen lange den Namen der Freiheit und waren römische Sklaven. Freilich durften sie noch immer eigene Obrigkeiten wählen, eigenen Gesetzen gehorchen; freilich gab noch immer jeder Bürger seine Stimme; doch wer den Römern abgeneigt schien, war ein Verräther in ihren Augen, und ihre Rache ereilte ihn schnell. (Wem dünkt es nicht, er lese die Geschichte unserer Tage?) Tausend vornehme, gänzlich schuldlose Achäer mußten siebzehn Jahre zu Rom in Kerkern schmachten; nur dreißig erlangten endlich ihre Freiheit wieder, unter ihnen der Geschichtschreiber Polybius.

In dieser Lage erschlichen Manche schmeichelnd die Gunst der Römer; andere schwiegen zaghaft und schwammen mit dem Strome; die Stimmen der wenigen Vaterlandsfreunde verhallten ungehört oder erstickt. Was dem Willen der Römer zuwider geschah, dem widersprachen ihre Agenten und appellirten an den fremden Senat, dessen Aussprüchen die freien Schützlinge gehorchen mußten. Krieg durfte

nicht beschlossen, Friede nicht unterhandelt, nicht einmal eine Vertheidigungs-Maßregel ergriffen werden, ohne Zustimmung jenes streng gebietenden Senats. Alle Abgaben, die er zu fordern für gut fand, mußten ohne Murren entrichtet werden. Ja, die römischen Beamten unter allerlei Titeln, schrieben eigenmächtig Kontributionen aus. Wurden die Klagen zu laut, so verbot wohl einmal der Senat den Unfug seiner Handlanger, doch wer, im Vertrauen auf solch Verbot, sich ihnen widersetzte, war und blieb ein Aufrührer. Trauriges Gemälde! das mit den grellsten Farben in unsern Tagen sich erneuert hat.

Von dieser Zeit, bis auf den Krieg der Römer mit den Parthern, zehrten die Athenienser still an der Erinnerung ihrer vormaligen Größe. Aber damals ergriffen sie aus Furcht, oder überredet durch den Philosophen Arisio, die Partei des Mithridates, und öffneten dessen Feldherrn die Thore. Da erschien Sylla vor ihren Mauern, belagerte und eroberte die Stadt, gab sie der grausamsten Rache Preis, und Blutströme flossen in allen Straßen. Der berühmte Hafen, Pyräus und Munychia, die Feste, wurden bis auf den Grund geschleift, die alten Denkmähler zerstört, die ganze Stadt mit Trümmern erfüllt.

In einem Grabesfrieden lebten die Bewohner nun wieder bis zu dem Bürgerkriege zwischen Cäsar und Pompejus. Dem letztern waren sie zugethan und büßten es abermals durch Plünderung und Verwüstung ihres unglücklichen Gebiets. Als die Macht des Pompejus ver-

nichtet war, unterwarfen sie sich dem Sieger, der, ihrer tapfern Vorfahren gedenkend, Großmuth übte, und — wie er sich ausdrückte — »um der Todten willen die Lebenden begnadigte.« — Ein Funken der alten Liebe zur Freiheit sprühte nach Cäsar's Tode wieder auf, wo die Athenienser die Bildsäulen des Brutus und Cassius, neben die ihrer eigenen Tirannen-Bekämpfer, Harmodius und Aristogiton, stellten. Nach der Niederlage von Cäsar's Mördern, schlossen sie sich dem Antonius an, der die Beinamen, Liebhaber Griechenlands, Liebhaber Athens, für Ehrentitel hielt, und durch reiche Geschenke, unter welche man sogar Inseln zählt, den Griechen seine Gunst bewies.

Augustus, der Sieger, war minder großmüthig als vormals Cäsar; er beschränkte ihre Vorrechte, und nahm ihnen die Insel Aegina. Eine Empörung, die sie, gegen das Ende seiner Regierung wagen wollten, wurde bald gedämpft. — Trotz aller Verwüstungen, die Athen erlitten, blühte es doch nach und nach wieder auf, und genoß, unter Tiberius, noch mancher Vorrechte. Germanikus, der adoptirte Sohn des Tiberius, Athen besuchend, verlieh dessen Obrigkeit die Auszeichnung, einen Lictor mit dem Beile, dem Zeichen der höchsten Gewalt, vor sich her treten zu lassen. — So blieb es bis auf Vespasian, der Attica und ganz Achaja in eine römische Provinz verwandelte. Nun mußten die Griechen Tribut entrichten, und wurden nach römischen Gesetzen regiert. — Einen Schatten der

Freiheit gab Nerva ihnen wieder, doch gehorchten sie einem römischen Prokonsul, der des Kaisers Gesetze handhabte, Archonten ernannte, und die öffentlichen Schulen mit Lehrern besetzte. Kaiser Hadrian selbst war Archon, ehe er den Thron bestieg. Ihm war es wohl gegangen in Athen, er hatte die Menschen dort lieb gewonnen, darum erlangten sie, beim Antritte seiner Regierung, große Vorrechte, milde Gesetze, kostbare Geschenke an Geld und Getreide, sammt der ganzen Insel Cephalonien. Er ließ die zerstörten Schlösser aus ihren Trümmern wieder empor steigen, verschönerte und vergrößerte die Stadt mit so herrlichen, zahlreichen Gebäuden, daß sie Neu-Athen genannt, Theseus vergessen, Hadrian als ihr zweiter Stifter betrachtet wurde.

Seine Nachfolger, die Antonine, bestätigten und mehrten seine Wohlthaten. Antonin der Philosoph war selbst in Athen unterrichtet worden; zum Dank verwilligte er den Athenienſern große Summen zum Unterhalt öffentlicher Lehrer in allen Künsten und Wissenschaften. Allein Severus — kein Philosoph, obschon auch in Athen erzogen — hatte ihnen Rache geschworen, wegen einer Beleidigung, die ihm in seiner Jugend dort widerfahren war. Daß der Zögling diesen Schwur sich erlaubte, mag verziehen werden; daß der Mann und Kaiser ihn erfüllte, und Athen fast aller Vorrechte beraubte, ist ein dunkler Flecken in seinem Charakter. — Valerian, günstiger gesinnt, verstattete den Wiederaufbau von Athen's Mauern, die, seit Sylla's Rache, drei bis vierhundert Jahre im Schutt begraben gelegen.

Doch konnten diese Mauern die Stadt nicht gegen die Wuth der Gothen schützen, die sie eroberten, plünderten und alle Bücher zu einem Berge thürmten, um im gräßlichen Freudenfeuer die Schätze vieler tausend Geister empor lodern zu lassen. Es unterblieb jedoch aus dem seltsamen Grunde, damit die Griechen durch ihre Bücher von Waffenübungen möchten abgehalten werden.

Ein wackerer Mann, Cleodemus, war ihrer Wuth entflohen, sammelte ein Heer und eine Flotte, gewann eine Seeschlacht, und vertrieb die Barbaren aus dem Heiligthum der Musen. — Unter Constantin dem Großen blühte es wieder auf. Constantinus erweiterte Athen's Gebiet, auch durch mehrere Inseln im Archipelag. Noch einmal erfreuten sich die Athenienser eines milden Schicksals, bis Alarich der Gothen-König ganz Griechenland verwüstete. Zwar heißt es, ihm sei Minerva geharnischt erschienen, und Achilles, wie Homer ihn schildert, als er durch den Tod des Patroclus zur Wuth entflammt wurde, und diesen ehrwürdigen Erscheinungen habe Athen seine Rettung verdankt; allein gewisser ist, daß die Stadt des Theseus das Schicksal von ganz Griechenland theilte. Nichts in ihr blieb übrig — nach dem Zeugniß eines gleichzeitigen Schriftstellers — als Trümmer mit berühmten Namen. Sie glich — so sagte er — einem verzehrten Opferthier, von dem nur die Haut noch auf dem Opferplatze liegt.

Eudoxia, die Gemahlin Theodosius des Zweiten, war eine geborne Athenienserin, und um ihretwillen soll dieser Kaiser Athen begünstigt haben. Auch Justinian behandelte es mit Wohlwollen. Doch nun verflossen beinahe siebenhundert Jahre, in welchen die Geschichte ganz von der ehemaligen Beherrscherin Griechenlands schweigt, vermuthlich, weil die Gefallene weder etwas that noch litt, was der Nachwelt überliefert zu werden verdiente.

Erst im dreizehnten Jahrhunderte wird sie wieder genannt, doch ohne Ruhm. Sie ging aus einer Herrschaft in die andere über, bis sie endlich den türkischen Kaiser Bajazet für ihren Herrn erkannte. Ihn vertrieben die Spanier, und wurden wiederum von einem Florentiner vertrieben, der, ohne rechtmäßige Erben, die errungene Gewalt durch ein Testament der Republik Venedig vermachte. Aber sein natürlicher Sohn, der sich zum Beherrscher von Theben und Böotien aufgeworfen, verjagte bald die Venetianer. Sein Geschlecht erhielt sich eine Weile, doch nur berüchtigt durch Verbrechen. Der letzte desselben hieß Francus und war der Mörder einer Fürstin seines Stammes, deren Sohn von Mahomet dem Zweiten nicht vergebens Rache heischte. Francus, von den Türken bedrängt, flehte um Hilfe bei den Lateinern, welche einen zu hohen, oder von ihm nicht abhängigen Preis begehrten. Seine Unterthanen, griechische Christen, sollten der römischen Kirche huldigen. Das zu bewirken vermochte Francus nicht, und so übergab er Athen den Türken im Jahr 1455.

Noch heute wohnen und herrschen diese Eulen in den köstlichen Trümmern.

---

2. Die Stadt Athen.

Wenden wir den wehmüthigen Blick von den hohen Gestalten, die leicht an uns vorübergeschwebt. Heften wir ihn jetzt auf Athen in seiner Pracht und Blüte, als es noch unter den Städten Griechenlands herrlich hervorragte, und sein Umkreis zweiundzwanzig römische Meilen betrug. Damals nannten die stolzen Athenienser ihren Wohnort nur die Stadt, gleichwie die Franzosen sich die große Nation zu nennen pflegen. Cecropia hieß sie ursprünglich, den Namen Athen empfing sie von Minerven, ihrer Beschützerin. Furcht vor Ueberschwemmungen gründete sie auf der Felsenspitze, wachsende Bevölkerung und Vergessenheit der Gefahr breitete sie aus in der anmuthigen Ebene. Nur durch hölzerne Pfähle war anfangs die Burg befestigt, daher das mißverstandene Orakel in dem Kriege gegen Xerres, hinter hölzernen Mauern sucht Schutz! so hatte Apoll geboten, die Schiffe meinend. Aber die Athenienser vertheidigten ihre hölzerne Burg und unterlagen nach verzweifelter Gegenwehr.

Die ersten Lehrer der Baukunst waren die Tyrrhenier. Zwei Brüder aus diesem Volke, Eurialus und Hyperbius, lockten die Griechen zuerst aus ihren Höhlen in freundliche Wohnungen. Ein anderes Volk, die Pelasger (Störche, von ihrem beständigen Wandern also ge-

nannt), weilten auf einem ihrer Züge auch bei Cecropia, und bauten nördlich eine Mauer, auf der, nach ihrer Vertreibung, ein Fluch ruhte, wegen einer im Schutz derselben angezettelten Verschwörung; da durfte kein Gebäude errichtet, keine Schaufel in die Erde gestoßen werden. Cimon endlich umgab die ganze Burg mit einer starken Mauer, die Kosten bestreitend von der im persischen Kriege errungenen Beute. Pericles schmückte sie mit einem prächtigen Thore, zu welchem Stufen von weißem Marmor führten; die Halle trug Bildsäulen zu Pferde. In fünf Jahren wurde das Prachtgebäude vollendet und kostete über zwölfmalhunderttausend Goldgulden. Den Schlüssel zu dieser Pforte vertraute man nur einem Archonten, und zwar auch diesem nur auf Einen Tag.

Allein es ruhten auch in der Burg alle Heiligthümer, alle Schätze; es prangten da die herrlichen Tempel, die ehrwürdigen Denkmähler des Alterthums. Hier thronte die siegende Minerva in einem Tempel von weißem Marmor, ihn hatte Polygnot mit historischen Gemälden geschmückt; hier sah man den Ulyß, wie er das Palladium aus Ilium raubte; den Oreſt als Aegisth's Mörder; die Polyxena, wie sie an der Gruft Achill's geopfert werden sollte; hier bäumte sich ein Roß, das den stolzen Alcibiades, den Sieger bei Nemea, trug; hier schreckte das Medusenhaupt in des Perseus Faust. Am Eingang hatte Sokrates die bekleideten Grazien aufgestellt. — In der Mitte der Burg erhob sich ein zweiter Tempel Minervens, der jung-

fräulichen Göttin, darum Parthenion genannt. Ihn hatte die höchste Kunst aus dem kostbarsten Marmor geschaffen; er steht noch heute, obschon zu einer Moschee herabgewürdigt, und verewigt sind die Namen der Baumeister Callicrates und Ictians. Die Bildsäule der Göttin, von Elfenbein und Gold, war ein Meisterstück des Phidias. Das Gold, ein Schatz von vierzig Talenten, konnte abgenommen werden. Lachares raubte diesen Schmuck und trug ihn zu den Böotiern. In dem Parthenion stand auch der silberne Sessel, auf welchem Xerres ein Zuschauer der Seeschlacht gewesen. Unter den Gemälden erblickte man Minerven mit Neptun streitend, und den grosen Themistocles.

Im Tempel Neptun's betrachteten die Gläubigen einen Brunnen von Seewasser, den ein Schlag von des Gottes Dreizack hervorquellen lassen; und den heiligen Oelzweig, dem Minerva zu blühen gebot; und ihr vom Himmel gefallenes Bild von Olivenholz, vor dem eine ewige Lampe brannte. Hier beteten bekümmerte Sterbliche an einem der Vergessenheit gewidmeten Altare, oder Feinde söhnten sich auf seinen Stufen aus. Zwei Jungfrauen, Korbträgerinnen genannt, dienten im Heiligthum. — Nahe demselben verwahrte man den öffentlichen Schatz. Tausend Talente lagen stets für dringende Noth bereit, und wer es wagte, dieses Gold zu verschwenden, der verwirkte das Leben. Die Namen der Staats-Schuldner standen hier verzeichnet. Jupiter und Plutus waren die

Schutzgötter dieſes Gebäudes. Aber ohne Furcht vor ihrer Rache gaben ungetreue Schatzmeiſter es den Flammen Preis, um der Rechenſchaft ſich zu entziehen.

Wer mag Alles Köſtliche nennen und beſchreiben, was der enge Raum der Burg faßte. Freundſchaft und Scham hatten hier Altäre, Tugenden und Verbrechen fanden ihr Gedächtniß. Einen Tempel der Venus, oder vielmehr dem Hippolyt, hatte die liebende Phädra erbaut. — Ein Bild des Verräthers Hipparch, nun zu einer Schandſäule umgeſchmolzen — ein Arſenal, das oft fünfzigtauſend Pfeile und andere Waffen bewahrte — eine ſchwere Kugel von Erz, die Kräfte der Athleten zu verſuchen, ehe man ihnen zu kämpfen vergönnte — eine Minerva aus Jupiter's Gehirn hervorſpringend — ein den Minotaur bekämpfender Theſeus — ein ſchlangenwürgender Herkules — die Erde, vom Jupiter Regen erflehend — erhabene Kunſtwerke ohne Zahl.

Die Stadt in der Ebene umſchloß die feſte Burg Munychia, die beiden Häfen Phalereum und Piräus; den letztern verband mit Athen jene berühmte, fünftauſend Schritt lange, doppelte Mauer von Quaderſteinen, ohne Kalk, durch Eiſen und Blei verbunden, vierzig Ellen hoch, mit kleinen Thürmen beſetzt, die endlich, bei immer wachſender Volksmenge, in Wohnungen verwandelt wurden. Die nördliche Seite hatte Pericles, die ſüdliche Themiſtocles erbaut. Dreizehn Thore führten in die Stadt, welche Homer die Breitſtraßige nennt.

Unter den Gebäuden zeichneten sich aus: das Pompeon — Verwahrungsort der heiligen Geräthschaften, deren man an feierlichen Tagen sich bediente. Auch Helden, Dichter, Philosophen, fanden hier einen Ehrenplatz. Der Künstler Lysipp stellte dort die Bildsäule des Sokrates auf, Craterus die Gemälde mehrerer Dichter.

Vulkan's Tempel — ein öffentliches Gefängniß: Der Tempel der himmlischen Venus, der Schutzgöttin der Keuschheit und unbefleckten Liebe. Ihr Bild hatte Phidias aus parischem Marmor geschaffen. Ihre sittsamen Verehrer flohen den Tempel der Venus Pandimos (der allgemeinen), wo, selbst nach Solon's Gesetzen, Freudenmädchen schwelgen durften. — Die Tempel der Venus Lamia und Leäna beurkundeten blos die niederträchtige Schmeichelei der Athenienser, denn sie wurden zu Ehren zweier Beischläferinnen des Demetrius Poliorcetes erbaut, dessen unwürdige Günstlinge man sogar unter die Götter versetzte. — Des Theseus Tempel bot jedem Armen eine Freistatt, der von einem Mächtigen verfolgt oder gedrückt wurde. Durch dieses Vorrecht wurde Theseus mehr noch geehrt als durch den Tempel, denn es sollte an ihn, den Beschützer aller Bedrängten, erinnern. Die Zeit selbst hat dieses Ehrendenkmahl respektirt; es steht noch, aber freilich ist es jetzt dem heiligen Georg gewidmet. — Den Tempel des Castor und Pollux hatten die berühmten Maler, Polygnot und Micon, durch ihre Pinsel geschmückt. Seltsam genug diente er zum Sklavenmarkt. Dahin berief

auch Pisistrat die Athenienser, als er sie entwaffnet, zu Sklaven machen wollte. In seiner Nähe war ein heiliger Platz, einem Mädchen gewidmet (der Tochter des Cecrop's); wo die Jünglinge dem Vaterlande und den Göttern Treue schwuren. — Das prächtigste Gebäude zu Athen war der Tempel des olympischen Jupiter, vier Stadien (2400 Fuß) im Umfang, daher mit Säulen gestützt; eine bis dahin unbekannte Bauart. Pisistrat legte den Grund zu diesem Tempel, aber erst siebenhundert Jahre nach ihm, zu Hadrian's Zeiten, wurde er vollendet. Achttausend Talente hatte er gekostet. Jupiter thronte darin von Gold und Elfenbein geformt. Der ganze Tempel wimmelte von Bildsäulen. — Apoll und Pan behalfen sich mit einem Tempel, der in einer Grotte stand, wo, der Sage nach, Apoll ein verliebtes Abenteuer mit der Creusa bestanden. Mit der Benennung Tempel waren die Athenienser freigebig wie man sieht. — Im Tempel der Diana opferten junge Frauen ihre Gürtel nach der ersten Entbindung. — Das Pantheon, den Tempel aller Götter, trugen hundertundzwanzig Marmorsäulen mit darein gegrabenen Göttergeschichten. Zwei herrliche Rosse des Prariteles bäumten sich über der Pforte, man hörte sie schnauben. Das Pantheon steht noch. — So auch der Tempel der acht Winde, eigentlich ein achteckiger Thurm von Marmor, auf dessen Spitze ein Triton als Windfahne sich drehte. — Der bedeckten Gänge gab es viele in Athen, der merkwürdigste das Pöcile, also genannt von einer

Menge köſtlicher Gemälde. Hier ſtanden die Athenienſer in Schlachtordnung gegen die Spartaner, dort kämpften ſie gegen die Amazonen; hier wurde Troja zerſtört, dort ſchlug Sophocles die Cither, u. ſ. w. Polygnot und Mycon hatten in der Kunſt gewetteifert, dieſer jedoch für Lohn, jener nur für die Ehre, gleichwie er ſchon einmal zu Delphos gethan, weßhalb er freie Bewirthung in ganz Griechenland genoß. Alle die herrlichen Gemälde trugen die Römer als Beute nach Rom; eine That, durch welche noch in unſern Zeiten gleicher Raub an Nationen und deren ſpäteſten Nachkommen bemäntelt wird. Vor dem Pöcile prangten die Bildſäulen des Solon und Lykurg. Hier ſtiftete Zeno ſeine berühmte Schule, unter dieſem bedeckten Gange, der früher Stoa hieß, lehrte der Philoſoph, daher ſeiner Lehre und ſeinen Jüngern der Name Stoa, Stoiker blieb. — Das Muſeum, ein befeſtigter Platz, wo vormals der Dichter Muſäus, des Orpheus Schüler, ſeine Lieder ſang, und wo der Sänger auch begraben lag. — Das Odeum, ein Saal dem Geſange gewidmet, zeltförmig bedeckt. —

Unzählige Prachtgebäude faßte der große Platz, Ceramicus genannt. Hier war die Akademie; hier ſaßen die ehrwürdigen Areopagiten zu Gericht; hier ſtand das Rathhaus der fünfhundert Männer; hier opferten und ſpeiſten die Prytanen; hier ſprudelte aus neun Röhren die Quelle Callirhoe; hier wallte das Volk in Tempel und Schauſpielhäuſer, und wohin es ſeine Blicke wandte, da

prangten Bildsäulen von Göttern, Königen, Helden, Dichtern, Rednern und Philosophen. — Ein zweiter Ceramicus in der Vorstadt diente als Begräbnißplatz. — Unter den Märkten Athen's waren der alte und neue Markt die besuchtesten. Jener den öffentlichen Volksversammlungen, dem Kauf und Verkauf gewidmet. Hier sah man im bunten Gemisch Eßwaren und Sklaven, Zwiebeln und Frauenputz, Pferde und Bücher, Wein, Oel und alte Kleider, doch jede Gattung der Waren an einem für sie bestimmten Platze. Kaufleute und Handwerker versammelten sich hier auf einer Art von Börse, denn auch die letztern bildeten zu Athen eine angesehene Klasse der Einwohner, und wer es wagte, ein solches Gewerbe seinem Mitbürger zum Vorwurf zu machen, der mußte vor Gericht die Beschimpfung büßen. Noch geehrter waren die Kaufleute. Solon selbst trieb Handel. Auch Thales, auch Hippocrates der Mathematiker; ein Kaufmann stiftete Marseille, und Plato erwarb seine Reisekosten in Egypten durch Oel-Verkauf. — Vor der Römer Zeiten kannte man zu Athen keine Wasserleitungen, man behalf sich mit Brunnen. Hadrian war der Erste, der, zu vielen prächtigen Gebäuden, Denkmählern seiner Wohlthätigkeit, auch eine herrliche Wasserleitung fügte.

Den Ursprung der Gymnasien muß man in Sparta suchen. Aber sie verbreiteten sich schnell durch ganz Griechenland, wurden auch in Rom nachgeahmt, erweitert, verbessert. Es waren mehrere, aneinander hängende Ge-

bäude, Tausende zu fassen geräumig genug. Unter Säulengängen versammelten sich die Schüler, saßen da einsam studirend oder besprachen sich. In einem Saal entkleideten sich die Ringer, oder die sich baden wollten, in einem andern wurden sie gesalbt, in einem dritten mit Staub bestreut. Hier rangen die Jünglinge auf einem mit Sand bedeckten Boden, dort schlugen sie den Ball. Hier öffnete sich ein Raum für Spazirgänger, die auch wohl verweilten, um den Discus werfen zu sehen. Warme und kalte Bäder, zu Sparta beiden Geschlechtern gemeinschaftlich, wurden hier häufig besucht. In einem großen Halbzirkel, Stadium genannt, saßen die Zuschauer auf amphitheatralisch geordneten Sitzen, durch allerlei Uebungen in großer Menge herbeigelockt. Das berühmteste Stadium erbaute Lykurg am Gestade des Ilyssus, und Einer der reichsten Bürger von Athen, Herodes Atticus, erweiterte es. Es glich einem Gebirge von weißem Marmor. Dessen Trümmer findet man noch heute.

Drei Gymnasien wurden vor allen zu Athen besucht, Lyceum, Akademie und Cynosarges. In dem Ersten, dem Apoll geheiligt, lehrte Aristoteles. Da ging er täglich auf und nieder bis zu der Stunde der Salbung, der Mittagsstunde, und von diesem Auf- und Niederwandeln nannte man ihn den Peripatetiker.

Die Akademie, ein reizender Spazirgang, ein schattiges Wäldchen, war zuvor ein Sumpf, den Cimon austrocknete. Hier lehrte Plato seine Philosophie und

zog, durch ungesunde Luft, sich eine Krankheit zu. Die Aerzte riethen ihm, einen andern Platz für seine Vorlesungen zu wählen, doch er blieb wo er war, sprechend: die Krankheit sei heilsam, weil ein zu gesunder Körper von der Vernunft nicht mehr regiert werden könne.

Auch in der Cynosarge wurde eine philosophische Sekte von Antisthenes gestiftet, die berüchtigten Cyniker. Dem Halbgott Herkules war dieser Platz geweiht, darum diente er denen zum Tummelplatz, die nur halbe Athenienser waren, eine Fremde zur Mutter hatten. Themistocles, in gleichem Falle sich befindend, überredete mehrere Jünglinge, in deren Adern unverfälschtes athenisisches Blut floß, ihn dorthin zu begleiten, und suchte auf diese Weise den Eifersucht erregenden Unterschied nach und nach zu vertilgen. Auch ein Gerichtshof hielt hier seine Sitzungen, erkennend über zweifelhafte Herkunft, oder eingeschlichene unechte Bürger.

Dem Bacchus und der Venus waren alle Schauspiele gewidmet. Gern wollte man das geistreichste Vergnügen aus der Hand der Götter empfangen, welchen man schon Liebe und Wein verdankte. Die meisten alten Bühnen standen nur kurze Zeit, waren bloße Bretterbuden, in welchen die Sitze der Zuschauer stufenweise übereinander sich erhoben. Als aber einst die Edlen und das Volk von Athen sehr zahlreich versammelt waren, um ein Trauerspiel des Pratinos anzuhören, stürzte das schwache Gebäude zusammen, und begrub viele unter den Ruinen.

Seitdem erbaute man die Theater von Stein, größtentheils von Marmor, und sie übertrafen bald an Pracht und Größe fast alle übrigen Gebäude Griechenlands. Die Halbzirkelform war die Beliebteste. Der Platz, wo die Schauspieler sich zeigten, hieß die Scene, anfangs nur von belaubten Zweigen gebildet, später mit reichen, köstlichen Vorhängen verziert. Die Verwandlung der Decorationen geschah durch Drehen oder Aufziehen. Drei Oeffnungen hatte die Scene. Durch die mittlere, größte, erblickte man Tempel oder Paläste; die kleinere zur linken zeigte niedrige Gebäude. Vermittelst allerlei Maschinen wurden Götter und Menschen auf die Bühne geschoben. Dann gab es auch ein Orchester, wo der Chor zu tanzen und zu singen pflegte; einen Platz unter dem Fußboden, wo man durch Gefäße mit Steinen gefüllt den Donner nachahmte; Ankleidezimmer für die Schauspieler, eine Abtheilung für die Musik und dergleichen mehr. Jeder Ort hatte seinen bestimmten Namen, von welchen Einige noch bei uns gebräuchlich, z. B. Proscenium, Orchester. Der Versammlungsort für die Zuschauer hieß Koilon, und erhob sich in drei Abtheilungen. Unten saßen die Vornehmen, in der Mitte das Volk, und oben die Frauenzimmer. Ein breiter Absatz bezeichnete den Anfang jeder Abtheilung, unter demselben standen glockenförmige eherne Gefäße, um den Schall zu verstärken, da die Bühnen unbedeckt waren. Um aber doch vor Regen und Sonne zu schützen, spannte man große Segel aus, und um die Hitze zu mäßigen, leitete man,

durch zahllose kleine Röhren, wohlriechendes Wasser bis in die Höhe, wo es von da stehenden Bildsäulen wie ein Thau herabgespritzt wurde, kühlte und erquickte. An das, was wir Parterre nennen, stießen Säulen-Gänge (Porticus), wo man bei jeder Witterung einen angenehmen Spaziergang fand. — Uebrigens wurden, wie noch heute, schlechte Schauspieler ausgepocht und ausgezischt.

3. Die Bewohner von Athen.

Schwebt den Leserinnen nun ein Bild von der prächtigen Stadt Athen vor, so mögen sie Bekanntschaft mit deren Bewohnern machen. In drei Klassen wurden diese getheilt: freie Bürger (sie regierten den Staat), Fremdlinge oder Schutzverwandte und Sklaven, der letztern Zahl war die größte, denn jeder Bürger ließ von mehreren Sklaven sich bedienen. Wenig über zwanzigtausend Bürger und halb so viele Fremdlinge herbergte Athen, aber viermalhunderttausend Sklaven. In den ersten Zeiten war es leicht, das Bürgerrecht zu erlangen, doch als der Ruhm der Athenienser durch ihre Thaten wuchs, da wurde diese Gunst nur solchen zu Theil, die durch hohe Abkunft oder ausgezeichnete Verdienste deren würdig schienen. Menon der Pharsalier hatte mit zweihundert Reitern in einem Kriege für Athen gefochten, und dennoch wurde sie ihm versagt. Perdiccas, der König von Macedonien, hatte Beistand gegen die Perser geleistet, und dennoch wurde er bloß von dem Tribute frei gesprochen, den die zu Athen

wohnenden Fremdlinge erlegen mußten. Die ganze Stadt Platäa hingegen empfing das Bürgerrecht für Treue und Muth im persischen Kriege. Auch berühmte Männer, unter ihnen der Arzt Hippocrates, erwarben leichter diese Gunst. Sonst aber mochten sie, nach Solon's Gesetz, nur diejenigen erlangen, die aus ihrem Vaterlande auf ewig verbannt, oder in Athen, ein Gewerbe treibend, sich häuslich niederließen. Sechstausend Bürger mußten ihre Zustimmung ertheilen. Es geschah geheim, durch kleine Steine in Urnen geworfen. Selbst diese sechstausend Stimmen konnte das Gericht noch widerrufen, wenn es, den Wandel des Aufzunehmenden prüfend, ihn der Ehre unwürdig fand; ein Schimpf, der Mehrere traf. Wurde aber die Volkswahl bestätigt, so genoß der neue Bürger alle Vorrechte der älteren; nur zu gewissen frommen Feierlichkeiten, die einigen Geschlechtern (z. B. den Eumolpiden) eigen waren, und zu den Geschäften der neun Archonten wurden sie nicht zugelassen.

Pericles gab später ein Gesetz, daß nur diejenigen für freigeborne Athenienser zu halten seien, deren beide Eltern frei gewesen. Seine eigenen Söhne genossen dieses Vorzuges, darum achtete der harte, eigensüchtige Mann es nicht, daß, durch entlockte Volksbilligung seines Vorschlages, fünftausend Athenienser auf einmal ihrer Freiheit beraubt, als Sklaven verkauft wurden. Die Zahl der nunmehr echt befundenen Bürger betrug noch vierzigtausend. Als aber das Schicksal, um den Gesetzgeber zu prüfen, ihm

seine rechtmäßigen Söhne durch den Tod entriß, da trat er trauernd unter das Volk und erbettelte für seinen unechten Sohn eine Ausnahme von dem selbst entworfenen harten Gesetze. — Der halbe Athenienser, wie Themistocles, durfte, wenn er auch Bürger war, kein Gymnasium betreten (die Cynosarge ausgenommen) und wurde sonst noch auf allerlei Weise von seinen ganzen Mitbürgern unterschieden. Wer, ohne gültigen Beweis, des Bürgerrechts sich angemaßt, wurde als Sklave verkauft. Streng untersuchten die Richter. Ausländer, jenes Verbrechens beschuldigt, wurden sogleich in Ketten geschlagen. Selbst eines Vaters eidliche Versicherung, daß seine Kinder ehelich erzeugt, oder rechtmäßig adoptirt worden, galt nicht immer unbezweifelt. In ein öffentliches Buch musiten ihre Namen, mit Zustimmung der Obrigkeit, eingetragen werden.

Eine zweite, von Cecrops herrührende Eintheilung der Athenienser, war die in vier Stämme, die zu verschiedenen Zeiten verschiedene Namen trugen, auch bei wachsender Bevölkerung bis auf zehn und zwölf vermehrt wurden. Anfangs zählte man zu jedem Stamm dreißig Geschlechter, deren jedes wiederum aus dreißig Männern bestand. Durch öffentliche Gastmähler, dieses wirksame Vereinigungsmittel unter allen Völkern, suchte Solon die Stämme unter sich immer näher zu verbinden. — Gleiche Sitte ungefähr herrschte zu Sparta, dessen Bürger, geborne und aufgenommene, in sechs Stämme getheilt waren.

Den Schutzverwandten war vergönnt, in Athen

zu wohnen, doch keine Aemter konnten sie verwalten, keine Stimmen geben, mußten den Landesgesetzen gehorchen. „Ich nenne sie die Spreu der Städte," sagte Aristophanes. Ihre Geschäfte durften sie nur im Namen eines Bürgers betreiben, den sie gleichsam zum Schutzpatron wählten. So erfleht beim Terenz Thais den Schutz der Familie Phädria. An einem Feste der Minerva mußten die fremden Männer kleine Schiffe tragen, zum Zeichen ihrer Ueberkunft aus fremdem Lande, und die Weiber Wasserkrüge, auch wohl Sonnenschirme über den Köpfen der echten, hochmüthigen Bürgerinnen. Auch einen jährlichen Tribut mußten sie erlegen, von dem nur die Söhnegebährenden Weiber befreit blieben. Wer nicht zahlte, wurde ohne Erbarmen auf den Markt zum Verkauf geführt; ein Schicksal, das sogar den Philosophen Xenocrates bedrohte, hätte nicht Lykurg ihn gerettet. — So war der Zustand der Schutzverwandten eben nicht beneidenswerth, doch ausgezeichnete Verdienste erkannten die Athenienser auch bei Fremdlingen willig an, und vergalten sie durch Befreiung von allen Auflagen, nur diejenigen ausgenommen, denen die Bürger selbst unterworfen waren.

Die dritte, zahlreichste Klasse der Einwohner Athen's theilte sich in Knechte und eigentliche Sklaven. Die Knechte, ursprünglich freigeborne Männer, vermietheten sich zwar um Lohn, und hatten ihrer Armuth wegen kein Stimm-Recht, allein sie konnten doch ihre Herren nach Belieben wechseln, oder, wenn sie durch Fleiß etwas er-

worben, ſich von der Knechtſchaft gänzlich befreien. — Die Sclaven hingegen gehorchten blos der Willkür ihrer Herren, an deren Güter ſie für immer gefeſſelt waren, mußten die niedrigſten Arbeiten verrichten, litten oft Hunger, wurden gefoltert und getödtet, ohne daß jemals Rechenſchaft von dem Peiniger gefordert wurde. Ihnen blieb keine Hoffnung der Erlöſung. Auf ihre Kinder vererbten ſie blos ihr Elend. Ja, dieſe hoch verfeinerten, für Freiheit glühenden, Griechen erlaubten ſich ſchamlos jedes Mittel, um jene Unglücklichen moraliſch herabzuwürdigen. In ſteter Entfernung wurden ſie gehalten, nie ſprach man zu ihnen ein trauliches Wort, nie ſcherzte man mit ihnen; jeder Funke von erhabenen Geſinnungen wurde durch die niedrigſte Erziehung, durch harte Arbeit und Geißelhiebe gefliſſentlich erſtickt. Das Vieh ſchätzte man höher als ſie. Die treueſten Diener ließ man im Alter verhungern.

Was nur irgend einen freien Mann bezeichnete, mußte der Sklave meiden. Das Haar durfte er nicht wachſen laſſen, ſein Rock hatte nur einen Ermel. Der Salben und Wohlgerüche mußte er ſich enthalten. Die Knabenliebe, dieſer ſeltſame Hang der vornehmen Griechen, war ihm verboten. Sein Zeugniß galt nicht vor Gericht. Durch die grauſamſte Folter, auf der er oft die gequälte Seele aushauchte, erpreßte man Geſtändniſſe von ihm. Die mancherlei hölliſchen Gattungen der Folter beſchreibt uns Ariſtophanes in den Fröſchen. »Greif dieſen Knecht,« ſpricht dort Xanthias, »und zwinge ihn zum Geſtändniß.« Auf des

Aeacus Frage? »wie?« erwiedert Xanthias: »bind' ihn auf die Leiter, hänge ihn auf, haue ihn mit der Peitsche, geißle ihn, foltre ihn, gieß ihm Essig in die Nasenlöcher, belaste ihn mit Ziegelsteinen u. s. w.« Nicht einmal bei jedem Götterdienst durften die unrein geachteten zugegen sein. Athen verschloß ihnen den Tempel der Eumeniden, Rom den des Herkules. Und dennoch — den göttlichen Funken im Menschen kann der Mensch nicht ganz ersticken — dennoch gab es dann und wann hohe Seelen unter diesen Sklaven, die sich aus der Verworfenheit mit Gewalt herausarbeiteten, durch Weisheit, Tugend und Gelehrsamkeit ihre Herren beschämten oder gewannen, die Götter versöhnten, die Musen sich befreundeten. Wer kennt nicht den armen, ungestalten Aesop? den Dichter Alemann? und den Sittenlehrer Epictet? Wen rührt nicht des Letztern Epigramm: »Ich Epictet, war ein Knecht, am Körper gebrechlich, und arm wie Irus, aber doch ein Liebling der unsterblichen Götter.« —

Ein unter Bürgern üblicher Name durfte, ohne Beschimpfung desselben, keinem Sklaven beigelegt werden. Harmodius und Aristogiton, die Namen zweier berühmter Vaterlandsvertheidiger, waren sogar durch ein ausdrückliches Gesetz den Sklaven untersagt. Gewöhnlich nannte man sie blos nach ihrem Vaterlande, der Syrer, der Lydier u. s. w., oder man gab ihnen dort gemeine Namen. (Die meisten Sklaven zu Athen hießen Geta oder Davus, von den Völkern der Geten und Dacier.)

Nicht mehr als zwei Silben mußten sie haben, wie bei den Hunden. Daher, als einst Demosthenes einem gewissen Aeschines den Vorwurf machte, sein Vater sei ein Sklave, fügte er als Beweis hinzu, er habe seinen Namen Tromes in Atrometus verwandelt.

Bei solcher Behandlung einer Menschengattung, die an Zahl ihre Peiniger so weit übertraf, war es freilich weise von den Letztern, daß sie den Gepeinigten das Tragen der Waffen streng verboten, und sie vom Kriegsdienst ausschlossen. Nur in großer Gefahr, wenn der Staat keine andere Rettung mehr sah, bewaffnete man sie. Zum ersten Mal geschah es, als die Perser unter Darius die Athenienser bekriegten. Diesem Beispiel folgten andere griechische Staaten doch stets mit großer Behutsamkeit. Die Spartaner bewaffneten einst zweitausend Heloten (so hießen ihre Sklaven) gegen die Macedonier, wagten es aber nicht, deren Mehrere aufzustellen. Fast ein Wunder scheint es, daß diese Sklaven selten oder nie einen Versuch gewagt, ihre Ketten zu zerbrechen. Nur der Spruch Homer's erklärt dies Wunder: »die Hälfte der Tapferkeit nimmt der lautdonnernde Jupiter dem, der in Knechtschaft gerathen ist.«

Einmal sollen sich die Sklaven zu Athen einer Veste bemächtigt, und das ganze Land verwüstet, doch am Ende nur den Tod, oder ein härteres Joch errungen haben. Durch die Flucht entzogen sie nicht selten sich ihrem Elend, und gingen über zu den Feinden. Ertappt wurden sie auf einem Rade gefoltert. Gleiche Strafe litt der Dieb. Sonst züch-

tigte man sie mit der Geißel, oder sandte sie, bei größeren Vergehen, in die Mühle; denn zu jener Zeit, wo noch alles Korn gestampft werden mußte, war diese Arbeit eine der beschwerlichsten. Auch das Brandmarken war eine sehr gewöhnliche Strafe. Meistens geschah es an der Stirn, oft auch an dem Theile des Leibes, mit dem der Sclave gesündigt hatte. Den Fresser brandmarkte man auf den Bauch, dem Verleumder schnitt man die Zunge aus. Solche gezeichnete Menschen nannte Aristophanes mit gräßlichem Spott Perlhühner.

Auch diese Strafe hatte sinnreiche Abstufungen. Für die höchste Beschimpfung galt, wenn Buchstaben eingebrannt wurden, daher der Schimpf des heutigen Ehrentitels, Literatus. Daß aber nur die öffentliche Meinung Ehre oder Schande mit gewissen Zeichen verbindet, bewiesen zu gleicher Zeit die Thracier, die, nach Herodot's Zeugniß, nur Standes-Personen vergönnten, sich Buchstaben einzubrennen. Die Griechen bedienten sich oft auch dieses grausamen Mittels, ohne andern Grund, als um vielleicht künftig einen entlaufenen Sklaven leichter zu erkennen.

Die Athenienser zeichneten sich doch durch eine Art von Menschlichkeit gegen ihre Sklaven vor den übrigen Griechen aus, denn einem zu hart bedrückten stand des Theseus Tempel als Freistatt offen. Wer ihn da wegzureißen wagte, schändete das Heiligthum. Hier durfte der Unglückliche zwei Klagen gegen seinen Henker erheben: wegen ver-

letzter Keuschheit oder wegen allzu harter Behandlung. Dadurch erlangte er, nach geführtem Beweis, daß der alte Peiniger an einen neuen Peiniger ihn verkaufen mußte; weiter nichts. —

Aber auch die Zunge des Sklaven war in Athen minder gefesselt als im übrigen Griechenland, das beweisen die Lustspiele des Aristophanes, Plautus und Terenz. Da nun eines der köstlichsten Menschen-Rechte darin besteht, reden zu dürfen, so wurde durch dessen freiere Uebung die Sklavenkette sehr erleichtert. Der freie Genuß manches Vergnügens war ihnen zu Athen, und nur zu Athen vergönnt, daher Demosthenes einst den Zustand eines athenienfischen Sklaven höher pries, als den eines Bürgers in andern Staaten, und Plautus verwunderte sich, daß auch diese Knechte essen, trinken und lieben durften, gleich freien Athenienfern. — Erwarb der Sklave so viel, daß er seine Freiheit erkaufen konnte, so durfte der Herr ihm das nicht weigern. Lange treue Dienste pflegte man auch wohl durch Freilassung zu belohnen. War dem Staate ein wichtiger Dienst durch einen Sklaven geleistet worden, oder hatte der Sklave die Waffen rühmlich für den Staat getragen, so vermittelte dieser dessen Freiheit. So zum Beispiel nach der Seeschlacht bei Arginusä, wo die Athenienser, mit Hilfe ihrer tapfern Sklaven, die Lacedämonier schlugen, und aus Dankbarkeit ihre Kampfgesellen für freie Männer erklärten. Darum klagt beim Aristophanes der Sklave Xanthias, unter einer schweren Bürde fast erliegend: »Ach

ich Unglücklicher! warum hab' ich nicht mit zur See gefochten!" — Indeſſen war die erlangte Freiheit doch nur in ſeltenen Fällen mit dem Bürgerrecht verknüpft,» denn es iſt unanſtändig," ſo beſchweren ſich die Bürger beim Ariſtophanes, »daß die, die einmal zur See gefochten, plötzlich aus Knechten Herren werden." — Nur die Rechte der Schutzverwandten erlangten die Freigelaſſenen, mußten gleichen Tribut entrichten, den alten Herrn als Patron verehren, ihm treu und gefällig bleiben; wo nicht, ſo durfte er ſie verklagen und wohl gar auf's neue in die alten Feſſeln ſchmieden. Hingegen durfte auch der Freigelaſſene von dem Patron Achtung und glimpfliche Behandlung fordern; ein Sachwalter vertrat ihn vor Gericht.

So gut wurde es den Sklaven im übrigen Griechenland nicht. Es war zu Sparta eine gewöhnliche Redensart: »hier iſt der Freie am freiſten, der Sklave am meiſten Sklave." — Die Heloten waren vormals die Bewohner einer von den Spartanern eroberten Stadt Helos, die ſämmtlich von dem Sieger zu ewigen Feſſeln verdammt wurden. Der freie Bürger zu Lacedämon trieb kein Gewerbe, denn es war ihm ſchimpflich. Er ſchmauſte, jagte, ſchwatzte in ſeinen Klubbs, während die Heloten für ihn den Acker bauen, und jedes Lebensbedürfniß herbei ſchaffen mußten. Glücklich noch hätte man ſie preiſen mögen, wäre nur durch milde Behandlung ihr Fleiß vergolten worden, aber ſie ſeufzten unter dem härteſten Drucke. Es wurden ſogar, Kraft eines geheimen, in der Hölle erdachten Ge-

ſetzes, von Zeit zu Zeit Jünglinge mit Dolchen bewaffnet, ausgeſandt, die bei Tage in Klüften und Gebüſchen ſich verbargen, bei Nacht auf den Landſtraßen jeden Heloten ermordeten, der, von ſeiner ſauren Arbeit heimkeichend, das Unglück hatte, ihnen zu begegnen. Auch am hellen Tage überfiel man ſie bisweilen auf den Feldern, und miſchte ihr Blut mit ihrem Schweiße. Wenn die Obrigkeiten, Ephoren genannt, ihr Amt antraten, ſo pflegten ſie den Heloten den Krieg zu erklären, und meinten, durch dieſes elende Gaukelſpiel ein Recht zu jenen Mordthaten zu begründen.

Ein Beiſpiel vor allen bedeckte die Spartaner mit ewiger Schande. Zweitauſend Heloten wurden, treuer Dienſte wegen, in Freiheit geſetzt, öffentlich gekrönt, um alle Tempel geführt, und — plötzlich verſchwanden ſie Alle! nie erfuhr man, wie und wo ſie ihr Leben geendet. — Keine Art der Erniedrigung wurde den unglücklichen Heloten erſpart. Man zwang ſie mit Gewalt zum übermäßigen Trunk, um dann die Taumelnden in die öffentlichen Hallen zu führen, den Kindern zu Lehre und Spott. Unſittliche Tänze mußten ſie aufführen und abgeſchmackte Lieder ſingen. Ein ernſtes Lied hielt man durch ihren Mund entweiht. So verſanken ſie in die tiefſte Schmach, aus der, ſelbſt fern von ihren Henkern, ſie den Nacken nicht zu erheben vermochten. Als die Thebaner einſt viele Heloten gefangen, begehrten ſie umſonſt von ihnen, die zu Sparta beliebten Oden des Terpander oder Alcman zu ſingen, denn zitternd ſprachen die Heloten: »wir dürfen nicht, es ſind

die Lieder unſerer Herren.“ — Noch trauriger — wo möglich! — ſoll zu Sparta das Los der überwundenen Meſſenier geweſen ſein.

Von dem dreifachen Urſprunge der Sklaverei in Griechenland iſt der Eine ſchon berührt worden. Die meiſten dieſer Elenden waren Kriegsgefangene. Aber auch die Armuth zwang Viele, ſich ſelbſt zu verkaufen. Noch Andere, oft von guter Herkunft, wurden geſtohlen und als Sklaven feil geboten. Die Theſſalier beſonders wurden dieſer Schändlichkeit bezüchtigt. Darum fragt beim Ariſtophanes die Armuth: woher wirſt du Sklaven bekommen? — und Chremylus antwortet: »ich werde ſie kaufen.“ — Von wem? — »von einem Sklavenhändler aus Theſſalien, woher die meiſten Menſchenräuber kommen.“ —

Wer einen Freigebornen verkaufte, wurde, deſſen überwieſen, freilich hart beſtraft, aber eine Tochter oder Schweſter, im verbotenen Umgang ertappt, durfte man rechtlich zur Sklavin machen.

Zu Epheſus und auf den Inſeln Samos und Cypern blühte der gräßliche Sklavenhandel. Da bezahlte man fünfhundert Drachmen für einen ſchönen oder geſchickten Knecht, noch mehr für einen Verſchnittenen. Zu Athen führte man die Sklaven am erſten Tage jedes Monats auf den Markt; dann trat der Ausrufer auf einen Stein und rief das Volk zuſammen. Dem neuen, in das Haus gebrachten Sklaven zum Willkommen, wurde ein Gaſtgebot veranſtaltet, man überſchüttete ſein Haupt mit Früchten, ſaſt

möchte es scheinen spottweise. — Kaiser Hadrian war der Erste, der den Herren die gräßliche Befugniß nahm, ihre Sklaven zu ermorden, ohne Rechenschaft geben zu dürfen. Unter Nero und andern grausamen Beherrschern Rom's mußten die Herren, nothgedrungen, ihre Sklaven milder behandeln, aus Furcht, von ihnen als Uebelgesinnte angeklagt zu werden. Es ist merkwürdig, daß, nicht allein in Griechenland und Rom, sondern überall die Herrschaft der Tirannen den zuvor unterdrückten Volksklassen heilsam war. — Die Ausbreitung der christlichen Religion beschränkte gleichfalls die Willkür harter Herren. Kaiser Constantin verbot, die Sklaven an der Stirn zu brandmarken. Nur ein Täfelchen mit einer Inschrift durfte man ihnen um den Hals hängen. Eine solche, noch aufbewahrte Inschrift lautete zum Beispiel so: „Halte mich, denn ich bin entronnen, und liefere mich meinem Herrn, dem Bonifazius Linarius, wieder aus."

Nicht Menschlichkeit allein bewog die Christen zu jener Milde, sondern wohl vorzüglich das Bestreben, Neubekehrte zu gewinnen, und wer mochte williger dazu gefunden werden, als ein solcher Unglücklicher, der seinen Zustand zu verbessern hoffte? —

4. Die Obrigkeiten.

Jetzt werfen wir einen Blick auf Athen's Obrigkeiten. Sie wurden im Tempel des Theseus durch das Los erwählt. Man schrieb den Namen des Kandidaten auf ein

ehernes Täfelchen, fügte eine weiße oder schwarze Bohne hinzu, und warf es in die Urne. Doch wen das Volk besonders ehren wollte, zum Beispiel den gerechten Aristides, den erwählte es einmüthig durch Aufhebung der Hände. — Solon schloß die Armen von Verwaltung der Aemter aus, doch Aristides vernichtete dieses harte Gesetz, der Aermste wie der Reichste durfte auf die höchsten Würden Anspruch machen. Bescheiden traten oft von selber die schüchternen Armen zurück, zufrieden, daß Geburt und Reichthum keinen empörenden Vorzug gewährten, wohl aber Redlichkeit und Tugend; denn der Lasterhafte, der Verschwender, der mit Schulden Belastete war des Amtes unfähig. Vor gewissen Richtern auf dem Markte wurde des Gewählten Lebenswandel geprüft, und konnte Jemand ihn eines Fehlers zeihen, so ging er der Ehrenstelle verlustig. Wer nach vollbrachter Amtsführung nicht Rechenschaft ablegte, den durfte das Volk nicht mit einer Krone beschenken; der durfte um kein anderes Amt sich bewerben, oder in die Fremde reisen, oder mit seinem Vermögen schalten; damit dieses, im Fall befundener Untreue, dem Staate Ersatz gewähren konnte. — Logisten wurden die furchtbaren Richter der entlassenen Beamten genannt. Aber auch selbst während der Amtsverwaltung mußten die neun Archonten dem Volke Bericht erstatten, ob sie untadelhaft sei. Klagten diese, und wurden Beschwerden umständlich vorgetragen, so erhob sich der Herold dem Volke gebietend, zu stimmen. Dann hoben zuerst Alle ihre

Hände empor, die den Beklagten für schuldig, zuletzt auch die, die ihn für schuldlos erkannten.

Am neuen Jahrstage traten die Obrigkeiten ihre Aemter feierlich an; Opfer wurden den Göttern gebracht, und in den Tempeln des Jupiters und der Minerva erschollen Gebete für das Heil der Stadt.

Neun Archonten oder Regierer waren die vornehmste Obrigkeit, einer strengen Prüfung unterworfen. »Seid ihr freie Bürger?" fragte der Senat, »bis in's dritte Geschlecht? — Seid ihr Landes-Kinder? — Habt ihr euren Eltern stets die kindliche Pflicht bewiesen? — Habt ihr als Krieger dem Vaterlande gedient? — Seid ihr gesundes Leibes? — Seid ihr wohlhabend?" — Dann schwuren die Archonten, gerecht und unparteiisch zu regieren, und wenn sie jemals der Bestechung überwiesen würden, dem delphischen Apoll eine goldene Bildsäule zu weihen.

Die verschiedenen Zweige der Verwaltung theilten sie unter sich, manche blieben ihnen gemeinschaftlich. Missethäter durften sie am Leben strafen. Sie trugen Mirten-Kronen, waren frei von allen Abgaben, und wer sie zu beleidigen wagte, bedeckte sich mit öffentlicher Schande, denn es wurde geachtet, als habe er den Staat selbst beleidigt.

Der erste Archont, und zugleich der Vornehmste unter ihnen, war Vormund der Waisen, sorgte für Gottesdienst, Lebensmittel und Schauspiele. Er beging ein schweres Verbrechen, wenn er sich betrunken finden ließ. — Der

zweite Archont, König genannt, richtete die Prieſter; verurtheilte die Tempel-Schänder; verherrlichte durch ſeine Gegenwart die frommen Feierlichkeiten; opferte für den Staat. Merkwürdig iſt, daß mehrere dieſer Pflichten ihm ſeine Gattin ausüben half, wenn ſie als echte Bürgerin und Jungfrau ſich ihm vermählt hatte. Sie hieß dann Königin. — Mörder zog er vor Gericht, und legte, während der Unterſuchung, ſeine Krone ab. — Der dritte Archont, der Polemarch, ſtand dem Kriegswesen vor; verſorgte die Kinder, deren Väter im Dienſt des Vaterlandes geblieben; feierte den Gedächtnißtag des Harmodius; ordnete die Lieder an, welche die Jugend zum Lobe der verſtorbenen berühmten Männer ſang; und ſeiner Obhut waren die Fremdlinge vertraut. — Die ſechs übrigen Archonten hießen Thesmotheten, Richter in mancherlei Streitigkeiten. Sie appellirten an das Volk, ſie prüften die Obrigkeiten, ſie ſammelten die Stimmen, ſie beſtätigten die Verträge, ſie verhüteten unweiſe Geſetze.

Den Archonten untergeordnet waren die Eilfmänner, auch wohl Hüter der Geſetze benannt. Unter ihrer Aufſicht ſtanden die Gefängniſſe; ſie vollzogen die Urtheile. — Dieſen und noch mehreren geringern Obrigkeiten, dienten, als Vollſtrecker ihrer Befehle, tauſend Toroten (eine Art von Polizei-Soldaten), die in Zelten auf dem Markte wohnten. Sie wurden auch bisweilen Scythen genannt, weil man ſie ihrer Stärke und Rohheit wegen gern aus dieſem Lande nahm. Daher ſpricht beim Ariſtophanes ein ſolcher Torote in einer fremden Mundart.

In den Händen der Lexiarchen befand sich das große Buch, in welches die Namen aller Bürger eingetragen wurden. — Daß weder Gesetze noch Gebräuche, weder vom Volke noch von den Obrigkeiten, verletzt wurden, dafür sorgten die Nomophylaken, die, als Zeichen ihres Ehrenamtes, bei feierlichen Spielen ein weißes Band trugen, und im Theater auf Ehrenplätzen den Archonten gegenüber saßen. — Die Nomotheten, tausend an der Zahl, hatten blos die Obliegenheit, alte Gesetze zu beprüfen, und die den Zeitumständen nicht mehr angemessenen, durch einen Volksschluß aufzuheben. — Der erste Schatzmeister des Staats verwaltete dies Amt nur Einmal in seinem Leben fünf Jahre lang. Ein großer Haufe von Beamten war ihm untergeordnet. Einige trieben die Abgaben ein, und verkauften die Unglücklichen, die sie nicht zu entrichten im Stande waren; Andere verpachteten die Güter des Staats, beschatzten die Bürger nach ihrem Vermögen, trieben Schulden und Strafgelder bei, empfingen den der Minerva gebührenden Theil u. s. w., vertheilten auch wohl Geld an arme Bürger, um ihre Sitze im Theater zu bezahlen, eine Gewohnheit, durch deren Einführung sich Pericles bei dem Volke beliebt machte, und die später Gesetzes-Kraft erhielt. — Die Einkünfte des Staats wurden erhoben von Aeckern, Erzgruben, Waldungen; von Schutzverwandten und Freigelassenen; von Aus- und Einfuhr der Güter; von zinsbaren Städten (eine Abgabe, die nach und nach bis auf eintausenddreihundert Talente stieg); von besteuerten Bürgern; von Bestraften.

Wer kann die Namen von Athen's Obrigkeiten Alle nennen oder behalten? Einige kauften fremdes Getreide für die auf unfruchtbaren Boden gelegene Stadt, Andere bestimmten Maß und Preis desselben; diese verhüteten die Ausfuhr des Silbers, jene schlichteten Streitigkeiten zwischen Kaufleuten und Schiffern; diese wachten über die Reinlichkeit der Stadt, jene über die Sicherheit der Landstraßen. Kanäle, Brunnen, Wasserleitungen hatten ihre eigenen Vorsteher. Andere beobachteten die Jünglinge, damit sie ein mäßiges Leben führen möchten. Noch andere verhüteten das Berauschen bei Gastgeboten, und was sonst wider die guten Sitten lief. Auch sogar die Damen zu Athen waren grämlichen Obrigkeiten unterworfen, die ihren Putz musterten, die Eitelsten um Geld straften, ja wohl gar den übertriebenen Schmuck ihnen abnahmen und öffentlich zur Schau stellten.

Noch eine höchst seltsame, doch gewissermaßen erhabene Einrichtung war folgende: so oft dem Staate ein beschwerlicher und kostbarer Dienst zu leisten war, so wählte man dazu einige Männer aus zwölfhundert der reichsten Bürger, die ohne Murren, ohne Widerrede, aus bloßer Vaterlandsliebe dem Staate Hilfe leisten mußten. Wollte Einer der Gewählten sich von dieser Last befreien, so mußte er einen Andern nennen, den er für reicher hielt als sich; dann aber stand es diesem Andern frei, sein ganzes Vermögen mit dem des Angebers zu vertauschen, bei welchem Tausch von beiden Theilen die Güter eidlich angezeigt wurden.

Selten entstand ein solcher Zwist, denn eine rege Vaterlandsliebe trieb die Athenienser zu großen, freiwilligen Opfern in der Zeit der Noth. —

Noch gab es einige Staatsämter, nicht eigentliche Obrigkeiten. Die Redner, die das Volk ernannte, um für oder gegen Gesetze zu sprechen; die Sachwalter, die für jede Streitsache aus dem öffentlichen Schatze eine Drachme erhoben; die Gesandten an fremde Mächte, die täglich zwei Drachmen empfingen und bei ihrer Zurückkunft Rechenschaft dem Volke abzulegen verbunden waren; die Herolde, unverletzliche Personen; weshalb Ulyß, so oft er Kundschafter aussandte, um zu erfahren, in welches fremde Land Wind und Wellen ihn getrieben, jedesmal einen Herold ihnen beigesellte, der auch überall, nur nicht bei den Cyclopen und andern Wilden, für unverletzlich geachtet wurde. Endlich noch die Schreiber, (zu Athen ein geringer Dienst), welche die Urkunden und Gesetze abschrieben, vorlasen, aufbewahrten.

Die berühmteste und ruhmwürdigste Obrigkeit in Griechenland war die Versammlung der Amphictyonen, zu welcher auch Athen ein Mitglied sandte. Ueber Ursprung und Namen dieses Erhabensten aller Richterstühle wird noch gestritten; man darf beide vergessen über der Bewunderung des schönen, großen Zweckes. Ein festes Band umschlang die griechischen Staaten, deren Jeder einen Ehrenmann zu dem Rath der Amphictyonen lieh. Zweimal im Jahre versammelte er sich bei Thermopylä,

jenem Felsen-Passe; gleich berühmt durch den Opfertod des Leonidas und seiner Schar, wie durch die Sitzungen der Friedens-Richter von ganz Griechenland. Wenn Städte mit einander haderten, und keine vom vermeinten Rechte wich, so griffen sie darum nicht zum Schwerte, sondern die Amphictyonen entschieden, und ihr Spruch ward mit Ehrfurcht aufgenommen. Hätte der verliere nde Theil gewagt sich dem zu widersetzen, so würden gegen ihn alle Griechen unter die Waffen getreten sein. Die Amphictyonen bewahrten den Ruhm des Vaterlandes; sie schwebten gleichsam über Griechenland als Schutzgeister, in keiner Stadt heimisch, nur den Staat überschauend. Sitz und Stimme in ihren Versammlungen war eine Ehre, um die gebuhlt, die durch große Thaten errungen, durch unwürdige Handlungen verloren wurde. Einst verwüsteten und plünderten die Phocenser den delphischen Tempel; da rief ein Decret der Amphictyonen alle Griechen unter die Waffen gegen das ruchlose, das Heiligthum entweihende Volk, und, nach einem zehnjährigen Kriege, wurden die überwundenen Phocenser des Ehrenplatzes in diesem hohen Rathe beraubt, an ihrer Stelle die Macedonier dankbar aufgenommen, weil ihre Tapferkeit Jene besiegen halfen. Doch als später die Gallier unter Brennus alle Heiligthümer Griechenlands verheerten und plünderten, da errangen die Phocenser das eingebüßte Vorrecht wieder, indem sie jetzt, rühmlicher als alle Griechen, für dasjenige fochten, wornach sie einst die räuberischen Hände ausgestreckt hatten.

Nach der berühmten Seeschlacht bei Actium, erbaute Kaiser August zum Andenken seines Sieges, die Stadt Nikopolis, und wußte sie nicht höher zu ehren, als durch die bewirkte Aufnahme ihrer Abgeordneten unter die Zahl der Amphictyonen. — Deren ursprüngliche Bestimmung war, den Tempel des Apoll zu Delphi und dessen Kostbarkeiten zu bewahren; nach und nach erwarben sie das höhere Recht, zwischen den verschiedenen Völkern Griechenlands Friede und Freundschaft zu erhalten, und deren vereinte Kräfte zum Heil des gemeinsamen Vaterlandes zu wecken. Sie schwuren, dieses erhabene Ziel nie aus den Augen zu verlieren, sie legten, bei der Rückkehr in die Vaterstadt, Rechenschaft von ihrem Verhalten ab. Von wichtigen und bittern Streitigkeiten, in welchen ihr Spruch entschied, erzählt uns die Geschichte. Noch zu den Zeiten des Antoninus Pius bestand dieser erhabene Richterstuhl, damals dreißig Stimmen zählend.

Auch Athen berathschlagte in Volksversammlungen über das Beste des Staats. Hier gab jeder Bürger seine Stimme; nur Beschimpfte oder Knechte, Fremdlinge, Weiber oder Minderjährige blieben davon ausgeschlossen. Doch soll zu Cecrop's Zeiten das zartere Geschlecht ein gleiches Recht geübt, und damals, in dem Streit zwischen Minerva und Neptun, für Minerven entschieden haben. Viermal in fünfunddreißig Tagen wurden diese Versammlungen gehalten, in welchen das Volk seine Obrigkeiten bestätigte oder verwarf; was ihm für das Ganze nützlich

dünkte, vortrug oder genehmigte; fremde Gesandten hörte; den Götterdienst ordnete. Hier erschien es ungerufen. Allein nicht selten beschied es der Herold auf den Markt, oder auch wohl in das Theater des Bacchus, wenn dringende Angelegenheiten es erforderten. Die Prytanen hingen zuvor einen Anschlag aus, den Gegenstand enthaltend, über den gesprochen werden sollte, damit ein Jeder sich vorbereiten konnte. Keiner durfte seine Stimme geben, bis die Vorsitzer das Zeichen ertheilt. — Wenn es geschah, daß die Athenienser den Besuch solcher Versammlungen vernachläßigten, so bedienten sich die Obrigkeiten mancher Zwangsmittel. Alle Thore wurden gesperrt, dasjenige ausgenommen, welches zu dem Versammlungsorte führte. Alle Buden blieben verschlossen. Man schickte Scroten mit rother Farbe auf den Markt, die Jeden bezeichneten, den sie erhaschen konnten, und der sodann eine Geldbuße erlegen mußte. Daher beim Aristophanes die Stelle: »Indessen plaudern sie auf dem Markte und fliehen von allen Seiten vor dem rothgefärbten Stricke.« — Denen, die zu rechter Zeit sich einfanden, zahlte man einen Obolus oder Triobolus, wodurch wenigstens die ärmern Bürger zu ihrer Pflicht gelockt wurden. »Hast du einen Triobolus empfangen?« fragt Blepyrus beim Aristophanes, und Chremes antwortet: »Ach! möchte ich ihn nur empfangen haben! aber ich kam zu spät.« — Fiel ungestümes Wetter ein, Sturm oder Erdbeben, so wurde die Versammlung aufgeschoben. Wo nicht, so opferte man

junge Schweine innerhalb des geweihten Platzes; der Herold betete laut für den glücklichen Erfolg der Berathschlagung, und verfluchte Jeden, der ihn hindern würde. Dann trugen die Proedri die Sache vor. Der Herold rief: Wer will reden? — Nun ſtanden die Aelteſten auf, die über fünfzig Jahre zählten, beſtiegen die Rednerbühne und verlautbarten ihre Meinung. Nach ihnen ſprachen die Jüngern. Dem Unbefugten geboten die Prytanen zu ſchweigen. Den Widerſpenſtigen trieben die Toroten vom Markte. — Daß aber an die Volksverſammlung nichts gelangen durfte, was nicht zuvor weiſe geprüft worden, darüber wachte der Rath der Fünfhundert, aus den redlichſten, unbeſcholtenſten Männern der Stadt, durch geheime Stimmen mit Bohnen erwählt. Die Vorſitzer dieſes Senats, Prytanen, wechſelten von fünf zu fünf Tagen. Das Los beſtimmte unter ihnen den Bewahrer des Staatsſiegels und des Schatzkammerſchlüſſels, doch — ſo groß war die Behutſamkeit in dieſen wichtigſten Gegenſtänden, daß man nur auf Einen Tag ſie ihm anvertraute. In einem großen Saal, Prytaneum genannt, waren die Senatoren ſtets bereit, Jeden anzuhören; da opferten ſie; da hielten ſie mit einander ihre mäßigen Mahlzeiten. Zu dieſen eingeladen zu werden, galt für eine große Ehre, die nur hochverdienten Bürgern, den Siegern in den olympiſchen Spielen, fremden Geſandten und ſolchen Waiſen wiederfuhr, deren Väter ihr Leben dem Vaterlande geopfert hatten. Den Saal umgaben die Bildſäulen der Schutz-

götter, Helden und anderer berühmter Männer. Solon's Gesetze waren dort angeschlagen.

Brachte Jemand eine Sache vor die Prytanen, so wurde sie auf Täfelchen geschrieben, und jeder Richter empfing eines dieser Täfelchen noch vor der Zusammenkunft, in welcher er dann seine Meinung *stehend* vortrug; denn kein Grieche, er mochte sein von welchem Rang er wollte, unterstand sich, *sitzend* zu reden. Darum läßt auch Homer den Achill, und Ovid den Ajax aufstehen, um zu sprechen. Nach gepflogenem Hin- und Wiederreden stimmten die Prytanen mit weißen und schwarzen Steinchen. Ihre Decrete mußte zwar das Volk bestätigen, dennoch war ihre Macht sehr groß, denn der Vortrag hing von ihnen ab; sie waren es, welche die Obrigkeiten zur Rechenschaft zogen, die Armen versorgten, die Flotte unterhielten, kurz, auf deren Schultern der Staat ruhte. Aber auch sie mußten, nach vollendeter Amtsführung, strenge Rechenschaft ablegen, und machte, während derselben, Einer unter ihnen sich des verletzten Eides verdächtig, so stießen seine Mitbrüder ihn aus; er war beschimpft für seine Lebenszeit. Den seiner Pflicht Getreuen hingegen belohnte der Staat aus dem öffentlichen Schatze. Die Erbauung neuer Kriegsschiffe vergalt ihnen das Volk durch Ehrenkronen.

Nicht minder geachtet war der *Areopag*, also genannt von einem dem Mars geweihten Hügel, wo er sich zu versammeln pflegte. Er bestand aus einigen hundert Gliedern, unter welche von Jahr zu Jahr die wohl regiert habenden

Archonten aufgenommen wurden, doch nur nach strenger Prüfung. Hatte einer derselben jemals ein öffentliches Haus betreten, so bedurfte es weiter keines Grundes, um ihn auszuschließen. Wessen Ruf nicht ganz unbescholten war, der wurde ohne Erbarmen ausgestoßen, nicht genug, daß sein Wandel untadelhaft gewesen, auch seine Geberden, seine Worte mußten ernsthaft, männlich sein. Ein Lustspiel zu schreiben war jedem Areopagiten ausdrücklich untersagt, und in ihrer Versammlung zu lachen, galt für unverzeihlichen Leichtsinn. Wer noch nicht untadelhaft war, der wurde es hier oder nie. Demosthenes ertheilt dem Areopag das Zeugniß, daß er nie ein Urtheil gefällt, über welches der Kläger oder Beklagte sich mit Recht beschweren können. Das war bekannt unter allen Griechen, daher oft fremde Staaten sich freiwillig dessen Ausspruch unterwarfen. Er sprach über Leben und Tod, über Mörder und Vaterlands-Flüchtige; er hatte die Macht, losgesprochene Verbrecher oder unschuldig Verurtheilte vom Volke zurück zu fordern. Er bewahrte die Gesetze; bestimmte die Anwendung des öffentlichen Schatzes; sorgte für die Erziehung der Jugend; wachte über die guten Sitten, belohnte die Tugend, bestrafte das Laster in jedem Alter, jedem Stande; verhütete vor allen den Müssiggang, ließ die Götter und ihre Tempel in Ehren halten. Darum mußte Plato — in Egypten in Erkenntniß eines einzigen Gottes unterwiesen — seinen Glauben verbergen, aus Furcht vor diesem Richterstuhl. Darum mußte Paulus —

eine neue Lehre predigend — sich vor demselben verantworten, darum wurde Socrates von ihm verurtheilt. Nur in Staatssachen mischte der Areopag sich nicht, ohne drohende Gefahr. — Seine Sitzungen hielt er unter freiem Himmel und zwar in finsterer Nacht, damit der Kläger wie der Beklagte nur gehört nicht gesehen werden möchten. So wurde die Gefahr vermieden, der einst andere Richter unterlagen, als das Freuden-Mädchen Phryne, durch Entblößung ihres schönen Busens, ihr Verdammungsurtheil abwandte.

War von einem Mord die Rede, so schwur der Kläger bei den Furien, daß er mit dem Ermordeten nahe verwandt, der Beklagte, daß er unschuldig an der That sei. Dann setzten sich beide auf silberne Bänke, den Göttinnen der Beleidigung und der Unschuld geweiht. Der Angeklagte durfte zwei Reden halten. Nach Endigung der ersten stand es ihm frei, wenn er an einem günstigen Ausgang verzweifelte, freiwillig in die Verbannung zu gehen, dann aber wurde sein Vermögen eingezogen und öffentlich verkauft. In den Reden durfte blos nackte Wahrheit oder Thatsache ohne allen Schmuck vorgetragen werden. Schritt der Areopag zum Spruch, so geschah es mit großem Ernst und tiefem Schweigen (denn — verschwiegener als ein Areopagit — war ein Sprichwort unter den Griechen). Zwei Urnen wurden hingestellt, die eine von Erz, die andere von Holz. Die Stimmen in jener verdammten den Beklagten, die in dieser sprachen ihn los.

Diese ehrwürdigen Richter empfingen nie Kronen, hielten sich blos durch ihr Bewußtsein und die öffentliche Achtung belohnt. Unwandelbar genossen sie der letztern bis auf die Zeiten des Pericles, der — weil man die Aufnahme ihm, der nie zuvor Archon gewesen — verweigerte, durch den Mißbrauch der Volksgunst ihrer Behörde vieles entzog, ihr Ansehen schwächte, worauf die Athenienser schnell vom alten Pfad der Tugend wichen, und von Plutarch mit einem wilden unbändigen Rosse verglichen wurden, das seinen Reiter abgeworfen. Leider ergriff endlich das Verderben die Areopagiten selbst, und Demetrius Phalereus, den sie einst wegen seines leichtsinnigen Wandels tadelten, durfte ihnen antworten: »bessert zuvor euch selbst, ihr, die ihr euch bestechen lassen und fremde Weiber verführt, denn ihr seid schlimmer als ich.« Ein alter Dichter, Demetrius, durfte sogar ein Lustspiel, der Areopagit, schreiben und auf der Bühne über sie spotten. So geht durch Eigensucht Eines Menschen oft das Heiligste für Alle unter.

Noch gab es ein Gericht von Bürgern für unvorsetzliche Todtschläge; ein Anderes für Mord aus Nothwehr, oder wegen Ehebruch begangen (hier pflegte der Mörder sein noch vom Blute triefendes Schwert gegen die Sonne zu schwenken, als wolle er die Götter zu Zeugen seiner Unschuld anrufen, wie auch Orest beim Euripides thut). Ein drittes für Todtschlag durch Zufall oder leblose Dinge geschehen (so wurde zuerst über ein Beil gerichtet, wo-

mit ein Priester Jupiter's einen für heilig gehaltenen Stier getödtet und dann entronnen war. — Auf diesem Gerichts-Platz unterhielten alte Witwen eine ewig brennende Lampe). — Der Eingang zu allen diesen und noch mehreren ähnlichen Gerichtshöfen war mit rothen Buchstaben bezeichnet, und die Richter trugen einen Stab oder Scepter, als das einzige Ehrenzeichen ihrer Würde, den sie nach dem Verhör zurückgaben, und dagegen von den Prytanen einige Obolen für ihre Mühe empfingen. Die Bildsäule des Lycus mit dem Wolfsgesicht stand neben jedem Richterstuhl. Für bürgerliche Angelegenheiten war der der Heliasten der besuchteste. Um das Zudrängen des Volkes zu verhüten, wurde der Gerichts-Platz mit Säulen umzogen und der Herold gebot jedem müssigen Gaffer sich zu entfernen. Dann rief er laut: »wenn noch Jemand von den Heliasten draußen ist, der komme herein!« denn wer nach einmal begonnener Untersuchung erschien, dem war kein Urtheil mehr verstattet. Der vorgeladene und muthwillig ausbleibende Beklagte wurde sogleich verdammt. Er sowohl als der Kläger mußten, vor der Prüfung ihres Streites, eine Summe Geldes niederlegen, die nach der Entscheidung unter die Richter vertheilt wurde. Der Gewinnende erhielt das Seinige von dem Verlierenden zurück. Wer sich, von der Sache unterrichtet, dennoch weigerte, ein Zeugniß abzulegen, zahlte eine Strafe von tausend Drachmen. Um durch die allzulange Reden der Parteien nicht ermüdet zu werden, beschränkte man sie auf eine gewisse, durch Wasser-

uhren abgemessene Zeit. Waren dazwischen Urkunden zu verlesen, so wurde das Glas so lange verstopft. Blieb dem Redner noch Zeit übrig, so konnte er den Rest des Wassers einem Andern abtreten, der dessen benöthigt war. Der Spruch erfolgte durch schwarze und weiße Muscheln oder Steinchen, später durch eherne Kugeln oder Bohnen, weßhalb Aristophanes die bezahlten Richter Bohnen-Esser nennt. Die Richter nahmen sie mit drei Fingern vom Altar (damit sie deren nicht mehrere zugleich fassen konnten) und warfen sie durch einen Trichter in die Urne. Dann rief der Herold: »Wer seine Stimme noch nicht gegeben, der stehe auf!" Meldete sich Niemand mehr, so öffnete man die Urne. Dabei stand eine obrigkeitliche Person und berührte mit ihrem Stabe jede Bohne, damit keine weggelassen oder doppelt gezählt werden konnte. Waren der schwarzen Bohnen die Meisten, so zog sie mit dem Stabe eine lange Linie, zum Zeichen der Verurtheilung, eine kurze, wenn die Zahl der weißen überwog, oder auch die Stimmen gleich waren; denn in dem letztern Falle trat das richterliche Erbarmen ein.

Den verurtheilten Criminal-Verbrecher empfingen die Eilfmänner, um die Strafe zu vollziehen. — Der Arme, der die auferlegte Geldbuße nicht entrichten konnte, wurde in die Acht erklärt, und schmachtete ewig im Gefängniß. — Der falsche Ankläger, wie der falsche Zeuge, hatten strenge Ahndung zu fürchten.

Nach gesprochenem Urtheil schritten die Richter in den

Tempel des Lycus, gaben ihre Scepter oder Stäbe wieder ab, und empfingen jeder seinen Obolus, später eine Drachme. Es möchte scheinen, als habe diese geringe Art von Besoldung dem Staate nicht lästig werden können, allein die Athenienser waren so zanksüchtig, und folglich gab es der Prozesse so viele, daß endlich die Richter-Drachmen zu großen Summen anwuchsen. Darum geißelt Aristophanes die Hadersucht der Athenienser bei jeder Gelegenheit. Ganze Schwärme von Bösewichtern lauerten an allen Straßen-Ecken, um ärgerliche Geschichtchen aufzuschnappen, aus welchen sich Anklagen gegen rechtschaffene Männer dreben ließen. Man nannte solche Buben Sykofanten, Schikanenmacher, Angeber. Es war ein Gesetz in Athen, in einem unfruchtbaren Jahre gemacht und nicht widerrufen, daß keine Feigen aus dem Thore getragen werden durften, und von den Auflauern auf solche unbefugte Feigenverkäufer, hießen in der Folge alle Angeber Sykofanten.

Auch Schiedsrichter gab es in Attica eine große Menge, doch nur in Dingen, deren Werth nicht höher als zehn Drachmen sich belief. War die angebrachte Sache von größerer Wichtigkeit, und eine der Parteien mit ihrem Spruche nicht zufrieden, so legten sie die Akten in ein ehernes oder irdenes Gefäß, versiegelten und überlieferten es dem Oberrichter. Hatten hingegen die Parteien selbst Schiedsrichter gewählt, so mußten sie auch deren Spruche ohne Murren sich unterwerfen.

5. Strafen und Belohnungen der Griechen.

In Privatsachen durfte sich keiner mischen, der nicht selbst darein verwickelt war; in öffentlichen Angelegenheiten hingegen, wenn dem gemeinen Wesen Schaden zugefügt worden, heischte die Pflicht von jedem Bürger auch ungerufen aufzutreten. Unter die Staatsverbrechen gehörten ein eheloses Leben, die Feigheit und der Müssiggang. Strenge Züchtigung erfuhr der Lasterhafte, der den freigebornen Jüngling zur Unzucht verleitete. — Am strengsten bestrafte man den Tempel-Räuber und den Landes-Verräther. Nicht einmal sein Leichnam durfte auf attischem Gebiet begraben werden. — Ewige Schande traf den, der sich weigerte, für sein Vaterland zu fechten — der sein Schild wegwarf und entfloh — der dreimal falsche Anklagen oder Zeugnisse vor Gericht brachte — dem bestochenen Richter, gleich dem, der ihn bestach. — Büßen mußte, wer einen freien Mann oder Sklaven übel behandelte, wenn auch nur mit Worten — wer ein, den alten Gesetzen zuwiderlaufendes, vorzuschlagen sich unterfing — wer nach einem Amte strebte, welches zu verwalten er weder fähig noch berechtigt war. Alle diese, und mehr dergleichen, galten für Verbrechen, die den Staat selbst antasteten. Nicht minder merkwürdig und mit heutigen Sitten contrastirend, waren manche in Privathändeln verordnete Strafen. Der Verleumder zahlte fünfhundert Drachmen. — Den Mädchen-Räuber züchtigte der Richter nach Willkür. — Ungerathene Kinder standen mit den Todtschlägern in

einer Klasse. — Den nächtlichen Dieb durfte man tödten. Der bei Tage Ertappte mußte den Raub ersetzen und fünf Tage gefesselt dem Volke zur Schau stehen. — Eine Tochter, die ihre Eltern beerbte, mußte den nächsten Verwandten ehelichen, und oft entstand ein Prozeß unter den Mitbewerbern, deren Jeder der nächste zu sein behauptete. — Von ihren Kindern Unterhalt zu fordern, hatten nur die Eltern ein Recht, welche beweisen konnten, daß sie die Erziehung ihrer Kinder nicht vernachläßigt. — Gegen einen Vater, der seine Tochter um schändlichen Gewinnes willen Preis gegeben, war das Gesetz unerbittlich.

Wem öffentliche Schande traf, der mußte unter den Kriegsgefangenen auf den Ruderbänken sein Leben beschließen. — Das Gefängniß nannte man nur das Haus (denn die Athenienser liebten, durch glatte Worte böse Dinge zu mildern, so nannten sie z. B. eine öffentliche Dirne eine Freundin, die Soldaten Wächter u. s. w).

Die Verbrecher trugen hölzerne Kragen um den Hals oder um die Füße, oder wurden an einen Klotz gebunden, bisweilen so, daß sie die Hände nicht zum Munde führen konnten. — Der zu ewiger Verbannung Verurtheilte, wurde aller seiner Güter beraubt, und mußte der Hoffnung entsagen, sein Vaterland jemals wieder zu sehen, wenn nicht dieselben Richter, die das Urtheil ausgesprochen, es auch widerriefen. Das letztere geschah bisweilen.

Minder hart war der sogenannte Ostracismus, der nur auf zehn Jahre den Verwiesenen seiner Bürgerrechte

beraubte, und ihn mehr ehrte als beſchimpfte; denn nicht ſelten wollte man dadurch den tugendhaften, großen Mann, dem Neide nur entziehen. So mußte der Gerechte Ariſtides dem Vaterlande den Rücken kehren; ſo Damon, der berühmte Lehrer des Pericles. Dieſem Unfug machte Alcibiades auf eine ſeltſame Art ein Ende. Er und noch einige Häupter erregten der Bürger Haß und Neid. Nun gab es damals in Athen einen gewiſſen Hyperbolus, den verworfenſten Menſchen ſeiner Zeit, den ſchamloſen Gegenſtand aller Luſtſpiele, von Jedermann verachtet, und dennoch ein beliebtes Werkzeug des Volkes, ſo oft es einen Mann von Anſehen beſchimpfen oder verleumden wollte. Auch diesmal hatte er die Gemüther erhitzt, und zur Verbannung eines jener Häupter geſtimmt. Der ſchlaue Alcibiades erfuhr es, vereinigte ſich für den Augenblick mit ſeinen Nebenbuhlern, und als es nun in öffentlicher Verſammlung zum Stimmen kam, fiel der Oſtracismus, zum großen Erſtaunen des Volks und ſeines Anhetzers, auf den Hyperbolus ſelbſt, der unter lautem Hohngelächter die Stadt verlaſſen mußte. Durch dieſe Begebenheit verlor der Oſtracismus ſein ganzes Anſehen, und wurde vom beſchämten Volke abgeſchafft. Den Namen führte er von Oſtraka, eine Scherbe von zerbrochenen Töpfen, denn auf ſolche Scherben ſchrieb ein Jeder den Namen deſſen, den er verbannt zu ſehen wünſchte, und wenn der Archon deren wenigſtens ſechstauſend zählte, ſo war die Verbannung beſchloſſen. — Auch die Syracuſaner hatten eine ähnliche Einrichtung,

die sie Petalismus nannten, von den Blättern des Oelbaumes, auf welche sie schrieben, und die zugleich, als Blätter von dem Friedensbaume, andeuten sollten, daß der Verwiesene nur, um des öffentlichen Friedens willen, diese Strafe dulde.

Die üblichen Todesstrafen bei den Griechen waren Schwert, Strang, Gift, Keulenschläge, Sturz vom Felsen oder in eine tiefe Grube, das Kreuz, die Steinigung. Für schimpflich wurde der Strang gehalten. Mit ihm bestrafte, nach dem Homer, Telemach die unzüchtigen Dirnen der Penelope. Das Gift bestand gewöhnlich aus Schierlingssaft, den noch obendrein der Verurtheilte kaufen mußte. Sokrates starb diesen Tod. Zum Kreuz verdammte Alexander den Arzt Glaucus, wie Plutarch erzählt. Die Grube, in welche man Verbrecher stürzte, war eine dunkle, stinkende Höhle, auf deren Grunde eiserne Stacheln den Fallenden empfingen. Doch hätte er auch diese nicht berührt, so verwehrten ihm doch andere solche Stacheln, die am Rande sich einwärts bogen, jede Hoffnung der Rettung. Mit dieser alles verschlingenden, nie wiedergebenden Höhle pflegte man sprichwörtlich einen Geizhals oder Schwelger zu vergleichen. — Die Steinigung traf besonders den Ehebrecher, weßhalb auch in der Iliade Hector dem Paris vorwirft, daß er dieses schmählichen Todes zu sterben verdiene.

Es ist bemerkenswerth, daß die Strafen der Griechen mehr auf Furcht, die Belohnungen mehr auf Ehr-

gefühl berechnet waren. Zu den letztern gehört das Recht, bei Schauspielen, Gastgeboten und öffentlichen Zusammenkünften den Ersten Platz einzunehmen. Erschien ein solcher Ausgezeichneter, so stand Jedermann auf und machte ihm Platz. — Andern wurden Bildsäulen gesetzt. Athen war voll von solchen Denkmählern des Ruhms. — Tapfere empfingen Kronen und Kränze. — Verdiente Männer befreite man von allen Abgaben — speiste sie unentgeltlich, und bisweilen auch ihre Familien und späten Nachkommen, im Prytaneum; wer sie beleidigte, war ehrlos. Ein Zehntel von allen Opferthieren wurde für sie zurückgelegt, doch übrigens empfingen sie nur mäßige Kost, täglich eine Art von Brei, an Festtagen etwas Brot. — Die Kinder solcher Männer wurden vom Staate versorgt. Das Prytaneum stattete die Töchter des Aristides aus, und als man zu Athen vernahm, daß die Enkelin des Aristogiton auf der Insel Lemnos in Dürftigkeit schmachte, wurde sie geholt, mit einem angesehenen Manne vermählt, und ihr ein großer Meierhof geschenkt.

So lange Tugend und Sitteneinfalt zu Athen herrschten, war es nicht leicht, solchen Ehrenlohn zu erlangen. Selbst Miltiades, nach dem großen Siege bei Marathon, durch den er Griechenland von den Barbaren befreit, forderte vergebens eine Krone, und Einer aus dem Volke durfte ihm spöttisch antworten: „Hättest du allein gefochten, so würde die Krone dir gebühren.“ Doch zu den Zeiten des Aristophanes war das Verderben schon eingeris-

sen, und jeder Soldat vermeinte gerechten Anspruch auf die ersten Plätze und freien Unterhalt zu haben. Unter den beiden Demetrius wurde die Ehren-Verschwendung immer häufiger.

---

6. Die Gesetze der Griechen.

Wenn es wahr ist, daß Athen unter allen Völkern zuerst Gesetze erfunden und eingeführt, so hat die Nachwelt ihm eine größere Wohlthat zu verdanken, als das Geschenk seiner Künste, seiner Philosophie. Zwar schreiben manche diesen Ruhm dem Könige von Creta, Minos, zu, andere dem Zaleucus, die Dichter hingegen der Ceres, die von den Athenienſern an einem gewiſſen Tage als Geſetzgeberin hoch verehrt wurde. Allein die Dichter ſtehen als Zeugen hiſtoriſcher Wahrheit nicht in dem beſten Rufe. Gewiſſer iſt, daß Athen ſchon unter ſeinen Königen nach Geſetzen regiert worden, zu deren Hüter und Beſchützer der edle Theſeus ſich aufwarf, als er der höchſten Gewalt ſich begab. — Draco's Blutgeſetze wurden bald vergeſſen. — Solon ließ die Obrigkeiten ſchwören, daß ſie die ſeinigen in Kraft erhalten, und für jede Uebertretung dem delphiſchen Apoll eine goldene Statue von der Dicke des Straffälligen opfern wollten. Das Volk gelobte ſie hundert Jahre lang treulich zu beobachten. Vergebliche Vorſicht eines übermüthigen Sterblichen, der in die Rechte der Gottheit greift! Piſiſtrat und ſeine Söhne ließen Solon's Geſetze nur dann gelten, wenn es ihr Vortheil heiſchte.

— Nach dieſes Geſchlechtes Vertreibung ſtellte Cliſthenes ſie wieder her, und fügte neue hinzu, abermals nur giltig, bis der Rath der Vierhundert und die dreißig Tirannen ſie zu ändern beliebten. — Nach dieſen Stürmen ſetzte Euklides, der Archont, die alten Geſetze wieder in Kraft. Zuletzt wurde Demetrius Phalereus, als Geſetzgeber, Athen's Wohlthäter, bis die ſiegenden Römer auch ihre Geſetze den Beſiegten aufdrangen.

Das Volk ſelbſt gab bei beſondern Veranlaſſungen Geſetze. Ein Entwurf, dem Staate heilſam, von irgend einem Bürger ausgeſonnen, zuerſt von den Prytanen, dann vom Senat geprüft, wurde auf eine weiße Tafel geſchrieben, an die Bildſäulen der Heroen geheftet, damit ein Jeder ihn leſen, und vor den öffentlichen Stimmen, ſich darüber berathen möchte. Dann verſammelte ſich das Volk, hörte das Decret vorleſen, ſprach frei darüber, verwarf oder beſtätigte es. Wehe dem Unkundigen der alten Geſetze und Gewohnheiten, oder auch der neuen Geſinnungen des Volks! Stimmte ſein Entwurf nicht mit dieſen überein, ſo wurde er, wie einſt Eudemus, ein Opfer der Volks-Wuth. Der locrenſiſche Geſetzgeber Zaleucus hatte ſogar verordnet, daß jeder Neuerer, mit einem Strick um den Hals, ſeinen Vorſchlag vertheidigen muſte. Gelang es ihm nicht, ſo zog der Henker auf der Stelle dieſen Strick zuſammen. Weil aber doch die weiſeſten Geſetze immer nur gewiſſen Zeiten angemeſſen ſind, ſo hatte der weiſe Solon verordnet, jährlich Einmal an einem feierlichen Tage ſie

alle zu verlesen, und dann laut zu fragen: ob sie zum Wohl des Staates noch hinreichend schienen? — Die Entscheidung dieser Frage übertrug das Volk den Nomotheten, ernannte aber selbst fünf Redner, um die alten Gesetze zu vertheidigen. Nach deren Anhörung ertheilten die Nomotheten ihr Gutachten, und das Volk bestätigte solches.

Der lacedämonische Gesetzgeber Lykurg prägte seine Gesetze blos mündlich in die Gemüther seiner Mitbürger, Solon aber, und die in seinem hohen Berufe ihm folgten, verfaßten die ihrigen schriftlich, auf Tafeln von Holz, Stein oder Erz, anfangs in der Burg, dann im Prytaneum aufbewahrt zu Jedermanns Einsicht. Auch in der königlichen Halle konnte jeder Bürger an der Wand geschrieben sie lesen, und fürwahr sie standen da, mehr als irgendwo, an ihrem rechten Platze und waren der schönste Schmuck der königlichen Wohnung. Schwerer Ahndung unterzog der Frevler sich, der es wagte, solche Tafeln zu beschädigen, oder ein Wort auf ihnen auszulöschen.

Mehrere Gelehrte haben mit großem Fleiß den Gesetzen der Griechen nachgespürt und sie gesammelt. Hier die merkwürdigsten, oder von heutigen Sitten abweichenden. — Ehrfurcht und Opfer den Göttern! — Wer den Tempel des Apoll verunreiniget, soll sterben. — Alle Sklaven, alle Fremdlinge haben Zutritt in den Tempel, es möge Andacht oder Neubegier sie dahin führen. — Der, dessen Tod ein falsches Gerücht verkündet, darf den Tempel der Furien nicht mehr betreten. — Sicher vor Gewalt ist

jeder Flüchtling im Tempel. — An gewiſſen großen Feſten ſoll Jedermann ſich einer koſtbaren oder lächerlichen Kleidung enthalten, und Homer's Rhapſodien ſollen verleſen werden. — Keinem Fremdling werden die heiligen Geheimniſſe vertraut, bei Todesſtrafe. — Kein Frauenzimmer darf in einem Wagen nach Eleuſis fahren. — Während der eleuſiniſchen Feſte darf keine Bittſchrift überreicht, und Niemand der Freiheit beraubt werden. — An einem andern Feſte (Thesmoforia), werden alle Gefangene befreit. — Luſtſpiele, Trauerſpiele, Tänze der Jünglinge verherrlichen das Feſt des Bacchus. — Fünfzehn Perſonen gehören zu einem tragiſchen Chor. — Die Wallfahrt nach Delos gewährt verurtheilten Verbrechern Aufſchub. — Die Sieger in den olympiſchen Spielen empfangen fünfhundert Drachmen, die in den iſthmiſchen hundert. — Zu Ehren des Aeſchylus, Sophocles und Euripides wird verboten, ihre Tragödien auf die Bühne zu bringen, nur die Prieſter dürfen ſie vorleſen. — An gewiſſen Feſten ſollen die tragiſchen Schauſpieler einen Wettſtreit in ihrer Kunſt beginnen; der Sieger wird zum freien Bürger erklärt. — Wer Schauſpieler werden will, muß wenigſtens dreißig Jahre zählen. — Obrigkeitliche Perſonen dürfen nur unter erdichteten Namen in Komödien beſpöttelt werden. — Wer in der Muſik die Tonarten vermiſcht, wird ſtraffällig. — Aufmerkſamkeit und Anſtand beobachte der Zuſchauer im Theater. Den Lärmenden laſſe der Archon durch die Knechte hinaustreiben. — Drei der be-

sten Ringeltänzer am Feste Neptun's erhalten Belohnungen. — Ein Tag im Jahr ist Hahnenkämpfen gewidmet. — Aus den munterſten Greiſen ſoll man die Oelzweigträger am Feſte der Minerva wählen. — Der König (einer der Archonten) darf nur einer Jungfrau und Bürgerin von Athen ſich vermählen. — Wer ein neues heilſames Geſetz zu machen verſpricht, und ſein Wort nicht hält, der wird beſtraft. — Wer ein unechtes Geſetz vor Gericht anführt und preiſt, der verdient den Tod. — Die Dekrete des Senats ſind nur giltig für ein Jahr. — Alle Geſetze ſind gleich verpflichtend für alle Bürger jedes Standes. — Kein Sklave ſoll das Bürgerrecht erlangen. — Der Fremdling, der durch Verdienſte um den Staat das Bürgerrecht mit ſechstauſend geheimen Stimmen gewonnen, kann doch nimmer ein Amt verwalten, wohl aber deſſen Sohn, wenn er von einer freien Mutter geboren worden. — Jedem Athenienſer ſteht es frei, mit Weib und Kind und Hab und Gut die Stadt und ihr Gebiet zu verlaſſen. — Der unecht Geborne iſt jedes Amtes unfähig. — Adoptirte Söhne dürfen nie in ihre eigene Familie zurückkehren. — Eltern dürfen die Namen ihrer Kinder nach Belieben wechſeln. — Die junge gerüſtete Mannſchaft ſoll ſchwören: »Ich will dieſe heilige Rüſtung nie entehren, nie meinen Poſten verlaſſen, meinem Feldherrn ungehorſam werden; ich will fechten für mein Vaterland und die Götter. Trifft mich das Los, in eine Kolonie über's Meer zu ſchiffen, ſo will ich dort das mir beſtimmte Land, es ſei ſo klein es wolle, red-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
KOTZEBUE,A.F.F.VON

3-598-51521-9
FN. 14773/151

lich bauen. Ich will den Gesetzen gehorchen und sie schützen, für den Ruhm meines Vaterlandes auch mein Leben opfern. Die Herrschaft Athen's will ich auszubreiten streben, so lange Weizen, Gerste, Wein und Oel noch außer dessen Grenzen wachsen." — Der erste Unterricht der Jugend soll im Schwimmen bestehen. — Uneheliche Kinder sind nicht verpflichtet, ihre Eltern zu ernähren. — Der Erbe, dem die Erbschaft angestritten wird, soll beweisen, daß seine Eltern ihre Habe rechtmäßig erworben. — Verliert der Vater aus Alter oder Krankheit den Verstand, so darf der Sohn, nach deshalb erhobener und bewiesener Klage, ihn fesseln. (!) — Keiner soll den Knecht eines Andern schlagen. — Gewinnsüchtige Richter soll der Herold, nebst dessen ganzem Geschlecht, öffentlich verfluchen. — Niemand soll ein Amt zweimal, oder in einem Jahr zwei Aemter verwalten. — Wer von öffentlichen Geldern noch keine Rechnung abgelegt, darf auch von dem seinigen für die Götter nichts verwenden, darf weder Patron eines Freigelassenen, noch Zeuge sein; kann nicht adoptirt werden, darf kein Testament machen, kein anderes Amt verwalten, und wird mit keiner Krone beehrt. — Wer Schulden hat, und doch ein Amt annimmt, der hat das Leben verwirkt. — Wer den Umsturz der Staatsverfassung befördert, und nach demselben ein Amt verwaltet, der ist vogelfrei. Jeder kann und muß ihn tödten, alle seine Güter werden öffentlich verkauft. — Ein Archon, einmal nur vom Weine berauscht, soll sterben. — Ein Heerführer soll schwören, daß er jähr-

lich zweimal in das megarensische Gebiet feindlich einfallen wolle. — Keiner soll öffentlich reden, der unter dreißig Jahr, der seine Eltern geschlagen oder verstoßen, der im Kriege zu dienen sich geweigert, oder sein Schild weggeworfen, der sich der Wollust ergeben, sein Gut verschwendet. — Ein Redner soll im attischen Gebiet angesessen sein, und rechtmäßig erzeugte Kinder haben. — In Strafe fällt, wer nicht deutlich redet oder dieselbe Sache zweimal vorträgt, oder anzügliche Worte sich erlaubt. — Die Archonten ernennen Flötenspieler zum Chor. Kein Fremdling darf im Chore tanzen. — Den seiner Ehre beraubten Tänzer soll man von der Bühne jagen. — Ein Vermögen von zehn Talenten und die Wahl zum Trierarchen verpflichtet zum Bau von Kriegsschiffen. — Der, zum Gastmahl im Prytaneum eingeladene und nicht erscheinende, erlegt eine Geldstrafe. — Ohne Bewilligung des Volks empfängt Niemand eine Krone von fremden Städten, oder widmet sie sogleich der Minerva. — Wer sich einem Amte entzieht, verliert das Bürgerrecht, er wäre denn ein Archon, oder ein Nachkomme von Harmodius und Aristogiton. —

Nur vom Sonnen-Aufgang bis zum Sonnen-Untergang dürfen die Schulen offen stehen. Kein Erwachsener darf darinnen erscheinen bei Todesstrafe. Kein Erwachsener darf dem Feste des Mercurius beiwohnen, will er nicht die Strafe eines Verführers freigeborner Kinder leiden. — Kein Sklave soll Arzt werden. — Jedes freigeborne Weib darf die Heilkunst lernen und üben. — Niemand soll Phi-

losophie lehren. (Dieses Gesetz galt nur unter den dreißig Tirannen.) — Freunde und Bekannte sollen nicht gezwungen werden, gegen einander als Zeugen aufzutreten. — Wer unwissentlich fehlt, soll nicht verklagt, sondern in der Stille an seine Pflicht erinnert werden. — Wer einen Verbannten herbergt, wird gleich ihm verwiesen. — Wer zu einem Verbrechen reizt, empfängt gleiche Strafe mit dem Verbrecher. —

Schuldner sind ehrlos, ja sogar ihre Erben, bis sie alles bezahlt haben. — Tausend Talente sollen jährlich zur Beschützung des attischen Gebiets zurückgelegt werden. Der Vorschlag, diese Gelder zu andern Behuf zu verwenden, oder auch den Sold der Krieger aus den zu Schauspielen bestimmten Geldern zu nehmen, wird mit dem Tode bestraft. —

Wer einen Brunnen gräbt, zehn Klafter tief, und keine Quelle findet, der darf aus seines Nachbars Brunnen schöpfen (ein nothwendiges Gesetz für das wasserarme Gebiet von Attica.) — Hundert Drachmen zahlt, wer einen Oelbaum ausreißt. — Keinem soll erlaubt sein, so viele Aecker zu kaufen, als ihm beliebt. (Solon wollte durch dieses Gesetz dem übermäßigen Reichthum vorbeugen.) — Für jeden gelieferten Wolf bezahlt der Senat fünf Drachmen, für eine Wölfin nur einen. (?) — Niemand soll einen Pflugochsen schlachten oder Schafe über ein Jahr alt. (Beweis des Viehmangels.) — Es soll kein Fleisch der Thiere gegessen werden. (?) — Wer seine Fische um einen

geringern Preis verkauft, als er sie ausgeboten, soll in's Gefängniß wandern. — Niemand soll, um Schulden zu bezahlen, ein Sklave werden. — Der Geldverleiher darf nur mäßige Zinsen fordern. — Falsche Münzer sollen sterben. — Nur für Korn darf Geld aus dem Lande gehen. — Nur Oliven sind erlaubt auszuführen. — Kein Athenienser darf Korn aufspeichern. —

Jeder Bürger darf den andern der Faulheit wegen verklagen. — Niemand soll zwei Künste treiben — keine Mannsperson Specereien verkaufen — kein Fremdling seine Waren auf dem Markte feil bieten. — Jedermann darf den vor Gericht belangen, der einen Bürger oder Bürgerin verspottet, weil sie Handel getrieben. — Der Geschickteste in seinem Gewerbe soll in Prytaneum gespeist werden und obenan sitzen. — Der Fuhrmann, der bei der Ueberfahrt nach Salamis sein Boot umwirft, kann hinfort nicht Fuhrmann sein. —

Nicht aus Wollust, sondern um Kinder zu erzeugen, soll man sich vermählen. Doch niemand soll mehr als ein Weib ehelichen, und zwar eine Bürgerin. — Der Fremdling, der eine Bürgerin mit List heirathet, soll verkauft werden. Ein Gleiches wiederfährt der Ausländerin, die einen Bürger in das Band der Ehe locket. — Jeder darf seine leibliche Schwester heirathen. — Eine Erbin, die von ihrem Gatten kinderlos bleibt, darf unter dessen nächsten Verwandten Hilfe suchen. (?) (Sogar die Zahl der ehelichen Liebkosungen wird vorgeschrieben, die der Gatte einer

Erbin zu leisten verbunden.) — Der Entführer soll die Entführte ehelichen. — Kein Vormund darf mit der Mutter seiner Pupillen sich vermählen. — Die Neuvermählte soll in ihres Mannes Wohnung ein Getreide-Sieb mitbringen, zum Zeichen einer guten Wirthschaft, und vor'm Hochzeitabend soll sie eine Quitte essen. — Nicht über drei Kleider und Gefäße von geringem Werth sind der Braut verstattet. — Eine arme, verwaiste Jungfrau soll der nächste Verwandte ehelichen, oder nach seinen Kräften für ihren Unterhalt sorgen. — Der Sohn, wenn er ein Mann geworden, beerbet die lebendige Mutter, muß sie aber anständig unterhalten. —

Eine Gattin, die von ihrem Manne geschieden zu sein wünscht, muß ihre Bittschrift dem Archon persönlich überreichen. — Wer die Keuschheit einer Jungfrau mit Gewalt verletzt, soll tausend Drachmen zahlen. — Wer einen Ehebrecher auf der That ertappt, darf ihn nach Willkür strafen. — Der verklagte Ehebrecher muß, nach erfolgtem Urtheil, Bürgen für seine künftige Keuschheit stellen. (?) — Der Gatte, der sein treuloses Weib nicht verstößt, wird mit öffentlicher Schande belegt. Das Weib darf keinen Tempel mehr betreten. Thut sie es dennoch, so wird sie der Mißhandlung eines jeden Preis gegeben. Sie darf sich nicht geschmückt an öffentlichen Orten zeigen, sonst mag ein jeder ihr die Kleider vom Leibe reißen. — Ein Frauenzimmer, das unanständig gekleidet erscheint, soll tausend Drachmen erlegen. — Auf Reisen darf sie nicht mehr als

drei lange Röcke und einen Handkorb mit sich führen, auch an Speisen und Getränke nur für einen Obolus. Bei Nacht darf sie nur in einem Wagen mit Fackeln fahren. — Ein Sklave, der einen freigebornen Jüngling liebt, soll öffentlich fünfzig Streiche empfangen. — Der Vater, der einen Knaben zu schändlichen Dienst verhandelt, hat sein Vaterrecht an ihm verwirket; der Sohn, bei reifern Jahren, ist ihm nichts mehr schuldig, als ein anständiges Begräbniß. — Der überwiesene Jugend-Schänder soll sterben am Tage des gesprochenen Urtheils. — Wer in seine Schande selbst eingewilligt, ist jedes Amtes unfähig, darf keinen Tempel oder Schranken betreten, noch eine Krone empfangen. — Lustdirnen soll man gleich Sklavinnen achten, und um sie auszuzeichnen, sollen sie geblümte Kleider tragen. —

Sterbende Knaben oder Mädchen können nicht mehr vermachen als eine Medimne Gerste. — Jeder Bürger kann sein Vermögen hinterlassen wem er will, er hätte denn noch Söhne am Leben, oder wäre schwach durch Alter, Krankheit, Zauberei, oder von seiner Frau beschwazt. Hat er eine Tochter, so kann der Fremde ihn nur beerben, wenn er die Tochter ehelicht. — Die rechtmäßige Tochter geht dem unehelich erzeugten Sohne vor. —

Wer eines Kindes Erbe sein würde, wenn es stürbe, darf nicht dessen Vormund werden. — Grabmähler soll man nicht mit Bildsäulen schmücken, oder überhaupt sie größer machen, als zehn Männer in drei Tagen vollenden mögen. —

Bei Leichenbegängnissen soll keine Frau unter sechzig Jahren erscheinen, sie wäre denn mit dem Verstorbenen verwandt. — Nicht mehr als drei Kleider soll der Leichnam mit in die Gruft nehmen, und keine Klageweiber sollen sich das Antlitz zerkratzen. — Nur bei feierlichen Leichenbegängnissen dürfen Lobreden gehalten werden, doch von keinem Verwandten, sondern das Volk wird den Redner bestellen. — Der in der Schlacht Gebliebene wird begraben auf öffentliche Kosten, sein Vater darf ihm eine Rede halten, und fiel er an des Heeres Spitze, so geschehe das jährlich an seinem Sterbetage. — Einem fremden Grabe soll Niemand sich nahen, um die Manen des Verstorbenen nicht zu beunruhigen. — Von einem Todten soll Niemand übel reden, selbst dann nicht, wenn die eigenen Kinder des Verstorbenen ihn dazu reizten. —

Jeder Mörder leidet den Tod. Er soll jedoch außer der ihm zuerkannten Strafe nicht hart behandelt werden. — Mord durch Zufall zieht Verbannung auf Ein Jahr nach sich, dann kehre der Mörder zurück und reinige sich durch Opfer. — Ungestraft bleibt, wer den Entführer seiner Gattin, Mutter, Schwester, Tochter, Geliebten oder der Amme seiner Kinder tödtet. — Es ist erlaubt, den umzubringen, der gewaltthätig einen Unschuldigen überfällt. — Wird ein verbannter, unvorsetzlicher Mörder während seiner Verbannung eines vorsetzlichen Mordes angeklagt, so soll er in einem kleinen Schiffe vor Gericht erscheinen, aber nicht das Ufer betreten, und die Richter

sollen am Lande ihr Urtheil sprechen. — Die Verwandten eines Ermordeten dürfen von dem Beschützer oder Anhetzer des Thäters Genugthuung fordern, und, bis diese geleistet worden, sich dreier Personen bemächtigen, die ihm angehören. — Einem Selbstmörder soll die Hand abgehauen, und mit dem Leichnam nicht an Einem Orte begraben werden. — Leblose Werkzeuge eines Mordes werden aus dem attischen Gebiet hinweg geschafft. — Jedem Bürger ist erlaubt, den zu verklagen, der einem Dritten Unrecht zugefügt, wenn es auch den Kläger nicht betraf. — Wer einen Einäugigen vollends blendet, dem sollen beide Augen ausgerissen werden. — Der bissige Hund soll an einer vier Ellen langen Kette liegen. — Wer einen Dieb in einem fremden Hause sucht, darf nur ein dünnes Kleid tragen. (?) — Sterben muß, wer in einem fremden Garten Feigen stiehlt. — Auch der Dieb eines Misthaufens soll bestraft werden. —

Niemand soll vom Andern Uebels reden, oder ihm Verbrechen vorwerfen. — Den Undankbaren, der nicht Gutes mit Gutem vergilt, darf man vor Gericht belangen. — Ein Weib kann nur über den Werth einer Medimne Gerste kontrahiren. — Niemand soll mehr als dreißig Gäste bewirthen. Nur vermischten Wein darf er ihnen vorsetzen; doch etwas unvermischten am Schlusse des Gastgebots, zur Ehre des guten Genius. —

Dem Kriegsdienst weiht sich jeder Bürger vom achtzehnten bis zum vierzigsten Jahre. — Der Soldat darf

seinen Körper nicht weichlich pflegen, seine Haare nicht schmücken, seine Waffen nicht versetzen. — Die tapfersten und reichsten Athenienser bilden die Reiterei. — Den trifft Schande, der zu Rosse dienen will, ohne vorhergegangene Prüfung. — Die Pächter der Staats-Einkünfte und die Tänzer bei den Bacchusfesten sind vom Kriegsdienst frei. — Für eine Kriegs-Erklärung gilt ein Lamm, auf feindliches Gebiet gesetzt. — Verwundete, zum Dienst unfähig gewordene Soldaten, wie auch die Eltern und Kinder der Gebliebenen, soll der öffentliche Schatz ernähren; die letztern ausstatten. — Wer bei einem Aufruhr keine Partei ergreift, der hat seine Ehre verwundet. — Wer auf den Straßen bewaffnet geht, soll bestraft werden. —

Keinen Fremden soll man beleidigen. — Dem verirrten Reisenden bringe man auf den rechten Weg, und reiche ihm Feuer und Wasser.

---

7. Sparta.

Bisher ist fast nur von Athen geredet worden, allein auch Lacedämon war nicht minder berühmt. Dessen Gebiet bildete den größten Theil des Peloponnes, der jetzt sogenannten Halbinsel Morea; ein fruchtbarer, schwerer Boden, von Bergen umringt, deren Marmor und Metalle die Spartaner nachlässig zu Tage förderten, denn Gold und Silbermünze durften sie nicht gebrauchen. Die Römer wußten diese Schätze bald zu finden. — Dreißigtausend Mann Fußvolk und fünfzehnhundert Reiter konnte Lace-

dämon stellen. Sparta lag zirkelförmig auf Hügeln am Eurotas, lange ohne Mauern, denn Lykurg wollte, jedes Bürgers Brust sollte eine Mauer sein. Einen prächtigen Marktplatz umfaßte die Stadt. Auf ihm standen die Gerichtshöfe, ein von persischer Beute erbauter köstlicher Säulengang, die Bildsäulen des Apoll, der Diana und Latona, um welche die Jünglinge bei Kampfspielen tanzten und sangen — die Tempel vieler Götter, und eine kolossale Bildsäule, das Volk vorstellend. — In einer der Straßen zeigte man ein Gebäude, den Volksversammlungen geweiht. Hier hatte man die Zither des Timotheus von Milet aufgehangen, und ihn selbst verbannt, weil er eine weichliche Musik einführen wollen. — Ein Theater von weißem Marmor — die Grabmähler des Leonidas und Pausanias — der Pöcile, eine Art von Klubb — der Dromos oder die Rennbahn — das Grabmahl des Dichters Alcman — ein gefesselter Mars, der (so wähnten die Lacedämonier) dadurch auf immer an sie gekettet sei — eine Burg mit dem Tempel der Minerva von Erz — ein Tempel der Musen, weil die Spartaner nicht unter Trompetenschall, gleich andern Völkern, sondern von der Laute und Zither begleitet, in die Schlacht gingen — ein eherner Jupiter — das waren die vornehmsten Merkwürdigkeiten von Sparta.

Der Vater, dem hier ein Kind geboren wurde, mußte es auf der Stelle der Mutter entreißen, und in einen der Klubbs, Lesche genannt, tragen. Hier wurde es besichtigt, und — war es stark und gesund — ernährt, erzo-

gen; schwach und gebrechlich, in einen Sumpf geworfen. — Die siebenjährigen Knaben theilte man in Klassen. Der achtzehnjährige Jüngling zog zu Felde. Im dreißigsten Jahre zählte man ihn unter die Männer, jedes Amtes fähig. — Alle Bürger hatten nicht nur gleiche Rechte, sondern auch gleiche Güter, gleiches Vermögen; denn Lykurg wollte Armuth und Reichthum aus seinem Staat verbannen, dadurch Stolz, Geiz, Schwelgerei, Betrug, Hader und Neid verhüten, darum wagte der Kühne, alle Aecker gleich zu vertheilen, und sein Werk war dauerhaft. Zu diesem Zweck verordnete er auch die öffentlichen, mäßigen Mahlzeiten, zu welchen jeder Bürger beitrug, und deren köstlichste Schüssel, die sogenannte schwarze, nur durch Hunger und starke Leibesübungen gewürzte Suppe war. — Unglücklich konnte man zu Sparta nur die Sklaven nennen, die so zahlreich wohl sonst nirgends gefunden wurden. Uebler noch als die Heloten, wurden die messenischen Knechte behandelt. Doch lange treue Dienste erwarben auch dort Lohn und Freiheit.

Alle Obrigkeiten wählte man durch Stimmenmehrheit, nicht durch's Los, ohne Ansehen der Person, nur Tugend und Verdienst beachtend. Der König allein mußte vom Geschlecht der Herakliden abstammen, und da dieser berühmte Stamm in zwei Aeste sich theilte, so wählte man auch stets zwei Könige. Gewissermaßen also war diese Würde erblich, und der älteste Sohn behauptete das nächste Recht dazu. Alle übrige des Geschlechts genossen nur geringe Vorzüge vor andern Bürgern.

Den vermuthlichen Kron-Erben erzog man nicht so streng als seine künftigen Unterthanen, doch gewöhnte man ihn zu großem Ernst, und unterrichtete ihn fleißig in den Gesetzen. Auch wurden Schönheit, Größe und Gesundheit an ihm hochgeachtet. Ein lahmer Fuß reichte hin, vom Throne ihn auszuschließen. Denn er sollte auch Oberpriester werden, und ein Solcher mußte ohne Fehl sein. Uebrigens herrschte er nur unter der Herrschaft der Gesetze, die er jeden Monat auf's neue beschwören mußte. Nur in Kriegszeiten war seine Macht größer, obschon er ohne Rath und Vorwissen keinen Krieg anfangen noch führen durfte. Karge Ehrenbezeugungen gestand man ihm zu: einen Palast — eine doppelte Portion von öffentlichen Mahlzeiten — den ersten Platz in Versammlungen — Alle standen auf, wenn er erschien, nur die Ephoren nicht. Nach seinem Tode ehrte man sein Andenken.

Ein Mitglied des Senats von Lacedämon mußte wenigstens sechzig Jahre alt und von unbescholtenem Wandel sein. Fast den Königen gleich wurde dieser Senat geachtet, denn zwischen ihnen und dem Volke stand er in der Mitte, dort Tirannei, hier Uebermuth verhütend, in wichtigen Dingen nur mit Rath des Königs, oft auch ohne denselben entscheidend, Niemanden Rechenschaft schuldig, und dessen Glieder nur um großer Verbrechen willen des hohen Amtes verlustig. Als der Tirann Cleomenes den Senat stürzte, da erschütterte er die Grundpfeiler des Staats, der nun immer tiefer sank. — Später als der

Senat, von einem seltenen Könige, Theopompus, der sein eigenes Ansehen beschränken wollte, wurden die Ephoren eingesetzt, Aufseher über den ganzen Staat, auch über die Könige. Fünf Ephoren zählte man, deren jeder nur ein Jahr das wichtige, zum Mißbrauch leicht versuchende Amt verwaltete. Sie setzten strafbare Obrigkeiten ab, verurtheilten sie zum Tode. Der König, zweimal vor ihren Richterstuhl geladen, mußte erscheinen. Der Gottesdienst — die Erziehung der Jugend — der öffentliche Schatz — Krieg, Frieden und Bündnisse — Belohnungen aller Art — sogar die feierlichen Spiele gehörten unter ihre Verwaltung, und damit nichts fehlen möchte, um ihr Ansehen beim Volke zu befestigen, verschmähten sie auch den Aberglauben nicht, begaben sich in den Tempel der Pasiphae, schliefen dort und verkündeten dann ihre Träume. Die Ephoren wählte das Volk, bisweilen aus Männern niedrigen Standes. Auch diese treffliche Einrichtung vertilgte Cleomenes. — Besonderer Aufseher bedurfte die wilde, heranwachsende Jugend, man nannte sie Bidiäer. Auf einem von Platanen und Wasser umringten Platze kämpften die Jünglinge, bald paar-, bald scharenweise, und oft so hitzig, daß sie einander bissen, die Augen ausrissen, sich in's Wasser zu stürzen suchten. Darum mußten stets die fünf Bidiäer zugegen sein, und ihre Streitigkeiten schlichten. —

Nomophylaken hießen die Ausleger und Bewahrer der Gesetze. — Harmosynen, die Wächter über Le-

bensart und Sitten der Weiber. Nirgends war ein solches Amt nothwendiger als in Sparta, wo theils die Weiber nackend an den Leibesübungen Theil nahmen, theils, den strengsten Gesetzen zum Trotz, in Staatssachen sich mischen und die Männer beherrschen wollten. Das läugnete auch eine gewisse Gorgo nicht, als man ihr den Vorwurf machte, »aber,« fügte sie hinzu, »wir allein gebähren auch Männer.« — Aristoteles gab daher den Lacedämoniern einen Spottnamen, der ihre Unterwerfung unter das schöne Geschlecht bezeichnete.

Die Pythier fragen die Orakel um Rath — die Prorenen bewirtheten die Fremdlinge — die Prodici bevormundeten unmündige Könige — die Pädonomen widmeten sich der Aufsicht über die Jugend, und waren stets die würdigsten, unbescholtensten Männer — die Harmosten, eine Art von Dictatoren, wurden nur in bedrängten Zeiten gewählt — die Polemarchen, hohe Kriegs- und Polizei-Beamte — die Hippagreten, Anführer von dreihundert auserlesenen Reitern, in Kriegszeiten des Königs Leibwache — diesen und noch weit mehreren geringeren Obrigkeiten gehorchten die Spartaner. Sie hielten ihre Versammlungen gleich den Athenienſern, aber auf freiem Felde, damit das Volk durch keine Nebendinge von dem ersten Gegenstande möchte abgeleitet werden. Bewaffnet erschienen sie, wenigstens mit Stöcken, bis Alcander dem Lykurg ein Auge ausschlug, da wurde es untersagt. Sie stimmten nicht mit kleinen Steinen, wie die Athenien-

ser, sondern durch lauten Zuruf, und wo der nicht entschied, da theilten sich die Parteien in zwei Haufen, der zahlreichste siegte.

Zu den öffentlichen Mahlzeiten brachte jeder Wein, Mehl, Käse, Feigen und etwas Geld. Fünfzehn speisten an einem Tische, liegend, den Arm auf einen ausgehöhlten Stein oder Holz gestützt. Auch Knaben führte man hier ein, damit sie weisen Ernst und Scherz vernehmen, Tadel zu ihrem Besten hören, und Verschwiegenheit lernen möchten, denn, auf die Thür deutend, sagte man ihnen beim Eintritt: »nichts von dem, was hier gesprochen wird, darf dort hinaus."

Keine Redner, keine Sachwalter duldeten die Lacedämonier; ein jeder sprach für sich selbst. Die Könige entschieden nur unter den Mitbewerbern einer reichen Jungfrau, oder über Adoption, oder Ausbesserung der Straßen. Vor dem Senat gehörten die Verbrechen. Ein Todesurtheil ward lange und reiflich erwogen, um jeden Irrthum zu verhüten. Die Ephoren richteten anfangs nur in Privathändeln, forderten aber bald auch die Obrigkeiten zur Rechenschaft. Dies veranlaßte nicht selten blutigen Zwist, wobei sogar die Könige in Lebensgefahr geriethen, und manche Ephoren ermordet wurden. Der vor ihr Gericht geladene König durfte an das Volk appelliren, wie Agis that, als die Ephoren ihn eigenmächtig in's Gefängniß führten.

Mit Belohnungen und Ehrenbezeugungen war man karg in Sparta, und erhöhte dadurch ihren Werth. Große,

hochverdiente Männer nannte man die göttlichen, nahm sie auf in die Zahl der dreihundert Reiter, räumte ihnen die Ersten Plätze bei öffentlichen Zusammenkünften ein, beschenkte die Sieger in Kampfübungen mit Gürteln und Kränzen von Oelzweigen. Besonders wurde das Alter hoch geehrt, und überall ihm ehrerbietig Platz gemacht. Verstorbenen Helden, Dichtern u. s. w. errichtete man Ehrensäulen, Denkmähler mit Inschriften, man stellte ihre Bilder auf; man hielt feierliche Reden und Spiele bei ihren Grabmälern; man erbaute ihnen sogar Tempel, eine seltene Ehre, die den Lykurg wiederfuhr.

Die härteste Strafe in Lacedämon war Ehrlosigkeit; sie traf vor Allen die Hagestolzen, und wurde noch durch so mancherlei eben so seltsame als erniedrigende Verordnungen geschärft, daß es unbegreiflich ist, wie jemals ein Spartaner unvermählt geblieben. Bald mußten sie auf dem Markte Spottlieder auf sich selber singen, bald ihre Bärte halb scheren, halb wachsen lassen, bald, gleich entlaufenen Soldaten, auf einem öffentlichen Platze mit dem Schilde stehen. An einem gewissen Feste führten die Weiber sie zum Altare und ohrfeigten sie. Keines Amtes waren sie fähig, kaufen und verkaufen durften sie nicht; jeder Umgang, jede Theilnahme an öffentlichen Spielen war ihnen untersagt. Als Greise hatten sie keinen Anspruch auf die dem Alter gebührende Achtung. Dem Elend ihrer Lage fehlte nichts als Sklaverei. — Nur eine Gattung von Menschen gab es, die nicht heirathen durften, ja, deren

Töchter sogar Niemand ehelichen durfte, es waren die Feigen oder Flüchtlinge aus der Schlacht. Man nannte sie Tresanten. Wohl den Deutschen unserer Zeit, daß dies Gesetz für sie nicht gilt.

Die Strafe der Verbannung wählten Manche freiwillig, um einer härteren Strafe zu entgehen. Auch Könige hat man aus Sparta verwiesen. — Das Erdrosseln war die gewöhnliche Todesstrafe. Es geschah nicht öffentlich, nur im Kerker und bei Nacht. Diebe blieben ungestraft, außer wenn sie sich ertappen ließen. Dann galt die Strafe nicht der That, sondern der Einfalt und Unvorsichtigkeit des Thäters.

Lykurg's Gesetze waren von den Cretensern, Egyptiern und Joniern entlehnt, aber der Schlaue gab vor, der delphische Apoll selbst habe sie ihm offenbart. Er hatte lange unter jenen Völkern gelebt, und bei den Joniern Homer's Gedichte kennen lernen, welchen er, als Lehren der Weisheit, in Sparta hohe Achtung verschaffte. Die von ihm eingeführte Staatsverfassung glich keiner bekannten, war aus Allen zusammen gesetzt, und Plato selbst gesteht, es sei fast unmöglich, sie recht zu erklären. Eben so auffallend unterschieden sich Lykurg's Gesetze, an Zahl nur wenige, Alle auf Erweckung kriegerischer Tugenden, auf Verbannung der Pracht, Ueppigkeit und Wollust gerichtet; ungeschrieben, von Munde zu Munde aber sorgfältig fortgepflanzt, und selten haben Gesetze sich so lange erhalten, denn zu Cicero's Zeiten galten sie schon seit sieben-

hundert Jahren, und noch unter Domitian behaupteten sie ihre Giltigkeit. Hier folgen die merkwürdigsten: In den Tempeln soll Jeder bewaffnet erscheinen. (Auch ihre Götter wurden gerüstet abgebildet, und sogar Venus trug Waffen.) — Die Opfer sollen nicht kostbar sein. — „Erzeigt uns Gutes um guter Handlungen willen, und lehrt uns Beleidigungen ertragen." Das sei alles, was man von den Göttern bitten darf. — Es ist erlaubt, die Todten in der Stadt zu begraben. (Vielleicht um durch ihre Denkmähler das Andenken ihrer Thaten lebendiger zu erhalten.) — Bei Leichenbegängnissen soll kein Wehklagen gehört werden, denn den Tod soll man verachten. — Nur die Grabmähler derer, die den Tod für's Vaterland sterben, werden mit Inschriften und Schilden geschmückt — Die Trauer soll nicht länger als eilf Tage währen. —

In dreißigtausend Lose waren die Aecker des ganzen Landes vertheilt, von welchen die Einwohner Lacedämons neuntausend besaßen. Diese Zahl — so verordnete Lykurg — soll stets unverändert bleiben. (Aber Geiz und Habsucht untergruben dies Gesetz, und den Versuch, es wieder herzustellen, mußte König Agis mit dem Leben büßen.) — Beim Häuserbau soll kein anderes Werkzeug, als Beil und Säge gebraucht werden. — Kein Fremder soll zu lange in Sparta verweilen. — Kein Bürger soll reisen oder in der Fremde sich aufhalten. — Wer seine Kinder nicht nach den Gesetzen erziehen läßt, der verliert sein Bürgerrecht, denn er liebt seine Kinder mehr als das Vaterland. —

Eheleute sollen so viel möglich an Alter, Gesundheit, Körper und Denkungsart sich gleichen. — Der Vater von drei Söhnen ist der Bewachung der Stadt überhoben, von vier, aller Abgaben. — Die Jungfrauen sollen nicht ausgestattet werden, nur Tugenden und Sitten ihre Mitgabe sein. — Die Männer sollen ihre Frauen r a u b e n, und sie dann nur verstohlen bei Nacht besuchen. (Dies Gesetz wurde so strenge gehalten, daß manche Vermählte Kinder zeugten, ohne sich am Tage gesehen zu haben.) — Jeder soll nur Eine Frau haben. — Ein alter schwacher Mann darf Jüngere zu seinem Weibe führen, um sich Erben zu verschaffen. — Ein Jeder hat das Recht, seines Mitbürgers fruchtbare Ehefrau sich auszubitten, um Kinder mit ihr zu erzeugen. (Dies seltsame Gesetz bewirkte, daß man zu Sparta von Ehebruch und Scheidung selten hörte.) — Die Kinder sollen hart erzogen werden. Man wickelte sie nicht ein, man legte sie frei und nackend hin, gewöhnte sie an Hunger, Durst, Kälte, Einsamkeit und Finsterniß. — Alle Kinder erhalten gleiche Nahrung. Nur Jünglinge essen Fleisch. (Darum wurden zu Sparta nur Fleischköche geduldet. Niemand durfte Leckerbissen zubereiten.) — Alle Jünglinge schlafen bei einander. (Höchstens war ihnen zum Lager Schilf aus dem Flusse Eurotas vergönnt.) — Niemand soll essen, ehe er zu den öffentlichen Mahlzeiten geht. — (Wie mäßig diese Mahlzeiten waren, ist schon erwähnt. Die schwarze Suppe bestand aus Salz, Essig, Blut und kleinen Stückchen Fleisch.) — Nur der Durstige soll trin-

ken. — Im Dunkeln soll Niemand mit Licht nach Hause gehen. — Arme und Reiche kleiden sich auf gleiche Art. (Und diese Kleidung war schlecht und kurz, nur Bedeckung des Körpers, nicht Schmuck. Lysander schlug die prächtigen Kleider aus, welche Dionysius seinen Töchtern schenken wollte.) — Die Knaben, bis in's zwölfte Jahr, tragen blos einen kurzen Rock und keine Schuhe; später bekommen sie jährlich Einen Mantel. Das Haar sollen sie scheren. Nur die Erwachsenen schonen Haar und Bart. — Niemand soll der Bäder sich bedienen, noch seinen Körper salben. (Nur im Eurotas durfte man baden. Salbenhändler wurden in Sparta nicht geduldet.) — Das Kriegskleid soll Purpurfarbig sein. (Vielleicht, um das Blut der Verwundeten weniger sichtbar zu machen.) — Die in Schlachtordnung gestellten Krieger sollen ihre Häupter bekränzen (als Männer des Sieges gewiß). — Nur eiserne Ringe dürfen die Finger zieren. — Das Gewand der Jungfrau soll nicht bis an die Knie reichen. (Es war so kurz, daß man fast die Hüften sehen konnte, weil die Mädchen an den Leibesübungen Theil nahmen.) — Weder Gold noch gestickte Kleider sollen die Frauen tragen. — Das Antlitz der Jungfrau sei offen, das der Frau verhüllt. — Bei Kampfübungen und feierlichen Aufzügen sollen Knaben und Mädchen nackend sein.

Niemand soll nach seiner Willkür leben, Jeder nach den Gesetzen. Gehorsam lerne und übe Jeder. — Den Alten soll man auf der Straße ausweichen und stehen bleiben,

wenn sie verüber gehen. — Sie dürfen die Kinder jedes Bürgers ermahnen, denn die Kinder sind ein Eigenthum des Staats. Sie sollen den Jüngling, der ihnen begegnet, fragen: wo gehest du hin? Er soll die Wahrheit antworten, und Verweise willig annehmen. — Die Jünglinge dürfen nur reden, wenn es Zeit ist und sich schickt, und was sie reden, soll wohl überlegt sein. (Kein Gesetz wäre wohl heutzutage uns nothwendiger.) Sie sollen sittsam einhergehen, nicht da und dorthin gaffen oder die Hände wild bewegen. — Wer eines Andern Fehler gleichgiltig und schweigend sieht, der macht sich gleicher Strafe schuldig. — Niemand soll mehr lernen als er braucht. — (Ein Athenienser machte dies Gesetz einem Spartaner einst zum Vorwurf. »Es hat verhütet," erwiederte dieser, »daß wir von euch nichts Böses gelernt haben.")

Niemand soll eine unedle Kunst oder Gewerbe treiben. (Dahin rechnete man auch den edlen Ackerbau, den allein die Heloten trieben.) — Keine unnütze Kunst soll zu Sparta geduldet werden. (Unnütz nannte man aber jede Kunst, die nicht Tapferkeit und Tugend beförderte.) — Komödien und Tragödien aufzuführen, ist verboten. (Jene sollten nicht die Gesetze und Gebräuche des Vaterlandes verspotten, diese nicht die Gemüther verweichlichen.) — Ohne Erlaubniß der Obrigkeit soll kein Dichter unter dem Volke sein. — (Darum wurde Archilochus verjagt, weil er gesungen, es sei vernünftiger, die Waffen wegzuwerfen, als zu sterben. Doch später sohnten sich die Lacedämonier mit der

Dichtkunst aus, und erzeugten selber manche gute Dichter. Dem Tyrtäus ertheilten sie das Bürgerrecht.)

Kein Redner wird zu Sparta geduldet. — (Da man sich stets des noch heute sogenannten lakonischen Stils bediente, und selbst Briefe an Könige oft nur ein einziges Wort, ein Wenn, ein Nein enthielten, so bedurfte man freilich auch der Redner nicht.) — Die Gesetze anderer Völker sollen nicht gepriesen werden. —

Man gewöhne sich treffende, scharfsinnige Antworten zu geben. (In dieser Kunst wurden schon die Knaben durch Fragen geübt, und sie bestraft, wenn sie albern antworteten.) — Die Sklaven sollen sich der Lieder enthalten, welche die Freigebornen singen. — Jedem ist vergönnt, freigeborne Knaben zu lieben. (Doch verstand man darunter keine unkeusche Lust, sondern das reine Wohlgefallen an Schönheit und Talenten.)

Was Jeder heimlich stehlen kann, darf er ungestraft behalten; ertappt, muß er büßen. (Kühnheit, List und Vorsicht sollte dieses Gesetz erwecken; doch durften die Knaben nur Eßwaren stehlen.)

Niemand soll einen dickern Körper haben, als zu den Kampfübungen schicklich ist. (Man hielt die Wohlbeleibten für wollüstig und zaghaft.) — Die Jugend soll dem Waidwerk obliegen. (Darum wurden zu Sparta eine Menge Hunde gehalten, von vorzüglicher Güte. Man versandte sie oft als köstliche Geschenke. Eine Gattung derselben entstand durch Vermischung eines Wolfes mit einer Hündin.)

Man soll die Knaben und Mädchen im Tanzen üben. — Dahin gehörte der berühmte pyrrhichische Tanz, den die jungen Krieger, als Vorübung zu Schlachten, im fünfzehnten Jahre lernten. Dann der karyatische Tanz, den die Mädchen der Diana zu Ehren aufführten. Zu einem andern, sehr seltsamen Tanze vereinten sich Mädchen und Jünglinge. (Da sprangen sie in die Höhe und kamen sitzend zur Erde, man zählte diese Sprünge, die ein wunderliches Schauspiel gewesen sein mögen.) — Auch im Laufen, Ringen, Scheiben- und Spießwerfen, sollen beide Geschlechter sich gemeinschaftlich üben. (Cicero, ein Augenzeuge, machte eine lebhafte Beschreibung davon.) — Niemand soll, durch Aufhebung der Hand, sich für überwunden bekennen, sondern so lange kämpfen, bis er kraftlos niedersinkt. — Den Männern ist eine anständige Muse gestattet, allein die Jugend soll stets beschäftigt sein. — Jährlich Einmal, am Altar der Diana, sollen die Knaben gepeitscht werden. — (So schmerzhaft und oft blutig diese Gewohnheit war, so wetteiferten doch die Knaben unter sich, wer am längsten ohne laute Klage, den Schmerz ertragen könne.)

Gold und Silber soll Niemand besitzen: nur eiserne oder lederne Münze gebraucht werden. — (Die eiserne war so schwer, daß man auch geringe Summen auf Wagen fahren mußte. Das hemmte allerdings manchen, sonst mit dem Gelde leicht zu treibenden Unfug.) — Niemand soll Wucher treiben oder Geschenke machen. (Selbst fremde Ge-

sandte empfingen keine Geschenke, und die spartanischen durften keine annehmen.)

Die Alten sollen nicht beständig auf dem Markte verweilen, denn das ziemt nur Neugierigen oder Müssiggängern. Aber rühmlich war es, den größten Theil des Tages in den Gymnasien und Leschen zuzubringen. — Alle zehn Tage sollen die jungen Krieger (die Epheben) sich nackend vor die Ephoren stellen, die ihren Körper untersuchen. — Für den Fehltritt eines Knaben wird der gestraft, der ihn vorzüglich liebt. (Das schärfte die Aufmerksamkeit des letztern auf die Handlungen des geliebten Knaben, und hielt auch diesen vom Leichtsinn zurück, durch die Vorstellung, daß ein anderer, dem er zugethan war, für ihn büßen müsse.) — Die Jugend soll nicht über die Gesetze reden, sondern blind gehorchen. — Der Rath eines bescholtenen Mannes, wäre er auch noch so gut, soll nicht von ihm, sondern von einem andern, unbescholtenen vorgetragen werden.

Nur mit dem Vollmond soll das Heer in's Feld rücken. (Ein abergläubisches Gesetz, das öfter Schaden brachte.) — Mit einem und demselben Feinde soll man nicht wiederholte Kriege führen. (Aus Furcht, ihn kriegerisch und tapfer zu machen.) — Man soll keine Flotte halten, der Seekrieg ist verboten. (Später zwang die Noth dies Gesetz abzuändern, und Sparta wurde mächtig zur See.) — Thürme und Mauern sollen nicht bestürmt werden. (Man achtete das Leben jedes Bürgers allzu hoch, um es der Gefahr

auszusetzen, auch wohl von einem, auf der Mauer stehenden zaghaften Weibe geraubt zu werden.)

Der Soldat soll in seiner Rüstung schlafen, doch ist im Kriege ein etwas freieres Leben vergönnt. — Vor Anfang der Schlacht soll der König den Musen opfern, dann unter Flötengesang das Heer in's Treffen führen. — Ewige Schande dem, der flieht, oder seinen Schild von sich wirft. (Es gab spartanische Mütter, die ihre flüchtigen Söhne selbst umbrachten.) — Dem geschlagenen Feinde soll man nicht nachsetzen, den erschlagenen nicht plündern. — Der Sieger durch List opfert dem Mars einen Stier, der durch Gewalt, einen Hahn. — Wer über fünfundfünfzig Jahre zählt, ist frei vom Kriegsdienst. —

Eine der lacedämonischen sehr ähnliche Verfassung hatten die Cretenser, anfangs auch monarchisch durch Könige regiert, unter welchen Minos Gesetzgeber wurde. Die Oberhäupter der nachmaligen Republik hießen Cosmi, wechselten jährlich, wurden aber nur aus gewissen Geschlechtern gewählt. Es gab eine Ritterschaft, die zu Rosse diente. Das Los der ackerbauenden Sklaven war minder hart, als zu Sparta. Sonst erinnerte alles auf dieser Insel bald mehr, bald minder, an Lykurg's von ihr entliehene Gesetze.

Auch die Thebaner verwandelten ihre Monarchie in eine Republik, doch Jahrhunderte verstrichen, ehe ihre Thaten glänzten, bis die Helden Epaminondas und Pelopidas erschienen. Böotien, das Land, in welchem Theben

lag, war volkreich und fruchtbar, und nicht das Land, nur der Mangel an Erziehung und Unterricht, verschuldete den Spott, der von allen Seiten die Böotier traf. Ein Senat regierte Theben, Böotarchen hießen die Feldherren, Polemarchen die Obrigkeiten. Die Thebaner duldeten auch Handwerker und Kaufleute, doch in der Staatsverwaltung wurde keiner zugelassen, der nicht wenigstens zehn Jahre sich dieser Gewerbe enthalten hatte. — Wer sein Kind nicht ernähren konnte, durfte es nicht aussetzen, sondern mußte es der Obrigkeit abliefern, die für dessen Erhaltung und Erziehung Sorge trug. — Zwei Marmorbilder, Minerva und Merkur, von Skopas und Phidias schmückten Theben, doch heiliger noch war ein Apoll aus Cedernholz, zu dessen Priester jährlich der schönste, stärkste Jüngling geweiht wurde. Er hieß ~~der~~ Lorbeerträger, von dem Kranz um seine Schläfe. — Am Gesims des Herkules-Tempels, in welchem dieser Halbgott sammt Minerven kolossalisch gebildet standen, hatte Prariteles, durch Darstellung der zwölf Arbeiten des Herkules, seinen Ruhm vermehrt. — Ueber einem Steine, Sophronister, der Vernunftgebende Stein genannt (dessen Besitz jedem Staate zu wünschen wäre), verwandelte man zufällig gesprochene Worte in Wahrsagungen. — Die Bildsäule eines berühmten Flötenspielers, Pronomus, stand neben der des unsterblichen Epaminondas. — Fortuna hatte einen Tempel, in dem sie den Gott des Reichthums, Plutus, in Gestalt eines Kindes auf dem Arme trug. — Jenseit

des Flusses Dirce sah man die Ruinen von Pindars Wohnung, und vor dem Thore sein Grabmahl. — Es würde nur Zeit rauben, und das Gedächtniß belasten, wenn man die vielen Tempel, Bildsäulen, Rennbahnen u. s. w. alle nennen wollte, die der Reisende Pausanias beschreibt. Alexander, der Zerstörer, zerstörte auch Theben. — In Böotien lag der Musenberg Helikon, auf dem der nieversiegende unter alle Völker bald klar bald trübe strömende Quell Hippocrene entsprang. —

Berühmter noch als Theben, war Corinth, gelegen auf der Erdzunge, welche den Peloponnes mit dem übrigen Griechenland verband, gegen Morgen und Abend durch große Häfen begünstigt, welche sie zu einer der blühendsten Handelsstädte machten, und Schätze an ihren Ufern häuften. Schon Homer nannte Chorinth die Reiche. Zwar wurde sie ganz durch den für Kunst gefühllosen Mummius zerstört (dessen lächerliche Unwissenheit sogar bei Einschiffnng der eroberten Kunstwerke nach Rom, deren Begleitern androhte: wenn sie eines derselben verdürben, sollten sie selbst ein anderes machen), aber sie stieg hundert und fünfzig Jahre nachher, durch Cäsar's Wohlwollen aus ihren Trümmern prächtig wieder hervor. — Hier hatte die edle Schwester des Augustus, Octavia, einen Tempel. — Das wasserreiche Corinth zeichnete sich aus durch Wasserkünste. Auf einer derselben stand Bellerophon, und das Wasser sprang aus dem Hufe des Pegasus. — Medeens unglückliche Kinder hatten hier ein Grab-

mahl. — Noth und Gewalt einen Tempel (wie jetzt überall.) — Von Corinth's ehemaliger Verfassung ist weiter nichts bekannt, als daß es von Prytanen regiert wurde. — Corcyra und das mächtig gewordene Syracus waren Pflanzstädte von Corinth. — Die Landenge (der Isthmus) gab ihren Namen den berühmten isthmischen Spielen, zu deren Behuf die prächtigsten Gebäude, Tempel und Theater den Spielplatz umringten.

Argos, wo, nach verbannter Königswürde, das Volk in vier Stämme getheilt, regierte, zählte man auch zu den sehenswerthen griechischen Städten. Hier stand unter andern eine Kapelle, in welcher die Weiber den Adonis beweinten; und eine Bildsäule der Dichterin Telesilla, die, räthselhafterweise, mit dem Fuß auf Bücher trat, und in der Hand einen Helm hielt. So reich auch Argos an Kunstwerken sich dünkte, so wurde es doch von einer ihm unterworfenen Stadt Sicyon übertroffen, deren berühmte Schule sogar den Apelles in ihre Mauern lockte, um von Pamphilus zu lernen. —

Zu der Zeit, als die macedonische Macht und Gewalt in Griechenland sich ausbreitete, schlossen die Städte in Aetolien einen Bund, um ihre Freiheit zu behaupten. Jährlich versammelten sich ihre Abgeordneten zu Thermum, einem, von Bergen umringten, mit Kunstwerken aller Art geschmückten Orte, wo sie das gemeinsame Heil beriethen, und dem zufolge Beschlüsse faßten, Bündnisse knüpften, Krieg und Frieden beschlossen. —

Auch die Städte in Achaja, dem jetzigen Morea, verbanden sich auf gleiche Weise zu einer Republik. Der achäische Bund versammelte sich im Herbst und Frühling. Fremde Gesandte wurden nicht vorgelassen, wenn sie nicht zuvor schriftlich aufgewiesen, was sie anzubringen. Darum verweigerte man dem Römer Metellus den Eintritt, so sehr er sich auch deshalb entrüstete. — Ein strenges Gesetz verbot Geschenke anzunehmen. Fast hätte man einst dem König Eumenes die Freundschaft aufgekündigt, weil er hundertzwanzig Talente bot. — Die Versammlung durfte nur drei Tage währen. Ihre Beschlüsse wurden in Stein gehauen, an heiligen Orten aufgestellt. — Die bürgerliche Verfassung aller Bundesstädte war so völlig übereinstimmend, daß, nach dem Ausdruck des Polybius, nichts weiter fehlte, als sie alle mit einer Mauer zu umschließen.

Noch ein Wort über das einst hoch berühmte, noch jetzt oft genannte Carthago sei verstattet; Carthago, zwar fern von Griechenland, an der afrikanischen Küste gelegen, doch mit diesem wetteifernd und mit Rom lange siegreich kämpfend. Es wurde von zwei Suffeten, die jährlich wechselten, mit fast königlichem Ansehen regiert. Ein zahlreicher Senat stand ihnen zur Seite. Das Volk entschied bei getheilten Stimmen. Sitten-Richter wachten strenge über die Sitten aller Stände. Der Feldherr führte sein Heer mit unbeschränkter Vollmacht, doch mußte er den Befehlen des Staats gehorchen, wie einst Hannibal, als er sich unwillig aus Italien zurückzog. Auf ihren Flotten

dienten nur Eingeborne, ihre Soldaten hingegen warben sie aus allen Ländern, woher Polybius manchen, ihnen zugestoßenen Unfall leitet. — Dieser Schriftsteller sah Carthago in seiner letzten Pracht, und war ein Augenzeuge von dessen Zerstörung durch den Römer Scipio.

---

8. Die Religion der Griechen.

Wir betrachten nunmehr diese lebendige, von unserm Schiller so schön besungene Götterlehre. Ob sie von den Egyptiern herstamme? oder ob Orpheus, der Thracier, sie eingeführt, darüber wird gestritten; vielleicht ist beides wahr. Orpheus holte sie vermuthlich aus Egypten; Cecrops, der Stifter Athen's, war ein Egyptier; die größten Männer Griechenlands, Homer, Solon, Lykurg, Pythagoras brachten Meinungen und Gebräuche von dort herüber, und Aristophanes warf den Athenienſern vor, daß sie Athen in ein Egypten verwandelten.

Sonder Zweifel war die griechische Götterlehre eine Vermischung vieler andern, von mancherlei befreundeten oder verwandten Völkern entlehnt. Die Thebaner zum Beispiel, von den Phöniciern abstammend, hielten an den gottesdienstlichen Gebräuchen dieses Volks. Auch fügte man wohl häufig eigene Erfindungen zu den fremden. Sieger und Besiegte mischten ihren Götterdienst, um sich inniger zu verschmelzen. Daher gab es schon zu Hesiod's Zeiten dreißigtausend Götter. Die Athenienſer weihten allen fremden Göttern ein Fest, und aus Furcht, durch

Uebergehung auch nur einen zu beleidigen, errichteten sie sogar den unbekannten Göttern Altäre. Doch mußten die neuen Gegenstände ihrer Verehrung zuvor von den Areopagiten genehmigt sein. Darum nur verklagte man den weisen Sokrates als einen Diener fremder Götter; darum nur mußte Paulus Christum predigend, vor dem Areopag erscheinen.

In den ältesten Zeiten diente man den Göttern nicht in Tempeln, zwischen hohen Mauern, sondern unter freiem Himmel, von den Reizen der Natur umgeben, meist auf Bergen, vielleicht wähnend, man sei da der Gottheit näher. In der Iliade spricht Jupiter: »Mich jammert Hektor, der mir auf den Gipfeln des Ida viel fette Stiere geopfert.« — Jehova selbst befahl dem Abraham, seinen Sohn auf einem Berge zu opfern. Die Entstehung der Tempel suchen die Gelehrten in dem Verlangen der Menschen, das Andenken ihrer Verstorbenen zu verewigen; alle Tempel waren ursprünglich Grabmähler, bei welchen ohnehin geopfert wurde. Die Griechen erbauten ihre Tempel gewöhnlich im Viereck, halb so breit, als lang, auf Säulen, deren Ordnung nach dem Wohlgefallen des Gottes gewählt wurde; denn die dorischen Säulen (so glaubte man) liebten Jupiter, Mars und Herkules, die jonischen, Bacchus, Apoll, Diana, die korinthischen, die jungfräuliche Vesta. In Städten stießen die Tempel oft dicht an Privatwohnungen, im Felde waren sie stets von heiligen dem Schutzgott des Ortes geweihten Hainen umgeben. Die aufgehende

Sonne bestrahlte den Eingang, durch den allein das Tageslicht fiel. Das Innere wurde durch Lampen sparsam erleuchtet, um frommen Schauer einzuflößen, oder die Gaukeleien der Priester zu begünstigen. Die Altäre und Bildsäulen standen gegen Morgen, denn dahin mußte jeder Betende sein Antlitz wenden. Oft führten eine Menge unbequeme Stufen hinauf. Sie dienten dem Volke zugleich als Sitze, wenn der Tempel die Menge der Menschen nicht fassen konnte.

Bis zu einem Gefäß von Erz oder Stein gingen die Opfernden und besprengten sich mit Weihwasser. In das Allerheiligste durften nur die Priester dringen. Eine Art von Sakristei diente zur Schatzkammer für Jeden, der sein Vermögen sichern wollte. So vertraute Xenophon das seinige der Diana von Ephesus.

Die ersten Götzenbilder waren nur rohe Steine oder Klötze, von Cipressen, Cedern, Eichen oder Burbaum. Als man Figuren zu schnitzen begann, da bildete man die Venus nur aus Mirten — die Minerva aus Olivenholz, u. s. w. Die wachsende Kunst wählte sich köstlichere Stoffe. Von Thon und Kreide ging sie zu Marmor und Elfenbein, und endlich zu edlen Metallen über. Die Gestalten wurden den Beschreibungen der Dichter, besonders dem Homer nachgebildet. Die Bildsäulen standen auf Altären von Schranken umgeben. Die Höhe der Altäre bezeichnete den Rang der Götter. Der des olympischen Jupiter war fast zweiundzwanzig Fuß hoch. Den Halbgöttern opferte man

auf niedrigen Altären, den unterirdischen in Gruben. Von Erde baute man gewöhnlich die Altäre, doch jener des olympischen Jupiters bestand aus Asche von den Knochen der Opferthiere, und aus Hörnern der des Apollo Delius. Die Hörner waren in den ältesten Zeiten ein Sinnbild hoher Macht und Würde, die Alten schmückten ihre Götter und Helden mit Hörnern. Alexander trägt sie auf seinen Münzen, und soll auch lebend dieses Ehrenzeichen oft getragen haben. Jehova selbst befahl, mit vier Hörnern seinen Altar zu zieren. Ein gleiches thaten die Griechen mit den ihrigen. Verfolgte, die zum Altar flohen, faßten diese Hörner. Es wäre interessant aufzuspüren, wie und warum nach und nach ein so allgemein anerkanntes Ehrenzeichen bis zur Verspottung herabgesunken; vor wenigen Jahrhunderten erhielten mindestens die Trinkhörner sich noch in Ehren.

Gleichwie der Wanderer heutzutage auf allen Heerstraßen katholischer Länder kleine Kapellen für seine Andacht findet, so luden auch den Griechen in Wald und Feld und auf der Berge Spitzen, einzelne Altäre zum Opfer ein. Nicht auf allen waren diese Opfer blutig, auf manchen wurden blos eine Gattung von Kuchen dargebracht, und einen solchen wählte Pythagoras, dem seine Philosophie das Blutvergießen untersagte.

Auch heilige Tische standen in den Tempeln, bisweilen aus Gold und Silber gegossen. Sie wurden mit allerlei Früchten besetzt, an welchen die Priester sich labten.

Die Einweihung der Götterbilder geschah mit verschiedenen Gebräuchen. Gewöhnlich setzte man ihnen Kränze auf; salbte sie mit Oel, betete, opferte, verfluchte die Gottlosen, die sie entweihen würden. Auch einzelne Bäume oder Pflanzen weihte man auf gleiche Weise. So führt Theokrit die spartanischen Jungfrauen redend ein: »Wir wollen dir (der Helena) einen Kranz von niedrig wachsenden Lotos flechten, und an den schattenreichen Ahorn hängen. Wir wollen aus der silbernen Flasche ihn mit Balsam beträufeln. In die Rinde wollen wir, daß jeder Wanderer es lese, die Worte schneiden: Verehre mich! ich bin der Baum der Helene." — Ein Haupterforderniß der Weihe war die Salbung mit Oel, und daraus ist der Gebrauch entstanden, auch die Könige zu salben.

Fast unter allen Völkern wurden die heiligen Haine hoch in Ehren gehalten. Der kühle Schatten, die Stille und Heimlichkeit erweckten Andacht in frommen Gemüthern. Die Athenienser bestraften den mit dem Tode, der das kleinste Bäumchen in einem solchen Hain beschädigte. Selbst des Laubes Entwendung für das Vieh zog schwere Ahndung nach sich. Ceres verdammte den Erisichthon zu sterben, weil er an ihren Hain die Axt legen wollen. Nur die Verirrungen der Liebe wurden minder streng geahndet, weßhalb Horaz die Haine unkeusch nennt. Man umgab sie mit Zäunen und Mauern, um sie vor jedem Frevel zu schützen.

Alle die benannten, geweihten Orte dienten Verbrechern

oder Unglücklichen zur Freistatt, und sie von da wegzureißen, zog der Götter Rache unausbleiblich nach sich. Den Mißbrauch solcher Freistätte beklagten die Verständigen, wie heute. Man sah die Tempel mit den nichtswürdigsten Sklaven angefüllt; böse Schuldner fanden dort Sicherheit vor ihren Gläubigern, Mörder vor dem Bluträcher. Schon Jon wirft beim Euripides den Göttern vor, daß sie den Sterblichen unweise Gesetze verordnet. Nur die Gerechten, unschuldig Bedrückten sollten beim Altare sitzen. — Auch kehrten sich die Griechen nicht immer an die Unverletzlichkeit der Altäre, denn als der Vaterlandsverräther, Pausanias, in den Tempel der Minerva floh, ließen die Spartaner ihn Hungers sterben. Bisweilen verschloß man auch den Tempel, und deckte das Dach ab, damit der Flüchtling jedem Unwetter blos gestellt, um so eher verschmachten möchte. Auch Feuer legte man mit an die Altäre. Mit Feuer bedroht beim Euripides, Hermione die Andromache, die neben der Bildsäule der Thetis saß. Mit Feuer droht im rasenden Herkules, Lykus dessen Verwandte vom Altar zu scheuchen. Aber es blieb doch immer eine Versöhnung der Götter, darum spricht Andromache gelassen: »Zünde nur an, die Götter sehen es.«

Doch alle Tempel hatten dieses Vorrecht nicht, sie mußten ausdrücklich dazu geweiht sein. Manche standen nur für bestimmte Fälle offen. So der Tempel der Diana von Ephesus für Schuldner; der Tempel des Theseus für hart behandelte Sklaven. — Auch ganze Städte und In-

seln hatten das Vorrecht der Freistätte sich erworben; so die Stadt Sicyon und die Insel Delos.

Unter die den Göttern geweihten Dinge gehörten endlich noch gewisse Theile der angebauten Felder, deren Früchte abgesondert und zu Opfern eingesammelt wurden. Auch Königen und andern um den Staat verdienten Männern eignete man solche Aecker zu.

Die Priester genossen unter den Griechen einer hohen Verehrung. Sie wurden den Königen gleich gehalten, trugen Gewänder wie diese, und saßen an ihrer Seite. Oft hielten die Könige selbst durch die Priesterwürde sich geehrt. Gewöhnlich erschienen sie in langem weißen Gewande, geschmückt mit den Sinnbildern der Gottheit, der sie zugeordnet waren. Kränze von Aehren und Mohn trugen die Priesterinnen der Ceres, von Myrten die der Venus, geharnischt erschienen die der Minerva u. s. w. Der Priester Häupter waren bei Opfern bekränzt, mit heiligen Binden umwunden, die Füße entblößt.

Es gab eine Zeit, wo die Priesterwürde erblich war, eine andere, wo das Volk sie wählte, oft durch das Los, in welchem man der Götter eigene Erklärung zu lesen vermeinte. Strenge Keuschheit war der Priester Bestreben; die zu Samos verstümmelten sich sogar, und die Hierophanten zu Athen tranken Schierlingssaft, um sich zu entkräften. Andere bedienten sich zu gleichem Zweck gewisser Kräuter und Arzneien, und streuten das Kräutlein Agnus castus auf ihre Betten. Hingegen war es auch einigen er-

laubt, ſich zu vermählen; der eheloſe Stand der Prieſterinnen, ſo wie in der chriſtlichen Kirche, eine ſpäter eingeführte Sitte. Denn Homer ſingt:

»Ihnen öffnete die Thore die ſchönwangichte Theano, des Roſſebändigers Antenor Gattin. Sie hatten die Trojaner zu Minervens Prieſterin verordnet.«

Den Umgang mit Menſchen vermieden die Prieſter, frommen Betrachtungen einſam ſich weihend. Zu Athen gab es heilige Familien, aus welchen man ſie wählte; eine der berühmteſten, die der Eumolpiden. Sie mußten ſtrenge Rechenſchaft von Erfüllung ihrer Pflichten ablegen. Eine Gattung der Prieſter nannte man Paraſiten. Das Wort erhielt ſpäter eine üble, noch jetzt bekannte Deutung. Sie waren die Einnehmer des zu Opfern beſtimmten Getreides, und wurden auf öffentliche Koſten unterhalten. Um den Staat von dieſer Laſt zu befreien, wurden die Reichen angewieſen, ſie an ihren Tafeln zu ſpeiſen, und ſo iſt nach und nach das Wort Paraſit mit Schmeichler und Schmarotzer gleichbedeutend geworden.

Der Opfer waren mancherlei. Freiwillige — etwa nach einem Siege, oder von den geernteten Früchten des Hausvaters; Sühnopfer — zur Abwendung des Zorns der Götter; Bittopfer — um glücklichen Erfolg eines Unternehmens; Vorgeſchriebene — durch Orakel oder Wahrſager. In den älteſten Zeiten opferte man nur Kräuter und Pflanzen, Cecrops ſoll den erſten Stier geſchlachtet haben. Salz, Wein und Rauchwerk durften bei keinem

Opfer fehlen; nur die Sonne empfing, ſtatt des Weines, Honig, und Pluto Oel. Der Weihrauch wurde ſpäter erſt bekannt und allgemein; zur Zeit des trojaniſchen Krieges begnügte man ſich noch mit Cedern- und Citronen-Holz.

Das Opferthier mußte ohne Makel ſein, vom Prieſter geprüft und gebilligt. Uebrigens galt es gleich, von welcher Gattung: der Schäfer brachte ein Schaf, der Kuhhirt einen Stier, der Fiſcher einen Seefiſch. Dem Bacchus ward ein Bock dargebracht, der Ceres Schweine; jener, weil er den Weingärten, dieſe, weil ſie dem Getreide Schaden zufügen. Der Venus waren die Tauben heilig, der Sonne die Roſſe, Dianen die Hirſche u. ſ. w. Nur der Pflugochs durfte nicht unter dem Opfermeſſer bluten.

Von Menſchenopfern gibt es wenige Beiſpiele unter den Griechen. Themiſtocles opferte eine perſiſche Gefangene, um über dieſes Volk zu ſiegen, und Ariſtomenes von Meſſena opferte dem Jupiter dreihundert Menſchen, ſammt dem ſpartaniſchen Könige Theopompus. In Arcadien — dem ſchönen Arcadien, das wir uns immer ſo zart denken — hatte Bacchus, der Freudengeber, einen Altar, an welchem viele junge Mädchen mit Ruthen todt gehauen wurden. Die gegeißelten Kinder der Spartaner ſtarben oft zu Ehren der Diana. Achilles opferte zwölf trojaniſche Gefangene bei des Patroclus Leichenbegängniß, und Polyxena wurde hinwiederum den Manen des Achilles zum Opfer gebracht. Keine Religion hat ſich unbefleckt von Menſchenblut erhalten, wenn es gleich nicht immer am Altar vergoſſen worden.

Auf Armuth oder Reichthum des Opfernden nahmen die Götter milde Rücksicht. Eine dürftige Gabe aus der Hand des Reichen verschmähten sie, aus der des Armen war ihnen auch ein aus Teig gekneteter Ochse so angenehm, als der lebendige Stier; die Gefährten des Ulysses opferten Eichenlaub aus Mangel der Gerste, und Wasser statt des fehlenden Weins. Die Hekatomben bestanden aus hundert, die Chiliomben aus tausend Stieren. Doch zählen manche in einer Hekatombe nur hundert Füße der Opferthiere, oder hundert gegenwärtig gewesene Personen. — Die Athenienser pflegten sich mit der Kostbarkeit ihrer Opfer zu brüsten, und als sie in vielen Gefechten von den Spartanern besiegt wurden, fragten sie den Jupiter Ammon, gleichsam vorwerfend: wie sie das erklären sollten? da doch die geringen, unsaubern Opfer der Lacedämonier den ihrigen so weit nachstünden? — Aber das Orakel antwortete: die schlichten spartanischen Opfer seien den Göttern angenehmer, als die prunkvollen anderer Völker. — Nicht immer waren die Opfer der Griechen öffentlich und besondern Gebräuchen unterworfen. Auch daheim und bei jedem kleinen Vorfall des Lebens zündeten sie Weihrauch an, und gossen eine Schale Wein aus, um der Götter Wohlwollen zu gewinnen.

Niemand wurde zu feierlichen Opfern zugelassen, wenn er nicht einige Tage zuvor sich mit Weihwasser gereinigt und aller sinnlichen Lust enthalten hatte; obschon die athenienſische Priesterin Theano auf Befragen erklärte: aus

den Umarmungen des eigenen Mannes dürfe sie immer zum Altare gehen, aus denen eines Fremden nie. Das Waschen der Hände war unnachläßlich geboten, und als einst ein gewisser Asterius, diesem Gebote nicht gehorchend, zu Jupiter's Altare trat, erschlug ihn der Blitz. — Telemach wusch seine Hände, ehe er sie betend erhub, und Penelope wusch sogar ihre Kleider, ehe sie zu den Göttern sich wandte. Aus reiner Quelle mußte das reinigende Wasser geschöpft sein. Auch Seewasser hatte diese Kraft; auch eine Meerzwiebel oder ein junger Hund, im Kreise um den zu Reinigenden getragen.

Wehe dem Verbrecher, der ungereinigt einen Tempel betrat! in dem der Eumeniden ergriff ihn plötzliches Schrecken und beraubte ihn der Vernunft. — Seltsam scheint die Sitte, daß ein todt Geglaubter die Tempel nicht besuchen durfte, und noch seltsamer die Art, wie man ihn reinigte. Er wurde nämlich durch einen Weiberrock gezogen, um anzudeuten, er sei von neuem geboren. Die Römer beobachteten eine ähnliche Sitte. Ein solcher unvermuthet Lebendiger durfte nicht durch die gewöhnliche Thür in sein Haus eingehen, sondern mußte durch eine Oeffnung im Dache herunter gelassen werden, damit es scheinen möchte, er habe seine Wohnung nie verlassen.

Die Kleidung der Opferpriester hatte Aeschylus, aber nicht für sie, sondern für seine tragischen Schauspieler erfunden, und man entlehnte sie ohne Bedenken von der Bühne. Sie waren prächtig, purpurfarben für die himm-

lischen, schwarz für die unterirdischen Gottheiten, weiß für die Ceres. Von den wollenen Kopfbinden hing zu beiden Seiten ein Band herab. Herkules wurde mit ganz verhülltem Haupte verehrt. Auch die Opferthiere wurden bekränzt, bisweilen deren Hörner vergoldet, die Altäre mit heiligen Kräutern bestreut. Mit Sonnen-Aufgang hub das Opfer der himmlischen Mächte an, mit Sonnen-Untergang das der unterirdischen. Die Jungfrauen boten die Opferwerkzeuge in Körben dar, und man nannte sie Korbträgerinnen. — Nicht mit Gewalt durften die Thiere herbeigeschleppt werden, gleichsam freiwillig mußten sie sich stellen. Dann ward ein Kreis um den Altar geschlossen, der Priester besprengte ihn mit Mehl und Weihwasser, auch die Gegenwärtigen; der Herold rief mit lauter Stimme: Wer ist da? und das Volk antwortete: Viele Redliche! Dann sprach der Priester: Laßt uns beten. — Stille! rief der Herold, und Alle beteten. Nun prüfte der Priester die Gesundheit des Thiers durch vorgehaltenes Futter, und ob es willig zum Opfer sei, durch einen Strich, den er mit dem Messer von der Stirn bis zum Schweif zog; fraß es nicht, oder sträubte es sich, so war es den Göttern nicht angenehm. Ja, durch ein Nicken mußte es sogar seine willige Ergebung bekräftigen, und das wurde bewirkt, indem man Wasser oder Gerste ihm in's Ohr schüttete. — Jetzt kostete der Priester den Wein aus einem Becher, ließ alle Anwesende davon trinken, goß den Ueberrest dem Opferthiere zwischen die Hörner und bestreute es mit Weihrauch.

Dann tödtete es der Priester oder der Vornehmste in der Versammlung durch einen Keulenschlag oder durch Kehlabschneiden. Ein böses Zeichen war, wenn es dem Schlage auswich, brüllte, nicht gleich niederstürzte, sich lange quälte, ehe es starb, und wenig Blut vergoß. Das aufgefangene Blut wurde am Altare ausgegossen. Der Priester untersuchte die Eingeweide und wahrsagte aus denselben. Einen Theil der Opferthiere verbrannte man den Göttern zu Ehren, unter Gesängen und Tänzen von Flöten begleitet.

Des Opfers Ueberreste theilte der Priester mit den Anwesenden, die ihr Theil nach Hause trugen, ihre Freunde damit beschenkten, oder, wenn sie geizig waren, das Fleisch auch wohl verkauften, und mit ihrer Andacht Wucher trieben. Oft war auch sogleich im Tempel eine Mahlzeit an geschmückten Tafeln veranstaltet, wobei man sich nicht selten berauschte, und mit lallender Zunge das Lob der Götter sang. Hatte man der Vesta geopfert, so mußte Alles verzehrt werden. Nach der Mahlzeit, vor Sonnenuntergang geendigt, belustigten sich die Gäste mit dem Bretspiel oder andern Spielen, taumelten dann noch einmal zum Altare, dem Jupiter ein Trankopfer bringend. Für den Merkur fügten die ältesten Griechen auch Zungen bei, um jedes ungeziemende Wort, etwa bei der Mahlzeit ausgesprochen, dadurch in Vergessenheit zu bringen. Dann entließ der Herold die Versammlung.

Nicht Opfer allein, auch Geschenke trugen die Griechen in die Tempel — Kränze, Kleider, goldene, silberne,

eherne Gefäße und dergleichen — hängten sie dort auf, an Säulen und Wänden; gewöhnlich, um ein Gelübde zu erfüllen — (so versprach Ovid der Isis ein Geschenk, wenn sie der gebährenden Corinna beistehen würde) — oder wenn man ein anderes Gewerbe, eine andere Lebensart ergriff, in welchem Falle die zuvor gebrauchten Werkzeuge den Göttern dargebracht wurden. So weihte ein alter Fischer den Nymphen sein Netz, die Hirten dem Pan ihre Flöten, so das alternde Freudenmädchen, Lais, der Venus ihren Spiegel. »Nimm ihn, Venus,« sprach die letztere, »denn ich sehe mich nicht mehr, wie ich war, und mag mich nicht sehen, wie ich bin.«

Auch der Zehnte von Früchten und andern Dingen, besonders von der Kriegsbeute, gebührte den Göttern. Nach Besiegung der Perser weihten alle Griechen dem delphischen Orakel einen prächtigen goldenen Dreifuß.

Nichts unternahmen sie ohne Gebet, um Rath und Beistand der Götter. Häufige Beispiele liefert schon Homer. Will Nestor zum Achill gehen, Priamus Hectors Leichnam sich erbitten, Ulysses das feindliche Lager auskundschaften u. s. w., so beten sie zuvor. Morgen- und Abendgebete waren üblich, und an gewissen Festen betete der Herold öffentlich für das allgemeine Wohl. Bittende, sie mochten sich an Götter oder Menschen wenden, trugen Zweige mit Wolle umwunden in den Händen, und Kränze auf den Häuptern. Mit den Zweigen berührten sie das Knie, die rechte Hand oder das Haupt des Gottes oder

Menschen, an den die Bitte gerichtet war, je nachdem die Hoffnung, diese erfüllt zu sehen, ihnen zweifelhaft, wahrscheinlich oder gewiß dünkte. Der Bittende küßte auch wohl Knie und Hände, oder die eigene Hand, die er alsdann zur Berührung ausstreckte. Priamus umfaßte Achill's Knie und küßte dessen Hände. Auf gleiche Weise ehrte Ulysses einen egyptischen König. Die Tempelschwellen wurden geküßt. Bisweilen legte der Bittende Trauerkleider an, und überreichte eine Hand voll Haare, die er sich aus dem Kopfe riß, wie Agamemnon nach Hectors Siege.

Stehend und sitzend durfte man beten, öfter geschah es kniend, auf dem Antlitz liegend. In den Häusern eilten Bittende zuerst zum Herd, der für den Altar der Vesta und der Hausgötter galt. Setzten sie dort, in gebeugter Stellung, sich auf die Asche, so baten sie dadurch um Erbarmen auch ohne Worte. Einen besondern Gebrauch hatten die Molossier. Wer beim Eintritt in das Haus ein Kind auf den Arm nahm, und mit diesem vor den Hausgöttern sich niederwarf, dem schlugen sie keine Bitte ab. So machte es Themistocles, als er, von Athen und Sparta verfolgt, Schutz bei dem molossischen Könige Admet suchte. — Zu den himmlischen Mächten betete man mit aufgehobenen Händen, zu den unterirdischen mit niedergestreckten, auch bisweilen mit dem Fuße stampfend, um sie zu wecken.

Große Kraft maßen die Griechen den Verwünschungen bei. Thyestes Fluch bereitete dem ganzen Geschlecht seines Bruders Atreus den Untergang. Am verderblichsten waren

die Verwünschungen der Eltern, Priester, Wahrsager und Könige. Mit Thränen bat Meleager's Mutter den Pluto und die Proserpine, ihren Sohn zu tödten, und die Furien erhörten ihre Bitte. — Phönix, von seinem Vater verwünscht, blieb kinderlos. Die Athenienser verwünschten den Alcibiades, als er die Geheimnisse der Ceres entweiht hatte. Nur die Priesterin Theano weigerte sich, ihn zu verwünschen.

Die Schwüre der Griechen beurkunden nicht minder ihre Ehrfurcht vor den Göttern. Der alte Dichter Hesiod macht den Gott der Schwüre, Orkus, zu einem Sohn der Eris oder Zwietracht. Im goldenen Zeitalter, wo noch Wahrheit und Gerechtigkeit unter den Menschen wandelten, bedurfte man der Schwüre nicht. Diese verbannt, durch List und Ränke und Verbrechen, ließen die Nothwendigkeit des Eides zurück. Der Götter großer Schwur war beim Styx! Wer diesen Eid nicht hielt, durfte keinen Nektar trinken, und wurde auf neuntausend Jahre seiner Gottheit beraubt.

Die Griechen hatten ihre unbedeutenden Gewohnheitsschwüre, gleich uns, bei allen Kleinigkeiten, wie ihre Lustspiele und Dialogen beweisen, doch Gewissenhaftere enthielten sich derselben, und schwuren nur in wichtigen Fällen. Alle Götter, und besonders Jupiter, waren des Meineides Rächer. Die Spartaner schwuren beim Castor und Pollux; die Weiber bei der Juno, Diana und Venus; die Männer überhaupt bei solchen Göttern, unter deren Schutz

ihr Gewerbe oder ihre Neigung standen, die Ackerleute bei der Ceres, die Rossebändiger beim Neptun. Unter allen Griechen schwuren nur die Athenienser bei der Isis, die Thebaner beim Osiris.

Pythagoras schwur selten bei den Göttern und verbot es seinen Schülern ganz. Hingegen lehrte er sie einen besondern Eid, bei der Zahl vier, in der, nach seiner Meinung, die Vollkommenheit der Seele bestand. Sokrates schwur bei einem Hunde oder einer Gans, Zeno bei einem Cappernstrauche. Hippolytus, beim Euripides, schwört bei dem Boden, auf welchem er steht. Ein Fischer schwur bei seinem Netz, ein Soldat bei seinem Spieße, und dieser letztere war ein schwerer Eid, so wie der, den Könige bei ihren Sceptern schwuren. Demosthenes schwur in einer Rede bei den Helden, die in der Schlacht bei Marathon gefallen waren. Die Helene des Euripides schwört bei dem Haupte des Menelaus. Man schwur bei denen, die man am liebsten hatte, am höchsten schätzte.

Man hob die Hände empor oder legte sie auf den Altar, oder in die Hand dessen, dem der Eid geleistet wurde, oder man berührte das Ohr. Ueberhaupt reichte man sich bei allen Verträgen die rechte Hand.

Bei feierlichen Bündnissen wurde dem Opferthiere — (denn ohne Opfer konnten sie nicht geschlossen werden) ein Büschel Haare vom Kopf geschnitten und unter die Anwesenden vertheilt, zum Zeichen, daß sie alle zu dem Bundeseide verpflichtet wären. »Agamemnon schnitt den Lämmern

Haare von den Köpfen, und vertheilte sie unter die vornehmsten Trojaner und Archiver." Nach vollbrachtem Gebet und Opfer goß man den Göttern Wein aus, wünschend, daß Blut und Gehirn des Meineidigen, wie dieser Wein vergossen werden möchte. Verwünschungen seiner selbst stieß jeder Schwörende aus.

Bei solchen Opfern durfte das Fleisch nicht verzehrt, es mußte vergraben werden. Aufgeschoben oder ganz aufgehoben wurde der Eid, wenn irgend ein bedenklicher Zufall das Opfer unterbrach. Als Pyrrhus, Lysimachus und Cassander ihren Frieden beschwören wollten, fiel der zum Opfer bestimmte Widder plötzlich todt zur Erde, und Pyrrhus schwur nicht. — Manche hielten schwörend die Spitze eines Schwertes gegen ihre Gurgel. — Als die Griechen, vom Siege über den Xerres aufgebläht, in Persien eindringen wollten, schwuren sie einen Eid, der unverletzlich sein sollte, so lange die Stücke vom glühenden Eisen, welche Aristides in's Meer warf, nicht obenauf schwimmen würden. — Der furchtbarste Eid der Syracusaner wurde im Tempel der Ceres abgelegt. Da zog der Schwörende das Purpurgewand der Göttin an, und hielt eine brennende Fackel in der Hand. — Wer bei den Sicilianern von einem Verbrechen sich reinigen wollte, der warf eine Tafel, mit seinem Eide beschrieben, in eine gewisse Quelle. Schwamm die Tafel oben auf, so wurde er für unschuldig erkannt, sank sie unter, so warf man ihn in's Feuer. — Schimpf und Tod und unausbleibliche Rache der Götter trafen alle Meineidige. Die

muß man durch Würfel, Feinde durch Schwüre hintergehen." Zum Besten ihres Staates hielten sie Alles für erlaubt. — Löblicher handelten die Athenienser. Ein berühmtes Beispiel ihrer Rechtlichkeit hat Plutarch uns aufbewahrt. Ein geheimer Anschlag des Themistocles gegen die Feinde wurde vom Aristides geprüft, der dem Volke berichtete, der Entwurf sei allerdings vortheilbringend aber ungerecht. Sogleich wurde er verworfen. Indessen hegte doch selbst dieser gerechte Aristides, wann es darauf ankam, den Staat zu retten, sehr zweideutige Grundsätze über den Eid.

Den Wahrsagerkünsten waren die Griechen blind ergeben, vor allen standen die Orakel in hoher Achtung, weil sie von den Göttern selbst ausgingen. Zu ihnen nahm jeder Zweifelnde seine Zuflucht. Weder Krieg noch Friede wurde beschlossen, noch ein neues Gesetz verordnet, ohne die Stimme der Orakel zu vernehmen. Ehe Crösus die Perser zu bekriegen wagte, sandte er nicht allein zu den berühmtesten Orakeln Griechenlands, sondern sogar bis nach Lybien zu dem Jupiter Ammon. Minos und Lykurg, die Gesetzgeber, waren mit Jupiter und Apoll vertraut. Männer von den Göttern begeistert, hielt man der höchsten Ehren, ja des Thrones würdig.

Die Priester, diese Volksstimmung benutzend, erschwerten das Befragen der Orakel durch Bestimmung köstlicher Geschenke, die nur von Reichen und Vornehmen dargebracht werden konnten. Das vermehrte noch des Volkes Ehrfurcht, denn der große Haufe achtet gering, was er

kennt, und bewundert, wo er nicht nahen darf. Auch die Vornehmsten durften nur an gewissen Tagen einen Orakelspruch erbitten, Tage, die um keinen Preis verändert wurden. Selbst Alexander mußte die Pythia mit Gewalt zwingen, den Dreifuß zu besteigen. Sie that es endlich mit den Worten: du bist unwiderstehlich! und diese vielleicht im Unwillen hingeworfenen Worte galten für eine glückliche Weissagung.

Viele Gelehrte haben sich die unnütze Mühe gegeben, darüber zu streiten, ob die Orakel Priesterbetrug oder ein Werk der Dämonen gewesen. Das Erstere glaubte längst jeder Verständige und selbst die griechischen Philosophen; das Letztere wird vielleicht in unsern mystischen Zeiten auf's neue geglaubt werden, und freilich, wenn eine Begebenheit, welche Herodot erzählt, für wahr gehalten werden dürfte, so müßten wohl Dämonen im Spiel gewesen sein. Crösus nämlich legte, in weiter Entfernung, durch seine Gesandten dem delphischen Orakel die verfängliche Frage vor: »was er jetzt daheim mache?" — Das Orakel antwortete: »Ich kenne die Zahl des Sandes, die Tiefe des Meeres, ich verstehe die Stummen und höre die Sprachlosen. Ich empfinde den Geruch von einer Schildkröte, die mit Lammfleisch in Kupfer gekocht wird." — Und wirklich kochte Crösus in demselben Augenblicke eine Schildkröte mit Lammfleisch in einem kupfernen Kessel.

Die Götter gaben ihre Sprüche entweder mit eigenen hohlen Stimmen, oder durch Dolmetscher, durch Träume,

durch das Los. Zu Dodona, vom Deukalion nach der großen Ueberschwemmung erbaut, war das älteste Orakel Jupiters: von einer schwarzen, aus Aegypten entflohenen Taube gegründet, die sich dort auf einem Eichbaum niederließ und redete. Herodot erklärt diese Fabel durch eine aus Aegypten gekommene Jungfrau, die, anfangs nur ihrer Landessprache kundig, nachher die griechische erlernet und gewahrsagt habe. (Ein griechischer Dichter legt auch der Cassandra den Namen einer Taube bei, und auf den Hieroglyphen sollen die Witwen durch schwarze Tauben bezeichnet werden.) Anfangs haben Männer, später drei alte Frauen die Orakel ausgesprochen. Jene hießen Tomuri, diese Tomurä, eine Benennung, die bald jedem Propheten eigen wurde. Den Tempel zu Dodona umgab ein heiliger Eichenhain, in dem die besten Eicheln wuchsen, und wo Dryaden, Faunen, Satyren im Schatten der Bäume muthwillig scherzten. Diese Eichen redeten mit menschlicher Stimme und göttlichem Geiste. Das Schiff der Argonauten war aus ihnen erbaut und besaß auch die Gabe zu reden. Vermuthlich stiegen die Priester in hohle Bäume oder verbargen sich in den Zweigen. — Eine andere Art der Weissagung zu Dodona ließ sich durch den Klang eherner Kessel vernehmen, die so kunstreich um den Tempel hergestellt waren, daß, Einer angeschlagen, sie alle tönten. Aristoteles hingegen erzählt von zwei Säulen, an deren einer eine solche Pauke hing, auf der andern habe

ein eiserner Stab, in der Hand eines Knaben, vom Winde bewegt, die Pauke berührt.

Gleiches Ursprungs mit dem zu Dodona war das Orakel des Jupiter Ammon in Lybien, und gleich berühmt. Obschon in der afrikanischen Wüste gelegen, drang Alexander doch bis dahin, um sich für einen Sohn des Jupiter erklären zu lassen. — Zu Creta, Elis u. s. w. fanden die Gläubigen noch mehrere Jupiters-Orakel, doch minder alt und berühmt als jene beiden. — Eigentlich war und blieb Apoll im Besitz des höchsten Ansehens, wenn von Orakeln die Rede war. Wer kennt nicht das delphische, wo Menschen und Geschenke zusammenströmten, und die deutlichsten sowohl als zuverlässigsten Götterspräche verkündet wurden. Den Beinamen Pythius trug hier Apoll, von Ueberwindung einer Schlange oder eines Tirannen Python, der einst hier hauste; seine Priesterin hieß Pythia. Delphi lag in der Mitte Griechenlands, man meinte sogar in der Mitte der Welt, denn Jupiter, als er diesen Mittelpunkt erforschen wollte, sandte zwei Adler aus, den Einen gegen Osten, den Andern gegen Westen; sie umkreisten den Erdball mit gleicher Geschwindigkeit, und trafen in Delphi wiederum zusammen. Darum nannten auch die Dichter diese Stadt den Nabel, und ein weißer Stein, in Form eines Nabels, hing im Tempel.

Das delphische Orakel gehörte einst der Themis, die aber durch Gewalt vom Apoll verdrängt wurde, denn Gewalt ist das älteste Recht der Erden- und Himmels-Göt-

ter. Jahrhunderte vor dem trojanischen Kriege stand es schon in hoher Achtung. Ziegen waren dessen Entdecker. Sie wurden geweidet am Berge Parnaß von ihrem Hirten Coretas, welcher bald bemerkte, daß jede Ziege, die einer gewissen Hohle sich nahte, seltsam hüpfte und fremde Töne von sich gab. Neugierig trat er selbst vor die Höhle; plötzlich ergriff auch ihn eine Tanz-Wuth, und er weissagte. Als es kund wurde, strömte das Volk haufenweis zu der Höhle, und wer hinein sah, wurde begeistert, viele zum eigenen Verderben, denn die göttliche Raserei stürzte sie in den Abgrund. Da wurde dem Volke verboten, sich der Grotte zu nähern. Man setzte einen Dreifuß an die Oeffnung und auf demselben eine Jungfrau, um die Götterspräche zu verkünden. Welche Form dieser Dreifuß ursprünglich gehabt? woraus er bestanden? darüber gibt es manche Sagen. Einen von Erz, den oft die Dichter rühmten, schenkte der König von Elis; einen goldenen, der Zufall. Den Fischern zu Milet kauften einige, am Ufer Stehende, ihren Fischzug ab, noch ehe er aus den Fluten zum Vorschein gekommen. Als nun das Netz herauf gezogen wurde, befand der goldene Dreifuß sich darinnen; den begehrten die Käufer, weil sie den ganzen Zug bezahlt, und die Fischer wollten ihn behalten, weil sie blos die Fische verkauft. Das Orakel mußte entscheiden, und es sprach ihn dem Weisesten zu. Damals lebten die berühmten sieben Weisen Griechenlands. Einem von diesen wurde er gebracht. Allein in jener guten alten Zeit waren die Weisen noch be-

scheiden, einer schob ihn dem andern zu, und so weihte man ihn endlich dem Quell der Weisheit, dem Apoll. Heutzutage würde er sicher bei dem ersten geblieben sein. Die Lateiner nannten ihn Cortina, von dem Zelt oder Vorhang, unter welchem er stand. Dieses Nebenumstandes wird hier blos erwähnt, weil auf unsern Bühnen die Cortine ihre Benennung davon ableitet. — Die erste und berühmteste Pythia hieß Phemonoe, welche auch zuerst in Versen weissagte. Holde Jungfrauen waren diese Priesterinnen, bis die Liebe eine derselben verstrickte. Um für die Zukunft solchem Aergerniß vorzubeugen, wählte man das einzige kräftige Mittel: nur eine Frau über fünfzig Jahre durfte Pythia werden. Doch trug sie immerfort ein jungfräuliches Gewand und legte das überflüssige Keuschheitsgelübde ab. Salben und Purpurkleider waren ihr untersagt. Ehe sie den Dreifuß bestieg, wusch sie Körper und Haare in der heiligen Quelle Castalis, am Fuße des Parnassus, aus welcher auch die begeisterten Dichter zu trinken pflegten. Dann setzte sie sich auf den mit Lorbeerkränzen geschmückten Dreifuß, schüttelte den nahen Lorbeerbaum, pflückte Blätter von demselben und kaute sie. In kurzem fing sie an zu schwellen, Schaum trat ihr vor den Mund, sie sprang auf, taumelte im Kreise, riß das Haar sich aus und schlug die Nägel in das blutende Fleisch. Mehr oder minder furchtbar wurde ihre Raserei, je nachdem der Geist, der in sie fuhr, ein guter oder böser Dämon war. Bisweilen starb sie während der Raserei. — Ihre Verse, obgleich vom

Apoll selbst eingegeben, waren gewöhnlich schlechte Hexameter, nicht zu vergleichen mit denen des Hesiod und Homer. So fehlte es zum Beispiel jenem Verse an Erhabenheit, durch welchen sie einst den Sophocles für weise, den Euripides für weiser, den Sokrates aber für den Weisesten unter den Sterblichen erklärte. Doch was lag an der Einkleidung, da die Sprüche selbst die deutlichsten und so zuverlässig waren, daß man sich ihrer gleichnißweise zu bedienen pflegte, um eine untrügliche Wahrheit zu bezeichnen. So wenigstens in ältern Zeiten. Später versagt ihnen Cicero diesen Ruhm, und schon dreihundert Jahre vor Cicero klagte Demosthenes, daß die Pythia philippsire (er meinte nämlich, sie sei von Philipp von Macedonien bestochen, und rede, was er ihr eingegeben). Es sind noch mehrere Beispiele von solchen Bestechungen kund geworden, auch war es sehr natürlich, daß ein kluger, schlauer Fürst oder Heerführer sich, wenn er konnte, dieses Mittels bediente, um das Volk zu lenken.

Man sagt gemeiniglich, daß nach der Geburt Christi alle heidnische Orakel geschwiegen haben, allein das ist nur ein frommer Betrug. Erst nachdem Kaiser Konstantin den heiligen Dreifuß nach Konstantinopel bringen lassen, kam das delphische Orakel in Verfall; aber auch dann noch schwieg es nicht ganz, denn Julian der Abtrünnige erhielt noch von ihm die klagende Antwort: »Die künstliche Wohnung ist gesunken; Phöbus hat keine Hütte, keinen weissagenden Lorbeer, keine geschwätzige Quelle mehr.« — Vermuthlich

war der Ort, wie in neuern Zeiten Loretto, aller der kostbaren, von Königen und Völkern seit vielen Jahrhunderten zusammengehäuften Schätze beraubt worden.

Auf der Insel Delos, berühmt durch die Geburt des Apoll's und der Diana, stand Apoll als ein Drache abgebildet, und die Orakelsprüche, die er dort verkündete, wurden nie zweideutig ausgesprochen oder in dunkle Worte verhüllt; ein Vorzug, den sie vor allen Orakeln Griechenlands behaupteten. Kein Blut befleckte den Altar zu Delos; kein Kind durfte auf dieser Insel geboren werden, kein Mensch auf ihr sterben, kein Hund sie betreten.

Seit Theseus den Minotaurus besiegt, wallfahrteten, zu Erfüllung seines Gelübdes, die Athenienser einmal jährlich nach Delos, in demselben Schiffe, welches einst den Theseus mit seinen Gefährten nach Creta trug. Freilich war es unterdessen so oft ausgebessert worden, daß Plutarch die Frage aufwirft: ob man es noch dasselbe nennen dürfe? — Sobald der Priester Apoll's das Steuerruder dieses Schiffes mit Kränzen geschmückt hatte, wurden die Anker gelichtet. Alsobald fing man an, die Stadt zu reinigen; kein Missethäter wurde vor dessen Zurückkunft getödtet, wodurch auch das kostbare Leben des Sokrates um dreißig Tage verlängert wurde. Die Pilgrimme von Delos ehrte man, wie noch jetzt die von Mecca. Das Volk lief ihnen entgegen und begrüßte sie freundlich.

Noch in vielen Städten Griechenlands weissagte Apoll; denn so wie in der Christenheit jedes Kloster seine wunder-

thätigen Reliquien zu besitzen strebte, so trachteten auch die griechischen Priester nach dem einträglichen Ruhme der Orakel. Das zu Didyma im milesischen Gebiete wird als gleichen Ranges mit den schon beschriebenen genannt.

Das Orakel in der Höhle des Trophonius war sonder Zweifel ein Sprößling des delphischen; denn niemand kannte es, niemand wußte um diese Höhle, bis einst die Böotier bei großer Dürre den Gott zu Delphi um Regen baten, und er, statt aller Antwort, sie zurück nach Lebadia zum Trophonius verwies. Die Abgeordneten gehorchten, doch in großer Verlegenheit, denn sie wußten nichts von diesem Trophonius, bis einer von ihnen den glücklichen Einfall hatte, einem Bienenschwarm zu folgen, der ihn geradeswegs in die Höhle des Trophonius führte, wo ihn vermuthlich schon längst ein unterrichteter Priester erwartete, und mit einer günstigen Weissagung entließ. Der Rathfragende, gewaschen und gesalbt, trank aus einer Quelle, die ihn alles vergessen machte, was er bisher gewußt, dann aus einer andern, die sein Gedächtniß für die Wunder stärkte, die er hören und sehen sollte; beugte sich vor der Bildsäule des Trophonius, stieg dann auf eine Leiter in die Grotte, wo er Gaukelbilder sah oder Stimmen vernahm. Bei seiner Zurückkunft setzte man ihn auf den Thron der Mnemosyne oder des Gedächtnisses, und trug ihn dann in eine Kapelle des guten Genius. Endlich kehrte sein Bewußtsein zurück und er lachte überlaut. Was ihm in der Höhle wiederfahren, mußte er auf eine Tafel

schreiben und niederlegen. — Es wurde zum Sprichwort unter den Griechen, von einem düstern, schwermüthigen Menschen zu sagen: er hat das Orakel des Trophonius um Rath gefragt; denn alle die von dort zurückkamen, wurden gewöhnlich ernst und menschenscheu. Nur Timarchus, ein edler Jüngling, kehrte fröhlich heim, als er gegangen war, um zu erfahren, wie mächtig der Genius des Sokrates sei. Man hatte ihm in der Grotte eine Menge schimmernder Inseln vorgegaukelt.

Amphiaraus, ein berühmter, einst von der Erde verschlungener Wahrsager, hatte einen prächtigen Tempel, in dem er durch Träume die Zukunft verkündete. Der Träumende schlief auf der Haut des Opferthieres.

Merkur weissagte in Achaja auf eine ganz besondere Weise. Der Fragende, nachdem er geopfert, hielt sich, bis auf eine gewisse Entfernung, beide Ohren zu, und wenn er sie endlich wieder öffnete, so war die erste Stimme, die er vernahm, ein Götterspruch. — Herkules reichte den Fragenden geheimnißvoll bezeichnete Würfel. Aus den Zeichen, die ihm fielen, erklärte dann ein Buch sein Schicksal. — Ceres, in Krankheiten befragt, ertheilte ihren Rath durch Bilder, die ein Spiegel zurückwarf. — Aesculap, zu Epidaurus, verordnete Heilmittel den Träumenden. (Die erste Spur des Magnetismus.) Die Genesenen schrieben ihre Namen, ihre Krankheit und empfangene Hilfe auf Tafeln, die zurückblieben. Als eine Pest zu Rom wüthete, baten die Römer um diesen wohlthätigen Gott, den

1. Die Wahrſager, Zauberer.

Von den Göttern ſelbſt kamen die Orakel, Menſchen äfften ſie nach. Die Sybillen ſchwollen, ſchäumten, heulten, zuckten, gleich der Pythia, bekränzten auch ihr Haupt mit Lorbeern, rühmten ſich auch der unbefleckten Keuſchheit (obgleich Caſſandra Agamemnon's Beiſchläferin war), kauten Lorbeerblätter, aßen Herzen und Lebern mancher Vögel und Thiere. Bauchredner waren die meiſten und galten für Beſeſſene von Dämonen. Einige lebten, wie die Sage ging, tauſend Jahre, andere ſchliefen Jahrhunderte lang, und verkündeten erwachend die ſeltſamen Dinge, die ſie ſchlafend erblicket. So lag der Cretenſer Epimenides fünfundſiebzig Jahre. Die Griechen wähnten, die Seele könne auf einige Zeit den Körper verlaſſen, die Welt durchwandern, mit Verſtorbenen und Göttern Umgang pflegen. Plutarch erzählt ein ſolches Beiſpiel von der Seele Hermodor's. Darum weiſſagten auch die Sterbenden, deren Seele ſchon die Bande des Körpers zerriß. So verkündet der ſterbende Hector beim Homer dem Achilles Ort und Urheber ſeines Todes.

Im Traume erſchienen die Götter den Sterblichen. Im Traume ſah Agamemnon den Gott der Träume in Neſtor's Geſtalt, der ihn ermunterte, den Trojanern eine Schlacht zu liefern. Im Traume verwies Proſerpina dem Pindar, daß er ihr zu Ehren noch keine Hymne verfertigt.

Der Dichter ſtarb und erſchien wiederum im Traume einer Verwandtin, ihr die von der Göttin begehrte Hymne vordeklamirend. Alexander dem Großen träumte, er werde von Caſſander umgebracht; dem Cröſus, ein eiſerner Spieß werde ſeinen Sohn Atys erſchlagen. — Bildliche Träume deuteten auf eine merkwürdige Zukunft. Hekuba träumte, ſie ſei ſchwanger mit einem Feuerbrande, Cäſar, er liege bei ſeiner Mutter, eine Prophezeihung der Herrſchaft über die Mutter Erde. Dieſe hielt man auch beſonders für die Erzeugerin der Träume. Nach ihr die unterirdiſchen Geiſter, die Hekate und Luna, und den Gott des Schlafs, der in einer finſtern Höhle auf dem Wege zum Orkus hauſte. Er war umringt von ganzen Scharen abenteuerlich geſtalteter Träume, die er ausſandte, wohin er wollte. Die echten, glaubwürdigen Träume erſchienen gegen Morgen. Wer ſolche zu haben wünſchte, enthielt ſich der Bohnen und rohen Früchte, oder faſtete auch wohl gar, legte ſich ſchlafen in einem weißen Gewande, und opferte zuvor dem Merkur. Wurde ſein Wunſch erfüllt, ſo hielt er ſich doch ſelten fähig, die Träume ſelber auszulegen, und wandte ſich an die Traumdeuter, deren Kunſt ſo hoch geachtet wurde, daß wir noch jetzt eine Menge Bücher beſitzen, in welchen man ſich bemühte, ſie zu lehren. Drohende Träume vertraute man den Göttern, um Abwendung der Gefahren bittend. So Clytemneſtra beim Sophocles.

Eine andere Gattung der Wahrſagungen boten die Opfer dar: dieſe oder jene Bewegung des Opferthieres,

oder von dessen Eingeweiden, oder die Flamme, die es verzehrte, oder Kuchen und Mehl, Wein und Wasser. Gesunde Eingeweide waren ein glückliches Zeichen, vor allen wurde die Leber untersucht, von der man wähnte, sie bereite den Nahrungssaft. Dem Alexander und Hephästion wurde der Tod verkündigt, weil die Leber ihrer Opferthiere mangelhaft befunden wurde. Bisweilen gab man auch wohl vor, gar kein Herz zu finden — ein tödtliches Zeichen! — Den Tod des Königs Pyrrhus verkündeten sogar die abgehauenen Köpfe, die ihr eigenes Blut leckten; und Cimon mußte sterben, weil die Ameisen das Blut des Opferthieres auf seinen Fuß trugen. — Eine reine, rasche, gerade emporsteigende, schnell verzehrende Flamme war ein günstiges Zeichen; aber wehe, wenn sie träge, mit vielem Rauche brannte, oder gar von Sturm und Regen ausgelöscht wurde! Im Krieg oder Feindschaft gab des Thieres Galle sichere Kunde, weil Feindschaft bitter ist wie Galle. Blieben alle Zeichen zweideutig, so warf der Priester die Harnblase in die Flamme, beobachtend, wo sie platzte, und Glück weissagend, wenn der Harn ihn selber bespritzte. Wie groß das Vertrauen zu diesen Künsten war, bewiesen die Spartaner unter ihrem Feldherrn Pausanias, die sich von den Persern geduldig verwunden und tödten ließen, ohne sich zu widersetzen, weil des Opferthieres Eingeweide bedenklich aussahen.

Doch nicht allein die geschlachteten Opferthiere, sondern auch die frei herum fliegenden Vögel mußten als

Wahrſager dienen, und ſelten wurde in Kriegs- und Friedenszeiten etwas von Wichtigkeit beſchloſſen, ohne die Einwilligung der Vögel. Man wähnte, dieſe wüßten um die geheimſten Handlungen der Menſchen, und flögen hin und her, um Alles zu beobachten. Das beweiſen mehrere Stellen in der Poſſe des Ariſtophanes, in welcher die Vögel redend auftraten. Es war ein Sprichwort: »Niemand weiß, was ich gethan, als etwa ein Vogel.«

König und Senat von Lacedämon hielten immerwährend einen Augur, mit geſchmeidigem Halſe, der den Flug der Vögel beobachten mußte. Weiße Gewänder und einen goldenen Kranz trugen die Auguren. Sie hatten einen beſtimmten Platz zu ihren Beobachtungen, und verſtanden die Kunſt, die Vögel anzulocken. Gegen Morgen zeigten ſich die glücklichen Vorbedeutungen, gegen Abend die unglücklichen. Wem eine Schar verſchiedener Vögel umflatterte, dem ſtand ein Glück bevor. Das wiederfuhr, der Sage nach, dem Gordius, der vom Pfluge auf den Thron ſtieg.

Ein behaglich in der Luft, von der Rechten zur Linken ſich wiegender Adler war ein Glücksbote, und was ſein Flug nicht deutlich genug ausſprach, das verkündete ſein Raub. Penelope erwartete mit Zuverſicht die Zurückkunft des Ulyſſes und die Beſtrafung ihrer Freier, weil einmal dem Telemach zur Rechten ein Adler eine Gans erbeutete, und ein andermal ihr zwanzig Maſtgänſe auf ihrem Hofe würgte. Die muthlos gewordenen Griechen ſchlugen den-

noch die Trojaner, als ein Adler ein Reh auf Jupiter's Altar fallen ließ. — Hingegen als Hektor die griechische Flotte verbrennen wollte, mußte solches mißlingen, weil ein Adler zur Linken eine sich sträubende Schlange mußte fallen lassen. — Fast in gleichem Ansehen standen die Geier, deren Anblick stets den Herkules erfreute, und die er, Gott weiß warum, unter allen Raubvögeln für die billigsten hielt. — Der Habicht stand im üblern Rufe. Der Falke war ein Bote Apoll's. Die Schwalben wurden mit Schrecken gesehen. Dem Pyrrhus und Antonius verkündeten sie Niederlagen, als sie auf dem Zelte des Erstern und dem Schiffe des Letztern sich erblicken ließen. — Die Eule war allen Griechen verhaßt, nur zu Athen, der Minerva geweiht, ein glückbringender Vogel. — Die Taube und der Schwan, willkommene Boten, die Krähen, Raben, Elstern, Furcht erregende, besonders, wenn sie zur Linken krächzten. Sie weissagten Alexander's Tod bei dessen Einzug in Babylon. Es hieß, Apollo selbst habe ihnen diese Gnade verliehen. Wem die Griechen Unglück wünschen wollten, den schickten sie zu den Raben.

Die Hähne, dem Mars heilig, bewiesen ihre Künste besonders in Kriegszeiten. Ihr Krähen vorbedeutete den Sieg des Themistocles über die Perser, zu dessen Andenken jährlich ein Hahnengefecht auf dem Theater zu schauen war.

Mancher rühmte sich die Sprache der Vögel zu verstehen. Apollonius von Tyana, mit seinen Freunden

an einem Fenſter ſitzend, vor dem ein Sperling zwitſcherte, erzählte, dieſer Sperling vertraue eben ſeinen Brüdern, daß ein Mauleſel einen Sack mit Korn verſchüttet habe; ſie möchten eilig zum Schmauſe kommen. Die Geſellſchaft ging hinab, und fand es richtig ſo. Auch Democrit gab vor, der Vögelſprache kundig zu ſein.

Ameiſen blieben nicht unbemerkt in ihrer kleinen Republik. Wie ſie Cimon's Tod verkündigten, wurde ſchon erzählt. Dem phrygiſchen König Midas trugen ſie einſt — er war noch ein Kind und ſchlief — Getreidekörner in den Mund, ein Zeichen großen Reichthums. — Die Bienen weiſſagten künftige Beredſamkeit, und man durfte ihnen glauben, denn ſie hatten ſich dem Plato in der Wiege auf die Lippe geſetzt, und den verlaſſenen Pindar mit Honig ſtatt der Milch ernährt. — Kurz, man ſuchte und fand bei allen Thieren, oft bei den verachteſten, die beliebte Wahrſagerkunſt. Heuſchrecken und Kröten, Schlangen, Eber und Haſen waren davon nicht ausgeſchloſſen. Ein Haſe prophezeite dem zahlloſen Heere des Xerxes eine ſchimpfliche Flucht.

Wenn die Erde und ihre Bewohner nicht hinreichten, eine Furcht oder Hoffnung zu erwecken, ſo wandte man den Blick zum Himmel. Kometen, Sonnen- und Mondfinſterniſſe waren ſchreckliche Zeichen, vor denen nicht das Volk allein, auch ſeine Führer bebten. Den athenienſiſchen Feldherrn Nicias machte eine Mondfinſterniß ſo muthlos, daß er ohne Kampf die Waffen zu ſtrecken

befahl. Der Glaube, der die Götter selbst zu Urhebern dieser Verfinsterungen machte, war den Griechen so lieb, daß Anaragoras in Lebensgefahr gerieth, als er aus natürlichen Ursachen sie zu erklären wagte. — Blitze zur Rechten bedeuteten Sieg. »Wißt ihr noch," sprach Nestor, »daß an dem Tage, als wir zu Schiffe gingen, ein Blitz zur Rechten uns die Zerstörung Troja's verheißen?"

Mit froher Hoffnung sahen die Schiffer das sogenannte St. Elmo's Feuer. Es belebte den Muth der Argonauten, als es mit getheilter Flamme auf den Häuptern des Castor und Pollux erschien.

Erdbeben verbreiteten schwarze Ahnungen. Man opferte dem Neptun, um dessen Zorn abzuwenden, denn es ist merkwürdig, daß schon die Griechen, wie heute unsere gelehrtesten Physiker, das Entstehen der Erdbeben dem Meere zuschrieben. — Auch im Gebrüll des Donners, im Geheul des Sturmes hörte man weissagende Stimmen. Den vom Donner gedrohten Unglück konnte man durch Dankopfer zuvorkommen, allein der Blitz wurde mit unthätiger Ehrfurcht angebetet. Höchstens erlaubte man sich zu zischen oder zu pfeifen, um dessen verderbliche Wirkung zu hemmen; daher sagt Jupiter beim Aristophanes: »Wenn ich blitze, so werden sie zischen." — Was der Blitz berührt hatte, wurde mit heiliger Scheu geflohen, denn es war den Göttern verhaßt. Der vom Blitz Erschlagene wurde, gleich dem Missethäter, in einem öden Winkel begraben. Oft errichtete man auch Altäre an Orten, die der Blitz

getroffen, um die Götter mit solchen, von ihnen gehaßten Plätzen auszusöhnen.

Und alles das war noch nicht hinreichend, um den Durst der Griechen nach Enthüllung des Zukünftigen zu stillen. Sie nahmen auch das Los zu Hilfe. Sie schrieben Verse auf kleine Zettel, warfen sie in ein Gefäß, zogen einen, und lasen ihr Schicksal. Sie schlugen einen Dichter auf (wie abergläubige Christen die Bibel) und die erste Stelle, auf welche sie trafen, galt für eine Prophezeiung. Vor allen bediente man sich hiezu des Homer, doch wurde auch nicht selten Euripides zum Propheten gemacht. — Kieselsteine, Würfel, schwarze und weiße Bohnen, kleine Stäbe, wurden auf ähnliche Weise benutzt. Oder man warf eine Hand voll Pfeile in die Luft und beobachtete ihren Fall. Manche trugen auch die Lose mit sich herum, und baten den ersten besten Knaben, der ihnen begegnete, eines zu ziehen.

Vorbedeutend waren ferner: ein Mahl am Körper — eine plötzliche Verwirrung, das sogenannte panische Schrecken (denn der Gott Pan sollte dessen Urheber sein. Alexander's Heer wurde einst davon ergriffen). — Das Herzklopfen — Ohrenklingen — Zittern der Augen (beides glücklich auf der rechten Seite) das Niesen — welches die Griechen sogar göttlich verehrten. Daher der Gebrauch, einem Niesenden Gesundheit anzuwünschen. Ammianus beklagt in einem Epigramm einen Menschen, dessen ungeheure Nase so weit vom Ohr entfernt gewesen, daß er sein eigenes Niesen nicht gehört. Das

war allerdings beklagenswerth, denn nicht blos die Umstehenden wünschten dem Niesenden Gesundheit, sondern auch er sich selbst. — Xenophon wurde Feldherr, weil während seiner Rede Jemand nieste. Selbst der weise Sokrates hielt das Niesen für eine Erinnerung des Dämon. Penelope freut sich, da Telemach niest, und die Mädchen beim Theocrit wünschen dem Bräutigam Menelaus Glück, weil Jemand geniest hat, als er nach Sparta kam. — Indessen war das Niesen auch wiederum nicht selten Unglück bringend, bei Tische oder in ungleicher Zahl, oder von Mitternacht bis Mittag. Wer alle die griechischen Albernheiten, das Niesen betreffend, erzählen wollte, müßte ein Buch, ein dickes Buch schreiben.

Ein ungewöhnlicher Schein — das Aufspringen einer Tempelpforte — das Umfallen einer göttlichen Bildsäule oder wenn auch nur zufällig etwas von ihr zu Boden fiel (so wie es einst dem Schild der Diana wiederfuhr) — vertrocknete, oder unverhofft wieder blühende Bäume — Missgeburten — Ueberschwemmungen — Thierstimmen — mit einem Worte, fast alles Belebte und Unbelebte mußte den Griechen weissagen.

Dem Reisenden lieferte ein Hippokrates (aber nicht der berühmte Arzt) eine lange Liste von Geschöpfen, die ihm begegnen oder nicht begegnen durften. Die Hasen, die noch jetzt dem Fuhrmann nicht über die Wege springen dürfen, waren auch damals schon verrufen. Die Erscheinung einer Wiesel reichte hin, um eine öffentliche Versamm-

lung aufzuschieben. Doch besonders jede gute Hoffnung zerstörend, war der Anblick eines spinnenden Frauenzimmers, oder auch nur einer unverdeckt getragenen Spindel. Wodurch das schöne Sinnbild der Häuslichkeit so furchtbar geworden, ist unbekannt. — Im Hause durfte kein Salz verstreut, kein Wasser, Honig oder Wein verschüttet, kein Gewand links angezogen, kein linker Schuh zuerst gereicht werden; es durfte kein schwarzer Hund in die Wohnung laufen, keine Maus einen Beutel zerfressen u. s. w. Der Kaiser Augustus selbst war nicht frei von solchem Aberglauben. Auch gewisse Worte mußte man sich hüten auszusprechen, und gewisse Zeiten oder Tage behutsam meiden. Das Böse, welches Jene drohten, konnte man jedoch durch die schnelle Antwort abwenden: das komme auf deinen Kopf. Jon, beim Euripides, hört ein solches Wort, indem er trinken will, gießt den Wein sogleich auf die Erde, und läßt sich einen andern Becher reichen.

Daß unter einem so gläubigen Volke, wie die Griechen waren, auch die Zauberei im Schwange ging, kann nicht befremden. Sie wurde, so geht die Sage, zuerst durch einen Magier des Xerxes nach Griechenland gebracht, und später durch den Democrit aus den Schriften der Phönicier vervollkommt. Man ließ Verstorbene erscheinen und antworten. Man bewirkte das durch einen Knochen des Leichnams, oder indem man warmes Blut in ihn goß, um ihn gleichsam auf's neue zu beleben. Man opferte da-

bei schwarze Thiere, bisweilen sogar Mädchen und Knaben. Es gab verschiedene Orte, wo solche Geister-Citationen am sichersten zu gelingen pflegten. Zu diesen gehörte auch der See Avernus in Campanien. — Andere Zauberer bedienten sich des Wassers, der Ringe, Spiegel, Steine, Gläser, Fackeln, der Nägel eines unschuldigen Knaben, der gebratenen Eselsköpfe, der Kräuter, des geschmolzenen Bleies oder Wachses, (wie noch jetzt in der Neujahrsnacht) u. s. w. Andere bildeten einen Kreis von Buchstaben, legten auf jeden derselben ein Gerstenkorn, und ließen dann einen Hahn dazwischen herumspaziren. Diejenigen Buchstaben von welchen er die Körner fraß, wurden zusammengelegt, und so gut es gehen wollte, bedeutende Worte daraus gemacht. Dieser Wahrsagung bediente sich, zum Beispiel, ein bekannter Zauberer Jamblichus, um den Nachfolger des Kaisers Valens zu erfahren. Der Hahn fraß von den Buchstaben D. E. O. D., und so blieb es ungewiß, ob Theodosius, Theodotus, Theodorus, oder Theodectes gemeint sei. Viele, deren Namen unglücklicherweise mit D. E. O. D. begannen, ließ der ergrimmte Kaiser tödten, und Jamblichus selbst nahm Gift, um der Rache zu entgehen.

Durch eine Mischung von giftigen Kräutern und Mineralien wußten einige Blindheit, Raserei, Liebe und dergleichen zu bewirken; Circe sogar die Gefährten des Ulysses zu verwandeln. So war das Kleid beschaffen, welches Medea der Creusa schickte. Doch gab es auch gewisse Amulette,

welche dagegen schützten. — Ovid läßt eine Zauberin sich rühmen, daß sie den Mond aus seinem Kreise ziehen könne. Auch die Verfinsterungen des Mondes schrieb man Zauberkräften zu, und suchte sie, wie noch jetzt die Wilden, durch Pauken- und Trompeten-Schall zu vertreiben. — Der liebenswürdigste Zauberer war Orpheus, denn sein Zaubermittel, das er auf Mozart vererbte, bestand in der Musik.

Liebe einzuflößen, gab es Zaubergürtel; Juno empfing schon einen solchen aus den Händen der Venus, um Jupiter's Liebe zu entflammen. Die meisten Zaubereien dieser Art mochten wohl zu allen Zeiten durch schöne Augen geschehen. Aber den Augen traute man auch oft viel Böses zu. Es gebe Menschen, hieß es, die blos durch ihre Blicke Kindern schädlich würden, ja sie tödten könnten. Dieselbe verderbliche Wirkung schrieb man auch dem Lobe mancher Menschen zu (der Ammenglaube unserer Tage). Merkwürdig ist, daß besonders Selbst-Lob den Göttern mißfällig war, und daß daher die Schlegels jener Zeit, mehr als andere, von Bezauberungen zu fürchten hatten. Merkwürdig ist ferner, daß unsere alten Weiber die Gewohnheit, bei dem Lobe eines Kindes auszuspucken, oder Gott behüte es zu sagen, von den Römern gelernt haben. — Eine andere Art, die Bezauberungen zu entkräften, war, wenn man dreimal in seinen eigenen Busen spuckte; darum pflegte man den Schlegels jener Zeit scherzend zuzurufen: »Spucket geschwind in euren Busen.« — Um von Häusern, Gärten, Pforten die Zaubereien ab-

zuwenden, setzte man häßliche, ekelerregende Bilder über die Thüren. Der Reisende kann davon eines noch heute in Pompeji schauen.

2. Die Feste der Griechen.

In den ältesten Zeiten spricht Aristoteles, gab es nur Erntefeste, wobei von fröhlich Schmausenden die Erstlinge den Göttern geopfert wurden. Mit der Zahl der Götter und den erkünstelten Bedürfnissen des Menschen mehrten sich die Feste, Spiele und Gebräuche. Die feierlichen Aufzüge, meistens, wie unser Frohnleichnamsfest, die Geschichte des Gottes darstellend, den man ehren wollte, fielen bald durch ihre Kostbarkeit dem Staate sehr zur Last. Unter allen Griechen liebten am meisten die Athenienser, den Franzosen ähnlich, das Schaugepränge, und hatten zweimal mehr Feste als irgend einer ihrer Nachbarn. Gerichtshöfe und Werkstätte blieben verschlossen an solchen Tagen, alles jubelte und faullenzte.

Was der öffentliche Schatz, der die Feste bestreiten mußte, dadurch verlor, suchte man durch allerlei Mittel zu ersetzen, das Vermögen der vertriebenen Tirannen wurde diesem Behuf gewidmet. Man erzeigte auch den reichsten Bürgern die kostbare Ehre, sie zu Beiträgen aufzufordern.

Alle Feste der Griechen zu beschreiben, würde für den Verfasser und Leser gleich ermüdend sein. Nur was sich auszeichnet durch Größe oder Besonderheit, soll hier genannt werden.

Ein Bacchusfest, Agrionia, wurde bei Nacht gefeiert. Da suchten die Weiber den Bacchus, gleichsam als sei er entflohen, und wenn sie ihn nicht finden konnten, so hieß es, er habe sich unter den Musen versteckt. Unbekümmert schmausten nun die Weiber, unterhielten bei der Mahlzeit sich mit Räthseln, und endigten mit Ausschweifungen. — Die sogenannte Adonia begingen die meisten Städte, zum Andenken des von der Venus geliebten, tödtlich verwundeten Adonis. Zwei Tage waren dem Feste geweiht; am ersten trug man ihn zu Grabe; die wehklagenden Weiber rauften sich die Haare aus, schlugen an die Brust, und sangen Trauerlieder. Am zweiten überließ man sich der ausgelassensten Freude, weil die gefällige Proserpina dem Adonis vergönnt hatte, die Hälfte jedes Jahres bei der Venus zuzubringen. Vielleicht war es ursprünglich ein Fest der Frühlings-Sonnenwende. —

Bei den Peloponnesern wurden die Knaben jährlich einmal an des Pelop's Grabmahl mit Ruthen gehauen, bis das Blut herabfloß. — Der Erigone weihten die Athenienser einen festlichen Tag. Aus Verzweiflung über den Tod ihres Vaters Icarius hatte sie sich erhängt, und zuvor alle Jungfrauen Athens zu gleicher Todesart verwünscht, wenn jener Mord ungerochen bliebe. Diese Verwünschung brachte eine Wuth, sich zu erhängen, unter die Jungfrauen, die nicht eher nachließ, bis jenes Fest die Erigone versöhnte. — Auf der Insel Rhodus, dem vermeintlichen Geburtsort der Sonne, wurden dieser zu Ehren jährlich Kampf-

spiele von Männern und Knaben gehalten. Der Preis des Siegers war ein Pappelkranz. — Die Früchte der Erde opferten die Athenienser am Feste der Ceres und des Bacchus. — Ein häusliches Fest begingen sie nach der Geburt jedes Kindes, wobei es um den Herd getragen wurde. — Ein Bacchusfest, Antheſteria, drei Tage während. Am ersten öffnete man nur die Fässer und kostete den Wein: am zweiten wurde brav gezecht, und wer am längsten trinken konnte, trug einen Siegeskranz und einen Schlauch voll Wein davon. Der Schall der Posaunen lud die Zecher zu diesem Wettstreit feierlich ein, und sie mußten, auf dem vollen Schlauche stehend, ihre Humpen trinken. Dann fuhren sie auch wohl durch die Straßen und lallten Scherze den Vorübergehenden zu. Am dritten Tage erhub sich ein edlerer Wettstreit. Die Dichter stellten ihre Lustspiele dar. In Sparta wurde der Sieger zum freien Bürger aufgenommen. Auch die Sklaven durften an diesem Feste fröhlich sein, trinken und schwärmen. War es geendigt — ihnen wohl immer zu früh — so wurde in den Straßen ausgerufen: »Heraus ihr Sklaven! die Antheſteria sind vorbei!" — Die sogenannte Staatskunst, die unverschämteste aller Künste, hatte zu Athen ein Fest, welches man ohne zu erröthen, das Betrugsfest nannte. Einst stritten die Böotier mit den Athenienſern um ein Stück Landes an der Grenze. Ein persönlicher Zweikampf beider Könige sollte entscheiden. Der König von Athen, damals ein gewisser Thimötes, schlug den Zweikampf für die Rechte seines

Volkes aus, und wurde dafür wie billig des Thrones entsetzt. Sein Nachfolger, Melanthus, nicht minder feige, aber schlauer, waynete sich, erschien, und rief sogleich unwillig dem Gegner zu: nur Mann gegen Mann sollten wir fechten, ich sehe aber einen dritten, in schwarzes Ziegenfell gekleidet, der hinter dir steht." Verwundert kehrte Xanthus, der König der Böotier, sich um, den schwarzen Mann zu sehen, und diesen Augenblick benutzte Melanthus, um ihn meuchlings zu ermorden. Diese schändliche That verherrlichte man durch ein dreitägiges Fest. Am ersten Abend schmausten die Stämme. Am andern Tage opferte man, und die Kinder wurden in die Bürgerliste eingetragen. Köstlich Gekleidete liefen mit brennenden Fackeln durch die Stadt, und sangen Hymnen dem Vulkan zu Ehren. Am dritten wurde das Haar der Jünglinge beschnitten, wobei die Väter schwören mußten, daß sie und ihre Mutter freigeboren.

Zweien Ariadnen zu Ehren beging man zu Naros ein Fest; am ersten Tage fröhlich mit Musik, weil die erste Ariadne ein munteres Mädchen gewesen; am zweiten traurig, zur Erinnerung an die vom Theseus Verlassene. Ein verkleideter Jüngling äffte die Schmerzen einer Gebärerin nach, weil Ariadne auf den öden Felsen schwanger zurückblieb. — Minerva vertraute einst der Tochter des Cecrop's, Erfa, und ihren Schwestern ein verschlossenes Behältniß, mit dem Verbot, es zu öffnen. Aus dieser Fabel entsprang ein Fest, welches vier jungen Mädchen

aus den vornehmſten Geſchlechtern ein Ehrentag wurde, denn ſie trugen dann, in weißen mit Gold geſtickten Kleidern allerlei verborgene Dinge, und webten auch ein Schleppkleid für Minerven, welches Peplon hieß. — Das Feſt des Aesculap zeichnete ſich aus durch einen Wettſtreit zwiſchen Dichtkunſt und Tonkunſt. — Einen Wettſtreit anderer Art begannen die Ackersleute an einem nur für ſie beſtimmten Bacchusfeſte. Sie ſuchten nämlich mit einem Fuße auf einen Schlauch mit Wein und Oel gefüllt zu ſpringen; der Abglitſchende wurde ausgelacht, dem Sieger blieb der Schlauch. Die ländliche Jugend übte ſich oft in dieſem Spiele. — Das Feſt der Venus Aphrodite wurde an mehrern Orten Griechenlands begangen: unter geheimnißvollen Gebräuchen. Die Eingeweihten brachten ein Stück Geld, und empfingen dagegen etwas Salz, und das Sinnbild der Wolluſt. Zu Corinth feierten es die Freudenmädchen, doch auch ehrbare Matronen in geſchloſſenen Kreiſen. — Von fünf zu fünf Jahren wurde Diana im attiſchen Gebiet gefeiert. Der Ort hieß Brauron, und es ſtand daſelbſt die berühmte Bildſäule der Diana, die von Iphigenien aus Tauris gebracht worden. Junge Mädchen in gelben Kleidern wurden der Göttin geweiht, und Männer ſangen ein Buch aus Homer's Iliade. — Venus, unter dem Namen Genetyllis, (Beſchützerin der Zeugung), wurde an einem gewiſſen Tage von den Weibern verehrt, und empfing ein aus Hunden beſtehendes Opfer. —

Das Andenken eines Sieges, feierte man zu Sparta

durch Tänze, wo ehrbare Männer sich nackend mit nackenden Knaben mischten, und die Lieder der berühmtesten Dichter absangen. — Die Platäenser waren einst sechzig Jahre lang aus Griechenland verbannt. Das Andenken dieser Verbannung feierten alle böotische Städte, von sechzig zu sechzig Jahren. Eine bräutlich geschmückte Bildsäule, von einer Braut-Jungfrau begleitet, zog unter zahlreichem Gefolge auf eines Berges Spitze, wo die reichen Geschenke aller Städte auf einen Altar verbrannt wurden. Der Ursprung dieses Gebrauches schrieb sich von einem der vielen häuslichen Zwiste zwischen Jupiter und Juno her, den ein weiser Platäenser durch den Rath geschlichtet hatte (der allerdings Kenntniß des weiblichen Herzens verräth), Jupiter solle ein geschmücktes Bild auf seinen Wagen setzen, und es für seine Braut ausgeben. Die schmollende Juno eilte herbei, und als sie eine Braut von Holz fand, verzieh sie ihrem Gemahl, der sonst wohl nie in solchen Fällen sich mit Holz begnügte. — Den Apoll verehrten die Böotier alle neun Jahre durch einen feierlichen Umgang. Da trug der schönste Knabe, mit fliegendem Haar, auf dem eine goldene Krone ruhte, den Lorbeerzweig, und vor ihm her sein nächster Verwandter, einen Stab von Olivenholz, auf dessen Spitze eine Kugel, die Sonne, darunter eine kleinere, den Mond, umgeben von vielen noch kleinern, den Sternen, und von dreihundert fünf und sechzig Kreuzen, den Tagen des Jahrs. —

Als Theseus, von Creta zurückkehrend, die, von Ariad-

nen ihm geschenkte Bildsäule der Venus, zu Delos aufstellte, stiftete er ein Fest, alle fünf Jahre zu begehen, mit Musik und Pferderennen und dem Kranichtanz, dessen mannigfaltige Verschlingungen die Gänge des Labyrinthes nachahmen sollten. — Das Fest der Knaben-Geißelung, Dianen zu Ehren, wurde schon berührt. Wenn es wahr ist, was man von dessen Ursprung erzählt, so erscheinen die Spartaner menschlich bei dieser grausamen Feier. Das Orakel hatte Menschenopfer für Dianen verordnet; man wollte dies Gebot erfüllen und doch auch Menschenleben schonen, darum geißelte man die Knaben, um mit Menschenblut den Altar zu tränken. Die Väter standen dabei, ja sogar die Mütter, und sprachen den Kindern Muth ein. Dianens Priesterin wachte mit Strenge darüber, daß keine Schonung, keine Gelindigkeit Statt finden durfte. Sie trug ein leichtes Bildchen ihrer Göttin in der Hand, wenn aber die Streiche nicht derb genug fielen, so stellte sie sich, als werde plötzlich das Bild so schwer, daß sie es kaum noch halten könne; und dann verdoppelte die Geißel ihre Wuth. So geschah es denn nicht selten, daß die Knaben ihr Leben verbluteten, wofür sie aber zum Lohn mit dem Siegeskranz geschmückt und öffentlich begraben, auch wohl in Bildsäulen aufgestellt wurden. Die empörte Natur oder die eingerissene Weichlichkeit siegten endlich doch, und da vormals nur freigeborne Bürgersöhne der Ehre gegeißelt zu werden theilhaftig wurden, so schob man später nach und nach Knaben gemeiner Herkunft, ja Skla-

versöhne unter. — Zur Erinnerung an ein großes Unglück, wir wissen nicht mehr welches, wurde dem Jupiter mit Ernst und Trauer ein Fest, Diasia, gefeiert, mit welchem ein Jahrmarkt verbunden war. Daher sagt Strepsiades in den Wolken des Aristophanes, daß er seinem Söhnlein an diesem Feste einen kleinen Wagen gekauft. — Einst nahm ein Ochse sich die Freiheit, einen dem Jupiter geweihten Kuchen zu fressen. Der ergrimmte Priester schlug ihn todt. Weil es aber damals für ein Verbrechen galt, einen Ochsen zu tödten, und man doch den Priester nicht strafen wollte, so verurtheilte man das Beil, mit dem der Schlag geschehen, und die festlustigen Athenienser ergriffen gern die Gelegenheit, ein Jupiters-Fest mehr zu stiften. —

Ein freundliches Fest feierten die Megarenser am Grabe des Diokles, eines zum Halbgott erhobenen Helden, der einst in der Schlacht den Jüngling, den er liebte, mit seinem Schilde bedeckt, und für ihn sein Leben gelassen hatte. Theocrit beschreibt in einer seiner Idyllen, wie die Jünglinge an des Diokles Gruft um den Preis eines Kusses gewetteifert, und wie diejenigen, welche am zärtlichsten zu küssen wußten, bekränzt zu ihren Müttern heimkehrten. —

Fast unzählich waren die Feste des Bacchus, die Dionysien auch Orgien genannt. Wir gebrauchen das letztere Wort noch heute für schwelgende Versammlungen. Damals bedeutete es die Mysterien der Götter, insonderheit des Bacchus, diese Mysterien, die unter allen Völkern in so hoher Achtung standen, und welchen Cicero

einen bewundernswürdigen Einfluß auf die Milderung roher Sitten zuschreibt. Worin sie eigentlich bestanden, ist ungewiß, doch darf man, aus den Schriften der Alten, mit Zuversicht schließen, daß die Lehre von Unsterblichkeit der Seele, vom Lohn und Strafe nach dem Tode, in denselben vorgetragen worden. Prächtiger als irgendwo in Griechenland, wurden die Dionysien zu Athen gefeiert. Man zählte nach ihnen die Jahre. Ihre Priester hatten die ersten Sitze im Schauspielhause. In mancherlei Verkleidungen, die Geschichte des Bacchus vorstellend, mit Thyrsusstäben, Trommeln, Flöten, Klappern, mit Kränzen von Epheu oder Weinlaub geschmückt, als Silene, Pane, Satyren, auf Eseln reitend oder Ziegenböcke vor sich hertreibend, zogen die Verehrer des Bacchus, Jünglinge und Mädchen, auf Hügeln und in öden Thälern umher, tanzten, verdrehten ihre Körper, heulten in die Luft ihr Evoe! Sittsamer erschienen eine Anzahl junger Mädchen aus den vornehmsten Geschlechtern, goldene Körbe voll allerlei Früchte tragend, und diese Körbe waren das Geheimnißvolle des Festes. Man pflegte Schlangen hinein zu legen, die, hervorschlüpfend, das Volk in Erstaunen setzten. Aber gleich auf jene holden Kinder folgte wieder eine Schar von Stangenträgern, auf deren Spitze der Phallus, dies unanständige Sinnbild prangte, begleitet von Männern in Weiberkleidern, die sich trunken stellten. Auch der mystische Sieb des Bacchus durfte nicht fehlen. Alle Arten von Ausschweifungen, aber auch Spiele, und besonders Schau-

spiele (da die dramatische Dichtkunst vor Allen dem Bacchus gewidmet war), beschlossen den Tag, oder vielmehr die Nacht, denn fast alle Dionysien wurden, aus guten Gründen, mit dem Schleier der Nacht bedeckt.

Der siebente Tag jedes Monates war dem Apoll heilig. Da wurden ihm Hymnen mit Lorbeerzweigen in den Händen gesungen. — Der Hekate, der Beschützerin des Hauses und der Kinder zu Ehren, stellte man nicht allein Bildsäulen an die Pforten, sondern die Reichen veranstalteten auch ein öffentliches Gastmahl, so oft der Neumond wiederkehrte. Das trugen die Armen heim, und es hieß, Hekate habe es verzehrt. —

Einst wurden die Phocenser von den Thessaliern zu solcher Verzweiflung getrieben, daß Einer unter ihnen, Daiphantus, vorschlug, alle Weiber und Kinder zu verbrennen, und dann sich in den Feind zu stürzen. Die Weiber selbst waren so entzückt über diesen Beschluß, daß sie dem Daiphantus eine Krone überreichten, ja selbst die Knaben sollen freiwillig bereit gewesen sein, den Scheiterhaufen zu besteigen. Hierauf fochten die Phocenser mit solcher Wuth, daß sie ihre Freiheit sammt dem Leben der ihrigen retteten. Ein Fest und ein Sprichwort (indem man jede hilflos scheinende Lage hinfort eine phocensische Verzweiflung nannte) verewigten diese Begebenheit.

Dem Andenken der Helena, deren Tempel neben dem Grabe des Dichters Aleman stand, stifteten die Spartaner ein Fest, bei welchem die Jungfrauen, die es besonders

feierten, auf Mauleseln ritten, oder auf Wagen von Schilf und Rohr geflochten fuhren.

Nach Ueberwindung des persischen Generals Mardonius wurde in einer allgemeinen Versammlung aller Griechen auf den Vorschlag des Aristides beschlossen, daß künftig von fünf zu fünf Jahren, die griechischen Städte durch Abgeordnete zu Platäa, in deren Gebiet die Schlacht vorgefallen, dem Retter der Freiheit, Jupiter Eleutherius, Feste und Spiele feiern sollten. Die Platäenser opferten noch besonders jährlich an den Grabmählern der in jener Schlacht gefallenen Helden.

Das berühmteste und geheimnißvollste Fest in Griechenland waren die eleusinischen Mysterien, die zu Eleusis im attischen Gebiet alle fünf Jahre begangen, vom Kaiser Hadrian nach Rom verlegt, und unter dem ältern Theodosius noch gefeiert wurden. Das Wort Mysterien, ohne andern Zusatz, bedeutet fast immer diese eleusinischen, deren heilige Gebräuche so streng geheim gehalten wurden, daß der Götter Rache den Entdecker unausbleiblich traf. Niemand hielt sich für sicher in der Wohnung eines solchen Frevlers. Ergriffen, war der Tod ihm gewiß. Aeschylus kam in Lebensgefahr, weil man in einer seiner Tragödien etwas aus den Mysterien zu finden vermeinte. Ein Ungeweihter, der sich dabei einfand, wenn auch aus Irrthum oder Unwissenheit, wurde ermordet. Dies Schicksal traf einst zwei Fremdlinge, deren Tod einen Krieg zwischen Athen und dem König Philipp veranlaßte. Alle Griechen, ohne Unter-

schied des Alters und Geschlechts, durften die Weihe begehren, und mußten es sogar, wenn sie nicht für gottlos gelten wollten. Die Gleichgiltigkeit dagegen war eine von den Anklagen, welche den Tod des Sokrates nach sich zog. Nur Fremdlinge, Mörder und Zauberer blieben ausgeschlossen. Man theilte die Mysterien in große und kleine. Die letztern waren eine Art von Reinigung oder Vorbereitung zu den erstern, deren Weihe man erst ein Jahr nachher empfing. Dann hießen die Geweihten Epopten. Sie wurden, mit Mirten bekränzt, bei Nacht in den mystischen Tempel geführt (ein ungeheuer großes Gebäude), wo sie sich wuschen und die Mysterien aus einem Buche vorlesen hörten. Zugleich erblickten sie seltsame Gaukeleien. Bald drehte sich der Boden unter ihren Füßen, bald zischten die Blitze und der Donner rollte, bald stiegen gräßliche Gestalten aus dem Abgrund herauf. Wurden die Epopten endlich entlassen, so trugen sie die heiligen Kleider, in welchen sie geweiht worden, bis sie ganz zerrissen waren, und auch dann noch machten sie Windeln für ihre Kinder daraus, oder heiligten sie der Ceres. — Die Hauptperson bei dieser Feierlichkeit war der Hierophant, ein keuscher, unbeweibter Bürger. Ihm zur Seite standen der Fackelträger, der sogenannte König und noch andere Gehilfen. Neun Tage währte das Fest; und so lange wurde keine Bittschrift überreicht, Niemand gefänglich eingezogen. Tausend Drachmen war die Strafe für ein Frauenzimmer, welches in einem Wagen durch Eleusis fuhr. Verschiedene Prunk-Aufzüge folgten

sich an den verschiedenen Tagen. Bald war es der heilige Korb der Ceres, von Korbträgerinnen umgeben, die Wolle, Salz, Granatäpfel, Schlangen u. s. w. trugen, wobei das Volk Heil dir, Ceres! jauchzte: bald war es Jachus, der Sohn des Jupiter und der Ceres, den man im Triumphe nach Eleusis führte; bald rannten Männer und Weiber mit brennenden Fackeln in der Nacht umher, bald wurden Spiele angestellt, deren Preis in einem Maß Gerste bestand, weil dieses Getreide hier zuerst gesäet worden. Am neunten Tage endlich stieß man irdene, mit Wein gefüllte Gefäße um, und mit diesem Trankopfer wurde das Fest beschlossen.

Mit öffentlichen Spielen und Wettkämpfen unter Tonkünstlern feierten die Thespienser alle fünf Jahre den Cupido, dessen herrliche Bildsäule, vom Prariteles verfertigt, sie besaßen. Ehelicher Zwist wurde hier dem Gott vorgetragen, und durch Opfer ihm dargebracht, Versöhnung bewirkt.

In Creta wurden an einem Feste, welches die Römer unter dem Namen der Saturnalien entlehnten, die Knechte von ihren Herren gespeist und bedient. — Nur freigeborne, tugendhafte, unbescholtene Bürger durften das Fest der Furien feiern; nur Männer und Mädchen das der Diana von Ephesus; nur Knaben das des Merkur. — Zu Argos wurde der Juno eine Hekatombe von Stieren geopfert, und die Priesterin, stets eine vornehme Matrone, fuhr an diesem Tage auf einem von weißen Stieren gezogenen

Wagen, und in Wettspielen trug derjenige den Preis davon, der ein am Theater stark befestigtes Schild herabreißen konnte. Ein ähnliches Fest feierte man zu Elis alle fünf Jahre, wobei sechzehn Matronen für die Göttin ein Gewand webten, und Kampfrichterinnen waren. Jungfrauen stellten hier einen Wettlauf an, Alle gleich gekleidet, mit fliegendem Haar, die rechte Schulter bis an die Brust entblößt, die Röcke nur bis auf die Knie reichend. Die Siegerin empfing den Olivenkranz und durfte ihr Bild der Göttin weihen.

Ein Trauertag wurde zu Corinth begangen, um die Kinder der Medea. Oft mögen die Leserinnen, bei Ermordung dieser Kinder von Mutterhand vor der Bühne geschaudert haben, und werden sich nun freuen zu vernehmen, daß nicht Medea, sondern die Corinther dieses Blut vergossen. Um aber die Schmach von sich abzuwenden, bestachen sie den Euripides, eine Fabel zu erfinden, an die zuvor Niemand gedacht.

Am Feste Vulkans mußten drei Jünglinge einen Wettlauf mit einer brennenden Fackel anstellen; wer diese brennend zum Ziele brachte, trug den Preis davon. Verlosch sie früher, so übergab der Erste sie dem Zweiten, und trat zurück. (Die Russen haben noch jetzt ein ähnliches Spiel, wobei ein glimmendes Hölzchen aus einer Hand in die andere geht.) Wenn einer der Jünglinge seinen Lauf verzögerte, um durch die hastige Bewegung die Fackel nicht auszulöschen, da schlugen ihn die Zuschauer scherzend mit der

flachen Hand, und solche Erinnerungen nannte man breite Schläge. — Am Fest der Sonne und der Horen, wobei man die Erstlinge der Früchte in Töpfen umher trug, wurde die Stadt durch ein Opfer gereinigt, die Athenienser ließen ihre adoptirten Söhne in das große Buch schreiben, und Niemand durfte an diesem Tage Bürgschaft leisten oder annehmen.

Die Thesmoforien, ein Fest der Ceres, feierte ganz Griechenland mit verschiedenen Gebräuchen, unter welchen der der Syrakuser am seltsamsten war, da sie, was die weibliche Schamhaftigkeit am verborgensten hält, aus Safran und Honig nachgebildet, öffentlich umher trugen. Zu Athen durften nur freigeborne Frauen die Ceres an diesem Tage verehren, und ihnen waren Jungfrauen zugeordnet, die man in einer Art von klösterlichem Zwange erzog. Schon mehrere Tage vor dem Feste bestreuten die Frauen ihre Betten mit blutkühlenden Kräutern, um die Sinnlichkeit zu verbannen und beim Opfer die weißen Kleider, das Zeichen der Unbeflecktheit, würdig tragen zu können. Mit Büchern auf den Häuptern, zum Andenken der von der Ceres erfundenen Gesetze, wallfahrteten sie nach Eleusis, fasteten und brachten ein geheimnißvolles Opfer, von dem die Männer ausgeschlossen waren. Wer um geringer Vergehungen willen im Kerker saß, wurde an diesem Feste befreit. — Bei den Lesbiern stritten an einem feierlichen Tage die schönsten Weiber um den Preis der Schönheit. Leider wird nicht mehr gefunden, worin die-

ser Preis bestanden, und wer die Richter gewesen, und ob der Gebrauch, der sonder Zweifel manches Unheil gestiftet, sich lange erhalten. Bei den Eleern fand ein ähnlicher Wettstreit unter den schönsten Männern Statt. — Geziemender mochte ihnen der musikalische Wettkampf bei den sogenannten Karneen, einem neuntägigen Feste sein, welches einst zu Abwendung einer Pest angeordnet wurde. Hier trug Terpander den ersten Preis davon, und Timotheus, der berühmte milesische Tonkünstler, mußte schmählich den Kampfplatz verlassen, denn einer der spartanischen Ephoren trat mit einem Messer zu ihm, und legte ihm die seltsame Frage vor: welche von den Saiten seiner Leier man entzwei schneiden solle? weil deren mehr als sieben waren. — Ein nächtliches Fest wurde der Cotys oder Cotytto, der Göttin der Unzucht, mit solchen Feierlichkeiten begangen, die ihr am angenehmsten waren, und folglich nicht zu beschreiben sind. Liederliche Menschen pflegte man deshalb Diener der Cotys zu nennen. — Das Saturnusfest zu Rhodus befleckte ein Menschenopfer, doch war es nur ein zum Tode verurtheilter Missethäter.

Ein freundlicheres Fest beging man zu Sparta, wo die ganze Stadt in eine große Familie zusammen schmolz, wo Frauen und Jungfrauen, Kinder und Knechte Alle an einer Tafel speisten.

Minerva, die Schutzgöttin Athen's, wurde, außer mehreren Festen, durch die kleinen und großen Panathenäen verherrlicht, die erstern alle drei, die letztern alle fünf

Jahre gefeiert. Da gab es Wettrennen mit Fackeln, Ringeltänze und Preisbewerbungen in Gesängen und Schauspielen. Der Preis war ein Olivenkranz und ein Gefäß mit Oel, das der Sieger nach Gefallen auch aus dem Lande schicken konnte, welches sonst nie erlaubt war. Die Jungfrauen webten dann den Mantel der Minerva, von weißer Farbe mit Gold gestickt, und konnten sich kunstreich beweisen, denn die großen Thaten der Göttin und der Heroen waren auf diesem Mantel abgebildet. Darum pflegte man auch von tapfern Männern zu sagen: »sie sind würdig, auf dem Mantel der Minerva zu prangen.« Die Art, wie der Peplus (so hieß der Mantel) nach langem Hin- und Herführen bis zu der Göttin gelangte, war eine seltsame Erfindung; man hing ihn nämlich, gleich einem Segel, an ein künstliches Schiff, das aber auf festem Grund und Boden, entweder von Thieren gezogen oder durch Maschinen fortbewegt wurde, umringt von Männern und Frauen, welche Oelzweige, Töpfe, Körbe, Schirme, Stühle trugen, Hymnen sangen u. s. w. Verdienstvolle Männer wurden an diesem Tage mit goldenen Kronen beschenkt, Gefangene frei gelassen, und Homer's Gedichte abgesungen. Auch betete man für die Wohlfahrt der Platäenser zum Andenken ihrer Tapferkeit in der Schlacht bei Marathon. — Der Tag der Minerven-Wäsche — denn ihre Bildsäule wurde an diesem Tage entkleidet und gewaschen, — wurde für einen unglücklichen Tag gehalten, und es schien ein böses Zeichen, daß Alcibiades gerade an demselben zu-

rück kam. Allein der junge Held kehrte ſich nicht daran, und Alles ging gut. — Die Thebaner feierten ein Feſt dem grauen Apoll, denn dieſe Sonderlinge hatten ihn (warum? iſt unbekannt) mit grauen Haaren abgebildet. — In Arkadien gab es ein Bacchusfeſt, an dem die Frauen, wie zu Sparta die Knaben, gegeißelt wurden. —

In Athen machten ſie an einem gewiſſen feierlichen Tage Satyren auf einander, die wohl bisweilen mehr geſchmerzt haben mögen als jene Geiſſelhiebe.

In Jonien opferte man jährlich der erzürnten Diana einen Knaben und ein Mädchen, weil eine ihrer Prieſterinnen durch Wolluſt den Tempel entweiht hatte, und dieſes grauſame Opfer währte bis nach dem trojaniſchen Kriege.

Zu Argos wechſelten an einem Feſte der Venus und Luna Männer und Weiber ihre Kleider, zum Andenken der Heldin Teleſilla, die, bei einer Belagerung, an der Spitze eines weiblichen Heeres, die Stadt gegen die Spartaner vertheidigte. Eben daſelbſt opferte man der Venus eine Sau! — Die Delphier begingen ein Feſt, Königen zur Lehre geſtiftet. Eine Hungersnoth trieb einſt die Delphier vor den Palaſt ihres Königs, wo er Mehl und Hülſenfrüchte, doch nur unter die ihm Bekannten vertheilte, und ein armes, kleines, verwaiſtes Mädchen, das ihn rührend um Speiſe bat, anfangs rauh zurück wies, und endlich gar mit ſeinem Schuhe ſchlug. Da entfernte ſich das Kind, löſte ſeinen Gürtel und erhing ſich daran. Hunger und Peſt waren die Folge, und, auf Befragen des Orakels,

erklärte Pythia, man müsse die Manen der kleinen Charila versöhnen. So entstand das Fest, an welchem der König, nach Austheilung von Früchten, ein Bild der Charila mit dem Schuhe schlug, es erhängen und begraben ließ. —

Das Fest der Grazien wurde mit nächtlichen Tänzen gefeiert. Wer dabei am längsten wach blieb, empfing einen Kuchen zur Belohnung. — Ein Frühlingsfest begingen die Knaben fröhlich zu Rhodus, indem sie von Haus zu Haus ein noch vorhandenes Lied sangen, und für eine Schwalbe bettelten. Er hub also an: »Sie ist da, sie ist da, die Schwalbe, und bringt uns schönes Wetter und frohe Stunden.«

Bei weitem der kleinste Theil der griechischen Feste wurde hier genannt, doch mehr als genug, um einen Begriff von diesen oft erhabenen, oft lächerlichen Feierlichkeiten zu geben. Manche sind von allen Griechen, manche von einzelnen Städten, oder auch nur von Familien gefeiert worden. Ihre Zahl mehrte sich mit der Zahl der Götter, und da es deren so viele tausende gab, so läßt sich schließen, daß fast kein Tag verging, an dem die Griechen nicht Gelegenheit hatten, zu beten, zu faullenzen, zu schwelgen und ihre Schaulust zu befriedigen. Ja, es genügte ihnen nicht einmal an Verehrung der Götter, auch Sterbliche hatten ihre Altäre, Tempel und Feste, gewöhnlich aus bessern Gründen, als die Götter selbst. So zum Beispiel der tapfere Ajax, auf der Insel Salamis; Alcathous zu Megara, weil er einen das Land verwüstenden Löwen bekämpfte; Ischenus zu Olympia, weil er sein Vater-

der Odyſſee, »hat ein Mann in ſeinem Leben, als wenn er ſtark an Händen und Füßen iſt.“ Darum nennt er auch den Achill ſtets den ſchnellfüßigen, und allerdings beweiſen die unwiderſtehlichſten Krieger unſerer Zeit, wie oft die Schnelligkeit den Sieg verleiht. Die eigentliche Rennbahn (Stadium) war nicht länger als hundert fünfundzwanzig Schritte, wurde aber bald mehr, bald weniger vergrößert. — Die Springer wurden mit Gewichten belaſtet, und übten ſich bergauf, bergab. — Die Wurfſcheibe, Diſkus, war ſehr ſchwer, und wurde hoch in die Luft oder auch nach einem Ziele geworfen. Der ungeheuer lange Wurfſpieß diente zu gleichem Zwecke.

Der Fauſtkampf war das grauſamſte Schauſpiel. Die Kämpfer trugen lederne Riemen, oft mit Blei gefüllt, um die Arme. Sie ſuchten dem Gegner einen Schlag auf Kopf und Bruſt, beſonders in das Antlitz beizubringen. Sie ſprangen um einander herum, wichen aus und zurück, ſtanden wieder, fielen, rafften ſich auf, kämpften auf's neue, ruhten aus um Kräfte zu ſammeln, erneuerten den Kampf, bis einer von beiden todt niederſank, oder völlig entkräftet und ſchrecklich zugerichtet, für überwunden ſich bekennen mußte.

Die Ringer machten ihre Glieder durch warmes Oel geſchmeidig und glatt. Wer ſeinen Gegner dreimal niederwarf, blieb Sieger. Bisweilen gebrauchten ſie nur die Hände, und zerbrachen ſich dabei die Finger. Oft ſiegte auch der Schwächere, indem er ſich freiwillig niederwarf und liegend

seinen Gegner so lange kniff, biß und kratzte, bis er ihn überwand. Das Bekenntniß des Besiegten geschah durch Worte, oder durch Aufhebung eines Fingers.

Das Pferde-Rennen wurde durch Reiter oder durch Wagenlenker vollbracht. Die Kunst der letztern bestand vorzüglich darinnen, das Ziel nicht zu berühren; denn Umwerfen und Spott waren die unvermeidlichen Folgen einer solchen Berührung. — Die schönsten Wettstreite sonder Zweifel begannen die Dichter und Tonkünstler. Hier kämpfte Euripides mit dem Xenokles um den Preis; hier las Herodot neun Bücher seiner Geschichte vor; hier hielt Gorgias Leontinus Reden aus dem Stegreif über jeden ihm gegebenen Stoff.

Die olympischen Spiele wurden stets im fünften Jahre gefeiert und währten fünf Tage. Man gibt ihnen ein sehr hohes Alterthum, doch können sie wohl kaum zu den Zeiten des trojanischen Krieges vorhanden gewesen sein, weil sonst Homer wohl irgendwo ihrer erwähnt haben würde. Iphitus, ein Zeitgenosse des Lykurg, frischte sie, vierhundert Jahre nach Zerstörung Troja's, wieder auf. Nach ihnen benannte man die Olympiaden, Zeiträume von mehr als vier und weniger als fünf Jahren, nach welchen die Griechen zu rechnen pflegten. Die Eleer hatten die Aufsicht über diese Spiele, und trugen in ihre Annalen sowohl die Olympiaden als die Namen der Sieger ein. Der Aufseher waren zehn, die sich zehn Monat vor Begehung der Spiele auf dem Forum zu Elis täglich versammelten,

land durch eigne Aufopferung von einer Hungersnoth rettete; Leonidas zu Sparta, weil er den Opfertod bei Thermopylä starb; ja selbst den Dichter Linus verehrte man jährlich auf dem Berge Helikon, ehe man den Musen opferte. Es scheint aus alle dem, daß ein frommer Grieche durchaus kein anderes Geschäft treiben konnte, als seine Frömmigkeit.

3. Die öffentlichen Spiele der Griechen.

Es ist schon bemerkt, wie viele Feste der Griechen mit Spielen verbunden oder beschlossen worden: allein es gab noch vier große, besonders heilige Spiele, zu welchen ganz Griechenland hinströmte aus Frömmigkeit und Schaulust. Sie hatten überdies noch andere, löbliche Zwecke; sie waren ein stets erneuertes Band zwischen den verschiedenen Völkerschaften, und gaben den Kräften des Körpers wie des Geistes Gelegenheit zur Auszeichnung. Die entflammte, und in solchen Versammlungen befriedigte Ehrbegier wurde die Mutter so vieler Meisterwerke, die wir noch jetzt bewundern.

Die olympischen, pythischen, isthmischen und nemeischen waren die vier heiligen Spiele. Die Sieger in diesen wurden fast angebetet. Auf Triumphwagen kehrten sie zurück, und die Vaterstadt riß ihre Mauern nieder, zum bequemern Einzug der Gefeierten. Sie empfingen Geschenke, saßen auf den ersten Plätzen im Schauspiel, wurden auf öffentliche Kosten unterhalten. In Sparta stan-

den sie zunächst bei dem König, und ein angesehener Posten im Heere gebührte ihnen. Wer vollends mehr als einmal den Preis errang, der hatte die höchste Stufe des menschlichen Glücks erklimmt, und wer in allen Wettkämpfen Sieger blieb, der wurde für keinen Sterblichen mehr geachtet. Ihr Glanz bestrahlte Alles, was ihnen angehörte: sie erhöhten den Ruhm ihrer Vaterstadt, das Glück ihrer Verwandten, und beseligten ihre Eltern. Diagoras, der Sieger in den olympischen Spielen, hatte auch seine Söhne und Enkel als Sieger umarmt; da sprach ein Lacedämonier zu ihm: »Stirb nun, Diagoras! willst du ein Gott werden?«

Nach gesprochenem Urtheil der Kampfrichter rief der Herold die Namen des Siegers, seines Vaters und seiner Vaterstadt aus. Es geschah bisweilen, daß der Held einen andern Geburtsort nannte, entweder aus Vorliebe für eine fremde Stadt, wo ihm Gutes wiederfahren, oder aus Haß gegen die Vaterstadt, die ihn beleidigt hatte. Dann aber rächte sich diese für den entzogenen Ruhm, verbannte den undankbaren Bürger, verwandelte sein Haus in ein Gefängniß, und ließ seine Bildsäulen nieder. — Das Siegeszeichen war gewöhnlich ein Palmzweig.

Das Springen, Laufen, die Wurfscheibe, das Spießwerfen und das Ringen waren die gewöhnlichen Uebungen in den heiligen Spielen. Schon Homer nennt die Schnelligkeit im Laufen einen der größten Vorzüge des Mannes. »Keinen größern Ruhm,« sagt er in

der Odyssee, »hat ein Mann in seinem Leben, als wenn er stark an Händen und Füßen ist.“ Darum nennt er auch den Achill stets den schnellfüßigen, und allerdings beweisen die unwiderstehlichsten Krieger unserer Zeit, wie oft die Schnelligkeit den Sieg verleiht. Die eigentliche Rennbahn (Stadium) war nicht länger als hundert fünfundzwanzig Schritte, wurde aber bald mehr, bald weniger vergrößert. — Die Springer wurden mit Gewichten belastet, und übten sich bergauf, bergab. — Die Wurfscheibe, Diskus, war sehr schwer, und wurde hoch in die Luft oder auch nach einem Ziele geworfen. Der ungeheuer lange Wurfspieß diente zu gleichem Zwecke.

Der Faustkampf war das grausamste Schauspiel. Die Kämpfer trugen lederne Riemen, oft mit Blei gefüllt, um die Arme. Sie suchten dem Gegner einen Schlag auf Kopf und Brust, besonders in das Antlitz beizubringen. Sie sprangen um einander herum, wichen aus und zurück, standen wieder, fielen, rafften sich auf, kämpften auf's neue, ruhten aus um Kräfte zu sammeln, erneuerten den Kampf, bis einer von beiden todt niedersank, oder völlig entkräftet und schrecklich zugerichtet, für überwunden sich bekennen mußte.

Die Ringer machten ihre Glieder durch warmes Oel geschmeidig und glatt. Wer seinen Gegner dreimal niederwarf, blieb Sieger. Bisweilen gebrauchten sie nur die Hände, und zerbrachen sich dabei die Finger. Oft siegte auch der Schwächere, indem er sich freiwillig niederwarf und liegend

seinen Gegner so lange kniff, biß und kratzte, bis er ihn überwand. Das Bekenntniß des Besiegten geschah durch Worte, oder durch Aufhebung eines Fingers.

Das Pferde-Rennen wurde durch Reiter oder durch Wagenlenker vollbracht. Die Kunst der letztern bestand vorzüglich darinnen, das Ziel nicht zu berühren; denn Umwerfen und Spott waren die unvermeidlichen Folgen einer solchen Berührung. — Die schönsten Wettstreite sonder Zweifel begannen die Dichter und Tonkünstler. Hier kämpfte Euripides mit dem Xenokles um den Preis; hier las Herodot neun Bücher seiner Geschichte vor; hier hielt Gorgias Leontinus Reden aus dem Stegreif über jeden ihm gegebenen Stoff.

Die olympischen Spiele wurden stets im fünften Jahre gefeiert und währten fünf Tage. Man gibt ihnen ein sehr hohes Alterthum, doch können sie wohl kaum zu den Zeiten des trojanischen Krieges vorhanden gewesen sein, weil sonst Homer wohl irgendwo ihrer erwähnt haben würde. Iphitus, ein Zeitgenosse des Lykurg, frischte sie, vierhundert Jahre nach Zerstörung Troja's, wieder auf. Nach ihnen benannte man die Olympiaden, Zeiträume von mehr als vier und weniger als fünf Jahren, nach welchen die Griechen zu rechnen pflegten. Die Eleer hatten die Aufsicht über diese Spiele, und trugen in ihre Annalen sowohl die Olympiaden als die Namen der Sieger ein. Der Aufseher waren zehn, die sich zehn Monat vor Begehung der Spiele auf dem Forum zu Elis täglich versammelten,

den Vorübungen der Preisbewerber beiwohnten, in den Kampfgesetzen sie unterrichteten und eidlich angelobten, ihr Urtheil nicht bestechen zu lassen. Während der Spiele selbst lag der Siegeskranz vor ihnen, den sie, trotz des Eides, doch nicht immer unpartheiisch ertheilten. Aber in solchen Fällen war es erlaubt, an den olympischen Senat zu appelliren, und man wußte Beispiele, wo die Kampfrichter mit einer Geldbuße belegt worden. — Die Priesterinnen der Ceres ausgenommen, durfte kein Frauenzimmer diesen Spielen beiwohnen, vielleicht weil alle Kämpfer nackend waren, obwohl dies kein Grund gewesen wäre, die Spartanerinnen abzuweisen. Man hielt so streng über dieses Gesetz, daß, wenn auch nur ein Frauenzimmer wagte, über den Fluß Alpheus zu gehen, man ohne Erbarmen sie vom Felsen herabstürzte. Pherenice wagte es dennoch, ihren Sohn bis zum Kampfplatz zu begleiten. Sie wurde erkannt und vor die Richter gestellt. Es war um sie geschehen, hätte sie nicht Vater, Bruder und Sohn unter den olympischen Siegern gezählt. Diese außerordentliche Ehre entwaffnete die Strenge des Gesetzes. Später mag es ohnehin fein aufgehoben worden, denn es werden Beispiele von Frauenzimmern erzählt, die mit Amazonen-Muth in den olympischen Spielen gekämpft und obgesiegt haben.

Wer nicht zu den erwähnten Vorübungen zu rechter Zeit sich eingefunden hatte, der konnte nicht als Preisbewerber auftreten, und schlich er sich dennoch bei den Spielen ein, so brachte selbst der Sieg ihm keinen Lohn. Die ge-

rechteste Entschuldigung der verzögerten Ankunft ward verworfen, und ein gewisser Apollonius mußte deshalb zurücktreten, obschon er beweisen konnte, daß widrige Winde auf den cykladischen Inseln ihn aufgehalten.

Kein Verbrecher, auch kein Verwandter eines Verbrechers wurde zugelassen. Die Kämpfer, ja selbst ihre Väter und Brüder, mußten einen feierlichen Eid ablegen, daß alle Kampfbedingungen treulich erfüllt, und kein unerlaubtes Mittel zu Erringung des Sieges angewandt worden.

Kugeln, mit Buchstaben bezeichnet, wurden aus silbernen Urnen gezogen. Die, welchen gleiche Buchstaben zufielen, kämpften mit einander. Der Sieger des ersten Paares mußte auch den Sieger des zweiten, dritten, vierten überwinden, oder, wenn er unterlag, so kämpfte sein Ueberwinder mit den folgenden. — Unter allen Preisbewerbern der olympischen Spiele that Alcibiades an Glück und Pracht am meisten sich hervor. Kein Grieche, und kein König der Griechen, hatte jemals, wie er, sieben Wagen dazu gesandt. Der erste, zweite und vierte Preis wurden ihm zu Theil.

Die Zweige des Olivenkranzes, woraus allein der Preis bestand, wurden von heiligen Bäumen geschnitten, die Herkules gepflanzt hatte, und von welchen nie einen andern Gebrauch zu machen bei schwerer Strafe geboten war.

Die pythischen Spiele, vom Apollo selbst gestiftet, wurden unweit Delphi, anfangs alle neun, dann alle fünf

Jahre gefeiert. Der Preis bestand in heiligen Aepfeln und Lorbeerkränzen. Die Dichtkunst wetteiferte hier mit der Tonkunst. Hesiod wurde abgewiesen, weil er die Cither nicht spielen konnte. Orpheus und Musäus hielten es unter ihrer Würde, sich in einen Wettstreit einzulassen. Auch feierliche Tänze waren üblich, und sowohl diese als die Gesänge hatten den Sieg Apoll's über den Python zum Gegenstande. Für die Schaulustigen wurden Kämpfe, gleich den olympischen, veranstaltet, doch nur Knaben durften als Kämpfer auftreten. Den strengen Vorübungen wohnten die Amphictyonen bei.

Die nemeischen Spiele, von einem Dorfe und Haine also genannt, beging man in jedem dritten Jahre. Das Wagen-Rennen war hier der vornehmste Kampf. Die Richter, welche in schwarzen Kleidern den Vorsitz führten, waren so gewissenhaft, daß sie dem Lebenden die Krone wieder entrissen und dem Verstorbenen sie zusprachen, wenn ein spät entdeckter Betrug sie dazu berechtigte. Der Sieger wurde mit Eppich bekränzt.

Die isthmischen Spiele, auf dem schmalen Landstrich bei Corinth gefeiert, wurden von allen Griechen, nur von den Eleern nicht besucht, weil ihnen einst, von den Archivern und Corinthern Genugthuung für einen Mord versagt worden, den Herkules an einigen ihrer Jünglinge begangen, welche friedlich zu den isthmischen Spielen zogen. Im dritten oder fünften Jahre wurden diese auf ähnliche Weise, wie die olympischen begangen, und das Unge-

heuer Nero trug einſt hier den Sieg davon. Ein Kranz von Fichtenzweigen war der Preis.

Dieſe Spiele wurden einſt durch eine große, für jede Feder, jeden Pinſel zu erhabene Scene unterbrochen. Etwa zweihundert Jahr vor Chriſti Geburt, als der römiſche Konſul Flaminius den macedoniſchen König Philipp überwunden hatte, erſchien er auf dem Iſthmus, und ließ durch einen Herold dem verſammelten Volke, im Namen des römiſchen Senats, die alte Freiheit verkünden. Ein tiefes Schweigen folgte. Keiner traute ſeinen Ohren. Jeder ſah den Nachbar mit Erſtaunen an, als wolle er fragen: hab' ich recht gehört? — doch als der Herold die freudige Botſchaft laut wiederholte, da brachen die Griechen in ein Jubelgeſchrei und Händeklatſchen aus, und achteten nicht mehr der Spiele und waren Freudetrunken. Etwas ähnliches that auch Nero, doch es war beidemal nur Gaukelei; man ſchmeichelte den Griechen mit einem Worte, ſo wie manchem Fürſten heutzutage mit dem Worte Souverainität.

4. Das Kriegswesen der Griechen.

Die Leſerinnen ſind in unſern Zeiten mit den Vorſtellungen von Krieg und Schlachten ſo vertraut geworden, daß ſie vor dieſem Gegenſtande aus der alten griechiſchen Welt um ſo weniger zurückbeben werden. Um keine Lücke in dem Ganzen zu laſſen, war es nothwendig, auch hievon zu ſprechen, allein die Kürze werde hier ein doppelt ſtrenges Geſetz. — Länder-Raub war den älteſten Griechen

unbekannt. Ihre Zwistigkeiten entstanden gewöhnlich über eine weggetriebene Herde, oder einen beschädigten Acker. Darum sprach Achilles zum Agamemnon: er folge ihnen blos, um die Ehre des Menelaus zu retten, und sei den Trojanern nicht gehässig, da sie weder Pferde noch Rinder ihm weggetrieben, noch seine Feldfrüchte jemals verletzt hätten. Aber dieser Naturzustand konnte in einem Lande, das in so viele kleine, unabhängige Staaten zerstückelt war, nicht lange bestehen. Jeder dieser Staaten suchte sein Gebiet zu vergrößern, und so wurde nach und nach die Gewalt zum Rechte, der Krieg zur Kunst, der Muth ein angebornes Erbe, die Gleichgiltigkeit gegen Leben und Tod eine erworbene Eigenschaft, vor allen der Spartaner, von welchen Plutarch den Vers anführt: »Sie hielten weder Leben noch Tod an sich für etwas Gutes, sondern nur das rühmliche Ende.« Erziehung, Gesetz und Uebung erhoben die Spartaner zu den ersten Kriegern, nach deren Beistand der jüngere Cyrus, der lydische Crösus trachtete, denen die Sicilianer, Thracier, Carthaginienser u. s. w. ihre Freiheit verdankten. Noch ruht ihr Geist auf den Mainotten, ihren Nachkömmlingen, die, an Zahl gering, an Tapferkeit ihren Vätern gleich, auf der Halbinsel Morea ihre Freiheit gegen die Türken behaupten.

Der Ueberlegenheit bewußt, forderten und erhielten die Lacedämonier in allen Kriegen den Oberbefehl, wo mehrere Verbündete ihre Truppen lieferten. Gelon, der König von Sicilien, versprach einst mit zahlreichen Völkern gegen

die Barbaren sie zu unterstützen, wenn sie ihn zum Feldherrn über das griechische Heer ernennen wollten; aber sein Antrag wurde verworfen. Nicht einmal unter Alexander's Fahnen wollten sie gegen die Perser fechten, obgleich schon alle Griechen diesem gräßlichen Helden folgten. — Was Sparta zu Lande war, das Athen zur See. Ein Athenienſischer Admiral führte den Oberbefehl über die ganze griechische Seemacht.

Jeder Bürger von gewiſſem Alter war verpflichtet die Waffen zu tragen, wenn er dazu aufgefordert wurde. Greiſe, Sklaven, Fremde, dienten nur in großer Gefahr. Jeder zog in den Krieg auf eigene Kosten und in der Hoffnung, Beute zu gewinnen. Um Sold zu dienen war schimpflich, noch schimpflicher dem Kriegsdienſt auszuweichen, Verluſt des Stimmrechts die Folge, und alle Tempel blieben dem Widerſpenſtigen verſchloſſen. Den Geworbenen brannte man ein Zeichen in die Hand.

Die Carier waren die Erſten, die allgemeinen Haß und Verachtung gegen ſich erweckten durch Dienſt um Sold, obgleich ſpäter alle Griechen ihrem Beiſpiele folgten, wozu Pericles in Athen den Anfang machte. Immer ſtellt der Menſch ſich nur, als ob er das verachte, was unrühmlichen Gewinn bringt, doch begierig ergreift er den erſten ſcheinbaren Vorwand, um nachzuthun, was er vor Kurzem noch verdammte. Die Koſten des Unterhalts wurden vom Solde abgezogen; wenn folglich das Getreide theuer war, ſo befanden die griechiſchen Soldaten ſich in

keiner beſſern Lage, als die heutigen. Doch wurde bisweilen in ſolchen Fällen der Sold erhöht. Ihn lieferte der öffentliche Schatz und eine allgemeine Auflage, zu der die Reichen oft freiwillig größere Beiträge ſteuerten. Der trojaniſche Krieg war der Erſte, in dem ganz Griechenland gegen einen auswärtigen Feind ſich verband.

Schwergerüſtetes Fußvolk trug breite Schilde und lange Spieße, das leichtbewaffnete, Bogen, Wurfſpieße, Schleudern. Hatten die Letztern ihre Pfeile abgedrückt, ſo verbargen ſie ſich hinter den Schildern der Erſtern, wie Teucer, beim Homer, hinter Ajax glänzendem Schilde. Die Reiterei war minder zahlreich, denn der Pferdezucht war das Land ungünſtig. Da nur die Reichen zu Roſſe dienten und dieſen koſtbaren Dienſt beſtreiten konnten, ſo ſtand er auch in höherm Anſehen als der zu Fuß, bis unter den Reichen die bequeme Gewohnheit entſtand, einen gerüſteten Reiter zu unterhalten, der die Gefahr, welche ſie ſcheuten, für Geld übernahm.

Von Sattel und Steigbügel liefert kein altes Denkmal eine Spur, ſelbſt der Zaum blieb lange unbekannt. Doch ſchon das Roß des Aeneas bedeckt Virgil mit einer Löwenhaut. Die Pferde wurden abgerichtet die Knie zu beugen, um den Reiter den Sprung auf deren Rücken zu erleichtern. Manche Reiter ſtützten ſich dabei auf einen Spieß, oder machten den Rücken eines Sklaven zur Stufe. Auch wurden auf den Landſtraßen Steine zu dieſem Behuf errichtet.

Viele der alten Helden zogen auf Wagen, mit zwei oder drei Rossen bespannt, in's Feld, und oft waren diese Wagen mit Gold und Silber künstlich ausgelegt, mit kostbaren Decken behangen. Es ist merkwürdig, daß die Russen noch jetzt das dritte Pferd so anzuspannen pflegen, wie die Griechen in den ältesten Zeiten. Auch das Viergespann war schon zu Homer's Zeiten üblich. — Auf jedem Wagen befanden sich zwei Männer, der Eine lenkte die Zügel, ein Dienst, nichts weniger als knechtisch, dem Nestor, Hektor und andere Helden sich unterzogen; der Andere focht an seiner Seite oder hinter ihm. Die Sichelwagen, deren Zweck und Bau schon aus der Benennung sich erklärt, mähten oft ganze Reihen. Doch als die Kriegskunst sich vervollkommte, wurden alle Wagen verbannt, und man kämpfte blos zu Pferde. Die besten Reiter waren die Thessalier. Alexander der Große führte zuerst eine Art von Dragonern ein, die zu Pferde wie zu Fuße dienten. Schwer gerüstet, Mann und Roß mit Eisen bedeckt, war eine andere Gattung der Reiterei, die den Rittern des Mittelalters glich.

Vor Alexander's Zeiten wußte man nichts von Kameelen oder Elephanten. Damals brachte man die letztern aus dem Morgenlande; sie trugen Thürme, welche zehn bis dreißig Soldaten faßten, die, selbst geschützt, durch Pfeile und Wurfspieße den Tod um sich her verbreiteten. Auch kämpften die Elephanten selber muthig, ihre Füße und Rüssel zertraten und zerquetschen die Feinde. Als die Grie-

chen sie zum ersten Male sahen — es waren deren fünfundachtzig unter dem Heere des Porus — da gestand selbst Alexander, es wandle Furcht ihm an. Doch sie lernten bald auch diese Colosse nicht zu scheuen, sie hieben ihnen die Rüssel ab, verwundeten sie in den Füßen, erschreckten sie durch ungewohnte Töne, und bewirkten dadurch nicht selten, daß sie wüthend Verwirrung und Tod unter ihr eigenes Heer trugen. Darum entsagte man bald diesen Kriegsgefährten.

Die Waffen der ältesten Helden waren von Erz oder Kupfer, bis sie denen von Eisen wichen. Zinn diente zu Bein- und Brustharnischen, Gold und Silber nur zum Schmuck. Wer von einem dieser edlen Metalle die ganze Rüstung verfertigen ließ, galt für einen verzärtelten Krieger, und Homer verglich den Amphimachus, der mit goldenen Waffen in den Krieg zog, mit einem geputzten Mädchen. Doch den Schmuck, als Nebensache, verschmähten die Helden nicht, das beweist der berühmte Schild Achill's, kunstreich vom Vulkan gearbeitet, der eine so große Menge von Darstellungen enthielt, daß Manche sogar behauptet haben, nur ein Marktplatz könne sie Alle fassen. Da sah man eine Vermählungsfeier, ein gerichtliches Verhör, eine belagerte Stadt, Heerden zur Tränke geführt, pflügende Ackersleute, eine Schnitter-Mahlzeit unter der Eiche, eine Weinlese, raubende Löwen, Schafe in Hürden, ländliche Tänze, und endlich den Ocean, dessen Wellen um den Rand des Schildes schlugen. Ein französischer

Gelehrter hat diesen Schild in Kupfer stechen lassen, um zu beweisen, daß es der Kunst gelungen, alle diese verschiedenen Gegenstände in einen Raum zu bannen.

Ehe Herkules und Theseus und diesen ähnliche Helden das Land von zahlreichen Räubern befreiten, ließ kein Grieche sich unbewaffnet außer den Thoren sehen. Der Helm, von Metall oder Leder, bedeckte das Haupt. War er aus der Haut eines Thieres verfertigt, so blieb diese behaart, auch sah man wohl noch die Zähne des Thieres, die den Feind anzufletschen schienen. Das Antlitz des Helden blieb stets unbedeckt. Mit Riemen war der Helm unter dem Hals befestigt, daher die Worte Homer's, als der ergrimmte Agamemnon den Paris ergreift: »Es würgte ihn der gestickte Riemen, der unter dem Kinn den Helm zusammen zog.“ Ein Haupttheil desselben war der Busch, aus Federn, Haaren, Roßschweifen oder Mähnen, auch wohl aus Gold verfertigt. Je höher und prächtiger dieser Busch, je ausgezeichneter der, welcher ihn trug. Eitle Helden pflegten auch wohl mit zwei und drei solchen Büschen zu prangen; König Pyrrhus trug sogar Bockshörner auf dem Helme, Alles, um den Feinden Schrecken einzuflößen.

Aus demselben Grunde warfen auch die alten Helden so gern die Häute von wilden Thieren um ihre Schultern. Des Herkules Löwenhaut ist bekannt. Die Homerischen Helden traten oft so auf. Doch verschmähten sie auch eine mehr Sicherheit gewährende Rüstung nicht. Dicht am

Körper, noch unter dem Panzer, lag ein Blatt von Erz, mit Wolle gefüttert. Der Pfeil, der, beim Homer, durch des Menelaus ganze Rüstung drang, verlor seine Kraft, dies Blatt durchbohrend, und ritzte nur noch die Haut. Der Gurt von Eisen reichte von den Knien bis um den Unterleib hinauf, wo er an den Panzer stieß. Dieser Gurt schien so unentbehrlich, daß man oft die Rüstung überhaupt das Umgürten nannte.

Die Panzer, in getheilten Stücken, an den Seiten durch Schnallen verbunden, bedeckten Vorderleib und Rücken. Man trug auch halbe Panzer, Brustharnische, von Jason erfunden, von Alexander dem Großen unter seinem Heere eingeführt, damit es um so weniger dem Feinde den unbedeckten Rücken zukehren möchte. Die Panzer bestanden gewöhnlich aus dem härtesten Metall. Einst überreichte ein Künstler, Zoilus, dem Demetrius Poliorcetes zwei eiserne Panzer zum Geschenk; um deren Härte zu prüfen, ließ der Fürst, in einer Entfernung von sechsundzwanzig Schritt, einen Pfeil von einer Catapulte darauf abdrücken, der kaum eine Spur zurück ließ. Aber diese allzu schweren Rüstungen vertauschte man oft gegen Panzer von kleinen Ringen, Ketten, Schuppen, oder von Leder und doppelten Linnen. Einen solchen leinenen Panzer trug Alexander, obschon dergleichen sonst nur für die Jagd bestimmt war.

Auch Hände und Füße waren gebarnischt. Die Schilde bestanden aus Holz oder Thierhäuten mit einer metallenen

Platte belegt, oft in der Mitte eine ziemlich weit hervorragende Spitze bildend, an der nicht blos die Pfeile abglitschten, sondern deren man sich auch als Angriffswaffen bedienen konnte. Beim Marsche hing der Schild an einem ledernen Riemen auf der Schulter, oder Arm und Faust trugen ihn an Handhaben. Aeschylus spricht von kleinen, am Schilde hängenden Glocken, die doch schwerlich, wie er meint, den Feind schrecken konnten. Geeigneter hierzu waren die Gestalten, die man auf den Schildern abzubilden pflegte. Menelaus trug auf dem seinigen einen Drachen, mehrere den Adler, Alcibiades hingegen den Gott der Liebe mit dem Blitz bewaffnet. Auf die Größe der Schilde mag man schon aus der Gewohnheit schließen, die in der Schlacht Gefallenen auf ihren Schilden wegzutragen. Daher das berühmte Wort jener spartanischen Mutter, an ihren Sohn gerichtet: »Mit deinem Schilde komm zurück, oder auf demselben.“ Die Soldaten pflegten sie vor sich hin zu stellen, und darauf gelehnt zu schlummern. — Den Schild verlieren, war des Kriegers höchster Schimpf. Der sterbende Epaminondas fragte noch nach seinem Schilde.

Die Angriffswaffen der ältesten Zeit waren Steine und Keulen, doch bald traten Lanzen, Pfeile und Schleudern an deren Stelle, und das Schwert hing über die Schultern, wurde aber selten im Gefecht, öfter als Messer gebraucht. Den Dolch entlehnten die Griechen in spätern Zeiten von den Persern. Die Schwertgefäße schmückte man gern mit Silber, Gold und Edel-

steinen, oder gab ihnen die Gestalten von Löwen- und Adlersköpfen. Der Beile und Streitärte erwähnt Homer. Der Bogen, scythischen Ursprungs, von Holz oder Horn, mit Sehnen von Leder oder Pferdehaar, schoß leichte befiederte Pfeile mit eisernen Widerhaken; bisweilen vergiftete man die Spitzen, doch selten ließen die Griechen sich dazu herab. Die Wurfspieße schleuderten sie durch einen ledernen Riemen.

Auch die Steine verschmähten die alten Helden nicht; aber welche Steine! Diomedes schwang einen Stein, nach Homer's Erzählung, den zwei Männer heutzutage nicht aufheben würden, er aber zerschmetterte damit dem Aeneas die Knochen. Eine Art von Mühlstein schleuderte Ajax gegen den Schild des Hektor. Minerva selbst warf einst einen Grenzstein dem Mars in den Nacken, daß er in die Knie sank. In spätern Zeiten, als Muth und Stärke sich verminderten, bediente man sich der Steine blos bei Belagerungen.

Von den Einwohnern der balearischen Inseln entlehnte man die Schleuder. Jene übten sich so früh in der Kunst zu schleudern, daß selbst Kinder ihre tägliche Speise erst erobern mußten, indem sie dieselbe von einem Pfahl herunter warfen. Man schleuderte Steine, Pfeile und schwere bleierne Kugeln mit solcher Gewalt, daß weder Helm noch Schild, noch irgend eine Rüstung ihnen widerstand. Die Schnelligkeit der Bewegung machte, wie Seneca versichert, die Bleikugeln oft schmelzen. Auch Feuerkugeln

wurden geworfen, bestehend aus Holz mit eisernen Stacheln, rings umwunden mit Hanf und Pech. Sie fuhren, entzündet, in die ersten Reihen der Feinde, klammerten sich an einen Gegenstand vermittelst ihrer Stacheln und verbreiteten die Flamme. — Von der Kleidung der griechischen Soldaten weiß man nichts gewisses mehr. Vermuthlich war sie weiß, nur die der Spartaner purpurfarben. In einem Korbe von Weiden geflochten, trugen sie ihre Lebensmittel: gesalzenes Fleisch, Käse, Oliven, Zwiebeln und dergleichen. Viele Wagen mit breiten Rädern, Maulesel und Lastthiere folgten dem Heere, die Kriegesmaschinen und die Schläuche mit Wein und Essig tragend.

Der Feldherr der Athenienser mußte rechtmäßig erzeugte Kinder und Güter im Lande besitzen; jene und diese verbürgten seine Treue. Das Volk wählte ihn, und mehr als Einmal, wenn er dessen Zutrauen zu gewinnen und zu erhalten wußte. Phocion wurde fünfundvierzigmal erwählt, obschon er sich nie darum bewarb. Gewöhnlich mußte der Feldherr, nach niedergelegtem Kommando, Rechenschaft ablegen, wurde jedoch, in seltenen Fällen, von dieser Pflicht entbunden, mit unbeschränkter Vollmacht ausgerüstet; dann hieß er Autocrator (Selbstherrscher). Ein solcher war Aristides in der berühmten Schlacht bei Platäa, auch Alcibiades im sicilianischen Kriege. Eigentlich hatte Athen zehn Feldherrn, nach der Anzahl seiner Stämme, und der Oberbefehl sollte unter ihnen abwechseln. Schwerlich hätten auf diese Weise die Athenienser ihren Kriegsruhm behauptet,

wenn sie nicht klüglich jederzeit nur Einen oder Zwei in's Feld geschickt, die übrigen daheim auf andere Weise beschäftigt hätten. Die Lacedämonier kannten von Anbeginn nur Einen Feldherrn, gewöhnlich Einer von ihren beiden Königen, der dann nicht, wie in Friedenszeiten, dem Gesetz unterworfen war. Doch ordnete man einen Kriegsrath ihm zu, den auch die Athenienser in bedenklichen Fällen hielten, und schon Homer liefert Beispiele solcher Berathschlagungen. Dicht vor dem Feldherrn fochten die Sieger in den heiligen Spielen, ein Ehrenplatz, der ihnen mehr galt als die errungene Krone.

Billig werden die Leserinnen mit allen den griechischen Namen der Unterbefehlshaber und der verschiedenen größern und kleinern Abtheilungen des Heeres verschont. Bei jedem Haufen von etwa hundertachtundzwanzig Mann befand sich ein Ausrufer, der die Kommando-Worte mit lauter Stimme wiederholte, ein Mann von starker Lunge. Der berühmteste unter ihnen ist Stentor beim Homer, dessen Stimme fünfzig Andere überschrie, und dessen Name noch heute unter uns einen mit starker Lunge begabten Redner bezeichnet. Waren Lärm und Getümmel dennoch zu stark, oder sollten gewisse Befehle nicht laut ausgesprochen werden, so gab der Fahnenträger — und wenn der Staub diesen unsichtbar machte — der Trompeter das Zeichen.

Phalanx, nannte man den in Schlachtordnung stehenden Haufen; er glich dem Bataillon Quarré. Die Krieger drängten sich so dicht aneinander, daß die Lanzen

des fünften Gliedes drei Fuß weit über das erste Glied hinausreichten. Die noch weiter Stehenden (denn der Glieder waren sechzehn) legten die Spieße auf die Schultern ihrer Vordermänner, trieben sie vorwärts, und machten den Angriff unwiderstehlich. Wie ein solcher Phalanx bald im länglichen oder verschobenen, bald im halben oder ganzen Zirkel sich bildete, je nachdem er angriffs- oder vertheidigungsweise verfuhr, das alles zu beschreiben könnte nur den Soldaten interessiren. Uebrigens kann man aus dem Homer lernen, daß die Taktik den Griechen nicht unbekannt war.

Ohne Ankündigung wurde kein Krieg begonnen. Man forderte zuerst Genugthuung für empfangene Beleidigungen, und neigte sich willig zum Frieden, wenn diese erfolgte. Selbst der trojanische Krieg wäre unterblieben, wenn man den Botschaftern, Ulyß und Menelaus, die Helena ausgeliefert hätte. Plötzliche Einfälle, ohne vorhergegangene Kriegserklärung, galten für Plünderungen, und daher die, wegen dieser Gewohnheit verschrienen Aetolier, für bloße Räuber. — Die Gesandten waren gewöhnlich Greise und unverletzlich. Als die Lacedämonier die Gesandten des Xerres grausam ermordet hatten, so verschmähten die Götter ihre Opfer, bis zwei edle Spartaner sich freiwillig zu dem Beleidigten begaben, um durch ihren Tod ihn und die Götter zu versöhnen. Da beschämte der Perser die Griechen, und entließ jene Edlen unverletzt. Die Herolde, eine Würde, die zu Athen und Sparta in gewissen Familien erblich war,

trugen in der Hand einen Lorbeer- oder Olivenstab von zwei Schlangen umwunden.

Eine seltsame, aber einen tiefen Blick in das menschliche Herz verrathende Gewohnheit, war die der Spartaner, mehrere Gesandten zu wählen, die einander nicht leiden mochten; Einer sollte die Treue des Andern bewachen. Auch ihre beiden Könige suchten sie gern miteinander zu entzweien.

Feierlich beschworne Verträge wurden auf Tafeln gegraben, und an den Orten aufgehangen, wo man die heiligen Spiele hielt. Man schickte sich an festlichen Tagen Botschafter zu, welche die Verträge öffentlich vorlasen und erneuerten; man beschenkte sich auch wohl mit gewissen Zeichen, Symbole genannt.

War der Krieg unvermeidlich, so forderte der Herold durch das Werfen eines Speers den Feind heraus. Die Athenienser setzten ein Lamm auf das feindliche Gebiet, dadurch andeutend, es solle dermaßen verwüstet werden, daß es künftig nur Schafen zur Weide dienen könne. Orakelbefragung, Opfer und Gelübde gingen dem Ausbruch jedes Krieges zuvor. Wahrzeichen, Witterung und gewisse Tage verzögerten oder beschleunigten das Vorrücken. Am ängstlichsten in Beobachtung alles dessen waren die Spartaner, die nie vor den Vollmond auszogen, selbst dann nicht, als die Athenienser, von den Persern hoch bedrängt, um schnelle Hilfe sie anflehten.

In den Lagern der Griechen standen die Tapfersten

ſtets auf beiden Flügeln. So Ajax und Achill vor Troja. Bei Gefahr des Ueberfalls wurden die Lager befeſtigt. Ob die gelagerten Soldaten ausſchweifend oder mäßig leben ſollten, hing von der Neigung des Feldherrn ab. Philipp von Macedonien verbannte zwei ſeiner Krieger, blos weil er eine Sängerin bei ihnen antraf. Auch die Lacedämonier, von andern Griechen unnachgeahmt, beobachteten gleiche Strenge. Doch waren ihrer Jugend im Lager muntere Scherze, leckere Speiſen, koſtbare Waffen, und ſogar Kleiderputz und Salben vergönnt, weshalb Xerxes erſtaunt den Bericht ſeiner Kundſchafter vernahm: die Wachen der Spartaner vertrieben ſich die Zeit mit Spielen und Haarkräuſeln. Sie waren darum nicht minder wachſam, und ließen auch bei Nacht ihre Stimmen hören, ſobald die Runde mit einem Glöcklein ſie dazu aufforderte. Die Wachen durften ihre Schilde nicht mit ſich nehmen, damit ſie dieſer Vertheidigung beraubt, deſtomehr auf ihrer Hut ſein möchten. — Vor jeder Schlacht aß und trank man ſich recht ſatt (im Kontraſt mit unſerer heutigen Sitte) und ſchon Ulyß ertheilte dem Achill den Rath, ſeine Truppen mit Speiſe und Wein zu erquicken, denn, ſagte er, »kein Menſch kann fechten von Morgen bis zum Abend ohne zu eſſen, und wäre er noch ſo muthig, Hunger und Durſt werden ihn überwältigen.« — Stand das Heer in Schlachtordnung, ſo hielt der Feldherr eine Rede an dasſelbe, deren Wirkung bisweilen wundergleich war. Das merkwürdigſte Beiſpiel gab Tyrtäus, der hinkende athenienſiſche Dich-

ter, den zum Spott die Athenienser den Spartanern gesandt, und dem das Orakel den Oberbefehl anvertraut hatte. Die Lacedämonier, damals in vielen Gefechten besiegt, verzweifelten schon, als Tyrtäus unter ihnen auftrat, und von dem Tode für das Vaterland so rührend und erhaben sang, daß er jede Brust von kriegerischer Wuth entflammte. Ein entscheidender Sieg war die Folge. Darum mußten sich hinfort bei jedem Auszug die Spartaner um des Königs Zelt versammeln, und die Lieder des Tyrtäus hören. Auch ein Schlachtgesang, eine Hymne zu Ehren des Mars, wurde vor dem Treffen angestimmt, und dem Apoll ein Siegeslied nach der Schlacht.

Das Losungswort, an dem man sich erkannte, war gewöhnlich der Name eines Gottes oder eines berühmten Feldherrn. Man bediente sich auch anderer Zeichen: eines Kopfnickens, oder Aneinanderschlagens der Waffen.

Das Erheben der Fahne war ein Zeichen zum Angriff, das Neigen derselben, zum Rückzug. Mancherlei Bilder schmückten die Fahnen; eine Eule die der Athenienser, ein Sphynx die der Thebaner, eine Sonne die der Perser. Ein purpurfarbenes Tuch an einen Speer befestigt, galt auch für eine Fahne.

Ein seltsames Zeichen zum Angriff gaben die Priester des Mars, die vor der Fronte brennende Fackeln dem feindlichen Heere zuwarfen, und dann, als unverletzlich, sich zurückzogen. Man pflegte daher von einer mörderischen Schlacht zu sagen: nicht einmal die Feuerträger sind entkommen.

Vor Erfindung der Trompete oder Tuba bediente man sich der großen Seeschnecken-Gehäuse, um darauf zu blasen, und wer in Italien, in der Gegend von Ancona, die Hirten auf einem solchen Schneckengehäus hat blasen hören, der weiß, daß dieser Ton bei weitem furchtbarer klingt, als der einer Trompete. Zu Homer's Zeiten kannte man die letztere schon, und zwar sechs Arten derselben, worunter die tyrrhenische am gellendsten schallte. Nur die Spartaner folgten der Flöte. Warum geschieht das? fragte man einst den Agesilaus. »Um die Zaghaften zu erkennen," versetzte er, »denn sie vermögen nicht den abgemessenen Schritt zu halten, den der Flötenmarsch begehrt." Andere meinen, es sei geschehen, um die erste Wuth zu dämpfen und Ordnung zu erhalten. Bei dem Heere der Arkadier war die Pfeife, bei denen der Cretenser die Harfe im Gebrauch.

Mit dem Zettergeschrei Alal! geschah der Angriff. Nur in den ältesten Zeiten fochten die Feldherrn an der Spitze ihrer Heere. — Den fliehenden Feind verfolgten die Spartaner nicht weit und nur mit langsamen Schritten, eine von Plutarch gerühmte Großmuth, die aber oft den Krieg verlängert haben mag.

Die ruhmwürdigste Art, einen Krieg zu endigen — und wollte Gott sie wäre noch im Gebrauch! — war der Zweikampf, den Könige und Feldherren unternahmen, um das Blut der ihrigen zu schonen. So Xanthus, der König der Böotier, der durch das Opfer seines Lebens den

Krieg mit Athen beendigte. So Pittacus, der Mytilener, der den athenienſiſchen Feldherrn Phryno im Zweikampf erlegte. So die dreihundert Spartaner, die mit eben ſo vielen Argivern um Thyrea kämpften. So die ſechs Brüder aus zwei Heeren verſchiedener Völker in Arkadien, eine Begebenheit, die ganz dem berühmteren Kampfe der Horatier und Curiatier ähnlich war. Es ſcheint, der Orient kannte und übte dieſen Gebrauch, von dem der Rieſe Goliath bei den Philiſtern ein Beiſpiel liefert.

In der älteſten Geſchichte Griechenlands findet man keine Spur von Belagerungen, denn die Städte waren ohne Mauern. Ein ſolches Werk, wie eine Stadtmauer, ſchien übermenſchliche Kräfte zu erfordern, daher bemühte man anfangs die Götter damit. Neptun und Apoll hatten die Mauern von Troja erbaut. — Gelang einem Sterblichen ein ſolches Rieſenwerk, ſo wurde er nicht ſelten vergöttert.

Die Griechen, und vor Allen die Spartaner, ſchlugen ſich lieber im offenen Felde, unternahmen ungern eine Belagerung, denn ſie verſtanden nichts davon, und hielten es wohl gar verkleinerlich für ihre Würde. »Jedes Weib von der Mauer herab kann dich tödten,« ſagten ſie, und Lyſander's Tod galt für ruhmlos, weil er vor einer kleinen böotiſchen Stadt gefallen, ſo wie Pyrrhus, der große König von Epirus, durch die Hand eines Weibes von Argos fiel. — Wenn man nun aber doch eine Stadt erobern wollte, ſo umzingelte man ſie und lief Sturm. Mißlang dies Wage-

stück, so wurde oft die ganze Unternehmung aufgegeben. Wo nicht, so legte man Verschanzungen an, und bereitete die Kriegsmaschinen, unter denen die Sturmleitern wohl die ältesten gewesen sein mögen, da diese Erfindung sich gleichsam von selbst darbietet. Sie bestanden aus Holz, Stricken und Leder. Dann folgte der Mauerbrecher, Sturmbalken. Am unbegreiflichsten scheint das sogenannte Sturmdach, welches die Soldaten durch ihre Schilde über die Köpfe gehalten bildeten, daß sie unter demselben, so sicher als eine Schildkröte in ihrer Schale, an die Mauer rücken konnten, ist wohl noch zu begreifen, daß sie aber, durch ihr Aneinanderdrängen, diesem Dache eine solche Festigkeit verliehen, daß sogar Reiter und Wagen darüber hin sprengten und rollten, ist schwer, sich vorzustellen. Leichter mag es gewesen sein, aus den Schilden eine Art von beweglicher Treppe zu machen, welche die Sturmläufer trug.

Schanzkörbe oder Schirme aus Weidenzweigen dienten gleichfalls zur Bedeckung, unter deren Schutz die Belagerer ihre ungeheuern Wälle aufwarfen, die oft noch über die Stadtmauern emporragten. Achtzig Fuß hoch und dreihundert Fuß breit, ja noch höher und breiter waren sie bisweilen, und wurden doch in kurzer Zeit vollendet. Bewegliche Thürme standen darauf, abermals zehn Stockwerke hoch, im untersten ein Mauerbrecher, in den folgenden Sturmgeräthe, Fallbrücken u. s. w., in den obern Bogenschützen und Wurfspießschleuderer, die den Tod in alle

Straßen der Stadt hinabsandten. Bisweilen erbaute man ganz im Stillen in der Mitte des Thurms noch einen kleineren, der dann plötzlich durch ein Schrauben-Gewinde sich über den großen erhob, zum Schrecken der Belagerten.

Von den Mauerbrechern, deren eiserner Beschlag einem Widderkopfe glich, werden unglaubliche Dinge erzählt. Ihre Länge und Größe war bisweilen ungeheuer. Einhundertfünfzig Paar Ochsen oder dreihundert Paar Pferde und Maulesel waren erforderlich, um sie fortzubewegen, und fünfzehnhundert Mann, um sie gegen die Mauern zu stoßen. Vor Carthago sollen sogar zu jedem Mauerbrecher sechstausend Mann befehligt worden sein, vermuthlich doch nur, um sich abzulösen, denn unmöglich fanden sie Alle Platz, ihn zu schieben. — Helepolis hieß eine ähnliche, aber noch zusammengesetztere Maschine, welche Demetrius Poliorcetes erfand, und Rhodus damit eroberte. —

Die Katapulten warfen Pfeile, schleuderten Steine und Klötze. Die Balliſten konnten durch geschleuderte Mühlsteine ganze Häuser zerschmettern. Mit solchen Waffen und Werkzeugen griffen die Belagerer an. Wie vertheidigten sich aber die Belagerten? — Durch Rauch am Tage und Feuer bei Nacht gaben sie den Bundesgenossen Nothsignale. Hinter den Mauern das Wurfgeschütz, auf den Mauern die Krieger, die, was nur immer vernichtend war, auf die Belagerer hinabschossen oder warfen. Als Alexander Tyrus belagerte, füllten die Tyrier glühend gemachte eherne Schilde mit Sand und Kalk, die den Sturmläufern zwischen

Rücken und Panzer fielen, sie nöthigten, die Rüstung wegzuwerfen und jedem Streiche sich bloszustellen. — Die Minen der Belagerer verdarben die Vertheidiger durch Gegenminen, untergruben die Verschanzungen, verbrannten durch Feuerkugeln die feindlichen Thürme und Kriegsmaschinen, zerschmetterten durch große Steine die Spitzen der Mauerbrecher, schnitten die Stricke, mit welchen man sie lenkte, vermittelst großer Sensen ab, führten neue Mauern hinter den alten auf u. s. w.

Das Schicksal einer eroberten Stadt hing von dem feindlichen Feldherrn ab. Die Waffentragenden wurden niedergehauen, die Mauern eingerissen, die Einwohner zu Sklaven gemacht. Oder sie entrichteten, begnadigt, einen Tribut. Die Athenienser schickten Kolonisten in die verwüsteten Städte. — Wurde ein eroberter Platz dem Erdboden gleich gemacht, so sprach man die schrecklichsten Flüche über denjenigen aus, der es wagen würde, ihn wieder aufzubauen. So Agamemnon über Troja, welches nie wieder aus seinen Ruinen hervorging.

Die Rache der ältesten Griechen war mit dem Tode der Feinde noch nicht gesättigt. Sie mißhandelten und beschimpften auch noch die Leichname. Man weiß, was dem Leichname Hektor's widerfuhr. Der Kopf des tapfern Leonidas wurde von den Persern auf eine Stange gesteckt, sein Leichnam an den Galgen gehangen. Doch damals hegten schon die Griechen Abscheu vor solcher Grausamkeit, und Pausanias weigerte sich, an dem überwundenen Mardonius

das Vergeltungsrecht auszuüben. Auch schon im trojanischen Kriege kaufte man öfter die Leichname der Gebliebenen, um sie rühmlich zu begraben, woran der Feind nicht hinderte. Ein solches Begräbniß war eine heilige Pflicht der Griechen, und die Athenienser verdammten zehn siegreiche Admirale zum Tode, blos weil sie die Leichname nicht sorgsam genug aus den Wellen gerettet, um sie zur Erde zu bestatten, obgleich ein Sturmwind sie daran gehindert hatte. Nicias, Sieger in einer Schlacht auf dem Boden der Corinther, bei seinem Rückzug gewahrend, daß zwei seiner Erschlagenen mitzuführen vergessen worden, machte Halt und erbat durch einen Herold vom Feinde die Erlaubniß, sie zu holen, obgleich er durch diese Bitte auf die Ehre Verzicht that, eine Trophäe errichten zu dürfen, denn der galt nicht für Sieger, der ein solches Begehren an den Feind gelangen ließ. Chabrias hätte bei Naxos die ganze Flotte der Lacedämonier zu Grunde richten können, doch um keinen Leichnam der Seinigen den Wellen Preis zu geben, begnügte er sich lieber mit einem unvollständigen Siege.

In der Entfernung vom Vaterlande verbrannten die Griechen ihre Erschlagenen, um wenigstens die Asche mit in die Heimath zu bringen. Die Spartaner jedoch beobachteten diesen Gebrauch nur mit ihren Königen, die sie mit Honig einbalsamirten. — Dem Leichenzuge folgten die Krieger mit umgekehrten Waffen. Inschriften verewigten den Ruhm des Gefallenen. Auch hier zeichnete sich Sparta durch

eine seltsame Gewohnheit aus; denn außer den im Treffen Gebliebenen, durfte blos das Grabmahl einer in Geburtsschmerzen gestorbenen Frau mit einer Inschrift geschmückt werden. Jener Leichnam wurde mit grünen Zweigen, auch wohl mit einem Purpurgewand geziert, eine Lobrede an seinem Grabe gehalten, seine Rüstung darauf gestellt.

Fiel eine Schlacht nicht weit von Sparta vor, so kamen die Mütter selbst, um die Leichname ihrer Söhne zu untersuchen. Die, welche Wunden auf den Rücken hatten, ließen sie liegen, oder trugen sie still vom Schlachtfeld. Diejenigen aber, deren Wunden bezeugten, daß sie dem Feinde nicht den Rücken gekehrt, wurden im Triumph unter lauten Freudenbezeugungen, auf ihrem Schilde zu der Gruft der Voreltern getragen. — Die Athenienser pflegten die Gebliebenen drei Tage vor deren Beerdigung in Zelten auszustellen, damit die Verwandten sie sehen, und zu den Feierlichkeiten mitwirken könnten. Jeder Stamm schickte einen Sarg von Cypressenholz, um die Gebeine der ihm Angehörigen zu sammeln, und ein leerer Sarg folgte dem Zuge, dem Andenken derer gewidmet, deren Leichname nicht gefunden wurden.

Kriegsgefangene und feindliche Rüstungen waren die Beute, welche der Soldat zu hoffen hatte. Jene wurden als Sklaven gebraucht oder verkauft, diese den Erschlagenen nach der Schlacht geraubt. Der Feldherr wählte das Beste für sich und vertheilte das Uebrige. So wählte im trojanischen Kriege zuerst Agamemnon das schönste ge-

verborgen zu haben, dafür wurde er aus Sparta verbannt. — Wer seine Waffen verpfändete, war seiner Ehre verlustig.

Unter die ersten Belohnungen der schützenden Tapferkeit wurde wie billig die schutzbedürftige Schönheit gerechnet. Telamon, der erste auf den Mauern, als Herkules Troja stürmte, trug als Beute die Königstochter Hesione davon; Theseus, der Amazonen Bekämpfer, die Königin Antiope. Agamemnon versprach dem Teucer, wenn Ilium erobert würde, einen Dreifuß, oder zwei Rosse, oder eine gefangene Dirne. — Reizte die Schönheit den Krieger nicht, so konnte er eine Krone verdienen, auf welche sein Name und seine Thaten eingegraben waren, oder er durfte Bildsäulen mit solchen Inschriften errichten. Zu Athen hing er seine Waffen in der Burg auf, und erhielt den ehrenvollen Beinamen Cecropide, das hieß: ein Bürger von alter echter Herkunft. Das Geschenk einer vollständigen Rüstung erwarb sich Alcibiades schon als Jüngling. Siegeslieder verherrlichten den Ruhm Lysander's.

Die Eltern und Kinder der Gebliebenen versorgte und erzog der Staat. Waren die letztern herangewachsen, so bestritt der öffentliche Schatz noch ihre Ausrüstung und ein Herold rief: »Diese Jünglinge hat der Staat erzogen, der Verdienste ihrer Väter achtungsvoll gedenkend. Nun werden sie den Göttern empfohlen und wohlgerüstet entlassen, um dem Beispiel ihrer Väter zu folgen." — Auch den Un-

terhalt der Verstümmelten, wenn sie dessen bedurften, übernahm der Staat. —

Kundschafter und geheime Boten waren den Griechen nicht unbekannt. Hemerodromus wurde ein Schnellläufer genannt, der die Bewegungen des Feindes beobachtete und den Seinigen meldete. In dem Kriege gegen Xerres lauschten solche Leute auf den Bergen von Euböa. Philonides hieß Alexander's berühmter Schnellläufer. Sie waren leicht bewaffnet. — Der sinnreichsten Erfindung geheime Befehle dem Feldherrn zuzusenden, bedienten sich die Spartaner. Von zwei runden, hölzernen, einander völlig gleichen Stäben wurde der eine zu Lacedämon aufbewahrt, den andern nahm der Feldherr mit. Wollte man ihm nun etwas Geheimes kund thun, so wickelte man schmale Streifen von Pergament um den Stab, so daß die Ränder sich berührten. Das nun darauf geschriebene konnte, wenn die Streifen wieder abgewickelt waren, niemand lesen, als der Feldherr, der sie um seinen Stab legte, denn die Ränder trugen nur die Hälfte der Buchstaben, die erst durch das Zusammenfügen in dieselbe Ordnung leserlich wurden.

5. Das Seewesen der Griechen.

Wer zuerst die Kunst erfand, auf dem Wasser zu schweben, das mögen die Damen aus Geßner's schönem Gedicht, der erste Schiffer, lernen, denn fürwahr, der Geschichtschreiber weiß davon nicht mehr als der Dichter. Ein ausgehöhlter Baumstamm war das erste Schiff. Doch nicht

aus Holz allein, auch aus Leder und aus dem egyptischen Schilfrohr, Papyrus, wurden leichte Böte verfertigt, bis nach und nach schwimmende Paläste mit ausgespannten Flügeln entstanden. Die Erfinder, und die, welche sich darauf wagten, galten für Heroen. Man versetzte die Schiffe unter die Sterne. Die beiden Himmelszeichen, der Widder und der Stier, waren blos zwei Schiffe, deren eines den Phryrus von Griechenland nach Colchos, das andere die Europa aus Phönicien nach Creta brachte. — Die Alten kannten Lastschiffe, Kriegsschiffe und Ueberfahrtsschiffe.

Die Kriegsschiffe wurden mehr durch Ruder als Segel getrieben, um sie leichter bewegen und wenden zu können; die Ueberfahrtsschiffe an Seilen gezogen. Drei bis fünf Ruderbänke hatten Jene. Fünfzig Ruderer befanden sich auf dem des Jason. Ptolemeus Philadelphus ließ aus Eitelkeit Schiffe mit dreißig Ruderbänken erbauen, aber sie waren allzu kostbar, schwer zu regieren, und erforderten zu viele Menschen. Die Vordertheile der Schiffe pflegte man zu vergolden, oder mit allerlei Farben und Bildern zu schmücken. Roth und blau waren die beliebtesten Farben in den ältesten Zeiten, wie aus den Beschreibungen Homer's zu ersehen. Sie wurden mit Wachs vermischt aufgetragen, und widerstanden auf diese Weise der Sonne und den Wellen.

Außer einer bunten Flagge, oder einem geschnitzten Bilde, das die Stelle der Flagge vertrat, mußte jedes

Schiff mit der Abbildung eines Gottes verſehen ſein, der es ſchützte, vor dem man betete und Opfer brachte. Europens Schiff hatte den Stier zur Flagge und den Jupiter zum Schutzgott, daher die Fabel. Des Theſeus Flotte ſegelte unter dem Schutz Minervens, Achill's Flotte unter dem der Nereiden, ſeiner Muhmen, denn auch ſeine Mutter Thetis war eine Nereide.

Mit Kränzen und Blumen bedeckt wurden die Schiffe unter lautem Jubel von bekränzten Seeleuten vom Stappel gelaſſen, ein Prieſter reinigte ſie mit einer brennenden Fackel und weihte ſie dem beſtimmten Schutzgotte.

Die älteſten Anker waren Körbe voll Steine, Säcke voll Sand, an Stricken hinabgelaſſen; ihre Schwere hemmte des Schiffes Lauf. Mit Ballaſt wurde es beſchwert, gewöhnlich mit Sand. Diomedes aber bediente ſich der Steine von den trojaniſchen Mauern. Durch allerlei Werkzeuge wurde des Meeres Tiefe gemeſſen, das Waſſer ausgepumpt, das Ein- und Ausſteigen erleichtert. Die Erfindung der Segel wird dem Dädalus zugeſchrieben, daher in der Fabel ſeine Flügel. Leinewand, Leder, und im Nothfall auch Kleider, ſpannte man als Segel aus, Herkules einſt eine Löwenhaut. Bei Wendungen konnte der Maſtbaum niedergelaſſen werden. Die älteſten Seile und Taue waren lederne Riemen, bis Hanf, Flachs und allerlei Rinden ſie verdrängten. — Die Kriegsſchiffe trugen Schnäbel mit Eiſen beſchlagen, um die feindlichen Schiffe zu beſchädigen. Bisweilen war das ganze Vordertheil zum Schutz

gegen Klippen und Feinde mit Eisen bedeckt. Homer weiß noch nichts von den Schnäbeln, aber Aeschylus setzt deren zehn an Nestors Schiff, und beim Euripides seufzt Iphigenia: »O daß Aulis die mit ehernen Schnäbeln bewaffnete Schiffe nimmer in diese Häfen aufgenommen hätte!" — Anfangs waren sie lang und hoch, dann kurz und unter dem Wasser eine Erfindung, durch welche die Syracusaner einst viele Schiffe der Athenienser beim ersten Angriff zerstörten. Von dem, durch eine Brustwehr von ausgespannten Häuten geschützten Verdeck herab fochten die Soldaten. Delphin nannte man ein schweres Stück Blei oder Eisen, in Gestalt dieses Fisches, welches, vom Mastbaum herabhängend, mit großer Gewalt gegen die feindlichen Schiffe geschleudert wurde, sie oft durchlöcherte oder gar versenkte. Das Unterscheidungszeichen der Kriegsschiffe war ein Helm auf der Spitze des Mastbaums.

Noch zu Homer's Zeiten kannte man keine, dem Seedienst besonders gewidmete Menschen-Klasse, sondern Jeder zu dem Schiff gehörige führte wechselsweise bald das Ruder, bald den Bogen. Aber als die Seekriege häufiger wurden, die Kunst sich vervollkommte, da besetzte man die Kriegsschiffe mit dreierlei Dienenden: Ruderer, oft aus Missethätern gewählt, ihre Arbeit sauer, ihr Lohn karg; Matrosen, deren Jedem ein bestimmtes Geschäft angewiesen war, gewöhnlich rohe, liederliche Menschen; Soldaten, schwerer noch bewaffnet, als die zu Lande dienenden, weil auf dem Schiffe sie nicht weichen konnten. Sie hatten auch

Sicheln zur Hand, an lange Stangen befestigt, um die Stricke der feindlichen Segel damit durchzuschneiden; und eiserne Haken oder Klammern zum Entern, oder um die Schiffe zu heben.

Erst als Xerres in Griechenland einfiel, bildeten die Athenienser, auf den Rath des Orakels, oder eigentlicher des Themistocles, eine Seemacht, durch deren Hilfe sie die höchste Staffel ihres Ruhms erklimmten. Vierhundert dreirudrige Schiffe zählten sie. Alle Bundesgenossen mußten Geld oder Schiffe zu dieser Flotte liefern. Den Admiral wählte das Volk und rüstete ihn mit großer Macht aus, doch nur auf beschränkte Zeit, und fast wäre Epaminondas zum Tode verurtheilt worden, weil er, zum Heil des Vaterlandes, diese Würde vier Monat länger behielt, und sie dann erst freiwillig niederlegte. Der Steuermann saß am Steuerruder, lenkte das Schiff, und beobachtete die Gestirne, besonders den Hundsstern, den Orion, das Siebengestirn, den großen Bär und einige andere. Auch mußte er in den Vorbedeutungen erfahren sein, welche von Vögeln, Fischen, Wellen u. s. w. hergenommen wurden. Die Phönicier folgten dem kleinen Bär und fuhren am sichersten. — Zu der Schiffsbesatzung gehörte auch ein Tonkünstler, um die Ruderknechte zu beleben, vielleicht noch mehr, um den Ruderschlag im gehörigen Zeitmaß zu erhalten.

Ehe die Flotte absegelte, opferte man den Winden, den Ungewittern und besonders dem Neptun; die ganze Schar der Zuschauer am Ufer vereinigte ihr Gebet mit

dem der Seefahrer. Man ließ eine Taube fliegen, und dann gab eine Trompete das Zeichen zur Abfahrt. Da wurden die Schiffe durch Walzen und Hebebäume und durch die angestemmten Schultern der Matrosen in die See geschoben. Archimedes erfand eine Maschine, die dies erleichterte. Mit Blumen und Kränzen geschmückt wogten die Schiffe nun dahin, zuerst die kleinern, dann die Kriegsschiffe, an deren Spitze das prächtig verzierte Admiralsschiff, endlich die Lastschiffe. Nach einer Landung waren Dankopfer der Seefahrer erste Pflicht, vor allem wenn die Götter aus einem Schiffbruch sie errettet hatten. Diese Opfer wurden mit Geschenken begleitet, oder Tafeln, welche die Begebenheit erzählten. Wer den Göttern nichts zu bringen hatte, der legte wenigstens sein abgeschnittenes Haar auf ihre Altäre.

Außer den von der Natur geformten Häfen gab es durch Kunst erbaute, durch Dämme gebildete, deren Zugang wohl durch Ketten oder vorgezogene Bäume gesperrt werden konnte, auf den beiden Landspitzen von Kriegern in festen Thürmen bewacht. Der Pharos war ein Leuchtthurm, der seinen Namen von einer kleinen Insel im Nil erhalten, wo man sich dessen zuerst bediente. Dicht um den Hafen standen, neben Tempeln und Altären, Herbergen für Reisende und Wohnungen der Lustdirnen, welchen das Meer täglich neue Beute zuführte. Da schlugen die Seefahrer Zelte auf, während die Flotte vor Anker lag.

Vor dem Anfang einer Seeschlacht wurde alles Ent-

behrliche aus den Schiffen weggeräumt, um sie zu erleichtern. Die Segel wurden eingezogen, die Mastbäume niedergelassen, dem Winde Alles entrückt, was er hätte fassen können. Die Ruder allein lenkten das Schiff. Bald in der Gestalt eines halben Mondes, bald in der eines lateinischen V stellte man sich in Schlachtordnung, betete zu den Göttern, sang Hymnen dem Mars und Apoll. Der Admiral fuhr in einem leichten Nachen von Schiff zu Schiff, um den Muth der Seinigen anzufeuern. Dann hing er an seinen Mast ein rothes Tuch oder ein vergoldetes Schild, das Signal zum Treffen. Es währte so lange, bis dieses Zeichen abgenommen wurde. Konnte man die feindlichen Schiffe entern, so stürzten die Soldaten auf niedergelassenen Brücken hinüber. — Städte wurden bisweilen von Flotten belagert, die sie gänzlich einschlossen, ihre Schiffe durch Brücken mit einander verbanden, und von diesen Brücken herab ihre Soldaten den Angriff machen ließen. So belagerte Alexander Tyrus. Auch hatte er Thürme erbaut, höher als die Stadtmauern, ein ungeheures, furchtbares Werk, mit großen Aufwand von Zeit und Mühe errichtet, aber von den Tyriern durch Brander in wenigen Minuten zerstört.

Eine siegreiche Flotte kehrte bekränzt, mit Beute beladen heim. Die Schiffe wurden mit Kränzen und Lorbeerzweigen so bedeckt, daß man die Besatzung nicht mehr sehen konnte; ein Gebrauch, durch den die Rhodier einst große Gefahr liefen, ihre Freiheit zu verlieren, denn die

Feinde hatten die den Rhodiern selbst abgenommenen Schiffe auf diese Weise geschmückt, und fuhren so geradeswegs nach Rhodus, wo man sie als heimkehrende Sieger jubelnd aufnahm. Die Griechen bedienten sich häufig dieser List.

Mit den Schnäbeln der erbeuteten Schiffe zierte der Sieger die Seinigen. Wenn er unter Lobgesängen, Freudengeschrei und Flötenklang an's Ufer trat, so widmete er den Göttern die schönste Beute, oft ganze Schiffe, und errichtete Denkmähler an öffentlichen Plätzen der Stadt. Die ihm zugestandenen Trophäen zeigten, außer den Waffen, Bruchstücke von Schiffen. Die übrigen Belohnungen waren ihm gemein mit den zu Lande dienenden Kriegern. — Die Strafen im Seedienst bestanden in der Geißelung mit Stricken, oder im Untertauchen. Schwere Verbrecher wurden in die See geworfen, Entflohenen die Hände abgehauen.

6. Die Leichenfeier der Griechen.

Unter vielen schwachen Beweisen für die Fortdauer unsers Daseins nach dem Tode möchte es doch keiner der schwächsten sein, daß alle Nationen, die rohesten und wildesten, wie die cultivirtesten, den Glauben davon in ihrem Busen tragen, ohne es oft selbst einmal zu wissen; denn woher sonst die mehr oder minder religiöse Sorgfalt aller Völker für ihre Todten?

Eine alte Sage schrieb dem Pluto das Verdienst zu,

die Griechen das Begraben gelehrt zu haben; darum sei er vergöttert und zum Könige der Unterwelt gemacht worden; allein für das Begraben möchten wohl die Menschen keines andern Lehrers bedurft haben, als der Natur. Antigone sagt beim Sophocles: »nicht seit heute oder gestern, seit undenklichen Zeiten besteht dies Gesetz, und Niemand kennt dessen Ursprung.« Aber Pluto mag ein Schwärmer gewesen sein, der, vermuthlich bei dem Tode einer geliebten Person, zuerst die abgöttische Verehrung der Verstorbenen einführte, welche unter den Griechen so weit ging, daß es für ein weit schwereres Verbrechen galt, die Pflicht gegen einen Todten, als die gegen einen Lebenden zu verletzen; ja man durfte eher die Tempel der Götter als ein Grabmahl entweihen und plündern. Haß und Neid verstummten, sobald der Feind gestorben war; kein Grieche wagte es, seine Rache bis über das Grab hinaus zu dehnen. Mochte er immer die schwersten Beleidigungen erlitten haben, vielleicht von den Kindern des Verstorbenen noch erleiden, das konnte den Gottlosen nicht entschuldigen, wenn er Böses von einem Todten sprach. Nicht Schande und Verachtung allein trafen den Uebertreter jener heiligsten Pflicht, sondern auch harte Strafe nach Solon's Gesetzen. Wer vollends unterlassen hätte, einen Todten zu beerdigen, der würde, als ein Verfluchter, von aller Welt verabscheuet worden sein.

Sonder Zweifel trug hiezu der Glaube bei, daß die abgeschiedene Seele nicht eher in Elysium wandeln könne,

bis der Leichnam zur Erde beſtattet worden. Daher legen die Dichter ſo oft den Sterbenden die flehentlichſten Bitten um ein Begräbniß in den Mund. Man erinnere ſich an den Geiſt Elpenor's beim Homer, wie er den Ulyſſes anredet: »Ich flehe zu dir bei allen den Lieben, welche du in der Heimath zurück gelaſſen! bei deiner Gattin, deinem Vater, der dich erzogen, beim Telemach, der verwaiſt daheim blieb! Ich beſchwöre dich, laß mich, wenn du von hinnen ziehſt, nicht unbeweint und unbegraben zurück! ſonſt möge der Götter Zorn dich treffen!" —

Darum war es auch der härteſte Fluch der Griechen: Möchteſt du unbeerdigt bleiben! und die ſchrecklichſte Todesart, durch Schiffbruch umzukommen, weil dann des Meeres Abgrund den Leichnam verſchlang. Ovid, des Lebens überdrüſſig, den Tod ſehnlichſt herbei wünſchend, ſchaudert dennoch vor dieſer Todesart. Wer in ſolcher Gefahr ſchwebte, pflegte das Koſtbarſte, was er hatte, um ſeinen Leib zu binden, nebſt einer ſchriftlichen Bitte an den, der ſeinen Leichnam, von den Wellen ausgeſpieen, finden würde, ihm die Wohlthat der Beerdigung zu erzeigen, und dafür zum Lohne ſeinen Nachlaß zu empfangen. Aber auch an einem nackten Leichnam, den keine Bitte und kein Geſchenk empfahl, gleichgiltig vorüber zu gehen, war ein Verbrechen und zog die unabwendbare Rache der unterirdiſchen Gottheiten nach ſich. Ein ſolcher Frevler blieb ausgeſchloſſen vom Umgange mit Menſchen,

wie von den Tempeln, bis er sich gereinigt, den Zorn der Götter besänftigt hatte.

Doch forderte man nicht von einem Reisenden, der etwa einen Leichnam fand, daß er denselben feierlich bestatten, und deshalb seine Reise unterbrechen solle; es war genug, wenn er drei Hände voll Staub oder Erde auf dessen Haupt streute, und im Nothfall öffnete Pluto einem so sparsam Bestreuten die Pforten seines unterirdischen Reiches. Fand jedoch ein Freund oder ein minder eiliger Reisender den Leichnam so unvollkommen beerdigt, so begrub er ihn zum andern Male mit mehreren Feierlichkeiten. Dahin gehörte besonders die Zubereitung des Leichnams durch die nächsten Anverwandten, und dessen Beisetzung in der väterlichen Gruft; denn dieses letztern Vorzugs beraubt zu sein, schien dem Sterbenden oft härter als der Tod. Als Electra, beim Sophocles, den vermeinten Tod Orest's beweint, jammert sie am meisten darüber, daß er in der Fremde umgekommen, und sein Leichnam die väterliche Gruft entbehren müsse. Wir besitzen noch die Grabschrift des Leonidas von Tarent, die den Verstorbenen redend einführt: »Hier liege ich, fern von Italien und dem väterlichen Tarent, und das ist mir bitterer als der Tod!« — Darum brachte man wenigstens die Asche der Verstorbenen in ihr Vaterland zurück. Oft wurde dies sogar durch ein Orakel befohlen.

In Athen nahmen selbst die Sklaven an der Sorge des Staats für die Verstorbenen Theil. Wehe dem, der bei der

Leichenfeier seiner Verwandten sich karg oder säumig bewies! es war eine der wichtigsten Prüfungsfragen, die dem Bewerber um eine obrigkeitliche Würde vorgelegt wurden: ob er diese Pflicht gewissenhaft erfüllt, ob er die Denkmähler seiner Todten gebührend geschmückt habe? konnte er diese Frage nicht genug beantworten, so gab es für ihn kein Amt.

Einen gehässigen Schein warf es auf den Charakter eines Mannes, wenn er, vor verflossener Trauerzeit, sich fröhlich erblicken ließ. Aeschines machte dem Demosthenes den Vorwurf, daß er, in einem weißen Gewande, mit Kränzen geschmückt, den Göttern geopfert habe, ehe die Trauer um seine verstorbene Tochter vollendet gewesen. — Die Leichenbestatter wurden den Priestern gleich geachtet, und ob es gleich, in Creta wie in Sparta, erlaubt war, sich unter einander zu bestehlen, so machte man doch bei diesen eine Ausnahme, und es galt für eine Art von Tempelraub, wenn man sie bestahl.

Nur wenigen Unglücklichen wurde in Griechenland die allgemeine, heilige Pflicht der Beerdigung versagt: Feinden, zum Beispiel, gegen welche einen besondern Groll zu hegen, man Grund zu haben vermeinte. Homer liefert manche dergleichen Erzählungen, und in spätern Zeiten ließ der spartanische Admiral Lysander, nach Zerstörung der athenienſischen Flotte, viertausend Kriegsgefangene niederhauen, und erlaubte nicht, sie zu begraben.

Das war auch das Los der Vaterlandsverräther. Pausanias, der an die Perser sich verkaufte, blieb unbeerdigt. Sogar der berühmte Phocion — des Argwohns halber ungerecht verurtheilt, als habe er den Hafen der Athenienser in feindliche Hände liefern wollen — wurde unbegraben über die Grenze geworfen, und bei schwerer Strafe Jedermann verboten, ihm die letzte Pflicht zu erweisen. Wurde das Verbrechen erst nach dem Tode des Verräthers kund, so grub man seine Gebeine wieder aus. Der Feige in Vertheidigung seines Vaterlandes galt auch für einen Verräther und litt gleiche Strafe. Schon Agamemnon droht beim Homer: »Wer sich vom Kampf entfernt, der soll den Hunden und Vögeln nicht entrinnen."

Denkwürdig ist, daß grausame Beherrscher, als Feinde des Vaterlandes, unbegraben blieben. Die Pheräer warfen Alexander's Leichnam den Hunden vor; und schon Nestor versichert dem Telemach: »hätte Menelaus den Aegisth lebendig angetroffen, er würde dessen Leichnam nicht mit lockerer Erde bestreut, sondern fern von der Stadt, unter freiem Himmel, unbeweint von achäischen Müttern, von Vögeln und Hunden ihn haben zerfleischen lassen." —

Selbstmörder wurden in der Stille, ohne alles übliche Gepränge beerdigt, denn sie wurden angesehen, als solche, die aus Zaghaftigkeit sich dem Dienst des Vaterlandes entzogen. So ging es dem Ajax; so dem tapfern Aristodemus, der doch nur den Tod in der Schlacht bei Platäa suchte und fand, weil er bei Thermopylä seine Mitkämpfer

überlebt hatte. Doch hielt man es, aus einem seltsamen Widerspruch, nicht für tadelnswerth, aus triftigen Gründen das eigene Leben zu verkürzen. Demosthenes und Hannibal trugen stets ein heftiges Gift bei sich, um im Nothfall lieber schnell sich hinzurichten, als dem Feinde in die Hände zu fallen. Cato, Cleopatra, Brutus wurden nicht minder hochgeachtet. Plato sogar, dem Selbstmord sonst sehr abhold, entschuldigt ihn, wenn ein Schimpf oder ein unvermeidliches Unglück dazu zwinge. Große Armuth, Schulden, unerträgliche Schmerzen des Körpers, verlorne Ehre, Liebe, Zorn. — Wem Eines dieser Uebel so zur Verzweiflung brachte, daß er den Dolch gegen seine eigene Brust kehrte, dessen Leichnam ging zwar der Ehre des Scheiterhaufens verlustig, wurde aber doch begraben. — Ein Tempelräuber hingegen nie.

Einen vom Blitz Erschlagenen begrub man in der Stille, weil man wähnte, ihn haßten die Götter. Man umzäunte den Ort, so wie jeden, den der Blitz getroffen, damit Niemand unwissentlich ihn betreten oder beflecken möchte.

Der Verschwender seines Vermögens ging der Ehre verlustig, in den Grüften seiner Väter beigesetzt zu werden. Der berühmte Philosoph Democrit lief diese Gefahr, weil er auf Reisen, den Geheimnissen der Natur nachspürend, sein Geld verschwendet hatte. — Die Leichname solcher, die mit Schulden belastet gestorben, gehörten ihren Gläubigern, die so lange, bis sie befriedigt waren,

kein Begräbniß gestatteten. Cimon gab ein schönes Beispiel kindlicher Liebe, indem er seines Vaters Miltiades Schulden und Fesseln auf sich nahm. — Auch in unsern neuesten Zeiten haben Gläubiger bisweilen dieses Rechtes sich bedient. So zum Beispiel lag ein Herzog von Croy, der unter Peter dem Großen gedient, fast hundert Jahre in einer Kirche zu Reval unbegraben, in der Hoffnung, daß dessen Verwandte in Frankreich den Leichnam endlich auslösen würden. Es geschah nicht.

Die zum Tode Verurtheilten, besonders die an's Kreuz Geschlagenen, oder auf einem Pfahl Gespießten, wurden oft eine Beute der wilden Thiere und Raubvögel. Als König Lysimachus den Philosophen Theodor mit der Kreuzigung bedrohte, antwortete dieser: »es gilt mir gleich, ob ich über oder unter der Erde verfaule.“ — Kinder, die noch keine Zähne hatten, wurden unverbrannt begraben. —

Auf den Gräbern solcher Menschen, die im Leben sich allgemeinen Haß zugezogen, pflegte man herumzuspringen und Steine darauf zu werfen. So sagt Euripides in seiner Electra: »Er hüpft auf der Gruft seines Vaters herum, und wirft Steine auf sein Denkmahl.“

Wenn in einem Hause eine gefährliche Krankheit war, so steckte man einen Zweig von Rhamnus oder Kreuzdorn, oder einen Lorbeerzweig an die Thür, theils um böse Geister abzuhalten, theils um den Gott der Heilkunst zu gewinnen. Der plötzliche Tod eines Mannes wurde dem Apoll, der

einer Frau der Diana zugeschrieben, vermuthlich, weil Sonne und Mond auf das Leben so großen Einfluß zeigen.

Da die Leichen unmittelbar den unterirdischen Göttern angehörten, so wurde jedem Sterbenden etwas Haar abgeschnitten, um es diesen Gottheiten zu weihen. Darum malt Euripides den Tod mit einem Schwerte in der Hand, um Alceſten, die, nach des Schickſals Schluß, für Admet ſterben ſoll, das Haar abzuſchneiden. Virgil ſingt: Dido habe lange mit dem Tode gekämpft, weil Proſerpina ihr das Haar nicht abgeſchnitten. Wahrſcheinlich verdankte dieſe Sitte ihren Urſprung dem Opfergebrauche, nach welchem man dem Opferthiere ein wenig Haar von der Stirn ſchnitt.

Die Sterbenden im letzten Todeskampfe beteten zum Merkur, als dem Geleitsmann der abgeſchiedenen Seelen. Freunde und Verwandte drängten ſich dann näher an ſein Lager, um das letzte Lebewohl ihm zuzurufen, und ſeine letzten Worte zu vernehmen, die ſie lange nachher noch mit Ehrfurcht wiederholten, darum wehklagte Andromache bei Hectors Tode: „Du reichteſt mir die Hände nicht vom Sterbelager; du ſprachſt kein weiſes Wort zu mir, um mich deſſen bei Tag und Nacht weinend zu erinnern.“

Die Freunde küßten den Sterbenden, ſuchten ſeinen letzten Hauch mit ihrem Munde aufzufangen, wähnend, daß dieſen Hauch ſeine Seele belebe, die nun in den Küſſenden übergehe. Ein ſüßer, tröſtlicher Wahn! — Im Augenblick des Todes wurde an eherne Keſſel geſchlagen, um die

bösen Geister und Furien zu vertreiben. Man sagte nicht: er ist gestorben, sondern man bediente sich eines unübersetzbaren Ausdrucks: etwa so viel als aufhören geboren zu sein; oder man sagte: er hat gelebt; er schläft unter der Erde; er ist weggegangen aus der Gesellschaft der Menschen. Schlaf und Tod waren Zwillingsbrüder. Unser Lessing hat eine treffliche Abhandlung geliefert: »Wie die Alten den Tod gebildet.“ Eine der schönsten Abbildungen war ein geflügelter Jüngling in tiefsinniger Stellung neben einem Leichname stehend, mit der Rechten und mit dem Haupte auf einer umgekehrten, auf die Brust des Leichnams gestützten Fackel ruhend, in der linken einen Kranz mit einem Schmetterlinge haltend. Der Schmetterling, der Kranz, der Aschenkrug, waren Sinnbilder des Todes, das Horn ein Sinnbild des Schlafes. Nie bedienten sich die Griechen unserer gräßlichen Skelette; höchstens setzten sie bei Schmausereien dergleichen künstliche mit auf die Tafel, um zu einem schnellen Genuß des Lebens aufzumuntern.

Hatte der Sterbende nicht schon selbst seinen Ring vom Finger gezogen, um ihn etwa seinem liebsten Freunde zu überreichen, so geschah es doch gleich nach dessen Tode von den Anwesenden, die ihm die Augen zudrückten; ein allgemeiner Gebrauch schon bei den Griechen wie noch bei uns. Dann wurde das Antlitz des Verstorbenen zugedeckt. Alles dies geschah von den nächsten Verwandten, welchen auch oblag, die Begräbnißkosten zu bestreiten, wenn nicht

etwa ein berühmter Mann auf Kosten des Staats beerdigt wurde.

Ehe der Leichnam erkaltete, streckte man dessen Glieder aus und legte sie in Ordnung. Dann wusch man den Körper. (Socrates wusch sich selbst noch vor seinem Tode, um den Weibern die Mühe zu ersparen.) Man salbte ihn und legte ihm ein köstliches Sterbekleid an. Auch das that Socrates noch lebend, als ihm Apollodor ein kostbares Gewand brachte. Euripides erzählt dasselbe von Alceste. Weiß waren diese Gewänder, und viele ließen noch bei ihren Lebzeiten für sich und ihre Freunde sie verfertigen (so wie man heutzutage bisweilen Särge machen läßt). Nur in Sparta trugen die Leichen verdienstvoller Männer rothe Kleider, andere mußten sich mit schlechten Gewändern begnügen, und die Salben waren dort untersagt. — Der nun geschmückte Körper wurde mit Blumenkränzen und grünen Zweigen bedeckt. Ein in den öffentlichen Spielen als Preis errungener Kranz zierte auch noch den todten Sieger.

Endlich stellte man den Leichnam zur Schau aus; bisweilen auf die bloße Erde gelegt, bisweilen auf eine Bahre mit allerlei Blumen bedeckt. Ja, schon die Sterbenden pflegte man so auszustellen im Vorhaus, dicht an der Hausthüre, damit Vorübergehende vielleicht durch einen guten Rath sie noch retten möchten. Die Griechen hatten diese Gewohnheit von den Egyptiern entlehnt und verpflanzten sie weiter auf die Römer. Ohne Zweifel hat die Arzneikunde sehr dadurch

gewonnen. Daß man aber die Verstorbenen ausstellte, geschah, damit Jeder etwanige Merkmahle eines gewaltsamen Todes wahrnehmen könnte.

Kurz vor der Beerdigung legte man dem Todten ein Stück Geld in den Mund (das Fährgeld für den Charon) und einen Kuchen von Mehl und Honig, um den Cerberus zu besänftigen. Man stellte ferner ein Gefäß mit Wasser vor die Thüre, und hängte einen Büschel Haare des Verstorbenen auf, ein Zeichen, daß in diesem Hause getrauert würde. — Die Zeit des Leichenbegängnisses war bald früher, bald später, je nachdem der Verstorbene gering oder vornehm, arm oder reich gewesen. Siebzehn Tage und Nächte verflossen, ehe Achilles Leichnam in Flammen aufloderte. Acht bis neun Tage reichten gewöhnlich hin, um die Zubereitungen zu vollenden. Die Armen begrub man nach vierundzwanzig Stunden. Darum singt der Dichter Callimachus: »Wer weiß, was ihm morgen bevorsteht! noch gestern sahen wir dich, o Charmis! und heute folgen wir dir weinend zur Gruft."

Am hellen Tage beging man die Leichenfeier, denn in der Nacht schwärmten Furien und böse Geister umher. Nur Jünglinge wurden kurz vor Tagesanbruch begraben, um den trauervollen Anblick der zerstörten Jugend der Sonne zu entziehen. Da trug man sie hinaus bei Fackelschein, und bald wurde es üblich, auch am Tage die Leichen mit brennenden Fackeln zu begleiten. Die nächsten Verwandten trugen sie, und in Ermanglung dieser, Knechte, besonders Freigelassene.

An vielen Orten war die Leichenbegleitung nur den Verwandten erlaubt, wenigstens durfte kein Frauenzimmer vor dem sechzigsten Jahre dabei zugegen sein. Vermuthlich hatten die zahlreichen Versammlungen beider Geschlechter oft ärgerliche Auftritte veranlaßt. Man sieht das unter andern aus einer Vertheidigungsrede des Lysias für den Eratosthenes, welcher seines Weibes Buhler ermordet hatte, dessen Bekanntschaft sie bei einer Leichenfeier gemacht. — Wenn Männer von großen Verdiensten begraben wurden, so zeichneten die Begleiter durch festlichen Schmuck sich aus. Der Leiche Timoleons folgten viele Tausende, in weißen Kleidern mit bekränzten Häuptern. In dem Augenblicke, wo der Leichnam gewöhnlich ohne Sarg auf einer Bahre, aus seiner Wohnung getragen wurde, rief man ein letztes Lebewohl ihm nach.

Die trauernden Nachgebliebenen enthielten sich nunmehr der Gastgebote, der Musik und aller Zeichen von Fröhlichkeit. Sie mieden den Wein, das Licht sogar, und suchten einsame Schattengänge. Allen Schmuck legten sie ab, hüllten sich in schwarze Trauerkleider vom groben Tuche, rauften das Haar sich aus, oder schnitten es ab, und warfen die Locken auf das Grab oder den Scheiterhaufen. Admet ließ bei Alcestens Tode sogar den Wagen-Rossen ihre Mähnen abschneiden. Alexander that dasselbe bei dem Tode Hephästions, und — wie er alles zu übertreiben pflegte — so genügte ihm das noch nicht einmal; denn auch die Spitzen der Stadtmauern mußten niedergerissen werden. Nur die

Weiber schonten ihr Haar aus guten Gründen, und führten ein, daß ein fliegendes Haar bei ihnen für ein Zeichen der Trauer galt. — Die Trauernden pflegten sich auch im Staube zu wälzen, und wählten dazu den unsaubersten Platz. Sie streuten Asche auf ihr Haupt, oder verhüllten es, oder stützten es in die Hand, gingen langsam mit abgemessenen Schritten, schlugen an die Brust und zerkrazten sich; besonders thaten das die Weiber, von denen ein alter Dichter singt:

„Der schreckliche Nagel der gern trauernden Weiber hat die rothe Wange zerfleischt, und die Finger haben sich freiwillig im Blute des schönen Busens gefärbt." — Solon fand für nöthig, diese und andere solche Ausschweifungen zu verbieten. Standhafter trugen die Lacedämonier ihren Schmerz. Hingegen herrschte bei ihnen die barbarische Gewohnheit, daß die Leidtragenden sich unter einander mit Nägeln und Nadeln die Haut von der Stirn rissen.

Man klagte die Götter an, fluchte ihnen wohl gar, riess ihre Altäre nieder, plünderte ihre Tempel, warf Steine nach ihren Bildsäulen. Die minder Wüthenden drückten ihren Schmerz in lang gezogenen Tönen aus.

Bei dem Tode grosser Männer, ein Unglück, welches den ganzen Staat betraf, wurden die öffentlichen Zusammenkünfte unterbrochen, die Tempel, Gymnasien, Bäder und Werkstätte verschlossen. Jeder Bürger trauerte. So die Athenienser um Socrates, bald nachdem sie diesen tugendhaften Weisen zum Tode verurtheilt hatten.

Gedungene Klageweiber sangen Lieder von tief tönenden Flöten begleitet.

Obgleich die Griechen ihre Leichname sowohl begruben als verbrannten, so war das letztere doch allgemeiner, denn durch das Feuer wurden die Seelen gereinigt und konnten vom trägen Körper befreit, ungehindert zu den himmlischen Wohnungen sich empor schwingen. Der Scheiterhaufen, piramidalförmig gestaltet, trug auf der Spitze den Leichnam, umringt in verschiedenen Abstufungen mit köstlichen Salben, Rauchwerk, Gewändern, Thieren, und leider auch mit Sklaven oder Gefangenen. Man belegte ihn mit dem Fett der Thiere, damit er schneller vom Feuer verzehrt werden möchte, denn das galt für ein glückliches Zeichen. Krieger nahmen ihre Waffen mit auf den Scheiterhaufen, andere ihre täglichen Kleider. Des Verbrennens kostbarer Dinge wurde endlich so viel, daß Lykurg und Solon es durch Gesetze beschränken mußten. — Der nächsten Verwandten einer zündete den Scheiterhaufen an, indem er zu den Winden betete. Dreimal umkreiste der Leichenzug den brennenden Holzstoß. Die Umstehenden goßen Trankopfer aus, und riefen die Manen des Verstorbenen an. War das Feuer niedergebrannt, so wurde es vollends mit Wein gelöscht, und man sammelte die Asche, wusch auch wohl mit Wein die unverzehrten Gebeine, legte beides in Urnen oder Aschenkrüge aus Holz, Thon, Marmor, Silber und Gold, bekränzte diese mit Blumen, und bedeckte sie mit einem Teppich.

Wenn der Todte nicht verbrannt, sondern begraben wurde, so legte man sein Haupt gegen Morgen. Nur Verwandte und Freunde bewohnten eine Gruft, bisweilen Einen Sarg. Liebende hegten diesen Wunsch. Es war die letzte Bitte der Thisbe, neben Pyramus begraben zu werden, und Admet wollte mit Alcesten in einem Sarge liegen. Auch in Urnen vermischten Freunde und Liebende gern ihre Asche; ein freundlicher Gebrauch, der leider nicht bis auf uns gekommen.

Die ältesten Griechen begruben ihre Todten in ihren eigenen Häusern, und die Thebaner hatten ein Gesetz, daß kein Haus ohne einen dazu gehörigen Begräbnißplatz erbaut werden durfte. Noch in spätern Zeiten waren diese Plätze innerhalb der Stadtmauern, besonders für Helden und hochverdiente Männer. Auch die Tempel öffneten sich den Todten, doch nur in seltenen Fällen. Ein gewisser Euklides erwarb einst diesen Vorzug dadurch, daß er ein guter Fußgänger war, denn er lief in einem Tage tausend Stadien bis nach Delphi, um etwas von dem heiligen Feuer für die Platäenser zu holen, wofür sie ihm ein Grab im Dianentempel einräumten.

Doch am häufigsten begrub man späterhin die Todten außerhalb den Städten, an den Landstraßen. Nur in Sparta war es anders. Jedes Geschlecht besaß eine Familiengruft, von welcher ausgeschlossen zu werden, für ein großes Unglück galt. Als die Spartaner entschlossen waren, die Messenier zu unterjochen, oder bei diesem Unternehmen umzu-

kommen, banden sie vor der Schlacht sich Zettel um den rechten Arm, mit ihrem und ihrer Väter Namen beschrieben, damit man, auf dem Schlachtfelde liegend, sie erkennen und in der Väter Gruft beisetzen möchte.

Man baute und schmückte solche Gräber oft mit großem Fleiß und Pracht, gleich den Wohnungen der Lebendigen, und oft brachten diese weinend oder nachdenkend, ganze Tage und Nächte in den Gewölbern bei den Ueberresten geliebter Verwandten zu. Todtenlampen hingen an den Säulen rings umher, erleuchteten den schauerlichen Ort, und die rühmlichen Inschriften, die sie trugen. Nur Lykurg duldete keine geschwätzigen Grabsteine, wie er sie nannte. Nicht Inschriften allein, auch allerlei Sinnbilder, bezeichneten auf den Gräbern den ehemaligen Stand oder die Beschäftigung derer, die sie bedeckten. Das Bild eines Mädchens mit einem Wasserkruge deutete auf eine Jungfrau. Die Eule, der Zügel und der Zaum stellten eine wackere Hausfrau vor, die bis spät in die Nacht Wolle gesponnen, ihr Hauswesen selbst gelenket, und ihre Zunge zu beherrschen gewußt. Auf dem Grabe Diogenes des Cynikers lag ein Hund, das Sinnbild seiner Secte und seines Charakters. Das Grab des Isocrates schmückte eine Sirene, um seine Beredsamkeit zu versinnlichen. Auf Archimedes Gruft lagen eine Sphäre und ein Cylinder. Waffen gebührten dem Soldaten, Werkzeuge dem Handwerker oder Künstler.

Im Schmucke der Gräber schweifte der griechische Luxus nach und nach so aus, daß Gesetze ihn hemmen mußten. — Die Erde ruhe leicht auf dir! war eine griechische Redensart, die Ammianus sinnreich verkehrte, indem er einem Bösewicht zwar dasselbe wünschte, doch nur, damit die Hunde sie leichter aufkratzen könnten.

Denkmähler unterschieden sich von Grabmählern dadurch, daß sie blos den Ruhm der Verstorbenen verewigten, ohne ihre Gebeine zu bewahren. Geschah das für solche, deren Leichname nicht gefunden worden, so war es zugleich das einzige Mittel, ihren herum irrenden Seelen die Pforten der Ruhe zu öffnen. Man rief dann ihre Namen dreimal mit lauter Stimme, gleichsam um sie einzuladen, die neue Wohnung zu beziehen.

Gedächtnißreden, Lobreden, feierliche Spiele mit ausgesetzten Preisen u. s. w. verherrlichten die Leichenfeier, und wenn Alles vollbracht war, so folgte die Reinigung, durch Besprengen mit Wasser und auf manche andere Weise. Mit Schwefel räucherte man in den Häusern, wie auch Ulysses that, nachdem er Penelopens Buhler umgebracht. Nur die Spartaner hielten die Todten nicht für unrein, und spotteten des Aberglaubens der übrigen Griechen.

Diese gingen nun gereinigt zum Trauermahl bei dem nächsten Verwandten des Verstorbenen. So bewirthete Priamus die Trojaner nach Hektor's Leichenbegängniß. Was vom Tische fiel, war den Manen des Verstor-

benen gewidmet; ein Gebrauch, auf den Pythagoras mit der Lehre zielt: »Koste nicht das vom Tische Gefallene.« Auch die Ueberreste der Mahlzeit trug man zum Grabe und legte sie da nieder. Daher konnte man den ärmsten Bettler, wie den gierigsten Geizhals nicht stärker schildern, als wenn man von ihm sagte: »Er nimmt seine Speise von den Gräbern.« — Die Tischgespräche bei solchen Trauermahlen durften blos das Lob der Verstorbenen enthalten, womit man denn, wie in unsern Zeiten, so verschwenderisch war, daß ein spottendes Sprichwort daraus entstand. — Wer aber den Todten wahrhaft geliebt hatte, der hing Lampen in seine Gruft, bestreute sie mit Kräutern und Blumen, besonders mit Eppich, mit weißen und purpurfarbenen Blumen, Amaranth, Jasmin, Lilien, Rosen, Mirten. Darum singt Anacreon von der Rose: »sie heilt die Kranken, sie beschützt die Todten;« und Electra klagt beim Euripides, daß kein Mirtenzweig Agamemnon's Grab ziere. Auch Bänder und Haare legte man auf das Grab und salbte es mit Wohlgerüchen.

»Warum salbst du den Grabstein?« sprach Anacreon, »warum verschüttest du die Wohlgerüche? Salbe lieber mich, den Lebenden, und bekränze mein Haupt mit Rosen.«

Noch eine seltsame Ehre erwies man den Todten, indem man nackend um ihre Gräber lief. Das that sogar Alexander der Große, als er bei Troja das Grab des Achill's fand.

Trankopfer, am Grabe dargebracht, bestanden aus Honig, Wein, Milch und Wasser. Besonders galt der Honig für ein Sinnbild des Todes; warum? ist unerklärlich. Selten opferte man Thiere, und wenn es geschah, so eigneten sich zu diesem Gebrauch nur schwarze Schafe und unfruchtbare Kühe, wie man auch den unterirdischen Göttern sie zu opfern pflegte. Am neunten und am dreißigsten Tage nach der Beerdigung ehrte man die Todten durch alle diese erzählten Gebräuche, wiederholte sie auch wohl, so oft ein Freund anlangte, der bei der Leichenfeier nicht gegenwärtig gewesen, oder so oft sich sonst eine Gelegenheit darbot, das Andenken des Verstorbenen zu erneuern. In mehreren Städten Griechenlands war der Monat Anthesterion dazu bestimmt. An solchen feierlichen Tagen rief man die Todten laut bei Namen, und nährte den süßen Wahn, daß ihre Seelen heraufstiegen, um an den liebevollen Erinnerungen ihrer Nachgebliebenen sich zu ergetzen. Auch die Geburtstage der einst Lebenden wurden nach wie vor gefeiert.

Große Männer vergötterten die Griechen, in den ältesten Zeiten selten, doch häufig in der Folge, als Schmeichelei ihr Gift verbreitet hatte. Vor allen verschwenderisch waren die Athenienser mit dieser höchsten Ehre, so wie sie überhaupt in Schmeichelei und Aberglauben es allen Griechen zuvorthaten.

7. Von der Liebe unter den Griechen.

Wir verlassen endlich die Todten, um die Lebendigen in Mirtenhainen zu belauschen. Da stoßen wir zuerst auf eine verrufene Sitte, die Jünglings-Liebe, unter den alten Griechen so allgemein üblich, und nicht im Verborgenen getrieben, sondern vom Gesetz erlaubt und sogar befördert. Es haben manche Schriftsteller bei dieser Liebe von Unanständigkeiten geträumt; doch alte, unverwerfliche Zeugen versichern, daß, weit entfernt die Tugend zu beleidigen, die Jünglinge vielmehr dadurch zu edlen Thaten ermuntert worden. Das wußten die Tirannen wohl, die Unterdrücker griechischer Freiheit, und hatten es öfters erfahren, darum wandten sie in der Folge alle Mittel an, um diese Liebe auszurotten. Aber hoch begünstigt wurde sie in Republiken.

Ein freigeborner schöner Jüngling unter den Cretensern wurde laut getadelt, wenn er nur einen Liebhaber gehabt, denn man setzte voraus, er müsse durch große Fehler sich dieses Vorzuges unwürdig gezeigt haben. Konnte er sich hingegen eines oder mehrerer Liebhaber rühmen, so gebührte ihm bei öffentlichen Spielen der erste Sitz, und er trug, als ehrenvolle Auszeichnung, ein köstliches Gewand. Auch nach Erreichung der männlichen Jahre trug er es noch fort, zur Erinnerung, daß er unter die Zahl der Klainoi, das hieß der auserlesenen Jünglinge gehört. Die Liebhaber nannte man Filitoren. Sehr räthselhaft wird die Sitte doch immer bleiben. Sie weicht,

mit allen dahin gehörigen Nebenumständen, so ganz von unsern Sitten ab, daß wir, auch nach der genauesten Beschreibung, doch nimmer ein deutliches Bild davon empfangen werden. In Creta mußten die Liebhaber die Jünglinge, nach welchen sie trachteten, mit Gewalt rauben, doch nur zum Schein. Sie zeigten nämlich den Verwandten an, daß sie einen Knaben lieb gewonnen, und setzten zu dessen Raube einen Tag fest. Nun prüften die Verwandten, ob der angebotene Liebhaber auch des Knaben würdig sei. Zweifelten sie daran, so verweigerten sie dessen Verabfolgung. Wurde er hingegen annehmlich befunden, so thaten sie zum Schein noch einigen Widerstand und überließen ihm sodann die Beute.

Jetzt führte der Liebhaber den Geliebten auf die Jagd, und ergetzte ihn auf allerlei Weise, doch nicht länger als zwei Monate, dann brachte er ihn den Seinigen zurück, beschenkt mit einer völligen Rüstung, einem Stier und einem Becher, auch wohl noch mit mehrern köstlichen Dingen. Den Stier opferte der Knabe dem Jupiter, und berichtete, wie es ihm ergangen. War er ungestüm behandelt worden, so stand das Recht ihm zu, Genugthuung zu fordern.

Unter den Spartanern beschenkten die Liebenden sich nicht. Blos gegründet auf gegenseitiges Verdienst, immer edel und frei von allem Verdacht war ihre Liebe; die Scham unter ihnen so hoch gehalten, daß zum Beispiel Agesilaus den von ihm geliebten Jüngling nicht einmal

küssen wollte. Wenn es aber ein Spartaner wagte, diese strenge Sittlichkeit zu verletzen, so wurde er für ehrlos erklärt und aller Vorrechte freier Bürger beraubt. Nur gleich einer schönen Bildsäule durfte er den Jüngling lieben, nur zur Tugend und allem Löblichen ihn anreizen; Ehre und Schimpf mußte er mit ihm theilen. Man bestrafte einst den Liebhaber, dessen geliebter Knabe im Gefecht sich weibisch bewiesen. Mit Erreichung der männlichen Jahre verwandelte sich diese Liebe oft in ewige Freundschaft. Der Aeltere behielt das Vertrauen des Jüngern, und leitete diesen durch seinen Rath. So zum Beispiel wurde Cleomenes vor seiner Thronbesteigung von einem gewissen Xenares geliebt, dem er nachher als König sein ganzes Vertrauen schenkte, und der sich zwar unwillig von ihm trennte, als Cleomenes eine neue Staatsverfassung einführen wollte, aber doch dessen Anschläge treulich verschwieg. — Bisweilen liebten Mehrere einen und denselben Jüngling; daß aber ein solcher Zufall, weit entfernt Eifersucht zu erwecken, vielmehr ein festes Freundschaftsband um die Liebenden schlang, mag nicht wider die Unsträflichkeit ihrer Neigung beweisen.

Auch die Spartanerinnen übten unter sich die männliche Sitte, und die tugendhaftesten Matronen bewiesen öffentlich ohne Bedenken eine zärtliche Liebe zu schönen keuschen Mädchen.

In Athen verbot Solon die Jünglings-Liebe den Sklaven, um gleichsam durch Entfernung der Unwürdigen

die Würdigen noch mehr dazu aufzumuntern. Er selbst liebte den Pisistratus, und gleich ihm unterwarfen sich die ersten Männer des Staats dieser Leidenschaft. Auch Socrates hegte sie, doch haben immer seine Feinde, die so eifrig alles hervorsuchten, um ihn zu stürzen, einer unreinen Liebe ihn beschuldigt. Wie gern würden sie das gethan haben, und wie viel leichteres Spiel hätten sie gehabt, da die strengen Gesetze der Athenienser den unkeuschen Jüngling für ehrlos und unfähig ein Amt zu verwalten erklärten, den unzüchtigen Liebhaber sogar mit der Todesstrafe belegten.

Die Thebaner hatten — von dem Einfluß dieser Sitte auf die Jugend alles Große und Löbliche erwartend — einen Phalanx errichtet, ein auserlesenes Corps von dreihundert Mann, welches blos aus Liebhabern und geliebten Jünglingen bestand, und deshalb das Heilige genannt wurde. Es erkämpfte berühmte Siege, überwand zum ersten Male die bis dahin für unüberwindlich gehaltenen Spartaner, und unterlag nur Einmal, in der Schlacht bei Chäronea. König Philipp wurde tief gerührt, als er nach diesem Treffen die dreihundert Mann sämmtlich todt neben einander liegen sah, und mit Thränen rief er aus: »Sterben müsse, wer je argwohnen könnte, diese Helden wären nicht unsträflich!«

Das Wort Liebe mag unpassend sein für die Empfindung, welche hier bezeichnet werden soll. Es war vielmehr ein Enthusiasmus der Freundschaft, eine innige Zunei-

gung, auf Schönheit der Seele wie des Körpers gegründet, und nur auf Beistand, Vervollkommnung, Beförderung gegenseitiger Glückseligkeit abzweckend. So liebten sich, schon im heroischen Zeitalter, Achilles und Patroclus, beide jung, schön und verständig. Der Eine lehrt, der andere lernt; Jener trauert, dieser tröstet; Jener singt, dieser hört ihm lauschend zu. Mit Thränen bittet Patroclus den Freund um dessen Einwilligung zum Kampfe; Achilles gibt nach und legt ihm seine eigene Rüstung an, harrt ängstlich seiner Rückkunft, und als diese nicht erfolgt, als er des Freundes Tod vernimmt, wünscht er selbst zu sterben. Ein ähnliches Beispiel haben Orest und Pylades aufgestellt. Socrates ging den schönsten Jünglingen nach und eroberte ihre Herzen durch edle Liebe, und machte sie empfänglich für seine weisen Lehren. So liebte er den Alcibiades, Critobulus, Agathon und andere mehr. Er liebte sie schwärmerisch, das bezeugten seine Ausdrücke. „Mir klopft das Herz," sprach er, »wenn ich den Charmides sehe; der Anblick des Alcibiades bringt mich außer mir, gleich einer Bacchantin; ein glänzender Schein bei Nacht ist mir Autolykus u. s. w." Dennoch ahneten selbst seine bittersten Feinde nichts Strafwürdiges, und als Aristophanes, aus Muthwillen oder erkauft, sein Talent herabwürdigte, um in seinen Wolken als ein wüthender Satyr den tugendhaftesten Weisen in Griechenland zu geißeln, wagte er es doch nicht, ihm diese Liebe vorzu-

rücken. Auf gleiche Weise liebten Plato, Zeno und andere berühmte Philosophen.

Sonder Zweifel wurde diese Sitte durch die Eingezogenheit des schönen Geschlechts noch mehr befördert. Es entbehrte der hohen Achtung, deren es unter uns genießt; viele Griechen waren Weiberhasser, Ehefeinde; unter ihnen leider auch solche, denen wir Gemälde der zartesten Empfindungen verdanken, Pindar zum Beispiel und Euripides. Wie konnte der letztere eine Alceste schreiben? —

Allein die schönen Leserinnen dürfen darum nicht auf die Griechen zürnen. Es gab ihrer immer noch genug, und bei weitem die meisten, welche dieser Ketzerei sich nicht theilhaftig machten, hingegen durch schöne Weiber, eben wie in unsern Tagen, zu jeder Thorheit sich verleiten ließen. Manche schrieben den Namen der Geliebten an jeden Baum, jede Wand, in jedes Buch, schmückten ihre Hausthür mit Kränzen und Blumen, gleich Cupido's Tempel, gossen wohl gar Trankopfer vor derselben aus. Aristophanes erzählt von den thessalischen Jünglingen, deren so viele in die schöne Lais verliebt gewesen, daß sie ihre Thür mit Wein besprengten. — Ein Jüngling, dessen Kranz nicht zusammen gebunden war, oder ein Mädchen, das einen Kranz flocht, bekannten sich dadurch verliebt.

Man bediente sich, wie noch jetzt, allerlei kleiner, abergläubischer Gebräuche, um zu erforschen, ob man in der Liebe glücklich sein werde oder nicht. So wie wir die Gänseblümchen befragen, indem wir ein Blatt um das andere

ausrupfen, so befragten die Griechen den Mohn. Klatschten die Blätter nicht auf der Hand, so war es ein böses Zeichen. Man rief magische Künste zu Hilfe, um Liebe zu erwecken. Die thessalischen Weiber verstanden das am besten. Liebestränke wirkten so heftig, daß sie oft Wahnsinn hervorbrachten. Der römische General Lucullus verlor dadurch Vernunft und Leben. Eben so ging es dem Dichter Lucretius, dem Lucilia einen Liebestrank beibrachte, und dem Caligula, der durch ein Tränkchen seiner Gemahlin Cäsonia unsinnig wurde, — und woraus bestanden diese gefährlichen Filtra? wie man sie nannte. Sicher waren viele dieser Bestandtheile sehr unschuldig an der schrecklichen Wirkung. Ein Stückchen Fleisch von der Stirn eines neugebornen Füllen zu Pulver gebrannt und mit einigen Tropfen von des Liebhabers Blute gemischt. (Ein solches Pulver gab Dido dem ungetreuen Aeneas.) Ein kleiner Vogel, eine Sperlings-Gattung, dessen Zunge besonders eine Zauberkraft besaß. Man steckte ihn aber auch ganz auf ein Rad von Wachs, und drehte ihn so lange am Feuer, bis das Rad geschmolzen war. So sollte auch das Herz der grausamen Geliebten schmelzen. Venus gab dem Jason einen solchen Vogel, um Medeens Liebe zu gewinnen.

Verschiedene Kräuter und Insekten, die in Fäulniß erzeugt werden; gewisse Fische, Eidechsen, Kalbsgehirn, Wolfshaar, die Knochen von der linken Seite einer Kröte, die von Ameisen gefressen worden; Tau-

benblut, Schlangengerippe, Uhus-Federn, Stricke oder Bänder, an welchen sich ein Mensch erhängt hatte — ekelhafte Dinge genug, doch schwerlich etwas Sinneberaubendes. Bisweilen beging man auch die Grausamkeit, ein ganzes Nest mit jungen Schwalben in die Erde zu vergraben, bis sie Hunger gestorben waren. Dann öffnete man die Grube. Fanden sich todte Schwalben mit aufgesperrten Schnäbeln, so dienten sie Liebe zu erregen, die mit verschlossenen Schnäbeln, Liebe zu unterdrücken. Auch ein Knochen, einem gierigen Hunde entrissen, sollte Begierden erwecken u. s. w. Andere machten Herzen, oder kleine Bilder von Wachs, die geliebte Person vorstellend, brachten sie an's Feuer und meinten auf gleiche Weise die Grausame zu erweichen. Sehr kräftig war es, wenn man etwas der Geliebten Zugehöriges, etwa einen Lappen von dem Saume ihres Kleides, entwenden konnte. Geknüpfte Liebes-Knoten sollten trefflich wirken. Wüßten wir nur noch, welche Kräuter und Mineralien die Griechen zu ihren Zaubertränken mischten, so würden wir das Räthsel der oft so furchtbaren Wirkung derselben leichter lösen. Offenbar mußten es Gifte sein.

Eine Liebe, durch Zaubermittel eingeflößt, konnte durch andere Zaubermittel auch wiederum vertilgt werden, nicht aber die von der Natur geweckte. Das Kräutlein Agnus castus stand besonders in dem Rufe, Liebe, oder vielmehr Sinnlichkeit zu unterdrücken; auch das Wasser des Flusses Selemnus in Achaja. Dieser Fluß war nämlich ein schöner

junger Hirt geweſen, den die Nymphe Argyra geliebt, und, da er alt geworden, ihn verlaſſen hatte. Mitleidig verwandelte Venus den Verzweifelnden in einen Fluß, der ſeine treuloſe Nymphe endlich vergaß, und dieſe Vergeſſenheit in der Folge allen unglücklich Liebenden mittheilte, die ſich in ſeinem Waſſer badeten.

Sollte Venus ſich geneigt finden laſſen, dieſes Wunder heutzutage zu Gunſten aller verlaſſenen Liebhaber zu wiederholen, ſo würde bald eine allgemeine Ueberſchwemmung entſtehen.

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Siebzehnter Band.

WIEN. UNIVERS. BIBL.

Wien, 1812.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Kleine Romane,

Erzählungen, Anekdoten

und

Miszellen

August's von Kotzebue.

Vierter Theil.

BIBL. UNIVERS. LINZ

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Erzählungen.

Uebermaß menschlicher Leiden.

Saint Germain und sein Bruder Chilly, welche Beide in Bengalen dienten, wurden von den Engländern zu Kriegsgefangenen gemacht, erhielten aber die Erlaubniß, auf ihr Ehrenwort nach Frankreich zu gehen. Sie fanden keine Schiffe, um ihren Weg um das Vorgebirge der guten Hoffnung zu nehmen, gingen daher mit einem dänischen Schiffer nach Suez am rothen Meere, in Hoffnung, sodann leicht den schmalen Landstrich zu passiren, welcher das rothe Meer von dem mittelländischen trennt, in Alexandrien sich einzuschiffen und nach Marseille zu gehen. Sie kamen glücklich nach Suez. Mehrere Franzosen und Engländer waren ihre Reisegefährten. Der dänische Schiffer schrieb sogleich an ein französisches Handlungshaus in Kairo um Kameele, seine Ladung, welche auf mehrere Millionen geschätzt wurde, zu transportiren. Einer der Beys, welche Egypten beherrschten, Ibrahim, versprach seinen mächtigen Schutz, und bot sogar seine eigenen Leute und Kameele zum Transport an. Man ergriff diesen Vorschlag mit Freuden, und ahnete nicht, daß der Reichthum der Karavane den Bey zu der Schändlichkeit verleiten würde, sich mit den Arabern von Tort, den wildesten Räubern jener Gegend, zu vereinigen, um sie zu plündern. Die Reisenden verließen Suez am Abend. Die Nacht ging

ruhig vorüber; kaum war aber der Tag angebrochen, als sie in einem engen Wege ungefähr von zwölfhundert Arabern überfallen wurden, die zuerst ihre Gewehre losbrannten, und dann mit dem Säbel in der Faust auf die zerstreuten, unbewaffneten Europäer einstürzten, deren nicht mehr als zehn waren. Sie wurden zum Theil verwundet; man raubte ihnen Alles, sogar ihre Hemden, und ließ sie ganz nackend in der Wüste. Die Kameeltreiber waren beim ersten Flintenschusse, der ihnen vermuthlich zum Signal diente, sammt den Kameelen in ein den Arabern zugehöriges Dorf entflohen. — Die verwundeten, nackten und noch immer verfolgten Europäer hatten sich zufällig in zwei Haufen getheilt, deren einer den Rückweg nach Suez nahm, von wo sie nur acht Meilen entfernt waren. Der andere hingegen konnte, weil er an der Spitze der Karavane marschirt war, nicht durch die herumschweifenden Araber dringen, und floh vorwärts nach Kairo, wohin zwar nur zwei und zwanzig Meilen gerechnet werden, die aber hier, um den Verfolgern zu entgehen, durch viele Umwege sehr verlängert wurden. Saint Germain und Chilly waren leider unter dem letzten Haufen, der, außer ihnen, aus zwei Engländern, Barrington und Jenkins, dem dänischen Schiffer Vanderfelden, dem Dolmetscher Paul, einem Amerikaner, zwei arabischen Bettlern und einem den Brüdern zugehörigen schwarzen Bedienten bestand, in Allem neun Personen. — Die Luft in jenen Wüsten ist Feuer: es regnet dort nie; auf dreißig Meilen in die

Runde findet man keinen Tropfen Wasser und keinen Strauch; der rothe Sand glühet und besteht aus lauter kleinen spitzigen Kieseln, welche wie Glas in die Haut schneiden. Die Nächte hingegen sind empfindlich kalt.

In dieser mörderischen Wüste kämpfte Saint Germain mit seinen Unglücksgefährten gegen alle Schrecken des Todes, drei Tage und vier Nächte lang. Ohne Speise, ohne Trank, vom Durst aufgetrocknet, von der Sonnenglut verzehrt, völlig nackend, von Wolken stechender Insekten umgeben, fiel Saint Germain in jeder Stunde wohl zwanzigmal kraftlos zu Boden, und eben so oft trieb ihn der Höllenschmerz von den stechenden glühenden Kieseln wieder auf. Bald kroch er auf Händen und Füßen, um den Fußsohlen eine schwache Linderung zu verschaffen; bald lag er wieder sterbend, und erquickte sich durch seinen Urin. Durch den unaufhörlichen Stich der Insekten ward sein ganzer Körper zu einer einzigen Wunde: das Fleisch fiel ihm von den Knochen, Zunge und Lippen waren völlig verschrumpft; er sah nur noch wenig, hörte gar nicht mehr, konnte nicht mehr sprechen, wurde innerlich von einem hitzigen Fieber geschüttelt, und bekam mehrere Anfälle vom Schlage. Alle seine Gefährten sah er nach und nach hinsinken und sterben — endlich auch seinen geliebten Bruder, den zweiundzwanzig Säbelhiebe ohnehin schon sehr entkräftet hatten. Er lebte noch, als er niedersank, und Saint Germain wollte sich neben ihn legen; aber der Bruder selbst trieb ihn fort, um Hilfe zu suchen,

und vielleicht noch Beide, wenigſtens ſich ſelbſt, zu retten. Er raffte ſeine letzten Kräfte zuſammen, und erreichte endlich, wie durch ein Wunder, das Landhaus eines Beys unfern Kairo. Man nahm ihn menſchenfreundlich auf, und er flehte um Gottes willen, ſeinem Bruder zu Hilfe zu eilen. Der Bey ſandte ſeine Leute in die Wüſte, ſie fanden die Leichname der übrigen, aber weder Chilly noch ſeinen ſchwarzen Sklaven.

Eſther von Racine.

Auf dem Theater der Republik wurde zum Benefiz der Madame Veſtris, Eſther von Racine gegeben. Da man dieſes einſt berühmte Stück ſehr kalt aufgenommen hat, ſo iſt es intereſſant, in das ſiebzehnte Jahrhundert zurückzublicken, und denjenigen Abend hervorzurufen, der einſt die ganze ſchöne Welt in die heftigſte Bewegung ſetzte. Es war der 3. Februar 1689. — Bekanntlich gab Racine, nachdem ſein Phedre ihm ſo groſſen Ruhm erworben, das Theater ſeinen Nebenbuhlern Preis, und ſchrieb gar nicht mehr für die Bühne. Pradon blieb Meiſter vom Kampfplatze, daher auch Boileau ſagte:

Et la scéne française est en proie à Pradon.

Schon hatte Racine, aus Religionsſchwärmerei, ſeit zwölf Jahren der unheiligen Dichtkunſt entſagt, als

plötzlich eine Religionspflicht ihm die Leier wieder in die Hand gab. Frau von Maintenon, die auf Alles, was zu einer angemessenen Erziehung der jungen Damen in dem Kloster St. Cyr gehörte, sehr aufmerksam war, beklagte sich einst über die Gefahr, von unschuldigen Lippen auch die schönsten Verse deklamiren oder singen zu lassen, weil sie alle von profanen Gegenständen handelten. Sie fragte Racine, ob es denn nicht möglich sei, Poesie, Musik und Frömmigkeit mit einander zu verbinden? Racine fand ihren Gedanken sehr erbaulich, aber auch sehr beunruhigend für sich selbst. Gern hätte er die Ehre der Ausführung einem Andern überlassen. Er, der seit zwölf Jahren keinen Reim gemacht — was würden seine Feinde sagen? — und wenn ihm nun etwa gar etwas Menschliches begegnete? wenn sein Ruhm auf der geistlichen Bühne verlöschte, nachdem er auf der weltlichen so schön geglänzt hatte? — Doch konnte er auch wieder Frau von Maintenon nichts abschlagen; denn bei aller seiner Frömmigkeit war er doch ein Hofmann. Boileau, den er um Rath fragte, entschied geradezu für die Negative. Bedenke, sagte er ihm, daß du eine große Reputation zu conserviren hast, und daß Erhalten oft schwerer ist, als Erwerben. — Nach langem Hin- und Hersinnen kam endlich Racine auf den Stoff, den die Geschichte der Esther ihm darbot, und der alle Bedenklichkeiten glücklich hob. Nicht lange, so brachte er der Frau von M. nicht allein den Plan seines Stückes (denn er war gewohnt, ihn in Prosa von Scene zu Scene zu entwerfen), sondern

auch den ersten Act ganz ausgearbeitet. Sie war entzückt darüber, und Trotz ihrer großen Bescheidenheit konnte sie doch nicht umhin, in dem Charakter der Esther und in einigen andern Nebenumständen sehr schmeichelhafte Anspielungen auf sich zu finden. Auch Vasthi und Haman waren getroffene Portraits. Da nun überdies der biblische Stoff für St. Cyr vollkommen schicklich war, so wurde die erste Vorstellung mit Eifer veranstaltet; aber nur die vornehmsten Höflinge, welche Ludwig den Vierzehnten auf die Jagd begleiteten, durften gegenwärtig sein. Beim Souper sprach der König von nichts als von Esther. Monseigneur, Monsieur, alle Prinzen wollten sie sehen; der Beifall war außerordentlich: Esther's Gebet riß unwiderstehlich hin; Alles schien groß, herrlich, mit Würde behandelt; sogar der große Condé weinte. — Die dritte Vorstellung war den Frommen gewidmet, als nämlich dem Père de la Chaise, einigen Bischöfen, zwölf bis fünfzehn Jesuiten, zu denen sich Madame de Miramion mit ihren vornehmsten Nonnen gesellte. Heute, sagte Frau von Maintenon, soll man nur für die Heiligen spielen. Die Heiligen applaudirten so gut wie die Weltkinder, und wünschten herzlich, daß doch alle Trauerspiele der Esther gleichen möchten. — In der Folge ließ der König alle seine Höflinge Theil nehmen; sie waren natürlich außer sich vor Bewunderung. Frau von Maintenon wurde von allen Seiten um Einlaßbillette gequält; es gab mehr als zweitausend Aspiranten, und nur zweihundert Plätze. Der König machte ordentlich

eine Liſte, wie zu ſeinen Reiſen nach Marly. Dann ging er zuerſt hinein, und ſtand an der Thür, mit der Liſte in der einen und dem aufgehobenen ſpaniſchen Rohr in der andern Hand; ſo bewachte er ſelbſt den Eingang, bis die ſämmtlichen Auserwählten verſammelt waren. — Ein ſehr komiſcher Umſtand war es auch, daß die hübſchen jungen Schauſpielerinnen hinter den Couliſſen ihr veni Creator herbeteten, um den heiligen Geiſt für ihre Rollen zu intereſſiren. — Als nun gar der König und die Königin von England den Wunſch äußerten: Eſther zu ſehen, wurde das Stück prächtiger als jemals aufgeführt; die Schauſpielerinnen waren mit Brillanten bedeckt, und das Orcheſter beſtand aus den erſten Muſikern des Königs. — Frau von Monteſpan und Louvois erkannten ſich unter den Namen Vaſthi und Haman, biſſen ſich in die Lippen, und klatſchten. Die engliſchen Majeſtäten ergetzten ſich ſehr daran, daß man den Papſt, der ihre Thronentſetzung befördert hatte, als von der Hölle verblendet darſtellte. Ludwig der Vierzehnte ſelbſt, dem vielleicht der große Ruhm, welchen er der Frömmigkeit verdankte, mitunter ein wenig drückend war, erkannte ſich gern in dem Stolze eines perſiſchen Königes, in ſeiner Gerechtigkeitsliebe, wie in der Zärtlichkeit für Eſther. Kurz, Jedermann war zufrieden. — Racine wollte ſein Werk der Frau von Maintenon zueignen; ſie erſuchte ihn aber, nicht einmal in der Vorrede ihres Namens zu erwähnen. — Zwei und dreißig Jahre nachher brachten die Schauſpieler Eſther zum erſten Mal

auf die Bühne, und — es blieb bei einer einzigen Vorstellung; vermuthlich weil nur die reinen unschuldigen Aktricen von St. Cyr mit ihren Engelstimmen einem Schauspiel jenes hohe Interesse zu geben wußten, welches, wie Voltaire sagt, eine unwahrscheinliche, nicht anziehende Begebenheit darstellt: einen albernen König, der sechs Monate mit seiner Frau gelebt hat, ohne zu wissen, wer sie ist; der, ohne den geringsten Vorwand, eine ganze Nation zu schlachten befiehlt, und nachher seinen Günstling eben so leichtsinnig aufhängen läßt. — Die kalte Aufnahme, die in unsern Tagen Esther abermals in Paris erfahren, scheint Voltairens Urtheil zu bestätigen.

Einige Beispiele von Liebe und Heldenmuth französischer Frauen während der Schreckenszeit.

(Bruchstück aus Segür's Werke über die Weiber.)

Lefort wurde als ein Verschwörer in den Kerker geworfen. Seine Gattin zitterte für sein Leben; sie erkaufte die Erlaubniß, ihn zu sehen. Als der Tag sich neigte, flog sie zu ihm mit doppelten Kleidern, bewog ihn, die seinigen mit den ihrigen zu vertauschen, so verkleidet zu entschlüpfen, und sie zurückzulassen. Der Anschlag gelingt; ihr Gatte ist frei. Als am folgenden Morgen der Volksrepräsentant den Betrug entdeckt, ruft er drohend aus: Unglückliche!

was hast du gethan! — Meine Pflicht, antwortete sie gelassen; thu jetzt die deinige. — Unter einem Haufen von Gefangenen, welche nach Paris geschleppt, und dort bis zur Hinrichtung in die Kerker gestoßen wurden, befand sich einer, der eine junge schöne Frau besaß, die sich durchaus nicht hatte von ihm trennen wollen. Sie geht eben mit den übrigen Gefangenen in dem Hofe des Gefängnisses spaziren, als der Name ihres Gatten draußen abgerufen wird; sie ahnet, es sei der Ruf zum Tode, sie will ihm folgen. Der Kerkermeister hält sie zurück; aber stark durch ihren Schmerz, wirft sie alles vor sich nieder, und klammert sich an ihren Mann, um sein Schicksal zu theilen. Die Wachen rissen sie von ihm los. Unmenschen! rief sie aus, ich werde dennoch sterben! Augenblicklich rannte sie mit dem Kopfe gegen das eiserne Gitter, und sank sterbend zu Boden. — Der Marschall von Mouchy wird arretirt. Kaum ist er im Gefängniß angelangt, als er auch schon seine Gemahlin erscheinen sieht. Man sagt ihr, von ihr sei nicht die Rede gewesen. Mein Mann ist verhaftet, antwortete sie; folglich bin ich es auch. Der Marschall wird vor das Revolutions-Tribunal gefordert, sie begleitet ihn. Der öffentliche Ankläger sagt ihr: sie sei nicht gerufen worden. Aber doch mein Mann, erwiederte sie, und folglich auch ich. Sein Todesurtheil wird gesprochen; sie steigt mit ihm auf den Mordkarren. Der Henker weist sie auf dem Richtplatze zurück, weil nicht sie zum Tode verdammt sei, sondern ihr Mann.

Eben deswegen, ruft sie entschlossen; mein Gemahl muß sterben und folglich auch ich. Eine andere Antwort gab sie nicht. Man gewährte ihren Wunsch: sie wurde an der Seite ihres Gatten hingerichtet. — Zu Bordeaux schmachtete ein Jüngling im Kerker. Die verpestete Luft zerstörte seine Gesundheit; er wurde endlich in's Hospital gebracht, und der Obhut einer barmherzigen Schwester, der jungen Therese, anvertraut. Der Jüngling verband mit einer reizenden Gestalt auch noch die Vortheile der Geburt und des Vermögens. Anfangs interessirte sich Therese blos für ihn wegen seiner sanften Physiognomie; als er ihr aber erzählte, was er gelitten, und was er noch zu fürchten habe, da vollendete das Mitleid den süßen Eindruck: sie beschloß, ihn zu retten. Er mußte sich stellen, als ob er in heftige Konvulsionen falle, und bald nachher sterbe. Das geschah. Schwester Therese deckte, wie es die Gewohnheit mit sich brachte, sein Bettuch über seinen Kopf. Der Arzt ging zur gewohnten Stunde vorüber; sie sagte ihm, der Kranke sei eben gestorben. Er entfernte sich, ohne den Betrug zu argwöhnen. Gegen Abend gab Therese vor: man habe den Leichnam zum Unterricht der chirurgischen Zöglinge begehrt, und ließ ihn nach dem Saale tragen, wo die Leichen zergliedert werden. Dort war ein junger Chirurgus gewonnen, in dessen Kleidern der lebendige Todte glücklich entschlüpfte. Die List wurde erst am folgenden Morgen entdeckt. Auf Befragen nahm Therese sich gar nicht einmal die Mühe zu läugnen, und wurde um

ihrer klugen Freimüthigkeit willen verschont. Indessen hatte sie dem geretteten Jüngling Empfindungen eingeflößt, die noch lebhafter waren, als ihre eigenen. Er schrieb an sie, und bat um eine Unterredung in seiner Freistatt. Sie kam; er flehte mit dankbarer Liebe zu ihren Füßen, ein Dasein zu verschönern, welches er ihr allein verdanke, seine Gattin zu werden. Sie willigte ein, gab und empfing das Glück. Die Liebenden flohen nach Spanien, wo sie vermählt wurden. — Minder glücklich war eine junge Witwe, deren Geliebter Fesseln trug. Bei der ersten Nachricht von seiner Verhaftnehmung bot sie alles auf, ihn zu befreien; vergebens! Sie bat endlich um die einzige Gnade, ihn zu sehen, oder mit ihm eingesperrt zu werden; auch das wurde ihr abgeschlagen. Sie eilte zu seinem Gefängniß, dessen Fenster auf die Straße gingen, und harrte auf Gelegenheit, ihn wenigstens zu sehen. Er erschien endlich am Fenster. Welch ein Wiedersehen! Die Liebende kam täglich wieder, trotz Regen, Sturm und Schildwachen, welche letztere schlimmer waren, als die rauheste Witterung, um den Geliebten nur einen Augenblick zu sehen und seine Stimme zu hören. Aber eines Tages — in dem Augenblicke, da sie ankam — Gott! welch' ein Schauspiel! ein Karren fährt zum Richtplatz: ihr Geliebter liegt gebunden darauf, nebst mehreren Schlachtopfern. Sinnlos stürzt sie auf die Pferde, greift die Zügel, schreit das Volk zu ihrer Hilfe herbei. Die Satelliten ergreifen sie; noch einmal reißt sie sich los, und stürzt dem Unglücklichen nach, der schon einige Schritte

weiter geschleppt worden war. Auf's neue ergriffen, wirft sie der Wache ihren feigen Gehorsam vor, nennt sie Tiger, beschwört sie, die Gnade des gemeinschaftlichen Todes mit dem Geliebten ihr nicht zu versagen. Sie stoßen sie zurück; da reißt sie einem von ihnen rasch den Säbel von der Seite, und senkt ihn tief in ihr treues Herz. Das Volk murrt, die Soldaten stehen erstarrt, der Jüngling raset, seine Unglücksgefährten vergessen einen Augenblick ihren eigenen nahen Tod. Indessen wird der Leichnam bei Seite geschafft, der Mordkarren erreicht den Richtplatz, die Köpfe der Verurtheilten fallen, und die Erinnerung an den Selbstmord jener edlen Liebenden wird von den Blutströmen weggeschwemmt, welche täglich neu fließen! — Ein anderes Mädchen hatte noch so viel Kraft, der Hinrichtung ihres Geliebten beizuwohnen, und sie folgte seiner Leiche bis an den Ort, wo er mit den übrigen Leichnamen eingescharrt werden sollte. Hier bestach sie den Todtengräber, um wenigstens das theure Haupt wieder zu bekommen, dessen erloschene Augen einst so liebevoll auf ihr ruhten. Für hundert Louisd'or ward ihr Wunsch gewährt. Sie wickelte das traurige Geschenk in einen kostbaren Schleier und wankte fort. Aber — die Natur war minder stark als ihre Liebe: an der Ecke der Straße von St. Florentin sank sie nieder; das blutende Haupt rollte aus dem Sc[illegible] hervor die Vorübergehenden sahen es mit Entsetzen. Man schleppte die Ohnmächtige sogleich vor das Revolutions-Tribunal, und fröhlich empfing sie das Urtheil, welches mit ihrem

Geliebten sie auf ewig vereinigte. — Mit der Treue der Liebenden wetteiferte an Heldenmuth die kindliche Zärtlichkeit. Delleglace mußte von Lyon nach Paris abreisen, um dort in die Conciergerie eingesperrt zu werden. Seine Tochter wich nicht von seiner Seite. Sie bat den Begleiter um Erlaubniß, in denselben Wagen steigen zu dürfen; der Unmensch versagte sie ihr. Das schlug ihren Muth nicht nieder. Trotz ihrem zarten Körperbaue lief sie zu Fuße neben dem Wagen her von Lyon bis Paris, mehr als hundert Lieues, und nur in Städten entfernte sie sich Mittags von dem Fuhrwerke, um ihren Vater Speisen zuzubereiten, und Abends um eine Bettdecke für ihn zu betteln. So trieb sie es unverdrossen, bis der Pariser Kerker sie trennte. Dann fing sie an, alle Mitglieder des sogenannten Wohlfahrtsausschusses, die nur einigen Einfluß hatten, mit Bitten und Thränen zu bestürmen; hundertmal zurückgewiesen, kehrte sie hundertmal wieder, und endlich siegte sie. Mit freudigem Stolz führte sie ihren befreiten Vater nach Lyon zurück. Doch erschöpft von den unendlichen, ihre Kräfte übersteigenden Beschwerden, wurde sie schon unterweges krank; und ehe sie noch den Lyonern den geretteten Mitbürger zeigen konnte, endigte sie ein Leben, durch dessen Aufopferung sie das Leben ihres Vaters erkauft hatte. — Nach der Schlacht bei Fleurüs, als die französischen Truppen wieder in Belgien einrückten, floh ein Jüngling durch Brüssel, der die Waffen gegen sein Vaterland getragen hatte. Ein junges Mädchen, welches vor einer Thür saß, rief ein-

zig von Mitleid getrieben: Wohin? Ihr seid verloren, wenn Ihr weiter geht — Ich bin auch verloren, erwiederte er, wenn ich umkehre. — Wohlan, so kommt hier herein. Er folgte der Einladung. Sie sagte ihm, daß sie die Nichte eines Geistlichen sei, der ihr nicht erlauben werde, einen Flüchtling in seinem Hause aufzunehmen; sie führte ihn daher in eine Scheune. Kaum war es dunkel geworden, als einige Soldaten hineingingen, um zu schlafen. Das Mädchen folgte ihnen unvermerkt, und sobald sie eingeschlafen waren, zog sie den Jüngling nach sich, um ihn an einen sicherern Ort zu führen. Indem sie eben an den Schlummernden vorüberschlüpfen wollen, erwacht einer derselben, und ergreift den Fliehenden bei der Hand. Sogleich wirft das Mädchen sich zwischen Beide und ruft: »Laßt mich doch los! ich bin es ja." Durch die Weiberstimme getäuscht, läßt der Soldat sie los; sie führt den Jüngling in ihre Kammer, ergreift dort ein Bund Schlüssel und eine Lampe, und öffnet ihm die alte düstere Kirche. In einer wüsten Kapelle, die im Kriege war geplündert worden, hebt sie hinter dem Altar eine Fallthüre auf: »In diesem Gewölbe," spricht sie, »liegen die Ueberreste einer edlen Familie; hier wird man Euch nicht suchen. Faßt Muth, und harret hier eines günstigen Augenblicks." Der Jüngling steigt ohne Bedenken hinab. Welch' ein Zufall! Das erste, was ihm bei dem trüben Schimmer der Lampe in die Augen fällt, ist sein Familienwapen; er erkennt die Gräber seiner Voreltern. Das

Mädchen überläßt ihn diesen schauerlichen Eindrücken. Die Hoffnung, mit einer geliebten Gattin wieder vereinigt zu werden, hilft ihm die grauenvolle Wohnung eine Zeit lang ertragen; aber zwei ewig lange Tage schleichen vorüber, und seine Befreierin kehrt noch nicht zurück. Hat sie ihn vergessen? oder ist sie selbst das Opfer ihrer Menschlichkeit geworden? Zu diesen marternden Gedanken gesellt sich der Hunger; seine Kräfte sind erschöpft, er sinkt halb ohnmächtig auf den Sarg eines seiner Vorfahren. Ein Geräusch läßt sich vernehmen; es ist die sanfte Stimme des Mädchens. Sie ruft; Freude und Ohnmacht lähmen seine Zunge, er kann nicht antworten; sie glaubt, er sei todt, und läßt seufzend die Fallthür wieder sinken; Entsetzen ergreift ihn; die Angst preßt ihm einen Schrei aus. Sie hört es und eilt herzu. Während sie ihm Speise reichte, erklärte sie ihr unverschuldetes Ausbleiben, und die Maßregeln, die sie klug getroffen, um ihn solcher Angst nicht wieder auszusetzen. Kaum ist sie fort, als Waffengetös an sein Ohr schlägt. Das Mädchen steigt hastig wieder herab in das Gewölbe, und winkt dem Jüngling, sich still zu halten. Es waren wirklich Soldaten, die der Geistliche selbst herumführte, weil man ihn beschuldigt hatte, Emigrirte in der Kirche versteckt zu haben, und weil er von seiner Nichte unvorsichtigem Wagestück nichts wußte. Sie durchkrochen jeden Winkel, gingen auch sogar über die Fallthür — welch' ein Augenblick für die beiden Eingeschlossenen! — Jeder Fußtritt schlug an ihr Herz, und schien das Signal zum

Tode. Endlich entfernt sich das Geräusch nach und nach — es verschwindet. — Das Mädchen schlüpft hervor, schleicht in der Kirche umher, findet sie still und öde, beruhigt den jungen Mann und eilt davon. Noch lange schützte und nährte ihre Menschenliebe den Fremdling in jenen Gräbern, bis endlich die Gefahr verschwand, er die düstere Wohnung seiner Voreltern verließ, dem guten Mädchen ein dankbares Lebewohl sagte, und glücklich in die Arme seiner harrenden Gattin zurückkehrte. — Mademoiselle de Sombreuil versuchte in den schrecklichen September-Massacren alles, was die kindliche Liebe ihr eingab, um ihren Vater zu retten. Einer der Mörder versprach ihr dessen Befreiung, wenn sie ein Glas voll Menschenblut austrinken wolle. Sie that es, und leidet seit jenem fürchterlichen Augenblick an Krämpfen, die regelmäßig wiederkehren. — Ich wende mich hinweg von diesen schauerlichen Gemälden, um dasjenige Billet mitzutheilen, was allen jenen Gräueln plötzlich ein Ende machte. Die reizende Madame Tallien harrte bekanntlich im Kerker ihres nahen Todes. Sie schrieb an ihren Gatten: »Der Polizeibeamte geht so eben von mir; er hat mir angekündigt, daß ich morgen vor dem Tribunal, das heißt, auf dem Schaffot erscheinen muß. Wie wenig stimmt das mit meinen Träumen von voriger Nacht überein. Robespierre war nicht mehr, alle Gefängnisse standen offen. Ein einziger muthvoller Mann würde vielleicht hinreichen, diesen Traum wahr zu machen; aber

Dank sei es Ihrer ausgezeichneten Feigheit, es wird niemand übrig bleiben, der einer solchen Wohlthat genießen könnte. Leben Sie wohl." — Diese wenigen Worte einer geliebten Frau belebten den Muth Tallien's und seiner Freunde. Seine Antwort war sehr kurz: »Habe," schrieb er, »so viel Vorsicht, als ich Muth haben werde, und vor allen Dingen sei ruhig." — Der folgende Tag war der neunte Thermidor. —

Die Rosen und der Pfau.

Ob wir gleich jetzt über hundert Gattungen von Rosen zählen, folglich vielleicht neunundneunzig mehr als unsere Voreltern, so waren die Rosen doch bei ihnen eben so beliebt, als bei uns. Keine Freude ohne Rosen: ja ein gewisser Graubart Aelianus, den die schönen Leserinnen nicht näher zu kennen brauchen, behauptet, daß sogar die alten Gallier, um den Muth anzudeuten, mit welchem sie in die Schlacht gingen, statt der Helme Rosenkränze auf das Haupt setzten.

Rosen schmückten jedes Fest, jede Hochzeit. Chapel hieß die Rosenkrone, welche die Damen trugen. Wenn der Konnetabel den König bei der Tafel bediente, so hielt er in der Hand eine weiße Ruthe, und sein Haupt zierte ein Kranz von Rosen. Nonnen, die eingekleidet, Mädchen, die verheirathet wurden, wanden Rosen um die Schläfe.

Ein Vater, der seiner Tochter nichts mitgeben konnte oder wollte, mußte ihr wenigstens den sogenannten Chapel schaffen. Die Braut ging ganz weiß gekleidet, zum Sinnbild der jungfräulichen Reinheit; die Rosenkrone im Haar war das Sinnbild der Liebe. Sie fehlte nicht einmal bei geistlichen Prozessionen, und ihr allgemeiner Gebrauch hatte sogar einer Handwerksinnung zu Paris das Dasein gegeben, deren Mitglieder man Chapeliers (Hutmacher) nannte, und die allein Rosenkronen machen und verkaufen durften. Diejenigen Weiber, die mit künstlichen Blumen handelten, hießen gleichfalls chapelières en fleurs.

Gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts kam im Parlament eine seltsame Gewohnheit auf. Wenn nämlich ein weltlicher Pair einen Prozeß hatte, und vorgerufen wurde, mußte er den Parlamentsgliedern Rosen überreichen. Selbst Heinrich IV. hatte diesen Gebrauch, aber zuletzt, beobachtet. In den verworrenen Zeiten der Ligue, als das Parlament nach Tours flüchten mußte, wurde die Rosenceremonie vernachlässigt, und endlich vergessen. Vorher aber hatte das Parlament seinen eigenen Rosenlieferanten, der den Titel rosier de la Cour führte. Er versorgte sich mit seiner Ware hauptsächlich aus einem Dorfe, dessen Einwohner sich ausschließend mit der Rosenkultur beschäftigten. Ihr Dorf ward daher Fontenay-aux-roses genannt.

In vielen Städten durfte nicht Jedermann Rosen in seinem Garten ziehen; denn das war ein Privilegium. Die,

denen es zu Theil geworden, mußten dem Stadtrath jährlich am heil. drei Königsfeste drei Rosenkronen liefern, und am Himmelfahrtstage einen großen Korb voll Rosen, um Rosenwasser daraus zu machen. Hieraus erklärt sich auch, daß man oft, unter den Abgaben jener Zeit, welche die Herrenrechte genannt wurden, Rosenbüschel findet: denn die reichen Leute verbrauchten sehr viel Rosenwasser zu ihren Ragouts, Desserts und Brühen; auch wuschen sie nach der Mahlzeit sich die Hände damit. Ein gewisser Arnaud de Villeneuve tadelt die zu seiner Zeit üblichen starken Gewürze an den Speisen (es war im dreizehnten Jahrhunderte), und räth, man solle gebratenes wildes Geflügel nur mit ein wenig Wein, Salz und Rosenwasser essen. Schwerlich wird man heut zu Tage diese Sauce pikant finden.

In den ältesten Zeiten pflegte man die Tafel und den Speisesaal mit Blumen zu schmücken. Ein alter Schriftsteller erzählt: »Statt Kalk und Steine sah man nur Epheu an den Mauern. Der Fußboden war dick mit Blumen bestreut; man glaubte auf einer blühenden Wiese zu wandeln. Die Tafel zeigte mehr Rosen als ein ganzer Garten. Kein Tischtuch bedeckte sie, nichts als Rosen. Die Speisen standen auf und zwischen Rosen. Ihr Duft und ihre glühenden Farben ersetzten reichlich den Anblick eines schneeweißen Tischtuchs."

Da wir einmal in das Mittelalter hinein gerathen sind, und eben an einer schön geschmückten Tafel sitzen, so wollen

wir noch einen Blick auf das werfen, was darauf gesetzt zu werden pflegte.

Eine der leckersten Speisen jener Zeit, die, wenn Könige und Fürsten banketirten, nie auf ihren Tafeln fehlte, war der Pfau. Die alten Romanciers nannten ihn den edlen Vogel, dessen Fleisch nur Liebenden und Tapfern zur Nahrung dienen müsse. Ein Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, der einen Lügner schildern will, sagt: er habe so viel Neigung zum Lügen gehabt, als ein Hungriger zu einem gebratenen Pfau. Man pflegte ihn ganz mit allen seinen Gliedern und Federn auf die Tafel zu setzen. Das bewerkstelligte man, indem man ihm sehr geschickt die Haut abzog, den Kopf in Leinewand wickelte, und dann den Körper an den Spieß steckte. Um während des Bratens seine Federkrone unversehrt zu erhalten, begoß man die Leinewand unaufhörlich mit frischem Wasser. War der Pfau nun gar, so nahm man ihn vom Spieße, zog die Haut wieder über den Körper, stutzte die Krone auf, breitete den Schweif aus einander, und servirte ihn.

Zuweilen trieb man die Verschwendung so weit, ihn statt seiner natürlichen Haut mit Goldblättchen zu bedecken. Andere steckten ihm zur Belustigung Leinewand in Kampfer getaucht in den Schnabel, zündeten bei der Tafel die Leinewand an, und ließen so den Pfau Flammen speien. — Kein Knappe durfte sich die Ehre anmaßen, diesen edlen Braten auf die Tafel zu setzen: das gebührte nur den Damen, und unter diesen wiederum der Schönsten

oder Vornehmsten. Im Gefolge mehrerer Frauenzimmer, und von Musik begleitet, trat die Königin des Festes mit der goldenen oder silbernen Schüssel in den Saal, auf welcher der Vogel prangte. Bei Trompetenschall setzte sie dieselbe vor den Wirth, wenn er vornehm genug war, oder vor den tapfersten und galantesten Ritter. Folgte der Schmaus nach einem Turnier, und war derjenige Ritter zugegen, der den Preis erkämpft hatte, so kam ihm diese Ehre zu. Dann mußte er aber auch seine Geschicklichkeit im Tranſchiren beweisen, und es so einzurichten wissen, daß ein jeder Gast, wären ihrer auch noch so viele gewesen, ein Stückchen davon bekam. Der Verfasser des Romans: Lancelot, erzählt, daß bei einem Feste, welches König Artus der Tafelrunde gab, der König selbst einen Pfau so geschickt zerlegt habe, daß von hundert fünfzig Gästen keiner leer ausging.

Zuweilen wurde der tranſchirende Ritter durch die ihm erwiesene Ehre plötzlich zu hohem Muth entflammt; er stand auf, streckte die Hand über den gebratenen Vogel aus, und that irgend ein verwegenes oder liebeathmendes Gelübde. Er schwur z. B., daß er in der nächsten Schlacht sich zuerst auf den Feind stürzen, oder bei einer Belagerung, zu Ehren der Geliebten, sein Fähnlein zuerst auf die Mauer pflanzen wolle. Die Formel eines solchen Gelübdes war: Ich gelobe bei Gott, der heiligen Jungfrau, meiner Dame und dem Pfau, ꝛc.

Nachher wurde die Schüssel von einem zum andern

getragen, und der in jeder Bruſt aufgeregte Ehrgeiz that oft die ausſchweifendſten Gelübde. — So ward es mit dem Pfau gehalten; oft genoß auch der Faſan gleicher Ehre.

Eine andere Leckerei ſpäterer Vorzeit waren die jungen grünen Erbſen, auf deren Kultur man ſich damals noch wenig gelegt hatte, und die daher in einem ungeheuren Preiſe ſtanden. Der Verfaſſer von Colbert's Leben (1695 gedruckt) ſagt: es ſei zum Erſtaunen, daß Leckermäuler oft ein Maß Erbſen mit fünfzig Thaler bezahlten. — In einem Briefe von 1696 ſagte Frau von Maintenon: »das Kapitel von den grünen Erbſen iſt noch immer an der Tagesordnung. Die Ungeduld, welche zu eſſen, das Vergnügen, ſie gegeſſen zu haben, und die Sehnſucht, noch mehr zu eſſen, ſind die drei Hauptpunkte, welche von unſern Prinzen ſeit vier Tagen abgehandelt werden. Es gibt Damen, welche, wenn ſie beim König zu Nacht gegeſſen, und tüchtig gegeſſen haben, zu Hauſe noch vor dem Schlafengehen eine Schüſſel voll grüner Erbſen verzehren, auf die Gefahr einer derben Unverdaulichkeit. Es iſt eine Mode, eine Wuth; und es iſt nicht die einzige."

Da dieſer Brief vom 10. Mai datirt iſt, ſo folgt daraus, daß man damals, ſelbſt am Hofe, nicht früher grüne Erbſen haben konnte, obgleich die Mode einen ſo hohen Preis auf ſie ſetzte. Erſt gegen die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts gab der wackere Arnaud d'Andilly, in der Abtei de Port royal, der echten Gartenkunſt das Leben.

Die Jungfrau von Orleans, als Frau und Mutter.

Manche meiner schönen Leserinnen wird bei dieser Ueberschrift unwillig stutzen; denn seit Voltaire's Dirne vergessen worden ist, und Schiller die Jungfrau — wie er selbst sagt — mit einem Sternenkranz umgab, seitdem mögen wir uns gar zu gern ein reines, keusches, unirdisches Wesen in ihr denken, und, wenn es sein muß, lassen wir sie lieber verbrennen, als verheirathen. Sie ist aber in der That nicht verbrannt, sondern wirklich verheirathet worden, hat auch Kinder geboren, u. s. w. Wenigstens hat man ziemlich starke Beweise dafür. Ein gewisser Pater Vignier nämlich, Prêtre de l'Oratoire, der 1661 zu Paris starb, ein alter, gründlich gelehrter und vorurtheilsfreier Mann, hat zufällig diese Entdeckung gemacht, und ein Brief seines Bruders an Herrn von Grammont, geschrieben zu Richelieu am 2. November 1683, gibt darüber folgende Aufschlüsse.

Der Pater Vignier, der sich sehr emsig mit einer Geschichte der Herren vom Elsaß beschäftigte, und, auf einer Reise durch Lothringen, überall dazu gehörige Nachrichten und Alterthümer aufsuchte, fand in Metz eine alte Handschrift, eine Art von Chronik der Stadt, die er abschreiben, und durch die Unterschrift eines Notars beglaubigen

ließ. Diese Handschrift nun enthält unter andern folgenden Artikel:

»Im Jahre 1436, da Herr Plin Marcou Bürgermeister zu Metz war, am zwanzigsten Tage des Monats Mai, kam das Mädchen Johanna, welche in Frankreich gewesen, nach la Grange ez Ormes, um mit einigen Herren aus Metz zu reden, und ließ sich Claude nennen. Eben dahin kamen, um sie zu sehen, ihre beiden Brüder, Peter der Ritter und Petit Jean, der Ecuyer, welcher glaubte, sie wäre verbrannt worden. Und sobald sie das Mädchen erblickten, erkannten sie dieselbe für ihre Schwester, und wurden von ihr wiederum als Brüder erkannt. Des Montags, am 21., führten sie ihre Schwester mit sich nach Boquelon, und Ritter Nicole schenkte ihr ein Roß, zwanzig Livres an Werth, auch ein Paar Halbstiefeln, Albert Roulle eine Kappe, und Nicolaus Grognet ein Schwert. Das Mädchen schwang sich sehr behend auf das Roß, und erzählte dem Ritter Nicole Dinge, aus welchen er gar wohl erkannte, daß sie dieselbe sei, welche den König Karl zur Salbung nach Rheims geführt. — Am Pfingstfest kam sie wiederum in die Stadt Marnelle — (hier folgen im Original die für mich unübersetzbaren Worte En chief Jehan Renat), blieb drei Wochen daselbst, und wurde von Allen, die sie zu sehen kamen, für die wahrhafte Jungfrau von Orleans erkannt.« (Hier folgt wiederum eine Stelle die ich mir nicht getraue richtig zu übersetzen: A done l'y donner Sieur Geoffroy dex un Chlx et puis s'en alloit à Er-

lon, et y fut grande presse, jusqu'à ten que le fils du Comte Wuenbourg la menet à Cologne de côte son père le Comte de Wuenbourg et l'aimoit le dit Comte très fort. Man sieht wenigstens daraus, daß ein Graf Wnenburg sie nach Cölln geführt und sehr geliebt hat. Darauf bezieht sich nun das Folgende: »Als sie wieder von da abreisen wollte, rüstete er sie aus mit einem schönen Panzer, und bald darauf wurde zu Erlon ihre Vermählung mit dem Ritter des Armoises vollzogen. Dieser begab sich mit seiner Gemahlin, dem Mädchen, nach Metz, woselbst sie in dem Hause wohnten, welches er neben der Kirche der heiligen Seylenne besaß, und so lange daselbst verblieben, als es ihnen gefiel."

So weit die alte Handschrift, welcher Pater Vignier als ein sehr vorsichtig prüfender Mann, vielleicht wenig Glauben beigemessen haben würde, wenn nicht bald nachher ein anderer wichtiger Umstand hinzugetreten wäre. Er speiste nämlich einst bei einem Herrn des Armoises, und lenkte das Gespräch auf dessen Genealogie. Der Wirth gestand offenherzig, daß ihm sehr wenig davon bekannt sei, und er sich nie darum bekümmert habe. Er besitze aber ein Familien-Archiv, wo er mehr erfahren könne, wenn er Lust habe, dort im Staube herumzuwühlen. Das war es eben, was der Pater wünschte. Gleich nach dem Essen ließ er sich die Schlüssel zu dem Archive geben, brachte den ganzen Nachmittag darin zu, und fand endlich glücklich einen förmlichen Ehekontrakt zwischen Robert des Armoises und

Jeanne d'Arcq, das Mädchen von Orleans genannt. Sein Wirth hatte keine geringe Freude über die unvermuthete Ehre, welche ihm wiederfuhr, und von der nicht einmal eine Tradition ihn etwas hatte ahnen lassen.

Daß Vignier auch von diesem merkwürdigen Kontrakte eine Abschrift nahm, läßt sich leicht glauben; wo aber seine Sammlungen hingerathen, wußte selbst sein Bruder nicht. Nur aus seiner Biographie, die ein gewisser Pater Dachery geschrieben, lassen sich dunkle Vermuthungen deshalb schöpfen.

Was läßt sich nun gegen diese Zeugnisse einwenden? — Daß man zu Rouen noch lange nachher den Kessel gezeigt, in welchem Johanna verbrannt worden, beweist nun wohl eben nicht viel. Doch freilich läßt sich auch nicht behaupten, daß Diana ein Reh untergeschoben, wie bei dem Opfer der Iphigenia. — Aber Pasquier sagt ausdrücklich: »Sie stand nach ihrem Tode noch immer in so großem Ansehen, daß im Jahre 1410 das gemeine Volk sich einbildete, sie lebe noch. Ein verkleidetes Mädchen, welches man unter der Gensdarmerie gefunden, gab Gelegenheit dazu. Das Parlement sah sich genöthiget, dieses Mädchen holen zu lassen und öffentlich auszustellen, um den Betrug zu offenbaren." Aber das war ja vier Jahre später, als die Chronik von Metz angibt? und wenn man die Betrügerin in Paris so leicht erkannte, warum nicht noch leichter in Metz, so nahe ihrem Vaterlande? warum begrüßten ihre Brüder sie als Schwester?

Doch könnte man wieder einwenden: Papſt Calixtus der Dritte habe ja 1455 ihren Prozeß unterſuchen und hundert-zwölf Zeugen deshalb abhören laſſen. — Wahr! doch den Abgeordneten war ja blos aufgetragen zu unterſuchen, ob ſie eine Ketzerin und Zauberin geweſen? nicht aber ob ſie wirklich hingerichtet worden? — Wäre dies geſchehen, und hätte man nicht vielmehr Mittel geſucht, ſie zu retten, würde man wohl fünf ganze Wochen zwiſchen der Verurtheilung und der Vollſtreckung haben verſtreichen laſſen? Denn das Todesurtheil ward am 30. Mai geſprochen, und erſt am 6. Julius vollzogen: ein damals ganz ungewöhnlicher Aufſchub, der ſich nur dadurch erklären läßt, daß man Zeit brauchte, eine andere Verbrecherin an ihre Stelle herbei zu ſchaffen, ſie ſelbſt aber der Wuth der Engländer zu entrücken. Daher auch die große Mütze, die man der Delinquentin tief in's Geſicht gedrückt hatte; daher ferner eine Art von Bänkelſänger-Gemälde, welches man vor ihr her trug, um des Pöbels Blicke von ihr abzuziehen, und deſſen Aufmerkſamkeit zu theilen. — Warum hätte auch ſonſt der König den Tod ſeiner Wohlthäterin nicht an den erſten Gefangenen gerächt, die ihm in die Hände fielen? — Nein, es iſt wahrſcheinlicher, daß ſie bis zum Tode des furchtbaren Herzogs von Bedford, 1435, in Gefangenſchaft gehalten, dann aber in der Stille entlaſſen worden ſei.

Endlich ſpricht auch noch für dieſe Meinung ein Gnadenbrief, der einem der Brüder des Mädchens, 1443, von dem Herzog von Orleans ertheilt worden. Er ſteht beim

Pasquier, und enthält folgende Ausdrücke: »Auf Ansuchen Herrn Peters, welcher anzeigt, daß er aus Treue für seinen König und den Herzog von Orleans sein Vaterland verlassen, und sich in Gesellschaft seiner Schwester Johanna, des Mädchens, in ihre Dienste begeben, mit welcher seiner Schwester er bis zu ihrer Abwesenheit, und von dieser Zeit bis itzo, sein Leben und sein Vermögen in des Königs Dienst zugesetzt u. s. w.« Im Jahr 1443 lebte also das Mädchen noch; sie war zwar einmal abwesend, aber nicht todt. Wäre sie todt gewesen, der Bruder würde nicht unterlassen haben, es mit anzuführen, um sich bei dem Prinzen ein desto größeres Verdienst daraus zu machen. Doch es ist hier nicht der Ort, die Sache tiefer zu ergründen, und nur das allgemeine Interesse für die Jungfrau von Orleans, welches durch Schiller's Meisterwerk wieder erweckt worden, konnte uns veranlassen, einer flüchtigen Untersuchung hier einen Platz zu gönnen. — Uebrigens wird den meisten Lesern schon bekannt sein, daß der Jeanne d'Arc in Orleans ein neues Monument errichtet wird, und zwar ihre sehr ähnliche Bildsäule in Bronze, auf einer Basis von weißem Marmor mit passenden Inschriften. Vier Basreliefs werden darstellen, 1. wie sie zu Chinon den Degen vom König empfängt, 2. die Schlacht, welche Orleans befreite, 3. die Salbung Karl's zu Rheims, 4. die Verbrennung der Jungfrau auf dem Scheiterhaufen. Dieses letztere Bild beweist, daß die Franzosen noch immer

nicht zweifeln, sie sei wirklich so umgekommen, wie man gewöhnlich erzählt.

Peter der Grausame.

Mit diesem schimpflichen Beiwort ist der Name eines spanischen Königs auf uns gekommen, der vielleicht eben so oft gerecht als grausam war. Folgende Anekdote ist eines Marc-Aurels würdig.

Ein Kanonikus der Kathedralkirche zu Sevilla war in seinem Putz sehr eitel und besonders in seiner Fußbekleidung äußerst eigensinnig, so daß er selten einen Schuster finden konnte, der ihm die Schuhe zu Dank machte. Nachdem er beinahe alle Schuster in Sevilla durchprobirt hatte, gerieth er endlich an einen, der, wenigstens nach des Kanonikus Meinung, noch schlechter arbeitete als alle die übrigen, und es bemeisterte sich seiner darüber eine solche Wuth, daß er dem armen Manne sein Handwerkszeug aus der Hand riß, und ihn so lange damit auf den Kopf schlug und hämmerte, bis der Unglückliche todt zu seinen Füßen lag. Eine Witwe und fünf Waisen blieben zurück, deren älteste ein Sohn von vierzehn Jahren war. Sie klagten bei dem Kapitel. Die Sache wurde streng untersucht, und der Kanonikus verurtheilt, — ein ganzes Jahr lang nicht auf dem Chor zu erscheinen. — Die unter-

drückte Familie schwieg. Der Jüngling wuchs heran, und ernährte kümmerlich Mutter und Geschwister. Einst, am Frohnleichnamsfeste, saß er auf den Stufen, welche zu der Kathedralkirche führen, und sah andächtig die Procession vorüberziehen. Plötzlich erblickt er den Mörder seines Vaters unter den übrigen Geistlichen; der Anblick empört ihn, Schmerz und Wuth reißen ihn hin, er springt auf den Unhold zu, und stößt ihm sein Messer in die Brust. Man ergreift den Jüngling, der die blutige That nicht zu verbergen oder zu läugnen trachtete. Der Prozeß währte nicht lange; er wurde verdammt, lebendig gevierttheilt zu werden — Peter der Grausame befand sich gerade zu Sevilla; er erfuhr das Vorgegangene, ließ sich darüber berichten, kassirte das Urtheil, und entschied: der junge Mensch soll während eines ganzen Jahres — keine Schuhe machen.

Ein seltsamer Prozeß.

Am 1. März 1803 wurde vor der königlichen Bank zu London ein seltsamer Streit entschieden. Die Parteien waren Herr Leeds, ein wohlhabender Gentleman, und Elisabeth Cooke, Tochter eines reichen Güterbesitzers in der Grafschaft Esser, Namens Cardinal. Aus der Untersuchung ging hervor, daß am 9. Mai vorigen Jahres Miß

Elisabeth Cardinal, als sie eben im Begriff stand, sich mit Herrn Leeds zu verheirathen, unvermutheter Weise mit einem Andern, der ihr besser gefiel, nämlich mit Herrn Cooke, die Flucht ergriff, und sich an einem kleinen Orte auf der schottischen Grenze mit ihm trauen ließ. Leeds begehrte daher von Madame Cooke und ihrem Manne entschädigende Genugthuung für die ihm zugefügte Beleidigung.

Der Advokat des Klägers, der berühmte Erskine, trug die Sache sehr pathetisch und romantisch vor. Herr Leeds, sagte er, hatte das Glück seines Lebens auf diese Verbindung gebauet, und hat nur Kummer und Sorgen geerntet. Er liebte Miß Cardinal und wurde geliebt; Beider Väter hatten diese Liebe durch ihren Segen geheiligt; der Contract war unterschrieben, der Trauring gekauft, nichts mangelte als die Ceremonie. Aber Herr Cardinal, ein geiziger Vater, hatte diese noch verschoben, um noch einmal die Interessen des Kapitals zu genießen, welches er seiner Tochter wider Willen herausgeben mußte. In dieser Zwischenzeit kommt Herr Cooke, ein braver, einnehmender und imponirender Seemann; trotz der bekannten Verbindung der Miß, trägt er ihr sein Herz an, gefällt, entführt und heirathet sie. Kurze Zeit nach der Zurückkunft der Neuvermählten schreibt Madame Cooke einen Brief an ihren ehemaligen Bräutigam, in welchem sie ihre Betrübniß darüber ausdrückt, sich noch nicht in seinen Augen gerechtfertigt zu haben, und also fortfährt: »Ich weiß, daß

Sie eine solche Behandlung nicht verdienten, daß mein Benehmen gegen Sie nicht zu entschuldigen ist; aber ein geheimes Ich weiß nicht was sagte mir, daß ich Sie nicht lieben könne. Ich hoffe, Sie werden meinen Leichtsinn verzeihen, und mit meiner Schwachheit Mitleid haben." —

Es wäre allerdings sehr bequem, fügte Erskine hinzu, wenn ich weiß nicht was eine hinreichende Entschuldigung wäre, so oft man Lust hat, seine Liebhaber zu wechseln, und wenn ich weiß nicht was ein Mädchen berechtigte, denjenigen unglücklich zu machen, dem sie zwei Jahre lang ein günstiges Gehör gegeben. Doch versicherte er, daß sein Client weder vor Kummer sterben werde, noch Willens sei sich aufzuhängen. Aber Entschädigung verlange er mit Recht für seine vielen Ausgaben und Unkosten.

Hierauf nahm Herr Garrow, der Sachwalter des Herrn und der Madame Cooke, das Wort, und debutirte mit einem etwas freien Scherze. Sein Client, meinte er, sei noch viel weiter davon entfernt sich aufzuhängen, als Herr Leeds, der eben so wenig ein Recht zu einer Entschädigung habe, als Herr Cooke im Stande sei eine zu geben. Denn dieser sogenannte junge Held und Seemann, der, mit Ruhm bedeckt, das Herz der Miß zu rauben kam, sei kein anderer als ein junger, von seinem Vormund ruinirter Mensch, ein Comptoirbedienter bei einem Kaufmann, der nach Indien handle. Madame Cooke, von welcher Leeds einen so schönen empfindsamen Brief producirt habe,

könne keinen einzigen Perioden ordentlich bilden, und kein Wort orthographisch schreiben. Sie habe also offenbar den Brief nicht aus eigener Bewegung, sondern Jemanden zu Gefallen geschrieben, der die Familien habe vereinigen wollen. Was den untröstlichen Herrn Leeds betrifft, so wurde erwiesen, daß er an eben dem Tage, als der Contract unterzeichnet wurde, Braut und Schwiegervater verließ, um zwei Stunden bei einem Freudenmädchen zuzubringen, ja, daß er sogar die Unverschämtheit hatte, das seinem Schwiegervater zu erzählen, von dem es auch die Braut wieder erfuhr. Bald darauf gingen Alle auf's Land, und hier wollte der treue Bräutigam eine Magd des Herrn Cardinal durch ein Geschenk von Thee verführen. — Seiner Braut gab er zu verstehen: sie dürfe keinen andern Willen haben als den seinigen; und als sie eines Tages spazirren gehen wollte, bestand er darauf, sie solle spaziren reiten, oder er werde ihr die Knochen entzwei schlagen. — Oefter schon hatten sie sich über die Frage gezankt: wie dick der Stock sein dürfe, mit welchem, nach englischen Gesetzen, dem Manne erlaubt ist, die Frau zu bessern. Nach einem solchen Zanke prügelte er sie einst mit einer Pferdepeitsche, und sagte dabei: daraus solle sie lernen, was sie von ihm zu erwarten habe. Als seine Frau wolle er sie wie kleine Kinder züchtigen. — Ein ander Mal versicherte er: er wolle sie lebendig schinden, und auch bei Gelegenheit todt schlagen.

Man muß gestehen, daß alle diese Artigkeiten nicht

dazu gemacht sind, ein junges Herz unwiderruflich zu fesseln. Miß Cardinal ergriff, wie gesagt, ihre Partie als ein kluges Mädchen; und sogleich erklärte Leeds, daß er sich sehr glücklich schätze, die schlechte Ware los geworden zu sein. Als sein Schwiegervater in ihn drang, den Flüchtlingen nachzusetzen, antwortete er: Ihnen zu gefallen will ich es wohl thun; aber für mich thäte ich keinen Schritt darum. — Drei Tage nach diesem Vorfalle schickte er einen Bedienten seines Schwiegervaters mit einem Briefe an eine Miß Turpin, die ihn nicht lesen konnte, und daher den Bedienten bat, ihr denselben zu entziffern. Er enthielt das Anerbieten einer Rente von zweitausend Pfund Sterling, wenn sie ihn erhören wolle. Sie fand die Zahlen leserlicher, als die Buchstaben, und schon acht Tage nachher logirte sich Leeds ohne Umstände bei ihr ein. — Miß Turpin selbst, die außerordentlich schön ist, wurde vorgefordert, und Lord Ellenborough verhörte sie über diesen Umstand, den sie keineswegs läugnete, auch gar nicht verlegen dabei schien. — Der Lord Oberrichter zog endlich aus Allem das Resultat: »die abscheuliche Ungeschliffenheit der ganzen Familie mache glaublich, was in jedem andern Fall in dem Benehmen des Klägers unglaublich gewesen sein würde. Das Betragen der Miß Cardinal wäre also klug, aber nicht gesetzlich zu nennen, und könne vom Gesetz durchaus nicht autorisirt werden. Sie habe daher den Prozeß verloren, und die Jury solle die Summe des Schadenersatzes bestimmen." — Die Geschwornen ent-

fernten sich, deliberirten, kamen zurück und erklärten: daß Beklagte schuldig und gehalten sei, dem Kläger zum Ersatz — Einen Schilling auszuzahlen.

Zwei große Verlegenheiten einer Königin.

Margarethe von Valois sollte wider ihren Willen vor der Pforte der Kathedralkirche mit dem Könige von Navarra getrauet werden. Als der Kardinal von Bourbon, der die Trauung verrichtete, sie fragte: ob sie den König für ihren Gemahl erkenne? antwortete sie — gar nichts. Er wiederholte seine Frage, aber eben so vergebens. Hierauf blieb ihm kein anderes Mittel übrig, als sie ein wenig unsanft beim Kopfe zu ergreifen, und sie mit Gewalt nicken zu lassen. Ein anderer Schriftsteller, Avila, behauptet, der König selbst habe ihr diese Kopfbewegung abgenöthigt. Man kann denken, welch' ein Gemurmel unter den Zuschauern entstand. Auch unterließ man nicht bei der nachmaligen Klage auf Ehescheidung, dies seltsame Schweigen geltend zu machen.

Ihre zweite große Verlegenheit in der abscheulichen Bartholomäusnacht erzählt sie selbst sehr naiv. »Ich schlief fest, als plötzlich ein Mensch mit Händen und Füßen an meine Thür klopfte, und schrie: Navarra! Navarra! Meine Amme glaubte, es sei der König, mein Gemahl, und

öffnete schnell. Da stürzte ein Edelmann herein, Herr von Tejan; er hatte einen Stich im Ellbogen und einen Hieb im Arm, und wurde von vier Häschern verfolgt, die fast zugleich mit ihm in mein Schlafzimmer drangen. Um sich zu retten, warf er sich ohne Bedenken auf mein Bett. Ich, erschrocken, warf mich hinter das Bett — er mir nach, und faßte mich um den Leib. Ich kannte den Menschen gar nicht; ich wußte nicht, ob er gekommen sei, mich zu mißhandeln, und ob die Häscher es auf ihn oder auf mich gemünzt hatten. Wir schrien Beide aus vollem Halse. Endlich, Gott sei Dank, trat der Gardekapitän de Nançay herein, der, als er mich in dieser Lage erblickte, sich des Lachens nicht enthalten konnte. Er schalt aber auf die Unbescheidenheit der Häscher, jagte sie hinaus, und schenkte mir das Leben des armen Teufels, der mich noch immer fest umklammert hielt. Ich ließ ihn nachher in meinem Kabinet verbinden und pflegen, bis er gänzlich geheilt war."

Falsche Scham ist großen Seelen fremd.

Zu der Zeit, als ganz Frankreich die Knie vor der Frau von Maintenon beugte, erschien eines Tages ein Mann in ihrem Vorzimmer, der hastig durch die Menge drang, und mit ehrerbietiger Kühnheit vor sie trat. »Es sind nun schon vierzig Jahre, Madame," sagte er, »seit ich Sie nicht

gesehen; doch hege ich das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie mich nicht ganz vergessen haben. Erinnern Sie sich wohl noch, daß, nach ihrer Zurückkunft von den Inseln, Sie jeden Donnerstag an der Pforte der Jesuiten von Rochelle erschienen, wo die jüngeren Patres den Armen Suppe austheilten? es war gewöhnlich mein Amt, und von Ihrer edlen Gestalt betroffen, zeichnete ich Sie vor den übrigen Bettlern aus. Ich bemerkte die Verlegenheit, mit welcher Sie Almosen empfingen, und ahnte, daß Sie nicht dazu geboren wären."

»Wie!" rief Frau v. Maintenon, »sind Sie es, der, um mir jede Scham zu ersparen, mir die Suppe nach Hause bringen ließ, und dabei bedauerte, daß er nicht mehr für mich thun könne? — Ihr zartes Mitleid gab damals Ihrer Wohlthat einen doppelten Werth. Reden Sie: worin kann ich Ihnen nützlich sein?" — Bei diesen Worten faßte sie die Hand des Greises, und führte ihn in ihr Kabinet, um jetzt auch ihm die Scham zu ersparen, in Gegenwart der gaffenden Menge seine Noth vorzutragen. Er war Dorfschulmeister, und sein ganzer Ehrgeiz schränkte sich auf den Wunsch ein, eine Pfarre zu erhalten.

»Ich weiß nicht," sagte die Frau von Maintenon, nachdem sie ihn gütig angehört hatte, »ob Sie die zu einem Pfarrdienst nothwendigen Eigenschaften besitzen; ich weiß aber, daß Sie wohlthätig sind. Nehmen Sie also vor der Hand von mir diesen Beutel mit hundert Louisd'or, den ich jährlich wieder füllen werde. Gern thäte ich mehr; aber

ich habe viel arme Verwandte, und Sie sind nicht der Einzige, der sich meiner hilflosen Jugend angenommen hat — »Sehen Sie,« sagte sie zum König, der eben herein trat, »dieser Greis war mein Wohlthäter. Sie werden sich nun nicht mehr wundern, Sire, wenn ich zuweilen für arme Waisen ein wenig unverschämt bitte.«

Hofdienst.

Man würde selten die Lieblinge der Fürsten beneiden, wenn man immer wüßte, wie theuer sie ihr Glück zuweilen erkaufen. Die Prinzessin Ursini, diese berühmte Frau, die eine so glänzende Rolle in Spanien spielte, beschreibt sehr unterhaltend in einem Briefe an die Marschallin von Noailles alle die Lasten, die mit ihrer Stelle verbunden waren. Man erinnere sich, daß eine Frau von hoher Geburt und noch höherem Geiste diesen Brief geschrieben hat, und erstaune dann über die Demüthigungen, welchen eine ungezähmte Herrschsucht sich unterwirft, wenn sie dieselben als Mittel betrachtet, ihr Ziel zu erringen.

»Guter Gott! was haben Sie aus mir gemacht! — Ich habe nicht die mindeste Ruhe, und finde kaum einen Augenblick, mit meinem Sekretär zu reden. Ich darf gar nicht daran denken, die Sieste zu halten oder zu essen, wenn mich hungert. Ich muß froh sein, wenn ich nur im Fluge

ein Paar Biſſen hinunterſchlucken darf; und auch dies iſt ſelten genug: denn oft werd' ich gerufen, wenn ich mich eben zu Tiſche ſetzen will. Wahrlich, Frau von Maintenon würde lachen, wenn ſie alle die kleinen Details meines Dienſtes kennte. Ich bin es, welche die Ehre hat, des Königs Schlafrock zu nehmen, wenn er in's Bett ſteigt, und ihm denſelben ſammt den Pantoffeln wieder zu geben, wenn er aufſteht. Das möchte noch hingehen. Aber, daß an jedem Abend, wenn der König zu der Königin geht, der Graf von Benavente mir Seiner Majeſtät Degen, ein Nachtgeſchirr und eine Nachtlampe aufladet, welche letztere ich gewöhnlich auf meine Kleider gieße: das iſt denn doch zu arg. Wenn ich des Morgens nicht des Königs Vorhänge aufzöge, ſo glaube ich, er würde nie aufſtehen; auch darf bei Leibe Niemand außer mir das Schlafzimmer betreten, ſo lange der König mit der Königin im Bette liegt. Neulich war die Nachtlampe ausgegangen, weil ich die Hälfte des Oels verſchüttet hatte; ich konnte das Fenſter nicht finden, und hätte mir faſt die Naſe an der Mauer gequetſcht. Der König ſtand auch auf; wir tappten eine halbe Viertelſtunde umher, und gaben uns zuweilen im Finſtern Rippenſtöße. Seine Majeſtät mögen mich ſo wohl leiden, daß ſie mich zuweilen ſchon zwei Stunden vor Tage an Ihr Bett kommen laſſen, um zu plaudern. Die Königin nimmt zwar Theil an dieſem Zeitvertreib; aber dennoch iſt es mir noch nicht gelungen, ihr ſo viel Vertrauen einzuflöſſen, als ſie ihren piemonteſiſchen Kammerfrauen ſchenkt. Das wundert

mich; denn ich bediene sie besser als jene, und ich bin gewiß, daß ich ihr am besten und schnellsten die Füße wasche und die Strümpfe anziehe," u. s. w.

Man muß gestehen, daß der Preis, um welchen die Prinzessin Ursini die königliche Gunst erkaufte, für Manchen zu hoch sein möchte.

Talbot.

Durch die Jungfrau von Orleans sind wir gewöhnt worden, mit dem Namen Talbot ein Bild von rauher Größe zu verbinden; es gab aber einst in England einen Mann, der durch Sanftmuth, Rechtschaffenheit, Weisheit und Wohlthätigkeit diesem Namen den höchsten Glanz lieh — den Kanzler Talbot. Er war der unbestechlichste Richter und der liebenswürdigste, menschenfreundlichste Privatmann. Seinem Posten verdankte er unter andern das Vorrecht, zu mehreren geistlichen Beneficen zu ernennen; und immer war er sehr vorsichtig in seiner Wahl.

Eines Tages, als gerade eine ansehnliche solche Stelle erledigt worden, empfahl ihm Sir Robert Walpole mit vieler Wärme einen gewissen jungen Geistlichen, der die besten Zeugnisse von seinen Kenntnissen aufzuweisen hatte. Talbot versprach, Rücksicht auf denselben zu nehmen, nicht sowohl um der Empfehlung willen, als weil er es wirk-

lich zu verdienen schien. Die Sache war bald völlig abgemacht, und es mangelte nur noch die Expedition des Dekrets, die einigen Formalitäten unterworfen war, und folglich Zeit kostete.

Unterdessen kam der Vikar des Kirchspiels, zu welchem der Geistliche ernannt war, nach London, ein wackerer alter Mann, der seit einer Reihe von Jahren für eine mäßige Belohnung den eigentlichen Dienst verwaltet hatte, wie es in England leider üblich ist. Er brachte eine Menge Zeugnisse und Empfehlungen von seinen Eingepfarrten mit, die ihn alle kindlich liebten, und herzlich wünschten, ihn zu behalten. Mit diesen Zeugnissen stellte er sich dem neuen Beneficiarius bescheiden vor, und bat, ihm nicht zu entziehen, was er der Gunst seines Vorgängers verdanke. Aber der Greis wurde mehrere Male abgewiesen und endlich mit leeren Worten vertröstet.

Gebeugt und geängstet — denn er hatte eine zahlreiche Familie, die seiner Rückkunft zwischen Furcht und Hoffnung harrete — wagte er es, den Kanzler selbst anzutreten. Seine Bescheidenheit, sein graues Haar, seine kummervolle Lage und die rührenden Zeugnisse der Eingepfarrten nahmen Talbot sogleich zu seinem Vortheil ein. Er fragte, wie hoch sich seine Einkünfte beliefen; und als er die Antwort erhielt: vierzig Pfund Sterling (etwa 240 Thaler), äußerte er, das sei sehr wenig, und entließ den Greis mit der Hoffnung, seine Umstände zu verbessern. Auch empfahl er wirklich, sobald der neue Geistliche sich um das

Dekret meldete, ihm den alten Vikar dringend, und ersuchte ihn, den Gehalt desselben bis auf sechzig Pfund Sterling zu vermehren, weil alsdann immer noch für ihn, den Beneficiarius, mehr als dreihundert Pfund übrig bleiben würden, für die er nichts zu thun habe.

Der Geistliche versetzte: »Ich bin in Verzweiflung, Mylord, Ihnen hierin nicht dienen zu können; denn ich habe bereits einem meiner Freunde diese Stelle zugesagt.«

Wie? rief Talbot; Sie haben über die Stelle disponirt, ehe Sie noch selbst im Besitz derselben waren?

»Ich gestehe, Mylord,« erwiederte der Geistliche, »daß ich, im Vertrauen auf Ihr Wort, mich unwiderruflich verbindlich gemacht habe.«

O, sagte Talbot, ich will Ihnen ein ganz leichtes Mittel an die Hand geben, sich dieser Verbindlichkeit zu entledigen; denn ich gebe das ganze Benefiz in diesem Augenblick einem Andern. Mit diesen Worten drehte er ihm den Rücken, und ließ den harten Mann bestürzt stehen.

Nicht lange, so meldete sich der alte Vikar wiederum bei Talbot, um zagend zu vernehmen, ob Mylords Vorwort wirksam gewesen sei. »Ich habe mein Möglichstes gethan,« sagte der Kanzler, »aber leider umsonst. Die Stelle ist bereits vergeben.« — Der Greis schlug die Augen nieder, hob sie naß wieder gen Himmel, und wollte gehen. Da ergriff Talbot ihn gerührt bei der Hand. »Sein

Sie ruhig," ſagte er, »das Vikariat kann ich Ihnen nicht geben, aber das Beneſiz ſollen Sie haben. Schreiben Sie noch heute an Ihre Familie, und morgen ſoll Alles ausgefertigt ſein."

Da ſtand der alte Mann, und ſtammelte zitternd: mein Gott! mein Gott! ſegne meinen Wohlthäter! und eine beredte Thräne fiel auf Talbot's Hand

Billet an einen Reiſenden in Toulon.

Sie verlangen die Geſchichte des Galeerenſklaven, von dem geſtern die Rede war? Hier iſt ſie. — Er wurde bei dem Prior von — erzogen, und ſtahl dieſem im ſechzehnten Jahre zwanzig Louisd'or. Es wurde ihm der Prozeß gemacht, und er auf einundzwanzig Jahre zu den Galeeren verdammt. Zehn Jahre hatte er ſchon gebüßt, als ich nach Toulon kam. Durch ſanfte Ergebung in ſein Schickſal und eine exemplariſche Aufführung hatte er den Fehltritt ſeiner Jugend ſchon ſo ſehr verwiſcht, daß ſämmtliche Offiziere und Beamten ſich herzlich für ihn intereſſirten. Er war fromm, aber nicht bigott, demüthig, aber nicht kriechend; ſeine ſanfte Phyſiognomie nahm ſogleich für ihn ein. Von ſeinem Oheim ſprach er mit Ehrfurcht, und von ſeinem Vergehen, als zu gering beſtraft, da man ihm ſo viel Nachſicht bezeige. Er hatte ſeine müßigen Stunden lernbegierig

angewandt, war ein geschickter Rechner geworden, schrieb und sprach richtig. Man räumte ihm eine kleine Kammer für sich ein, er durfte im Arsenal herumspaziren, ja sogar in die Stadt gehen, und er bediente sich dieser Erlaubniß nie anders, als um die Kirche, oder einen Kaufmann zu besuchen, der ihn unterstützte. Endlich übertrug ich ihm gar ein kleines Amt bei den Galeeren, welches er klug und treu verwaltete. So oft er mir begegnete, redete ich ihn an. Eines Tages glaubte ich ihn angenehm mit der Nachricht zu überraschen, daß ich um seine Begnadigung geschrieben habe. Aber wie sehr erstaunte ich, als er mich heftig bat, dieselbe ja zu hintertreiben! Nie, sagte er, will ich wieder in der Welt erscheinen, noch meinen Platz hier im Arsenal verlassen. Hier bin ich jetzt bekannt, man hat mir verziehen, man behandelt mich gütig; Sie haben mir sogar ein Amt anvertraut. Von dem allen fände ich nichts in meiner Familie, die, wenn ich von den Galeeren zurückkäme, durch meine Erscheinung mit Schande bedeckt würde. In einer andern Stadt müßte ich meinen Namen und meine Geschichte verbergen, täglich lügen und mich selbst verachten.

Seine Weigerung war ernstlich. Er blieb wirklich: doch wurde sein Schicksal möglichst erleichtert, und ich verließ ihn in dieser Lage, in der er sich vielleicht noch jetzt befindet. Zu Toulon nannte man ihn Abbé, welches aber nicht sein wahrer Familienname war.

Die Pariſer Bluthochzeit.

Man iſt gewohnt, nur Gräuel davon zu erzählen; man meint, alle Katholiken in Frankreich hätten nach dem Blute der Hugenotten gedürſtet. Dem iſt nicht ſo: es gab auch damals, wie immer, edle Männer, die ſich vom Strome nicht mit fortreißen ließen, wenn gleich dieſer Strom aus einem Throne hervorquoll. Mehrere Gouverneure in den Provinzen hatten den Muth, dem erhaltenen Befehl nicht zu gehorchen; ſie ſtellten ſich, als glaubten ſie nicht, daß der Befehl wirklich vom Könige herrühre, ſondern erklärten ihn für untergeſchoben von Feinden des Staats und der öffentlichen Ruhe. Der edle Vicomte d'Orthe, Gouverneur von Bayonne, ſchrieb an den König: »Sire! Ich habe Ihre Verordnung der Garniſon und Bürgerſchaft mitgetheilt; ich habe lauter wackere Soldaten und gute Bürger gefunden, aber nicht einen einzigen Henker. Wir bitten daher insgeſammt, unſere Treue auf Proben zu ſtellen, die eines Mannes von Ehre würdig ſind. Gern werden wir dann unſern letzten Tropfen Bluts für Ew. Majeſtät vergießen."

Auch viele Biſchöfe zeichneten ſich durch Menſchlichkeit aus. »Nein!" ſagte der Biſchof von Liſieux zu dem, der ihm die Ordre zum Blutbade brachte; »nein, ich werde es nimmermehr zugeben! Ich bin der Hirt dieſer Herde; und haben gleich meine Schafe ſich verirrt, ſo können ſie doch

zurückkehren. Wenn aber auch nicht, so verbietet mir dennoch die Lehre Jesu, ihr Blut zu vergießen; sie gebietet mir vielmehr, das meinige für sie zu opfern." — Der Beamte forderte diese Weigerung schriftlich von ihm, und der edle Mann — er hieß Jean Hennuyer — gab sie schriftlich. Der König — einem solchen Manne nicht gewachsen — ward dadurch erbaut, und widerrief seine Befehle für die Diöcese Lisieur. Da strömten die gerührten Hugenotten herbei, und kehrten aus Dankbarkeit in den Schooß der Kirche zurück.

Jean Bart.

Wer hat nicht den tapfern, aber rauhen Seehelden nennen hören? Von einem alten Bekannten läßt man sich gern erzählen. — Als er seinen zehnjährigen Sohn zum ersten Male zu Schiffe genommen, begegnete er einem Korsaren, der ihm sogleich eine volle Lage gab. Jean Bart beobachtete seinen Sohn, und da er Zeichen von Furcht an ihm zu erblicken glaubte, ließ er ihn an den großen Mast binden, wo die Kugeln um ihn her flogen, und er während des ganzen Gefechts aushalten mußte. Zärtliche Mütter werden freilich dieses verzweifelte Mittel, Muth einzuflößen, nicht billigen.

Einst lockte ein Engländer ihn, unter irgend einem Vorwand, auf sein Schiff, und machte Miene, ihn gefan-

gen zu nehmen. Jean Bart hatte gerade noch so viel Zeit, mit der brennenden Tabakspfeife zu einem offenen Pulverfasse zu springen; dort drohte er, die Pfeife augenblicklich hinein fallen zu lassen. Der Engländer stutzte und ließ ihn frei wieder abziehen.

Auch eine Reise nach Hofe hat Jean Bart unternommen, wo er freilich eine seltsame Figur machte. Die Zeit wurde ihm im Vorzimmer lang: er zog also seine liebe Pfeife hervor, und fing an zu rauchen. Die Wache erinnerte ihn, daß sich das nicht schicke. »Ich habe mir das nun einmal im Dienst meines Königs angewöhnt," antwortete er; »es ist ein Bedürfniß für mich, und er wird mir das nicht verwehren." — Man meldete Ludwig XIV.: es stehe ein Mann im Vorzimmer, der Tabak rauche. Der König lachte. »Ich wette," rief er, »es ist Jean Bart." — Er empfing den wackern Seemann sehr gütig. »Nur Euch," sagte er, »ist es erlaubt, Tabak bei mir zu rauchen." Und als Bart mit einer gewissen Ungeschliffenheit zu dem Könige redete, wandte sich dieser zu den hohnlächelnden Höflingen, und sprach: »Seine Worte sind nicht edel; aber er hat edel für mich gehandelt. — Ist Einer unter euch," fuhr er nach einer Pause mit treffendem Blick fort, »ist Einer unter euch, der sich fähig fühlt, zu thun, was er gethan hat?" — Alle schwiegen und schlugen die Augen nieder. Hinter des Helden Rücken nannten sie ihn den Bären. — Bei einer andern Gelegenheit redete der König seinen Seehelden mit den Worten an: »Jean Bart,

ich habe Euch zum Chef d'Escadre ernannt." Daran haben Ew. Majestät sehr wohl gethan, versetzte Jean Bart. Die Höflinge brachen abermals in ein lautes Gelächter aus. »Gemach, meine Herren," sagte Ludwig XIV. »Dies ist die Antwort eines Mannes, der seinen Werth fühlt, und entschlossen ist, mir nächstens neue Beweise davon zu geben." Einst, nach einem glänzenden Siege, sandte Jean Bart seinen Sohn mit der Nachricht davon nach Paris. Der König wollte den Jüngling selbst sehen, und ließ ihn, gestiefelt wie er von der Reise kam, hereintreten. Der junge Mensch glitt aus auf dem glatten Parquet. Ludwig schrie und machte eine Bewegung, ihn zu halten. »Man sieht wohl," sagte er lächelnd, »daß die Barts bessere Seemänner als Kammerherren sind." — Auch die Prinzessin von Conti begehrte den Sohn eines Helden zu sehen. Sie zog eine Blume aus ihrem Strauße, und ersuchte den Sohn, seinen Vater zu bitten, daß er diese Blume in seinen Lorbeerkranz flechte. —

Im J. 1697 führte Jean Bart mit sechs Kriegsschiffen und einer Fregatte den Prinzen von Conti nach Polen. Er entschlüpfte glücklich neunzehn feindlichen Schiffen, die auf ihn lauerten. Als die Gefahr vorüber war, sagte der Prinz: »Wir waren verloren, wenn man uns angriff." Mit nichten, versetzte Jean Bart sehr kaltblütig. — »Was hättet Ihr denn machen wollen?" — Ich hätte unser Schiff in Brand gesteckt, und wäre sammt Ihnen in die Luft geflogen. Mein Sohn auf

der Conſtabelskammer hatte ſchon die Ordre von mir, und erwartete nur das erſte Signal. — Der Prinz ſchauderte, und verbat ſich ſolche Heldenthaten, ſo lange er auf dem Schiffe ſei.

Seltene Zartheit ehelicher Liebe.

Herr von Choiſeul beſaß nur ein kleines Vermögen, ſeine Gemahlin hingegen war ſehr reich; doch wenn ſie ohne Kinder ſtarb, ſo fiel, dem Ehekontrakte zu Folge, nicht allein ihr ganzes Vermögen wieder an die Familie zurück, ſondern auch aller Schmuck und alle Diamanten, die ſie an ihrem Todestage beſitzen würde. Eine ſeltene Klauſel, über welche mit deſto größerem Rechte geſpöttelt wurde, als die Verwandten, trotz ihrem Reichthum, ihr nur für zweitauſend Thaler Brillanten mitgegeben hatten. Der Marquis von Choiſeul ließ ſich aber dadurch nicht abhalten, ſeiner jungen liebenswürdigen Gattin einige Tage nach der Hochzeit ein Paar ſehr ſchöne brillantene Armbänder zu ſchenken. Er liebte ſie feurig und fühlte ſich ſehr glücklich in ihrer Gegenliebe. — Ach! aber bald wurde die junge Frau von Bruſtſchmerzen befallen, die zwar in den erſten ſechs Monaten unbedeutend blieben, dann aber ſo ſchnell überhand nahmen, daß ihr Zuſtand Alles fürchten ließ. Umſonſt verſuchte man jedes Mittel; die größten Aerzte

manten machen, ohne mir selbst einen Theil jenes tröstenden Bewußtseins zu rauben."

Marie Moulin zu Frankfurt am Main.

Nicht lange nachher, als die Preußen Mainz entsetzt hatten, ließ sich auf der Zeil ein Mädchen in reinlicher, aber veralteter Kleidung sehen. In sich gekehrt und gramvoll, stand die blaße, hagere Gestalt, und sah Vor- wie Nachmittags mit unverwandtem Blicke die Straße hinauf, harrte unermüdet — eilte, wenn der Abend einbrach, zur dürftigen Wohnung, und kehrte mit Sonnenaufgang zu ihrem Standorte zurück. Die Fragen der Neugierigen blieben mehrere Jahre hindurch unbeantwortet. Das Trauerbild schloß sein Inneres gegen Niemand auf — nährte sich, wenn Hunger es überwältigte, mit trockenen Brosamen aus der Tasche, und sah immerwährend der Ankunft — Niemand wußte, wessen? — entgegen. Ein fremder Offizier hatte der Trauernden vor vier Jahren die Ehe versprochen, ihr ewige Liebe geschworen und sie nach Frankfurt beschieden. Dort sollte sie auf ihn warten. — Sie traute dem Schwur des Falschen, stand und harrte — hoffte von einem Tage zum andern, und verwendete von der Gegend, wo der Geliebte herkommen sollte, nur dann auf kurze Zeit das Auge, wenn der Zufall einen Offizier an ihr vorbeiführte,

dem sie dann so lange mit starrem Blicke nachsah, bis er ihr aus den Augen verschwunden war. Zwei jungen Mädchen verdanken wir den Auf[illegible]uß über die Geschichte dieses irren Kopfes, dieses gebrochenen Herzens. Bist du Braut? antwortete sie auf die Anrede des einen Mädchens; — denn nur eine Braut kann mich verstehen. Auf die Versicherung jener, sie sei Braut, schloß die Verlassene ihr Inneres auf — erzählte von ihrem nahen Glücke, und daß ihr Geliebter sicher nicht ausbleiben, daß er gewiß zurückkehren werde, sie abzuholen; daß sie, um ihm sogleich kenntlich zu sein, nie das Kleid ablege, worin er sie zum ersten Mal gesehen; daß sie deshalb nicht von der Stelle weiche, die er ihr bezeichnet habe, ihn zu erwarten; daß ... Doch genug! — Die Unglückliche kommt nicht mehr zum Vorschein. Sie wusch und trocknete jede Nacht das Kleid, in dem sie einst des Falschen Herz gewonnen zu haben glaubte; sie wusch und trocknete es so lange, bis es in Lumpen zerfiel, und ihre Blöße nicht mehr deckte. Der Offizier blieb aus. Das Andenken der Unglücklichen ist erloschen.

Alexandre Claude le Jau.

Nein, dieser Name darf nicht untergehen, obgleich der, welcher ihn einst trug, kaum das Knabenalter überschritten hat.

Kurze Zeit nachher, als die Universität zu Paris, zur Aufmunterung und Nacheiferung, Preise gestiftet hatte, die jährlich in einer öffentlichen Versammlung ertheilt wurden, studirte Alexander le Jau in dieser vortrefflichen Anstalt. Die ausgesetzten Preise spornten seine Ehrbegierde mächtig an, und er beschloß, die höchste Anstrengung nicht zu scheuen, um auch einmal einen Preis zu erringen. Im Jahre 1748 war er zum ersten Mal unter den Mitbewerbern; aber — sein Name wurde nicht genannt. Taurig, doch nicht muthlos, schlich er nach Hause, und verdoppelte seine Bemühungen. Im Jahre 1749 erhielt er ein Accessit. Stolz, aber nicht befriedigt, ging er nach Hause, und verdreifachte sein Bestreben. Die Zeit der Preisvertheilung rückte abermals heran. Er lieferte seine Arbeiten mit klopfendem Herzen ab; doch ehe der Tag der Entscheidung erschien, legte er sich krank auf sein Lager und — starb. Noch in dem letzten Augenblicke bat er seinen Vater, doch ja der Preisaustheilung beizuwohnen. Der gebeugte Vater erfüllte dies Verlangen. Er stand finster unter den Zuschauern, und betrachtete die muntere Jugend, unter welcher ihm kein Sohn mehr blühte. Aus seiner hinstarrenden Betäubung weckte ihn plötzlich der Name des geliebten Todten, dem laut der erste Preis zuerkannt wurde. Er zitterte heftig, und wollte den Umstehenden seine Thränen verbergen; kaum aber hatte er sich wieder ein wenig gefaßt, so erscholl der Name Alexander le Jau zum zweiten Male: — der Jüngling hatte auch den zweiten Preis errungen. Von

Schmerz zermalmt, wollte der Vater sich nun durch die Menge fortdrücken: aber der Name des Sohnes erreichte ihn zum dritten Male: auch der dritte Preis war sein. Kurz, in jeder Gattung blieb Alexander Jau an diesem Tage Sieger.

Herr Piat, der damalige Syndikus der Universität, proklamirte die Namen der Ueberwinder. Als er nun so oft und immer wieder auf denselben Namen stieß, ließ er endlich unwillkürlich die Liste fallen, brach in Thränen aus, und stammelte einige herzliche Worte zum Lobe des zu früh Verstorbenen. Die ganze Versammlung schluchzte — es war die rührendste Todtenfeier.

Der Königskuchen, oder der Bohnenkönig.

Erzählung, wie einst Ludwig der Vierzehnte das Fest der heil. drei Könige im Kreise seines Hofes froh beging. Man wird auch hier den Geschmack, den Geist und die anständige Fröhlichkeit wieder finden, durch welche Ludwig alle seine Freuden zu würzen verstand.

In einem großen Saale waren fünf Tafeln aufgeschlagen: eine für die Prinzen und Herren, die vier andern für die Damen; jedoch die erste derselben unter dem Vorsitze des Königes, und die zweite unter dem Vorsitze des Dauphin. Man loste an allen fünf Tischen durch Bohnen

auf die übliche Weise. Das Los fiel an der Tafel der Herren auf den Oberstallmeister, der folglich König wurde. An jeder der vier andern Tafeln ward eine Dame als Königin ausgerufen. Hierauf wählten der neue König und die neue Königin Minister in ihren Staaten, und ernannten Ambassadore und Ambassadricen, um den benachbarten Mächten ihr Compliment zu machen, und ihnen Allianzen oder Traktate vorzuschlagen. Ludwig der Vierzehnte selbst begleitete die Ambassadrice seines Tisches, und führte das Wort für sie. Er sagte dem Oberstallmeister sehr verbindliche Dinge, und bat um dessen Protektion. »Die sei Ihnen gewährt," versetzte der Bohnenkönig! »denn wenn Ihr Glück etwa noch nicht gemacht ist, so verdient es in der That gemacht zu werden."

Die Ambassade verfügte sich hierauf zu den übrigen Tischen, und wurde nachher von diesen gebührend erwiedert. Mehrere Herren und Damen legten in ihre Vorträge so viel Geist und Witz, so glückliche Anspielungen und so feine Scherze, daß die ganze Gesellschaft dadurch höchst angenehm unterhalten wurde. Der König selbst fand so viel Geschmack daran, daß er in der nächsten Woche das Fest wiederholte. Diesmal wurde er selbst Bohnenkönig, und empfing die Glückwünsche mit der ihm eigenen edlen Freundlichkeit.

Eine Prinzessin, eine seiner natürlichen Töchter, die als leichtsinnig bekannt war, ließ ihn durch ihren Gesandten um Schutz gegen alle Unannehmlichkeiten bitten, die

ihr im Leben zustoßen könnten. »Es sei,« versetzte der König, »wenn sie sich die Unannehmlichkeiten nicht selbst zugezogen hat.« Diese Antwort gab einem Hofmanne Gelegenheit bei Seite zu flüstern: der König fällt aus seiner Rolle. — An der Tafel der Herren steckte man einen in Fastnachtskleider, und spazirte mit ihm, bei dem Gesange drolliger Triumphlieder, durch den Saal. — Den gänzlichen Beschluß des Festes machte das Vorlesen einer seltsamen Klage, die ein frömmelnder Landjunker eingereicht hatte. Er beschwerte sich nämlich über die Unsittlichkeit seiner Bauerdirnen, und wollte ihnen durchaus einen Prozeß an den Hals werfen, weil sie so kurze Aermel trügen, daß man ihre bloßen Arme sehen könne. — (Wohl unsern Damen, daß es heut zu Tage solche scrupulöse Landjunker nicht mehr gibt!) — Der König und der ganze Hof ergetzten sich sehr an dieser Klage, und die fröhliche Stimmung erhielt sich bis spät in die Nacht.

Camoens.

Es ist vor einiger Zeit eine englische Uebersetzung der Lusiade von Camoens erschienen, und der Uebersetzer, Mickle, hat eine interessante Biographie des Dichters hinzugefügt, vor der ich hier einen Auszug liefere. Camoens war aus einer alten adelichen Familie aus Spanien ent-

sprossen; er wurde 1517 zu Lissabon geboren. Noch als Kind verlor er seinen Vater und sein Vermögen zugleich, durch einen Schiffbruch an der Küste von Goa. Seine Mutter schickte ihn auf die Universität von Coimbra, wo er seine Talente entfaltete. Nach seiner Zurückkunft erschien er bei Hofe. Er war schön, besonders rühmt man seine ausdrucksvollen Augen. Den Firniß des Hofes erwarb er sich bald, und wurde der Liebling der Damen, der Mann in der Mode. Der Hof von Lissabon war damals ein Schauplatz galanter Intriguen. Camoens verliebte Abenteuer sind nicht genau bekannt, es scheint aber, er habe seine Augen höher geworfen, als ihm zukam, denn er fiel in Ungnade wie Ovid, und wurde verbannt. Seine Sonnete verrathen die Quelle dieses Unglücks. In der Einsamkeit fing er nun sein berühmtes Gedicht über die Entdeckung von Indien an. Als Johann III. eine Expedition gegen die afrikanische Küste unternahm, ging er mit und focht tapfer. In einem Seetreffen war er unter den ersten, die da enterten, und verlor das rechte Auge. Er entsagte aber weder Bellonen, noch den Musen, und hielt, wie Kleist, in einer Hand den Degen, in der andern die Feder. Sein militärischer Ruf erwarb ihm die Verzeihung des Hofes, er kam zurück. Ein Auge hatte er nun zwar weniger, aber mit zwei Gattungen von Lorbeern bekränzt, konnte er dem Neid und der Verleumdung nicht entgehen, auch den Ehemännern schien er noch immer gefährlich. Man neckte ihn so lange, bis er beschloß, sein Vaterland ganz zu verlassen. Im Jahr

1538 ging er nach Indien, und, indem er die Ufer des Tago hinabfuhr, rief er aus: ingrata patria! non possidebis ossa mea! (undankbares Vaterland! in dir sollen meine Gebeine nicht ruhen!) Er dachte freilich nicht, daß es ihm in Indien noch schlimmer gehen würde. Bei seiner Ankunft war eben ein Krieg zwischen dem Könige von Cochin und Pimento ausgebrochen. Ohne auszuruhen, begab sich Camoens sogleich zu dem erstern, und zeichnete sich bei den Einwohnern der Insel Anagoda aus. Ueberhaupt war er die Seele dieser Expedition, so bescheiden er sich auch in seinen Schriften darüber ausdrückte. Darauf machte er eine Reise nach dem rothen Meere, beschrieb Afrika's wilde Ufer als Dichter, und klagte dazwischen über die Trennung von der Geliebten. Bei seiner Zurückkunft nach Goa arbeitete er wiederum fleißig an der Lusiade. Doch sein Hang zur Satyre erweckte ihm in dem Vicekönig Vareto einen rachsüchtigen Feind, der ihn bald nach China verbannte. Dummköpfe haben, öfter als man glaubt, das Gefühl ihrer eigenen Nichtigkeit. Stehen sie in hohen Aemtern, so verbergen sie, um nicht durchschaut zu werden, das Bewußtsein ihrer Schwäche hinter einem feierlich steifen Aeußern; jeder durch sein Genie ihnen überlegene Mensch ist ihr natürlicher Feind, und eine Art von Instinkt treibt sie an, ihn zu meiden oder zu entfernen. Das war die Quelle von Vareto's Haß. Dumm, grausam und geizig, hatte er sich in Indien blos durch Bedrückungen und Blutvergießen ausgezeichnet.

Aber auch in Macao erwarben Camoens große Talente ihm Freunde; er erhielt sogar eine Stelle in der Administration, und in Nebenstunden opferte er den Musen. In fünf Jahren sammelte er ein mäßiges, für ihn hinreichendes Vermögen. Indessen war Dom Constantin von Braganza Vicekönig von Indien geworden, und Camoens durfte zurückkehren. Sein eigensinniges Schicksal aber wollte, daß er Schiffbruch auf der Küste von China leiden mußte; er verlor alles — nur seine Lusiade nicht! denn er schwamm an's Ufer, ruderte mit einer Hand und hielt mit der andern das Gedicht hoch empor. So kam er an ein unbekanntes Ufer, wurde aber freundlich aufgenommen, und erwähnte dessen dankbar im zehnten Gesang der Lusiade. Er mußte hier lange harren, bis ein Schiff ihn nach Goa brachte, wo man ihn mit Auszeichnung empfing, und er ein glückliches Leben führte, so lange Dom Braganza Vicekönig war. Als aber Graf Redondo diesen ersetzte, erwachten seine Feinde wieder: man beschuldigte ihn der Veruntreuungen in seinem Amte zu Macao. Redondo ließ ihn in's Gefängniß werfen; er gewann seinen Prozeß ehrenvoll, und seine Ankläger standen als beschämte Verleumder da. Was half es? er konnte das Gefängniß doch nicht verlassen, denn nun hielten seine Gläubiger ihn fest. — Die Edelleute am Hofe zu Goa schämten sich doch endlich, einen so verdienstvollen Mann länger in Fesseln schmachten zu sehen; sie befreiten ihn, und er that wieder Kriegsdienste. Einige Zeit darauf lud ihn Peter Barretto, Gouverneur von Sofala, unter

den glänzendſten Verſprechungen zu ſich ein. Die iſolirte Lage von Sofala machte dieſen Ort zu einer Art von Exil, und der Gouverneur wünſchte Geſellſchaft. Aber — nach Art der Großen — wollte er nur unterhalten ſein, ohne ſelbſt etwas zur Unterhaltung beizutragen, Camoens wurde dieſes Frohndienſtes bald überdrüſſig, und beſchloß, in ſein Vaterland zurückzukehren. Das konnte ihm nun zwar Barretto nicht verwehren, erlaubte ſich aber ein ſchändliches Mittel, ſeine Abreiſe zu verhindern: er forderte nämlich Bezahlung von ihm für Quartier in ſeinem Hauſe und Unterhalt an ſeinem Tiſche. Als ob ein Mann von Genie, der ſich dazu verſteht, einem ſchwer zu amuſirenden großen Herrn Geſellſchaft zu leiſten, ſeinen Teller voll Suppe nicht dreifach bezahlte? — Cabral und Sylveira, zwei portugieſiſche Edelleute, wurden durch dieſes Betragen empört; ſie bezahlten für Camoens, und nahmen ihn mit ſich. So, ſagt Faria, verkaufte Barretto ſeine Ehre ſammt dem Dichter.

Nach einer Abweſenheit von ſechzehn Jahren erſchien Camoens wieder in Liſſabon, gerade als die Peſt dort wüthete. Drei Jahre nachher gab er ſein Gedicht heraus, in welchem er den jungen ſechzehnjährigen König Sebaſtian ſo fein lobte, daß dieſer ihm eine Penſion von viertauſend Realen gab, unter der einzigen Bedingung, daß er an ſeinem Hofe leben ſolle. Sebaſtian verlor aber die Krone durch die Schlacht bei Alcazar. Sein Nachfolger, der Kardinal Heinrich, nahm dem Dichter die Penſion wieder, weil er,

am Schluß seiner Lusiade, dem jungen König den Rath gegeben hatte, die Pfaffen von der Regierung entfernt zu halten, welches offenbar auf den Kardinal gemünzt war. — Von nun an mußte er alle Arten von Leiden und Vernachlässigungen erdulden. Man machte ihm unter andern auch ein Verbrechen daraus, daß er den Untergang Portugalls prophezeihet hatte. In Armuth und Mangel mußte er schmachten. Ein einziger schwarzer Bediente, den er von Java mitgebracht, und der ihm auch bei dem Schiffbruch an den chinesischen Küsten das Leben soll gerettet haben, blieb ihm in jeder Lage treu, und bettelte für seinen Herrn auf den Straßen von Lissabon, bis der unglückliche Camoens 1759 im zwei und sechzigsten Jahre im Elend starb. — Gleich nach seinem Tode ging es wie gewöhnlich: mehrere Städte stritten um die Ehre, ihn hervorgebracht zu haben; eine Menge Grabschriften verkündeten seinen Ruhm; die Lusiade wurde in alle Sprachen übersetzt. Hätte er nicht unberufen die Wahrheit immer auf den Lippen getragen, sein Ende wäre glänzender gewesen. Aber die Grossen verlangen nun einmal von einem Dichter, er solle nur dichten.

Die Luftbälle.

— — Jetzt wurden die Stricke abgeschnitten. Der Ball schwebte majestätisch empor, die Fahne flatterte in der bun-

ten Gondel, der Wagehals schwenkte den Hut, fünfzigtausend Mäuler sperrten sich weit auf, hunderttausend Augen gafften, und eben so viel Hände klatschten. Ich stand mitten im Gedränge, das erhabene Schauspiel entlockte mir Thränen. Der Luftschiffer verlor sich in den Wolken, und ich in Betrachtungen über die Tiefe des menschlichen Geistes.

Ein seltsamer Anblick riß mich aus meinem Taumel. Drei Schritte von mir stand ein kleiner Altvater, der die ungeheure Luftsäule nicht mehr tragen konnte, welche jeden Menschen drückt. Es war unmöglich zu entscheiden, zu welcher Nation dieser Zwergen-Greis gehöre; sein langer weißer Bart verrieth einen Muselmann, seine Gesichtsfarbe einen Braminen von der Küste Malabar, und sein Gewand einen Griechen aus den Zeiten des Appollonius von Thyana: mit kleinen grauen Augen blinzelte er in die Wolken, sein Mund verzog sich zu spöttischem Lächeln, und sein Kahlkopf wackelte bedenklich von einer Schulter zur andern.

Diese zweideutige Geberdensprache, welche so wenig mit meinen Empfindungen harmonirte, machte mich unwillig; ich trat näher. »Alter Graukopf!« redete ich ihn an, »wünsche dir Glück, daß du vor deinem Ende noch ein solches Schauspiel erlebtest.«

»Glück?« versetzte der Zwerg mit Hohnlächeln, »kurzsichtiger Sohn dieses kurzsichtigen Jahrhunderts! ich bedaure dich, und schweige.«

»Du magst mich bedauern, so viel dir beliebt, aber warum schweigen? Das ist sonst eben nicht der Fehler des Alters.«

Was nennst du alt?

»Was so, wie du, vier Fünftel eines Jahrhunderts auf dem gebeugten Rücken trägt.«

Vier Fünftel eines Jahrhunderts? Ha, ha! ha! hätte ich doch kaum geglaubt, daß man mich für einen solchen Springinsfeld halten könnte.

»Ein Springinsfeld von achtzig Jahren? Du scherzest.«

Jüngling! hub der Alte an, mein einziger Sohn ward bei der Erbauung von Ninive durch einen Dachziegel erschlagen. Mein Spiegel, der mir weniger schmeichelt, als du, versichert mich, daß ich kaum ein Mittelalter von zweitausend Jahren erreicht zu haben scheine; indessen zähle ich deren bereits sechstausend, und verdanke dieses hohe Alter dem Stein der Weisen, den mein Freund Henoch mir mittheilte, ehe er gen Himmel fuhr. Ich habe in meinem Leben nur wenig Schüler gezogen, unter welchen der Scythe Abaris, der Aegypter Hermes, und der Graf St. Germain mir Ehre machen. Ich habe so viel gesehen und erfahren, daß ich es am Ende nicht mehr der Mühe werth hielt, mich um das Menschengeschlecht zu bekümmern. Nichts geringeres, als die heutige Begebenheit, konnte mich aus meiner Gleichgiltigkeit wecken. Es schmerzt mich, daß ich ein Zeuge eures unbesonnenen Taumels sein muß. Ihr liebt das Neue und ich hasse es. Euer Hans Jakob Rousseau deklamirt gegen die Wissenschaften, und er hat Recht.

Das erste Weltalter, dessen ihr euch erinnert, nennt ihr das goldene. Damals leitete die Natur noch die Menschen

am Gängelbande, und sie liefen recht artig auf vier Pfoten herum. Tausend Jahre nachher erlebte ich eine erstaunliche Revolution. Ein Wagehals schlug Zettel an alle Straßenecken, durch welche er bekannt machte, daß er gesonnen sei, auf den beiden Hinterpfoten zu gehen, ohne eine andere Vorsicht, als einen Fallhut und einen Laufzaum, daß er endlich sogar den Laufzaum wegwerfen und spornstreichs davon laufen werde.

Du kannst leicht denken, daß das ganze Publikum gegen ihn eingenommen war. Er betrügt uns! schrie Alles, was schreien konnte, er kann und wird nicht auf den Hinterpfoten gehen, und thut er es wirklich, so wird er auf die Nase fallen.

Indessen wurde ein Tag angesetzt. Großer Zusammenlauf von Einheimischen und Fremden! Wir hatten uns sämmtlich auf unsere Hacken gekauert, und erwarteten den Tausendkünstler mit Ungeduld. Er kam; er trat in unsere Mitte mit der zuversichtlichen Geberde eines Menschen, der seiner Sache gewiß ist. Der Erfolg krönte seine Verwegenheit. Alles Uebel, was daraus entsprang, ist zur Gnüge bekannt. Die Menschen liefen auf zwei Beinen von einem Ende der Welt bis zum andern, und erreichten bald das sogenannte silberne Weltalter.

Tausend Jahre nachher abermals eine große Revolution! Ein anderer Wagehals versprach, in einer Tonne auf dem Wasser herum zu schwimmen, die nur mit einigen Stricken am Ufer befestigt sein werde. Endlich wolle er sogar die

Stricke abhauen lassen, und vor aller Welt Augen mit einer Stange von einem Ufer zum andern übersetzen. — Das Publikum staunte; wer schreien konnte, schrie: er wird es nicht wagen, und wagt er es, so wird er ersaufen. Der Verwegene hielt Wort, und ersoff nicht. In Gegenwart einer zahllosen Menge von Zuschauern an beiden Ufern des Flusses, ließ er sich vom Strome wohl zehn Faden weit mit fortreißen. Unter dem Jauchzen des Volks stieg er aus seiner Tonne; man krönte ihn mit Lorbern, man trug ihn im Triumph auf den Händen bis zu seiner Wohnung. — So lernten die Menschen ein neues Element bezähmen, erfanden neue Bedürfnisse, und schifften mit gutem Winde aus dem silbernen Weltalter hinüber in's bleierne.

Tausend Jahre nachher erlebte ich die sogenannten Heldenzeiten Griechenlands. Herkules drang auf einem Kahn bis in das mittelländische Meer. Stolz auf seine Verwegenheit, wollte er das Andenken dieser unerhörten That verewigen, und errichtete zwei Säulen mitten im Garten der Hesperiden, mit der prahlenden Inschrift: nec plus ultra! — Ha! weiter wird es keiner bringen! Neue Gährung in den menschlichen Gemüthern; die Schifffahrt erzeugte die Handlung; die Völker tauschten gegen einander Bequemlichkeiten des Lebens, und Scheingüter des Luxus. — So wandelten die Menschen, in Purpur und Gold gekleidet, hinüber in das eiserne Weltalter.

Dreitausend Jahre nachher fiel es einem Genueser ein, sich zu schämen, daß man immer nur ängstlich an den Küsten

der drei bekannten Welttheile hin- und herfahre; er unternahm das Wagestück, den weiten Ocean zu durchschiffen. Neues Staunen! Neuer Unglaube! Allgemeines Murmeln: er wird nicht abreisen, und thut er es, so wird er nie wieder kommen.

Er reiste ab, und kam wieder, nachdem er eine neue Welt entdeckt, oder vielmehr geschaffen hatte. Sein Schiff glich Pandorens Büchse; Gold, Gewürz und zerstörende Seuchen überschwemmten die Welt. Leihe mir einen Namen, Jüngling, für dieses böse Zeitalter! Bekenne, daß bis dahin Alles vom Schlimmen zum Schlimmern überging. Soll ich denn heute nicht zittern, da ein Verwegener dem menschlichen Geiste abermals neue Schranken aufschließt?

Der Schutzgeist.

(Einige unbedeutende Zieraten der Einkleidung abgerechnet, ist diese Geschichte wahr, und trug sich zu in den Jahren 1760 – 1766.)

Armer Jean Renaud! dir ging es auch nicht besser!

Von der Jagd ermüdet, hatte ich mich auf den Stamm eines abgehauenen Baumes gesetzt, und blickte herab auf einen Ameisenhaufen, der neben mir wimmelte. Millionen Ameisen mit Einem Blicke überschauen, ist eben so schwer, als Millionen Menschen. Ich wählte mir daher die geschäf-

tigſte unter dem Haufen, deren Thun und Treiben ich mit den Augen verfolgte.

Blicke nicht ſo ſtolz herab, weil du ein paar Stufen höher ſtehſt. So ſchwebt vielleicht ein vollkommeneres Weſen über dir, und hat dich mitleidig ausgeſondert von dem Ameiſenhaufen, den du Welt nennſt.

Kaum zwei Mädchenſchritte ſeitwärts fand das kleine Thier die ausgetrocknete Haut irgend eines Inſekts, belud ſich damit und wanderte der Heimath zu. Mehr als einmal entfiel die Beute dem ſchwachen Zangengebiß, die Unverdroſſene faßte ſie immer vom neuen. Ein Tannenreis ſtreckte ihr ſeine hundert Stacheln entgegen, ſie unternahm und vollbrachte den weiten Umweg. Die Alpe eines Maulwurfshügels thürmte ſich vor ihr auf, und wurde mühſam erklimmt. Die Lavine eines losgeriſſenen Sandkörnchens warf ſie vom Gipfel in die Tiefe; ſie arbeitete ſich empor aus dem Schutt, und vollendete zum zweiten Male die beſchwerliche Reiſe. Eine Regenwolke drohte ſie wegzuſchwemmen, ſie badete geduldig in den Tropfen, die an den Grasſpitzen hingen. Endlich nahte ſie ſich den Grenzen ihrer Republik — ach! da rannte ein Jagdhund tölpiſch freundlich auf mich zu, und trat die fleißige Ameiſe in den Staub.

Arme Menſchen! die ihr mit Geduld und Fleiß eure Inſektenhaut durch rauhe Wege ſchleppt, und im Alter das Ländchen der Ruhe zu erreichen hofft — ſchon ſieht ihr an der Grenze — da ereilt euch der Tod, und tritt die Früchte eines halben Jahrhunderts in den Staub!

Armer Jean Renaud! dir ging es auch nicht beſſer!

Er war ein Kaufmann aus Breſt, den das Verhängniß nur einmal, als Kind, ſanft wiegte, dann aber ſein ganzes Leben hindurch im Sturme herumſchleuderte. Seinen Frühling drückte die Kälte der Armuth; der Jugendfreuden ſchöne Blüten erſtarrten. Nicht der Karmin der Liebe, ſondern das Bleiweiß der Arbeit übertünchte ſeine Wangen; nicht das ſüße Gift der Wolluſt, ſondern das bittere Gift der Nachtwachen höhlte ſein Auge aus. Dem fleißigen Anfänger ſtreckte der Neid ſeine Stacheln entgegen, und als er geduldig ihm auswich; als er mühſam, mit karger Beute beladen, den ſteilen Hügel erklimmte: da warf der Bankerott eines treuloſen Freundes ihn wieder in die Tiefe.

Muthig arbeitete er ſich empor unter den Trümmern ſeines Glückes; muthig begann er von neuem die rauhe Bahn zu durchkeuchen; da brach die Gewitterwolke eines verheerenden Krieges herein, und drohte ihn zu erſäufen. Ein gutes Weib, das zwanzig Jahre lang Gram und Sorge redlich mit ihm getragen hatte, konnte endlich nicht weiter, warf ihre Laſt auch auf die Schultern des Mannes, und legte ſich zur Ruhe.

Müde wie der Tagelöhner am Sonnabend, warf ſich Jean Renaud auf das Bett, um in den Sonntag eines beſſern Lebens hinüber zu ſchlummern. Schon ſtand er an jener Pforte, die, außer dem unfreundlichen Pförtner, nichts Schreckliches hat; ſchon winkte der Todesengel ihm herein

— da wandte er sich noch einmal um nach seinen beiden Kindern, und in seinem Auge glänzte die letzte Thräne. „Wackerer Philipp," sagte er, „gute Babet! ich hinterlasse euch nichts als einen ehrlichen Namen und diese kleine Hütte, in welcher ihr geboren wurdet. Du, mein Sohn, gedenke des Fleißes und der Redlichkeit deines Vaters! Du, meine Tochter, gedenke der Tugend deiner Mutter! euch beiden sei die Liebe und Eintracht eurer Eltern immer gegenwärtig. Philipp, sei deiner Schwester männlicher Schutz; Babet, sei deines Bruders sanfte Gehilfin. Legt eure Hände in meine kalte Hand, und versprecht mir Frömmigkeit und Tugend, und der Geschwisterliebe unauflöslichen Bund."

Sie legten ihre Hände in seine kalte Hand, ihre Thränen mischten sich mit dem Todesschweiß auf der väterlichen Stirn, und als sie noch stammelten, da ging der Verklärte schon durch die Pforte; und als sie hinter ihm sich schloß, siehe, da wurde das Gesicht des Pförtners freundlich; er streckte die verloschene Fackel aus, und sie entzündete sich wieder an einem ewigen Lichte.

Die verlassenen Waisen umarmten sich fest in der Dunkelheit des Lebens. Babet klammerte sich an ihren Bruder, wie ein Kind an den Rock seiner Wärterin. Philipp gedachte der letzten väterlichen Worte, und jener hohe Muth durchflammte seine Brust, der oft bei eigener Noth gebricht, aber in Thätigkeit empor lodert, wenn das nasse Auge eines lieben weiblichen Geschöpfs unsere Hilfe heischt.

So traulich und genügsam, so still und eingeschränkt als Göthe's Geschwister, lebten sie fast ein Jahr. Babet glich Cicero's Mutter an Wirthschaftlichkeit, ob sie gleich weder leere noch volle Weinflaschen zu versiegeln hatte *), und ihrem Bruder wurde »der Erwerb im Kleinen ehrwürdig, seit er wußte, wie sauer ein Thaler wird, wenn man ihn Groschenweise verdienen muß **).« Auch er hatte wie Göthe's Wilhelm, seine Freude an der alten Käsefrau, die mit der Brille auf der Nase, beim Stümpfchen Licht, ein Stück nach dem andern auf die Wage legt, ab- und zuschneidet, bis die Käuferin ihr Gewicht hat — aber — der Fluch des Schicksals, der seinen Vater drückte, schien auch auf ihn zu ruhen.

Das kleine enge Haus, das karge Erbtheil der fleißigen Geschwister, stieß an ein Hanfmagazin, in welchem in einer stürmischen Nacht Feuer auskam. Ehe noch Philipp und Babet sich aus dem ersten Schlafe aufzuraffen vermochten, stand ihre Hütte schon in Flammen. Kaum durch leichte Nachtkleider bedeckt, rannte das schöne junge Mädchen hinaus auf die Straße und schrie um Hilfe; aber man vergaß über dem größern Unglück das kleinere. Aller Hände waren beschäftigt, das Magazin zu retten, Niemand bekümmerte sich um die armselige Hütte. Noch verweilte Philipp unter ihrem brennenden Dache, um we-

*) Siehe Middleton's römische Geschichte, Tom. I. p. 2.

**) Siehe Göthe's Geschwister.

nigſtens ſeine Papiere in Sicherheit zu bringen, bis endlich das Krachen des einſtürzenden Sparrwerkes ihn heraus trieb. Er ſuchte und fand ſeine jammernde Schweſter, die lautweinend die Hände rang, indeſſen er ſelbſt ſtumm und betäubt ſein kleines Eigenthum brennen ſah.

Ein Weißmantel ging einigemal an den unglücklichen Geſchwiſtern vorüber; er hörte Philipp's erſte Worte, die mit einer düſtern Kälte ausgeſprochen wurden: Sei ruhig, Schweſter, es iſt Gottes ſchwere Hand! — er fragte mit dem ſanften Tone des Mitleids: »Haben Sie auch bei dieſem Brande verloren?" —

Alles! ſagte Philipp kurz abgebrochen, und ſah ſtarr vor ſich hin. Alles! wiederholte Babet mit zitternder Stimme, indem ſie Augen und Hände gegen Himmel hob. Der Schrecken hatte das Blut von ihren Wangen gejagt, aber die Flamme röthete das Geſicht und den kaum verhüllten jungfräulichen Buſen. Sie war ſchön, wie eine Braut, zu deren Lager ſich die Strahlen der Morgenſonne durch rothſeidene Vorhänge ſtehlen.

Der Fremde ſchob ſeinen Hut ein wenig aus den Augen, und ließ den weißen Mantel von Mund und Naſe fallen, als wolle er Babet's Reize mit allen Sinnen in ſich ziehen. »Kann ich Ihnen dienen?" wandte er ſich höflich an ihren Bruder.

Philipp ſah ihn zweifelhaft an; es war eine kühle Oktobernacht und es hub an zu regnen; die Noth überwand jede Bedenklichkeit.» Ein Obdach, mein Herr," antwortete er, »nur für dieſe Nacht."

»Für diese Nacht und für immer,« erwiederte der Weißmantel. »Ich habe einige Zimmer in meinem Hause, die mir entbehrlich sind, und die ich Ihnen gern überlasse, bis Ihre Wohnung wieder aufgebaut sein wird.«

»Wenn die Miethe für einen Verarmten nicht zu hoch ist?« stotterte Philipp.

»Die Miethe? nein mein Herr, der Dank eines ehrlichen Mannes ist alles, worauf ich Anspruch mache, und auch den wünschte ich nicht einmal laut zu hören, denn ich bin so reich, daß ich mich Ihres Dankes schämen müßte.«

»Darf ich den Namen des Engels wissen,« stammelte Philipp, »den Gott in dieser trüben Nacht mir zum Trost gesandt hat?«

Bescheiden nannte der Fremde den Namen Lauraguais, und in dem Augenblicke rollte eine Feuerspritze vorüber, so ungestüm, daß Babet fast von den Rädern ergriffen worden wäre. Dieser Zufall, und der Regen, der immer reichlicher herabströmte, bewogen Babet, den dargebotenen Arm des gefälligen Fremdlings anzunehmen; er machte ihr Platz und führte sie aus dem Gedränge. Schüchtern sah sie sich nach ihrem Bruder um, der den letzten starren Blick auf die rauchenden Trümmer seines Eigenthums warf, und dann langsam folgte, ohne zu wissen, wem? noch wohin?

Der Name Lauraguais war ihm unbekannt. Seine Handelsgeschäfte hatten ihm keine Zeit übrig gelassen, sich um andere Namen, als die seiner Korrespondenten zu be-

kümmern. Er vermuthete auch nicht eher, daß der Weißmantel wohl ein vornehmer Herr sein könne, bis sie an das Thor eines ansehnlichen Palastes kamen, wo ein Tagedieb von Thürsteher sie demüthig empfing, und seinen neuen Freund Herr Graf nannte.

Bei dem Worte Graf zog Babet erschrocken ihre Hand aus dem Arm des Führers, der doch nicht darauf zu achten schien, sondern beschäftigt war, dem Schweizer einige Worte in's Ohr zu raunen. Sogleich eilten Bediente mit Lichtern herbei, und geleiteten die Ankömmlinge über den Hof in ein zierliches Nebengebäude, an dessen Eingang Graf Lauraguais sich bescheiden beurlaubte, und seinen Gästen eine sanftere Ruhe wünschte, als die traurigen Begebenheiten dieser Nacht hoffen ließen.

Die Geschwister fanden eine Wohnung von drei bis vier niedlichen, und nicht prächtig aber elegant möblirten Zimmern zu ihrer Aufnahme bereit. Die Bedienten versorgten sie schnell und höflich mit allem Nothwendigen, und ließen sie allein.

Philipp sank in einen Sessel, sah starr vor sich nieder, und brachte die Nacht in einer dumpfen Betäubung zu. Babet, die, wie jedes Frauenzimmer, sich leichter in ihre neue Lage fand, konnte zwar auch nicht schlafen, aber sie vermochte doch ihrem Bruder Trost zuzusprechen.

Am andern Morgen erschien die Frau des Haushofmeisters, eine alte, dienstfertige Schwätzerin, beklagte den erlittenen Unfall, rühmte die Wohlthätigkeit ihres Herrn,

und kramte ein Bündel Wäsche und Kleidungsstücke aus, deren die arme, halb nackte Babet vor der Hand am bedürftigsten war. Gegen Mittag kam der Graf selbst, ein schöner, junger Mann, der den feinen Weltton völlig inne hatte, und sich, was er that, so wenig zum Verdienst anrechnete, daß seine Gegenwart nicht, wie die eines gemeinen Wohlthäters, drückend wurde. Er drang seinem Gaste einen ansehnlichen Vorschuß auf, der ihm in den Stand setzte, seinen Credit aufrecht zu erhalten. Die lähmende Muthlosigkeit des armen jungen Mannes wich; er hob das Auge vom Boden und richtete einen heitern Blick in die Zukunft; sein stummer Dank und Babet's Thränen lohnten den Grafen.

Hoffnung und Ruhe zogen in die neue Wohnung. Philipp verdoppelte seinen Fleiß, Babet ihre Thätigkeit. Der Bruder lebte nur am Schreibtisch oder auf der Börse; die Schwester nur in der Küche oder am Nähram. Mitten in einer volkreichen Stadt blieben sie gänzlich unbekannt mit der Welt, suchten keine Gesellschaft, und empfingen keine Besuche, die, ihres Wohlthäters ausgenommen, der wöchentlich ein paar Mal sich nach dem Wohl und Weh seiner Pfleglinge zu erkundigen kam, und sich an ihrem zunehmenden Wohlstande ergetzte.

Nur des Sonntags führte Philipp seine Schwester zuweilen auf öffentliche Spazirgänge, wo das Flüstern und Fingerdeuten der schönen Welt um sie her ihm schmeichelhaft schien, weil er es für eine Wirkung von Babet's Schön-

heit hielt, und weit entfernt war, irgend einen andern Grund zu ahnen. Er liebte seine gute Schwester unaussprechlich; es that ihm weh, ihre Bildung vernachlässigen zu müssen, da es ihm an Zeit und Mitteln gebrach, das holde Kind der Natur durch die Kunst auszuschmücken. Er war daher froh, als er bemerkte, daß der Graf Geschmack an ihr fand; daß er sie öfter geistreich unterhielt, daß er sie mit den gewähltesten Büchern versorgte, und ihr endlich gar selbst Unterricht auf der Harfe gab. Die Art, mit welcher alles dieses geschah, die ehrerbietige Bescheidenheit, welche der Graf gegen Babet beobachtete, das günstige Vorurtheil, das seine Wohlthaten in Philipp's Seele für ihn gegründet hatten, Unbekanntschaft mit der Welt und ein argloses Herz, ließen den wackern Bruder keine Gefahr für die geliebte Schwester besorgen. Wenn er auch zuweilen aus seiner Schreibstube auf die oft lange und leise Unterhaltung im dritten Zimmer horchte, und der Gedanke ihm durch die Seele fuhr: der Graf könne unlautere Absichten hegen; so beruhigte ihn sogleich die Gewißheit von Babet's Tugend, die Unerschütterlichkeit ihrer Grundsätze. Er war überzeugt, daß er ihr erster Vertrauter sein werde, weil seine innige Bruderliebe diesen Vorzug verdiene. Von der zerstörenden Macht der Leidenschaft hatte er keinen Begriff, denn er hatte selbst nie geliebt, und er ging daher ruhig seinen Geschäften nach, ohne es anstößig zu finden, daß, während seiner Abwesenheit, Babet halbe Tage mit dem Grafen allein zubrachte.

Ein alter Freund seines Vaters unternahm es endlich, ihn aus seinem sichern Schlummer zu wecken. Er entdeckte ihm den zweideutigen Ruf des Grafen im Punkte des schönen Geschlechts, und schmetterte ihn durch die Nachricht zu Boden, daß die nämlichen Zimmer in dem Hause des Wollüstlings, welche Philipp jetzt inne hatte, seit vielen Jahren die Wohnung verrufener Dirnen gewesen sei. Er erklärte ihm das Flüstern und Ziſcheln der Leute, so oft er ſich mit Babet auf öffentlichen Spazirgängen ſehen ließ; »ich habe es mit meinen Ohren gehört,« ſagte er, »da geht die Maitreſſe des Grafen Lauraguais; das arme Mädchen! ihr eigener Bruder hat ſie verkuppelt. — Wer Sie kennt,« ſetzte er hinzu, »glaubt den Läſterzungen nicht, aber wie wenige kennen Sie.«

Philipp knirſchte vor Wuth, und weinte vor Schmerz. Zwar ſtieg noch immer nicht der leiſeſte Zweifel, weder an der Tugend ſeiner Schweſter, noch an den Abſichten des Grafen in ihm auf, »denn,« ſprach er, »der Graf ſei was er wolle, er iſt mein Wohlthäter, und als ſolcher unfähig, mich zu beſchimpfen;« aber um Babet's Ruf zu ſchonen, beſchloß er, auf der Stelle auszuziehen, und mit dieſem Entſchluß eilte er nach Hauſe.

Er fand ſeine Schweſter allein. Es kam ihm vor, als habe ſie rothgeweinte Augen, und als ſei ihr Empfang nur gezwungen freundlich; das vermehrte ſeine üble Laune, nährte den Keim des Mißtrauens. In großer Bewegung ging er auf und nieder, und ſuchte Worte für einen ſchonen-

den Vortrag. Babet merkte, daß etwas ungewöhnliches in ihm vorging, und verfolgte ihn mit ſchüchternen Blicken. Noch nie war er mit ſeiner Schweſter in einer ſo peinlichen Lage geweſen; zum erſten Male drückte ihn ihre Gegenwart; dies Gefühl ward ihm bald unerträglich; er ſammelte ſich und hub an, mit Sanftmuth und Schonung ſeine Qualen in den ſchweſterlichen Buſen auszuſchütten. Er hielt ihre zitternde Hand in der ſeinigen; helle Thränen rollten ihm über die Wangen; er ſprach mit brüderlicher Innigkeit, und wurde es nicht gewahr, daß er Babet's Herz zerfleiſchte.

Doch welches Entſetzen ergriff ihn, als er, bei der Wiederholung der letzten Worte ſeines Vaters: Gedenke der Tugend deiner Mutter! das arme Mädchen plötzlich zu ſeinen Füßen ſtürzen ſah; als er im Kreiſchen der Verzweiflung das Bekenntniß von ihren bebenden Lippen hörte — ſie ſei verführt!

Er riß ſich los aus den ſchweſterlichen Armen, die ſeine Knie umklammert hatten, ſtürzte in das Nebenzimmer, ſchloß die Thür hinter ſich zu, warf ſich auf's Bett, und drückte ſein Geſicht in die Kiſſen, als wolle er ſich bergen vor dem Geſpenſt, das ſeine kalte Hand nach ihm ausſtreckte. Mehrere Stunden lag er ſo. Babet's Schluchzen, ihr Jammern an der Thüre, ihre Herz durchſchneidende Stimme: Bruder! lieber Bruder! weckten ihn aus der Betäubung. Er hörte die arme Babet an der Thüre niederſinken und wimmern. Ach! er hegte keinen Groll

gegen sie. Nur sich selbst machte er die bittersten Vorwürfe, daß er seines Vaters letzten Willen so nachlässig befolgt; nur sich selbst klagte er an, daß er durch seine Sorglosigkeit der Urheber dieses Jammers geworden.

Er öffnete die Thür, nahm Babet liebreich in seine Arme, tröstete sie, und bat, ihn nur noch Eine Stunde allein zu lassen, um über seine Pflicht in diesem traurigen Verhältniß nachzusinnen. Babet wankte hinaus — Philipp ermannte sich, und ehe eine Stunde verging, hatte er seinen Entschluß gefaßt. Mit jener kalten Ruhe, die auch das Unglück nicht raubt, wenn der Mann im Sturm der Leidenschaften das Fünkchen der Vernunft lebendig erhalten, trat er heraus, bat seine Schwester, sich bereit zu halten, ihm in ein anderes Haus zu folgen, und übrigens die Rache ihrer beleidigten Ehre Gott und ihm anheim zu stellen. Babet's Auge hing ängstlich forschend an dem brüderlichen, unbewegten Antlitz, in welchem nur das Auge funkelte, wie eine Kohle, die der Vulkan auf den beschneiten Gipfel wirft.

»Ach, Philipp!" rief sie bebend, »was willst du thun? — ich liebe den Grafen! — ich werde seine Gattin sein — er hat es mir geschworen —"

»Hat er das? desto besser! meinst du, er werde Wort halten?"

»Er wird — sobald nur gewisse Verhältnisse —"

»Spricht er von Verhältnissen? — ich verstehe. Unsere Ehre ist das erste Verhältniß, welches er wieder herstellen

muß. — Genug, Schweſter! ich werde handeln, wie es mir geziemt. Keine Uebereilung, aber auch keine Niederträchtigkeit. Vor der Hand ſiehſt du ihn nicht wieder. Verſprichſt du mir das?"

Er reichte ihr die Hand. Sie verſprach, ihm als ihrem Vater zu gehorchen. Er ging. Sie verſchloß ihre Thüren, und als der Graf, um Philipp's Abweſenheit zu nutzen, wirklich klopfte, da ſchluchzte ſie leiſer, um ihre Gegenwart nicht zu verrathen.

Philipp hatte bisher immer gehofft, ſich nach und nach wieder empor zu arbeiten; dann war ſein Lieblingswunſch, die Brandſtätte auf's neue anzubauen, und zwar nach dem nämlichen, freilich etwas veralteten Plane, in deſſen Erinnerung aber die ſeligen Tage der Kindheit ſchwammen. Er wollte gleichſam die Freuden ſeiner Jugend aus dem Schutt hervorziehen, indem er die Küche wieder an die nämliche Stelle ſetzte, wo ſie vormals ſtand, als ihm der Küchenzettel noch ſo merkwürdig war, und die Schreibſtube in eben den Winkel, in welchem ſein Vater ſo manchen Schweißtropfen vergoſſen hatte. Dieſer Bauplan war ſein Steckenpferd, ſeine Unterhaltung, wenn er des Nachts nicht ſchlafen konnte, ſein Luftſchloß, wenn er ſpazieren ging. Oft ſchon hatte man den wüſten, aber wohlgelegenen Platz ihm abkaufen wollen; mancher Spekulant hatte ſich erboten, ihn über den Werth zu bezahlen; aber die Freuden der Einbildungskraft konnte des Käufers Gold nicht aufwiegen. Philipp blieb dabei: die Spanne Land iſt

mir nicht feil — und nun — und nun — war sie ihm plötzlich feil geworden; nun bot er selbst seine lieben Trümmer aus, mit einer Hastigkeit, die den Kauflustigen seine Noth verrieth. Sie zuckten die Achseln, stellten sich gleichgiltig, boten geringe Summen, und zwangen ihn, den Rest seines väterlichen Erbtheils weit unter dem Werthe los zu schlagen. Doch Philipp war schon zufrieden, wenn er nur so viel zusammen raffen konnte, um den Vorschuß des Grafen zu tilgen. Gern ließ er noch ein Prozent fallen, unter der Bedingung, daß der Kaufschilling auf der Stelle erlegt werde. Hastig strich er das Geld ein, und in der nächsten Minute stand er keuchend im Vorzimmer des Grafen.

Er ward gemeldet. Der Graf kam ihm freundlich entgegen, und freute sich des seltenen Besuches. Philipp bat um eine geheime Unterredung, der Graf wurde verlegen, sah ihn forschend an, und bemerkte das Zucken seiner Muskeln, die, in Gegenwart des Kammerdieners, mit einem erzwungenen Lächeln kämpften. Aber der Weltmann wußte sich zu beherrschen, seine Miene blieb sanft und heiter; er nahm Philipp bei der Hand, und führte ihn in sein Kabinet.

Philipp schaute um sich, und eine Art von Zufriedenheit glänzte in seinen Blicken, als er sah, daß das Kabinet nur Einen Ausgang habe. Der Graf lud ihn ein, sich auf dem Sofa nieder zu lassen, aber er pflanzte sich vor die Thür, zog schweigend seine Geldbörse heraus, und zählte die geborgte Summe auf den nächsten Tisch.

»Was machen Sie, mein Freund?« fragte Lauraguais.

Philipp antwortete nicht, aber das Zittern seiner Hand verrieth die Bewegung seiner Seele.

Als das Geld da lag, wandte er sich um: »Hier, Herr Graf, ist meine Schuld sammt den Zinsen.«

»Ihre Schuld? — wer hat Sie darum gemahnt? — warum wollen Sie mir das Vergnügen rauben, Sie mit dem zu unterstützen, was mir so entbehrlich ist? — und sogar Zinsen? — Sie beleidigen mich, mein wackerer Freund!«

Philipp antwortete nicht, sondern fuhr hinab auf den Grund seines Beutels, holte noch eine Hand voll Geld heraus, und fing auf's neue an zu zählen.

»Noch mehr?« stotterte der Graf, dessen Verlegenheit immer sichtbarer wurde; »sind Sie mir noch etwas schuldig?«

»Allerdings,« versetzte Philipp, »hier ist die Hausmiethe für fünf Monat, so hoch berechnet, als hätte ich im Gasthof gewohnt.«

»Mein Herr!« sagte Lauraguais entrüstet, »ich bin kein Gastwirth, meine Zimmer stehen nur Freunden offen.«

»O!« erwiederte Philipp bitter lächelnd, »ich weiß, wem sie offen stehen. Genug, Herr Graf, wir sind quitt; ich habe Sie bei Heller und Pfennig bezahlt; jetzt erwarte ich das Nämliche von Ihnen.«

»Von mir?«

»Ja, mein Herr! Bezahlen Sie mir die Ehre meiner Schwester!« — Der Graf erblaßte — Philipp fuhr fort:

»Als die Feuersbrunst in jener unseligen Nacht mein kleines Eigenthum verzehrte, da murrte ich gegen die Vorsehung, und wähnte, sie habe uns Alles geraubt. Ich Undankbarer! wir besaßen noch einen Schatz, den keine Flamme vertilgen konnte — einen ehrlichen Namen! wir waren noch reich durch Unschuld und Tugend. Jetzt erst, mein Herr! jetzt bin ich ein Bettler. Sie haben das Recht der Gastfreiheit geschändet! Sie haben meine Schwester zur verworfenen Dirne erniedrigt — und nun frage ich Sie: wollen Sie den Bruder zum Mörder machen? —"

»Herr Renaud —" stammelte der Graf mit blassen Lippen —

Philipp. Die arme Waise hat Niemanden auf der Welt, als mich; ich allein muß für sie sprechen und handeln. (Er trat einen Schritt näher.) Noch ist mein Glaube an Ihre Redlichkeit nicht ganz erloschen. Sie haben meiner Schwester die Ehe versprochen. War das Ihr Ernst? Lieben Sie sie wirklich? Soll Babet Ihre Gemahlin werden? — Ich bitte um eine bestimmte Antwort.

Der Graf hatte sich ein wenig gefaßt. Sanft und mit Würde bat er den Jüngling, sich nicht durch Hitze hinreißen zu lassen, sondern der kalten Vernunft Gehör zu geben. Er gestand reumüthig ein, daß seine Leidenschaft für Babet ihn über die Grenzen der Tugend geschleudert; daß er einen Fehltritt gethan, welchen auf die schicklichste Art wieder gut zu machen ihm Pflicht sei. Gern, sehr gern werde er Alles thun, was seine Lage ihm nur immer erlaube. Er

werde sich sogar glücklich schätzen, Babet seine Gattin zu nennen, wenn er nur ganz von sich selbst abhinge. Aber seine Verbindungen bei Hofe — das Vorurtheil — alberne Verwandte — und besonders ein rauher Oheim, dessen einziger Erbe er sei — Alles das würde einen solchen Schritt vor der Hand zur Unbesonnenheit machen. »In einigen Jahren," setzte er hinzu, »lassen sich vielleicht alle Hindernisse aus dem Wege räumen; bis dahin, Herr Renaud, erlauben Sie mir, für das Glück dieses lieben Mädchens Sorge zu tragen; es soll ihr an nichts fehlen; weder für die Gegenwart noch Zukunft soll sie den Mangel zu fürchten haben — und auch Sie, mein Freund —"

»Haben Sie mir nichts weiter zu sagen?" — unterbrach ihn Philipp.

»Sie sind zu vernünftig," versetzte Lauraguais, »um in diesem Augenblicke mehr von mir zu begehren. Sie würden Ihre Schwester nur doppelt unglücklich machen, wenn Sie verlangten, daß ich meine ganze politische Existenz durch einen raschen Schritt vernichten solle."

Philipp sah ihn verächtlich an, und zog den Degen. »Vertheidigen Sie sich, mein Herr!"

Der Graf. Wie? Herr Renaud! ich bin unbewaffnet —

Philipp. In jenem Winkel steht ein Degen, Sie dürfen nur die Hand darnach ausstrecken.

Der Graf. Besinnen Sie sich, Freund —

Philipp. Ha! mein Vater hat mir auf dem Sterbe-

hatte die Tugend meiner Schwester anvertraut: retten kann ich sie nicht mehr — aber rächen! Fort, Herr Graf, ohne Zaudern.

Lauraguais machte eine Bewegung, welche verrieth, daß er nach der Klingel greifen wollte, die über dem Sofa herabhing. Philipp bemerkte es, und zog rasch ein Pistol aus der Tasche. »Herr!" rief er wüthend, »wenn Sie mir nicht Genugthuung geben wollen, wie ein Mann von Ehre, so schieße ich Sie nieder, wie einen Straßenräuber!"

»Wohlan, unbesonnener Jüngling!" stammelte der Graf mit vor Zorn bebenden Lippen, »du selbst magst für die Folgen haften."

Sie fochten. Philipp hatte nie einen Degen in der Hand gehabt; nur als Vertheidiger der Unschuld hielt er sich seinem Gegner gewachsen. Wüthend stürzte er auf den Grafen ein. Lauraguais hatte den großen Vortheil der Kunst, und den noch größeren des kalten Blutes über ihn. Der Kampf war in Einer Minute entschieden: Philipp stürzte zu Boden und schwamm in seinem Blute. Der Graf — ein Wollüstling, aber kein verstockter Bösewicht — rief hastig seine Leute, und bot Alles auf, dem Unglücklichen zu helfen. Die geschicktesten Wundärzte wurden herbei geschafft, der Verwundete auf des Grafen eigenes Bett gelegt. Babet erfuhr nichts, und war in der heftigsten Unruhe über das Außenbleiben ihres Bruders. Lauraguais selbst wachte die erste Nacht an Philipp's Bette, und als der Wundarzt nach Abnahme des ersten Verbandes erklärte, daß der Verwundete

nicht außer Gefahr sei, da hielt der Graf es seiner Sicherheit gemäß, die Stadt zu verlassen.

Er gab seinem Haushofmeister die strengsten Befehle, den Kranken auf's Beste zu verpflegen; er versprach den Aerzten reiche Belohnung, wenn sie ihn wieder herstellten, und endlich schrieb er an Babet den zeugigsten zärtlichsten Brief, in welchem er ihr mit der möglichsten Schonung das Vorgefallene beibrachte, und sie bat, während seiner Flucht, von dem Palaste als ihrem Eigenthum, Besitz zu nehmen. Er fügte diesem Briefe das Geld bei, welches Philipp ihm bezahlt hatte, verdoppelte die Summe, warf sich in den Wagen, und floh, mit einer Gewissensangst beladen, die, bei allen seinen vorherigen Ausschweifungen, ihm fremd geblieben war.

Athemlos und mit zerstreutem Haar flog Babet über den Hof, die Treppe hinauf, an das Schmerzenslager ihres Bruders. Vergebens hielt man sie zurück, mit wildem Blick riß sie die Vorhänge weg, sah starr auf das leichenblasse Antlitz, und stürzte kreischend zu Boden. Erst als sie seinen leisen Athemzug vernahm; als sie gewiß war, daß er noch lebte, gab der Schmerz ihr Thränen, und mit glühenden Zähren wusch sie das brüderliche Blut von den befleckten Händen.

Die Heilkraft der Natur, so rege im Jüngling, so träge im Greise, gab seinem Körper die Gesundheit, aber nicht seiner Seele die Ruhe wieder. Er verließ den Palast, das Grab der Unschuld seiner Schwester, so bald er wieder

Kräfte hatte, sich tragen zu lassen. Das Geld des Grafen blieb in den Händen des Haushofmeisters.

Tausend Entwürfe der Rache durchglühten sein Gehirn, als er noch in der Hitze des Wundfiebers lag, und die Jammergestalt seiner Schwester blies die Asche von den Kohlen, als sein Blut schon wieder ruhiger floß. Bald wollte er die Spur des Räubers durch ganz Frankreich verfolgen, und Rache nehmen oder den Tod finden; bald wollte er mit der gemordeten Unschuld an den Stufen des Thrones niederknien, und um Gerechtigkeit schreien. Babet's lindernde Sanftmuth ward endlich Meister über seinen verzehrenden Grimm. „Laß ihn fliehen," sagte ihr bittendes Auge: „Gott wird ihn finden! — nicht vor dem Throne Ludwig's, wo höfische Verdorbenheit mit den Freunden des Verführers im Bunde steht, nein, vor Gottes Throne laß uns knien!" —

Er gehorchte der Stimme des duldenden Engels, er verschloß seinen Gram in den Busen, und suchte Zerstreuung in Geschäften. Aber vergebens! Seine Vaterstadt war ihm verhaßt; wo er ging, wähnte er, man lese der Schwester Schande auf der Stirn des Bruders; wer sich nach ihm umsah; wer von ungefähr das Fenster öffnete, wenn er vorbei ging; wer zufällig lächelte, der stieß ihm Dolche in's Herz. Jedes Flüstern, jedes Augenwinken deutete er auf sich; der Aufenthalt in Brest wurde ihm eine Hölle; er raffte die letzten Trümmer seines Vermögens zusammen, und floh mit Babet nach Westindien.

Die Liebe gab, wie Geſsner ſingt, dem erſten Schiffer das Ruder in die Hand, und ſetzte ſich zu ihm in einen ausgehöhlten Baum. Aber nicht die Liebe war Columbens Steuermann auf ungebahnten Meeren; die Menſchenliebe ſtand am Ufer und weinte, als ein friſcher Wind in ſeine Segel blies. Habſucht und Ruhmgier ſaßen oben im Maſtkorbe, und ſchauten immer wach nach jeder Nebelwolke, die ein unbekanntes Land in ihrem Schooße zu tragen ſchien. Endlich, am 4. December 1492 hatte die blühende Inſel Hayti das Unglück, mit dem europäiſchen Namen Hiſpaniola getauft zu werden. Hier ſchieden Habſucht und Ruhmgier brüderlich von einander; die erſtere ging an's Land, um den Hunger zu ſtillen, und die letztere kehrte zurück nach Europa an die Wiege Franz des Erſten.

Hiſpaniola, jetzt mehr noch unter dem Namen St. Domingo bekannt, nahm unſere Flüchtlinge auf in ſeinen blühenden Gefilden. Die ſchöne fruchtbare Ebene von Cap François breitete ſich vor ihnen aus; ſie näherten ſich den Wohnungen der reichen Pflanzer, mit ſtumpfen Sinnen für die Reize der neuen üppigen Natur um ſie her; denn ihre Herzen waren beklemmt, und der Schleier, der über ihrer Zukunft lag, verhüllte auch die liebliche Landſchaft vor ihren Blicken.

Ein Empfehlungsſchreiben des nämlichen alten Freundes, der durch ſeine wohlgemeinte Warnung Philipp's Ruhe zerſtörte, war Alles, worauf die armen Geſchwiſter ihre Hoffnung bauten. Es war an einen gewiſſen François

Melun gerichtet, einen der wohlhabensten Pflanzer auf der Insel, dessen Negersklaven das Land, und dessen Schiffe das Meer bedeckten.

Mit jener Schüchternheit, die das Verdienst begleitet wie die Schamröthe die Unschuld, trat Philipp vor den Alten, und überreichte ihm zitternd den entscheidenden Brief. Einige Schritte hinter ihm stand die zagende Schwester, und erwartete mit klopfendem Herzen ihr Urtheil von den Lippen des alten Mannes. Er las, zuckte die Achseln, las wieder, und bedauerte, daß er eben keine Stelle zu vergeben habe.

Doch die Empfehlung seines redlichen Korrespondenten war so dringend, und der niedergeschlagene, kummervolle Blick des jungen Mannes sprach so rührend, daß er, nach einigem Hin- und Hersinnen, den Fremdling doch anzustellen versprach, wenn er nur seiner Schwester ein anderes Unterkommen zu verschaffen wisse, weil für diese im Hause kein Platz vorhanden sei. Diese harte Bedingung erstickte den Funken der Freude, der in Philipp's Auge zu leuchten begann. Wehmüthig sah er sich nach Babet um, welcher eine stille Thräne sich über die Wange stahl; und schon schwebten die Worte: Arme Schwester! laß uns weiter gehen! ihm auf der Lippe; als plötzlich durch eine Nebenthüre ein reizendes, weibliches Geschöpf von kaum sechzehn Jahren hereinhüpfte; eine jener schlanken Kreolinnen, mit schwankendem Gange, leicht bekleidet, im griechischen Geschmack; keine regelmäßige Schönheit, aber viel

Physiognomie, blaß, mit schwarzen lebhaften Augen, und langen Augenwimpern. Franziska hieß das holde Geschöpf, welches die jüngere Schwester der Elisa Draper zu sein schien. Sie war oft träge und indolent, wie alle ihre Landsmänninnen, aber auch eben so reizbar als jene. Sie war der Abgott des Hauses, und die Freude des alten Vaters, über den sie alles durch ein bittendes Schmeichelwort vermochte.

Mit einem Blicke ihrer großen schwarzen Augen hatte sie die Gestalten der Fremdlinge aufgefaßt. Philipp gefiel ihr und Babet interessirte sie. Die Thräne, die unabgetrocknet auf der Wange des Mädchens stand, der Kummer, der ungelindert das Haupt des Bruders beugte, fanden leicht den Weg zu ihrem reizbaren Herzen. Sie schmiegte sich an ihren Vater, sprach eines ihrer sanften, allmächtigen Worte, und Babet ward in die Zahl der vielen Kammermädchen aufgenommen, die ihre Herrschaft brauchten, und wenig von ihr gebraucht wurden. Den Bruder setzte der Alte in sein Comptoir, und prüfte ihn anfangs durch kleine, und nach und nach durch immer verwickeltere Geschäfte; er bestand die Prüfung als ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen und bewährter Redlichkeit; er stieg mit jedem Tage in der Gunst und dem Zutrauen seines Herrn; so wie Babet sehr bald aus einem Kammermädchen eine Gesellschafterin, und aus einer Gesellschafterin Franziska's Freundin wurde.

Die Zeit vernarbte allmälig die Wunden der Geschwi-

ſter, und Philipp, dem der alte Melun gern jede Gelegenheit erleichterte, ſich ſelbſt etwas zu erwerben, ſah durch unermüdeten Fleiß, vom Kredit ſeines Herrn unterſtützt, ſein Glück immer ſchneller und ſchneller wieder aufblühen. Eine heitere Zukunft lächelte ihm; er wähnte ſich geborgen vor den Stürmen des Schickſals — als plötzlich neue, bis jetzt ihm unbekannte Leiden ſeine Ruhe auf lange untergruben. Der Tirann der Sterblichen, der oft Fürſten demüthigt und Bettler beglückt, die Liebe ſchlich in ſein unbewachtes Herz.

Franziska täglich ſehen, ihr an der Tafel gegenüber ſitzen, immer neue Reize des Körpers und der Seele an ihr ausſpähen, ſo manchen freundlichen Blick haſchen, ſo manche unſchuldige Vertraulichkeit genießen; das war zu viel für einen jungen Mann von ſechsundzwanzig Jahren, deſſen Herz noch keine Dirne verwahrloſt hatte. Es währte lange, ehe er ſich ſeiner Gefühle ſelbſt bewußt war; und als er nicht mehr zweifeln konnte, als das Bild der Holden ihm zwiſchen den Zahlen am Schreibtiſch herumhüpfte, und von da in ſeine Träume überging; als Zerſtreuung in den wichtigſten Geſchäften ihn oft ſeltſam überraſchte: da erſchrack er, wie ein Sohn, der die Hand ausgeſtreckt hat, um zum erſten Male ſeinen Vater zu beſtehlen; gedachte der ernſten Pflichten, die er ſeinem Wohlthäter ſchuldig ſei; gedachte der unſinnigen Thorheit, um eine reiche Erbin zu buhlen; und verſank auf's neue in düſtere Schwermuth.

Zwar verbarg er die Flamme, die ihn verzehrte, vor

den Augen argloser Zuschauer, selbst vor denen der Geliebten; nur den spähenden Blicken seiner Schwester konnte er sie nicht verbergen. Sie entlockte ihm das Geheimniß in einer traulichen Stunde, milderte durch diese Herzens-Ergießung seinen Kummer, und gab ihm — was ein Frauenzimmer in solchen Fällen am besten geben kann — milden Trost — ach! ein Geschenk, dessen sie selbst bedürftig war, denn keine ferne Hoffnung schimmerte ihr für den geliebten Bruder. Sie wußte — was sie freilich dem Liebenden sorgfältig verbarg — daß Franziska schon seit Jahren an einen gewissen Herrn de Noyer versprochen war, der sich jetzt in Europa aufhielt, dessen Zurückkunft aber täglich erwartet wurde.

Zwar empfand die Verlobte eben keine Neigung für ihn; sie war noch ein Kind, als er St. Domingo verließ, aber sie gehorchte doch ohne Widerwillen dem Wunsche ihres Vaters, und überließ sich sogar einer Art von Freude, als ein Brief ihr die baldige Ankunft ihres Bräutigams verkündete. Babet trat schweigend an's Fenster; Franziska sprang herzu, und überraschte eine Thräne, die verstohlen einen Rosenstock bethaute; sie erstaunte und drang mit Hast und Hitze in ihre Freundin, um die Ursache dieser unzeitigen Thräne zu erfahren. »Kennst du den Herrn de Noyer?" sprach sie forschend, »hast du ihn vielleicht in Europa gekannt? — meinest du, ich würde durch ihn nicht glücklich werden? — sage mir deine Gründe. — Fürchtest du, man werde dich von mir trennen? — Sei unbesorgt, uns trennt nur der Tod."

Eine Menge ähnlicher Fragen folgten sich schnell und hastig. Franziska sprach mit so vieler Lebhaftigkeit und Gutmüthigkeit; hatte ihren Arm so traulich um Babet's Nacken geschlungen, indem sie mit der Hand ihr sanft die nasse Wange streichelte, den Kopf auf ihre Schulter lehnte, und mit Innigkeit bat: weine nicht! sag' es mir, warum du weinst! daß Babet gerührt und betäubt sich einen Augenblick vergaß, und die Worte entschlüpfen ließ: mein armer Bruder! — Sie erschrack — Franziska wand sich plötzlich los, und rief mit großen forschenden Augen: Dein Bruder? —

Die verwirrte Babet heftete ihren Blick auf den Rosenstock, ihre zitternden Finger spielten mit den Blättern, sie antwortete nicht. Mit glühenden Wangen legte Franziska ihre Hände auf Babet's Schultern, drehte sie hastig zu sich, und sprach bewegt: Mädchen! was ist das mit deinem Bruder? — Schüchtern hob Babet ihr feuchtes Auge empor, Wehmuth glänzte in der Zähre — das Wort erstarb auf ihren Lippen — sie entschlüpfte dem Arme der Freundin und floh in den Garten, um allen ferneren Fragen auszuweichen.

Aber Franziska wußte schon genug; ihr Herz ahnete, was vorging, und die weibliche Eitelkeit errieth leicht das übrige. Sie warf sich auf ihren Diwan, schuf durch seidene Vorhänge eine künstliche Dämmerung um sich her, und musterte Philipp's Betragen seit seinem Eintritt in das Haus: seine Unbefangenheit in den ersten Monaten, seine

Schüchternheit in den letzten; sein Erröthen, wenn sie ihn ansah, seine Zerstreuung, wenn sie mit ihm sprach; das träumerische Herumwandeln in Busch und Hecken; die sorgfältigere Wahl seiner Kleidung; kurz, alles, alles verrieth laut: »er liebt dich, Franziska! und du darfst ihn nicht wieder lieben — darfst ihn nur bedauern!« —

Von dieser Zeit an wurde das holde Mädchen ernster als gewöhnlich. Sie vermied ängstlich, mit Babet von ihrem Bruder zu sprechen; sie speiste oft auf ihrem Zimmer, kam sie zur Tafel, so sah sie schüchtern auf den Teller; und begegnete ihr Auge von ungefähr Philipp's Blicken, so überflog eine schnelle Röthe ihr blasses Antlitz. Kam sie zurück in ihr Schlafgemach, so schwebte Philipp's trauernde Gestalt ihr vor, sein hohles Auge und der kummervolle erloschene Blick. Sie fühlte, daß er ihr nicht gleichgiltig sei. Hätte er es gewagt, ihr seine Liebe zu entdecken, so würde der Stolz ihr Waffen geliehen haben; aber diese Bescheidenheit — dies rührende Schweigen und stille Dulden — was wirket mehr auf ein weibliches Herz?

Auch Babet schwieg. Nicht die leiseste Anspielung überschritt die Grenze der Vertraulichkeit, die das Gefühl empfangener Wohlthaten zwischen ihr und Franziska gezogen hatte. So sehr die letztere dies zarte Benehmen ihrer Freundin anfangs billigte, so drückend wurde es ihr in der Folge, als ihr eigenes Herz sich in's Spiel mischte. Oft wünschte sie heftig, Babet möge ihrer Scham und ihrem Stolze zu Hilfe kommen, ihr ein Bekenntniß erleichtern, das

ihrem wunden Herzen den Troſt der Freundſchaft gewähren würde; aber vergebens! Babet blieb ihrem Verſatz getreu, und half ihres Bruders ſtillen Kummer ſtill tragen.

Eines Tages ſetzte ſich der alte Melun ſchmunzelnd zu Tiſche, ergriff das Glas, und brachte es ſeiner Tochter auf die glückliche Ankunft ihres Bräutigams. Eine Glut überſtrömte Franziska's Wange, Stirn und Buſen; ſie führte das Glas zitternd zum Munde, und befeuchtete ihre trockenen Lippen. Der Vater lächelte ſchalkhaft, denn er hielt ihr Benehmen für jungfräuliche Schamhaftigkeit. Auch dann erwachte noch kein Mißtrauen in ſeiner Seele, als Philipp unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit plötzlich aufſprang und hinaus taumelte. Franziska war einer Ohnmacht nahe. Babet mußte ihr Glas alle Augenblicke an den Mund ſetzen, um durch einen Schluck Waſſer die mit Gewalt heraufſteigenden Thränen hinab zu zwingen.

Glücklicherweiſe begann der Alte eine lange, für ihn ſehr intereſſante Erzählung von den Glücksumſtänden ſeines künftigen Schwiegerſohnes, und trank dabei ſo oft auf ſeine Geſundheit, daß er, von Allem, was um ihn vorging, nichts bemerkte, ſondern nach einer halben Stunde mit einem fröhlichen Rauſch das Bett ſuchte.

Herr de Rover kam wirklich. Er war ein wackerer Mann, der Weltkenntniß und Biederſinn in ſich vereinte. Er fand ſeine Braut über alle Erwartung liebenswürdig, betrug ſich gegen ſie äuſſerſt gefällig, ward ihr nie durch Zudringlichkeit läſtig, und erwarb ſich bald durch ſeine

heitere immer gleiche Laune ihr Wohlwollen, durch die Eigenschaften seines Geistes und Herzens ihre Hochachtung. Zwar — lieben konnte sie ihn nicht; denn selten liebet ein Mädchen den Mann, den es nicht selbst gewählt hat; aber sie empfand keinen Widerwillen gegen diese Verbindung, und hätte sie nur den jungen Renaud nie gekannt, sie würde Herrn de Nover mit Freuden ihre Hand gereicht haben.

Der arme Philipp ließ sich seit der Ankunft des glücklichen Bräutigams nicht mehr vor ihr sehen. Es war ihm unmöglich, ein Zeuge der kleinen Vertraulichkeiten zu sein, die jener sich natürlich bei einem Mädchen erlaubte, welches in wenigen Wochen seine Gattin werden sollte. Auch war Philipp wirklich krank; die Leiden seiner Seele verzehrten die Kraft seines Körpers; er schlich umher wie ein Schatten, betrieb seine Geschäfte mechanisch, und fühlte, daß bald jede Anstrengung ihm unmöglich sein werde.

Der alte Melun wurde dies täglich anwachsende Uebel gewahr. Weit entfernt, die wahre Ursache zu ahnen, glaubte er, das Klima sei dem Jüngling nicht zuträglich, und da er ihn wirklich väterlich liebte, so that er ihm, wiewohl ungern, den Vorschlag, St. Domingo zu verlassen, und mit dem, was er sich erworben, auf irgend einer andern westindischen Insel einen eigenen Handel anzufangen. Er versprach, ihn mit seinem ganzen Kredit zu unterstützen, und ihm sogar ein neues Schiff zu schenken, welches er vor Kurzem gekauft hatte.

Philipp ergriff diesen Vorschlag mit einer fieberhaften Begierde. Er küßte die Hand des Greises; ein lebhafter Funke entzündete sein mattes Auge; ein elektrischer Schlag gab seinem Blute raschern Umlauf, und mit rastloser Thätigkeit begann er die Anstalten zu seiner Abreise zu treffen, um wo möglich noch vor der verhaßten Hochzeit ein Land zu fliehen, wo seine liebsten Hoffnungen am Fuß des Brautbettes zu Grabe gingen.

Als Franziska diesen raschen Entschluß erfuhr, schloß sie sich in ihr Zimmer und weinte bitterlich. Sie fühlte, daß sie allein die Ursache einer Flucht sei, die den edlen Jüngling vielleicht auf's neue den Stürmen des Schicksals Preis geben werde, und doch — was konnte sie thun als weinen, und ihn weinend segnen! — Je näher seine Abreise heranrückte, je beklemmter wurde ihr Herz, und in den letzten Tagen war es ihr unmöglich, öffentlich zu erscheinen. Sie schützte eine Unpäßlichkeit vor, blieb auf ihrem Zimmer und arbeitete an einer Flagge, mit welcher sie das von ihrem Vater geschenkte Schiff ausschmücken wollte. Auf ein großes weißes Tuch stickte sie einen schwebenden Engel, der in seiner Hand ein Vergißmeinnicht hielt. Sie hatte oft bis tief in die Nacht am Stickrahmen gesessen, und mit warmen Eifer eine Kunst getrieben, in welcher sie eine Schülerin der Penelope zu sein schien. Das Gefühl, welches sie bei der Arbeit beseelte, gab dem Bilde ein täuschendes Leben. Der Engel lächelte, und doch umwölkte unverkennbar ein stiller Gram seine Stirn.

Jetzt war die Flagge fertig, das Schiff zum Absegeln bereit, und Philipp's Abreise auf den kommenden Morgen festgesetzt. Da sprach Franziska in der Abenddämmerung mit klopfendem Herzen zu ihrer Freundin: „Geh', rufe mir deinen Bruder, daß ich ihm auch ein Lebewohl sage."

Die gute Babet, deren verweintes Auge sich bei diesen Worten mit neuen Thränen füllte, wankte hinaus, und führte bald nachher ihren zitternden Bruder in das dämmernde Gemach. Ohne Kraft sich zu bewegen, ohne Muth sein Auge aufzuheben, stand er an der Thüre, wie ein Verbrecher, der den Tod erwartet. Franziska's Busentuch verrieth die heftigen Schläge ihres Herzens. Sie sammelte sich, stand auf und trat ihm entgegen.

„Lieber Renaud," stammelte sie, „Sie wollten doch nicht ohne Abschied von mir gehen?"

Er schwieg. Ein Berg lag auf seiner Brust. Nicht ein Wort hatte er hervorbringen können, und wenn es die Herrschaft der Welt gegolten.

„Glauben Sie, lieber Renaud, daß Sie meine Freundschaft, mein Bedauern mit sich nehmen?"

Eine Thräne trat in sein erloschenes Auge.

„Das Schicksal ist nicht gerecht gegen Sie."

Seine Lippen zuckten.

„Vielleicht auch nicht gegen mich!" setzte sie mit einem erstickten Seufzer hinzu.

Er hob sein Auge schüchtern zu ihr auf.

„Wir müssen der Nothwendigkeit gehorchen, wenn es auch uns beiden schwer werden sollte."

Er wollte versuchen zu lächeln, es gelang ihm nicht.

„Nehmen Sie zum Andenken diese Flagge von mir, die ich selbst gestickt habe."

Er griff gierig nach dem Geschenke.

„Es ist mein Schutzgeist, den ich Ihnen mit auf die Reise gebe. Es ist das Sinnbild meiner Wünsche — das Blümchen in seiner Hand war hoffentlich überflüssig."

Jetzt konnte er nicht mehr. Ein Strom von Thränen durchbrach den Damm des Wohlstandes. Er bog sich auf ihre Hand — sie neigte sich über ihn und küßte ihn auf die Stirn — er heulte und stürzte hinaus. — Als die Sonne aufging, war sein Schiff nur noch ein weißer Punkt in der offenen See, den Franziska schwermüthig an's Fenster gelehnt, mit feuchtem Auge so lange verfolgte, als er sichtbar blieb, und noch immer zu sehen wähnte, als er schon längst verschwunden war.

Wenige Tage nachher feierte man ihr Hochzeitfest, ihr Gemahl that alles, um einen verborgenen Gram, den er zu spät gewahr wurde, durch Lieb' und Aufmerksamkeit aus ihrer Brust zu tilgen; indessen der arme Philipp sich in tausend Geschäfte und Zerstreuungen stürzte, bald auf der See herumschwärmte, und bald auf dem Lande durch unruhige Thätigkeit sein widerspenstiges Herz zu betäuben suchte. Er schrieb oft an seine Schwester, und versprach ihr, sie abzuholen, so bald er es über sich gewinnen könne.

einen festen Wohnplatz zu wählen; so lange aber die schuldlose Liebe dem bösen Gewissen die Geißel abborge, und ihn rastlos umhertreibe, so lange halte er es für Bruderpflicht, sie der sichern Freistatt nicht zu entreißen. Ihrer Freundin erwähnte er selten.

»Der Schutzgeist,« schrieb er einst, »der von meinem Schiffe herabweht, ist von seiner Schöpferin doch nur mit beschränkten Kräften ausgerüstet worden; er wacht über alles, was außer mir nur vorgeht; er geleitet mich glücklich in und aus dem Hafen; er gebietet den Wellen und zähmet die Sturmwinde; — aber um das, was in mir tobt, bekümmert er sich wenig. Mein Herz ist den Stürmen Preis gegeben — meine Ruhe ist ein Spiel der Wellen, einer unseligen Leidenschaft.«

Franziska schwieg und grämte sich. Ihre blasse Wange wurde bleich, das Feuer ihres Auges erlosch allgemach; sie kränkelte wie ein Veilchen, dem Thau und Schatten mangelt. Ihr Gemahl war untröstlich darüber, und nachdem er vergebens jede Zerstreuung aufgeboten, jedes Mittel erschöpft hatte, schlug er ihr vor, ihm auf einige Zeit nach der Bai von Samara zu folgen, um zu versuchen, ob die Veränderung der Luft nicht vielleicht eine günstige Wirkung hervorbringen werde. Diese Bai liegt im spanischen Antheil von St. Domingo, und Herr de Rover hatte daselbst eine neue Pflanzung angelegt, die seine Gegenwart von Zeit zu Zeit erforderte.

Franziska willigte gern in diese Reise, theils aus Gefälligkeit, theils weil sie wirklich von den neuen Gegenständen wohlthätige Zerstreuung hoffte. Der Vater, so schwer es ihm wurde, sich von seinem einzigen geliebten Kinde zu trennen, billigte den Entschluß, segnete seine Tochter, und bat sie, gutmüthig scherzend, ihm aus der Bai von Samara einen Enkel aufzufischen. Von ihrer getreuen Babet begleitet, schiffte sie glücklich nach dem neuen Wohnplatz, und der Segen ihres Vaters schien in Erfüllung zu gehen, denn bald nach ihrer Ankunft fühlte sie sich schwanger. Das Entzücken ihres Gemahls war grenzenlos; er feierte diese frohe Botschaft durch ein ländliches Fest, an welchem er zwölf treue Neger zu den Füßen seiner Gattin führte, die ihr für die erhaltene Freiheit danken mußten.

Solche Züge gingen bei Franziska nicht verloren. Sie lernte ihren Gemahl täglich höher schätzen; der Gedanke an die frohe Aussicht, Mutter zu werden, theilte nach und nach ihre einsamen Stunden mit dem schwermüthigen Gedanken an Philipp. Je näher die Zeit ihrer Entbindung heranrückte, je fester fühlte sie sich an das Leben gekettet, und die kleinste Bewegung des ungebornen Kindes machte ihr unaussprechliche Freude. Als endlich der ersehnte Augenblick da war; als der Säugling an ihrer Brust lallte, und die Freudenthräne der zärtlichen Mutter sich mit der des glücklichen Vaters mischte; da trat Philipp's Bild hinter einen Schleier, aus neuen Pflichten und neuer Liebe gewebt.

Die Gesundheit des edlen Weibes war nun völlig wieder hergestellt. Sie reichte ihrem Kinde selbst die erste Nahrung, und ihr Körper genoß den wohlthätigen Einfluß, den die Natur mit der Erfüllung dieser Mutterpflicht verbunden hat; sie war blühender, und fühlte sich stärker als jemals. Als der kleine Franz ein Alter von drei Monaten erreicht hatte, konnten seine Eltern den Bitten des Großvaters nicht länger widerstehen, der den Enkel an sein Herz zu drücken wünschte. Sie machten Anstalten, die Bai von Samara zu verlassen. Herr de Noyer ließ zu diesem Entzweck eine leichte Goelette in segelfertigen Stand setzen und sandte alle seine Leute und Gepäck in einem schwerern Fahrzeug voraus.

Während dies geschah, scheiterte ein kleines englisches Fahrzeug an der Küste, dessen Mannschaft sich jedoch glücklich an's Land rettete. Die Schiffbrüchigen wandten sich an Herrn de Vernier, Kapitän eines französischen, zum Auslaufen fertigen Schiffes mit der Bitte, sie an Bord zu nehmen, und nach Cap Francois oder Monte Christo zu bringen. Da er aber bereits zu viele Mannschaft am Bord hatte, so ersuchte er Herrn de Noyer, wenigstens zwei davon in seiner Goelette aufzunehmen. Der menschenfreundliche Mann bewilligte es, mit Aufopferung seiner eigenen Bequemlichkeit, denn er mußte, um des engen Raumes willen, einen getreuen Neger, der ihn bediente, zurücklassen. Er sprach mit den beiden Engländern, deren einer sich Kapitän John, und der andere Young nannte;

er versorgte sie mit Wäsche und Kleidern, und sie gelobten dankbarlich, ihm unterweges Hilfe zu leisten. Herr de Royer nahm noch zwei gemiethete französische Matrosen an Bord und ging im März 1766 unter Segel.

Sie fuhren einige Tage mit günstigem Winde an der Küste hin, bis sie zu einer spanischen Pflanzung gelangten, die einem gewissen Manuel Borger zugehörte. Hier baten die Franzosen, sie an's Land zu setzen, da die beiden Engländer, als erfahrne Seeleute, vollkommen im Stande wären, das kleine Fahrzeug allein zu regieren, sie aber bei jenem Spanier ein längeres Unterkommen hofften. Herr de Royer, der während der verflossenen Tage Zeuge von der Geschicklichkeit der Engländer gewesen war, ließ sich beschwatzen, verabschiedete die Franzosen, und setzte seine Reise fort.

Am andern Abend warfen sie den Anker zu Grigri, eine Meile oberhalb Porto Plata, an der nördlichen Küste von St. Domingo; sie aßen am Lande, ohnweit einer spanischen Pflanzung, wo man gewöhnlich Erfrischungen einzunehmen pflegt. Nach Tische bestreuten sie den obern Theil der Kajüte mit Palmblättern, zogen ein Segel darüber und breiteten eine Matratze aus, welche dem Kinde, der Mutter und der Freundin zum Nachtlager dienen sollte. Franziska's Gemahl lagerte sich zu den Füßen seiner Gattin, und die beiden Engländer schnarchten im Vordertheile des Fahrzeuges.

Gegen vier Uhr des Morgens wurde Franziska durch

einen ſtarken dumpfen Schlag geweckt, der das Bett ihres Gemahls zu treffen ſchien; zugleich hörte ſie ihn vernehmlich ſtöhnen. Bebend fuhr ſie in die Höhe, und rief: Babet! um Gottes Willen! — Doch ehe noch Babet ſich ermuntern konnte, trat John, mit Blut beſpritzt vor ihr Bett, und drohte ihr mit aufgehobener Art ſie auf der Stelle zu ermorden, wenn ſie einen Laut von ſich geben, oder es wagen würde, das Segeltuch wegzuſchieben, welches ihr den ſchrecklichen Anblick verbarg. Mit funkelnden Augen verließ er ſie: der eine zog die Segel auf, der andere ſetzte ſich an das Steuerruder, und ſie ſuchten, wie die Folge bewies, den Weg nach Neu-York.

Mit Anbruch des Tages war das Fahrzeug ſchon weit in der offenen See, und nun erhielten die zitternden Weiber Erlaubniß, aufzuſtehen. Franziska wankte hervor — Gott! welch ein Anblick! man hatte ſo eben den blutigen Leichnahm ihres Gemahls über Bord geworfen, er ſchwamm noch auf dem Waſſer. Die arme Witwe ſank kraftlos zu Boden; die Unmenſchen ſpotteten ihrer. Mit dem Dolch in der Fauſt trat John vor ſie und forderte die Schlüſſel zu den Kaſten und Koffern. Er durchſuchte alles, nahm aber nur das bare Geld, und gab ihr die Schlüſſel zurück.

Den ganzen Tag überließ man ſie ruhig ihrem Schmerze. Das Fahrzeug ſegelte mit friſchem Winde. Franziska wußte nicht wo ſie war, Himmel und Meer umgaben ſie.

Welcher Pinſel malt die Leiden der Nacht, die auf dieſen Tag folgte! — Verlaſſen von jeder Hilfe; in der

Gewalt der Mörder ihres Gatten, deſſen Blut noch den Boden neben ihr färbte; zitternd vor Mißhandlungen ihrer Ehre; zitternd vor dem Leben ihres Kindes — ach! noch nie waren ſo mannigfaltige Leiden in den Zeitraum einer Frühlingsnacht zuſammen gepreßt worden! —

Mit der erſten Morgenröthe traten die Räuber vor ihr Bett. »Dein Schluchzen und Wimmern,« ſprachen ſie, »geht uns zu Herzen. Wir ſind nicht weit vom Cap François entfernt. Willſt du, ſo ſoll einer von uns dich in dem Boote dahin geleiten.«

Ohne zu bedenken, daß dieſer Vorſchlag Leuten unmöglich Ernſt ſein konnte, die, mit einem ungeheuren Verbrechen belaſtet, den Ort fliehen mußten, wo die gerechte Rache ihrer harrte; ohne zu bedenken, daß ſie bereits drei Tage in offener See herumſchwärmten, und folglich unmöglich ſo nahe bei Cap François ſein konnten: gehorchte Franziska nur dem Wunſche, dieſen Mördern zu entfliehen, und willigte haſtig ein. Der Kahn war, nach Art der amerikaniſchen Piroguen, ſehr klein, und aus einem einzigen hohlen Stamm verfertigt; aber keine Gefahr ſchreckte ſie. Sie ergriff ein kleines Bündel mit Wäſche, und that gern Verzicht auf ihre übrigen Habſeligkeiten, die der Kahn nicht zu faſſen vermochte. John warf ſelbſt einen ſchlechten Strohſack, etwas Zwieback, einen Krug mit ſüßem Waſſer, einige Eier und ein wenig geſalzenes Schweinefleiſch in die Pirogue, durchſuchte nochmals die Taſchen der armen Witwe, raubte ihr einige Kleinigkeiten

von Werth, und stieß sie dann nebst Babet hinab in den Kahn.

Mit Ungeduld erwarteten sie, daß einer der Mörder nachspringen sollte, um das elende Fahrzeug zu regieren, aber plötzlich hieben die Barbaren das Thau entzwei, Young faßte das Steuerruder, John richtete die Segel, die Goelette entfernte sich schnell, und die Unglücklichen wurden Wind und Wellen überlassen. — Starres Entsetzen ergriff die jammernde Mutter; sie hob ihre Hände zu den Mördern ihres Gatten empor, und beschwor sie, sich des unschuldigen Kindes zu erbarmen — aber mit jedem Augenblicke vergrößerte sich der Raum, der sie von dem Schiffe trennte.

Schon verhallte ihre Stimme ungehört — sie konnte nicht mehr schreien — sie suchte die Worte durch bittende Geberden zu ersetzen — vergebens! die Mörder schwanden aus ihren Augen.

Franziska sank in Ohnmacht. Das Kind wimmerte an ihrer Brust; es suchte Nahrung und fand sie nicht; es suchte Wärme und verkroch sich in einen erstarrten Busen. Die Nacht brach herein. Die Gefahr stieg mit jeder Minute. Der Wind wurde stürmisch, die Wellen tobten, und jeder Augenblick drohte den elenden Kahn zu verschlingen. Eine hohe Welle bedeckte sie, riß den Zwieback mit sich fort, stürzte den Wasserkrug um, und beraubte sie ihrer letzten Hoffnung.

Welch eine Nacht! welch ein Hin- und Herschleudern

zwischen Todesangst und Mutterſorge! Babet, die ſchwache Babet, ergriff das Ruder, und da ſie zuweilen bei kleinen Waſſerſpazirfahrten aus Schäkerei geſteuert hatte: ſo kam ihr dieſe geringe Uebung jetzt zu Statten, und ſie brach manche Welle, die das Boot verſchlungen haben würde.

Die Morgenröthe erſchien, und mit ihr legte ſich der Sturm; das war aber auch der einzige Troſt, den Aurora ihnen zulächelte. Noch immer begrenzte Waſſer und Himmel ihre ängſtlich ſpähenden Blicke; jede Minute ihres verlängerten Lebens glich einem Wunder. — So kämpften zwei zartgebaute Weiber und ein ſchwacher Säugling ſieben Tage und ſieben Nächte mit Wind und Wellen, jeder rauhen Witterung ausgeſetzt; von Regen durchnäßt, von der Kühle der Nacht erſtarrt; von der brennenden Mittagsſonne geſtochen; durch immerwährende Todesangſt gepeinigt; ohne Waſſer, ohne andere Lebensmittel, als die wenigen Eier und etwas geſalzenes Fleiſch. Franziska's Kräfte nahmen ſtündlich ab, ein Blick auf das wimmernde Geſchöpf an ihrem Buſen erhielt allein noch den ſchwachen Lebensfunken. Die Mutter Natur erbarmte ſich der hilfloſen Mutter, und unterſtützte ſie über alle Erwartung. Bis zum ſechsten Tage war noch immer Nahrung für den Säugling in ihrer Bruſt; aber endlich verſiegte auch dieſe Quelle, und in der Nacht auf den ſiebenten Tag brachte das Stöhnen des hungernden Kindes die arme Franziska zur Verzweiflung. Sie beſchloß zu ſterben, aber auch ſterbend noch einen Beweis ihrer mütterlichen Zärtlichkeit zu

geben; sie wollte sich eine Ader öffnen, und das Kind mit ihrem Blute tränken; sie würde diesen durch Geisteszerrüttung erzeugten Gedanken auf der Stelle ausgeführt haben, wenn die Dunkelheit der Nacht sie nicht abgehalten hätte. Sie wiegte das schreiende Kind auf den kraftlosen Armen, und sang ihm mit schwacher Stimme den Trost zu, daß es bald in der Mutter Blut seinen Durst löschen sollte. Erschöpfung und Hunger betäubten endlich Mutter und Kind, sie sanken beide in einen Zustand, der der Ohnmacht ähnlicher war, als dem Schlummer.

Babet lag auf ihren Knien, und weinte und betete, auf das Ruder gestützt, welches sie nicht mehr zu regieren vermochte. — Der siebente Tag brach an — eine freundliche Morgenröthe schimmerte auf den Wellen. — Als der Sonnenrand über das Meer trat, schaute Babet auf — und siehe, ein Schiff schwankte in geringer Entfernung vorüber.

Ein Schiff! Ein Schiff! kreischte sie den Schlummernden zu. — Franziska schlug die Augen auf — erblickte das schwellende Segel — vergaß ihre Ohnmacht, hielt den Säugling hoch in die Luft, und schrie Hilfe! Hilfe! — Babet riß das Tuch vom Busen, band es schnell an das Ruder, und ließ es in den Wind flattern. Es währte lange, ehe man vom Schiffe diese Zeichen gewahr wurde; ihre Angst war unaussprechlich. — Doch endlich — o Gott! wer malt das Entzücken dieses Augenblickes! — endlich wird eine Flagge aufgezogen, und das Schiff wendet sich.

Die beiden Freundinnen ſinken einander ſtumm in die Arme, und finden wieder Thränen in den hohlen vertrockneten Augen.

Immer näher und näher ſchwankt das Schiff, immer kleiner und kleiner wird der Raum, der das Boot von ihm trennt. Jetzt treibt ein leichter Windſtoß es dicht unter ſeinen Bord — Franziska hebt die Augen auf — und ſiehe, der Schutzgeiſt mit dem Vergißmeinnicht lächelt auf ſie herab. Zu gleicher Zeit tönt ein Schrei des Entſetzens vom Schiffe; ein Mann will ſich in die Wellen ſtürzen — drei Matroſen vermögen kaum den Wahnſinnigen zurück zu halten — Franziska's Name durchſchneidet die Lüfte! — Ein ausgeſetztes Boot nähert ſich; man trägt ſie die Schiffsleiter hinauf, und legt ſie mit geſchloſſenen Augen in Philipp's Arme. — So lohnteſt du, Liebe! alle Martern der Vergangenheit, indem du den treuen Jüngling zum Retter der Geliebten erkohrſt.

Franziska's Erwachen — Philipp's Entzücken — ſind keine Gegenſtände der Kunſt. Das Schiff ankerte bald nachher auf der Rhede von Neu-Orleans, wo Franziska die beglaubigte Erzählung ihrer Leiden im Gerichtshof von Louiſiana niederlegte. Man ſandte ihre Ausſage ſogleich nach Neu-York, die Mörder ihres Gemahls wurden ſtreng verfolgt; aber es ſei nun, daß ſie den Tod in den Wellen gefunden, oder falſche Namen angenommen, man hat nie wieder etwas von ihnen gehört.

Sobald Mutter und Kind ſich erholt hatten, führte

Philipp ſie ſelbſt in die Arme des wackern Greiſes, den die Angſt um ſeine Tochter auf das Krankenbette geworfen hatte. Die Freude, ſeinen Enkel zu umarmen, und Franziska's Hand in die Hand ſeines Pflegeſohnes zu legen, war die letzte, die das Schickſal ihm hienieden aufgeſpart hatte. Er hinterließ Philipp Renaud als den Erben ſeiner Reichthümer, ſeiner Redlichkeit und des ſtillen häuslichen Glücks, welches ſein koſtbarſter Schatz geweſen war.

Babet theilte die Liebe und den Wohlſtand ihres Bruders, und war die zweite Mutter ſeiner Kinder. Jede Bewerbung wies ſie von ſich, denn ſie liebte nur Einmal. Noch im Alter koſtete ihr dieſe Liebe manche Thräne, als ſie erfuhr, daß Lauraguais unter Robespierre's Tirannei den Tod gefunden hatte.

Anekdoten.

Die Witwe.

In einer türkiſchen Provinz, wo es noch Anhänger der Lehre des Brama gibt, läßt man dieſe friedlichen Menſchen zwanglos ihr Gelübde bekennen; nur die Fantaſie der Witwen, ſich auf den Scheiterhaufen ihrer Männer zu verbrennen, kann nicht ohne vorhergehende Erlaubniß des Paſcha befolgt werden; eine freilich unbequeme Einſchränkung, da dieſe Erlaubniß, zu großem Skandal der Indianer, faſt immer verſagt wird. Ein Bramin ſtarb, und ſeine Witwe ging zum Paſcha, um ſich die Ehre verbrannt zu werden, auszuwirken. Sie war jung und hübſch. So ein Paſcha begreift nun wohl, daß man eine junge hübſche Frau küßt oder kauft, aber nicht, daß man ſie verbrannt; er ſchlug alſo die Bitte rund ab. Sie flehte, weinte — vergebens! Sie ſchimpfte, wüthete — umſonſt! — »Was!« rief ſie aus, »man will eine ehrliche Frau beſchimpfen? ich hätte eine Mutter, zwei Schweſtern und drei Tanten, die verbrannt worden, und ich ſollte es nicht ſein?« — Sie wollte fort; ſie wollte ſich allen Paſcha's zum Trotz dennoch umbringen! — Elender! ſagte der Paſcha zu einem Fakir, der dabei ſtand, und die junge Witwe mit vielem Intereſſe zu beobachten ſchien. »Elender! du biſt es vielleicht, der ihr durch ſeinen Fanatismus, oder gar durch Bezau-

berungen, den Kopf verdreht; nimm dich in Acht! dein Leben haftet für das ihrige."

»Gnädigſter Herr,« verſetzte der Fakir gelaſſen, »ich habe nie ein Wort mit dieſer Frau gewechſelt, und ihr Verlangen iſt ſo natürlich, einer wohlerzogenen Perſon ſo anſtändig, daß ich mich wundere, wie Ew. Excellenz glauben können, ſie habe dazu noch Aufmunterung nöthig gehabt? Es kommt mir allerdings hart vor, eine Frau, die Luſt hat, ſich wieder mit ihrem Gatten zu vereinigen..." — »Wie!" rief die Witwe, »vereinigen!" »Nun freilich." — Davon haben mir die Braminen nichts geſagt. Meinſt du wirklich, ich werde meinen Gemahl dort wiederfinden? — »Ohne Zweifel." — Sie ſchwieg, und that ſich kein Leid, ja man behauptet, ſie habe mit vieler Reſignation in dem Serail des Paſcha den Zeitpunkt abgewartet, der ſie mit dem Seligen vereinigen ſollte.

Tugendlohn.

Malesherbes erkletterte einſt einen Felſen in den Pyrenäen, und wurde plötzlich, einige Schritte weit von ſich, einen Offizier, den Chevalier Inegans, gewahr, der einige Mineralien in der Hand wog. Der Weiſe in einer kurzen Jacke, mit dem Knotenſtock in der Hand, und mit zerriſ-

senen Kamaschen, trat ohne Umstände näher, nahm einen Stein aus des Offiziers Hand, betrachtete ihn und sagte: es ist ein Basaltfragment, und allerdings selten in dieser Gegend. Die Dragoner in des Ritters Gefolge fanden den Bauer aus den Pyrenäen impertinent. Das Gespräch über die Naturwunder wurde indessen fortgesetzt. Malesherbes schöne Seele entwickelte sich; man fiel auf andere Materien, und endlich auch auf den Hof Ludwigs XIV. — »Ach! reden wir nicht davon," sagte der Offizier; »Ludwig hatte nur Einen redlichen Minister, den die Feinde des Thrones bald genug verdrängten." — Der war? — »Sein Name ist in aller Herzen: Malesherbes." — Den meinen Sie? mich dünkt, er war am Hofe gar nicht an seinem Platze; es fehlte ihm die nöthige Form. — »Was Form! einen Mann von Tugend und Genie bedürfen die Völker; das Uebrige findet sich leicht." — Monsieur hat vermuthlich den Minister genau gekannt? — »Nur durch seinen Ruf." — Der Ruf lügt oft. — »Hier nicht, hier wahrlich nicht! Aber Sie, mein Herr Naturforscher, Sie scheinen Malesherbes nicht zu lieben, und das thut mir leid, denn Sie scheinen sonst ein ganz guter Mensch zu sein. — Herr Chevalier, ich habe gute Ursachen, dem Manne nicht zu schmeicheln. — In diesem Augenblicke kam der Bediente von Malesherbes dazu, und nannte zufällig seines Herrn Namen. Der Ritter stutzte: »Mein Herr," sagte er mit großer Ehrfurcht, »das Räthsel ist gelöst. Es gab

nur einen Mann in Europa, dem es erlaubt war, Böſes von Malesherbes zu ſprechen."

Der Grenadier.

Ludwig XV. hielt einſt Revüe über ſeine reitenden Grenadiere; in ſeinem Gefolge befand ſich auch der engliſche Geſandte. Der König hielt vor einem Grenadier, deſſen Geſicht ganz von Narben zerfetzt war, und ſagte zu dem Engländer. »Bekennen Sie, Herr Ambaſſadeur, daß es dieſen Leuten auf dem Geſicht geſchrieben ſteht, daß ſie die bravſten Truppen in Europa ſind." — Aber Sire, erwiederte der Engländer, was werden Ew. Majeſtät von denen ſagen, welche dieſe Wunden ſchlugen? Der König, von der treffenden Antwort überraſcht, ſchwieg betreten. Da brach der Grenadier das militäriſche Schweigen, und murmelte unwillig zwiſchen den Zähnen: die ſind todt.

Kunſt-Keim.

In einem Saale des Luxembourg, wo man gewöhnlich die Lotterie zog, trat auf einem Liebhabertheater ein junger Mann zum erſten Mal als Orosman in der Zaire auf.

Man fand, daß er ganz abscheulich spiele und noch obendrein sehr häßlich sei. Eine einzige Dame hatte den Muth, sich dem Strom von Verdammungsurtheilen entgegen zu stemmen, und sogar zu behaupten, er werde einer der besten Schauspieler seiner Zeit werden. Man spottete ihrer, aber sie beharrte bei ihrer Meinung. — Und wer war denn der junge häßliche, ungeschickte Mensch? — Le Kain.

Ersatz.

Ein wackerer englischer Schiffskapitän, Foote, der bei den gefahrvollsten Expeditionen gewesen ist und zwei und zwanzig Jahre dient, hielt sich zwar während dieser langen Zeit kaum zwei bis drei Jahre am Lande auf, fand aber doch Muße genug, sich in ein reizendes Mädchen zu verlieben, eine natürliche Tochter des Lord Harries, dessen Gemahlin die Großmuth hatte, sie auf das sorgfältigste zu erziehen. Foote heirathete sie 1765, und — was bei Seemännern aus begreiflichen Ursachen öfter vorkommt als bei Landmännern — er blieb nach der Hochzeit noch eben so verliebt als vorher. Um in den kurzen Zwischenräumen seiner Seereisen wenigstens ihren Umgang so viel möglich zu genießen, kaufte er ein Landgut zwischen Portsmouth und Southampton; denn er war bei der Kanalflotte angestellt. Sie gebar ihm zwei Kinder. Im September 1801

reiſte er nach Indien, und empfahl ſeine Familie dem Lord und der Lady Harries. Seiner Frau hinterließ er unbeſchränkte Vollmacht, auf ſeinen Vater Geld zu ziehen, ſo viel ſie wolle und brauche. Vor kurzem kam er zurück, fand ſein Vermögen verſchwendet, und ſeine Frau in den Armen eines gewiſſen Jones. Er verklagte den Räuber, der von der Jury zu einem Erſatz von fünftauſend Pfund Sterling verdammt wurde. — Ja, wenn es eine Jury gebe, die zum Erſatz vernichteter Liebe verdammen könnte!

Grabſchrift.

In Neulondon in Amerika findet man auf einem Grabſtein folgende Inſchrift: Am zwanzigſten Oktober 1781 ſetzten viertauſend Engländer dieſe Stadt in Blut und Flammen; ſiebenhundert Amerikaner vertheidigten das Fort einen ganzen Tag lang; erſt Abends gegen vier Uhr wurde es eingenommen. Der Kommandeur der Belagerten übergab ſeinen Degen einem Engländer, der ihm niederſtieß: alle ſeine Kameraden mußten über die Klinge ſpringen. Dann ward eine Linie von Pulver aus dem Magazin des Forts bis an das Meer geſtreut, um ſie dort anzuzünden, und ſo das Fort in Luft zu ſprengen. Wilhelm Hotman, der mit drei Bajonnetſtichen im Leibe nicht weit davon lag, ſah das, und ſagte zu einem ſeiner

verwundeten Freunde, der auch noch lebte: wir wollen verſuchen, uns bis zu dieſer Linie zu ſchleppen; wir wollen das Pulver mit unſerm Blute durchnäſſen, ſo werden wir mit dem wenigen Leben, das uns noch übrig iſt, das Fort, die Magazine, und vielleicht auch noch einige Kameraden retten, die blos verwundet ſind. — Er allein hatte die Kraft, dies edle Vorhaben auszuführen. Im dreißigſten Jahre ſtarb er auf dem Pulver, das er mit ſeinem Blute überſchwemmte. Sein Freund und noch ſieben ſeiner verwundeten Gefährten erhielten dadurch ihr Leben. — (Nach dieſer einfachen Erzählung lieſt man bloß in größerer Schrift noch folgende Worte:) — Hier ruhet Wilhelm Hotman.

Stolz auf Verwandtſchaft.

Eine Schweſter von Descartes ſprach mit Stolz von ihren übrigen Brüdern, welche in verſchiedenen Aemtern ſtanden, und mit einer Art von Bedauern von ihrem Bruder, dem Philoſophen, weil er, wie ſie ſagte, der einzige ſei, der ihre Familie herabwürdige. — Es lebten einſt zu London zwei Viſitandinen, die Pocquelin hießen, und mit Moliere, der bekanntlich dieſen Namen führte, verwandt waren. Sie ſchämten ſich ent-

ſetzlich, unter den Gliedern ihrer Familie auch den Verfaſſer des Tartüffe nennen zu müſſen. Sie hatten ſich jährlich an einem gewiſſen Tage ein freiwilliges Faſten auferlegt, um dieſe Verwandtſchaft abzubüßen. — Eine Nonne des Magdalenen-Kloſters hingegen glaubte ſich mit Voltaire verwandt und war ſtolz darauf, ſo beſcheiden ſie auch ſonſt war. Sie ſchrieb ihm ſogar einmal einen Brief und empfahl ihm einen Unglücklichen, den man wider Willen zum Prieſter machen wollte. Voltaire ſchickte ihr fünfhundert Livres und ſchrieb ihr dabei einen allerliebſten Brief, worin er aber freilich die Verwandtſchaft ſowohl, die ihm ganz etwas neues war, als auch den jungen Menſchen, der keinen Beruf zum Prieſterſtand hatte, ein wenig perſiflirte. Die gute Nonne zeigte deſſen ungeachtet den Brief Jedermann mit großem Triumphe.

Geographie.

Wie nothwendig es für junge Frauenzimmer iſt, ſich nicht bloß auf derjenigen Landkarte zu orientiren, welche einſt Breitkopf in Leipzig vom Lande der Liebe drucken ließ, mag folgende Anekdote beweiſen, welche ſich vor zwei Jahren wirklich zugetragen hat.

Zwei arme junge Mädchen in Newcaſtle erhielten einen Brief von einem alten reichen Oheim in Peterborough, der

sie einlud, so bald als möglich zu ihm zu kommen, weil er sein Ende nahe fühlte, und sie zu Erbinnen einsetzen wolle, unter der Bedingung, daß sie ihn die wenigen letzten Tage seines Lebens noch pflegen, und ihm dann die Augen zudrücken möchten. — Die erfreuten Schwestern erkundigen sich sogleich, wo Peterborough liegt, gerathen aber unglücklicher Weise mit dieser Nachfrage an einen Menschen, der eben so unwissend war als sie selbst. »O,« sagt er, »es trifft sich sehr glücklich, daß gerade einer meiner Freunde, ein Schiffskapitän, segelfertig ist, um nach Petersburg zu steuern; ihm will ich Sie empfehlen, bei ihm sind Sie sehr gut aufgehoben.« — Er hält Wort. Die Mädchen nehmen Abschied von allen Bekannten. Da in Petersburg bekanntlich eine sehr große englische Faktorei befindlich ist, so findet es niemand unwahrscheinlich, daß sie daselbst einen Oheim haben. Sie reisen ab, kommen an, fragen vergebens, werden von ihren dortigen Landsleuten auf die Spur ihres Irrthums gebracht, schämen sich, leiden Mangel, und sind in vielfacher Verlegenheit, bis sich endlich ein Schiffer aus Hull über sie erbarmt, und sie wieder mit zurücknimmt. Am zweiundzwanzigsten November des verflossenen Jahres kamen sie wohlbehalten in England wieder an, setzten sich auf eine Landkutsche, und fuhren nunmehr, nachdem sie diesen kleinen Umweg gemacht hatten, die gerade Straße nach Peterborough. Ob sie ihren Oheim noch am Leben fanden, weiß man nicht.

Die Einschläferer.

In den letzten traurigen Zeiten der französischen Anarchie gab es bekanntlich eine Bande von Räubern, die man Chauffeurs (Einheizer) nannte. Geschickter, aber weniger grausam waren die Endormeurs (Einschläferer) die etwa zwanzig Jahre vorher ihr Unwesen trieben. — Einst spazirte ein Gelehrter in einem öffentlichen Garten, ein wohlgekleideter Mann nahete sich ihm und schüttelte ihm die Hand. »Kennen Sie mich nicht?" — Nein, mein Herr — »Ich bin ein Kaufmann aus Lille, wo ich Sie vor sieben Jahren gesehen habe." — Kann wohl sein; ich war vor sieben Jahren dort, erinnere mich Ihrer aber nicht. — Der Fremde zog eine Tabaksdose aus der Tasche: »Beliebt Ihnen?" — Ich danke, ich schnupfe nicht. — »Mich dünkt doch, Sie schnupften vormals?" — Ich habe mir's abgewöhnt. — »Aber wie können Sie mich so ganz vergessen haben? Wir waren ja zusammen im College d'Harcourt. Besinnen Sie sich nur, ich verlasse Sie einen Augenblick." — Der Unbekannte ging und der Gelehrte setzte seinen Spazirgang fort. Nach einer halben Viertelstunde erschien der Fremde schon wieder, führte dieselben Reden, und präsentirte auch zum zweiten Mal Tabak. — Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich nicht schnupfe. — »Verzeihen Sie, ich hatt' es vergessen. — Hierauf lud der Unbekannte ihn

zum Souper; aber der Gelehrte, dem sein alter Schulfreund immer verdächtiger wurde, und der gerade ein Paar Damen von seiner Bekanntschaft in der Ferne erblickte, ergriff diese Gelegenheit, sich von ihm los zu machen. »Ich war kein Narr,« sagte er zu den Damen, »daß ich Tabak von einem Menschen angenommen hätte, der wohl gar ein Endormeur sein kann. Ich sagte ihm, ich schnupfe nicht. Hätte er freilich gewußt, daß ich erst gestern eine Dose für fünfzig Louisd'or gekauft habe. — Ei! lassen Sie doch sehen! rief eine der Damen. Der Gelehrte griff in die Taschen — Die Dose war weg. An ihrer Stelle fand er ein Zettelchen mit folgenden Worten: Da der Herr Doktor keinen Tabak mehr schnupfen, so brauchen Sie auch keine Dose.

Distinguo.

Ein Superintendent, der zugleich Oberinspektor über einen Freitisch war, ärgerte sich oft über einen Kandidaten, der sich angewohnt hatte, bei jeder Gelegenheit Distinktionen zu machen, und sie allemal mit dem Worte distinguo anzuheben. »Ei, zum Henker mit Ihrem distinguo!« fuhr der Superintendent einmal heraus; und, um den Kandidaten in Verlegenheit zu bringen, setzte er hinzu: »sagen Sie mir doch, kann man auch mit Suppe tau-

sen?" Distinguo! erwiederte der Kandidat; mit Ihrer Suppe? nein. Aber mit der vom Freitisch? o ja!

Anekdote von Friedrich dem Groſsen.

Als 1779 der Krieg beſchloſſen und jede miniſterielle Unterhandlung bereits abgebrochen war, machte der kaiſerliche Hof noch einen letzten Verſuch, um ſeinen Zweck zu erreichen, indem er den Herrn von Thugut in das preuſſiſche Lager ſandte, um dem Könige perſönlich die Sache vorzuſtellen. Friedrich empfing ihn kalt, ſagte, er habe keine Geſchäftsmänner um ſich, und überdies ſei die Materie auch ſchon durch den Grafen Finkenſtein erſchöpft worden. Herr von Thugut ließ ſich nicht abſchrecken. Er hatte eine große Rolle Papiere mit ſich gebracht, die durch einen Bindfaden zuſammen gehalten wurde. Er löste den Bindfaden, kramte ſeine Papiere emſig aus, ſprach viel, und mit Wärme. Da er aber gewahr wurde, daſs der König ihm immer nur einſilbig und kühl antwortete, packte er ſeine Papiere endlich wieder zuſammen, und empfahl ſich ohne Troſt.

Als er kaum mit zögernden Schritten die Thür erreicht hatte, hörte er plötzlich den König hinter ſich herkommen, und wendete ſich ſchnell und freundlich um, in Hoffnung, daſs Friedrich ſich anders beſonnen habe. Da ſtand der

Held vor ihm, mit dem Bindfaden in der Hand, den Herr von Thugut vergessen hatte, und sagte lächelnd: Tenez, Monsieur Thugut, je n'aime pas le bien d'autrui.

Dichter-Neid.

Crebillon liebte Racinen nicht, und haßte Boileau; denn beide hatten ihn oft gemißhandelt. Als Boileau einst krank war, schlug ihm einer seiner Freunde vor, den Rhadamiste vorzulesen, der eben die Presse verlassen hatte. »Ei, mein Freund," versetzte der Satyrikus, »werde ich denn nicht ohnehin bald sterben? die Pradons und die Boyers, über welche wir uns so oft lustig gemacht haben, waren ja Adler gegen diesen Zaunkönig." — Die Nachwelt hat den großen Kritikus Lügen gestraft. So wird es auch manchem unserer heutigen übermüthigen Kritikaster ergehen.

Seltsame Reise.

Die Einwohner von Zürich und Straßburg waren von alten Zeiten her befreundet, und gaben einander gern Beweise ihrer Zuneigung. Einst, gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, erfuhren die jungen Züricher, daß die

Straßburger Bogenschützen auf einen gewissen Tag ein Fest feiern würden. Sogleich beschlossen siebzehn kühne Jünglinge, ihre Freunde in Straßburg zu überraschen; aber sie wollten nicht mit leeren Händen kommen, sondern auch eine Schüssel zum Schmause liefern, und zwar eine warme Schüssel. Man rechnet von Zürich bis Straßburg fast fünfzig französische Meilen, und es war daher allerdings keine leichte Aufgabe, den Kessel voll Suppe, die in Zürich gekocht werden, so schnell nach Straßburg zu transportiren, daß, wenn man sich auch dort nicht gerade den Mund an der Suppe verbrennte, sie doch auch nicht kalt befunden würde. Die siebzehn kecken Burschen schifften sich in ein Boot auf der Limmat ein. Der Suppenkessel stand in der Mitte des Boots, ringsum mit Heu umgeben, damit er sich weniger schnell abkühlen möchte. Der Strom ist reißend, und erlaubt gewöhnlich nur den Gebrauch des Steuerruders; aber die Wagehälse ergriffen sämmtlich die Ruder, und beim fröhlichen Schall einer militärischen Musik ruderten sie noch obendrein frisch darauf los. So erreichten sie bald die Aar; aus der Aar schwammen sie in den Rhein, und siehe! sie langten unter großem Jubel mit einer lauwarmen Suppe in Straßburg an.

Man muß gestehen, daß diese Expedition ohne Kopf, aber mit viel Herz unternommen worden; auch hat man dieselbe durch ein Gedicht verewigt, welches jetzt als eine literarische Seltenheit betrachtet wird.

Miszellen.

Paradoxen.

Ein gewisser Claude-Roucher-Deratte hat ein Buch geschrieben, welches er Allerlei (mélanges) aus der Physiologie, Physik und Chemie betitelt, und worin er eine neue Theorie des elektrisch-animalischen Fluidums aufstellt. Durch diese Kraft, meint er, sympathisiren die Organe eines Menschen mit denen eines andern, so, daß unter gewissen Voraussetzungen (z. B. der Erweckung der Aufmerksamkeit oder der Gedanken, einer mäßigen Entfernung u. s. w.) Paul es fühlt, wenn Peter sich stark in den Arm zwickt, obgleich Paul den Peter weder sieht, noch etwas vom Zwicken weiß. Sieht Peter ein prächtiges Gemälde im hellen Tageslicht, so sieht es auch Paul im Dunkeln mit zugedrückten Augen. Hört der eine den Schlag einer Uhr an seinem Ohr, so hört ihn auch der andere, wenn er gleich fünfzig Metern davon steht; der Geruch einer Blume, der Saft einer Orange, von jenem gerochen und gesogen, riecht und saugt dieser mit — der einzige Unterschied ist, daß die Eindrücke, die der letztere empfängt, schwach sind. Das Gehirn soll vorzüglich dieses elektrische Fluidum enthalten, und das Hauptorgan aller jener Wunder sein. Aber auch die übrigen Organe haben gleiche Verhältnisse zu einander, und so kann — (welch ein gefährliches Geheimniß!) — der

Gedanke eines Menschen, ohne Wort oder Zeichen, einem andern mitgetheilt werden. Diese sympathetischen Wirkungen vergleicht der Verfasser mit den bekannten physiko-harmonischen, wo z. B. gleich-bezogene und gestimmte Saiteninstrumente mit klingen, wenn man eins tönen läßt. — Aber auch außer der Sympathie schreibt der Verfasser dem elektrischen Fluidum noch eine Menge der wichtigsten Wirkungen zu. Es ist, behauptet er, die mechanische Ursache des Athemholens, des Blutumlaufs u. s. w. Kurz, es ist das Prinzip des Lebens, die lebendige Flamme vom Hauch des Schöpfers entzündet; das Prinzip, aus dem man ohne Noth ein idealisches Wesen gemacht hatte, ein Geist, der sich selbst nicht kannte. Alle lebende Wesen, vorzüglich der Mensch, saugen dies Fluidum unaufhörlich ein, aus der Luft, den Speisen, den Getränken u. s. w. Das Gehirn sammelt den geschöpften Vorrath, und vertheilt ihn wieder durch das Nerven-Fluidum, um die ganze Maschine zu beleben. Die Pflanzen schlafen, weil sie am Tage das elektrische Fluidum verloren haben. Die Sensitiva (noli me tangere) zieht sich zusammen, weil durch die Berührung plötzlich ein Theil des elektrischen Fluidums von ihr ausströmt u. s. w. Uebrigens ist der Verfasser nicht der Erste, der so etwas behauptet; doch die Beweise sind und bleiben sehr schwer.

Prophezeiung.

In den Mélanges tirés d'une grande bibliothèque, die vor mehr als zwanzig Jahren herausgekommen, sagt der Marquis de P. (nachdem er vorher von den astrologischen Büchern des sechzehnten Jahrhunderts gesprochen) er besitze ein köstliches Manuscript solchen Inhalts aus jener Zeit. Außer einer Menge Horoskopen liefert es unter andern die Prophezeiung, daß das Jahr 1800 für Frankreich sehr wichtig sei, daß von 1850 bis 1860 es auf dem höchsten Gipfel seines Glanzes stehen werde; daß das Jahr 1801 dem Muhamedanischen Reiche und dessen Religion drohe; daß bei den Begebenheiten von 1824 Spanien sehr interessirt sei, u. s. w. Auch eine England betreffende Prophezeiung kommt vor, über die sich der Marquis aber nicht deutlich herauslässt. Vermuthlich mußte er politische Rücksichten nehmen. Jetzt, da diese wegfallen, wäre es eine Befriedigung der Neugierde, wenn man in Frankreich sich die Mühe nehmen wollte, dieses Manuscript, wenn es nicht während der Revolution verloren gegangen ist, nachzusehen, und daraus bekannt zu machen, was das verflossene und angetretene Jahrzehend betrifft. Hat der Prophet von den Jahren 1790 bis 1800 nichts zu verkünden gewußt, so haben ihn seine Gestirne übel bedient und er verliert allen Glauben, wie jener sächsische lutherische Prediger, dessen der Marquis gleichfalls erwähnt.

Der gute Mann soll 1511 gelebt und Stiffel geheißen haben. Er kam auf den Einfall, auszurechnen, wie lange die Welt noch stehen würde, und fand, daß sie im nächsten Jahre unfehlbar untergehen müsse. Sogleich verkündete er seinen Bauern diese schreckliche Neuigkeit von der Kanzel. Die erschrockenen Pfarrkinder beschlossen, weil es nun einmal nicht anders wäre, alle Arbeit liegen zu lassen, und ihr bischen Vorrath aufzuzehren. Sie verschmausten also ihre Ochsen, Schweine und Hühner; mit ihren Tischen, Bänken und Schränken machten sie sich warme Oefen. Endlich brach der merkwürdige Tag an. Pastor Stiffel bestieg die Kanzel, und ermahnte seine Zuhörer zur Ergebung. Unterdessen rollte die Welt immer sachte fort. Glücklicher Weise brach aber gerade ein starkes Gewitter herein, und nun schien die Prophezeiung ihrer Erfüllung nahe. Alles erwartete auf den Knien den letzten Gnadenstoß. Statt dessen erschien der Regenbogen, der Himmel klärte sich auf, die betrogenen Bauern sahen einander an, brachen in Wuth aus, wollten den Seelenhirten todt schlagen, aber er hatte sich weislich davon gemacht, und war zu Luther geflohen, der ihm bewies, daß er ein Narr sei, und der den Herzog von Sachsen bewog, die getäuschten Bauern zu unterstützen. Stiffel glaubte indessen immer noch, er habe sich blos um einige Jahre verrechnet, und auf diesen Glauben starb er auch 1567. Auch von den astronomischen Schriften eines andern Schwärmers, Antoine Mizaut, gibt der Marquis de P. Nachricht. Dieser

Mann behauptete unter andern die Möglichkeit, aus einem Planeten in den andern zu reisen, und schrieb auch ein Buch unter dem Titel: Die Geheimnisse des Mondes, nützlich und ergetzlich zu lesen. — Heut zu Tage hat Herr Amtmann Schröter in Lilienthal von den Geheimnissen des Mondes, so weit es einem Sterblichen möglich ist, den Schleier abgerissen.

Der isländische Kristall.

Schon längst war bekannt, daß der isländische Kristall eine doppelte Strahlenbrechung hat, und folglich den Gegenstand, durch ihn betrachtet, zweimal darstellt. Diese Eigenschaft hat Rochon benutzt, indem er ein Prisma von diesem Kristall in einem Sehrohr anbringt, und zwar beweglich, daß es dem Auge nach Gefallen näher oder entfernter geschoben werden kann, wodurch folglich die doppelten Bilder sich einander nähern oder von einander trennen. Schiebt man das Prisma so, daß die Bilder sich eben berühren, so kann man auf der Außenseite des Sehrohrs, auf welche ein Maßstab gegraben ist, beobachten, wie vielmal die Distanz des beobachteten Gegenstandes den Durchschnitt desselben enthält. Kennt man auf diese Weise die Distanz, so kennt man auch die Größe des Durchschnitts, und umgekehrt. Gesetzt, man

erblickt in der See ein Schiff, dem man sich nähern, oder das man vermeiden will, so betrachtet man es nur durch dieses Sehrohr, und zwar so, daß die zweifachen Bilder dieses Schiffes sich eben berühren. Nähert man sich dem Schiffe, so werden die beiden Bilder bald in einander greifen; entfernt man sich aber, so werden sie sich trennen. Kann man vollends etwa, aus der erkannten Größe des Schiffes, die ungefähre Größe seines Mastes beurtheilen, so darf man wiederum nur die beiden Bilder des Mastbaumes in Berührung bringen, um zu wissen, wie viele Mastlängen man von dem Schiffe entfernt ist. — Will man am festen Lande einen feindlichen Trupp beobachten, so bringt man die doppelten Bilder desselben dergestalt in Berührung, daß die Füße des einen auf den Köpfen des andern stehen. Nimmt man nun an, daß jeder Soldat etwa fünf Fuß und einige Zoll hoch ist, so erfähret man durch ein solches Sehrohr, wie vielmal fünf Fuß und einige Zoll der Raum mißt, der uns vom Feinde trennt. — Buonaparte hat den Versuchen mit diesem Sehrohr selbst beigewohnt, und, von dessen Nutzen durchdrungen, sogleich eine Menge dergleichen zu verfertigen befohlen. Rochon wendet ihren Gebrauch auch auf die Astronomie an, um die Durchmesser der Planeten dadurch genauer zu bestimmen. Das erste Sehrohr des National-Observatoriums wird mit einem solchen Prisma versehen werden.

Es geſchieht nichts Neues unter der Sonne.

Wenn die Arroganz eines Schelling, Schlegel, Röſchlaub und Konſorten manchen Leuten ſo außerordentlich vorkommt, ſo beweiſt das blos, daß ſie in der ältern Literatur nicht bewandert ſind. Es ging vormals nicht um ein Haar beſſer zu, als jetzt: zu allen Zeiten hat es Weſpen gegeben, die ſich für Bienen, und Borkenkäfer, die ſich für Schmetterlinge hielten.

Als die Wiedergeburt der Wiſſenſchaften im Occident begann, da wurden auch die Kritikaſter bald ſo unverſchämt, daß die Unwiſſenheit der Mönche nur ein kleines Uebel dagegen war. Argyrophilus aus Konſtantinopel, der in Italien den griechiſchen Sprachmeiſter machte, behauptete geradezu: Cicero habe weder Philoſophie noch Griechiſch verſtanden. Laſcaris, ſein Landsmann, bewies, der Sänger der Dido ſei kein Dichter geweſen. Bald darauf quälte ſich ein franzöſiſcher Kritikus, um darzuthun, daß Ariſtoteles im Griechiſchen, und Titus Livius im Lateiniſchen nur ein Schüler geweſen, und daß der Geſchichtſchreiber Joſephus kein Hebräiſch verſtanden habe. Hermolaus Barbarus pflegte ſich zu rühmen: er habe den Teufel citirt, und mit ihm über die Entelechie des Ariſtoteles geſtritten, wobei der Teufel ſehr ſchlecht beſtanden habe. Ein anderer Kritikus, deſſen Balzac erwähnt, ſagte ganz beſcheiden, daß einen gewiſſen Vers in Perſius niemand verſtehe, als Gott und

er. (So hat der Verfaſſer ſelbſt einſt Herrn A. W. Schlegel behaupten hören, daß vor ihm noch Niemand den Shakeſpeare verſtanden habe.) Die ungeheure Eitelkeit der beiden Scaliger iſt bekannt. Joſeph (der Sohn) war ein Virtuos im Schimpfen, trotz Röſchlaub. Er nannte ſeine Feinde ſehr zierlich stercus diaboli, lutum stercore maceratum, Ausdrücke, von deren Ueberſetzung man mich gern diſpenſiren wird, denn ſie ſind noch ein wenig ſtärker als Schelling's todte Hunde.

Als einſt ein Buchhändler den Julius Scaliger wollte in Kupfer ſtechen laſſen, ſchrieb ihm dieſer (und der Brief iſt noch wirklich vorhanden), daß, wenn auch der Kupferſtecher die verſchiedenen Grazien eines Maſiniſſa, Xenophon und Platon mit einander vereinigen könne, er dem Publikum noch immer ein ſchwaches, unvollkommenes Bild von ſeiner werthen Perſon liefern werde. — Salmaſius befand ſich einſt auf der königl. Bibliothek mit zwei andern Gelehrten, deren einer die Bemerkung machte: daß ſie drei zuſammen wohl den ſämmtlichen Gelehrten in Europa die Spitze bieten könnten. »Geht ihr Beide nur auch noch zur andern Partei über," erwiederte Salmaſius; ich allein biete euch allen die Spitze."

Dieſe wenigen Beiſpiele werden hinreichen, zu beweiſen, daß man unſern neuern Philoſophen und Aeſthetikern großes Unrecht thut, wenn man behauptet, ſie wären arroganter, als man jemals geweſen ſei. Es fragt ſich nur noch, ob ihre Namen nach Jahrhunderten auch noch ſo berühmt ſein

werden, als der des Hermolaus Barbarus, den kein Mensch kennt. Es ist zu bedauern, daß die Bemühungen aller jener großen Männer nicht im Stande gewesen sind, den gemeinen Cicero, den elenden Aristoteles u. s. w. vergessen zu machen; aber noch weit schrecklicher wäre es, wenn es auch dem Herrn Schlegel und Kompagnie nicht gelingen sollte, Virgil, Wieland, Voltaire u. s. w. von ihren usurpirten Thronen zu stoßen, und wenn etwa gar nach fünfhundert Jahren wieder ein Freimüthiger käme, der sich des Namens Schlegel blos als eines Exempels bediente, um das stark ausgedrückte Selbstgefühl seiner Zeitgenossen zu entschuldigen.

Aussprüche der Minnegerichte aus alten Handschriften von Baron Aretin.

Mit einem allerliebsten Kupfer, wo Amor auf dem Richterstuhle sitzt. Wer hat nicht einmal etwas von den Minnegerichten gehört, die Jahrhunderte hindurch geblühet haben, bei denen die vornehmsten Damen Richterinnen, und die geehrtesten Männer Beamte waren? — Herr v. A. hat ihre Aussprüche mit historischer Treue gesammelt. Schade, daß die schöne Welt, indem sie auf Einer Seite durch das hohe Interesse der abgehandelten Liebesfragen angelockt, auf der andern durch zu viel Gelehrsamkeit abgeschreckt wird!

Hier sind einige der merkwürdigsten Fragen und Entscheidungen. 1) Wenn der Liebende von der Geliebten Erlaubniß begehrt, eine andere neben ihr zu betrauten, und sie ertheilt ihm diese Erlaubniß, er aber macht keinen Gebrauch davon, indem er die andere nur versuchen wollen: darf die Geliebte ihn deßhalb verstoßen? — Der Fall wurde wirklich vor das Minnegericht gebracht, und die Geliebte behauptete (wie mir deucht mit großem Recht), es sei schon genug, den Bund der Minne zu trennen, wenn man eine solche unziemliche Erlaubniß auch nur begehre. Aber die Lutzen-Königin entschied: »der Buhle solle wieder zu Gnaden angenommen werden, es sei denn, daß er seine Treue wirklich gebrochen habe." — 2) Ein schönes Mädchen nahm einen Mann, und wollte darum ihrem zeitherigen Buhlen keine Freude mehr gönnen. Da sprach die edle Fürstin Narda von Narbonne das Urtheil: »die erste Liebe habe ältere Ansprüche, und können ihr diese nicht durch eine spätere Verbindung verkümmert werden." — Ob der Herr Gemahl bei diesem Ausspruch zugegen war? In jedem Falle muß man bekennen, daß ein Liebhaber in den damaligen Zeiten eine angenehmere Rolle spielte, als ein Ehemann. — 3) Einer warf die Frage auf: ob die Liebe zwischen Eheleuten oder Buhlen größer sei? und erhielt zur Antwort: »daß zwischen Eheleuten keine rechte inbrünstige Liebe nicht sein, noch werden mag, weil in der Minne man alles einander zu Willen thue, von freiem Muth und nicht von Gebot." — 4) Was hat der

Treulose verdient, der seine Liebe verkehrt ohne Ursache? Die Gräfin von Flandern war eine strenge Richterin, und sprach: »er soll von jeder Liebe und Minne beraubt sein, und nie wieder einer ehrbaren Frau Liebe noch Minne gewinnen. Die Verlassene aber soll einen andern nehmen, um dem Treulosen recht weh zu thun, und soll ihr das zu keiner Schmach geschätzt werden.« (Man sieht wohl, daß Damen zu Gerichte saßen.) — 5) Ob einer Frau ziemlich sei, einen neuen Buhlen zu nehmen, wenn der alte verreist ist, und sie in zwei Jahren weder Brief noch Botschaft von ihm gehabt hat? — »Mit nichten,« entschied die Gräfin von Champagne; »denn, daß er weder Boten noch Briefe sandte, das mag ihm zu großer Weisheit geschätzt werden; Briefe können verloren gehen, und Boten sind Fremde, wäre also immer das Geheimniß der Minne in Gefahr.« — 6) Ob eine Frau ihren Buhlen ausschlagen möge, wenn er im Streit seiner Glieder eins verloren hätte? — Das Minnegericht, durch den Mund der Fürstin von Narbonne, sprach: nein! »denn warum sollte eine Sache, die von Mannheit kommt, die Liebe mindern? seit doch die Mannheit der Liebe Siegel ist.« — 7) Ob ein Jüngling oder ein bestandener Mann mehr und baß zu wählen sei zu einem Buhlen? — Diese kitzliche Frage hat das Minnegericht sich nicht zu entscheiden getraut, sondern selbige an die natürlichen Meister (Naturhistoriker) verwiesen. — 8) Welche Geschenke ein ehrbares Frauenzimmer von seinem Geliebten annehmen dürfe? — Antwort der Gräfin von Champagne: Ein Lieb

mag von dem andern empfangen und nehmen Korallen, Schnüre, Haarband, Spangen von Gold oder Silber, Häftlein, Handschuhe, Aermelringe, Büchsel, Spiegel, Gürtel, Beutel, Horngefäß, Waschgeschirr, Kandel und Schrein; kurz alles, was den Leib ziert und klein ist, doch daß darin keine Geizigkeit geschehe. Ein Fingerlein (Ring) soll an der denken (linken) Hand, am minnesten (kleinsten) Finger getragen, und der Stein immer einwärts gekehrt werden, weil die denke Hand selten unziemliche Dinge berührt, und weil in dem minnsten Finger Tod und Leben des Menschen sitzt." — Nach dem Verschwinden der Troubadours und nach Einführung eines ordentlichen Justiz-Sistems geriethen die Minnegerichte in Verfall; doch findet man noch im fünfzehnten Jahrhundert ihre Spuren. Ein merkwürdiges Beispiel einer neuern Cour d'amour hat der Kardinal Richelieu geliefert, als er im Hôtel de Rambouillet von den vornehmsten Damen, unter dem Vorsitz der pfälzischen Prinzessin Marie, nachmaligen Königin von Polen, die Frage entscheiden ließ: »ob ein wahrer Liebhaber mehr mit seinen eigenen Empfindungen oder mit denen, welche er der Geliebten einflößt, beschäftigt sein solle?" — Das bekannte Fräulein Scudery war hierbei General-Advokat.

Vertheidigung der Xantippe.

Seit undenklichen Zeiten haben die Philosophen das Vorrecht ausgeübt, den guten Ruf nach Belieben zu vertheilen, um ihre übrigen Mitmenschen weiß oder schwarz abzumalen, wenn der Vortheil ihrer Philosophie es erheischte, zuweilen auch aus bloßem Eigensinn. So ist auch wohl die arme Gattin des Sokrates zu dem bösen Rufe gekommen, der noch auf ihr haftet. Zwar hat sie schon seit zweitausend dreihundert Jahren diese falsche Welt verlassen; aber um die Ehre eines unschuldig Unterdrückten wieder herzustellen, ist es nie zu spät. Xantippe wird überall als ein Ausbund von bösen Weibern geschildert, ihr Name ist sogar zum Sprichwort geworden; ist das recht? wenn folgende Thatsachen für sie sprechen? *) — Sie war aus einer rechtlichen Familie in Athen, aber arm; Sokrates heirathete sie ohne Mitgabe. Wir wollen die Kalmückennase und die kleinen grauen Augen des Philosophen mit Stillschweigen übergehen, obgleich Plato überhaupt kein reizendes Bild von seiner Gestalt macht. Aber in dem Benehmen der Menschen gibt es charakteristische Züge, die gleichsam ihre moralische Physiognomie bilden; und von dieser wollen wir reden. — Sokrates strich vom Morgen bis an den Abend durch die Straßen, hielt die Vor-

*) Siehe Diogen. Laert. in Socrate.

übergehenden an, und verfolgte die Handwerker bis in ihre Buden, um ihnen zu beweisen, daß — sie nichts wüßten; und wenn sich einer unterstand, daran zu zweifeln, so nannte er ihn einen Dummkopf, focht und demonstrirte auf eine komische Weise mit den Fingern, und in wichtigen Fällen riß er sich auch wohl die Haare aus. — Seine Schüler bewunderten ihn, von den Uebrigen wurde er verachtet und verspottet, auch zuweilen ein wenig mit Füßen getreten; einen solchen ungeschliffenen Menschen verglich er denn ganz gelassen mit einem Esel. — Es ist doch wohl ganz natürlich, daß diese philosophischen Zeitvertreibe der guten Xantippe wenig Spaß machen konnten, und eine Frau, die solch einen Mann hat, darf ja wohl dann und wann üble Laune äußern? Wurde sie zornig, so blickte Sokrates mit Verachtung auf sie herab, ja er reizte sie wohl noch mehr durch Spöttereien. — Xantippe liebte die Pracht eben nicht; aber sie wußte zu leben und sie verlangte, daß man entweder gar keine Gäste bitten, oder sie ordentlich bewirthen sollte. Nichts billiger auf der Welt! Nun lud aber Sokrates eines Tages mehrere angesehene Athenienser zum Essen, und ließ kaum so viel auftragen, als für ein Drittel der Gesellschaft hinreichend war, ja noch obendrein die schlechtesten Speisen. Aber das geht ja nicht an! sagte Xantippe. »Es muß gehen," antwortete der philosophische Ehemann ganz trocken, »sind die Gäste mäßig, so werden sie genug haben; sind sie unmäßig, so mag ich sie nicht." — Sehr wohl, hätte sie sagen können, aber warum ladest du sie ein,

ehe du weißt, wie sie gestimmt sind? — Einen kleinen Naturfehler hatte Xantippe freilich: ihre Sprache klang so, als ob man Steine sägt; und darum verglich der galante Herr Gemahl sie mit den Gänsen, und sagte: man ertrage die Gänse, weil sie Eier legten und Junge ausbrüteten; so mache er es auch mit seiner Frau, weil sie ihm Kinder gebäre." — Sehr schmeichelhaft kann es denn doch der guten Frau auch nicht gewesen sein, mit einer Gans verglichen und als ein Hausthier betrachtet zu werden, das nur da sei, um die Familie zu vermehren. Hatte sie gleich keine Aussteuer mitgebracht, so war das doch kein Grund, sie so geringschätzig zu behandeln. — Eines Tages erlaubte sie sich einen kleinen Muthwillen. Als nämlich ihr weiser Gemahl mitten auf der Straße, unter einem Haufen von Philosophen, seine Sentenzen auskramte und sich die Haare ausriß, schlüpfte sie leise herbei und stahl ihm seinen Mantel von der Schulter weg. Ein schreckliches Verbrechen! — Die Zuhörer verlangten mit lautem Geschrei, er solle sie mit der Hand strafen, also vermuthlich ihr eine Ohrfeige geben. Das that der Philosoph nun zwar im Publikum nicht; aber wer weiß, wie oft es zu Hause geschehen ist! — Bekennen Sie, meine Damen, daß der weise Sokrates auch nicht immer ein großer Mann war; aber unsere heutigen Philosophen — ja das sind Männer ohne irgend eine menschliche Schwachheit. Das sokratische Schimpfen ist ihnen ganz fremd; höchstens nennen sie einander todte Hunde. (Siehe Schelling in seinem Journal.)

Das Wochenbett.

In Harlem besteht eine alte Gewohnheit, welche wohl des Nachahmens werth wäre. Wenn eine Frau in die Wochen kommt, so wird eine große Kokarde von Leinwand über die Hausthür geheftet, und alsobald darf weder Häscher noch Gerichtsdiener, oder wer sonst durch seine Gegenwart die Frau erschrecken könnte, die Schwelle betreten. Ihr Mann — wäre er auch nur der präsumtive Vater — darf in den ersten sechs Wochen nicht arretirt werden. Van Swieten, in seinen Commentaren über Boerhaven's Aphorismen, rühmt es sehr, daß die Republik so viele Aufmerksamkeit für eine Frau beweist, welche dem Staate einen Bürger geboren hat.

Sabina, oder Morgenscenen im Putzzimmer einer reichen Römerin.

(Ein Beitrag zur richtigen Beurtheilung des Privatlebens der Römer und zum bessern Verständniß der römischen Schriftsteller, von C. A. Böttiger.)

Dieses Buch gehört zu den wenigen, welche von den verschiedensten Klassen der Leser mit gleichem Vergnügen gelesen werden. Einem Minister, der gerne stundenlang in

seinem Vorzimmer warten läßt, möchte ich rathen, zur Unterhaltung seiner Klienten blos einige Exemplare von diesem Buche auf den Tisch legen zu lassen; denn gesetzt, es kommt ein finsterer Gelehrter, oder eine hübsche junge Schauspielerin, ein tiefsinniger Alterthumsforscher, oder ein junges Malergenie u. s. w., so wird es keinem an Unterhaltung fehlen; alle werden mit Vergnügen die stolze Römerin an ihrer Toilette bewundern, sie bis zum Palankin, und gern auch weiter, wenn der Verfasser will, begleiten. Welchen mühsam gesammelten Schatz von antiquarischen Kenntnissen das Buch enthält, und wie oft vielleicht der Verfasser um einer einzigen Zeile willen stundenlange Nachforschungen in hundert Büchern hat anstellen müssen, das kann freilich nur der Gelehrte gehörig würdigen; aber was geht das auch ein gebildetes Frauenzimmer an, welches mehr als Romane liest und den Putztisch, wie das häusliche Leben ihrer Schwestern vor Christi Geburt gern möchte kennen lernen. Hier findet sie, in das Gewand einer einfachen lieblichen Fiction gekleidet, alles beisammen, was aus Dichtern, Geschichtschreibern und aus dem Schooß der Erde seit zweitausend Jahren mühsam hervorgeklaubt worden. Oft würde es ihr vorkommen, als säße sie an ihrer eigenen Toilette; oft aber auch wird sie sich in eine neue fremde Welt versetzt sehen, wird lächeln, schaudern und staunen. Vielleicht läßt auch eine unserer jungen tonangebenden Schön[illegible] sich bewegen, den Tutulus der Römerinnen nachzuahmen, welcher eine gar artige geknüpfte Haarschleife auf den Wir-

bel des Kopfes ist, die ein hübsches Mädchen allerliebst kleiden muß. Die wenigen Eitlen unter dem schönen Geschlechte lassen sich auch wohl den Brotteig gefallen, der, mit Eselsmilch angefeuchtet, vor Schlafengehen über das Gesicht gelegt wurde, und eine wunderschöne zarte Haut hervorbrachte. — Das Schnippchenschlagen wird von uns nur noch gebraucht, um Hunde zu locken; die römischen Damen hingegen ertheilten auf diese Weise ihre Befehle. — Die Schminke mußte, bevor sie aufgetragen wurde, ein junges gesundes Mädchen mit ihrem Speichel anfeuchten. Damit aber die Gebieterin auch wissen konnte, ob die Sklavin wirklich gesund sei, mußte diese vorher auf einen metallenen Spiegel hauchen und ihn der Dame zum Beriechen darbieten. Zum Putzen der falschen Zähne bedienten sich die zarten Schönen eines Mittels, das ihnen heut zu Tage wohl nicht leicht Eine nachmachen wird, nämlich des Urins von einem reinen unschuldigen Knaben. — Die wohlriechenden Salben spritzte ein Mädchen, mit einer völlig verloren gegangenen Kunst, gleich dem feinsten Staubregen, aus ihrem Munde in die Haare der Gebieterin. — Wusch diese sich die Hände, so trocknete sie wohl dieselben in den schöngeringelten Locken eines blonden Knaben ab. — Neben der Toilette lagen auch wohl, gelesen oder ungelesen, Menander's Lustspiele, oder die Liebeshändel des Anthias und der Habrokome, ein Roman von Xenophon, welcher noch existirt, und vom Baron Locella in Wien herausgegeben worden ist. Hatte die Dame nicht Lust zu lesen, so ließ sie

den Favorit-Zwerg kommen; denn diese kleinen Unholde waren so beliebt, daß man sogar durch Einpressen in eine Art von Futteralen sie künstlich zu erschaffen suchte. Der Zwerg wurde von dem Affen abgelöst, der Affe von dem griechischen Haus-Philosophen, dieser hinwiederum von dem Malteser-Hündchen oder wohl gar von der Favorit-Schlange! Denn auch mit Schlangen waren die römischen Damen vertraut, ließen um den schönen Hals sie ringeln, oder verbargen sie im Busen, um der Kühlung willen. — Wollten alle diese Mittel die lange Weile nicht vertreiben, so gab es noch ein letztes untrügliches: die Blumenhändlerin oder Kranzflechterin wurde hereingelassen; ein Kranz, von dem Geliebten übersandt, vertrat die Stelle unserer Liebesbriefchen, und wurde oft durch einen halbwelken Kranz, den die Schöne, selbst am Abend zuvor getragen, belohnt; zuweilen gelang es der kuppelnden Kranzflechterin wohl gar, die Dame zu einem Stelldichein in dem Tempel der Isis zu bewegen, deren Priesterinnen gar gern solchen Galanterien Vorschub thaten. — Blieb aber die Blumenhändlerin aus, und gab das der Dame üble Laune, dann Gnade Gott den armen Sklavinnen! sie mußten ohnehin mit nacktem Oberleibe bei der Toilette erscheinen, um sich, wenn es der Gebieterin beliebte, selbst mit Geißeln, aus Drath geflochten, züchtigen zu lassen; ja, wenn die Domina eine Ohrfeige geben wollte, so mußten sie noch obendrein die Backen aufblasen. — Doch schon genug, um die Leserinnen zu reizen, sich dieses Buch für

ihre Bibliothek anzuschaffen. Es ist übrigens mit einer Menge von Kupfern verziert, die alles deutlich machen, und wo man auch den Tutulus findet, den ich nochmals meinen schönen Landsmänninnen recht dringend an's Herz, oder vielmehr an den Kopf lege.

Fragmente aus des Cousin Jacques Dictionnaire Leologique *).

Cabale. Sie ist die Beherrscherin der Republiken, die Seele großer Gesellschaften, das Faktotum der Volkswahlen, die Pförtnerin am Glückstempel, et caetera et caetera, und noch einunddreißigtausend fünfhundertundsechzigmal et caetera. — Boileau hat gesagt, und tausend andere vor ihm: das Geld mache Alles in der Welt; aber in Ländern, wo es kein Geld gibt, hat man statt dessen die Kabale. So war es seit Anbeginn der Welt und früher noch.

Es gibt vielerlei Gattungen der Kabale. Wer ein Amt sucht, muß sich den Machthabern empfehlen; um sich ihnen zu empfehlen, muß man sie sehen; sie lassen sich aber

*) Der bei weitem größte Theil dieses Buches interessirt die Deutschen zu wenig; es wird also wohl schwerlich übersetzt werden. Einzelne freie Auszüge, die zugleich die heutigen Sitten von Paris schildern, möchten den Lesern willkommen sein.

nicht ſehen, weil ſie mit Geſchäften überhäuft ſind; nur bei Tiſche haben ſie Zeit, ein wenig zu ſchwatzen; am beſten ſchwatzt es ſich aber an einem wohlbeſetzten Tiſche, das verſteht ſich; man muß ſie alſo zum Eſſen bitten; ſiehe da eine Tafel-Kabale. Dieſe Gattung iſt heutzutage ſehr in der Mode. Das nüchterne Verdienſt bekommt kein Amt. Ein guter Koch iſt eine treffliche Empfehlung.

Theater-Kabale — muß jeder dramatiſche Autor wohl verſtehen. Schreibt er keine Rolle für den Liebling des Publikums, oder für diejenige Schauſpielerin, die dem Herrn Direkteur am beſten gefällt; ſchmeichelt er nicht allen; weiß er ſeine Freibillets nicht klug unter die Ton-Angeber zu vertheilen, ſo darf er keinen günſtigen Erfolg hoffen.

Das erbärmlichſte Zeug wird gelobt, wenn der Verfaſſer zu imponiren verſteht, oder wenn er der Speichellecker eines andern berühmten Schriftſtellers iſt. — (Sollte man nicht glauben, wir ſprächen von Deutſchland, und verſteckten uns nur ſchalkhafterweiſe hinter den Couſin Jacques? Nein, nein, alles das ſteht wirklich Seite 362. Er ſpricht auch noch von einer Weihrauchs-Kabale in den Akademien u. ſ. w. Da aber unſere deutſchen Akademien ſich keinen Weihrauch ſtreuen laſſen, ſondern ihn lieber ſelber ſtreuen, ſo brechen wir den Artikel hier ab.)

Cabriolet — ein kleiner leichter Wagen, der, zur größten Pein des armen Fußgängers, der Kreuz und der Quer durch die Straßen hüpft. Schon vor der Revolution

klagt man laut und vergebens über diese Kobolde. Ein Ritter des heil. Ludwig wurde einst in der Straße St. Honoré von einem jungen Herrn im Kabriolet gegen die Mauer gepreßt, weil dieser, es koste, was es wolle, ein paar anderen Wagen vorbeifahren wollte; der Ritter zog seinen Degen, und spießte den übermüthigen Jüngling, wie ein Knabe einen Schmetterling. Oft war ich seitdem Zeuge von solchen Händeln, die meistens blutig abliefen.

Umsonst hat schon Ludwig XV. gesagt: »wär' ich Polizeilieutenant, ich würde die Kabriolets nicht leiden;" — umsonst hat einst das Parlament von Metz sie verboten; vergebens hat man sich geschmeichelt, daß die Revolution auch diesen schreienden Mißbrauch bändigen würde. »Der Egoismus der Großen und Reichen, rief man, ist allein Schuld daran; jetzt aber wird die Menschlichkeit siegen, und man wird das Volk respektiren." — Lieber Gott! wenn nun etwa die Revolution uns nur andere Reiche und andere Große wieder gegeben hätte, die weit übermüthiger sind, als die vorigen? — Das würde denn wohl beweisen, daß jene doch nicht eigentlich Schuld an der Revolution waren; denn — warum ertragen wir es jetzt? —

Ich kenne sanfte liebenswürdige Männer, die mich mit in ihr Kabriolet nahmen, und im gestreckten Galopp mitten durch das Volk rasten. Ich mochte bitten und flehen, sie antworteten mir stets: es hat nichts zu bedeuten; ich verstehe zu fahren. Ob es nun aber gleich nichts zu bedeuten hatte, so warfen wir doch einmal einen

Geeis, und ein andermal eine kleine wandelnde Bude um. Auch soll man mich gewiß nie wieder in ein Kabriolet locken.

Ich habe Andere gesehen, die ihren Schmerz mit dem Schrecken trieben, den sie schwangeren Weibern verursachten. Ja, ihr Ungeheuer, ich hab' es gehört, wie ihr — nachdem ihr ein armes Weib zu Boden geworfen — euch hinterdrein lachend der Geschicklichkeit gerühmt habt, mit der ihr dem erbitterten Volke entwischt seid. Ja! hätte ein edler Mann neben euch gestanden und euch den Dolch in die Brust gestoßen: wie herzlich würde ich ihn bewundert haben!

Es gibt freilich elende Menschen, die sich mitten in die Straßen stellen, mit Fleiß kein Zurufen hören, und sich streifen oder umwerfen lassen, um Geld zu erschnappen; wahr ist es auch, daß die Straßen noch immer, trotz allen Polizei-Verordnungen, mit kleinen Buden vollgepfropft sind, die ein Drittheil des Weges versperren; — aber es ist auch eben so gewiß, daß die Wuth, einander vorbei zu fahren, in wirklichen Parteigeist ausartet; ein jeder will die Afterehre (gloriole) erringen, am schnellsten zu fahren. »Man hat Geschäfte.« — Ihr Henker! haben die Fußgänger denn keine? sollen sie, indem sie mühsam das Nothdürftige suchen, den Tod finden, weil ihr, die ihr mehr als das Nothdürftige besitzt, bequem nach Ueberfluß jagt? — Gibt es denn keine Mittel gegen diesen Unfug? — Würde es nur den Kabriolets unmöglich gemacht, der Mauer zu nahe zu kommen! — »Aber dann würden wir fünf Minu-

ten länger zubringen." — Ei das große Unglück! Fahrt fünf Minuten früher aus; schlaft nicht so lange; frühstückt schneller; opfert etwas von eurem Vergnügen; bedenkt, daß man ohne Aufopferung weder Mensch noch Bürger ist; läßt das Volk auch für etwas gelten, so wird es die Reichen lieb gewinnen. Zu allen Zeiten waren die Fußgänger ein sehr respektabler Theil der Einwohner, und oft findet man unter ihnen Tugend, Verstand, auch wohl Geburt.

Im sechsten Jahr der Republik wurde befohlen, daß kein Kabriolet ohne Laternen, und kein Pferd davor ohne Glocke sich betreffen lassen solle. Aber was kann das helfen? sind meine Rippen weniger zerbrochen, wenn ich sie bei Licht und Glockenklang gebrochen habe? — Unter allen Verordnungen gegen die Kabriolets ist der Befehl, sie zu numeriren, bis jetzt das einzige vernünftige Mittel, aber bei weitem noch nicht zureichend.

Cadeau (Geschenk.) Das Geschenk, welches uns die Herren Revolutionsmänner mit der sogenannten Souverainität des Volkes, der sogenannten allgemeinen Wohlfahrt und dergleichen gemacht haben, erinnert mich stets an jenen Charlatan, der in einer armseligen kleinen Stadt bei Trompetenschall bekannt machen ließ, er sei ausdrücklich gekommen, um jedem Einwohner einen Thaler zu schenken. Alles strömte herbei. »Meine Herren," sagte der Wundermann, indem er auf eine Menge gefüllter Arzenei-Gläser deutete, »jedes Glas

von dieſer köſtlichen Wandereſſenz koſtet mir auf Ehre ſelbſt einen Thaler und zwei gute Groſchen. Ich überlaſſe es Ihnen für zwei Groſchen, und ſchenke alſo jedem einen Thaler."

Caffee, ein Lebensbedürfniß. Was man in Paris das Volk nennt, trinkt des Morgens Kaffee mit Milch. Ein Hallenweib, eine Lumpentrödlerin muß ihren Kaffee haben. Unſere vormaligen Patrioten, welche ſpartaniſche Mäßigkeit predigten, hatten oft in demſelben Augenblicke, wo ſie gegen den Kaffee deklamirten, geſtohlenen Kaffee in der Taſche, den ſie in der Wohnung eines Proſcribirten ſich zugeeignet hatten. Nie haben jene Heuchler ein Wort von dem gedacht, was ſie ſagten, und nie ein Wort von dem geſagt, was ſie dachten. — Voltaire trank entſetzlich viel Kaffee, und wurde dennoch vierundachtzig Jahre alt. Man kennt die artige Antwort, die er einem Freunde gab, der ihm demonſtrirte, der Kaffee ſei ein langſames Gift. Langſam muß es allerdings ſein, verſetzte Voltaire, denn ich ſchlürfe es nun ſchon ſeit fünfundſiebzig Jahren. — In Flandern und im ganzen nördlichen Frankreich trinkt man täglich wohl bis zehn Taſſen Kaffee, nur ſchwächer als wir. — Ein Arzt in Montpellier behauptet, (und die Erfahrung lehrt, daß er Recht hat): man müſſe den Kaffee nicht zu viel brennen, wenn er geſund ſein ſolle. Wer ihn nur lichtbraun brennt, dem bekommt er gewiß.

Caffeehaus. Ein Haus, wo man Kaffee, Liqueur,

Punsch, Limonade, auch oft gar nichts trinkt, sondern nur hinkommt, um neue Gesichter zu sehen, Neuigkeiten zu erfahren, Zeitungen zu lesen und die Zeit zu tödten. — Sonderbar, daß man diese Oerter noch Kaffeehäuser nennt, da Kaffee doch gerade dasjenige Getränk ist, welches man dort am wenigsten zu sich nimmt. Noch sonderbarer, daß die Kaffeewirthe sich Limonadiers nennen, da sie doch fast gar keine Limonade verkaufen.

Es gibt eine unendliche Menge Kaffeehäuser in Paris; man findet dort in bunter Mischung Tugend und Laster, Klugheit und Dummheit, Unart und Liebenswürdigkeit, rasende Jakobiner und ausgelassene Aristokraten. Ehemals gingen keine Frauenzimmer auf Kaffeehäuser, heut zu Tage geschieht es, doch selten ohne Begleiter, es wäre denn, daß ihr Alter, oder eine heldenmüthige Verachtung aller Vorurtheile sie vor übler Nachrede schützte.

Die meisten Limonadieren von Paris sitzen immer niedlich geputzt an ihrem Zahltisch. Viele unter ihnen sind sehr gebildet, und ahmen den guten Ton nach. Viele sind auch sehr hübsch; sie erheben dadurch ihr Kaffeehaus zum Tempel, ihren Zahltisch zum Altar, und jeder Eintretende begrüßt freundlich das niedliche Götzenbild. — Im Allgemeinen sind die Kaffeewirthe keine Revolutionsmänner. Sehr natürlich! Mußten sie nicht die einträglichsten Gesellschaften verschwinden sehen? und litten sie nicht täglich durch die niederträchtige Spionirung?

Es gibt Kaffeehäuser, die nur von alten gewöhnlichen

Gäſten beſucht werden. Sie kennen ſich unter einander ſeit langer Zeit, ſie ſind ſicher von ihren wechſelſeitigen Grundſätzen. Auch ſchweigen ſie alle mäuschenſtill, ſobald ein Fremder hereintritt, der ihnen verdächtig iſt.

Die Kaffeehäuſer von Paris ſind nicht ſchön. Man ſucht jetzt vergebens darin die vormalige edle und reiche Verzierung. Papiertapeten, und nichts als Papiertapeten! Es gab eine Zeit, wo ſie genöthigt waren, mit Büſten von Marat und le Pelletier, einer dreifarbigen Fahne, einem Sprüchlein zu Ehren von Jean de Bry u. dgl. m. zu paradiren. Der achtzehnte Brümaire hat die Ställe des Augias gereinigt. Auch die Theater haben ihre beſondern Kaffeehäuſer; aber dort darf man den guten Ton nicht ſuchen. — Das Kaffeehaus de Procope war vormals berühmt. Dort verſammelten ſich die gröſten dramatiſchen Dichter. Dort ward entſchieden, ob ein neues Stück gefallen ſolle, oder nicht, oft ehe man es geleſen hatte. Wer die Mitglieder des Kaffee Prokope ſich nicht geneigt machen konnte, der war, troz allen Talenten, verloren! — Es iſt der abſcheulichſte Deſpotismus, wenn eine literariſche Geſellſchaft ſich die Rechte des Publikums anmaßt.

Cailhava, ein ſiebzigjähriger dramatiſcher Dichter, der, verfolgt und mit Ehre, ſeine Bahn durchlaufen hat. Die Natur ſelbſt ſcheint ihn zum Schauſpieldichter berufen zu haben; aber, da die Kunſt nicht immer eine Freundin der Natur iſt, ſo haben die Kunſtmänner alles Mögliche gethan, ihm ſeinen Beruf zu verleiden. Indeſſen hat

ihn der Himmel mit stets heiterer Laune begabt, und alle Verfolgungen, deren Schlachtopfer er oft gewesen, haben ihm diese nicht geraubt. Er hat eine Menge Lustspiele geschrieben, die man zum Theil erst nach seinem Tode schätzen wird; denn das unverzeihlichste Unrecht eines beliebten Schriftstellers ist — daß er lebt. Man muß in seinen eigenen Werken nachlesen, um sich einen Begriff von allen den Sottisen und Schurkereien zu machen, durch die man ihn geneckt und gekränkt hat. Endlich, in seinen alten Tagen, scheint man ihn in Ruhe zu lassen; ein Vortheil, den ein Mann von Talent sich selten versprechen darf. — Sein Cabriolet volant wurde einst auf dem Theatre des Italiens durch Carlin achtzigmal hintereinander gespielt. — Seine englischen Journalisten, die, nach mancher überwundener Kabale, auf dem Theatre français gegeben wurden, stellen ein lebhaftes Gemälde der kleinlichen Leidenschaften und neidischen Neckereien dar, welche die Literatur entehren. — Gailhava ist jetzt Mitglied des National-Instituts.

Jean Calas, ein Greis, den das Parlament von Toulouse ermordete, und dessen Andenken durch den Edelmuth Voltaire's von der Schmach gerettet wurde. — Laßt uns aufrichtig sprechen: mischte sich in jenen Enthusiasmus der Franzosen nicht ein wenig Reiz der Neuheit? Alles, was man damals für Calas that und sprach, würde der schönste Lobspruch des menschlichen Herzens sein, hätte man nicht zur nämlichen Zeit hunderttausend andere Un-

glückliche vergessen, die eben so unschuldig litten, als jener. — Kaum ist die Revolution ausgebrochen, so hört man nur den Namen Calas! Zwei Schauspieldichter lassen zwei lange gräßliche Dramen aufführen, welche wirken, weil Calas ihr Gegenstand ist. Pujoulx gab 1791 bei den Italienern die Witwe Calas in Paris. Auf den Boulevards-Theatern sind neun bis zehn Calas erschienen, nicht, um Mitleid zu erregen, sondern, um durch ein Modespektakel Geld zu gewinnen; denn bald nachher predigten die Jakobiner in den nämlichen Sälen. Man trug in Paris Hauben und Bänder à la Calas, man wußte selbst nicht warum.

Ein peinlich Angeklagter, Namens Calas, tritt vor eine Revolutions-Kommission in Lyon. »Bist du,« fragt der Richter, »verwandt mit jenem Calas, den das Parlament rädern ließ?« — Ja. — »So sei frei! dein Name rettet dich!« — Mein Gott, wenn ein bloßer Name dazu hinreichte, muß man nicht glauben, daß die meisten Verurtheilten kein anderes Verbrechen begangen hatten, als daß sie keinen Modenamen führten? Der wüthendste Aristokrat, hätte er nur Marat geheißen, wäre damals frei gesprochen worden.

Wie man in groſsen Städten nach der neueſten Mode in's Theater geht.

Wenn das Schauſpiel etwa um halb ſechs Uhr ſeinen Anfang nimmt, ſo laſſe man den Kutſcher um drei Viertel auf ſechs Uhr vorfahren. Hiedurch gewinnt man mehrere Vortheile. Erſtens hört man die Expoſition des Stückes nicht, die gewöhnlich langweilig iſt. Zweitens bekommt man dadurch Gelegenheit, ſeinen Scharfſinn zu üben, indem man die Verwicklung der Fabel zu errathen ſucht, ohne den Anfang zu wiſſen. Sollte das aber auch nicht gelingen, ſo lernt man doch drittens dadurch von einem Stücke urtheilen, welches man gar nicht kennt; und das iſt ein nicht kleiner Vortheil, weil dieſe Kunſt eine ſehr gangbare Mode iſt.

Bei der Ankunft vor der Loge ermahne man den Logenſchlieſſer, daſs er mit den Schlüſſeln nicht zu leiſe verfahre, damit das Publikum der hereintretenden Perſon die gebührende Aufmerkſamkeit ſchenke. Auch will die Mode, daſs man noch draußen vor der Loge ein ſehr lautes Geſpräch halte, oder, wenn man Stiefeln trägt, die Abſätze brav hören laſſe.

Hat man nun endlich den beſtimmten Platz, verſteht ſich mit einigem Beiräuſch, occupirt, ſo lauſche man auf die Aeuſſerungen des Publikums im Parterre und in den benachbarten Logen. Rufen ſie St! St! und ſchneiden ſie ver-

drießliche Geſichter, weil ſie geſtört werden, ſo hat man es ganz recht gemacht. Bleibt aber alles ſtill, ſo iſt man nicht bemerkt worden, und muß ein ander Mal beſſer lärmen.

Nun ziehe man den Sperngucker hervor, muſtere zuerſt die nächſten Damen, dann das Parterre, und endlich, wenn noch Zeit übrig iſt, laſſe man ſeine Blicke auch auf die Bühne fallen. — Wenn man hinlänglich bemerkt hat, wie die Schauſpielerinnen angezogen ſind, ſo leihe man auch dem, was ſie ſagen, ein geneigtes Ohr. Doch da es eine Hauptregel und unvergängliche Mode in der guten Geſellſchaft iſt, daß nichts erſchöpft werde, ſo hüte man ſich ja, die Aufmerkſamkeit zu erſchöpfen. Man erhole ſich dann und wann durch ein intereſſantes Geſpräch mit der Nachbarin; oder man laſſe die Augen im Saal umher promeniren; oder man genieße à la glace, Aepfel und Kuchen, wobei der Marqueur anzuweiſen iſt, daß er mit den Theelöffeln gehörig klappere.

Hat man bis hieher die Regeln des guten Tons befolgt, ſo iſt das Uebrige leicht. Bei dem Stücke ſelbſt nämlich hat man blos darauf zu ſehen, von wem es iſt. — Heißt der Name des Verfaſſers Schlegel oder Göthe, ſo zolle man unbedingte Bewunderung, und halte jedes Mal die Hand vor, wenn man gähnen muß. Heißt er Schiller, ſo lobe man zwar auch; aber mit Einſchränkung, wovon man jedoch keinen Grund anzugeben braucht. Heißt er Iffland, ſo befleißige man ſich einer vornehmen Miene, und ſage, man könne ſich nicht für Familien-Verhältniſſe eines Kauf-

manns oder Hofraths interessiren. Heißt er Kotzebue, so lobe man einzelne Scenen, erwähne aber spöttisch der sogenannten Theater-Coups, von welchen man keine Definition zu geben braucht. Man darf ihm auch die Kunst, das Herz zu rühren, zugestehen, muß aber immer hinzufügen: Rührung sei nicht der Zweck des Schönen. Heißt endlich der Verfasser Collin, so klage man über Frost, und wickle sich, wenn es kalt ist, stumm in den Pelz.

Das ungefähr sind die Hauptregeln, die jedem, der nach der neuesten Mode in's Theater gehen will, zu wissen nöthig sind. Ist einer in zweifelhaften Fällen seiner Sache nicht gewiß, so war er freilich noch vor Kurzem besser daran, als jetzt; denn er durfte nur das Archiv der Zeit, oder den Kynosarges lesen, um im nagelneuesten Jargon über jedes Stück frischweg abzusprechen; seitdem aber diese beiden Journale zu Grabe gegangen sind, hat man auf andere Mittel denken müssen. Durch ein wenig Uebung nämlich wird man sich leicht die Fertigkeit erwerben, sechs oder acht Kunstjünger zu bemerken, die im Parterre aus allen Kräften zischen, so oft etwa das gerührte oder entzückte Publikum klatschen will; sie gehen auch wohl, wenn das Haus nicht gar zu voll ist, umher, und lassen ihre Samenkörnlein hie und da fallen. Auf diese gebe man wohl Acht: ihr Urtheil ist keinem Irrthum unterworfen, sie richten ohne Ansehen der Person, und sind so schlau, daß sie schon wissen, ob das Stück gut oder schlecht ist, ehe sie es noch

gesehen haben. Ueberhaupt rathen wir jedem (die seltenen Fälle ausgenommen, wo einer etwa selbst denken will), kein Stück eher zu loben oder zu tadeln, als bis er weiß, was die Wortführer des Publikums davon sagen. Dabei wagt er am wenigsten, und verletzt auch seine Bequemlichkeit nicht. Es fließt hieraus zum Schluß noch eine Hauptregel: „man gebe sich nie der Täuschung ganz hin, und vergesse nie, daß man vor einer Bühne steht. Man bleibe daher so kalt wie möglich, zergliedere jede Empfindung, schäme sich des Lachens wie des Weinens, und lobe nie, ohne auf der Stelle einen Tadel hinzuzufügen; denn sonst möchte die Welt denken, man verstehe das Ding nicht recht." — Hat man diese und alle obige Regeln treulich befolgt, so darf man kühn seinen Platz unter den modischsten Kennern der dramatischen Kunst behaupten.

Die Kunst, die Weiber treu zu machen.

Unter diesem Titel erschien im Jahre 1717 zu Paris ein Buch, das man beim ersten Aufschlagen für eine scherzhafte Neckerei halten möchte; aber der Verfasser hat die Sache in der That mit der größten Ernsthaftigkeit behandelt. Freilich sind seitdem beinahe hundert Jahre verflossen, und seine Rezepte haben, so viel man weiß, noch nichts geholfen; aber es ist die Frage: ob die vorgeschlagenen

Mittel bei den Weibern nichts gewirket haben; oder ob sie von den Männern nicht gehörig administrirt worden sind.

Was müssen denn also die Männer thun, um, wie der Verfasser sich ausdrückt, die Vergifter der Quelle ihrer Zufriedenheit (nämlich die Liebhaber) zu entfernen?

Erstens sollen sie nur Gattinnen von wahrhaft christlichen Eltern wählen, weder schön noch häßlich, weder prüde noch kokett; keine Gelehrte, keine Spielerin. Die Frau soll von geringerem, oder doch nur gleichem Stande sein. Wähle dir, sagt der Verfasser, einen Freund von höherer Geburt, eine Gattin von niedrigerer als die deinige; sonst vermählst du dich einem Herrn. — Gib deinem Weibe stets das Beispiel guter Sitten; forderst du Treue von ihr, so sei selbst treu. — Sage nie Zweideutigkeiten in ihrer Gegenwart, sei nie wollüstig im Gespräch. — Deine Laune bleibe sich gleich, wie vor so nach der Hochzeit. — Sei immer reinlich; übertreibe diese Tugend allenfalls ein wenig. — Gewöhne sie nicht an allzu feine Aufmerksamkeiten; sie fordert sonst bald deine Güte als Pflicht. — Ueberrede sie, daß alle Liebhaber flatterhaft und indiskret sind. (Ja, wenn sich so etwas nur überreden ließe!) — Mache ihr weiß, die galanten Frauen, deren Intriguen die ganze Welt kennt, würden unschuldig verleumdet; dann verliert sie die Lust, es solchen nachzuthun. — Rühme ihr oft die Weisheit der Gesetzgeber, welche treulose Weiber hart bestrafen. — Habe

unbestechliche Bedienten, die nur deinem Interesse ergeben sind. (Wie bekommt man die?) — Kaffeeschwestern und Witwen laß nicht in dein Haus kommen. Die Witwen sind zu unterrichtet, dringen sich gern zu Vertrauten auf, und lösen zuweilen der Gattin Räthsel, die besser ungelöst bleiben.

Man muß bekennen, daß diese Lehren manches sehr Gute und Brauchbare enthalten; das meiste gilt aber eben sowohl von der Frau gegen den Mann, als von dem Manne gegen die Frau. Eine Gattin, die immer gleicher Laune, immer reinlich ist, und eine gewisse zarte Anständigkeit, trotz dem genauesten Umgange, nie verletzt, kann wohl ziemlich sicher auf die Treue ihres Mannes rechnen.

Was soll denn aber nun geschehen, wenn jene Regeln alle befolgt wurden, und die Frau dennoch strauchelt? — Antwort: Anfangs mache man ihr sanfte Vorstellungen. Helfen die nicht, so reiche man ihr nur die Lebensnothdurft, versage ihr jedes Vergnügen, und besonders den Putz. Dann drohe man, und endlich sperre man sie ein. Verharret sie, Trotz alle dem, so ist sie, sagt der Verfasser, ein eingefleischter Teufel; sie ist nicht werth, daß man sich ihretwegen betrübe, man jage sie fort.

Ehe es aber zu solchen Extremitäten kommt, kann man noch eine kleine Kriegslist anwenden, die wirklich nicht übel ausgedacht ist. Der Mann suche insgeheim, und ohne daß es merklich wird, zu erfahren, was etwa seine Frau in die-

ser oder jener Gesellschaft, in welcher sie sich ohne ihn befand, gethan und gesprochen; dann erzähle er seiner Frau am andern Morgen mit lachendem Munde, daß sie die Gewohnheit habe, im Schlaf zu reden, und zum Beweise wiederhole er die gestern gesprochenen Worte. Wenn diese List einige Male mit Glück angewendet wird, so wird die Frau sehr bald überzeugt werden, sie rede wirklich im Schlafe; und ist sie nur davon erst einmal überzeugt, so wird sie, aus Furcht, sich selbst zu verrathen, manches unterlassen.

Das ungefähr ist der Inhalt jenes seltsamen Büchleins, welches mehrere Auflagen erlebt und nichts gewirkt hat. Hin und wieder ist es mit artigen Anekdoten durchwebt, wovon wir schließlich hier eine zum Besten geben.

Am Theetisch einer Marquise rühmte man die Thaten des Marschalls von Sachsen. »Nun ja,« sagte die muntere und schöne Wirthin, »er hat die Feinde des Staats besiegt, konnte aber seine Leidenschaften nicht überwinden. Er hat Schlachten gewonnen; ich habe mehr gethan: denn ich liebte ihn, und habe ihm widerstanden. Er hat nur unsere Provinzen vertheidigt, ich aber meine Tugend.« — Uns dünkt, sie hatte Recht.

Akrostichon.

Es ist ein Akrostichon auf Bonaparte erschienen, das heißt: Verse von so vielen Zeilen, als sein Name Buchsta-

ben hat, und jede Zeile fängt ſich mit Einem dieſer Buchſtaben an, ſo, daß am Ende der ganze Name auf dem linken Flügel ſteht. In der erſten Zeile wird er mit Brutus verglichen, der das Joch der Könige abſchüttelte; in der zweiten mit Octavius, der den Janustempel ſchloß; in der dritten mit Numa, der die Religion auf Politik gründete; in der vierten mit Annibal, der neue Pfade bahnte; in der fünften mit Perikles, der über die Marats von Athen triumphirte; in der ſechſten mit dem tapfern Alexander; in der ſiebenten mit Romulus, der den Grund zu der Römer Größe legte; in der achten mit Titus, und da für die neunte Zeile noch ein E übrig iſt, ſo wird es zu einem Und benutzt (Et). Alles das iſt jetzt vereinigt in einem einzigen Helden. — Schade, daß der Name Bonaparte nicht noch ein Dutzend Buchſtaben mehr enthält! wir hätten ſonſt gewiß noch ein Dutzend Helden des Alterthums vorüberziehen und ſich demüthig verbeugen ſehen.

Warnungstafel.

Mit großen Buchſtaben werde darauf geſchrieben

Lacrimas.

Ein Schauſpiel, herausgegeben von A. W. Schlegel. Dieſer Herr Schlegel hat wohl zuweilen geſehen, daß man den kleinen Kindern bunte Nürnberger Bilderchen

gibt, und ihnen weis macht, es wären Gemälde. Da er nun bekanntlich das ganze Publikum für kleine Kinder, und sich allein für den Präcepter hält, so wirft er hier ein solches Bildchen unter sie, und sagt in einem Sonnet: es wolle ihm gemuthen, daß seines Freundes Dichtung gleich einer Ananas sei. In unserm Himmelsstrich wächst die Ananas — wir wissen wo und worauf; und in dieser Rücksicht gleicht die Schlegel'sche Ananas allerdings der echten. Der Verfasser des Lacrimas verdient jedoch blos Mitleid, weil er wirklich unter diejenigen gehört, welche von den Gesetzen für personas miserabiles erklärt, und der Vormundschaft empfohlen werden; aber Herr Schlegel, der, blos um sich einen Spaß zu machen, das Publikum so verhöhnt, der verdient Züchtigung: denn es ist geradezu unmöglich, daß ein Mann von Herrn Schlegel's Geist im Ernst etwas ganz Verrücktes loben und anpreisen könne. — Da kein vernünftiger Mensch diesen schön gedruckten Lacrimas durchlesen wird, der Verfasser aber nun einmal, zum Besten des Publikums, den bittern Kelch geleert hat, so will er den Leser mit kurzen Worten in den Stand setzen, zu beurtheilen, wie die Schlegel'sche Ananas riecht und schmeckt. — Man beliebe sich zuerst mit ihm in einen Garten bei Mallaga zu versetzen. Ismene, ein liebesieches Mädchen, spazirt am Meeresufer, sieht auf den Wellen Levkojen und Jasmin blühen, und der Meerschaum kommt ihr vor, wie Hyazinthen und Rosen. Die See ist also ein Garten.

Aber gleich darauf fällt es ihr ein, daß die See eigentlich eine Straße iſt, auf der ſie zu ihrem geliebten Lacrimas kommen möchte. Doch der Wellen Blumenhülle trügt; die Fluten ernten Thränen von ihr, und nun iſt die See auf einmal eine Laute (ein muſikaliſches Inſtrument). Man ſieht aus dieſem erhabenen Unſinn, daß es der guten Ismene gegangen iſt, wie der armen Gräfin Orſina. Lacrimas hat ſie verlaſſen. — Florio kommt, ihr Vetter, aber eigentlich nicht ihr Vetter, ſondern nur ein angenommener Sohn ihres Oheims. Der erinnert ſich eines ganz beſondern Knabenſpiels, welches er oft getrieben hat; er ſprach und ſpielte nämlich mit Sonnenſtrahlen (vermuthlich hat des Verfaſſers Kopf dasſelbe Spiel etwas zu keck getrieben) und darum ſehnt er ſich nach dem Vaterlande. Er hat ein Schiff im Hafen geſehen, deſſen blühende Gewande (die Segel) am Maſte gehangen haben, wie am Nacken der Schönſten aus dem Morgenlande. Schwerlich wird die Schönſte aus dem Morgenlande es ihm Dank wiſſen, daß er ihren Nacken mit einem Maſtbaum vergleicht. Florio möchte gar gern nach Afrika zurück, weil er dort ein Mädchen kannte, die ein blühender Mond iſt; aber er fürchtet ſich nur, ſeinen Pflegevater Antonio zu betrüben. — Maria, Ismenens Mutter, wünſcht zu wiſſen, was dem Mädchen fehlt, erfährt aber nichts. — Jetzt zeigt der Schauplatz den Hafen zu Malaga, Lacrimas erſcheint und ſagt:

Mein Auge träumt, es habe sich gepflücket:
Auf süßer Flur, die ihre Wimpern schließen,
Ein keimend Aug', aus dem ihr Bild wird sprießen.

Aus Sehnsucht nach Ismenen ist er zurückgekommen. Diarmandas, sein Gefährte, kommt mit einer Sklavin Delphine, die schön singt, und die er dem Sultan bestimmt hat. Er ladet Lacrimas zur Ruhe in eine nahe Burg, und hofft auch, daß die trauernde Delphine sich dort erholen werde. Er sagt:

Der Wangen rother Duft will schwinden,
Sie senkt den weißen vollen Hals,
Und sollte nicht, statt des Verfalls, (wie poetisch)!
Ihr Reiz dort neue Nahrung finden?

Jetzt wieder Ismenens Garten, wo sie herumgeht und der Wolken Sehnsuchtklänge sieht! Die See, die ihr Anfangs ein Garten, eine Straße und eine Laute war, ist nun eine Brücke geworden. — Lacrimas, der Ersehnte, Erseufzte, kommt, und die Liebende empfängt ihn mit diesen feurigen Worten:

O Lacrimas! darfst du auf's neu hier steh'n?

Er versetzt: der Schmerzen Heer hab' ihn in starken Massen umgeben; sie bleibt ihm nichts schuldig, und hat den Harm in Klageliedern grünen lassen. Sie kann nirgends bleiben, wo ihre Augen nicht bei den seinigen gasten (zu Gaste geben). Er bittet, die Seele seiner Lippen zu dem Mahle der ihrigen geben zu lassen, und küßt sie. Die Eltern kommen und sind in nicht

ſchwachem Grade erfreut. Lacrimas verſpricht, ſich in ihrer Nähe anzukaufen. Ismene wird ihm verlobt; er bleibt aber dennoch ſchwermüthig. — Hierauf Florio allein. Er ſagt, er ſei ein Quell von Steinen umſchloſſen, er habe in der Ferne einen ſchönen unſichtbaren Mund aufblühen hören! (Er hörte nämlich Delphinen ſingen.) Die Töne ſind auf ihn, den Quell in Klippen, gefallen, da ſind die Felſenbande geflohen; der ſüße Ton drehte ſich in ihm wie Räder in den Flüſſen, und ſeine Sehnſucht wand ſich um die Schaufeln*). — Jetzt befinden wir uns vor dem Schloße Sandoles. Delphine ſingt auf dem Balkon; Florio hört ihr zu; ſie merkt endlich, daß es ſich unten regt, wie eine Schar Roſen. Auch er ſingt. Sie iſt bewegt, verſichert aber, daß ihr Herz ſchon verſagt ſei. — Im zweiten Akt ſchlummert Ismene im Garten; die Mutter will ſie nicht ſtören, weil ihr Schlaf erſt in ſeiner Jugend iſt. Sie ſpielt ganz unausſtehlich mit den Worten Leben und Blumen. Lacrimas kommt und macht es ihr nach, mit den Worten: Frevel und Friede; und — gleich, als hätten ſich alle Drei das Wort gegeben — erwacht Ismene, und thut das nämliche mit den Worten: Eltern und Liebe. Man muß dieſe ſublim unſinnigen Stellen ſelbſt nachleſen; ſie ſind

*) Da es dem Leſer vorkommen möchte, als ſei es gar nicht möglich, ſo viel Unſinn in einer einzigen Ananas zuſammen zu pfropfen, ſo verſichert der Verfaßer ein- für allemal, daß er gewiſſenhaft und wörtlich citirt.

zu lang, um ausgezogen zu werden. Sie bittet endlich Lacrimas, er soll sich ihr entgegenranken. Er thut es, ist aber traurig. Sie will mit ihm zur Flur der Wehmuth eilen, und umarmt ihn, so, daß ihre Locken ihn umgeben. — Vor dem Schlosse Sandoles erfährt jetzt Florio von dem Schiffer Gualib, daß sein Herr Delphinen von einem afrikanischen Schiffe gekauft hat. Weiter weiß er nichts von ihr. Delphine kommt selbst, und es wird erstaunlich viel von Blumen geschwatzt. — Von da wandeln wir wieder zu Jsmenens Garten, wo Lacrimas seiner jungen Frau endlich die Ursache seiner Schwermuth entdeckt. Er ist nämlich ein Afrikaner, ein Heide; er hat sie betrogen, und muß zurück. Sie klagt: kaum habe sie seine Liebe endlich gekostet, so wolle die selige Flut sie schon verlassen. Ihre Liebe lasse sich aber nicht verwüsten, ihre Arme nennen ihn wieder den ihrigen, sie thut ihm den Busen willig offen, und will mit ihm ziehen. Darauf wünscht der wackere Heide, daß Christus dem Verein seinen Segen geben möge. Man erfährt übrigens aus dieser Scene, daß zwei Sultane in Afrika Feinde waren; der treue Vezier Zumrud versöhnte sie durch ihre Kinder, Amigad, den Sohn des einen, und Dilnna, die Tochter des andern. Ein feindlicher Ueberfall nöthigt den Vezier, die Kinder auf ein Schiff zu senden; und, als die Gefahr vorüber ist — sind sie fort mitsammt dem Schiffe.

Lacrimas, der eigentlich Abdelasis heißt und für des

Veziers Sohn gilt, wird vom Vater geschickt, die Verlornen zu suchen. Statt ihrer fand er Ismenen, konnte zwar nicht lange bei ihr verweilen, kam jedoch durch List bald zurück. Nun hat er aber kein Geld mehr, und es ist nothwendig, Rekruten aus Afrika zu holen, um das gekaufte Schloß damit zu bezahlen. — Wir werden an den Hafen versetzt, sehen Delphinen und das Gepäck wieder einschiffen, und auch Florio überredet den Schiffer, ihn, als Morgenländer verkleidet, mitzunehmen. — Der dritte Akt spielt in Afrika. Der Vezier, oder jetzt Bassa, Zumrud, empfängt seinen Sohn und dessen Gefährten, die zwar die Verlornen nicht gefunden haben, doch statt deren eine reizende Sklavin (Delphinen) für den Sultan mitbringen. Bleib mit dergleichen Trost zurück, sagt Zumrud, der mir gar wenig dienen mag. Es wird aber doch beschlossen, zum Sultan zu reisen. — Ismene, jetzt Gulendam, lustwandelt mit Lacrimas in den Gärten des Bassa, und er versichert sie, daß er um ihretwillen zu Thränen geworden (ein elendes Wortspiel mit Lacrima). — Ihr fehlt nichts als ein Kreuz, an welchem sie beten könne. Das verspricht er ihr. — Florio zeigt sich als Sklav und Gärtner. Dann erfährt man von Zumrud, daß er in Delphinen die verlorne Dilnua ahnet. Hirten bewahrten einst Dilnua; Beduinen raubten sie, und verkauften sie an Korsaren, folglich u. s. w. Um auch noch den verlornen Amigad zu finden, will Zumrud nun selber fort, und Lacrimas soll indessen an seiner Statt herrschen. — Florio hat erfahren,

daß Delphine nach der Residenz des Sultans gebracht werden, und beschließt auch dahin zu entfliehen. — In diese Residenz werden wir nun versetzt. Delphine zeigt sich auf dem Balkon, und will hinaus, den Frühling zu bewillkommen. Hiezu will sie sich folgendergestalt kleiden (hier können die Damen Geschmack lernen!): Um das Haar, und wohl zu merken, um das Haupthaar (sie bestimmt es ausdrücklich), will sie einen himmelblauen Sammt winden, einen Florschleier mit Silber durchwirkt, eine goldene Blume in die Binde gesteckt, die Wimpern will sie roth färben, den Busen soll nur ein leichter dünner Schleier bedecken, der Gürtel wird grün gewählt, die Beinkleider von rosenrothem Atlas; dann will sie noch Juwelen um die Knöchel schlingen, und so herausstaffirt den Gebieter begrüßen. — In einem öffentlichen Garten, in der Residenz des Sultans, feiern die Leute das Haraphat-Fest. Florio ist da als Blumenverkäufer, der Vezier, verkleidet, und Temim, ein Greis. Dem letztern gibt Florio seine Früchte gratis: und weil du willst so artig denken, sagt Temim, sie ohne Zahlung mir zu schenken u. s. w., so will er auch der Vertraute seiner Liebe werden. Da er erfährt, daß die Geliebte eine Dame aus dem Palaste ist, den er gerade mit behütet, so bestellt er ihn in das Wäldchen, um mit dem Beil Gänge hineinzuschlagen. Dort sieht ihn nun Delphine, und findet ihn trotz ihrer ältern Liebe, so reizend, daß sie gleich nach beiden Jünglin-

gen Reiz fühlt. Er hat eben eine Cipresse umgehauen, und sie ergetzt sich daran, wie die sterbende Cipresse ihre sinkende Krone noch einmal an seiner Wangen Blumenbeete lehnt (wie stark muß dieser Florio sein, wenn er eine ganze Cipresse mit der Backe stemmt;) auch gewinnt sogar das Beil in seiner Rechten hohe Schönheit. — Sie nähert sich ihm, Blumen begießend; und o! welch Wunder! indem sie das Wasser ausgießt, wird er gewahr, daß ihre Augen einen Regenbogen hineinmalen. Er redet sie im gewöhnlichen Stil an. Sie entflieht zwar, ist aber entschlossen, die Seinige zu werden, wenn er den Lockungen ihrer Vertrauten, die sie dazu instruirt, zu widerstehen vermag. — Wir fliegen wieder hinüber zu Ismenen, die Heimweh hat, und sich wundert, daß der Wurm der Zeit die Lust der Seele so stechen kann. Sie fühlt, daß der Reue Schmerz der Wonne Flächen umwächst. — Rasch flattern wir wieder in des Sultans Gärten, wo abermals ein Fest, das Ramadan-Fest, gefeiert wird. Hier nun will Delphinens Vertraute abgeredetermaßen den Florio verführen. Sie bittet ihn, ihr zu leihen seines Mundes junge glühende Korallen, sie drohet sogar; aber alles umsonst. Hierauf beschließt Delphine, sich ihm zu ergeben. — Der Vezier wird von Temin auf die Spur gebracht, daß Florio wohl der verlorne Sohn Amigad sein könne. Florio's Pflegevater allein kann dies Räthsel lösen, und er überredet Lacrimas nach Spanien zu schiffen, um ihn

her zu holen. Damit aber Lacrimas nicht etwa selbst dort bleibt, muß er seine Frau als Geißel zurücklassen, worüber denn diese natürlich außer sich ist. — Im vierten Akt kommt nun Lacrimas wirklich wieder zu seinen trauernden Schwiegereltern, und überredet sie, sammt Antonio mit ihm zu reisen, doch ohne zu wissen, wohin, und ohne darnach fragen zu dürfen. — Durch einen Wink des erhabenen Dichters werden wir wieder nach Afrika versetzt, wo Delphine sich einstweilen vom Scheitel bis zur Sohle ihrem Jüngling weiht, und sich wundert, daß die Freude sie so mit Schmerz bestreue: Ismene aber der Rückkehr des Gatten in komischer Verzweiflung harrt. — Doch endlich bringt Lacrimas sie glücklich alle zusammen. Die Entwicklung ist folgende: Antonio war einst Sklav in Afrika, liebte ein mohrisches Mädchen, und zeugte einen Sohn mit ihr. Die Mutter starb, er floh, sein Schiff gerieth in Kampf mit einem Seeräuber, man enterte, er fand auf dem feindlichen Schiffe einen schwer verwundeten Jüngling, gab dessen Halsgeschmeide seinem Sohn in Verwahrung, und ließ den Verwundeten in sein Schiff hinüber schleppen, worauf beide Schiffe sich plötzlich trennten, sein Sohn auf dem Raubschiffe blieb, er aber nun diesen jungen Fremdling statt seines Sohnes mit sich nahm. Das Halsgeschmeide in Lacrimas Händen beweist nun, daß Florio der verlorne Amigad, Lacrimas aber Antonio's Sohn ist, folglich ein Spanier, ein Christ. Damit aber der arme Vezier nicht leer ausgehe, so entdeckt er, daß er selbst den Florio oder Ami-

gab mit der verſtorbenen Sultanin, auf Rechnung ihres Ehegemahls, in die Welt geſündigt hat, bittet ſich aber aus, dieſen kritiſchen Umſtand zu verſchweigen. So werden denn die guten Leutchen ſammt und ſonders glücklich. — Eine Probe von dem hohen und künſtlichen Dichterflug des Verfaſſers ſind wir dem Leſer noch ſchuldig:

Lacrimas.

Was iſt das? du Geliebte willſt von dannen?
Mich von dir bannen? und dich von mir trennen?
Um dies Wegrennen kannſt du triumphiren?
Ach, wie betrübte Zeiten hier begannen!
Da mir ſonſt Thränen rannen, die's gewönnen,
Mich zu entbrennen, dich hieher zu führen, u. ſ. w.

So geht es ein paar Seiten lang fort. — Zuweilen läßt der Dichter ſich aber auch ſehr zu unſeren gemeinen Naturen herab. Z. B.

Du mußteſt dich zum Ufer wagen,
Damit die Schiffer dir's erzählen;
Und mir wirſt du's doch nicht verhehlen,
Was ſie dir wohl zur Nachricht ſagen?

oder

Ich bin zu ſicher; darum ſage,
Was dächteſt du zu dem Vorſchlage?

u. dgl. mehr. — Es verſteht ſich von ſelbſt, daß es dem Verfaſſer nie eingefallen ſein würde, einen ſo über alle Maßen ſauren Holzapfel ſo umſtändlich zu zergliedern, wenn nicht der große A. W. Schlegel ſo unverſchämt ge-

wesen wäre, ihn als eine Ananas aufzutischen. — Wer nun noch jemand an diesen Wundermann glauben?

Die Winde.

De la Coudrave hat eine Theorie der Winde und der Wellen herausgegeben, welche den alten Spruch: »du hörest sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt, noch wohin er fährt," gänzlich zu Schanden macht. Die Akademien zu Dijon und Kopenhagen haben diese Abhandlungen gekrönt. Es läßt sich hier weiter nichts davon sagen, als daß, nach Coudrave's Theorie, die Sonne alle Winde hervorbringt, und daß wir uns also den Boreas in Zukunft unter der Gestalt des Phöbus denken müssen. Wer wissen will, wie die Sonne das anfängt, der muß es im Buche selber lesen, denn selbst ein gedrängter Auszug würde zu viel Raum einnehmen. Im zweiten Memoire untersucht der Verfasser, welchen Naturgesetzen die wellenförmige Bewegung der Gewässer angehöre, und beweist, daß die Größe der Wellen mit der mehr oder minder großen Ausdehnung des Meeres zu- und abnimmt. —

Wirkung der Kritik.

D'Alembert schrieb 1765 ein Werk über die Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich, wegen dessen er von Beccaria und Diderot große Lobsprüche erhielt. Der erste meinte sogar: es werde auf die Nachwelt denselben Eindruck machen, den wir empfinden würden, wenn uns Tacitus ein Werk über den Einfluß und die Intriguen der Augurn hinterlassen hätte. D'Alembert war aber nicht unpartheiisch, wie er von sich schon auf dem Titel seines Buches rühmte. Er haßte die Jesuiten. Das Warum hat neuerlich Delalande aufgedeckt. Das Journal de Trevoux nämlich, von Jesuiten dirigirt, tadelte die Encyklopedie, und folglich d'Alembert, bitter. Die Encyklopedisten rächten sich, indem sie Jener Schulanstalten verschrieen; der Pater Tholomus antwortete darauf in einer öffentlich gehaltenen Rede, und führte eine Stelle aus dem Cicero an, die d'Alembert so auslegte, als habe man ihm seine Herkunft vorrücken wollen. Er schrieb deshalb einen sehr heftigen Brief an die Jesuiten; sie ließen ihn drucken. Er überredete Montucla und andere junge Enthusiasten, ihre Patente als Akademisten auf eine unartige Weise zurückzuschicken; und weil Delalande damals diesem Beispiele nicht folgen wollte, so schmollte d'Alembert zwanzig Jahre lang mit ihm. — Daß doch die größten Geister aller Nationen gar keine Kritik vertragen können, und alsobald dadurch in kleine Menschen verwandelt werden!

Der große Corneille und der große Göthe.

Warum wirft man Göthe so oft vor, daß er Erbärmlichkeiten in Schutz nehme, oder oft wohl zuweilen selbst etwas Erbärmliches bringe? Ist es etwa dem großen Corneille besser ergangen? Man sehe doch z. B. sein Traumstück Clitandre. Es beginnt mit zwei Projekten zu Meuchelmorden. Durch einen außerordentlichen Zufall gelingen beide nicht. Die Meuchelmörder, ein Jüngling und ein Mädchen, irren einzeln im Walde umher, finden sich nach einer Menge von Zwischenfällen, und — was nur im Walde sehr natürlich sein kann, auf der Bühne aber ein wenig zu natürlich — der Jüngling, der schon längst das Mädchen liebt, will die Gelegenheit benutzen. — Glücklicherweise liebt das Mädchen ihn nicht wieder; sie vertheidigt sich also, sticht ihm mit einer Kopfnadel ein Auge aus, und entflieht. Der arme Einäugige beweint sein Unglück mit dem andern Auge, und erzählt, wie ihm das Blut aus einem Auge in's andere laufe,

Et lui tient lieu de pleurs
En de si grands malheurs.

Er ist in Verzweiflung, seine grausame Geliebte nicht wieder finden zu können, die er jetzt so verabscheut, daß er sie umbringen möchte. Ihr Götter! ruft er:

Dieux! ne me traitez pas avec tant de rigueur
Que mon feu ni mon fer ne touchent point son coeur.

Ein Gewitter zieht herauf, es donnert. Der Einäugige überredet sich, daß seine Drohungen die Welt erzittern machen. »Das Weltauge,« meint er, »habe einen schwarzen Schleier vorgehängt, weil es sich vor ihm fürchte, und hundert dicke Wolken distillirten Thränen, um ihn zum Mitleid zu bewegen.« — Jetzt erscheint ein Königssohn, den der verdammte Einäugige auch ermorden will; aber das Mädchen kommt dazu und vertheidigt den Prinzen. Alle zusammen werden arretirt und vor den König gebracht, der den Einäugigen bestraft und das Mädchen begnadigt, ja sie sogar dem ehrlichsten Manne an seinem Hofe zur Frau gibt, diesem nämlichen Clitandre, von dem das Stück den Namen führt. Dieser Clitandre liebt aber eine andere, die ihn verabscheut, und heirathet nun eine, um die er sich nie bekümmert hat. Der König übergibt ihm die Meuchelmörderin mit den Worten:

— Pour punir sa faute criminelle
Lui defend désormais de se montrer cruelle.

Ein wunderlicher Scherz für einen König und Richter. Das beliebte nun Corneille 1630 (also zehn Jahr vor Erscheinung des Cid), eine Tragödie zu nennen: offenbar eine Art Alarcos, welchen 1802 Göthe eine Tragödie zu nennen beliebte. Freilich waren 1630 andere Zeiten, als jetzt. Man spielte damals eine Circe, in welcher Pluto, als er vernimmt, daß der drohende Ulysses lebend in sein Reich dringen werde, sich mit dem Gedanken tröstet:

Mais que pourroit il faire avec tout ses efforts?
Il ne sauroit tuer en enfer que des morts.

Damals wurden die Stücke noch in einer Nacht gemacht, und die Schauspieler kauften sie für drei Thaler, und trommelten dann vor ihrer Thür, um Zuschauer herbeizulocken. Göthe trommelt nicht zu seinem Hoftheater, er schlägt die griechischen Pauken.

Moden.

Da für einen Mann nichts interessanter auf der Welt ist, als das schöne Geschlecht, und wiederum für das schöne Geschlecht nichts interessanter als der Putz, so folgt daraus klar, daß überhaupt das ganze menschliche Geschlecht keinen wichtigern Gegenstand für seine Aufmerksamkeit kennt, als die Moden, und zwar von dem alten Peplos der Griechinnen und Flammeum der Römerinnen bis zu dem neuesten Ballkleid der Madame Recamier; vom sträubenden Haar der Bacchantinnen, bis zu den tausend Ringellöckchen unserer Schönen; von den Sandalen bis zu den niedlichen Schuhen, die sich jetzt nicht mehr, wie die Schlittschuhe, krümmen; von der Purpurfarbe bis zu der des erstickten Seufzers *). Sollten wir Bedenken tragen, auch zu-

*) Soupir etouffé heißt bekanntlich ein hübsches Lila-Wiener-Hundchen.

weilen über eine Sache zu sprechen, der wohl eher so mancher Tiefgelehrte Zeit und Nachtruhe opferte? Wir besitzen gründliche und mühsam gesammelte Nachrichten über die Länge der Stecknadeln, deren sich die Weiber der Senatoren und Konsulen bedienten, über die Breite der Frangen auf ihren Tuniken, die Anzahl und Beschäftigungen ihrer Zofen, die Form ihrer Spiegel u. s. w. Grossen Gelehrten verdanken wir interessante Details von den Toiletten der Prinzessin Helena, die Herzen und Städte in Brand steckte; der Königin Semiramis, die so reizend im Puderhemde war, daß sie einen Aufruhr stillte, indem sie sich so auf dem Balkon ihres Palastes zeigte; der Königin Berenice, deren schönes Haar man unter die Sterne versetzte; der Königin Kleopatra, deren feiner Geschmack in der Kleidung weltkundig ist, und der Kaiserin Poppea, die durch ihre Milchbäder, ihre Eselinnenherde und alle ihre Toiletteageheimnisse so berühmt geworden ist.

Wir möchten daher auch gern zuweilen ein Wörtchen über die Moden sprechen; aber du lieber Himmel! da ist das Modejournal in Weimar, und das Modejournal in Leipzig, und das Modejournal in Frankfurt, und Gott weiß wer sonst noch, die fischen uns die neuen Moden immer vor dem Munde weg, und es bleiben uns nur die alten übrig. — Je nun, auch gut! Die vorjährigen freilich, oder die vorzehnjährigen wollen wir ruhen lassen; denn die werden nicht eher interessant als nach hundert Jahren, wie eine Spinne in eine Schachtel gesperrt,

nach hundert Jahren ein Diamant wird. Aber von den uralten Moden wollen wir dann und wann etwas erzählen; die neuen kennt ja ohnehin jedermann. — Unter Karl VI. trugen die Damen Mützen wie Zuckerhüte; auf die Spitze derselben steckten sie einen Schleier, der, nach dem Range der Damen, mehr oder weniger lang herabhing. Unter Franz dem Ersten trugen sie kleine Hüte mit Federn, und von Heinrich II. bis zu Ende der Regierung Heinrich's IV. kleine Kopfzeuge mit Aigretten. Als unter Franz II. die Männer zu finden glaubten, daß ein dicker Bauch majestätisch sei, fanden die Damen sogleich das nämliche von einem dicken H—, und drei oder vier Jahre hindurch sah man nichts als falsche H—. Zu der nämlichen Zeit schienen die Frauenzimmer sich gar nicht mehr um ihr Gesicht zu bekümmern: sie nahmen loups vor, eine Art von Maske, und weder auf Straßen noch Spazirgängen, weder bei Besuchen noch sogar in der Kirche, sah man sie anders als en masque. Hierauf folgten Schminke und Schönpflästerchen, die denn freilich nur eine andere Art von Maske waren. Dann kamen die hohen Kopfzeuge mit Etagen, wie Orgelpfeifen, so daß die Köpfe in der Mitte des Körpers zu sitzen schienen. Das währte so lange, bis einst zwei Engländerinnen im Jahre 1714 nach Versailles kamen, um Ludwig XIV. speisen zu sehen. Als sie in den Saal traten, und man ihre niedrigen Kopfzeuge bemerkte, entstand ein brouhaha! Der König fragte, was es gäbe? besah die Engländerinnen sehr ernsthaft, wendete sich dann zu den gegenwärtigen Damen

und sprach: »Wenn ihr vernünftig wäret, ihr würdet auch etwas Anderes aufsetzen.« — Mehr bedurfte es nicht, um auf der Stelle eine große Kopfrevolution zu bewirken. Die ganze folgende Nacht wurde gearbeitet, um die Kopfgebäude zu demoliren, zwei Stockwerke mußten sogleich herunter, und vom letzten folgte bald noch die Hälfte. Der König bezeugte seine Zufriedenheit, und fand die Damen jetzt weit hübscher. Natürlich flog nunmehr die neue Mode vom Hofe in die Stadt, aus der Stadt in die Provinzen, und die sich vormals am höchsten aufgethürmt hatten, konnten jetzt am wenigsten begreifen, wie es möglich gewesen sei, sich so zu verunstalten.

Eldorado.

Dies schöne Ländchen ist aus Voltaire's Candide bekannt. Doch erinnern sich vielleicht nur noch Wenige, daß es eine Zeit gab, wo man dies Fabelreich zuversichtlich an den Ufern des Oronoko suchte, und von dessen Existenz sehr fest überzeugt war. Niemand hatte es gesehen, aber Jedermann wußte die seltsamsten und lockendsten Dinge davon zu erzählen. Lange war man über den Ursprung dieser Fabel zweifelhaft, doch endlich wurde er in einem Briefe eines gewissen Ferdinand Oviedo entdeckt, welchen derselbe im Jahre 1543 an den Kardinal Bembo schrieb, und aus welchem wir hier einen Auszug liefern.

»— Nicht blos um den Zimmtbaum zu ſuchen, iſt Gonzalo Pizarro ſo weit vorgedrungen, ſondern auch, um wo möglich, einen mächtigen Fürſten kennen zu lernen, der El Dorado heißt (der Vergoldete) und von dem ſehr viel geſprochen wird. Man ſagt, er erſcheine ſtets vom Kopf bis zu den Füßen, zwar nackend, aber über und über mit Goldſtaub beſtreut. Dieſe Kleidung hält er für die ſchicklichſte; ein Kleid von Goldplatten findet er zu gemein. Des letzteren könnte man ſich ja täglich bedienen, ohne es abzunutzen; aber das erſtere ſei weit koſtbarer und folglich königlicher, da er ſich jeden Abend baden und jeden Morgen neuen Goldſtaub verſchwenden müſſe. Des Morgens läßt er ſich den ganzen Leib mit einem wohlriechenden Harz oder Oel einreiben, und dann wird er ſo lange gepudert, bis er ausſieht wie eine Statue, die eben aus den Händen eines geſchickten Goldſchmieds hervorgeht. Ew. Eminenz können denken, wie reich das Land ſein muß, über welches dieſer König herrſcht.«

Ein Gedicht von Maria Stuart.

Unſer vortrefflicher Schiller hat uns Maria Stuart nicht liebenswürdiger gezeichnet, als ſie wirklich war, wenigſtens einſt war; ob ſie es immer geweſen? davon ſei hier nicht die Rede. Es gab eine Zeit, wo ihr ſchöner Buſen die zar-

testen Gefühle hegte, wo auf ihrer Wange Jugend und in ihrem Herzen Unschuld blühte. Damals war sie auch Dichterin, von holder Schwärmerei begeistert. Man hat noch von ihr ein lieblich düsteres Abschiedslied, welches sie dichtete, als sie das geliebte Frankreich verlassen mußte. Doch ist die Authenticität desselben nicht so erwiesen, als die eines schmelzenden Klaggesanges, den uns Brantome aufbewahrte, und der bei dem Tode ihres jungen, von ihr angebeteten Gemahls, Franz des Zweiten, aus ihrem zerrissenen Herzen floß. Wir liefern hier das Original ohne Uebersetzung, da schwerlich irgend eine die rührende Einfalt desselben erreichen könnte.

En mon triste et doux chant,
D'un ton fort lamentable,
Je jette un oeil tranchant
De perte irréparable;
Et en soupirs cuisans
Passe mes meilleurs ans.

Fut il un tel malheur
De dure destinée,
Ni si triste douleur
De Dame fortunée,
Qui mon coeur et mon oeil
Vois en bierre et cercueil?

Qui en mon doux printems
Et fleur de ma jeunesse,
Toutes les peines sens
D'une extrême tristesse,
Et en rien n'ay plaisir,
Que regrets et désirs.

Ce qui m'estoit plaisant,
Ores m'est bien dure;
Le jour le plus luisant
M'est nuit noire et obscure,
Et n'est rien si exquis
Que de moy soit requis.

Pour mon mal estranger
Je ne m'arreste en place;
Mais j'en ay beau changer,
Si ma douleur j'efface,
Car mon pis et mon mieux
Sont me plus déserts lieux.

Si en quelque séjour,
Soit en bois ou bien en prée,
Ou soit pour l'aube du jour,
Ou soit pour la vespree,
Sans cesse mon coeur sent
Le regret d'un absent.

Si parfois vers ces lieux
Viens à dresser ma veüe,
Le doux trait de ses yeux
Je vois en une nüe;
Soudain je vois en l'eau
Comme dans un tombeau.

Si je suis en repos,
Sommeillant sur ma couche,
J'oy qu'il me tient propos,
Je le sens qu'il me touche;
En labeur, en recoy
Toujours est prest de moi.

Mets chanson ici fin
A si triste complainte,
Dont sera le refrein
Amour vraye et non feinte;
Pour la séparation
N'aura diminution.

Die asiatischen Weiber sind doch wohl besser daran, als die europäischen.

Vor zwei oder drei Jahren hielt sich ein Indier zu London auf, der Mirza-Abu-Taleb-Khan hieß. Er war in der Provinz Oudè von mahomedanischen Eltern geboren, und verrieth schon jung Talent und Geist in Diensten des Nabobs. Aus dieser zog ihn die englisch-ostindische Kompagnie, 1799 kam er nach London, wo er bei Hofe vorgestellt, und in die besten Gesellschaften eingeführt wurde. Er gefiel allgemein; denn er war eben so liebenswürdig als geistreich. Schon ehe er nach Europa kam, verstand er ein wenig englisch, und lernte es nun immer besser sprechen und schreiben. Im Jahre 1801 verließ er London, mit dem Vorhaben, zu Lande nach Indien zurückzukehren. Während seines Aufenthalts in England hat er ein beschreibendes Gedicht von London in persischen Versen verfertigt, worin er Charakter und Lebensart der Engländer treu schildert. Er hat auch in persischer Sprache eine Abhand-

lung über die Freiheit der asiatischen Weiber geschrieben, aus welcher man das häusliche Leben der Muselmänner in Indien kennen lernt, von dem wir, trotz unseren mancherlei Nachforschungen, eigentlich noch wenig wissen. Hier ein Auszug aus dieser interessanten Schrift.

»Die asiatischen Weiber scheinen in vielen Stücken weniger Freiheit zu genießen, als die europäischen. Das auffallendste in ihrer Lebensweise ist wohl, daß ihre Wohnung von der ihres Gatten ganz abgesondert ist. Man hat in Europa die sonderbarsten Vorstellungen darüber: aber der Gebrauch hat seine großen Vortheile, ja, wer weiß, ob man ihn nicht gern überall nachahmen würde, wenn er nicht in ökonomischer Hinsicht zu viel Schwierigkeiten hätte. Man lebt z. B. in England sehr theuer, man hat wenig Domestiken, und die Häuser sind so klein, daß, wenn Männer und Weiber in abgesonderten Theilen des Hauses wohnen wollten, der Aufwand für Tisch, Equipage, Bedienung, unerschwinglich sein würde. Sie müssen also wohl mit einander essen, bei einander wohnen, sich durch dieselben Leute bedienen lassen, welches der Frau oft lästig genug sein mag. In Asien hingegen haben die Frauen den schönsten Theil des Hauses allein für sich, und brauchen sich nicht in Stunden und Minuten nach dem Manne zu richten. Haben sie Freundinnen bei sich, so schicken sie dem Manne sein Essen in den Murdannah (sein Zimmer), und erlauben ihm wohl in mehreren Tagen keinen Zutritt. Eben so kann der Mann in seinem Murdannah ganz

ungestört bleiben. — In Europa zwingt auch zum Theil das Klima die Menschen, näher zusammen zu rücken. Es ist kalt, man muß sich Bewegung machen, man geht spaziren. Mit dem Spazirengehen aber mögen sich die asiatischen Weiber unter ihrer brennenden Sonne gar nicht befassen, auch verträgt es sich nicht mit ihrer Eingezogenheit. — Mangel an Platz allein zwingt in Europa die Leute, oft ein Zimmer zu bewohnen, ja in einem Bette zu schlafen. — Ehe die Muselmänner nach Indien vordrangen, war es dort nicht gewöhnlich, die Weiber so zu verstecken; auch noch heut zu Tage gehen sie in den indischen Dörfern frei herum. Nur in den größern Städten haben die Indier den muhamedanischen Gebrauch nachgeahmt, und halten so strenge darauf, daß sogar ein Schwiegervater selten weiß, wie seine Schwiegertochter aussieht, und eine Schwester in Gegenwart des Bruders nicht unverhüllt erscheint. — Die europäischen Weiber sind genöthigt, allerlei Arbeiten zu lernen, und sich um Welthändel zu bekümmern, um dem Manne im Nothfall beizustehen; die asiatischen hingegen haben auf der Welt nichts anders zu thun, als ihre Kinder zu erziehen, und ihres Mannes Geld aufzubewahren; sie brauchen also ihren Harem nie zu verlassen. Doch dürfen sie auch ihre Freundinnen besuchen, und zu diesen lassen sie sich in Palankin tragen, ohne daß sie nöthig haben, es dem Manne vorh zu melden. Sie spaziren auch wohl ein wenig in ihren Gärten herum, lassen Musikanten, Tänzerinnen, Taschen-

ſpieler kommen, und verſcheuchen ſo die Einförmigkeit. — Das Recht, mehrere Weiber zu nehmen, ſcheint den Europäern unterdrückend und erniedrigend für das ſchöne Geſchlecht; mir aber ſcheint dieſe Sitte in der Natur gegründet. Die Schwangerſchaft und das Säugen der Kinder trennen die Gattin ohnehin auf kürzere oder längere Zeit von dem Gatten. Die aſiatiſchen Weiber haben das Recht, den Mann ſehr lange von ſich entfernt zu halten: ein Europäer wäre in dem Falle ganz verwaiſt; der Aſiate flüchtet ſich zu der zweiten Gattin. Die Vielweiberei iſt alſo eine Entſchädigung für jenes Recht. Weder Ehre noch Eigenliebe der erſten Frau werden dadurch gekränkt; die zweite und dritte Frau ſind nie von guter Familie; denn reiche und vornehme Leute verſtatten ihren Töchtern ſolche Heirathen nicht. Die erſte Frau läßt ſie zu ihrer Geſellſchaft nicht zu. Wären ſie aber doch von höherem Stande und wohlerzogen, ſo leben ſie in Häuſern für ſich, etwa wie in Europa die Maitreſſen. Die Weiber hingegen von geringer Herkunft dienen der erſten Frau gleichſam als Mägde, und ihre Kinder dürfen ſich nicht die Rechte von den Kindern jener anmaßen. Die erſte Frau vermählt ſich nie, ohne ſich ein anſehnliches Witwengehalt zu verſichern, und gewöhnlich behält ſie, bei dem Tode des Mannes, die ganze Erbſchaft. — In Europa glaubt man gewöhnlich, alle Aſiaten hätten drei oder vier Frauen. Dem iſt nicht ſo. Die meiſten begnügen ſich mit einer einzigen. Unter Tauſenden findet man vielleicht fünfzig, die zwei, und unter

dieſen Fünfzigen hinwiederum kaum zehn, die mehr als zwei Weiber haben. Sie wiſſen wohl wie ſchwer es iſt, den Frieden zwiſchen mehreren Frauen zu erhalten, und die Furcht vor Hader und Zwietracht beſtimmt ſie zur Genügſamkeit. — Das Eheſcheidungsrecht haben in Aſien die Männer, aber ſie üben es nicht. Vernachläſſigt jedoch der Mann ſeine Frau ganz, oder läßt er es ihr am Nothwendigen fehlen, ſo darf auch die Frau auf Scheidung dringen. — Das geſetzliche Zeugniß der Weiber gilt in Aſien nur halb ſo viel, als das der Männer. Wo zwei männliche Zeugen den Beweis eines Faktums vollkommen machen, da ſind vier weibliche erforderlich. Dies Geſetz gründet ſich auf Unerfahrenheit und Leichtſinn der Weiber. — Es wird in Aſien für Schande gehalten, wenn eine Witwe wieder heirathet, oder ſich noch gern putzt, oder Zerſtreuung und Vergnügen ſucht. Kein Geſetz verbietet ihr das alles; doch ſetzt nur ſehr ſelten eine Witwe ſich über das Vorurtheil hinweg. — Die jungen Mädchen empfangen ihre Männer aus den Händen der Eltern, dürfen nie ſelbſt wählen. Ich weiß auch nicht einmal, ob dieſe Freiheit wünſchenswerth ſei? Wenn die jungen Europäerinnen wider den Willen ihrer Eltern heirathen wollen, ſo müſſen ſie doch auch mit dem Liebhaber davon laufen, wie in Aſien die Sklavinnen thun. — Der aſiatiſche Gebrauch überläßt der Frau die Verwaltung von des Mannes und deſſen Kinder Vermögen. Der Mann heirathet hauptſächlich aus zwei Urſachen: um ſich nicht um die Erziehung der Kinder und um

sein Geld bekümmern zu dürfen. Das letztere überliefert er der Frau, so wie er es einnimmt, und wenn sie wollte, sie könnte jeden Augenblick die Früchte seines Fleißes vernichten. Oft geschieht es, wenn der Mann alt wird, und das anvertraute Gut zurückbegehrt, daß ihm die Frau nur gerade so viel gibt, als er zu seinem Unterhalt braucht, das übrige aber für ihre Kinder zurücklegt. — Ihre Gewalt über die letztern ist unbegrenzt. Sie lieben sie gewöhnlich blind, und erziehen sie schlecht, weil sie selbst unwissend sind. — Auch bei dem Heirathen der Kinder haben sie die entscheidende Stimme; selten setzt da der Mann seine Meinung durch, denn die Kinder nehmen immer die Partei der Mutter. — Sind Vater und Mutter von verschiedenen Sekten, so weiß die letztere den Kindern zeitig ihren Glauben einzupflanzen. — Ueber die Bedienung im Hause hat die Frau eine bei weitem größere Gewalt als in Europa. Die weiblichen Domestiken im Zenana (Harem) stehen ganz unter ihren Befehlen, sie wählt und jagt sie nach Belieben wieder fort. Der Mann hat dazu nicht das Recht. Hat er Ursach, sich über eine derselben zu beklagen, so wird gerade diese der Frau dadurch noch lieber; zieht er hingegen eine ihrer Zofen vor, so bleibt sie gewiß nicht lange im Hause. Auch des Mannes Bediente kennen und fürchten den Einfluß der Hausfrau. — Wenn in Europa ein harter Zwist die Ehe trübt, so muß wohl die Frau zu ihrem Vater oder Verwandten fliehen; in Asien umgekehrt. Nicht einmal zu essen kann der Mann bekommen,

wenn seine Frau es ihm nicht gibt; denn in der Zenana werden die Speisen zubereitet. — Die Asiatinnen besitzen das Talent, den Mann durch ihre Grillen weit mehr zu martern als die Europäerinnen. Sie glauben allgemein, daß, um die Herrschaft zu behaupten, eine Frau ja nicht zu sanft und nachgiebig sein dürfe. Alles machen sie den Männern ein wenig schwer, um den Werth ihrer Gefälligkeit zu erhöhen. Wenn z. B. eine Frau ihren Vater auf drei Tage besucht, so kommt sie sicher auch am vierten noch nicht zurück. Dann findet sich der Mann freundlich ein, sie abzuholen; aber sie folgt ihm noch nicht, verspricht etwa den andern Morgen zu kommen, und täuscht ihn abermals. Oder, wenn sie zu Tische gerufen wird, ist sie nie fertig, und läßt den Mann warten, bis die Speisen kalt sind, und dergleichen mehr. Besonders wäre es höchst unschicklich und undelikat, wenn die Frau von einem Besuche ihres Vaters gleich auf des Mannes erste Bitte sich wieder einfände. — Endlich ist auch noch ein Punkt, der die Unabhängigkeit der asiatischen Weiber unwiderspechlich beweist. Wenn nämlich Mann und Frau uneinig sind, so kann die Frau ohne weitere Umstände ihre Kinder nehmen, sammt allem, was sie etwa Kostbares hat, damit zu ihrem Vater gehen, und so lange verweilen, bis der Mann zu Kreuze kriecht." —

Man muß gestehen, daß Herr Mirza-Abu-Thaleb-Khan sich viele Mühe gegeben hat, die Vorzüge zu beweisen, deren die Weiber im Orient genießen; wir glau-

den aber doch nicht, daß eine europäische Dame dadurch versucht werden wird, sich den Platz einer Harems-Gebieterin zu wünschen.

Reliquien alter Zeiten, Sitten und Meinungen für Jünglinge,

vom Professor Müller in Schaffhausen,

ist ein sehr gutes Buch für erwachsene Leute. Man darf nur einen Blick auf das Inhaltsverzeichniß werfen. Die sieben Weisen; Hesiodus Werke und Tage; die säumende Nemesis; Atterburn Rede von Revolutionen; d'Agnesseau's Rath an seinen Sohn über die Einrichtung seiner Studien; altdeutscher Fürsten und Gelehrten Gedanken vom Werthe der Wissenschaften u. s. w. — Hier zur Probe des alten nürnbergischen Rathsherrn Pirkheimer's Urtheil über seine Nation, aus welchem erhellt, daß seit 1515 die Deutschen noch nicht viel klüger geworden sind:

»Wer aber ferners der Teutschen achtet, der findet einen sondern Fürwitz und Mangel an ihnen, daß sie aller Dinge eher Acht haben suchen, nachfragen und verwundern, denn ihres eigenes Dings; durchwandern alle Welt bis zu den äußersten Inseln, erspähen fürwitzig alle Ding, und sich selbst wissen sie nicht; und geht je nach der Welt Brauch mit den Teutschen zu, daß sie immerzu wähnen, des andern Kuh habe ein größer Euter, und besser Ge-

treid steh auf der Nachbarn Acker. Aus diesem ist geflossen, daß die Teutschen eher von Indianern wissen zu sagen, denn von Teutschen. Kunst, Sprach, Weisheit in Reden und Thaten, die lassen sie gern demüthig andern, ja geben es ihnen selbst, und rühmen und bewundern, aus einer sonderlichen fast thörigten Demuth, anderer Rath, That, Bücher, Lehre, Red, und gefällt einem Teutschen in summa nichts was sein eigen ist, sondern nur fremde Sitten, Sprachen, Kleidung, Geberden; sogar daß etliche mit Kunst aus gelben oder weißem Haar, darum daß es Teutsch ist, schwarzes französisches, welsches oder spanisches lassen machen, mit seltsamen beschornen Köpfen, verkehrter Sprach, welche sie, so sie es gleich reden, ungern und verkehrt, als könnten sie es nimmer, reden, und in summa, wie die Affen, aller Länder verderbte Sitten und Kleider (und Grundsätze!) sich anmaßen, und in Teutschland bringen, also daß Germania itzt voll teutscher Franzosen ist. — Ein Franzos wünscht ihm nicht, daß er ging, redte ꝛc. wie ein Teutscher; ein Ungar nähme einen teutschen Rock nicht geschenkt; ein Teutscher hat aber deß ein Wollust, mag weder seiner Sprach, Sitten noch Kleidung u. s. w." — Sollte man nicht glauben, der ehrliche Pirkheimer habe für die letzte Ostermesse geschrieben?

Ein Urtheil über J. Rousseau, welches Edmund Burke 1791 in einem Briefe an ein Mitglied der Nationalversammlung fällte, verdient auch nicht vergessen zu werden:

»Wir haben diesen großen Stifter und Lehrer der

Philoſophie der Eitelkeit bei uns in England gehabt, und da ich die beſte Gelegenheit hatte, von Tag zu Tage ſein Betragen zu beobachten, ſo blieb endlich kein Zweifel in mir übrig, daß kein anderes Prinzipium weder ſeinen Verſtand leite, noch Einfluß auf ſein Herz habe, als Eitelkeit. Dieſen Fehler beſaß er in einem Grade, der an Wahnſinn gränzte. Nur dieſe regelloſe excentriſche Eitelkeit allein bewog ihn, die tolle Beichte ſeiner tollen Fehler zu ſchreiben, und eine neue Art von Ruhm darin zu ſuchen, daß er die geheimen und pöbelhaften Laſter, die, wie man längſt wußte, oft mit eminenten Talenten verbunden ſind, kühn an's Licht ſtellte. Der kennt die Natur der Eitelkeit noch nicht, der nicht weiß, daß ſie allgefräſſig iſt; daß ſie keine Auswahl in ihrem Futter macht; daß ſie ſelbſt von eigenen Fehlern und Laſtern mit Luſt ſpricht, wenn ſie nur dadurch Erſtaunen erregen, die Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, und, im ſchlimmſten Fall, ſich wenigſtens das Lob, aufrichtig und offen geweſen zu ſein, erhaſchen kann. Dieſer Mißbrauch und dieſe umgekehrte Anwendung, welche die Eitelkeit ſelbſt von der Heuchelei macht, war es, welche Rouſſeau antrieb, ein Leben zu beſchreiben, welches auch nicht einmal hie und da mit Tugenden beſprengt, oder durch eine einzige vorzüglich gute Handlung ausgezeichnet war. Eine ſolche Lebensbeſchreibung iſt es, die er der Aufmerkſamkeit des Menſchengeſchlechtes vorzulegen wagt, und die er mit wildem Trotz ſeinem Schöpfer vor's Angeſicht ſchleudert, den er nur darum anerkennt, um

ihn herausfordern zu können. — Unaufhörlich verschwendet er die Schätze seiner mächtigen Beredsamkeit in Phrasen von allgemeinem Wohlwollen, während sein Herz auch nicht einen Funken gemeiner Vaterliebe in sich hegt. Wohlwollen gegen das ganze Geschlecht, und Gefühllosigkeit für jedes Individuum, das mit ihren Lehrern in einige Verbindung kommt, das ist der Charakter der neuen Philosophie! Die Grille einer ungesellschaftlichen Independenz im Kopfe, schlägt dieser Held der Eitelkeit den verdienten Lohn für gewöhnliche Arbeiten aus, so gut als den Tribut, den der Reichthum dem Genie schuldig ist, und der, wenn er gegeben wird, den Geber und Empfänger gleich ehrt; und sucht alsdann durch sein Bettelthum seine Laster wieder zu versöhnen. Er schmilzt von Zärtlichkeit für die, die in der entferntesten Verbindung mit ihm stehen; die Brut (spawn) seiner ekelhaften Liebschaften hingegen wirft er, ohne einige menschliche Regung, wie eine Art von Auswurf, von sich, und schickt seine Kinder in's Findelhaus. Bären lieben lecken und formiren ihre Jungen — aber die Bären sind keine Philosophen! Doch die Eitelkeit findet ihre Befriedigung darin, den Gang unserer natürlichen Empfindung umzukehren. Tausend bewundern den empfindsamen Schriftsteller; der zärtliche Vater ist kaum in seinem Kirchspiel bekannt!"

Auch die biographischen und literarischen Denkwürdigkeiten Kaiser Maximilian's des Ersten werden jeden Leser anziehen. Eins der Bonmots dieses trefflichen Fürsten

gilt heut zu Tage nicht mehr; er nannte nämlich den Rhein die Pfaffenstraße.

Robert Percival.

Robert Percival, ein englischer Offizier, hat in den Jahren 1797 bis 1800 eine Reise nach und auf der Insel Ceylon gemacht, und drucken lassen. Auch ist derselben ein Bericht von der Gesandtschaft angehängt, welche im Jahre 1800 an den König von Candy geschickt wurde. Das Ganze ist ein sehr interessantes Gemälde. Ein großer Geschichtsforscher ist der Verfasser zwar eben nicht; denn er meint z. B. die Insel Ceylon sei erst seit 1505 bekannt, da doch schon die Römer zu Claudius Zeiten sie unter dem Namen Taprobana kennen lernten, und sogar zwei Gesandte aus jenem fernen Welttheil in Rom's Mauern sahen. — Wenn man Ceylon von ferne aus der See erblickt, so glaubt man sich in eine Feenwelt versetzt. Grüne Teppiche schmücken die Ufer, Gruppen von Kokosbäumen erheben sich aus Reißfeldern, hohe Gebirge schließen den Horizont und sind mit düsterschattenden Bäumen bewachsen, deren einzelne Blätter zuweilen fünf und sechs Wanderern ein Obdach gewähren können. Hier ankern die Schiffe sicher vor allen Stürmen; Flüsse, Seen, Teiche, ja selbst Sümpfe wimmeln von Fischen, und mit den schönsten Perlen ist der Meeresgrund

bedeckt. Gern möchten wir auch hinzusetzen, was schon Manche gefabelt haben, daß nämlich schon in einer Weite von zehn Meilen in der See die Insel Ceylon sich durch einen köstlichen Zimmetgeruch verrathe. Aber Percival erklärt diesen Umstand für ein Märchen. — Kaum hat der Fuß des Seefahrers das Ufer betreten, so erblickt er drei ganz verschiedene Menschengeschlechter, die weder in Tracht noch Sitten das geringste mit einander gemein haben. So eigenlaunig als der Charakter der Einwohner, ist auch das Klima: heiße Tage, kalte Nächte, stille Morgen, stürmische Abende. Die Insel ist eins der waldigsten und düstersten Länder auf dem ganzen Erdboden: die Bäume pressen sich gleichsam an einander, durch ihre dicken breiten Blätter dringt kein Sonnenstrahl, tausende von kraftvollen Schmarotzerpflanzen kriechen um ihre Stämme und strecken ihre Schlingen weit hinaus. Finstere Wälder, steile Felsen, enge Schluchten, machen für den Europäer das Königreich Candy unzugänglich. Es liegt im Innern der Insel, und ist ein Sammelplatz ekelhafter Insekten und gefährlicher kriechender Gewürme. Alle Gattungen buntgefiederter Sänger beleben den düstern Aufenthalt. Affen von allen Arten findet man in Menge, auch Menschen nicht viel besser als Affen, Bedatos genannt, die frei von allen gesellschaftlichen Banden in den einsamen Wäldern herum irren, kein Dach haben als das der Bäume, und sich von Früchten und Thieren nähren, welche letztere sie mit außerordentlicher Geschicklichkeit zu jagen wissen. — Die Unterthanen

des Königs von Candy wohnen nicht prächtiger, und leben ungefähr wie vormals die alten Deutschen oder Gallier. Selbst ihr König, ob er gleich mit den pomphaftesten Titeln prangt, residirt in einem elenden Walddorfe; die furchtbaren Walle dieser Residenz bestehen aus drei- und vierfachen Hecken, und seine Schanzen sind eine Menge grosser Dornenbüschel, welche den Weg verlegen und hinter welchen seine Soldaten lauern; die Schildwachen haben ihre Posten immer auf den höchsten Spitzen der Bäume, von wo sie ungesehen jede Bewegung der Europäer belauschen. — Es ist kein Plätzchen auf Ceylon, das nackt und wüste wäre: alle Keime des Lebens scheinen im Schooße dieser Insel zu liegen; aber das Leben selbst entwickelt sich nur dauerhaft im Pflanzenreiche; grose Sümpfe hauchen den Tod aus und vergiften die Luft. Auf der Küste ist das Klima ziemlich milde und gesund, im Innern des Landes nicht also. Ein Cevlonese von zwanzig Jahren zeigt schon Runzeln; die Natur ist dort lachend, die Menschen sind es nicht. Immer ernst und melancholisch kennen sie kein anderes Vergnügen, als das der Rache.

Selbst die Pracht ihres Königs ist eine traurige Pracht: nur bei Fackelschein gibt er Gesandten Audienz, und ob er sich gleich einen Bruder der Sonne nennt, scheint er sich doch der Verwandtschaft zu schämen. Seine Großen liegen mit den Gesichtern auf der Erde; den König ansehen, wäre ein Verbrechen, des Todes würdig. Das tiefste Schweigen herrscht im Saale, nur allein der Adigar, sein

Premier-Minister, hat das Vorrecht, ihm leise zuzuflüstern. — Ein Aberglaube, so finster als ihre Wälder, beherrscht die Ceylonesen. Im Sommer nämlich liegt die Natur von drei bis sieben Uhr des Abends gewissermaßen in Krämpfen: das Rollen des Donners ist so betäubend, daß, nach Percival's Zeugniß, kein Europäer sich einen Begriff davon machen kann: selbst die Eingebornen können des fürchterlichen Wiederhalls nie gewohnt werden: sie beben, und bilden sich ein, daß zahllose Furien mit ihren Fittigen um sie rauschen, manche werden wahnsinnig vor Schrecken. Auch die beherztesten europäischen Soldaten können sich der Furcht nicht erwehren. — Die Natur selbst scheint sich gegen das Leben der armen Ceylonesen verschworen zu haben. Schlangen, Büffel, Elephanten, wilde Schweine, sind ihre gewöhnlichsten Feinde; eine Art Blutegel, die sehr häufig gefunden wird, schlüpft so dünn als eine Nadel, zwischen den Kleidern unbemerkt an den Leib, sticht, saugt sich fest, und bedeckt plötzlich den sorglosen Wanderer mit Blut. Doch mehr als vor allen diesen Plagegeistern zittern die Einwohner vor den Europäern, und hier sind nicht selten jene schlimmen Blutegel ihre Schutzgötter geworden; denn wirklich haben die holländischen Soldaten mehr als Einmal vor diesem Insekte zurückweichen müssen. — Spinnen gibt es auf Ceylon, die so ungeheuer groß sind, daß sie in ihren Geweben kleine Vögel fest halten. Eine sehr giftige Schlange, die Kappenschlange genannt, wohnt daselbst, und bezeigt ein außer-

ordentliches Vergnügen an der Musik, ja sie scheint gleichsam davon bezaubert. Die indischen Taschenspieler pflegen sie zahm zu machen, und lehren sie nach dem Takte sich bewegen. — Wir sagen nichts von den Malayen, die in großer Menge auf den Küsten von Ceylon wohnen. Ihre Wildheit ist bekannt; schon öfter ist z. B. die rasende Wuth beschrieben worden, der sie sich aus Rachsucht überlassen, und durch Opium dazu sich anfeuern. Diese Raserei hat einen eigenen Namen, der Mock, und ist in ganz Indien gekannt und gefürchtet. Ein Malaye, welcher von diesem Mock besessen ist, gleicht einem tollen Wolf: er wirft sich über den ersten den besten her: Freund oder Feind, Landsmann oder fremd, Alles opfert er seiner Wuth und die ganze Gegend zittert, bis es endlich einem oder mehreren glückt, die Erde von einem solchen Ungeheuer zu befreien —

Empfehlung einer trefflichen Gewohnheit.

Im Jahre 1770 ließ der Magistrat der Stadt Bartenstein in Preußen drei große Tafeln, acht Fuß hoch und sechs Fuß breit, an dem dortigen Rathhause anschlagen: 1) eine Sittentafel, mit einer Auswahl von fruchtbaren, auf das bürgerliche Leben gerichteten Sittensprüchen aus der heiligen Schrift. 2) eine Militärtafel, mit dem Namen derjenigen Offiziere vom Regimente Anhalt, welche seit 1700 für Vaterland und König ihr Leben auf dem

Schlachtfelde verloren, und 3) eine Polizeitafel, welche hauptsächlich eine Feuerordnung enthält, sammt der Anweisung, wohin bei Feuersgefahr alte und kranke Personen, wie auch Geräthe und Güter in Sicherheit zu bringen. Der Versuch, auf diese Weise die Sittlichkeit der Bürger zu befördern, und das Andenken schöner Thaten zu erhalten, gereicht dem Magistrat der Stadt Bartenstein zu grosser Ehre. Warum wird dies löbliche Beispiel nicht besonders in Residenzen nachgeahmt? Wir sind ja sonst doch so ziemlich mit der Grăcomanie behaftet: warum setzen wir nicht auch Hermen, auf beiden Seiten mit Sittensprüchen versehen, wie Hipparch zu Athen that? Die Römer stellten ihre zwölf Tafeln auf dem Markt zu Jedermanns Kunde; ja sogar die Juden liessen ihre Gesetze auf dem Berge Ebal in Steine graben, und trugen die wichtigsten derselben, auf Denkzettel geschrieben, am Leibe. In manchen alten Kirchen und Rathsstuben schrieb man vormals biblische Sprüche an, welche Lehrer, Zuhörer und Richter an ihre Pflichten erinnerten. Unsere Alten stellten auch wohl in ihre Wohnstuben sogenannte Haustafeln, und bei den Reichern waren die besten Zimmer mit lateinischen und deutschen Sittensprüchen ausgeziert. Schreiber dieses hat selbst einmal auf eine sehr einfache und wohlfeile Weise sich Dessus-portes verschafft, die er um keine Arabesken oder Blumenkörbe u. dgl. vertauscht hätte. Er liess nämlich, nach Massgabe der Grösse der Thür, auf ein Stück himmelblaue französische Tapete eine Sentenz eines unserer besten Dichter mit goldenen Buchstaben malen, das

Ganze mit einer kleinen Bordüre von Blättern einfassen, und so über die Thür hängen. Dies gewährte nicht nur oft dem Geiste eine angenehme Beschäftigung (denn es waren lauter Kernsprüche), sondern nahm sich auch sehr artig aus; und man möchte wetten, wenn nur Ein reicher geschmackvoller Mann den Anfang damit machte, die Mode würde sich schnell allgemein verbreiten. — Oft ist mir auch auf den Landstraßen der Wunsch aufgestiegen, man möchte die Meilensteine, und besonders in Rußland, die um so viel zahlreicheren Merkpfähle benutzen, wie Hipparch seine Hermen. Wenn z. B. an einem solchen Meilensteine Herder's schöner Spruch stände:

Wie der Schatten flieht am Morgen
Vor der Abendschaft mit dem Sterne:
Flieht auf Erden niemand ab,
Vor Abendschaft mit dem Guten
Flüchtet wie der Abendschatten,
Wie des Lebens Sonne sinkt.

Oder Wieland's:

Die Hand, die uns durch diese Dunkelheit führt,
Läßt uns dem Glück nicht zum Raube,
Und wenn die Hoffnung auch den Ankergrund verliert,
So laß uns fest an diesem Glauben halten:
Ein einziger Augenblick kann Alles umgestalten!

Würde nicht mancher Wanderer stehen bleiben, sich diese Zeilen in's Gedächtniß prägen, und einen Eindruck mit sich hinwegnehmen, der vielleicht auf der Wanderschaft durch sein ganzes Leben von Nutzen für ihn sein könnte?

Die Neugriechen.

In der letzten Sitzung der Gesellschaft der Menschenbeobachter zu Paris hat Coray, ein Grieche, ein interessantes Memoire über die jetzt beginnende Wiedergeburt der Wissenschaften in Griechenland gelesen. Die Ursachen derselben findet er natürlich in der französischen Aufklärung, besonders auch in der Unternehmung, die Encyklopädie herauszugeben (!), nebenher in dem Kriege der Russen gegen die Türken, und in den Expeditionen nach Italien und Egypten. Doch die Ursache liege, wo sie wolle, genug, die erfreuliche Wirkung ist nicht abzuläugnen. Die jungen reichen Griechen sammeln auf den europäischen Universitäten Kenntnisse, mit denen sie ihr Vaterland bereichern. Locke's Versuch, Montesquieu über das römische Reich, die besten mathematischen Werke, Fourcroy's chemische Philosophie und eine Menge anderer guter Bücher sind in das Griechische übersetzt worden. Codrika, ein Athenienser, der zu Paris Sekretär des türkischen Gesandten war, hat Fontenelle's Welten und Anacharsis Reisen seinen Landsleuten in ihrer Muttersprache geschenkt *).

Daß die Energie, durch welche ihre Vorfahren so berühmt wurden, in den Griechen keineswegs erloschen ist,

*) Auch Mercier's Jahr 2440 ist kürzlich in's Griechische übersetzt worden.

beweisen noch täglich mehrere griechische Völkerschaften. Das Beispiel der Mainotten (vormalige Spartaner) ist bekannt. Ein anderer Stamm der Griechen, die Sulioten, weniger bekannt als jene, aber nicht minder tapfer, bewohnt einige Dörfer mitten zwischen den Felsen von Epirus, unweit des alten Dodona, umgeben von den der Poesie angehörigen Flüssen Acheron und Kozyt. Mit fünfzehnhundert waffenfähigen Männern vertheidigt dieser Stamm seine Freiheit gegen einen der mächtigsten Paschа's der europäischen Türkei. Wird die Gefahr groß, so gesellen sich auch die Weiber zu den Männern, und helfen einen Feind bekämpfen, der, trotz seiner Ueberlegenheit an Zahl, doch fast stets überwunden wird. Hier fallen Begebenheiten vor, deren sich das alte Lacedämon nicht zu schämen brauchte. In einem lebhaften Gefechte fiel ein junger Anführer der Sulioten; sein Tod erschütterte die Krieger: sie vergaßen zu kämpfen, und sammelten sich klagend um den Leichnam. Da kam schnell die Mutter des Todten, bedeckte ihres Sohnes Gesicht mit einer Schürze, nahm seine Waffen und — seinen Platz an der Spitze des kleinen Heeres, jagte den Feind in die Flucht, eilte zurück, entblößte das Gesicht des Sohnes wieder, und rief mit unterdrücktem Schmerz: „Ich habe deinen Tod gerächt!“

Inhalt.

Erzählungen.

	Seite
Uebermaß menschlicher Leiden	7
Esther von Racine	10
Einige Beispiele von Liebe und Heldenmuth französischer Frauen während der Schreckenszeit	11
Die Rosen und der Pfau	23
Die Jungfrau von Orleans, als Frau und Mutter	29
Peter der Grausame	35
Ein seltsamer Prozeß	36
Zwei große Verlegenheiten einer Königin	41
Falsche Scham ist großen Seelen fremd	42
Hofdienst	44
Talbot	46
Billet an einen Reisenden in Toulon	49
Die Pariser Bluthochzeit	51
Jean Bart	52
Seltene Zartheit ehelicher Liebe	55
Marie Moulin zu Frankfurt am Main	58
Alexandre Blaude le Jan	59

Seite

Der Königskuchen, oder der Bohnenkönig 61
Gamoens 63
Die Luftbälle 68
Der Schutzgeist 73

Anekdoten.

Die Witwe 119
Tugendlohn 120
Der Grenadier 122
Kunst-Keim . . . . . —
Grab 123
Grabschrift 124
Stolz auf Verwandtschaft 125
Geographie 126
Die Einschläferer 128
Distinguo 129
Anekdote von Friedrich dem Großen 130
Dichter-Neid 131
Seltsame Reise . . . . . —

Miszellen.

Paraderen 135
Prophezeiung 137

Seite

Der isländische Krisstall 139

Es geschieht nichts Neues unter der Sonne 141

Aussprüche der Minnegerichte aus alten Handschriften von Baron Aretin 143

Vertheidigung der Xantippe 147

Das Wochenbett 150

Sabina, oder Morgenscenen im Putzzimmer einer reichen Römerin . . . . . —

Fragmente aus des Cousin Jaques Dictionnaire neologique 153

Wie man in großen Städten nach der neuesten Mode in's Theater geht 161

Die Kunst, die Weiber treu zu machen 167

Akrostichen 167

Warnungstafel 170

Die Winde 171

Wirkung der Kritik 182

Der große Corneille und der große Göthe 183

Moden 184

Literatur 186

Ein Gedicht von Maria Stuart 189

Die asiatischen Weiber sind doch wohl besser daran, als die europäischen 191

Seite

Memonien alter Zeiten, Sitten und Meinungen für Jünglinge 200

Robert Percival 204

Empfehlung einer trefflichen Gewohnheit 208

Die Neugriechen 211

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Achtzehnter Band.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Kleine Romane,

Erzählungen, Anekdoten

und

Miszellen

August's von Kotzebue.

Fünfter Theil.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Erzählungen.

Glückſeligkeit.

(Eine Erzählung aus der großen Welt.)

Was Glück ſei? wiſſen wir ungefähr; was Glückſeligkeit? darüber ſind wir nicht einig. Der Dichter beſingt, der Philoſoph zergliedert ſie; der Geringe ſucht ſie kriechend bei dem Vornehmen, der Vornehme beneidet ſie oft dem Geringern; die Jugend genießt ihrer zuweilen ohne es zu wiſſen, das Alter ſchwatzt oft von ihr ohne ſie gekannt zu haben; die Männer wollen ſie ertrotzen, die Weiber, ſelbſt beglückend, ſich erſchmeicheln. Jedermann ſpricht von ihr, verlangt nach ihr, ſucht ſie; aber ſelten findet ſie Einer, noch ſeltener wird ſie genoſſen. Oft wähnt der Menſch, ſie ſei entſchlüpft in die Vergangenheit, oft, ſie gaukle vor ihm in der Zukunft, indeſſen ſie vielleicht neben ihm ſteht, und gerade lächelt, da er weg ſieht. Ach! Jeder trägt ſie im Herzen und ſucht ſie in der Weite. Entfernung von ſich ſelbſt iſt Trennung von der Glückſeligkeit.

»Lange ſchon,« ſagte der Graf Mühlheim zu dem Jüngling, ſeinem Sohne, »lange ſchon wünſcht' ich mein Herz dir zu öffnen. Väterliche Rathſchläge würdeſt du vergeſſen; meiner Schwachheiten wirſt du gedenken. Fehler vermeiden iſt leichter, als Vorſchriften befolgen; minder Eindruck machen Tugendmuſter, als Beiſpiele vom Gegentheil.« — Des Jünglings Auge hing an des Greiſes erzählenden Lippen.

Mein Vater war ein rauher Mann, der mich ſtreng erzog, und mir durch ſeine trockene Vernunft das Vernünftigſein zuwider machte. Als ich heran gewachſen, führte er mich in die große Welt, und predigte mir unaufhörlich: »ſei gefällig; durch Gefälligkeit gewinnt man alle Herzen.“ — Er hatte Recht; ſoll aber der Gefällige nicht blos als ein glatter Dummkopf erſcheinen, ſo muß er die Welt kennen, und die Welt ihn errathen; um ihm Dank zu wiſſen, muß ſie Opfer vorausſetzen. Wer ſich in Andere fügt, wird nur dann belohnt, wenn jene ahnen, daß er einen eigenen Willen haben könne.

Dieſe überreife Frucht grauer Weltkenntniß war meinem blöden Geiſte noch fremd; in den Häuſern, die ich beſuchte, ſpielte ich täglich meine Rolle, das heißt: ich machte Komplimente links und rechts, marterte mich, einem Jeden etwas Schönes zu ſagen, dem gnädigen Herrn über ſeine tölpiſchen Hunde, der gnädigen Frau über ihre ungezogenen Kinder, dem gnädigen Fräulein über ihr mittelmäßiges Klavierſpiel; kein Bedienter war ſo ſchnell als ich, um einen fehlenden Stuhl zu holen, mein Arm erſchien ſtets gebogen, um Treppen auf Treppen ab zu führen, ich ſpielte Whiſt um vier Groſchen mit alten Betſchweſtern, allenfalls auch um Zahlpfennige mit den Kindern vom Hauſe. Was hatte ich am Ende von allen meinen Gefälligkeiten? Langeweile. — Und welche Meinung erregte ich bei andern? Ich ſei eine gute Art von Hausthier, dem man alles aufladen könne, ohne eben zur Erkenntlichkeit verpflichtet zu ſein.

Schon war ich dieſer Lebensart überdrüſſig, als ich eines Tages in großer Geſellſchaft bemerkte, daß eine der anweſenden Damen mich freundlich anblickte. Ich wurde roth bis an die Ohrläppchen. Sie näherte ſich mir. Ich war entſetzlich verlegen und fühlte mich zugleich ſehr geſchmeichelt. Sie mochte wohl fünfzig Jahre alt ſein, ich kaum zwanzig, folglich war ſie jung. Unſere Unterhaltung wurde bald lebhaft, nämlich, ſie ſprach viel, und ich antwortete wenig. Ihre Blicke machten mir Muth, ich bewunderte ſtotternd ihren Verſtand; das gefiel ihr ſehr, denn ſie hatte keinen. Ich ſagte in wenigen Worten eine Menge Albernheiten, ſie lobte meinen Witz, das bezauberte mich, denn noch Niemand hatte Witz bei mir vermuthet. Eitelkeit verband uns. Sie gilt gewöhnlich für Liebe, darum zerreißen auch die Bänder ſo ſchnell, wenn man aufhört ſich zu ſchmeicheln.

Am dritten Tage hatte ich die unerhörte Kühnheit, ihr meinen Arm anzubieten, um ſie nach Hauſe zu begleiten; ſie nahm ihn an. Schon im Vorzimmer fing ich an zu zittern. Zum erſten Mal mit einer Dame! der Augenblick ſchien mir entſcheidend für meinen Ruf. Ich wollte ſprechen, immer ſprechen; holte die Gegenſtände der Unterhaltung weit, weit her, wählte ängſtlich meine Ausdrücke, und war gewaltig ehrfurchtsvoll, weil ich ſie nicht errieth; ſie hingegen war gewaltig zuvorkommend, weil ſie mich durchſchaute.

An ihrer Thüre wollte ich mich empfehlen. „Begleiten Sie mich bis in mein Zimmer," ſagte ſie. »Wenn ich ſo frei ſein darf," antwortete ich. —

»O ja. Sie dürfen so frei sein; ich fürchte mich nicht vor jungen Leuten.«

Die gnädige Frau sind sehr gnädig. — Sie warf sich auf einen Sofa.

»Ich mache keine Umstände mit Ihnen, denn ich halte Sie für meinen Freund.«

Sehr viel Ehre für mich. Wenn ich nur nicht beschwerlich falle.

»Wie alt sind Sie?«

Zwanzig Jahr.

»Mein Gott! es ist heute sehr warm.« — Sie lüftete das Halstuch.

Soll ich die Thür öffnen?

»Ums Himmelswillen nicht! das gäbe Zugwind, Verkältung. — Zwanzig Jahr? Wahrhaftig für Ihr Alter sind Sie schon sehr gebildet.«

Ach das sagen die gnädige Frau wohl nur, weil Sie eine alte Freundin meiner Mutter sind.

»Warum nicht gar! Ich schätze Ihre Mutter hoch, aber die Verschiedenheit unserer Jahre — Haben Sie viele Bekanntschaften?«

Ich besuche täglich das Haus, wo ich das Glück und die Ehre hatte, Sie anzutreffen.

»Sehr wohl. Es sind recht gute Leute. Man amüsirt sich zwar nicht sonderlich bei ihnen, aber man ist doch sicher dort vor dem frechen jungen Volk; ich meine die jungen

Herrchen, die von unſern Modedamen ſo verzogen und verwöhnt werden, die in Geſellſchaften das große Wort führen, und unter vier Augen nichts zu ſagen wiſſen. Ich zeichne Sie wirklich ſehr aus, indem ich Sie ſo allein empfange."

Gnädige Frau, ich werde dieſe Güte nicht mißbrauchen.

»Das ſehe ich. Fürwahr, jeder Andere an Ihrer Stelle würde ſchon ein wenig unverſchämt geworden ſein."

Ich wäre untröſtlich, wenn ein ſolches Unglück mir begegnete.

»Nun, ich bin eben nicht pedantiſch, und verlange keineswegs, daß man ſich ewig in ehrerbietiger Entfernung halte, nur den Anſtand muß man nicht verletzen. Sagen Sie mir doch, mein kleiner Freund, ſind Sie nie verliebt geweſen?"

Nein, gnädige Frau, mein Vater will mich erſt in zwei Jahren verheirathen.

»Es iſt recht brav von Ihnen, daß Sie Ihrem Herrn Vater ſo gewiſſenhaft gehorchen. Indeſſen wäre es eben kein großes Unglück, wenn Sie etwa Neigung für ein Frauenzimmer empfänden, — nur müßte es keiner von den jungen Zieraffen und Schwindelköpfen ſein, die, ſtatt Ihr Herz zu bilden, Sie überreden, Herz ſei nur ein leeres Wort."

O ich werde mich wohl hüten.

»Es iſt ſchon ſpät, eſſen Sie zu Abend mit mir."

Ich kann nicht, gnädige Frau; Papa und Mama würden auf mich warten.

»Nun so gehen Sie zu Papa und Mama.«

Bei diesen letzten Worten flammte ihr Blick, ich war aber noch zu blind, um Zorn und Verachtung darin zu lesen. Ich empfahl mich ehrfurchtsvoll; draußen schöpfte ich Athem und war sehr zufrieden mit mir selbst, bis ich einige Zeit nachher erfuhr, die Dame spreche überall: Der junge Mühlheim ist ein recht alberner Mensch.

Nach und nach schliff die große Welt mich ab; ich mußte so viele Sottisen hören, daß ich endlich keine mehr sagte; hingegen beging ich deren desto mehr, weil alle meine Bekannten ein Gleiches thaten. Meine Blödigkeit ging plötzlich in Unverschämtheit über. Die Extreme berühren sich; Gedankenlosigkeit ist die Quelle von beiden, nur Denken schützt vor beiden, aber nicht Jedermann mag denken. Ich hörte überall das Glück rühmen, über Unglück klagen; ich konnte nicht begreifen, warum man so ungeschickt sei, jenes seltener zu finden als dieses. Daß der Suchenden Wege meist Abwege sind, fiel mir nicht auf; ich verstünde es wohl besser, bildete ich mir ein, und keck setzte ich die höchste Glückseligkeit, wie so viele meines Alters, in die Menge verliebter Abenteuer. Ich gab mir ernstlich Mühe, recht lächerlich zu werden, und es gelang. Mit großem Respekt vor mir selbst verband ich eine tiefe Verachtung der Weiber, das ist der erste Schritt ihnen zu gefallen. Thoren glaubten fast, ich hätte Verdienste, weil ich mich

ſelbſt ſo unbefangen lobte; ſie geſtanden mir Rechte zu, weil ich mit edler Unverſchämtheit Anſprüche machte. Mit einem Wort, ich erlangte ſehr bald das Talent, zwanzig Frauen um ihren guten Ruf zu bringen, und fühlte mich ſehr glücklich; denn ein Dummkopf, der ein Narr wird, iſt der zufriedenſte Menſch auf Gottes Erdboden. Ich war der verwegenſte Parteigänger, oft auch der glücklichſte. Die Prüden verführte ich, indem ich ihre Tugend rühmte, die Koketten, indem ich ihre Reize zu überſehen ſchien, Betſchweſtern, indem ich die ganze Welt verläſtern half. Nur wenige Weiber widerſtanden mir; die es thaten, lachte ich aus.

Aber meine Eroberungen entſchlüpften mir auch eben ſo ſchnell als ich ſie gemacht hatte. Die Prüden verjagten mich durch Eigenſinn, die Koketten durch Leichtſinn; der Betſchweſtern grämliche Bosheit empörte mein Gefühl; die geträumte Glückſeligkeit zerrann nach kurzem Taumel. Es waren lauter Fresko-Gemälde, die nur in der Ferne täuſchen.

Indeſſen hatte ich mir einen Ruf erworben, der, ſo ſchlecht er war, mir Vortheil brachte, denn die Mode macht alles liebenswürdig und fragt nicht nach Vernunft. Man trug meinem Vater eine anſtändige Partie, das iſt, ein reiches Mädchen, für mich an, ich willigte ein; die niedliche kleine Perſon war auf dem Lande erzogen worden, ſie fand mich allerliebſt. Bei unſerer erſten Zuſammenkunft ſetzte man uns an einen Kartentiſch, ſie öffnete kaum die

Lippen, um die Farben zu nennen; ich fand aber doch, daß sie viel Verstand und sicher ein gutes Herz habe. Unsere Eltern brachten die Hauptsache in Richtigkeit, man kopulirte uns, und wir sahen uns richtig zum dritten Male, als man uns in Gegenwart von einem paar Dutzend Verwandten zusammen in's Bett legte.

Zwei Jahre lebten meine Frau und ich recht gut mit einander. Sie sprach wenig, ich antwortete noch weniger, denn ich meinte, es gehöre zur Würde des Ehemannes, einsilbig zu sein. Mancher Hausfreund versicherte mich, meine Frau habe Geist; ich hielt das für ein Kompliment und nahm mir nicht die Mühe, es zu untersuchen. Es fand sich nach und nach, daß wir in Geschmack und Laune, in Charakter und Kenntnissen sehr verschieden waren. Ewige kleine Widersprüche füllten unsere Tage, und das ist bei weitem schlimmer, als dann und wann ein derber Zank. Lieber lauf ich einmal durch Platzregen, als täglich durch Nebel. Wir waren endlich beide so glücklich, die Geduld zu verlieren, so aufrichtig, es uns zu gestehen, und so klug, uns ohne Aufsehen zu trennen. Deine Mutter ging auf eines ihrer Güter, und ich stürzte mich in den Strudel der Welt. Für Zerstreuung aller Art war ich stumpf geworden, Abenteuer genügten mir nicht, der Ehrgeiz erwachte; der Weg zum Ruhme — so wähnte ich — führt auch zum Tempel der Glückseligkeit. Du siehst, mein Sohn, ich bemäntele keine meiner Schwächen, damit du sie alle vermeiden lernst. Hätte ich geahnet, welche Sorgen ich mir

bereitete! Nur mit den größten Verdienſten oder mit den ſchlimmſten Eigenſchaften erklimmt man des Ruhmes ſteile Höhe, aber ich war verblendet; hatte ich doch Talent genug gehabt, das Unglück einiger Frauen zu machen, warum nicht auch das Glück eines Staats? — Ich betrat das Labyrinth der Intriguen und Kabalen; ich machte Leuten den Hof, die ich verachtete und die mich gering ſchätzten; ich verſprach künftige Protektion, um jetzige zu erhalten; — endlich gelang es mir, ich verdrängte einen wackern Mann von einem ehrenvollen Poſten, den ich nur ſo lange behauptete, als nöthig war, um meine Unfähigkeit und Undankbarkeit zu offenbaren. Ich zog mich zurück, haßte den Ruhm, haßte die Menſchen, und doch verdroß es mich, daß ſie meiner ſo leicht, ſo gern entbehrten, denn man leidet immer mehr durch Geringſchätzung, welche man Andern einflößt, als durch ſolche, die man für Andere empfindet. Ein Ehrgeiziger kümmert ſich wenig um Verachtung, ſo lange er oben ſteht; iſt er aber geſtürzt, ſo erträgt er ſein Schickſal nur, wenn er die Achtung der Menſchen mit ſich nahm.

Ich war der Verzweiflung nahe, als ich endlich einen Weiſen kennen lernte, den, aus gleichen Irrthümern, ſpät, aber nicht zu ſpät, die Vernunft geweckt hatte. Er lebte ſtill und glücklich auf dem Lande; ich ſah ihn anfangs ſelten, dann öfter, endlich oft, ſeine Redlichkeit gewann mein Herz, ſeine Weisheit erleuchtete meinen Geiſt.

Freund, ſagte er eines Tages zu mir, ich habe lange,

gleich dir, Vorurtheilen gefröhnt, mitten unter ſchimmernden Täuſchungen nach Glückſeligkeit gehaſcht, und ſie nur dann erſt gefunden, als ich ſie nicht mehr ſuchte. Hier wohne ich auf dem Erbe meiner Väter, ich gehe mit meinen Nachbarn um, entdecke oft Tugenden an ihnen, die ich nachahme, und ihre kleinen Gebrechen irren mich nicht mehr. Beſſer, die große Welt vergeſſen, als gegen ſie deklamiren; Glückſeligkeit wohnt nur in der Bruſt des Philoſophen.

Des Philoſophen?! rief ich erſtaunt. Ich hatte mir immer Philoſophie, Uebermuth und Langeweile gleichbedeutend gedacht.

Echte Philoſophie, fuhr er fort, trägt nicht das Joch der Eitelkeit, ſetzt keine überſinnlichen Chimären an die Stelle der Vernunft, hält nicht die anders Denkenden für Dummköpfe, blickt nicht verachtend auf die Irrenden herab. Nein! Sie ſcheut das Laſter und beklagt den Laſterhaften; ſie thut anſpruchlos das Gute, erträgt freundlich die Schwachen, liebt und ehrt die Bande der Geſellſchaft, erkennt doch nur den Rang, den Tugend und Verdienſte weihen, haßt die Menſchen nicht, hilft ihnen, tröſtet ſie, lehrt ſie den Zauberreiz der Freundſchaft kennen, ſchlingt um alle Herzen das ſchöne Band der Liebe und Dankbarkeit.

Ha! rief ich entzückt, wer dieſem Bilde gliche! — Ja, es iſt leichter, die Menſchen zu verachten, als ihnen Gutes zu erzeigen. — Doch du zähltest auch das Glück der Freundſchaft zu den ſüßen Früchten der Philoſophie; haſt du einen Freund gefunden, deiner würdig?

Eine Freundin, antwortete der Weiſe, deren zartes Gefühl ſie eben ſo ſicher auf die Bahn der Glückſeligkeit leitete, als mich die Vernunft. Auch ſie hat einſt in der großen Welt gelebt, wo ihr Kopf bisweilen ſchwindelte, ihr Herz nie mitſchuldig war. Jetzt entfaltet ſie in ländlicher Stille Keim und Reiz jeder weiblichen Tugend. Sie iſt meine Grenz-Nachbarin, wir ſehen uns oft: die vertrauteſte Freundſchaft beſeligt unſere Tage; denn nie ſo zart, ſo geiſtig und innig iſt Freundſchaft zwiſchen Mann und Mann, als zwiſchen Mann und Weib, wenn erſt das Alter der Liebe ſinnliche Täuſchung zerſtört hat. Der Freund, gewöhnt, das ſchöne Geſchlecht achtungsvoll auszuzeichnen, iſt aufmerkſamer gegen die Freundin; gewiſſe Nachtheile, die aus Gleichheit entſpringen, verſchwinden, der Freund fühlt ſich der Freundin wohl überlegen, iſt ihr aber doch nicht gleich: wie kann der häßliche Wurm der Mißgunſt auf ihre Roſen kriechen? Die Freundin, als Weib, haucht über ihre ganze Verbindung ein zartes empfindſames Etwas, deſſen der Mann bei dem männlichen Freunde ſich ſchämen würde.

Die feurige Rede von des Weiſen Lippen ſprühte zündende Funken in mein Herz. O! rief ich, faſt ſchmerzlich bewegt, nimm mich mit zu deiner Freundin! Laß mich wenigſtens die Glückſeligkeit ſehen lernen! — Er war dazu bereit. Wo liegt ihr Landgut? Er nannte mir die Gegend. Deſto beſſer, in dieſer Gegend hab' ich ohnehin einen Beſuch abzuſtatten, bei einer Frau von Berg.

Er ſtutzte. »Von Berg? Kennſt du die Dame?«

Nein, aber meine Frau, die ſchon lange fern von mir lebt, hat mich erſucht, ihr Jahrgehalt immer an dieſe Frau v. Berg auszahlen zu laſſen, von der ſie es am bequemſten empfangen werde. Ohne den Grund dieſer Grille zu wiſſen, oder wiſſen zu wollen, thue ich das ſchon ſeit mehreren Jahren. Führt mich nun der Zufall in die Gegend, welche ſie bewohnt, ſo meine ich, es ſei Wohlſtandspflicht, ihr einen Beſuch abzuſtatten.

»Du haſt Recht,« verſetzte mein Freund, »und wirſt es um ſo lieber thun, wenn ich dir ſage, daß eben dieſe Frau v. Berg jene vertraute, mir ſo theure Freundin iſt. Morgen wollen wir zu ihr fahren.«

Gern, erwiederte ich, doch verbirg ihr anfangs meinen Namen, denn ich wünſchte von ihr recht unbefangene Nachrichten, meine Frau betreffend, zu erfahren: wie es ihr geht? wie ſie lebt? welche Geſinnungen ſie gegen mich hegt? — Ich hatte nie Abneigung für ſie, wir haben uns blos getrennt, weil ſie die Welt verlaſſen und ich darin bleiben wollte. Ich habe mich ſeitdem wenig um ſie bekümmert, aber es würde mich doch ſchmerzen, wenn ſie mich gering ſchätzte. Sie ſoll mich wenigſtens hinfort als einen unſichtbaren Freund betrachten.

Der Weiſe billigte meinen Vorſatz und ſchrieb ſogleich einen langen Brief an Frau v. Berg, indem er uns anmeldete, und den er noch Abends ſpät durch einen Boten fortſandte. Am andern Morgen fuhren wir ſelbſt hin. Ich

fand, von duftenden Linden beſchattet, ein niedliches Haus, in dem Geſchmack und Bequemlichkeit der Pracht entbehren konnten. Wir wurden in einen kühlen Salon geführt, deſſen Fenſter durch Jalouſieen ſo dicht verſchloſſen waren, daß faſt weniger noch als Dämmerung darin herrſchte. Es fiel mir auf. Sie liebt das ſo, ſagte mein Freund ganz trocken. Es währte lange, ehe Frau v. Berg erſchien. Eine ſeltſame Unruhe hatte ſich meiner bemeiſtert, es war eine gewiſſe Scheu vor der Freundin meiner Gattin; ich fühlte, daß ſie mich nicht hochſchätzen konnte. Verdiente Vorwürfe peinigen, auch wenn man ſie nur erräth.

Endlich öffnete ſich die Thür, eine verſchleierte Dame trat herein. Ich wurde ihr vorgeſtellt, als ein Mann, der ſich aus dem Strudel der Welt an das Klippen-Eiland der Tugend gerettet habe. Sie ſeufzte und ſprach leiſe: »Möchte doch der Gemahl meiner Freundin, der Gräfin Mühlheim, dieſes Beiſpiel nachahmen! Möchte er in die Arme ſeiner Gattin zurückkehren, die ihr Leichtſinn oft tadelnswerth, doch nie verächtlich machte. Sie hat ihn geliebt, ſie liebt ihn noch; aus dieſem Gefühl ſchöpft ſie Troſt und Qual.« — Thränen unterbrachen die ſanfte klagende Stimme. Ich fing an, die Wahrheit zu ahnen. Zitternd nahm ich das Wort. Ich freue mich, hub ich an, eine ſo warme Freundin der Gräfin Mühlheim zu finden. —

»Eine wärmere noch von dem Grafen,« fiel ſie mir haſtig in's Wort. »Wie gern möcht' ich ihm ſagen, daß

seine Gattin nur aus zu weit getriebener Delikatesse ihm ihre Zärtlichkeit verbarg. Aufgedrungene Liebe gebärt Haß. Vielleicht irrte sie. Weiblicher Stolz zertritt oft die nächsten Blumen. Sie wären so leicht zu pflücken, allein man schämt sich des Bückens. Zu spät bereut meine Freundin den Irrthum. Wäre sie zuvorkommender gewesen, vielleicht wäre ihr Gemahl nie auf Abwege gerathen." —

Die er heute zu deinen Füßen verflucht! rief ich entzückt, indem ich ihre zitternden Knie umfaßte, denn lange schon hatte die wohlbekannte Stimme mir deine Mutter verrathen. Der Schleier fiel vom Antlitz und sie in meine Arme. Ich drückte sie mit Jugendfeuer an mein Herz. Zerronnen, sprach ich, ist der kalte Nebel, in dem wir beide wankten. Unser Herbst ist da, doch wahre Liebe wird ihn zum Frühling umschaffen. Unsere Züge haben gealtert, unsere Herzen sind verjüngt. Gatten, die sich hochachten, sind glücklicher in unsern Jahren, als solche, die nur Jugendfeuer, Leidenschaft und Laune an einander knüpften. Wir werden glücklich sein!

Acht Jahre sind bereits seit jenem seligen Augenblick verflossen; du selbst, mein Sohn, bist Zeuge, daß ich wahr prophezeite. Wir leben häuslich froh; wir üben stille Tugend, wir lieben uns in dir; der Freund verschönert den Bund, und siehe, ungerufen ist in unsrer Mitte Glückseligkeit erschienen. Wir suchen sie nicht, sie umschwebt uns immer; wir sehen sie nicht, sie wohnt in uns; wir fürchten nicht, sie zu verlieren, denn wir sind unserer selbst gewiß.

Hier endigte Graf Mühlheim seine Erzählung. Ob der Jüngling aus der Lehre Nutzen gezogen? — Schwerlich! denn seit Jahrtausenden wird fremde Erfahrung *gepriesen* aber nicht *benutzt*.

Das Zinngießen am Neujahrs-Abend.

Karoline an ihre Freundin.

Ja, liebe Julie, ich bin verheirathet, sehr glücklich verheirathet, und kannst du wohl errathen, wem ich es zu verdanken habe? — Einzig und allein unserer alten Küchenmagd, der schielenden Christine, die sich so herzlich vor Gespenstern fürchtet, und über die wir uns oft so kindisch lustig machten, als wir schon recht große Mädchen waren.

»Also kein *blinder* Liebesgott,« hör' ich dich voll Verwunderung ausrufen, »sondern ein *schielender* hat dich so schnell verkuppelt?« —

Nun so gar schnell ist es eben nicht zugegangen, und ich hätte dir wohl schon vier Wochen früher ein Wörtchen davon schreiben können. Zürne nur nicht, oder schilt mich nicht verschlossen. Wärst du gegenwärtig gewesen, ja dann hättest du längst alles erfahren, denn ein paar Mädchen, die in's Plaudern kommen, du weist wohl, die müssen sich alle ihre Kleider und alle ihre Geheimnisse zeigen; da gibt ein Wort das andere, man bekennt halb, man wird halb errathen,

und so geht die Herzens-Erleichterung ohne Anstoß von Statten. Aber schriftlich — hilf Himmel! da muß man vierundzwanzig Geschöpfe, die sich Buchstaben nennen, zu Vertrauten machen, und besonders die fünf, die sich das Recht anmaßen, die Empfindungen eines gefangenen Herzens auszudrücken. Es ist lächerlich, liebe Julie, aber wahr, daß, so oft ich in jener schönen Zeit, wo mein Herz zum ersten Male laut zu werden begann, das Wörtchen Liebe schreiben, und den Tüpfel über das i machen wollte, mir der verzweifelte Tüpfel immer vorkam wie ein Auge, das mir tief in die Brust schaute. Gott weiß, wie oft das fürchterliche Pünktchen mir eine Schamröthe abgejagt hat. — Doch ich plaudere, statt zu erzählen. Nun so höre.

Am Abende vor dem neuen Jahrstag — ich stickte nämlich die letzte Blume in einen Strickbeutel für meine Großmutter, — öffnete Christine die Thür und schielte herein. »Sind Sie allein, liebes Mamsellchen?" — Ja, Christine. — Alsobald schob sie ihre kugelrunde Figur bis mitten in das Zimmer, und ich wurde gewahr, daß ihre rechte Hand unter der Küchenschürze etwas verbarg. Ihr eines Auge sah dabei so listig aus, daß ich wirklich einen Augenblick auf den Argwohn gerieth, sie wolle mir ein Billet-doux zustecken.

»Was bringst du denn da, Christine?"

Ihr Glück, Mamsellchen.

»Nun das muß eben nicht groß sein, weil es Platz unter deiner Schürze hat?"

Sie schwieg, nickte mit dem Kopfe und zog es langsam hervor. Das Herz klopfte mir ein wenig, denn nach allen den geheimnißvollen Anstalten, hätte ich fast darauf geschworen, es sei ein Billet. Aber siehe da, es war nichts mehr und nichts weniger als ein Stück Zinn.

Soll ich dir meine Schwachheit bekennen? — warum nicht? — Ich bin gewiß, daß ich die alte Christine tüchtig würde ausgescholten haben, wenn sie mir ein Billet gebracht hätte, und doch war es mir verdrießlich, mich in meiner Vermuthung getäuscht zu sehen.

»Was soll das?" fragte ich mit gerunzelter Stirn.

Es ist heute der heilige Abend, wir wollen Glück gießen.

»Laß mich zufrieden!" fuhr ich sie fast unsanft an. Aber sie ließ mich nicht eher zufrieden, bis ich, um sie nur los zu werden, versprach, einen einzigen Löffel voll geschmolzenen Zinnes in das Wasser zu gießen. Nun trippelte sie geschäftig hin und her, holte ein Kohlenbecken und alles was sonst zu dieser Wahrsagerei vonnöthen ist, und plauderte dazwischen so viel von meinem künftigen Manne, dessen Bekanntschaft sie ganz unbezweifelt in der nächsten Minute machen werde, daß sie mich wirklich endlich in eine lustige Laune versetzte. Alles war bereit, ich ließ ein Klümpchen Zinn im silbernen Löffel schmelzen, und dann, ihrer Anweisung gemäß, fein bedächtig in das eiskalte Wasser treufeln. Anfangs ging es recht gut, aber als ich mich ein wenig mehr gegen das Licht kehren wollte, benahm ich mich so

ungeſchickt dabei, daß ich mit dem Ellbogen an die Mauer ſtieß, und mir den ganzen Reſt des ſiedenden Zinnes auf die linke Hand goß.

Der Schmerz preßte mir ein lautes Geſchrei aus. Mutter, Vater und Tante liefen herbei, ich wurde bedauert und geſcholten, Chriſtinen wiederfuhr blos das letztere, aber ſie kehrte ſich weder an mein Geſchrei noch an das Schelten meiner Mutter, denn ein weit wichtigerer Gegenſtand beſchäftigte ihre ganze Aufmerkſamkeit; ſie holte nämlich das geronnene Zinn aus dem Waſſer, unterſuchte es bald mit dem geſunden, bald mit dem ſchielenden Auge, fand ihre Mühe belohnt, ihre Wünſche erreicht, und während ich in den grauſamſten Schmerzen wimmerte, hüpfte ſie luſtig um mich her, und ſagte, das bischen Schmerz habe gar nichts zu bedeuten, denn ich würde einen ſchmucken, braven Mann bekommen. Meine Mutter jagte ſie endlich zur Thüre hinaus.

Alle Hausmittelchen, um meiner verbrannten Hand Linderung zu verſchaffen, wurden vergebens verſucht; ich konnte die ganze Nacht kein Auge ſchließen, und am Morgen hatte ich ein ziemlich ſtarkes Wundfieber. Nun wurde nach einem Wundarzt geſchickt, der ſich auch bald einſtellte und mir einen ordentlichen Verband auflegen wollte.

Während dies geſchah, und ich ganz blaß und einfältig in meinem tiefſten Negligee vor dem Ehrenmanne ſtand, ſiehe da ſtürzte plötzlich der Sekretär Lindau in das Zimmer. Ich hatte den jungen Mann kaum zweimal in

meinem Leben gesehen, und nie ein Wort mit ihm gesprochen, du kannst dir also vorstellen, wie sehr ich erschrack. Mein erster Gedanke war natürlich mein Shawl, der nicht weit von mir auf dem Sofa lag, aber ich Unglückliche konnte keinen Schritt nach ihm thun, denn die Hand des Wundarztes hielt meinen Arm fest. Auch hatte ich schon in der zweiten Sekunde den Shawl und mich selbst vergessen, denn Lindau glich einer zitternden Leiche. »Verzeihen Sie,« — stammelte er gegen mich gewandt. — »Um Gotteswillen!« rief er dem Wundarzt zu, »meine Mutter stirbt, — eine Entzündung, der Arzt hat einen Aderlaß verordnet — schon seit einer halben Stunde renne ich in der Stadt herum und finde nichts als Gratulanten — Erbarmen Sie sich, und kommen Sie auf der Stelle mit mir!«

»Sobald ich hier mit der Mamsell —« hub der Wundarzt sehr gelassen an. Ich ließ ihn nicht ausreden. Er hatte so eben erst meine verbrannte Hand entblößt, aber ich zog sie ihm hastig weg. »Sie hören ja, mein Herr, daß hier vielleicht an einer Minute Leben oder Tod hängt. Fort! Fort!« —

»Erlauben Sie,« sagte der eiskalte Mann, »der Weg ist weit, ich habe der Patienten viele, und weiß nicht, ob ich nachher —

»Und wenn Sie auch nie wiederkämen!« rief ich in großer Bewegung, denn Lindau's bebende Gestalt, sein bleiches Gesicht, sein starres Auge erschütterten mich tief.

Nun! nun! brummte der Wundarzt und packte seine

Lappen zuſammen. Während dieſer kurzen Verzögerung ermannte ſich Lindau ein wenig, ſah mir mit feuchten Augen in's Geſicht, dann auf meine verbrannte Hand, und wollte mir die küſſen. Ich zog ſie ſchnell weg und gab ihm die rechte. Er drückte ſie heftig. Ich werde das — ich glaube er wollte ſagen: nie vergeſſen; aber es ſchoſſen ihm plötzlich Thränen in die Augen. Schluchzen erſtickte ſeine Stimme, er faßte den zögernden Wundarzt beim Arm, und zog ihn zur Thür hinaus, ohne auch nur durch eine Verbeugung Abſchied von mir zu nehmen.

Liebe Julie, es kommt doch wirklich in der Welt recht viel darauf an, in welchen Tagen und Augenblicken man Menſchen kennen lernt. Erinnerſt du dich noch des wackern Mannes, dem ich vor zwei Jahren einen Korb gab? — Zufälligerweiſe mußte er, als ich ihn zum erſten Male ſah (es war in einem öffentlichen Garten), gerade mit ſeinem Bedienten zanken. Der Menſch hatte vermuthlich einen dummen Streich gemacht, ſein Herr war ſehr hitzig, in der Hitze ſieht Niemand liebenswürdig aus, kurz, der Mann mißfiel mir, denn ſo oft ich nachher an ihn dachte, ſah ich ſeine durch Zorn verzerrten Züge. Ich ſchlug ſeine Hand aus. Es war nicht recht von mir, denn ich weiß aus ſicherer Quelle, daß er ſeine jetzige Frau ſehr glücklich macht.

Und nun Lindau — an den paar Abenden, wo uns der Zufall auf Bällen zuſammen führte, hatte ich ihn überſehen, denn er drängt ſich nirgends vor; ich ſah ihn alſo eigentlich zum erſten Male. Und wie ſah ich ihn? — Ein

guter Sohn, der für das Leben seiner Mutter zittert, ist ein sehr interessanter Mensch. Seine bleiche Gestalt kam mir den ganzen Tag nicht aus dem Sinne, ich vergaß darüber meiner eigenen Schmerzen. Nachmittag sandte ich den Bedienten zu der alten Lindau, und ließ mich nach ihrem Befinden erkundigen. Ich erhielt zur Antwort: es sei nur wenig Hoffnung zur Genesung vorhanden. Wirklich, liebe Julie, ich habe recht herzlich für die Frau gebetet, die ich in meinem Leben nicht gesehen hatte. Ich schickte nun täglich, empfing nach und nach tröstlichere Berichte, und in vier Wochen war sie außer Gefahr. Nun hielt ich für unschicklich, mich weiter um sie zu bekümmern, und erinnerte auch mein Herz, daß es unschicklich sei, sich noch immer so oft mit dem Sekretär Lindau zu beschäftigen. Aber die Herzen gleichen den verzogenen Kindern, die schon wissen, es habe nichts zu bedeuten, wenn Mama ruft: sei nicht unartig! Sie thun doch, was sie wollen. Freilich würde der Eindruck wohl nach und nach wieder verloschen sein, denn Liebe muß Sonne haben, wenn sie blühen soll; aber glücklicherweise hatte Lindau es schicklich gefunden, mir für meine Aufmerksamkeit und Theilnahme zu danken. Er ließ sich eines Sonntags ganz ordentlich und vernünftig melden. Das Herz klopfte mir, als der Bediente seinen Namen aussprach, und ich glaube meine Wangen färbten sich auch ein wenig; aber ich empfing ihn ganz ordentlich und vernünftig, wir saßen recht zierlich neben einander auf dem Sofa und wechselten Re-

densarten. Indessen lag die Last der Unterhaltung — dieser gesellschaftliche Frohndienst, — fast auf mir allein, denn ich merkte bald, daß der junge Mann nicht recht bei sich war. Er sah mich zuweilen an, als ob er in den letzten Schmollwinkel meines Herzens schauen wollte, und wenn ich nach einem solchen Blicke etwas recht Interessantes von ihm zu hören erwartete, so war es am Ende ein armseliges Ja oder Nein, das aus schweren Fesseln erlöst zu werden schien. Gewaltig neugierig war der Mann auch, alles was in meinem Zimmer stand und lag genau zu untersuchen, und alles hatte seinen hohen Beifall. Er freute sich über die Hyazinthen, die ich auf meinem Fenster zog, und über die Schnupftücher, die ich eben säumte; er freute sich über Tiedge's Urania, und über das schwedische Kochbuch der Jungfer Wary, welches daneben lag, ja ich glaube wahrhaftig, er freute sich auch über den Staub auf meinem Klaviere. Endlich sagte er — aber mehr zu sich selbst, als zu mir: — „Es ist hier alles so nett, so echt jungfräulich!" — Was sollt' ich ihm darauf antworten?

Glücklicherweise trat mein Vater herein, und verwickelte ihn bald in ein gelehrtes Gespräch. Du weißt, mein Vater ist mit Leib und Seele Jurist; er packte den Fremdling und stürzte sich mit ihm in einen Strudel von Prozessen. Dadurch gewann ich Zeit, mir den Mann recht ordentlich zu betrachten, und er fand Gnade vor meinen Augen. Als er gehen wollte, bat ihn mein Vater zum Essen, und er nahm die Einladung so hastig an, als ob er zu

Hauſe keinen Biſſen Brot hätte, nur machte er zur Bedingung, daß man ſeiner Mutter es wiſſen laſſe, und das gefiel mir wieder recht gut von ihm.

Bei Tiſche waren ſeine Augen wie Spione hinter mir her; es ſchien ihm zu gefallen, daß ich tranſchirte, daß ich Salat machte, daß ich vorlegte, und als endlich gar mein Vater beim Deſert erwähnte: »Dieſes Backwerk liebe ich ſehr, und darum macht meine Tochter mir es immer ſelbſt;« da ſah er mich ſo zufrieden an, als ob ich mir die Mühe für ihn gegeben hätte. Beim Abſchied drückte er mir gar die Hand ein wenig, welches ich ein wenig unverſchämt fand.

»Der Mann iſt ein wackerer Juriſt,« ſagte mein Vater, »ich habe ihm auf den Zahn gefühlt.« — Ich mußte lächeln über den Zahn, denn meine Eitelkeit flüſterte: du haſt ihm auf das Herz gefühlt.

Acht Tage vergingen. Ich hörte und ſah nichts vom Sekretär Lindau, aber ich dachte und fühlte allerlei von ihm. Eine prophezeiende Stimme ſagte mir, er werde am künftigen Sonntag wieder kommen, und ſiehe da, er kam wirklich; aber — ſollteſt du es glauben? — er war ſo unverſchämt, ſich ſchon des Morgens um neun Uhr bei mir melden zu laſſen. Ich meinte, es ſei ein Irrthum, und ließ ihn fragen: ob er vielleicht bei meinem Vater Geſchäfte habe? — aber nein, der kecke Menſch ließ mir antworten, er wünſche mit mir zu ſprechen, wenn ich nicht etwa in die Kirche ginge, oder vielleicht noch nicht gekleidet wäre. —

Unglücklicherweise hatte der Bediente ihn sogleich versichert, ich ginge selten in die Kirche, wäre aber immer schon des Morgens um sieben Uhr gekleidet. Es blieb mir also kein Vorwand übrig, ihn abzuweisen. Er trat herein und sah wieder ganz anders aus als vor acht Tagen. Bescheidenheit, Rührung und Festigkeit hatten sich seltsam und angenehm in seinen Zügen gemischt. Als ich mich auf dem Sofa neben ihm niederließ, merkte ich, daß die Knie mir ein wenig zitterten. Ich wollte, wie das erste Mal, einige Redensarten abthun, aber — stell dir mein Schrecken vor! — der Mensch ergriff ohne Umstände meine Hand, und hub seinen Spruch folgendergestalt an:

»Vernunft und Herz haben mir gesagt, daß Sie ein vorzügliches Frauenzimmer sind. Mir fehlt zu meinem Glücke ein gutes Weib, und ich bin hergekommen Sie zu fragen, ob Sie das mir werden wollen? Ich habe kein Vermögen, aber einen Dienst, der mich nährt. Sie sind reich, das thut mir leid, denn ich kann diese Kluft mit nichts ausfüllen, als mit aufrichtiger Liebe. Daß ich so gradezu gehe, sei Ihnen ein Beweis meiner Achtung. Wollen Sie mir einen Beweis der Ihrigen geben, so antworten Sie mir eben so freimüthig.«

Liebe Julie! und wenn es mein Leben kosten sollte, so wüßte ich dir nicht zu sagen, was ich ihm antwortete, aber etwas unfreundliches muß es wohl nicht gewesen sein, denn ich fand mich plötzlich — ich weiß selbst nicht wie, in seinen Armen. Die alte Christine, die eben einen

Küchenrath von mir holen wollte, machte geſchwind die Thüre wieder zu, und ich hörte ſie ganz deutlich rufen: Hab' ich's nicht prophezeit? —

Mein Vater ſchien recht angenehm überraſcht, als ich den juriſtiſchen Eidam in ſeine Arme führte. Es war aber ein Glück, daß Lindau ſchon vor acht Tagen Proben ſeiner Kenntniß abgelegt hatte, denn heute — meinte mein Vater, — habe er wie ein Stümper geantwortet und wäre gewiß in examine rigoroso abgewieſen worden. Das mochte wohl daher kommen, daß er den Brandfleck auf meiner linken Hand ſo oft küßte; ja wirklich ſo oft, daß ich endlich für das Beſte hielt, ihm die linke wegzuziehen und die rechte ganz zu überlaſſen. So, liebe Julie, bin ich nun ſeit vier Wochen ein glückliches Weib, und habe der ſchielenden Chriſtine ein recht artiges Präſent gemacht, denn ohne ihr Zinngießen am Neujahrs-Abend hätte ich meinen Lindau wohl nie kennen gelernt.

Alles durch Liebe, nichts ohne ſie.

Konſtanzie war ein ſehr hübſches Mädchen, das bekannten alle Männer ihrer Vaterſtadt, und ſogar einige Weiber. Sie zählte ſiebzehn Jahre, als ſie dem Sekretär Huldmann den Kopf verdrehte, der ihn ohnehin ſchon ein wenig verdreht von Univerſitäten mitgebracht hatte. Nämlich er

zog dort der neuen äſthetiſchen Morgenröthe nach, und hatte noch nicht bemerkt, daß der Morgen kühl und nebelig war. Uebrigens ein herzensguter Jüngling, mit ſo viel geſundem Menſchenverſtand begabt, daß ſich vorausſehen ließ, er werde in einer großen Stadt, wo man jedem Dinge ſchnell die lächerliche Seite abgewinnt, bald wieder vernünftig werden. Die Liebe konnte freilich dazu nicht wirken; denn in der Regel beſſert ſie Thorheiten nicht, ſondern theilt ſie vielmehr dem geliebten Gegenſtande mit. Jedes Mädchen hält den erſten Eroberer ſeines Herzens für einen Halbgott, glaubt alles, was er will, überzeugt ſich von allem, was er glaubt, und gibt keiner Ahnung Raum, daß es auch wohl anders, oder gar beſſer ſein könne. Alſo blieb Huldmann für's Erſte, wie er im Grunde nicht war; denn Konſtanzie ſchmiegte ihren Geiſt in ſeine Formen, das heißt, ſie liebte ihn.

Reiche junge Leute denken heutzutage nicht an's Heirathen, weil ſie es bequemer finden, Wolluſt zu kaufen, als Liebe zu verdienen, und weil häusliches Glück das unhäusliche bisweilen verdrängt. Wenn ich alſo dem Leſer verrathe, daß Huldmann ſehr ſtark an's Heirathen dachte, ſo heißt das mit andern Worten: er war ein armer Teufel. Bei Konſtanziens Wiege hatte auch nur die Natur mütterlich verweilt, das Glück war vorüber geflogen. Ihr Vater verwaltete einen ſehr einträglichen Poſten beim Zoll, der dem ehrlichen Manne nichts eintrug. Die treffliche Erziehung ſeiner Tochter darbte er ſich lieber vom Munde,

als von der Pflicht ab. Es war ihm gelungen, seinen Stolz aus ihr zu bilden. Die väterliche Eitelkeit schmeichelte ihm mit hohen Aussichten; daher wurde Huldmann's Anwerbung mit Kopfschütteln, — von der Tochter mit Seufzern beantwortet. Außer den Seufzern gab sie ihm noch einige Schwüre mit auf den Weg, und seine Hoffnung ankerte an dem Felsen der Mädchentreue, der bekanntlich den Inseln gleicht, welche an der schwedischen Küste die sogenannte Luftspiegelung hervorbringt.

Bald darauf erblickte ein reicher Jüngling, Namens Novalis, die schöne Konstanzie in einer ästhetischen Vorlesung, in welcher damals mehrere Damen Strümpfe strickten. Mit seiner Brille auf der Nase, trat er vor sie hin — (denn er machte sich und andern weiß, daß er ohne Brille nicht sehen könne) — ward von der Lieblichkeit ergriffen, die sich in jedem ihrer Züge rein aussprach, schloß aus dem Orte, wo er sie fand, auf die höhere Bildung ihres Geistes; und da eben ein alter eigensinniger Oheim die Vermählung seines Neffen zur Bedingung einer reichen Erbschaft machte; so entschloß er sich kurz und schlecht, dieses reizende Mädchen zu seinem ehelichen Bewunderer zu erheben. Konstanziens alter Vater, der noch keine Brille trug, nahm den jungen Menschen mit der Brille sehr gütig auf, und versprach, die Sache reiflich zu überlegen, worauf sich Novalis mit einem Lächeln empfahl, welches in seiner Sprache sich ausdrückte: »Wozu noch überlegen, du gemeiner ökonomischer Mensch?«

Als er fort war, wollte der vergnügte Alte seine Tochter rufen lassen, doch ein abermaliger Besuch hinderte ihn daran. Der ehrliche Kaufmann Knor trat herein, ein sparsamer, vorsichtiger Mann von dreißig Jahren, in dessen Laden Konstanzie vor mehreren Wochen Battist zu Jabots an Mannshemden gekauft hatte. Herr Knor pflegte sonst zwar wenig auf das Naturprodukt einer vergänglichen Schönheit zu achten, und von allen Kunstprodukten waren die gangbaren Münzen ihm die liebsten; allein die liebliche Freundlichkeit, durch welche Konstanzie ihren Reizen den eigentlichen Zauber lieh, bewies auch an ihm ihre Kraft, und spannte seine Aufmerksamkeit auf ihr ganzes Thun und Wesen. Sie sprach über den Battist mit vieler Sachkenntniß, sie maß sehr genau und künstlich aus, wie viele Jabots aus einer Elle von dem Zeuge sich verfertigen ließen; und endlich handelte sie um den Preis wohl eine Viertelstunde lang, trotz einer alten Jungfer. Herr Knor pflegte das sonst wohl übel zu nehmen, diesmal aber — o Liebe, du Wunderthäterin! — überließ er wirklich die Elle Battist, zum ersten Mal in seinem Leben, um den Einkaufspreis, und erschrack selbst nicht wenig darüber, als sie fort war. Er fing an, der Sache weiter nachzudenken; er fand, daß dieses Frauenzimmer, wenn es ihr belieben sollte, viel bei ihm zu kaufen, ihn endlich an den Bettelstab bringen würde, und daß, um solches zu verhindern, es kein besseres Mittel gebe, als Konstanzien zu seinem Associé zu machen, jedoch zuvor an einigen Sonntagen — denn in

der Woche hatte er keine Zeit dazu, — ſich nach ihrem Charakter und ihrer Aufführung näher zu erkundigen. Da er nun nichts als Gutes von ihr hörte, ſo ward der vierte oder fünfte Sonntag zu einem feierlichen Beſuch bei ihrem Vater anberaumt, wo er denn auch mit einer weißgepuderten Perücke und in einem braunen Rocke vom feinſten engliſchen Tuche erſchien, als der Brillen-Mann den Alten ſo eben verlaſſen hatte.

Herr Knor brachte ſeine Worte mit gehöriger Breite an den Mann, wobei er das Stockband um den porzellanenen Knopf wohl zwanzigmal auf- und abwickelte. Der Vater, der aus ſeinen Zollregiſtern wußte, daß der Handel dieſes ehrenfeſten Freiwerbers ſehr beträchtlich war, entließ auch ihn mit der freundlichen Verſicherung, daß ſein Geſuch in reifliche Erwägung gezogen werden ſolle. Mehr hatte Herr Knor nicht erwartet, er würde im Gegentheil ſehr heftig erſchrocken ſein, wenn man ihm mit dem Jawort in's Haus gefallen wäre, denn gut Ding will Weile haben. Er ging daher ſehr vergnügt nach Hauſe, beſtellte ſich Nachmittags levantiſchen Kaffee, was er ſonſt nur an hohen Feſten zu thun pflegte, rauchte eine Pfeife Knaſter zum Fenſter hinaus, und erwiederte die Grüße der Vorübergehenden mit ſehr freundlichem Kopfnicken.

Konſtanziens Vater hatte, nachdem Herr Knor von ihm geſchieden, kaum einige Mal hm! hm! hm! gebrummt, und ſeine Nachtmütze von der Scheitel auf die Stirn ge-

schoben, als schon wieder ein gekrümmter Finger draußen an seine Thür klopfte. — Herein! — Da öffnete der Klopfer so vorsichtig, als ob er fürchtete, es würden Vögel herausfliegen, und es erschien eine sehr freundliche Jammergestalt, die dem Magister Pankrazius zugehörte, einem entsetzlich gelehrten Manne, der unter andern mit ungeheurem Aufwand von Belesenheit, durch einige tausend Citate gründlich erwiesen hatte, daß Kaiser Karl des Großen Schuhschnallen rund und nicht viereckigt gewesen. Seine Nase verlängerte sich in eine blasse Spitze, seine Augen trugen die Spuren der gelehrten Nachtwachen, und sein ganzes Knochengebäude schien mit einem trockenen Pergament überzogen. Uebrigens war er ein schüchterner, höflicher Mann, der nicht allein keinem Kinde etwas zu Leide that (wie man sehr drollig zu sagen pflegt) sondern auch keinem erwachsenen Menschen. Sein Vater, ein Kaufmann, hatte ihm ein Vermögen von fünfzigtausend Thalern hinterlassen, dessen Interessen er jährlich in seltene Ausgaben von Klassikern verwandelte. Sonst brauchte er zu seines Leibes Nahrung und Nothdurft sehr wenig, fühlte sich bei seinen geringen Bedürfnissen glücklich, und hatte, bis in das vierzigste Jahr, die Mutter der Gracchen ausgenommen, an keine Frau gedacht. Seit Kurzem erst — da seine Augen anfingen, das Licht zu scheuen, und an langen Winterabenden ein stechender Schmerz ihn hinderte, die Zerstörung Troja's von Tryphiodorus, oder Oppian's griechisches Lehrgedicht vom Fisch- und Vogelfange

zu lesen — war er auf den Gedanken gerathen, eine Lebensgefährtin, oder vielmehr eine Stunden-Gefährtin zu suchen. Denn seine eigentlichen Lebensgefährten waren die Todten. Seine Frau sollte weiter nichts mit ihm zu schaffen haben, als ihm durch heitere Laune einige Abendstunden weggaukeln, während er ganz ruhig, mit dem grünen Schirm über die Augen, ihrem muntern Geschwätz zuhorchen wollte. Die übrige Zeit sollte sie still und eingezogen in ihrem Gynäceum verleben. Diesen christlich gelehrten Plan eröffnete er im Vertrauen einer Base, die selbst ein paar artige Töchter hatte, und in deren Hause sich wöchentlich Einmal die muntern Freundinnen ihrer Töchter zu versammeln pflegten. »Kommen Sie auf den Sonnabend zu mir,« sagte die Base, »da haben Sie das Aussuchen unter acht bis neun hübschen Mädchen.«

»Sehr wohl,« erwiederte Pankrazius, »aber muß ich auch mit Ihnen reden?«

»Das ist nicht vonnöthen,« beruhigte ihn die Base. »Sie mögen sich in eine Ecke setzen, den muthwilligen Kindern zuhören, und am Ende diejenige wählen, deren Unterhaltung Ihnen am angenehmsten scheint.« — Herr Pankrazius fand sich am nächsten Sonnabend richtig ein, saß in einer Ecke, wurde von den muntern Mädchen gar nicht bemerkt, hingegen durch Konstanziens heitere Laune ganz bezaubert. Sie war wirklich an diesem Abend sehr liebenswürdig, ihr Auge glänzte von Freude, und ihre schönen Lippen flossen über von Witz und Scherz. — »Jene

dort mit dem grünen Hute," flüsterte er der Base zu, »habe ich mir erkieſet."

»Daran haben Sie sehr wohl gethan," lächelte die Base, »der Himmel segne Ihren Entschluß." —

»Ach ja!" seufzte er und ging zu Konstanziens Vater, dem er die Sache in zwei wohlgeordneten Perioden vortrug. Im ersten Augenblicke war der Alte ein wenig überrascht, denn er dachte sich des Herrn Pankrazius Knochenfinger in der atlasweichen Hand seiner Tochter. Da aber diese Knochenfinger auf einen Sack mit fünfzigtausend Thaler deuteten, so schob er sehr höflich seine Mütze, und versprach des Gelehrten bescheidene Wünsche Konstanzien an's Herz zu legen. Ein Händedruck beim Abschied preßte dem guten Pankrazius einige Schmerzenstöne aus, und auf dem Heimwege beschloß er, durch ein Traktätlein von einigen Alphabeten zu beweisen, daß das Händedrücken weder bei den Griechen noch Römern Sitte gewesen.

Konstanziens Vater ging im Zimmer auf und ab, rieb sich lachend die Hände, und sprach: Nun, da kann ich ja meiner Tochter diesen Mittag bei jeder Schüssel einen andern Mann vorschlagen.

Ehe aber noch die Suppe aufgetragen wurde, trat ein Jugendfreund, Herr Dürrbein, in's Zimmer, und sobald sein Husten ihn zu Athem kommen ließ, hub er folgender Gestalt an:

»Mein lieber alter Freund, ich bin gekommen, bei dir zu speisen.«

»Sehr wohl, du bist willkommen.«

»Dann hab' ich dir eine Herzensbeschwerde vorzutragen.«

»Ei ei, ich dachte, du hättest nur noch Brustbeschwerden?«

»Eben deswegen. Ich werde alt und mein Husten mehrt sich täglich. Du hast oft über mich Hagestolzen gespottet; ich fange an zu fühlen, daß du Recht hattest. Ein paar Tage in der Woche muß ich das Bett hüten, da brauch' ich Pflege. Nun bin ich neulich, als du das böse Fieber hattest, und ich täglich zu dir kam, mit Vergnügen gewahr worden, daß deine Tochter eine treffliche Krankenpflegerin ist. Du warest ein wenig mürrisch und eigensinnig, aber nicht von deinem Bette ist sie gewichen Tag und Nacht, mit Freundlichkeit hat sie dir alles an den Augen abgesehen, das hat mich innerlich ergetzt, und mir den Gedanken in's Herz gegeben: das wäre eine Frau für dich.«

»So?« sagte der Alte, und machte große Augen.

»Nun, du kennst mich,« fuhr Herr Dürrbein fort, »ich bin ein wohlhabender Mann, und sterbe ich einmal, so vermache ich ihr mein ganzes Vermögen.«

»Sonderbar!« erwiederte der Vater, »du bist heute schon der Vierte, der um meine Tochter wirbt.« Und nun erzählte er ihm, welche Besuche er bereits empfangen, und wie er sie abgefertigt. »Dir,« beschloß er, »muß ich das

nämliche ſagen; du biſt ein reicher Mann wie jene, ich habe gegen dich ſo wenig einzuwenden als gegen jene. Darum laß ich meiner Tochter freie Wahl."

Sobald der huſtende Freund ſich entfernt hatte, wurde Konſtanzie herbei gerufen, und in die Gallerie ihrer Anbeter geführt. Anfangs lachte ſie über alle Freier, doch dadurch ließ der Vater ſich nicht abſchrecken, denn er wußte ſehr gut, daß die Mädchen oft über Männer lachen, die ſie nachher recht gern heirathen. Er führte ihr ſein Alter zu Gemüthe, und redete ihr beweglich zu, ihm die Freude zu machen, ſie noch vor ſeinem Ende verſorgt zu ſehen; er bewies ihr zugleich, daß ſie auf Huldmann in den nächſten zehn Jahren nicht rechnen könne. Da er nun eine große Gewalt über ihr weiches, kindliches Herz beſaß, ſo bewog er ſie endlich zu einer Wahl. Daß dieſe auf den jungen Novalis fiel, läßt ſich vermuthen, denn von den vier Freiern glich er doch immer noch am meiſten ihrem Ideale. Sein Glück wurde ihm kund gethan, überraſchte ihn aber nicht, denn er hatte ohnehin nicht daran gezweifelt. Konſtanzie ſagte ihrem Geliebten ſchriftlich ein wehmüthiges Lebewohl, und gab dem Brillen-Mann ihre Hand.

Aber noch waren die Flitterwochen nicht verfloſſen, als die junge Frau eines Morgens in Thränen ſchwimmend zu ihrem Vater in's Zimmer ſtürzte, ſich zu ſeinen Füßen warf, und ihn um der Aſche ihrer Mutter willen anflehte, ſie zurück zu nehmen. Sie klagte über den grenzenloſen Egoismus ihres Mannes, über die Geringſchätzung, mit

der er sie behandle, über seine Ausschweifungen in Wollust, Branntwein und Opium, und endlich über seine unerträgliche ästhetische Narrheit. — Noch hatte der Vater nicht zum Worte kommen können, als auch schon der Brillen-Eidam herein trat, und mit großer Gelassenheit erklärte: er könne seine Frau nicht behalten, da er sich gänzlich in ihr geirrt. In dem Hörsaal eines großen Dichters habe er sie zuerst gefunden, aus ihrer gespannten Aufmerksamkeit auf eine höhere Bildung, die der seinigen gleiche, geschlossen, nun aber finde sich, daß sie gar keinen Sinn für die Kunst habe; sie werde entzückt durch Wieland und lache über seinen Namensvetter Novalis; kurz, ihr beiderseitiger Geschmack sei allzu heterogen, und daher am besten, ihr Band je eher je lieber aufzulösen.

Der Vater, stolz auf seine Tochter, und gerührt durch ihre Thränen, willigte augenblicklich ein, und die kurze Ehe ward getrennt. »Aber,« fragte er einige Wochen nachher Konstanzien, »erkläre mir doch, wie ging es zu, daß du jene Vorlesungen so eifrig besuchtest, und den Brillenmann dadurch zu Trugschlüssen verleitetest?«

»Ach, lieber Vater!« erwiederte Konstanzie, »es war Huldmann's Wunsch, ich that es ihm zu Liebe.« — Der Vater schüttelte den Kopf und schwieg. Aber es drückte ihn heimlich. So lange die schöne Frucht am Baume hängt, dachte er bei sich selbst, lockt sie den Vorübergehenden; liegt sie aber erst gebrochen, mit den Spuren fremder Zähne — wer hebt sie auf?

So dachte jedoch Herr Knor keineswegs; kaum hatte er vernommen, daß Konstanziens Herz eine freie Waare sei, um die man wieder feilschen dürfe, als er am nächsten Sonntage seine ehrenfeste Anwerbung erneuerte. »Ich wußte wohl," setzte er lächelnd hinzu, »daß die junge Person zu der heutigen kurioſen Raſerei keine Neigung trage, ſondern vielmehr zu einer ſparſamen, ſittſamen Hausfrau von dem allmächtigen Schöpfer gebildet worden." — Ein Jahr früher würde Konſtanzie geantwortet haben: »Mein lieber Herr Knor, wenigſtens hat der allmächtige Schöpfer mich nicht für Sie gebildet." Doch nun, da ſie dem Vater Sorgen in's Haus gebracht, und täglich den Wunſch, ſie wieder vermählt zu ſehen, in ſeinen auf ihr ruhenden Blicken las; jetzt überwand ſie ihren Widerwillen, und folgte, wie ein geduldiges Lamm, Herrn Knoren zum Altare.

So wenig Reize auch des neuen Gemahls Wohn- und Schlafzimmer für ſie hatte, ſo anziehend hingegen ſchien ihr ſein Kramladen. Bänder, Spitzen, oſtindiſche Zeuge, Lyoner Waren und Quincaillerie, welch ein glänzendes Gemiſch! welche unwiderſtehliche Verſuchung für die weibliche Eitelkeit, durch Liebe nicht gezügelt. Herr Knor, der nur um die Mittagsſtunde aus ſeinem Laden kam, und ſelbſt bei Tiſche noch zu rechnen pflegte, überließ die junge hübſche Frau der gefährlichen Langenweile, und hatte noch von Glück zu ſagen, daß ſie dieſen Feind der ehelichen Treue blos durch Putzen vertrieb. Aber freilich putzte ſie

ſich auch den ganzen Tag, die koſtbarſten Waren verſchwanden ihm unter den Händen, und ſo oft eine neue Kiſte vom Zollhaus gebracht wurde, ſtand Madame ſchon auf der Lauer, um beim Auspacken das Beſte für ſich zu wählen.

Herr Knor runzelte anfangs die Stirne, ſchüttelte den Kopf, brummte in den Bart, das half nichts. — Er verſuchte Bitten, Vorſtellungen, das half wenig. Er ſchalt, fluchte, drohte, da machte es Konſtanzie noch ärger. »Sehr wohl, Madame,« ſprach er eines Montags, als ſie eben wieder einen Spitzen-Shawl gekapert hatte, „bis künftigen Sonntag halte ich es noch aus, aber keine Stunde länger.“ — Madame verſtand ihn nicht, und hielt es auch nicht der Mühe werth, über irgend etwas nachzudenken, das ihrem Gemahl zu ſagen beliebte. Sie putzte ſich in dieſer Woche, wie ſie ſich in allen vorigen geputzt hatte; als aber der Sonntag kam, da putzte ſich Herr Knor auch und ging zu ihrem Vater. »Willkommen, Herr Sohn,« rief ihm dieſer entgegen, »was bringen Sie Gutes?“

»Nichts Gutes, Ew. Wohledeln; mein gänzlicher Ruin iſt vor der Thür.“

»Ich will nicht hoffen! haben Sie eine unglückliche Spekulation gemacht?“

»Ach leider ja! als ich mit Dero Frau Tochter in die eheliche Gemeinſchaft trat,“ und nun hub er an zu erzählen, wie er vermeint habe, eine ſpar- und tugendſame, mit Handelsgeiſt begabte Hausfrau heimzuführen, indem ſel-

bige als Demoiselle um eine Elle Battist so vortrefflich gehandelt, und dessen Eintheilung in möglichst viele Jabots so kunstreich angeordnet, daß ihm sogleich sein Herz darob entbrannt, und die einträglichsten Hoffnungen daraus geschöpft habe; nun aber mache sie es so und so — dabei gerieth Herr Knor in Hitze, malte das Bild mit allzu grellen Farben aus, und ließ sich sogar unzierliche Scheltworte entschlüpfen.

Konstanziens Vater war ein sanfter Mann und schwer aus dem Gleichgewichte zu bringen; doch wer seine Tochter schalt, der griff ihm an die Seele. »Genug, mein Herr! Schicken Sie mir Ihre gewesene Frau!" rief er mit glühender Wange und feurigen Augen, indem er den geputzten Eidam bei der Brust nahm, und ihn zur Thür hinaus warf. »Ich werde, so ließ dieser auf der Treppe sich noch vernehmen, »zu einer schicklichen Alimentation mich billig finden lassen."

»Gehen Sie zum Teufel!" fluchte der Alte hinter ihm her, »ich habe, Gott sei Dank, noch genug, um mein einziges Kind zu ernähren." — Gott sei Dank! wiederholte Herr Knor unten vor der Hausthür, und Gott sei Dank! murmelte er wohl noch zwanzigmal, ehe er seine eigene Schwelle betrat. — Mit einer Mischung von Schrecken und Freude hörte Konstanzie ihr Urtheil, faßte sich schnell, warf ihm leichtes Herzens den ganzen Plunder hin, der bisher ihren einzigen Lebensgenuß ausmachte, und floh in die Arme ihres Vaters, wo sie bald Ruhe und Zufrieden-

heit wieder fand, indem ſie ſein Hausweſen unverdroſſen mit Ordnung und Sparſamkeit verwaltete. Von ungeregelter Eitelkeit ſchien jede Spur verſchwunden.

»Aber ſage mir nur, Konſtanzie,« hub einſt der Alte freundlich an, »wie in aller Welt geht es zu, daß du in deines Mannes Hauſe eine verſchwenderiſche Modenärrin warſt, bei mir hingegen eine ſorgſame, treffliche Wirthin biſt?«

»Mein guter Vater,« erwiederte Konſtanzie, indem ſie ſeine Hand zärtlich an ihre Lippen drückte, »das macht, weil ich Sie liebe.«

»Als du aber den Battiſt in ſeinem Laden kaufteſt, nicht wahr, da ſtellteſt du dich nur ſo wirthſchaftlich, um ihn zu fangen?«

»Bewahre der Himmel, mein Vater! ich kaufte für Huldmann, der mich darum gebeten hatte.«

»So ſo, nun verſteh' ich!« ſagte der Alte, und wandte ſich von ihr, um einen Seufzer zu erſticken, und ein Lächeln zu verbergen.

»Wiſſen Sie auch ſchon,« fragte die Baſe den gelehrten Vetter Pankrazius, »daß Ihre ſchöne Konſtanzie wieder frei iſt?«

»Ei wirklich? Iſt Herr Novalis geſtorben?«

»Herr Novalis? — Mein Gott, von dem wurde ſie ja drei Monat nach der Hochzeit geſchieden, und heirathete den Kaufmann Knor, der es auch nur ein halbes Jahr mit ihr ausgehalten hat.«

»So? — Ei! — Von alle dem habe ich nichts gewußt.« — Der gute Mann ſprach die Wahrheit, denn was nicht im Intelligenzblatt der Literatur-Zeitung bekannt gemacht wurde, das erfuhr er auch nicht. Indeſſen dankte er der geſchwätzigen Frau Baſe mit beſonderer Freundlichkeit um ſo mehr, da — wie er ſeufzend hinzufügte — ſeine Augen bei Lichte immer ſchwächer würden.

»Wie!« rief die Baſe erſtaunt, »Sie wären im Stande, es dennoch mit ihr zu wagen?«

»Warum nicht?« verſetzte Pankrazius, »die muntere Perſon hat zweimal das Unglück erfahren, auf einen Platz geſtellt zu werden, für welchen die Natur, jene alma mater, ſie nicht gebildet hatte. Sie ſollte einen Dichterling bewundern, das konnte ſie nicht. Sie ſollte einem Krämer helfen zuſammenſcharren, das konnte ſie noch weniger. Allein durch muntere Laune, Witz und Scherz einen Gelehrten unterhalten, nach wichtigen Arbeiten ihm Erholung gewähren, dazu wurde ſie geſchaffen.« — In dieſer Ueberzeugung machte Herr Pankrazius ſeine Wünſche der ſchönen Madame Knor dieſes Mal ſchriftlich bekannt, und zwar im gedrängten Stil des Tacitus, welchen zu erreichen er ſich ſtets befleißigte. Unglücklicher Weiſe bediente er ſich auch dabei ſeiner gewohnten Abbreviaturen, ſo daß Konſtanzie viele Mühe hatte, zu errathen, was er wollte. Als aber endlich das Blatt entziffert war, da ſchauderte ſie und gab es ihrem Vater, der eben an einer Erkältung litt, in der ſeine Hypochondrie die erſten Spuren der Waſ-

ſerſucht erblickte. »Ich forſche nicht nach deiner Geſinnung,« hub er nach einer Pauſe an, »denn ich leſe ſie in deinen Augen; aber — (hier füllten Thränen die ſeinigen) — gedenke deiner Zukunft und meiner Sterbeſtunde!« — Des Vaters Thränen vermochte Konſtanzie nicht zu widerſtehen; um die zu trocknen, war kein Opfer ihr zu ſchwer. Sie willigte in das ſchwerfällige Geſuch. Auf Glück zählte ſie freilich nicht; nur ein erträgliches Leben hoffte ſie zu führen. Die Zerſtreuung, die ihr einſt des Kaufmanns Modekram gewährte, wollte ſie nun aus der gelehrten Bibliothek ſchöpfen. Doch, als ſie zum erſten Mal dies Heiligthum betrat, fand ſie zwar Bücher genug, aber kein einziges für ſie lesbares. Die Klaſſiker, die Kirchenväter, die Polemiker und die Exegeten, ſämmtlich angethan mit ſchweinsledernen Gewändern, runzelten die Stirnen ihr entgegen, und wollte ſie leſen, ſo mußte ſie zu einer Leih-Bibliothek ihre Zuflucht nehmen, wie ein Durſtiger in der Wüſte, der allenfalls auch Schlamm trinkt. Gleichwie Herr Knor erſchien auch Pankrazius nur beim Mittagseſſen. Jener rechnete, dieſer hatte ſich das Leſen bei Tiſche angewöhnt; rechter Hand neben ſeinem Teller lag ſtets ein aufgeſchlagenes Buch, dem er ſeltene Blicke für den Teller, keinen für die gähnende Hausfrau abſparte. Nur ſo bald die Fledermäuſe herum zu flattern begannen, kroch auch er aus ſeinem Studirwinkel hervor, und erſchien mit grün gewapneten Augen in Konſtanziens Gemach, dann pflanzte er ſich gemächlich neben den Ofen, und

ſprach mit einer trockenen Katheder*ſtimme*: *Nun ſei man ſo gefällig, mir etwas Poſſen vorzumachen.*

Die arme Frau! Sie verſuchte es einige Mal, aber es ging ihr wie dem Schmetterling, dem rohe Knaben den Farbenſtaub von den Flügeln ſtreiften: um ſein leichtes Gaukeln iſt's geſchehen. Sie hatte den beſten Willen, ihn zu unterhalten, und da ihre heitere Laune ſie verlaſſen, wollte ſie zu fremdem Witz ihre Zuflucht nehmen, ja ſie verſuchte ſogar ihm Falk's Grotesken vorzuleſen. Leider gerieth ſie da auf eine Steppe, die ſelbſt dem trockenen Pankrazius zu ſandig war, und da er ſie mit einiger Bitterkeit fragte, aus welcher Jahrmarktsbude, oder von welchem Handwerks*burſchen* ſie dieſes Büchlein gekauft? ſo wurde ſie empfind*lich*, las nicht mehr, ſprach wenig, gähnte viel, und beide ſeufzten nach dem Glockenſchlag der zehnten Stunde, um, in Ermanglung anderer Arme, dem tröſtenden Schlaf in die Arme zu ſinken.

Täglicher Unmuth war beider Los. Pankrazius hatte eine Frau, deren Unterhalt ihn zwang, manches theure Buch weniger zu kaufen, und auf deren geiſtreiche Munterkeit er vergebliche Rechnung gemacht. Konſtanzie hatte einen Mann, bei dem des Lebens Luſt und Kraft vertrocknete, wie die Körper im Bleikeller zu Bremen. Dennoch dachte er an keine Scheidung, weil er Aufſehen und Weitläufigkeiten ſcheute, und ſie war entſchloſſen, ihre Bürde lieber bis in's Grab zu tragen, als ihren guten Vater noch einmal zu bekümmern.

Aber ihre schwindende Schönheit, das verlöschende, oft verweinte Auge, verriethen dem jetzt gesunden Alten nur zu deutlich seines Lieblings freudenloses Dasein, und als er sah, daß sie das Schweigen nicht brechen wollte, brach er es selber. Unerwartet trat er eines Abends in des gelehrten Eidams Zimmer, fand ihn am Ofen schlummernd und Konstanzien auf dem Sofa in Thränen, die sie schnell zu verbergen suchte. »Kinder,« sagte er, »ihr seid beide nicht glücklich. Seid so ehrlich, zu bekennen, ihr habet euch in euren Erwartungen getäuscht. Nehmt Abschied von einander und trennt euch ohne Groll.« — Die Hastigkeit, mit der Konstanzie ihren Vater umarmte, die heißen Thränen, mit welchen sie seine Wange befeuchtete, bewiesen mehr als zu deutlich, daß er sie errathen. Herr Pankrazius trug in einigen wohlgerundeten Perioden seine freundliche Bejahung vor, und Konstanzie glich einem erstarrten Vögelein unter einer Luftpumpe, das nach und nach wieder Athem schöpft, die Flügel schlägt und fröhlich davon flattert. In ihres guten Vaters Hause kehrten bald Gesundheit, Schönheit, Munterkeit zurück.

»Aber, liebes Kind,« sagte der Alte in einer heitern Stunde, als sie ihn eben froh umgaukelt hatte, »hättest du nur die Hälfte dieses heitern Sinnes in deine Ehe mit Pankrazius gebracht, er würde sich glücklich gefühlt haben. Warum bist du denn bei mir so unerschöpflich an heitern Scherzen? Warum warst du es nicht bei ihm?«

»Ich liebe Sie, mein Vater,« sprach Konstanzie mit nassen Augen, »ihn liebte ich nicht.«

»Kind, du ſchmeichelſt mir. An jenem Abende, da deine Munterkeit zuerſt ſein welkes Herz durch das Verlangen, dich zu beſitzen, ausdehnte, da war ich doch nicht gegenwärtig?"

Konſtanzie erröthete. »Sie nicht, mein Vater, aber Huldmann, ihm wollt' ich gefallen, weil ich ihn liebte."

»Schon wieder Huldmann," murmelte der Alte, und ſein Gewiſſen verſtimmte ſeine Laune, denn es machte ihn den Vorwurf, das Glück der Liebe gehindert zu haben, das allein dem Manne ein gutes Weib ſchafft und erhält. Gern hätte er jetzt den Jüngling zurück gerufen, von dem er durch die dritte Hand erfahren, daß auch er mit gleicher Treue noch immer an Konſtanzien hänge; doch Huldmann, der indeſſen ein wackerer Geſchäftsmann geworden, hatte zwar von ſeiner Geiſtes-Verrenkung wenige Spuren, wohl aber die ehemalige Armuth zurückbehalten; ſein Amt, das, wie alle nützliche Aemter, wenig eintrug, ſetzte ihn außer Stand, die Liebe vor Hunger zu ſchützen. Ein Glück für den alten Dürrbein, der ſeinem Jugendfreunde vertraute, daß ſein Huſten immer ſchlimmer werde, und daß er mehr als jemals eine Krankenwärterin bedürfe. »Du begreifſt," fügte er huſtend hinzu, »daß zwiſchen mir und deiner Tochter von keiner eigentlichen Ehe die Rede ſein kann. Nimmt ſie mich, ſo wechſelt ſie blos den Namen und wird meine Tochter."

»Thu' was du willſt," ſagte der Vater zu Konſtanzien. »Freilich ſind deine Ausſichten trübe: — ich bin alt, — du

biſt von drei Männern geſchieden und arm; — ich kenne dein Herz, aber wenn ich ſterbe, ſo bleibt dir nichts, als der Ruf einer Frau, mit der kein Menſch auskommen kann. — Herr Dürrbein hat nur noch kurze Zeit zu leben, — er will dir ſein anſehnliches Vermögen zuſichern, — nach ſeinem Tode könnteſt du vielleicht den Mann deiner Wahl beglücken; — aber thu', was du willſt."

Den letzten hingeworfenen Wink fing Konſtanzie durſtig auf, und eilte als pflegende Tochter an Herrn Dürrbein's Lager. Zwar fand auch dieſer vierte Mann ſeine Erwartungen nicht ganz erfüllt, denn die Sorgfalt und Zärtlichkeit, die er einſt an ihres Vaters Krankenbette beobachtet hatte, fand er an dem ſeinigen nicht wieder. — Ach! ſie liebte ihn ja nicht wie ihren Vater! — indeſſen that ſie doch ihr Möglichſtes, ihm zu verbergen, daß nur Pflicht, nicht Liebe ſie beſeele, und der gute Dürrbein erkannte ihr Beſtreben dankbar. Er ſetzte ſie zur Univerſal-Erbin ein, ja, was noch mehr, er war ſo gefällig, nach vier Monaten dieſe Zeitlichkeit zu ſegnen, und ein Jahr nachher, war die junge, reiche, ſchöne Witwe, Huldmann's glückliche Gattin.

»Der arme Huldmann!" ſpöttelte Novalis, »er hat Sinn für die Kunſt, aber ſie —"

Herr Novalis irrte, denn wenn es dem wackern Huldmann zuweilen widerfuhr, auf die alten Kunſt-Irrwege zu gerathen, ſo hüpfte Konſtanzie fröhlich mit, und ſchwärmte ſo närriſch als er.

»Der arme Huldmann!« seufzte Knor, »die Frau wird ihn zum Bettler machen.«

Herr Knor irrte, denn weise Sparsamkeit zog in die neue Wirthschaft, und Konstanzie putzte sich blos für ihren Gatten, der ein einfaches Gewand allem Flitterstaat vorzog.

»Der arme Huldmann!« sprach Pankrazius, »ich höre, er hat ein saures Amt; bei der melancholischen Frau wird er sich nicht erholen.«

Herr Pankrazius irrte, denn wenn der Geschäftsmann Abends erschöpft in den Kreis seiner Familie trat, so lachten ihm Heiterkeit und Frohsinn aus den funkelnden Augen seiner Gattin, aus den Flachsköpfen seiner Kinder entgegen. Die Blicke weidend, saß der Greis in ihrer Mitte, und rief bewegt: »Konstanzie! wie geht das zu?«

Sehr natürlich, mein Vater, denn ich liebe ihn!

Die kleine Tirolerin.

(Eine Skizze.)

1. Das kleine Stück Brot.

Ich — wer ich bin, thut hier nichts zur Sache, — ich wurde dem alten Herrn von Eberstein als ein Mann empfohlen, der seinen einzigen Sohn wohl auf Reisen führen könne. Der alte Herr von Eberstein war vormals ein Kaufmann, und hieß schlechtweg Eber; nachdem er aber stein-

reich geworden, ließ er noch einen Stein an seinen Namen hängen, damit er so schwer wiegen möchte, als sein Gold. Mit dem schweren Golde kaufte er schöne Güter, die er eine Herrschaft nannte, denn herrschen ist aller Menschen Ziel und Streben, wie Helvetius beweiset. Er herrschte auch über seine gute sanfte Frau, jetzt seine Gemahlin und gnädige Frau, die aber das adeliche Wapen nur zum Schmuck ihres Sarges empfangen zu haben schien. Sie hinterließ ihr Ebenbild, einen liebenswürdigen Knaben, Ferdinand, aus dem ein wackerer Jüngling wurde. Vor dem Antritt seines reichen Erbes sollte er, nach löblicher Sitte, auf Reisen gehen, um die neuen Wunder in Frankreich, und sonst noch allerlei zu schauen. Ein Bierbrauer, dem ich einst gratis ein Hochzeit-Carmen verfertigt hatte, empfahl mich einem dicken Freunde des alten Herrn von Eberstein, der gerne Bier trank, und folglich wurde ich Ferdinand's Hofmeister. Die Reise-Anstalten waren schnell gemacht, man gab uns Reichard's Guide des voyageurs, blanke Dukaten, und ein Taschenbuch voll Wechsel mit auf den Weg. Wir durchkreuzten Europa, verzehrten alles, und noch etwas darüber, lernten die Landstraßen kennen, und verfluchten die sächsischen. Auf der Heimreise erfuhren wir, daß der alte Herr gestorben sei, und beschleunigten die Rückkehr, um die Herrschaft in Besitz zu nehmen.

Als wir noch zwei Tagereisen von der Heimath entfernt waren, überfiel uns eines Abends ein heftiges Gewitter. Wir ließen vor einer Dorfschenke halten, und gingen hin-

ein, um den Sturm vorüber ziehen zu laſſen. In der Stube ſaß ein Mann mit einer rechtlichen Phyſiognomie, aber ſeine Kleider ſchienen durch Zeit und Mangel, ſein Gemüth durch Leiden zerriſſen. Das graue Haar hatte nur der Kummer dem Greiſe abgeborgt. Er aß mit großem Appetit ein Stück ſchwarzes Brot, welches er, wie Hungrige zu thun pflegen, von allen Seiten betrachtete. Neben ihm ſtand ein kleines Mädchen, eben ſo armſelig bekleidet, das mit gleicher Eßluſt ein Stück Brot bearbeitete, und früher damit fertig wurde, als der ſparende Mann. »Vater,« ſprach das Kind, »ich bin noch hungrig, gib mir mehr Brot.« — Da gab der Vater ihm ſein eignes Stück Brot vom Munde weg, und ſah recht freundlich dazu aus. Aber das kleine Mädchen erſchrack und ſah den Vater ängſtlich an. Als der ſich abwandte, betrachtete das Kind das angebiſſene Stück Brot mit ſichtbarer Wehmuth, und ſeine großen blauen Augen wurden feucht. Doch es verſchleuderte ſeine Thränen, verſuchte gleichſam einige Mal hinter des Vaters Rücken zu lächeln, und als es meinen mochte, das ſei ihm gelungen, ſchmiegte es ſich ſpielend an den Vater und ſagte: »es iſt mir doch zu viel, ich bin ſatt, — iß du ſelber.« »Ich bin auch ſatt,« erwiederte der Mann, »iß du mein Kind.« — »Nein ich mag nicht mehr,« rief das kleine Mädchen, legte das Brot dem Vater auf den Schooß und hüpfte hinaus. Ein Zug wehmüthiger Bitterkeit fuhr wie ein kalter Wind über das blaſſe Geſicht des Mannes, er ſteckte das Brot in ſeine Taſche,

und mit dem Stabe, auf den er die trockenen Lippen hefte, ſchien er einen Seufzer zurück zu drängen.

Ferdinand, dem von dieſer ſtillen Scene nichts entgangen war, trat bewegt vor den Fremden. »Darf ich fragen, wer Sie ſind?« — Ein Reiſender, ſagte der Mann, indem er meinen Zögling zwar beſcheiden, doch befremdet, anſah.

»Ich frage nicht aus Neubegier,« fuhr Ferdinand fort, »Sie ſcheinen Hilfe zu bedürfen, und zu verdienen.«

Der Fremde. Ich ſehe freilich aus wie ein Bettler, aber ich bin keiner.

Ferdinand. Auch habe ich Ihnen kein Almoſen angeboten, ich ſprach nur von Hilfe.

Der Fremde. Hilfe? Ja freilich, Hilfe thäte mir Noth, oder vielmehr meinem Kinde. —

Bei den letzten Worten zitterte ſeine Stimme.

»Faſſen Sie Vertrauen zu mir,« ſprach Ferdinand mit einem Tone, der ein Erbtheil von ſeiner guten Mutter war. Ihm widerſtand der Fremde nicht.

»Ich bin ein Tiroler,« ſagte er nach einer Pauſe, »im letzten Kriege wurde ich dreimal geplündert, der Schrecken tödtete mein Weib, und in einer brennenden Scheune verlor ich mein jüngſtes Kind. Ich konnte mich nicht wieder aufraffen. Ein kinderloſer Verwandter in Schwaben lud mich ein, zu ihm zu kommen, er wolle meine kleine Thereſe zur Erbin einſetzen, und ich ſolle Verwalter auf ſeinem Gute werden. Das hob mich wieder, denn ich verſtehe die

Landwirthschaft. Ich machte mich zu Fuße auf den Weg, aber mit dem zarten Kinde ging es langsam. Es währte einige Monate, ehe wir zum Vetter kamen, der war todt, hatte kein Testament hinterlassen, und nähere Erben wiesen mich zurück. So bin ich denn nun wieder auf dem Heimwege begriffen, und helfe mir durch, so gut es gehen will. Der Weg ist freilich noch sehr weit, doch bin ich nur erst wieder in meinen lieben Bergen, dort kennen mich die Leute, dort werde ich Arbeit finden, wenn auch nur als Knecht bei einem braven Bauer."

»Da Sie Ihr Vaterland ohnehin verlassen wollten," sagte Ferdinand, »so biete ich Ihnen eine Zuflucht auf meinen Gütern an; die sind groß, an Arbeit soll's nicht fehlen."

»Plötzlich verklärten sich des Mannes Züge; er wollte reden, er stammelte, mit beiden Händen ergriff er Ferdinand's Hand, sah ihm andächtig in's Gesicht, und Thränen stürzten ihm aus den Augen. Das kleine Mädchen war indessen wieder hereingeschlichen, hatte mit scheuer Neubegier zugehorcht, und als es den Vater weinen sah, fing es an zu schluchzen. Ferdinand war sehr gerührt, wollte sich wegwenden, konnte aber die Hand nicht losreißen.

»Therese!" rief endlich der Fremde, »was sagte ich heute, als wir das Bild am Wege fanden, auf dem ein Wanderer, gleichsam durch einen Engel, aus großer Gefahr gerettet wurde?"

»Gott wird auch uns helfen!" stammelte das Kind.

»Gott hat geholfen!" erwiederte der Alte feierlich, ließ Ferdinand los und faltete beide Hände. Mein Zögling eilte hinaus. Nun mußte ich dem Manne erzählen, wer der gute Fremde sei, wo er wohne, welche Güter er besitze. Indessen war das Kind leise dem Wohlthäter gefolgt, den es an der Thüre fand, mit dem Schnupftuch vor den Augen. Traulich schmiegte es sich an ihn, dankte ihm mit einer Engelsstimme, und bat ihn, er möchte dem Vater etwas zu essen geben lassen, aber ja nicht verrathen, daß er darum gebeten worden. »Willst du denn nicht auch essen?" fragte Ferdinand. — »Nein, ich bin so fröhlich, mich hungert nicht." — Wir aber stellten uns, als ob wir hungrig wären, der Wirth mußte auftischen, was er im Hause hatte; wir luden die neuen Bekannten zu Gaste, Wein wurde aus dem Wagen geholt. Das erquickte den Fremden sichtbar. Des Kindes Augen hingen nur am Vater und glänzten vor Freuden.

»Wie alt ist die Kleine," fragte Ferdinand. —

Acht Jahre. —

»Es ist ein gutes Kind," sagte mein Zögling, und nickte ihm freundlich zu.

---

2. Das Blumen-Gärtchen.

Unser geräumiger Wagen faßte die Gäste bequem, und ihr Gepäck beschwerte uns nicht. Während der kurzen Reise lernten wir an Joseph Drommer — so hieß der Mann — einen Tiroler kennen, der dem guten Rufe seiner biedern

Landsleute vollkommen entſprach, und, ſo wie jenes treuherzige Volk, den Natur-Adel empfangen hatte. Auch verrieth er bei jeder Gelegenheit ſo viele Kenntniſſe von der Landwirthſchaft, daß der Gewinn von Ferdinand's guter Handlung offenbar ihm ſelbſt verblieb. Das Kind war ſanft, heiter, ſah jedes kleine Bedürfniß dem Vater an den Augen ab, und wenn er dann und wann im Wagen entſchlummerte, ſo verſcheuchte es ihm die Fliegen, wenn es gleich vor Müdigkeit oft ſelber die Augen kaum offen halten konnte. An Ferdinand hingen des Kindes Blicke mit herzlicher Andacht, und es haſchte nach jeder Gelegenheit, ſeine dankbare Liebe zu beweiſen. Als er einſt, während des Pferdewechſels, über Zahnſchmerzen klagte, war Thereſe unbemerkt fortgeſprungen, Niemand wußte wohin. Die Pferde ſtanden vorgeſpannt, wir ſuchten ſie, wir riefen lange vergebens; ſchon wurden wir ärgerlich, da kam ſie endlich aus einem Geſträuch hervor, zog mich bei Seite, gab mir ein Würmchen, das Siebenpunkt heißt, und erſuchte mich, den guten Herrn zu bitten, daß er es zwiſchen den Fingern quetſche, und auf den Zahn lege, das helfe gewiß. Sie ſelbſt aber getraue ſich nicht, es ihm zu geben.

Wir langten glücklich auf Ferdinand's Gütern an. Den Verwalter des Hauptgutes Schloß Eberſtein, einen alten Diener ſeines Vaters, konnte oder wollte er nicht abſchaffen, aber eine Viertelmeile von da, auf einem andern Gute, ſtand ein artiges kleines Haus, mit allem Nöthigen verſehen. Dahin ſetzte er den ehrlichen Joſeph Drommer

als Unterverwalter, und ſah bald ſein Vertrauen gerechtfertigt. Unter Drommer's Händen wuchs und gedieh alles vortrefflich, neue Pflanzungen gingen aus Moräſten hervor. Nur ſtand die Begierde, ſich dankbar zu zeigen, nicht im Verhältniß mit ſeinen erſchöpften Kräften; überſpannter Eifer warf ihn nach einem halben Jahre auf's Krankenbett, und führte ihn ſchnell an des Grabes Rand.

In den erſten Tagen wußten wir nichts davon, denn er hatte verboten, nach Schloß Eberſtein zu ſenden, vermeinend, es werde wohl bald vorübergehen. Als aber das Fieber heftiger wurde, und er irre redete, da lief das erſchrockene Kind aus dem Hauſe, kam blaß und athemlos zu uns, und erzählte ſchluchzend: der Vater wolle ſterben. Ferdinand ſandte ſogleich einen Poſtzug nach der Stadt, den Arzt zu holen, und eilte ſelbſt mit Thereſen hinüber. Der Arzt kam und half. Ferdinand bezahlte ihn reichlich; er that mehr, denn er wich nicht von Drommer's Lager, bis er ihn außer Gefahr ſah. Als er nun gehen wollte, klammerte ſich das Kind um ſeine Knie, und wollte danken, und konnte nichts hervorbringen, als die Worte: »ich will Zeitlebens für Sie beten!«

Bald darauf fuhren wir nach der Reſidenz. Ferdinand hatte ein Blumengärtchen, das er ſelbſt mit großer Liebe pflegte. Der Gärtner, ſo kunſtverſtändig er auch war, durfte keinen Fuß hineinſetzen, denn es machte meinem Zögling Freude, ſagen zu können: jede dieſer Blumen habe ich ſelbſt gezogen. Als er nun aber auf einige Monate verreiſen

wollte, da ließ er den Gärtner rufen, und band ihm sein Gärtchen auf die Seele.

Leider war der Mann dem Bacchus noch mehr zugethan als der Flora. Während unserer Abwesenheit, von Niemand bemerkt, ergab er sich dem Trunke mehr als jemals, ließ alles drüber und drunter gehen, erschrack darüber in einem nüchternen Augenblicke, und lief davon. Als wir nach Hause kamen und durch den Park fuhren, wurden wir die Verwüstung schon gewahr. Alles verdorrt, vergras't, von Maulwürfen durchwühlt; die Gegend glich dem Vorhof einer öden Burg, in der nur Gespenster hausen. »Ach! mein armes Gärtchen!" rief Ferdinand, und, kaum aus dem Wagen gestiegen, eilte er dahin. Siehe, da blühte alles lustig, kein Unkraut war zu sehen, jede Blume aufgebunden, jede begossen.

»Gottlob!" sagte Ferdinand, »wenigstens hat er doch mein Gärtchen treulich besorgt." »Mit nichten, gnädiger Herr," so ließ der Hausknecht sich vernehmen, der hinter ihm stand; »hieher ist er gar nicht gekommen; aber die kleine Therese ist alle Tage zweimal von Aschershausen herüber gelaufen, und hat gejätet, begossen, und emsig viele Stunden lang ihr Wesen getrieben."

»Das gute Kind!" sagte Ferdinand, »Aschershausen liegt eine starke Viertelmeile von hier, und Therese ist kaum neun Jahre alt!"

3. Die Räuber.

Er hatte das kleine Mädchen recht lieb, und beſchenkte es oft mit allerlei Spielwerk, auch Kleinigkeiten von Werth, Halsbänder, Schaumünzen und dergleichen. Gewöhnlich machte ihr das große Freude, aber nicht immer. Wenn zum Beiſpiel der Vater, an Ferdinand's Geburtstage, ſie wohl geputzt herüberſchickte, um einen gereimten Glückwunſch herzuſagen, den der alte Prediger zuſammengeſtoppelt hatte, ſo ſchien ſie das nicht gern zu thun, war immer ſehr verlegen dabei. Hatte ſie nun vollendet, und ſchloß Ferdinand ſeinen Schreibtiſch auf, um ein Geſchenk für ſie heraus zu holen, ſo brannte etwas in ihrem Auge, das faſt dem Unwillen ähnlich ſah; ſie nahm ſchweigend, machte mit niedergeſchlagenen Blicken einen tiefen Knix, und ſchlich ſtill davon. Wenn ſie aber in kindlicher Fröhlichkeit um ihn her hüpfte, mit ſeiner Uhrkette ſpielte, was ihr neu war, anſtaunte, und er es ihr mit den Worten gab: »Behalt' es zu meinem Andenken!" oder wenn er aus der Stadt kam, und rief: »komm her, Thereſe! ich habe dir auch etwas mitgebracht. Siehſt du, daß ich immer an dich denke," — ſo nahm ſie das Geſchenk mit Freuden, zeigte es aller Welt, trug ſich lange damit, und legte es endlich zu den übrigen, in ein ſchönes buntes Käſtchen, das ihr der Vater zu dieſem Behufe hatte kaufen müſſen.

Der alte Verwalter war nun geſtorben, und Joſeph Drommer an deſſen Stelle getreten, wohnte alſo jetzt auf dem Schloſſe, und das Kind umgaukelte Ferdinand, ſo

oft er ſich blicken ließ. Aber ein neugebornes Zartgefühl ſagte Thereſen ſchon damals, man müſſe auch durch Liebe nicht läſtig werden; ſie wußte es ihm an den Augen abzuſehen, wenn er geſtimmt war, mit ihr zu ſpielen, und hielt ſich ſchüchtern fern, wenn kein freundlicher Blick ſie beherzt machte. Fuhr Ferdinand nach der Stadt, welches oft geſchah, ſo hatte ſie ſich ſtillſchweigend ein Recht auf ſein Gärtchen erworben, und keine Witterung hielt ſie dann zurück, emſig daran zu arbeiten.

Damals machten Räubereien, des Krieges Nachwehen, die Gegend unſicher. Eines Tages hatten wir uns in der Stadt verſpätet, es war ſchon dunkel, als wir in den Wald kamen, der Ferdinand's Güter begrenzte. Plötzlich ſahen wir uns von einem Haufen verwegener Kerle umringt, die, bei der geringſten Widerſetzlichkeit, uns zu erſchießen drohten. Wir retteten unſer Leben, indem wir geduldig alles hergaben, was wir hatten. Als wir nach Hauſe kamen, eilte Ferdinand ſogleich zu Drommer, und erzählte, was ihm begegnet. Mit ſtarrem Entſetzen hing Thereſens Auge an ſeinen Lippen, und als er einigemal wiederholte: »Sie haben mich rein ausgeplündert, mir gar nichts gelaſſen," — da flog ſie in die Kammer, kam mit ihrem Käſtchen zurück, und bat ihn beweglich, es anzunehmen; ja es ſchien ihr nicht einmal recht, als Ferdinand ihr liebkoſend erklärte: nur was er bei ſich gehabt ſei ihm genommen worden, übrigens ſei er noch eben ſo reich als zuvor. — So? ſprach ſie faſt verdrießlich, als ob ſie herzlich gewünſcht hätte, ihn ganz arm zu ſehen.

Als er das nächste Mal wieder nach der Stadt wollte, bat sie ihn ängstlich, es nicht zu thun, warnte ihn vor den Räubern, und sah ihn mit großer Bangigkeit wegfahren. Auch mußte er ihr, was vorher nie geschehen, den Tag seiner Rückkunft genau bestimmen.

Der Fürst hatte indessen durch seine Truppen den Wald gesäubert; wir ließen uns daher unbesorgt durch Geschäfte und Vergnügungen abermals so lange in der Stadt zurückhalten, daß wir, zwar am bestimmten Tage, doch erst ziemlich spät in der Nacht, eintreffen konnten. Schon hatten wir fast des Waldes Ende erreicht, als wir fern unter den Bäumen eine kleine weiße Gestalt erblickten. Erst Räuber, nun Gespenster, scherzte ich. Es war Therese. »Die Angst hat mich herausgetrieben," sagte sie fast weinend, denn sie hatte schon über zwei Stunden dort gewartet, und obgleich Nacht und Einsamkeit so heftig auf sie gewirkt hatten, daß ihr im Fieberfrost die Zähne klapperten, so war sie doch nicht von der Stelle gewichen. »O!" sagte sie, und machte sich stark, »hier habe ich mich gar nicht gefürchtet, denn ich konnte in der Ferne das Licht aus den Fenstern meines Vaters schimmern sehen, und folglich konnte mir nichts widerfahren."

Wir nahmen sie mit in den Wagen; Ferdinand schalt, aber es ging ihm nicht vom Herzen, und sie hörte ihn auch nicht, denn ganz erschöpft war sie an seinem Busen eingeschlummert. Als wir allein waren, sagte Ferdinand: »Es ist ein herziges Kind, und erst zehn Jahre alt!"

Jetzt fing er an in müßigen Stunden sie zu unterrichten. Lesen, schreiben, rechnen, hatte schon der Vater sie gelehrt. Ferdinand unterrichtete sie im Französischen, und ich, auf seine Bitte, in Geographie und Geschichte. Aber nur bei ihm machte sie auffallende Fortschritte, bei mir hingegen begriff sie in einem halben Jahre mit großer Mühe, daß Madrid die Hauptstadt in Spanien sei, und daß Hermann den Varus geschlagen habe. Einst machte ihr Ferdinand einen leisen Vorwurf darüber, den achtete sie wenig; als er aber hinzufügte: »Warum lernst du denn bei mir allein so fleißig? Hast du mich denn lieber als diesen Herrn?" — Da überzog brennende Schamröthe ihre Wangen: »Nein! nein!" sagte sie hastig, »ich habe ihn eben so lieb!" und von dem Tage an war ich kaum im Stande ihren Fleiß zu zügeln, sie lernte mehr als ich verlangte, fragte mehr als ich wußte, und trieb es so arg, oft bis spät in die Nacht, daß ihr ohnehin zarter Körper dadurch angegriffen wurde. Erschrocken wurden wir das gewahr, und machten den Lehrstunden beim herannahenden Frühling, zu ihrem großen Mißvergnügen, plötzlich ein Ende. Es war hohe Zeit, denn jenes Uebel, das so manches schönen Weibes Liebenswürdigkeit zerstörte, Nervenschwäche, begann sich bei ihr zu äußern.

Aber auch diese wußte sie zu überwinden, im Ausbruch ihres dankbaren Gemüths. Ferdinand hatte von seiner Mutter einen unüberwindlichen Abscheu vor Spinnen

geerbt, er konnte keines dieſer häßlichen Geſchöpfe ohne Schauder ſehen. Thereſe trieb dieſe Furcht noch weiter, weil das ſchöne Geſchlecht alles weiter treibt; ſie kreiſchte laut, wenn eine Spinne ihr zu nahe kam. Einſt ſaßen wir im Luſthaus, Ferdinand las, Thereſe ſtrickte, ſah aber, wie gewöhnlich, oft über das Strickzeug weg, nach dem geliebten Wohlthäter. Von ungefähr warf ich einen Blick auf ſie, bemerkte, daß ſie erblaßte und mit ſtarren Augen an Ferdinand hing. Ehe ich noch fragen konnte, was ihr fehle? ſprang ſie haſtig auf, ſtürzte mit einer Wuth auf Ferdinand zu, nahm ihm mit den Fingern eine große Kreuzſpinne von der Schulter, und ſchleuderte ſie hinaus. Nach dieſer für ſie höchſten Anſtrengung, ſank ſie zurück auf den Stuhl, und fing krampfhaft an zu weinen.

Als der erſchrockene Ferdinand hörte, was geſchehen war, nahm er ſie bewegt in ſeine Arme, dankte ihr liebkoſend und ging hinaus, um ſeine Rührung zu verbergen.

»Ein kleiner Zug,« ſagte er Abends zu mir, »aber ein ſchöner Zug, nicht wahr? und das Mädchen iſt erſt eilf Jahre alt.«

---

5. Die Jagd.

War es Faulheit von uns Beiden, oder irgend eine andere Urſache, die Ferdinand ſich und mir nicht geſtehen mochte, genug, die Lehrſtunden wurden auch zu Anfang des Winters gänzlich vernachläßigt. Aber eines Tages brachte mein Freund aus der Stadt einen jungen Mann

mit, den er uns als Thereſens künftigen Lehrer vorſtellte. Herr Braun, ſo hieß er, war ein beſcheidener Jüngling von angenehmer Geſtalt, mannigfaltigen Kenntniſſen, und hatte durchaus nichts an ſich, das Widerwillen einflößen konnte, am wenigſten auf den erſten Blick. Dennoch ſchien Thereſe ſehr erſchrocken, als ſie durch ſeine Bekanntſchaft überraſcht wurde; ſie fügte ſich ungern in die neue Lage, und noch nach mehreren Monaten rühmte Braun zwar ihren Fleiß, klagte aber, daß er ihr Vertrauen nicht gewinnen könne. Ferdinand hörte das öfter und ſchwieg, ich aber machte ihr Vorwürfe darüber, doch erhielt ich keine andere Antwort, als die unpaſſende: »Mein Lehrer koſtet dem gnädigen Herrn ſo viel.« — Daß dieſe Koſten nicht vergebens aufgewandt würden, dafür ſorgte ſie freilich durch anhaltenden Fleiß, aber ein Theil ihrer kindlichen Fröhlichkeit ſchien dabei verloren zu gehen. Ob es Ferdinand bemerkte, weiß ich nicht; er ſprach jetzt ſeltener von ihr.

Eine ſeiner liebſten Zerſtreuungen war die Jagd, er erfuhr aber auch, wie Tauſende vor ihm, daß dies Vergnügen bald zur Leidenſchaft wird. Sein Reichthum gab ihm Mittel, es in ſeinem ganzen Umfang zu genießen; der Hof wimmelte von Jägern und Hunden, und nicht lange, ſo wurde ſeine Jagdluſt drückend für die Unterthanen. Die gehetzten wilden Schweine verwüſteten der Bauern Felder; der ſonſt gerechte Ferdinand hatte für ſolche Klagen keine Ohren. Ein armer Bauer, dem ſchon im vorigen Jahre der Segen ſeines kleinen Ackers durch jene

Beſtien zertreten worden, hatte den Winter hindurch ſich, ſein Weib und fünf Kleine kümmerlich durchgebracht. Mit neuem Muthe ging er im Frühling hinter ſeinem Pfluge, mit neuem Vertrauen warf er die Saat in die Erde. Sie keimte luſtig hervor, wuchs, reifte. Morgen wollte er die Halme ſchneiden, übermorgen ſie in die ſichere Scheuer führen. Aber als Morgen kam, und er mit Weib und Kind beim Sichelklang fröhlich hinauszog, da hatten in der Nacht ein ganzes Rudel wilder Schweine ſein kleines Feld ſo durchwühlt, daß es den Lava-Schlacken des Veſuvs glich. Das Weib ſchrie laut auf, die Kinder kreiſchten, verzweifelnd ergriff der Mann eine Flinte, und erlegte eins von den Unthieren. Ferdinand ließ ihn in's Gefängniß werfen. Die Bitten der Mutter, das Geſchrei der Kinder um Brot drangen nicht zu ſeinen Ohren. Aber die kleine Thereſe erfuhr es, ging ſelber hin, ſah den Jammer, und weinte Tag und Nacht. Einigemal wollte ſie Ferdinanden bitten, aber er ſah finſter drein und ſie ſchwieg erſchrocken.

Ein Trödelkrämer zog vorüber, heimlich verkaufte ſie alle erhaltenen Geſchenke, freilich um halben Preis, doch war die Summe nicht unbeträchtlich, und ſie trug ſie haſtig in die Hütte der Armen. Geſtillt war die Noth, einem rauhen Winter konnten die Leute ruhig entgegen ſehen, aber der Mann und Vater ſchmachtete noch im Thurme. Ihn loszubitten wagte Thereſe nicht, theils auch aus Furcht, ihre Wohlthat zu verrathen, die ſie (ihre erſte Lüge) in Ferdinand's Namen vollbracht hatte. Die Bäu-

erin mit ihren Kindern, durch das empfangene Geld beherzt gemacht, lauerte dem gnädigen Herrn auf einem Spazirgange im Park auf, warf sich ihm zu Füßen, dankte für die empfangene Gabe, und flehte um die größere, Befreiung des Hausvaters. Ferdinand stutzte, verstand nicht, fragte, erfuhr, war beschämt, sehr beschämt, wollte seinen Unwillen äußern, konnte vor Rührung nicht dazu kommen, ließ den Bauer auf der Stelle los, und schlich nach Hause mit murrendem Gewissen. Zwischen ihm und Theresen wurde über diese Begebenheit nicht ein Wort gewechselt, aber von diesem Tage an duzte er sie nicht mehr. Alle Schweine ließ er todt schießen und schränkte seine Jagd ein. Der wackere Drommer sah das mit großem Vergnügen, obschon er nicht wußte, wie es zuging; es drängte ihn, dem gnädigen Herrn etwas darüber zu sagen, und er erstaunte nicht wenig, als Ferdinand, statt ihm zu antworten, zerstreut fragte: „Wie alt ist Ihre Tochter?" — Zwölf Jahre, erwiederte Drommer. — „Erst zwölf Jahre?" erwiederte Ferdinand und kehrte ihm den Rücken.

6. Das neue Kleid.

Den größten Theil des Winters pflegte Ferdinand gewöhnlich in der Stadt zuzubringen, auch diesmal sollte es geschehen; ein kleiner Zufall kam dazwischen. Er hatte nämlich eines Abends zur ungewöhnlichen Stunde seinem Verwalter etwas zu sagen, ging hinüber, fand die Thür offen, und hörte Theresen laut lesen. Jetzt schlich er leise

und lauſchte. Es waren Haller's Gedichte, die ſie ihrem Vater mit ſo inniger Empfindung vorlas, daß er lange eingewurzelt ſtand, und nicht eher ſeine Gegenwart kund that, bis ſie das Buch weglegte. Sie erſchrack, als er geſtand, er habe ſie behorcht, denn ohnehin war ſie ein wenig ſcheu und fremd gegen ihn geworden, ſeit er ſie nicht mehr duzte. Er bat ſie, während der wenigen Herbſttage, die er noch auf dem Schloſſe zubringe, ihm auch bisweilen vorzuleſen. Sie gehorchte ohne Ziererei. So floßen manche Abendſtunden angenehm und ſchnell dahin. Täglich wollte er abreiſen, täglich verſchob er es. Bald war ein intereſſantes Buch noch nicht geendigt, bald ein anderes angefangen worden, die ſüße Stimme feſſelte ihn. »Uebermorgen,« ſagte er endlich, »reiſe ich ganz gewiß. Morgen wird eingepackt, alſo gibt es morgen viel Wirrwarr in meinen Zimmern. — Das Leſen hat heute ein Ende; ich danke Ihnen von Herzen, liebe Thereſe.«

Wenige Stunden vorher, ehe er dies ſagte, war Thereſe zu einer Hochzeit und zum Tanz in der Nachbarſchaft eingeladen worden, aber eingedenk der lieben Pflicht, Ferdinanden jeden Abend vorzuleſen, hatte ſie es ausgeſchlagen. — Jetzt, da der gnädige Herr ſie wider ihren Willen von ihrer Pflicht entband, und ſie dem Vater die traurige Neuigkeit mittheilte, ſchlug ihr dieſer vor, nunmehro der Einladung Folge zu leiſten. »Du haſt ja ohnehin,« fügte er hinzu, »das ſchöne Kleid noch nicht anverſucht, welches der Herr dir neulich ſchenkte.« — Einem ſolchen Grunde,

der auch bei dem besten Mädchen nicht ohne Wirkung bleibt, widerstand Therese nicht; am andern Tage schmückte sie sich mit Wohlgefallen, und der Vater suchte seinen Sonntags-Rock hervor.

Plötzlich erscholl die Schreckensbotschaft: Ferdinand sei mit dem Pferde gestürzt, habe den Fuß gequetscht, liege auf dem Ruhebett und könne nicht reisen. Husch! ergriff Therese ein Buch, eilte hinüber, fragte todtenblaß nach Ferdinand's Befinden, hörte, der Zufall habe wenig zu bedeuten, und erbot sich nun freudig, ihm zur gewohnten Stunde lesend die Zeit zu verkürzen. Er ließ es geschehen. Während sie las, wollte er sie nicht unterbrechen; als aber der Bediente das Abendessen ansagte, und sie aufstand, da fragte er: »Warum heute so geputzt, liebe Therese?«

Sie wollte nicht heraus damit, er drang in sie, ihre Verwirrung stieg, seine Neubegier wuchs, er bestand darauf, die Ursache zu wissen, und sie bekannte endlich, daß sie im Begriff gewesen, zu einer Hochzeit zu fahren. Ich erwartete seinen Dank dafür zu hören, daß sie ihm dies Vergnügen geopfert hatte, aber er schwieg und Therese entschlüpfte. Bei Tische war Ferdinand einsilbig, erst nach dem Essen sagte er hingeworfen: »Es ist doch wahrlich viel: sie ist in ihrem Leben noch auf keiner Hochzeit gewesen, und konnte in einem hübschen neuen Kleide erscheinen. Sie ist doch auch wohl eitel, wie alle Evens Töchter, aber aus Gefälligkeit für mich entsagte sie der Freude, scheint nicht einmal Werth darauf zu setzen. Es ist doch wahrlich viel, nicht

wahr, mein Freund? Denn das Mädchen ist schon dreizehn Jahre alt."

„Schade, daß sie nicht noch ein paar Jahre drüber ist," erwiederte ich lächelnd.

Warum? sagte Ferdinand. Ich antwortete nicht, und er schien auch keine Antwort zu erwarten.

---

7. Feuer.

Daß Therese wirklich dreizehn Jahre alt war, und daß sie sogar schon stark in's vierzehnte ging, wurde bald hernach bei einer kleinen Begebenheit sichtbar, die sehr unglücklich hätte ablaufen können. Ferdinand hatte die üble und doch sehr angenehme Gewohnheit, Abends im Bett zu lesen. Vergebens warnte man ihn vor den Folgen, er pochte darauf, daß es ihm noch nie widerfahren sei, über dem Lesen einzuschlafen und die Lichter brennen zu lassen; denn es ist eine gewöhnliche Beschränktheit des menschlichen Geistes im Großen wie im Kleinen, daß er das, was nie zuvor geschah, gleichsam für unmöglich hält.

Eines Abends las er die Geständnisse einer schönen Seele in Göthe's Wilhelm Meister und schlief richtig dabei ein. Sein Bett stand nahe am Fenster, die etwas schief gestellte Kerze fing an zu fließen, fiel um, ergriff zuerst den Fenster-Vorhang, der hoch aufloderte. Therese, die mit ihrem Vater einen Flügel des Schlosses bewohnte, konnte aus ihrem Fenster nach Ferdinand's Schlafzimmer hin sehen, und man sagte, sie habe das oft gethan, ja, seit

der Geschichte mit dem armen Bauer, das ist, seitdem sie scheu wurde und Ferdinand sie pluraliter anredete, habe sie sogar ihr Bett auf eine Stelle gerückt, die ihr das Hinsehen erleichterte. Wenigstens ist so viel gewiß, daß sie gerade in dem Augenblick hinsah, als dort der Fenster-Vorhang Feuer fing; und obwohl sie schon seit einer Stunde im Bette lag, so ist doch unwidersprechlich, daß sie noch nicht eingeschlafen war. Kaum erleuchtete die schnelle Lohe ihr Zimmer, als sie, blos an die Gefahr denkend, in der Ferdinand schwebte, einzig von dem Lieblings-Gewande des Morpheus bekleidet, aus dem Bette sprang, flüchtig wie Atalanta die Korridors durchstrich, mit einem Stoße Ferdinand's Zimmer öffnete und mit lautem Geschrei hineinstürzte. In demselben Augenblicke ergriff die Flamme schon den Bettvorhang des tief Schlummernden, hoch schlug die Lohe empor, Rauch und Feuer wälzten sich über ihn hin. Theresens gellende Stimme erweckte ihn zwar sogleich, aber er wußte sich weder zu besinnen, noch zu fassen, als er, wie Prinz Tamino, sich plötzlich mitten in Feuerflammen fand. Erst, als Therese, immer schreiend, die brennenden Vorhänge vom Bett riß, und die Rauchwolke ihn zu ersticken drohte, sprang auch er in ähnlichem Kostüm heraus, und ein geschäftiger Wettstreit begann. Sie warf Kissen auf das Feuer, er seinen Schlafrock, sie goß eine Flasche mit Wasser darüber her, er ein Waschbecken. Das Feuer wurde schnell gedämpft, nur Rauch und Qualm füllten noch das Zimmer.

Kaum aber besann sich Therese, daß die Gefahr vorüber sei, als sie plötzlich noch lauter schrie als zuvor, auch schneller als sie gekommen war, zurück in ihr Schlafzimmer eilte, sich in die Kissen warf, und tief in die Decke verhüllte, als stehe ein Gespenst vor dem Bett. Glücklicherweise lag im Schlosse alles im ersten Schlafe, niemand hatte den Lärm vernommen. Es währte lange, ehe Ferdinand zu deutlicher Besinnung kam. Wohl zehnmal fragte er laut: Wie entstand das Feuer? und jedesmal antwortete er sich laut: Therese hat es gelöscht. Endlich zog er die Klingel, der Kammerdiener kam, und während dieser Alles in Ordnung brachte, ging er träumend auf und nieder, erzählte sich selbst, Therese sei im bloßen Hemde da gewesen, und habe sehr geschrien, und habe fast ausgesehen wie eine erwachsene Person. Es fehlte nicht viel, so war es ihm ärgerlich, daß das Feuer so bald gelöscht worden. Endlich fiel ihm auch ein, daß sie ihm vermuthlich das Leben gerettet, doch vergaß er das gleich wieder. Hingegen fragte er mürrisch: Warum schrie sie denn so entsetzlich? Etwa, weil sie und ich halb nackend waren? Was thut's? Sie ist ja noch ein Kind.

Aber dieses Kind wich ihm drei Tage lang ängstlich und geflissentlich aus, und als er Theresen endlich in des Vaters Zimmer überraschte, da brannte die Glut auf ihren Wangen heftiger als die, welche seine Vorhänge verzehrt hatte. Er wollte ihr danken, doch ihre Verlegenheit schien

so dringend um Erbarmen zu flehen, daß ihm das Wort auf den Lippen erstarb.

---

8. Das Vorzimmer.

Der alte Herr von Eberstein hatte seinem Sohne ein Mädchen ausgesucht, das arm an Gelde, aber reich an Schönheit und Ahnen war. Als Ferdinand auf Reisen ging, war Fräulein Thorschild noch ein Kind, in dem Hause einer alten Tante, die ein kleines tief verschuldetes Rittergut in der Nachbarschaft bewohnte. In der letzten Krankheit des alten Herrn hatte die verschmizte Dame ihn dahin vermocht, daß er seinem abwesenden Sohne nur zu dieser Verbindung seinen Segen gab. Ferdinand empfand zwar keine Neigung für Kunigunde von Thorschild, aber er liebte auch keine andere; seines Vaters letzter Wille war ihm heilig, und da die kleine Kunigunde recht hübsch heran wuchs, so wartete er geduldig den Zeitpunkt ab, in dem er als seine eheliche Gemahlin sie heimführen sollte. Dieser Zeitpunkt war nun gekommen. Er selbst zwar hatte noch nicht daran gedacht, aber die alte Tante wußte das Testament geschickt in Erinnerung zu bringen. Er fuhr hin, sah Kunigunden in der Blüte jugendlicher Reize, hatte nichts einzuwenden, und kam als Bräutigam zurück.

Thereſe, die vom ganzen Testament keine Silbe wußte, weinte Freudenthränen — wenigstens von ihr so genannt, — als sie mit der Nachricht von der nahen Vermählung so angenehm — wie sie sagte, — überrascht wurde, und

wünſchte Ferdinand mit einer Heftigkeit Glück, die ihn verdrießlich machte.

Thereſens Erziehung war nun vollendet, und Ferdinand hatte durch ſeinen Einfluß dem wackern Braun einen einträglichen Schuldienſt in der Stadt verſchafft. Nach einigen Monaten, gerade um die Zeit des erklärten Bräutigamsſtandes, kam der junge Mann unvermuthet nach Schloß Eberſtein. Er erſuchte Ferdinand um geheimes Gehör, und entdeckte ihm, daß er ſeine geweſene Schülerin herzlich liebe, daß er durch des gnädigen Herren Güte in den Stand geſetzt worden, eine Frau anſtändig zu ernähren, und daß er jetzt um Vollendung ſeines Glückes ihn zu bitten komme.

Ferdinand ſtutzte: »Mein Gott,« ſagte er, »Thereſe iſt ja noch viel zu jung?« — »Sie iſt fünfzehn Jahre alt,« erwiederte Braun.

»Schon fünfzehn Jahre? Unmöglich!«

»Ich hab' es von ihrem Vater.«

»So?« verſetzte Ferdinand, und ſah faſt einfältig dabei aus. »Nun, wenn das iſt, ich werde mit dem Mädchen reden.«

»Liebes Kind,« ſagte er zu Thereſen, »wie wäre es, wenn wir an einem Tage Hochzeit machten?« — Sie erſchrack, und ſah ihn zitternd mit großen Augen an. — »Herr Braun hat um Sie angehalten.« — Eine lange Pauſe. Thereſe glühte und bebte. Ferdinand ſtand ſehr verlegen vor ihr. Endlich ergriff ſie ſeine Hand mit Heftigkeit, und

ſagte weinend: »Nein! nein! nein! ich werde meinen Vater nicht verlaſſen.«

»Iſt das Ihr Ernſt?«

»Mein völliger.«

»Sie wollen Braun keine Hoffnung geben?«

»Keine! keine!« und huſch war ſie zur Thür hinaus. Der arme Braun fuhr ohne Troſt nach Hauſe. Ferdinand ſchüttelte den Kopf und ertappte ſich auf einem Lächeln.

Schon nahte der Tag ſeiner Verbindung, als ein hitziges Fieber ihn auf's Bett warf, und in wenigen Tagen ſeine Lebenskraft ſo wüthend ergriff, daß der Arzt ihn aufgab. Bei der erſten Nachricht von dieſem Unglücke kam die Braut mit ihrer Tante ſogleich nach Schloß Eberſtein, bezog ein Zimmer neben dem des Bräutigams, wartete und pflegte den Kranken, verließ ſein Lager nur ſelten. Gern hätte Thereſe, die wie ein Schatten herum wanderte, dieſe Pflicht mit ihr getheilt, aber unaufgefordert wagte ſie es nicht. Wohl hundertmal des Tages ſchlich ſie in Ferdinand's Vorzimmer, um zu erfahren, wie es mit ihm ſtehe. Glücklich war ſie, wenn aus dem Krankenzimmer etwas verlangt wurde, und eben kein Bedienter bei der Hand war, dann flog ſie pfeilſchnell es zu holen oder zu bereiten. Daß ſie auch den größten Theil der Nacht in dieſem Vorzimmer ſtill durchweinte, wußte niemand.

Am neunten Tage endlich erfolgte eine wohlthätige Criſis, Ferdinand fiel in tiefen Schlummer. Nach Mitternacht erwachte er, und fand zum erſten Male die Beſinnung

wieder. Tiefe Stille herrſchte um ihn. Er blickte um ſich, da ſaß die Braut neben ſeinem Bette mit einem Romane in der Hand, bei dem ſie, erſchöpft von vielem Wachen, eingeſchlafen war. An der Thür ſaß ſein Kammerdiener gleichfalls ſchlafend. Die Thüre ſelbſt war am Abend geöffnet worden, weil es dem Arzte zu warm im Zimmer ſchien; der Kranke lag ſo, daß er in das Vorzimmer hinaus ſehen konnte, wo ein trübes Licht brannte. In der Dämmerung dieſes Lichtes lag Thereſe auf ihren Knien, und betete mit einer Inbrunſt, die ihrem leiſen Geflüſter zuweilen einzelne laute Töne aufdrang. Er hörte ſeinen Namen unter ſanftem Schluchzen ausgeſprochen, und ein Gefühl durchſtrömte ihn, heilſamer als Arzenei.

Thereſe! ſagte er; doch ſeiner Stimme gebrach es noch an Kraft, um ihr Ohr zu erreichen. Nur die ſchlummernde Braut wurde davon erwecket, und als ſie aufſprang, verſchwand die betende Geſtalt aus dem Vorzimmer.

Von dieſer Stunde an beſſerte es ſich mit Ferdinand, in einigen Wochen war er völlig hergeſtellt.

9. Die Laube.

Die alte Tante fand nicht rathſam, das Schloß wieder zu verlaſſen, ehe ihrer ſchönen Nichte als Frau von Eberſtein gehuldigt worden. Die Vermählung, zu welcher Thereſe alle Anſtalten mit einer Haſtigkeit betrieb, als ob es ihre eigene gelte, wurde bald und feierlich vollzogen. Bei der Trauung war ſie nicht gegenwärtig, ſie hatte ſehr viel

in der Küche zu thun, auch widerfuhr ihr dort manches kleine Aergerniß, denn eine Prunkschüssel, von ihr selbst zubereitet, mußte weggeworfen werden, weil — sie konnte nicht begreifen, wie noch warum, einige Thränen hinein gefallen waren.

Ach! diese Thränen weissagten ihr trübe Stunden. Kunigunde hatte nur zu bald bemerkt, daß ihr Gemahl mit Wohlgefallen an Theresen hing; daß er seine Blicke oft weit länger und freundlicher als nöthig war, auf das hübsche Mädchen heftete. Genug, um ihr entschiedenen Widerwillen gegen das hübsche Mädchen einzuflößen. Gelegenheit, ihr diesen empfinden zu lassen, gab es täglich; doch war sie klug genug, es nie in Ferdinand's Gegenwart zu thun, und die fromme Therese hätte um alle Welt sich keine Klage entschlüpfen lassen. Aber daß sie heimlich litt, war ihr wohl anzumerken, denn die Rosen auf ihren Wangen verblaßten.

Seit einigen Monaten nährte Frau von Eherstein mit großem Geräusch die Hoffnung, Mutter zu werden, und stolz auf dieses neue Vorrecht wurden ihre Launen bisweilen unerträglich. Von ihrem Gemahl an bis zum Ofenheitzer herab, quälte sie die Hausgenossen; doch Ferdinand, den der Gedanke an seine Vaterschaft entzückte, trug alles geduldig, und war berauscht von Freude, als endlich Kunigunde ihm einen Sohn gebar.

Die Wöchnerin befand sich wohl, aber als der Taufstag erschien, und die Spitzen, mit welchen der Täufling be-

deckt werden ſollte, ihr nicht koſtbar genug waren, ärgerte ſie ſich dermaßen heftig, daß noch in derſelben Nacht eine plötzliche Entzündung ihrem Aerger ſammt ihrem Leben ein Ende machte. Thereſe war gegenwärtig in ihren letzten Augenblicken, und ſo erſchüttert durch dieſes Schauſpiel, daß ihre Thränen heftiger floſſen, als die des Witwers. Sie hängte ſich nun mit einer Art von Leidenſchaft an das verwaiſ'te Kind, dem ſie mehr als Wärterin, dem ſie Mutter wurde.

Ferdinand, der ſeinen Sohn zärtlich liebte, war oft ſtiller, wehmüthiger Zeuge von ihrer liebevollen Sorgfalt, und wenn er ihrem alten Vater dankbar und reichlich vergalt, ſo fühlte er doch ſtets dabei, daß Mutterpflege eines zarten Kindes ſich nicht bezahlen läßt.

An einem ſchwülen Sommertage war Thereſe mit dem Kleinen in die Gartenlaube gegangen, dort entſchlummerte er ſanft an ihrem Buſen, und ſie ſelbſt hatte ſich im Schatten des Jelängerjelieber vom Schlafe überraſchen laſſen. In dieſem Augenblicke trat Ferdinand vor die Laube, das liebliche Schauſpiel feſſelte ſeinen Blick. Ein Wirrwarr von Gefühlen und Gedanken durchkreuzte ihm Herz und Kopf. »Sollte man nicht ſchwören,« ſprach er leiſe, nach einer langen Pauſe, »daß dies liebliche Mädchen die Mutter des Kindes ſei?« — Ein Blitzſtrahl zuckte ihm durch die Bruſt. »Und warum iſt ſie nicht ſeine Mutter?« — Er erſchrack — nicht über den Gedanken, ſondern darüber, daß er ihn zum erſten Male faßte. Es war, als beſtürme

ihn sein Gewissen, als werfe es ihm verlorne Jahre vor. Wie in einer Zauberlaterne gingen die Bilder an ihm vorüber. Da stand das kleine hungrige Mädchen dem hungrigen Vater das Brot zurückgebend; da brachte sie den Käfer für die Zahnschmerzen; dort begoß sie sein Gärtchen; hier bot sie ihm das Kästchen, das ihren ganzen Reichthum enthielt; dort harrte sie seiner im Fieberfroste im dunklen Walde; in dieser nämlichen Laube nahm sie ihm die Spinne von der Schulter; da drüben lag die Hütte des armen Bauers, an dem sie sein Unrecht still wieder gut machte; ein Blick rechter Hand fiel auf die Fenster des Zimmers, in welchem sie ihn aus den Flammen rettete; dort lag sie auf den Knien, und betete für sein Leben; dort empfing sie, aus den Händen seiner sterbenden Gattin, das Kind, dem sie jetzt alles war. — Ferdinand bebte, sein Auge flammte; besinnungslos trat er einen Schritt näher, und ergriff die Schlummernde hastig bei der Hand. Sie erwachte und sah ihn befremdet an.

»Mein Gott!« stotterte er.

»Was ist Ihnen?« fragte sie erschrocken.

»Mein Gott! warum haben wir uns nicht schon längst geheirathet?«

Sie verstummte zitternd und sah ihn mit großen Augen an, die zu bitten schienen: Ach! schone meiner!

Die nassen, bittenden Augen brachten ihn zur Besinnung. »Vergeben Sie mir, liebe Therese,« sagte er sanfter, »ich habe Sie seltsam überrascht; aber wenn Sie wüß-

ten, wie es mich plötzlich ergriff, daß ich ein Thor geweſen! daß ich ſo lange an meinem Glücke vorübergegangen! Ich liebe Sie ja ſchon ſeit Jahren, das iſt mir jetzt auf einmal ſo klar. Hundertmal habe ich zu mir ſelbſt geſagt: das wird einmal eine gute Frau werden; warum denn niemals: meine Frau? — O geſchwind! um Gotteswillen! um dieſes Kindes willen, dem du eine zärtliche Mutter biſt, laß mich die verlornen Augenblicke wieder gewinnen! ſei mir eine liebevolle Gattin!"

Aber Thereſe konnte nicht ſprechen, ſie ſah ihn nur ängſtlich an, als wolle ſie bitten: Täuſche mich nicht! und eine Thräne nach der andern rieſelte ſtill über die hochgefärbte Wange. Da ſchloß er ſie ſammt dem Kinde in ſeine Arme, und fing die Thränen mit ſeinen Lippen auf, und nannte ſie: Braut! Gattin! Thereſe! und ſchalt ſich dazwiſchen mit komiſchem Verdruß, daß er ſo lange, ſo lange gezögert! —

»Hieher, lieber Drommer!" rief er dem Vater zu, der eben durch den Garten ging, »ſegnen Sie mich und Ihre Tochter!"

Mit freudigem Erſtaunen und hoher Andacht trat der Greis hinzu, das erwachte Kind lächelte, und in ſeine Händchen ſchwuren Ferdinand und Thereſe ſich ewige Liebe und Treue

Fragment aus Iwan Iwanow Tschudrin's noch ungedruckter Reise durch China.

(Aus dem russischen Original übersetzt und mitgetheilt.)

Vorbericht des Uebersetzers.

Auf meiner letzten Reise von Tobolsk nach Petersburg, lernte ich in Kasan einen merkwürdigen Mann kennen. Er hieß Iwan Iwanow Tschudrin, war nahe an achtzig Jahre alt, und lebte von einem mäßigen, sauer erworbenen Vermögen. Er verstand, außer seiner Muttersprache, tatarisch, chinesisch, und ein wenig deutsch. Das letztere hatte er noch in einem ziemlich hohen Alter blos zu seinem Vergnügen gelernt. Sein Geschmack, wie seine Lebensart, wichen sehr von denen seiner Nation ab. Er trank wenig Wein, und gar keinen Branntwein. Seine fast einzige Nahrung waren Reiß und Früchte; sein liebster Zeitvertreib — lesen. Reisebeschreibungen aller Art zog er vor: doch las er auch gern Romane und Schauspiele. Durch Uebersetzungen der meinigen war ich ihm interessant geworden, noch mehr durch mein Schicksal. Als er daher vernahm, ich sei in Kasan, suchte er mich auf, um meine Bekanntschaft zu machen. Man sagte mir, dies sei eine große Auszeichnung; denn er lebe als Einsiedler, werde blos von einem Knechte bedient, und erlasse auch an diesen seine Befehle meistens nur durch den Mund seiner Frau, eines siebzigjährigen Mütterchens.

Diese Frau, an der er mit der innigsten Liebe hing, war — eine Chinesin! — Mehr bedurfte es nicht, um meine Neubegier auf das höchste zu spannen. Ich empfing ihn mit dem Vorsatz, wo möglich sein Vertrauen zu gewinnen. Es wurde mir leicht, denn er schien mit dem Vorsatz gekommen zu sein, es mir zu schenken.

Seine frühere Lebensgeschichte enthielt wenig Merkwürdiges. Er war schon als Knabe unter diejenigen Zöglinge der Petersburgischen Akademie aufgenommen worden, deren Hauptbestimmung ist, das Chinesische zu lernen, um einst bei den bekanntlich sehr schwierigen Handelsverbindungen zwischen den Russen und Chinesen als Dolmetscher gebraucht zu werden. Als Jüngling wurde er mit einer Karavane im Jahre 1772 nach Kiachta gesandt. Ein Kollegien-Assessor, sein Chef, dem er eigentlich als Begleiter mitgegeben war, ein hitziger hochfahrender Mann, erfüllte die Hoffnungen der Regierung, mit den Chinesen gütliche Verträge einzugehen, sehr schlecht. Er beleidigte die stolzen argwöhnischen Chinesen durch seinen Uebermuth, empörte sie durch seine Habgier. Die Spannung zwischen beiden Nationen wurde täglich größer, und der Unwille brach endlich, wie an jenen fernen Grenzen öfter geschieht, in Thätlichkeiten aus. Einige Russen wurden todt geschlagen, andere verjagt. Einem gleichen Schicksal würde der junge Tschudrin nicht entgangen sein, wäre er nicht wenige Tage vorher so glücklich gewesen, ein Kind eines chinesischen Zollbeamten zu retten, welches spielend in den schmalen Bach

gefallen war, der bei Kiachta die russische und chinesische Grenze scheidet. Der Vater verbarg ihn beim Tumult in seinem eigenen Hause, und schaffte ihn Tages darauf, um der fortwährenden Erbitterung des Pöbels auszuweichen, chinesisch gekleidet, tiefer in's Land. Ein Aufenthalt von fast zwei Jahren in Kiachta hatte seine Kenntniß der Landessprache sehr vervollkommnet. Er sprach fast ohne fremden Accent, hatte auch sogar einen Anfang im Schreiben gemacht, welches bekanntlich sehr schwer zu erlernen ist.

Zu diesen Wissenschaften gesellte sich eine angenehme Gestalt — (er war noch jetzt ein schöner Greis) — eine immer heitere Laune, ein fröhlicher jugendlicher Leichtsinn, und eine außerordentliche Geschicklichkeit im Tanz und auf der Balalaika (eine Art von Cither, die bei allen Volksfesten der Russen eine große Rolle spielt). Mit solchen Eigenschaften konnte es ihm unter keiner Nation fehlen, Liebe und Wohlwollen zu gewinnen. Er blieb achtzehn Jahre in China, hatte sonderbare Schicksale, wurde von jedermann für einen Eingebornen gehalten, schien auch sogar — ob er es gleich nicht ausdrücklich gestand — den Dienst des Fo aus Nothwendigkeit oder Ueberzeugung mitgemacht zu haben. Unter solchen Umständen war es ihm leicht geworden, ganz China ohne Hinderniß zu durchreisen, und nicht allein in die Staatsverwaltung dieses ungeheuren Reiches, in dessen sonderbare Sitten und Gewohnheiten, tiefer als irgend einer vor ihm einzudringen, sondern sich auch mit der häuslichen Lebensart der Einwohner vollkommen bekannt

zu machen, was sonst für jeden Fremden beinahe unmöglich ist.

Nachdem er endlich, durch eine Kette von seltsamen Begebenheiten, zu dem Besitz seiner noch lebenden Gattin, und mit ihr zurück in sein Vaterland gelangt war, entwarf er im ruhigen Alter die Geschichte seines merkwürdigen Lebens und seiner mannichfaltigen Reise-Abenteuer. Einige Materialien dazu hatte er schon in China selbst gesammelt, doch nur wenig; das meiste mußte er aus seinem noch jetzt vortrefflichen Gedächtnisse ergänzen. So entstand eine große Anzahl von Heften, die er mir zeigte, als ich seinen Besuch erwiederte. Meine erste hastige Frage war: warum er sie nicht drucken lasse? — Aber daran hatte er noch nicht einmal gedacht. »Das Aufschreiben seiner Geschichte, meinte er, habe ihm Vergnügen gemacht; er habe dabei gleichsam sein ganzes Leben noch einmal gelebt, und dieser Genuß habe ihm seine Mühe belohnt. Ließe er sie drucken, so würde das vielleicht Aufsehen machen; Neugierige würden ihn mit Besuchen und Fragen bestürmen; er aber liebe seine Ruhe, und möge nicht (wie er sich ausdrückte) noch vor seinem Tode, wie eine vornehme Leiche, auf das Paradebett gelegt werden.«

Als ich sah, daß es mit diesem Entschlusse ihm völliger Ernst war; so wagte ich es, ihn um eine Abschrift seiner Hefte zu bitten, und um die Erlaubniß, sie meiner Nation in meiner Muttersprache mitzutheilen, weil doch durch eine solche Uebersetzung keine der Unannehmlichkeiten, die er be-

fürchtete, ihn bedrohen würde. Nach langem Widerſtreben willigte er endlich darein, und verſprach, mir eine Abſchrift nach Petersburg nachzuſenden. Ich geſtehe, daß ich auf dieſes Verſprechen wenig baute, da er es nur mit Widerwillen zu geben ſchien; aber ich hatte dem wackern Greis Unrecht gethan. Vier Monate nachher, als ich kaum mehr an dieſe Begebenheit dachte, empfing ich wirklich ein Packet aus Kaſan, bei deſſen Eröffnung mir Tſchudrin's intereſſante Hefte in die Augen fielen. Ein Brief war nicht dabei.

Die Abſchrift iſt von keiner geübten Hand. Wer jemals ruſſiſche Manuſkripte geſehen hat, weiß ohnehin, daß ſie oft ſehr ſchwer zu entziffern ſind; und wenn man noch hinzu rechnet, daß ich der Sprache gerade nicht vollkommen Meiſter bin, ſo wird man natürlich finden, daß die Ueberſetzung mir unendliche Mühe verurſacht. Es wird vielleicht Jahre dauern, ehe ich ganz damit zu Stande komme, und es iſt daher mein Vorſatz, ſie fragmentweiſe zu liefern. Das Original beſteht aus zweiundzwanzig Heften; jedes Heft enthält zehn auch zwölf Kapitel oder Abſchnitte, ungefähr von der Länge des hier gelieferten.

Wörtlich iſt meine Ueberſetzung nicht, aber für die **Treue** derſelben darf ich mich verbürgen. Den ganz eigenthümlichen, joviaſiſchen Ton habe ich, ſo gut mir möglich, wieder zu geben geſucht.

Kotzebue.

Siebentes Heft.

Dritter Abschnitt.

Es schien, daß Krag-hao einen großen Werth auf den Dienst legte, den ich ihm geleistet hatte; denn ich erfuhr bald nachher, daß er beschlossen habe, mich durch eine festliche Mahlzeit zu ehren. So ist der Lauf der Welt; so war mein Schicksal. Was mich oft Jahre lang Mühe und Arbeit kostete, wurde selten oder schlecht belohnt; ein geringer Dienst, vom Zufall herbei geführt, oft überreich vergolten!

Eine Mahlzeit, ein Schmaus, ist freilich ein entbehrliches Ding, und oft je festlicher, desto entbehrlicher; aber wenn man bedenkt, wie hoch schon in Europa die großen Herren einen Gelehrten oder Künstler durch eine Einladung zum Essen zu ehren glauben, und welchen weit höheren Werth die Chinesen auf so etwas legen; so wird man begreifen, daß es mir allerdings schmeichelhaft war, von einem Manne wie Krag-hao ein so öffentliches Zeichen seiner Achtung zu erhalten.

Indessen war mir doch nicht ganz wohl dabei zu Muthe. Ich hatte bisher nur in geringen Häusern, höchstens bei Leuten vom Mittelstande gespeis't; einer eigentlichen Fest-Mahlzeit hatte ich nie beigewohnt, und war wenig bekannt mit den mancherlei dabei vorfallenden Ceremonien. Da nun in China die Unterlassung einer einzigen konventionellen Wohlstandsregel den verständigsten Mann um

ſeinen ganzen Kredit bringen kann (wie in Petersburg ein ſchiefer Haarbeutel): ſo zitterte ich allerdings vor der Stunde, in welcher meine feine Lebensart auf eine ſo harte Probe geſetzt werden ſollte.

Die Bekanntſchaft des alten Pü-ſing-Koan war mir dabei von großem Nutzen. Ihn machte ich zum Vertrauten meiner Verlegenheit; er lächelte, und unterwies mich gutmüthig eine ganze Woche hindurch in allem, was ich zu beobachten haben würde.

Endlich erſchien der Vorabend des merkwürdigen Tages. Ich empfing ein Titſee, oder Einladungsbillet von meinem hohen Gönner auf rothem Papier, mit goldenen Blumen beſtreut, und in Form eines Fächers zuſammen gelegt, welches ich auf der Stelle ſchriftlich beantworten mußte. Am andern Morgen erſchien eine zweite Botſchaft, um höflichſt anzufragen, ob ich die Einladung nicht etwa vergeſſen hätte? — Ich verſetzte dem erhaltenen Unterricht gemäß, daß ich eher die Namen meiner Voreltern und meinen eigenen würde vergeſſen können, als die mir zugedachte Ehre. Endlich, gegen Abend, trat ein dritter Bote mit einem dritten Billet zu mir herein, des Inhalts: Alles ſei nunmehr bereit, und Krag-hao erwarte mich mit der ſehnlichſten Ungeduld. Ich erwiederte, daß dieſe Ungeduld unmöglich der meinigen gleich kommen könne und daß ich ſo eben im Begriff ſtehe, einen der frohſten Gänge meines Lebens anzutreten.

Ich ſtieg nunmehr gravitätiſch in meinen Tragſeſſel

und hatte auf jeder Seite neben mir einen Diener, der einen großen Fächer dergestalt vor mich hielt, daß ich auf der Straße nicht einen Schritt weit sehen konnte. Als wir bei Krag-hao's Palast anlangten, stieg ich aus meinen Fächerwolken heraus, schritt langsam durch den ersten Hof, trat steif und ernst in den zweiten, und erblickte jetzt im Hintergrunde, vor den Flügelthüren des Saales, zwei reich gekleidete Thürhüter, welche den Sonnenschirm und den großen Fächer ihres Herrn gegeneinander geneigt vor den Eingang hielten, so daß man nicht in das Zimmer sehen konnte.

Ich mochte noch ungefähr sechs Schritte von diesen Leuten entfernt sein, als sie plötzlich ihre Schirme von sich zogen, und hinter ihnen Krag-hao selbst hervorging. Nun hob das Komplimentiren an, welches ein europäischer Zuschauer, trotz der ernsthaften Miene, für grellen Spaß halten würde. Man verneigt und verbeugt sich herüber und hinüber; man schiebt sich bald zur Rechten bald zur Linken, nach Maßgabe der Provinz, in welcher man sich befindet (denn die rechte Hand ist nicht überall in China der Ehrenplatz), man läßt sich bald auf dieses bald auf jenes Knie nieder, kurz, man tanzt mit dem Hausherrn eine Art von pantomimischem Ballet, wobei die Anzahl der Bewegungen bestimmt vorgeschrieben ist. Dann folgen die Höflichkeitsworte, die schönen Phrasen, die Ehrentitel, welche man sich wechselseitig beilegt. Hierauf ladet der Wirth durch ein stummes Spiel seinen Gast ein, näher zu treten, welches

dieſer gleichfalls durch ein ſtummes Spiel ablehnt. Das Verlangen des Wirths bricht nunmehr in Worte aus: tſin tſin pflegt er zu ſagen, welches die Bitte enthält, voran zu ſpaziren. Pu-can antwortet der Gaſt: bewahre der Himmel! das wage ich nicht! — bis er denn endlich, nach oftmaliger Wiederholung, einem ſanften Zwange nachgibt.

Ich trat in einen großen Saal, der auf ungeheuren Säulen ruhte, die ſo wie die Wände, mit einem glänzenden grünen Firniß überzogen, und mit goldenen Zierathen geſchmücket waren. Hie und da dufteten Blumen aus ſchönen Vaſen, bunte Gemälde und koſtbare Porzellangefäße vollendeten den Schmuck.

Es waren ſchon mehrere Gäſte verſammelt, die ſämmtlich von ihren Sitzen aufſtanden, und mir einige Schritte entgegen traten. Dieſe Höflichkeit mußte ich gegen einen jeden einzeln erwiedern, und bei den nachfolgenden Gäſten wiederum gleich den übrigen beobachten. Hierauf führte mich Krag-hao zu dem Stuhle, den er mir beſtimmt hatte, verbeugte ſich vor demſelben, und wiſchte mit einem Zipfel ſeines Kleides leicht drüber hin; gleichſam um den Staub abzufegen. Ich nahm Platz, und zwar vorgeſchriebenermaßen ſaß ich gerade wie eine Tanne, ohne mich anzulehnen, ſchlug die Augen nieder, blickte weder rechts noch links, ſtreckte beide Arme von mir, und legte die Hände auf die Knie, welche nur drei bis vier Zoll breit von einander ſtehen dürfen.

Es wurde Thee servirt, bis alle Gäste versammelt waren. Dann trat der Haushofmeister herein, und zeigte demüthig an, daß das Mahl bereit sei. Alsobald erhuben wir uns von unsern Sitzen, und gingen in der Ordnung, wie wir gesessen hatten, in einen großen, noch prächtiger dekorirten Saal. Hier fanden wir für jeden Gast einen eigenen Tisch gedeckt, und zwar so, daß längs den Wänden immer zwei und zwei gegen einander überstanden.

Nun brachte man dem Herrn vom Hause eine kleine silberne Tasse mit Wein, die er mit beiden Händen ergriff, die Gäste rings umher begrüßte, dann ein wenig vorwärts schritt, Augen und Tasse gegen Himmel hob, und den Wein auf die Erde goß, um anzuzeigen, daß er nur dem Himmel jede Gabe verdanke. Eine zweite gefüllte Tasse ward ihm gebracht, die er selber, nach vielem Widerspruch des vornehmsten Gastes, auf die demselben bestimmte Tafel setzte. Der Gast erwiederte diese Höflichkeit auf der Stelle, ließ sich gleichfalls eine Tasse reichen, und trug sie, trotz allem Widerstreben, auf den letzten Tisch, als den des Wirths. Zuletzt brachte der Haushofmeister die elfenbeinenen mit Gold verzierten Stäbchen, deren sich die Chinesen statt der Gabeln bedienen.

Eine kleine Viertelstunde verstrich nun noch mit Komplimentiren, indem ein Jeder höchst feierlich betheuerte, daß er unter keiner Bedingung sich an einer der ersten Tafeln niederlassen werde. Endlich kam doch alles wieder in die vorige Ordnung und wir saßen. Die ersten drei oder

vier Tafeln der vornehmſten Gäſte hielten nicht gleiche Linie mit den übrigen, ſondern waren um einige Fuß weiter vorgerückt. Sie prangten, gleich den Armſeſſeln, mit violet atlaſſenen Decken, auf welchen goldene Drachen mit vier Klauen geſticket waren. Die Verzierung der untern Tafeln war jener ähnlich, nur daß ein Storch die Stelle des Drachen vertrat.

Neben jeder Tafel ſtand ein kleineres, mit Blumen und Gemälden verziertes Tiſchchen, auf welchem ſich anderthalb Fuß hoch Pyramiden von Fleiſch und Früchten erhoben. Sie ſind aber nur zum Anſehen beſtimmt, wie in Europa die Aufſätze der Konditorei. Sie haben aber doch einen weſentlichern Nutzen, denn kaum haben die Gäſte ihre Augen ein paar Minuten daran geweidet, ſo werden ſie weggenommen, und ihren Bedienten und Seſſelträgern Preis gegeben. Man ließ nichts ſtehen als eine ſilberne Rauchpfanne, eine dergleichen Büchſe mit Rauchwerk, eine Phiole mit wohlriechendem Waſſer und ein kleines Behältniß von Agat, in welchem ſilberne Zangen und andere Inſtrumente lagen, um friſches Rauchwerk auf die Pfanne zu werfen, oder die Kohlen umzurühren.

Auf den beiden Vorderecken der eigentlichen Tafel waren zwei ſchön gefirnißte Täfelchen angebracht, deren eines ein mir unverſtändliches Sinnbild, das andere hingegen einen Vers enthielt, der zur Fröhlichkeit ermunterte. Hinter dieſen Täfelchen ſtanden links und rechts drei und drei kleine Porzellanſchüſſelchen, mit Gartengewächſen in Eſſig

und Salz gelegt, um den Appetit zu reizen; zwiſchen den Schüſſeln ſilberne Taſſen.

Mein Appetit war durch die langen Vorbereitungen ſchon hinlänglich gereizt, und ich wartete mit Sehnſucht auf den Anfang der Mahlzeit. Endlich kniete ein Ceremonienmeiſter mitten in den Saal, erhub ſeine Stimme laut und feierlich, und ſprach ernſt und langſam: Ta lao ye Tſing Tſin! das heißt: mein Herr erſucht euch, zu trinken. Wir ergriffen in einem Nu die Taſſen, wie ein kommandirtes Bataillon ſeine Waffen, erhoben ſie bis zur Stirn, ſenkten ſie wieder bis unter die Tafel, und brachten ſie dann an den Mund; wir nippten jedoch nur, bis der Ceremonienmeiſter zum zweiten Male rief: Tſing Tſchao can! das heißt: leeret, wenn es euch gefällig iſt, bis auf den letzten Tropfen; zu gleicher Zeit wandte der Hausherr ſeine Taſſe um, um zu zeigen, daß ſie leer ſei.

Die nämliche Ceremonie wurde nicht allein beim jedesmaligen Trinken, ſondern auch bei jeder neuen Schüſſel beobachtet, welche nicht eher angerichtet wurde, bis die feierliche Aufforderung: ergreift eure Tä-tſee (oder kleine Gabelſtäbchen) um von dieſer neuen Speiſe zu koſten! an uns erging, und bis ein höflicher Wink des Herrn vom Hauſe die Einladung bekräftigte.

Es mangelte übrigens nicht an Mannigfaltigkeit der Speiſen, denn es wurden nach und nach wohl zwanzig und mehr Schüſſeln aufgetragen. Die gewöhnlichen darun-

ter waren Ragouts von gehacktem Fleisch, Kräuter, Gemüse, Suppen und Brühen in den feinsten Porzellangefäßen. Zu den Brühen hatte man sich besonders des Schweinfettes bedient, welches in China ganz vortrefflich ist. Die Ragouts waren durch verschiedene Gewürze, durch gewürzhafte Kräuter und durch ein besonders pikantes Kräuteröhl äußerst schmackhaft gemacht. Auch gab es einige treffliche Gerichte von Bohnen und Reißmehl, und kleine Pastetchen, die kein französischer Koch wohlschmeckender zubereiten würde. Die eigentlichen Leckerbissen bestanden jedoch theils in Hirschsehnen, theils in Vogelnestern. Die erstern werden an der Sonne getrocknet und mit Pfeffer und Muskatenblumen in Büchsen verwahrt; will man sie zubereiten, so löst man sie in Reißwasser zu einer Art von Gallerte auf, kocht sie sodann in Fleischbrühe von jungen Ziegen, und würzt sie stark. Die Vogelnester werden von den Küsten von Tongking, Java und Cochinchina gebracht, und bestehen bekanntlich aus lauter Gewürzen. Sie sind fast durchsichtig, und wenn sie noch frisch sind, ganz weiß, sonst aber von grünlicher Farbe. Sie gleichen an Gestalt einer großen halben Citrone, und geben dem Fleisch, mit welchem sie vermischt worden, einen höchst pikanten Geschmack.

Der Wein, der aus Reiß gebraut und heiß getrunken wird, war vortrefflich und gewiß entweder aus Wu-si, oder aus Schao-sing gebracht; denn diese beiden Städte liefern, Kraft ihres guten Wassers, den besten Wein in China.

Bald nachdem wir uns zur Tafel geſetzt hatten, traten fünf reich gekleidete Schauſpieler in den Saal, verbeugten ſich tief und berührten mit der Stirn viermal die Erde, faſt ſo, wie das gemeine Volk in Rußland ſeine Demuth zu bezeigen pflegt. Dann näherte ſich einer von ihnen dem vornehmſten Gaſte, und überreichte ihm eine lange Rolle, auf welcher mit goldenen Buchſtaben die Titel von fünfzig oder ſechzig Schauſpielen geſchrieben ſtanden, welche ſie auswendig wußten, und auf der Stelle aufzuführen bereit waren. Der erſte Gaſt, welcher höflichſt gebeten wurde, eines davon zu wählen, lehnte dieſe Auszeichnung eben ſo höflich ab, und verwies den Schauſpieler an den zweiten, der zweite an den dritten, der dritte an den vierten, und ſo lief die Rolle um den ganzen Saal herum. Auch in meinen Händen verweilte ſie einige Sekunden; ich warf einen Blick darauf, und unterſchied ſogleich mehrere Stücke, in denen ich vormals ſelbſt mitgeſpielt hatte, und in denen ich noch jetzt einen Platz ſogleich hätte wieder ausfüllen können *). Meine Wange glühte, mein Herz klopfte, ich fürchtete erkannt zu werden. Aber glücklicherweiſe befand ſich unter den Schauſpielern und Gäſten weder ein vormaliger Mitbruder noch Zuſchauer.

Als nun die Rolle rings herum gewandert, und wiederum an den erſten Gaſt gekommen war, gab dieſer endlich den ungeſtümen Bitten nach, durchlief die Titel mit

*) Der Verfaſſer war nämlich eine Zeitlang chineſiſcher Komödiant.

flüchtigem Auge, und deutete mit dem Finger auf dasjenige Stück, von dem er für die Gesellschaft die fröhlichste Unterhaltung erwartete. Der Schauspieler verbeugte sich und flüsterte ihm einige Worte zu, worauf der Gast schnell ein anderes Stück aussuchte. Ich erfuhr nachher, daß das zuerst gewählte Tschao-Schi-kuell oder die kleine Waise aus dem Hause Tschao gewesen war, in welchem ich den Tsching-Poä, nämlich die Waise selbst, oft mit so großem Beifall gespielt hatte. Ueberhaupt wußte ich das ganze Stück noch auswendig, und es würde mich daher doppelt interessirt haben, es in meiner jetzigen Lage vorstellen zu sehen, und manche komische Erinnerung an meine vorige Lebensart würde bei mir erwacht sein; aber es fand sich, daß einer von der Zahl unserer Gäste gerade Han-kuee hieß, welchen Namen auch der Kriegsmandarin im Stücke führte; es würde daher unschicklich gewesen sein, dieses vorzustellen. Ein neueres, mir gänzlich unbekanntes, trat an dessen Stelle; es hieß: die Folgen der ungerechten Eifersucht; der Schauspieler ging abermals von einem Gast zum andern, um die getroffene Wahl einem Jeden mitzutheilen, und nachdem wir sämmtlich durch ein freundliches Kopfnicken unsern Beifall zu erkennen gegeben, entfernten sich die spielenden Personen auf einige Augenblicke.

Eine Symphonie begann, lärmend genug, um Todte zu erwecken; denn die Instrumente, deren man sich bediente, waren Trommeln von Büffelshaut, Flöten, Pfeif-

fen, Trompeten und eine vermaledeite Keſſelpauke, die einen fürchterlichen Spektakel machte. Ich muß überhaupt geſtehen, daß, trotz meinem achtzehnjährigen Aufenthalte in China, ich doch nie an die ſogenannten Konzerte der Chineſen mich habe gewöhnen können. Meine Mitgäſte hingegen ſchienen großes Behagen daran zu finden.

Nach der Symphonie hub das Stück an. Es war ein Trauerſpiel, in welchem es ſehr blutig herging. Es verſteht ſich, daß keine Dekorationen dabei gebraucht wurden. Man begnügte ſich, einen Teppich auf den Boden zu breiten, und die handelnden Perſonen traten aus einem benachbarten Zimmer und gingen auch dahin wieder ab.

Im Hintergrunde des Saales, im Geſicht der Schauſpieler, befand ſich eine leichte Abtheilung von Bambusrohr, durch Jalouſien noch mehr verdeckt. Ich ſaß nicht weit davon und bemerkte ſehr deutlich, daß dieſer Platz ſich mit Damen füllte, deren ſeidene Zeuge an den Bambusſtäben rauſchten, und die gekommen waren, um das Schauſpiel mit anzuſehen, vielleicht auch um die Gäſte zu muſtern. Mein Herz ahnete, daß Can-hoa unter ihnen ſei, und meine Ahnung hat mich, wie ſie mir nachher ſelbſt geſtanden, nicht betrogen; aber die neidiſchen Jalouſien machten es unmöglich, mehr als dann und wann eine kleine weiße Hand zu erblicken, von welcher der lange überhangende Ermel, vielleicht nicht ohne Vorſatz, zurück geſtreift war.

Indeß hinderte mich dieſe Erſcheinung in der That, meinem Appetit volle Genüge zu leiſten; denn es kam mir

vor, als könnte meine Geliebte es übel deuten, wenn mir, bei dem großen Bedürfniß meines Herzens, noch Zeit übrig bliebe, an die Befriedigung des Gaumens zu denken. Ich fing daher an, mit meinen beiden Stäbchen auf den Porzellan-Schüſſeln zu ſpielen, gleich als wäre ich nur mit meinen Gedanken beſchäftigt, und ließ ſogar die Hirſchſehnen vorüber gehen, auf die Gefahr, den Wirth zu beleidigen; denn der höfliche Gaſt muß von allen Speiſen wenigſtens koſten.

Meine kältern Mitgäſte hingegen ließen es ſich wohl ſchmecken, und erhielten ihre Stäbchen in ewiger Bewegung. Der Meſſer bedienen ſich die Chineſen bekanntlich nicht; da alle ihre Fleiſchſpeiſen ſchon zerſchnitten und mundrecht auf die Tafel kommen.

Die Mahlzeit ging zu Ende, mit ihr das Schauſpiel. Wir tranken noch eine Taſſe Thee und erhuben, auf ein gegebenes Zeichen, uns ſämmtlich von unſern Sitzen, umringten unſern gütigen Wirth, ergoſſen uns in eine Flut von Komplimenten, die er reichlich wieder zurückſtrömen ließ, und wurden von ihm, durch eine glänzend dekorirte Gallerie, in den Garten geführt, der durch unzählige bunte Laternen erleuchtet, und zu einer wahren Feenwohnung gemacht wurde. Als wir an der Loge von Bambusrohr vorbeiſtrichen, hörte ich ein leiſes Huſten, welches größern Eindruck auf mich machte, als jene rauſchende Symphonie. Im Garten waren wir etwas zwangloſer, und durften wenigſtens die friſche Luft einathmen, ohne

vorher mit ihr zu komplimentiren. Die Bedienten brachten uns silberne Handbecken, um uns Gesicht und Hände zu waschen.

Während unserer Abwesenheit aus dem Speisesaale verzehrten nun auch die Schauspieler ihr Abendbrot von den reichlich übrig gebliebenen Brocken. Die Bedienten räumten die Tafel ab und servirten den Nachtisch, der gleichfalls aus einigen zwanzig Schüsseln bestand. Da gab es Zuckerwerk aller Gattung, eingemachte Früchte, Kompots, Schinken, gesalzene und an der Sonne getrocknete Enten von vortrefflichem Geschmack, marinirte Seefische und dergleichen mehr; vor allen aber die köstliche Ginseng, eine Wurzel, welche bewundernswürdige stärkende Eigenschaften besitzt, und von der ich weiter unten mehr zu reden Gelegenheit haben werde.

Sobald das Essen bereit war, kündigte solches ein Diener dem Hausherrn kniend an. Krag-hao führte uns mit den gewöhnlichen Komplimenten in den Speisesaal zurück, wo sich denn die Gäste abermals weigerten, die ersten Sitze einzunehmen, endlich aber ein jeder seinen alten Platz wieder fand. Statt der bisherigen kleinen Tassen, welche kaum einen unserer Eßlöffel enthalten, wurden nunmehr größere gebracht. Man fing an stark zum trinken zu nöthigen, und zwar bewirthete uns Krag-hao mit seinem besten sogenannten Lämmerwein, der in der Provinz Schen-si aus Lammfleisch zubereitet wird, einen höchst unangenehmen Geruch hat, und sehr feurig, fast so

ſtark als Branntwein iſt. Nur die Gewohnheit kann dieſes Getränk dem Gaumen lieblich machen.

Während wir zechten, traten die Schauſpieler zum zweiten Mal auf, und ſpielten eine kleine Farce, bei der ſich mancher meiner dicken Mitgäſte, durch den Lämmerwein zur Freude geſtimmt, vor Lachen den Bauch halten mußte.

Indeſſen waren nun auch unſere Bedienten in einem Nebenzimmer, zwar ohne Ceremonie, aber ſehr reichlich bewirthet worden, und da bereits Mitternacht vorüber war, ſo traten ſie jetzt in den Saal. Jeder derſelben trug, auf Befehl ſeines Herrn, fünf bis ſechs Beutel von rothem Papier, in welchem ſich kleine Münze befand, die als Trinkgeld von Seiten der Gäſte für den Koch, den Haushofmeiſter, die Komödianten und die übrige Dienerſchaft beſtimmt war. Dieſe Beutel wurden ſämmtlich vor dem Hausherrn niedergeſetzt, der ſich, der Sitte gemäß, ſehr lange weigerte, ſie im Namen ſeiner Leute anzunehmen, aber doch endlich nachgab und das Geld zu vertheilen befahl.

Faſt fünf Stunden hatte dieſe Feſtmahlzeit gedauert, und da, bei dem letzten Akt derſelben die Bambusrohr-Loge ohnehin leer blieb; ſo war ich herzlich froh, als es endlich zum Aufbruch kam. Wäre nur dieſer Aufbruch nicht abermals mit hundert läſtigen Ceremonien verknüpft geweſen. Das Danken, das Verbeugen, das Komplimentiren nahm kein Ende; die Gäſte gegen den Wirth, der Wirth gegen die Gäſte, und dieſe wiederum einzeln unter

sich. Krag-hao geleitete, trotz allem Proteſtiren, jeden Gaſt bis an den Tragſeſſel, dann wendete er ſich ab, um ihm Zeit zum Einſteigen zu laſſen; ſobald aber die Träger den Seſſel hoben, war er wie der Blitz bei der Hand, die Worte floſſen auf's neue, und Hände und Köpfe bewegten ſich gegen einander, ſo lange man nur noch einen Schatten gewahr werden konnte. Es gewährte übrigens einen artigen Anblick, die vielen geölten bunten Laternen zu ſehen, welche die Diener vor ihrer Herrſchaft hertrugen. Auf mehreren derſelben waren mit großen Buchſtaben die Titel der Herren, zuweilen auch ihre Namen geſchrieben. Ich Titelloſer hatte nur eine einzige, hellblau und roth einfach geſchmückte Laterne. Froh und müde betrat ich meine Wohnung, warf mich auf's Bett und würde gern bis an den hellen Mittag geſchlafen haben, wenn ich nicht verpflichtet geweſen wäre, am frühſten Morgen ein Ti-tſee oder Danſagungsbillet an Krag-hao zu ſenden. Ich erhielt darauf ſogleich eine Antwort, mit tauſend Entſchuldigungen wegen der ſchlechten Bewirthung, die ich abermals auf der Stelle erwiedern, und ſeiner beſcheidenen Behauptung in den ſtärkſten Ausdrücken widerſprechen mußte.

So war denn endlich dieſes feſtliche Mahl mit allem Zubehör vollbracht. Ich habe nachher noch oft Gelegenheit gehabt, ähnlichen Feſten beizuwohnen, und was auch ein Europäer davon denken mag, ſo möchte ich doch faſt behaupten, daß eine ſolche Mahlzeit angenehmer iſt, als ein europäiſcher großer Schmaus. An die Ceremonien und

abgezirkelten Bewegungen gewöhnt man ſich eben ſo leicht, als an die der Freimaurer in einer Tafelloge. Bei den übrigen abweichenden Gewohnheiten iſt der Vortheil größtentheils auf Seiten der Chineſer.

Der angewieſene Platz überhebt mich der Verlegenheit, mich entweder vorzudrängen, oder zu weit unten zu bleiben.

Die eigene Tafel für jeden Gaſt ſichert demſelben eine bequeme Stelle, wo er die Arme frei behält, und keine Rippenſtöße von ſeinen Nachbarn bekommt.

Die eigenen Schüſſeln, die vor jedem geſtellt werden, ſchützen ihn vor der Unhöflichkeit, ſeinem Nachbar vielleicht einen Leckerbiſſen wegzuhaſchen, nach welchem dieſer ſchon lüſtern geſchielt hatte.

Die Rauchpfannen vertreiben auf die angenehmſte Weiſe den läſtigen Speiſegeruch.

Die Einſchränkung des Trinkens, durch jedesmalige Aufforderung, verhindert, daß man des Guten nicht zu viel thue, und möchte beſonders in meinem lieben Vaterlande ſehr erſprießlich ſein.

Die Schauſpieler gewähren die angenehmſte Unterhaltung, und ſelbſt die Keſſelpauken verhindern, daß man den Nachbar nichts dummes ſagen hört. Wie oft muß man bei europäiſchen Mahlzeiten ſich quälen und martern, um etwas zur Unterhaltung der Gäſte beizutragen. In China iſt das unnöthig. Man ſitzt ſtill und genießt, mit Mund und Ohren, mit Leib und Seele.

Das Aufſtehen zwiſchen der eigentlichen Mahlzeit und dem Deſſert iſt höchſt erwünſcht, gewährt Erholung und befördert die Verdauung.

Kurz, ich habe, bei meiner nachherigen Heimreiſe über England und Deutſchland, in mancher deutſchen Reichsſtadt geſchmauſt, wo man nicht viel weniger komplimentirte als in China, und dabei viel mehr Langeweile hatte.

Die Rache.

»Sie müſſen einen Edelmann heirathen,« — predigte das alte Fräulein Hedwig aus dem uralten Hauſe Faltenwackel, der jungen bürgerlichen Amalie Willmuth täglich vor. »Sie müſſen einen Edelmann heirathen, das ſei Ihr Dichten, Trachten, Ziel, Wunſch und Gebet. Mein Gott! Wofür hat ſich denn der Papa ſo reich gehandelt? Doch wohl um das einzige ſchöne Töchterchen, einmal auf einen Stammbaum zu pfropfen?«

»Ach nein,« ſagte die ſanfte Amalie. »Sie wiſſen, liebes Fräulein, daß mein Vater wenig vom Adel hält. Er pflegt ihn immer mit den Caryatiden zu vergleichen, die ſich ſtellen, als ruhte das Gebäude auf ihren Schultern, die aber im Grunde nur eine Verzierung ſind, ob ſie ſich gleich vordrängen und die eigentlichen Pfeiler verſtecken.«

»Ich bitte Sie um's Himmelswillen!« erwiederte

Fräulein Hedwig, und ſteckte beide kleine Finger in die Ohren, obgleich ſie ohnehin auf einem Ohr taub war. »Ihr Vater iſt ein rechtſchaffener Mann, ein chriſtlicher Mann, aber von der Seeligkeit eines edlen Gemüths, das in einer altadeligen Wonne ſchwimmt, begreift er nichts. Doch meine ich noch immer, es ſei nur Verſtellung; er will Ihnen keine vergebliche Hoffnung machen; findet ſich aber erſt ein junger Mann von guter Familie, — wenn auch eben nicht tauſendjährig, wie das Reich Gottes, und die Faltenwackels, aber doch wenigſtens ſo alt, als der große Kaſtanienbaum auf dem Berge Aetna, — geben Sie Acht, dann wird der Papa plötzlich andere Saiten aufziehen. Warum hätte er den auch gerade mir ſo lange zugeſetzt, Ihre Erziehung zu übernehmen? Er wußte recht gut, daß ich, trotz meiner Armuth, mit meinen Geſinnungen in kein Kaufmannshaus paßte; folglich wählte er gerade mich, damit Sie ſchon früh einer adelichen Bildung theilhaftig werden ſollten.«

»Ach nein, liebes Fräulein,« nahm Amalie das Wort, »er wählte Sie, weil er Ihre Tugend, Ihre Rechtſchaffenheit kannte, weil er wußte, wie Sie an Ihren Eltern gehandelt, wie Sie mit Ihrer Hände Arbeit —«

»Kind, ſchweigen Sie um Gotteswillen!« rief die gute Faltenwackel. »Leider mußte ich mich ihm vertrauen, weil er mir Arbeit verſchaffte; aber wenn es außer Ihnen noch ein Menſch auf der Welt wüßte, ich ſchämte mich todt.«

»Und als Ihre Eltern ſtarben —"

»Nun ja, da zwang er mich gleichſam, hier in's Haus zu ziehen. Sie waren damals noch ganz klein, — du warſt noch ganz klein liebe Amalie, und er legte dich auf meine Arme, an mein Herz, und ich habe dich redlich an meinem Herzen getragen." —

»Eben deswegen." —

»Nein nicht eben deswegen, ſondern, weil ich von guter alter Familie bin, und weil er edle Abſichten mit dir hat, und weil eine Bürgerliche, eine Gouvernante, dich nicht in gewiſſe Zirkeln einführen konnte, und weil — und weil —"

So plauderte Fräulein Hedwig immer fort. Sie war die beſte redlichſte Seele, die jemals ein Wapen geführt; ſtreng-ſittlich waren ihre Grundſätze, zartfühlend ihr Herz, makellos ihr Wandel; nur den ungebührlichen Stolz auf ihre adelige Abkunft trug ſie wie eine Erbkrankheit mit ſich herum, und war auch eben ſo ſchuldlos dabei, als ein Menſch, der mit einer Hornhaut geboren wird, weil ſein Vater eine hatte; auch miſchte ſie, bei Amaliens Erziehung, nur dies Körnlein Unkraut unter ihre Weizen-Ausſaat. Aber freilich, wie es zu gehen pflegt, von geliebten Perſonen erträgt man nicht blos Schwachheiten, ſondern man nimmt ſie auch wohl zuweilen ſelbſt an. Ich habe Leute gekannt, die nie Tabak ſchnupfen mochten, doch aus Gefälligkeit langten ſie dann und wann in die Doſe eines Freundes, und ehe ein Jahr verging, hatten ſie ſich den Tabak richtig angewöhnt. Was Wunder, daß Amalie

Willmuth, die ſeit ihrem zwölften Jahr täglich hörte: Sie müſſen einen Edelmann heirathen, endlich in allem Ernſt wiederholte: Ich will keinen andern als einen Edelmann heirathen. Sie konnte das wohl ſagen, denn ſie brachte ihrem Manne ſechstauſend Thaler jährliche Einkünfte zu, und um ſolchen Preis entſagt jedes Wapen der Ehre bei Turnieren zu prangen; in geiſtlichen Stiftern iſt ohnehin nicht viel mehr zu thun. Ihre Mutter war längſt geſtorben; nur mit ihrem Vater hatte ſie einen Kampf zu beſtehen, denn er war ein ſchlichter Bürger, der ſein Gewerbe mit vierzig Thalern angefangen, im Schweiß ſeines Angeſichts Tonnen Goldes erworben hatte, und es gern geſehen haben würde, wenn ein wackerer Schwiegerſohn ſeine Fabriken und Niederlagen übernommen, ſeine berühmte Firma fortgeführt hätte. Da aber ein Vater gegen eine einzige liebliche Tochter gar ſelten einen Willen hat, ſo begnügte ſich der alte Willmuth, über die hochadeliche Grille bald zu ſchmollen, bald zu ſpötteln, und ſtellte übrigens alles in ſeiner Tochter freie Wahl.

Freilich war die Sucht, eine Edelfrau zu werden, Amalien nur ſo angeflogen, wie eine Eisblume an ein Spiegelfenſter, und ſo hätte, trotz aller Vermahnungen des guten Fräuleins Faltenwackel, es doch leicht geſchehen können, daß Schalk Amor durch einen linden Hauch das Eisblümlein unverſehens weggeſchmolzen, und ſich dann in der klaren Scheibe geſpiegelt hätte, aber der Zufall wollte, daß der erſte Bürgerliche, der ſich um ihre Hand bewarb, ein

Inkroyabel nach der neueſten Mode, und folglich nichts weniger, als liebenswürdig war. Halb und halb hätte man ihn für demüthig halten ſollen, denn er kleidete ſich in einen Sack, doch ohne Aſche auf ſein Haupt zu ſtreuen; er verbarg ſein welkes Herz unter fünf oder ſechs Gillets, und ſeine Hand an einem Orte, der der Sitz ſeiner Seele war; er hatte ſo zu ſagen ſtudirt, und von den neuen Philoſophen gelernt, daß die ganze Welt, hors nous et nos amis, aus lauter Dummköpfen beſteht; daher machte er auch Sonnete und Wortſpiele, als das Höchſte der Kunſt, und verachtete Wieland. Uebrigens hieß er Flugwild, war faſt eben ſo reich als Amalie, und folglich entſchloſſen, ſeine höhere Natur nie in die gemeinen Dienſtbande zu ſchmiegen. Das hübſche ſechzehnjährige Mädchen hatte ſeine Begierden erwecket, und da er es für unmöglich hielt, abgewieſen zu werden, ſo machte er ſeinen Antrag mit edler Dreiſtigkeit, und zwar auf einem Balle, während er eine Angloiſe mit Amalien tanzte, dabei ſo laut, daß alle Mittänzer es hören konnten.

Das ſchüchterne ſittſame Mädchen trug, ihm ſelber unbewußt, das Ideal eines künftigen Gatten in ihrem Herzen, dem Flugwild nun gerade gar nicht glich. Wäre er alſo auch ein Edelmann geweſen, ſie würde ihn dennoch eben ſo unwillig geflohen haben, als ſie, nach geendigtem Tanze, den bürgerlichen Inkroyabel floh. Dieſer war indeß zufrieden, ſie für den ganzen Abend blutroth gemacht zu haben, hielt dies für ein ſicheres Zeichen, daß ſie (mit

Lucinden zu reden) sich seiner Wuth ganz hingeben wolle, und ging am andern Morgen keck zum Vater, um den Hochzeitstag für die künftige Woche festzusetzen.

Der alte Willmuth erstaunte zu vernehmen, daß seiner Tochter Vermählung bereits so nahe sei, da sie ihm noch kein Wörtchen davon vertraut hatte. Indessen behauptete Flugwild mit so großer Zuversicht, unaussprechlich geliebt zu werden, daß der alte schlichte Mann gar nicht daran zweifeln konnte. Ob es ihm nun gleich nicht gefiel, daß sein künftiger Schwiegersohn nicht sein ehrbar auf dem Sofa neben ihm sitzen blieb, sondern, während er die Anwerbung that, vor dem Spiegel das Halstuch über das Kien schob; so antwortete er ihm doch ganz höflich, er für seine Person wende nichts gegen ihn ein, habe seiner Tochter freie Wahl gelassen, und werde sogleich mit ihr reden. Darauf schüttelte Flugwild dem Alten mächtig die Hand, nannte ihn Papa, blätterte noch einen Augenblick in der da liegenden Bibel, sagte, der Evangelist Johannes sei ein idealistischer Philosoph gewesen, und stürmte hinaus, um seine Freunde zur Hochzeit einzuladen.

Die Sache nahm nun freilich ein betrübtes Ende, denn nachdem der alte Willmuth mit Amalien gesprochen hatte, schrieb er ein höfliches Billet: »an Se. Wohledlen den Herrn Flugwild junior,« worin er demselben dienstfreundlichst meldete: »wasmaßen seine Tochter annoch keineswegs gesonnen, ihren jungfräulichen Stand zu verändern, die wohlmeinende Intention jedoch mit gebührendem

Dank erkenne, und ihm alles Wohlergehen christlich anwünsche."

Wer da weiß, wie innig die heutigen philosophischen Inkroyabels von ihrer eigenen Vortrefflichkeit durchdrungen sind — (und wer weiß das nicht!) — der kann sich eine Vorstellung von der ungeheuren Wuth machen, welche Flugwild's Eingeweide ergriff. Stracks versuchte er seine Rache in Sonneten und Xenien auszuhauchen; aber da der alte Willmuth, sowohl als seine Tochter, zu den gemeinen Naturen gehörten, die dergleichen Kunstwerke nie lasen, so erreichte er dadurch seinen Zweck nicht. Seine Erbitterung wuchs, als er zufällig erfuhr, Amalie Willmuth wolle nur einem Edelmann ihre Hand geben. Nun begriff er erst, wie es möglich gewesen, die seinige auszuschlagen, denn er war sich ja innig bewußt, alle Vorzüge zu besitzen, den einzigen der Geburt ausgenommen, dem er schon längst die unartigste Verachtung widmete. Sofort baute er auf diesen Umstand einen teuflischen Plan der Rache; denn unsere heutigen Philosophen sind bekanntlich im Handeln und Wandeln Menschenkinder wie wir alle, und führen alles auf die Einheit (nämlich auf sich selbst) zurück.

Als Flugwild in Jena studirte, befand sich daselbst auch ein munterer Jüngling, mit offenem Kopf und Herzen, genannt Distel, der Sohn eines wohlhabenden Handwerkers in einem Landstädtchen. Sein Vater lag, wie so mancher Seinesgleichen, an der Thorheit krank, aus

dem einzigen Sohne einen Gelehrten machen zu wollen, und das Ziel seiner Wünsche war, den kleinen Christoph einst Gottes Wort von der Kanzel seines Vaterstädtchens predigen zu hören. Wie dann seine Mitbürger, und wohl gar der Herr Amtmann, den Hut vor dem Ehrenmanne abziehen würden, aus dessen Lenden dies Kirchenlicht entsprossen, das waren seine seligen Träume, wenn er Sonntags nach der Kirche hinter dem Kachelofen sein Pfeifchen schmauchte. Christöffelchen mußte also studiren, und that es gern; denn zum väterlichen Schuster-Handwerk spürte er ohnehin kein Genie. Er lief, wie Tausende seines Gleichen, aus einem Collegium in's andere, schnappte aber doch mehr auf als mancher andere, und in seinem gut organisirten Kopfe wurde es ziemlich hell. Dabei lebte er lustig und locker, vergeudete in drei Jahren, was der Vater in vierzig zusammengespart hatte, machte Schulden obendrein, schlug sich, wurde relegirt, flüchtete nach Haus, fand seinen ehrlichen Alten todt, und einen üblen Ruf von sich selbst unter seinen Mitbürgern verbreitet. Zwar meldete er sich bei der hochpreislichen Landesregierung zum Examen, wurde aber nicht zugelassen, weil er relegirt war. So sah er jeden Weg, sein Brot zu erwerben, verschlossen; seine angeborne gute Laune schützte ihn jedoch vor Verzweiflung. Er wollte eben unter die Soldaten gehen, als noch zu rechter Zeit ein junger Edelmann, für den er sich einmal in Jena geschlagen hatte, ihm eine Dorfschulmeisterstelle anbot, die er auch ohne Bedenken annahm.

Den niederschlagenden Gedanken, sich in seinem fünfundzwanzigsten Jahre als Schulmeister in ein Dorf zu begraben, verscheuchte er so gut er konnte, durch allerlei lustige Einfälle, zu welchen unter andern auch der gehörte, daß er an alle seine vormaligen Universitätsfreunde förmliche Notifications-Schreiben erließ, worin er ihnen seine Erhebung zum Dorfschulmeister meldete, und sie seiner ferneren Protektion versicherte.

Ein solches Schreiben erging nun auch an Flugwild, mit dem er in Jena viel commercirt hatte, und der Inkroyabel erhielt es gerade in der Zeit, als er auf Rache an Amalien sann. Plötzlich, wie ein Blitz in einen Teich schlägt, daß der Schlamm umherspritzt, kam Flugwild auf den Gedanken, den Dorfschulmeister zum Werkzeug seiner Rache zu gebrauchen. Er erinnerte sich, daß Distel mit einer schönen männlichen Figur einen gewandten Geist verbinde, mehr bedurfte es nicht zu seinem Plane; das übrige konnte er mit seinem Gelde bewirken. Sogleich schrieb er an Distel einen sehr freundschaftlichen Brief: »bedauerte, daß seinen Talenten ein so armseliger Wirkungskreis angewiesen worden; schalt, daß er nicht mehr Vertrauen zu seinen reichen Freunden bewiesen habe; erklärte, er könne unmöglich zugeben, daß er als Dorfschulmeister versaure; bat ihn, auf der Stelle seinen Abschied zu nehmen, und sich an einem gewissen bestimmten Tage in Hamburg einzufinden, wo er Flugwild antreffen, und mit dem, was er zu des lieben Freundes künftiger Versorgung veranstaltet, gewiß zufrieden sein werde.

Christöffelchen fiel aus den Wolken, aber nicht unsanft, sondern ließ sich ganz behaglich auf dem grünenden Rasen der Hoffnung nieder. Seiner Schulmeisterstelle zu entsagen, kostete ihn keinen Seufzer, sein schlaffer Mantelsack war bald geschnürt, und siehe, am angesetzten Tage wanderte er rüstig und wohlgemuth in das Thor der mehr biedern als freien Reichsstadt Hamburg, und verfügte sich gradeswegs in das Hotel de Petersbourg, wo man sich weigerte, den bestäubten, unansehnlichen Gast aufzunehmen, bis Flugwild vom Fenster herab ihn erkannte und ihm Einlaß verschaffte. Es wurde sogleich ein runder Tisch mit Champagner-Gläsern verziert, und zu traulicher Mittheilung die Thüre verschlossen.

Distel brannte vor Begierde zu erfahren, welche Aussichten sein Jenaischer Zechbruder ihm öffnen werde. Kaum war daher einigen süßen Erinnerungen an Zwetzen und Löbstädt *) ihr Recht widerfahren, als er mit der neugierigen Frage herausrückte: »Nun, Herr Bruder, vor allen Dingen, was hast du mit mir vor?« — »Du sollst,« versetzte Flugwild, »ein sehr hübsches und sehr reiches Mädchen heirathen.« — Von Herzen gern. — »Sie ist aber eine Närrin.« — Hat nichts zu bedeuten. — »Sie hat mich ausgeschlagen.« — Das ist so närrisch eben nicht. — »Weil ich kein Edelmann bin.« — Aber ich bin ja auch keiner. — »Du sollst einer werden.« — In Gottes Namen.

*) Dörfer bei Jena.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Nun entwickelte ihm Flugwild seinen Plan. Distel sollte von nun an Baron von Distelberg heißen und ein böhmischer Edelmann sein; sollte mit Geld reichlich versorgt werden; noch ein Vierteljahr in Hamburg bleiben, um sich im Tanzen, Reiten und andern adelichen Künsten zu üben; dann wolle ihm Flugwild ansehnliche Kreditbriefe von reichen Häusern in Wien und Prag an reiche Häuser in Hamburg verschaffen, die er gegen andere, in Amaliens Wohnort zahlbar, auszutauschen begehren solle. Flugwild zweifelte nicht, daß diese neuen Kreditbriefe auf den alten Willmuth selbst gestellt sein würden, da er das erste Haus dort machte (und er hatte allerdings richtig gerechnet); Distel solle sich dann mit einem ansehnlichen Gefolge einstellen, und seine Wechsel produciren; der alte Willmuth werde sodann ohne Zweifel, wie es der Brauch ist, ihn zum Essen laden, da werde er Amalien kennen lernen, ihr den Hof machen, um ihre Hand bitten, sie heirathen.

Nun? Und endlich? sagte Distel, der mit offenem Munde und weit aufgesperrten Augen ihm zuhörte.

„Damit hat die Geschichte ein Ende," versetzte Flugwild, »ich bin gerächt und du hast eine junge, hübsche, reiche Frau." — Und wenn der ganze Plan mißlingt, so habe ich meine schöne Dorfschulmeister-Stelle umsonst aufgegeben? — »Narr, er wird nicht mißlingen; sollte er aber, so verspreche ich dir eine Pension, dreimal größer als der Schulmeister-Gehalt."

Wenn das schriftlich geschähe, meinte Distel, so sei er

vollkommen zufrieden. Zwar sehe das Ganze einer verdammten Spitzbüberei ähnlich, aber da das Mädchen eine Närrin sei, so verdiene sie wohl die kleine Züchtigung, die noch dazu am Ende zu ihrem Glück ausschlage, denn er sei doch ein hübscher Mann und eine ehrliche Haut dabei.

Der Antrag wurde also förmlich abgeschlossen. Distel's schlaffer Mantelsack verwandelte sich in volle Koffer und strotzende Beutel; der Herr Baron von Distelberg beschäftigte sich in Hamburg einige Monate lang mit ritterlichen Uebungen, equipirte sich sehr elegant, hielt Kutscher, Jäger und Bedienten, bewies den Hamburgern durch seine Wiener Kreditbriefe, daß er ein reicher böhmischer Edelmann sei, und erhielt daher ohne Bedenken, als er abreisen wollte, neue Empfehlungsschreiben an Peter Willmuth in D**

In einem schönen englischen Reisewagen, von Bedienten umringt, begab er sich nun auf den Schauplatz, wo er die Hauptrolle spielen sollte. Gleich am andern Tage besuchte er Peter Willmuth, übergab sein Schreiben, wurde höflich empfangen, gab vor, keinen Menschen in der Stadt zu kennen, und erhielt natürlich eine Einladung zum Essen. Er stellte sich zu rechter Zeit ein, der alte Willmuth unterhielt ihn vom Wind und Wetter, die Speisen wurden aufgetragen. Ruft meine Tochter, sagte der Alte zu dem Bedienten, und dem Dorfschulmeisterlein schlug das Herz. Zwei Minuten nachher trat ein holdes schönes Mädchen herein, von einer dicken, ehrbaren Person begleitet. Distel

wurde roth, welches ihm seit vielen Jahren nicht begegnet war, und Amalie erröthete, welches ihr täglich begegnete.

Der Herr Baron von Distelberg, sagte der alte Willmuth, indem er ihn den Damen präsentirte. Amalie verneigte sich sittsam; Fräulein Faltenwackel wurde sehr freundlich, als das magische Wort Baron ihr eines Ohr erreichte. Man setzte sich. Distel verwandte kein Auge von Amalien: Jammerschade, dachte er, daß das Mädchen eine Närrin ist. Er hatte sich vorgenommen sehr viel zu essen und zu schwatzen, er aß aber wenig und sprach fast gar nicht. Seine Augen waren um so beredter. Amalie hatte eine Eroberung gemacht, sie selbst dachte es, und Fräulein Hedwig sagte es und ereiferte sich sogar, als ihr holder Zögling, um Widerspruch zu hören, ihr widersprach. »Ein junger Mann von Stande," sagte sie, „das sieht man auf den ersten Blick. Denn gelehrt kann ein Bürgerlicher werden, auch höflich; aber nie erreicht er die Gewandtheit in Manieren, die zum Exempel den Baron v. Distelberg ziert."

Was das Exempel betraf, so hatte die gute Hedwig ganz Recht. Dem Schusterſöhnlein war in der That eine Anlage zum großen Herrn nicht abzusprechen. Wenn man bei Tische, nach jeder Schüssel, ihn Messer und Gabel wechseln sah, oder wenn er, mit nachlässig zurückgebogenem Halse, den Bedienten Befehle ertheilte, oder, die weißen Zähne stochernd, den Brillant-Ring spielen ließ; so hätte man schwören sollen, das sei ihm alles Hochwohlangeboren. Die

ſchwache Seite der ſtiftsfähigen Gouvernante hatte der Schlaukopf bald weg, und ſprach mit ihr, ſo oft er das Unglück hatte, ſie allein zu treffen, nicht allein vom Adel überhaupt, ſondern auch insbeſondere vom Geſchlecht der Faltenwackel, mit entzückender Ehrfurcht; ja, er entlockte der guten Seele eines Tages helle Thränen, als er keck verſicherte, in geheimen Memoiren der portugieſiſchen Geſchichte geleſen zu haben, daß ein Faltenwackel beſonders dazu beigetragen habe, das Haus Braganza wieder auf den Thron zu bringen. Seit dieſer Entdeckung war Fräulein Hedwig ſeine treue Bundesgenoſſin, nach alter Sitte (denn in neuern Zeiten heißt alliirt — uneinig), ſie vernahm ſeine Seufzer und brachte ſie an die Behörde; er ſchimpfte dagegen aus Dankbarkeit auf die franzöſiſche Revolution.

Auch mit dem Papa ſtand er ſich recht gut. Er hatte auf der Akademie von Kameralwiſſenſchaften, Fabrikenweſen und dergleichen manches aufgeſchnappt, und jetzt las er jeden Morgen noch ein Paar Stunden in technologiſchen Lehr- und Handbüchern. So ausgerüſtet kam er zu Peter Willmuth, und — was nun freilich die Hauptſache iſt, — wußte ſeine oberflächlichen Kenntniſſe ſo trefflich geltend zu machen, ſo anſpruchlos und ungezwungen zu äußern, daß er den alten wohlerfahrnen Fabrikanten nicht ſelten in Erſtaunen ſetzte. Es währte nicht lange, ſo führte er ihn in allen ſeinen Fabriken herum, — eine Ehre, die er nie einem Fremden erzeigte, — und Diſtel wußte ſo geſchickt und kenntnißreich

zu loben, daß der Alte, Abends vor Schlafengehen, Fräulein Hedwig durch die Bemerkung in Feuer setzte: »Für einen Edelmann ist dieser Baron in der That ein sehr gebildeter Mensch.“

Wenn Distel durch kleine Künste bei Vater und Gouvernante sich einzuschmeicheln wußte, so fing er es dagegen bei Amalien, wider seinen Willen, ganz kunstlos an. Zu Hause studirte er wohl auf Blicke und Worte, stand er aber vor ihr, so versagten die Worte und die Blicke waren nicht in seiner Gewalt. Aus einem projektirten Feuerblick wurde ein schmachtender, und wenn es darauf ankam, ihr recht tief in das blaue Auge zu schauen, so schlug er das braune nieder. Gerade das schadete ihm bei Amalien gar nicht, denn, nach der Liebe erregen die Mädchen nichts lieber als sittsame Scheu vor ihren Reizen. Sie war dem Pseudobaron schon recht herzlich gut, sie freute sich innerlich, wenn der Vater ihn lobte, und wurde nicht ungehalten, wenn Fräulein Hedwig Winke von gewissen Möglichkeiten fallen ließ.

So verstrichen einige Monate. Flugwild, dem Distel bei nächtlicher Weile Rapport von seinen gemachten Fortschritten abstatten mußte, drang jetzt darauf, daß er sich erklären und geradezu um Amaliens Hand werben solle. Distel's ehrliches Schulmeistergewissen spielte freilich noch zuweilen den Herrn über die erborgte adeliche Unverschämtheit; aber sein gegebenes Wort — das Nichts, in welches er zurück sank, wenn er es brach, und mehr als Alles, das Verlangen nach des schönen Mädchens Besitz,

ſtumpften die Gewiſſensſtacheln ab, die ohnehin bei der leichtſinnigen Jugend noch biegſam ſind, und erſt in der Mittagsglut des Lebens erhärten. Er trug dem ehrenfeſten Handelsmann ſeine Wünſche ein wenig ſtotternd vor, log ziemlich beherzt von ſeinen Gütern in Böhmen und der herrlichen Faſanen-Zucht, wurde mit freundlichem Kopfnicken angehört, und erhielt das Verſprechen, daß man der Sache weiter nachdenken, auch die Hauptperſon darüber vernehmen wolle.

Die Hauptperſon hatte eben nichts Erhebliches dagegen einzuwenden, und, wenn ſie noch eine ſächſiſche Friſt ſich ausbedang, um, wie ſie ſagte, den Baron näher kennen zu lernen, ſo war das auch mehr eine Wirkung der Jungfräulichkeit, als des Mißtrauens. Fräulein Faltenwackel fand es ſehr überflüſſig, und meinte ſogar, es zieme ſich nicht, den Herrn Baron ſo lange hinzuhalten. Der Vater hingegen war vollkommen mit Amalien einverſtanden, um ſo mehr, da er doch auch zuvor noch Erkundigungen über ſeinen künftigen Schwiegerſohn einziehen wollte.

Es war im Mai, die gewöhnliche Zeit, wo Amalie auf ein ſchönes Landgut an der Elbe zu gehen pflegte; dem Baron Diſtelberg wurde daher bekannt gemacht: man könne ihm zwar noch keine entſcheidende Antwort geben, aber man werde es gern ſehen, wenn er einige Monate auf Amalien-Ruh zubringen wolle. Dieſe Einladung lies allerdings vermuthen, daß man ſchon halb und halb entſchloſſen ſei, ſeine Wünſche zu krönen, und mit Freuden folgte er ihr.

O welche selige Tage und Wochen verlebte er dort an Analiens Seite! Immer traulicher schloß ihr schönes Herz ihm sich auf; er sah nun wohl, daß sie keine Thörin sei, und daß die Adelsgrille, wenn sie wirklich hier, wie eine Schmarotzer-Pflanze, an dem saftreichen Bäumchen klebe, nur durch Fräulein Faltenwackel gehegt und gepflegt werde. Täglich entdeckte er neue Vorzüge, Talente, Lieblichkeiten und — was freilich in seinen Augen allem den höchsten Zauber lieh — täglich überzeugte er sich mehr, daß Amalie ihn liebe. Doch, was ihn hätte dreister machen sollen, bewirkte Schüchternheit in ihm; die Rinde, die der Leichtsinn um sein Herz gezogen, borst im Strahl der Liebe, der sein altes Recht, was er berührt, zu veredeln, auch an ihm behauptete; ihn gereute, was er unternommen, er wurde still und traurig, und wagte nicht mehr, seine Empfindungen laut werden zu lassen.

Amalie bemerkte die Veränderung wohl, aber sie deutete sie — wie Mädchen pflegen, — zu ihrem Vortheil; sie meinte, der Baron verzage, weil die entscheidende Antwort so lange verzögere, und Fräulein Hedwig bestärkte sie in diesem Glauben. Seinen Charakter hatte sie nunmehr hinlänglich geprüft, sie fand ihn munter, gefällig und immer heute wie er gestern war. Die letztere Eigenschaft hielt sie mit Recht für die empfehlendste im Ehestande, denn wehe! wenn Mann oder Weib der gelben Regenblume *)

*) Calendula pluvialis.

gleichen, die nur im Sonnenſchein ihre Blätter entfaltet, bei jedem trüben Wölkchen ſich zuſchließt. Sie hatte ſeine Denkungsart auf allerlei Proben geſtellt, ihm oft durch Ueberraſchung Aeußerungen entlockt, die er unmöglich vorbereitet haben konnte; immer fand ſie Edelmuth mit ein wenig Leichtſinn vermiſcht; den letztern überſah, entſchuldigte die Liebe, denn ſie liebte ihn von ganzer Seele.

Eines Abends ſaßen ſie im Grünen, und Amalie warf ihren träumenden Liebhaber neckend mit Jasminblüten, ohne doch mehr als ein wehmüthiges Lächeln dadurch zu bewirken: ſiehe da ſchritt ein Bote durch das grüne Gartenthor, und brachte ihr einen Brief vom Vater. Der gute Alte ſchrieb: „es mache ihm Vergnügen, ihr zu melden, daß die aus Hamburg eingezogenen Nachrichten über Baron Diſtelberg ſehr günſtig lauteten. Sein Korreſpondent, auf den er ſich verlaſſen könne, ſchreibe ausdrücklich: daß er des Barons Familie zwar weiter nicht kenne, daß aber das Wiener Haus, durch welches ihm derſelbe empfohlen worden, eines der beſten und ſolideſten ſei. Auch habe ſich der junge Mann in Hamburg keinesweges als einen Windbeutel gezeigt; man habe ihn überall gerne geſehen, und ſeine Kreditbriefe bewieſen, daß er mehr als wohlhabend ſein müſſe. Unter dieſen Umſtänden, meine liebe Tochter (fügte Papa Willmuth freundlich hinzu), magſt du nun in Gottes Namen deiner Neigung folgen, wenn du anders welche für ihn haſt.“

Amaliens Augen glänzten, indem ſie las, und das leiſe

bewegte Papier verrieth ein leiſes Zittern ihrer Hand. Als ſie geendet hatte, heftete ſie ihren Blick mit Innigkeit auf den Geliebten, ſchien plötzlich einen Entſchluß zu faſſen, ſtand auf, trat vor ihn, der im Graſe lag, reichte ihm mit lächelndem Ernſt die Hand, und ſprach mit bewegter doch feſter Stimme: »Diſtelberg, Sie lieben mich, und ich bin Ihnen herzlich gut. Mein Vater läßt mir freien Willen; hier iſt meine Hand.«

Zermalmt lag der Jüngling zu des ſchönen Mädchens Füßen. Dieſes himmliſche Auge, in dem eine Thräne ſchwamm, dieſer volle Buſen, der ſich ſehnend hob, dieſe Schwanenhand, die ſich zitternd nach ihm ausſtreckte — und endlich die holden Worte, von ſüßen Lippen geſtammelt: — Alles ergriff berauſchend ſeine Sinne! Er ſtürzte vor ihr nieder, drückte ihre Hand gewaltſam an ſeinen Mund, gegen ſeine Augen, an ſein Herz, brach in Thränen aus, ſprang auf, wollte Amalien umarmen, die ihm willig entgegen kam, ſchauderte plötzlich zurück, ſtieß ſie faſt unſanft von ſich, ſeufzte, ſchluchzte und eilte davon. — Erſtaunt ſah Amalie ihm nach; ängſtlich fragend wandte ſie ihre Blicke auf Fräulein Hedwig. »Es iſt der erſte Freuden-Rauſch,« ſagte dieſe, »für einen Edelmann freilich ein wenig zu ſtark; aber er wird ſich legen, laß ihm nur ein Stündchen Zeit.«

Amalie ſchüttelte den Kopf. Es kam ihr bedenklich vor, und langſam, mit geſenktem Haupte, ſchlich ſie nach Hauſe. Die Abendtafel wurde gedeckt; ſchon waren die Speiſen

aufgetragen, der Baron erſchien noch nicht. Ein Bedienter ging ihn zu rufen, er ließ ſich entſchuldigen. Jetzt gerieth Amalie ſichtbarlich in ängſtliche Bewegung, und Fräulein Faltenwackel meinte: das ſei keine Manier. (Stillſchweigend verſtand ſie darunter die adeliche Manier.) Amalie berührte keinen Biſſen und floh ſehr bald in ihr Schlafzimmer, deſſen Benennung für dieſe Nacht nur ein leerer Titel blieb. Mit der aufgehenden Sonne ſchlich ſie in den Park, und miſchte Thränen, von banger Ahnung erpreßt, in den milden Thau des Himmels. »Was iſt das? was bedeutet das?" fragte ſie ſich hundertmal, und immer mußte ſie die Antwort ſchuldig bleiben. Sehnſuchtsvoll erwartete ſie die Stunde des Frühſtücks, das man in Geſellſchaft einzunehmen pflegte. Wohl eine Viertelſtunde früher war ſie ſchon im Garten-Salon, ſetzte ſich hinter den Theetiſch, und ſuchte einen ruhigen Anſtand zu erkünſteln, der ſie jedoch verließ, ſo oft die Thür ſich öffnete. Schon längſt ſaß auch Fräulein Hedwig neben ihr, hatte ihren Morgenhuſten bereits abgethan, lüſterte nach dem braunen Mocca-Trank, ließ ihn einmal über das andere durch ein Säckchen laufen, undwurde ungeduldig.

»Wo bleibt denn der Baron?" rief ſie endlich mit einiger Bitterkeit, »er pflegt doch ſonſt nie der letzte zu ſein. Chriſtian, geht und ruft ihn." — Der Bediente ging. Amalie ſagte kein Wort, aber ihr Buſentuch wogte auf und nieder. Der Befehl, den Baron zu rufen, hatte ſchon zwanzigmal auch auf ihren Lippen geſchwebt; eine

Scham, die sie sich nicht erklären konnte, hielt sie zurück. Jetzt erwartete sie den geliebten Sonderling jeden Augenblick. Um den Sturm in ihrem Busen nicht zu verrathen, schenkte sie hastig eine Tasse Thee ein, verschüttete die Hälfte, und brachte — als sie Tritte nahen hörte — die Tasse zitternd an den Mund.

Es war aber nur Christian, der bestürzt hereintrat, mit einem Briefe in der Hand. »Der Herr Baron ist abgereist,« sagte er. »Diesen Brief an die Mamsell hat er hinterlassen.« — Amalie erbleichte. Fräulein Faltenwackel winkte dem Bedienten hinaus zu gehen. Amalie hatte nicht die Kraft, den Brief zu erbrechen, sie reichte ihn ihrer Erzieherin mit stummer Bitte, ihn zu öffnen. Fräulein Hedwig that es und las:

»Länger darf ich nicht schweigen. Ich habe Sie betrogen. Flugwild hat, zum Werkzeug seiner Rache, meinen Leichtsinn mißbraucht. Ich bin kein Baron, ich bin ein armer Schustersohn —«

Hier ließ Fräulein Hedwig halb ohnmächtig den Brief aus der Hand sinken. Amalie hingegen, die bleich und leblos bei den ersten Zeilen sie angestaunt hatte, schien plötzlich ihre Kräfte wieder zu finden; hastig raffte sie den Brief auf und las selbst weiter:

»— eine Verbindung mit mir sollte Sie zum Gespötte machen. Als Thörin schilderte er Sie, und seinen Betrug als verdiente Züchtigung. Ich Elender willigte ein! Statt der Thörin fand ich einen Engel! ich liebte Sie, Amalie,

ich liebe Sie unaussprechlich! Fluchen Sie mir nicht; ich bin kein böser Mensch. Ach! ich wußte nicht, daß ich ein Bubenstück begann! Vollbringen kann ich es nicht. — Fluchen Sie mir nicht! ich bin ohnehin bestraft genug, denn ich liebe Sie bis zum Wahnsinn! Nie sollen Sie mich wiedersehen — nie wieder ein Wort hören von dem

unglücklichen Distel."

Die gute Faltenwackel zappelte mit Händen und Füßen. »Das überleb' ich nicht!" schrie sie einmal über das andere. Amalie hingegen schien es überleben zu wollen. Zwar war die Hand mit dem Briefe in ihren Schooß gesunken, und ihre Augen waren starr an ihre Knie geheftet; aber der Busen hob sich minder ängstlich, dann und wann schien sogar der Gedanke an ein Lächeln sich auf ihre bleichen Wangen zu stehlen, kurz, sie schien ein größeres Unglück erwartet zu haben. Da sie aber länger als eine halbe Stunde immer so unbeweglich saß, und Fräulein Hedwig's, »das überleb' ich nicht," ihr keinen Laut entlockte, so gerieth diese endlich in Angst um die verlassene Braut, wackelte fort, holte Riechfläschchen, und wollte nach einem Arzte senden.

»Nicht doch," lispelte Amalie, indem sie das Riechfläschchen sanft wegschob, »ich bin nicht krank; aber lassen Sie anspannen; den Postzug vor die leichte Chaise, ich muß sogleich nach der Stadt."

Alle wie? was? und warum? der besorgten Gouvernante blieben unbeantwortet. Amalie bestand auf ihren

Entschluß, ohne sich weiter zu erklären. Während man eilte, ihren Befehl zu vollziehen, ging sie selbst noch einmal auf Distel's Zimmer, und fand dort, zu ihrem Erstaunen, seinen Jäger mit Einpacken beschäftigt. »Wie, Philipp!" rief sie aus, »Er noch hier?"

»Ach ja!" versetzte der ehrliche Kerl, mit verweinten Augen, »ich habe einen guten Herrn verloren!"

»Warum hat Er ihn nicht begleitet?"

»Sein ausdrückliches Verbot —"

»Wo ist Sein Herr hingegangen?"

»Das weiß ich nicht."

»Hat er denn gar nichts mitgenommen?"

»Gar nichts. Alle seine Sachen soll ich in der Stadt an Herrn Flugwild abliefern, nebst diesen Zettel, den Sie lesen mögen; denn er hat sich nicht die Mühe genommen, ihn zu versiegeln."

Amalie las: »Du hast mich zu einem Schurkenstreich verleiten wollen, aber du verkanntest mich. Was ich von dir habe, sende ich dir zurück. Aermer als ich zu dir kam, gehe ich in die Welt. Forsche nicht nach mir, und wenn jemals ein Ungefähr uns zusammenführt, so weiche mir aus, denn obwohl ich dich verachte, so möchte doch bei deinem Anblick der Zorn mich übermannen, und ich den Namen Amalie blutig auf deine ehrlose Stirn zeichnen."

Mit einer Thräne im Auge gab sie den Zettel zurück: »Erfülle Er seines Herrn Befehl," sagte sie mit freundlicher

Wehmuth, »und komm' Er dann hieher zurück; ich werde suchen, Ihm seinen Verlust zu ersetzen."

»Ach herzensliebe Mamsell!" seufzte der Jäger, »er war ein so guter Herr! und wenn Sie wüßten, was er diese Nacht gelitten hat — und wenn Sie gesehen hätten, wie er, mehr todt als lebendig, vor Tage aus dem Hause schlich. —

»Genug," erwiederte Amalie und schlüpfte hastig aus der Thür, um ihre Bewegung zu verbergen. Der Wagen war angespannt; sie warf sich mit Fräulein Hedwig hinein, und in weniger als drei Stunden erreichten sie die Stadt. Unterwegs hatte die gute Alte vergebens hundert Versuche gemacht, Amalien zum Reden zu bringen; sie meinte, es sei stumme Verzweiflung, ließ daher Trostgründe aufziehen, schimpfte christlich auf den abscheulichen Menschen, der die adelichen Manieren so täuschend nachzuahmen gewußt habe, und das Ende vom Liede war jederzeit: ich überleb' es nicht! — Arme Faltenwackel! dir standen doch noch weit ärgere Dinge bevor; denn kaum war Amalie aus dem Wagen gesprungen, als sie sich zu ihres Vaters Füßen warf, ihm alles entdeckte, Distel's Brief ihm zeigte, und mit innigster an Schwärmerei gränzender Empfindung ausrief: »er liebt mich wahrhaft, denn er konnte mich nicht betrügen! In seiner Macht stand es, mich zu besitzen! Er liebt mich, er wollte mich keinem Betruge verdanken, er hatte die Kraft mir zu entsagen! — Jetzt l. b'

ich ihn mehr als jemals! und nie, nie werde ich einem andern meine Hand reichen!"

Peter Willmuth war ein guter alter Mann, der erst hätte lernen müssen, wie er's anfangen sollte, seiner einzigen lieben Tochter etwas abzuschlagen. Die Grille mit dem Edelmann war ja auch nicht seine Grille; ihm galt es gleich, ja ihm war es aus schon erwähnten Ursachen lieber, wenn Amalie einem Bürgerlichen ihre Hand reichte. Distel hatte ihm überdies gefallen; der junge Mensch hatte seine Kenntnisse verrathen, und konnte in Jahr und Tag ein wackerer Kaufmann werden.

»Ich weiß gar nicht, liebe Amalie," sagte er sehr gelassen, »warum du knieſt? — Ei, sage mir, warum knieſt du denn? — Steh' auf und heirathe ihn, doch nicht eher, bis du ihn findeſt."

Amalie sprang auf und hing an seinem Halse. —

»Ein Schustersſohn!" rief Fräulein Faltenwackel und schauderte. — »Mein Großvater war ein ehrlicher Schneider," sagte Peter Willmuth und ging auf sein Comptoir, überzeugt, daß Amalie für das übrige sorgen werde. Darin hatte er sich auch nicht getäuscht. Sie sandte dem Geliebten seinen treuen Philipp nach, der glücklicherweise die Straße bemerkt hatte, auf welcher Distel fortgetaumelt war. Philipp fand ihn sechs Meilen von Amalien-Ruh in B— wo eine —sche Garnison lag, und wo er eben im Begriff stand, sich anwerben zu lassen; gleich einem

Trunkenen, gleich einem Träumenden, führte er den Flüchtling zu Amaliens Füßen zurück. In wenigen Tagen waren ſie ein glückliches Paar, und nach vielen Jahren waren ſie noch immer das glücklichſte Paar. Flugwild erhielt eine Einladungskarte zur Hochzeit, die er mit den Zähnen zerriß. Fräulein Faltenwackel war noch zwanzig Jahre lang Zeuge der reinſten häuslichen Zufriedenheit, und ſeufzte jeden Abend: Das überleb' ich nicht!

Anekdoten.

Muſikaliſches Schauſpiel.

Im Jahre 1777 gab Raimondi zu Amſterdam ein Concert, welches dem Gehör die Begebenheiten Telemach's vorſtellen ſollte. Es währte eine Stunde. Die Rollen waren folgender Geſtalt vertheilt:

Telemach, erſte Violine; Mentor, Violoncell; Calypſo, die Flöte; Eucharis, eine Nymphe der Calypſo, die Hoboe. Die übrigen Nimphen, die Blas-Inſtrumente. Das Stück hebt an mit einer Symphonie, die auf die gewöhnliche Weiſe einen Sturm ausdrückt oder ausdrücken ſoll. Hierauf folgt ein accompagnirtes Duett zwiſchen der erſten Violine und dem Violoncell; Telemach und Mentor freuen ſich nämlich ihrer Rettung. Calypſo erſcheint, die Flöte, und führt den Jüngling liebend in ihre Grotte. Die zurückbleibenden Nimphen machen Tutti, welches zuweilen von einem Solo der Oboen unterbrochen wird, weil Eucharis ſich gleichfalls in Telemach verliebt hat. So geht es denn immer fort, bis am Ende das ganze Orcheſter den Schiffsbrand ausdrückt. (!) Die Blas-Inſtrumente haben abwechſelnd Solo, um Calypſo's Klagen und Thränen zu verſinnlichen. — In neuern Zeiten hat, ſo viel wir wiſſen, nur der Herr Abt Vogler ähnliche Verſuche gemacht (denn Haydn's Schöpfung und Jahreszeiten ſind durch Worte unterſtützt), die uns wohl der Nachahmung

werth dünken, weil ſie nicht blos das Ohr, ſondern auch die Fantaſie angenehmer beſchäftigen. Nur muß der Komponiſt in der Wahl des Süjets ſehr vorſichtig ſein. Ein Schiffsbrand darf nicht darin vorkommen.

Komiſche Gravität.

Als Philipp V. den ſpaniſchen Thron beſtieg, fand er eine ſeltſame, ſeit Jahrhunderten beobachtete Gewohnheit. An jedem Freitage nämlich verſammelte ſich der hohe Rath von Caſtilien im Thronſaal. Der König trat mit bedecktem Haupte herein; die Grandes fielen auf ihre Knie. Der König ſetzte ſich und ſagte: Steht auf! — Sie ſtanden auf. — Setzt euch! — Sie ſetzten ſich. — Bedeckt euch! — Sie bedeckten ſich, — und hiemit war die Sitzung zu Ende.

Philipp bezeigte dem Präſidenten der Verſammlung ſein Erſtaunen darüber. »Hat man denn hier nie etwas Anderes gethan?« fragte er. — Nie. — »Haben Karl II. und Philipp IV. nie mehr verlangt?« — Nie! Zuweilen hat man ihnen jedoch die Urtheile des hohen Rathes vorgeleſen. — »Und was ſagte dann Philipp IV.?« — Er ſagte, das iſt gut. — »Das werde ich auch ſagen, wenn ich es ſo finde,« verſetzte der König mit Würde; »wo nicht, ſo werde ich ſagen, das iſt ſchlecht.«

Der Präſident gerieth in Verwirrung, merkte, daß er einen Mann vor ſich habe, dem es Ernſt war König zu ſein, und verbeugte ſich tief. Doch Philipp zeigte dieſen Ernſt nicht lange.

Der Abbé de l'Epée.

Daß dieſer edle Mann ſeine Zeit, ſein Geld und ſeine Geſundheit dem menſchenfreundlichen Beſtreben weihte, Taubſtummen Vernunft und Sprache zu geben, iſt allgemein bekannt. Aber zu den vergeſſenen Dingen gehört, daß der würdige Greis im Jahre 1785 den Wunſch äußerte, einen Knaben zu finden, der taub, ſtumm und blind zugleich geboren ſei, um einen Verſuch zu machen, ob er nicht auch einen ſo ganz von der Natur Verſtoßenen, der Geſellſchaft ſchenken könne. Er wandte ſich deshalb an den General-Polizei-Lieutenant, der aber in allen Hoſpitälern von Paris einen ſo elenden Menſchen vergebens ſuchte. Hierauf machte der Abbé de l'Epée ſeinen Wunſch in mehreren Journalen bekannt, und bat mit einer Wärme, die ihm als vollbrachte That angerechnet zu werden verdient; wenn in Frankreich oder irgend einem andern Lande ſich ein ſolcher Unglücklicher finde, ihm denſelben auf ſeine Koſten zuzuſenden. Wir haben nicht erfahren, ob ſeine Bekanntmachung einigen Erfolg gehabt. Hätte es doch keinen ſolchen Elenden gegeben!

Der alte wackere Chirurgus Morand und sein junger College.

Ein vornehmer Mann hatte ein gefährliches Geschwür. Er mußte sich entschließen, es operiren zu lassen, und wollte sich keinen andern als Morand's Händen anvertrauen, der damals mit Recht in großem Rufe stand. Morand kam, untersuchte das Geschwür, fand dessen Lage bedenklich, und, da er schon ein alter Mann war, dem die Hand zuweilen zitterte, so wollte er es nicht wagen, die Operation selbst vorzunehmen. »Hier sagte er, ist eine junge feste Hand vonnöthen, und ich empfehle Ihnen Herrn Marschall.“ — Dieser junge, aber geschickte Mann, dessen Laufbahn kaum begonnen hatte, wurde geholt. Kaum hatte er aber die Operation wirklich angefangen, als der Veteran Morand, der dem Messer mit unverwandtem Blicke folgte, gewahr wurde, daß Marschall einen Schnitt zu thun im Begriff stand, welcher den Kranken wo nicht getödtet, doch unausbleiblich gelähmt haben würde. Er schwieg, und zeigte nur mit der Fingerspitze auf die Stelle, wo geschnitten werden mußte, ohne übrigens durch die kleinste Miene oder Bewegung den Fehler des jüngern Mitbruders zu verrathen, weil ihn das um seinen ganzen Ruf hätte bringen können. Marschall begriff augenblicklich, operirte nach dem erhaltenen Winke, und Alles ging vortrefflich. Der Kranke genas. Zur Feier seiner Genesung gab

er einen Familienſchmaus, zu welchem auch Morand und Marſchall gebeten waren. Als der letztere in die Thür trat, flog ihm der Geheilte an den Hals, und ſtellte ihn der Familie als den Retter ſeines Lebens vor. »Nein,« ſagte Marſchall, indem er den alten Morand bei der Hand ergriff, »hier ſteht der Mann, dem Sie danken müſſen. Ohne ſeinen Rath wären Sie jetzt wenigſtens lahm. Er hat meinen Ruf edelmüthig geſchont; jetzt aber iſt es meine Pflicht zu reden.«

Hume.

Hume's Geſchichte von England trug den Buchhändlern ſo viel Geld ein, daß ſie, als er ſich mit einem anſehnlichen Vermögen nach Schottland zurückgezogen hatte, ihn mit Briefen verfolgten, und zur Fortſetzung dieſes Werkes durch die vortheilhafteſten Anerbietungen zu bewegen verſuchten. Anfangs entſchuldigte ſich Hume in allgemeinen Ausdrücken; als er aber immerfort gedrängt wurde, ſchrieb er endlich kurz und ehrlich: »Ich kann Ihre Vorſchläge weder jetzt noch jemals annehmen, und zwar aus vier ſehr guten Urſachen: ich bin zu alt, zu dick, zu faul, und zu reich!«

Wohlklang der Sprache.

Der verstorbene Graf von Stackelberg, der nämliche, der Polen eine Zeit lang im Namen der Kaiserin von Rußland regierte, begann seine diplomatische Laufbahn als Gesandter in Madrid, wo er, wie überall Reichthümer und Witz verschwendete. Eines Tages gab er ein großes Diner, bei welchem, wenige Fremde ausgenommen, lauter Spanier gegenwärtig waren. Das Gespräch fiel auf die Vorzüge und besonders auf den Wohlklang der spanischen Sprache; und mehrere der Anwesenden behaupteten, daß keine andere Sprache ihr darin gleich komme, wenigstens nicht so majestätisch klinge. Stackelberg nahm das Wort. „Um Verzeihung, meine Herren," sagte er, „ich kenne doch eine Sprache, die der Ihrigen an majestätischem Wohlklang nichts nachgibt. Es ist die Ehstnische." — Jedermann stutzte, von einem finischen Dialekt dies behaupten zu hören; aber der Graf erbot sich auf der Stelle zum Beweis. Man nahm ihn beim Wort; und sogleich sprach er pathetisch folgende Phrase: Pois! säu da tassa ölle ailda. Die Gegner konnten nicht abläugnen, daß dies allerdings sehr erhaben klinge, äußerten aber die Vermuthung, daß er gerade eine Stelle aus einem Volksgedicht oder Kirchengesange gewählt habe. — „Ach nein," erwiederte der Graf, „die ganze hochtrabende Phrase heißt nichts mehr und nichts weniger, als: Junge! fahr sacht über die Brücke.

Unverhofft kommt oft.

Eine arme Obſtverkäuferin, die drei kleine Kinder hatte, konnte in der theuren Zeit kaum ſo viel erübrigen, als ſie bedurfte, ſich und ihren Kindern Brot zu ſchaffen; aber auch die Miethe für das feuchte Loch zu bezahlen, welches ihr Hauswirth eine Stube nannte, war ihr unmöglich. Der harte Mann beſtand auf der Auspfändung, nahm ihr wirklich ihr Bett und ihre wenigen ſchlechten Möbel, und ließ ſie verauktioniren. Die arme elende Witwe war mit ihren Waiſen ſelbſt bei der Verſteigerung gegenwärtig. Schon waren die beſten Sachen um ein Spottgeld verſchleudert, und dennoch der Miethzins noch nicht einmal herausgebracht; da traf die Reihe auch ein kleines ſehr beräuchertes Bild des heiligen Hieronymus, ein Erbſtück ihrer Großmutter, welches über ihrem Bette gehangen, und an welches ſie oft ihr frommes Gebet gerichtet hatte. Die Kinder, die gleichfalls dazu gewöhnt waren, hoben mechaniſch ihre Händchen empor, als der heilige Hieronymus ausgeboten wurde, und der Mutter Thränen floſſen häufiger. Ein gegenwärtiger Maler betrachtete das Gemälde lange, und bot endlich einen Thaler. Ein anderer Kunſtliebhaber verdoppelte das Gebot. Der Maler, um ſeinen Nebenbuhler abzuſchrecken, ſtieg ſogleich bis zu einem Louisd'or; aber der Liebhaber ſagte ohne Bedenken: Fünfundzwanzig Gulden. Fünfzig, verſetzte der Maler; hundert, erwiederte der Liebhaber. Man denke ſich das Staunen und die Freude der

armen Frau, die nicht allein alle ihre Schulden durch den kleinen Hieronymus bezahlt sah, sondern noch einen ansehnlichen Ueberschuß behielt. Sie traute ihren Ohren kaum, als sie vernahm, daß die beiden Kenner sich noch immer fort überboten, und der Maler erst bei einem Gebot von sechshundert Gulden schwieg. »Sie sind glücklich,« sagte er, nachdem das Gemälde dem Liebhaber zugeschlagen war — »Sie sind glücklich, mein Herr, daß Sie reicher sind, als ich; sonst würden Sie es nicht unter tausend erstanden haben.« — Es war ein Original von Raphael.

Sonderbare Wette, im Finstern zu tappen.

Ein gewisser Gougé, der zu Paris vormals für die königliche Militärschule die Briefe besorgte, wettete im Jahre 1780, daß er von dieser Schule bis zu der großen Post in der Straße Platrière mit verbundenen Augen gehen wolle, ohne zu irren oder sich zu stoßen. Er mußte bei dem Platze Ludwig's XV. über das Wasser, suchte sich selbst ein Boot, fand es, ohne zu rufen, und ruderte sich selbst hinüber. Als er bei den Gallerien des Louvre angekommen war, deutete er ohne Fehlgriff auf die Klingel der königlichen Buchdruckerei, und in der Straße Froidmanteau blieb er vor dem Hause eines ihm bekannten Weinhänd-

lers stehen, und forderte ein Glas Wein, welches ihm gereicht wurde. So kam er ohne Anstoß zum Ziele, von unzähligen Gaffern begleitet.

Der Hofmeister.

Eine Dame auf dem Lande schrieb an eine Dame in der Stadt, und bat sie, ihr einen Hofmeister zu verschaffen, der folgende Eigenschaften habe. (Hier fügte sie ein Register bei, welches alle Tugenden und fast alle Wissenschaften und Künste enthielt.) Die Dame in der Stadt antwortete: »Ich habe einen Hofmeister, wie Sie ihn verlangen, gesucht, aber noch nicht gefunden. Doch ich werde fortfahren ihn zu suchen, und sobald ich ihn gefunden, können Sie sich darauf verlassen, daß ich ihn — heirathen werde.«

Doppelte Schändlichkeit eines Großen.

Torregiano, ein berühmter Florentiner Bildhauer, arbeitete für einen Grand von Spanien ein Jesuskind in natürlicher Größe. Der Preis wurde nicht bedungen, aber der Grand war sehr reich, und versprach, das Werk nach

Verdienſt zu belohnen. Torregiano lieferte ein Meiſterſtück. Der Grand ſelbſt bewunderte es mit Enthuſiasmus, und konnte nicht Worte finden, es gebührend zu preiſen. Am andern Tage ſandte er zwei Bediente mit vollen Geldſäcken, um die Statue dagegen einzutauſchen. Als der Künſtler die großen vollen Säcke ſieht, glaubt er ſich würdig belohnt, öffnet ſie, und findet — dreißig Dukaten in Kupfermünze. Wüthend ergreift er Hammer und Meiſſel, zerſchlägt das Jeſuskind, jagt die Bedienten mit ihren Säcken aus der Thür, und befiehlt ihnen, ihrem Herrn zu berichten, was ſie geſehen. Sie thun es treulich. Der große Herr ſchämt ſich, und Scham bei großen Herren gebiert Rache. Er ſtellt ſich, als ſchaudere er ob dem gräßlichen Verbrechen, die Hand an ein Jeſuskind zu legen. Auf der Stelle eilt er zum Großinquiſitor, und denuncirt den Künſtler. Vergebens behauptet Torregiano, daß dem Schöpfer frei ſtehe, ſein eigenes Kunſtprodukt wieder zu zerſtören; die Vernunft ſprach für ihn, aber der Fanatismus war ſein Richter. Man verurtheilte ihn zur Tortur bis auf den Tod, und er ſtarb unter den fürchterlichſten Martern.

Die Jüdin.

Ein bekannter gewaltiger Dichter ſaß im Schauſpielhauſe zu B— hinter einem ſehr hübſchen Mädchen, das

er wohl für eine leichte Beute halten mochte. Er gab ihr ſeine Wünſche auf allerlei Art zu verſtehen. Das Mädchen ſtellte ſich lange als höre ſie nichts, da aber der Dichterling immer unverſchämter wurde, ſo wandte ſie ſich endlich um, und ſagte mit einem ſo zornigen Geſicht: Laſſen Sie mich zufrieden! daß der betretene Freibeuter nichts beſſeres zu antworten wußte, als: »Nun nun, freſſen Sie mich nur nicht.“ — Da kehrte ſich das Mädchen noch einmal zu ihm, mit einem fein lächelnden Geſicht, und ſagte: Seien Sie unbeſorgt, ich bin eine Jüdin.

Die Lebensjahre muß man nicht zählen.

Baſſompierre fragte eines Tages einen Hauptmann, wie alt er ſei? — »Ganz beſtimmt weiß ich das nicht,“ verſetzte der Hauptmann, ich denke achtunddreißig oder achtundvierzig.“ — »Wie?“ ſagte Baſſompierre, ”ein Unterſchied von zehn Jahren iſt Ihnen ſogar ungewiß!“ »Ei mein Herr,“ erwiederte der Hauptmann, »ich zähle mein Geld, meine Schafe, meine Rinder u. ſ. w., aber nie meine Jahre, denn ſie können mir doch nicht geſtohlen werden.“

Die Quelle manches Splitterrichtens.

Die hübsche Gräfin von *** trat eines Tages in eine große Gesellschaft, sehr geschmackvoll, aber etwas kokett gekleidet. Die häßliche, und folglich sehr sittsame Frau von D* näherte sich ihr mit einer spitzigen Nase, und sagte: »Mein Gott, Gräfin, wie sind Sie angezogen! Vous avez l'air d'une fille.« — »Madame,« antwortete ihr die Gräfin ganz gelassen: »ne l'a pas qui veut.«

Druckfehler.

Unter der Regierung Karl des Ersten, Königs von England, besaß eine Buchhändler-Kompagnie das Privilegium die Bibel zu drucken, und ließ in eine neue Edition einen seltsamen Druckfehler einschleichen. Es war nämlich im sechsten Gebot du sollst nicht ehebrechen, das Wörtlein nicht ausgelassen. William Lord, Erzbischof von Canterbury, nahm das sehr übel, und die Buchhändler mußten den Skandal mit einer starken Geldsumme büßen. Die Weltleute aber verschafften sich mit großem Aufwand Exemplare von dieser Ausgabe, um sich im Nothfall darauf berufen zu können.

Korn-Regen.

Im de Thou, dem wahrhafteſten der franzöſiſchen Geſchichtſchreiber, findet ſich folgende Stelle *): »Am 23. März 1584 regnete es bei Klagenfurt in Kärnthen, zwei Stunden lang und in einem Umfang von zwei Meilen, vortreffliches Korn. Die Bewohner des Landes bucken Brot daraus, welches dem Kaiſer überreicht, und vom ganzem Hofe bewundert wurde.« — Im 6. Theil S. 287 ſagt er ferner: Als die Hungersnoth in Deutſchland 1571 ſehr groß war, half Gott plötzlich wundervoll; denn es regnete an verſchiedenen Orten, z. B. zu Lauban in Schleſien, Erbſen, Rüben und Korn. — Nun bitte ich die Herren Gelehrten, die das Fallen der Steine aus dem Monde ſo ſchön erklärt haben, gefälligſt zu unterſuchen, ob unſer Trabant, um ſeine unhöflichen Steinwürfe wieder gut zu machen, nicht auch mit Erbſen, Korn und Rüben uns dann und wann aushelfen könnte?

Agé und chargé.

Man brachte dem alten Voltaire eines Tages einen Band von der neuen Ausgabe ſeiner Werke. Gleich beim Aufſchlagen ſtieß er auf ſeine Epiſtel an den Chevalier de * *, die ſich anfängt:

Croyez qu'un vieillard cacochyme
Agé de ſoixante et douze ans —

*) Londoner Ausgabe in 7. T. I. P. 363.

Wüthend zerriß Voltaire das Blatt, und apoſtrophirte ſich ſelbſt: „Barbar! ſo ſage doch chargé, und nicht agé! Gib dem Leſer ein Bild, aber keinen Taufſchein.

Bournazel.

Ein ſchlechter Menſch, Namens Bournazel, ermordete einen wackern Mann, de la Tour, und ſollte geköpft werden, aber ſeine Familie wirkte ihm bei Karl IX. Gnade aus, ſo dringend auch die Witwe des Ermordeten um Gerechtigkeit flehte. Um ſie nur los zu werden, bot ihr der König die konfiszirten Güter des Verbrechers an. „Bewahre mich Gott," antwortete die edle Witwe, „daß ich das Blut meines Gatten verkaufen ſollte; aber weil denn doch einmal der Credit des Mörders die Gerechtigkeit überwiegt, ſo werden Ew. Majeſtät wenigſtens dieſelbe Gnade meinem Sohne erzeigen." —

Ihrem Sohne? Was hat er gethan?

„Er hat noch nichts gethan, denn er iſt noch unmündig; aber ſobald er heran wächſt, ſoll er den Mörder ſeines Vaters umbringen. Dazu werde ich ihn täglich ermahnen, und bitte daher vorläufig um Begnadigung."

Die Geſchichte ſagt nicht, wie Carl IX. dieſe treffliche Lehre benutzte.

Miszellen.

Teſtament eines Rechenmeiſters.

Fortunatus Dreinull, ein Rechenmeiſter zu Straßburg, hinterließ ein Teſtament, in welchem er Folgendes erzählt und verordnet:

»Mein vielgeehrter Großvater, Proſperus Dreinull, unterrichtete mich im Schreiben und Rechnen. Als ich kaum acht Jahre alt war, bewies er mir einſt, daß, wenn man die Intereſſen jährlich zum Kapital ſchlage, ſich daſſelbe in hundert Jahren um hundertunddreißigmal vermehrt habe. Die Aufmerkſamkeit, mit welcher ich ihm zuhörte, ſchien dem alten Manne zu gefallen; er zog plötzlich vierundzwanzig Livres aus ſeiner Taſche, und ſagte mit einem Enthuſiasmus, der mir noch jetzt vor Augen ſchwebt: »Mein Kind, erinnere dich, ſo lange du lebſt, daß mit Oekonomie und Rechenkunſt dem Menſchen nichts auf der Welt unmöglich iſt. Hier ſchenke ich dir vierundzwanzig Livres, trage ſie zu einem Kaufmanne, meinem Freunde, der, aus Gefälligkeit für mich, ſie in ſeinen Handel nehmen wird. Jährlich ſollſt du die Intereſſen dazu ſchlagen, und dann einſt bei deinem Tode für die Ruhe deiner und meiner Seele eine fromme Stiftung davon gründen.«

»Ich habe ſeinem Befehle gehorcht. Aus den vierundzwanzig Livres ſind ſeit jener Zeit (in zweiundſechzig Jahren) fünfhundert geworden, die ich, Kraft dieſes, in fünf

gleiche Theile dividire, und verordne, daß ſie, gleich der Stammſumme meines Großvaters, immerfort multiplicirt werden ſollen, jedoch alſo, daß alle hundert Jahre ein Fünftheil gehoben und angewendet werde. Das erſte Fünftheil wird in hundert Jahren betragen dreizehntauſend Livres, für welche ein Moraſt urbar gemacht werden ſoll, der neben meinem Geburtsdorfe liegt. — Hundert Jahre ſpäter wird das zweite Fünftheil eine Million und ſiebenmalhunderttauſend Livres betragen; von dieſer Summe ſollen achtzig Preiſe geſtiftet werden, zur Aufmunterung der Wiſſenſchaften, des Ackerbaues u. ſ. w. — Hundert Jahre ſpäter iſt das dritte Fünftheil bis zu zweihundertundzwanzig Millionen angewachſen. Hievon ſollen im ganzen Reiche hundert patriotiſche Leihhäuſer angelegt werden, welche jedem fleißigen und redlichen Bürger ohne Intereſſen Vorſchüſſe machen. Ferner ſoll man in den vornehmſten Städten zwölf Muſeen und zwölf öffentliche Bibliotheken gründen. Jede derſelben ſoll hunderttauſend Livres jährliche Renten haben, um vierzig verdienſtvolle Gelehrte zu unterhalten. — Hundert Jahre ſpäter wird das vierte Fünftheil dreißig Milliarden betragen. Hievon ſollen hundert neue Städte gebaut, und jede mit einhundertfünfzigtauſend Menſchen bevölkert werden. Man könnte einwenden, daß in ganz Europa nicht ſo viel bares Geld vorhanden ſei; aber ich überlaſſe den Exekutoren meines Teſtamentes, das Geld nach Belieben in Immobilia zu verwandeln."

„Endlich das letzte Fünftheil wird nach Ablauf von fünfhundert Jahren bis auf dreitausend neunhundert Milliarden gestiegen sein. Hiervon sollen zuerst unsere eigenen Staatsschulden, und dann, wenn es zureicht, die Schulden der Engländer bezahlt werden, aus Dankbarkeit für Newton's schönes Werk, die Universal-Rechenkunst betitelt. Die Exekutoren des Testaments, sechs an der Zahl, sollen aus den redlichsten Männern gewählt werden, und jeder soll sterbend seinen Nachfolger ernennen. Für ihre Bemühung mögen sie, bei Hebung des vierten Fünftheils, einen kleinen Bruch von zweiunddreißig Millionen unter sich theilen."

Siehe da! welche Wunderdinge ein sparsamer Mann mit vierundzwanzig Livres auszurichten vermag. Doch Scherz bei Seite! bis auf einen gewissen Punkt lassen diese riesenmäßigen Berechnungen sich allerdings realisiren. Das kann folgende wahre Begebenheit beweisen.

Ein Richter zu Norwich starb im Jahre 1724. Er legirte in seinem Testamente viertausend Pfund Sterling, um sechzig Jahre lang auf oben beschriebene Art benutzt und vermehrt zu werden, nach Ablauf der sechzig Jahre aber eine Schule dafür zu stiften, in welcher einhundertundzwanzig Zöglinge unentgeltlich erzogen, gekleidet und gespeiset würden. Zu Exekutoren ernannte er einen Bischof und einige andere angesehene Personen. Im Monat Mai 1784 war der Termin abgelaufen; die vorhandene Summe

betrug vierundſiebzigtauſend Pfund Sterling, und die wohlthätige Schule ward wirklich geſtiftet.

Ueber die Aſſonanzen im Alarcos.

Es war einmal ein Künſtler in Griechenland, er hieß Myrmecides, der machte einen ſehr künſtlichen kleinen Wagen, mit ſechs kleinen Pferden, welches Alles zuſammen eine kleine Mücke mit ihrem kleinen Flügel bedecken konnte. Die Griechen nannten ihn: den großen Künſtler in kleinen Gegenſtänden.

Voltaire und Geoffroy, Wieland und Schlegel.

In einem kürzlich erſchienenen franzöſiſchen Gedichte, betitelt: Wahrheiten, die an der Tagesordnung ſind, kommt unter andern eine Strophe vor, in welcher man, ſtatt der Namen Voltaire und Geoffroy, nur Wieland und Schlegel ſetzen darf, um ſie völlig paſſend für unſere Nation zu machen.

Enfin l'Europe est detrompée,
La raison a repris ses droits:
Wieland et sa gloire usurpée
Du néant vont subir la loi.

Envain le siècle qui l'admire
Au Parnasse l'a couronné;
Le siècle entier est en delire,
Puisque Schlegel l'a condamné.

Frage an Menſchenkenner.

Craſt hat drei Söhne, die er zärtlich liebt. Auf einem Spazirgange in Geſellſchaft von allen dreien wird er von einem Meuchelmörder überfallen, der ihm eine tödtliche Wunde beibringt und entflieht. Craſt fällt. Sein älteſter Sohn verfolgt den Mörder, erreicht und ſtreckt ihn nieder. Der zweite wirft ſich auf des Vaters Leichnam, und ſucht ſeine Wunden zu verbinden. Der dritte fällt in Ohnmacht. Jetzt entſteht die Frage: welcher von den drei Söhnen liebte ſeinen Vater am meiſten?

Ein Spaßvogel hat geantwortet: ſie liebten ihn alle dré gleich; nur die verſchiedenen Stände, welchen ſie angehörten, hatten Einfluß auf die Aeußerung ihrer Liebe. Der älteſte Sohn war Soldat: er ſchlug den Mörder todt. Der zweite war eine Gerichtsperſon: er wollte helfen. Der dritte war ein Geiſtlicher: er fiel in Ohnmacht.

Warnung an alle ſchöne Damen.

Die vormalige königliche Societät der Arzeneikunſt zu Paris hat 1783 in ihren Memoires folgenden merkwürdigen Fall bekannt gemacht:

Ein junger Menſch war in eine hübſche junge Frau ſehr verliebt, wie das jungen Leuten öfter zu begegnen pflegt. Die Schöne blieb auch nicht unempfindlich, und Beide wandelten eine Zeit lang ungeſtört auf den Roſen der Liebe. Aber weiß Gott, welch ein böſer Dämon ſich zwiſchen ſie drängte. Sie zankten ſich, wie das unter Verliebten gewöhnlich iſt, und verſöhnten ſich nicht wieder, welches ungewöhnlich iſt. Lange konnte jedoch der Jüngling den Umgang der Geliebten nicht entbehren, und da ſie nicht Mann und Frau waren, ſo mußte er natürlich den Anfang machen, die Verſöhnung einzuleiten. Er that es, aber nicht mit dem beſten Erfolg. Er ließ ſich nicht abſchrecken, er machte einen zweiten Verſuch — eben ſo vergeblich. Ein dritter und vierter liefen nicht glücklicher ab; die Prinzeſſin Kieſelherz war durch nichts zu gewinnen. Noch Einmal, zum letzten Mal, beſchloß er, die ganze Beredſamkeit der Liebe aufzubieten. — Er überraſchte die Grauſame auf einem einſamen Spazirgange, er lag zu ihren Füßen, ächzte, weinte; Alles umſonſt! — Plötzlich verwandelte ſich ſeine Liebe in Wuth. Aber auch noch in dieſem fürchterlichen Augenblicke die ſchöne Barbarin ver-

ſchonend, kehrte er dieſe Wuth nur gegen ſich ſelbſt, und biß ſich halb ſinnenlos in den Mittelfinger ſeiner eigenen Hand. Am folgenden Morgen war nicht allein der Finger, ſondern auch die Hand und der ganze Arm geſchwollen. Er litt heftige Schmerzen — ſie verbreiteten ſich bald bis zum Kopfe — er bekam Zuckungen, Krämpfe — bald darauf die Waſſerſcheu — er verſchmähte jede Nahrung, drohte die Umſtehenden zu beißen, und ſtarb am vierten Tage in ſchrecklicher Raſerei. — Wir hoffen, die Damen werden an dieſer tragiſchen Begebenheit ein Beiſpiel nehmen, und es nie ſo weit kommen laſſen, daß einer ihrer Liebhaber ſich aus Verzweiflung in den Finger beißen müßte.

Souvenirs de Felicie, Feliciens Erinnerungen.

So heißt ein Buch, welches Frau von Genlis kürzlich geſchrieben hat. Daß es ſehr unterhaltend ſei, mögen ein Paar Proben daraus beweiſen.

1. Als, in beſſern Zeiten, die Herzogin von Orleans noch das palais royal bewohnte, zählte ſie unter andern Fremden, welche täglich bei ihr aus- und eingingen, einen gewiſſen Monſieur d'Etréhan, einen Menſchen, wie man deren öfter in großen Häuſern antrifft, die da kommen und gehen, ſich zur Tafel ſetzen oder wegbleiben, Partien arrangiren, beim Spieltiſch aushelfen, ein Gewohnheitsrecht

erlangt haben, in Alles mitzusprechen, und an deren Gesichter Herr und Frau vom Hause so gewöhnt sind, daß sie sie leicht vermissen: nämlich die Gesichter; denn um das übrige bekümmern sie sich wenig. Mr. d'Etréhan gehörte, wie gesagt, zu dieser Gattung. Er war ein langer, hagerer, schwarzbrauner Mann von fünfzig Jahren, und trug, nach damaliger Mode, immer eine sehr zierlich gekräuselte und weißgepuderte Perücke. Man nannte ihn nur den Vater (le père), ob er gleich ein Hagestolz war, der nie weder Frau noch Kinder gehabt hatte. — Einst pflanzte er sich, gleich nach der Mittagstafel, vor den Kamin, und schlief richtig ein. So lange noch Gesellschaft da war, bemerkte man das nicht; denn er hatte kein Wort mitgesprochen, und saß nur da, um die Stunde der Oper abzuwarten, die er nie versäumte. Als nun aber alles sich entfernt hatte, und nur noch Frau von B** bei der Herzogin geblieben war, erblickte diese den Schlummernden, und brach über seine komische Stellung in ein lautes Gelächter aus. Er erwachte nicht, und sogleich ward beschlossen, ihm einen Streich zu spielen. Man setzte ihm eine kleine Haube nach der neuesten Mode auf, à papillon, das heißt, mit Schmetterlingsflügeln von Draht, mit Flor bezogen; man steckte ihm eine künstliche Rose, die dem Dinge ein kokettes Ansehen gab, an die eine Seite, und alles dies wurde leise und vorsichtig an seine Perücke befestigt. Dann schminkte man ihn ganz sanft, und beklebte ihm das Gesicht mit einem halben Dutzend Schönpflästerchen, damals assassins

genannt. Während man so seine Toilette machte, schnarchte der gute Vater immer fort. Jetzt war der Muthwille vollbracht, und man gab nur noch in den Vorzimmern Befehl, daß die Bedienten weder lachen noch ein Zeichen der Verwunderung von sich geben sollten, wenn Mr. d'Etréhan durchpassirte. Nach diesen Vorbereitungen ward er hastig aufgeweckt. Geschwind! sagte man ihm: die Oper ist schon angegangen; machen Sie, daß Sie fort kommen. Er eilte davon, und schlüpfte behende durch die Korridors. Seine Loge war im ersten Range, ganz dicht am Theater, und den Blicken des Publikums sehr ausgesetzt. Als er hineintrat, ermangelte er nicht, seiner Gewohnheit gemäß, sich heraus zu beugen, um zu sehen, ob das Haus voll sei. Beim Anblick dieser seltsamen Figur erhob sich ein kreischendes Gelächter. Der Vater legte sich, um die Ursache desselben zu entdecken, mit dem halben Leibe noch weiter heraus, und sah sich befremdet und ernsthaft überall um. Das Lachen verdoppelte sich, man klatschte in die Hände, und der Lärm wurde so groß, daß die Sänger auf der Bühne inne halten mußten. »Was gibt's denn? was gibt's denn?" fragte Mr. d'Etréhan so lange, bis endlich Mlle. Fel, eine Sängerin, in seine Loge trat, und mit einem schalkhaften Knix ihm einen Spiegel vorhielt.

2. Herr von St. Chamand, dem man wegen seiner Häßlichkeit den Spottnamen l'Amour gegeben, hatte die üble Gewohnheit, seine groteske Figur durch eine auffallende Nachlässigkeit in Kleidung und Wäsche noch mehr zu ver-

unſtalten. Eines Tages hatte er Luſt auf die Maskerade zu gehen, und fragte einen Freund um Rath: wie er es anſtellen ſolle, ſich ſo zu maskiren, daß Niemand ihn errathe. — Nichts leichter auf der Welt, verſetzte dieſer, ziehen Sie reine Wäſche an.

Der Name thut viel zur Sache.

La Motte hatte bereits in der lyriſch-dramatiſchen Poeſie manchen Lorbeer errungen, als er beſchloß, auch Melpomenen ein Opfer zu bringen; er ſchrieb ein Trauerſpiel, die Maccabäer. Daer aber ſchon einen großen Ruf und folglich auch viele Feinde hatte, die bereit waren ſein Stück auszupfeifen, ehe ſie es noch kannten, ſo war er ſo geſcheit, für's erſte anonym zu bleiben. Dadurch erhielt er wirklich, daß auch der Neid wacker mitklatſchte, ja vielleicht eben darum klatſchte, weil er ſich Hoffnung machte, ein aufkeimendes Talent einem bereits anerkannten entgegen zu ſtellen, und ſo das letztere wo möglich beim Publikum zu verwiſchen; verſteht ſich unter der geheimen Bedingung, den neuen Götzen auch ſogleich wieder zu ſtürzen, wenn er zu mächtig werden ſollte. Kurz, die bitterſten Feinde von la Motte, weit entfernt die Liſt zu ahnen, fanden ſein Trauerſpiel ſo vortrefflich, daß ſie ſogar glaubten, es ſei ein nachgelaſſenes Werk von Racine. Ja,

als nach und nach laut wurde, la Motte sei der Verfasser, konnten sie nicht genug über den abgeschmackten Einfall spotten, und diejenigen verlachen, welche so dumm waren nicht zu fühlen, wie ganz unfähig la Motte zu einem solchen Werke sei *). Endlich erklärte sich la Motte laut als Verfasser, und nun war es ein neuer Spaß zu hören, wie seine Feinde plötzlich die Sprache änderten. Die Dummsten unter ihnen machten jetzt herunter, was sie vorher gelobt hatten; die Gescheitesten schwiegen, oder gestanden, das Stück habe einzelne schöne Scenen, aber das Ganze sei sehr mittelmäßig. Der gelehrte und schwerfällige Dacier, einer von la Motte's bittersten Feinden, hatte die Maccabäer gerade am meisten gelobt, und am hartnäckigsten behauptet, daß la Motte unmöglich der Verfasser sein könne. »Nun?" sagte Jemand zu ihm, als das Geheimniß entdeckt war, »das Trauerspiel, das Sie bis in die Wolken erhoben haben, ist ja doch von la Motte?" — Nun ja! erwiederte Dacier verdrießlich, es ist hin und wieder etwas Gutes darin. — Dieses Urtheil war in der That richtiger, als sein vorhergehendes, denn die Maccabäer haben wirklich blos schöne Einzelheiten, und sind bald von der Bühne verschwunden. Dagegen hat Ines de Castro, welche bald darauf ein noch weit glänzenderes Glück machte, sich auf dem Repertoire erhalten, trotz den zahllosen Kritiken.

*) Gerade so ging es Kotzebue in Wien mit der Octavia, bei welcher er auch das Inkognito beobachtet hatte.

Bekanntlich gibt es zu jeder Zeit Skribler, die immer bereit sind, einem beklatschten Autor zu beweisen, daß er nicht hätte beklatscht werden sollen; gewöhnlich sind es kleine Schriftsteller, Bernhardi's und dergleichen, die verzweifeln möchten, daß man ihnen nicht auch ein solches Unrecht vorwerfen kann. La Motte befand sich eines Tages in einem Kaffeehause, wo man ihn nicht kannte, und wo sein Ines von den Kennerlingen gewaltig zerrissen wurde. »Kommen Sie,« sagte er endlich zu einem seiner Freunde, »lassen Sie uns in die fünfzigste Vorstellung dieses schlechten Stückes gehen.« — Ein andermal, als man über die vielen bitteren Kritiken mit ihm sprechen wollte, erwiederte er: »Es ist wahr, man hat viel kritisirt, aber immer mit Thränen in den Augen.«

Wir können uns nicht enthalten, diesem Aufsatz noch einen Wunsch hinzuzufügen. Wir möchten nämlich für unser Leben gern hören, was man sagen würde, wenn die Hussiten unter Göthe's, und: Was wir bringen! unter Kotzebue's Namen erschienen wäre?

Was ist überhaupt Lob oder Tadel gleichzeitiger Schriftsteller? beides fließt so selten aus reiner Quelle. Man erlaube uns vom Kleineren zum Größeren überzugehen, und hier eines Buches zu erwähnen, welches ein gewisser Charles de la Ruelle im Jahre 1574 geschrieben hat. Es ist gegen die Geschichtskunde gerichtet, die es überall als unzuverlässig darstellt. Troja, sagt der Verfasser, ist nie erobert worden; Aeneas ist nie nach Italien gekommen; die

sogenannten Ruinen von Troja, die man noch sieht, sind die Reste einer Stadt, die zu den Zeiten der Kriege zwischen Sylla und Marius von dem Prokonsul Fimbria zerstört wurde. Scipio's Enthaltsamkeit ist ein Mährchen; er erzwang die größten Vertraulichkeiten von seiner spanischen Gefangenen, ehe er sie ihrem Liebhaber zurückgab. Von solchen Beispielen geht er nun auch zu den schwankenden Urtheilen über, von welchen hier eigentlich die Rede ist. Procop in seiner Geschichte Justinian's, ertheilt diesem Kaiser und seiner Gemahlin Theodora die wärmsten Lobsprüche; der nämliche Procop nennt in einem andern Buche Justinian einen Schwachkopf, und Theodora ein liederliches Weibsbild. Titus Livius war ein Partisan vom Pompejus, und Dio Cassius vom Cäsar. Velejus Paterculus, der unter Tiber lebte, preist den Sejan als einen sehr edlen Mann, und Tacitus sagt, er sei ein Schurke gewesen. Polybius lästert den trefflichen Plutarch. — Paul Emil von Verona ward von Ludwig XII. erwählt, dessen Geschichte zu schreiben, und füllte sie mit Schmeicheleien. Arnoud du Ferron, sein Nachfolger, erklärte ihn für einen Lügner. Derselbe Ferron gestand: er habe eine Menge Augenzeugen der Schlacht bei Pavia befragt, und alle hätten sich widersprochen. Auch besitze er vier Relationen von dieser Schlacht, die sämmtlich von einander abwichen. Die erste hatten die Franzosen gemacht, die zweite die Spanier, die dritte die Italiener und die vierte die Deutschen. (Man hat in neuern Zeiten ähnliche Beispiele.) — Kaiser Karl V. ließ sich ein-

mal seine eigene Geschichte vorlesen, die Sleidanus, sein Historiograph, verfaßt hatte, und als er merkte, wie fein der besoldete Geschichtsschreiber seine Fehler bemäntelt hatte, rief er aus: »O über den Schelm! wie er lügen kann!"

Wir bekennen, daß wir, was die Materie betrifft, bei welcher wir anhoben, aus dem Gleise gewichen sind, aber uns dünkt, wir haben uns doch nur aus einem Blumengarten in einen Obstgarten verirrt.

Ueber den guten Ton.

Ich soll Ihnen erklären, was der sogenannte bon ton eigentlich ist? — o wahrlich, keine leichte Aufgabe. Wer kann die Farbe der Luft und den Geschmack des Wassers beschreiben? und modelt er sich nicht noch obendrein nach Zeit, Ort, Sachen und Personen? Es ist schwer, den Farbenwechsel des Kameleon abzubilden. — Wie könnte man auch über den Ton der großen Welt einig sein, da man selten weiß, welchen Ton man selbst besitzt. Oft entfernt man sich von jenem, gerade dann, wenn man am eifrigsten sich ihm zu nähern strebt. Am sichersten wäre es vielleicht, sich gehen zu lassen, gar nicht daran zu denken, so wie man am sichersten auf dem Seile tanzt, wenn man gar nicht auf die Füße sieht.

Nach alle dem, wie darf man noch wagen, darüber

zu raiſonniren? — Warum nicht? — Theorie ſetzt ja nicht gerade nothwendig Praxis voraus. Folgt meinen Worten und nicht meinen Handlungen, ſagte jener Prediger. Muß man denn eben ſchön ſein, um ein Maler zu werden? oder darf ein Buckeliger nicht über den Apoll von Belvedere ſprechen?

Es gibt einen guten und ſchlechten Ton, das iſt leider bekannt genug. Zum Unglück bemerkt man den ſchlechten weit leichter, als den guten, und fängt gewöhnlich erſt dann an, dem letztern Geſchmack abzugewinnen, wenn man durch den erſten oft genug beleidigt worden iſt, ſo wie man krank geweſen ſein muß, um den Werth der Geſundheit zu kennen. Es iſt mit der Unterhaltung wie mit der Muſik: wenn eine Menge Volkes ſingt, ſo verhallen die richtigen Stimmen unbemerkt, die falſchen aber unterſcheidet man ſehr deutlich. Ein neuer Beweis, daß der Menſch empfindlicher für das Böſe als für das Gute iſt. Man biete ihm etwas, das alle ſeine Erwartungen befriedigt, es wird ihn wenig mehr rühren als eine erfüllte Schuldigkeit: aber man laſſe es nur an dem kleinſten Umſtand zu ſeiner Zufriedenheit fehlen, ſo wird es ihn empfindlich kränken.

Sokrates hat einſt unter dem Worte Muſik alle Wiſſenſchaften begriffen, und ſelbſt die Moral eine Art von Muſik genannt, weil alle unſere Gedanken und Handlungen harmoniſch oder disharmoniſch ſind. Die Geſellſchaft wäre alſo wohl gleichſam ein Orcheſter, das aber ſchwer zu

ſtimmen ſein möchte, weil niemand mit ſeiner Partie zufrieden iſt, und faſt jeder Mitſpielende den Ton ſelber angeben will. Wir wollen uns hüten, den Vergleich weiter zu treiben, und etwa gar bei jedem unſerer Bekannten eine Uebereinſtimmung ſeines Tones mit ſeiner Moral zu ſuchen. Es gibt wackere Leute, die einen ziemlich ſchlechten Ton haben, und es gibt wiederum andere von ziemlich gutem Ton, denen es gleichgiltig iſt, für wackere Leute gehalten zu werden oder nicht. In der Moral möchte Alcibiades ſchwerlich dem Diogenes vorzuziehen ſein.

Wenn aber wirklich die phyſiſche und moraliſche Welt überhaupt den Geſetzen der Harmonie unterworfen ſind, ſo müſſen die Geſetze allerdings ſich noch leichter auf die Unterhaltung anwenden laſſen, da dieſe ohnehin von Natur eine Art Conzert iſt, in dem ſchon Stärke und Richtigkeit des Tons für etwas gerechnet werden. Der Ausdruck, guter und ſchlechter Ton, iſt eben deswegen allgemein angenommen worden, und man begreift darunter alle Elemente der Unterhaltung: Ideen, Geberden, Ausdrücke, Accent, Manier u. ſ. w. Der gute Ton iſt der Grundaccord der ganzen Symphonie.

Ehe wir uns darauf einlaſſen, ihn zu zerlegen, wollen wir verſuchen, bis zu ſeiner Quelle hinaufzuſteigen. Iſt er in der Natur gegründet? oder nur ein Geſchöpf des menſchlichen Eigenſinns? oder etwa eine Miſchung von Beiden? — Wäre das Letztere, ſo müſſen wir unterſcheiden, was

jener und dieser dazu geliefert hat, das Solide und Frivole, damit Kluge und Narren, jede ihr Theil bekommen.

Es gibt in der Gesellschaft keine Einrichtung, Form, Gewohnheit, Art sich zu benehmen, die nicht ursprünglich von den Menschen blos als ein Mittel, ihre Glückseligkeit zu vermehren, angenommen worden wäre; denn wahrlich, man hat nie gesellschaftliche Zusammenkünfte gestiftet, um sich Zwang anzuthun, sich herumzuschlagen oder einander aufzuessen. Wohlsein des Einzelnen wie des Ganzen war immer des Stifters Zweck. Man betrachtet mit Recht die Verlegenheiten aller Art, welche den Menschen in der Einsamkeit belagern, die Entbehrungen, Gefahren und Bedürfnisse, als eben so viele Feinde, gegen die man sich verbinden müsse. Nun ist aber unter diesen Feinden ein unsichtbarer, ein lauerndes Gespenst, das sich den Augenblick der Unthätigkeit zu Nutze macht, uns überfällt und zu Boden wirft ohne äußere Gewalt, uns unbewußt die Seele unterminirt, und nur mit fremder Hilfe vertrieben werden kann — sein Name ist lange Weile. Tausende schleppen sie mit sich, indem sie ihr zu entfliehen vermeinen; oft raubt sie den Menschen sogar die Kraft, sie zu bekämpfen. Unläugbar ist bis jetzt kein kräftigeres Mittel gegen sie erfunden worden, als gesellige Unterhaltung; wären nur diese Waffen gegen den Feind, nicht oft Waffen, die man ihm leiht.

Ich könnte hier noch ein artiges Kapitel über die lange Weile schreiben, aber zuweilen ruft man sie herbei, indem

man von ihr spricht, und das Gefühl derselben könnte leicht der Definition auf dem Fuße folgen. Kurz, einer der ersten, obwohl dem Scheine nach sehr frivolen Vortheile, welche die Menschen aus ihrem großen Familienbündniß gezogen haben, ist die Unterhaltung. Ich rede nicht von den ersten unförmlichen, lallenden Gesprächen, welche etwa gehalten wurden, als die Geselligkeit noch ein Kind war, denn die liefen alle auf Interesse, Bedürfniß, Arbeit und dergleichen hinaus. Die eigentliche Unterhaltung ist weder Geschäft noch Pflicht, ernste und nützliche Dinge finden nur zufällig Platz darin, fast sogar mißbrauchsweise; sie ist blos eine Erholung, und wehe denen, die eine Arbeit daraus machen. Wir wollen uns von Geschäften zerstreuen, unsere Ideen andern mittheilen, sie sprechen hören und selbst sprechen, denn das Reden ist ein Bedürfniß, welches die schöne wie die starke Hälfte des Menschengeschlechts in gleichem Maße fühlt.

Et je suis même sur ce point
Bon nombre d'hommes qui sont femmes.

Hier nähern sich die Geister wie Lichter, deren eins das andere entzündet; hier theilt jeder mit, was er gesehen, gehört, erfahren; er lehrt und läßt sich belehren; jeder legt sein Reisbündel auf den gemeinschaftlichen Herd, damit jeder das Recht habe, sich zu wärmen; man verscheucht die Grillen, schließt Waffenstillstand mit den Sorgen; die Seele ruht aus, das Herz erleichtert sich, die verschiedenen Neigungen finden Berührungspunkte (denn Gefühl zum

Schweigen verdammt iſt Qual), mit einem Worte, man ſetzt ſeinen Gedankenüberfluß gleichſam in die Bank, und macht ihn geltend zum Vortheil aller.

Eine ſolche Erholung wird um ſo nothwendiger, je weiter die Menſchen in der Civiliſation vorgerückt ſind, denn mit dieſer werden die Gewohnheiten ſtärker, die Muße länger, das Zuſammenkommen leichter, die Ideen häufiger, die lange Weile fürchterlicher. Die letztere vorzüglich unterſcheidet den civiliſirten Menſchen vom wilden. Auch der Wilde hat lange Weile, aber ohne es zu wiſſen; ihm iſt ſie Ermattung, und eine Unbequemlichkeit mehr, der er unterworfen iſt; er betrachtet ſie, vielleicht mit Recht, als eine nothwendige Bedingung ſeiner Exiſtenz, und denkt ſehr ſpät und ſehr wenig daran, ſie los zu werden; der Civiliſirte hingegen kennt das Uebel, und ſucht emſig Mittel dagegen.

Was auch viele Langweilende und Gelangweilte thun und ſagen mögen, in der Unterhaltung liegt wahrlich ein großes Vergnügen, aber es kann nur unter Bedingungen genoſſen werden, die von ſelbſt entſtanden ſind, die Jedermann wünſcht beobachtet zu ſehen, und unglücklicher Weiſe doch Niemand beobachtet. Ohne Freiheit gibt es keine Unterhaltung, denn ſie iſt ein Handel, der zwiſchen Tirannen und Sklaven nicht Statt finden kann. Ohne Sicherheit gibt es keine Freiheit, denn Furcht legt die Seele in Ketten. Folglich ſind die Menſchen, ſeit ihren erſten Schritten zur Civiliſation, ſtillſchweigend übereingekommen, in dem

Augenblick ihrer Muße einander ſchonend zu behandeln, den Unterſchied des Ranges oder der Stärke bei Seite zu ſetzen, Gleichheit des Verdienſtes, des Vermögens, der Macht und Würde zu fingiren, kurz, es Jedermann behaglich zu machen; geſchieht das nicht, ſo gibt es auch keine Unterhaltung. Jener erſte Kontrakt möchte etwa in folgenden Ausdrücken abgefaßt worden ſein: »Wir alle, die wir uns der langen Weile vereinigt entſchlagen wollen, ſetzen feſt: jeder darf ſagen was er will. — Man ſoll den, der redet, nicht unterbrechen, es wäre denn, daß er zu viel redete. — Man ſoll ihn bis zu Ende hören, wenn man kann. — Man ſoll niemanden hindern, ihn anzuhören. — Man ſoll niemanden Beleidigungen ſagen, noch Gewalt, noch Zwang anthun. — Jeder von uns ſteht unter dem Schutz von uns allen.“ —

Unterhaltung iſt ein Tauſchhandel der Geiſter; dieſe erkennen aber keine wahrhafte Ungleichheit unter ſich an, ſie verſuchen daher, oder ſtellen ſich wenigſtens ſo, in der Geſellſchaft keine Rückſicht darauf zu nehmen. Indeſſen gibt es bekanntlich noch andere Ungleichheiten, weniger reell vielleicht, aber ſichtbarer, auffallender, und mit dieſen thut man wohl, zu kapituliren. Darum hat man für nöthig erachtet, jenen erſten Grundartikeln noch gewiſſe Verordnungen hinzuzufügen, um den etwaigen Stolz der Vornehmeren zu befriedigen, und zugleich der ſo natürlichen Unruhe der Geringeren vorzubeugen. Beides geſchieht durch Höflichkeit, die mit aller Civiliſation ſo innig verbun-

den iſt, daß es kein Volk gibt, bei welchem ſie nicht auf eine oder die andere Art exiſtirte. Schon das Wort ſelbſt iſt faſt immer gleichbedeutend mit Civiliſirung. Höflichkeit iſt in der That nichts anders, als eine freiwillige Geſellſchaftspolizei; für die Unterhaltung, was die Polizei für den großen Haufen, für die Manieren, was jene für die Sitten. Höflichkeit iſt eine Art von Appendix zum geſelligen Vertrag, und die Verordnungen dieſes Appendix ſind oft eben ſo nothwendig zu wiſſen, als ſchwer zu ſammeln; ſie beruhen, wie alle Geſetze thun ſollten, auf dem Vortheil des Ganzen, und ohne Codex, ohne Tribunal, wacht die ganze Geſellſchaft über ihre Ausübung.

So hat uns ein Umweg wieder zu unſerm erſten Gegenſtand zurückgeführt; denn einer der wichtigſten und am ſchwerſten zu definirenden Punkte in den Geſetzen der Höflichkeit iſt der gute Ton. Er ſteht in Beziehung mit allem, was wir nur Leichtes und Veränderliches kennen, und über ihn raiſoniren, heißt gewiſſermaßen die Wichtigkeit der Frivolität beweiſen. Gleichviel! iſt es doch mit der Geſellſchaft wie mit der Natur, wo alles mit allem zuſammenhängt; das kleinſte Blatt, das der leiſeſte Wind auf dem Gipfel eines hohen Baumes bewegt, ſteht dennoch mit einem ſtarken Stamme und unerſchüttlichen Wurzel in Verbindung.

Die Civiliſation iſt eine Entwicklung der menſchlichen Natur. Sie hat verſchiedene Formen angenommen nach den verſchiedenen Klimaten, Neigungen der Völker, ihrer

politiſchen Lage, den Richtungen, die ihnen vor undenklichen Zeiten von ihren erſten Geſetzgebern ertheilt worden u. ſ. w. Die Höflichkeit, ein Ausfluß, und gleichſam die älteſte Tochter der Civiliſation, hat denn auch wie die Mutter ihre Formen verändert, und dieſe Veränderungen haben hinwiederum Einfluß auf das gehabt, was man übereingekommen iſt, den guten Ton zu nennen. Er verhält ſich zur Höflichkeit, wie dieſe zur Civiliſation. Der beſte Ton iſt immer derjenige, der am vollkommenſten mit allem übereinſtimmt, was die Geſellſchaft von ihren Mitgliedern, und dieſe, jedes einzeln genommen, von einander zu fordern ein Recht haben — das heißt: Beobachtung des Schicklichſten, Nachahmung deſſen, was am meiſten gefällt, Entwickelung derjenigen Eigenſchaften und Empfindungen, welche den meiſten Menſchen wohl thun, als da ſind, Hochachtung, Beſcheidenheit, Wohlwollen, Uneigennützigkeit, und vor allen Dingen die Bereitwilligkeit, andern mehr zu geben, als man von ihnen fordert. Endlich noch, eine gänzliche Unterwerfung unter die Gebräuche, eine vollkommene Kenntniß der Verhältniſſe, eine Wahl der gangbarſten Ausdrücke und gefälligſten Wendungen — das ſind die Grundzüge des guten Tons, der zugleich die Sprache der Höflichkeit und die Höflichkeit der Sprache iſt. Freilich nicht der, den die ganze Welt hat, aber gewiß der, von dem jeder wünſchte, daß der andere ihn hätte. Wer den Unterricht der Geſellſchaft ſo be-

nutzt hat, daß er es der größeren Zahl derselben recht macht, der hat den besten Ton.

So wie aber die Menschen überhaupt, durch ihre Vermehrung gezwungen, sich auf der Erde verbreitet und folglich verschiedene Sprachen angenommen haben, so hat auch jedes Land, jede Stadt, nach Maßgabe ihrer wachsenden Bevölkerung, ihre Einwohner nicht mehr in eine Gesellschaft vereinigen können, sondern Abtheilungen und Unterabtheilungen machen müssen. Da hat man denn nach Stand, Beschäftigung, Interesse, Alter und Geschmack sich zusammen gefunden. Gleich und gleich gesellt sich gern. Man klassirt, theilt und vereinzelt sich überall, und zuweilen entsteht im Ton zweier Coterien die nämliche Verschiedenheit, als in der Sprache zweier Länder, und eine große Stadt scheint oft mehrere Nationen zu beherbergen.

Zugleich strebt ewig die ganze Natur nach einer Art von Einheit, und aus Vermischung der Dinge entstehen neue Dinge, wie einst die Römer, nach einem schrecklichen Brande, aus mehrern verschmolzenen Metallen, das sogenannte Korinthische Erz zogen, welches sie höher als Gold schätzten. Das Nämliche kann man fast vom guten Tone sagen. Er ist keiner Abtheilung der Gesellschaft allein eigen, selbst nicht der am meisten begünstigten; aber er ist ihr auch nicht fremd. Durch die Klubbs, Ressourcen, Casinos und wie man sonst die Sammelplätze nennen will, wo Menschen aus den verschiedensten Klassen zusammen kommen, entsteht eine Art von Reibung aller Gattun-

gen von Geiſt und Erziehung, die alsdann einen neuen Geiſt und eine neue Erziehung hervorbringt, eine Art von Mittelton, der ſich dann beſſer zum Ganzen paßt, als der Ton jeder einzelnen Coterie gethan haben würde, ehe er auf dieſe Art modificirt wurde.

Dies eigentlich iſt es, was man übereingekommen iſt, guten Ton zu nennen, gleichviel in welcher Stadt er herrſcht, ſie heiße Paris, London oder Querfurt; der Name thut nichts dazu, die Sache bleibt die nämliche für die ganze phyſiſche und moraliſche Welt. Man kann durchaus nicht ſagen, daß der beſtmögliche Ton der Ton Frankreichs (am wenigſten jetzt) oder Italiens, Englands, Deutſchlands u. ſ. w. ſei, ſondern der, der jedem dieſer Länder am angemeſſenſten iſt. Eben ſo wenig können Magiſtratsperſonen oder Soldaten, Geiſtliche oder Gelehrte, Künſtler oder Schöngeiſter ihn angeben, ſondern der Ton, der allen dieſen Ständen ſich am leichteſten anſchmiegt, iſt der beſte. Die gute Geſellſchaft, in der er herrſchen ſoll, iſt gleichſam die Niederlage eines freien uneigennützigen Handels, an welchem jeder wohlerzogene Menſch Theil nimmt, und wo man nur einander gefallen, ſich höchſtens auszeichnen darf. Um wohl gelitten zu werden, braucht man nur keinem in der Geſellſchaft Anſtoß zu geben; um zu gefallen, bedarf es etwas mehr, noch mehr, um ſich auszuzeichnen, weil in dieſem Falle der Ehrgeiz den Wetteifer weckt, und weil die Wetteiferer noch weit ſchwerer zu gewinnen, als zu überwinden ſind.

Eine vorläufige Bedingung aller Gesellschaften ist aber: daß man *sich verstehe*. Jede Coterie hat, wie gesagt, ihre eigene Sprache, die außer den Grenzen derselben nicht verstanden wird. Diese muß man folglich meiden, denn wollte man nicht so reden, daß Alle es begreifen, so wäre das ein offenbarer Eingriff in die fingirte Gleichheit, und der Austausch von Gedanken oder Worten würde weder Freiheit noch Annehmlichkeit mehr haben. Alle *Kunstwörter*, wissenschaftliche, Schul- oder juristische Ausdrücke bleiben aus der guten Gesellschaft verbannt; man muß sie übersetzen oder umschreiben, sonst würde am Ende die Unterhaltung eine Art von Pickenick werden, zu welchem zwar Jeder seine Schüssel brächte, aber sie so setzte, daß keiner der Mitgäste sie erreichen könnte. Besser wäre es allein zu essen.

Jeder Schiffer suche den geradesten Weg zum Ziele. Auf offenem Meere ist dieses freilich unsichtbar, die Bahn ist nicht vorgezeichnet; aber man rechnet, schätzt, bemerkt, nimmt die Polhöhe, schifft muthig darauf los, und erreicht das Ziel glücklich. Eben so ist es mit der Gesellschaft. Sie hat, gleich dem Meere, ihre Stürme, Ströme, Klippen, Ebbe, Flut, Unbeständigkeit und Treulosigkeit.

Auf die Frage: gibt es ein Tribunal für den guten Ton? kann man Ja und *Nein* antworten; es hält seine Sitzungen *immer* und *nie*, es versammelt sich *überall* und *nirgends*, es besteht aus *Jedermann* und aus *Niemand*; es heißt *man*. Dies kurze Wort *man*

bezeichnet das Publikum, als ob alle seine Stimmen nur eine einzige ausmachten.

Unter den Verschreiern der Höflichkeit — denn sie hat deren — gibt es Leute, die da meinen, man müsse grob sein, um freimüthig zu scheinen. Aus Furcht, man möchte glauben, sie wären höfliche Betrüger, betrügen sie lieber recht plump. Die Höflichkeit täuscht freilich auch, aber sie gefällt und versteckt vor dem Menschen das in seinen Augen häßlichste Ungeheuer, den Menschen selbst, den Egoismus. Dieser ist der wahre Feind der Gesellschaft, die Oppositionspartei, die von jeher alles Gute durchkreuzt hat, und nie müde wird, das Bessere zu vernichten, welches der Mensch mit vereinten Kräften stiften könnte. Leider ist Alles Egoismus, selbst Leidenschaft und Vernunft. Auch die Redlichkeit sogar ist nur ein schüchterner und die Tugend ein bezähmter Egoismus. Höflichkeit kann ihn zwar weder schüchtern machen noch zähmen, aber sie verschleiert ihn doch, hält ihm eine Maske vor, ist die allgemeine Vermittlerin zwischen allen Gattungen von Stolz. Wohlwollen und Bescheidenheit werden freilich von ihr nur nachgeahmt; aber wenn sie Sprache und Züge lange von der Tugend entlehnt, besiegt sie doch auch zuweilen das Laster, so wie die Vergoldung vor dem Grünspan schützt. Durch sie allein unterscheidet man überall die Leute von gutem Ton, die sich immer mit Andern, selten mit sich beschäftigen, immer eine gewisse Superiorität in dem Andern anzuerkennen scheinen, und sich Empfindung, Ton

und Manier des Andern gleichsam aneignen. So ist die Höflichkeit gleichsam eine Uniform des Geistes und Körpers, welche die Natur Niemanden, die Gesellschaft aber einem Jeden gibt. — Der gute Ton ist ein Mittelton zwischen allen Tönen, wie die Schönheit eine Mittelform zwischen allen Formen. Die Vollkommenheit beider besteht darin, sich auf gleiche Weise von den Extremen zu entfernen. Die schönste Körperform z. B. ist in keinem Lande weder die fetteste noch die magerste, weder Wassersucht noch Schwindsucht. So ist auch der beste Ton weder zu familiär, noch zu ceremoniös. Auch liegt in beiden (Schönheit und bon ton) etwas Reelles und etwas Conventionelles. — Gebräuche, Manieren, Wendungen wechseln in jedem Lande, oft in jeder Stadt. — Die größte Schönheit ist diejenige Gestalt, welche mit dem Zwecke der Natur am besten übereinstimmt; aber im Detail können Meinungen und Geschmack der Völker immerhin verschieden sein, und der Chinese mag eine Deutsche häßlich finden. — So wenig es in der Musik Noten für falsche Töne gibt, eben so wenig kann man in der Gesellschaft alle die Fehler angeben, die sich gegen den guten Ton machen lassen. Man kann, wie überall, durch zu viel oder zu wenig sündigen, durch Unwissenheit wie durch Prätension. Die erstere wird aber nur einfach angerechnet, die letztere doppelt. Zu viel Eleganz ist meistens auffallender, als zu viel Einfachheit. Man verzeiht weit eher dem, der uns nicht erreicht, als dem, der besser sein will. Ein junger Mensch

muß alſo immer lieber anders zu ſein fürchten, als beſſer ſein wollen. — Nacheiferung iſt vortrefflich in allem, was Mühe, Arbeit, Anſtrengung heiſcht, aber, wie ſchon geſagt, die Unterhaltung will weder Mühe noch Anſtrengung; ſie iſt zum ausruhen; ſie iſt kein Krieg, kaum eine Wachparade. — Wehe dem Soldaten, der, um ſich auszuzeichnen, aus ſeinem Gliede treten wollte. — In der Geſellſchaft muß man ſich conveniren; um das zu erreichen, muß man ſchonen, vorzüglich die Eigenliebe, die das allerreizbarſte Ding an uns iſt, die ſich immer mit allem mißt, was ſie umgibt und dem nie verzeiht, den ſie größer findet. Die Vernunft mag immer predigen, jene bekennt nie, daß ſie Unrecht hat. Den niedrigſten Platz, den ſie allenfalls freiwillig einnimmt, iſt der Platz der Gleichheit. Alſo mein Herr, oder gnädige Frau, oder gnädiges Fräulein, Sie haben alle mögliche Vorzüge vor uns; belieben Sie aber dieſelben nicht ſchimmern zu laſſen, ſonſt — keine Geſellſchaft. Sie ſind reicher als wir? fort mit übermüthiger Pracht, ſonſt — keine Geſellſchaft. Sie ſind ſchöner als wir? beſpiegeln Sie ſich ja nicht alle Augenblicke, ſonſt — keine Geſellſchaft. Sie ſind gelehrter als wir? laſſen Sie uns ja nicht beſtändig unſere Unwiſſenheit fühlen, ſonſt — abermals keine Geſellſchaft. — Der Umgang mit der Welt muß frei ſein, ohne Koſten; man vertauſchte Nichtſe gegen Nichtſe; Grazie, Leichtſinn, Leichtigkeit, Hingebung ſind die erſten Verdienſte. Nichts darf vorbereitet ſein, die Gelegenheit liefert die Gegenſtände

der Unterhaltung, Laune diktirt die Geſetze. Man ſtreitet für und wider um eine Stecknadel; man fürchtet die Logik mehr als die Thorheit; man behandelt lieber tauſend Gegenſtände oberflächlich, als einen einzigen gründlich. Ein neues Geſetzbuch oder eine neue Mode, eine Reiſe um die Welt, oder ein Spaziergang im Thiergarten ſind da von gleicher Wichtigkeit. So iſt nun einmal die Welt, mit der man leben, ſich unterhalten, der man behagen muß. Sei wer du willſt, ſtehe ſo hoch du willſt, dazu mußt du hinunter, ſonſt verbannt man dich. Ein vollkommener Menſch würde ſich nicht einmal in die Geſellſchaft paſſen, denn auch die Vollkommenheit mißfällt, wenn ſie nicht an ihrer Stelle iſt; eben ſo, als ein großer Monſieur von ſiebzehn Jahren unter einem Haufen ſpielender Kinder mißfallen würde, wenn er ſeine Schulweisheit auskramen wollte; oder ein tiefgelehrter Pedant unter jungen Damen, die über neue Mode ſchwatzen. Es würde ihnen vorkommen, als wenn Milo von Kroton mit einer Keule bei einer Plumpſack-Partie aufträte.

Auf einem ſteinigen Wege, unfern der kleinen und armen Stadt Gondrecourt, brach einſt ein Wagen. Man muß ihn ausbeſſern, der Arbeiter ſind wenige, es wird lange dauern. Keine Zuflucht für die lange Weile, die wenigen Honoratioren des Orts ſind auf dem Lande. Der Reiſende erblickt von weitem ein artig gelegenes freundliches Haus mit einem beſcheidenen Glockenthürmchen. Es war ein kleines Kapuzinerkloſter. Er geht hin und klingelt.

Man öffnet, man erblickt einen ziemlich magern, kränklich aussehenden Menschen, der aber ganz ordentlich gekleidet ist, und sehr höflich um Gastfreiheit bittet. Die Kapuziner haben wenig, aber sie geben, was sie haben. Nach den ersten gewöhnlichen Komplimenten wird von diesem und jenem gesprochen; der Reisende hört viel zu und spricht wenig mit. Man fängt an ihn zu fragen, man findet seine Antworten vernünftig. Die Hora läutet. — Sagt der Herr auch sein Angelus her? — »Meine ehrwürdigen Väter, ich wollte Sie so eben darum bitten.« — Darauf folgt das Mittagsessen, sehr mäßig, aber doch etwas besser als gewöhnlich, und lauter sehr gesunde Speisen, weil der Gast schwächlich schien. Während des Essens spricht man von Theologie (das ist die Philosophie der Kapuziner). Der Fremde weiß davon fast so viel, als die Väter selbst, und ist immer ihrer Meinung. Man spricht von den verschiedenen Kapuzinerklöstern in Frankreich, Deutschland, Italien, welche für diese wackern Leute die eigentlichen Hauptstädte der Welt sind. Der Fremde ist in diesem Theile der Geographie weit erfahrner, als man erwartet hatte. Man erzählt einige Züge von der Demuth des heil. Franz von Assisi, der Fremde bewundert sie, und erzählt einige andere, welche den Vätern selbst unbekannt waren. Nun fängt man an, sich für den honneten Fremden zu passioniren. Ein so bescheidener Mann, bei einer so trefflichen Erziehung! ein Mensch, mit dem man von allem reden kann, und der gewiß gute Studien hat! denn er hat sogar

ein paarmal lateiniſche Citationen verſtanden, faſt ſo gut als der Pater Guardian. Ein Menſch, der alles zu wiſſen ſcheint, was den Orden intereſſirt u. ſ. w. Es geht ſo weit, daß man ihn in den Orden aufzunehmen wünſcht, und ihn einſt die größten Würden hoffen läßt. Der Fremde iſt entzückt von der Ehre — er will ſich beſinnen — glaubt ſich unwürdig — ſchlägt es aber nicht ab, ſchiebt nur auf. Endlich iſt der Wagen fertig. Man trennt ſich mit wahrhaften Zeichen von Hochachtung und Ergebenheit. Nun rathe man, wer der Mann war, der die Herzen der Kapuziner ſo ſchön zu gewinnen wußte! — Es war Voltaire! — Leider wird dies Beiſpiel lange das einzige in ſeiner Art bleiben. In Frankreich beſonders gibt es weder Voltaire's noch Kapuziner mehr, und ſollte jemals eine dieſer Gattungen zurückkehren, ſo möchten es wohl ſchwerlich die Voltaire's ſein.

Paragon.

Dieſen Titel führt eine uralte Sammlung von Erzählungen im Geſchmack des Boccaz, von verſchiedenen Verfaſſern, Italienern und Franzoſen. Die Edition von 1531 liegt vor mir. Als Anhang ſind die ſogenannten Scherzreden Petrarca's gedruckt, welche faſt nichts als langweilige Moralen und Plattheiten enthalten. Auch Homer ſchlief

zuweilen, und unſere neuern großen Dichter laſſen oft genug Dinge in die Welt laufen, von welchen ſie einſt froh ſein werden, wenn man ſie vergißt, wie Petrarca's Scherzreden.

Den gänzlichen Beſchluß jenes Parangon macht ein ſeltſames Werklein, aus Verſen und Proſa zuſammen gewürfelt, und genannt die Ehrenquelle. In ſechsundzwanzig Kapiteln werden die verſchiedenen Stücke des Damenputzes abgehandelt, deren ſich im ſechzehnten Jahrhunderte die vornehmen Frauen bedienten; und als Beitrag zur Geſchichte der damaligen Modetoilette hat das Büchlein allerdings einigen Werth.

Das erſte Kapitel enthält einen gereimten Lobſpruch der Pantoffeln, welche damals von den Damen im Hauſe getragen wurden. Sie ſollen das Symbol der Demuth ſein, welche Tugend gleich darauf in Proſa empfohlen wird. Wie ſich doch die Zeiten ändern! Heut zu Tage hat der weibliche Pantoffel eine ganz andere Bedeutung.

Das zweite Kapitel handelt von den Schuhen, welche außer dem Hauſe getragen werden und den Fleiß andeuten. Strümpfe und Caleçons, im dritten Kapitel, ſind das Sinnbild der Beharrlichkeit. Man erfährt bei dieſer Gelegenheit, daß jene weiblichen Kleidungsſtücke damals von Tuch getragen wurden; man erfährt aber nicht, worin ſie der Beharrlichkeit zu vergleichen ſind. Auch die Strumpfbänder, der Gegenſtand des vierten

Kapitels, waren gleichergeſtalt von Tuch und bedeuten — ſerme propos. (Ich getraue mir nicht, dieſes Wort richtig zu überſetzen.) Die Hemden (im fünften Kapitel) von feiner Leinwand, das Symbol der Anſtändigkeit. 6. Das Korſet. Prinzeſſinnen uud vornehme Damen trugen es damals gemeiniglich von weißem Damaſt. 7. Das Magenſtück. Ich bin nicht erfahren genug in dem Putze damaliger Zeiten, um dieſen Theil desſelben erklären zu können. 8. Das Schnürband. 9. Der Gürtel. Er war von Gold, und bezeichnete den Wuchs der Damen. 10. Das Etui für Stecknadeln. 11. Die Geldtaſche für die Armen. Dieſe iſt ſchon längſt aus der Mode gekommen, auch ehe man noch anfing, gar keine Taſchen zu tragen. 12. Das Meſſer, welches die Damen in einer Scheide am Gürtel trugen. 13. Die Schnürbruſt. 14. Das diamantene Halsband. 15. Das Prachtkleid. Es beſtand aus Goldſtoff mit Purpurſtreifen, und wurde von Cypern oder Venedig gebracht. Man fütterte es mit Hermelin und à la grantgorce, ein Wort, deſſen Erklärung ich abermals ſchuldig bleiben muß. 16. Eine andere Gattung von emaillirten Gürteln. 17. Die Handſchuh. 18. Der Kamm. 19. Das weißſeidene Band, welches die Haare knüpft. 20. Der Roſenkranz von Gold und Elfenbein. 21. Die Haube. 22. Schläfebänder (tempettes) eine Art von niedlichen Binden, mit welchen die Damen, Gott weiß wie, ihre Schläfe oerzierten. 23. Verſchiedene Kopfzeuge. 24. Zierathen auf dem Hute

zu tragen (affiquets). 25. Das Armband. Die Damen ließen ihre Wapen und Deviſen darauf graben. Das ſechsundzwanzigſte Kapitel endlich enthält das wichtigſte Stück, ohne welches alles Uebrige die Hälfte ſeines Werthes verlieren würde: — den Spiegel. Nach dieſem Verzeichniß wird man nunmehr im Stande ſein, ſich eine Schönheit der Vorwelt lebhaft vorzuſtellen. Das Ganze iſt, wie geſagt, nicht allein mit moraliſchen, oft ſehr drolligen Symbolen, ſondern auch mit mehreren recht artigen Anekdoten durchſpickt. Ich hebe eine derſelben aus, die ſich im Artikel vom Schnürband befindet.

In Burgund lebte einſt ein Herr von Barambon, ein liebenswürdiger Edelmann, der eine Tochter des Grafen von Villars-Ceſſai, ein eben ſo ſchönes als tugendhaftes Fräulein, geheirathet hatte. Dennoch blieb der junge und feurige Gatte ihr nicht getreu, ſondern verliebte ſich in ein hübſches Bauermädchen, Namens la Ramee, und verführte ſie. Manche Tage und Nächte brachte er in ihrer Hütte zu, beſchenkte zuweilen auch ſie und ihre Eltern, hütete ſich aber wohl, das kleine Bauerhaus beſſer als vorher zu möbliren, damit das kein Aufſehen im Dorfe erregen möchte. Dennoch gab es, wie gewöhnlich, dienſtfertige Ohrenbläſer, welche die ſanfte Frau von Barambon von Allem unterrichteten. Die Entdeckung ſchmerzte ſie tief; aber ſie ſchwieg.

Eines Tages, als ihr Gemahl eben verreiſt war, ging ſie ſpaziren, und ſtellte ſich, als ob ein Ungefähr ſie an der Hütte ihrer Nebenbuhlerin vorüber führe. Ein kleiner Regen

diente ihr zum Vorwande, hinein zu treten. Die scheinbare Armuth der Bewohner schien sie zu überraschen. Mitleidig fand sie das Bett der Mutter wie der Tochter zu hart, die Laken zu grob, die Bänke und Tische zu schmutzig, die irdenen und hölzernen Gefäße zu gemein. »Ich weiß,« sagte sie, »daß ihr zuweilen Besuche von Leuten erhaltet, die nicht eures Standes sind; daher ziemt es sich nicht, daß ihr so schlechtes Hausgeräthe habt. Ich werde für besseres sorgen.« Sie hielt Wort, und gleich am folgenden Tage ward die niedere Bauerhütte, nicht kostbar, auch nicht einmal elegant, aber reinlich und bequem möblirt. Die guten Leute, die den Grund ihres Benehmens nicht ahneten, segneten ihre wohlthätige Edelfrau.

Als aber nun Barambon zurückkehrte, als er zum ersten Mal wieder die Wohnung der Dirne betrat — ach! da erkannte er schnell die zarte Güte seiner Gattin, floh aus der Bauerhütte, als habe er ein Gespenst erblickt, warf sich mit nassen Augen der sanften beleidigten Frau zu Füßen, fühlte sich liebreich von ihr aufgehoben, umarmte sie entzückt, und wurde nie wieder seiner Pflicht ungetreu.

Wie mancher verirrte Ehemann würde das verlorne Glück des Tugendpfades wiederfinden, wenn es viele Weiber gäbe wie Frau von Barambon!

Fragmente aus dem Tagebuche des letzten Königs von Polen, Stanislaus Augustus,

vom 2. März 1777 bis zum 12. Februar 1798 (seinem Todestage).

Vorbericht des Herausgebers.

Diese in vieler Hinsicht merkwürdige Reliquie des letzten Königs der Polen ist mir von einem großen Staatsmanne, der selbst lange und täglich um Stanislaus gewesen, zur discreten Benutzung gütigst mitgetheilt worden. Das Original ist französisch geschrieben; da es aber hier blos auf den Inhalt und nicht auf den Stil ankam, so habe ich geglaubt, eine treue Uebersetzung vorziehen zu müssen. Sowohl während der Reise des Königs nach Petersburg, als auch während seines Aufenthaltes in jener Residenz und in Moskau, pflegte er Bülletins zu diktiren, die er an seine Freunde nach Warschau sandte. Da er aber dem Geheimniß der Posten in Rußland nicht recht trauen mochte, so enthielten diese Bülletins nichts, was ihm kompromittiren konnte; jedoch ließ er am Schluß eines jeden gewöhnlich einen weißen Raum übrig, und auf diesen schrieb er mit sympathetischer Tinte, was man auf der Post nicht lesen sollte. Bekanntlich ist die beste sympathetische Tinte reiner Citronensaft, der auf dem Papier nicht eher sichtbar wird, als bis man dasselbe über ein Kohlenfeuer hält; dann bekommt die Schrift eine gelblich rothe Farbe, die

nämliche, welche auch in des Königs Tagebuch die erwähnten Zusätze haben. Daß von diesen Zusätzen für jetzt nur noch wenig für das große Publikum geeignet ist, versteht sich von selbst. Wenn indessen die hier mitgetheilten Bülletins auch gerade nicht für den Geschichtschreiber brauchbar sein möchten, so haben sie doch gewiß für den Staatsmann und den Menschenkenner ein hohes Interesse. Die Art, wie Kaiser Paul den König aufnahm, die Art, wie der König sein Schicksal trug, und die Dinge, in welchen er Trost fand, seine Bemerkungen über Petersburg, Moskau u. s. w. werden immer Jedem merkwürdig bleiben, der von jener Epoche, nahe oder fern, ein theilnehmender Zuschauer war.

Mietau, den 2. März 1797.

Erst vorgestern um eilf Uhr Abends ist der König hier angekommen; denn tausend Hindernisse hatten sich vereinigt, seine Ankunft zu verzögern und seine Reise so unangenehm als möglich zu machen. Niemand war darüber betroffener, als der General Graf Besborodko, der geglaubt hatte, sich auf die Anstalten des Generals Tormasoff und seiner Untergebenen verlassen zu können; aber Tormasoff war gerade einige Tage vorher aus seinem Gouvernement versetzt worden, woher es kam, daß die nöthigen Anstalten unglaublich vernachläßigt waren. Die Zahl der Meilen fand sich ganz falsch bezeichnet; folglich konnte auch die Berechnung der zur Reise nöthigen Stunden nicht zutreffen. Man

wußte nicht einmal den Weg, und als der König Wilna verließ, machte man einen Umweg von vier Meilen, und zwar, als geschähe es mit Fleiß, auf den abscheulichsten Wegen, da doch die gewöhnliche, jedermann bekannte Landstraße sehr gut und vier Meilen näher war. Mehrere dergleichen Zufälle haben sich gehäuft! Thauwetter, mit schnellem Frost wechselnd, verdarb die Wege schrecklich, und es brachen viele Wagen. — Die erzwungene Langsamkeit der Reise verstattete dem Könige, auf seinem Wege das Karthäuserkloster von Porayscie zu besuchen: ein bewunderungswürdiges Denkmahl der Reichthümer des Kanzlers Pac, und des Gebrauchs, den er davon machte. Das einzige Gemälde jedoch, welches dem König merkwürdig schien, ist (wie ihm schon der Kanzler Chreptowicz gesagt hatte) die Zusammenkunft der Jungfrau Maria mit der Mutter des heiligen Johannes. Aber der König erinnert sich, vor zweiundvierzig Jahren in den Gängen dieses nämlichen Klosters noch andere Gemälde gesehen zu haben. Unglücklicher Weise lebte von den damaligen Mönchen keiner mehr, und der König hat also nicht erfahren können, wo diese Gemälde hingekommen sind. Auch eine andere Merkwürdigkeit dieses Orts ist verschwunden; die Leichen nämlich des Stifters Pac und seiner Gemahlin waren vor zweiundvierzig Jahren ganz unverwest, sind aber nun seit drei Jahren in Fäulniß übergegangen. Dagegen verkündigt eine pomphafte schlecht stilisirte Inschrift den Neugierigen, daß die Gemahlin des Kanzlers, aus dem Hause Mailly, mit den Beherr-

ſchern von Savoyen, mit den Bourbons und mit ein paar griechiſchen Kaiſern verwandt geweſen ſei. — Mietau iſt, ſeitdem der König es nicht geſehen, ſehr vergrößert und verſchönert worden. — Um die bizarren Begebenheiten unſerer Tage noch zu vermehren, iſt der alte Stackelberg, vormals Ambaſſadeur in Polen, vom Kaiſer ernannt worden, Kammerherrndienſte bei dem König in Petersburg zu verrichten. Königfels, vormals ſein Geſandtſchafts Sekretär, welcher hier iſt, meint, durch dieſe Ernennung habe der Kaiſer Stackelberg, mit dem er unzufrieden iſt, demüthigen wollen u. ſ. w.

Narva, den 8. März.

Herr von Tiefenhauſen, Gouverneur von Narva, hat den König mit ausgezeichneter Höflichkeit empfangen. Ueberhaupt iſt es unmöglich, einen fremden Reiſenden mit mehr Aufmerkſamkeit zu behandeln, als der ganze liefländiſche Adel gethan hat. Es war in ſeinem Benehmen ſogar eine gewiſſe Herzlichkeit, die den König ungemein rührte.

Petersburg, den 14. März.

Am neunten kam der König nach Ropſcha, einem Luſtſchloſſe, fünf und dreißig Werſte von hier, wo Peter III. geſtorben iſt. Der Hof ſchenkte einſt dieſes Schloß dem Fürſten Orloff, der es an einen ſehr reichen in Ispahan gebornen Armenier Laſaroff verkaufte. Dieſer Mann iſt der nämliche, welcher den großen Diamant verhandelte, der jetzt die Spitze des kaiſerlichen Scepters ziert. Er hat Ropſcha mit großen Koſten und mit Geſchmack verſchönert.

Den König erwartete hier ein sehr glänzendes Souper, und der Hofmarschall Wielohurski, mit fünf Hof-Kavalieren, die ihn, sämmtlich in Gallakleidern, im Namen der verschiedenen Zweige des kaiserlichen Hauses bewillkommten. (Man bemerke, daß der König auf die Gallakleider wenigen Werth zu legen schien.) Der Kaiser hat, um der Ankunft des Königs willen, die Trauer auf drei Tage suspendirt. — Am andern Morgen nahm der König den Prinzen Stanislaus, der sich auch eingefunden hatte, zu sich in den Wagen, und beide fuhren zu dem Landhause der Gräfin Skawronska, zwei Werste von Petersburg. Dort fand er den Vicekanzler, Fürsten Kurakin, mit großem Gefolge und der Hof-Equipage. Der König stieg in den Staatswagen und saß allein im Fond, Fürst Kurakin und Prinz Stanislaus ihm gegenüber; die kaiserlichen Pagen hängten sich in den Schlag; der Stallmeister, Fürst Galitzin, ritt neben dem Wagen. Ein Detaschement von der Chevalier-Garde und ein anderes von Husaren führten den Zug an und beschlossen ihn. Eine große Menge Volks begleitete den Wagen bis vor den Marmor-Palast, in dessen Zimmern der König den Kaiser fand, der ihn herzlich umarmte, sich fast eine Stunde in einem Nebenzimmer mit ihm unterhielt, und dann in seine Residenz zurückkehrte. Auch die Großfürsten Alexander und Konstantin waren gegenwärtig. — Es würde ein Buch füllen, wenn man die Pracht des Marmor-Palastes beschreiben wollte. Tages darauf speiste der König bei dem Kaiser, welcher ihn zwi-

ſchen ſich (zur Rechten) und die Kaiſerin ſetzte. Die Letztere, ſammt den jungen Großfürſtinnen, ſtellen in der That eine Gruppe von Schönheiten dar. Beide Großfürſten ſind Muſter der Höflichkeit und des Zuvorkommens. Aber nichts übertrifft die Art, mit welcher der Kaiſer die Güte ſeines Herzens an den Tag legt, und die feine Aufmerkſamkeit, durch welche er ſo unwiderſtehlich zu feſſeln weiß. Die innigſte Freundſchaft hat ſeine Geſpräche mit dem Könige beſeelt. —

Der Marmorpalaſt hat viele Millionen gekoſtet, iſt aber doch ſo ſchlecht eingerichtet, daß des Königs Gefolge nicht allein eng, ſondern auch unbequem wohnt. Man ſagt, daß, als der Großfürſt Konſtantin daſelbſt eine Vermählung feierte, einige ſeiner Leute Stühle und Tiſche, ja ſelbſt Schlöſſer von den Thüren mitgenommen haben. Es muß alles neu gekauft werden. — Stackelberg iſt doch nicht zum dienſtthuenden Kammerherrn bei dem König ernannt; aber er ſteht ſo übel bei Hofe, daß er beſchloſſen hat, ſich auf ſeine Güter zurückzuziehen.

Den 17. März.

Der König hat vorgeſtern die Eremitage beſehen, welche einen Theil des kaiſerlichen Schloſſes ausmacht, und welche man an andern Orten Gemälde-Gallerie, Muſeum, Kabinet von Merkwürdigkeiten u. ſ. w. nennen würde. Auch die Gallerie der Arabesken des Vatikan, nach Raphael kopirt, gehört dazu. Das Ganze iſt ſo weitſchichtig, daß der König, ohne ſich aufzu-

halten, es kaum in zwei Stunden durchwanderte, um es dies erſte Mal nur flüchtig zu überſehen. Das letzte war heute ein Modell von Voltaire's Schloß zu Ferney, ſammt ſeiner Bibliothek, welche vorzüglich intereſſant wird durch die Noten von ſeiner eigenen Hand, die er zu vielen Büchern geſchrieben, und die zum Theil ſeine Meinungen über die wichtigſten Gegenſtände der Religion, Moral und Politik enthalten. — Auch Gemälde in Miniatur und in Oel findet man hier von dem Pinſel der Kaiſerin ſelbſt, die jedem Künſtler Ehre machen würden. Beſonders zeichnet ſich eine Kopie nach Grenze aus, die ſo vollkommen iſt, daß man ſie kaum für eine Kopie halten ſollte. Das iſt kein Kompliment, ſondern die reine Wahrheit. Ferner hat der König Arbeiten in Elfenbein und geſchnittene Steine von der Kaiſerin geſehen, deren Menge und Werth in Erſtaunen ſetzen. — Heute beſah der König den tauriſchen Palaſt, der eine erſtaunenswürdige Menge von Zimmern in ſich faßt. In dem Saale, in welchem Fürſt Potemkin der verſtorbenen Kaiſerin das letzte Feſt gab, hat Kaiſer Paul ein ganzes Bataillon exerziren laſſen. Hier hängen die Original-Gemälde der Siege der ruſſiſchen Flotte im mittelländiſchen Meere und der Einnahmen von Oczakow und Ismail. Katharine II. liebte in den letzten Jahren ihres Lebens dieſen Palaſt ſehr, weil ſie ihre Wohnung im Rez de chaussée hatte, und ohne Treppen zu ſteigen, in den daranſtoßenden Garten gehen konnte. Man ließ den König bemerken, daß ſie eigenhändig auf eine Thürbeklei-

dung das Datum geschrieben hatte, wo sie zum letzten Mal vor ihrem Tode hiehergekommen war.

Moskau, den 5. April.

In zehnthalb Tagen hat der König die Reise hieher *) gemacht, und ist folglich zwei Tage später angekommen, als er gerechnet hatte, weil fünfzehn Wagen, und manche zweimal unterweges brachen, die Wege entsetzlich verdorben waren, das Wetter sich alle Augenblicke änderte, und seit drei Wochen eine zahllose Menge von Wagen die Straße gleichsam gepflügt hatte. — In dem Palaste, der dem Könige zur Wohnung angewiesen worden, haben es die Bedienten des letzten Gouverneurs eben so arg gemacht, als das oben erwähnte Völkchen im Marmor-Palaste. Ueberall in den Zimmern der Suite des Königs sind Tische, Stühle und die Schlösser von den Thüren entwendet. Pferde und Equipage haben nur zum Theil Platz gefunden.

Moskau, den 10. April.

Am siebenten besah der König das Haus des Ministers Grafen Besborodko, welches der Kaiser bewohnen wird. — In ganz Europa existirt wohl kein Haus, wo mehr Pracht und Geschmack vereinigt war. Besonders zeichnen sich die Broncen, die Tapeten und die Stühle aus; die letzteren sind eben so bequem, als reich verziert. Man schätzt diesen Palast auf siebenmalhunderttausend Rubel. Graf Besborodko, der sich selbst eingefunden hatte, um

*) Zur Krönung Paul I.

dem Könige die Honneurs zu machen, ſagte, er ſei in neun Jahren erbaut. Sein Haus in Petersburg enthält mehr koſtbare Gemälde, ſonſt aber kommt es dieſem bei weitem nicht gleich. Perſonen, welche St. Cloud in dem Augenblicke geſehen haben, als die Königin von Frankreich es vollendet hatte, verſichern, daß die Verzierungen des Besborodko'ſchen Palaſtes noch weit reicher und geſchmackvoller ſind. Das vergoldete Schnitzwerk und die koſtbaren Stühle ſind größtentheils in Wien verfertigt, die ſchönſten Broncen ſind von franzöſiſchen Emigrirten gekauft. Im Speiſeſaal iſt ein Parade-Buffet, deſſen Stufen mit mehr als zweihundert trefflich gearbeiteten Gefäßen von Gold, Silber, Elfenbein, Korallen u. ſ. w. beſetzt ſind. Die koſtbaren Hautelisſen hat theils das Ausland, theils Rußland ſelbſt geliefert. Auch chineſiſche Möbeln finden ſich hier im Ueberfluß.

Moskau, den 1. Mai.

Der König hat die Abweſenheit des Hofes benutzt, um die Merkwürdigkeiten des Kremlin zu beſchauen. Hier trifft man die Reliquien von der Pracht der alten Zaaren und Patriarchen an. Unter den Gewändern, mit Perlen reich geſtickt, finden ſich welche, die gerade ſo viel wiegen, als die Rüſtung der heutigen Chevalier-Garden, d. h. ſechzig Pfund. Man zeigte dem König auch ein ſpiralförmig aufgerolltes Pergament, welches eine Art von Geſetztafel des Zaars Alexei Michailowitſch, Vaters Peter des Großen, enthält, und auf Befehl der Kaiſerin Katharina

in einer goldenen Büchse verwahrt wurde. Dieselbe Monarchin hat die Kathedralkirche von Moskau mit Priesterschmuck und heiligen Gefäßen von Gold mit Brillanten besetzt beschenkt, an welchen die Emailmalerei und die künstlerische Arbeit alles übertreffen, was je in dieser Art aus Frankreich kam. Das Grab von Silber, welches sie für einen kürzlich kanonisirten Heiligen hat verfertigen lassen, das Gemälde dieses Heiligen und die umgebenden Zierathen tragen das Gepräge eines ganz andern Geschmacks, als der war, der unter den griechischen Kaisern herrschte. Der König hat auch die Krone Wladimir's des Großen besehen, der einst zu Kiew die russische Monarchie gründete. Die ältesten Gewänder sind mit kleinen Glocken garnirt, was an Aaron's Kleidung erinnert. — Unter dem Geräthe der alten Zaare befinden sich auch lange silberne Ketten, mit welchen, an Ceremonientagen, die Pferde angespannt wurden. — Einen der größten Säle des Kremlin füllt das Modell eines Palastes (von einem russischen Architekten Namens Basmoff), der den ganzen Raum dieser Art von Festung Kremlin genannt, einnehmen und in seinen verschiedenen Höfen auch alle die Kirchen fassen sollte, die jetzt dort befindlich sind; denn nach den Gesetzen der russischen Kirche darf kein dem Höchsten einmal geweihter Tempel jemals wieder eingehen. Die Krönung geschah in der größten dieser Kirchen, wo man, unter andern aus Konstantinopel gebrachten Reliquien, auch einen von den Nägeln zeigt, mit welchen Christus gekreuzigt wurde. — Unweit von dieser

Kirche sind die Gräber der alten Zaare mit reichen Stoffen bedeckt. Das Grab von Iwan Wasilewitsch, zubenamt Grosny (der Strenge), ist mit schwarzem Sammt verhüllt, zur Erinnerung, daß er in seiner letzten Krankheit die Mönchskutte angezogen hat. — Der König bestieg den Thurm, Iwan Weliki (Johann der Große) genannt, von dessen Spitze man das ganze ungeheure Moskau übersehen kann. Dort hängt eine Glocke, auf Befehl der Kaiserin Elisabeth gegossen, deren Durchmesser neun polnische Ellen hat. Man bedient sich ihrer noch, und sie ist weit kleiner, als die, welche einst die Kaiserin Anna gießen ließ, die aber herabfiel, und durch ihren Fall so tief in die Erde schlug, daß man, um sie den Neugierigen zu zeigen, rings umher hat aufgraben müssen. Aus dem Stücke, welches durch den Fall abgeschlagen worden, kann man die Dicke des Metalls wahrnehmen, welche über eine halbe Elle beträgt. Der Durchmesser ist fast zwölf Ellen und die Höhe fünfzehn. Sie muß, nach einem mäßigen Anschlage, wenigstens hunderttausend Rubel gekostet haben. Nicht weit von dieser begrabenen Glocke ist eine Batterie von sieben ungeheuren Kanonen, die auf den Fluß gerichtet sind, aber schon lange nicht mehr gebraucht werden, um die nahe stehenden Gebäude nicht zu erschüttern. Das Kaliber der größten dieser Kanonen, die ein Denkmahl von Iwan Wasilewitsch sein soll, würde eine Kugel von 150 Pfund schießen. — Im Waffensaale verwahrt man unter andern zwei Degen von Peter dem Großen, deren Länge und Gewicht seiner

Größe und Stärke angemessen sind. Eben so ein paar steife Stiefeln, deren er sich bedient hat. Daneben erblickt man Degen und Stiefeln seines Enkels, Peter II., der im fünfzehnten Jahre starb, und die daher freilich sehr gegen die des Großvaters abstechen. An der Kleidung, nach damaligem französischen Geschmack, bemerkt man, daß der Alexander-Ordensstern auf der Weste, und nur der Andreas-Ordensstern auf dem Kleide befestigt ist. — Unter den zahllosen Gefäßen und Möbeln der alten Zaare zeichnet sich eine Uhr aus, deren sich der Enkel des Iwan Wasilewitsch bedient haben soll, und noch eine andere, auf welcher ein Hahn steht, der eben so schön krähet, als der Hahn von vergoldeter Bronze im tauriſchen Palaſte zu Petersburg, der noch als eine Merkwürdigkeit aus den Zeiten der Regierung Katharinens der Zweiten betrachtet wird.

Am 6. Mai.

Heute besuchte der König zu Pferde einen Berg, den man Worobjewa Gora (Sperlingsberg) nennt, und der einige Werste von Moskau liegt. Hier ist der schönste Punkt, um diese große Residenz zu überschauen. Die Kaiserin Katharine ließ einen hölzernen Palast (der in Moskau erbaut worden war, um bei Gelegenheit des ersten Friedens mit den Türken Feste darin zu geben), auf die Spitze dieses Berges transportiren; aber seit dreiundzwanzig Jahren fällt er in Ruinen. Schade um den reizenden Aufenthalt! denn der Berg ist so sanft abhängig, die Lage

so schön, und an einer Seite noch durch ein ausdrücklich gepflanztes Wäldchen verschönert.

Am 7. Mai.

Heute gab der König ein großes Diner. Zahnschmerzen hielten den Großfürsten Alexander ab, sich einzustellen, und auch seine Gemahlin blieb zurück, um ihm Gesellschaft zu leisten. Der Kaiser und die übrige kaiserliche Familie fanden sich nach zwei Uhr ein. Der Prinz Stanislaus und Herr und Frau von Mniszech empfingen die Gäste am Kutschenschlage, der König oben an der Treppe. Als servirt war, glaubte der König, daß die kaiserl. Majestäten allein vorausgehen würden; aber der Kaiser wollte, daß die Kaiserin dem Könige den Arm reichen sollte, und schien vorauszusetzen, daß der König sich zwischen Beide setzen werde, wie jedesmal geschah, so oft der König bei Hofe speiste. Aber sobald die kaiserliche Familie mit dem Rücken gegen die Fenster (um nicht vom Licht inkommodirt zu werden) Platz genommen, setzte sich der König gerade gegenüber, und legte Ihren Majestäten Suppe vor, weil man bemerkt hatte, daß bei Hofe immer eine Suppen-Terrine vor dem Kaiser, und eine andere vor der Kaiserin stand, aus welchen sie sich selbst bedienten. Die Teller wurden durch die Kammerherren Trembocki und Wolski überreicht. Ihre Majestäten wollten aber nicht, daß sie ihnen auch die folgenden Speisen bringen sollten, sondern bestanden darauf, daß sie auch zum Essen gehen mußten. Des Königs Haushofmeister überlieferten also die Schüsseln den kaiserlichen

Pagen u. ſ. w. *). Um die Mitte der Mahlzeit tranken der Kaiſer und die Kaiſerin auf des Königs Geſundheit, welches dieſer einige Zeit nachher erwiederte. Der Kaiſer hatte die verbindliche Aufmerkſamkeit für Tremo (vermuthlich den Leibkoch), dem Könige zu ſagen, man ſehe wohl, daß die Küche ſeit Wiſzniowiec ſich nicht verſchlimmert habe. Der Oberſtallmeiſter Nariſchkin ging ſelbſt, Tremo als einen alten Freund zu beſuchen. — Die Tafel beſtand aus ſechsunddreißig Couverts. Von Damen waren gegenwärtig Frau von Liewen und Frau von Renne, Oberhofmeiſterinnen der Großfürſtinnen, Fräulein Nelidoff, erſte Hofdame, die Fürſtinnen Radzivil, Repnin und Wolkonska; von Herren der Fürſt Besborodko, der Vice-Kanzler Fürſt Kurakin, die Feldmarſchälle Repnin, Soltikoff und Muſin-Puſchkin u. a. m. Roſtopſchin war krank und hatte ſich entſchuldigen laſſen. Nach der Tafel unterhielt ſich der Kaiſer noch eine Zeit lang ſehr freundſchaftlich mit dem Könige, und lud ihn auf den folgenden Tag zum Eſſen. — (Hinzugefügt mit ſympathetiſcher Tinte) — Ich will nicht, daß der Inhalt meiner Bülletins in der Warſchauer Zeitung abgedruckt werde; denn bei der Stimmung, welche ich hier bemerke, muß ich wünſchen, daß ſo

*) Dieſe Beſchreibung aus dem Munde eines Königs iſt freilich etwas kleinlich, und gibt Stoff zu allerlei Betrachtungen, weshalb man auch geglaubt hat, ſie, ſo wie manches Aehnliche, nicht weglaſſen zu dürfen.

wenig als möglich in jener Zeitung von mir die Rede sei. Man behandelt mich persönlich außerordentlich gut; aber man wiederholt mir oft, daß man es nicht gern sehen würde, wenn ich für Andere spräche. Unsere Landsleute, die von den Merkmalen der Freundschaft hören, welche der Kaiser mir gibt, überhäufen mich mit Briefen und Bitten, die ich, so schmerzhaft es mir auch ist, nicht erfüllen kann.

Am 1. Junius.

Der König begab sich mit seinem Gefolge um sieben Uhr Abends nach Ostaukina, einem Landhause des Oberhofmarschalls Grafen Scheremetoff, drei Werste von Moskau, wohin er eingeladen war, und fand mehr als zweihundert Gäste vom ersten Range versammelt. Das Haus bestand im abgewichenen Monat November nur aus einem rez de chaussée. Seitdem, bis zu dem Besuche des Kaisers, der vor acht Tagen Statt hatte, ist während des Winters die ganze belle étage darauf gebaut worden, alles von Holz, aber so maskirt und dekorirt, daß man es nie rathen würde. Unter einigen hundert Arbeitern und Künstlern, die alles dies trefflich vollendet haben, waren nicht mehr als vier oder fünf Fremde, alle übrige nicht nur Russen, sondern fast alle sogar Leibeigene des Grafen. — Nachdem der König die Zimmer, die Façade und den Garten in Augenschein genommen, führte man ihn in's Theater, wo die Mariages Samnites (Musik von Gretry) in russischer Sprache von mehr als dreihundert Leibeigenen des Grafen aufgeführt wurden. Deklamation und Mienenspiel war von

den Franzoſen entlehnt; das ſehr richtige Koſtüm äußerſt reich, beſonders das der Schauſpielerinnen, die mit den echten Diamanten des Grafen, wenigſtens für hunderttauſend Rubel an Werth, bedeckt waren. In dem Ballete zeichneten ſich zwei ſehr gute Tänzerinnen aus. Nach dem Spektakel hatte der König kaum eine halbe Stunde in den Zimmern verweilt, als man ihn die nämlichen Stufen, mit Scharlach bedeckt, wiederum hinabführte, und er nunmehr, ſtatt eines Theaters, einen großen Ballſaal fand. Gegen eilf Uhr ließ man ihn vom Balkon den geſchmackvoll erleuchteten Garten ſehen; an einer Säule des Balkons brannte der Namenzug des Königs. Hierauf folgte ein Souper von mehr als hundert Perſonen. Der Graf begleitete den König zurück an den Wagen, und erwähnte ſeiner erblichen Dankbarkeit, da ſowohl ſein Vater als er die polniſchen Orden vom König empfangen habe. Der ganze Weg von Oſtaukina bis Moskau war zu beiden Seiten durch Pechtonnen erleuchtet *). —

Auf der Rückreiſe des Königs nach Petersburg hat derſelbe zu Bronicka, ſeinem Nachtlager, eine in der That auffallende Merkwürdigkeit geſehen, nämlich einen vollkommen runden, ſanft abhängigen Berg, mit Raſen bedeckt, etwa dreißig Faden hoch, in einer großen Fläche. Faſt auf der Spitze desſelben ſind zwei tiefe Ziehbrunnen,

*) Dieſes Feſt mag einen Begriff von der aſiatiſchen Pracht der ruſſiſchen Großen geben.

deren Wasserfläche aber mit der des Berges gleich ist. Da sich viele Meilen in die Runde kein höherer, oder nur gleich hoher Berg befindet, so begreift man schwerlich, woher das Wasser dieser Brunnen kommt. Die Tradition des Landes will, daß einst aus dem Brunnen Orakel gegeben wurden. Katharine die Zweite hat eine Kirche auf dem Berge erbauen lassen.

Petersburg, den 6. Juni.

Der König hat den dreieckigen Palast von Tschesme, sieben Werste von hier, besehen, wo Katharina II. den St. Georgenorden stiftete. Eine Inschrift in der Vorhalle berichtet, daß die Kirche dieses Palastes in Gegenwart des Königs von Schweden, Gustav III., gegründet, und in Gegenwart Joseph II. vollendet worden. Alle Zimmer der belle étage enthalten die Bildnisse der sämmtlichen damals lebenden Prinzen und Prinzessinnen, unter denselben, en bas relief, die alten Zaare, vor Michael Romanoff. Ein runder Saal ist mit den Bildnissen der jetzt regierenden Dynastie ausgeschmückt. Unter einem Baldachin, der über dem Portrait Katharinens II. schwebt, steht auf einem Tische ein goldenes Schreibzeug mit vielen Emailgemälden, welche die Thaten der Russen zur See verherrlichen. Im rez de chaussée dieses seltsamen Palastes wird ein englisches Fayence-Service aufbewahrt, welches, grau in grau gemalt, die schönsten englischen Landhäuser darstellt, und, statt des Wapens, am Rande der Teller einen grünen Frosch zeigt. Dieser Palast heißt nicht allein Tschesme,

zum Andenken der verbrannten türkiſchen Flotte, ſondern auch Kikiriki, vermuthlich zu Ehren der unzähligen hier wimmelnden Frösche *). Bei ſeiner Zurückkunft von Tſchesme hat der König den Elephanten beſucht, den der Chan von der Bucharei der verſtorbenen Kaiſerin überſendet hat. Wenn ſeine perſiſchen Führer indiſch mit ihm ſprechen, gehorcht er ihnen auf's Wort. — Nach der Mittagstafel wurde dem König ein Graf Stollberg präſentirt, den der Fürſtbiſchof von Lübeck hieher geſchickt hat. Er iſt ein Schwager des däniſchen Staatsminiſters, Grafen Bernſtorff, und ein gelehrter, ſehr achtungswürdiger Mann.

Am 16. Juni.

Heute beſah der König die Gemäldeſammlung des Senators Soimonoff, die nicht zahlreich iſt, aber koſtbare Stücke enthält, beſonders einen großen Luca Giordano, den Kampf der Amazonen gegen die Centauren vorſtellend. Man bewundert die große Treue, mit welcher der Künſtler Ovid's Beſchreibung befolgt hat; auch bemerkt man zwei Figuren, deren eine ſich ganz ähnlich in der Schlacht Konſtantin's von Giulio Romano, die andere in der Schlacht bei Arbela von le Brun findet, mit dem einzigen Unterſchiede, daß hier Männern und dort Weibern dieſe Stellung gegeben worden. Herr von Soimonoff beſitzt auch

*) Kikiriki drückt aber ſonſt gewöhnlich das Hahnengeſchrei aus. Es iſt ſonderbar, daß Niemand den Urſprung dieſer ſeltſamen Benennung, nach welchem der Herausgeber oft geforſcht hat, anzugeben weiß.

einen Deſertaufſatz von Marmor und ſeinen Steinen, als Jaſpis, Kriſtallen u. ſ. w., der ſehr koſtbar und trefflich gearbeitet iſt. Ein ähnlicher, welchen der König zu Warſchau hatte, ſteht dieſem weit nach. Die meiſten Steine, welche man hier zu verſchiedenem Schmuck verwendet, liefert Ekatarinaburg in Sibirien, hundert Werſte diesſeits Tobolsk *); dort ſind Künſtler etablirt, denen man nur die Zeichnungen ſenden darf, und wo man ſicher iſt, gut bedient zu werden. Die Bronzen und Goldarbeiten werden in Petersburg faſt eben ſo vollendet, als in Frankreich verfertigt. Herr von Soimonoff ſelbſt iſt ein Mann, der ſich ſowohl durch ſeine Verdienſte, als durch ſeine Art, ſich zu benehmen (manière d'être) ſehr vortheilhaft auszeichnet.

Luſtſchloß Peterhof, am 10. Juli.

Der König hat der Feier des Peter-Paul-Feſtes in der großen Kapelle beigewohnt, welche an ſeine Wohnung ſtieß. Hier machte er die Bekanntſchaft des Senateurs, Herrn von Puſchkin, bis jetzt Direktor der Akademie der Künſte. Von ihm erfuhr der König, daß man jetzt einen Plan der Stadt Peking kopire, der in jener Reſidenz ſelbſt aufgenommen worden. Die Kopie wird den Vorzug vor dem Originale haben, daß die Namen der Straßen in europäiſcher Sprache hinzugefügt ſein werden. Das Original iſt durch einen der Zöglinge nach Rußland gebracht

*) Der König hat ſich hier um ein paar hundert Werſte verrechnet.

worden, welche der Hof ſchon ſeit langer Zeit zu Peking unterhält, theils um Dolmetſcher aus ihnen zu ziehen, theils um eine dortige ruſſiſche Kapelle zu verſehen. Dieſes Etabliſſement beſteht jederzeit, trotz den öfteren Mißverſtändniſſen und Handelsunterbrechungen, zwiſchen Rußland und China.

Am 13. Juli.

Der König wohnt in Peterhof in dem untern Garten, ganz nahe an der See, in dem Hauſe, mon plaisir genannt, welches zum Theil noch gerade ſo exiſtirt, wie Peter der Erſte es baute; aber Katharina die Zweite, deren eigene Zimmer dem Könige angewieſen wurden, hat es ſehr vergrößert. Nach der Parade, welcher der Kaiſer jederzeit beiwohnt, und nach der Taufe eines Kindes des Fürſten Tſcherbatoff, bei dem Ihre Majeſtäten Pathenſtelle vertraten, benachrichtigte man den König, daß der Kaiſer ihn erwarte. Er wurde, wie gewöhnlich, mit vieler Herzlichkeit empfangen. Da es Freitag war, ſo aß man blos Faſtenſpeiſen, doch nicht mit Oel zugerichtet. Nach der Tafel zeigte der Kaiſer ſelbſt dem Könige alle Zimmer, und beſonders ſein Arbeitskabinet, braun getäfelt, gerade wie zu der Zeit Peter des Erſten. Alle andern Zimmer des Palaſtes ſind verändert, nur dieſes eine iſt ganz in ſeiner urſprünglichen Simplizität erhalten worden. Gegen Abend fuhr der König mit Ihren kaiſerlichen Majeſtäten auf einer Linie (einer größeren Art von Droſchken) in den weitläufigen Gärten ſpaziren. Der Kaiſer

saur
BIBLIOTHEK DER DISCH. LITERATUR 3-598-51521-9
KOTZEBUE,A.F.F.VON FN. 1477+152

ſcheint eine beſondere Vorliebe für einen ſo ſchön gelegenen Ort zu haben, wo man noch ſo viele zerſtreute Gebäude findet, welche an die Regierung Peters des Erſten erinnern. Bekanntlich übertreffen die Waſſerkünſte von Peterhof durch Reinheit ihres Waſſers noch die ſo bewunderten Waſſerkünſte von Verſailles. Man ſieht unter andern zwei Springbrunnen, welche jenen beiden auf dem St. Petersplatze gleichen. Das Souper wurde am Ufer der See im dichten Schatten der Bäume ſervirt. —

Am 15. Juli.

Der König hat unweit Peterhof den Ort beſehen, wo Katharina II. eine mechaniſche Anſtalt errichtet hat, in welcher, durch Benutzung eines Waſſerfalls, Marmor und feine Steine geſchnitten und geſchliffen werden. Seit Kurzem hat man, ſelbſt in der Gegend von Peterhof, Steine von zwei Fuß im Durchmeſſer gefunden, die ſehr viel Aehnlichkeit mit den ſogenannten Labradorſteinen haben. Am Abend dieſes Tages führte der Kaiſer den König nach Oranienbaum, welches er gerade heute ſeinem älteſten Sohn, ſo wie Strelna dem zweiten, ſchenkte. Strelna, auf dem halben Wege zwiſchen Petersburg und Peterhof, wurde von Peter I. für die Ceremonientage, Peterhof hingegen zu ſeinem perſönlichen Aufenthalt beſtimmt; aber er vollendete Strelna nicht, und ſeine Nachfolger haben Peterhof zu ihrer Prachtwohnung erkohren. Oranienbaum, ſieben Werſte von Peterhof, Kronſtadt gegenüber, wurde vom Fürſten Menzikoff erbaut. Als dieſer in Ungnade fiel, konfiscirte es die

Krone, und unter der Kaiserin Elisabeth war es der Aufenthalt des Großfürsten, nämlich Peter III. Katharina II. verschönerte als Großfürstin diesen Ort sehr. Nachher bestimmte sie ihn für das Seekadetten-Corps, und jetzt wird es abermals die Residenz eines Großfürsten. — Man speiste Abends, nach der Zurückkunft, in dem Saal von Monplaisir, ganz noch derselbe, wie er zu Peter des Großen Zeiten war. In einem Nebenzimmer steht auch noch sein Bett. Alles, was man hier, und in einem andern seiner Häuser, Marly genannt, sieht, erinnert an die Wohnungen des Hauses Oranien in Holland.

Am 16. Julius

wohnte der König mit dem ganzen Hofe im Speisesaale der Trauung des Grafen Dietrichstein mit der Hofdame Alexandrine Schuwaloff bei, welche der Nuntius Litta im bischöflichen Ornat verrichtete. Nachher wurde die Trauung in der Kapelle nach griechischen Gebräuchen wiederholt, wobei der Bailli Litta die Krone über das Haupt des Bräutigams, und der Graf Schuwaloff über das der Braut hielt. Die Kaiserin hatte eigenhändig die Braut mit Diamanten geschmückt, deren Werth sich auf eine Million Rubel belief. Am 17. schiffte sich der Kaiser mit seiner Familie nach Kronstadt ein, und nahm vom Könige den herzlichsten Abschied.

Kammenoy Ostrog bei Petersburg.

Am 22. begab sich der König nach einem Landhause des Fürsten Kurakin. Die Prinzessin Dolgorucki, eine ver-

traute Freundin von des Fürſten Gemahlin, feierte heute, wie ſie immer pflegt, den Geburtstag der letztern zu Alexandrowskie. Das Feſt war dieſes Jahr um einen Monat vorgerückt worden, wegen der nahen Abreiſe des öſterreichiſchen Geſandten, Grafen Kobenzl, der ein ſehr genauer Freund beider Damen iſt, und deſſen Geſchmack ihre geſellſchaftlichen Vergnügungen ſtets gewürzt hat. So ſollte er denn auch noch zum letzten Mal Theil an denſelben nehmen. — Die Geſellſchaft begab ſich zuerſt in ein Bosket, wo die Kinder der Fürſtinnen in Buden von grünen Zweigen allerlei feil boten, als Blumen, Früchte, Muſikalien und dergleichen. Statt der Aushängeſchilder trugen dieſe Buden Inſchriften, aus den beſten und bekannteſten Schriftſtellern gezogen, und der Feier des Tages anpaſſend. Eins der Kinder hielt eine kleine Rede; dann vereinigten ſie ſich ſämmtlich zu frohen Tänzen. — Von hier ging man in das Theater des Schloſſes. Die Fürſtin Dolgorucki ſpielte ganz vortrefflich eine Scene aus Nina, oder Wahnſinn aus Liebe. — Hierauf folgten Vorſtellungen der Zauberlaterne, hinter einem Vorhang von Flor. Der Herr der Zauberlaterne trat auf und kündigte den Aufgang der Sonne an; und dieſe Sonne — war der öſterreichiſche Geſandte in Goldſtoff gekleidet, ſein Haupt in Strahlen von vergoldeter Pappe gefaßt. Ihm folgte der Mond, es war Mandini, der erſte italieniſche Sänger allhier. — Derſelbe gab nachher mit Mr. de Rivière, einem Schwager der Malerin le Brun, die Trennung des Oreſt und Pylades auf eine äußerſt

komiſche Weiſe. Auch machte Rivière die Operation eines Zahnarztes an Mandini. — Nach einigen ähnlichen Auftritten ſtellte man mehrere lebendige Gemälde nach bekannten Süjets vor, die ſich alle vortrefflich ausnahmen; z. B. Achill (Madame le Brun) vom Ulyſſes unter den Geſpielinnen der Deidamia (Fürſtin Dolgorucki) entdeckt; Stratonice (abermals die Fürſtin) am Krankenlager ihres Stiefſohnes; das Zelt des Darius u. ſ. w. Madame le Brun ordnete die Stellungen, Beleuchtung u. ſ. w. mit ſo viel Einſicht, daß dieſe Art von Schauſpiel ein ſehr großes Vergnügen gewährte. — Ganz Petersburg bedauerte die Abreiſe des Grafen Kobenzl, weil Niemand an Gefälligkeit, Ungezwungenheit und allem, was die Geſellſchaft angenehm macht, ihm gleich kommt. Auf ſeinem Theater ſpielte die Fürſtin Dolgorucki die Rolle der Camilla zur allgemeinen Bewunderung. Noch am Abend vor ſeiner Abreiſe lieh er ſich zur Beluſtigung der Geſellſchaft her, indem er ſich in eine Henne, und alle Kinder, die da waren, in Küchlein verkleidete, und dann ſein Häuflein gegen alle Angriffe auf eine ſehr komiſche Art vertheidigte.

Gatſchina, den 9. September und folgende Tage.

Einer der drei ruſſiſchen, zu Rittern ernannten Biſchöfe hielt eine Rede an den Kaiſer. Es iſt zu bemerken, daß erſt unter dieſer Regierung die ruſſiſchen Biſchöfe blaue und rothe Ordensbänder erhalten haben. — Abends auf dem Balle fragte die Kaiſerin den König: ob er nicht Karten ſpiele? Der König bekannte ſich ſehr unwiſſend über dieſen

Punkt. Der Kaiſer ſagte: »es geht mir eben ſo.« »Ich aber,« verſetzte die Kaiſerin, »muß doch wohl eine Partie Piquet par contenance machen;« und ſie ſpielte eine halbe Stunde mit den drei Feldmarſchällen Soltikoff, Repnin und Kamenskoi. — Am zehnten bat der König den Kaiſer, ihm Jemand mitzugeben, der ihm alle Schönheiten von Gatſchina zeigen möchte. Sogleich ward ihm der General-Adjudant Pleſchtſchejeff zum Begleiter geſandt. Dieſer Mann, der auf der engliſchen Flotte gedient, und den Krieg gegen Amerika mitgemacht hat, ſagt, wie man behauptet, immer was er denkt, und ſeine Gedanken ſind ſtets eines Mannes von Ehre würdig. Er iſt mit dem Könige von den unterirdiſchen Gängen, welche an die Katakomben erinnern, bis auf die Spitze des Thurms gewandert. Die innere Eintheilung der Mauern iſt noch dieſelbe wie zu den Zeiten, als Graf Gregor Orloff das Schloß beſaß; aber der Kaiſer hat es ſehr vergrößert, und ganz nach ſeinem eigenen Geſchmack dekorirt. Ein polniſcher Maler, Labinski, hat unter den Verzierungen die ſchönſten Arabesken geliefert. Unter der großen Anzahl von Gemälden zeichnen ſich aus: fünf große Bilder von Robert; eins ſieben Fuß hoch, von Vernet; Karl III., König von Spanien, bei der Mittagstafel; eine Hirſchjagd, welche Prinz Condè dem Kaiſer gab, da er als Großfürſt zu Chantilly war u. ſ. w. Die drei Grazien, auf ein Stück Marmor gemalt, ſind minder wegen ihrer Schönheit merkwürdig, als weil ſie in Herkulanum ausgegraben worden

sind. Ein Gemälde Peter des Großen zu Pferde ist (das Pferd ausgenommen) vielleicht das beste, das man von ihm hat. Die Kleidung ist moderner, als man sonst aus jener Zeit zu sehen gewohnt ist; den Stern des Andreasordens hat der Maler vergessen. — Im Gesellschaftssaale ist über dem Kamin ein antikes so wohlerhaltenes Basrelief, daß man fast zweifeln sollte, ob es wahr sei, was man davon erzählt. Man sagt nämlich, es habe ursprünglich ein Monument des Trajan verziert; von da sei es, mit mehreren andern an den Triumphbogen des Konstantin gerathen, und von diesem haben es Kunsträuber (artistes brigands) in einer Nacht abgerissen, und es dem Oberkammerherrn Grafen Schuwaloff, der eben damals in Italien reiste, verkauft. Im Kabinet des Kaisers hangen fünf Portraits, Prinz Heinrich von Preußen zwischen vier russischen Feldmarschällen. Den Garten hat der König diesmal nur flüchtig gesehen. Der Kaiser schien sehr zufrieden, daß dem Könige ein Ort so wohl gefiel, den er selbst vor allen andern begünstigt. Er sagte: mir kommt es vor, als bin ich nirgends eigentlich zu Hause als hier. In der That ist das niedliche Pawloski doch nur ein kleiner Diamant, in Vergleich mit Gatschina. — Außer vielen andern Veränderungen, welche der Kaiser bei seinen Truppen einführt, hat er auch den Infanteristen ein Stück Filz auf das Knie heften lassen, das man in geringer Entfernung nicht von den Kamaschen unterscheiden kann. Diese Kniebekleidung soll den Soldaten gegen Kic-

ſelſteine und dergleichen ſchützen, wenn er beim Schießen hinknien muß. —

Petersburg, den 17. Oktober.

Abends überraſchte der Fürſt Dolgorucki den König mit einem Theater, welches er, während des Königs Abweſenheit, im Marmorpalaſt hatte erbauen laſſen. Man gab zwei franzöſiſche Stücke: le conseil paternel, und le bon menage, von Florian. Der Verfaſſer des erſten iſt ein Graf Goloffkin, der im Auslande erzogen wurde. Das Stück iſt in der That voll neuer und pikanter Züge. Madame Litwinoff ſpielte die erſte Rolle, ein bairiſcher Graf Lerchenfeld, ein Marquis de Montmort, der alte bekannte Schauſpieler Aufrêne und Mr. Rivière waren die übrigen. Im zweiten Stück ſpielte die Fürſtin Dolgorucki ſelbſt mit ihrer gewohnten Superiorität, und ihre allerliebſten Kinder machten die Harlekinetten.

Am 23. Oktober

hat ein griechiſcher Biſchof, Eugen, auf Corfu geboren, bei dem Könige geſchlafen. Ohne Mönch geweſen zu ſein, wurde er von Katharinen II. zum Biſchof von Taurien ernannt. Er reſignirte nach einigen Jahren, um hier ſeine Penſion zu verzehren. Er hat die Aeneide in griechiſche Verſe, nach dem Urtheil der Kenner ſehr gut, überſetzt. Er ſpricht franzöſiſch und italieniſch, und kennt die beſten Schriftſteller dieſer Nationen. Seine Unterhaltung iſt geiſtreich und ſeine achtzig Jahre merkte man ihm nicht an.

Gatschina, den 26. Oktober.

Der Kaiser überraschte heute die Kaiserin mit einer italienischen Opera seria von Anfossi, Zenobia, die vortrefflich exekutirt wurde. Der Dekorateur Gonzaga hatte sich selbst übertroffen. Er ist einer der ersten Künstler in seiner Gattung. Auf einem kleinen Theater, und wo die vornehmsten Zuschauer gleich hinter dem Orchester sitzen, weiß dieser Gonzaga optische Effekte hervorzubringen, die an Bezauberung grenzen. Selbst auf dem Vorhange, der die Bühne verschließt, steht ein Tempel, der, in einer Entfernung von nur sechs Schritten gesehen, hervorzuspringen scheint. Eine Waldgegend schien ein Gemälde von Breughel. Ein Sonnenstrahl, der durch das Fenster eines Gefängnisses hereinspielte, war vollkommen täuschend. Er hat Mauern al fresco in freier Luft gemalt, die das Auge täuschen, selbst wenn man es vorher weiß. Man sagt, in ganz Italien sei nur ein einziger Dekorateur, der ihm gleichkomme. Nach der Oper gab le Picq ein Ballet, in welchem er, trotz seinen sechzig Jahren, vorzüglich glänzte. Am 24. November ließ der Kaiser die Oper auf dem Schloßtheater zu Petersburg wiederholen. Da dies Theater weit größer ist, als das zu Gatschina, so hat Gonzaga in der größten Eile neue Dekorationen malen müssen, und bei dieser Gelegenheit hat er sowohl die Fruchtbarkeit seines schöpferischen Genius, als auch seine außerordentliche Fertigkeit bewiesen. Einen Mondschein unter andern, der im Wasser wiederstrahlte, hätte Vernet nicht besser malen

können. — Das Schauſpiel, welches auf den 28. angeſetzt war, wurde in dem Augenblicke abbeſtellt, als der Kaiſer den Tod des Königs von Preußen erfuhr.

Petersburg, den 5. Dezember.

Heute beſuchte Prinz Condè den König, und verſicherte ihn wieder erkannt zu haben, da er ihn einmal auf einem Balle bei ſich im Jahre 1754 geſehen. Als Prinz Condè in ſeiner Wohnung, dem tauriſchen Palais, abſtieg, fand er alle zu ſeiner Bedienung beſtimmte Domeſtiken in derſelben Livree, welche ſeine eigenen Domeſtiken trugen, als Kaiſer Paul zu Chantilly war. (Welch eine feine Aufmerkſamkeit!) Auf die Hofwagen, welche zum Gebrauch des Prinzen Condè beſtimmt ſind, hat der Kaiſer deſſen Wapen malen, und in den Fahnen ſeines Regiments den ruſſiſchen Adler von franzöſiſchen Lilien umgeben laſſen. Den Czerniſcheff'ſchen Palaſt machte er dem Prinzen zum Geſchenk, und als derſelbe ihn zum erſten Mal betrat, fand er über dem Thore die Worte: »Hôtel de Condè.«

Am 15. war der König bei einem Gaſtmahle des Fürſten Besborodko gegenwärtig. Außer der gewöhnlichen Pracht, und der gänzlich erſchöpften Kunſt des Kochs (der unter andern die famöſe Bombe Sardanapal's mit der epikuriſchen Sauce auf die Tafel brachte, welche ein maitre d'hôtel Friedrich's II erfunden hat), außer den köſtlichſten Weinen aller Länder, außer den Hunderten von Kerzen, welche das ſpäte Diner beleuchteten, ſah man auch einige zwanzig Kaſſoletten, welche

die herrlichſten Gerüche ausdufteten, und ein Deſſert, bei dem jeder Teller mit der ſchönſten Glasglocke aus der hieſigen Fabrik bedeckt war. Etruriſche Gemälde zierten dieſe Glocken, und das Ganze gereichte dem Fürſten Juſupoff, dem Vorſteher und der Seele dieſer Fabrik, zu großer Ehre.

Am 8. Januar 1798

wohnte der König auf einem mit Glasfenſtern umgebenen Balkon dem Feſte der Waſſerweihe bei. Die Kaiſerin, welche ihrer baldigen Entbindung entgegen ſieht, hatte ſich dennoch zu Fuß nach der hölzernen Kapelle begeben, die man auf dem Eiſe des Grabens, welcher die Admiralität umgibt, errichtet hatte. Sie kam nachher gleichfalls auf den Balkon, ließ die Fenſter öffnen, und ſtand länger als zwei Stunden (während es große Flocken ſchneiete) ohne Regenſchirm, und ohne, dem Anſchein nach, davon beläſtigt zu werden, obgleich der Schnee zwei Zoll hoch um ihre Füße lag. —

Der Graf von Montmorenci, Sohn des Herzogs von Laval hat ſchon verſchiedene Proben einer ſeltſamen Kunſt abgelegt, die er, ſeinem Vorgeben nach, von dem Biſchof von Nancy erlernt hat. Man gibt ihm etwas geſchriebenes, allenfalls die bloße Adreſſe eines Briefes von einer ihm gänzlich unbekannten Perſon, deren Namen man ihm verſchweigt. Er fragt blos, ob es ein Frauenzimmer oder eine Mannsperſon iſt? und nun erräth er aus den Schriftzügen nicht allein ungefähr das Alter der Perſon,

ſondern auch ihren moraliſchen Charakter. Er hat ſchon einige Mal zum Erſtaunen richtig getroffen, ſelbſt, wenn von Perſonen die Rede war, die gar nicht in Petersburg ſind. Lavater könnte eiferſüchtig auf ihn werden.

Auszug eines Briefes des Herrn Etatsrath Boecler, Leibarztes des Königs, an Herrn de Bacciarelli, Kabinetsſekretär des Königs zu Warſchau.

Petersburg, den 6. April 1798.

Unſer guter Herr iſt einzig und allein an einem Nervenſchlage geſtorben, der eine Folge der peinlichen, unangenehmen Arbeit war, ſich aus der Verlegenheit zu ziehen, in welche er durch traurige Projekte geſtürzt worden war. — — Im Ganzen war ſein Ende, wie das der Kaiſerin Katharina, und er wurde mit den nämlichen Ehrenbezeugungen beerdigt.

Zuſatz des Herausgebers. Sein Begräbniß, von welchem eine umſtändliche Beſchreibung vor mir liegt, iſt allerdings in mehr als einer Hinſicht merkwürdig; aber das allzu weitläufige Detail möchte den Leſer ermüden. Ich glaube, es ſei hier die rechte Stelle, noch eine Anekdote, den König betreffend, hinzuzufügen. Als er 1797 nach Petersburg reiſte, führte ihn ſein Weg vor Friedenthal vorbei, welches ich damals bewohnte. Er hatte das, ich weiß nicht wie, erfahren, verlangte mich zu ſehen,

und überhäufte mich mit Höflichkeiten. Unter andern legte er einen Beweis ab, wie gut er das Deutsche verstand. Er fragte nämlich nach meinen neuesten Schriften, indem er hinzusetzte, die älteren habe er alle im Originale gelesen. Einer der Umstehenden nannte ihm die jüngsten Kinder meiner Laune. Da wandte er sich mit der ihm eigenen Grazie zu mir, und sagte: »ich hoffe, es werden nicht die jüngsten, sondern nur die jüngeren sein.“ — Als ich bald darauf in den hamburgischen Zeitungen las, der König habe mémoires de son temps geschrieben, wandte ich mich, im Vertrauen auf sein gütiges Benehmen gegen mich, schriftlich an ihn, und bat ihn, mir zu erlauben, diese Memoires aus dem Manuskript in meine Muttersprache überzutragen. Darauf erhielt ich folgende Antwort von seiner eigenen Hand:

Petersburg, den 13. Juni 1797.

Monsieur,

In Antwort auf Ihren Brief vom 25. Mai bin ich vor's erste Ihnen vielen Dank schuldig vor die freundliche Gemüthsneigung, die Sie gegen mich äußern. Was aber die verlangte Uebersetzung anlangt, werden Sie wohl leicht urtheilen, daß, wenn ich auch wirklich an der bewußten Geschicht. arbeitete, ich derselben nicht wohl das Tageslicht gewähren könnte, so lange mein eigenes Lebenslicht nicht erloschen wäre.

Uebrigens ist es mir ein Vergnügen zu versichern, daß ich das Wohlwollen eines solchen Mannes wie Sie seynd,

hochschätze, und folglich Sie nicht zweifeln dürfen, an mich stäts denjenigen zu finden, der sich mit Wahrheit nennet

Ihr wohl affektionirter

Stanislaus, König.

Ich lasse diese Antwort deshalb abdrucken, weil die Worte: wenn ich auch wirklich an der bewußten Geschichte arbeitete, zu beweisen scheinen, daß der König in der That dergleichen gewiß interessante Memoires hinterlassen hat. — Es ist von Kaiser Alexander's großherziger Denkungsart zu hoffen, (wenn anders der schriftstellerische Nachlaß des Königs in Petersburg geblieben ist), daß er vielleicht dessen Bekanntmachung gewährt.

Beweis, daß Herr von Göthe kein Deutsch versteht.

Göthe war Schiller's Freund, und gewiß um so inniger, da er es nicht immer gewesen, sondern Schiller's Verdienste und Anspruchlosigkeit ihm erst spät seine Freundschaft abringen konnten. Göthe hat, um Schiller's Andenken zu ehren, ihm eine höchst seltsame Todtenfeier auf dem Theater zu Lauchstädt veranstaltet, wo, wie man versichert, Bier getrunken, und Glocken von Rosenketten in die Höhe gezogen wurden. Er hat diese Feier durch einen Epilog von ihm selbst verherrlicht, von dem das Publikum viel, sehr viel, und mit Recht erwartete. Das holprichte Meisterstück

ist nun gedruckt im Taschenbuch für Damen für 1806, und beweist auf drei kleinen Blättern, daß Göthe leider kein Deutsch versteht.

Gleich in der zweiten Zeile, »bewegt sich das Land segenbar." Doch wir wollen ihm, um des Reims willen, erlauben, neue Worte zu machen.

Zu Anfang der zweiten Stanze »hört er schreckhaft mitternächtiges Läuten." Schreckhaft heißt zum Erschrecken geneigt sein. Göthe braucht es aber für erschrocken. Man kann jedoch erschrecken ohne schreckhaft zu sein.

Und was vernimmt er? Ein Läuten, das die Trauertöne schwellt. Sehr falsch, denn schwellen heißt zunehmen, wachsen, das Läuten kann aber nur die Töne hervorbringen, und hat an Zu- oder Abnahme derselben gar keinen Antheil. Könnte man sagen: das Läuten schwellt die Töne, so müßte man auch sagen können: das Läuten verhallt die Töne. Eines ist so sinnlos, wie das Andere.

Weiter hin erzählt Göthe, wie bald Schiller's Ernst wohlgefällig bald raschgewandt war. Das erste bald heißt hier früh, was aber Göthe nicht sagen wollte. »Wie sein Ernst bald wohlgefällig bald raschgewandt war," das hat er sagen wollen, und nicht zu sagen verstanden, weil den großen Dichter die Scansion fesselte.

Er nennt Schiller sicherstellig, der Himmel mag wissen, was er mit diesem neuen Worte ausdrücken wollte, er selbst weiß es schwerlich.

»Schiller hat den lebensklaren tiefen Sinn erzeugt.« Alſo in dem Lebensklaren ſelbſt liegt kein tiefer Sinn? Schiller hat ihn erſt erzeugen müſſen? dann war Schiller ein Gott! Ich habe wohl geglaubt, ein großer Geiſt könne tiefen Sinn in einer Sache finden, der Andern verborgen blieb; aber ihn erzeugen?! —

»Schiller hat ſich in Rath und That ergoſſen, die Göthe genoſſen hat.« — Weder Rath noch That läßt ſich genießen. Man darf höchſtens ſagen: eines Rathes genießen, denn der Genitivus bezieht ſich auf die Wirkungen desſelben. Aber einen Rath hat, außer Göthe, noch niemand genoſſen.

»Schiller hat ſich in Weimar zum Daurenden gewöhnt.« Alſo in Weimar iſt das Daurende anzutreffen? — Göthe hat ſagen wollen: Schiller habe ſich dort zum Ausdauern gewöhnt, drückte ſich aber ganz falſch aus. Bekanntlich iſt in dieſer ſublunariſchen Welt nichts Dauerndes, wenn daher Weimar des göttlichen Privilegiums ſich erfreute, das Dauernde in ſeine Mauern einzuſchließen, wer würde nicht dahin wallfahrten!

»Reichgeſtaltig iſt manch' ſein tiefes Werk.« Ein Sprachſchnitzer, den man keinem Tertianer verzeihen würde.

»Schiller las mit heiterm Blicke das dunkle Buch durch Zeit und Land.« Wenn ich mir hier einen Sinn herausgrüble, ſo liegt er wenigſtens nicht in den Worten, die ſo auffallend gegen die Regeln der Sprache verſtoßen.

»Ein Lächeln hat Göthe glücklich ihn (nicht ihm) abgewonnen.«

So viel Sprachfehler in zehn Stanzen!

Außerdem ſpricht Göthe noch von einer weimariſchen Völkerſchar; ſagt ſehr gemein:

ſoll das Läuten
— — — unſern Freund bedeuten?

An dem ſich unſer Wunſch geklammert hält? Behauptet, Schiller's Verdienſt verwirre die Welt! (Mich wundert, daß er uns nicht überreden will, der jetzige Krieg ſei wegen Schiller entſtanden.)

Spricht von Schiller's Muthe, der früher oder ſpäter den Widerſtand der ſtumpfen Welt beſiegte — (was meint er damit? Die Welt war nie ſo ſtumpf, daß ſie dem Zauber von Schiller's Dichtkunſt widerſtanden hätte. Nur Göthiſchem Bombaſt widerſteht ſie, eben weil ſie nicht ſtumpf iſt).

Endlich ſagt Göthe:

»Er wendete die Blüte höchſten Strebens,
Das Leben ſelbſt an dieſes Bild des Lebens.«

Das klingt recht hübſch, iſt aber nichts dahinter. Denn wenn das höchſte Streben nur eine Blüte hat, was ſoll denn die Frucht hervorbringen? Oder nannte er das Leben die Blüte des höchſten Strebens? (man kann es auch ſo verſtehen, da kein und dazwiſchen ſteht) dann würde es heißen, erſtens: das höchſte Streben der Natur iſt mir unverborgen, und zweitens: die Natur kann nichts höheres hervorbringen als Leben.

So ſchwinden die hüpfenden Irrlichter, wenn man ihnen nahe tritt. Sollte man dieſe Beleuchtung Mikrologie ſchelten, ſo beſinne man ſich doch, daß Göthe bei fremden Nationen für einen unſerer erſten Dichter gilt, daß ſie unſern Geſchmack, unſere Fortſchritte in der Sprache noch immer nach ſeinen Produkten beurtheilen, weil ſie dem untergehenden Geſtirn nicht ſo nahe ſtehen als wir, und daß man folglich nicht laut genug die Stimme erheben kann; zumal wenn der Gedanke ſich dabei aufdringt: Göthe verſtehe es wohl beſſer, aber er meine, für uns ſei alles gut genug, und wenn er nur nieſe, ſo müſſen wir niederfallen und anbeten.

Nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae fuit; ſagt Seneca irgendwo.

Uralte literariſche Notizen.

Es gibt Gott ſei Dank ein paar Dutzend Zeitungen, die neue literariſche Notizen liefern, und es wird überall im Lande der Teutonen ſo eifrig Jagd darauf gemacht, daß einem armen Teufel, der im Lande der Cimbern wohnt, und doch auch ſein Scherflein beitragen möchte, nichts anders übrig bleibt, als in die reichen Schachte des Alterthums hinab zu ſteigen, wohin ihm ſo leicht Niemand folgt. Ich bin daher zwar nicht geſonnen, bis in die ſchönen Zeiten

vor der Sündflut zurück zu gehen, obgleich Reymann eine Historia litteraria antediluviana geschrieben hat, die ich zu meinem Zweck wohl benutzen könnte; aber auf den Feldern, die von Griechen und Römern mit Pflanzen geschmückt wurden, die zum Erstaunen der Nachwelt noch immer perenniren, will ich mir von Zeit zu Zeit ein kleines Herbarium sammeln.

Das Sehen.

Die Alten hatten wunderliche Meinungen über das Sehen. Die Platoniker bildeten sich ein, es gehe etwas aus dem Auge heraus indem man sehe, Pythagoras hingegen glaubte steif und fest, es lösten sich immerfort Theilchen von der Oberfläche der Gegenstände, die man ansehe, und spazirten in das Auge hinein. Daher mag wohl die Redensart kommen: »er verschlingt seine Geliebte mit den Augen,« denn wer sein Mädchen recht lieb hat, der sieht es beständig an, und wer es beständig ansieht, der löst immerfort Theilchen von ihm ab, und wenn er das eine Weile treibt, so ist das arme Mädchen verschlungen, ohne daß er den Mund aufgethan hat. Eine sehr angenehme Idee bleibt es immer für den unglücklichen Liebhaber, daß er wenigstens Theilchen seiner Grausamen mit den Augen schlürfen darf, ohne daß sie es hindern kann. Es erklärt sich aber auch aus dieser Hypothese (die ich eben deswegen hiemit förmlich adoptire) die gewöhnliche Unbeständigkeit der Schönen, an der sie so unschuldig sind, wie die neugebornen Kinder; denn was können sie dafür, daß man sie

beſtändig angafft, und ein Jeder ſein Theilchen von ihnen nimmt? Am Ende müſſen ſie ja wohl vielen zugehören. Man ſieht ferner, wie es zugeht, daß ein fades Herrchen, mit einer tüchtigen Lorgnette vor den Augen, von den Damen ſehr oft dem Manne von Verdienſt vorgezogen wird, der durch keine Lorgnette guckt, und überhaupt wenig gafft. Daran ſind die Damen abermals völlig unſchuldig, denn der Ausdruck, »ſie geben den Vorzug,« iſt nach obiger Hypotheſe falſch, ſondern ſie gehören dem zu, der ſie am meiſten anſieht, und wenn der Mann von Verdienſt die Augen von ſeinen Pflichten und Büchern nicht oft genug auf ſie richtet, ſo hat er es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, wenn ein Anderer, der weder Pflichten noch Geſchäfte hat, ihm das Mädchen vor den Augen wegſpeiſt.

Begreift ihr auch nun, warum die Schönen ſich ſo gern putzen? und ſo vielen unnützen Flitterſtaat um und an ſich hängen? — Bloße Nothwehr. Sie wollen dadurch verhindern, daß man ſie nicht zu ſchnell verzehre. Ein nachgemachter Buſen ſoll blos dem wahren, der darunter liegt, zum Schilde dienen. Dasſelbe galt einſt von den ſogenannten culs de Paris. Die Perücken, die vor kurzem noch ſo häufig Mode waren, wurden blos erfunden, um das eigene Haar zu ſchützen. Die Schminke iſt ein vortreffliches Mittel, um zu hindern, daß die Wangen nicht weg geſehen werden. Wenn aber eine Dame ihrem hartnäckigen Angaffer wohl will, ſo gibt ſie ihm ein Rendezvous im Negligee, und das letztere wählt ſie blos deshalb, damit ſein

Auge Gelegenheit habe, etwas mehr Theilchen von ihr abzusehen.

O wie fruchtbar ist die Hypothese des guten Pythagoras! Begreift ihr nun, warum der Vornehme den Geringen übersieht? Es geschieht keineswegs aus Hochmuth, er mag nur kein Theilchen von ihm genießen. Begreift ihr nun, warum der Reiche ein angesehener Mann ist? Man möchte sich Theilchen von ihm verschaffen. Ja wahrhaftig, auch das berühmte Wunder von der Klapperschlange, da sie durch bloßes Anstarren bewirket, daß kleine Thierchen ihr freiwillig in den Rachen spaziren, wird dadurch erklärt. — Doch die Gedanken drängen sich mächtig. Je mehr ich meine aufgewärmte Hypothese ansehe, je mehr Theilchen derselben mache ich mir zu eigen. Bald werde ich sie ganz verschlungen haben, um sie auf der nächsten Leipziger Messe in zwei dicken Bänden — mit festen Blick auf den Beutel meiner Leser — wieder darzubieten.

Heraclit.

Jetzt weiß ich, warum die neue Kunstschule alles Gefühl aus den Kunstwerken verbannt. Die Herren sind nämlich lauter Anhänger des Heraclit, der den vortrefflichen Satz aufstellte: Die trockenste Seele ist die vollkommenste. Da nun vollends in unsern Tagen der berühmte Hoyer ein Programm schrieb de animabus siccis, von den trockenen Seelen; so eilten alle Kunstjünger, die sich ihrer löblichen Trockenheit bewußt waren, unter Heraclit's Fahnen, wo sie mit rühmlichem Eifer sich zur Vollkommenheit, nämlich zu einer wahren Dürre, bilden.

Frage.

Kann mir Jemand erklären, warum der Titel Vielschreiber eine Art von Beschimpfung geworden? Aeschylus schrieb siebzig oder gar neunzig Trauerspiele, wenn wir gleich nur noch sieben davon besitzen. Sophokles schrieb deren über hundert, ob er gleich, als General der Athenienser, auch wohl wichtigere Dinge zu thun hatte. Indessen hat der Dichter den Feldherrn überlebt (wie gar oft geschieht) denn nicht eine Waffenthat, wohl aber sieben Trauerspiele sind der Nachwelt übrig geblieben. Euripides, Vertrauter des Sokrates, Philosoph und Maler, dichtete hundertundzwanzig Trauerspiele, von welchen wir nur ein Sechstheil noch heute bewundern. Plautus, ein Theater-Prinzipal, machte hundertunddreißig Lustspiele. Die zwanzig, die wir noch haben, sind oft von neuern Dichtern geplündert worden.

Wenn also erwiesen ist, daß alle die vortrefflichen Tragödien- und Komödienschreiber des Alterthums, die wir noch bewundern (und oft mehr bewundern, als sich geziemt), nicht allein gut schrieben, sondern auch viel schrieben, warum rümpft denn mancher vornehm die Nase über ein fruchtbares Genie? und möchte ihm durch den Titel Vielschreiber gern eins anhängen? — Geht es ihnen etwa wie dem Armen, der immer auf den Reichen schimpft, und doch vor sein Leben gern selbst reich wäre? —

Proklus.

Es iſt doch eine herrliche Sache um die Fortſchritte der Aufklärung. Zu Athen und Alexandrien lebte im fünften Jahrhundert ein Philoſoph, Namens Proklus, dem ſeine dummen Zeitgenoſſen den Wunſch von der Seele preßten: »daß doch alle Werke des Alterthums untergehen möchten, weil ſie Leuten geſchadet hätten, die ſie nicht verſtanden.«

Ein ſo entſetzlicher Wunſch wäre, dem Himmel ſei Dank, heutzutage ganz überflüſſig, denn wir verſtehen alles, was wir hören und leſen; wir haben Kant verſtanden, Fichte ſteht vor uns in Klarheit, und Schelling zieht ſo hell, wie die Feuerkugel, die neulich zu Hamburg geſehen wurde, an unſerm Horizont dahin, ja ſein Schweif ſchimmert auch noch einige Minuten. Wir verſtehen den Jakob Böhm, und, wenn es darauf ankommt, auch den Philippus Aureolus Theophraſtus Bombaſtus von Hohenheim, genannt Paracelſus Eremita. (Erſchrecken Sie nicht, meine Damen, über den ungeheuer langen und ungeheuer prächtigen Namen. Der Mann, der ihn trug, lebte vor ein paar hundert Jahren, und würde jetzt wenig Glück machen, denn er behauptete, daß nichts exiſtire, was nicht eſſe, trinke, Kinder zeuge, und Excremente ausleere, ja er ſchrieb ſelbſt den Steinen dieſe Eigenſchaft zu. Jetzt, da wir in Deutſchland mit Lebensmitteln nicht überflüſſig verſehen, ſondern froh ſind, wenn die lieben Soldaten zu eſſen und zu trinken haben, jetzt würden uns die ſpeiſenden Mineralien ſehr beſchwerlich fallen.)

Doch wieder auf den Proklus zu kommen, und auf die Urſache ſeines muſenfeindlichen Wunſches, ſo fällt auch dieſe bei uns ganz weg, denn geſetzt, wir verſtänden unſere philoſophiſchen Werke nicht, ſo ſpüren wir doch nicht den geringſten Nachtheil davon. Unſere Jünglinge, die ſich beſonders damit beſchäftigen, laſſen ſich dadurch keineswegs von Erwerbung nützlicher Kenntniſſe abhalten; ſie leiſten dem Staate die wichtigſten Dienſte, und ſind dabei ſo beſcheiden — ach! ſo beſcheiden, daß Einem die Augen übergehen. Wenn's hoch kommt, halten ſie ſich für den Mittelpunkt des Weltſiſtems und uns Alle, die wir das Unglück hatten, zwanzig oder dreißig Jahre früher geboren zu werden als ſie, für Bruchſtücke der zertrümmerten Menſchheit, welche die Erlaubniß haben, ſich um ſie zu drehen. Folglich haben unſere neueſten philoſophiſchen Werke vor denen des Alterthums den großen Vorzug, daß ſie gar keinen Schaden ſtiften, quod erat demonstrandum.

Uebrigens wünſchte ich wohl, daß mein wünſchender Proklus noch lebte, um als Ingenieur bei einer unſerer Armeen angeſtellt zu werden, denn er war ein Tauſendkünſtler, der, ſo gut wie einſt Archimedes, bei einer Belagerung von Konſtantinopel durch große Brennſpiegel die feindlichen Schiffe anzündete. Die Engländer würden ihn mit Extrapoſt nach Boulogne und Cadix ſchicken, und ich —

Wundarzneikunſt.

Wenn doch Tagliacozzi noch lebte! — Wer war denn Tagliacozzi? — Ei, er war ein Mann, der heutiges Tages

recht gut zu gebrauchen wäre. Er lebte im sechzehnten Jahrhundert zu Bologna, und hatte eine Fabrik von Nasen und Ohren. In unsern Tagen ist die Drohung: ich werde dir Nasen und Ohren abhauen! nur noch eine bloße Redensart, aber in jener schönen romantischen Ritterzeit wurde oft Ernst daraus. Wenn nun Einer das Unglück gehabt hatte, eine halbe Nase oder ein ganzes Ohr zu verlieren, so ging er nur zum Herrn Tagliacozzi, der schnitt ihm aus den muskulösen Theilen des Arms eine neue Nase, und er hatte noch obendrein den Vortheil, daß er sie von beliebiger Größe bestellen konnte. — Der Mann hatte es offenbar weiter gebracht, als seine Herren Kollegen in Indien, die einen Lappen aus der Stirn schneiden müssen, um eine Nase daraus zu formen, und mit Ohren sich gar nicht abgeben. Hatte ich nun nicht Recht, auszurufen: wenn doch Tagliacozzi noch lebte! — Jetzt, wo eine halbe Million Menschen sich rühmlich bemüht, einer dem andern Nase und Ohren, Arme und Beine, und wo möglich auch den Kopf weg zu hauen und weg zu schießen, jetzt wäre es gar herrlich, wenn gleich nach jeder Schlacht der Ehrenmann auf dem champ de bataille herumginge, die Arme und Beine in Körbe sammelte — — — — — — — wenn er damit geschwind in's Lazareth ginge, da für jeden Krüppel das Fehlende zuschnitzelte, und ihm ohne weitere Umstände an den Leib nähte.

Aber, meint ihr, fremde Beine! das ginge doch nicht an. — Warum nicht? hat man doch schon versucht, uns

fremdes Blut in die Adern zu gießen, und zwar viehisches, warum sollten wir denn ein menschliches Bein nicht brauchen können, zumal, wenn wir eines zu wenig hätten?

Die Aerzte.

Ich kenne die Leute, die sich betrüben, daß die Sistemenwuth, welche schlimmer ist, als die Hundswuth, auch die Aerzte ergriffen hat. Das sind nämlich gute simple Leute, mit einem Bischen elenden Menschenverstand begabt, welche die wunderliche Meinung hegen: die Arzneikunst sei blos auf Erfahrung gegründet, und es könne in ihr durchaus nichts a priori demonstrirt werden. Dabei zittern sie vor jedem sistematischen Arzte, und werden lieber gar nicht krank, ehe sie sich einem solchen anvertrauen; ja sie vergleichen ihn mit jenem Tirannen, der ein eisernes Bett machen ließ, in welches Riesen und Zwerge gelegt wurden; den Riesen hieb man so lange Stücke von den Beinen, und die Zwerge reckte man so lange, bis beide hinein paßten.

Diesen ängstlichen Menschen zur Beruhigung will ich mit ein paar Worten beweisen, daß — ob es gleich zuweilen gute Aerzte gegeben hat und noch gibt — die Arzeneikunst doch nie recht wußte, was sie wollte. Es gab einmal Leute, die sich Methodiker nannten — ich glaube, es ist länger als tausend Jahre her — die erklärten alle Krankheiten aus Erschlaffung oder Einschnürung, oder einer Mischung von beiden. Da haben wir ja die

Sthenie und Asthenie. Hernach kam der berühmte Galen, und schrieb fast so viele Bücher, als er Patienten haben mochte, denn der größte Theil seiner Werke ist verloren gegangen, und doch besitzen wir noch hundertundsiebzig Schriften von ihm. Die übrigen, wenn sie auch noch existirten, könnten leicht das nämliche Schicksal erfahren, welches sie vor siebzehnhundert Jahren hatten, denn sie verbrannten im Tempel des Friedens, der bei uns gar oft in Flammen steht.

Vor ein paar hundert Jahren erklärte ein gewisser Regius alle Erscheinungen im menschlichen Körper aus dem festgesetzten Mechanismus desselben, und Telesius aus Wärme und Kälte. Mit nichten, sagt Franz Sylvius, sie entstehen aus Gährungen von Säuren und Laugen. Endlich erschien Stahl und leitete Krankheit oder Gesundheit allein von den Wirkungen der Seele her. Also Erschlaffung, Einschnürung, Mechanismus, Wärme, Kälte, Gährung, Seele, und Gott weiß, was sonst noch (denn wer kann mich zwingen, mehr davon zu wissen), haben sich wechselsweise um unsern gebrechlichen Leichnam gestritten, und ihn endlich ziemlich ausgemergelt der Sthenie und Asthenie überliefert, die ihn doch sicher auch nicht lange behalten wird. Die Herren Aerzte kommen mir vor, wie sehr geschickte Ballonspieler; sie schlagen den mit Luft gefüllten Ball ihrer Systeme aus einem Jahrhundert in's andere hinüber, und zwar so, daß er nie auf die Erde fällt; so lange er in

der Luft schwebt, schreien sie alle Ach, und wenn er herunter kommt, so stehen schon wieder einige Röschlaube bereit, ihn mit nervichter Faust in die Wolken zu treiben. Nachsehen müssen sie ihm freilich, und weil es nun ein altes einfältiges Naturgesetz ist, daß man die Augen nicht an zwei Orten zugleich haben kann, so wäre es unbillig, ihnen zuzumuthen, sie sollten zugleich hinauf nach dem Windball und herunter auf die Patienten blicken; schon genug, wenn sie die Kranken nach dem Fluge ihres Balls beurtheilen.

Auf den ersten Anblick scheint das freilich gefährlich, und man möchte das Krankwerden verschwören, es ist aber nicht so arg, als es aussieht, denn es ergibt sich aus tausendjährigen Beobachtungen, daß ungefähr immer eine gleiche Anzahl von Menschen auf der Welt lebt, und daß es folglich ganz gleichviel gilt, ob die Aerzte ihre Kunst so oder so treiben, es sterben darum nicht mehrere Menschen, und bleiben auch nicht mehrere am Leben. Diejenigen, die aus Mangel an Kenntnissen starben, ehe es noch Aerzte gab, sterben jetzt aus Ueberfluß an Kenntnissen, und so kommt alles wieder in's Gleichgewicht. Die beste Widerlegung des Brown'schen Sistems ist wohl die: daß, obgleich viele hunderte von Aerzten seit einer Reihe von Jahren nach diesem Sistem kuriren, doch noch keine Stadt in Europa bekannt geworden, in deren Todtenlisten die Anzahl der Gestorbenen sich vermindert hätte. Also leben wir in Gottesnamen d'rauf los! Unser Ziel ist gesteckt und

zwar von keinem Brownianer. Es giebt recht gute Leute unter ihnen, und wenn nur die französische Sthenie und die deutsche Asthenie nicht wären, so würde sich das übrige wohl finden.

Bitte um Belehrung, an die Herren Komponisten gestellt.

Eines Morgens ließ sich ein Dichterling bei mir melden, und bat sich die Erlaubniß aus, mir ein paar Dutzend Stanzen vorzulesen, um, wie er sehr bescheiden versicherte, von mir zu vernehmen, ob er würdig sei, den Musen zu dienen. Ich kenne diese Phrasen schon längst, und weiß recht gut, daß sie nichts weiter bedeuten, als: »höre mir zu und lobe mich;« — ich fluchte daher im Stillen, bejammerte die verlorne Zeit und grinzte den Vorleser so freundlich an, wie ein Gast den Wirth, der ihn nöthigt, über Macht zu essen. Er ließ sich nichts anfechten, sondern deklamirte tapfer drauf los. Als er geendigt hatte, glaubte ich, eine kleine Nothlüge sei mir schon vergönnt, um mich in Freiheit zu setzen; ich sagte daher, das Ganze verriethe allerdings einige Anlage zum Dichter, und lobte ein paar einzelne Stellen. O Himmel! ich hatte einen ganz falschen Weg eingeschlagen, denn der entzückte Vorleser fing sogleich von vorne an, und ich mußte die sämmtlichen Stanzen,

von einem Ende bis zum andern, noch einmal verſchlucken. Der Aerger preßte mir die Wahrheit aus; ich tadelte ihn und er ſchied mißvergnügt. Als er fort war, konnte ich mich nicht ſogleich erholen; ich ging im Zimmer auf und nieder und brummte: »Iſt es möglich (brummte ich nämlich), daß man ſo albern ſein kann, ein Gedicht — und wär' es ſo vollendet, als nach Schlegel's Behauptung ein Igel iſt, — unaufgefordert zweimal hintereinander vorzuleſen?" — Plötzlich fiel mir ein: »ich beurtheile den armen Menſchen doch wohl zu ſtreng. Warum ſoll er denn nicht des nämlichen Rechtes genießen, deſſen ſich die Herren Komponiſten täglich bedienen? — Sie machen uns Simphonien, Sonaten, Quartetten u. ſ. w., die ſie auf der Stelle ſchon beim Niederſchreiben mit Repetitionszeichen verſehen, welche Jedem zuherrſchen: Spiele, oder höre mich gleich noch einmal! — Ja, ſie ſind damit noch gar nicht zufrieden, ſondern, wenn ſie irgend eine einzelne Stelle für ſchön halten, ſo wiederholen ſie dieſe noch extra einige zwanzigmal, bis man ſie wider Willen auswendig weiß."

Dieſe Betrachtung ſöhnte mich mit meinem Vorleſer aus. Ich vergaß ihn ganz, und hing meinen Gedanken über die Muſik weiter nach. Da fielen mir natürlich auch die Opern ein. Ich erinnerte mich mit Schrecken, daß ich eine einzige Zeile von einer Arie oft zwei Dutzendmal hatte repetiren hören, ohne mir auch nur die kleinſte Urſach davon angeben zu können, ausgenommen etwa die Eitelkeit des

Komponiſten. Wie oft muß man, zum Beiſpiel, in der beliebten Fanchon, gleich im Anfang die Kiſſen verſchlucken, die weich wie Moos ſind, und lockend ihren Schoos bieten. Man möchte ja wahrlich am Ende lieber auf einer hölzernen Pritſche liegen, als ſich noch länger von dieſen Kiſſen einladen laſſen. Und, um nur ſogleich bei der Fanchon ſtehen zu bleiben, warum hat ſich wohl der Komponiſt bei mehreren Arien, die von Anbeginn nur zwei vierzeilige Verſe enthielten, noch einen dritten, und zwar — —, von fremder Hand hinzufügen laſſen, wenn es nicht geſchah, um ſeine Kompoſition auch noch zum dritten Mal bewundern zu laſſen? Warum ſollte denn alſo der vorleſende Dichter, der ſich wohl eben ſo gern hört, als der Komponiſt, nicht desſelben Rechtes ſich bedienen?

So ſcheint es wenigſtens auf den erſten Anblick. Da es aber doch eine ſehr auffallende Erſcheinung iſt, daß von zwei ſich ſo nahe verwandten Künſten nur die eine das Vorrecht hat, die Rolle des Guckgucks zu ſpielen, und durch ewige Wiederholungen Langeweile und Ueberdruß in uns erwecken zu dürfen, und da ich bekennen muß, daß ich nur ein Laie in der Muſik bin; ſo könnte die Sache wohl auch ihren triftigen Grund haben, der mir bis jetzt verborgen geblieben, und darum bin ich ſo frei, an ſämmtliche Herren Komponiſten folgende Fragen zu ſtellen, und um deren Beantwortung dienſtfreundlichſt zu erſuchen:

Erſtens: warum theilt man ſo viele Muſikſtücke in

zwei Theile, und setzt hinter jeden ein Repetitionszeichen? — Man sollte denken, wenn derjenige, der die Musik spielt, Gefallen daran fände, so würde er sie wohl auch ohne diese Zeichen wiederholen, so oft ihm beliebt; gefiele sie ihm aber nicht, so wäre ihm die Vorschrift nur lästig?

Zweitens: warum müssen denn in Opern die Arien so entsetzlich gedehnt und gereckt, und oft die nämlichen Passagen, die unbedeutendsten Zeilen, zwanzigmal wiedergebracht werden? — Man sollte denken, wenn dem Publikum die Arie behagte, so würde es wohl von selbst ein dacapo anstimmen; allein ihm auf gut Glück die Arie ein dutzendmal aufzudringen, sei doch fast allzueitel?

Ich zweifle, wie gesagt, keineswegs, daß die Herren ihre guten Gründe dafür haben, und freue mich, belehrt zu werden. Sollte aber, wider Vermuthen, kein anderer Grund vorhanden sein, als die unergründliche Eitelkeit, so scheint es mir sehr unbillig, daß die Dichter, die doch auch ihre gute Portion Eitelkeit besitzen, von diesem Vorrechte ausgeschlossen sein sollten, und ich werde auf diesen Fall künftig hinter jede Scene meiner Schauspiele Repetitionszeichen setzen. Dann bin ich gesonnen, so viele Komponisten als ich nur immer herbeischaffen kann, zu der Hauptprobe einladen zu lassen, damit sie selbst fühlen, wie angenehm es ist, zweimal hintereinander das nämliche zu hören. Ja, um eine völlige Gleichheit herzustellen, werde ich einige Scenen, die ich etwa für die besten halte, zwölfmal nach einander spielen lassen, und zweifle nicht, die Herren Zuschauer werden sämmtlich entzückt davon laufen.

Ist es mir auf dies[illegible]rt gelungen, die Dichtkunst wieder in ihre Rechte einzusetzen, so sehe ich nicht ein, warum nicht auch die Redekunst Theil daran nehmen sollte? Ich lade daher alle Prediger ein, künftig ihre Predigten mit Repetitionszeichen zu versehen, und versichert zu sein, daß alsdann besonders die Herren Komponisten um die Wette in die Kirche strömen werden.

Fragment aus Briefen an eine junge Schauspielerin, die sich Unterricht von mir erbat.

Wenn man jung und hübsch ist, wie Sie, so hat man freilich schon viel voraus. Sie werden den Wüstlingen im Parterre behagen, Sie mögen spielen wie Sie wollen; aber wenn Sie da unten klatschen hören, so trauen Sie ja nicht, sondern fragen Sie sogleich: wie viel gehört davon meinem Gesichtchen? wie viel etwa dem Dichter? wie viel bleibt übrig für meine Kunst? —

Ich weiß wohl, daß bei solchen Untersuchungen die Eitelkeit sich stets zum Assessor im Gericht aufdringt, und zwar mit mehr als einem Sitz und mehr als einer Stimme; bei jedem Beifallszeichen wird sie Ihnen zuflüstern: der hat Recht; und bei jedem Tadel Ihnen laut in's Ohr schreien; der hat Unrecht, und eben deswegen, meine liebe kleine Freundin, ehe sie wirklich hoffen dürfen, in der Schauspielkunst etwas außerordentliches leisten zu können,

fordere ich eine weit ſchwerere Kunſt von Ihnen — Sie erſchrecken? — Doch nicht die, höre ich Sie ſagen, die Eitelkeit ganz zu entfernen? — Bewahre der Himmel! da würde ich erſtens etwas unmögliches, und zweitens etwas ſehr albernes heiſchen. Die Eitelkeit, ſo fatal auch der Name klingt, iſt die Mutter vieles Guten; ſie kann nicht Talente ſchaffen, aber ſie zündet gern ein Licht an, um ſie zu beleuchten (nämlich die eigenen), und wenn ſie aus dem Lichte keine Fackel macht, ſo iſt das auch recht gut. Nur merken ſie ſich die Lebensregel (ſie gilt überall, vorzüglich aber in Rückſicht auf Ihre Kunſt), laſſen Sie Ihrer Eitelkeit in Gottes Namen freien Spielraum vor der Handlung, die Sie begehen, vor der Darſtellung, die Sie liefern wollen, denn da ſchärft ſie den Trieb, etwas Gutes zu thun, etwas vorzügliches darzuſtellen, aber nachher legen Sie ihr Feſſeln an, nachher darf ſie durchaus nicht mehr mitſprechen. Das iſt freilich ſchwer. »Darf ich mir nicht einmal bewußt ſein,« werden Sie fragen, »etwas wirklich gut gemacht zu haben?« — O ja, aber wenn Sie auf ſich Achtung geben, ſo werden Sie finden, daß das einfache Bewußtſein ſich himmelweit von der Eitelkeit unterſcheidet: jenes iſt vorhanden, dieſe dringt ſich auf; jenes gleicht dem Vergnügen oder der Geſundheit, die beide nie wahrhafter exiſtiren, als wenn man gar nicht an ſie denkt; dieſe hingegen gleicht der rauſchenden Freude oder dem Reiz, und da muß man ſich gewöhnlich erſt ſelber benachrichtigen, man ſei vergnügt, man ſei

geſund. Wenn daher Ihr Spiel einen gewiſſen Total-Eindruck der Zufriedenheit bei Ihnen zurückläßt, der unabhängig iſt von Erinnerungen an einzelne Momente Ihres Spiels, oder gar an Beifallszeichen, ſo iſt das Bewußtſein, und Sie haben wirklich gut geſpielt. Müſſen Sie aber, um ſich ſelbſt zuzulächeln, dieſen oder jenen Moment zurückrufen, müſſen Sie überhaupt Ihr Gedächtniß dabei brauchen, ſo ſein Sie auf Ihrer Hut, die Eitelkeit liegt im Hinterhalt, denn das reine Bewußtſein bedarf keines Gedächtniſſes. — —

Merkwürdiges Bekenntniß.

Herr Friedrich Schlegel — der auch noch lebt, — ſagt in ſeinem neuen, ſehr langweiligen poetiſchen Taſchenbuche S. 311: »Es bleibt das gefährlichſte aller Experimente, auch in der Kunſt fremde Sitten annehmen zu wollen; das Eigene geht gewiß verloren, und das Fremde, wornach man ſtrebte, wird faſt nie erreicht.«

Nun wenn das iſt, — (wie es dann wirklich nicht anders iſt) — warum haben denn die Herren Gebrüder Schlegel bis jetzt noch immer in ihren Kunſtwerken verſucht, fremde Sitten anzunehmen? Warum haben ſie uns denn bald zu Griechen, bald zu Spaniern, und Gott weiß, wozu ſonſt noch machen wollen? — Was iſt dabei herausgekommen? — Herr Friedrich Schlegel hat ſich und ſeinem

Herrn Bruder selbst das Urtheil gesprochen: Das Eigene ging verloren, und das Fremde wurde nicht erreicht.

Nicht-Literatur.

(Liefs- und Esthlands Ehrenrettung gegen Herrn Merkel und Petri; von Herrmann Friedrich Tiebe, Löser'schem Kirchspiels-Prediger. Halle bei Gebauer, 1804.)

Es ist wohl lange kein, wider des Verfassers Willen, so komisches und naives Buch geschrieben worden. Der Mann scheint es wirklich recht gut zu meinen, und dadurch flößt er Mitleid ein. Zum Schriftsteller fehlen ihm zwei Kleinigkeiten: er kann nämlich nicht schreiben und auch nicht denken, wenigstens nicht zusammenhängend. Merkel's Letten haben ihn in Harnisch gejagt. Er spricht von der Sensation dieses Werkes, (also nicht von der, die es gemacht hat, sondern von der, die es selbst empfindet). Dieser Unsinn steht gleich in der vierten Zeile der Vorrede, und erfüllt den Leser mit Hoffnungen zum Lachen, die auch nicht getäuscht werden. Herr T. gesteht selbst, »daß er nur Viertelstündchen sich zu einem Buche von 316 Seiten abgestohlen, daß er seine Arbeiten nicht noch einmal abschreiben kann, und daß er ein bloßes Konzept geliefert hat.« Dieses Konzept nun wimmelt von Persönlichkeiten und Anzüglichkeiten gegen Merkel,

die witzig sein sollen, aber es scheint, daß der Genius des Witzes nicht über den Mastställen des Löser'schen Pastorats schwebt. Hingegen schwingt die göttliche Grobheit dort ihre rußigen Flügel, ja sie nimmt sogar einmal ihre Schwester, die Niederträchtigkeit, zu Hilfe, und spritzt Koth auf das Grab von Merkel's Vater, der an Merkel's Buche doch so unschuldig ist, als Herr Tiebe selbst. Welche Nichtswürdigkeit, — und noch dazu von einem Prediger. — Am komischesten ist dieser Herr Tiebe, wenn er den verstorbenen Kollegien-Rath von Brasch gegen Merkel vertheidigt, denn da führt er unter andern folgende überzeugende Beweise an: »Brasch war ein guter Reiter und Fechter, ein Mann von herkulischer Stärke, der in Petersburg drei Garde-Offiziere mit einem Hirschfänger zur Thür hinaustrieb.« (Von diesen Garde-Offizieren gibt Tiebe zu verstehen, daß sie Brasch bestohlen hätten; eine sehr unbesonnene Aeußerung. (»Er ließ sich alle drei Jahre zwei Röcke machen, arbeitete im Schlafrock, aß oft Abends nur Butterbrot, oder einige Salzgurken mit schwarzem Brot, (welche äußerst wichtige biographische Nachrichten!) schrieb einen Brief und diktirte zugleich zwei andere,« (bei welcher Gelegenheit Tiebe ausruft: Dies ist mehr als Cäsar einst that! — Cäsar und der Kollegienrath Brasch — Die Zusammenstellung ist genialisch!) »endlich war er auch Ehren-Mitglied einer deutschen ökonomischen Gesellschaft.« Herr Tiebe hat aber ganz allein das Diplom gesehen, »weil Brasch wirklich einmal zufällig an diesen wichtigen

Posten dachte.“ — Nun freilich, ein solcher Mann, der mehr als Cäsar war, Salzgurken aß, und den wichtigen Posten eines Ehren-Mitglieds bekleidete, mußte ja wohl Recht gegen Merkel haben. Zwar gesteht Herr Tiebe selbst, S. 178, Brasch würde gern zugegeben haben, daß die Edelleute die Hauszucht oft zu Mordthaten mißbrauchen, aber nur wenige; daß die Bauern ausgesogen werden, aber nicht Alle; daß sie Spreubrot essen, welches man anzünden kann, aber nicht überall, und auch nicht das ganze Jahr hindurch. Fürwahr, eine feine Ehren-Rettung. Ob der Adel ihm dafür danken wird? — An einer andern Stelle führt er eine Menge Geschichten von deutschen Fürsten an (die er sich aber wohl zu nennen hütet), und dadurch will er das Unrecht der liefländischen Edelleute verkleinern. Er hatte vermuthlich eben zwei Bauerweiber mit einander zanken hören, die eine rief: »du hast ein Kalb gestohlen!“ die andere antwortet: „du hast einen Ochsen gestohlen!“ und nun entschied Herr Tiebe für die erstere. — Sehr naiv und drollig wird er, wenn er beweist, daß die Bauern sich in ihrer Lage ganz vortrefflich befinden. Der Rauch in ihren Häusern ist sehr wohlthätig, denn er reinigt die Zimmerluft; daß Hühner und Gänse in der Stube herumlaufen, ist auch gut, denn der Hahn ist des Bauern Uhr und Eier speist er gern. Daß Ziegen und Schweine gleichfalls des Bauern Stuben-Kameraden sind, ist wieder gut, denn draußen ist es zu kalt im Winter. Daß

man ſtatt Lichter Holzſpäne brennt, iſt ſehr gut, weil man nichts anders hat. Daß der Bauer immer klage, gibt Herr T. zu, aber — — der deutſche Bauer ſoll es auch thun. Daß jener ſaufe, ſei wohl auch wahr, aber doch nicht allgemein. Daß er nicht ſchreiben könne, ſei nicht zu läugnen, und ſtehlen thue er leider auch. Das iſt ein Pröbchen von dem, was Herr Tiebe widerlegen nennt.

Das Widerlegen war auch im Grunde nicht ſeine Abſicht. Eigentlich hat er nur der Welt gedruckt ſein liebes Ich präſentiren wollen, denn verliebter war Narciß nicht in ſeine Schönheit, als Herr Paſtor Tiebe in ſeine werthe Perſon. Merkel's Buch gab ihm eine gute Gelegenheit an die Hand, das liebe Publikum mit allen ſeinen Partikularien bekannt zu machen, nämlich: daß er in Preußen geboren worden; daß er Hofmeiſter bei dem Herrn von Braſch geweſen; daß er ſchon ſieben Jahr Prediger iſt; daß er mit eigenen Pferden einen Beſuch in ſeiner Heimath abgelegt hat; daß die Bauern bei ſeiner Zurückkunft vor Freuden geweint und geſagt haben: es wäre doch nur ein halbes Leben, wenn er nicht zu Hauſe wäre; daß er diejenigen, die etwas begangen haben, dadurch beſſert, daß er ihnen keine Priſe Tabak offerirt; daß er ſie auch wohl durch Witz und Satire züchtigt (das mag ihm der Henker glauben! Herr Tiebe verleumdet ſich ſelbſt); daß er von eins bis zwei Uhr ſpaziren geht; daß er beim Friſiren nicht leſen kann, weil er ſich ſelbſt friſirt; daß er bei

Hausbesuchen in entlegenen Gesindern etwas Butterbrot mitnimmt; daß er am Sonntag Eraudi keine Vorbereitungslehre gehalten hat (Schade!); daß er eine Menge Bücher und Tabellen führt, von welchen letzteren er (wahrhaftig es ist wahr!) neun Tabellen dem Publikum in einem Anhange mittheilt — (armer Verleger!) woraus man die wichtige Neuigkeit erfährt; daß der Wirth Johkum auf dem Gute Löser ao. 1722 den sechzehnten September geboren worden, dessen Sohn Andreas etwas schwer hört, und die Schwiegertochter Katsche nicht gut mehr sehen kann, und dergleichen Herrlichkeiten mehr, an welchen natürlich das ganze deutsche Publikum den innigsten Antheil nimmt. Nach solchen Beweisen wird wohl Niemand mehr zweifeln, daß der Lebenslauf des Herrn Pastor Tiebe, nach dessen eigener Behauptung »merkwürdig und in manchen Stücken einzig in seiner Art sei.« Denn wer ist wohl jemals in Preußen geboren worden, wie er? Wer kann sich jemals rühmen, Hofmeister gewesen zu sein, wie er? Und wo gibt es einen Prediger in der Stadt oder auf dem Lande, der das Glück hätte ihm zu gleichen? — Er selbst sagt sehr bescheiden S. 258: »Dreist aber frage ich: welcher deutsche Prediger, er sei in der Stadt oder auf dem Lande, hat eine solche Uebersicht als ich von dem kirchlichen Zustande seiner Gemeinde, wenn sie auch noch so klein ist?« —

Daher ist er aber auch im Stande, S. 227 folgende wichtige historisch-statistische Nachrichten zu liefern: »Einer

von meinen Bauern heißt Jakob der Krebsfreſſer, weil dies ſein Lieblingsgericht iſt. In einem andern Geſinde heißt ein Mert der ſchwarze Mert, wegen ſeines ſchwarzen Bartes, ein anderer Ziegen-Mert, weil er einmal eine Ziege geſtohlen hatte, und ein dritter Betrüger-Mert, weil er ein großer Dieb war.“

Sollten die Leſer etwa zweifeln, daß es möglich ſei, ein ſo albernes Buch zu ſchreiben, und ſich dabei einzubilden, man habe Wunderdinge verrichtet, ſo will ich ihnen das Räthſel löſen, und mir zugleich ihr Mitleid für den Verfaſſer erbitten. Er geſteht nämlich ſelbſt, S. 270, daß er chroniſche Krämpfe im Kopfe hat. Nun weiß man ja wohl, was Krämpfe ſchon in andern Theilen des Leibes für ſchlimme Wirkungen hervorbringen; aber vollends Krämpfe im Kopf — der arme Mann! Wünſchen wir ihm von Herzen eine gute Beſſerung.

Kleinigkeiten.

Wenn die Franzoſen, die bekanntlich gegen ihre Nachbaren im Norden ſehr höflich ſind, etwas rohes, geſchmackloſes bezeichnen wollen, ſo pflegen ſie zu ſagen: das iſt deutſch, und wundern ſich oft nicht wenig, wenn man in ihrer eigenen Literatur ihnen die Muſter nachweiſt. An einem deutſchen Hofe (es iſt ſchon lange her), ließ ein deutſcher ſich einfallen, franzöſiſche Verſe zu machen. Sie ent-

hielten eine ſcherzhafte Prophezeiung einer nahen Vermählung, und ſchloſſen alſo:

J'annonce ce grand jour en Philosophe altier,
Et j'imite en secret le chien du jardinier.

»Pfui!« rief ein Franzoſe, »voilà qui est bien Allemand. Sie ſollen wiſſen, meine Herren, daß in einem guten Gedichte nie ein Hund vorkommen darf. Das iſt unedel, das iſt abſcheulich! — »Gemach! gemach! mein Herr Kritikus,« erwiederte der Verfaſſer, »mein einzelner Hund ſoll augenblicklich weichen, wenn ſie zuvor die vielen Hunde des Racine aus ſeinem Meiſterſtücke werden gejagt haben.« Der Franzoſe ſtutzte, und der Deutſche citirte den Vers aus Racine's Athalia:

Dans un sang inhumain des chiens désalterés.

Man wundert ſich, wenn man lieſt, daß Montesquieu über ſeinem Esprit des loix zwanzig Jahre gebrütet, oder daß Vaugelas an ſeiner Ueberſetzung des Curtius dreißig Jahre gearbeitet habe. Die franzöſiſche Literatur liefert ähnliche Beiſpiele, die weniger bekannt ſind. Im Jahre 1751 ließ ein ſolcher fleißiger Mann ein Buch drucken, betitelt: Aëdologie, welches die große Kunſt lehrt, Nachtigallen zu fangen und zu füttern. Der Verfaſſer hat trotz Montesquieu nicht weniger als zwanzig Jahre daran gearbeitet. —

Inhalt.

Erzählungen.

	Seite
Glückſeligkeit	7
Das Zinngießen am Neujahrs-Abend	21
Alles durch Liebe, nichts ohne ſie	31
Die kleine Tirolerin	52
Fragment aus Iwan Iwanow Tſchudrin's noch ungedruckter Reiſe durch China.	82
Die Rache	103

Anekdoten.

Muſikaliſches Schauſpiel	131
Komiſche Gravität	132
Der Abbé de l'Epée	133
Der alte wackere Chirurgus Morand und ſein junger Kollege	134
Hume	135
Wohlklang der Sprache	136
Unverhofft kommt oft	137
Sonderbare Wette, im Finſtern zu tappen	138
Der Hofmeiſter	139
Doppelte Schändlichkeit eines Großen	—
Die Jüdin	140
Die Lebensjahre muß man nicht zählen	141
Die Quelle manches Splitterrichtens	142
Druckfehler	—

Korn-Regen . . . . . Se
Agé und chargé 14
Bournazel . . . . . —
. 14

Miszellen.

Teſtament eines Rechenmeiſters 14
Ueber die Aſſonanzen im Alarcos 15
Voltaire und Geoffroy, Wieland und Schlegel . . . . —
Frage an Menſchenkenner 15
Warnung an alle ſchönen Damen 15
Souvenirs de Felicie. Feliciens Erinnerungen 15
Der Name thut viel zur Sache 15
Ueber den guten Ton 16
Parangon 16
Fragmente aus dem Tagebuche des letzten Königs von Polen, Stanislaus Auguſtus 17
Beweis, daß Herr von Göthe kein Deutſch verſteht . . . 18
Uralte literariſche Notizen 21
Bitte um Belehrung, an die Herren Komponiſten geſtellt . 21
Fragment aus Briefen an eine junge Schauſpielerin, die ſich Unterricht von mir erbat 22
Merkwürdiges Bekenntniß 23
Nicht-Literatur 23
Kleinigkeiten 23

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Neunzehnter Band.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Kleine Romane,

Erzählungen, Anekdoten

und

Miszellen

August's von Kotzebue.

Sechster Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

durch kindliche Anhänglichkeit. Sie hüpfte ihm nach in den Busch, wenn er den Vögeln Schlingen legte, und er konnte sie nicht glücklicher machen, als wenn er ihr dabei etwas zu tragen gab. Sie bewunderte seine Geschicklichkeit, zitterte vor seiner Kühnheit, und ihr Lob, wie ihre Furcht thaten ihm wohl. Wenn es daheim schöne Früchte oder Leckerbissen gab, von deren Mitgenuß der arme Paul stets ausgeschlossen blieb, weil man sie nur in seiner Abwesenheit vertheilte: so hob die kleine Babet ihren Theil gewiß zur Hälfte, oft auch ganz, für den Bruder auf, und sah ihn so vergnügt an, wenn es ihm schmeckte, obgleich ihr eigener kleiner Mund dabei voll Wasser lief. Ihr Schicksal glich fast dem seinigen; denn die Mutter konnte das Mädchen nicht leiden, und wendete alle ihre Zärtlichkeit dem jüngern Sohne zu. Durch die Liebe zu Paul verdarb Babet es vollends mit ihr. Desto herzlicher war Paul ihr zugethan, der, nun schon alt genug, die drückenden Verhältnisse im väterlichen Hause richtig zu beurtheilen anfing. Babet opferte sich täglich für ihn, ohne es zu ahnen, ihm aber entging es nicht, und Dankbarkeit gesellte sich zu seiner Bruderliebe.

Christliebchen, der Stiefbruder, hingegen, war ihm zuwider; gern hätte er ganz vermieden, mit dem ungezogenen Buben sich abzugeben, und, da er doppelt so viele Jahre zählte als Jener, so schien es leicht, ihm aus dem Wege zu gehen; allein die Mutter litt das nicht. Als Christliebchen noch kleiner war, mußte Paul ihn tragen, auf die Gefahr, an der ausgestopften Last sich zum Krüppel zu

ſchleppen. Als der Bube größer wurde, mußte Paul leiden, daß er überall hinter ihm her lief, jeden gefangenen Vogel für ſich begehrte, jedes mühſam erkletterte Neſt ſich zueignete; und wehe dem armen Bruder, wenn er dem Schreier etwas abſchlug, oder wenn der Unbeholfene etwa gefallen war und eine Beule mit nach Hauſe brachte, dann bewillkommte die dürre Hand der Stiefmutter den unſchuldigen Paul mit Ohrfeigen, der alte, ſchwache Vater konnte ihn nicht ſchützen, und nur Babet's verſtohlene Thränen linderten ſeinen Unmuth. Doch wehe auch ihr, wenn die Mutter dieſe Thränen erblickte.

Je mehr mit den Jahren Paul's Verſtand ſich entwickelte, je tiefer fühlte er ſein unglückliches Los, und manche Stunde verweinte er auf dem Grabe, deſſen Hügel nun ſchon eingeſunken war. Dieſe Thränen erleichterten ſein Herz, und des Pfarrers troſtreicher Zuſpruch hob ſeinen Muth. So erreichte er das Jünglingsalter, und ſollte jetzt im ſiebzehnten Jahre zum erſten Mal zur Beichte gehen.

Gibt es auch im Leben des Menſchen noch einen zweiten Augenblick, ſo erſchütternd wie dieſen? ſo feierlich, ſo makellos? einen Augenblick, in dem er den Engeln näher ſtünde? — Der ehrwürdige Pfarrer, ein Mann, der in Paul's Augen ganz dem Gemälde von Gott dem Vater glich, wie es auf dem Altarblatte ſeiner Dorfkirche erſchien, hatte ihn mit eigener Rührung vorbereitet, ſeine Beichte gehört, und von ein paar kindiſchen Vergehungen, die Paul für ſchwere Sünden hielt, ihn abſolvirt. Morgen war der feier-

liche Tag, an dem er den Leib des Herrn zum erſten Mal genießen ſollte. Er ging herum wie ein Träumender, ein ſeliges Lächeln ſchwebte auf ſeinem Antlitz. Die kleine Babet ſah ihn ſchüchtern und mit Ehrfurcht an. Sie begriff nicht recht, was vorging, aber ſie wagte nicht, mit ihm zu ſpielen. Er verſchloß ſich in ſeine Kammer, betete und ſang, kam heraus, und war ſehr freundlich gegen jedermann, beſonders aber gegen ſeinen Stiefbruder. So verſtrich der Vorabend. Er ging zu Bett, und ſchlief nicht. Noch war der Tag kaum angebrochen, da ſah man ihn ſchon auf ſeiner Mutter Grabe, wo er heiß um Gottes und ſeiner Mutter Segen flehte. Als man zum erſten Male zur Kirche läutete, ging er hinein zu Vater und Mutter, und bat ſie, nach alter chriſtlicher Gewohnheit um Vergebung, wenn er ſie durch irgend etwas beleidigt habe. Der Alte ſchloß ihn gerührt in ſeine Arme und legte die zitternde Hand auf ſein Haupt. Die Stiefmutter reichte ihm die trockene Wange hin. Babet weinte, und wußte nicht warum.

Man läutete zum zweiten Male. Paul ſteckte ſeinen Blumenſtrauß vor die Bruſt, nahm das Geſangbuch unter den Arm und wanderte zur Kirche. Mit großer Andacht hörte er die Predigt. Der Greis ſprach über die erhabenen, faſt zu erhabenen Worte ſeines Meiſters: »liebet eure Feinde, thut wohl denen, die euch haſſen und verfolgen.« Je herzlicher der alte Mann dies Gebot auslegte, je eindringender er dieſe ſchöne Tugend empfahl, je unruhiger

wurde Paul, und ehe noch der Prediger vollendet hatte, überfiel den armen Jüngling die schrecklichste Gewissensangst. Er fühlte, daß er seine Stiefmutter nicht liebe, ja, er fühlte deutlich, daß er sie nicht lieben könne. Weg war seine Seelenruhe, das selige Bewußtsein eines reinen Herzens. Bebend nahte er sich dem Altare, todtenbleich empfing er die Hostie, und mit dem quälenden Gewissensvorwurf: »ich war's nicht würdig!" wanderte er aus der Kirche. Immer donnerten die Worte in seine Ohren: »ewiges Verderben dem, der dies Liebesmal unwürdig genießt!" Vergebens verdoppelte er seinen Gehorsam gegen die Stiefmutter; vergebens suchte er ihre Wünsche zu erspähen, um ihnen zuvorzukommen; immer flüsterte die Stimme des Gewissens ihm zu: »du liebst sie doch nicht!" — Diese geheimen Qualen der Seele wirkten auf seinen Körper, die Jugendblüte schwand, er wurde kraftlos, unthätig, und, nach langem vergeblichen Kampfe, seinem Herzen kindliche Liebe abzuzwingen, fühlte er, daß er unterliegen müsse, wenn er seinen nagenden Kummer nicht schnell einer treuen Brust vertraue. Bleich und abgezehrt trat er vor seinen Lehrer, und mit den ersten Worten schoßen ihm schon die Thränen aus den Augen.

»Herr Pfarrer," sprach er, „Sie haben uns gepredigt, liebet eure Feinde; so weiß Gott, daß ich aus redlichem Herzen mich darum bemüht, aber es geht eben nicht. Thut wohl denen, die euch hassen und verfolgen — ja, das geht eher, und wenn es darauf an-

kommt, ſo will ich meinen letzten Biſſen mit — mit dem Feinde theilen; aber lieben, Herr Pfarrer, ſo was man eigentlich lieben nennt, nein wahrlich! das vermag ich nicht!"

»Was nennt man denn lieben, mein Sohn?" fragte lächelnd der Greis, und verwirrte den Klagenden ein wenig. »Beſchreiben läßt es ſich ſchwer," antwortete er nach einer Pauſe, »ich denke eben, wenn man es beſchreiben will, ſo iſt es ſchon nicht mehr da, und will man es erzwingen, ſo kommt es nimmermehr. Für meinen Vater, für Sie, Herr Pfarrer, und für die kleine Babet ſpräng' ich in Waſſer und Feuer ungeheißen, und brauchte dazu keine Predigt — aber —"

»Nun, mein Sohn? wem gilt das Aber? hat Er auch ſchon einen Feind?"

»Ach, Herr Pfarrer! (die Thränen ſtürzten ihm aus den Augen) als Gott mir meine Mutter nahm, da hätte er mich nur auch mit nehmen ſollen! — Es ſind nun ſchon zwölf Jahre — ich habe nie geklagt — aber Sie ſind ja mein Beichtvater — weiß Gott, ich kann's nicht länger tragen! und lieben kann ich die Stiefmutter nicht, und ſoll ich ſonſt nicht ſelig werden — ach! mein Gott, ſo bin ich ewiglich verdammt!" — Jetzt wurden ſeine Augen trocken, und Verzweiflung ſprach aus ſeinen düſtern Blicken.

Der Greis redete ihm liebreich zu: dem Himmel, ſprach er, genügt am redlichen Willen. Dann ließ er ſich erzählen, wie des Knaben Groll entſtanden und gewachſen

war, wobei freilich manches Unbedeutende aus dem aufgeregten Herzensgrunde mit hervor quoll. So hatte es unter andern ihn bitter geſchmerzt, daß an dem Tage ſeiner Firmelung ihm ein alter Rock ſeines Vaters umgewendet worden war, indeſſen Chriſtliebchen jährlich ein paarmal in neuen Kleidern ſtolzirte. »Es iſt nicht Neid,« ſetzte er hinzu, »weiß Gott, ich bin nicht neidiſch; aber daß ich ſo verachtet ſein muß, weil meine Mutter im Grabe ruht« — Schluchzen unterbrach ſeine Erzählung.

Der verſtändige Pfarrer hütete ſich wohl, ihm Recht zu geben, redete ihm in Herz und Gewiſſen, entließ ihn auch ziemlich beruhigt, konnte ſich aber freilich ſelbſt nicht verhehlen, daß der wackere Knabe zu Grunde gehen müſſe, wenn dieſe Säure im Herzen noch länger an ſeinen edelſten Keimen nage. Er muß fort von hier! das war das Reſultat ſeiner Ueberlegung, und ſogleich ſprach er unter der Hand mit dem Vater, um zu hören, auf welche Weiſe dieſer den herangewachſenen Sohn zu verſorgen gedenke. Der ſchwache Alte wußte es nicht, weil ſeine Frau es noch nicht wußte, ſondern blos öfter ſorgenvoll erklärt hatte: der Paul ſei ein Taugenichts, der ihnen wenig Freude machen werde.

»Der Paul iſt kein Taugenichts,« erwiederte der Pfarrer, »laßt Eure Frau rufen, es muß etwas für ihn geſchehen.« Frau Barbara erſchien, hörte des Greiſes Ermahnungen verdrießlich ſchweigend an, und meinte am Ende, der Herr Pfarrer kenne den Burſchen nicht, er habe ein verſtocktes Herz, es ſei kein Wort aus ihm zu bringen.

»Werthe Frau Nachbarin, es gibt Gemüther, die nur Liebe aufſchließt, und da es leider nun ſo weit gekommen iſt, daß nur Entfernung Vergeſſenheit bewirken, und eure Herzen vorbereiten mag, den Samen des Vertrauens künftig wieder aufzunehmen; ſo wäre mein Rath, ihr ſendetet ihn je eher, je lieber in die weite Welt.» — Die Mutter ergriff den Vorſchlag mit Freuden, der Vater billigte ihn mit Seufzen. — Aber wohin? was ſoll aus ihm werden? — Soldat, ſchlug der Greis vor. Ja, ja, Soldat rief die Stiefmutter fröhlich. Soldat? wiederholte Hans Wolf, und ſeine Augen wurden feucht.

»Laßt euch das Wort nicht ſchrecken. Ihr wißt, ich war einſt Feldprediger. Ein Hauptmann, der jetzt Oberſter iſt, war mein vertrauter Freund, und iſt es noch. Euer Sohn kann leſen, ſchreiben, rechnen, hat auch ſonſt noch manches bei mir gelernt. Ich werde ihn empfehlen, als wäre er mein eigener Sohn, und für das übrige laßt Gott ſorgen.» — Des Vaters Antlitz erheiterte ſich, Frau Barbara wurde ſehr freundlich und geſprächig. — »Aber, Frau Nachbarin, fügte der Greis hinzu, »daß Sie mir ihn nicht wie einen Bettler in die Welt ſchickt! Er muß reichlich ausgeſtattet werden. Gedenke Sie Ihrer gethanen Zuſage am Verlobungstage, als ſie in meine Hand verſprach, die wackere Mutter, die da drüben ſchlummert, dem Kinde zu erſetzen.» — Frau Barbara erröthete. »Es hat ihm nie etwas gemangelt,» fuhr ſie beißend heraus, »jetzt aber ſind die Zeiten ſchwer;» und nun wollte ſie eben der Zunge den gewöhnlichen

Lauf lassen, als ein Blick auf ihren Mann sie plötzlich zum Schweigen brachte. Denn in diesem hatte die feierliche Erwähnung seiner da drüben schlummernden Thereſe eine ungewohnte Bewegung hervorgebracht; ein längſt erloſchen geglaubtes Feuer glühte in ſeinem Auge, die blaſſe Wange wurde hochroth, und er ſprach mit heftiger Rührung: »doch! doch, Barbara! es hat ihm wohl zuweilen gemangelt. Um des Friedens willen hab' ich oft geſchwiegen, ſeine gute Mutter möge es mir verzeihen. Diesmal aber werde ich nicht ſchweigen, und die Zeiten mögen ſein wie ſie wollen, an meinem Paul ſoll geſchehen, was wir vermögen, darauf verläßt ſich der Herr Pfarrer.«

Gern hörte der Jüngling, was man über ihn beſchloſſen hatte. Hinaus in die Welt! der Gedanke verdrängte plötzlich alle trüben Bilder. Je weniger er wußte, wie es draußen in der Welt ausſähe, deſto lachender waren die Gemälde, welche eine jugendliche, erhitzte Einbildungskraft ihm vorgaukelte; er konnte den Tag kaum erwarten, an dem er zum erſten Mal von ſeinem Dörfchen ſcheiden ſollte. Alle waren zufrieden, nur die kleine Babet härmte ſich. Das Wort hinaus ſchien ihr fürchterlich. In die Welt? Das konnte ſie nicht begreifen, denn ihr Dörfchen war ja die Welt. Es kam ihr vor, als wolle man den geliebten Bruder aus der Welt ſtoßen, und ſeine Luſtigkeit jammerte ſie. Je näher die Stunde der Trennung rückte, je höher ſtieg ihre Angſt, und oft ſchlich ſie in den Holzſtall, um der Mutter ihre Thränen zu verbergen.

Der letzte Tag war endlich angebrochen. Am andern Morgen in der Frühe, wenn noch alles im Hauſe ſchliefe, ſollte Paul ſich auf den Weg machen. Mit verweinten Augen ſchlich er Abends aus der Pfarrwohnung, und trat in ſeiner Eltern Stube, um des Vaters Segen und der Mutter kühlen Abſchiedskuß zu holen. Bei ſeinem Anblick lief Babet laut weinend hinaus, und ließ ſich nicht wieder ſehen.

Hans Wolf nahm den Sohn allein in ſeine Kammer. Er hatte ſich vorgenommen, ihm noch manche väterliche Lehre an's Herz zu legen; als nun aber der Jüngling mit gefalteten Händen bleich vor ihm ſtand, da konnte er ihn nur ſchluchzend in ſeine Arme drücken, und wieder drücken, und die zitternde Hand mußte den Segen andeuten, den die Lippen nicht auszuſprechen vermochten. Ein Beutelchen mit Gold, von dem die Stiefmutter nichts wußte, ſchob er ihm in die Taſche, und winkte ihm dann, ſich zu entfernen.

Der zerknirſchte Sohn ſtürzte heulend aus des Vaters Kammer, und in dieſem Augenblick war es ihm eine Wohlthat, daß Frau Barbara mit verbiſſenem Hohn ihm entgegenrief: »Pfui! wer wird ſich ſo ungeberdig anſtellen!« — Das häßliche Wort gab ihm einige Faſſung wieder. Er nahm höflichen Abſchied von ihr, und ging dann, Babet aufzuſuchen; aber die war nirgends zu finden. Sie muß doch bald zu Bette gehen, meinte er, und ſchlich auf ſeine Kammer, die nur durch eine Breterwand von Babet's

Kammer getrennt war. Schlafen konnte er nicht. Er packte seinen Mantelsack, und wunderte sich im Stillen, wo Babet so lange verweile? — Plötzlich kam es ihm vor, als höre er sie neben an leise schluchzen. Er rief — keine Antwort. Er ging hinaus an ihre Thüre — sie war verschlossen. Er horchte wieder, und vernahm deutlich jenen Schmerzenston, den ein unterdrücktes Schluchzen hervorbringt. »Bist du es, liebe Babet?" — Keine Antwort. — »Willst du denn gar nicht Abschied von mir nehmen?" — Jetzt hörte er sie heftig weinen. — »Liebe Schwester! was hab' ich dir gethan, daß du nicht noch einmal mich sehen willst?" — Alles vergebens. Sie erwiederte kein Wort. Das arme Kind konnte auch nicht sprechen. »Nun so segne dich Gott!" rief endlich Paul, »vergiß mein nicht! und füttre meinen alten Hund, sonst lassen sie ihn hier verhungern."

Er ging noch lange hin und her, packte, schnürte, und wurde endlich so müde dabei, daß er um Mitternacht sich angekleidet auf's Bett warf, und einige Stunden süß schlummerte. In Babet's Kammer war es nach und nach still geworden, es schien, der Schlaf habe ihren Schmerz endlich wider Willen übermannt. Mit dem ersten Hahnengeschrei erwachte Paul, weil ihm deuchte, er habe das Knarren einer Thüre gehört. Doch alles war still. Er sprang auf, und trat an's Fenster. Die Sterne fingen an zu erblassen, ein rother Streif verkündigte den Tag. Der Kirchhof gegen über lag noch im dunklen Schatten, der

Wächter in der Ferne rief die dritte Stunde. Um vier Uhr wußte Paul, ſtand ſein Vater auf. Er eilte, fortzukommen, um ſich und dem Alten die wiederholte Trennung zu erſparen. Leiſe öffnete er ſeine Kammer, leiſe und wehmüthig flüſterte er Babet ein Lebewohl zu. Mit den Stiefeln unter dem Arme ſchlich er die Treppe hinab, und zog ſie erſt auf der Straße an. Dann warf er den Mantelſack über die Schulter, ſah noch einmal mit naſſem Blick auf ſein väterliches Haus, auf ſeiner Mutter dunkles Grab, und verließ mit haſtigen Schritten das Dorf.

Es war ein kühler Morgen, und ein ſtarker Thau gefallen, ihn fror ein wenig; er ſchauderte, und verdoppelte die Schritte, um ſich zu erwärmen. Als er aber um eine Hecke bog, da wurde er plötzlich aufgehalten, denn im naſſen Graſe, faſt unbekleidet, ſaß Babet und wimmerte.

»Meine Schweſter!« rief Paul heftig bewegt, ließ Stab und Mantelſack fallen, warf ſich neben ſie, und drückte ſie ſchluchzend an ſein Herz. Es währte lange, ehe Babet reden konnte, und was ſie ſprach, waren doch nur abgebrochene Worte. Sie hatte nicht daheim von ihm Abſchied nehmen wollen, aus Furcht, die Mutter möchte es hören. Aber noch einmal ſehen mußte ſie ihn, und ihm ſagen, daß ſie ſeinen Hund füttern wolle, und ihm ein Kreuz von Bernſtein geben, das ſie auf ihrer Bruſt trug, und ihn bitten, es auf der ſeinigen zu tragen, weil es gegen Flüſſe helfe. Das alles mußte er halb errathen; denn ihre Thränen erſtickten die Worte. Er weinte herzlich mit ihr, und gab ihr eines

von seinen Goldstücken. »Ich habe nichts anderes,« sagte er, »gedenke meiner dabei!« Dann riß er sich los. Sie machte keine Bewegung, ihn zu halten, sie wimmerte still; er ging hastig fort und hörte sie bald nicht mehr; dennoch war ihm den ganzen Tag, als ob er sie noch immer hörte.

Aber die neuen Gegenstände, die ihn überall umgaben, drängten bald die Erinnerung an sein Dörfchen in einen Hintergrund zurück, der nur selten von der Sehnsucht wieder vorgeschoben wurde. Ihm hatten dort keine Rosen geblüht, er fühlte sich in kräftiger Jugend behaglich frei, und dies Gefühl überwältigte das Heimweh. Nur Einmal, am ersten Sonntage, den er auf der Wanderschaft zubrachte wollte es ihn übermannen. Es war ein stiller Morgen, die Glocken in den benachbarten Dörfern läuteten zur Kirche, die bekannten Töne weckten verwandte Bilder; er sah den Vater mit glatt gekämmtem Haupt; im saubern Tuchrocke, das Gebetbuch in der linken, eine Nelke in der rechten Hand; er sah den alten Pfarrer, ehrfurchtsvoll begrüßt, durch die Gemeine schreiten; er sah auch Babet in der Sonntagsmütze mit dem rosenrothen Bande; ihm wurde das Herz so schwer! Mit verdoppelten Schritten eilte er dem nächsten Dorfe zu, mischte sich unter die Bauern, die eben zur Kirche wallten, und hörte mit Andacht eine Messe. Doch mehr als diese beruhigte sein bewegtes Gemüth das Kirchengebet für den Landesherrn, der auch der Seinige war. Er hatte sich schon so weit von der Heimath entfernt gedacht, der Name des Fürsten rückte ihn schnell wieder näher; auch in *seinem*

Dörfchen wurde jetzt für ihn gebetet, und es kam ihm vor, als ob zwei Orte, von eines Fürsten Scepter berührt, nicht weit auseinander liegen könnten. — Aber ein ängstliches Gefühl erweckte in ihm der Anblick von dem Grenz-Pfahl seines Vaterlandes, den er nun erreichte. Er setzte sich ihm gegenüber in's Gras, betrachtete mit feuchten Augen das Wapen seines Fürsten, und des fremden Königs Wapen, dem er dienen sollte. Nur noch wenige Meilen hatte er zu wandern, und doch war ihm jetzt erst zu Muthe, als ob er eine lange Reise antreten sollte. Mit zögernden Schritten verließ er den Platz, noch immer um sich schauend, als schon längst ein Hügel den Grenz-Pfahl ihm versteckte. Nun erst kam er sich verlassen vor, und eilte, das Ziel der Wanderschaft zu erreichen.

Am andern Abend erblickte er endlich die Thürme der Stadt, in welcher das Regiment des Oberst von **berg in Garnison lag. Sofort machte er Halt, wusch sich am vorüberfließenden Bache, zog seine besten Kleider an, suchte den Brief des Pfarrers hervor, warf sich endlich auf die Knie und betete mit Inbrunst um den Segen Gottes. Er richtete dabei die Augen nach der Gegend seiner Heimath, und hatte nicht vernommen, daß ein halber Wagen im tiefen Sande sich leise näherte. Ein alter Offizier saß darin. Der schöne betende Jüngling fiel ihm auf, er ließ halten, und da Paul sich eben erhob, rief er ihn zu sich, um seine Neugier zu befriedigen.

Mit freimüthiger Bescheidenheit beantwortete Paul

ſeine Fragen, und ſiehe da, es war der Oberſt ſelbſt, der ſeines alten Freundes Empfehlungsſchreiben mit Herzlichkeit aufnahm, auch ſchon durch die Geſtalt des Jünglings, und durch deſſen Frömmigkeit und Geradſinn gewonnen war. Er verſchob die weitere Spazirfahrt, und kehrte ſogleich wieder um. Paul mußte ſich zu dem Bedienten hinten auf dem Wagen ſetzen, und fuhr mit klopfendem Herzen durch das finſtere Thor der Feſtung. Aber in des Oberſten Hauſe wuchs ihm bald der Muth, denn der wackere alte Kriegsmann nahm ihn freundlich auf, gab ihm den bravſten Unteroffizier ſeines Regiments zum Gefährten, und Paul lernte den kleinen Dienſt ohne Plackerei.

Mehr noch, als des Pfarrers Brief empfahl ihn ſein ſittliches Betragen, und der genoſſene Unterricht im Leſen, Schreiben, Rechnen. Der Oberſt beobachtete ihn im Stillen, und fand ihn ſeines Vertrauens werth, und als bald hernach ein ſehr blutiger Krieg ausbrach, machte Paul ſchon als Gefreiter dieſen Feldzug mit, aus dem er einige Narben und ſeines Oberſten befeſtigte Gunſt davon trug. Ein harter Winter trennte die mordluſtigen Kämpfer. Der Ueberreſt von Paul's Regiment zog ſich zurück in das Innere des Landes, um ſeinen erlittenen Verluſt zu erſetzen.

Auf dieſem Marſche nach den angewieſenen Quartieren, geſchah es eines Tages, daß Paul auf einem Fußpfad in dichtes Gebüſch ſich verlor. Plötzlich ſah er einen vollen Beutel vor ſich liegen. Er hob ihn auf, es war Gold darin. Er zählte ſeinen Schatz von vierhundert baren Thalern. Im

erſten Augenblicke freute er ſich des Fundes, im zweiten gedachte er der Angſt des Verlierers. Er beſchloß zu ſchweigen, weil er voraus ſah, daß ſeine luſtigen Kameraden, wo nicht Anſpruch auf die Beute, doch auf ſeine Gaſtfreiheit machen, und ihn zwingen würden, fremdes Eigenthum zu verſchwenden. Nur ſeinem Oberſten allein wollte er den Zufall entdecken, durch deſſen Hilfe in allen Zeitungen ihn verkünden, und — wenn vielleicht nach Jahr und Tag ſich Niemand melden ſollte — dann — ja dann! entzückender Gedanke! dann wollte er ſeiner Babet den unberührten Beutel zur Ausſteuer ſenden, weil die Mutter, nur dem Söhnlein hold, vermuthlich karg gegen die arme Tochter ſein würde.

Das Nachtquartier wurde in einem Dorfe genommen. Etwa zwanzig Mann, unter ihnen Paul, füllten das Wirthshaus, machten viel Lärm, und verzehrten wenig, da ſchon ſeit einigen Monden der Sold rückſtändig geblieben war. Auch Paul, der dem Lazareth nur kürzlich entronnen, bedurfte einer Erquickung, aber ſein eigener Beutel war erſchöpft, und den fremden wagte er nicht anzurühren. Er ſetzte ſich in die Wirthsſtube zu den übrigen, welchen der patriotiſche Wirth ein Faß Bier Preis gegeben hatte. Man trank, man jubelte, und keiner wurde es gewahr, als ein rechtlicher alter Mann hereintrat, der, ohne etwas zu begehren, ſich ſtill in einen Winkel ſetzte. Nur Paul, der an dem wilden Gelag nicht mehr Theil nahm, als nöthig war, um kein Sonderling geſcholten zu werden, nur Paul be-

merkte den Alten, der ſich von Zeit zu Zeit verſtohlne Thränen aus den grauen Wimpern drückte. Das blaſſe, ehrwürdige Geſicht, von tiefem Gram gefurcht, rührte den Jüngling. Er ſetzte ſich zu dem fremden Manne, und fragte beſcheiden: »Was fehlt Euch, guter Alter?«

Der Mann ſchien nur auf ein kleines Zeichen fremden Wohlwollens gewartet zu haben, um ſeinen Klagen Luft zu machen. »Ich bin ein armer Dorfprediger,« ſagte er, »meine Wohnung iſt drei Meilen von hier.«

Als Paul das Wort Prediger vernahm, entblößte er ſchnell ſein Haupt, und ehrte in dem Fremden ſeinen alten Lehrer. Der Trauernde fuhr fort:

»Ich habe einen einzigen Sohn, die Hoffnung meines Alters. Er brauchte noch Jahr und Tag, um ſeine Studien zu vollenden, und dann vielleicht im Amte mir beigeſellt zu werden. Dieſe troſtreiche Ausſicht erleichterte mir ſchon längſt Arbeit und Armuth. Durch kleine und große Opfer, entſagend allen Bequemlichkeiten des Lebens, hatte ich nun die letzte Summe zuſammen geſpart, die mein Wilhelm bedurfte, um ſeine Laufbahn zu vollenden. Es waren vierhundert Thaler. Ich ritt in die Stadt, um einen Wechſel zu kaufen, den ich ihm ſenden wollte. Auf dem Wege im Gebüſch wurde mein Pferd ſcheu. Ich hatte es von einem Bauer gemiethet, denn mein eigenes Reitpferd mußte ich verkaufen, um die Summe voll zu machen. Ein Mann von ſiebzig Jahren auf einem fremden Gaule iſt ein unbeholfener Reiter. Ich wurde abgeworfen, und da muß ich wohl

den Beutel verloren haben, den ich hier auf der Bruſt, in der Taſche meines Oberrockes, verwahrte. In der erſten Beſtürzung, und in der Angſt um das Pferd, das eine gute Strecke fort lief, ehe es ſtand, gedachte ich meines kleinen Schatzes nicht. Erſt nahe vor den Thoren der Stadt griff ich darnach, und mein Schrecken — nun den könnt ihr Euch wohl denken. Ich kehrte flugs wieder um, durchirrte Stunden lang das Gebüſch, aber vergebens! — Gott hat mir eine harte Prüfung auferlegt! ich kann meinem Sohne nicht mehr helfen; er muß zu etwas anderem greifen, und ich dem ſüßen Traume entſagen. Der Name des Herrn ſei gelobt!"

So wie der Greis ſprach, verklärte ſich Paul's Antlitz. Seine Hand fuhr haſtig in den Buſen, umklammerte den Beutel, und wollte zuckend wieder heraus, ehe noch der Klagende geendigt hatte. Kaum ſchwieg dieſer ſeufzend, ſo fühlte er auch ſchon in ſeiner Hand den verlornen Schatz. „Hier iſt Ihr Beutel," rief Paul leiſe, damit die Kameraden es nicht hören ſollten, ſprang auf und rannte hinaus. Der Prediger ſaß lange ſtumm und bleich wie ein Marmorbild, und ſtarrte den Beutel an. Endlich rollte eine Thräne über ſeinen grauen Bart, ſeine Lippen bewegten ſich — er betete ſtill. Vergebens ſah er dann ſich nach dem Wohlthäter um, der war und blieb verſchwunden, hatte ſich auf den Boden verkrochen, und ſchlief ſehr feſt auf einem harten Brete. »Mein Segen wird ihn doch erreichen," ſtammelte der Greis, »und ſeine edlen Züge vergeſſ' ich nimmer." Von den trunkenen Soldaten, deren

keiner bemerkt hatte, was vorgegangen war, erfragt' er noch den Namen ihres Gefreiten, erfuhr ihn erſt nach manchen Neckereien, ſattelte dann in nebliger Dämmerung ſein Pferd, und eilte, ſein Geſchäft zu vollbringen. —

Bald gewährte ein mit Blut erkaufter Friede dem Heere einige Ruhe. Paul bat um Urlaub, um ſeine Eltern zu beſuchen, allein der Oberſte, dem er faſt unentbehrlich geworden war, verſagte ihm denſelben; weil des Krieges Ungewitter ſich noch nicht ganz verzogen hatte, und jeden Augenblick auf's neue auszubrechen drohte. Doch währte es wohl ein Jahr, ehe Trommel und Trompeten wieder zum blutigem Kampfe riefen. Der Oberſt benutzte dieſe Friſt, um die vernachläßigte Wirthſchaft ſeiner Güter zu verbeſſern; er nahm ſeinen ehrlichen Paul mit dorthin, und ſchenkte ihm ein Vertrauen, welches, mit jedem Tage gerechtfertigt, mit jedem Tage wuchs.

Als nun plötzlich die Schwerter auf's neue blinkten, ach! da zog der arme Paul, zwar muthig, aber traurig, zu Felde, denn durch eine ſeltſame Verkettung der Weltbegebenheiten gehörte jetzt ſein eigener angeborner Fürſt zu den Feinden, und gegen ſein eigenes Vaterland ſollte er fechten. Geradeweges dorthin trat die Armee ihren Marſch an, und mit hochklopfendem Herzen ſah er die Kirchthurmſpitze ſeines Dörfchens, ohne hinüber eilen zu dürfen, denn ſein Regiment zog ſeitwärts. Indeſſen tröſtete er ſich mit der vortrefflichen Mannszucht, die unter den Truppen gehalten wurde. Drückende Lieferungen ausgenommen, hörte man die Landbewohner über keinen Frevel klagen.

Immer vorwärts rückte die Armee, bald kam es zu einem Treffen; das Glück begünstigte die Armee, bei der Paul diente, die feindlichen Truppen mußten schleunig retiriren, und auf diesem Rückzuge wurden die Dörfer geplündert. Jetzt erbat sich Paul von dem Obersten die Gnade, seines Vaters Haus als Sauve-Garde beschützen zu dürfen; die Bitte ward ihm gewährt, und, von zwei andern Kameraden begleitet, flog er seinem Dörfchen zu. Ha! wie wurde ihm, als er es von Ferne in lichten Flammen erblickte! Athemlos rannte er seinen Begleitern vor. Bald erreichte er die wohlbekannte Gegend; über einen Hügel seinen alten Spielplatz, wo jetzt Kanonen standen, stürzte er sich hinab in's Dorf. Weibergeheul, Kindergekreisch, Flammengeprassel, und das Brüllen der Plündernden tönten ihm entgegen aus allen Straßen. Fern von seiner Eltern Hause, aber der Pfarrwohnung nahe, schien die Feuersgefahr am größten, darum eilte er zuerst dorthin. Der alte Pfarrer saß betäubt in seinem brennenden Hause, erkannte den Jüngling nicht, und wollte auch nicht aus seinem grünen Sorgestuhle. Paul erinnerte sich eines Schränkchens, in welchem der Greis seine besten Habseligkeiten zu verwahren pflegte, das erbrach er rasch, bepackte sich schwer mit dem Inhalt, und — als schon die Balken brachen — trug er, sammt seinen Gefährten, den bewußtlosen Greis durch Rauch und Getümmel bis zu seiner Eltern Wohnung.

Jetzt betrat er ihre Schwelle wieder, und — das Blut gerann in seinen Adern, denn ihm zeigte sich ein gräßliches

Schauſpiel. Ein ſchönes Mädchen (es war Babet) rang mit zwei wollüſtigen Böſewichtern; ein Greis (ſein Vater) empfing ſo eben von einem Dritten einen Schlag auf das weiße Haupt, weil er zur Rettung der Unſchuld herbeigeſprungen war. Der alte ſchwache Mann ſtürzte bewußtlos zu Boden, und ſah nicht mehr, wie der Arm ſeines Beleidigers, von dem raſch gezogenen Säbel ſeines Sohnes verwundet, blutete. Auch Babet, die im benarbten Soldaten den Bruder nicht erkannte, und ihn für einen Spießgeſellen ihrer Henker nahm, wähnte ſich verloren, ſank erſchöpft in Ohnmacht, und war nur ein lebloſer Zeuge des edlen Muthes, mit dem ihr Paul von ſeinen Gefährten unterſtützt, ein überlegenes Raubgeſindel aus der väterlichen Wohnung drängte. Dann ſtellte er ſeine Kameraden als Schildwachen vor die verriegelte Thüre, nahm den betrübten Greis in ſeine Arme, und trug ihn in die wohlbekannte Schlafkammer. Hier kniete die Stiefmutter hinter einem Schranke, und betheuerte kriechend ihre Unſchuld gegen den vermeinten Räuber. »Ich habe nichts!« heulte ſie, »mein alter, liederlicher Mann hat alles durchgebracht!«

Paul ſtrafte die Lügnerin blos durch einen verächtlichen Blick, und eilte zu der ohnmächtigen Babet, die er — o ſüße Bürde! — die Treppe hinauf zu demſelben Lager trug, wo ſie einſt, in der Nacht vor ſeiner Abreiſe, ſo wehmüthig um ihn geſchluchzt hatte. Trotz ihrer Todtenbläſſe und der Verwirrung aller ſeiner Sinne entging es ihm doch nicht, daß aus dem lieblichen Kinde ein ſchönes blü-

hendes Mädchen geworden war, und als, während er sie trug, ihr langes weiches Haar seine Wange berührte, ihr verschobenes Halstuch ihm des jugendlichen Busens Fülle verrieth, da ergoß sich zum ersten Male ein fremdes Feuer durch seine Adern — er drückte einen heißen Kuß auf die kalten geschlossenen Lippen, legte sie sanft nieder, und sprang dann wieder hinab zu dem Vater, der eben jetzt Spuren des Lebens von sich gab. Der alte Pfarrer saß vor des Pachters Bett, noch immer betäubt und sprachlos. Frau Barbara heulte durch alle Töne. »Geht hinauf zu Eurer Tochter,« rief Paul der letztern zu, »sie bedarf Eurer Hilfe.« Das Weib gehorchte, minder besorgt um die Tochter, als zitternd vor dem feindlichen Soldaten.

Kaum war sie fort, da warf sich Paul am Bette auf die Knie, und benetzte schluchzend die väterliche Hand mit kindlichen Thränen. Hans Wolf schlug die Augen auf, und starrte den jungen Soldaten an, kaum sich besinnend, was mit ihm vorgegangen war. »O Gott!« rief dieser plötzlich aus, »mein Vater! mein Lehrer! kennt ihr mich denn nicht mehr?« —

»Mein Sohn!« stammelte der Alte, wollte sich aufrichten, und sank zurück. »Mein Sohn!« wiederholte der Pfarrer, und taumelte in des Jünglings Arme. — Seliger Augenblick! Worte — Silben — halbe Worte — halbe Silben — nicht Ohren, nur Herzen verständlich, durchkreuzten einander im süßen Gewirr. Fragen ohne Antworten, Antworten ohne Fragen, Gespräche mit Gott, Se-

gen, Dank, Liebe — alles wechſelte unverſtändlich, und alle verſtanden ſich dennoch. Kaum aber hatte Paul die erſte kindliche Regung befriedigt, da flog er wieder hinauf zu Babet. — Als er die Thüre aufrieß, ſchlug ſie die Augen auf. Der erſte Gegenſtand, den ſie erblickte, war jene fürchterliche Uniform, welche auch die Buben trugen, deren Händen ſie Paul entriſſen hatte. In neuer Gefahr ſich wähnend, ſchrie ſie laut auf, und zog ſchnell ein Goldſtück aus dem Buſen, das mit einem Henkel an ihrem Halsband befeſtigt war.

»Erbarmt Euch!« ſchluchzte ſie, »nehmt alles, was ich habe, nur ſchont meine Unſchuld!«

»Babet! Babet!« rief Paul mit frohem Entzücken, »ſoll ich dies Goldſtück dir zum zweiten Male ſchenken?« — Ha! die Stimme des geliebten Bruders gab ihr augenblicklich die Jugendkräfte wieder; ſie klammerte ſich um ſeinen Hals, ſie vermochte nicht zu reden, aber unter ſüßen, ſüßen Thränen flieg der leiſe Wunſch zum Himmel: Gott! jetzt laß mich ſterben!

Bei der verſteinerten Mutter verſiegten plötzlich die Zähren, die, gleich dem Blute des heiligen Januarius, nur kunſtreich gefloſſen waren. In ihrem Kopf und Gemüth entſtand ein häßliches Getümmel von ſpitzigen Gedanken und ſauren Gefühlen. Der verhaßte Knabe, den ſie ſo oft gemißhandelt, dem ſie ſo oft verſichert hatte, er ſei und bleibe ein Taugenichts, ſtand jetzt vor ihr, ein wackerer Mann, ein Retter ihres Hauſes. Der eigene, verhätſchelte

Sohn war, wenige Tage vorher, als Spion ergriffen und gehangen worden — und dieſer mußte leben! ihm mußte ſie Dank ſchuldig werden! — Das war bitter. Allein ſie fühlte wohl, daß ſie in dieſer Lage ihren Groll verſchlucken müſſe, und nach einiger Erholung, zu welcher das ſtumme Entzücken der liebenden Geſchwiſter ihr Zeit genug ließ, ergoß ſie ſich in einem Strome von faden Lobſprüchen, welch ein ſchöner Mann der Herr Sohn geworden ſei, und wie die Uniform ihn ſo wohl kleide.

Daß er ſchön ſei, trotz einiger Narben, bemerkte freilich auch Babet, aber ſie ſagte nichts davon. »Deine letzte Bitte, lieber Bruder, hab' ich treulich erfüllt, vielleicht zu treulich, denn dein Hund iſt erſt kürzlich, mehr am Fette, als vor Alter geſtorben.«

Das brennende Dörfchen war nun gelöſcht, das plündernde Geſindel entwichen. Paul genoß in den Armen ſeiner Lieben einige erquickende Stunden. Bald ruhte er am Herzen des Vaters, bald am Buſen des Lehrers, aber hie und dort hing ſein Auge nur an der ſchönen Babet, die er träumend und ſchweigend ſo lange, ſo ſeelenvoll betrachtete, bis ſie erröthend die Augen niederſchlug, und er ſich fragte: warum erröthet ſie? — Im ſüßen Taumel blieb er zum erſten Mal ſeiner Soldatenpflicht uneingedenk, bis um Mitternacht die wirbelnde Trommel auf der Straße ihn weckte.

Ein Corps friſcher Truppen war zum Heere geſtoßen, es hatte ſich plötzlich gewendet, und rückte dem Feinde ent-

gegen. Paul ergriff sein Gewehr, empfing den Segen der Greise, sagte der zitternden Babet ein hastiges Lebewohl, und verschwand. In verschlossener Kammer saß nun das arme Mädchen weinend, betend. Das Waffengeklirr entfernte sich, die Nacht war gräßlich finster und still, nur ihr Lämpchen brannte versteckt in einer Nische des Ofens. Als der Tag zu grauen begann, donnerten von ferne die Kanonen, Babet's Fenster zitterten, ihr Herz noch mehr. Kaum eine Viertelmeile von dem Dörfchen kam es zu einer blutigen Schlacht. Jeder Schuß traf Babet's Brust, und als, nach einer qualvollen Stunde, Wagen voll winselnder Verwundeter langsam durch das Dorf gezogen wurden, da erreichte ihre Angst das höchste Maß. Der Anblick zerriß ihr Herz, und doch konnte sie das Auge nicht abwenden, denn wie, wenn Paul darunter sich befände? wenn sie ihn, gleich den Uebrigen, in ein dumpfes Lazareth schleppen ließe? — Darum sah sie starr, obschon fast ohnmächtig, jeden Sterbenden in's Antlitz und spähte in jedem zerhauenen Gesicht nach Paul's Zügen. Sie fand ihn nicht — sie hoffte.

Der Feind wurde geschlagen, verfolgt. Das öde Schlachtfeld ertönte nur noch von den Aechzen der Verwundeten; ein Bauer, der sich hinaus gewagt hatte, brachte die Botschaft: es liege mit Todten bedeckt. Paul unter ihnen! war nun plötzlich der marternde Gedanke, der das liebende Mädchen wie ein Gespenst herumtrieb. Wankend zwischen jungfräulicher Furcht und furchtloser Angst bat

ſie den alten Pfarrer um Gotteswillen, ſie hinaus zu begleiten, denn ſie müſſe daheim verzweifeln. Der edle Greis erfüllte gern ihren Wunſch. Den Zögling hoffte er zwar nicht dort zu finden, allein er konnte ja vielleicht Sterbende tröſten, und dieſer Gedanke flößte auch ihm Verachtung der Gefahr ein.

Babet belud ſich mit allem, was Verwundete erquicken konnte, und keuchte an des Pfarrers Hand hinaus. — Welch ein Schauſpiel für ein zartfühlendes, weibliches Geſchöpf! Bei jedem Schritte war ihr zu Muthe, als werde ſie jetzt mitten unter die Leichen ſinken. Aber dann ſtand Paul wieder blutend vor ihr, und ſie raffte ſich männlich auf.

Siehe, dort ſtöhnte, mit Blut bedeckt, an einen Buſch geworfen, ein Soldat, deſſen Kopf verwundet, deſſen linker Arm zerſchmettert war. Aber mit der rechten Hand umklammerte er krampfhaft etwas Glänzendes, das an einer ſchwarzen Schnur von ſeinem Halſe herab hing. Babet's erſter Blick fiel auf ſein Geſicht, ſie erkannte es nicht; der zweite auf das Glänzende in ſeiner Hand, es war ihr Kreuz von Bernſtein. Sie ſank in die Knie — es flirrte ihr vor den Augen — ſie ſah nichts mehr — ſie hörte nur eine innere Stimme, die aus der tiefſten Bruſt ihr zurief: jetzt darfſt du noch nicht ſterben! — Unermeßlich iſt eines liebenden Weibes Kraft! — Babet, mit des Pfarrers Hilfe lud den ſchwer Verwundeten auf ihre Schultern, und, ſelbſt halb todt, taumelte ſie mit ihm auf der Schwelle

ihres Hauſes nieder. Mitleidige Bauern trugen jetzt Beide hinein, wo der plötzliche Anblick dieſes Jammers bald nachher des kranken Vaters ſchwachen Lebensfunken vollends erdrückte.

Die Mutter konnte nur heulen, der Pfarrer nur beten. Babet allein, obſchon von einem heftigen Fieber erſchüttert, Babet allein bezwang den zarten, widerſtrebenden Körper durch der Liebe göttliche Kraft. Sie wich keinen Augenblick von dem Lager des Verwundeten, lernte ſeinen Arm in Schienen legen, ſein Haupt verbinden, führte wenn er ſchlummerte, Krieg mit jeder Mücke, bereitete ihm geſunde Speiſen, und erquickte ihn zweifach durch ihre zärtliche Sorgfalt.

Jetzt zum erſten Mal, als es mit ihm ſich beſſerte, und er einſt mit halb geſchloſſenen Augen durch den Vorhang lauſchend, das holde Mädchen beobachtete, das ſtill ihm gegenüber ſaß, und faſt den Athem an ſich hielt, weil es meinte, er ſchliefe — jetzt zum erſten Mal erleuchtete ihn plötzlich der Gedanke: wie, wenn Babet deine Frau werden könnte? — Gleich wie bei dem Mondbewohner, der keine Atmoſphäre und folglich keine Dämmerung kennt, wurde die Nacht ſeiner Seele ohne Uebergang zum hellen Tage. Er ſchlug die Wimper auf, aber es waren nicht mehr dieſelben Augen, andere Blicke ſchoſſen hervor, und ein Feuer, welches die unerfahrne Babet der rückkehrenden Geſundheit zuſchrieb, war bloße Wirkung der einkehrenden Liebe. Freilich murrte ſein Gewiſſen gleich: ſie iſt deine Schwe-

ſter; allein bebende war des Herzens Antwort: Stiefſchweſter nur. — Eine quälendere Sorge gab ihm die Betrachtung: daß er ein halber Krüppel geworden; daß ſein väterliches Erbe durch den Krieg verſchlungen, und er nicht im Stande ſei, durch eigenen Fleiß eine Familie zu ernähren. Darum ſank er in Schwermuth; darum wagte er es nicht, der bittenden Schweſter ſeinen Kummer zu vertrauen — ach! jede Hoffnung ſchien ihm eitel.

Indeſſen hatten die Truppen, unter welchen er gefochten, durch einen glorreichen Feldzug Frieden errungen. Die Regimenter waren auf dem Rückmarſch, viele zogen durch das Dorf, und Paul hörte mit Herzklopfen die Trommel, der er nicht mehr folgen konnte. Aber eines Tages öffnete ſich plötzlich die Thüre, und ſein Oberſt trat herein. Der wackere Mann hatte den ehrlichen Paul nicht vergeſſen, hatte Erkundigung eingezogen, kam jetzt, ihn zu tröſten, und ihm den ehrenvollen Abſchied, ſammt einer einträglichen Mühle, auf ſeinen Gütern, anzubieten. Paul wußte nicht, wie ihn geſchah. Er wollte viel reden, heiß danken, die Hand des Wohlthäters küſſen, allein der Oberſt verſchwand ſchnell wieder, indem er nur noch durch die offene Thüre ihm zurief: »Macht Euch bei Leibe nicht früher auf den Weg, bis ihr gänzlich hergeſtellt ſeid; die Mühle bleibt Euch gewiß.«

Paul ſtand lange unbeweglich, mit gefalteten Händen, und ſah den edlen Mann noch immer in der Thüre, nachdem er ſchon längſt ſich auf ſein Roß geſchwungen hatte.

Endlich weckte ihn aus der ſüßen Betäubung ein leiſes Schluchzen; es war Babet, die ſtille Thränen der Freude und des Kummers weinte; der Freude — denn der geliebte Bruder war verſorgt; des Kummers — denn ſie mußte ſich von ihm trennen. Gerührt wandte Paul ſich zu ihr, reichte ihr die Hand, und ſprach: »Willſt du mit mir ziehen?«

»Ja, von Herzen gern,« liſpelte Babet, »wenn die Mutter es erlaubt.«

»Willſt du aber auch mein Weib werden?« — Sie fuhr mit einem lauten Schrei in die Höhe, ſah ihn ſtarr an, glühte und fror, zitterte und lächelte. »Paul!« ſtammelte ſie endlich, »Paul! ich dürfte das?«

»Warum nicht?« ſagte er freundlich überredend, Sünde kann es doch nicht ſein.« — Ihr mangelte der Athem. Nur ein Seufzer — »Gott! ach Gott!« preßte ſich aus ihrer ſchwellenden Bruſt hervor.

Noch hatte Paul die Krankenſtube nicht verlaſſen, aber jetzt fühlte er ſich ganz geneſen, griff raſch nach ſeinem Hute, und ging zum alten Pfarrer, dem er ſein Glück und ſeine Wünſche an das väterliche Herz legte. Der Greis ſtutzte, wandte ſich ohne Antwort von ihm, und ſchritt in tiefen Gedanken im Zimmer auf und nieder, während Paul in Todesangſt ſeinen Hut zerknüllte. »Es iſt keine Sünde,« ſprach endlich der Alte, und die Zentnerlaſt fiel von des Jünglings Herzen, »es iſt keine Sünde, doch wider die Kirchenordnung. In unſerm Lande darf kein Geiſtlicher euch zuſammen geben, und ich weiß nicht, ob unſere Nach-

darn weniger ſtreng ſind. Alles, mein guter Sohn, was für dich zu thun in meiner Macht ſteht, iſt ein Zeugniß, daß ihr Stiefgeſchwiſter weder Einen Vater noch Eine Mutter hattet, und daß ihr ſonſt in keiner fremden Verbindung ſteht. Willſt du, mit einem ſolchen Zeugniß verſehen, deines Wunſches Erfüllung ſuchen, ſo ziehe hin, von mir geſegnet. Etwaige Gewiſſenszweifel von Babet's Mutter will ich löſen."

Von Hoffnungen trunken, die ja immer dem Liebenden Gewißheit ſcheinen, taumelte der Jüngling wieder heim, und Babet, die ihm ſonſt ſo unbefangen in die Arme flog, ließ ſich diesmal ſuchen, und ſchmiegte, gefunden, ſich ſchüchtern an ſeinen Buſen. Die Mutter kargte nicht mit ihrer Einwilligung, denn, ſelbſt noch voll Anſprüche auf Schönheit und Lebensgenuß, entfernte ſie die ſchöne erwachſene Tochter gern, zumal da der künftige Eidam ihr alle Rechte auf das verwüſtete väterliche Erbe abtrat.

So zog das junge Paar, von der Mutter kalt, vom Pfarrer heiß geſegnet, mit dem verſprochenen Zeugniß in die Welt, und ſo oft es von ferne eine Kirchthurmſpitze erblickte, ſeufzte Paul laut, Babet leiſe: möchte ſie uns zur Trauung winken! — Aber ſie zogen lange hin und her, hatten längſt ſchon die Grenzen ihres Vaterlandes überſchritten, und fanden noch immer keinen Geiſtlichen, der es wagen wollte, die Geſchwiſter zu ſüßerem Namen zu berechtigen. Der Eine traute ihrem Vorgeben nicht; der Andere ſchützte ſeine Kirchenordnung vor; der Dritte empfing

ſie freundlich und wies ſie mürriſch ab, weil ſie ihre Armuth bekannten. Schon neigte ſich ihr karger Zehrpfennig zum Ende; ſchon konnten ſie berechnen, daß in wenig Tagen der Bettelſtab ihre letzte Zuflucht ſein werde. Babet weinte und zagte, Paul ging düſter ſchweigend vor ſich hin. Da kamen ſie eines Morgens in ein Dorf, wo alle Bauern, feſtlich geſchmückt, nach der Kirche wallten, obſchon es kein Feiertag war. Paul fragte, und wurde berichtet: »der einzige Sohn des alten Pfarrers ſei zum Adjunctus ernannt, und feiere heute ſeine Hochzeit mit einem ſchönen, lieben Mädchen aus der Stadt. Sein Vater, der auch ein Vater der ganzen Gemeine ſei, werde ihn ſelbſt zum Amte weihen, und dann den Segen über die Verlobten ſprechen. Da habe nun Alt und Jung ſich aufgemacht in Feierkleidern, um Zeuge des rührenden Schauſpiels zu ſein.«

»Laß uns ſchnell in die Pfarrwohnung eilen,« flüſterte Paul der Geliebten zu, »Glückliche ſind leichter zu erbitten.« Und ſchon zog er mit ſanfter Gewalt die Zagende nach ſich.

Horch! die Glocken läuteten vom Thurme zum erſten Mal. Im Pfarrhof wimmelte es fröhlich auf und ab. Paul ließ den Pfarrer heraus bitten, und trug ihm ſein Anliegen vor; allein der Alte ſchien kaum zu hören, was er ſprach, ſondern ſah ihm mit geſpannter Neubegier in's Geſicht. Endlich unterbrach er ihn mit dem Ausruf: »Seid Ihr nicht Paul Wolf?« — Ja, ſtammelte der Jüngling verwundert. Da ſchlug der Pfarrer die Hände zuſammen, riß die Thüre ſeines Zimmers auf, und ſchrie hinein, indem er den Fremd-

ling nach ſich zog: »Wilhelm! Wilhelm! ſieh hier deinen Wohlthäter! ſieh hier den ehrlichen Mann, ohne den wir heute nicht ſo glücklich wären!«

Paul wähnte zu träumen, oder man ſpotte ſeiner; denn die Geſchichte mit dem verlornen Beutel hatte er längſt vergeſſen. Als er endlich begriff — als man von allen Seiten mit Dank und Lobe ihn beſtürmte — und als der Pfarrer ſich glücklich pries, durch Erfüllung ſeines Wunſches ihm vergelten zu können — da hob er ſtumm Augen und Hände gegen Himmel, und der Alte gab ſeinen Blicken Worte, ſprechend: »Ja, mein Freund, eine gute That bleibt nie unbelohnt.«

Horch! die Glocken läuteten zum zweiten Male. Die geſchmückte Braut führte die ungeſchmückte in ein Seitenzimmer, und ehe noch die Glocken zum dritten Male läuteten, trat Babet, in einem einfachen Gewande, am ſchönſten durch reine Jungfräulichkeit geziert, an der Hand ihrer neuen Schweſter wieder hervor, die ihre Mirten-Krone mit der Fremden getheilt hatte. Paul taumelte auf ſie zu — ihm verging die Welt — er lachte und weinte, und wußte nichts davon, daß man ſein Reiſebündel geöffnet, die zerſchoſſene Uniform ihm angezogen hatte. Er träumte noch, als ſchon der Zug, unter feierlichem Geſang, der Kirche nahte, und nur erſt, als der Pfarrer am Altare, mit lauter Stimme, den Segen ſprach, jauchzte ſein Herz: Babet iſt dein!

Eine ganze Woche lang theilte und mehrte das junge

Paar die Freuden der gaſtlichen Pfarrwohnung. Dann zog es geſegnet, mit einem reichen, aufgedrungenen Zehrpfennig, dahin, wo, im Schutz eines edlen Mannes, Liebe, Fleiß und Redlichkeit ihm ein ſtilles Glück gewährten.

Das arme Gretchen.

In einer kleinen Landſtadt wurde ein ehrlicher Strumpfweber zu Grabe getragen, der eine einzige Tochter hinterließ. Gretchen war ein Mädchen von neunzehn Jahren, flüchtig, flink, wunderſchön. Auf ihren Fleiß that ſie ſich wohl ein wenig zu gute, von ihrer Schönheit wußte ſie nichts. Aber ein junger Barbiergeſell wußte recht viel davon, und mehr als ihm lieb war; denn ſeitdem überfiel ihn bisweilen ein Zittern, das den bärtigen Wangen ſeiner Kunden manchen Blutstropfen koſtete. Schon vor drei Jahren hatte er die Wunde auf einem Vogelſchießen davon getragen, wo Gretchen mit ihrer damals noch lebenden Mutter zum erſten Mal erſchien. Georg, ſo hieß der junge Menſch, ging dort überall ihr nach, oder zur Seite — doch immer zwanzig Schritt entfernt — und vergaß die Späße des Hanswurſts, die kurz zuvor ihn noch beluſtigt hatten. Auf dem Heimwege fing es an zu regnen. Gretchen trug einen niedlichen neuen Strohhut, den ſie abnahm, in ihr Schnupftuch band, und das ſchöne blonde Haar dem Re-

gen Preis gab. Da faßte ſich der junge Geſell ein Herz, aber ein hochklopfendes, trat hervor und bot ſein ſeidenes Halstuch an (weiter hatte er nichts), um das gelockte Engelsköpfchen damit zu umwickeln. — »Bemüh' Er ſich nicht, Musje,« ſagte die Mutter, indem ſie ihr Unterkinn noch mehr herausdrückte. Der kühne Georg, durch einen freundlichen Seitenblick des Mädchens ermuntert, wagte eine mediciniſche Bemerkung: die Jungfer Nachbarin werde ſich das Haupt verkälten. Er legte dabei die Hand auf die Bruſt, als wollte er ſagen: ich meine es ja recht gut. Allein die ſtrenge Mutter lächelte ſüßſauer, meinte, von der Nachbarſchaft ſei ihr nichts bewußt, und erſuchte ihn ganz trocken, ſeiner Wege zu gehen.

Der arme Burſche ging, aber nicht ſeiner Wege, ſondern in einen Buſch, der im ganzen Städtchen der Philoſophengang hieß, ohne daß die Tradition anzugeben wußte, von welchem Philoſophen er den Namen erhalten; denn jetzt gab es, ſeit Menſchengedenken, kein ſolches Wunderthier in dieſer Gegend. Die muntere Jugend pflegte im Herbſt Schlingen für Krammsvögel darin zu ſtellen, das hatte auch Georg ſonſt wohl gethan, jetzt kam es ihm aber vor, als ſei er ſelbſt ein gefangenes Vögelchen. Daß Gretchens grauſame Mutter ſeine Nachbarſchaft nicht anerkennen wollte, da er doch kaum drei Straßen von ihr wohnte, das ſchmerzte ihn tief. Auch die Weigerung, ſein nageineues Halstuch anzunehmen, ſchien ihm weder chriſtlich, noch höflich; allein zu ſeinem Troſte hatte er deutlich

wahrgenommen, daß Gretchen feuerroth dabei geworden war, und ihm mit schüchternen Blicken der Mutter Härte gleichsam abgebeten hatte. Auf diese Bemerkung gestützt, fing er an, im Philosophengange zu philosophiren: »ich bin freilich ein armer Teufel, aber doch ein guter Barbiergesell; in vier Jahren kann ich Meister werden, ein Meister kann heirathen; folglich wird Gretchen meine Frau sein; foglich begreife ich ganz und gar nicht, warum sie mein Halstuch nicht um den Kopf binden sollte?» — Diese bündige Schlußfolge nahm er sich vor, bei erster Gelegenheit der Mutter selbst vorzutragen, damit sie nur sähe, daß er ein ehrlicher Bursche mit ehrlichen Absichten sei. Indessen barbirte er die ganze Stadt mit großem Eifer nach wie vor; nur liefen dann und wann einige Klagen bei seinem Meister ein, daß er bald den Hern Konrektor in die Nase geschnitten, bald sogar den Herrn Bürgermeister hatte sitzen lassen, da eben auf dem Rathhause ein wichtiger Prozeß, wegen zehn gestohlener Eier, anhängig war, und mehr als zwanzig Zeugen abgehört werden sollten. Leider konnte Georg diesen schweren Klagegrund nicht abläugnen. Der Herr Bürgermeister war, eben so wenig als er selbst, Gretchens Nachbar; da er nun am liebsten und längsten in der Straße sich aufhielt, wo Gretchen wohnte, weil er sie doch bisweilen am Fenster erblickte, so konnte er ja unmöglich die übrigen drei Straßen, aus welchen das Städtchen bestand, eben so oft und rasch durchwandern.

Indessen gingen des Meisters Vorwürfe dem wackern

Geſellen zu Herzen. Er überlegte im Philoſophengange, daß und wie es anders werden müſſe, barbirte am nächſten Sonntage alle ſeine Kunden über Hals und Kopf, eilte nach Hauſe, zog ſich ſauber an, band das verſchmähte Halstuch um, und ging gerades Weges zu der Mutter, bei der er ſeine Worte, Wünſche, Hoffnungen ſtotternd auskramte. — »Vier Jahre?" ſagte die Mutter ſpöttiſch, »in vier Jahren kann noch viel Waſſer vom Berge laufen. Iſt mein Gretchen dann noch unverſagt, ſo frage Er wieder nach. Doch bis dahin unterſteh' Er ſich nicht, mit ihr zu äugeln, ſonſt ſage ich es dem Vater, und der ſpaßt nicht. Ueberhaupt, mein lieber Muſje Georg, würde Er beſſer thun, die verliebten Grillen ſich aus dem Sinne zu ſchlagen; Sein Handwerk hat keinen goldenen Boden. Da ſeh' Er die Perückenmacher an, die müſſen jetzt alle verhungern, weil ſich Niemand mehr friſiren läßt. Wie leicht kann es geſchehen, daß die langen Bärte wieder Mode werden, ſo muß Er betteln gehen. Ja, vormals, als die Menſchen noch vernünftig alle Monat Einmal zur Ader ließen, da war mit dem Blute viel zu verdienen; aber das iſt auch vorbei. Strumpfweber hingegen finden immer Brot, denn die bloßen Füße frieren. Folglich leb Er wohl, und laß Er mein Mädchen in Ruhe."

Todtenbleich kam der arme Georg nach Hauſe, konnte weder eſſen noch trinken, ſchlich in den Philoſophengang, und raiſonnirte über ſein Schickſal: »die Frau Nachbarin hat Recht. Ich treibe ein elendes Handwerk; mit Plackerei und wenig Geld. Aber ich bin noch jung, kann Alles lernen,

kann noch Doktor werden, und das will ich auch. Dann wollen wir doch sehen, ob man den Herrn Doktor auch so schnöde abweisen wird?" —

Mit festen Schritten verließ er den Busch, ging ohne Säumen zu dem einzigen Arzt des Städtchens (auch sein Kunde) und trug ihm sein Anliegen vor, die Wundarzneikunst zu erlernen. Der alte Mann, dem der muntere, offene Bursche immer wohlgefallen, lächelte, lobte sein Vorhaben, und bot ihm seine ganze Bibliothek, die aus siebenundfünfzig Bänden und zwei Journalen bestand, zum Durchlesen an. Jetzt öffnete sich dem Jüngling eine neue Welt. Mit der Kraft der Liebe ausgerüstet, die bekanntlich, durch des Herzens wundervolle Mechanik, die schwersten Lasten hebt, fing er an, die Anatomie emsig zu studiren, las und lernte Tag und Nacht, und verwandte jeden Sparpfennig an ein gutes Buch. Des Arztes Bücherschatz und sein Beutel waren früher erschöpft, als seine Wißbegierde; das klagte er dem alten Aeskulap, der ihm jetzt mit väterlicher Theilnahme rieth, in die Residenz zu wandern, und dort, bei einem schicklichen Unterkommen, Gelegenheit zur Vermehrung seiner Kenntnisse zu suchen. Georg befolgte den Rath, so sauer es ihm auch wurde, seine Vaterstadt, oder vielmehr nur eine Straße derselben, zu verlassen. Mit einem kleinen Mantelsacke auf dem Rücken, die Taschen voll Bücher gestopft, trat er die Wanderschaft an; ihn geleitete die süße Hoffnung, nach einigen Jahren in einer glänzenderen Gestalt wieder einzuziehen,

und die Früchte ſeines Fleißes zu Gretchens niedlichen Füßen zu legen.

Bald darauf ſtarb Gretchens Mutter, und ein Jahr nachher auch der Vater, die arme Waiſe blieb verlaſſen, ganz verlaſſen. Zwar, der Herr Burgemeiſter war ein weitläufiger Verwandter von ihr, aber ſeine dicke Frau, vormals Kammerjungfer in der Reſidenz, ſchien keine Freundin von armen Waiſen, am wenigſten, wenn ſie das Unglück hatten, jung und ſchön zu ſein. Ihrer Wachſamkeit verdankte das Städtchen, daß nie ein Bettler auf den Straßen ſich blicken ließ. Da nun Gretchen — zwar nicht mit Worten, doch mit rührenden Thränen um Beiſtand flehte, und es wirklich ſchien, als wolle der Herr Burgemeiſter der Verwandtſchaft ſich erinnern, ſo fand ſie für gut, ſich der Sache nach ihrer Weiſe anzunehmen. »Mein Kind,« ſagte ſie eines Tages zu der kleinen ſchluchzenden Muhme, »du biſt noch jung, du mußt dein Glück in der Welt verſuchen. Ich habe es auch ſo gemacht, und, Gott ſei Dank, ich bin fürwahr nicht mit leeren Händen zu meinem Manne, dem Herrn Burgemeiſter, gekommen.« (Bei dieſen Worten warf ſie einen Seitenblick auf eine große ſilberne Kaffeekanne, die in einem Glasſchränkchen prankte.) »Fünf Jahre lang war ich ſo glücklich, die Frau Gräfin von Hochbüttel zu bedienen, bis mein jetziger Gemahl, der Herr Burgemeiſter — damals nur ein armer Schlucker — um das Ehrenamt in unſerm Städtchen ſich bewarb. Der Herr Graf von Hochbüttel hatte viele Güte

für mich — nun ich will nichts weiter ſagen — er hat das beſte dabei gethan. Du ſiehſt, der liebe Gott hat unſern Eheſtand geſegnet, wenn nicht mit Kindern, doch mit Rindern und allerlei zeitlicher Habe, die Ehre ungerechnet, die auch nicht zu verachten iſt. Darum rathe ich dir, geh in die Reſidenz zu der Frau Gräfin von Hochbüttel, ich will dir ein unterthäniges Brieflein mitgeben, da wirſt du erfahren was ich noch gelte. Gib Acht, ſie erhebt dich auf der Stelle zum Stubenmädchen, und wenn du nur in die Ehre dich zu ſchicken weißt, ſo wette ich, ehe ein Monat vergeht, biſt du Kammerfrau."

Das arme Gretchen, dem keine andere Zuflucht übrig blieb, bedankte ſich, nahm das untherthänige Brieflein, ſetzte ſich auf den Poſtwagen, weinte ſich noch einmal recht ſatt, als ſie am Kirchhofe vorüber fuhr, wo ihre Eltern ſchlummerten, und kam nach einigen Tagen glücklich, aber mit beklommenem Herzen, in die ungeheure Reſidenz, wo der alte Schirrmeiſter, der ſich unterwegs freundlich ihrer angenommen, ihr das prächtige Hotel des Grafen von Hochbüttel zeigte. Sie hatte bisher das Rathhaus ihrer Vaterſtadt für das größte Gebäude in der Welt gehalten, und es, trotz ſeines innern Schmutzes, nur mit ehrfurchtsvollem Schauder betreten; wie ward ihr jetzt, da ſie unter dem ſtolzen Säulengange wandelte, der zu einer, mit modern-antiken Statuen verzierten Marmortreppe führte! Sie wußte nicht, wo ſie die Augen laſſen ſollte; denn unglücklicher Weiſe war ein Blick an einem nackenden Merkur

vorübergeſchweift, ein Blick, der alles Blut auf ihre Wangen lockte. Mein Gott! dachte ſie, wie kommen die nackenden Puppen hieher? und ſchnell, mit weggewandtem Köpfchen, wollte ſie vorüberſchlüpfen, als plötzlich eine Baßſtimme ihr in die Ohren donnerte: wohin? wohin, Jüngferchen? hier geht man nicht ſo gerade zu.

Es war der Schweizer mit verbrämten Wehrgehänge, das einen faulen Wamſt ſchmückte. Zitternd zog Gretchen ihr wichtiges Empfehlungsſchreiben hervor, und überreichte es dem Schweizer; denn ſie hielt ihn für den Grafen. — Von wem? — »Von unſerer Frau Burgemeiſterin.«

Die heißt? — »Mein Gott, die heißt Frau Zuck, das weiß ja die ganze Welt.«

»Aha! Frau Zuck! weiland das runde Lieschen? die kennen wir. Ja, wenn die das Jüngferchen ſchickt, ſo wird es vorgelaſſen.« Er zog eine Klingel. Ein Bedienter führte Gretchen in das Vorgemach, und trug den Brief hinein. Während die ſchöne Pilgerin, gaffenden Blicken Preis gegeben, mit wankenden Knien im Vorzimmer ſteht, ſchleichen wir mit dem Briefe zu der Toilette der Frau Gräfin. Sie hatte in ihrer erſten Jugend, als die Empfindſamkeit in Deutſchland ſpuckte, mit ihrem jetzigen Gemahl einen prächtigen Roman geſpielt. Er war damals ein armer Fähnrich mit ſechzehn Thalern monatlichen Gehalts und ſie ein armes Fräulein mit ſechzehn Ahnen, die noch

weniger eintrugen. Darum ſollte Hymen ihren Bund nicht krönen; die gnädigen Onkels ſagten nein, und die gnädigen Tanten ſchüttelten die Köpfe. Natürlich gab es eine ſehr tragiſche Verzweiflung; der Fähnrich wollte ſich erſchießen, das Fräulein ſich in's Waſſer ſtürzen. Sie waren ja für einander geboren; ſie konnten ja nicht ohne einander leben; nur grauſame Tyrannen ohne Herzen konnten ſolche Herzen trennen. Sie waren ja bereit, unter einem Strohdach mit einander zu hungern, und, für die Seligkeit der Liebe, auf alle Nahrungsmittel ewig zu verzichten.

Der Himmel weiß, welche ſchreckliche Kataſtrophe dies Schauſpiel für Götter geendigt haben würde, hätte nicht ihr guter Genius ganz unvermuthet einige ältere, ſehr geſunde Brüder des Fähnrichs in die Arme des Todes geführt, wodurch er Majoratsherr wurde, das heißt, Beſitzer eines großen Vermögens, welches der erſte Sammler, zum ewigen Flor ſeines Hauſes, immer nur dem älteſten männlichen Erben beſtimmte; die jüngern mochten dann in Gottes Namen verhungern. Nun überzog der ganze Horizont der Liebenden ſich plötzlich mit Flöten und Schalmeien, die bald mit Pauken und Trompeten beim Hochzeitfeſte wechſelten. Ja, ſie wurden vermählt, und ſchwammen, wenn der Sage zu trauen, faſt eine ganze Woche lang in namenloſem Entzücken. Weil aber alles hienieden ein Ziel hat, ſo hörte auch das Entzücken endlich auf, verwandelte ſich zuerſt in ruhige Liebe, dann in ruhige Freundſchaft, und endlich gar in ruhigen Ueberdruß. Doch

war es nicht die Leidenſchaft, welche die Neuvermählten langweilig fanden, ſondern nur der Gegenſtand. Mit allen Mitteln verſehen, um Leidenſchaften zu befriedigen, wünſchte jeder Theil von Herzen, immer ſo fort zu taumeln, nur von einem andern Gefährten begleitet, und Beide waren ſo ehrlich, anfangs im Scherz, dann im Ernſt, dieſe vornehmen Geſinnungen einander zu bekennen. Alles wurde leicht, ſo bald ſie einmal dieſen Reſt von empfindſamer Scham überwunden hatten. Ein herrliches Leben begann. Der Herr Graf von Hochbüttel legte ſeiner Gemahlin keinen Zwang an, und war ſo gefällig, ihr Zimmer zu verlaſſen, ſo oft der eben regierende Hausfreund hereintrat. Die Frau Gräfin hingegen machte ſich dieſer Gefälligkeit vollkommen würdig, indem ſie ſtets für hübſche Kammer- und Stubenmädchen ſorgte. Zu deren Zahl gehörte einſt auch Madame Zuck, die Frau Burgemeiſterin, die noch überdieß durch Schlauheit und Gewandtheit manches andere Verdienſt um ihre Gebieterin ſich erworben hatte. Darum nahm denn auch der Herr Graf von Hochbüttel den Burgemeiſter in ſeine Protektion, verſchaffte ihm Amt und Frau, und die letztere genoß die Gnade, auch ferner noch mit ihrer gnädigen Herrſchaft in Verbindung zu bleiben, um, ſo oft es nöthig war, junge unſchuldige Dirnen nach der Reſidenz zu ſchicken, wo dieſe ſeltene Ware nicht gefunden wurde.

Mit Vergnügen las die Dame an ihrer Toilette das gekritzelte Brieflein, indeſſen alles männnliche im

Hauſe mit freundlichen Blicken, alles weibliche mit höhniſchen Geberden durch das Vorzimmer ging, und, ohne Mitleid mit der Schamglut auf den Wangen des zitternden Mädchens, vom Kopf bis zu den Füßen es betrachtete. Jetzt klang der Ton eines ſilbernen Glöckleins; Gretchen wurde hinein gerufen, zum Handkuß gelaſſen, von der Seite angeſchielt, und dann in einen Winkel an der Thür verwieſen. Ein abgefertigter Bote benachrichtigte den Herrn Grafen am andern Ende des Palaſtes, von dem Wunſche ſeiner Gemahlin, ihn bei der Toilette zu ſehen. Er, wohl wiſſend, daß nur eine Urſache dieſen ſeltenen Wunſch erregen konnte, warf ſich ſchnell in den beſternten Oberrock, und eilte hinüber. Faſt wäre er bei Gretchens Anblick wieder zum Fähnrich geworden. Kaum konnte er, nach verabredeter Gewohnheit, mit der gnädigen Frau ſich unterhalten, wobei er, auf- und niedergehend, alle Reize des ſchönen Mädchens mit gierigen Augen verſchlang. Doch nahm er ſich in Acht, für's erſte ihre Schüchternheit noch mehr zu ängſtigen; nur einmal faßte er freundlich unter das runde Kien, und ſtreichelte ihre Wange. Dann ſprach er noch ein paar franzöſiſche Worte zu der lächelnden Gräfin, und verſchwand.

Gretchen wurde nun einer alten Kammerfrau übergeben, deren eines Auge ſchon in der Hölle war, das andere hingegen von grünem Feuer brannte. Sie unterwies die ſchüchterne Fremde in ihrem neuen Amte: es war leicht; Gretchen ſollte jeden Morgen, wenn noch alles ſchlief, mit

einem Buſch von Hahnenfedern den Staub von den Möbeln fegen, ſowohl in dem Prunkzimmer der gnädigen Gräfin, als auch in der Bibliothek des Herrn Grafen, die an deſſen Schlafzimmer ſtieß. Arglos verrichtete ſie dieſes Geſchäft mehrere Tage ungeſtört. Am vierten oder fünften aber, als ſie die Thür der Bibliothek öffnete, erblickte ſie zu ihrem Schrecken den gnädigen Herrn bereits in einem Buche leſend. Sie wollte ſogleich zurück, allein er rief ihr zu, ſie möge ungehindert ihr Amt verrichten. Das Herz klopfte ihr ein wenig, ſie wußte nicht warum, aber ſie gehorchte ſchweigend. Des Grafen Blicke ſchweiften über das Buch hinweg, und begleiteten jede ihrer Bewegungen. Als ſie einmal ſich dem Sofa näherte, um eine Büſte in der Gegend abzuſtäuben, konnte der Wollüſtling nicht länger an ſich halten, er ſprang auf, ſchlang ſeine Arme um ſie, und zog ſie liebkoſend nach ſich. Es iſt ſchwer zu entſcheiden, ob Gretchen mehr Schrecken oder mehr Abſcheu empfand. Der Schrecken machte ſie faſt ohnmächtig, der Abſcheu gab ihr die Kräfte wieder, und da ſie an körperlicher Stärke dem abgelebten Majoratsherrn weit überlegen war, ſo mußte er gleich in der erſten Minute die Hoffnung aufgeben, ſie durch Gewalt zu beſitzen. Er nahm ſeine Zuflucht zu Ueberredungen, Bitten, Geſchenken, Alles vergebens. Gretchen antwortete blos durch Schluchzen, und als ſie endlich die Sprache wieder fand, erzählte ſie mit rührendem Schmerz, daß ihr Vater ein ehrlicher Mann geweſen; daß er ſterbend ihre Hand gefaßt, und ſie beſchworen, ein ehrliches Mäd-

chen zu bleiben; daß er mit ihrer Hand in der ſeinigen geſtorben, und ſo in der Todesangſt gleichſam ihre Unſchuld feſt umklammert habe; das könne und werde ſie nie vergeſſen! Bei dem kleinſten Gedanken an ein Verbrechen fühle ſie flugs ihres Vaters kalte Hand auf ihrem Herzen.

Umſonſt verſuchte der Graf dies Alles wegzuſpotten, ſie entfloh, und kein Befehl konnte ſie vermögen, wieder einen Fuß in jenes Zimmer zu ſetzen. Der Kammerfrau mit dem grünen Auge vertraute ſie ſchluchzend was vorgefallen, hoffend, mütterlichen Rath und Troſt bei ihr zu finden; doch mit Entſetzen mußte ſie hören, wie dieſe ſpöttelnd ausrief: »Mädchen, du biſt ein Kind. Glaubſt du, daß Madame Zuck jetzt Burgemeiſterin ſein würde, wenn ſie nicht gefälliger geweſen wäre, als du? Sie und alle deine Vorgängerinnen haben dem gnädigen Herrn die Bücher abgeſtäubt, und ſich wohl dabei befunden; darum geh du nach wie vor hinüber, und ſei kein Kind. Im Vertrauen, unſere Gräfin ſieht es gern. Die gnädigen Herrſchaften ſind nun einmal auf einem gewiſſen Fuße mit einander, du verſtehſt mich wohl.«

Das arme Gretchen konnte vor Entſetzen kaum Athem holen, aber alle Ueberredungskünſte der Einäugigen gingen an ihr verloren. Da nahmen plötzlich die guten Tage ein Ende. Sie mußte niedrige Arbeiten verrichten, wurde oft mißhandelt, und hatte keine frohe Stunde mehr. Gern wäre ſie aus dieſer Hölle entwichen, allein wohin in der großen, fremden Stadt? — Sie wollte noch eine Weile

verſuchen, ob Geduld, Fleiß, Redlichkeit ihr mit der Zeit ein beſſeres Los erwerben würden; ſie übernahm flink und willig jedes Geſchäft, wuſch und fegte für das ganze Haus; nur in die Zimmer des Grafen brachten ſie kein Zureden, keine Drohung.

Dieſer Widerſtand reizte des Wollüſtlings Begierden auf das höchſte. Er trat mit ſeiner Gemahlin und dem Teufel in einen Bund, um die Unſchuld zu verderben. Eines Morgens erhielt Gretchen unvermuthet die trockne Weiſung, ihr Bündel zu packen, weil man ihrer Dienſte ferner nicht benöthigt ſei. Im erſten Augenblick benahm ihr der Schrecken die Sprache, denn ſie wußte nirgend eine Zuflucht. Doch bald gedachte ſie ihres ſterbenden Vaters. »Er hat mich geſegnet,« ſprach ſie zu ſich ſelbſt, »er hat mich geſegnet, wenn ich ehrlich bleibe. Nun, ich bin ehrlich geblieben, ſo wird ſein Segen mich nicht verlaſſen!«

Muthig holte ſie ihr Päckchen aus dem Zimmer der Einäugigen, nahm es unter den Arm, ging, ſo rein als ſie gekommen war, am nackenden Merkur vorüber, und eilte haſtig auf die Straße, wo ſie, im Gewühl fremder Menſchen, leichter Athem ſchöpfte. Was ihren guten Muth noch erhöhte, war die Nachricht, die ſie vor Kurzem im Vorzimmer aufgefangen hatte, daß nämlich in der Hauptſtadt ein Bureau vorhanden ſei, an welches Dienſte-Suchende ſich zu wenden pflegten, und ihren Zweck gewöhnlich bald erreichten. Dieſes Bureau wollte ſie nun ausfragen, und darum trat ſie in eine Gewürzbude, deren Beſitzer, ein

freundlicher alter Mann, durch seine Züge ihr Vertrauen einflößte. Eben stand sie im Begriff, ihren Spruch anzuheben, als ein Polizeibeamter herein stürmte, und sie als eine Diebin gefangen nahm.

Bei dem Worte Diebin erbleichte das arme Gretchen, und war unvermögend, auch nur eine einzige Silbe hervor zu stottern. Sie sollte dem Beamten folgen, allein ihre Knie wankten, ihre Füße versagten den Dienst. Dieses Erblassen, dieser Schrecken, dieses Schweigen, schienen Beweise ihrer Schuld. »Wohl Schade um das hübsche, junge Mädchen,« sagte der alte Gewürzkrämer, »wer hätte ihr das angesehn!« Zwei Polizeidiener faßten sie jetzt unter die Arme, trugen sie beinahe durch die Straßen, wo der zusammenströmende Pöbel sie begaffte, bemitleidete, beschimpfte. Die Unglückliche wußte von ihren Sinnen nicht mehr. Im Polizeigericht wurde ihr Bündel eröffnet, und eine Schmucknadel der Gräfin hervorgezogen. Sie starrte die Nadel an — ein gräßliches Lächeln zuckte um ihren sanften Mund. Als Kriminalverbrecherin betrat sie das Gefängniß, doch ehe der verruchte Graf den Prozeß beginnen ließ, machte er noch einen Versuch, ihre Tugend zu erschüttern, von dem er sich unausbleibliche Wirkung versprach. Gretchen sollte augenblicklich in Freiheit gesetzt, der angeschuldigte Diebstahl für einen Irrthum erklärt, die ausgestandenen Leiden durch kostbare Geschenke ihr vergütet werden, wenn sie gefälliger als vormals —

Gretchen ließ den Kuppler nicht ausreden, verwarf mit

Verachtung jeden Antrag, berief ſich auf Gott und ihr Gewiſſen, wollte lieber unſchuldig ſterben, als ſchuldig leben. Von Rache entflammt, ließ der Graf jetzt der Gerechtigkeit den Lauf. Gretchen wurde peinlich angeklagt, die Einäugige trat als Zeugin auf, und die gefundene Schmucknadel beſtätigte nur allzu ſehr das Zeugniß dieſer Furie. Nur Gretchens Bekenntniß fehlte noch. Meine gnädigen Herren, ich bin wahrhaftig keine Diebin — das war Alles, was die Richter aus ihr bringen konnten. Sie erregte Mitleid. Man gab ihr einen Defenſor, einen jungen, braven, geſchickten Mann, allein auch Er hörte von ihr kein anderes Wort. Sie ſtand wohl einigemal im Begriff, ihm die Zumuthungen des Grafen zu entdecken, und ſicher würde der wackere Jüngling ohne Menſchenfurcht dieſe Entdeckung zu ihrem Vortheil benutzt haben, allein ſie konnte es nie über ihre Schamhaftigkeit gewinnen, einer jungen Mannsperſon dergleichen zu vertrauen; und ſo wurde endlich auf die Folter erkannt.

Beim Anblick der Marterwerkzeuge geſtand ſie augenblicklich Alles, was man verlangte. Mit Widerwillen ſprachen die Richter das Todesurtheil über ſie aus; durch den Strang ſollte ſie hingerichtet werden. Ihr Defenſor, der vergebens alle ſeine Geſchicklichkeit aufgeboten hatte, dies ſchreckliche Urtheil abzuwenden, ſah jetzt nur noch ein Mittel, ſie zu retten. Man erwartete in wenigen Monaten die Niederkunft der Königin mit dem erſten Kinde; man wußte bereits, daß bei dieſer frohen Begebenheit viele Verbrecher

würden begnadigt werden; es kam also nur darauf an, Gretchens Hinrichtung so lange zu verzögern; darum ertheilte er ihr den Rath, sich als schwanger anzugeben. Eine unmäßige Röthe überzog ihr blasses Gesicht. Sie schüttelte den Kopf, und antwortete nicht. Nach langem Bitten des jungen Mannes sagte sie endlich: „Nimmermehr! soll ich mein Leben durch eine so schändliche Lüge retten? und welch' ein Leben! eine begnadigte Verbrecherin! — Nein! wenn Gott nicht meine Unschuld an den Tag bringt, so will ich sterben."

Der Defensor wandte sich, und verließ weinend das Gefängniß.

Um Mitternacht schlich der Kerkermeister leise zu ihr, brachte ihr eine kleine Laterne, zeigte durch die offene Pforte den Weg über einen langen Gang, und flüsterte: »Geh Sie mit Gott, Jüngferchen! danke Sie dem Himmel für ihre vornehmen Freunde." Der Graf hatte ihn bestochen, weil er Gretchens Tod nicht wollte. Aber welch Erstaunen ergriff den rohen Kerkermeister, als seine Gefangene standhaft erklärte: sie werde nimmermehr durch ihre Flucht ein Bekenntniß der Schuld ablegen; nur gerechtfertigt wolle sie aus diesen finstern Mauern gehen, oder zum Tode. — Vergebens erinnerte der Mann noch einmal, mit dem Riegel in der Hand, daß keine Stunde zu verlieren sei; ihr Unglück hatte den mächtigen Lebenstrieb abgestumpft, sie blieb unbeweglich.

Der schreckliche Tag brach an. Der Graf und seine

würdige Gemahlin waren auf das Land gefahren, weil der Zug zum Richtplatz vor ihrem Palast vorbei mußte, und sie doch den Muth nicht hatten, das Schauspiel mit anzusehen. Gretchen, weiß wie die Farbe des Kittels, der, mit schwarzen Schleifen besetzt, ihr Sterbekleid war, saß betend auf einem Karren, von zahllosem Volke umgeben, das mit Thränen und Schluchzen ihre Schönheit und Jugend bemitleidete, und vor Begierde brannte, sie aufknüpfen zu sehen. Der Henker mußte die Unglückliche auf die Leiter tragen, und im nächsten Augenblicke war ihr Geist entflohen. —

Unter den Umstehenden befand sich auch ein berühmter Arzt, Vorsteher eines anatomischen Lehr-Instituts, auf dessen Bitten man den Körper sogleich wieder abnahm, und ihm denselben zum Behuf seiner Wissenschaft überlieferte. Er brachte ihn augenblicklich auf das anatomische Theater, seinen Gehilfen herbeirufend. Aber wie erstaunte er, als dieser, beim Anblick der Leiche, sinnlos zu Boden stürzte.

Es war Georg, der seinen Vorsatz glücklich ausgeführt, in wenigen Jahren große Kenntnisse und das Vertrauen des Direktors sich erworben hatte; allein nur für die Wissenschaften und für die süße Hoffnung der Zukunft lebend, hatte er sich bis jetzt weder um seine Vaterstadt, noch um das, was in der Hauptstadt vorging, bekümmert. Er wußte nicht, daß Gretchen ihm so nahe gewesen. Von der Hinrichtung eines jungen Mädchens hatte er zwar gehört, doch nur in so fern Theil daran genommen, als dadurch ein

Leichnam für das anatomiſche Theater gewonnen wurde. Ach! welch ein zerſchmetternder Schlag, als er Gretchen erkannte! —

Seines Lehrers Bemühungen riefen ihn bald in das Leben zurück. »Sie iſt ſchuldlos geſtorben!« ſchrie er in Verzweiflung — warf ſich heulend auf den Leichnam, ſpürte noch ein wenig Wärme, rannte wie ein Unſinniger fort, trug alle Mittel herbei, die bisweilen bei Erſtickten den Lebensfunken wieder anfachen, bat den erſtaunten Alten um Gotteswillen um ſeinen Beiſtand, und begann die Verſuche unter Thränenſtrömen. Der Arzt — ein Mann wie Loder — der mit ſeiner Kunſt ein gefühlvolles Herz verband, konnte zwar den Zuſammenhang dieſer Begebenheit nicht begreifen, fühlte aber wohl, daß jetzt nicht Zeit ſei, darnach zu fragen. Ohne Hoffnung des Gelingens, blos um ſeines geliebten Schülers Bitte zu erfüllen, that er ſein möglichſtes, um die Todte zu erwecken. Am hilfreichſten war die Liebe. Georg, den die heftigſten Anſtrengungen faſt erſchöpft hatten, glaubte endlich, nach anderthalb peinlichen Stunden, eine leiſe Bewegung im Pulſe zu verſpüren. Schnell hielt er, mit heftig zitternder Hand, einen Spiegel ihr vor den Mund — der Hauch wurde ſichtbar — Georg ſchrie laut auf — Gretchen erwachte.

Mit ſtarren, unheimlichen Blicken richtete ſie ſich auf, betrachtete alle Gegenſtände ringsumher, ließ ihr Auge lange auf dem Arzt, länger noch auf Georg ruhen, erkannte aber ihren Landsmann nicht, fragte auch nicht, warum die

fremden Männer ſich mit ihr beſchäftigten? was mit ihr vorgegangen? wo ſie ſei? kurz, ihr Leben war zurückgekehrt, aber ihre Vernunft dahin! —

So lange ſie noch ſchwieg, nährte Georg ſtets die Hoffnung, ſie ſei blos betäubt, ſie werde wieder zu ſich kommen; als ſie aber auch nach jeder eingeflößten Erquickung, und ſogar nach einem ruhigen Schlafe, ihn noch immer nicht erkannte; als ſie mit ſtumpfer Gleichgiltigkeit von ihrer Vaterſtadt, von ihren Eltern reden hörte, und kein anderes Wort aus ihr zu bringen war, als: meine gnädigen Herren! ich bin wahrhaftig keine Diebin! da verſank er in tiefen Jammer, und nur des wackern Lehrers Troſt: daß jede Hoffnung ja noch nicht verloren ſei, daß die Zeit oft Wunder thue — gaben ihm Kraft, dieſes höchſte menſchliche Leiden — den Wahnſinn der Geliebten — zu ertragen. Er hatte ſeine einfache Geſchichte dem Direktor mitgetheilt, er hatte ihm erzählt, wie nur die Liebe zu dieſem Mädchen ihn mit brennendem Eifer für die Wiſſenſchaften erfüllt, ihn auf die Bahn geführt habe, die er nun ſo glücklich betreten.

Der alte Mann nahm es zu Herzen. Daß Gretchen unſchuldig ſei, daran zweifelte er nicht. Er kannte den Grafen Hochbüttel, und hätte er ihn auch nicht gekannt, die Verſicherung, welche die Wahnſinnige auch noch jetzt und täglich ſo rührend ausſprach, ließen ihn nicht zweifeln. »Wir wollen verſuchen,« ſprach er tröſtend zu dem Jüngling, »was unſere Kunſt vermag; wir wollen emſig ſtudi-

ren, und was wir lernen, erfahren, ergrübeln, ſogleich mit Liebe anwenden. Vielleicht gelingt's.» Der Schüler ſchluchzte an des Lehrers Halſe. »Aber,» fuhr dieſer fort, »wir müſſen ſchweigen. Denn geſetzt auch, die Juſtiz halte ſich zu keiner weitern Einmiſchung berechtigt, ſo bleibt ſie doch immer in den Augen der Welt eine überwieſene, des Todes würdige Verbrecherin. Darum ſei und bleibe ſie todt. In dem Stübchen nach dem Garten, wohin Niemand kommt, als ich und meine alte treue Marthe, da ſoll ſie wohnen, da wollen wir ſie ſtündlich wechſelsweiſe beſuchen, beobachten, pflegen, und hält die Kunſt mit unſerm Opfer gleichen Schritt, ſind wir ſo glücklich, die Natur wieder in das alte Gleis zu bringen; nun ſo fährſt du mit ihr in die weite Welt. Mit deinen Kenntniſſen, und — ich darf wohl ſagen — mit meinen Empfehlungsſchreiben verſehen, findeſt du überall dein Brot, und Niemand erfährt in der Fremde das gräßliche Abenteuer.»

Nur mit heißen Thränen konnte Georg dem liebenswürdigen Alten danken, deſſen Vorſchlag pünktlich ausgeführt, doch durch keinen glücklichen Erfolg gekrönt wurde. Das arme Gretchen ſaß ſtille in ihrer Kammer, zog den ganzen Tag die ſchwarzen Schleifen an ihrem Sterbekittel auf, und band ſie ſorgfältig wieder zu. Nahm man ihr den Kittel weg, ſo weinte ſie und verſchmähte alle Nahrung, bis ſie ihn wieder hatte. Die ſanfteſte Behandlung entlockte ihr kein Wort; verſuchte man aber ſie hart anzuſprechen, ſo wiederholte ſie blos ihren alten Spruch mit gefalteten

Händen. Auf dieſe Weiſe verſtrich ein Jahr. Der alte Lehrer hatte längſt alle Hoffnung aufgegeben, doch um den armen Georg nicht zu betrüben, ſtellte er ſich noch immer als ſei er gutes Muthes. Der Jüngling hatte in dieſem Jahre einen neuen Zweig ſeiner Wiſſenſchaft mit hartnäckigem Eifer ſtudirt, nämlich die Heilkunde des Wahnſinns. Ihm war über dieſen Gegenſtand keine Schrift in keiner Sprache entgangen; er hatte nun Alles geleſen, Alles verſucht, ſtets mit neuer Hoffnung begonnen, doch immer ſah er ſich ſchmerzlich getäuſcht.

Indeſſen empfand das hochgräfliche Paar, ſeit Gretchens Hinrichtung, doch eine Art von Störung ſeines Glückes. Es war wohl eigentlich ihre Abſicht nie geweſen, die Sache ſo weit zu treiben; ſie hatten nicht für möglich gehalten, daß Gretchen, von dem Schrecken eines ſchimpflichen Todes umgeben, ſich weigern könne zu entfliehen. Als es dennoch geſchah, war es bereits zu ſpät einzulenken, das Urtheil ſchon geſprochen; man hätte ſich ein furchtbares **domenti geben, ein gräßliches Bubenſtück bekennen müſſen; das konnte üble Folgen haben.** Der König, den oft die Laune ſtreng gerecht zu ſein anwandelte, konnte wohl gar den Scherz als ein Verbrechen behandeln, oder wenigſtens das edle Paar vom Hofe, das heißt, aus der Welt verbannen. Folglich mußte man ſchweigen, und die Unglückliche ihrem Schickſal überlaſſen. Aber bei dieſer Gelegenheit entſtand doch eine Art von Gewiſſen in dem Buſen der Gräfin; ſie konnte Nachts nicht mehr allein bleiben, die

Kammerfrau mußte in ihrem Zimmer ſchlafen, und ein Mädchen wachen. Sie ſelbſt genoß dennoch wenig Ruhe; wenn eine Fliege ſummte, fuhr ſie auf, das Trippeln einer Maus konnte ihr Angſtſchweiß auspreſſen. Bald fürchtete ſie, das Nachtlicht möchte verlöſchen, bald, die Wächterin könne entſchlummern. Am Tage ſtürzte ſie ſich mehr als jemals in das Gewühl der großen Welt, gab und beſuchte Aſſembleen, fehlte keinen Abend im Schauſpiel, und wo noch eine Sekunden-Lücke übrig blieb, da wurde ſie ſchnell mit neuen Liebhabern, ſchwatzenden, ſeufzenden Kreaturen ausgefüllt. Doch bei dieſer zerſtörenden Lebensweiſe begann ihre Geſundheit bald zu wanken, heftige Nervenübel ſtellten ſich ein, jedes unvermuthete Geräuſch erregte Krämpfe.

In dieſer Stimmung des Körpers und Gemüthes kam der läſtige Tag zum erſten Male wieder, an dem Gretchen hingerichtet worden. Sie nahm ſich vor, in tauſend Zerſtreuungen ihn zu vertaumeln, und hielt Wort.

Seltſam, vielleicht nur Zufall war es, daß Gretchen ſchon am Abend vor dieſem Tage eine ungewöhnliche Unruhe äußerte, die ſich am andern Morgen noch vermehrte. Doch da ſie gegen Mittag wieder ganz beruhigt ſchien, ſo hatte man weiter kein Arges daraus. Der Arzt, von ſeinem Schüler unterſtützt, hatte kurz zuvor eine wichtige Operation an einem Kranken vollbracht, deſſen Zuſtand bedenklich ſchien, und der zweimal täglich verbunden werden mußte. Dies Geſchäft führte ſie gegen Abend aus ihrer Wohnung, und da ſie den Kranken im heftigen Fieber fanden, ſo ver-

weilten sie einige Stunden bei ihm. Man denke sich ihr Schrecken und Erstaunen, als bei der Heimkunft die alte Marthe ihnen mit Geheul entgegen kam, verkündend, Gretchen sei fort! — Die Alte war nur eben hinaus gegangen, sie hatte kaum ein Viertelstündchen in der Dämmerung mit einer Nachbarin geschwatzt; indessen hatte Gretchen ihre tägliche Kleidung mit dem Sterbekittel verwechselt (denn die Erstere lag auf dem Boden, der Letztere fehlte) und war durch den Garten in die Vorstadt entschlüpft. Marthe selber war untröstlich. Sie liebte ihre Pflegebefohlene wegen deren stillen Sanftmuth; sie hatte im ersten halben Jahre nie versäumt, die Thüre zu verschließen, wenn sie auf einen Augenblick die Kranke verlassen mußte; weil aber Gretchen nie das geringste Verlangen bezeigte, aus ihrem Zimmer sich zu entfernen, und weil man sie fast mit Gewalt bei schönem Wetter in das kleine Gärtchen führen mußte, so war freilich nach und nach jede Vorsicht minder streng befolgt worden. So geschah das Unglück.

Der Arzt und Georg verloren keine Zeit mit Vorwürfen. Sie flogen durch den Garten in die Vorstadt. Es war schon ziemlich dunkel, doch konnte man alles weiße in der Ferne noch erkennen. Wo die Suchenden etwas dergleichen erblickten, da rannten sie hin, und fanden sich stets getäuscht, fragten umsonst jeden heimkehrenden Arbeitsmann, jeden Bürger, der vor der Hausthür sein Abendpfeifchen schmauchte; niemand wollte das arme Gretchen gesehen haben. Der Direktor, ein Mann bei Jahren, hielt

das ängſtliche Hin- und Herlaufen an einem unfreundlichen Herbſtabend nicht lange aus, er mußte ſich athemlos heimbegeben, allein Georg ſetzte unermüdet ſeine Nachforſchungen fort. Vier Stunden kreuzte er durch alle Straßen, ſchweifte in den einſamſten Gegenden zwiſchen Gärten und Mauern umher, lief, ſtand, horchte, hielt den Athem an ſich, vermuthete ſie irgendwo erſchöpft in einem Winkel zu finden, wohin ihr leiſes Stöhnen ihn locken würde — alles vergebens!

Gretchen wankte indeſſen ungehindert durch den bewohnteſten Theil der Hauptſtadt, denn Gott hatte ſeinen Engel der Rache geſandt, der war ihr Führer. Ob ſie zufällig die Straße erreichte, in welcher das Hotel des Grafen Hochbüttel ſtand, oder ob die zerrüttete Seele noch einer dunklen Erinnerung fähig war, das hat ſie ſelber freilich nie entdecken können; genug, ſie war gegen Mitternacht bis an die Pforte des Palaſtes gekommen, die noch offen ſtand, weil in den hell erleuchteten Zimmern des Herrn Grafen ein verſammeltes Spielgelag ſchwelgte; die Gräfin hingegen, vom Herumſchweifen müde, ſaß ſchon ausgekleidet in ihrem Schlafzimmer, und las **les amours de Faublas.**

Gretchen trat in die Vorhalle mit gefalteten Händen, und ſtarr, wie eine Nachtwandlerin, vor ſich hinſchauend. Der Schweizer in ſeiner Loge hörte ihren Fußtritt, öffnete ſein kleines Fenſter, und rief **wer da!** — keine Antwort. — Er wiederholte ſeinen Zuruf, vernahm ein leiſes Fort-

ſchreiten, harrte aber vergebens auf eine laute Silbe. Raſch ergriff er ſeine Laterne, kam heraus und beleuchtete den ſtummen Gaſt, der eben an ihm vorüberſchwebte. Jeſus Chriſtus! rief er aus und ſtürzte zurück in ſeine Zelle.

Gretchen ſtieg die Treppe hinan, den wohlbekannten Gang einſchlagend, der zu dem kleinen Zimmer der Einäugigen führte. Die ſaß und gähnte in ſchläfriger Erwartung, daß ihre Gebieterin nun bald zum letzten Male klingeln werde, um ſie zum Schlafengehen einzuladen. Da vernahm ſie ein Kniſtern auf dem Gange. »Nun? Wer kommt denn noch ſo ſpät?« — Das Geräuſch näherte ſich — leiſe that die Thür ſich auf — Gretchen in ihrem Sterbekittel mit gefalteten Händen trat herein und heftete ſchweigend ihren hohlen Blick auf die Verbrecherin, die, gräßlich ſchreiend, in das Zimmer der Gräfin ſtürzte.

»Was gibt es?« rief ihr dieſe entgegen, »iſt Feuer ausgebrochen?«

Die Kammerfrau konnte ihr nicht antworten, denn ſchon lag ſie ohnmächtig am Boden. Allein die Urſache ihres Geſchreies blieb der Gräfin nicht lange verborgen. Gretchen war dem elenden Weibsbilde auf dem Fuße gefolgt, ſtand jetzt mitten im Zimmer, die Arme über die Bruſt gekreuzt, und ſprach mit ſanfter Stimme: Meine gnädigen Herren! ich bin wahrhaftig keine Diebin! —

Daß die Gräfin, gleich der Kammerfrau, leblos hinſank, iſt begreiflich, doch unbekannt, wie lange die Wahn-

sinnige dort verweilte. Auch der Schweizer konnte darüber keine Auskunft geben; denn er hatte sich wohl gehütet, dem Gespenst noch einmal aufzupassen. Vermuthlich hatte Gretchen den Rückweg bald gefunden. Der Himmel weiß, was auf der Straße aus ihr geworden wäre, hätte nicht Georg — der endlich auf die Vermuthung fiel, sie könnte wohl den einzigen ihr bekannten Weg eingeschlagen haben — sie eben jetzt vor der Pforte des Palastes angetroffen. Er redete sie freundlich an; sie antwortete nicht, aber sie schien doch seine Stimme zu erkennen, litt es, daß er sanft sie unter den Arm faßte, und zurück in ihre Wohnung sie geleitete. Dort erzählte er seinem Lehrer, in dessen Augen noch kein Schlaf gekommen war, wo er sie gefunden, und beide erschöpften sich in Muthmaßungen.

Wohl eine Stunde mochten die Verbrecherinnen ohnmächtig da gelegen haben, als das Stubenmädchen — das, wie gewöhnlich, bei der Gräfin wachen sollte — beide noch immer leblos fand. Im ersten Schrecken verspritzte sie alle wohlriechenden Essenzen der Gebieterin. Das eine Auge der Zofe that zuerst sich wieder auf. Durch die Gegenwart des Mädchens schöpfte sie Muth, sich aufzurichten, half die Gräfin schütteln, reiben, besprengen, und brachte sie endlich wieder zu sich selbst. Doch welch' ein Erwachen! Kalte Schauer überliefen sie in jedem Augenblicke; seltsame zuckende Geberden verzerrten ihr Gesicht; in jedem Winkel suchte ihr scheues Auge das Gespenst. Eine Menge Kerzen mußten angezündet werden — ach! in ihrer Seele blieb es

gräßlich dunkel! — ſie wurde in das Bett getragen, der Schlaf floh die ergriffene Sünderin. Ein heftiges Fieber wühlte in ihren Nerven, ſie wimmerte aus hohler Bruſt. Man wollte nach dem Arzte ſchicken, ſie begehrte ihren Beichtvater.

Der Hofprediger, nicht wenig befremdet über dieſen ſeltenen Ruf, eilte zu ihr; ſie entfernte ſogleich alle Umſtehenden und bekannte unter Thränenſtrömen ihr Verbrechen, das ausdrückliche Verlangen hinzufügend, daß er, zu ihres Gewiſſens Beruhigung, es augenblicklich der Obrigkeit anzeigen ſolle. Der beſtürzte Beichtvater that ſeine Pflicht. Die Obrigkeit fertigte alſobald eine Kommiſſion an die Gräfin ab, ließ förmlich ſie vernehmen, ihr Bekenntniß niederſchreiben, und nahm den Majoratsherrn ſammt der Einäugigen in Verhaft. Es war hohe Zeit, denn kaum eine Stunde nachher verlo[illegible]ie Kranke ihr Bewußtſein, raſte in Fieberglut und ſtarb in Raſerei.

Natürlich machte dieſe Begebenheit großes Aufſehen in der Reſidenz, und lief von Mund zu Mund. Doch Georg, in ſeiner Einſamkeit, erfuhr ſie erſt nach einigen Tagen, mit dem Zuſatz, daß die Richter hochbetrübt über den verübten Juſtizmord, Gretchens Unſchuld durch einen feierlichen Spruch rehabilitiren würden. Jetzt eilte er anzuzeigen, daß und wie das arme Geſchöpf ſein Leben erhalten. Man that, was man konnte; man erklärte ſie bei offenen Thüren für ein ehrliches Mädchen; man ſchickte die Einäugige auf ihre Lebenszeit in ein Zuchthaus, um Hirſchhorn zu ra-

ſpeln. Den Grafen hätte man freilich hängen ſollen, allein die vornehme Familie wußte zu vermitteln, daß er mit ewigem Gefängniß in einer Bergfeſtung davon kam, wo er die Tochter des Kerkermeiſters verführte. Aus ſeinem Vermögen wurde der Wahnſinnigen ein anſehnliches Jahrgeld zuerkannt, welches Georg gern abgelehnt hätte, um die Freude, ſeine unglückliche Geliebte zu ernähren, mit Niemanden auf der Welt zu theilen.

Ach! ſie wußte von alle dem nichts. Sie lebte noch viele Jahre, während welcher der edle Georg in der Heilkunde des Wahnſinns ſich großen Ruf erwarb, und mancher trauernden Familie ein auf dieſe ſchreckliche Weiſe getrenntes Glied völlig hergeſtellt zurückgab. Nur an dem armen Gretchen ging ſeine Kunſt verloren; da fand das menſchliche Wiſſen ein Ziel. Sie ſtarb in ſeinen Armen, und erfuhr erſt dort, daß die Hand eines zärtlich Liebenden ihre müden Augen zugedrückt hatte.

Die beiden Schweſtern.

(Eine Skizze.)

In einer großen Stadt lebten zwei Schweſtern, Jeannette und Pauline. Jeannette hatte das Glück ſehr ſchön zu ſein, und das Unglück, es ſehr bald zu erfahren. Sie ſah gern in den Spiegel, das war natürlich; ſie putzte ſich gern, das

war verzeihlich; sie suchte sich Talente zu erwerben, das war klug; allein sie glaubte alles übrige entbehren zu können, das war albern. Wirklich schlug sie den Flügel meisterhaft und sang Bravour-Arien bis in's dreigestrichene F; sie zeichnete Landschaften nach Hackert und stickte Blumen nach der Natur. Aber den Flügel schlug sie nur in großen Gesellschaften, und die Arien sang sie nur in Konzerten, die Landschaften malte sie nur für Ausstellungen, und die Blumen stickte sie nur für Prunksessel und Ofenschirme. Zu Hause plagte sie stets die Langeweile, denn von ihrer alten, schwachen Mutter hatte sie schon hundertmal gehört, daß sie ein schönes Mädchen sei. Wenn diese alte Wahrheit neuen Reiz für sie gewinnen sollte, so mußte sie von fremden Lippen strömen, darum suchte Jeannette täglich Gesellschaft. Weil aber bekanntermaßen Frauenzimmer im Lobe ihrer Mitschwestern eine gewisse Oekonomie beobachten, Männer hingegen sehr verschwenderisch damit zu sein pflegen, so befand sich Jeannette lieber in Gesellschaft von Männern.

Ihre Schwester Pauline würde vielleicht eben so gedacht und gehandelt haben, allein Niemand wollte das arme Mädchen loben, aus der einfachen Ursache, weil Niemand sie bemerkte, denn die bösen Pocken hatten sie häßlich zugerichtet. Auch an angenehmen Talenten blieb sie weit hinter ihrer Schwester zurück. Sie klimperte recht artig auf der Guitarre und sang auch recht artig, aber nur kleine Liederchen. Im Zeichnen hatte sie es eben so weit

gebracht als Jeannette, allein drei Landſchaften ausgenommen, die in ihrer Mutter Schlafzimmer hingen, und die nur das mütterliche Auge ſah, wurde niemand etwas davon gewahr; denn ſo ungezwungen die reizende Jeannette ſich zu benehmen wußte, ſo ſchüchtern war dagegen die häßliche Pauline, und man durfte ſie nur zweimal anſehen, um jede ihrer Blatterngruben bis in die Tiefe roth zu färben. Zu ihrem Glücke wiederfuhr ihr das nicht oft, denn Niemand ſah ſie zweimal an. Blumen ſtickte ſie trotz ihrer Schweſter, aber nur auf Arbeitsbeutel für Tanten und Großmütter. Am liebſten war ſie zu Hauſe; in Geſellſchaften gab ihr das Bewußtſein ihrer Häßlichkeit ein linkiſches Anſehen. Zu Hauſe hingegen galt ſie etwas, denn man konnte ihrer nicht wohl entbehren.

Nämlich als die Mädchen heran wuchſen, hatte die Mutter den ſonderbaren Einfall, daß ſie die Wirthſchaft führen ſollten, und zwar Jede eine Woche um die andere. Pauline fand ſich bald in dieſe Grille, und in ihrer Woche ging alles recht gut. Traf hingegen die Reihe Jeannetten, ſo lief ſie zwar den ganzen Morgen geſchäftig mit den Kochbüchern hin und her, wenn aber der Mittag herbei kam, ſo war die Suppe verſalzen oder verbrannt. Dabei bejammerte ſie unaufhörlich die koſtbare Zeit, die für Geſang und Saitenſpiel verloren ging, oder das neue Kopfzeug, welches für den nächſten Abend zu arrangiren ihr keine Minute übrig blieb. Die gutherzige Pauline nahm ihr dann oft die Sorge vom Halſe; nach und nach wurde eine Ge-

wohnheit daraus, der Wochenwechsel ward vergessen, und endlich bekümmerte sich Jeannette um das Hauswesen gar nicht mehr. Die schwache Mutter ließ es gehen, wie es ging, und konnte nicht zürnen auf das allerliebste Gesichtchen, das Jedermann entzückte. Kein großer Zirkel, in dem nicht Jeannette von Western glänzte; ihr Name diente den Dichtern zum Reime, den Trinkern zum Toast. Daß sie auch eine Schwester habe, wußten nur wenige.

Zwei junge Offiziere, Eduard und Moriz sahen Jeannetten und verliebten sich Beide zum Sterben in sie. Beide waren von guter Geburt, brav, edel, und beide sehr reich. Jeannette frohlockte über diese Eroberung, und die Mutter, die sich knapp behelfen mußte, wiegte sich in süßen Träumen der Zukunft. »Sollten Beide Ernst machen,« fragte sie die Tochter, »welchem würdest du den Vorzug geben?«

»Das weiß ich noch nicht,« erwiederte Jeannette, »sie gefallen mir Beide; doch ich brauche viel, und da wird der reichste mir wohl der liebste werden. Sie, liebe Mutter, könnte ich dann im Alter unterstützen, und meine Schwester würde ich zu mir nehmen, sie könnte mir die Haushaltung führen.«

Die gute Alte weinte vor Freuden über die kindlichen Gesinnungen des Töchterleins, und Pauline dankte herzlich für den Beweis der schwesterlichen Liebe. Indessen bewarben sich beide Jünglinge sehr ernstlich um die Gunst der Schönen, und wurden nebenher der häßlichen Pauline

recht gut, denn sie that ihnen stets den Gefallen, sie mit ihrer Schwester allein zu lassen. Jeannette kam wirklich in Verlegenheit, für welchen von ihren Anbetern sie sich erklären sollte. Eduard gab einen Ball, dessen Königin sie war, und sie glaubte an diesem Abend, sie sei auf gutem Wege, Eduard zu lieben. Moriz veranstaltete eine Schlittenfahrt, bei welcher sie mit der glänzendsten Equipage durch die Straßen klingelte, und sie fand Moriz heute weit liebenswürdiger als seinen Nebenbuhler. So verzögerte sie die Entscheidung von einer Woche zur andern, und nannte das ein Schwanken ihres Herzens.

»Wenn ich an deiner Stelle wäre,« sagte Pauline eines Tages, »ich nähme Eduard.«

»Warum? — Moriz ist eben so reich, und das wirst du doch bekennen, daß er weit besser gewachsen ist?«

»Brav soll er auch sein,« fügte die Mutter hinzu.

»Aber leichtsinnig,« entgegnete Pauline. »Die Tante hat mir allerlei von ihm erzählt.«

»Die Tante,« versetzte Jeannette schnippisch, »ist eine alte Tante.«

»Eduard hingegen,« fuhr Pauline fort, »ist weit gesetzter; und ich glaube oft bemerkt zu haben, daß er tiefer, inniger fühlt als Moriz.«

»Bah! bah!« erwiederte Jeannette mit aufgeworfenem Näschen, indem sie vor dem Spiegel eine Blume in's Haar steckte, »sie fühlen Beide so tief, daß ich mir wahrhaftig kaum zu helfen weiß. Indessen, was schadt's, wenn ich sie

auch noch eine Weile hinhalte? Ihr Wetteifer vertreibt mir die Zeit sehr angenehm, und am Ende wird ja wohl der Zufall das Los werfen.» — Pauline schwieg. Die beiden Freier setzten ihre Bewerbungen ununterbrochen fort.

Als eines Tages Eduard in's Zimmer trat, fand er Paulinen in Thränen und Jeannetten laut lachend. Er forschte bescheiden nach der Ursache der Thränen wie des Gelächters. »Ich bin ein Kind,» sagte Pauline glühend roth, und verließ das Zimmer. »Ja wohl ein Kind,» lachte Jeannette ihr nach, »Sie würden nimmermehr errathen, warum sie weint.»

»Wenn es nicht unbescheiden ist zu fragen —» »O ganz und gar nicht. Sie haben ja wohl bisweilen den alten blinden Hund bemerkt, der sich hier auf dem Sofa herum trieb?»

»O ja.»

»Nun dieser Hund gehörte mir, und hat mir in seinen und meinen jüngern Jahren viel Freude gemacht. Diesen Morgen zerbrach er mir meine schöne Mundtasse, mit dem Sinnbild der Ewigkeit. Anfangs ärgerte ich mich ein wenig; zuletzt bedachte ich, daß das alte blinde Thier doch zu gar nichts mehr taugt und nur Schaden anrichtet. Da schickte ich ihn zum Jäger und ließ ihn todt schießen.»

»Und darum weint ihre Schwester?»

»Darum. Sollte man nicht denken, wir lebten noch in Siegwart's Zeiten?»

Eduard schwieg und veränderte bald darauf das Ge-

ſpräch. Aber ſeit dieſem Tage überſah er Paulinen nicht mehr wie ſonſt. Er unterhielt ſich zuweilen mit ihr, lernte ihre ſtille Thätigkeit kennen, bewunderte ihre Beſcheidenheit, und fing an, ihre Geſtalt minder häßlich zu finden. Freilich, ſo bald die reizende, ſieggewohnte Jeannette erſchien, ſo bald ihr Feuerauge ihn traf, ihr holdes Lächeln ihn entzückte, ſo war Pauline vergeſſen.

Jetzt erkrankte die Mutter gerade zu einer Zeit, wo Jeannette, zum nahen Faſching, die glänzende Maske einer Sultanin hatte verfertigen laſſen. Pauline ſollte ſie als ihre Sklavin begleiten, und das gute Mädchen hatte auch ſchon einen niedlichen einfachen Anzug dazu gewählt. Der Tag erſchien; die Krankheit der Mutter hatte zugenommen; der Arzt ſagte zwar nichts, aber er machte doch ein bedenkliches Geſicht, und das war für Paulinen hinlänglich, zu erklären, ſie werde nicht auf die Maskerade gehen. Jeannette gab ſich wenig Mühe ſie zu überreden, und fuhr allein.

»Wo iſt Ihre Schweſter?« fragte Eduard.

»Meine Mutter befindet ſich nicht wohl, ihr zur Geſellſchaft iſt Pauline zu Haus geblieben.« — Das gefiel ihm wohl, allein er hatte keine Zeit, darüber nachzudenken, denn Jeannette war heute engelſchön! und er ſowohl, als Moriz, wichen ihr nicht von der Seite. Sie genoß des Triumphes bewundert zu werden im vollen Maße. Wo ſie tanzte, ſchloß man einen Kreis um ſie; wo ſie ging, flüſterte man ſich in die Ohren.

Gegen Mitternacht, als ſie eben verſprochen hatte, mit Eduard eine Quadrille zu tanzen, trat ein Domino zu ihr und nahm die Maske ab; es war der Arzt ihrer Mutter. »Mein Fräulein,« ſagte er, »ich komme ſo eben aus Ihrem Hauſe, und darf Ihnen nicht verhehlen, daß Ihre Frau Mutter ſich ſehr übel befindet.«

»Mein Gott!« rief ſie erſchrocken, aber auch verwirrt, »da muß ich wohl den Augenblick —«

»Allerdings!« unterbrach ſie Eduard, »wir treten ab.«

In demſelben Momente hub die Muſik an. Jeannette ſah ſich verlegen um, Eduard erbot ſich, ihren Bedienten zu ſuchen, — ſie wollte antworten: ich bitte darum, als ſchon einer der Mittänzer ihre Hand ergriff und die erſte Tour mit ihr machte; — ſie gehorchte mechaniſch, ſagte aber zu der neben ihr ſtehenden Dame: Ich kann nicht forttanzen, meine Mutter iſt krank. — »O rauben Sie uns nicht die Zierde unſerer Quadrille,« erwiederte der fremde Tänzer, ein junger reicher Engländer. »Die wenigen Minuten werden ja keinen Unterſchied machen.« — Sie blickte mit einer Art von Aengſtlichkeit auf Eduard, als ob ſie wünſchte, daß er ſie gleichfalls nöthigen möchte; allein er ſchwieg. — Indeſſen war die Reihe an ihn gekommen, die Tour zu machen. Sein Nachbar ſtieß ihn an, — noch einen flüchtigen fragenden Blick warf er auf Jeannetten; — der Nachbar erinnerte zum zweiten Male —, ſie widerſtrebte nicht, — und ſo walzte er mit ihr um den Kreis. Ohne weitere Erklärung wurde die Quadrille zu Ende getanzt.

Nun wollte sie gleich fort, aber sie war so erhitzt, — die Schwindsucht unvermeidlich, wenn sie sich gleich in die Kälte wagte. Sie ging noch wohl eine Viertelstunde im kühlern Nebenzimmer auf und ab. Endlich fuhr sie, und Eduard diente ihr zum Begleiter. — Die Küche in ihrer Wohnung war gleich neben der Treppe. Als sie diese hinaufstiegen, wurden sie Feuer in der Küche gewahr. Pauline stand am Herde, und kochte Kräuter zu einem Umschlag. Ihr Gesicht, von der Glut des Feuers geröthet, kam Eduard diesmal recht hübsch vor.

»Ach! gut, daß du kommst," rief Pauline ihrer Schwester entgegen; »Mama ist recht krank geworden und ich muß sie oft allein lassen."

Eduard empfahl sich in einer seltsamen Stimmung. Gerade an diesem Abende hatte Jeannette einige Winke hingeworfen, die ihn hoffen ließen, er werde den Sieg über seinen Nebenbuhler davon tragen. Sein Entzücken darüber war seit der letzten Quadrille sehr gemäßigt. Eine Decke fiel von seinen Augen; er konnte zum ersten Mal, ohne heftiges Begehren, an ihre Schönheit denken. Vielleicht hätte er schon jetzt der Unwürdigen entsagt, wenn nicht die Eitelkeit ihm zugeflüstert hätte: Sie liebt dich! sie würde den Saal sogleich verlassen haben, wenn sie nicht eben mit dir getanzt hätte; nur du konntest sie auf einige Augenblicke pflichtvergessen machen. — Den schmeichelnden Gedanken, von einem so engelschönen Mädchen geliebt

zu werden, widerſtand ſeine Sinnlichkeit nicht, und alles, was die Vernunft über ihn gewinnen konnte, war: dieſe vermeinte Liebe einer Prüfung zu unterwerfen.

Er wartete die Geneſung der Mutter ab, begab ſich dann eines Tages mit verſtellter Schwermuth zu Jeannetten, und entdeckte ihr, daß ſeine Güter in Schwaben durch den Feind gänzlich ruinirt worden, und daß wenigſtens ein Jahrzehend erforderlich ſei, um ſie wieder in den vorigen Stand zu ſetzen. »Aber,« fügte er zärtlich hinzu, »wenn nur Jeannette mich liebt, ſo wird mein Gehalt hinreichen, uns vor Mangel zu ſchützen.« Sie war ſichtbar erſchrocken, als er ſeine Erzählung begann, ſie wechſelte die Farbe, und das Beſtreben, ihre Verwirrung zu verbergen, entging ihm nicht. Eine ängſtliche Pauſe trat ein. Doch bald faßte ſie ſich wieder, legte freundlich ihre Hand auf die ſeinige und ſagte: »Guter Freund, ich will Sie nicht hintergehen. Ich bin ein verwöhntes Kind und brauche viel. Wir ſind beide keine Romanenhelden, wir wiſſen, daß die heißeſte Liebe unter dem Strohdach erkaltet. Daß ich Ihnen herzlich gut bin, läugne ich nicht — aber — il faut se faire une raison. Bleiben Sie mein Freund.«

Einen ſchmerzhaften Stich in's Herz fühlte Eduard allerdings bei dieſer Erklärung; aber es war eine wohlthätige Operation, die Wunde heilte ſchnell. Er wiederholte bald darauf ſeine Geſchichte in Gegenwart Paulinens. Das gute Mädchen ſtickte ſehr emſig dabei, ohne von der Arbeit aufzublicken, doch bemerkte er deutlich, daß ihre Augen

feucht wurden. »Was mich am meiſten bei dieſem Unglück ſchmerzt,« fuhr er fort, »iſt die plötzliche Armuth meiner Mutter! meiner guten Mutter! — Wenn ich ſie gleich von meinem Gehalt nach Kräften unterſtützen werde, ſo wird das doch bei weitem nicht hinreichen, ihr den Ueberfluß zu verſchaffen, an den ſie gewöhnt und verwöhnt war; und Sie wiſſen, Armuth berechnet ſich nur nach den verſchiedenen Bedürfniſſen der Menſchen.« Jetzt richtete Pauline plötzlich ihren Kopf in die Höhe, und ſah ihn mit dem lebhafteſten Wohlwollen an. Sie ſagte nichts und doch ſo viel. Die Nadel zitterte in ihrer Hand, — doch ſie beſann ſich und ſtickte fort. Nach einer Pauſe fragte ſie, um gleichſam das Geſpräch wieder anzuknüpfen: »Wo lebt Ihre Frau Mutter?« — Eduard nannte Stuttgart, wo ſie wirklich eines der erſten Häuſer machte. Pauline nahm davon Gelegenheit, ſich nach den ſchönen Umgebungen dieſer Reſidenz zu erkundigen, und Eduard's Unglück wurde nicht weiter erwähnt. Um ſeinem Vorgeben deſto mehr Glaubwürdigkeit zu bewirken, ſchränkte er ſich wirklich ein und ſchaffte ſeine ſchönen Pferde ab. Er fuhr fort, die beiden Schweſtern zu beſuchen, und die Ruhe ſeines Herzens verſtattete ihm jetzt tauſend Kleinigkeiten zu bemerken, die ihm vormals entgangen waren. Keine ſeiner Beobachtungen war von der Art, daß ſie die alte Liebe wieder anfachen konnte; hingegen erſchien ihm Pauline täglich verehrungswürdiger, und ihre Häßlichkeit in einem mildern Lichte. Da er ſich jetzt mehr mit ihr als mit Jeannetten unterhielt,

ſo hatte ſie nach und nach Vertrauen zu ihm gewonnen, ihre Blödigkeit war verſchwunden, ſie entfaltete ihr Herz. Was ihr dabei ſehr zu ſtatten kam, war die beſcheidene Ueberzeugung, daß Eduard keinen Gedanken an eine Verbindung mit ihr haben könne; das benahm ihr alle Verlegenheit, und ſie zeigte ihre unbefangene, reine, ſchweſterliche Zuneigung.

Jeannette hingegen ſah ſeine Beſuche nicht mehr gern, die ihr dann beſonders drückend wurden, wenn Moriz zugegen war. Auf dieſen beſchränkte ſie jetzt ihre ganze Koketterie, und bald zog ſie das Netz ſo feſt über ihm zuſammen, daß er ſie täglich kniend beſchwor, ihn am Altare zum beneidenswertheſten Sterblichen zu machen. Sie zierte ſich noch ein wenig und neckte ihn noch ein Weilchen, und ſprach endlich ſchäckernd das Jawort aus. Der Entzückte lag berauſcht in ihren Armen, die koſtbarſten Anſtalten zur Vermählung wurden getroffen.

Eduard blieb ſehr ruhig dabei; er war nicht mehr *verliebt*, aber es ſchien ihm in der That bisweilen, als ob er Paulinen *liebe*. Seine Sehnſucht nach ihr, wenn er ſie in ein Paar Tagen nicht geſehen hatte; die Schnelligkeit, mit der ihm die Zeit verſtrich, wenn er bei ihr war; der Widerwille, mit dem er ſich von ihr trennte. — Alles das führte ihn oft auf den Gedanken: *wie, wenn du Paulinen deine Hand böteſt?* Nur gegen ſeine Sinnlichkeit hatten Vernunft und Herz noch zu kämpfen. Indeſſen gab es doch ſchon Augenblicke, wo er ein Verlangen

fühlte, ſie in ſeine Arme zu ſchließen. Eine überraſchende Begebenheit entſchied plötzlich.

Er empfing einen Brief ſeiner Mutter, in welchem eine Anweiſung von hundert Thalern auf Stuttgart lag, die eines der erſten Handelshäuſer an dem Orte von Eduard's Aufenthalt ausgeſtellt hatte. »Ich begreife nicht,« ſchrieb ſie dabei, wie ich dazu komme? Man hat mir das Papier in einem anonymen Briefe geſandt, durch welchen ich in wenigen Zeilen erſucht werde, die kleine Gabe eines guten Herzens nicht zu verſchmähen.« — Eine Flamme loderte in Eduard's Bruſt empor! Er zitterte, — ſein Auge funkelte, — er rannte zu dem Kaufmann.

»Haben Sie dieſe Anweiſung ausgeſtellt? —«

Ja.«

»Für wen?«

Ich habe die Valuta bar empfangen. —

»Von wem?«

Das darf ich nicht ſagen.

»Aber die Anweiſung iſt an meine Mutter geſchickt worden —«

Das weiß ich nicht, es geht mich auch nichts an.

»Ich bitte Sie, nennen Sie mir die Perſon.«

Ich darf nicht.

»Sie machen vielleicht dadurch das Glück meines Lebens.« — Der Kaufmann ſah ihn verwundert an.

»Wollen Sie mir die Wahrheit ſagen, wenn ich ſie Ihnen nenne?«

Ja.

»Fräulein Pauline von Weſtern —"

Errathen.

Eduard ſtürzte fort. Nach zwei Minuten lag er zu Paulinens Füßen und bat um ihre Hand. Sie wußte nicht wie ihr geſchah, — ſie konnte nicht antworten, — ſie ſchluchzte, — er ſchlang ſeinen Arm um ſie: »bin ich Ihnen zuwider?" — Jetzt ſank ſie an ſeine Bruſt: »Ach Gott! ich habe Sie längſt geliebt! aber wie durft' ich hoffen —" Der Liebe erſtes Entzücken durchſtrömte zwei edle Herzen. Pauline begriff nur nicht, wie Eduard zu dieſem plötzlichen, ſtürmiſchen Entſchluß gekommen. Sie fragte ihn oft darum, er lächelte und antwortete nicht.

Ihre Vermählung mit dem armen Eduard wurde auf denſelben Tage feſtgeſetzt, an dem Jeannette mit dem reichen Moriz ſich verbinden ſollte. Pauline richtete den künftigen Hausſtand mit ſorgender Sparſamkeit ein; ihr weißes, einfaches Brautkleid ſtach gegen den Silber-Glace der Schweſter gewaltig ab. Eduard drückte ſie feurig an ſein Herz und lächelte. »Morgen," ſagte er, »werde ich die Wahl, die ich getroffen, meiner Mutter melden; Sie legen doch auch ein Briefchen bei?" — Pauline verſprach es, nicht ohne ſichtbare Verlegenheit, und Eduard lächelte wieder.

Am andern Tage überreichte ſie ihm den Brief, zeigte ihm aber zugleich einen verbundenen Finger, der ſie genöthigt habe, ihrer Schweſter den Brief zu diktiren. Eduard

küßte die Finger, ſah ſie liebevoll an, und eine Thräne ſchoß in ſein funkelndes Auge. Sie wurde roth und meinte, ſie könne ſich nicht recht in ihn finden. »Schon gut,« ſagte er lächelnd und ſchwieg.

Der Hochzeittag brach an. Eduard kam ſchon früh des Morgens, und legte ſeiner Braut einen koſtbaren Schmuck in den Schooß. Pauline erſtaunte, Jeannette noch mehr, denn der Schmuck übertraf an Werth den ihrigen. »Ich habe gewuchert,« ſagte Eduard ſcherzend, »eine kleine Summe, von einer edlen Freundin vorgeſtreckt, hat ſich tauſendfältig erzeugt.« »Von einer Freundin?« wiederholte Pauline.

»Der Schmuck iſt ganz artig,« fuhr Eduard fort, »doch was Sie am meiſten zieren, und mich am glücklichſten machen wird, iſt in dieſes Papier verſteckt.«

Sie öffnete es zerſtreut. Es war der Trauring in die Anweiſung gewickelt. Pauline erkannte ſie auf den erſten Blick und ſchlug glühend die Augen nieder. Eduard lag ſchluchzend zu ihren Füßen und umfaßte ihre Knie. Sie ſank liebevoll auf ihn herab: »Mich ſo zu hintergehen!« flüſterte ſie.

Als man ſich endlich erklärte, umarmte die Mutter ihre gute Tochter, und Jeannette rümpfte das ſchöne Näschen. Sie wollte ihren Verdruß verbergen, allein ihr Hochzeitstag war zugleich der Erſte ihrer Eheſtandslaunen.

Mehrere Jahre verſtrichen; Eduard fand zu ſeinem Erſtaunen, daß er blind geweſen, daß ſeine Frau wirklich

ſchön ſei; und ſein häusliches Glück wuchs mit jedem Tage. Bei Jeannetten war es nie eingekehrt. Blühende Kinder umgaukelten Paulinen, Schooßhunde umklafften dieſe. Die Schweſtern ſahen ſich ſelten, denn Pauline lebte nur für Gatten und Kinder, Jeannette nur für die große Welt. Hier fand ſie betäubenden Erſatz für das einzige wahre Glück der Ehe, ſo lange ihre Schönheit ihr täglich neue Bewunderer zuzog, und ſo lange ihres Mannes Reichthümer zu koſtbarem Aufwand die Mittel boten. Aber ach! ihre Reize begannen zu ſchwinden, — ſie kränkelte, — die Sinnlichkeit des Gatten war abgeſtumpft, — ſein Geldkaſten ausgeleert, — der Mangel führte die Zwietracht herbei. Man vermied ſich, — Madame machte Schulden, — Monſieur verſpielte ihren Schmuck. Man ſaß ſich einſam gegenüber, — die Langeweile nagte, — der Wurm in der Wand wurde hörbar. Man hub an zu klagen, und endigte mit Vorwürfen. Eines Morgens reiſte Moriz ohne Abſchied davon, und man hat nie wieder etwas von ihm gehört.

Arm und hilflos mußte Jeannette jetzt bei ihrer Schweſter eine Freiſtätte ſuchen. Sie wurde liebreich aufgenommen und mit der zarteſten Schonung behandelt, allein ihr Gewiſſen war minder ſchonend, ein hektiſcher Huſten mergelte ihren Körper aus, keine Spur der vormaligen Schönheit war in ihrem achtundzwanzigſten Jahre vorhanden. Eine Säure, eine Bitterkeit ſchlichen ſich in ihr Gemüth, die ſie für alle häusliche Freuden unfähig machten. Die Bedienten im Hauſe zitterten vor ihr. Wollte die Amme den Säugling zum

Schweigen bringen, ſo ſagte ſie nur: die Tante kommt! — Die erwachſenern Kinder, wenn ſie bei frohen Spielen ihren Huſten von ferne hörten, ſchlüpften ſchnell hinter den Ofen und wiſperten einander zu: die Tante kommt!

Madame Tiquet.

Vielleicht ein Vorbild der merkwürdigen Kriminal-Verbrecherin, die vor einigen Jahren in Berlin ſo großes Aufſehen erregte. Zu den Zeiten Ludwig des Vierzehnten war zu Paris ein Buchhändler, Namens Carlier. Er hatte eine ſehr ſchöne Tochter, die er in ihrem fünfzehnten Jahre, mit einem Vermögen von fünfmalhunderttauſend Franken, durch ſeinen Tod zur Waiſe machte. Schön und reich, alſo ein Heer von Anbetern, das verſteht ſich von ſelbſt. Unter dieſen meldete ſich auch ein Parlaments-Rath, Namens Tiquet, der beſonders eine alte Tante durch koſtbare Geſchenke in ſein Intereſſe zu ziehen wußte. Es iſt nichts leichter auf der Welt, als ein Mädchen von fünfzehn Jahren zu einer Heirath zu überreden. Leichtſinn, Neugierde, ein ſtummes Herz; das Verlangen für eine erwachſene Perſon und gar für eine Frau zu gelten; die Freude, alle Geſpielinnen in Verwunderung und Neid zu verſetzen; der Gedanke an den Ball nach der Hochzeit, und hundert andere dergleichen kindiſche Beweggründe ſtehen mit den überreden-

den Baſen und Muhmen im Bunde. Den günſtigen Entſchluß der Demoiſelle Carlier zu beſchleunigen, überſandte der Herr Parlaments-Rath an ihrem Namensfeſte einen duftenden Blumenſtrauß, in deſſen Mitte eine Roſe von Diamanten flimmerte. Tags darauf erhielt er das Jawort. Die Vermählung wurde mit großem Pomp gefeiert, und beide Theile ſchienen, während der erſten Jahre, mit ihrer Wahl ſehr zufrieden. Der Himmel ſchenkte ihnen auch zwei Pfänder der Liebe, die Madame Tiquet auf das zärtlichſte an ihre mit Spitzen garnirte Bruſt drückte.

Daß die Frau Parlaments-Räthin gern großen Aufwand machte, war ihr eben nicht zu verargen, denn ihr Gemahl hatte ihr eingebildet, er ſei eben ſo reich als ſie. Endlich mußte ſie aber doch erfahren, daß man ſie hintergangen, und daß die ſchönen Diamanten, welche ihr das Jawort entlockt hatten, auf Rechnung ihres eigenen Brautſchatzes gekauft worden. Eine ſolche Entdeckung kann allenfalls auch ein liebendes Herz erkälten, einem gleichgiltigen muß ſie Widerwillen einflößen. Eheliche Eintracht iſt eine zarte Blume, ſie welkt ſchnell, wenn der Sonnenſchein der Liebe oder die Nahrung der Hochachtung ihr mangelt. Madame Tiquet fing ſehr bald an ihren Gemahl zu haſſen, und dagegen einen Garde-Kapitän, Namens Mont-George, zu lieben. Sie verlangte geſchieden zu werden; Herr Tiquet hingegen klagte über die unregelmäßige Aufführung ſeiner Frau, uud bat um Erlaubniß, ſie einzuſperren, wirkte auch eine lettre de cachet gegen ſie aus. Die ſchöne Frau

erfuhr es aber noch zu rechter Zeit, und ließ ſich in dieſer Noth herab, ſich gegen ihren Mann noch einmal der Macht ihrer Reize zu bedienen. Sie ſpielte die Reuige, ſchmeichelte, bat und liebkoſte ſo lange, bis ſie ihm den Verhaftsbefehl entwunden hatte, den ſie in's Feuer warf, den ſchwachen Mann auslachte, und übrigens lebte wie zuvor. Der Herr Parlaments-Rath ſuchte zwar auf's neue eine lettre de cachet auszuwirken, aber man gab ihm zu verſtehen, er ſei ein Narr geweſen. Die Scheidung unterblieb ſowohl als das Einſperren; beider Vermögen wurde getrennt, wie ihre Herzen es längſt waren, doch behielten beide ihre Wohnung in demſelben Hauſe, Madame rechts, Monſieur links. So verſtrichen drei Jahre in ſtiller Kälte, ohne daß man dem Publikum viel zu ſchwatzen gab.

Eines Tages erſchien Madame Tiquet in großer Bewegung bei der Gräfin d'Aunoy; man bemerkte es, man fragte. »Ich bin eine ganze Stunde lang bei dem Teufel geweſen,« antwortete ſie. — »Da waren Sie in ſehr übler Geſellſchaft,« verſetzte die Gräfin. Madame Tiquet erklärte ſich endlich: ſie hatte nämlich eine Kaffee-Prophetin beſucht. »Und was prophezeite ſie Ihnen?«

»O lauter ſchöne Dinge. In zwei Monaten ſoll ich über alle meine Feinde triumphiren und vollkommen glücklich werden. Leider iſt das nicht möglich, ſo lange Monſieur Tiquet lebt, und er befindet ſich gar zu wohl, als daß ich hoffen dürfte, die Weiſſagung in Erfüllung gehen zu ſehen.«

Sie war an dieſem Tage beſonders gegen ihren Gemahl erbittert, weil er einen verdächtigen Thürſteher fortgejagt hatte, und Niemanden mehr vertrauend, die Thüre zur Nachtzeit ſelbſt verſchloß, und den Schlüſſel unter ſein Kopfkiſſen legte. Die Abende brachte er gewöhnlich bei einer Freundin, Madame de Villemar, zu, da war er auch heute, indeſſen Madame Tiquet daheim ihre Noth der Gräfin Senonville klagte, die zum Beſuch bei ihr war. »Wir wollen ihn ein wenig dafür züchtigen,« ſagte die Gräfin, »ich will ſo lange bei Ihnen bleiben, bis er nach Hauſe kommt; dann will ich warten, bis er ſich ſchlafen gelegt hat, damit er wieder aufſtehen muß, um mir die Hausthür zu öffnen.«

Madame Tiquet lachte, die Gräfin blieb. Allein der Herr Parlaments-Rath ließ diesmal länger als gewöhnlich auf ſich warten. Plötzlich fiel ein Piſtolenſchuß unter den Fenſtern, und man hörte Mord! Hilfe! ſchreien. Die Damen ſandten ſogleich ihre Leute hinaus, und erfuhren, daß Herr Tiquet von Meuchelmördern angefallen, und ſchwer verwundet zu Madame de Villemar zurück gebracht worden ſei. Madame Tiquet hielt es für eine Wohlſtandspflicht, ſich ſogleich ſelbſt dahin zu begeben, allein man nahm ihren Beſuch nicht an. Ihr Gemahl hatte viel Blut verloren, doch von fünf Wunden war keine tödtlich. Ein Polizeibeamter fragte ihn, ob er Feinde habe? »Nur Einen,« gab er zur Antwort, »meine Frau.«

Dieſe erſchien am andern Tage ohne alle Verlegenheit bei der Gräfin d'Aunoy, vermuthlich um zu erfahren, was

man in der großen Welt von dieſer Begebenheit rede. Die Gräfin fragte ſie, ob Herr Tiquet ſeine Mörder nicht erkannt habe?

»Ach mein Gott, nein!" verſetzte ſie, »und hätte er ſie auch erkannt, ſo würde er gewiß nichts ſagen, um den Argwohn auf mich fallen zu laſſen. Geben Sie Achtung, mich wird man im Publikum der That bezüchtigen."

»Aber," meinte die Gräfin, »man ſollte den verabſchiedeten Thürſteher beim Kopfe nehmen, denn der ſcheint ſehr verdächtig."

Als Madame Tiquet wieder nach Hauſe kam, fand ſie ein Billet, in welchem man ihr den Rath gab, zu entfliehen, weil ſie unfehlbar arretirt werden würde. Sie verſchmähte dieſen Wink und noch viele andere, die ſie in den nächſten Tagen erhielt. Endlich fand ſich ſogar ein Mönch bei ihr ein, der ſie dringend warnte, und verſicherte, ſie habe keinen Augenblick Zeit zu verlieren. Er habe zugleich eine Mönchskutte mitgebracht, die ſie anziehen ſollte. Im Hofe ſtand ein Tragſeſſel bereit, vor dem Thore eine Poſtchaiſe, mit der ſie nach Calais eilen, und von da nach England überſetzen ſollte. Wer ſich eigentlich ſo warm für ſie intereſſirte, davon ſchweigt die Geſchichte. Eine ſchöne junge Frau findet überall Freunde, ſelbſt wenn ſie eine Verbrecherin iſt.

Madame Tiquet ſchlug jedoch alle dieſe Warnungen in den Wind, denn ſie hielt ſie für lauter Kunſtgriffe ihres Mannes, um durch eine ſolche verdächtige Flucht ihr Vermögen in die Hände zu bekommen. Der Mönch entfernte

ſich, als die Gräfin Senonville hereintrat. »Gut, daß Sie kommen,« rief Madame Tiquet ihr entgegen, »ich erwarte jeden Augenblick einen Beſuch von der ſogenannten Gerechtigkeit, und bitte Sie, ſo lange hier zu verweilen, damit dieſes Volk mich nicht allein finde.« — Kurze Zeit darauf trat der Criminalrichter mit ſeinen Trabanten wirklich herein. »Sie hätten nicht nöthig gehabt,« ſagte ſie ſpöttiſch zu ihm, »ſo zahlreiche Geſellſchaft mitzubringen. Sie ſehen, ich habe Sie feſten Fußes erwartet, und folge Ihnen ganz freiwillig.« — Hierauf bat ſie ihn, ihre Zimmer verſiegeln zu laſſen, damit während ihrer Abweſenheit ihre Möbeln ſicher ſtehen möchten. Ihren Sohn, den ſie ſehr liebte, umarmte ſie zärtlich, gab ihm Geld, um ſich Spielzeug zu kaufen, und als das Kind anfing zu weinen, beruhigte ſie es durch die Verſicherung, ſie werde bald wieder kommen, ihr werde nichts geſchehen. Dann hüpfte ſie die Treppe hinab, und ſtieg mit dem Criminalrichter in den Wagen. Auf der Straße begegnete ihr eine Dame von ihrer Bekanntſchaft, welche ſie ſehr unbefangen grüßte, und ſo ruhig ausſah, als ob ſie herumfahre, um Viſitenkarten abzugeben. Nur beim Anblick des Gefängniſſes (grand Châtelet) veränderte ſie die Farbe.

Ihre Sache verſchlimmerte ſich ſehr, als ein Menſch, Namens Auguſte, ſich vor Gericht entdeckte, und von freien Stücken erklärte, Madame Tiquet habe ihn vor drei Jahren zum Meuchelmord ihres Mannes dingen wollen, und jener Thürſteher ſei der Unterhändler geweſen. Der letztere war

gleichfalls arretirt worden, man confrontirte ihn mit Auguſte, er bekannte, die Ausſage desſelben ſei wahr, und hierauf wurde Madame Tiquet verurtheilt, den Kopf zu verlieren, ob man ihr gleich nicht beweiſen konnte, daß ſie an der neulichen That mitſchuldig geweſen. Es gab aber ein Geſetz in Frankreich, das Geſetz von Blois genannt, nach welchem jede Frau ſterben muß, die Anſchläge gegen das Leben ihres Mannes gemacht hat. Das Parlament beſtätigte das Todesurtheil. Herr Tiquet, der von ſeinen Wunden wieder hergeſtellt war, fuhr mit ſeinen Kindern nach Verſailles, und warf ſich dem König zu Füßen, um Gnade für die Verbrecherin zu erflehen, allein vergebens. Eine Menge Leute von hohem Stande ſuchten ſie zu retten, der König blieb aber ſtandhaft, denn der Erzbiſchof von Paris hatte erklärt, kein Ehemann werde in Zukunft ſeines Lebens ſicher ſein, wenn Se. Majeſtät dieſe Meuchelmörderin begnadigten. Er fügte hinzu, er wiſſe das am beſten, weil, ſo oft von Beichtvätern ein ſogenannter casus reservatus an ihn gebracht werde, derſelbe faſt immer eine Ehefrau betreffe, die ihren Mann habe umbringen wollen.

Das Todesurtheil blieb alſo unwiderruflich, die Execution wurde aber wegen des Frohnleichnamfeſtes auf den andern Tag verſchoben, weil die Straßen wie gewöhnlich durch Altäre verbaut waren. Am Tage der Hinrichtung führte man die Delinquentin in die Torturkammer, wo ſie den Criminalrichter fand, der ihr nieder zu knien befahl, und darauf das Urtheil vorleſen ließ. Sie hörte ſtandhaft

zu, ohne die Farbe zu verändern. Hierauf hielt der Richter eine pathetiſche Rede, worin er ihre jetzige traurige Lage mit dem vorigen Freudentaumel ihres Lebens verglich, ſie ermahnte, von den wenigen noch übrigen Augenblicken einen guten Gebrauch zu machen, und freiwillig alles zu bekennen, um der Tortur zu entgehen.

»Auch ohne Ihre Erinnerung,« verſetzte Madame Tiquet gang ruhig, »fühle ich ſehr gut, welch' ein Unterſchied zwiſchen meiner jetzigen und meiner vorigen Lage iſt; denn ich befinde mich kniend vor Ihnen, und Sie wiſſen wohl, daß es vormals umgekehrt war. Den letzten Tag betrachte ich als das Ziel meiner Leiden. Mit eben dem Gleichmuth, mit dem ich mein Todesurtheil angehört, werde ich auch das Schaffot beſteigen, doch um einige Qualen mehr zu vermeiden, werde ich nie ſo niederträchtig ſein, mich eines Verbrechens anzuklagen, das ich nicht begangen habe.«

Auf dieſer Ausſage beſtand ſie, trotz der Vermahnung des Richters. Man ſchritt alſo zur Tortur. Schon beim zweiten Grade geſtand ſie Alles, was man wollte. Nur als man ſie fragte: ob der Capitän Mont-George ihr Mitſchuldiger ſei? betheuerte ſie, er wiſſe von nichts, denn ſie habe gefürchtet, ſeine Achtung zu verlieren.

Sobald man in Paris erfuhr, daß es auf dem Greveplatz ein Schauſpiel geben werde, eilte man, Fenſter um jeden Preis zu miethen; auch wurden eine Menge von Gerüſten für die Zuſchauer errichtet. Viele Tauſende ſtrömten zuſammen, der ganze Hof war zugegen.

Um fünf Uhr erſchien Madame Tiquet auf dem armen Sünderkarren weiß gekleidet, ihr vormaliger Thürſteher, der gehängt werden ſollte, ſaß hinter ihr, der Pfarrer neben ihr. Es regnete ſo ſtark, daß man die Execution nicht ſogleich verrichten konnte. Während dieſes Aufſchubs hatte ſie das Schaffot vor Augen, nebſt einem ſchwarz bekleideten Wagen, mit ihren eigenen Pferden beſpannt, der beſtimmt war, ihren Leichnam wegzuführen. Alles das brachte ſie nicht aus der Faſſung, ſie blickte frei um ſich auf die zahlreiche Menge. Als ſie das Schaffot beſtieg, reichte ſie dem Scharfrichter die Hand, um ihr hinauf zu helfen, küßte aber zuvor ihre Fingerſpitzen, welches zur damaligen Zeit eine Höflichkeitsbezeugung war. Zuletzt umarmte ſie mit vielem Anſtand den Block, und legte ihr ſchönes Haupt darauf.

Der Scharfrichter war ſo verwirrt, daß er viermal fehl hieb, erſt der fünfte Streich trennte den Kopf vom Rumpfe.

So endigte das reizendſte Weib in Paris ihr Leben im Frühlingsalter, deſſen ſchöne Blüten das Verbrechen vergiftet hatte.

Lucia Nevil.

Die ſchöne Tochter Richard Nevil's, Grafen von Salisbury, die Schweſter des berühmten Grafen von Warwik, war ein reizendes Geſchöpf, von der Liebe für die

Liebe geſchaffen. Doch ehe ſie noch wußte, was Liebe war, vermählte man ſie ſchon in ihrem fünfzehnten Jahre an einen Verwandten ihres Hauſes, Namens Weſtmoreland.

Der Mann fühlte zwar den Werth des Schatzes, den er beſaß, aber nur um die Rolle des Drachen dabei zu ſpielen. Er quälte ſein ſchönes junges Weib durch die ſchrecklichſte Eiferſucht, die er auf Rechnung der Liebe geſetzt wiſſen wollte. Nun iſt es wahr, ein Geliebter darf bisweilen auf dieſe Rechnung ungeheure Schulden machen, aber ein aufgedrungener Ehemann erinnert nur an uſurpirte Rechte. Weſtmoreland's Gattin grämte ſich, und die Roſen ihrer Jugend begannen zu welken. Noch zu rechter Zeit wurde ihr Vater es gewahr; die Heiterkeit ſeiner Tochter war ihm lieber, als eine vortheilhafte Familienverbindung. Glücklicherweiſe hatte man vergeſſen, um Diſpenſation, der entfernten Verwandtſchaft wegen, nachzuſuchen. Dieſen Vorwand ergriff der alte Graf von Salisbury, um die Ehe trennen zu laſſen. Es geſchah; und jetzt zum erſten Mal zeigte ſich Weſtmoreland wirklich als einen zärtlichen Gatten, denn er ſtarb aus Gram. Auch Lucia erwiederte zum erſten Male ſeine Zärtlichkeit, denn ſie weinte ihm eine mitleidige Thräne nach.

Es verſteht ſich, daß dieſer Thränenquell ſehr bald verſiegte. Mit allen Reizen der Jugend, mit allen Vortheilen der Geburt geſchmückt, wurde ſie nun bei Hofe als Lady Nevil vorgeſtellt, bezauberte die Männer durch Geiſt und Schönheit, gewann die Weiber durch Anſpruchloſigkeit.

Der halbe Witwenſtand, zu dem ſie ſich rechnen durfte, gab ihr dabei mehr Freiheit, mehr Ungezwungenheit im Betragen, und beides wußte ſie ſehr gut mit dem Wohlſtand zu vereinen.

Damals führte der Herzog von Gloſter die Regierung als Vormund ſeines minderjährigen Neffen, König Heinrich des Sechſten. Das glänzende Geſtirn, welches an ſeinem Hofe aufging, blendete auch ihn; trotz ſeines Alters verliebte er ſich in allem Ernſt. Seine Gemahlin war kurz vorher geſtorben; ſein Herz hörte auf, um dieſen Verluſt zu trauern, ſeit er Lady Nevil ſah, und es wurde ihm ſauer, ſich den Geſetzen des Anſtandes zu unterwerfen, zu deren Beobachtung er als Regent doppelt ſtreng verpflichtet war. Er blieb Herr genug über ſich, der ſchönen Lucia ſeine Wünſche zu verbergen; aber ihren Vater machte er zum Vertrauten ſeiner ernſten Abſichten.

Salisbury, geſchmeichelt durch die Ausſicht, der Schwiegervater des Regenten zu werden, belebte die Hoffnungen des alten Mannes. Man kam überein, daß, bis zum Ablauf der Trauerzeit, Niemand, auch nicht einmal die Hauptperſon, etwas erfahren ſollte. Man vergaß, daß dieſe letztere gerade in ihrer Freudenzeit lebte; daß ſie Herr ihres Herzens und ihrer Perſon zu ſein glaubte; daß kein Recht, von einem Frauenzimmer beſeſſen, lange unausgeübt bleibt, und daß es folglich gefährlich war, hinter dem Berge zu halten, zumal, da man täglich vor Augen ſah, daß die liebenswürdigſten jungen Männer ihr um die Wette den Hof mach-

ten. Freilich bewachte man ängſtlich jeden ihrer Blicke, um zu bemerken, ob ſie Einen derſelben auszeichne? Allein der alte Gloſter beruhigte ſich viel zu ſchnell, als er ſich überzeugt hatte, daß kein Höfling von allen, die im Stande waren, der Lady Nevil ihre Hand anzubieten, ſich rühmen dürfe, Eindruck auf ſie gemacht zu haben.

Amor, der nicht unter die Vertrauten des Herzogs von Gloſter gehörte, hatte nicht für nöthig gefunden, die äußern Umſtände ängſtlich abzuwiegen. Der blinde Gott, nach ſeiner Weiſe aller Geſetze ſpottend, ſchoß Einen ſeiner brennendſten Pfeile in die Bruſt des Herzogs von Sommerſet, der leider ſchon vermählt war, und keinen Vorwand hatte, ſich von ſeiner Gemahlin zu trennen. Auch Lucia blieb nicht verſchont, ſie lernte zum erſten Mal die Liebe kennen; ſie berauſchte ſich in ihrem Becher, und der einzige Zwang, den beide Liebende ſich auflegten, war die ſorgfältigſte Verhehlung ihres Geheimniſſes.

Indeſſen lief die Trauerzeit des alten Regenten ab. Von dem Glanze ſeines Ranges und dem matten Schimmer ſeiner Liebe umgeben, eilte der Ungeduldige zu den Füßen der erſtaunten Lady Nevil, und bat um ihre Hand. Die arme Lucia liebte ſo herzlich, daß nicht einmal ihre Eitelkeit bei dieſem glänzenden Heirathsvorſchlag ſich regte. Sie bat um Bedenkzeit, denn wie konnte ſie antworten, ohne vorher mit Sommerſet geſprochen zu haben. — Dieſem war die Nachricht ein Donnerſchlag. Freilich ſah er die Vortheile einer ſolchen Verbindung wohl ein; er begriff,

daß deren Vollziehung ſogar einen noch dichteren Schleier über ſeine glückliche Liebe werfen, und er im Grunde bei dem alten Nebenbuhler nichts verlieren würde; hundertmal zählte er alle dieſe Vortheile auf, hundertmal überredete er ſelbſt Lucien, das Opfer zu bringen; aber ſobald ſie wankte und nachzugeben ſchien, gerieth er in Verzweiflung, und machte ihr die bitterſten Vorwürfe.

Endlich mußte doch ein Entſchluß gefaßt werden. Die Vernunft ſiegte, wenigſtens für einige Augenblicke, und der Herzog von Gloſter erhielt das Jawort. Aber kaum ausgeſprochen, wurde es auch ſchon bereut. Sommerſet fing an, ſeine Geliebte auf das grauſamſte zu tyranniſiren; er verlangte, daß der Zeitpunkt der Vermählung immer weiter und weiter hinausgeſchoben werde; jeder freundliche Blick, jede unbedeutende Höflichkeit, die Lady Nevil ihrem alten Bräutigam erwies, ſetzte den Liebhaber in Wuth. Das arme geängſtigte Weib that alles, was er begehrte.

So lange der Herzog von Gloſter ſeine redlichen Abſichten noch nicht erklärt hatte, ſo lange ließ er ſich wohl gefallen, daß man ihn vermied, oder mit Zurückhaltung behandelte; aber jetzt, mit den Rechten des Bräutigams ausgerüſtet, war dieſe fortdauernde Kälte ihm kränkend, und die ängſtliche Verlegenheit ſeiner Braut auffallend. Mehrere Male des Tages, wenn er ſie beſuchen wollte, war ſie für ihn nicht zu Hauſe, und oft wußte man ihm nicht einmal zu berichten, wo ſie ſei. Zuweilen nannte man ihm einen Ort, den ſie angegeben; er flog dahin, und fand ſie nicht. Was ſollte er davon denken?

Das Alter iſt ohnehin argwöhniſch; die Liebe iſt es auch — welche doppelte Herzensqual! — Er fing an Spione auszuſenden, man ſchlich der Lady überall nach; aber ſie war ſchlau und vorſichtig, man verlor ſie am Ende ſtets aus dem Geſicht, und konnte nicht errathen, wohin ſie entſchlüpft war. Dieſe Nachrichten vermehrten Gloſter's Argwohn, ihre Untreue ſchien ihm erwieſen. Er verdoppelte die Zahl ſeiner Spione, er ſetzte einen hohen Preis auf die Entdeckung, und fügte zugleich den blutigen Befehl hinzu, im Falle man einen Nebenbuhler antreffen würde, ihn auf der Stelle niederzuſtoßen. Sommerſet entging dieſen Nachſtellungen nur durch die äußerſte Vorſicht, oft nur durch ein halbes Wunder.

Indeſſen wuchs mit des Regenten Eiferſucht auch ſeine Liebe. Er glaubte ſich betrogen, und vermochte dennoch nicht, das Joch abzuwerfen. Gewißheit zu erlangen wünſchte und fürchtete er, doch Monate lang bemühten ſeine Lauſcher ſich vergebens, denn Lucia ſchlich nur noch in abwechſelnder Verkleidung zu ihrem Rendezvous und das Glück ſtand ihr bei, die Lauerer zu hintergehen. Die Berichte wurden immer magerer, immer unbeſtimmter; der alte Gloſter wagte zu hoffen, und endlich zu glauben, was er wünſchte: die Unſchuld ſeiner Braut.

Der Hochzeittag wurde angeſetzt; der Liebhaber ſah ihm mit Schaudern entgegen. Am letzten Morgen, an dem er die Geliebte noch ganz ſein nennen durfte, beſchwor er ſie, ihm noch eine Zuſammenkunft in einem Dorfe jenſeits der

Themſe zu gewähren. Sie hatte an dieſem Tage tauſenderlei kleine Geſchäfte und eine Menge Wohlſtandspflichten zu erfüllen, aber ihr Herz konnte den Bitten des Troſtloſen nicht widerſtehen. Sie verſprach zu kommen, und ſie kam. Auch diesmal war ſie verkleidet, doch hatte ſie in der Verwirrung manche der gewöhnlichen Vorſichtsmaßregeln vernachläßigt; ein Auflauerer bemerkte ſie, ſchlich ihr nach bis in jenes Dorf, und eilte zurück, dem Bräutigam ſeine Entdeckung mitzutheilen. Wüthend ergriff Gloſter ſeinen Degen, hüllte ſich in einen Mantel, nahm ſeine getreueſten und entſchloſſenſten Leute mit ſich, und eilte, von Eiferſucht beflügelt, an den angewieſenen Ort.

Er kam zu ſpät. Der Abend dämmerte ſchon. Die Liebenden waren entwichen. Er forſchte bei den Bauern, welchen Weg ſie genommen? — Man ſagte ihm, die Fremden hätten ſich vermuthlich eines Boots bedient, welches täglich zu gewiſſen Stunden nach London abzugehen pflegte. Die Bauern hatten Recht; Lady Nevil war wirklich mit dieſem Fahrzeug abgegangen, das gewöhnlich voll gemeiner Menſchen war, von denen ſie nicht erkannt zu werden fürchten durfte. Sommerſet hingegen hatte ſeinen Rückweg zu Lande längs dem Ufer genommen.

Gloſter ſchäumte vor Wuth, daß die Verbrecher ihm abermals entſchlüpft waren. Noch eine Hoffnung blieb ihm übrig. Das ſchwerbeladene Fahrzeug konnte nur langſam gehen, und war erſt vor wenigen Minuten vom Ufer abgeſtoßen. Er warf ſich in einen leichten Nachen, ſtreute Gold

unter die rüſtigen Bootsknechte, durchſchnitt pfeilſchnell die Wellen der Themſe, und gelangte wirklich einige Augenblicke früher, als das Marktſchiff, an den Platz, wo es zu landen pflegte. Unterdeſſen war es ſehr finſter geworden, wie ſollte er die erkennen, die er ſuchte?

Ein vollgepfropftes Fahrzeug näherte ſich dem Ufer. »Woher kommſt du?« fragte Gloſter den erſten Bootsknecht, der herüberſpringt, um das Seil zu befeſtigen. Dieſer nennt das bewußte Dorf. Nun war der Regent ſeiner Sache gewiß. Die Schwierigkeit, im Dunkeln unter einer Menge von Paſſagieren, gerade die beiden Schuldigen zu treffen, hielt den Wüthenden nicht zurück. Sie ſollten ſeiner Rache nicht entgehen, müßte er auch darüber zum Mörder von zwanzig Unſchuldigen werden. »Stoßt Alles nieder, was ſich im Boote befindet!« herrſchte er ſeinen Trabanten zu, und, das Beiſpiel gebend, ſtürzte er mit gezücktem Dolch voraus in das Fahrzeug. Ein Frauenzimmer trat ihm entgegen, ihr ſeidenes Gewand verrieth ihm, daß ſie keine Bäurin ſei, er ſtieß ihr ohne weitere Unterſuchung den Dolch in die Bruſt, und flüſterte ihr dabei einige Worte zu, die Rache und Eiferſucht ihm eingaben.

Es war in der That die unglückliche Lucia, die den Regenten ſogleich an der Stimme erkannte, und, als ſie ſich verwundet fühlte, trotz ihres grauſen Schreckens, Beſinnungskraft genug behielt, einem zweiten Stoße des Raſenden dadurch auszuweichen, daß ſie ſich in die Themſe warf. Sie verſtand nicht zu ſchwimmen. Die damalige Kleider-

mode kam ihr zu ſtatten, ihre vielen Röcke hielten ſie über dem Waſſer; heutiges Tages wäre ſie ſogleich verſunken. Indeſſen konnten ihre Röcke nur ſo lange von Nutzen ſein, als ſie nicht voll Waſſer geſogen waren, dann aber mußten ſie ihren Untergang beſchleunigen. Sie trieb einige Augenblicke mit dem Strome, und ſchon war ſie, bei der Londner Brücke dem Sinken nahe, als glücklicherweiſe ein Schiffs-Kapitain aus der Normandie ſie gewahr wurde. Der ehrliche Normann fuhr eben auf einem Boote nach ſeinem Schiffe zurück, das in der Themſe vor Anker lag, er hatte eine Laterne bei ſich, die ihren matten Schein auf die Welle warf, welche Lucien kaum noch trug. Er rettete die Hülfloſe, brachte ſie ohnmächtig auf ſein Schiff, und, ohne ſie zu kennen, leiſtete er ihr gutmüthig alle Hülfe, die in ſeinen Kräften ſtand.

Sie kam zu ſich. Ihre Wunde war nicht gefährlich; der Stoß, den die Wuth führt, iſt unſicher. Sie hatte nur viel Blut verloren, und mit dem Blute war auch der Rauſch der Liebe von ihr gewichen. Ihr Leben in Sicherheit zu bringen, war jetzt ihr einziger Gedanke. Sie wurde ruhiger als ſie vernahm, daß ſie ſich auf einem franzöſiſchen Schiffe befände. Dem rohen Edelmuth ihres Retters vertrauend, entdeckte ſie ihm Alles, und beſchwor ihn, ſie nach Frankreich zu führen. Ein engelſchönes, bittendes Weib, in einer ſolchen Lage, ruft das Mitleid eines Mannes nie vergebens an. Nach wenigen Tagen lichtete der Schiffer ſeine Anker, und ſetzte ſie wohlbehalten in Frankreich an's Land.

Zu ihrem Glück traf es sich, daß Margaretha Stuart eben nach Paris kam, um sich mit dem Dauphin zu vermählen. Diese Prinzessin nahm sie, durch eine rührende Erzählung ihrer Leiden, für sich ein, ohne jedoch ihre Schwachheit für den Herzog von Sommerset zu erwähnen. Unter erborgtem Namen lebte sie eine Zeitlang büßend, aber ruhig unter Margarethens Schutze, bis ihre Wohlthäterin starb, und die noch immer schöne junge Frau am üppigen französischen Hofe neuen Verführungen ausgesetzt blieb. Doch ihre Schicksale hatten sie weise gemacht, ihr Leben war jetzt tadellos. Die veränderten Umstände in England gaben ihr den Muth, die Rückkehr in ihr Vaterland zu wagen. Sie ging nach Abbeville, wo gerade damals Margaretha von Anjou im Begriff stand sich einzuschiffen, um mit Heinrich dem Sechsten den Thron von England zu theilen. Die junge Königin nahm die schöne Büßende gütig auf, und von ihr geschützt, betrat sie die väterlichen Ufer wieder.

Was in ihr vorgegangen, als sie den geliebten Urheber ihrer Leiden zum ersten Mal erblickte? Ob ihre tugendhaften Vorsätze gegen die süßen Erinnerungen der Vergangenheit sich glücklich behauptet haben? davon schweigt die Geschichte. Wäre sie aber auch unbescheiden genug, es auszuplaudern, so würde ich doch dem Leser nichts mehr verrathen.

Anekdoten.

Ein Mann, der das Lügen nicht leiden konnte, pflegte jedesmal zu widersprechen, wenn ein gewisser berühmter Lügner den Mund aufthat. Einst erzählte dieser auch eine Neuigkeit, und jener behauptete alsobald, es sei nicht wahr; erbot sich sogar zu einer Wette. Ein Freund zischelte ihm in's Ohr: »Nehmen Sie sich in Acht, die Neuigkeit ist wirklich wahr.« — »Nun,« erwiederte der Lügenfeind, »warum erzählt Er es denn?«

Liebe Zuhörer, sprach ein Prediger, bewundert Simson's Stärke, der mit einem Esels-Kinnbacken tausend Philister über die Klinge springen ließ.

»Ich habe in der Schlacht bei * * einem Franzosen die Beine abgehauen,« rühmte sich ein junger Held. »Warum nicht lieber den Kopf?« fragte ein Anderer. Ganz naiv antwortete Jener: »der war schon fort.«

»Ist es nicht abscheulich,« rief ein Prediger auf der Kanzel, »daß wir, trotz der vielen Wohlthaten Gottes, noch immer sündigen?« und bei diesen Worten gab er sich selbst ein paar tüchtige Ohrfeigen. Alsobald ahmte jeder Zuhörer sein löbliches Beispiel nach, und die Kirche erschallte von viertausend Ohrfeigen.

Ein berühmter Arzt empfahl einem Gelehrten eine Arzenei; dieſer brauchte ſie vier Jahre lang und wurde endlich geſund. Als er ſolches dem Arzt erzählte, rief dieſer mit großem Ernſt: »Vier Jahre! nun fürwahr, Sie ſind würdig, ein Kranker zu ſein.«

»Um Gotteswillen!« rief eine Witwe, »begrabt dieſen Todten nicht neben meinen Mann.« — Warum nicht? wurde gefragt — »der Menſch iſt an den Pocken geſtorben, und mein Mann hat ſie noch nicht gehabt.«

Ein Fürſt, der von gierigen Höflingen umgeben war, ſagte einſt zu Fontenelle: »Ich geſtehe Ihnen aufrichtig, daß mein Glaube an Ehrlichkeit ſehr gering iſt.« — „Gnädigſter Herr,“ antwortete Fontenelle, »es gibt ehrliche Leute, aber ſie ſuchen die Fürſten nicht auf.«

Eine engliſche Schauſpielerin hatte mit vielem Beifall eine Manns-Rolle geſpielt, und that ſich was darauf zu gute, ſprechend: »wahrhaftig, das halbe Parterre hat mich wirklich für eine Mannsperſon gehalten.« »Das hat nichts zu bedeuten,« antwortete ein Spaßvogel, »die andere Hälfte iſt vom Gegentheil überzeugt.«

Literarische Anekdoten.

Unerschöpflich an Hilfsmitteln ist der Gelehrten Neid, wenn es darauf ankommt, einen verhaßten Günstling des Publikums herab zu setzen. Als eine ihrer Hauptwaffen gebrauchen sie die Behauptung: das ist schon da gewesen, der Gedanke ist gestohlen u. s. w. Finden sie keine Beweise dafür, so machen sie welche. Hier ein Beispiel: als Milton sein verlornes Paradies geschrieben hatte, und jede Zunge ihn pries; da ärgerte sich ein Schottländer, Namens Wilhelm Lauder, und ließ ein Büchlein drucken: An Essay on Milton's use and imitation of the moderns in his paradise lost. In diesem Pamphlet schalt er den großen Dichter einen unverschämten Plagiarius, der sein Werk aus lauter Gedankenspänen neuerer Schriftsteller zusammen geflickt hätte. Unter andern Beweisen führte er die schöne Stelle an: »Besser herrschen in der Hölle, als Sklav im Himmel sein," und behauptete, sie stehe wörtlich in einem sehr selten gewordenen lateinischen Trauerspiele des Hugo Grotius, Adamus Exul (der verbannte Adam), das in Holland gedruckt worden. Er begnügte sich auch nicht, die Behauptung blos hinzuwerfen; o nein, er führte die Stelle wirklich an, und sie lautete so:

Alto praecesse Tartaro, si quidem juvat,
Coelis quam in ipsis servi obire munia.

Adamus Exul.

Tausende lasen und glaubten es, denn wer gibt sich die Mühe nachzuschlagen? Höchstens ein Gelehrter von

Profession, und glücklicher Weise fand sich ein solcher, Namens Douglas. Dieser entlarvte den Neid; der wackere Herr Lauder bekannte seine Spitzbüberei und bat das Publikum öffentlich um Vergebung.

Wäre nun aber auch wirklich Hugo Grotius Verfasser jener Verse gewesen, folgt denn daraus, daß Milton ihn eben geplündert haben mußte? Geschieht es nicht tausendmal in der Welt, daß zwei gute Köpfe auf einen und denselben guten Gedanken gerathen? zumal, wenn er so nahe liegt wie dieser? — Schon das alte Sprichwort: »Besser der Erste im Dorfe, als der Zweite in Rom,« konnte den Sänger des verlornen Paradieses auf die, in Satans Munde so passende Aeußerung geleitet haben.

Doch ich gehe noch weiter. Hätte Milton auch wirklich dem Hugo Grotius einen Gedanken abgeborgt, der dort in einem vergessenen lateinischen Trauerspiele verloren lag, wäre dies ein Verbrechen gewesen? Schreiben die Gelehrten nicht täglich Stellen aus fremden Büchern in ihre Werke? — Freilich, sie citiren die Quelle. Also hätte Milton, den Pedanten zu Liebe, sein Gedicht mit Citaten schmücken sollen? Er schrieb aber nicht für Pedanten, und wenn ein Baumeister einen schönen Marmorstein, den er in fremden Ruinen fand, in ein neues Gebäude vermauert; muß er, so oft sein Gebäude bewundert wird, den Beschauer zu jenem Steine führen, um ihm zu entdecken, wo der einst lag?

Miszellen.

Der große Kastanienbaum.

Sultan Aladdin-Ben-Kaikosru, der im sechshundertzehnten Jahre der Hegyra den Thron bestieg, hatte ein Unglück, das manchen Fürsten trifft, er machte sich und andern stets Langeweile. An seinem Hofe ging es so still und förmlich zu, wie bei einem chinesischen Gastmahl, niemand sprach, niemand lachte, jedermann gähnte; aber um des Wohlstandes willen nannte man die Langeweile Schwermuth. Dennoch verglichen die Höflinge ihren sauertöpfischen Sultan mit einem großen Kastanienbaume, der vor seinem Palaste stand; die starken Wurzeln bedeuteten seine Macht; die herrliche, in die Wolken strotzende Krone seinen hohen Geist, und die Zweige, die, zur Erde hängend, ihre Früchte boten, seine Wohlthätigkeit.

Das war nun alles recht schön, und natürlich auch wahr, denn Höflinge lügen nie; aber es vertrieb des Sultans Schwermuth nicht. Um diese zu zerstreuen kam er endlich auf den Einfall, sich einen Philosophen zum Gesellschafter zu erwählen. Warum nicht lieber einen Hofnarren? Dem würde es besser gelungen sein; allein der Sultan Aladdin-Ben-Kaikosru hielt es unter seiner Würde, von einem solchen Geschöpf den Thron umgaukeln zu lassen.

An einem schönen Morgen saß er mit seinem Philosophen am offenen Fenster und gähnte. Da nahm jener das Wort: »O Beherrscher der Gläubigen! Quell der Weisheit! Strom der Gnade! Meer der Barmherzigkeit!" — (Philosophen sparen nie die Titel, wenn sie mit großen Herren reden) — »man hat dich schon so oft mit diesem Kastanienbaume verglichen, doch stets die Hauptähnlichkeit übersehen, oder verschwiegen. Denn so wie dieser Baum alle Bäumchen um sich her durch seinen Schatten am freudigen Wachsthum hindert, so raubst du deinem ganzen Hofe den leichten, frohen Sinn durch deine Schwermuth."

»Nicht übel," erwiederte der Sultan, »und leider auch wahr! doch wie steht's zu ändern? Lehre du mich lachen. Ich verspreche dir, jedesmal, da es dir gelingen wird, mir ein Lächeln zu entlocken, mit einem kostbaren Ringe dich zu beschenken."

»Ach!" rief der Philosoph, dann werden meine Finger wohl ewig unberingt bleiben. Sei es üble Laune, sei es ein zu ekler Geschmack; deine Hoheit wird mein attisches Salz stets fade finden."

»Versuch' es," entgegnete der Sultan, »der Ring ist dein, so oft du mir beweisest, daß ich von Rechtswegen hätte lachen sollen."

Jetzt nahm der Philosoph sich zusammen; nicht eben um der Ringe willen, die hatten keinen andern Werth für ihn, als daß es ihm bequem schien, künftig an seinen Fingern die Eigenschaften edler Steine philosophisch zu un-

terſuchen; nein, aus purem lautern Patriotismus und reiner Ergebenheit für den größten aller Sultane. Zuerſt erzählte er die Geſchichte von jenem griechiſchen Weltweiſen, der einen Eſel Feigen freſſen ſah, und ſich darüber zu Tode lachte. — Aladdin verzog keine Miene, ſondern bemerkte blos, der Eſel ſei klüger geweſen, als der Weltweiſe.

Darauf rückte der Geſellſchafter mit Zadig's Witwe hervor, die ihrem hochbetrauerten Manne die Naſe abſchneiden wollte, um eine Kolik ihres Liebhabers damit zu heilen. Vergebens! — weder dieſe noch eine Menge ähnlicher Anekdoten vermochten des Gebieters Stirn zu entrunzeln. Umſonſt plünderte der Philoſoph ein arabiſches Vademekum in zwanzig Bänden, und einen arabiſchen K ä ſt n e r, der ſiebzigtauſend Epigramme gedrechſelt hatte; der Sultan fand wohl manches artig, unterhaltend; aber er lachte nicht.

Da holte der Verzweifelnde den letzten Pfeil aus ſeinem Köcher. »Geſtern,« ſprach er, »ſetzte ſich eine Wolke von Krähen auf dem Wipfel des großen Kaſtanienbaums; dein Hofmarſchall, entrüſtet über dieſe Frechheit, wollte ſie verjagen; er machte Geräuſch, ſie flogen nicht weg; er warf mit Steinen hinauf, ſie blieben ſitzen. Wüthend umfaßte er den Stamm des Baumes, und wollte ihn ſchütteln, aber der ungeheure Stamm rührte ſich nicht. Da mußte ich laut lachen über ſein Beginnen, und wäreſt du Zeuge davon geweſen, fürwahr, du hätteſt mitgelacht, der Hof-

marſchall würde den Ring empfangen haben. Sieh', groſſer Sultan, du biſt der Baum; die Krähen ſind deine Grillen; der Mann, der den Baum ſchütteln will, der bin ich.»

Aladdin lachte nicht, aber er lächelte, und gab ihm den Ring.

Rameau und die Schildkröte.

Wenn wir gleich ſchon längſt von Rameau's Muſik nichts mehr zu hören bekommen, ſo wird doch der Name dieſes groſſen Tonkünſtlers, der die Wiedergeburt der franzöſiſchen Muſik vorbereitete, nie vergeſſen werden. Er war ein liebenswürdiger Enthuſiaſt für ſeine Kunſt, er lebte und webte nur in ihr, und alles in der Natur bezog er auf ſie. Einſt war er in einen Garten zum Mittagseſſen gebeten; als er kurz vor dem Eſſen dort auf und nieder ging, fiel es ihm ſehr auf, daß zwei groſſe Schildkröten, die der Wirth zahm gemacht hatte, ihm wie Schooßhunde folgten. »Ha!» rief er aus, »ich möchte doch wiſſen, ob dieſes ſchwerfällige dumme Vieh auch mit irgend einer Reizbarkeit begabt iſt?» — In dieſem Augenblicke trat der letzte von den erwarteten Gäſten, ein gewiſſer Barbaud, herein, der den Geſang liebte, und ſelbſt eine ſchöne Stimme hatte. Da man ſogleich zur Tafel ging, ſo blieb Rameau's Ausruf unbeantwortet, allein der Wirth hatte ihn nicht überhört; unter irgend einem Vorwande ſtand er

auf, und veranſtaltete einen Scherz. Rameau war lebhaft und neugierig. Beim Deſſert wurden ſeine Blicke auf eine verdeckte, in eine Serviette gebundene Schüſſel gezogen, er konnte dem Verlangen nicht widerſtehen, die Serviette aufzuknüpfen, und den Deckel wegzuheben. Siehe, da ſaß die größte der beiden Schildkröten ganz gelaſſen, und Rameau prallte zurück, faſt ein wenig empfindlich über den Scherz. Aber ſeine Stirne entrunzelte ſich augenblicklich, als der Wirth erklärte, es ſei geſchehen, um einen Verſuch zu machen, ob die Schildkröten des Tonſinns wirklich ganz beraubt wären oder nicht? Barbaud wurde zu ſingen gebeten. Gefällig verließ er ſeinen Sitz, kniete der Schildkröte gegenüber, legte das Kinn auf die Tafel, und begann mit gedämpfter Stimme die damals ſehr beliebte Arie: tout ce qui respire, reconnoit l'empire du charmant amour. Anfangs ſaß die Schildkröte ſtille, ſtreckte aber bald den Kopf ganz aus ihrer Schale, verlängerte den Hals, drehte ihn nach dem neuen Amphion, und ſchien in der That ſo aufmerkſam zu horchen, daß Rameau's Augen ſchon vor Vergnügen funkelten. Barbaud verſtärkte nach und nach ſeine Stimme, und drückte beſonders das charmant amour in gehaltenen Tönen aus. Siehe, da verließ die Schildkröte ihre Schüſſel, wackelte über die Tafel gerade auf den Sänger los, blieb dicht neben ihm ſtehen, und ſchien ihm die Töne vom Munde wegſchnappen zu wollen. Jetzt konnte Rameau ſich nicht länger halten: »Meine Herren!« rief er ſchluchzend, und Thränen rollten

ihm über die Wangen, »meine Herren! bei Gott! ſie empfindet die Gewalt der Muſik.« Er ſprang auf, nahm die Schildkröte in ſeine Arme und liebkoſte ihr, wie einem Kinde. Lange konnte er dieſen Triumph ſeiner Kunſt nicht vergeſſen. So wie einſt Lafontaine, nachdem er zum erſten Male den Propheten Baruch geleſen, alle ſeine Bekannten auf der Straße anhielt, um ihnen dies Buch zu empfehlen, ſo erzählte Rameau einige Wochen lang Jedem, der ihm begegnete, die Geſchichte von der muſikaliſchen Schildkröte. Schade, daß der Schädel dieſes Thieres nicht aufbewahrt, und unſerm berühmten Gall zugeſandt worden iſt, um daraus zu beurtheilen, ob es wirklich den Tonſinn beſeſſen hat?

Den wackern Rameau verleitete ſein unbezweifelter Tonſinn bisweilen aber auch zu Grauſamkeiten. Ein Freund der ihn eines Morgens beſuchte, fand ſeine Gattin in Thränen, weil Rameau ihren Schooßhund zum Fenſter hinaus geworfen hatte. »Ja, ja,« ſagte Rameau, »ich kann es nicht läugnen; aber es war nicht länger auszuhalten, die Beſtie bellte unausſtehlich falſch.

Die Bibliothek des Königs von Indien.

Ein König in Indien — wie er hieß, weiß ich nicht — alſo ein namenloſer König hatte eine ſo zahlreiche Biblio-

thek, daß er tauſend Kameele damit beladen konnte, und hundert Braminen beſoldet werden mußten, um ſie in Ordnung zu halten. Es ſchien ihm doch zu weitläufig, alle dieſe Bücher zu leſen, darum trug er ſeinen hundert Braminen auf, ihm eine Quinteſſenz, ein Handbuch zu eignem königlichen Gebrauch heraus zu ziehen. Die gelehrten Herren Bibliothekare gehorchten, und gingen mit ſolchem Eifer an's Werk, daß ſie zur Beſchämung unſers Krünitz in zwanzig Jahren eine kleine Encyklopädie von zwölftauſend Bänden zu Stande brachten, welche ganz bequem von dreißig Kameelen getragen werden konnte. Sie hatten die Ehre, ſolche dem Monarchen zu überreichen, aber er las nicht einmal die Dedikation, die doch kaum den erſten Band füllte: »Wir ſind," ſagte er, »indeſſen um zwanzig Jahre älter geworden, und die Regierungslaſt iſt bereits ſo ſchwer, daß wir die Bücherlaſt von dreißig Kameelen nicht wohl hinzu fügen können." — Die unermüdeten und gut bezahlten Braminen machten abermals Auszüge; aus den dreißig Laſten wurden fünfzehn, dann zehn, dann vier, endlich zwei, und als das Werk noch immer zu voluminös ſchien, brachten ſie es ſo weit, daß ein einziger Eſel es fortſchleppen konnte. Der königliche Abſcheu vor dicken Büchern hatte aber mit dem Alter zugenommen.

Da ſprach der weiſe Pilpai, ſein Vezier: »Erhabenſte Majeſtät! obgleich die königliche Bibliothek mir nur wenig bekannt iſt, ſo bin ich doch im Stande, einen Auszug daraus zu liefern, den du in einer Minute leſen,

und über welchen du — wenn es dir beliebt — dein ganzes Leben lang denken kannſt.» Er faßte einen goldenen Griffel, und ſchrieb auf ein Palmblatt:

»Das Wörtchen vielleicht iſt der Kern aller Wiſſenſchaften. Drei Worte begreifen die Geſchichte der Menſchen: ſie wurden geboren, litten, ſtarben. — Liebe nur das Gute, und thue, was du liebſt; denke nur das Wahre und ſage nicht alles, was du denkſt.»

Pilpai ſchwieg, und der König ſchwieg auch; folglich hat man nie erfahren, ob ſeines Veziers Esprit das Glück gehabt hat, ihm zu gefallen. — In der kleinen Encyklopädie der Braminen ſtand aber doch ſonſt noch manches Gute, wovon wir ohne Bedenken einiges ausheben, weil ſich ſchwerlich unter unſern Leſern ein indiſcher König befindet.

Der Günſtling eines Sultans warf einen Stein nach einem Derwiſch, der ein Almoſen von ihm begehrte. Der Derwiſch hob den Stein auf, und verwahrte ihn mit dem Vorſatz, früh oder ſpät den grauſamen Höfling damit zu treffen. Einige Zeit nachher vernahm er, der Günſtling ſei in Ungnade gefallen, und werde ſo eben durch die Straßen geführt, um vom Pöbel verſpottet und beſchimpft zu werden. Raſch griff der Derwiſch nach ſeinem Stein, und — warf ihn in den Brunnen. »An einem mächtigen Feinde,» ſagte er, »rächt ſich nur ein Thor; an einem unglücklichen nur ein Schurke.»

Ein Araber in der Wüſte hatte ſeit drei Tagen nichts

genoſſen, und war dem Hungertode nahe. Endlich fand er im Sande einen kleinen ledernen Sack, ergriff ihn, betaſtete ihn, und rief: »Allah ſei gelobt! das ſind Datteln oder Nüſſe.« Haſtig öffnete er den Sack, blickte hinein, und ſeufzte: Ach! es ſind nur Perlen!

Quin und Thomſon.

Jener iſt als vortrefflicher Schauſpieler, dieſer als lieblicher Sänger der Jahreszeiten hinlänglich bekannt. Thomſon war ſehr arm, als er nach London kam, und wußte oft nicht, wo er ein Mittagsbrot ſuchen ſollte. Er mußte Schulden machen. Seine Jahreszeiten wurden gedruckt, allein die Muſen nahmen, wie gewöhnlich, mit Ruhm vorlieb, und der Dichter brauchte Geld. Ein böſer Gläubiger, aus deſſen Herzen Thomſon's Frühling den ewigen Winter nicht verſcheuchte, ließ ihn einſperren. Das erfuhr Quin, eilte zu dem Richter und verbürgte ſich für ihn. Dann trat er in's Gefängniß. »Ich bin der Schauſpieler Quin,« ſagte er, »wünſche Ihre Bekanntſchaft und bitte um die Erlaubniß, mit Ihnen zu ſpeiſen.« Er hatte bei dem nächſten Gaſtwirthe das Eſſen beſtellt. Ohne ſich weiter in Erklärungen einzulaſſen, ſetzte er ſich zu Tiſche, war fröhlich und guter Dinge, trank dem erſtaunten Thomſon fleißig zu, und erſt nach einigen Stunden wagte der blöde

junge Dichter die Frage: wie es zugehe, daß ein so berühmter Mann, als Quin, einen unberühmten, schottischen Jüngling im Gefängniß aufsuche und so großmüthig behandle?

»Lieber junger Mann,« sagte Quin, »Sie wissen nicht, wie viel ich Ihnen verdanke. Ich litt an unserer Nationalkrankheit, dem verdammten Spleen, mein Arzt, ein hochberühmter Mann, erschöpfte seine Kunst vergebens an mir; da fielen eines Tages Ihre Jahreszeiten mir in die Hände, ich las — dies Vergnügen war die kräftigste Arzenei für mich — ich las und wurde gesund. Aus Dankbarkeit vermachte ich Ihnen in meinem Testamente hundert Pfund Sterling. Nun habe ich aber noch gar keine Lust zu sterben, und es ist eine große Frage, ob Sie das Geld nach meinem Tode eben so gut brauchen können, als jetzt; darum habe ich für besser gehalten, Ihnen meine Schuld sogleich zu entrichten.« Bei diesen Worten ließ er eine Banknote von hundert Pfund unter seinen Teller schlüpfen, stand auf, umarmte den Jüngling und verschwand.

Die Begebenheit erregte Aufsehen; jedermann wollte nun die Jahreszeiten lesen, in sechs Monaten mußten zwei starke Auflagen davon veranstaltet werden, und Thomson war geborgen.

Die Brüderschaft des Hornes.

»Im Weine iſt Wahrheit,« ſagte das alte lateiniſche Sprichwort, und der alte Dichter Owen fügte hinzu: »folglich werden die Deutſchen ſie ganz gewiß finden.«

Si latat in vino verum, ut proverbia dicunt,
Invenit verum Teuto, vel inveniet.

Schon lange vor Owen, und auch lange nach ihm, hat man die Deutſchen, in Verſen und in Proſa, mit ihrer Neigung zum Trunke geneckt. Tacitus erzählt: Tag und Nacht zu trinken, iſt keine Schande unter den Deutſchen — trinkend ſtiften ſie Bündniſſe, Verſöhnungen; trinkend wählen ſie ihre Fürſten, beſchließen Krieg und Frieden. Bei Trinkgelag, ſprechen ſie, herrſcht keine Verſtellung, der Wein befeuert zu kühnen Unternehmungen. — Mit Ernſt warf Salvian im fünften Jahrhundert den Deutſchen ihre Unmäßigkeit vor, und mit Verachtung ſprach der griechiſche Kaiſer Nicephorus Phocas, im Jahre 968, zu dem Biſchof von Cremona, dem Geſandten Otto des Erſten: »Die Kriegsleute deines Herrn machen den Bauch zum Gott, und ſind nur tapfer im Zechen.« — Am auffallendſten iſt, daß ſogar die Kaiſer bei ihrer Krönung dem Papſte ſchwören mußten, fein nüchtern zu bleiben. Vis sobrietatem cum Dei auxilio custodire? (willſt du mit Gottes Hilfe nüchtern bleiben?) war die förmliche Frage, die der Papſt an den Kaiſer zu richten pflegte.

Der Adel gab im Trinken den Fürſten nichts nach; durch Trinken bewies er eben ſich des Adels würdig, daher ein alter Dichter, Bruſchius, ſelbſt ein Deutſcher, von ihm ſang:

Illic nobilitas alterno nomine digna
Exhaurire cados, sicareque pocula longa.

Nicht allein die Ehre, auch die Frömmigkeit vertrug ſich im Mittelalter mit der Neigung zum Trunke. Die Einwohner von Straßburg, Männer und Frauen, verſammelten ſich am 29. Auguſt in ihrer Hauptkirche, deren Feſt der Weihe ſie an dieſem Tage beginnen, nicht durch Singen und Beten, ſondern durch Eſſen und Trinken. Zwar, geſungen wurde auch dabei, aber nur Gaſſenhauer. Jedermann mußte trinken, und wer, vom Weindunſt umnebelt, in einem Winkel eingeſchlafen war, den weckte man mit Nadelſtichen. Die Dominikaner, welchen die Kirche zugehörte, fanden ihren Vortheil bei dieſen Orgien und ſchwiegen. Erſt im Jahre 1480 predigte ein frommer, unerſchrockener Mann, Johann Geiler, dagegen, konnte jedoch das beliebte Volksfeſt nicht ausrotten, bis es endlich auf einem zu Saverne gehaltenen Synod, 1549, ganz abgeſchafft wurde.

Unſer braver Luther war auch kein Feind von einem guten Trunk; man kennt ſein Sprüchlein: Wer nicht liebt Wein, Weiber und Geſang, der bleibt ein Narr ſein Lebelang. Seine Feinde behaupten unter andern: im Gaſthof zum ſchwarzen Bären in Jena habe er, mit Karlſtadt zechend, zuerſt die Lehre von der körperlichen Gegenwart

des Leibes Christi im heiligen Abendmahl verworfen. Luther selbst erzählt etwas davon in einem an die Straßburger gerichteten Brief. — Selbst die Gräber der Deutschen wurden bisweilen dadurch geehrt, daß man sie Wein einsaugen ließ. So zum Beispiel, als Meister Heinrich Frauenlob (der Dichter, der die Vorzüge des schönen Geschlechts unermüdet besang) von den Mainzer Damen im Jahre 1317 zu Grabe getragen wurde, da vergoßen die Schönen nicht blos Thränen, sondern auch so viel Wein auf seine Grabstätte, daß der Kreuzgang des Klosters im duftenden Weine schwamm.

Im Jahr 1168 baute ein Bischof von Straßburg auf einem Felsen bei Saverne ein Schloß, Haut-barr genannt, welches bald eine der wichtigsten Festungen dieser Provinz wurde, und wo im dreizehnten Jahrhundert viele edle Vasallen der Straßburger Kirche sich ansiedelten. Im Jahre 1583 befestigte der Bischof Johann von Manderscheidt Blankenheim dasselbe auf's neue, und stiftete, vermuthlich um noch mehr Bewohner dahin zu ziehen, 1586 die Brüderschaft vom Horne. Wer darin aufgenommen sein wollte, mußte ein gewaltiges Trinkhorn, welches zwei Maß hielt, auf Einen Zug leeren. Dieses Horn wurde noch vor dreißig Jahren, und wird vielleicht noch jetzt, in dem Schloßkeller von Saverne aufbewahrt, nebst einer Art von Stammbuch, welches die Namen und Sinnsprüche der sämmtlichen Herren Brüder vom Horne enthält. Daß vormals fast alle Völker, besonders die Deutschen, sich der

Hörner zum Trinken bedienten, iſt bekannt. Das Horn von Haut-barr war künſtlich mit drei Reifen in Kupfer gefaßt. Auf dem erſten Reife las man die Inſchrift: India remota cornu dedit, da Deus praesens praesidium huic arci, tuoque favore cornu illius evehe. (Das ferne Indien hat dieſes Horn gegeben; verleihe du, Gott! dem Schloſſe deinen Schutz, und bringe das Horn zu hohen Ehren.) Auf dem zweiten, mittleren Kreiſe ſtand: Reperi destitutum, reliqui munitum, maneat tibi tuta custodia. Auf dem dritten: Non minor est virtus, quam quaerere parta tueri. Das Stammbuch enthält manche berühmte Namen. Unter den Stiftern der Brüderſchaft, 1586, befand ſich unter andern Heinrich von Bobenhauſen, der Hochmeiſter des deutſchen Ordens, ein Herzog Friedrich von Sachſen, die Grafen von Salm, von Nellenburg u. ſ. w. 1591 haben ſich eingeſchrieben: die beiden Pfalzgrafen Reinhardt und Georg Johann, 1615 Leopold von Oeſterreich, der Biſchof von Straßburg, die Grafen von Fürſtenberg, Ortenburg, Lichtenſtein, Limburg u. ſ. w.

Der Marſchall Baſſompierre beſtand einſt ein gefährliches Abenteuer mit den ehrwürdigen geiſtlichen Hütern des Schloſſes Haut-barr, welches er ſelbſt folgendergeſtalt erzählt:

»Ich reiſte den Tag nach Oſtern 1604 von Amberg ab, kam in drei Tagen nach Straßburg, ſpeiſte daſelbſt zu Mittag, und wollte in Saverne ſchlafen. Dort hatte ich mich eben zum Abendeſſen geſetzt, als die Herren Geiſtlichen

(unter andern ein Graf von Salm-Rifferſcheid) vom Schloſſe herabkamen, und mich durchaus mit ſich hinauf nehmen wollten. Sie hatten ſchon geſpeiſt, und waren halb betrunken. Ich bat ſie, weil ich doch einmal ſchon beim Eſſen ſei, ſich lieber zu mir zu ſetzen. Sie thaten es, und ich und meine Reiſegefährten tranken ihnen ſo wacker zu, daß man ſie zurück auf das Schloß tragen mußte. Ich blieb in meinem Gaſthofe, und wollte am andern Morgen mit Tagesanbruch ganz ſtill davon reiten; aber die Herren hatten in der Nacht verboten, mir das Thor zu öffnen; ſie wollten Revanche haben, und ich mußte mich wider Willen entſchließen, bei ihnen zu ſpeiſen, welches mir ſehr übel bekam, denn ich glaube, ſie hatten, um mich nieder zu trinken, Branntwein in meinen Wein gemiſcht. Zwar läugneten ſie das, und behaupteten, es ſei der Wein von Leſperg, der ſo ſchnell zu Kopfe ſteige. Kurz, ich hatte kaum zwölf Gläſer getrunken, als ich meine Beſinnung verlor, und in einen ſolchen Todesſchlaf verfiel, daß man mir verſchiedene Mal die Ader öffnen, mich ſchröpfen, mir Arme und Beine mit Binden zuſammenſchnüren mußte. Ich blieb in dieſem Zuſtande fünf Tage in Saverne, und hatte alle Luſt zum Weine ſo gänzlich verloren, daß ich länger als zwei Jahre ihn nicht trinken, und nicht einmal riechen konnte." — Indeſſen kam dem Herrn Marſchall die Luſt doch endlich wieder, denn er ſelbſt erzählte 1608, er ſei abermals in Saverne geweſen, »wo die Geiſtlichen uns bewirtheten, und wir uns Alle tüchtig betranken."

Die Brüderſchaft vom Horne erlitt in Kriegszeiten einige Drangſale. 1634 nahmen die Franzoſen Haut-barr ein, welches in dem Stammbuch folgendergeſtalt verzeichnet ſteht: »Am letzten Januar übergab der Graf von Salm das Schloß dem Könige von Frankreich, und man trank aus dem großen Horne das Wiederkommen (le Vidercomme). Der Herzog von St. Simon wurde Gouverneur des Schloſſes, und Mitbruder vom Horne, welches er am 17. April mit allen gewöhnlichen Feierlichkeiten austrank. Auch ſeine Gemahlin und Tochter nippten daraus.

Die letzten Brüder haben ſich am 19. September 1635 eingeſchrieben. Im ſelben Jahre wurde Haut-barr von den Kaiſerlichen überrumpelt, und 1636 von den Franzoſen unter dem Herzog Bernhard von Weimar wieder erobert. Sie blieben im Beſitz desſelben bis zum weſtphäliſchen Frieden, dann wurde es, mit geſchleiften Feſtungswerken, dem Biſchof zurückgegeben, das berühmte Horn aber ſammt dem Stammbuche in das Saverner Schloß gebracht. Im Jahr 1729 ſchrieb die Marſchallin von Noailles in das Buch: »Ich bin zufällig nach Saverne gekommen, habe das Horn geſehen, und nicht daraus getrunken.« Darunter lieſt man: „Wir, Biſchof, Herzog von Langres, Pair von Frankreich, bezeugen, daß die obige Erklärung nur allzuwahr iſt, daß aber dennoch ſtark aus dem Horne getrunken worden iſt, auf die Geſundheit der liebenswürdigen Frau Marſchallin.“

Schreiben der Gräfin Y an die Gräfin Z.

Um Gotteswillen, liebe Freundin, wo denken Sie hin? Sie wollen den Sekretär Ihres verſtorbenen Gemahls heirathen? das heißt, Sie wollen ſich ſelbſt vernichten. Ihr Gewiſſen? — ich muß lächeln — Sie bekommen nur einen vertrauten Umgang mit dieſem jungen Manne? ei liebe Gräfin, das weiß ja ſchon längſt die ganze Welt, daran ſtößt ſich auch Niemand; nehmen Sie in Gottes Namen noch ein Dutzend Liebhaber, bleiben Sie nur die reiche Gräfin Z, ſo werden Sie ſtets in allen Zirkeln willkommen und geehrt ſein. Aber heirathen Sie einen Menſchen von nichts, ſo verſchließt man Ihnen alle Thüren, und ich muß Ihnen geradezu bekennen, daß Sie auch die meinige nicht mehr offen finden werden. — Sie wollen eine Schwachheit wieder gut machen, ſagen Sie? — wer fordert das von Ihnen? — In der großen Welt muß man Schwachheiten, wie Sotiſen durchſetzen, ſo bleibt man bei Ehren. — Sie meinen, es wäre doch ſonderbar, wenn man der Buhlerin eines Sekretärs Achtung bezeigen, hingegen die Gattin dieſes nemlichen Sekretärs verachten wollte? — Sonderbar oder nicht, aber es iſt nun einmal ſo, und wir werden es nicht ändern. Es kömmt Alles darauf an, Dinge, die Jedermann weiß, nie laut zu geſtehen, immer mit Zuverſicht aufzutreten, und dreiſt die

Hochachtung der Welt zu uſurpiren. Was man hinter dem Rücken ſagt? wen kümmert das? Wagt doch Niemand Ihnen in's Geſicht die leiſeſte Anſpielung. Sind Sie etwa bei Hofe weniger gelitten, ſeitdem der Sekretär in jeder Nacht bei Ihnen aus- und eingeht? werden Sie ſeltener in unſern Aſſembleen eingeladen? beweiſt man Ihnen da weniger Ehrfurcht? Nun verſuchen Sie es einmal, heirathen Sie ihn, werden Sie, wie Sie ſich auszudrücken belieben, eine ehrliche Frau; gleich wird es heißen: Mit dieſer ehrlichen Frau kann Niemand mehr umgehen. Schade, Jammerſchade, daß ſie nicht eine — geblieben iſt, ſo könnte man doch, nach wie vor, bei ihr ſpeiſen, ſpielen u. ſ. w. Sehen Sie, ſo wird man ſagen, und ſich den Henker um Ihre Ehrlichkeit bekümmern. — Jetzt, liebe Freundin, wiſſen Sie meine Meinung, und zugleich die Meinung der ganzen Welt. Bleiben Sie die Gräfin Z, ſo ſteht Ihnen mein Landhaus zu Dienſten, wenn etwa die Folgen Ihres Umgangs Sie nöthigen ſollten, auf einige Monate die Einſamkeit zu ſuchen; werden Sie aber die Frau Sekretärin, ſo hüllen Sie ſich in Ihre Tugend, und vergeſſen, daß wir uns gekannt haben.

Moncrif und A. W. Schlegel.

Moncrif, Mitglied der franzöſiſchen Akademie, war von einem Schriftſteller angegriffen worden, ſchrieb eine

bittere Antwort, und brachte ſie dem Herausgeber des Merkur mit der Bitte, ſie ſo ſchnell als möglich in ſein Blatt zu rücken. Der Herausgeber, Moncrif's Freund, ſuchte ihn zu beſänftigen, und wünſchte die heftige Antwort gemildert zu ſehen; allein umſonſt, Moncrif beſtand darauf, ſie ſolle unverändert gedruckt werden. Jener verſprach es endlich. Aber noch an demſelben Abend erhielt er von Moncrif ein Billet folgenden Inhalts:

»Rücken Sie meine Antwort ja nicht ein, denn ich höre ſo eben, daß mein Feind unglücklich iſt.«

Welche Charakterſchwäche! um einer ſo gemeinen Urſache willen die ſchönſte, beißendſte Antwort zu unterdrücken. Man ſieht, daß Moncrif nur (nach dem Ausdruck gewiſſer Philoſophen) ein ökonomiſcher Menſch war. A. W. Schlegel verſtand das Ding beſſer, der ſchrieb ſein Pasquill nicht eher, bis ſein Feind im tiefſten Elend ſchmachtete.

Apologie des Judas.

Ein vornehmer Höfling, ich weiß nicht warum, verklagt, entſchuldigte ſich ſehr weitläufig bei dem Kardinal Mazarin, der ihn lange anhörte, aber endlich die Geduld verlor.

»Wiſſen Sie auch,« ſagte er, »daß man mit ein wenig

Beredsamkeit die schlechteste Sache vertheidigen kann? Ich habe einmal einen Kapuziner predigen, und den Apostel Judas wegen seines Verraths sehr sinnreich entschuldigen hören. »Judas,« sagte der Kapuziner, »war Schatzmeister und Haushofmeister bei dem Herrn Christus; er mußte für den Unterhalt seines Herrn und der zwölf Jünger gebührende Sorge tragen. Die Kasse war leer, wo sollte es herkommen? — Er fiel auf ein Mittel, welches ihm sehr unschädlich schien; er verkaufte seinen Meister, und hatte nun wieder Geld genug. Die Juden hab' ich betrogen, dachte er bei sich selbst; sie bilden sich ein, den Herrn Christus in ihrer Gewalt zu haben, aber das hat nichts zu bedeuten. Er ist Gottes Sohn, und hat sich schon aus weit schlimmern Verlegenheiten gezogen. Heute fangen sie ihn, und morgen sitzt er wieder mitten unter uns. Wenn sie dann noch nicht klug geworden sind, so verkaufe ich ihn zum zweiten und dritten Male, und lache sie jedes Mal aus. — Daß Judas wirklich so raisonnirte, beweist seine Verzweiflung, als er sah, daß es schief ging. Wer konnte sich das vorstellen! rief er aus, und hing sich auf. So bewährte er seine Treue bis in den Tod.

Das Vogelschießen von Ciney.

Ciney ist eine kleine, sehr alte Stadt im Bisthum Lüttich, und daselbst feierte man jährlich ein Knabenfest.

(Ich weiß nicht, ob man es noch thut.) Den Tag nach Pfingſten verſammelten ſich alle Jünglinge unter ſechzehn Jahren auf einem großen Platze, und übten ſich im Bogenſchießen nach einem aufgeſteckten Vogel. Derjenige, der ihn herabſchoß, wurde Schützenkönig, und hatte das Recht, das Mädchen, das er liebte, zum folgenden Schmaus und Ball zu führen. Dieſer Schmaus wurde von ſämmtlichen jungen Mädchen der Stadt mit eigenen Händen zubereitet, doch nicht gemeinſchaftlich, ſondern jede lieferte Eine Schüſſel, das Leckerſte, was ihre kunſtreiche Hand zu ſchaffen vermochte. Sobald nun die Nachricht erſcholl, der Schützenkönig ſei im Anzuge, ſo trat jedes Mädchen mit ihrer Schüſſel vor die Hausthüre, und harrte des jungen Helden, der ſie abholen würde. Ein Fremder, der in dieſem Augenblicke durch die Straßen fuhr, wo ihm zu beiden Seiten appetitliche Schüſſeln, von appetitlichen Mädchen gehalten, entgegendampften, mußte ſich in's Schlaraffenland verſetzt glauben. — Der Sieger kam, und wählte ſeine Siegerin. Diejenigen ſeiner Gefährten, die nach ihm ſich am meiſten ausgezeichnet hatten, übten gleichfalls nach ihrem Range das Recht der Wahl. Nun zogen ſie paarweis um die Stadt, entweder auf einen grünen Platz bei ſchönem Wetter, oder, wenn es regnete, auf das Rathhaus. Ein Trommelſchläger eröffnete den Zug, ein Herold folgte mit dem abgeſchoſſenen Vogel. Darauf der Schützenkönig, einen kleinen ſilbernen Vogel an einem Bande um den Hals hängend, neben ihm ſeine Königin, beide mit bunten Bän-

dern reichlich geziert, von Flöten und Pfeifen begleitet. Dann die übrigen, deren Jeder, seine Armbruſt an einer Schärpe über die Schulter gehängt, die Schüſſel seiner Begleiterin vor ſich hertrug; nur dem Könige mußte ein Anderer die Schüſſel nachtragen. Bei der Tafel wurde das junge Volk von den Eltern bedient, die an dieſem Tage eben ſo herzlich froh waren, als die Kinder. — So war es vormals. Ob dieſer unſchuldige Freudentag auch jetzt noch in Cincy begangen wird, iſt mir unbekannt.

Karl der Zwölfte.

(Aus einem Schreiben des Grafen von Algarotti).

Was ich hier erzähle, habe ich von Augenzeugen. Karl's kühner Beſuch in Dresden bei ſeinem Todfeinde, dem König Auguſt, iſt keinem Zweifel unterworfen, ſo ſeltſam er auch ſcheinen mag. Karl war kein gewöhnlicher Menſch, er konnte, wie der Pater Hardouin, ſagen: »ſtehe ich denn nur deswegen zwei Stunden vor Tage auf, um zu denken und zu handeln wie alle andere Leute?« — Jener Beſuch war eine Laune, die ihn anwandelte. Seine Armee marſchirte damals gegen Rußland. Eines Morgens, als er ſie eben nicht weit von Dresden vorbei führte, trennte er ſich plötzlich von ihr, und ſprengte, von nicht mehr, denn zwei Perſonen begleitet, geradesweges in die Stadt. Einen ſei-

ner Begleiter ließ er als Schildwache am Thore. Dem Andern gab er vor dem Schloſſe ſein Pferd zu halten, und ging nun ohne Umſtände die Treppe hinauf, bis in das Schlafzimmer des Königs, den er noch im Bette fand. Man kann ſich Auguſt's Erſtaunen und Verlegenheit denken. Er mußte aufſtehen und ſich ankleiden in Gegenwart des Mannes, der ihn vor Kurzem vom Throne geſtoßen hatte. Karl blieb ohngefähr drei Viertel-Stunden bei ihm. Während dieſer ganzen Zeit verwandte er die Augen nicht von ſeinem Feinde, und erlaubte ihm nicht, mit irgend Jemand zu ſprechen, nicht einmal mit einem Pagen oder Bedienten, noch weniger mit dem Miniſter, der ſich alſobald eingefunden hatte, als er die ſeltſame Neuigkeit vernommen. Es traf ſich, daß beide Könige in einen andern Saal traten, und Karl bei dieſer Gelegenheit vor ſeinem Wirthe herging. Dieſen Augenblick benutzte der Miniſter, um ſeinen Herrn durch Blick und Geberden zu befragen, ob man den gefürchteten Gaſt in Verhaft nehmen ſolle? — Auguſt ſchüttelte mit dem Kopfe. — Es blieb ein bloßer Höflichkeitsbeſuch. Karl wurde von ſeinem überraſchten Wirth bis an die Pforte des Palaſtes begleitet, ſtieg ungehindert zu Pferde, und ſprengte wieder hinaus zu ſeinem Heere, welches ihn mit großer Angſt erwartete, und ſchon begehrt hatte, man ſolle Dresden belagern, um den König zu befreien.

Daß Karl eine Art von Abſcheu gegen das ſchöne Geſchlecht hegte, weiß Jedermann, allein nur Wenigen iſt der

Urſprung dieſes ſeltſamen Widerwillens bekannt. Er hatte eben den Thron beſtiegen, und dürſtete nach Krieg. Ein Profeſſor zu Stockholm legte ihm eine neue Erfindung zum Gebrauche der Artillerie vor, die ihm ſehr wohl gefiel. Nach einer ſchlafloſen Nacht, in der er ſich damit beſchäftigt hatte, ging er ſehr früh ganz allein zu dem Profeſſor, und mußte lange an deſſen Thüre klopfen, ehe ein hübſches, junges Mädchen ihn einließ. Im erſten Augenblicke ſchien das Mädchen ihn mehr zu intereſſiren, als die Kanonen; er erlaubte ſich kleine Freiheiten, wurde aber von dieſer Tugendheldin ſehr unſanft zurückgewieſen. Man behauptet, das habe ſo tiefen Eindruck auf den ſtolzen Mann gemacht, daß er von der Zeit an das ganze Geſchlecht aus ſeiner Gegenwart verbannt, und ſich in Polen förmlich geweigert habe, die ſchöne Gräfin Königsmark auch nur zu ſehen. —

Folgende Anekdote würde Plutarch nicht vergeſſen haben, wenn er Karl's Leben geſchrieben hätte. Eines Tages, nach ſeiner Zurückkunft aus der Türkei, ritt er aus, von einem geringen Gefolge begleitet. Auch dieſes ließ er weit hinter ſich, und kam ganz allein an eine Feldpforte, wie ſie in Schweden, Liefland und Rußland noch jetzt gebräuchlich ſind, um das übelgehütete Vieh abzuhalten. Karl öffnete die Pforte, vergaß aber, ſie wieder zuzumachen. Der Eigenthümer des Ortes, ein Fähnrich von der Armee, ſtand gerade einige Schritte davon, und, da er den König nicht kannte, ſchimpfte er auf ihn, und begehrte, er

ſolle augenblicklich umkehren. »Warum machſt du die Pforte nicht ſelbſt zu?" ſagte Karl. Dieſe Zumuthung ſchien dem Fähnrich ſo ehrenrührig, daß er dem Pferde des Königs wüthend in den Zügel fiel. Karl griff zum Degen, ſein ſtärkerer Gegner riß ihm den Degen aus der Fauſt. Karl zog eine Piſtole heraus, und drohte, ihm die Kugel durch den Kopf zu jagen, wenn er nicht augenblicklich den Degen auf einen nahen Stein legte. „Hätte ich nur auch eine Piſtole bei der Hand," ſprach der Gutsherr, »ſo würden Sie das Prahlen wohl bleiben laſſen." — »Geh, hol eine Piſtole" rief der König, und ſein entrüſteter Gegner eilte wirklich nach der nahen Wohnung, kehrte nach einigen Augenblicken haſtig mit der Piſtole zurück, ſtutzte aber nicht wenig, als er das Gefolge des Königs erblickte, welches unterdeſſen herbeigekommen war. Er ahnete nun, mit wem er zu thun gehabt, wagte nicht, näher zu kommen, ſondern kehrte ſtill, erſchrocken wieder um. Karl's Begleiter ſahen mit Erſtaunen, daß ihr Herr ſeinen Degen von einem Steine holte, ohne ein Wort zu ſagen; doch keiner erlaubte ſich eine neugierige Frage. Karl hingegen erkundigte ſich als von ohngefähr nach dem Namen und Stande des Gutsbeſitzers, und als bald nachher deſſen Regiment vor ihm aufmarſchirte, ſprengte er auf den zagenden Fähnrich zu, hielt ganz dicht vor ihm, ſah ihn eine Weile ſtarr an, und ſagte endlich: »Sie ſind Lieutenant."

Wenn er Schach ſpielte, ſo rückte er immer mit dem Könige zuerſt vor, ohne ſich zu bekümmern, ob er auch

gedeckt ſei. — Die Bedienten im Vorzimmer hörten ihn oft in ſeinem Kabinete das Trommeln und Schießen mit dem Munde nachmachen; denn er athmete Krieg, wo er ging und ſtand.

Das Geſpenſt.

Am Ende des 17ten Jahrhunderts trug ſich zu Salon, einer kleinen Stadt in Provence, eine wunderliche Begebenheit zu, die in ganz Frankreich viel Lärm machte. Einem Bürger dieſer Stadt, in welcher, wie man ſagt, der berühmte Aſtrolog Noſtradamus geboren worden, erſchien ein Geſpenſt. »Geh,« ſagte es zu dem Erſchrockenen, »fordere Päſſe vom Gouverneur, um nach Verſailles zu reiſen, und mit dem Könige ſelbſt zu ſprechen. In der Nacht vor deiner Ankunft bei Hofe werde ich dir abermals erſcheinen, und dich unterrichten, was du mit dem Könige reden ſollſt. Bis dahin ſei verſchwiegen, wenn dein Leben dir lieb iſt. Niemand, als der Gouverneur, darf wiſſen, was ich von dir begehre.« —

Das Geſpenſt verſchwand, die Frau des Bürgers trat herein und fand ihren Mann halb todt vor Schrecken. Sie drang in ihn, ihr zu entdecken, was vorgegangen; ſeine Weigerung vermehrte ihre Neubegier, ſie quälte ihn ſo lange, bis er das Geheimniß ihr vertraute, und ſeine

Schwatzhaftigkeit auf der Stelle mit dem Leben büßte. — Einige Zeit nachher wandte ſich das Geſpenſt mit gleicher Zumuthung an einen andern Bürger, der, weil er nicht reinen Mund gegen ſeinen Bruder hielt, gleichfalls eines plötzlichen Todes ſtarb. In ganz Salon, und mehr als zwanzig Meilen in die Runde, erregten dieſe beiden Todesfälle Furcht und Schrecken.

Nicht lange, ſo wählte das Geſpenſt ſich abermals einen Vertrauten, diesmal einen Grobſchmied, der, klüger als die beiden Vorigen, ſich ſogleich zum Gouverneur verfügte, mit Mühe eine geheime Audienz erlangte, und — natürlich verſpottet wurde. Der Schmied, Namens François Michel, ließ ſich nicht abſchrecken, berief ſich auf ſeinen guten Ruf, auf das Zeugniß aller Einwohner, daß er nie ein abergläubiſcher Thor geweſen; und endlich auf den plötzlichen Tod ſeiner beiden Vorgänger. Der Gouverneur zog Erkundigungen ein, und fand die Sache doch wichtig genug, um nachzugeben. François Michel erhielt Briefe an den Staats-Sekretär Barbiſieur, welchen die Zeugniſſe der Stadt-Obrigkeiten und die beglaubigten Ausſagen der Bürger beigefügt wurden.

Der Schmied kam glücklich nach Verſailles, im April 1697, wußte aber noch immer nicht, was er dem Miniſter, oder dem Könige, ſagen ſollte. Doch in der Nacht hielt das Geſpenſt Wort, und unterrichtete ihn von dem Auftrage, den es, man weiß nicht warum, nicht ſelbſt ausrichten konnte oder wollte, befahl ihm, bei dem Miniſter,

trotz aller Hindernisse, die man ihm in den Weg legen mögte, auf eine geheime Audienz bei Sr. Majestät zu dringen, und bis dahin, bei Strafe eines plötzlichen Todes, nichts zu verrathen. — Der Minister, wie vorauszusehen war, behandelte den Schmied als einen Verrückten, aber dieser schwur, sein Leben hänge an der Gewährung seines Verlangens. Damit jedoch der König von der Wahrheit seiner Sendung sich vorläufig überzeugen möchte, so solle der Minister Se. Majestät erinnern, daß Sie selbst, bei der letzten Jagd zu Fontainebleau, das Gespenst gesehen, daß das scheue Pferd einen Seitensprung gemacht, und daß Se. Majestät, weil die Erscheinung nur einen Augenblick gewährt, sich überredet, es sei nur Täuschung gewesen, und darum gegen Niemand etwas davon geäußert hätten. — Der Minister stutzte über diesen seltsamen Umstand, hinterbrachte es dem Könige, und erstaunte noch mehr, als dieser, nach einem kurzen, ernsten Schweigen, befahl, den Schmied in sein Kabinet zu führen. — Es geschah. Der König hatte eine lange, geheime Unterredung mit ihm, von der man nichts erfahren hat. Der Prophet blieb noch drei oder vier Tage bei Hofe. Ludwig erlaubte ihm sogar, als er auf die Jagd ritt, Abschied von ihm zu nehmen, und als bei dieser Gelegenheit der Gardekapitän, Herzog von Duras, sagte: »Sire, hätten Sie mir nicht ausdrücklich befohlen, diesen Menschen hereintreten zu lassen, ich würde es nie gewagt haben; denn wenn er kein Narr ist, so sind Sie kein Edelmann.« Da erwiederte der König lächelnd: »Se-

hen Sie, Herzog, wie man ſeinen Nächſten oft falſch beurtheilt; denn dieſer Mann iſt klüger, als Sie und Viele ſich einbilden mögen." — Man kann denken, welchen Eindruck dieſes hingeworfene Wort auf den ganzen Hof machte. Man gab ſich alle erſinnliche Mühe, zu erforſchen oder zu errathen, was Michel mit dem Könige, oder auch nur mit dem Miniſter, geſprochen; allein vergebens!

Der Prophet empfing eine Summe Geldes von dem Miniſter, ſammt dem Befehl zu ſchweigen, und kehrte ſtill in ſein Vaterland zurück. Während ſeines Aufenthaltes in Paris wurde er, von einem der erſten damaligen Künſtler, Roullet, gezeichnet und in Kupfer geſtochen. Dieſes, zwar ſeltene, aber doch noch in den Porteſeuillen der Kunſtliebhaber vorhandene Bildniß zeigt einen Mann gegen vierzig Jahre, mit einer ehrlichen, ausdrucksvollen Phyſiognomie.

Der Menſch.

(Vom Grafen von Rocheſter.)

Ich, der ich zu meinem Unglück zu jenen ſeltſamen Geſchöpfen gehöre, die man Menſchen nennt, ich würde, wenn die Wahl mir frei ſtände, eine Wohnung von Fleiſch und Blut zu wählen, lieber ein Hund, ein Affe oder ein Bär ſein, als ein ſo albernes, vernunft-ſtolzes Thier, mit fünf groben Sinnen, und einem ſechſten, dazu erfundenen,

der den fünf andern beſtändig widerſpricht; ein Thier, das den höheren Inſtinkt verwirft, um mit der Vernunft fünfmal für Einmal zu irren. Ja, die Vernunft, dieſer Irrwiſch des Geiſtes, führt den Menſchen vom Lichtwege der Natur in die Sümpfe des Irrthums. Er erklimmt Gedankenberge, um herab in das Zweifelmeer zu ſtürzen, wo der Korkwamms der Philoſophie ihn eine Zeit lang oben hält, bis er endlich dennoch ſinkt. Alter und Erfahrung ſind ſeine Begleiter zum Tode, und lehren ihn zu ſpät, daß er, während eines mühſeligen Wandels, ſtets im Finſtern tappte. Da liegt die Vernunft im Staube. Der Stolz führt den Menſchen, wie der ſchlaue Betrüger den Narren. Die Vernunft hat ſein Glück vernichtet, indem ſie ergrübeln wollte, worin eigentlich das Glück beſtehe? — Sein Ehrgeiz war, vor Andern durch ſeinen Geiſt zu glänzen. Eitle Thoren! ein Nichts, ein Stäubchen, glaubt ſich nach Gottes Ebenbilde gemacht; will auf den Flügeln der Vernunft ſich über das Weltgebäude hinausſchwingen, das keine Grenzen hat, will ſich in die Luft erheben, wie eine Hexe, die, zum Ritt nach dem Teufels-Sabbat, ihren Beſen beſteigt. Dieſe erhabene Vernunft jagte den Diogenes in eine Tonne, und Tauſende in's Tollhaus. Die Kraft zu Denken ward uns nur zum Handeln verliehen, und wo das Handeln aufhört, da iſt Denken eine Albernheit. Das Glück des Lebens beſteht allein in Thätigkeit. Die wahre Vernunft iſt eine Schülerin der Sinne, und lernt von dieſer das Gute vom Böſen unter-

ſcheiden. Die falſche Vernunft verbietet den Genuß, die wahre gebietet ihn; die falſche iſt eine Feindin, die wahre eine Freundin. Jene erniedrigt den Menſchen unter das Thier; denn ſind nicht die Geſchöpfe die klügſten, die, zu Erreichung ihrer Zwecke, die ſicherſten Mittel wählen? Das thun die Thiere immer, der Menſch ſelten oder nie. Jene zerreißen nicht ihres Gleichen, morden nur aus Hunger; dieſe zum Vergnügen, indem ſie ihr Schlachtopfer friedlich an die Bruſt drücken. Die verzehrende Sucht zu herrſchen kennt nur der Menſch. Er iſt das furchtſamſte unter allen Thieren, Herrſchſucht allein macht ihn kühn. Sie iſt die Triebfeder aller ſeiner Handlungen, der guten wie der böſen, der großmüthigen wie der niederträchtigen; ſie macht ihn zum Heuchler, zum Schurken, zum Räuber, und gewährt ihm endlich zum Lohne eine erhabene Langeweile. — Redlichkeit hauſt nicht unter den Menſchen. Der iſt ein Thor, der unter lauter Schelmen ehrlich ſpielt. Es kommt in der Welt blos darauf an, zu wiſſen, welcher der größte Schelm iſt! — (Der Herr Graf geht nun die verſchiedenen Stände durch, und keiner findet Gnade vor ſeinen Augen. Alle ihre Mitglieder ſind Narren oder Böſewichter. Er konnte freilich von der Verworfenheit der Vernunft keinen ſtärkern Beweis ablegen, als indem er ſeine eigene auf dieſe Art mißbrauchte.)

Die Aepfelweiber auf der neuen Brücke.

In einem ſchon vor langer Zeit gedruckten Werke, les numéros, welches manchen intereſſanten Aufſatz enthält, erzählt der Verfaſſer unter andern: »Ich ging eines Tages über die neue Brücke (Pont neuf); ein junger, wohlgebildeter Herr mit einer Dame wandelte vor mir her. Als wir an die Bildſäule Heinrich des Vierten kamen, ſagte die Dame zu ihrem Begleiter: »Nehmen Sie den Hut ab.« — Er lachte. »Sie werden doch nicht verlangen, daß ich ein Pferd von Bronze begrüßen ſoll?« — Die Aepfelweiber, die da herum ſaßen, hörten dieſe Worte. »Seht doch den Hund!« ſchrie eine derſelben, »er hält ſich für zu gut, um vor unſerm Heinrich den Hut abzunehmen.« Alſobald rotteten ſich die ſämmtlichen, mit braunen Fäuſten wohl verſehenen Damen zuſammen, fielen über den jungen Menſchen her, prügelten ihn wacker durch, und würden ihn vielleicht in den Fluß geſtürzt haben, wenn nicht die herbei eilende Polizei ihn noch gerettet hätte. Seine Dame floh in eine Bude, wo ſie ohnmächtig wurde.

Der Verfaſſer, der dann eine Vergleichung zwiſchen Ludwig XIV. und Heinrich IV. anſtellt, ruft bei dieſer Gelegenheit aus: »Um wie viel theurer bleibt doch dem Volke das Andenken eines guten, als das eines großen Königs!« — Er hätte ſagen ſollen: ſie werden über lang oder kurz beide vergeſſen. Von Ludwig XIV. iſt längſt

nicht mehr die Rede, und die Bildsäule Heinrich des Vierten ist von denselben Fäusten umgestürzt worden, welche den jungen Herrn durchprügelten, weil er den Hut nicht vor ihr abziehen wollte.

Madame Cambran.

Sie war eine Schottländerin, und hatte einen Franzosen geheirathet. Sehr jung traten Beide in die Dienste der unglücklichen Maria Stuart, und beteten ihre Gebieterin an. Das schreckliche Ende dieser Königin machte einen so tiefen Eindruck auf Cambran, daß er wenige Monate nachher aus Gram starb. Seine verzweifelnde Gattin beschloß, Mariens Tod und zugleich den ihres Gatten blutig zu rächen. Sie warf sich in Mannskleider, gab sich den Namen Anton Spork, und ging nach London, mit zwei scharf geladenen Pistolen bewaffnet, die eine für die Königin Elisabeth, die andere für sich selbst bestimmt. Auf einem öffentlichen Spazirgang lauerte sie der Königin auf, drängte sich hastig durch das Volk, um ihren Vorsatz auszuführen, ließ aber im Gedränge eine der Pistolen fallen, machte sich dadurch verdächtig, wurde ergriffen, und sollte in's Gefängniß geführt werden. Elisabeth, das Getümmel gewahrend, fragte nach der Ursache, befahl, den Gefangenen vor sich zu führen, und begehrte seine Aussage. »Ich bin ein Weib,« sprach die Verkleidete, »ich

heiße Maria Margaretha Cambran, habe viele Jahre der guten Königin Maria Stuart gedient, die Sie ungerechterweise hingerichtet, und dadurch zugleich meinen Gatten getödtet haben. Ich kam nach London, um an Ihnen diesen doppelten Mord zu rächen. Ich hielt es für meine Pflicht."

Eliſabeth, unerſchüttert, wenigſtens ihre Bewegung verbergend, antwortete gelaſſen: »Wohl, du glaubteſt deine Pflicht zu thun; allein, was meinſt du wohl, welche Pflicht mir jetzt obliegt?"

»Fragen Ew. Majeſtät mich das als Königin oder als Richter?"

»Als Königin," ſagte Eliſabeth.

»So iſt Ihre Pflicht, mir zu verzeihen."

»Aber welchen Bürgen kannſt du mir ſtellen, daß du dieſe Verzeihung nicht mißbrauchen, und mir zum zweiten Male nach dem Leben trachten werdeſt?"

»Eine Gnade auf Bedingungen," verſetzte Madame Cambran, »iſt keine echt königliche Gnade. Ew. Majeſtät mögen als mein Richter ſprechen."

Eliſabeth kehrte ſich zu ihrem Gefolge. »Ich regiere ſeit dreißig Jahren," ſagte ſie, »doch nie empfing ich eine ſolche Lehre." — »Geh," fuhr ſie fort, indem ſie ſich wieder zu der Gefangenen wandte, »ich begnadige dich ohne Bedingung." — Da beugte die Hochherzige ihr Knie vor der Königin, und bat um ein ſicheres Geleite bis auf die franzöſiſche Grenze. Es wurde ihr zugeſtanden.

Kindliche Liebe und Ehrgefühl.

Folgende Begebenheit entdeckte ein Brief aus London im Jahre 1775. »In diesem Augenblicke ist ein fast hundertjähriger Greis, ein Schneider, der Gegenstand aller Gespräche in unserer Hauptstadt. Er hat zwölf Söhne, Alle Soldaten, Alle auf ihren geringen Sold beschränkt. Vor einiger Zeit nehmen sie sämmtlich Urlaub, um den Vater zu besuchen, den sie in mehreren Jahren nicht gesehen hatten. Sie fanden ihn im tiefsten Mangel, ohne Brot. Unser Vater brotlos! rief Einer der Jünglinge mit kindlichem Schmerz, und wir Alle dienen dem Vaterlande! — Ihm muß geholfen werden, war der einmüthige Beschluß. Aber wie? — Gibt es hier kein Leihhaus? — Was kann uns das nützen? warf der Aelteste ein, haben wir doch nichts zu versetzen. — Nichts zu versetzen? erwiederte der Jüngste hastig, haben wir nicht unsere Ehre?

Flugs setzte er sich nieder und entwarf folgende Verschreibung: »Zwölf Engländer, Söhne eines armen hundertjährigen Schneiders, die sämmtlich dem Könige und dem Vaterlande untadelhaft dienen, bitten das Leihhaus um ein Darleben von zwölf Pfund Sterling, um ihren nothleidenden Vater damit zu unterstützen, und verpfänden, für die Zurückzahlung binnen Einem Jahre, Alles, was sie besitzen, die Ehre.«

Der Direktor des Leihhauſes honorirte die Anweiſung auf der Stelle, zahlte das Geld, und gab das Papier zerriſſen zurück. Die Begebenheit wurde ſchnell bekannt; Jedermann wollte den Erzvater mit ſeinen zwölf Söhnen kennen lernen; die glänzendſten Equipagen hielten vor des Schneiders Wohnung; niemand kam mit leeren Händen, und der Greis befand ſich plötzlich in einem Wohlſtande, der ihm erlaubte, auch ſeinen braven Kindern noch ein kleines Erbtheil zu hinterlaſſen." — Allerdings waren dieſe Söhne wackere Jünglinge; aber faſt möchte man fragen, wer mehr Bewunderung verdiente: Kinder, die ihre Ehre für den Unterhalt ihres Vaters verpfänden? oder der Direktor eines Leihhauſes, der ein ſolches Pfand zu ſchätzen weiß? Kinder wie jene findet man wohl noch bisweilen, allein ſchwerlich einen zweiten Leihhaus-Direktor wie dieſen.

Alte Sitten.

Unter Kaiſer Otto dem Erſten waren faſt alle Aemter im Reiche mit übermüthigen Fremdlingen aus Sachſen beſetzt. Eberhard, ein mächtiger Franke, König Konrad's Bruder, fand ſich dadurch ſo ſehr gekränkt, daß er einen ſächſiſchen Herrn, Names Breurig, überfiel, und deſſen Stadt Elveri (vielleicht Elmershauſen an der

Weser) plünderte und verbrannte. Die Fehde drohte bedenklich zu werden, allein Otto legte sich mit Ernst in's Mittel, verdammte jedoch den Urheber, weil er ihm zu mächtig war, blos zu einer Geldbuße, seine geringeren Helfershelfer hingegen zum Hundetragen. Diese Strafe ist heutzutage nicht mehr gebräuchlich. Verdienter Schimpf wird, ohne weiteres Simbol, bisweilen sogar mit vielem Anstand getragen. Wo wollte man auch alle Hunde hernehmen?

Hingegen ist die alte Sitte, den Mächtigen mit gelinder Strafe durchschlüpfen zu lassen, noch immer nicht abgekommen. —

Das Spinnen und Weben war vor alten Zeiten eine Lieblings-Beschäftigung der Damen. Keine Mannsperson verstand zu weben; aber jedes Frauenzimmer, selbst Fürstinnen nicht ausgenommen, war in dieser schönen Kunst Meisterin. Die Kaiserin Kunigunde warf nach dem Tode ihres Gemahls den Purpur von sich, und trug ein braunes, wollenes, mit eigenen Händen gewebtes Gewand. (Nonnosius in vita S. Cunegund.) Die silberne Kunkel der Prinzessin Ludgard, Otto des Ersten einzigen Tochter, ward nach ihrem Tode nach Mainz gebracht, wo sie vermuthlich — nicht mehr ist. — Die Damen verstanden ihren Vortheil schlecht, als sie das Weben gegen das Sticken vertauschten. Ein hübsches Mädchen am Weberstuhl, mit schönen Händen, die das Schifflein mit

leichter Grazie hin- und herwerfen, hat weit mehr Gelegenheit, mannichfaltige Reize zu entwickeln, als ein Mädchen, das den Kopf über einen Stickrahmen bücken muß. Auch gäbe es eine herrliche Veranlaſſung zu einer neuen Art von Luxus: ein Weberſtuhl von Mahagoniholz, in einem eigenen, zweckmäßig möblirten Zimmer aufgeſtellt; ein Schifflein von ſchwarzem Ebenholz u. ſ. w. — Des Nutzens will ich gar nicht erwähnen; denn der kommt freilich bei den Damen nicht in Betrachtung; allein die Männer würden mir es großen Dank wiſſen, wenn, auf meine wohlgemeinte Erinnerung, ihre lieben Hausfrauen — ſtatt ephemere Shawls zu ſticken — feine Leinwand webten. —

Schon öfter habe ich unſere Damen ſeufzen hören — wenn der impertinente Ton unſerer heutigen, backenbärtigen Jünglinge ihr Zartgefühl empörte — »ach! die guten, alten Ritterzeiten! wo Höflichkeit gegen Damen eine der erſten, nie verletzten Männerpflichten war!« —

Dieſe Pflicht wurde aber damals nicht immer beobachtet; denn als, zum Beiſpiel, im eilften Jahrhundert die Sachſen eine Zuſammenkunft zu Werla hielten, wo auch die Schweſtern Otto des Dritten ſich eingefunden hatten, kamen eines Tages der Markgraf Eckardt von Meiſſen, der Herzog Bernhard von Sachſen und der Biſchof Arnulph von Halberſtadt (alſo drei vornehme Herren) in einen Saal, wo man eben die Tafel für die Prinzeſ-

ſinnen bereitet, und die Speiſen ſchon aufgetragen hatte. Ohne Umſtände ſetzten die Herren ſich zu Tiſche, verzehrten alles, und gingen ihrer Wege. (Ditmar von Merſeburg.) Die Prinzeſſinnen fanden ſich dadurch ſo ſehr beleidigt, daß der Chronikenſchreiber ſelbſt vermuthet, der Mord, der nachmals durch die Söhne des Grafen von Nordheim an dem Markgrafen von Meiſſen verübt wurde, ſei nur geſchehen, um jenen Schimpf zu rächen.

Die Zweikämpfe ſind heutzutage weit milder, als vor alten Zeiten. Man kommt zuſammen, man ſchießt, man trifft nicht, man erklärt ſich wechſelſeitig für einen Ehrenmann, und die Sache iſt abgethan. Freilich war ſie auch gewöhnlich von weit geringerer Bedeutung, als die Urſachen eines Zweikampfes vor achthundert Jahren; wo zum Beiſpiel Kaiſer Otto I. die Ehre ſeiner einzigen, der Galanterie beſchuldigten Tochter auf die Spitze eines Schwertes ſetzte. Ein Graf hatte ihr dieſen, in unſern Tagen ganz unbedeutenden Vorwurf gemacht. Zum Glück wurde er beſiegt und für einen Verleumder erklärt. (Ditmar.) Ob der Ritter, der für die Prinzeſſin kämpfte, ſeiner Sache ganz gewiß ſein konnte, verſchweigt die Chronik.

Bisweilen liefen ſolche Gefechte für beide Theile übel ab. Ein Graf Waldo verklagte beim Kaiſer einen Grafen Gero. Beide mußten, in des Kaiſers Gegenwart, auf einer Inſel bei Magdeburg ſich ſchlagen. Waldo empfing zwei Kopfwunden, ſtreckte aber dennoch ſeinen Geg-

ner zu Boden. Man fragte diesen, ob er noch fechten könne? — Er verneinte, worauf ein Scharfrichter ihm den Kopf abhieb. Waldo forderte Wasser, trank, und fiel gleichfalls todt zur Erde. Der Kaiser, der einen solchen mörderischen Kampf um geringer Ursach willen erlaubte, bekam von einigen Großen einen derben Verweis dafür; eine Sitte, die jezt auch nicht mehr üblich ist.

Die Waffen Otto des Ersten waren Schild, Schwert und die heilige Lanze, also genannt, weil einige Nägel von Christi Kreuz in ihr befestigt waren. Konstantin soll sie ehemals geführt haben. Heinrich I. bekam sie vom König Rudolph von Burgund, theils durch Bitten, theils durch Drohungen, ja sogar durch Abtretung eines Theils von Schwaben. — Ist diese Lanze noch vorhanden? — und wenn sie noch vorhanden ist, wo lebt der fromme Fürst, der ein Dorfchen dafür abträte? — und wenn ein solcher lebt, würde sie ihn schützen?

Die Gebrüder Hardman.

Vor dreißig oder vierzig Jahren meinte jeder wohlhabende Bauer, sein Sohn müsse Theologie studiren. Das war ein Ehrenpunkt, den zu erreichen, fette Kälber und Buttertöpfe nicht geschont wurden; die Frau Rektorin

ſtand ſich gut dabei. Zog nun das Söhnlein von der Schule auf die hohe Schule, ſo mehrten ſich die Koſten; die geſpeicherten Scheffel wurden losgeſchlagen, die alten Thaler erlöſt, und nicht ſelten mit dem letzten, für das Alter geſammelten Sparpfennig das Glück erkauft, den Herrn Sohn als Kandidat eine ſchale Predigt halten zu hören. — Zwanzig Jahre ſpäter machte dieſe thörichte Bauern-Mode einer noch weit thörichteren Platz, die in allen Ständen um ſich griff. Die Theologie war nicht mehr an der Tagesordnung, ſondern die Schöngeiſterei; jeder Jüngling war ein gebornes Genie, und eine Mutter hätte ſich geſchämt, wenn der Name ihres Söhnleins, des Herrn Studenten, nicht wenigſtens einige Muſen-Almanache hätte zieren helfen. Noch zehn Jahre ſpäter war auch das nicht mehr genug; der junge Herr mußte ſelbſt Romane oder Komödien ſchreiben, und die Schriftſtellerei wurde eine Brotwiſſenſchaft, auf die man ſich recht eigentlich legte, von der man gemächlich leben wollte bis in's hohe Alter.

Das ging auch ſo ziemlich, ſo lange die Deutſchen Geld und Muße genug hatten, Alles zu kaufen und Alles zu leſen, was die jungen Genies ausheckten. Doch es kam eine Zeit, wo das Geld ſeinem Vaterlande, zwar nicht ſeufzend, aber doch klingend den Rücken kehrte; wo die Muße von der Aufmerkſamkeit auf die Lava der Weltbegebenheiten verſchlungen wurde, und wo folglich die jungen Genies, ſammt ihren Verlegern, ſitzen blieben, wie

junge Frösche in einem ausgetrockneten Teiche. Wie mancher mag es schon bereuet haben, daß er sein corpus juris oder seine Konkordanz gegen Schlegel's Athenäum vertauschte. Vielleicht hat es auch noch keiner bereut; denn es geht solchen Leuten gewöhnlich, wie dem Thomas Hardman.

Ein Londoner Bürger hatte drei Söhne, Thomas, Eduard und Georg. Der letztere, als der jüngste, wurde zu einem Uhrmacher in die Lehre gethan. Die beiden andern gingen in die Schule und von da auf die Akademie; »denn,« sagte der Vater, „Gelehrsamkeit ist ein Erbe, welches kein Zufall oder Mißgeschick ihnen rauben kann, und habe ich die Jungen nur erst studiren lassen, so werden sie sich selbst forthelfen.“

Sie studirten also. Eduard war ein sehr beschränkter Kopf, aber er lernte doch ziemlich mit; er pfropfte wenigstens sein Gedächtniß voll, und wurde als Kollaborator in einer Schule angestellt, wo er täglich neun Stunden gab, viel Staub verschluckte und jährlich zwanzig Pfund Sterling empfing. Thomas, ein Genie, sah mitleidig auf Eduard, und mit Verachtung auf Georg herab; er machte Verse, schrieb Romane, trug einen geflickten Rock und trank klares Wasser. Indessen war Georg Meister in seiner Kunst geworden, beschäftigte täglich zehn Gesellen, trank seinen Porter aus einem silbernen Becher, und lange zuvor, ehe seine Uhren ihm die letzte Stunde schlugen, hatte er ein artiges Kapital für seine Kinder zurückge-

legt. Auch seiner Brüder vergaß er nicht, und lud sie oft freundlich ein. Eduard erholte sich gern bei ihm, fast wenigstens jeden Sonntag an seinem Tische, und schwemmte mit seinem Porter den Schulstaub hinunter. Thomas hingegen war nicht zu bewegen, sich zu dem Bruder Uhrmacher herabzulassen. Er machte eine herbe Satyre auf das Publikum, welches den Mann, der ihm das Zeitmaß lieferte, besser bezahlte, als den, der ihm die Zeit so schön wegtändelte.

Wohl hat Rousseau Recht — und vielleicht in unsern Tagen mehr Recht als jemals — wenn er verlangt, daß man jeden Knaben, er sei welches Standes er wolle, ein Handwerk solle lernen lassen; denn nur ein Handwerk schützt in jeder Lage des Lebens von dem erniedrigendsten aller Schicksale: von fremder Gnade leben zu müssen.

Andreas Marwell.

Dieser Ehrenmann war zwanzig Jahre lang Parlamentsglied, arm, aber stets seinen Pflichten unerschütterlich treu. Durch Würden und Reichthümer hatte man den echten Patrioten oft vergebens von seiner bessern Ueberzeugung abwendig zu machen versucht. Eines Tages hatte der König eine lange Unterredung mit ihm, die den Monarchen dergestalt für ihn einnahm, daß er am andern Mor-

gen den Großschatzmeister Darby zu ihm sandte, um ihn zu gewinnen. Darby suchte lange nach seiner Wohnung, und fand ihn endlich am Strande, im dritten Stockwerk eines kleinen Hauses. Als Marwell den Lord Darby an seiner Thür erblickte, empfing er ihn mit den Worten: »Mylord, Sie haben sich wohl verirrt?«

»Keineswegs,« versetzte jener, »ich suche Herrn Marwell, um im Namen des Königs bei ihm anzufragen, worin Se. Majestät ihm nützlich sein könne?«

»Ich bin so reich,« erwiederte Marwell lächelnd, »daß es nicht in des Königs Macht steht, mich zu verbinden. — »Ich kenne den Hof, fügte er ernsthaft hinzu, »wer dort erscheint und empfängt, es sei, was es sei, der macht gewissermaßen sich anheischig, für den Hof zu stimmen.«

Umsonst versicherte der Großschatzmeister, so sei es nicht gemeint; umsonst bot er ihm eine ansehnliche Stelle an; Marwell blieb dabei, er könne mit Ehren auch nicht die kleinste Gunstbezeugung annehmen, weil er dann entweder undankbar gegen den König, oder treulos gegen sein Vaterland werden müßte: er habe daher um nichts zu bitten, als daß Sr. Majestät ihn als einen Ihrer getreuesten Unterthanen betrachten wolle. »Nun,« sagte der Lord, »so werden Sie doch wenigstens, als ein Geschenk, welches Sie zu nichts auf der Welt verbindet, diese tausend Pfund annehmen, welche der König mir befohlen, Ihnen zu überreichen?« —

Vergebens! auch seine Banknoten mußte der erstaunte

Höfling wieder zu ſich ſtecken, und doch war er kaum verſchwunden, als Marwell ſich genöthigt ſah, ein Billet an einen Freund zu ſchreiben, um eine Guinee von ihm zu leihen.

Dieſe Anekdote iſt aus der Geſchichte England's von Katharina Macaulay Grahum entlehnt. Ob es heutzutage noch viele Marwell's im britiſchem Parlamente gibt?

Bizarrer Geſchmack.

Wir haben ein großes und ein kleines Ideen-Magazin für Gartenliebhaber; überdies trägt Jeder in ſeinem Kopfe ein Magazin, wenn auch nicht von Ideen, doch von Bilderchen, die er, mit oder ohne Geſchmack, ausmalt und zuſammenſtellt. Aber in keinem dieſer Magazine findet man einen ſo bizarren Wirrwarr, als auf dem Luſtſchloß des Prinzen von Palagonia, welches Houel in ſeinen Reiſen beſchreibt. »Ich hatte ſchon davon gehört," ſagte er, »als von dem fantaſtiſchſten und lächerlichſten Durcheinander, das jemals geſehen worden; aber meine Erwartung wurde dennoch übertroffen."

Alles was Erde, Meer und Lüfte hervorbringen, Menſchen, vierfüßige Thiere, Vögel, Fiſche, Pflanzen aus den verſchiedenſten Himmelsſtrichen, fanden ſich dort zuſammengeworfen, ohne Ordnung, ohne Wahl, ohne Geſchmack.

Man hatte ſich nicht mit erſchaffenen Ungeheuern begnügt (deren es leider genug gibt), ſondern man hatte noch eine Menge dazu erfunden. Da gab es menſchliche Figuren mit Flügeln, mit Floßfedern, mit Elephanten-Rüſſeln, mit Schweinshauern, mit Geierklauen, mit Affen- oder Fuchsſchwänzen; und, nicht zufrieden mit ſolchen Verſchönerungen, hatte man die Ungeheuer noch ſeltſamer herausſtaffirt, mit Larven, Waffen, Inſtrumenten. Vier ſpaniſche Soldaten, von der Größe des großen Chriſtoph's auf den Märkten mehrerer Hanſeſtädte, bewachen eine ganz kleine Jungfrau. — Eben ſo närriſch war das Schloß inwendig möblirt. In einem halbrunden Geſellſchaftsſaale ſtanden auch rechts und links die Sitze im halben Zirkel, doch nicht gegeneinander über, ſondern ſo, daß die Sitzenden rechter Hand den Sitzenden linker Hand den Rücken zukehrten. Ueberdies waren dieſe Sitze alle ſo vorwärts gebogen, daß diejenigen, die ſich ihrer bedienten, die Füße kräftig anſtemmen mußten, um nicht herabzurutſchen. Die Kronleuchter waren zuſammengeſetzt aus Füßen von Trinkgläſern, Flaſchenhälſen, Barometer-Röhren. In einem Winkel ſtand eine Marmorbüſte, von der einen Seite ein ſchönes Weib, von der andern einen Todtenkopf darſtellend. — In einer Kirche war Chriſtus am Kreuze in erhabener Arbeit an der Decke angebracht. Zu deſſen Füßen hing perpendikulär der heilige Franziskus, und an einem langen Stricke zwiſchen den Beinen dieſes Heiligen hing ein Kronleuchter herab.

— Wir lachen. Aber wie? wenn der Prinz von Palagonia nicht so albern gewesen wäre, als uns zu glauben beliebt? Wenn er blos die ihn Umgebenden kalt simbolisch hätte abbilden wollen? — Gibt es denn nicht wilde Eber, Geier, Affen und Füchse genug unter den Menschen? Kehren sie sich nicht überall den Rücken zu? Sitzen sie nicht überall so abhängig, daß sie rutschen, wenn sie die Füße auch noch so kräftig anstemmen? Werden die glänzendsten Dinge nicht aus Bruchstücken zusammengesetzt? und die Büste, halb schönes Weib halb Todtenkopf, gleicht sie nicht der Freiheit auf ein Haar? — Auch über das winzig kleine, von Riesen bewachte Mädchen, und über den Strick, der dem heiligen Franziskus zwischen den Beinen herabhing, ließen sich Konjekturen machen, aber ich nehme mir nicht heraus, alle Ideen aufklären zu wollen, die ein Genie, wie der Prinz von Palagonia, erzeugte.

Thier-Liebe.

Es ist schlimm genug, daß man ein neues Wort schaffen muß, um die Barmherzigkeit gegen Thiere damit zu bezeichnen. Der Mangel des Wortes beweist den Mangel dieser Empfindung. Freilich konnten wir auch wohl längst ein Wort ohne die Empfindung haben, wie das der Fall mit dem Worte Menschenliebe ist; aber es gab doch

einſt eine gute Zeit, wo Menſchenliebe unter uns nicht ganz unbekannt war; mit der Thierliebe hingegen haben die Europäer ſich nie befaßt; ſelbſt die Engländer nicht, obgleich ſie mit einigen thierfreundlichen aber unbefolgten Geſetzen ſich brüſten. Indeſſen muß man bekennen, daß die Aſiaten auf der andern Seite die Zärtlichkeit für Thiere ein wenig gar zu weit treiben. Die Banianen zum Beiſpiel veranſtalten jährlich an einem gewiſſen Tage einen ordentlichen Schmaus für die Fliegen; dieſes niederträchtigſte aller Inſekten, weil noch kein Naturforſcher die Frage mir hat beantworten können: wozu es nützt? ſondern weil es blos zu leben ſcheint, um alles zu benaſchen, alles zu beſchmutzen und Jedermann im Schlaf zu ſtören. Nun, für dieſe abſcheulichen Fliegen decken die Banianen ausdrücklich alle Jahre eine Tafel, die ſie in vielen flachen Schüſſeln mit gezuckerter Milch beſetzen, und immer bei der Hand ſind, jeder Schmarozerin, welche zu erſaufen in Gefahr kommt, ſchnell herauszuhelfen. — Zu einer andern Zeit wandern dieſe närriſchen Banianen wohl zwei und drei Meilen weit im Felde der Kreuz und Quer, mit einem mit Reiß angefüllten Sack unter dem Arme, ſuchen Ameiſenhaufen, und werfen auf jeden eine Hand voll Reiß. — Sie nehmen ſich ſogar der Wanzen, Flöhe und anderer blutſaugenden Inſekten brüderlich an; und haben ordentlich ein Hoſpital für ſie errichtet. Da miethen ſie von Zeit zu Zeit einen armen Teufel, der für eine gute Belohnung ſich entſchließt, eine Nacht in einem ſolchen

Hoſpital zuzubringen, und mit ſeinem Blute das Geſchmeiß zu füttern; allein er wird feſt gebunden bis zum Morgen, daß er ſich nicht rühren, und folglich die eingeladenen Gäſte nicht ſtören kann. Bei uns ſind dergleichen Anſtalten blos für Menſchen errichtet worden.

Der Reiſende inkognito.

Ein Prinz Conti reiſte einſt inkognito durch Lyon. Man hielt ihn an, man führte ihn zum Bürgermeiſter, der ſehr neugierig war. »Mein Freund,« redete dieſer ihn an, »was ſagt man Gutes in Paris?« — Meſſen, antwortete der Prinz. — »Nicht doch, ich meine, was macht da jetzt den meiſten Lärm?« — Die Fiakres auf den Straßen. — »Man verſtehe mich recht, ich will wiſſen, was es Neues gibt?« — Grüne Erbſen. — »Wie nennt man Euch, mein Freund?« fuhr der Bürgermeiſter heftig heraus. — Narren, erwiederte der Prinz, nennen mich mein Freund, bei Hofe heiße ich Prinz Conti.

Scenen aus Neapel.

Ich habe einer Ziehung des Lotto mit beigewohnt; es iſt ein Volksſpektakel, das ein Fremder zu genießen nicht

verſäumen ſollte. In einem ſehr großen Saal des Gerichtshauſes (Vicaria) verſammeln ſich eine Menge ſchwarzgekleideter Männer in Allongen-Perücken, welche ſehr reichlich dafür bezahlt werden, daß ſie ſich alle vierzehn Tage Einmal hier gemächlich niederlaſſen, und ein Viertelſtündchen verweilen. Der Waiſenknabe, der, wie auch in andern Ländern üblich, die Nummern zieht, iſt über und über mit heiligen Bilderchen behangen, und wird, ehe er ſein vermaledeites Amt verwaltet, von einem Pfaffen eingeſegnet, und mit Weihwaſſer beſpritzt. Gegen zweitauſend Menſchen haben ſich in den Saal geſtopft, und obgleich alle Fenſter und Thüren offen ſtehen, ſo iſt dennoch die Luft dermaßen mit mephitiſchen Dünſten geſchwängert, daß ich faſt vermuthe, ein angezündetes Licht würde hier verlöſchen. Wo möglich noch ärger als der Geſtank iſt das Geſchrei und Pfeifen dieſes raſenden Pöbels. Oft muß man ſich fragen: bin ich in einem Tollhauſe? — So oft einer von den ehrenfeſten Herren erſchien, die bei der Ceremonie präſidiren, wurde er, weil es ſchon etwas ſpät war, ſo wüthend ausgepfiffen, daß der ſchneidende Ton das Gehirn erſchütterte. Das Drehen des Rades wurde von dem gräßlichſten Geſchrei begleitet. Die erſte herausgezogene Nummer (welche der vorſitzende Miniſter von dem Kinde empfängt, und dann einem hinter ihm ſtehenden Lazzarone mittheilt) fand großen Beifall, und ein jauchzendes Geſchrei erſchütterte abermals das Gewölbe. Die zweite Nummer hingegen wurde ſchmetternd ausgepfiffen. — Jetzt eilte ich hinaus, um nicht

nachher erdrückt zu werden. An der Treppe fand ich abermals eine Beutelschneiderei; es hatte nämlich eine fromme Seele sogleich auf die zahlreiche Versammlung speculirt, und sich mit einer Tasche dahingestellt, um für die armen Seelen im Fegfeuer Geld zu betteln. — Das war allerdings gut berechnet, besonders vor der Ziehung, wo ein Jeder noch bei der Glücksgöttin einer Vorsprache bedurfte. Uebrigens saß die Treppe voll bettelnder Krüppel, und damit man die Hauptzüge des neapolitanischen Volks (Aberglaube, Spielwuth, Armuth und Unsauberkeit) hier Alle beisammen finden möchte, so war gleich neben der Treppe im zweiten Stock ein Kl— angelegt, das heißt, es war erlaubt, hier auf offener Gallerie — — — — — — —, und es geschah sehr häufig. — Als ich endlich die Straße erreichte, fand ich die Tausende, welche oben schrien, hier unten verzehnfacht. Es fiel ein starker Platzregen, aber daran kehrte sich Niemand. Mit und ohne Regenschirme bildete das Volk zu beiden Seiten eine dicke, lange Hecke, welche von der Vicaria bis zu dem mehrere Straßen entfernten Gebäude reichte, in welchem die Gewinnste ausgezahlt werden. Sobald oben eine Nummer gezogen war, wurde sie aus dem Fenster einem deshalb bereit stehenden Lastträger zugerufen, dieser setzte sich sogleich in Trab, um das Lotto in dem erwähnten Hause davon zu benachrichtigen, unterwegs aber der ängstlich harrenden Menge die große Neuigkeit mitzutheilen. Sobald der Pöbel auf den Straßen den ersten dieser Lastträger von ferne erblickt, so

wirbelt auch ein blökendes Geſchrei ſich in die Luft; viele tauſend Zungen wiederholen die Nummer; viele tauſend Hände durchſägen die Lüfte, denn ohne die Hände redet kein Neapolitaner. Eine halbe Minute lang bewegen ſich alle Lippen, um dem Nachbar tiefe Bemerkungen über den großen Gegenſtand mitzutheilen; bald aber legt ſich der Sturm, und Alles wird wieder ruhig, um dem zweiten Laſtträger entgegen zu ſehen, der nun mit der zweiten Nummer den nämlichen Lärm bewirkt. — Es iſt in der That der Mühe werth, den Spaß mit anzuſehen. — Die Lottowuth greift auch wohl deshalb hier noch weiter um ſich, als ſonſt irgendwo, weil der Aberglaube zugleich ein weites Feld findet, welches er redlich anbaut.

— Als ich eines Morgens durch eine volkreiche Straße ging, wurde ich einen Haufen Menſchen gewahr, die ſich vor der Bude eines Schuſters um irgend etwas verſammelt hatten, das vermuthlich auf der Erde lag, weil Alle dahin ihre Blicke richteten. Da ich keine Gelegenheit verabſäume, das Volk zu belauſchen, ſo drängte ich mich durch, und ſah — eine ſterbende Weibsperſon. Zugleich hörte ich von den Lippen mehrerer Umſtehenden die Worte — die mir das Eingeweide erſchütterten: — ſie ſtirbt vor Hunger. Der Anblick der leidenden Kreatur beſtätigte dieſe Ausſage nur allzu ſehr. Sie war mit Lumpen karg bedeckt, ein elendes Skelett, das zwiſchen dreißig und vierzig Jahre alt ſein mochte. Sie lag auf dem Steinpflaſter, dicht an der Schuſterbude, neben ihr ſtand ein zerbrochener Strohſtuhl, den

man auch schwerlich für sie hingeschoben hatte. Daß sie mit dem Tode rang, war sichtbar. Niemand ging vorüber, ohne einen Augenblick stehen zu bleiben, und das gräßliche Spektakel zu betrachten; jeder wandelte aber auch wieder ganz gelassen seines Weges, sobald er es gesehen hatte, keiner wollte helfen. Durch die Kommenden und Gehenden immer näher gedrängt, stand ich der Sterbenden jetzt am nächsten. Mit meinem Beutel in der Hand, bat ich um Gotteswillen! — ja ich nannte sogar in der Angst die Beata virgine — es wolle sich doch jemand ihrer erbarmen. Vergebens! — In der offenen Schusterbude befand sich ein Meister mit zwei Gesellen. Ich bot diesen Leuten Alles an, was ich bei mir hatte, wenn sie die Frau hereintragen und in ein Bett legen wollten. Umsonst! — Einer der Gesellen lachte sogar! ja wahrlich, er lachte! vielleicht, weil ich schlecht italienisch spreche. Es ist mir tröstlich zu glauben, daß die Sterbende, wenn auch nicht meine Worte, doch meine Pantomime noch verstand, denn ihr Blick ruhte auf mir, — ich war der letzte Gegenstand, auf den ihr brechendes Auge sich heftete; — gleich darauf starb sie! — Ich wollte es noch immer nicht glauben, ich hoffte noch immer die Unglückliche retten zu können, und zögerte daher, mich von ihr zu entfernen; aber ein Vorbeigehender, vermuthlich ein Arzt, faßte ihr an den Puls, sagte ganz gelassen: sie ist todt, und ging seines Weges. Auch ich trat nunmehr zurück, verließ aber doch die Straße nicht, um zu sehen, wie das Schauspiel endigen werde. Noch eine gute Vier-

telſtunde lag die Leiche auf der Straße, von Tauſenden begafft; bis endlich die Sbirren kamen, die ſie fortſchleppten.

Und ich denuncire nunmehr dieſen Gräuel vor ganz Europa. Ich ſage laut: Am 4. December 1804, des Morgens gegen zehn Uhr, iſt zu Neapel ein Menſch Hungers geſtorben!!! — Der König fuhr heute auf die Jagd. Ich ſah zwanzig bis dreißig ſeiner Hunde vorbeiführen; — ſie waren alle wohl genährt.

Selbſtſtändigkeit.

(Eine Skizze.)

An einem von den vielen Friedensfeſten, welche die Deutſchen mit fröhlichem Jammer zu feiern pflegen, hatten ſich auch in der Reſidenz des Fürſten X Y Z die Mitglieder eines Klubbs verſammelt, um bei einem derben Schmauſe die vergangene Hungerzeit zu vergeſſen. Die Geſellſchaft war, wie in Klubbs gewöhnlich, ſehr bunt gemiſcht. Der Wein erhitzte bald die Köpfe, das Tiſchgeſpräch wurde laut. Anfangs ſprach man von nichts als von Politik, denn bekanntlich verſteht ſich Jedermann ganz vortrefflich darauf. Die alte Witwe von neun Churfürſten, genannt deutſches Reich, wurde wacker mitgenommen, und ſämmtliche Tiſchgäſte kamen darin überein: es fehle der guten Dame an Selbſtſtändigkeit, ſie ſei gar zu alt, die Sinne fingen an ihr abzulegen, beſonders Gehör und Geſicht. Nach und

nach hub Jeder an mit weinschwangerer Beredsamkeit zu erzählen, wie er die Sache angegriffen, was er an der Stelle dieses oder jenes Fürsten gethan haben würde; und das letzte große Wort blieb immer Selbstständigkeit. Bald waren Friede und deutsches Reich vergessen, ein Jeder complimentirte seine eigene werthe Person, und präsentirte sie dem Nachbar, der ihm ungeduldig Beifall zunickte, und nach jedem Schluß einer Periode haschte, um sich selbst auch auf den Ehrenplatz zu schieben.

»Ich,« sagte der Regierungsrath Scheuwelt, »kann unmöglich einen Menschen hochachten, der von Vorurtheilen abhängt, die er selbst mißbilligt.«

»Da haben Sie Recht,« erwiederte der Kammerherr von Speichel, »den Mann von Ehre muß blos seine eigene Ueberzeugung bestimmen.«

»Darum lobe ich mir den Stand, zu dem ich gehöre,« nahm der reiche Kaufmann Kranich das Wort; »der ist am unabhängigsten von jedem fremden Einfluß.«

»Ich ziehe dennoch den meinigen vor,« sprach der Herr von Ritterholm, ein wohlhabender Landedelmann, »denn im reinen Genuß der Natur kann nichts auf der Welt mein Urtheil in Fesseln schlagen.«

»Sehr wahr,« bestätigte der alte Magister Tischmagen, ein Prediger vom Lande, den der Geruch des Friedensschmauses nach der Stadt gelockt hatte; »sehr wahr, denn auf unsern stillen Fluren stärkt sich das Gemüth, und gehorcht keiner fremden Stimme.«

Das Gespräch wurde allgemein, und es fand sich bald, daß die ganze Gesellschaft von vierzig Personen aus lauter selbstständigen Männern bestand. Jeder wußte Beispiele von dieser Tugend aus seinem Lebenslaufe anzuführen, und Jeder übte sie auch heute, indem er fest auf seiner eigenen Meinung über Krieg und Frieden beharrte. Der Gutsbesitzer klagte über den Frieden, weil die Kornpreise nunmehr wieder fallen würden. Der Hofmann freute sich desselben, weil sein Fürst einer reichen Indemnisation entgegen sah. Der Pfarrer schalt auf den Frieden, weil sein Dorf nun wieder mit Einquartierung beläſtigt werde. Der Kaufmann pries ihn laut, weil die Elbe deblokirt worden. Aber keiner führte diese Gründe an, sondern Jeder focht unter der Fahne der Weltbürgerschaft — für sein liebes Ich.

Nachdem endlich die Herren mit den bescheidensten Grimassen ihr eigenes Lob erschöpft hatten, geriethen sie auf eine andere Materie, die sich gern einschleicht, wo der Champagner schäumt, und die Damen fehlen. Die lallenden Zungen flossen von Zweideutigkeiten über; skandalöse Stadtgeschichten wurden verarbeitet, jedoch blos, um sie zu belachen, denn man hörte kein Verdammungsurtheil; im Gegentheil sprachen die Herren sehr schonend von diesem und jenem Vorfall, wo die Liebe der Gesetze gespottet hatte, und manchem wässerte sichtbarlich der Mund dabei.

Ganz unten an der Tafel saß ein junger Mensch, Namens Willibald, der erst seit Kurzem von der Universität zurück gekommen, und doch nicht vorlaut war! Er

freute ſich im Stillen, anfangs ſo viel Feſtigkeit, und bei verändertem Geſpräch ſo viel Schonung in ſeiner Vaterſtadt zu finden, denn die Bekanntſchaft mit ſo viel ſelbſtſtändigen Männern war ihm in dieſem Augenblicke ſehr wichtig. Er hatte ſich nämlich in ein hübſches, armes Mädchen verliebt, er ſelbſt war auch hübſch und arm, und ſiehe, es trug ſich zu, daß beide über ihrem Hübſchſein der Armuth ganz vergaßen. Aber aus dieſer Vergeſſenheit entſprangen Folgen, die nur durch eine ſchnelle Verbindung wieder gut gemacht werden konnten. Dazu gehörte beider Einwilligung, die war vorhanden; aber auch Brot, das war nicht vorhanden. Willibald war ſehr bereit, ſeinem Vaterlande zu dienen, doch ſein Vaterland nicht eben ſo bereit, ſich von ihm bedienen zu laſſen. Wenn nun vollends jene Vergeßlichkeit laut wurde, die kein Publikum ſo leicht vergißt, ſo ſtand zu befürchten, daß es mit der Beförderung mißlich ausſehen würde. Wie tröſtlich mußte es daher für Willibald ſein, ſich plötzlich von vierzig Männern umringt zu ſehen, die alle, nach dem, was er ſo eben vernommen, nicht allein über ähnliche Caſus kein liebloſes Urtheil fällten, ſondern auch ſelbſtſtändig genug waren, um ihre ſchonenden Geſinnungen im Nothfalle durch die That zu bewähren.

Ein kleines Amt in der Regierungskanzlei war unbeſetzt. Willibald hatte ſein Examen vortrefflich beſtanden, und Amalie (ſo hieß das hübſche arme Mädchen) war eine ziemlich nahe Verwandte von dem Regierungsrath Scheuwelt. Aus dieſen Umſtänden ſchöpfte die Liebe Hoffnung

zu einer zwar kleinen, doch ihr genügenden Versorgung. Die Unterredung, die Willibald heute mit angehört hatte, gab ihm Muth, sich am andern Morgen zu dem Regierungsrath zu begeben, um ihm seine Lage offenherzig zu bekennen, und seine Wünsche vorzutragen. Er that es mit glühender Wange und stammelnder Zunge. Scheuwelt hörte ihn gelassen an, wunderte sich, räusperte sich, äußerte Theilnahme, rühmte seine Kenntnisse, bemerkte jedoch mit Achselzucken, daß er bei so bewandten Umständen mit seiner Vorsprache nicht dienen könne.

»Sie sind ohne Zweifel,« sagte er, »der würdigste unter Ihren Mitbewerbern, allein bedenken Sie selbst, Ihre Braut ist eine Verwandte von mir, sie hat ihren Ruf nicht geschont; wenn ich nun laut und öffentlich mich Ihrer annähme, was würde die Welt dazu sagen? — Der Regierungsrath, würde es heißen, will seine Muhme mit Ehren unter die Haube bringen. Die ganze Stadt würde es mir höchlich verdenken.«

»Ich glaubte,« stotterte Willibald, »nach dem was ich gestern aus Ihrem Munde vernommen, daß Sie, bei der Ueberzeugung von meiner Tauglichkeit zu dem Amte, sich an das Urtheil der Welt nicht kehren würden.«

»Ganz recht, mein lieber Freund,« erwiederte der Regierungsrath, »ich als Mensch kehre mich auch nicht daran, und sobald Sie mit meiner Muhme ehelich verbunden sein werden, ersuche ich Sie, einmal auf dem Lande insgeheim bei mir zu speisen; aber in der Stadt, und als Regierungs-

rath, repräſentire ich einen Theil der fürſtlichen Autorität, und da muß ich die Stimme des Publikums allerdings zu Rathe ziehen."

Willibald zog ſich beſchämt zurück. Nach dieſem erſten unglücklichen Verſuche blieb ihm wenig Muth übrig, ſich an den vielvermögenden Kammerherrn von Speichel zu wenden, obgleich dieſer faſt noch lauter als der Regierungsrath über Selbſtſtändigkeit deklamirt hatte. Doch das Meſſer ſtand dem Jüngling an der Kehle, Pflicht und Liebe hießen ihn wagen.

Wider alles Vermuthen empfing ihn der Kammerherr mit einer Art von Herzlichkeit, hörte ihn freundlich an, ſpöttelte über den Regierungsrath: daß er Grundſätze affichire, die er nicht in Ausübung zu bringen wage, und ſchwur zwanzigmal auf Ehre, daß Willibald ſeinen Mann an ihm gefunden habe. Dann mußte der ſchamhafte Jüngling noch einmal, zu ſeiner größten Pein, die ganze Geſchichte ſeiner Verirrung mit Amalien dem lüſternen Höfling recht umſtändlich erzählen, deſſen blitzende Augen in freundlicher Begierde ſchwammen, und der durch manche unverſchämte Fragen den Erzähler zum beſchämten Verräther an den Geheimniſſen der Liebe machte. Endlich beſchloß der Kammerherr die Audienz mit den tröſtlichen Worten: »Gehen Sie, mein lieber junger Freund, Sie ſollen von mir hören."

Der arme Jüngling hatte wenig Vertrauen zu der vornehmen Protektion; doch um ſo angenehmer fand er ſich

überraſcht, als ihm nach wenigen Tagen ſein Gönner meldete, daß der Fürſt ihn zu ſeinem Privat-Sekretär ernannt habe. Plötzlich ſah er ſich auf dem Gipfel des Glücks; Amalie wurde ſein am Altare; keine Stimme wagte den leiſeſten Vorwurf gegen den Sekretär des Fürſten; der Regierungsrath bat ihn nicht blos auf dem Lande, ſondern auch in der Stadt zum Eſſen. Seinem Wohlthäter, den Kammerherrn, ſuchte er bei jeder Gelegenheit ſeine Dankbarkeit auszudrücken, und dieſer ſchien täglich mehr Geſchmack an des jungen Mannes Umgang zu finden, er nannte ihn ſogar, wenn ſie allein waren, ſeinen Freund. Willibald durfte unangemeldet an ſeiner Toilette erſcheinen; man unterhielt ſich mit Wärme über die franzöſiſche Revolution, die damals eben im Gange war, und der fürſtliche Günſtling äußerte oft, während ſein Kammerdiener ihn raſirte, daß er an jenem berühmten vierten Auguſt, eben ſo willig als der franzöſiſche Adel, alle ſeine Prärogativen würde aufgegeben haben. Dieſe Geſinnungen entzückten den guten Willibald ſo ſehr, daß er ſogar einmal, von Wohlwollen hingeriſſen, den vornehmen Gönner umarmte, und da der Kammerdiener eben hinausgegangen, ſo wurde die Umarmung huldreich erwiedert.

Auch der Fürſt gab ſeinem Sekretär öftere Beweiſe von Zuneigung; ja er ſpaßte ſogar nicht ſelten recht vertraulich mit ihm über ſeine Heirathsgeſchichte. Dabei war ſein Amt ziemlich einträglich, ohne doch beſchwerlich zu ſein. Es blieben ihm manche freie Stunden übrig, die er dazu an-

wandte, Payne's Buch von den Rechten des Menschen zu überſetzen. Er las bisweilen kräftige Bruchſtücke desſelben ſeinem Mäcen, dem Kammerherrn vor, und durch deſſen Beifall ermuntert, ließ er ſeine Ueberſetzung ohne Bedenken drucken. Doch kaum war das Büchlein von den Menſchen-Rechten erſchienen, als der Herausgeber in Gnaden verabſchiedet wurde.

Von Schrecken betäubt, rannte Willibald zu ſeinem Gönner, der ihn eiskalt empfing. »Was haben Sie gemacht?« redete er ihn mit drohendem Finger an. »Sie haben ein Buch drucken laſſen, welches Se. Durchlaucht allerhöchſt verabſcheuen. Gehen Sie, Sie waren meiner Protektion unwürdig.«

»Aber mein Gott!« ſtammelte Willibald, »Sie ſelbſt haben es ja gebilligt?«

»Ich? Gebilligt? — Bewahre der Himmel! — Ich eine Schrift billigen, die Seiner Durchlaucht allerhöchſtes Mißfallen erregt?«

»Um's Himmels willen, Herr Kammerherr! Sie gaben mir einſt ſo auffallende Beweiſe Ihrer Selbſtſtändigkeit, da Sie mich, der öffentlichen Meinung zum Trotz, in die Dienſte des Fürſten brachten; wie iſt es möglich, daß Sie nun —«

Der Kammerherr ließ ihn nicht ausreden. »Damals, mein Freund,« antwortete er ihm gelaſſen, »war blos von einer Liebesgeſchichte die Rede, die mit ſo Reiz erweckenden Umſtänden vergeſellſchaftet war, daß ich wußte, ſie würde

Seiner Durchlaucht, deren allerhöchſte Nerven ein wenig ruinirt ſind, das größte Vergnügen gewähren, und in der That haben Dieſelben, vermittelſt Dero Einbildungskraft, einen höchſt pikanten Genuß darin gefunden. Was frage ich nach dem Urtheil der Welt, wo ich das Vergnügen meines allergnädigſten Fürſten pflichtſchuldigſt befördern kann? — Das habe ich gethan, und Sie wurden Sekretär. Jetzt aber, da Sie ſelbſt Ihr Glück verſcherzen, indem Sie ſich zu Grundſätzen bekennen, die der Fürſt en horreur hat —"

»Aber ich habe Ihnen vorgeleſen —"

»Mir vorgeleſen? Gott behüte! unterſtehen Sie ſich nicht, das laut zu ſagen; ich warne Sie."

„Meinten der Herr Kammerherr nicht, das Büchlein werde Lärm unter dem Adel machen, doch daran müſſe man ſich nicht kehren?"

»Das iſt möglich, der Meinung bin ich auch noch. Ein ſelbſtſtändiger Mann kehrt ſich weder an den Adel, noch an die ganze Welt. Aber der Fürſt, mein Herr, der Fürſt! hier iſt allein von Sr. Durchlaucht die Rede, welche ſich ungemein ungnädig über Sie geäußert haben, und folglich Gott befohlen!"

Tiefgebeugt verließ Willibald des Höflings Palaſt. Während er dem Fürſten ſich täglich nähern durfte, war er ſo ehrlich geweſen, jedem Bittenden nach ſeinen Kräften zu helfen, ohne Geſchenke dafür zu nehmen; daher hatte er in ſeinem Amte nichts erübrigt, und zitterte auf's neue — jetzt noch mehr als einſt, — vor Mangel, denn ein

geliebtes Kind lag an der Mutter Bruſt und verdoppelte ſeine Sorge.

In dieſer Noth erſchien ihm der Kaufmann Kranich wie ein Engel vom Himmel. Er hatte dem Manne in beſſern Zeiten einige Dienſte geleiſtet, deren ſich der Dankbare jetzt erinnerte, und ihm, gegen Führung ſeiner franzöſiſchen Korreſpondenz, eine Freiſtatt in ſeinem Hauſe anbot Entzückt nahm Willibald den Vorſchlag an, zog mit Weib und Kind zu dem reichen Unbeweibten, fand dort für beide Unterhalt und Bequemlichkeit, auch nebenher noch Stunden der Muße, um ſich, durch kleine ſchriftſtelleriſche Arbeiten, einen Nothpfennig zu verdienen.

Herr Kranich war ein wackerer Mann, der dem eben ſo wackern Willibald ſein Vertrauen ſchenkte, und ſich weder an den Fürſten, noch an die Welt kehrte, auch nicht ſelten dieſer ſeiner Selbſtſtändigkeit mit Wohlgefallen erwähnte, und es gern hörte, wenn der Schützling ihm etwas Schmeichelhaftes darüber ſagte.

Der einzige Punkt, worin dieſer von ſeinem Wohlthäter verſchieden dachte, war die Frömmigkeit. Schon Kranich's Eltern gehörten zu einer ſtillen Sekte, die in chriſtlicher Demuth ſich für beſſer hielt als andere Menſchen; und obwohl ihr Sohn von der Natur keine Neigung zu einer ſolchen Abſonderung empfangen hatte, ſo wirkten doch Erziehung und Beiſpiel mächtig genug auf ihn, um ihn auch noch in reifern Jahren an die ſtille Gemeinde zu feſſeln. Nur blieb er, durch Reiſen gebildet, ſtets tolerant, und be-

kümmerte ſich wenig darum, ob ſein Hausfreund zu Gottes Tiſche gehe oder nicht.

Gerade in dieſem letzten Punkte war Willibald ſehr nachläſſig, und es vergingen bisweilen Jahre, ehe er einmal an die Pflicht dachte, ſeinen Mitbürgern ein gutes Beiſpiel zu geben. Herr Kranich hatte nie etwas davon erwähnt, und Willibald beharrte in ſeiner Sorgloſigkeit. Man denke ſich daher ſein Erſtaunen, als ihn plötzlich eines Morgens die Erklärung ſeines Wohlthäters überraſchte: daß er ihn in ſeinem Hauſe nicht länger hegen könne.

»Mein Gott! warum nicht?"

»Sie wohnen ſchon faſt ein Jahr bei mir, und ſind nie zu Gottes Tiſch gegangen."

»Hätten Sie mir je ein Wort davon geäußert — Ich will es am nächſten Sonntag thun."

»Das kommt zu ſpät. Mir zwar gilt es gleich; ich denke, ein Jeder muß von ſeiner eigenen Seele Rechenſchaft geben; aber die Gemeinde, zu der ich gehöre — der Vorſteher derſelben iſt bei mir geweſen, hat viel von Aergerniß geſprochen, und hat mir ernſtlich geboten, Sie aus dem Hauſe zu ſchaffen."

»Aber beſter Herr Kranich! Ich bin gewohnt, Sie blos nach Ihrer Ueberzeugung handeln zu ſehen —"

»Allerdings."

»Sie kehrten ſich nie an das Urtheil der Welt —"

»Nein."

»Oder an den Fürſten —"

»Noch weniger.«

»Warum alſo — ?«

»Ja lieber Gott, ich bin nun einmal ein Mitglied der Gemeinde, die mich vielleicht gar ausſchließen würde, wenn ich darauf beharrte, Sie zu unterſtützen. Es thut mir wahrlich leid, aber Sie ſehen, ich kann nicht anders. Nehmen Sie dies letzte Geſchenk von mir, und gehen Sie mit Gott.«

Der Rath war chriſtlich und bequem für den Rathgeber; denn es iſt nichts leichter, wenn man einen Menſchen verlaſſen will, als ihn an Gott zu weiſen. Wirklich glaubte der oft getäuſchte und bitter gekränkte Willibald den Wink einer hilfreichen Gottheit zu erkennen, als er noch am nämlichen Tage in den Zeitungen las, daß der reiche Herr von Ritterholm, Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf und von einem Dutzend Gütern, einen homme d'Affaires ſuche, der ein Auge auf ſeine Verwalter und Amtleute haben, und jährlich die zwanzig Neujahrsbriefe ſchreiben ſolle, die Se. Gnaden an Dero hohe Verwandtſchaft abgehen ließen. Dafür wurden dem homme d'Affaires eine artige ländliche Wohnung, einige Scheffel Getraide, einige Fuder Holz und einige Thaler Geld zugeſichert.

Die Noth zwang Willibald ſich zu melden, die Hoffnung war nicht ſein Geleitsmann. Denn ob er ſich gleich gar wohl erinnerte, daß Herr von Ritterholm mit zu jenen ſelbſtſtändigen Schreiern gehört habe, ſo hatte doch eine dreifache Erfahrung ſeinen Glauben an die Selbſtſtändig-

keit ſchon ſehr ſtark erſchüttert. Doch nur zu bald fand der Leichtgläubige auch das Vertrauen auf dieſe Tugend wieder; denn nachdem er dem Herrn von Ritterholm ſeine Geſchichte ungeſchminkt vorgetragen, bedauerte ihn dieſer mit viel Gutmüthigkeit, erbat ſich aber auch zugleich die Erlaubniß, ihn auszulachen, daß er in einer Stadt, und gar in einer Reſidenz, Selbſtſtändigkeit geſucht, oder an ſie geglaubt habe. »Nur auf dem Lande,« fügte er hinzu, »wohnt dieſe Tugend ungeſtört. Hier gibt es kein Publikum, keinen Hof, keine Sekten, hier leben wir allein der Natur, dem Verſtande, dem Herzen, und es wird mir lieb ſein, unſern kleinen Zirkel durch einen Mann von Ihrer Denkungsart vergrößert zu ſehen.«

Willibald wollte ſich eben mit Thränen in den Augen bedanken, als Paſtor Schellſicht hereintrat, der Pfarrer des Orts, der jeden Abend mit dem gnädigen Herrn zwei Stunden lang Piquet ſpielen mußte. Die Naſe ſtand ihm hoch in die Luft, wie ein Krahn, und er maß den Fremdling mit blitzenden Augen. Der gnädige Herr machte ihn in der Kürze mit Willibald's Schickſalen bekannt, und als der Herr Paſtor vernahm, daß der junge Mann auch ſtudirt habe, ſo geruhten Se. Hochwürden, ſich auf Dero Steckenpferd zu ſchwingen, nämlich die Natur-Philoſophie, von welcher Sie, gleich den meiſten ihrer Anhänger, den Saft und Kern, nämlich die dunkeln Prunkworte, erlernt hatten, und deshalb von dem gnädigen Herrn für einen großen Gelehrten gehalten wurden. Willibald, den die

Natur mit keinem Sinn für ihre sogenannte Philosophie, hingegen mit Mutterwitz reichlich begabt hatte, und der jetzt eben, durch die Aussicht auf neue Versorgung, in die beste Laune versetzt worden war, ließ dem Witz, wie der Laune, den Zügel ein wenig zu stark schießen, machte sich über die philosophischen Luftschiffer weidlich lustig, und brachte es sehr bald dahin, daß Herr Pfarrer Schellficht, dessen stolze Nase wie eine Kohle glühte, zu den gewöhnlichen Waffen seiner Philosophie, nämlich zum Schimpfen, seine Zuflucht nahm, und da er wirklich in dieser Kunst nicht einmal seinem großen Meister nachstand, so hielt Herr von Ritterholm für gut, durch ein Machtwort den Streit zu enden, der ihm ohnehin Langeweile machte, weil er nichts davon verstand. Es war Abend geworden, die Karten lagen auf dem Tische, darum bat er Willibald, sich am andern Morgen wieder einzufinden, um Bedingungen zu verabreden, und dann sein Amt sogleich anzutreten.

Mit leichtem frohen Herzen eilte der Vater und Gatte in's Wirthshaus, wo Weib und Kind seiner ängstlich harrten; mit leichtem frohen Herzen ging er am andern Morgen wieder auf's Schloß; aber Herr von Ritterholm empfing ihn verlegen, und seine erste Frage war: »Spielen Sie auch Piquet?« — Antwort: Nein.

»Sie könnten es doch leicht lernen?«

»Schwerlich, gnädiger Herr. Der sogenannte Esprit de jeu ist mir nicht zu Theil geworden.«

»So? — In diesem Falle thut es mir leid — Sie nicht bei mir aufnehmen zu können.«

»Nicht? — unter den Eigenſchaften, welche Ew. Gnaden von Ihrem homme d'Affaires, laut öffentlicher Bekanntmachung, begehren, iſt meines Wiſſens das Piquetſpiel nicht begriffen.«

»War auch nicht vonnöthen,« erwiederte der Edelmann, »weil Herr Pfarrer Schellficht bisher die Güte hatte, dreihundertfünfundſechzigmal im Jahr ſich zu dieſem Spiele einzufinden. Nun haben Sie ihn aber geſtern ſo erbittert, daß er mir rund heraus erklärt hat, er werde ſeinen Fuß nicht mehr in mein Schloß ſetzen, wenn Sie darin wären.«

»Mein Gott, das iſt ja doch kein Beweis für ſeine Philoſophie.«

»Ei was geht mich ſeine Philoſophie an? Ich brauche einen Piquetſpieler und kann ihn nicht entbehren.«

»So will ich ihn recht gern um Verzeihung bitten.«

»Das hilft nichts, er verzeiht nie. Alſo, mein werther Herr Willibald, begreifen Sie wohl, daß wir nicht zuſammen taugen. Hätten Sie das edle Piquetſpiel verſtanden, ſo hätten wir dem Pfarrer getrotzt; jetzt aber müſſen wir uns bequemen, und folglich Gott befohlen!«

Mit einem bittern Lächeln entfernte ſich Willibald, Kummer und Aerger nagten an ſeinem Herzen. Stumm trauernd begab ſich die hilfloſe Familie wieder auf den Weg nach der Stadt, und zwar zu Fuße, wie ſie gekommen war.

Auf dem halben Wege etwa, als Willibald eben ſtill

und gebückt an einem Kornfelde hinschlich, siehe, da stand plötzlich der Magister Tischmagen vor ihm, der auf seinen gesegneten Feldern spaziren ging, des jungen Mannes sich sogleich erinnerte, ihm, wie Sokrates dem Alcibiades, seinen Stock vorhielt, und mit gutmüthiger Theilnahme fragte: Was er auf dem Herzen habe?

Es bedurfte keiner Künste, diesem vollen Herzen sein Geheimniß abzufragen, es floß willig über, und die Thränen der hübschen jungen Frau, deren Augen zugleich mit überflossen, zeugten für die Wahrheit der Erzählung.

»Ei, ei,« lächelte Magister Tischmagen, »das Schicksal hat Ihnen übel mitgespielt; indessen, wenn Sie vor der Hand keine andere Zuflucht wissen, so kommen Sie zu mir. Bei mir wird kein Piquet gespielt; bei mir mögen Sie reden, schreiben und glauben was Sie Lust haben; ich fordere nichts von Ihnen als Theilnahme an meinem frohen Lebensgenuß. Gott sei Dank! bei mir wird nicht von Selbstständigkeit gesprochen, aber sie wird geübt. Ich stehe mit Freunden und Gönnern in Korrespondenz, werde Sie empfehlen, verschaffe Ihnen sicher in einigen Monaten eine bequemere Stelle, und bis dahin leben Sie als ein lieber Gast in meinem Hause. Sie dürfen mir auch nicht danken; ich thue das mehr um meinetwillen; denn wenn ich zufriedene Menschen an meinem Tische sehe, so schmeckt das Essen mir besser.«

Die Gesichter der armen wandernden Familie erheiterten sich, man nahm den Vorschlag dankbar gerührt an,

und der freundliche runde Magiſter führte ſeine Gäſte heim. Sie fanden da Alles, wie ihr Wirth es beſchrieben: eine bequeme Wohnung, ein zwangloſes Leben, eine leckere Tafel auf welche der Beſitzer dieſer fetten Pfründe beſonders viel zu halten ſchien. Seinem Verſprechen gemäß, ſchrieb er auch ſogleich an alle ſeine hohen Gönner, auf deren Willfährigkeit er zählen konnte, weil er jährlich aus ſeinem vortrefflichen Weinberge jedem ein Fäßchen Wein zu ſenden pflegte.

Amalie, von Dankbarkeit getrieben, machte es ſich zum ſüßen Geſchäft, den guten dicken Alten kindlich zu bedienen und Alles zu thun, was ſie ihm an den Augen abſehen konnte. Es gelang ihr auch, ſich ſo bei ihm einzuſchmeicheln, daß er ſchon einmal den Gedanken fallen ließ: warum es denn eben nöthig ſei, noch auswärts Verſorgung zu ſuchen, da man ſich in ſeinem Hauſe wohl befinde, und gegenſeitig mit einander zufrieden ſei?

Unglücklicherweiſe hatte Frau Hirſchkalb, die Haushälterin und reſpektive Köchin, dieſe Aeußerung aufgeſchnappt. Gleich beim Eintritt der Gäſte war ihr die hübſche junge Frau zuwider geweſen, und ſie hatte ihre Gegenwart bisher nur geduldet, weil ſie dieſelbe bald wieder los zu werden hoffte. Jetzt aber, da ſie befürchten mußte, die Bettelfamilie werde ſich einniſteln, ſie wohl gar verdrängen, oder doch wenigſtens in dem Teſtamente des alten Herrn einen Platz erſchleichen, jetzt beſchloß ſie ohne Verzug, die ihr von Rechts- und Gewohnheitwegen zuſtehende

Macht zu ihrer Nothwehr zu gebrauchen. Sie kannte die ſchwache Seite des Magiſters uud that einen muthigen Angriff auf dieſelbe.

Willibald und Amalie ahneten nichts. Sie kehrten eben von einem Spazirgang nach Hauſe, als Magiſter Tiſchmagen ihnen mit großer Verlegenheit ankündigte: daß er gezwungen ſei, ſie zu erſuchen, die Antwort auf ſein Empfehlungsſchreiben irgendwo in einiger Entfernung abzuwarten, nur nicht in ſeinem Hauſe. »Es geht mir ſehr nahe,« fügte er hinzu, »aber weiß Gott! ich kann nicht anders.«

»Und warum nicht?«

»Lieber Gott! die Frau Hirſchkalb, meine brave Haushälterin, will mich auf der Stelle verlaſſen, wenn ich ihr nicht dieſes Opfer bringe.«

»Mich däucht, dabei würde die Frau Hirſchkalb weit mehr einbüßen als Sie?«

»Ei bewahre der Himmel! Auf zehn Meilen in die Runde verſteht kein Menſch ſolche Maccaroni zuzurichten als Frau Hirſchkalb, — oder — (beſann er ſich ſchnell, indem er ſich zu Amalien wandte) excelliren Sie vielleicht in der edlen Kochkunſt?«

Amalie mußte bekennen, daß ſie dieſe Kunſt nicht verſtehe.

»Nun lieben Freunde, ſo verargt mir's nicht. Ich bin ſeit dreißig Jahren an die Küche der Frau Hirſchkalb gewöhnt; eine andere Zubereitungsart der Speiſen wäre

mein Tod. Euch soll indessen nichts abgehen, ich werde euch aus allen Kräften unterstützen, bis meine auswärtigen Gönner helfen; nur mein Haus —"

»Ich verstehe," erwiederte Willibald mit einem bittern Seufzer, den die Brust seiner Gattin wiederhallte. Er nahm seinen Knaben auf den Arm, Amalien bei der Hand, und verließ den Gastfreund, dem man nicht zumuthen durfte, seiner Selbstständigkeit ein Opfer von Maccaroni zu bringen.

Mit Angst und Verzweiflung ringend betrat er die Welt, wo ihn — beladen mit dem Haß des Hofes, dem Tadel der Welt, dem Abscheu der Frommen, nur Kampf mit Mangel und Elend erwartete. Doch das Schicksal ermüdete ihn zu verfolgen, die Hilfe war nahe. Gleich nach seiner Ankunft erfuhr er, daß ein weitläufiger Verwandter seiner Frau ihr ein ganz artiges Vermögen hinterlassen, unter der einzigen Bedingung, eine alte Muhme sammt ihrem Kater bis an den Tod zu füttern.

Seine Freude war grenzenlos. Zwar reichte die Erbschaft gerade nicht hin, um in der theuren Stadt zu wirthschaften, aber das war ihm eben recht. Auf's Land wollte er ziehen, ganz sich und seiner Familie leben, und in seiner eigenen Person ein Beispiel aufstellen, daß die Tugend der Selbstständigkeit noch nicht aus der Welt gewichen sei. Rasch führte er seinen Vorsatz aus. Er kaufte in einer schönen Gegend ein niedliches Bauergut, führte frohlockend Weib und Kind, die alte Muhme und ihren Kater daselbst ein, widmete sich ganz der Landwirthschaft und begann in der That ein frohes Leben.

Seine schönen Grundsätze über Willensfreiheit, Moral, Erziehung u. s. w., konnte er nun alle ohne einiges Hinderniß in Ausübung bringen; er bildete sich auch wirklich ein, daß er es thue, und wünschte nichts mehr, als einmal die ganze Gesellschaft, die an jenem Friedensfeste so ruhmredig war, in seiner Hütte bewirthen zu können, um ihr zu zeigen, was eigentlich Selbstständigkeit sei. Niemand widersprach ihm, wenn er über diese Materie in Feuer gerieth, und Amalie lächelte nur verstohlen über ihren lieben, selbstständigen Mann, der Alles that, was sie haben wollte und auch gar nichts Anderes thun durfte. Nur wenn sie mit ihrer Muhme allein war, erlaubte sie sich bisweilen eine gutmüthige Spötterei darüber, und brüstete sich ein wenig mit ihrer Herrschaft.

Auch ihr widersprach Niemand, denn nur verstohlen lächelte die alte Muhme über die herrschende Hausfrau, bei der sie selbst sich dermaßen in Ansehen gesetzt hatte, daß ohne ihre Billigung und Zustimmung keine Schüssel auf den Tisch getragen, vielweniger sonst etwas Wichtiges im Hause unternommen wurde. Hätte aber nur der Kater lächeln können, er würde über sie Alle gelächelt haben, denn eigentlich war er es, der das Haus regierte.

Die alte Muhme war eine herzensgute Person, die Niemand etwas zu leide that, wenn man nur ihren Kater gebührend ehrte. Aber von den Launen dieses Murners hing sie gänzlich ab, und wenn es sich etwa zutrug, daß das liebe Vieh nicht mit dem gewöhnlichen Appetit speiste,

ſo brummte die Muhme mit Amalien, Amalie brummte mit ihrem Manne, der Mann wurde verdrießlich und fuhr das Geſinde an, das Geſinde murrte und arbeitete unluſtig; das ganze Haus war verſtimmt; doch zum Glück nicht lange, weil ſich der Kater, in der Regel, einer guten Geſundheit erfreute.

Eduard, Willibald's einziger Sohn, war nunmehr heran gewachſen, ein biederer, fleißiger Jüngling geworden. Als er ſein fünfundzwanzigſtes Jahr erreicht hatte, überfiel ihn die Krankheit, welche dieſem Alter eigen, und für welche, wie für den Tod, kein Kraut gewachſen iſt, — ich meine die Liebe. Röschen, des Nachbars hübſche, ſechzehnjährige Tochter, hatte es ihm angethan, und ſo ſehr auch ſein Vater ihm von Jugend auf die herrliche Selbſtſtändigkeit vorgepredigt hatte, ſo war er doch, in Röschens Gegenwart, eine bloße Maſchine, die ſie nach Belieben aufzog und ablaufen ließ. Das Spiel, welches ſie auf dieſe Weiſe mit ihm trieb, gefiel ihr ſelbſt ſo gut, daß ſie eben ſo herzlich als Eduard wünſchte, vor dem Altare berechtigt zu werden, es ihr ganzes Leben lang mit ihm zu treiben. Sobald das verſchämte Mädchen dem entzückten Jüngling dieſes Bekenntniß abgelegt hatte, ſtürzte er in die Arme ſeines Vaters, und entdeckte ihm ſein ſüßes Verlangen nach Röschens Beſitz.

»Du ſollſt ſie haben,« ſagte Willibald freundlich, »ſie iſt zwar nur eines Bauern Tochter, aber ihr Vater ein redlicher, wohlhabender Landmann, und ich bin, Dank ſei

es meinen Grundſätzen, jetzt auch nichts mehr. Du ſollſt ſie haben!" wiederholte er, und ging zu Amalien, um ihr zu ſagen, daß er beſchloſſen habe, Röschen mit Eduard zu vermählen.

Das Wort beſchloſſen entlockte Amalien ein kleines ſpöttiſches Lächeln; da ſie aber ſelbſt dieſe Verbindung gut hieß, ſo that ſie, was ſie in ſolchen Fällen immer zu thun pflegte, ſie ſtellte ſich nämlich, als habe ſie Manches dawider, und gebe blos des Mannes Wünſchen nach. Es fiel ihr in der That nicht ein, daß die Muhme etwas dagegen haben könnte, allein dieſe wurde faſt ohnmächtig bei dem bloßen Gedanken, ihren lieben kleinen Vetter mit Röschen dem Teufelskinde verheirathet zu ſehen.

Solchen Widerwillen hatte Röschen durch eine Gräuelthat verſchuldet, die ihr freilich nimmer verziehen werden konnte. Der geliebte Kater nämlich hatte ſich vor einiger Zeit einen Schleifweg in ihre Milchkammer zu bahnen gewußt, wo er täglich den Rahm von allen Töpfen leckte, bis ihn Röschen einſt auf der That ertappte, in einem unglücklichen Augenblicke ein Beil ergriff, und — da der erſchreckte Dieb eben durch das Fenſter entwiſchen wollte, einen ſo gewaltigen Streich nach ihm führte, daß ein Theil ſeines dicken, behaarten Schweifes in der Milchkammer zurück blieb.

Den Jammer der alten Muhme ſchildert kein Pinſel; unauslöſchlicher Haß traf die Grauſame, die ſich ihrer Heldenthat ſogar zu rühmen wagte. Vergebens begab ſich Eduard mit dem Blaſerohr täglich auf die Jagd, um Sper-

linge für den Kater zu ſchießen; vergebens erbot ſich Röschen zu einem regelmäßigen Tribut vom fetteſten Rahm. Die Alte blieb unerbitterlich. Der beleidigte Kater konnte die Heirath nicht zugeben; die entrüſtete Muhme gehorchte dem beleidigten Kater; die lenkſame Amalie der entrüſteten Muhme; der ſelbſtſtändige Willibald der lenkſamen Amalie, und alles Seufzen und Stöhnen des liebenden Paares verhallte in den Lüften.

Endlich wurde der alte dicke Murner von der berühmten Katzenpeſt ergriffen, die bekanntlich einſt in Koppenhagen, Wien und Baſel ſo mörderlich unter dem Katzengeſchlechte wüthete. Er ſtarb, und die Muhme verfiel in eine ſchwere Krankheit, die ſie zwar nicht, wie der große Kant ſeine Kopfbedrückungen, aus der elektriſchen Beſchaffenheit derſelben Luft erklärte, welche ihrem geliebten Murner den Tod gebracht, von der ſie aber, ohne alle Erklärung, in wenigen Tagen hingerafft wurde.

Einige Wochen nachher ſtanden Eduard und Röschen vor dem Altare, und als, nach vollzogener Trauung, der Vater den jungen Ehemann gerührt umarmte, flüſterte er ihm in's Ohr: »Merke es dir, mein Sohn! dieſes Glück haſt du meiner Selbſtſtändigkeit zu danken.« Eduard erwiederte nichts, allein er warf einen ſchlauen Blick durch das Fenſter in den Garten, wo eben der Vollmond Murner's Grab beleuchtete.

Neue Scene zu dem Luſtſpiel: Die Unglücklichen.

In der Berliner Zeitung hat Jemand die richtige Bemerkung gemacht, daß mehrere Scenen in meinem Luſtſpiel: Die Unglücklichen, veraltet ſind, und daß, da es doch ein Stück à tiroir iſt, ich wohl thun würde, dann und wann neue Scenen einzuſchalten, wofür man alte weglaſſen könnte. Der Rath iſt gut, und ich liefere hier einen Beweis, daß ich geſonnen bin, ihn zu befolgen. —

Peter Falk und **Ulrich Falk** (ein Landkartenhändler).

Ulrich. Mein hochzuverehrender Herr, unter allen armen Teufeln bin ich der ärmſte.

Peter. Das iſt ſchlimm, doch Armuth iſt nicht immer Unglück.

Ulrich. Ew. Hochedlen ſcheinen wenig in der Welt bekannt zu ſein?

Peter. O ja, ich kenne alle die Gemeinſprüche; die muß ein edles Gemüth verachten.

Ulrich. Mit Vergnügen, wenn das noble Gemüth zu eſſen hat. Lieber Gott! ich weiß recht gut, daß alle Sprüche heut zu Tage verachtet werden: Gemeinſprüche, Sittenſprüche, bibliſche Sprüche; allein von wem, mein Herr? Von wem? Nur von Reichen oder Gewaltigen; die können ihrer Verachtung gehörigen Nachdruck geben, gebührendes Anſehen verſchaffen. Aber ich! — Wer fragt darnach, ob

ein bankerotter Landkartenhändler die Gewaltigen verachtet oder nicht?

Peter. Bankerott?

Ulrich. Total.

Peter. Vielleicht durch eig'ne Schuld?

Ulrich. So pflegt man immer zu vermuthen, wenn man nicht Luſt hat, zu helfen.

Peter. Sie haben Recht. Ich danke für die Erinnerung. Erzählen Sie.

Ulrich. Ich nährte mich fleißig und redlich, brachte nie leichte Ware zu Markte, bezahlte die berühmteſten Profeſſoren mit ſchwerem Gelde, um ſtets die zuverläſſigſten Karten von allen Ländern, und beſonders von dem lieben deutſchen Vaterlande zu liefern. Ach, mein hochzuehrender Herr! Das liebe deutſche Vaterland hat mich ruinirt! Seit ein paar Jahren ſind nicht weniger als vierundfünfzig neue Karten von Deutſchland aus meiner Offizin hervorgegangen, ſie taugen aber alle nichts mehr.

Peter. Wie ſo?

Ulrich. Mein Gott, wie ſo! Heute wurde ein Friede geſchloſſen auf ewige Zeiten; — (denn Ew. Hochedlen iſt bekannt, daß alle Friedensſchlüſſe mit der lieben Ewigkeit anheben;) — morgen ließ ich alſobald, den Traktaten gemäß, eine neue Karte verfertigen, übermorgen gab es wieder Krieg, und in der folgenden Woche neue Grenzen. Hier wurde ein Land erobert, dort ein anderes vertauſcht, ein drittes genommen, oder, nach der neuen Sprache, v e r-

einigt, und ſo verging ſelten ein Monat, in dem ich nicht eine nagelneue Karte wegwerfen mußte. Ich ließ mich nicht abſchrecken, ich wurde eigenſinnig und dachte: die Ewigkeit iſt doch kein Frauenzimmer-Kopfzeug, ſie muß doch endlich einmal einige Jahre dauern; aber vergebens! Ich konnte meine Karten kaum ſo ſchnell illuminiren, als die Länder ihre Herren wechſelten. Ich hatte gut Grenzen machen; es gab Leute, die gar keine Grenzen kannten. Und ſo iſt es endlich mit mir dahin gekommen, daß ich ein Haus von Landkarten bauen kann, die zu Makulatur geworden; aber mein eigenes Haus habe ich den Kreditoren räumen müſſen.

Peter. Das bedaure ich. Doch Sie werden wohl erfahren haben, daß der Krieg viele Tauſende weit unglücklicher gemacht hat, als Sie. Darum möchte Ihr Bankerott, wenn gleich unverſchuldet, Sie ſchwerlich zu Anſprüchen auf die Erbſchaft berechtigen.

Ulrich. Ew. Hochedlen haben Recht. Ich würde mich auch längſt darin gefunden, und ſonſt auf eine ehrliche Weiſe ernährt haben. Ich illuminire, ohne Ruhm zu melden, ganz vortrefflich, und da es jetzt ſo viele neue Wapen gibt, ſo könnte dieſer Nahrungszweig mir allerdings ein reichliches Auskommen verſchaffen. Aber ach! Mich drückt noch ein ſchwereres Leiden! Ein Unglück, dem ich nur durch Flucht in ferne Länder wo nicht entrinnen, doch einigermaßen aus dem Wege gehen kann; und dazu bedarf ich der Erbſchaft meines Vetters.

Peter. Erklären Sie ſich deutlicher.

Ulrich. Ich bin ein Deutſcher, und habe das ſchwere Unglück, mein Vaterland zu lieben.

Peter. Armer Mann! dann ſind Sie in der That beklagenswerth! — (Er ſteht auf.) Doch faſſen Sie Muth! Friedrich's Zögling und Friedrich's Heere ſind aufgebrochen, allen Deutſchen, allen, wieder ein freies Vaterland zu erkämpfen. —

Ulrich. Es lebe der König!

Peter. Er lebe und ſein Heldenheer! — Gehen Sie dort in jenes Zimmer; ich werde Ihrer gedenken.

Ulrich. Meine Dankbarkeit —

Peter. Iſt nicht vonnöthen.

Brief aus Japan,

geſchrieben im Jahr 1803.

— Bis ich dir mein Tagebuch bringe, lieber Vater, wirſt du ſchon mit einigen magern Fragmenten vorlieb nehmen müſſen. Zwar, wenn ich dieſe neue, ſonderbare Welt dir eben ſo lebhaft beſchreiben könnte, als lebhaft die Eindrücke ſind, welche ſie auf mich macht, du würdeſt gewiß keine Langeweile empfinden, denn alles iſt hier ſo fremd, hat eine ſo ſeltſame Phyſiognomie, weicht ſo ganz von dem ab, was man in Europa zu ſehen gewohnt iſt,

daß man oft auf dem Schauplatz der Mährchen in Tausend und Einer Nacht zu stehen glaubt.

Durch eine schmale Einfahrt, über eine sandige Untiefe, gelangten wir in den Hafen von Nangasacki, der sich allmählich weitert. Längs einer Küste, von welcher hohe Berge ihre Schatten in's Meer werfen, schifften wir bis zu einer Insel, oder vielmehr zu einem von der See umflossenen Gebirge, Taka Jama, der Bambusberg genannt. Die christlichen Priester, die vermuthlich das Senfkorn des Glaubens mitbrachten, sollen ihn einst, zur Zeit einer Christen-Verfolgung, in's Meer versetzt haben.

Je weiter man kommt, je schöner wird der Anblick von Nangasacki und von seinen Umgebungen. Da, wo der Hafen seine größte Breite hat, liegt die Stadt, in Gestalt eines halben Mondes, am niedrigen Ufer, umgeben von Bergen, die zwar nicht hoch, aber steil, und grün bis zum Gipfel sind. Prächtige, wenigstens bunte Tempel, erheben sich auf einzelnen Hügeln und Abhängen, Gärten und Terrassen ziehen sich um die Tempel her. Höher hinauf ragen eine unendliche Menge von Grabmählern hervor. Auch Teppiche von fruchtbaren, wohlangebauten Feldern schmeicheln dem Auge; das Ganze ist so lieblich und freundlich, daß man, um davon entzückt zu werden, eben nicht nöthig hat, Monate lang zuvor auf der See herum zu schwärmen.

Längs dem Hafen erblickt man eine Menge drohender Bastionen, aber sie gleichen Prahlern ohne Muth, denn sie tragen kein Geschütz. Kurz vor der Stadt sind, einander

gegenüber, zwei kaiſerliche Wachen poſtirt, deren jede aus mehreren hundert Mann beſteht. Wir begrüßten ſie mit Kanonenſchüſſen, und ſie thaten uns auch eine Ehre an, indem ſie allerlei rothe Lappen aushingen.

Nangaſacki iſt ein ganz offener Ort, durchfloſſen von drei Strömen herrlichen Waſſers, welche aus den benachbarten Gebirgen herabkommen. Oft aber ſoll kaum ſo viel Waſſer darin ſein, daß man die Reißfelder damit begießen kann; in der Regenzeit hingegen ſchwellen ſie dermaßen an, daß ſie Häuſer mit ſich fortreißen. Eine Menge häßlicher Brücken führen über dieſe Ströme. Die Straßen, deren man, glaube ich, mehr als achtzig zählt, ſind kurz, eng, krumm, und gehen faſt alle bergauf Die Wohnhäuſer ſind zum Theil recht artig, nur ein Stockwerk hoch und alle von einerlei Bauart; die Fenſter von Papier, die Wände inwendig mit Matten behangen, die Zimmer blos durch ſpaniſche Wände geſchieden und dürftig meublirt. In der Stadt und um dieſelbe zählt man mehr als ſechzig Tempel, wo die Einwohner nicht blos beten, ſondern ſich auch in den ſchönen Gärten luſtig machen, welches letztere dem lieben Gott vielleicht eben ſo wohlgefällig ſein mag als das erſtere.

Der älteſte ihrer Götzen — mich dünkt, er heißt Cami, — iſt ſo ziemlich aus der Mode gekommen, denn er muß ſich mit fünf Tempeln begnügen. Dagegen haben die fremden Götter, die über's Meer gebracht worden, deren fünfzig. Nicht wahr, lieber Vater, es muß wohl in der Natur des

Menſchen liegen, daß er das Fremde ſtets dem Einheimiſchen vorzieht? es ſei nun von Kleidern, von Menſchen oder von Göttern die Rede. So iſt es in Europa, in Japan und vermuthlich überall.

Soll ich dir auch beſchreiben, wie die Tempel ausſehen? — Ich habe es in meinem Tagebuche verſucht, allein das Bild kommt mir ſelbſt ſo konfuß vor, daß ich dich lieber damit verſchonen, und dies Wageſtück einem meiner kunſtverſtändigeren Gefährten überlaſſen will. Nur das muß ich wiederholen, daß die Umgebungen der, außer der Stadt auf Hügeln gelegenen Tempel allerliebſt ſind; daß man auf ſchönen Treppen zu ihnen hinaufſteigt, durch ſchöne Alleen luſtwandelt, und von dort herab die Stadt, den Hafen ſammt der umliegenden Gegend überſchaut. Fürwahr, eine reizende Ausſicht! und ich wundere mich, daß die Jammabos — ſo heißen ihre Bergprieſter, — nicht alle zu Dichtern werden.

Erlaube mir jetzt, mit der Beſchreibung der heiligſten Oerter, ſogleich die der unheiligſten zu verbinden. Ich folge darin nur dem Beiſpiel der Eingebornen, die aus ihren Tempeln ſtracks hinab in die Stadt, und zwar in den Theil derſelben der Kasiemass, die Herberge der hübſchen Mädchen, heißt, wallfahrten. Die niedlichſten Häuſer, welche zwei ganze Straßen bilden, ſind den Wohnungen dieſer gern beglückenden gewidmet, denen es hier bei dem großen Zuſammenfluß von Fremden nie an Beſuch fehlen ſoll. Die Art, wie ſie zu dieſer ehrloſen Lebensart verhan-

delt werden, iſt noch weit ſchändlicher als die Lebensart ſelbſt. Man kauft ſie nämlich in zarter Jugend ihren Eltern ab, wenn ſie kaum zehn oder zwölf Jahre alt ſind. Du meinſt wohl, die Eltern wüßten nicht, wozu ihre Töchter gekauft werden? O ja, ſie wiſſen es recht gut. Die Kupplerinnen, welche dieſen ehrbaren Handel treiben, nehmen ſo viele der armen Kinder zu ſich, als ſie nur beherbergen können, manche bis dreißig. Die Mädchen bewohnen niedliche Zimmer, erhalten Unterricht im Tanz, in der Muſik, und Gott weiß, worin ſonſt noch; man kleidet ſie ſo vortheilhaft als möglich, und man wendet mehr oder weniger Koſten auf ihre Bildung oder ihren Schmuck, je nachdem ſie von der Natur reich oder karg begabt wurden. Die Meiſten ſind ſehr hübſch. Aber ach! Die Roſenzeit verſtreicht ſehr bald, der Herbſt bringt Mangel, der Winter Verzweiflung. Altern ſie nämlich und locken keine Liebhaber mehr, ſo wird ein Zelt vor der Hausthür aufgeſchlagen, da müſſen ſie ſitzen die ganze Nacht, und froh ſein, wenn das vorübergehende gemeine Volk ſie noch ſeiner Aufmerkſamkeit würdigt. Auch Mädchen, die noch jung und hübſch ſind, aber irgend etwas verbrochen haben, müſſen bisweilen zur Strafe dieſe nächtliche Schildwach ſtehen; und dennoch — ſollteſt du es glauben? — dennoch finden dieſe öffentlichen Verläugnerinnen der Schamhaftigkeit nicht ſelten Männer, die ſie heirathen, und werden dann für honnete Frauen gehalten! — Man lacht mich aus, wenn ich darüber erſtaune; man ſagt mir, bei uns,

in Europa, gehe es oft noch ärger zu. Hier in Nangasacki habe dieſe Schonung doch einen guten Grund. Was können nämlich die armen Mädchen dafür, daß ſie von ihren abſcheulichen Eltern verkauft werden? — Sie wählen ja ihren Stand nicht ſelbſt; ſie werden hineingeſtoßen, zu einer Zeit, wo ſie noch Kinder und eigener Vernunft nicht mächtig ſind. Bei uns hingegen — ſo behauptet man (denn Gottlob! meine eigene Erfahrung reicht nicht ſo weit), bei uns führen Eitelkeit, Wolluſt, Leichtſinn ſchon erwachſene Mädchen auf die ſchlüpfrige Bahn; und dennoch glitſchen ſie oft von derſelben hinab in die Arme eines ehrlichen Mannes, oder eines Dummkopfs, der, wenn er nur reich und mächtig iſt, wiederum Dummköpfe oder Schurken genug findet, die ſeine Frau für eine honnete Dame halten. — Nun meinetwegen! wenn ſie nur wenigſtens als Frauen ein ehrbares Leben führen.

Aber wenn es wahr iſt, daß ſelbſt die Kupplerinnen bei uns in großem Anſehen ſtehen, ſo werden wir durch die Japaneſer beſchämt. Hier ſollen zwar dieſe ſchändlichen Weiber oft ſehr reich werden, aber man nennt ſie Katsamau, welches man ungefähr durch des Teufels Großmutter überſetzen könnte. Um ſie vollends zu beſchimpfen, rechnet man ſie zu einer Zunft, die in Japan für unehrlich gehalten wird und Henkersdienſte verrichten muß, wozu denn die Kupplerinnen gleichfalls ihre Knechte zu ſchicken gezwungen ſind.

Doch ſchon zu lange habe ich bei den hübſchen Sünde-

rinnen verweilt; du möchteſt am Ende glauben, daß ich doch wohl mehr als Mitleid und Erbarmen für ſie empfunden hätte. Laß uns ſchnell in eine andere Straße biegen, die uns in die Mitte der Stadt, und zugleich in die Hölle führt. Ja, ja, in die Hölle, denn es ſteht nämlich daſelbſt das öffentliche Gefängniß, welches mit allem Recht den Namen Cokuja (die Hölle) verdient. Da gibt es eine große Anzahl von Käſichten, größer und kleiner, beſſer und ſchlechter, je nachdem die Bewohner mehr oder minder ſtrafbar, vielleicht auch mehr oder minder reich und vornehm ſind. Die Zahl der Gefangenen iſt ſelten unter hundert, obgleich das Henkerſchwert täglich aufzuräumen bemüht iſt. Ein eigener Platz iſt für die Tortur beſtimmt, ein anderer für ſtille Hinrichtungen. Schaudernd fragte ich unſern Dolmetſcher, was er darunter verſtehe? und ſchaudernd erfuhr ich, man ſchaffe ſich auf dieſe Weiſe Menſchen vom Halſe, die gewöhnlich ſchuldlos, aber überläſtig wären. Unſer guter E —, der neben mir ſtand und mich beobachtete, ſpottete abermals meines empörten Gefühls, und rief ſein ewiges: c'est tout comme chez nous! — Nein! Das übrige Europa kenne ich nicht, aber ich bin gewiß, daß er wenigſtens unſer liebes Vaterland nicht darunter verſteht; denn wo Alexander der Menſchenfreund herrſcht, da gibt es weder Torturen, noch heimliche Hinrichtungen.

Ich weiß doch nicht, ob ich in der Hölle zu Nangaſacki nicht lieber unter die Todten als unter die Lebendigen gehören möchte, denn die letztern ſind wohl noch übler

daran. Sie müſſen den ganzen Tag Wolle oder Hanf ſpinnen, oder Matten flechten, werden mit ſchlechtem Reiß ſehr kärglich genährt, und dürfen jährlich etwa ein halbes Dutzendmal auf einem kleinen Platze im Innern des Gefängniſſes ſpaziren gehen. Zur einzigen Erquickung iſt ihnen vergönnt, ſich dann und wann in einem großen Keſſel zu baden. Ich bin auch ein großer Liebhaber vom Baden, aber dieſe Keſſel ſehen in der That nicht einladend aus.

Wenn die Gefangenen gut zu hungern verſtehen, ſo können ſie ſich auch noch eine andere Freude im eigentlichſten Verſtande vom Munde abſparen. Wiſſen ſie es nämlich mit ihrem Magen ſo zu verabreden, daß von ihrer Portion Reiß täglich etwas übrig bleibt, ſo dürfen ſie am Ende aus dieſen Ueberbleibſeln ein Getränk brauen, welches Amaſacki heißt, nach meinem Urtheil ſehr ſchlecht ſchmeckt, aber angenehm berauſchen ſoll, und folglich ihr Sorgenbrecher wird.

Jetzt will ich auch ein Wörtchen von den Einwohnern von Nangaſacki reden. Einen großen Theil der Einwohnerinnen, wenigſtens den ſchönſten, kennſt du bereits. Wenn man zum erſten Mal in die Stadt tritt, ſollte man faſt auf den Argwohn gerathen, ſie werde blos von Bettlern und Hunden bewohnt, denn links und rechts wird man beſtändig angebettelt, angeknurrt und angeheult. Ob die Menſchen oder die Hunde am unverſchämteſten ſind, wage ich nicht zu entſcheiden.

Außer Bettlern, Hunden und Freudenmädchen, gibt es auch noch eine Menge Krämer und Handwerker in Nangaſacki, meiſt hungriges Volk, dem der Hunger aus den hohlen Wangen und die Begierde aus den hohlen Augen ſchaut. Rechne hierzu noch die Verkäufer von Lebensmitteln, die Matroſen, die Chineſen, die Pfaffen, die Polizei-Bedienten, und denke dir dann in den engen Straßen das bunte, übelriechende Gemiſch. Der Lärm, den alle dieſe Menſchen unter einander machen, iſt unbeſchreiblich, und ohne Baumwolle in den Ohren kaum auszuhalten. Hier bietet dir kreiſchend ein Krämer ſeine Ware, ein Handwerker ſein Kunſtprodukt, dort ein Gärtner ſeine Früchte, ein Bauer ſein Holz, ein Jäger ſein Wildpret; dazwiſchen ſchlagen die Wächter auf große Stöcke, die Bettelmönche murmeln Gebete, die Hunde heulen und bellen. Das iſt noch nicht alles. Wenn ein Kranker mit dem Tode ringt, oder wenn er eben geſtorben iſt, ſo verſammeln ſich Verwandte und Prieſter um ihn, ſingen fürchterliche Lieder und läuten mit Glocken dazu. Trifft ſich's vollends unglücklicherweiſe, daß die Chineſen eben ihre Götzen in Prozeſſion um einen Tempel tragen, ſo ſchallen auch noch Trompeten und Pauken dazwiſchen, und der Teufelslärm iſt vollſtändig.

Im Hafen geht es freilich etwas ruhiger zu, allein ungeſtört kann man auch da nicht in ſeiner Hangematte liegen. Von dem Geſchrei der Matroſen will ich gar nicht reden, das bin ich gewohnt; aber das unaufhörliche Gebrüll

der Nachtwächter, und wiederum die ſchweinsäugigen Chineſen, die Abends Papier zu verbrennen und als Opfer in die See zu werfen pflegen; ich ſage dir, die Luft zittert unaufhörlich von ſchneidenden, kreiſchenden, murmelnden und brüllenden Tönen.

Uebrigens nährt man ſich hier ziemlich gut, obgleich ein europäiſches Leckermaul manches vermiſſen möchte, beſonders an der Zubereitung. Aber es gibt herrliche Früchte, viele Gattungen von Gartengewächſen, Wildpret, Fiſche, Krebſe, alles in großer Menge. Nur mit ihrem Reißgetränk (Sacki) kann mein Gaumen ſich nicht vertragen, und ich ziehe das ſchöne, klare Waſſer, das aus dem Berge Tatta fließt, weit vor. Wer da weiß, wie köſtlich ein Trunk friſchen Waſſers einem Seemanne ſchmeckt, der wird mich nicht bedauern.

In alten Zeiten haben die Portugieſen hier eine große Rolle geſpielt. Durch Demuth und Beſcheidenheit niſtelten ſie ſich ein, und waren wohl gelitten bei Hohen und Niedern. Aber Demuth und Beſcheidenheit ſind Tugenden, die, nach der Behauptung unſers N. N. ein chriſtlicher Prieſter nur ſo lange ausübt, als er noch nicht feſt genug zu ſtehen glaubt; dann aber wirft er die läſtige Larve ab. Die Portugieſen ſammelten Schätze und wurden übermüthig. Ein vornehmer japaneſiſcher Staatsbeamter reiſte eines Tages zum Kaiſer; unterwegs begegnete ihm auf der Landſtraße ein portugieſiſcher Pfaff, der es für überflüſſig hielt, aus ſeinem Tragſeſſel zu ſteigen, wie es die

Landesgewohnheit erheischt, wenn man einem vornehmen Manne begegnet. Der Japaneser, eifersüchtig auf seinen Rang, wurde entrüstet, erbittert, trug die Sache dem Kaiser vor, schilderte die Fremdlinge als gefährliche Menschen, und kurz, diese unbedeutende Begebenheit soll die erste Veranlassung zu der Verfolgung und Ausrottung der Christen gegeben haben.

Vor einigen Tagen haben wir einer großen Ceremonie beigewohnt, die dem Gott Suwa, dem Schutzpatron von Nangasacki, zu Ehren gefeiert wurde, und bei der es, statt unserer langweiligen Predigten, recht unterhaltende Schauspiele gab. Ich will versuchen, dir eine kurze Schilderung davon zu machen. Manches habe ich freilich nicht recht begriffen, so oft ich auch um die Bedeutung gefragt habe; vielleicht haben auch manche seltsame Gewohnheiten nie eine Bedeutung gehabt, oder sie ist längst vergessen. Einige Tage vor dem Hauptfeste wurde eine närrische Prozession gehalten. Zuerst wurden zwei ausgehungerte Pferde geführt, deren sich jeder Iswoschtschick bei uns geschämt haben würde. Dann folgten eine Menge bunter Fahnen und allerlei Alterthümer, eine vergoldete Lanze, ein Stab, an den ein Federbusch, von weißem Papier ausgeschnitten, gebunden worden und ein Paar entsetzlich große, plumpe Schuhe. Eine Menge von Almosenbüchsen fehlten nicht, dann erschienen die prächtigen Zelte, unter welchen die Götzen wohnen und die an Stangen getragen werden. Sie sind achteckigt schön gefirnißt, mit vergoldeten Rän-

dern, mit metallenen Spiegeln behängt, und oben darauf ſteht ein goldener Kranich. Hinten nach trägt man ein Paar kleine hölzerne Stühle, deren man ſich am Hofe ihres Papſtes bedienen ſoll. Dann folgten abermals zwei lebendige Pferde-Skelette; die Prieſterſchaft und endlich der Pöbel machten den Beſchluß.

So zogen ſie zu ihrem vornehmſten Tempel auf dem Berge Tatta, zu dem man auf einer ſchönen Treppe von einigen hundert Stufen hinaufſteigt. Der große Vorhof desſelben iſt mit Gemälden und Statuen ausgeſchmückt, welche von frommen Gläubigen dahin verehrt worden, und die von den Einwohnern ſämmtlich für Meiſterſtücke gehalten werden. Nun du kennſt ja die chineſiſchen Theebüchſen.

Sobald die ganze Prozeſſion ſich daſelbſt geordnet hatte, erſchienen vier Abgeordnete des Gouverneurs, denen zwanzig Piken vorgetragen wurden, an welchen bunte Federbüſche luſtig flatterten. Die ehrbaren Herren wuſchen ſich gravitätiſch die Hände in einem Becken, das vor dem eigentlichen Tempel ſtand; dann gingen ſie hinein. Was ſie drinnen gemacht haben, weiß ich nicht. Man ſagte mir, ſie müßten da, zum Gedächtniß ihrer armen Vorfahren, ſchlechten Reißtrank zu ſich nehmen.

Um eben dieſes Gedächtniſſes willen war der Schauplatz des Hauptfeſtes, ein elender Tempel, ausdrücklich für dieſen Tag nur von Bambus erbaut und mit Stroh gedeckt. Wenn die ſtolzen Japaneſen ſich wirklich dabei ihrer

vormaligen Armuth erinnern, ſo gefällt mir das recht gut. Wenigſtens ſpenden ſie bei dieſer Gelegenheit ſo reichliche Almoſen, oder werfen ſie vielmehr ihren Pfaffen in ſolchem Ueberfluß zu, als wären es, wie beim römiſchen Carneval, nur Hände voll Zucker.

Was meinſt du wohl, worin die Hauptfeierlichkeit dieſes Tages beſtanden habe? — Wie oft habe ich dich an meine Seite gewünſcht, denn es wurden Schauſpiele und Ballete aufgeführt. Schon die Prozeſſion, in welcher man zum Tempel zog, war von der vorher beſchriebenen ganz verſchieden. Statt jener Roſinanten, eröffnete ein prächtiger goldener Sonnenſchirm den Zug, an dem mit großen Buchſtaben der Name der Straße zu leſen war, — (nämlich für den, der japaneſiſch leſen konnte), — auf deren Koſten dieſesmal das Feſt gefeiert wurde.

Den Sonnenſchirm begleiteten verlarvte Muſikanten, die theils auf Flöten bliesen und auf kleinen Trommeln wacker herumſchlugen, theils auch ihre lieblichen Stimmen ertönen ließen. Ich verſichere dich, es war eine verdammte Katzenmuſik, die höchſtens einem japaneſiſchen Götzen gefallen kann. Auf die Muſikanten folgten die Träger der Dekorationen und Maſchinerien. Das Schwerſte wurde von Handwerkern geſchleppt; das Leichte hingegen, als Stäbe, Blumen, Körbe, Raſenbänke und dergl. von wohlgeputzten Kindern aus jener Straße.

Jetzt erſchienen die Schauſpieler ſelbſt, prächtig gekleidet; zwiſchen ihnen tanzten die Tänzer einen trägen, ſchlep-

penden Tanz. Vielleicht nennen ſie dieſe langſamen Beinſchnörkel auch ſeriös, wie unſere Solotänzer ſehr komiſch zu thun pflegen. Den Beſchluß machten die ſämmtlichen Einwohner der Stadt in ihren Feierkleidern; ſie gingen paarweis, und ihre Bedienten trugen Stühle neben ihnen her.

Auf dem zur Darſtellung des Schauſpiels beſtimmten Vorhofe nahm nun Jeder nach Stand und Würden ſeinen Platz ein. Zwei Vorſteher des Tempels, ſchwarz gekleidet und verſchleiert, mit kurzen Stäben in den Händen, ſetzten ſich auf die oberſten Bänke. Gleich unter ihnen faßten vier weiße Pfaffen mit ſchwarzen Mützen Poſto, die auch wohl vornehmer ſein mochten als die übrigen. Die dritte und niedrigſte Bank nahm die übrige Geiſtlichkeit ein, die eine Art von blanken, gefirnißten Grenadiermützen trug. Von uns Fremdlingen nahm man dabei keine beſondere Notiz; man bewachte unſere Schritte, aber man lenkte ſie nicht. Den Pfaffen zu beiden Seiten drängten wir uns ungehindert vor, zum Sitzen lud uns Niemand ein. Es iſt wohl ſeltſam, dachte ich; bei uns darf ſich kein Prediger im Schauſpiel ſehen laſſen, ohne Aergerniß zu geben, und in Japan werden die Schauſpiele ausdrücklich für und durch die Geiſtlichkeit veranſtaltet.

Den Tempelvorſtehern gerade gegenüber ſaßen die Deputirten des Gouverneurs, etwas erhaben, unter einem koſtbaren Zelte. Der zudringende Pöbel wurde, wie überall, durch den Stock der Polizeibeamten im Zaum gehalten.

In der Mitte des Vorhofs befand ſich das Theater,

zwar nicht, wie die unſrigen, mit Couliſſen verſehen, aber doch ſonſt mit allerlei gemahlten Dekorationen recht artig aufgeputzt. Es gab da Häuſer und Gärten, Brunnen und Brücken, Berge und Wälder, Alles ziemlich täuſchend dargeſtellt. Oft wurde der Schauplatz in Einem Augenblick verwandelt, und die Maſchinerie ging weit beſſer als gewöhnlich auf unſern Bühnen. Der Schauſpieler, männliche und weibliche zuſammen gerechnet, mochten etwa ein Dutzend ſein. Die Actricen werden aus der Straße der hübſchen Mädchen genommen, von welchen ich dir ſchon erzählt habe. Die Acteurs aber ſind Jünglinge aus der Straße, deren Sonnenſchirm den Zug eröffnete. Alſo auch hier geht noch das Vorurtheil im Schwange, welches einſt in ganz Europa herrſchte: daß Comödien ſpielen das Frauenzimmer entehre, aber nicht die Männer.

Die Kleidungen waren größtentheils prächtig, und das Koſtüm den Rollen angemeſſen. Nagelneu hatte man alle dazu verfertigt, denn man hält es für eine Schande, bei ſolchen Gelegenheiten etwas ſchon Gebrauchtes zum Vorſchein zu bringen.

Das Stück ſelbſt war eine Liebes- und Heldengeſchichte in Verſen, durch muſikaliſche Chöre und Tänze unterbrochen, aber leider habe ich blutwenig davon verſtanden, und ohne die wirklich überraſchende Mimik der Schauſpieler, würde ich hier nichts errathen haben. Zwei Prinzen ſtritten um einen Thron und um eine Geliebte; die Geliebte wurde zuletzt umgebracht, ich glaube auf Befehl der Mutter der

beiden Prinzen. Der Gegenſtand ihrer Schauſpiele ſoll immer aus der alten Landesgeſchichte hergenommen ſein, und mich deucht, das iſt ſehr löblich. Ich meine, es wäre recht gut, wenn bei uns auch eine ſolche Gewohnheit herrſchte, ſo würde Jedermann ſpielend von den Schickſalen ſeiner Voreltern unterrichtet werden. Mitunter gab es ſehr tragiſche Scenen, bei welchen die Schauſpieler laut heulten und grimmig geſtikulirten. Auch verfehlte ihr Spiel ſeine Wirkung auf die Zuſchauer keineswegs, denn in manchem blinzelnden Auge ſah ich Thränen japaniſcher Wehmuth. Wenn es aber eben auf der Bühne am ärgſten und traurigſten herging, ſo ſprang plötzlich eine Art von Hanswurſt hervor, machte Poſſen, wie unſere Harlekine, und verſetzte das Publikum ſehr ſchnell wieder in eine behagliche Stimmung. Uebrigens bemerkte man weder an Tänzern noch Schauſpielern die geringſte Verlegenheit; es ſchien, als ob ſie ihr Handwerk täglich trieben. Das Ganze, die Prozeſſion ungerechnet, dauerte etwa zwei Stunden, und zwar Vormittags, denn gegen Mittag muß Alles geendigt ſein. Am Schluß erhuben ſich die beiden Tempelvorſteher von ihren Sitzen, ſchritten ſehr gravitätiſch quer über den Platz bis zu dem Zelte der Deputirten, dankten ihnen für ihre geneigte Gegenwart, die Prozeſſion ſetzte ſich wieder in Bewegung, und Jedermann ging nach Hauſe.

Bei Tiſche machte heute einer unſerer Reiſegefährten die Bemerkung: daß man bei uns wohl in der That zu wenig auf Straßenſchauſpieler halte, da ſie doch gewiß als

ein treffliches Mittel zur Aufklärung oder Lenkung des Pöbels benutzt werden könnten.

Ich wüßte dir wohl noch allerlei närriſche Dinge zu erzählen; es wird aber hier ſo viel Zeit mit dem Sehen zugebracht, daß zum Schreiben wenig übrig bleibt. Eine wunderliche Manier haben die Japaneſer, einen Menſchen zu kuriren, der Bauchgrimmen hat. Sie ergreifen nämlich ohne Umſtände eine dünne ſpitzige Nadel von Gold oder Silber, und ſtechen ihm ein Loch in den Bauch. Dazu bedienen ſie ſich ſogar eines Hammers, mit dem ſie die Nadel in den Leib ſchlagen, wie wir einen Nagel in die Wand zu treiben pflegen. Ich begreife nicht, wie es zugeht, daß ſie ihre Patienten nicht ermorden, und noch weniger begreife ich, daß ſie wirklich ſchnelle, oft wunderähnliche Hilfe dadurch verſchaffen. Bei uns auf dem Lande habe ich wohl gehört, daß man geſchwollenes Rindvieh bisweilen auf dieſe Weiſe ſticht, aber ein Menſch iſt doch kein Rindvieh, wenigſtens nicht immer.

Uebrigens ſoll die Kunſt, jene Nadeln zu verfertigen, ſchwerer ſein, als die, ſie in den Leib zu ſtoßen. Das allerreinſte Gold und Silber muß dazu genommen, und demſelben ein hoher Grad von Härte gegeben werden. Deshalb darf ſich auch niemand unterſtehen, ohne ausdrückliche Erlaubniß Sr. kaiſerlichen Majeſtät, ein ſolcher Nadelmacher zu werden.

Ueberhaupt ſind die Japaneſer Liebhaber von heroiſchen Kuren. Sie haben noch eine, die ich nicht ohne Schau-

dern mit angesehen habe, obgleich man mich versichert, sie sei eben nicht sehr schmerzhaft, und man bediene sich deren bisweilen auch in Europa. Sie drehen nämlich ein Bündelchen von getrocknetem Beifuß zusammen, welches fast so weich als Wolle ist; das setzen sie dem Patienten auf den bloßen Leib, und zünden es in Gottes Namen an. Es brennt ganz langsam und lieblich; der Zuschauer würde es kaum gewahr werden, wenn nicht ein wenig Rauch aufstiege; aber ich denke, der, dem es auf die Haut brennt, muß es doch wohl fühlen. Dies Mittel nennen sie Mora, und treiben einen ungeheuren Mißbrauch damit, so wie die Europäer vormals mit dem Aderlassen. Viele Leute appliciren es monatlich, wenigstens einmal, um Krankheiten vorzubeugen. Ich habe einen Jungen auf der Straße gesehen, der sich zum Spaß solche kleine Feuerkegel auf die Haut setzte.

Die Herren Aerzte zu Nangasacki versichern, die Mora helfe für alles, besonders auch für das Podagra. Gewöhnlich wird sie längs dem Rückgrat, oder an den Seiten, da wo die Nieren sitzen, applicirt, weshalb auch die Rücken der Japanesen aussehen, als ob sie sammt und sonders den Staupbesen bekommen hätten. Dabei haben sie die fatale Mode, alle Augenblicke ihr Oberkleid, wenn es sie nur im geringsten an etwas hindert, bis auf den Gürtel herabfallen zu lassen. Da sie nun keine Hemden tragen, so hat man beständig Gelegenheit, die ekelhaften Spuren der Mora zu erblicken, und zwar bei Weibern

ſo gut als bei Männern, ob es gleich wahrhaftig ihre Reize nicht erhöht. Soll die Kur recht wirkſam ſein, ſo muß der gebrannte Fleck eitern, und thut er das nicht, ſo legt man Zwiebeln darauf, um die Wunde dazu zu nöthigen. Nun denke dir ein hübſches, halb nacktes Frauenzimmer mit eiternden Wunden, und das dabei recht lieblich nach Zwiebeln ſtinkt.

Drollig charakteriſtiſch ſcheint es mir auch, daß die Japaneſer, die ſonſt eben nicht barmherzig gegen ihre Gefangenen ſind, dennoch nicht wagen, ihnen das Vergnügen der Mora zu verweigern. Es mag einer um der ärgſten Verbrechen willen in Ketten und Banden ſitzen, die Wolluſt, ſich Löcher in den Leib zu brennen, ſo viel er Luſt hat, wird ihm großmüthig verſtattet.

Ich muß ſchließen, denn morgen ſollen unſere Briefe abgehen. Habe ich dir nichts neues erzählt, lieber Vater; oder habe ich etwa gar das Alte ſchlecht erzählt, ſo mußt du einem Jüngling verzeihen, dem alles neu vorkommt, und der auf der See wenig Gelegenheit findet, im erzählenden Stil ſich zu üben. Tauſend Grüße u. ſ. w.

Paradoxon oder Schwärmerei, wie man will.

(Honny soit qui mal y pense.)

Veredlung des Menſchengeſchlechts! davon ſchwatzt und ſchreibt die ganze Welt. Und die Mittel, welche man

gewöhnlich vorschlägt, um diesen großen Zweck zu erreichen, sind: Erziehung, Moral, Religion, Gesetze. Die helfen aber alle nichts, oder doch nicht viel; sind lauter Palliativ-Mittel. Daß sie nichts helfen, bedarf keines Beweises, denn wenn wir uns nicht täglich verschlimmern, so werden wir doch auch wahrhaftig um nichts besser. Davon, meine ich, liegt die Ursach ganz allein in unserm gesunkenen physischen Produktions-Vermögen; wer diesem aufhilft, der veredelt die Menschheit. Das Mittel hiezu wird in keiner Apotheke verfertigt, kein Baum trägt es als Rinde, keine Heilquelle führt es bei sich; und dennoch hat die Natur es längst verrathen, Jedermann kennt es, Jedermann bringt es in Anwendung, doch nur selten bei Menschen, und das ist eben der Fehler.

Ich habe überhaupt schon öfters bemerkt, daß wir unsere besten und klügsten Einrichtungen gemeiniglich für die Thiere treffen. Da beobachten wir unverdrossen die Natur, und schleichen ihr so lange nach, bis wir ihr etwas abgelauscht haben, das bringen wir dann zum Nutzen der Thiere in Anwendung, und nur selten gerathen wir auf den klugen Einfall, es auch auf den Menschen auszudehnen.

Das leichte Mittel, die Menschheit zu veredeln, ist Vermischung der Raçen. Wir sind Thiere, die auf zwei Beinen gehen, und weiter nichts; wenigstens sind wir in Ansehung unserer Organisation allen Gesetzen unterworfen, welchen auch die Thiere gehorchen. Will der

Jäger einen guten Jagdhund ziehen, ſo darf er keinen Mops dazu nehmen. Es iſt aber noch nicht genug, daß er ſeinen Zögling aus der Raçe der Jagdhunde wählt, er muß auch auf deſſen Familie Rückſicht nehmen, und wie wird eine edle Jagdhunds-Familie erhalten, vor Ausartung bewahrt? Blos indem man die Glieder derſelben mit fremden Jagdhunden vermählt. Unfehlbar hingegen wird nach einigen Generationen die ganze Familie zur Jagd untauglich, wenn man ſie ſtets unter einander verheirathet. Dasſelbe gilt von den Pferden, von den Schafen u. ſ. w., ja ſogar von den Blumen; denn man frage nur jeden Nelkenfreund, wie er es mache, um ſchöne Nelken zu bekommen. Auch die edelſten Früchte werden auf wilde Stämme gepfropft.

Alles in der Natur, alſo auch die hervorbringende Kraft der Natur, hat ſeine Epochen, iſt gleichſam einmal Kind geweſen, iſt Jüngling, Mann geworden, wird zum Greiſe werden, oder iſt es ſchon. Als jene hervorbringende Kraft im männlichen Alter war, da entſtand der Menſch, das Meiſterſtück der Schöpfung, und vermuthlich iſt er Jahrtauſende lang entſtanden, ohne daß die Natur ſeiner Mitwirkung bedurft hat, bis endlich ihre eigene Jugendkraft nach und nach zu ſchwinden begann, und nur noch Ueberreſte derſelben in den Geſchöpfen fortwirkten.

Daß jene erſten, alle von der Natur ſelbſt erzeugten Menſchen, mit unſern heutigen kraftloſen Geſchlechtern gar

nicht verglichen werden dürfen, verſteht ſich von ſelbſt. Als nun aber das Greiſenalter unſerer Erde heran rückte, und ſie nichts neues mehr hervorzubringen vermochte, da mußten ſich die einmal vorhandenen Geſchöpfe mit denjenigen Kräften behelfen, die ſie gleichſam zur Mitgabe bekommen hatten. Sie thaten es, und thun es noch, wiederum ſeit Jahrtauſenden. Es geht ihnen aber damit wie ihrer Schöpferin; dieſe mitgetheilte Kraft nämlich, kann ſich unmöglich auf gleicher Höhe erhalten, ſie muß ſinken, und ſinkt wirklich, ſo wie die allgemeine Schöpfungskraft geſunken iſt.

In der Zeugungskraft des Menſchen — dieſem unaufgelöſten und ewig unauflösbaren Räthſel, — hat die Natur alle übrige Zeugungskräfte belebter und unbelebter Weſen gleichſam vereinigt, um die höchſte Wirkung derſelben, den Verſtand, hervor zu bringen, der das Reſultat der vollkommenſten Organiſation iſt. Das mehr oder weniger dieſer Vollkommenheit beſtimmt die Grade des Verſtandes. Die verſchiedenen Geſchlechter der Menſchen erfreuen ſich ihrer in ſehr verſchiedenen Graden, und, Jedes für ſich genommen, kann nur fortpflanzen was es beſitzt. Daraus folgt nun, daß, ſelbſt bei den ausgezeichneteſten Geſchlechtern, die einzelnen Kräfte und Vollkommenheiten nach und nach ſinken und ſchwinden müſſen, wenn ſie nicht durch Kreuz- und Querheirathen ſich die Vorzüge anderer Geſchlechter aneignen, die ſchon beſeſſenen dadurch auf's neue heben, und vor Abnutzung bewahren.

Der Hauptſatz iſt alſo der: »Je weniger zahlreich eine Gattung von Menſchen iſt, und je ſtrenger ſie das naturwidrige Geſetz befolgt, blos durch ihre eigenen Mitglieder ſich fort zu pflanzen, je ſchneller ſinken ihre edlen Kräfte, je unaufhaltbarer nähert ſie ſich der Verthierung (Abrutiſſement).«

Iſt dieſer Satz richtig, ſo muß die Erfahrung ihn beweiſen, und ſie beweiſt ihn wirklich. Freilich vor der Hand noch mit vielen Ausnahmen, deren jedoch nothwendig immer weniger werden müſſen.

Warum war das Geſchlecht unſerer Voreltern kräftiger? — Zwar ſtand es auch ſchon weit genug von ſeinem Urſprung ab, allein die Völker-Wanderungen gaben der Zeugungskraft einen neuen Schwung; der Gothe miſchte ſich mit der Römerin, der Scythe mit der Griechin. Auch kommt es dabei keineswegs auf die ſogenannten Geiſteskräfte der Neuverbundenen an, denn ein dummer Neger und eine dumme Europäerin erzeugen einen verſchmizten Mulatten. Wäre hingegen der Vorſchlag jenes Philoſophen ausgeführt worden, in irgend einer Stadt nur die edelſten Menſchen zu verſammeln, um die edelſte Race allein durch ſie fort zu pflanzen, ſo würde man ſicher in dieſer Stadt nach einigen Jahrhunderten lauter Dummköpfe gefunden haben.

Gewiß vergaß Gibbon, unter den Urſachen, die den Verfall der Römer bewirkten, auch dieſe mit anzuführen, daß der edle Römer nur eine römiſche Bürgerin heirathen

durfte. Da nun lange Zeit das römiſche Bürgerrecht blos auf die Stadt Rom eingeſchränkt blieb, ſo mußten nothwendig die Verwandtſchaften ſich häufen, immer enger werden, und Ausartung zur Folge haben.

Es hat einmal Jemand vorgeſchlagen, eine Nation mit der andern zu vermählen. Man ſollte nämlich alle Töchter der einen ſchon als zarte Kinder zu der andern ſchicken, die ihrigen dagegen empfangen, erziehen, und dieſe Fremdlinge mit den einheimiſchen Söhnen verbinden. Das wäre in der That ein vortreffliches Mittel, beiden Nationen einen kräftigen Schwung zu geben. Nebenher entſtünde noch der Vortheil daraus, daß Kriege zwiſchen beiden ſeltner ſein würden.

Mit einem Worte: Geburt und Rang möchten bei Männern ſo ſtreng beobachtet werden, als man nur immer wollte, bei dem weiblichen Geſchlecht hingegen müßte nie die Rede davon ſein. (Es weiß ſich ohnehin ſelten darin zu finden.) Nur unter dieſer Bedingung darf man Veredlung des Menſchengeſchlechts hoffen.

Ich habe von den Bauern geſchwiegen, weil ſie als die zahlreichſte Menſchenklaſſe ihre Kräfte ohnehin am längſten erhalten werden. Doch wäre auch für dieſe das Geſetz höchſt nothwendig, daß kein Bauer ein Mädchen aus ſeinem eigenen Dorfe heirathen dürfte.

Aber — wird ein denkender Kopf einwenden — iſt die Erfahrung bewährt, und folglich der Satz richtig, ſo muß auch nothwendig — wenn einſt nach vielen tauſend Jahren

alle nur mögliche Verbindungen in allen nur möglichen Richtungen getroffen werden, — das ganze Menschengeschlecht nur eine einzige Familie ausmachen, und gar kein Mädchen mehr gefunden werden, mit dem man nicht zu nahe verwandt wäre? Man rücke diesen Zeitpunkt so weit hinaus als man wolle, endlich muß er doch kommen? —

Allerdings ist die Bemerkung richtig, und das ist es eben, was nach Jahrtausenden den Menschen den unvermeidlichen Untergang bereiten wird, so wie es ihn den großen, ausgestorbenen Thiergattungen bereitet hat. Die Kraft, die anfangs von der Natur ausging, eine Zeit lang sich erhielt, aber in unserer jetzigen Epoche nur vermittelst des Durchkreuzens hingehalten wird, muß und wird, sobald kein Durchkreuzen mehr Statt findet, sinken und ersterben. Dann wird endlich die alte Erde von lauter einfältigen Halbmenschen bewohnt sein, die immer tiefer und tiefer zur Thierheit hinab steigen, immer schwächer und seltener sich fortpflanzen werden, bis ihr Geschlecht ausgeht.

Vielleicht gab es in der Urzeit Geschöpfe, die auf einer noch höhern Stufe standen als der Mensch, die aber aus gleichen Ursachen bereits ausgestorben sind. Vielleicht wird eine Zeit kommen, wo man auf der Welt vergessen haben wird, daß es einst Menschen gab; bis etwa plötzlich die alte erschöpfte Erde durch die Vermählung mit einem Kometen ihre Schöpfungskraft verjüngt, und auf's neue die stolzen Geschlechter zu erzeugen vermag.

Burſchikos.

Ein fatales Wort; aber die Sache iſt noch weit fataler, und leider jetzt ziemlich allgemein. Egoiſtiſch, übermüthig, hochfahrend, ſind oft Synonyme von burſchikos. — Wenn der Student ſich über alle Convenienzen hinweg ſetzt, kein Geſetz achtet, ſondern blos nach Laune und Dünkel handelt, oder dem thieriſchen Triebe eine Kraft zu äußern gehorcht; wenn er oft dabei weder auf Moral, noch Sittlichkeit Rückſicht nimmt, ſich Alles für erlaubt, und den, der ihn hindern will, für einen Philiſter hält, dem man die Fenſter einwerfen muß, — wenn der Student alles dies mehr oder weniger denkt, thut, treibt, ſo iſt er burſchikos.

Das möchte hingehen: man verzeiht der Jugend; die Hörner müſſen abgelaufen werden; ſo iſt es immer geweſen. Nur mit dem Unterſchiede, daß vormals die Studenten, wenn ſie nach Hauſe kamen, ſich nach den Philiſtern, jetzt hingegen die Philiſter ſich nach ihnen bilden. Ja wir leben im burſchikoſen Zeitalter. Ach für welche begangene Miſſethat ſtraft uns Gott ſo ſchwer, daß wir die ekelhafte Beimiſchung des Burſchikoſen jetzt überall finden und dulden müſſen! In Wiſſenſchaften, Künſten, Moral, Erziehung und Sitten! — Bedarf es noch Beweiſe? — Die Philoſophie hat ihren Schelling, die Arzneikunſt ihren Röſchlaub; die Poeſie ganze Legionen von jungen und alten Studenten; die Kritik hat ihre burſchikoſen

Richterſtühle (man denke z. B. nur an das, was ſich Voß gegen Heyne (!) erlaubte), die Künſte liefern uns nur burſchikoſes Geſchwätz; Romane gefallen nicht ohne Banditen oder Ritter, die wie leibhafte Studenten ſich geberden; ja ſogar die Taktik iſt völlig burſchikos geworden. In der Moral gibt es Ehen en quatre, die Rache iſt göttlich, die Faulheit göttlich, die Beſcheidenheit albern; die Erziehung ſucht der Natur vorzueilen, ſtempelt Knaben zu Männern, und ſchreit unaufhörlich, bewundert unſer Machwerk; die Sitten ſind nicht ungezwungen, ſondern ausgelaſſen. Alte Jünglinge und junge Alte kleiden ſich wie Studenten; und benehmen ſich auch ſo. Die Mädchen laufen ohne Mütter auf den Straßen herum, und bewegen die ſtruppichten Köpfe auf nackenden Körpern.

Woher dieſe Verwandlung? — Man hat doch Jahrhunderte lang das Burſchikoſe blos den Studenten überlaſſen, und ſtets einen Widerwillen dagegen empfunden, wie kommt es denn, daß man jetzt es nicht blos duldet, ſondern auch nachahmt? —

Man könnte ſagen, es liege in der erſten Erziehung, die jetzt burſchikos iſt, und deren zahlreiche Experimente ſo ziemlich alle darauf hinauslaufen, Egoiſten zu bilden. Aber das iſt es nicht allein, denn wie hätte man uns wieder dahin bringen können, eine ſolche Erziehung zu adoptiren? — Nein, es iſt der Trieb des Menſchen nach Ungebundenheit. Dieſer Trieb war freilich ſtets vorhanden,

und wird auch in aller Ewigkeit exiſtiren, allein er wurde weniger begünſtigt.

Alle Menſchen waren einſt wilde Thiere, Jeder lebte für ſich in den Wäldern burſchikos; die Noth hat den Menſchen gezähmt. Doch — wie alle wilde Thiere, die gezähmt werden, — ergreift er die erſte Gelegenheit, die ſich ihm darbietet, zu ſeiner erſten Lebensweiſe, mehr oder weniger, zurück zu kehren, wenn er ſich gleich in zahmen Zuſtande weit beſſer befand.

Was einſt den Menſchen zähmte, muß immer fortdauern, wenn man ihn zahm erhalten will; alſo die Noth. Sie iſt nicht blos (wie tauſendmal geſagt worden) die Lehrmeiſterin der Künſte und Wiſſenſchaften, ſondern auch der Tugenden, und, es klinge immerhin parador, es bleibt doch wahr, daß jede geübte Tugend immer eine Noth vorausſetzt, wäre es auch nur die Seligkeitsnoth.

Wenn der Menſch, um ſeinen Unterhalt zu finden, beſcheiden, fleißig, ordentlich ſein muß, ſo wird er es ſein. Wenn er hingegen als burſchikoſer Herumtreiber vom Staate ernährt und geehrt wird, ſo neigt er ſich flugs zur alten Wildheit. Soll alſo jener burſchikoſe, empörende Egoismus wieder vertilgt werden, ſo müſſen die Fürſten die Schwierigkeit, Unterhalt zu finden, mit einem Worte, die Noth vergrößern; dann wird Alles wieder zahm und vernünftig werden. Levaillant's Affe lief davon, wenn er dumme Streiche gemacht hatte, aber die Noth trieb ihn bald zurück.

Der erſte Schritt zur Ausführung meines guten Rathes

müßte durch Verſtopfung einer Quelle geſchehen, aus der jetzt ſo mancher burſchikoſe Jüngling ſeinen Unterhalt ſchöpft; ich meine die ungezügelte Schriftſtellerei. Der Buchhandel muß durchaus einer ſtrengern Polizei unterworfen werden. Ich rede nicht blos von ſchädlichen Seelenſpeiſen, ſondern auch von Ueberfüllung. Man hat eine Menge Luxusgeſetze über Hochzeit- und Kindtaufſchmäuſe, wo die Anzahl der Schüſſeln vorgeſchrieben iſt, nicht damit die Gäſte nichts Schädliches genießen, ſondern damit ſie nicht ſchwelgen ſollen. So ſorgt man für den Körper, aber die Seele läßt man nach Belieben ſchwelgen; daher findet man auch jetzt nichts häufiger als kranke Seelen.

Man ſollte eine Buchhändler-Schule errichten, in der Männer von altem Schrot und Korn die Kunſt lehrten, Bücher zu beurtheilen, bevor man ſie druckt, und keine andere zu drucken, als ſolche, die wahre Ausbeute für Wiſſenſchaft, Kunſt und Geſchmack gäben. O wie viele tauſend ſchreibſelige Hände würden dann dem Pfluge oder andern nützlichen Beſchäftigungen wieder gegeben werden! Denn die ſchlechten Schriftſteller gleichen den leichtfertigen Dirnen: ſie hüten ſich Kinder zu gebähren, wenn ſie kein Findelhaus wiſſen, wo man ſie ihnen abnimmt. Die Leipziger Meſſe iſt ein ſolches Findelhaus.

Die burſchikoſe Philoſophie wäre leicht auszurotten; man dürfte ihr nur keine Ehrentitel und kein Geld mehr geben, das hält dieſe Philoſophie nicht aus.

Eben das gilt von der burſchikoſen Poeſie, die, ſobald ſie kein Aufſehen mehr erregt, ſchwindſüchtig wird.

Eine ſchlimme Sache iſt es um die burſchikoſe Taktik. Es gibt freilich auch gegen dieſe ein unfehlbares Mittel, aber es iſt hart. Peter der Große hatte einſt den Gedanken, um ſeiner burſchikoſen Nachbarn, der Perſer willen, die Grenzen ſeines Reichs zuſammen zu ziehen, und durch Wüſteneien zwiſchen Rußland und Perſien eine Kluft zu befeſtigen. Das verdient Nachahmung. Man ſchaffe das Land, in welches der Feind einzubrechen droht, ſchnell zur öden Wüſte um, man treibe Menſchen und Vieh hinweg, und geſchwind wird der burſchikoſe Feind wieder Magazine anlegen, und zur alten menſchlicheren Taktik zurückkehren.

Auf die Sitten, meint man gewöhnlich, könne nur durch Beiſpiel von oben herab gewirkt werden. In dieſem Falle würde ich Berlin Glück wünſchen. Aber dem iſt nicht alſo. Nicht das Beiſpiel, nur die Noth erzeugt reine Sitten. Der Fürſt mache nur den Verſuch: er jage die Ehe en quatre zum Lande hinaus; er beſtrafe den Prediger der Rache; er laſſe den Faulen hungern; er verachte den Unbeſcheidenen; er gebe nur ſolchen Aemter, die weder burſchikos denken, noch handeln; er verſage ſeinen Beamten die Einwilligung zur Heirath, wenn ſie nicht ſittſame Mädchen wählen; o wie ſchnell wird er ſich von Tugenden umringt ſehen, an deren Daſein er in ſeiner üppigen Reſidenz verzweifelte. Ihm kann es gleich viel gelten, aus welcher Quelle dieſe Tugenden entſpringen, wenn ſie nur da ſind. Die feinſte Regierungskunſt beſteht darin, die Noth gehörig zu unterhalten. Ich meine aber nicht blos Speiſenoth,

ſondern auch Ehrennoth, die oft eben ſo heftig iſt. Wer Falken dreſſiren will, zieht ihnen Kappen über die Köpfe, und läßt ſie weder eſſen, noch ſchlafen. Die heutige Vernichtung des Nützlichen kann nur durch Hunger ausgerottet werden. Hätte ich das vor fünfzig Jahren geſagt, ſo hätte ich eine grauſame Denkungsart verrathen; doch heut zu Tage iſt das Uebel weit grauſamer, als das Mittel dagegen; denn wahrlich! ein vernünftiger, ordentlicher, beſcheidener Menſch kann es unter dem burſchikoſen, egoiſtiſchen Volke kaum mehr aushalten.

Noch ein herrliches Mittel, die kranken Sitten zu heilen, wäre die Wiederherſtellung des Cenſoramts. Wir machen ja den Griechen und Römern ſo gern alles nach, warum nicht auch das? — Ich weiß zwar wohl, daß Montesquieu behauptet, dieſes Amt paſſe nur für Demokratien, allein der Grund, den er angibt, ſcheint mir nicht genügend. »Monarchien,« ſagt er, »ſind auf Ehre gegründet, und die Ehre hat ohnehin die ganze Welt zum Cenſor.«

Das klingt ſchön. Aber wenn nun die Begriffe von Ehre verworren ſind? wenn derjenige, der am unverſchämteſten imponirt, ſich auch das meiſte Anſehen ertrotzt? wenn das Schlechte dadurch zu Ehren gebracht wird, daß man ſich des Schlechten ſchamlos rühmen darf? — O, wie herrlich wäre es dann, wenn in jeder Stadt der redlichſte Greis, durch die Stimmen ſeiner Mitbürger zum Cenſor erwählt, jährlich ein paar Mal vor einen unter freiem Himmel verſammelten Areopag treten, und alle die Sünden laut nen-

nen dürfte, von welchen die Geſetze geſchwiegen haben! Dieſer furchtbare Richterſtuhl der öffentlichen Meinung, ha! wie ſchnell würde er die Reinheit der Sitten zurückführen. »Jenes römiſche Geſetz zum Beiſpiel, welches den Ehebruch öffentlich anzuklagen gebot, war ein Schutzengel der ehelichen Treue, ſo wie das Verhältniß der Jünglinge zu den Greiſen, ein Schutzengel der Sitten im Allgemeinen. Ehrfurcht für den Greis hielt die Jünglinge, und Achtung für ſich ſelbſt die Greiſe im Zaum.« So ſpricht Montesquieu.

Berühmte Einäugige.

Die Geſchichte liefert eine Menge von Beiſpielen, daß Menſchen mit Einem Auge beſſer und weiter ſehen, als andere mit zweien. Das macht: ſie übten ihr Eines Auge, und richteten es feſt auf ihr Vaterland, indeſſen wir gewöhnlich unſere beiden zuthun, um des Vaterlandes Schimpf und Jammer nicht zu ſehen.

Die tapferſten und geſchickteſten Feldherrn, ſagt Plutarch im Leben des Sertorius, waren einäugig. Er nennt Philipp, Antigonus, Hannibal, Sertorius. Der kühne Römer Horatius, der allein die Brücke vertheidigte, bis ſie hinter ihm abgeworfen war, und der alsdann ſchwer bewaffnet in die Wellen der Tiber ſprang, ſchwimmend die Heimath erreichte, dieſer Gewaltige wurde Cocles zubenamt, weil er im Kampf ein Auge verloren hatte.

Der weiſe Lykurg machte ein Geſetz, welches den Reichen mißfiel, deren Pöbel ihn mit Steinwürfen verfolgte. Er floh in einen Tempel. Alexander, ein übermüthiger Jüngling, dem, nach Art reicher Jünglinge, nichts heilig war, ſchlug ihm mit ſeinem Stocke am Altare ein Auge aus. Lykurg verbiß den Schmerz; er wandte ſich gegen das Volk, und zeigte ihm den gräßlichen Anblick einer Blutquelle, die aus ſeiner Augenhöhle über den ehrwürdigen Bart rann. Das Volk ſchauderte, wüthete gegen den Thäter, und überlieferte ihn dem Gemißhandelten. Lykurg verzieh, und fuhr fort mit Einem Auge ſo unermüdet über des Volkes Glück zu wachen, daß man nach ſeinem Tode ihm einen Tempel widmete.

Claudius Civilis, der tapfere Bataver, der einen ehrenvollen Platz in Tacitus Geſchichte einnimmt, war einäugig. Den Kaiſer Albrecht, einen der öſterreichiſchen Helden, ſollen in ſeiner Jugend die Aerzte bei den Beinen aufgehängt haben, um verſchlucktes Gift wieder von ſich zu geben. Dieſe Operation koſtete ihm ein Auge, verhinderte ihn aber nicht, zwölf Schlachten in eigner Perſon zu gewinnen. Den Feind im offenen Felde ſah er recht gut, aber den Feind in ſeinem Hauſe ahnete er nicht, weil kein Held mißtrauiſch iſt. Er fiel 1308 unter den Dolchen der Meuchelmörder.

Der ſiegreiche Feldherr der Huſſiten, Ziska, war einäugig.

Chriſtian IV., König von Dänemark, verlor in einer

Seeſchlacht ein Auge, und bedeckte dieſen Mangel oft mit dem Lorbeerkranz des Sieges.

Der tapfere Philipp von Orleans, der nur vor Turin dem Prinzen Eugen wich, war einäugig. Dennoch hielt er nicht blos unter Ludwig XV. die Zügel von Frankreich, nein, er malte auch in Miniatur.

Doch warum ſoll ich Helden, und immer nur Helden nennen? — Nicht der Kriegsgott allein, auch der Gott der Liebe verſagt ſeine Gunſt den Einäugigen nicht. In Schiller's Don Carlos wird die Rolle der Prinzeſſin Eboli gewöhnlich von einer hübſchen zweiäugigen Schauſpielerin dargeſtellt, allein das iſt gegen das Koſtüm. Dieſes ſchöne, kluge Weib, das unter Philipp II. eine ſo große Rolle ſpielte, und für deſſen Reize ſo manche mit Augen wohl begabte Männer ſeufzten, war doch nur einäugig.

Wer daran zweifelt, oder es gar für unmöglich halten möchte, daß ein einäugiges Frauenzimmer ſehr reizend ſein könne — o der hat Sophie Brentano nicht gekannt! — Dieſes holde Geſchöpf, das Wieland in ſeinem Garten begrub, hatte ſich in der Kindheit ein Auge mit einer kleinen Schere ausgeſtochen, und dennoch gab es nichts lieblicheres als ihr Geſicht, nichts tiefer zum Herzen dringendes, als den Blick ihres Einen Auges. Gutmüthige Schalkheit wohnte darin, die immer bereit war, ſchwärmeriſcher Empfindung Platz zu machen. Ein Lächeln, ſo fein, als habe ſie es dem Dichter der Muſarion abgeſtohlen, ſchwebte um ihre ſchönen Lippen; ihr Geiſt feſſelte

den Geiſt, ihr Herz jedes Herz, indeſſen jugendliche Fülle eines reizend geformten Körpers auch die Sinne zu ihr hinzog. Wie mancher hätte ein Auge hingegeben, um dieſe Einäugige zu beſitzen, ſie war es werth. Wieland's Augen haben Thränen auf ihr Grab geweint. Nun, ſo bedarf ſie keines Lobes weiter.

Allerlei Fragen, die einem Leſer von allerlei Büchern einzufallen pflegen.

Vor etwa dreißig Jahren erſchien in Frankreich die Ueberſetzung eines Gedichts vom chineſiſchen Kaiſer Kienlong; der Ueberſetzer war, wo ich nicht irre, der gelehrte Orientaliſt de Guignes. Der Kaiſer erzählt in dieſem Gedicht: er habe eine Reiſe in die Tartarei zu den Gräbern ſeiner Voreltern unternommen, um ſich dort ihrer Regenten-Tugenden deſto lebhafter zu erinnern. Er klagt, daß er ſeine Unterthanen nicht ſo glücklich machen könne, als er väterlich wünſche; er bittet ſeine treuen Räthe ihm beizuſtehen u. ſ. w. — Haben wir in Europa kein ähnliches Gedicht eines Monarchen aufzuweiſen?

Zu eben dieſer Zeit ſchrieb der berühmte Anquetil du Perron ein Buch: Legislation orientale, in welchem er die ſchrecklichen Vorſtellungen widerlegt und mildert, die wir uns in Europa gewöhnlich von dem aſiatiſchen Deſpotis-

mus zu machen pflegen, oder pflegten; denn jetzt sollen nach neuern Berichten die Bewohner Asiens sich gerade dieselben Vorstellungen von Europa machen. Wäre es daher nicht gut, wenn ein französischer Gelehrter jetzt eine Legislation européenne schriebe, damit die Völker Asiens doch einen Bürgen dafür hätten, daß in Europa kein Despotismus herrscht? —

Einst lebte zu Paris eine Mamsell Bikeron, die mit unvergleichlicher Kunst Leichen in Wachs nachzubilden verstand, und alle einzelnen Theile des Körpers Lateinisch und Griechisch zu benennen wußte. Viele studirten die Zergliederungskunst bei ihr. Sie schickte ihre kunstreichen Anatomien an mehrere europäische Höfe, machte auch Embryone und Mißgeburten. Es fragt sich nun, ob Mamsell Bikeron wirklich ein Frauenzimmer war? Und, wenn das nicht abgeläugnet werden kann, ob sie wohl jemals geliebt hat? Oder ob sie vom Herzen nichts weiter wußte, als die lateinischen und griechischen Namen? Es fragt sich auch, ob wohl irgend ein Mann den Muth haben würde, eine Person zu heirathen, die ihr einziges Vergnügen im Nachbilden von Leichen und Mißgeburten findet? —

Es gab einmal einen Taubstummen, er hieß Saboureur de Fontenay, der von dem gelehrten Reisenden Biörnstähl zu wissen verlangte, welches die nothwendigsten Bücher wären, um Arabisch zu lernen? — Warum wollen Sie Arabisch lernen? fragte Biörnstähl. Die Antwort war: »Um die Metaphysik der Ursprachen kennen zu lernen.« —

Was verſtehen Sie darunter? fuhr Jener fort. »Ich nenne Metaphyſik der Sprachen jenen Geiſt, der den Ideen ſinnliche Zeichen leiht, dieſe Zeichen verſtändig ordnet und mit ihrer Hilfe Gedanken auf eine erhabene, feurige Weiſe malt.« — Man wirft dem Abbé Siccard ſo oft Scharlatanerie, verabredete Impromptus und dergleichen vor; hat denn ſein Zögling Maſſieur bewundernswürdigere Antworten gegeben, als dieſer Sabouréur de Fontenay? Und ſoll man mehr über den raiſonnirenden Taubſtummen erſtaunen, als über den blinden Saunderſon, der von Farben und Sternen ſchrieb? —

In Avignon konnte man vormals für zehn Thaler Doktor werden. Ein luſtiger Advokat, der ſo eben für dieſen Preis den Doktorhut empfangen hatte, zählte noch zehn andere Thaler auf den Tiſch, und bat ganz ernſthaft um die Gewogenheit, auch ſeinem Pudel die Doktorwürde zu verleihen. Wir creiren nicht zwei Beeſter an Einem Tage, verſetzte die Facultät. — Iſt das große D in Avignon noch jetzt ſo wohlfeil? Und hört man dort noch jetzt ſolche Antworten? —

Im Jahre 1756 hat ein gelehrter Neapolitaner Martorelli einige Tintenfäſſer ausgeleert, um zwei dicke Bände über ein altes Tintenfaß zu ſchreiben, welches in dem Muſeum zu Portici aufbewahrt wird. Frage: haben deutſche Gelehrte das Recht, darüber zu lächeln? —

Der Pater della Torre, Verfaſſer eines Buches: elementa physica in 9 Bänden, hat unter andern die Ver-

größerungsgläser zu solcher Vollkommenheit gebracht, daß ein Floh-Ei, durch ein solches betrachtet, fast so groß als ein Tauben-Ei erschien. Sie bestanden aus winzig kleinen Kristallkugeln, durch die feinsten derselben konnte er den Gegenstand zweitausendfünfhundertundsechzigmal vergrößern. Hiedurch entdeckte er unter andern, daß das Blut nicht, wie man vormals glaubte, aus kleinen Kugeln, sondern aus länglichen Ringen bestehe, in der Mitte leer, beständig auf und ab rollend, bald sich trennend, bald wieder vereinigend. Die Nerven sah er als sehr feine Fäden ohne Röhren. Im Gehirn erblickte er weder Fasern noch Adern, noch Malpighi's-Drüsen, sondern lauter kleine Kugeln, die sich träge oder schnell, gerade oder krumm bewegten, woraus er Gedanken, Begriffe und Gedächtniß erklärt. In seinem Buche: nuove osservazioni microscopiche findet man mehr davon. Es fragt sich nun, in wie weit seine Erfahrungen mit Gall's Erfahrungen übereinstimmen? Und ob sie sich zusammen reimen lassen? —

Ist es wahr, daß Montesquieu das Beste in seinem Esprit des loix einem gewissen Johann Baptista Vico verdankt? und daß er blos ein ungenießbares, im Jahre 1720 geschriebenes Buch de universi juris uno principio et fine uno, durch eine pikante Sauce genießbar gemacht hat? — Gesetzt es wäre wahr, ist sein Verdienst darum beträchtlich kleiner? —

Der Marquis Mosca Barzi, Verfasser philosophischer Gedanken, die gedruckt, aber nicht gedacht worden

ſind, hat auch die Wahrheit der chriſtlichen Religion aus der Mathematik erwieſen, in einer Lettera, die zu Rom 1772 im Druck erſchien. Er ſah im Traum, wie die Unſterblichkeit der Seele, der freie Wille und alle Geheimniſſe der Religion ſich in Schlachtordnung ſtellten, und wie die mathematiſchen Punkte, Linien und Zirkel gegen dieſes Heer aufmarſchirten. Es wurde eine blutige Schlacht geliefert, und am Ende mußten ſich die leztern zu Kriegsgefangenen ergeben.

Es gibt ſechs lateiniſche Zeilen oder Verſe, in welchen der Dichter Sannazar den Neptun redend einführt, wie er ſich über das prächtige Venedig verwundert und erklärt, Rom ſei nur das Werk von Menſchenhänden, Venedig aber habe ein Gott erbaut. Für jede dieſer Zeilen erhielt er aus der Schatzkammer der unſelig entſchlafenen Republik hundert Dukaten, ſage hundert Dukaten in Golde. Weiß Niemand hungrigen Dichtern einen Ort anzuzeigen, wo die Verſe noch heut zu Tage ſo gut bezahlt oder wenigſtens ſechshundert Zeilen mit ſechs Dukaten honorirt werden? —

Ein Mönch, Namens Mauro, zu Venedig, verfertigte vor 350 Jahren eine Karte, die noch vorhanden, und mit Anmerkungen in alt-venetianiſcher Mundart verſehen iſt. Auf dieſer Karte iſt nicht allein das Vorgebirge der guten Hoffnung angegeben, mit der Bemerkung, daß ſchon im Jahr 1420 ein Schiff bis dahin gekommen; nicht allein der Kompaß wird oft genannt, ſondern auch ausdrücklich Ebbe und Flut durch die anziehende Kraft

der Sonne und des Mondes erklärt. Warum wird denn Newton ſo manche Erfindung zugeſchrieben, die gar nicht auf ſeine Rechnung kommt? Müſſen denn auch die Gelehrten den Spruch befolgen: Wer da hat, dem wird gegeben? —

Profeſſor Moscati hat bekanntlich aus anatomiſchen Gründen erwieſen, daß der Menſch eigentlich auf allen Vieren gehen ſollte, und daß faſt alle Krankheiten, beſonders die Hypochondrie, blos unſerer Anmaßung, auf zwei Beinen zu gehen, zuzuſchreiben ſind. Da nun jetzt die Hypochondrie (zu Deutſch Schwermuth, Muthloſigkeit) unter den Völkern, die keine Völker mehr ſind, ſtark einreißt, ſollte man nicht, beſonders im ſüdlichen Deutſchland, einen Verſuch machen, die Menſchen auf allen Vieren gehen zu laſſen? Es werden ja dort ohnehin ſo manche Verſuche gemacht, die weit anſtrengender und weit koſtſpieliger ſind als dieſer, und gehen iſt doch immer beſſer als knien. —

Daß man Uhren in Ringen hat, iſt bekannt; weniger vielleicht, daß einſt an einem Gallatage der König von Spanien ein Kleid trug, deſſen Knöpfe ſammt und ſonders Uhren mit Glockenſpielen in ſich faßten, welche eine liebliche Muſik hören ließen, wenn Se. Majeſtät tanzten. —

— — — — — —

Es gab ſieben arabiſche Dichter, deren Gedichte um ihrer Vortrefflichkeit willen im Tempel zu Mekka aufgehängt, und darum Muallakat, die hängenden, genannt wurden. Warum thun wir nicht dasſelbe? Wir Deutſche,

die wir ja ſo gern alles nachäffen? — Sieben vortreffliche Dichter möchten wir freilich nicht aufweiſen können, aber doch ein Paar. —

Auf einen gewiſſen Nikolaus de Flue, der im fünfzehnten Jahrhundert lebte, iſt eine Denkmünze geſchlagen worden. Der Mann hatte ſich beſonders dadurch merkwürdig gemacht, daß er in zehn Jahren nichts aß. Sollte dieſe ſchöne Kunſt ganz verloren gegangen ſein? Ein Deutſcher könnte ſich jetzt ſehr verdient machen, wenn er ſie wieder auffände und lehrte. Man hat ſich ja ſo viele Mühe gegeben, die Kunſt der Glasmalerei wieder zu entdecken, die doch jetzt zu nichts weiter dienen könnte, als deutſche Heldenthaten auf Glas zu verewigen. —

Tavannes.

Einen verwegnern Tollkopf gab es nicht, als der nachmalige Marſchall Tavannes in ſeiner Jugend war. Er und der junge Herzog von Orleans machten mit einander die tollſten Streiche. Bald ſtürzten ſie ſich zum Spaß in tiefe Brunnen hinab, bald ſetzten ſie zu Pferde mitten durch brennende Scheiterhaufen, bald luſtwandelten ſie auf den Dächern. Einmal ritten ſie ſechzig (franzöſiſche) Meilen in einem Tage, und ſtiegen endlich unerkannt in einem Wirthshauſe ab. Hier fing Tavannes mit einigen Edelleuten um die Oberſtelle bei der Tafel Händel an, ſchlug ſich vor Tiſche mit Einem nach dem Andern, entwaffnete alle, und legte ihnen die drollige Bedingung auf, mit Handſchuhen

zu eſſen. — Eines Abends blieb er ſehr lange bei der alten Frau von Creſſol, und unterhielt ſie ſehr lebhaft. Die gute alte Dame meinte, es geſchehe um ihrer ſchönen Augen willen, er hatte aber blos Zeit gewinnen wollen, den Leichnam eines Gehängten in ihr Bett zu praktiziren. — Als der Hof durch Dijon reiſte, gab er, als Gouverneur dieſer Stadt, große Feſte, aber alle in ſeinem eigenen Geſchmack, nämlich Turniere, Schlachten, Sturmlaufen u. dgl., wobei der Kanonendonner die einzige Muſik zu ſein pflegte. Des Morgens durch Vierundzwanzigpfünder geweckt, fuhr die Königin erſchrocken aus dem Schlafe, und Tavannes that ſich nicht wenig auf ſeinen galanten Scherz zu gute. — Katharine von Medicis ſchrieb ihm einſt: »Freuen Sie ſich, einer unſerer Offiziers, Namens Maurevel, hat den tapfern Anführer der Proteſtanten, Mouy, glücklich ermordet.« — Tavannes antwortete weiter nichts, als: »Ich bitte Ew. Majeſtät, den Meuchelmörder hängen zu laſſen.« — Im hohen Alter wurde er Gouverneur von der Provence. »Der König gibt mir Brot,« ſagte er, »da ich keine Zähne mehr habe.« — In der abſcheulichen Bartholomäus-Nacht rannte er durch die Straßen, und ſchrie dem Volke zu: »laßt zur Ader! laßt zur Ader! im Auguſt iſt eben ſo gut Aderlaſſen als im Mai!« — Wenigſtens handelte er aber doch nach ſeiner Ueberzeugung, denn noch auf dem Todbette rühmte er ſich jener Nacht, und meinte, der liebe Gott werde ihm alle ſeine Sünden deshalb zu Gute halten.

Vatel.

Daß ein General, der, vom mächtigen Feinde umzingelt, vergebens Hilfstruppen erwartet, einen freiwilligen Tod der Schande vorzieht, das finden wir ſchön und bewundern es. Wenn aber ein armer Teufel, auf einer beſchränkteren Lebensbahn, durch dasſelbe Ehrgefühl geleitet wird, ſo überſehen wir das, oder lachen wohl gar darüber. — Warum? —

Zu den Zeiten Ludwig des Vierzehnten hatte der Prinz von Condé einen alten treuen Haushofmeiſter, der hieß Vatel. Seit einem halben Jahrhundert hatte er dem Hauſe nicht allein zur Zufriedenheit ſeines Herrn, ſondern, was ihm noch mehr galt, zu ſeiner eigenen Zufriedenheit vorgeſtanden, und nie hatte es an irgend etwas gemangelt.

Einſt gab der Prinz dem Könige ein Feſt zu Chantilly. Der König erſchien Donnerstag gegen Abend; man luſtwandelte, man nahm Erfriſchungen zu ſich in einem Gartenſaal, der mit lauter Narziſſen und Jonquillen tapezirt war, und bis dahin ging Alles vortrefflich. Aber das Souper! — Es waren einige Tage hintereinander unvermuthete Gäſte eingetroffen, daher konnte an dieſem Abend auf einige Tafeln kein Braten geſetzt werden. Vatel gerieth außer ſich. »Meine Ehre iſt verloren!« rief er einmal über das andere, »den Schimpf überlebe ich nicht!« — Bleich wie ein Geſpenſt lief er zu Jourville (einem Vertrauten des Prinzen). »Mein Herr,« ſagte er, »der Kopf

iſt mir ganz wüſt; ſeit zwölf Nächten hab' ich kein Auge zugethan, und nun kein Braten!" —

Jourville tröſtete ihn lächelnd. »Sein Sie doch ruhig; an der Tafel des Königs hat der Braten ja nicht gemangelt." —

»Nein, nein! aber am achtzehnten und neunzehnten Tiſche. Meine Ehre iſt verloren!" und ſo ſtürzte er faſt weinend wieder zur Thür hinaus. Jourville ſagte es dem Prinzen. Der Prinz liebte und ſchätzte den alten Mann. Er ließ ſich herab, bis in ſeine Kammer zu ihm hinauf zu ſteigen. »Glück zu, Vatel!" rief er ihm freundlich entgegen, »das Souper war vortrefflich, und der König ſehr zufrieden."

»Ach, Monseigneur!" verſetzte Vatel zitternd, »Ihre Güte bringt mich vollends um! auf zwei Tafeln ſtand kein Braten!"

»Laß es gut ſein, Alter," ſagte der Prinz ſehr gütig, indem er ſeine Hand auf Vatel's Schulter legte, »es hat an nichts gefehlt."

Vatel erholte ſich ein wenig. Der Mittag ging ruhig vorüber, der Abend kam. Ein Feuerwerk, das ſechzehntauſend Franken gekoſtet hatte, verunglückte, weil es anfing zu regnen. — Nun das Souper. Vatel hatte Eilboten in alle Häfen nach Seefiſchen geſandt; mit Todesangſt erwartete er ihre Zurückkunft. Es wurde ſpät. Er rennt die Treppe auf und ab; er begegnet endlich einem Burſchen, der eine Tracht Seefiſche bringt. »Iſt das Alles?!" ruft Vatel erſchrocken. Der Knabe, der nicht weiß, daß in meh-

rere Häfen geſandt worden, antwortet: »Ja, Herr, das iſt Alles.“

Der geängſtete alte Mann verliert den Kopf. »Dieſen Schimpf überlebe ich nicht!“ ſagte er im Vorbeigehen zu Jourville, der ihn auslacht. Vatel geht auf ſein Zimmer, ſetzt das Degengefäß gegen die Thür, und rennt ſich die Klinge in den Leib. Zweimal traf er ſchlecht, zweimal zog er den Degen wieder aus der Wunde, dennoch beharrte er auf ſeinem verzweifelten Vorſatz, und beim dritten Stoße ſank er entſeelt zu Boden. — Indeſſen kommen die Seefiſche von allen Seiten, Vatel wird geſucht, man klopft an ſeine Thür, man bricht ſie auf, da liegt er in ſeinem Blute.

Dieſe tragiſche Begebenheit könnte auf der Bühne nur als Parodie behandelt werden; jedermann würde darüber lachen. Warum? — Was beſtimmt denn den Werth einer Handlung? Das innere Motiv des Handelnden? oder das äußere? — Ich denke doch wohl das erſtere? — Nun frage ich: ob das Ehrgefühl des Generals, der ſich nach einer verlornen Schlacht umbringt, von dem Ehrgefühl des Haushofmeiſters verſchieden iſt, den ein verunglücktes Souper in Verzweiflung ſetzt?

Man wird mir vielleicht antworten: „wir können den Haushofmeiſter nicht bewundern, ſondern nur bemitleiden, weil er durch die Wichtigkeit, die er ſeinem Braten und ſeinen Seefiſchen beilegt, einen großen Mangel an Beurtheilungskraft verräth.“

Richelieu.

Ludwig XIII. hatte zwar nichts dagegen, daß ſein Miniſter das Reich regierte, und mehr galt als er, aber auf das königliche Anſehen, in ſo fern es nämlich von der Etikette abhing, war er doch eiferſüchtig. Das wußte der Kardinal recht gut, und hütete ſich ſehr, es zu verletzen.

Eines Tages war ein Ball bei Hofe. Der König hatte Langeweile und wollte ſich entfernen. Zufälligerweiſe wollte das auch Richelieu zu gleicher Zeit. Die Höflinge, die ihre wachſamen Blicke mehr auf ihn als auf den König hefteten, machten ihm Platz zu beiden Seiten; der König hingegen, der hinter ihm ging, mußte ſich durchdrängen. Endlich erblickte der Kardinal einen vorauseilenden Pagen, bemerkte nunmehr des Königs nahe Gegenwart, und ſprang ſchnell auf die Seite, um ihn vorbei zu laſſen. »Nun Herr Kardinal?« ſagte Ludwig in einem etwas bittern Ton, »warum gehen Sie nicht voraus? Sind Sie hier nicht der Herr?» (n'êtes vous pas le maitre?) — Der kluge Richelieu fühlte das Beiſſende dieſer Worte, ließ aber nicht die geringſte Verlegenheit blicken. Er verbeugte ſich tief, nahm, ohne ein Wort zu ſagen, dem Pagen die Fackel aus der Hand, und leuchtete dem Könige ſelbſt bis zum Wagen.

Der Günſtling.

Man weiß in der That nicht, ob man Ludwig XIII. bemitleiden oder auslachen ſoll, wenn man einen ſeiner

Briefe an den Kardinal Richelieu lieſt, in welchem er ſich über ſeinen Günſtling Cinq-Mars bitterlich beklagt. Dieſer Cinq-Mars war ein junger Menſch von geringer Herkunft, aber fröhlich, leichtſinnig, unterhaltend, zog das Vergnügen der Ehre vor, und hatte Langeweile bei ſeinem erhabenen hypochondriſchen Freunde. Der König hatte ihn zum Ober-Stallmeiſter gemacht, ein Ehrenpoſten, an den er im Traum nicht denken durfte; dennoch war er ſeines Glücks oft überdrüſſig und gab dem Könige kein gutes Wort.

„Es thut mir leid," ſchrieb dieſer einſt an den Kardinal, »daß ich über die böſe Laune des Herrn Ober-Stallmeiſters klagen muß. Bei ſeiner Zurückkunft von Ruel hat er mir das Paquet abgeliefert, welches Sie ihm für mich mitgegeben, ich habe es in ſeiner Gegenwart erbrochen und geleſen. Der Herr Kardinal ſchreibt mir, habe ich geſagt, daß du mir gern in allen Dingen gefällig ſein wollteſt; allein, wie ſteht es mit deiner Faulheit, von der ich ihn vorzüglich gebeten hatte, mit dir zu ſprechen? — Er hat es gethan, gab er mir zur Antwort, aber es wäre eben ſo gut, er hätte es bleiben laſſen, denn in dieſem Stücke kann ich mich nun einmal nicht ändern. — Das verdroß mich. Ich ſagte: ein Menſch, der darauf denkt, Armeen zu kommandiren, darf nicht faul ſein. — Ich Armeen kommandiren? fuhr er auf, das iſt mir nie in den Sinn gekommen. — Willſt du ſo fortleben, ſagte ich ihm, ſo wirſt du wieder dahin zurückkehren müſſen, woher du gekommen biſt. — Von Herzen gern, war ſeine Antwort. —

Wäre ich jetzt nicht klüger als du, fuhr ich fort, was sollte daraus werden? — Da hat er mir rund herausgesagt: er bedürfe meiner nicht; er werde eben so vergnügt leben, wenn er Cinq-Mars schlechtweg, als wenn er Ober-Stallmeister sei; es sei ihm nicht möglich, seine Lebensart zu ändern, und er wolle es auch nicht. So hat er mich immer fort gereizt, und bis in den Schloßhof hinab hat unser Wortwechsel gedauert. Endlich habe ich ihm gesagt: du wirst besser thun, mir nicht vor die Augen zu kommen, so lange deine üble Laune währt. — Sehr gern, versetzte er, und ging davon, und seitdem habe ich ihn nicht wieder gesehen. Alles obige ist in Gegenwart von Gordes gesprochen worden. Louis."

„Nachschrift. Ich habe diesen Brief Gordes gezeigt, ehe ich ihn absende. Er versichert, daß alles wahr sei." — — Armer König!

Kleinigkeiten.

Vor etwa einem halben Jahrhundert wechselte ein Fürst Briefe mit einem berühmten Arzt wegen einer Krankheit, und, weil er meinte, es zieme sich doch nicht, mit einem großen Gelehrten von nichts als seinem Brotstudium zu sprechen, so ließ er auch bisweilen ein Wörtchen von andern Dingen mit einfließen. So, z. B. that er die Frage an ihn: „Kennen Sie Algarotti? ich bitte mir Ihre Meinung von ihm zu sagen."

Der berühmte Mann kannte den Newton der Damen nicht; wohl aber das Pulver Algaroth, oder den lebendigen Merkurius. Erſchrocken ſetzte er ſich nieder und ſchrieb: »Hüten ſich Ew. Durchlaucht um Gottes willen vor dem Algaroth! er iſt weiß, geſchmacklos, ſchwer, und erregt heftiges Brechen.« —

Der Fürſt erſtaunte nicht wenig, denn er kannte den Grafen Algarotti perſönlich, und wußte, daß er ſchwarz, geiſtreich und leicht war.

»Wer die Kunſt zu lieben verſteht,« ſagte Rochefoucault, »der iſt unwürdig des Glückes zu gefallen.« Er hat Recht, denn eine Kunſt muß man lernen; wahre Liebe darf aber nie gelernt werden, und folglich iſt ſie keine Kunſt. Was Ovid gedichtet, hat er zwar auch eine Kunſt zu lieben genannt, allein der Titel iſt falſch; er ſchrieb blos eine Kunſt die Weiber zu verführen. — In der Liebe ſoll Jedermann denken, wie Orosman in der Zaire.

L'art le plus innocent, tient de la perfidie.

Jedermann weiß, daß in unſern Tagen die jungen Herren, wenn ſie von Reiſen zurückkommen, mit erſtaunenswürdigen Kenntniſſen ausgerüſtet ſind, die ſie jedoch mit großer Beſcheidenheit verbergen. Vormals war es umgekehrt, man lernte wenig, aber man blieb nie eine Antwort ſchuldig. — Zu der Zeit, als Voltaire's Genius in ſeiner erſten Kraft über der franzöſiſchen Bühne ſchwebte, fragte

man einen jungen Deutſchen, der eben aus Paris kam: ob Zaire und Alzire noch immer ſo viele Bewunderer zählten?

»Allerdings,« antwortete mein ehrlicher Landsmann, »beſonders laufen ihnen die jungen reichen Engländer nach, und werden tüchtig von den beiden Damen gerupft!«

Von dem berühmten Verfaſſer des Chef d'Oeuvre d'un inconnu, behauptete derſelbe Reiſende ſehr treuherzig: der Hr. Doktor Mathanaſius ſei Profeſſor der Arzneikunſt auf der Univerſität zu Leyden. In England wollte er den Kapitän Gulliver perſönlich gekannt, und mehrere noch ungedruckte Anekdoten über die Lilliputer aus ſeinem Munde gehört haben.

Es geſchieht nicht ſelten, daß Leute von Kenntniſſen und Geſchmack recht alberne Urtheile fällen, beſonders, wenn die Schriftſteller, über welche ſie urtheilen, das Unglück haben, noch zu leben; denn leider gibt es nun einmal kein reines, ganz reines Urtheil über lebendige Menſchen. Im Jahre 1742 ſchrieb Ramſay einen Brief an Racine, in dem folgende Stelle vorkam: „Locke iſt ein oberflächliches Genie, ein entſchiedener Socinianer, der, ſtatt Grundſätze der Philoſophie zu entwickeln, blos ihre Anfangsgründe gezeichnet hat.“

Und was antwortete darauf der ehrliche Racine: »Es freut mich zu ſehen, daß die Liebe zur Wahrheit ſtärker in Ihnen iſt, als die Neigung zu Ihren Landsleuten, da Sie die Irrthümer der letztern nicht verhehlen.« — So wurde

Locke ohne Umſtände zum oberflächlichen Kopf und zum Socinianer geſtempelt.

La Beaumelle in ſeinen pensées nennt Hugo Grotius einen Pedanten, und mehrere Politiker machen dieſem großen Manne den Vorwurf: er habe gegen die nothwendige Geſchmeidigkeit eines Geſandten verſtoßen, indem er den unreifen dramatiſchen Geburten des Kardinal Richelieu ſeinen Beifall verſagte. Dieſe Herren wußten nicht, daß Hugo Grotius einen ausdrücklichen Befehl von der Königin Chriſtina hatte, die Eigenliebe des Kardinals bei jeder Gelegenheit zu demüthigen. — Auch Rouſſeau hat im Emil und im Contract social den Namen jenes berühmten Mannes mit Geringſchätzung genannt. Es ſcheint wohl, daß die Schriftſteller — ſelbſt die beſſern, nie Blumen pflanzen können, ohne die ſchon blühenden ihres Nachbars zu zertreten.

Oderint, dum metuant, pflegte Caligula zu ſagen. Heutzutage begnügt man ſich nicht mehr mit der bloßen Furcht. Oderint, dum solvant et metuant. — So lautet der Wahlſpruch jetzt.

Es hat einmal jemand geſagt (und es iſt wahr), daß auch die klügſten Menſchen doch in irgend etwas, entweder Kinder geblieben, oder ſchon wieder Kinder geworden ſind. So beſchäftigen ſich oft die gelehrteſten Leute ſehr ernſthaft mit Kindereien. Fontenelle, zum Exempel, ſpielte gerne mit der Zahl 9. Iſt es nicht zum Erſtaunen, rief er

aus: 2 mal 9 machen 18, und 1 und 8 machen wieder 9. Dreimal 9 geben 27, und 2 und 7 abermals 9, ſo weiter mit allen Zahlen multiplicirt. Ja, dieſe wundervolle Eigengenſchaft der 9 erſtreckt ſich noch über 100 hinaus, bis auf alle nur mögliche Multiplikationen derſelben. 10 mal 9 machen 90, alſo wieder eine 9 mit Wegwerfung der Null. 11 mal 9 geben 99, alſo zwei Neun. 12 mal 9 geben 108, die Null davon gethan, bleiben 1 und 8, die wiederum 9 ausmachen.

Nach Coelius Rhodius (Lib. 22. Cap. 8.) war die Zahl den 9 Muſen gewidmet, die vielleicht, um ihren liebenswürdigen Verehrer Fontenelle zu belohnen, die drei Parzen überredeten, ſeinen Lebensfaden über 99 Jahre zu ſpinnen, und ob ſie ihm gleich nicht vergönnten, ein ganzes Säculum zu vollenden, ſo thaten ſie doch zu den 99 Jahren noch 9 Monate und 9 Wochen hinzu. Er ſtarb, wohl zu merken, am neunten Januar 1757. Auch hat er neunundſechzig Lobreden auf verſtorbene Akademiker gehalten.

Vermuthlich hat Fontenelle's Bemerkung über die Zahl 9 den gelehrten Mairan zu einer neuen, eben ſo ſinnreichen und wichtigen Entdeckung geführt. Er fand nämlich, daß, wenn man Zahlen unter einander verſetze, gleichviel welche und wie viele, der Unterſchied immer 9 oder eine Multiplikation von 9 ſei. Z. E. 12 gibt umgekehrt 21, und der Unterſchied zwiſchen 12 und 21 iſt 9. Oder 52 — umgekehrt 25, der Unterſchied 3 mal 9.

Nur Schade, daß, beim Licht beſehen, alle dieſe Wunder nicht eigentlich durch die Zahl Neun, ſondern durch die

arabiſchen Ziffern bewirkt werden, denn ſie verſchwinden, ſo bald man ſich der römiſchen Ziffern bedient, oder die Zahlen durch Worte ausdrückt. Z. B. II mal IX machen XVIII, oder zwei mal Neun machen achtzehn. Wären die Ziffern der Alten eben ſo wie die arabiſchen zu großen Berechnungen geeignet, gewiß würde man bei ihren geometriſchen Problemen, die Algebra nicht vermiſſen. Ohne unſere Ziffern hätte Alphons X., König von Caſtilien, im Jahr 1270 ſeine Alphonſiniſchen Tafeln nicht zu Stande bringen können, und eben ſo wenig würden ohne dieſelben die Rudolphiniſchen Tafeln exiſtiren, welche Tycho Brahe anfing und Keppler im ſiebzehnten Jahrhundert vollendete.

Uebrigens hat das Spielen mit Zahlen, vom Pythagoras bis auf Fontenelle, ſtets einen wundervollen Reiz für die Menſchen gehabt. Hyppocrates ließ die Zahlen des Pythagoras ſogar in der Arzneikunſt gelten, und noch heutiges Tages führt in gefährlichen Krankheiten der neunte Tag die Kriſis herbei.

Kaiſer Auguſtus wünſchte ſich Glück, daß er ſein 63. Jahr überlebt habe, weil — 7 mal 9 gerade 63 machen.

Plato ſtarb im 81. Jahre (9 mal 9 geben 81) und zwar in der 108. Olympiade. (Man werfe die Null weg, ſo geben 1 und 8 abermals 9.)

Daß die Kinder 9 Monate im Mutterleibe zubringen, glaubt Jedermann, ob es gleich nicht wahr iſt, denn ſie werden gewöhnlich erſt in der vierzigſten Woche geboren.

Inhalt.

Erzählungen.

Seite

Die Stiefgeschwister 7
Das arme Gretchen 41
Die beiden Schwestern 69
Madame Tiquet 85
Lucia Nevil 93

Anekdoten.

Anekdoten 105
Literarische Anekdoten 107

Miszellen.

Der große Kastanienbaum 111
Rameau und die Schildkröte 114
Die Bibliothek des Königs von Indien 116
Quin und Thomson 119
Die Brüderschaft des Hornes 121
Schreiben der Gräfin Y an die Gräfin Z. 127
Monerif und A. W. Schlegel 128
Apologie des Judas 129
Das Vogelschießen von Ginev 130
Karl der Zwölfte 132
Das Gespenst 136

	Seite
Der Menſch	139
Die Aepfelweiber auf der neuen Brücke	142
Madame Cambran	143
Kindliche Liebe und Ehrgefühl	145
Alte Sitten	146
Die Gebrüder Hardman	150
Andreas Marwell	153
Bizarrer Geſchmack	155
Thier-Liebe	157
Der Reiſende inkognito	159
Scenen aus Neapel	—
Selbſtſtändigkeit	164
Neue Scene zu dem Luſtſpiel: Die Unglücklichen	187
Brief aus Japan	190
Paradoxen oder Schwärmerei, wie man will	208
Burſchikos	215
Berühmte Einäugige	221
Allerlei Fragen, die einem Leſer von allerlei Büchern einzufallen pflegen	224
Tavannes	230
Basel	232
Richelieu	235
Der Günſtling	—
Kleinigkeiten	237

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Zwanzigster Band.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Wien, 1812.

Verlag von Josef Klang.

Der

ruſſiſche Kriegsgefangene

unter den Franzoſen.

Von

Moriz von Kotzebue,

ruſſiſch-kaiſerlichem Lieutenant im Generalſtabe, des St. Wladimir-Ordens Ritter,

herausgegeben

von deſſen Vater

A. v. Kotzebue.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Vorwort.

Ich setze wohl nicht mit Unrecht voraus, daß die meisten Deutschen, die nicht zum Soldatenstande gehören, keinen lebendigen Begriff davon haben, wie es bei der Gefangennehmung eines Offiziers, bei dessen Transportirung und Aufenthalt an dem ihm angewiesenen Orte herzugehen pflegt. Da nun mein Sohn eine treue, ungekünstelte Erzählung von seinen und seiner Unglücksgefährten Abenteuern aufgezeichnet hat, so vermuthe ich, daß deren Mittheilung vielen Lesern willkommen sein werde. Vielleicht ist er bisweilen zu sehr in's Einzelne gegangen; vielleicht sind manche seiner Urtheile auch einseitig oder unreif;

aber da doch in dem Ganzen ſein Herz und Gemüth ſich ausſprechen, ſo habe ich nichts daran ändern mögen.

Ein zweiter Grund, der mich bewegt, dieſe Blätter dem Drucke zu übergeben, iſt der Wunſch des jungen Mannes, allen ſeinen Wohlthätern herzlich und öffentlich zu danken. In dieſen Dank ſtimmt auch ſein Vater mit gerührtem Herzen ein.

Königsberg, den 9. Mai 1815.

A. v. Kotzebue.

Der
russische Kriegsgefangene
unter den Franzosen.

Erſtes Kapitel.

Meine Gefangennehmung.

Ich ſtand bei dem Corps des Herrn Grafen von Wittgenſtein vor Polozk. Es war am 10. Auguſt a. St. 1812, als die Avantgarde unter dem General Wlaſtoff anderthalb Meilen von Polozk die Poſitien bei dem Städtchen Belo einnahm. Ich war der einzige bei der Avantgarde befindliche General-Stabsoffizier, da mein Bruder eben krank war. Fünfviertel Meilen vom linken Flügel befand ſich ein Wald, der nothwendig rekognoſcirt werden mußte, weil er ſich nach der Gegend von Polozk hin erſtreckte, wo der Feind ſtand. Leider erfuhr ich zu ſpät, daß dieſer Wald auch einen ſehr guten Kommunikationsweg verbarg.

Wir hatten eben ein Treffen liefern müſſen, Alles war noch müde, das ganze Corps ruhte, da beſchloß ich, ganz allein den Wald ſo weit als möglich zu unterſuchen. Ich ritt langſam hin. Als ich näher kam, fand ich einen ziemlich guten Weg, der weiter hinein immer beſſer zu werden ſchien, bemerkte aber durchaus keine friſchen Spuren, weder von Pferden, noch Wagenrädern. Hierdurch dreiſt gemacht, wagte ich mich langſam vorwärts und entdeckte bald ein Dorf. Es lag in einer Art von Vertiefung, ſo daß man es ſehr gut überſehen konnte. Da ich Niemanden gewahr wurde, und doch auch nicht unverrichteter Sache wieder umkehren wollte, ſo ritt ich hinein, hielt vor dem

ersten Hause und mußte ziemlich lange aus Leibeskräften schreien, bis ein Bauer sich zeigte, der auf die Frage, ob Franzosen im Dorfe wären? antwortete: noch habe er keine gesehen. Ich mußte das wohl glauben, da der Kerl noch einen schlechten Rock auf dem Leibe hatte, und ich auch Gänse auf dem Hofe schnattern hörte, Dinge, die man nicht zu finden pflegt, wo Franzosen gehaust haben. Leuten, die auf langen Märschen nur leere, zerstörte Dörfer und keine Menschenspur getroffen haben, gewährt es in der That ein unbeschreibliches Vergnügen, wenn sie auch nur einen Hund bellen hören.

Ich erfuhr unter andern von dem Bauer, den ich ausfragte, daß von hier ein sehr guter Weg nach Polozk führe, der sich, eine halbe Meile weiter, mit der großen Straße vereinige, auf welcher wir drei Tage zuvor retirirt hatten. Sogleich entschloß ich mich, bis dahin zu reiten, die Lage aufzuzeichnen, dann umzukehren, Rapport abzustatten und dem General die Besetzung des Dorfes vorzuschlagen. Nach meiner Meinung würde das unsern linken Flügel vor einem Ueberfall schützen, der, wie ich hernach erfuhr, auch wirklich des Feindes Absicht war, und zweitens lag, so viel ich mich erinnern konnte, das Dorf den feindlichen Vorposten schon im Rücken, die man folglich unbemerkt umgehen konnte. Das waren die schönen Entwürfe, die mich beschäftigten, während ich zeichnete, und durch die, wären sie ausgeführt worden, ich mir wohl ein Verdienst zu erwerben vermeinte.

Aber kaum war ich mit meiner Zeichnung fertig, als plötzlich aus demſelben Dorfe etwa zwanzig feindliche Reiter auf mich zuſprengten. Ich habe mancher heißen Schlacht beigewohnt, aber nie haben mir die Haare ſo zu Berge geſtanden, als in dieſem Augenblicke. Indeſſen bemerkte ich doch, daß es Uhlanen waren, und ſchloß aus ihrem unordentlichen Durcheinanderreiten, daß wohl kein Offizier darunter ſei. Gegen zwanzig Uhlanen fechten zu wollen, wäre Dummheit geweſen: mich einem ſolchen Haufen ergeben, wollte ich aber auch nicht; ich gab alſo meinem Gaule die Sporen und floh. Freilich hatten meine Verfolger mir den Rückweg verſperrt, ich mußte vorwärts, gerade nach der feindlichen Seite; allein ich hoffte, entweder noch durch ein halbes Wunder zu entkommen, oder doch wenigſtens auf ein ſtarkes Piket zu ſtoßen, deſſen Offizier mich vor Mißhandlungen ſchützen werde.

Kaum hatte ich umgewandt, als mehrere Schüſſe fielen, davon einer den Bauch meines Pferdes ſtreifte. Es war ohnehin ſchneller, als die Pferde der Feinde, durch die Verwundung wurde es vollends erhitzt, und ſtrich nun mit mir dermaßen im Galopp, daß meine Verfolger bald weit zurück blieben. Ich mußte freilich fürchten, daß ſie um ſo wüthender ſein würden, wenn ſie mich doch ereilten, und daher faſt wünſchen, nur erſt gefangen zu ſein. Wäre der Wald nicht ſo dicht geweſen, ſo hätte ich vielleicht mich retten können; aber wer die ruſſiſchen, dicht verwachſenen, noch obendrein mit Lagerholz angefüllten Wälder geſehen

hat, der weiß, daß sie so gut als Mauern sind. Vielleicht hätte ich doch mein Pferd laufen lassen, und mich selbst verstecken sollen, auf die Gefahr zu verhungern, oder von dem Ersten, der mich erblickte, todt geschossen zu werden; aber die Augenblicke, an welchen der Menschen Schicksale hängen, sind selten die, wo er seiner Besinnung ganz mächtig ist. Ich rannte eine halbe Viertelstunde so fort, und wurde vor mir noch immer keinen Feind gewahr. Endlich lichtete sich der Wald, der Weg machte eine Krümmung, und plötzlich stieß ich, so zu sagen, mit der Nase auf ein baierisches Piket. Ich weiß fürwahr nicht, wer im ersten Augenblicke mehr erschrocken war, denn trotz meiner gestickten Uniform und meinem unbärtigen Kinne, griff Alles mit dem Geschrei zu den Waffen: die Kosaken! die Kosaken! Sie konnten freilich nicht sehen, ob nicht ein ganzer Schwarm Kosaken mir noch folgte. Man griff mein Pferd beim Zügel, die Bajonnete wurden auf mich gerichtet, und ich stammelte das schwere Wort — Pardon!

Der Hauptmann, der auf diesem Posten kommandirte, näherte sich mir sehr freundschaftlich mit den Worten: »Kamerad, Ihr Unglück geht mir nahe. Wenn es Sie trösten kann, daß Sie in die Hände eines rechtschaffenen Militärs gefallen sind, so nehmen Sie zur Bekräftigung meinen Handschlag; es soll Ihnen kein Haar gekrümmt werden."

Diese unverhoffte Aeußerung, von einem Händedruck begleitet, benahm mir zwar alle Furcht, doch um so klarer stand nun mein ganzes Unglück mir vor Augen. Noch hatte Niemand mich an meinen Degen erinnert. Ich nahm ihn selbst ab — es war eine der bittersten Minuten meines Lebens — fast schluchzend konnte ich kaum die Worte hervorbringen, indem ich ihn übergab: »Herr Hauptmann, ich trage ihn sieben Jahre, es ist das erste Mal —" hier versagte mir die Stimme. »Diesem Unglück," erwiederte der brave Mann, »ist Jeder unterworfen, und den Degen auf diese Art verlieren, keine Schande. Stünde es in meiner Macht, so sollten Sie ihn behalten."

Ich wollte dem redlichen Manne danken, allein ich vermochte es nicht. Tief gefühlt habe ich sein edles Benehmen, und ich schätze mich glücklich, ihm meinen Dank jetzt öffentlich darbringen zu können. Vielleicht erinnert er sich meiner noch. Mein gutes Perspektiv hinterließ ich ihm zum Andenken *).

Von den mir nachsetzenden Reitern war nichts mehr zu hören. Sie mochten, umkehrend, wohl berechnet haben, daß ich der Gefangenschaft doch nicht entgehen könnte.

*) Schade, daß der Verfasser nicht den Namen dieses Mannes aufzeichnete, oder in sein Gedächtniß schrieb. Man wird, dem Himmel sei Dank, noch öfter in diesen Blättern finden, daß der arme Gefangene auf sehr edle Menschen stieß, aber leider hat er fast immer ihre Namen vergessen! A. d. H.

Ein Unteroffizier mit zwei Mann ſollte mich nun weiter zum Hauptquartier geleiten. Ich drückte dem Hauptmann noch einmal die Hand, warf einen letzten traurigen Blick auf mein blutendes Pferd, und ließ mich fortführen.

Wenn man ſelbſt ſchon Soldaten kommandirt hat, ſo iſt es ein kränkendes Gefühl, nun plötzlich unter dem Kommando von gemeinen Soldaten zu ſtehen. Als ich, den Blick auf den Boden geheftet, meinem erſten Führer folgte, und vermuthlich in Gedanken etwas aus der Mitte getreten war, erſcholl ſogleich hinter mir ein barſches: man bleibe in der Mitte! Es ging mir durch die Seele.

Nach einer guten Viertelſtunde ſtießen wir auf den zweiten Poſten, bei dem ſich zwei Offiziere befanden. Der Aeltere von beiden befahl mir ſogleich, die etwa bei mir habenden Papiere abzuliefern. Eine kleine Generalkarte von der Gegend von Polozk ausgenommen, die ich abgab, hatte ich zum Glück nichts von Bedeutung bei mir. Das ſchienen die Herren nicht recht zu glauben, und verſicherten mich, daß man im Hauptquartier mich ſehr ſtreng unterſuchen, und folglich kein Läugnen helfen werde. Ich wurde empfindlich. »Wenn Sie meinem Worte nicht trauen,« ſagte ich, »ſo durchſuchen Sie meine Uniform.« Zugleich machte ich Anſtalten, ſie auszuziehen. Dazu ließen ſie es aber doch nicht kommen, und betheuerten ganz höflich, ſie thäten nur ihre Pflicht.

Andere Soldaten ſtanden ſchon bereit, mich weiter zu führen. Ein Glück, daß der dichte Wald uns ſeine Schatten lieh, denn die Hitze war ſo brennend, daß ich, des zu Fußegehens ungewohnt, oft vor Mattigkeit umſinken zu müſſen glaubte. Der Unteroffizier, meine Schwäche bemerkend, fragte, ob ich ausruhen wolle? da man ihm befohlen, mich ſchonend zu behandeln. Dies Anerbieten war mir ſehr willkommen. Meine Zunge lechzte nach einem Trunke Waſſer, wornach wir uns vergebens umſahen. Der Unteroffizier hatte nur ein wenig Branntwein, das er ſogleich redlich mit mir theilte. Da ich noch etwas Geld bei mir hatte, ſo wollte ich ihm den Schluck bezahlen, allein das nahm der brave Kerl ſehr übel und meinte, ſo etwas müſſe man für einen Kameraden ohne Bezahlung thun, auch könnte ihn ja täglich dasſelbe Los treffen, und dann werde Gott ihm ſchon vergelten. Gerührt ſchrieb ich einen Zettel in ruſſiſcher Sprache, in dem ich mit wenigen Worten ſeiner freundlichen Dienſte erwähnte, und ihn allen denen empfahl, in deren Hände er etwa fallen möchte. Wer, ſelbſt in Noth, mit einem armen Gefangenen ſeine paar Tropfen Branntwein theilt, der thut wahrlich mehr, als der Reiche, der Hunderte zur Armenkaſſe ſteuert.

Geſtärkt zogen wir weiter und erreichten in einer halben Stunde ein kleines Lager, eine Viertelſtunde vor Polozk. Ich ſelbſt hatte noch vor drei Tagen es mit unſern Truppen beſetzt. Auf einem kleinen Hügel ſtand ein Heiligenbild, durch ein Obdach geſchützt, da hatte mein General

kampirt, und eben da kampirte jetzt der Oberst, ein ehrwürdiger Graukopf, der an einem Tische saß und emsig schrieb. Als ich ihm gemeldet wurde, stand er auf, fragte nach meinem Rang und Namen, stutzte ein wenig, als er den Namen Kotzebue hörte, wandte sich aber sehr freundlich zu mir und versicherte mich einer guten Behandlung. Ich rühmte die bisherige. Er schüttelte mir treuherzig die Hand und übergab mich einem Adjutanten, der mich zum General führen sollte. Diese zarte Schonung, dem deutschen Krieger eigen, rührte mich tief; mein nasses Auge sagte dem Greise, was meine Zunge nicht hervorzubringen vermochte.

Unser Weg führte uns über dasselbe Schlachtfeld, wo wenige Tage zuvor so mancher meiner wackern Landsleute den Tod gefunden, wo meinem braven Bruder bei Erstürmung eines Klosters das Pferd unter dem Leibe erschossen wurde, und nach der Schlacht drei Kugeln in seinem Mantel sich fanden. Zerbrochene Flinten, Lanzen und Tornister lagen noch umher, unter ihnen auch Verwundete, die nach Hilfe ächzten, und die, der Menge halber, nicht alle hatten fortgeschafft werden können. An das Begraben war vollends nicht zu denken.

Vor Allen bemerkte ich einen unglücklichen Russen, an dem ich sehr nahe vorbei mußte. Eine Kanonenkugel hatte ihm dermaßen das Bein zerschmettert, daß keine Rettung möglich war. Er schien auch den Tod ruhig zu erwarten.

Halb sitzend, den Kopf an einen Stein gelehnt, hatte er das Gesicht nach einer nahen Kirche gerichtet und schien in Andacht versunken. Nur eine russische Uniform war im Stande, ihn daraus zu wecken. Mit einer Art von Wohlgefallen heftete er die Augen auf mich und sagte mit gebrochener Stimme: »Gottlob! ich sehe vor meinem Ende noch einen Russen! Gewiß sind Sie gefangen, aber doch glücklicher, als ich — nicht, weil Sie ein Bein mehr haben — Sie werden die Ihrigen wieder sehen — Ach Gott! ich habe Frau und Kinder! nur einmal möchte ich sie noch sehen! gern gäbe ich mein anderes Bein darum!« — Lange konnte ich den Anblick nicht ertragen. Ich reichte ihm die Hand, erinnerte ihn an das russische Sprichwort: Für's Vaterland sterben ist Heiligwerden, und schied.

Ich habe mich nachher bei dem General-Chirurgus für den Unglücklichen verwandt, erhielt aber die Versicherung, daß keine Rettung möglich wäre, und auf die geringste Bewegung, ihn fortzuschaffen, sogleich der Tod folgen würde. Auch der mich begleitende Adjutant war sehr gerührt, und wir gingen stumm neben einander bis zum Hause des Generals, das etwa tausend Schritte vor der Stadt lag, das nämliche, wo Graf Wittgenstein einige Tage zuvor sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Es war gar nicht mehr zu erkennen, denn die letzte Schlacht begann mit einem Angriff, wo plötzliche Salven einer zahlreichen Artillerie besonders auf das Hauptquartier gerichtet

waren, wodurch Wände, Dach und Fenster in einem Augenblicke einem Siebe ähnlich wurden. Zum Glück war der Graf kaum eine Viertelstunde zuvor weggeritten, um den rechten Flügel in Augenschein zu nehmen. In diesem durchlöcherten Hause empfing mich der baierische General, und, nachdem er einige Fragen an mich gethan, schickte er mich in die Stadt zu dem General Wrede.

Polozk hatte ich schon früher als eine recht artige Stadt gekannt, jetzt fand ich sie sehr verändert. Jedes Haus glich, so zu sagen, einer Brustwehr, fast jede Straße verpallisadirt, der schöne Spazirgang in eine Redoute umgeschaffen. Statt friedlicher, ihr Gewerbe treibender Bewohner erblickte man nur müßige Offiziere und hungrige Soldaten. Die Hospitäler wimmelten von Verwundeten und Todten, die Luft war so verpestet, daß man die Nase zuhalten mußte.

Der Weg führte uns über den Markt, sonst immer angefüllt mit Juden, jetzt mit Franzosen. Mein Erscheinen erregte Neubegier; Viele, die auf drei Schritt nach Branntwein rochen, kamen heran gehüpft, wollten mich umringen und mir ihre bekannte Redseligkeit beweisen, als der Adjutant durch die Worte: »hier wohnt der General Wrede," aller Unterhaltung ein Ende machte.

Wir traten in das Haus und fanden im ersten Zimmer einen sehr elegant gekleideten, durch und durch parfümirten Sekretär, der mir höflich eine Prise Tabak anbot. Ich bat

ihn ſtatt deſſen um ein Glas Waſſer. Ah, Monsieur, Vous n'avez qu'à commander, Vous en aurez avec du vin. In der That erquickte er mich durch einen Trunk. Nun wollte er aber auch ſeine Neugierde befriedigen; allein die Thür öffnete ſich und der General Wrede erſchien. Höflich zwar, allein ſehr ernſt war ſein Gruß und ſehr forſchend ſein Blick, als fände er etwas Verdächtiges an mir.

»Ich werde Sie ſelbſt zum kommandirenden General St. Cyr führen," war ſein erſtes Wort, indem er nach Hut und Degen griff. Diesmal machte man auf den Straßen uns ehrerbietig Platz und alle bon mots wurden erſtickt.

Der General St. Cyr wohnte im Jeſuiter-Kloſter, ein ſchönes Gebäude, das ich auch ſchon früher kannte. Wir hatten bald des Kloſters dunkle Gänge erreicht, wo die Mönche wie Geſpenſter herumſchlichen. Der General St. Cyr begrüßte mich ſehr freundlich, und ſeine erſte Frage war: J'espère que Vous n'avez pas été maltraité par mes troupes? (Ich hoffe, daß Sie von meinen Truppen nicht gemißhandelt worden ſind?) Ich verſicherte das Gegentheil und erzählte dankbar, wie es mir ergangen. Allein hierauf erhob der General Wrede ſeine Stimme und ließ ſich folgendermaßen vernehmen: »Ich weiß, daß Sie nicht durchſucht worden ſind. Sie werden alle Ihre Papiere hier auf den Tiſch legen."

»Außer einer kleinen Karte,« erwiederte ich, »die ich ſchon auf dem zweiten Poſten dem Offizier übergeben, habe ich nichts bei mir gehabt.« Es wurde ſogleich ein Adjutant abgefertigt, um die Karte zu holen. »Bedenken Sie,« fuhr der General Wrede fort, »daß man Sie durchſuchen wird.« Dieſe Redensarten fielen mir auf, ich war empfindlich und machte Anſtalten, das nämliche Manöver zu wiederholen, deſſen ich auf dem zweiten Poſten ſo großmüthig überhoben wurde, nämlich meine Uniform auszuziehen, und, wenn das noch nicht hinreichend wäre, mich ganz zu entkleiden. Allein der General St. Cyr, der ein eben ſo fein gebildeter Mann als kluger Feldherr iſt, erklärte, mein Wort ſei hinreichend, und — um gleichſam das Vorgegangene zu entſchuldigen — fügte er hinzu: eine ſolche Unterſuchung pflege blos zu geſchehen, weil der Gefangene, von ſeinem plötzlichen Unglück noch betäubt, ſich nicht gleich erinnern könne, was er bei ſich trage, und daher wohl thue, bei gefaßterem Muthe ſeine Taſchen noch einmal durchzuſuchen. Die mancherlei Fragen, die nun an mich ergingen, beantwortete ich ſo lakoniſch als möglich, um auch das Wenige nicht zu verrathen, was ich etwa wußte.

Eine ſonderbare Empfindung ergriff mich, als ich unter den Adjutanten des Generals den jungen Maſſena, den Sohn des berühmten Marſchalls, gewahr wurde. Wir hatten nämlich ein paar Stunden vor der letzten Schlacht auf den Vorpoſten Bekanntſchaft mit einander gemacht und brüderlich eine Flaſche Wein getheilt. Da bei dieſer Gelegen-

heit natürlich blos von kriegeriſchen Ereigniſſen und auch von der Möglichkeit, gefangen zu werden, geſprochen wurde, ſo hatten wir auf dieſen Fall einander gegenſeitig Hilfe zugeſagt und jeder hatte dem andern ſeine Adreſſe gegeben. Gleich darauf ſchmetterten die Trompeten, jeder eilte auf ſeinen Poſten und die blutige Schlacht begann. Alles das fiel mir erſt wieder bei, als ich ihn plötzlich gewahr wurde. Wir umarmten uns in Gegenwart des Generals, der große Augen machte, bis wir ihm die Veranlaſſung erzählt hatten.

Mit vieler Güte erlaubte mir der General St. Cyr, einen offenen Brief an die Meinigen zu ſchreiben, erkundigte ſich nach dem Aufenthalte meines Vaters und lachte, als ich ihm ſagte: mein Vater ſtehe nur noch mit Einem Fuße in Rußland, den andern habe er bereits aufgehoben, um im Nothfall in England ihn niederzuſetzen. **Monsieur Votre père a raison de prendre ses précautions** (Ihr Herr Vater hat Recht, Vorſichtsmaßregeln zu nehmen), war ſeine Antwort, **mais notre Empereur est bon** (aber unſer Kaiſer iſt gut). Darauf wandte er ſich zu Maſſena und ſagte: **Vous aurez soin que notre prisonnier soit bien logé et surtout qu'il ne meure pas de faim.** (Sie werden dafür ſorgen, daß unſer Gefangener eine gute Wohnung erhalte und vor allen Dingen, daß er nicht Hungers ſterbe.) Die letzte Erinnerung war ſehr weiſe, denn die Herren ſahen mir ſämmtlich ſo aus, als hätten ſie ſchon manche Woche gehungert; eine Vermuthung, die ich bald beſtätigt fand.

Zweites Kapitel.

Mein Aufenthalt in Polozk.

Indem wir das Jesuiter-Kloster durchliefen, in welchem die Mönche mir eine Zelle einräumen sollten, erzählte mir Massena, daß man die in der letzten Schlacht gefangenen russischen Offiziere Tages zuvor nach Wilna transportirt habe. Das war mir höchst unangenehm, denn es befand sich unter ihnen der Major Switschin, ein lieber Freund von mir. Nur ein schwer verwundeter Hauptmann war zurückgeblieben, den wir sogleich besuchten; auch ein alter Bekannter, dessen Freude bei meinem Anblick unbeschreiblich war. So gern ich auch dieselbe Zelle mit ihm bewohnt hätte, so wurde ich doch durch den unleidlichen Gestank, den seine Wunde verursachte, daran gehindert. Ich versprach, ihn so oft zu besuchen, als mir nur immer erlaubt werden würde. Ein hereintretender Mönch zeigte mir an, daß meine Zelle schon geräumt sei. Sie befand sich im dritten Stockwerke, war nicht übel und wurde von einem hungrigen Soldaten bewacht. Hier empfahl mich Massena der Fürsorge des Mönchs und entfernte sich. Kaum hatte er uns verlassen, als der Jesuit sich durch die Worte Luft machte: Die verfluchten Franzosen! und nun ergoß sich seine Erzählung einem Strome gleich, wie sie die Stadt und besonders die schönen Klosterkeller geplündert, auch die Kirche nicht verschont hätten. Der gute Mann mußte sich

wenig um die Welthändel bekümmert haben, da ihm das alles ſo neu ſchien.

Es war bereits acht Uhr Abends und ich hatte den ganzen Tag noch nichts gegeſſen, ich unterbrach daher den Strom ſeiner Rede beim erſten Athemholen, indem ich nach dem Mundvorrath des Kloſters mich erkundigte. Als der gute Mann, den ich ſo gern in der Küche gehabt hätte, doch immer noch nicht aus dem Keller heraus wollte, fiel mir das ſchöne ruſſiſche Sprichwort ein: Der Satte verſteht den Hungrigen ſelten. Endlich blieb mir nichts anders übrig, als ihn zu überſchreien, und ſo preßte ich ihm endlich die tröſtliche Nachricht aus, daß man in einer halben Stunde ſich zum Abendbrot verſammeln werde, und ich dann auch in Begleitung meiner Schildwache mich einfinden könne. Dieſe halbe Stunde verkürzte er mir noch durch fortgeſetztes Schimpfen auf die Franzoſen, und er ſtand eben im Begriff, ſie in's Fegfeuer zu jagen, als der ſüße Ton der Eßglocke erſchallte, worauf wir Arm in Arm, von der Wache begleitet, durch die entweihten Hallen der klingelnden Einladung folgten.

Wir traten in einen großen, mit Heiligenbildern verzierten Saal, in welchem ringsumher gedeckte Tiſche mich anlächelten. Ich wurde von ſämmtlichen Jeſuiten, unter welchen es auch viele Deutſche gab, ſehr freundſchaftlich empfangen. Nach der Mahlzeit bildete ſich ein Kreis um mich, der in allen Sprachen ſeine Noth klagte und ſeinen

Kummer gleichſam in Freundesbruſt ausſchüttete. Ich tröſtete ſie durch die Hoffnung, daß die Ruſſen bald in Polozk einmarſchiren würden. Mit erheiterten Geſichtern wünſchten ſie mir eine angenehme Ruhe.

Allein dazu gehört mehr, als die bloße Luſt zu ſchlafen. Einſam in meiner Zelle fühlte ich nun erſt mein Unglück in ſeinem ganzen Umfange. Nur im Kriege kann der General-Stabsoffizier auf ſeiner Laufbahn vorwärts ſchreiten. — Dieſe Ausſicht war mir nun geraubt! — mein Vaterland vom Feinde überſchwemmt — ich in Noth — von den Meinigen getrennt — ohne Hoffnung baldiger Rückkehr — was Wunder, daß ich mich ſchlaflos auf meinem Lager herum wälzte!

Am Morgen führte Maſſena mehrere General-Stabsoffiziere mir zu, die als Kameraden mir Troſt bringen, eigentlich wohl mich ausholen wollten. Die Rede fiel natürlich auf die letzte Schlacht. Ich konnte die in derſelben begangenen Fehler um ſo weniger vertheidigen, da wir geſchlagen worden waren; doch ermangelte ich nicht, ſie recht oft an die achtzehn Kanonen zu erinnern, die wir dennoch dabei erobert, und an die Mannhaftigkeit unſerer Kavalerie, die bis in die Stadt zu ſprengen gewagt hatte. Auch machte ich leiſe mich darüber luſtig, daß ihre Kavallerie ſo lange auf dem jenſeitigen Ufer der Düna geweidet, und im Verfolgen ſich dadurch verſpätet hatte, welchem Umſtande wir größtentheils unſere Rettung verdankten. Sie gaben das zu und

ſchrien von allen Seiten, der General ſei auch dafür arretirt worden.

Gern wäre ich meine Gäſte wieder los geweſen, da ich Briefe ſchreiben und mich überhaupt in die militäriſchen Erörterungen nicht zu tief einlaſſen wollte. Allein ſie waren unter einander in Streit gerathen über die Beſtimmung des Tages, an welchem ſie in Petersburg einzurücken gedachten, die Prahlereien wurden unerträglich, und ich miſchte mich endlich wieder in's Geſpräch, mit dem Vorſatz, es wo möglich noch ärger zu machen als ſie: denn das iſt das einzige Mittel, einen Franzoſen zum Schweigen zu bringen. »Sie haben vergeſſen, meine Herren,« ſagte ich, »daß der Kronprinz von Schweden mit uns kämpft, und wahrſcheinlich eben jetzt bei Königsberg mit dreißigtauſend Mann landet. Hätten Sie Magazine, ſo wären die alle verloren; bei Ihrer neuen Art Krieg zu führen aber, wo die ganze Laſt der Verpflegung auf den Bürger drückt, wird der Kronprinz ſich begnügen müſſen, Ihnen den Rückzug abzuſchneiden.« Sie lachten über die Landung bei Königsberg, und ich lachte über ihren Einzug in Petersburg, von dem ſie jedoch immer noch ſo überzeugt waren, daß ſie ſchon auf Beſuche dachten, die ſie einzeln in Moskau abſtatten wollten, und ſich deshalb bei mir erkundigten, ob zwiſchen Petersburg und Moskau eine Diligence eingerichtet ſei? — ich antwortete: bis jetzt noch nicht, allein ſobald die Ruſſen nach Paris kämen, würden ſie nicht ermangeln, dortige er-

oberte Diligencen hinzuſchicken. Das verſchnupfte ſie ein wenig und ſie entfernten ſich nach und nach.

Nun ſchrieb ich an meinen Vater, daß ich geſund ſei und Geld brauche, denn das iſt ſo ziemlich alles, was man unter ſolchen Umſtänden ſchreiben darf. An meinen Bruder Wilhelm ſchrieb ich auch, und übergab beide Briefe zur Beförderung dem Chef vom Generalſtabe, harrte jedoch fünf Tage vergebens auf Antwort, und mußte endlich fort, ohne zu erfahren, ob man mich für gefangen oder todt halte. Während dieſer fünf Tage hatte mein Magen einen großmüthigen Beſchützer an dem Oberhaupt der Jeſuiten (ich glaube, man nennt ihn General). Die Freundſchaft dieſes Mannes hatte ich mir vor einem Jahre, bei Beſichtigung des Kloſters, durch das Geſchenk einer bengaliſchen Münze erworben, die ich noch von meiner Reiſe um die Welt mitgebracht hatte. Sie wurde dem Münzkabinet einverleibt, und trug mir jetzt reichliche Zinſen. Zweimal täglich ſpeiſte ich mit den Mönchen an ihrer Tafel, die, in den damaligen Umſtänden, nicht mit Golde zu bezahlen war. Dieſes Recht, unter dreißigtauſend Hungrigen die einzigen Satten zu ſein, haben ſie freilich theuer erkaufen müſſen; denn, außer der Generalität und dem Generalſtabe, mußten ſie noch täglich eine Menge Soldaten beköſtigen, welche ihre Kirche und die Ueberbleibſel des Kellers bewachten. Wie ſie das zwei Monate lang ausgehalten haben, begreife ich nicht, aber jeder Bewohner der heiligen Halle iſt ſatt geworden.

Ueberdies muß ich ihnen nachrühmen, daß ſie die ruſſiſchen Verwundeten und Gefangenen aus allen Kräften unterſtützten, freilich nur heimlich, denn öffentlich durften ſie es nicht. Täglich ſtarben Hunderte theils an ihren Wunden, theils auch Hungers, und lange blieben die meiſten unbegraben. Ein Wunder, daß die Peſt nicht entſtand. Merkwürdig iſt, daß, wenn die Jeſuiten erzählten: ſo viele ſind heute geſtorben: ſo verſtanden ſie immer nur Ruſſen darunter; um die Franzoſen, als der Hölle ſchon verfallen, bekümmerten ſie ſich gar nicht.

Der General St. Cyr hatte die Güte, mich zweimal zu ſeiner Tafel zu ziehen. Er ſchien mich wohl für etwas einfältig zu halten; denn ob wir gleich vor wenigen Tagen den Frieden mit den Türken durch zahlreiche Artilleriesalven gefeiert und ſelbſt den Franzoſen Nachricht davon gegeben hatten, damit ſie durch das Kanoniren ſich nicht möchten beunruhigen laſſen, ſo ſpielten dennoch Se. Excellenz den Unwiſſenden, und erzählten, ein ſtarkes franzöſiſches Corps habe die Türken verſtärkt, wodurch unſere Armee auch von dieſer Seite ſehr in's Gedränge gerathen ſei, auch ſei für ſein eigenes Corps eine Verſtärkung von zehntauſend Mann in Wilna eingetroffen, welches ihn in den Stand ſetze, gerade nach Petersburg zu marſchiren. Lächelnd ſagte er das letztere, und ich weiß nicht, ob ich meine Zunge hätte zähmen können, wenn nicht eben ein trefflicher Braten alle feindſeligen Gedanken verſchlungen hätte.

Gegen das Ende der Tafel traten fünf gefangene ruſſiſche Dragoner herein, von zehn Bauern eſkortirt. Sie hatten in einem Dorfe auf Vorpoſten geſtanden, und ohne Zweifel gar kein Mißtrauen gegen die Einwohner gehegt; plötzlich wurden ſie mit Knütteln überfallen, entwaffnet und fortgeſchleppt. Das Blut kochte mir bei dieſem Anblick, und nun war es mir klar, daß ich mein eignes Unglück blos dem Bauer verdankte, der, ſtatt mich zu warnen, mich den Uhlanen verrathen hatte. Der General St. Cyr ſtellte ſich ſehr aufgebracht gegen die Bauern, und ließ ihnen ſagen, ſie ſollten ſich künftig nicht unterſtehen, den Kriegern in's Handwerk zu fallen. Aber es war eitel Gleisnerei, denn von den Jeſuiten erfuhr ich nachher, daß ſie eine anſehnliche Belohnung erhalten, auch ſah ich ſelbſt, lange nach der Tafel, wie ſie im Kloſter mit Brot und Branntwein traktirt wurden, welches ſehr ſelten und nie umſonſt geſchah.

Nach aufgehobener Tafel entfernten ſich alle, nur ich hatte das Glück, vom General zu einem Zigarro eingeladen zu werden. Nach langem Nöthigen nahm ich es an, und wir ſchmauchten ganz vertraulich bei einer Taſſe Kaffee. Es iſt bekannt, daß die Franzoſen kein etwas langes Geſpräch führen können, ohne ſich ſelbſt zu rühmen. Selbſtlob lieferte auch hier den Stoff. St. Cyr ſprach von der Ordnung und Rechtlichkeit, mit der man ſich in Feindes Land betrage, beſonders pochte er auf das große Verdienſt, von der Stimmung der Bauern keinen Gebrauch gemacht zu haben,

»denn,« fügte er hinzu, »wir durften ja nur die Freiheit proclamiren, so empfingen uns alle mit offenen Armen und ein allgemeiner Aufſtand war organiſirt.« — Ich ließ mir nicht merken, daß ich wohl wußte, wie manche Proclamation in dieſer Abſicht wirklich ergangen war, jedoch den Zweck verfehlt hatte; ich erlaubte mir blos die Frage, ob der Herr General den Zuſtand der ruſſiſchen Bauern kenne? wo nicht, ſo könne ich ihm verſichern, daß ſie im Ganzen unter die Glücklichſten gehören, und daß es überhaupt ſehr mißlich ſei, unbegehrtes Glück den Leuten aufzudringen. Sie müſſen glücklich werden, war ſeine Antwort, gegen die ſich weiter nichts einwenden ließ.

Der gepuderte Kellermeiſter unterbrach unſer Geſpräch, indem er haſtig mit der großen Nachricht herein polterte: Nous l' avons trouvé! nous l'avons trouvé! (wir haben ihn gefunden). Ich dachte, es ſei zum wenigſten von einem gefährlichen Spion die Rede, den man erwiſcht habe, allein es waren nur ein Dutzend Bouteillen Wein, welches die armen Grenadiers du pape (wie man die Jeſuiten ſpottweis nannte) auf die Seite gebracht, der ſüße Kellermeiſter aber ſo eben ausgeſchnüffelt hatte. Dieſer unbedeutende Vorfall hat mir unſchuldigerweiſe eine tiefe Kränkung zugezogen. Der Prior nämlich, der dieſen Wein zum Abendmahl aufbewahrte, war boshafterweiſe berichtet worden, ich hätte den Franzoſen einen Wink davon gegeben. Zum Glück verſtändigte er ſich mit mir darüber, und ſah

bald ein, daß ich unmöglich wissen konnte, ob er noch Wein habe oder nicht. Es entdeckte sich nachher, das ein hungriger Soldat, trotz der Wachen, in die Kirche sich eingeschlichen hatte, um Brot zu suchen. Da er das nicht fand, so nahm er mit einigen silbernen Kelchen vorlieb und entdeckte nebenher den köstlichen Wein. Diesen Fund wollte er mit dem Kellermeister theilen, der sich aber bei seinem Herrn ein Verdienst daraus machte, den armen Teufel zu verrathen.

Ich habe, während meines Aufenthalts in Polozk, noch öfter das Glück gehabt, mit dem General St. Cyr mich zu unterhalten, und kann nur mit Achtung von seinem Genie und von seiner Humanität sprechen. Von Massena erfuhr ich, daß Buonaparte ihm gram sei, weil er aus einer altadelichen Familie stammt; sonst müßte er auch, in Betracht seiner Kenntnisse und langen Dienste, schon weit früher Marschall geworden sein.

Drittes Kapitel.

Transport nach Wilna.

Da die Antwort auf meine Briefe ausblieb, so kündigte man am sechsten Tage mir an, daß ich mich reisefertig halten sollte, indem ein Transport Gefangene nach Wilna abgingen. So freundlich auch die Jesuiten und selbst die Franzosen sich gegen mich benahmen, so wollte doch keiner bemerken, daß ich nur ein einziges, unreines Hemd auf dem Leibe hatte. Freilich schwieg meine Zunge, aber die ewige Beweglichkeit aller meiner Glieder hätte es ihnen doch verrathen sollen, daß ich gegen einen Feind kämpfte, der mir Tag und Nacht keine Ruhe ließ; ich meine das Ungeziefer, das einem Menschen von Erziehung doppelt unerträglich wird.

Nachdem ich vom General St. Cyr Abschied genommen (er versprach, etwa einlaufende Briefe mir nachzuschicken) und dem jungen Massena ein herzliches Lebewohl gesagt hatte, schoben die Jesuiten mir ein Brot in die Tasche und mein alter Mönch flüsterte mir zum letztenmal sein: Die verfluchten Franzosen! in's Ohr. Das ganze Detaschement, dessen Befehlshaber, dem Lieutenant Pineda, ich übergeben wurde, bestand aus sechzig Mann, ich war der einzige Offizier; unsere Eskorte aus zwanzig Mann und einem Trommelschläger. Lieutenant

Pineda war eigentlich ein Holländer, den Franzoſen ſehr ergeben, ſprach aber ſchlecht franzöſiſch, war übrigens ſehr arm an Lebensmitteln und an Bekleidung noch abgeriſſener als ich. Die Jeſuiten füllten auf meine Bitte die leere Flaſche, die an ſeiner Seite hing. Er that einen kräftigen Schluck, überzählte die Gefangenen, kommandirte: links-um ſchwenkt euch! Das alte Kalbfell ließ ſich hören, und ich, die jämmerlichſte Figur von der Welt, marſchirte an der Spitze. Dieſe Parade währte bis jenſeit der Düna, wo wir bei einem alten Marketenderwagen Halt machten, um den letzten Reſt von Tabak zum Kauen einzukaufen. Ich ſtand unterdeſſen mit dem Geſicht nach der Gegend meines Vaterlandes gewendet, empfahl mich Gott, bat ihn um Kraft, mein Schickſal zu ertragen, betete für meinen Vater und alle meine Lieben, die ich alle vielleicht nie wieder ſehen ſollte! Meine Augen füllten ſich mit Thränen. Das rührte den Lieutenant, der in der Heimath eine Gattin zurückgelaſſen hatte. Dieſe ſtumme Scene knüpfte ſchnell zwiſchen uns eine Art von Freundſchaft, die in der Folge nur ein einziges Mal durch eine Ungerechtigkeit von ihm unterbrochen wurde.

Wir ſetzten uns in Marſch, doch ohne Trommelſchlag und ungezwungen, nur entfernen durfte ſich Keiner. Wir hatten drei Meilen zu gehen, die Hitze war unausſtehlich. Der weiten Fußreiſen ungewohnt, griff mich der Marſch ſehr an. Einmal ruhten wir auf einer Anhöhe bei einer mit Bäumen umgebenen Kapelle, die natürlich ausgeplündert

war und ſchon oft als Pferdeſtall hatte dienen müſſen. Jetzt wälzten wir uns dort auf altem, mit Ungeziefer beſätem Stroh, und wehe dem, der ſeine Wäſche nicht wechſeln konnte; er trug unvermeidlich eine Vermehrung der läſtigen Einquartirung mit ſich fort. Pineda und ich ſetzten uns auf die Kanzel, ſcheuerten uns am Pfeiler und verzehrten unſer Brot mit großer Begierde. Die armen hungrigen Soldaten, die in der Kapelle ſich gelagert hatten, warfen der Kanzel ſchmachtende Blicke zu. Ich zeigte hinab, zu dem Lieutenant ſprechend: Herr! ſiehe dein Volk! — Ich ſehe es, antwortete er, allein helfen kann ich nicht. — Man wird fragen, wovon wir lebten? — Großer Gott! Alles, was uns in den Wurf kam, Gemüſegarten, Kartoffelfeld u. ſ. w. wurde emſig durchſucht; wer durch ein Wunder noch eine Kartoffel oder ein Kohlblatt fand, der warf es in den allgemeinen Kochtopf, und dieſe Suppe war unſere Nahrung. So blieb es acht Tage lang.

Die Trommel rief zum Aufbruch. Wir zogen traurig weiter, und fanden überall die Häuſer zerſtört, Alleen umgehauen, Straßen durch Kanonen verdorben. Aber noch mehr als unſere Augen wurden unſere Naſen angegriffen; denn keine tauſend Schritt legten wir zurück, ohne auf gefallene Pferde oder auch wohl menſchliche Leichname zu ſtoßen, welche die Luft dermaßen verpeſteten, daß wir oft Umwege von mehreren hundert Schritten nehmen mußten. Da die halb nackenden Gefangenen ohnehin gewöhnlich beide Hände brauchten, um ihre nothwendigſten

Kleidungsstücke am Leibe zu erhalten, nun aber auch die Nasen noch zuhalten sollten, so entstand oft ein Kampf zwischen Scham und Ekel, in welchem bei den meisten der letztere siegte.

Gegen Abend erblickten wir am Strande eines Sees ein abgedecktes Landhaus, und unser Führer überraschte uns durch die angenehme Botschaft, daß wir diesmal am Ziele wären. Aus Hunger und Müdigkeit warf ich mich sogleich auf der Treppe des Hauses nieder, und, nach Pineda's Versicherung, waren meine Züge sehr entstellt. Die armen Soldaten mußten im Hofe aufmarschiren und wurden dann in einen Stall gesperrt, der in bessern Zeiten Kühe beherbergte. Alle Löcher ließ der vorsichtige Lieutenant verstopfen, und umgab den Stall mit Schildwachen. Als hierauf der Unteroffizier rapportirte, alles sei in Ordnung, vernahm ich zu meinem größten Erstaunen den Befehl, zwei Ochsen zu schlachten, Jedem ein Pfund Brot und eine Maß Branntwein auszutheilen. Wie? rief ich zweifelnd aus, und mit dem herzlichen Wunsche, widerlegt zu werden, glauben Sie denn, daß hier, außer Gras und Wasser, noch etwas zu finden sei? — Nein, erwiederte Pineda ganz kaltblütig, »der Befehl, Alles herbeizuschaffen, ist nur eine Formalität, weil doch die Rubrik Verpflegung in der feuille de route (Marschvorschrift) ausgefüllt werden muß.« So kämpften wir mit Fatalitäten und lebten von Formalitäten.

Der Abend war schön und ich wollte ihn auf der Treppe weghungern; allein Pineda untersuchte das Haus, und mit Erstaunen vernahm ich bald einige Stimmen. Manche Gutsbesitzer nämlich hatten doch, um der vielen Marodeurs willen, von welchen die Straßen wimmelten, für rathsamer gehalten, in ihren Häusern zu bleiben, versteckten sich aber und beobachteten aus kleinen Oeffnungen, was draußen vorging. Nahten sich Einzelne, denen sie sich gewachsen glaubten, so kamen sie zum Vorschein. Waren es viele, so rührten sie sich nicht, bis man sie ausspähte, wo sie denn freilich auf Gnade und Ungnade sich ergeben mußten. So sah ich denn auch hier ganz unvermuthet einen alten Mann, dessen Frau, Sohn und drei erwachsene Töchter aus den Ruinen zum Vorschein kommen. Den Beschluß machte ein französischer Offizier von den reitenden Jägern, der blessirt zu sein schien, denn er trug einen Stiefel und einen Schuh, auf dem Haupte eine große Bärenmütze. Er gab sich für einen Baron aus Brüssel, versicherte, er habe mit Ruhm für sein Vaterland gefochten, und suche jetzt, wenn gleich verwundet, seine Verdienste dadurch zu vermehren, daß er sich zur Sauvegarde dieser wackern Familie aufgeworfen.

»Ritter von der traurigen Gestalt!« spöttelte Pineda, »Sie eine Sauvegarde? warum saßen Sie denn im Keller? Doch gleich viel! was gibt es hier zu essen?« Die armen Menschen sahen einander mit fragenden Blicken an. »Da sitzt ein russischer Kriegsgefangener,« fuhr Pineda fort.

Nie werde ich die Rührung vergeſſen, die bei dieſen Worten ſich der guten Familie bemeiſterte. Mit Thränen in den Augen trat der Alte zu mir, und drückte mir ſtumm die Hand, indem er auf ſeine halb verhungerte, mit Lumpen bedeckte Familie hindeutete. Die Mutter nahm das Wort: »Seit unſer Land von denen geplündert worden, die uns Freiheit zu bringen verſprachen, ſind Sie der erſte Ruſſe, den wir ſehen; daher unſere Rührung. Wir haben zwanzig glückliche Jahre unter Ihrem Kaiſer gelebt! was wir hatten, verdankten wir ihm. Wir können Ihnen nur wenig anbieten, aber das Wenige aus gutem Herzen.«

Da griff eine der Töchter in ihre Taſche, holte verſchämt ein Stück ſchwarzes Brot hervor, und reichte es mir mit niedergeſchlagenen Augen. Ein unnennbarer Schmerz überwältigte mich; ich nahm das Brot nicht, warf mich auf die Treppe und brach in Thränen aus. Der gute Alte näherte ſich mir tröſtend und flüſterte mir in's Ohr: »machen Sie ſich kein Gewiſſen daraus, die kleine Gabe anzunehmen. Wir haben noch etwas Brot und Kartoffeln zurückgelegt, ſind aber freilich ſehr karg damit, da wir nicht wiſſen können, wie lange unſere ſchreckliche Lage dauern wird; aber gönnen Sie uns das Vergnügen, Sie wenigſtens ſatt aus unſerm Hauſe gehen zu ſehen.« Die Familie hatte unterdeſſen meinen Holländer von ihrer Armuth unterhalten, und ſein verlängertes Geſicht ſchien anzudeuten, daß er für ſeinen Magen keine Hoffnung nähre.

Da hub plötzlich der Alte in sehr gutem Französisch an: »Kinder! unsere Gäste scheinen brave Leute zu sein. Wir wollen frohen Muthes, die Zukunft Gott vertrauend, unser Bischen Armuth mit ihnen theilen.« Pineda lächelte, der Chasseur hüpfte trotz seiner Blessuren, und eine der Töchter schien nur auf diesen Wink gewartet zu haben, um in den Keller hinab zu springen. Sie brachte Kartoffeln und ein altes Brot. Jene wurden gekocht, wir lagerten uns um den Herd und hielten ein frohes Mahl, wobei wir unsern Rest von Branntwein brüderlich mittheilten, und welches ich der Familie durch die Hoffnung würzte, daß Polozk bald in den Händen der Russen sein werde. Erst spät in der Nacht gingen wir zur Ruhe.

Als am andern Tage meine Füße mich heftig schmerzten, und ich fast zweifelte, weiter gehen zu können, überraschte mich der lustige Franzose durch das freundliche Anerbieten eines Cognac, den er besitze. Ich meinte, er spräche von dem geistigen Getränk, welches Cognac heißt, und auch das wäre mir sehr willkommen gewesen; allein er sprach von einem polnischen Pferde (auf polnisch Cogna genannt), und das war in meiner Lage mir noch viel erwünschter. »Auf dem Gute,« sagte er, »kann man keine Pferde halten, denn sie werden sogleich von durchziehenden Detaschements in Beschlag genommen, darum lasse ich die meinigen im Walde von zwei Chasseurs bewachen, die es mit einzelnen Marodeurs aufzunehmen im Stande sind.«

Pineda und ich waren entzückt. Der Offizier, deſſen Namen ich leider anzumerken vergeſſen, wurde unſer groß-müthiger Wohlthäter, und ich wiederhole ihm hier öffentlich meinen herzlichen Dank.

Das Pferd wurde geholt, und, trotz ſeiner hervorſtehenden Rippen, kam es mir vor, als hätte ich nie ein ſchöneres geſehen. Nach einem gerührten Abſchied ſchwang ich mich auf den ſpitzen Rückgrad und zog im Schritt vor der Kolonne her. Mehr als Schritt hat dieſer Cognac auch nie geleiſtet. Während des Marſches jammerten die armen, von Hunger gequälten Ruſſen, und baten mich, ihnen die Erlaubniß auszuwirken, daß ſie dann und wann ſeitwärts auf die Dörfer gehen, und Lebensmittel ſuchen dürften. Das ging nun wohl nicht an, wegen der geringen Eskorte, denn unbegleitet wäre wohl Keiner zurückgekommen. Ich gab ihnen alſo den Rath, ſie möchten ſich ſo viel möglich ausdehnen, und, wenn der Weg durch Wälder und Gebüſche führte, ſich einzeln verlieren. Dieſen Rath befolgten ſie ſo treulich, daß am nämlichen Abende ſchon zehn Mann fehlten.

So ging unſere Reiſe einförmig immer weiter. Verwüſtung und Jammer, unſer tägliches Schauſpiel, Hunger, unſer treuer Gefährte; mit jedem Tage verminderte ſich die Zahl der Gefangenen. Pineda ſelbſt begriff wohl, daß Strenge hier nichts fruchten könne, denn auch die Stärkſten wurden ſo ermattet, daß ſie liegen blieben und

durchaus nicht weiter gehen wollten. Nur Einmal machte Pineda den schrecklichen Versuch, ob die Leute sich nicht verstellten? Als nämlich eines Morgens früh zum Aufbruch getrommelt wurde, fiel einer der Gefangenen nieder und erklärte sich für unfähig zu marschiren. In der ersten Hitze befahl Pineda, ihn mit Kolbenstößen auf die Beine zu bringen; da das nicht half, trat er ihn selbst mit Füßen; als auch das vergebens war, riß er dem nächsten Soldaten die geladene Flinte aus der Hand und spannte den Hahn. Ich fiel ihm in den Arm. Allein noch mehr brachte ihn wohl das Benehmen des armen Gefangenen zur Besinnung; der Unglückliche blickte seufzend gen Himmel und schien seinen Tod ruhig zu erwarten. Pineda war kein harter Mann. Als er die Flinte zurückgab, sah ich eine Thräne in seinem Auge. Er ließ nicht allein den Gefangenen zurück, sondern beschenkte ihn auch mit Geld. Es war der letzte Versuch dieser Art, den er sich erlaubte, und er bat mich blos, ihm in Wilna zu bezeugen, daß er sein Möglichstes gethan, und daß die quittirte Verpflegung nie wirklich verabreicht worden.

Unsere jammervolle Lage verbesserte sich einigermaßen, als wir am siebenten Tage in dem Städtchen Glubokor ein Magazin fanden, aus welchem uns der barmherzige Kommandant auf vier Tage mit Brot und Fleisch versorgte. Die Gefangenen wurden in eine alte Kirche einquartiert, wo sie Gott dankend ihren Heißhunger stillten.

Die Unſicherheit der Heerſtraßen bewog viele Reiſende, an irgend einem ſichern Orte zu warten, bis ein Detaſchement vorüberzöge, um ſich dieſem anzuſchließen, und, wie in den afrikaniſchen Wüſten, eine Karavane zu bilden. Das geſchah auch jetzt. Es ſtießen zu uns zwei ſchwer verwundete franzöſiſche Offiziere in einem halben Wagen mit zwei Pferden, ein Stabs-Chirurgus und ein franzöſiſches Mädchen, Viktoire, in Mannskleidern zu Pferde.

Nachdem wir insgeſammt bei einem franzöſiſchen Marketender, der ſich Reſtaurateur tituliren ließ, ſchöne Worte und ſchlechtes Eſſen theuer bezahlt hatten, ließ Pineda fröhlich das alte Kalbfell rühren, und unſere Karavane ſetzte ſich in Marſch. Der Wundarzt war ein luſtiger Patron, der Buonaparten und deſſen Angriff auf Rußland unverholen zum Teufel wünſchte und jetzt heim zog, weil er aus Vaterlandsliebe nicht Hungers ſterben wollte. In Spanien war er auch geweſen, und lobte ſich dort den Krieg, weil man zwar auch von Gefahren ſtets umringt ſei, hingegen Lebensmittel die Fülle, guten Wein, ſchöne Weiber und warmes Wetter antreffe. Auch Deutſchland hatte ſeinen Beifall, und er konnte nicht müde werden zu erzählen, wie er dort den Herrn geſpielt, genoſſen, wornach ihm gelüſtete, genommen, was ihm beliebte, bisweilen auch großmüthig ſeinem Wirthe geſchenkt, was mitzunehmen ihm zu beſchwerlich war. Auch meine Viktoire, ſagte er, hat zwar manche Kiſte mit Kleidern und

Tüchern ihrer Mutter heimgeschickt, allein auch oft verschenkt, was sie nicht brauchen konnte, und, gleich mir, den guten Deutschen manche Freudenthräne entlockt.

Unter solchen Gesprächen erreichten wir das Nachtlager, ein Chateau (denn jedes Landgut nannten die Franzosen ein Schloß), welches vermuthlich einem reichen Polen zugehörte, denn den ehemaligen Wohlstand bezeugten theils die Ueberbleibsel von seidenen Gardinen und eleganten Möbeln, theils die mit Orden gezierten Familiengemälde in polnischem Kostüm, hängend über Trümmern eines Fortepiano's, und sehr düster herabschauend. Wir brachten die Verwundeten zur Ruhe, und wühlten dann nicht ganz fruchtlos den Garten um, denn ein bereits abgeerntetes Kartoffelbeet lieferte uns noch zwei Hüte voll Kartoffeln, auch fanden wir noch einige Zwiebeln, und eilten jauchzend zum Feuer, wo Viktoire ihre Geschicklichkeit bewies, indem sie uns eine Suppe à l'oignon et aux pommes de terres kochte.

Zwiebelsuppe scheint überhaupt eine Lieblingsspeise der Franzosen zu sein, denn sie sehnten sich oft darnach, wenn sie auch etwas Besseres hatten. Mich konnte nur der Hunger zwingen, dies gekochte Wasser mit einigen gerösteten Zwiebeln hinunter zu schlucken. Auch jetzt war es dieser treffliche Koch, der Viktoiren zur Seite stand, obgleich sie allein den Dank erntete. Es mag übertrieben klingen, aber es ist doch wahr, daß wir gewöhnlich auch in den

ſchönſten Gegenden nicht ſpaziren gingen, um nicht zu ſchnell zu verdauen. Heute wagten wir aber doch, den herrlichen Park zu durchſtreichen, weil wir noch einen kleinen Kartoffelſchatz zurückgelegt hatten. Der Garten bewies, außer dem Reichthum des Beſitzers, auch deſſen Geſchmack. Eine Ruine auf einem Hügel ahmte einen Tempel der Alten nach, und eine wohlangebrachte Aeolsharfe umſchwirrte dieſe Trümmer mit leiſen, ſchaurigen Tönen. Als wir durch einen Schneckengang dieſen nachgingen, erblickten wir plötzlich ein Denkmahl von weißem Marmor, mit der rührenden Inſchrift: „Seiner unvergeßlichen Gattin von dem treuen Gatten, der nur auf Bitten der Seligen noch lebt, um ſein einziges Kind nicht vaterlos zu hinterlaſſen.“ Eine naheſtehende Moosbank ſchien der Lieblingsplatz deſſen zu ſein, der dies Denkmahl errichtete. Daneben war ein kleiner Kindergarten, deſſen Blumen wahrſcheinlich oft das Grab der Mutter ſchmückten. Sie pries ich zweifach ſelig, daß ſie die Gräuel, die ihr Vaterland verwüſteten, nicht mehr ſah, und dem Verlaſſenen wünſchte ich von Herzen, daß er bald, mit ſeinem Kinde an der Hand, die heilige Stätte wieder betreten möchte, wo ſein Alles ruht. Das Gut liegt auf dem halben Wege zwiſchen Polozk und Wilna. In wehmüthiger Stimmung verließ ich den Garten und warf mich auf mein Stroh.

Je näher wir nun Wilna kamen, je bewohnter fanden wir die Güter, deren Beſitzer ſich Sauvegarden von dem

Gouverneur von Wilna erbeten hatten, und überdies durch Patrouillen von polniſcher Gensd'armerie in den Ruinen ihrer Schlöſſer beſchützt wurden. Natürlich konnten ſie aber auch den häufig durchziehenden Detaſchements wenig geben, weil ſie ſelbſt wenig mehr hatten. Das verurſachte freilich oft Streitigkeiten, zuerſt mit den Herren, dann mit den Sauvegarden, deren ſchriftlich vorgezeigte Befehle jede Gewaltthätigkeit auf das ſtrengſte verboten. Aber Noth kennt kein Gebot. Wenn wir die Stärkeren waren, ſo nahmen wir doch, was wir fanden, und der Sauvegarde blieb nichts anders übrig, als zu drohen: le prince de Neufchatel en sera instruit. (Der Fürſt von Neufchatel ſoll es erfahren.) Pineda pflegte zu antworten: „Für's Erſte wißt ihr meinen Namen nicht, und zweitens hat der Fürſt gut befehlen, aber Sackerment! ich bin nicht nach Rußland gekommen, um Hungers zu ſterben!"

Jetzt muß ich eines Auftritts erwähnen, der mich zum erſten Mal ſehr bitter fühlen ließ, daß ein armer Gefangener zweifach unglücklich iſt, wenn er in die Hände harter Begleiter fällt. Eines Sonntags Abends, nur noch zwei Tagemärſche von Wilna entfernt, kehrten wir, wie gewöhnlich, auf einem Landgute ein. Da hier eine ſtarke Sauvegarde und auch ſonſt viele Leute im Hauſe waren, ſo durften wir nicht hoffen, Bewirthung zu erzwingen, ob wir gleich ſeit drei Tagen ſo gut als nichts gegeſſen hatten, und Alle höchſt abgemattet waren. Ich ſetzte mich, wie ich immer zu thun pflegte, auf die Haustreppe, und

beneidete die vorbeifliegenden Schwalben, die überall ihr Futter finden.

Pineda und der Wundarzt bestürmten den Wirth um Lebensmittel, wenigstens für die Verwundeten, allein er versicherte, daß er kaum so viel habe, um seine Frau und Kinder satt zu machen. Anfangs hatte man ihn höflich Herr Baron genannt, am Ende regnete es Scheltworte, und die Sauvegarde mußte Thätlichkeiten verhüten. »Hättet ihr nicht so toll gewirthschaftet,« schrie der Besitzer, »hättet ihr nicht geplündert und den Wein auslaufen lassen, so würde noch jeder Vorüberziehende ein Stück Brot und einen Trunk Wein bei mir finden; jetzt aber bin ich ganz ruinirt und kann euch nicht helfen.« Ich schwieg natürlich bei der ganzen Scene, denn welches Recht hatte ich mitzusprechen? Da fuhr plötzlich Pineda mich an, warum ich ihm nicht beistände, den dummen Polen zur Raison zu bringen? Ich sagte ihm kaltblütig meine Gründe, er schien sich zu beruhigen. Das geschah im Zimmer, wo er mit hastigen Schritten auf- und niederging. Ich suchte meinen alten Platz auf der Treppe, und harrte einer wohlthätigen Fee, die sich meines Hungers erbarmen möchte.

Siehe, da erschien wirklich eine, in der Gestalt der zehnjährigen Tochter des Hausherrn, die sich nach allen Seiten umsah, dann sich mir schüchtern nahte, und mir im Namen ihres Vaters zuflüsterte, ich möchte nur herein-

kommen und mit einem kargen Abendbrot vorlieb nehmen. Statt dem Engel um den Hals zu fallen, seufzte ich tief und bedankte mich: denn es schien mir doch unrecht, mich allein satt zu essen, während alle Uebrige und sogar die Blessirten hungern mußten. Es währte nicht lange, so kam der Wirth selbst, affektirte ein gleichgiltiges Gespräch (denn Pineda schlich um uns herum und mochte wohl etwas merken), zeigte mit der Hand nach einer nahe liegenden Kirche, als ob diese der Gegenstand des Gesprächs sei, und wiederholte seine Einladung. Ich sagte ihm die Gründe, die mich abhielten, sie anzunehmen, und bat ihn, uns Allen etwas zu geben, wenn auch nur Brot. Er versicherte sehr ernstlich, daß er höchstens noch Einen Menschen an seinem Tische satt machen könne, und, da ich ein Gefangener sei, folglich mir nicht so gut forthelfen könnte, als jene groben Herren, so brauchte ich mir kein Gewissen daraus zu machen, in diesem Falle mich abzusondern. Ich war es gern zufrieden, doch unter der Bedingung, es Pineda sagen zu dürfen. Das bestürzte ihn, doch, nachdem er einen Augenblick nachgedacht, meinte er, wenn ich nicht anders könnte, so möchte ich es in Gottes Namen thun. Ich ging also zu Pineda und theilte ihm mein Glück mit.

»Thun Sie, was Sie wollen," war seine Antwort. Das ließ ich mir nicht zweimal sagen und war mit Einem Sprunge in des Wirths Zimmer, dessen Gattin mit vier Kindern mich freundlich empfingen und ihr Bischen Ar-

muth freundlich mit mir theilten. Es ging aber auch wirklich so knapp zu, daß ich den Hunger nur halb stillen konnte; aber ein Gläschen Branntwein stärkte und belebte mich.

Als ich nach dem Essen wieder hinaus auf die Treppe ging, fuhr Pineda mich an: »Wo sind Sie gewesen?" — Antwort: »Sie wissen es ja, der Wirth hat mir zu essen gegeben."

»Das ist sehr löblich, sich allein satt zu essen, während wir alle hungern."

»Was kann ich dafür, daß der Wirth gerade mir besonders wohl wollte! überdies wären Sie doch nicht satt geworden, wenn ich auch Ihnen zu Liebe hätte mit hungern wollen, denn es war sehr knapp. Er konnte nicht Allen geben, so sehr ich auch darum bat. Aber ich selbst bin nur auf wiederholte Einladung und mit Ihrer Bewilligung zu ihm gegangen; das ist doch wohl alles, was man einem Hungrigen zumuthen kann."

Pineda. Ei seht doch! wie besorgt um uns! wie delikat! Ich muß Ihnen aber sagen, ob ich gleich das Polnische nicht verstehe, daß ich Ihre Verabredung mit dem Wirthe, sich allein bei ihm satt zu essen, wohl gemerkt habe. Zu mir kamen Sie nur, weil ich Sie nicht aus den Augen ließ. Kurz, der Wirth, alle Polen und Sie dazu sind lauter Spitzbuben.

Ich. Sie würden ſich nicht unterſtehen, mir das zu ſagen, wenn ich einen Degen hätte.

Pineda. Was? unterſtehen? Wiſſen Sie, daß ich Sie auf der Stelle kann erſchießen laſſen, ohne Jemand Rechenſchaft davon zu geben?

Ich. Das weiß ich nicht und glaube es auch nicht. Wenn Sie toll genug dazu wären, ſo würden Sie es ſchwer verantworten müſſen.

Pineda. Was Sie ſich einbilden! man würde auch viel Weſens machen wegen eines ſolchen F—f — wie Sie ſind. (Er bediente ſich des bekannten franzöſiſchen groben Ausdrucks.)

Ich. Da ich keinen Degen habe, ſo beſchimpft das, was Sie da ſagen, nur Sie ſelbſt. Ich könnte aber doch endlich hitzig werden, und dann fliegt der erſte beſte Stein Ihnen an den Kopf.

Wüthend zog Pineda den Degen und ging auf mich los; als er mich aber gefaßt ſah, ihn zu empfangen, ſchrie er nach Wache, ließ mich in den Stall ſchleppen, und drohte wieder mit Erſchießen.

Von ſechs Mann bewacht, brachte ich nun im Stalle eine ſehr traurige Nacht zu. An das Erſchießen glaubte ich wohl nicht, allein er konnte in Wilna über mich klagen, und ich, ſchon um meines Namens willen, parteiiſche Richter finden. Mit Tagesanbruch wurde ich herausgeführt. Der Wirth und ſeine Gattin ſtanden am Fenſter,

mich theilnehmend beobachtend; ihre Blicke ſchienen zu ſagen: ach! wir ſind die unſchuldige Urſache Ihres Unglücks! Die kleine Tochter ſchlich um uns herum, und es ſchien, als wollte ſie mir etwas zuſtecken, allein es war unmöglich, mir nahe zu kommen. Als die Kolonne ſich in Bewegung ſetzte, wurde ſie ſichtbar unruhig und die Eltern winkten mir, auf das Kind deutend, allein vergebens! ich konnte mich ihm nicht nähern. Nur durch einen Wink meiner Hand, die ich dann auf's Herz legte, vermochte ich beim Abſchied meinen Dank auszudrücken. Ich hoffe, ſie haben mich verſtanden. Die Kleine lief noch über den ganzen Hof uns nach, ſetzte ſich endlich traurig an die Pforte, und rief ihr Lebewohl mir nach!

Pineda hatte während der ganzen Zeit keinen Blick auf mich geworfen, auch kein anderes Wort geſprochen, als was zum Dienſt gehörte. Das Pferd hatte er für ſich genommen und ritt in Gedanken voran. Nach einer guten Stunde machte er Halt, wir lagerten uns im Schatten. Endlich wandte er ſich zu mir: »Jetzt iſt es an Ihnen, zu reiten, und, da ich nicht müde bin, ſo wollen wir Beide langſam vorausgehen.“ So wurde ich denn meine Wache los, ich ſchwang mich auf den Gaul und er ging nebenher. Es war ſichtbar, daß ſein geſtriges Betragen ihm Kummer machte. Nach einer kleinen Viertelſtunde, in welcher er den Kampf mit ſich ſelbſt beſtand, hub er an, von ſeiner verdammten Hitze zu ſprechen, die ihn oft zu dummen Streichen verleite, und ſchloß mit der Bitte, den geſtrigen

unangenehmen Vorfall zu vergeſſen. »Es hat mir ſo leid gethan,« ſagte er, »daß ich ſelbſt die ganze Nacht nicht habe ſchlafen können. Zu meiner geringen Entſchuldigung muß ich anführen, daß, während Sie beim Wirthe ſpeiſten, der Wundarzt und die bleſſirten Offiziere mich aufgehetzt haben. Dies Geſtändniß ſei Ihnen ein Beweis meiner aufrichtigen Reue.«

Ich ſprang vom Pferde und fiel ihm um den Hals. Wir ergoſſen uns wechſelſeitig in Geſtändniſſe, was ein jeder gefühlt, was jeden am meiſten geſchmerzt, und unter Thränen der Rührung wurden wir beſſere Freunde, als zuvor. Ich war um ſo leichter zum Verzeihen geneigt, da ich wohl fühlte, daß eine Uebereilung, die der bittere Hunger erzeugt, während ein Anderer ſich ſatt ißt, wohl die verzeihlichſte von allen Uebereilungen ſein mag. Sie war ja ſein einziges Abendbrot geweſen.

Jetzt ſchien der Himmel uns günſtiger zu werden, denn ein armer Jude, der ein Schwein und ein Fäßchen Branntwein mit ſich führte, lief uns gleichſam in die Arme (oder Klauen). Dem ſtrengſten Befehlshaber wäre unmöglich geweſen, bei dieſer Gelegenheit Mannszucht zu halten. Der Jude ſchrie Gewalt! Gewalt! allein der Schatz war unſer, vom Schickſal uns beſchert, denn der Jude kam aus einem ſeitwärts liegenden Städtchen und mußte die Landſtraße durchſchneiden, gerade in dem Augenblicke, als unſer hungriges Volk mit ihm zuſammentraf. Da galt

allein das Naturrecht. Pineda war aber doch ſo ehrlich, ihm Pferd und Wagen zu laſſen, das hätte mancher nicht gethan.

Die Beute wurde getheilt ſo gut es möglich war, ein Feuer loderte ſchnell empor, jeder hielt ſein Stück daran und verſchlang es halb roh. Stärkender noch war der Branntwein, der alle Gemüther erheiterte. Noch nie war der Marſch ſo fröhlich vorwärts gegangen; ſingend wanderten Soldaten und Gefangene Arm in Arm. Vermuthlich ahmten ſie darin mich und Pineda nach, denn auch wir gingen, oder taumelten vielmehr, Arm in Arm und ſagten uns die zärtlichſten Dinge. Der Wundarzt mit den bleſſirten Offizieren waren wie gewöhnlich weit voraus, bekamen alſo nichts von der Beute und wurden noch obendrein ausgelacht, was ihnen um ſo ſchmerzlicher ſein mußte, da in dem nächſten Nachtquartier ſo gut als gar nichts zu bekommen war.

Viertes Kapitel.

Aufenthalt in Wilna.

Am vierzehnten Tage nach unserm Abmarsch aus Polozk kamen wir Nachmittags um fünf Uhr in der Vorstadt von Wilna an. Es wurde Halt gemacht. Die Soldaten putzten sich so gut sie konnten, und Pineda zog eine neue Uniform an. Was mich betrifft, so hatte ich zwar den Tag zuvor mein einziges Hemde gewaschen, und mich in der letzten Nacht ohne dasselbe beholfen; aber meine Stiefeln waren ganz zerrissen; die letzten Strumpf-Fragmente hatte ich längst weggeworfen, und ich mußte mit dem Gedanken mich trösten, daß die alten römischen Helden auch mit nackten Füßen einherzogen.

Die Gefangenen wurden in Reih' und Glied gestellt. Es waren nur noch vierundzwanzig, also mehr als dreißig davon gelaufen. Pineda erinnerte mich an mein Versprechen, ihm zu bezeugen, daß der Transport ohne alle Lebensmittel geschehen, und wir dennoch neunzig Werst in vierzehn Tagen gemacht. Ich wiederholte meine Zusage, und marschirte unter Trommelschlag an der Spitze des Haufens. Der neugierige Pöbel, der uns gleich umringte, mag uns für eine sehr verwegene Schar gehalten haben, da unsere Eskorte jetzt an Zahl fast uns gleich war.

Es iſt ein drückendes Gefühl, ſo zur Schau zu gehen. Am beſten, man ſenkt den Blick zur Erde, um weder durch die Spötteleien der Gaſſenbuben, auch wohl mancher ganz rechtlich ausſehender Leute, geärgert, noch durch theilnehmende Geberden anderer gerührt zu werden. Die Zahl der letzten war jedoch ſehr klein, und als wir auf dem Platze vor dem Rathhauſe angekommen waren und dort über eine Stunde auf Pineda warten mußten, der ſeinen Rapport abſtattete, begafften uns zwar Tauſende, lachten uns auch wohl unter die Naſe, doch keiner bot den Hungrigen ein Stück Brot. Wie ganz anders fanden wir es nachher in Deutſchland! Manche Polen waren ſo unverſchämt zudringlich, daß unſere Wachen ſie mit Kolbenſtößen zurückweiſen mußten. Aber von einem franzöſiſchen Soldaten ließ auch der vornehmſte Pole ſich alles gefallen.

Mehrere Züge des verſteinerten Nationalhaſſes, den die Polen in dieſer drückenden Stunde an den Tag legten, ſind mir entfallen, doch Einer mir im Gedächtniſſe geblieben, vielleicht der kleinſten Einer allein merkwürdig, weil er von einem Offizier herrührte, die ſonſt in Polen mit ihrer Bildung ſich zu brüſten pflegen. Als nämlich Einer wegen meiner kahlen Füße mich bedauerte, rief ein Anderer: »Wie? du bedauerſt einen Ruſſen? glaubſt du denn, daß er jemals beſſere Stiefeln getragen hat?« Bravo! ſchrien die Umſtehenden, und der herzloſe Witzbold bedankte ſich ehrerbietig.

Pineda kam endlich, und der gute Menſch hatte durch vieles Bitten mir vom Kommandanten die Erlaubniß ausgewirkt, bei ihm wohnen zu dürfen; eine große Wohlthat! denn ſonſt hätte ich mit den übrigen in der Kirche bei Waſſer und Brot auf faulem Stroh liegen müſſen.

Unſer Quartier befand ſich in einer entlegenen Straße, aber ein altes Mütterchen empfing uns freundlich und gab was ſie hatte, wenn wir nur zum Danke ſie verſicherten, daß die Ruſſen überall geſchlagen würden. Weniger freundlich empfing ſie bald nachher ihren beſoffenen Ehegemahl, mit dem ſie ſogar in einen ihm ſehr nachtheiligen Fauſtkampf ſich einließ, in welchem wir endlich, Frieden ſtiftend, ſeine Sekundanten wurden.

Da weder der Kommandant, General Jomini, noch der Gouverneur, Graf Hogendorp, mich zu ſehen verlangten (indem Pineda mich auf ſeine Verantwortung zu ſich genommen), ſo genoß ich völlige Freiheit, in der Stadt herum zu gehen. Das geſchah anfangs in Pineda's Geſellſchaft, nachher meiſtens allein, weil er Kameraden gefunden hatte, welchen meine Gegenwart vermuthlich überflüſſig ſchien. Wir ſahen uns oft erſt Abends beim Schlafengehen.

Meinem weſentlichſten Bedürfniß half ein edler Unbekannter ab, ein gewiſſer Herr Anderſon, der ſelbſt nichts Ueberflüſſiges zu haben ſchien. Er hatte mich nur auf der Straße geſehen, bemerkt, woran es mir fehle, und ſuchte

mich nun in meinem Quartier auf, um mir mit edler Verschämtheit ein Paar Hemden anzubieten. Er ſtellte mich ſpäter auch ſeiner Gattin vor und ich durfte Abends ihn beſuchen.

Am dritten Tage meines Aufenthalts in Wilna erſcholl die Nachricht von der Schlacht bei Moſchaisk, natürlich ſehr verbrämt. Die ruſſiſche Armee war gänzlich aufgerieben. Man zählte fünfzigtauſend Todte, dreißigtauſend Gefangene, worunter zwanzig Generale und zweitauſend Offiziere, hundertfünfzig eroberte Kanonen. Eine große Illumination wurde anbefohlen, Beſoffene lagen in den Straßen und die Polen trugen ihre Naſen noch einmal ſo hoch. Nur die Juden zeichneten ſich durch ihre Treue aus, hielten ein zehntägiges Faſten, beteten für die Ruſſen und bekamen Prügel von den Polen. Als nachher im Dezember die vernichtete ruſſiſche Armee ſiegreich in Wilna einzog, hatten diejenigen, welche bei meiner Anweſenheit einen transparenten franzöſiſchen Adler glänzen ließen, aus löblicher Oekonomie dieſem Adler ſchnell noch einen Kopf zugeſetzt, und erleuchteten ihn nunmehr für die Ruſſen; aber der neue Zuſatz blieb kenntlich, die triumphirenden Juden machten jeden Ruſſen aufmerkſam darauf, und die Scene endete mit einem Steinregen.

Auch im Theater wurde, der Schlacht bei Moſchaisk zu Ehren, ein neues Stück aufgeführt, welchem ich, in einen Ueberrock des Herrn Anderſon verhüllt, beiwohnte.

Es hieß: Die Schüler in Crogi (ein Städtchen in Litthauen), von wo fünfzig Kosaken, als der Feind anrückte, ein russisches Magazin nach der Düna fortschafften. Kaum sind sie eine Stunde weg, so beschließen die Schüler, etwa sechzig an der Zahl und höchstens fünfzehn Jahre alt, den Kosaken das Magazin zu entreißen. Eine Menge Pumphosen erscheinen auf der Bühne, ein schnurrbärtiger Schulmeister befeuert sie durch die Geschichte vom Riesen Goliath und dem kleinen David; Alle bewaffnen sich mit alten Pistolen, Flinten und Zaunknütteln; die Mütter kommen, unter tausend Thränen ihre Kinder einzusegnen; der Schulmeister schwingt ein Wetterfähnlein, Alle schreien Sieg oder Tod! Die knienden Kinder empfangen der Eltern Segen, eine erbärmliche Trompete bläst Tusch im Orchester, und mit dem Ausruf: es lebe die Freiheit! es lebe das Vaterland! stürzen die Kinder fort. Schade, daß keine Jungfrau von Crogi, gleich der von Orleans, erscheint, so würde man doch das Wunder begreiflich finden, daß sechzig Schulknaben fünfzig Kosaken in die Flucht schlagen, und kein Kind dabei verlieren. Im letzten Akt wird noch ein verirrter russischer Beamter gleichsam bei den Haaren herbeigezogen, sehr unanständig bespöttelt, als er Quartier fordert, und am Ende, da er hitzig wird, auf die kleinen Kinder verwiesen, die nach der Schlacht noch mit ihren Waffen spielen. »Mehr,« heißt es, »brauchen die Polen nicht, um Rußlands Helden zu besiegen.« Das ganze Parterre brüllte bravo! und

die alte Trompete that abermals ihre Schuldigkeit. Zum Schluß ſang der älteſte Schüler mit einem papiernen Helm auf dem Kopf eine Bravour-Arie. Aus Schonung für die Polen mag ich die niedrigen Schmähungen nicht nachſchreiben, die ſie an dieſem Abende gegen die Ruſſen ſich erlaubten. Beim Nachhauſegehen erzählte mir Anderſon noch mehrere Beiſpiele eines ſolchen erhabenen polniſchen Patriotismus.

Um mich für alle die widrigen Empfindungen zu entſchädigen, fand ich an jenem Abend auf meinem Tiſche einen Zettel von Frauenzimmerhand, durch welchen eine Frau von S. mich einlud, ſie zu beſuchen, weil ſie mir ein Anliegen zu vertrauen habe. Um dieſes kleine Abenteuer ganz zu begreifen, muß ich folgendes vorausſchicken: Als der Feind über die Memel ging und Kaiſer Alexander Wilna verließ, bemächtigten die Kanzleien, Kaſſen u. ſ. w., um nur ſchnell fortzukommen, ſich der erſten beſten Pferde, gleichviel ob polniſche oder ruſſiſche, und ſo geſchah es, daß mehrere Offiziers-Frauen das Unglück hatten, die ihrigen einzubüßen, und gezwungen waren, in Wilna zu bleiben. Aber auch aus ihren bisherigen Quartieren wurden ſie herausgeworfen, wenn ſie nicht im Stande waren, nicht etwa doppelt, ſondern hundertfach zu bezahlen.

Der Gemahl der Frau v. S. war Statthalter in Diſna geweſen, und hatte von Wilna aus eine kleine Geſchäftsreiſe unternommen, während welcher unvermuthet

Wilna von den Franzoſen beſetzt wurde. So blieb ſeine Gattin in Feindes Gewalt, und in der obenerwähnten traurigen Lage.

Es war am andern Morgen mein erſtes Geſchäft, die Dame aufzuſuchen. Statt einer fand ich deren ſechs mit vier Kindern in einem kleinen Zimmer. Wir fingen damit an, obgleich wir uns zum erſten Male ſahen, gegenſeitig unſern Herzen Luft zu machen. Die Entſchuldigung der Frau von S., daß ſie mich eingeladen, fand ich ſehr überflüſſig, und erbot mich gern zu jedem Ritterdienſte, den ein armer Gefangener leiſten könne. Sämmtliche Damen waren ſehr bewegt, ein Gefühl, welches der lang entbehrte Anblick eines Landsmannes erregte. Sie erzählten, ſie dürften ſich auf der Straße nicht zeigen, ohne von den Polen verſpottet zu werden. Oft hätten ſie gern ruſſiſchen Gefangenen Unterſtützung gebracht, allein die Furcht habe ſie zurückgehalten, von den Schildwachen oder vom Volke gemißhandelt zu werden. Als ſie erfuhren, daß ich frei herumginge, hielten ſie ein ordentliches Conſilium, in welchem beſchloſſen wurde, an mich zu ſchreiben. Eine der Damen, als Bäuerin verkleidet, trug den Zettel ſelbſt in meine Wohnung. Für das kleine Stübchen ließ der ſpitzbübiſche Wirth ſie nicht nur ungeheuer bezahlen, ſondern trieb auch die Schändlichkeit ſo weit, allen Franzoſen, die bei ihm einquartiert wurden, die Damen verdächtig zu machen. Oft mußten ſie zittern, wenn die Grenadiere mit Gewalt ihre verſchloſſene Thür ſprengen wollten. Zum

Glück ſprach Frau von S. ſehr gut franzöſiſch und wußte, bald durch Höflichkeit, bald durch Ernſt, die Unverſchämten zurückzuweiſen. Zum Ruhme einiger Franzoſen muß ich noch hinzufügen, daß ſie, von des Wirths Schurkerei überzeugt, ihm ſeine Unmenſchlichkeit nicht allein derb vorgeworfen, ſondern ihn auch einige Male derb durchgeprügelt hatten, was aber für die hilfloſen Damen noch ſchlimmere Folgen hatte, da der ſchlechte Kerl es ſie nachher durch verdoppelte Bosheit entgelten ließ.

Der Magd vom Hauſe mußten die armen Frauen jeden kleinen Dienſt theuer bezahlen, und dennoch oft eine Begegnung von ihr erdulden, die ſie gegen ihre eigenen Mägde ſich nicht erlaubt haben würden.

Alle hatten ſich zuvor nie gekannt, aber ſchnelle Freundſchaften knüpft das Unglück. Einer unter ihnen wurden zwei Kinder krank. Es währte lange, ehe man einen Arzt finden konnte; endlich kam einer, ein unwiſſender Menſch, doch ſehr uneigennützig, wie es ſchien. Allein es fand ſich bald, daß er ſeine Belohnung von der ſchönen Frau v. S. erwartet hatte, und als er dieſe Hoffnung getäuſcht ſah, warf er die Larve der Uneigennützigkeit weg. Die Mutter, zu ſchämig, um Unterſtützung bei ihren Unglücksgefährtinnen zu ſuchen, ließ heimlich durch die Magd ihre Sachen verſetzen. Durch einen Zufall erfuhren es die andern, machten ihr freundſchaftliche Vorwürfe, vereinten ſich in engerm Vertrauen, und errichteten eine gemein-

ſchaftliche Kaſſe; Frau von S. war die Schatzmeiſterin, die täglich Rechnung ablegte. Da aber nie etwas hinzukam, ſo mußte, bei der möglichſten Sparſamkeit, die Kaſſe doch mit jedem Tage abnehmen. Dieſe traurige Betrachtung veranlaßte die Berechnung, daß ſie von dem, was der Wirth täglich an Miethe empfing, ſämmtlich drei Tage leben könnten. Ihr ſehnlichſter Wunſch war alſo eine wohlfeilere Miethe. Wie ſollten ſie die finden, da ſie ſelbſt nicht aus dem Hauſe durften? — Dazu hatten ſie nun mich erſehen.

Mit dem größten Vergnügen übernahm ich den Auftrag. Als ich ſo von Haus zu Haus ging, wurde ich von Vielen neugierig begafft; Manche mochten glauben, ich bettele. Ohne mich an die Blicke des verachtenden Mitleids zu kehren, ſetzte ich meine Bemühungen lange vergebens fort. Viele konnten die armen Ruſſinnen nicht aufnehmen, andere wollten es nicht.

Plötzlich ergriff mich ein guter Gedanke. Zum Kommandanten wollte ich gehen, ihm den Jammer vorſtellen; die Frau v. S. für eine Verwandtin von mir ausgeben, unter dieſem Vorwand mich zu ihrem Retter aufwerfen, und um freies Quartier für ſie bitten. Auf der Stelle führte ich meinen Vorſatz aus.

Der berühmte Jomini empfing mich ſehr artig, erklärte aber, ohne die Zuſtimmung des Gouverneurs könne er nichts in der Sache thun. Beim Abſchied ſagte er

lächelnd, es wäre doch ein großes Glück, wenn man im Unglück eine liebenswürdige Verwandtin fände. Ich verſchluckte die unverdiente Pille, und eilte zum Grafen Hogendorp. Der war ſehr beſchäftigt. Ueber zwei Stunden mußte ich warten. Ich benutzte dieſe Zeit, um ſeine Adjutanten zu bearbeiten, indem ich beſonders die franzöſiſche Höflichkeit gegen das ſchöne Geſchlecht herausſtrich. Durch geſchmeichelte Eitelkeit kann man von einem Franzoſen Alles erlangen. Sie geſtanden ein, den Damen müſſe geholfen werden, und baten ſich deren Adreſſe aus, um perſönlich ihre Dienſte anzubieten. Ich gab die Adreſſe.

Endlich wurde ich auch vorgelaſſen und ſehr freundlich empfangen. Der Graf Hogendorp erkundigte ſich nach meinem Vater, ſagte mir viel Schmeichelhaftes über deſſen Talent, aber — in der Hauptſache erklärte er, es ſei ihm unendlich leid, meine Bitte nicht gewähren zu können, die Stadt ſei mit Truppen überfüllt u. ſ. w. Vergebens erſchöpfte ich mein Bischen Darſtellungsgabe, um die Noth der Damen ihm an's Herz zu legen, der Refrain blieb: cela ne se peut pas (es geht nicht). Dann wandte er das Geſpräch auf die Schlacht von Moſchaisk, verſicherte, Napoleon müſſe nun ſchon in Moskau ſein, und Graf Wittgenſtein könne ſich an der Düna nicht halten. Nach einer abſchlägigen Antwort kränkten mich ſolche Reden zweifach. Ich antwortete trocken: Graf Wittgenſtein habe Befehl, die Düna zu behaupten und Oudinot zu ſchlagen. Er lachte und ich empfahl mich.

Mißmuthig ſuchte ich Troſt bei dem braven Anderſon, aber auch vergebens, denn die Polen lauerten ohnehin auf ihn, weil er vormals bei dem ruſſiſchen Forſtweſen gedient hatte und ein Deutſcher war; er durfte ſich alſo der Sache nicht öffentlich annehmen. Mit verwundeter Eitelkeit, daß es mir mißlungen, eine ſolche Kleinigkeit durchzuſetzen, mehr noch mit wahrer Betrübniß, trat ich unter die harrenden Frauen, die freilich halb und halb auf ein ſolches Reſultat gefaßt waren, doch ihren Kummer nicht verbergen konnten.

Es fiel mir ein, daß da, wo Männer nichts vermögen, ein kluges, ſchönes Weib oft Wunder thut. Klug und ſchön war die junge Frau v. S., darum ſchlug ich ihr vor, in meiner Begleitung ihre Bitte ſelbſt den Machthabern vorzutragen. Es koſtete Ueberredung, ehe ſie ſich dazu entſchloß, allein nur unter der Bedingung, daß noch eine von den Damen ſie begleite. Nun ſollte Toilette gemacht werden; aber wie? ſie hatten ja nichts, als das einzige Zimmer, und ich blieb gegenwärtig. Noth iſt ſinnreich. Flugs wurde eine Decke ausgeſpannt, die einen Winkel des Zimmers ſo geſchickt abtheilte, daß kein profanes Auge erlauſchen konnte, was hinter der Decke vorging. Ich mußte mich indeſſen mit den zu Hauſe Bleibenden von Wind und Wetter unterhalten.

Endlich fiel die neidiſche Decke nieder, und die Damen ſtanden einfach und niedlich gekleidet vor mir. Meine kahle

Uniform ſtach gar ſehr dagegen ab, da aber die ſchöne Frau v. S. die Güte hatte, mich zu verſichern, daß ſie dennoch lieber an meinem Arme, als am Arme des erſten Wilna'ſchen Elegants, durch die Straßen wandeln wolle, ſo ging ich ſtolz an ihrer Seite; und als ich, von manchen uns Begegnenden, ſtatt ſonſtiger Spöttereien, die Worte vernahm: „wie ſchön! welch ein Wuchs!" und dergleichen, ſo blähte ich mich, als ob ich ſelbſt damit gemeint ſei.

Auf der Treppe des Gouverneurs zitterte Frau v. S. und verlor faſt den Muth. Die herrliche Frau ſtärkte ſich aber ſelbſt durch den Gedanken, daß ſie nicht allein für ſich, ſondern für unglückliche Mütter und Kinder zu bitten habe. Kaum hatten wir das Vorzimmer betreten, als die Adjutanten uns umringten und wetteiferten, der Schönheit zu huldigen. Die gnädige Frau kann auch unangemeldet hineingehen, meinte der Eine, während der Andere ihr ſchon den Arm bot, um ſie einzuführen. Sie erblaßte und bebte ſo ſehr, daß ich eine Ohnmacht fürchtete. Mit ſanftem Ernſt erklärte ſie, ohne mich und ihre Geſellſchafterin werde ſie nicht vor dem Gouverneur erſcheinen, und wenn das nicht thunlich ſei, ſo habe ſie nichts hier zu ſuchen. Sie wandte ſich zugleich an mich, mit der Bitte, ſie wieder nach Hauſe zu führen. Die Würde, mit der ſie ſprach, die kleine Ereiferung, die ihr wieder Farbe gab, das gute Franzöſiſch, in dem ſie ſich ausdrückte, wirkten ſo mächtig, daß einer der Adjutanten ſogleich Stühle prä-

ſentirte und der andere zu dem Grafen ging, um uns zu melden.

Nach einer guten Viertelſtunde, während welcher wir kein Wort wechſelten, und Frau v. S. einen Zipfel ihres Schnupftuchs knetete, wurden wir vorgelaſſen. Der Graf behandelte zwar die Damen ſehr höflich, wiederholte aber, was er mir ſchon geſagt hatte. Frau v. S., des Bittens ungewohnt, wollte aufſtehen und gehen, aber eine Thräne rollte über ihre Wange. Da nahm ein alter ehrwürdiger Mann das Wort, der bisher ſchweigend am Ofen geſtanden.

»Herr Graf,« ſagte er, »das Unglück der Damen heiſcht unſere Hilfe. Es iſt wahr, die Stadt iſt bereits überfüllt und als Ruſſinnen können ſie unmöglich einquartirt werden, aber wenn die Damen ſich gefallen laſſen wollten, für franzöſiſche Marketenderinnen (Vivandières) zu gelten, ſo meine ich, Herr Graf, Sie könnten ſchon ein Auge zudrücken.« — Der Gouverneur fand den Einfall vortrefflich, trug dem alten Manne ſogleich auf, das Nöthige zu beſorgen, und erſuchte die Damen, ſich auch künftig in jeder Verlegenheit an ihn zu wenden.

Der ehrwürdige Chef des Generalſtabes hatte ſelbſt die Güte, uns nach der Quartierkammer zu begleiten; die Damen wurden als Vivandières eingeſchrieben, überſchütteten ihren Wohlthäter mit Dankſagungen, und ein unbeſchreiblicher Jubel, an dem ſogar die kranken Kinder

hüpfend Theil nahmen, verbreitete sich in der engen Wohnung, als wir die frohe Botschaft brachten. Mir wurde das ganze Verdienst des gelungenen Unternehmens zugeschrieben, so oft ich auch an die Thränen aus schönen Augen erinnerte, welche das ganze Wunder gewirkt hatten. Zum Lohn empfing ich von jeder Dame einen herzlichen Kuß. Ich will nicht läugnen, daß ich gewünscht hätte, Frau v. S. möchte auch hier als Repräsentantin der übrigen auftreten, allein das geschah nicht, und ihr Kuß war unter allen der leiseste.

Als es Abend wurde, suchten wir das angewiesene, ziemlich entlegene Quartier. Den Weg dahin verkürzten uns, nicht auf die angenehmste Weise, die Transparente, die noch heute, am dritten Tage nach dem Siegesfeste, der polnische Patriotismus leuchten ließ. Besonders auffallend war Eines derselben, zu dessen Erklärung eine Einleitung gehört. Die Polen glaubten nämlich allgemein, Napoleon habe seine Siege blos ihrer Avantgarde zu verdanken, ohne daran zu denken, daß er diese, in der That braven Truppen nur als die ersten Schlachtopfer voraussandte. Auf jenem Glauben sich gründend, stellte ein Transparent über dem Balkon eines polnischen Fürsten die Schlacht von Moschaisk dar, im Vorgrunde einen Theil der Stadt mit dem Thore, durch welches die Polen einzogen, während die Franzosen im fernen Hintergrunde der Ruhe pflegten. Oben drüber stand: mit Gottes und Napoleon's Hilfe — unten: besiegen

wir die Ruſſen. Unter ſolcher Augenweide erreichten wir das Haus, welches die angewieſene Nummer trug, und wo ein bärtiger Jude uns ſtaunend und klagend empfing, doch plötzlich ſehr freundlich wurde, als er hörte, daß es unglückliche Ruſſinnen wären, die ihm das Schickſal zugeführt. »Alles, was ich habe,« rief er aus, »theile ich gern mit den Unterthanen des guten Kaiſers Alexander!«

Es iſt wahrlich wahr! die Juden zeichneten ſich beſonders aus durch Anhänglichkeit an Rußland und deſſen geliebten Beherrſcher. Sie machten auch gar kein Hehl daraus, und erduldeten lieber Mißhandlungen und Erpreſſungen. Während die Polen in den Kirchen den Ruſſen fluchten, flehten die Juden in den Synagogen Segen auf ſie herab. Der wackere Jude räumte auf der Stelle zwei niedlich möblirte Zimmer ein.

Als ich nach Hauſe kam, fand ich Pineda nicht in der beſten Laune. Er hatte Befehl erhalten, mit einem Kommando Franzoſen zu der hungernden Armee zurückzukehren; auch für mich eine Schreckensbotſchaft, denn ich mußte befürchten, das Quartier zu verlieren und zu den Gemeinen in die Kirche geſperrt zu werden. Ich ſuchte durch das ruſſiſche Sprichwort mich in den Schlaf zu lullen: »Was am Abend dunkel ſchien, erleuchtet der Morgen.«

Den folgenden, letzten Tag von Pineda's Aufenthalt wünſchte er noch mit mir zu verleben. Er hatte dem unbarmherzigen Kriegszahlmeiſter, gegen tauſendfache Quit-

tungen, einen kleinen Theil ſeines, ſchon ſechs Monat rückſtändigen Soldes abgepreßt, und wollte ſich mit mir noch einmal gütlich thun, das heißt, ſich ſatt eſſen. Auf dem Markte hatte ein ſpekulirender Franzoſe eine Restauration à la Parisienne angelegt; dahin gingen wir, und für eine mäßige Mahlzeit wurde Pineda rein ausgeplündert, was ihm ziemlich gleichgiltig ſchien, da man ohnehin auf der Straße zwiſchen Wilna und Polozk auch für Geld nichts haben konnte. Nachdem wir bei einem Glaſe Wein unſere Abenteuer noch einmal durchgelebt hatten, machten wir einen Spazirgang um die Stadt.

Wilna liegt nicht angenehm, in einer Vertiefung von Sandbergen umgeben, die mit verkrüppelten Tannen bewachſen ſind. Die ſchöne Wilja fließt in ziemlicher Entfernung. Läge die Stadt an ihren Ufern, ſo wäre für Annehmlichkeit und Bequemlichkeit in Hinſicht der Schifffahrt beſſer geſorgt. Jenſeit des Fluſſes hatte Buonaparte große Batterien aufführen laſſen, um einen etwaigen Rückzug zu decken. Dennoch pflegten die Polen mit dieſen Batterien zu prahlen, als wären ſie ein Beweis von Buonaparte's Scharfſinn, da hingegen die Ruſſen das Land ſo lang beſeſſen und nicht auf dieſen glücklichen Einfall gekommen wären. Als ob die Ruſſen jemals eine Retirade aus ihrem Lande zu bedecken hätten!

Abends fand ich meine Damen in ihrem neuen Quartier in der beſten Laune, denn der ehrliche Hebräer hatte zu

ihrem Empfang die Zimmer ſcheuern laſſen, weiße Gardinen aufgehängt, mit Wachholder geräuchert und drei reinliche Betten aufgeſchlagen. Durch meine Klage, daß ich wahrſcheinlich in die Kirche würde ziehen müſſen, wurde der Frohſinn der Damen geſtört. Frau v. S. verſicherte mich mit der liebenswürdigſten Theilnahme, ſie würde, ſo ungern ſie ausginge, in dieſem Falle mich täglich beſuchen und ihre Armuth mit mir theilen. Dieſer Troſt aus einem ſo reizenden Munde bewirkte, daß ich faſt mich noch für beneidenswerth hielt. Zu Hauſe erfuhr ich nun erſt von Pineda, daß er, ohne mir etwas davon zu ſagen, dringend gebeten hatte, mir das Quartier zu laſſen, allein er war überall mit dem gewöhnlichen: je suis bien faché — je suis mortifié, mais cela ne se peut pas — abgeſpeiſt worden.

Wenn die Noth am größten, iſt die Hilfe am nächſten. Ich hatte am andern Morgen mir vorgenommen, dem menſchenfreundlichen Chef des Generalſtabes meine Lage vorzuſtellen. Als ich auf dem Wege zu ihm das Rathhaus vorbeiging, ſah ich einen düſter um ſich blickenden Mann vor der ruſſiſchen Bude ſtehen. Er trug ein elegantes Civilkleid, aber der ruſſiſche Uniformmantel, den er um ſich ſchlug, gab mir den Muth, ihn anzureden. Etwas glücklicheres konnte mir in dieſem Augenblicke nicht begegnen, denn ich fand in ihm nicht allein einen Unglücksgefährten, ſondern auch einen braven, gefühlvollen, für die damaligen Umſtände reichen Mann, den Hofrath Barts, geweſenen Zollinſpektor in Bialyſtok, den man mitten in der Nacht

aus den Armen ſeiner Gattin und Kinder geriſſen, und ihm kaum vergönnt hatte, ſich mit dem Nothwendigſten zu verſehen und ſeinen eigenen Wagen mitzunehmen. So brachte man ihn als Staatsgefangenen nach Wilna; warum? das wußte er ſelbſt nicht; es hieß, er ſei verdächtig. Freilich war er ein kluger Weltmann, in Sprachen bewandert, in der Politik erfahren; das mochte gefährlich ſcheinen. Warum man aber zu gleicher Zeit einem gewiſſen Titularrath C*, einem äußerſt beſchränkten Kopf, dieſelbe Ehre erwies, ihn als Staasgefangenen fortzuſchleppen, das konnte Niemand errathen. Der Mann war viele Jahre lang Forſtmeiſter geweſen, und die Auerochſen intereſſirten ihn weit mehr, als die Unterjochung von Europa. Sein Schickſal überraſchte ihn dermaßen, daß er zum Tollhaus reif nach Wilna kam. Das hielten aber die Franzoſen für Verſtellung. Wenn ein Pole oder ein Franzoſe ihm zu nahe kam, ſo pflegte er auszuſpucken, ſich umzuwenden und in den Bart zu brummen, oder wohl gar nach einem Stein zu greifen. Uebrigens war er ein ehrlicher Mann und die Sanftmuth ſelbſt für jeden, der zutraulich und deutſch redend ſich ihm näherte. Sein Anzug glich dem meinigen an Armſeligkeit. In der Folge beſchenkte der Hofrath Barts ihn und mich mit Kleidern und Wäſche.

Dieſer edle Mann, der ſtets von einem Gensd'armen begleitet wurde, bezeugte eine große Freude, mir in meiner Noth beiſtehen zu können. »Morgen,« ſagte er, »werde ich nach Königsberg transportirt; das iſt auch Ihr Weg; in

meinem Wagen iſt Platz; ich erhalte ſechs Pferde Vorſpann; wollen Sie mit mir fahren, ſo ſoll es mir ſehr angenehm ſein." — Man denke ſich meine Freude! Kein Hunger in der Kirche, kein Marſch zu Fuße, ein bequemes Fahren an der Seite eines gebildeten Mannes! welch ein Glück!

Aber ob die Franzoſen mir keinen Querſtrich durch verſagte Erlaubniß machen würden? das war nun meine Sorge. Ich fürchtete ihr Mißtrauen und hatte mich leider nicht geirrt. Zwar der edle Chef des Generalſtabes fand keine Schwierigkeit darin, wohl aber Graf Hogendorp, welcher trocken meinte, Staatsgefangene und Kriegsgefangene könne man nicht zuſammen fahren laſſen, da die erſteren weit ſtrenger bewacht werden müßten. Ich ließ jedoch nicht ab, zu bitten, unterwarf mich gern der ſtrengſten Bewachung, und da Pineda ſeine herzliche Fürſprache hinzufügte, mein muſterhaftes Betragen während des Marſches rühmend, ſo wurde endlich — nach einem ſcharfen Examen, ob wir uns früher gekannt? wie und wo wir uns gefunden? u. ſ. w. — mein Wunſch gewährt.

Wer war froher als ich! Der edle Chef des Generalſtabes ſchrieb ſogleich meinen Namen in die feuille de route von Barts und C*, und ich ergriff die Gelegenheit, ihm meine ruſſiſchen Damen nochmals zu empfehlen, die er ſelbſt zu beſuchen verſprach. Ob er Wort gehalten, weiß ich nicht.

Gegen Abend brachte ich meine neuen und alten Freunde zu den Damen, wo Barts, durch den Anblick

der Kinder an die ſeinigen erinnert, anfangs ſehr verſtimmt war. Als ich verkündete, daß und warum dieſer Beſuch mein letzter ſei, entſtand eine plötzliche Stille und eine düſtere Verlegenheit umſchwebte jede Stirn. Frau v. S. fand zuerſt die Sprache wieder und erklärte, mit ihrer gewöhnlichen Liebenswürdigkeit ſich zu den Fremden wendend, wie es zuſammenhänge, daß ſechs Damen bei der Nachricht von der Abreiſe eines jungen Menſchen plötzlich verſtummt wären; nämlich ich hätte als ein Unbekannter ſo viel für ſie gethan u. ſ. w. Ich ſuchte ihr durch Einwendungen den ſchönen Mund zu verſchließen, doch will ich nicht läugnen, daß es mir wohl that, meines Lobes immer mehr von ihr zu hören. „Wir können in unſerer jetzigen Lage nichts für Sie thun," ſagte ſie, »allein wir alle werden Sie nie vergeſſen! Käme Ihre Abreiſe nicht ſo plötzlich — wir hatten uns vorgenommen, Sie zu überraſchen — aber es hat nicht ſein ſollen — nehmen Sie mit unſerm innigſten Danke vorlieb!» —

Meine Gefährten waren tief bewegt, mich ſelbſt wollte Wehmuth erſticken. Auch Frau v. S. kehrte ſich gegen das Fenſter, um ihre Rührung zu verbergen. Sie war jedoch die erſte, die ſich zu faſſen wußte; das Traurigſein, meinte ſie, könne hier nichts helfen; wir müßten vielmehr am letzten Abend noch froh mit einander ſein, »unſern Feinden zum Poſſen, ſetzte ſie hinzu, beſann ſich aber ſchnell, daß Pineda auch zu der Zahl dieſer Feinde gehöre, und machte ihm eine ſcherzende Entſchuldigung. Der gute Pi-

neda, in ihrem Anſchauen verloren, wußte nicht einmal, was ſie geſagt hatte. Niemand ſah ſie ungeſtraft. Sie verband die heiterſte Laune mit tiefem Gefühl, Offenheit mit ſtrenger Sittſamkeit, und, mehr noch als Schönheit, zierte Sanftmuth ſie. Kurz, ſie war eine Leontine, nur weit ſchöner als die, wenigſtens wie der Kupferſtich ſie zeigt. In Polen geboren, als Kind von acht Jahren nach Rußland gekommen und dort erzogen, hatte ſie nachher einen Ruſſen geheirathet. Von ihrer Lippe hörte ich nie eine Klage, doch Eine ihrer Freundinnen verrieth mir, daß ſie nicht ganz glücklich ſei. — O ihr Männer! — in Wuth kann ich gerathen über mein eigenes Geſchlecht, weil in hundert unglücklichen Ehen neunundneunzigmal der Mann die Schuld trägt.

Wir verlebten noch einen freundlichen Abend. Die Speiſen, die Frau v. S. uns auftiſchte, waren nur gering, aber Herzlichkeit würzte das Mahl; ja ſogar den ehrlichen Juden, der um Erlaubniß bat, von uns Abſchied zu nehmen, wußte ſie ſo lieblich in's Geſpräch zu ziehen, daß ſeine Gegenwart uns weder auffiel noch läſtig war. Wir drehten uns ja alle nur um Eine Sonne.

Barts war der Einzige unter uns, der eine Uhr beſaß, und leider fiel es ihm ein, ſie herauszuziehen. Frau v. S., die Alles gewahr wird, rief verwundert: ſchon eilf Uhr! Mir und Pineda blieben vor Schrecken die Biſſen im Halſe. Der Jude bewies jedoch, durch ſeine große ſilberne Repetiruhr, die einer Butterbüchſe glich, daß es

erst halb zehn sei, und schnell erwachte die Fröhlichkeit wieder, bis endlich doch die gefürchtete Trennungsstunde heran rückte. Düster schlich ich an's Fenster, da flößte Frau v. S. mir neues Leben ein, indem sie mir zuflüsterte: »im Namen unser Aller bitte ich Sie, uns morgen früh noch zu besuchen. Das Abschiednehmen ist eine fatale Sache, allein es muß geschehen, und zwar unter uns.«

Ich blieb nicht aus, obgleich meine Herzbeklemmung mir sagte, ich hätte lieber wegbleiben sollen. Trübe Augen, einsilbige Unterhaltung, drückende Pausen, was konnte ich sonst erwarten! Frau v. S. ermannte sich zuerst, faßte meine Hand, dankte mir nochmals im Namen Aller, versicherte mich ihrer unwandelbaren Freundschaft, und daß es für Alle ein Freudentag sein werde, wenn einst der Himmel uns glücklicher wieder zusammenführe. Ihre letzten Worte wurden immer leiser und gepreßter, Thränen rollten über ihre Wangen und wir Alle schluchzten laut. Wie ich endlich auf die Straße gekommen bin, weiß ich nicht mehr, doch hörte ich noch die süße Stimme mir nachrufen: »Wenn Sie uns schreiben können, so thun Sie es, wir werden Ihnen antworten.« Ich irrte noch lange auf den Straßen umher, um mein verweintes Gesicht in Ordnung zu bringen.

Als ich mit Pineda zu Barts kam, machte ich die Bekanntschaft des schon erwähnten originellen Titularraths, dessen Kostüm schwerlich errathen ließ, zu welcher Nation er eigentlich gehöre. Da es ihm an Bekleidung

fehlte, so hatte er sich auf die sinnreichste Weise von der Welt aus lauter Tuchrändern, die er in den Tuchläden aus Mitleid umsonst erhalten, eigenhändig eine Jacke und Beinkleider zusammen genäht, die freilich sehr bunt waren, auch hie und da Säcke bildeten, aber doch den Zweck erreichten, und nicht allein seine Blöße deckten, sondern auch vor Wind und Wetter schützten. Zu diesem Staat gehörte noch eine Mütze aus demselben Stoff von denselben kunstreichen Händen verfertigt — es war unmöglich, ihm nicht in's Gesicht zu lachen. Er glich einem halbgefüllten Luftballon. Dabei spuckte er immer um sich, wie ein zorniger Kater. Für ihn brachten die Gensd'armen einen sogenannten Leiterwagen, den er aber, weil es an Leuten fehlte, selbst kutschiren sollte. Brummend wälzte er sich auf das Heufuder.

Nachdem ich den braven Pineda noch einmal an mein beklemmtes Herz gedrückt, stieg ich zu Barts in den Wagen, zwei Gensd'armen, unsere Begleiter, schwangen sich auf die Pferde und wir verließen Wilna — wie ein vertriebener Fürst, dem blos der Hofnarr treu geblieben (meinte Barts); nur Schade, daß unser Hofküchenwagen nichts als Heu enthielt.

Fünftes Kapitel.

Transport nach Tilsit.

Unserer Marschroute zufolge sollten wir von drei zu drei Meilen frischen Vorspann und gehörige Verpflegung erhalten. Das war aber nur pro forma hingeschrieben, denn man wußte in Wilna sehr gut, daß auf dem ganzen Wege weder ein Pferd, noch ein Stück Brot zu finden waren. Zum Glück hatte Barts mit einigen Lebensmitteln sich versorgt, die wohl bis Kowno auslangen konnten, da wir in fünf Tagen dort eintreffen mußten. Der Herr Titularrath witterte unsern Vorrath bald, war immer äußerst höflich, wenn er hungerte, und gleich wieder grob, wenn er sich satt gegessen hatte.

Wir übernachteten gewöhnlich in öden Häusern an der Straße, wenn nicht die verpestete Atmosphäre von krepirten Pferden uns vertrieb. Leider geschah das oft, denn die Franzosen selber gestanden, daß zwischen Wilna und Kowno deren bei Tausenden lägen. Die Ursache dieses Hinsterbens soll das rohe Korn gewesen sein, welches die Kavallerie von den Feldern mähte, und in Ermangelung des Heues den Pferden vorwarf, wodurch, wenn sie darauf soffen, ihre Magen ungeheuer aufgeblasen wurden.

Der gräßliche Gestank brachte uns größtentheils um den Genuß der wirklich herrlichen Gegenden, weil wir uns

beſtändig in den Hintergrund des Wagens zurückziehen mußten, um nicht ohnmächtig zu werden. Die Gensd'armen ſtrichen jedesmal im Galopp an ſolchen Stellen vorüber, um ſchnell aus der verpeſteten Luft zu kommen. Wenn der Herr Titularrath vor uns herfuhr, wie bisweilen geſchah, ſo hatten wir an ihm den ſicherſten Telegraphen. Fing er an zu ſpucken, ſo war es Zeit, das Schnupftuch zur Hand zu nehmen; fuhr aber plötzlich die bunte Mütze tief in's Heu, ſo hielten wir ſchnell die Naſen zu.

Täglich begegneten wir einer Menge von Truppen, welche ſich Lorbeeren und — Schläge holen wollten. Es war poſſirlich anzuſehen, wenn ſo ein halbes Regiment, an Stellen, wo Aas lag, gebückt mit zugehaltenen Naſen vorüber hüpfte. Aber eines Zuges muß ich erwähnen, der die prahleriſche Ungroßmuth der Franzoſen offenbart. Mehrere Offiziere nämlich riefen, ſobald ſie ruſſiſche Gefangene erkannten, ihren Leuten zu: toujours en avant, braves soldats! jusqu'à Moscou! (immer vorwärts, ihr braven Soldaten! bis nach Moscau!) Pfui des Menſchen, der Unglückliche ſo verhöhnen kann!

So lange nur Franzoſen uns begegneten, wurde der ſpuckende Herr Titularrath durch ihre Spöttereien nicht verwundet, denn er verſtand kein Franzöſiſch; am Ende kamen aber auch deutſch-franzöſiſche Truppen, die ihn für einen Bajazzo erklärten, und nicht ſelten mußten die Gensd'armen ihn aus einem hohnlachenden Kreiſe retten. Zu-

letzt konnte er ſich auch nicht mehr in's Heu verbergen, denn es ging zu Ende und er ſaß auf den kahlen Bretern.

Den Tag vor unſerer Ankunft in Kowno hätten wir bei dem Städtchen Rumſchiſcheck, welches ſchon an der Memel liegt, beinahe den Hals gebrochen. Auf einem mit Balken ſtufenweis belegten Berge konnten die, nach polniſchem Gebrauche nur durch eine dünne Leine regierten Pferde den Wagen nicht halten, er hüpfte wie eine Bachſtelze von einem Balken auf den andern, der Junge fiel herunter, Barts und ich tanzten wie Marionetten, bis endlich zwei Pferde ſtürzten, der Wagen umſchlug, mein Gefährte rechts und ich links hinausgeſchleudert wurde. Ich kam zum Unglück unter den Wagen zu liegen, die ganze Laſt ruhte auf mir, ich litt unſägliche Schmerzen und glaubte wenigſtens ein Bein gebrochen zu haben. Ich kam jedoch mit blauen Flecken davon und hinkte blos einige Tage. Unterdeſſen thronte die Narrenmütze noch oben auf dem Berge und beſchaute ganz gleichgiltig die ſchöne Gegend. Als wir ihn ärgerlich darob zur Rede ſtellten, geſtand er ſehr aufrichtig, er habe blos gefürchtet, die Branntweinflaſchen möchten Schaden leiden. Das letztere war leider auch geſchehen. Wir verloren zwei Bouteillen, in unſerer Lage ein Schatz. Mit dem Ueberreſt wuſchen wir unſere Quetſchungen, wozu der Herr Titularrath gewaltig ſcheel ſah. Es geſchah in einem Hauſe, wo ſchon franzöſiſche Offiziere ſtanden, die uns aber gern ein Zimmer räumten.

Sie hatten ſich, wie häufig geſchah, unter allerlei Vorwand von der großen Armee getrennt und gingen entweder nach Königsberg zu dem Reſervecorps, oder wohl gar nach Hauſe. Mit zweien derſelben, den liebenswürdigſten und gebildetſten, die mir noch vorgekommen waren, verplauderte ich einen angenehmen Abend. Sie ſchienen zu ahnen, was nachher ſich zutrug, und waren ſo geſcheit, bei Zeiten auszuweichen.

Den majeſtätiſchen Memelſtrom mit ſeinen romantiſchen Ufern verloren wir nun bis Kowno faſt nicht aus dem Geſichte. Der Anblick der Stadt ſelbſt mit ihren zierlichen Thürmen und die Menge Schiffe mit bunten Wimpeln machte einen ſehr angenehmen Eindruck, beſonders auf mich, der ich ein halber Seemann bin. Die von den Franzoſen in der Eile aufgeworfenen Feſtungswerke nahmen ſich zwar in der Ferne auch recht artig aus, raubten jedoch in der Nähe der ſonſt freigelegenen Stadt die Ausſicht.

Wir fuhren gerade zum Kommandanten und augenblicklich war unſer Wagen von neugierigen Chriſten und Juden umringt, welches unſern Titularrath dermaßen ereiferte, daß er ihnen ſeine dicke Zunge entgegenſtreckte. Bravo! riefen die lachenden Zuſchauer.

Der Herr Kommandant, ein ſteifer Anhänger Buonaparte's, gab uns eine elende Stube, und wir mußten noch Gott danken, daß er uns das freie Umhergehen nicht ver-

bot. Gegen Abend beſuchten uns in aller Stille mehrere Juden mit traurigen Geſichtern und erzählten uns die Einnahme von Moskau, die ich bezweifelte, bis ich auch den ſchrecklichen, bewunderungswürdigen Brand erfuhr, welchen angelegt zu haben anfangs die Franzoſen ſich bis zum Ekel rühmten, und nur erſt, als ſie begriffen, daß dieſer Brand ſie alles Unterhalts beraubt hatte, mußten die Zeitungen ausſchreien: Ces barbares du Nord qui ne savent defendre leur pays, qu'en brulant leur capitale! (Dieſe nordiſchen Barbaren, die ihr Vaterland nicht anders zu vertheidigen wiſſen, als indem ſie ihre Hauptſtadt in Aſche legen.)

So oft wir uns auf den Straßen zeigten, wurden wir zwar von Neugierigen begafft, nie aber näherte ſich Einer, um uns ein Wort des Troſtes zuzuſprechen; deshalb erſtaunten wir eines Tages nicht wenig, als ein zierliches Kammermädchen uns eine Einladung zum Thee von ihrer Gebieterin brachte, indem ſie zugleich ihre Wohnung uns bezeichnete. Wir vermutheten faſt ein galantes Abenteuer, fanden auch eine ſchöne junge Frau, aber krank im Bette, die uns blos ihre Leiden klagen wollte, weil ſie von ihrem Manne, einem Polen, getrennt war, der einen wichtigen Poſten bekleidet hatte, und dem man ruſſiſcher Seits wohl nicht recht trauen mochte, denn man hatte ihm befohlen, während des Krieges in einer andern ruſſiſchen Provinz ſich aufzuhalten. Seine junge Frau hatte er, bei dem ſchnellen Vorrücken der Franzoſen, zurück laſſen müſſen,

und die Polen, die so gern für Rußland nachtheilige Gerüchte verbreiten, hatten ausgesprengt, er sei gefangen oder wenigstens nach Siberien geschickt worden. Von uns wünschte nun die arme, mit der innigsten Liebe an ihrem Gatten hängende Frau eine tröstlichere Nachricht zu erhalten, und lebte wieder auf, als wir sie durch tausend Gründe überzeugten, daß sie für das Leben ihres Mannes nichts zu fürchten habe. Wir verließen sie beruhigt und von ihrem Segen begleitet.

In Kowno wurden unsere französischen Gensd'armen gegen polnische vertauscht, und man kündigte uns an, da kein Vorspann zu haben sei, so würden wir uns gefallen lassen, zu Schiffe bis Tilsit zu gehen. Mir, einem alten Seevertrauten, war das willkommen, nicht so dem armen Barts, der krank zu werden fürchtete und seinen Wagen à tout prix verkaufen mußte; noch weniger dem Herrn Titularrath, der die drei Tage in Kowno verschlafen und versoffen hatte und nun jammerte, daß man ihn ersäufen wolle.

Der Chef der Gensd'armerie war so gütig, uns vor der Abfahrt mit einem kräftigen Frühstück zu bewirthen, welches der Herr Titularrath durch glaubwürdige Erzählungen von Auerochsen und von einem Froschregen, den er erlebt haben wollte, dermaßen würzte, daß wir lachend verdauten. Mehrere Stellmacher wurden herbeigerufen, um den unnütz gewordenen Wagen zu kaufen; da sie aber

sämmtlich kaum den halben Preis für das daran befindliche Eisen boten, so entschloß unser rechtlicher Wirth sich selbst, ihn zu behalten; zahlte freilich auch nur fünfzehn Silberrubel dafür, aber doch immer dreimal mehr, als irgend Jemand in Kowno dafür geben wollte.

Die Schiffe, von welchen wir Eines uns aussuchen durften, waren Proviantschiffe, die mit Munition aus Tilsit die Memel herunter gekommen, und, da sie leer zurückgingen, Blessirte, Gefangene u. s. w. an Bord nehmen mußten. Ich wählte einen Schnellsegler. Zwar läugnete der Kapitän, um keine Passagiere zu bekommen, diese Eigenschaft ab, allein ich hatte mich nicht geirrt, auch hatte zufällig dieses Schiff die schönste Kajüte, und der Kapitän war ein braver Mann. Zum Ersatz durfte er, außer uns, auch nur noch fünfzehn Soldaten mitnehmen, während die andern fünfundzwanzig bis dreißig einschiffen mußten. — Bei dieser Gelegenheit besahen wir auch die, in der That sehr schöne Brücke, welche die Franzosen über den breiten Fluß gebaut hatten; ich prophezeite jedoch sogleich, daß sie den Eisgang im Frühjahr nicht aushalten würde, und meine Prophezeihung ist leider wahr geworden.

Nachdem wir unser kleines Gepäck in Ordnung gebracht, nahmen wir noch Abschied von der kranken Dame, die seit vielen Wochen zum ersten Mal geschlafen hatte und, unserer Zusicherung vertrauend, ruhig und hoffnungsvoll an ihren Gatten dachte. Sie beschenkte uns mit einem

Korbe voll Lebensmittel, Wein und Branntwein, Dinge, die in Kowno unbezahlbar waren. Gott hat es ihr vergolten; denn ich habe erfahren, daß sie glücklich wieder mit ihrem Gemahl vereinigt worden.

Nachmittags trennten wir uns von dem Chef der Gensd'armerie, einem so wackern Manne, der uns so schonend behandelt hatte, daß wir seiner uns zeitlebens mit dem innigsten Danke erinnern werden. Er begleitete uns bis an das Schiff, wir lichteten die Anker, der Wind war günstig, der Strom hilfreich und bald sahen wir nur noch die Thurmspitzen von Kowno.

Barts und ich bewohnten die kleine Kapitäns-Kajüte, wo höchstens vier Menschen sitzen und drei schlafen konnten. Der Herr Titularrath blieb sammt den Gensd'armen in der größern Matrosen-Kajüte, die luftiger war. Den Raum zwischen beiden, den sonst Waren füllen, nahmen dreizehn Blessirte aus verschiedenen Regimentern und Nationen ein. In der Mitte desselben stand der Herd, an dem höchstens zwei kleine Kessel Platz hatten, und an dem die Soldaten in den schon kalt werdenden Nächten sich wärmten. In Kowno hatte Jeder auf sechs Tage Proviant bekommen, täglich ein Pfund Fleisch, anderthalb Pfund Brot und einen Schnaps. Durch die Güte der kranken Dame hinlänglich versorgt, überließen wir unsere Portionen den Gensd'armen. — Der Herr Titularrath, in den Wäldern grau geworden, konnte lange nicht begreifen, wozu

die Segel da wären, meinte, es wären bloße Zierrathen, und befahl seine Seele dem lieben Gott, so oft etwa ein Windstoß das Schiff unsanft auf die Seite warf. Uebrigens hatte ich Ursache, mir zu der Wahl des Schiffes Glück zu wünschen, denn wir segelten alle die andern vorbei und warfen Abends zuerst die Anker, weil man, der vielen Sandbänke und des engen Fahrwassers wegen, nur bei Tage den Strom beschiffen kann.

Am andern Morgen war der Wind conträr, wir mußten laviren, welches auf der Memel nur durch Hilfe des Stromes möglich ist. Das beständige Hin- und Herwenden des Schiffes machte den Aufenthalt auf dem Verdeck sehr unangenehm; man wurde hin und her gestoßen, und der Herr Titularrath fiel, trotz seines Hasses gegen die Franzosen, bald diesem, bald jenem in die Arme. Außer mir wurden Alle krank; ich war also der einzige Glückliche, der dem Speisekorbe zusprechen konnte, bis nach zwei Tagen, bei stillem Wetter, die Genesenen mit verdoppeltem Hunger d'rüber herfielen. Der Branntwein ging uns aus. Der Kapitän tröstete uns mit der Aussicht, daß wir am andern Tage in der Nähe eines kleinen Städtchens ein Landgut erreichen würden, mit dessen Besitzer er manches kleine Geschäft (nämlich Contrebande) zu machen pflege. Wir ankerten bei jenem Städtchen, traten mit unsern Gensd'armen an's Land, wurden von neugierigen Juden begafft und angeschrien, betraten bald einen angenehmen Fußsteig, der nach dem Edelhofe führte, wurden von we-

bellenden Hunden und endlich von dem Herrn selbst begrüßt. Er sowohl, als seine Gattin, von unsern Abenteuern unterrichtet, empfingen uns mit vieler Güte, und bewirthe-ten uns gastfrei. Unser Titularrath war nicht in der besten Laune angekommen, denn der Wind nahm ihm auf dem Hofe seine prächtige Mütze, und sie wurde eine Zeit lang ein Spiel der jungen Hunde; allein der Punschnapf hei-terte ihn schnell auf; er griff nach einer an der Wand hän-genden Violine, spielte, zu Aller Verwunderung und Vergnügen, recht artig, und fand durch unser Lob sich so geschmeichelt, daß er sogar zu tanzen anfing und uns durch allerlei Späßchen belustigte. Gegen Abend kam auch der Schiffer. Es wurde gesungen, gesprungen, geplau-dert, als ob wir schon alte Bekannte wären. Nach Regen folgt Sonnenschein, sagt das Sprichwort, oft ist es auch umgekehrt.

Wir saßen noch bei der wohlbesetzten Abendtafel, als plötzlich vier Soldaten von unserm Schiffe hereintraten, vermuthlich von Hunger und Durst getrieben, nicht um Erlaubniß fragten, nicht einmal die Mützen rührten, son-dern ohne alle Komplimente sich an unserm Tische lagerten und laut nach Schnaps riefen. Der Edelmann sagte ihnen ganz höflich, hier sei kein Wirthshaus; doch würde er ihnen wohl einen Schnaps vorgesetzt haben, wenn sie sich verständiger benommen hätten, jetzt aber müsse er sie er-suchen, sein Haus sogleich zu verlassen; er wolle ihnen einen Wegweiser mitgeben, der ihnen die Schenke unten

im Städtchen zeigen ſolle. »Ei was Städtchen! hier gefällt es uns und hier bleiben wir. Die Ruſſen können Sie wohl traktiren, aber für uns, die wir doch für Ihre Freiheit fechten, iſt Niemand zu Hauſe.“ »Die Ruſſen bezahlen mir einen Dukaten per Mann, könnt ihr das auch geben?“ »Die Ruſſen ſind Narren, wenn ſie bezahlen. Wir müſſen dasſelbe umſonſt haben, und gleich auf der Stelle.“ »Und ich werde meine Leute rufen und Sie auf der Stelle hinauswerfen laſſen.“ »Was? Sie unterſtehen ſich, franzöſiſche bleſſirte Soldaten zu mißhandeln? das wollen wir ſehen!“ Dabei ſaßen die ungezogenen Menſchen immer mit den Mützen auf dem Kopfe, und fluchten auf die gemeinſte Weiſe. Endlich verlor der Edelmann die Geduld, nahm den Redner beim Kragen und warf ihn zur Thür hinaus. Die andern, die ihm zu Hilfe eilen wollten, wurden von unſern Gensd'armen auf gleiche Weiſe expedirt. Das Treffen würde ſich auf dem Hofe erneuert haben, wenn nicht die Bedienten zwei Kettenhunde losgelaſſen hätten, welche die unverſchämten Gäſte vollends in die Flucht jagten.

Indeſſen war unſere Freude geſtört, denn wir befürchteten ſchlimme Folgen. Mit ſchwerem Herzen beurlaubten wir uns bei unſerm gaſtfreien Wirthe. Es war ſehr dunkel, des Schiffers Blendlaterne beleuchtete unſern Pfad. Die dicke Finſterniß mochte auch wohl den geſchlagenen Feind abgehalten haben, Succurs zu holen und das Schloß zu ſtürmen.

Am Strande fanden wir unſer Boot nicht mehr; die Soldaten hatten es am Schiff behalten, und die dazu gehörigen Matroſen, unter der Bedrohung, ſie zu binden, gezwungen, in die Kajüte zu kriechen. Wir riefen, Niemand antwortete. Nur einige Stimmen hörten wir, die leiſe gegen einander disputirten. Der Kapitän fing an, auf gut ſeemänniſch zu fluchen, da fiel plötzlich ein Schuß, und eine Kugel ſtreifte die Laterne, die er in der Hand hielt. Dieſe Niederträchtigkeit verſetzte uns dermaßen in Wuth, daß wir darüber der Furcht vergaßen, auf eine ſo heimtückiſche Weiſe das Leben zu verlieren. Wir tobten und drohten, ſogleich die ganze Stadt in Allarm zu bringen, dann würden ſie dem Galgen nicht entrinnen. Die ſchlafenden Matroſen hatte der Schuß gleichfalls auf die Beine gebracht, ſie zankten mit den Soldaten und wollten das Schiff ſogleich verlaſſen, wenn man uns nicht an Bord nähme. Nach langem Streiten und Fluchen hörten wir doch endlich, daß zwei Menſchen in das Boot ſprangen und zu uns herüber ruderten. Kaum waren wir eingeſtiegen, ſo fielen abermals zwei Schüſſe, doch dieſes Mal vermuthlich nur blinde, um uns zu ſchrecken, denn wir hörten keine Kugeln pfeifen.

Als wir näher kamen, ſchrien ſie uns zu, die Gensd'armen und die Ruſſen ſollten ſich nicht unterſtehen, an Bord zu kommen. Ich rief: unmöglich könnten Soldaten, die dem großen Napoleon dienten, wehrloſe Gefangene mißhandeln: überdies wären wir ja Kriegskameraden,

und, wenn sie sich beleidigt glaubten, stets bereit, ihnen als Männer von Ehre Genugthuung zu geben. Das wirkte denn doch so viel, daß sie uns herauf steigen ließen. Oben entstand nun wieder ein langer Zank über Recht und Unrecht, der gewiß abermals mit Thätlichkeiten geendigt hätte, ohne den Schwur, den der Kapitän dazwischen donnerte, daß er in diesem Falle augenblicklich das Schiff verlassen werde. Ueber die Gensd'armen waren sie am meisten erboßt, und beschlossen, am andern Tage Gericht über sie zu halten. Daß die Franzosen betrunken waren, brauche ich wohl kaum zu erwähnen.

Am Morgen erhub sich neuer Lärm. Die Gensd'armen hatten wie gewöhnlich ihre Suppe am Herde kochen wollen, allein ihr Kessel wurde herunter und einer derselben unsanft aus der Kajüte geworfen. Bisweilen ließen die Unbändigen sich von mir zurechtweisen, weil ich doch eine Uniform und ein Ordenskreuz trug, bisweilen sagten sie aber auch mir derbe Sottisen (wiewohl mit der Hand an der Mütze), die ich oft verschlucken mußte, wenn ich nicht in Gefahr kommen wollte, über Bord geworfen zu werden. In dieser gespannten Lage hatten wir noch obend'rein widrigen Wind. Barts blieb in der Kajüte. Als Civilperson wollte er sich in nichts mischen.

Mittags konnten wir unsere Suppe nicht genießen, denn die Kerls hatten ein paar Hände voll Pulver hineingeschüttet, und lauschten mit schadenfrohem Gelächter

durch die Fugen unſerer Breterwand, und fragten höhniſch, ob wir guten Appetit hätten? Den Gensd'armen war es eben ſo ergangen; was blieb uns übrig? Die Menſchen zur Vernunft zu bringen, mußten wir die Hoffnung aufgeben; die übrigen Schiffe waren zu weit hinter uns geblieben, um ihren Beiſtand requiriren zu können; es ſchien uns daher das Klügſte, das Schiff zu verlaſſen.

Zum Glück hatten wir, als Abends um neun Uhr Anker geworfen wurde, einen ſchönen Edelhof in der Nähe, deſſen Beſitzerin, eine polniſche Gräfin, laut der Verſicherung unſeres Kapitäns, eine ſehr wohlthätige Frau ſein ſollte. Es war ſo dunkel, daß nur die flimmernden Lichter in der Ferne uns den Weg andeuteten. Der Herr Titularrath ſchlief ſo feſt, daß nur Barts und ich, nebſt unſeren Gensd'armen den Gang antreten konnten. Die Lichter, unſere Wegweiſer, verſchwanden bald, weil wir uns in einem Garten befanden, wo nur die mit weißem Sand beſtreuten Gänge und das Bellen der Hunde unſere Führer waren. Endlich, nach manchem Schneckengewinde durch den Park, ſchimmerten die Lichter uns wieder hell entgegen, und wir ſtanden an einer verſchloſſenen Gartenthür. Ein ſchreckliches Hundegebell verkündete unſere Ankunft. Wir pochten lange. Viele Laternen bewegten ſich auf dem Hofe hin und her, vereinten ſich in eine Gruppe und nahten vorſichtig dem Gartenthore. Auf ein furchtſames Wer da! erzählten unſere Gensd'armen, wer wir wären, wie es uns ergangen, und baten um ein Nachtlager. Unterdeſſen war im Schloſſe

Alles lebendig geworden. Der Sohn vom Hauſe, von einer Menge Bedienten umgeben, eilte herbei, und als er vernahm, wovon die Rede ſei, befahl er, die Thür zu öffnen. Unter einer Begleitung von Senſen und Knütteln wurden wir in's Schloß zu der Frau Gräfin geführt. Wir fingen damit an, wegen verurſachter Unruhe um Verzeihung zu bitten, und erfüllten dieſe Pflicht um ſo mehr von ganzem Herzen, da ein Paar allerliebſte Töchter noch ganz erſchrocken mit hochklopfendem Buſen da ſaßen.

Bald machte der Schrecken dem Mitleid Platz. Wir wurden ſehr freundlich zur Abendmahlzeit eingeladen, man ſchlug uns aber zugleich vor, noch in dieſer Nacht, wiewohl in gräflicher Equipage, bis nach dem nächſten Städtchen Jurburg zu fahren. Das fiel uns auf. Allein die älteſte Tochter zog uns bei Seite, und bat mit der größten Liebenswürdigkeit im Namen ihrer Mutter um Verzeihung, daß ſie uns nicht herbergen könne. »Wir ſind den Polen verdächtig,« ſagte ſie, »man beobachtet uns ſcharf, weil wir ſtets an Rußland hingen, und mein Bruder auch in dieſem Kriege die Waffen nicht gegen Rußland ergriffen hat. Würden zwei Ruſſen bei uns übernachten, ſo würden die Polen ſogleich irgend eine Verleumdung daraus ſpinnen, uns wohl gar Verrätherei andichten. Wenn Sie uns einſt, und wer weiß, wie bald, in einer glücklichern Lage beſuchen, ſo ſollen Sie überzeugt werden, wie ſehr wir Ihre Nation ſchätzen.« Auf dieſe freundliche Erklärung ließ ſich nur

dankend antworten, und bedauernd, einer ſo ſchätzbaren Familie Unruhe verurſacht zu haben.

Nach einer köſtlichen Abendmahlzeit, wie wir ſeit vielen Monaten ſie nicht genoſſen hatten und die durch die liebenswürdige Unterhaltung der Töchter gewürzt wurde, fuhren wir Schritt vor Schritt, von einer Laterne begleitet, dem Ufer zu. Auf dem Schiffe lag alles im tiefſten Schlafe und wir hatten wieder Mühe, dem Herrn Titularrath begreiflich zu machen, daß wir gekommen wären, ihn abzuholen. Er ermannte ſich endlich und kroch in ſeine Jacke. Wir nahmen Abſchied von dem Schiffer, der einzigen wachenden Perſon am Bord, und kamen am andern Morgen glücklich nach Jurburg. Hier fanden wir zurückgebliebene kranke ruſſiſche Offiziere, doch unter ihnen keinen Bekannten.

Schwerlich würde der Kommandant uns Pferde verwilligt haben, wenn wir nicht die Ehre gehabt hätten, von Gensd'armen eskortirt zu werden. Das mochte ihn vermuthen laſſen, wir wären wichtige Staatsgefangene, und wir wurden glücklich mit Vorſpann weiter geſchafft. Von nun an ſtellten wir uns, als ob wir ſchon von Kowno aus auf gleiche Weiſe gereiſt wären; die Gensd'armen, die in Preußen nur eine ſtumme Rolle ſpielen konnten, bekräftigten es durch Kopfnicken, und ſo fanden wir keine Schwierigkeit.

Man glaubt in eine andere Welt ſich verſetzt, wenn man aus Lithauen nach Preußen kommt. Niedliche Häuſer, ſchöne Dörfer, häufig kleine Städte lachen den Reiſenden

schon von ferne an. Ueberall ehrliche Deutsche, die gern, was sie haben, mit dem Nothleidenden theilen. Eine besonders gute Aufnahme fanden wir bei einem ehrlichen Müller, dessen Namen ich leider vergessen habe. Es war spät Abends, Alles schlief schon, aber ohne Murren verließen Alle die Betten, um uns herzlich zu empfangen. Freundlich wurden wir bewirthet mit allem, was das Haus vermochte, und keiner legte sich eher wieder nieder, bis wir ein niedliches Zimmer mit drei schönen reinlichen Betten in Besitz genommen hatten. Am andern Morgen wurde hundertmal gefragt, wie wir geschlafen? und ob uns auch nichts gemangelt habe? Ein kräftiges Frühstück und ihren Segen gaben die guten Leute uns mit auf den Weg.

Oft näherten wir uns dem Strome, auf welchem, bei widrigem Winde, eine Menge Schiffe schlichen, die, mit Verwundeten und Gefangenen, lange vor uns aus Kowno gesegelt waren. So oft wir ein solches Schiff sahen, dankten wir Gott, daß wir das unsichere Element verlassen hatten. Glücklich erreichten wir Tilsit.

Sechstes Kapitel.

Aufenthalt in Tilsit und Transport nach Königsberg.

Der Kommandant, Rittmeister von Blankenburg — zu dessen Ruhme ich nichts weiter zu sagen brauche, als daß er einst zum Schill'schen Corps gehörte — empfing uns auf das freundschaftlichste und ließ uns sogleich ein gutes Quartier anweisen, das Haus eines reichen Kaufmanns, wo wir in Abraham's Schooß zu sein hofften. Leider war es Einer von Abraham's geizigsten Nachkommen. Da wir jedoch täglich weiter geschickt zu werden erwarten mußten, so lehnten wir das gütige Anerbieten des Kommandanten, unsere Wohnung zu verändern, ab, zumal da wir bei den Bewohnern der Stadt die gastfreiste Aufnahme fanden, und folglich in ökonomischer Hinsicht geborgen waren.

Vor Allem bin ich verpflichtet, für mich und meine Gefährten dem Herrn Oberforstmeister von Ulrich den wärmsten Dank abzustatten; denn in seinem Hause, im Zirkel seiner wackern Familie haben wir glückliche Tage verlebt. Originell war die Art, wie dieser edle deutsche Mann sich uns Fremden ankündigte. Es war am zweiten Tage nach unserer Ankunft, als ein langer Mann mit einem schönen Kopfe und majestätischem Gange zu uns hereintrat. Er trug eine Jagduniform nach altem Schnitt, einen zierlichen Hirschfänger an der Seite, blanke Stiefeln, silberne Sporen.

»Verzeihen Sie, meine Herren,« hub er an, »wenn ich etwa zu früh komme. Das iſt ſo die Stunde, wo ich mir Bewegung mache. Sie kennen mich nicht? ich bin der Oberforſtmeiſter Ulrich. Ich habe von Ihrem Unglück gehört. Einer von Ihnen heißt Kotzebue? den Namen halte ich in Ehren. Ein Grund mehr, um ſie aufzuſuchen. Hätte aber auch für jeden Andern dasſelbe gethan. Ohne Komplimente! die haſſe ich, wie die Franzoſen, welche Meiſter darin ſind. Alſo — ihr ſeid Gefangene — Unglückliche — Ulrich macht ein Haus in Tilſit. Von heute an ſtehen täglich zwei Kouverts mehr auf meinem Tiſche. Kommt ihr — gut! Kommt ihr nicht, muß mir's auch gefallen laſſen. Um ein Uhr ſpeiſt Ulrich zu Mittag, um neun Uhr zu Abend. Dies habe ich euch nur ſagen wollen, und damit baſta! Adieu!«

So ging er wirklich wieder davon, kaum unſere Antwort abwartend. Solch ein Charakter war mir bis jetzt nur in Komödien vorgekommen; ich fühlte, daß er in der Wirklichkeit noch ſchneller einnimmt. Ohne Bedenken nahmen wir die Einladung des braven Mannes an. Zufällig hatte er nichts von unſerem Titularrath gehört, und ſeine ganze Rede nur an uns gerichtet. Das nahm jener ſo mächtig übel, daß er mehr als jemals ſpuckte und ſprudelte, den Oberforſtmeiſter gar nicht für ſeinen Kollegen erkennen wollte, und auch dann nicht einmal hinging, als Herr von Ulrich die Höflichkeit ſo weit trieb, ihm ausdrücklich einen Beſuch zu machen und ſein Verſehen beſtens zu entſchuldigen.

Der Herr Titularrath verlor am meiſten dabei, denn der ganze Haushalt unſers Gaſtfreundes trug deſſen Charakter. Alles kurz und pünktlich; kein Kompliment, kein Nöthigen, aber Herzlichkeit und Wohlwollen. Während unſers fünftägigen Aufenthalts verdankten wir dieſer braven Familie unſer geiſtiges und körperliches Wohlſein. Mit gerührtem Herzen erwähne ich auch noch eines Gaſtwirths in der Langgaſſe, der, ohne reich zu ſein, mehrere Tage lang fünfzehn gefangene Offiziere unentgeldlich ſpeiſte, ja ſogar einige derſelben mit Wäſche und Kleidungsſtücken verſah. Am letzten Tage, kurz vor der Abreiſe, verſammelten ſich die Offiziere, um feierlich Abſchied von ihm zu nehmen. Sie hatten eine Schrift aufgeſetzt und ſämmtlich unterzeichnet, in welcher ſie dankbar erzählten, was dieſer Mann an ihnen gethan; ihn dem Schutz der ruſſiſchen Heerführer empfohlen, im Fall einſt ruſſiſches Militär in Tilſit einrücken ſollte, und am Ende die Bitte hinzufügten, dem Kaiſer bekannt zu machen, daß in Tilſit ein Mann lebe, der gegen die ruſſiſchen Gefangenen ſich ſo edelmüthig bewieſen. Der Abſchied war ſehr rührend. Selbſt einige Fremde, die gerade gegenwärtig waren, konnten ſich der Thränen nicht enthalten.

Beſondern Dank verdiente auch der Rittmeiſter von Blankenburg, der den Gefangenen ihr böſes Schickſal ſo viel möglich erleichtert hat. Er war einer von den ſeltenen Kommandanten, mit welchem ſowohl die Einwohner als das Militär zufrieden waren, welches ſchwer zu erlangen

iſt. Mit den franzöſiſchen Soldaten machte er keine Umſtände; trug ein Bürger eine gerecht befundene Klage gegen ſie vor, ſo beſtrafte er ſie derb. Offiziere, die ſichs herausnahmen, mit dem Hut auf dem Kopfe in ſeine Kanzlei zu treten, warf er ſelbſt zur Thür hinaus, bot ihnen aber auch gleich Satisfaction an, wenn ſie ſich etwa beleidigt glaubten. Auf ſolche Weiſe hatte er ſich gewaltig in Reſpekt geſetzt.

Jetzt wäre es uns ein leichtes geweſen, die Beſtrafung jenes rohen Haufens zu fordern und zu erlangen, der uns vom Schiff vertrieben hatte und drei Tage nach unſerer Ankunft in Tilſit landete, allein wir begnügten uns, ſie in Gegenwart des Kommandanten tüchtig herunter zu machen, worauf ihnen die Strafe erlaſſen wurde.

Ich muß noch eines Fleiſchers von Tilſit erwähnen, eines großen baumſtarken Mannes, der — ſo ſehr in ganz Europa jeder Hausbeſitzer vor Einquartierung zitterte — es ordentlich übel nehmen konnte, wenn er einige Tage ohne Einquartierung blieb, weil es ihm ein beſonderes Vergnügen machte, impertinente Franzoſen zur Raiſon zu bringen; auch hielten ſolche es ſelten länger als vierundzwanzig Stunden bei ihm aus.

Hofrath Barts, der Titularrath und ich ſchloſſen uns jetzt an die übrigen Gefangenen, deren fünf, auch ſechs bei einander auf einem Wagen ſaßen, und durch ihre verſchiedene, oft burleske Kleidung ſeltſame Gruppen bildeten. Wir

drei blieben beiſammen und wählten noch zwei von den gefangenen Offizieren zu unſern Geſellſchaftern. Zwei wackere ſchwarze Huſaren hatten unſere polniſche Gensd'armen abgelöſt.

Als wir eben aufbrechen wollten, kam ein Ingenieurlieutenant, der bei dem Bau eines Brückenkopfes angeſtellt war und deſſen Bekanntſchaft ich ſchon bei dem braven Oberforſtmeiſter gemacht hatte. Er brachte uns noch eine, von guten Menſchen zuſammengelegte Unterſtützung. Der deutſchen Sprache unkundig, konnten die wenigſten ihm mündlich danken; um ſo deutlicher ſprachen die naſſen Augen, das Schütteln der Hände. Der edle junge Offizier war ſelbſt ſehr bewegt und entfernte ſich ſchnell.

Wir bedurften in dieſem Augenblicke um ſo mehr des Troſtes, da eben die Nachricht von der Einnahme von Moskau ſich beſtätigt hatte. Da herrſchte eine Todtenſtille und die kummervollen Geſichter wurden noch bläſſer. Manche hatten ihre Eltern und ihr ganzes Vermögen dort. Daß letzteres ein Raub der Flammen geworden, war gewiß, und ſie fügten ſich darein, daß ſie aber über das Schickſal der Ihrigen in Ungewißheit bleiben mußten, beklemmte ihre Herzen unausſprechlich. Diejenigen, die nicht aus Moskau waren, ſuchten Alles hervor, um ihre zweifach unglücklichen Kameraden zu tröſten. Einer derſelben, ohnehin kränklich, wurde ſo heftig von der Unglücksbotſchaft angegriffen, daß er nicht im Stande war, die Reiſe mitzu-

machen, ſondern zurück in's Hoſpital gebracht werden mußte, wo er bald darauf ſtarb. In ſeinen letzten Tagen ſoll er nichts mehr geſprochen haben, als die Worte: »o meine armen Eltern! mein unglückliches Vaterland!«

In trüber Stimmung ſetzte ſich der Zug vor der Wohnung des Kommandanten in Bewegung. Wir mußten vor dem Wirthshauſe vorbei, deſſen großmüthiger Beſitzer die Ruſſen ſo hoch verpflichtet hatte. Schon als wir noch ferne waren, entſtand ein Gemurmel, ein Fingerzeigen, und als wir näher kamen, riefen Alle: halt! halt! ſprangen ab, fielen dem Wirth in die Arme, wollten von dem eben empfangenen Gelde ihm wenigſtens einen Theil ihrer Schuld abtragen, fanden jedoch den ernſtlichſten Widerſtand und mußten ablaſſen, um den edlen Mann nicht zu beleidigen. Er ließ es ſich vielmehr nicht nehmen, uns Alle nochmals mit einem reichlichen Frühſtück zu bewirthen. Die vielen Neugierigen, die uns umringten, ſegneten ihn gleich uns, und ſo verließen wir Tilſit, von den widerſprechendſten Empfindungen bald gerührt, bald gequält.

Es war ein kühler Herbſttag, und, da unſere Garderobe nicht geeignet war, uns zu erwärmen, ſo nahmen wir nicht ſelten unſere Zuflucht zu den ſchönen Wirthshäuſern, wo wir ſammt unſern ſchwarzen Huſaren, uns dermaßen begeiſterten, daß wir uns erlaubten, auf einzelne uns begegnende Franzoſen zu ſchimpfen, ja die Huſaren fuchtelten ſie ſogar aus dem Wege. Die Straße war beſät mit ſolchen

Nachzüglern, mitunter auch Kavalleriſten, die man jedoch nur daran erkannte, daß ſie ſelbſt die Sättel trugen, denn Pferde hatten ſie nicht, und die wenigen, die deren noch hatten, mußten ſie führen, ſchleppen, ſtoßen.

So fuhren wir nun von einem Etappenort zum andern, wurden, wenn es dunkel wurde, in verſchiedene Quartiere verlegt, und hatten es gut oder ſchlecht, je nachdem die Wirthe reich oder arm, höflich oder grob waren.

Einmal begegnete uns ein Bataillon von Sachſen-Weimar. Dieſen braven Leuten ſah man es deutlich an, daß ſie wider Willen gegen das Vaterland ihrer vergötterten Fürſtin zogen. Als ſie uns für Ruſſen erkannten, bewieſen ſie uns durch ihre Geberden herzliche Theilnahme an unſerm Unglück; wir ſahen uns noch oft mit Wehmuth nach ihnen um, ſie auch nach uns.

Am dritten Tage erreichten wir Tapiau, wo wir Raſttag halten ſollten. Hier lernte ich die Einrichtung der bons kennen, die mir ſehr gefiel. Jeder Gefangene bekam täglich eine Portion Brot und Fleiſch. Statt aber genöthigt zu ſein, müde von der Reiſe ſtundenlang von einem Magazin zum andern zu laufen, um dieſe Lebensmittel zu empfangen, erhielt er bei ſeiner Ankunft vom Kommandanten ein bon-auf Fleiſch und Brot, dieſes brachte er ſeinem Wirthe und bekümmerte ſich weiter um nichts.

Die vielen Durchmärſche hatten aus Tapiau alle Pferde mit fortgenommen, ſo daß uns keine Ausſicht blieb,

früher als in fünf Tagen weiter transportirt zu werden. Das war uns allen höchſt unangenehm. Allein der Hofrath bat und erhielt vom Kommandanten die Erlaubniß, einen eigenen Wagen bis Königsberg zu miethen; der hatte nur Platz für uns beide, der Titularrath tobte jedoch ſo lange, bis ihm verſtattet wurde, hintenauf zu ſitzen. Die lehmichten Wege waren ſo abſcheulich, daß wir, noch eine Viertelmeile von Königsberg, das Vergnügen hatten, umzuwerfen, und ſämmtlich, von der Scheitel bis zur Ferſe in ein grundloſes Lehmloch getaucht, menſchlichen Weſen kaum mehr ähnlich ſahen. Darum erſchrack auch der Thorſchreiber dermaßen, daß er das Viſitiren vergaß, und die Straßenjungen liefen uns jauchzend nach. Der Hofrath und ich ergriffen die klügſte Partie, das heißt, wir lachten; der Herr Titularrath aber zog durch ſein Schimpfen und Spucken die Aufmerkſamkeit noch mehr auf ſich. Seine Mütze verſchaffte ihm die Ehre, für einen Baſchkiren gehalten zu werden, und der lachende Pöbel wunderte ſich, daß ein Baſchkire auf deutſch ſchimpfen könne. Manche Mütter zogen ihre Kinder ängſtlich an ſich, damit ſie nicht gefreſſen würden.

Von Lehm triefend, ſtiegen wir aus, und verfügten uns nach der Municipalität, wo wir Quartierbillete erhielten. Allein zum erſten Male wurde ich hier von Barts getrennt, weil ich nur ein Subalternoffizier war und folglich auf kein ſo gutes Quartier als er Anſpruch machen konnte. Vergebens baten wir dringend, uns beiſammen

zu laſſen, die Herren hielten ſtreng an ihrer Ordnung. Hingegen wurde mir das Vergnügen zu Theil, mit dem Herrn Titularrath zwar nicht in Ein Zimmer, aber doch in Ein Haus einlogirt zu werden, wohin ein flinker Knabe uns führte. Ein altes Mütterchen, welches nach langem Klopfen die Thür öffnete, erſchrack nicht wenig, als mein Gefährte ihr ſein Quartierbillet unter die Naſe hielt. Zwar erholte ſie ſich bald von ihrem Schrecken, als ſie bemerkte, daß es den Bewohnern des obern Stockwerks gelte; allein nun zeigte ich auch das meinige vor und da verdoppelte ſich ihre Angſt. »Ei du mein Gott! wo ſollen wir denn ein Zimmer für einen ſolchen Schmuzpelz hernehmen?« mit dieſen Worten begrüßte ſie mich. Freilich hatte ſie nicht Unrecht, denn nach der Reinlichkeit im Vorhauſe zu urtheilen, durfte ich vollends in die Zimmer mich nicht wagen. Indeſſen brachte ich es doch durch rührende Vorſtellungen ſo weit, daß ſie, nachdem ſie mit einer Art von Beſen mich ein wenig geſtriegelt hatte, mir das Vorzimmer öffnete.

Die Beſitzerin des Hauſes, eine reiche Gräfin Dohna, war zu meinem Unglücke auf dem Lande; eine Trauerbotſchaft für meinen leeren Magen, denn die Alte verſicherte, die Frau Gräfin habe alle Schlüſſel mitgenommen, und es würde im Hauſe gar kein Feuer angezündet. Eben ſo ging es dem Titularrath oben, der, in eines abweſenden Generals Zimmer, viele mit Orden gezierte Portraits fand, die ihn recht freundlich anſahen, ihm aber nichts zu eſſen gaben.

Da es schon spät war, so mochte ich nicht mehr ausgehen, und wollte mir diesmal den Hunger durch Schlaf vertreiben; aber das Herz der Alten wurde doch endlich durch meinen traurigen Anblick gerührt, und siehe da, sie fand die Schlüssel zur Speisekammer.

Am andern Morgen suchte ich den braven Buchhändler Nicolovius auf, einen Freund meines Vaters, der mich sehr gütig empfing, mir zwar leider keine gehoffte Nachricht aus meiner Heimath mitzutheilen wußte, mich hingegen angenehm überraschte, indem er mir erzählte, daß der allgemein geliebte und geehrte Konsistorialrath Krause durch seine Gattin ein Verwandter von mir sei, der auch bereits der Quartierkommission angesagt habe, wenn ich käme, mich in seinem Hause einzuquartieren. Dort war es vergessen worden, vermuthlich über dem Schrecken beim Anblick des vermeinten Baschkiren.

Herr Nicolovius war so gefällig, mich zu meinem Vetter zu begleiten, wo ich — mit der dankbarsten Rührung erinnere ich mich dessen — als Sohn vom Hause aufgenommen und behandelt wurde. Alles, was ich bedurfte, Kleider, Wäsche, Stiefeln, Alles wurde herbeigeschafft, und das liebevolle Betragen des edlen Paares gab den reichlichen Geschenken doppelten Werth. Von nun an schien der Segen des frommen Krause auf mir zu ruhen, denn von nun an ging es mir besser, wenigstens habe ich mit Hunger nicht wieder zu kämpfen gehabt.

Hier in Königsberg fand ich auch den Major Switschin, der zwei Tage früher als ich gefangen wurde, und — zu meiner noch größern Freude — meinen alten Freund, den Rittmeister v. Hüne, den ich seit Jahren nicht gesehen und nicht einmal wußte, daß er wieder in Dienſten sei. Dieſer brave junge Mann hatte ſich in Riga als Freiwilliger gemeldet, es war ihm ſogleich eine Escadron Huſaren anvertraut worden, an deren Spitze er ſich mehrere Male auszeichnete, doch einſt zu hitzig auf die feindliche Kavallerie einhieb, ohne zu bemerken, daß ſeine Leute ſchon geworfen waren, und, da er durchaus keinen Pardon annehmen wollte, ſo ſank er endlich mit Wunden bedeckt, ohnmächtig vom Pferde, und kam erſt in Mietau wieder zur Beſinnung, wo die Pflege wohlthätiger Menſchen ihm das Leben rettete. Jetzt war er ſo weit hergeſtellt, daß er herumgehen konnte.

Dieſer Freiheit genoſſen hier alle Gefangene, und, auf wiederholte Vorſtellung unſerer dürftigen Lage, wurde uns auch ein monatlicher Gehalt ausgezahlt. Da es mir jetzt unter Allen am beſten ging — Dank ſei es der hilfreichen Güte der Herren Krauſe und Nicolovius — ſo hätte ich ſehr gewünſcht, das Ende meines Unglücks in Königsberg abwarten zu dürfen; als aber die Nachricht eintraf, daß die Franzoſen Moskau verlaſſen und auf der Retirade begriffen wären, ſo ertheilte der Kommandant ſogleich den Befehl, die Gefangenen nach Mainz zu transportiren. Das ging ſo ſchnell und die Gensd'armen trie-

den so eifrig, daß ich kaum von meinen biedern Freunden und Wohlthätern Abschied nehmen konnte. Eiligst wurden meine sieben Sachen zusammengepackt (sie füllten jetzt wieder einen kleinen Mantelsack), und ich begab mich auf den Sammelplatz vor dem Hause des Kommandanten, wo ich den Major Switschin und meinen guten Hüne schon antraf, und mit ihnen verabredete, daß wir auf Einem Wagen sitzen wollten. — Der Hofrath Barts und der Titularrath blieben als Staatsgefangene in Königsberg unter Aufsicht der Gensd'armerie. Später führte man sie nach Danzig.

Der Abschied von Barts ging mir äußerst nahe, denn er war ja der erste, der mir eine hilfreiche Hand bot, als ich von aller Welt mich verlassen glaubte, und wir hatten so manche Noth mit einander getheilt. Der Titularrath hingegen freute sich, daß er in mir einen Plagegeist los würde.

Die gefangenen Offiziere, siebenundzwanzig an der Zahl, bildeten eine sehr bizarre Gruppe. Der Eine in Kosakenhosen, dazu einen Burgemeister-Frack mit großen Stahlknöpfen; der Andere in einer Weiberjaloppe mit gewaltigem Schnurrbart. Wer ja noch eine Uniform besaß, dem war sie dermaßen geflickt, daß sie mehr einem Schachbret ähnlich sah. Alles das rauchte und schnapste in Einem fort; der Eine lachte, indessen der Andere bitterlich weinte.

Siebentes Kapitel.

Transport nach Berlin.

Diesmal hatten wir keine Bedeckung, sondern zwei bleſſirte Offiziere ſollten uns bewachen und für alles Nöthige ſorgen. Der älteſte von ihnen, eigentlich ein Italiener, pflegte beim Eſſen, beim Schlafengehen, wie beim Fahren ſich immer des Ausdrucks vorwärts! zu bedienen, daher die Ruſſen ihn auch nur den Kapitän Vorwärts nannten. Er war übrigens ein braver Mann und lachte mit, wenn über ihn gelacht wurde.

Wenn Einer ſich des Morgens auf dem Sammelplatze ein wenig zu ſpät einfand, ſo erhielt er einen Verweis vom Kapitän Vorwärts mit den Worten: »Wenn das noch einmal geſchieht, ſo werden Sie keinen Wagen bekommen.« Das gab einſt Veranlaſſung zu einer drolligen Scene. Ein Ruſſe nämlich, der kein Wort Franzöſiſch verſtand, aber ſehr gern lange ſchlief, hatte ſchon einigemal dieſen Verweis geduldig angehört; endlich wiederholte der Kapitän ihn mit einiger Hitze. Der Ruſſe, die Worte nicht verſtehend, aber die Geberden bemerkend, ſagte ganz gelaſſen: „Jerofeitſch befiehlt, nicht hitzig zu werden.“ Nun muß man wiſſen, daß es in Rußland eine Art ſehr ſtarken, wohlſchmeckenden Kornbranntwein gibt, der Jerofeitſch genannt wird, und daß die Ruſſen im

Sprichwort ſagen, wenn ſie ein paar Streitende beſänftigen wollen: »Jerofeitſch befiehlt, nicht hitzig zu werden.« Der Kapitän aber meinte, der Gefangene berufe ſich auf einen andern, der noch länger geſchlafen habe, als er, und erwiderte: »Ei was! meine Herren, ich mache keinen Unterſchied unter Ihnen; wenn Monſieur Jerofeitſch zu ſpät kommt, ſo erhält er auch keinen Wagen.« Er wunderte ſich nicht wenig, als er Alle, die beide Sprachen verſtanden, in ein unmäßiges Gelächter ausbrechen ſah, und es währte lange, ehe wir ihm den Mißverſtand aufklären konnten.

Einförmig war unſere Reiſe über Braunsberg und Elbing bis Marienburg, wo wir leider ſchlechte Quartiere und keine Pferde fanden. Wir beſuchten das alte Ritterſchloß, bewunderten die rieſenmäßige Bildſäule von Holz, ſchlenderten die einzige Straße auf und ab, beklatſchten am andern Tage einen ſchlechten Taſchenſpieler, langweilten uns noch einige Tage, und erreichten endlich am vierten das niedliche Marienwerder. Hier ereignete ſich der angenehme Zufall, daß mein Freund Hühne einen preußiſchen Major antraf, welcher, mit ihm in derſelben Affaire verwundet, auch als Kranker mit ihm in einem Zimmer gelegen und oft ſeinen Kummer über die Trennung von einer jungen hübſchen Gattin in ſeinen Buſen ausgeſchüttet hatte. Jetzt war dies glückliche Paar wieder vereinigt, und wir durften einen ganzen Abend Zeugen dieſes Glückes ſein.

Am andern Tage gelangten wir nach Graudenz, eine Feſtung, in welcher bekanntlich der brave General Courbiere ſich verewigt hat. Wir beſuchten dort den Offiziers-Klubb, wo wir mit herzlicher Freude empfangen wurden, und recht freundlich mit einander über die politiſchen Angelegenheiten kannegießerten. Das Ende vom Liede war gewöhnlich: »Kamerad! es wird nicht lange währen, ſo ſchlagen wir vereint auf ihn zu!" Ueberhaupt habe ich manchen Preußen kennen lernen, der für die gute Sache ſchon damals ſo eifrig war, daß er eine Art von Freude empfand, wenn es hieß, die Preußen wären bei Riga geſchlagen worden.

Bei Oſtromezko gingen wir über die Weichſel, und eine Stunde nachher zogen wir in Bromberg ein. Daß der Ort jetzt polniſch ſei, bewies die Unordnung auf dem Rathhauſe, wo wir mehrere Stunden auf Quartierbillete warten mußten, und endlich doch in Häuſer gewieſen wurden, die ſchon Einquartirung hatten. Wir waren alſo gezwungen, das Rathhaus noch einmal zu ſuchen, aber die Rathsherren ſaßen ſchon wieder bei ihren Bierkannen und malten Napoleon's Schlachten mit in Bier getauchten Fingern auf den Tiſch. Unwillig und zögernd verließen ſie ihr Gelag, um den verhaßten Gefangenen ein Obdach anzuweiſen.

Auch der polniſche Herr Kommandant war eben ſo undelikat, als ſeine Frau Gemahlin neugierig. Er ließ uns

nämlich am andern Morgen zu ſich rufen. Wir glaubten Wunder, welche wichtige Eröffnungen er uns zu machen habe, allein nichts weniger! die gnädige Ehehälfte war des Spielens mit ihrem Schooßhunde müde, und wollte zur Veränderung ruſſiſche Kriegsgefangene begucken. Es war eine ſonderbare Scene. Sie ſaß nachläſſig auf dem Sofa und ſtarrte uns an. Der Herr Gemahl begaffte uns gleichfalls und flüſterte dann der Dame etwas in's Ohr, worauf ſie gnädig mit dem Kopfe zu nicken pflegte. Mit uns wurde eine Viertelſtunde lang kein Wort geſprochen. Endlich ſchienen ſie beide verlegen, wie ſie uns wieder los werden ſollten. Madame ſprang auf und lief davon, Monſieur hinterdrein. Wir ſahen einander an und brachen in ein lautes Gelächter aus. Nach einigen Minuten kehrte der Herr Kommandant zurück. Wir waren mäuschenſtill, er auch. Verlegen ſah er ein paarmal zum Fenſter hinaus, huſtete und hub endlich an: »Wiſſen Sie ſchon, meine Herren, daß Moskau eingenommen iſt?" Wir antworteten: o ja, wir wüßten aber auch, daß die Franzoſen ſchon wieder heraus wären. Er meinte, das wäre nicht ſo gewiß und fragte nun: ob Polen unter uns wären? es waren ihrer zwei. Er bot ihnen polniſche Dienſte an, die auf eine verdiente Weiſe abgelehnt wurden. Wir Uebrigen fingen an zu murren, und Einer nach dem Andern ging ohne Abſchied zur Thür hinaus. Es war ein einfältiger Patron, der die Neugierde ſeiner Frau auf eine ſchonendere Weiſe hätte befriedigen ſollen. Die Stadt ſoll unter preußiſcher Regie-

rung recht niedlich gewesen sein; jetzt sah man nur noch Ueberreste von mancher schönen Anlage, und wir waren herzlich froh, als wir das Nest im Rücken hatten.

In dem Städtchen Driesen wurde ich mit Hüne bei einer recht wackern Frau einquartirt, die aber meinen Freund den ganzen Tag auf eine seltsame Weise quälte. Er hatte nämlich einen fürchterlichen Hieb über den Backen bekommen, der auch einen Theil der Lippe gespalten und drei Zähne mitgenommen hatte. Diese Zahnlücke konnte man aber nur sehen, wenn die Lippe aufgehoben wurde. Daß unsere gute Wirthin solches mit Theilnahme betrachtete, war ihm angenehm. Nun aber erzählte sie die Geschichte jedem Hereintretenden haarklein (und da ihr Haus das erste Wirthshaus im Städtchen war, so traten nach und nach sehr viele herein), und so oft sie der verlornen Zähne erwähnte, fuhr sie meinem Freunde ohne Umstände sehr unsanft in's Gesicht, und riß ihm die Lippe auf, wobei er jedesmal jämmerlich aussah, und ich des Lachens mich nicht enthalten konnte.

Eine herumziehende Bande von sogenannten Schauspielern versuchte, uns den Abend durch eine Vorstellung vor der Thür zu verkürzen, hat sich aber schwerlich für ihre Kosten bezahlt gemacht, denn welches Vergnügen konnten dreißig Offiziere, von welchen die wenigsten Deutsch verstanden, an ihrer Haupt- und Staatsaction finden?

Uebrigens sind wir unserer guten Wirthin allen Dank schuldig, denn sie hat uns nicht allein gesättigt (dessen sich

wenige unſerer Kameraden rühmen konnten), ſondern ſie gab uns auch noch Lebensmittel auf den Weg, an welchen wir bis Frankfurt uns gütlich thaten. In dieſer hübſchen Stadt wurden wir zwar bei armen Leuten einquartirt, die uns wenig geben konnten, aber es waren zwei liebenswürdige Töchter im Hauſe. Hüne, der ſehr gut die Flöte bläſt, accompagnirte der einen am Fortepiano, und ich tanzte mit der andern. Bei weitem nicht ſo freundlich fanden wir es in dem finſtern Cüſtrin, wo Hüne unglücklicherweiſe in ein Haus kam, welches im ſiebenjährigen Kriege durch die ruſſiſchen Bomben gelitten hatte; das ſchien der Beſitzer nimmer vergeſſen zu können, empfing uns ſehr übel, zeigte uns ſogleich eine goldene Inſchrift, die Jahr und Tag des Bombardements verewigte, und wollte uns nicht einmal einen Trunk Waſſer geben. Am andern Morgen erfuhren wir, daß es allen unſern Kameraden nicht beſſer ergangen war. Es iſt leider gewiß, daß wir in keiner Stadt Deutſchlands oder Frankreichs ſo übel aufgenommen worden ſind. Wie manchen kleinen Brocken würden wir arme Gefangene mit Dank angenommen haben, den der übermüthige Franzoſe ſeinem Wirthe an den Kopf warf. So oft wir nachher irgendwo eine ſchlechte Aufnahme fanden, war es zum Sprichwort unter uns geworden, zu ſagen: »Hier iſt es ja faſt wie in Cüſtrin« *).

*) Es muß doch wohl hier in Erinnerung gebracht werden, daß Cüſtrin um dieſe Zeit ſehr verarmt war.

Um die üble Laune zu verscheuchen, die noch jetzt das Andenken an Cüstrin in mir erregt, will ich zur Gemüthsergetzlichkeit hier einschalten, auf welche Weise die Franzosen, der deutschen Sprache unkundig, mit ihrem Wirthe sich zu verständigen pflegten. »Keb Sie mich das kleine Vögel, das nit flittert nit flattert, aber kraucht doucement und rouge wird in die Kochtopf.« (Das sollte ein Krebs sein.) — »Keb Sie mich ein lang Maschin hinten rond, vorne spitz, wenn man das Maschin pressir, mach es Paff! und komm heraus sieben Person.« (Das sollte eine Erbsenschote sein.)

In Köpenik entschädigte uns die freundschaftlichste Aufnahme für alles, was wir in Cüstrin vermißt und gelitten hatten; und wäre nicht Berlin uns nun schon so nahe gewesen, der Abschied von den braven Einwohnern würde uns noch schmerzlicher geworden sein.

Achtes Kapitel.

Aufenthalt in Berlin.

Durch schöne Straßen fuhren wir zum Rathhause, wo Jeder schon sein Quartierbillet erhalten hatte, als ein ansehnlicher Mann fast außer Athem hereintrat, und laut meinen Namen rief. Es war der Herr Kapellmeister Weber, ein alter, biederer Freund meines Vaters, der so eben zufällig erfahren hatte, es seien russische Kriegsgefangene angekommen, und unter ihnen ein Kotzebue. Sogleich war er über Hals und Kopf fortgeeilt, um dem Sohne seines Freundes sein Unglück zu erleichtern. Er ließ mein Quartierbillet alsobald auf seinen Namen schreiben, und führte mich in seine elegante Wohnung zu seiner liebenswürdigen jungen Frau. Bei diesen trefflichen Menschen war ich in Abraham's Schooße, und mit der innigsten Dankbarkeit werde ich immerdar mich ihrer Liebe und Güte erinnern. Leider verstattete der Kommandant uns nur einen zweitägigen Aufenthalt, welch ein kurzer Zeitraum, um eine Stadt wie Berlin auch nur oberflächlich kennen zu lernen! obgleich der biedere Weber sich keine Mühe verdrießen ließ, um mir die Herrlichkeiten des prächtigen Berlin zu zeigen.

Mit Bewunderung durchlief ich das königliche Schloß, und mit Wehmuth betrat ich das Schreibzimmer der allge-

liebten, verewigten Königin, in dem noch alles so stand und lag, wie sie es verlassen hatte, sogar die Feder, mit der sie zum letzten Mal geschrieben. Nahe bei ihrem Schreibtische stand auch der des Königs, er durfte nur den Kopf drehen, um seine geliebte Gemahlin zu sehen. Ein schauerliches, frommes Gefühl ergriff mich in diesem Heiligthum einer seltenen ehelichen Zärtlichkeit, noch seltener unter Fürsten! — In einem der Zimmer arbeitete ein junger berühmter Maler an einem Bilde der Königin in Lebensgröße. Man sagte, der König selbst komme täglich, um durch seine Erinnerungen die Aehnlichkeit zu vervollkommnen.

Beim Nachhausegehen wurde ich sehr angenehm durch den Herrn Oberst v. Valentini überrascht (jetzt General), der einst im russischen Generalstabe mit großer Auszeichnung diente, zwar nach der Allianz Preußens mit Frankreich in die Dienste seines Vaterlandes übertrat, allein gegen Rußland noch immer viel Wohlwollen nährte, die Gefangenen in ihren Quartieren aufsuchte, ihnen Trost und Unterstützung brachte. Auch jetzt hatte der brave Mann in den vornehmsten Häusern für uns eine Kollekte veranstaltet, die Jeden von uns auf lange Zeit wenigstens vor Dürftigkeit schützte. Gott segne ihn!

Am zweiten Tage meines Aufenthalts wurde ich zu der Frau Oberhofmeisterin Gräfin Voß berufen, die, in einem sehr hohen Alter, noch den lebhaftesten Geist besitzt. Ich muß gestehen, daß ich, meiner ärmlichen Kleidung wegen, sehr verlegen wurde, als die kleine Prinzessin Louise

plötzlich hereintrat. Ich wurde ihr vorgestellt, und das Bedauern dieses Engels lockte mir Thränen in die Augen. Noch größer aber wurde meine Verwirrung, als der König selbst erschien. Nur in seiner Herablassung, in seiner offenen Biederkeit fand ich meine Besinnung wieder. Es war auch ein schöner Zug von ihm, daß, da wir alle standen, er die Gräfin, ihr hohes Alter ehrend, auf das dringendste nöthigte, sich zu setzen, und, als sie sich dessen weigerte, sie selbst zum Sofa führte. Das Gespräch fiel auf den Krieg, auf den Brand von Moskau, der Sr. Majestät besonders nahe zu gehen schien, auf die Operationen des Grafen Wittgenstein u. s. w. Ich erzählte, was ich wußte, und war so glücklich, vom Könige mit vieler Geduld angehört zu werden. Se. Majestät erkundigten sich sehr gütig nach dem Befinden meines Vaters, nannten ihn einen unerschöpflichen Dichter, erwähnten, daß eben heute wieder ein neues Stück von ihm gegeben werde, und entfernte sich mit den Worten: »Ich hoffe, daß Sie unser Theater besuchen werden.«

Gleich nachher erschien sein Adjutant, und händigte mir im Namen Sr. Majestät ein ansehnliches Geschenk ein, da ich weit vom Hause und aller Mittel mir zu helfen beraubt sei. Ich war bis in das Innerste meiner Seele bewegt. Die Frau Oberhofmeisterin hatte die Güte, mich noch eine halbe Stunde bei sich zu behalten; wir wetteiferten in dem Lobe des vortrefflichen Königs; das erleichterte mein beklommenes Herz, und ich verließ das Schloß,

BIBL. ANTVERP. MPS.

durchdrungen von den Gefühlen der Dankbarkeit und Bewunderung. Der gute Weber freute sich fast so sehr als ich, denn er vergöttert seinen Monarchen. Ich mußte ihm jedes Wort wohl zehnmal wiederholen, wobei er im Zimmer herum sprang und rief: »nicht wahr, wir haben einen Engel zum Könige?" Von ganzem Herzen stimmte ich ein.

Auf den Abend führte mich der Oberst Valentini in's Theater, welches mich um so mehr entzückte (sowohl das Gebäude als das Spiel), da das elende deutsche Theater in Petersburg so grell dagegen absticht. Der König selbst war gegenwärtig. Das französische Militär spielte eine wichtige Rolle im Parterre. Beim Herausgehen traf ich meinen Freund Hüne, der mir die unangenehme Nachricht mittheilte, daß wir am andern Morgen wieder fort müßten. Kurz vor meiner Abreise erzeigte mir der berühmte Leibarzt Hufeland die Ehre, mich zu besuchen. Er hat von Kindheit auf mit meinem Vater in vertrauter Freundschaft gestanden, und darum war er nun so gütig, dem unglücklichen Sohne seines alten Freundes die herzlichste Theilnahme zu beweisen.

Der gute Weber begleitete mich noch bis zum Hause des Kommandanten, wo ich ihm noch einmal das Gefühl meiner Dankbarkeit auszudrücken suchte, und dann meinen Leiterwagen bestieg. Wir Alle schieden mit starren Herzen, denn es war keiner unter uns, den nicht sein Wirth auf das gastfreiste empfangen hätte. Viele waren sogar beschenkt worden. Gott segne die braven Berliner!

XX.

Neuntes Kapitel.

Transport nach Mainz.

Die französischen Offiziere, die uns bis Berlin begleitet hatten, waren dort zurückgeblieben, und unsere weitere Führung blieb dem Aeltesten unter uns, dem Major Switschin, überlassen.

In dem kleinen Städtchen Burg, unweit Magdeburg, überfiel mich plötzlich ein Fieber, vermuthlich eine Wirkung der kalten, feuchten Luft, da ich nie ein Freund von starken Getränken war, und also dieses Universalmittel, wodurch meine Kameraden vor solchen Zufällen sich verwahrten, selten benutzte. Halb ohnmächtig kam ich nach Magdeburg, wo ich in einem guten Quartiere einen Rasttag zubrachte, und mich durch Ruhe so ziemlich wieder herstellte. Der Arzt meinte aber doch, ich solle noch einige Tage bleiben, und lieber dann mit verdoppelter Eile die Andern einzuholen suchen. Darein wollte aber der Herr Kommandant nur unter der Bedingung willigen, daß ich in's Lazareth ginge. Diese Idee war mir fürchterlich. Vergebens erbot sich mein guter Wirth, Bürgschaft für mich zu leisten, auch meinen Aufenthalt sich gar nicht als Einquartirung anrechnen zu lassen. Der Herr Kommandant verharrte bei seinem: J'en suis bien faché — cela ne se peut pas. Ich fuhr also in Gottes Namen weiter. Als beim Aufsteigen der Unterkommandant mich bleich und

ſchwankend erblickte, ſchien er doch einige Rührung zu empfinden, und machte mir eine ſehr lockende Beſchreibung von ihrem Militärhoſpital. Ich dankte und fuhr.

War es nun die friſche Luft oder die Erſchütterung, kurz, ſchon in Schönebeck, und vollends am andern Morgen nach einem erquickenden Schlafe, war ich wie neu geboren. Das herrlichſte Wetter am andern Tage vollendete meine Geneſung. Wir kamen ziemlich früh in das Städtchen C**, wo ich bei einem reichen Kaufmann einquartirt wurde, doppelt reich, weil er auch zwei ſchöne, gebildete Töchter hatte. Gerade an dieſem Abend wurde ein Ball gegeben, und, da meine hübſchen Wirthinnen es herzlich bedauerten, daß ſo wenig Tänzer im Orte wären, ſo erbot ich mich, trotz meines kaum beſiegten Fiebers, ſie zu begleiten. Mein ſchüchterner Vorſchlag wurde freudig angenommen. Ich holte meine kahle Uniform heraus, an der noch einige Ueberreſte von Stickerei und Achſelbändern zu ſchauen waren, bürſtete die letzten Haare herunter, und, nachdem ich zuvor mit dem Vater bei einer guten Abendmahlzeit mir gütlich gethan (die tanzluſtigen Damen hatten keinen Appetit), ſetzte ich mich mit meinen ſchönen Gefährtinnen, deren Mutter Unpäßlichkeitshalber zu Hauſe blieb, in die allgemeine Stadtcaroſſe, die bereits ein Dutzend Familien zuſammengerumpelt hatte, und nun auch uns vor einer, durch zwei Lampen erleuchteten Thür abſetzte. Ein galanter Rathsdiener öffnete den Schlag und wünſchte uns viel Vergnügen.

Ich hatte das Glück, mit der ältern von meinen Wirthinnen den Ball zu eröffnen, und hielt mich auch den ganzen Abend nur an sie und ihre Schweſter, denn beide waren nicht allein die ſchönſten Blumen auf dieſer Flur, ſondern auch die beſten Tänzerinnen. Es waren noch mehrere gefangene Offiziere da, mit welchen es mir gelang, meinen Lieblingstanz, die Quadrille, zu formiren; nicht als ob die Herren aus der Stadt nicht auch Quadrillen zu tanzen verſtanden hätten, aber ihre Touren waren von den unſerigen ſo verſchieden, und wurden ſo ſeltſam benamſet, daß ich mich unmöglich darein finden konnte. Zum Beiſpiel: wir hatten uns in die Runde geſtellt und waren bereit, den Tanz anzufangen, ſo rief der Vortänzer, ein Elegant, der jederzeit neue Touren erfand: »Paß up, — Carl, du ſpringſt meine Dame an und ich ſpringe deine Dame an, Fritz und Reinhold thun dasſelbe. Dann mache ich mit deiner Dame den Durchfall von hinten und du machſt ihn mit der meinigen von vorne. Fritz und Reinhold thun dasſelbe. Dann kommen die vier kleinen Dreher und zuletzt der große Schleifer.«

Die gänzliche Unbekanntſchaft mit dieſen techniſchen Ausdrücken raubte mir das Vergnügen, Theil an ſolchen Tänzen zu nehmen; allein übrigens war dieſer Ball ſehr angenehm; Jeder that was ihm beliebte und tanzte ſo gut er konnte, ohne daß Jemand ſich darüber aufhielt. Wir fuhren zwar ziemlich ſpät, allein doch früher nach Hauſe, als viele andere, und ich merkte, daß das frühere Weggehen

vom Balle ein Ehrenpunkt war, denn man that ſich noch am andern Tage viel darauf zu gute, wenn auch nur fünf Minuten früher zu Hauſe geweſen zu ſein als die Nachbarin.

Leider bekam mir dieſer Ball ſehr übel, denn als wir nach Bernburg kamen, hatte ich richtig mein Fieber wieder. Bei meiner Ankunft in Halle war mir ſo übel zu Muthe, daß ich kaum vom Wagen ſteigen konnte; doch gab der Abſcheu vor dem Hoſpital mir noch ſo viel Kräfte, daß ich in das mir angewieſene Quartier ſchleichen konnte. Welch ein glücklicher Zufall! mein Wirth war nicht allein ein Arzt, ſondern auch der Bruder des Herrn Collegienraths Jacob in Petersburg, den ich genau kannte und in deſſen Hauſe ich ſo manche angenehme Stunde verlebt hatte. Der Herr Profeſſor Jacob begegnete mir ſchon auf der Treppe, und die groſſe Aehnlichkeit mit ſeinem Bruder fiel mir augenblicklich auf. Als er meinen Namen hörte, empfing er mich außerordentlich gütig, bekannte ſich als einen Verehrer von meines Vaters Schriften, führte mich zu ſeiner biedern Gattin, beide behandelten mich mit der wärmſten Theilnahme, und zwangen mich, ſogleich zu Bett zu gehen, mit dem Erbieten, mich gern im Hauſe zu behalten, bis ich ganz geneſen ſei. Dieſe Theilnahme vermehrte ſich noch, als ich meinem wohlthätigen Wirth erzählte, wie genau ich ſeinen Bruder zu kennen das Glück hätte. Seit fünf Jahren hatte er ihn nicht geſehen und ſeit acht Monaten keine Nachricht von ihm. Man kann leicht denken, wie ſehr jeder kleine Umſtand die Familie intereſſirte. Sie kamen auch alle

groß und klein, lagerten ſich um mein Bett, und ich mußte erzählen, wie ſchön Couſine Annette zum Fortepiano ſingt; wie bewandert Couſine Thereſe in der Literatur iſt, und wie allgemein Couſin Adolph ſich beliebt zu machen weiß.

Der Herr Profeſſor Jacob bemühte ſich ſelbſt zum Kommandanten, um mir die Erlaubniß auszuwirken, bis zu meiner Geneſung in ſeinem Hauſe zu bleiben. Das wurde anfangs rund abgeſchlagen, ich ſollte durchaus in's Hoſpital; als aber mein Wirth als Arzt erklärte, ich könne das Bett nicht verlaſſen, und, wenn man mich dennoch in's Hoſpital ſchleppe, ſo ſtehe er für nichts; ſo erhielt endlich der Hoſpitalarzt Befehl, mich zu beſichtigen, und, wenn es ſich ſo verhielte, möchte ich gegen Bürgſchaft des Herrn Hofraths Jacob in deſſen Hauſe bleiben. So war ich alſo plötzlich, ſtatt drohenden Elends, in die Mitte einer edlen menſchenfreundlichen Familie verſetzt, die, vom erſten Tage bis zum letzten, mich als ihr eigenes Kind behandelt und gepflegt hat. Der Abſchied von meinen Freunden und Unglücksgefährten war mir freilich ſchmerzlich, doch hoffte ich nur eine kurze Trennung.

Fieber und Magenkrämpfe zwangen mich, das Bett zu hüten. Der ängſtliche Kommandant überzeugte ſich davon faſt täglich, indem er ſeinen Sekretär zu mir ſchickte; denn er ſtand unter der Behörde von Magdeburg, die wohl ſehr ungern vernahm, daß ich noch lebte, und keine Luſt hatte, im Hoſpitale zu ſterben.

Obgleich mein hilfreicher Wirth mir jede Viertelſtunde ſchenkte, die er von ſeinen ausgebreiteten Berufsgeſchäften ſich abmüßigen konnte, ſo war ich natürlich doch oft allein, und würde vielleicht bei wiederkehrender Geſundheit, aus langer Weile in Melancholie verſunken ſein, wenn nicht der brave Herr Doktor Eberhard die meiſten Abende an meinem Bette zugebracht, durch lehrreiche Unterhaltung mich erquickt, und ſogar die göttliche Geduld gehabt hätte, mir Stunden lang vorzuleſen. Dieſem gefühlvollen, menſchenfreundlichen Manne habe ich viel zu verdanken, und ich konnte ihm ſeine verlorne Zeit durch nichts vergelten, als etwa durch die Erzählung meiner Reiſe um die Welt, die ihm zu intereſſiren ſchien. Einer unſerer angenehmſten Zeitvertreibe war, die Franzoſen zu ſchlagen, und wir hätten ſie ſchon bis an die Weichſel gejagt, als wir hören mußten, daß ſie erſt an der Bereſina wären.

Auch der Herr Kommandant beſuchte mich einigemal, doch nur, um mich anzutreiben, meine Geneſung zu beſchleunigen, und mich ſobald als möglich fortzupacken. Daß ich Niemand in der Stadt beſuchen wolle, mußte ich ihm verſprechen. Es iſt das einzige Verſprechen, welches ich nicht ganz gewiſſenhaft gehalten habe. Wie hätte ich von Halle ſcheiden mögen, ohne den braven Eberhard und deſſen liebenswürdige Gattin zu beſuchen? es geſchah in einen Mantel verhüllt, im Schutz der Nacht. Um ſeine Bedienung zu täuſchen, ſpielte ich die Rolle eines Müllers vom Lande und ſoll ſie nicht übel geſpielt haben.

Da ich in der Stadt keine Besuche abstatten durfte, so machte mir, als ich genesen war, mein wohlthätiger Wirth am letzten Abend die Freude, eine interessante Gesellschaft zu sich zu bitten, unter andern den berühmten Herrn Hofrath Schütz, nebst seiner sehr gebildeten Gemahlin, alte Bekannte von meinem Vater, die sich, während meiner Krankheit, äußerst gütig und theilnehmend gegen mich bewiesen hatten. Seinem Wohlwollen verdankte ich sogar eine Anweisung auf Frankfurt am Main, die mir in der Noth sehr zu Statten kam.

Einen einzigen Spazirgang in der Stadt erlaubte mir der Kommandant in Begleitung meines biedern Wirths, der mir die vortreffliche Erziehungsanstalt zeigte, von deren Observatorium man die ganze Stadt nebst ihren schönen Umgebungen überschauen konnte. Auf dem Heimwege machte er mir das Fenster bemerklich, aus welchem auf Napoleon geschossen worden; es ist unbegreiflich, daß man den Wütherich verfehlte. Ein gewisser, damals bei der Universität angestellter (auch jetzt wieder angestellter!) Mann soll durch Angebereien viele Menschen unglücklich gemacht haben.

Der Kommandant war so gütig, mir eine Chaise zuzugestehen, die nebst einem alten Sergeanten, der mich bis Erfurt bewachen sollte, morgens um acht Uhr vor meiner Thür stand. Der Herr Hofrath Schütz und der Herr Doktor Eberhard kamen noch, um Abschied zu nehmen, und beide nicht mit leeren Händen. Dieser schenkte mir zum

Andenken eine ſchöne, auf Batiſt gedruckte Karte von Frankreich, die ich heilig aufbewahre; Jener brachte mir einen niedlichen Speiſekorb, den meine gute Wirthin noch vergrößerte, den ich aber freilich, bei meinem damaligen guten Appetit, nicht lange zum Andenken aufbewahren konnte.

Es iſt mir unmöglich, die Gefühle zu ſchildern, die mein Herz preßten, beim Abſchied von einer Familie, in der ich Vater, Mutter und Geſchwiſter wieder gefunden hatte. Sprechen konnte ich nicht, nur weinen. Auch jetzt habe ich keine Worte, aber noch jetzt füllen meine Augen ſich mit dankbaren Thränen. O daß ich einſt im Stande ſein möchte, irgend Einen aus dieſem Hauſe zu vergelten!

Lange ſchon lag mir Halle im Rücken, als ich noch immer bitterlich weinte, denn die trübe Abſchiedsſtunde hatte zugleich die Erinnerung an Alles, was ich verloren, und an das Schickſal, dem ich noch entgegenging, lebhaft aufgeregt. Der ehrliche Sergeant, der mich ſehr ſchonend behandelte und mich mehr bediente, als bewachte, ſah mich mit Verwunderung an und tröſtete mich, ſo gut er konnte.

Merſeburg iſt ſo klein, daß, wenn der Burgemeiſter an einem Thore nießt, der Rathsdiener am andern Thore Proſit ſagen kann. Ich verließ dies Städtchen unter fürchterlichem Schneegeſtöber, und einem Sturm, der uns gerade entgegenblies. Wir konnten kaum fünf Schritt weit vor uns ſehen, und die Pferde keuchten langſam vorwärts; oft

ſtanden ſie ganz ſtill, und mit vieler Mühe gelangten wir Nachmittags um zwei Uhr an ein Wirthshaus, das ſogenannte Luftſchiff, auf dem halben Wege zwiſchen Merſeburg und Naumburg, wo ich und meine arme nur durch einen dünnen Mantel geſchützte Leibwache uns erwärmten und erquickten, und den Aufenthalt ſo behaglich fanden, daß wir mit Schaudern den heulenden Sturm hörten, dem wir uns abermals preisgeben ſollten. Indeſſen begann es ſchon zu dämmern und wir mußten fort.

Der Weg war ganz verſtürmt, der Kutſcher hatte ein Schlückchen über den Durſt genommen, die Pferde gingen, wohin es ihnen beliebte, und dieſesmal beliebte es ihnen, den Weg nach Freiburg einzuſchlagen.

Nach einer halben Stunde war es ganz finſter geworden und die Roſſe blieben ſtehen. Einen ſolchen entſetzlichen Sturm habe ich blos im japaniſchen Meere erlebt. Man mußte ſich in die Ohren ſchreien und auch dann noch war es ſchwer, ein Wort zu verſtehen. Folglich half es nichts, dem Kutſcher zuzurufen, Rippenſtöße wirkten etwas kräftiger. Er verſicherte, es müſſe ein Dorf in der Nähe ſein, Markröliz, welches nur eine halbe Stunde vom Luftſchiff entfernt liege. Im Vertrauen auf dieſe Zuſicherung krochen wir von einem Hügel auf den andern, ſcheiterten bald an Felſenſtücken, lagen bald in Löchern und ſtanden endlich am Abhang eines ſteilen Berges; wie hoch er ſei, konnten wir nicht ſehen; der Kutſcher unterſuchte das Ter-

rain, kullerte eine Strecke hinunter, fand aber das Ende nicht. Wir mußten folglich umkehren, irrten noch mehrere Stunden über Felder und durch Graben, und stießen endlich auf ein Dorf, welches, zu unserer großen Verwunderung, kaum tausend Schritt vom Luftschiff entfernt lag. Doch mußten wir von hier aus noch einen Wegweiser bezahlen, der uns dahin geleitete, wo wir die Nacht verweilten. Am andern Morgen hatte sich der Sturmwind zwar gelegt, aber in dem Dorfe Markrölitz mußten wir über eine Stunde warten, ehe die Bauern den verstürmten Weg fahrbar machen konnten, obgleich sie schon seit frühem Morgen daran gearbeitet hatten.

Endlich erreichten wir Naumburg, wo ein braver Mann, Herr Kaufmann Zäbsch, ein Verwandter des Herrn Konsistorialrath Krause in Königsberg, schon auf dem Rathhause hatte ansagen lassen, daß ich bei meiner Ankunft nur sogleich bei ihm möchte einquartirt werden. Mit offenen Armen wurde ich empfangen, und lernte in ihm einen sehr redlichen Mann, so wie in seiner Gattin einen Engel von Weibe kennen. Sie war zugleich eine treffliche Patriotin, die das sächsische Ordenskreuz sich erworben hatte.

Hier erfuhr ich auch, daß meine Großmutter in Weimar, die ich nie gesehen, da ich in Rußland geboren und erzogen worden, ein großes Verlangen trage, mich kennen zu lernen. Freilich wurden die Gefangenen den nächsten

Weg über Buttelſtädt nach Erfurt geführt, allein die faſt achtzigjährige Frau hatte ſich entſchloſſen, nach Buttelſtädt zu kommen, trotz Weg und Jahreszeit, um ihren unbekannten Enkel zu umarmen. Das rührte, aber beunruhigte mich auch. Als ich dem Kommandanten in Buttelſtädt meinen Namen ſagte, meldete er mir ſogleich, daß er beauftragt ſei, einen Expreſſen an meine Großmutter zu ſchicken. »Aber,« ſetzte der brave Mann hinzu, »ich kenne ſie perſönlich und wünſche ihrer zu ſchonen.« (Hier zog er mich bei Seite.) »Sobald Ihr Wächter eingeſchlafen iſt, ſetzen wir uns in einen Schlitten, fahren nach Weimar, und ſind morgen mit Tagesanbruch wieder hier.« Geſagt, gethan. Um acht Uhr lag ich zum erſten Male in den Armen meiner Großmutter.

Gewöhnlich denkt man ſich unter einer Großmutter eine alte, mürriſche, an ihren Lehnſtuhl feſt gekettete Perſon; allein wie anders fand ich die meinige! friſch und munter, trotz einer jungen Frau, drehte und bewegte ſie ſich im Zimmer und im Hauſe herum, verbreitete durch ihre Lebhaftigkeit die froheſte Laune um ſich her.

Kaum hatten wir ein Stündchen verplaudert, als der Sekretär der Großfürſtin herein trat, und mir andeutete, daß ſie mich zu ſprechen wünſche. Das Herz pochte mir hoch, als Eine ihrer Hofdamen mich in ihr Gemach führte, und ich nun ihr Erſcheinen erwartete. Es wäre unmöglich, die Güte und Milde beſchreiben zu wollen, deren ſie mich

würdigte. Spuren des Kummers über ihr unglückliches Vaterland umwölkten ihr schönes Gesicht. Kunstlos drückte sie sich aus, aber welch ein Geist, welch ein Herz belebten ihre Worte! Bei der Erinnerung an den Brand von Moskau wurde ihre Stimme bebend, und eine Thräne schlich über ihre blasse Wange. Meine Rührung war unbeschreiblich. Ich äußerte meine Hoffnungen von den Fortschritten des Wittgenstein'schen Corps und die Fürstin hörte mir freundlich zu. Ihr Gemahl, der Erbprinz, trat herein. Er beglückte mich durch dieselbe Herablassung, dieselbe Güte.

Unvergeßlich sind mir die letzten Worte der himmlischen Großfürstin: »Schon zu lange,« sagte sie, »habe ich Sie Ihrer Großmutter geraubt. Reisen Sie glücklich. Berichten Sie den übrigen Gefangenen, daß es mich sehr geschmerzt hat, sie nicht hier in Weimar gesehen zu haben. Sie sind der Erste aus meinem Vaterlande, den ich erblicke, seit es unglücklich ist. Mein Sekretär ist beauftragt, Ihnen eine Summe einzuhändigen, die ich Sie Ihren Unglücksgefährten zu bringen ersuche; die freilich wohl nicht hinreicht, um allen ihren Bedürfnissen abzuhelfen, die aber aus gutem Herzen kommt. Sie sollen mich ja Alle besuchen, wenn sie einst frei in unser Vaterland zurückkehren, und dann soll meine Freude ihnen beweisen, wie sehr jetzt ihr Unglück mir zu Herzen gegangen. Leben Sie wohl!«

Wäre ich allein im Zimmer geblieben, so würde ich mich in den Staub geworfen und die Stelle geküßt haben,

auf welcher ſie ſtand. Ich kam, zum Schrecken meiner guten Großmutter, ganz blaß nach Hauſe, und lange hörte dieſe nichts als Ausrufungen der Liebe und Bewunderung von mir, in welche ſie von ganzem Herzen einſtimmte.

Es war ſchon ſpät, und wir hatten kaum ein Weilchen auf dem Sofa geſchlummert, als der Kommandant ſich einfand, um mich abzuholen. Die Großmutter war mir in den wenigen Stunden ſchon ſo lieb geworden, daß ich mit ſchwerem Herzen mich von ihr trennte. Als wir um ſieben Uhr Morgens in Buttelſtädt ankamen, ſchlummerte meine Leibwache auf Befehl des Kommandanten noch ſehr ſüß.

Hätte meine innigſte Verehrung für die Großfürſtin noch höher ſteigen können, ſo wäre es geſchehen, als der brave Kommandant mir erzählte, daß, auf ihre Anordnung, ſich in Buttelſtädt eine ganze Garderobe befände, aus welcher die durchziehenden Gefangenen vom Kopf bis zum Fuße gekleidet würden, auch jeder, ſeinem Range gemäß, noch Taſchengeld erhalte. Auch mir ſtand frei, Gebrauch von dieſen Wohlthaten zu machen, allein da allen meinen Bedürfniſſen ſchon ſo ziemlich abgeholfen war, und leicht noch mehrere kommen könnten, die es nöthiger brauchten, ſo wünſchte ich blos, daß Alle es mit ſo inniger Dankbarkeit empfangen möchten, als ich für die edle Fürſtin fühlte.

In Erfurt wollte ich einen Tag verweilen, um durch den zurückkehrenden Sergeanten an meinen Wohlthäter Jacob in Halle zu schreiben, und auch meiner Großmutter zu melden, daß die geheime Fahrt nach Weimar, wegen welcher sie doch besorgt war, glücklich abgelaufen sei. Da ergriff mich plötzlich der Gedanke, zu versuchen, ob ich mir nicht die Erlaubniß auswirken könne, noch auf einige Tage nach Weimar zu gehen. Ich eilte mit meiner Bitte zum Kommandanten, sagte ihm aber einfältiger Weise blos, daß ich Verwandte in Weimar hätte. Er wies mich ab; ich lief von Pontius zu Pilatus, von einem General zum andern, allein vergebens. Ich ließ mich nicht abschrecken, sondern bestürmte den Kommandanten zum zweiten Male, und als dieser nun erst erfuhr, daß meine leibliche Großmutter, eine achtzigjährige Frau, in Weimar wohne, rief er aus: »Ei, mein Gott! warum haben Sie das nicht gleich gesagt? ja, Ihre Großmutter müssen Sie sehen!« wiederholte er mehr als zwanzigmal, indem er hastig im Zimmer auf- und ablief, und dem Sekretär zurief, mir einen Urlaub auf vier Tage auszufertigen. Gewiß hatte er selbst noch Eltern oder Großeltern, deren Bild in diesem Augenblicke ihm vorschwebte. Er wagte wirklich viel dabei, denn einmal ist keinem Gefangenen verstattet, die Etappenstraße zu verlassen; zweitens trug ich einen Namen, den kein Buonapartist verdauen konnte, und drittens befand sich ein französischer Gesandter in Weimar, der leicht eine gehässige Anzeige davon

hätte machen können. Alles das achtete ſein aufgeregtes Mitleiden nicht. Gott vergelte es ihm!

Nach zwei Stunden war ich in Weimar. Meine Großmutter ſaß eben im Lehnſtuhle und las. Das Buch fiel ihr aus der Hand, als ſie den Enkel ſo unvermuthet hereinſtürzen ſah. Ich ſtattete ſogleich einen Beſuch bei dem franzöſiſchen Geſandten, Herrn von St. Aignan, ab, der mich ſehr artig empfing, und mir, auf ſeine Verantwortung, erlaubte, ſo lange in Weimar zu bleiben, als mir belieben würde. Ich wagte die Bemerkung, daß nur der Kommandant von Erfurt, als mein Vorgeſetzter in dieſem Augenblicke, eine ſolche Erlaubniß mir ertheilen könne. Er meinte, ich ſei ein bon militaire, der auf Disciplin halte, und verſprach, ſogleich nach Erfurt zu ſchreiben.

Da mein Aufenthalt nun kein Geheimniß zu ſein brauchte, ſo genoß ich die Ehre, nach Hofe eingeladen zu werden, wo nun nicht allein die Großfürſtin, ſondern auch der biedere Herzog und ſeine edle Gemahlin mich mit Gnade überhäuften. Ach! es ging mir ſo wohl in Weimar, daß ich oft vergaß, daß ich keinen Degen mehr trug. Leider durfte ich nur fünf Tage dort verweilen!

Einer ſolchen Kälte, als Anfangs Dezembers eintrat, wußte man in Weimar ſich nicht zu erinnern. Eines Morgens erſcholl das Gerücht, Buonaparte ſei in größter Eile durchgereiſt. Auch munkelte man ſchon in der Stadt von

einer gänzlichen Deroute der franzöſiſchen Armee. Ich ſpeiſte an demſelben Mittage bei Hofe. Als die Thüren ſich öffneten und die fürſtlichen Perſonen in den Saal traten, war deutlich die Freude auf allen Geſichtern zu leſen, nur daß man, in Gegenwart des franzöſiſchen Geſandten, nicht in laute Glückwünſche ausbrechen mochte. Das betrübte Geſicht des Herrn v. St. Aignan lieferte den erfreulichſten Kontraſt. Ich war der erſte Glückliche, zu dem die Großfürſtin im Vorbeigehen die wenigen, aber bedeutenden Worte ſprach: »Er iſt dieſe Nacht hier durchgegangen, unſer Vaterland iſt befreit!« Darauf wandte ſie ſich mit gleichgiltigen Geſprächen zu den Uebrigen, aber die Freude glänzte ſtill auf dem himmliſchen Geſichte. Natürlich wurde bei der Tafel von jener Neuigkeit nicht geſprochen, doch ſchon die Art, wie jeder Deutſche mit freundlichen Blicken ſein Glas leerte, verrieth, was in den entzückten Herzen vorging. Nach der Tafel trat der Geſandte zu mir, beſtätigte Napoleon's Durchreiſe, bedauerte, daß, unter dieſen veränderten Umſtänden, er mir ſein Wort nicht halten könne, und erſuchte mich, wo möglich noch heute, ſpäteſtens am andern Morgen abzureiſen. Das war mir ein gewaltiger Strich durch die Rechnung! ich hätte ſo gern die Koſaken in Weimar abgewartet. Indeſſen hatte doch der Herr v. St. Aignan den herzlichen Dank redlich verdient, den ich ihm nochmals abſtattete. Ueberhaupt hatte er in Weimar durch ſein Betragen ſich allgemeine Achtung erworben.

Bei der Abſchiedsaudienz, welche die Großfürſtin mir noch an demſelben Abend zu verwilligen die Gnade hatte, erzählte ſie mir noch Manches von der totalen Niederlage der Franzoſen: »Bringen Sie Ihren Unglücksgefährten,« ſagte ſie, »die frohe Botſchaft von der Befreiung ihres Vaterlandes. Dieſer Gedanke ſtärke Sie Alle!«

Jedes Wort dieſer engelgleichen Fürſtin bewegte mich ſo tief, daß ich, als ſie ſchon längſt verſchwunden war, noch im Audienzzimmer verweilen mußte, um meine Thränen den Bedienten zu verbergen. Warum ſollte ich dieſer Thränen mich ſchämen? ich habe nicht geweint, als nach der Schlacht bei Friedland man mir alle vierzehn Tage einige Knochenſplitter aus meinem zerſchmetterten Arme nahm; aber dieſe himmliſche Güte gegen einen unglücklichen Jüngling drang mit ſanfter Gewalt bis in das Innerſte meines Herzens.

Von meiner guten Großmutter geſegnet, verließ ich Weimar mit beklemmter Bruſt. In Erfurt empfing mich der Kommandant ſehr gütig, erkundigte ſich mit Theilnahme nach meiner Großmutter, beſtätigte, daß der Geſandte meinetwegen an ihn geſchrieben, daß folglich mein Außenbleiben über den Urlaub nichts zu bedeuten habe, gab mir eine Marſchroute und ließ mich ohne Bedeckung reiſen; doch mußte ich ihm mein Ehrenwort geben, daß ich bis Mainz von der Etappenſtraße nicht abweichen wolle. So fuhr ich nun in einer Chaiſe, nicht als ein Gefangener,

ſondern als ein vornehmer Herr, der zu ſeinem Vergnügen reiſt.

In dem niedlichen Gotha wurde ich von Herrn Schenk und ſeiner Gattin, an die ich Briefe aus Weimar hatte, freundſchaftlichſt bewirthet. In Eiſenach hörte ich im Wirthshauſe über Napoleon's Flucht viel hin- und her disputiren. Leider ſchien er da noch manchen Anhänger zu haben. Die Frau Poſtmeiſterin, eine allerliebſte junge Weimarerin, an die ich auch einen Brief hatte, erzählte mir, ſie habe Abends ruhig geſtrickt, als ein Mann, in einen großen Pelz verhüllt, hereingetreten ſei, ihr kurzweg einen guten Abend gewünſcht und am Ofen ſeine Hände gewärmt habe. Solcher Beſuche gewohnt, bekümmerte ſie ſich nicht um ihn. Er aber fing an ſich zu erkundigen nach dem Schaden, den vor einiger Zeit die entzündeten Pulverwagen bekanntlich in Eiſenach angerichtet, und ob die Beſchädigten auch die Summe erhalten, die der franzöſiſche Kaiſer ihnen angewieſen? Sie erzählt, was ſie weiß. Er fragt, ob ſie den Kaiſer kenne? — ſie antwortet, ſie habe ihn nur flüchtig geſehen. — Wünſchen Sie ihn zu ſehen? — o ja! — Da tritt er zu ihr an's Licht, ſchiebt die Pelzmütze aus dem Geſichte und ſagt: hier ſteht er vor Ihnen. Man denke ſich die Ueberraſchung der Poſtmeiſterin. Sie bietet ihm Erfriſchungen an, er ſchlägt ſie aus. Indeſſen entſteht draußen ein ſchrecklicher Lärm. Caulaincourt prügelte die Poſtillons, die ihm zu langſam anſpannten. Dieſe ſtanden im Begriffe, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, als der Poſt-

meiſter Se. Durchlaucht den Herzog von Vicenza erkannte, und, in die Stube eilend, gar auf den Kaiſer ſelbſt ſtieß, der mit ſeiner Frau komplimentirte, und ihr nicht geſtatten wollte, des Lärms wegen das Zimmer zu verlaſſen. Er ging ſelbſt, befahl Ruhe, und reiſte gleich darauf weiter, nachdem er ſehr freundlichen Abſchied genommen. In Eiſenach hieß es gleich, er habe der Frau Poſtmeiſterin einen ſchönen Ring verehrt.

Als ich nach Frankfurt kam, war das berühmte neunundzwanzigſte Bülletin ſchon erſchienen, und, trotz der ſtrengen franzöſiſchen Polizei, überließ man ſich dem lauten Jubel. Manche hatten ſogar ihre Fenſter illuminirt. Ich beſuchte blos den ruſſiſchen Conſul, Herrn Bethmann, der in dieſer Qualität von Buonaparte unverſchämt geſchröpft worden war.

In Caſtel vor Mainz durchſuchten die franzöſiſchen Zöllner meinen Mantelſack, und faſt hätte ich, wegen eines ruſſiſchen Gebetbuches, vierundzwanzig Stunden unter ihnen verweilen müſſen. Die Großfürſtin hatte mir dasſelbe für einen in die Gefangenſchaft gerathenen ruſſiſchen Popen mitgegeben, der ſie darum gebeten hatte. Die alten ſlavoniſchen Buchſtaben kannten die Franzoſen nicht, und meinten, es könnte wohl eine Chiffre darunter verborgen ſein. Da ſie Miene machten, das Buch zurück zu behalten, ſo forderte ich wenigſtens eine Quittung darüber. Die wollten ſie auch nicht geben, ſondern ich ſollte warten,

bis das Buch in Mainz von einem geschickten Entzifferer untersucht worden sei. Endlich hatte doch Einer den guten Einfall, zu bemerken, daß das Buch schon gebraucht sei und daß sie folglich kein Recht hätten, es anzuhalten. Nun waren sie ruhig, und meine kleinen Habseligkeiten wurden auf einen Kahn gepackt, auf welchem auch mehrere Herren und Damen aus Castel mit über den Rhein fahren wollten. Es stürmte heftig an diesem Tage, der Steuermann war besoffen und steuerte so falsch, daß die Wellen alle Augenblicke in den Kahn schlugen. Die Damen schrien, als ob sie gespießt würden. Das machte den Trunkenbold noch ärgerlicher. Ich stellte mich neben ihm, der Seemann erwachte, ich half ihm einige Male die Wellen pariren. Als die Damen merkten, daß ich etwas davon verstand, wenigstens nüchterner war, als der Pilot, schrien alle einstimmig, er solle mir das Steuerruder überlassen. Durch dieses Zutrauen geschmeichelt, ergriff ich dasselbe und steuerte das Boot glücklich an's Land, wo der dankbare Steuermann mich für meine Mühe mit Schnaps traktiren wollte, und, als ich das ausschlug, mir einen verfluchten Russen an den Hals warf.

Zehntes Kapitel.

Fahrt von Mainz über Paris nach Soissons.

Als ich dem Kommandanten von Mainz meine feuille de route vorwies, erhielt ich sogleich Quartier, allein das schlechteste, was ich seit Tilsit gehabt. Am andern Morgen wurde ich vorgeladen, um mein Ehrenwort zu geben, daß ich, ohne Erlaubniß, mich nie von dem bestimmten Orte meines Aufenthalts entfernen wolle. Das geschieht folgendermaßen: Auf einem Bogen Papier stehen, außer dem zu leistenden Eide, mehrere Fragen gedruckt, wo sind Sie geboren? wie heißt Ihr Vater? Ihre Mutter? leben sie noch? u. s. w. Alle diese Fragen muß man eigenhändig beantworten, dann das Ganze unterzeichnen, worauf der Kommandant dem Gefangenen Glück wünscht, daß er nun sich selbst überlassen sei. Er fertigte mir eine neue Marschroute nach dem Depot von Soissons aus, berechnete die Etappen (es waren ihrer dreizehn), zahlte mir für jede zwei Franken, sage zwei Franken, in Summa sechsundzwanzig, und nun marschir in Gottes Namen! zu Wagen, wenn du Geld hast, zu Fuße, wenn du ein armer Teufel bist. Doch wer beweisen kann, daß er über fünfzig Jahre zählt, erhält ein Reitpferd. Das konnte ich nun freilich nicht, doch bei dieser Jahreszeit durch den schrecklichen Koth zu Fuße spaziren, schien mir auch un-

möglich, ohne wieder krank zu werden. Fürs erſte fand ich einen Bauer, der eben vom Markte heimfahren wollte, und mich für drei Franken bis nach Alzey mitnahm, unter der Bedingung, das leere Butterfäßchen zwiſchen den Füßen zu halten. Weg und Wetter waren ſo abſcheulich, daß wir erſt Abends ſpät in Alzey anlangten. Quartier bekam ich freilich auf Anweiſung des Maire, aber nicht einmal Licht zum Auskleiden, viel weniger etwas zu eſſen. Tages darauf fuhr mich ein anderer auf einem verdammten zweiräderigen Karren bis Lautern, etwa acht franzöſiſche Meilen, doch nicht unter fünfundzwanzig Franken, ſo ſehr ich ihm auch ſeine Unchriſtlichkeit gegen einen armen Gefangenen zu Gemüthe führte. Auch der Herr Maire, den ich um Rath und Hilfe bat, meinte ganz trocken, es wäre nicht zu viel. In Lautern, wo ich bequem wohnte, ſtellte ich traurige Betrachtungen über meine ſchwindende Kaſſe an, da zwei kleine Tagereiſen mir ſchon weit mehr als das ganze Etappengeld gekoſtet hatten. Mein Wirth, der zu Allem bereit war, was *ihn* nichts koſtete, gab ſich ſelbſt alle Mühe, eine wohlfeilere Fuhre für mich zu finden, allein vergebens! ich mußte abermals fünfundzwanzig Franken bis Zweibrücken bezahlen. Hier hatte ich das Glück, bei einem braven Arzt einquartirt zu werden, der nicht allein mich freundlich bewirthete, ſondern auch, als ich ihm meine bedrängte Lage eröffnete, mir ſogleich aus dem böſen Traume half, indem er ausrief: »Mein Gott! warum fahren Sie denn nicht mit der Diligence?

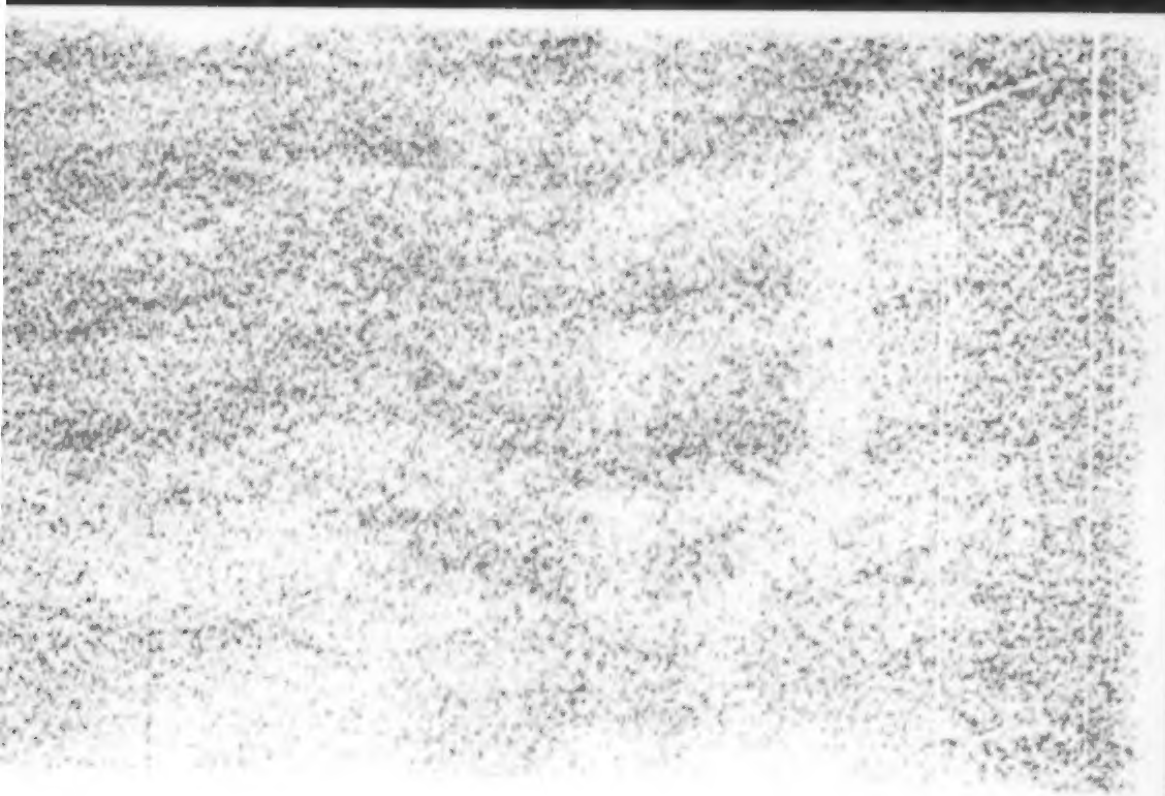
Das koſtet weniger als die Hälfte, und Sie reiſen ſehr bequem.“

Daran hätte ich freilich auch ſchon in Mainz denken können. Es war nur die Frage, ob die große Straße nicht von der Etappenſtraße abweiche, und ob man auf der Diligence mit meiner feuille de route mich annehmen würde? Der Arzt verſicherte, das ſei alles einerlei, wenn ich mich nur in Soiſſons meldete; dieſer Ort liege nur neun Lieues von Chateau Thierry, bis dahin ich mit der Diligence fahren und ſo den vierten Tag ſchon in Soiſſons eintreffen könnte. Er empfahl mich ſelbſt dem Kondukteur, und die Reiſe von Zweibrücken bis Chateau Thierry koſtete mich nicht mehr, als neunzig Franken, wobei ich alſo mehr als die Hälfte ſparte und nicht mehr wie eine Schnecke zu kriechen brauchte.

Ich glaubte mich nach Elyſium verſetzt, als ich, ſtatt auf einem vermaledeiten Tapecu, in einem ſchönen Wagen auf Schwungfedern geſchaukelt wurde. Ich hatte nur einen einzigen Reiſegefährten, einen ziemlich bejahrten Beamten aus Mainz, der in Geſchäften nach Paris ging und noch den ſchönen, lebhaften Geiſt der alten Franzoſen beſaß. Wer ich ſei? und wie ich heiße? fragte er nie, brauchte ſich alſo in unſern politiſchen Geſprächen auch keinen Zwang anzuthun. Wenn er, als guter Buonapartiſt, den Ruſſen gar zu übel mitſpielte, machte ich ihm wohl bisweilen Einwendungen, die er nicht zu beantworten wußte; dann

ſchlief er gewöhnlich ein, und ſo vertrugen wir uns recht gut. Wir paſſirten Metz, Verdün und Chalons, und kamen am Neujahrsabend nach Epernay, dem berühmten Champagner-Orte. Mit einer Flaſche vom beſten Champagner begrüßten wir hier das neue Jahr 1813. Er war aus dem Moiſchen Keller, aus welchem die Ruſſen nachher ſechzigtauſend Bouteillen ſollen getrunken haben.

Noch in derſelben Nacht fuhren wir weiter. Uns beide hatte der Wein recht luſtig gemacht und als mein Gefährte vernahm, ich ſei noch nie in Paris geweſen, malte er mir die dortigen Herrlichkeiten ſo ſüß, daß ich der Begierde, dieſes Babylon zu ſehen, unmöglich widerſtehen konnte, zumal da ich bedachte, daß eine ſchnelle Auswechſelung der Gefangenen doch möglich ſei, und ich dann vielleicht nie wieder Gelegenheit haben würde, meinen Wunſch zu erfüllen. Wegen meiner Marſchroute, die freilich beſtimmt auf Soiſſons lautete, konnte ich, nach der Verſicherung meines Reiſegefährten, mich in Paris damit entſchuldigen, daß keine Diligence von Chateau Thierry nach Soiſſons fuhr, wohl aber von Paris. Meinen Namen und Stand wußte er nicht, ſonſt hätte er vielleicht mehr Bedenklichkeiten geäußert. Der Kondukteur war es auch zufrieden, und ſo hatte ich wenigſtens die Genugthuung, daß man einſt nicht von mir ſagen könne, ich ſei in Rom geweſen und habe den Papſt nicht geſehen.



In Chateau Thierry hatte unſere Geſellſchaft ſich um drei Perſonen vermehrt, einen Herrn und zwei Damen. Wir zwei alten Reiſegefährten durften zwar, nach Recht und Herkommen, die erſten Plätze behaupten, allein wir überließen ſie freiwillig den Damen und wurden dafür durch die liebenswürdigſte Unterhaltung entſchädigt.

Kurz vor unſerer Ankunft in Paris ſetzte ich mich neben dem Kondukteur in das ſogenannte Kabriolet (den bedeckten Bock), um der freien Ausſicht zu genießen. Paris liegt aber ſo tief, daß man von dieſer Seite nicht einmal eine Thurmſpitze gewahr wird. Da gibt es auch keine Luſtſchlöſſer und ſchöne Gärten, wie vor Petersburg, ſondern höchſtens Gemüſegärten, die nicht einmal eingezäunt oder mit niedlichen Häuſern verſehen ſind. So gelangt man bis zur Barriere, die auch wohl zierlicher ſein könnte, denn ſie beſteht blos aus unangeſtrichenen Paliſaden. Hier wurde der Wagen viſitirt und zum Ueberfluß fährt noch ein Zöllner mit bis zu dem Bureau der Diligencen, um beim Abpacken gegenwärtig zu ſein.

In der Vorſtadt St. Denis vergnügten mich die glänzenden Buden und das raſtloſe Menſchengewimmel mit fröhlichen und trübſeligen Geſichtern. Als die Diligence ihr Bureau in der Straße notre dame de victoires erreicht hatte, wurde ſie ſogleich von einem Haufen gieriger Menſchen umringt, die Faktors genannt werden, ſich ſehr dreiſt herandrängen und zur Bedienung aufdringen. So

hatte denn auch Einer mein Gepäck ſchon auf den Schultern, als es kaum abgeladen war, und, ohne mich zu fragen, rannte er ſo ſchnell davon, daß ich, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren, die Grobheit begehen mußte, von meinen Reiſegefährten keinen Abſchied zu nehmen. Zum Glück hatte ich nicht weit zu gehen, denn es befand ſich in derſelben Straße ein Hotel, wo ich mir ein niedliches Zimmer wählte.

Als der Wirth mir meinen Paß abforderte, reichte ich ihm nicht ohne Furcht meine feuille de route. Er warf einen Blick hinein, ſah mich verwundert an, ſchüttelte den Kopf und ging. Mir ſchwebte die Möglichkeit vor, daß die Polizei mich wohl ſogleich wieder zum Thore hinaus transportiren könnte, um alſo doch wenigſtens etwas von Paris geſehen zu haben, verſchloß ich ſogleich mein Zimmer und nahm mir vor, bis Abend herumzulaufen, ſo daß es ſchwer ſein ſollte, mich zu finden. Anfangs rannte ich nur aus einer Straße in die andere, wie ein gejagtes Reh, weil es mir immer vorkam, als ob Jedermann es mir an der Naſe anſähe, daß ich nicht nach Paris gehörte. Ich verirrte mich auf den Platz Vendome und ſtarrte Napoleon's Siegesſäule an. Dann wollte ich nach dem palais royal, von dem ich ſo viel gehört hatte; aber wie den Weg dahin finden? Zum Glück wird man in keiner Stadt ſo ſchnell und gut zurecht gewieſen, als in Paris, denn ein Franzoſe verſäumt keine Gelegenheit, in den Augen

eines Fremden etwas zu gelten. Kaum hatte ich die erſte Bitte um Zurechtweiſung ausgeſprochen, ſo wußte ich auch ſchon: la première rue à droite — Vous traverserez la place des tuileries — Vous entrerez dans la rue au coin de la grosse tête — prenez toujours tout droit et Vous Vous trouverez devant le palais royal. Ich dankte, wiederholte meine Lektion und ging. Da ſprengte Buonaparte mit einem großen Gefolge an mir vorbei und ich — mußte mich ja wohl tief verbeugen. Bewundernd ließ ich einen Triumphbogen hinter mir, an welchem Napoleon's Friedensſchlüſſe mit Oeſterreich en bas relief ſehr kunſtreich dargeſtellt ſind. Daß ich endlich im palais royal mich befand, bemerkte ich an der Dienſtfertigkeit, die mich hier umgab. Der Eine nahm mir ſehr höflich den Hut vom Kopfe, um ihn auszubürſten; der zweite bürſtete mit vieler grace meinen Rock, der dritte putzte mir die Stiefeln, ein vierter hielt mir ein Zeitungsblatt unter die Naſe, damit ich leſen ſollte, wie viele Zähne der König von Rom ſchon gemacht habe. Ich rettete mich aus ihren Händen zum Reſtaurateur Very, der mit ſeiner dicken Ehehälfte in einem großen Spiegelſaale den ganzen Tag zwiſchen beefsteaks aux pommes de terre, cotelettes à la Marengo u. ſ. w. thront. Hier erquickte ich mich durch Auſtern, die ſehr wohlfeil waren.

In den herrſchenden Ton fand ich mich ſehr bald. Man muß nämlich, beim Hereintreten in dieſes Heiligthum der

Gourmands, der Wirthin eine leichte Verbeugung gleichſam hinwerfen, ein paar Takte aus einer Arie trällern, die Haare à l'incroyable in die Höhe ſtreichen, in jedem Spiegel ſich beäugeln, die Damen, wenn welche da ſind, unverſchämt lorgnettiren, ſich auf einen Stuhl nicht ſetzen, ſondern ausſtrecken und aus vollem Halſe garçon! la carte! ſchreien. Dann wird man prompt bedient, empfängt einige ſüße Blicke von der Wirthin, und bezahlt ſehr theuer. Als ich nach dem Eſſen Luſt bezeugte zu rauchen, ſchob man mich in eine Tabagie, wo man vor Qualm die Menſchen kaum erkennen konnte. Man muß dem Rauchen ſehr ergeben ſein, um es unter dieſen ehrlichen Flammländern auch nur fünf Minuten auszuhalten. Doch zurück konnte ich nicht mehr, denn der Garçon hatte durch den Nebel mich bereits erblickt und ſchob mir eine Pfeife in den Mund.

Ich danke Gott, als ich wieder unter den Colonnen war. Das palais royal mit allen ſeinen prächtigen Boutiquen und lockenden Freudenmädchen iſt ſchon ſo oft und ſo gut beſchrieben worden, daß ich mich wohl hüten werde, eine neue Schilderung zu wagen. Es iſt ein wahrer Guckkaſten, in welchem die Gegenſtände ſo ſchnell wechſeln, daß dem Anſchauer faſt ſchwindelt. Ich ließ mich eben ſo wieder hinausſchieben, als ich hinein gekommen war, und ſchlenderte auf's Gerathewohl in den ſchönſten Straßen umher, bis ich ermüdete; da nahm ich mir ein Kabriolet, um ein wenig ſpaziren zu fahren, und verwunderte mich nicht we-

nig, als der Kutscher sich ohne Umstände neben mich setzte. Indessen geschieht das nur, wenn man nicht selbst die Pferde regieren will oder kann, denn sonst steht er hinten auf. Zerlumpt sah der Kerl aus und ein paar derbe Holzschuhe hatte er an den Füßen; aber doch sind diese Kabriolets noch die besten Miethequipagen, denn die Fiakrs taugen gar nichts, Kutscher, Pferde und Wagen sind erbärmlich, und im Wagen herrscht ekelhafte Unreinlichkeit.

Wir fuhren über den Revolutionsplatz, wo die unglückliche königliche Familie gemordet worden; ich schauderte, mir war, als müßten die Bäume umher nie mehr grünen. Der schöne Anblick der Seine verwischte den traurigen Eindruck; die meisterhafte Brücke, pont des arts, scheint darüber zu schweben.

An der Pforte des Museum Napoleon, über welcher eine kolossale Büste Buonoparte's droht, entließ ich mein Kabriolet, kaufte mir den Katalog, bewunderte den Apoll von Belvedere, liebäugelte mit der Venus von Medicis, bedauerte den armen Jungen, der sich einen Splitter aus dem Fuße zieht, starrte die ungeheure Höhe der ägyptischen Antiken an, und stieg dann hinauf in die Gemäldegallerie, wo eben eine Kunstausstellung war, man folglich alte und neue Kunst vergleichen konnte. Es gehören nicht Stunden, sondern Monate, vielleicht Jahre dazu, um sagen zu können, man habe diese einzige Gallerie ganz gesehen, wie man sehen soll. Es war ein Taumel, eine Art von

Trunkenheit, in der ich mit der Menge auf und ab wogte. Ein Gemälde hat sich mir, als Russen, am tiefsten eingeprägt; Peter der Große im Sturme auf dem Ladoga-See, in einem kleinen Boote, wie der Steuermann den Muth verliert, der Czaar selbst ihm das Ruder aus der Hand reißt, und den Wellen glücklich Trotz bietet. Dies Gemälde ist außerordentlich wahr, wenigstens darf ich das, ohne Kenner zu sein, von den Haaren, die der Sturm zerzaust, und von der Brechung der Wellen sagen, da der Sturm mein eigenes Haar so oft zerzaust hat und die Wellen so oft über mich hingeschlagen sind.

Sehr nahe bei diesem Tempel der Kunst stand ein Italiener, der gleichsam eine Satyre auf die Kunst zu machen schien, denn er ließ den ganzen Tag zwei Affen in militärischer Kleidung exerciren. Den größern nannte er General Jako, der hatte sich behaglich in einen Voltairesstuhl gepflanzt, und prügelte den kleinern, der nur Sergeant war, wenn er mit seiner Flinte ein unrechtes Tempo angab. Wurde das Ding zu arg, so vergaß der Sergeant die Subordination und wollte den General beißen; dann gab es eine lustige Balgerei, bis der Italiener sich dazwischen legte.

Das Louvre, an dem ich nun vorüber ging, wird einst in seiner Vollendung ein herrliches Prachtgebäude sein, wenn nur die vielen darauf gekleckſten N nicht wären.

Ich bestieg zum zweiten Mal ein Kabriolet, ohne jedoch zu wissen, wohin ich fahren sollte. Der Kutscher schlug mir allerlei vor, unter andern auch das Narrenhaus, dahin mochte ich aber nicht, Narren kann man überall sehen. Endlich nannte er den Jardin des plantes, das Cabinet de l'histoire naturelle. Ja, rief ich, dahin führe mich. Rasch rollten wir durch viele enge Straßen und über den pont d'Austerlitz, eine herrliche Brücke von Eisen, an der mir, außer dem Namen, Alles gefiel. Mit Vergnügen zahlt man zwei Sous, um darüber fahren zu dürfen.

Den schönen Pflanzengarten muß man im Sommer sehen; das fiel mir zu spät ein, als ich durch ein Meer von gelben Blättern waten mußte. Ich begrüßte den Elephanten, für welchen ein neuer Palast und ein Bad von Quadersteinen gebaut wurde; ich stopfte mir die Ohren zu vor dem furchtbaren Geschrei aller der Vögel und Thiere; ich bewunderte die Geduld der Hyäne, die unaufhörlich von einer Wand zur andern sprang und die Zähne fletschte; ich warnte den kleinen Hund, der bei der Löwin saß und ihr die besten Stücke vor der Nase wegnahm; und aus dem Garten stieg ich hinauf in das bewundernswürdig geordnete Kabinet der Naturgeschichte, wo die täuschende Nachahmung in Wachs der innern Theile des menschlichen Körpers mich am meisten anzog. Die übrigen Gegenstände hatte ich fast alle in der Natur gesehen, außer der ägypti-

ſchen Mumie, die ſeit ein paar tauſend Jahren ſo angenehm lächelt.

Auf dem Heimwege beſuchte ich noch einmal das palais royal, den Mittelpunkt aller Thätigkeit und aller Freuden, ließ mich noch ein Weilchen herumſchieben, und ging dann in die große Oper, wo das Orcheſter mich entzückte, und das Ballet, Nina, mir die vollkommenſte Darſtellung in ihrer Art ſchien. Die Zwiſchenakte ſind unausſtehlich. Es werden laute Converſationen über fünf Bänke weg gehalten, und das Ausſchreien von Limonade, Orgeade, Punſch u. ſ. w. betäubt die Ohren.

Es war faſt eilf Uhr, als ich in das, nun herrlich erleuchtete palais royal zurückkehrte und die wohlgeputzten Nymphen herumſchweben ſah, die Jedermann butzen, und ihre Frechheit doch mit vieler Grazie zu vereinigen wiſſen. Zufällig trat ich in das caſſé des aveugles und ergetzte mich am Spiel und Geſang von neun Blinden und einer blinden Frau ſo lange, daß ich erſchrack, als ich beim Heraustreten gewahr wurde, daß ſchon viele Buden verſchloſſen waren. Die Glocke hatte Eins geſchlagen.

Mit einiger Unruhe begab ich mich nach Hauſe, in der angenehmen Erwartung, Gensd'armen vorzufinden, die mir ein freies, aber nicht angenehmes Quartier anweiſen würden. Wie froh war ich, als der Portier mir, ohne ein Wort zu ſagen, den Schlüſſel von meinem Zimmer einhändigte. Ich

fand ein loderndes Kaminfeuer und ſchlief ſehr ruhig die erſte Nacht in Paris.

Am andern Morgen in aller Frühe wurde an meine Thür geklopft, ich rief dreiſt, herein! und ſiehe, ein Grippe-Jésus, wie die Franzoſen ſie nennen, erſchien. Es war der Oberſt von der Gensd'amerie ſelbſt. Je mehr er ſich wunderte, daß ich ſo dreiſt geweſen nach Paris zu kommen, je mehr ſpielte ich den Einfältigen, dem die Geographie ein böhmiſches Dorf iſt, und der keine Idee davon hat, wo Soiſſons liegt. Statt Entſchuldigungen zu machen, bat ich ihn vielmehr, noch einen Tag in Paris bleiben zu dürfen, weil es mir gar zu wohl gefalle. Er ſtutzte und erklärte es für unmöglich, mir einen längern Aufſchub zu verwilligen. Sollte, dachte ich, die franzöſiſche Eitelkeit mir widerſtehen können? Ich fing an, Paris außerordentlich zu loben; ſetzte Petersburg dagegen herab; wünſchte mir die Freude, wenn ich einmal nach Hauſe käme, recht viel erzählen zu können, beſonders von der Dienſtfertigkeit und Gefälligkeit der Franzoſen, durch welche ſie vor allen Nationen ſich auszeichneten u. ſ. w. Er ſchmunzelte, erinnerte zwar noch, es ſei jetzt doppelt gefährlich, mich hier zu laſſen, da Napoleon gegenwärtig ſei, gewährte mir jedoch meinen Wunſch unter der Bedingung, daß er mich ſogleich in die Diligence nach Soiſſons einſchreiben laſſe, und mich am andern Morgen ſelbſt dahin begleite.

Kaum war der Grippe-Jésus zur Thür hinaus, als ich auch ſchon mein geſtriges Herumſtreichen wieder begann. Im palais royal ſaßen die Menſchen bei ihrem abſcheulichen caffé au lait, der eigentlich lait au caffé heißen ſollte, denn eigentlich iſt es eine Schale voll Milch mit ein wenig Kaffee, für einen Deutſchen ein widerliches Getränk.

Mir ſcheint, daß Petersburg bei weitem Paris übertreffe, durch ſeine herrlichen Straßen und Gebäude. Die Seine iſt mit der Newa gar nicht zu vergleichen, ungerechnet die prächtigen Quais von Granit, die man ſonſt nirgend findet. Was iſt der berühmte Pantheon gegen die neue kaſaniſche Kirche! Ein Louvre haben wir zwar nicht, aber wie viele große und ſchöne Paläſte! Freilich, was geſellige Zerſtreuungen betrifft, da muß ich Paris den Vorzug laſſen.

Am Abend beſuchte ich die berühmten Spielhäuſer, und beobachtete die gräßlichen Geſichter, die bei jedem Wurfe ſich verlängern oder verkürzen, je nachdem Fortuna ihnen lächelt oder ſie angrinſt. Die Todtenſtille wird nur ſelten, und immer nur durch Aechzen und Seufzen unterbrochen. Man vernimmt kein anderes Geräuſch, als das der hölzernen Schaufeln, mit welchen die Spieler das Geld herbeiſcharren oder von ſich ſtoßen. Auch Damen ſah ich, die, wenn ſie kein Geld mehr hatten, Ringe, Ohrringe, Kämme und dergleichen auf's Spiel ſetzten, gewinnend ihre ſieben Sachen mit einem Verluſt von fünf Procent wieder einlöſten.

verlierend aber wüthend aufſprangen und den erſten beſten Fremden um ein Darlehen anſprachen. Das letztere widerfuhr auch mir, ſo ärmlich ich auch ausſah, und die Bittende war ſo hübſch, daß ich ſchwach genug war, ihr etwas zu geben, aber auch gleich mich aus dem Staube machte (Schmutz ſollte es eigentlich hier heißen). Gerade über dem Spielhauſe, eine Treppe höher, wohnt ein Piſtolenhändler, wo der unglückliche Spieler für ſeinen letzten Groſchen ſich eine Piſtole kaufen und in ſein Gehirn abdrücken kann.

Ich erholte mich im caffé des mille colonnes, ſo genannt von den Dutzend Säulen, die in den Spiegelwänden ſich vervielfältigen. Die ſchönſte Zierde dieſes Kaffeehauſes iſt die Wirthin, die einſt ſo berühmte belle Limonadière, die vormals in der Straße St. Honoré ſchlechte Limonade verkaufte, zu der aber alle Pariſer ſtrömten, um ſie zu bekugeln, und die dadurch ſo reich wurde, daß ſie nun, als Beſitzerin des tauſendſäuligen Kaffeehauſes, mit Diamanten überladen, hinter einem Büffet thronte, welches allein dreißigtauſend Franken gekoſtet haben ſoll. Sie iſt wirklich die ſchönſte Frau, die ich in meinem Leben geſehen habe.

Im theatre français ſah ich das Trauerſpiel Gabriele de Vergy, wo eine Liebende das Herz ihres Geliebten in einem goldenen Gefäße empfangen muß. Es wurde entſetzlich viel geſchrien und geſtikulirt. Ich habe keinen Sinn für ſolche Unnatur. Die Schauſpielerin wurde ſehr beklatſcht

(vermuthlich Mademoiſelle Duchesnois), mir ſchien ſie der verſtorbenen Madame Ohmann in Reval weit nachzuſtehen. Dieſe herrliche Frau iſt und bleibt mein noch unübertroffenes Ideal. *)

Im palais royal, wohin ich nach dem Schauſpiel zum letzten Male ging, begegnete ich zu meinem Erſtaunen einem reich gekleideten Koſaken, der in einem Menſchenſtrome ſchwamm. Der unverhoffte Anblick eines Landsmannes verſetzte mich in eine ſeltſame, froh-wehmüthige Stimmung. Ich drängte mich an ihn, und flüſterte ihm auf ruſſiſch die Frage in's Ohr: ob er ein Gefangener wäre? ſtatt mir zu antworten, fiel er mir um den Hals. Eine Menge Neugieriger umringten uns ſogleich. Ich fürchtete Verdacht zu erregen, und zog ihn ſchnell mit fort. Wir gingen Arm in Arm, Hunderte verfolgten uns. Er war bei Smolensk gefangen worden, und ein franzöſiſcher General hatte ihn in ſeine Dienſte genommen. Es gefiel ihm recht gut, nur das ewige Zudrängen der Neugierigen war ihm ſehr läſtig, obgleich er auf dieſe Weiſe oft auf fremde Koſten zechte. Ich fragte ihn etwas übel gelaunt, ob er Luſt habe, in Frankreich zu bleiben? Herr! erwiederte er, ich bin ein Koſak und habe Frau und Kinder daheim.

Da ſich das Gedränge um uns eher vermehrte als verminderte, ich auch einige lauernde Gensd'armen darunter

---

*) Der Verfaſſer hat Madame Bethmann nie geſehen.

erblickte, ſo ließ ich ihn plötzlich allein und verſchwand, ohne mich an ſein Rufen: Landsmann! zu kehren.

Ich eilte nach Hauſe. Gute Nacht, Paris! Am andern Morgen ließ der freundliche Oberſt der Gensd'armerie ſich gefallen, ein Frühſtück bei mir einzunehmen, begleitete mich dann bis zu der Diligence, und verließ mich nicht eher, bis ich, zur Verwunderung aller meiner Reiſegefährten, als ruſſiſcher Offizier aufgerufen wurde und meinen Platz einnahm. Die Peitſche knallte, wir rollten fort.

Unter freundlichen, frohen Geſprächen erreichten wir Villers-Cotterets (noch ſechs Meilen von Soiſſons) auf einem Wege, der beinahe ſchnurgerade, aber ohne liebliche Umgebungen war. Bei Villers-Cotterets fängt ein ſchöner Wald an, der bis zu den himmliſchen Thälern von Soiſſons führt.

Eilftes Kapitel.

Soiſſons. Lage der Gefangenen daſelbſt.

Es war ſchon ſpät, als wir ankamen, doch meldete ich mich ſogleich bei dem Kommandanten, der mich ſehr höflich empfing und mir vorſchlug, das Quartier des Majors Switſchin vorläufig zu theilen, welches für uns beide Raum genug habe. Ich ließ mich ſogleich dahin führen. Die Freude des Wiederſehens nach langer Trennung war unbeſchreiblich. Auch mein Freund Hüne fand ſich ein, und beide wollten mir kaum glauben, daß ich gerade aus Paris käme. Sie ſchienen mit Soiſſons ſehr unzufrieden und klagten über Mangel. Ich erquickte und entzückte ſie durch die frohe Botſchaft, daß unſere erlauchte Großfürſtin ihnen Unterſtützung ſende. Die Nachricht verbreitete ſich alſobald; am andern Morgen beſtürmten mich alle meine Unglücksgefährten und ich genoß das ſüße Vergnügen, indem ich die Wohlthaten der menſchenfreundlichen Fürſtin ausſpendete, manches kummervolle Geſicht erheitert zu ſehen.

Ehe ich weiter von meinem eigenen Schickſal rede, will ich dem Leſer kurz erzählen, wie die Gefangenen in Frankreich lebten und wie ſie behandelt wurden. Vielleicht wird es Manchem von Nutzen ſein, der künftig in eine ähnliche

Lage kommen könnte; er wird dann ſchon wiſſen, was wir durch eine anderthalbjährige bittere Erfahrung gelernt haben. Manche haben mehr, Manche weniger gelitten; zu den letztern gehöre ich ſelbſt. Zwar iſt ſpäter eine meiner Handlungen (es möge nun Leidenſchaft oder Leichtſinn ihr zum Grunde gelegen haben) ſehr ſtreng geahndet worden, doch da hatten die Franzoſen ganz Recht, und auch das mag Andern zur Warnung dienen.

Sobald der Gefangene beim Kommandanten ſich gemeldet hatte, mußte er noch einen Eid unterzeichnen, wie den in Mainz, doch mit dem Zuſatz, daß er nie ſich weiter als eine halbe Lieue von der Stadt entfernen wolle. Dann bekam er freies Quartier auf drei Tage, doch ohne Verpflegung. Nach Verlauf derſelben mußte er bei einem Bürger ſich einmiethen für ſein eigenes Geld, auch ſich in die Koſt begeben, wenn er es beſtreiten konnte. Ein General erhielt monatlich hundertfünfzig Franken, ein Oberſt hundert, ein Oberſtlieutenant und Major fünfundſiebzig, ein Kapitän fünfzig, ein Lieutenant oder Fähnrich neunundzwanzig. Die Unteroffiziere und Soldaten hatten es am beſten, denn die bekamen, außer etwas Geld, noch Brot und Fleiſch, waren alſo wenigſtens vor Hunger geſichert. Man erſieht aus Obigem, daß ein General ohne Noth, ein Oberſt paſſabel, ein Oberſtlieutenant und Major zur Noth leben konnten, die Subalternoffiziere hingegen hatten es ſchlimm. Eſſen konnten ſie zwar für neunundzwanzig

Franken, aber womit ſollten ſie Wohnung, Wäſche, Kleider, Stiefeln bezahlen? — In den erſten Monaten, wo Jeder noch Etwas übrig hatte, ging es ſo ziemlich, doch in der Folge nagte die Zeit dermaßen an unſerer Bekleidung, daß Füße und Ellenbogen hervorguckten. Soiſſons iſt eine wohlhabende Stadt von ſechstauſend Einwohnern, doch keinen rührte unſere Noth.

Während der erſten drei Tage hatten einige Bürger ihrer Einquartierung die Koſt gereicht, dann aber ſie ohne Barmherzigkeit aus dem Hauſe gejagt. Und das waren noch die beſten; die übrigen gaben nichts, der Gefangene mußte bei ſeinen Kameraden das Brot betteln. Hätte man jedem Gefangenen, gleich bei ſeiner Ankunft, einen monatlichen Gehalt vorausbezahlt, ſo hätte Jeder ſich einrichten können. Aber das ſchien der Regierung zu gefährlich, denn Mancher hätte, vor Ablauf des Monats, ſterben können und würde folglich mehr bekommen haben, als ihm zukam. Nun war aber in ganz Soiſſons (ich rufe zweihundert Gefährten zu Zeugen auf) auch nicht ein einziger Bäcker, der, ſelbſt unter Bürgſchaft des Kommandanten, Brot auf Kredit gab; folglich mußten Viele im eigentlichſten Verſtande betteln.

Das Klima in Frankreich iſt allerdings ſehr ſchön, aber im Winter wird es doch auch tüchtig kalt, und, da die Stuben durch Oefen nicht zu heizen ſind, ſo übertraf für uns arme Nordländer die Qual des Froſtes faſt noch

die des Hungers. An Beſchäftigung war bei ſolcher Kälte vollends gar nicht zu denken; man hatte genug zu thun, durch Hauchen die Hände beweglich zu erhalten. Um den Froſt abzuwehren, krochen die armen Gefangenen zu zwanzig und dreißig in eine Stube zuſammen, verſtopften Fenſter und Thüren nach Möglichkeit, und hofften durch ihre eigene Ausdünſtung die Atmoſphäre zu erwärmen. Aber die leichte Bauart der Häuſer, die Kamine, welche einen ewigen Zugwind ausſpien, und die kalten, nur mit Backſteinen belegten Dielen vereitelten auch dieſe Hoffnung. Nur der Geſelligkeit wegen wurden dieſe Verſammlungen fortgeſetzt, und weil es doch eine Art von Troſt war, in Geſellſchaft zu leiden und zu klagen. Außer dem Major Switſchin, bei dem ich wohnte, und noch einem einzigen unſeret Unglücksgefährten, konnte Niemand die Koſten aufbringen, ſein Zimmer zu heizen, denn das Holz war entſetzlich theuer. Darum kamen unſere beſten Bekannten ſchon früh morgens und blieben bei uns bis zum Schlafengehen. Bisweilen beſuchten wir auch unſere frierenden Kameraden und froren mit ihnen, damit ſie nicht glauben möchten, wir mieden ſie, weil wir es beſſer hätten. So ein sejour parmi des véritables malheureux (wie die Franzoſen ſelbſt uns nannten) verſtimmte uns aber gewöhnlich auf mehrere Tage, denn wir fanden nichts als bleiche, hohläugige Geſichter, Gram und Mangel; wir hörten nichts als Klagen.

Endlich fand ſich doch ein ſpekulirendes Franzoſengenie, welches täglich ein großes Zimmer für die Gefangenen heizte, wofür Jeder monatlich einen Franken zahlte. Der Herr Wirth profitirte um ſo mehr dabei, da er bei dieſer Gelegenheit viel ſchlechten Branntwein theuer verkaufte. Beim Kommandanten hatte er ſich das Vorrecht auszuwirken gewußt, daß ſonſt kein Kaufmann in der Stadt uns Etwas auf Kredit geben durfte, ſeine Forderung aber monatlich von unſerm Gehalte abgezogen würde. Da bekamen freilich Manche ſehr wenig heraus, denn, ungewohnt ihre Ausgaben auf Einen Sous zu berechnen, ließen ſie oft durch Kälte und leeren Magen ſich verleiten, einen Labetrunk mehr zu ſich zu nehmen, als ſie eigentlich bezahlen konnten. Dann wurde der Kommandant von den Hungernden ſo oft beſtürmt, bis er endlich feſtſetzte, daß auf dreizehn Franken monatlich für Brot unter keiner Bedingung Beſchlag gelegt werden konnte. Die Meiſten trugen dieſe dreizehn Franken ſogleich zum Bäcker, und ſicherten dadurch auf einen Monat wenigſtens den Biſſen Brot, deſſen ſie täglich bedurften; allein es gab immer auch einige Schwache, die dem Reize nicht widerſtehen konnten, ſich nun einmal Etwas zu gute zu thun; ſolche vertranken ihr Geld, hungerten hinterdrein, und ſchlichen wie Schatten umher. Mit jedem Monate mehrten ſich ihre Schulden, ihr Mangel, ihr Gram, ihr Elend, bis man eines Morgens den ruſſiſchen Prieſter und ein paar Tage ſpäter einen Offizier todt im Bette fand.

Dieſer Vorfall machte endlich den Kommandanten ſtutzig. Er ließ einige der vornehmſten Offiziere zu einer Unterredung einladen, zu welcher auch ich als Sprachkundiger gezogen wurde. Nach langem Ueberlegen wurde beſchloſſen, künftig ſolle dem Gefangenen nichts weiter abgezogen werden, als was er dem Bäcker und Fleiſcher ſchuldig ſei. Wer ihnen ſonſt freiwillig kreditiren wollte, möchte es auf eigene Gefahr thun, denn Klagen ſollten ferner nicht angenommen werden. Das rettete Manchen von Verzweiflung. Auch kam das Frühjahr, der Sommer, die Heizung wurde überflüſſig. Das Gemüſe war ziemlich wohlfeil, einige fiſchten auch wohl den ganzen Tag, und ſo erholten ſich Manche.

Doch wenn der Magen verſorgt war, ſo forderte der nackte Körper ſein Recht. Die Meiſten ſchliefen auf ihren Kleidern und deckten ſich damit zu, nutzten ſie folglich doppelt ab. Auf den Straßen zerlumpt herum wankend, mußte man ſie durchaus für Bettler halten, zumal da ſie auch Alle lange Stäbe trugen. Wenn Revue über uns gehalten wurde, welches zweimal wöchentlich geſchah, hätte man von den Zuſchauern für das tragi-komiſche Schauſpiel Einlaßgeld fordern können. Die unbarmherzigen Einwohner ſahen es mit an und lachten.

Einige Phänomene gab es doch auch unter uns, zum Beiſpiel mein guter Freund, der würdige Doktor K ü n e, der mit neununddreißig Franken monatlich auf einem Dach-

ſtübchen ſaß, den ganzen Tag ſtudirte und Tabak rauchte, und ſich in fünf Monaten einen neuen Ueberrock und ein paar neue Stiefeln abgehungert hatte. Er büßte es aber mit ſeiner Geſundheit und würde in einem Monate, welchen er ſehr krank zubrachte, Alles wieder zugeſetzt haben, wenn nicht ein reicher Apotheker, der ſeine chemiſchen Kenntniſſe hatte ſchätzen lernen, ihm die Arzenei gratis geliefert hätte.

Im Allgemeinen waren und blieben die Einwohner mißtrauiſch und eigennützig vom erſten Tage bis zum letzten, obgleich ſie hätten wiſſen ſollen, daß unſer Kaiſer bei jedem Friedensſchluß die Schulden ſeiner gefangenen Unterthanen bezahlt, und diejenigen, welche ſich wohlthätig gegen die Unglücklichen bewieſen, noch obendrein großmüthig beſchenkt hat.

Unter vierzig Franken war kein Quartier mit Verpflegung zu bekommen, folglich konnten nur Wenige des Glückes theilhaftig werden, in ordentlichen Häuſern Unterhaltung zu finden und nebenher die franzöſiſche Sprache ſpielend zu erlernen. Daher lebte der größte Theil der Gefangenen im ſogenannten Artels, wo mehrere zuſammentraten und Einen unter ſich zum Wirthſchaftsführer wählten. Das blieb immer eine jämmerliche Exiſtenz; denn erſtens machten ſich die Bauern kein Gewiſſen, die Ruſſen auf dem Markte zu betrügen; zweitens war das Holz allzutheuer; drittens mußte man das nothwendigſte Küchengeräth anſchaffen; viertens zu rechter Zeit Vorräthe

aufkaufen, wenn man nicht nachher doppelt bezahlen wollte. Wovon aber Vorrath kaufen, wenn man kaum den Biſſen aus der Hand in den Mund bezahlen konnte? und geſetzt, wir wurden unvermuthet ausgewechſelt, wer hätte uns dann den Vorrath wieder abgenommen?

Hätte die Regierung uns Brot und Fleiſch gegeben, und die Einwohner verpflichtet, uns das letztere mit Gemüſe zu kochen, ſo würde keiner gehungert und doch die Regierung ſelbſt dabei geſpart haben. Ja, wäre es nur erlaubt geweſen, offene Briefe nach Hauſe zu ſchicken, wie mancher Noth würde dieſe Erlaubniß, ohne alle Gefahr des Verraths, abgeholfen haben. Die Engländer und Spanier ſtanden mit den Franzoſen auf dieſem Fuße und keiner derſelben hat Noth gelitten, indeſſen wir zwar hundertmal ſchrieben, allein nie eine Antwort oder Unterſtützung empfingen, aus der natürlichen Urſache, weil unſere Briefe nicht ankamen.

Uebrigens belief ſich die ganze Anzahl der gefangenen Offiziere während des langen Krieges nur auf zweihundertundſechzig, worunter ein General und wenigſtens ſechzig Civilperſonen (mit Offiziers-Rang), größtentheils Gutsbeſitzer, die man, ohne zu wiſſen warum, aus dem Schooße ihrer Familien geriſſen und für Kriegsgefangene erklärt hatte.

Nun noch ein Wort von der Stadt Soiſſons, deren Bauart, mit wenigen Ausnahmen, in ganz Frankreich dieſelbe iſt. Soiſſons war vor alten Zeiten, unter Louis Débonnaire, eine Reſidenz, und man ſieht noch die Ueberreſte des Schloſſes. Die ehemaligen Befeſtigungen der Stadt ſind jetzt mit ſehr ſchönen Bäumen beſetzt, und gewähren einen lieblichen, ſchattenreichen Spazirgang mit herrlicher Ausſicht. Der Fluß Aisne theilt die Stadt in zwei ungleiche Theile, der nach Laon zu gelegene iſt der kleinſte. Der ſchöne Strom ſchlängelt ſich durch ein prächtiges Thal und verliert ſich in den Gebirgen nach Compiegne zu. Soiſſons ſelbſt liegt in einem, von Weinbergen bekränzten Keſſel, aus welchem man in fünf lange, mit Dörfern und Schlöſſern beſäte Thäler blickt, die gleich Strahlen aus dem Keſſel auszugehen ſcheinen. Alle Chauſſeen ſind mit Bäumen beſetzt, vorzüglich die nach Laon zu, wo man fünfviertel Lieue weit zwiſchen einer ſechsfachen Reihe alter Bäume wandelt, auch hin und wieder auf Baumgruppen und zuletzt auf den Fluß ſtößt, an deſſen jenſeitigem Ufer ein allerliebſtes Schloß das point de vue macht. Ungefähr in der Mitte dieſer langen Allee iſt ein Platz mit Lauben umgeben, wo Sonntags die bourgeoisie tanzt. Der angenehmſte Spazirgang liegt auf dem Wege nach Compiegne und heißt bois de Plexe. Schade, daß dieſes ſchöne Gehölz allzuſehr gereinigt iſt, wodurch viele Singvögel verſcheucht worden. — Eine beſonders ſchöne Lage hat auch das Schloß Vaubin auf der Straße nach

Paris. Der Beſitzer desſelben iſt der bekannte Gelehrte Pougins, ein Mann von ſechzig Jahren, ſeit vierzig Jahren blind, aber von dem lebhafteſten Geiſte, jetzt an einem allgemeinen Wörterbuche arbeitend und mit vielen Akademien in Korreſpondenz. Seine Gattin iſt eine liebenswürdige Engländerin. Die ganze Gegend ſpricht mit Achtung von dieſem edlen Paare. Mich lud er vorzugsweiſe zu ſich ein, da er meinen Vater kennt und achtet. Sein Studirzimmer war ganz mit grünem Tuch ausgeſchlagen, und er ſaß noch überdies in einer Laube oder Hütte von grüner Pappe, wo er ſeinem Sekretär diktirte.

Durch Lage, Bauart und Geſchmack der Anlagen zeichnete ſich auch beſonders das Schloß der Generalin Dulolois aus, die aber, eine traurende Strohwitwe, in dem von ihr geſchaffenen Paradieſe umherwandelte, denn ihr Mann war bei der Armee. Sie iſt eine der ſchönſten Frauen, die ich je geſehen habe. Unweit von da liegt das Kloſter St. Michel, in welches die unnatürlichen Kinder des Königs Louis Dèbonnaire ihren Vater ſperrten. Man lieſt noch jetzt die eingekratzten Worte an der Wand ſeines Kerkers: »ich bin ein unglücklicher König und Vater! meine eigenen Kinder haben mich hier eingekerkert!« Ob er ſie aber ſelbſt geſchrieben hat, wie man behauptet, das möchte ich nicht verbürgen. Jetzt iſt ein dummer, reicher Lederfabrikant Beſitzer dieſes Kloſters.

Die kleinen französischen Städte haben gewöhnlich sehr enge Straßen, im Durchschnitt Häuser von zwei Stockwerken, hoch aber nicht breit, mit einer häßlichen grauen Farbe angestrichen, die von Jahr zu Jahr dunkler wird. Die Bausteine kann man sägen und schneiden, sie werden aber mit der Zeit immer härter. Im Erdgeschoß sind Buden. Wenige Häuser haben mehr wie vier Fenster nach der Straße, die meisten nur drei, auch zwei. In Soissons enthielten viele Häuser nur drei Zimmer, unten die Küche, zugleich das Wohnzimmer bildend, oben das Schlafzimmer und unter dem Dache noch ein Stübchen zu vermiethen oder für die Bedienung. In jedem Zimmer ist ein Kamin. Die Dielen sind von Backsteinen, häufiger noch bestehen sie blos in einer aufgeschmierten Lehmmasse, die, wenn sie trocken wird, beim Ausfegen den abscheulichsten Staub verursacht. In zwei Jahren ist so eine Diele entweder ganz weggefegt, oder so ungleich, so tief gefurcht, daß man die Beine darauf brechen kann. Die Fenster haben kleine schlechte Scheiben und Jalousien. Die Decke ist selten von Gyps, gewöhnlich schlecht geweißte Balken. Die Wände sind mit buntem Papier beklebt. Strohstühle, unzierliche Tische, große, breite Bettstellen, doch ohne Ohrkissen, das sind die Möbeln alle. Sofas findet man selten. Durch das niedrige Schlafen glauben die Franzosen einen schönen Wuchs zu erhalten; gewisser ist, daß sie aus dieser Ursache alle schnarchen und, bei dem ewigen An-

drang des Blutes nach dem Kopfe, beſtändig Kopfſchmerzen haben.

Die Kirchen ſind ſehr alte, majeſtätiſche Gebäude im gothiſchen Geſchmack. — An Markttagen füllt der ganze Marktplatz ſich mit Eſeln, und bei dieſer Gelegenheit muß ich des ſpekulativen Monſieur Defrance erwähnen, eines Tabakhändlers, der dicht am Markte wohnt, und ſeinen Hof für dieſe Tage an die Eſel vermiethet. Jeder Bauer gibt ihm den ſeinigen aufzuheben, um ruhig ſeine Waren herumtragen zu können. Dafür zahlt jeder zwei Sous, welches dem Herrn Defrance wöchentlich dreihundert Sous einträgt, wogegen aber ſeine liebenswürdige, gebildete Tochter die Eſel hüten muß.

Zwölftes Kapitel.

Aufenthalt in Soiſſons.

Einen Monat lang wohnte ich mit dem Major Switſchin zuſammen bei dem Perückenmacher Ancri, und wir ſpeiſten aus einem Wirthshauſe, bis wir beſſer bekannt ſein würden, um uns wohlfeiler einzurichten. Das war für den Major weniger nothwendig, als für mich, der ich fünfundzwanzig Franken weniger einzunehmen hatte und auch ſonſt ſchlechter equipirt war. Er hatte Gründe, dieſes Quartier nicht zu verlaſſen, ich aber mußte mir ein Haus ſuchen, wo man mich in die Koſt nähme. Anfangs ſchien es meine Beſtimmung, unter den Haarkräuslern von Soiſſons zu leben, denn ich fand nirgends Unterkommen, als bei dem Perückenmacher Choſelet, bei dem es übrigens weit eleganter zuging, als bei Herrn Ancri. Seine geſchwätzige, muntere, witzige Frau machte die Honneurs des Hauſes recht anſtändig, und es gelang ihr nicht ſelten, den armen Gefangenen aufzuheitern. Das einzige Unangenehme war, daß die Geſellen mit bei Tiſche ſaßen, Burſche, die oft unter den Tiſch gehört hätten.

Für ein niedliches Zimmer nebſt Bettzeug (welches monatlich Einmal gewechſelt wurde), und Beköſtigung zahlte ich monatlich fünfzig Franken, alſo meinen ganzen

Gehalt; im Grunde doch ſehr wohlfeil. Die Art zu leben iſt, unter dieſer Klaſſe, in ganz Frankreich folgende: Um acht Uhr Morgens tritt der Bürger vor ſeine Hausthür, ſchreit politiſche Neuigkeiten über die Straße hinüber, und verzehrt dabei ſein Frühſtück, beſtehend in Brot und Käſe, wozu jeder ſein Meſſer bei ſich führen muß. Dann heißt es à revoir! Jeder trinkt in der Stube ſauren Wein, wird von der Frau ein wenig ausgezankt und geht dann an die Arbeit. Dasſelbe Frühſtück wurde auch mir zu Theil, doch nicht auf meinem Zimmer, ſondern ich mußte herunter kommen und Geſellſchaft leiſten. Um ein Uhr ſpeiſt der ärmere Bürger zu Mittag, der reichere um drei oder vier. Den ganzen Morgen über hat ein Topf am Feuer gekocht, deſſen Inhalt wird nun in eine Schüſſel gegoſſen: einige Pfund Fleiſch, ein Kohlkopf, ein Paar Zwiebeln, rothe Rüben, Peterſilie, kurz jede Gattung von Gemüſe, nur nicht Kartoffeln; dann wird alles, was einige Feſtigkeit hat, wieder herausgefiſcht, und auf eine zweite Schüſſel gelegt. In die Brühe ſchneidet die Wirthin Brot, und ſogleich erſchallt es im ganzen Hauſe: la soupe est trempée! Mit zwei Sprüngen flog ich die Treppe hinunter, aber meiner Corpulenz wegen nannte die ſpaßhafte Frau mich nur den oiseau de plomb, den bleiernen Vogel.

Die Suppe war nicht unkräftig, aber das ſieben Stunden lang gekochte Fleiſch hatte natürlich weder Saft noch Kraft, es wurde mit Löffeln und einer guten Senfbrühe

gegeſſen. Das ſaure Getränk wage ich nicht, Wein zu nennen; meine Landsleute werden mich verſtehen, wenn ich ſie an ſchlechten, mit Waſſer verdünnten Krohnsbeerenſaft erinnere. Die Franzoſen haben ganz Recht, bei jedem Glaſe dem Trinkenden Geſundheit anzuwünſchen, denn wer dabei geſund bleibt, hat es wohl nur dem chriſtlichen Wunſche zu verdanken.

Nach der zweiten Schüſſel ſchlichen die Geſellen träge davon, wir aber labten uns noch an dem über alle Maßen geſalzenen und gepfefferten Gemüſe, welches an Sonn- und Feiertagen noch durch ein paar beſcheidene Würſtchen geziert wurde. Braten kam äußerſt ſelten auf den Tiſch, allein Deſſert fehlte nie, beſtehend in allen Gattungen von Früchten, welche die Jahreszeit lieferte, und die ſehr wohlfeil waren. Abends gab es einen Eierkuchen und abermals Früchte. Bei dieſen leichten Speiſen verdarb ein Deutſcher oder gar ein Ruſſe ſich nie den Magen, allein der Franzoſe bedarf nicht mehr.

Die geiſtige Nahrung iſt weit ſchlechter. Von Gaſtfreiheit hat der Franzoſe keinen Begriff. Wer ihn bei Tiſche trifft, dem bietet er einen Stuhl, aber ſonſt nichts, und ißt ruhig fort. Im Winter bekommt der Fremde den erſten Platz am Kamin, wo die Naſenſpitze glüht, während der Rücken ſchaudert, und in der Ecke des Zimmers das Waſſer im Glaſe friert. Wer auf dieſe Weiſe einen Abend hindurch ſich die Hände gerieben hat, der ſagt am andern

Tage: jai passé la soirée chez Monsieur un tel. Einige der Gefangenen genoſſen die Ehre, durch gedruckte Karten zum Präfekten eingeladen zu werden, pour y passer la soirée. Sie meinten, ſich da einmal recht gütlich zu thun, und ſparten am Mittagsbrote, aber es ſchlug zehn und eilf, ſie hatten gefroren und mußten gehen. Selbſt die Reichſten geben nur bei außerordentlichen Familienvorfällen einmal zu eſſen. Auf ihren ſogenannten Bällen ſchnarren zwei alte Geigen; iſt eine Trommel dabei, ſo iſt die Muſik vollſtändig. Sie haben nur Eine, aber eine ſchöne Quadrille, die mehr einem Ballet gleicht; in ganz Soiſſons verſtand nur Ein Paar, ſie wirklich zu tanzen, aber Alle hüpften mit. Der Geiger kommandirt zugleich laut die Touren.

Bisweilen wird auch am Kamin ein Pfänderſpiel geſpielt. Ein glimmendes Stückchen Holz geht von Hand zu Hand, wobei Jeder ſagt: mon petit bon homme vit encore; derjenige, bei dem der letzte Funke verlöſcht, gibt ein Pfand. Die Ruſſen haben ein ähnliches Spiel. Ein anderes iſt der Chevalier Cornard (Ritter Hahnrei), woran jedoch die Männer ſelten Theil nehmen, weil ſie dergleichen auch im Spaß nicht lieben.

Für Muſik haben die Franzoſen im Allgemeinen wenig Sinn, daher man auch ſelten ein Klavier im Hauſe findet. In ganz Soiſſons waren deren nur ſechs, wovon noch die Hälfte zu Penſionsanſtalten gehörte. Daher ſind auch ihre Geſellſchaften um ſo viel langweiliger als bei

uns, wo faſt alle junge Mädchen durch Geſang und Spiel erfreuen, oder wenigſtens einen Tanz klimpern, nach welchem die anweſende Jugend froh herum hüpft, während die Alten ſich beſprechen. Die Franzoſen hingegen lernen von Jugend auf im Kreiſe ſitzen und ſchwadronniren; darum ſind ſie auch eine ſo geſprächige Nation. Freilich, alte, unterrichtete Franzoſen hört man gern ſchwatzen, aber die jetzige Revolutionsjugend — o weh!

Der franzöſiſche Bauer iſt mir dümmer vorgekommen, als der ruſſiſche, dabei unverſchämt und ſtinkend geizig. Ein ruſſiſcher Bauer, den man in ſeiner Wohnung beſucht, wann läßt er ſich jemals ein Glas Milch bezahlen? Kein franzöſiſcher Bauer kann leſen oder gar ſchreiben. Selbſt im Bürgerſtande gilt es für eine ausgezeichnete Erziehung, wenn man von einem Mädchen ſagen kann: Elle écrit bien sa langue (ſie ſchreibt ihre Sprache gut). Auch die Lebensweiſe der Bauern iſt höchſt elend. Fleiſch eſſen ſie ſelten. Ihre Kleidung iſt ein Kittel von blauer Leinwand, hie und da mit Figuren von weißem Zwirn geziert. Ihre plumpen Holzſchuhe machen einen unerträglichen Lärm, beſonders wenn ſie Billard ſpielen, denn ſie drängen ſich nicht ſelten mit bedeckten Häuptern in die Kaffeehäuſer, ſchreien ihren jargon, rauchen Fuſel, trinken Bier und ſpielen Mariage. Das iſt die große Nation! — Unbeſchreiblich iſt der Schmutz, der in den Bauerhäuſern regiert. Um den Wein beneide man ſie nicht, ſie müſſen ihn ſauer verdienen, und er iſt fürwahr ſchlechter als der ruſſiſche Quaß.

Wenn man alles das kennt, gesehen und geschmeckt hat, so wird man noch mehr durch die unverschämten Ansprüche empört, welche die französischen Truppen in fremden Ländern machen.

Fast zwei Monate hatte ich bei dem Haarkräusler Choselet zugebracht, als ich zufällig erfuhr, daß ein gewisser Doktor Letierce gleichfalls ein Zimmer nebst Beköstigung zu vermiethen gesonnen sei. Das glaubte ich vorziehen zu müssen und hatte mich nicht geirrt. Ich fand in ihm einen äußerst braven, rechtschaffenen Mann, weit entfernt von aller französischen Windbeutelei; in seiner Gattin eine sehr gebildete, lebhafte Frau, die für schön galt, weil sie blond war. Hübsch konnte man sie allerdings nennen; allein ihre Tochter, ein Mädchen von fünfzehn Jahren, war doch weit hübscher, dabei so herzlich, so unschuldig, so offen, daß man jeden Gedanken in ihren Augen las, und gut erzogen, denn — elle écrivoit bien sa langue. Außerdem war da noch ein Sohn von vierzehn Jahren und eine wackere alte Großmutter. Freilich mußte ich hier zehn Franken mehr bezahlen, aber welche Vortheile für Geist und Herz!

Am 1. April 1813, in einer guten gesegneten Stunde, zog ich zu diesen braven Leuten; ein Entschluß, der mich vor Elend und Müßiggang bewahrt — den größten Theil meiner Gefangenschaft in einen angenehmen, lehrreichen Aufenthalt verwandelt — mir Vater, Mutter, Bruder und

Schweſter gegeben und ein Band geknüpft hat, welches nur mit meinem Leben zerreißen wird! — Möchte jeder Unglückliche in meiner Lage einen Letierce finden!

Das Haus dieſes wackern Mannes ſtand, ſelbſt in dem leichtſinnigen Soiſſons, in dem Rufe, daß man da lebe, wie vor der Revolution, das heißt: Sittlichkeit, Anſtand und Ordnung herrſchten darin. Unentgeltlich beſuchte der Doktor die Kranken im Hôtel dieu noch vor dem Frühſtück. Wenn er von da heimkehrte, und die Kinder, ihn laut begrüßend, ihm entgegeneilten, ſo kam auch ich herunter und erquickte mich an der gegenſeitigen Herzlichkeit. Der Hausvater hatte dann ſchon ſo viele Menſchen geſehen und geſprochen, daß er uns die Neuigkeiten des Tages mittheilen konnte. Nach dem Frühſtück ritt er zu den Kranken in den umliegenden Gegenden, wo er eine ſehr ausgebreitete Praxis hatte. Gegen drei Uhr kam er zurück. Während dem unterrichtete ich die beiden Kinder in der deutſchen Sprache, Arithmetik, Geographie und im Zeichnen, wogegen die Tochter mich in ihrer Mutterſprache vervollkommte, indem ſie mir dictirte, mich überſetzen ließ und analyſirte. Die Mutter war indeſſen mit der Küche beſchäftigt, welche, wie ſchon erwähnt, in Frankreich einen Theil des Wohnzimmers ausmacht. Allein dies Geſchäft war gewöhnlich bald abgethan, und dann ſetzte ſie ſich mit ihrer Arbeit zu uns und nahm, lobend oder tadelnd, Theil am Unterricht, je nachdem die Kinder fleißig oder nachläſſig geweſen waren. Mich verſchonte ſie eben ſo wenig, wenn

die Reihe zu lernen an mich kam. Ueberhaupt wurde mir jeder Sprachfehler von der ganzen Familie aufgemutzt, und ich mußte das Wort so lange nachsprechen, bis ich es richtig gefaßt hatte. Kaum waren auf dieſe Weiſe einige Wochen vergangen, als ich ſchon ganz zur Familie gehörte, die alle ihre Leiden und Freuden mit mir theilte und kein Geheimniß vor mir hatte; welches Zutrauen ich denn auch eben ſo herzlich erwiederte.

Gegen drei Uhr ſah die Mutter ſchon oft durch das Fenſter nach ihrem Gatten aus, und dann hieß es: »Kinder! es iſt drei Uhr, der Vater wird bald kommen, der Tiſch muß gedeckt werden.« Dann wurden Bücher und Cahiers ſchnell bei Seite geworfen, und Jeder half beim Tiſchdecken. Ließ Pferdegetrappel ſich vernehmen, ſo liefen Alle zur Pforte mit dem Geſchrei: Papa! Papa! und beneidet wurde von den übrigen, wer den erſten freundlichen Gruß erhaſchte. Dann folgte die frugale, doch kräftige Mahlzeit und der Wein war nicht ſauer. Der Vater erzählte, was ihm begegnet, und wir erzählten, was wir getrieben, und ernteten, je nachdem wir es verdient, Lob oder Tadel ein; der letztere wurde jedoch ſtets auf die liebevollſte Weiſe ausgedrückt.

Nach Tiſche ging es in den kleinen Garten, wo wir ſämmtlich Krieg gegen die Raupen und das Unkraut führten. Nach einer guten Stunde ſetzten ſich die Damen an ihre Handarbeit, ich las ihnen vor, oder zeichnete u. dgl.

Herr Letierce beſuchte indeſſen abermals die Kranken in der Stadt und kam Punkt ſechs Uhr nach Hauſe. War es nicht mehr zu heiß, ſo gingen wir vor das Thor ſpaziren, wo in ſolcher Geſellſchaft die herrlichen Gegenden verdoppelten Reiz gewannen. Auf dieſen Spazirgängen beſuchten wir oft den armen blinden Pougins, deſſen Arzt Letierce war, und der uns jederzeit mit Liebe aufnahm. Oft gingen wir auch durch Dörfer, in welchen manche Einwohner unſerm Hausvater das Leben verdankten, und ſich haſtig herzudrängten, ſobald ſeine Gegenwart ruchbar wurde. Schnell bildeten Alt und Jung einen Kreis um uns, jeder ſchüttelte treuherzig die Hand ſeines Wohlthäters, der ſich nach ihrem Befinden erkundigte, heilſame Vorſchriften gab, mitunter ſcherzte, politiſche Neuigkeiten erzählte, auch daß es mit den Ruſſen (indem er auf mich deutete) ſich ganz gut leben laſſe. Sie wollten aber nie glauben, daß ich ein Ruſſe ſei, denn die in Soiſſons trügen Schnurrbärte und kleine grüne Mützen. Es wurden uns allerlei Erfriſchungen aufgedrungen und beim Weggehen brachten hübſche Bauermädchen uns gewöhnlich noch ſo viele Blumen, daß unſere Zimmer in der Stadt wie Treibhäuſer ausſahen. Dieſe täglichen Spazirgänge ſtellten wir nach verſchiedenen Richtungen an, ſo daß wir ungefähr am ſechſten Tage wieder auf die erſte Stelle kamen. Das hatten ſich die Landleute gemerkt und waren nicht ſelten empfindlich, wenn durch irgend ein Hinderniß wir uns einige Tage verſpätet hatten.

Gegen neun Uhr pflegten wir nach Hauſe zu kommen. Während dem hatte die Großmutter den Tiſch gedeckt und die ſchönſten Spargel kochten ſchon am Kamin. Hungrig ruhten wir im Garten, bis der willkommene Ruf erſcholl: à table, mes enfans! Die Mahlzeit beſtand Abends nur aus Gemüſe. Nach dem Eſſen ſaßen wir noch oft bis eilf Uhr im Garten, und die Damen erlaubten mir, eine Pfeife Tabak zu rauchen (in Frankreich eine große Vergünſtigung), doch unter der Bedingung, daß ich die düngende Aſche jedesmal an der Wurzel eines Baumes ausklopfen mußte.

So glücklich habe ich acht Monate verlebt! Freilich vernachläßigte ich darüber meine Kameraden, die weniger vielleicht mit dem Mangel als mit der Langeweile zu kämpfen hatten. Doch gab es auch ſehr gebildete Leute unter ihnen; zum Beiſpiel den, durch Herz und Geiſt ſehr ausgezeichneten, biedern General Tutſchkoff, meine Freunde Switſchin und Hüne, den braven Baron Hahn, den Oberſten Mengden, den Fürſten Putätin. Jeden Nachmittag beſuchten mich meine lieben Freunde, Doktor Kühne und Haberland, um ſich durch meinen Unterricht mehr Fertigkeit im Ruſſiſchen zu erwerben. Mit dieſen Allen blieb ich ſtets in traulichen Verhältniſſen; ſie nahmen es mir nicht übel, wenn ſie mich bisweilen eine Woche lang nicht ſahen und neckten mich blos gutmüthig.

Leider konnte ja auch die Unterhaltung der Gefangenen nicht anziehend ſein, denn ſie drehte ſich ewig um das Un-

glück der unterbrochenen militäriſchen Laufbahn. »Der und der,« hieß es, »iſt Oberſt oder gar General geworden! ich war ſchon Major, als er nur noch Fähnrich war! Der und der hat einen Orden bekommen; wäre ich nicht gefangen worden, den müßte ich nun auch ſchon haben,« u. ſ. w.

Doch nicht blos um ſolche Litaneien ſeltener zu hören, blieb ich weg, ſondern auch um zu keiner Ausgabe verleitet zu werden, da mein Koſtgeld ohnehin meinen ganzen Gehalt überſtieg und ich lieber trocken Brot gegeſſen hätte, als meinem biedern Wirthe einen Heller ſchuldig geblieben wäre. Der edle Mann begehrte zwar, ſchon beim Anfang des zweiten Monats, ich ſolle ihm nur zahlen, ſo viel ich entbehren könne, und den Reſt bis auf beſſere Zeiten ihm ſchuldig bleiben; aber eben dieſe zarte Schonung machte mich noch pünktlicher.

Unmöglich kann ich alle die Liebe und Güte erzählen, mit welchen ich in dieſer Familie überhäuft wurde. Nur noch ein paar Züge, die allzulebendig vor meinem dankbaren Herzen ſtehen.

Eines Morgens wurde ich ſchon früh um vier Uhr geweckt. Ich ſchlug erſtaunt die Augen auf. Herr Letierce ſtand vor mir, umarmte mich und wünſchte mir Glück zu meinem Geburtstage. Den hatten ſie mir ſchon einige Wochen früher in einem gleichgiltigen Geſpräche abgelockt und nicht vergeſſen. Ich mußte ſogleich herunterkommen, fand alles im Hauſe ſchon angekleidet, und Jeder präſentirte mir,

nach franzöſiſcher Sitte, einen Blumenſtrauß. Da ich ſeit meinem ſiebenten Jahre nicht das Glück genoſſen, im Hauſe meiner Eltern zu leben, ſo war eine ſolche Aufmerkſamkeit mir fremd, obgleich ich wohl bisweilen zur Ueberraſchung anderer mein Scherflein beigetragen habe. Thränen waren mein erſter ſtummer Dank. Alle ſchwiegen gerührt. Der Tiſch zum Frühſtück war gedeckt; in der Mitte prangte eine große Torte mit meinem Namenszuge, mit Blumen überſchüttet.

Als Letierce ſah, daß ich noch immer nicht reden konnte, hub er freundlich an: »Lieber Kotzebue, es freut mich, daß die Ueberraſchung uns gelungen. Keinen Dank weiter. In einer andern Lage würden Sie dasſelbe für uns thun. Jetzt kein Wort mehr davon. Die Uhr iſt halb fünf, es wird ein ſchöner Tag werden, und wir müſſen ihn ganz genießen. Darum habe ich ſchon geſtern beim Kommandanten die Erlaubniß ausgewirkt, daß Sie heute mit uns nach Compiegne fahren dürfen. Der Wagen ſteht ſchon vor der Thür, allons, Kinder, nehmt eure Hüte.«

Alles lief nun froh durch einander. Meine Torte wurde mit in den Speiſekorb gepackt; es hatte noch nicht fünf geſchlagen, als wir ſchon zum Thore hinaus waren, und tauſendſtimmiger Vogelgeſang in dem ſchönen bois de Plexe uns begrüßte. — O glücklicher Tag! ſeitdem ich dich erlebt, iſt mein Geburtstag mir unvergeßlich!

Wir ſaßen Alle auf einem langen Wagen mit drei Bänken, auf der erſten Letierce und ich (wir kutſchten

wechſelsweiſe), auf der zweiten Mutter und Tochter, auf der dritten der Sohn mit einem ſeiner Schulfreunde. Das herrlichſte Wetter begünſtigte uns. Es wurde geſungen, gelacht, geſcherzt und auf halbem Wege gefrühſtückt. Die ſchöne Chauſſee führte uns durch die reizendſten Gegenden längs der Aisne, neun Lieues bis nach Compiegne, wo wir ſchon um zehn Uhr anlangten. Im Wirthshauſe zur goldenen Kugel, nahe am Schloſſe, beſtellten wir uns ein Mittagseſſen und eilten nun, Stadt, Schloß und Garten zu beſehen.

Die Stadt iſt niedlich und wird vom Aisneſluß getheilt, an dem ſehr ſchöne Spazirgänge hinlaufen. Buonaparte kam ſelten dahin, trotz der herrlichen Jagdreviere, weil es doch etwas zu weit von Paris liegt; die Kaiſerin hingegen brachte jährlich einige Monate in Compiegne zu. Das Schloß iſt prächtig, der ſchöne Garten verliert ſich in einen Wald. Ein mit Sand beſtreuter, mit eiſernen Gittern zu beiden Seiten eingehegter und mit Akazien bedeckter Gang, iſt eine halbe Meile lang, damit die Kaiſerin ſtets im Schatten und auf trockenem Boden reiten oder fahren kann. Dieſen ſchnurgeraden, überwölbten Gang bis zu einem lichten Punkte in's Unendliche hinab zu ſchauen, gewährt einen einzigen Anblick. Auch in der Mitte des Gartens genießt man einer herrlichen Ausſicht auf eine unabſehbare grüne Ebene mit einem Waſſerſpiegel; ſie ſtößt an einen Wald bekränzten Berg, ein breiter Durchhau vergönnt dem Auge bis in's Unendliche zu ſchweifen. Ein ko-

loſſales Kreuz von Mamor ſcheint an den Himmel zu reichen. Wendet man auf demſelben Platze ſich um, ſo ſtellt die Façade des Schloſſes, zu welcher eine Menge mit Statuen und Orangenbäumen verzierte Terraſſen führen, einen prächtigen Anblick dar. Ich entwarf eine Zeichnung davon, die ich, zum Andenken dieſes frohen Tages, dem wackern Letierce ſchenkte. Für ein Trinkgeld ſahen wir auch das Innere eines Pavillons der Kaiſerin, den ein Arbeitstiſch für Damen zierte. Die Trinkgelder ſind eigentlich ſtreng verboten, aber —! mit Hilfe derſelben ſprangen alle Thüren des Schloſſes auf, wo ſchöne Gemälde und geſchmackvolle Möbeln uns ergetzten. Ueber vielen kleinen Thüren laſen wir links und rechts: Duc de Vicence, Duc de Neufchatel u. ſ. w. Es waren kleine Behältniſſe, welche dieſe Dues bei Anweſenheit des Hofes zu bewohnen die Ehre hatten.

Erquickt durch ein fröhliches Mittagsmahl in der boule d'or, traten wir um vier Uhr unſern Rückweg an, legten denſelben zur Hälfte ſehr munter zurück, entſchlummerten dann nach und nach ſämmtlich, und erwachten nicht eher, als bis das dumpfe Geraſſel im Thore von Soiſſons uns erweckte. Die gute Großmama wartete ſchon mit dem Abendeſſen, und dann gingen wir Alle ſehr vergnügt zur Ruhe. Mit unauslöſchlichen Zügen hat die an dieſem Tage mir bewieſene Liebe ſich in mein Herz gegraben!

Dreizehntes Kapitel.

Fortsetzung. Fahrt nach Paris.

Napoleon's Geburtstag, der 15. August, sollte in Paris mit vielem Pomp gefeiert werden. Herr Letierce empfing eine Einladung von seinem Schwager, Herrn Bertholle in Paris, der ihm sein Haus anbot. Ohne mir ein Wort zu sagen, wollte Herr Letierce abermals beim Kommandanten mir die Erlaubniß auswirken, mit nach Paris zu fahren, erhielt zwar diese nicht, aber doch die Versicherung, daß er es beim Appell nicht so genau nehmen wolle, wenn ich nur nicht länger als fünf Tage wegbliebe. Länger konnte auch Letierce sich nicht entfernen, und also verdankte ich ihm auch dieses Vergnügen. Wir fuhren mit der Diligence, ich unter dem Namen Dülon, Kaufmann aus Mainz, damit meine fremde Aussprache Niemanden auffallen möchte.

Einer unserer Reisegefährten schimpfte gewaltig auf die Russen, und tadelte Buonaparte's Großmuth, daß er ihnen einen Waffenstillstand zugestanden, weil nun die Franzosen wieder in einer schlechten Jahreszeit in Petersburg einrücken müßten. Herr Letierce stellte sich, als stimme er bei, erwähnte aber doch, daß die Einwohner von Soissons mit dem Betragen der russischen Kriegsgefangenen sehr zufrieden wären.

Ueber Villers-Cotterets und Nanteuil kamen wir am 14. August Abends acht Uhr nach Paris, und begaben uns sogleich zu Monsieur Bertholle nach der Rue notre dame des champs. Alt und Jung empfing die lang entbehrten Verwandten hastig und fröhlich. Ich wurde als ein Hausfreund vorgestellt und auch so empfangen. Bertholle, ein schon bejahrter, allein sehr froher Mann, besitzt eine eben so muntere Gattin, zwei schöne Töchter und einen Sohn, ist reich, hat ein schönes, prächtig möblirtes Haus, einen herrlichen Garten, läßt sich nichts abgehen, hat aber aus Grundsätzen wenig Umgang. Mein wahrer Name wurde der liebenswürdigen Familie bekannt gemacht, doch mußte jeder mich Monsieur Dülon nennen.

Am andern Morgen wanderten wir sämmtlich nach den Tuilerien, wo eine ungeheure Menge Volks versammelt war. Es hieß, die Kaiserin würde zur Messe nach notre dame fahren. Alles drängte sich zum Schloßhof, um sie zu sehen, und wo möglich in ihren Augen zu lesen, was bei der Armee vorginge, denn die Zeitungen schwiegen, und einige behaupteten sogar, die Russen hätten den Waffenstillstand gebrochen. Sie erschien endlich, doch traurig und niedergeschlagen, und beantwortete das Freudengeschrei nur mit geringem Kopfnicken. Das machte einen schlimmen Eindruck auf das Volk; man argwöhnte, es müsse nicht zum Besten stehen. Alles drängte sich nach dem Garten, und vergaß die betrübte Kaiserin über den kleinen König von

Rom, der in einem Wagen mit zwei Ziegen bespannt auf der Terrasse spaziren fuhr und dem Volke Kußhändchen zuwarf. Sein kleiner Adjutant lief in Husarenuniform hinterdrein. Der König ist ein schöner, blondgelockter Junge mit einem Paar großen blauen Augen.

Schnell wurde jedoch das bewegliche Volk von ihm hinweggelockt, denn auf den champs élysées erhob sich ein Luftballon, in dem wir zu unserem Erstaunen ein kleines Kind schön wie ein Engel erblickten, das aber entsetzlich schrie, denn obgleich der Ballon am Stricke geführt wurde, so schaukelte doch der starke Wind ihn sehr unsanft hin und her. Der Vater des Kindes zog ihn oft zur Erde und tröstete den armen Kleinen, sobald aber der Ball wieder etwas stieg, hub auch das Geschrei wieder an, denn eben weil er am Strick gehalten wurde, warf der Sturm ihn gräßlich hin und her. Das Kind konnte zwar nicht herausfallen, aber es stand Todesangst aus, und das Volk schrie: »herunter mit dem Kinde! Der unnatürliche Vater mag selbst hineinsteigen!" Das geschah aber nicht, und eine starke Wache verhinderte das Volk, seinen Spruch geltend zu machen.

Der Mann wollte eigentlich den Ballon am Stricke bis zu dem Balkon der Kaiserin führen, wo das Kind ihr ein Gedicht überreichen sollte. Um das zu bewerkstelligen, mußte er über den Revolutionsplatz und so weiter in die Tuilerien. Da bekam nun der Wind immer mehr Spielraum,

und es war schrecklich, wie er mit dem Ball wirthschaftete. Das arme, fast ohnmächtige Kind streckte seine kleinen Händchen nach den Zuschauern aus, seine Stimme konnte man nicht mehr hören. Ich war so erbittert, daß ich den Vater hätte erdrosseln mögen. Viele Andere theilten dies Gefühl, manche lachten aber auch. Der elende Mensch wurde für seine grausame Spekulation bestraft, denn nachdem er in den Tuilerien lange vergebens gewartet, erschien ein Hofbedienter und meldete: die Kaiserin sei schleunigst nach St. Cloud abgereist. Da stand er und murrte; das Volk aber noch mehr, denn, hieß es: qui présidera donc à la joute? (wer wird denn beim Wettkampf den Vorsitz führen?) Das, meinte man, sei das erste Mal, daß sie ausbliebe; man nannte es eine Zurücksetzung des Volkes, die Politiker aber muthmaßten eine verlorne Schlacht.

Die Ufer der Seine waren mit Menschen besät, an dem einen Ufer Zelte aufgeschlagen, worunter ein prächtiges für die Kaiserin. Für manchen harten Thaler und gegen Empfang manches Rippenstoßes hatten wir Plätze diesem Zelte gerade gegenüber erobert. Nach einer guten Stunde, die wir an dem heißen Tage verschwitzten, langten endlich mehrere Wagen mit sechs Pferden an, das Volk schrie: Vive l'imperatrice! allein sie war nicht dabei. Hingegen spien die Wagen viele galante Damen und Herren mit Ordensbändern aus. Ein Trompetenstoß! es erschienen links und rechts mehrere Böte, die Matrosen der einen Partei roth,

die der andern blau gekleidet. An der Spitze jeden Bootes ſtand Einer in weißer Jacke mit einer Binde von der Farbe ſeiner Partei und einer langen Stange, die am Ende mit einem großen Knopf, ich glaube von Leder, verſehen war. Wenn nun die Böte einander nahe genug waren, ſo mußte jeder, bei Trompetenſchall, ſeinen Gegner mit dem Knopfe zu faſſen und über Bord zu werfen ſuchen. Wem das gelang, der war Sieger und wurde applaudirt, der im Waſſer zappelnde hingegen ausgelacht.

Das war nun das ganze berühmte Spiel, bei welchem auch ſogar das Intereſſe wegfiel, welches allenfalls eine wechſelſeitige Geſchicklichkeit und Anſtrengung hätte einflößen können, denn die rothen Gegner mußten immer fallen, weil man darunter die Engländer verſtand. Darum ſchrien ſie auch beſtändig: l'Anglois est tombé!

Weit unterhaltender war für mich unſer fröhliches Mahl in zahlreicher Geſellſchaft, im Garten unter ſchattichten Bäumen. Abends gingen wir, die Illumination zu beſchauen, die ſich auf dem pont royal und in den champs élysées beſonders ſchön ausnahm, doch mit denen in Petersburg nicht zu vergleichen.

Während meines diesmaligen Aufenthaltes in Paris beſuchte ich das berühmte Hôtel des invalides, wo mir Alles ſehr wohl gefallen hat, die ruſſiſchen Fahnen ausgenommen, welche Buonaparte 1807 in Warſchau verfertigen

ließ, um ſie als Trophäen nach Paris zu ſchicken. Auf dem Hofe (eine Art von Garten, in dem die Invaliden luſtwandeln) ſah ich Einen, der beide Füße und beide Arme verloren hatte, deſſen Rumpf in einem kleinen Wagen lag, der von ſeiner Frau gezogen wurde. Dieſe hatte den Strick an ihren Arm befeſtigt, trug ein Strickzeug in der Hand, und ſchritt ſehr gleichgiltig einher, ohne ſich darum zu bekümmern, ob der Wagen gemächlich oder ungemächlich rolle, und ohne die mitleidigen Aeußerungen der Vorübergehenden zu achten.

Nachdem wir fünf Tage, theils verſchwärmt, theils in ſtillen häuslichen Freuden verlebt hatten, ſchieden wir mit ſchweren Herzen. Der wackere Herr Bertholle machte es mir ſehr freundſchaftlich zur Pflicht, jedesmal bei ihm einzukehren, wenn ich nach Paris käme.

In unſerm kleinen Soiſſons ging nun Alles wieder ſeinen ſtillen Gang, wie zuvor, und mein Herz kettete ſich immer feſter an dieſe vortreffliche Familie. Der Waffenſtillſtand und das Gerücht eines baldigen Friedens erfüllten jetzt die Herzen meiner Unglücksgefährten mit frohen Hoffnungen; als aber der Krieg wieder ausbrach, ſank allen der Muth und viele waren der Verzweiflung nahe. Fünf derſelben, unter welchen mein Freund Hüne, machten den Entwurf zu entfliehen, und führten ihn auch aus. Als Bauern verkleidet verließen ſie einzeln die Stadt und nahmen den Weg über Lille nach Dünkirchen, um die Küſte

von Flandern zu erreichen, wo ſie ein Boot zu finden und nach England überzuſchiffen hofften. Am Tage ſchliefen ſie, bei Nacht marſchirten ſie. Beides war ſehr ſchwierig, weil Flandern ein flaches Land iſt, wo man kaum ein Gebüſch findet, um ſich zu verbergen, und weil ſie die Wege nicht wußten. Folglich mußten ſie immer fragen, das erregte Aufſehen. Doch kamen ſie glücklich bis hinter Lille, hatten alſo drei Viertel des Weges, mit Hunger und Durſt kämpfend, wirklich zurückgelegt, als ſie plötzlich in einer Nacht auf Gensd'armen ſtießen, von welchen ſie arretirt wurden. Man ſchleppte ſie aus einem Kerker in den andern bis nach Soiſſons zurück, aber auch da warf man ſie in's Gefängniß, und nur auf unſer aller Fürbitte ſperrte man ſie wenigſtens nicht zu den gemeinen Verbrechern. Ich war Einer von den wenigen, welche Erlaubniß erhielten, ſie zu beſuchen. Welch ein ſchrecklicher Anblick! Kaum erkannte ich ſie in den Bauerkleidern mit wild verwachſenen Haaren. Wir erleichterten ihr Schickſal ſo viel wir konnten; die Franzoſen hatten kein Erbarmen. Nur Herr Letierce ſchickte durch mich manchen Braten, manche Flaſche Branntwein. Endlich kam der Befehl, ſie nach Chateau Bouillon zu transportiren, wo ſie, bis zum Einrücken der Alliirten in Frankreich, im größten Elende ſchmachteten, nachher aber doch, bei einem Transporte, glücklich zur ruſſiſchen Armee entwiſchten.

Daß auch wir übrigen ſeit dieſem Verſuch weit ſtrenger behandelt wurden, war natürlich. Statt daß der Kom-

mandant sonst nur wöchentlich einmal den Appell veranstaltete, so geschah es nun täglich zweimal, und vergebens schmeichelten wir uns eine Zeit lang mit der Hoffnung, gegen die mit dem General St. Cyr gefangenen Franzosen ausgewechselt zu werden. Es kam vielmehr, am Ende des Monats November, der Befehl, unser Depot nach Dreux, zwanzig Meilen hinter Paris, zu verlegen. Viele freuten sich, mir war es ein Donnerschlag.

Obgleich die Franzosen die Schlacht bei Leipzig sehr verheimlichten, oder als einen Sieg ausposaunten, so deuteten doch alle Anstalten in den Departements, und selbst Buonaparte's plötzliche Ankunft in Paris, darauf hin, daß alle Tedeum's in den Wind gesungen wurden. Bei solchen Gelegenheiten äußert sich die Volksmeinung am unverhohlensten, und ich habe schwerlich so viele Haare auf dem Kopfe, als jetzt Schmähungen an Einem Tage gegen Napoleon ausgestoßen wurden. Doch hätte ich keinem Fremden rathen wollen, mit einzustimmen. Das ist löblich. Kein Kaufmann, kein Bürger, kein Landmann war für ihn gestimmt; also gewiß drei Viertheile der Nation. Nur ein alter Doktor Dieu lebte in Soissons, vor Zeiten ein eifriger Royalist, dann ein Jakobiner, jetzt ein wüthender Anhänger Napoleon's. Er soll ein guter Arzt sein, aber die Einwohner mochten nicht gern mit ihm zu thun haben.

Mit dem Tage unserer Abreise erlosch mein Glück in Frankreich. Wie wäre ich fähig, den Abschied zu schildern!

Schon mehrere Tage zuvor ſtockten alle unſere kleinen Beſchäftigungen und Freuden. Der letzte Abend am Kamin preßte unſere Herzen gewaltſam. Eine ſchauerliche Stille, nur von Seufzern unterbrochen oder von dem Novemberſturm, der draußen heulte. Die Stunde ſchlug — ich hatte nur Thränen — ich habe auch jetzt nur Thränen!

Der General Tutſchkoff, Herr von Hahn und ich hatten drei Plätze in der Diligence gemiethet, um über Paris nach Dreux zu gehen, obgleich die übrigen Gefangenen über St. Denis, Paris vorbei geführt wurden. Meine Gefährten hatten die Güte, mich um fünf Uhr Morgens abzuholen. Herr Letierce war ſchon bei mir. Er hatte mir ſelbſt in aller Stille Kaffee gekocht. Die Damen ſchliefen noch. Er begleitete mich bis zum Wagen. Als er die Hausthür verſchloß, war es mir, als ob der Himmel mir auf ewig verſchloſſen würde! —

Vierzehntes Kapitel.

Abreiſe nach Dreux. Gefangenſchaft in St. Male. Befreiung.

Raſch und dumpf rollte der Wagen durch das Thor. Ich ſah mich noch oft nach dem geliebten Städtchen um, bis es aus unſern Augen verſchwand. Alle die Plätze, die wir auf unſern Spazirgängen beſucht hatten, und an welchen ich jetzt ſcheidend vorüberfuhr, erweckten in mir die wehmüthigſten Erinnerungen. Um dieſen ungeſtört nachzuhängen, that ich den ganzen Weg über, als ob ich ſchlief.

In Paris war Herr Bertholle ſo gütig, nicht allein mich, ſondern auch den General Tutſchkoff gaſtfreundlich bei ſich aufzunehmen, welches uns den Vortheil brachte, zwei Tage in Paris bleiben zu dürfen; meinem General um ſo erwünſchter, da er die große Babel noch nicht geſehen hatte.

Der flüchtige Napoleon war angekommen und wurde täglich durch Spottſchriften begrüßt, die, trotz aller Wachen, ſogar an die Wände der Tuilerien geklebt wurden. Eben damals jagte er das Corps legislatif aus einander, wodurch er die Zahl ſeiner Sklaven, aber nicht die ſeiner Freunde vermehrte.

Von Paris fuhren wir nach Verſailles, beſahen auch groß und klein Trianon. Letzteres war für den König von Rom eingerichtet; alle Möbeln ſtellten römiſche Ruinen dar. In dem ſchönen, aber ziemlich verödeten Verſailles wohnten wir in einem Wirthshauſe, welches vormals der Geliebten Ludwig des Vierzehnten, der Duchesse de la Vallière, zugehört hatte. Der Wirth war mit Leib und Seele Royaliſt.

Die ſeltſame Diligence nach Dreux läuft nur auf zwei Rädern, wird nur von drei Pferden gezogen und doch ſitzen acht Perſonen darin. Glücklicherweiſe hatten wir nur fünfzehn Lieues zurückzulegen, erreichten Dreux alſo noch an demſelben Tage. Unſere Kameraden waren ſchon Tages zuvor angelangt und ſchienen mit dieſem Aufenthalt zufriedener, als mit dem in Soiſſons, obgleich die Stadt kleiner und häßlicher iſt. In der That bewieſen die Einwohner ſich menſchenfreundlicher, und mehrere Gefangene wurden unentgeltlich logirt und geſpeiſt. Bei dem sous-préfet und in mehrern guten Häuſern wurden wir freundſchaftlich aufgenommen, nur unſern guten Kommandanten von Soiſſons, den Kapitän Claſſy, vermißten wir ſchmerzlich: denn hier quälte uns Monſieur Otton, ein einäugiger parvenu, deſſen Freundſchaft nur durch Schnaps auf einige Stunden gewonnen werden konnte. Zum Glück ſtand er unter dem Präfekten, konnte alſo nur in Kleinigkeiten uns ſchikaniren.

So erlebten wir ziemlich ruhig in Dreux das neue Jahr 1814, und nun verbreitete sich die Nachricht, die Alliirten seien über den Rhein gegangen und marschirten gegen Paris. Letierce meldete mir, daß Soissons in aller Eile befestigt werde, daß der Feind nicht weit mehr entfernt und er in der peinlichsten Lage sei; zugleich bat er um einen Schutzbrief vom General Tutschkoff, im Fall die Russen die Stadt stürmen sollten. Dieselbe Bitte ließen mehrere, dem General bekannte Einwohner von Soissons an ihn gelangen, und er gewährte sie mit Freuden. Aber wie sollten diese Papiere, ohne Gefahr erbrochen zu werden, an den Ort ihrer Bestimmung gelangen? Wurde die Sache entdeckt, so konnte sie sowohl für den General als für jene Einwohner schlimme Folgen haben. Ich hatte eine schlaflose Nacht, und so oft ich das Auge schloß, sah ich meine Wohlthäter plündern und beschimpfen. Mit dem frühsten Morgen eilte ich wieder zum General, und, da er durchaus der Post seine Briefe nicht anvertrauen wollte, so beschloß ich rasch, bei dieser Gelegenheit meine Dankbarkeit zu beweisen und selbst, mit Gefahr meiner Freiheit, dem edlen Letierce den Schutzbrief zu überbringen. Ich habe es schwer büßen müssen, aber ich habe es doch nie bereut, und selbst im Kerker büßend fühlte ich mich sehr glücklich, als ich erfuhr, daß meinen Wohlthätern durch jenen Brief Ehre und Vermögen gerettet worden, während die ganze Stadt geplündert wurde. Mein Leben wäre um diesen Preis mir feil gewesen.

Ich nahm die Diligence, besuchte in Paris einen Augenblick Herrn Berthollet, und überraschte die ganze Letierce'sche Familie Abends neun Uhr bei Tische. Die Freude war grenzenlos, aber auch die Sorge um mich. Sie verwünschten alle Schutzbriefe, meine Gefahr machte sie die ihrige vergessen. Ich suchte sie durch die Vorstellung zu beruhigen, daß der General in Dreux für mich haften wolle, und daß man nur wöchentlich einmal dort zum Appell berufen werde, mir folglich sechs Tage Zeit übrig blieben.

O wie glücklich war ich nun wieder im Kreise dieser herzlichen Menschen! mit welchen Gefühlen betrat ich mein Zimmer wieder, in welchem noch jeder Stuhl auf der alten Stelle stand! ja, es muß heraus — warum sollte ich mich dessen schämen? — ich habe mich königlich gefreut, als ich meinen alten Stiefelknecht wieder sah! — Niemand wußte, daß ich fünf glückliche Tage in Soissons zubrachte; denn ich versteckte mich, wenn Jemand in's Haus kam. Indessen zog sich aber in Dreux ein Ungewitter zusammen.

Das angenehme Verhältniß, in welchem die Gefangenen dort mit den französischen Behörden standen, wurde durch einen unglücklichen Vorfall zerstört, der auch die Hauptursache meiner nachmaligen Leiden wurde. Die Gefangenen sollten nämlich Abends neun Uhr in ihren Quartieren sein; diejenigen aber, die etwa solche Häuser besuchten, wo sie so früh sich nicht entfernen konnten, soll-

ten Billets erhalten, bei deren Vorzeigung die Patrouille angewiesen war, sie zu jeder Stunde passiren zu lassen. Indessen hatte man die Austheilung solcher Billets von einem Tage zum andern verschoben, weil man nicht Allen geben und doch auch keinen beleidigen wollte. Nun begab es sich, daß der General Tutschkoff, am Abend nach meiner Abreise, vom Präfekten nach Hause sich begebend, von der Bürgerwache arretirt wurde, obgleich man recht gut wußte, wer er war. Er verlangte zurück zum Präfekten geführt zu werden, es geschah und in fünf Minuten war er wieder frei. Am andern Morgen übersendet ihm der Präfekt ein Billet. Der General hatte erwartet, daß er ihn selbst besuchen werde. Ohnehin schon aufgebracht, schickt er das Billet zerrissen zurück mit dem Bescheid: »Napoleon hat mir auf dem Schlachtfelde meinen Degen zurückgegeben, ich bin also eigentlich kein Gefangener und könnte mir meinen Aufenthalt in Frankreich nach Belieben wählen; ich that es nicht, um mein Schicksal nicht von dem meiner Unglücksgefährten zu trennen. Darum unterwarf ich mich freiwillig dieser Art von Gefangenschaft, durfte aber um so eher hoffen, daß der Herr Präfekt, sowohl in Rücksicht auf meinen Stand, als auf meine unbescholtene Aufführung, mir mehr Achtung beweisen würde.«

Es erfolgte keine Antwort. Der gereizte Präfekt ließ den Schikanen des Kommandanten freien Lauf, und Eine derselben war — ein täglich dreimal wiederholter Appell.

Natürlich wurde ich nun ſogleich vermißt, und, obgleich der General und Herr v. Hahn mit ihrer eigenen Freiheit ſich dafür verbürgten, daß ich am fünften Tage zurück ſein würde, ſo wurde dennoch meine Entweichung nach Paris rapportirt.

Indeſſen hatte ich mich den Armen meiner Wohlthäter zum zweiten Mal mit tiefem Schmerz entwunden; auf der Diligence begegnete mir noch das Unglück, von einem edlen Nachbar beſtohlen zu werden, und ſo kam ich ſchon mißmuthig nach Dreux. Kaum hatte ich erfahren, was vorgegangen, als ich ſogleich zum Kommandanten eilte, um ihm zu beweiſen, daß ich kein Deſerteur ſei. Er ſpielte den Mitleidigen, ließ mich aber auf der Stelle, von einem Gensd'armen begleitet, zurück nach Verſailles zu dem General Ulemburg führen. Kaum hatten meine Kameraden ſo viel Zeit, mir einige Unterſtützung zuzuſtecken.

Der General Ulemburg empfing mich ſehr artig, begriff wohl, daß ich kein Deſerteur ſei, hatte aber auch ſchon nach Paris an den Miniſter rapportirt, und die Antwort ſollte ich im Gefängniß abwarten, und zwar in demſelben, wohin man Diebe und Mörder ſperrte. Ich proteſtirte feierlichſt dagegen, aber Alles, was ich erlangen konnte, war eine ſchriftliche Empfehlung des Generals an den Gefangenwärter. Dieſem vortrefflichen Manne (er hieß Biſet) verdanke ich es vielleicht, daß mich die Verzweiflung nicht ergriff. Er überließ mir einen Winkel ſeines

eigenen Zimmers, ließ mich zwar theuer bezahlen (denn ohne Eigennutz iſt ſelten ein Franzoſe), behandelte mich aber mit vieler Schonung und verſtattete mir manche Freiheit. Den meiſten Dank bin ich ihm ſchuldig für einen Brief nach Soiſſons, den er richtig beſtellt hat.

Acht ſchwere Tage verfloſſen. Es ſchien, als hätte man mich ganz vergeſſen. Eines Morgens begehrte ein Mann, mit mir allein zu ſprechen. Es war der Bruder des ruſſiſchen Oberſten Radulphe de Goumé, mit dem ich in Einem Corps diente und von dem ich ihm die beſte Auskunft geben konnte. Dieſer brave Mann hat mich nicht nur unterſtützt, ſondern auch oft durch ſeine angenehme Unterhaltung meinen Kummer verſcheucht. Er ſelbſt ging oft zum General, um meine Beſtimmung zu erfahren.

Endlich kam der Befehl, mich nach der Feſtung St. Malo zu transportiren. Ich durfte bei Radulphe noch ein Frühſtück einnehmen, machte Bekanntſchaft mit ſeiner liebenswürdigen Familie und erhielt von ſeiner Güte noch ein Empfehlungsſchreiben nach St. Malo an eine Frau von St. Maur, welches mir in der Folge ſehr zu Statten kam. So trat ich meinen Weg etappenweis an. Ich mußte durch Dreux, hatte alſo das ſchmerzliche Vergnügen, alle meine Gefährten noch einmal zu ſprechen. Es hieß, auch ſie würden bald aufbrechen müſſen, da die Gegenden um Paris jetzt das Kriegstheater zu werden ſchienen.

Ich fuhr über Alençon, Mayenne, Fugeres und wurde überall wie ein fremdes Thier begafft. Am fünfzehnten Februar kam ich nach St. Malo. Der Kommandant war unglücklicherweise in St. Sgavant, eine halbe Meile davon, und ich wurde von Pontius zu Pilatus geschleppt, Niemand wußte, was man mit mir anfangen solle. Endlich wurde ich in den elendesten Kerker geworfen, und diese Unbarmherzigkeit verdankte ich größtentheils dem Sergeanten von der Gensd'armerie. Dieser Mensch hatte sich unterstanden, von meinem Kaiser unanständig zu sprechen; ich hatte mir das Anfangs blos verbeten, konnte mich aber am Ende auch nicht mäßigen, und nannte ihn einen dummen, impertinenten Franzosen, über den ich klagen würde. Weil nun der Kommandant nicht zugegen war, überließ man mich der Willkür dieses rohen Menschen, der mich in einen Kerker mitten unter die schmutzigsten Verbrecher warf, wo ich mir ein Plätzchen auf der Diele suchen mußte. Ich weinte. Einige der Spitzbuben lachten mich aus, andere schlugen mir eine Partie Mariage vor und versicherten, es lebe sich hier ganz gut, die Gefangenwärterin sei eine gefällige Frau und kreditirte sogar bisweilen ein Glas Branntwein.

In dieser schrecklichen Lage fiel mir der Brief an Frau v. St. Maur ein. Die Gefangenwärterin weigerte sich lange, ihn zu bestellen; meine Bitten, meine Thränen und vorzüglich ein gutes Trinkgeld rührten sie doch endlich.

Der Himmel ging mir auf, als bald nachher dieſe edle Dame ſelbſt hereintrat, um einem in verpeſteter Luft unter den niedrigſten Verbrechern ſchmachtenden Fremdling Troſt zu bringen. Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß ſie eine ci-devant war. Dieſer Engel weinte mit mir, verſprach, ſelbſt zum Kommandanten zu gehen, ihm meine ſchreckliche Lage zu ſchildern, indeſſen aber für meine Bequemlichkeit zu ſorgen.

Sie verſchwand. Ihr Erſcheinen hatte mich etwas beruhigt, ich verſuchte zu ſchlummern — aber welch ein Erwachen! Die Spitzbuben ſchnarchten um mich her. Ich ſaß bei einer trüben Lampe auf einem kleinen Bündel Stroh, mich floh der Schlaf. Um Mitternacht fing der Hofhund fürchterlich an zu bellen, die ſchweren Thüren raſſelten in ihren Angeln, eine Wache trat herein. Ein Gedanke flog mir durch den Kopf: ſie wollen dich ganz im Stillen erſchießen. Faſt ſchien der Tod mir gleichgiltig. Es war die Patrouille, die bei einer Blendlaterne die Gefangenen überzählte. Mich fuhr der Unteroffizier hart an, warum ich nicht ſchliefe? ich glaube, er hätte ſich an mir vergriffen, wenn nicht der Kerkermeiſter mit den Worten dazwiſchen getreten wäre: c'est un officier Russe. Man zählte nun bis dreiundvierzig — und der Ruſſe da, ſagte der Unteroffizier, iſt der vierundvierzigſte. — Ich kann nicht beſchreiben, wie ſchmerzlich dies einfache Wort mich ergriff. Dieſer Schimpf, zu einer ſolchen Rotte gezählt zu

werden! Als die Wache fort war, brach ich in lautes Schluchzen aus, und mußte von manchem Verbrecher, den ich dadurch im Schlafe ſtörte, mich anſchnarchen laſſen: veux-tu bien te taire, coquin de Russe! — Ein paarmal gelang es mir zu entſchlummern, aber dann weckten mich ſchnell die ſchrecklichſten Träume wieder. Bald kämpfte ich mit einem reißenden Thiere, bald ſtürzte ich von einem hohen Dache herunter. Doch war der Morgen noch unerträglicher, denn ich mußte die niedrigen Späßchen der Gefangenen hören.

Um neun Uhr kam ein Gensd'arme und holte mich zum Kommandanten. Gott! welche große Wohlthat ſchien mir der erſte Athemzug in friſcher Luft! Einige, die mir auf der Straße begegneten, ſchienen mich zu bedauern, Andere warfen einen Coquin de Russe! hinter mir her. Der Kommandant machte zwar eine kleine Entſchuldigung wegen des böſen Nachtquartiers, benahm ſich aber im Ganzen ſehr hochmüthig. Einige ſeiner politiſchen Fragen glaubte ich nicht beantworten zu müſſen. Darauf ſagte er mir ganz trocken, er habe bereits Befehl gegeben, ein Zimmer im Schloſſe für mich einzuräumen, bis dahin müſſe ich im Kerker vorlieb nehmen. Ich bat ihn um Alles in der Welt, mich nur nicht unter die Verbrecher zurück zu ſenden; gern wolle ich, auf das ſtrengſte bewacht, mit dem elendeſten Winkel mich behelfen. Das nannte der herzloſe Menſch Prätenſionen, die einem Staatsgefangenen nicht geziemten.

Ich ſchwieg und ging. Doch gleich nach mir war Frau v. St. Maur beim Kommandanten geweſen, und ſchon um eilf Uhr führte mich der Platzadjutant in das Schloß. Es liegt nahe an der Stadt, iſt mit einem Graben und hohen Mauern umgeben und der ganze inwendige Raum beſteht aus zwei kleinen dunkeln Höfen. Auf dem zweiten waren Wohnungen längs der Mauer für die Staatsgefangenen gebaut. Die meinige war ein kleines Haus, deſſen Möbeln ein Tiſch, ein Stuhl und eine Bettſtelle mit Stroh. Vor der Thür ſtand eine Schildwache, die alle Stunden gewechſelt wurde. Jede Gemeinſchaft, jede Korreſpondenz war mir verboten, allein für Geld bekam ich Papier, Dinte und Bücher.

Niemand durfte mich beſuchen, außer dem Kommandanten und den beiden Platzadjutanten, deren Einer beſondern Theil an meinem Schickſal zu nehmen ſchien. Leider erfuhr das der Kommandant, und nun ſah ich ihn nicht wieder.

Suppe und ein Stück Fleiſch wurden für mein Geld mir täglich durch die Thür gereicht. Mit meinen Schildwachen gerieth ich bald in Händel, weil ſie ſich herausnahmen, zu mir in's Zimmer zu kommen, welches mir doppelt beſchwerlich fiel, theils wegen des ſchlechten Tabaks, den ſie ſchmauchten, theils weil ich alsdann mit gar nichts mich beſchäftigen konnte. Ich verbat mir alſo ihre Gegenwart, und ſie rächten ſich dadurch, daß in der Nacht

jeder Ablöſende mich anrief und ich folglich in jeder Stunde antworten mußte. Dennoch zog ich dieſe nächtliche Unbequemlichkeit der häßlichen Störung am Tage vor; ich verſcheuchte die Langeweile durch Leſen und Beſchäftigung; nur wenn ich an Soiſſons dachte und an die Ungewißheit, wie lange dieſe ſchreckliche Lage noch dauern könne, ach! dann vermochte nichts meinen Kummer zu zerſtreuen!

Ich wußte, daß noch mehrere Unglückliche gleich mir und in meiner Nähe im Kerker ſchmachteten, allein ich hatte ſie nie geſehen. So verſtrich ein Monat, als plötzlich in einer Nacht meine Thür ſich öffnete, der Platzadjutant mit Wache hereintrat und mir gebieteriſch aufzuſtehen befahl. Es klang fürwahr, als wolle man mich ſogleich in den Schloßgraben führen und erſchießen; es geſchah aber nur, um meine Papiere zu verſiegeln und mir alle Schreibmaterialien wegzunehmen. Ich blieb ruhig, denn ich wußte, daß unter meinen Papieren ſich nichts Verdächtiges befand. Ein Plan von Soiſſons, den ich einſt in müßigen Stunden gezeichnet, war glücklicherweiſe nicht darunter, da ein Kamerad ihn von mir geliehen und zurückzugeben vergeſſen hatte; das würde ſonſt mir böſe Händel zugezogen haben.

Nachdem der Adjutant alle Winkel durchſucht hatte, protokollirte er förmlich, daß ich der leibliche Sohn des ruſſiſchen Etatsraths Kotzebue ſei, und that die ſeltſame Frage an mich, warum mein Vater gegen Buonaparte

ſchriebe? — Die Antwort blieb ich ihm ſchuldig, er packte Alles zuſammen, ging und verdoppelte meine Wachen. Ich habe nachher erfahren, daß eine ſolche Unterſuchung bei mehreren Gefangenen geſchehen, allein warum? auf weſſen Veranlaſſung? das weiß ich nicht. Weit ſtrenger wurde ich ſeitdem bewacht, der Adjutant kam ſeltener und war immer ſehr ernſt.

So verfloſſen abermals ein Monat und acht Tage, bis — o guter Gott! — bis zu dem mir unvergeßlichen vierten April, als der Kommandant, von einer großen Menge Volks begleitet, in den Hof hereinſtürmte. Das entſetzliche Geſchrei vive le Roi! und das Schwenken der weißen Tücher überraſchte mich ſo ſeltſam, daß ich zitterte, ohne zu wiſſen warum. Als das Gedränge näher kam, hörte ich rufen: zu dem Ruſſen! zu dem Ruſſen! Der Kommandant nahm den Weg zu meiner Thür — in einem Augenblick füllte ſich die Stube mit Weibern und Männern, und Alles ſchrie: Vous êtes libre! vive le Roi! vive l'Empereur Alexandre! Kaum konnte ich vernehmen, daß der Kommandant mir glückwünſchend ankündigte, die Ruſſen wären in Paris und ich ſei frei.

Ich konnte lange nicht ſprechen, ich war zu bewegt — es wurde ſtiller — ich weiß nicht, wie ich auf den Einfall kam, plötzlich zu ſchreien: vive le Roi! Das wurde ſehr gut aufgenommen. Man trug mich faſt auf den Händen aus meinem Kerker. Wir gingen nun zu den übrigen Ge-

fangenen nach der Reihe, und ich genoß ſchon das himmliſche Vergnügen, ihnen ihre Befreiung mit anzukündigen, und Zeuge ihrer freudigen Ueberraſchung zu ſein. Die meiſten weinten überlaut und konnten, gleich mir, nicht reden. Es waren eilf in Allem.

Das Volk verlangte mit Ungeſtüm zu wiſſen, ob nicht noch welche verborgen wären? Der Kommandant verſicherte auf ſeine Ehre, es ſei keiner mehr vorhanden. Da verlief die Menge ſich nach und nach, und ich machte die Bekanntſchaft meiner geweſenen Leidensgefährten, eines holländiſchen Oberſten, dreier Kapitäns, eines weſtphäliſchen Barons und mehrerer Franzoſen. Die letztern verſchwanden ſogleich. Die Fremden blieben noch. Wir zeigten einander unſere Zellen, Jeder erzählte, wie es ihm ergangen; wir hatten Alle ſo ziemlich einerlei Schickſal gehabt. Mehrere wurden als Rebellen betrachtet, weil ſie in der holländiſchen Nationalgarde gegen die Franzoſen gefochten. Die Gattin des Oberſten war ſelbſt nach Paris gekommen, um ihren Mann zu retten, da hatte der unmenſchliche Polizeiminiſter ihr eine Liſte derjenigen Gefangenen gezeigt, welche in St. Malo erſchoſſen werden ſollten. Der Name ihres Gatten ſtand oben an. Sie wurde ohnmächtig fortgetragen. Ob auch ich auf dieſer Liſte ſtand, weiß ich nicht. Der Befehl ſollte in den erſten Tagen des April ausgefertigt werden, allein die Ruſſen kamen früher nach Paris.

Ueberall empfing das Volk uns mit Jubelgeschrei, als wir die Stadt besahen. Sie liegt ganz in der See, und ist von einem prächtigen Wall von Steinen umgeben, der auch zum Spazirgang dient. Die Straßen sind eng, manche Häuser gut gebaut; an allen Ecken die schönsten Austern zu zehn Sous das Hundert. Ich eilte, Frau v. St. Maur zu besuchen, die mich sehr gütig empfing. Sie hatte oft um die Erlaubniß angehalten, mir Braten und Wein zu schicken, oder sonst auf irgend eine Weise mein Schicksal zu erleichtern, allein immer vergebens. Das erbitterte mich so gegen den Kommandanten, daß ich nicht einmal Abschied von ihm genommen habe.

Während es mir so übel ging, hatten meine Unglücksgefährten in Dreux in der übelsten Jahreszeit bei den schrecklichsten Wegen ausmarschiren müssen, um ihr Depot in Chartres aufzuschlagen. Gleichen Befehl hatten noch viele andere Depots erhalten, und da, bei der Annäherung des Feindes, in allen Veranstaltungen die größte Verwirrung herrschte, so geschah es, daß die Gefangenen und das Militär auf dem Marsche sich kreuzten und am Ende selbst nicht wußten, wo sie hin sollten. Der Stärkere verdrängte den Schwächern. Kaum waren meine Kameraden in Chartres angelangt, als sie schon wieder einem Dragonerdepot weichen mußten. Geht nach Orleans, hieß es, da ist Platz genug. Aber in Orleans lagen zwei Küraſsierdepots. Geht nach Brest, rieth man ihnen, da findet

ihr nur Matroſen. In Breſt fanden ſie ſchon den Befehl, ſie nach Rennes zu ſchicken. Obgleich auch dort ſchon Militär war, ſo erbarmte man ſich doch endlich der Ausgehungerten, halb Nackenden, und ſie blieben dort bis zu ihrer Befreiung. Uebrigens gibt es in der Bretagne und Normandie viele gute Royaliſten, welche die Gefangenen ſo freundlich behandelt hatten, daß vielen der Abſchied ſchwer wurde.

Als Ludwig XVIII. proklamirt wurde, mußten ſie an der Spitze des Volkes mit herumziehen und die Adler abreißen ſehen. Den Präfekt zwang das Volk, auf einem Balkon die weiße Cocarde anzuſtecken und vive le roi zu ſchreien. Dann wurde unſer General Tutſchkoff durch eine förmliche Deputation dringendſt erſucht, ſo lange das Amt eines Präfekten zu verwalten, bis der König einen andern einſetzen würde. Er hatte Mühe, es abzulehnen. Mir ſchrieb er, ich möchte nach Rennes eilen, um das allgemeine Entzücken zu theilen. Zugleich mit dieſem Briefe erhielt ich noch einen, von meinem Wohlthäter Letierce. Der bloße Anblick ſeiner Hand erſchütterte mich heftig. Er hatte den Sturm von Soiſſons glücklich überſtanden, und Gelegenheit gefunden, ſeine Familie nach Paris zu Herrn Bertholle zu ſchicken, wo ſie auch noch war.

Zwei Tage ſah ich in St. Malo dem Jubel noch zu, dann eilte ich nach Rennes, von da in Geſellſchaft meiner Kameraden nach Paris, wo das Wiederſehen der Letierce'-

ſchen Familie mir einen der ſchönſten Augenblicke meines Lebens gewährte. Ja, ihre Rettung verdankten ſie dem Briefe, den ich ihnen gebracht! Der General Winzigerode und mein guter Oheim, der General Roſen, hatten die Fürbitte ihrer unglücklichen Kriegskameraden ſogleich reſpektirt. Gott vergelte es ihnen! — Mir war dieſe Nachricht Erſatz für alle ausgeſtandene Leiden!

Nachschrift des Herausgebers.

Wenn gleich in der Erzählung des Gefangenen manche Klagen über Unbarmherzigkeit und Eigennutz der Franzosen vorkommen, so wird doch jeder Menschenfreund, der ungern mit Arndt an die Verworfenheit einer ganzen Nation glaubt, die erfreuliche Bemerkung machen, daß in Frankreich, wie überall, das Unglück Theilnahme findet. Wie manchen edlen Franzosen hat der Gefangene von Polozk bis nach St. Malo angetroffen! und in welchem Lande in der Welt wäre es in seiner Lage ihm besser ergangen, als in Frankreich? — Sein von den Buonapartisten gehaßter Name hat ihm nicht geschadet; er war in Soissons so frei wie jeder andere; er durfte sogar nach Compiegne und nach Paris fahren. Nur als sein Herz ihn zu der Unbesonnenheit verleitete, sich fünf Tage lang von Dreux zu entfernen, da verfuhr man härter mit ihm; aber in welchem Lande wäre nicht dasselbe geschehen? —

Der Verfasser hat, auf den ersten Blättern dieser Schrift, einmal seines unglücklichen Bruders erwähnt:

dem Vater sei vergönnt, diesem geliebten Sohne hier noch ein einfaches, hochverdientes Denkmahl zu setzen.

Wilhelm v. Kotzebue, in Rußland geboren, reiste in seinem sechsten Jahre mit seinen Eltern nach Weimar, verlor dort seine brave Mutter, und wurde nach Schnepfenthal zu dem berühmten Salzmann gebracht, wo er fünf Jahre blieb. Wenn gleich sein zartes Alter ihm nicht erlaubte, sich dort schon ausgebreitete Kenntnisse zu erwerben, so verdankte er doch dem Erziehungsinstitut in Schnepfenthal die Gewandtheit seines Körpers und die Reinheit seiner Seele. Wahrheitsliebender ward nie ein Knabe erfunden, als er; von einer Lüge hatte er keinen Begriff. Mit der kindlichsten Liebe hing er an dem wackern Salzmann bis an seinen Tod. Wenn alle Schnepfenthaler Zöglinge dort so empfänglich als Wilhelm für Natur, Wahrheit und Recht gebildet werden, so ist diese Erziehungsanstalt die erste in der Welt: denn sie liefert, wo nicht gelehrte, doch gewiß die besten Menschen.

Eilf bis zwölf Jahre mochte Wilhelm zählen, als er in sein Vaterland zurückkehrte, und in Petersburg auf der alten berühmten Petrischule seine Kenntnisse erweiterte. Einige Jahre nachher, als sein Vater sich in Wien befand, wurde auch er dahin berufen, und trat nun in dem vortrefflichen Ingenieurcadettencorps seine militärische Laufbahn an. Hier erwarben sein Fleiß und seine Aufführung ihm jederzeit die rühmlichsten Zeugnisse.

Zum Jüngling herangereift, wünschte er, beim nächsten Examen, in das österreichische Ingenieurcorps wirklich einzutreten; da aber solches in Oesterreich Fremdlingen ungern verstattet wird, so wurde er übergangen, obgleich er im Examen sich ausgezeichnet hatte. Das schmerzte ihn tief, allein er erhielt unvermuthet eine glänzende Genugthuung. Seine kaiserliche Hoheit, der Erzherzog Karl, dieser große Feldherr und Kenner des Verdienstes, war selbst bei der Prüfung gegenwärtig gewesen, hatte wohl gemerkt, daß Wilhelm sich keine gemeinen Kenntnisse erworben, berief ihn zu sich, ernannte ihn zum Fähndrich in seinem Regiment Deutschmeister, und vertraute ihm den Unterricht der Cadetten. Der Oberst dieses Regiments, v. Faber, wurde sein väterlicher Freund.

Schnell war er bis zum Oberlieutenant avancirt, als der Krieg 1805 ausbrach. Der Erzherzog vermehrte damals den Generalstab. Welche Ueberraschung für den Jüngling, als ihm plötzlich, ohne daß er auch nur die mindeste Ahnung davon hatte, angekündigt wurde, er sei zum Hauptmann im Generalstabe ernannt!

In dieser Eigenschaft machte er seinen ersten Feldzug mit dem Erzherzog Karl in Italien, wohnte allen Gefechten und der Schlacht bei Caldiero, so wie dem berühmten Rückzug durch Tirol bei, und bildete sich folglich in der besten Schule zu seinem Beruf. Nach geschlossenem

Frieden wurden ihm Meſſungen in Tirol übertragen, und er fühlte unter den braven Tirolern ſich ſehr glücklich.

Unterdeſſen war ſein vortrefflicher Oberſt Faber als General und Chef des Cadettencorps nach Wiener-Neuſtadt verſetzt worden, und auf deſſen Vorſtellung wurde Wilhelm in ſeinem dreiundzwanzigſten Jahre Profeſſor der Mathematik und Kriegswiſſenſchaften bei jenem Corps, wobei er jedoch Hauptmann im Generalſtabe blieb, um, bei etwa wieder ausbrechendem Kriege, ſogleich wieder den Degen zu ziehen; denn ſein Haß gegen Buonaparte war grenzenlos. Das Jahr 1809 gewährte ihm ſeinen Wunſch.

—

Damals diente er zuerſt unter Sr. kaiſerl. Hoheit dem Erzherzog Johann, und tummelte ſich bei Preßburg herum. Die folgende Begebenheit würde unglaublich ſcheinen, wenn ſie nicht durch mehrere ſchriftliche Zeugniſſe erwieſen wäre. Für diejenigen, welche Wilhelm kannten, bedarf es auch ſolcher Zeugniſſe nicht, denn nie war ein Menſch entfernter von Prahlerei, als er.

Bekanntlich wurde vor Preßburg ein Brückenkopf angelegt, war aber noch nicht vollendet und nicht mit Geſchütz verſehen. Eines Tages befand ſich Wilhelm mit fünfzehnhundert Mann in dieſem Brückenkopf, er ſelbſt mit fünfhundert in dem vordern Werke, die übrigen tauſend zu beiden Seiten vertheilt, die Donaubrücke hatten ſie hinter ſich. Plötzlich debouchiren die Franzoſen aus dem Gehölze;

man glaubt Anfangs, sie wollen vorüberziehen, allein sie umzingeln nach und nach den ganzen Brückenkopf. Wilhelm hatte nur vor sich hingesehen, und wegen der Flanken auf seine Kameraden zu beiden Seiten vertraut. Jetzt aber wurde er plötzlich gewahr, daß jene tausend Mann bereits über die Brücke zurückgeeilt waren, er mit seinen fünfhundert allein stand und fast schon abgeschnitten war. Was blieb ihm übrig, als gleichfalls sich zurückzuziehen. Das konnte aber nur unter einem feindlichen Kugelregen geschehen; manche wurden wohl auch gefangen, so daß er mit nicht mehr als sechzig Mann die Brücke erreichte. Der geschmolzene Hause drängte sich hinüber — welch ein Schrecken, als Wilhelm in der Mitte der Brücke zwei Joche derselben abgeworfen fand! es war geschehen, um den Franzosen das Nachdringen zu verwehren. Mehrere seiner Kameraden sprangen rasch in die Fluten, um sich durch Schwimmen zu retten, allein er sah vor seinen Augen sie versinken.

In dieser verzweifelten Lage, den Feind vor sich, den Strom hinter sich, ließ Wilhelm seinen Hausen wieder Fronte machen; es wurde hin und her geschossen, und in wenigen Minuten hatte er nur noch fünf Mann neben sich. Einer fiel dicht an seiner Seite. Die Franzosen konnten eben so wenig, als zuvor die Oesterreicher, gewahr werden, daß ein Theil der Brücke abgetragen sei, sondern meinten, der kleine Hause wolle sie noch vertheidigen. Wilhelm pflegte oft mit Bewunderung zu erzählen, wie kaltblütig ein fran-

zösischer Oberst bei der Brücke vom Pferde stieg, den Degen zog, sich an die Spitze seiner Mannschaft stellte, Marsch kommandirte, und nun auf der Brücke selbst in Sturmschritt vorrückte.

In diesem kritischen Augenblicke stellte Wilhelm dennoch die schnelle Betrachtung an, daß diejenigen seiner Kameraden, die in's Wasser gesprungen, wohl nur deshalb in den Wellen umgekommen sein möchten, weil sie zu hastig sich hineingestürzt und vermuthlich der Besinnung beraubt worden wären. Er hatte in Schnepfenthal schwimmen gelernt, das kam ihm jetzt zu Statten. Einen Brückenpfeiler umklammernd, schwang er sich von der Brücke herab, rutschte langsam an dem Pfeiler herunter, bis er bis an den Hals im Wasser war, dann ließ er den Pfeiler fahren, und schwamm unter einem Kugelregen glücklich durch die Donau.

Sobald keine Oesterreicher mehr auf der Brücke waren, ließ der General Bianchi mit Kartätschen von jener Seite feuern, wodurch die Franzosen viele Leute verloren, und alsobald in die Flucht gejagt wurden. Schnell wurde die Brücke wieder hergestellt und ein Ausfall gemacht. Wilhelm nahm sich nur so viel Zeit, das Wasser ein wenig von den Kleidern zu schütteln, und eilte sogleich mit hinaus, um für die ausgestandene Angst sich zu rächen. Bei dieser Gelegenheit erbeutete er eine Bataillonsfahne, die er dem Magistrat von Preßburg schenkte.

In der Schlacht von Wagram befand ſich Wilhelm mit einem vortrefflichen Dollond'ſchen Sehrohr auf einem einzelnen Thurme, und hatte den Auftrag, durch mehrere Guiden, die unter ſeinem Befehle ſtanden, Alles zu berichten, was er bemerken werde. Er rühmte oft, daß er damals die ganze Schlacht wie auf einem Schachbrete vor ſich geſehen. Den Uebergang der Franzoſen über die Donau konnte er ſo deutlich bemerken, daß er ſogar zu unterſcheiden im Stande war, ob die Pferde lange oder kurze Schweife hatten. Er ſprach oft von einer großen Lücke, welche damals mehrere Stunden lang in der franzöſiſchen Armee blieb. Ueberzeugt, daß das Einrücken eines nahen öſterreichiſchen Corps in dieſe Lücke der Schlacht eine ſehr vortheilhafte Wendung geben müſſe, rapportirte er ſeine Bemerkung einmal über das andere; es mußten aber wohl Umſtände vorhanden ſein, welche die Benutzung derſelben hinderten. Er verließ ſeinen Thurm nicht eher, bis öſterreichiſche und feindliche Kavallerie ſich ſchon mehreremal an demſelben vorbei hin und her gejagt hatten.

Der Friede hinderte ihn, einen kühnen Entwurf auszuführen, den er mit einigen andern gemacht und der bereits von Sr. Majeſtät dem Kaiſer gebilligt worden war. Sie wollten ſich, als Spielleute verkleidet, nach Tirol ſchleichen (wo Wilhelm von ſeiner Meſſung her noch wohl bekannt war) und ſich an die Spitze der Landleute ſtellen.

Als auch dieser Plan vereitelt war, trieb ihn sein Haß gegen Buonaparte, englische Dienste zu suchen. In Spanien unter dem großen Wellington wollte er fechten. Lord Bathurst, von den Verdiensten des Jünglings unterrichtet, engagirte ihn wirklich und gab ihm eine Menge Briefe nach England und Spanien. Er vertraute sich dem edlen Erzherzog Johann, der ihn lieb gewonnen hatte, und bat ihn um ein Zeugniß seiner bisherigen Dienste als Empfehlung für die künftigen, welche er anzutreten im Begriff stand. Der feurige Erzherzog bewilligte ihm sein Gesuch sogleich und freute sich der muthigen Unternehmung, wurde jedoch bald von seiner kältern Umgebung erinnert, daß es, nach geschlossenen Frieden nicht wohl thunlich sei, österreichische Offiziere nach Spanien zu schicken. Wilhelm mußte seinen Lieblingswunsch aufgeben. Allein die Abhängigkeit, in der nun Oesterreich von Frankreich stand, machte ihm den bisherigen Dienst zuwider, auch erwachte die Sehnsucht nach dem Vaterlande. Im Jahre 1811 eilte er in die Arme seines Vaters.

Se. Majestät, der Kaiser Alexander, war so gnädig, ihm Anstellung im russischen Dienste mit demselben Range zu verwilligen, wenn er seinen Abschied aus österreichischen Diensten erlangen könne. Das letztere hielt schwer. Er sollte unter andern versprechen, nie gegen Oesterreich zu dienen, eine Bedingung, die er nicht eingehen konnte. Während des langen Hin- und Herschreibens befand sich Wil-

helm in dem theuern Petersburg in einer etwas bedrängten Lage, da ſein Vater nicht im Stande war, ihm ſo viel zu geben, als er brauchte. Doch mit falſcher Scham unbekannt, ertheilte er Unterricht in Kriegswiſſenſchaften, und erwarb durch eigenen Fleiß ſo viel als er bedurfte.

Endlich kam der Abſchied. Wilhelm trat in die Dienſte ſeines Vaterlands, und wurde dem Corps des tapfern Herrn Grafen von Wittgenſtein zugetheilt. Schon vor dem Ausbruch des Krieges 1812 erwarb er ſich das Vertrauen dieſes großen Feldherrn in einem ſolchen Grade, daß derſelbe ihn zu einer geheimen, mit mancher Gefahr verknüpften Miſſion nach Preußen brauchte, deren er ſich zu gänzlicher Zufriedenheit ſeines Chefs entledigte.

Hierauf nahm er an den Kriegsoperationen ſo lebhaften Antheil, zeichnete ſowohl durch Tapferkeit als durch Geſchicklichkeit und Genialität in ſeinem Fache ſich ſo rühmlich aus, daß er in nicht mehr als vier Monaten zuerſt den Annenorden auf dem Degen, dann den Wladimir-Orden, dann einen goldenen Degen, dann das Georgenkreuz erhielt, vom Hauptmann zum Oberſtlieutenant avancirte, und bereits zum Oberſten vorgeſtellt war. Mehr als einmal wurde ſein Mantel von Kugeln durchlöchert, mehr als ein Pferd fiel ihm unter dem Leibe.

Als die finnländiſchen Truppen unter dem General Steinheil in Riga angekommen waren, war es Wilhelm.

den Graf Wittgenſtein nach Riga ſchickte, um die Operationen mit dieſem General zu verabreden. Daß er auf dieſe Weiſe zur Rettung von Petersburg, folglich, eingreifend in das Ganze, zu der Rettung ſeines Vaterlandes weſentlich beigetragen, iſt der einzige wirkſame Troſt des noch immer tief gebeugten Vaters.

Bei dem fürchterlichen Sturm auf Polozk war er wiederum Einer der Erſten in den Straßen, und nur ſein Pferd erhielt einen Streifſchuß. Aber ach! wenige Tage nachher, beim Verfolgen des Feindes — nicht einmal bei einem Gefecht, ſprengte er zu raſch vorwärts. Seine wundergleiche Rettung auf der Brücke von Preßburg hatte ihn allzukühn gemacht; er ſpottete jeder Gefahr.

Eine feindliche Granate war gefallen, aber noch nicht geplatzt. Ohne es bemerkt zu haben, ritt er gerade auf die Gegend zu. Seine Kameraden hinter ihm warnten ihn durch ihr Geſchrei, allein ein ſtarker Wind hinderte ihn, die Warnung zu hören. Die Granate platzte und ein Stück derſelben ſchlug ihm beide Kinnbacken entzwei.

Graf Wittgenſtein war tief betrübt. Er ließ ſogleich den ſchwer Verwundeten in einen bequemen Wagen zurück nach Polozk führen, und forderte die Kunſt ſeiner geſchickteſten Wundärzte, ſo wie die menſchenfreundliche Pflege der Jeſuiten auf, ihn zu retten.

Wilhelm konnte weder ſprechen noch ſchlucken; es war ſehr ſchwer, ihm nur einige Flüſſigkeiten beizubringen: dennoch wäre er vielleicht noch gerettet worden, denn er ſelbſt ſchrieb drei Wochen nachher eigenhändig an ſeinen Vater: »Gottlob! meine Wunden ſind außer Gefahr!" Aber ein böſes Fieber trat hinzu, dem ſein durch Hunger geſchwächter Körper nicht widerſtehen konnte. Er ſtarb im ſiebenundzwanzigſten Jahre ſeines Alters, und nahm die ſchönſten Hoffnungen, den Stolz und die Freude ſeines Vaters, mit in's Grab.

Noch während ſeiner letzten Krankheit beſchäftigte er ſich unabläſſig mit neuen militäriſchen Entwürfen. Es war ein allgemeines Urtheil der vornehmſten Offiziere, daß er zum General geboren ſei; auch wäre er es nun gewiß ſchon längſt. Daß er aber nicht blos ein ausgezeichneter Krieger, ſondern auch ein edler Menſch war, beweiſt die Freundſchaft, welche der Graf Wittgenſtein, der General d'Auvray, der Fürſt Repnin, der General Dirbitſch, der General Dörenberg und ſo manche andere Männer von anerkannter Vortrefflichkeit ihm gewidmet hatten. Als ſein Vater im Jahre 1813 nach Berlin zu dem Herrn Grafen Wittgenſtein berufen wurde, hat der ſtumme Händedruck dieſer Männer, bei manchen ſogar die Thräne im Auge, dem unvergeßlichen Sohne die ſchönſte Lobrede gehalten!

Wilhelm's Bruder, Otto, ein wackerer Seemann, tritt nun eine gefahrvolle Reise um die Welt an; der jüngere Bruder, Moriz, ist auf's Neue zum Kampfe gegen den Korsen ausgezogen. Möge, mit des Vaters Segen, auf beiden auch der Geist des Bruders ruhen! Kurz war Wilhelm's Leben, aber wie wenige Greise dürfen sich rühmen, so lange gelebt zu haben, als er!

Ende.

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Einundzwanzigster Band.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Die jüngſten
Kinder meiner Laune.

Von

Auguſt von Kotzebue.

Erſter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Vorbericht.

Dieser Band enthält Erstens: den unterirdischen Gang, einen kleinen Roman, wozu Chroniken und Volkssagen mir den Stoff lieferten. Die Personen, welche darin auftreten, haben alle zu jener Zeit gelebt. Die Ruinen des Klosters sind wirklich noch vorhanden, und das Innere der Klosterkirche dient heute den in Reval wohnenden Katholiken zum Begräbnißplatz. Auf dem Rücken des unterirdischen Ganges habe ich oft gelegen, und mich in das graue Alterthum geträumt.

Zweitens: Die Geschichte unserer Unwissenheit, in Briefen an eine Dame. Die Briefe haben zum Zweck, viele Dinge, die sonst nur Gelehrte wissen und lesen, auch dem schönen Geschlecht genießbar zu machen. Ob es mir gelungen? und ob eine Fortsetzung der Wunsch meiner Leserinnen sei? muß ihre Stimme entscheiden.

Was endlich Drittens den langen Hans betrifft, so sieht Jeder leicht, welchen Zweck ich durch diesen komischen Roman beabsichte. Ich bin kein Freund der französischen Revolution. Die Raisonnements unserer Aufklärer mögen in thesi wahr sein; daß sie aber in der Ausübung nichts taugen, lehrten uns die Mordgeschichten Frankreichs. Ströme von Blut sind geflossen, Millionen Menschen sind unglücklich geworden; glücklicher Keiner. Wenn man den Kindern Messer in die Hände gibt, so schneiden sie sich damit. Der Streit über Regierungsformen ist ein Streit um Bohnen. Auf das Ruder kommt es nicht an, sondern auf den Steuermann. Trajan beglückte sein Volk als Monarch, und Perikles als Demagog. Der Franzose kommt mir mit seiner Revolution vor, wie ein Mensch, der eine Uhr in der Tasche hat, die nicht richtig geht, und der sie zu verbessern denkt, indem er sie so hastig aufzieht, daß die Kette reißt. Was hat er denn gewonnen? er muß eine neue Kette machen lassen, denn ganz ohne Kette kann er sich doch nicht behelfen. Den Beweis mag der lange Hans führen. Um der Schwachen willen sehe ich

mich genöthigt, in einer andern Rückſicht noch ein paar Worte über dieſen kleinen Roman zu ſagen. Es gibt hier zu Lande Menſchen, die überall in einem Salzkörnchen Laune das Gift der Satire ſuchen. Ich kann oft mit Roſegarten ausrufen:

Warum fletſcht ihr eure Zähne, Kläffer?
Warum grinzt ihr mir ſo ſchadenfroh?
Warum dreht ihr Worte, deutelt Bilder?
Itzt aus Mutterleibe, itzt aus Bosheit dumm!

Der Held dieſes Romans iſt in dem Lande geboren, welches ich bewohne. Um daher allen Mißdeutungen vorzubeugen, erkläre ich hiedurch feierlich, daß durchaus kein Original zu meinen Bildern geſeſſen hat. Ich hätte ſtatt Ehſtland eben ſo gut jedes andere Land nennen können, wenn es ſich nur ſonſt in meinen Plan gefügt hätte. Daß es in Ehſtland zehn brave aufgeklärte Männer gegen Einen, der es nicht iſt, gibt, wer iſt inniger davon überzeugt als ich?

Eine noch weit höhere Meinung hege ich von den meiſten ehſtländiſchen Damen. In der ganzen Welt ſind die Weiber das ſchöne Geſchlecht, aber nicht überall, ſo wie hier, auch

das beſſere Geſchlecht. Unſchuld iſt ihr Kranz, und Herzensgüte ihre Ausſteuer. Dies Zeugniß, aus der Fülle meines Herzens ertheilt, muß mich vor allem Klaffen, Drehen und Deuteln ſchützen.

Geſchrieben zu Reval im December 1792.

A. v. Kotzebue.

Der unterirdiſche Gang.

Eine ehſtländiſche Volksſage

aus

Chroniken und mündlichen Traditionen geſammelt. Zuerſt in platt-deutſcher Sprache an's Licht geſtellt, im Jahre 1603, durch Martin Liebetraut, Küſter an der St. Olai Kirche zu Reval; nun aber treulich in's Hochdeutſche übertragen, von Simon Schaukopf, Raths-Revisßen zu Wesenberg.

Ein nöthiger Vorbericht,

woraus zu erſehen, wie Simon Schlaukopf auf den Gedanken gerathen, dieſe wahrhafte Hiſtoria aus den plattdeutſchen Trümmern hervor zu holen, und neu ausſtaffirt dem Leſer damit ein Geſchenk zu machen.

Im Jahre 1788, als eben der ruſſiſche Adler den halben Mond der Muſelmänner mit mächtiger Klaue gepackt hatte, miſchte der ſchwediſche Löwe ſich ungebeten in den Zwiſt. Die blau und gelbe Flagge erſchien plötzlich in der Oſtſee, die Bewohner der Meeres-Ufer zitterten, und die Söhne des Vaterlandes griffen zu den Waffen. Reval, am baltiſchen Meere gelegen, iſt eine wohlbefeſtigte Stadt; Wälle und Gräben vertheidigen ſie von außen, Muth und Vorſicht von innen, auch wohnet daſelbſt ein mächtiger Schutzgott: die Liebe zu der größten Monarchin!

Eine Viertelmeile von der Stadt erblickt dein Auge die Ruinen eines alten Brigitten-Kloſters. Daſelbſt iſt noch bis auf den heutigen Tag ein unterirdiſcher Gang zu ſchauen, in welchen verfallene Stufen hinabführen. Simon Schlaukopf iſt am 12. Auguſt obbemeldeten Jahres ſelbſt hinuntergeſtiegen und hat den Gang verſchüttet gefunden. Aber die Sage der Vorzeit behauptet, unſere Ur-Ur-Elterväter ſeien gemächlich durch dieſen Gang unter dem Laksberge weg, nach Reval ſpazirt. Es war vielleicht möglich,

den Schutt wegzuräumen, und auf dieſe Weiſe die getreuen Ruſſen durch einen unwillkommenen ſchwediſchen Beſuch zu überraſchen. Daher wurde befohlen dem Dinge nachzuſpüren, man zog hinaus mit Hacken und Schaufeln, mit Bohrern und Brechſtangen, aber die Arbeit ging nicht von Statten, blieb liegen und liegt bis auf den heutigen Tag. Die Rede geht, es habe die Arbeiter geneckt, ſei ihnen zuweilen mit eiskalter Hand über das Geſicht gefahren, oder habe ſie giftig angehaucht, und ihnen die Lichter ausgeblaſen. Kurz, das Unternehmen gerieth in's Stecken, und weil man vermuthen durfte, die Schweden würden ſich mit den Geiſtern nicht beſſer vertragen als die Ruſſen: ſo überließ man ſorglos die Trümmer des Brigitten-Kloſters ſammt dem unterirdiſchen Gange ihrem Schickſal.

Auch hatte es mit den Schweden keine Gefahr, ſie wurden vor Reval geſchlagen, und nur Gefangene beſtiegen unſere Küſte. Aber das Glück, Rußlands Buhlerin, könnte ihm einſt den Rücken kehren; obgleich die Weisheit, Rußlands Gattin, ihm nie untreu werden wird. Aus dieſer Urſache hat Simon Schlaukopf ſich entſchloſſen, dem Staate zur Wohlfahrt, rüſtigen Jünglingen zum Vorbild, holden Jungfrauen zum Tugendſpiegel, und aller Welt zu Nutz und Frommen, die wahrhafte Hiſtoria von dem Veſten und Mannhaften Ritter Woldemar von Uexküll, und der Ehr- und Tugendbelobten Jungfrau Gertrude von Scharenberg, wiederum an's Tageslicht zu fördern, woraus männiglich kund werden

wird: wie der unterirdiſche Gang des Brigitten-Kloſters, Marienthal genannt, entſtanden; warum er verſchüttet worden; und wie derſelbe leichtlich ohne alle Mühe und Koſten wieder hergeſtellt werden könne. Die Geſchichte iſt ſchauerlich und ſchnurrig, weinerlich und kurrig; gebt Acht, ſie wird euch keine Langeweile machen.

Erſtes Kapitel.

Wie die Ritter hinauszogen, und nicht wußten, was ſie denken ſollten.

Ein König der Dänen, Namens Woldemar, war einſt auf der Jagd. Ein Reh hüpfte vor ihm her auf dem Gipfel des Laksberges. Seine Hunde verfolgten es, und ſiehe, das Reh that einen Fall den Berg hinunter. Ganz natürlich baute der König eine Stadt am Fuße des Berges, und nannte ſie Rehfall. So ſprechen die Chroniken. Gottloſe Zweifler lächeln, und meinen: in einem Lande, wo es keine Rehe gebe, könne man auch keine jagen; überdies ſei es lächerlich eine Stadt zu bauen, weil ein Reh vom Berge fällt: ich Simon Schlaukopf aber ſage euch: die Stadt Rehfall oder Reval exiſtirt wirklich, und folglich iſt ſie gebaut worden. Ländlich, ſittlich. In England fiel ein Strumpfband, in Ehſtland ein Reh; dort ſchuf man einen Orden, und hier eine Stadt.

Könige haben zuweilen Grillen. König Woldemar hatte die Grille eine Stadt zu bauen, und er baute sie, und sie steht noch bis auf den heutigen Tag. Im Jahre 1460 regierte daselbst ein Heermeister, Johann von Mengden, genannt Osthoff; ein ehrlicher alter Mann, der gern ein gutes Glas Wein trank und das Zipperlein hatte, denn Wein und Zipperlein sind Geschwisterkinder. Zuweilen ritt er spaziren auf einem Rappen, am Gestade des baltischen Meeres hinunter, und da führte ihn sein Weg zu einem Nonnenkloster, der heiligen Brigitte geweiht. Man nannte es Marienthal, es lag kaum eine Viertelmeile von der Stadt, und die Ruinen des Klosters werden noch heutzutage von Eulen und Uhus bewohnt.

»Habt Ihr gehört," frug ihn einstmals der Landmarschall Gotthard von Plettenberg, als sie sich eben den Kloster-Mauern näherten, und des Heermeisters Rappe plötzlich scheu ward: »Habt Ihr gehört von der seltsamen Mähr des unterirdischen Ganges?" und wie es hier um das Kloster irre geht?"

»Nein," versetzte Johann von Mengden, »aber ich mag dergleichen wohl hören, bei einem vollen Humpen. Ihr sollt mir das auf den Abend erzählen."

»Das kann mit wenig Worten jetzt gleich geschehen," sprach Gotthard von Plettenberg, »denn seht, wir stehen gerade vor dem unterirdischen Gange. Diese Stufen führen hinab in eine Gruft, oder Keller, oder Verließ; seit fünfzig Jahren ist keines Menschen Fuß weiter, als bis

auf die letzte Stufe getreten, denn auf der letzten Stufe bläst es Euch die Kerze aus, und ohne Kerze brecht Ihr den Hals.“

Der Reval'sche Burgemeister Jost von Borsten, der eben mit zugegen war, schlug ein Kreuz auf seiner Brust, und bestätigte die alte Sage.

»Zuweilen,“ fuhr Gotthard von Plettenberg fort, »ertönt auch des Nachts eine unterirdische holde Musica aus diesem Grabe herauf. Die frommen Schwestern im Kloster hören es oft. Es klingt wie Engelstimmen und Glöcklein von Glas; doch vernimmt man nicht die Worte des Gesanges. Uebrigens treiben die Geister hier ein sanftes stilles Wesen, sie necken nicht und kneipen nicht, sie zupfen nicht und hauchen nicht; sondern singen lieblich und blasen die Kerzen aus.“

»Laßt mir die ehrwürdige Frau Aebtissin herabkommen!“ sprach der Heermeister, indem er sich von seinem Rappen schwang, und die großen Handschuh in's Wehrgehänge steckte. Da erschien Elisabeth von Luggenhusen, die Aebtissin, jungfräulich verschleiert, und verneigte sich züchtig vor den Rittern, und ließ ihnen kredenzen einen silbernen Becher voll süßen Weines aus Hispanien. Das gefiel dem alten Heermeister wohl, er lagerte sich in's Grüne, und frug die heilige Frau: ob dem also sei, wie Gotthard von Plettenberg ihm kund gethan? Elisabeth von Luggenhusen bejahte die Frage, und setzte noch allerlei hinzu, was sie und die frommen Schwestern gesehen und nicht gesehen, gehört und nicht gehört hatten.

»So soll mir Gott helfen und Sanct Veit!« sprach Johann von Mengden, »ich will selbst ein Probestück versuchen, und hinabsteigen in den unterirdischen Gang. Man reiche mir eine brennende geweihte Kerze.«

Der Burgemeister Jost von Borsten kreuzigte sich herüber und hinüber, ihm krabbelte ein kalter Schauer von dem Rückgrat bis zur Ferse, denn er pflegte nie in einen Keller hinabzusteigen, außer in den Rathskeller, wo es nimmer spuckte. Daher warnte er den Heermeister pflichtschuldigst, und sandte ein Stoßgebet an alle gute Geister. Auch die Aebtissin bat den Alten, nicht muthwillig zu frevln, sintemal die Geister in jenen Zeiten nicht mit sich spaßen ließen, wie heutigen Tages. Aber das war alles in den Wind geredet, der über die Ostsee pfiff. Die geweihte Kerze wurde gebracht und angezündet, der dicke Heermeister sprach ein Ave Maria, empfahl sich seinem Schutz-Patron, dem Sanct Veit, und kletterte wohlgemuth hinab.

Noch hörte man seinen schwerstampfenden Fußtritt auf den Stufen, noch hörte man das fette Keuchen seines Speckhalses, noch sah man den Schimmer der brennenden Kerze; aber plötzlich war alles still, und kein Fackelschein flimmerte mehr an den nassen Felsenwänden. Die Horcher oben lauschten. Gotthard von Plettenberg stand auf der obersten Stufe, Jost von Borsten ein paar Schritte weiter zurück, die Aebtissin hinter ihm ließ ihren Rosenkranz durch die Finger laufen.

Horch! horch! — Alles ſtille! —

»He da! Johann von Mengden! wie ſtehts mit Euch?« ſo donnerte Plettenberg's Stimme hinunter. — So wenig Antwort als aus einem Grabe.

Den Lauſchern wird bange — ſie recken die Ohren — ſie heben die Fußſpitzen leiſe — ſie preſſen den Athem zurück — umſonſt! kein Laut tönt herauf, die Höhle gähnt ſie an, und unten ſchlummert alles.

»Heilige Brigitte! was ſoll das werden! laßt uns Meſſe leſen! holt Pfaffen herbei, daß ſie die Geiſter bannen.«

Frau Eliſabeth von Luggenhuſen eilt zurück in das Kloſter, und läutet ein Glöcklein zur Kirche. Die frommen Schweſtern ſtürzen herbei, fallen nieder auf ihre weißen Knie, und beten und kaſteien ſich zu Gunſten des alten Heermeiſters.

Joſt von Borſten ſchwingt ſich flugs auf ſeinen Schimmel, und trabt zurück nach der Stadt, die grauenvolle Mähr zu verkünden ſeiner Hausfrau, ſeinen Kindern und Geſinde.

Nur Gotthard von Plettenberg, ein biederer Ritter voll Manneskraft, ſteht finſter in ſich gekehrt, lehnt ſich an die Felſenwand, und ſchaut unbeweglich hinab in das Dunkel. Zwei Stunden waren verfloßen. Endlich däucht ihm, er höre ein Raſcheln und Seufzen auf der Treppe. »Johann von Mengden!« ruft er hinab: »lebt Ihr? oder ſeid Ihr todt?«

»Ich lebe!« keucht ihm der Herrmeister entgegen, und stolpert die Stufen herauf.

»Gott sei Dank! und der heiligen Brigitte; wir waren in großer Angst um Euretwillen. Wo seid Ihr gewesen? was habt Ihr gehört und gesehʼn?«

Da hub Johann von Mengden an zu erzählen, wie er mit der geweihten Kerze die schlüpfrige Treppe hinabgeglitten, wie ihm das Herz ein wenig gepocht, und ein leiser Schauer ihm über den Rücken gelaufen, er sich aber ermannt, weil die Kerze immer lustig gebrennt und geflackert; wie er endlich auf der untersten Stufe gestanden, und in einen endlosen Gang hinabgeschaut, zweifelhaft, ob er unter dem Schutz der heiligen Brigitte vorwärts oder rückwärts schreiten sollte. Plötzlich umgab ihn ein lauwarmer Hauch, wie ein Lüftlein, das über ein Blumenbeet fährt, linde und wohlgeruchduftend, aber doch erstickte davon augenblicklich das Flämmlein der geweihten Kerze, und die Sinne des Heermeisters wurden so eingeschleiert, daß er gleich einem Todten niedersank auf die Stufen, und im bewußtlosen Schlummer mehrere Stunden da lag.

Endlich erwachte er, und es kam ihm vor, als sei er von einer warmen Hand sanft berührt worden. Er wußte nicht wie ihm geschehen, er wußte nicht wo er war. Er blickte um sich, und sah nichts. Er tappte um sich, und fühlte kalten Stein. Doch da ihm von oben herab ein wenig Tageslicht entgegen schimmerte, so raffte er sich zusammen, und kroch mühsam die Treppe hinauf. Da stand

er nun, gesund und wohlbehalten, und fühlte nur ein wenig Drücken im Kopfe, wie nach einem ausgeschlafenen Rausche.

»Prosit Herr Bruder!" sprach er zu dem Landmarschall, »wollt Ihr nicht auch die Probe wagen, ob der Versuch Euch besser glücken möchte?"

Aber Gotthard von Plettenberg bedankte sich schönstens. Denn obgleich in den damaligen Zeiten ein Ritter sich vor Fleisch und Bein nicht fürchten durfte, so lange er mit dem Schwert darein hacken konnte; so ward doch in Ansehung der Geister eine billige Ausnahme gestattet, und ein Ritter durfte, unbeschadet seiner Ehre und Tapferkeit, in der Mitternachtsstunde zittern wie ein altes Weib. Heutzutage ist es umgekehrt, man darf sich vor allem fürchten, nur nicht vor Gespenstern.

»Bei meinem Schwert!" sprach Johann von Mengden, als sie auf dem Heimwege begriffen waren, »ich muß das wie und warum ergründen; ich muß wissen aus wessen Munde der sanfte Hauch hervorging, der so lieblich duftete, wie Gewürz aus dem Morgenlande, und doch die Kraft hatte, das Flämmlein der geweihten Kerze zu ersticken, auch meinen Kopf zu benebeln, als sei ich trunken."

Stracks ließ er zu sich entbieten Heinrich von Uexküll, den Bischof zu Reval, und Johann Greves, den Abt zu Padis. Die saßen um einen runden Tisch, und schlürften Firnewein aus silbernen Bechern mit dem Wapen des

Heermeisters geziert, und falteten ihre Hände andächtig, und schüttelten die Köpfe ob der schauervollen Erzählung ihres gastfreien Wirthes.

Nachdem sie nun alles wohl erwogen, die Stirn gefaltet, die Nase gespitzt, den Mund weit aufgesperrt, die Augenbraunen zusammengezogen, so waren sie einmüthiglich der Meinung: daß sie nicht wüßten was sie davon denken sollten. Mit diesem Bescheid wackelte ein Jeder nach Haus, und legte sich auf das Ohr.

Aber der Heermeister konnte nicht schlafen, denn er hätte gar zu gern gewußt, was er davon denken sollte. Darum ließ er am andern Morgen Sendschreiben ergehen an Silvester Stobwasser, den Erzbischof zu Riga, Doktor Henricus Nettelhorst, Domherr, und Hans von Rosen und Jürgen Treyes, Männer der heiligen Kirche zu Riga: des Inhalts: »daß eine hochwichtige Begebenheit ihn antreibe, seine Zuflucht zu ihrer Weisheit und Frömmigkeit zu nehmen; es ergehe daher sein dienstfreundliches Ersuchen dahin, sich ungesäumt und förderlichst auf den Weg zu machen, und am Tage Sancti Aegidii in der Hofburg zu Reval einzutreffen, um in gebührender Eintracht und christlicher Demuth das schwere Geschäft zu vollbringen.«

Sie erschienen auch alle auf die angesetzte Tagefahrt, denn sie wußten, daß Johann von Mengden trefflichen Wein in seinem Keller berge, und seine Gäste nicht sparsam bewirthe. Der Erzbischof zu Reval und der Abt zu Padis wurden gleichfalls eingeladen, an den Verhandlun-

gen Theil zu nehmen, und ermangelten nicht, zu rechter Zeit und Stunde ſich in der Hofburg einzuſtellen. Sie fanden ein zugerichtetes Mahl, ein Hennep-Mooß mit Safran, Peperkörn und Honig darin, Stockfiſch mit Juchending und Bleyer in Olie gebraten, fetten Brachſen aus dem See Peipus, köſtlich geſchmorte Bärenfüße, einen gebratenen Seehund, und zum Beſchluß einen ſteifen Ofenbrei, in welchem der Löffel ſtand. Dabei ging der volle Humpen fleißig in die Runde, auf daß die heilige Kirche gedeihen, und der deutſche Orden blühen möge!

Als nun die Mägen mit Speiſe und Trank wohl gefüllt waren, da ſprach Johann von Mengden, der Heermeiſter: »Ehrwürdige fromme Herren! ſo und ſo iſt es mir ergangen. Was ſoll man thun, um die Geiſter zu erlöſen, welche in dem unterirdiſchen Gange wandeln und hauchen?«

»Man muß,« entgegnete Silveſter Stobwaſſer, »ſie austreiben durch die Macht, welche den Biſchöfen von oben gegeben ward.«

»Man muß,« vermeinte Doktor Nettelhorſt, »einen Büſchel in geweihtes Waſſer tauchen, damit zu beſprengen die Stufen und den dunkeln Gang.«

»Man muß,« ſprach Jürgen Orges, »das Käſtlein hinabtragen, welches als Reliquie in dem Kloſter der heiligen Brigitte verwahrt wird.«

»Man muß,« erwiederte Hans von Roſen, »ſie ihr Weſen treiben laſſen nach Gefallen, ſo lange ſie nichts

thun, als wandeln und hauchen und musiciren." Dieser Meinnng war auch Heinrich von Uerküll, der Erzbischof zu Reval.

Endlich rückte der alte Heermeister mit dem Vorschlage heraus, stracks hinabzureiten an den Strand, und die Waffen der Kirche gegen die Bewohner des unterirdischen Ganges zu versuchen. Die Geister des Weines hatten den frommen Herren Muth eingeflößt, allenfalls mit den Geistern der Hölle anzubinden. Sie taumelten von ihren Sesseln, sie wälzten sich auf ihre Gäule, wobei Doktor Nettelhorst das Unglück hatte, auf der andern Seite wieder herabzufallen; sie trabten am Ufer des baltischen Meeres hinab, und langten binnen einer halben Stunde glücklich im Klosterzwinger an.

Drei geweihte Kerzen wurden herbeigebracht; der Erzbischof Silvester tauchte, zwischen den Zähnen murmelnd, den Büschel in ein großes Becken voll Weihwasser, und bespritzte damit reichlich alle Anwesende.

So gerüstet und gewapnet näherte man sich still und behutsam dem Eingang der Höhle. Hier entstand die kitzliche Frage: wer zuerst hinabsteigen sollte? Die Einheimischen wollten die Fremden dieses Vorzugs nicht berauben. Jürgen Orges und Hans von Rosen zogen sich zurück, als bloße Männer der heiligen Kirche, aus Ehrerbietung für ihren Bischof. Silvester Stobwasser verbeugte sich gegen den hochgelahrten Doktor Henricus Nettelhorst, und dieser verneigte sich gegen jenen. Der Heer-

meister wurde ungeduldig, und schob mit starker Faust den Erzbischof von Riga die Treppe hinab.

Ihm folgten die übrigen mit pochenden Herzen und schlotternden Knien. Ein Jeder trug in seiner Hand eine geweihte Kerze, am Knöchel des Armes einen Rosenkranz, und auf dem Gewande die Spuren der Weihwassertropfen. Johann Greves, Abt zu Padis, war der letzte, und da er sehr fett war, so begab es sich, daß er bereits auf der zweiten Stufe ausglitschte, und mit seiner ganzen Last auf Heinrich von Uerküll fiel; beide fielen auf Jürgen Orges; alle drei auf Hans von Rosen; alle vier auf Doktor Nettelhorst; alle fünf auf Silvester Stobwasser. Die ganze Lavine rollte holtertepolter die Treppe hinab, plumpte nieder wie ein Sack, und blieb leblos liegen. Die geweihten Kerzen verlöschten, egyptische Finsterniß hüllte die ganze Gruppe in ihren schwarzen Mantel.

Der Heermeister stand oben und horchte. »All ihr Heiligen! welch ein Gepolter!« — und nun plötzlich Grabesstille. Zwei Stunden lauerte Johann von Mengden, rief vergebens einen Jeden bei seinem Namen, und harrte vergebens auf Antwort. Ein dumpfes Echo gab seine Stimme zurück. Nur die gescheuchten Fledermäuse rührten sich und raschelten in der Tiefe des unterirdischen Ganges; ein Uhu krächzte dazwischen.

Ihm ward wunderlich und flau zu Muthe. Er beschloß selbst noch einmal hinabzusteigen, um zu sehen, wo seine Gäste geblieben wären. Doch vorher wollte er seine Lebens-

geiſter durch einen Labetrunk erquicken, und rief dem Buben, der ſeinen Gaul hielt, ihm einen Becher Wein zu bringen. Das Wörtlein Wein ſcholl kräftig hinab, das Knauel entwickelte ſich, die Herren krochen hervor, die Stirn mit Angſtſchweiß beperlt, und geſtanden einmüthig: daß ſie nicht wüßten, was ſie davon denken ſollten.

So lief der zweite Verſuch ab, in nähere Bekanntſchaft mit den Geiſtern des unterirdiſchen Ganges zu gerathen, und es wagte es fürderhin keiner, die bezauberte Wohnung zu betreten.

Zweites Kapitel.

Wie die Verliebten vor alten Zeiten ſich geberdeten, und die Hund wachſam waren.

Um dieſe Zeit begab es ſich, was ſich leider gar öfters in der Welt zu begeben pflegt, daß ein wilder Junge und ein ſanftes Mädchen einander zu tief in die Augen ſahen. Seine Wildheit ſchmolz in Liebe, ihre Sanftmuth loderte auf in Liebe; ſein ſchwarzes Auge wurde ſchmachtend, ihr blaues Auge wurde feurig; ſeine Wange ward bald blaß bald roth, die ihrige bald roth bald blaß; Woldemar von Uerküll hieß er, Gertrude von Scharenberg hieß ſie; beide ſchienen wenig bekümmert um ihre Namen, am wenigſten Gertrude, welche den ihrigen gern vertauſcht hätte.

Sie sahen sich zum ersten Male am Thomasabend auf der großen Gildestube zu Reval, woselbst seit undenklichen Zeiten an diesem Abend geschmauſt wird, und so ist es auch geblieben bis auf den heutigen Tag, denn alte Sitten und Gewohnheiten halten fest wie Theerflecken, und es war leichter, die Reformation in Ehstland einzuführen, als den Schmaus am Thomasabend abzuschaffen.

Damals wurden noch züchtige Frauen und Jungfrauen zu diesem Feste eingeladen. Sie erschienen mit goldenen Ketten verziert, in spitzigen Schnabelschuhen, die Köpfe in hohen Kragen steckend, wie Rosen im Gebüsch. Sie drehten sich im raschen Ringeltanze, und schufen leichte Staubwolken, da wo heutzutage gelehrte und ungelehrte Perücken in Dampfwolken schmoren.

Woldemar, der Jüngling, trug ein gelbes Wamms, hellblau aufgeschnitten, und ein Baret mit einem blauen Federbusch. Das Wamms war ihm wie an den Leib gegossen, schwarze Locken schaukelten sich auf der hohen Stirn und auf der vollen braunen Wange. Zwischen den Locken glupte ein schwarzes Auge hervor, und in dem Auge saß froher Muthwille. Gertrude, das Mädchen, trug ein veilchenfarbnes Kleid, eine goldene Kette schmiegte sich um den schlanken Leib, und sank herab in den jungfräulichen Schooß. Den vollen Busen trug sie nach damaliger Sitte unbedeckt; doch schien das blonde Haar sich ihrer Mädchenhaftigkeit zu erbarmen, und wälzte sich in hundert Locken darüber hin, die durch das Auf- und Niederwallen in

jedem Augenblicke verſchoben wurden. Ihr Auge war an Farbe einer Kornblume zu vergleichen, und an Ausdruck der Seelengüte mit nichts zu vergleichen. Es ſoll einem ganz wunderlich und heimlich zu Muthe geworden ſein, wenn man vermeſſen hineinſchaute, und Simon Schlaukopf iſt froh, daß er es nur vom Hörenſagen hat; denn ihm ſind auch ein paar ſolcher Augen bekannt, von welchen man wohl bitten und beten mag: führe uns nicht in Verſuchung!

Alle jene Reize wurden tauſendfältig erhöht, durch den Zauberreiz der Beſcheidenheit und Sanftmuth, ohne welchen Venus ſelbſt nicht Göttin der Schönheit und Liebe ſein würde. Sie ſchlug die Augen nieder, als ſei es ein Verbrechen ſo ſchön zu ſein, und ſchlug ſie wieder auf, als bitte ſie um Verzeihung wegen dieſes Verbrechens.

Woldemar ſtand eben an der Thür als ſie hereintrat, mit Gerdt von Wellingrade, dem Komthur zu Reval, ihrem Oheim und Vormund, denn Gertrude war eine Waiſe. Er ſah ſie an, ſie ſah ihn an, beide lächelten, als hätten ſie ſich ſchon öfters geſehen. Ihre Herzen erriethen ſich. Woldemar wurde blaß, und Gertrude roth. Sie entfernte ſich von der Thür, und er blieb auch nicht an der Thür ſtehen. Wenn er die Augen aufhub, ſo ſchlug ſie die ihrigen nieder, und wenn ſie die Augen aufhub, ſo betrachtete er ſeine Schuhbänder. Wenn er ſprach, ſo zupfte ſie an ihrer goldenen Kette, und wenn ſie ſprach, ſo zupfte er an ſeinem Wehrgehänge. Wenn er frug, ſo antwortete ſie nicht, und

wenn sie antwortete, so hörte er nicht. Wenn er durch den Saal ging, so sah sie ihm überall nach, und wenn er plötzlich umkehrte, so zählte sie die Fensterscheiben. Wenn sie mit einem andern Jüngling tanzte, so war ihm der Saal zu enge; und wenn er mit einer andern Dirne sprach, so war ihr der Sessel zu hart. Er erzählte ihr ganz heimlich, es sei schönes Wetter, sie sagte ja; es war aber im Dezember-Monat, und es schneite gewaltig. Sie tanzten auch einmal miteinander, und als er sie um den schlanken Leib faßte, da verging ihm der Athem; und als ihre Hand die seinige berührte, da zitterte er, und sie zitterte auch. Er frug, wie sie sich befinde! sie sagte: »recht wohl.« Es war aber nicht wahr, denn sie wurde schwindlicht und mußte sich niedersetzen.

Er setzte sich neben sie und nahm ihre Hand, da ging alles mit ihr um und um. Er wurde kühn. »Darf ich reden wie mir's um's Herz ist?« flüsterte er. Ihre Wange färbte sich hochroth. »Redet,« lispelte sie.

»Ich habe Euch recht lieb.«

Da tanzten und hüpften die Locken auf ihrem Schwanenbusen.

»Ich habe Euch wahrhaftig recht lieb!«

Da sah sie ihm hold in's Antlitz, und zum ersten Male ruhte Auge in Auge. Er wagte es, die zarten Finger zu drücken, sie zog die Hand nicht weg.

»Willst du mein Weib sein?« flüsterte er.

»Ich will,« lispelte sie — und so war der ganze Roman zu Ende.

Solche Dinge machen sich geschwind, und ist dabei von Seiten der Hauptpersonen wenig zu erinnern, aber immer mischen sich Nebenpersonen zur Ungebühr in's Spiel.

Ritter Jürgen von Uerküll, Woldemar's Vater, und Komthur Gerdt von Wellingrade, Gertrudens Oheim und Vormund, waren seit langen Jahren Todfeinde. Ritter Jürgen hatte den Komthur an seiner Ehre angetastet, denn er hatte einst bei einem Trinkgelage behauptet, er habe bessere Bärenhunde als Jener. Da nun seit undenklichen Zeiten das Geschlecht der Wellingrade mit dem Geschlecht der Bärenhunde auf das genaueste befreundet war; da des Komthurs Vorfahren jederzeit die stärksten Packer hatten aufweisen können, und er selbst seine Hunde brüderlich liebte, so hatte auch bis auf diesen merkwürdigen Tag noch kein Versuch, die beiden alten Nimrods auszusöhnen, Wurzel geschlagen. Wenn sie sich begegneten, oder bei einem Gastmahl zusammentrafen, so schielten sie trotzig unter den borstigen Augenbraunen hervor, und Jeder wünschte den andern in einen Bären verwandelt zu sehen, um seine Packer auf ihn zu hetzen.

Diese widerhaarige Sinnesart der Alten machte den Jungen viele Sorge und Unlust. Doch König Amor, der einzige König, gegen den noch kein Volk in der Welt sich empört hat, und unter dessen Herrschaft selbst Bären und

Bärenpacker ſtehen, flößte dem Jünglinge Muth, dem Mädchen Kühnheit, beiden Vertrauen ein.

»Ich will mit meinem Vater reden.«

»Und ich mit meinem Oheim.« Darauf gaben ſich beide das Wort.

»Ich meine es ehrlich,« ſprach Woldemar, »ſo wahr mir Gott helfe!«

»Ich auch,« ſagte Gertrude. Sie ſchwur nicht, aber in ihrem Auge ſtand die Wahrheit rein wie eine Felſenquelle. Beide glaubten und vertrauten einander feſtiglich, obgleich die ganze Scene am Abend des ungläubigen Thomas geſpielt wurde. Ein Händedruck, dann ſchieden ſie, denn ihr freundlich Ziſcheln begann Aufſehen zu erregen. Wer in Reval wohnt, kann noch die Stelle betrachten, wo Woldemar neben Gertrude ſaß. Es war in der großen Gildeſtube, oben bei dem erſten Pfeiler, um welchen die alte Mönchsſchrift ſich ringelt.

»Trude! Trude!« ſprach der alte Gerdt auf dem Heimwege, »das Geziſchel und Geflüſter mit dem jungen Buben Woldemar von Uexküll hat mir faſt mißfallen, und will ſich nicht geziemen.« Gertrude trippelte ſchweigend neben ihm her. Ihr Gewiſſen lagerte ſich auf ihrer Wange. Doch es war finſter, und ein böſes Gewiſſen unterſcheidet ſich darin von andern Geſpenſtern, daß es nur bei Tage ſichtbar iſt. Sie eilte in ihr Kämmerlein, und weil ſie ein wenig auf Träume hielt, ſo hoffte ſie, ihre Schutzpatronin, die heilige Urſula, werde ihr im Traume Unterricht ertheilen, wie ſie

sich zu verhalten habe. Sie träumte auch wirklich, Woldemar habe seinen nervigen Arm um ihren weißen Nacken geschlungen, und auf ihren warmen Mund einen wärmeren Kuß gedrückt; ob aber die heilige Ursula oder die heilige Magdalena ihr dieses holde Traumbild sandte, läßt Simon Schlaukopf weislich unentschieden.

Als sie nun am andern Morgen beim Feuer saß, und ein Eiersüpplein mit Bier und Honig für ihren Oheim kochte, da begann der Alte von neuem zu sticheln auf ihre Liebelei mit dem jungen Uerküll, und meinte, ehrbaren Jungfrauen gebühre strenge Sittsamkeit.

Gertrude faßte sich ein Herz. »Wie aber,« sprach sie, »lieber Oheim,« indem sie zitternd Honig in das Süpplein rührte, »wenn Woldemar es treu und ehrlich meint, und mich heimführen will als sein eheliches Gemahl? Ich bin nur eine arme Waise, und Euch zur Last; so wäre es ja wohl gethan, den biedern Sohn des alten reichen Uerküll zu ehelichen?«

Gerdt von Wellingrade blieb plötzlich vor ihr stehen, und faßte sie scharf in's Auge. »Trude! ist das schon unter euch verabredet?«

Gertrude (mit bebender Stimme). Ich weiß es nicht. — Ach ja!

Der Oheim (hastig). So schlag dir's kurz und gut aus dem Sinne! denn ehe ich meiner Schwester Tochter zu dem Sohne meines Todfeinde in die Hochzeitkammer führe, ehe sollen alle meine Bärenhunde krepiren, und mein bestes Roß von Wölfen zerrissen werden.

Mit dieſen Worten ging er in den Hof, und fütterte die Hunde. Gertrude ließ ein Thränchen in die Suppe fallen, und ſtieß zitternd an den Napf, daß er umfiel in's Feuer. Die Flamme praſſelte, Gertrude ſaß dabei und weinte.

Dem guten Woldemar ging es nicht um ein Haar beſſer. »Vater!« ſprach er zum alten Ritter Jürgen, »ich will ein Weib nehmen.«

»Thu das, mein Sohn, ich ſehe es gerne.«

»Gertrude von Scharenberg behagt mir wohl.'

»Mir auch.«

»So will ich um ſie freien.«

»Sie kann dein Weib nicht werden.«

»Warum nicht?«

»Haſt du vergeſſen den alten Groll zwiſchen mir und dem Komthur?«

»Um eurer Hunde willen?«

»Richtig.«

»Aber hier iſt von euren Kindern die Rede.«

»Ich hatte eher Hunde als Kinder.«

»Sagt das nicht Vater, es klingt nicht gut.«

»Ich hatte eher Hunde als Kinder.«

»Pfui Vater! das klingt häßlich.«

»Bube! wahre deine Zunge.«

»Gebt mir Gertruden zum Weibe, oder ich ſpringe vom Lakſberge in die See.«

»Thu das, mein Sohn, ſo fährſt du zum Teufel.«

»Hunde findet Ihr überall, aber keinen Sohn.«

»Du lügst. Ein Hund wie mein Hollerboll wird nicht mehr geboren.«

»Eine Dirne wie Gertrude gibt es nimmer auf der Welt.«

»Possen! sie sehen alle glatt aus, haben alle blaue Augen und gelbes Haar.«

»Vater, ich bitte Euch!«

»Sohn! ich rathe dir Gutes. Laß mir die Dirne zufrieden! denn sieh, ich schwöre dir bei Sanct Jürgen! ehe und bevor nicht Gerdt von Wellingrade, in Gegenwart des Heermeisters und dreier vollbürtiger Zeugen, auf sein Ritterwort betheuert, daß mein Hollerboll ein stärkerer Packer ist, als sein Tolpatsch, auf den er sich so viel zu gute thut; ehe soll Gertrude von Scharenberg meine Schnur nicht werden!«

Er sprach's, und schwang sich auf den braunen Hengst, welchen das Fell eines Bären zierte, den Hollerboll einst gepackt und ganz allein fest gehalten hatte.

Böser Ritter Jürgen! abscheulicher Tolpatsch! grausamer Komthur! verdammter Hollerboll! was soll aus meinen armen jungen Leuten werden? Hoffnungslose Liebe — Verzweiflung — Tod! Drei Stufen, welche man im zwanzigsten Jahre behend erklettert. Woldemar stürzte sich zwar nicht gleich vom Laksberge in die See; aber er riß sein Schwerdt von der Wand, und — putzte es blank, um einen Ritterzug gegen die Moscowiter zu unternehmen, und der guten Stadt Reval auf immer den Rücken zu kehren. Gertrude wollte ihre Jugendreize in ein Kloster begraben, und

in jedem Heiligen ihren Woldemar anbeten. Beide hätten sich diese verzweifelten Entschlüsse gern mitgetheilt, aber wie? und wo? — Woldemar konnte reiten, fechten, turniren, und auch schon ein wenig saufen, aber nicht schreiben. Gertrude konnte weben, spinnen, kochen, backen, braten, aber nicht schreiben. Seinen Namen konnte Woldemar zur Noth kritzeln, Gertrude machte statt der Unterschrift ein †. Man schrieb damals überhaupt nicht viel, und man that wohl daran.

Also mit dem Schreiben war es nichts, und mit dem Sprechen hielt es schwer. Der alte Komthur wohnte auf dem Dom, am sogenannten Glint (eine steile Felsenwand) auf dem Platze, wo jetzt das Stackelberg'sche Haus steht. Eine hohe Mauer zog sich um sein Schloß, auf den Ecken mit Thürmchen versehen; doch gingen Gertrudens Fenster hinaus in das Freie, vor ihr verbreitete sich das Meer mit seinen kleinen Inseln, und der Buschkoppel, den wir heut zu Tage Ziegels-Koppel nennen. Auch war der Glint damals noch nicht so abschüssig, wie er nun durch Zeit und Zufall nach und nach geworden. Die Häuser standen nicht so senkrecht über dem Abgrunde; es gab vielmehr noch kleine wohlverzäunte Gartenplätze auf dem Felsen vor den Häusern, wo die alten Ritter oft im Nachtwamms saßen, ihr Märzbier tranken, und an der herrlichen Aussicht sich ergetzten.

Woldemar's Vater hatte ein Haus von der Familie von Schlippenbach erkauft, und wohnte unten in der Stadt,

in dem sogenannten Münckenhof (Mönchenhof) wider die damalige Gewohnheit, da Stadt und Dom, Bürger und Ritter sich ewig kazbalgten, und wunderselten gute Freunde waren. Ritter Jürgen nahm aber keinen Theil daran. Er befreundete sich mit dem Burgemeister Jost von Borsten, der ein großer Schwätzer war, und viele schöne kurzweilige Mährchen zu erzählen wußte. Das mochte Ritter Jürgen wohl leiden, er saß manchen Winterabend mit ihm zusammen bei Bierkäse und dicker Grütze, daher hatte er sich auch eine Wohnung in seiner Nachbarschaft gewählt, und duldete gelassen, daß die Ritter auf dem Dom darob stichelten und Nasen rümpften.

Nun weiß Jedermann, der in Reval seßhaft ist, wie weit der arme Woldemar vom Münckenhof bis auf den Dom zu steigen hatte, und war er oben, so war ihm auch nicht geholfen, denn da stand er vor dem großen verriegelten Thore, beschaute das Wellingrade'sche Wapen, das daran gemalt war, und hörte seinen Todfeind, Tolpatsch, auf dem Hofe heulen. Das einzige Mittel, das ihm übrig blieb, war, aus der Stadt zu wandern, auf dem Wege nach dem Buschkoppel sich zu lagern, und hinauf zu blinzeln an Gertrudens Fensterlein. Er sah hinauf, sie sah herab; doch die begehrende Liebe wird des Blinzens bald müde. Woldemar unternahm das kühne Wagestück, den Glint hinauf zu klettern, den vor ihm nur Füchse erklimmt, und Eulen und Habichte erflogen hatten.

Dreimal begann er das Unternehmen, dreimal schurrte

er wieder zurück. Die Dornenbüsche, an welchen er sich hielt, verwundeten ihm die Hände; ein losgerissener Stein schlug ihm den Fuß blutig; beim Stolpern über einen Baumstrunk flog ihm das Baret vom Kopfe, und er fiel sich ein Loch in die Stirn. Kleinigkeiten! Die Liebe half ihm klettern, die Liebe stumpfte die Dornenspitzen ab; die Liebe hielt den großen Stein im Fallen auf, und goß Balsam in seine Kopfwunde.

Da stand er endlich, oben am Zaun des kleinen Gartenplatzes, vor Gertrudens Fenster. Husch war der Zaun übersprungen. Aber was half ihm das? konnte er auch die Mauer erklimmen, die noch drei Mannslängen hoch vor ihm sich aufthürmte, ehe er Feinliebchens Kammerfensterlein erreichte? konnte er durch die niedrige, wohlverriegelte Pforte dringen, welche den Eingang in das Haus verwahrte? Nein, aber er konnte kleine Steinchen nehmen, und hinaufwerfen an Gertrudens Fenster, daß es klirrte, um ihr seine Gegenwart kund zu thun. Das konnte er, und das that er auch wirklich.

Es war Nacht. Gertrude betete eben ihren Abendsegen, und schlug dabei ihr langes seidenes Haar in Zöpfe, um es unter einer Schlafhaube einzukerkern. — Klirr! klirr! klirr! ging es am Fenster. Sie horchte — es war wieder stille. Sie meinte, es sei der Wind gewesen, und achtete nicht weiter darauf. Sie fuhr fort, mit den Rosenfingern im seidenen Haar zu wühlen, und ihre Lippen bewegten sich fromm! — Klirr! klirr! klirr! ging es am Fenster. — Horch!

was iſt das? — Alles wieder ſtill. Es wird eine Eule ſein oder eine Fledermaus, die dem Schimmer des Lämpchens nachgeflogen. Sie vollendete ihr Geſchäft, ſprach das walte Gott! und wollte flugs das Lämpchen auslöſchen.

Klirr! klirr! klirr! ging es am Fenſter. — Ei was iſt das? Ein nächtliches Ungethüm! — Sie ſchlug ein Kreuz vor ihrer Bruſt, griff mit der andern Hand nach der Lampe, hielt ſie hoch empor, und ſtarrte mit ihren großen blauen Augen hin nach dem Fenſter, harrend, was daraus werden ſollte? Einen Schritt vorwärts wagte ſie noch nicht.

Der verliebte Woldemar wurde ungeduldig. Er ſah den Schimmer des Lämpchens hin und her wackeln, auch däuchte ihn, er ſehe den Schatten einer Geſtalt ſich bewegen, und doch wollte noch immer kein Kopf am Fenſter erſcheinen. Er ergriff von neuem ein Sandſteinchen, aber ſchon machte die Ungeduld ſeinen Wurf minder gewiß, das Fenſter war nur klein, er warf vorbei; er ärgerte ſich, er warf wieder vorbei; und je mehr er ſich ärgerte, je öfter verfehlte er ſein Ziel.

Endlich ergriff er eine ganze Hand voll Sand. Klirr! klirr! klirr! ging es am Fenſter.

»Heilige Jungfrau! was mag das ſein!" Ein ſchauriges Fröſteln überlief ihre ſchönen Glieder; ſie trat an's Fenſter, doch wagte ſie nicht es zu öffnen. Da kam es ihr plötzlich vor, als hörte ſie vernehmlich huſten — hem! — hem! — ſie horchte hoch auf, und unterſchied deutlich — pſt! pſt! — Hm! dachte ſie, ein Geſpenſt muß es doch wohl

nicht ſein. Ich habe nie gehört, daß ein Geſpenſt hem! hem! huſtet, oder pſt! pſt! ruft. Aber wer könnte es ſein? — da fuhr ein Blitzſtrahl ihr durch die Seele, und erleuchtete Woldemars Bild. „Sollte er — wäre es möglich — könnte er — ei warum nicht?" Huſch! war das Fenſter offen.

Gertrude! ziſchelte er. Woldemar! ziſchelte ſie.

„Biſt du es?"

„Ja ich bin es."

„Mein Gott! wie biſt du heraufgekommen?"

„Was kümmert's dich! genug ich bin da."

„Ohne Halsbrechen?"

„Geſund und friſch. Wär' ich nur ſchon oben bei dir."

„Bei mir?"

„Ja, wie mache ich das!"

„Schäme dich, Woldemar! und wenn alle Thüren offen ſtünden, ſollteſt du doch nicht zu mir kommen."

„Warum nicht?"

„Es ziemt ſich nicht."

„Warum nicht?"

„Schäme dich! ich bin eine ehrbare Jungfrau."

„Ja doch! und ſollſt meine ehrbare Hausfrau werden."

„Wollte Gott es wäre ſchon ſo weit mit uns. Doch nur am Hochzeitabend darf ich dir den Eintritt in mein Kämmerlein verſtatten."

„Du könnteſt alſo das Pförtlein aufriegeln?"

„Ich könnte wohl, aber ich will nicht.

»Liebe Gertrude!«

»Nein, Woldemar, daraus wird nichts.«

»Ich bitte dich auf meinen Knien.« Er kniete nieder auf einen Stein.

»Aengſtige mich nicht, Woldemar. Laß uns fromm und bieder bleiben, ſo ſtehen wir unter dem Schutz der Engel.«

»Ja wir wollen fromm und bieder bleiben, aber thu mir nur das Pförtlein auf.«

»Ich thue dir das Pförtlein nicht auf, ſollteſt du gleich mit mir ſchmollen und grollen.«

Nun wette ich, ihr denkt, Woldemar habe ſo ſüß und lieblich fortgebeten, daß Gertrude ihm das Pförtlein am Ende dennoch aufgethan. Aber da habt ihr den Blinden geſchoſſen. Woldemar freute ſich ob der jungfräulichen Züchtigkeit, obſchon ſie ſeinen Sinnen mißbehagte. Er drang nicht weiter in ſie, und Gertrude hatte ihn lieber darum.

Sie ſchwazten lange, ſie ſchwazten viel, doch immer die alte Leier. Der Jüngling ſetzte ſein Leben an dieſes Geſpräch, ein Dritter hätte keinen Deut darum verloren. Die Rede war von ihrer Liebe und von ihrer Liebe. Dann klagten ſie und wimmerten über Jürgen und Gerdt, über Tolpatſch und Hollerboll.

Einer von dieſen vieren war unglücklicher Weiſe nicht allzufern. Dieſer eine war Tolpatſch, der bei nächtlicher Weile im Hofe herumtrabte und ſuchte, welchen er verſchlinge. Ein Windſtoß trug den Schall menſchlicher Stimmen in ſein Ohr, ja er hörte deutlich zweimal ſeinen

Namen. Stracks näherte er ſich dem Pförtlein, welches heraus an den Glint führte, erhub plötzlich ſeine Stimme, und ließ ein ſo unverſchämtes Geheul ertönen, daß alle Hunde in der Nachbarſchaft erwachten, die Eulen geſcheucht umherflatterten, Gertrude eilig und ängſtlich das Fenſter zuſchlug, und Woldemar eilig und ängſtlich den Glint hinunter rutſchte. Als er unten war, ging er mit Gertruden nach Hauſe. Gertrude blieb oben, und legte ſich mit Woldemar zu Bette.

Drittes Kapitel.

Wie ein Held dieſer wahrhaften Hiſtoria eines ſchmählichen Todes ſtirbt.

„Es iſt bedenklich," ſprach der Komthur des andern Tages, „mein Tolpatſch hat in der entwichenen Nacht am Pförtlein großen Lärm getrieben. Gertrude, haſt du nichts vernommen?

„Nein," ſagte ſie, und ihre Wangen glühten; denn mit der erſten Lüge geht es wie mit der erſten Priſe Tabak, bei dieſer nieſt man, und bei jener wird man roth. Der alte Oheim gab nicht Acht darauf, kein Argwohn kam in ſeine Seele; ihm war bang vor Räubern, doch nicht vor Mädchenräubern.

„Dein Kammerfenſterlein," fuhr er fort, „ſchaut da

hinaus, wo das Getöse sich vernehmen ließ, doch hat dich nichts beunruhigt?

»Nichts,« sprach Gertrude, und wurde kaum mehr roth, doch hütete sie sich mehr zu reden, denn ihre Stimme zitterte.

»Wohl,« brummte Gerdt von Wellingrade, »man muß dem Gesindel auf den Dienst lauern. Tolpatsch soll in Zukunft draußen vor dem Pförtlein Wache halten.«

Das vernahm Gertrude und gefiel ihr übel, denn wie mochte sie den trauten Jüngling warnen? Daß er wieder kommen werde, bejaht ihr Herz. Schon sieht sie ihn im Geist den steilen Felsen erklimmen, den Zaun erklettern, den rechten Fuß herüberschlagen — o weh! o weh! da packt Tolpatschens Rachen seine Ferse, das Blut fließt, er schreit, Gertrude schreit, Tolpatsch heult, der Komthur erwacht, weckt seine Knechte, gürtet das Schwert um, stürzt herab, öffnet das Pförtlein, ertappt den Ritter, mißhandelt ihn — ermordet ihn — Gertrude wird ohnmächtig! Gertrude stirbt! — ach! so wird und muß es kommen, wenn nicht ein guter Engel sich erbarmt. Die bange Dirne betet, doch kann ja ihr Gebet allein die Gefahr nicht wenden. Sie will den bösen Köter freundlich kirren, sie füttert ihn, sie streichelt ihn, sein unsauberer Rachen ruht in ihrem Schooße, und als sie ihn am Abend bei des Mondes Schimmer in dem verzäumten Platze wirklich auf und niederwandeln sieht, da wirft sie noch ein großes Stück Braten hinab, welches sie dem Küchenjungen verstohlen abgeschwazt hatte.

So ſteht ſie wachend und harrend, betend und bebend, bis Mitternacht an ihrem Kammerfenſterlein. Tolpatſch hat endlich ſich in einen Winkel gekauert und ſchnarcht.

Die Nacht war ſchön und hell. Der lange Herrmann (ein Thurm der Hofburg, welcher noch heute exiſtirt), warf ſeinen Schatten weit über den Burggraben. Der Roßkäfer ſummte, und die Wachtel ſchnarrte im hohen Graſe. „Ach! wie iſt mir ſo ängſtlich wohl!“ ſprach Woldemar horchend und lauſchend. „Summe lieber Käfer, ſchnarre liebe Wachtel, doch ſummt und ſchnarrt mir mein Liebchen nicht in den Schlaf.“ Horch! die Glocke auf der Domkirche brummt zwölfe. Friſch hinauf die ſteile Felſenwand! Von innen Jugend und Liebe, von außen der freundliche Mond, zur rechten Muth, zur linken Hoffnung, ſo klettert man in den Himmel.

Er kletterte, er ſtolperte, riſch! da flattert ſein Wehrgehänge an einem Dornenſtrauche. Laß es flattern im Abendwind, ſo verſcheucht es den Habicht, der die buhlende Lerche verfolgt.

Er klimmte höher und höher, riſch! da reißt ein Baumſtrunk ihm das gelbe Wamms in Fetzen. Laß reißen was nicht halten will, ſo wirſt du dem Bettler gleich, und bettelſt ſüß um Liebe.

Er keuchte mühſam vorwärts, o weh! da ſchneidet ein ſpitziger Stein die nervichte Hand ihm blutig. Laß bluten immerhin! iſt doch das Herz geſund und friſch, wohl auf! wir ſind am Ziele.

Gertrude hört das Raſcheln wohl; »hilf heilige Urſula!" Sie reckt den Schwanenhals heraus, ſchielt ängſtig nach Tolpatſch. Er ſchnarcht wohl noch und ringelt ſich im Winkel an der Ecke; die Schnauze ſteckt im langen krauſen Haar; vielleicht verdaut er ſeinen Braten und wittert nicht die kühne Liebe.

Schon ergreift Woldemar den erſten Zaunſtecken, und ſchwingt ſich rüſtig auf des Hügels Spitze. Pſt! ſchallt es hinauf. Pſt! ſchallt es herunter. Die warme Sommerluft trug der Liebe Ziſcheln aus einem Ohr in's andere. Doch leider auch in das behaarte Ohr, welches ſpitzig wurde, und ſich reckte, und die Naſe zu Hilfe rief, die flugs aus ihrem Schnarchwinkel hervoreilte, und hoch in die Luft ſchnupperte.

Der junge Ritter, deſſen Fuß den ſcharfen Steinen an der Felſenwand entronnen war, ahnet nicht, daß ſchärfere Zähne ihm drohen, und ſchlägt das rechte Bein muthig über den Zaun. Plötzlich fühlt er unſanft ſich ergriffen, ihn ſchützt vergebens ſeines Stiefels harte Stolpe, Tolpatſchens Zahn durchdringt die fleiſchichte Wade, ein unwillkürlich Schmerzgeſchrei entfährt dem armen Jüngling, er fühlt ſein warmes Blut den Fuß herunter rieſeln; bald läßt der Höllenhund ihn los, um durch ſein donnerndes Wauwau die ganze Hausgenoſſenſchaft herab zu rufen; bald aber, wenn ſein Gefangener die geringſte Bewegung zu entſchlüpfen macht, packt er mit neuer Wuth ihn an, und hält ihn feſt auf ſeinem unbequemen Gaule.

Woldemar knirscht und beißt sich in die Lippen, dem Schmerze seinen Zoll verweigernd. Da ritt er auf dem Zaune wie ein Hühnerdieb, und der spitze Pfahl war ihm recht eigentlich ein Pfahl in's Fleisch. Kein Schwert an seiner Seite, kein Dolch an seinem Gürtel, kein Messer in der Tasche. Er rüttelte und schüttelte mit Macht den nächsten Zaunpfahl; Angst, Schmerz, Verzweiflung mehrten seine Kräfte, er riß ihn aus, schwang hoch ihn in der Luft, und ließ ihn Zentnerschwer auf Tolpatsch niederfallen. Der böse Köter zog sogleich den Zahn zurück, und taumelte mit Mordgeheul fünf Schritte hinterwärts. Dadurch gewann der junge Ritter Zeit, das gesunde linke Bein dem rechten nachzuschwingen, und muthig sprang er in den Garten.

Er sprang hinein? warum nicht lieber heraus? — was wollt ihr? wußte er sich Rechenschaft von diesem Sprunge zu geben? — An einem Schritte vor- oder rückwärts hängt so oft des Menschen Schicksal, und ein Tropfen Blut mehr oder weniger geleitet diesen Schritt.

Es begann ein neuer harter Kampf. Tolpatsch ging rasend auf ihn los, nicht achtend aller Zaunpfahlstreiche, die hageldicht ihm auf das Genick und Rücken fielen, und als sein mannhafter Gegner in einem Augenblicke zu hoch die schützende Keule schwang, unterlief er ihm den Arm, und packte ihn wüthend bei der Brust. Jetzt blieb dem unglücklichen tollkühnen Liebesritter nichts anders übrig, als den Zaunpfahl von sich zu schleudern, und beide nervichte Arme

feſt um den haarigen Nacken ſeines erbitterten Feindes zu ſchlingen.

Doch er war nur ein halber Simſon, und Tolpatſch ein ganzer Löwe. Schon wühlte ſich der ſcharfe Zahn in ſeine Bruſt, ſchon rieſelte ſein Blut an beiden Armen herab, die erſchöpfte Kraft wich von ihm, er wankt, er ſtrauchelt, Dämmernng umſchleiert ſeinen Blick, er fällt zu Boden — und die böſe Stunde iſt gekommen, in welcher Tolpatſch ſeines alten Herren Groll und Grimm gegen das Geſchlecht der Uerkülls durch einen blutigen grauſamen Tod verewigen ſoll.

Da liegt das blutende Opfer unter dem Fenſter der Geliebten, die mit gellender Stimme vergebens nach Hilfe kreiſcht, die ſich in Angſt das Haar zerrauft und mit den Nägeln die Bruſt zerkrazt. Sehen muß ſie — o Entſetzen! — wie der Mond ſeine Strahlen in des Jünglings Blut taucht, und der mordſüchtige Feind ſich von neuem auf ſeine Beute wirft, ſie zu zerfleiſchen. Der letzte Seufzer ſtirbt auf ihrer Lippe, ſie bebt zurück, will nach der Thüre taumeln, fällt, und bleibt in Ohnmacht auf der Schwelle liegen.

Wer rettet meinen Helden! herbei ihr Geiſter der Nacht! ihr Elfen! Gnomen und Akrunen! — Vergebens! Tolpatſch iſt ein Ungethüm wie ihr. Er ſchlägt mit Tigerwuth den Zahn in ſeines überwundenen Gegners wehrloſe Bruſt — ach! es iſt um ihn geſchehen!

— — Doch horch! was iſt das? was kniſtert und ra-

ſchelt da über dem Zaune? Huſſa! was ſpringt da ſo zottig herab? Hallob! ein Unthier wie Bären geſtaltet, ſtürzt wüthig und ſchäumend auf Tolpatſch hernieder, wirft ihn zu Boden wie Sturmwind die Fichte, zauſet ihn, ſchmauſet ihn, ſchnürt ihm die Kehle zuſammen, reißt ihm das Fell in blutige Fetzen, erſtickt ſein lautes Jammergeheul, preßt einen Strom ihm aus dem Rachen, läßt den Beſiegten leblos liegen, ſpringt wedelnd zu Woldemar und leckt ihm das Blut von den Wunden.

Wer war der gute Geiſt, der hilfreich ſich erbarmte? war's Urſula in Bärengeſtalt? war's Sankt Georg, des Jünglings Schutzpatron? — nein, Hollerboll, der treue Hollerboll! der ſeinen jungen Herrn hundiſch zärtlich liebte, und deſſen Großmuth in dieſer entſcheidenden Minute jeden Fußtritt vergaß, den er von ungerechter Laune oft erduldet hatte. Er war, ich weiß nicht wie, in dieſer Nacht dem jungen Abenteurer auf die Spur gekommen, und hatte ihm ſo lange nachgeſchnuppert, bis er am Fuße des Glins den mühſamen Pfad entdeckte. Was jenem durch Liebe gelang, machte Hollerboll durch Inſtinkt möglich. Er kletterte ihm nach, und kam, wie wir geſehen, noch eben zu rechter Zeit, des Jünglings Leben zu retten.

O Hund! du wahrer Menſchenfreund! du ſtiller Dulder jeder Laune! du dankbarer Vergelter jedes ſchmalen Biſſens! du freundlicher Gefährte auf der Lebensreiſe! dir immer gleich, und immer gut, nie überläſtig, nie Egoiſt! wo lebt auf Erden ein frommes, zweibeiniges, unbehaartes

Weſen, das in jeder geſelligen Tugend mit dir ſich meſſen dürfte? Ich ſahe, ſo ruft Martin Liebetraut begeiſtert aus: ich ſahe Philoſophen, die da Hunden glichen, und Hunde, welche Philoſophen waren. Hier ein beleidigter Schriftſteller, der nie verzeiht, und dort ein Pudel, der die ſchlagende Hand leckt: hier ein Rezenſent, der im Finſtern an der Ehre eines Mannes ſchmauſt, und dort ein Hühnerhund, der ein ihm anvertrautes Rebhuhn gewiſſenhaft bewahrt. Wahr iſt es, der Hund fürchtet ſich vor dem Stocke, wie der Rezenſent vor der Geißel des Satirikers; darum kriecht jener unter den Tiſch, und dieſer in die Literaturzeitung; aber der Hund wedelt doch dabei mit dem Schwanze, wenn der Rezenſent die Zähne giftig bleckt, und neidiſch knurrt, wo das Publikum Kränze auswirft. Schon der Anhang der Bibel hat den wedelnden Hundeſchwanz in dem Hündlein des Tobias verewigt: aber die Rezenſenten kamen in Simſons Hand, daß er die Philiſter ſchlug, wie die Literaturzeitung geſchlagen hat den verwegenen Schlaukopf an den Ufern des baltiſchen Meeres.

Einen böſen Hund findeſt du ſelten, aber böſe Menſchen überall. Jedermann klagt über ſeinen Nachbar, aber Jedermann lobt ſeinen Hund. Die Mütter maulen mit den Vätern, die Töchter mit den Liebhabern, aber nie mit ihren Hunden. Denn die Hunde ſind treuer als die Liebhaber, und gefälliger als die Ehemänner. Sie bereiten endlich auch in ihren Eingeweiden das album graecum, jenes einfache köſtliche Heilungsmittel, den Aerzten wohl bekannt.

Es hilft, wie Galenus versichert, für bösartige Geschwüre und Rezensenten-Wuth. Wenn ein neidischer Knabe sich ärgerte, pflegte meine Großmutter ihm zu rathen: nimm etwas weißen Enzian. — So weit Martin Liebetraut, der Küster zu St. Olai.

Wo ließen wir den treuen Hollerboll? er steht noch immer und leckt des jungen Ritters Wunden, der langsam sich erholte, und wie aus einem bösen Traum erwachend, statt in Gertrudens Armen, sich zwischen Hollerbolls Beinen wieder findet. »Hollerboll! wo kömmst du her?« sind seine ersten Worte. Hollerboll wedelt freundlich und schweigt. Mit seinen Thaten pflegte er nicht zu prahlen; im Augenblick, wo der Besiegte alle Viere von sich streckt, hat er den ganzen Kampf vergessen.

Woldemar sieht mit Erstaunen den Feind in seinem Blute schwimmen, in dem ein leises Aechzen ein wenig Leben noch verräth. Und als Freund Hollerboll dies leise Aechzen merkt, packt er ihn noch einmal bei der durchbissenen Gurgel, und schüttelt ihn knurrend, und läßt ihn wieder fallen. Da merkt der Jüngling, wer sein Retter war, als eine Ohnmacht ihn in's Gras geworfen, »du guter, du treuer, du wackerer Hund!« (Er streichelt ihn sanft, er schmeichelt ihm süß). »Du hast mir mein junges Leben erhalten, wie mag ich dir deine Treue belohnen? wird mir Gertrude zur Hausfrau bescheret, soll sie dich täglich füttern und streicheln, die besten Bissen auf Silbergeschirr mit zarten Fingern dir zubereiten.«

So läßt er ſeinen Dank in ſüße Worte ſtrömen, vergeſſend, daß ſein Blut noch aus den Wunden rieſelt, und Jugendkraft mit jedem Tropfen auf den Boden rinnt. Hollerboll ſteht ruhig neben ihm, und läßt die dürre Zunge aus dem Rachen hängen.

Der Jüngling hebt ſein Auge empor, Gertrudens Fenſter ſteht noch immer offen. Er lauſcht und ſieht doch nichts, er horcht und hört doch nichts. »Was mag die Todtenſtille bedeuten?" Ja, Todtenſtille iſt da oben, doch im Hauſe wird es munter und wacker, es regt ſich, es rührt ſich, es laufen die Lichter, es ſchlagen die Thüren, es knarren die Pforten, es raſſeln die Schlüſſel; Stimmen rufen, Stimmen antworten, erſt von ferne, dann immer näher und näher dem Pförtchen.

Schon dringt ein Fackelſchein durch des Pförtchens Ritzen, da meint der junge Ritter, es ſei doch nicht geheuer, und wäre Uebermuth, ſich mit der ganzen Schar zu meſſen, zumal verwundet, kraftlos, ohne Wehr und Waffen. Auch möchte es wenig frommen, wenn er Sieger bliebe, wohl aber der armen Gertrude für und für große Unluſt ſchaffen. Darum ſammelt er die letzten Kräfte, huſch iſt er über den Zaun, und Hollerboll hinter ihm drein; dann geht es flugs und raſch die Felſenwand hinunter, wohl auf! ſie ſind in Sicherheit. Nun mögt ihr euch da oben die Köpfe baß zerbrechen, Gertrude rührt ſich nicht, und Tolpatſch iſt verſtummt. Woldemar ſchleicht ſich nach Hauſe, zerreißt ein Stück von ſeinem Linnenzeug, verbindet die

Wunden so gut er kann, kriecht in das Bett, und Hollerboll schmiegt sich zu seinen Füßen.

Die Nacht ist schön und hell. Wir, die dem Kampfe ruhig zugesehen, mögen immerhin ein wenig noch verweilen, und hinter dem Zaune lauschen, was aus all dem Wirrwarr endlich werden möchte.

Schon öffnet sich das Pförtlein. Zwei Knechte treten vor mit Fackeln in den Fäusten, baarfuß, im blanken Hemde, die blaße Furcht auf ihren ledernen Wangen. In einen Schafpelz eingewickelt folgt Ritter Gerdt von Wellingrade, ein großes Hauschwert unter dem Arm. Die Gruppe schreitet langsam vorwärts, nach allen Seiten mißtrauisch glupend, den Knechten lüpft das Haupthaar, und es krabbelt ihnen kalt vom Nacken den Rücken herab.

»Wo ist mein Tolpatsch?" brummt der alte Ritter.

»Ich hab' ihn heulen hören," sagt der Eine.

»Ich hab' ihn winseln hören," spricht der Andere.

»Mir war es vor den Ohren wie Weibergekreisch."

»Mir sumst' es in der Luft wie der wilde Jäger."

»Es ist auch gerade die Mitternachtsstunde. Horch! die ehrwürdigen Chorherren in der Domkirche singen und psalmodiren. — Hu! hu! was schwirrt mir da um den Kopf; Ave Maria! breit' aus die Flügel —"

»Dummkopf!" polterte der Komthur, die J frau Maria hat keine Flügel, es war eine Fledermaus."

»Gestrenger Herr Ritter!" entgegnete der zitternde Knecht, »Ihr wollet großgünstig mein junges Leben erhal-

ten, denn wahrlich! hier iſt es nimmer geheuer, ſo eben fiel ein glühender Tropfen mir auf die Naſe.“

„Feiger Geſell, dir flog eine Eule über dem Kopfe weg, und ließ ihren Unrath fallen.“

„Hilf heiliger Benedix! was iſt das! da liegt der arme Tolpatſch! der Teufel hat ihm den Hals umgedreht.“

„Potz Heiden und Moſcowiter!“ flucht der alte Komthur; „welch Höllengeſchmeiß hat hier die Brautnacht gefeiert! — Leuchtet herab ihr Buben! — ja das iſt mein Tolpatſch! zerfetzt, zerzauſt, die Kehle zerbiſſen, Gott ſei bei uns! das geht nicht mit rechten Dingen zu! nur der böſe Feind konnte gegen meinen Tolpatſch kämpfen.“

Er gab ſein Schwert dem nächſten Buben, warf ſich auf den warmen Leichnam, betaſtete ihn und rüttelte ihn, vergebens! die Hundeſeele war entflohen! — Da überließ er ganz ſich dem gerechten Schmerze, der Schafpelz flatterte um ſeine nackten Lenden, wild ſprang er auf, und brüllte in die Luft:

„O Tolpatſch! Tolpatſch! Krone aller Bärenhunde! Stolz und Zierde des Geſchlechts von Wellingrade! mein Jagdgeſell! mein ehrlicher Kumpan! wer wird hinfort mir froh entgegen wedeln! wer wird dereinſt auf meinem Grabe heulen! — verflucht ſei der böſe Geiſt! der dich ſo tückiſch gemordet! er müſſe in der Hölle Abgrund dein letztes Winſeln hören! — O Tolpatſch! Tolpatſch! du biſt todt! wie wird der alte Uerküll triumphiren! ſein Hollerboll hat keinen Nebenbuhler mehr!“

So klagt der gebeugte Nimrod, und reißt von Schmerz übermannt die Schlafhaube ſich vom nackten Schädel herab. Er knetet ſie zwiſchen den knöchrigen Fingern, ſein ſtarrer Blick iſt auf die geliebte Leiche geheftet.

»Herr Ritter!" flüſtert der Knecht, der ihm zur Linken ſteht, »ſchaut empor, Gott ſei uns allen gnädig! der Drache iſt bei Fräulein Gertruden zum Fenſter hinein geflogen, die Lucke ſteht noch offen."

Der alte Herr erwacht bei dieſen Worten. »O weh! der Unhold hat mein armes Mündel auch zerriſſen. Hinauf! hinauf! vielleicht iſt dort noch Hilfe."

So ſtolperten ſie alle drei das Pförtchen hinein, die Wendeltreppe hinauf, den ſchmalen Gang entlang, vor des Fräuleins Kammerthür. Poch! poch! poch! »Gertrude, thu auf!" Es rührt ſich nichts, es regt ſich nichts. Poch! poch! poch! »Gertrude, ſchläfſt du?" kein Laut, kein Athemzug.

»O weh! ich armer alter Mann! Der Teufel hat mein Liebſtes mir ermordet! Tolpatſch und Trude ſind dahin! — herbei ihr Knechte! holt ein Eiſen und rennt die Thüre ein."

Die Knechte gehorchen, die Angeln knarren, die Thüre kracht, ein kräftiger Fußtritt, nun fliegt ſie auf. Da liegt die arme Dirne noch immer ſinnlos auf der Schwelle, ihr blaues Auge leuchtet nicht, ihr ſchöner Buſen hebt ſich nicht. Der alte Oheim legt die Hand ihr auf das Herz. »Das ſchlägt doch noch. Her mit der Waſſerkanne!"

Freigebig ſtürzt er einen Strom ihr über das Geſicht, daß es von der blonden Locke herab auf den Buſen träufelte, und alſobald ein tiefer Seufzer die feſt verſchloſſenen Lippen brach.

»Sie lebt! geſchwind zu Bette! ruft ihre Kammermagd!«

Die Zofe erſcheint, die Knechte treten ab, Gertrude wird in's warme Bett getragen. Kaum hat der weiche Flaum an ihre ſchönen Glieder ſich geſchmiegt, ſo läuft das raſche junge Blut wieder wie vorher, Lippen und Wange blühen roſenfarb, und das veilchenblaue Auge thut ſich auf.

»Lebt er?« iſt ihr erſtes Wort: »lebt er? oder iſt er todt?«

Wer, Kind?

»Mein Woldemar!«

Hat ihm der Teufel auch den Nacken umgedreht?

»Da ſteht er blutig neben meinem Lager.«

All ihr Heiligen! ſie iſt von Sinnen.

»Rettet! helft! reißt Tolpatſch von ihm weg!«

Was haben Woldemar und Tolpatſch mit einander gemein?

»Ach lieber Oheim, rettet ihn! iſt er gleich Eures Feindes Sohn, bleibt er doch ein Menſch, und Ihr ſollt als Chriſt Euch ſein erbarmen.«

Ja doch ja, wo iſt er denn?

»Im Garten.«

In meinem Garten? wie kommt er dahin?

»Den Glint herauf über den Zaum. Lauft! ich will es Euch hernach erklären.«

Mädel, du bist von Sinnen. Woldemar den Glint herauf? Woldemar in meinem Garten? und der alte Oheim soll ihn noch in deine Schlafkammer führen?

»Nicht doch, nein! nur Tolpatsch von ihm reißen. Er bringt ihn um!«

Da hinter steckt etwas. Hat Tolpatsch ihn gepackt?

O Gott! hab' ich sein Blut nicht fließen sehen?«

Tolpatschens Blut?

»Nein! nein! des jungen Ritters Blut. O laßt mich selbst hinunter!«

Sie wollte aus dem Bette springen, doch der Komthur ergriff sie bei der Schulter, und drückte sie in die Kissen, als wolle er sie zermalmen.

»Wie! ehrvergessene Dirne!« ruft er stotternd vor Wuth, »dein Buhle war in meinem Zwinger?«

»Ich hab ihn nicht gerufen.«

»So hat der Teufel ihn durch die Lüfte heraufgeführt, mein Mündel zu betrügen, und meinen armen Tolpatsch zu ermorden.«

»Ist Tolpatsch todt? nun Gott sei dank und der heiligen Ursula!«

Dies Stoßgebetlein ging dem guten Mädchen wohl

vom Herzen; doch man muß nicht alles ſagen, was vom Herzen geht. Der alte Ritter tobte wie ein Tiger, und fluchte zum Fenſter hinaus, daß die Käuzlein unter dem Dache ſcheu wurden, und die ſchüchterne Zofe ein Kreuz nach dem andern auf ihrem jungfräulichen Buſen ſchlug. Scheltworte floſſen reichlicher aus ſeinem Munde, als kurz vorher das Waſſer aus der Kanne, und überſtrömten die ertappte Liebende. Ihr Glück, daß ſich in keiner Ecke ein Knittel fand, er würde ſonſt nach altem Ritterbrauch die zarten Glieder wohl gar mißhandelt haben.

»Du zucht- und ſchamvergeſſene Dirne! ſo wahr mir Gott mein Sterbeſtündlein ſegne! Du ſollſt es büßen im härenen Gewand.«

Mit dieſen Worten ſchob er die Zofe vor ſich her, ſtürzte hinaus und verriegelte die Kammerthür von auſſen.

Meint ihr, Gertrude habe geweint? die Hände gerungen? und in ihre Zukunft einen trüben Blick geworfen? Keineswegs. Kaum ſah ſie ſich allein, ſo fiel ſie nieder auf die Knie, und dankte ihrer Heiligen mit frommer Inbrunſt, daß ſie den trauten Jüngling der Gefahr entzogen. Die Welt verſchwand vor ihren Blicken, ſie ſah nur Woldemar gerettet, und eine Freudenthräne ſchwamm in ihrem groſſen Auge.

Viertes Kapitel.

Wie Fräulein Gertrude ſollte, was ſie nicht wollte, und wie der Junker gegen die Moſkowiter zu Felde zog.

Mit langen Schritten trabte der Komthur in ſeinem Waffenſalle auf und nieder. Kaum beleuchtete die Morgenſonne den Kirchenthurm zu St. Olai, da ſchrie er durch das hochgewölbte Fenſter in den Hof hinab: »Rudolph! ſattle flugs den Braunen!«

Der Braune wurde geſattelt, der Ritter fuhr in's lederne Wamms, umgürtete ſich mit dem Schwerte, vergaß ſein Honigbier zu ſchlürfen, und ſchwang ſich nüchtern auf den ſtampfenden Hengſt. Das Thor wird aufgethan, der Reiter trabt hinaus, der Wächter an der Dompforte läßt die Zugbrücke fallen, des Braunen Huf donnert hinüber. Der ſtolze Hengſt ſchnaubt wiehernd in die friſche Morgenluft, und trägt gehorſam ſeinen rachebrütenden Herrn am ſandigen Ufer des baltiſchen Meeres hinab.

Die Wellen murmeln leiſe, die Möven flattern umher, die Raben und Dohlen krächzen, die Bauern fahren zu Markte, ihre Räder knarren, der alte Ritter iſt taub. Unbeweglich finſter ſtarrte er vor ſich hin, nur in den Füßen iſt noch Leben, denn der lang gezagte Sporn wird dem Gaule tiefer und immer tiefer in die Rippen eingedrückt. Der Braune iſt des Zuſpruchs ungewohnt, ſchlägt hinten aus, daß Sand und Waſſertropfen ſtieben, brauſt und ſchnaubt,

beſchäumt das Gebiß, und ſetzt in kurzen Sprüngen bis vor die Kloſterpforte der frommen Brigitten-Schweſtern.

Prr! ruft der Reiter, wir ſind am Ziele! raſch ſpringt er ab, und bindet den beſchweißten Hengſt an den Ring der Pforte. Darauf zieht er an dem Eiſendraht, der aus der Mauer ragt, einmal, zweimal, dreimal. Das Glöcklein tönt vernehmlich, doch regt ſich nichts. Es war ſo früh, die frommen Jungfern träumten noch. Der Ungeduldige zieht ſtärker. »Ich komme gleich!« ſchreit eine feine Stimme. Und bald darauf hört man die Schlüſſeln raſſeln, die kleine vergitterte Lucke wird aufgethan, ein dicker Kopf läßt ſich dahinter ſchauen, mit rothen Hängebacken, freundlich und wohlgenährt. »Wer da?« ſchallt der Pförtnerin Stimme, »was wäre Euch lieb, geſtrenger Herr?«

»Ehrſame Jungfrau, Ihr wollet gelieben, der Frau Aebtiſſin zu berichten, daß Ritter Gerdt von Wellingrade, der Komthur zu Reval, hier an der Pforte ſteht, und ein Geſpräch mit ihr zu halten begehrt.«

»Geſtrenger Ritter, Eurem Begehren ſoll ſogleich gewillfahrt werden.«

Der dicke freundliche Kopf verſchwindet, ſchnapps! geht die Lucke wieder zu. Der Alte ſteht und gafft in's Blaue, ſtumm und mürriſch wie eine Eule; in ſeinem Buſen gähren Zorn und Rache, wie die Heſen im Gebräue, daß die Reife von der Tonne ſpringen; Tolpatſchens Geiſt trabt um ihn her, und heult ihm ſchwarze Entwürfe zu.

Nicht lange, so rasseln die Schlüsseln auf's neue, die Gitterlucke bleibt verschlossen, dagegen öffnet sich die Pforte. »Gott grüße Euch, gestrenger Herr! Ihr wollet näher treten, und im Sprachsaal einen Augenblick verweilen, die Frau Aebtissin wird sogleich mit ihrer Andacht fertig sein.«

Die dicke freundliche Pförtnerin watschelt mit ihrer leicht beweglichen Zunge vor dem finstern Alten her, thut ihm die Thür des Sprachsaales auf, und martert ihren fleischigen Geist, den vornehmen Gast zu unterhalten. Schwester Agathe, so hieß die Pförtnerin, hub an redselig zu erzählen von den Bildern und Schnitzwerk im Kloster; wie der Künstler aus Wälschland geheißen, der jenes Kruzifix verfertigt; an welchem Tage der Heermeister verstorben, der jenes reichgestickte Altartuch verehrt; wie die Mönche vom Berge Sinai den Brigitten-Nonnen an der Ostsee, ihren in Christo geliebten Schwestern, durch einen frommen Pilger eine seltene Handschrift gesandt, mit gemalten Anfangsbuchstaben, und was der kleinen Merkwürdigkeiten mehr waren, welchen Schwester Agathens ehrenfester Ton eine große Wichtigkeit verlieh. Als aber der Komthur immer nur mit Ja und Hm! und Ei! an ihren Geschichten Theil nahm, und mit verschränkten Armen starr auf den Boden sah, vermeinte sie in ihrem Herzen, der alte Ritter müsse eine schwere Sündenlast auf seinem Gewissen tragen, und sei gekommen, durch Vermittelung der heiligen Brigitte, sich gegen die Gebühr mit dem Himmel auszusöhnen.

Jetzt hörte sie die Frau Aebtissin auf der Treppe husten, machte einen freundlichen Reverenz, und watschelte geheimnißschwer von Zelle zu Zelle, die drückende Last so bald als möglich abzuladen.

Elisabeth von Luggenhusen trat ehrbarlich und abgemessenen Schrittes in den Sprachsaal, mit einem wohlgekämmten spanischen Hündlein auf dem Arm. Elisabeth und Ritter Gerdt waren Nachbarskinder, sie hatten sich gekannt, als sie noch Fräulein Liese und er noch Junker Gerdt genannt wurde, und Junker Gerdt und Fräulein Liese hatten manchen schönen Sommerabend im Grünen auf dem Burgplatz sich getummelt. Nun war das alles gar anders geworden. Simon Schlaukopf muß dabei die fast traurige Bemerkung machen, wie die innigsten Verhältnisse der Menschen oft so leicht sich trennen, als ein Blumenstrauß, den ein Zwirnsfaden bindet; wie Menschen, die mit Liebe an einander hingen, sich oft nach Jahren steif begegnen, ein fremder Gruß der kahle Ueberrest von süßen Rückerinnerungen bleibt. Pfui! daß der Mensch noch lebt, wenn Liebe und Freundschaft längst zu Grabe gingen. Ihr baut Thürme und Mauern, welche Jahrhunderten trotzen, doch eure Herzensgefühle weckt die Morgenluft, verweht der Abendwind.

Nach den ersten Alltagskomplimenten beginnt der Ritter seinen Kummer auszuladen. „Ehrwürdige Frau!" so hebt er an, „entsinnt Ihr Euch wohl noch aus Euren Jugendjahren des großen schwarzen Murqui, den wei-

land mein Vater wie ſeinen Augenſtern bewahrte, und der im ganzen Wierland nicht ſeines Gleichen hatte?"

Die Aebtiſſin. Wohl entſinne ich mich noch. Es war ein wackeres Beeſt, der Bären und der Wölfe Schrecken.

Der Komthur. Das war er. Seine Knochen modern unter einem Hügel meines väterlichen Erbtheils, auf welchem eine junge Eiche grünt. Seine Tugenden lebten noch bis auf den geſtrigen Tag in meinem wackern Tolpatſch, deſſen Ahnherr er war. — Mein Tolpatſch! ach! Ihr müßt von ihm gehört haben! der leibhaftige Murqui!

Die Aebtiſſin. Nun? was iſt ihm widerfahren?

Der Komthur. Er iſt dahin! ſein Blut ſchreit um Rache!

Die Aebtiſſin. Was mögen arme Kloſterfrauen dabei thun?

Der Komthur. Hört mir zu. Meine Schweſter Bertha ſtarb, und hinterließ mir eine Tochter. Die iſt aus der Art geſchlagen. Sie hat an einen Buben ſich gehängt, der — o der Schande! — bei nächtlicher Weile unter ihr Fenſter ſich geſchlichen. Dort fand er meinen Tolpatſch, und ermordet' ihn. Da ſchwur ich hoch und theuer, die Dirne ſoll im härenen Gewand die Liebelei bis an ihr Ende büßen! D'rum kam ich her zu Euch, ehrwürdige Frau, und Folgendes iſt mein Begehren: Ihr wollet um alter Freundſchaft willen mein unſittſames Mündel unter Eure Obhut nehmen, in ein wohlverwahrtes Kämmerlein ſie

ſperren, und nach überſtandenem Probejahr ſie zur Kloſterfrau der heiligen Brigitte weihen. Ritter Gerdt von Wellingrade ſorgt für die Ausſtattung der Himmelsbraut.

Bei den letzten Worten wackelte das glatte Unterkinn der Frau Aebtiſſin mit holder Freundlichkeit. Sie ſchickte einen frommen Seufzer voran und ſprach: »ein Kämmerlein iſt bereitet zum Empfang des böſen Weltkindes. Hinter Riegel und Mauern, durch Geißeln und Kaſteien, wollen wir ſie mit Sanftmuth lehren, ihr Fleiſch zu kreuzigen.«

Der Komthur. Wohlan, mein Geſchäft iſt vollbracht. Jetzt ruft mich die blutige Rache zurück in die Stadt. Mit meinem Schwerte will ich den Namen Tolpatſch in das Herz des jungen Uexküll's graben. Lebt wohl! auf den Abend ſehen wir uns wieder.

Die Aebtiſſin. Nicht alſo, geſtrenger Ritter. Laßt ein Wort der Ermahnung an das wunde Herz Euch reden. Rache ziemt dem Chriſten nicht, auch muß man nie ſein Herz an Kreaturen hängen. Der Menſch iſt Menſch, der Hund bleibt Hund, wär' er gleich Murqui oder Tolpatſch.

Der Komthur. Ihr redet, fromme Frau, wie Ihr das verſteht. Doch wette ich, Ihr würdet unſanft Euch gebehrden, wenn — (hier öffnete er das Fenſter und ergriff das ſpaniſche Hündlein bei dem Schopfe), wenn ich Euren kleinen Liebling da hinausſchleuderte.

Die Frau Aebtiſſin entſetzte ſich, umklammerte ihr lütge Männeken, wie ſie den kleinen Köter nannte, und hatte gegen dieſes fauſtgerechte Argument nichts weiter

einzuwenden. Das lütge Männeken knurrte, wies die Zähne, und ſchnappte nach des Ritters Hand, als er ſie beim Scheiden der frommen Domina reichte. Sie geleitete ihn hinab bis vor die Pforte. »Auf den Abend bring' ich Euch mein Mündel," war ſein letztes Wort, als er auf den braunen Hengſt ſich ſchwang.

Da trabt er hin. Trabe, alter Wüthrich, trabe! wir wollen unterdeſſen nach dem Münkenhofe ſchleichen, und durch eine Thürritze in Woldemar's Schlafkammer ſchielen. Die Frauen und Jungfrauen mögen zurückbleiben.

Die Sonne ſtand ſchon hoch, als der junge Ritter gähnend und dehnend die ſchwarzen Augen aufriegelte, und die Abenteuer der vergangenen Nacht wie ein Fiebertraum vor ſeinem Gedächtniß ſchwebten. Ein geſunder Schlaf hatte ihn erquickt, ihm war recht wohl und ſtark zu Muthe. Die Wunde im Herzen fühlte er zwar noch, ſie brannte heiß; die übrigen Wunden waren ziemlich heil, denn ſeines Gegners ſcharfer Zahn hatte überall nur das Fleiſch ein wenig aufgeritzt. Er ſprang behende auf von ſeinem Strohpfühl, wuſch und ſalbte die verharrſchten Wunden, und begann ſich munter anzukleiden.

Als er ſo am Fenſter ſtand und ein frohes Minneliedchen pfiff, trat ein Knappe herein, der das Wellingrade'ſche Wapen am Arme trug. Hoch klopfte des Jünglings Herz bei ſeinem Anblick. »Gott zum Gruß! was bringſt du mir?"

Der Knappe. Ich bin geſandt von Ritter Gerdt von Wellingrade, dem Komthur zu Reval, meinem edlen

mannhaften Herrn, an Ritter Woldemar von Uexküll, den Gott verdammen möge!

Woldemar. Gebot dein Herr dir ſo zu ſprechen?

Der Knappe. Von Wort zu Wort. Du biſt — ſo ſpricht der geſtrenge Herr Komthur — du biſt wie ein Räuber um Mitternacht in meinen Zwinger gedrungen, haſt mein ſittſames Mündel verführt, und meinen Tolpatſch todt geſchlagen. D'rum hab' ich offene Fehde dir geſchworen, und will dich überall verfolgen mit Lanze und Schwert, die Feiertage ausgenommen, auf daß der Friede Gottes nicht geſtöret werde.

»Du haſt gelogen und wieder gelogen!« ſchrie Woldemar, dem flugs das junge Blut zu kochen begann. »Verflucht ſei die Läſterzunge, welche das Heiligthum der Unſchuld des züchtigen Fräuleins Gertrude von Scharenberg anzutaſten wagt! In Zucht und Ehren hab' ich mit ihr geſprochen, zu meiner Hausfrau hab' ich ſie erkoren, und wer den kleinſten Makel an ihrer Tugend findet, dem will ich beweiſen mit Lanze und Schwert, bei Tag und Nacht, daß er ein ſchändlicher Lügner iſt!«

Der Knappe. Herr Ritter, ich ſprach, wie mir geboten wurde. Auf meines Herrn Geheiß werfe ich Euch den Fehdehandſchuh vor die Füße. In der Mittagsſtunde reitet Ritter Gerdt nach den Sandbergen hinter der Stadt. Das übrige iſt Euch bewußt.

Woldemar, in dem die alte Ritterſitte das lodernde Jugendfeuer dämpfte, faßte ſich mit Anſtand, nahm den

Handschuh auf, und sprach gelassen: »Hast du weiter nichts zu sagen?«

»Nichts.«

»So geh mit Gott! dem edlen Ritter meinen Gruß. Ich werde kommen.«

Der Knappe ging die Stiege hinab, und Woldemar hinauf zum alten Ritter Jürgen. »Vater, ich soll mich heute im Zweikampf balgen.«

»Das ist mir lieb, mein Sohn.«

»Leiht mir ein gutes Schwert.«

»Geh in meine Rüstkammer und wähle dir Eines.«

»Lebt wohl, Vater!«

»Leb' wohl, mein Sohn! und halte dich wacker.«

Woldemar hatte die Thür schon in der Hand, da rief der Alte ihm nach: »Noch auf ein Wort, mein Sohn! wer ist dein Gegner?«

»Ritter Gerdt von Wellingrade.«

»Der Komthur?«

»Der nämliche.«

»Mein Erbfeind? was hast du mit ihm vor?«

»Mit ihm? nichts. Ich liebe sein Mündel, wie Ihr wißt, das will er nicht leiden.«

»Da thut er Recht.«

»Ich habe in der Nacht unter ihrem Fensterlein ein sittsam freundlich Gespräch mit ihr zu halten begehrt, da hat sein Tolpatsch mich überfallen.«

»Nun? ich hoffe, du hast ihn in den Sand gestreckt?«

»Ohne Wehr und Waffen mochte ich seiner nicht mächtig werden, aber unser Hollerboll —«

»Unser Hollerboll? geschwind, was weiter?«

»Der hat ihn todt gebissen.«

»Juchhei! du bringst mir eine frohe Botschaft!« Er sprang vom Sessel auf, und drückte ihn nach zweiundzwanzig Jahren zum Ersten Male wieder in seine väterlichen Arme. »Hab' ich's nicht immer gesagt? der Hollerboll ist gar ein anderer Hund, als jenes träge Beest. Was weiter, lieber Junge? hat der Komthur dir einen Fehdebrief geschrieben?«

»So eben hat der Knappe mich verlassen, der mit vielen Schmähworten mir den Handschuh vor die Füße warf, und mir die Mittagsstunde zum Zweikampf auf den Sandbergen bestimmte.«

»So ziehe hin, mein Sohn! nimm dir das beste Schwert aus meiner Rüstkammer, das beste Roß aus meinem Stalle, und kehrst du als Sieger heim, so schenke ich dir beides.«

Woldemar ging und waffnete sich, und als die Glocke zwölf schlug, da stampfte seines Rosses Huf schon die Sandberge hinter Reval, wo heutzutage die Straße nach Pernau führt. An seiner Hüfte hing ein breites kurzes Schwert, an der Spitze seiner Lanze wehte ein blaues Fähnlein, das Wapen seines Geschlechts, zwei Streitärte und eine Krone, waren mit Gold darein gewürkt. Er stand mit aufgeschlagenem Visier, das Gesicht nach den Thoren

der Stadt gewendet; ſeines Gaules Vorderhuf ſcharrte ungeduldig im Sande.

Siehe, ein ſchwarzer Federbuſch wallet ſchon über die Brücke, ein geharniſchter Reiter naht im geſtreckten Galloxp. Jetzt ſinkt er in's Thal, jetzt birgt ihn ein Hügel dem Auge, hier iſt er verſchwunden, dort kommt er allmälig zum Vorſchein, flink trabt der Gaul im tiefen Sand, und wo das Grün die Hügel deckt, da flieget er wieder nur leiſe berührend die Spitzen des Graſes.

Jetzt ſehen die Ritter einander das Weiße im Auge, raſch iſt beider Viſier geſchloſſen, und die Lanze eingelegt. Ohne ſich beim ſchnöden Wortkampf aufzuhalten, rennen ſie erbittert auf einander los, und die Lanzen brechen, und die Splitter pfeifen durch die Luft, doch keiner wankt im Sattel. Behende machen beide ſich bügellos, ſpringen herab, ziehen die Schwerter, und das blanke Eiſen flimmert im Sonnenſtrahl. Hageldicht fällt Hieb auf Hieb, daß die Harniſche klirren, Beulen in die Helme, Scharten in die Schwerter; ſchon ermüdet der Arm, ſchon wird der Athem kurz, doch kein Tropfen Blut iſt noch gefloſſen. Da erſieht Woldemar, auf ſeine Jünglingskräfte trotzend, einen günſtigen Augenblick, unterläuft des alten Ritters Schwert, umwindet ihn mit beiden Armen, wie Herkules der Heide den Rieſen einſt umſchlang, und wirft den morſchen Greis zu Boden.

»Haſt du genug?« ſtöhnt er athemlos.

»Verfluchter Bube!« brüllt der alte Komthur ſich im

Sande wälzend. Der junge Ritter drückt sein Knie auf des Gegners Brust und setzt das Schwert ihm an die Gurgel.

»Dein Leben ist in meiner Gewalt, ich schenke es dir. Vergessen und vergeben sei Schimpf und Schmach, doch gib dein Mündel mir zum Weibe.«

»Ehe soll sie in der Ostsee ersäuft, oder aus ihrem Kammerfenster den Glint herabgestürzt werden!«

Simon Schlaukopf muß lachen, daß Woldemar seine Zeit so übel wählte, um das Mädchen anzusprechen. Mit dem Knie auf des Theims Brust, und dem Schwert an seiner Gurgel pflegt man um keine Braut zu werben. Mag er die Schuld nun selber tragen, daß der Komthur hartnäckig ihm seines Liebchens Hand verweigert, lieber den weißen Sand mit seinem Blute färben, als mit dem Sieger sich versöhnen will.

Ihr meint, nun habe Woldemar, nach alter Rittersitte, das Schwert bis an das Heft ihm in die Brust gestoßen? und dann mit blutiger Hand das Fräulein zum Altare geführt? — nein so roh und wild ist kein liebender Jüngling, Menschlichkeit und Liebe sind Geschwister. Er begnügte sich dem Alten das Schwert aus der Faust zu winden, schleuderte es weit von sich, und sprach gelassen:

»Mich dürstet nicht nach deinem Blute, denn es fließt auch in Gertrudens Adern. Doch schwöre ich dir bei Gott und meiner Ehre! ich lasse nicht von der Dirne. Ich bin ein Edelmann, wie du, ich habe lange schon als Ritter

meinen ersten Sporn verdient, auch hat der Himmel mich mit Gütern reich gesegnet; was hast du gegen mich und mein Geschlecht?"

Störrisch schweigt der Alte, nur einen gräßlichen Fluch zermalmen die knirschenden Zähne, und Woldemar, da er sieht, daß weder Vernunft noch Gewalt ihn mildern Sinnes machen, springt auf, schwingt sich auf's Roß, trabt fort, und läßt den grauen Trotzkopf liegen.

Mühsam rafft sich endlich der Komthur aus dem Sande auf, sucht beschämt sein Schwert, und senkt mit einem Fluch es in die Scheide. Ohnmächtige Rache kocht in seinem Busen — ohnmächtig? nein, er findet auch ohne Schwert den Weg zu des Jünglings Herzen; denn kaum ist er zurück auf seine Burg, so wird bereits ein alter Muschelwagen angeschirrt, Fräulein Gertrude muß sich in ihren Schleier wickeln, wird halb bewußtlos herabgetragen, hineingeworfen — und rasch geht es fort über Stock und Stein, der alte Oheim trabt nebenher, das Aechzen und Stöhnen im Wagen rührt ihn nicht, ein mürrisches Schweigen verschließt sein hartes Herz.

Das arme Geschöpf! es weiß noch nicht einmal, welch ein Ungewitter seinen Frühling trübt. Gertrude meint, man werde sie auf ihres Oheims Landsitz führen, ein öder wüster Ort am Peipussee, von Adlern, Möven, Bären, Wölfen und Elendthieren bewohnt, naß und kühl, von alten Tannen ewig beschattet; dort werde sie die liebliche Jugend vertrauern müssen, bis die Liebe sie erlöse. Denn

Woldemar iſt treu, das ſagt ihr Herz; gewiß! gewiß! er wird einſt Mittel finden, ſie aus den Schatten jener Fichten an das Sonnenlicht der Liebe hervorzuziehen. Der Alte kann doch nicht ewig leben, er hat den Dampf. Daß der ſchwächſte Greis oft länger lebt, als junge rieſenſtarke Liebe, das glaubt kein Mädchen von ſechzehn Jahren.

Wiege dich, gutes Kind, wiege dich in lindernde Träume, ach! nur zu bald wirſt du erwachen. Siehe ſchon biegt der Wagen linker Hand vom Wege ab, die Pferde keuchen ſchon den ſteilen Hügel hinan, dort liegt Marienthal; ſchnell drehen und rollen mit ſchwindenden Speichen die Räder den Hügel hinab — Prr! da ſtehen ſie vor der Pforte. Der freundliche dicke Kopf mit rothen Hängebacken ſteht ſchon auf der Lauer, die Riegel klirren, die Pforte knarrt, Schweſter Agathe watſchelt hervor, mißt die verſchleierte Dirne mit neugierig ſchwatzhaften Blicken, und nimmt das Schlachtopfer in Empfang.

»Hier büße deine Sünden!" ſpricht der alte Komthur, und ohne Lebewohl wendet er den Gaul. »Meinen Gruß der Frau Aebtiſſin!" ruft er noch von ferne der dicken Pförtnerin zu. Da ſprengt er hin, und mit ihm ſcheidet weinend auch die Hoffnung von Gertruden. Das arme Mädchen wankt bis in den Sprachſaal, und ſinkt ohnmächtig nieder.

Eliſabeth von Luggenhuſen erſcheint mit ihrem lütge Männeken, und vier bis fünf betagten Schweſtern. Mit ſüßlich frommem glatten Antlitze und mit leiſer Stimme

voller Salbung hält sie ihrem Opferlamm einen schönen breiten Sermon über die Eitelkeit der Welt, die sündige Liebe und das Glück der Abgeschiedenheit; wie man hier sich ruhig sonne, wenn es draußen stürmt; wie man hier täglich Hochzeit mache, und die frommen Schwestern das himmlische Brautlied vom Chor herab gurgeln. Als aber die kräftigen Troſtworte Gertruden keine Linderung gewährten, führte man sie in ihr Kämmerlein und empfahl ihr das Gebet. Sie fand ein kleines Bett, Tisch, Stuhl und Kruzifix, das war Alles. Man ließ die Büßende allein mit Gott und Woldemar.

Ein wohlvergittertes Fenster sah auf die schäumende Ostsee. Ein wenig rechter Hand lag still und graulich der unterirdische Gang, auf dessen Rücken ein kühler Wind das magere Gras mit weißem Sand bestäubte. Eine Krähe saß auf einem abgestorbenen Baum und krächzte, die Nonnen sangen von ferne in der Kirche, und der Todtenwurm pickte in der Wand. Wo seid ihr, treue Gefährten des Elends, die ihr in jedem Kerker verweilt, schmerzlindernde Thränen! hat die Verzweiflung euch verschlungen? Vertraue deinen Kummer, arme Seele, der stillen Dämmerung, bete laut auf, daß du Thränen findest, Thränen sind der Thau der Hoffnung.

Verlassen wir die arme Dirne, der Unglückliche ist am liebsten allein. Zurück in die Stadt, wo das hundertzüngige Gerücht bereits von Ohr zu Ohr die Nachricht flüsternd trug: das Fräulein von Scharenberg wird eine Brigitten-

Nonne. Das nächtliche Abenteuer, mit Zusätzen reichlich ausstaffirt, ging von Munde zu Munde, die alten Matronen am Spinnrocken kreuzigten sich, und sagten viel; die jungen Dirnen am Weberstuhl wurden roth und sagten nichts. Die Edelknappen steckten die Köpfe zusammen, und sprachen: ei das ist Schade!

Woldemar war nicht der Letzte, dem die Trauerpost von einer dienstfertigen Muhme geschäftig und geschwäzig hinterbracht wurde. Ob er weinte oder fluchte, hat die Chronik uns nicht aufbehalten. Vermuthlich that er beides wie es sich gebührt. Am andern Morgen in aller Frühe mußte der Knappe ihm sein Streitroß satteln, er wapnete sich, und ritt hinaus — wohin? das wußte Niemand. Erst lange nachher erfuhr sein Vater, er habe einen Zug gegen die Moscowiten unternommen, und fechte unter den Fahnen von Nowogrod, zu Gunsten des Fürsten von Mojaisk, den Zaar Wassili Wassilewitsch nach Liefland vertrieben hatte.

»Ach!« rief der alte Ritter Jürgen aus: »wenn er nur den Hollerboll gesund zurückbringt!« Denn Hollerboll war seinem jungen Herrn treulich nachgefolgt.

Der Komthur frohlockte, und Gertrude sah mit stummer Angst dem Ende ihres Probejahrs entgegen.

Fünftes Kapitel.

Wie die Revalenſer hinausgezogen vor das Thor, und wie ſie wieder heimkehrten unverrichteter Sache.

Simon Schlaukopf hat einmal ein Feuerwerk mit angeſehen, da ſtiegen Raketen, da platzten Schwärmer, da drehten ſich Räder, es war gar luſtig. So däucht ihn auch des Menſchen Leben, Thun und Weſen. Der eine ſteigt Schnurgrade in die Höhe, man gafft ihm ſtaunend nach, er leuchtet einen Augenblick und ſtirbt. Der andere macht ein großes Weſen, ziſcht und faucht unter den Leuten herum, daß ſie gewaltige Sprünge thun, platzt endlich und wird ausgelacht. Der dritte dreht ſich immerfort im Kreiſe, und kommt nicht weiter, leuchtet und ſprüht, ſtockt zuweilen, fängt wieder an zu laufen, bis er ausgelaufen hat, und eine leere Hülſe übrig bleibt. Der vierte, und das iſt der Weiſe, verbirgt ſich tief im Graſe, läßt nur dann und wann eine ſanft ſchimmernde Leuchtkugel ſteigen, deren Glanz dem Auge wohl thut, und die ſein Daſein verräth. So ſpielt ein Jeder ſeine kleine Rolle, indeſſen die Welten ſich drehen ſo ſchnell wie die Feuerräder, und die Jahre ſchwinden ſo ſchnell wie der Schweif einer Rakete. Sie lärmen viel, und praſſeln viel, am Ende iſt doch alles nur Rauch und Dampf. Doch dann iſt einer da oben, der die nachgebliebenen Funken ſammelt, und ewig leuchtende Sterne aus ihnen ſchafft.

Solche fromme Gedanken hat Simon Schlaukopf je zuweilen, wenn er das Drängen und Treiben unter den Menschen mit angafft; wenn er sieht, wie die unscheinbarsten Räder oft Maschinen in Bewegung setzen, und ein schäbiger Hund das Schicksal kommender Geschlechter bestimmt. Tolpatsch und Hollerboll! ihr Helden dieser wahrhaften Historia! wer hätte glauben sollen, als eure Frau Mutter euch in einem Winkel des Viehstalls warf, daß einst um euretwillen eine Nonne einsam weinen, und ein Ritter gegen die Moscowiten fechten würde.

Ja sie weinte ein langes Jahr, die arme Gertrude! und er kämpfte ein langes Jahr, der kecke Woldemar. Sie kam nie in Gottes freie Luft, er hauste nie zwischen vier Mauern. Sie kämpfte gegen den Satan mit Gebet, er gegen die Moscowiten mit dem Schlachtschwert, doch weder der Satan noch die Moscowiten mochten der Liebe obsiegen. Sie lagerte sich mit Gertruden vor dem Betaltar, sie tummelte sich mit Woldemar auf dem Schlachtfeld herum.

Nein länger kann der junge Held die Trennung nicht ertragen. »Komm, Hollerboll! wir ziehen heim.« So ruft er als ein Jahr verrinnt. »Unter den Klostermauern will ich mir eine Hütte bauen, durch Geißelhiebe den Ruf der Heiligkeit erringen, und so oft die Glocke zur Hora tönt, unter hundert Stimmen nach der Engelsstimme meines Mädchens lauschen, bis einst die Sterbeglocke verkündet: der arme Eremit hat ausgelitten!«

So schwärmt der junge Ritter auf der Heimreise.

Rühmliche Wunden waren sein Ritterſold. Roß und Hund verriethen, wie ihr Herr, durch ihre Magerkeit, daß ſie nicht auf der faulen Bärenhaut gelegen.

Schon erblickte er von ferne die Thürme ſeiner Vaterſtadt, rechter Hand im Thale lag das ſtille Kloſter, von der Abendſonne angeſtrahlt. O ihm war zu Muthe, wie noch in keiner Schlacht! das Herz ſo voll, die Thränen ſo nah, der Athem ſchwer, der Zügel bebte an ſeiner Hand. Auf dem Gipfel des Laksberges hält er ſtill, mit unbeſchreiblicher Rührung blickt er hinab, und eine Thräne fällt auf ſeinen eiſernen Handſchuh. In einem Selbſtgeſpräch verloren, weckt ihn bald das verworrene Geräuſch der unten Vorüberziehenden. Er ſchaut auf und ſieht, Jung und Alt, zu Roß und Wagen, Ritter und Knappen, Frauen und Fräulein. Die ganze Heerſtraße iſt bedeckt, es wimmelt wie ein Ameiſenhaufen unter ſeinen Füßen.

»Was gibt's? was treibt die Mäuſe aus ihren Löchern? Welches Heiligen-Feſt wird dieſe Nacht gefeiert?" Mit dieſen Gedanken ſprengt Woldemar den Berg herab, und fragt den erſten Zug, auf welchen er ſtößt: »Woher? wohin? was habt ihr vor?"

»Wir ziehen nach dem Kloſter Marienthal, daſelbſt wird morgen in aller Frühe eine Nonne eingekleidet."

»Eine Nonne? und ihr Name?" —

»Fräulein Gertrude von Scharenberg."

»Gott im Himmel!" mehr vermag er nicht zu ſtammeln. Ohne Beſinnung reitet er vorwärts, und wer ſein

saur
BIBLIOTHEK DER DISCH. LITERATUR
KOTZEBUE,A.F.F.VON
3-598-51521-9
FN. I475/153

stieres Auge, sein leichenblasses Antlitz durch das offene Visier gewahrte, der wich ihm aus, und sah ihm bänglich nach, als wolle er fragen: was ist dem Manne widerfahren? So kam er in die Stadt vor seines Vaters Haus.

»Gott grüß' Euch, Vater!«

»Gott grüße dich, mein Sohn! wo kömmst du her? du siehst übel aus. Hast wohl mancherlei Noth und Mangel erlitten?« —

»Da Bube, nimm mein Roß. Lebt wohl Vater!«

»Wohin mein Sohn?«

Schon ist Woldemar fern, die Straße hinab, die Straße hinauf, hie und dort sammelt er seine Spießgesellen. »Brüder! Freunde! ich fordere einen Ritterdienst von euch, so ihr mir den versagt, stürze ich mich in's Wasser!«

»Fordere, lieber Waffenbruder! wir sind bereit zu Schimpf und Ernst.«

»Ihr kennt die edle Dirne, die ich liebe. Ohne viele Worte, seht mir in's Gesicht, da hat die Angst mehr hingeschrieben, als ich sagen kann. Sie soll morgen eine Nonne werden. Brüder! helft mir die Jungfrau retten, so will ich zum leibeignen Knecht mich euch verschreiben. Seht, ich kann ohne sie weder leben noch sterben. Meint nicht ich sei zaghaft, weil ihr mich weinen seht. Ihr wißt wohl sonst, daß ich ein rascher Bube war, und die Moscowiten haben mein Schwert gefühlt. Ich glaubte wohl die Dirne zu vergessen, und tummelte mich weidlich herum.

Deine Liebe, sprach der Vater, sitzt im warmen Blute. Ach! mein warmes Blut ist oft geflossen, aber meine Liebe blieb immer gleich gewaltig. Drum wollet ihr euch erbarmen, liebe Waffenbrüder! und mir sie befreien helfen, daß ich sie zu meiner Hausfrau mache, so werden meine Kinder euch Gottes Segen erflehen."

Was er sprach, hab' ich euch erzählt, aber sein verstörtes blasses Antlitz, seine zitternde Stimme, seine halb verschluckten Thränen baten rührender als Worte. Die Jünglinge standen um ihn her, die Beredsamkeit der Natur wirkte mächtig. Gerührt und stumm reichte Joswin Dänhof ihm die Hand und schüttelte sie als wolle er sagen: Du verstehst mich. Ihm folgten Engelbrecht von Tiefenhusen und noch ein paar Andere.

»Stille!" flüsterte Kurd von Wulfenschild," »hier können die Vorübergehenden uns belauschen." Er hatte Recht, denn sie standen auf dem alten Markte neben dem Brunnen. »Sammelt eine Stunde vor Mitternacht euch vor Jürgen Uerküll's Hause, mit Wehr und Waffen wohl versehen. Ein Jeder bringe einen Buben mit, der eine Leiter trägt. Auf, Woldemar! sei lustig und guter Dinge! ehe der Morgen anbricht, ist Gertrude dein."

Froh bewegt sank unser Held in des freundlichen Tröstlers Arm. Die jungen Strudelköpfe schieden, und jeder eilte heim, um zu dem Abenteuer sich zu rüsten. Auch hielten sie alle redlich Wort. Eine Stunde vor Mitternacht wimmelte es auf der Straße unter Jürgen Uerküll's Fen-

ſtern, von Schwertern und Stangen, Leitern und Brecheiſen. Die Nachbarn ſchielten durch die Lucken, und ſprachen: Gott behüte! was ſoll das werden?

Indeſſen wurde den Verbündeten die Zeit faſt lang, denn die Seele ihres Bundes, Woldemar erſchien noch nicht. Wo bleibſt du, junger Held? iſt deine Glut verloſchen? haſt du vergeſſen, daß in wenig Stunden Gertrude ſich mit einem Bräutigam vermählen wird, dem keine irdiſche Macht ſie wieder entreißen kann? Herab! herab! Die rüſtigen Geſellen warten. Auf zu Roſſe! ſchon hat der Hahn die Mitternachtsſtunde gekräht.

Ach! umſonſt — der Jüngling krümmt ſich weinend und knirſchend auf einem Strohbund im tiefen Keller. Dahin warf ihn ſein harter Vater, als er aus dem Munde des verliebten Unbeſonnenen den kecken Anſchlag vernahm. »Da liege und winſ'le bis morgen, da wimmere bis alles vorüber, die himmliſche Braut in Sicherheit iſt.«

Mit doppelten Riegeln verwahrt er die eiſerne Kellerthür, ſteigt herauf, öffnet das Fenſter, ſchaut hinaus und ſpricht zu dem unten wimmelnden Haufen: »Ritter Woldemar von Uerküll entbietet euch ſeinen Gruß, und dankt für euren guten Willen. Weil aber ſein raſcher Sinn ſich abgekühlt, und der Schimpf des Kirchenraubes ihm vor Augen ſchwebt; ſo bittet er, ein Jeder wolle ruhig heimziehen und auf's Ohr ſich legen.« Mit dieſen Worten ſchlägt er das Fenſter zu, und die Lichter im Hauſe verlöſchten.

Unten stehen sie und gaffen mit offenen Mäulern nach den dunklen Fenstern, und einer fragt den andern: was soll das heißen? — da nun alles still und ruhig blieb, und nach einer halben Stunde noch immer kein Woldemar sich blicken ließ; so verlosch endlich das magere Lämpchen der Geduld; die wackern Gesellen zerstreuten sich, und verschwanden nach und nach wie die Funken in einem verbrannten Stück Papier. Joswin Dänhof war der letzte. Er wandelte die Straße auf und nieder, bis der Tag zu grauen begann. Der arme Woldemar ächzte tief im Keller, doch sein Aechzen erreichte keines Menschen Ohr.

Welcher Engel rettet nun das hilflose Mädchen, das in jener einsamen Zelle zwischen Tod und Leben ringt! Schon ist die Schere gezückt, das seidene Haar ihr von dem Scheitel zu mähen, schon ist das Grab der Lebendigen unter ihren Füßen offen.

Den ganzen Tag bis tief in die Nacht war im Kloster alles rege gewesen; Kirche und Kreuzgang wurden sauber gefegt, gestickte Decken über die Altäre gehangen, die Heiligenbilder köstlich gekleidet, das Chor mit frischen Blumen geschmückt, und alles stattlich ausgerüstet, den festlichen Morgen zu empfangen.

Nun war es finstere Nacht, und nur der Neumond schielte hin und wieder durch die Wolken, welche ein Sturmwind von Norden nach Süden jagte. Eilig und hastig schienen die Wolken zu fliehen, um den Anbruch des Morgens zu meiden. Die Ostsee heulte unter Gertrudens Fen-

ſter, denn damals beſpülten ihre Wellen noch den Fuß der Kloſtermauer. Gertrude lag am Fenſter und ihre heißen Thränen fielen auf die Stäbe, aber das Eiſen blieb kalt wie ihres Theims Herz.

Hu! es iſt ſo ſtill, nur das Meer und die Winde brauſen, und der Perpendikel der Kloſteruhr ſchlägt einförmig tik — tak — tik — tak — horch! jetzt ſchnarrt das Rad in der Uhr, die Mitternachtsſtunde ſchlägt, ein hohler, häßlicher Ton, — die Geiſter hören es, ſteigen herauf, und miſchen ihr Wimmern in das Geheul des Sturms.

Arme Gertrude! da ſchaut ſie mit blaſſen Wangen hinaus in die ſchwarzen Wolken, und wünſcht zu fliehen, wie jene aus Norden nach Süden vom Sturm gejagt. Umſonſt, die Hoffnung iſt von ihr gewichen. Die Hoffnung betrat nie die Schwelle einer Kloſterpforte. »Rette! rette mich Gott! denn nur du kannſt mich retten!" Dies kurze Gebet, inbrünſtig entquoll es dem geängſteten Herzen. »Rette! rette mich Gott!" ſo drang es hinauf durch Gitter und Riegel, durch Sturm und Wolken, hinauf zum Thron des Erbarmers! —

Sieh! ſieh! welch ein heller Schein flimmert und flackert aus dem unterirdiſchen Gange hervor? ein weißliches Feuer, ähnlich dem Schimmer der Milchſtraße, prallt zurück vom öden Geſtein. Und mitten durch den Sturmwind ſcheint eine melodiſche Stimme herüber zu ſchwimmen, halb Klage, halb Geſang, nicht hörbar dem Ohre, nur

fühlbar dem inneren Sinne, und ſanft, doch mächtig erſchütternd.

Ihr meint, ein kalter Schauer habe Gertrudens Glieder durchbebt? nein, ihr wird nur heimlich zu Muthe, die Bruſt ein wenig enger, und der Athem ein wenig ſchwerer.

»Ach! wer da drüben wäre unter den Geiſtern! bei Menſchen iſt keine Hilfe?"

Wohlan! was hält dich zurück? fort! fort! hinüber! dich ruft die ſüße übermenſchliche Stimme.

»O weh! da ſind Schlöſſer und Riegel, und ſchwach iſt der Arm eines Mädchens."

Wohlan! ſo ſtärke den Glauben an den, der die ewigen Feſſeln zu löſen vermag, mit welchen er Sonne und Mond an's Firmament kettete. Was iſt Schloß und Riegel! was ſind Wächter und Mauern! Berge ebnet der Glaube, Meere trocknet er aus. Sieh es flimmert ſo lieblich der weiße blendende Schein; es tönt ſo ſanft und ſchaurig der Klaggeſang der Geiſter, Bewohner jener Gruft. Hinüber! arme Gertrude! eh die Stunde verrinnt.

Ja ſchon wankt das blaße Mädchen, von der Verzweiflung geleitet, der Thür ihres Kerkers zu. Im langen öden Kreuzgang tappt ſie an den Wänden, und das Klopfen ihres Herzens iſt lauter als ihr Fußtritt. Jetzt hat der bebende Flüchtling die Kloſterkirche erreicht. Es ſtrahlt ihm in der Ferne der Schimmer einer kleinen Lampe entgegen, die vor dem Bilde der Mutter Gottes brennt. Gertrude naht ſich ſchüchtern, ſie kniet, ſie betet, ihre Seele ſchwebt

empor. Eile! eile armes Mädchen! bald wird die Glocke zur Hora rufen!

»O es ist so finster! vergib heilige Jungfrau den Kirchenraub.«

Sie nimmt das Lämpchen, das an einer silbernen Kette vor Mariens Bilde hängt, sie legt dafür ein goldenes Armgeschmeide auf den Altar, und geht -- ihre Hand zittert, und der Rosenkranz an ihrem Arme, und das Flämmchen in der Lampe zittern mit.

Nun ist sie nahe der Klosterpforte, doch wer öffnet ihr das Schloß? wer schiebt den starken Riegel von der Thür? Gott! deine Engel sind im Bunde mit der fliehenden Unschuld. Die gute dicke Schwester Agathe ist am entwichenen Tage so manch liebesmal hin und wieder gelaufen, hat mit fleischigem Arm so oft den Riegel auf und zu geschoben, die Kommenden hinauf, die Gehenden herunter geleitet, daß sie keuchend und ermüdet am Abend unausgekleidet auf das harte Lager sank, und schon von ferne ihr fettes Schnarchen Gertruden entgegen tönte. Neben ihr lag der ungeheure Schlüsselbund, der Bürge der Keuschheit und Frömmigkeit der himmlischen Bräute.

Gertrude ergreift die Schlüssel und fliegt der Pforte zu. Aber der Schlüssel sind viele, welcher wird der rechte sein? wer leitet ihre Wahl, daß sie nicht einen um den andern versuche? den Schlüssel zum Garten oder zum Keller, zur Sakristei oder zum Speiseschranke? daß das Klappern und Klingeln nicht die schlummernde Agathe wecke, ihr

nerviger Arm den scheuen Flüchtling ergreife, und ihr kreischendes Geschrei das ganze Kloster in Aufruhr bringe. Da steht die holde Gefangene, ihre Freiheit in der bebenden Hand tragend, aber Furcht und Hastigkeit verwirren ihre Sinne. Doch zaget nicht! wohlthätige Geister umschweben sie. Auf's Gerathewohl wird der erste beste Schlüssel versucht — und nicht vergebens. Noch eine Minute — das Schloß ist offen! noch eine halbe Minute — der Riegel ist weggeschoben! —

Auf springt die Pforte! hu! wie saust der Sturmwind ihr entgegen! wie flattert der Schleier! wie fliegt das blonde Haar hoch in die Luft! aber das Lämpchen, das vor dem Bilde der Mutter Gottes brannte, verlöscht nicht.

Nur wenig Schritte von dannen ist der Eingang in die Höhle der Geister. Doch ach! wo blieb der helle Schimmer, der ihr entgegen strahlte, als sie noch am Gitter weinte? wo blieb der herzrührende Klaggesang, der zu ihr hinüber tönte? Alles ist dunkel und still geworden, nur die Ostsee kämpft mit dem Sturm und ihre brausenden Wellen scheinen der Verfolgten unselige Gedanken des Selbstmords zuzuheulen.

Sie steht unentschlossen, ihre Knie schlottern, ihre Zähne schlagen fieberhaft zusammen, die Flamme des Lämpchens flackert im Winde, und droht augenblicklich zu verlöschen — Horch! wie fährt es ihr durch alle Glieder, daß sie heftig zusammenschaudert; die Klosterpforte blieb offen, der Zugwind wirft sie plötzlich mit Gewalt wieder in das Schloß,

ein Schlag, der einen Todten aus seinem Schlaf gerüttelt hätte. Die dicke Schwester Agathe erwacht, greift erschrocken um sich, und vermißt ihren Schlüsselbund. So fuhr einst Simson brüllend in die Höhe, als mit dem Haarverlust er seiner ganzen Stärke sich beraubt sah. Der Kreuzgang ertönte von ihrem Gekreische, das lütge Männeken bellte, die Frau Aebtissin erwachte und ließ die Glocke ziehen, die Schwestern stürzten aus ihren Zellen, liefen die Eine auf's Chor, die Andere in's Refektorium; die Kirchenfenster wurden hell, Lichter entstanden und vervielfältigten sich, wandelten durch alle Zellen, und nicht lange, so fand man in Gertrudens Zelle — das man dort vergebens suchen würde.

Die Augen der Frau Aebtissin funkelten Wuth, ihre rothe Nase wandelte sich in blau. Die dicke Schwester Agathe wollte sich verkriechen, aber da war kein Schlupfwinkel für ihre Korpulenz. Die Frau Aebtissin ertheilte ihr eigenfäustig einen Vorschmack schwesterlicher Züchtigung. Die Glocken brummten, die Pförtnerin kreischte, das lütge Männeken klaffte, die Gänse schnatterten im Stalle. Aller Zucht und Regel vergessend wollte die ganze Herde frommer Schäfchen unter Anführung der Hirtin, zur Klosterpforte hinaus stürzen, weil man ohne Schwierigkeit berechnete, daß Gertrude in diesem Wetter unmöglich weit gelaufen sein könne. Aber ach! ein neues Unglück! Der Zugwind hatte die Pforte wieder in's Schloß geworfen, und Gertrude die Schlüssel mit sich genommen.

So luſtig, lieber Leſer, das Alles dir ſcheinen mag, ſo ängſtig vernahm hingegen die arme zitternde Gertrude das Kreiſchen und Lärmen im Kloſter; und als nun gar an der Pforte gedonnert wurde, als ſie jeden Augenblick ergriffen zu werden fürchtete (denn daß die Schlüſſel neben ihr im Graſe lagen, hatte das ſcheue Mädchen vergeſſen), da überwog Menſchenfurcht die Geiſterfurcht, ſie machte das Zeichen des heiligen Kreuzes an Bruſt und Stirn, und trat mit ihrem brennenden Lämpchen raſch in die Höhle.

Sechſtes Kapitel.

Wie die Geiſter ſich in's Spiel miſchten, und das Zipperlein kurirt wurde.

Hinab! hinab die kleine Windelſtiege! das Lämpchen brennt ſo hell und hoch, trotz dieſer naſſen Kellerluft; immer hinab, du bebendes Mädchen! dich ſchützt ein keuſches Herz, ein reines Gewiſſen, vertraue dieſen tröſtenden Gefährten, ſie erleuchten die finſterſte Gruft, vor ihnen ſchwinden des Grabes Schrecken.

Sie ſteigt hinab. Mit jedem Tritte wird ihre Furcht geringer, und ſtärker ihr Muth. Keine kalte Hand fährt ihr über den Rücken, kein giftiger Hauch berührt ihre Wange, nur ein leiſes Lüftchen ſchwebt um ſie her, und ein unſichtbares Weſen ſcheint ſanft in ihrer Nachbarſchaft zu

athmen. Jetzt verweilt sie auf der letzten Stufe, hebt das Lämpchen hoch empor, blickt schüchtern in die dunkle Ferne, und betet laut: »Ihr guten Geister, die ihr diesen Gang bewohnet, schwebt hilfreich herbei! hier steht eine arme verlassene Waise, und fleht um Rettung!"

Horch! in einer weiten Ferne tönt der liebliche Gesang. Sieh, in einer dunklen Tiefe schimmert plötzlich ein sanftes Licht. Und immer heller, immer näher schimmert das Licht, tönt der Gesang; und immer näher, immer heller schwebt der milchweiße Schein auf Gertruden zu. Jetzt sammeln sich die Strahlen, und bilden plötzlich eine weibliche Gestalt, in der weißen Tracht einer Brigitten-Nonne. Verklärte Schönheit, ewige Jugend ruhen auf diesem Bilde, ein überirdisches Lächeln umfließt den Mund, ein himmlisch liebvoller, Zutrauen heischender Blick fällt auf das holde irdische Geschöpf, das schüchtern vor dem Geiste seine Hände faltet.

»Fürchte dich nicht!" so lispelt eine süße Stimme, »tritt näher, Gertrude von Scharenberg. Dein Herz ist rein, die guten Geister sind mit dir verschwistert. Sei mir willkommen in dieser schauerlichen Wohnung, wohin die Unbesonnenheit der Jugend und Liebe mich seit langen Jahren bannte! Sei mir willkommen, du meine Retterin! ich darf und will die deinige sein."

So sprach der Geist und beugte sich sanft herab, und berührte mit seinem Munde Gertrudens Stirn. »Nimm diesen Kuß des Friedens, und fasse Muth mich anzublicken."

Verſchwunden iſt auf einmal alle Bänglichkeit, Gertrude fühlt ſich leicht und frei, und ſieht beſcheiden kühn dem Geiſt in's ſchimmernde Antlitz.

»Folge mir! wir haben einen weiten Gang zu thun. Erzählend werde ich die Minuten dir verkürzen.« Sie wandelten den dunkeln Gang hinab, und der Geiſt hub alſo an:

»Ich heiße Hedwig, bin eine Tochter aus dem Geſchlecht von Jungingen. Als ich ſechzehn Jahre zählte, ſah und liebte mich der junge Ritter Curd von Schlippenbach. Arm an Glücksgütern, reich an Liebe gewann er mein Herz. Wir geſtanden unſere Wünſche, und meine Mutter wußte darum. Sie war eine kluge Frau. Curd, ſprach ſie, muß hinaus in die Welt, ſich hie oder da ein Lehen erfechten; ſo kommt er, wenn er's ehrlich meint, alsdann zurück und führt die Braut heim. Der deutſche Adel kämpft gegen die Städte, hat ſich in Heſſen und der Wetterau verbunden, da laß ihn hinziehen unter Gottes Geleite, daß ſein Schwert nicht in die Scheide roſte. Du biſt noch jung und er nur wenige Jahre älter, ſo mögt ihr wohl noch warten, wenn es euch ernſt iſt.«

»Er war's zufrieden, und ich ließ ihn ziehen. Beim Abſchied legte meine Mutter ſelbſt unſere Hände in einander, und ihre Thränen floßen mit den unſrigen. Er durfte den erſten Kuß auf meine Lippen drücken, ich durfte züchtig ihn erwiedern. Er ſchob einen goldenen Ring an meinen Finger und verſchwand.«

»Jahre lang saß ich am Spinnrocken und netzte den Flachs mit meinen Thränen, denn keine Botschaft kam von meinem Curd. Lebt er? oder ist er todt? hat er mich vergessen? — nein er ist brav und edel, sei ruhig Kind! so tröstete mich die Mutter, bis nach zwei Jahren sie der Tod aus meinen Armen riß. Ich blieb allein mit meiner Liebe und meinem Kummer, ohne Rath und ohne Trost. Eine junge Dirne, die ihre treue Mutter verliert, hat das Köstlichste auf Erden verloren! Eine alte Muhme nahm mich in ihr Haus. Ich ehrte sie, doch mein kindliches Zutrauen mochte sie nicht gewinnen.«

»Es meldeten sich der Freier viele, aber noch immer band der goldene Fingerring mein Herz, noch immer glimmte ein schwacher Funke der Hoffnung, ich wies sie alle ab.«

»Einst lud man uns zu einem Schmause, mit welchem der alte Eppinghusen, unser Nachbar, die Rückkehr seines Sohnes feierte, der in fernen Landen auf Abenteuer herumgezogen war. Der junge Ritter erzählte viel, was er gesehen und gehört, unter andern auch von Herzog Leopold von Oesterreich, wie er gegen die Schweizer ausgezogen, und wie er nebst siebenhundert Edelleuten bei Sempach erschlagen worden. Dort, sprach er, fiel auch unser Landsmann Curd von Schlippenbach.«

»Ich sank zu Boden. Man trug in einer Sänfte mich nach Hause. Ein böses Fieber schüttelte mich. Tag und Nacht sah ich den blutigen Curd vor meinem Lager stehen.

Lange rang ich mit dem Tode, und als endlich meine Jugend die Krankheit überwältigte, that ich das Gelübde, eine Nonne zu werden. Schwermüthig froh betrat ich dieſes Kloſter, mit Ungeduld ſah ich dem Ende meines Probejahrs entgegen. Es kam, ich wurde eingekleidet. — O unerforſchliches Schickſal! am Morgen nach dem Tage, als man mich dem Himmel auf ewig vermählt hatte, kam Curd von Schlippenbach zurück. Er war bei Sempach ſchwer verwundet worden, und endlich doch geneſen. Auf der Liebe Fittig flog er in ſein Vaterland, und fand ſeine Hedwig als Nonne."

»Seine Verzweiflung dir zu ſchildern, und die Meinige, müßte ich die Farben aus der Unterwelt entlehnen, und du würdeſt mich nicht verſtehen. Jene Mauern wurden mir zur Hölle, mein Gebet ward Sünde, und ſchon hatte das Herz den Schwur der Lippen gebrochen."

»In jenem bitterſüßen Augenblicke, als ich meinen Curd zum erſten Male im Sprachzimmer wieder ſah, waltete kein guter Engel über mir. Ich war bereit zu Allem, was die Liebe möglich machen würde, und der Liebe iſt nichts unmöglich. Curd, nebſt einem treuen Knappen, begann mit unerſchütterlicher Beharrlichkeit das Rieſenwerk, dieſen unterirdiſchen Gang zu graben. Vier Jahre lang gruben beide Tag und Nacht, bis ſie das Unbegreifliche vollendeten. Die Erdgeiſter ſtaunten, und die Liebe frohlockte."

»Sieh, Gertrude, über uns iſt das Meer und neben uns iſt harter Felſen. Ach! mich rührte dieſe Treue, welche Meer und Felſen untergrub. Ich beſtach die Pförtnerin durch Gold und glatte Worte, daß ſie jeden Abend mir die Kloſterpforte öffnete, ich in des Geliebten Arm meiner Pflichten Heiligkeit vergaß. Doch Ehrfurcht meiner Tugend hatte Curd geſchworen, ich traute ſeinem Schwur. Ach! die ferne Gefahr zu meiden, bedarf es nur Menſchenkraft, aber gegenwärtiger Verſuchung nie zu unterliegen, vermag kein Sterblicher.«

»Mein Schutzgeiſt wich von mir, — und jene gräßliche Stunde war auch die Stunde unſers Todes. Grabesnacht umſchleierte die Schuldigen. Unſere Seelen fanden ſich vor einem Richter wieder, der mit mildem Ernſt auf uns herniederblickte. Neben ſeinem Throne ſtand die heilige Brigitte, die Stifterin des Kloſters Marienthal. Sie klagte laut über Entweihung ihres Ordens, und forderte ſtrenge Gerechtigkeit.«

»Büße! ſprach die ernſte Stimme vom Throne herab, büße nicht deine Liebe, ſondern dein Verbrechen. Raſtlos ſchwebe deine Seele in dem unterirdiſchen Gang, und beweine die gefallene Unſchuld. Bis dereinſt ein züchtiges, keuſches Mädchen, ſo wie du von der Liebe geleitet, jene Gruft betritt. Löſe ihre Feſſeln, ſie wird die deinigen löſen; und bis zu jenem Tage ſei durch unſichtbare Macht jedem Sterb-

lichen der Gang verschlossen. — So hat mein Geist seit langen Jahren die gefallene Unschuld beweint. Sei mir willkommen, du meine Retterin! ich darf und will die deinige sein!"

Hier schwieg der Geist, und mit dem Ende der Erzählung war nun auch das Ende des unterirdischen Ganges erreicht. Vermauert schien allhier eine gewölbte Pforte. »Auf dieser Stelle," flüsterte der Geist, »hab' ich in der entwichenen Nacht deines Geliebten banges Aechzen vernommen."

Gertrude stutzte. Geheimnißvoll schien dieser Worte Sinn. »Hier?" dachte sie, »ich sehe nichts. Wer könnte um mich weinen, als Woldemar? und wie käme Woldemar hieher?"

Sie wagte nicht das laut zu sagen, doch des Geistes Lächeln ließ vermuthen, daß er die Zweifelnde errathen hatte. »Mich dauerte der Jüngling," so fuhr er fort, »ich gab ihm was ich geben konnte, Schlaf. Unwillkürlich fielen seine Augenlieder zu: er sträubte sich, denn er war verliebt in seinen Schmerz; doch eine dichte Wolke umschleierte ihn, und er sank ermattet auf den kalten Boden. Da liegt er noch und schlummert. Du wirst ihn sehen, Gertrude, doch daß kein Laut des frohen Schreckens dir entfahre, und ihn wecke. Ich darf ihm nicht erscheinen, und müßte auch dir verschwinden."

Mit diesen Worten berührte Hedwig's Geist die Wand, es schien ein Stein sich in den andern zu schieben, und das vermauerte Gewölbe that sich auf. Plötzlich sah man einen

Keller, ringsumher mit Fässern tapezirt, und Gertrude — welch' Entzücken! wenig Schritte trennen nur die Geliebte vom Geliebten, dem in einem Fieberschlummer auf dem Boden ausgestreckt, seines Mädchens Name von der brennenden Lippe tönt.

Kaum vermag Gertrude sich zu fassen. Sie will schreien — St! erinnert sie der Geist. »Noch ein Wort ehe wir scheiden. »Ich warne, liebes Mädchen, deine Unschuld. Verweile nicht in diesem Keller, fliehe die verführerische Einsamkeit. Alle Thüren stehen euch offen. Es ist noch früh, der Morgen graut. Flüchte an deines Jünglings Hand in die Hofburg, dort wird sich eures Schicksals Knoten lösen. Leb wohl! und nimm von mir, zum Dank für meine Erlösung, die Wundergabe jeden Kranken zu heilen, den deine Hand berührt. Doch merk' es wohl: nur der Unschuld darf ich diese Gabe verleihen, sie weicht von dir, sobald der Unschuld Engel dich verläßt."

Gerührt sinkt die Gerettete vor ihrem Schutzgeist nieder. Thränen, sprechender als Worte, zittern über die glühende Wange. Auch der Geist scheint ungern nur zu scheiden. »Ich verstehe diese Thränen," spricht er himmlisch lächelnd: »Leb wohl! dein harrt das höchste irdische Glück, und mich erwarten unnennbare Freuden vor des Höchsten Strahlenthron. Dort sehen wir uns wieder! Dort soll dich einst mein Schwesterarm empfangen."

Er sprach's und schwand, die liebliche Gestalt zerfloß in eine leichte Wolke, der blendende Schimmer war ver-

loſchen, nur das geraubte Lämpchen brannte noch. Schüchtern trippelte Gertrude in den Keller, trat neben den geliebten Schläfer, und rüttelte ihn ſanft am Arm. Er ſchlug die Augen auf, und ſtarrte das holde Traumbild an. »Traumbild oder Geiſt? wie iſt mir? wo bin ich?"

»Du biſt in meinen Armen!" ſo ruft die Liebende, und ſinkt auf ihn herab. Er fühlt entzückt, es ſei nicht Luft, die er umfaßt, er fühlt es, aber reden kann er nicht. Sie ſchmiegt ſich an ihn, aber reden kann er nicht. Welch' ein Räthſel, denkt er, welch' ein Wunder! aber fragen kann er nicht. Sie will das Wunder ihm erklären, doch ihre ſchönen Lippen ſind verſchloſſen. Simon Schlaukopf wird ſich weislich hüten, dieſe Scene ferner auszumalen. Solche Wonne iſt überirdiſch und hat keine Worte. In ſolchen Augenblicken lebt man ein Jahrtauſend.

Was ſind Kaiſerkronen gegen der Liebe friſchen Blütenkranz!

Kaum hatten ſich von ihren wonnevollen Erſtaunen die Liebenden erholt, als ſchon Gertrude, des Geiſtes Warnung eingedenk, den Ritter ihr zu folgen bittet.

»Dir folgen, liebes Mädchen? und wohin? ſtarke Riegel halten uns gefangen."

»Nicht doch, nicht doch," flüſtert Gertrude, »folge mir, vertraue mir; ſo wie ich des guten Geiſtes Worten feſt vertraue."

Mit ſanfter Gewalt zieht ſie ihn nach ſich. Woldemar ſieht und ſtaunt: die Kellerthür iſt offen, und Schloß und

Riegel unverſehrt. »Ha! ich begreife,« ruft er keck und froh, »mit unſerer Liebe ſind höhere Geiſter im Bunde; ich folge dir, du Liebling beſſerer Weſen!«

Sie ſteigen ungehindert die dunkle Treppe hinauf, im Hauſe ſchlummerte noch alles, nur der wachſame Hollerboll kam ihnen wedelnd entgegen, und leckte dem jungen Ritter die Hand. Sie eilten auf die Straße, der Morgen brach an. Sie wandelten behende den Domberg hinauf, ein Wächter, der ſie ſah, vergaß in's Horn zu ſtoßen, ihn befremdete der jungen Dirne Novizenkleidung, und er ſchielte voller Neubegier dem Paar nach, ſo lang er konnte.

Jetzt ſtanden ſie vor der Burgpforte. »Der Heermeiſter wird noch ſchlafen,« ſprach Woldemar.

»Ich thue wie mir geboten ward,« erwiederte Gertrude, und zog die Klingel.

Ein gähnender Bube erſchien. »Wer klopft ſo früh?«

»Iſt der Heermeiſter wach?«

»Ach! leider ſchläft er gar nicht mehr. Ihn quält das Zipperlein, er ſitzt die ganze Nacht in ſeinen Sorgeſtuhl, und ſchreit und ſtöhnt, daß es einen Stein erbarmen möchte.«

»Geh und melde zwei Fremdlinge, die wichtige Dinge ihm zu vertrauen kommen.«

Der Bube ging und kam zurück. »Der geſtrenge Herr und Meiſter kann euch Schwachheits halber nicht vor ſich laſſen. Ihr ſollt euch zum Komthur begeben, und ihm euer Anliegen offenbaren.«

»Mit nichten,« sprach Gertrude, »verkünde deinem Herrn und Meister, daß ich seinen Schmerzen Linderung bringe.«

Der Bube that wie ihm geheißen wurde, gleich standen alle Thüren offen. Beherzt trat das schöne Mädchen vor den Sorgestuhl des Alten, der, seine Füße in Hasenfelle gewickelt, mit einem sauer verzogenen Munde sie willkommen hieß.

Der Heermeister. Kannst Du mir helfen, junge Dirne, so fodere alle meine Habe, sie ist dein.

Gertrude. Ich kann Euch helfen, edler Herr, doch liegt mir nichts an Eurer Habe, und so es mir durch Gottes Hilfe gelingt, Euer Zipperlein zu heilen, so begehre ich Euer Ritterwort, Ihr wollet eine Bitte mir nicht versagen.

Der Heermeister. Ritterwort und Handschlag, nur hilf mir eilig wenn du kannst.

Da streichelte Gertrude des Alten Knie, und fuhr ihm sanft bis zu der Fußzehe herab, und wie sie streichelte und wie sie sanft herabfuhr, glitt der Schmerz hinweg, und die Geschwulst verschwand. Der alte Mengden sprang auf seine Beine, schlug mit beiden Händen ein frohes Schnippchen in die Luft, und jauchzte laut: ich bin gesund!

»So danket Gott!« sprach das züchtige Mädchen, »und vergönnet, daß ich an Euer Ritterwort Euch mahne.«

»Das ist billig und recht,« erwiederte der Herrmeister, »sintemal ich solchen hohen Liebesdienst nimmermehr nach Würden vergelten mag. Was begehrst du? rede.«

Da machte Gertrude ihrem Herzen Luft, und erzählte rein und rund heraus, vom Anfang bis zu Ende, wie es ihr ergangen. Und als sie von den Wundern des unterirdischen Ganges sprach, da spitzte der alte Mengden die Ohren. »Sieh da!" rief er aus, »das Räthsel ist gelöst, nun wissen wir endlich, was wir davon denken sollen. Da der Geist dir zugesagt, daß deines Schicksals Knoten auf meiner Burg sich lösen werde, so hat er meiner in Ehren gedacht, und ich wiederhole dir den ritterlichen Schwur: ich will dich und diesen kecken Buben mit der ganzen Welt versöhnen, so wahr ich Hans von Mengden heiße! Geht, Kinder, in mein Schlafgemach, und harret dort auf meinen Wink."

Die Liebenden entfernten sich, und hatten keine Langeweile, obgleich die Verhandlungen bis in die Mittagsstunde sich verzogen. Der Heermeister ließ stracks zu sich entbieten den alten Uexküll und den alten Wellingrade. Auch ließ er als beiräthige Zeugen und Mittelsmänner erbitten Berend von Heyden, den Vogt zu Jerwen, Gotthard von Plettenberg, den Landmarschall, Ritter Ewald Patkul und Fromhold Tiesenhusen, ehrenfeste, biedere Männer, des Vaterlandes Stützen im Felde wie im Rathe.

Sie kamen alle mit verstörtem Antlitz, denn das Völklein der Revalenser strömte eben zu den Thoren herein, und brachte von Marienthal neue Mähr, die gar seltsam klang. Das Fräulein Gertrude von Scharenberg

ist entsprungen (so erscholl es in allen Straßen), und hat sich in die See gestürzt. Das gab dem alten Komthur einen Stich in's harte Herz, und sein Gewissen rührte sich. »Sie war doch meiner lieben Schwester Bertha Tochter," sprach er zu sich selbst, »ich hätte glimpflicher mit ihr verfahren sollen."

Auch Jürgen Uexküll hatte seinen Sohn der Kellerhaft entledigen wollen, und das leere Nest gefunden. Das war ihm wie ein Mühlstein auf die Brust gefallen, und er mochte sich des Gedankens nicht erwehren, der Bube habe sich gar ein Leides angethan.

Die übrigen Ritter hatten ihr frommes Bedenken, welch ein Strafgericht der Himmel über Reval verhängen würde, da eine Gott geweihte Jungfrau dem himmlischen Brautbett entsprungen. Nur der alte Mengden war lustig und guter Dinge, und schien fast wenig auf die böse Vorbedeutung zu achten.

»Ihr seid beide ein paar alte Knaben," sprach er zu Jürgen Uexküll und zu Gerdt von Wellingrade, »d'rum so ist mein brüderlicher Rath, ihr wollet einander die Hände reichen über eurem offenen Grabe, und vergeben und vergessen, was nicht mehr zu ändern steht. Seht, ihr habt um eurer Hunde willen großes Unheil angestiftet, so laßt nun ab von solchem Unwesen, und vertragt euch, wie es Männern ziemt."

Die beiden alten Nimrods waren zum ersten Male in der Stimmung, dergleichen Strafworte geduldig anzu-

hören; denn der Reue Glut fraß in ihrem Herzen, und die übrigen Ritter schürten die wohlthätige Flamme.

»Alles wollt' ich gern vergessen,« sprach endlich der Komthur, »aber Hollerboll lebt, und mein Tolpatsch ist dahin!«

»Ohne mein Verschulden,« versetzte Ritter Jürgen. »Es war ein braves Beest, und weil man doch von Todten nur Gutes reden soll, so kommt mir's auch nicht hart an zu bekennen, er war fast stärker, als mein Hollerboll.«

»Ritter! ihr seid Zeugen!« rief Gerdt von Wellingrade. »Er hat ein wahres Wort gesprochen. Ich bin zufrieden. Hier ist meine Hand.«

Stracks ward ein voller Humpen herbeigeschleppt, man trank sich wacker zu auf gute Brüderschaft, und ersäufte den alten Groll in süßem spanischen Sekt.

»So hab' ich's gern,« hub Hans von Mengden an; »nun will ich euch der Länge nach erzählen, wie es euren Kindern ergangen, und wo mein Zipperlein geblieben.« Die Ritter sperrten die Mäuler weidlich auf; sie meinten, der Heermeister halte sie zum Besten. Als aber auf seinen Wink die Thüren des Schlafgemachs sich öffneten, und das liebliche junge Paar kniend um der Eltern Segen bat; da sprangen sie allzumal von ihren Sitzen auf, es entstand ein lautes Frohlocken und Jubiliren, und die Knappen konnten nicht schnell genug den Humpen wieder füllen, der auf das Wohlergehen des Brautpaars aus einer Hand in die andere ging.

Gertrude entsagte, ihrem Woldemar zu Liebe, der Wundergabe, Kranke zu heilen. Wenige Wochen nachher feierte man die Hochzeit, und der alte Heermeister, den sein Zipperlein auf ewig verlassen hatte, tanzte mit Gertruden den Brautreigen vor. Woldemar hatte heimlich in der Küche einen Braten bestellt, den der treue Hollerboll ganz allein verzehrte. Elisabeth von Luggenhusen ward durch eine reiche Spende und ein Scharlach-Halsband für ihr lütge Männeken ausgesöhnt. Die Brigitten-Nonnen verehrten der schönen Braut einen künstlichen, mit Gold durchwirkten Gürtel. Diesen Gürtel hielt Gertrude hoch in Ehren, und er ist bis auf die späte Nachkommenschaft vererbt worden. Als im Jahre Eintausend fünfhundert und siebzig die Urenkel sich theilten, behielt der Aelteste dies Band, als ein ehrwürdiges Denkmahl seiner schönen Ahnfrau, und nannte sich hinfort Uexküll Güldenband. So wurde Woldemar und Gertrude der Stamm eines Baumes, der noch heute blüht, und seine saftigen Zweige über Ehstland ausbreitet. Simon Schlaukopf wünscht einem jeden Uexküll ein gutes frommes Weib, wie Gertrude war: denn es ist gar ein köstliches Ding um eine gute Hausfrau, spricht der weise Salomo.

Der unterirdische Gang war nunmehr wieder offen, und ein Jeder mochte ungehindert hinab und heraufsteigen, bis im Jahr 1527 die Moscowiten das Kloster zerstörten.

Seit jener Zeit ist der Gang verschüttet geblieben, und harret eines keuschen Mädchens, das ihn wieder öffne.

Simon Schlaukopf vermeint feſtiglich, es ſei gar ein Leichtes, unter den ſchönen Revalenſerinnen dergleichen taugliche Subjekte anzutreffen. Er ſetzt daher ſein Rathskopiſtenwort zum Pfande, den Gang in Kurzem wieder herzuſtellen, wenn es Eine wagen will, mit ihm hinab zu ſteigen.

Die
Geſchichte unſerer Unwiſſenheit.

In Briefen an eine Dame.

Erſter Brief.

Ja doch, ja, liebe Julie, ich will thun was Sie haben wollen. Sie ſchelten mich einen Gelehrten, und haben die Grille ſelbſt gelehrt zu werden, vielleicht auf Koſten Ihrer Liebenswürdigkeit, wie das den Damen oft zu widerfahren pflegt. Nichts drolliger als Amor in der Knotenperücke mit der Feder hinter dem Ohr.

Ein Gelehrter iſt, nach Ihrer eigenen Definition, ein Menſch, der viel weiß. Wenn ich Ihnen aber ſage, daß kein Menſch auf der Welt viel weiß, ſondern höchſtens nur viel vermuthet, auf welcher Seite er denn ſehr nahe mit dem Thoren zuſammengrenzt; wenn ich Ihnen ſage, daß unſere Unwiſſenheit Millionen dicke Bände füllt, und unſere Weisheit auf das Kartenblatt zu ſchreiben iſt, auf welches Sie Ihren Zwirn wickeln; wenn ich Ihnen ſage, daß unſer Verſtand ſich zu der Wahrheit verhält, wie das Eulenauge zum Sonnenlicht: daß unſere ganze Starkgeiſterei in Zweifeln beſteht; daß es Menſchen gibt, welche zweifeln, ob die Sonne warm, und Juliens Auge feurig ſei; daß es ſogar einſt Menſchen gab, welche ihren fünf Sinnen zum Trotz zweifelten, ob irgend etwas auf der Welt exiſtire! — werden Sie dann

nicht lieber ruhig Ihre Nähnadel ergreifen, und mir erlauben, meine Feder an einem Romane abzuſtumpfen?

Nicht? — wohlan! ich gehorche. Treulich will ich Ihnen alles haarklein erzählen, was ich ſelbſt nicht weiß, und was tauſend klügere Männer vor mir eben ſo wenig wußten. Die Wahl der Gegenſtände überlaſſe ich Ihnen. Ich will ſchwatzen von der Ceder bis zum Yſop, von Plato's Republik bis zu Knigge's neueſtem Roman. Ich will die Geſchichte unſerer Unwiſſenheit erſchöpfen, ſo lange, bis Ihre Geduld erſchöpft iſt.

Mit allerliebſter Naivität fordern Sie vor allen Dingen von mir zu wiſſen: was die Seele ſei? Sie ſprechen das Wort Seele ſo leicht aus, als wäre von einem Stücke der Berliner Monatsſchrift die Rede. Sie achten nicht den Seufzer, der aus dem Innerſten meiner Seele aufſteigt, und meine Antwort, mein Bekenntniß in ſich faßt.

Duschinka, mein Seelchen, ſpricht der Ruſſe zu dem geliebten Mädchen. So viel ſein Herz bei dem Worte empfindet, ſo wenig denkt ſein Kopf dabei.

Die ganze Welt iſt überzeugt, daß Sie eine ſchöne Seele haben, aber Niemand weiß, was eine Seele eigentlich iſt? Alte und neue Philoſophen haben gewaltig viel darüber geſprochen und geſchrieben. Die Alten haben viel Neues geſagt, und die Neuen viel Altes. Sie iſt ein Hauch, meinte Dieſer. Sie iſt eine Harmonie, meinte Jener. Nein, ſagte der Dritte, ſie iſt ein Theil der Kraft Gottes. — Nichts weniger, verſetzte der

Vierte, ſie iſt das Blut. Ich gerathe in Verſuchung, dem letztern beizupflichten, ſo oft das Blut Ihre holden Wangen färbt.

Aber mein Gott! wie ſoll ich es anfangen, Ihnen den Schwall philoſophiſcher Unwiſſenheit ſo leicht und deutlich vorzutragen, daß Sie meinen Brief bis zu Ende leſen? Das heißt Schmetterlinge vor eine Kanone ſpannen. Wenn ich noch dreimal nacheinander im Kathedertone anhebe: der ſagte, dieſer ſagte, jener ſagte; ſo werfen Sie den ganzen Plunder in's Feuer und lachen mich aus. Ich muß den Dichter zu Hilfe rufen, daß er dem Profeſſor ſeine Schwingen leihe.

Alſo, ich bilde mir ein, ſchöne Julie, Sie wären von der ſchönen Aſpaſia zum Eſſen gebeten worden.

„Pfui, ich ſoll bei einer Buhlerin ſpeiſen!"

Um Vergebung! auch Sokrates hat dort geſpeiſt, und kein edler Grieche trug Bedenken, ſeine Gattin in ein Haus zu führen, wo Perikles ſich zum Redner und Herrſcher von Athen bildete. Freilich gingen die Männer mit, und daran thaten ſie ſehr wohl.

Kurz und gut, liebe Julie, ich ſehe Sie in einem einfachen griechiſchen Gewande mit einem himmelblauen Gürtel. Sie treten in den Saal, es kömmt Ihnen vor als hätten wir Faſtnacht; ſo viele bärtige Larven, ſo viele fremde Geſtalten. Aſpaſia eilt Ihnen freundlich und züchtig entgegen, ergreift Ihre Hand, und präſentirt Ihnen die Herren ringsherum. Darauf lagern Sie ſich zur Tafel, der volle

Becher umkreiſt die Gäſte, Pindar und Anakreon ſingen, und Voß wartet auf, weil er ſich unterſtanden hat den Homer zu überſetzen, der unüberſetzbar iſt.

Aſpaſia. Meine Herren, ich habe ihre Körper bewirthet, und bitte zur Belohnung um einen Seelenſchmauß.

Epikur. Es gibt keine Seele.

Aſpaſia. Wie nennt ihr das, was in uns denkt?

Leucipp. Ein Atom.

Aſpaſia. Was iſt ein Atom?

Lukrez. Die ganze Welt beſteht aus gröbern und feinern Atomen. Die Zuſammenſetzung der feinſten, glatteſten und rundeſten unter ihnen bringt das Denken hervor, wie eine Roſe ihren Duft. Die Roſe duftet, der Körper denkt, und beide verlieren nichts dadurch von ihrer Subſtanz.

Zeno. Eine drollige Hypotheſe. Die Seele iſt ein Feuer.

Epithormus. Ja, ſie kommt aus der Sonne herab. Das iſt ſonnenklar.

Xenokrates. Die Seele iſt eine Zahl, folglich kommt ſie nicht aus der Sonne.

Ariſtorenes. Die Seele iſt eine Harmonie, folglich kann ſie keine Zahl ſein.

Krates und Dicäarch. Sie iſt weder das Eine, noch das Andere. Bewegung iſt Seele.

Heſiod und Anarimander. Poſſen! es gibt wirklich eine Seele, ſie beſteht aus Erde und Waſſer.

Hippon. Laß die Erde weg, sie besteht aus Wasser allein.

Parmenides. Keineswegs! sie besteht aus Erde und Feuer.

Boethus. Aus Luft und Feuer willst du sagen.

Empedokles und Kritius. Ei nicht doch! sie besteht aus Blut.

Varro. Lächerlich! die ganze Welt weiß, daß die Seele eine dünne Luft ist, welche man durch den Mund einzieht.

Heraklides und Pontus. Nichts Luft! sie ist das Licht.

Cicero (den Kopf schüttelnd). Meine Herren, welche von diesen Meinungen die wahre ist, das weiß Gott!

Aspasia. Vermuthlich keine von allen. Denn ob wir gleich viele wässerige Journale und windige Aufklärer kennen; so folgt daraus noch nicht, daß die Seele aus Luft oder Wasser bestehe.

Julie rückt den Stuhl, oder schiebt das Kissen weg, auf welchem sie lag, steht auf und entschlüpft.

Nein, so schnell sollen Sie mir nicht entschlüpfen. Ich bin eine plauderhafte Seele, und habe noch Stoff für manches Gastmahl übrig. Oder, wenn Sie lieber wollen, so setze ich mich an ihre Toilette, und plaudere fort, indessen ihre Rosenfinger in jede Locke eine Seele weben.

Thales, ein alter bärtiger Philosoph meinte: Die Seele sei eine sich stets in sich selbst bewe-

gende Natur. Das verstand kein Mensch. Ich will es euch wohl erklären, sagte Pythagoras: sie ist eine in sich selbst sich bewegende Zahl. Der weise Mann bedachte nicht, daß seine Zahl eben so dunkel ist, als die Natur des Thales.

Heraklit glaubte, die Seele sei ein Feuer, und maß den Verstand der Menschen nach dem Grad der Wärme dieses Feuers. Demokrit glaubte das nämliche, und meinte, der Tod blase das Flämmchen auf ewig aus. Pfui des Weltweisen! der alle unsere Hoffnungen auf eine bessere Zukunft durch einen einzigen unbarmherzigen Hauch vernichtet. Heraklit war ein immer weinender Hypochondrist, und Demokrit ein immer lachender jovialischer Mann. Der erstere hätte über seine Theorie lachen, und der letztere über die seinige weinen sollen.

Sokrates erhob die Seele zur Unsterblichkeit. Er behauptete, ein Körper sei des Denkens unfähig, folglich sei die denkende Kraft ein Geist, folglich werde dieser Geist einst frei und ohne Fesseln zur Vollkommenheit sich emporschwingen. Sein schöner Tod beweist mehr als seine Gründe.

Plato nennt die Seele eine Substanz, welche sich durch eine harmonische Zahl bewegt. Plato war ein Weiberfeind, und folglich schwatzt er dunkel, denn seine Ideen leicht und deutlich ausdrücken, lernt der Mann nur unter Weibern. Aber er floh den Umgang mit Weibern, weil er sie für weit unvollkommnere Geschöpfe hielt als

die Männer Ja, er hatte die Frechheit zu behaupten, die Seele eines männlichen Böſewichts gehe nach dem Tode zur Strafe in ein Weib über. Wer Sie kennt, gute Julie, der kehrt das Siſtem um.

Doch verdanken wir dem Plato ein ſchönes Bild. Die Seele, ſagt er, ſitzt im Körper wie in einem Reiſewagen, und regiert die Zügel ſo gut ſie kann, denn es ſind wilde Thiere vorgeſpannt, ſie heißen Leidenſchaften. Jeden Augenblick, fügt Simonides hinzu, fürchtet ſie, die Zügel möchten ihr entſchlüpfen — und oft entſchlüpfen ſie ihr wirklich! — Die Seele ſteht am Steuerruder, mit Sturm und Ungewitter kämpfend, bis der Tod ſie ablöſt und in den Hafen führt.

Zuweilen iſt Plato von ſeiner Seele Erhabenheit ſo durchdrungen, daß er begeiſtert ausruft: ſie iſt Gott!

»Ein ſchöner Gott!« hohnlächelt dann Arnobius: »er iſt krank mit dem Kranken, kindiſch mit dem Kinde, hinfällig mit dem Greiſe. O Narrheit! Thorheit! Albernheit!«

Sie hören, ſanfte Julie, daß die Alten eben ſo gut zu ſchimpfen verſtanden als die B—r.

Ariſtoteles macht die Seele zur Quinteſſenz der Elemente. Er nennt dieſe Quinteſſenz Entelechie, ein Wort, das Niemand verſteht. Ein Patriarch von Aquileja wagte einſt mit Hilfe des Teufels eine Auslegung desſelben; aber Cicero, welcher nicht die Ehre hatte den Teufel zu kennen, erklärt es durch eine immerfortſchrei-

tende Bewegung. Diese Erklärung müßte von Rechtswegen wieder erklärt werden. So machen es die Gelehrten immer, sie geben ein Wort für das andere, und man wird um nichts klüger.

Aristoteles glaubte auch, wie viele andere vor ihm, an eine allgemeine Weltseele, und machte die Menschenseele zu einem Theilchen derselben. Dies Theilchen wird einst sich wieder mit dem ganzen vereinigen, und so, meine liebe Julie, bleibt mir die Hoffnung, einst mit Ihnen nur eine Seele auszumachen. Wenn übrigens der alte Graubart spricht: die Seele sei die erste Handlung eines organischen Körpers, der seines Lebens mächtig ist; so wissen weder seine Schüler, noch seine Ausleger, noch seine Bewunderer, was das eigentlich heißen soll; und ich, der ich keines von allen bin, weiß es eben so wenig. Vermuthlich wußte er es selbst nicht, sondern rechnete die Seele zu denjenigen Dingen, von welchen er einst seinen großen Zögling Alexander schrieb: daß sie jedem Ungeweihten ewig unerforschlich bleiben würden. — Aber wer sind denn die Eingeweihten? — Die Todten, liebe Julie! nur der Knochenmann, der wahre Bruder des Schreckens, führt uns in jene Loge ein, wo der große Baumeister der Welten selbst Meister vom Stuhle ist. Bis dahin wollen wir uns an den bunten Hypothesen ergötzen, und allenfalls die glauben, welche unsern Hoffnungen am meisten schmeichelt.

Die Stoiker lehrten, die Seele sei ein Funken des

göttlichen Wesens, der Körper das Gefängniß dieses Funkens. Wenn man Sie sieht, schöne Julie, so muß man wenigstens gestehen, daß die Seele ein niedliches Gefängniß bewohnt, und eben nicht sehr zu beklagen ist. Der leidige Stoicismus erlaubt einem Jeden, seinen Funken in Freiheit zu setzen, wenn ihm der Kerker zu lästig wird. Kato versiegelte diese Lehre durch einen Selbstmord, wie auch Werther that, ohne eben ein Stoiker zu sein.

»Warum,« ragt Seneca im Namen jener Sekte, welcher er angehörte, »warum will man nicht glauben, es sei etwas Göttliches in dem, der selbst ein Theil der Gottheit ist? Das Ganze, in welchem wir leben, ist Eines, dieses Eine ist Gott! wir sind ihm zugesellt, wir sind seine Glieder.« Es ist nicht meine Schuld, liebe Julie, wenn Sie das nicht verstehen. Vielleicht gewährt es Ihnen einen kleinen Trost zu wissen, daß ich es auch nicht verstehe.

Epiktet nennt unsere Seelen Fragmente der Substanz Gottes. Wenn man einen Lessing und seine Fragmente kennt, so überredet man sich gern, daß seine Seele ein Fragment der Gottheit gewesen. — Marc Aurel bekämpfte mit diesen Gründen die Todesfurcht.

Zoroaster lehrte die Babylonier und Perser, wie Merkur oder Hermes die Egyptier, daß die Seele ein Ausfluß der Gottheit sei. Die Juden scheinen mir weder von der Seele, noch von ihrer Unsterblichkeit etwas gewußt zu haben.

Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, Sie in die

Geheimniſſe der jüdiſchen Kabbala einzuweihen, um Ihnen ein Lächeln zu entlocken. Die Seele, faſelten dieſe Schwärmer, iſt fünffach. Sie ſtecken, wie ein Satz Schachteln, immer eine in der andern; der Leib umgibt alle fünf. Sie heißen Nephesch, Ruach, Neſchameh —

Halt! Halt! laufen Sie nicht! ich lenke ſchon wieder ein. Vermuthlich glaubten Sie den Amputatorius in dem Schauſpiel: Die Holländer, zu hören. »Knallerballer! Leviathan! was für Diebsnamen!"

Ich kletterte von der Kabbala wieder zum ſchlichten Menſchenverſtande herab, der unten im Thale liegt, und fahre kunſtlos in meiner Erzählung fort.

Schon wieſen fromme Seelen in Sonne, Mond und Sternen den guten Seelen Plätze an, und wußten noch nicht einmal, welches Plätzchen die Seele hienieden im menſchlichen Körper einnimmt? bei Ihnen, liebe Julie, ſcheint ſie im Auge zu thronen, denn jeder Ihrer Blicke verräth Seele. Die Schüler des Plato und Pythagoras, welche nicht die Ehre hatten, Sie zu kennen, theilten die Seele in drei Theile. Der eine wohnte im Gehirn, beherrſchte Gedanken und Willen. Der andere ſaß zwiſchen dem Hals und dem Zwerchfell, beſtimmt die Befehle des erſtern zu vollſtrecken. Die Griechen nannten ihn Pſyche, die empfindende Seele, und gaben dieſer Pſyche den Gott der Liebe zum Bräutigam. Der dritte nahm den übrigen Theil des Körpers ein, gab ihm Bewegung und Leben. Er hieß Pneuma, ein Hauch, ein Geiſt.

Die Lehre dieſer thörichten Weiſen fand wenig Beifall. Man gab zwar zu, daß die Seele in drei verſchiedene Portionen getheilt werden müſſe; aber, ſagte man, die erſte dieſer Portionen iſt ein Ausfluß der Gottheit, die Sonne ihr Aufenthalt nach dem Tode des Körpers, denn in der Sonne thront der Schöpfer. Die zweite iſt ein Schattenbild der Seele, und die dritte bleibt im Grabe. Dieſe letztere mußte von Zeit zu Zeit gefüttert werden, deshalb ſtellten die Gläubigen Nahrungsmittel auf das Grabmahl und die Prieſter wurden fett.

Aberglauben! riefen die Weltweiſen, der Sitz der Seele liegt im Gehirn — nicht doch, ſprachen andere, ſie ſitzt in der Luftröhre. — Im Magen ſitzt ſie! rief Epikur, mit dem vollen Glaſe in der Hand. — Auch da nicht, ſprach Chriſipp, ſie ſitzt im Herzen. Iſt das wahr, liebe Julie, ſo iſt meine Seele in Ihrer Gewalt.

Im Kopfe iſt ihre Wohnung, ſagte Lactantius! wenn ſie aber etwas zu denken hat, ſo ſteigt ſie herab in die Bruſt, und verſchließt ſich in ihr Kämmerlein, wie Julie in ihr Boudoir, zu deutſch Schmollwinkel.

Nein, nein, behauptete Zeno und ſeine Schüler, die Seele iſt überall im ganzen Körper, jeder Sinn hat ſeine eigene Seele; und ſo plauderten ſie von einer Geruchsſeele, einer Ohrenſeele u. ſ. w. Die Favorite des Sultans Mangogul bewies ſogar, ſie ſitze in den Füßen. Doch hatte ſie Julien nie tanzen ſehen. Einer ſchönen Favorite wird es freilich leicht Alles zu beweiſen, und wenn Sie befeh-

len, liebe Julie, so will ich gern glauben, daß die Seele in der Locke wohnt, welche sich da über Ihren Busen wälzt! oder zwischen Ihren Augenbraunen, wie Strato meint.

Endlich schlägt der vernünftige Cicero sich abermals in's Mittel, und spricht: »meine Herren! wie die Seele aussieht? und wo sie wohnt? darnach dürfen wir nicht einmal fragen.«

Die Kirchenväter sagten: »ihr streitet über den Sitz der Seele, und noch wißt ihr nicht einmal, was die Seele für ein Ding ist? Die Wohnung wird sich finden, sobald wir den Einwohner kennen.«

Die Seele ist ein Hauch, sagte der heilige Irenäus. — Keinesweges, erwiederte der heilige Thomas von Aquino, die Seele besteht aus drei Theilen, folglich kann sie kein Hauch sein; und jeder dieser Theile enthält wiederum drei verschiedene Portionen. — Meinetwegen theilt sie in's Unendliche, fiel Origenes ein, aber bekennt, daß sie eher da war, als der Körper, und daß Gott sie zur Strafe in diese unbehilfliche Maschine kerkerte. — Nein, sagte Tertullian, und mit ihm die meisten Kirchenväter, die Seele ist ein feiner Körper, denn wäre sie kein Körper, so wäre sie nichts. — Diesen Schluß fanden die übrigen abgeschmackt. Die Seele ist ein Geist, sprachen sie, und wer das nicht glaubt, der sei verdammt! — So wurde die Philosophie christlich, und das Christenthum philosophisch.

Die Wiedergeburt der Wissenschaften brachte die Verdammniß ein wenig in Mißkredit. Gassendi trat auf.

»Du weißt,« sprach er, »daß du denkst; aber das denkende Ding selbst bleibt dir unbekannt. Du gleichst einem Blinden, der die Sonnenwärme fühlt. Fragt man ihn, was die Sonne sei? so wird er antworten: sie ist ein erwärmendes Ding; und wird sich schmeicheln, er habe einen klaren Begriff von der Sonne.«

Gassendi bildete die Seele als eine zarte Flamme, welche dem Körper Leben, Wärme und Bewegung gibt. Die Flamme verlöscht, der Körper stirbt. Sie erinnern sich, liebe Julie, daß dieser Gedanke nichts neues in sich faßt. Man nannte damals die Wissenschaften wiedergeboren; ich nenne sie wieder aufgewärmt.

Descartes kam und sprach: die Seele ist ein denkendes Ding, ein Geist, dessen Natur zwar unbekannt, dessen Dasein aber sehr gewiß ist. Er thront in der Zirbeldrüse. — Warum denn eben in der Zirbeldrüse? — Weil im Gehirn Alles doppelt ist, nur die Zirbeldrüse nicht. Da wir nun mit beiden Augen nur Einen Gegenstand sehen, mit beiden Ohren nur Einen Schall hören, und zu gleicher Zeit nur Einen Gedanken haben; so muß nothwendig ein Plätzchen existiren, wo die Sensationen der Augen und Ohren sich vereinigen, um von der Seele aufgenommen zu werden. Dieses Plätzchen, spricht Descartes, ist die Zirbeldrüse; denn es ist unmöglich, im ganzen Kopfe ein bequemes Werkzeug dafür zu finden, sowohl vermittelst ihrer Lage, als der Unterstützung kleiner Zweige der Hauptschlagadern, welche die Geister in's Gehirn führen.

Verzeihung, schöne Julie, wenn Ihre Zirbeldrüse sich in diesem Augenblicke mit einem Wirrwarr von Ideen füllt. Ich durfte diese Theorie Ihrer Wißbegierde nicht verschweigen, denn sie ward eine Zeit lang allgemein angenommen, bis endlich geschickte Zergliederer sie über den Haufen warfen, denn siehe da, es gab Menschen ohne Zirbeldrüse, und andere, bei denen sie versteinert war. Alle dachten und empfanden trotz dem so gut, als ihre mit Drüsen begabten Brüder; Alle stimmten ein in das Bekenntniß unserer Unwissenheit. Selbst die B—r, welche auch Zirbeldrüsen haben, würden den Sitz der Seele doch vergebens suchen.

Es traten Andere auf, welche mit den alten Stoikern behaupteten, die Seele sitze im ganzen Körper, oder an der Spitze eines jeden Nerven. Ihre Gegner lachten. Zieht die Seele sich zurück, sprachen sie, wenn man dir einen Arm oder ein Bein abhaut? oder wenn man dir einen Nerven unterbindet? Neue Schwierigkeiten! leichter zu ersinnen als zu heben.

Die Seele, hieß es wieder, sitzt wie eine Spinne im Mittelpunkt ihres Gewebes, die Nerven sind die Fäden. Sie fühlt jede leise Berührung, und schlüpft hervor, den Gedanken zu haschen, wie eine Spinne eine Fliege hascht.

»Pfui!« höre ich Sie rufen, »die Seele mit einer Spinne zu vergleichen!« Verzeihung, schöne Julie, daß ich diese häßliche Kreatur nannte. Ich weiß, Sie fürchten sich vor Spinnen. — Warum? — die deutschen Seelen

ſind oft giftiger als die deutſchen Spinnen, und Sie finden in einer einzigen Rezenſion mehr Gift, als in allen Spinnen des heiligen römiſchen Reichs zuſammen genommen.

Ich gieße ein wenig heiße Lauge über die Spinnen und fahre fort. Man ließ ſich durch die vielen mißglückten Verſuche nicht abſchrecken. Suchet, ſo werdet ihr finden. Ein gewiſſer Lancisi ſuchte und fand den Gehirnkern. So nennt man den Mittelpunkt eines Gewölbes, welches durch die Markfibern auf jeder Seite des Gehirns gebildet wird, und dem ganzen Umfang desſelben zur Baſis dient. Hier! rief er aus, hier iſt der Thron der Seele!

Thorheit! ſprach ein Anderer, die Seele iſt immer da, wo der Eindruck gemacht wird; die Fortpflanzung dieſes Eindrucks bis zum Gehirn, und ein ſogenanntes sensorium commune ſind überflüſſig. Die Gründe des Einen waren eben ſo dunkel als die des Andern. Der Streit blieb unentſchieden, und die tauſendjährige Frage unaufgelöſt: was iſt die Seele? wo ſitzt die Seele?

Johannes Damascenus ſchrieb ein dickes Buch von ihren drei Theilen, vier Tugenden und fünf Fähigkeiten; und bewies dadurch drei-, vier- und fünfmal, daß er eben ſo wenig von der Seele wußte, als ſeine Vorgänger.

Sie iſt kein Geiſt! rief Hobbes, ſie iſt ein Reſultat des Körpers. — Ja, fügte Spinoza hinzu, die Natur iſt Gott, die Materie und ihre Denkkraft ſind eine Modi-

fikation dieser Gottheit, die Seele ist eine feine Materie, wie das Feuer, immer bereit, sich mit demjenigen Gegenstande zu vereinigen, welcher empfänglich dafür ist! so wie das Feuer immer bereit ist, brennbare Dinge zu ergreifen. Diese feine Materie ist immer und überall dieselbe, scheint nur verschieden in verschieden organisirten Körpern. So ist die Flamme eines Wachslichts reiner als die einer Oellampe; Juliens Seele reiner als die des Verfassers der Lieblingsstunden.

Nein, versichert Mallebranche, mehr fromm als weise, die Seele ist ein Geist; aber als Geist kann sie auf keinen Körper wirken. Jeder in uns entstehende Gedanke hat Gott selbst zum Urheber, denn Gott ist der Aufenthalt aller Geister, wie der Raum der Aufenthalt aller Körper ist. Dieses System nennt Voltaire ein Labyrinth, dessen eine Allee zum Spinozismus führt, die andere zum Stoicismus, und die dritte zum Chaos.

Was Mallebranche in Gott sah, sah Leibnitz im Universum. Die Seele, sprach er, ist ein einfaches Wesen, ich nenne es Monade. Die ganze Welt ist mit Monaden angefüllt. Jede Monade ist nach ihrem Standpunkt ein Spiegel des Weltalls, umgeben von andern Monaden, welche ihren organischen Körper bilden, und deren herrschende Monade sie ist. Sie schließt in sich ihre Vergangenheit und Zukunft, der Allwissende liest darin, wie in einem Buche, und so entsteht die berühmte vorherbestimmte Harmonie. Da aber auf diesem Monadenball kein Ge-

lehrter mit dem andern harmonirt (selbst die sanftmüthigen Berliner nicht ausgenommen), so fand diese Hypothese bald viel bald wenig Beifall. Voltaire lachte. »Ist die Seele ein Spiegel," sagte er, »so ist dieser Spiegel sehr angelaufen." Newton lachte nicht, aber er suchte zu widerlegen. Auch sein Schüler Clarke bewaffnete sich gegen Leibnitzens Sistem; aber Bayle nannte es: »eine wichtige Eroberung, welche die Grenzen der Philosophie erweitert." Dennoch kämpfte auch er mit starken Gründen dagegen. Leibnitz starb. Weder er, noch seine Schüler konnten oder wollten die Schwierigkeiten lösen, und die alte Unwissenheit bestieg auf's neue den Thron. Indessen haben die hannövrischen Monaden vor Kurzem Leibnitzens unsterblicher Monade ein Denkmahl errichtet, an welchem nichts auszusetzen ist, als daß es auf dem Paradeplatze steht, wohin es eben so wenig gehört, als die große Glocke zu Erfurt in ein Accouchir-Haus.

Die Seele, meinten Einige, geht durch die Zeugungskraft von Vater und Mutter in das Kind über. Sie ist anfangs nur eine Pflanzenseele, und verwandelt sich endlich in eine Thierseele, die (so sprechen die Heiden), sich nach und nach selbst vervollkommt; oder (so sprachen die Christen), durch Gottes Allmacht vervollkommt wird.

Sind Sie noch nicht müde, liebe Julie? ist Ihnen der Kopf nicht wüste? wollen Sie zur Abwechslung einen Roman über die Seele lesen? so durchblättern Sie des Sarazenen Tophail Naturmenschen, Hai Ebn Jockdahn

genannt. Das Original ist freilich arabisch, aber der Professor Eichhorn hat eine schöne Uebersetzung davon geliefert. Vielleicht hält er Sie schadlos für so manches Wort ohne Bedeutung, so manche Schale ohne Kern. Denn immer muß ich Ihnen sagen, was die Seele nicht ist, und wo sie nicht ist. Aber habe ich Ihnen denn mehr versprochen, als eine Geschichte unserer Unwissenheit? — Wenn Sie damit nicht zufrieden sind, so machen Sie es wie ich. Ich sehe die Seele überall, im holden Lächeln Ihres Mundes; in der Thräne der Rührung bei fremden Leiden, welche so oft Ihr schönes Auge füllt; in der reizenden Schamröthe, welche die Bescheidenheit so oft und leicht auf Ihre Wange jagt. Was kümmert's mich, ob die Seele ein Geist, eine feine Materie, eine zarte Flamme oder eine Modifikation ist? was kümmert's mich, ob sie in der Zirbeldrüse, in der Luftröhre, im Herzen oder in den Beinen sitzt? ob Bahrdt's Seele jetzt in der Sonne oder in der Hölle brennt? genug, daß Julie mich das Dasein der Seele täglich fühlen läßt; genug, daß Gott sein Meisterwerk, Juliens schöne Seele, unmöglich vernichten kann. Sehen Sie da meine Hoffnung auf Unsterblichkeit.

Doch lassen Sie uns noch ein wenig in dem Labyrinth der Weltweisheit herumwandeln, wo nur die Zweifelsucht die Rolle der Ariadne spielt.

Newton war, was jeder vernünftige Mann sein sollte, ein Feind aller Sisteme. Zwar hielt er die Seele für ein einfaches Wesen, unkörperlich, unsterblich; da er sich

aber das wie und warum nicht hinlänglich erklären konnte, so schwieg er lieber still.

Der allgemeine Grundsatz jener Zeiten war: die Seele denkt, folglich ist sie ein Geist. Das ist albern, sprach Locke, warum sollte Gott, der Alles kann, nicht auch der Materie die Denkkraft verleihen können? warum sollte ein Körper, so und so organisirt, des Denkens unfähig sein?

Voltaire ist ein großer Verehrer von Locke. Er, der über alles lacht, lacht auch über die Seele. Er hat in seinen Werken hundertmal davon gesprochen, und hundertmal das nämliche gesagt, denn darin ist er Meister. Doch liest man den witzigen Spötter immer gern, auch wenn er sich selbst ausschreibt.

Wir sprechen manches Wort aus, so hebt er an, mit welchem wir keinen Begriff verbinden. Dahin gehört das Wörtchen Seele. Wenn die Klappe eines Blasebalges verdorben ist, und das Feuer nicht mehr brennen will, so spricht die Magd: der Blasebalg hat keine Seele mehr. Das kleine schlechte Stück Holz, welches der Instrumentenmacher in eine Geige unter den Steg setzt, nennt er Seele. Beide denken übrigens nichts dabei. In vielen Manufakturen heißt diese oder jene Maschine Seele. Die Arbeiter zanken sich nie deswegen. So machen es unsere Philosophen nicht. Die zankten schon seit ein paar tausend Jahren, nannten drei Seelen, und kannten nicht Eine.

Wir bedürfen der Fackel der Offenbarung, wo das Lämpchen der Vernunft nicht zureicht.

Wir wissen nicht, wie wir das Leben empfangen oder geben, wie wir wachsen und verdauen, schlafen, denken und fühlen. Gott gab der Materie Bewegung, warum nicht auch die Kraft zu denken? Die Philosophen haben zuletzt immer damit aufgehört, daß sie sich selbst nicht verstanden. Sie disputiren, und die Natur geht schweigend ihren Gang. N—i in B—n weiß Alles, aber er weiß doch nicht, was die Seele ist. Wir erkennen das Metall, indem wir es im Tiegel schmelzen; aber welchen Tiegel haben wir für unsere Seele? unsere Schicksale sind Menschen-Schicksale, und unsere Wünsche die Wünsche eines Gottes.

Die Luft bewegt sich, aber was ist Wind? Die Pflanze wächst, aber was ist Wachsthum? Die Rose duftet, aber was ist Duft? Der Mensch denkt, aber was ist die Seele? Wenn mein Kopf wohl organisirt, mein Gehirn weder zu feucht, noch zu trocken ist, so denke ich: das hat Gott so eingerichtet, und ich danke ihm von Herzen dafür.

Wie? sobald es Gott beliebt ein Ding zu schaffen, das nicht Materie ist, muß es denn immer ein denkendes Ding sein? Ihr Thoren! mögen nicht vielleicht Millionen Wesen existiren, die wir gar nicht kennen, und die, nach unsern engen Begriffen, wir weder Körper, noch Geister nennen würden? Es gibt Thiere, welche nur zwei Sinne haben; wir haben deren fünf, und das ist wenig genug. Vielleicht leben in andern Welten andere Geschöpfe, welche

uns selbst nicht. Wir sind Blinde, die andern Blinden den Weg zeigen wollen. Wir haben nur Einen Tag zu leben, darum laßt uns friedfertig der kommenden Morgenröthe entgegen gehen, vielleicht erfahren wir alsdann mehr. —

Aristoteles lehrte einst: alle unsere Ideen würden durch den äußern Eindruck der Sinne hervorgebracht. Dieser Grundsatz schlummerte Jahrhunderte lang, und erwachte bei der Wiedergeburt der Wissenschaften. Man fand ihn neu, man bestritt ihn heftig. Ein Franzose schrieb ein Buch: Die Kunst zu denken (die Franzosen dachten damals noch), in welchem er den Aristoteles und seine Anhänger verspottete. Spotten ist leichter als widerlegen.

»Welche Idee,« so sprach er, »ist wohl klärer als die: ich denke, folglich bin ich? Denken und Sein sind Ausdrücke, die Jedermann versteht; sie erklären wollen, wäre finstere Pedanterei. Wie aber sind die Begriffe von Denken und Sein in unsere Seele gekommen? welcher Sinn war ihr Geleitsmann? Sie leuchten nicht, sie tönen nicht, sie riechen nicht; folglich gibt es angeborne Begriffe, die kein Sinn uns zum Pathengeschenk machte; Wahrheiten, die jeder Mensch unter jeder Zone anerkennt, zum Beispiel: das Ganze ist mehr als ein Theil; ein Ding kann nicht zugleich sein und nicht sein.«

Halt! rief Locke, Kinder und alberne Menschen wissen nichts von deinen angebornen Begriffen; folglich ist die Vernunft auch die Kraft, von schon bekann-

ten Prinzipien unbekannte Wahrheiten abzuziehen. Er nahm den alten Aristoteles bei der Hand, und setzte ihn, sammt seinen fünf Sinnen, wieder auf den Thron.

Doch gab es Zweifler, welche meinten, das Beispiel der Kinder beweise nichts, und die Seele Ihres kleinen Karl sei eben so vollkommen, als die eines Kant. Aber sie habe Nachsicht mit dem zarten schwachen Körper, von welchem sie abhängig sei; sie wirke nur stufenweise, aus Furcht, in einem Augenblicke die Häutchen und Fibern zu zerstören, welche eine lange Reihe von Jahren dauern sollen.

Wolff nahm Locke's System an Kindesstatt an, und erklärte daraus alle Kräfte des menschlichen Verstandes. Die Seele kann abwesende sinnliche Gegenstände wieder hervorrufen; sie kann und muß an Julien denken, wenn Julie auch nicht gegenwärtig ist; das nennt man Einbildungskraft. Sie kann einen Begriff aufbewahren, das nennt man Gedächtniß. Sie kann einen Andern aufklären, indem sie dabei verweilt, das nennt man Aufmerksamkeit. Sie kann in einem Gegenstande mehrere Eigenschaften entdecken, das nennt man Scharfsinn.

Ja, sagte Bonnet, nur durch die Sinne erhält die Seele ihre Begriffe, nur durch den Körper handelt sie. Er ist ihr Herr, oft ihr Tirann, sie seine Sklavin. Die Maschine, welche wir Mensch nennen, ist ein Klavier oder Orgel, die Sinne greifen die Tasten, die Seele gibt den Ton an. Man kann jede Arie, jede Sonate darauf spielen; doch

unterscheidet sich der Mensch darin vom Klavier, daß das Letztere nach dem Spielen in seinem vorigen Zustande verbleibt; das menschliche Klavier hingegen eine gewisse Neigung, einen Hang zu der einmal auf ihm gespielten Arie beibehält.

Treten Sie geschwind an Ihr Klavier, liebe Julie, und spielen Sie mir Schiller's Lied an die Freude, damit ich Bonnet's Klavier darüber vergesse. Bei den Worten:

Bruder — überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen!

schwinden alle Sisteme aus meiner Seele.

O was habe ich Ihnen gethan, daß Sie mich auserkohren die blinde Ehrfurcht zu vernichten, welche Sie ehemals für den Titel eines Philosophen trugen? Sie verirrten sich auf einer sumpfigen Wiese, Ihnen schimmerte von weitem ein trügender Glanz, Sie glaubten es wären Lichter, und ich habe Sie unter Irrwische geführt. Ist es meine Schuld, daß die Lichter nur jenseits des Grabes leuchten?

Selig sind die Unwissenden! Das delphische Orakel hatte wohl Recht den Sokrates für den weisesten Menschen zu erklären, weil er gelernt hatte, daß er nichts wisse. O Apollo! was sind die allwissenden Rezensenten in deinen Augen?

Selig die Grönländer! welche glauben, daß ihre Seelen auf die Jagd gehen, tanzen und Besuche geben, indessen die Körper zu Hause ruhig schlafen. Selig die Lappen, welche an der Fortdauer der Seele zweifeln, aber an die Auferstehung der Bären festiglich glauben.

Ich habe ihnen genug gesagt, schöne Julie, um sie zu überzeugen, daß wir alle sammt und sonders, von Thales bis tief herab zu Campe, von der Seele nichts wissen. Wir bauen Sisteme wie Kartenhäuser, ein Hauch wirft sie um. Wir verlieben uns in unsere Theorien, wie Pygmalion in seine Statue, aber kein Gott belebt jene wie diese. Die Unwissenheit ist unsere Mutter, die Neubegier unsere Amme, die Langeweile unser Lehrmeister. — Julie ist schön und gut, Julie ist meine Freundin — ich bin zufrieden mit meiner Weisheit.

Zweiter Brief.

Sie sind ein Sophist! sagte Julie neulich zu mir, als ich ihr zu beweisen strebte, daß, mich küssen, kein Verbrechen sei.

Was ist ein Sophist? frug ich rasch, und Julie besann sich, daß sie von dem Wesen und Unwesen dieser Herren noch sehr geringe Kenntniß habe, und trug mir auf, zur Abwechslung, einen Brief über diesen Gegenstand zu schreiben. Recht gern, schöne Julie, doch unter einer Bedingung: jedem Sophisten einen Knix, und mir am Ende einen Kuß.

Die Sophisten waren gewaltige Menschen, welche Alles beweisen konnten, und allenfalls im Stande waren, sie zu überreden, B—ch sei ein Genie und Frau v. B—psch eine Dichterin. Sie wußten im Grunde eben so wenig als wir, und folglich gehört ihre Existenz in die Geschichte der Unwissenheit, aber sie konnten, wie die Berliner, den

Leuten weiß machen, sie wüßten viel, und, weil die Welt von jeher sich durch Titel blenden ließ, so flößte Manchem schon ihr eitler Titel Ehrfurcht ein, denn Sophist, liebe Julie, heißt Lehrer der Weisheit, so viel als Doktor auf lateinisch, es gilt daher gleichviel, ob sie Ihren Arzt Herr Doktor oder Herr Sophist nennen.

Die alten Philosophen, die wahren Weisen, verhielten sich zu den Sophisten, wie ein Schauspieler zu einem Hanswurst, wie Schröder zu Iffland. Ernst und mit Anstand lehrten die Philosophen Weisheit an verschlossenen Orten, nur ihre Lieblinge und Eingeweihte, und gaben, wie die Natur, Alles unentgeltlich. Die windigen Sophisten hingegen durchzogen, wie Blanchard, ganz Griechenland von Stadt zu Stadt, und wo ein festlicher Tag gefeiert wurde, da waren sie flugs gegenwärtig, und stiegen mit dem Luftballon ihrer schimmernden Beredsamkeit in die Wolken. Sie schwatzten von Allem und über Alles, wußten jedem Dinge einen Anstrich zu leihen, lockten reiche Jünglinge in ihre Netze, und ließen sich tapfer bezahlen. Sie versprachen den Genuß einer Göttin, der Weisheit, und gaben an ihrer Statt eine Dirne, die Kunst zu schwatzen. Gelehrte Marktschreier, welche heutzutage unter andern Gestalten spucken; wir nennen sie Journalisten.

Wollen Sie mir erlauben, schöne Julie, Ihnen einige dieser Herren vorzustellen? sie sollen Ihnen ein wenig gelehrten Hokus-Pokus vormachen, und ihnen ein Lächeln abtrotzen, hätten Sie auch eben die Mordgeschichte der französischen Freiheit gelesen.

Dieser alte Herr hier, mit dem ungekämmten Bart, heißt Xenophanes. Er kritisirte den Homer und den Hesiod, und machte sich lächerlich. Homer's Gedichte leben noch, die Kritteleien seines Rezensenten sind vergessen. Als er einst dem Hieron, König zu Syrakus, seine Armuth klage, und daß er nicht einmal zwei Knechte ernähren könne, antwortete ihm dieser: »schäme dich! Homer, den du immer tadelst, ist längst gestorben, und ernährt noch heute zehntausend Menschen." Er verstand darunter die Abschreiber von Homer's Werken.

Xenophanes war Einer der ersten Sonderlinge, welcher behauptete, nichts auf der Welt lasse sich begreifen. Er läugnete Bewegung, Leben, Wachsthum und Tod. Er läugnete Alles, nur seine Unwissenheit nicht. Hier ist eine seiner berühmtesten Schlußfolgen:

Aus nichts wird nichts. Ein Ding, das nicht immer existirt hat, kann nie existiren. Was immer existirt hat, ist ewig; das Ewige ist unendlich; das Unendliche ist einzig. Denn wenn es mehrere Wesen in sich faßte, so würde das Eine das Andere begrenzen, und folglich wäre es nicht unendlich. Das Einzige ist überall sich selbst gleich, weil es sonst nicht ein, sondern mehrere Wesen ausmachen würde. Es ist ferner unbeweglich und unveränderlich. Denn könnte es seinen Platz verwechseln, so wäre es nicht unendlich, weil noch Raum außer ihm existirte. Könnte es sich aber verändern ohne Verwechslung des Platzes, so würde etwas zu sein anfangen, was nie vorher da war, und etwas

zu sein aufhören, was immer vorher da war. Beides ist unmöglich, denn —

Halt! halt! Herr Xenophanes, Sie vergessen, daß wir vor einer Dame stehen. Sie sehen, daß Julie gähnt, und ich hoffe, daß, wenn die Damen in ihrer Vaterstadt Colophon gähnten, die Gelehrten, wie bei uns, so viel Lebensart hatten, abzutreten.

Hier erscheint ein anderer Graubart, er heißt Zeno. Sie werden sich ein wenig für ihn interessiren, wenn ich Ihnen erzähle, daß er bei dem Versuche, sein unterdrücktes Vaterland zu befreien, gefangen wurde; daß die heftigsten Martern ihm kein Bekenntniß abtrotzen konnten; daß er sich selbst die Zunge abbiß, und sie dem Tirannen in's Gesicht spie, der dagegen die Großmuth hatte, ihn in einem Mörser zermalmen zu lassen.

Dieser Herr Zeno läugnete, dem gesunden Menschenverstand zum Trotz, die Bewegung. Es half nichts, liebe Julie, wenn Sie ihn auch zu einer Angloise aufforderten, und rasch mit ihm durch die Reihen walzten, er behauptete immerfort, Sie hätten sich nicht von der Stelle bewegt. Das bewies er Ihnen folgendergestalt:

Wenn ein abgedruckter Pfeil sich wirklich nach einem andern Orte hinbewegte; so müßte er in Bewegung und Ruhe zugleich sein. Das ist nicht möglich, folglich bewegt er sich gar nicht. Denn unleugbar ist der Pfeil in jedem Augenblicke in einem gewissen Raume, und zwar ruhend; denn wenn er eben herausginge, so könnte man nicht sagen, daß er sich darin befände.

Wenn also der Pfeil in irgend einem Augenblicke sich wirklich bewegte, so würde er zugleich ruhen und fliegen müssen.

Ferner: ein Ding kann nicht an zwei Orten zugleich sein; auch können zwei Zeiträume nie zusammen existiren. Denn so wie der

Dienstag auf den Montag folgt: so ein Augenblick auf den andern. Jeder fängt an, wenn sein Vorgänger aufhört, jeder muß aufhören, ehe sein Nachfolger anfangen kann. In welchem Augenblicke aber verläßt ein Pfeil seinen Platz? gäbe es einen solchen Moment; so würde der Pfeil auf diesem Platze zugleich sein und nicht sein. Das ist unmöglich, und folglich bewegt er sich gar nicht.

Wollte Gott! Zeno hätte Recht, so würde der Pfeil, der aus Ihren Augen, schöne Julie, auf mich abgedrückt wurde, seinen Platz nie verlassen haben; mein Herz würde nicht immer in Bewegung und Ruhe zugleich sein, eine Sache, die er für unmöglich hält.

Ich verschone Sie mit einer langen Kette von Schlüssen, die ich über den Satz des Zeno noch hinter mir herschleppen könnte. Er bewies Ihnen unter andern klar, daß wenn Sie einer Schildkröte zwanzig Schritt vorgeben, der schnellfüßige Achill sie nicht einzuholen vermag. Sie lachen? und zeigen auf Ihren hüpfenden Bologneser? so machte es einst Diogenes, oder irgend ein anderer Witzling jener Zeit, der dem Zeno lange zuhörte, länger als wir, endlich aufstand, und, statt aller Widerlegung, auf und nieder spazirte.

Diodor, ein Schüler des Zeno, büßte ſtrenger für ſeine Trugſchlüſſe. Er hatte ſich den Arm verrenkt, und ſuchte Hilfe bei einem Arzt, Namens Hierophiles. »Glaube doch ja nicht,« antwortete ihm dieſer boshaft lächelnd, »daß dein Arm verrenkt ſei; denn in welchem Augenblicke hätte er ſeinen Platz verlaſſen?« Davon ein andermal, ſprach Diodor beſchämt, jetzt bitte ich dich, hilf mir!

Ich komme zu einer andern Behauptung des Zeno, die noch weit drolliger iſt als die vorige. Er will uns nämlich überreden, daß weder Sie noch ich, weder dieſe ſchöne Welt, noch Sonne, Mond und Sterne exiſtiren. Hören Sie wie er das anfängt:

Wenn irgend ein Weſen exiſtirt, ſo iſt es untheilbar, denn die Einheit kann nicht getheilt werden. Was untheilbar iſt, iſt nichts, denn ein Ding, das zu einem Andern hinzugefügt, keine Vermehrung, und abgeſchnitten, keine Verminderung hervorbringt, kann man nicht unter die Weſen zählen; folglich exiſtirt kein Weſen; folglich exiſtirt nichts.

Kommen Sie in meine Arme, liebe Julie! übergeben Sie mir Ihr ſchönes Nichts, damit ich ausrufen kann: ich beſitze nichts und bin glücklich!

Wer unterbricht mich in meinen ſüßen Träumen? ein Paar unausſtehliche Geſichter! Herr Protagoras und Herr Prodicus. Jener war der Erſte, der ſeine Weisheit für bare Münze verkaufte. Vormals ein gemeiner Laſtträger, ſah Demokrit ihn einſt, wie er Holzbündel in einer

Art von geometrischer Ordnung aufstellte, hielt ihn für ein verborgenes Genie, und machte ihn zu seinem Schüler.

Sein Nachbar Prodicus hatte eine allzeit fertige Rede, für welche jeder Zuhörer ihm fünfzig Drachmen bezahlen mußte. Das ist ungefähr achtmal mehr, als wir für das beste Iffland'sche Schauspiel geben, denn eine Drachme (wenn Ihnen daran liegt es zu wissen) war zwölf oder fünfzehn Kopecken nach unserer Münze. Für diese fünfzig Drachmen konnte man lernen, daß zwischen Wahrheit und Irrthum, zwischen gut und böse, zwischen schwarz und weiß kein Unterschied Statt finde; daß Alles willkürlich sei, und daß das für sich eben so leicht beweisen lasse, als das wider. Die Athenienser fanden, daß ein solcher Mensch zum Glück seiner Mitbürger sehr wenig, zu ihrem Unglück sehr vieles beitragen könne. Sie jagten ihn weg, und verboten den Sophisten überhaupt in Rechtssachen zu advociren.

Was hilft es, daß wir ihn auch wegjagen? da donnert uns schon ein anderer entgegen. »Ich weiß Alles!" ruft er keck und trotzig, »ich kann die Gemüther meiner Mitbürger leiten wohin es mir beliebt! ich kann den Unschuldigen verdammen, und den Bösewicht lossprechen! Krieg und Friede hängen an meinen Lippen!" Dieser Prahler hieß nicht B—st—r sondern Gorgias. Doch steht es Ihnen frei, liebe Julie, an die Seelenwanderung zu glauben.

Herr Gorgias war ein gewaltiger Mensch. Er bewies:

Erstens: daß nichts auf der Welt existire.

Zweitens: daß, wenn auch etwas existire, man es doch nicht begreifen könne. Und:

Drittens: daß, wenn man es auch begreifen könnte, es sich doch nicht erklären lasse. Hier zur Probe der Beweis der ersten seiner Sätze:

Wenn Etwas ist, so ist es entweder wirklich oder unwirklich oder beides zugleich. Keiner von diesen drei Fällen ist möglich, also ist nichts. Denn das Unwirkliche kann nicht existiren, weil es sonst zugleich sein und nicht sein müßte. Das Wirkliche kann auch nicht existiren, weil es entweder ewig, oder hervorgebracht, oder beides zugleich wäre. Drei unmögliche Fälle. Denn wäre es ewig, so hätte es keinen Anfang, wäre folglich unendlich und unbegrenzt, und also nirgends zu finden. Denn wäre es irgendwo, so müßte es von dem, worin es ist, verschieden sein, und folglich nicht unendlich, weil es von etwas andern umschlossen würde. Das Umschließende ist immer größer als das Umschlossene; nun kann aber nichts größer sein als das Unendliche, folglich kann das Unendliche nicht irgendwo sein. Es läßt sich auch nicht sagen, es sei in sich selbst enthalten, weil alsdann das worin es ist, und das was in ihm ist, einerlei, und das Wirkliche zweierlei sein würde. Denn Raum und Ort wäre alsdann das worin es ist, und Körper das was in ihm ist. Wenn also das Wirkliche ewig wäre, so wäre es auch unendlich, folglich nirgends, folglich existirt es gar nicht. Eben so wenig kann es hervorgebracht sein: denn es würde seine Entstehung entweder etwas

Wirklichem, oder etwas Unwirklichem verdanken. Das erste ist unmöglich, weil wir immer fort fragen, und endlich doch wieder auf etwas Ewiges und Unendliches stoßen müßten. Das zweite ist auch unmöglich, denn aus Nichts wird nichts.

Folglich, liebe Julie, sehen Sie abermals ganz klar, daß die Unwissenheit unser adamitisches Erbtheil ist, und daß wir noch nicht einmal wissen, ob wir existiren.

Die große Kunst der Sophisten bestand in Fechterstreichen, und wenn auch diese nicht mehr helfen wollten, so suchten sie ihren Gegner in Zorn zu versetzen, lauernd auf jedes verdrehbare Wort, das seinem Munde in der Hitze entschlüpfte. Durch dergleichen ehrliche Mittelchen bewies einst Biester dem Doktor Stark die Tonsur auf seinem Haupte, und Mauvillon dem braven Zimmermann eine verläugnete Autorschaft. Mauvillon raisonnirte so:

Zimmermann bedient sich zuweilen des Wortes Neidhämmel; in einer gewissen Schrift werden die Neidhämmel auch nicht anders genannt als Neidhämmel, folglich hat Zimmermann sie geschrieben.

Lassen wir alle Schafe und Hämmel auf dem großen Viehmarkte unserer Literatur, und gestehen wir, daß es am Ende doch immer noch besser sei, fünfzig Drachmen für die Rede des Prodicus zu bezahlen, als acht gute Groschen für Mauvillon's hämischen Beweis.

„Aber wie lange," höre ich Sie fragen, wie lange dauerte dieses Unwesen unter den Griechen?"

So lange, schöne Julie, bis Sokrates auftrat, der Freund der Götter und der Menschen. Mit erkünstelter Einfalt und der Demuth eines Schulknaben trat er hinzu, hörte, bewunderte und fragte, als wolle er sich belehren lassen. Dann bat er um Erklärung dieses oder jenes Wortes, wollte wissen, was man doch eigentlich unter Tugend oder Laster, schön oder häßlich verstehe? reihte Frage an Frage, baute so künstlich, und doch so scheinbar natürlich, eine auf die andere, deren jede mit Ja oder Nein beantwortet werden mußte; bis die Herren gezwungen waren, sich überwunden zu bekennen, oder eine Absurdität zu behaupten. Die Zuhörer lachten, Sokrates schwieg bescheiden, die Sophisten sanken in Verachtung. Ihre Kunst ward Spielerei, ihre Kette von Ergo's ein Blendwerk für den Pöbel. Man gab zu, und selbst Aristoteles gestand, daß mancher ihrer paradoxen Sätze unwiderlegbar sei; aber man hielt es nicht der Mühe werth, die Zeit mit Dingen zu vertändeln, welche keinen Sterblichen auch nur um ein Butterbrot reicher machen.

Doch hatte der biedere Sokrates das Mißvergnügen, selbst einen seiner Schüler in einen Sophisten ausarten zu sehen. Er hieß Euklid. Ihm warf Timon die Streitwuth vor, und er zog in Athen wie in Berlin viele Schüler, die ihm glichen.

Um Ihre schöne Stirne zu entfalten, lassen Sie uns immer noch ein wenig vor die Marktschreier-Bühne treten. Ein gewisser Eubulides erfand folgende Spielerei:

Epimenides von Kreta versichert, alle Kretenser wären Lügner. Er ist selbst ein Kretenser, folglich hat er gelogen; folglich sind die Kretenser keine Lügner; folglich sind sie glaubwürdige Leute, folglich muß man auch dem Epimenides Glauben beimessen, denn er ist ein Kretenser; folglich sind alle Kretenser Lügner.

Ein Anderer raisonnirte so:

Dieser Mensch sagt, daß er lügt, und daran sagt er die Wahrheit. Wenn er also behauptet die Wahrheit zu sagen, so lügt er. Aber er sagt, daß er lügt, und sagt die Wahrheit; folglich lügt er.

Ein dritter setzte voraus, jemand habe geträumt, man müsse nicht an Träume glauben, und baute darauf folgendes Argument:

Wenn dieser Mensch künftig nicht an Träume glaubt; so glaubt er auch zugleich daran. Denn er glaubt nicht daran, weil der Traum es ihm verbietet; und glaubt daran, weil er an den verbietenden Traum glaubt.

Ein Vierter, Namens Chrysipp, trat auf, räusperte sich und sprach:

Wenn irgendwo ein Kopf ist, so hast du diesen Kopf nicht. Nun ist aber wirklich irgendwo ein Kopf; also hast du ihn nicht; und also hast du keinen Kopf.

Ferner:

Wenn du von einer Sache sprichst, so geht diese Sache dir durch den Mund. Sprichst du also von einem Frachtwagen; so geht der Frachtwagen dir durch den Mund.

Welcher Hokus Pokus! und wie war es möglich, daß vernünftige Menschen, beim Disputiren über dergleichen Armseligkeiten, sich bis zum Sterben erhitzen konnten? — ja, liebe Julie, bis zum Sterben! Diodor vermochte nicht den Stilpo zu widerlegen, und fiel todt zur Erde.

Das mochte wohl dem guten Stilpo herzlich leid thun, denn er war eine ehrliche lustige Haut, liebte Wein und Weiber, und sagte seine Meinung frei heraus. Das erstere verzieh man ihm; das letztere verzeiht man nie, und es hätte fast ihm einst das Leben gekostet. Es war nämlich unter Tischfreunden und Zechbrüdern die Rede von der Minerva des Phidias, und Stilpo behauptete lächelnd: sie sei kein Gott. Welche Lästerung! man schauderte, man führte ihn vor den Richter. Er läugnete nicht, und half sich seinem Stande getreu, durch einen Sophismen. „Minerva ist kein Gott," sprach er, »sondern eine Göttin."

Ein andersmal nahm er sich die Freiheit, sich in Cybelens Tempel schlafen zu legen, ungeachtet er Knoblauch gegessen hatte, da er doch recht gut wußte, daß Madame Cybele den Geruch von Knoblauch nicht vertragen konnte. Auch erschien die beleidigte Göttin ihm im Traume, und machte ihm bittere Vorwürfe über diesen Mangel an Lebensart. Seine ganze Antwort war: »gib mir etwas besseres zu essen." Sie sehen, liebe Julie, daß der Mann die Damen ziemlich leicht behandelte.

Als Demetrius Poliorcetes Megara plündern ließ, gab er Befehl, die Wohnung des Stilpo zu verschonen. Aber

plündernde Soldaten schonen nicht gern, man raubte ihm alles. Demetrius ließ ihn bitten, seinen Schaden zu würdigen, und bot ihm den Ersatz an. »Ich habe gar nichts verloren,« sprach Stilpo, »denn meinen Kopf konntet ihr nicht plündern.«

Seine Tochter war eine galante Dame. »Was geht das mich an?« pflegte er zu sagen, »sie kann meinem Rufe nicht schaden, und ich dem ihrigen nicht helfen.«

Ptolomäus Soter wollte ihn mit an seinen Hof nach Egypten nehmen. Er bedankte sich für die Ehre, und zog eine ruhige Einsamkeit auf der schönen Insel Aegina vor.

Wie gefällt Ihnen der Mann mit seinen jovialischen Grundsätzen? er ist mein Liebling unter den Sophisten, und um seiner Art zu leben und zu handeln willen, verzeihe ich ihm seine Streitwuth, seine Spitzfindigkeiten. »Du raufst eine Hand voll Gras aus dem Boden,« sagte er zum Exempel, »zeigst sie mir, und sprichst, das ist das Gras. Ich läugne es. Das Gras existirte schon vor tausend Jahren. Was du mir da zeigst, ist Gras, aber nicht das Gras; eben so wenig als man sagen kann: Hans oder Peter ist der Mensch, sondern: Hans oder Peter ist ein Mensch.«

Doch ich vergesse über dem ehrlichen Stilpo, den ich liebe, ganz den subtilen Chrysipp, den ich nicht leiden kann. Dieser kleine Mann, ein Zwerg von Gestalt, glaubte eine Riesenseele zu besitzen, und war, mit allen seinen Jämmerlichkeiten, so sehr von sich selbst eingenommen, als der

unſelige Bahrdt es nur immer ſein mochte. »Wem ſoll ich meinen Sohn empfehlen?« fragte ihn einer ſeiner Freunde. »Mir,« antwortete er, »denn ich kenne keinen, der mich übertrifft.« Wollte ſein Lehrer ihm einen Satz beweiſen, ſo pflegte er zu ſagen: »gib mir nur den Satz, den Beweis will ich ſchon ſelbſt finden.« Er verſtand die Kunſt auch andere zu überreden, daß er ein Phönix unter den Weiſen ſei, und die Griechen hatten ein Sprichwort: wenn die Götter jemals Schlüſſe machen wollen, ſo müſſen ſie ſich der Logik des Chryſipp bedienen. Er ſchrieb, wie Friedrich Schulz, mehr denn ſiebenhundert Bücher, und die Rezenſenten ſagten von ihm, was ſie von Jenem verſchweigen: »nehmt das, was Andern zugehört, von ſeinen Produkten weg, was bleibt übrig? — Papier.«

Das Schlimmſte, was ich von ihm zu ſagen weiß, iſt, daß er ein einziges altes Weib zur Bedienung hatte. Natürlich wurde ihm die Zeit lang, und es war kein Wunder, daß er, wie dieſes alte Weib verſichert, täglich fünfhundert Zeilen ſchrieb, und nicht fünfmal küßte. Sein plötzlicher Tod iſt beneidenswerth; denn als er einſt einen Eſel aus einer ſilbernen Schüſſel Feigen freſſen ſah, kam ihm das ſo drollig vor, daß er ſich darüber todt lachte. Heutzutage geſchieht es täglich, aber kein Menſch lacht mehr darüber.

Unter die unnützen Spitzfindigkeiten, welche ſeinen Geiſt beſchäftigten, gehört auch die Frage:

Ob die Dinge, welche nicht sind, nie gewesen sind, und nie sein werden, doch möglich sind?

Gleichen diese sogenannten Weisen nicht jenen griechischen Künstlern Myrmecides und Callikrates: Der eine schuf aus Marmor einen Wagen mit vier Pferden, und setzte einen Fuhrmann darauf. Alles zusammen bedeckte eine Mücke mit ihrem Flügel. Der Andere machte Ameisen, deren Füße so klein waren, daß man sie mit bloßen Augen nicht erkennen konnte. Auch die Philosophie ist Marmor, denn ein Kant zu großen Kunstwerken benutzt; nur Schade, daß er so oft auch zu Ameisen mißbraucht wird.

Zuweilen waren die Sophisten Hexenmeister. Sie konnten ein einziges Gerstenkorn in einen ganzen Haufen verwandeln, wenigstens Sie zwingen, zu gestehen: dieses eine Korn sei ein Haufe. Das machten sie so, sie nahmen von einem Haufen ein Korn weg, und fragten: ist es jetzt noch ein Haufe? — Antwort: ja. — Dann nahmen sie wieder eins weg, und wiederholten die nämliche Frage. Antwort: ja. — Das setzten sie so lange fort, bis der Körner so wenig wurden, daß man endlich wohl einmal nein antworten muste. Ergo, riefen sie dann triumphirend aus, ist das letzte Korn, welches wir wegnahmen, ein Haufe! denn als es noch dabei lag, erkanntest du diese Körner wirklich für einen Haufen.

Eben so behaupteten sie, daß ein Tropfen Wein berausche. Denn hat der erste Tropfen nicht berauscht, so hat

es der zweite gethan, und so stiegen sie fort bis zum tausendsten, und fragten bei jedem Tropfen: gestehst du nun, daß der Mensch betrunken ist?

Eben so machten sie einen Menschen zum Kahlkopf, dadurch, daß sie ihm ein einziges Haar ausraufen, denn sie frugen bei jedem ausgerissenen Haar: ist der Mensch nun ein Kahlkopf?

Ich habe versprochen, Ihnen ein Lächeln abzulocken, und ich hoffe, Sie werden gestehen, daß ich Wort halte. Horaz lachte auch. Er hörte den Schluß von den Gerstenkörnern, und baute darauf einen andern, welchen ein gewisser Depit ihm eingab. Doch war es kein depit amoureux. Die feinwollenden Kenner und Schöngeister nämlich kickelten und kackelten, damals so wie heute, viel von den Alten, und von ihren Vorzügen vor dem Neueren. Das verdroß den Horaz, der damals neu war, und vergaß, daß er auch einst ein Alter sein würde. Er warf daher folgende Frage auf:

Wenn ein Werk der Dichtkunst, wie ein Faß Johannisberger, mit den Jahren besser wird, wie viele Jahre sind dazu erforderlich? Ein Dichter, der vor hundert Jahren starb, gehört er unter die vortrefflichen Alten, oder unter die verachteten Neueren?

Antwort: unter die Alten.

Aber wenn er nun erst seit neunundneunzig Jahren todt ist?

Sie merken, liebe Julie, daß er immer ein Jahr ab-

nahm, wie Chryſipp ein Gerſtenkorn, und daß er ſo die Ehrfurcht vor den Alten lächerlich zu machen ſuchte.

Doch ich kehre wieder zu den Sophiſten. Ein gewiſſer Zeno, ein Namensvetter des vorigen, und Stifter der ſtoiſchen Sekte, bezahlte einen berühmten Sophismen mit zweihundert Drachmen. Schade daß wir nicht beurtheilen können, ob er ſo viel Geld werth war? Denn er iſt für uns verloren gegangen. Ich gebe Ihnen dagegen zu wohlfeileren Preiſen noch ein Paar andere.

Sie haben dieſen Mittag neuen holländiſchen Häring gegeſſen, und trinken ein Glas Waſſer, weil ſie glauben, das Waſſer löſche den Durſt? Keineswegs, ſondern der Häring löſcht den Durſt. Das bewieſen die Sophiſten folgender Geſtalt:

Geſalzene Speiſen machen, daß man viel trinken muß.
Viel trinken löſcht den Durſt;
Folglich löſchen geſalzene Speiſen den Durſt.

Allerliebſt! nur nicht überzeugend für einen Weltumſegler, der viel Pökelfleiſch vorräthig, und kein ſüßes Waſſer mehr hat. Hier iſt noch ein Dito:

Der Apoſtel waren zwölfe,
Judas war ein Apoſtel;
Folglich war er Zwölfe.

Das möchte alles noch hingehen, hätten die Sophiſten ſich immer nur mit Kindereien abgegeben. Aber wehe dem Menſchen, der die heiligſten Wahrheiten anzutaſten ſich erkühnt! Dahin gehört die Läſterung des Cotta: es iſt

kein Gott! welche Cicero uns aufbewahrte. Hier ist sein Beweis:

Wer mag Gott begreifen, oder ihm eine Eigenschaft beilegen? — ist Gott weise? — nein; denn Weisheit besteht in der richtigen Wahl zwischen Gut und Böse. Für Gott ist nichts weder gut noch böse. Ist Gott vernünftig? — nein; denn die Vernunft dient, von bekannten Wahrheiten unbekannte abzuziehen. Für Gott ist nichts unbekannt. Ist Gott gerecht? — nein; denn die Gerechtigkeit ist nur eine gesellschaftliche Tugend. Ist Gott mäßig oder stark? — nein; denn Mäßigkeit und Stärke setzen Leidenschaften, Schmerz, Arbeit oder Gefahren voraus, lauter Dinge, die dem höchsten Wesen fremd sind. Wie aber kann das, was gar keine Eigenschaft besitzt, Gott sein? Folglich ist kein Gott.

Das heißt mit andern Worten: Gott sieht nichts, weil er alles sieht; er kann nichts; weil er alles kann.

Wenn ein Gott ist, sagten die Epikuräer, so muß er aussehen wie ein Mensch. Denn ein Gott ist sehr glücklich; glücklich kann man nicht sein ohne Tugend, Tugend kann man nicht besitzen ohne Vernunft; Vernunft aber findet man nur unter der menschlichen Gestalt; folglich muß Gott aussehen wie ein Mensch.

O über die bunte Taschenspielerei! Wer bedauert nicht die armen Jünglinge, die um Geld und Zeit so jämmerlich betrogen wurden.

Ich habe, ich weiß nicht mehr wo, ein Geſchichtchen geleſen, wie ein Sophiſt ſich einſt in ſeiner eigenen Schlinge fing. Er hatte die Erziehung eines Jünglings übernommen, alle ſeine Wunderkünſte ihn zu lehren verſprochen, und ſich eine große Summe ausbedungen, im Fall ſein Zögling nach überſtandenen Lehrjahren ſeinen erſten Prozeß gewinnen werde. Sollte er ihn aber verlieren, ſo verlange er, der Lehrer, keinen Heller für ſeine Mühe. Einige Jahre verſtrichen, der Jüngling wurde Meiſter in ſeiner Kunſt. Der alte Sophiſt abſolvirte ihn, und harrte nun des erſten Prozeſſes. Jener aber war ſo geſcheit, gar keinen Prozeß zu führen. Darüber klagte der Alte vor Gericht.

»Biſt du nicht wunderlich?« verſetzte der Jüngling, »begreifſt du nicht, daß, wenn ich dieſen Prozeß gewinne, ich dir kraft richterlichen Ausſpruchs nichts zu zahlen ſchuldig bin? verliere ich ihn aber, ſo zahle ich dir auch nichts, eben weil ich ihn verloren habe.«

»Gerade umgekehrt!« entgegnete der Alte. »Verlierſt du den Prozeß, ſo mußt du mir kraft richterlichen Ausſpruchs zahlen. Gewinnſt du ihn aber; ſo mußt du mir auch zahlen, eben weil du ihn gewonnen haſt.«

Kurz, der alte und junge Sophiſt machten die Richter ſo verwirrt, daß ſie beide Parteien nach hundert Jahren wieder beſtellten. Wir wollen, liebe Julie, es machen wie jene Richter, und ſämmtliche Sophiſten, vom Zeno bis zu M***, auf hundert Jahre aus unſerer Gegenwart verbannen. Auch rathe ich Ihnen, Ihr Vorzimmer aus-

räuchern zu lassen, als sei die Pest darin gewesen, denn die Moral dieser Herren war schlimmer als die Pest.

Mit dem Tode, lehrten sie, hört alles auf. Alle Handlungen sind gleichgiltig. Das Recht des Stärkeren ist das erste Gesetz. Es ist schändlich Unrecht leiden, wenn man stark genug ist Unrecht zu thun. Andere beherrschen, jede Fessel zerbrechen, so viele Begierden in sich erregen als man kann, und diese auf jede mögliche Art befriedigen, ist die höchste Glückseligkeit; glückliche Bosheit die höchste Weisheit.

Solche häßliche Grundsätze, verbunden mit zügellosen Sitten, verschlossen ihnen endlich die Herzen der Menschen, und ihr Name ward ein Schimpfwort. Mir, liebe Julie, haben sie nach zweitausend Jahren zu einem neuen Beweise gedient: daß die Menschen nie etwas wußten, und nie etwas wissen werden; daß es eine kleine Kunst ist, alles zu bezweifeln; aber eine große Kunst, auch nur das Dasein der Haarnadel, welche vor Ihnen auf dem Tische liegt, unwidersprechlich darzuthun. Wenn Sie mir heute einen Kuß geben, so werde ich morgen zweifeln, ob ich ihn erhalten habe. Darum werden Sie mich täglich küßen müßen, wenn ich einst sterbend in Ihren Armen bekennen soll: Julie hat mich geküßt!

(Die Fortsetzung dieser Briefe im zweiten Bande.)

Der lange Hans,

oder:

Die Rechte des Menschen.

Ein Roman.

Erstes Buch.

Erſtes Kapitel.

Der lange Hans geht mit dem Junker auf Reiſen.

Am Geſtade des baltiſchen Meeres liegt ein kleines Land, welches größtentheils von Kollegien-Aſſeſſoren bewohnt wird. Die Knaben kommen daſelbſt als Gardeſergeanten auf die Welt, wachſen und gedeihen, werden brav wie ihre Väter, nehmen Weiber, die ihren Müttern gleichen, ſäen und ernten; bis ſie endlich hinüber ſchlummern in eine beſſere Welt, wo der Roggen tauſendfältig trägt, und die ukrainiſchen Ochſen mit Lavendel gemäſtet werden.

Die Mädchen ſind kleine, hübſche, gute, eitle Geſchöpfe, ſchießen luſtig und ſaftig in die Höhe wie wilder Spargel, heirathen ohne Liebe, verlieben ſich hinterdrein in ihre Männer, und leben ganz vergnügt, ohne zu wiſſen wie? und ſterben ganz ruhig, ohne zu wiſſen warum?

Nun begab es ſich vor wenig Jahren, daß ein reicher Edelmann einen Sohn hatte, der als Gardeſergeant ſein neunzehntes Jahr erreichte. »Er ſoll auf Reiſen gehen,« ſagte der Vater.

»Das ſoll er,« ſagte die Mutter.

»Es wäre beſſer, er bliebe zu Hauſe,« meinte der Hofmeiſter, »denn er iſt zu jung.«

»Er iſt ein alter Edelmann,« ſagte die Mutter.

»Meine Familie blühte ſchon zu den Zeiten der Heermeiſter,« ſagte der Vater.

»Sie blüht noch,« dachte der Hofmeiſter, »aber die Früchte reifen nicht.«

Er ging und ſchnürte ſein Bündel, denn Papa und Mama fanden, daß es lächerlich ſein würde, einen ſo wohlgewachſenen jungen Menſchen am Gängelbande durch Europa führen zu laſſen.

»Ich geb' ihm einen vollen Beutel mit,« ſagte der Vater.

»Und ich meinen Segen,« ſagte die Mutter. »Der mütterliche Segen bauet den Kindern Häuſer.«

»Aber er ſoll ja kein Haus bauen,« meinte der Hofmeiſter, »er ſoll auf Reiſen geh'n. Da ſind hundert Fallſtricke, in welchen ein junger Gardeſergeant ſich verwickeln kann. Grobe Poſtmeiſter, ſchelmiſche Gaſtwirthe, buhleriſche Dirnen, falſche Spieler —«

»Oho!« ſagte der Vater! »mir iſt nicht bange. Er wird die Poſtmeiſter prügeln, die Gaſtwirthe prellen, die Dirnen küſſen, und die Spieler fangen. Er verſteht Boſton und Tritri; Faro hab' ich ihn ſelbſt gelehrt.«

Der Hofmeiſter. Wenn er doch nur in der Geographie ein wenig bewandert wäre. Er kennt die Welt ſo wenig als den Mond. Er hält Amerika für eine deutſche Provinz, weil er einmal gehört hat, daß die deutſchen Fürſten Truppen dahin ſenden.

Der Vater. Nach Amerika ſoll er auch nicht. Das

liegt mir zu nahe an England, und die Engländer sind mit ihrer Freiheit unausstehliche Menschen. Nein, er soll mir fein in Europa bleiben, da will ich ihm Krebel's europäische Reisen mitgeben, da steht es haarklein, wie viele Meilen man von einer Stadt zur andern fahren muß, und was braucht's mehr?

Die Mutter. Recht, mein Schatz! und der lange Hans soll ihn begleiten.

Der Vater. Das soll er. Herr Hofmeister, ich bin ihr Diener. — Ihre Dienerin, mein Herr. — Unterthäniger Diener!

So erhielt der brave Herr Ehrlich den Abschied und der lange Hans trat quasi an seine Stelle.

Wer war denn dieser lange Hans?

Er war entsprossen aus den traurigen Uiberresten jenes ehemals freien Volkes, welches unter dem Namen der Tschuden die Küsten der Ostsee bewohnte, und vor sechshundert Jahren von Schwertbrüdern unterjocht wurde. Er war vielleicht ein Abkömmling ihrer Fürsten, jetzt nur ein Sklave, und schon in früher Kindheit dem jungen gnädigen Herrn als Spielkamerad zugesellt. Das heißt: er mußte seinen Rücken herleihen, wenn der Junker auf einen Baum klettern wollte: er mußte zum Ziele dienen, wenn der Junker mit Schneeballen warf: und Schläge leiden, wenn der Junker eine Tasse zerbrach.

So waren sie miteinander aufgewachsen. Aus einem

Spielgesellen wurde der lange Hans zum Kammerdiener, der dem Junker bei Tische den Teller reichte.

»Ja, der lange Hans soll mit ihm reisen,« sagte der Vater. »Ich werde ihm eine Livree machen lassen, nach den Feldern meines Wapens, einen rothen Rock mit blauen Aufschlägen, und weil die Helmzierathen golden sind, so mußte die Weste brandgelb sein.«

»Ja brandgelb,« sagte die Mutter.

»Nun dem Himmel sei Dank!« versetzte der Vater; »so wäre ja das wichtigste besorgt.«

Zweites Kapitel.

Reise-Merkwürdigkeiten.

Vier Rappen sind angeschirrt, der Wagen steht vor der Thür, der Koffer ist aufgepackt, der Speisekorb lächelt, das Flaschenfutter winkt.

»Nun leb' wohl, mein Sohn! reise in Gottes Namen.«

Referent dieser lehrreichen Geschichte muß hier eine Bemerkung machen: die Menschen verrichten ihre dummen Streiche fast immer im Namen Gottes, und die Klugen in ihrem eigenen Namen. Das ist bequem. Wenn die letztern gelingen, so machen sie sich selbst ein Kompliment; und wenn die erstern mißlingen, so setzen sie getrost den schlechten Erfolg auf Gottes Rechnung. — Nun so mögt ihr's

denn haben, ihr Narren! reise, reise mein Söhnchen, in Gottes Namen!

Der Junker läßt den aufkeimenden Bart noch einmal von mütterlichen Thränen befeuchten, der lange Hans schüttelt dem Stubenmädchen die Hand, und — fort sind sie! über alle Berge würde ich sagen, wenn es in Liefland Berge gäbe.

»Nun Hans, nun wollen wir uns etwas zu gute thun. Fünfhundert Dukaten im Beutel, damit kann man reisen bis an's Ende der Welt.«

Hans. Und wohl noch weiter.

Der Junker. Das sage ich dir, wir mögen sein wo wir wollen, so mußt du mir alle Abend Bierkäse *) schaffen.

Hans. O warum nicht! für fünfhundert Dukaten kann man viel Bierkäse machen.

Der Junker. Wir wollen uns in Bierkäse baden.

Hans. Wir wollen uns d'rinn ersäufen.

Eine lange Pause. Die Einbildungskraft unserer Reisenden schwamm in Bierkäse. Endlich hub der Junker an: es ist doch ein närrisch Ding um's Reisen. Sieh, den Wald hab' ich in meinem Leben nicht geseh'n.

Hans. Die Bäume sehen gerade aus wie bei uns.

Der Junker. Auch die Kühe, Hans. Schau nur einmal den Bullen. Alles versetzt mich in meine Heimath. Es ist mir als ob ich den Papa vor mir sähe.

*) Eine in Lief- und Ehstland sehr beliebte Abendspeise.

Hans. Und die gnädige Mama! was sie doch jetzt machen mögen?

Der Junker (zog die Uhr aus der Tasche). Es ist fünf Uhr. Jetzt sitzen sie am Theetische.

Hans. Und Fräulein Annchen schmiert Butterbrot.

Der Junker. Ach ja! Butterbrot!

Sein Herz ward bei dieser Betrachtung butterweich, und eine Thräne trat in sein Auge, wie ein Salztropfen, der aus frisch geschlagener Butter hervorquillt.

Unter dergleichen herzrührenden Gesprächen kamen sie nach Riga. Dort behagte dem Junker der rigische Lachs und er ging nicht eher von dannen, bis er vierzig Pfund geräucherten Lachs verzehrt hatte. Er schrieb einen Brief an die Mama, und legte eine dünne Scheibe von dem Lachse hinein. Die Mama hatte eine große Freude darüber, ob sie gleich den Brief nicht mehr lesen konnte. Sie zerschnitt die dünne Scheibe in zwanzig kleine Stücke und sandte an jeden Nachbar einen Bissen.

In Königsberg besah er die Orgel mit 5000 Pfeifen, und konnte nicht begreifen, wo 5000 Menschen Platz hätten, um auf allen diesen Pfeifen zu blasen. Er hörte, Kant sei ein großer Philosoph. Flugs ging er hin, und bat ihn um Erklärung dieses Wunders. Kant lachte ihm in's Gesicht, und der Junker schrieb an die Mama: Hier ist eine Orgel mit 5000 Pfeifen, die so pfiffig eingerichtet ist, daß der große Kant selbst, von dem doch die berühmten Kantäpfel den Namen haben, nur lachen muß, wenn er davon spricht.

In Pillau beſuchte er die Störbude, wo der Kaviar zubereitet wird, und in Elbingen aß er Butterbrot. In Danzig bewunderte er das große Hirſchgeweih auf der Börſe, und umarmte den ſpaßhaften eiſernen Ofen.

In Berlin kaufte er Nicolai's Reiſen, weil er eine Fortſetzung davon ſchreiben wollte. Als er aber nach Leipzig kam, vergaß er dieſen löblichen Vorſatz, verhandelte das Buch um den halben Werth, das heißt, ſehr wohlfeil, und verſchmauſte das Geld in Leipziger Lerchen.

In Weimar beſuchte er Wieland, weil man ihm geſagt hatte, Wieland ſei ein merkwürdiger Mann. Er ſchrieb darauf an die Mama: ich habe Wieland beſucht, und er hat mich gefragt: ob die Wege ſchlecht wären? Die Mama ſchickte den Brief in der ganzen Nachbarſchaft herum.

In Eiſenach beſtieg er die Wartburg, wo Doktor Luther das Tintenfaß nach dem Teufel warf. Heutzutage iſt der Teufel geſchmeidiger gegen die Doktoren geworden, und läßt ſich ſogar herab, dem Doctor B — ſt — r das Tintenfaß ſelbſt zu halten.

In Fulda trank er Johannisberger, in Worms Lieb-Frauen-Milch, und in Heidelberg verliebte er ſich in das große Faß. Endlich kam er nach Straßburg, wo es ihm übel ging.

Drittes Kapitel.

Der lange Hans empfiehlt ſich.

Gerade damals ſperrten die Straßburger die Mäuler auf, um die Freiheit zu empfangen wie eine gebratene Taube. Freie Menſchen wurden von ihren freien Brüdern ermordet, geplündert; kurz es ſtand Einem Alles frei, nur das nicht frei ſein war bei Laternenſtrafe verboten.

Was geſchah? Der Junker ging auf dem Paradeplatze ſpaziren. Hinter ihm trabte Hans, mit zwei ſchönen dicken Locken, ſchneeweiß gepudert, und einem ſteifen Zöpfchen, das naſeweis bald rechts, bald links die Achſel ſchlug.

Kurrat! erſcholl es auf einmal in das Ohr des jungen Herrn.

Kus Kurrat? ſprach dieſer, und drehte ſich um nach ſeinem Waffenträger, der das Maul weit aufriß und ein freundliches Echo zurückgab.

Der Leſer muß wiſſen, daß der Teufel auf ehſtniſch Kurrat heißt, und ſich in Ehſtland, ſo wie in der ganzen Welt, das Privilegium errungen hat, ſeinen Namen als Fluch gebrauchen zu laſſen. Man denke ſich das Erſtaunen des jungen Herrn, als auf dem Paradeplatze zu Straßburg, ſo weit von ſeiner Heimath, der wohlbekannte Lieblingsfluch plötzlich in ſeine Ohren tönte. Mit neugierigen Blicken ſuchte er ringsumher das Maul, aus welchem jener Teufel gefahren war.

Siehe, da lag auf der Erde ein Perückenmacher, und auf dem Perückenmacher lag ein Schlossergesell, der mit einem großen Kirchenschlüssel den Sohn des Puders unbarmherzig zerhammerte. Du Teufel! schrie er dabei auf deutsch, und jener gab ihm die ehstnische Uebersetzung sogleich mit einem Kurrat zurück.

»Hans!" sagte der Junker, „der da unten liegt und so grimmig gewammst wird, ist unser Landsmann. Geh, hilf ihm los von dem Satan, der auf ihm herumpaukt."

Hans ging, und packte den Schlossergesellen bei den Haaren, und stieß ihn mit der Nase unsanft auf das Steinpflaster. Der Perückenmacher bekam Luft, zog flugs seinen Kamm aus der Tasche, und kratzte blutige Furchen in seines Gegners Wangen, der indessen mit dem Kirchenschlüssel ein blaugeflecktes Denkmahl auf die Stirn des langen Hans zeichnete, und mit der Faust in die oberwähnten dicken Locken fuhr. Der Junker stand dabei und lachte, daß ihm die Adern schwollen und die Backen glühten.

Endlich mußte der Schlossergesell der Uebermacht der Ehsten weichen. Er entschlüpfte ihren Fäusten, und verschwand in der nächsten Straße; ein Strom von Kurrat! Kurrat! brauste hinter ihm her. Die Sieger umarmten sich brüderlich und machten hinterdrein Bekanntschaft mit einander.

»Der Kerl hat mir meine schönen dicken Locken zerkratzt," sagte Hans. Sogleich erbot sich der dankbare Friseur, sie wieder auszubessern, und schlenderte mit seinem

Befreier nach dem nahen Gasthofe. Der Junker blieb allein zurück.

»Landsmann!« sprach Hans, als er auf dem Schemel saß und sich die Haare zausen ließ, »du hast derbe Prügel bekommen. Sag' an, was that dir der Schlossergesell?«

Friseur. Der Hund hat gesungen: o Richard! o mon roi! l'univers t'abandonne.

Hans. Was heißt das auf deutsch?

Friseur. O König Richard! die Welt läßt dich sitzen.

Hans. Nun, so laß ihn auch sitzen. Was geht er dich an? Wer ist der König Richard?

Friseur. Ein Opernkönig.

Hans. Vermuthlich frisirst du ihn?

Friseur. Ich einen König frisiren? Pfui Kurrat!

Hans. Warum denn nicht? Die Könige bezahlen gut.

Friseur. Alle Könige sind Tirannen. Sie frisiren, das hieße ihre Fesseln tragen.

Hans. Narr! wenn du doch einmal frisiren mußt, ob du einen Perückenstock frisirst, oder einen Königskopf, das ist einerlei.

Friseur. Lieber will ich Pommade fressen, auf der harten Diele schlafen, und meinen Puderbeutel zum Kopfkissen gebrauchen. Freiheit, Brüderchen! Freiheit! Wir schwimmen hier in der Freiheit wie Enten in der Pfütze.

Hans. Ho ho! mein Junker wird mich auch frei lassen, sobald wir nach Ehstland zurückkommen.

Friseur. Frei lassen? — Du bist frei geboren. Hast du die Rechte der Menschen gelesen?

Hans. Ich kann nicht lesen.

Friseur. Das mußt du lernen.

Hans. Was steht denn darin?

Friseur. Da steht, daß du gehen kannst, wohin du willst, thun, was du willst, reden, was dir in's Maul kommt. Du kannst in Kutschen fahren, du kannst Maire werden —

Hans. Maire? was ist das?

Friseur. Das ist so viel als Geheimderath.

Hans. Geheimderath? Potz Element! ich will frei sein.

Friseur. Du kannst sagen: der oder der soll das Land regieren; oder du kannst es auch selbst regieren, wenn es dir beliebt.

Hans. Potz Element, Brüderchen! freilich beliebt es mir.

Friseur. So laß den Junker im Stiche.

Hans. Aber wenn er mich prügelt?

Friseur. So prügle ihn wieder. Bist du nicht stärker als er?

Hans. Ich den Junker prügeln? was würde unsere gnädige Mama dazu sagen?

Friseur. Die gnädige Mama hat hier nichts zu befehlen. — Wohlan, deine Locken sind fertig. Ich will dich in unsern Klubb führen, da sollst du noch ganz andere Dinge hören.

Hans. Was ist das, ein Klubb?

Friseur. Ein Klubb ist ein großer Saal, wo viel geschwatzt wird.

Hans. So komm, ich mag wohl schwatzen hören.

Friseur. Zieh vorher den rothen Rock aus. Es ist eine Schande, Livree zu tragen.

Hans. Ich habe kein anderes Kleid.

Friseur. Nimm eines vom Junker.

Hans. Das wäre ja gestohlen?

Friseur. Possen! die Natur schuf ihre Gaben für Alle, ein jeder Mensch hat gleiche Rechte daran.

Hans. Ja so. Was meinst du von dem dunkelblauen Frack mit Gold gestickt? sollte die Natur den wohl für mich geschaffen haben?

Friseur. Wenn er dir ansteht? warum nicht?

Husch! fuhr der lange Hans in den blauen Frack des kleinen Junkers, dessen Aermel ihm bis an die Ellenbogen reichten. Die brandgelbe Weste stach recht schön dabei ab. Sein Landsmann heftete ihm eine National-Kokarde an den Hut, und so trabten sie mit einander fort.

Als sie über den Paradeplatz gingen, traute der Junker seinen Augen nicht. »Hans!" rief er, »wo willst du hin?"

»Ich will Maire werden," sprach Hans trotzig, und ging fürbaß.

Hm! dachte der Junker, der lange Hans hat den Verstand verloren. Er spazirte auf und nieder, bis es Abend wurde, und schlief, bis es Morgen wurde, und aß, bis es Mittag wurde, aber der lange Hans kam noch immer nicht nach Hause. Endlich kam er, und taumelte, und stammelte: »Ihr Diener, mein Herr! ich will frei sein."

»Hans, du biſt beſoffen,« ſprach der Junker.

»Ja,« ſagte Hans, »ich habe mich im Becher der Freiheit berauſcht.«

»Warum haſt du meinen blauen Frack angezogen?«

»Der Frack iſt mein, die Natur hat mir ihn gegeben.«

Der Junker griff nach dem Stocke, Hans lief davon.

Der Junker ſetzte ſich und ſchrieb an die Mama: Hans iſt davon gelaufen.

Viertes Kapitel.

Hans am Laternenpfahl.

Arm wie eine Kirchenmaus, aber frei wie ein Vogel in der Luft, flink wie ein Reh im Walde, und froh wie ein Fiſch im Waſſer ging Hans zum Straßburger Thore hinaus; wohin? gerade nach Paris. Er hungerte von Straßburg bis Nancy, er hungerte von Nancy bis Chalons. »Ich bin frei,« dachte er, »aber ich habe nichts zu eſſen. Wo biſt du, lieblicher Bierkäſe! Du treuer Begleiter von Riga bis Straßburg!« Er ſchöpfte klares Waſſer aus der Marne, und hatte kein anderes Geſchirr als weiland Diogenes. Gern wäre er des Nachts in eine Champagnertonne gekrochen, aber er ſchlief gewöhnlich unter dem großen Sternenzelt. Gern hätte er am Tage eine Mahlzeit erbettelt, aber außer dem Worte liberté verſtand er nicht eine Silbe franzöſiſch.

Er lief, bis seine Füße wund waren, und beweinte oft die Trennung von seinem alten Gefährten, dem Kutschbock auf des Junkers Kalesche. Zuweilen stellte er Betrachtungen über die Freiheit an: »Als ich noch ein Sklave war, hatte ich Essen und Trinken vollauf, und ein warmes Bett, und gesunde Füße, und ein frisches Herz. Hungern und Dursten heißt hier zu Lande frei sein. Aber nur Geduld! In Paris hat die Freiheit einen Tempel von Pasteten erbaut, die Straßen sind mit Rebhühnern gepflastert, und ein breiter Champagner-Strom fließt mitten durch die Stadt."

Durch diesen Trost gestärkt, legte er sich an einem schönen Sommertage wohlgemuth unter eine Eiche, der Schlaf wiegte den Hunger ein, er schlief bis die Dämmerung hereinbrach. Plötzlich zupfte ihn etwas am Ermel. Er riegelte die Augen auf, siehe, da stand vor ihm ein Mann von der Garde des Königs. Der Schnurrbart, die weiße Kokarde am Hut, das lederne Wamms, die blanken Stiefeln, der breite Säbel, der klirrende Sporn flößten dem hungrigen Wanderer Ehrfurcht ein.

»Rette mich aus einer großen Gefahr!" sprach der Fremde, dessen schwarzer Bart ein leichenblasses Antlitz beschattete: »gib mir deinen blauen Frack mit Gold gestickt, und nimm zum Dank meine Uniform, nebst Allem, was ich bei mir habe."

Hans verstand nicht ein Wort; er glupte schüchtern nach dem breiten Säbel, und vermeinte sich bei dem Fremd-

ling in Gunst zu setzen, indem er das Losungswort der Neufranken, liberté, herausstammelte. Paff! versetzte ihm der Andere einen Backenstreich, zog seinen Säbel, fuchtelte, murmelte, brummte, fluchte; fing endlich ohne weitere Umstände an sich auszukleiden, und zwang unsern Helden, ein Gleiches zu thun. Nachdem sie auf diese Weise vom Kopf bis zu den Füßen getauscht hatten, warf der Fremde einen Beutel in's Gras, schwang sich auf seinen flüchtigen Rappen und trabte davon.

»Kurios!« dachte Hans, und besah sich mit Wohlbehagen von oben bis unten, »er schlägt mich, er fuchtelt mich, er wirbt mich zum Soldaten, er schenkt mir Handgeld und reitet davon.« Lächelnd, wie man über eine unbegreifliche Albernheit lächelt, öffnete er nun den Beutel, und fand zehn Goldstücke darin. Juchhei! es lebe die Freiheit! rief er laut, indem er den Hut mit der weißen Kokarde lustig über dem Kopfe schwang. Rasch eilte er von dannen, um noch vor Nachts das nächste Städtchen zu erreichen, dessen Thürme in der Ferne vom letzten Strahl der Abendsonne beleuchtet wurden. Aber das Gehen ward ihm saurer als vorher, denn bald verwickelte er sich in die langen Sporen, bald stolperte er über den breiten Säbel, der ihm alle Augenblicke zwischen die Beine kam.

Endlich langte er glücklich im Thore an, und blieb vor einem Bäckerladen stehen. Die Frau des Bäckers schrie, als sie ihn erblickte, und warf ihm ein großes Brot in's Gesicht. Die Bäckerknechte stürzten aus dem Hause, der Pöbel

verſammelte ſich, man ſtieß, man ſchlug von allen Seiten auf ihn los, gewaltige Steine pfiffen ihm am Ohr vorbei, und ganze Ladungen Koth bepflaſterten ſein Antlitz. Vergebens ſchrie er in dieſer Noth liberté! liberté! es war um ihn geſchehen, wenn nicht die Municipalität noch zu rechter Zeit herbei eilte, ihn aus den Klauen des Pöbels zu retten.

Man führte ihn auf das Rathhaus, man legte ihm mit großem Ernſt viele Fragen vor, die er aus guten Urſachen alle unbeantwortet ließ. Man hielt ihn für verſtockt, weil er nicht reden wollte, und ſandte ihn unter einem ſichern Geleite nach Paris.

Dort durchſuchte man ſeine Taſchen. O weh! da fand man einen Brief von einer Kammerfrau der Königin, in welchem ſie ihn um Mitternacht zu einem Rendezvous auf die Terraſſe von den Tuilerien beſtellte. Verrätherei! riefen die Richter; liberté! ſchrie Hans. Man wollte ihn in's Gefängniß führen, aber der jauchzende Pöbel riß ihn aus den Händen der Schergen, und ſchleppte ihn an den Laternenpfahl.

Liberté! wimmerte Hans weinend. Ja, ja, liberté! antwortete man ihm lachend, du ſtirbſt für die Freiheit.

Schon war ein dienſtfertiger Savoyarde hinaufgeklettert, und hatte einen neuen Strick um den eiſernen Arm des Pfahls gewunden; ſchon kitzelte dieſer Strick am Halſe unſers Helden, als zu ſeinem Glücke der Herr von Vietinghoff, Kommandant von Paris, vorbei ritt. Dieſer Herr iſt

bekanntlich aus einer liefländiſchen Familie, und da Hans in Verzweiflung und Todesangſt eben anfing, in ſeiner Mutterſprache zu fluchen und zu beten; ſo wurde jener aufmerkſam, ritt herzu, zerſtreute das Volk, befreite den armen Sünder, fragte, hörte, lachte, erklärte die Geſchichte den Umſtehenden, das Lachen pflanzte ſich fort, der Savoyarde ließ den Strick fallen — und Hans lief davon.

Fünftes Kapitel.

König Hans.

Als der Kommandant von Paris ſeinen Landsmann vom Laternenpfahl gerettet hatte, ließ er ihm noch durch die Ordonnanz einen alten Oberrock zuwerfen, mit der Warnung, das gefährliche Reiterwamms darunter zu verſtecken. Hans gehorchte zitternd. Er vertauſchte überdies den breiten Säbel gegen einen Knotenſtock, den Hut mit dem Federbuſch gegen eine Jakobinermütze, und die blanken Stiefel gegen ein Paar zerriſſene Schuhe. So ausſtaffirt lief er über Hals und Kopf zum Thore hinaus, mit dem Vorſatz, über Metz in's heilige römiſche Reich zu wandern; denn jenes fürchterliche Abenteuer hatte ihm die gute Stadt Paris verhaßt gemacht.

Von den Goldſtücken des Fremden beſaß er noch mehr als die Hälfte, und litt daher an Bierkäſe keinen Mangel.

Auch ging die Wanderschaft glücklich von Statten bis St. Menehoud. Dort begaffte ihn der lauersame Postmeister von oben bis unten, stutzte, wiegte sein Haupt bedenklich, zog ein Assignat aus der Tasche, und schien Vergleichungen anzustellen. Bald brummte er in den Bart, hm! hm! bald flüsterte er dem Nachbar in's Ohr und zwinkerte mit den Augen. Der Nachbar flüsterte weiter: das Flüstern reichte bald von einem Thor zum andern. Jung und Alt strömte herzu, wer Assignaten hatte, holte sie hervor, und wer keine hatte, schielte dem Andern über die Achsel. Der lange Hans saß in einem dichten Kreise, und konnte nicht begreifen, warum die Leute ihn begafften?

Der Leser muß wissen, daß unser Held das Glück hatte, dem Könige von Frankreich sehr ähnlich zu sehen. Freilich würde Lavater die Silhouette seiner Bienenkönigin zu Rathe gezogen, und sogleich bemerkt haben, daß ihm die Königslinie fehlte; aber die Einwohner von St. Menehoud hielten sich an ihre Assignaten. Das Brustbild auf denselben sah aus wie ein gutmüthiger König, und Hans wie ein gutmüthiger Pinsel. Die Königslinie und die Pinsellinie waren so in einander verschmolzen, daß Lavater selbst hätte Postmeister sein müssen, um das Pinselhafte von der Majestät zu scheiden. Folglich wurde es in den Köpfen der ehrlichen Menehouder immer gewisser, daß der Mann, der sich so eben ein paar gebratene Schweinsfüße bestellt hatte, ihr König sei.

Wer jemals durch dieses Städtchen gereist ist, dem

wird bekannt sein, wie man daselbst ein Geheimniß besitzt, die Schweinsfüße so zuzurichten, daß man sie mit sammt den Knochen verzehren kann. Der wißbegierige lange Hans hatte diesen Umstand in Erfahrung gebracht, und seine erste Sorge war, dem Gastwirth seinen Wunsch nach dieser Leckerspeise verständlich zu machen; welches ihm auch gelang, indem er auf ein Ferckeln zeigte, das im Hofe herumlief, dann auf seine eigenen Beine, und endlich auf den Bratenwender, der am Feuer stand.

»Er will nicht sprechen,« flüsterte der Postmeister, »weil er sich zu verrathen fürchtet. Aber nur Geduld! er soll uns nicht entwischen.«

Als nun der hungrige Hans eben sein Taschenmesser hervorzog, um den gebratenen Feind in Stücken zu hauen, siehe da trat vor ihn ein kleiner dicker Mann, der mit einer zierlichen Verbeugung und schnarrender Stimme also anhub: »Sire! wir kennen Ew. Majestät wohl. Sie sind irre geleitet, Sie sind auf der Flucht begriffen; aber Ihre getreuen Unterthanen werden nicht zugeben, daß das verwaiste Frankreich um Ihren Verlust traure. Ich habe mir die Freiheit genommen, eine Postchaise anspannen zu lassen, in welcher Sie die Gnade haben werden, sogleich nach Paris zurück zu kutschen.«

Hans lachte dem Redner in's Gesicht, denn er verstand nicht ein Wort, und in solchen Fällen pflegt man sich gewöhnlich durch Lachen zu helfen. Aber der kleine dicke Mann nahm sein Lächeln für ein Bekenntniß. Der Patrio-

tismus machte ihn so kühn, die geheiligte Majestät beim Arme zu ergreifen, und ziemlich unsanft von der Bank zu ziehen. Hans sträubte sich vergebens. So oft er auf die gebratenen Schweinsfüße zeigte, so oft zeigte jener auf die angespannte Postchaise, und nöthigte ihn endlich, sich seiner eigenen Füße zum Einsteigen zu bedienen. Ein paar Nationalgarden pflanzten sich auf den Kutschbock, und so rollte der Wagen, mit rüstigen Pferden bespannt, bis nach Chalons zurück.

Dort hatte schon ein Eilbote die Nachricht von der Ankunft des Königs verbreitet. Die ganze Stadt war in Bewegung, alles rannte durch einander und wider einander. Die Municipalität versammelte sich in corpore und harrte am Thore, seine Majestät zu empfangen. An ihrer Spitze stand ein Mann mit einer Baßstimme, der auf eine kurze Anrede von anderthalb Stunden studirt hatte. Eine Staubwolke verkündigte in der Ferne die Annäherung der Postchaise. Sie kam, sie hielt, der Schlag wurde ehrfurchtsvoll geöffnet, der lange Hans stieg gravitätisch heraus, alles gaffte, der Redner verstummte, eine minutenlange Stille herrschte unter der Versammlung — und plötzlich ertönte ein schallendes Gelächter; denn hier in Chalons, so nahe der Hauptstadt, konnte der Irrthum nicht lange dauern, weil viele den König von Angesicht zu Angesicht gesehen hatten.

Hans lachte mit, ohne zu wissen warum. Ein Deutscher, der eben dabei stand — denn wo fände man nicht

Deutſche? — erklärte ihm das Räthſel, und gab ihm die Verſicherung, er habe die völlige Freiheit, zu Fuße wieder nach St. Menehoud zu wandern. »Kurrat!« fluchte Hans, »hätte man mich doch wenigſtens meine gebratenen Schweinsfüße verzehren laſſen!« Er verlangte zu eſſen, aber Niemand wollte ihn bewirthen. Der Mann mit der Baßſtimme hatte endlich Mitleid mit ihm. »Folge mir in mein Haus,« ſprach er, »ich will dir meine kurze Rede von anderthalb Stunden vordeklamiren.« Hans bedankte ſich und trat hungrig und durſtig ſeine Wallfahrt auf's neue an. Diesmal ward er nirgends aufgehalten, er kam glücklich bis an die Grenze. Hier ſchüttelte er den Staub von ſeinen Füßen, und ſchwur dies vermaledeite Land nie wieder zu betreten.

»Kaum,« rief er aus, »kaum hatte ich in Straßburg meine Freiheit errungen, als es mir beliebte nach Paris zu wandern. Um den Hunger zu betrügen, lege ich mich unter einer Eiche ſchlafen, man weckt mich wider meinen Willen. Ich ſehe einen Reiter vor mir, dem ich durch das große Wort liberté eine Freude zu machen gedenke, und er reicht mir eine der ſchärfſten Ohrfeigen, die jemals die Backe eines Menſchen durchglüht haben. Darauf zieht er mir meinen blauen Frack aus, und ſchenkt mir zehn Goldſtücke. Ich eile in die nächſte Stadt mich zu erquicken, man wirft mir ein Brot in's Geſicht, man ſchminkt mich mit Koth, man ſchleppt mich nach Paris. Dort macht man die ſchleunigſten Anſtalten mich aufzuhängen, weil man einen Liebes-

brief in meiner Taſche findet, deſſen Verfaſſerin ich in meinem Leben nicht geſehen habe. Mit genauer Noth entſchlüpfe ich ihren mörderiſchen Fäuſten, ziehe friedlich meine Straße, und werde auf einmal wider Dank und Willen zum König von Frankreich gemacht, muß fahren wenn ich eſſen will, und gehen wenn ich fahren möchte. — Nein, dies Land gefällt mir nicht. Ich will ein anderes ſuchen, wo ich frei ſein darf, und wenn ich auch ewiglich die Schweinsfüße ungebraten verzehren müßte."

Sechſtes Kapitel.

Hans in den Erbſen.

Eine große Kluft ſcheint den Thron von der Bettlerhütte zu trennen, und oft iſt es nur ein Schritt, ſo gut als vom Throne in's Grab. Da ſteht unſer Held auf der Grenze mit wunden Sohlen, müden Beinen und leeren Taſchen; aber wahrlich! König Hans hätte nicht mit König Ludwig getauſcht. Oft lagerte er ſich auf einer Wieſe wie ein ſatter Stier und wiederkäute ſeine Freiheit. Wenn er wanderte, ſo umſchwebte ſie ihn wie ein Schutzengel; er ſah ſie am Tage in jeder Schwalbe, und bei Nacht in jeder Fledermaus.

Als er in die Gegend von Frankfurt kam, war von den zehn Goldſtücken nicht ein Heller mehr übrig. Das meiſte war, zu Spott und Hohn der edlen Freiheit, für Wegezolle und Geleite aufgegangen.

»Wie!« rief er oft erbittert aus, »darf ich nicht gehen, wohin es mir beliebt?«

»Allerdings!« antwortete der kupfernasige Wegschreiber.

»Nun, wofür muß ich denn bezahlen?«

»Für den Weg, den du wandelst.«

»Aber er taugt nichts.«

»Freilich taugt er nichts, deshalb bezahlst du auch nur zehn Kreuzer; wenn er gut wäre, würdest du einen Gulden zahlen müssen.«

Gegen dieses Argument ließ sich nichts weiter einwenden. Fünfhundert Schritte weiter hieß es abermals halt! und abermals ein Schlagbaum.

»Was gibt's hier?«

»Hier wird Geleite entrichtet.«

»Was heißt das?«

»Das heißt zehn Kreuzer.«

»Wofür denn?«

»Für das Geleite.«

»Aber wer geleitet mich denn?«

»Niemand.«

»Und wenn mich auf der Landstraße ein Räuber überfällt, so muß ich mich meiner eigenen Haut wehren?«

»Allerdings.«

„Und habe doch das Geleite bezahlt?«

„Mein Freund, wenn du nicht bezahlen willst, so darfst du nur wieder umkehren.«

Wo nun Essen und Trinken hernehmen?

Poſſen! rief Hans, biſt du nicht frei? Hat Gott nicht den breiten Rheinſtrom geſchaffen, daß du daraus ſchöpfen kannſt, deinen Durſt zu löſchen? Hat er nicht die Felder mit Früchten geſegnet, auf daß du dich ihrer bedieneſt, deinen Hunger zu ſtillen?

Aber wo? und was? — Das Obſt iſt noch nicht reif, und die Trauben ſind ſauer.

Siehe, da ſtand er gerade vor einem Erbſenfelde, die vollen Schotten winkten ihm freundlich, Hans nahm die Einladung an, legte ſich in die Erbſen, und zog die Schoten luſtig durch die Zähne.

Plötzlich tanzte ein Knotenſtock auf ſeinem breiten Rücken herum. Er ſah ſich um nach dem Gaſtfreunde, der ihm ſo unverſchämt eine geſegnete Mahlzeit wünſchte, und erblickte einen ſchwarzbraunen Kerl mit dem Knittel bewaffnet, der ſich der Freiheit zum Poſſen für einen Erbſenhüter ausgab.

Gegen dieſen Stockfiſch konnte Hans mit den bündigſten Beweiſen nichts ausrichten. Er mußte geduldig ſeinen Rücken ſo lange herleihen, bis jener den Arm, und dieſer weder Hand noch Fuß mehr rühren konnte; ſo viel hatte jener gegeben, und dieſer empfangen. Darauf entfernte ſich der höfliche Erbſenhüter, um die Verdauung des fremden Gaſtes nicht länger zu ſtören.

»Ach goldene Freiheit!« wimmerte Hans, »wo ſuche ich deinen Strahlenthron? wo finde ich das Land, in welchem die Erbſen ohne Hüter ſind, und die — mich ohne Geleite ziehen laſſen?«

Eben rollte ein Reisewagen mit vier Postpferden bespannt vorbei. Hans warf einen Blick dahin, und erkannte seinen Junker.

»Junker! Junker!« rief er wehmüthig, »erbarmt Euch meiner!«

Der Junker ließ halten. »Kus Kurrat!« sprach er, »Hans bist du es? wie kömmst du hieher?«

Hans wollte antworten, aber das Erstaunen band seine Zunge, denn den lieben alten Platz auf dem Kutschbocke hatte der nämliche Friseur eingenommen, der ihn vor wenig Wochen in Straßburg zum Sohn der Freiheit stempelte.

»Bruder Friseur! bist du auch ein Sklave geworden?«

»Ja Bruder Hans, ich hatte nichts zu essen, und habe die Freiheit indessen an den Nagel gehängt.«

»Nun Junker, ich habe auch nichts zu essen, und will mit euch fahren durch die weite Welt.«

»Mit nichten, Hans, du siehst, ich habe einen andern Bedienten, nun kannst du auch zum Teufel gehen! — Fahr zu, Schwager!«

Der Wagen rollte fort, und der lange Hans blieb hilflos liegen. Von der nächsten Station schrieb der Junker an die Mama, unser langer Hans liegt in den Erbsen bei Frankfurt und weint.

Siebentes Kapitel.

Hans als Vicekellermeiſter.

Trotz des Junkers Grauſamkeit, lag Hans doch nicht ſo lange in den Erbſen, bis jener Brief an Ort und Stelle kam. Denn als er ſo wimmerte und weinte, da ritt ein ſtattlicher Herr vorbei, mit einem Reitknecht hinter ſich, der ein Handpferd führte.

»Wer biſt du? was fehlt dir?« fragte der ſtattliche Herr in gebrochenem Deutſch.

»Ich bin ein armer Teufel, und mir fehlt Alles« erwiederte Hans. Durch Schluchzen häufig unterbrochen, erzählte er dem Fremden ſeine jämmerliche Geſchichte von Anfang bis zu Ende.

»Ich will mich deiner annehmen, mein Sohn,« ſagte dieſer mit einiger Haſtigkeit, die etwas mehr als allgemeine Menſchenliebe zu verrathen ſchien. „Aber willſt du Brot haben, ſo mußt du arbeiten. Jeder Menſch iſt durch irgend ein Band, enger oder lockerer an Verhältniſſe gebunden. Alle dieſe Bänder löſen, wäre eine Freiheit, wie ſie nur eure Wölfe in Liefland genießen. Steh auf, und ſetze dich auf mein Handpferd, ich will für dich ſorgen.«

So fröhlich Hans dieſen Befehl vernahm, ſo ſchwer wurde er ihm zu erfüllen; denn der höfliche Erbſenhüter hatte ſeine Knochen gedroſchen, wie man das Korn auf der Tenne zu dreſchen pflegt. Endlich ſaß er im Sattel,

der ſtattliche Herr trabte raſch voran, und mit Hilfe des Sattelknopfs kam Hans ſo ziemlich nach. Indeſſen knurrte ſein leerer Magen bei jedem Tritt, den der ſchwertrabende Gaul unter ihm that, und er mußte bald rechts bald links die Fauſt in die Seite ſtemmen, um ſeine luftigen Eingeweide ein wenig zu beruhigen.

In Frankfurt verweilten ſie einige Stunden, Hans und die Pferde wurden gefüttert, darauf ging es flugs weiter. Nach einigen kurzen Tagereiſen kamen ſie in Fulda an. Der wohlthätige Fremde ſtieg vor einem ſchönen großen Hauſe ab, und befahl Hans, ihm zu folgen. Auf der Treppe kam ihnen eine kleine hübſche Dame entgegen, die dem großen ſchönen Herrn um den Hals fiel. Dann gingen ſie Arm in Arm geſchlungen in das nächſte Zimmer; Hans erhielt einen Wink, ging hinterdrein, und blieb an der Thür ſtehen.

Anfangs wurde viel geküßt und geſchwatzt, indeſſen Hans die Tapeten beſah. Was ſie ſchwatzten konnte er nicht verſtehen, denn es war franzöſiſch; das Küſſen verſtand er wohl, denn es iſt erdbodiſch.

Als nun der erſte Sturm der Freude vorüber war, da bemerkte Hans gar eigentlich, daß ſeine kleine Perſon der Gegenſtand ihres Geſprächs ſei, denn die junge Dame ſah immer nach ihm hin, ſchien bald verwundert, bald erſtaunt, bald gerührt, und ſprang endlich halb lächelnd, doch mit einer Thräne im Auge, vom Sofa auf, zog haſtig einen vollen Beutel aus der Taſche, und drückte ihn unſerm Helden in die Hand.

Der gute Hans ſtand verſteinert, ſein offenes Maul, ſein linker Krazfuß ſchienen zu ſagen: womit habe ich dieſe Gnade verdient? Jetzt löſte der Fremde ihm das Räthſel: »Kennſt du mich nicht mehr?« ſprach er zu ihm.

»Das ich nicht wüßte,« verſetzte Hans.

Der Fremde ging in ein Nebenzimmer, und kam ſogleich zurück, mit dem wohlbekannten blauen Frack in ſeinen Händen. »Kennſt du dieſen?«

»O ja und nun kenne ich Euch auch. Ihr ſeid der Herr, der mir bei Chalons die ſtattliche Ohrfeige gab.«

»Errathen, und dieſe junge Dame iſt die nämliche, deren Briefchen dich an den Laternenpfahl brachte.«

»Ei! ihr habt mir eine ſchlimme Suppe eingebrockt.«

Dafür wollen wir dich entſchädigen nach unſern Kräften. Deinem blauen Frack danke ich meine Rettung, für deine Angſt bin ich dir Erſatz ſchuldig. Noch heute will ich mit dem Herrn Abt zu Fulda reden, und hoffe, er werde dich in ſeine Dienſte nehmen.«

Der dankbare Emigrirte hielt Wort. Am Hofe des gefürſteten Abts lebte ein alter blinder Kellermeiſter, dem man das Gnadenbrot reichte. Hans wurde Vicekellermeiſter, mit der Anwartſchaft auf die wirkliche Kellermeiſterei, ſo bald der blinde Alte in den Todtenkeller hinabgeſtiegen ſein würde, um den Rauſch des Lebens auszuſchlafen.

Wer war froher als unſer Held! er vergaß den Savoyarden und den Poſtmeiſter; den Geleitseinnehmer und den Erbſenhüter; die Erbſen und den Bierkäſe. Er ſtudirte

nun die Grundsätze der Freiheit im Stillen, und befleißigte sich immer mehr und mehr seinem Amte nach Würden vorzustehen; das heißt: mit jedem Tage lernte er die verschiedenen Gewächse und Jahrgänge des Rheinweins richtiger unterscheiden.

Der alte Blinde nahm sich seiner redlich an. Da aber die Sinne dieses Greises nach und nach absturben, und seine vormals feinen Zungenwärzchen sich gleichsam verknorpelten, so mußte Hans oft sieben bis acht Flaschen dreiundachziger Johannisberger aus dem Keller holen, ehe sie beide ihrer Sache gewiß waren, daß es wirklich Dreiundachziger sei. Aus Freuden über die erlangte Gewißheit wurden hernach noch einige Flaschen ausgestochen, bis der alte und junge Kellermeister sich brüderlich im Staube wälzten.

Wer hätte denken sollen, daß diese löblichen Bemühungen, sich in seiner Kunst zu vervollkommnen, dem gefürsteten Abt mißfallen würden. Neidische Ohrenbläser hinterbrachten die Sache mit gehässigen Zusätzen, und ehe zwei Monate vergingen, ward der lange Hans mit Fußtritten vor die Thüre gesetzt.

Da stand er nun und rieb sich mit der Hand die bewußte Stelle, und verfluchte auf ehstnisch den gefürsteten Abt sammt seinem Weinkeller. Dieser Fluch ist leider nur allzu bald in Erfüllung gegangen: denn wenige Jahre nachher kamen die Franzosen, und verauctionirten allen Johannisberger.

Achtes Kapitel.

Hans heirathet.

Unſelige Minute! rief Hans, in welcher ich der Sklave eines Fürſten wurde. Freiheit! Freiheit! die du wie Champagner Alles was dich einkerkert an die Decke ſprengſt, in deinem ſüßen Moſt will ich mich hinfort berauſchen.

Aber wo nun hin? die weite Welt ſtand ihm offen.

Der blinde Kellermeiſter, der in ſeinen jüngern Jahren viel in Chroniken ſtudirte, und nun im ſchwatzhaften Alter oft und gern davon ſprach, hatte unter andern dem Vicekellermeiſter, in einer traulichen Abendſtunde bei der Flaſche, von dem Aufruhr der Thüringer Bauern zu Doktor Luther's Zeiten erzählt, und dadurch eine beſondere Vorliebe für die Thüringer in ihm erweckt. Als er daher obgedachtermaßen ſo unſanft aus der fuldaiſchen Kellerei verwieſen wurde, gedachte er ſein Glück in Thüringen zu verſuchen, und wanderte getroſt durch die Staaten der ſächſiſchen Fürſten. Ueberall zwang ihn der Hunger ſeine Dienſte anzubieten, als ein Unglücklicher, der den Keim der Freiheit mit Johannisberger begoßen, und deshalb außer Brot geſetzt worden.

In Gotha fragte man ihn: ob er ein Engländer ſei? — Hätte er mit edler Dreiſtigkeit Ja geantwortet, ſo war ſein Glück gemacht.

In Weimar fragte man ihn: ob er ein fremdes Genie ſei? — Auch dieſe Frage verneinte er ehrlich, man zuckte die Achſeln und ließ ihn laufen.

In S. verdung er ſich als Markthelfer bei dem Magiſter **, und lernte in Kurzem Recenſionen ſchreiben. Er mußte zu dieſem Behuf täglich viel Ochſengalle verſchlucken, ſo wie man die Kampfhähne mit Knoblauch zu füttern pflegt, damit ſie böſe werden. Das behagte ihm nicht, und er zog weiter.

Nach einigen Tagen gelangte er auf die böhmiſche Grenze. Hier war es, wo ihm ein merkwürdiges Abenteuer begegnete, und hier iſt es, wo wir unſern Helden auf einige Augenblicke verlaſſen müſſen, um Bekanntſchaft mit zwei böhmiſchen Damen zu machen, welche etwas weniger ſchön, und etwas weniger klug waren, als ihre Landsmänninnen gemeiniglich zu ſein pflegen.

Fräulein Adelaide von Huſchiſſeweck war die Tochter ihres Vaters, der als Fähnrich im ſiebenjährigen Kriege an einer Indigeſtion ſtarb. Sie hatte den Frühling ihres Lebens bis in's vierzigſte Jahr bei ihrer Mutter zugebracht, welche in kümmerlichen Umſtänden nachgeblieben war, und ſich lange Zeit in den Vorſtädten von Prag mit Hände-Arbeit ernährte. Doch vergaß ſie nie den edlen Stolz auf ihre Ahnen, ſie kritzelte ſelbſt ihr Wapen auf jeden zinnernen Teller, und konnte beweiſen, daß ſie in gerader Linie von Kaiſer Wenzel's Gevatter abſtammte. Da ſie nun, vermöge ihrer Armuth, mit Adelichen nicht umgehen konnte und mit Bürgerlichen nicht umgehen wollte, ſondern ſich höchſtens herabließ, Hemden für ſie zu nähen; ihre eigene Erziehung aber die einer Bauerdirne

gewesen war, so konnte sie auch ihrer Tochter keine bessere beibringen.

Fräulein Adelaide war und blieb daher ein Gänschen, und dieses Gänschen hatte von der alten Gans, seiner Mutter, eine besondere Liebe zu der französischen Nation geerbt, ohne jemals einen Franzosen gesehen zu haben, oder auch nur eine Silbe französisch zu verstehen. Denn als sie noch ein Kind war, starb ein alter Oheim, der ihrer Mutter ein kleines Gut auf der Grenze von Thüringen hinterließ. Sie zogen dahin, und wußten sich so gut in die dortigen Kühe zu schicken, daß sie nach und nach ihr völliges Zutrauen gewannen, und für ihre mütterliche Sorgfalt reichlich mit Milch und Dünger belohnt wurden.

Das kleine Gut verbesserte sich zusehends, die Frau Fähnrichin von Huschisseweck wurde wohlhabend, und nähte hinfort keine Hemden mehr. Sie starb alt, aber nicht lebenssatt, und schlummert in einem Sarge von Eichenholz mit versilbertem Wapen.

Das junge vierzigjährige Fräulein war nunmehr die einzige Erbin des Gutes Hurlebusch. Sie liebte alle ihre Knechte zärtlich, wollte sich aber nie, wie die Königin Maria von Schottland, herablassen, einen Unterthan zu heirathen. Eben so wenig trug sie Neigung zu den böhmischen Cavaliers, sondern harrte noch immer, ob nicht der Zufall ihr einen französischen Duc oder Chevalier zuführen werde, den sie durch das Geschenk ihrer gelben Hand und ihrer grünen Fluren beglücken könne.

Einſtmals trug es ſich zu, daß in einer ſchönen Sommernacht plötzlich an die Pforten des hochadelichen Schloſſes Hurlebuſch gedonnert wurde.

»Gott bewahre!« ſprach das Fräulein zu dem Liebling ihres Herzens, dem Großknecht Peter, »wer hauſt da unten vor der Pforte? Geh hinab und ſieh, welch ein unverſchämter Gaſt meine Ruhe ſtört?«

Peter kam zurück und meldete: »ein reiſender Franzos bittet um ein Nachtlager.«

»Iſt er zu Fuß?«

»Ja.«

»So ſchick' ihn zum Teufel!«

»Er ſagt, da ſei er ſchon geweſen, denn die Räuber hätten ihn geplündert, und ſeine ganze Equipage mit fortgeſchleppt.«

»Equipage? dann iſt er ein Mann von Stande. Geſchwind führe ihn in das Putzzimmer, wo das Bett mit den zerriſſenen Damaſtvorhängen ſteht. Bring' ihm vor Schlafengehen das große zinnerne Waſchbecken, ein Talglicht und ein Glas Waſſer.«

»Waſſer? — ſoll ich nicht lieber Bier hintragen?«

»Schöps! vornehme Leute trinken Waſſer.«

»Aber,« entgegnete Peter, »im Putzzimmer liegt alles drunter und drüber. Das friſche Brot, das heute gebacken worden, die Branntweinsflaſchen auf dem Fenſter, die Zwiebeln an der Wand —«

»Wirf Alles unter das Bett, und eile, damit der vornehme Gast nicht ungeduldig wird.«

Peter gehorchte, räumte auf, führte den Franzosen in das Prunkzimmer, gab ihm Feuer und Wasser, und verließ ihn gähnend. Der hungrige Fremde witterte bald den Geruch von frischem Brote, suchte und fand die Vorrathskammer unter dem Bette, säbelte ohne Umstände mit dem Taschenmesser drein, sprach der Branntweinsflasche lustig zu, und entschlummerte süß.

Aber das holdselige Fräulein fand keine Ruhe mehr. Der Gedanke: du beherbergst einen Franzosen unter deinem Dache, verscheuchte den Schlaf von ihren kleinen Augen. Kaum war es Tag geworden, als sie schon mit eigenen hohen Händen eine große messingene Kanne blank scheuerte, kochendes Wasser hineingoß, und dieses Wasser mit gebrannten Möhren braun färbte. Sie nannte es Kaffee. Um sieben Uhr trippelte sie selbst vor die Thür des Fremden, doch da sie sein rüstiges Schnarchen vernahm, befahl sie, ihn noch ruhen zu lassen. Um acht Uhr schickte sie den Großknecht Peter hinüber, der dicht vor dem Bette, so lange scharrte, hustete, nieste, bis der Siebenschläfer erwachte.

»Ihro Gnaden, das gnädige Fräulein lassen den gnädigen Herrn Franzosen zum Frühstück bitten.«

»Gut, mein Freund, ich komme gleich.«

Er kam auch. — Meine Leser kennen ihn. — Es war der lange Hans.

In der kurzen Zeit, als er bei dem Magiſter Marktheifer und Recenſent geweſen war, hatte er ſo viel Unverſchämtheit gelernt, daß er ſich keck für einen emigrirten franzöſiſchen Marquis ausgab, und eine Räubergeſchichte erfand, die in jedem Roman nicht übel figurirt haben würde. Dabei ſprach er viel von ſeinen Gütern in Frankreich, von dem guten Bierkäſe, den man daſelbſt mache, und von den grimmigen Bären, die in den dortigen Wäldern herumſtrichen. Das Fräulein und der Großknecht ſperrten, jene den Mund und dieſer das Maul auf.

Wenn man ihn bat franzöſiſch zu reden, ſo ſprach er ehſtniſch, worüber ſeine ſchöne Wirthin ſo ſehr in Entzücken gerieth, daß ſie fluchte, wie weiland ihr Herr Vater bei der Reichsarmee geflucht hatte, er dürfe ſie nicht eher verlaſſen, bis ſie franzöſiſch reden könne, ſo gut als er ſelbſt. Hans ließ ſich den Vorſchlag gefallen, denn er hatte alles was ſein Herz begehrte, er aß und trank, und ſchnarchte des Nachts in einem weichen Federbett.

Dieſe behagliche Lebensart machte ihn dick und fett, und öffnete auch endlich ſeine Augen für die Reize des jungen Fräuleins. Der neue Abälard und die neue Heloiſe hatten kaum vier Wochen Sprachkunde getrieben, als ſie beiderſeits Verlangen trugen, zur Sachkunde überzugehen. Der lange Hans entſchloß ſich, ſeine Freiheit, und das Fräulein Huſchiſſeweck ihre Unſchuld aufzuopfern. Der Pfarrer wurde geholt, und am nächſten Sonntage — wer hätte das geglaubt! — war Marquis Hans Erb-, Lehn- und

Gerichtsherr auf Hurlebuſch. Der Großknecht Peter ſah freilich ſcheel dazu, noch mehr aber die ſchöne Braut, denn ſie ſchielte ein wenig.

Neuntes Kapitel.

Hans macht Proſelyten.

Kaum waren die Flitterwochen verfloſſen, als die junge Frau Marquiſe einen Sohn gebar, welchen ſie Cäſar nannte, zum Andenken an die Thaten ſeines Großvaters. Peter lachte, aber Hans wiegte den kleinen Cäſar ſehr ernſthaft, und gab ihm Brei zu eſſen. Dabei vergaß er nicht, ſich ſelbſt mit der Milch der Freiheit zu mäſten, er las wöchentlich zweimal die Hamburger-Zeitung, und hatte großes Wohlgefallen an den Rieſenſchritten der franzöſiſchen Revolution.

Wenn er die Rechte der Menſchen ſtudirte, ſo blähte ſich ſein Herz auf wie Teig hinter dem warmen Ofen; wenn er die Welt mit einem Bruderblicke überſah, ſo wurden ihm die Grenzen des Gutes Hurlebuſch zu klein. Er fühlte ſich geſchaffen, ein Apoſtel der Freiheit zu werden. Es war ihm oft als hörte er eine Stimme: Gehe hin in alle Welt und lehre die Völker frei ſein!

»Hier,« ſprach er zu ſich ſelbſt, »iſt wohl alles recht ſchön und gut. Ich beſitze eine liebenswürdige Gattin, die

ein wenig ſchielt; ein Landgut, auf welchem die Viehmaſt gedeiht, und einen kleinen Cäſar, dem ich Brei gebe. Aber der göttliche Funke der Freiheit hat hier noch nicht gezündet, die Menſchen ziehen am Joche wie die Ochſen; ſie geben dem Kaiſer was des Kaiſers iſt, und wiſſen nichts von der Souverainität der Nation. Wohlan! ich will die Völker beglücken! ich, der lange Hans, will die Fackel der Aufklärung vor ihnen ſchwingen, und jeder Funke ſoll ein Königreich in Flammen ſetzen!"

So ſprach er und verweigerte dem Landesherrn die Abgaben. Es wurden geſchärfte Befehle von der Obrigkeit erlaſſen, aber Hans lachte nur darüber. Man drohte ihm endlich mit der Exekution. Das war es eben was er wünſchte. Er bewaffnete alle ſeine Knechte mit Miſtgabeln, voll heißer Begierde, für Freiheit und Gleichheit zu fechten.

Am Abend vor dem merkwürdigen Tage, als die Exekution wirklich vor ſich gehen ſollte, entſtand ein ſchweres Gewitter. Der Donner rollte, der Sturmwind beugte die hohen Linden im Garten, der Hagel praſſelte auf dem Schindeldach der Burg Hurlebuſch. Herr und Frau, Knechte und Mägde, hatten ſich ſämmtlich in das Wohnzimmer geflüchtet, die Frau Marquiſe betete den Abendſegen, und Hans den Morgenſegen! Peter ſang ein geiſtliches Lied, der kleine Cäſar ſchrie und der große Kettenhund bellte. Siehe da trat plötzlich ein Mann herein, dem das Regenwaſſer von der Mütze troff. Er trug ein ledernes Wamms, zwei Piſtolen im Gürtel und einen breiten

Hirschfänger an der Seite. Sein Blick war wild, sein Lächeln schien ein mißlungener Versuch. Er erzählte, das böse Wetter habe ihn hereingejagt, und bat um ein Obdach. Da er sich für einen reisenden Gelehrten und Mitarbeiter am Modejournale ausgab, so wurde er mit gebührender Ehrfurcht empfangen.

Es gibt zweierlei Gattungen von Menschen, welche beide nichts taugen. Die eine sieht immer von oben herunter, und die zweite immer von unten herauf. Bei der ersten pflegen die Köpfe leer, und bei den zweiten die Gewissen voll zu sein. Unser reisender Journalist gehörte offenbar zu der letztern Klasse, denn er glupte verdächtig unter den langen Wimpern hervor, durchspähte alle Winkel, maß jeden Schrank und sah Niemanden gerade in's Gesicht. Indessen war sein gutmüthiger Wirth kein großer Physiognomist, und bei der Frau vom Hause schmeichelte er sich ein, indem er dem kleinen Cäsar Bertuch's Bilderbuch schenkte, jenes unsterbliche Werk, auf welches die Nation stolz sein darf.

Das Gewitter war nun vorübergezogen und die Abendsonne lächelte. Man trug ein ländliches Mahl auf, Kartoffeln mit frischer Butter, und einen Krug Merseburger. Hans zechte tapfer, der Fremde that ihm ehrlich Bescheid. Als nun der edle Gerstensaft die Zungen gelöst hatte, da entspann sich ein Gespräch über die französischen Angelegenheiten. Flugs saß Hans im Sattel seines Steckenpferdes, und tummelte den unbändigen Gaul der Freiheit unter den Augen seines Gastes.

»Wir werden alle gleich geboren!« rief er mit dem zinnernen Kruge in der Hand, »wir haben alle gleiche Ansprüche auf die Reichthümer der Natur. Wo der Zufall einem meiner Brüder gab, was er mir versagte, da ist es mir erlaubt, dem Zufall nachzuhelfen. Denn Anfang und Ende, Geburt und Tod sind bei allen Menschen gleich, warum nicht auch das, was zwischen beiden liegt? Gottes Sonne scheint über Alle, und die Luft ist für jede Lunge geschaffen; aber glaube mir, könnten die Fürsten Luft und Sonne in eiserne Kasten verschließen, wir würden beides verzollen müssen. D'rum vivat hoch! wer unter dem Panier der Freiheit dem Landesherrn die Abgaben verweigert, und die Exekution mit Mistgabeln empfängt.«

Unter solchen Gesprächen ward ein Krug Merseburger nach dem andern ausgeleert. Der schlaue Gast widersprach dem langen Hans geflissentlich, um ihn noch mehr zu erhitzen. Dieser stürzte den Gerstensaft hinunter, bis der Gerstensaft ihn unter den Tisch stürzte. Es war Mitternacht. Die gnädige Frau schlummerte schon, und die Knechte und Mägde schnarchten rings umher. Da ergriff der verdächtige Fremde ein Licht, ging hinab an die Pforte, öffnete sie, und ließ eine Schar seiner Brüder herein, um die Grundsätze seines Wirths in Ausübung zu bringen. Vor allen Dingen band und knebelte man die sämmtlichen Hausgenossen, und darauf ward in wenig Stunden das hochadeliche Schloß zu Hurlebusch rein ausgeplündert.

Die Freiheits-Apoſtel ſchickten ſich eben an, mit ihrer Beute davon zu ziehen, als Hans erwachte. Mit großen Augen ſtarrte er umher, und hatte das Vergnügen zu ſehen, wie ſeine letzten Habſeligkeiten aus dem Fenſter ſpazirten. Dabei ging alles ſo ſtill und einig, ſo ſchnell und munter, als hätten ſie ihr Handwerk in Paris gelernt. Mit vieler Urbanität trat zuletzt der reiſende Gelehrte ſeinem Wirthe unter die Augen, und ließ ihm den kräftigſten Troſt in folgenden Worten zurück:

»Leb wohl, mein Freund! du ſiehſt, ich habe deine Lehren treulich befolgt. Dir gab der Zufall was er mir verſagte, und es war mir erlaubt dem Zufall nachzuhelfen. Doch liegt im Keller noch ein Faß Merſeburger, welches ich aus Dankbarkeit unangerührt ließ; denn es iſt billig, daß du, als ein echter Sohn der Freiheit, viel Bier trinkeſt, weil Tacitus von unſern Vätern erzählt, ſie haben viel Bier geſoffen, als ſie noch frei waren. Leb wohl, und gedenke meiner, ſo oft du den ſcharzen Neumond auf dem Modejournal erblickſt.«

Auf alle dieſe Höflichkeiten antwortete Hans aus guten Gründen gar nichts, und ich bin verſichert, meine Leſer werden dieſe Gründe billigen, ſo bald ich ſie ihnen nenne. Er hatte nämlich einen ſtarken Knebel im Munde. Da er überdies mit Händen und Füßen an den Tiſch gebunden war, ſo mußte er auch das Vergnügen entbehren, ſeine Gäſte hinab zu begleiten. Sie zogen ohne Sang und Klang

Buſcheinwärts, und der Himmel weiß, wo ſie geblieben ſind.

Zehntes Kapitel.

Hans zerbricht ſeine Feſſeln.

Vier Stunden lang hatte der Apoſtel Hans Zeit, Betrachtungen über den Tiſchfuß anzuſtellen, der ihm vor der Naſe ſtand. Gern wäre er mit ſammt dem Tiſche umhergerutſcht, und hätte ein Meſſer, oder irgend ein Werkzeug zu ſeiner Befreiung geſucht: aber unglücklicherweiſe war es gerade einer von den altmodiſchen runden Tiſchen, welche vormals zu den Zeiten der Sklaverei mitten in der Stube feſtgeſchraubt wurden. Er bediente ſich alſo für dieſes Mal der Freiheit des Weiſen, der nie mehr thut, als er thun darf; das heißt: er blieb liegen. War aber gleich ſein Körper gefeſſelt, ſo ſchwang ſich doch ſeine freie Seele hoch über die Wolken zum Thron der Freiheit und Gleichheit empor.

»Ich habe Recht,« ſprach er zu ſich ſelbſt, »und der reiſende Gelehrte hat auch Recht. Ich war ein Thor, mich zwiſchen vier Mauern zu ſperren; ich war ein Thor, meine Freiheit an das ſchöne Fräulein Huſchiſſeweck zu verkaufen, ob ſie mich gleich vier Wochen nachher mit dem kleinen Cäſar beſchenkte. Wer leicht und froh durch die

Welt ſchlüpfen will, der hänge ſich keinen Klotz an die Füße, hätte auch dieſer Klotz von dem großen Bildſchnitzer die Geſtalt einer Venus empfangen. Der Klotz multiplizirt ſich, es kommen kleine Klötzchen zum Vorſchein, und wenn dir ein Unglück begegnet, ſo kannſt du nicht davon laufen. — Nein ich will hinfort kein Eigenthum beſitzen, und an keine Lebensart gebunden ſein. Ich will Kellermeiſter werden wenn mich dürſtet, und Recenſent wenn mich hungert. Morgen rückt die kaiſerliche Exekution hier ein, ſie mag den kleinen Cäſar ſammt der Mutter mit ſich nehmen; der lange Hans ergreift den Wanderſtab."

Unter dieſen heldenmüthigen Entſchlüſſen war es Tag geworden, und mit den erſten Sonnenſtrahlen drangen auch die Häſcher zu den Pforten der Burg herein. Sie gingen durch den Hof, da lag der große Kettenhund, und ſtreckte alle Viere von ſich. Sie trampelten die Treppe herauf, und wunderten ſich über die öde Stille, welche im ganzen Schloſſe herrſchte. Als ſie aber in das Wohnzimmer traten, löſte ſich ihnen das Räthſel, und ſie löſten dagegen die Bande der geknebelten Hausgenoſſenſchaft.

Anfangs hielten ſie die ganze Sache für Spiegelfechterei, nur angeſtellt um der Exekution zu entrinnen. Als ſie aber den Knebel aus dem Munde der gnädigen Frau nahmen, war es, als hätten ſie den Stöpſel von einer Flaſche gezogen, deren Inhalt in Gährung gerathen iſt. Ein Strom von Scheltworten ſprudelte hervor. Sie ſchimpfte auf den reiſenden Gelehrten, und auf das Mode-

journal, wie ein Fischweib auf die Königin von Frankreich; und so bald auch ihre Hände frei waren, ließ sie ihren Grimm an Bertuch's Bilderbuche aus, welches sie in tausend Stücken zerriß. Jammert ihr Musen über diesen unersetzlichen Verlust!

Der lange Hans hingegen war still und gelassen. Er widersetzte sich nicht, sondern bat vielmehr die Häscher, ihre Befehle auf das strengste zu vollstrecken. Die Häscher waren daher so billig, nachdem sie das Faß Merseburger im Keller ausgesoffen hatten, sich ruhig wieder weg zu begeben.

Die einzige Nahrung, die nunmehr im ganzen Schlosse übrig blieb, war das bischen Milch in den Brüsten der Frau Marquise, welches kaum hinreichte, die Wünsche des kleinen Cäsar zu befriedigen. Das Hausgesinde zerstreute sich im Dorfe und bettelte Brot von den Bauern. Der lange Hans schnitt im nächsten Busche einen Dornenknittel ab, und wanderte in aller Stille zum Dorfe hinaus, den Dornenpfad seines Lebens. Umsonst schielte seine Gattin acht Tage hintereinander zu allen Fenstern hinaus, um den emigrirten Marquis irgendwo zu erblicken. Der kleine Cäsar und der große Peter mußten die verlassene Dido trösten.

Eilftes Kapitel.

Hans und Grete.

Mit leichten Schritten und leichtem Herzen wanderte Hans am dritten Tage in ein Thal hinab, als eben die Mittagssonne ihm auf den Kopf brannte. Er erblickte von ferne einen wilden Kastanienbaum, und beschloß im Schatten seiner breiten Blätter Mittagsruhe zu halten. Als er aber näher kam, bemerkte er, daß dieser Platz bereits durch eine Nymphe eingenommen war, deren Seufzer in der schwülen Luft zitterten; und deren Thränen in dem vorbeifließenden Bach rollten. Es war eine junge Bäuerin von kaum siebzehn Jahren, schlank und hübsch, mit großen blauen Augen und zarten rothen Wangen. Sie hatte den Kopf in die Hand gestützt, trocknete sich die Augen mit ihrem Flachshaar, und der muthwillige Zephyr spielte mit dem Halstuche.

Diesen letzten Umstand benutzte Hans. Er stand hinter ihr und schielte, wie weiland seine Frau Gemahlin. Das Mädchen saß in tiefer Schwermuth und sah und hörte nicht.

„Was fehlt dir, schönes Kind?"

Sie drehte schnell den Kopf nach der Stimme, lächelte wehmüthig und sprach: „der gnädige Herr hat mich fortgejagt."

Hans rümpfte die Naſe: »mein Kind, rede nicht ſo albern. Kein Herr auf der Welt iſt gnädig oder ungnädig. Die Menſchen ſind ſich alle gleich. Nur ein Weg führt in die Welt, den wandeln wir alle, ob er gleich nicht der beſte iſt. Sind wir einmal drin, ſo blühen die Blumen für dich und mich, und das Fieber ſchüttelt den König ſo wie den Bettler.«

Das hübſche Mädchen antwortete nichts. Warum? es verſtand nichts davon. Denn mit der Aufklärung iſt es wie mit den Blattern, vor ein paar hundert Jahren kannte man ſie nicht. Aber nach und nach drangen ſie in Hütten und Paläſte und richteten große Verwüſtung an. Warum befolgt man nicht Hufeland's wohlgemeinten Vorſchlag, ſie zu behandeln wie die Peſt? warum verſchließt man nicht jedes Haus, in welchem ein Aufklärer wohnt?

»Wer iſt dein ſogenannter gnädiger Herr?« fragte Hans.

»Er wohnt da unten im Dorfe.«

»Und heißt?« —

»Das weiß ich nicht, wir nennen ihn nur immer den gnädigen Herrn.«

»Warum hat er dich fortgejagt?«

»Weil — weil —« hier ſchluchzte ſie ſtärker.

»Faſſe dich, rede, wer biſt du?«

»Ich heiße Margarethe Hopsmann, und bin des alten blinden Nachtwächters Tochter. Auf den Sonntag nach Oſtern wird es ein Jahr, da hat mir Müllers Niklas ge-

ſagt, daß er mir gut iſt, und das hat er mir ſehr oft geſagt, und hat mich auch heirathen wollen." —

»Das ſollte er lieber bleiben laſſen."

»Er wird es auch bleiben laſſen, er will nichts mehr von mir wiſſen."

»Warum denn nicht?"

»Das weiß der liebe Gott! noch vor vierzehn Tagen waren wir zuſammen im Buſche und pflückten Haſelnüſſe, und da hatte mich Niklas recht lieb, recht ſehr lieb. Auf den Abend ſaß ich dort auf dem Hügel und knackte Nüſſe, da ging der gnädige Herr vorbei. Er blieb ſtehen und ſah mich freundlich an. Wer biſt du, hübſches Kind? fragte er. — Ich heiße Margarethe Hopsmann. — Biſt du noch Mädchen? — Ach ja! — Das iſt mir lieb, ſagte er, und kneipte mich in die Backen. Komm zu mir auf's Schloß, ſagte er, noch dieſen Abend, ich will für dich ſorgen."

»Und du gingſt?"

»Freilich. Der gnädige Herr ſchenkte mir hübſche Kleider, und Halstücher und Mützen. Aber am andern Morgen gab er mir eine Ohrfeige, und ſagte, ich hätte ihn betrogen, und ſollte mich aus dem Schloſſe packen."

»Ich lief zu Niklas; aber als ich zu dem kam, da war der noch viel zorniger als der Junker, und ſagte, ich ſollte nur wieder auf's Schloß gehen."

»Thateſt du das?"

»Nein! ich war furchtſam, ich ging zu meinem Vater, dem Nachtwächter, aber der prügelte mich aus dem Hauſe,

und ſagte, ich wäre nicht ſein Kind; und es ſteht doch im Kirchenbuche, daß er mich hat taufen laſſen."

»Armes Gretchen!"

»Da ſitze ich nun, und weiß weder aus noch ein. Erbarmt Euch einer unſchuldigen Dirne, die weder Frau, noch Tochter ſein ſoll, und am Ende ſelbſt nicht weiß, was ſie iſt."

Hier floſſen ihre Thränen reichlicher. Hans aber lächelte und ſprach: »Ich wünſche dir Glück, gutes Kind. Du biſt frei."

»Frei? was will Er damit ſagen."

»Du darfſt gehen wohin es dir beliebt."

»Ja leider! aber ich habe nichts zu eſſen."

»Die Freiheit, Gretchen, iſt ein Paradiesvöglein, ſie lebt allenfalls von bloßem Thau."

»Ach das kann ich nicht! ich würde hungern, wenn auch ein Platzregen fiele."

»Kind, vertraue mir; ich bin ein Apoſtel!"

»Ein Apoſtel? Doch nicht Judas?"

»Nein, ein Apoſtel der Freiheit. Ich ziehe im Lande herum, und zerbreche die Ketten der Völker. Komm mit mir, freies Mädchen. Ich bin frei, du biſt frei. Laß den Junker ſitzen, wie ich die Frau Marquiſe. Steh auf und folge mir."

Das gute Gretchen ließ ſich beſchwatzen. Sie ſtand auf und folgte dem langen Hans, mit dem ſie bald bekannter und vertrauter wurde; denn ſie war ein liebes harmloſes Geſchöpf, das ſich leicht an jeden Mann ſchmiegte, wie

der Hopfen ſich an jeder Stange heraufwindet. Sie gingen mit einander von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, und Hans ſegnete den Augenblick, in welchem er Gretchen Hopsmann angetroffen hatte, denn gleich am andern Abend rettete ſie ihn aus einer großen Gefahr.

Er ſaß nämlich in einer ſächſiſchen Dorfſchenke mitten unter den Bauern, und predigte von den unveräußerlichen Menſchenrechten; wie Jeder ſeine Stimme zurücknehmen könne, wenn es ihm beliebe; wie die Deſpotie nach und nach zu einem vierſchrötigen Bengel herangewachſen, und wie nothwendig daher eine Staatsumwälzung ſei. Die Bauern ſaßen im Kreiſe und ſperrten die Mäuler auf, daß die kurzen Pfeifen zu Boden fielen.

Von ungefähr trat ein ſächſiſcher Dragoner herein; und nicht von ungefähr ſchlug er den Redner hinter die Ohren, daß ihm die Zähne wackelten. »Steckt den franzöſiſchen Hund in's Loch!" brüllte er wie die Stimme der letzten Poſaune. »Es lebe der Churfürſt!" — Und alle Bauern zogen die Mützen ab, ſuchten ihre Pfeifen auf der Erde, und riefen: es lebe der Churfürſt!

Hans war verloren, wenn Gretchen den Dragoner nicht beſänftigt hätte. Sie ſtreichelte ihm die braune Wange, ſie ſtrich ihm den Schnurrbart, ſie krabbelte ihm am Halſe; er ſchmunzelte, er blinzelte, und ließ ſich wie ein Lamm aus der Stube führen, um ewigen Frieden zu ſchließen.

So rettete einſt am Pruth Katharina den großen Peter, durch Aufopferung ihrer koſtbarſten Kleinodien.

Zwölftes Kapitel.

Gretchens erſter Dienſt.

Schwarz Brot und Ehre! hieß das Sprichwort, als der Adel noch den Ton angab; ſchwarz Brot und Freiheit! heißt das Sprichwort, ſeitdem der Pöbel herrſcht.

Schwarz Brot und Freiheit! predigte Hans ſeiner Grete täglich vor. Aber das gute Mädchen verſtand ſich nicht auf dies überſchwenglich ſättigende Gefühl; ſie wollte lieber dienen und Braten eſſen. »Ich habe Blaſen an den Füßen," ſagte ſie, nachdem ſie mit dem Apoſtel Hans einige Wochen das Land durchſtrichen hatte, »ich gehe nicht weiter."

Hans bot alle ſeine Beredſamkeit auf, und Gretchen that ein Gleiches. Die ſeinige beſtand in Worten, die ihrige in Schmollen und Maulen. Wenn er ſich heiſer geredet hatte, ſo ſagte ſie: »ich gehe nicht weiter." — Und kurz! ſie ging nicht weiter.

Was ſollte er thun? er hatte Gretchen lieb gewonnen. Wenn er auf der Streu neben ihr lag, ſo ſchlief er auf Eiderdunen, er mochte ſich nicht von ihr trennen, und wollte

lieber mit ihr dienen, als ohne sie frei sein. Sie waren eben ganz nahe bei einer sogenannten freien Reichsstadt, deren weitläufigen Bezirk man kaum in einer halben Stunde umgehen konnte. »Wohlan!« sprach Hans, »wir wollen unser Glück versuchen, und hier von Haus zu Haus vier arbeitsame Arme feil bieten.«

Gretchen lief an den Bach und wusch Gesicht und Busen. Hans kämmte sich die schlichten Haare durch und wieder durch, Gretchens blaues Auge war sein Spiegel. Beide machten ihre Toilette hinter einem Gartenzaune; da hörten sie im Garten husten und keuchen. Sie schielten durch die Hecke und sahen eine Gruppe.

In einer Sommerlaube, von der Mittagssonne angestrahlt, saß ein alter Mann in Hasenfell gekleidet; eine große Pelzmütze fiel ihm bis auf die Augen, welche schwarz und brennend tief in ihren Höhlen lagen, indessen man vom hochgewölbten Rücken einer dünnen Nase, den beschneiten Bart und die gefurchten Wangen übersah. Zur Rechten dieses Winters saß der Frühling in Gestalt eines runden vollwangigen Mädchens; zur Linken der Herbst in Gestalt einer verblühten Magd. Das Mädchen hatte einen Fliegenwedel in der Hand, den es sanft bewegte. Die Magd goß eben Arzenei in einen Löffel. Im Hintergrunde lag ein hübsches Haus, dessen Schornstein appetitlich rauchte.

»Was meinst du, Gretchen,« sagte der lange Hans, »sollen wir hier den ersten Versuch wagen?«

»In Gottes Namen!« erwiederte Gretchen. Sie such-

ten und fanden die Gartenthür. Schüchtern kamen sie bis zu der Sommerlaube.

„Wer bist du?" kreischte die alte Magd der jungen Dirne entgegen, und ihre Stimme klang als ob man Eisen feilte. Gretchen stockte und schlug die Augen nieder. Apostel Hans nahm das Wort, und log eine Geschichte her, als habe er vom Apostel Bahrdt die Gabe geerbt, sein eigenes Leben zu erzählen. Er schloß mit der Bitte um Brot für sich und seine kleine Schwester.

Während dieser Erzählung regten sich verschiedene Gefühle in den respektiven Busen der Zuhörer. Der volle Busen des jungen Mädchens mit dem Fliegenwedel hob sich um keinen Puls höher oder schneller. Sie wedelte langsam von der Rechten zur Linken, und schien fremden Gedanken Audienz zu geben. Der breterne Busen der Magd trabte auf und nieder, denn sie fand Wohlgefallen an dem stattlichen langen Hans, welches Wohlgefallen sich auf eine dunkle Vorstellung von seinen Vollkommenheiten gründete *). Der schwindsüchtige Busen des Alten empfand ein Stechen und Kitzeln, denn sein brennendes Auge ruhte auf Gretchen. Ihr Anblick schmolz den Schnee von seinen Wangen, und färbte sie mit einer gelben Morgenröthe.

„Einen Knecht könnten wir wohl brauchen," hub die Magd an.

---

*) Siehe Feder's Untersuchung über den menschl. Willen, 2. Abth. 1. Kap. §. 68, 69.

»Und ein Mädchen nicht minder,« verſetzte der Alte.

»Ich meine im Stalle,« ſagte dieſe.

»Ich meine in der Küche,« erwiederte jener.

Da die Meinungen ſo einſtimmig waren, ſo wurde nun pro forma auch die Nichte zu Rathe gezogen. »Was ſagſt du dazu, Evchen?«

Evchen nickte nachläſſig mit dem Kopfe und mit dem Fliegenwedel, ohne eigentlich zu wiſſen, wovon die Rede ſei?

»So mag's drum ſein,« ſprach der Alte, geht in das *Haus, meine Anne Lieſe wird euch unterrichten, was ihr* zu thun habt.«

Anne Lieſe winkte dem langen Hans freundlich, ihr zu folgen. Von Gretchen nahm ſie keine Notiz, Gretchen blieb alſo zurück. Der Alte hieß ſie neben ſich treten, ſtreichelte ihr die friſchen Wangen, und befahl ſeiner Nichte, ihm unterdeſſen aus der großen Bibel vorzuleſen, die aufgeſchlagen vor ihm lag. Es war gerade die erbauliche Geſchichte vom alten David, wie Abiſag von Sunem ihm die Füße wärmen muß. Mit halbgeſchloſſenen Augen blinzelte der Greis an ſeiner hübſchen Nachbarin hinauf, und rief entzückt: David war ein Mann Gottes!

Doch ehe wir weiter gehen, müſſen wir unſere neuen Bekanntſchaften ein wenig näher in's Auge faſſen. Der ſchwindſüchtige Alte war ein gewiſſer Doktor Saturn. Sein Vater, ein berühmter Roßarzt, hatte ihm ein großes Vermögen, und viele herrliche Rezepte hinterlaſſen. Der Sohn wurde Menſchenarzt. Er hatte einſt das Glück, mit

den Rezepten seines Vaters die Maitresse des Fürsten zu kuriren, welche von der ganzen Fakultät bereits aufgegeben war. Dadurch kam er in großen Ruf, und vermehrte sein ohnehin ansehnliches Erbtheil. Seit acht Jahren hatte er sich in diese freie Reichsstadt zurückgezogen, wo er aus Langerweile ein berühmter Alchimist geworden war, eine Universalmedizin zu erfinden strebte, und nebenher Gold machte. Mit der Universalarzenei war es ihm so weit gelungen, daß sie für Alles half, nur nicht für die Schwindsucht. Da er aber noch ein junger Mann von dreiundsiebenzig Jahren war, so hoffte er mit der Zeit auch diesen Feind zu besiegen.

Anne Liese war seit zwanzig Jahren seine treue Gefährtin. Sie stand der Wirthschaft vor, und besorgte die Wäsche. Böse Nachbarn bezweifelten ihre vierzigjährige Tugend. Was sollen wir dazu sagen? — Der böse Leumund in kleinen Städten ist wie ein Zitteraal, wer ihm zu nahe kömmt, erhält einen Schlag. So viel können wir indessen auf unsere eigene Keuschheit versichern, daß kein lebendiger Zeuge gegen Anne Liesens Tugend auftreten konnte.

Evchen war ein rundes unbedeutendes Persönchen, das der Doktor Saturn aus Mitleid in sein Haus nahm, weil die arme Magd keinen Menschen hatte, mit dem sie keifen konnte. Zum Glück war Evchen so rund und hart an Leib und Seele, daß Alles Keifen an ihr abglitschte, wie der Zahn des Affen an einer Billardkugel.

So war das Haus beſchaffen, in welchem der lange Hans ſeine Freiheit, und Gretchen ihre Unſchuld auf das Spiel ſetzten. Anfangs ging alles recht ſchön und gut. Hans ſtriegelte die Pferde, half dem Doktor Saturn im Laboratorium, und bekam von Anne Lieſen verſtohlnerweiſe die beſten Biſſen. Gretchen lernte dem Alten die Füße reiben, und den Rücken bürſten, und ſtand mit der Magd auf zwei freundſchaftlichen Füßen, weil ſie immer noch für Hanſens Schweſter paſſirte.

Ein kleiner unerwarteter Zufall unterbrach dieſes gute Vernehmen nicht im geringſten. Gretchen gebar nämlich, zur großen Freude des alten Doktor Saturn, einen Sohn, welcher Theophraſtus Paracelſus getauft wurde. Hans trabte bei dieſer Gelegenheit neu ausſtaffirt in der Stadt herum, die honoratiores zum Gevatterſchmauſe einzuladen. Er that es gern und froh, Jedermann war zufrieden.

»Siehſt du nun?" ſagte der Alte ſpöttiſch zu der unfruchtbaren Anne Lieſe, »wer war ſchuld?"

Dreizehntes Kapitel.

Doktor Saturn ſtirbt.

Der Teufel Amor iſt ein böſer Gaſt, der Königsfett und Bettlerknochen ſchmauſt; in Hütten und Paläſten mit dem Gruße einzieht: Unfriede ſei mit euch! Tritt er vollends

mit dem Freiheitsteufel in ein Bündniß, so bleibt kein Laboratorium und keine Eremitenklause verschont. Drum höre, lieber Leser, die traurige Historia des verliebten Wirrwars in der freien Reichsstadt Hinzepunz, und spiegle dich daran.

In besagtem Städtlein lebte ein Burgemeister, und der Burgemeister hatte einen Sohn, der war Stadtschreiber. Er hieß Christoph Müsgen. In seiner Jugend nannte ihn die Mutter Töffel und der Schulmeister Theophilus. Auf Universitäten wurde er empfindsam, und ein Genie ohne Halstuch, das mit offener Brust Gottes freie Luft in sich sog. Er kam zurück in seine Vaterstadt, sollte Akten lesen, und schrieb Komödien. Auf dem Rathhause war der Musen-Almanach sein Mevius, und in der Kirche Werther's Leiden sein Gesangbuch.

Als das hitzige Fieber in Frankreich ausbrach, wurde er auch von der Seuche angesteckt, und fantasirte gewaltig. Sein Vater war ein strenger Mann, vor dem die Bürger von Hinzepunz sich tief bückten. »Ha!« rief Töffel Müsgen, »mein Vater ist ein Cäsar — und Brutus, du schläfst? — Cicero war auch Burgemeister. Als er verbannt wurde, erschienen zwanzigtausend Römer in Trauerkleidern. Ich wette, daß nicht tausend Hinzepunzer trauern, wenn mein Vater abgesetzt wird.« Töffel Müsgen hatte zu wetten, denn ganz Hinzepunz zählte nicht mehr als fünfhundert Einwohner.

Gerade damals hatte unſer Stadtſchreiber das Schauſpiel die Mediceer geleſen. Er dachte auf eine Verſchwörung. Ein handfeſter Fleiſcher ſollte dabei die Rolle des Pazzi ſpielen. »Geht das Ding ſchief,« meinte Töffel, »ſo hat mein Vater doch nicht Muth genug, wie Lorenz Mediceis, das Todesurtheil ſeines eigenen Sohnes zu unterſchreiben.« Schon wurden mitternächtliche Zuſammenkünfte in der Schenke gehalten und der Staat Hinzepunz war einer Umwälzung nahe, als plötzlich ein rettender Engel erſchien.

Dieſer Engel hieß Evchen. Töffel Müsgen ſah Evchen, und ſeine Freiheitswuth verwandelte ſich in Liebesſchwärmerei. Amor duldet keine Rebellen. Der Hinzepunzer Brutus wurde ſanft wie ein Lamm. Er blökte und girrte unter Evchens Fenſter, aber ach! näher zu kommen war ihm nicht vergönnt, denn der Doktor Saturn konnte ihn nicht ausſtehen, weil er einmal ein Epigramm auf ſeine Univerſal-Arzenei gemacht hatte; und Anne Lieſe haßte ihn wie den Teufel (nur daß ſie ihn nicht Satan, ſondern Gelbſchnabel nannte), weil er ihr Schuld gab, ihre Oberlippe ſei mit einem Schnurrbart geziert, und weil das leider nicht gelogen war. Er wurde daher auch nicht zum Schmauſe gebeten, als der kleine Theophraſtus Paracelſus getauft wurde.

Indeſſen hatte er doch, Gott weiß wie? einen Schleifweg zu Evchens ſtark verbollwerktem Herzen gefunden, und ihre Schuld war es wahrhaftig nicht, daß er nur unter dem Fenſter girren durfte. Schon ſahen ſie ſich zuweilen ver-

ſtohlen an der Hausthür, denn ſeit der lange Hanns Anne Lieſen in die Augen ſtach, war dieſer Argus minder wachſam.

Welch' ein Schauſpiel für Götter, wenn Anne Lieſe unſern Helden jugendlich ſchalkhaft neckte; wenn ſie ihn in der Küche mit Aufwaſchwaſſer beſpritzte, oder des Abends am Kamin dem Schnarchenden mit Kohle einen Schnurrbart machte. Aber ach! warum müſſen wir auch die ſchwache Seite des Helden bekennen! warum zwingt uns hiſtoriſche Treue ſeine Fehler aufzudecken! — Er blieb gefühllos bei ihren Reizen, und verzehrte undankbar alle ihre Leckerbiſſen; nur Einen ausgenommen, zu welchem ihm die Eßluſt mangelte.

Glücklicher war der Doktor Saturn bei Gretchen. Der kleine Theophraſtus konnte ſchon in der dritten Woche, was Cato in ſeinem Leben nicht lernte, das heißt: er konnte lachen, und dann lachte der Alte herzlich mit, bis ihm der Huſten die Kehle zuſchnürte, und Hans lachte auch. Von einem Nebenbuhler träumte keinem von beiden, und doch hatten ſie Einen, denn der Gärtner war ein flinker junger Burſche, der Gretchen früh an jedem Morgen einen Blumenſtrauß brachte, und ihn vor ihren Buſen ſteckte.

Hans hatte freilich dieſe Untreue verdient, denn er ging ſelbſt auf verbotenen Wegen. Seine lüſterne Blicke ſchmauſten an Evchens wellenförmigen Conturen, und man ſagt ſogar, er habe ein Loch in ihre Kammerthür gebohrt, um ſie zu belauſchen, wenn ſie ſich einſchnürte. Doch dieſe Beſchuldigung iſt zu hart, als daß wir auf ein bloßes Hörer-

ſagen ihr Glauben beimeſſen ſollten. So viel iſt gewiß, daß Evchen die Grauſame ſpielte, denn gegen ihren Töffel blieb er doch immer nur ein Hans.

So bunt hatte Teufel Amor die Karten gemiſcht, und eben ſo bunt ſollte auch das Spiel zu Ende gehen. Es war ein dunkler feuchter Herbſtabend, an welchem die drei Damen, ohne irgend etwas verfängliches zu ahnen, ein dreifaches Rendezvous veranſtaltet hatten.

»Ich werde auf den Abend in den Garten kommen,« flüſterte Gretchen dem Gärtner zu.

»Komm auf den Abend in den Garten,« ſprach Anne Lieſe zu dem langen Hans.

»Steigen Sie auf den Abend über den Gartenzaun,« raunte Evchen dem Stadtſchreiber in's Ohr. Hilf heiliger Amor! wenn da nur kein Unglück geſchieht. Die drei Corydons verſprachen ſich einzufinden, und hielten Wort.

Der Gärtner lauſchte — eine weiße Geſtalt ſchwebte auf ihn zu. »Biſt du es, Gretchen?« Ja ich bin es. — Der Gärtner und die weiße Geſtalt verſchwanden.

Der Stadtſchreiber krabbelte über den Zaun, und tappte die dunkle Allee hinunter. Er ſah ein dunkelfarbiges Weſen vor ſich, er griff darnach und hielt es feſt umarmt. Ein leiſes Ach! das von den Lippen tönte, eine ſanfte Klage über Verwegenheit, erſtickte er in ſeinen Liebkoſungen.

Der lange Hans lauerte hinter einer Roſenhecke, und ſprach ſeiner Dankbarkeit Muth ein. Als endlich eine weibliche Geſtalt ihm in die Augen dämmerte, ſprang er hervor,

umfaßte ſie, und heuchelte ſo gut er konnte ein ſprachloſes Entzücken.

Der freundliche Herbſtnebel hüllte das halbe Dutzend glücklicher Menſchen in ſeinen Schleier, und obgleich die Schauplätze ihrer Freuden zufälligerweiſe einander ſehr nahe lagen, ſo ahnete doch keiner Etwas von der Gegenwart des Andern; denn es ging Alles ſo ſtill und friedlich zu wie in einer Quäkergemeinde.

Aber was that unterdeſſen der gute Doktor Saturn?

Er ſaß und ſchlummerte — da warf eine Katze ſein Arzneiglas herunter, daß ihm der Saft die Pantoffeln beſpritzte. Er klingelte, Niemand erſchien. Er klingelte wieder, vergebens! Er rief mit heiſerer Stimme: Anne Liese! Hans! Gretchen! — umſonſt. Ungeduldig ſtand er auf, zündete eine Blendlaterne an, ſuchte in der Küche, im Stalle, auf den Boden, und da er aus Urſachen nirgends fand, was er ſuchte, ſo kam ihm das Abenteuer bedenklich vor.

Er ſchlich nach dem Garten mit verdecktem Lichte, er horchte, lauſchte, hörte raſcheln, hörte ziſcheln, näherte ſich leiſe, und ſtand nun mitten auf dem Platze, wo rechts und links, und neben ihm und hinter ihm, der Boden zu leben ſchien.

Wohlthätiger Huſten! du, dem einſt die Römer Altäre erbauten! ſieh in welcher Gefahr ſechs liebende Körper ſchweben! erbarme dich ihrer und warne ſie noch zu rechter Zeit!

Ach unſer Gebet bleibt unerhört! zwar kitzelte den Alten

der Huſten im Halſe, doch ehe er noch recht ausbrechen konnte, ſchob der Doktor ſeine Blendlaterne auf, und ließ die Strahlen rings umher fallen. — Himmel! welche Gruppe! — ſein erſter Blick fiel auf Gretchen in des Gärtners Armen; ſein zweiter auf die keuſche Nichte und den langen Hans; ſein dritter auf die unfruchtbare Anne Lieſe und den ſüßen Stadtſchreiber.

Hier ſinkt uns die Feder aus der Hand, und wir verſtummen! — Wer malt Gretchens Scham und des Gärtners Verlegenheit, Evchens Schrecken und Hanſens Ueberraſchung, Anne Lieſens Erſtaunen und des Stadtſchreibers Entſetzen! Wer malt endlich die Wuth des alten Doktor Saturn! und wer kann errathen, wie dieſe Wuth ſich äußerte?

Indeſſen das Licht der Blendlaterne rings umher eine allgemeine Auferſtehung bewirkte, und ein Jeder ſich aufraffte ſo gut er konnte, ſetzte nur allein der Doctor ſich ſo wunderſam ſchnell auf den Boden nieder, daß ſeine Leuchte verloſch. Da ſaß er ganz ſtill, und redete nicht ein Wort, weil ihn der Schlag gerührt hatte, und er mauſetodt war. Vier böſe Geiſter, gekleidet in kalten Herbſtnebel, feuchte Abendluft, Zorn und Schrecken hatten ihn zu Grabe geleitet.

Gretchen war mit dem Gärtner in das Treibhaus entflohen. Evchen ſchlich auf ihr Kämmerlein. Anne Lieſe lag im Baſſin, und der Stadtſchreiber, der in der Dunkelheit den rechten Ort verfehlte, um über den Zaun zu ſprin-

gen, fiel in einen Froschgraben. Hans allein blieb zurück bei dem Doktor, und demonstrirte ihm sehr redselig: »daß der Mensch ein freies Wesen sei; daß keiner die Befugniß habe, den Andern in Ausübung seiner Freiheit zu stören; und daß es daher für einen offenbaren Eingriff in die unveräußerlichen Menschenrechte gelten müsse, wenn man an einem neblichten Herbstabend drei liebende Paare mit einer Blendlaterne beleuchtet."

Der Redner freute sich über die stille Andacht, mit welcher der Doktor ihm zuhörte. »Kommen Sie," sprach er, »der Nebel möchte Ihnen auf die Brust fallen." Mit diesen Worten wollte er ihm aufhelfen. Aber so wenig Widerspruch der gute Alte gegen die Grundsätze des Apostels geäußert hatte, so steif und fest behauptete er hingegen seinen Platz.

»Sind Sie todt?" fragte Hans ihn endlich. — »Ja mein Seel! er ist todt! — nun so wandelt er jetzt im Lande der Freiheit, wo es weder Erbsenhüter noch sächsische Dragoner gibt. — Warum starb er aber so plötzlich? — Zorn, Schrecken, Wuth, — warum ging er nicht nach Hause, und schrieb eine Rezension? wie weiland mein Prinzipal der Magister ** zu thun pflegte, wenn er der verdorbenen Galle einen Ausweg verschaffen wollte."

Nachdem er dem Entschlafenen diese Standrede gehalten, nahm er ihn auf den Rücken, trug ihn nach Hause, und warf ihn Anne Liesen vor die Füße. »Da habt Ihr Euren Doktor, thut mit ihm was Euch gefällt."

Anne Lieſe kreiſchte, Evchen weinte; dieſe raufte ſich die Haare, und jene den Bart aus. Hans aber ging und legte ſich ruhig ſchlafen.

Vierzehntes Kapitel.

Doktor Hans.

Am andern Morgen verſammelten ſich die Hausgenoſſen, um zu berathſchlagen, was ſie nun mit dem Leichname anfangen ſollten! Sie waren am Ende ſämmtlich der Meinung, daß er begraben werden müſſe. Hans ſchlug vor, bei dieſer Gelegenheit ein Feſt zu feiern, nach Art der alten Saturnalien, von welchen er in des Magiſter ** Makulatur eine Beſchreibung geleſen hatte. Auf dieſe Art, meinte er, würden ſie der edlen Freiheit huldigen, und zugleich den Namen Saturn verewigen.

Sein Vorſchlag ward gebilligt. Man weinte im Scherz, und ſchmauſte im Ernſt. Auch Töffel Müsgen wurde eingeladen. »Wie!« rief Anne Lieſe, »ich ſoll ihn wieder ſehen? den Räuber meiner Ehre! den Mörder meiner Unſchuld!« — Sie ſah ihn wieder, und verzieh großmüthig. Auch will man bemerkt haben, daß ſie ihn nachher nie wieder Gelbſchnabel nannte.

Das dumme Evchen ſchlug die Augen nieder, aber das kluge Gretchen ſchlug ſie auf. Sie machte aus ihrer Nei-

gung für den flinken Gärtnerburſchen kein Geheimniß und als Hans ihr Wankelmuth vorwarf, ſprach ſie lächelnd: »ich bin frei! ſoll mein Herz allein Sklavenfeſſeln tragen?«

»Aber bedenke nur, Gretchen! der kleine Theophraſtus Paracelſus iſt doch unſer Kind.«

»Nun ja doch, wird er d'rum es weniger ſein, wenn ich den Gärtner liebe? — Freiheit iſt das höchſte Gut, ſo haſt du mich gelehrt und zürnſt nun, daß ich deine Lehren ausübe?«

»Zürnen? keineswegs! du willſt? — es ſei! — Leb wohl, Gretchen! Ich ſegne dich und den kleinen Theophraſtus. Deine Fußtapfen mögen triefen immerdar vom Fette der Freiheit!« So ſprach er und ging. Sein Heldenauge füllte eine Thräne, denn Gretchen Hopsmann war ſeine erſte Liebe. Er entfloh — wohin? — auf ſein Zimmer. Dort ließ er ſeinem Schmerze freien Lauf; er frühſtückte und packte ſeine Koſtbarkeiten zuſammen.

Koſtbarkeiten? — hatte er ſie geſtohlen?

O nein, man gab ſie ihm gutwillig.

Worin beſtanden ſie?

In einer Flaſche von des Wohlſeligen Univerſalarzenei, Pulver, Pillen, Kräutern und Latwergen; einer Tinktur um Gold zu machen; einem Buche um Geiſter zu beſchwören, und einem Bündel Rezepte, welche in Form einer Lotterie geordnet waren, und unter welchen das Los entſchied.

Himmel! das Los?!?!

Warum nicht? die Kranken losten um ihr Leben, wie die Herrenhuter um ihre Weiber. Wenn jene zuweilen Gift, und dieſe ein böſes Weib ergriffen, ſo weiß ich wohl welches von beiden das ſchlimmſte iſt. Auch iſt ja dieſe Sitte allgemein, nur mit dem Unterſchied, daß gewöhnlich nicht der Kranke das Los zieht, ſondern der Arzt.

So ausgerüſtet wanderte Hans in die weite Welt, und gab ſich für einen vornehmen Egyptier aus, der wegen eines unglücklichen Zweikampfs nach Hinzepunz flüchten müſſen. An Gretchens Stelle begleitete ihn das Glück. Er verrichtete große Kuren an Menſchen und Vieh, und ward bald aus einem Fußgänger ein Kutſchenfahrer. Sein Ruf verbreitete ſich von den Dörfern in die Städte, aus den Hütten in die Paläſte. Entnervte Wollüſtlinge und hyſteriſche Damen waren ſeine beſten Kunden. Jene kurirte er durch den innerlichen Gebrauch der ſpaniſchen Fliegen, und dieſe durch ein Arcanum, wofür ihm einſt ein großer König große Summen bot.

„Glücklicher Hans!“ rief er aus: „endlich haſt du den botäniſchen Garten betreten, in welchem das Kraut der Freiheit wächst. Weg mit der rothen Mütze! Aeskulap's Schlangenſtab ſei hinfort das Symbol der Freiheit. — Man iſt Doktor, und Niemand frägt warum? Der Doktor befiehlt, und Könige gehorchen. Er ſchreibt abgebrochene Worte, jede Silbe iſt eine Kabinetsordre. Er ſtreckt die Hand aus, ſie wird vergoldet. Werde geſund! ſpricht der Arzt, und wer nicht gehorcht, muß ſterben. Welches Für-

ſten Macht iſt der ſeinigen gleich? jeder Widerſpenſtige wird mit dem Tode beſtraft. Gefällt es ihm nicht länger hier oder dort, ſo zieht er weiter. Die allmächtige Fantaſie iſt in ſeinem Gefolge. Mit ihrer Hilfe bringt er Krankheiten dahin wo keine waren, und kurirt ſie da wo ſie nicht ſind. — Ha! dreimal ſelige Kunſt! die ewig gegen die Natur kämpft, und doch ihre Siege allein der Natur verdankt! die da nimmt, wo ſie zu geben ſcheint, und keinen Feind über der Erde duldet."

So perorirte unſer Held im überſtrömenden Gefühle ſeines Glückes. Dukaten und Bierkäſe füllten Beutel und Töpfe. Der lange Hans, nur zu dienen gewohnt, wurde jetzt von einem Hänschen bedient.

Bei ſeinem Aufenthalt in einer berühmten Reſidenz ward er eines Tages in einen Gaſthof beſchieden, um mit ſeiner Kunſt einem jungen vornehmen Herrn beizuſtehen, den die Liebe über Roſenpfade in einen Moraſt geführt hatte. Er öffnete die Thür — »Kus Kurrat!" erſcholl es ihm entgegen, »Hans! biſt du es?" — Es war der Junker. Hans hatte eine große Freude, und der Junker auch.

»Wie Teufel biſt du ein Doktor geworden?"

Recht ſo ſelbig, antwortete Hans; ein ehſtniſcher Provinzialismus, deſſen man ſich bedient, wenn man keine eigentliche Urſache anzugeben weiß.

»Aber, mein Gott, Junker, wie ſind Sie zu der böſen Krankheit gekommen?"

Recht ſo ſelbig, ſagte der Junker, kannſt du mir helfen?

»Ob ich kann? — fragen Sie das Haus, die Stadt, die Welt. Aber ob ich will? das iſt eine andere Frage.«

Du willſt nicht? warum nicht?

»Wer ließ mich in den Erbſen bei Frankfurt hilflos liegen? wer ſpottete meiner, als der Erbſenhüter mich windelweich gedroſchen hatte?«

Ach Hans! was ſind die Prügel eines Erbſenhüters gegen die gefährlichen Gunſtbezeigungen einer hübſchen Dirne! — vergiß allen Groll! die Mama hat alte Rubels geſchickt, wir wollen ſie brüderlich theilen.

Hans war nicht unerbittlich, und bewirthete den dankbaren Junker vier Wochen lang mit Latwergen und Dekokten, die ihn ſo ziemlich wieder auf die Beine brachten. Er ſetzte ſich und ſchrieb an die Mama: »unſer lange Hans hat ſich in Egypten duellirt und iſt Doktor geworden.«

Fünfzehntes Kapitel.

Gretchen als Mutter.

»Sie ſind nun wieder geſund,« ſagte Hans zum Junker, »aber hüten Sie ſich.«

»Hüten? wie Teufel willſt du, daß man ſich hüten ſoll? Da gegenüber ſteht ein großes ſchönes Haus, in dem Hauſe

wohnt ein kleines schönes Mädchen; ein Busen rund wie ein Ball, eine Hand weich wie Maulwurfsfell, eine Haut weiß wie Bierkäse, und ein Auge schimmernd wie faules Holz. Es ist leichter Erbsen hüten, als die fünf Sinne eines Menschen."

Hans verzog ein sauer Gesicht. Er hörte nicht gern von Erbsen reden. Seit jenem merkwürdigen Schmause bei Frankfurt, hatte keine Erbse, weder frisch, noch getrocknet, seinen Schlund passirt, und die erste Speise, welche er seinen Kranken untersagte, waren Erbsen. Um das Gespräch von diesem verhaßten Gegenstande abzuwenden, trat er an's Fenster, und besah das große schöne Haus, in welchem das kleine schöne Mädchen wohnte.

»Ich will dich zu ihr führen," sagte der Junker.

»Meinetwegen!" erwiederte Hans.

»Aber Du wirst dich verlieben."

»Ich werde mich nicht verlieben, denn ich bin schon verliebt."

»In wen?"

»In eine Undankbare, die mich einem Gärtnerburschen aufopfert."

Unter solchen Gesprächen kamen sie an die Thür des großen Hauses. Der Junker klingelte. Eine alte freundliche Frau that ihnen auf. »Guten Tag, Mutter! ich bin wieder gesund, und hier ist der Herr Doktor, ein ehstnischer Egyptier, der wird auch die Mamsell auf Nummero 9 gesund machen."

So eben ſtieg ein allerliebſtes Geſchöpf die Treppe herab. »Das iſt ſie,« ſagte der Junker zu Hans.

»Ja das iſt ſie,« erwiederte Hans, und ſchloß ſie in ſeine Arme. Es war Gretchen Hopsmann.

Hans! biſt du es?

Gretchen! wie kommſt du hieher?

Der Junker gaffte. Die ſogenannte Frau Mutter ſtaunte. Die beiden Liebenden ließen ſich nicht irre machen, ſie hatten viel zu ſchwatzen und zu küſſen.

»Ich bin reich und vornehm geworden,« ſagte Hans, »willſt du nun wieder mit mir ziehen?«

»Von ganzem Herzen!« erwiederte Gretchen.

»Aber mein Gott!« ſprach der Junker, »wie ſoll ich das verſtehen? In Straßburg nimmſt du mir den blauen Frack mit Gold geſtickt, und hier entführſt du mir ein Mädchen?«

»Sie iſt frei,« verſetzte Hans, »ſie mag wählen.«

»Ich wähle dich!« rief Gretchen und hing ſich an ſeinen Arm.

Hans ſchenkte der Frau Mutter ein Goldſtück, hob ſeine Beute in den Wagen, und rollte mit ihr davon. Der Junker ſchlich nach Hauſe und ſchrieb an die Mama: Hans iſt ein Teufelskerl!

Kaum waren die Verliebten allein, als Fragen, Antworten und Küſſe ungeduldig wechſelten.

»Wo blieb der Gärtnerburſch?«

„Er iſt mir untreu geworden, und hat Anne Lieſen geheirathet.“

»Die ſchnurbärrtige Anne Lieſe?“

»Sie hat ihn durch ihr Gold geblendet.“

»Und das runde Evchen?“

»Iſt Frau Stadtſchreiberin geworden. Und mit dem Gott der Ehen zog der Eiferſuchtsteufel in unſer Haus; da haben mich die beiden Weiber aus Hinzepunz heraus gekeift.“

»Doch erzähle weiter, wie iſt es dir ergangen?“

»Gut und böſe. Ich kam hieher und wollte dienen. Da erwachte plötzlich das edle Gefühl der Freiheit, welches du in meine Bruſt gepflanzt haſt. Ich begab mich in das Haus, wo du mich gefunden. Dort habe ich meine Freiheit genoſſen, indem ich mit Andern den Genuß des Lebens theilte.“

»Bravo, Gretchen! du biſt meine würdige Schülerin. Genießen! das iſt das große Wort, in welchem hoher Sinn verborgen liegt. Doch für's Erſte ſollſt du einige Pillen und Decocte genießen.

Gretchen that was Doktor Hans befahl. Ihre Wangen blühten, und von ihren Augen blieb nur der Apfel blau. Sie lebten nun auf einen allerliebſten Fuß miteinander. Das Geld ſtrömte in die Taſche des Aeskulap, und regnete in den Schooß der Dame. Hans mußte immer beſuchen, und wurde immer beſucht.

Unter ihren Haus- und Tiſchfreunden war auch ein Prediger, dem es wunderlich in der Welt ergangen war. Man hatte ihn abgeſetzt, weil er nicht begreifen konnte, daß die Weisheit des Miniſters größer ſei, als die ſeine. »So ſoll er wenigſtens ein Pröbchen von meiner Allmacht ſehen,« ſprach der Miniſter, und ſetzte ihn ab.

Dieſem brotloſen Manne verdankte Hans viele Freundſchaft. Denn als nach Jahr und Tag Gretchen von einem Knaben entbunden wurde, taufte der Prediger ihn unentgeltlich, und gab ihm den Namen Pelagius. —

Sechzehntes Kapitel.

Alte Bekanntſchaften.

Ein Sprichwort ſagt: auf Regen folgt Sonnenſchein, und das iſt wahr; aber in keinem Sprichwort ſteht: auf Sonnenſchein folgt Regen, und das iſt doch auch wahr. Bis jetzt hatten die beiden Maitreſſen unſers Helden ſich recht gut mit einander vertragen! ich meine Jungfer Gretchen und Jungfer Fortuna. Die Receptlotterie trug viel Geld ein; wo Geld iſt, da wird geſchmauſt; wo geſchmauſt wird, da kommen Freunde; und wo Freunde ſind, da lebt ſich's gut. Der kleine Pelagius war geſund und ſtark, Hans dick und fett, Gretchen friſch und roth, der ſchwarze Freund bekam einen Schmeerbauch

und ein Unterkinn. Ach! da ſtampfte, in einem Anfall von Weiberlaune, Fortuna ihre Kugel. Die Kugel kugelte ſich rund um, der kleine Pelagius wurde krank, Hans mager, Gretchen blaß, und der ſchwarze Freund ward über ein kleines nicht mehr geſehen.

Wie ging das zu?

Sehr natürlich. Die Receptlotterie machte Bankerott, weil ſie nicht gut berechnet war. Es kam Schlag auf Schlag.

Ein vornehmer Herr, dem eine Fiſchgräte im Halſe ſtecken geblieben war, ließ den Herrn Doktor Hans ſchleunig rufen. Der Aeskulap holte ſein Receptenbündel aus der Taſche, und hielt es dem Kranken hin, wie man ein Spiel Karten zu halten pflegt, wenn der Andere eine Karte ziehen ſoll. Der vornehme Herr zog, es war Lapis infernalis. Er ſtarb, die Philoſophen lachten, Hans ließ die Flügel hängen.

Eine ſchöne Dame, welche ſich im zweiten Monat ihrer Schwangerſchaft befand, wurde von Vapeurs geplagt, weil am letzten Courtage bei Hofe der Fürſt zu ihrer Nachbarin geſagt hatte, das neue Kopfzeug kleide ſie ſehr gut. Sie ſchickte nach dem berühmten Egyptier. Er kam, ein Recept wurde gezogen, es waren dreißig Gran Jalappenwurzel. Die ſchöne Dame verſchluckte ſie, und wurde ſo ſchnell entbunden, daß der kleine Reſt von Seele, welchen ſie beſaß, bei dieſer Gelegenheit mit fort ging. Sie

ſtarb, ihre Kammerjungfer weinte, ihr Mann lachte, und Hans kratzte ſich hinter den Ohren.

Ein berühmter Recenſent hatte ſich die Schwindſucht an den Hals geärgert, weil man, trotz ſeines Schimpfens, die Werke eines gewiſſen Autors immer noch kaufte und las. Doktor Hans wurde geholt, und das Recept-Orakel befragt. Es verordnete kalte Bäder. Der Recenſent gab nach einigen Wochen ſchimpfend ſeinen Geiſt auf. Die Literaturzeitung weinte, das Publikum lachte, und Hans zuckte die Achſeln.

Aber die löbliche Fakultät hatte ſchon längſt die Achſeln gezuckt, jetzt zuckte ſie das Schwert, und unſer Held wurde als ein unprivilegirter Mörder aus der Stadt gejagt.

An einem ſchönen Morgen erwachte Gretchen ohne Bettgenoſſen, nur der kleine Pelagius lag in der Wiege und ſchlummerte. »Hans! wo biſt du?« — Keine Antwort. Kiſten und Schränke waren ausgeleert, die Speiſekammer eine Wüſte, und der Keller eine öde Gruft. Drei Tage lang rief Gretchen: „o Hans! wo biſt du?“ und als am Abend des dritten Tages noch immer keine Antwort erfolgte, da ſtopfte ſie dem hungrigen kleinen Pelagius ein Stücklein übrig gebliebene Rhabarber-Wurzel in den Mund, und ging ihrer Wege.

Unſer Held zog indeſſen auf den Dörfern herum, wo die Fakultät ihn ungehindert ſein Weſen treiben ließ. Denn wenn auch hin und wieder Einer in Hanſens Lotterie Hab

und Gut verlor, ſo war es doch nur ein Bauer; ein Bauer aber, und ein Recenſent, verhalten ſich gegen einander wie Schweiß und Tinte.

Indeſſen wurde der lange Hans jetzt länger als er je geweſen war, denn die magere Koſt verlängerte ihm die Backen, Bauch und Waden. Der Bauernſchweiß, den er hin und wieder ſammelte, ward ihm nur Tropfenweiſe zu Theil, denn das Königsfett hatte ſchon alles in ſich geſogen. Er ging daher zu Fuße, mit einem Ränzchen auf dem Rücken, Kartoffeln im Magen, und der edlen Freiheit im Herzen.

Eines Abends in der Dämmerung befand er ſich mitten in einem Walde, als ein Wanderer ſich zu ihm geſellte, der von Zeit zu Zeit nach ſeinem Ränzchen ſchielte.

»Was trägſt du da, Kamerad?«

»Gold und Silber,« erwiederte Hans.

»Eine ſchöne Ware. Wohin trägſt du ſie zu Markte?«

»Sie iſt für jeden Narren feil.«

»Ei! ſolch ein Narr bin ich auch. Gib mir dein Ränzchen.«

»Kennſt du Bion den Griechen?« verſetzte Hans.

»Ich habe nicht die Ehre.«

»Er war Einer von den ſieben Weiſen Griechenlands und trug Alles bei ſich. Die Weiſen waren damals was ſie noch ſind: arme Teufel. Ich Hans der Ehſte bin Einer von den Weiſen Ehſtlands und mache es wie Bion.«

»Und ich Martin der Ehſte,« ſprach der Wanderer, »will dich weiſer machen als Bion, und dir das Ränzchen abnehmen.«

»Du Martin der Ehſte?« Kus Kurrat! Biſt du der Friſeur, den ich in Straßburg aus den Fäuſten des Schloſſergeſellen rettete?«

»Derſelbe. Du haſt mich nachher als Sklaven wieder geſehen, als du in den Erbſen bei Frankfurt lagſt. Jetzt bin ich ein Freiherr geworden. Die Welt iſt mein. Ich ſäe nicht und ernte doch. Drum ſperre dich nicht und gib mir dein Ränzchen.«

»Bruder Martin, daraus wird nichts. Der Mainzer Heilige hieß auch Martin, aber er nahm keinem Landsmann ſein Ränzchen, ſondern er warf dem Bettler einen Mantel zu, weil er vermuthlich zu Hauſe noch ein Dutzend Mäntel hatte.«

»Ohne Umſtände!« ſprach der Wanderer, und zog ein Taſchenpiſtol hervor.

»Wirf das Piſtol in den Buſch,« ſagte Hans kaltblütig. »Schießgewehr und Freiheit ſind geſchworne Feinde. Du ſiehſt in mir einen Apoſtel der Freiheit, werde mein Jünger und folge mir.«

»Umgekehrt, Landsmann! Folge du mir, oder ich jage dir eine Kugel durch deine rothe Freiheitsmütze.«

»Lieber durch den Kopf,« ſagte Hans.

»Sei kein Narr!« erwiederte Martin. »Hier rechter

Hand, durch dickverwachsenes Gesträuch, führt der Weg in den unterirdischen Tempel der Freiheit. Dort wirst du ihre Priester finden, und auf sie wird es ankommen, ob sie dich opfern oder weihen wollen."

Vergebens sträubte Hans sich gegen die antimagnetische Kraft des Taschenpistols. Der gespannte Hahn gab seinen Nerven eine Spannung, die ihn durch Dick und Dünn, durch Busch und Morast trieb, bis sie endlich vor einer Höhle standen, welche das Maul weit aufsperrte. Eine Treppe führte hinab, wie in die Pyrmonter Schwefelhöhle; auch stieg ein Dampf heraus, wie aus jener, es war aber nicht Schwefel, sondern Bratendampf. Ringsumher wuchs kein Gras, Menschen und Pferde hatten den Platz fest getreten, hohe Fichten umkreisten ihn, die Sonne stahl sich nur am Mittag hinein.

„Hier wohnt die Freiheit, wie vormals unsere Götter, in dunkeln Hainen." So sprach Martin der Ehste zu seinem zitternden Landsmann. »Spürst du den süßen Geruch des Brandopfers, welches man wahrscheinlich so eben verzehrt? Hinab! hinab! damit dein mageres Ränzchen mich nicht um einen fetten Schmaus betrüge."

Bei diesen Worten gestikulirte das Taschenpistol so behende unter der Nase unsers Helden, daß dieser sich kurz und gut entschloß, wie Daniel in die Löwengrube hinabzusteigen.

Unten fand er eine geräumige Gruft, mit Lichtern und

Lampen erleuchtet. In der Mitte eine große Tafel, an deren oberſten Ende er mit vielem Vergnügen den Journaliſten gewahr wurde, mit welchem er einſt in Hurlebuſch manche Kanne Merſeburger ausgetrunken hatte. Vor ihm ſtand ein gebratener Auerhahn, und auf ſeinem Knie ſaß — Gretchen Hopsmann!

(Die Fortſetzung im zweiten Bande.)

Inhalt.

	Seite
Der unterirdische Gang	9
Die Geschichte unserer Unwissenheit	199
Der lange Hans, oder: Die Rechte des Menschen . . .	145

Gedruckt bei J. P. Sellinger.

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Zweiundzwanzigster Band.

BIBL. VNIVERS LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Die jüngsten
Kinder meiner Laune.

Von

August von Kotzebue.

Zweiter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

An die Frau Gräfin

Josephine von Pachta,

geborne Gräfin von Canal,

in Prag.

Nur Freunde ertragen Launen. Ich wage es, Sie, liebenswürdige Frau, meine Freundin zu nennen. Wollte der Himmel, meine Ansprüche auf Ihre Nachsicht wären eben so gegründet, als die Ihrigen auf meine wärmste Hochachtung. Daß dieser zweite Band manche muthwillige Laune weniger enthält, als der erste, ist Ihr Werk.

Möchten Sie diese Kinder des Schutzes werth finden, den ihr Vater von Ihnen erbittet.

Kotzebue.

Vorbericht.

Man wird vielleicht in diesem Bande die Fortsetzung des langen Hans suchen, vielleicht auch die Fortsetzung der Geschichte unserer Unwissenheit; beide vergebens. Sie bleiben — vermuthlich auf immer — in meinem Pulte verschlossen, da das Urtheil von Leuten, die ich hochschätze, dagegen sprach. Mit Vergnügen gebe ich dem Publikum einen Beweis, daß ich nicht so eitel bin, als der Verfasser des Buches über Humanität mich gern machen möchte.

Dieser Band enthält größtentheils eigene Einfälle; zuweilen bearbeitete Ideen anderer Schriftsteller, kurz, Launen.

Reval, den 8. Januar 1794.

Der Verfasser.

Die geheilte Schwärmerin.

(Eine Scene aus der großen Welt.)

Der alte Herr von Fels wohnte auf dem Lande, folglich lebte er zufrieden und glücklich. Seine wunderschöne Tochter, Louise, wohnte mit ihm auf dem Lande; folglich war sie unschuldig und gut. Er säete und erntete, sie kochte und backte. Er ging auf die Jagd, sie las ein gutes Buch. Doch nein, ich irre: sie las viel und gern in Romanen, ein Roman ist aber nicht immer ein gutes Buch. Auch der beste zaubert den Leser in eine andere Welt, macht das Wohnhaus seiner Helden zum Feenschloß, und ihren Küchengarten zum Elisium.

Louise hatte, außer dem Pfarrer, welcher schielte, und dem Gerichtsschreiber, welcher krumme Beine hatte, noch keine Mannspersonen gesehen. Sie begriff aber sehr wohl, daß es noch Mannspersonen geben müsse, welche nicht schielen, und auf geraden Beinen einher wandern. Sie hatte sich aus Werther und Tom Jones ein Mittelding zusammengesetzt, schön wie der Morgen, warm wie der Mittag, zärtlich wie der Abend, und belohnend wie die Nacht. Sie hatte dies Geschöpf ihrer jugendlichen Einbildungskraft zu ihrem Liebhaber ernannt, bald nachher machte sie ihren Gatten daraus, und dieser Luftgemahl war immer zärtlich, immer zuvorkommend, immer den

Liebhaber spielend; kurz, man sah wohl, daß Louise das Buch über die Ehe nicht gelesen hatte.

In der Nachbarschaft wohnte ein reicher Edelmann von fünfzig Jahren, der einen Sohn hatte, welcher zwanzig Jahre jünger war, als sein Vater. Der junge Baron Thurn kam von Reisen zurück, hatte an vielen Höfen viel Langeweile erlitten, und sein unverdorbenes Gefühl war glücklicherweise im Strudel der großen Welt immer oben auf geschwommen, wie das Oel, welches der bedrängte Schiffer in's stürmende Meer gießt. Der Fürst des Landes hatte ihm endlich einen Kammerherrnschlüssel an die rechte Hüfte gehängt, und er kam nach Hause, um zu versuchen, ob er die Schatzkammer der Natur auch ohne diesen Schlüssel aufschließen könne.

Seine Hoffnungen betrogen ihn diesmal nicht, denn sie waren nicht auf Menschen gebauet, sondern auf sein eigenes Herz. Er las und schrieb, jagte und blies auf der Flöte, war gesund und folglich froh.

Eines Tages lag er am Abhang eines Hügels und übersah ein Kornfeld, auf welchem die Schnitter arbeiteten. In der Ferne erblickte er ein schönes schlankes Mädchen, weiß gekleidet, ihr kastanienbraunes Haar ringelte sich unter dem Strohhute hervor; sie stand und sah den Arbeitern zu. Der junge Baron lag und sah ihr zu, und hätte viel darum gegeben, wenn ein Windstoß ihr den Strohhut vom Kopf genommen hätte, weil er aus dem schönen braunen Haar auf ein paar schöne braune Augen

ſchloß, und weil ſolche Augen ihm nicht gleichgiltig waren.

Jetzt verwundete eine alte Bäuerin ſich mit der Sichel im Fuße, ihr Blut ſtrömte, und ſie fiel ohnmächtig nieder. Raſch lief das ſchlanke Mädchen hin zu ihr, bückte ſich, wuſch die Wunde aus ihrem Riechfläſchchen, verband ſie mit ihrem Schnupftuch, und geleitete dann die Alte ſelbſt in eine nahe Hütte. Der junge Kammerherr, der in dieſem Augenblicke nichts weniger als Kammerherr war, ſtützte den halben Leib auf die linke Hand, hielt die rechte über die Augen, und ſah ihr nach, bis der letzte Zipfel ihres weißen Gewandes in der Hüttenthür verſchwand. Nun merkte er erſt, daß ſein Herz klopfte, und ſeine Wange glühte. Er ſprang auf, lief hinab zu den Schnittern, und fragte: »Lieben Leute, wer war das hübſche Mädchen, das hier bei euch ſtand, und der alten Frau Hilfe leiſtete?"

»Fräulein Louischen," ſagte ein Greis und zog ſeine Mütze ab.

»Laß die Mütze ſitzen, alter Graukopf."

»Ich entblöße immer mein Haupt, wenn ich Fräulein Louischen nenne, denn ſie iſt fromm und gut."

Nun gab es Frag und Antwort, der Greis wurde geſchwätzig, und der Jüngling erfuhr endlich — daß er halb und halb verliebt ſei. Am andern Tage in aller Frühe, als Louiſe noch im Negligee war, erſchien ein ſchmucker Reiter vor ihrer Thür. Er ſtieg ab, umarmte ihren Vater, küßte ihr die Hand, ſprach wenig von Wilem, blickte oft in die

schönen braunen Augen, und da zum Unglück kein Strohhut das sanfte Licht dieser Augen brach, so ritt er wieder weg, kränker als er gekommen war. Er ritt den ganzen Tag und wunderte sich über den langen Weg, und merkte gegen Abend, daß er dreimal um ein Schloß herumgeritten sei. Nun war es klar, daß er eine tiefere Wunde im Herzen trage, als die Bäuerin im Fuße.

Er ritt daher am andern Morgen den kürzesten Weg zu Louisen, und wählte den kürzesten Weg, seine süße Qual zu endigen, das heißt, er sprach zum Vater: »Wollen Sie mir Ihre schöne Tochter zur Frau geben?«

Der Vater sagte Ja, denn der reiche Baron besaß alles, was einem Vater gefällt; und die Tochter sagte auch Ja, denn der schöne Jüngling trug eine Gestalt, welche den Töchtern behagt. Wenig Wochen nachher sagten die jungen Leute Ja vor einem Priester, und wenig Wochen nachher zogen sie in die Residenz, um den Winter daselbst zuzubringen.

Ganz unähnlich fand Louise ihren Gemahl nicht dem Lustbild, welches sie seit dem vierzehnten Jahre mit sich herumtrug; aber auch nicht ganz ähnlich. Er war ein gesetzter Mann, der nie schwärmte, selten tändelte und herzlich liebte. »Um meine Frau glücklich zu machen,« sprach er zu sich selbst, »muß ich damit anfangen, ihr Freund zu sein; ich muß ihr Vertrauen gewinnen, denn ein Mann, der Furcht erweckt, will betrogen sein, und ist es gewöhnlich. Ich darf nie den Liebhaber spielen, denn mit einem Lieb-

haber geht man nie aufrichtig um. Freundlich, gefällig, aufmerksam, zärtlich; aber nie überlästig, nie leidenschaftlich oder mißtrauisch; das sind die Eigenschaften eines liebenswürdigen Gatten."

So lautete sein Selbstgespräch, und wie das ihrige?

„Es ist doch sonderbar, ich bin jung und schön, und mein Mann liebt mich nicht. Der ruhige Besitz hat ihn kalt gemacht. Hab' ich Gesellschaft, so läßt er mich allein. Will ich ausfahren, so hat er nie etwas dagegen einzuwenden. Komm' ich nach Hause, so empfängt er mich freundlich, und frägt nicht einmal: Wo kommen Sie her? — Ich will seine Liebe prüfen, ich will ihn eifersüchtig machen. O ihr Männer! um euch immer zu gefallen, muß man euch quälen. Man sei zärtlich, treu, zuvorkommend, so wird man vernachläßigt. Ein gleichförmiges Glück macht euch Langeweile. Ohne Widerstand kein Vergnügen. Launen, Koketterie, Flatterhaftigkeit; das ist die Würze, die euren verwöhnten Gaumen reizt. Wohlan, mein Herr Baron, ich bin Ihnen herzlich gut, aber ich will anfangen, Sie daran zweifeln zu lassen. Wir wollen sehen, ob wir Ihnen nicht die unausstehliche Ruhe benehmen können, die einen ewigen Frühling auf Ihr Gesicht zaubert."

Gesagt, gethan. Louise stürzte sich in einen Wirbel von Zerstreuungen, sie spielte die Kokette, zwar ziemlich schlecht, aber sie spielte sie doch. Sie lieh allem, was sie that, den Anstrich des Geheimnisses, gab und empfing Besuche ohne ihren Mann.

»Da haben wir's!" sagte der Baron, »meine Frau ist ein Weib wie alle anderen. Eine Ehe von vier Monaten macht ihr Langeweile. Lasse ich sie merken, daß ich verliebt in sie bin, so mache ich mich noch obendrein lächerlich. Ich muß mich verstellen und schweigen. Sanftmuth und Gefälligkeit gewinnen zwar nicht immer Herzen, aber Klagen und Vorwürfe nie." Er schwieg, verbannte jeden Schein von Zwang, und verdoppelte seine zuvorkommende Aufmerksamkeit.

Louise wurde ungeduldig. »Mein Gott! sagte sie, »ich mag thun, was ich will, dieser Mensch wird mich nie lieben. Er schläft noch immer ruhig, er ißt und trinkt gut, nichts stört seinen Gleichsinn. Soll ich mein Leben mit einer Marmorbüste vertrauern, die weder lieben noch hassen kann? — Nein, Amor und Hymen vertragen sich nicht, Freiheit ist die Mutter der Liebe! — Mein Gemahl ist ein Biedermann, das gesteh' ich gern; aber wenn ein Biedermann Langeweile macht, was soll man thun?"

So vergiftete Schwärmerei dies junge Herz und die verpestete Hofluft that das übrige. Louise wurde mürrisch, launisch, kalt gegen die Freunde ihres Mannes, und bitter gegen ihn selbst.

»Sie liebt mich nicht!" rief der junge Baron schmerzvoll, »wenn ich fortfahre, sie mit meiner Zärtlichkeit zu quälen, so wird sie mich endlich hassen. Louise mich hassen! da sei Gott für!"

»Madame," sagte er eines Abends zu ihr, »wir leben nicht glücklich mit einander."

Louiſe. So ſcheint es.

Der Baron. Ich frage nicht warum? das Herz hat ſelten Gründe.

Louiſe (bitter). Vortrefflich!

Der Baron. Sie gaben mir Ihre Hand ohne mich zu kennen, das iſt zum Theil meine Schuld.

Louiſe. Sehr großmüthig.

Der Baron. Ich will mich dafür beſtrafen, ich will mich ſelbſt aus Ihrer Gegenwart verbannen. Sie bewohnen Ihren Flügel und ich den meinigen; wir werden uns ſelten ſehen.

Louiſe (mit unterdrückten Thränen). Nach Ihrem Gefallen.

Der Baron. Ich habe Vertrauen zu Ihnen, ich fordere nichts, als was Wohlſtand, Erziehung und Ihr eigenes Herz Ihnen vorſchreiben.

Louiſe. Gewährt, mein Herr.

Der Baron. Sie haben von dieſem Augenblicke an Ihre eigene Tafel, Bedienung, Equipage —

Louiſe. Ich nehme es mit Dank an.

Der Baron. Leben Sie wohl.

Er ſagte die letzten Worte mit erſtickter Wehmuth. Er öffnete die Thür, und ſah ſich noch einmal um. Auf Louiſens Wange glühten Stolz und Liebe. Die Liebe wollte reden, der Stolz haſchte ihr das Wort vom Munde. Sie ſchwieg, und der Baron ging, verſchloß ſich in ſein Zimmer und weinte. Ueber ſeinem Ruhebette hing ein Gemälde

von Darbes, seine Frau in der weißen Tracht mit dem Strohhute, wie er sie zum ersten Male sah. Dies Bild war von nun an seine einzige Gesellschaft, ihm vertraute er seinen Kummer, ihm klagte er seine Leiden.

Louise machte indessen Gebrauch von ihrer Freiheit. Sie sammelte einen glänzenden Hof um sich her, sie gab Souper, Ball, Konzert; alles, was auf den guten Ton Anspruch machte, drängte sich in ihren Zirkel. Natürlich fehlte es einem jungen schönen Weibe von siebzehn Jahren auch nicht an Bewunderern. Hundert Schmetterlinge flatterten um die Rose, die nur von den wohlthätigen Dornen der Unschuld vertheidigt wurde.

Jetzt erschien der junge Graf Lalli, der furchtbarste Stutzer des Hofes. Es war entschieden, daß Niemand ihm widerstehen konnte, und die Damen ersparten sich die vergebliche Mühe. Er war schön wie der Morgen, voll Anstand und Grazie. Er sprach wenig aber gut, Blick und Stimme gaben den geringfügigsten Dingen in seinem Munde einen Werth. Er war ein Geck; aber er verstand die Kunst, mit Anstand ein Geck zu sein. Bescheidener Stolz thronte auf seiner Stirn. Er entschied über alles, doch immer mit wenigen sanften Worten. Widerspruch hörte er gefällig, ein Lächeln war gewöhnlich seine ganze Antwort. Nie bestritt er eine fremde Meinung, nie gab er sich die Mühe, von der seinigen einen Grund anzugeben. Mit einem hohen Begriff von sich selbst, verband er die höflichste Aufmerksamkeit für andere.

So hatte er sich, ohne recht zu wissen wie, zum Orakel aller Gesellschaften gemacht. Man wählte kein neues Kleid, keine Farbe eines Wagens, ohne seinen Geschmack zu Rathe zu ziehen. Das ist artig, das ist hübsch, waren kostbare Worte aus seinem Munde, und sein Schweigen ein Verdammungsurtheil. Eben so stempelte sein Beifall auch Schönheit, Talent, Witz und Geist. Die Dame, die er mit seiner Aufmerksamkeit beehrte, war von dem Augenblick in der Mode, und jeder Nebenbuhler trat schüchtern zurück.

Arme Louise! Genug, und mehr als genug, für ein unerfahrnes Herz, für ein Weib, das mit seinem Gatten unzufrieden ist.

Sie staunte über seine Schönheit, mehr noch über seine Bescheidenheit. Ehrfurchtsvoll trat er herein, und setzte sich auf den untersten Platz. Aber sogleich flogen alle Blicke nach ihm, und lustwandelten auf ihm herum. Seine Kleidung war ein Muster des Geschmacks, die jungen Herren rings umher studirten sie aufmerksam. Spitzen, Stickerei, Degengefäß, Alles ward begafft, und die Namen der Kaufleute, deren Kundmann er war, und der Handwerker, die für ihn arbeiteten, sorgfältig aufgeschrieben.

»Sonderbar!« ruft man aus, »nur Er hat diese Muster, diese Farben —«

»Die Industrie,« erwiedert Lalli bescheiden, »ist so hoch gestiegen, daß dem Geschmack nur die kleine Mühe übrig bleibt, sie zu beschäftigen.«

Die ganze Gesellschaft glaubt, Graf Lalli habe etwas tief durchdachtes gesagt. Er glaubt es selbst und nimmt eine Prise Tabak. Seine Dose erregt neues Staunen. Sie war indessen nur von einem jungen Künstler, dem Lalli empor helfen wollte. Man verlangte von Allem die Preise zu wissen; er lächelte und wußte sie nicht. Man flüsterte und nannte die Dame, die seine Ausgaben besorgte.

»Ich bin beschämt, gnädige Frau,« raunte er Louisen in's Ohr, »daß diese Kleinigkeiten eine Aufmerksamkeit beschäftigen, welche sich auf einen weit interessanteren Gegenstand concentriren sollte. Ich muß hören, ich muß reden, indessen ich blos zu sehen wünsche. Nie hat meine Gefälligkeit mich mehr gekostet, und ich hoffe, Sie werden mir erlauben, mich dafür in einem ruhigern Augenblicke schadlos zu halten.«

»Ein Mann wie Graf Lalli ist immer willkommen,« antwortete Louise erröthend, und dies Erröthen, und das zärtliche Lächeln, mit welchem Graf Lalli eine ehrfurchtsvolle Verbeugung begleitete, ließen die flüsternde Gesellschaft vermuthen, daß die Intrigue so gut als geknüpft sei. Louise, welche einige Worte in's Ohr geraunt für nichts Böses hielt, und nichts weniger als ein Rendezvous gegeben zu haben glaubte, wurde nicht einmal gewahr, daß die Weiber sich gewisse Blicke zuwarfen, und die Männer sich kleine Spöttereien entschlüpfen ließen.

Aber Lalli ging, und Louise ward zerstreut. Man lenkte das Gespräch auf ihn, selbst seine Nebenbuhler und Louisens Nebenbuhlerinnen sprachen zu seinem Lobe. Von zwanzig

Frauen, deren Gunſt er beſeſſen, hatte keine ſich über ihn zu beklagen. Louiſen entſchlüpfte kein Wort. »Zwanzig Frauen!" wiederholte ſie bei ſich ſelbſt, »das iſt viel! aber was Wunder! er ſucht Eine, die ihn auf immer feſſeln könne, und ſelbſt einer beſtändigen Leidenſchaft fähig ſei."

Der Morgen kam, man erwartete ihn, man wurde unruhig, er kam nicht; man hatte Laune, er ſchrieb, man las ſein Billet, und die Laune verſchwand. Er war in Verzweiflung, die ſchönſten Augenblicke ſeines Lebens verlieren zu müſſen. — Ueberläſtige belagerten ihn — er konnte nicht entwiſchen — denn dieſe Ueberläſtigen waren wie gewöhnlich Leute von Stande — aber er bat dringend um Erlaubniß, am andern Morgen recht früh kommen zu dürfen, um u. ſ. w.

Der Abend kam. Louiſe empfing ihre Geſellſchaft mit Kälte, man bemerkte es, und errieth die Urſache.

„Graf Lalli wird heute nicht hier ſein," hub die geſchminkte Baroneſſe A. an, „er ſpeiſt auf dem kleinen Landhauſe der Gräfin B."

Louiſe erblaßte. »Ich will den Treuloſen nie wiederſehen," ſprach ſie zu ſich ſelbſt. — »Aber warum nicht? — wer weiß ob nicht Bosheit oder Eiferſucht aus den geſchminkten Lippen der Baroneſſe A. ſprechen? — Und was wage ich am Ende dabei, ihn noch Einmal zu ſehen? — muß ich ihn nicht hören, bevor ich ihn verdamme."

Der Morgen kam. Louiſe ſaß an ihrer Toilette. Lalli trat herein wie ein Poliſſon, aber wie der artigſte Poliſſon

von der Welt. Louiſe erſchrack, einen Menſchen, den ſie kaum kannte, im nachläſſigſten Negligee erſcheinen zu ſehen, und hätte er ihr Zeit gelaſſen, vielleicht wäre ſie böſe geworden. Aber er ſagte ihr in einem Athem ſo viele ſchöne Dinge über ihre friſche Farbe, ihr ſchönes Haar u. ſ. w., daß ſie nicht den Muth hatte zu zürnen.

Das kleine Landhaus der Gräfin B. fiel ihr wieder ein, aber es wäre unſchicklich geweſen, jetzt ſchon Eiferſucht merken zu laſſen, und ein Vorwurf konnte ſie verrathen. Sie begnügte ſich, nachläſſig zu fragen, wo er ſeinen Abend zugebracht habe?

»Wo?« verſetzte Graf Lalli, »weiß ich es ſelbſt? O wie ermüdend iſt die große Welt! Selig, der von Allen vergeſſen wird, und Alles vergißt, um nur für ſich und die Liebe zu leben. Glauben Sie mir, gnädige Frau, wenn Ruhe und Freiheit Ihnen lieb ſind, retten Sie ſich aus dem Wirbel, der Sie umgibt. Wozu alle die Schmetterlinge, die Ihnen den Hof machen? Ein Jeder ſchmeichelt ſich mit Ihrer Eroberung. Oder haben Sie vielleicht ſchon eine Wahl getroffen?«

Lalli's unbefangene Vertraulichkeit hatte Louiſen gleich etwas verwirrt, die letzte Frage machte ſie vollends ſtumm. Lalli wurde es gewahr. »Ich war vielleicht unbeſcheiden,« fuhr er fort.

»Keineswegs,« erwiederte Louiſe ſanft, »ich habe keine Geheimniſſe.« Das Flattern der jungen Herren beluſtigt mich, aber keiner von ihnen ſcheint mir einer ernſthaftern Neigung werth.«

Lalli fand ihr Urtheil zu strenge und sprach mit Nachsicht von seinen Nebenbuhlern. »Herr von C. zum Beispiel,« sagte er, »könnte liebenswürdig sein; er hat wenig Kenntnisse, und das ist Schade, denn er spricht artig genug von Dingen, die er nicht versteht, und das beweist, daß mit ein wenig Mutterwitz man die Kenntniß leicht entbehren kann. Herr von D. ist ein Etourdi, aber wenn eine Frau von Welt sich die Mühe nimmt, das erste Jugendfeuer zu dämpfen, so kann etwas aus ihm werden. Der Major E. ist ein Mann von Empfindung, und ich glaube seine naive Dummheit würde mir gefallen, wenn ich ein Frauenzimmer wäre. Das ist eine Beute für die Schlingen irgend einer Kokette. Der Kammerjunker F. ist ein eingebildeter Geck, aber lassen Sie ihn nur erst fünf- oder sechsmal aus dem Korbe gestochen sein, und Sie werden erstaunen über seine Bescheidenheit. Indessen sind alle diese Herren vor der Hand nicht Ihre Sache, und doch sind Sie frei. — Was machen Sie mit dieser Freiheit?«

Louise. Ich suche sie zu genießen.

Der Graf. Possen! man genießt seine Freiheit nur in dem Augenblick, da man darauf Verzicht thut. Sie sind jung und schön, wenn Sie Ihr Herz nicht bald verschenken, so verschenkt es sich selbst. Aber die Wahl ist freilich wichtig. Sie werden lieben, wo nicht, so werden Sie doch geliebt werden, das ist sehr natürlich. Aber in Ihrem Alter muß man einen Liebhaber wählen, der zugleich Rathgeber und Freund sei; einen Mann von Welt, der Sie vor Gefahren warne —

Louiſe (mit einem höhniſchen Lächeln). Einen Mann, zum Beiſpiel wie Sie, Herr Graf —

Der Graf. Wahrhaftig ja! mit mir würden Sie nicht übel fahren; und wäre ich nicht ſo belagert, wüßte ich mich loszuwinden —

Louiſe. Thun Sie das nicht, es würde Ihnen zu viele Opfer koſten, und mir zu viele Feinde machen.

Der Graf (kalt). Opfer, gnädige Frau? keineswegs! ich werde Ihnen nie etwas aufopfern. Verlaſſen, was man wenig achtet, und erringen, was man feurig wünſcht, iſt kein Opfer. Was die Feinde betrifft, ſo kümmert das wenig, wenn man Verſtand und Muth hat, ſich ſelbſt zu leben.

Louiſe. Man iſt furchtſam in meinem Alter. Und wäre es auch nur die Verzweiflung einer Gräfin B., vor welcher ich zittern müßte —

Der Graf (ohne im geringſten betroffen zu ſein). Gräfin B.? Die Gräfin B. iſt eine gute vernünftige Frau, die gar nicht verzweifeln wird. Ich merke wohl, daß man geſchäftig geweſen iſt. Wohlan, hier iſt meine Geſchichte mit ihr. Die Gräfin iſt im Herbſt ihres Lebens. Um von der großen Welt nicht vergeſſen zu werden, hat ſie mich gebeten, ihr einige Aufmerkſamkeiten zu bezeigen. Es wäre unartig geweſen ihr das abzuſchlagen. Um unſern Rendezvous mehr Glanz zu geben, hat ſie ein kleines Landhaus gekauft. Ich habe ihr genug vorgeſtellt, daß es nicht der Mühe werth ſei, und daß ich ihr höchſtens einen Monat

zugeſtehen könne. Ohne mein Wiſſen und Willen iſt das kleine Landhaus ſehr zierlich möblirt worden, und — die Hauptſache — ich habe verſprechen müſſen, mit der Miene des Geheimniſſes dort zu ſoupiren. Das geſchah geſtern Abend. Um den geheimnißvollen Schleier noch dichter zu weben, hatte die Gräfin nicht mehr als fünf oder ſechs von ihren Freundinnen eingeladen, und mir nicht mehr als fünf oder ſechs von meinen Freunden mitzubringen erlaubt. Ich ging alſo hin, that als amuſire ich mich herrlich, war galant, zärtlich, kühn — kurz, ich ließ die Gäſte wegfahren, und verließ die Wirthin erſt eine halbe Stunde nachher. Das war, glaube ich, alles, was der Wohlſtand erheiſchte. Auch ſchien die Gräfin entzückt, und iſt nun wieder für ein ganzes Jahr ſicher, einen glänzenden Zirkel um ſich zu ſehen. Geſtehen Sie, gnädige Frau, daß ich dieſe Dame jetzt verlaſſen darf, ohne Vorwürfe zu fürchten. Schließen Sie daraus auf meine Art mich zu benehmen. Der Ruf eines Frauenzimmers iſt mir ſo lieb als mein eigner; noch mehr, ich opfere ihm mit Vergnügen meine eigene Eitelkeit. Das größte Unglück für eine Dame von Welt iſt, verlaſſen zu werden. Ich verlaſſe nie, ich weiß es immer ſo einzurichten, daß man mich verläßt. Dann ſtelle ich mich untröſtlich, und ich habe mich ſogar zuweilen drei Tage lang eingeſchloſſen, blos um der Dame allein die Ehre des Bruchs zu vergewiſſern. Sie ſehen, ſchöne Louiſe, daß nicht alle Männer ſo bös ſind, als man ſie ausſchreit, und daß es noch Grundſätze und gute Sitten unter uns gibt.

Louiſe, welche hier weder den Werther noch den Tom Jones reden hörte, fiel aus ihren Wolkenſchlöſſern unſanft zur Erde. »Wie, mein Herr?« ſagte ſie, »das nennt man Grundſätze und gute Sitten?«

Der Graf. Allerdings, gnädige Frau; aber man findet das ſelten, und die vorzügliche Achtung, in welcher ich ſtehe, iſt eben keine Empfehlung für unſere jungen Leute. Auf Ehre! je mehr ich daran denke, je mehr wünſchte ich um Ihres eigenen Vortheils willen, Sie wählten einen Menſchen wie mich.

Louiſe (ſpöttelnd). Gewiß! Sie würden meinen Ruf ſchonen; Sie würden, ſobald der Ueberdruß ſich einſtellte, mir die Ehre des Bruchs gönnen. —

Der Graf. Sie ſcherzen. Aber wenn ich Ihnen ſage, daß Sie eines denkenden Mannes werth ſind, der Herz und Geiſt zu ſchätzen weiß, ſo iſt das kein Scherz. Ihr Herr Gemahl iſt ein recht guter Menſch, aber, mein Gott! er hat kein Gefühl für Ihre Reize. Und überhaupt weiß man ja wohl, daß eine Frau ſich nicht die Mühe nimmt, bis auf einen gewiſſen Grad liebenswürdig für ihren Mann zu ſein; der Wunſch, ihm zu gefallen, iſt nie lebhaft genug. Glücklicherweiſe iſt der Baron ſo vernünftig, Ihnen keinen Zwang anzuthun, eine Gefälligkeit, die Sie wenig verdienen würden, wenn Sie die koſtbarſte Zeit Ihres Lebens in unthätiger Zerſtreuung verlören.

Louiſe. Wir denken verſchieden, Herr Graf. Meine Wahl — wenn ich anders je wählen ſollte — würde mir

nur dann verzeihlich ſcheinen, wenn eine wahre dauerhafte Neigung —

Der Graf. Wie! Louiſe? Beſtändigkeit in Ihrem Alter? — Wahrhaftig, wenn ich das glaubte, ich wäre fähig eine Thorheit zu begehen.

Louiſe. Und die wäre?

Der Graf. Mich in allem Ernſt zu verlieben.

Louiſe (ſpöttiſch). Wirklich? Sie hätten den Muth?

Der Graf. Ich ſage Ihnen, ich bin herzlich bang dafür.

Louiſe. Die ſonderbarſte Liebeserklärung von der Welt.

Der Graf. Sie iſt albern, ich fühle es wohl. Aber Sie müſſen mir verzeihen, es iſt die erſte in meinem Leben.

Louiſe. Die erſte?

Der Graf. Ja, gnädige Frau, bis jetzt war man immer ſo gütig mir zuvorzukommen. Aber ich fühle wohl, daß ich alt werde.

Louiſe (lachend). Wohlan! mein Herr, ich verzeihe Ihnen um der Seltenheit willen.

Der Graf. Wahrhaftig? ich darf Sie lieben? und darf hoffen geliebt zu werden?

Louiſe. Halt! halt! ſo weit ſind wir noch nicht. Die Zeit muß lehren, ob Sie es verdienen.

Der Graf. Wie? — im Ernſt? — ſehen Sie mich an.

Louiſe. Nun? ich ſehe Sie an

Der Graf. Und Sie lachen nicht?

Louiſe. Worüber?

Der Graf. Ueber Ihre drollige Antwort. Halten Sie mich für ein Kind?

Louiſe. Mich dünkt, meine Antwort war ſehr vernünftig.

Der Graf. Haben Sie mir denn ein tête à tête zugeſtanden, um Vernunftſchlüſſe zu machen?

Louiſe. Ich habe nicht gewußt, daß man Zeugen einladen muß, wenn man vernünftig reden will. Auch weiß ich nicht, ob Sie über mein Benehmen klagen dürfen. Ich geſtehe Ihnen zu, daß Sie mit einer intereſſanten Geſtalt Geiſt und Grazie verbinden —

Der Graf. Sehr gütig.

Louiſe. Aber das iſt noch nicht genug, um mein Vertrauen zu gewinnen, und meine Neigung zu feſſeln.

Der Graf (lächelnd). Noch nicht genug? und was bedarf es denn mehr?

Louiſe. Eine tiefere Kenntniß Ihres Charakters, eine innigere Ueberzeugung von Ihrer Liebe. Ich verſpreche nichts, ich verſage nichts; Sie dürfen Alles hoffen, aber nichts begehren. Wenn das Ihnen genügt —

Der Graf. Um Ihre Liebe zu verdienen, ſchöne Louiſe, iſt freilich kein Opfer zu groß. Aber im Ernſt, können Sie verlangen, daß ich Allem entſagen ſoll, um des Glückes einer ungewiſſen Zukunft willen? — Sie wiſſen — ohne Prahlerei ſei es geſagt — daß ich überall geſucht werde. Sei es Geſchmack, ſei es Laune, gleichviel! Genug es iſt ſo, ich bin nun einmal in der Mode; aber ich bin es müde, die Mode-

puppe zu spielen. Lange schon suchte ich einen Gegenstand, der mich fesseln könne, ich habe ihn gefunden, und mit Freuden will ich vergessen, daß Amor Flügel hat, sobald ich von heute an gewiß bin, daß ich nicht vergebens seufze. — Sie wollen Zeit? Ueberlegung? Wohlan, ich gebe Ihnen vierundzwanzig Stunden, und hoffe, Sie werden mit mir zufrieden sein, denn noch nie gab ich so viel.

Louise. Ich sehe wohl, daß meine Langsamkeit und Ihre Ungeduld sich nicht vertragen werden. Ich bin jung, und habe Gefühl; aber weder Jugend noch Gefühl sollen mich zu einer Unbesonnenheit verleiten. Nur Proben einer wahren Liebe, Zeit, Gewohnheit, Zutrauen und Achtung können meine Wahl entscheiden.

Der Graf. Aber, gnädige Frau, glauben Sie denn im Ernst, daß Sie einen liebenswürdigen Mann finden werden, der nichts besseres zu thun hat, als den meilenlangen Faden einer Intrigue zu spinnen? und Sie selbst, wollen Sie sich so lange fragen: soll ich lieben oder nicht? bis die schönen Tage Ihres Frühlings verstrichen sind?

Louise. Ich weiß nicht, ob ich jemals lieben, und wie viel Zeit ich dazu brauchen werde? aber diese Zeit wird nie verloren sein, wenn sie mir Reue erspart.

Der Graf. Ich bewundere Sie, gnädige Frau, wahrhaftig, ich bewundere Sie. Aber ich habe nicht die Ehre zu den alten Rittern der Tafelrunde zu gehören, und ich kam wahrlich nicht so früh hieher, um den Plan eines Romans mit Ihnen zu entwerfen.

Er verbeugte ſich und ging. Louiſe blieb verſteinert.

»Das iſt alſo der Mann, den die ganze Welt liebenswürdig nennt? Er erzeigt mir die Ehre mich artig zu finden, und wenn er mich der Beſtändigkeit fähig glaubte, ſo würde er die Thorheit begehen, mich in allen Ernſt zu lieben? aber er hat unmöglich Zeit meinen Entſchluß abzuwarten? in vier und zwanzig Stunden ſoll ich mich erklären? Das iſt mehr als er jemals zugeſtand! — O ihr Weiber der großen Welt! wie tief laßt ihr euch herabwürdigen! — Freue dich, Louiſe, du haſt ihn kennen lernen. Die größte Erniedrigung für eine Frau iſt die, einen Gecken zu lieben.«

Am nämlichen Abend, nach der Oper, verſammelte ſich die ſchöne Welt, wie gewöhnlich, bei Louiſen. Der Kammerjunker F. näherte ſich ihr geheimnißvoll und flüſterte ihr in's Ohr, daß weder Graf Lalli noch der Major E. heute die Geſellſchaft vermehren würden.

»Deſto beſſer,« ſagte Louiſe, »ich thue meinen Freunden nicht gern Zwang an. Es gibt ſogar Leute, deren Zudringlichkeit mir läſtig wird.«

Der Kammerjunker. Wenn Lalli unter dieſe Zahl gehört, ſo ſind Sie auf lange Zeit von ihm befreit.

Louiſe. Vermuthlich iſt ſein Stolz beleidigt?

Der Kammerj. O nein, ſein Stolz iſt unverwundbar, aber er ſelbſt nicht. Davon hat der Major E. ſo eben einen Beweis geliefert.

Louiſe. Der Major E.? wie das?

Der Kammerj. Erſchrecken Sie nicht. Alles iſt in gehöriger Ordnung vorgegangen.

Louiſe. Mein Gott, was iſt vorgegangen?

Der Kammerj. Sie kennen den Major, er iſt ein wenig lebhaft; und Graf Lalli, mit aller ſeiner Beſcheidenheit, gibt ſich zuweilen gewiſſe Airs, die nicht jedermann gefallen. Wir ſtanden nach der Oper zuſammen auf dem Theater, und hörten ihm wie gewöhnlich zu, wie er rechts und links urtheilte, tadelte, lobte; denn das muß man ihm laſſen —

Louiſe. Zur Sache, mein Herr.

Der Kammerj. Wohlan zur Sache. Er fragte, ob wir dieſen Abend bei der kleinen Baroneſſe ſpeiſen würden? (Verzeihen Sie, er nennt Sie nur immer die kleine Baroneſſe.) Wir antworteten Ja. Ich werde nicht hinkommen, ſagte er, denn ſeit dieſem Morgen ſchmollen wir mit einander. — Warum? warum? fragten wir Alle. — Da erzählte er uns, Sie hätten ihm ein Rendezvous gegeben, er ſei das erſte Mal ausgeblieben, das hätten Sie übel genommen, er habe dieſen Morgen ſein Verbrechen wieder gut gemacht, er habe das Verſäumte einholen wollen; aber Sie hätten ein wenig das Kind geſpielt, hätten Zeit, Ueberlegung, und was weiß ich Alles verlangt; Ihre ewigen Abers und Wenns hätten ihm endlich Langeweile gemacht, und er habe Sie — wie ſoll ich es nennen? —

Louiſe. Sitzen laſſen, mein Herr.

Der Kammerj. Bewahre der Himmel! wie könnte

dieſer Ausdruck meinen Lippen entſchlüpfen. — Er erzählte weiter: Sie wollten durchaus mit einer ernſtlichen Verbindung debutiren; er habe auch wirklich einige Neigung dazu empfunden, aber Alles wohl überlegt, fehle es ihm an Zeit. Er habe die Feſtung rekognoſcirt (verzeihen Sie, gnädige Frau, es ſind ſeine eigenen Ausdrücke), er glaube, ſie werde eine förmliche Belagerung aushalten, und da er nur geſchickt ſei zu überrumpeln, ſo überlaſſe er Einem von uns dieſe Eroberung. Die Tugend, ſetzte er hinzu, iſt Ihr Steckenpferd, und die Empfindſamkeit Ihre ſchwache Seite. Nahm ich mir die Mühe den Empfindſamen zu ſpielen, ſo war der Sieg mein.

Auf Louiſens Wangen glühten Zorn und Scham.

»Ich wußte recht gut,« fuhr der Kammerjunker fort, »daß er nur prahlte, aber ich war ſo vernünftig zu ſchweigen. Der Major E. nahm das Ding ernſthafter, er ſagte ihm ganz trocken, daß er lüge. Darauf gingen ſie mit einander hinaus.«

Louiſe (unruhig). Nun? und dann?

Der Kammerj. Nun, und dann, gnädige Frau, ich ging ihnen nach. Der Major empfing einen Stich in den Unterleib —

Louiſe. Und der Graf?

Der Kammerj. Der empfing zwei, die ihn lange genug im Bette halten werden. Ich führte ihn zu ſeinem Wagen. »Siehſt du,« ſagte er, »wie die jungen Leute ſind, nie wollen ſie belehrt ſein. Schade, daß dieſer Major ſo

hitzig iſt, er wäre ſonſt ein recht liebenswürdiger Menſch. Leb wohl, mein Freund, ſetzte er hinzu, und brich dir nie den Hals um eines Weibes willen; denn es gibt nicht Eine, die auch nur den ſchwächſten ihrer Reize für einen Geliebten aufopfern würde."

Louiſe war außer ſich. Sie gab Kopfſchmerzen vor, und man weiß, daß Kopfſchmerzen eine höfliche Manier ſind, die Geſellſchaft zu verabſchieden. Man ließ ſie allein. Sie warf ſich auf den Sofa, ihr ſchönes Auge ſchwamm in Thränen, ihr Herz war von mannigfaltigen Gefühlen zerriſſen. Major E. iſt verwundet — Lalli ſtirbt vielleicht — ein Zweikampf, der ſie zum Mährchen der Stadt macht — wenn ihr Gemahl es erfährt, was wird er ſagen? — Alles das wogte in ihrer Seele auf und nieder; und fiel zuweilen ein Sonnenblick dazwiſchen, ſo beleuchtete er das Bild des Majors, deſſen Großmuth einen tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht hatte.

Indeſſen ging alles beſſer, als man hoffen durfte. Der Kammerjunker fand bei ſeiner Heimkunft ein Billet vom Major E., welcher ihm den Hals zu brechen verſprach, wenn er die Begebenheit verlautbarte; und es gibt Mittel, die ſelbſt einen Kammerjunker zum Schweigen bringen. Auch Lalli ſchwieg; denn obgleich ein verſchmähter, gekränkter Liebhaber öfters Gunſtbezeugungen ausposaunt als ein glücklicher, ſo war ihm doch ſeine erſte Indiscretion allzu übel bekommen, und er wandelte einen Monat lang an den Ufern des Styx.

Der Major ward bald wieder hergestellt. Louise sah ihn zum ersten Male mit einer sanften Bewegung, die sie noch nie gefühlt hatte. Ein Mensch, der sein Leben für uns wagte, wird uns natürlich lieb, lieber noch der, für den man sein Leben wagte; immer fesseln Wohlthaten den Geber stärker als den Empfänger. Was Wunder, daß der Major Louisen auf das feurigste liebte. Aber jemehr er aus Dankbarkeit fordern durfte, je weniger wagte er zu fordern. Ihm schien es, er werde das Gefühl seiner edlen That verlieren, wenn er Ansprüche darauf gründete. Er schwieg und näherte sich Louisen nur mit bescheidner Blödigkeit.

Das war gerade die Art, ein Herz wie das ihrige zu rühren. Zwar schwieg auch sie, weil sie fürchtete, die Grenzen der Dankbarkeit zu überschreiten; aber ihr wohlwollendes gütiges Betragen bewies, daß sie auch nicht undankbar sein wollte.

So machte ihre gegenseitige Neigung täglich Fortschritte. Sie suchten sich mit den Augen, ohne es zu wollen; sie sprachen vertraulich von unbedeutenden Dingen; sie legten einander Rechenschaft von allen ihren Schritten ab; zwar gleichsam nur im Vorbeigehen, und um Etwas zu sagen; aber mit so vieler Pünktlichkeit, daß sie immer auf die Minute wußten, wo sie sich finden würden.

Nach und nach wurde der Major kühner, und Louise weniger zurückhaltend. Beide wußten, daß sie sich liebten, und es bedurfte nur noch eines kleinen geringfügigen Zufalls, um das Geständniß auch ihren Lippen zu entreißen.

Eines Tages waren sie allein; Louise ließ ihren Fächer fallen, der Major hob ihn auf; sie empfing ihn mit einem wohlwollenden Lächeln; er küßte ihre Hand feurig, sie machte eine sanfte Bewegung sie wegzuziehen; er hielt sie fest, und sah ihr zärtlich in's Gesicht; ihr Blick wurde schmachtend, sein Auge wurde feucht; ihre Hand zitterte, die seinige bebte; ihr entschlüpfte ein Seufzer, und er lag zu ihren Füßen.

»Ich bin glücklich!" rief er entzückt, »Louise liebt mich!"

»Ja, ich liebe Sie," stammelte Louise, »aber vergessen Sie nie, daß heilige Bande mich fesseln; ehren Sie meine Tugend."

Ein edles Weib kann selbst den Wollüstling zum Heiligen umschaffen. Der Major war nie ein Götzendiener der Wollust, und wäre er es gewesen, Louisens reine Unschuld hätte den Sieg über seine Sinnlichkeit davon getragen. Er fühlte sich lange Zeit glücklich in dem Besitz eines treuen tugendhaften Herzens. »Der hat nie geliebt," rief er oft, »den das Gefühl, so geliebt zu werden, nicht allein beglückt. Der hat nie geliebt, der fähig ist, die Unschuld eines Weibes durch Gewissensbisse zu vergiften."

Louisen entzückten diese Gesinnungen ihres Helden. Sie liebte ihn täglich mehr, und er ward dessen täglich würdiger; bis endlich Neid und Schadenfreude, diese Geißeln der Menschen, sich auch zwischen ihnen einnistelten. Der Major hatte einen großen Hang zur Eifersucht, wie Alle, die einer starken Leidenschaft fähig sind. Alle Augenblicke kam

ein guter Freund, und raunte ihn boshaft lächelnd bald dies bald jenes in s Ohr, wollte hier einen Blick, dort ein zweideutiges Lächeln von Louisen aufgefangen haben, witzelte über ihre Tugend, spöttelte über seine Sorglosigkeit, und blies jeden Funken des Argwohns zur Flamme an.

Mit der Eifersucht ist es wie mit den Gespenstern; wer keine Geister glaubt, sieht keine, und wer sich davor fürchtet, sieht deren überall. Der Major E. wurde unruhig, finster, empfindlich; Gesellschaft war ihm lästig, Einsamkeit machte ihn bitter; er hatte Launen, krittelte, wurde verdrießlich, wenn Louise munter war, und stichelte, wenn sie schwermüthig wurde. Das arme Weib fühlte mit jedem Tage mehr, daß die Blumen-Fesseln sich in Ketten verwandelten, mußte jeden Tag neue Klagen und neue Vorwürfe anhören. Jede Mannsperson in ihrem Zirkel schien ihm ein Nebenbuhler, den sie verbannen sollte.

Die ersten Opfer, welche er begehrte, wurden ihm ohne Widerstand gebracht. Neue Wünsche von seiner Seite, neue Opfer von der ihrigen. Doch nichts erstickt das Flämmchen der Liebe schneller, als die drückende Luft eines ewigen Mißtrauens. Sie wurde endlich müde seine Sklavin zu sein, sie ließ ihn das merken, und nun brach seine tirannische Liebe in Wuth aus. Louise suchte ihn zu besänftigen, aber vergebens! Er verlangte, sie sollte sich einschließen, nur für ihn leben, Niemand sehen als ihn, für die ganze übrige Welt todt sein.

»Die Opfer, welche der Liebe schmeicheln," sagte Louise

mit Sanftmuth, »bringt nur das Herz unter dem Schleier des Geheimnisses. Glänzende Opfer begehrt nur die Eigenliebe. Die Liebe will Sieg, die Eigenliebe Triumph. Ich fange an Sie zu fürchten, vielleicht auch minder hoch zu achten, und meine Liebe verlöscht. Sein Sie mein Freund, wenn Sie können. Ich werde Ihre Freundin bleiben, das ist das einzige Mittel, unſ'rer beider Ruhe wieder herzuſtellen."

»Ha! nun erkenne ich," rief der Major wüthend, »nun erkenne ich deine treuloſe Falſchheit! Du haſt mich nie geliebt! Nur ein Lalli iſt werth dein Herz zu beſitzen, und ich war wohl ein großer Thor, daß ich mein Leben —"

»Reden Sie nicht aus," unterbrach ihn Louiſe, »ich weiß Alles, was ich Ihnen ſchuldig bin, aber ich verlaſſe Sie, um Ihnen die Schamröthe zu erſparen, mir es vorgeworfen zu haben."

Mit dieſen Worten verſchloß ſie ſich in ihr Kabinet, und der Major ſtürmte fort, feſt entſchloſſen, ſie nie wieder zu ſehen.

Ein neues Heer von Schmetterlingen umgaukelte bald die Roſe, aber Louiſe fand nirgends das Urbild ihrer romantiſchen Schwärmerei. Hier ein Geck, der ihr fade Albernheiten vorſchnarrte, dort ein Siegwart, der ihr Mondgefühle zuliſpelte; hier ein prächtiger Thor, der ſie durch ſeine Diamanten zu blenden glaubte, und dort ein eingebildeter Philoſoph, der ſeine Empfindungen langweilig analyſirte. Louiſe verſank in jene finſtere Schwermuth, welche ſo leicht ein Herz ergreift, das vergebens nach Mitgefühl ſucht.

»Ach!« rief sie aus, »wie hasse ich alle Romanenschreiber, die mich mit Fabeln einwiegten. Den Kopf voll von romantischen Grillen, fand ich meinen Gemahl kalt und gefühllos. O er ist liebenswürdiger als alle, die ich bisher sah. Er ist sich immer gleich; er liebt mich wenig, aber er liebt doch nur mich. Er schwärmt nicht, aber er ist immer sanft und gefällig. Ach! nicht starke Leidenschaften, nur Seelenruhe gewährt wahres Glück. — Darf ich noch Anspruch darauf machen? — habe ich die Freundschaft, das Zutrauen, vielleicht gar die Achtung meines Gatten noch nicht verloren? — O nein! kein Laster, nur jugendliche Unbesonnenheit führte mich irre. — Aber wird mein Mann mir glauben? wird er mich hören? — Fliege zu ihm, Louise! — du zögerst? was hält dich zurück? — die Furcht, gedemüthigt zu werden? — blieb er nicht immer edel selbst mitten in deinen Verirrungen? sollte er dich jetzt minder schonen, da du reuevoll zurückkehrst? — und gelingt es nicht, sein Herz wieder zu gewinnen, so wird dieser Schritt dich doch mit dir selbst aussöhnen. Man hat nie Alles verloren, wenn man seine eigene Achtung rettet.«

So theilte der Sonnenblick der Tugend den Nebel, welcher die schuldlose Lilie eingeschleiert hatte. Sie war entschlossen, sich zu den Füßen ihres Gatten zu werfen, mit hochklopfendem Herzen kam sie schon bis in sein Vorzimmer, hatte schon die Klinke seiner Thür in der Hand; falsche Scham hält sie zurück, ein Geräusch jagte sie wieder in ihr Zimmer. Noch zweimal versuchte sie es, noch zwei-

mal kehrte sie wieder um. Er war vielleicht nicht allein, und wenn auch nur sein Kammerdiener im Zimmer war, wo nähme sie den Muth zu reden her?

Jetzt hörte sie die Thüren des Barons verschließen. Sie horchte ängstlich; er ging durch das Vorzimmer, und fragte im Durchgehen: Wie befindet sich meine Gemahlin? — »Recht wohl," antwortete man ihm; und Louise ärgerte sich, daß man ihm glauben lasse, sie befinde sich wohl. — Jetzt hörte sie seinen Fußtritt nur noch auf der Treppe. Sie eilte an's Fenster, um ihm durch die Scheiben nachzusehen. Der Reisewagen fuhr vor, der Baron stieg hinein und verschwand.

Mein Gott! der Reisewagen! rief sie aus, und klingelte. Die Zofe trat herein.

»Ist mein Gemahl verreist?

Die Zofe. Er wird einige Tage auf dem Lande zubringen.

»Ach!" seufzte Louise, »warum darf ich nicht mit ihm sein!" Sie verschloß sich in ihr Kabinet; sie war für Niemand zu Hause. Wohl zehn Briefe entwarf sie an ihren Gatten, und zerriß sie alle wieder.

Endlich führte eine zärtliche Unruhe sie in das Zimmer des Barons. Sie wollte wenigstens da sein, wo er zu sein pflegte. Sie wollte auf seinem Stuhle sitzen, mit seinem Hunde spielen. Sie wankte hinüber, und siehe da, das erste, was ihr in die Augen fiel, war ihr Bild mit dem Strohhut. Lange stand sie davor, und betrachtete es wehmüthig. »Er

hat mein Gemälde nicht verbannt, ach! er wird auch mich nicht verſtoßen!"

Der Blick des Urbilds ſchwamm in Thränen, der Blick des Gemäldes lächelte. Pfui! daß du lächelſt! rief Louiſe, und plötzlich ergriff ſie ein ſonderbarer Gedanke, den ſie auf der Stelle auszuführen beſchloß.

Paul, ein alter treuer Diener des Barons, wurde herbeigerufen. »Paul," ſagte Louiſe gutmüthig, »nimm dies Gemälde von der Wand, und trage es hinüber in mein Zimmer."

»Ach gnädige Frau!" rief Paul betrübt, »dies Gemälde iſt meines Herrn einziger Troſt. Wie manche Stunde habe ich ihn davor ſtehen und — warum ſoll ich es nicht ſagen? — wie manchmal habe ich ihn nicht verſtohlen weinen ſeh'n! rauben Sie ihm dieſe letzte Freude nicht."

Louiſe ſchluchzte. »Thu, was ich dir gebiete. Das Bild ſoll wieder an ſeinem Platze hängen, noch ehe dein Herr zurückkehrt."

Paul gehorchte ſeufzend. Louiſe ließ einen Maler kommen, und ſchloß ſich mit ihm ein. Nach zwei Tagen hing das Gemälde wieder im Zimmer ihres Gatten, der am andern Morgen zurückkam.

Er öffnete die Thür; ſein erſter Blick ſuchte wie gewöhnlich das Bild: er fand es, ſtutzte, trat näher, ſtaunte, und traute ſeinen Augen kaum. Der Strohhut war verſchwunden, das braune Haar flog in wilden Locken um den Nacken; der lächelnde Blick des Auges war verſchwunden,

eine Thräne glänzte darin, eine Thräne rollte über die blasse Wange.

»Was ist das!" rief er bewegt, „sollte — wäre es möglich! — ja, ich verstehe dich, theures Weib! — du bist mir wieder geschenkt! Du bist wieder mein!"

Rasch und hastig stürzte er fort, hinüber zu Louisen. Sie saß ängstlich harrend auf dem Ruhebette, und was dort der Pinsel des Malers nur nachgeahmt hatte, das sah er hier wirklich: das fliegende Haar, die blasse Wange, die Thräne im Auge. Als sie den Tritt ihres Gatten im Vorzimmer hörte, wollte sie aufstehen, ihm entgegen eilen, aber sie sank kraftlos zurück.

Er stürzte zu ihren Füßen. „Louise, habe ich dich verstanden!" Sie schluchzte an seinem Halse; sie wollte reden, ihm wenigstens die Rettung ihrer Unschuld betheuern — er versiegelte ihren Mund mit Küssen.

Wonnevoller Augenblick! der Anfang wonnevoller Jahre! denn in wenig Tagen verließen sie die Stadt, und endeten ihr frohes Leben da, wo allein Ruhe und Glück wohnen — auf dem Lande.

Ausbruch der Verzweiflung.

(Geschrieben im Januar 1791.)

Ha! wer bin ich! und was soll ich hier
Unter Tigern oder Affen!

Welchen Plan hat Gott mit mir?
Und warum ward ich geschaffen?
Ist das Stöhnen dieser Brust
Lobgesang in seinen Ohren?
Ist mein Elend seine Lust? —
O warum ward ich geboren!

Tobe, rase, wilder Sturm!
Lod're, Flamme, die mich brennet!
Wie! ist dem zertret'nen Wurm
Auch das Krümmen nicht vergönnet? —

Daß der Mensch Raub oder Spott
Thieren oder Engeln werde,
Warf ihn ein erzürnter Gott
Nackend auf die nackte Erde.
Und so tritt er, weil er muß,
Wimmernd unter seines Gleichen,
Weinen ist sein erstes Lebenszeichen,
Klageton sein erster Gruß.

O du Wesen voller Mängel!
Armes stolzes Mittelding!
Zu dem ersten seiner Engel
Sprach des Schöpfers ernster Wink:

»Sieh herab auf deine jüngern Brüder,
Das Gewimmel hier und hier;
Schwebe sanft und hilfreich nieder,
Kleide jedes wilde Thier;

Gib dem Löwen ſeine Mähnen,
Jedem Vogel weichen Pflaum;
Gib ein Federbett den Schwänen,
Eine Rinde jedem Baum;
Gib den Fiſchen ihre Schuppen,
Und der Kröte gib ein Schild;
Gib ſogar den Raupen ihre Puppen —
Nur vorüber geh' an meinem Ebenbild!"

Und der Engel der Vollſtreckung
Ward dem jüngern Bruder gram.
Nur der Menſch erhielt, ſtatt der Bedeckung,
Marterndes Gefühl der Scham! —

O ſo ſchauet doch ein wenig
Jeden Vorzug näher an.
Den der Menſch, der Schöpfung König,
Eitel klügelnd ſich erſann!
Die Vernunft — ei wie in meinen Ohren,
Bettelſtolz, dies Wörtchen, tönt!
Wehe euch, ihr eitlen Thoren!
Die ihr einem Götzen fröhnt.
Wenn ſie euch im ganzen Leben
Irre führte hin und her,
Lehrt ſie noch im Tode beben,
Macht ſie euch das Ende ſchwer.

Ohne Grübeln, ohne Sorgen,
Unbekannt mit Qual und Tod,

Frißt am Abend wie am Morgen
Jeder Hund ſein Stückchen Brot,
Nur ihr Menſchen — ei wie ſelig,
Leidet euren Tod allmälig,
Nur ihr armen Menſchen wißt,
Daß und wann ihr ſterben müßt!
Und der Hölle Zweifel füllen,
Was auch Offenbarung ſpricht,
Euren Buſen wider Willen;
»Werd' ich leben oder nicht?
Lieh dem Geiſte nur die Hülle
Dieſer ſeelenloſe Staub?
Oder bin ich Gottes Grille?
Bin ich der Verweſung Raub?"

Sehet da die ſchönen Früchte
Eurer Weisheit, ſie iſt blind!
Eure Freuden ſind Gedichte,
Die Vernunft ein ſchwaches Kind.
Eine Welt, die Niemand kennet,
Und Gewißheit einer Gruft, —
i das iſt die große Kluft,
Die uns von den Thieren trennet.

Kaum geboren hüpfet ſchon
Jedes Lamm um ſeine Mutter,
Kaum geboren findet ſchon
Jedes Huhn ſein bischen Futter.

Nur der Menſch, das Gabelthier,
Kann ſich keinen Schritt entfernen,
Und der Schöpfung ſtolze Zier
Muß erſt geh'n und eſſen lernen.
Aber heute lehrten ihn
Noth und Beiſpiel geh'n und eſſen;
Morgen will er Sterne meſſen,
Und den Mond herunter zieh'n;
Träumt von einer ew'gen Dauer,
Grübelt, betet, winſelt, ſchreit,
Ueberſpringt die hohe Mauer
wiſchen Zeit und Ewigkeit.

Nur am ſtolzen Menſchen haften
Und gedeihen überall
Herrſchgewöhnte Leidenſchaften,
Ohne Maß und ohne Zahl:
Ueppigkeit und Geiz und Tücke,
Und der Rachſucht Giftgeſchwür,
Ruhmſucht, Uebermuth im Glücke,
Todesfurcht und Lebensgier.
Klauen, Zähne, ſind die Waffen,
Die man unter Thieren trifft;
Worte, Schwerter, Blicke, Gift
Sind für Menſchen nur geſchaffen.

Wenn die Thiere jeder Art
Nur der holde Frühling paart,

Iſt der Menſch im ganzen Leben
Einem Stachelpreis gegeben,
Deſſen Name Wolluſt iſt,
Der an ſeinem Daſein frißt,
Der ihm öfter ſchon als Knabe
Gift in ſüßem Honig beut,
Und den Gang zu ſeinem Grabe
Trügeriſch mit Blumen ſtreut.

Wenn ein Greis dem ew'gen Morden
Achtzig Jahre lang entrann,
Fragt einmal den alten Mann:
Ob er wirklich alt geworden?
Zählt nur, was ihm übrig bleibt,
Wenn ihr ſeine Rechnung ſchreibt,
Und dies Wen'ge wohl erwogen,
Iſt um eine Nadel feil?
Um des Lebens achten Theil
Hat die Kindheit ihn betrogen,
Und das letzte Achtel iſt
Wie das erſte ihm verfloſſen,
Ungenießbar, ungenoſſen,
Ungefühlet, ungeküßt.
Seines Lebens überſatt,
Kommt der Tod, ihn abzuholen;
Eine ganze Hälfte hat
Schon der Schlaf vorher geſtohlen;

In die and're theilen ſich
Schmerz und Krankheit brüderlich.
War verweint des Lebens Morgen,
War der Mittag dir zu heiß,
O der Abend, armer Greis,
Brachte ſtatt der Kühlung — Sorgen!

Iſt die Farce endlich aus,
Fragt einmal von Haus zu Haus:
War auch Einer nur zufrieden
Mit dem Los, das ihm beſchieden?
Wünſche löſen Wünſche ab.
Neue Wünſche, neue Schmerzen;
Und der letzte Wunſch, das Grab,
Geht dem Menſchen nicht vom Herzen.

Nicht vom Herzen? trotz der Laſt,
Die ihn hier zu Boden drücket?
Wenn verfolget und gehaßt
Ihn kein Freundes-Troſt erquicket?
Wenn, verläſtert und verkannt,
Thränen nur ſein Brot beſeuchten?
Blitze ſeine Nacht erleuchten?
Menſchenhaß ihn aus der Welt verbannt?

Sehet, wie ſie ſich beeifern,
Alles Gute, das geſchah,
Zu verkleinern, zu begeifern,
Einem Dritten hie und da

Von der Ehre abzuſchneiden;
Schwärmer, Sonderling, Fantaſt
Heißt der Mann, den ſie beneiden;
Grübeln ohne Ruh' und Raſt,
Bis ſie irgend einen Flecken
An der guten That entdecken:
O dann iſt die Freude groß!
Zupfen hämiſch ſich und ſprechen:
»Eines armen Bruders Schwächen
Sind nun wieder nackt und bloß.«
Statt den Irrenden zu beſſern,
Rücken ſie ihm ſtets die Schwachheit vor,
Tragen ſie von Ohr zu Ohr,
Und verſchönern und vergrößern;
Suchen ſchaalen Witz und Spott
An dem Strauchelnden zu ſchärfen,
Greifen haſtig in den Koth,
Den Gefall'nen zu verwerfen.

Wenn in einem weichen Herzen
Die Verzweiflung gräßlich wühlt;
Wenn ein Armer ſeine Schmerzen
Inniger und ſtärker fühlt;
Sprechen ſie: »Es iſt erlogen!
Dieſer Schmerz iſt Poeſie;
Sind wir doch wie Jener groß gezogen,
Und empfanden ſo was nie.«

Wenn in ſtiller Armuth Hütten
Mir das Blut am Herzen ſtockt;
Wenn die Thräne eines Dritten
Auch die meinige in's Auge lockt;
Wenn ich meine kleine Gabe
Reich an Mitleid dargebracht;
Wenn ich alles, was ich habe,
Theilen möchte unbedacht; —
Gott! du weißt, ob ich empfinde,
Was mein naſſes Auge ſpricht!
Aber Herzen in der Rinde
Sehen es und glauben's nicht;
Machen ihre weiſen Gloſſen,
Schelten es Empfindelei,
Genial'ſche Knaben-Poſſen
Und Romanen-Tändelei.

Wenn die kriegende Chikane
Einen armen Bürger drückt,
Aber unter Pluto's Fahne
Einem Reichen Alles glückt;
Wenn vor rächeriſchen Blitzen
Sprödes Gold, Geburt und Rang,
Oft das kühne Laſter ſchützen,
Und der Tugend Grabgeſang
Mit des Goldes Zauberklang
Ohrzerſchneidend ſich vermiſchet;

Wenn ein ſchwelgeriſches Mahl,
Einem Richter aufgetiſchet,
Seiner Göttin harten Stahl
In ein weiches Wachs verwandelt;
Wenn um eines Fürſten Gruß,
Einer Buhlerin Genuß,
Man Gerechtigkeit verhandelt —
O verſucht es nur Einmal,
Knirſchet nur, ihr beſſern Seelen!
Lachend wird man euch erzählen:
»Iſt die Welt ein Ideal?«

Fort! in meine ſtille Kammer!
Mich verzehret dieſe Glut!
Fluch der Welt und ihrem Jammer!
Fluch der ganzen Menſchen-Brut!
Heute mordet dich, der geſtern
Noch dich brüderlich umfaßt.
Kannſt du lügen, kannſt du läſtern,
Biſt du ein willkomm'ner Gaſt.
Heucheln, ſchmeicheln, Zungen dreſchen,
Oel in's Feuer, ſtatt zu löſchen,
Dolche in den Rücken bohren,
Für Verleumdung off'ne Ohren,
Neideszahn an Tugend wetzen,
Brüder gegen Brüder hetzen,
Und dabei den Heil'genſchein
Sich erbetet und erſungen —

Kannſt du das, ſo iſt es dir gelungen,
Unter Menſchen Menſch zu ſein. — —

O wer kann mir wieder geben
Meines Daſeins erſten Tag!
Als der Keim von meinem Menſchenleben
Noch in einer Pflanze lag;
Als ich noch im Gras verborgen,
Ohne Freude, ohne Qual,
Mich bewußtlos jeden Morgen
Oeffnete der Sonne Strahl;
Als dem jungen Frühlings-Raſen
Ich geliehen eine Zier,
Bis ein wiederkäuend Thier
Endlich kam, mich abzugraſen.
So ging ich als Nahrungsſaft
Einſt in Milch und Blut hinüber;
So entſtand die Zeugungskraft,
Die in einem Wolluſtfieber
Mich auf dieſe Erde warf —

O daß ich nicht rechten darf! —
Hab' ich deinen Plan gebilligt?
Und zu leben eingewilligt?
Haſt du, Schöpfer, mich befragt,
Ob ich um die Hand voll Freuden
Dulden wolle unverzagt
Eine ganze Welt voll Leiden?

Ob es auch der Mühe werth,
Mich aus Nichts hervorzurufen,
Das auf immer neuen Stufen
Neues Elend mich verzehrt?
Wo die Menschen fühllos spötteln
Bei dem nagendsten Verdruß —
Soll ich nun noch Gnade betteln,
Wo das Recht mir werden muß?

Nein! ich harre ungeduldig!
Denn vergelten mußt du mir!
Bist Unsterblichkeit mir schuldig!
Sieh, ich fordre sie von dir!

Ein paar alte Zeitungs-Nachrichten.

Ich kann mir nicht helfen, ich muß lachen, wenn alte ehrbare Menschen die jämmerlichsten Kleinigkeiten mit einer steifen Amtsmiene behandeln, als hänge Wohl und Wehe einer ganzen Nation daran.

Vor einigen Tagen blätterte ich in einer alten französischen Hofzeitung, und will mir das Vergnügen nicht versagen, einige Artikel auszuheben. Man staunt jene Irrlichter in der Ferne an, sie scheinen uns feurige Männer, und sind — faule Dünste. Es war einmal ein gewisser Stadtphysikus Berger — vielleicht lebt er noch — der behaup-

tete, die Sterne wären noch weit kleiner, als wir sie mit bloßen Augen sehen, weil der Himmel von Glas sei, und die Eigenschaft habe, jene Lichter hoch über uns, in den Augen der armen Erdensöhne zu vergrößern. Hätte er das vom trüglichen Horizont des Hofes behauptet, ich wollte ihm gern beipflichten.

Man lese doch nur, womit die bebänderten Herren sich beschäftigen.

Versailles den 14. August.

Herr Tiepolo, Gesandter der Republik Venedig, hat heute das Glück gehabt, der Madame Victoire die Hand zu küssen, eine Ehre, auf welche er seit dem 22. Juni vergebens geharrt, da Madame Victoire unpäßlich gewesen.

Am nämlichen Tage stellte Don Juan Massones de Lima dem Könige in einer Privataudienz den Grafen Aranda vor. Das Nämliche geschah hernach bei der Königin und der ganzen königlichen Familie. Herr de la Live, Einführer der fremden Gesandten, verwaltete sein Amt dabei. Während der Abendtafel spielten vierundzwanzig Kammermusiker, unter der Direction des Hrn. Rebel, Oberaufseher der Kammermusik.

Am 10. August stellte der spanische Minister dem Könige in einer Privataudienz den Grafen Aranda vor, welcher Abschied nahm. Dasselbe geschah nachher bei der Königin, dem Dauphin, der Dauphine, dem Herzog von Bourgogne, dem Herzog von Berry, dem Grafen von Provence, dem Grafen Artois, Madame Adelaide, Madame Victoire,

Madame Sophie und Madame Louiſe. Herr de la Live, Einführer der fremden Geſandten, verwaltete ſein Amt dabei.

Der Leichnam des Grafen Charolois iſt einbalſamirt, und in einem Paradezimmer bei vielen Lichtern aufgeſtellt worden. Der König hatte den Grafen de la Marche erwählt, um in ſeinem Namen Weihwaſſer auf die Leiche zu ſprengen. Der Graf kam in einem königlichen Wagen, und verrichtete dieſe Ceremonie. Hernach fuhr er weg, und kam ſogleich in ſeinem eigenen Wagen wieder, um in ſeinem eigenen Namen das Nämliche zu thun. Am 30. wurde das Herz des Grafen Charolois mit großem Pomp zu den Jeſuiten, und ſein Leichnam nach Enghien gebracht.

Am 28. machte die Witwe des Grafen von Brionne dem König und der Königin ihren Reverenz. Der König verſtattete ihr die große Entree. Am 13. ward die Herzogin von St. Aignan der königlichen Familie vorgeſtellt, und nahm bei der Königin ein Tabouret ein.

Se. Majeſtät haben dem Herzog von Chatillon die Survivance auf die Groß-Falkenier-Stelle von Frankreich zu ertheilen geruht.

Du lieber Gott! Schöpfer des Königs von Frankreich! und auch der meinige! ich lächelte, nachdem ich alles das geleſen hatte. Es war früh Morgens; ich ſaß auf einem Hügel, die Sonne ging eben auf. »König der Welt,« ſprach ich laut, »du, den unter allen Nationen allein der Deutſche, ich weiß nicht warum? als Weib begrüßt; wo iſt Herr de

la Live, daß er mich dir vorſtelle? Wie? du haſt keinen Introducteur des Ambassadeurs? — biſt du nicht mächtiger als Ludwig? ſcheinſt du nicht über Frankreich und die Hudſonsbai? über China und Neuwied?"

»Großer Monarch! ich ſehe dir dreiſt in's Antlitz, wenn mir gleich die Augen etwas weh davon thun. Das Lächeln an andern Höfen iſt kalt, aber das deinige iſt warm und erquickend. Obgleich Millionen Geſchöpfe bei deinem Lever gegenwärtig ſind, ſo ſiehſt du doch einen Jeden an, und mich armen Wurm eben ſo freundlich, als den Herrn Tiepolo, und den Herrn Maſſones de Lima, und den Herzog von Chatillon, der einſt Groß-Falkenier ſein wird."

»Du biſt auch im Sommer nie unpäßlich, wie die Madame Victoire, daß man vom 22. Juni bis zum 14. Auguſt warten müßte, um dir eine Reverenz zu machen. Du gibſt nie Privataudienz, ausgenommen deiner Kammerfrau, der Venus, die alle Morgen aus deinem Bette ſchleicht. Du verſtatteſt einem Jeden die große Entree der Schnarrwachtel da unten im Roggengras wie der Gräfin von Brionne. Du würdeſt dich ſchämen, deinen Gäſten nur ein Tabouret zu bewilligen. Du gibſt große ſchöne Hügel mit Blumen und Kräutern bewachſen, auf welchen ſich das Hirtenmädchen eben ſo gut lagern mag, als die Herzogin von St. Aignan. Du würdeſt dich ſchämen nicht mehr als vierundzwanzig Kammermuſiker zu beſolden. Hunderttauſend Lerchen ſingen unter der Direction von tauſend Nachtigallen."

»Die Welt iſt dein großes Paradezimmer; du ziehſt Wetterwolken zuſammen, wenn du das Weihwaſſer der Natur auf unſere Leichname ſprengen willſt. Hinauf zu dir ſchweben die Gefühle unſerer Herzen, unbekümmert, ob ein Jeſuit das modernde Organ in goldenen Kapſeln verwahrte.«

»Komm, Weidmann!« rief ich froh (denn der Leſer muß wiſſen, daß ich eben im Begriff ſtand auf die Jagd zu gehen, und daß ich während meines Selbſtgeſprächs aus der franzöſiſchen Hofzeitung eine Patrone gemacht hatte), »komm! ich bin hier Großfalkenier, ohne daß irgend ein Monarch auf der Welt mir die Survivance verlieh. Laß uns ein paar Stunden herumſchlendern, ſo wird das Frühſtück uns beſſer ſchmecken, als den Königen ihr Dejeuneur. Laß ihnen ihre Apartements, wir haben eine freundliche ländliche Stube, wo uns nichts an Höflinge erinnert, als die unverſchämten Fliegen, die unſern Zucker freſſen.«

Am 1. September 1793.

Ich ging mit Weidmann auf die Jagd,
Rebhühner wollt' ich ſchießen;
Geſchah wohl mehr, um friſche Luft
Und abgemähter Wieſen Duft
Ein wenig zu genießen.

Da träufelte ein Regenguß
Herab vom Himmelszelte.
Nun muß ich frank und frei geſteh'n,
Ich mag nicht gern im Regen geh'n,
Weil ich mich leicht erkälte.

D'rum trat ich in ein Bauerhaus,
Das Strohdach ragte über;
Da wartet' ich auf Sonnenſchein,
Und putzte meine Flinte rein,
Und deckte Wachstuch d'rüber.

Nun ſah ich plötzlich hinter mir
Die off'ne Bauernſtube,
Die war, nach eſthniſch altem Brauch,
Nicht wenig ſchwarz, und voller Rauch,
Wie eine Kohlengrube.

Da ſaßen traulich Mann und Weib,
Und ſchienen nichts zu miſſen;
Sie löffelten ihr Mittagsmahl,
Die Biſſen waren freilich ſchmal,
Doch Hunger würzt die Biſſen.

Ihr Hunger wurde g'nügſam froh
Durch dünne Milch geſtillet,
Ein rabenſchwarzer Keſſel ſtand
Den guten Leuten rechter Hand
Mit dicker Grütz gefüllet.

Und an des Weibes Buſen hing
Der König aller Knaben,
Der lächelte ſo kerngeſund,
Und ſah der Mutter in den Mund,
Und wollte auch was haben.

Zwei kleine Katzen ſchwenzelten,
Ein Bißlein zu erſchnappen.
Kurz, Jeder war auf ſich bedacht,
Auf mich allein gab Niemand Acht,
Ich mochte weiter tappen.

Ach Gott! das fiel mir ſchwer auf's Herz!
Mocht' kaum den Thränen wehren.
Ich bin allein! und ſchieß ich nun
Ein Rebhuhn oder Haſelhuhn,
Wer hilft es mir verzehren?

Komm, Weidmann! ſprach ich, komm nach Haus,
Daß ich mich minder gräme.
Du willſt nicht? — ja, du haſt wohl Recht!
Ach! dort iſt Niemand als ein Knecht,
Der mir entgegen käme.

Mir iſt zu Muth, ich weiß nicht wie,
Engherzig, bang und trübe.
Wer liebt mich denn! daß Gott erbarm!
Wie iſt man doch ſo bettelarm,
So gar nichts ohne Liebe.

Seit meine Friderike todt,
Muß ich faſt täglich weinen.
Die Kinder hab' ich freilich noch,
Allein die Mutter war mir doch
Viel lieber als die Kleinen.

Welche Farbe muß man haben, um liebenswürdig zu ſein?

Ich hatte in meiner Jugend einen Schulkameraden, einen guten braven Jungen, der gern den Robinſon Cruſoe las, und für ſein Leben gern auch auf einer wüſten Inſel gewohnt hätte. Als er älter wurde, ging er nach England, und ruhte nicht eher, bis irgend ein Schiff ihn mit nach Weſtindien nahm. Unterwegs hatten ſie ein Paar Stürme auszuhalten, aßen faules Fleiſch und tranken ſtinkendes Waſſer, ſo daß mein guter Schulkamerad von allen Robinſonaden auf immer geheilt wurde.

Das Waſſer hat keine Balken, pflegte er fortan zu ſagen, wie der ſelige Muſäus, der auch ſehr furchtſam vor dem Waſſer war. Bleibe auf dem Lande und nähre dich redlich. Dies Sprüchlein befolgte er treulich, ward Aufſeher, und endlich ſogar Herr einer Plantage, gewann ein kleines Vermögen, und kam zurück in ſein Vaterland.

Er brachte eine junge verwaiſte Negerin mit, die er im zwölften Jahre aus Barmherzigkeit zu ſich nahm. Im dreizehnten war er ihr recht gut, im vierzehnten fand er ſie hübſch, und im fünfzehnten liebte er ſie. Im ſechzehnten machte er einen Angriff auf ihre Unſchuld, und als das liebe ſchwarze Mädchen ihn durch Bitten und Thränen zurückhielt, ſo wollte er ſie im ſiebzehnten gar heirathen.

Eines Morgens trat er ganz verſtört in mein Zimmer. »Lieber alter Freund,« ſagte er, »ich bin verliebt, in eine junge Perſon, die du kennſt. Geiſt, Herz und Geſtalt, alles gefällt mir an ihr, nur nicht ihre Farbe, denn ſie iſt ſchwarz, und in meiner ganzen Familie iſt nicht ein einziges ſchwarzes Geſicht, ausgenommen meine alte Tante, die ſich in ihrer Jugend das Antlitz mit Pulver verbrannt hat. Nun iſt meine Geliebte zwar ſehr viel hübſcher als meine alte Tante, aber ich weiß doch nicht, ob ich ſie heirathen ſoll? — Offenbar ſind die Neger nicht Menſchen wie wir, denn ſonſt hätte Gott ihnen unſere Farbe gegeben, und du weißt, daß, wenn man die Verſchiedenheit von ganz entgegengeſetzten Dingen durch ein Gleichniß ausdrücken will; ſo ſpricht man: Das iſt verſchieden wie ſchwarz und weiß.«

Er raiſonnirte noch lange über dieſen Punkt, und ging endlich, ohne meine Antwort abzuwarten, um dem Mädchen ſeine Hand anzubieten.

Ein paar Stunden nachher kam das Mädchen ſelbſt zu mir. »Ach!« ſagte ſie, »guter Herr, ich bin verliebt,

und ich weiß nicht, ob ich meinen Geliebten heirathen soll oder nicht?"

»Wie so?" antwortete ich; »ist er alt oder häßlich? dumm oder boshaft?"

»Nein, er ist weiß. Verzeih mir, wenn ich offenherzig rede, denn du bist auch weiß. Aber sieh, ich denke, wenn Gott die Weißen zu wirklichen Menschen hätte schaffen wollen; so hätte es ihm ja eben nicht mehr Mühe gekostet, die letzte Hand an sie zu legen, ihnen das Siegel der Vollendung aufzudrücken, mit einem Worte, sie schwarz zu machen. Denn ohne diese Farbe ist der Mensch doch nur wie eine aufgespannte Leinewand, die erst den Pinsel des Malers erwartet, um etwas vorzustellen."

Sie schwatzte noch lange, und machte zuweilen Pausen, um meine Antwort zu vernehmen. Ich bestellte sie auf den andern Morgen wieder, um das Ding recht zu überlegen; aber sie war indessen hingegangen, und hatte meinen Schulkameraden geheirathet, und das war mir recht lieb, denn ich wußte nach vierundzwanzigstündiger reiflicher Ueberlegung noch immer nicht, ob beide Recht, oder beide Unrecht hatten?

Standrede

am Grabe einer Fledermaus.

Mit der geladenen Flinte auf der Schulter, und der leeren Jagdtasche an der Seite, kehrte ich in der Dämmerung

unmuthig von der Jagd zurück; denn ich war vier Stunden lang vergebens herumgelaufen, und ein Jäger, der kein Wild findet, ist eben so verdrießlich, als ein Recensent, der kein Brot hat, und so lange von seiner eigenen Galle leben muß.

Als ich nahe an einem alten Gemäuer vorbei kam, schwirrte mir eine Fledermaus um den Kopf. Ich ergriff mein Gewehr, legte an, und — da lag sie. Ich erschrack selbst, als sie fiel; denn ob es gleich nur eine Fledermaus war, so hatte das Ding doch Leben, aß, trank und liebte, that mir nichts, konnte mir auch nichts nutzen; folglich wurde ich ärgerlich über mich selbst, welches mir wohl öfter widerfährt, und darin lag in diesem Augenblicke der Unterschied zwischen mir und einem Recensenten.

Ich wurde aber nicht allein ärgerlich, sondern auch traurig und nachsinnend. Ich lehnte mich auf meine Flinte, die todte Fledermaus lag zu meinen Füßen. Höre mir zu, Weidmann! sprach ich zu meinem Hunde, ich will dieser Fledermaus eine Standrede halten. Weidmann beschnupperte den Leichnam und setzte sich daneben.

»Armes Thier,« hub ich an, »was thatest du mir? — Du wohntest in diesen verfallenen Mauern, fingst Fliegen, Schmetterlinge und Insekten, und alles Böse, was man dir mit Fug und Recht aufbürden könnte, wäre höchstens, daß du einmal etwas Talg oder Speck gestohlen. — Warum habe ich dich getödtet? Kann ich dich essen? Nein. Kann ich mit deinen Federn meine Kopfkissen pol-

ſtern? Nein. — Biſt du vielleicht giftig, wie der Ritter Linné behauptet? Nein. Du thuſt Niemanden Schaden, im Gegentheil hat Langbein, der den Stunden ſchnelle Beine zu machen verſteht, uns vor Kurzem eine Geſchichte von einer deiner Schweſtern erzählt, wie ſie einen ehrlichen Mann glücklich gemacht hat. — Habe ich etwa überflüſſiges Haar, um es mit deinem Blute wegzuätzen? oder kann ich dich etwa wieder die Gicht brauchen? — nein, denn die neuern Aerzte, die immer mehr wiſſen als die alten, haben dir dieſe Kräfte abgeſtritten. — Soll ich, wie mein Jäger ſpricht, mich deines Herzens beim Kugelgieſſen bedienen, um ſicherer zu treffen? — Ach nein! das Blei, welches dein Herz traf, war nicht mit deinem Herzen verſchmolzen."

»Nun warum habe ich dich denn geſchoſſen? Lebteſt du nicht friedlich in der Einſamkeit? Hatteſt du nicht zwiſchen deinen öden Mauern den Inſtinkt, dein Daſein zu verlängern, mit den Königen in Paläſten gemein? — Armes Thier! ich weiß aus deinem Tode gar keinen andern Nutzen zu ziehen, als die traurige Lehre: daß ſelbſt der anſpruchloſe Einſiedler, der vor den Stürmen des Schickſals in einen unbewohnten Winkel der Welt floh, nicht ſicher iſt, zertreten zu werden, wenn einem Großen und Mächtigen dieſer Erde eben der Kopf nicht recht ſteht."

Der Tod des Fürsten P*.

P* ſtarb. An dem Tage, an welchem wir dieſe Nachricht in unſerer Provinz erfuhren, war gerade eine Geſellſchaft zum Eſſen, Trinken und Spielen zuſammengekommen. Vermuthlich wäre das an jedem andern Tage der nämliche Fall geweſen, denn wir eſſen, trinken und ſpielen hier ſehr fleißig.

Ich trat in den Saal. Vier Damen ſaßen am Kartentiſch und ſpielten das beliebte Boſton. Ihr Geſpräch feſſelte meine Aufmerkſamkeit auf fünf Minuten. Ich gebe es treulich wieder, wie ich es empfangen habe.

Die erſte Dame. Boſton.

Die zweite. Ich ſpiele in der Vorhand.

Die dritte. Wiſſen Sie, daß der Fürſt P* todt iſt?

Die vierte. Miſere.

Die erſte. Er ſoll unter freiem Himmel geſtorben ſein.

Die zweite. Independance.

Die dritte. Sein Verluſt wird allgemein bedauert.

Die vierte. Ich paſſe.

Die erſte. Seine Nichte hat ihm die Augen zugedrückt.

Die zweite. In Pique.

Die dritte. Ich ſpiele Whiſt.

Die vierte. Der türkiſche Kaiſer wird froh ſein.

Die erſte. Der Coeurkönig —
Die zweite. Er hinterläßt viele Millionen.
Die dritte. Ich hatte nur einen Trumpf.
Die vierte. Woran iſt er geſtorben?
Die erſte. Der Bube wird geſtochen.

So ging es noch eine Weile fort, bis endlich das Kammermädchen hereinſtürzte, und weinend verkündete: der kleine Schooßhund Mimi ſei vom Stuhl gefallen, und habe ein Bein gebrochen. Sogleich flogen die Karten unter den Tiſch, die Damen ſprangen haſtig auf, und riefen mit Zetergeſchrei: Ach Mimi! Mimi hat ein Bein gebrochen!

Die hartnäckige Wette.

Ein Alter oder Neuer ſagt: Wer einmal einen dummen Streich macht, muß ihn durchführen bis an's Ende. Da hat der Alte oder Neue ſehr Unrecht, denn ein halber dummer Streich iſt doch weniger ſchädlich als ein ganzer. Ich will euch einen ganzen erzählen, der in P—g vollendet wurde.

Zwei junge Leute ſtanden im Kaffeehauſe am Fenſter, ein Dritter fuhr in einem offenen Wagen vorbei. Es war ſchönes Wetter, und der Fahrende ſah geſund und friſch aus.

»Es iſt doch verdrießlich,« ſagte Latinsky, »Einer von

denen, die oben am Fenster standen, »daß an diesem schönen Tage ein junger gesunder Mann nicht lieber zu Fuß geht.«

»Das kann sein,« versetzte der Andere, »aber Niemand hat ein Recht sich darüber aufzuhalten. Wenn er nun Lust hat zu fahren, wer kann es ihm wehren?«

Latinsky. »Wer?« ich. »Du?« — Ja ich! was gilt die Wette? — »Du scherzest.« — Ein Dutzend Bouteillen Champagner. — »Wohl, es gilt.«

Mit zwei Sprüngen war Latinsky die Treppe hinab, vor der Thür, auf der Straße, fiel den Pferden in die Zügel, trat bescheiden an den Kutschenschlag, und sagte: »Verzeihen Sie, mein Herr, wenn ich Sie aufhalte, aber erlauben Sie mir die Bemerkung, daß es höchst auffallend ist, einen Mann von Ihrem Alter und Ihrer blühenden Gesundheit bei diesem schönen Wetter im Wagen fahren zu sehen.«

»Erlauben Sie mir die Bemerkung,« antwortete der Andere, »daß es noch weit auffallender ist, diese Bemerkung von Ihnen zu hören.«

»Das scheint freilich sonderbar, aber —«

»Aber! aber!« rief der Andere hitzig, »hier findet kein Aber Statt. Fahr zu, Kutscher!«

»Nein, mein Herr, das kann ich unmöglich zugeben.«

»Wie, mein Herr, sind Sie bei Sinnen?«

»Wahrhaftig, so leid mir es auch thut, ich muß Sie lieber bitten auszusteigen, und einen Gang mit mir zu wagen.«

Der Fremde glühte vor Zorn, sprang aus dem Wagen, zog den Degen, und verwundete Latinsky gefährlich. „Genug!" rief dieser, „mein Herr, Sie sind zu menschenfreundlich, als daß Sie bei schönem Wetter und guter Gesundheit fahren sollten, indessen ich schwer verwundet zu Fuße gehen müßte."

Mit diesen Worten sprang er in den Wagen, rief seinem Freunde oben am Fenster zu: Ich habe meine Wette gewonnen! und fuhr nach Hause.

Brief

eines Einsiedlers an seinen Freund.

Ich höre, lieber Freund, daß wir uns wechselseitig beklagen; du zuckst die Achseln über mein Landleben im Winter, und ich verdrehe die Augen über dein Stadtleben im Sommer. Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten. Unsere Voreltern hielten die Städte für Gefängnisse; wer wird sich in eine Stadt einsperren? pflegten sie zu sagen. Wer wird sich auf dem Lande einsperren? sagen wir.

Indessen bitte ich dich, so oft du an mich armen Eingesperrten denkst, dir immer einen frohen, gesunden Menschen vorzustellen, der Langeweile hat, und doch nie Karten spielt. Die Herren Städter kommen mir vor wie die

Schwalben; im Sommer schwirren sie ein wenig auf dem Lande herum, und im Winter versenken sie sich alle in einen Morast.

„Aber, mein Gott! im Winter, ohne Gesellschaft —"

Wer sagt dir, daß ich keine Gesellschaft habe? ich habe deren so viel, daß ich nächstens mein Haus, aus Mangel des Raums, vor jedem Fremden verschließen werde. Erstens sind da verschiedene Hunde. — Du lachst? — Hund und Mensch sind für einander geschaffen — fast hätte ich gesagt wie Mann und Weib, wenn das Gleichniß würdig genug wäre. Wer nicht Hunde liebt, ist mein Freund nicht. Wenn Crebillon, der tragische Dichter, einen Hund ohne Herrn auf der Straße fand, so nahm er ihn unter den Mantel, und trug ihn nach Hause, schön oder häßlich, reinlich oder schmutzig, gleichviel; er ward gastfreundschaftlich aufgenommen, genährt und gepflegt. Aber freilich verlangte der gütige Wirth auch Dank. Gerieth er einmal an einen Undankbaren, welches unter den Hunden ein höchst seltener Fall ist, so nahm der Verfasser des Rhadamist ihn flugs unter den Mantel, trug ihn wieder dahin, wo er ihn geholt hatte, wandte sein Auge seufzend von ihm ab, und überließ ihn seinem Schicksal.

Ich habe einen Bedienten und einen Stallknecht, sie sind beide undankbar; ich habe einen Pudel und einen Hühnerhund, sie sind beide dankbar. Der Pudel bewacht mein Haus, und mich selbst; ja, ich habe bemerkt, daß er Fremde laut anbellt, wenn ich gesund bin, und nur piano

knurrt, wenn ich mich nicht wohl befinde. Er beluſtigt mich oft durch ſeine Kapriolen, und ſollte ich einſt blind werden, ſo wird er mein Führer ſein.

Ich habe einen Papagei, der viel ſchwatzt. Er und mein Affe ſind unter meinen Hausthieren die einzigen, welche mich an die große Welt erinnern, der ich entflohen bin.

Dieſer Affe macht mir manchen Spaß, und ſeitdem ich weiß, daß einſt ein Kaiſer mit ſeinen Affen Schach ſpielte, ſchäme ich mich gar nicht, das Nämliche zu thun.

Ich habe allerlei Vögeln, die mir ein Konzert ſingen. Ihr Geſang gilt mir für eine Oper, in welcher ich keine Loge bezahle. Auch iſt es ein Geſang ohne ſchaalen Text von Hrn. Ebert oder Vulpius.

Dieſe meine werthen Freunde und Geſellen geben mir oft Gelegenheit, meine häuslichen Tugenden glänzen zu laſſen: die Geduld, wenn der Papagei zu viel ſchwatzt, oder das Geſchrei der Vögel mir in die Ohren gellt; die Höflichkeit, wenn der Pudel mir im Wege liegt, und ich immer um ihn herum ſpaziren muß; das kalte Blut, wenn der Affe mir eine Taſſe zerbricht; die Langmuth, wenn der Hühnerhund ungehorſam iſt; und endlich die Wohlthätigkeit, weil ich ſie ſämmtlich füttern muß. Auch gewährt meine Eigenliebe mir manchen Genuß, denn ich merke doch wohl, daß ich mehr Verſtand habe als alle meine Thiere. Indeſſen kommt mein Affe mir auch darin ſo nahe, daß ich dadurch vor ſtolzem Eigendünkel bewahrt werde.

Rechne nun noch dazu, daß, obgleich die liebe Sonne im Winter sehr demüthig ist, und nie hoch am Horizont heraufsteigt, sie doch täglich in mein Fenster scheint, weil mein Landhaus nicht durch hohe Mauern verbaut ist. O der Anblick der Sonne kann das Herz auf den ganzen Tag erquicken. — Und dann die reine frische Luft. Ich werde ohnmächtig, wenn ich an eure Ballsäle denke, wo der Qualm, wenn man sich die Mühe gibt, ihn mit einem Eudiometer zu messen, eher auf ein Lazareth rathen läßt. Eben so wenig mag ich an eure Schmäuse denken, wo Zwang und Langeweile um den Vorsitz kämpfen, und der Tod, in einen Haushofmeister verkleidet, dreißig Schüsseln auf die Tafel setzt; — wo ich in einem saubern Frack mit gepudertem Haar erscheinen muß; wo mich bald ein Schuh drückt, bald ein Tölpel mir Brühe auf das Kleid gießt; hier ein Nachbar, indem er mit mir schwatzt, meinen Teller begeifert, und dort ein Anderer durch Klatschen und Schlurfen mir Ekel erweckt.

Weißt du noch, wie mir es ging, als ich in den letzten Pfingstfeiertagen nach R — l kam? Schon zwölf Werste von der Stadt, als ich die Thürme von Weitem sah, ward mir so eng zu Muthe, als thürmten sie sich auf meine Brust. Ich fuhr durch das finstere Thor, und in meiner Seele wurde es finster. Ich stieg ab in meiner Wohnung, und fand sie öde und leer. Es war erst fünf Uhr Nachmittags, wie sollte ich den lieben langen Abend zubringen? — Hm! dachte ich, ich will hinausgehen in die Vorstadt zu

meinem Freunde U — und mich mit ihm letzen. Flugs nahm ich Stock und Hut und ging. Schon in der zweiten Straße begegnete mir ein besoffener Russe, der ein allerliebstes Windspiel unter seinem nervigen linken Arm preßte, und — weil es seinem Kerker zu entkommen strebte — ihm mit der rechten Faust alle Augenblicke auf das kleine Köpfchen schlug. Vermuthlich hatte er es gestohlen. Ich blieb stehen und sah ihm mit einer bittern Empfindung nach. Jetzt taumelte er, stürzte nieder, und fiel mit seiner ganzen Last auf das arme kleine Ding. Ich hielt es für todt. Aber als der Kerl sich aufraffte, ergriff es die Gelegenheit, seinem Tyrannen zu entwischen. Es hinkte schreiend bei mir vorbei ich sah, daß ihm ein Bein gebrochen war. Lauf, armes Geschöpf, sprach ich bei mir selbst, und machte eine unwillkürliche Bewegung, als ob ich ihm helfen wollte, schneller zu laufen. Ach! es lief nicht weit. Der besoffene Kerl schrie hinterdrein: Halt! halt auf! ein Paar andere besoffene Kerls fingen das unglückliche Windspiel und lieferten es wieder in die Hölle.

Ich seufzte und ging weiter. Als ich vor das Thor kam, saß ein altes Mütterchen auf dem Glacis und bettelte. Die Schildwache mochte ihr das Betteln wohl schon verschiedene Male verboten haben, ihre Noth zwang sie vermuthlich ungehorsam zu sein. Der Soldat rannte auf sie zu, und stieß sie mit der geballten Faust in den Rücken, daß sie vorwärts in den kothigen Fahrweg fiel. Als sie sich bittend aufraffte, und nach ihrem Henker umwandte, stieß

er ſie mit der Flintenkolbe vor die Bruſt, daß ſie abermals niedertaumelte.

»Ach!« dachte ich, »kaum eine halbe Stunde in der Stadt, und ſchon habe ich zwei grauſame Scenen mit anſehen müſſen. Nein! Gott ehre mir das Land! Wenn alle Menſchen auf dem Lande lebten, es würde nicht halb ſo viel Böſes in der Welt geſchehen.«

Wunderſeliger Mann, welcher der Stadt entfloh,
Jedes Säuſeln des Baums, jedes Geräuſch des Bachs,
Jeder blinkende Kieſel
Predigt Tugend und Weisheit ihm!

Hölty.

Sprich, Freund! hat es noch je auf dem Lande einen großen Böſewicht gegeben? und beſonders im Frühjahr, wenn man heraustritt an den warmen Strahl der Sonne, und die ganze Natur rings umher lächelt, iſt es dann möglich ein Böſewicht zu ſein? Das Herz entfaltet ſich wie eine Blume. Tugendliebe füllt es, wie Wohlgeruch den Blumenkelch.

Ich bin auf einen parador ſcheinenden Einfall gerathen. Sollten nicht alle große Verbrechen, alle Verſchwörungen, ſich im Winter, und zwar in der Stadt, angeſponnen haben? es wäre der Mühe werth, die Geſchichte darüber um Rath zu fragen.

Ich ging mit dieſem Gedanken nach Hauſe, und legte mich ſchlafen, aber das Raſſeln der Wagen und das Gekrächz des Nachtwächters ließen mir keine Ruhe; als ich endlich

einschlummerte, träumte ich von dem kleinen Windspiel und dem alten Mütterchen, von der Faust und der Flintenkolbe. Des Morgens weckte mich das Bimmeln der Glocken auf dem Kirchthurm, der mir gerade gegenüber stand. Ich habe in meinem Leben dies eintönige ewig währende, in Verzweiflung setzende Glocken-Gebimmel nicht leiden mögen, und ich kann mir auch gar nicht vorstellen, daß der liebe Gott irgend einiges Vergnügen daran finden könnte.

Bei mir wenigstens wurde dieser Zweck sehr bald erreicht. Ich zog aus, ich suchte mir eine andere Wohnung in einer abgelegenen Straße, wo ich mindestens in meinem Zimmer allein zu sein hoffte. — Ach! da lernte mein Nachbar rechter Hand, ein Bäckerknecht, das Waldhorn blasen, und heulte solche höllische, Trommelfell zerfleischende Töne hervor, daß alle meine Nerven bebten, und ich einst in großer Angst zu ihm schickte, und ihn bitten ließ, mir die Stunden zu melden, in welchen er seine Kunst triebe, weil ich alsdann immer ausgehen wolle, er ließ mir sagen, er blase nicht eher, als bis er sich begeistert fühle, und die Stunde der Begeisterung könne er mir nicht bestimmen.

Vermaledeite Stadt! rief ich, über deren Gassen keine singende Lerche schwebt, wo nur die Dohlen krächzen würden, wenn nicht das Waldhornsgeheul auch die verjagte.

Ich gehe aus, ich durchwandere unsere engen reichsstädtischen Straßen; im Sommer durchnässen mich die Dachtraufen, wenn es regnet; im Winter begräbt mich

eine herabrollende Schneelavine, wenn es thauet. Ich biege um eine Ecke, ein Wagen kommt mir entgegen, ich muß raſch auf die Seite ſpringen, um mich nicht auf die Deichſel zu ſpießen. Ich gehe weiter — ein Stallknecht, der aus einem Brunnen Waſſer für ſeine Pferde ſchöpft, ſchlägt mich mit der langen Stange, die an der Schöpfkanne befeſtigt iſt, zu Boden. — Ich raffe mich auf — ich taumele einige Schritte weiter — wieder ein Wagen — ich will ihm ausweichen, ich trete auf die nächſte Treppe vor einer Hausthür; gerade da hält der Wagen, der Eigenthümer des Hauſes ſteigt heraus, glaubt, ich wolle ihn beſuchen, und frägt, was zu meinen Dienſten iſt? Ja in der Nacht iſt es mir ſogar einmal begegnet, daß ich in der nämlichen Verlegenheit für einen Räuber gehalten wurde, der Luſt habe einzubrechen.

Dieſe immerwährende Gefahr, gerädert zu werden, brachte mich auf den Einfall, mich auf der Straße immer ganz dicht hinter einem vor mir herfahrenden Wagen zu halten. Denn, dachte ich, kommt dir nun ein anderer entgegen, ſo darfſt du ihm nicht ausweichen, er muß erſt deinen Vorgänger überfahren, ehe die Reihe an dich kommt. Aber da hatte ich wieder die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn kaum hatte ich mir ein Fuhrwerk ausgeſucht, dem ich treulich nachfolgte, wie die Schafe dem Lockhammel; ſo wandte dies nämliche Fuhrwerk plötzlich um; ſperrte im Umwenden die ganze Straße, und nöthigte mich, durch poſſirliche Seitenſprünge mein Leben zu retten.

Bei solch einem Seitensprunge geschah es einmal, daß ich an einen der sogenannten Garten-Russen stieß, welche verschiedene Gattungen Gemüse auf dem Kopfe herumtragen. Sein Spinat, seine Bohnen, seine Zwiebeln, lagen sämmtlich in einer Brühe von Koth; er fluchte, und ich mußte bezahlen.

»Ach!« sprach ich zu einem Freunde, bei dem ich eingetreten war, um mich von meinem Schrecken zu erholen, »wie anders ist es doch auf dem Lande! wo man in Ruhe seine Straße wandelt, und zu beiden Seiten grüne Saatfelder lächeln. Hier in der Stadt sehe ich nichts Grünes, als die Bohnen und Zwiebeln auf den Köpfen eurer Garten-Russen, und höchstens das dürre Gras auf euren Wällen.«

»Um Verzeihung,« versetzte mein Freund, »du hast den Spleen. Folge mir, ich will dich sogleich widerlegen.« Ich folgte ihm, er führte mich in ein anderes Zimmer ohne Dach und ohne Diele, in welchem einige verknorpelte Obstbäume standen, und das nannte er einen Garten. Dieser sogenannte Garten stieß an die hohe finstere Stadtmauer, und der Pulverthurm sah hinein, wie der Alp in eine Brautkammer.

»Ist es nicht sehr angenehm,« sagte mein Freund, »hier die frische Luft zu genießen?«

Ich nickte höflich, und sah bescheiden nach dem Pulverthurm, der mir vorkam wie das Schwert des Damokles. »Ich verstehe dich,« rief er, »aber das hat nichts zu bedeu-

ten. Zwar geriethen wirklich vor einigen Jahren, durch Unachtſamkeit der Arbeiter, einige Bomben in Brand, es gab einen fürchterlichen Spektakel, und ich mußte mit Weib und Kind ſchnell flüchten; aber ſolche Fälle ſind ſelten, und dagegen gewährt mir der Thurm in den heißen Sommertagen einen kühlenden Schatten."

Ich bekannte furchtſam, daß der Schatten einer Linde mir lieber ſei als der Schatten eines Pulverthurms, und eilte, um aus dieſem Garten in die friſche Luft zu kommen. Aber wo war friſche Luft? — Zum Thore hinaus? — Ich ging, da kam ich an eine Zugbrücke, an welcher die Ketten raſſelten, und ſolch Kettengeraſſel kann mich auf den ganzen Tag verſtimmen. Jenſeits durchſchnitt ich den Trödelmarkt, wo alte Kleidungsſtücke und faule Fiſche mich anlächelten, und ihre ekelhafte Ausdünſtung mit dem Geruch von ganzen Tonnen voll Wagenſchmier vermiſchten. Hier wollte mir ein beſoffener Matroſe zerriſſene Stiefeln verkaufen, und dort bot mir ein altes Weib ſchmierige Piroggen an. Ich floh nach Hauſe und ergetzte mich an dem Waldhorn meines Nachbars.

Haſt du genug, lieber Freund? oder ſoll ich dir noch Etwas von euren Klubbs erzählen, die ihr mit dem ſchönen Namen Einigkeit ſtempelt, obgleich täglich die ungeſchliffenſten Zänkereien dort vorfallen? — Nein, glaube mir, nie hat Voltaire ſchöner und wahrer gedichtet; als da er ſang:

Dieu fit la douce illusion
Pour les heureux fous du bel age,
Pour les vieux fous l'ambition,
Et la retraite pour le sage.

Du wirſt mich fragen, ob ich ſo eitel bin, mich wegen meiner Liebe zum Landleben für weiſe, oder doch für weiſer, zu halten? — und ich antworte dir Ja.

Der Garkoch und der Bettler.

Der Bettler Matz ging um die Mittagsſtunde,
Ein Stückchen Brot in ſeiner Hand,
Den Garkoch Lux vorbei, der in der Küche ſtand,
Und ein geſpicktes Reh am Spieße langſam wand.
Freund Matz, der, in Geſellſchaft vieler Hunde,
Den Wohlgeruch ſehr appetitlich fand,
Und dem das Waſſer aus dem Munde
In hellen Tropfen lief, trat ohne Scheu hinein,
Und ſog den Dampf von Braten und von Suppen,
Hier aufgetiſcht in wolluſtvollen Gruppen,
Mit vollen gier'gen Zügen ein.
Das harte Brot wird leichter ihm zu kauen,
Wenn es mit Bratendampf ſich miſcht,
Und dünkt ihn beſſer zu verdauen.

Geſättiget, erquickt, erfriſcht,
Will er nunmehr von dannen geh'n.

»Holla!" ruft Meiſter Lur, »dir wird der Beutel jucken.
So iſt es nicht gemeint! du willſt hier gratis ſteh'n,
Den Dampf, die Quinteſſenz des Bratens einzuſchlucken?
Bezahl! bezahl!" — »Warum nicht gar?
Wer Teufel wird den Dampf bezahlen,
Der ohne mich ja doch verloren war?" —
»Kann ſein, allein mit ſolchen kahlen
Wortklaubereien kömmſt du hier nicht ab.
Nicht wahr, der Dampf erquickte dich von Herzen?
Wer war es, der den Dampf dir gab?
Mein Braten war's! d'rum Geld!" — „Mein lieber Herr,
Sie ſcherzen" —
„— Beim Teufel! nein!" — »Nun das iſt ſonderbar!"
»Mag ſein, nur Geld!" — »Mein Herr, ich bin kein Narr!
Und kurz und gut! ich zahle keinen Heller."

Der Streit wird warm, das Volk umringt den Platz.
Schon droht Herr Lur im Zorn dem Kopf des armen Matz
Mit Meſſer, Gabel, Löffel, Teller;
Als Jürg' erſcheint, ein kleiner luſt'ger Schneider,
Spaßmacher in dem Viertel dieſer Stadt,
Der in der Schöpfung neuer Kleider
Und Rechtsgelehrſamkeit ſich Ruhm erworben hat,
„Der!" ruft der Koch, »der hier ſei unſer Richter!"
»Ich bin's zufrieden," ſeufzt der arme Mann.

Freund Jürge ſchneidet Amtsgeſichter,
Und hört ſogleich die Parten an.
D'rauf ſpricht er: Matz, du mußt bezahlen.

„Gib mir dein Geld.“ — Matz zahlt mit trübem Blick.
Der strenge Richter läßt zu dreienmalen
Den Silbergroschen auf die Erde fallen,
Und gibt ihn d'rauf an Matz zurück.

Die Frau Gerechtigkeit soll'leben!
So ruft er, »Nachbar Lux, ich richte nach Gebühr.
Du hast ihm deinen Dampf gegeben,
Er gab dir seinen Klang dafür.“

Weiberzwist.

Man hat viel gegen den Zweikampf geschrieben, man hat sogar Gesetze dagegen gegeben; das Erste hat wenig, und das Andere nichts geholfen; denn über Meinungen der Menschen, wären sie auch noch so albern, muß man keine Gesetze geben; nur Thaten lassen sich verbieten. Andere haben den Zweikampf vertheidigt, vorzüglich aus dem Grunde, weil ohne dieses Mittel ein bescheidener, aber körperlich schwacher Mann zu oft in Gefahr stehe, von einem starken Flegel gemißhandelt zu werden, da hingegen der starke Flegel sich wohl hüte, seine Fäuste zu gebrauchen, wenn er wisse, daß er einer Degenspitze oder einem Pistolenlauf Rede stehen müsse.

»Aber der Zweikampf ist ein alberner sinnloser Gebrauch; es ist lächerlich, die Ehre des Beleidigten gerettet

glauben, weil er noch obendrein einen Stich in den Unterleib, oder eine Kugel in's Gehirn erhalten hat."

Sehr wahr, aber es iſt nun einmal ſo, und die Vernunft ſchreit ſich vergebens heiſer. Der große Haufe begehrt ſinnliche Gegenſtände; er kann ſich die beleidigte Ehre eben ſo wenig ohne Degen und Piſtolen denken, als Gott den Vater ohne einen weißen Bart und die Weltkugel in der Hand. Wenn die Römer einen Gefeſſelten für unſchuldig erkannten, ſo begnügten ſie ſich nicht damit, ihm die Feſſeln abzunehmen, ſondern ſie wurden öffentlich zerhauen. Wenn ein Profos ehrlich gemacht wird, ſo ſchwenkt man die Fahne über ihm. Wenn das vormalige Parlament zu Paris die Unſchuld eines vermeinten Verbrechers anerkannte, ſo ließ es ihn nicht durch die gewöhnliche Thür, ſondern durch die ſogenannte belle porte oder porte d'honneur zurückführen. Nur der Ausſpruch des überzeugten Richters gibt dem Unſchuldigen ſeine Ehre wieder; aber der Pöbel denkt an das Zerhauen, an die Fahne und an die porte d'honneur.

Weiber-Zweikämpfe ſind ſelten, und daher Weiberrache ſchrecklicher als Männerrache. Zänkereien zwiſchen Weibern werden ſtadtkündig, man lacht, man ſpöttelt darüber; und eben dieſe Stadtkunde, dieſes Lachen und Spötteln, trieben das beleidigte Weib zu einer Erbitterung, die jedes Gefühl von Recht und Menſchlichkeit verſchlingt. Dürfte die ſchöne Hand eine Piſtole ergreifen; dürfte der ſchöne Buſen ſich einer Degenſpitze Preis geben; die Weiberrache würde nicht zum Sprichwort unter uns geworden ſein.

Wer sollte zum Beispiel glauben, daß eine Schale Wasser und ein Paar verweigerte Handschuhe den Utrechter Frieden bewirkt haben? Die vereinten Kräfte von Europa hatten die französische Monarchie erschüttert, ein Weiberzwist gab ihr den alten Glanz wieder.

Die Königin Anna von England liebte die Herzogin von Marlborough. Diese überhob sich endlich der Gunst ihrer Gebieterin, wurde stolz, eigensinnig, viel begehrend, tirannisch in der Freundschaft, und trieb es so weit, daß die Königin ermüdete, der Herzogin ihr Vertrauen entzog, und es einer liebenswürdigen Dame ihres Hofes, der Lady Masham, zuwandte. Die Herzogin war außer sich, und dürstete nach Rache.

Man glaubt gewöhnlich, es sei schwer, sich an einer Königin zu rächen, aber nichts weniger. Die Königin Anna war ein Weib, folglich konnte sie durch Kleinigkeiten beleidigt werden. Lady Masham trug eines Tages ein schönes neues Kleid, die Herzogin schüttete, als von ungefähr, eine Schale Wasser darauf, und würdigte sie nicht einmal einer kahlen Entschuldigung. Die beleidigte Dame glühte, denn man hatte ihr an das Herz gegriffen, man hatte ihr ein neues Kleid verdorben. Die Königin theilte den Schmerz ihrer Günstlingin, aber noch wagte sie nicht ihren Haß ausbrechen zu lassen, denn der Gemahl der Herzogin war ein Held, der von Siegen zu Siegen flog, ihren Thron auf Felsen gründete, und ihre Scheitel mit Lorbeeren umwand. Aber eine zweite eben so nichtswürdige Begebenheit ver-

anlaßte bald, daß der Rachedurſt die Ruhmbegier verſchlang.

Die Herzogin erſchien bei Hofe mit ein Paar neuen geſchmackvollen Handſchuhen. Die Königin konnte ſich nicht enthalten, ſie ſchön zu finden, und auf eine Art zu loben, welche errathen ließ, daß ſie Eigenthümerin derſelben zu werden wünſche. Ein ſolcher Wunſch aus dem Munde einer Königin iſt ein Befehl; die Herzogin verſtand ihn recht gut, aber ſie ihn wollte nicht verſtehen. Sie war vielmehr ſo hämiſch, die Handſchuhe dem ganzen Hofe gefliſſentlich zu zeigen, ſie ringsherum bewundern zu laſſen, und ſie nicht einmal bei der Tafel auszuziehen. Von dieſem Augenblicke an war ihr Untergang beſchloſſen, er koſte was er wolle. Anna gab Ludwig dem Vierzehnten zu verſtehen, daß ſie geneigt zum Frieden ſei; ſie verließ die Partei des Hauſes Oeſterreich, rief den Herzog von Marlborough zurück, und entſetzte ihn aller ſeiner Würden.

Vergebens kam Prinz Eugen ſelbſt nach England, vergebens ſuchte er den biedern Helden zu retten; Marlborough, der Sieger bei Hochſtett und Malplaquet, fiel durch die Handſchuhe ſeines Weibes.

Wiſchiwaſchi.

(Dieſes Spiel einer ausſchweifenden Einbildungskraft iſt, ſo viel ich weiß, urſprünglich franzöſiſch. Man nannte

es Amphigouri, ein Wort, das ich nicht beſſer als durch Wiſchiwaſchi überſetzen kann. Man muß es mit einer ſehr geläufigen Zunge leſen, um den Zweck zu erreichen, daß der Zuhörer betäubt wird, und nicht recht weiß, ob das, was er hört, Spaß oder Ernſt iſt?)

— — Ich trat herein, man bemerkte mich nicht. Die Geſellſchaft hatte einen Kreis geſchloſſen um einen jungen Menſchen, der eben von Reiſen zurückkam. Er war aus Erfurt gebürtig, hatte Mühlhauſen geſehen, und war endlich ſogar bis Heiligenſtadt vorgedrungen. Man hörte ſeine Abenteuer mit offenem Munde und ehrerbietigem Schweigen, welches nur zuweilen durch ein Iſt's möglich! unterbrochen wurde. Er erzählte eben, er habe in Mühlhauſen junge Hühner gegeſſen, die ſo groß geweſen, als kalekutiſche Hähne.

»Um Vergebung, mein Herr,« ſagte ich mit der größten Ernſthaftigkeit, »die kalekutiſchen Hähne blühten damals noch gar nicht.«

Der junge Herr ſah mich an, ſperrte das Maul auf, und verſuchte zu lachen. Ich aber ließ mich nicht irre machen, ſondern fuhr fort mit einem Geſicht, welches ich der Büſte des Cato abgeliehen:

»Da Sie doch in Mühlhauſen geweſen ſind, ſo haben Sie vermuthlich auch die Merkwürdigkeiten des Orts beſehen? unter andern ein kleines Riechfläſchchen, welches acht Maß enthält, und väterlicher Seits mit den Weinkrü-

gen der Hochzeit zu Kanaan verwandt ist. Man verwahrt darinnen das Bauchgrimmen des heil. Johannes, als er das Büchlein in der Offenbarung verschlang. Rings umher ist die Legende des heiligen Ignatius von Loyola, in Marmor von rothem Kupfer gegraben, welches auf vier krummen Säulen ruht, und nach der Melodie gesungen wird: ça ira! ça ira! Sobald man aber näher tritt und es anrühren will, so entdeckt man in einer weiten Entfernung die asiatischen Alpen, und man muß dreimal nießen, man mag wollen oder nicht. Wenn nun die Umstehenden gesagt haben: Gott helf! so wird aus einer kleinen Büchse, welche an beiden Spitzen oval, und an den vier Ecken rund ist, so daß sie in Jahr und Tag einer Kaffeemühle ähnlich wird; aus dieser Büchse, sage ich, wird ein lederner Schleifstein, etwas kleiner als ein Kriegsschiff, gezogen, auf dem man ein Chodowieckysches Kupfer erblickt, welches die drei Männer im feurigen Ofen selbst gestochen haben sollen. Dieses Gemälde steht an der Kirchenthür, um gleichsam anzudeuten, daß hier völliger Ablaß aller Sünden ohne Barmherzigkeit ertheilt wird."

»Ei warum denn aber?" fragte eine junge Rathsherrn Witwe.

»Weil," versetzte ich ganz ernsthaft, »man in Mühlhausen eben so gut, wie hier, Spinat von türkischem Safsian speist."

»Bah! bah!" sagte die junge Witwe, und lächelte pfiffig dazu; »ich glaube Ihnen nicht ein Wort."

»Was würden Sie erſt ſagen, Madame,« fuhr ich fort, »wenn Sie das berühmte Obſervatorium in den Dardanellen geſehen hätten, welches rings herum vermauert iſt, und wo man zum Beiſpiel einen Weißfiſch in Felſen gehauen antrifft, der Manſchetten von Agat trägt, in Baumwolle gewickelt, die ein berühmter griechiſcher Dichter geſchrieben hat, und überdies reich verziert mit Jaſpis von Bronze auf Leinwand gemalt, ſo daß man darauf ſchwören ſollte, es ſei ein Ehrenpelz, den Voltaire in ſeiner Jugend getragen, weil die Augen dieſes Thieres gerade ausſehen, wie ein Paar erfrorne Nußknacker.«

»Aber noch weit bewundernswürdiger iſt ein Schrank von Jungfernwachs mit Ziegelſteinen ausgelegt, den man mit einer Stecknadel von hölzernem Zwirn öffnet. Drei Cherubs aus Paſtetenteig treten hervor, und halten ein Gemälde, welches die Blattern ſehr ſtark gehabt hat. Man ſieht darauf das Schwein des heil. Antonius in der Nachtmütze und Unterrock, wie es eben die letzte Pfeife ausklopft. Die Einfaſſung ſtellt ein gepflaſtertes Kornfeld vor, mit chineſiſchen Maikäfern beſäet, die auf zahmen Aepfelbäumen geſiſcht werden, deren Stamm aus Siegellack beſteht, von der nämlichen Gattung, welches die Schweizer einen Katechismus nennen. Das iſt eigentlich nur ein Gedanke, der aus dem Hebräiſchen überſetzt iſt, weil das Volk damals den Schnupftaback ſo ſehr liebte, daß man dreimal des Tages die Haare aufwickeln mußte, um die Gewitterwolken zu zerſtreuen.

„Der Eine von den oberwähnten Cherubs hat über dem Knie eine Art von Gelenke von Perlmutter, zu vier Thaler die Elle, in Kalbsleder gebunden, welches einen solchen Glanz von sich wirft, daß davon sogleich eine Donnerstimme erschallt, welche alle Arien aus der Cosa rara zu Pulver brennt. Jeder, der an diesem Pulver riecht, bekommt den schwarzen Staar, und muß übermorgen wiederkommen, ohne einmal sagen zu dürfen: ich bedanke mich."

Mit diesen Worten ging ich meiner Wege und ließ die ganze Gesellschaft in dem größten Erstaunen zurück.

Die Geschichte, eine Sklavin der Religion.

Es war einmal in Abdera, oder in Katzgrund, oder wo man sonst will, ein großer Verbrecher, der verdient hätte gehangen zu werden, wenn er nicht der Stärkere gewesen wäre. Man begnadigte ihn also, und trug ihm sogar auf, die Annalen von Katzgrund für die Nachwelt zu schreiben; denn unglücklicher Weise war er der Einzige, der lesen und schreiben konnte. Er hatte sich vormals einige Mordbrennereien, Vergiftungen, und dergleichen Kleinigkeiten zu Schulden kommen lassen, weßhalb ihn der derzeitige Burgemeister oder Stuhlherr aus dem Hause gejagt hatte. Natürlich rächte sich nun der Historiograph von Katzgrund

dafür, und schilderte in seinen Annalen alle Stuhlherren, Stuhlverwandte und Stuhlgenossen, die ihn wegen jenen Lumpereien an den Galgen hatten bringen wollen, mit den schwärzesten Farben. Zwar sprachen Witwen und Waisen, Hospitäler und Schulanstalten zu Gunsten der Verleumdeten; aber die Annalen waren schwarz auf weiß, die Katzgrunder nannten sie ihre pragmatische Geschichte, und die Kinder lernten schon in der Schule den Namen des guten Stuhlherrn fluchen, der einst dafür gesorgt hatte, daß sie in der Schule waren. Duftenden Weihrauch hingegen streute der Annalist seinen Spießgesellen, die ihm redlich hatten morden und plündern helfen. — O daß dieser bittere Scherz nur eine Fabel wäre! Ach! es gab eine Zeit, wo wir Alle Katzgrunder waren! —

Wer war der anspruchlose Held, der es an Mäßigkeit dem Geringsten seiner Soldaten zuvorthat — dessen Lager aus einem Teppich und einer Haut bestand — dessen nächtliche Stunden zwischen Arbeit und Ruhe getheilt waren — der mit dreizehntausend Mann bei Straßburg fünfunddreißigtausend Allemanen schlug — der dem überwundenen Feind mild begegnete — der die Kaiserwürde zweimal ausschlug, um kein Verräther seines Herrn zu werden — der mit philosophischer Gelassenheit die Beleidigungen des Florentius anhörte — der dem besiegten König der Chamaver, als er den vermeinten Tod seines Sohnes beweinte, plötzlich diesen Sohn in die Arme lieferte, und für die Vaterfreude eine Thräne hatte — der seinen Feind

Nebridius mit seinem eigenen Feldherrn-Rocke bedeckte, um ihn der Wuth der Soldaten zu entziehen, und selbst den Verschnittenen begnadigte, der ihm nach dem Leben gestanden hatte — der die Angeber seiner ehemaligen Verfolger zornig von sich wies, und den Verräther Theodotus mit den Worten verzieh: »Geh! ich will meine Feinde verringern, und meine Freunde vermehren" — der sein Weib zärtlich liebte — und der endlich mit dem frohen Bekenntniß auf den Lippen starb: Gott! ich bin mir keines großen Verbrechens bewußt! —

Es war der nämliche Fürst, der unter dem verhaßten Namen des Abtrünnigen auf die Nachwelt gekommen — der nämliche Fürst, dessen Andenken den Christen ein Gräuel ist, auf dessen Rechnung man die albernsten Mährchen geschmiedet, den Gregorius von Nazianz und hundert andere mit der bittersten Heftigkeit beschimpften — mit einem Worte: Julian!

Richte, Nachwelt.

Diesem guten, biedern Julian warf man unter andern vor, er vernachläßige das Ansehen der kaiserlichen Krone. Als zum Beispiel sein Freund Maximus, nach dessen Umarmung er sich so lange gesehnt hatte, endlich seinen Wunsch erfüllte, und zu Konstantinopel anlangte, da hielt Julian gerade eine Rede im Senat. Kaum aber erfuhr er die Ankunft seines Freundes, als er plötzlich abbrach, aufsprang, ihm entgegen lief, ihn umhalste, in die Versammlung führte, und neben sich sitzen ließ.

Briefe zweier Liebenden,

Peter Lachs, eines Fischers,

und

Dorothea Seifenschaum, einer Wäscherin.

Peter an Dortchen.

Mamsell Jungfer!

Wenn man sein Herz nicht mehr hat, so ist das ein Zeichen, daß eine andere Person es hat, und wenn Sie's nicht übel nehmen will, so muß ich Ihr sagen, daß Sie diejenige Person ist, denn ich habe das Glück und das Zutrauen gehabt, Sie in der Schenke auf dem Tanzboden zu sehen, und was noch schlimmer ist, ich habe drei Menuetten mit Ihr getanzt, und hernach einen Deutschen, wofür ich die Musikanten bezahlt habe, welches mich gar nicht gereut, denn Sie ist weit mehr werth als das. Aber was ich eigentlich sagen wollte, ich heiße Peter Lachs, und damit Sie mich nicht verwechselt, ich bin der große Junge mit dem langen Haarzopf und dem spanischen Rohr, und habe auch einen gelben Rock von der Farbe wie meine neuen Hosen, und weiße Zwirnstrümpfe. Auf den Sonntag will ich meine Mutter mitbringen, sei Sie hübsch freundlich, und ich verbleibe mit dem gehörigen Respekt

Mamsell Jungfer

Ihr allzeit fertiger Diener,
Peter Lachs, Fischer,
wohnhaft oben an der Ecke,
gleich neben dem großen Misthaufen.

(Dieſer Brief zukomme der Ehr- und Tugendbelobten Mamſell Jungfer Dorothea Seifenſchaum, weltberühmten Wäſcherin, dem Brunnen gegenüber, unten an der Pferdeſchwemme.)

Dortchen an Peter.

Muſje!

Ich habe Seinen Brief wohl erhalten, und daraus erſehen, daß Er an mich geſchrieben hat. Ich kann mich gar nicht beſinnen, daß wir zuſammen getanzt haben, und was die Wahrheit betrifft, daß ich Sein Herz haben ſoll, ſo iſt das wohl nur gelogen, denn was man nicht empfängt, das hat man nicht, und ein ehrliches Mädchen nimmt ſich wohl in Acht, dergleichen Dinge anzunehmen, und folglich habe ich Sein Herz auch nicht. Die jungen Burſche ſind heutzutage leichtſinnig, und reden viel, aber wenn's zum Treffen kommt, ſo wollen ſie nur löffeln, und alſo ſei Er ſo gut, und verbrenne Er meinen Brief, und auch das, was darin ſteht, damit ich bis auf den nächſten Sonntag verbleibe

Seine gehorſame Dienerin
Dorothea Seifenſchaum.

Peter an Dortchen.

Mamſell Jungfer!

Ihre Zweifelei und Ihre Argwohnſchaft iſt, Gott ſtraf mich! ſehr anſtößig für ein ehrlich Blut, wie ich bin, was maßen ich nobel denken thue, und wenn ich Sie nicht ſo

zu sagen lieb hätte, so hätte Sie kein Sterbenswörtchen davon erfahren sollen. Geh Sie, geh Sie, Mamsell Jungfer, ob ich gleich nur ein armer Teufel bin, so meine ich es doch eben so ehrlich als der große Mogul, und da Ihr Briefchen so niedlich ist, daß man es vom ersten Buchstaben bis zum letzten auffressen möchte, so sehe ich wohl, daß Sie gewaltig viel Grütze im Kopfe hat, und zum Beweise schicke ich hier ein Paar Aale und drei Hechte, die ich heute in der Frühstunde selbst gefischt, und ich wollte, sie wären von purem Silber, wie die großen Leuchter in der Sanct Gertruden-Kirche, das würde noch viel besser in's Auge fallen, und folglich wäre Sie Ihrer Sache gewiß, daß ich kein Schmarotzer bin, der nur löffeln will, sondern vielmehr meiner hochzuverehrenden Mamsell Jungfer

demüthiger Diener
Peter Lachs.

N. S. Sie braucht dem Jungen, der die Aale bringt, kein Trinkgeld zu geben, denn ich habe es ihm verboten.

Dortchen an Peter.

Musje!

Bleib Er mir mit Seinen Präsentationen vom Halse. Ich habe dem Jungen auf gut Deutsch gesagt, Er soll sich zum Henker scheren, oder auf den Fischmarkt, da kann Er seine Aale und seine Hechte verkaufen, so viel Er Lust hat. Seht doch, was denkt Er denn, Musje? daß ich so hungrig nach Geschenken bin? und ich werde alle Tage satt, wenn's

auch nicht Aal iſt, ſo haben wir doch Bohnen mit Schweinefleiſch, und geſtern aßen wir einen Mehlbrei, auf dem die Butter ſtand wie ein Teich. Wenn ich Luſt habe Jemand lieb zu haben, ſo thu ich's umſonſt, denn ich weiß ſchon wie es geht, da war der kurze dicke Eſeltreiber Michel Stinz, der hat meiner Schweſter Urſel allerlei Kram geſchenkt, und ſie iſt eine Närrin geweſen, und hat es angenommen, und hat ihn erſchrecklich lieb gehabt, wie es ſich gehört und gebührt, aber der Hund hat ſie ſitzen laſſen, daß es ihr hernach blutſauer geworden iſt, ſich zu verheirathen. Wenn ich es eben ſo machte, ſo wäre ich wohl eine Närrin.

Seine gehorſame Dienerin
Dorothea Seifenſchaum.

Peter an Dortchen.

Gott bewahre, Mamſell Jungfer, Sie hat mich ſo erſchreckt, daß ich den Schnupfen davon gekriegt habe. Ich bin ein Tölpel, aus Urſachen, weil ich nicht zu leben weiß, und es ſoll nicht wieder geſchehen, denn ich wollte lieber, daß die verfluchten Fiſche mir im Leibe ſäßen, weil Sie mir den Streich ſpielen will, und will mich laufen laſſen. Thu Sie das ja nicht, Mamſell Jungfer, ich muß ſonſt ſterben, ehe ich's mich verſehe, und verbleibe ſterbend und todt

Ihr halbtodter Liebhaber
Peter Lachs.

Peter an Dortchen.

Mamſell Jungfer!

Nun ſind es ſchon zwei Tage und ein paar Stunden drüber, daß ich nicht ſchlafen kann, weil die Betrübniß mich traurig macht, um des Elends willen, daß Sie mir gar nicht mehr antwortet. Gott ſtraf mich! das iſt recht kläglich und ſo zu ſagen ein Jammerbild. Ich hungere wie ein Wolf, aber ich getraue mich nicht zu eſſen. Meine Mutter ſpricht, ich wäre nicht wohl geſcheut, alle Menſchen lachen, und ich heule wie Sanct Petrus. Sonnenſchein kommt mir vor wie Regen, weil alles verkehrt ausſieht, wegen der Mamſell Jungfer, die eine hartnäckige Boshaftigkeit inſinuirt hat, und hör Sie, wenn es nicht bald anders wird, ſo verkaufe ich alles, was ich habe, und trage es zu einem Pfaffen, der ſoll den lieben Gott vor Ihre arme Seele bitten, ich aber ſtürze mich ſo zu ſagen in den Teich mit dem Kopfe voran, hinunter zu den Fiſchen, die Schuld an meinem Unglücke ſind, da mögen ſie vor ihre Mühe mich ſo lange freſſen, bis ich gar nicht mehr bin

Mamſell Jungfer

Ihr bereitwilliger Diener
Peter Lachs.

Dortchen an Peter.

Muſje!

Er denkt wohl gar mein Herz wäre ſo hart wie ein Bügeleiſen? Sei Er nicht bang von wegen dem Sterben,

das will ich gar nicht haben, denn wenn Er einmal todt iſt, ſo bekümmere ich mich nicht ſo viel mehr um Ihn. Bleib' Er hübſch leben, und ſei Er lebendig, denn was das betrifft, daß ich Ihm nicht geantwortet habe, aus Urſachen, weil mein Bruder Niklas ſich den Finger verbrannt, und alle unſere Tinte darauf geſchmiert hat. Das hindert aber nicht, daß Er mir keine Präſentation mehr ſchicken ſoll, weil ein ehrliches Mädchen, das von der Tugend lebt, allerlei Unſchuld in ſeinem Herzen hat, wodurch ein gutes Gewiſſen auf fromme Gedanken geräth, und gleichfalls iſt meine Mutter eine ehrbare Frau, wie die ganze Welt weiß. Auf den Sonntag gehn wir wieder zuſammen in die Schenke. Wenn Er auch hinkommt, ſo bring Er ſeine Mutter mit, und thue Er ein bischen mehr Puder in ſeine Haare als das vorige Mal.

Seine Dienerin
Dorothea Seifenſchaum.

Peter an Dortchen.

Ach liebe Mamſell Jungfer! wenn es doch alle Tage Sonntag wäre wie geſtern, von wegen daß wir uns ſehen können ſo viel als genug iſt. Sapperlott! als ich den warmen Krautſalat mit Ihr aß, das däuchte mir lauter Sellerie, ſo hatten Ihre Augen den Salat gepfeffert. Ich habe auch mit Ihrer Mutter getanzt, aber ich tanze doch lieber mit Ihr, denn Sie tanzt doch zehnmal beſſer, nur daß man es der Mutter nicht ſagen darf, weil ſie doch ziemlich nahe

mit der Tochter verwandt iſt, aber gewiß und wahrhaftig! meine Herzallerliebſte hat eine erſchreckliche Manierlichkeit im Tanzen, und die Fiedelbogen können Ihr kaum folgen. Und hernach ſingt Sie auch beſſer als eine Lerche im Frühjahre, kurz, je mehr ich Sie angaffe, finde ich, daß Sie ein rechtes Wunderthier iſt. Potztauſend! wie ich Ihr mit Erlaubniß der ganzen Geſellſchaft ein Mäulchen gab, da wurde mir ſo kurios zu Muthe, ſo kitzlich wohlig, daß, ſeit die Welt auf der Welt ſteht, noch keine lebendige Seele dergleichen empfunden hat. Glaube Sie mir, Mamſell Jungfer, Sie wird immer und ewig in den Gedanken meines Gedächtniſſes ſein, das habe ich Ihr geſtern geſagt, und werde es Ihr alle Tage ſagen, bis ich ſterbe und gar nichts mehr ſagen kann. Lebe Sie wohl

Ihr Getreuer bis in den Tod
Peter Lachs.

Dortchen an Peter.

Musje!

Er ſchreibt mir immer, daß Er mich lieb hat, und ſagt mir's auch unter die Naſe. Ich wollte wohl wiſſen, bei welcher Gelegenheit Er mir das ſagt? und ob Er nicht blos in den Wind plappert wie viele andere, denn ſeh Er nur, es gibt eine Menge ſchmucke Burſche, die haben alle Taſchen voll Liebe, und theilen an alle Mädchen davon aus, recht wie die Schmetterlinge, Gott verzeih mir die Sünde, die auch immer herumfliegen, und von allen

Blumen ſchmarotzen. Wenn Er nicht ſo iſt, ſo will ich Gott dafür danken, weil ich daraus ſehe, daß Er Reſpekt vor meine Hochachtung hat von wegen der Unſchuld, welche die Tugend mit der Ehrfurcht reſpektirt. Inskünftige werde ich Ihm nicht mehr ſchreiben, denn das frißt meine Zeit, und die Arbeit geht nicht flink von der Hand, aber glaube Er nur, daß Sein artiges ſteifes Weſen ſich immer tiefer und tiefer bei mir einniſtelt, wasmaßen ich bin und verbleibe

Seine ergebene Dienerin
Dorothea Seifenſchaum.

Peter an Dortchen.

Mamſell Jungfer!

Thue Sie nur alle Ihre Zweifeleien und Argwohnſchaften in einen Sack, und werfe Sie den Sack in's Waſſer. Ich bin nicht ſo wie andere, nein gar nicht; und wenn ich ſage, daß ich Sie lieb habe, ſo ſage ich die helle klare Wahrheit, denn vors Erſte iſt Sie wunderſchön, und wenn das Leben von meinen Tagen noch viermal länger wäre, ſo wollte ich die vier Enden zuſammenknüpfen, um Sie deſto länger lieb zu haben, und hernach, wenn ich doch endlich ſterben muß, ſo will ich's mit der Liebe doch immer ſo halten wie bei meinen Lebzeiten. Laß Sie nur einmal andere Mädchen kommen, Sapperlot, wie will ich Sie abführen, und wenn ſie gleich ſprächen: »Guten Tag, Musje Peter, wie gehts?" über die Achſel wollte ich ſie

anſehen, und ſprechen: »Laßt mich in Ruh! wer Merſeburger Bier trinken kann, der nimmt kein Waſſer in den Mund.« Alſo was das betrifft, Jungfer Dortchen, ſo ſchlafe Sie ganz ruhig und morgen Nachmittag geliebt es Gott, werde ich ſo frei ſein bei Ihr einzuſprechen, und es Ihr noch einmal recht in's Maul zu ſchmieren, daß ich bin

Ihr getreuer Peter Lachs.

Dortchen an Peter.

Musje,

Komm Er heute nicht ſo frühzeitig wie geſtern, verſteht Er mich? Meine Mutter ſpricht, die Wäſche iſt ſchlecht gewaſchen, weil Er immer dabei geſtanden hat, und das iſt auch wahr, denn ich kann nicht zugleich waſchen und Ihn angucken, das geht nicht an. Wenn Er wieder kommt, ſo bringe Er doch das Lied mit, das Er vorgeſtern mit Seiner Stimme geſungen hat, denn meine Mutter ſpricht, es wäre recht ſchnurrig geweſen, und ſie verſteht ſich darauf, weil ihre Gevatterin damit handelt, und eine erſchreckliche Menge von ſolchen Liedern verkauft. Es wird auch noch ein ſchmucker Burſche bei uns ſein, der ſchöne Lieder auswendig weiß, und wenn Sein Vetter von Freienwalde kommt, ſo bringe Er ihn auch nur mit, denn je mehr Narren beiſammen ſind, je mehr muß man lachen. Meine Pathe Anna Barbara und ihre Tochter Lieſe werden erpreß auch kommen, denn ich habe ihnen durch den lahmen Bärtel zu wiſſen gethan, daß ich bin

Seine ergebene Dienerin

Dorothea Seifenſchaum.

Peter an Dortchen.

Herzallerliebſte Mamſell Jungfer,

Das war geſtern Nachmittag ein ſchnackiſcher Abend. Sapperment! Ihre Pathe hat ein tüchtiges Maulwerk, aber ich verwette meine ſilberne Halsſchnalle, daß Sie doch noch beſſer ſchnattern kann. Das wäre alles recht gut, wenn nur der Musje Holzſchreiber Kilian Fips nicht da geweſen wäre, der hat geſungen mir nichts dir nichts, als ob er allein ſingen könnte, und denkt, weil er zu rechnen verſteht wie ein Profeſſor, und weil er ein bischen ſchnarrt, und weil er eine tombakene Uhr hat, er wäre recht ein vornehmer Star und dürfte andere ehrliche Leute über die Achſel anſeh'n. Aber warte nur, Gelbſchnabel, komm mir nur noch einmal ſo wie geſtern, ſo will ich dir die Kolbe laufen, und dich fühlen laſſen, daß mein Arm ſchwerer wiegt, als deine Zunge. Hätte ich es nur nicht Ihretwegen gethan, und von wegen der reſpektabeln Ehrfurcht, ich hätte ihm bei jedem Takt einen Zahn in den Rachen geſchlagen. Hat die Kreuzſpinne mich nicht aufgezogen mit meinem Liede, das ich geſungen habe, wie mir der Schnabel gewachſen iſt. Ich wollte doch einmal ſeh'n, um zu ſeh'n, wie er es machen würde, um ſo ein Lied zu machen; er mit ſeinem welſchen Krimskrams. Das Lied iſt gut, es hat's Einer meiner Freunde gemacht, den ich kenne, und der in die Schule gegangen iſt, und der Verſtand hat, wie ein Kobold, und der den Musje Kilian Fips hundertmal in den Sack ſteckt. Ich habe ihm zwei Flaſchen Bier

dafür bezahlen müssen, und folglich schicke ich Ihr das Lied, weil Sie's verlangt hat.

Ich bin betrubt
Und sehr verliebt,
Denn meinem Dortchen wunderschön
Hab ich zu tief in's Auge geseh'n
Daß Gott erbarm!
Ich bin nur arm,
All was ich habe schwimmt im Teich,
Doch nimmt sie mich, so bin ich reich.

Das ist Alles, schlecht und recht, aber ein Schelm gibt besser als er hat. Morgen muß ich nach Holzhausen marschiren, da muß ich eine ganze Woche lang bleiben von wegen dem Lachsfang. Wenn Sie schreiben will, so schreibe Sie an Musje Peter Lachs hinter der Sägemühle. Ich wollte wohl kommen und Abschied von Ihr nehmen, aber das würde mir nur eine Hundeangst in den Leib jagen, weil ich ganz tösicht bin, wenn ich Sie nur in vierundzwanzig Stunden nicht sehe, und so zu sagen verbleiben muß

Ihr treugehorsamstverliebter
Peter Lachs.

Dortchen an Peter.

Musje,

Ich wünsche Ihm eine glückliche Reise, bleib Er fein gesund und was dergleichen mehr ist. Ich soll Ihn also in acht Tagen nicht seh'n, also nur gleichsam wenn ich in meinen

Gedanken an Ihn denken thue. Je nun was soll man machen, man muß sich darin ergeben. Aber eins muß ich Ihm sagen, wegen Seinem Brief von gestern, und das ist gar nicht hübsch von Ihm, daß er Grillen fängt, wenn andere Leute lustig und vergnügt sind. Er ist sonst bis an den Hals voll Höflichkeit und artige Manieren, aber da hat Er einen großen Bock geschossen, daß Er den Musje Kilian Fips so herunter macht, der Ihm nichts auf der Welt Gottes zu Leide gethan, und der ein drolliger Kauz ist, so gut wie Er. Wenn man einmal in der Welt lebt, so muß man mit den Leuten leben und Spaß versteh'n, versteht Er mich? Wenn ich auch so wäre, so hätte ich auch müssen böse werden über meine Pathe, die da sagte, ich hätte Verstand wie ein alter Drache, und wäre noch immer so tölpisch wie ein junges Kalb. Aber ich meine ich habe sie abgeführt, und habe ihr geantwortet wie man antworten muß, wenn man zu antworten versteht. Gelt, sagte ich zu ihr, wenn ich ein Kalb bin, so habe ich doch die Furcht Gottes vor Augen und im Herzen. Da schwieg sie still wie ein Mäuschen und rüppelte sich nicht. Sieht Er, Musje, so muß man's machen, aber nicht sogleich oben zum Schornstein hinausfahren. Ein Schaf ist mir lieber als ein Wolf, d'rum sei Er so gut und mache Er, daß Er ein Schaf wird, wie ich allezeit sein werde

Seine ergebene Dienerin
Dorothea Seifenschaum.

Peter an Dortchen.

Herzallerliebste Mamsell Jungfer,

Sie hat wohl Recht, was mache ich mir aus so einem Großsprecher, der für zwei Pfennige Maulwerk hat, und schwatzt wie eine Elster. Da lob' ich mir ein Wörtchen aus Ihrem Munde, und wenn ich die weißen Zähne sehe, wie Sie ein Stück Brot zerkaut, da möchte ich mich gleich selber kauen lassen. Nun wie Sie will, ich bin ein gehorsames Schaf, ich will sanft und süß werden wie ein Schluck Aniswasser und glatt wie Speck. Apropo, ich bin glücklich angekommen, und habe auch eine glückliche Reise gehabt, ausser daß ich bei einem Haar krepirt wäre. Ich muß Ihr das doch erzählen. Seh Sie nur, ich sitze in meinem Kahn, und der Jürgen Frischmuth auch, und ich rauche ein Pfeifchen Wagstaff, denn auf der Reise thue ich mir was zu gute. Wie wir nun an die rothe Brücke kommen, und daß wir zwischen den Pfeilern durchfahren wollen, so schreie ich was ich kann: Jürgen halte links! ist der Sappermenter besoffen wie ein Schwein, hält mit dem Steuer rechts, krar stößt der Kahn gegen den Pfeiler, daß alles wackelt, und beinahe die ganze Bescherung in Stücken zertrümmert wäre. Diesmal kam ich noch mit einem blauen Auge davon, und es kostet mich weiter nichts, als eine Flasche Weißbier, die ich auf die Gesundheit unsers lieben Herr Gotts ausgetrunken habe, weil er mich durch die lieben Engelein hat beschützen lassen. Nur um deswillen wäre ich nicht gern ersoffen, daß ich nicht mehr hätte sein können

Ihr allergetreuster
Peter Lachs.

Dorlchen an Peter.

Musje,

Es iſt ein gewaltiger Lärm in unſerm Hauſe von Seinetwegen, denn ich ſtand gerade und wuſch Hemden, als ich Seinen letzten Brief bekam, und als ich nicht recht wußte, ob ich erſt die Hemden waſchen oder den Brief leſen ſollte, da kam meine Mutter und fragte: was haſt du da? ich ſagte nichts. Aber ſie ſagte wieder, ich wette, du haſt was. Und da antwortete ich, nein, ich habe nichts, und wenn ich auch was hätte, ſo ging es Euch doch nichts an. Da riß ſie mir den Brief aus der Hand und las ihn von einem Ende bis zum andern. »Aha!" ſagte ſie, »habe ich dich erwiſcht mit deinem Peter Lachs? ja das wäre mir eben recht. Für den Burſchen habe ich auch meine Tochter in allen chriſtlichen Künſten und Tugenden erzogen. Und du Rabenaas? haſt du nichts beſſers aus deinem Katechismus gelernt? ja wenn der Burſche noch ein bischen was im Vermögen hätte, daß er ein ehrliches Mädchen ernähren könnte —" Aber Mutter, ſagte ich zu ihr, Peter Lachs iſt ein fleißiger, gottesfürchtiger Menſch, und ich bin doch auch nur eine Wäſcherin, und nicht viel mehr als er — »Was, ſagte ſie, es iſt ein Unterſchied zwiſchen Wäſcherin und Wäſcherin, ja ein Unterſchied wie zwiſchen Theekeſſel und Braupfanne. Du wäſchſt Hemden und Manſchetten für junge Herren, das will ſchon was mehr ſagen. Und hernach habe ich dir eine gute Erziehung gegeben, wohl ſo gut als einer Schreiberstochter." Und da habe ich ihr geſagt, das kann alles nichts helfen,

liebe Mutter, denn wir lieben uns wie des Nachbars Tauben, und werden uns lieben, so lange noch ein Herz in unsern Blutstropfen schlägt. Darauf hat sie mir eine große Ohrfeige gegeben, daß mir die Backe den ganzen Tag gefeuert hat, aber sie mag sagen was sie will, ich werde doch immer verbleiben

Seine getreue Dienerin
Dorothea Seifenschaum.

Peter an Dortchen.

So ist's recht, Mamsell, daß Sie die Ohrfeige bekommen hat, und daß Sie Ihre Mutter hat ablaufen lassen, denn ich bin wohl nur ein armer Teufel, aber ich weiß zu leben, versteht Sie mich? und wenn Ihre Mutter groß thut, so ist es deswegen, weil sie eine wunderschöne Tochter hat, sonst gäbe ich um sie nicht halb so viel als gar nichts. Daß ich Sie lieb habe, merkt Sie wohl, weil ich morgen schon wieder abreise. In vier Tagen habe ich Sie nicht gesehen, es kommt mir vor, als hätte ich vier Monate in Spandau gesessen. Es ist eine Hundearbeit mit der Liebe, man weiß nicht, was man davon denken oder sagen soll. Ich glaube gar, ich bin krank, die Arme sind mir ganz lahm, und immer denke ich an Sie, als ob ich nichts anders zu thun hätte; und wenn ich schlafe, so lasse ich große Seufzer fahren, als ob mir der Hals verstopft wäre. Ich muß mich immer von einer Seite auf die andere wälzen, bis ich endlich fest einschlafe wie ein Ratz. Mannichmal träume ich von Ihr, und da fahre ich in

die Höhe und will Sie grüßen, und habe mir neulich am Pfoſten ein Loch in's Gebräge geſtoßen. Ich weiß nicht was das iſt, und werde meiner Mutter ſagen, daß ſie mir zur Ader läßt, denn es kommt mir vor wie ein Fieber, und wenn es nicht bald anders wird, wenn ich Sie wiederſehe, ſo muß ich liegen wie ein Fiſch, der im trocknen Sande nach Luft ſchnappt. Aber ich merke wohl, daß ich ſo was fühle, als ob Ihre Gegenwart mich erquicken würde, wie friſches Quellwaſſer, und folglich, wenn auch Ihre Mutter Ihr noch zehn Ohrfeigen gäbe, werde ich doch immer verbleiben

Ihr getreuſter
Peter Lachs.

Dortchen an Peter.

Musje,

Seit Er wieder hier angekommen iſt von Seiner Zurückkunft, iſt Er nur zweimal bei uns geweſen, obgleich meine Mutter Ihn gefragt hat: wie geht's Peter? und ob ſie Ihm gleich erlaubt hat, uns alle Abende zu beſuchen. Er iſt aber doch nicht gekommen, und das macht mir böſe Gedanken, wie von einem Menſchen, der eine andere Perſon lieber hat wie mich. Geſtern habe ich recht lachen müſſen, da war der Holzſchreiber Kilian Fips wieder bei uns, der hat uns ſo ſchnurrige Dinge erzählt, daß wir alle haben berſten wollen. Wäre Er doch nur auch da geweſen, aber mit einem freundlichern Geſicht als das letzte Mal, da Er gleichſam traurig ausſah, als ob Ihm Jemand die Butter vom

Brote gestohlen hätte. Ich aber bin immer freundlich, wenn ich Ihm sage, daß ich bin

Seine ergebene Dienerin
Dorothea Seifenschaum.

Peter an Dortchen.

Ich wollte ich wäre todt, weil Sie lachen kann, wenn der Holzschreiber Kilian Fips Ihr alberne Schnurren vormacht. Ich kann auch wohl Schnurren machen, aber wenn ich bei Ihr bin, so bin ich aus lauter Respekt so dumm wie ein Vieh. Wenn ich Sie ansehe, so ist mir's als ob mir die Zunge in den Augen säße, und als ob ich gar nicht anders reden könnte, als Sie ansieh'n. Ich merke wohl, daß Sie den Holzschreiber lieb hat, denn Sie spricht immer zu ihm: erzähle Er uns doch noch Etwas. Was aber mich betrifft, so kann ich ihn nicht vor Augen leiden, und darum bin ich auch in drei Tagen nicht bei Ihr gewesen. Ich frage den Henker nach Mamsell Therese und Mamsell Mariane, und wie sie alle heißen, wenn sie mich gleich mannichmal kneipen und an ihren Brusttüchern zupfen, oder mir einen Schnurrbart machen, wenn ich eingeschlafen bin, so sehe ich doch immer nur nach Ihr wie ein Hecht nach einem Gründling. Sie aber, daß Gott erbarm! Sie schwatzt mit diesen und lacht mit jenen, und thut mit allen schön, besonders mit dem Holzschreiber Kilian Fips. Meinethalben heirathe Sie ihn. Ich will lieber vor Verdruß über die Abwesenheit Ihrer Gegenwart sterben, als den Spektakel länger mit ansieh'n.

Das iſt meines Herzens Meinung, wenn ich Ihr gerade heraus ſage, daß ich bin

Peter Lachs.

Dortchen an Peter.

Musje,

Das iſt nicht fein, wenn man eiferſüchtig iſt, ohne die Gelegenheit einer Urſache. Sieht Er wohl, Musje, ich wollte Ihn nicht vertauſchen gegen zwei Kilian Fipſe. Ich will Ihm zum Exempel ein Beiſpiel ſagen, ich will nämlich ſagen, ich ſtelle mir vor, ich wäre eine große Dame geworden, die Hunde und Katzen hält, und der Holzſchreiber wäre meine Katze, und Er, Musje, wäre mein Hund. Nicht wahr, die Katze würde allerlei närriſche Katzenbuckel und Sprünge machen, und ich werde lachen? aber der Hund wird wieder auf eine andere Manier eine Art von Freundſchaftsgattung von mir erzwingen, er wird mir nachlaufen und ich werde ihn ſtreicheln, weil das arme Vieh mich lieb hat, dahingegen die Katze ihre drolligen Sprünge nur aus Gewohnheit und zu ihrem eigenen Spaße macht. Er ſieht alſo wohl, daß ich Ihn lieber habe, als den Holzſchreiber, aber ich kann den doch nicht fortſchicken, weil er mir nichts gethan hat, denn das wäre eine Beleidigung, noch größer als ein Affront. Und was würde meine Mutter dazu ſagen? Was ſoll das vorſtellen? würde ſie ſprechen. Und da müßte ich antworten: das muß ſo ſein, weil Musje Lachs haben will, daß es ſo ſein ſoll, und weil, wenn es nicht ſo ſein ſoll, er gar

nicht mehr in unſer Haus kommen will. Und da würde meine Mutter lärmen wie ein Drache. Komm Er lieber und lache Er mit uns, ſo will ich Ihm wohl zeigen, daß ich nur Ihn lieb habe, weil ich einzig und allein um Seinetwillen bin

Seine Dienerin
Dorothea Seifenſchaum.

Peter an Dortchen.

Nun habe ich Ihren Willen gethan, Mamſell, und es gereut mich gar nicht, daß ich den ganzen Tag bei Ihr geweſen bin, denn ich will ein Froſch ſein, wenn es mir nicht vorkäme, als wäre ich auf dem Grunde des Paradieſes. Das hindert aber gar nicht meine Leidensqualen, die meinen Körper zu einem Schwefelhölzchen austrocknen. Mein Herz kommt mir immer vor wie ein Schnupftuch, das von Ihr gewaſchen und hernach gebläut wird. Wenn ich wieder zu Ihr komme, will ich Ihr ein Lied mitbringen, das ich ſelber gemacht habe, geſtern Abend als ich nicht einſchlafen konnte. Ich wußte gar nicht, daß ich ſo was machen könnte, aber bei meiner armen Seele! Sie iſt ſchlimmer als ein Schulmeiſter, denn durch Sie bin ich kababel geworden zu reimen, wie unſer Küſter am Neujahrstage.

Meine Mutter ſpricht, ich wäre krank, weil ich mager werde wie ein gebratener Häring, und weil ich Verſe mache, und ſie will in die Kapelle der heiligen Urſula gehen, und will eins von meinen Hemden der Heiligen vor die Naſe halten, davon ſoll ich geſund werden, aber das wird auch

nichts helfen, und ich will lieber morgen zu Ihr kommen, und mich in einem Gespräch mit Ihr unterreden, was Sie davon meint, wenn die Mutter lieber zu der Mutter ginge, daß ich doch endlich einmal sähe, wo das Ding herein oder heraus will, und ob ich mit allem Respekt sein darf

Ihr Bräutigam
Peter Lachs.

Dortchen an Peter.

Musje,

Ist Er nicht am Freitage von uns weggelaufen wie ein toller Hund, aus Ursachen, daß ich nicht willigen wollte in die Frage, die Er mir gethan hat wegen einer Antwort. Mit dem Heirathen hat es noch immer Zeit, ich werde auf Ostern erst dreiundzwanzig Jahr, und da will ich noch ein Weilchen Mamsell Jungfer bleiben, und hernach, wenn ich Lust haben werde, Frau Madame zu sein, so will ich's Ihm sagen, denn meine Frau Pathe spricht, es wäre keine bessere Zeit für die liebe Jugend, als wenn die Jugend verliebt ist. Sehe Er nur meine Muhme Lieschen, die ist seit vier Monaten verheirathet und so ehrbar geworden wie der Burgemeister, da sie doch vorher war wie ein junges Kätzchen, von solchen, die in Gesellschaften lustig und guter Dinge sind. Sein Lied hat mir recht gut gefallen. Die Leute sagen, Er habe erschrecklich viel Grütz im Kopfe, und das freut mich, wenn die Leute so reden. Auf den Sonntag gehe ich zu meiner Muhme, um Dampfnudeln zu essen. Es

werden noch viele Menſchen hinkommen, aber wenn Er da iſt, ſo werde ich glauben, Er wäre ganz allein da.

Peter an Dortchen.

Mamſell Jungfer,

Wenn Sie mich nicht lieb hat, ſo darf Sie es nur ſagen, und ich werde mir auch nicht die Haare darum ausraufen, denn ich verſtehe mich nicht auf das Augenzwinkern wie Muſje Kilian Fips. Am Sonntage, als wir Plumpſack ſpielten, habe ich wohl gemerkt, daß Sie den Holzſchreiber immer am härteſten geſchlagen hat, und hernach als er das Pfand auslöſen ſollte, hat Sie ihn gar laſſen: ich hange und verlange ſagen, nach wem? nach Dortchen Seifenſchaum, damit er nur Gelegenheit hatte, Sie zu küſſen. Das kann ich nicht leiden, ob Sie mir gleich allerlei hübſche Geſichter geſchnitten hat, damit ich nur ſtill ſein ſollte. Aber wenn Sie ein Kerl wäre wie ich, ſo würde ich mich mit Ihr auf der Straße herumzanken, ſo lange bis die Wache käme, und uns in die Polizei ſchleppte, die würde Ihr ſagen, daß Sie Unrecht hat, weil Sie eine Wortbrüchige iſt, und weil Sie Flauſen machte, wenn ich will, daß der Prieſter gleichſam eine Verbindung aus uns machen ſoll. Aber nun iſt es aus mit uns, denn ich will nicht länger ſein wie Ihr Eichhörnchen, das im Rade tanzt. Sage Sie Ja oder Nein, damit ich weiß, woran ich bin, denn es gibt noch andere hübſche Mädchen genug in der

Welt, und es wird doch wohl noch eine darunter sein, von der ich mich nennen kann

den gehorsamen Diener
Peter Lachs.

Dortchen an Peter.

Musje,

Schäme Er sich in Sein Herz hinein, das sind schlechte Streiche. Geh' Er zum Henker mit sammt dem Holzschreiber Kilian Fips. Aber ich sehe wohl, was Er im Sinne führt, Er will mich recht boshaftig machen, da soll ich Ihn fortschicken, und dann will Er sprechen, ich wäre das Original von unserer Zänkerei gewesen, und will gehorsamer Diener zu mir sagen und damit holla! Das hätte ich eher wissen sollen, denn ich hätte können Wäscherin werden im großen Hospital, das habe ich ressirt und so hätte meine Mutter nicht so viel Herzeleid gehabt. Die arme Frau, sie hat wohl Recht. Was will Er mit Seinem Eichhörnchen? Geh Er, Musje, Er ist ein Grobian. Ich habe, Gott sei Dank, Alles, was man haben muß, um stolz auf die Ehre zu sein, und mein einziger Kummer ist nur, daß es mir Freude gemacht hat, Ihn lieb zu haben. Das wäre ein Elend, wenn es nicht anders würde; aber ich will alle Gedanken an Ihn verjagen durch das liebe Gebet, und will Gott bitten, daß er Ihm Seine Heuchelei vergebe, weil Er mich belogen hat, als Er vorgab zu lieben

Seine gehorsame Dienerin
Dorothea Seifenschaum.

Peter an Dortchen.

Ich komme wie ein Bettler, liebe Mamſelle Jungfer, und bettele Ihre Vergebung wie ein Almoſen. Ich habe Ihr Verdruß gemacht, das iſt aber nicht mit Fleiß geſchehen, denn ich liebe Sie ſo entſetzlich, daß ich immer bang bin, Sie möchte mir durch die Lappen gehen. Ich war grimmig eiferſüchtig auf den kleinen Holzſchreiber, und wollte morgen zu ihm gehen mit meinem ſpaniſchen Rohr, und wollte ihn durchwammſen nach Noten. Ach, Mamſell Jungfer! ich bin doch erfreut, daß Sie mir die Ehre anthut, mich ganz allein lieb zu haben, und ich lache über den Mu[illegible]e Milian Fips, daß mir die Adern an der Stirne ſchwellen wie ein paar Ankertaue. Geh' Sie nur in's große Hoſpital und werde Sie Wäſcherin, ſo werde ich Soldat, und gehe in den Krieg, und laſſe mich bleſſiren, und laſſe mich auch in's Hoſpital ſchleppen, etſch! dann bin ich doch wieder bei Ihr. Und dann ſollte Sie vor mein Bett kommen, und ſehen wie ich ſterbe aus Liebe zu Ihr, und dann ſollte Sie noch einmal ſagen, daß ich Sie belogen habe, als ich immer und ewig war und bin und verbleibe

Ihr getreueſter Peter Lachs.

Dortchen an Peter.

Muſje,

Ich verſtehe nicht zu maulen, das kommt daher, weil ich ein gutherziges Schaf bin. Geſtern ſaß ich und flennte, daß mich der Bock ſtieß, von wegen dem Zank und Hader,

der wohl der liebe Anfang sein darf, aber nicht das Ende. Da kam meine Mutter und fragte: was fehlt dir? denn ich hatte geschwollene Augen wie ein abgestochenes Kalb, und so eine Art von Farbe wie eine Leiche. Da sagte ich: Mutter, ich will katholisch werden und in ein Kloster gehen. Gott behüte! sagte meine Mutter, was sind das für bosshafte Gedanken! heirathe lieber in's Henkers Namen! wenn du es nicht lassen kannst. Und ich merke wohl, daß der Musje Peter Lachs dir im Kopfe steckt. Da zeigte ich ihr Seinen letzten Brief, wo Er vom Soldatwerden redet, das hat meine Mutter ganz weichherzig gemacht. Meinethalben, hat sie gesagt, er soll nur kommen und dem Dinge ein Ende machen. Da bin ich ihr um den Hals gefallen, und habe sie geherzt und geküßt. Komm Er nur bald. Auf den Sonntag soll die Verlobung sein, und hernach ist's nicht weit mehr hin zur Hochzeit. Er kann's mir auf's Wort glauben, daß ich eine große Freude haben werde mich zu nennen

meines Musje Bräutigams

gehorsamste Dienerin und Frau

Dorothea Seifenschaum.

Der Holzschreiber Kilian Kipe an Peter Lachs.

Hochedler

Insonders Hochgeehrter Musje,

Ob ich gleich die Ehre habe, ihn nicht zu kennen, so verstehe ich doch die Arrimetik aus dem Grunde, und nehme

mir daher die Freiheit, Ihm nach Stand und Würden zu Seiner morgenden Hochzeit glückwünschend zu gratuliren. Der Gott Zevs und der Gott Jupiter lasse Sein Leben dahin fließen wie ein Bach unter Rosengesträuchen, und gebe Ihm immer Sandarte in Seine Netze, und Seiner Frau Eheliebste immer junge vornehme Herren, die viel Manschetten waschen lassen, und wenn ich einmal Holzinspektor werde, soll keine andere Seele meine Manschetten waschen, als weiland Jungfer Dorothea Seifenschaum. Morgen will ich den Stadtpfeifer mitbringen, der soll blasen wie Apoll das Lied: Wer nur den lieben Gott läßt walten. Da wollen wir tanzen wie die Musen in Eintracht und Gottesfurcht, bis die Göttin Aurora uns alle zu Bette jagt, wo man in den Armen der holdseligen Braut den Lohn der Treue erntet. Solches alles geschehe nach Seinem Wunsch und Willen, wie auch sonder Gefährte, weil ich die Ehre habe zu verharren

meines insonders hochgeehrten Musje's

karakterissirter Diener

Kilian Fips.

Was ist grob? und was ist höflich?

Der Zufall brachte einst eine Menge Menschen aus allen Nationen zusammen; auch hatte der Zufall dafür gesorgt,

daß es gerade die gesittesten, manierlichsten Leute waren, die sämmtlich in ihrer Heimath für Muster der Höflichkeit galten. Demungeachtet war das erste Wort, welches man in dieser Versammlung hörte, der Ausruf eines Merikaners: »Du bist ein grober Flegel!" der an seinen Nachbar, einen Brasilianer, gerichtet war.

»Warum?" fragte der Brasilianer.

Der Merikaner. Weil du mich nicht gegrüßt hast.

Der Brasilianer. Habe ich nicht sogleich deinen Kopf gegen meinen Magen gedrückt?

Der Merikaner. Eben dadurch hast du mir beinahe das Genick gebrochen. Du hättest mit der Hand die Erde berühren, und alsdann die Hand küssen sollen.

Ein Siameser. Um Verzeihung, meine Herren, Sie haben beide Unrecht. Der Herr Brasilianer hätte als ein Mann von Lebensart sogleich sein Unterkleid ausziehen und um den Leib wickeln sollen.

Eine junge Indianerin von der Küste Malabar. Wo denken Sie hin, mein Herr? glauben Sie, wir wären hieher gekommen, um Unterkleider ausziehen zu sehen? So oft ich einem Manne begegne, dem ich Achtung schuldig bin, so entblöße ich meine Brüste, und das ist, denke ich, alles, was er mit Bescheidenheit von mir fordern kann.

Ein Madegasse. Wozu die Umstände? man legt seine Hand sanft auf die Hand des Andern, und damit holla!

BIBL. UNIVERS. UPS.

Ein Cochinchineſer. Sie ſcheinen eine ſchlechte Erziehung genoſſen zu haben, mein Herr, ſonſt würden Sie wenigſtens hinzuſetzen, daß man den Binſenhut im Vorbeigehen etwas lüften muß.

Ein Südſeeinſulaner. Ich trage keinen Binſenhut, aber meine Krone von Papageienfedern nehme ich höflich ab, und ſetze ſie dem Andern auf den Kopf.

Ein Araber. Was Kronen und Hüte! es iſt genug, wenn ich ſpreche: Salam Aleikum, Friede ſei mit euch! und darauf muß der Andere mir antworten: Aleikum Essalem, mit euch ſei Friede!

Ein Araber aus Yemen. Schäme dich, Landsmann! wenn du fein höflich ſein willſt, ſo mußt du verſuchen, dem Andern die Hände zu küſſen, der das nämliche verſuchen wird. Da müßt ihr denn eine Viertelſtunde lang die Hände immer hin und her zerren, bis endlich der Aelteſte von euch Beiden dem Andern erlaubt, ſeine Fingerſpitzen mit den Lippen zu berühren.

Eine Europäerin (zu dem Araber). Du ſchwatzeſt viel von Höflichkeit, aber du haſt mich nicht einmal gegrüßt?

Der Araber. Weil es eine Grobheit wäre, ein Mädchen auf der Straße zu grüßen.

Eine Japaneſerin. Ich weiß nicht, was du damit ſagen willſt. Du ſiehſt, daß ich kerzengrade vor dir ſtehe, und wirſt geſtehen, daß man nicht höflicher grüßen kann. Wenn du ein vornehmer Mann wäreſt, ſo würde ich mich ſogar vor dir niederſetzen.

Ein Perſer. Und dann würde ich ſagen, daß du nicht zu leben weißt. Man muß ſtehen, mit dem Kopfe nicken, und die rechte Hand an den Mund legen.

Eine Morlakin. Nichts weniger, man muß den Fremden mit einem Kuße empfangen.

Eine Ruſſin. Recht Schweſterchen!

Eine Engländerin. Doch nur auf die Stirn, will ich hoffen?

Eine Deutſche. Oder auf die Hand?

Ein Maure. Umgekehrt Madam, Sie müſſen uns die Hände küſſen.

Ein Weib von der Inſel Moaly. Seht doch! küſſen! ich würde es ſehr übel nehmen, wenn ein Jeder, der mir begegnete, mir nicht ſogleich den Rücken zukehrte.

Ein Spanier. Gehen Sie mit Gott, Sennora! iſt alles, was ich Ihnen ſagen werde.

Ein Kalifornier. Du brauchſt gar nichts zu ſagen, und überhaupt gar nicht zu grüßen.

Ein Otaheiter. Der Herr Nachbar aus Kalifornien würden ſehr unverſchämt ſein, wenn Sie ſich nicht wenigſtens den Oberleib bis auf die Hüften entblößten.

Ein Ethiopier. Vergeßt ihr den Alle, daß man dem Andern ſeine Leibbinde abnehmen und ſie ſelbſt umbinden muß? indeſſen der Andere ſo höflich iſt, halb nackend da zu ſtehen?

Ein Grönländer. Poſſen! man weiſt dem Fremden mit dem Fingen einen Platz an, wo er ſich niederſetzen kann, und ſagt nicht ein Wort dabei.

Ein Kurile. Grobian! du wirſt doch wenigſtens das Knie beugen?

Eine Lappländerin. Was kann das helfen, wenn man nicht zugleich die Naſen an einander drückt, und ſich mit einer Rennthierzunge beſchenkt?

Der Europäer. Ihr ſeid Alle zuſammen grobes ungeſchliffenes Volk. Nimmt denn keiner von euch den Hut ab?

Der Aſiate. Pfui! das wäre ſehr ungeſittet.

Bis dahin hatte ich aufmerkſam zugehört, als ich ſah, daß mir ein Freund in der Ferne winkte. Ich drängte mich ſogleich durch den Haufen durch, ſtieß den Braſilianer mit meinem Kopfe vor den Bauch, daß er zur Erde ſtürzte; ſchielte der jungen Indianerin nach den vollen Brüſten; umarmte die Morlackin; kehrte der Inſulanerin von Moaly den Rücken zu; ſagte zu dem Spanier: Gehen Sie mit Gott, Sennor! rieß dem Ethiopier ſeine Binde vom Leibe, und lief davon, indem ich den Ruf der ausgezeichnetſten Höflichkeit zurückließ.

Ein Beitrag zu Knigge's Buch über den Umgang mit Menſchen *).

Man pflegt zu ſagen: ein Menſch, der ſich durch Ruhm, Reichthum oder Ehrenſtellen in der Welt emporſchwinge,

*) So oft in dieſen Bemerkungen das Wort Freundſchaft vorkommt, ſo verſtehe man darunter nicht die echte, ſondern nur jene

vergesse seine alten Freunde, höre auf, sie zu lieben; aber weit öfter hören die alten Freunde auf, ihn zu lieben, hassen ihn sogar aus Neid und Eifersucht. Indessen wünschten sie ihm doch ehemals herzlich alles das Gute, das er nun besitzt; halfen ihm sogar aus allen ihren Kräften. Nun ist es gelungen und sie hassen ihn. Wie geht das zu? — Die Eitelkeit trug die Larve der Freundschaft, denn man interessirt sich weit öfter für seine Bekannte aus Eitelkeit als aus wahrer Neigung. Man wünscht sie bis zu einer gewissen Höhe steigen zu sehen, damit man sagen könne: der da oben ist unser Freund. Aber sobald der Glanz anfängt, unsere eigenen Augen zu blenden, dann drücken wir sie zu, und gehen unwillig unserer Wege.

»Der oder Jener ist ein guter Mensch,« höre ich so oft sagen, und wenn ich frage, warum? so findet sich's immer, daß man ihn nur deswegen gut nennt, weil er sich durch nichts, durch gar nichts auszeichnet. Das sicherste Mittel, geliebt zu werden, ist, wenn man weder durch Geistesga-

---

Afterfreundschaft, jene Art von Zuneigung guter Bekannten, die sich auf gegenseitiges gesellschaftliches Interesse gründet. Von der echten Freundschaft ließe sich nur dann reden, wenn man über den Umgang mit Einem Menschen schriebe; denn selig, der Einen Freund hat! und wer ihn hat, schreibt nichts darüber. Wahren Freunden, wahren Liebenden Vorschriften geben wollen, hieße dem Epheu vorschreiben, wie er seine Ranken um die Ulme schlingen soll.

ben noch durch Geſchenke des Zufalls irgend Jemand im Wege ſteht. Aber auf dieſe Art will man nicht geliebt ſein. Man begehrt Achtung, Ehrfurcht. Ein Schmeichler iſt uns lieber als ein Freund.

Wenn man verlangte, es ſolle ein Buch geſchrieben werden über die Vortheile und die Nothwendigkeit ſich beliebt zu machen; ſo würden alle Menſchen ſchreien: Mein Gott! wie überflüſſig! wer zweifelt daran? und ich würde antworten: faſt alle Menſchen zweifeln daran. Wenigſtens kann man aus ihrem Betragen nicht anders ſchließen. Sie thun alles, um hochgeachtet, nichts, um geliebt zu werden. Wenn einer alle Augenblicke ſpricht: ich wünſche geliebt zu werden; ſo weiß er recht gut, daß ſchon dieſer Wunſch Achtung verdient, und folglich will er doch eigentlich nur geachtet ſein. Nur ein Verliebter ſucht wirklich Liebe.

Das geſellige Leben iſt ein ewiges Auswechſeln von gegenſeitigen Gefälligkeiten. Der Biedermann gibt mehr als er empfängt, und der Schlaue, der Andere gängeln oder nutzen will, macht es eben ſo. Ein Jeder, pflegt man zu ſagen, iſt ſeines eigenen Glückes Schmied, und das gilt wenigſtens vom geſelligen Leben. Du wirſt glücklich mit Andern ſein, wenn Andere es mit dir ſind.

Aber es gibt Leute, die von Niemand geliebt werden, ſelbſt von denen nicht, die ihnen lieb ſind. Andere haben die glückliche Gabe, Jedermann einzunehmen, ſelbſt die, von

welchen ſie übel gelitten waren. Noch Andere ſind allerliebſt im Umgange, aber nur mit ſolchen Leuten, die ihnen gefallen, indeſſen ſie bei Andern, die ihnen nicht behagen, ſich unmöglich Zwang anthun können, und ſich ſicher verhaßt machen. Ich habe das Unglück ſelbſt, zu der letztern Gattung zu gehören, und fand es daher ſehr gerecht, als man einſt einen Jüngling, der mir nicht gefiel, vor meinem Umgang warnte; »denn,« ſagte man zu ihm, »thut er ſich keinen Zwang bei Ihnen an, ſo können Sie nicht mit ihm leben; und thut er ſich Zwang an, ſo kann er nicht mit Ihnen leben.«

Gute Menſchen können ſchlechte Menſchen nicht lieben. Schlechte Menſchen können ſchlechte Menſchen auch nicht lieben. Nur Gute lieben Gute. Die Böſen nutzen die Guten, aber ſie lieben ſie nicht. Die Böſen lieben alſo gar nicht.

Aber echte Freundſchaft bedarf keiner Gleichheit der Gemüthsart. Fritz liebt Wilhelm, Wilhelm liebt Fritz, ſie ſind unzertrennlich. Indeſſen iſt Wilhelm kalt, bedachtſam, und ein wenig zur Schwermuth geneigt. Fritz hingegen iſt munter, lebhaft, witzig, zuweilen ein wenig närriſch. Wilhelm erlaubt ſich dann und wann Verweiſe und gute Rathſchläge, die Fritz wohl aufnimmt. Fritz macht ſich zuweilen über ſeinen vernünftigkalten Freund luſtig, neckt ihn, und dieſer verſteht Scherz. Der Eine hat das Vergnügen zu

amuſiren, der Andere hat das Vergnügen amuſirt zu werden.

O! ein Menſch, ohne welchen wir nicht leben können, iſt uns ſehr lieb! Aber ein Menſch, der nicht ohne uns leben kann, iſt uns doch noch lieber. Wir hegen für ihn die Dankbarkeit der Eitelkeit, und das iſt die aufrichtigſte von allen Dankbarkeiten.

Die Kunſt, ſich Freunde zu erwerben, iſt oft weniger nothwendig, als die, ſich keine Feinde zu machen. Der Freund hilft dir emporklimmen, der Feind hat es nicht hindern können; aber nun ſtehſt du oben, wo das Gleichgewicht ſchwerer zu erhalten iſt, als unten auf dem ſichern Boden. Der Feind kommt von hinten, gibt dir einen kleinen Stoß in den Rücken, und du ſtürzeſt herab.

Man macht ſich zuweilen zehn Menſchen zum Feinde, dadurch, daß man ſich Einen zum Freunde gemacht hat, deſſen Freundſchaft ſie mißgönnen. Dann fallen ſie chriſtlich über dich her, machen aus jeder Schwachheit ein Verbrechen; aus jedem Fehler ein Laſter; aus jeder einzelnen Handlung tägliche Gewohnheit; aus jedem Argwohn Gewißheit. Siehſt du ein ſchönes Mädchen gern, ſo biſt du ein Wollüſtling; haſt du die üble Gewohnheit, zuweilen auf Koſten eines Narren witzig zu ſein, ſo dichtet man dir ein böſes Herz an; hatteſt du einmal beim Gelag der Freude einen kleinen Hieb, ſo biſt du dem Trunk ergeben; und ſieht man dich in

acht Tagen nicht im Klubb, ſo verſichert man, du ſeiſt davon gelaufen.

Vor allem hüte dich, dir ein gelehrtes Frauenzimmer zum Feinde zu machen, welches die leichteſte Sache von der Welt iſt; denn trage ſie, wie man zu ſagen pflegt, auf deinen Händen bis nach Rom, und ſetze ſie vor dem Thore ein wenig unſanft nieder, ſo haßt ſie dich. Iſt ſie noch überdies fromm, ſo verabſcheut ſie dich; denn die Frömmigkeit begnügt ſich nicht mit Liebe oder Haß, ſie vergöttert oder verabſcheuet. Dann wirſt du hören, wie ſie ſich mühſam quält, dir Laſter aufzubürden, wie drollig ſie ſich windet und krümmt, dir Verbrechen anzudichten. »Der arme Menſch!« ſagte einmal ein ſolches gelehrtes Frauenzimmer von mir, nachdem ſie eine ganze Litanei von meinen Fehlern abgeſungen hatte, »der unglückliche Menſch! was noch das Aergſte iſt, er glaubt nur an einen einzigen Gott!«

Eine ſehr bittere Art von Haß entſteht auch noch daraus, wenn Jemand ſich dir zum Protekteur aufdringt, und du das Unglück haſt, ihn nicht zu brauchen. Dieſe Erfahrung habe ich bei einem gelehrten Manne gemacht, dem es Bedürfniß ſchien, mich zu protegiren, und dem ich durchaus nie Etwas zu Leide gethan hatte, als daß ich ſeiner nicht bedurfte.

Wähne auch ja nicht, du könneſt dich in den Mantel deiner Unſchuld hüllen, Verleumdungen nur mit Verachtung begegnen. Die Bosheit iſt ein Platzregen; mögeſt du

immerhin trocken ſtehen, unter dem Schirmdach deines Gewiſſens, die Welt ſieht es nicht, und was noch ſchlimmer iſt, ſie *will* es nicht ſehen. Die Menſchen unterſcheiden ſich darin von den Engeln; ſie haben mehr Freude über Einen gefallenen Sünder, als über hundert Gerechte.

Indeſſen muß man dergleichen ertragen, ſo gut es ſich thun läßt. Der iſt weiſe, der über Niemand klagt; er vermeidet oder erſtickt dadurch viele Feindſchaften. Wen du durch Geduld nicht bekehrſt, den entwaffneſt du wenigſtens.

»Aber, höre ich ſagen, ein Menſch, der mich ungerechter Weiſe haßt, verdient nicht, daß ich ſeiner ſchone.«

Recht! es kommt auch nicht auf das an, was *er* verdient, ſondern was *dir* nutzt. Um *deinetwillen* ſollſt du ſeinen Haß beſänftigen, nicht um *ſeinetwillen*. Und wahrlich! das iſt oft leichter als man glaubt. Bezeige deinem Feinde Achtung, dieſe Achtung ſchmeichelt ihm, und er wird nicht ſelten aus einem beißigen Verleumder dein warmer Vertheidiger.

Nur die, welche ſich lange und viel in der Welt herumgedrückt haben, wiſſen am beſten, wie ſchwer es iſt, Freunde zu *erwerben* und zu *erhalten*; wie oft ein Nichts die Menſchen beleidigt, entfremdet, weil dieſes Nichts unvorgeſehen ſich irgendwo an ihrer Eitelkeit rieb.

Hat man einen Gönner eingebüßt, »das war ſeine eigene Schuld,« heißt es, »an ſeiner Stelle würde man ſich

beſſer zu erhalten gewußt haben.“ Aber die ſo reden, kennen die Welt nicht, wiſſen nicht, wie viel Kunſt, Geſchmeidigkeit, Geduld, Aufmerkſamkeit und Ausharren dazu erforderlich iſt. Sie würden an der Stelle des Andern weit eher noch gefallen ſein; ſie gleichen dem Pfaffen, zu dem der Herzog Bernhard ſprach: Mein Herr, Ihr Finger iſt keine Brücke, die Unkunde der zu überwindenden Schwierigkeiten iſt ſo oft eine Quelle ſtrenger und ungerechter Verdammungsurtheile.

Je größer das Verdienſt, je ſtrenger die Beurtheilung. In den Werken eines Genies, und im Leben und Wandel eines Biedermannes, haſcht man mühſam nach Fehlern; indeſſen man dem mittelmäßigen Kopfe und dem Schurken vieles zu Gute hält; denn ſie haben ſich einmal eine breite Straße gebahnt, auf welcher man ſie ruhig laufen läßt. Wir finden gern Makel und Flecken an einem Manne, der ſich allgemeine Achtung erwarb; es wird uns aber nicht ſauer, die gute Seite deſſen hervorzuſuchen, der allgemein verſchrien iſt.

Wenn Einer ein recht entſchiedener Narr oder Schurke iſt, ſo hat er den Vortheil, daß man entweder gar nicht mehr von ihm ſpricht, oder das wenige Gute geltend macht, was er etwa beſitzt! denn das Böſe kennt die ganze Welt ſchon, es intereſſirt nicht mehr.

Menschen, die sehr viel Verstand haben, sind selten geliebt, und lieben selten. Man sagt, der Fürst, der sich keine Liebe zu erwerben wüßte, sei doppelt tadelnswerth, weil es ihm so wenig, oft nur ein Lächeln gekostet haben würde; und das nämliche gilt beinahe von Leuten, deren Geistesüberlegenheit anerkannt ist. Sie dürfen nur ein wenig Achtung bezeigen, um geliebt zu werden, denn ihre Achtung schmeichelt uns.

Leuten von Verdienst predigt man so oft vor: Seid bescheiden! Warum sagt man eingebildeten Narren nicht das nämliche? haben sie allein das Privilegium, unbescheiden zu sein? — Ach ja! es ist nur allzuwahr! sie haben ein solches Privilegium. Ein Narr darf ungestraft albernen Stolz und hirnlose Eitelkeit zur Schau tragen, man lacht darüber, und man würde gar nicht froh dabei sein, wenn er sich besserte, denn man verlöre einen Gegenstand des Lachens. Es ist also einer der größten Vortheile der Narrheit, daß man nicht nöthig hat, bescheiden zu sein.

Krämer geben oft Kredit, sonst würden sie wenig verkaufen; aber sie verlieren auch oft dabei. Eben so ist es im geselligen Umgange, wo man Aufmerksamkeiten und Gefälligkeiten gegen einander austauscht. Man verliert oft dabei seine ganze Auslage, aber ein solcher Verlust macht nur in so fern arm, als man den Muth verliert, wieder etwas zu wagen.

Da man nun einmal unter den Menſchen leben muß, als ob man ſie liebte und hochſchätzte, wäre es nicht beſſer, man verſuchte wirklich ſie zu lieben und hochzuſchätzen? — Ach! ich habe es oft verſucht, aber es geht wahrhaftig nicht!

Wer hat nicht irgend einmal über den Stolz eines Obern, die Unhöflichkeit eines Gleichen, oder den Mangel an Ehrfurcht eines Untergebenen geklagt? Aber wer unterſucht ſich jemals, wie oft er ſelbſt wohl zu ſolchen Klagen Veranlaſſung gegeben? Was uns an Andern mißfällt, mißfällt ihnen an uns. Du liebſt jenen Jüngling? wohlan, ſei ihm gleich. Du haſſeſt jenen Mann? wohlan, gleiche ihm nicht. Aus unſern Neigungen und Abneigungen könnten wir, wenn wir wollten, großen Vortheil ziehen; und mancher würde wohlthun, ſich ſelbſt zuzurufen: Du würdeſt den bitter haſſen, der dir gliche.

Wie läßt ſich die Frage auflöſen: ob Liebe ohne Achtung beſtehen könne? Alles, was liebenswürdig oder angenehm iſt, iſt deshalb noch nicht achtungswerth. Aber man kann Jemand lieben, wenn gleich viele achtungswerthe Eigenſchaften ihm mangeln, z. B. Geiſt, Gelehrſamkeit u. ſ. w., ja man liebt ihn oft mehr deswegen, denn, ich habe es ſchon geſagt, Geiſtesgaben gewinnen ſelten Herzen. Was Vergnügen gewährt, erwirbt Liebe, und was Nutzen ſchafft, Achtung. Aber es gibt nur wenig Menſchen, denen Geiſtesgaben ein großes Vergnügen gewähren. Dieſe Wenigen müſſen ſelbſt Männer von Geiſt ſein, und folglich ſind ſie

eifersüchtig auf ihres Gleichen. Wie können sie den lieben, dem man eine Achtung zollt, auf welche sie selbst Anspruch machen? Folglich sind sieben Achtel der Menschen gleichgiltig gegen Geistesgaben, und das letzte Achtel neidisch.

Hochachtung quillt oft aus Freundschaft, aber nie umgekehrt. Ja, wenn Jene die Tochter von dieser ist, so ermordet sie sogar oft ihre Mutter. »Ich schätzte ihn anfangs hoch,« sagte ein gewisser Mann, »weil ich ihn liebte; aber als ich ihn näher kennen lernte, mußte ich ihn so hoch schätzen, daß ich aufhörte ihn zu lieben.«

Der Neid ist leider eine der natürlichsten Leidenschaften des Menschen. Ist man auch nicht eifersüchtig auf fremdes Verdienst, so ist man es doch auf den Ruhm, welchen dieses Verdienst erwirbt.

Einen sehr bescheidenen, verdienstvollen Mann liebt man deswegen, weil man sein verhülltes Verdienst gleichsam zu entdecken glaubt, und weil man dadurch seiner eigenen Beurtheilungskraft ein Kompliment macht: wo der Schleier der Bescheidenheit mangelt, da ist Achtung verdienen oft ein Hinderniß sie zu erhalten.

Nur ein großer Reichthum an Herzensgüte kann bewirken, daß man dir deinen Verstand verzeiht. Wer durch Verstand und Witz zu gefallen sucht, handelt eben so unbesonnen, als ließe er sich bei einem Gönner durch den Todfeind dieses Gönners einführen.

Warum ſind die Männer heut zu Tage höflicher unter einander als vormals? und warum ſind ſie es weniger als vormals bei Weibern?

Das Erſte kommt daher, weil ſie mehr Verſtand und weniger Muth haben, als vor zweihundert Jahren. Sie fühlen, daß es eine Thorheit iſt, ſich im Zweikampf herum zu balgen, und eine noch größere Thorheit, Händel zu ſuchen. Daher vermeiden ſie dergleichen durch vermehrte Höflichkeit.

Bei den Weibern treffen mehrere Urſachen zuſammen. Erſtens ſind ſie — mit allem Reſpekt geſagt — etwas weniger häuslich und tugendhaft als ihre Urgroßmütter. Zweitens iſt die vormalige Heldenliebe der Ritter, und die damit verbundene Sklaverei, erloſchen. Man liebt heut zu Tage nicht mehr ſo als ehedem, man hat andere Dinge im Kopfe. Ehrgeiz und Habſucht freſſen die Stunden. Die Liebe iſt eine Leidenſchaft des Geſchäftloſen. Die Ritter der Vorzeit hatten nichts zu thun, als eine Lanze zu ſchwingen, einen Bären zu erlegen, und ein Weib zu lieben; deshalb thaten ſie auch jedes dieſer drei Dinge von ganzer Seele.

Noch einige Denkſprüche für das geſellige Leben.

Es iſt Weisheit zu wiſſen, daß man wenig weiß, und warum man wenig weiß. Nur der Halbgelehrte glaubt viel zu wiſſen.

*

Ein Wenig von Allem wiſſen iſt nicht ſchwer. Von Wenigem Viel wiſſen, iſt ſelten.

Es gibt eine Menge Dinge, die der Narr sehr gut zu wissen glaubt, und der Kluge jemals zu wissen verzweifelt.

•

Der mittelmäßigste Mensch führt oft den besten Kopf am Gängelbande.

•

Der Glaube ist gut in der Kirche, aber nicht unter Menschen.

•

Die Welt verzeiht dir eher, wenn du lasterhaft, als wenn du lächerlich bist, und — es ist fürchterlich wahr! — fast jeder Mensch gilt lieber für lasterhaft als für lächerlich, wenn er nur die Wahl zwischen beiden hat.

•

Anders denken als die Menge, ist Muth des Geistes; sagen, was man denkt, ist Muth des Herzens — und Thorheit!

•

Der Weise und der Dummkopf handeln beide aus Gewohnheit.

•

Behalte deine politischen und Religionsmeinungen für dich. Wer leuchten will, der zündet oft. Das Licht verlöscht und die Flamme greift um sich.

•

Die Achtung der Welt kann man erschleichen, aber eigene Achtung muß man verdienen.

•

Man weiß recht gut, warum man haßt, aber selten, warum man liebt.

•

Erwirb dir Gönner. Ein Gönner ist ein Regenschirm bei schlechtem Wetter, oder ein Brennglas, um die Strahlen des Glücks auf dich herabzulocken.

•

Bestiehl Witwen und Waisen, aber nur keinen Pfaffen. Ein Rabe ward einst in den Bann gethan, weil er sich unterstanden hatte, dem Abt Konrad seinen Ring zu stehlen.

•

Als ein guter Freund diese Denksprüche im Manuskripte las, setzte er noch folgenden hinzu: Traue keiner Sentenz, es ist keine Einzige ganz wahr, außer dieser.

Die kleinste Lüge ist gefährlich.

(Eine wahre Begebenheit.)

Ich war in B** und ging an einem schönen Morgen im Thiergarten spaziren. Ein Freund begleitete mich. Von ungefähr kamen wir einer Laube vorbei, in welcher zwei junge schöne Damen saßen, die Eine in tiefer Trauer, mit dem Schnupftuche vor den Augen; die Andere in nachlässiger Morgenkleidung, zeichnete mit ihrem Spazirstöckchen Buchstaben in den Sand. Beide bemerkten uns nicht.

»Kennſt du dieſe Damen?" fragte ich meinen Freund.

»O ja," verſetzte er, »die in Trauer iſt die Hauptmännin B—, und die Andere die Gräfin S—. Schon als Kinder waren ſie Freundinnen, jetzt hat der Kummer ſie noch näher vereinigt."

Ich wurde neugierig, wir ſetzten uns auf eine Bank, und er erzählte.

Emilie und Laura wurden mit einander erzogen, ſie waren von gleichem Stande und Alter, beide gleich liebenswürdig. Der einzige zufällige Unterſchied zwiſchen ihnen war Emiliens Reichthum, und Laurens Armuth. Aber reich an Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens waren ſie beide, und an Bewunderern fehlte es keiner.

Unter mehreren jungen Männern wurde auch der Hauptmann B— in ihrem Hauſe eingeführt. Eine einnehmende Geſtalt und gefällige Sanftmuth waren die Vorzüge, die er beſaß; Geld war der Vorzug, der ihm fehlte. Sein Herz ſchwankte lange zwiſchen Emilien und Lauren, entſchied ſich aber endlich für die Erſtere. Vielleicht konnte er ſich ſelbſt keine Rechenſchaft von dieſer Wahl geben, doch muß man ihn gekannt haben, um zu wiſſen, daß Eigennutz gewiß keine Triebfeder derſelben war.

Dagegen wirkte er deſto mehr bei Emiliens Vater, denn obgleich die Tochter den jungen Mann wohl leiden mochte, und an ſeiner Hand glücklich zu ſein hoffte, ſo wurde ihr doch ſo viel von Gehorſam und Ergebung in den väterlichen

Willen vorgeſchwatzt, daß das ſanfte Geſchöpf nachgab, und ihre aufkeimende Neigung zu unterdrücken verſprach. Um ihr dieſen Entſchluß ſo viel möglich zu erleichtern, ſchickte ſie der Vater auf ein fernes Landgut, wo ſie beinahe ein ganzes Jahr in der Einſamkeit ſchmachtete, und viel Langeweile hatte. Einige Blumentöpfe, ein Taubenſchlag und ein Briefwechſel mit Lauren, das war alles, was ihr zur Unterhaltung übrig blieb. Romane ſchickte ihr der Vater nicht, und er that wohl daran, denn ſonſt würde ſie ſchwerlich den Hauptmann B— ſo glücklich vergeſſen haben. In den Briefen an Lauren und von Lauren, war ſein Name gleichfalls kontreband, denn ſie gingen durch des Vaters Hände, und da ſie aus einem Lande kamen, wo die Peſt der Liebe herrſchte, ſo ermangelte er nicht ſie jedesmal vorher zu öffnen, um Lauren vor Anſteckung zu bewahren.

Ob nun gleich Emilie nicht in der Stadt war, ſo verringerte ſich doch darum die Zahl ihrer Bewunderer nicht, denn ihr Geld war in der Stadt geblieben; ſie gliech dem unſichtbaren Gott der Athenienſer, auf deſſen Altären man opferte, ohne zu wiſſen wie er ausſah. Zwar wünſchten viele ſie von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen, und die ſie ſchon kannten, wünſchten ſie wieder zu ſehen; denn wer ſie einmal geſehen hatte, ſah ſie gern, aber es währte lange, ehe der Vater ſich entſchließen konnte, dieſe Wünſche zu befriedigen. Seine eiskalte Vernunft hielt die Wage, und Plutus regierte das Züngelchen.

Endlich meldete sich der junge S—, ein Reichsgraf, und was noch mehr ist, ein reicher Graf, Ritter des deutschen Ordens, hatte den großen Pitt gesehen (ich meine den Diamanten), und bei Vergennes gespeist, und war auf einer schwimmenden Batterie vor Gibraltar in die Luft geflogen, daher er denn auch ein wenig luftig war; übrigens ein ziemlich guter Teig von Menschen, Fabrikware, ein Dutzendmensch, der seinen Schooßhund liebte, und seinen alten Hofmeister eine Pension gab. Er las auch bisweilen Bücher, und glich immer dem letzten Buche, das er gelesen hatte. War es ein Ritterroman, so brach er Lanzen, und war es Siegwart, so sah er in den Mond.

Dieser junge Mann warb um Emilien, oder eigentlicher zu sagen, um Emiliens Vater, der seinen Reizen nicht widerstehen konnte, und ihm ein Rendezvous auf dem Lande gab. Die schöne Emilie fütterte eben ihre Tauben, als ein schöner Wagen auf den Hof fuhr, ein schöner Herr heraussstieg, und ihr viel Schönes sagte. Der Vater gab ihr dabei zu verstehen, daß dieser Ritter gekommen sei, die verwünschte Prinzessin aus dem bezauberten Schlosse zu befreien. Nun mag ein Mädchen ihre Tauben noch so lieb haben, Freiheit und der groſse Taubenschlag der Welt sind ihm doch lieber. Die aufgehende Sonne, so herrlich sie ist, wird doch endlich angegähnt; die schönsten Blumen, so lieblich sie duften, werden doch endlich fade und geruchlos, wenn nicht die Hand der Liebe sie pflückt. Was Wunder,

daß Emilie, theils weil der Graf ein ziemlich angenehmer Mann war, und größtentheils weil sie Erlösung aus ihrem Kerker wünschte, das bedeutende Ja in wenig Wochen aussprach. Der dicke Pastor hielt im Schweiß seines Angesichts eine lange Rede, der Küster orgelte ein Brautlied aus dem neuen Berliner Gesangbuche, und zwölf junge Bauermädchen, weiß gekleidet, streuten Blumen; denn seitdem die Menschen wenig mehr auf Blumen wandeln, ist das Blumenstreuen sehr Mode geworden.

Als unsere Urgroßeltern sich heiratheten, hatten sie Flitterjahre, unsere Großeltern zählten Flittermonate, unsere Eltern Flitterwochen, und wir sind bis auf Flittertage herabgesunken. Der junge Graf fand nach den ersten Flittertagen den ländlichen Aufenthalt ein wenig einförmig, die junge Gräfin widersprach nicht, die Rappen wurden angeschirrt, und man fuhr nach der Stadt.

Laura freute sich herzlich ihre Freundin wieder zu sehen, und der Hauptmann B — freute sich gar nicht; denn kaum war es ihm gelungen, Emiliens Bild in den Hintergrund seines Herzens zu stellen, als ihre plötzliche Erscheinung die glühenden Farben wieder aufzufrischen drohte. Er traf Emilien in einer Gesellschaft, verbeugte sich ehrerbietig und wurde blaß; Emilie verneigte sich tief und wurde roth. Der Hauptmann stotterte einen Glückwunsch, den Niemand verstand, und Emilie stotterte eine Antwort, die Niemand hörte.

»Was soll daraus werden?« dachte der Hauptmann,

als er Abends nach Hause kam, »soll ich mich fruchtlos quälen? oder soll ich die junge Gattin zu verführen suchen? Keins von beiden. Ich will mir ein anderes braves Mädchen erkiesen, das mir die Welt, wenn auch nicht zum Paradiese, doch zu einem angenehmen englischen Garten machen soll. Hymens süße Früchte reifen nicht blos im Treibhaus der Liebe, sie wachsen auch im Schatten der Vernunft. — Und mich dünkt, ich habe nicht weit zu suchen, das Glück liegt uns gewöhnlich näher als wir glauben. Laura ist ein sanftes gutes Geschöpf, häuslich und ohne Ansprüche. Ich will Lauren heirathen.«

Mit diesem Entschluß legte er sich schlafen, mit diesem Entschluß erwachte er wieder. »Ich bin Ihnen herzlich gut,« sagte er am andern Abend zu Lauren, »könnten Sie mir wohl auch herzlich gut sein?«

Laura war ihm schon lange herzlich gut, sie hatte es sich nur nie merken lassen; jetzt aber ließ sie sich's merken, und in vier Wochen waren sie Mann und Frau.

Auch glücklich? — O ja, obgleich keine weißgekleidete Mädchen ihnen Blumen gestreut hatten. Seine Gefälligkeit und ihre Sanftmuth streuten sich wechselsweise Rosen; alles ging gut, so lange der Dämon der Eifersucht aus dem Spiele blieb.

Aber sehr natürlich war es, daß der Hauptmann Emilien nie ganz gleichgiltig betrachten konnte; sehr natürlich, daß Emilie immer einiges Interesse für den Hauptmann fühlte. Er sah in ihr ein reizendes Weib, das ohne des Vaters

Verbot ihn geheirathet haben würde; sie sah in ihm einen liebenswürdigen Mann, dessen erste Liebe sie gewesen war, und — wie die Eitelkeit flüsterte — vielleicht noch war. Zwar erlaubten sie sich nie die entfernteste Anspielung auf ihre vormalige Lage, aber er sprach doch furchtsamer mit ihr als mit jedem andern Frauenzimmer, und sie antwortete ihm verlegener als jedem andern Manne.

Dies entging den Augen des jungen Grafen nicht, und es beunruhigte ihn. Weil er aber kurz vorher einen Roman gelesen hatte, in welchem ein vernünftiger Gatte durch edles Zutrauen seine Frau von einer Schwachheit zurückhielt, so blieb er standhaft bei dem Entschlusse, sich nichts von seiner Unruhe merken zu lassen, und stellte sich sogar, als sehe er es gern, wenn Emilie recht oft zu Lauren fuhr, sagte wohl gar zuweilen: »Du bist recht lange nicht bei Lauren gewesen, warum fährst du nicht hin? mein Wunsch ist, daß du deine Freundin nicht vernachläßigest.« Das war die erste kleine Lüge, aus welcher sich diese Begebenheit entspann.

Eben so wenig entschlüpfte Laurens Augen das fremdartige Betragen ihres Gatten und ihrer Freundin, und es beunruhigte sie gleichfalls. Sie schämte sich aber, es jenem oder dieser zu gestehen. Der Hauptmann fragte wohl einmal in einer traulichen Stunde: »Bist du auch zur Eifersucht geneigt?« und sie antwortete lachend: Nein! Das war die zweite kleine Lüge, auf welche der böse Dämon seinen Entwurf gründete.

Der Winter verſtrich ziemlich ruhig. Das Feuer glimmte unter der Aſche. Im Frühling des folgenden Jahres ward der junge Graf an einem heitern Tage zu einer Luſtpartie auf das Land eingeladen. Der Einlader war ein Hageſtolz, der die Weiber ſelbſt im Frühling nicht leiden konnte, und deſſen bacchantiſche Geſellſchaften daher immer nur aus Männern beſtanden. Der Graf fuhr hin, und ſollte erſt den andern Morgen zurückkommen. Emilie blieb zu Hauſe und hatte Langeweile. Da ſandte Laura ihre Zofe zu ihr, und ließ ihr wiſſen, daß der Hauptmann heute die Wache habe, daß er erſt ſpät gegen Morgen nach Hauſe kommen werde, und ſie daher wünſche, auf den Abend Emiliens Geſellſchaft zu genießen. Emilie freute ſich, die Abendſtunden angenehm tödten zu können, und ſagte zu. Ihr Buchhändler hatte ihr eben die beiden erſten Bände von Lafontaine's Gewalt der Liebe gebracht, eins der unterhaltendſten Bücher, die in dem letzten Jahrzehend geſchrieben wurden. Die nahm ſie mit in den Wagen, und fuhr wohlgemuth zu ihrer Freundin, ſandte ihre Equipage nach Hauſe, lachte, ſchäkerte, aß und trank, und nach dem Abendeſſen ſchlug ſie vor, noch ein halbes Stündchen zu leſen. Aus dem halben Stündchen wurde eine Stunde, aus der Stunde zwei, das Buch feſſelte ſie immer mehr und mehr, Emilie vergaß nach ihrem Wagen zu ſchicken, und es war drei Uhr des Morgens, als der Hauptmann zurückkam, und ſie noch immer leſend fand.

Die jungen Weiber erſchracken, da ſie hörten, daß es

ſchon ſo ſpät ſei. Emilie ſprang auf, bat, einen Miethwagen holen zu laſſen, ergriff Handſchuh und Saloppe, und eilte fort. Natürlich bot ihr der Hauptmann den Arm, und natürlich bat er um Erlaubniß, ſie nach Hauſe zu begleiten, da es unſchicklich geweſen wäre, ſie in einem Miethwagen allein fahren zu laſſen. Sie dankte verbindlich, er beſtand darauf. Sie wurde verlegen. »Nehme ich es an,« dachte ſie bei ſich ſelbſt, »ſo bin ich vier bis fünf Straßen lang in der peinlichſten Lage, einem Manne gegenüber, der — (piano) — mir nicht ganz gleichgiltig iſt. Schlage ich es aus, ſo denkt er wohl gar, er ſei mir gefährlich.« Die letzte Betrachtung empörte den Stolz, der Stolz ſiegte über die Furcht, ſie gab dem Hauptmann ihren Arm.

Lauren ergriff ein höchſt unbehagliches Gefühl. Ihr Mann in einem Wagen mit Emilien — und der Weg war nicht kurz — und der Morgen war ſchön — ſie wandte ſich weg, und verbarg die Falte der Eiferſucht, die ſich um den Mund lagerte, hinter ein erkünſteltes Gähnen. »Macht daß ihr fortkommt!« rief ſie gähnend, »ich bin ſchläfrig; und du, lieber B— ſtöre mich nicht, wenn du nach Hauſe kommſt, ich werde dann gewiß ſchon ſchlafen.«

Das war die dritte kleine Lüge, denn nie war ſie weniger zum Schlaf geneigt geweſen, als eben jetzt. Aber ſie ſchämte ſich der Eiferſucht, und die falſche Scham hat immer ihre Schweſter, die Lüge, bei ſich.

Emilie und der Hauptmann ſaßen nun bereits im Wagen; es war ſchon längſt heller lichter Tag, die Sonne

ging unbewölkt hervor, die Kirchthurmſpitzen ſchimmerten lieblich; die Hähne krähten, die Friſeurs fingen an herum zu laufen, und hin und wieder that ſich die Thür eines Krammladens auf. Emilie hätte gern ein gleichgiltiges Geſpräch auf die Bahn gebracht, ſie ſagte das Erſte, was ihr in den Mund kam, und das war die vierte kleine Lüge. »Ein ſchöner Morgen,« rief ſie nämlich aus, »ich hätte lieber gewünſcht, einen Spazirgang im Thiergarten zu machen, als nach Hauſe zu fahren.«

»Sie haben zu befehlen,« ſagte der Hauptmann, der ſich keines böſen Gedankens bewußt war; »Kutſcher fahr nach dem Thiergarten.«

Emilie erſchrack. Es war gar nicht ihr Ernſt, im Morgenthau herum zu waten; und allein mit dem Hauptmann — früh um vier Uhr — im Thiergarten — wenn ſie Jemand ſehe, was würden die Leute denken? — Sie ergriff auf gut Glück ein Mittel, ſich aus dieſer neuen Verlegenheit zu ziehen. »Wenig Schritte von hier,« ſagte ſie, »wohnt meine Couſine, ſie liebt die Morgenſpazirgänge; laſſen Sie uns vor ihrer Thür halten, und ſie mitnehmen.«

»Recht gern,« verſetzte der Hauptmann. Der Kutſcher erhielt Befehl zu der Couſine zu fahren, und in zwei Minuten waren ſie dort. Die Hausthür war noch verſchloſſen, man klopfte lange, ein gähnender Bedienter trat endlich heraus: »Die gnädige Frau ſchläft noch.« Man muß ſie wecken,« ſagte Emilie. »Erlauben Sie, Herr Hauptmann,

daß ich Sie auf einen Augenblick verlasse, und selbst hinaufgehe." Sie sprang aus dem Wagen, hüpfte leicht und froh die Treppe hinan, stürmte in's Schlafzimmer, und rieß die Bettvorhänge auf. »Um Gottes willen! liebe Cousine, du mußt sogleich mit spazirenfahren. Unten im Wagen sitzt der Hauptmann B—, ich kann ihn nicht los werden, er will mich begleiten, ich mag mich nicht allein mit ihm sehen lassen; geschwind! geschwind! kleide dich an, und komm mit uns."

Aber die arme Cousine hatte einen gewaltigen Schnupfen, sie schlug es rund ab. »Bleib lieber bei mir zum Frühstück," sagte sie, »und laß den Hauptmann nach Hause fahren."

»Auch das, wenn du meinst; wenn ich nur seiner überläſtigen Höflichkeit entgehe." Sie schickte herunter, ließ sich entschuldigen, ihre Cousine habe den Schnupfen u. s. w. Kurz, sie werde nicht nach dem Thiergarten fahren, und lasse den Herrn Hauptmann bitten, sich des Miethwagens zu bedienen, um sich nach Hause bringen zu lassen.

Der Hauptmann ging lieber zu Fuß. Er stieg aus, der schöne Morgen lockte ihn; gehe ich nach Hause, dachte er, so störe ich meine Frau im Schlafe; der Einfall eines Spazirganges in dieser erfrischenden Morgenluft war köstlich, und ich will ihn allein ausführen. So schlenderte er nach dem Thiergarten, wo er die Alleen der Kreuz und Quere durchstrich.

Emilie blieb kaum eine halbe Stunde bei ihrer Cou-

sine. »Nun,« dachte sie, als sie sich in ihren Wagen warf, »liegt der Hauptmann schon in den Federn. Der Morgen ist wirklich reizend, die Sonne hat den Thau schon aufgeleckt, aller Schlaf ist mir vergangen, jetzt will ich im Ernst spaziren fahren.«

Zehn Minuten nachher stieg sie wirklich im Thiergarten aus und in der eilften begegnete ihr der Hauptmann. Schrecken und Verlegenheit bemächtigten sich ihrer auf's neue, als sie ihn von ferne erblickte; aber was war zu thun? Ihm ausweichen wäre unschicklich gewesen, er hatte sie schon erkannt. Was wird er denken? soll er glauben, sie verachte oder fürchte ihn? Das erste verbietet ihr Herz, das zweite ihr Stolz. Sie rafft als eine Frau, die mit dem Ton der großen Welt vertraut ist, alle ihre Fassung zusammen, geht lachend auf ihn zu, und spricht, sobald sie ihm so nahe ist, daß er sie hören kann: »Nicht wahr, lieber Hauptmann, die Weiber haben Launen? in diesem Augenblicke wollen sie, in jenem wollen sie nicht. Fordern Sie ja keine Rechenschaft von mir, warum ich just doch hier bin? ich weiß Ihnen keinen Grund anzugeben, als meine Laune. Der Himmel scheint nun einmal beschlossen zu haben, daß wir diesen Morgen mit einander spazierengehen sollen, und also bitte ich um Ihren Arm.«

Mit erkünstelter Unbefangenheit und unter gleichgiltigen Gesprächen voll erzwungener Lustigkeit ging sie eine halbe Stunde mit ihm auf und nieder. Jetzt fing der Himmel an, sich ein wenig zu bewölken, und Emilie ergriff mit

Freuden dieſen Vorwand, ihrer drückenden Lage ein Ende zu machen. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau," ſagte ſie, ſprang in den Wagen, und fuhr nach Hauſe.

Der Zufall wollte, daß der Hageſtolz, bei welchem Graf S— geſpeiſt hatte, ſich durch eine Aalpaſtete eine heftige Kolik zuziehen mußte. Die Freude des Tages war geſtört, der Wirth wurde zu Bett gebracht, und die Gäſte zerſtreuten ſich. So geſchah es, daß der junge Graf ſchon Abends um eilf Uhr nach Hauſe kam, wo er erfuhr, Emilie ſei bei der Hauptmännin B—. Das befremdete ihn weiter nicht, er ging ruhig auf und nieder, und dachte bei ſich ſelbſt, die Gegenwart der Hauptmännin iſt mir ein ſicherer Bürge, daß dort alles in den Grenzen des Wohlſtandes bleibt. Aber es ſchlug ein Uhr, und Emilie kam noch nicht. Es ſchlug zwei, und ſie kam noch nicht.

Nun wurde er unruhig. Was ſoll das heißen? ſo lange bleibt ſie nie. Er zählte jede Minute, und hörte jeden Glockenſchlag. Wenn in der Ferne ein Wagen raſſelte, »das iſt ſie," dachte er, und ſie war es nicht. Wenn er einen Fußtritt auf der Straße hörte, »da kommt ſie!" rief er, und ſie kam nicht. So lange es dunkel war, ſtanden ſeine Ohren auf der Lauer, nicht das kleinſte Geräuſch entging ihm, und alles hatte Bezug auf Emilien. Bei einem Arzte in der Nachbarſchaft wurde angeklopft, »ſollte ſie," dachte er »krank geworden ſein?" — Eine Bande Muſikanten zog die Straße herauf, »die ſollen ihr vielleicht gar ein Ständchen bringen."

Es war die fürchterlichſte, langweiligſte Nacht, wie ſie nur ein verirrter Wanderer im Walde zubringt. Er hätte nur hinſchicken, nur fragen laſſen dürfen: wo bleibt meine Frau? — aber das wollte er nicht; »ich will doch ſehen, wie weit ſie es treiben wird,« dachte er; »weiß ſie, daß ich zu Hauſe bin, ſo beſinnt ſie ſich unterdeſſen auf das X, welches ſie mir für ein U verkaufen will. Wird ſie aber durch meinen plötzlichen Anblick überraſcht, ſo hat ſie nicht Zeit, ſich vorzubereiten, und ich leſe vielleicht auf ihrer glühenden Wange das Bekenntniß ihrer Schande.«

Endlich wurde es Tag, und nun wurden ſeine Ohren von den Augen abgelöſt. So oft er die Länge des Zimmers mit ſchnellen Schritten maß, ſo oft trat er auch an's Fenſter, und ſchaute die Straße hinab, woher Emilie kommen mußte, und ſah auch auf die andere Seite, von wo ſie unmöglich kommen konnte. Seine Unruhe wuchs mit jeder Minute. Er wollte ſich beſchäftigen, es ging nicht; er blätterte in einem Journal, ſah ſtarr auf die Buchſtaben und las nicht. Er ſetzte ſich an's Klavier, griff einen Accord, und die Hand blieb ausgeſpreizt auf den Taſten liegen. Es ſchlug ſechs, er wollte raſend werden; es ſchlug ſieben, er hielt nicht länger aus.

»Wenn die Gräfin nach Hauſe kommt,« ſagte er zu dem Kammerdiener, »ſo ſage ihr, ich ſei auf's Kaffeehaus gegangen, um dort zu frühſtücken.«

Das war die fünfte kleine Lüge, denn er ging nicht auf's Kaffeehaus, ſondern gerade zum Hauptmann B—.

Laura hatte die Nacht ungefähr eben ſo zugebracht, als der Graf, und noch etwas ſchlimmer, denn ſie liebte ihn von ganzem Herzen. Einen Troſt hatte ſie aber doch gehabt, der Weibern immer zu Gebote ſteht, nämlich Thränen, das ſah der Graf an ihren rothgeweinten Augen, er ſah es und zitterte. »Iſt meiner Frau ein Unglück zugeſtoßen?« rief er Lauren haſtig entgegen.

Laura. Das will ich nicht hoffen.

Der Graf. Iſt ſie denn nicht mehr hier?

Laura. Schon ſeit dritthalb Stunden hat ſie mich verlaſſen.

Der Graf. Geſund und wohl?

Laura. Vollkommen.

Der Graf. Wo fuhr ſie denn hin?

Laura. Mein Gott, nach Hauſe.

Der Graf. Nach Hauſe? — aber da iſt ſie nicht, ich komme von Hauſe.

Laura (ſehr bewegt). Nun ſo weiß ich nicht — wo ſie ſein mag —

Der Graf. Fuhr ſie denn ganz allein?

Laura (mit verhaltenen Thränen). Mein Mann hat ſie begleitet.

Der Graf. Wahrhaftig? — und ſchon dritthalb Stunden ſind ſie fort? — das iſt doch ſonderbar —

Laura zitterte am ganzen Leibe. Sie hätte gern ihren Thränen freien Lauf gelaſſen, aber dann war alles verrathen, was in ihr vorging. Die Furcht, einen Argwohn

in dem Grafen zu erwecken, den er vielleicht noch nicht kannte, und dadurch Gelegenheit zu einem Zweikampfe zu geben, der das Leben ihres Mannes auf das Spiel setzte, hielt sie zurück. Sie verstellte sich so gut sie konnte, und ließ die Flamme nur innerlich toben. Eben so der Graf, dem seine lange Uebung in den Verstellungskünsten der großen Welt statt jener Furcht diente, und der es über sich gewann, so lange bei Lauren auszuhalten, bis ihr Gemahl zurückkäme. Sie beschlossen mit einander zu frühstücken, die Chokolade wurde gebracht, man setzte die Tassen an den Mund, man brach einen Zwieback, aber die Tassen blieben voll, und die Krumen des Zwiebacks im Halse stecken. Nie waren wohl zwei Menschen, einer von des andern Gegenwart, so gedrückt und gepreßt. Sie saßen auf Kohlen und Stecknadeln.

Zu großer Erleichterung beider Theile meldete man den Doktor Waschhaus, welcher gekommen war, sich nach dem Befinden der gnädigen Frau zu erkundigen. Er wurde sogleich hereingeführt, ein kleines feines Männchen, eine Frau Gevatterin, eine Chronik der Stadt. Man fand ihn überall, er wußte Alles, lachte über Alles, sagte Alles, was ihm in den Mund kam, und galt für einen angenehmen Gesellschafter. Kaum hatte er bemerkt, daß Laura zerstreut und der Graf einsilbig war, als er alle seine Künste hervorsuchte, sie aufzuheitern. Es gelang ihm nicht.

Er faßte Lauren an den Puls. »Ihr Blut ist in Wallung, gnädige Frau."

„Das kann wohl ſein."

„Was fehlt Ihnen?"

„Nichts."

„Alſo nur eine ſchöne Laune, eine liebenswürdige Grille. Wiſſen Sie auch," ſetzte er mit einer Schalksmiene hinzu, „daß es nur bei mir ſteht, Ihre Laune in Ernſt zu verwandeln?"

„Wie ſo?"

„Nun — der Herr Hauptmann —"

„Der Hauptmann? was hat er gethan?" rief Laura lebhaft.

„Das mag er ſelbſt am beſten wiſſen. Ich weiß weiter nichts, als daß ich ihn vor einer halben Stunde im Thiergarten geſehen, nicht weit vom Jägerhaus, und zwar in Geſellſchaft einer ſchönen wohlgewachſenen Dame."

Sehr möglich, ſagte Laura mit einem Tone, der gleichgiltig ſein ſollte, aber von der Glut ihrer Wange Lügen geſtraft wurde. Wahrhaftig! ſagte der Graf mit einem Tone, der eine Frage bedeuten ſollte, aber die Frage ſchwamm in bitterer Galle. Er ſchluderte ſein Stockband haſtig hin und her, und Lauren riß der Zwirn an ihrem Filet.

Doktor Waſchhaus merkte Unrath. Er wollte einlenken. „Ich hoffe, gnädige Frau, Sie werden Scherz verſtehen, ſagte er; „denn ob ich gleich die Dame, mit welcher Ihr Herr Gemahl ſpaziren ging, in der Ferne nicht erkannt habe, ſo war ſie doch ſo rechtlich gekleidet, und ihr ganzer Anſtand verrieth, daß es keine gemeine Dirne war."

Das fehlte nur noch, um die beiden gequälten Eheleute auf's Aeußerste zu treiben. Angst und Wuth waren in jeder Bewegung sichtbar. Die Lippen sprachen nicht, aber sie zitterten. Der Doktor vermerkte, daß er überflüssig sei, und wollte sich empfehlen. In diesem Augenblicke trat der Hauptmann herein. Die Gegenwart des Doktors, so leicht sie auch wog, blieb doch immer ein Zaum für den Weltmann. In einem scherzhaften, sehr mißlungenen Tone fragte der Graf den Hauptmann: »Was haben Sie mit meiner Frau gemacht?"

Der Hauptmann merkte an den verschobenen Zügen seines Gesichts, daß nicht alles war, wie es sein sollte; er sah an den verrätherischen Augen seiner Gattin Spuren vergossener Thränen, ahnete Beider Argwohn, und hielt daher für besser, den Spazirgang im Thiergarten zu verschweigen. „Ich habe Emilien bei ihrer Cousine gelassen," antwortete er, »die den Schnupfen hat, und Gesellschaft beim Frühstück wünschte. Was nachher aus ihr geworden, weiß ich nicht."

Das war die sechste kleine Lüge, und der gute Hauptmann brachte sie nicht ohne Stammeln hervor. Der Graf sagte nichts, es kochte in seinem Busen. Er empfahl sich frostig und ging. Doktor Waschhaus begleitete ihn.

Als die beiden Ehegatten allein waren, kam es bald zu einer wechselseitigen Erklärung, in welcher die biedere Offenheit des Hauptmanns leicht über jeden Argwohn seiner guten Frau siegte. Aber nun erfuhr er auch mit Schrecken, daß

ſein Spazirgang im Thiergarten durch den Doktor Waſchhaus verrathen ſei; er ſah, welche Folgen die kleine Lüge haben könne, die er ſich ohne Ueberlegung erlaubt hatte. Er bat ſeine Frau, ſogleich zu Emiliens Couſine zu fahren, um mit ihr die Mittel zu verabreden, Emilien vor jeder Gefahr zu warnen, und beſonders ihr anzurathen, ihrem Manne ja nichts zu verſchweigen.

Laura fuhr augenblicklich zu der Couſine. Der Graf war ſchon dort geweſen, und hatte theils von ihr, theils von den Domeſtiken erfahren, daß Emilie kaum eine halbe Stunde dort verweilt habe. Mit dieſer Beſtätigung ſeines marternden Argwohns war er fortgeſtürzt.

Laura ſetzte ſich auf der Stelle nieder und ſchrieb ein Billet folgenden Inhalts:

„Liebe Emilie,

Ich bin deinetwegen in der größten Unruhe. Dein Mann weiß, daß du mit dem meinigen im Thiergarten warſt. Er iſt eiferſüchtig, und ich geſtehe dir, daß ich ſelbſt mich des Argwohns nicht erwehren konnte. Jetzt — ſeitdem ich meinen Mann geſprochen, bin ich von deiner und ſeiner Unſchuld überzeugt. Ich weiß, wie der Zufall mit euch ſpielte; durch deine Couſine bin ich ſogar unterrichtet, wie herzlich du ſeine Geſellſchaft los zu werden wünſchteſt. Ich bitte dich, ſei ganz aufrichtig gegen den Grafen, wie mein Mann es gegen mich war. Es iſt das einzige Mittel, übeln Folgen vorzubeugen.

Deine Laura.“

»N. S. Um den Schein jeder Verabredung zu vermeiden, hat der Ueberbringer dieſes Befehl, zu ſagen, er komme von deiner Putzhändlerin.«

Das war die ſiebente kleine Lüge, zu welcher Laura noch durch die Betrachtung bewogen wurde, der Graf könne ihr Billet auffangen, und dann Emiliens Aufrichtigkeit auf die Probe ſtellen, ohne etwas von dem Inhalte desſelben zu erwähnen.

Emilie war indeſſen zu Hauſe gekommen, und hatte mit Schrecken erfahren, daß ihr Gemahl ſchon Abends zurückgekehrt ſei, und die ganze Nacht auf ſie gewartet habe. Sie überſah mit einem Blicke ihre unangenehme Lage. »Und wo iſt der jetzt?« rief ſie haſtig. »Auf einem nahen Kaffeehauſe,« war die Antwort.

Froh, noch einige Augenblicke für ſich zu gewinnen, verſuchte ſie alle ihre Faſſung zu ſammeln. Aber ehe es ihr noch zur Hälfte gelungen war, trat der Graf ſchon herein. Mit dem erſten Blicke glaubte er die Schuld ſeiner Gattin im ſchnellen Farbenwechſel ihrer Wangen zu leſen. Schon drohte ſeine Wuth auszubrechen, doch hielt er noch an ſich, und fragte mit verſtellter Gelaſſenheit: wie und wo ſie die Nacht zugebracht habe?

»Bei dem Hauptmann B — « ſagte Emilie ſtotternd; »er hatte die Wache — Laura wünſchte, ich möchte ihr Geſellſchaft leiſten — wir verſpäteten uns bei einer angenehmen Lektüre — der Hauptmann kam endlich — wollte mich nach Hauſe begleiten — allein ich hielt es für unſchicklich — und ſtieg bei meiner Couſine ab —«

Hier stockte sie und schwieg.

»Sie kommen also jetzt von Ihrer Cousine?« sagte der Graf, indem er sie scharf ansah.

Was sollte Emilie antworten? sie hatte einmal gestockt, warum stockte sie? — Das Bekenntniß des Spazirgangs kam nun zu spät — der Graf konnte denken, die Furcht habe es von ihr erpreßt — er konnte Wunder glauben, warum sie diesen Zufall verheimlicht habe, der vielleicht in seinen Augen kein Zufall war — überdies, was wagte sie dabei, wenn sie ihm diese Kleinigkeit verschwieg? — er war ja den ganzen Morgen auf dem Kaffeehause gewesen, er konnte nichts wissen — und wenn sie nun so bald als möglich ihre Cousine benachrichtigte, damit Beide Eine Sprache führten, so vermied sie doch dadurch eine unangenehme Scene. Alle diese Betrachtungen, welche sich blitzschnell in ihrem Kopfe durchkreuzten, waren Schuld, daß sie die achte Lüge aussprach, indem sie die Frage des Grafen, »ob sie jetzt eben von ihrer Cousine komme?« mit Ja beantwortete. Aber dies Ja war so langsam gezogen, es blieb zur Hälfte zwischen den Zähnen, und die brennenden Backen sagten so laut Nein! daß der Graf die Untreue seiner Gemahlin für erwiesen hielt. Gerade den nämlichen Punkt hatte ihm auch der Hauptmann verschwiegen, was war natürlicher, als hier ein geheimes Verständniß zu vermuthen.

Er warf einen verächtlichen Blick auf Emilien und stürzte zur Thür hinaus. Auf der Treppe begegnete ihm

der Knabe, der Laurens Billet brachte. »Was willſt du?" ſagte der Graf ungeſtüm.

»Ein Billet an die Frau Gräfin."

»Von wem?"

»Von ihrer Putzmacherin."

»Gib es her! ſie hat jetzt andere Dinge zu thun, als an Hauben und Bänder zu denken." Mit dieſen Worten rieß er dem Knaben den Zettel aus der Hand, drückte ihn heftig zwiſchen den Fingern zuſammen, und ſchob ihn ungeleſen in die Taſche.

Wie ein Unſinniger rannte er fort, geradesweges hin zum Hauptmann, wo er aber Niemand zu Hauſe fand. Er ſchrieb auf eine Karte: »Der Graf S— erwartet den Herrn Hauptmann von B— im Gaſthofe zum goldenen Löwen, und bittet denſelben, ſeinen Degen nicht zu vergeſſen."

Der goldene Löwe war nur wenige Schritte von der Wohnung des Hauptmanns entfernt. Der Graf ging dahin und forderte ein Zimmer im Hinterhauſe und eine Flaſche Wein. Er erhielt beides, ſchloß ſich ein, klingelte nach einer halben Stunde, und forderte die zweite Flaſche. Man brachte ſie ihm. Die Leute im Hauſe merkten freilich etwas Heimliches an ihm, der Kellner machte ſich im Zimmer zu ſchaffen, um ihn durch Seitenblicke zu bewachen. Er ſaß und kaute an den Nägeln, und ſtürzte den Wein hinunter. Es währte lange, ehe er die Gegenwart des Andern gewahrte, und als es endlich geſchah, jagte er ihn mit Ungeſtüm zur Thür hinaus.

Indeſſen hatte ſein letzter Blick auf Emilien, voll Wuth und Verachtung, das arme Weib in die grauſamſte Unruhe verſetzt. Von banger Ahnung getrieben, ſchrieb ſie ein verwirrtes Billet an die Couſine, und ein noch verwirrteres an den Hauptmann, worin ſie beide von dem Geſchehenen unterrichtete, und bat, ihre Ausſage zu beſtätigen, im Fall der Graf Erkundigungen einziehen ſollte.

Die Couſine empfing dies Billet zugleich mit der Nachricht von dem Verunglücken des ihrigen. Laura zitterte, und warf ſich haſtig in den Wagen, um ihren Mann zu warnen. Sie kam zu ſpät. Der Hauptmann hatte bereits ſowohl die Karte des Grafen, als das Billet der Gräfin empfangen, und ſich auf der Stelle in den goldenen Löwen begeben.

Er fragte nach dem Grafen, man zeigte ihm das Hinterzimmer. Er trat hinein, und grüßte höflich. Der Graf ſprang auf, erwiederte ſeinen Gruß nicht, lief nach der Thür und verriegelte ſie. Darauf wandte er ſich trotzig zu ſeinem Gegner, und ſagte mit beleidigendem Uebermuth: »Mein Herr, Sie haben mich verſichert, Sie hätten meine Frau nicht wieder geſehen, nachdem ſie bei ihrer Couſine ausgeſtiegen. Ich frage Sie jetzt zum letzten Male, iſt das wahr oder nicht?"

Dieſe Art zu reden war der Hauptmann gar nicht gewohnt. Er wurde hitzig und antwortete: »Mein Herr, wenn ich etwas behaupte, ſo haben Sie kein Recht daran zu zweifeln."

So bestätigte er durch eine neunte Lüge die vorhergehenden. Die Folge davon war, daß der Graf wüthend den Degen zog, auf ihn eindrang, und in wenig Minuten ihn durch einen Stich in die Brust zu Boden streckte.

Die Leute im Hause hatten das Klirren der Degen gehört. Man sprengte die Thür — zu spät! — Der Hauptmann wälzte sich in seinem Blute. Man ergriff den Thäter, und sandte nach einem Wundarzt.

Der Hauptmann fühlte, daß seine Wunde tödtlich sei. Röchelnd bat er die Umstehenden, ihn noch einen Augenblick mit seinem Gegner allein zu lassen. Die Bitte eines Sterbenden hat unwiderstehliche Kraft. Alles entfernte sich, und man bewachte die Thür von außen, um den Grafen nicht entwischen zu lassen. Dieser war jetzt vollkommen wieder bei sich. Das Blut, welches er fließen sah, hatte seine Rache gesättigt, seinen Groll vertilgt. Mit Rührung und Mitleid sah er auf den Verwundeten herab, der ihn mit leiser Stimme bat, neben ihn nieder zu knien, um seine letzten Worte zu hören.

»Ich sterbe," — sagte er, — »trauen Sie dem Bekenntniß eines Sterbenden. — Ihre Frau ist unschuldig — und ich bin es — ich verzeihe Ihnen — (hier drückte er ihm sanft die Hand) — retten Sie sich, — sein Sie der Beschützer meines Weibes — und der Vater meines noch ungebornen Kindes. — Fliehen Sie (er zeigte mit der Hand auf das offene Fenster) — eilen Sie — fort! — fort!" —

Mehr konnte er nicht hervorbringen. Das Röcheln des

Todes erſtickte ſchon ſeine letzten Worte. Der Graf behielt kaum ſo viel Beſinnung übrig, den Rath des Sterbenden zu befolgen. Er ſprang aus dem Fenſter in den Hof, entwiſchte durch eine Hinterthür, warf ſich in einen Miethwagen und floh. In fürchterlicher Betäubung kam er bis auf die Grenze. Dort wollte der Zufall, daß ihm auch noch Laurens Billet in die Hände fiel, welches er in ſeiner Rocktaſche vergeſſen hatte. Es enthielt die Beſtätigung von der Unſchuld ſeines Weibes.

Er ſchrieb einen Brief an Emilien, welcher von der Zerrüttung ſeiner Sinne zeugte. Er nahm auf ewig Abſchied von ihr, und man hat nachher nie wieder etwas von dem Unglücklichen gehört.

Laura ward von einer unzeitigen Frucht entbunden, und ſchwebte lange in Gefahr des Todes. Emilie verweinte Tage und Nächte an ihrem Lager.

Das iſt die Dame in der Laube, welche, in düſteres Nachdenken verſunken, mit ihrem Spazirſtocke die Buchſtaben in den Sand zeichnet; und die blaße Dame in tiefer Trauer, deren Thränen immer neu hervorquellen, iſt Laura. So haben neun kleine, unſchuldig ſcheinende Lügen, einem Biedermanne das Leben gekoſtet, und drei gute Menſchen unausſprechlich elend gemacht.

Der Tod.

(Fragment aus einem Briefe des Seneka.)

— Erinnere dich des frohen Augenblicks, als du das Knabengewand gegen das Gewand des Jünglings vertauschtest; als man dich zum ersten Male auf den Markt unter deine Mitbürger führte. Was wirst du erst fühlen, wenn du nicht das Gewand, sondern den Geist der Kindheit abschüttelst; wenn du nicht Bürger, sondern Mensch wirst.

— Ach! daß der Greis mit finsterer Strenge auch noch alle Fehler und Gebrechen der zarten Kindheit verbindet! ohne durch kindische holde Unbefangenheit das Saure zu versüßen. Die kleinste Ursach macht das Kind zittern; der Greis zittert oft ohne alle Ursach.

Kann denn das ein Uebel sein, dessen Anfang wie das Ende in einen einzigen Augenblick verschmolzen sind? Du kannst nie sagen: der Tod kömmt; er ist entweder noch nicht da, oder er ist schon da gewesen.

Es ist schwer, sprichst du, den Tod zu verachten? — O es ist leicht! und die elendesten Gründe haben oft dazu hingereicht. Der Eine erhängt sich an der Thür eines Weibes, um ihre Sprödigkeit zu bestrafen. Der Andere stürzt sich von der Höhe eines Daches herab, um dem ewigen Schelten seines zornigen Herrn zu entgehen; der Dritte stößt sich einen Dolch in die Brust, um auf der Flucht nicht

lebendig ergriffen zu werden. Was der Furcht so oft gelang, sollte es der Tugend mißlingen?

— Gleich dem Unglücklichen, der in einen Strom fällt, unterläßt der Mensch nichts, um sich gegen den Strom der Jahre zu erhalten. Büsche, Dornen, Zweige, alles ergreift er, um nicht mit fortgerissen zu werden. Vergebens! Schwankend zwischen Leben und Tod, gemartert von den Qualen des Einen und der Furcht vor dem Andern, weiß der Mensch weder zu leben noch zu sterben. Das einzige Mittel, das Leben ruhig zu genießen, ist, es gering zu schätzen. Man sollte nur das mit Vergnügen besitzen, was man ohne Kummer zu verlieren bereit ist. Und welcher Verlust ist leichter zu tragen, als der, den man nicht einmal mehr beklagen kann, nachdem er uns getroffen hat.

— Sei gefaßt auf Alles. Das Glück erhebt seinen Günstling nie so hoch, daß es ihm nicht im nächsten Augenblicke mehr rauben könnte, als es ihm je schenkte. Zittere vor keinem Feinde, weil er gewaltig ist; das schwächste Kind kann dich umbringen.

Ich werde gefangen, der Sieger läßt mich zum Tode schleppen — was kümmert's mich? — — Begreifst du nicht, daß man dich schon lange vom Tage deiner Geburt an zum Tode schleppte?

— Genieße ruhig, was die Natur dir gab, sie hat das Nothdürftige dir so nahe gelegt. Nur das Ueberflüssige kostet Mühe. Nur um Ueberfluß treibt man sich in Städten rastlos durch einander, wird man grau unter

den Waffen, und trotzt den Gefahren des Meeres. Das Nothdürftige liegt neben uns — und es gnügt!

So spricht Seneka. Aus ganz andern Gründen hat ein Neuerer die Furcht vor dem Tode bestritten. Herr de Manse, Mitglied der vormaligen Akademie der schönen Wissenschaften zu Besiers, behauptete einst in einer Rede: der Mensch sterbe nicht allein ohne körperlichen Schmerz, sondern sogar mit angenehmen Empfindungen. Er citirt eine Menge Schriftsteller, welche alle vom letzten Augenblicke des Lebens als einem wollüstigen Augenblicke reden. Plato und Cardanus versichern sogar, daß selbst eine gewaltsame Todesart diese Gefühle nicht ausschließe. Sie haben Recht, wenn es wahr ist, was ein angesehener Offizier mir erzählt hat; daß er nämlich, nach einer Schlacht mit den Türken, eine große Menge Leichname gesehen, denen die Köpfe fehlten, die aber übrigens noch im Tode eine gewisse körperliche Kraft, wozu man freilich den Kopf nicht braucht, auf eine sehr unzweideutige Art äußerten.

Indessen versteht es sich von selbst, daß Herr de Manse nicht von allen den Schmerzen und Qualen redet, die vor dem Tode herzugehen pflegen; sondern allein von jenem letzten Augenblicke, welchen Epictet des Lebens Reise nennt.

Ist es wahr, daß Jeder in sein Grab geht, mit eben den Empfindungen wie ein Bräutigam in seine Kammer; nun so laßt uns ruhig ein Vergnügen erwarten, welches

kein Menſch auf der Welt uns rauben kann. Sammelt und ſpart, verſorgt euch mit allem Nothwendigen, indeſſen das Schiff noch vor Anker liegt, damit es euch einſt auf dem Meere der Ewigkeit an nichts fehle. — Wir fürchten uns vor dem Tode, wie die Kinder vor der Finſterniß, wir können ihm eben ſo wenig als der Sonne grade in's Geſicht ſehen, und doch hätte nur der erſte Tod, wie die erſte Nacht, Furcht und Zittern erregen ſollen. Freilich, den Anbruch des Morgens ſehen wir, und den Anbruch jenes ewigen Tages hoffen wir nur!

Viele Völker laſſen ſich ungern an den Tod erinnern, ſie mögen ihn gar nicht nennen hören, und haben Umſchreibungen dafür erfunden. »Er iſt vorübergegangen,« ſpricht der Perſer, oder auch, wenn er recht höflich ſein will, »er hat dir den Theil ſeines Lebens geſchenkt, den er nicht mehr genießen konnte.« Fragt man den Wilden in Kanada: »Was macht dein Vater?« — ſo antwortet er nicht: »Mein Vater iſt todt,« ſondern: »Mein Vater war ein guter Mann.« Die Otaheiter ſagen: »Die Seele verweilt im Dunkeln.« Selbſt die Griechen bedienten ſich eines Wortes, welches unüberſetzbar iſt, und ungefähr den Begriff erweckte: »Er iſt nicht mehr unter den Gebornen.« Von einem Kranken ohne Hoffnung der Geneſung pflegten ſie zu ſagen: »Er bedarf nichts mehr als Epheu,« weil man damit die Gräber zierte. »Ich werde aus der Geſellſchaft der Menſchen weggehen,« ſagte Plato. »Er war, er hat gelebt,« ſprachen die Römer.

Nur ein einziges Volk, die Gaditaner, errichteten dem Tode einen Altar, und ſangen ihm Päane. »Wir machen euch das nicht nach,« riefen die Römer und Griechen, »wozu ſoll man den Tod verehren? er iſt doch unerbittlich.«

Freilich iſt er unerbittlich, und wehe uns, wenn er es nicht wäre! welcher Troſt bliebe dem Kranken, dem Unglücklichen, dem Greiſe?

Ein guter Menſch, wenn es mit ihm zum Sterben kommt, hat nichts zu thun als zu ſterben, und das iſt leicht. Wer keinen Defekt in der Kaſſe nachläßt, braucht keine Rechnung abzulegen. Schwachheiten ſind allenfalls verſchwendete Zinſen, nur Verbrechen greifen das Kapital an.

Wer ſterben lernte, hat ein Sklave zu ſein verlernt. Wer die Menſchen ſterben lehrte, würde ſie leben lehren. Der Tod grinſt uns in tauſend Geſtalten entgegen, wir fürchten uns vor allen dieſen Geſtalten, und er kann uns doch nur in einer überraſchen. Wir weinen, daß wir um hundert Jahre nicht mehr leben werden; warum weinen wir denn nicht, daß wir vor hundert Jahren nicht gelebt haben? Beides kommt doch auf Eins heraus. Das Sterben iſt unangenehm — mag ſein! aber der Tod iſt nichts. Er kommt, oder er iſt ſchon vorüber, in ihm iſt keine Gegenwart. Wir haben keinen Sinn für unſers Daſeins Anfang und Ende.

Nur die Anſtalten ſind ſchrecklich. Eine jammernde Gattin, weinende Kinder, klagende Bediente, erſchrockene

Freunde, der Arzt mit seiner bedenklichen Miene, der Prediger mit seinen unnützen Trostgründen, ein dunkles Zimmer, schwachschimmernde Lampen, Arzneigläser — das Alles macht sinnliche Eindrücke, die den Muth wegschwemmen. Selig, wen ein Blitz oder ein Schlagfluß plötzlich dahinrafft! wohl ihm! aber freilich wehe den Umstehenden! ihr Jammer verdoppelt sich.

O ihr! die ihr einst um mein Lager stehen werdet, wenn meine letzte Stunde kommt, ich bitte euch, weint nicht! macht das Zimmer hell, und öffnet die Fenster. Laßt Flöten und Klarnetten vor meine Thür kommen, und ein sanftes Lied blasen, kein Sterbelied, nein, Schiller's Lied an die Freude; damit man einst von mir sagen könne: sein Tod war der schöne Abend eines oft trüben Tages. Wollt ihr den letzten, vielleicht thörichten Wunsch eures Freundes erfüllen, so begrabt seinen Leichnam nicht, verbrennt ihn zu Asche.

Hier noch zum Schluß eine fürchterliche und eine lächerliche Beschreibung des Todes.

Sein Palast, sagten die alten nordischen Völker, ist die Angst, sein Tisch der Hunger, seine Diener Erwartung und Zögern; die Thürschwelle der Abgrund; sein Bette die Magerkeit. Fahl ist die Farbe seines Gesichts, und schauerlich sein Blick.

Dagegen schrieb Philander von Sittewald im Jahr

1650 satyrische Gesichte, unter andern das Todtenheer, in welchem folgende Stelle vorkommt:

»Ich sah den alten Tod auf seinem Throne sitzen, und um ihn her viele andere kleine Tödlein, als: den Tod der Liebe, des Hungers, des Verdrusses, der Scham, des Verlangens, des Lachens u. s. w. Der Tod der Liebe hatte kein Hirn in seinem Kopfe, und damit er deswegen nicht zu Boden fiele, so waren um ihn her Pyramus und Thisbe, Leander und Hero; diese waren balsamirt mit den allersüßesten Amadissen, und wohlriechendsten Schäfer-Idyllen.«

Der Tod hat seitdem eine Veränderung in seinem Reiche vorgenommen; denn da es dem guten Pyramus und dem großen Schwimmer Leander allzusauer wurde, den hirnlosen Liebestod länger zu halten, so haben Werther und Siegwart dies Amt übernehmen müssen, die man denn auch wohl wieder zu ihrer Zeit ablösen wird.

Das Johanniswürmchen.

Es war einmal ein vernünftiger Vater, der seine Söhne vernünftig erzog. Trotz dessen bekam Einer von den Knaben einen gewaltigen Hang zur Dichtkunst. Die Familie wohnte auf dem Lande, und der Knabe sang seine Lieder der Sonne wie der Grasmücke, dem lilienweißen gnädigen Fräulein, wie der braungebrannten Bauerdirne. Wenn er

nun ſo ein Liedchen fertig hatte, ſo trug er es im ganzen Dorfe herum, und las es Jedermann vor, ſogar dem tauben Nachtwächter.

Seine Mutter freute ſich ſehr, und auch der Vater lächelte bisweilen freundlich, denn der Junge hatte wirklich Kopf, und ſeine Lieder waren recht artig. Im Dorfe galt er vollends für einen großen Poeten. Seine Muſe verſorgte den Küſter mit Neujahrwünſchen, und die hochadeligen Kinder mit Gratulationsgedichten an Geburtstägen ihrer hochadeligen Eltern.

Als er nun heranwuchs, bildete er ſich ein, es ſei was Rechts mit ihm, und er habe die wahre poetiſche Ader. Er wünſchte daher ſehnlich, auch außer ſeinem Dorfe zu leuchten, und meinte, es könne ihm nicht fehlen, daß die literariſchen Sterngucker mit großem Geſchrei verkünden würden: ein neues Geſtirn iſt am Dichterhorizont aufgegangen! Er fürchtete ſich auch gar nicht vor der allgemeinen Literaturzeitung, denn ſein Vater hatte mit dem Redacteur dieſer Zeitung ſtudirt, und ihm erzählt, daß die Herren Rezenſenten eben ſo oft aus Freundſchaft ein Auge zudrücken, als aus Feindſchaft einen salva venia Mund aufthun.

Den erſten Verſuch wagte er ganz im Stillen, indem er ein paar Lieder an Sonne, Mond und Sterne, Quellen und Waſſerfälle, an Bürger ſandte, um ſie in den Muſenalmanach einzurücken. Mit Zittern und Zagen wartete er auf Antwort; ſie kam nicht. »Bürger hat viele Ge-

ſchäfte," tröſtete er ſich, »oder er muß heirathen; der Druck meiner Lieder iſt die beſte Antwort."

Mit Angſt und Begierde harrte er nun auf die Erſcheinung des Muſenalmanachs ſelbſt. Er kam endlich. Haſtig blätterte der junge Dichter das ganze Büchlein durch und wieder durch, aber keine ſeiner Sonnen leuchtete, keine ſeiner Quellen murmelte darin.

»Das iſt Neid," ſprach er zu ſich ſelbſt: »Bürger will den Keim meines Ruhms erſticken, aber eine ſtarke Pflanze ſchießt hervor, wenn auch eine Erdſcholle darauf liegt." Flugs beſchloß er die Welt mit einem Bändchen vermiſchter Gedichte zu beſchenken, und da kein Buchhändler es mit ihm wagen wollte, ſo blieb ihm nichts anders übrig, als die Kinder ſeines Geiſtes auf eigene Koſten drucken zu laſſen. Er fand dabei nur ein einziges kleines Hinderniß, er hatte nämlich kein Geld. Was war zu thun? er mußte ſich an ſeinen vernünftigen Vater wenden.

An einem ſchönen Sommerabend ſaß der Alte vor der Thür und ſchmauchte ſein Pfeifchen. Der Sohn eröffnete ihm ſein Anliegen. Der Alte lachte, und ſagte: Du biſt nicht recht geſcheit.

»Aber mein Vater, Sie haben mir ſelbſt oft geſagt, ich hätte Anlage zum Dichten?"

Der Vater. Blüten, mein Sohn, nicht alle Blüten ſetzen Früchte an.

Der Sohn. Aber auch Blüten ſind lieblich.

Der Vater. Freilich, ſie ſind die Hoffnungen des Gärt-

ners. Bleiben es aber Blüten, so kann er sie doch nicht für Früchte verkaufen.

Der Sohn. Aber das ganze Dorf läßt mir Gerechtigkeit widerfahren, die gnädigen Fräulein singen sogar meine Lieder am Klavier.

Der Vater. Mag alles sein. Unser Dorf ist nicht die Welt. — Sieh das Johanniswürmchen da im Grase, es leuchtet lieblich, es ergetzt das Auge. Nun gib Achtung. (Er stand auf und ergriff das Johanniswürmchen.) Folge mir! (Er ging in das Zimmer, wo mehrere Lichter brannten.) Glänzt es nun noch? ist es jetzt etwas mehr als ein schwarzes unbedeutendes Insekt? —

Zieh dir daraus die Lehre, mein Sohn, daß ein Johanniswürmchen wohl im Grase leuchten kann; daß es an einem schönen Sommerabend im Haar eines Landmädchens lieblich glänzt; daß es aber thöricht wäre, wenn eine Hofdame auf einem Balle statt der Brillanten Johanniswürmer in den Haaren trüge; und noch thörichter, wenn das kleine Ding sich selbst einbildete, es überstrahle den Schimmer von hundert Wachskerzen.

Die Ehrlichkeit.

Man schenkte mir einmal ein großes Stück Kuchen. Ich konnte es nicht ganz aufessen, aber weil es mir gut

ſchmeckte, ſo wollte ich den Ueberreſt zum Veſperbrot aufſparen, und legte ihn ziemlich hoch auf einen Schrank. Darauf ſetzte ich mich in den Lehnſtuhl, um Mittagsruh zu halten. Mein Hund ſtand neben mir, ſchnupperte nach dem Kuchen, ſah mich an, und als er merkte, daß nichts zu hoffen ſei, legte er ſich nieder.

Ich ſchlief nicht, denn ich hatte andere Dinge im Kopfe, und er ſchlief auch nicht, denn ſeine Augen waren immer nach dem Kuchen gerichtet. Siehe da kam Miezchen, mein Hauskater, ſtrich ſich ein paarmal vertraulich am Stuhlbein, und als ich keine Notiz von ihm zu nehmen ſchien, ſprang er auf einen Seſſel, von dem Seſſel auf den Tiſch, und vom Tiſche auf den Schrank, wo der Kuchen lag. Zu gleicher Zeit hüpfte und flatterte eine zahme Elſter herbei, welche eben ſo giltige Anſprüche als Miezchen auf den Kuchen zu haben glaubte.

Schon hatten ſie ſich der Beute bemächtigt. Miezchen brummte und fraß. Die Elſter ſchnatterte und pickte. Mein Hund ſah ſtarr hin und knurrte, dann ſah er mich an und winſelte, als wollte er ſagen: ſteure doch den Unfug. Ich ſtand auf, nahm den Kuchen weg, und legte ihn neben mich auf einen Stuhl. »Du, ehrlicher Hund,« ſprach ich, »ſollſt mir den Kuchen bewachen. Du wirſt mich nicht beſtehlen!« Darauf ſchlummerte ich ein wenig, und als ich erwachte, hatte der Hund den Kuchen aufgefreſſen.

So geht es! dachte ich bei mir ſelbſt; ſo mancher paſſirt für einen ehrlichen Mann, weil er die Kräfte nicht hat, ein Schurke zu ſein.

Beim Anblick eines reizend gelegenen Luſtſchloſſes.

Ha! wäre dieſes Luſtſchloß mein;
Und ich und Minna ganz allein
Die ſeligen Bewohner dieſer Zimmer! —
Ja, aber lieben müßte ſie mich immer,
Und verliebt müßt' ich auch immer ſein.

An Bav in Wolfspelze.

In einem Wolfspelz prangt Herr Bav.
Wie muß der Gläubige und Orthodox erſchrecken!
Es ſollte, nach der Schrift, das Schaf den Wolf bedecken,
Hier aber deckt der Wolf das Schaf.

Der Bramine.

Ein Bramine saß vor seiner Thür, und segnete einen europäischen Missionär, der eben von ihm ging, und ihn sanftmüthig verfluchte. Siehe da trat vor ihm ein Indianer aus dem Stamme der Wassiers, welcher Handlung trieb, und viel Verkehr mit Fremdlingen hatte. »Ehrwürdiger Greis,« sprach er, »ich bin hoch betrübt ob des Bösen, welches so oft in mir das Gute erstickt. Ich war ein Handelsmann schlecht und recht, habe mit Wenigem angefangen, und bin reich geworden durch Arbeit und Fleiß. Aber mit dem Reichthum ist die Sorge in mein Haus gezogen, und die schwerste ist die Sorge um mein gutes Gewissen; denn das läßt sich nicht kaufen weder an der Goldküste Orira noch jenseit des Meeres. Brama ist mein Zeuge, und Wischnu und alle Götter, daß ich es ehrlich meine, und gern immer gerecht und gut sein möchte. So sage mir, Lieber, wie geht es denn zu, daß ich zuweilen in Einer Stunde gut und schlecht bin, und an einem Tage zwanzigmal gut und zwanzigmal schlecht?«

»Gestern Morgen kam ein armer Biedermann meines Stammes zu mir, der mit Weib und Kindern darbte, und suchte Hilfe bei mir. Ich half ihm, das machte mich froh und wohlgemuth. Eine Stunde nachher erhielt ich die Nachricht von Madras, daß ein Engländer mich um eine ansehnliche Partie Waren betrogen habe. Ich fluchte ihm,

der doch auch mein Bruder iſt, und kurz darauf ſchlug ich einen Knecht um eines geringen Verſehens willen. Gegen Abend ging ich mit meinen Kindern luſtwandeln unter den Palmen. Sie ſpielten und gaukelten um mich her, die Abendſonne ſah uns freundlich an, das machte mich wohlgemuth. Da fanden wir einen zerlumpten Fremdling, den nahm ich in mein Haus und bewirthete ihn gaſtfrei. Wir ſprachen von dieſem und jenem, und endlich auch von dem böſen Engländer in Madras, der mich betrogen hat. Da hub ich an zu ſchelten mit Bitterkeit und Hohn alle Engländer, und mein Gaſt war ſelbſt ein Engländer, das wußte ich wohl. Ich ſah wie er eine Thräne verſchluckte, weil er mir nicht antworten durfte. Dieſe Thräne wiſchte alles Gute weg, was ich ihm erzeigt hatte. In der Nacht quälte mich das auf meinem Lager, und heute früh beſchenkte ich ihn reichlich, daß er froh und dankbar ſeines Weges zog.

»Nun ſage mir, ehrwürdiger Greis, deſſen Schultern heiliger Kuhmiſt deckt, bin ich ein guter oder ein böſer Menſch? Was ſind das für Geiſter, die in meiner Bruſt kämpfen? Was macht mich heute empfänglich für alles Edle und Schöne, und verſchließt morgen mein Herz dafür?«

Der Bramine lächelte wohlwollend und ſprach: »Komm morgen wieder in der Frühſtunde, daß ich dir antworte, was Brama mir offenbaren wird.« Der Indier ging und konnte nicht ſchlafen die lange Nacht hindurch. Am andern Morgen kam er wieder, und fand den Alten vor ſeiner Hütte, und um ihn her eine Menge Schüſſeln, flach und

tief, mit klarem Waſſer gefüllt. Aber auf dem Boden einer jeden Schüſſel lag Sand, Lehm und allerlei Schmutz.

»Sieh dieſe Gefäße,« ſagte er zu dem Kommenden, »das Waſſer iſt hell und klar, das Bild der Sonne ſpiegelt ſich darin. So ſpiegelt ſich Gott in den Seelen der Menſchen. Kommt aber ein Sturm, oder bewege ich das Waſſer mit dieſem Stöckchen, ſo wirbelt der Sand in die Höhe und es wird trübe. Nach einer Weile ſinkt der Sand zu Boden, und die vorige Klarheit iſt wieder da. So iſt es mit unſern Leidenſchaften. Hüte dich, einen Menſchen gut oder böſe zu nennen. Der ruhige Menſch iſt gut, der von Leidenſchaften beſtürmte iſt böſe. Jeder trägt im Grunde ſeines Herzens ein unlauteres Gemiſch, aber es liegt feſt im Grunde, ſo lange kein Sturm es aufrührt. Biſt du Zeuge einer edlen That, ſo freue dich, aber wähne d'rum nicht, der Thäter ſei immer ein edler Mann. Siehſt du etwas Böſes, ſo betrübe dich, aber verdamme nicht, denn der es that, dem iſt ſelbſt nicht wohl dabei zu Muthe, und er thut vielleicht in der nächſten Stunde wieder etwas Gutes und Schönes. — Selig der gelernt hat, ſein Schifflein im Sturm regieren! Gehe hin und lerne das, denn den Sturm kann Niemand vermeiden.«

Da hub der Indier ſeinen Blick gerührt empor, und ſprach: »Lehre mich das, auf daß meine Seele einſt nicht in ein verworfenes Thier wandere.«

»Arbeit und Mäßigkeit,« erwiederte der Bramine, »geben dir Geſundheit, und in einem geſunden Körper wohnt

eine gesunde Seele, die rüstig und stark dem Bösen widersteht. Ich kann dich nichts weiter lehren, aber einen guten frommen Rath will ich dir geben. Der Mensch hat ein Mittel in seiner Gewalt, den meisten Stürmen auszuweichen, die das Gleichgewicht seiner Seele erschüttern, und den Sand vom Grunde herauf wälzen könnten. Du hast so viel du bedarfst. Zieh auf's Land, der Landmann ist besser als der Städter. Hier fließen die Tage in ruhiger Einförmigkeit vorüber, die heitere Luft gibt dir heitern Sinn, kein fremdes Interesse reibt sich an dem deinigen, keine Begebenheit ist wichtig genug, dir die Ruhe der Seele zu rauben: du hast, wie die Kinder, Freude an Kleinigkeiten, und bist glücklich wie die Kinder."

Und der Indier ging hin und that wie der Bramine ihm gerathen hatte. Sein Leben verfloß in sanfter Ruhe, das Bild Gottes spiegelte sich in seiner Seele, wie das Bild der Sonne im klaren Wasser.

Amor an Hymen,

als Frau von ** eine Tochter geboren hatte.

Bist du grämlich, Bruder Fackelträger?
Weil du einen Sohn begehrt? —
Weißt du aber auch, wer sich mit Recht beschwert?
Ich, Herr Bruder, war bis jetzt der Kläger;

Denn als Julie, von dir bethört,
Deiner Fackel folgen müssen,
Hast du meiner Mutter nicht
Eine Grazie entrissen?
War es denn nicht deine Pflicht,
Ihr durch dieses Kindes Leben
Eine andere zu geben?

Der Unterschied und die Vereinigung der Stände.

Ich habe in der Sakristei einer alten Dorfkirche zwei Gemälde gesehen, welche zwar nur den Pinsel eines Sudelmalers verriethen, allein die Idee dazu war gewiß nicht in dem Kopfe dieses Sudelmalers entsprungen.

Auf einem Wagen mit vier Rädern (ein Sinnbild der vier Stufen des menschlichen Alters) standen ein Ritter, ein Geistlicher und ein Bauer; der Lehr-, Wehr- und Nährstand. Die gemeinschaftlichen Bedürfnisse, in der Gestalt von Kindern, umwanden die drei Stände mit eisernen Fesseln, weil nichts stärker an einander kettet, als das Bedürfniß. Glaube, Muth und Hoffnung zogen den Wagen, der Friede schwebte voran, und streute aus einem Füllhorn Blumen und Früchte auf den Weg.

Das andere Gemälde ist von minder edler Erfindung,

aber die Idee nicht minder wahr. Man ſieht einen Prieſter, aus deſſen Munde die Worte gehen: Ich bete für euch alle. Ein Soldat ſpricht: Ich fechte für euch alle. Ein Bauer: Ich ernähre euch alle; und ein Rechtsgelehrter: Ich verzehre euch alle.

Billig ſollte noch ein Schriftſteller dabei ſtehen, mit der Umſchrift: Ich unterrichte, leite, erleuchte tröſte oder amuſire euch alle.

Ich merke übrigens noch an, daß jene beiden Gemälde in keiner franzöſiſchen Dorfkirche hängen, und folglich auch noch nicht verbrannt ſind.

Die Höflinge.

Es ſind wirklich drollige Geſchöpfe. Kein Stand noch Alter auf der Welt kann ſich an ſo armſeligen Spielereien ergetzen. Ein Haufe von ehrbaren Profeſſoren, die mit hölzernen Flinten auf den Schultern und papiernen Grenadiermützen auf den Köpfen Soldaten ſpielten, wäre noch nicht ſo lächerlich, als dieſe Hofmännerchen mit ihren komiſchen Anſprüchen und Vorrechten.

So dachte ich, als ich neulich einen hiſtoriſchen Verſuch über England las, in welchem unter andern die Krönungsceremonien erzählt werden. Bei dieſer Krönung hat ein gewiſſer Bardolf aus der Grafſchaft Surry das

Recht, für den König eine Schüſſel voll Grütze ſelbſt zu kochen, und ſelbſt auf die Tafel zu ſetzen. Das letztere laſſe ich gelten, wenn er aber das Kochen nicht verſteht, ſo iſt der König übel daran, wenn er die Grütze aufeſſen muß. Und doch wollte ich keinem königlichen Mundkoch rathen, dem Herrn Bardolf in's Handwerk zu greifen, der ſich durchaus das Recht nicht nehmen läßt, die Grütze ſelbſt zu kochen. Und welche Belohnung ſollte man vermuthen, daß ihm dafür zu Theil würde? nichts geringeres als der Ritterſchlag. Ja, Herr Bardolf wird für ſeine Kochkunſt zum Ritter geſchlagen.

Doch weiter. Herr Scoulton, aus der Grafſchaft Norfolk, iſt am Krönungstage Großſpicker, das heißt, er muß alle Braten ſpicken, und aller Speck, der übrig bleibt, gehört ihm zu. Das iſt unbillig, denn das Spicken iſt mühſamer als das Grützkochen, er ſollte wenigſtens auch zum Ritter geſchlagen werden.

Ein gewiſſer Herr Wirkſap, aus der Grafſchaft Nottingham, hat das Recht, dem Könige Einen Handſchuh zu präſentiren, und zwar den an die rechte Hand. Eben ſo darf der König, wenn er etwa Luſt haben ſollte, an dieſem Tage Honig zu eſſen, keinen andern Honigwabben berühren, als den, welchen ein gewiſſer Herr Lyſton ihm überreicht.

Sein Hemd empfängt der König aus den Händen des Oberkammerherrn, welchem dafür dreißig Ellen Scharlach-

Sammt, des Königs Bett, seine Nachtkleider und alle Möbeln des Schlafzimmers gebühren.

Der Herold des Königs muß nach der Krönung in den Saal treten, und einen Jeden herausfordern, der sich zu behaupten getraut, der König sei nicht rechtmäßig erwählt. Weil sich aber niemals ein Kämpfer findet, so verdient der Herold das Pferd und den goldenen Becher, welchen er dafür erhält, leichter, als der Großspicker seinen Speck.

Der Lordmajor von London gießt dem König nach der Tafel zu trinken ein, und empfängt dafür gleichfalls einen goldenen Becher; dem Oberstallmeister gebührt, Gott weiß warum? alles Silbergeschirr u. s. w.

Die Maus.

Eine alte Maus, welche auf einem leeren Kornboden Philosophie studirte, und einst in einer Hungersnoth viel über das Wesen der Götter nachgedacht hatte, entschloß sich endlich, die Sonne für das höchste Wesen anzuerkennen, weil sie leuchtet, erwärmt, die Blüte hervorlockt, und die Frucht zur Reife bringt, den Gesunden erheitert, und den Kranken erquickt.

Die Sonne hörte das Gebet der Maus, und sprach sanftmüthig: »Armes Thierlein, ich bin ein Geschöpf wie du. Ein Nebel, eine Wolke, die sich vor mir hinwälzen, sind

mächtig genug, mein Licht zu verdunkeln und der Erde meine Wärme zu entziehen."

„Die Sonne hat Recht," dachte die Maus, „ich ließ mich durch ihren Glanz verblenden. Die Wolke ist es eigentlich, welche Verehrung heischt."

»Ich?" sagte die Wolke; »du irrest. Ich bin nur ein Wesen aus Dünsten gebildet, die von eurer Erde heraufsteigen. Der Wind spielt mit mir, gibt mir nach seinem Gefallen diese oder jene Gestalt, und der Sturm zerstreut mich ganz."

»So muß ich," lispelte die Maus," »den Sturmwind für das mächtigste Wesen anerkennen, weil er den Wolken gebietet, welche die Sonne verdunkeln."

»Mich?" brüllte der Sturmwind; »ja ich herrsche über Nebel und Wolken, aber vergebens heule ich gegen diese Mauer, die meiner Macht Hohn spricht."

Darob verwunderte sich die Maus. »Wie? diese Mauer, die mir so nahe ist; diese Mauer, die meine Wohnung deckt; ist sie so stark und mächtig? — Wohlan, sie werde der Gegenstand meiner Verehrung."

»Ach!" seufzte die Mauer; »weißt du denn nicht, daß du selbst sammt deinen Brüdern seit mehr denn hundert Jahren meine Grundfeste untergraben hast? Siehst du nicht, daß ich meinem Untergange nahe bin?"

So sprach sie, und stürzte krachend zusammen. Voll Erstaunen kroch die Maus zwischen den Ruinen herum, und da sie zu kurzsichtig war, die Verkettung aller erschaf-

senen Weſen zu ahnen, ſo gerieth ſie nicht ſelten in Verſuchung, ſich ſelbſt oder gar nichts anzubeten.

Meide den Schein.

(Eine Erzählung.)

Ich könnte das Land nennen, wo dieſe Geſchichte ſich zutrug; ich könnte die Perſonen nennen, welche die Hauptrollen darin ſpielten; da aber dieſe Begebenheit für jedes Land paßt, und eine Warnung für jedes Mädchen enthält, ſo will ich die Scene nach England verlegen, und die Heldin ſoll Betty heißen.

Betty war ein ſchönes Mädchen von fünfzehn Jahren, der Eltern Liebling, die Zierde ihrer Geſpielinnen, zuweilen der Gegenſtand ihres Neides. Sie blühte wie eine Roſenknospe, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſe nicht weiß, wie ſchön ſie iſt, Betty aber wußte es. Wer den Schönen dies Bewußtſein nehmen könnte, würde ihnen unendlich mehr geben als nehmen. Der Vater, ein braver Geſchäftsmann, hatte wenig Zeit für ihre Bildung zu ſorgen. Die Mutter, eine verſtändige Frau, und eine Frau von Welt, ſah in Betty mit Wohlgefallen den Glanz ihrer eigenen Jugend, und hieß oft durch ihre Blicke gut, was ihre Lippen tadelten. Der Ton im Hauſe war der Ton der großen Welt, der Aufwand nicht klein, und die Tugend der Gaſt-

freiheit wurde oft zu weit getrieben. Hundert Menschen hatten Geschäfte mit dem Vater, und wer keines hatte, machte sich Eines, um die schöne Tochter zu sehen. Wer sie sah, der unterhielt sie, so gut er konnte, mit faden oder geistreichen Schmeicheleien. Sie lachte über jene und freute sich über diese. Das Gefühl ihres eigenen Werths erstickte zwar nie das bessere Gefühl der Tugend; aber es flößte ihr Geringschätzung ein gegen das Urtheil der Welt; jeder gute Rath schien ihr überflüssig, und jede Warnung Neid.

Der Vater starb, und hinterließ nichts. Es geht den Geschäftsleuten oft wie den Gewässern im Frühjahr, sie laufen von allen Bergen und Hügeln zusammen, und verlaufen sich wieder, man weiß nicht wohin. Indessen erhielt die Witwe eine hinreichende Pension, um eingezogen, aber mit Anstand fort zu leben. Die Eingezogenheit war nicht Betty's Sache, auch kann eine schöne Blume nur in öden Steppen unbemerkt blühen, Betty aber wohnte in London. Der Vater war todt, und die Geschäfte des Vaters schienen noch zu leben, denn das Haus blieb nach wie vor ein Sammelplatz junger Leute von Kopf und Herz, die Lust hatten, beides zu verlieren. Außer dem Hause war Betty der Gegenstand manches Toasts; ihr Bild lächelte dem Jüngling in Träumen, er schlummerte auf Blumen der Liebe, indessen manches Mädchen sich schlaflos auf Dornen der Eifersucht wälzte.

Der Gärtnerin gefiel es wohl, daß Jung und Alt von Ost und West herbei zog, um ihre seltene Aloe blühen zu

ſehen. Sie verwahrte ſie nicht vor dem Mehlthau der Schmeichelei, noch vor den Weſpenſtichen der Verleumdung, und wenn gleich kein Wurm an der Wurzel fraß, ſo ſchmauſte doch manche Raupe an den Blättern. Freilich war die Mutter von jeher eine unbeſcholtene Frau, freilich war ihr Haus eine Schule der guten Sitten, und ihre Tochter hüpfte, trotz aller Lebhaftigkeit, nie über die Grenzlinie des Wohlſtands hinaus. Aber ſtarb nicht ſo mancher gute Ruf eines ſchuldloſen Mädchens durch das böſe Gift der Männer-Eitelkeit? die überhaupt weit mehr Schaden ſtiftet, als die Eitelkeit der Weiber. Dieſe ſetzt der Jüngling in jedem Mädchen voraus, und hütet ſich dafür; jene ſetzt das Mädchen in keinem Jüngling voraus, weil ſie ſeine Liebe immer nur ihren Reizen zu verdanken glaubt, und iſt minder auf ihrer Hut.

Da trifft denn ein Bekannter den andern auf der Straße oder auf dem Kaffeehauſe, und fragt: Biſt du bei Betty geweſen? — O ja, heute noch. — Machſt du Fortſchritte? — So ſo, du kennſt ſie, ſie ſpielt die Spröde, aber ich bin zufrieden. — Bei dieſen Worten blickt er auf eine verwelkte Blume, die er im Knopfloch oder auf dem Ermel trägt. X fragt: Iſt die Blume von ihr? — Y lächelt und antwortet nicht, und lenkt auf eine gezwungene Art das Geſpräch auf das Wetter. Die Blume mag wirklich von ihr ſein, ſie hat ſie fallen laſſen oder weggeworfen, und Y hat ſie aufgehoben, um das ganze Alphabet ſeiner Freunde damit zu täuſchen. — Merkt es euch, ihr guten Mädchen!

Dergleichen unbedeutend scheinende Prahlereien erlaubt man sich täglich auf eure Kosten. Doch ist der, der geradezu von nie genossenen Gunstbezeugungen schwatzt, euch minder gefährlich, als der, der nur mit halben Worten prahlt; und die andere Hälfte errathen läßt.

Betty's Heiterkeit ward nie durch solche Großmutter-Betrachtungen getrübt. Sie trotzte auf ihre Unschuld, und vergaß, daß die Göttin der Unschuld sich in keine Wolke hüllen darf, wenn sie Verehrung von den Sterblichen begehrt. Die Natur ersetzt bei der Jugend die mangelnde Aegide der Erfahrung durch die unsichere Waffe des Vertrauens auf sich selbst. Betty sah die Zukunft im rosenfarbigen Lichte; ein reicher vornehmer Gatte, durch die Reize ihres Körpers und die Anmuth ihres Geistes herbei gelockt, war wachend und träumend das Bild ihrer lachenden Fantasie.

Ein junger Baronet, Karl Digby, machte ihr seit einigen Monaten sehr beharrlich den Hof. Der Tod hatte vor Kurzem seine ganze Familie in aufsteigender Linie weggemäht, jeder Sensenhieb legte eine Erbschaft zu seinen Füßen, und jede Erbschaft verschlimmerte sein ohnehin verdorbenes Herz. Aber der Liebhaber kehrt immer die besten Seiten heraus, Mutter und Tochter sahen ihn gern, und harrten mit Ungeduld auf eine nähere Erklärung. Sie geschah endlich, aber — welch ein Donnerschlag! — er sprach nur als Wollüstling, den sein Reichthum kühn macht, ein Bubenstück in Vorschlag zu bringen.

Man kann leicht denken, daß Betty's Verachtung und der edle Zorn ihrer Mutter die ganze Antwort waren, deren man ihm würdigte. Der Böſewicht ſtammelte einige Worte vom Uebermaß der Leidenſchaft, die ihn hingeriſſen, entfernte ſich beſchämt und gab ſein Vorhaben nicht auf. Einige Wochen nachher ſchrieb er einen Brief an Betty, in welchem er Schmeicheleien und glänzende Anerbietungen verſchwendete, um ſeinen Zweck zu erreichen. Der Brief hatte natürlich kein beſſeres Schickſal als ſeine mündlichen Frechheiten; Betty's Thür war von nun an für ihn verſchloſſen.

Aber ſie konnte es doch nicht laſſen, dieſen Triumph ihrer Tugend allen ihren Bekannten mitzutheilen. Sie zeigte ſogar den Brief des Baronets, und meinte, durch ihr Betragen den jungen Schwindelköpfen Ehrfurcht einzuflößen. Ach! ſie bedachte nicht, daß der Neid ganz andere Auslegungen macht. Wem man dergleichen zuzumuthen wagt, hieß es, der muß doch wohl Anlaß dazu gegeben haben. Strenge Väter verboten ihren Söhnen den Umgang mit Betty, und ſtrenge Mütter ſtellten ſie ihren Töchtern zum warnenden Beiſpiel dar.

Eines Tages war Betty im Schauſpielhauſe. William Bentley, der Sohn eines reichen Kaufmanns, erblickte ſie, und die Schönheit behauptete ihre Rechte. William empfand, daß die Wechſel, welche die Schönheit zieht, alle a viso zahlbar ſind, indeſſen Verdienſt und Tugend froh ſein müſſen, wenn ſie nach mancher langen Friſt befriedigt

werden. Haſtig fragte er ſeinen Nachbar: Wer iſt das ſchöne Mädchen in jener Loge? — Der Nachbar nannte ſie ihm Einmal, und er vergaß den Namen nie wieder.

Zwar war der Nachbar zugleich ſo dienſtfertig, ihm Betty als eine gefährliche Kokette zu ſchildern, die ihre Liebhaber zum Spiel ihrer Launen mache; aber ein Blick hinauf in die Loge, und ein Blick herab, vernichteten die Kraft jener Warnung, ſeine Augen waren ganz offen, und ſeine Ohren nur halb. Mit dem Pfeil im Herzen verließ er das Schauſpiel, die Wunde blutete ſanft, und der Schlaf heilte ſie nicht.

Es ward ihm leicht, Zutritt in Betty's Hauſe zu erhalten. Er ſah ſeine Geliebte oft und nie genug, ſie ſah ihn gern und immer lieber. Seine reinen Sitten gewannen das Herz der Mutter; ſeine gefällige Sanftmuth eroberte das Herz der Tochter. Wie viel auch ſeine ſchöne edle Geſtalt dazu beitrug, laſſen wir unentſchieden. Genug, die beiden jungen Leute konnten bald nicht mehr ohne einander leben, und William entdeckte der Mutter ſeine Wünſche.

Noch war es Betty nicht eingefallen, daß ihr Geliebter auch einen Vater hatte, aber der Mutter fiel es gleich ein. Sie nahm die Bewerbung des Jünglings freundlich auf, entdeckte ihm mit edler Freimüthigkeit ihre geringen Glücksumſtände, und wie ſie nicht im Stande ſei, zu Schönheit und Tugend, mit welchen Natur und Erziehung ihre Tochter ausgeſteuert, etwas hinzuzufügen, rieth ihm daher

um die väterliche Einwilligung zu bitten, und dann, als ein willkommner Schwiegersohn, zurückzukehren.

William kannte seinen Vater, er hatte strenge Grundsätze, war überdieß geizig und die Liebe in seinen Augen ein Kapital, das sich nur mit Hunger und Thränen verinteressirt. Indessen wagte der liebende Jüngling einen Versuch, der übel ablief. Zwar war Betty's zweideutiger Ruf dem Alten unbekannt geblieben, aber die mangelnde Aussteuer war ihm ein hinlänglicher Grund, seine Einwilligung mit der bittersten Heftigkeit zu versagen. Vergebens umfaßte William seine Knie, vergebens fielen seine Thränen auf den eisernen Geldkasten im Winkel des Zimmers. Der hartherzige Vater schloß mit den Worten:

Mir aus den Augen ungerathener Bube! lauf deiner Schönen nach, liebe sie, vergöttere sie, heirathe sie, hasse sie, es gilt mir alles gleich. Von mir keinen Groschen, so lang ich lebe, und keinen Heller, wenn ich sterbe. — Aber was thut das? du nimmst ein Weib, so schön, so zärtlich, so schmachtend, es hungert sich so allerliebst mit ihr, es durstet sich so artig an ihrer Seite, man kann im Winter nackend herumlaufen, ohne zu frieren — du Romanenheld!"

»Mein Vater! wären Sie an meiner Stelle, auch Sie würden so vielen Reizen nicht widerstehen."

»Ganz gewiß!"

»Ganz gewiß nicht."

»Nun so wär ich ein Narr wie du, und man würde mich auslachen, so wie ich dich auslache."

»Nur noch ein Wort —"

»Gut ich erlaube dir das einzige Wort: Aussteuer.

»Aber Schönheit, Tugend, Verstand —"

»Laß sehen! — Schönheit — ist nur eine Leibrente, wenn die Schönheit stirbt, so hört die Zahlung auf, und sie stirbt immer jung. Tugend — ist freilich wohl ein Kapital, aber die Zinsen werden dazu geschlagen, und dort erst ausgezahlt. Verstand — den hat sie nicht, sonst hätte sie dich unbärtigen Knaben zum Henker gejagt!" Mit diesen Worten drehte er dem armen Jüngling den Rücken zu, und ließ ihn in stummer Verzweiflung stehen.

Als Betty's Mutter hörte, was vorgefallen war, sprach sie: »Kinder, ihr müßt euch trennen."

»Nimmermehr!" riefen beide; »nur der Tod kann uns trennen."

»Gehorchen Sie Ihrem Vater," sagte die Mutter, »Sie verdanken ihm das Leben."

»Aber der Liebe mein Glück," versetzte William, und schloß Betty in seine Arme. Es war vergebens hier Vernunft predigen zu wollen. Die Liebe ist wie die Wasserscheue, das einzige Mittel der Genesung kann sie nicht herunterschlucken. Die gute Mutter war froh, den beiden Liebenden nur endlich das Versprechen abzubetteln, daß sie sich seltener sehen, und geduldig einen günstigern Zeitpunkt abwarten wollten.

Selten sehen! geduldig warten! Welche Zumuthungen an Liebende! Sonst kam William nur des

Nachmittags, nun fieng er an auch Morgenbeſuche zu geben, weil er wußte, daß die Mutter ſehr lange zu ſchlafen pflegte, Betty hingegen die Frühſtunden am Klaviere zubrachte. Als er das erſte Mal ſchüchtern hereintrat, ſchalt ihn Betty, und wollte ihn gleich wieder fortſchicken. Aber er fand ihr Negligee ſo reizend; der Schlaf hatte die Farbe der Morgenröthe auf ihren Wangen zurückgelaſſen; Liebe und Verlangen glühten ſo ſchön in ſeinen Augen — gehen Sie! ſagte ſie, und hielt ihn feſt bei der Hand.

Zwar erzählte ſie der Mutter beim Frühſtück: William iſt hier geweſen; und die Mutter ließ es das erſte Mal ſo hingehen, weil Betty meinte, vermuthlich habe ihn ein Geſchäft ihre Wohnung vorbeigeführt. Ich ſage, ſie vermuthete, denn gefragt hatte ſie ihn nicht darum. Auch das zweite und dritte Mal wurde ſein Morgenbeſuch treulich berichtet. Da runzelte das gute Weib die Stirn, wiegte das Haupt, warnte herzlich und erließ einen bittenden Befehl an ihre Tochter, dieſe Beſuche ein für allemal zu verbieten. »Du kennſt die Nachbarn,« ſagte ſie, »ſie lauern an den Fenſtern hinter den Vorhängen, und verzehren hernach deinen guten Namen ſtatt des Zwiebacks beim Thee.«

Als Betty merkte, daß die Morgenzuſammenkünfte ihrer Mutter nicht recht waren, ſo wollte ſie ihr alle Unluſt erſparen, und ſagte ihr das vierte Mal gar nichts mehr. Zwar müſſen wir zu ihrer Entſchuldigung bekennen, daß ihr das weiſe Verbot, nicht mehr ſo früh zu erſcheinen, verſchiedenemal auf der Zunge ſchwebte; nur wollte die

Zunge dem Herzen nicht gehorchen, dafür konnte das arme Mädchen nicht. Man bedenke vollends, wie oft William den Mund mit Küſſen verſiegelte, ſo das die Zunge ihres Dienſtes ganz vergaß. Kurz, er kam einige Wochen und einige Monate lang täglich, fand Betty jedesmal in leichter Morgentracht, wühlte in ihrem Haar, ruhte an ihrem locker verhüllten Buſen, ſchwelgte auf ihren Roſenlippen, und brachte es endlich dahin, daß ſie einen Vorſchlag, den ſie anfangs mit Abſcheu, nach und nach mit Geduld, und endlich mit Wohlgefallen anhörte, den Vorſchlag, ſich heimlich mit ihm zu vermählen, im Rauſch der Liebe billigte. Eines Morgens verließ ſie, ihrer Sinne halb unbewußt, an William's Arm die mütterliche Wohnung, und kehrte nach einer Stunde als Madame Bentley zurück.

Die gute Mutter erſchrack heftig und weinte bitterlich. Zwar verzieh ſie ihren Kindern, die ihre Knie umfaßten, und Thränen der Reue heuchelten; ſie verzieh, weil geſchehene Dinge nun einmal nicht zu ändern ſind; aber heimlicher Gram nagte an ihrem Herzen, ſie machte ſich ſelbſt Vorwürfe über ihre Nachſicht, die Bilder einer trüben Zukunft quälten ſie, raubten ihr Schlaf und Ruhe, ein langſames Fieber ſchlich in ihren Adern, eine kleine Verkältung kam dazu, ſie legte ſich nieder und ſtarb.

Betty fühlte die Größe ihres Verluſts, und beweinte ihn herzlich. Nur die innige Liebe ihres Gatten war täglich neu, und wurde durch den Beſitz täglich ſtärker, wie das bei jeder wahren Liebe immer geſchieht. Selbſt dann

als der Mangel sein bleiernes Gefieder über die einsame Wohnung der Liebenden ausbreitete (denn mit dem Tode der Mutter hatte auch ihre Pension aufgehört), stahl sich dennoch mit jedem Sonnenstrahl die Genügsamkeit hinein zu ihrer Schwester der Liebe. Betty, vormals gewohnt, an schwelgenden Tafeln nur Lieblingsspeisen zu wählen, konnte jetzt bei einem Mahl von Erdäpfeln ihrem Gatten gegenüber ein frohes Liedchen singen. Die eitle Betty, vormals nur in Seide und Flor gekleidet, wusch jetzt oft mit eigener Hand das einfache weiße Gewand, das ihre Grazien-gestalt umfloß; und wenn sie gewahr wurde, daß William ihr mitleidig zusah, daß sein Blick sich trübte; so schäckerte sie, und bespritzte ihn schalkhaft mit Wasser.

Es ist wahrlich leicht, für den Geliebten entbehren, aber es ist wahrlich schwer, die Geliebte entbehren sehen. Je duldender und gnügsamer Betty den Mangel ertrug, je mehr schnitt es William durch's Herz. Er beschloß noch einen Versuch zu wagen, seinen Vater zu besänftigen, und, glücke ihm der nicht, durch eigenen Fleiß, durch die möglichste Anstrengung, seinem guten Weibe etwas mehr als die kahle Nothdurft zu verschaffen. Ein Brief aus dem Herzen geschrieben, in kindlichen Thränen gebadet, entdeckte dem alten Bentley das Geheimniß der Vermählung seines Sohnes. Er schäumte, er wüthete, gab dem Ungehorsamen seinen Fluch, und verbot ihm jemals wieder vor seinen Augen zu erscheinen. Auch diese letzte Hoffnung war zertrümmert. Nur ein alter Oheim, der mehr Herz, aber

weit weniger Vermögen beſaß, als ſein Bruder, erbarmte ſich des unglücklichen jungen Paares, und theilte mit ſeinem Neffen, was er hatte. Das ſetzte William in den Stand, einen kleinen Handel anzufangen, wobei Betty die Stelle eines Komptoirbedienten vertrat, und ſich, ſtatt Romane zu leſen, fleißig im Kaufmannsſtil übte. In Kurzem hatte William es ſo weit gebracht, daß er eine Reiſe nach der Levante unternehmen konnte, von welcher er ſich große Vortheile verſprach.

Er miethete ſeiner Frau eine kleine aber anſtändige Wohnung bei einer alten ehrlichen Bürgerwitwe, ließ ihr ſo viel Geld, als ſie brauchte, und er entbehren konnte, und rieß ſich mit heißen Thränen der Liebe aus ihren Armen.

So lange Betty an der Seite ihres Gatten arm und glücklich lebte, hatte ſie die faden Zerſtreuungen der großen Welt nie vermißt. Aber nun war ſie ganz allein, ſie wuſch und kochte nicht mehr für den Geliebten, ſie copirte ſeine Briefe nicht mehr, ſie hatte Langeweile. Der alte Hang zu rauſchenden Vergnügungen erwachte, und der Leichtſinn erſtickte die Betrachtung, daß es unſchicklich ſei, ohne ihren Mann in der großen Welt zu erſcheinen. »Liebe ich nicht meinen Gatten?" ſprach ſie zu ſich ſelbſt; »ſchwebt ſein Bild mir nicht immer vor Augen? trage ich nicht das Gefühl meiner Tugend im Herzen? was kümmert mich das Ziſchen des Neides und die Stachelzungen der Verleumdung!"

So ſpottete Betty, im Vertrauen auf ihr gutes Ge-

wiſſen, der goldenen Regel: Meide den Schein. Sie flog vom Schauſpiel auf den Ball, von Vaurhall nach Ranelagh, tanzte, ſchwatzte, ließ ſich lorgniren, hörte Schmeicheleien an, lachte zwar darüber; aber hörte ſie doch; kam oft erſt gegen Morgen nach Hauſe, bald glühend roth vom Tanz, bald blaß und bleich vom nächtlichen Schwärmen.

Die Straße war von lauter Krämern und Handwerkern bewohnt, ehrliche, arbeitſame Leute, die früh aufſtanden und früh zu Bett gingen, und meinten, wer die Nacht zum Tage umſchaffe, der habe Luſt Böſes zu thun, denn das Böſe geſchehe gemeiniglich in der Nacht. Oft ſchüttelte der Gewürzkrämer ſein Haupt, der ſchon ſein Morgenpfeifchen an der Thür rauchte, wenn Betty vom Balle zurückkehrte. Oft ließ der Kupferſchmied gegenüber den Hammer ſinken, und ſprach zu der fleißigen Hausfrau, die ihm ſein warmes Bier brachte: »Sieh, Mary, die Miſtreß hat ſchon wieder die Nacht durch geſchwärmt.« Dann faltete Mary ihre Hände, ſtieß einen frommen Seufzer aus, bedauerte den armen Sir Bentley, und während ihr Mann das warme Bier ausſchlürfte, hammerte ſie mit ihrer Zunge kräftiger auf Betty's gutem Namen herum, als jener auf ſeinen kupfernen Keſſeln.

Die ehrliche Bürgerwitwe, Betty's Hauswirthin, war natürlich keine der letzten, welche dieſe zweideutige Lebensart anſtößig fand. Sie hielt ſich in ihrem Gewiſſen verbunden, die Miſtreß zu warnen, der ſie mit wahrer Nächſten-

liebe zugethan war. Eines Morgens setzte sie ihre Sonntagshaube auf, und band eine reine Schürze vor, und stieg hinauf zu Betty, bei der es kaum Tag geworden war.

»Guten Morgen, meine liebe Madame, nehmen Sie nicht übel, daß ich so unangemeldet hereintrete. Ich habe ein Anliegen, das Sie betrifft, und will es kurz machen. Sie sind eine brave ehrbare Frau, das weiß ich, und Sie lieben Ihren Gemahl, das weiß ich auch, denn ich habe wohl geseh'n, wie Sie Abschied von einander nahmen, daß es einen Stein in der Erde hätte erbarmen mögen. Und deshalb betrübt es mich, daß ich hören muß, wie die Leute trätschen, und Ihnen allerlei Ungebühr nachsagen, das nicht über meine Zunge kommen soll. Es sind unverständige Menschen, die keine Vernunft annehmen. Seht ihr denn nicht, sage ich oft, daß es eine junge schöne Dame ist, die doch auch die Welt genießen will; wir sind ja alle jung gewesen. Und was ihre Tugend betrifft, die ist blank und rein, wie eine Guinee, die eben aus der Münze kommt. Aber das ist Alles in den Wind geredet. Die bösen Menschen urtheilen nach dem Schein, liebe Madame; sie sagen, eine ehrbare Frau halte sich fein zu Hause, wenn der Mann über's Meer gereist ist, weil der Mann den guten Ruf seiner Frau fast eben so lieb habe, als ihre Tugend selbst. D'rum komme ich Sie zu bitten, liebe Herzensmadame, schicken Sie sich in die Zeit, geben Sie den Lästermäulern keinen Stoff zu ärgerlichen Plaudereien, und wenn Sie Langeweile haben, kommen Sie herunter zu mir, oder

ich will herauskommen zu Ihnen, ich habe schöne Bücher, geistlichen und weltlichen Inhalts, da soll uns die Zeit nicht lang werden, und wir wollen gesund dabei bleiben an Leib und Seele."

So sprach das ehrliche Weib mit der herzlichsten Gutmüthigkeit. Man glaube ja nicht, sie sei wirklich von Betty's Unschuld so fest überzeugt gewesen, als sie zu sein vorgab; keineswegs, sondern sie hegte im Stillen manchen Verdacht, und mancher Zweifel stieg in ihr auf. Aber ihr unverdorbenes Gefühl lehrte sie mit einer Delikatesse reden, welche verdient hätte, von Betty empfunden, dankbar empfunden zu werden.

Aber Betty hatte schlecht geschlafen, war übler Laune, das Bewußtsein ihrer Tugend machte sie stolz, sie war nicht gewohnt dergleichen Ermahnungen zu hören, selbst ihre Mutter war sehr sparsam damit gewesen, und nun sollte eine gemeine einfältige Bürgerfrau sich dergleichen herausnehmen dürfen? Was Wunder, daß ihre Eitelkeit sich empörte, und sie der ehrlichen Wirthin mit einer Mischung von Spott, Hohn und Stolz für ihre gutgemeinte Warnung dankte, mit der angehängten Bitte, sie nie wieder damit zu behelligen, da sie schon von selbst wissen werde, wie sie ihre Aufführung einzurichten habe. Die gute Frau seufzte und entfernte sich schweigend, mit dem Entschluß, William unter irgend einem Vorwande das Quartier aufzusagen, sobald er zurückgekehrt sein werde.

Er kam endlich, nach Verlauf von zehn Monaten. Seine

Reiſe war glücklich geweſen. Eine erlaubte Gewinnſucht hatte ihn nach der Levante geführt, auf den Flügeln der Liebe eilte er zurück. Er fand ſeine Betty treu, gut, ſchön und liebevoll wieder, und die erſten Tage nach ſeiner Ankunft verſtrichen in ſeligem Entzücken.

Als er aber eines Morgens in Geſchäften ausgehen wollte, vertrat ihm die Wirthin den Weg, und bat ihn mit einiger Verlegenheit, ſich nach einer andern Wohnung umzuſehen. William erſtaunte, er hatte immer ordentlich voraus bezahlt, und konnte nicht begreifen, warum ſie ihn nicht länger in ihrem Hauſe dulden wolle. Die gute Frau wollte ihn nicht beunruhigen, ſie ſchützte allerlei Kleinigkeiten vor, aber, der Verſtellung ungewohnt, benahm ſie ſich dabei ſo links und verlegen, daß William hindurchblickte, und deutlich ſah, es müſſe etwas anders dahinter ſtecken. Er drang mit Wärme in ſie, ihm die wahre Urſach zu entdecken, und ſie rückte endlich mit dem Bekenntniß heraus: ſie ſei ſchon zu Lebzeiten ihres Mannes, und noch mehr nach dem Tode desſelben, ſo ſehr an Ordnung und Ruhe gewöhnt, daß es ihr ſchwer falle, Miethsleute zu herbergen, welche die Nacht zum Tage machten, und ſelten früher als gegen Morgen nach Hauſe kämen.

Blaß und eingewurzelt ſtand William bei der Erzählung von der Lebensart ſeiner Frau. Ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken, ſein Herz klopfte, ſeine Muskeln bewegten ſich krampfhaft, und eine Thräne trat in ſein Auge. Er ſtürzte ſchnell zur Thür hinaus, um der Wirthin ſeine

heftige Gemüthsbewegung zu verbergen. Auf der Straße machte er ſich durch ein Selbſtgeſpräch Luft. »Wie!« rief er, »während ich mein Leben wagte, um ihr ein bequemeres Auskommen zu verſchaffen, ſpielte ſie mit ihrer Geſundheit und meiner Ehre, die beide mir gleich theuer ſind!«

Tief verwundet kam er in ſeine Wohnung zurück. Betty's liebevolle Unbefangenheit, ihr offener Blick, den nur das gute Gewiſſen geben konnte, heiterte zwar ſeine Stirn auf, aber der Stachel blieb im Herzen, und er trug ihn immer mit ſich herum. Betty war zu froh und leichtſinnig, um eine Veränderung an ihrem Gatten zu bemerken, und er zu delikat, ihr Vorwürfe zu machen, oder Erkundigungen einzuziehen, welche einen kränkenden Argwohn verrathen haben würden.

Einige Zeit nachher machten ſeine Geſchäfte, die immer wichtiger und anſehnlicher wurden, ihm eine zweite Reiſe nothwendig. Der Gedanke, ſein ſchönes junges Weib abermals im Strudel der großen Welt zurückzulaſſen, riß die kaum verharrſchten Wunden ſeines Herzens von neuem auf; und ob es ihm gleich unmöglich fiel, ſeiner Gattin zu entdecken, was ihn quälte, ſo konnte er doch der Verſuchung nicht widerſtehen, der ehrlichen Bürgerwitwe eine Art von Aufſicht zu übertragen. Sie lehnte dieſes verhaßte Geſchäft lange von ſich ab; als aber William ſie um ſeiner Ehre und Ruhe willen beſchwor, ihm dieſen Liebesdienſt nicht zu verſagen, ſo verſprach ſie endlich über Betty zu wachen, als über ihre eigene Tochter.

Mit Thränen, die nicht bloß der Abſchied ſo heiß hervorlockte, umarmte William ſeine geliebte Betty. In dieſer Stunde wechſelſeitiger Herzensergießung entſchlüpfte ihm auch, doch auf die ſchonendſte Weiſe, manche Warnung und Bitte. »Lebe eingezogen, liebe Betty,« ſagte er zu ihr, »nicht um deiner Tugend willen, die in meinem Herzen über jeden Verdacht erhaben iſt; aber du weißt, wie ſchwach unſere Hoffnung iſt, meinen Vater auszuſöhnen; du weißt, wie er über jeden unſerer Schritte wacht; gib ihm keine Waffen gegen dich in die Hände: leihe ihm keine Maske, in die er ſeine Härte verhüllen könnte.«

Dieſe ſeine letzten Worte, welche mit der liebevollſten Schonung ausgeſprochen wurden, machten einen tiefen Eindruck auf Betty. Sie beſchloß, nach William's Abreiſe ganz ſtill und eingezogen zu leben, und ſie hielt Wort. In wenig Wochen machte ihr die ſüßeſte Hoffnung jedes kleine Opfer noch leichter, denn ſie fühlte ſich zum erſten Male ſchwanger. Nun verließ ſie das Haus nie anders, als wenn die Sorge für die Frucht, welche in ihrem mütterlichen Schooße reifte, ſie zu einem Spazirgange lockte. Die heitere Morgenſonne fand ſie täglich in St. James Park. War aber das Wetter neblicht, ſo blieb ſie einſam in ihrem Zimmer, harrte mit Verlangen auf William's Zurückkunft, und mit unausſprechlicher Sehnſucht auf den Augenblick, der ſie die Mutterfreuden kennen lehren ſollte.

An einem ihrer Morgenſpazirgänge wurde ſie ſo plötzlich von einem Regenguß überfallen, daß ſie ſich beinahe

außer Athem lief, um einen Miethkutſcher zu erreichen. Eine junge Dame, die eben in den Wagen ſteigen wollte, ſah ihre Verlegenheit, winkte ihr freundlich, und erbot ſich, ſie nach Hauſe zu bringen. Die Dame war einfach und anſtändig gekleidet, das Aeußere des Wagens verrieth eine Perſon aus dem Mittelſtande, und das Aeußere dieſer Perſon ſelbſt war ſanft und einnehmend. Betty nahm ihre Höflichkeit mit Dank an, ſprang in den Wagen, und bezeichnete der fremden Dame ihre Wohnung.

Während ſie fuhren, erkundigte ſich die Fremde mit Beſcheidenheit nach dem Namen und Stande ihres Gaſtes, und als ſie hörte, Betty ſei eine Strohwitwe, erzählte ſie, ſie ſei in dem nämlichen Falle, ihr Mann habe eine Reiſe nach Frankreich gemacht, um Schulden einzutreiben. Doch hoffe ſie nächſtens auf Briefe, welche ihr die Erlaubniß bringen würden, ihm nachzureiſen, um dann in ſeiner Geſellſchaft das Aachner Bad zu beſuchen.

Unter ſolchen Geſprächen kamen ſie vor Betty's Wohnung. Der Wagen hielt, Betty ſtieg aus, dankte freundlich, und empfing von der Fremden eine Karte mit ihrer Adreſſe. Miſtreß Reynolds, Grosvenorſquare, war darauf geſchrieben.

Als Betty die Treppe hinauf ſtieg, bemerkte ſie, daß ihre Wirthin, welche bei ihrer Ankunft vor der Hausthür geſtanden hatte, murmelnd in das Zimmer ging, und die Thür heftig hinter ſich zuſchlug; aber ſie achtete nicht weiter darauf. Am andern Tage hielt ſie es für ihre Schul-

digkeit, bei Miſtreß Reynolds einen Beſuch abzuſtatten. Sie ward in einer kleinen niedlichen Wohnung freundlich und anſtändig empfangen; man plauderte, man trank Thee, und die beiden Damen ſtellten ſich nachher an das offene Fenſter, und muſterten mit muthwilliger Laune die Vorübergehenden.

Eben als ſie über die drollige Figur eines krummbeinigen Tanzmeiſters lachten und ſchäckerten, ging auch ein alter Mann vorbei, in einem braunen Oberrock und runden Perücke. Er ſah hinauf, ſtutzte, blieb einen Augenblick ſtehen, und ſeine Miene verrieth ein unwilliges Erſtaunen. Dies Erſtaunen ging plötzlich in hohnlächelnde Verachtung über, er ſpuckte aus und ſetzte ſeinen Weg fort. Betty hatte das ſeltſame Betragen des Alten wohl bemerkt; ſie wußte nicht, was ſie daraus machen ſollte, und meinte, er müſſe wohl eine Urſache haben, ſich über Miſtreß Reynolds zu beklagen.

Eine Stunde nachher empfahl ſie ſich ihrer neuen Freundin, und erhielt das Verſprechen eines baldigen Gegenbeſuches. Die junge Dame hielt Wort. Wenige Tage waren verfloſſen, als ſie Betty in ihrer Wohnung heimſuchte, ihr aber auch zugleich die Nachricht mittheilte, ſie habe die längſt erwünſchten Briefe ihres Mannes erhalten, mache ſich fertig zur Abreiſe, und komme ihr Lebewohl zu ſagen.

Wirklich hörte Betty nachher nichts weiter von ihr, und war nun wieder ganz allein mit ihren Hoffnungen und Wünſchen, deren Erfüllung täglich näher rückte.

Neun volle Monate waren nunmehr seit William's Abreise verstrichen, Betty trug schwer an ihrer süßen Bürde, doch noch immer zeigten sich keine Vorboten einer baldigen Entbindung. Die Wirthin, eine erfahrene Frau, die aber Büffon's Naturgeschichte des Menschen nicht gelesen hatte, fing an, den Kopf zu schütteln. Auch sogar der zehnte Monat verfloß, und noch immer schrie kein Säugling in den Mauern ihres obern Stockwerkes. Das befremdete freilich auch Betty, die aus dem Ehestandskatechismus nur vom Hörensagen wußte, eine Frau sei neun Monate schwanger. Da sie sich aber übrigens wohl befand, und das Leben ihres Kindes deutlich spürte, so würde sie gänzlich ruhig dabei gewesen sein, wäre ihr nicht der Gedanke auf's Herz gefallen, William könne wohl gar seine Vaterschaft für zweideutig halten. Indessen tröstete sie auch hier, wie gewöhnlich, ihr glücklicher Leichtsinn, verbunden mit einem reinen schuldlosen Gewissen.

Am Anfang des eilften Monats ward sie endlich von einem gesunden starken Mädchen entbunden. Mutter und Kind befanden sich sehr wohl, die Freude war Betty's Arznei, sie säugte ihre Tochter selbst, und blühte schon vier Wochen nach ihrer Niederkunft wieder wie eine entfaltete Rose. Täglich erwartete sie nun die Rückkehr ihres geliebten William's, und malte sich wachend und träumend die entzückende Ueberraschung des Gatten, dem sein Vaterglück noch unbekannt war. Das Einzige, was sie zuweilen beunruhigte, war die eiskalte Miene der Wirthin, und einige hin-

geworfene Silben, die ſpäte Geburt des Kindes betreffend. Sie nahm ſich vor, William's Fragen über dieſen Punkt auszuweichen, und das wahre Alter des Kindes lieber zu verheimlichen, wenn er nicht ausdrücklich darauf beſtehen ſollte, es zu erfahren.

Der mit heißem Verlangen der Liebe erwartete Tag erſchien endlich. William kehrte zurück, und argwohnlos, wie edle Seelen gemeiniglich zu ſein pflegen, drückte er ſeine Gattin feurig an die Bruſt, weinte Freudenthränen auf die Wiege ſeines Kindes. Es fiel ihm nicht einmal ein, nach dem Zeitpunkt der Geburt zu fragen, und noch weniger hatte er Luſt, ſich von der ſtrengen Wächterin, welcher er die Obhut über Betty aufgetragen, in ſeiner Freude ſtören zu laſſen.

Die nie gefühlte Zärtlichkeit, welche der Anblick des Kindes ihm einflößte, erweckte in ihm die ſüße Hoffnung, ſich durch dies unſchuldige Geſchöpf mit ſeinem Vater auszuſöhnen. Da er vollends hörte, daß dieſer gefährlich krank ſei, ſo glaubte er keinen Augenblick verſäumen zu müſſen; er theilte Betty ſeinen Plan mit, die ihn, von frommen Wünſchen begleitet, aus ihren Armen entließ.

Voll von ſeinem Vorhaben, und der Art und Weiſe, wie er es auszuführen hoffte, ſtieg er die Treppe hinab. Die Wirthin ſtand an der Hausthür, er ſah ſie kaum, grüßte ſie flüchtig und wollte vorbei gehen. Aber ſie zupfte ihn am Rocke, und winkte ihm mit einer geheimnißvollen Miene, ihr in das Zimmer zu folgen. William that es mit einiger Ungeduld, und bat ſie, ſich kurz zu faſſen.

»Kurz? mein lieber Sir?" hub ſie an, »nun ja doch kurz, wenn Sie wollen. Sie haben mir die Sorge für die Aufführung Ihrer Frau übertragen, ich habe es Ihnen heilig zugeſagt, und halte mich in meinem Gewiſſen verbunden, Ihnen reinen Wein einzuſchenken. Sie werden betrogen, ſchändlich betrogen. Es thut mir leid, daß ich das ſagen muß, aber kein Chriſtenkind wird nach eilf Monaten geboren, und Ihre Frau hat ſich, bald nach Ihrer Abreiſe, mit einer berüchtigten Weibsperſon herumgeſchleppt. Iſt Ihnen das kurz genug?"

William ſtand und hielt ſich an der Lehne eines Seſſels. Er ſtarrte die Wirthin an, ſeine Knie zitterten; er wollte reden, ſeine Lippen bebten; das Blut floh aus ſeinen Wangen, drängte ſich zum Herzen, ihm wurde dunkel vor den Augen, er ſank ohnmächtig in den Seſſel. Aengſtlich trippelte die Wirthin fort, holte Hirſchhorn aus ihrer Hausapotheke, und ein Stoßgebet aus ihrem Herzen. Faſt gereuete es ſie, daß ſie nicht lieber geſchwiegen, und Betty's Strafe Gott und ſeinem Würgengel, dem böſen Gewiſſen, überlaſſen hatte.

William erwachte nur aus ſeiner Ohnmacht, um von Furien gepeinigt zu werden. In der erſten Minute wollte er hinauf, wollte das treuloſe Weib ermorden, und den Baſtard gegen die Wand ſchleudern. Aber die Wirthin verriegelte die Thür, und umklammerte ihn kreiſchend. Nach dem erſten heftigen Toben gab die wohlthätige Natur ihm Thränen, blutige Thränen! das Herz weinte ſie. »Iſt das Lohn und

Dank für meine Liebe? ich habe mich die Nächte hindurch halb blind gearbeitet; ich habe zweimal mein Leben Sturm und Wellen preis gegeben; sie hat mich aus den Armen meiner Familie gerissen; sie hat den Fluch meines Vaters auf mich geladen — O mein Vater! du stirbst vielleicht in diesem Augenblicke mit einer Verwünschung gegen deinen unglücklichen Sohn! Fort! fort zu seinen Füßen! daß die Schlange mir nicht auch seinen letzten Segen vergifte!" So wimmerte er, und tappte nach der Thür, und wankte über die Straße, und taumelte in seines Vaters Hause die Treppe hinauf — Da kam ihm ein weinender Bedienter entgegen: »Der alte Herr ist eben gestorben." William sank in die Knie und krümmte sich auf den Stufen, umfaßte krampfhaft das Treppengeländer, und winselte kaum hörbar.

So fand ihn sein guter Oheim, der ihn vormals unterstützt hatte. Mit Mühe zog er den Bewußtlosen nach sich, bis in das Zimmer, wo die ganze Familie versammelt war, um das Testament des Verstorbenen zu eröffnen. Die Blicke seiner Vettern und Basen flogen nach ihm hin, als er wankend hereintrat. Sein Haar sträubte sich wild empor, auf der Treppe hatte er sich die Stirn blutig gefallen, das Blut rieselte über sein leichenblasses Antlitz, er sah gräßlich aus. Sein starres Auge irrte gedankenlos umher, der Oheim gab ihm einen Sessel, er sank hinein, verbarg die rechte Hand in seinem Busen, und wühlte mit den Nägeln in seinem Fleische.

Das Testament wurde verlesen, er hörte nichts davon.

Gegen das Ende fiel sein Blick von ungefähr auf ein Bildniß seiner Mutter, das im Zimmer hing und ihn anlächelte — er fing heftig an zu weinen. Der Oheim trat zu ihm, und wollte ihn trösten, denn er glaubte, die Thränen seines Neffen flössen, weil der Vater ihn enterbt, und, nach englischen Gesetzen, ihm nicht mehr als einen Schilling statt des Pflichttheils vermacht hatte. »Bedenke lieber William,« sagte der Oheim, »wie dein Vater zu diesem harten Schritte gereizt worden ist. Die Aufführung deiner Frau — du weißt vielleicht nicht, daß sie noch in seinen letzten Tagen ihn einst, in Gesellschaft einer Buhlerin, auf öffentlicher Straße verspottet hat.« —

»Ha!« rief William knirschend, und sprang auf, und zog die blutige Hand aus seinem Busen; »retten Sie mich guter Oheim! retten Sie mich von diesem teuflischen Weibe!«

Sanft und schonend versuchte der Oheim Alles, um ihn zu beruhigen, bot ihm eine Wohnung in seinem Hause an, und rieth ihm, Betty nie wieder zu sehen. William war zum Kinde geworden, er willigte in Alles, er lieh sich zu allem her, was man von ihm begehrte. Bald zuckte der Schmerz, bald grinzte der Wahnsinn in seinen Zügen. Bewußtlos folgte er dem wohlmeinenden Oheim nach Hause; bewußtlos schrieb er ein Billet an Betty, welches dieser ihm in die Feder sagte. Es enthielt in wenigen kalten bittern Worten den Entschluß, sie nie wieder zu sehen, und die Ursache dieses Entschlusses. Kaum war dieser Brief

abgefertigt, als der Oheim ihn mit ſanfter Gewalt in einen Wagen ſetzte, und um ihn zu zerſtreuen, mit ihm auf's Land fuhr.

Betty hatte, als ihr Mann ausgegangen war, frohes Muthes ihr Kind geſäugt, und als es an ihrem Buſen einſchlummerte, legte ſie es lächelnd in die Wiege, band eine reine Schürze vor, und ging in die Küche, um für William ein ſchmackhaftes Abendbrot zuzurichten. Hier fand ſie der Bediente mit dem Billet, als ſie eben ein munteres Liedchen trällerte.

Es wäre kühn, ihren Zuſtand beſchreiben zu wollen. Sie ſank am Feuerherd nieder, kein Menſch kam ihr zu Hilfe. Sie kroch in ihr Zimmer, und wimmerte an der Wiege ihres Kindes, kein Ohr hörte ihr Wimmern. Die Nacht kam, der Schlaf floh ihr Auge, und am Morgen ſchüttelte ſie ein heftiges Fieber. Thränen waren ihre einzige Nahrung, Blut ſog das arme Kind aus ihren vertrockneten Brüſten. So lag ſie, nur von einer alten Magd bedient, und verſchmähte jede Hilfe, ſtieß jede Arznei von ſich. Bald theilte der unſchuldige Säugling die körperlichen Qualen ſeiner unſchuldigen Mutter, doch, wohl ihm! die Qualen ihrer Seele theilte er nicht.

Zehn Tage waren langſam vorübergekrochen, als William das Landhaus ſeines Oheims verließ, mit eben dem zerfleiſchten Herzen, mit welchem er es betreten hatte. Der gute Alte hatte es aufgegeben, ihm Troſt zuzuſprechen, und erwartete Alles von der Zeit. Bei ſeiner Rückkehr nach der

Stadt ließ er sein erstes Geschäft sein, Betty's Wohnung aufzusuchen, um der unglücklichen Gattin ihre Einwilligung zu einer Scheidung abzudringen.

Er trat in ihr Zimmer, und fand das Bild des Jammers und des Todes. Betty lag kraftlos mit erloschenen Augen, ihr Kind neben ihr war bereits entschlummert. Als Betty hörte, wer der Mann sei, der gerührt und stumm an ihrem Lager stand, raffte sie ihre letzten Kräfte zusammen, um ihre Unschuld zu betheuern. Der gute Alte wußte wohl, daß die Lüge überall in der Welt zu Hause ist, nur nicht am Sterbebette. Jedes Wort, welches die Kranke hervorstammelte, schnitt ihm durch's Herz. Er übersah nun den ganzen Zusammenhang zufälliger Begebenheiten, in welche Schicksal und Leichtsinn das arme Schlachtopfer verwickelt hatten. Er hätte mit Freuden seine letzten Tage aufgeopfert, um das Leben der Unglücklichen zu retten. Er versuchte es, ihr Trost, Muth und Hoffnung einzusprechen. Aber Hoffnung ist ein irdisches Gefühl, und Betty's Seele schwebte schon in bessern Gefilden. Sie hatte nur noch Einen Wunsch, den, ihren versöhnten, von ihrer Unschuld überzeugten Gatten noch einmal an ihre Brust zu drücken.

Der Oheim sandte schnell einen Boten nach William. Er schrieb auf einen Zettel: »Deine Frau ist unschuldig, eile sie zu retten!«

William eilte, flog — ach! er kam zu spät! Betty's Seele war entflohen! — —

William wurde wahnſinnig, und ſtarb bald hernach im Irrhauſe. —

Der von Zahnſchmerzen geplagte Löwe.

Ein Löwe hatte ſich einſt an dem Schädel eines Recenſenten einen Zahn ausgebiſſen; die Wurzel war ſtecken geblieben, und verurſachte ihm grauſame Schmerzen. Er ſchüttelte ſeine Mähne, er peitſchte mit ſeinem Schweife die Lenden, und brüllte in die Gebirge, daß das Echo ſein Angſtgeſchrei fürchterlich wiederhallte. Was fliehen konnte und durfte, floh; was aber zum Hofſtaat gehörte, mußte ſich verſammeln, und zitternd abwarten, ob Se. Majeſtät vielleicht Belieben tragen würden, in Dero gerechtem Schmerz Einen ihrer unterthänigen Hofſchranzen zu verſchlingen.

Feuer ſtrömte aus den Blicken des Löwen, der königliche Geifer floß ihm aus dem Munde. »Da ſteht ihr nun Alle, ihr elenden Wichte!« ſo brüllte ſeine Donnerſtimme; »ihr wißt, daß ihr nur um meinetwillen geſchaffen ſeid, und doch kann keiner mir helfen. Wo iſt mein Leibarzt?«

Schüchtern nahte ſich der Fuchs, befühlte dem Patienten den Puls, und erklärte: daß nicht allein die Härte des zermalmten Recenſenten-Schädels Sr. Majeſtät dieſe Schmerzen verurſache, ſondern daß zugleich etwas von dem Recenſenten-Gift in die Blutmaſſe übergegangen ſei, wel-

ches leichtlich ein Zahngeschwür und eine Fistel veranlassen könne. Er müsse daher unterthänigst rathen, die Wurzel des abgebrochenen Zahns durch den Hofchirurgus herausziehen zu lassen.

So zog Meister Fuchs sich aus der Verlegenheit, und überließ es dem Affen, welcher Hofchirurgus war, die gefährliche Kur vorzunehmen. Der Affe nahte sich mit Beben, und als der Löwe seinen Rachen öffnete, um ihn hineinschauen zu lassen, sprang er schaudernd zurück.

»Nun wird's bald?" brummte der Patient, »oder soll ich dich zu einem Pflaster zermalmen, und auf die schmerzende Stelle legen?"

Der Affe hatte nicht Lust, es so weit kommen zu lassen. Er raffte allen seinen Muth zusammen, fuhr mit der Hand in den königlichen Rachen, betastete den Schaden, und erbot sich, die Operation flink und geschickt vorzunehmen. »Aber," sagte er, »die Zahnlücke wird einen Uebelstand in dem königlichen Munde verursachen; ich wollte daher unmaßgeblich rathen, sogleich einen andern Zahn, welcher einem lebendigen Thiere auf der Stelle ausgerissen wird, an den Platz des verdorbenen zu setzen. Ich lese schon in den Augen aller Umstehenden die edle Begierde, ihre Zähne zum Gebrauch Ihrer Majestät aufzuopfern, und es wird schwer halten, diesen edlen Wettstreit zu entscheiden."

Es war jedoch nicht so schwer, als Meister Affe glaubte, denn die Höflinge ringsumher schwiegen mäuschenstill und

verkrochen ſich einer hinter dem andern. Nur ein gutmüthiger Eſel — denn an dieſem Hofe gab es auch Eſel — meinte, ſein Glück ſei gemacht, wenn er in dem Rachen des Monarchen einen mächtigen Fürſprecher habe, der Bein von ſeinem Bein ſei. Dummdreiſt trat er hervor, und erbot ſich, die unanſtändige Lücke durch einen ſeiner Zähne auszufüllen.

Der Affe ſchritt zum Werke, und brach ihm einen Zahn aus der Kinnlade, der aber unglücklicherweiſe zu groß war. Er riß einen andern heraus, der war zu klein, und wackelte in der Lücke. Ein dritter war zu ſchmal und ein vierter zu breit. Er ſpazirte mit ſeinem Pelikan in dem Maule des Eſels auf und nieder, holte bald oben bald unten, bald hinten bald vorne einen Zahn heraus, aber keiner wollte paſſen. Vergebens ſchrie und klagte der arme Eſel jämmerlich, daß ihm kein einziger übrig bliebe, um eine morſche Diſtel zu zerkauen. Ehe eine Viertelſtunde verging, ſtand er zahnlos und blutend und mit geſunkenen Ohren da. Demungeachtet blieb die königliche Zahnlücke noch immer unausgefüllt.

Da erhub ſich der Löwe in ſeinem Grimme: »Du Schurke,« brüllte er, »der du nicht einmal einen brauchbaren Zahn in deinem Rachen haſt, was hindert mich, daß ich dir nicht auch den Kinnbacken ausreißen laſſe! Geh, und komm mir nie wieder vor die Augen!«

Höflinge! merkt es euch! der beſte Wille, das größte Opfer, wenn ſie — obgleich ohne eure Schuld — nicht die

gehoffte Wirkung thun, werden von dem Großen mit Undank belohnt.

Der Schmetterling und die Turteltaube.

Ein altes Sprichwort sagt: Jedes Gleichniß hinkt. Das gilt unter andern auch von einem flatterhaften Liebhaber, welchen man gewöhnlich mit einem Schmetterling zu vergleichen pflegt. Warum? ich weiß es nicht.

Als ich vor einigen Tagen in meinem Garten unter einer Linde lag, in deren Wipfeln eine Turteltaube girrte, sah ich ein paar Schmetterlinge um ein Blumenbeet flattern. Sie setzten sich bald auf die Rose, bald auf die Nelke, dann verfolgten sie sich, gaukelten um einander her, verloren sich nie unter hundert andern, hoben sich endlich zusammen in die Luft, und verschwanden hinter der Mauer.

Ich ließ meiner Fantasie freies Spiel. Wenn nun einer dieser Schmetterlinge, dachte ich bei mir selbst, die Turteltaube da oben fragte: »Warum girrest du so traurig?« und diese antwor..e: »Geh, du hast keinen Sinn für meine Zärtlichkeit;« würde nicht der Schmetterling mit Recht erwiedern können:

»Gute Freundin, du irrest, wenn du aus den Schäfergedichten der Menschen schließest, daß du allein zu lieben verstehst, wir hingegen nur treulos buhlen. Es ist

wahr, wir flattern um Blumen, aber die Blumen lieben wir nicht. Wir lieben unſere Weibchen ſo gut wie ihr die eurigen, und vielleicht noch mehr als ihr; denn ſtatt ihnen ewige Klagen vorzugirren, machen wir bald die Roſe, bald die Nelke zum Tummelplatz unſerer Freude, und flattern von Vergnügen zu Vergnügen. — Glaube mir, es gibt nur ein Thier auf der Welt, das zum Bilde der Treuloſigkeit dienen kann, und dieſes Thier iſt der Menſch.»

Das Alter.

Ubi jam validis quassatum est viribus aevi
Corpus et obtusus cecidérunt viribus artus
Claudicat ingenium, delirat linguaque mensque.
Lucret.

Hat gleich Formey ein eigenes Buch über die Vortheile des Alters geſchrieben, ſo bleibe ich doch dabei: es iſt beſſer jung zu ſein. Was iſt das für ein Vortheil, der uns am Genuß aller andern Vortheile hindert?

Das Alter iſt ein Geſchenk der Natur, aber unter harten Bedingungen; ein Geſchenk, das faſt immer Undankbare macht.

Wie jung man auch ſei, man erreicht die Hütte des Alters geſchwind, wenn man auf der Bahn des Vergnügens dahin wandelt. Es gibt unmündige Greiſe; wer das

Leben der Jünglinge beobachtet, der muß erſtaunen, daß die Menſchen noch ſo alt werden. Aber welch ein Alter! ſie laufen in den Hafen mit lecken Schiffen, morſchem Tauwerk und zerriſſenen Segeln. Der Steuermann, die Seele, ſitzt krank und ſchwach am zerbrochenen Ruder.

Warum pflückt man alle Blumen im Frühling? Der Winter iſt karg mit Blumen, und die wenigen, die der ausgemergelte Boden hervorbringt, duften nur ſchwach. Auch dieſe wenigen muß man früh gepflanzt und mit Sorgfalt gepflegt haben.

Das Alter iſt die Zeit der Trübſale, des Mangels, der Unfruchtbarkeit. Wohl dem, der in die Zukunft blickte, und ſich zeitig durch Mäßigkeit einen guten Magen verſchaffte; durch Bewegung Kräfte, durch Erfahrung Weisheit ſammelte, und endlich durch Lectüre die Kammern ſeines Gedächtniſſes ausſchmückte. Auf ſolchen Stützen ruht das baufällige Haus; ſo kämpft das Alter gegen ſeine Schwächen; ſo verſcheucht es ſeine fürchterlichſte Feindin die Langeweile, welche eine Tochter der Kultur iſt.

Ein Greis mit ſolchen Hilfsquellen iſt ehrwürdig wie die Ruinen eines alten Tempels. Hier ſteht eine abgebrochene Säule, dort liegt eine verſtümmelte Statue; aber abgebrochen und verſtümmelt ergetzen ſie noch das Auge des Kenners. So war Fontenelle. Sein Frühling trug ſchon reife Früchte, ſein Alter trug noch Blüten. So iſt Wieland, der Unerſchöpfliche.

Zuweilen ſcheint es ſogar, als müſſe die Blüte des Körpers erſt abfallen, ehe die Frucht des Geiſtes reifen kann. Iſt es doch beinahe, als ob die Augen des Körpers von dem Lichte des Geiſtes erblindeten; als ob die Natur dem Greiſe einen Erſatz gewähren wolle.

Die erſten Akte des Schauſpiels: der Menſch, ſind gewöhnlich ohne Intereſſe; im dritten und vierten ſchürzt die Leidenſchaft den Knoten; wohl uns, wenn im fünften die Tugend ihn löst. Das Alter iſt eine Rolle, die nicht ſo leicht zu ſpielen iſt, als man glaubt; die meiſten halten ſie für eine komiſche Rolle. Das Alter, ſagte Montaigne, gibt der Seele mehr Runzeln, als dem Geſichte. Die Seele verſchimmelt. Ja, er wagt ſogar die Muthmaßung, Sokrates habe ſich vorſätzlich zum Tode verurtheilen laſſen, weil er in einem Alter von ſiebzig Jahren die Abnahme ſeiner Geiſteskräfte verſpürt. — Montaigne war dem Alter nicht hold. Er erzählt, daß er in ſeiner Jugend Naſenſtüber dafür bekommen. Aber Naſenſtüber beweiſen nichts.

Schon Lucrez malte vor Jahrtauſenden, was Erasmus von Rotterdam vor Jahrhunderten kopirte. »Nur die Runzeln, welche der Greis auf ſeiner Stirn, die Geburtstage, welche er auf ſeinem Rücken trägt, unterſcheiden ihn vom Kinde. Uebrigens ſind beide ſich gleich, beider Haar falb, beide ohne Zähne, beider Körper ſchwächlich, beide gelüſten nach Milch, beide ſtammeln, ſind ſchwatzhaft, ungeſchickt, vergeßlich, unbedachtſam; der Greis geht aus der

Welt wie das Kind, ohne des Lebens müde zu sein, ohne den Tod zu empfinden."

Das Alter ist freilich nicht die Epoche großer Thaten. Wen das Schicksal zum großen Manne bestimmt, sagt Philipp de Commines, den führt es immer jung in den Tempel der Ehre. Des Alters Schwäche, verlorne Reizbarkeit gegen Lob und Ruhm, sind nicht die Augenblicke, um Lob und Ruhm zu erringen. — Drusus, Hannibal, Scipio und hundert Andere pflückten ihre Lorbeeren vor ihrem dreißigsten Jahre, und neunzehn Jahre zählte August, als er Richter der halben Welt wurde. »Wie!" sprach der jüngere Kato zu denen, die ihn vom Selbstmord abhalten wollten, „könnt ihr mir vorwerfen, ich verließe das Leben zu früh?" und er zählte damals kaum achtundvierzig Jahre.

Herr Cäsar hat in seinen Denkwürdigkeiten aus der philosophischen Welt auch einige Blätter dem Alter gewidmet. Daselbst erklärt er die Achtung für das Alter unter andern aus folgenden Gründen:

»Wir bemerken die Ruhe, die Güte des Herzens, die auf seinem Gesichte ausgedrückt sind; das in sich selbst zurückgezogene Wesen und das Bewußtsein, das aus seinen Blicken spricht; die stille Größe, die aus seinen Handlungen hervorleuchtet." —

Herr Cäsar setzt hier sehr freigebig Dinge voraus, die man nur selten bei einem Greise antrifft. Die Ruhe? — sie ist bei dem Alter meist gedankenlos, ein Uebergang zum

Tode, ein Vorbild des Todes, ein Vorschmack der Ruhe im Grabe. — Die Güte des Herzens? — Entweder er besaß diese Eigenschaft sein ganzes Leben hindurch, und dann wird sie unrichtig dem Alter beigemessen; oder er ward aus einem bösherzigen Manne ein gutherziger Greis, und dann that er einen Schritt in die Kindheit zurück. Die Erfahrung sei Zeuge, wie nahe ein gutherziges Alter an Kindesschwäche grenzt. — Das in sich selbst zurückgezogene Wesen? — mit andern Worten: das ungesellige, welches dem Alter aus hundert Ursachen anklebt. Das Zurückziehen des Weisen aus dem Alltagskreise verleumdender und kartenspielender Geschöpfe ist dem Manne wie dem Greise eigen. — Das Bewußtsein, das aus seinen Blicken spricht? — Nun, dieses Bewußtsein muß sich auf Thaten gründen, die sich aus der Epoche des Mannes herschreiben, und dann ist es ja nur eine Erbschaft, welche der Mann dem Greise vermachte. — Die stille Größe, die aus seinen Handlungen hervorleuchtet? — Hier macht Herr Cäsar einzelne Ausnahmen zur Regel, denn in der Regel habe ich gewöhnlich an dem Greise eine stille Kleinheit bemerkt.

Wie kommt es denn, daß der Wilde insgemein seine Väter höher achtet, als der kultivirte Europäer? — Mich dünkt, das kommt daher, weil der Wilde die Erfahrung seiner Greise nothwendiger braucht als wir. — Ein Komet erscheint. Der Wilde hat keinen Fontenelle, der ihm der Welten Mehrheit in anmuthigen Gesprächen vordemon-

ſtirt. Aber dort kauert ein zahnloſer Greis vor ſeiner Hütte, hält die kurze Tabakspfeife mit den Lippen, ſammelt Jünglinge und Männer um ſich her, und erzählt dem horchenden Haufen: wie vor fünfmal zehn Jahren ein ſolcher Wandelſtern auch in Weſten erſchienen, wie bald nachher ihre Nation den Tomahak gegen die unruhigen Nachbarn ergriffen, und erſt nach manchem blutigen Kampfe das Kalumet geraucht.

Die Wilden lehrt kein Brinckenhof die Taktik, kein Tempelhoff erzählt ihm die Geſchichte ehemals geführter Kriege, kein Mannheimer Aſtronom hinterläßt ihm Wetterbeobachtungen; der Greis iſt ſeine Encyklopädie. Alles, was der Europäer in Büchern lieſt, muß der Wilde von dem lernen, der das große Buch der Natur und Erfahrung vor ihm durchblätterte.

Nur darum gehorchen die Indianer ihres Heerführers Willen erſt dann, wenn er mit dem Rath ihrer Alten übereinſtimmt. Nur darum verachtet der junge Wilde oft den Rath ſeines Vaters, um den ſeines Großvaters zu befolgen. Nur darum ſchweigen die Araber, wenn ihr Cheik redet, ſtehen auf, wenn er unter ſie tritt, und gönnen ihm das Vorrecht, Kleidung von glänzenden Farben zu tragen. Nur darum beugen ſich die Chineſen vom Kaiſer, der ſich einen Sohn des Himmels nennt, bis zum Knaben, der ihm den Fächer nachträgt, ehrfurchtsvoll vor dem Alter. Denn dort, wo jeder Ausdruck im Schreiben eine eigene Figur erfordert; wo man den Mandarin für

einen Gelehrten hält, der seine Muttersprache zu schreiben versteht; dort ist nur Wenigen der Vortheil vergönnt, der Quelle der Erfahrung in Büchern nachzugraben. Der Chinese, wie der Wilde, muß zum Greise seine Zuflucht nehmen. Daher erkläre ich mir auch jene Etikette, welche in China dem Fremden — und unter dem Fremden dem, der aus der fernsten Gegend kommt — und unter diesen dem Aeltesten, den Ehrenplatz einräumt. Der Fremde — so wähnt die Einbildungskraft — besitzt mehr Erfahrung als der Einheimische, der Greis mehr als der Mann.

Nur darum schärfte Minos den Jünglingen von Kreta die Ehrfurcht für das Alter ein, nur darum gab Lykurg's Gesetz jedem Greise das Recht eines Vaters über Jünglinge und Kinder. Die Schriften der Philosophen und Moralisten wurden nur abgeschrieben, und konnten daher nur Wenigen nützen. In unsern Tagen hat die Buchdruckerkunst das Ansehen des Alters gestürzt; jedes gedruckte Buch ist ein Greis, den man um Rath fragen kann, ohne seine Launen ertragen zu müssen.

Wohlan denn! ihr Greise! die Zeiten sind nicht mehr, wo man euch Achtung zollte, weil euer Blick hinterwärts auf drei Viertheilen eines Jahrhunderts ruhte. Nicht das Silberhaar, das ihr zur Schau tragt, nicht das zitternde Haupt, oder der gekrümmte Rücken, der unter dem gewaltigen Arm der Zeit sich beugte, leihen euch ein Recht auf die Ehrfurcht eurer jüngern Brüder. Wälzet nicht auf den Jüngling ein Verbrechen wider die Natur; klaget nicht,

daß man euch lächerlich mache, wenn eure Köpfe Flaschen ähnlich sind, welche einst ein geistiges Getränk in sich faßten, dessen Spiritus aber schon längst verraucht ist. Wer am Abend seiner Tage im Sonnenstrahl der Liebe, im erquickenden Schatten der Ehrfurcht ruhen will, der muß säen als Jüngling, und ernten als Mann; dann ist der Genuß dem Greise vorbehalten.

Wer hätte das geglaubt?

(Eine unglückliche Begebenheit, welche einem Ehemanne widerfuhr.)

In Wien, wo es eine Menge Menschen gibt, die es schwarz auf weiß haben, daß sie edle Menschen sind, lebte einst ein junger Freiherr als Sklave von Allem, was ihn umgab. Ein paar schöne Augen nahmen ihn gefangen, die Mode fesselte ihn, das Vorurtheil warf ihn in den finstern Kerker: und trotz allem dem hörte er doch nicht eine Minute lang auf, Freiherr zu sein. Ja was noch mehr ist, er war ein schöner Freiherr, und wäre er ein Bürgerlicher gewesen, so würde ich sagen, er war ein lieber Junge. Er verband ein weiches Herz mit einer edlen Gestalt, und es hatte seiner Mutter viele Mühe gekostet, einen Gecken aus ihm zu bilden. Aber durch unermüdeten Fleiß und Sorgfalt war es ihr doch endlich gelungen, und folglich liebten ihn alle Damen, und er liebte sie alle wieder. Man

hatte sogar Beispiele, daß die Verbindungen seines Herzens Monate lang gedauert; doch nie that er sich oder seinen Geliebten durch eine überlästige Treue Zwang an. Er besaß den feinsten Beobachtungsgeist, wenn es darauf ankam, den Blick oder das Wort zu fassen, der oder das ihn zum Siege rief; aber er war auch bescheiden genug, den Glockenschlag nie zu überhören, welcher die Stunde der Trennung verkündete.

Mit diesen Eigenschaften konnte es ihm nicht fehlen, sein Glück zu machen. Eine seiner Geliebten schuf aus ihm einen Kammerjunker, die andere einen Oberst, die dritte einen Kammerherrn, die vierte einen Hofmarschall. Er versuchte Alles, genoß Alles, und ward endlich Alles überdrüssig. Es ging ihm, wie dem weisen Könige Salomo, der, weil er dreihundert Kebsweiber hatte, einst sehr unweise behauptete, Alles auf der Welt sei eitel. Hätte er ein einziges geliebtes Weib besessen, keine solche Albernheit wäre ihm entschlüpft.

In einem jener satten Augenblicke war unser Held kurz vor dem Abendessen nach Hause gefahren. Wohl dem Menschen, der am wenigsten Langeweile empfindet, wenn er zu Hause ist; ein solcher gehört unter die Zahl der bessern Menschen. Unser Freiherr Hofmarschall saß auf dem Sofa, streckte die Füße weit von sich, gähnte, streichelte das Windspiel, und ließ die Flötenuhr spielen. Plötzlich fiel es ihm ein, daß er verheirathet sei. Was Wunder, daß

auch wir es vergaßen, da er ſelbſt eben zum erſten Male daran dachte.

»Apropos!« ſagte er und klingelte. Ein Bedienter trat herein. »Geh zu der gnädigen Frau, und frage, ob ich das Vergnügen haben könne, ſie zu ſehen?«

Der Bediente horchte hoch auf, traute ſeinen Ohren nicht, und ließ ſich den Befehl wiederholen, den er endlich kopfſchüttelnd befolgte.

Die Frau Baroneſſe war die liebenswürdige Tochter eines Landedelmanns, eine Blume, die, von der Hofluft gedrückt, ein wenig ihr Haupt neigte, aber doch nie ganz verwelkte. Um der Langenweile zu entrinnen, blieb ihr nichts anders übrig, als mit dem Strom der großen Welt zu ſchwimmen. Sie und ihr Gemahl begegneten ſich zuweilen, vermieden ſich nie und ſuchten ſich nie. Vor ihrer Vermählung hatten ſie ſich wenig geſehen, und nachher hatten ſie keine Zeit dazu. Es gab Leute genug, die den Freiherrn der Mühe überhoben, ſeine Frau reizend und geiſtreich zu finden, und ihr bot ſich überall Genuß dar, wo nicht für ihr Herz, doch für ihre Eitelkeit.

Die Botſchaft ihres Gemahls traf ſie gerade in einer Gemüthsſtimmung, die der ſeinigen ziemlich ähnlich war. Sie wußte nicht, was ſie von dieſem unerwarteten Beſuche denken ſollte; indeſſen ließ ſie ihm ſagen, ſie werde ihn mit Vergnügen empfangen. Er kam, fragte, ob er nicht beſchwerlich falle? ſetzte ſich, ſprach vom Wetter, von den Neuigkeiten des Tages u. ſ. w. Die Unterhaltung war in

Ansehung der Gegenstände sehr alltäglich, doch seine Lebhaftigkeit und Amaliens Geist legten Interesse darin. Die Zeit verstrich, man wußte nicht wie. Er sah nach der Uhr, wunderte sich, daß es schon so spät sei, und bat um Erlaubniß, mit ihr zu speisen.

„Sehr gern," versetzte Amalie, „wenn Sie mit meinem magern Souper vorlieb nehmen wollen." Es ward aufgetragen, man speiste und man war fröhlich, ohne lärmend zu sein. Dieses stille Vergnügen hatte den Reiz der Neuheit für die Gäste. Beide waren liebenswürdig, ohne es scheinen zu wollen, und dann ist man es gewöhnlich am meisten. Sie waren eine ganz neue Bekanntschaft für einander; die Stunden flogen pfeilschnell vorüber, und wie es endlich Zeit zum Schlafengehen wurde, verließ der Hofmarschall die Hofmarschallin sehr zufrieden mit seinem Abend.

Des andern Tages war er zu einem Konzert eingeladen; und erfuhr erst spät, daß, wegen Krankheit eines der Virtuosen, das Konzert aufgeschoben sei. Was sollte er nun mit den lästigen Abendstunden anfangen? Er erkundigte sich im Vorbeigehen nach seiner Gemahlin, und hörte, sie sei ein wenig unpäßlich. „Hm!" dachte er, „es ist doch der Höflichkeit gemäß, daß ich selbst von ihrem Befinden Nachricht einziehe."

Er ließ sich melden, bat um Erlaubniß, ihr bis zum Souper Gesellschaft zu leisten, und wurde sehr artig empfangen. Er war munter, aufgeweckt, galant; die Stunde

des Abendeſſens rückte heran, und diesmal war es Amalie, die ihn zu bleiben bat. Irgend eine Gräfin hatte ihn zu einer Partie Caſino eingeladen, aber er blieb. Die Unterhaltung war eben ſo angenehm und noch ungezwungener als das erſte Mal.

»Wiſſen Sie auch,« ſagte Amalie, »daß man wenigſtens nicht vermuthen wird, warum Sie der Gräfin nicht Wort gehalten haben?« Er lächelte, und ſchwieg einige Augenblicke.

»Ich muß Ihnen was im Vertrauen ſagen,« hub er endlich an, indem er mit der Gabel ſpielte, »etwas, das Sie vielleicht mehr freimüthig als galant finden werden. Sie können nicht glauben, wie ſehr Sie ſeit Ihrer Verheirathung ſich zu ihrem Vortheil verändert haben.«

»Seit meiner Verheirathung?« antwortete Amalie ſchäckernd; »ich glaube, ſie geſchah ungefähr um die nämliche Zeit, als die Ihrige.«

»Ganz recht, Madame, aber es iſt unbegreiflich, welche glückliche Verwandlung mit Ihnen vorgegangen iſt. Sie waren damals ſo verlegen, und — mit Ihrer Erlaubniß — ſo ländlich, links — man erkennt Sie kaum wieder. Ihr Geiſt iſt nicht mehr der nämliche, ſelbſt Ihre Züge haben ſich verſchönert —«

»Wohlan mein Herr, ohne Ihnen das Kompliment zurückgeben zu wollen, alles, was Sie mir da ſagen, dachte ich von Ihnen. Aber wahrhaftig,« ſetzte ſie ſpottend hin-

zu, »es iſt gut, daß uns Niemand beborcht, denn es ſcheint beinahe, als ob wir uns Süßigkeiten ſagten.«

Das Geſpräch dauerte noch lange in demſelben Tone, bis endlich Amalie nach ihrer Uhr ſah, und mit einem reizenden Lächeln zu verſtehen gab, es ſei ſchon ſpät. Der Freiherr erhob ſich zögernd, empfahl ſich langſam, und ging langſam nach der Thür. Plötzlich kehrte er wieder um. »Madame,« ſagte er, »ich frühſtücke des Morgens ganz allein, und ich finde das langweilig; wollten Sie mir wohl erlauben, meine Schokolade bei Ihnen zu trinken?«

»Wie es Ihnen gefällig iſt,« antwortete Amalie, und ſie trennten ſich noch zufriedener als Tages zuvor.

Am andern Morgen, als der Hofmarſchall erwachte, fiel es ihm ein, daß dieſe häufigen Beſuche bei ſeiner Frau ein anſtößiges Aufſehen erregen könnten, und er ließ ſich herab, ſeinen Kammerdiener zu bitten, daß er Niemanden etwas davon ſagen möchte. Dann warf er ſich ſchnell in eine elegante Morgenkleidung, und ſchlüpfte hinüber zu Amalien.

Amalie war eben mit der heiterſten Laune aufgeſtanden, das Morgenroth auf ihren Wangen wetteiferte mit dem Morgenroth am Himmel, ſie war munter, witzig, kurz, ſie war allerliebſt, und ihr Gemahl fand nach einer Stunde, daß es doch wirklich weit angenehmer ſei, in Geſellſchaft zu frühſtücken, als ganz allein, dem Spiegel gegenüber, ſeine eigene Geſtalt anzugaffen, und in ſeinen eigenen gähnenden Mund zu ſchauen.

„Wer hindert Sie," ſagte Amalie, „alle Tage hieher zu kommen, wenn es Ihnen bei mir gefällt?" Er gab zu verſtehen, daß er befürchte, vielleicht andere Beſuche abzuſchrecken.

Sie. Ich werde Niemanden vermiſſen, ſo lange Sie mich ſchadlos halten.

Er. Wahrhaftig, Madame, ich habe ſchon einige Male gewünſcht, nicht Ihr Gemahl zu ſein.

Sie. Warum das?

Er. Um Ihnen ſagen zu dürfen — daß ich Sie liebe.

Amalie. Sagen Sie es immer um der Neuheit willen.

Er. Fürchten Sie nichts, ich hoffe mich nie ſo ſehr zu vergeſſen. — Aber — wir haben, wie mich däucht, ein paar recht niedliche Soupers tête à tête genoſſen; wie wäre es, wenn Sie mir heute Abend ein drittes gäben?

Amalie. Von Herzen gern.

Die Verabredung wurde von beiden Seiten pünktlich erfüllt. Ihre Unterhaltung war dieſesmal weniger witzig, weniger glänzend; man ſprach weniger, man ſah ſich öfter an, der Geiſt verſtummte einigemal vor dem Herzen, und es widerfuhr ihnen ſogar, bei einer langen Pauſe, daß ſie ſich unwillkürlich die Hände über den Tiſch reichten, und ſanft drückten, ungeachtet die Bedienten noch hinter den Stühlen ſtanden. Ach! wer hätte das geglaubt! Amalie bemerkte recht gut, daß es ſchon ſehr ſpät ſei, aber ſie ſah nicht mehr nach der Uhr. Ihr Gemahl machte nicht die geringſte Anſtalt ſie zu verlaſſen; er beklagte ſich über Träg-

heit, und doch war er nicht schläfrig. Mit einem Worte: von diesem Tage an trennte man sich nicht mehr des Abends, sondern des Morgens, weil man dann gleich bei der Hand war, das Frühstück zusammen einzunehmen.

Der Herr Hofmarschall, von seiner neuen Eroberung entzückt, führte Amalien einige Wochen nachher auf's Land, wo sie mit Erstaunen gewahr wurden, daß das Schauspiel der Natur und das Konzert der Nachtigallen alle andere Schauspiele und Konzerte weit übertrifft. Sie waren anfangs willens, nur ein paar Tage zu verweilen, sie wollten jeden Morgen abreisen, und entschlossen sich jeden Abend anders. Als endlich der falbe Herbst herannahte, kehrten sie nach der Stadt zurück. Sie besuchten noch am nämlichen Tage das Schauspiel, und unser Held hatte den Muth, mit Amalien in einer Loge zu erscheinen.

Wer hätte das geglaubt! So weit kann der erste unbedachtsame Schritt führen. Spiegelt euch, ihr Ehemänner der großen Welt, an diesem traurigen Beispiele.

Apulejus.

(Dieser Aufsatz mag zugleich als Probe einer neuen und freien Bearbeitung von Bayle's Wörterbuche dienen, von welcher der Verfasser, in Verbindung mit einigen Gelehrten, in künftiger Ostermesse die beiden ersten Bände zu liefern gedenkt.)

Apulejus war ein platonischer Philosoph, den Jedermann als Verfasser des goldenen Esels kennt. Er lebte im

zweiten Jahrhundert unter den Antoninen. Ob er zehn Jahre früher oder später gelebt habe, darüber haben gelehrte Männer in dicken Büchern gestritten. Es verliert oder gewinnt Niemand dabei. Sein Geburtsort war Madaura, eine römische Kolonie in Afrika. Er stammte aus einer angesehenen Familie, denn sein Vater begleitete die erste Würde in der Kolonie, das heißt, er war Duumvir. Seine Mutter, eine Thessalierin, zählte den Plutarch unter ihre Ahnen.

Er genoß eine gute Erziehung, war schön, geistreich, und wurde gelehrt; aber er machte sich der Zauberei verdächtig, und dieser Ruf war ihm nachtheilig. Um Weisheit zu erlernen, ging er nach Karthago, Athen, und endlich nach Rom. Bei seiner Ankunft wußte er noch kein Latein; denn wenn gleich Madaura eine römische Kolonie war, so bediente man sich dort doch nur der punischen Sprache. Sein Genie half ihm aus dieser Verlegenheit, er lernte in Kurzem Latein ohne Jemandes Beihilfe.

Eine unersättliche Begierde, alles zu wissen, trieb ihn aus einem Lande in das andere, machte ihn zum Eingeweihten verschiedener Mysterien. Seine Reisen zehrten sein Vermögen auf, er kam nach Rom zurück, wünschte sich dem Dienst des Osiris zu widmen, hatte aber kein Geld mehr, um die Unkosten zu bestreiten, welche mit der Ceremonie der Aufnahme verknüpft waren. Er ertrug den Mangel mit philosophischer Gleichmüthigkeit. »Ich habe,« sprach er, »nicht Alles auf Reisen verschwendet, ich habe oft meine

Freunde unterstützt, meine Lehrer belohnt, und ihre Töchter ausgesteuert. Uebrigens kaufe ich um mein ganzes Vermögen die Verachtung dieses Vermögens nicht zu theuer, denn diese Verachtung ist mehr werth als mein ganzes Vermögen."

Um aber seinen Wunsch, unter die Eingeweihten des Osiris aufgenommen zu werden, doch zu erfüllen, verpfändete er sogar seine Kleider, und brachte endlich das nöthige Geld zusammen. Er blieb nicht lange unter den Lehrlingen und Gesellen jener Freimaurerei der alten Welt, sondern stieg schnell bis zu den höchsten Graden hinauf. Das muß ihm aber doch kein Brot gegeben haben, weil er Prozesse zu führen übernahm, und sich dadurch ernährte, denn er war beredt und gewandt, und es mangelte ihm nie an Klienten.

Bald vermehrte sich sein Wohlstand, da er eine gewisse Pudentilla heirathete, die weder jung noch hübsch, aber reich war, und einen Mann brauchte. Sie war Witwe, und verliebte sich in den schönen geistreichen Apulejus, er spielte keineswegs den Spröden, und die Vermählung wurde auf einem Landhause bei Orea, einer afrikanischen Seestadt, vollzogen.

Dieser Heirath verdankte er einen albernen Prozeß, der einzig in seiner Art ist. Die Verwandten nämlich von den beiden Söhnen der Dame erster Ehe behaupteten, er habe Pudentilla's Herz und Geld durch Zauberei erobert. Sie klagten ihn daher vor dem Prokonsul von Afrika als

einen Zauberer an. Er vertheidigte sich männlich. Die Anklage sowohl als die Vertheidigung sind lustig zu lesen.

»War,« sprach der Kläger, »deine Frau nicht eine junge Witwe von sechzig Jahren? ein altes Weib verliebt sich nicht mehr, und daher ist ihre Leidenschaft für dich übernatürlich.«

»Ich könnte beweisen,« versetzte Apulejus, »daß die alten Weiber sich oft verlieben, eben so wohl als die alten Männer, aber ich will lieber beweisen, daß meine Frau nicht so alt ist als ihr glaubt.« Und er bewies wirklich, daß sie kaum vierzig Jahre zählte, als sie ihm ihre Hand reichte.

»Aber,« sagte der Kläger, »sie war schon seit vierzehn Jahren Witwe, wie wäre es ihr denn nun auf einmal eingefallen, sich zu verheirathen, wenn sie nicht behext wäre?«

»Sonderbar,« entgegnete Apulejus, »ihr wundert euch, daß eine Frau, die vierzehn Jahre lang Witwe war, sich wieder verheirathet? ihr solltet euch vielmehr wundern, daß sie sich nicht eher verheirathet hat. Um eine vierzigjährige Witwe an einen schönen Jüngling zu verkuppeln, ist keine Hexerei vonnöthen.«

Darauf bewies er, daß sie nur ihrem Schwiegervater zu Gefallen so lange Witwe geblieben; daß diese Enthaltsamkeit endlich ihre Gesundheit untergraben, bis Aerzte und Hebammen ihr gerathen, das beste Mittel für ihre Vapeurs sei ein Mann. Nun hat bekanntlich eine Frau in ihrem Alter keine Zeit zu verlieren, wenn sie noch Lust hat Kinder zu bekommen, folglich bedurfte es keiner Zauberei, ihr einen raschen Jüngling aufzuschwatzen.

Gewisse Prozesse sind freilich unangenehm für eine Frau, man muß hundert Dinge sagen, die man lieber verschwiegen hätte. Indessen tröstete sich die junge Gemahlin unsers Philosophen damit, daß eine vierzehnjährige Kränklichkeit den redendsten Beweis für ihre Keuschheit ablegte; denn wenn nur ein Mann das Heilmittel war? warum denn gerade ein Ehemann? Aber so locker dachte die keusche Pudentilla nicht, sie heirathete lieber im Herbst ihres Lebens einen jungen Menschen, der zu Athen mit ihrem Sohne in die Schule gegangen war, der nachher lange in ihrem Hause wohnte, der täglich Gelegenheit hatte, ihre Gunst zu gewinnen, und der von ihrem ältesten Sohne selbst überredet wurde, seine Mutter zu ehelichen.

»Aber,« sagte der Kläger, »warum hast du die Hochzeit auf dem Lande vollzogen? geschah das nicht blos, um deine Tausendkünsteleien besser zu verstecken?«

»Es geschah,« versetzte Apulejus, »aus zwei sehr natürlichen Ursachen; denn erstens kostet eine Hochzeit auf dem Lande weit weniger als eine in der Stadt; und zweitens ist das Land der weiblichen Fruchtbarkeit weit zuträglicher. Man lagert sich in's junge Gras, im Schatten duftender Linden, umgeben von Millionen lebenden Geschöpfen, die aus dem Schooß der Erde hervorwimmeln, und alles das macht einen sanften fruchtbaren Eindruck auf junge Neuvermählte, welche Pfänder ihrer Liebe zu besitzen wünschen.«

»Durch deine Schönheit,« fuhr der Kläger fort, »hast

du das Weib berückt, und dieſe Schönheit verdankſt du der Zauberei. Iſt es nicht eine Schande, daß ein Philoſoph zugleich ein ſchöner Mann iſt? daß ſein Auge Adlerblicke ſchießt? daß er Grübchen in den Wangen hat, und ſeidnes Haar über ſeinen Nacken wallt.»

»Gehorſamer Diener,» ſagte Apulejus, »ich wünſchte, dieſer Punkt eurer Anklage wäre wahr, und es thut mir ſehr leid, daß er nicht wahr iſt. Uebrigens macht man wohl zum erſten Male, ſeit die Welt ſteht, einem Menſchen den Prozeß über ſeine Schönheit? Wo ſteht denn geſchrieben, daß ein Philoſoph nicht ſchön ſein dürfe? Pythagoras war der ſchönſte Mann ſeiner Zeit, und Zeno desgleichen. Aber kurz, dieſe Vertheidigung ziemt mir nicht, denn was auch vielleicht die Natur mir gab, ſo hat doch mein gelehrter Fleiß ſchon längſt allen Saft ausgetrocknet, die Farbe gebleicht, und die Kraft der erſten Jugend zerſtört.»

»Aber,» ſchrie der Kläger, »du haſt einem deiner Freunde ein Zauberpulver zugeſchickt, von geheimnißvollen Verſen begleitet.»

»Ganz recht,» antwortete Apulejus, »es war ein Pulver, um die Zähne rein zu machen, und die Verſe enthielten die Beſchreibung und Wirkung dieſes Pulvers. Ohne eben ein Hexenmeiſter zu ſein, habe ich immer geglaubt, daß ein Philoſoph reinlich ſein müſſe; daß es beſonders die Pflicht derjenigen ſei, welche öffentlich reden wollen, weiße Zähne, einen ausgeſpülten Mund und einen reinen Athem zu haben. Eben ſo diejenigen, welche Luſt haben zu küſſen.

Hätte ich mit schwarzen Zähnen und stinkendem Athem die Pudentilla gewonnen, so möchtet ihr eher über Zauberei schreien."

»Wirst du auch läugnen," sprudelte der Kläger, »daß du sogar einen Spiegel besitzest?"

»Ei nun ja, warum denn nicht?" versetzte Apulejus; »ich habe einen Spiegel, aber ich sehe nicht hinein. Es gibt manche Dinge, deren ich mich bediene, ohne sie zu besitzen, und manche Dinge, die ich besitze, ohne mich deren zu bedienen. Du mußt also vorher beweisen, wann und in wessen Gegenwart ich in den Spiegel gesehen habe."

Der arme Apulejus fühlte sich über diesen Punkt nicht so ganz rein. Er mochte in der That wohl oft genug in den Spiegel gesehen haben, und dem Himmel sei Dank, daß das heut zu Tage kein Verbrechen mehr ist, denn ich wette, daß Kant selbst jeden Morgen in den Spiegel sieht. Aber kurz, Apulejus hatte nie hineingesehen, als wenn er allein war, und folglich konnte man ihm diese schwere Sünde nicht beweisen.

Diesen ganzen lustigen Angriff auf seine Schönheit und Reinlichkeit hat er nachher, sammt den Angreifer, der ein häßlicher Bauer war, in einer seiner Reden lächerlich gemacht. Er erzählt daselbst den Streit des Marsyas mit dem Apollo, und parodirt seinen eigenen Prozeß.

Schmerzlicher war ihm die Beschuldigung der Habsucht. Er bewies durch seinen Heirathskontrakt, daß er von Pudentilla kein Geschenk angenommen, und daß sie ihm

nur eine mäßige Summe verſprochen, im Fall er ſie überlebe, oder der Himmel ihre Ehe mit Kindern ſegne. »Und war es denn ſo unbillig,« rief er aus, »für alles, was ich aufopferte, einen Erſatz zu begehren? Die reizende Pudentilla war weder jung noch ſchön, und ich ein Jüngling, den Glück und Natur an Leib und Seele nicht verwahrloſt hatten. Poetianus, mein Freund, und nun mein Stiefſohn, überredete mich zu dieſem Bündniß, und geſtand dabei, ich würde mir eine Laſt auf den Nacken bürden.«

Darauf führte er den Richtern zu Gemüthe, daß er mit ſeinen Eigenſchaften wohl eine glänzendere Partie hätte thun können, und daß es doch immer weit angenehmer ſei, ein Mädchen zu heirathen, als eine Witwe. Ein ſchönes Mädchen, ſagte er, ſo arm ſie auch ſein möge, beſitzt immer eine große Mitgabe, nämlich ein Herz voll Unſchuld, die erſte Blüte ihrer Reize und die erſte Frucht ihrer Gunſt. Die Männer haben wohl Recht, die Jungfrauſchaft ſo hoch zu ſchätzen, denn alle andere Güter, die eine Frau mitbringt, kann man ihr zurückgeben, wenn man ihr keine Verbindlichkeiten ſchuldig ſein will; nur dieſes Eine, ſchönſte Gut, erhält ſie nie zurück, es bleibt ewig im Beſitz des erſten Mannes. Heirathet man aber eine Witwe, und man wird von ihr verlaſſen, ſo nimmt ſie alles mit, und ihr könnt euch nicht rühmen, auch nur das Geringſte von ihr übrig behalten zu haben.

Er führt noch manche andere Gründe an, warum es nicht gut ſei, eine Witwe zu heirathen, und zieht endlich daraus

den Schluß, daß Pudentilla schwerlich einen Mann gefunden haben würde, wenn er nicht philosophische Selbstverläugnung genug besessen hätte, sie zu ehelichen.

»Was willst du noch länger reden?« schloß endlich der Kläger; »deine Frau selbst hat eingestanden, daß sie von dir behext worden, hier ist eine Stelle ihres eigenen Briefes.«

Der Brief war an einen Verwandten geschrieben, und diese Stelle lautete folgendermaßen:

— ist Apulejus kürzlich ein Zauberer geworden, und ich bin von ihm bezaubert. Wahrlich! ich liebe ihn. Kommt bald zu mir, so lange ich meiner Sinnen noch Meister bin.

»Hier,« sprach der Kläger, »ist das überzeugendste Bekenntniß.«

»Verleumdung!« rief Apulejus, »man zeige den ganzen Brief.«

Der ganze Brief mußte vorgezeigt werden, und lautete nun so:

Denn da ich mich um der angeführten Ursachen willen verheirathen wollte, hast du selbst mich überredet, ihn vor allen andern zum Gatten zu erwählen. Du bewundertest ihn, und wünschtest ihn durch dieses Band an uns zu ketten. Nun aber, da boshafte Menschen euch in den Ohren liegen, ist Apulejus kürzlich ein Zauberer geworden, und ich bin von ihm bezaubert, u. s. w.

So ward der Verleumder entlarvt, und der Beklagte stellte diesen abscheulichen Kunstgriff im schwärzesten Lichte dar. Der Kläger zog sich nun in seine letzte Verschanzung zurück.

»Verwahrst du nicht,« fragte er, »in einem Tuche, mit einer besonders abergläubischen Ehrfurcht, Gott weiß, welche Zaubermittel?«

»Ich bin,« versetzte Apulejus, »in viele Mysterien der Griechen eingeweiht. Daß ich die äußerlichen Zeichen dieser Mysterien, welche mir von den Priestern anvertraut wurden, in einem reinen Tuche aufbewahre, ist es ein Verbrechen?«

So schlug er auch diese letzte Anklage nieder, worauf seine Feinde gebaut haben mochten, wie die Pfaffen auf die Freimaurer-Werkzeuge, die sie bei Weishaupt fanden. Apulejus wurde freigesprochen. Pudentilla ward durch ein rechtskräftiges Urtheil für häßlich erklärt, doch gab man zu, sie sei noch in dem Alter, Kinder zu zeugen. — O ihr! denen ungerechte Prozesse das Leben verbittern, leset und murret nicht.

Der heilige Augustin behauptet, Apulejus habe es, trotz aller seiner Zauberei, doch nie dahin bringen können, daß man ihm ein öffentliches Amt anvertrauet, ungeachtet er von gutem Hause, wohlerzogen, und durch seine Beredsamkeit berühmt war. Man könnte glauben, er habe eine philosophische Gleichgiltigkeit gegen alle Ehrenämter vorgespiegelt; allein keineswegs. Er that sich im Gegentheil Etwas darauf

zu gute, ein Prieſteramt zu verwalten, mit welchem die Aufſicht über die öffentlichen Spiele verknüpft war, und ereiferte ſich ſehr gegen diejenigen, welche ſich der Errichtung einer Statue widerſetzten, womit die Einwohner von Orea ihn beehren wollten.

Apulejus war ſehr fleißig, er arbeitete Tag und Nacht. Seine Frau ſoll ihm das Licht dabei gehalten haben. Das iſt aber wahrſcheinlich nur eine redneriſche Figur des Herrn Sidonius Apollinaris, denn wenn ſie gleich alt und häßlich war, ſo war ſie doch zum Leuchter noch immer zu gut.

Er ſchrieb viele Bücher, in Verſen und in Proſe. Nur wenige derſelben haben der Gewalt der Zeit widerſtanden. Sein goldener Eſel, ein Roman, in welchem er die Zauberer, die Spitzbuben und dergleichen Geſchmeiß lächerlich macht, iſt ſein beſtes und berühmteſtes Werk. Ob er den Stoff aus dem Lucian, oder aus dem Lucius de Patras entlehnt, darüber mag der gelehrte Bayle mit dem gelehrten Moreri ſtreiten, mir gilt es gleichviel. Man hat hundert Commentarien über den goldenen Eſel geſchrieben, die hundertmal dicker ſind als das Buch ſelbſt. Es enthält hin und wieder ſchmutzige Stellen. Die Epiſode der Pſyche hat Moliere zu einem vortrefflichen Schauſpiele, und la Fontaine zu einem allerliebſten Rom:n umgeſchaffen.

Apulejus redete eben ſo ſchön, als er ſchrieb, zwei Künſte, die ſelten Hand in Hand gehen. Er deklamirte öffentlich mit großem Beifall. Als er ſich zum erſten Male zu Orea hören ließ, rief das begeiſterte Volk einſtimmig,

man müſſe ihm das Bürgerrecht ertheilen. Zu Carthago errichtete man ihm eine Statue, und viele andere Städte ahmten dieſes Beiſpiel nach.

Da man nicht recht weiß, wann er lebte, ſo weiß man auch nicht recht, wann er ſtarb; ob ſeine junge reizende Gemahlin ihn mit Erben beſchenkt; ob er an ihrem verwelkten Buſen eine dauerhafte Zufriedenheit genoſſen; oder ob er ſeine Zauberkraft an jüngern Schönheiten verſucht habe; — Alle dieſe Umſtände hat der Schleier der Zeit verhüllt. Wenigſtens iſt er deshalb nachher nicht wieder verklagt worden.

Inhalt.

	Seite
Die geheilte Schwärmerin	9
Ausbruch der Verzweiflung	39
Ein paar alte Zeitungs-Nachrichten	50
Am 1. September 1793	51
Welche Farbe muß man haben, um liebenswürdig zu sein?	57
Standrede am Grabe einer Fledermaus	59
Der Tod des Fürsten P*	62
Die hartnäckige Wette	63
Brief eines Einsiedlers an seinen Freund	65
Der Gastkoch und der Bettler	75
Weiberzwist	77
Mischiwaschi	80
Die Geschichte, eine Sklavin der Religion	84
Briefe zweier Liebenden	87
Was ist grob, und was ist höflich?	111
Ein Beitrag zu Knigge's Buch über den Umgang mit Menschen	115
Die kleinste Lüge ist gefährlich	128
Der Tod	138
Das Johanniswürmchen	139
Die Ehrlichkeit	162

	Seite
Beim Anblick eines reizend gelegenen Luſtſchloſſes	164
An Pan in Wolfspelze	—
Der Bramine	165
Amor an Hymen	168
Der Unterſchied und die Vereinigung der Stände . . .	169
Die Höflinge	170
Die Maus	172
Meide den Schein	174
Der von Zahnſchmerzen geplagte Löwe	201
Der Schmetterling und die Turteltaube	204
Das Alter	205
Wer hätte das geglaubt?	212
Apulejus	219

Gedruckt bei J. P. Collinger.

Die jüngsten
Kinder meiner Laune.

Von

August von Kotzebue.

Dritter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

An meinen Freund

Ludwig von Knorring.

Einem guten Menſchen ſei dies Buch geweiht!
Muſe! komm, und hilf mir ſuchen,
Wenn Diogenes dir die Laterne leiht. —

Den Bedrückte ſegnen, dem Bedrücker fluchen,
Einen ſolchen Menſchen hilf mir ſuchen,
Einem ſolchen ſei dies Buch geweiht.

Geh vorüber an dem wapenſücht'gen Thoren
Der, mit einer Silbe mehr geboren,
An den dürren Zweigen ſeines Stammbaums nagt,
Und die Muſe, ob ſie Fräulein ſei? befragt;
Der den Werth des Menſchen nur nach Tropfen
Des für ihn vergoſſ'nen Schweißes mißt;
Deſſen Herz bei fremdem Leid zu klopfen,
Deſſen Hand zu geben, vornehmſtolz vergißt.
Geh vorüber an dem Narren,
Deſſen Auge nur das Licht empfängt,
Um es albern grinſend anzuſtarren;
Der am Lichte nie die Flügel ſich verſengt,
Weil er plump und flügellos,
Nur ſich mäſtet in der Dummheit Schooß.

Aber findeſt du der ſelt'nen Menſchen Einen,
Der, von Demuth oder Dünkel gleich entfernt,
Mit dem Weinenden zu weinen,
Mit dem Fröhlichen zu lachen nie verlernt:
Den das Joch der unterdrückten Klaſſen,
Menſchenfreundlich wir erleichtern ſeh'n;
Den die Armen lieben und die Reichen haſſen,
Den die Klugen ſchätzen und die Dummen ſchmäh'n:
Der des Lebens Mühe durch das Spiel der Muſen,
Und den Ernſt der Weisheit ſich verſüßt;
Der an eines guten Weibes Buſen,
Deine Schätze, o Natur! genießt: —
Findeſt du, o Muſe — halt! er iſt gefunden!
Segen meinem Schickſal, das für mich ihn fand!
O geſchwind ihm einen Strauß gewunden!
Wieſenblumen aus des Freundes Hand.
Wieſenblumen — keine Roſenblüte —
Doch der Wille gnügt dem Biedermann,
Guter Knorring! was ich freundlich biete,
Nimm es freundlich von mir an!
Laß die ſanfte Wärme nie erkalten!
Dich entreiße mir kein Star, kein Duns!
Reiche mir die Hand, es bleibt beim Alten,
Guter Knorring! wir verſtehen uns.

Die Taube.

(Eine Erzählung.)

An beiden Ufern des Rheins wüthete die Flamme des Krieges. Der preußische Hauptmann von A** rückte eines Abends mit seiner Kompagnie in ein Dorf. Die Quartiere wurden vertheilt, und der Schulze wies dem Hauptmann eines der ansehnlichsten Bauerhäuser an, um darin zu übernachten.

Der Charakter der preußischen Offiziere ist bekannt. Sie sind gewöhnlich brav im Felde, und sanftmüthig zu Hause; gesittet in glänzenden Zirkeln, und gutherzig im Kreise von Naturkindern. Sie tragen an ihrer linken Hüfte einen Degen für den Feind, und in ihrer linken Brust ein Herz für den Freund. Sie weihen in diesem Augenblicke ihr Blut dem Vaterlande, und in jenem ihre Thränen dem Unglücke. Ein solcher Mann war auch der Hauptmann von A**.

Als der Schulze ihm das Bauerhaus von ferne zeigte, warf er einen Blick dahin, und sah, daß es eine freundliche Wohnung war, von Kirschbäumen umgeben, mit Rasenbänken vor der Thür. Ein kleiner Knabe stand neben dem Kettenhund, und gaffte die fremden Soldaten an, und schlug den Hund, wenn er bellte. Der große Hund leckte

ihm freundlich das Händchen, und schmiegte sich vor ihm, wie weiland der Löwe zu Amors Füßen.

Der Hauptmann wunderte sich, daß Niemand herauskam, ihn zu empfangen. »Liebes Kind,« fragte er den Knaben, »sind deine Eltern zu Hause?«

»Ja Herr,« antwortete der Knabe keck, »Vater und Mutter sitzen drinne in der Stube.«

Der Hauptmann trat in den Hof. Da sah er einen schönen jungen Bauersmann hinter dem Brunnen stehen, der sich die Augen trocknete, und es schamhaft zu verbergen schien, daß er geweint hatte. Mit halb erkünstelter und halb wahrer Freundlichkeit trat der Bauer hervor, zog seine Mütze ab, und hieß den fremden Herrn willkommen. Sie gingen zusammen in die Stube. Da saß ein hübsches junges Weib mit rothgeweinten Augen. Sie wischte die Thränen hastig mit dem Halstuch ab, stand auf, und reichte dem Hauptmann die Hand, wobei sie süßsauer lächelte.

Der Hauptmann. Was fehlt euch, lieben Leute? ihr habt geweint?

Der Bauer. Ach nein.

Der Hauptmann. Bin ich euch unwillkommen?

Die Bäuerin. Nein ganz und gar nicht. Wenn Er nur mit uns vorlieb nehmen will. Was wir haben, geben wir gern.

Der Hauptmann. Aber ihr seid vielleicht arm?

Der Bauer. O nein, Gott hat uns gesegnet, wir haben mehr als wir brauchen.

Der Hauptmann warf einen Blick um sich, und sah wohl, daß der Bauer die Wahrheit redete. Die zinnernen Teller waren so blank gescheuert, silberne Löffel lagen auf dem Tische, und das große Bett hatte sogar einen Vorhang von feiner Leinewand. Das seidene Halstuch der Bäuerin, die meerschaumene mit Silber beschlagene Pfeife ihres Mannes, alles deutete auf Wohlstand. Im Stalle blökten Kühe, wieherten Pferde, und auf dem Hofe trieben sich ein paar geschäftige Knechte herum.

„Wenn euch nicht Armuth drückt," sagte der Hauptmann, „warum weint ihr denn?"

„Ach Herr!" versetzte die Bäuerin, „Geld und Gut wollen's nicht immer thun. Ich wollte viel Geld darum geben, wenn —" Hier wurde sie durch Schluchzen unterbrochen, und lief zur Thür hinaus.

Wohl hat sie Recht, die gute Frau, dachte der Hauptmann, ich will nicht weiter nach ihrem Kummer fragen. Er schnallte seinen Degen ab, setzte sich auf einen gepolsterten Sorgestuhl, und spielte bis zum Abendessen mit drei kleinen Kindern, die bald so keck wurden, daß sie auf ihm herumkletterten, ihn an seinem Ringkragen zupften, und sich am Klirren seiner Sporn ergetzten.

Die junge Hausmutter trug einen Eierkuchen auf den Tisch, grünen Salat, Wurst und Schinken. Der Hausvater brachte einen silbernen Becher, und schenkte ihn voll Nierensteiner. Man lagerte sich um den Tisch, der Hauptmann aß und trank viel, der Bauer wenig, und die

Bäuerin gar nichts. Immer ſtahl ſich von Zeit zu Zeit eine Thräne in ihr Auge, und dann nippte ſie ein wenig aus dem Glaſe, um die Thränen nieder zu ſchlucken.

„Laß es gut ſein," ſagte endlich der Bauer mit einem zitternden Tone, „laß es gut ſein, liebe Chriſtel. Da leere einen vollen Becher, zum Andenken — du verſtehſt mich wohl — hin iſt hin —" Hier erſtickten die Thränen ſeine eigenen Worte. Das Weib ſprang auf und wollte weglaufen. Der Hauptmann erhaſchte ſie beim Rocke, bat ſie, ſich keinen Zwang anzuthun, und ſprach ſo ſanft und theilnehmend, daß er ſie endlich überredete, ihm die Urſach ihres Kummers mitzutheilen. „Ach Herr!" ſchluchzte ſie, „ich will es Ihm wohl ſagen, aber Er muß nicht lachen. Wenn Er mich auslacht —" ſie konnte nicht weiter reden.

„Geh doch, liebe Chriſtel," ſagte der Bauer, „der Herr wird nicht lachen, wenn wir ihm alles erzählen."

„Nein, das werde ich nicht," fügte der Hauptmann hinzu, dem bei dieſem rührenden Auftritt das Weinen jetzt ſchon näher war als das Lachen. Die Bäuerin faßte ihn bei der Hand, und führte ihn zu einem Körbchen im Winkel des Zimmers, welches mit einem weißen Tuche bedeckt war. Zitternd hob ſie das Tuch auf, und der Hauptmann erblickte — eine todte Taube.

„Was ſoll das heißen?" fragte er voll Verwunderung, „ſind die Tauben hier zu Lande ſo ſelten? oder hat es mit dieſer hier eine beſondere Bewandtniß? war ſie vielleicht der Liebling eines eurer Kinder, und wurde von der Katze todt gebiſſen?"

»Ach nein,« sagte der Bauer, »sie starb vor Alter; und daß meine Kinder sich nicht viel daraus machen, sieht Er wohl, lieber Herr, weil sie ruhig spielen, indessen wir alte Narren weinen.«

»Sie wissen nicht,« setzte die Frau schluchzend hinzu, »daß sie vielleicht nicht auf der Welt sein würden, ohne diese Taube.«

Der Hauptmann wurde immer neugieriger. »Nun ich bitte euch, erzählt mir doch.«

»Erzähle, liebe Christel,« sagte der Mann.

»Wenn ich nur kann,« versetzte die Bäuerin, und deckte das weiße Tuch wieder über die Taube, »ich erinnere mich wohl noch des kleinsten Umstands; aber ob ich es so von mir geben kann, daß der Herr mich auch versteht —«

»Erzähle nur, liebe Christel, ich will dir schon nachhelfen.«

Der Hauptmann saß am Fenster, die Bäuerin ihm gegenüber; der Mann stand neben ihnen, hörte seiner Frau zu, und nickte zuweilen mit dem Kopfe, als wollte er sagen: ja, das ist wahr. Die Strahlen der Abendsonne tanzten auf den Wellen des Rheins. Am jenseitigen Ufer lag ein Dorf. Die Bäuerin zeigte mit dem Finger dahin: »dort« hub sie an, »dort liegt mein Geburtsort. Mein Vater war ein wohlhabender Pachter, er ist vor ein paar Jahren gestorben; ich bin seine einzige Tochter. Als ich noch klein war, und Fritz auch noch klein war —«

»Fritz? wer ist Fritz?«

„Das ist eben mein Mann hier. Wir mochten uns von Jugend auf wohl leiden, und wenn bei uns drüben das Kirchweihfest gefeiert wurde, so kam er mit seinen Eltern herüber, und ich hatte immer das beste Stück Kuchen für ihn aufgehoben. Und wenn hier im Dorfe Weinlese war, so blieben wir auch nicht weg, und da steckte er mir immer die süßesten Beeren zu. Das währte so lange bis ich zum heiligen Abendmahl ging, da entzweiten sich unsere Eltern über eine Lumperei. Mein Vater hatte immer einen großen Taubenschlag gehalten, und die Tauben zogen immer schaarenweise über den Rhein und frassen Fritzens Vater das Getreide weg. Anfangs wurde ein paarmal freundnachbarlich darüber gesprochen, und als das nicht helfen wollte, wurde Fritzens Vater hitzig, ein Wort gab das andere, sie wechselten allerlei stachlichte Reden, und als unsere Tauben einmal wieder hinüber geflogen waren, um zu schmausen, da griff Fritzens Vater nach seiner Flinte, und schoß in den dichten Haufen hinein. Den andern und dritten Tag machte er es eben so; mein Vater und ich, wir sahen uns nach unsern Tauben um, aber die armen Täubchen kamen nicht wieder. Ich weinte sehr, denn ich hatte sie alle so lieb, und als ich vollends hinauf stieg in den Taubenschlag, und ein Nest mit zwei Jungen fand, die kaum Federn hatten, und nun ohne Mutter waren, da konnte ich mich gar nicht zufrieden geben. Ich trug das Nest herunter in meine Kammer, und wärmte es in Baumwolle, und fütterte die kleinen Dinger selbst; aber eines

davon kurirte mir doch. Das andere blieb leben, wurde munter und groß, und weil es das einzige war, so hatte ich es schier eben so lieb, als die andern alle zusammen genommen.

Ich war recht herzlich bös auf Fritzens Vater, aber nicht auf Fritzen, denn ich dachte immer bei mir selbst: Fritz ist gewiß nicht Schuld daran.

»Ich war auch nicht Schuld daran," unterbrach sie der Mann, „thut das nicht lieber Vater, sagte ich immer, Christel wird Herzeleid davon haben, und lieber wollte ich nimmermehr Weizenbrot essen, als der guten Christel das geringste Leid zufügen. Aber der Vater lachte und schoß."

»Ja er schoß," fuhr die Bäuerin fort, und mein Vater verklagte ihn beim Gerichtsschöppen, daß ein langer Prozeß daraus wurde; und das hat beiden so viel Geld gekostet, daß sie alle Tauben am ganzen Rheinstrom damit hätten kaufen können. Geld hin, Geld her, wenn sie nur nicht darüber in die bitterste Feindschaft gerathen wären. Am nächsten Kirchweihfest durfte Fritz nicht mehr herüberkommen, und als drüben Weinlese gehalten wurde, mußte ich zu Hause sitzen. Da merkte ich erst, daß Fritz mir sehr lieb war, denn ich hätte nicht einen Kreuzer um die ganze Weinlese gegeben, wenn er nicht dabei gewesen wäre."

»Denkst du denn," sagte der Mann, »daß mir deine Kirchweihkuchen an's Herz gewachsen waren? O nein! der Tag, an welchem ich meine Christel sah — Gott verzeih mir die Sünde! — war für mich immer ein Festtag.

Ich ließ mir auch keine Mühe verdrießen, und wenn ich so viele Gulden hatte, als ich den Strom hinüber und herüber gerudert bin — weißt du noch Christel, wie einmal der schwere Eisgang war? und wie ich dich in drei Tagen nicht gesehen hatte? ich konnte es nicht länger aushalten, ich sprang in meinen Kahn, befahl mich dem lieben Gott, und fing an, frisch darauf los zu rudern. Christel stand von ungefähr gegenüber am Ufer, sie winkte mir abwärts, aber als ich sie sah, kam es mir immer vor, als ob sie mir hinwärts winkte. Mitten auf dem Rhein gerieth ich zwischen die Eisschollen, wenn ich hier eine abwehrte, prallte dort wieder eine an. Mein Kahn knackte, und drehte sich wie ein Kreisel, ich konnte nicht vom Flecke. Christel stand am Ufer und schrie als ob sie am Spieße stecke. Ihr Vater kam und schleppte sie fort. Ich mußte von meinem Vorhaben ablassen. Mit Angst und Noth und zerbrochenen Rudern kam ich endlich wieder nach Hause. Aber ich ließ mich doch nicht abschrecken, den andern Tag war ich doch drüben, und es that mir in der Seele wohl, wie Christel mich schalt wegen meiner Verwegenheit, und wie ich doch wohl sehen konnte, daß es ihr nicht unlieb war.

Freilich, du böser Mensch, war es mir nicht unlieb, sagte die Frau; aber ich wollte doch lieber einen ganzen Monat von dir getrennt sein, als noch einmal eine solche Angst ausstehn. Damals war es eben, als mein Vater entdeckte, daß ich dir gut war. Er schlug mich ins Gesicht, und drohte mir mit der Peitsche, wenn ich je wieder

ein Auge auf dich werfen würde. Aber das wollte doch alles nicht helfen. Fritz kam die Woche ein paarmal herüber, und lauerte so lange, bis er mich zu sehen kriegte. Sonntags wußte ich gewiß, daß ich ihn in unserer Kirche sehen würde. Da stand er immer neben dem Taufbecken, und schielte herüber nach den Weiberstühlen, und wenn er den Hut vor das Gesicht hielt, um das Vaterunser zu beten, merkte ich wohl, daß ein Winkelchen vom Auge nach meiner Seite hin offen blieb.

Du Schelm! sagte der Mann, freilich kam ich nur in die Kirche um deinetwillen. Zu meinem Vater sprach ich immer: der Pfarrer im Dorfe gegenüber predigt besser als unser Pfarrer, er redet besser an's Herz. Es waren aber deine schwarzen Augen, die mir so an's Herz redeten. Euren Pfarrer konnte ich eigentlich gar nicht leiden wegen seines Sohnes — du verstehst mich wohl —

Was sollte ich nicht? versetzte die Frau, der Sohn war ein junger Laffe, der mir überall nachging. Er hatte studirt und machte sogar Verse. Er verglich meine Augen immer mit allerlei Sternen, und meinen Hals mit allerlei Blumen und Thieren. Gebe Er sich keine Mühe, Musje, sagte ich zu ihm, aber er hörte doch nicht auf. Das mochte wohl daher kommen, weil mein Vater ein reicher Mann war, und weil der seinige es gern gesehen hätte, daß aus uns ein Paar geworden wäre. Mein Vater war es auch wohl zufrieden, denn der alte Pfarrer hatte es bei unserm Fürsten dahin gebracht, daß man ihm den Sohn zum Adjunkt-

tus setzte, und mein Vater hatte eine große Freude, wenn er dachte, wie ich als Frau Pfarrerin mit einem seidenen Rocke in dem vergitterten Kirchenstuhle sitzen würde. Aber die Seide machts nicht aus; wer nicht frohes Herzens ist, dem kommt Atlas vor wie Haartuch. Der Herr Adjunktus war ein feiner Mann, der stark gepudert ging, und mich durch ein Glas besah; aber Fritzens braunes Haar und sein helles klares Auge waren mir doch lieber. Ich mußte viel leiden, um meiner Störrigkeit willen, wie sie es nannten. Mein Vater war sauer gegen mich, und mein Liebhaber süß; das Erste that mir weh, aber das Letzte war mir unausstehlich. Der alte Pfarrer ermahnte mich, seinen Sohn zu heirathen, gerade mit dem nämlichen strafenden Tone, den er im Beichtstuhle zu haben pflegte. Daher kam es wohl, daß, so oft ich an diese Heirath dachte, mir immer zu Muthe war, als ob ich den andern Tag zur Beichte gehen sollte. Wenn ich meinte, der Adjunktus solle warten, bis ich ihn lieben würde; so sagten sie Alle, die Liebe komme im Ehestande hinterdrein; und doch kam es mir vor, wenn ich Fritzen ansah, als wäre die Liebe schon lange lange vorausgegangen, und wartete nun am Altar auf den Ehestand. Kurz, ich entschlüpfte ihnen immer wie ein Rothkehlchen der Katze, und mein Vater und der alte Pfarrer pflegten sich damit zu trösten, daß ich noch ein Kind sei, welches wohl zur Vernunft kommen würde. Ich dachte bei mir selber: tröstet euch nur, ich weiß besser, wo der Hund begraben liegt.

Indessen hatte mir Fritz doch auch noch kein Sterbenswörtchen von Liebe gesagt, was man nämlich so mit dem Munde sagt; denn in seinen Augen stand es immer so groß geschrieben, als des Schulmeisters Neujahrwünsche. Wenn er mich recht scharf ansah, so wurde mir die Brust ganz beklommen, und ich mußte meine Blicke niederschlagen. Wenn er mich bei der Hand faßte, so flog mir eine Wärme durch den ganzen Leib, und sammelte sich endlich auf meinen Backen, die zuweilen so heiß wurden, als ein frisches Brot, das eben aus dem Ofen kommt.

Ich hatte nun mein einziges Täubchen groß gezogen, es fraß mir aus der Hand und aus dem Munde. Wenn ich spazieren ging, flatterte es um mich her, flog auch wohl manchmal recht weit weg, aber wenn ich es lockte, kam es gleich wieder, setzte sich auf meine Schulter und schnäbelte mich. Ich meinte damals, ich könnte das gute Täubchen unmöglich mehr lieben, und ich habe es doch nachher noch weit lieber gewonnen.

Eines Tages spazirte ich da drüben am Fuße des Berges, auf welchem vor vielen hundert Jahren ein altes Raubschloß gestanden hat, wovon Er noch die Ruinen sehen kann. Jetzt wohnen nur Gespenster und Eulen zwischen dem verfallenen Gemäuer, und in dem dicken runden Thurme nisten große Habichte. Als ich da so herumschlenderte, und an Fritzen dachte, vergaß ich meine Taube, die nach ihrer Gewohnheit vor mir hergeflogen war, und als ich mich nach ihr umsah, erblickte ich einen grimmigen Habicht, der

über ihr schwebte, und in dem nämlichen Augenblicke auf sie herabstieß. Ich schrie überlaut, zitterte und stand wie eingewurzelt auf meinem Platze. Mein armes Täubchen war mitsammt dem Habicht hinter einem Hügel verschwunden. Ich fing erbärmlich an zu weinen, und hielt meinen kleinen Liebling für verloren. Bitter böse schalt ich auf Fritzen, daß er Schuld daran sei, weil ich so viel an ihn gedacht und darüber die Taube vergessen hatte. Plötzlich erschien Fritz, der gute Fritz' auf der Spitze des Hügels, hatte mein Täubchen in der Hand, und zeigte mir schon von ferne, daß es noch lebte und flatterte.

Ich verkroch mich immer oben in dem alten Gemäuer, sagte der Mann, weil man von da aus das ganze Dorf am Fuße des Berges überschauen, und meiner Christel bis vor die Hausthür sehen konnte. Als ich sie spazieren gehen sah, fing ich an herunter zu klettern, und gerade als ich dort an den zweiten Abhang kam, schoß der Habicht mit der Taube zu meinen Füßen nieder. Der Dieb erschrack nicht wenig, als er mich sah, ließ die Beute fahren, und schwang sich wieder in die Luft. Dem guten Täubchen war kein Leid geschehen, es war nur erschrocken verblüfft. Ich nahm es auf, und weil ich Christeln so jämmerlich schreien hörte, so sprang ich geschwind auf den Hügel, und schüttelte das Täubchen an den Füßen, daß es flattern mußte.

Ich klatschte vor Freuden in die Hände, fuhr die Bäuerin fort, und als Fritz herabkam, fiel ich ihm um den Hals. Er küßte mich zum ersten Male; er küßte mich aber

gleich so oft, daß wir die Taube wieder vergaßen. Zum Glück war sie scheu geworden, und wich nicht von meiner Seite. Wir setzten uns in's Gras und waren wohl ein Paar Stunden beisammen. Da sprachen wir zum ersten Male vom Heirathen, und wie wir unsere kleine Wirthschaft einrichten wollten. Es wurde Abend, ehe wir es uns versahen. Fritz war traurig, daß er von mir scheiden mußte, und bat mich, ihm wenigstens die Taube mit zu geben, damit er doch etwas hätte, das mir angehörte. Ich mußte ihn wohl schon sehr lieb haben, weil ich ihm mein Täubchen mitgab. Aber ich band es ihm auf die Seele, und er lächelte drüber und meinte, die Taube wäre ihm jetzt lieber als sein Leben.

So war es auch, sagte der Mann, ich trug sie in meinem Busen, als ich hinüber ruderte, sie fraß von meinem Brote und schlief in meinem Bette.

Aber nicht wahr, versetzte die Frau, sobald du das Fenster aufmachtest, flog sie doch weg und kam wieder zu mir?

Ei nun ja, erwiderte der Mann, das konnte ich ihr nicht verdenken, ich hätte es auch so gemacht. Wenn ich dann zu meiner Christel kam, nahm ich sie doch wieder mit, und als ich merkte, daß sie von mir immer straks zu ihr flog, band ich ihr eines Tages ein rothes Bändchen um den Hals, und hing ein Briefchen daran.

Das war eine große Freude, sagte die Bäuerin; ich herzte und küßte das liebe kleine Thier; ich hätte es nicht für eine ganze Herde Schafe weggegeben. Nach und nach

wurde es ordentlich eine Verabredung zwischen uns, daß Fritz immer die Taube mitnahm, und sie mir den andern Tag zu einer gewissen Stunde wieder schickte. Sie kam dann an mein Kammerfenster, pickte mit dem Schnabel an die Scheiben, ich machte auf, nahm ihr das Briefchen ab, und streute ihr Weizenkörner zum Botenlohn.

Eines Tages besuchte uns der Adjunctus. Es war schönes Wetter, wir saßen vor der Hausthür, er schwatzte allerlei verliebtes Zeug, und wegen der schwülen Sommerluft fing ich an zu schlummern. Als ich aber die Uhr auf dem Kirchenthurme brummen hörte, — es war gerade die Stunde, wo meine Taube kommen sollte — da wurde ich ganz munter und wollte flugs auf meine Kammer gehen; aber der Adjunctus ließ mich nicht weg, ich saß wie auf Nadeln. Er gab mir eben zu verstehen, daß er wohl gemerkt hätte, wie ein junger Bauerkerl aus dem Dorfe gegenüber mir nachschleiche, und daß ich auch immer in der Kirche nach ihm schielte. Ich sollte mich schämen, sagte er — da wurde ich böse und trumpfte ihn wacker ab und wollte fort. Er trat mir in den Weg. Siehe, da kam gerade mein Täubchen geflogen, hatte wohl schon lange an meinem Fenster gepickt, und als es mich da nicht fand, mochte es meine Stimme gehört haben (denn es kannte meine Stimme gar zu gut), es flatterte herunter und setzte sich auf meine Schulter. Ich erschrak und riß ihm hastig das Briefchen mit dem rothen Bande vom Halse, und husch war ich damit in der Tasche. Aber der Adjunctus hatte es doch

gesehen. Was war das? fragte er neugierig. Es war nichts, sagte ich, aber freilich straften mich meine rothen Backen Lügen. Er wurde nachdenkend und sah mich scharf an, und je mehr er mich ansah, je röther wurden meine Backen. Ich verstehe, hub er endlich an. — Was versteht Er? — Mein gutes Kind, sie ist gewitzigter als ich glaubte, aber man wird dem Dinge auf die Spur kommen. — Mit diesen Worten ging er seiner Wege, und warf mir noch einen Blick zu, wie der Schulmeister, wenn er einen Jungen antrifft, der hinter der Schule weggelaufen ist. Ich dachte: laß den Narren glauben, was er will, was kümmert's mich! Aber der boshafte Mensch sann auf einen hämischen Streich.

Einige Tage nachher hatte Fritz wieder unsern geflügelten Boten abgefertigt, und weil damals mein Vater eben sehr arg tobte, und mir mit seinem Fluche drohte, wenn ich nicht von Fritzen ablassen wollte; so war der arme Schelm ganz mißmuthig geworden. Er schrieb mir — was schriebst du mir doch?

Ich schrieb dir, sagte der Mann, daß ich mich in den Rhein stürzen wollte, und klagte über deinen Vater, und fluchte über den Adjunctus; es war ein Brief, so lang als die Litanei, und klang auch ungefähr so.

Erst lange nachher, fuhr die Bäuerin fort, bekam ich ihn zu lesen; denn an dem Tage, an welchem Fritz ihn schrieb, wartete ich vergebens auf meine liebe Taube. Um fünf Uhr sollte sie kommen, es schlug halb sechs und sie

kam noch nicht. Mein Kammerfenster stand weit offen, die Weizenkörner waren gestreut, und mein Herz schlug ihr entgegen; aber sie kam nicht. Das machte mir traurige Gedanken. Fritz hatte mich noch nie warten lassen, warum denn heute zum ersten Male? Ist meinem Täubchen ein Unglück begegnet? Das wäre schlimm. Oder ist Fritz krank geworden? das wäre noch schlimmer. Es fiel mir ein, daß ich den Arjunctus mit der Flinte hatte durch das Dorf schleichen sehen. Sollte der abscheuliche Mensch — dachte ich bei mir selbst — aber nein, das wäre gar zu arg, er predigt ja das Wort Gottes, und wird nicht so grausam niederträchtig handeln. Zwar hatte ich um die Zeit wohl auch einen Schuß fallen hören; aber ich wußte, daß unsere Fürstin gerade an dem Tage auf der Jagd war, und daß sie dann immer auch in unsere Gegend zu streifen pflegte. Wer weiß, was sie geschossen haben, dachte ich; wer weiß, was Fritzen sonst in die Quere gekommen ist; morgen wird mein Täubchen wohl an's Fenster picken; wo nicht, so muß ich Geduld haben bis übermorgen, dann kommt Fritz selbst. So sprach ich mir Trost zu, aber recht wollte es doch nicht gelingen. Der Vater wunderte sich, als ich Abends bei Tische den Speck-Pfannkuchen nicht anrührte, den ich sonst so gern esse; und ich selbst wunderte mich noch mehr, als der Wächter im Dorfe die Mitternachtsstunde abrief, daß ich noch immer nicht eingeschlafen war.

Am andern Tage, so gegen die Mittagsstunde, als eben das Vieh hereingetrieben wurde, stehe ich vor unserer

Thür und schwatze mit Nachbars Gretchen. Siehe doch, Christel, ruft sie plötzlich, die schöne Kutsche, die da zum Dorfe hereinfährt. Ich wende meine Augen dahin, und sehe wirklich eine grüne Chaise, so glatt polirt, daß man sich darin spiegeln konnte, und vier Schimmel davor, und ein Kutscher, der von Silber starrte, und ein Lakai, der nichts schlechter war als der Kutscher. Klitsch! klatsch! fuhren sie durch das Dorf: alle Leute kamen heraus vor die Thür und gafften. Wir blieben stehen, Gretchen und ich, um zu wissen, wer in der schönen Kutsche säße? aber als sie näher kam, sahen wir, daß Niemand darin saß.

Schon in der Ferne hatte der Kutscher ein Paar Mal stille gehalten, und bald links bald rechts nach Etwas gefragt, und dann hatten die Leute mit den Fingern immer weiter vorwärts gezeigt. Wonach mag er doch fragen? brummte ich vor mich hin, und kaum hatte ich das Wort herausgebrummt, als der Wagen vor unserer Thür hielt, und der Kutscher mir zurief: Sage Sie mir doch, Jungfer, wo wohnt der Pachter Bergfeld? — Der Pachter Bergfeld ist mein Vater, was soll er? —

Als der Lakai meine Antwort hörte, sprang er flugs herunter, kam herein zu meinem Vater, und vermeldete ihm einen Gruß von unserer Fürstin, mit dem Bedeuten, daß er ihr seine Tochter, Christel mit Namen, schicken solle. Ich erschrack nicht wenig, und mein Vater machte große Augen. Kennt unsere Fürstin dich? fragte er. Daß ich nicht wüßte, antwortete ich. Wir konnten nicht klug daraus

werden, und der Lakai wußte uns auch weiter Nichts zu berichten. Nun in Gottes Namen! sagte mein Vater endlich, nachdem er wohl ein Dutzend Mal Hm! Hm! vor sich hin gebrummt hatte: unsere Durchlauchtigste Fürstin ist eine fromme liebreiche Dame, bei ihr bist du gewiß nicht schlecht aufgehoben. Fahre hin und laß mich bald Nachricht von dir hören. — Mir war es gar nicht recht. Ich fragte den Bedienten: ob ich auf den Abend zurück kommen würde? er wußte es nicht. Du lieber Himmel! dachte ich, das kann dauern bis morgen, und dann kommt Fritz und findet mich nicht, er wird unruhig werden, und ich erfahre auch nicht, wo meine Taube geblieben ist? Was war zu thun? Ich nahm mir vor, im Nothfall der Fürstin zu sagen, daß Fritz auf mich warte.

Geschwind lief ich an den Brunnen und wusch mich fein sauber, dann sprang ich auf meine Kammer, zog ein rothes Mieder mit silbernen Hesteln und fünf neue Röcke an. Ehe ich noch recht wußte, wie mir geschah, saß ich schon im Wagen, und klitsch! klatsch! ging es zum Dorfe hinaus. Die Leute sperrten die Mäuler weit auf: Bergfeld's Christel! flüsterte man hier; Bergfeld's Christel! zischelte man dort; wo mag sie hinfahren? Es war mir wunderlich zu Muthe. Ich kannte jeden Baum und jeden Strauch in der ganzen Gegend, aber aus dem Wagen kam mir Alles ganz anders vor. Ich schämte mich, daß der Lakai hinter mir stand, ich nöthigte ihn herein in den Wagen, aber er lachte und wollte nicht kommen.

Als wir etwa eine halbe Stunde gefahren waren, machte mich das sanfte Schaukeln ganz schläfrig. Ich fing an zu nicken, und fuhr mit Schrecken in die Höhe, als der Wagen plötzlich still hielt. Da standen wir vor einem prächtigen Schlosse, an einer großen Treppe, und zwei schnurrbärtige Grenadiers spazirten auf und nieder. Eine Menge Bedienten liefen hin und her und Köche mit weißen Schürzen. Ich mußte aussteigen und die große Treppe hinaufgehen, da schallte es, wenn ich ging, wie in der Kirche. Man führte mich in ein Zimmer, das war voller Menschen, auch vornehme Damen darunter, die bald Dies, bald Jenes hin und her trugen. Es roch in dem Zimmer so süß wie Gewürznelken, und an der Decke waren Engelchen gemalt und eine schöne große Frau mit Hunden, die trug das erste Viertel auf dem Kopfe.

Nachdem ich das Alles eine Zeit lang angegafft hatte, wurde ich herein gerufen zu der Fürstin. Ich wollte einen tiefen Knix machen, und fiel der Länge lang auf den Boden, denn der Boden war so glatt wie ein Spiegel. Die Fürstin lächelte wohl, aber sie lachte mich doch nicht aus, denn sie ist eine herzensgute Frau. Die sollte Er kennen, lieber Herr, und die ganze Welt sollte sie kennen. Wenn die gottlosen Franzosen solche Fürstinnen hätten, was gilt's, sie würden sie auf den Händen tragen.

Wie heißest du, liebes Kind? hub sie an. — Ich heiße Christel Bergfeld. — Wie alt bist du? — Siebzehn Jahr. — Ich habe viel Gutes von dir gehört, und will für dein

Glück sorgen. — Ich machte einen Knix. — Möchtest du wohl heirathen? — O ja. — Das freut mich, ich werde dir einen braven Mann aussuchen. — Ach, gnädigste Fürstin! das wäre zu viel Gnade, ich will schon sehen, daß ich mir selbst Einen aussuche. — Sie lächelte. — Hast du vielleicht schon eine Wahl getroffen? — Ich stockte und wurde blutroth. Das macht, ich dachte an Fritzen. Aber ich schwieg mäuschenstille, denn es wollte sich doch nicht schicken, daß ich Fritzen vor einer Durchlauchtigen Fürstin so geradezu nannte. Nun sprach sie ein Langes und ein Breites von einem Tafeldecker, den sie mir zum Manne geben wollte. Da sollte ich in der Stadt wohnen, und in seidenen Kleidern gehen, und was weiß ich Alles. Mich überfiel eine Bangigkeit, ich konnte nicht reden, und konnte auch die Thränen nicht verschlucken.

Was fehlt dir, gutes Kind? sagte die Fürstin, mit einer sanften, süßen Stimme, daß mir das Herz ganz weich davon wurde. Gewiß hast du schon was Liebes? Gestehe es mir nur gerade heraus. —

Als sie mir das Messer so an die Kehle setzte, da platzte ich endlich los, und nun ging es wie ein Strom aus meinem Munde. Nicht das Kleinste behielt ich auf dem Herzen. Fritz war immer mein drittes Wort, und daß ich's kurz mache, ich sagte ihr geradezu, daß ich mit meinem guten Willen nie eines Andern Weib sein würde. Mir war bange, sie möchte es übel nehmen, aber sie blieb freundlich wie zuvor. Bedenke nur, sagte sie, wenn du den Tafeldecker heirathest, so

brauchst du dich um Nichts zu bekümmern; du hast eine Köchin, und kannst die Hände in den Schooß legen. Wirst du aber Fritzens Weib, so mußt du selber in die Küche treten, die Suppe an's Feuer setzen und das Geschirr aufwaschen. — O, das thu' ich recht gern! Mit Fritzen wird hernach die Suppe desto besser schmecken. — Meinst du? Aber verstehst du denn auch, was zu einer ordentlichen Hausfrau gehört? Kannst du kochen und backen, nähen und waschen? — O ja. — Du bist sehr keck mit deinem »O ja," und ich wette doch, wenn ich dich auf die Probe stelle, du verstehst nicht einmal ein Huhn oder eine Taube zu schlachten. — Hm! antwortete ich ein wenig spöttisch, das wäre arg. Einem Huhn den Hals abzuschneiden, oder einer Taube das Messer zwischen den Schnabel zu setzen, und ihr ritsch! den halben Kopf weg zu säbeln, das wäre auch wohl eine große Kunst. Das möchte ich doch Einmal sehen, sagte die Fürstin, und wandte sich zu einem hübschen, blutjungen Herrn, der hinter ihr stand, und der ein silbernes Achselband trug. Sie befahl ihm, er sollte in die Küche gehen und eine Taube und ein Messer für mich holen. Der junge Herr lachte in sich hinein wie ein Schalk, und lief fort. Vergiß nicht, liebes Kind, warnte mich die Fürstin, daß, wenn du nur geprahlt hast, und die Taube nicht zu schlachten verstehst, du statt Fritzen den Tafeldecker heirathen mußt. — Das kam mir lächerlich vor; ich versprach, den Tafeldecker auf der Stelle zu heirathen, wenn ich die Taube nicht auf Einen Schnitt um's Leben brächte; und ich

bedauerte nur den schönen glatten Fußboden, weil das Blut darauf tröpfeln würde.

Das hat nichts zu bedeuten, sagte die Fürstin lächelnd, und eben trat der junge Herr mit der Taube herein. Aber wie erschrack ich! es war meine Taube. Ich erkannte sie auf den ersten Blick. Zum Ueberfluß hing ihr noch ein Zettelchen am Halse, worauf geschrieben stand: Schlacht' mich nicht, ich bin Fritzens Taube. Ich blieb mit offenem Maule stehen, sah bald die Fürstin und bald den jungen Herrn an, und wußte nicht, was ich davon denken sollte. Der junge Herr, merkte ich wohl, hatte Lust zu lachen, aber die Fürstin war ganz ernsthaft. Nun? sagte sie, laß' deine Geschicklichkeit sehen. — Ich diese Taube schlachten! rief ich, und die Thränen schossen mir in die Augen; lieber wollte ich mir selber den kleinen Finger abschneiden. Ich liebkoste das arme Täubchen, und wurde von ihm geliebkost; aber nun sah ich erst, daß ihm ein Flügel gelähmt war. Das machte mich ganz wild, ich vergaß wo und bei wem ich war, ich schalt auf die unbarmherzigen Menschen, und nahm kein Blatt vor den Mund. — Wozu das Geschwätz? hub die Fürstin endlich an: Kannst du die Taube schlachten oder nicht? — Hundert Tauben will ich schlachten, nur diese nicht. — So wirst du dir gefallen lassen, den Tafeldecker zu heirathen.

Ich sah die Fürstin wehmüthig an, als wollte ich sagen: das ist Ihr Ernst nicht. Aber sie machte mir ein strenges Gesicht, und befahl mir, bei ihren Kammerfrauen zu bleiben, bis

sie mich wieder rufen lassen würde. Ich mußte dem jungen Herrn folgen, mein armes Täubchen blieb bei der Fürstin zurück. Unterwegs erzählte mir mein Führer, die Fürstin sei Tages zuvor auf der Jagd gewesen, und als sie gegen Abend am Rhein herunter geritten, sei plötzlich in der Nähe ein Schuß gefallen, man habe sich umgesehen, da sei eine Taube mitten zwischen dem Gefolge niedergestürzt, und weil sie ein rothes Bändchen mit einem Briefchen um den Hals getragen, so habe man sie der Fürstin gebracht, die das Briefchen gelesen, und befohlen, die Taube mitzunehmen. Gleich darauf habe sich der Schütze sehen lassen, der einen blauen Rock mit schwarzen Knopflöchern und eine runde Locke getragen; er sei hastig aus dem Busche getreten, und habe allem Ansehen nach große Lust gehabt, die Taube für sich zu behalten; aber aus Respekt vor der Fürstin sei er mit dem Hut in der Hand von ferne stehen geblieben.

Das ist der gottlose Adjunctus! rief ich, und weinte. Der junge Herr brachte mich zu den Kammerfrauen, die gar schöne freundliche Damen waren, und mir Konfekt und Kaffee vorsetzten, aber ich konnte weder essen, noch trinken. Zwar sagten sie mir auch, daß man meiner armen Taube den gelähmten Flügel mit Balsam bestrichen, und daß sie nicht sterben würde: aber mir war eng und weh um's Herz, ich quälte mich mit traurigen Gedanken, wie es werden würde, wenn ich den Tafeldecker heirathen müßte, und was Fritz dazu sagen würde? Als der Abend hereinbrach, wollte ich

nach Hause, man ließ mich nicht fort. Die Menschen begegneten mir wohl alle recht freundlich, aber sie ließen mich doch nicht fort. Ich wurde in ein schönes weiches Bett gelegt, und konnte gar nicht schlafen. Während die Andern um mich her schnarchten, betete ich recht inbrünstig, und — Gott verzeihe mir die Sünde! — ich stieß auch manche Verwünschung gegen den Adjunctus aus. Mit Sonnenaufgang war ich aus dem Bette, saß am Fenster und weinte. Die schönen Damen lachten mich aus, und sprachen mir Muth ein, aber wo sollte ich Muth hernehmen ohne Fritzen! — Das dauerte so den lieben langen Tag, und noch zwei andere Tage. Ich wollte verzweifeln vor Unmuth und Langeweile, bis endlich der junge Herr wieder kam, und mich zu der Fürstin berief. Aber Fritz, nun ist die Reihe an dir, erzähle, wie es dir unterdessen erging.

Wunderlich genug, sagte der Mann; ich stieg froh und wohlgemuth aus dem Bette, und ließ mir gar nicht träumen, was für seltsame Dinge unterdessen vorgefallen waren. Ich schickte mich eben an, das Wasser aus meinem Kahne zu schöpfen, weil ich hinüber wollte zu Christeln, da kam ein fürstlicher Stallknecht geritten, fragte, wie ich hieße? und als ich ihm antwortete: Fritz Heinemann, befahl er mir, auf der Stelle mit ihm nach der Stadt zu kommen, weil die Fürstin mich sprechen wolle. Anfangs hielt ich's für Spaß, und meinte, er solle mich ungeneckt lassen; aber er fluchte wie ein Pandur, und ließ mir kaum so viel Zeit, meine Sonntagsjacke anzuziehen. Gar zu gern hätte ich es

wenigstens bis auf den andern Tag verschoben, weil ich dachte, Christel wird auf mich warten, und es ist doch besser daß die Fürstin wartet, als Christel; überdies hatte ich meiner Christel viel, sehr viel zu sagen, und der Fürstin nicht ein Sterbenswörtchen; das half Alles nichts, ich mußte über Hals und Kopf mit fort trollen. Als wir auf das Schloß kamen, wurde ich in einen schönen großen Garten geführt, da saß die Fürstin auf einem hölzernen, grün bemalten Stuhle, und vor ihr hin lief eine lange, lange Allee, und am Ende der Allee stand ein rundes Gartenhäuschen, sie nannten es einen Tempel. Es ist mir noch immer, als ob ich alles Das vor mir sähe. Um die Fürstin herum waren viele schöne Herren und Damen. Ich machte einen großen Krapfuß, und hielt meinen Hut vor den Bauch.

Wie heißest du? fing die Fürstin an. — Durchlauchtigste Ihre Durchlaucht, antwortete ich, ich heiße Fritz Heinemann. — Das ist mir lieb, sagte sie, du bist ein braver Bursch, fromm und fleißig, ich will dir auch eine gute Frau geben. — Ach! mit der Frau hat's gute Wege, die will ich mir schon selber suchen. — So? Aber ich habe dir des Tafeldeckers Tochter zugedacht. Sie ist hübsch und hat Geld. — Je du lieber Gott! ich weiß wohl Eine, die auch hübsch ist, und auch Geld hat, und für die ich durch's Feuer liefe. — Laß' doch hören, wer wäre denn die? — Christel Bergfeld, mit Respekt zu sagen, Durchlauchtigste Ihre Durchlaucht, und in meinem Leben kann ich kein anderes Mädchen heirathen; das wäre eben so, als ob der Main nicht

mehr in den Rhein fließen sollte. — Wahrhaftig? Aber will sie dich denn auch? — O ja, sie will wohl, wenn nur der Vater wollte. — Du mußt sie zu verdienen suchen. — Hat sich was zu verdienen! Ich habe Christeln lieb, und Christel meint, das sei Verdienst genug. — Ja, für Christeln, aber nicht für den Vater. Wie wäre es, wenn du mich zur Freiwerberin machtest? — Ich scharrte einen Kratzfuß. — Aber umsonst thue ich es nicht; du mußt mir versprechen, mir wenigstens drei Jahre als Soldat zu dienen. — Ei warum das nicht! Christel ist nicht älter als siebzehn Jahr, und ich nicht älter als zweiundzwanzig. Hat doch der Erzvater Jakob vierzehn Jahr um die schöne Rahel die Schafe hüten müssen, und Rahel war gewiß nicht so hübsch als Christel. — Sie lachten Alle wie die Narren, als ich das so treuherzig heraus sagte.

Gut, Fritz Heinemann, fuhr die Fürstin fort, du wirst Soldat werden, aber kannst du auch schießen? — Warum nicht? Es ist wohl eine große Kunst, eine Flinte abzudrucken! — Das Schießen allein macht es nicht aus, man muß auch treffen. — Je nun, wenn das Ding, das ich treffen soll, mir nahe genug ist — Was meinst du, kannst du wohl versprechen, in einer Entfernung von zwanzig Schritt eine Taube todt zu schießen? — O ja. — Wohlan, das wollen wir bald seh'n, aber trifft du die Taube nicht, so wird auch Christel nicht dein Weib. — Nur her mit der Taube. —

Die Fürstin winkte, flugs liefen ein Paar Bedienten fort, kamen um eine kleine Weile wieder, der Eine gab mir

eine schöne blanke Flinte in die Hand, und der Andere band zwanzig Schritte von mir eine Taube an einen Strauch. Ich warf meinen Hut weg, und schlug die Flinte an. Als ich aber recht nach der Taube blinzelte, mein Seel', da kam es mir vor, als wäre es unsere Taube. Wie der Blitz lief ich hin, sie war es. Um ihren Hals hing ein Zettelchen mit den Worten: Schieß' mich nicht, ich bin Christel's Taube. — Je du lieber Gott! schrie ich, wo kommst du her, armes Täubchen? — Das kann dir gleich viel gelten, sagte die Fürstin, schieß' nur. — Ich diese Taube schießen? Lieber wollte ich ein Auge aus dem Kopfe verlieren. — Hast du nicht versprochen? — Ja, wenn es nur sonst eine berühmte Taube wäre, die, zum Exempel, aus Noah's Kasten, oder die des türkischen Lügenpropheten; aber Christel's Taube! Durchlauchtigste Ihro Durchlaucht soll wissen, daß mein Vater und Christel's Vater einen langen Prozeß über die verwünschten Tauben mit einander geführt haben, und sind einander grimmig Feind worden, weil mein Vater ein halbes Hundert auf Einmal todt schoß. Soll ich nun mit Christeln auch einen Prozeß führen? und auch grimmig Feind werden? Durchlauchtigste Ihro Durchlaucht, das geht nimmermehr an, denn wir lieben einander wie die Tauben, und diese hier hat ehrlich und redlich unsere Briefchen getragen; der Gott sei bei uns mag wissen, wie sie in die Gefangenschaft gerathen, und wollte ich gern einen feisten Hammel d'rum geben, wenn ich sie wieder mitnehmen dürfte. — Das sagte ich, und noch Allerlei, was mir in den Mund

kam. Ich gab die süßesten Worte, aber Alles vergebens. Die Fürstin wurde zornig und ließ mich auf die Hauptwache führen. Da saß ich drei Tage und machte Kalender. Zwar ließen sie mir nichts abgehen, und der Offizier gab mir zu essen von seinem eigenen Tische; aber ich wurde doch in den drei Tagen so mager wie ein Häring, weil ich immer dachte: du lieber Gott! was soll daraus werden? und was wird Christel denken? — Endlich hieß es: Marsch! die Fürstin will noch Einmal mit dir reden. — Ich wurde wieder in den Garten geführt — aber Christel, nun ist es an dir, du erzählst besser als ich.

Der junge Herr, sagte die Bäuerin, der mich abholte, brachte mich geradesweges auf den Platz im Garten, den Fritz beschrieben hat. Da saß die Fürstin mit ihrem ganzen Hofstaat. Aber ich mußte seitwärts stehen bleiben, und sie redete nicht ein Wort mit mir. Es währte nicht lange, so kam auch Fritz von der anderen Seite. Als er mich sah, und als ich ihn sah, schrien wir Beide laut auf, und wären einander gern in die Arme geflogen, wenn der Respekt es zugelassen hätte. Die Herren und Damen vom Hofe hielten Schnupftücher und Fächer vor die Gesichter, ich merkte wohl, daß sie lachten; aber die Fürstin blieb ganz ernsthaft, und sah fast ungnädig aus. Ein Lakai brachte ihr unsere Taube, sie nahm sie auf den Schoß, rief mich näher, und fragte: ob ich noch nicht entschlossen sei, die Taube zu schlachten? — Ich kann wahrhaftig nicht, sagte ich mit Thränen; meine Hand würde zittern, und mein Herz würde brechen.

— Nun, verſetzte die Fürſtin, ſo ſtelle ich dir hier den Tafeldecker als deinen Bräutigam vor. Sie zeigte auf einen kleinen bucklichten Menſchen, der neben mir ſtand, und mir einen freundlichen tiefen Bückling machte. —

Lieber Herr, ſagte ich zu ihm, heirathe Er mich ja nicht. Es geht nicht gut, denn ich liebe Fritzen, und ich ſage es Ihm vorher, daß es übel ablaufen wird.

Es gibt noch Ein Mittel, ſagte die Fürſtin, und wandte ſich zu Fritzen, der unterdeſſen ein groſſes Stück aus ſeinem Hute gekniffen hatte; wenn dieſer junge Menſch ſein Verſprechen hält, mir drei Jahre als Soldat zu dienen, und zur Probe, daß er mit Schießgewehr umzugehen verſteht, auf der Stelle dieſe Taube todt ſchießt. — Das wird er nicht thun, rief ich haſtig, das wird er gewiß nicht thun! — Nach ſeinem Gefallen, verſetzte die Fürſtin; wenn er es nicht thut, ſo ſteht ſeine Braut auch ſchon neben ihm. — Fritz erſchrack und ſah ſich um; ein groſſes, häßliches Menſch, mit einer Haube auf dem Kopfe, ſchielte ihn mit frechen Blicken an. — Nun Fritz, was meinſt du? fuhr die Fürſtin fort, willſt du Dieſe oder Jene? — Hat ſich was zu fragen, Durchlauchtigſte Ihro Durchlaucht, ich will meine Chriſtel haben. — So greif' nach der Flinte. — Fritz glurte verſtohlen nach mir hin, und wußte nicht was er thun ſollte. Wie war es doch, Fritz? Was ſprachſt du zu mir?

Der Bauer nahm das Wort: Je nun, ich meinte, eine Taube wäre doch immer nur eine Taube; es käme auf einen herzhaften Druck mit dem Finger an, ſo wäre es geſche-

hen; Christel sollte lieber nicht hingucken; es wäre doch besser, daß wir uns heiratheten, als daß die Taube leben bliebe, die nicht einmal ein Männchen habe. — So? sagte Christel, und du könntest unser armes Täubchen wirklich todt schießen? — Ich meinte, wenn ich nur erst ein Paar Gläser Branntwein im Leibe hätte, so wollte ich mir wohl ein Herz fassen. — Aber da erinnerte mich Christel an die vielen Briefchen, welche die Taube ihr zugetragen, und wie ich sie aus den Klauen des Habichts errettet; und wie Christel mir den ersten Kuß dafür gab, der mir noch wie Feuer auf den Lippen brannte. Kurz, sie machte mich so weichherzig, daß mir das Schluchzen ankam, und ich sagte: Durchlauchtigste Ihro Durchlaucht, thun Sie mit mir was Sie wollen; aber dem armen Täubchen thue ich ein für alle Mal nichts zu Leide. — Da machte die Fürstin ein böses Gesicht. Wohlan, sagte sie, ihr habt euer Unglück euch selbst beizumessen.

Mit diesen Worten setzte sie die Taube auf die Erde, welche stracks die Allee hinab zu laufen begann, gerade auf das runde Häuschen zu, das in der Ferne stand. Mir und Christeln befahl die Fürstin, der Taube zu folgen, wohin sie uns führen würde; dort sollten wir unser Schicksal erfahren. Wir gehorchten, und ein schnurrbärtiger Grenadier mit aufgepflanztem Bajonnet ging zwischen uns, daß wir uns nur von der Seite anschielen konnten. Hinter uns hörten wir kichern und lachen, das schnitt mir durch die Seele. Die Taube ging, hüpfte und flatterte immer vor uns her,

immer auf das runde Häuschen los; denn Er muß wissen, guter Herr, daß man die Taube nur dort gefüttert, und ihr in vierundzwanzig Stunden nichts zu fressen gegeben hatte, d'rum war sie hungrig, und fragte weder nach mir, noch nach Christeln. Wir schlichen trübselig hinterdrein, bis wir endlich vor die Thür gekommen waren, die that sich plötzlich auf, und was sahen wir da? — Mein Seel! den Herrn Adjunctus im völligen Ornat, hinter einem Altare, und den Küster neben ihm. Wir konnten alle Drei vor Verwunderung nicht ein Wort reden. Es war mir gar nicht lächerlich zu Muthe, aber ich mußte doch schier lachen über seine wunderlichen Grimassen. Unsere Durchlauchtigste Landesfürstin, hub er endlich an — und seine Lippen zitterten, die Nasenspitze war ihm ganz gelb geworden — unsere Durchlauchtigste Landesfürstin hat mir allergnädigst befohlen, das erste Paar, welches hier hereintreten würde, ohne weitere Umstände zu kopuliren. — Potz Wetter! wir ließen uns das nicht zweimal sagen. In fünf Minuten waren wir Mann und Weib, und der Herr Adjunctus mußte uns noch obendrein gratuliren. Als wir wieder herauskamen, ging der Grenadier nicht mehr zwischen uns. Mein Vater und Christel's Vater kamen uns entgegen, waren versöhnt, und umarmten uns. Da mußte ich weinen, daß mich der Bock stieß, und Christel weinte auch. Die liebe gnädige Fürstin beschenkte uns zu guter Letzt reichlich, wegen der vielen Angst, die wir ausgestanden hätten, wie sie meinte. Aber das Kostbarste, was wir mit uns nahmen, war die Taube; die haben

wir mit Sorgfalt und Liebe gefüttert bis auf den heutigen Tag, wo sie endlich vor Alter gestorben ist.

Hier endigten die guten Leute ihre Erzählung, die, nach manchem Kriegsgetöse und Schlachtgetümmel, dem Hauptmann von A** eine sanfte Erquickung gewährt hatte. Er schlief die Nacht ruhig und süß auf seinem Feldbette. Der folgende Tag war gerade ein Rasttag, und er freute sich, noch länger unter diesen Kindern der Natur und Unschuld verweilen zu können. Wirth und Wirthin waren schon ganz vertraut mit ihm geworden. Gegen Abend näherte sich ihm die Bäuerin ein wenig schüchtern, erzählte ihm, Fritz habe für die Taube im Garten, unter einem Rosenstrauche, ein Grab gemacht, und weil sie ihrem Liebling doch gern eine letzte Ehre erzeigen wollten, so wären sie auf den Einfall gerathen, ihn zu bitten, durch seine Trommelschläger und Pfeifer bei der Beerdigung ein wenig Musik machen zu lassen; sie wollten nachher die Leute aus Dankbarkeit gut bewirthen. Der Hauptmann willigte gern darein, und so wurde das gute Täubchen mit lautem Schluchzen und gedämpften Trommeln zur Erde bestattet.

Die klagenden Ehemänner.

(Ein rührendes Drama.)

Spielende Personen:

Der Powatan, Oberregent von Virginien.
Der Fürst der Chikahaminer, sein Schwiegervater.
Die weise Quarlatamma, Präsident des Staatsraths.
Ebhasah Thami Mezun, vormaliger marokkanischer Ambassadeur am dänischen Hofe.
Ein Siamese. Ein Pernauer. Ein Lappländer. Ein Südsee-Insulaner. Ein Karaibe. Ein Grönländer. Ein Irokese. Ein Russe. Ein Ostindianer. Ein Neger. Ein Jude. Ein Einwohner der Insel Kermesa. Ein Tagelöhner von Worcester. Mehrere Europäer aus allerlei Ständen.

Sämmtliche spielende Personen erscheinen mit ihren Weibern.

(Der Schauplatz ist in Virginien.)

Erste Scene.

(Der Palast des Powatan. Man führt den Fürsten der Chikahaminer herein.)

Der Fürst (zu seinem Gefolge).

Man melde meine Ankunft sogleich meinem Schwiegersohne.

(Einer aus dem Gefolge entfernt sich.)

Der Fürst (geht unruhig auf und nieder, bis endlich der Powatan hereintritt, dem er mit raschen Schritten entgegen eilt). Ha! mein Sohn! was muß ich hören!

Der Powatan. Willkommen, Schwiegervater! sprich, was hast du hören müssen?

Der Fürſt. Du willſt meine Tochter, die reizende Murra, verſtoßen?

Der Powatan. Wir können es mit der reizenden Murra nicht länger aushalten.

Der Fürſt. Warum nicht? War ſie nicht das ſchönſte Mädchen ihrer Nation? Hat ſie nicht die lieblichſten kleinen Augen, eine platte Naſe und einen weiten Mund?

Der Powatan. Alles wahr, die Reize ihres Körpers hatten uns bezaubert, aber wir verlangen, daß unſere Gemahlin nicht allein ſchön, ſondern auch tugendreich ſei. Der Kummer nagt an unſern Herzen, wie ein Pfahlwurm im Holze. Wir müſſen ſterben, ſo wenig Luſt wir auch dazu haben, wenn wir dieſes verhaßte Band nicht bald entzwei ſchneiden. Ach Vater! ſo weit die Sonne ſcheint — und vermuthlich ſcheint ſie überall — findeſt du keinen unglücklicheren Ehemann als uns.

Der Fürſt. Erkläre dich deutlicher, was vermiſſeſt du an der ſchönen Murra?

Der Powatan. Gleich in den erſten Tagen unſerer Verbindung mußten wir mit Schrecken wahrnehmen, daß ſie nicht einmal ordentlich zu barbiren verſteht. Du weißt, wie nothwendig die Kunſt, den Bart abzunehmen, einer treuen Hausfrau iſt; aber ach! dieſer Bart, zu deſſen hilfreicher Freundin Natur und Sitte ſie beſtimmte, iſt von unſerer erſten Gemahlin verlaſſen! — O! — (Er weint.)

Der Fürſt. Ich fühle und theile deinen gerechten Schmerz. Leider iſt es unverzeihlich, daß die ſchöne Murra

nicht barbiren kann; aber du haſt ja der bartſcheerenden Weiber mehrere, und wenn meine Tochter durch andere Tugenden dieſen Mangel erſetzt —

Der Powatan. Ja, wenn! — Aber wenn wir dir nun ſagen, daß die Ungeſchicklichkeit im Barbiren eine unſerer geringſten Klagen iſt? — Wir mögen dein zärtliches Vaterohr nicht lange quälen. Auch haben wir noch nicht gefrühſtückt. Höre nur noch Eines, das Wichtigſte — und ſchaudere!

Der Fürſt. Laß hören!

Der Powatan. Du wirſt es nicht glauben wollen, denn ſo lange Powatan's regieren, das heißt, ſo lange die Welt ſteht, iſt ein ſolcher Gräuel nicht erhört worden. Die ſchöne Murra miſcht ſich nie in Staatsgeſchäfte!

Der Fürſt. Iſt es möglich!

Der Powatan. Ihr gilt es gleich, ob wir Krieg führen oder Frieden ſchließen; ob wir unſere Unterthanen gnädigſt kochen oder huldreichſt braten. Gähnend ſitzt ſie im Staatsrathe, ſchweigt und ſpielt mit ihrer Federſchürze.

Der Fürſt. Ha! wie konnte ein ſo ungerathenes Kind aus dem Blute der Chikahaminer entſprießen!

Der Powatan. Du biſt gerecht, Schwiegervater, du weißt, daß es die erſte Pflicht der Gattin eines Fürſten iſt, die Staatsgeſchäfte zu verwalten. O reizende Murra! du biſt untauglich zu dieſer Pflicht, und folglich müſſen wir dich ohne Barmherzigkeit verſtoßen.

Der Fürst. Du hast Recht, mein Sohn, ein Weib das weder barbiren, noch den Staat verwalten kann, ist eine unnütze Kreatur. Aber — warum soll ich es verbergen — noch immer spricht in meinem Herzen die Stimme der Natur für meine ehemals geliebte Murra. Bedenke, Sohn, daß es der geplagten Ehemänner so viele auf der Welt gibt, als Fische im Meere und Sand am Ufer. Aber die Götter verliehen den meisten die köstliche Gabe der Geduld —

Der Powatan. Auch das würden wir versuchen, obgleich einem Powatan nicht zugemuthet werden kann, sich mit der Geduld zu befassen; aber ach! nur die Ueberzeugung, daß wir unter allen Ehemännern der Geplagteste sind, konnte uns zu dem Entschlusse bewegen, dein Vaterherz zu kränken.

Der Fürst. Unter allen der Geplagteste? Glaube das ja nicht. Diese schöne Männerplage ist von den Göttern über jeden Welttheil ausgegossen worden, und du kannst dich keine Tagreise lang in deinem Palankine schauckeln lassen, ohne auf einen Ehemann zu stoßen, der eben so keck, als du, behauptet, der Unglücklichste zu sein.

Der Powatan. Aber wird er es auch mit dem nämlichen Rechte behaupten, als wir?

Der Fürst. Er wird es wenigstens glauben, und wenn er sich eben so elend fühlt, als du, so gilt es gleich viel, ob ein ungeputzter Bart, oder eine andere Sache von ähnlicher Wichtigkeit, sein Leben verbittert.

Der Powatan. Der heutige Tag wird zeigen, ob du Recht habeſt. Wir können dir nicht verhalten, daß wir ſchon vor Jahr und Tag auf Mittel ſannen, die ſchöne plattnaſichte Murra mit guter Manier los zu werden. Einer unſerer Staatsminiſter, die alte Quarlaſamma, gab uns den Rath, Herolde in die weite Welt zu ſchicken, welche überall, wo ſie hinkommen, Folgendes auszutrompeten verbunden ſind:

„Der groſſe Powatan und Oberregent von Virginien, thut Jedermänniglich kund und zu wiſſen, daß er eine böſe Gemahlin, die ſchöne Murra, beſitze, welche, trotz ihrer platten Naſe und ihres weiten Maules, an allen übrigen weiblichen Vollkommenheiten Mangel leidet. Er glaubt ſich daher befugt, ſich für den unglücklichſten Ehemann auf dem Erdboden zu halten, und fordert einen jeden, an Weiber gefeſſelten Erdbewohner auf, der da vermeint, geplagter zu ſein, als er, ſich an dem und dem Tage, in der und der Stunde, in ſeinem Palaſte einzufinden, und ſein vermeintliches Elend darzuthun. Ergibt es ſich alsdann, daß wirklich Einen unter ihnen ein bedauernswürdigeres Los traf, als den groſſen Powatan; ſo macht dieſer Oberregent ſich anheiſchig, ihm ſeine Frau abzunehmen, und ihn noch überdieß mit Schätzen zu überhäufen. Wird im Gegentheil erwieſen, daß das Oberhaupt der Virginier wirklich auch das Oberhaupt der geplagten Ehemänner ſei, ſo müſſen ſämmtliche Verſammelte, die ihm dieſen Vorzug abzuſtreiten

wagten, unter sich losen, und Derjenige, welchen das Los trifft, muß ohne Barmherzigkeit die schöne Murra mit sich nehmen."

Diesen Rath gab die weise Quarlasamma, und wir säumten nicht, ihn zu befolgen. Unsere Herolde haben ein Jahr lang die ganze Welt durchstrichen und aus allen Kräften trompetet. Heute ist endlich der merkwürdige Tag, an welchem dieser große Streit entschieden werden wird. Schon wimmeln unsere Vorhöfe von Fremden aus allen Ländern, schwarz, roth, gelb und weiß, mit Hüten und Mützen, in engen und weiten, langen und kurzen Röcken. Unser Thron ist aufgeschlagen, wie du siehst, und bald wird die bunte Menge an den Stufen desselben erscheinen. Wir werden in möglichster Kürze ihre Klagen hören und ihre Ansprüche abwiegen, denn wir müssen dir im Vertrauen gestehen, daß unser Vorrath von Lebensmitteln nicht hinreicht, ein so zahlloses Volk lange zu bewirthen.

Der Fürst. Theurer Sohn! wo ich nicht irre, so hat die weise Quarlasamma dich für den Narren gehalten. Du bist nicht der erste Powatan, dem ein Solches widerfährt. Sie ist im Staatsrath grau geworden, und hat dir auf eine feine Art zu verstehen geben wollen, was ich dir ohne Umschweife sagte, nämlich daß vom Orenoko bis zum Missisippi, und von den Cordilleras bis zu den Bergen im Monde alle Ehemänner gleiche Klagen führen. Schon die zahllose Menge der Fremden, welche in deinen Vorhöfen hungert, kann dir das zur Genüge beweisen. Alle hungern

gern und ohne Murren, weil ſie hoffen, ihre Weiber hier los zu werden.

Der Powatan. Wie ſanft werden wir unſer Regentenhaupt dieſen Abend niederlegen, wenn die ſchöne Murra nicht mehr die Zierde unſers Palaſtes ſein wird. — Wohlan! wir beſteigen den Thron unſerer Väter. Schwiegervater, ſetze dich zu unſerer Rechten. Der Platz hier zur Linken iſt für deine reizende Tochter beſtimmt. — Man öffne die Thore, und laſſe Kläger und Beklagte hereintreten.

(Die koſtbaren Flügelthüren, aus Weidenzweigen geflochten, werden aufgethan. In einer Minute iſt der Saal buntſcheckicht angefüllt, und draußen prügeln ſie ſich um hereinzukommen. Die Männer fluchen, die Damen kreiſchen, die Leibwache theilt Rippenſtöße aus. Dieſe ſanfte Art der Ueberredung beruhigt ſie nach und nach.)

Eine Europäerin (zu dem Powatan). Ew. Majeſtät haben eine unverſchämte Leibwache, die beinahe ganz nackend geht, und unglücklicherweiſe habe ich meinen Fächer im Gedränge verloren. Wenn man Damen einladet, ſo ſollte man wenigſtens ſeinen Soldaten befehlen, dasjenige Kleidungsſtück nicht zu vergeſſen, welches der bückeburgiſche Leibarzt nur Kindern zu tragen verbietet.

Der Powatan. Um aller Götter willen! Schwiegervater! haſt du je etwas Häßlicheres geſehen? große blaue Augen, eine hügelichte Naſe, ein winzig kleiner Mund — wahrlich! wir können uns nicht enthalten zu lachen, daß unſer Regentenbauch davon erſchüttert wird.

Die Europäerin. Sind Ew. Majeſtät von Sinnen?

ich habe durch meine Schönheit ein Dutzend Nebenbuhlerinnen zur Verzweiflung gebracht.

Der Powatan. Warte, du wirst sogleich die reizende Murra sehen und verstummen.

(Die schöne Murra erscheint, und nimmt ihren Platz zur Linken ihres Gemahls ein. Die weise Quarlasamma, an der Spitze von zwanzig alten Weibern, welche den ehrwürdigen Staatsrath ausmachen, lagert sich auf den Stufen des Thrones. Es entsteht ein Gesumse, wie von Millionen Käfern. Sämmtliche Damen messen sich mit spöttischen Blicken.)

Eine Lappländerin. Mein Gott! was für drollige Figuren hier versammelt sind! (Zu einer Engländerin, die neben ihr steht.) Schämen Sie sich denn gar nicht, Madame, so lang und schlank gewachsen zu sein?

Die Engländerin. Was will das kleine Unthier mit seinen krummen Beinen?

Die Lappländerin. Freilich sind meine Beine krumm, und ich bin stolz darauf. Es sind die schönsten krummen Beine in ganz Lappland.

Eine Siameserin. Aber die Ohren! die Ohren! Wer hat sie größer, als ich?

Die Engländerin (spöttisch). Und wessen Zähne sind schwärzer, als die Ihrigen?

Die Siameserin. Sie kränken meine Bescheidenheit, mich so in's Antlitz zu loben.

Eine Marokkanerin (mit Empfindlichkeit). Die magere Dame mit dem schwarzen Haar scheint zu vergessen, daß hier auch gewisse rothhaarige fette Weiber sind —

Die Siameſerin. Was hilft die Fettigkeit, wenn die Backenknochen nicht gehörig hervor ſtehen?

Die Lappländerin. Und der Kopf nicht größer iſt, als der übrige Körper.

Die Engländerin (laut lachend). Ha! ha! ha! über die ungeſtalten Mißgeburten!

(Die ſchönen beleidigten Damen fallen mit vieler Sanftmuth über die Engländerin her und zerzauſen ſie.)

(Der Powatan gebietet Ruhe. Die Leibwache unterſtützt ſein Gebot durch kräftige Erinnerungen. Der Lärm verliert ſich nach und nach wieder in ein Sumſen. — Die geplagten Ehemänner werden aufgefordert, ihre Beſchwerden vorzutragen. „Welcher unter euch," ſo ruft der Powatan mit lauter Stimme, „hält ſich für unglücklicher, als ich?" Ein fürchterliches Echo gibt ihm ſein Ich zurück.)

Der Fürſt der Chikahaminer. Habe ich das nicht vorher geſagt?

Der Powatan. Es rede Einer nach dem Andern, damit das Trommelfell unſerer Regentenohren nicht entzwei ſpringe.

Ein Europäer (tritt auf). Großer Powatan! und ihr, eingeſchrumpfte Mitglieder des würdigſten Staatsraths! Hier neben mir ſteht mein Quälgeiſt! Laßt euch nicht bezaubern durch die großen ſchönen Augen und die griechiſch geformte Naſe —

Der Powatan. Fürchte nichts, mein Freund, ich habe in meinem Leben nichts Abſcheulicheres geſehen.

Der Europäer. Zu ſpät muß ich bereuen, daß die

Reize dieſes Körpers, dies ſeidene Haar, welches ſie mit Geſchmack zu kräuſeln verſteht —

Der Powatan. Kann ſie auch barbiren?

Die Frau. Warum nicht? Wenn ich Luſt habe es zu verſuchen —

Der Powatan (zu dem Manne). Nun, was verlangſt du mehr?

Der Mann. Ich verlange Beſcheidenheit, Einſchränkung in ihren Wirkungskreis. Ich verlange, daß ſie ſich nicht lächerlicherweiſe in die Politik miſche; daß ſie ſich um ihre Küche und nicht um Staatsgeſchäfte bekümmere.

Der Powatan. Thut ſie das? Worüber beklagſt du dich denn?

Der Mann. Sie iſt ſo ſtolz auf ihre alte Familie, daß ſie ſich auf Viſitenkarten nicht einmal meines Namens bedient.

Der Siameſer. Gerade das Gegentheil iſt eine von meinen Klagen. Meine Frau iſt ſo unverſchämt, meinen Namen führen zu wollen.

Der Europäer. Sie hat die für eine Dame ſo ekelhafte Gewohnheit, Tabak zu rauchen.

Der Siameſer. Glücklicher Mann! Bei der meinigen kann ich es weder durch Bitten, noch Drohungen dahin bringen.

Der Europäer. Das, wodurch einſt die Geſandtſchaft der Hunde ſich Jupiters Fluch zuzog, thut ſie in den größten Geſellſchaften ungeſcheut.

Der Siameſer. Daran thut ſie ganz Recht. Die Meinige gibt, wider alle Zucht und Sitte, einer albernen Schamhaftigkeit Raum.

Der Europäer. Kurz, ich kann ihre häuslichen Tugenden in zwei Worte faſſen: ſie verſteht Konſituren einzumachen.

Der Siameſer. Es geht dir mit den Konſituren, wie mir mit meinen Lieblingsſpeiſen, faule Eier, und allerlei Ungeziefer, die meine Frau freilich ſehr ſchmackhaft zubereitet. Aber das iſt noch nicht genug zum Glück des Lebens. Du möchteſt ſagen, großer Powatan, daß ihr breites Geſicht, ihre hohen Kinnbacken, ihre großen Ohren, und ihre von Betelkauen ſchwarz gefärbten Zähne mich nothwendig beglücken müßten —

Der Powatan. Nein, guter Freund, das möchte ich nicht ſagen.

Der Siameſer. Anfangs ging auch Alles recht gut. Ich nannte ſie junger Diamant, junger Himmel, ſie nannte mich junges Gold, junge Blume; ihr breites Geſicht erheiterte ſich ſo oft ich kam, ihr lächelnder Mund zeigte die ſchwarzen Zähne, und ihre großen Ohren wackelten. Aber ach! welche Untugenden mußte ich bald an ihr gewahr werden! ſie raucht keinen Tabak! ſie vergißt zuweilen den Wohlſtand ſo ſehr, daß ſie die Schüſſel oder den Teller, welchen ſie mir darreicht, nur mit Einer Hand anfaßt! und oft habe ich ſogar ſehen müſſen — o Jammer! — daß ſie ſich im Kopfe gekratzt hat!

Ein Italiener. Bruder Siameser, laß uns tauschen, meine Frau kratzt sich nie im Kopfe. Ich würde auch sonst so ziemlich mit ihr zufrieden sein, wenn mich nicht das fürchterliche Unglück betroffen hätte, am Tage unserer Verbindung wahrnehmen zu müssen, daß das Kleinod ihrer Unschuld nicht zu ihrem Brautschatz gehörte.

Ein Peruaner. Glücklicher Gatte! hier neben mir steht die schöne Dello, die mir leider! dieses Kleinod unverletzt überliefert hat.

Ein Lappländer. Reiche mir die Hand, Unglückskamerad! mir ist's eben so ergangen. Während die Gespielinnen meines Weibes hundert begünstigte Liebhaber hatten, in deren Armen sie nicht allein Ehre und Ruhm, sondern auch eine reiche Aussteuer erwarben, hat diese heuchlerische Dirne, die ich für ein braves, wohlerzogenes Mädchen hielt, nicht den Werth eines Rennthiers verdient, und mir nur allein die Aussteuer zugebracht, die gar keinen Werth hat.

Der Italiener. Freund Lappländer, wenn du keine andere Klage über dein Weib zu führen weißt, so danke Gott und schweige.

Der Lappländer. Ich schweigen? — nachdem ihre Bosheit sich unterstanden hat, meine Trommel und meinen Hammer anzurühren? wenn ich von der Jagd zurückkomme, weigert sie sich sogar, mir gekaute Erlenrinde in's Gesicht zu speien. — Nein, ich fühle mich so elend, daß, wenn der große Powatan mir dieses Weib nicht vom Halse schafft,

ich meinen Schlitten anspanne, auf die Bärenjagd fahre, und den Tod suche.

Ein Holländer. Ich fahre mit dir, und finden wir ihn da nicht, so suchen wir ihn auf dem Wallfischfang. Wenn der groſse Powatan, wie ich nicht zweifle, nur ein einzigesmal in Amsterdam gewesen ist, so wird er wissen, daß Reinlichkeit unter die Charakterzüge der Holländer gehört. Nun sehe man nur meine schmutzige Ehehälfte. Wie kann ich mit einer Frau leben, die nicht einmal rein von Ungeziefer ist!

Ein Karaibe. Ich beneide dich, Bruder Holländer. Wie wollte ich schmausen, wenn das meine Frau wäre. Bei der meinigen finde ich leider solche Leckerbissen nie.

Der Holländer. Selten geht sie mit mir zu Tische, weil alles, was ich esse, ihr nicht gut genug ist.

Ein Südsee-Insulaner. Danke dem Himmel, daß er deinem Weibe Bescheidenheit verlieh. Meine Frau ist so unverschämt, daß sie immer mit mir an einem Tische essen will.

Der Holländer. Sie schminkt sich, und wollte neulich sogar auch mich schminken.

Der Karaibe. Daraus sieht man, daß sie ihre Pflichten kennt. Die Meinige versteht es sehr schlecht, mich zu bemalen.

Der Holländer. Schon als Mädchen verletzte sie den Wohlstand durch ihren frech entblößten Busen.

Der Karaibe. Das beweißt, daß sie eine gute Erzie-

hung genoß. Ich war einmal auf dem Punkt, meine Braut sitzen zu lassen, weil sie, wieder alle Zucht und Ehrbarkeit, bei einer feierlichen Gelegenheit nicht ganz nackend erschien.

Der Holländer. Und wenn sie alle meine Leiden mir wenigstens durch Vaterfreuden vergelten könnte! Aber auf ihr ruht der Fluch der Unfruchtbarkeit —

Der Karaibe. Darüber kann ich nicht klagen. Dagegen hat mein Weib die Grille, so oft es Mutter wird, selbst im Bette liegen zu wollen, da es doch meine Schuldigkeit ist, das Wochenbett zu hüten.

Der Holländer. Wie süß ist es, wenn Mann und Weib traulich mit einander an einem Tische sitzen, und die Pfänder ihrer Liebe um sie hergelagert sind.

Der Südsee-Insulaner. Dicker Freund, ich verstehe dich nicht. Was sollen Mann und Weib an einem Tische zusammen machen?

Ein Ostindianer. Das wäre sehr unschicklich.

Ein Neger. Wider allen Wohlstand.

Viele Stimmen aus mehreren Nationen. Keine Frau darf sich das unterstehen!

Der Südsee-Insulaner. Hörst du, Bruder Holländer? — Man ist schon gefällig genug, wenn man ihr zuweilen erlaubt, Schweinefleisch zu essen.

Ein Jude. Schweinefleisch? wo denkst du hin?

Der Südsee-Insulaner. Aber die meinige hat Lust, Thunfische und die besten Pisange zu schmausen, so gut als ich. Wenn ich sie nun derb durchprügle, so erkennt sie zwar diesen Beweis meiner Liebe —

Ein Russe. Sehr natürlich.

Der Südsee-Insulaner. Aber selbst meine Wohlthaten fesselten sie nicht. Solltest du glauben, großer Powatan, daß ich das erste Kind, welches sie geboren, blos aus Liebe zu ihr am Leben gelassen? da es doch nur bei mir stand, ihm ein Stück angefeuchtetes Zeug auf die Nase zu legen, um es dadurch zu ersticken. Solltest du glauben, daß sie die Undankbarkeit so weit treibt, mich alle Jahr auf's neue zum Vater zu machen? durch welche schändliche Fruchtbarkeit sie sich bereits den Spottnamen Kindergebärerin zugezogen.

Der Holländer (von mehreren Europäern unterstützt). Was! dieser ehrwürdige Name dient euch zum Spott?

Ein Irokese. Wozu denn? Hörtest du nicht, daß der Nachbar aus der Südsee wohl gar schon im ersten Jahre Vater geworden? und läßt sich eine größere Schande denken?

Ein Bewohner der Insel Formosa. Die Herren schwatzen und reden, daß man beinahe glauben muß, in Europa sei die wahre Ehre unbekannt. Jedermann weiß, welch' eine Schande es ist, wenn eine Frau vor ihrem fünfunddreißigsten Jahre in die Wochen kommt. Die meinige ist erst neunundzwanzig Jahr alt, und ist schon fünfzehnmal schwanger gewesen; fünfzehnmal habe ich ihr die Frucht durch unsere Priesterinnen aus dem Leibe treten lassen, aber nun, das sechzehnte Mal hat kein Treten und Trampeln helfen wollen. Vor Kurzem hat sie mir

wirklich die Schande angethan, ein gesundes Kind auf die Welt zu setzen, und ich bin allen meinen Freunden zum Spott und Gelächter geworden.

Der Karaibe. Unglücklicher Mitbruder! O warum mußte Luko der erste Mensch, aus dessen Nabel alle übrigen hervorgingen, auch Weiber zu unserer Plage entstehen lassen! Ich warb um meine Frau, wie es gewöhnlich ist, noch ehe sie geboren war, und sie wurde mir zugesagt, im Fall das Kind ein Mädchen sein würde. Da es nun wirklich ein Mädchen war, so zeichnete ihm die vernünftige Mutter mit Ruku ein Kreuz auf den Bauch, damit ich es wieder erkennen könnte. Seit ihrem achten Jahre ließ ich sie bei mir schlafen, und gab mir alle Mühe, sie selbst zu bilden. Aber sie ist herangewachsen, und hat keine meiner Hoffnungen erfüllt. Wenn sie mir einen Trank von Uiku zubereiten soll, so kaut sie die Wurzeln nie vorher gehörig durch.

Der Holländer. Pfui! du bist ein unsauberer Gesell!

Der Karaibe. Ihre Bosheit geht so weit, daß sie meinen Tod wünscht. Als ich neulich einen Kahn in's Wasser stieß, berührte sie ihn mit dem Finger, wodurch sie ihn völlig unbrauchbar machte, und eine gewisse Freiheit, deren sie sich dabei bediente, war hinlänglich, mir den sichern Untergang auf dem Meere zu bereiten.

Ein Deutscher. Ich merke wohl, der Karaibe ist nicht so dumm, als unsere Kompilatoren in ihren Länder- und Völkerkunden ihn machen wollen. Er glaubt an Sym-

pathie, jene geheimnißreiche Kraft der Natur, für welche ich vergebens Sinn und Gefühl in meiner Minna zu erwecken suche. Der Mond, der heilige keusche Mond! in dessen Strahlen ich so sanft und himmlisch schwärme, erregt nicht mehr Mitgefühl in ihr, als eine gemeine Gassenlaterne. Nie habe ich sie überreden können, an meinem Arm, im Mondschein über die bethauten Fluren zu wandeln.

Ein Grönländer. Du solltest froh darüber sein. Deine Minna ist eine ehrbare Dirne, die da wohl weiß, was Zucht und Sitte von ihr heischen. Du nennst den Mond keusch? und doch ist der ganzen Welt bekannt, daß keine Jungfrau sich ohne Gefahr von seinen Strahlen bescheinen laßt. Mir ist es leider mit meiner Kurora so ergangen. Drei Abende hintereinander fand ich sie im Mondschein vor der Hütte, und ehe ich sie jetzt wieder zum Weibe nehme, will ich lieber schwören, in meinem Leben keinen Tropfen Seehundsblut zu trinken.

Der Powatan. Schwiegervater, bald haben wir das Ding satt. Die Kerls wissen alle nicht, was sie wollen.

Unarlasamma. Großer Powatan, neige dein Ohr herab, hier steht schon wieder einer, der da klagen will.

Der Powatan. Ja sie klagen alle, aber unser Regentenmagen hungert, und in allen ihren Klagen ist nicht so viel Menschenverstand, als man auf die Spitze eines Pfeiles legen kann.

Ein Europäer. Ew. Majestät werden geruhen, nur noch meine Beschwerden anzuhören. Sie sind wichtiger als die des ganzen Haufens.

Der Powatan. Nun laß hören, und mach es kurz.

Der Europäer. Meine Familie schwatzte mir ein reiches, aber häßliches Mädchen auf, fett und rothhaarig, mit geschminkten Wangen und gefärbten Augenbraunen —

Der Marokkaner Elhajah Ihami Medun. Um Vergebung, wenn ich dich unterbreche. Du nennst ein fettes rothhaariges Geschöpf häßlich? läßt sich etwas schöneres denken, als ein Mädchen, dessen Wangen von Cochenille glühen, dessen Speckhals mit Punkten von Antimonium umgeben ist, dessen Augenlieder mit Kahol schwarz, die Hände und Finger aber mit Henna brankgelb gefärbt sind? Leider sind es gerade diese Vorzüge, welche mich in das Netz des Ehestandes lockten.

Der Powatan. Ich verbiete mir den Streit über die Schönheit eurer Weiber. Wenn hier von Schönheit die Rede wäre, so dürfte unsere plattnasichte Murra mit einer Jeden messen. Aber hier ist die Frage von ganz andern Dingen.

Der Europäer. Du hast Recht, großer Monarch —

Der Powatan. Die Powatans haben immer Recht.

Der Europäer. Man gewöhnt sich an Schönheit wie an Häßlichkeit, nur muß die letztere nicht in Widerlichkeit ausarten. So erweckt es mir zum Beispiel Ekel, wenn ich sehen muß, daß meine Gattin alle ihre Zähne verloren hat, durch die üble Gewohnheit, die Suppe heiß hinunter zu schlingen, und nie darauf zu blasen.

Der Marokkaner. Großer Prophet! welch ein selt-

samer Mann! gerade diese Sittenlosigkeit, auf die Suppe zu blasen, empört täglich mein feineres Gefühl.

Der Europäer. Und wenn sie wenigstens durch heitern Frohsinn die Mängel ihrer Gestalt ersetzte. Ich bin ein Liebhaber von muntern Gesellschaften, aber in den ersten acht Monaten unserer Ehe habe ich sie nicht ein einziges Mal überreden können, aus dem Hause zu fahren.

Der Marokkaner. Wollte der Himmel ich könnte das nämliche sagen!

Der Europäer. Besuchen mich meine Verwandte, so verschließt sie sich in ihr Kabinet, und läßt sich gar nicht sehen.

Der Marokkaner. Ach! die meinige thut gerade das Gegentheil! So oft mein Bruder zu mir kömmt, hat sie sogar die Frechheit, ihr Gesicht zu entblössen.

Der Europäer. Um die Wirthschaft bekümmert sie sich gar nicht. Es thäte Noth, ich ginge selbst auf den Markt, um Butter einzukaufen.

Der Marokkaner. Und das ist etwa nicht deine Pflicht? kaufe ich denn nicht täglich Butter ein, ob ich gleich Ambassadeur am dänischen Hofe war?

Der Europäer. Durch alle diese Untugenden hat sie sich bereits so verhaßt gemacht, daß unter zehn meiner Freunde kaum einer mich fragt: wie befindet sich deine Frau?

Der Marokkaner. Ei das ist eben ein Beweis, daß deine Freunde zu leben wissen.

Der Powatan. Nun, da werde mir einer klug daraus.

Ein Irokese. Die Leute schwatzen in den Tag hinein wie die Enten auf dem See Ontario. Der dort beschwert sich, daß seine Frau sich mit der Politik abgibt, ich hingegen halte es für ein Unglück, daß die meinige sich durchaus nicht in Staatsgeschäfte mischen will —

Der Powatan. Recht mein Freund, das ist ein großes Unglück.

Der Irokese. Nicht einmal bei der Wahl eines Oberhauptes wollte sie ihre Stimme geben.

Der Powatan. Das ist unverzeihlich.

Der Irokese. Jener dort rühmt sich, er habe seine Frau geschlagen, ich hingegen bekomme täglich Prügel von der meinigen, die wohl weiß, daß es eine Schande für mich wäre, wenn ich mich gegen sie wehrte. Dort steht gar ein Narr, der über die Unfruchtbarkeit seines Weibes Klage führt, und ich möchte toll werden, daß die meinige mir schon im ersten Jahre ein Kind geboren. — Gerechter Powatan! du siehst, daß deine Pflicht es heischt, vor allen andern **meine** Frau zu deiner Gemahlin zu machen.

Tausend Stimmen. Nein! die meinige! die meinige!

Der Powatan. Ei ja doch! wenn ich ein Narr wäre. Ihr denkt, die Powatans haben nichts anders zu thun, als Frauen zu nehmen. Ihr hört ja wohl, daß, weit entfernt, uns noch mehr Weiber auf den Hals zu laden, wir die schöne Murra je eher je lieber los sein wollen.

Einige Stimmen. Wir berufen uns auf deine Herolde, und auf alles, was sie in deinem Namen versprochen haben.

Der Powatan. Ei seht doch, ein Herold kann mehr versprechen, als tausend Powatans zu halten vermögen. Kurz, macht mir den Kopf nicht warm. Wir haben unsere Regentenpflicht erfüllt, und nun mag die weise Quarlasamma sehen, wie sie sich heraus hilft.

Quarlasamma (erhebt sich von ihrem Sitze). Im Namen des versammelten Staatsraths! Nachdem wir die widersprechenden Klagen der hier anwesenden Ehemänner wohl erwogen, ziehen wir daraus den Schluß: daß sie sämmtlich nicht wissen, was sie wollen. Ein Jeder begebe sich mit seiner theuren Ehehälfte geduldig nach Hause, und der große Powatan umarme die schöne Murra.

Der Fürst der Chikahaminer. Wohl gesprochen!

Der Powatan. Dummer Schnickschnack!

(Die Väter murren. Eine Empörung droht auszubrechen.)

Ein Tagelöhner aus Worcester (tritt auf). Beruhigt euch! Die weise Quarlasamma hat den rechten Zipfel nicht gefaßt. Ich bin der Mann, der euch eure Weiber alle abnimmt.

Tausend Stimmen. Sei willkommen, du Wohlthäter des Männergeschlechts!

Der Powatan. Guter Freund, weißt du auch, was du redest?

Der Tagelöhner. Besser als ihr alle. Bei mir zu Lande

bindet man den bösen Weibern einen Strick um den Hals, führt sie zu Markte, und bietet sie zum Verkauf aus. Es findet sich immer ein Narr, der sie kauft, und ich habe noch vor Kurzem eine für fünf Pfund Sterling verhandelt, die nicht fünf Schilling werth war.

Der Powatan. Wohlan, mein Freund, empfange hier aus meinen Händen die schöne Murra.

Alle durcheinander. Hier ist Kunara — hier ist Dello — hier ist Minna —

Der Tagelöhner. Nur her damit! Ew. Majestät werden die Gnade haben, mir aus Dero Magazinen so viele Stricke, als ich bedarf, verabfolgen zu lassen.

Der Powatan. Wir sind gnädig und gewähren dir deine Bitte. Doch auch gegen seinen Magen hat der Regent heilige Pflichten. Deshalb wollen und gebieten wir, daß dieser frohe Tag sogleich durch ein herrliches Gastmahl gefeiert werde.

(Die Beschreibung dieses Gastmahls liefere ich vielleicht im vierten Bande.)

Nachschrift. Wer etwa glauben möchte, die Erfindungskraft des Dichters habe in diesem Drama ihr Spiel getrieben, der beliebe darüber nachzulesen: John Smith's Reisen, Archenholz's Literatur und Völkerkunde, dessen England und Italien, Büffon's Naturgeschichte, Geschichte von Grönland, Cook's letzte Reise, Sitten der Wilden, Höst's Nachrichten von Marokko und Fez, Iselin's Geschichte der Menschheit, Meiner's und Spittler's historisches Magazin u. a. m.

Das stolze Bewußtsein.

(Eine persische Erzählung.)

Die Strahlen der Abendsonne hüpften auf den Wellen des Tigris, als der reiche Ali sich in seinen bezaubernden Gärten unter einen Granatäpfelbaum legte, und indem er aus einer goldenen Schale die süßen Beeren der Traube von Schiras einzeln pflückte, die Kühlung des heitern Abends genoß. Mit Wohlbehagen streckte er sich in's weiche Gras, sah die bunten Blüten des Baumes auf dem blauen Grunde des Himmels, lächelte sanft und sprach: »Allah! ich bin glücklich! mein sind diese reizenden Gärten und jener schimmernde Palast; mein ist ein gutes liebevolles Weib, mit Augen so blau als jener Horizont, und Wangen so roth als diese Blüten; mein sind zwei liebenswürdige Knaben, deren Unschuld heiterer lächelt als diese Abendsonne. Doch mehr als Alles verdanke ich dir, Gott! die Ruhe meines Gewissens, die innere Zufriedenheit, die alle Schätze des Kalifen von Bagdad aufwiegt. Die Thautropfen, welche auf diesen Blumen glänzen, erinnern mich nicht an vergossene Thränen; kein Nachhall eines Seufzers irrt um meine Paläste; Wohlthun erwarb mir Reichthümer und edle Liebe gab mir ein Weib. Meine Schätze rosten nicht vom Hauch irgend einer Verwünschung, und die Pfeiler meines Glückes ruhen nicht auf fremden Trümmern."

So sprach er, als plötzlich ein süßer Hauch ihn anwehte, gleich einem Zephir, der in Mahomed's himmlischen Gärten über Blumenbeeten säuselt, und mit Rosenduft geschwängert um den lieblichen Busen einer Houri flattert. Er blickte auf und sah einen Jüngling, dessen Gewand von Abendroth gewebt, und dessen braunes Haar mit Sternenschimmer durchflochten war. Er schwebte wie ein Wölkchen, dem die untergehende Sonne einen goldenen Saum leiht; sein Auge glich einer Thauperle am frühen Morgen, und sein Mund einer halb geöffneten Rosenknospe. Als er näher kam, fingen die schlummernden Vöglein wieder an zu zwitschern, die Blumen öffneten ihre Kelche, und die Blüten der Bäume reiften schnell zu süßen Früchten.

Ali faltete seine Hände kreuzweis über der Brust, stand gebückt und schlug die Augen nieder. »Fürchte dich nicht,« so hauchte die Stimme des Geistes, und ihr Ton glich dem sanften Gemurmel der Quelle, dem leisen Gelispel der Blätter. »Fürchte dich nicht! ich bin ein Bote des guten Dsrosmades. Geh, sprach sein Gedanke, und hemme Ali's Uebermuth. Hebe den Schleier von seinen Augen, daß er hell sehe und verstumme.«

»Heil mir!« versetzte Ali mit bebender Stimme, »daß ich ein Gedanke der Gottheit bin! Sprich, Bote des Himmels! Ohr und Herz stehen dir offen. Vertilge den stolzen Uebermuth, den mein Blödsinn edles Bewußtsein nannte.«

Der Geist. Du rühmtest dich: keine Thräne des Kum-

mers bethaue deine Gärten, kein Nachhall eines Seufzers irre um deine Paläste; rede, woher dieser Ruhm?

Ali. Dank dem Schicksal, das mir einen Biedermann zum Vater gab! ich erbte das Beispiel seiner Tugenden und war reich. Unter dieser schönen Erbschaft fand sich auch der wohlthätige Hang zur Gastfreiheit. Die stille Hütte, mein kleines Eigenthum, verwandelte sich nach und nach, durch Fleiß und Menschenliebe, in das Caravanserai, welches du noch auf jenem Hügel erblickst. Dort war jeder Pilger mir willkommen. Den Armen erquickte ich mit Ruhe, und den Leidenden mit Trost; der Kranke wurde mein Bruder und der Verwaiste mein Sohn.

Eines Tages saß ich im Schatten der Palmen an der Pforte, als ein Mann daher wankte, der mich mit hohlen Augen anstarrte. Ich lud ihn freundlich ein, bei mir zu übernachten, und er folgte mir schweigend. Nachdem ich seine Füße gewaschen, Teppich und Polster zum bequemen Lager ihm geordnet hatte, ließ ich Sorbet und Früchte auftragen, um dem, durch Sonnenglut und brennenden Sand erhitzten Wanderer einen ruhigen Schlummer zu bereiten. Aber er wollte nichts anrühren. Sein Blick irrte wild umher, und seinen verschlossenen Lippen entschlüpfte kein anderes Wort, als nur die Bitte, ihn allein zu lassen. Mir schien es, ein herber Kummer nage an seinem Herzen, oder ein böses Gewissen foltre ihn. Ich ließ ihn allein. Meine Sklaven hörten seinen wankenden Fußtritt bis gegen Morgen; auch dann noch, als er still auf den Polstern lag, störte sein krankes Aechzen die Ruhe meiner Wohnung.

Mich rief ein Geschäft früh nach Bagdad; ehe ich ging, empfahl ich den Pilger der Obhut der Meinigen. Als ich gegen Abend heimkehrte, keuchte einer meiner Sklaven mir entgegen, mit dem Bericht, unser Gast sei dem Tode nahe, und habe schon oft mit Sehnsucht nach mir gefragt. Ich eilte zu ihm, da lag er mit gebrochenen Augen, kaum noch seiner Sinne bewußt und röchelte. Ich bückte mich über ihn, und ergriff seine kalte Hand. Er heftete seinen erloschenen Blick auf mich, versuchte zu stammeln, raffte seine letzten Kräfte zusammen, und zog einen kostbaren Ring vom Finger, den er mir zitternd darreichte. Dieser Ring — hub er dreimal an, und dreimal versagte die gelähmte Zunge ihm den Dienst. Er starb wenige Minuten nachher in meinen Armen. Nie habe ich erfahren, wer er war, noch woher er kam.

Ich ließ seinen Leichnam ehrlich zur Erde bestatten. Den Ring betrachtete ich als ein Vermächtniß seiner Dankbarkeit, und trug ihn lange an meinem Finger, bis ich einst von der Noth eines armen Kaufmanns hörte, der in meiner Nachbarschaft wohnte, und einen kleinen Handel mit Seide trieb. Ohne sein Verschulden war er in tiefe Armuth gerathen; ein Weib und vier Kinder litten Hunger, und der Kadi hatte befohlen, sein Haus und Hof den hartherzigen Gläubigern einzuweisen.

Zum ersten Male wünschte ich mir Reichthümer, und trauerte, daß ich nicht so viel entbehren konnte, um meinem redlichen Nachbar zu helfen. Als ich so meine Hände in

den Schooß faltete, und nachdenkend herabsah, fiel mir der Ring in die Augen. Halt! dachte ich, hier ist noch Hilfe. Wie könnte ich das Vermächtniß jenes dankbaren Pilgers besser anwenden, als zur Rettung eines Unglücklichen. Wenn der Geist des vormaligen Besitzers mich noch umschwebt, so billigt er gewiß den Gebrauch, den ich von seinem Geschenke mache. Rasch sprang ich auf, eilte zu einem Juwelenhändler, und erfuhr zum ersten Male mit Erstaunen, wie kostbar das Kleinod sei, welches ich feil bot. Er zahlte mir dreitausend goldene Tomans dafür, die ich, trunken von Freude, dem armen Hoffnungslosen brachte.

Schon ein Dritttheil dieser Summe wäre hinreichend gewesen, sein kleines Eigenthum zu retten; aber das Schauspiel der Verzweiflung einer unglücklichen Familie bei meinem Eintritte in ihre Wohnung, und die plötzliche Verwandlung in den frohsten Jubel, bei meiner unerwarteten Hilfe, hatten mein Herz so bewegt, daß ich ihm die ganze Summe schenkte. Er kann es brauchen, dachte ich; mir bleibt so viel als ich bedarf, und ich habe dem Glücke meines Bruders nichts aufgeopfert, als einen elenden Fingerzierath. Glücklicher als er schlich ich nach Hause, und genoß das Bewußtsein einer guten Handlung. Mein fleißiger Nachbar zog bald darauf nach Samarkand, wo er wahrscheinlich reich und froh noch heute mein Andenken segnet.

Einige Wochen nach dieser Begebenheit klopfte mitten in der Nacht ein Pilger an mein Thor, und bat um Herberge, in einem Tone, als ob er des Bittens ungewohnt

sei. Ich nahm ihn freundlich auf, er betrachtete mich neugierig vom Kopf bis zu den Füßen; ich bewirthete ihn zwei Tage lang, so gut ich konnte, er benahm sich dabei, als ob es so sein müßte. Vom Morgen bis auf den Abend spähte er in meiner Wohnung umher, wollte Alles wissen, was da vorging, meine Lebensweise, mein Thun und Lassen; er holte die Sklaven hinter meinen Rücken aus, und runzelte die Stirn, wenn sie mir Gutes nachsagten. Schon fing dieser Gast an mir beschwerlich zu werden, als am dritten Morgen mein geretteter Nachbar mit seinen Kindern neu gekleidet zu mir kam, und Thränen des Dankes und der Freude weinte. Ich stand mitten unter ihnen und war herzlich froh. Der fremde Pilger schien auch gerührt, doch dünkte mich, ich läse in seinen Augen Mißtrauen oder Mißgunst. Kaum war der Nachbar fort, als er mich bei Seite zog, und auf eine Art befragte, als ob er ein Recht dazu habe: ob ich es sei, der einen kostbaren Ring an den Juwelenhändler in Bagdad verhandelt? — Ich bejahte die Frage. — Verkaufteſt du den Ring aus Noth? fuhr er fort. — Wenn fremde Noth, versetzte ich, auch eigne Noth ist (wie es wohl Menschlichkeits wegen sein sollte), ja, so verkaufte ich ihn aus Noth. Du bist eben Zeuge gewesen, wie jene Summe sich segenreich verzinste. — Er schwieg einen Augenblick, dann hub er wieder an mit einem merklichen Beben in seiner Stimme: wo hatteſt du den Ring her? — Ich erzählte ihm, wie ich daran gekommen, und als ich von dem Tode des Mannes sprach, der

ehemals den Ring besessen, da heiterte sein Gesicht sich merklich auf; ich mußte ihm die kleinsten Umstände wiederholen, die Gestalt des Verstorbenen beschreiben, und ihn endlich gar an sein Grab führen. Lange stand er schweigend davor, aber es glänzte eine gewisse Zufriedenheit in seinen Blicken. Plötzlich fiel er mir um den Hals, küßte mich, nahm Abschied von mir, und versprach, ich solle bald wieder von ihm hören.

Ich sah ihm staunend nach, er wählte die Straße nach Bagdad. Ich wußte nicht, was ich aus dem Sonderling und seinem geheimnißvollen Betragen machen sollte; da aber unter meinen menschlichen Gebrechen die Neubegier von jeher eines der geringsten war, so vergaß ich ihn bald, und zwei Monate verstrichen unter gewohnten Beschäftigungen, ohne daß irgend etwas mich an diese unerklärbare Begebenheit erinnerte. Aber an einem heitern Morgen weckte mich ein Bote des Kalifen aus meiner ruhigen Einförmigkeit. »Du sollst, so lautete sein Befehl, augenblicklich nach Bagdad kommen, und dich in der Burg des Beherrschers der Gläubigen melden.« Ich gehorchte wider Willen. Was soll ich bei dem Beherrscher der Gläubigen, da ich doch weder schmeicheln noch Possen reißen, weder kuppeln noch Geld erpressen kann? So dachte ich auf dem Wege nach der Stadt, und bedauerte den schönen Morgen, der ungenossen verstrich; denn drei Dinge sind mir zuwider: die Sonne zwischen hohen Mauern, die Nachtigall im Käficht, und der Mensch in Palästen.

Ich hatte Rechnung darauf gemacht, in den Vorhöfen des Kalifen warten zu müssen, und mich von Hofschranzen begaffen zu lassen, bis auf den Abend. Um so mehr erstaunte ich, als bei dem Namen Ali alle Thüren aufflogen, alle Gesichter lächelten und alle Rücken sich beugten. Jetzt trat ich in das Gemach des Kalifen, und blieb ehrerbietig an der Thür stehen. Ein verschleiertes Mädchen ruhte auf einer Ottomane; der Beherrscher der Gläubigen, welchen sie zu beherrschen schien, saß neben ihr, hielt ihre Hand in der seinigen, und sah ängstlich forschend bald auf sie, bald auf mich. Es erfolgte eine ziemlich lange Pause. Endlich sagte das Mädchen Nein und stand auf. So darf ich hoffen? fragte der Kalife zärtlich. — Ja, versetzte das Mädchen mit zitternder Stimme und verschwand.

Jetzt kehrte er sich zu mir, umarmte mich mit Entzücken, sah mir starr in's Gesicht, und fragte: kennst du mich nicht mehr? — Ich betrachtete ihn genau, siehe da, es war der geheimnißvolle Pilger, der mir einst die Geschichte des Ringes abfragte.

„Ali!" sprach er, „noch immer bin ich dir den Dank für deine gute Bewirthung schuldig. Was ich dir sonst noch verdanke, erräthst du nicht, allein es ist mehr, als selbst der Kalife von Bagdad vergelten kann. Ich kenne dich, deine Art zu leben und zu handeln; ich biete dir meine Freundschaft an. Sage mir immer die Wahrheit, und theile meine Schätze."

Ich erstaunte, und forschte vergebens nach dem Zufall,

der mich so plötzlich zum Liebling eines großen Fürsten erhob. Nie habe ich erfahren, wer jenes Mädchen war, das erst Nein und dann Ja sagte, und wie dieses Nein und Ja mit meinem Schicksal zusammen hingen. Genug, der Kalife hielt Wort, er hörte die Wahrheit gern und überhäufte mich mit Reichthümern. Oft — ich darf kühn mich dessen rühmen — oft habe ich die unterdrückte Armuth gegen Macht und Reichthum vertheidigt; oft das Schwert der strengen Gerechtigkeit dem Kalifen entwunden, und das Füllhorn seiner Gnade geschüttelt. Helfen konnte ich freilich nicht Allen, aber ungehört ging keiner von mir. Nur Schade, daß der Kalife und ich so ziemlich die Einzigen in ganz Bagdad waren, welchen ein solches Verfahren behagte. Die Schmeichler grinsten uns freundlich in's Gesicht, und hohnlächelten hinter unsern Rücken. Feile Richter, stolze Pfaffen und raubsüchtige Höflinge verbitterten mir das Leben. Ich mochte es nicht länger ertragen, sehnte mich nach Ruhe, und bat den Kalifen um meine Entlassung. Er bewilligte meine Bitte ungern, aber er bewilligte sie doch. Von den reichen Geschenken seiner Großmuth baute ich mir hier am Ufer des Tigris jenes reizende Landhaus, pflanzte diese Gärten, und erweiterte mein Karavanserai. Hier lebe ich nun schon acht Jahre in beneidenswerther Ruhe; Wohlthun und Liebe versüßen meine Tage, und von den Millionen Menschen, von welchen die stolze Residenz wimmelt, vermisse ich keinen, als den guten Kalifen, und seinen Neffen, einen liebenswürdigen, mit den herrlichsten Anlagen begabten

Jüngling. In den ersten Jahren nach meiner Flucht aus dem Getümmel der großen Welt pflegte der Kalife mich zuweilen zu besuchen, aber nun ist es schon lange her, seit wir einander nicht gesehen. Vermuthlich haben Krieg, Geschäfte, Zerstreuungen und tausend neue Verkettungen von Umständen das Bild seines alten Freundes, wo nicht ganz aus seinem Herzen verwischt, doch mehr in den Hintergrund gestellt. Gern verzeihe ich ihm diesen Anschein von Vernachläßigung, und genieße, ihn segnend, die Gaben seiner Huld. Nun sprich, freundlicher Genius, war es Uebermuth zu glauben, daß keine Thräne des Kummers diese Gefilde bethaut? Gastfreiheit, Wohlthun, Gerechtigkeit und Freundschaft waren die Quellen meiner Reichthümer. Ich verdoppele ihren Genuß, indem ich sie mit dem ärmeren Bruder theilte.

Hier schwieg Ali, und blickte dem Geiste mit bescheidener Zuversicht in's Antlitz.

Kurzsichtiger Sterblicher! sprach der Genius, und hoher Ernst umwölkte seine Stirn: der nämliche Ring, welchem du dein Glück verdankst, hat zwei liebende Seelen auf ewig getrennt, ein glückliches Ehepaar höchst elend gemacht, und einem gutmüthigen Jünglinge den schmachvollsten Tod zubereitet.

Fünfzehn Jahre sind nach eurer Rechnung verflossen, seit Selim zum ersten Male Fatimen sah und liebte. Sie war schön und gut, Er arm und fleißig, eine vater- und mutterlose Waise. Fatime wog den Werth seines Herzens

gegen die Reichthümer ab, deren Erbin sie war, und schämte sich so arm zu sein. Sie schenkte Selim ihre Liebe, mehr durfte sie nicht verschenken, ohne Bewilligung eines Vormundes, der reich, und folglich hartherzig war. Ihr seid beide jung, sprach er zu den Liebenden, und was noch weit schlimmer ist, Selim ist arm. Er gehe in die Welt, versuche sein Glück, erringe durch Fleiß und Redlichkeit ein anständiges Auskommen, und rechtfertige so seine Ansprüche auf das schönste und reichste Mädchen in Bagdad. Dann kehre er zurück in seine Heimath, und er soll mir als Fatimens Bräutigam willkommen sein.

Frohes Muthes, und im Gefühl der Kraft, welche die Liebe verleiht, willigte Selim gern in jede Bedingung. Er baute Paläste auf seinen Muth und felsenfeste Hoffnung auf Fatimens Treue. Am Tage der zärtlichsten Trennung von dem Geliebten schenkte ihm Fatime einen kostbaren Ring. Verwahre dieses Kleinod heilig, sprach sie zu ihm, sechs Jahre will ich deiner harren mit der Sehnsucht einer Braut. Kömmst du in sechs Jahren nicht zurück, und sendest mir auch den Ring nicht, zum Beweise, daß du noch lebst, und mich noch liebst, so werde ich dich todt oder treulos glauben. Nach dieser feierlichen Verabredung schieden die Liebenden. Selim ging nach Indien, er gewann in Bengalen den Ruf eines fleißigen und treuen Arbeiters, und mit diesem Rufe das Zutrauen eines reichen Kaufmanns, der ihn in seiner Handlung von Stufe zu Stufe bis zum Theilnehmer derselben erhob. Unermüdet arbeitete er Tag

und Nacht, Jugend und Liebe machten seine Kräfte unerschöpflich, entzückt sah er mit jedem Abend wie die Früchte seines Fleißes sich mehrten; schon näherte sich der Zeitpunkt der süßesten Wiedervereinigung, Fatime zählte die Stunden, und Selim die Minuten.

Kurz vor Ablauf der sechs Jahre, verschaffte ein Krieg des großen Moguls gegen einige aufrührerische Nabobs, dem Handlungsgeiste Selim's Gelegenheit, eine sehr vortheilhafte Spekulation zu machen, die, wenn sie glückte, ihn auf Einmal zum wohlhabenden Manne erhob. Aber dieses Geschäft mußte ihn wenigstens ein halbes Jahr länger aufhalten, und um alle Schätze des großen Moguls hätte er es nicht wagen mögen, durch Verzögerung seinen kostbarsten Schatz einzubüßen. Ja wenn Beides sich vereinigen ließe, wenn er Fatimen Nachricht von diesem Aufschub ertheilen, wenn er ihr den Ring schicken könnte, zum Beweise, daß er noch lebe, und sie noch liebe.

Gerade als er so zwischen Unentschlossenheit und Zweifel wankte, trat Sangar herein, ein junger Mann, den Selim durch Wohlthaten aus dem Staube erhoben, und ihm die Laufbahn des erwerbsamen Fleißes geöffnet hatte. Seit mehrern Jahren Busenfreunde, kannte Sangar Selim's Hoffnungen, und hatte oft mit ihm in die Zukunft geschwärmt, wenn sie an Feierabenden sich an des Ganges Ufern unter eine Palme lagerten, und Selim's glühende Einbildungskraft ihm die Reize seiner Braut malte. Ich komme, sprach er jetzt, dir noch einmal zu danken für

die mannigfaltigen Wohlthaten, durch welche du mein Herz an das deinige gekettet. Es bietet sich mir heute eine Gelegenheit dar, mein Glück für die Zukunft zu gründen. Ich reise in wichtigen Geschäften nach Persien, und obgleich Ormuzd eigentlich der Ort meiner Bestimmung ist, so werde ich doch auch Bagdad nicht vorüber gehen, wenn dir ein Gefallen dadurch geschieht.

Bagdad! rief Selim, und plötzlich schoß ihm der Gedanke durch die Seele: dein Freund wird Fatimen sehen, er wird ihr den Ring überreichen, und sie von deiner nahen Zurückkunft unterrichten. Wortreich erzählte er nun zum zwanzigsten Male seinem Vertrauten die Geschichte des Ringes, und wie sein Glück, sein Leben, an die sichere Ueberlieferung desselben gebunden sei. Gern übernahm Sangar den Auftrag, mit einem ehrlichen Händedruck schwur er feierlich, daß nur der Tod ihn abhalten solle, den Ring in Fatimens eigene Hände zu liefern. Die beiden Freunde schieden, und Selim ging ruhig seinen Geschäften nach.

Die Schwüre der Menschen, und die Mückenspuren in den lybischen Sandwüsten, verweht beide der Hauch eines Lüftchens. Als nach einer glücklich vollbrachten Reise Sangar schon die Thürme von Bagdad erblickte, da ließ er seine Knechte und Kameele langsam vorausgehen, und bog seitwärts vom Wege ab, um sich an einem Brunnen zu erquicken, der von hohen Bäumen überschattet wurde. Wie er so leisen Trittes und mit gesenktem Haupte vor sich hinschlich, stand er plötzlich vor einem wunderschönen Mäd-

chen, das auf einer Rasenbank halb lag, halb saß, und mit nassen, niedergeschlagenen Augen die Blümchen im Grase zu zählen schien. Sangar blieb eingewurzelt auf seiner Stelle und athmete kaum. Er hatte noch nie geliebt, seine Stunde war gekommen. Die Schönheit der Unbekannten, durch ihre Schwermuth noch anziehender gemacht, die Thräne in ihrem großen schwarzen Auge, der jungfräuliche halb entschleierte Busen, Alles das erregte und belebte Gefühle, die vormals unter dem Druck der Armuth schlummerten, und nachher von der Last der Geschäfte erstickt wurden. Sangar war so versunken in das Anschauen des lieblichen Mädchens, daß er Knechte und Kameele darüber vergaß, und die hereinbrechende Nacht vergessen haben würde, wenn die schöne Unbekannte nicht von ungefähr ihr Auge gegen Himmel gewandt, und bei dieser Gelegenheit den Schatten einer Gestalt unter den Bäumen gegenüber erblickt hätte. Mit einem Ach! von Schrecken ausgepreßt, sprang sie auf, schlug den Schleier über Gesicht und Busen, und eilte so schnell vom Brunnen hinweg, daß ihre Füße kaum die Spitzen des Grases berührten.

Sangar stand leblos, ohne eine andere Bewegung als die der Augen. Er sah wie das Mädchen einige hundert Schritte weit lief, bis zu einer steinernen Bank, wo eine Sklavin und zwei kostbar gekleidete Neger sie zu erwarten schienen. Dort schwang sie sich behende auf einen schneeweißen Zelter, und flog so schnell die Straße gegen Bagdad hinab, daß ihr Gefolge sie kaum einholen konnte. In wenig

Minuten war die ganze Scene aus Sangar's Augen, aber nicht aus seinem Herzen verschwunden. Unwillkürlich sank er auf die Knie vor der Rasenbank, auf welcher die von ihrer schönen Last nur leicht gedrückten Blümchen sich ungeknickt wieder empor hoben; unwillkürlich berührten seine Lippen die Spur des niedlichsten Fußes im Sande. Schon war die Dämmerung herein gebrochen, als er gedankenvoll zu seinen Knechten zurückkehrte, die bereits besorgt um ihn waren. Er zog ein in das stolze Bagdad, aber weder die schimmernden Paläste, noch die glänzend erleuchteten, und mannigfaltig ausgeschmückten Buden vermochten seine Sinne zu rühren. Träumend ließ er die Zügel seines Kameels locker hängen, gedankenlos betrat er die Herberge, und in wachen Träumen fand ihn die Morgensonne am offenen Fenster.

Vergebens schweifte er mehrere Tage in der Residenz des Kalifen umher, vergebens schielte er nach jedem Fenster, bemühte sich jeden Schleier mit seinen Blicken zu durchbohren; er sah die schöne Unbekannte nicht wieder. Dreimal wallfahrtete er zum Brunnen, aber auch da fand er sie nicht. Eben so fruchtlos war das Bestreben, ihr Bild aus seinem Herzen zu reißen. In düstere Schwermuth versunken, trieb er sich Wochen lang herum, und schob seine Reise nach Ormuzd von einem Tage zum andern auf.

Endlich behauptete die Freundschaft ihr Recht; er erinnerte sich des Auftrags, den ihm Selim ertheilt, und es fiel ihm zum ersten Male wieder bei, warum er eigentlich

nach Bagdad gekommen? er nannte Fatimens reichen Vormund, und erfuhr mit wenig Mühe seine Wohnung. Eine Menge Sklaven umringten ihn, und fragten nach seinem Begehren. Der Herr, hieß es, sei nicht zu Hause, wenn aber sein Anbringen wichtig sei, so möge er nur indessen in den Garten treten, und daselbst ein wenig verweilen.

Sangar schlenderte eine Zeit lang im Garten herum, besah eine Bildsäule, roch an eine Blume, begaffte die Blüten eines Baumes, und hatte immer nichts gesehen und nichts gerochen. Der eine Flügel des Hauses stieß an den Garten, die Fenster waren mit grünen Stäben vergittert, und der Westwind spielte mit dem leichten Flor, der hinter den Stäben wallte. Gedankenlose Neubegier trieb Sangar an eines dieser Fenster, und als der tändelnde Zephyr eben wieder den Flor ein wenig lüftete, sah er auf einen Polster hingegossen ein schlummerndes Mädchen — Gott! es war die geliebte Unbekannte! — Seine erste Empfindung war das reinste Entzücken, — die andere das fürchterlichste Entsetzen! — Denn ach! wer konnte es anders sein als Fatime, die Braut seines Wohlthäters, seines Busenfreundes.

Er floh aus dem Garten, als jage ihn ein Gespenst. Kein endlicher Geist schildert den Kampf seiner Gefühle. Hundertmal war er im Begriff der Gewalt der Leidenschaft zu unterliegen, hundertmal richteten Tugend und Dankbarkeit ihn wieder auf. In einem Augenblicke trieb ihn der Sturm der Liebe bis vor Fatimens Wohnung, er wollte zu ihren Füßen sinken, ihr Selim's Tod berichten, und um

Gegenliebe, als um das letzte Vermächtniß seines Freundes bitten; in einem andern ergriff er hastig den Ring, rannte fort, Fatimen die nahe Zurückkunft ihres Bräutigams zu verkünden, und dann sein elendes Dasein in den Wellen des Tigris zu begraben.

So verstrich ihm langsam ein Monat unter fürchterlichen Qualen; seine Seele litt namenlose Pein, und sein Körper zehrte sich zum Schatten ab. Manchen Tag und manche Nacht lag er ohne Speise und Trank auf der Rasenbank am Brunnen, wo er Fatimen zum ersten Male sah. Sonnenglut und Regen, Hunger und Durst, Herzenskummer und Seelenqual entzündeten endlich ein schleichendes Fieber in seinem Blute; er merkte es und freute sich dessen. Müde des Lebens verschmähte er jede Hilfe, und trieb sich rastlos unter freiem Himmel in der Gegend von Bagdad herum. So kam er eines Abends vor die Pforte deines Karavanserai, und weil seine Füße ihn nicht weiter zu tragen vermochten, folgte er deiner Einladung. Das übrige ist dir bewußt. Sein erschöpfter Körper erlag endlich, er fühlte den herannahenden Tod; er fühlte ihn, und verlangte nach dir, um dir sein Geheimniß mitzutheilen, und dich zu bitten, Fatimen den Ring nebst Selim's Botschaft zu überbringen.

Du warst früh des Morgens nach Bagdad gegangen. Es mag dir entfallen sein, daß kein Geschäft, sondern nur ein freundschaftlicher Besuch dich dahin rief. Du wußtest nicht, wie viel Elend du verhütet haben würdest, wenn du

diesen Besuch aufgeschoben hättest. Als du zurückkamst, vermochte Sangar nicht mehr zu sprechen. Dreimal versuchte er es, den Namen Fatime zu nennen, aber der Name starb auf seiner Lippe, und sein Geist entfloh.

Du wähntest, er habe dir den Ring aus Dankbarkeit vermacht, du freutest dich sorglos eines Geschenks, an welches eine höhere Macht das Schicksal zweier Liebenden geknüpft hatte. Die sechs Jahre waren verflossen, und noch harrte die treue Fatime. Neue Liebhaber meldeten sich, und wurden abgewiesen. Der Vormund schalt, die Welt spottete, aber Alles vergebens. Selim treulos — das konnte sie nicht denken; Selim todt — das mochte sie nicht glauben. Wer weiß, dachte sie, welcher Zufall ihn länger aufhält: die Hitze in den Thälern von Abu-Schähr, die Kälte auf den vier Bergen, unwegsame Wälder und reißende Ströme, Alles das hat seine Rückkunft nur verzögert; er ist vielleicht erkrankt, aber er lebt, und wenn er lebt, so liebt er mich noch.

So sprach das harrende Mädchen sich Muth und Hoffnung ein, und wenn ihre Schwermuth zuweilen obsiegte, so bestieg sie den Zelter, ritt zu dem Brunnen, wo Sangar sie fand, blickte Stunden lang in die Ferne den Weg hinab, den Selim heraufziehen mußte, und ihr Herz klopfte schneller bei jedem Staubwölkchen, das in der Ferne auf der Landstraße wirbelte. Immer vergaß sie sich an diesem Plätzchen, das sie zum Heiligthum ihrer schwärmenden Liebe erkoren hatte; immer war sie taub und blind für die Gegenstände um sich her, und dachte wenig an ihren

Schleier, wenn er sie hinderte, die Reisenden auf der Straße zu beobachten. So geschah es einst von ungefähr, daß der Kalife sie sah, als er von der Jagd zurückkehrte. Ihre Reize fesselten ihn augenblicklich. Zwar schwang sie sich eben so rasch als damals, bei Sangar's Erscheinung, auf ihren Zelter und verschwand, aber der Kalife sandte ihr Eilboten nach, ihre Wohnung auszuspähen, und noch am selbigen Abend wußte er Alles, was er wissen wollte. Fatimens karger Vormund wurde in den Palast beschieden, der glänzende Antrag, sein Mündel in den Harem des Beherschers der Gläubigen zu liefern, überraschte ihn, reiche Geschenke verblendeten ihn, und er eilte entzückt nach Hause, Fatimen das Glück zu verkünden, das ihrer wartete.

Das treue Mädchen verwarf den Vorschlag mit Abscheu. Der Vormund nannte sie ein albernes Kind, und drohte, sie mit Gewalt in des Kalifen Arme zu liefern. Sie trotzte der Gewalt, und schwur, selbst in den Mauern des Harems ihrem Selim unverbrüchlich treu zu bleiben. Er erfüllte seine Drohung, und sie ihren Schwur.

Vergebens warf die glühendste Liebe den Beherrscher von Bagdad zu ihren Füßen, vergebens brachte jeder Tag neue kostbare Geschenke, neue ihr zu Ehren veranstaltete Feste; Bitten und Drohungen blieben fruchtlos, und Selim's keusche Braut ungerührt. Zwar mußte sie bekennen, der Kalife sei ein guter achtungswerther Mann; denn wenn auch zuweilen im Taumel der Leidenschaft ihm ein Wort von Gewalt entschlüpfte, so war es doch nur ein

Wort, das nie zur That wurde; immer legte sich der Sturm bald, und eine zärtliche Bitte um Verzeihung beschloß jedesmal einen solchen Auftritt. Sie hatte Mitleid mit ihm, nach und nach verwandelte sich das Mitleid in Freundschaft, sie hielt ihn ihres Vertrauens werth, und um ihm den Wahn zu benehmen, als sei nur Er ihr verhaßt, entdeckte sie ihm das Band, welches seit länger als sechs Jahren sie an einen andern geliebten Mann fesselte. Sie hatte sich in dem Kalifen nicht geirrt, er trauerte über diese Entdeckung, aber er ehrte die Rechte der Liebe, und bat um ihre Freundschaft, die sie ihm willig und herzlich zugestand. Die einzige Hoffnung, welche er sich noch erlaubte, war auf Selim's Außenbleiben gegründet, das nur durch Tod oder Untreue sich erklären ließ. Er suchte über diesen Punct alle Gründe geltend zu machen, die schon der Vormund erschöpft hatte, aber mit eben so schlechtem Erfolg als Jener. Wenn er ihr vorstellte, wie unwahrscheinlich es sei, daß Selim nicht wenigstens den Ring zurückgeschickt haben sollte, da so oft reisende Kaufleute, die aus Indien nach Persien zurückkehrten, ihm die Gelegenheit dazu darboten; so wußte Fatime zwar nichts erhebliches darauf zu antworten, aber ihr Herz widersprach, und wer kann ein widersprechendes Herz überzeugen? — Es blieb also dem Kalifen nichts anders übrig, als diejenige Tugend zu üben, die sich am schwersten mit der Liebe verträgt: die Geduld, er mußte ruhig abwarten, daß die Zeit den Knoten löse.

Damals verſank dein fleißiger Nachbar unverſchuldet in Armuth, du gingſt zu dem Juwelenhändler, und verkaufteſt deinen Ring, um ihn zu retten. Der Juwelenhändler fand das Kleinod ſo auserleſen, daß er es würdig hielt, dem Kalifen anzubieten. Der Kalife kaufte es, und brachte es Fatimen zum Geſchenke. Fatime ſchrie laut auf, als ſie den Ring erblickte, und ſank ohnmächtig zu Boden. Der Kalife ſtand verſteinert. Das Mädchen erholte ſich, ſtürzte zu ſeinen Füßen, wand ſich mit Todesangſt um ſeine Knie, weinte, ſchluchzte, ſtammelte Selim's Namen — und der Beherrſcher von Bagdad errieth, daß dieſer Ring der nämliche ſei, der ſchon ſo lange, mit magiſcher Kraft der Liebe, ſeine Wünſche fruchtlos gezaubert hatte. Von dieſer ſchrecklichen Entdeckung überraſcht, riß er ſich wild von Fatimen los, verſchloß ſich drei Tage lang in ſein innerſtes Gemach, und kämpfte zwiſchen Leidenſchaft und Edelmuth. Am Morgen des vierten Tages ließ er den Juwelenhändler zu ſich entbieten. »Wo haſt du den Ring her, welchen du mir verkaufteſt?« fragte er mit zitternder Stimme. Der Juwelenhändler nannte dich. Bei dem Namen Ali ward dem Kalifen ein wenig leichter um das Herz. Ali, dachte er, iſt nicht Selim; wer weiß, durch wie manche Hände dieſer Ring ſchon gegangen: am beſten ich ſuche dem Dinge ſelbſt auf die Spur zu kommen, enthülle das Geheimniß, finde den Jüngling todt, oder des Mädchens unwerth — wo nicht — wohlan! ſo gebe ich ihn der Geliebten zurück.

Verkleidet und unbemerkt ſchlich der Kalife aus ſeinem

Palaſt. Du weißt, wie er als Pilger zu deinem Karavanſerai kam, wie er ängſtlich umher ſpähte, den gefürchteten Selim zu entdecken; wie er bebend dich fragte, von wem du den Ring erhalten? wie er entzückt bei Sangar's Grabe ſtand, weil er es für Selim's Grab hielt. Von neuer Hoffnung belebt, flog er in ſeine Reſidenz zurück, und berichtete Fatimen Selim's vermeinten Tod. Das arme Mädchen litt unausſprechlich, aber noch immer konnte und wollte ſie ſich nicht von Selim's Verluſt überzeugen. Was ſie auch für Urſachen hatte, kein Mißtrauen in den erprobten Edelmuth des Kalifen zu ſetzen, ſo flüſterte doch noch immer eine geheime Stimme, es ſei möglich, daß dieſer nämliche Ali mit ihrem geliebten Selim nur eine Perſon ausmache, und ob ſie ſich gleich keinen wahrſcheinlichen Zuſammenhang denken konnte, ſo beſtand ſie doch mit Wärme darauf, dieſen Ali ſelbſt zu ſehen. Nun wurdeſt du nach Hofe gerufen, du trateſt in das Zimmer, Fatime war in der heftigſten Bewegung, der erſte Blick auf dich überzeugte ſie, du ſeiſt nicht Selim, und doch ſuchte ſie während einer langen Pauſe noch immer den Verlornen in dir. Endlich ſagte ſie nein, er iſt es nicht, und ſprang auf, um ihre Thränen zu verbergen. — So darf ich hoffen? fragte der Kalife. — Ja, verſetzte das Mädchen zitternd und verſchwand.

Jetzt erhob der Beherrſcher der Gläubigen dich zu ſeinen Liebling, theils, wie er ſich ſelbſt überredete, um die edle That zu belohnen, durch welche du deinen armen Nach-

bar vom Verderben errettet; größtentheils aber aus Dankbarkeit und Freude, weil der Zufall dich zum Werkzeug gebrauchte, ihm Fatimens Besitz zu verschaffen; denn nur selten belohnt ein Großer dieser Erde edle Handlungen, wenn sie ihm keinen Vortheil brachten.

Noch verstrichen mehrere Monate, bis Fatimens wüthender Schmerz in stillen Kummer überging. Dann ergab sie sich dem Kalifen, aus Freundschaft, nicht aus Liebe, denn dieses Gefühl war mit Selim in ihrem Herzen erstorben. Den Tag nachher, an welchem der Kalife die leidende Fatime zur ersten Sultanin seines Harems erklärt hatte, kehrte Selim reich, froh und hoffnungsvoll nach Bagdad zurück. Er flog in die Wohnung der Geliebten und fand sie leer. Er irrte auf den Straßen umher, und das hundertzüngige Gerücht verkündete ihm sein Elend. Herabgestürzt von dem Gipfel seiner Hoffnungen wälzte er sich in dem glühenden Pfuhl der Verzweiflung. Unter lautem Kreischen stieß er auf dem Markte von Bagdad einen Dolch in seine Brust, aber auch den Tod versagte ihm das unerbittliche Schicksal. Grausam hilfreich trug ein Bürger den Blutenden in sein Haus, verpflegte und heilte ihn. Aber er heilte nur seinen Körper, der Gedanke, daß Fatime selbst durch Hoheit geblendet, ihn dem Kalifen aufgeopfert, zerrüttete seine Seele. Er wurde wahnsinnig, kam als ein Gespenst nach Indien zurück, und lebt dort an den Ufern des Ganges von den Wohlthaten eines guten Braminen. Zum Glück hat Fatime nie etwas von

ihm erfahren, ſie betrauert ihn noch heute als todt, und ſeufzt nach der Vereinigung mit ihrem Bräutigam in dem beſſern Lande der Ruhe.

So, Ali, trennte deine edle Handlung zwei liebende Seelen auf immer! aber auch der Nachbar, den du zu retten gedachteſt, iſt durch dich elend geworden. Hätteſt du ihn, den nie an Ueberfluß gewöhnten, nur der nahen drohenden Gefahr entriſſen; hätteſt du ihm nicht weit mehr gegeben, als er gerade in jenem Augenblicke bedurfte; er wäre wieder ein fleißiger Arbeiter geworden, und hätte ſich und ſeine Kinder redlich ernährt. Aber deine unbegrenzte Wohlthätigkeit machte ihn reicher, als er vor ſeinem Falle war. Er wurde übermüthig, zog nach Samarkand, vertiefte ſich in mißliche Spekulationen, wollte es dem erſten der Stadt gleich thun, ward ein Verſchwender und endlich ein Bettler. Er ſchmachtet noch heute im Kerker, ſein Weib iſt aus Gram geſtorben, und ſeine Kinder ſuchen ihr Brot vor den Thüren gutherziger Menſchen.

Während dies alles durch dich geſchah, lebteſt du ſorgenfrei und im ſtolzen Bewußtſein deines Edelmuths, im Palaſte des Kalifen. Wenn auch dann und wann feile Richter, ſtolze Pfaffen und raubſüchtige Höflinge dir das Leben verbitterten, ſo ward doch alles das dir reichlich durch die Freundſchaft deines Herrn und jenes liebenswürdigen Jünglings, ſeines Neffen, vergolten. Der letztere vertraute dir ſeine Leidenſchaft für ein Weib des Harems, welches er in den

Gärten seines Oheims belauscht hatte. Du warntest ihn, du bebtest vor seiner Gefahr, und sprachst von seinen Pflichten. Er schwieg und floh dich. Die Leidenschaft hat für Gefahren nur Spott und für Pflichten kein Gedächtniß. Du glaubtest ihn von seiner thörichten Liebe geheilt, er war es nicht. Das Weib das ihn verstrickte, besaß Schönheit und Launen, Verstand und Eitelkeit. Der Kalife selbst hatte vormals sie ausgezeichnet, aber seit Fatimens mächtigere Reize ihn gefesselt hielten, bewohnte Mirza, sammt allen ihren Schwestern, den Harem nur noch der Sitte wegen, und sah ihren Beherrscher nie, als wenn er dann und wann im Garten, kosend mit der Geliebten, an ihr vorüberging, ohne sie zu bemerken. — Ohne sie einmal zu bemerken! — Diese Geringschätzung konnte die stolze Mirza nicht verschmerzen; sie haßte ihre Nebenbuhlerin von ganzer Seele, und harrte mit Sehnsucht auf eine Gelegenheit sich zu rächen. Ihr neuer Liebhaber, ein feuriger, unbesonnener Jüngling, sollte ihr zum Werkzeug dienen.

Die geschwätzigen Zungen des Harems hatten ihr die Geschichte des Ringes hinterbracht, sie wußte, welchen Werth Fatime auf dieses Kleinod setzte, und wie sie oft in stiller Einsamkeit das Denkmahl ihrer Liebe mit Thränen bethaute. »Die Zeit,« sprach Mirza, »ist noch nicht gekommen, den verblendeten Kalifen aus seinem Taumel zu wecken. Wohlan, die Rache verweile indessen bei der Rinde des Baumes, bis es ihr einst gelingt, auch das Mark auszuschälen.« — Diesem Vorsatz getreu, spielte

Mirza die Sprödе gegen ihren Liebhaber, erhitzte seine Glut immer mehr und mehr, und forderte endlich als einen Preis ihrer Gunstbezeugungen Fatimens Ring von ihm.

Der Wahnsinn der Liebe führte den Jüngling von der Bahn der Unschuld auf den Pfad des Lasters, vom Gedanken zur That. Er bestach einen schwarzen Verschnittenen, der die Gelegenheit wahrnahm, Fatimen das Kleinod zu stehlen, welches ihrem Herzen so theuer war. Der Preis des Verbrechens lag zu Mirza's Füßen, und den trunkenen Jüngling lohnte schnöde Wollust.

Fatime war außer sich, als sie ihren Verlust gewahr wurde, sie weinte und tobte, mit zerstreutem Haar und todtenblassen Wangen drang sie in das Gemach des Kalifen, umfaßte seine Knie, und beschwor ihn, ihr den geliebten Ring wieder zu schaffen; ja ihr Schmerz preßte ihr einen fürchterlichen Eid ab, nie wieder das Lager des Kalifen zu theilen, wenn er ihr Begehren nicht erfülle. — Der gute Kalife erschrack, und Mirza frohlockte. Vergebens wurden List und Strenge versucht, Gaukler und Zeichendeuter aufgeboten, um den Dieb zu entdecken, der Ring war weg und blieb weg. Fatime schwamm Tag und Nacht in Thränen und hielt ihren Schwur. Der Kalife wurde mürrisch, jähzornig, und zuweilen grausam. Sein Argwohn traf alles was ihn umringte, nur seinen Neffen nicht, den er für unfähig hielt, ihn so sehr zu betrüben. Mirza genoß mit bitterem Lächeln die herbe Frucht ihrer Rache, und wer weiß, ob je ein Zufall sie verrathen haben würde, wenn

es ihr selbst möglich gewesen wäre, ihre tückische Schadenfreude lange zu verbergen. Aber sie konnte sich die Wollust nicht versagen, die Geschichte einer Busenfreundin mitzutheilen; die Busenfreundin hatte wieder eine Herzensfreundin, der sie es noch denselben Abend zutrug; die Herzensfreundin hatte einen Zwerg zum Vertrauten, der wieder einen Stummen durch Zeichen davon unterrichtete; der Stumme machte den Obersten der Verschnittenen die nämlichen Zeichen vor; dieser übersetzte sie in Worte, und so hörte sie endlich das Ohr des Kalifen. Der Dieb wurde gefoltert, und bekannte, wer ihn zu dieser That verleitet. Tief gekränkt durch den Undank seines Neffen, befahl der Kalife im Jähzorn, den irregeführten Jüngling vom Thurme herab in die Haken zu werfen. Das Urtheil wurde auf der Stelle vollstreckt, Mirza eingesperrt, und Fatime erhielt ihren Ring zurück. So, Ali, hat der nämliche Ring, welchem du dein Glück verdankst, zwei liebende Seelen auf immer getrennt, ein glückliches Ehepaar höchst elend gemacht, und einem gutmüthigen Jünglinge den schmachvollsten Tod zubereitet. Dein Wahn, dieser Ring sei ein Vermächtniß der Dankbarkeit, stürzte Selim und Fatimen in endlose Leiden; dein Wahn, das Opfer dieses Ringes werde einen verarmten Nachbar beglücken, machte aus einem fleißigen Hausvater einen Verschwender; durch dich kam dies Kleinod in die Hände seiner Eigenthümerin zurück, und wurde ein Werkzeug schnöder Rache. Du bist schuldlos, das ist wahr; aber bekenne! du bist doch nur schuldlos wie der Ring selbst.

Hier schwieg der Genius. Unmuth und Verwirrung lagerten sich auf Alis Stirn. Es erfolgte eine lange Pause. Endlich hub Ali wieder schüchtern an:

»Du hast meinen schönen Traum, von Schätzen durch Tugend erworben, zerstört; auch meine Garten sind mit Thränen bethaut, auch um meine Paläste irren die Seufzer der Unglücklichen. Doch ich besitze noch einen Schatz, den kostbarsten! ein treues, gutes Weib! dessen Liebe ich einer edlen That verdanke, dessen Herz ich keinem andern raubte, und in dessen Armen ich reich bleiben würde, wenn auch ein Blitz meine Paläste zerschmetterte, und ein Erdbeben meine Gärten verheerte. — Als ich einst an einem schönen Morgen am Ufer des Tigris lustwandelte, wurde ich plötzlich durch ein weibliches Kreischen erschreckt, das vom jenseitigen Ufer herüberschallte. Ich wandte meine Blicke dahin, und sah ein verschleiertes Mädchen, welches, die Hände ringend, mir zuwinkte, und auf einen Knaben deutete, der eben in den Fluß gefallen war. Schon verschlang ihn der Strom, begrub ihn tief in den Wellen, und nur dann und wann hob noch ein Zipfel eines Gewandes sich noch aus dem Wasser. Meine Empfindung riß mich eben so schnell mit fort, als der Strom den Knaben. Ich stürzte mich ihm nach, arbeitete mühsam gegen die Gewalt der Wellen, erreichte endlich die Beute, ergriff sie bei den Haaren, und entriß sie dem Fluß-Gott. Das Mädchen am jenseitigen Ufer dankte mir durch Zeichen. Sie schlug ihren Schleier zurück, ich erblickte eine himmlische Gestalt; sie

lächelte hold, und ich fühlte weder Kälte noch Näſſe in meinen Gliedern. Ich glaubte, der gerettete Knabe ſei mindeſtens ihr Bruder, ich irrte mich, es war ein fremdes Kind aus Bagdad und nur die Menſchlichkeit hatte dem Mädchen das Angſtgeſchrei ausgepreßt.

Ich gab ihr durch Zeichen zu verſtehen, daß ich ihr näher zu kommen wünſche. Sie nickte freundlich, und deutete mit dem Finger auf ein Landhaus, das zwiſchen Olivenbäumen hervorſchimmerte. Sie ging und ſah ſich noch oft nach mir um. Ich wechſelte meine Kleider, warf mich in ein Boot, durchſchnitt den Strom, wandelte unter den Olivenbäumen, und begegnete einem ehrwürdigen Greiſe, dem Alma bereits erzählt hatte, was vorgefallen war. Er empfing mich gaſtfrei und führte mich ohne Mißtrauen zu ſeiner holden Tochter. Sie hatte ſich in einen dichten Schleier verhüllt, aber ihr reizendes Bild ſtand unverſchleiert in meinem Herzen. Ihr Geſpräch, der helle Geiſtesblick, die edle Sanftmuth ihrer Empfindungen, gab dieſem Bilde Wärme und Leben. Schon am Abend des dritten Tages wurde ich ſo kühn, ihr meine erſte Liebe zu bekennen; am Abend des dritten Tages geſtand mir Alma, mein raſcher Sprung in den Tigris habe ein bisher unbekanntes Gefühl in ihrer Bruſt erregt, mein Umgang habe ſie den Namen dieſer Empfindung kennen gelehrt; ſchüchtern ſank ſie an meinen Buſen, und ſtammelte das Wort Liebe! Zu den Füßen ihres Vaters wiederholten wir unſer Bekenntniß, in den Armen des entzückten Greiſes

schlossen wir den holden Bund, der noch heute alle meine Wünsche krönt. Möge immerhin Trosmades mir die Schätze des Zufalls rauben, er lasse mir mein gutes Weib, und ich habe nichts verloren. Eine edle That gewann mir Alma's Herz, und — gönne mir den süßen Glauben — daß ihr Besitz mein Glück, und keines Menschen Unglück schuf.

»Ungern," so sprach der Genius, »raube ich dir auch diesen Wahn. Der Knabe, welchen du aus den Fluten des Tigris errettet, wurde ein Vatermörder."

»Aber mein Weib?" rief Ali hastig.

»Nun ja, dein Weib," versetzte der Genius. »Wie magst du glauben, dies holde sanfte Geschöpf habe nur dich allein beglücken können? schon mancher biedere Jüngling trachtete nach ihrem Besitz, und nährte Hoffnungen, welche dein Erscheinen vernichtete. Ohne deinen raschen Sprung in den Tigris würde Alma die Gattin des edlen Mahmud's geworden sein, der jetzt an der Seite eines zänkischen Weibes, ein bitteres Dasein tropfenweise verschluckt; oder sie würde die treue Liebe des biedern Hassan belohnt haben, der als er ihren Verlust erfuhr, feierlich gelobte, sein Leben in trüber Einsamkeit zu verweinen. Er weint noch in der Wüste, keine Gattin trocknet seine Thränen, kein Sohn wird ihm die Augen zudrücken. Ein gutes Weib ist eine süße Frucht, die kein Wanderer pflücken kann, ohne den ermatteten Pilger, der vielleicht wenige Schritte hinter ihm ging, ein Labsal zu rauben. Lechzend wirft dieser sich

unter den Baum, und beneidet den Glücklichen, den der Zufall früher herbei führte."

»Guter Gott!" sprach Ali, »so ist denn alles, was mein Herz beglückt, auf Kosten meiner Brüder mir verliehen! nur ihr nicht holde Knaben, die mir Alma geboren! nur das Lächeln eurer Unschuld gewährt mir süße Freuden, die kein Gedanke an fremdes Elend verbittert."

»Weh mir!" rief der Geist, daß ich dem unerbittlichen Schicksal gehorchen, und auch diesen letzten Trost dir grausam entreißen muß. Diese Knaben, auf deren Wange frohe Unschuld lächelt, werden einst ganz Persien in Flammen setzen. Ha! ich schaue in die enthüllte Zukunft! Aus ihren Lenden entspringen die Chachs von Karasm, welche den Umsturz der Seljuk'schen Dynastie von Iran befördern werden. Einer deiner Enkel, Namens Atsiz, wird sich dreimal gegen den großmüthigen Sultan Sanjar empören, und endlich seinen Wohlthäter durch fressenden Gram langsam ermorden."

Der Genius schwieg. Ali verhüllte sein Antlitz und krümmte sich schluchzend in den Staub. Als er den thränenschweren Blick wieder empor hob, sah er in der Ferne das feierliche Gepränge der strafenden Gerechtigkeit; ein Missethäter wurde zum Tode geführt. »Ach!" rief er aus, »du hast mein Herz zermalmt! du hast mich von dem Gipfel meiner frohen Täuschungen so tief herabgestürzt, daß ich fast wünschen möchte, an der Stelle jenes Verworfenen zu sein, der in wenig Augenblicken den Tod leiden

wird, um das Gaukelspiel dieses Lebens auf immer zu vergessen!"

»Warum," fragte der Genius, »warum nennst du jenen Unglücklichen einen Verworfenen?"

»Hat er nicht," versetzte Ali, »eine arme Witwe bestohlen? ein unschuldiges Mädchen verführt? und einen Freund ermordet?

»Wahr!" sagte der Geist, »er ist ein großer Bösewicht, und mit Recht hältst du ihn für elend, wenn du von seiner innern Ruhe und Zufriedenheit sprichst. Er würde selbst auf einem Throne arm an echter Freude bleiben. Aber du irrst wenn du glaubst, er habe durch sein Verbrechen Unglückliche gemacht. Die arme Witwe, die er bestahl, brachte ihre Klagen vor den Kadi, einen redlichen jungen Mann. Er sah sie öfter, ihre Reize, ihre Thränen und ihr Verstand gewannen sein Herz, er wählte sie zu seiner Gattin, und beide haben noch nie die glückliche Wahl bereut. — Das Mädchen, das jener Bösewicht verführte, war eine eitle leichtsinnige Dirne; durch ihr Unglück wurde sie gebessert, und führte ein stilles eingezogenes Leben. Ein biederer Kaufmann bot ihr seine Hand an, die sie standhaft ausschlug. Er ließ nicht nach, sie mit sanften Bitten zu bestürmen, um die Ursache ihrer Weigerung zu erfahren. Sie gestand ihm endlich, sie sei seiner nicht werth. Dies Bekenntniß mehrte seine Achtung, und vertilgte seine Liebe nicht. Ihr beruhigtes Gewissen erlaubte endlich ihrem Herzen dem süßen Hange zu folgen, sie ward Gattin, Mutter,

und eine treue fleißige Hausfrau! — Der Freund, den jener Missethäter ermordete, war trunken. Mit einer Fackel in der Hand taumelte er nach seiner Wohnung. Wäre er nicht durch den Dolch dieses Menschen gefallen, so würde er in der Trunkenheit sein Haus angezündet, halb Bagdad in die Asche gelegt, und einige hundert Familien in's Elend gestürzt haben.

So, Ali, schlingt eine unendliche Kette sich in zahllosen Krümmungen durch einander, und kein sterbliches Auge vermag diesen Krümmungen nachzuspüren. So strebt ein Jeder nach Glück auf Kosten seines Bruders, der vielleicht fern von ihm steht, den er vielleicht nie sah, und dessen Schicksal er am wenigsten mit dem Seinigen verwebt glaubte. Kein Wasserträger, an dem du vorübergehst, ist unbedeutend für dich. Selbst dieses Vorübergehen bestimmte vielleicht eine Reihe von Begebenheiten, deren erster Faden deinen kurzsichtigen Blicken verborgen bleibt. Es hat noch nie ein Mensch auf der Welt gelächelt, ohne daß ein Anderer Thränen darüber vergossen hätte, und eben so umgekehrt. D'rum enthalte dich des Uebermuths. Du bist ein guter Mensch, aber dabei gewinnt Niemand als du selbst; denn ein guter Mensch thut nicht mehr Gutes in der Welt als ein böser; beide liefern nur Sandkörner zu dem großen Bau des Weltalls, dessen Plan allein Gott umfaßt! Freue dich deiner Zufriedenheit, deiner Gewissensruhe, deines edlen Bewußtseins, denn du, und nur du allein, würdest ohne diese nicht glücklich sein. Aber vergiß nie, daß

du nur ein Werkzeug in der Hand des Schicksals bist; danke dem Schöpfer, daß er dich zu einem kleinen Rade in dem großen Uhrwerke schuf, und nicht zu einem Stäubchen bestimmte, um ein solches Rad dann und wann aufzuhalten. Der Tod knetet alle geschaffene Wesen wieder in eine Masse zusammen, und nach Jahrtausenden schwebt nicht einmal mehr eine leise Erinnerung über den Chaos, dessen losgerissene Stäubchen einst zu bestimmen wagten, was gut oder böse sei.

Hier verschwand der Genius. Trübsinnig schlich Ali zurück in den Palast, schloß bebend seine Gattin in die Arme und blickte mit Wehmuth auf seine Knaben. Großer Drosmades! rief er mit gefalteten Händen, wie weise bist du, daß du einen dichten Schleier über die Vergangenheit und Zukunft warfst. Welches Geschöpf auf Erden würde sich noch freuen, wenn es in jedem Augenblicke das Elend gewahr würde, das auch die schuldloseste Freude einem Dritten bereitet! —

Eine Jugendgeschichte des Verfassers.

Ich bin von der Wahrheit, daß Kleinigkeiten, die völlig unbedeutend scheinen, oft einen mächtigen Einfluß auf unser ganzes Schicksal haben, so innig durchdrungen, daß ich mich nicht enthalten kann, eine Anekdote aus meinen Kin-

derjahren zu erzählen, welche mich höchst wahrscheinlich aus einem halben Geizhals zu einem halben Verschwender umgeschaffen hat.

Ich wohnte nebst meiner Mutter in Weimar in dem sogenannten gelben Schlosse, ich war, wo ich nicht irre, neun oder zehn Jahre alt. Meine Mutter schenkte mir wöchentlich einige Groschen zu Näschereien. Diese sammelte ich sorgfältig in einem grün seidenen Beutel, der bald mein Abgott wurde. Nie kam der Beutel aus meiner Tasche, nur des Abends nahm ich ihn heraus, um ihn unter meinem Kopfkissen zu verwahren. Am Tage war er mein einziges Spielwerk, und besonders gern brauchte ich ihn zum Ballen; wo ich ging und stand, warf ich ihn in die Luft oder an die Wand, und fing ihn wieder.

Als mein kleiner Schatz bereits zu einigen Thalern angewachsen war, stieg ich eines Tages die Treppe hinauf bis in die obere Etage. Die Treppe des gelben Schlosses ist so in's Viereck gebaut, daß, wenn man ganz oben steht, man bis herunter in den Keller sehen kann. Ich spielte nach meiner Gewohnheit Ball mit dem geliebten Beutel, er fiel, und fiel durch alle drei Etagen durch herab in den Keller. So kam es mir wenigstens vor; es kann aber auch sein, daß er auf irgend einer Stufe liegen geblieben, und ein eben Vorübergehender ihn sogleich aufgehoben hat; denn trotz meines sorgfältigen Suchens fand ich ihn nie wieder. Von dem Augenblicke dieses Verlustes an — gute Nacht alles Sammeln und Sparen! die Groschen wurden ver-

naſcht in der nämlichen Stunde, da ich ſie erhielt. Der Hang zum Geiz war verſchwunden, und hat mich, Gott ſei Dank! nie wieder gequält.

Wer mag die Folgen dieſer unbedeutend ſcheinenden Begebenheit berechnen? Was wäre aus mir geworden, wenn ich den Beutel nicht verloren hätte? und welchen Einfluß hat die unvermuthete Wendung meines Charakters wieder auf das Schickſal von hundert andern Menſchen gehabt? — Ferner: wer fand den Beutel? oder wer wird ihn noch einſt finden? leicht möglich, daß ein Menſch Beſitzer davon wurde, oder werden wird, dem einige Thaler in dem Augenblicke ſehr wichtig ſind. Kurz! welcher Prophet entwickelt mir den Knoten zahlloſer Begebenheiten, welche ganz gewiß durch das Fallen meines Beutels bewirkt wurden? —

Hingeworfene Gedanken,

welche durch das vom Herrn Grafen von Soden projektirte deutſche Pantheon, und die in Wirtanner's Journal darüber enthaltenen Aufſätze entſtanden ſind.

Graf Soden ſchlägt vor: im Mittelpunkt von Deutſchland einen Saal zu erbauen, oder zu miethen — (um's Himmelswillen nicht miethen!) wo die Büſten und Werke ſolcher Männer aufgeſtellt werden ſollen, welche Talent und Tugend in ſich vereinigt haben. Die Koſten zu dieſem

Unternehmen sollen die patriotischen Deutschen durch Subskription zusammen bringen. Ob man würdig sei, in das Pantheon aufgenommen zu werden, soll ein sogenannter Areopag beurtheilen, der aus achtzehn verdienstvollen Männern besteht. Warum gerade achtzehn? weil jeder deutsche Kreis zwei Subjekte dazu liefern soll, und weil der deutschen Kreise neune sind. Den ersten Areopag will Hr. v. Soden selbst ernennen, mit Beihilfe Herrn Girtanner's, dessen Bescheidenheit sich aber diese Ehre verbeten hat.

Ich gebe zu, daß dieser Gedanke ein schönes, erhabenes Spielwerk ist, aber ich finde auch, daß die Einwendungen, welche man dagegen gemacht hat, sehr gegründet sind. Der deutsche Patriotismus ist ein armer Wicht, der sich gar zu gern Freibillets ausbittet, wenn er in's Schauspiel gehen will; ein fleißiger Leser, der sich aber nur für Lesebibliotheken abonnirt, und nie selbst Bücher kauft; er gleicht jenem drolligen Menschen, der auf eine Sache, die er behauptete, wohl schwören, aber nicht wetten wollte. Ich bin ein deutscher Mann, ein deutsches Weib, war vor einigen Jahren Modeausdruck, weil es hübsch klingt und nichts kostet. So lange der deutsche Buchhändler es für ein Glück halten muß, von einem beliebten Werke in mehreren Jahren dreitausend Exemplare abzusetzen, indessen der Franzose und Engländer in Einer Woche zwanzigtausend verkaufen; so lange ist die Anzahl derjenigen unter uns, die Sinn und Geschmack für Geisteswerke haben, gewiß noch sehr klein. Lesen wollen sie Alle, aber

kaufen mag keiner. Die Idee eines deutschen Pantheons loben, und, wenn es zu Stande kommt, es neugierig beschauen, das wollen sie Alle, aber dazu beitragen wird Keiner. So habe ich, so weit ich hören konnte, nicht eine einzige Stimme vernommen, die Grossmann's Bestreben, unserm Lessing ein Denkmahl zu errichten, nicht gepriesen hätte; aber wo bleibt das Denkmahl? Die Verehrer Lessing's schwören, es sei eine schöne, patriotische Idee, sie schwören es mit der Weinflasche in der Hand, für welche sie so eben den Gulden zahlten, den sie zu ihrem Beitrage bestimmt hatten. So ist es auch mit Sulzer's Denkmahl ergangen, und so wird es immer gehen, so oft man von den Deutschen mehr als kahle, unfruchtbare Bewunderung verlangt. Das macht, der kalte Deutsche ist keines Enthusiasmus fähig, er lächelt jeder Ueberspannung, wie er es nennt: er blickt auf die Enthusiasten mitleidig wie auf Kinder herab; er friert zwar nicht, wo der Franzose in Flammen geräth, aber er hat höchstens warm.

Folglich stürzt schon durch die Unmöglichkeit, die Kosten aufzubringen, der schöne Saal des Grafen Soden zusammen. Er wird ihn weder bauen noch miethen. Aber wenn er nun wirklich schon da stünde; wenn die Schatten der großen Männer, deren Büsten ihn zieren sollen, bereits unter der korinthischen Säulenordnung wandelten; wer unter ihnen ist wahlfähig? und wer soll die Wahl bestimmen? nur Talent und Tugend, sagt Hr. v. Soden, geben Ansprüche auf die Ehre des Pantheons. Aber was ist Talent?

was ist Tugend? und wenn auch das Erstere allgemein anerkannt würde, wer vermag die Letztere zu würdigen? Wie mancher stiehlt die öffentliche Achtung, der nur eben so ehrlich war, daß er nichts that, um gehangen zu werden! Wie mancher Anderer wird verleumdet und verfolgt, dessen Herz und Beutel jedem Unglücklichen offen stehen! Wer soll die Nachrichten zu den Biographien derer liefern, die auf die Wahl kommen? Will man sie von Freunden oder Feinden sammeln? Beide sind parteiisch. Will man dem öffentlichen Gerüchte trauen? es ist eine Wolke, die freilich Jedermann sieht, die aber alle Augenblicke ihre Gestalt verändert, und aus der man unmöglich errathen kann, ob die Spitze des Berges, den sie verhüllt, Cedern trägt oder in Schnee begraben ist. Will man die Unparteiischen fragen? wo sind sie? es gibt keine. Jeder Mensch auf der Welt nimmt Partei für oder wider eine Sache; wenn er auch gleich den Gründen, die ihn bestimmen, nicht nachspüren kann oder mag; so täuscht er sich doch selbst, wenn er glaubt, er handle blos nach Ueberzeugung seiner Vernunft. Die Leidenschaften sind zu genau mit unserm Dasein verwebt, die Eigenliebe hält uns an Millionen Fäden gefangen, und wirkt auf alles, was wir sagen oder thun.

Freilich glaubt man diesem Einwurf vorzubeugen, wenn man einen Zeitraum von hundert Jahren bestimmt, um den Lebenslauf eines berühmten Mannes zu würdigen; dann soll Jeder auftreten, der etwas gegen ihn zu erinnern hat; aber wie das den Areopag vor Mißgrif-

sen sicher stellen? wird er nicht dennoch verführt werden, manchen Würdigen auszuschließen, und manchen Unwürdigen mit Lorbeern zu krönen? Gesetzt, ein Mitglied des Publikums scharre nach hundert Jahren irgend eine unedle That aus dem Staube eines berühmten Mannes hervor, und melde sie pflichtschuldigst dem Areopag, gibt es denn nicht hundert Fälle, wo eine scheinbar böse Handlung die edelsten Bewegungsgründe hatte? wer kann nach hundert Jahren sie mit allen ihren Anlässen und Motiven aufstellen? dürfen wir doch kaum so kühn sein, den Stab über das zu brechen, was gestern geschah. — Nein! die Tugend zu würdigen gebührt nur dem großen Baumeister des ewigen Pantheons, der hoffentlich mehr thun als Büsten aufstellen wird.

Eine andere auffallende Inconvenienz bei einer solchen öffentlichen Befragung und Beantwortung ergibt sich in Rücksicht auf die Nachgebliebenen des Schatten, der jetzt vor dem strengen Minos steht. Der Mann selbst ist freilich todt, aber seine Enkel leben vermuthlich noch. Wer mag gern von seinem Großvater verkleinliche Dinge erzählen hören? wer wird das leiden? und wenn nun der Kandidat von der Ehre des Pantheons ausgeschlossen wird, bestraft man dadurch nicht seine Enkel? heißt das nicht den zügellosen Frankreichern in Lyon nachahmen, die, wenn sie die zum Tode Verurtheilten nicht finden konnten, die nächsten Verwandten statt ihrer hinrichteten? — zu geschweigen, daß eben diese Enkel gewiß auch Feinde oder

Freunde haben werden, die, um ihnen zu gefallen, oder um sie zu kränken, das Leben ihres Großvaters verschönern oder verschwärzen werden.

Da es also unmöglich ist, den Werth eines Mannes weder heute, noch morgen, noch nach hundert Jahren zu schätzen, so bliebe für das Pantheon nichts übrig als sein Talent, und da entsteht abermals die wichtige Frage: wer soll das Talent beurtheilen? Ich fürchte, wenn das ganze Publikum zu Rathe gezogen wird, die Stimmen werden eben so getheilt sein, wie bei der Tugend. Herr von Soden hat das vorausgesehen, und daher die Wahl der Beurtheilungskraft von achtzehn verdienstvollen Männern überlassen. Aber wer sind diese Männer? — Der Herr Graf wählt sie selbst. — Und wenn es nun Leute gibt, die dagegen protestiren? wenn zum Beispiel Einer auftritt und sagt: »ich lasse den Verdiensten des Dichters Soden alle Gerechtigkeit widerfahren, er besitzt eine blühende Einbildungskraft, eine schöne Diction u. s. w.; aber unmöglich kann er billigerweise verlangen, daß ich mir von ihm einen Areopag soll aufdringen lassen, ohne dessen Stempel es mir nicht erlaubt sein soll, irgend ein Werk des Genies zu bewundern, und den Verfasser desselben für pantheonsfähig zu halten. Solche Freiheiten nimmt sich nur die Literaturzeitung.« Hr. v. Soden hat mein Zutrauen zu ihm bereits dadurch geschwächt, daß er unter den ersten Büsten, mit welchen er sein Pantheon einzuweihen gedenkt, nicht einmal Wieland's Büste zählt. — Und wo will er seine Areopagiten

bernehmen? — Aus den neun Kreisen, und zwar aus jedem Kreise zwei. Heißt das nicht achtzehn reife Früchte von neun Bäumen pflücken wollen? und zwar von jedem Baume zwei? da doch dieser Baum vielleicht mit lauter reifen Früchten prangt, und der andere hingegen gerade keine einzige trägt. Gibt es denn nicht etwa Kreise in Deutschland, wo Christus den Fluch über den Feigenbaum aussprach?"

Was könnte Hr. v. Soden darauf antworten? was könnte er antworten, wenn ein Mitglied der Reichsritterschaft hinzusetzte: was haben wir denn verbrochen, daß unsere Stimmen ausgeschlossen sein sollen? Auch die Bewohner der Ostseeküsten, die Esth- und Liefländer, die recht gut deutsch verstehen, könnten ihren Antheil reclamiren, aber glücklicherweise ist keiner unter ihnen, der auf die Ehre des Pantheon, oder die Stelle eines Areopagiten Anspruch macht.

Gesetzt nun aber auch, der erste Areopag sei ohne Widerspruch erwählt, wie soll er sich fortpflanzen? wie seine abgehenden Mitglieder ersetzen? das überläßt Hr. v. Soden ihm selbst, er soll sich durch eigene Wahl ergänzen. Ach! da wird wieder gewaltig viel Menschliches mit unterlaufen, und ich fürchte, es wird in diesem Konklave mehr kabalirt werden, als bei einer Pabstwahl. Das Resultat von alle dem möchte wohl sein: die Idee des Hrn. v. Soden ist und bleibt eine liebliche Chimäre, die wohl der Kopf eines Dichters ausbrüten konnte, die aber nie vom deutschen Patriotismus groß gezogen werden wird.

Ich habe auch einmal vor neun Jahren einen ähnlichen Einfall gehabt, ich sah aber die Schwierigkeiten bald ein, und vergrub das, was ich damals darüber schrieb, unter meinen Papieren. Es traf sich nämlich, wie sich das sehr oft in der Welt trifft, daß ich irgendwo einen Dummkopf sah, der ein Kreuzchen im Knopfloch trug. Hm! dachte ich, es ist doch ärgerlich, daß dieser Mensch mit einem Orden prangt, weil er den Speichel der Großen leckte, und ihnen Dirnen verkuppelte, indessen die größten Genies und Schriftsteller, die einen Glanz auf ihre Nation zurückstrahlen, kein anderes Kreuz tragen, als vielleicht ein Hauskreuz, welches sie nicht öffentlich zeigen dürfen. Zwar weiß ich recht gut, daß dem verdienstvollen Manne wenig an solchem Flitterstaat gelegen ist, und daß z. B. der Sänger Oberons, oder der Dichter des Don Carlos auch ohne Band oder Stern der Stolz der Deutschen sein und bleiben werden; aber das Nämliche gilt von jedem großen Manne, der einen Orden trägt, und auf diese Weise müßte gar kein Orden getragen werden. So ein Kreuzchen im Knopfloch schafft doch immer allerlei Nutzen, wäre es auch nur der, daß die Schildwachen bei öffentlichen Feierlichkeiten dem Herrn Ritter schneller Platz machen, oder die Postmeister ihm auf Reisen höflicher begegnen. Da nun Gelehrte auch Schauspiele besuchen, und auch auf Reisen gehen, so sehe ich gar nicht ab, warum sie den wohlverdienten Vorzug entbehren sollen? indessen jener elende Kammerjunker sich sehr übel verdient damit brüstet. Man hat Orden für das

militärische Verdienst errichtet, für die Kunst, die Menschen durch Kanonenkugeln in die andere Welt zu schicken, warum nicht auch für das größere Verdienst, sie in dieser Welt glücklich zu machen? Ich weiß wohl, daß die Kaiserin von Rußland zuweilen ihr Wlodimerkreuz, und der König von Schweden seinen Wasaorden an würdige deutsche Gelehrte schenkt: aber in Deutschland hat noch kein Fürst deutsches Verdienst so öffentlich anerkannt. Und warum muß es denn auch gerade ein Fürst sein, aus dessen Händen der Gelehrte den Orden empfängt? kann der Fürst seine Werke beurtheilen? unter hunderten kaum Einer. Welche Ehre ist es denn, von einem Manne ausgezeichnet zu werden, der dem Berichte seiner Minister trauen muß? würde nicht Lessing lieber aus Engels Munde gehört haben, daß seine Emilia Galotti ein Meisterwerk sei, als aus dem Munde des Königs von Preußen? wäre es denn also nicht schicklicher und ruhmvoller, wenn wahres Verdienst nur durch den Kenner belohnt würde? durch einen Mann oder durch Männer, die in der nämlichen Gattung des Verdienstes bereits sich auf die höchste Stufe geschwungen?

Mein Vorschlag wäre also folgender gewesen: — (man vergesse nicht, daß ich Alles das vor neun Jahren träumte) — Es werden für Philosophie, Dichtkunst u. s. w., für jede Klasse insbesondere, drei Richter erwählt, die, alle zusammengenommen, das Kapitel ausmachen. Die Richter einer jeden Klasse stellen dem Kapitel die Ordenskandidaten vor, die sie, nach gewissenhafter Beprüfung, für ordensfähig

halten. Das Kapitel bestätigt die Wahl und sendet dem neuen Ritter das Ordenszeichen, von einem schmeichelhaften Briefe begleitet. Damit es aber diesem Orden nicht ergehe, wie manchem Andern, den hochtrabende Inschriften nur dem Verdienst bestimmen, und den doch ganze Herden von Schafen oder Wölfen tragen; so müssen, die Richter selbst ungerechnet, nicht mehr als drei Ritter in jeder Klasse ernannt werden. Wenn zum Beispiel in der Klasse der Dichtkunst Wieland, Gleim und Klopstock Richter wären, so würden sie vielleicht zu den drei ersten Rittern Schiller, Bürger und Blumauer ernennen; dann müßte aber erst einer von diesen sterben, ehe ein anderer gewählt werden könnte. Der Orden würde also nie profanirt, nie verschleudert werden; er würde dem Publikum so selten unter die Augen kommen, daß die Gewohnheit nicht im Stande wäre, den Eindruck zu schwächen, den sein Anblick hervorbringen würde. Dem gemeinen Mann, der sich vor jedem Kreuzchen im Knopfloch blindlings bückt, gilt es gleich viel, ob die größten Genies oder die größten Monarchen auf der Welt den Orden verliehen haben; aber man denke sich die Wirkung, die es auf gebildetere Seelen nothwendig machen muß. Mir begegnet der Eingangs erwähnte elende Mensch, der einen Orden erschlichen hat, mit verächtlichen Blicken gehe ich an ihm vorüber, und seufze, daß der Monarch nicht so viele Augen als Brillanten zählt. Aber ein paar Schritte weiter hin begegnet mir ein Mann mit dem Orden des Genies, ein Mann, den Wieland,

Gleim und Klopstock für den Nächsten nach sich erkannten *) — o wie schnell greife ich nach meinem Hute! wie ehrfurchtsvoll mache ich ihm Platz! wie neugierig staune ich ihn an, und wenn ich darf, so dränge ich mich zu ihm, und freue mich des edlen Deutschen. Welcher Kaiser oder König kann durch sein Band und Stern eine ähnliche Empfindung in mir erregen?

Wahr ist's, der Orden für militärisches Verdienst erweckt Bewunderung, weil er mit Gefahr des Lebens errungen, und gewöhnlich nur Würdigen ertheilt wird. Aber der Orden des Genies erweckt Bewunderung und Liebe zugleich. Bei jenem läßt sich doch noch immer ein leiser Zweifel aufwerfen, denn ich kenne Offiziere (obgleich nicht in Europa), die während der Schlacht hinter einem Steine gesessen, und doch den Orden erhalten haben; bei diesem hingegen ist das ganze Publikum Oberrichter, und wenn es also auch möglich wäre, daß die Richter durch Parteilichkeit angefochten würden, so würden sie doch immer, aus Furcht vor dem Oberrichter, und um ihrer eigenen Ehre willen, die Wahl so einrichten, daß Welt und Nachwelt sie billigen könnten. Wenn ich also einen Mann mit

*) La baguette, propre à decouvrir le merite, ne tourne, et ne doit reellement tourner, qu'entre les mains des gens d'esprit, parcequ'il n'y a que le Lapidaire, qui se connoisse en diamans, et que l'esprit qui sente l'esprit. Helvetius de l'esprit.

dem Ordenskreuze des Genies sehe, so bücke ich mich gern, denn ich bin sicher, daß er ein verdienstvoller Mann ist.

Aber wer soll die Ersten Richter wählen? — Das ist eine Schwierigkeit, die ich nicht zu lösen weiß. Man könnte sich freilich bald helfen, wenn man die Wahl den Herren Rezensenten der Literaturzeitung überließe, welche denn billigerweise sich selbst wählen würden, da es keine größere Kenner jeder Gattung von Verdiensten gibt, als sie. Da aber diese Herren die gelehrte Welt für ein venetianisches Karneval halten, und nicht anders als maskirt herumgehen, um Kronen oder Dolchstiche auszutheilen, uns hingegen mit einem namenlosen Ordenskapitel nicht gedient wäre; so müßte man wohl auf andere Mittel denken. Ich würde vorschlagen, daß jeder Mann von Geschmack und Kenntnissen seine Stimme gebe, er möchte übrigens Schriftsteller sein oder nicht; um aber auf den Titel eines Solchen Anspruch machen zu können, müßte er wenigstens alle die vorzüglichen Schriften derjenigen Klasse gelesen haben, zu welcher er stimmen will. — Und welches sind die vorzüglichsten Schriften einer jeden Klasse? — Da stoßen wir wieder auf eine neue Klippe, und wenn wir nicht abermals die Literaturzeitung für einen kompetenten Richter anerkennen wollen (welches doch wahrlich keinem gewissenhaften Manne möglich ist), so sind wir nicht weiter als vorher.

Es gibt freilich noch mehrere Mittel, die Leute von Geschmack und Kenntnissen in jeder Stadt zu unterscheiden. Man darf zum Beispiel nur fragen: wer die meisten Feinde

und Verfolger hat: — Der, dessen Namen man euch nennt, ist gewiß ein sehr gescheiter Mann. Ferner: Jeder, der auf seine Ehre versichern kann, daß er in großen Gesellschaften Langeweile hat; daß Kartenspielen nicht sein Handwerk ist; daß er täglich wenigstens ein paar Stunden mit Lesen zubringt; daß Oberon ihn in Entzücken versetzt, Schiller ihm einen Schauer abjagt, und Iffland ihm Thränen entlockt; Jeder, der das ehrlich betheuren kann, ist würdig, seine Stimme für die Klasse der Dichtkunst zu geben.

Doch es ist überhaupt nicht meine Sache, meinen Traum so auszubilden, daß mehr als ein Traum daraus würde. Genug, wenn ich die Möglichkeit der Ausführung zeige. Ist einmal das erste Ordenskapitel erwählt, so ist die Ergänzung desselben in der Folge leicht. Denn stirbt Einer der Richter, so rückt sogleich der älteste Ritter an seine Stelle.

Ob es übrigens nöthig sein möchte, die Stiftung des Ordens (doch nur Ein für Allemal) von Kaiser und Reich bestätigen zu lassen, wage ich nicht zu bestimmen. So viel ist aber gewiß, daß bei Ernennung einzelner Ritter Kaiser und Reich durchaus von jeder Mitwirkung ausgeschlossen sein müßten. Die Bestätigung der Stiftung selbst hingegen könnte wohl unter keinem schicklichen Vorwand abgeschlagen werden.

Zum Ordenszeichen würde ich ein emaillirtes Kreuz vorschlagen, in dessen Mitte eine Minerva thront. Da die Erben des verstorbenen Ritters ein solches Kreuz immer wieder zurückgeben müßten, so würde folglich die ganze

Stiftung mit wenigen oder gar keinen Kosten verknüpft sein, und ein Haupthinderniß, welches dem deutschen Pantheon im Wege steht, fällt bei dem Orden des Genies ganz weg.

So weit mein Traum. Ich erwache und lächle. — Freilich habe ich nur für ehrenvolle Auszeichnung des Genies in diesem kurzen Pilgerleben geträumt, indessen der Herr Graf von Soden ihm die Unsterblichkeit erträumen wollte. Es kommt aber beides auf Eins heraus, denn weder sein noch mein Traum werden jemals in Erfüllung gehen.

Das Schaf und der Bullenbeißer.

„Warum" — so klagte Matz, ein ehrlicher Hammel, der auf dem Hofe herum lief, und den Kindern zum Spielen diente, „warum schmeichelt Jedermann dem großen garstigen Murqui, der alle Menschen anschnarcht, auch wohl gar beißt, indessen ich durch mein sanftes unschuldiges bäh! bäh! Jedermann willkommen heiße, und dennoch sehen muß, daß man achtlos an mir vorübergeht? Warum geben die Küchenjungen dem bösen Murqui Alles was abfällt? und den guten Matz lassen sie hungern. Doch hat ein Jeder mich lieb, und ich verdiene es auch, denn ich bin so fromm, daß ich sogar die Kinder auf mir reiten lasse."

Eben deswegen, brummte der Hauskater. Wenn du

nach diesem Geständniß noch fragen kannst, warum Murqui mehr gilt als du? so frägst du wie ein Schaf. Ei, mein lieber Max, Murqui kann beißen und du nicht.

O daß nur unter Hund und Schaf
Wir diese Art zu handeln übten!
Was thut man nicht für den Gefürchteten!
Doch was für den Geliebten?

So liebt kein Mann!

(Eine wahre Geschichte.)

Im Sommer des Jahres 1788 reiste eine junge Dame durch W**, welche schön ist wie ein Maitag, und mit Sapphos Geist das Herz einer Chelonis verbindet. Wer erkennt in diesem Bilde nicht die Gräfin P**?—

»Stolzer Maler! die Gräfin P** erreicht dein Pinsel nicht.«

Wohlgesprochen! ehrlicher Mann, der mir das zurief. Nein, dies holde Geschöpf — so muß ich sie nennen, um nicht zu vergessen, daß sie eine Sterbliche ist — dies holde Geschöpf erreicht mein Pinsel nicht. Weg mit Sappho und Chelonis! wir wollen uns allein an den Maitag halten. So freundlich als ein schöner Maitag ist die Gräfin, so verbreitet sie sanfte Wärme um sich her, so lockt sie Blüten und Blumen selbst aus dem unfruchtbaren Boden, auf dem

ſie wandelt. Ich hätte ſagen können: ſie hat Verſtand wie ein Engel; aber das iſt eine Albernheit, die ſchon oft wiederholt wurde, denn ich erinnere mich keines einzigen Beiſpiels, wo die Engel einen ausgezeichneten Verſtand bewieſen hätten. Schön wie ein Engel, mag ich auch nicht ſagen, denn von Angeſicht zu Angeſicht habe ich keinen geſehen, und die gemalten bausbackichten Knaben würden kaum verdienen, der Gräfin die Schleppe nachzutragen, wenn ſie eine Schleppe hätte. Ach! der Dichter martert ſich vergebens, es dem glücklicheren Maler gleich zu thun. Ramberg oder Graaf könnten die Geſtalt euch hinzaubern, aber kein Wieland und kein Schiller malt die ſchöne Seele. Man muß Zeuge ihres Edelmuths geweſen ſein; man muß ſelbſt die Thräne des Mitleids in ihren großen blauen Augen haben ſchwimmen ſehen; man muß wiſſen, wie ſie ihr Leben zwiſchen Mutterliebe, Gattinnen-Pflicht, Wohlthätigkeit und Geiſtesbildung theilt — O ihr Glücklichen! die ihr ſie kennt, nicht wahr, ihr erkennt das Bild der Himmliſchen, die ich nicht nennen darf — und warum darf ich ſie nicht nennen? — weil der ſchöne Kranz ihrer Tugenden überall mit dem zarten Blümchen der Beſcheidenheit durchflochten iſt, das ſelbſt den Hauch der Liebe und Bewunderung nicht vertragen kann. Wohlan! den Finger auf den Mund! und wer bis hieher las, ohne mich zu verſtehen, dem ſei genug zu wiſſen, daß die Gräfin P** eine Gräfin war, die im Sommer 1788 durch W** reiſte.

W** iſt eine ziemlich anſehnliche Stadt, und ſechs

Meilen davon liegt eine Residenz, die noch ansehnlicher ist. In dieser letzteren hatte die Gräfin Verwandte — (ich meine Blutsverwandte, denn sonst ist jeder Unglückliche ihr Bruder) — sie sah daher voraus, daß sie genöthigt sein würde, am Hofe zu erscheinen, und seufzte über wenigstens drei verlorne Tage.

Nein vier, sagte die Kammerjungfer, denn Ihre Spitzen sind nicht gewaschen, und ohne Spitzen macht man bei Hofe eine traurige Figur. Du hast Recht, mein Kind, wir wollen sie waschen lassen; und weil doch einmal das Wagenrad zerbrochen ist, und ich deswegen hier bis Morgen früh verweilen muß, so wollen wir sie gleich hier waschen lassen. Ich gewinne dabei einen ganzen Tag. — (Wer die Gräfin kennt, der weiß, welchen Werth eine einzige ihrer Stunden hat.)

Recht gut, versetzte die Kammerjungfer, wenn wir nur hier eine Spitzenwäscherin auftreiben. — Geh, erkundige dich bei der Wirthin. —

Die Zofe ging, und meldete bald nachher die verlangte Person. Ein Mädchen von ungefähr neunzehn Jahren trat schüchtern herein. Wenn nur blühende Wangen, rosenrothe Lippen und ein feuriges Auge im Gesicht verschönern, so war dies Mädchen nicht schön, denn seine Wange war blaß, das Auge hohl, der Blick erloschen, und ein röthlicher Rand zog sich um die Augen. Aber ihre sanften Züge rührten Jeden, der sie sah, bis in's Innerste: eine stille Schwermuth gab diesen Zügen ein unbeschreibliches Interesse, und

BIBL. UNIVERS. UPS

die holde Bescheidenheit, welche über ihre ganze Gestalt ausgegossen war, wie Morgenroth über ein Aehrenfeld, nahm auf den ersten Blick für sie ein. Von schlechtem Tuche war das Mieder, welches ihren schwellenden Busen umschloß, von grober Leinwand die Schürze, welche sie trug, aber Reinlichkeit und Ordnung schimmerten aus ihrem Anzug hervor. Die Hände — nun freilich, die Hände würde kein Stutzer zu küssen wünschen, denn waren sie gleich schön geformt, so verrieth doch ihre Röthe, und die hin und wieder wund geriebenen Stellen, daß sie nicht an den Druck der Liebe, sondern nur an harte Arbeit gewöhnt waren.

Die Gräfin vergaß bei ihrem Anblick eine Zeit lang Spitzen und Residenz, und betrachtete das Mädchen lange schweigend mit Theilnahme. Kaum aber bemerkte sie, daß ihr Blick das Mädchen verlegen machte, und eine sanfte Röthe auf ihre blasse Wange jagte, als sie sich schnell besann, und mit dem Ton der innigsten Güte fragte: liebes Kind, Du kannst Spitzen waschen? — O ja, gnädige Frau. — Bist du aber auch schnell? denn ich wünsche Morgen früh wieder abzureisen. — Ich werde die Nacht zu Hilfe nehmen. — Das wird dir Schaden thun, du scheinst kränklich? — O nein, ich bin ganz gesund. — So hast du vielleicht Kummer? — Ach nein, gnädige Frau.

Das zarte Gefühl der Gräfin verhinderte sie weiter in das Mädchen zu dringen, die Spitzen wurden hervorgekramt, abgeliefert, und die interessante Wäscherin versprach, sie beim Frühstück der gnädigen Frau zurück zu bringen.

Als sie fort war, ließ die Gräfin die Wirthin rufen, erkundigte sich nach dem Mädchen, erfuhr aber weiter nichts, als daß es eine fleißige, fromme Dirne sei, die sehr eingezogen lebe. Ein heimliches Gefühl sagte der Gräfin, daß hier das Glück ihr eine Gelegenheit zuführen werde, ihre Lieblingstugend, die Wohlthätigkeit, zu üben. Das Bild des blassen Mädchens ging mit ihr zu Bette, entschlummerte mit ihr, und fand sich beim Erwachen wieder ein. Sie beschloß, wenn es ohne Zudringlichkeit geschehen könnte, die Ursache der bleichen Wangen und der hohlen Augen zu erforschen. O du kanntest, liebenswürdiges Weib, die Macht deiner sanften Stimme; du öffnest den Mund, und alle Herzen öffnen sich.

Das Frühstück war eben aufgetragen, als das holde Geschöpf hereintrat, und in einem zierlichen Körbchen die gewaschenen Spitzen überreichte.

Sage mir, liebes Mädchen, hub die Gräfin an, wie nennt man dich? — Gretchen Müller. — Ich habe gehört, daß du fleißig und sittsam bist — Sittsam? o ja, ich hatte ehrliche brave Eltern. Fleißig wünschte ich wohl mehr zu sein. — Verdienst du nicht so viel als du brauchst? — Gott sei Dank! mehr als ich brauche. — Du möchtest also sparen für die Zukunft? — Das möchte ich wohl. — Warum das? — Weil — weil andere Leute auch brauchen. — Also, um wohl zu thun? — Ach nein, nur mir selbst. — Ich verstehe dich nicht, hast du vielleicht arme Eltern, die du ernährst? — Ich bin eine vater- und mutterlose Waise. —

Nun dann, vielleicht zum Brautschatz? — du schweigst? du errötheſt? — ſind deine Augen von Thränen oder von Nachtwachen ſo roth? — Von beiden! —

Dies Wort traf das Herz der Gräfin. Sie legte die ganze Stärke ihres Mitgefühls in den ſanften Ton ihres Mundes: Entdecke mir, liebes Mädchen, was dich quält? warum du ohne Schonung für deine Geſundheit Tag und Nacht arbeiteſt? — Ach! gnädige Frau — ich habe einen Bräutigam — er iſt Soldat — und ich arbeite Tag und Nacht, um ihn loszukaufen. — Iſt es das? ſtammelte die Gräfin, und wandte ſich weg, um eine Thräne zu verbergen. Haſt du denn ſchon etwas geſammelt? — Gott hat meinen Fleiß geſegnet. Seit zwei Jahren ſind hundert und fünfzig Thaler erſpart, der Hauptmann fordert zweihundert, in Jahr und Tag hoffe ich die Summe vollzählig zu machen. — In Jahr und Tag? nein auf der Stelle! rief die Gräfin mit Wärme, griff in ihre Schatulle, und drückte dem Mädchen zehn Louisdor in die Hand.

Die redliche Liebende blieb mit offenem Munde und ſtarren Augen vor ihr ſtehen. Während einer langen Pauſe verſuchte ſie umſonſt zu ſprechen, ihr Buſen arbeitete heftig, die Muskeln ihres Geſichts verzogen ſich zum Weinen, ihre Hand zitterte, ihre Knie bebten, ſie ſank zu Boden. Gerührt bückte die Gräfin ſich über ſie, und ließ eine Thräne auf ihre Wange fallen. Das Mädchen ergriff haſtig die Hand ſeiner Wohlthäterin, und deckte ſie ſprachlos mit feurigen Küſſen.

Ich verlange eine Vergeltung von dir, sagte die Gräfin, als der erste Ausbruch der Dankbarkeit vorüber war, du sollst mir deine Geschichte erzählen.

Meine Geschichte ist kurz und einfach. Mein Vater war ein wohlhabender Handwerksmann, und meine Mutter war eine brave Hausfrau. Ich wurde christlich erzogen. Als ich kaum zwölf Jahre zählte, nahm mir der Tod meine Mutter, und weil ich noch zu jung war, um einer großen Wirthschaft vorzustehen, verheirathete sich mein Vater zum zweiten Male. Die Frau, die er wählte, war ihm von diesem und jenem empfohlen worden, aber dieser und jener kannte sie nicht recht. Es fand sich leider bald, daß mein Vater eine verschwenderische Frau, und ich eine böse Stiefmutter hatte. Aber weil sie schön und listig war, und zu schmeicheln verstand, so liebte sie mein Vater sehr. Es geschah Alles, was sie wollte, und sie hatte immer Recht. Ich litt am meisten dabei, denn sie mochte mich nicht leiden, und ich konnte ihr nichts zu Danke machen.

Als ich mein fünfzehntes Jahr erreicht hatte, kam Konrad als Tischlergesell in unsere Werkstatt. Er war ein flinker junger Bursch, und ich ein unerfahrnes Mädchen. Ich wußte nicht eher, daß ich ihn liebte, als bis meine Stiefmutter mir's sagte: da war es aber schon zu spät, denn ich konnte nicht mehr ohne ihn leben; und weil er ein fleißiger Arbeiter, ein stiller gottesfürchtiger Mensch war, so dachte ich, der Vater würde auch wohl nichts dagegen haben, wenn Konrad nach einigen Jahren Meister würde, und

mich heirathete. Ach! der gute Vater hatte auch nichts dagegen, aber die böse Stiefmutter hatte mich und mein bischen Geld einem ihrer Vettern zugedacht, einem bucklichten, krummbeinichten Leinweber, der sich alle Abend im blauen Hecht betrank, und hernach in der Trunkenheit seine alte Mutter prügelte. Den Ehrenmann wollte ich nicht, und Konrad wollte meine Stiefmutter durchaus nicht. Mein Vater war ein Freund vom Hausfrieden, er liebte seine Frau, aber auch seine Tochter, und da er folglich zwischen uns beiden in die Klemme gerieth, so entschied er, weder sie noch ich sollten unsern Willen haben; dem bucklichten Leinweber verbot er das Haus, und mir alle Gedanken an Konrad. Aber Gedanken lassen sich nicht verbieten. Was half's daß ich mir selbst vornahm, ihn zu vergessen, und des Abends im Bette so lange das Einmal Eins hersagte, bis mich der Schlaf überwältigte? Wenn ich erwachte, stand er doch gleich vor mir, daß ich oft erschrocken das Halstuch über warf, weil ich ihn leibhaftig zu sehen glaubte.

Dem armen Schelm ging es nicht um ein Haar besser. Mein Vater hatte ihn fortgeschickt, und nun trieb er sich in der Stadt herum, ging bald bei diesem, bald bei jenem Meister in Arbeit, hielt es aber nicht länger als einige Wochen aus, denn weder er, noch seine Meister waren zufrieden. Sie nannten ihn einen Träumer, einen Murrkopf, und was weiß ich! aber mein Konrad war weder ein Träumer noch ein Murrkopf, sondern der lustigste Bursche von der Welt, ehe er sein Herz so sehr an mich hing.

Gern hätten wir zuweilen uns wechselseitig Trost zugesprochen, aber meine Mutter hütete mich, wie einen Kanarienvogel, den die Katze nicht fressen soll, und wenn wir auch Sonntags in der Kirche zusammenkamen, so saß sie doch immer neben mir, und ich durfte das Auge nicht vom Gesangbuche aufschlagen. Eines Abends hatte Konrad es doch abgepaßt, als ich gerade vor der Thür stand. Er trat zu mir, er weinte: „Liebes Gretchen, sagte er, ich halte es nicht länger aus, ich schneide mir die Gurgel ab.“ Da schalt ich ihn, und verwies ihn zur Geduld und Gottesfurcht. Ich schenkte ihm auch einen silbernen Ring, und gelobte ihm treu zu bleiben; er mußte mir aber dagegen versprechen, sich kein Leides anzutun.

Nach einer Weile meldete sich wieder ein Freier bei mir, der weder buklicht noch krummbeinicht war, und weil es in der Stadt hieß, ich würde ihn nehmen, und weil der arme Konrad keine Gelegenheit hatte, von mir das Gegentheil zu erfahren, so ging er in der Verzweiflung hin, und ließ sich zum Soldaten anwerben. (Hier brach das Mädchen in Thränen aus.) Nur noch Einmal sah ich ihn vor seinem Abmarsch. Als er gewahr wurde, daß mir das Herz springen wollte, und als ich ihm Treue gelobte bis in den Tod, da bereute er seine rasche That, und weinte bitterlich an meinem Halse. Aber nun war es zu spät, die Kapitulation war auf zwölf Jahre geschlossen, er mußte fort, und meine Augen haben ihn nicht wieder gesehen. Ach! gnädige Frau, ich habe viel gelitten! wenn ich mich zuweilen nach gethaner

Arbeit in einen Winkel setzte, um ungestört zu weinen, so kam meine böse Stiefmutter, keifte und schlug mich, und — was mir am wehesten that — nannte meinen Konrad einen liederlichen Schlingel. Oft hauchte mir der Teufel gottlose Gedanken ein, davon zu laufen, oder in's Wasser zu springen, aber Dank meiner guten Mutter, die nun schon lange im Himmelreich ist, daß sie mir Gottesfurcht einflößte, und mich dadurch stark machte, den Versuchungen des Satans zu widerstehen. —

Endlich starb mein Vater. Ich beweinte ihn mit kindlichen Thränen, aber als der erste Schmerz vorüber war, gab ich dem frohen Gedanken Raum, daß ich nun frei sei, und daß Niemand mich mehr hindern könne, meinen Konrad zu heirathen. Dabei rechnete ich, als die einzige Tochter, auf eine ziemliche Erbschaft, weil mein Vater immer für einen wohlhabenden Mann galt. Habe ich auch nur so viel, dachte ich, um meinen Geliebten loszukaufen, und ihm das Bürger- und Meisterrecht zu verschaffen, so werden Fleiß, Ordnung und Gebet uns schon weiter helfen. Aber ach! der liebe Gott hatte mir noch eine schwere Prüfung auferlegt. Es fand sich, daß meine böse Stiefmutter durch üble Wirthschaft alle die Thaler verschwendet hatte, die meine gute selige Mutter bei Pfennigen zusammen sparte, und was nicht verschwendet war, das hatte sie sonst auf die Seite gebracht, zog damit zu ihren Verwandten, ließ mich hilflos im Stiche, und mir blieb kaum ein Bett übrig, und ein anständiger Rock, um Sonntags in's Gotteshaus gehen zu können.

Aber ich ließ mich in meinem Vertrauen auf Gott nicht irre machen. Ich dachte, es wird schon besser werden, wenn nur Konrad mich noch liebt. Ein Jahr und Tag hatte ich nichts von ihm weder gehört noch gesehen, das quälte mich, bis ich auf den Einfall gerieth, an ihn zu schreiben. Der Herr Postmeister war so gut und machte selbst die Adresse, weil ich nicht recht wußte, wo sein Regiment im Quartiere lag. Ich schrieb ihm, daß, wenn er es ehrlich mit mir meinte, und mich noch immer lieb habe, ich nun sein Weib werden wolle; daß ich ihm aber kein anderes Heirathsgut zubringen könne, als ein liebendes Herz und ein paar gesunde, an Arbeit gewöhnte Hände. Vier Wochen darauf hatte ich schon eine Antwort. Ach! Gott segne den guten Mann der das Schreiben erfand! nie habe ich mit mehr Freude als damals vier Groschen ausgegeben, die mir sauer genug zu verdienen wurden. Hier ist der liebe Brief, ich trage ihn immer bei mir. (Sie zog ein unscheinbares Papier aus dem Busen, entfaltete es und las:)

„Gott zum Gruß! liebstes Gretchen, wenn du dich noch wohl befindest, so freut es mich sehr, denn ich bin auch gesund, und es ärgert mich nur, wie du fragen konntest, ob ich dich noch lieb habe, und ob ich dich heirathen will? Ach! am Wollen liegt es gar nicht, und was das Heirathsgut betrifft, das du mir versprichst, so ist es mehr werth, als der Stern, den unser General auf seinem Rocke trägt. Aber was soll ich anfangen? ich habe auf zwölf Jahre kapitulirt, und mein Hauptmann fordert zweihundert

Thaler für meine Freiheit. Liebes Gretchen, nicht zweihundert Pfennige kann ich auftreiben, und wenn Gott nicht wunderbar hilft, so müssen wir noch lange lange warten, ehe der Priester ein Paar aus uns macht. Mir ist eingefallen, daß in W** ein vornehmer Mann wohnt, der Geheimerath R*, der ein vertrauter Freund von meinem Hauptmann ist, und dem er Alles zu Gefallen thut. Wie wäre es, wenn du zu ihm gingest, und ihn recht rührend bätest, ein gutes Wort für uns einzulegen? Kannst du es dahin bringen, daß ich los komme, so fahre ich als blinder Passagier mit der Post, und bin in fünf Tagen bei dir, und will dich in meinem Leben nicht wieder verlassen. Dein getreuer Konrad bis in den Tod."

„Nachschrift. Der silberne Ring, den du mir geschenkt hast, kommt nicht von meinem Finger. Einmal hatte ich einen dummen Streich gemacht, und ihn im Würfeln verspielt, aber ich verdung mich einige Tage als Holzhacker, und löste ihn wieder ein."

Meine Freude über diesen Brief, fuhr Gretchen fort, kann ich der gnädigen Frau nicht beschreiben. Ich weinte und lachte eins um das Andere, vergaß aber auch nicht Gott zu danken, daß er mir meinen Geliebten treu erhalten hatte. Den andern Morgen in aller Frühe zog ich mich sauber an, und ging zum Geheimenrath R*, dem ich mein Anliegen vortrug. Freilich schämte ich mich, und stotterte, und konnte die Augen kaum aufschlagen, aber er war so freundlich, so zuthätig, daß ich bald ein Herz faßte, und

ihm Alles haarklein erzählte. Es schien, er höre mir gern zu, denn er verwandte kein Auge von mir. Als ich fertig war, kniff er mich in die Backen, und sagte, er wolle darüber nachdenken, ich solle nur auf den Abend in der Dämmerung wieder kommen. Ich hatte kein Arges daraus, denn der Geheimerath N * ist verheirathet mit einer hübschen frommen Frau; denken Sie, gnädige Frau, wie mir zu Muthe wurde, als er auf seine Fürsprache einen Preis setzte, um den Konrad gewiß nicht hätte frei sein mögen. Ich wurde roth wie Scharlach, und sagte ihm, ich wäre arm aber ehrlich, und mein Konrad auch. Wie der Wind war ich zur Thüre hinaus, die Treppe hinunter, und das mit einer Angst, als wenn man im Traum eine Treppe hinabfliegt. Ich glaubte mich nicht eher sicher, bis ich auf der Straße war, da hob ich meine Hände gegen Himmel, und rief mit Thränen: Ach Konrad! nun sind wir ganz verlassen! nun haben wir Niemanden als Gott und uns selbst! Aber Gott ist gnädiger als alle Geheimeräthe in ganz Europa, er will nur, daß man die Hände nicht in den Schooß lege. Wohlan, ich kann arbeiten, meine Mutter hat mich zu Fleiß und Sparsamkeit gewöhnt; ich bin Konrad's Weib, und will thun, was einem braven Weibe geziemt. Mit diesem Entschluß kam ich zurück in mein Dachkämmerchen, fiel auf meine Knie, und bat Gott nur um Gesundheit. Eine frohe Zuversicht erheiterte meine Seele, als ich so betete, ich stand auf, und fühlte mich muthig und stark, meinen Konrad ganz allein, ohne fremde Hilfe zu befreien. Ich schrieb

ihm, er müsse sich noch ein paar Jahre in Geduld fassen, mit dem Geheimenrath sei es nichts; aber er solle nur den Muth nicht verlieren, auf Gott und meine Liebe vertrauen, nicht mehr spielen, und wenn er durch Fleiß und Arbeit etwas ersparen könne, es fein zurücklegen, so wolle ich für das übrige schon Sorge tragen. Er antwortete mir, und versprach Alles Liebes und Gutes. Seitdem habe ich nichts wieder von ihm gehört, denn die Briefe kosten gar zu viel, und ich dachte immer, es sei doch besser, ihn selbst ein paar Tage früher wieder zu sehen, als das Geld für die todten Buchstaben zu verschleudern.

Flink und rasch fing ich nun an, meinen Vorsatz auszuführen. In zwei Jahren habe ich nie länger als vier Stunden des Nachts geschlafen; außer Kartoffeln, Salz und Brot ist kein Bissen über meine Zunge gegangen, und wie ein Trunk Bier schmeckt, habe ich längst vergessen. Freilich sind meine rothen Backen fort, und die Augen liegen mir tief im Kopfe; Konrad wird erschrecken, wenn er mich sieht, aber er wird auch erfahren, daß ich für ihn gearbeitet, für ihn den Schlaf entbehrt, und mich mit schlechter Kost beholfen; was gilt's, er wird mich noch eben so hübsch finden, als vor vier Jahren, und mir durch seine Liebe vergelten, was ich für ihn gelitten. Es ist wahr — seit einiger Zeit — ich habe es mir selber nicht gestehen mögen — meine Kräfte haben sehr abgenommen, und ich zitterte oft vor dem Gedanken, Gott werde mich auf's Krankenlager werfen, ehe ich die fünfzig Thaler vollends ver-

dienen könnte. Aber Gott hat mein kindliches Zutrauen belohnt, er hat mich nicht über meine Kräfte geprüft, seine Gnade sendet mir heute einen guten Engel, der all meiner Noth auf Einmal ein Ende macht.

Hier schwieg das gute Mädchen, und ein heißer Thränenstrom floß auf die wohlthätige Hand der Gräfin. Innig gerührt drückte diese ihren Mund auf Gretchens blasse Lippen, nahm Abschied von ihr, schrieb Konrad's Zunamen in ihr Taschenbuch, und versprach, ihn in seiner Werkstatt zu besuchen, wenn sie jemals wieder durch W** reise. So fanden und trennten sich zwei schöne verschwisterte Seelen. Die Gräfin stieg in ihren Wagen und rollte mit sechs Pferden davon. Das arme Gretchen flog in ihre Dachkammer, und war glücklicher als die reiche Gräfin.

Im Taumel ihrer Freude machte sie einige Stunden lang alles verkehrt, suchte emsig den Zwirn, der ihr vor der Nase lag, und griff nach der Schere, wenn sie die Nähnadel brauchte. Konrad! Konrad! war ihr einziger Gedanke. Ein Schmetterling verirrte sich in ihr Fenster: guter Schmetterling, leih mir deine Flügel! eine Schwalbe schwirrte vorbei: glückliche Schwalbe, du flatterst leicht über Berg und Thal! In wenig Stunden war sie reisefertig. Ein paar Hemden in ein Schnupftuch gebunden, die zweihundert Thaler in einem ledernen Beutelchen an die Tasche fest genäht, und baarfuß, die Schuhe in der Hand, so wanderte sie zum Thore hinaus. Munter und unermüdet durchstrich sie die Sandebenen, welche W** in einem

Umkreise von zwei Meilen umgeben. Sie hörte die Lerche singen, sie blickte empor, ihr Auge wurde naß, und plötzlich stimmte sie mit ein: wer nur den lieben Gott läßt walten!

Wohin Jüngferchen? rief ein wandernder Jude, der mit schnelleren Schritten die fromme Pilgerin eingeholt hatte. — Nach M—, versetzte Gretchen, nach M— an der Grenze. — Das ist sehr weit. — Das Himmelreich ist noch weiter, lächelte Gretchen, und man kömmt doch endlich auch dahin. — Freilich, wenn man so leicht zu tragen hat, wie Sie — und wenn man seinem Glücke entgegen geht! rief Gretchen frohes Muthes. — Ein Wort gab das andere, und ehe eine Viertelstunde verging, wußte der fragende Jude ihre ganze Geschichte. Er meinte vorhin, sagte die argwohnlose Seele, ich hätte leicht zu tragen? doch nicht so leicht als Er denkt. Hier in dieser Tasche sind zweihundert Thaler wohlgezählt, die Hälfte in Gold, die Hälfte in Silbermünze, die drücken mir ein wenig meine rechte Hüfte, aber wenn ich an Konrad denke, so fühle ich es nicht. — Wahrhaftig? zweihundert Thaler? das ist viel Geld, verliere Sie es nur nicht. — Sei Er unbesorgt, guter Freund, ich habe den Beutel festgenäht. — O dann hat es keine Gefahr.

Unter allerlei Gesprächen kamen sie in eine Herberge, wo Gretchen vor Müdigkeit nicht weiter konnte, sich ein Bund Stroh geben ließ, ihr Päckchen unter den Kopf legte, und, nachdem sie den Abendsegen gebetet, sanft und schnell

entschlummerte. Der Jude hatte sich mit einem Glase Branntwein an den Tisch gesetzt, und ihr versprochen, sie mit der ersten Morgendämmerung zu wecken. Aber die Sonne stand schon hoch am Himmel, als sie von selbst erwachte, und auf sich schalt, daß sie den schönen Morgen verschlafen, der sie in der Kühlung wenigstens schon eine Meile weiter geführt haben würde. Armes Mädchen! du wirst nicht weiter gehen! bemerkst du denn nicht, daß ein Unmensch, während du schliefst, dir deinen sauer erworbenen Schatz geraubt hat? — Mit einem lauten Schrei des Entsetzens fuhr Gretchen in die Höhe, als sie gewahr wurde, daß man ihr die ganze Tasche abgeschnitten, und sie wieder so arm sei als vor zwei Jahren. — Aermer noch! denn damals war sie doch reich an Muth und Hoffnung, jetzt trat Verzweiflung an die Stelle; damals milderten sanfte Thränen ihren Kummer, jetzt blieb ihr Auge trocken; damals vertraute sie auf einen gnädigen Gott, jetzt haderte sie mit einer ungerechten Vorsehung. Sie rannte wie unsinnig im Hause umher, und forderte kreischend ihren Beutel. Die hartherzige Wirthin spottete ihrer noch, und meinte, ein Jüngferchen, wie sie, das auf Stroh schlafe, und ein Schnupftuch mit ein paar Hemden unter den Kopf lege, könne wohl schwerlich eine so große Summe bei sich geführt haben. Wäre es aber doch geschehen, so könne das viele Geld unmöglich auf eine ehrliche Art erworben sein, und dann geschehe ihr schon Recht, wie gewonnen, so zerrennen, unrecht Gut gedeiht nicht. So plauderte das

Weib mit großer Geläufigkeit ihrer boshaften Zunge, und als das arme Gretchen nicht aufhörte zu jammern, schloß sie damit, daß sie das unglückliche Geschöpf aus dem Hause stieß.

Im Dorfe wohnte ein Gerichtshalter, an den wandte sich Gretchen, zeigte an, wie ihr der Jude auf der Landstraße begegnet, und wie sie ihm unvorsichtiger Weise entdeckt, welchen Schatz sie bei sich trage. Da er sich nun schon vor Tage aus dem Staube gemacht, ungeachtet er ihr versprochen sie zu wecken, so könne kein anderer der Dieb sein, als jener unbarmherzige Israelit. Der Gerichtshalter meinte dasselbe, nahm ein Protokoll darüber auf, fertigte einen Steckbrief aus, forderte drei Thaler acht Groschen Gebühren, und weil Gretchen keinen Heller in ihrem Vermögen hatte, so nahm er ihr die beiden Hemden und das Schnupftuch.

Bitterlich weinend wankte Gretchen durch das Dorf, nun ärmer als jemals in ihre Geburtsstadt zurückzukehren. Als sie den Pfarrhof vorüberging, fiel ein böser Kettenhund sie an, und riß ihr auch ihren letzten Rock entzwei. Sie schrie; ein ehrwürdiger Greisenkopf zeigte sich an dem Fenster der Pfarrwohnung, rief dem Hunde zu, fragte mit sanfter Stimme das erschrockene Mädchen, ob sie Schaden genommen? und bat sie, herein zu treten. Die Pfarrfrau, ein altes gutherziges Mütterchen, kramte ihre besten Röcke hervor, um die Bosheit ihres Kettenhundes zu vergüten. Der Pfarrer brachte Gretchen ein Glas Pomeran-

zenwasser, und als er sah, daß sie den Tropfen, den sie herausnippte, durch eine Thräne wieder ersetzte, und daß weder sein freundliches Zureden, noch die schönen bunten Röcke seiner Frau, die Gemißhandelte trösten konnten; da fing er an zu muthmaßen, daß sie sich wohl noch mehr über böse Menschen als über böse Hunde zu beklagen haben möchte.

Er hat wohl Recht, guter Herr, wimmerte Gretchen, und erzählte ihre traurige Geschichte, und schloß mit dem Wunsche: möchte der böse Hund ein hungeriger Wolf gewesen sein, so hätte er, statt meines Rockes mich selbst zerrissen. Mit sanftem Ernst verwies der Greis ihr die Muthlosigkeit. Drei große Schätze, mein Kind, sind noch dein Eigenthum, um deren Besitz manche Fürstin mit dir tauschen würde: Liebe, Unschuld und Hoffnung! sie sind nicht in deiner Tasche festgenäht, sondern in dein Herz vergraben; weder Jude noch Christ vermag sie dir zu rauben. Wanke nicht in deinem Vertrauen auf Gott! er prüft und belohnt. Jakob mußte sieben Jahr um Rahel dienen, und als er am Ziel seiner Wünsche zu sein glaubte, gab man ihm Lea zum Weibe, die eine garstige Dirne war, und er mußte noch sieben andere Jahre hoffen und harren.

So wenig auch die sinnreiche Anwendung von Jakob's Ehestandsgeschichte Eindruck auf Gretchen machte, so wurde sie doch durch den herzlichen Ton, mit dem der Alte sprach, sanft bewegt; und als er endlich seinen Trost-

gründen noch sechs harte Thaler hinzufügte, mit der Versicherung: er würde gerne mehr geben, wenn er und seine armen Pfarrkinder es entbehren könnten, Gott werde aber seinen Segen auf dies Wenige legen; da kehrten Muth und Hoffnung in das kranke Herz zurück, sie küßte dankbarlich die Hand des edlen Greises, und beschloß, die mühsame Laufbahn von neuem zu beginnen. Der Pfarrer legte beim Abschied seine Hand auf ihre Stirn, und segnete sie mit Rührung. Das alte Mütterchen geleitete sie bis vor die Pforte, um des bösen Hundes willen, wie sie vorgab, eigentlich aber, um ihr noch einen Dukaten in die Hand zu drücken, von dem ihr Alter nichts wissen sollte. Nicht etwa sprach sie, als ob ich fürchtete, mein Alter möchte das nicht gut heißen; sondern die Rechte muß nicht wissen, was die Linke gibt.

Es war bereits Abend, als Gretchen ganz erschöpft wieder in ihre Dachkammer anlangte. Weg war der heitere Muth, mit dem sie sie gestern verließ, leer der kleine hölzerne Kasten unter dem Bette, der ihre frohen Hoffnungen in sich schloß. Mit bitterer Wehmuth faltete sie die Hände: Konrad! Konrad! wenn du wüßtest — nein besser, ich verschweige dir mein Leiden! nur am Tage unsers Wiedersehens, wenn ich als Braut entzückt in deine Arme sinke, wenn du mich frägst: warum so blaß und mager, liebes Gretchen? dann sollst du erfahren, was der Geliebten möglich war! dann sollst du ahnen, was dein Weib zu thun im Stande sein würde.

Schluchzend warf sie sich auf das harte Lager, aus ihrem schon geschlossenen Auge quoll noch eine Thräne hervor, ein unruhiger Schlummer gab ihr keine Erquickung, schwerer Athem und Zuckungen verriethen quälende Träume, überall sah sie Diebe und Hunde, ein kalter Schweiß mattete sie ab, ihr eigenes Stöhnen weckte sie endlich. Ach! ein Fieber wühlte in ihren erschütterten Nerven, sie fühlte, daß sie das Bett nicht verlassen konnte. Das war der Augenblick, vor dem sie so lange gezittert hatte, und in welcher Lage überraschte sie dieser Augenblick! von allem entblößt, war das Geschenk des Pfarrers ihr ganzer Reichthum, der Grund, auf welchen sie ihre neuen Hoffnungen gebaut hatte; und diese harten Thaler, diesen Dukaten, sollte sie nun an Arzt und Apotheker hingeben, um ihr ein hoffnungsloses Dasein zu fristen? — Gutes Mädchen, hast du vergessen, daß der fromme Greis dir auch seinen Segen gab? Fasse Muth, dieser Segen fängt schon an, Früchte zu tragen. Ein edler Arzt, um dessen Herz die Gewohnheit, täglich die leidende Menschheit zu sehen, keine Rinde gezogen hatte — ein Arzt, wie Zimmermann, stolz gegen die Großen, und hilfreich gegen Verlassene — ein solcher nahm sich der Unglücklichen mit Wärme an, ihr Körper genas durch seine Kunst, und ihre Seele durch seinen freundlichen Trost; auf seine Fürbitte wurden die Arzeneien ihr unentgeltlich gereicht, und als nun die völlig Genesene ihm mit niedergeschlagenen Blicken und zitternder Hand ihren einzigen Dukaten zur Vergeltung

anbot, da fügte er noch fünf andere hinzu, drückte der Sprachlosen lächelnd die Hand, und stieg mit einer Empfindung hinab, mit der nur Engel aufwärts steigen.

Freue dich Gretchen! der Sturm hat ausgewüthet; es folgt eine heitere Stille von dreien Jahren, durch Fleiß und Hoffnung zu Tagen verkürzt. Ja, noch drei Jahre arbeitete und sammelte das beharrende Mädchen, aß Kartoffeln und Brot, schlief nur wenige Stunden, und sah endlich mit Entzücken den kleinen hölzernen Kasten unter dem Bette wieder gefüllt. Wer malt die Empfindung, mit welcher sie den letzten Thaler zu hundertundneunundneunzigen legte! sie that es kniend, und ein nasser Blick dankte dem Himmel!

Froh geschäftig machte nun die liebende Pilgerin zum zweiten Male Anstalt zu ihrer Wanderschaft. Aber diesmal ging sie vorsichtiger zu Werke. Sie trug ihren kleinen Schatz zu einem Kaufmann, dem sie ihr voriges Unglück und ihre jetzigen Hoffnungen entdeckte, und der ihr für ihr Geld einen holländischen Wechsel gab. Dies kostbare Papier nähte sie fest an ihren Busenstreifen, und so ging sie leicht und wohlgemuth zum Thore hinaus. Sie wußte nicht, daß sie reicher war als sie glaubte, denn der Kaufmann, gerührt durch ihr Schicksal, und edel und wohlthätig wie Frege, hatte, ohne es ihr zu sagen, den Wechsel um fünfundzwanzig Thaler vermehrt.

Als sie von ferne das Dorf erblickte, wo sie vor drei Jahren so elend wurde, ward sie von einer unwillkürli-

chen Angſt ergriffen. Schüchtern, als ſei ſie wieder in Gefahr, ihren mühſam errungenen Schatz einzubüſſen, ſchlüpfte ſie vor der Herberge vorbei, warf noch einen furchtſamen Blick auf die Wohnung des Gerichtshalters, und ſtand jetzt mit ſüßer Rührung vor dem Pfarrhofe. Lebt der ehrwürdige Greis noch? lebt die gute alte Mutter noch, deren Rechte nicht wußte, was die Linke gab? — Ach nein! ſie ſind beide geſtorben! dort auf jenem Kirchhofe ruht ihre Aſche. Gretchen ſuchte das einfache Kreuz, welches die Gräber der Gerechten bezeichnete, warf ſich nieder, und bethaute mit dankbaren Thränen die hervorſproſſenden Blumen.

Nachdem ſie ihrem guten Herzen dies Verlangen gewährt hatte, ſetzte ſie ihre Reiſe muthig fort. Kein Unfall traf ſie unterwegs, die Schwülen an den Füßen achtete ſie nicht. Nach einigen Wochen erklimmte ſie den letzten Hügel, und plötzlich lag vor ihr im Thale die Grenzfeſtung M— mit ihren Thürmen und Baſtionen. Ach! wie wurde ihr zu Muthe, als ſie das Ziel ihrer Wanderſchaft vor ſich ſah! hier lebt Konrad! hier werde ich ihn wiederſehen! hier den Lohn meiner Treue empfangen! von ſüßen Gefühlen überwältigt, ſank ſie auf der Spitze des Hügels unter einen Baum, und dankte dem Schöpfer, der ihr einen guten Engel zum Geleitsmann gegeben, und ſie glücklich aus ihrer fernen Heimath bis in dies fremde Land geführt hatte. Mit neuen Kräften, von der Liebe beflügelt, eilte ſie den Berg hinab, jede Schildwache auf den Wällen ſchien ihr

in der Ferne Konrad; jeder Blaurock, der ihr begegnete, erregte ihr ein heftiges Herzklopfen; einem Jeden hätte sie zurufen mögen: kennst du nicht meinen Konrad? bist du nicht ein Kamerad von ihm? o wie ungeduldig machten sie einige Krümmungen des Rheins, die sie immer wieder von ihrem Ziele entfernten, wenn sie schon vor den Thoren zu sein glaubte. Endlich gar noch eine Schiffbrücke! und zwar wurde sie eben erst vom diesseitigen Ufer abgestoßen. Gretchen läuft, schreit, man soll sie mitnehmen — zu spät! die Fährleute winken ihr gelassen zu, sie solle warten, bis die Brücke mit einer neuen Ladung vom jenseitigen Ufer zurückkommen werde.

Das erste Schiff erfand ein Liebender, aber gewiß nicht die erste Schiffbrücke. Wie das langsam dahin wogt; wie die Wasserfläche auf einer Seite unmerklich kleiner, auf der andern unmerklich größer wird; wie nun endlich mit einem heftigen Stoß, der selbst Liebende aus ihren Träumereien wecken kann, die Brücke das Ufer begrüßt; nun regt und bewegt sich Alles um hinüber zu kommen — halt! erst muß hier ein Strick umgewunden, und dort eine Kette befestigt werden. Jetzt steht der schwimmende Balkon sicher, aber nun passiren erst Pferde und Wagen, Ochsen und Esel, setzen die Beine furchtsam vorwärts, scheuen sich vor jeder Spalte, und wenn sie endlich zutreten, bespritzen sie die Umstehenden. Jetzt kommt die Reihe an die Fußgänger, die müssen erst sämmtlich ihre großen oder kleinen Beutel ziehen; der Eine empfängt einen Krayfuß, weil er reichlich gab; der

Andere wird aufgehalten, weil er zu wenig bot. Geduld, liebes Gretchen! nun iſt Alles berichtiget. Schon wallen die Uebergefahrenen rechts und links, und ſehen ſich eben ſo wenig nach der Brücke um, als eine Seele nach dem Körper, in welchem ſie über den Strom des Lebens ſchiffte. Aber nun dauert es wenigſtens eben ſo lange, ehe das Fahrzeug wieder beladen wird. Die Pferde, Ochſen und Esel vom jenſeitigen Ufer ſperren ſich mit dem nämlichen Rechte wie ihre Brüder vom diesſeitigen, und kaum iſt Alles in Ordnung, kaum iſt der Fährmann zum Abſtoßen bereit, ſo läßt ſich plötzlich noch ein Poſthorn in der Ferne hören, eine Extrapoſt, die keine Zeit zu verlieren hat, ein junger Herr, der nach Hamburg reiſt, um Blanchard in die Luft ſteigen zu ſehen, oder ein Spieler, der nach Pyrmont fährt, um den Narren die Beutel zu ſegen. Geduld, liebes Gretchen! trage ohne Murren, wie jene Brücke, Alles was der Zufall dir aufbürdet. Stampfe nicht ſo mit deinen kleinen Füßen, das Gras ſpottet deines leichten Fußtrittes. Sieh, ſchon ſetzt ſich die Brücke in ſchaukelnde Bewegung, immer kleiner und kleiner wird der Raum, der dich von ihr trennt. Horch, die Glocken in der Stadt ſchlagen neun Uhr, es iſt noch früh am Tage, und ſchon biſt du mitten auf dem Rheine. Glück zu! ein leichter Sprung, und du berührſt das jenſeitige Ufer. Nun hält dich nichts mehr auf, nun eile, ſchnellfüßiger als Atalanta, den offenen Thoren zu.

Bin ich endlich ſo nahe! rief Gretchen entzückt, aber wo werde ich ihn finden? welche Straße werde ich wählen?

welche Menschen befragen? Ach! wenn doch ein Zufall ihn mir entgegen führte! daß ich an den großen starren Augen mich ergetzen, daß ich auf offenem Markte um seinen Hals fallen, und ihm zuschluchzen könnte, ich bin dein treues Gretchen! — Himmel! wie groß die Stadt ist! wie sie sich rechts und links ausbreitet — wo soll ich ihn suchen! —

Von solchen Gedanken hin und her geworfen, war sie froh und ängstlich bis nahe an den Paradeplatz gekommen. Hier tönte Trommelschall in ihre Ohren, und sie sah in der Ferne eine Menge Gewehre blinken. — Sollte mein Konrad unter diesem Haufen sein? und wenn er nun gerade in Reih und Glied steht, indem er mich erblickt, wird er nicht das Gewehr wegwerfen und herausstürzen? wird dann ein böser Korporal oder Fähnrich ihn nicht d'rum strafen? — Sie kam immer näher und näher, und wurde gewahr, daß die Soldaten in zwei langen Reihen standen, und ein Unglücklicher mit blutendem Rücken zwischen ihnen durchlief. — Ach! ein armer Mensch, der Spißruthen läuft! wenn mein Konrad dabei ist, so blutet sein gutes Herz gewiß wie der Rücken, auf welchen er zuhauen muß. — Jetzt stand sie ganz dicht hinter den Reihen, der Anblick des blutigen Rückens verursachte ihr eine Uebelkeit — aber nun wandte sich der Unglückliche, sie sah in sein todtenblasses Gesicht, und sank mit einem lauten Schrei ohnmächtig zu Boden. Es war Konrad! Konrad, dem glücklicherweise Schmerz und Trommelschall Gretchens Geschrei unhörbar machten, und der, nachdem er seine Strafe überstanden hatte, selbst ohne Bewußtsein niederstürzte.

Das arme Gretchen war von den Umstehenden in eine nahe Mühle getragen worden. Dort erwachte sie langsam aus ihrem Todtenschlummer, und starrte mit fragenden Blicken die fremden Menschen um sich her an. Wo bin ich! war ihr erstes Wort. — Bei ehrlichen Leuten, sagte die Müllerin, und tröpfelte Lebensbalsam auf ein Stückchen Zucker. — Ist er todt? fragte Gretchens bebende Stimme. Ach nicht doch! versetzte ein lustiger Müllerbursch; sie haben ihm nur ein wenig das Fell aufgehauen, und es geschah ihm schon Recht. — Was hat er verbrochen? — Ei, er war mit einer liederlichen Bettel davon gelaufen, ganz nahe an der Grenze erwischten ihn die Husaren. Von Rechtswegen hätte er hängen müssen, aber weil er sonst immer ein braver Kerl gewesen, und seine Offiziers ihn lieben, so ist er diesmal mit einem blauen Auge durchgeschlüpft.

Gretchen hörte die letzten Worte nicht mehr, neue Ohnmacht umschleierte ihre Sinne, aus welcher sie nur erwachte, um sich in bittern Thränen zu baden. Ist das der Lohn für meine Liebe und Treue! während ich Tag und Nacht für seine Befreiung arbeitete, während ich jeden Genuß und jede Bequemlichkeit des Lebens für ihn entbehrte, hing er sich an eine liederliche Dirne und lief mit ihr davon! Ach Konrad! Konrad! wie wirst du mir in die Augen sehen können! wie wirst du es einst vor Gott verantworten! — Mit wankenden Schritten und roth geweinten Augen verließ das unglückliche Mädchen gegen Abend die Mühle, und irrte in der Stadt umher, bis sie die Hauptwache fand, wo

sie sich bei der Schildwache erkundigte, wohin man den bestraften Delinquenten gebracht habe? Nachdem der Befragte ihre züchtigen Ohren durch einige derbe Späße gequält hatte, erfuhr sie endlich, Konrad liege im Lazareth. Sie ließ sich den Weg dahin zeigen und näherte sich zitternd und heimlich schluchzend dem Aufenthalte ihres unwürdigen Geliebten. Die Thüren wurden aufgethan. Ach! welch ein Wiedersehen! wie verschieden von ihren süßen Träumen! Konrad lag auf einem Strohbund, das Gesicht gegen die Wand gekehrt. Gretchen trat hin zu ihm. Reden konnte sie nicht, sie weinte und streckte ihre Hand nach ihm aus. Konrad wandte sich: Jesus! wie geschieht mir! — Er wollte sich aufrichten, und sank sprachlos zurück. Gretchen weinte heftiger, kniete neben ihm nieder, ergriff seine Hand, und drückte sie an ihren Busen. Konrad starrte sie aus hohlen Augen an. Plötzlich zog er seine Hand zurück, verhüllte sein Gesicht, und heulte: o das schmerzt mehr als Spießruthen! — Gretchen faßte seine Hand auf's neue, sie erblickte den silbernen Ring an seinem Finger: Du hast doch meinen Ring noch, schluchzte sie. — Bist du gekommen ihn zurück zu fordern? nimm ihn, ich habe ihn nicht verdient! — Wenn du bereuen könntest! wenn du mich noch liebtest! — Wollte Gott, ich liebte dich nicht mehr! ich wäre ein ganzer, verstockter Bösewicht! so würde ich diese Höllenqual nicht empfinden! diese Scham, die mich zentnerschwer zu Boden drückt. — Ich verzeihe dir — Guter Engel! laß ab mich zu martern! — Ich komme dich loszukaufen. —

Ach mein Gott! — Fünf Jahre lang habe ich Tag und Nacht gearbeitet. — Du bringst mich um! — Endlich habe ich zweihundert Thaler zusammen gespart — Gerechter Gott! das halte ich nicht aus! — Der erschöpfte Jüngling sank ohnmächtig zurück auf das Stroh. Als er wieder zu sich kam, war seine Fantasie zerrüttet, ein heftiges Fieber durchwühlte seinen Körper, mit erloschenen Augen und brennenden Lippen lag er da, bald von Frost geschüttelt, bald von Glut verzehrt.

Neun Tage lang wich Gretchen nicht von seinem Lager, kein Schlaf kam in ihre von Thränen wundgebissenen Augen; nur aus ihren Händen empfing er jede Arznei; ihr ersparter Zehrpfennig verschaffte ihm die nöthigen Erquickungen. Nach neun Tagen hatte sie endlich die Freude, zum ersten Male wieder von ihm erkannt zu werden. — Kannst du mir verzeihen? stammelte er leise. — Ich habe dir verziehen! — rief sie mit einem Thränenstrom, und schloß ihn fest in ihre Arme. — Ich wurde verführt — eine böse, listige Dirne — Genug! genug! ich mache dir keine Vorwürfe. — Nun so helfe mir Gott zu meiner Gesundheit! daß ich, so lange ich lebe, ihm seine Gnade, und diesem edlen Mädchen seine Liebe danke! — Von Hoffnung belebt, durch redliche Entschlüsse gestärkt, gewann Konrad in Kurzem seine Kräfte wieder, und als er nun so weit war, daß die Geliebte glaubte, ihn ohne Gefahr allein lassen zu dürfen, da eilte sie zu seinem Hauptmann, eröffnete ihm ihr Anliegen, und zog den Wechsel aus ihrem Busen.

Ach! ein neues schreckliches Hinderniß! das Regiment hat Marschordre erhalten, ein wüthender Feind dringt überall über die Grenze des deutschen Reichs, der Hauptmann, so gern er wollte, darf keinen Soldaten entlassen, nicht einmal beurlauben; vielleicht, nach geendigtem Feldzug, aber jetzt, liebes Kind, forderst du das Unmögliche. Er muß mit fort, um die Horden der Barbaren von unsern Grenzen abzuhalten. — Ach Gott! vielleicht sein Blut zu vergießen! — für das deutsche Vaterland, versetzte der Hauptmann kaltblütig. — So darf ich wenigstens mit ihm ziehen? — Armes Mädchen, du mit deinem zarten Körperbau würdest die Beschwerlichkeiten eines Marsches nicht ertragen. — Gretchen lächelte, und machte eine leichte Bewegung mit dem Kopfe, als wollte sie sagen: Guter Hauptmann, du weißt nicht, welche Beschwerlichkeiten ich schon für Konrad überstanden habe. — Und dann, fuhr der Hauptmann fort, du scheinst mir ein sittsames Mädchen, von rechtlichen Eltern; als was könntest du wohl mit ihm ziehen? — Als was? seltsame Frage! als sein Weib. — Auch das darf ich nicht erlauben. — Wie? — Ich kann ihm keinen Trauschein bewilligen. — Mein Gott! habe ich nicht immer gehört, ein braver Soldat müsse menschlich sein? und wie kann er das, wenn er nicht lieben darf? — Der Hauptmann lächelte. Deine Philosophie gefällt mir, und überzeugt mich, Hans Christoph von J**, aber nicht mich, den Hauptmann. Du wirst gestehen, liebes Kind, daß jeder Soldat das nämliche Recht hat, herzkrank zu werden, wie dein Konrad;

nun denke dir dreißigtausend Weiber bei unserer Armee, und eine Jede so verliebt als dich, wahrlich! es würde nie zu einer Schlacht kommen. — Sie scherzen Herr Hauptmann, und mir blutet das Herz. — Es steht nicht in meiner Macht, dir zu helfen. — Aber ich darf doch mit ihm gehen? wenn auch nicht als sein Weib, doch als seine Schwester? — Wenn du dich dem Gespötte der ganzen Kompagnie Preis geben willst? — Immerhin, aber ich trenne mich nie wieder von Konrad. Gift schadet nur in offenen Wunden, und Spott nur der verletzten Tugend. Mein Herz ist rein, und so lang mein Gewissen mich frei spricht, möge die ganze Armee über mich spotten. — Braves Mädchen, du gefällst mir. Willst du bei einem Manne von fünfzig Jahren während des Feldzugs als Wäscherin dienen, so komm mit mir. Um desto sicherer werde ich sein, daß Konrad mir nicht zum zweiten Male desertirt.

Wer war froher als Gretchen! Der Handel wurde auf der Stelle geschlossen, und nie ist ein sittsameres Mädchen einer Armee gefolgt, als die reizende Wascherin des Hauptmanns von Z**. Vergebens liebäugelte hier ein Lieutenant und witzelte dort ein Fähnrich; vergebens ward manche alte Marketenderin mit goldschweren Beuteln abgesandt, um die Tugend an die Wollust zu verkuppeln: Gretchen wußte Sterne und Ordenskreuze, und, was noch mehr ist, selbst ihren Geliebten in bescheidener Entfernung zu halten. Konrad beklagte sich zwar oft über diese Strenge, aber im Grunde beruhigte sie ihn doch, wenn er bedachte, daß

seine Braut dem Eigennutz nie verwilligen werde, was sie der Liebe versagte.

Hatte doch das arme Gretchen keine andere Freude als das Bewußtsein ihrer Unschuld, denn täglich und stündlich zitterte sie für das Leben des Geliebten. Wenn er auf dem Vorposten stand, wenn er zu irgend einer gefährlichen Expedition kommandirt wurde, oder wenn gar eine Schlacht geliefert werden sollte — ach! welche Angst stand das arme Mädchen aus! Bei jedem Schusse, den sie hörte, sah sie Konrad niedersinken, jeder Verwundete, der hinter die Fronte geführt wurde, schien ihr in der Ferne Konrad. Auf ihren Knien liegend und betend erwartete sie den Ausgang einer jeden Action, und wenn die Truppen siegreich zurückkehrten, wenn Konrad mit einem grünen Zweige am Hute ihr munter entgegen kam, dann dankte sie Gott mit einer Inbrunst, die nur Gefahr und Liebe einflößen.

Bis jetzt hatte ein schützender Engel den braven Konrad überall begleitet; um ihn und neben ihm stürzten seine Kameraden, er allein blieb unversehrt; immer kam er mit dem Zeugniß, daß er sich brav gehalten, und immer ohne Wunden zurück. Nach und nach wurde er so kühn, daß er zum Treffen ging wie zum Tanze, und unter den Augen seiner Obern manchen Lorbeer erfocht, den alle Zeitungen ausposaunt haben würden, wenn der Held nicht ein gemeiner Soldat gewesen wäre.

So verstrich der Sommer des Jahres 1791 bis in den Erntemonat. Damals war der Tod der fürchterliche Schnit-

ter, der manche unreife Aehre abmähte, und die Saaten mit Menschenblut düngte. Verschanzte Lager wurden erobert, Batterien wurden gestürmt. Muthig klimmte Konrad einem dieser Feuerschlünde entgegen, da sauste eine Kugel durch die Luft, nahm ihm den rechten Arm, und schleuderte den Körper hinab in den Graben. Da lag er hilflos, Leichen rollten auf ihn herab, andere Verstümmelte mischten ihr Aechzen mit dem seinigen, oben auf dem Hügel riefen seine Kameraden Victoria! er hörte es, befahl Gretchen und seine Seele Gott, und die Nacht des Todes umschleierte ihn. Heftig blutete die Wunde, mit jedem Tropfen verminderte sich die Kraft des Lebens, wenige Stunden noch, und er wäre nie aus diesem Schlummer erwacht.

Getrost, armer Konrad! schon sucht die Liebe deinen Leichnam. »Daß ich ihn wenigstens begrabe!" schrie Gretchen fürchterlich, auf dem Schlachtfelde herumirrend, und nicht achtend der Kanonenkugeln, die der nahe Feind noch immer herüberfandte. Haar und Halstuch flatterten in den Wind, ihre Schuhe waren verloren, Kiesel und Dornen durchstachen ihre Füße. So wankte sie unter den Leichen umher, kreischte den Namen des Geliebten, suchte seinen Körper mit ängstlichen Blicken, und bebte ihn zu finden.

Endlich fand sie ihn leblos unter aufgethürmten Leichen, sie zog ihn hervor, sie wusch die Wunde mit ihren Thränen, sie entblößte ihren Busen und wickelte das Halstuch um den verstümmelten Arm. Aber wie den Verwun-

deten fortschleppen? keine Hilfe — keine Menschen — keine Tragbahre — wozu das Alles? Angst und Liebe geben Riesenkräfte, sie ladet ihn auf ihre Schultern, und trägt athemlos die geliebte Bürde in das Feldlazareth. Kaum ist sie vor dem Wundarzt angelangt, kaum hat sie eine Bitte um schleunige Hilfe gestammelt, so sinkt sie erschöpft zu Boden, und erst nach mehreren Stunden kehren Wärme und Leben in den liebevollen Busen zurück.

Es war im Sommer des Jahres 1793, als die Gräfin P * * abermals durch W * * reiste, sich der interessanten Spitzenwäscherin erinnerte, ihr Taschenbuch hervorzog, und die Wirthin fragte: wo der Tischler Konrad Braun wohne? — Tischler? versetzte die Wirthin, gewesen! Der arme Schelm wird in seinem Leben keinen Hobel wieder anrühren. — Wie so? — Je, du mein Gott! weil er nur einen Arm hat, den andern haben ihm die heidnischen Franzosen abgeschossen. — Wovon lebt er denn? — Von dem Fleiße seiner Frau, und von einer kleinen Pension, die ihm der König gibt. Davon würde er aber nicht fett werden, wenn das brave Weib nicht thäte. — Hat er die Spitzenwäscherin geheirathet? — Die Spitzenwäscherin? ja — aber woher kennen Ihro Gnaden — doch es ist ja wahr, ich besinne mich, sie hat vor fünf Jahren Spitzen vor Ihro Gnaden gewaschen. Nun, sie wäscht noch immer, wenn Sie ihr etwas zu verdienen geben wollen. — Das will ich, sagte die Gräfin, wo wohnt sie. — Ich werde

sogleich zu ihr schicken. — Nein, ich will selbst hingehen. — Ach, Ihro Gnaden wollen sich bemühen in eine schmutzige Gasse, ein kleines niedriges Haus — Das hat nichts zu bedeuten, lasse Sie mir nur vom Hausknecht den Weg zeigen.

In wenig Minuten stand die Gräfin vor Gretchens Hausthür. Es wurde angeklopft, ein schöner junger Mann mit Einem Arm that ihr auf. Er zog die Mütze ab, und nöthigte sie hereinzutreten. Da saß Gretchen mit einem kleinen Engel an der Brust, in dessen Anschauen sie so vertieft war, daß sie die Ankunft einer Fremden nicht einmal gleich bemerkte. Als sie nun aber die Augen aufhub, und ihre Wohlthäterin erblickte, Himmel! welche Freude glänzte auf ihrem Gesichte! Das ist sie! das ist sie! rief sie ihrem Manne zu, das ist die gute Frau, von der ich dir so oft erzählt habe! und flugs legte sie das Kind in die Wiege, ergriff die Hand der gerührten Gräfin, drückte sie feurig an ihre Lippen, bat sie, sich in den Großvaterstuhl zu setzen, wollte frische Milch holen oder Kaffee machen, rannte im frohen Taumel hin und her, griff bald nach diesem, bald nach jenem, und rief immer dazwischen: ich wußte wohl, daß sie uns nicht vergessen würde! habe ich es nicht immer gesagt? sie hat sich deinen Namen aufgeschrieben, sie wird uns noch einmal besuchen, ehe wir es uns versehen.

Der Mann stand und wischte sich mit seiner Mütze die Thranen aus den Augen. Könnte ich doch meine Hände falten, sprach er, und zu Gott für sie beten.

Wie iſt Er denn um ſeinen Arm gekommen, guter Mann? — Je, die Franzoſen haben mir ihn weggeſchoſſen. — Mich dünkt, Gretchen, es war Anno 88, als wir uns zum letzten Male ſahen, und damals ſtandeſt du im Begriff, deinen Konrad zu holen; aber damals hatten wir noch nicht Krieg? — Ja, gnädige Frau, verſetzte Gretchen, der Menſch denkt es, Gott lenkt es. Freilich wollte ich ihn holen, aber der böſe Jude, den ich nicht verdammen will — ach! ohne ihn hätte mein Konrad ſeine geſunden Gliedmaßen behalten! ohne ihn wäre ich drei und ein halbes Jahr früher das glücklichſte Weib geworden!

Nun hub ſie an zu erzählen von dem ſchönen Tage, an welchem die gnädige Frau ſie ſo großmüthig beſchenkt, bis zu dem, an welchem eine unglückliche Kartätſche ihren Konrad verſtümmelte; wie er damals drei Monate im Lazareth gelegen, und ſie nicht von ſeiner Seite gewichen, bis ihm Gott geholfen — — Ja, ſagte der Mann, Gott und du! ohne dich wäre ich hilflos geſtorben, wie ſo mancher andere brave Kerl — »Stille!" — Nein, nicht ſtille. Du warſt ſelbſt krank, konnteſt dich kaum auf den Beinen halten, und doch kamſt du nicht von meinem Bette, brachteſt in drei Monaten die Kleider nicht vom Leibe — »Stille!" — Nein, nicht ſtille. Wer war es, der den Feldſcheer dafür bezahlte, daß er mich ſorgſamer abwartete als die übrigen? und mit welchem ſauer erworbenen Gelde? und hatte ich das wohl verdient? ich, der ich — »Stille, lieber Konrad!" — Warum denn

ſtille? warum ſoll es die gnädige Frau nicht wiſſen, daß ich mich ſchwer an dir verſündigt hatte? weiß es doch unſer Herr Gott! und ſtrafte mich dafür von Rechtswegen, der Arm ging mit einer Kanonenkugel auf Reiſen, und der ſilberne Ring, den ich an der rechten Hand trug, ging mit zum Teufel, das thut mir faſt eben ſo leid als mein Arm. — »Habe ich dir nicht einen goldenen dafür geſchenkt?" — Nun freilich, du haſt mir mehr geſchenkt als das, Leben und Geſundheit, Nahrung und Freude. Wenn du nicht wäreſt, wo ſollte ich denn den Biſſen Brot — »Stille doch, lieber Konrad!" — Nein, nicht ſtille! der König gibt mir freilich eine kleine Penſion, aber was will das ſagen? Alles iſt theuer, arbeiten kann ich nicht, es würde verzweifelt knapp hergehen, wenn das brave Weib nicht mit der frühen Morgenſonne am Nähtahmen ſäße, oder am Waſchfaſſe ſtünde — »Nun iſt's genug, lieber Mann. Haſt du mich denn jemals klagen hören? habe ich dir nicht immer geſagt: Freud' und Leid, wie der Pfarrer ſpricht, ſoll man in der Ehe mit einander tragen. Uns aber ſchickte Gott das Leiden *vor* der Trauung zu, *nachher* haben wir noch keine böſe Stunde mit einander gehabt. Viel Arbeit? deſto beſſer! Arbeit macht geſund und froh, und wenn man vollends für den Geliebten arbeitet, o dann geht es flink von der Hand! freilich, nun der kleine Schreihals dazu gekommen iſt, ſo wird es mir zuweilen ein wenig ſauer; aber der kleine Schreihals ſchreit doch nicht immer, er lächelt auch zuweilen, — ſieh' nur, jetzt eben — o dann iſt Alles vergeſſen!" —

Die Gräfin genoß einen unaussprechlich süßen Augenblick. Sanfte Thränen der Rührung schlichen sich über ihre Wangen, und benetzten den Busen, der von Menschenliebe wallte. »Ich muß mich schämen, liebes Gretchen,« sagte sie, »daß ich schon so lange in deiner Schuld bin.« — In meiner Schuld, gnädige Frau? — »Als ich vor fünf Jahren dir ein kleines Geschenk mit dem ausdrücklichen Versprechen machte, dir, so lange du lebst, jährlich eben so viel zum Behuf deiner Wirthschaft zu schicken —« — Wie gnädige Frau? das hätten Sie versprochen? — »Du bist sehr großmüthig, daß du dich stellst, als habest du es vergessen. Leider vergaß ich es selbst unter dem Gewühl von Zerstreuungen; aber heute, als ich die Thürme von W** erblickte, erinnerte ich mich dessen. Versprechen macht Schuld, Wort muß man halten, und ich werde in Zukunft nie wieder so saumselig sein. Hier sind —«

Mein Gott! gnädige Frau! Sie haben mir nichts versprochen. — »Frage nur meine Kammerjungfer, sie war Zeuge davon, aber du warst damals so ganz mit deinem Konrad beschäftigt, daß du darüber nur halb hörtest. Hier sind also für's Erste zweihundert und fünfzig Thaler alte Schuld. Meine Saumseligkeit hat doch etwas Gutes gestiftet, ihr habt das Geld nun auf Einmal beisammen, und könnt es auf Zinsen legen. Hier ist auch die Rente für dieses Jahr, und sobald ich nach Hause komme, will ich euch ein Instrument darüber schicken, damit ihr, wenn ich etwa sterben sollte —«

Konrad und sein Weib hörten und sahen nicht mehr. Sie lachten und weinten, sie stammelten und beteten; Gretchen riß das Kind aus der Wiege, hing sich damit an die Knie der Gräfin, der Mann streckte seinen einen Arm gegen Himmel — es war ein Schauspiel für Engel von verschwisterten Engelseelen dargestellt. Die fein und starkfühlende Gräfin konnte es nicht länger ertragen. Sie schlüpfte behende aus der Thür, Mann und Weib eben so behende hinter ihr drein. Mit holder Scham rosenfarb übergossen flog sie über die Straße, Segenswünsche schallten hinter ihr her, die Vorübergehenden blieben stehen, und gafften, der wohlthätige Flüchtling schlug bescheiden die Augen nieder, und als sie sich endlich in Sicherheit glaubte, drückte sie dem Hausknecht einen Gulden in die Hand, damit er niemanden sagen solle, was er gesehen.

Herrliches Weib! hier steht deine Büste vor mir. Ich lege die Feder nieder und umarme den kalten Stein. Vergib! vergib einem Herzen, das dich liebt und bewundert, wenn es, uneingedenk deiner bescheidenen Bitte, diesen Zug deines Edelmuths der Welt bekannt machte. Heil dir und dem guten Gretchen! das mit der Schwärmerei einer Romanheldin den Ernst einer treuen Gattin verband; die schönsten Frühlingsjahre der Liebe aufopferte, und endlich sogar dem Ungetreuen vergab. Das hätte kein Mann gethan! Nein, so liebt kein Mann!

Ninon's Ketzereien in der Liebe.

Kontraste ergetzen. Was die Natur in einem liebenden Herzen wirkt, hat Gretchens rührendes Beispiel gezeigt. Jetzt will ich aus den Briefen der Ninon de Lenclos, der größten Künstlerin in der Liebe, die Bemerkungen ausheben, welche eine lange Erfahrung sie machen lehrte. Sie hat die Liebe studirt; sie hat, um mich eines unedlen Gleichnisses zu bedienen, die Speisen mit Gewürzen überladen, und dadurch den Geschmack für gute, gesunde Kost verloren. Wer über die Liebe nachdenkt, der liebt nicht mehr. Wer den Horaz, statt ihn zu lesen, erklären kann, der hat nur Gefühl für die Kunst. Man muß das Schöne empfinden, ohne zu wissen, warum es schön ist. Doch Ninon plaudert angenehm, und für die Welt, wie sie nun einmal ist, sagt sie viel treffendes und wahres. Der Umgang dieser Aspasia muß unaussprechlich reizend gewesen sein, und gern unterschreibe ich St. Evremond's Lob:

Mehr als Schönheit, mehr als Jugend,
Gab dir Ninon die Natur,
Eines Kato strenge Tugend,
Und die Wollust eines Epikur.

Das Herz vereint und paart so viele gegenfüßlerische Dinge, daß, wer sich damit abgibt, es zu schildern, nothwendig oft in Widersprüche fällt; man glaubt es zu er-

haſchen, und umarmt einen Schatten. Das Herz iſt ein wahres Chamäleon, beſieh es von dieſer Seite, betrachte es von jener, du wirſt immer eine andere Farbe erblicken.

Liebe ſetzt das Herz in Bewegung, wie den Körper die Wärme. Lieben heißt den Wunſch der Natur erfüllen, heißt, mit einem Worte — ein Bedürfniß befriedigen. Aber hüte dich, dies Gefühl in Leidenſchaft übergehen zu laſſen. Gern würde ich auf die Liebe anwenden, was man von dem Gelde ſagt: ein vortrefflicher Bedienter, aber ein ſchlechter Herr. Soll ſie dich nicht beherrſchen, ſo vermeide den Umgang der ſogenannten achtungswerthen Weiber, und wähle ſolche, die angenehm unterhalten ohne gründlichen Ernſt. Im Jünglingsalter muß man in einem reizenden Weibe keinen Freund, ſondern nur eine Geliebte ſuchen. Der Umgang mit Weibern von heldenmüthigen Grundſätzen, oder mit ſolchen, welche die Verwüſtungen der Zeit nöthigen, nur noch durch Eigenſchaften zu glänzen, iſt ſehr gut für einen Mann, der ſo wie ſie ſelbſt, auf dem Rückwege iſt; für den Jüngling aber ſind ſie, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, eine zu gute Geſellſchaft. Reichthümer brauchen wir nur nach Maßgabe unſerer Bedürfniſſe. Wähle daher eine liebenswürdige Geſtalt, Sanftmuth, immer frohe Laune, Geſchmack in geſelligen Freuden; wähle eine, die vor einer Herzensangelegenheit nicht erſchrickt. Willſt du mehr, ſo ſuche dir einen Freund. Brauche jedes Ding, wozu es geſchaffen wurde.

Liebe wird nur gefährlich durch die erhabene Idee, welche man sich zuweilen von ihr macht. Leidenschaft ist nur ein blinder Instinkt, der gerade auf *diesen* Gegenstand fällt, ohne daß man sagen kann warum? Wird Liebe durch Freundschaft und Vernunft geleitet, so ist sie keine Leidenschaft mehr, sondern eine zwar warme, aber ruhige Hochachtung. Wandelst du hingegen in den Fußtapfen der alten Romanhelden, schwebst du in den Wolken; so wird die Liebe eine traurige, oft eine fürchterliche Narrheit, ein wahrer Fanatismus. Wo Vernunft oder Enthusiasmus eine Herzensangelegenheit bilden, da ist die Liebe ein fades Unding oder eine wilde Schwärmerei. Fliehe beides!

Die Chimären der Vernunft sind Schaumünzen, im Handel und Wandel gelten sie nicht.

Eine Geliebte, die Hochachtung verdient, würde eine vortreffliche Gattin werden, du würdest sehr viel Ehrfurcht für sie haben; aber sehnsuchtsvolle Zärtlichkeit — ganz und gar nicht. Eine Frau von solchen Verdiensten macht dich allzuklein in deinen eigenen Augen; du bist gezwungen sie hoch zu schätzen, vielleicht gar zu bewundern — gute Nacht Liebe! So viele Tugend ist ein Verweis für dich, eine überlästige Kritik deiner Schwachheiten, sie empört deinen Stolz, und wird der Stolz empört — gute Nacht Liebe! — Man hat es tausendmal wiederholt: wer unsere Leidenschaften zerstören würde, der würde uns selbst vernichten. Nur ordnen muß man sie. Sie sind Gift, das unter den Händen eines geschickten Arztes zum wohlthätigen Heilmittel wird.

Eine unerwartete Laune, ein Eigensinn in bester Form, eine Zänkerei vom Zaun gebrochen, machen oft mehr Wirkung auf die Männer, und fesseln sie sicherer, als die vernünftigste Vernunft. La Bruyere sagte einmal zu mir: der weibliche Eigensinn sei gewöhnlich mit der Schönheit verbunden, um ihr Gegengift zu sein. Das ist nicht wahr. Der Eigensinn im Gegentheil belebt die Schönheit. Nichts ist kälter als Bewunderung. Man gewöhnt sich so leicht an die schönsten Züge, wenn nicht ein wenig Bosheit und Laune diesen Zügen Leben und Wärme mittheilen. Eine Frau von immer gleicher Gemüthsart macht Langeweile, sie ist eine Statue, man hat immer Recht mit ihr, sie raubt einem die Freiheit zu zanken, und diese Freiheit ist oft ein großes Vergnügen. Launen sind das Salz der Liebe, ohne Salz verdirbt alles. Unruhe, Eifersucht, Zänkereien, Aussöhnungen, kleine Empfindlichkeiten, das sind die Nahrungsmittel der Liebe. Sie ist ein verzogenes Kind, von dem man sich doch nicht trennen kann. Sie ist nie stärker, als wenn man in der Hitze eines Streites im Begriff steht, ganz zu brechen. Sturm und Ungewitter sind ihr Element, alles an ihr ist krampfhaft. Will man ihr Diät vorschreiben, so zehrt sie ab — sie stirbt.

Wenn die Liebe eine Frau zuweilen wild und ungerecht macht, welcher feinfühlende Liebhaber wird sich darüber beklagen? Beweisen solche Ausschweifungen nicht die Stärke der Leidenschaft? Wer sich immer fein ordentlich in seinen Grenzen halten kann, der ist sehr mittelmäßig

verliebt. Dergleichen Aufwallungen in dem geliebten Gegenstande, verschaffen doch immer ein geheimes Vergnügen. Man beklagt sich, und mitten unter Klagen fühlt man mit Entzücken, wie heftig man geliebt wird.

* * *

Es ist ein abgedroschener Grundsatz, wenn man behauptet: die Liebe lasse sich nicht gebieten. Weiber rechtfertigen dadurch ihre Schwachheiten; freilich müssen sie doch etwas haben, woran sie sich halten können. Sie gleichen dem Edelmann, von welchem Montaigne erzählt, daß, so oft das Podagra ihn quälte, er seinen Schmerz milderte, indem er auf den Schinken fluchte, den er gegessen. — Liebe ist Sympathie — man ist nicht Meister seines Herzens u. s. w. Das sind Gründe, die man gar nicht widerlegen darf, man würde sich die ganze Welt auf die Schultern laden. Und woher kommt es, daß diese Gemeinsprüche so viele Vertheidiger finden? weil Jedermann dabei interessirt ist, daß es so und nicht anders sei; denn haben wir einen dummen Streich gemacht, so trösten wir uns damit, daß ein unwiderstehliches Verhängniß uns dazu gezwungen hat. La Fontaine sagt sehr treffend:

Das Gute thun wir selbst, das Böse die Natur,
Wir haben immer Recht, Unrecht das Schicksal nur.

Ich bin nicht jener Meinung. Liebe ist unwillkürlich zugestanden; das heißt: den ersten Eindruck können wir nicht vermeiden. Aber diesen ersten Eindruck zu schwächen, ja ganz zu vertilgen, das halte ich für sehr möglich. Flucht,

Zeit und Abwesenheit sind Hilfsmittel, denen keine Leidenschaft in die Länge widersteht. Stark ist die Liebe nur durch unsere eigene Schwäche. Aber gewöhnlich scheinen uns die Schwierigkeiten so groß, daß wir nicht den Muth haben, nach dem Siege zu ringen. Wenn es daher gleich keine unbezwingbare Neigung in der Natur gibt, so gestehe ich doch gern, daß nur sehr wenige bezwungen werden, weil man sie nicht zu bekämpfen versucht.

* * *

»Wissen Sie auch,« so sprach ich eines Tages zu der Frau von**, »daß es Ihrem Geschmack keine Ehre macht, den Marquis* dem Chevalier* aufgeopfert zu haben? Die Welt schließt von dem Gegenstande unserer Neigung auf uns selbst, und die Vorzüge des Marquis sind so auffallend —« »Ich weiß es« versetzte sie; »aber eben diese Vorzüge gaben ihm so viele Rechte über mich, und flößten ihm so viel Vertrauen auf sich selbst ein, daß mein Stolz beleidigt wurde. Und dann beunruhigte mich unaufhörlich jedes hübsche Weib? Bei einem allzuliebenswürdigen Manne muß man immer Schildwach stehen, immer Wer da! rufen. Zu zärtlich um nicht eifersüchtig zu sein, und doch zu stolz um es merken zu lassen, war ich beständig in einem gewaltsamen Zustande; ich durfte mir nicht die kleinste Koketterie oder Laune verstatten. Gerade in einem Augenblicke, als ich diesen Zwang am drückendsten fühlte, bot sich der Chevalier mir an, und steht er gleich seinem Nebenbuhler weit nach, so ist es doch kein kleines

Verdienst, daß man mit ihm ungestraft Unrecht haben darf.“ — So erklärte sich Frau von**, und so machen es fast alle Weiber, wenn sie es auch nicht ausdrücklich erklären. Ich behaupte, daß sie nicht eher wählen, bis sie sorgfältig untersucht und verglichen haben, welche Vortheile oder Nachtheile sie bei der Wahl dieses oder jenes Gegenstandes finden werden; eine Berechnung, die oft die Eigenliebe macht, ohne daß wir selbst davon wissen. Im Galanteriehandel haben beide Geschlechter immer eine offene Rechnung unter sich, jedes calculirt seinen Einsatz, und keines macht sich eher zu etwas anheischig, bis es weiß warum, und — aufrichtig gesagt — bis es Hoffnung hat, das andere zu betrügen.

* * *

O ihr Männer! mit all eurer Gründlichkeit, Gelehrsamkeit, Vernunft, und was weiß ich! seid ihr die hochachtungswürdigsten und beklagenswürdigsten Geschöpfe von der Welt. Spart Alles das auf für den Umgang mit Männern, wo dergleichen seinen Werth hat; unter uns hingegen, vertauscht es gegen leichte Annehmlichkeiten. Das ist die einzige Münze, die unter uns gilt; und hütet euch zu sagen, es sei falsche Münze. Will man zufrieden unter einem Volke leben, so muß man seine Sitten, auch zuweilen seine Albernheiten annehmen. Die Weiber gefallen durch eine reizende Gestalt und liebenswürdige Eigenschaften, und sie verlangen, daß man eben dadurch auch ihnen gefalle. Was sollen sie mit der geometrischen Gründlichkeit eures Geistes

anfangen? Sie fürchten euch; der Zwang, den sie sich anthun, verbannt den leichten Frohsinn, den sie zeigen, wenn man sich zu ihnen herabläßt. Wie dürfen sie es wagen, in den Augen eines Menschen liebenswürdig zu scheinen, der sie kaltblütig beobachtet? der sich nicht hingibt? der nichts zu ihrem Vergnügen beiträgt? Die liebe Vernunft macht den nämlichen Eindruck auf sie, den ein kalter Wind auf einen Menschen macht, welcher plötzlich aus einem warmen Zimmer tritt: sie zieht die Poren des Herzens zusammen, es kann sich nicht mehr ergießen. Gründliche Eigenschaften sind Goldstücke, aber im Handel und Wandel braucht man kleine Münze.

Es gibt Völker, welche statt der Metalle nur Muscheln gebrauchen. Sind jene Nationen nicht eben so reich, als wir mit allen Schätzen der neuen Welt? Metall und Muscheln erhalten ihren Werth nur durch Uebereinkunft; und was liegt daran, ob man sich des Einen oder der Andern bedient? wenn nur der Handel blüht. So auch in der Liebe, die Weiber wollen eure kostbaren Metalle nicht, sie wollen Muscheln. Ei so gebt ihnen Muscheln!

* * *

Beständigkeit! ist auch ein großes Modewort, aber nur in dem Munde solcher Männer, die ihre eigene Mittelmäßigkeit fühlen. Es ist ihnen gelungen, eine hübsche Frau zu fesseln, sie verzweifeln daran, auch einer Andern zu gefallen, und um den sauer errungenen Schatz nicht wieder zu verlieren, was thun sie? sie machen die Beständ-

digkeit zu einer erhabenen Tugend! die Unbeständigkeit zu einem entehrenden Verbrechen! und schwatzen so lange davon, bis endlich eine falsche Scham die Geliebte auf ewig an sie kettet. Aber liebenswürdige Menschen sind Effekten, die der Gesellschaft zugehören, ihre Bestimmung ist zu zirkuliren, und das Glück Mehrerer zu schaffen. Der Beständige ist eben so strafwürdig als der Geizhals, der ihm oft unnütze Reichthümer im Kasten verschließt, indessen Andere sie vortrefflich benutzen würden. Selten hört eine Leidenschaft von beiden Theilen zu gleicher Zeit auf; ist Beständigkeit dann nicht ein wahres Unglück? ist sie nicht gleich jenem Tirannen des Alterthums, der einen lebendigen Menschen mit einer Leiche zusammenbinden, und so langsam dahin sterben ließ? — Der Liebe treu sein, heißt für die Fortdauer seiner Freuden sorgen; der Geliebten treu sein, heißt langsam verschmachten, und sie zwingen, Tugenden zu heucheln, die sie nicht besitzt, oder ewig zu weinen, daß sie ihr nicht zu Theil wurden.

* * *

Es ist mit den Krankheiten des Herzens wie mit denen des Körpers, es gibt wirkliche und eingebildete. Nicht immer fesselt Liebe an ein Weib. Gleichheit des Geschmacks und der Neigungen, die Gewohnheit sich zu sehen, das Fliehen vor sich selbst, das Bedürfniß, eine Herzensangelegenheit zu spinnen, der Wunsch zu gefallen, die Hoffnung, es werde gelingen, und hundert andere Ursachen, die einer Leidenschaft nicht im Geringsten ähnlich sehen; man nimmt

das für Liebe, und die Weiber selbst sind die Ersten, den Irrthum zu bestärken, denn ihre Eitelkeit ist geschmeichelt, und sie untersuchen selten, warum man ihnen den Vorzug gibt. Auch thun sie wohl daran, denn sie würden fast immer bei der Untersuchung verlieren.

Die Liebe ist eine Leidenschaft, welche durch sich selbst weder gut noch böse ist, sie wird nur gut oder böse durch die Gegenstände, auf welche sie wirkt. Zugestehen muß man ihr aber einen mächtigen Vortheil, nämlich den, daß sie unsere Lage verändert, und in Bewegung setzt, und dadurch einem unserer dringendsten Bedürfnisse abhilft. Einförmigkeit drückt uns zu Boden, Langeweile ist Gift: für Bewegung ward das Herz geschaffen, und was wäre unser Frühling ohne Liebe? ein Pflanzenleben. Die Liebe ist dem Herzen, was die Winde dem Meere. Wahr ist es, sie erregen oft Sturm, verursachen wohl gar Schiffbrüche; aber sie allein machen auch das Meer schiffbar, ein guter Steuermann muß sich zu helfen wissen. — Uebrigens wäre die Untersuchung, ob es dienlich oder undienlich sei sich zu verlieben? eine eben so große Thorheit, als die Frage: ob man Durst haben dürfe oder nicht? Soll man aller Welt das Trinken verbieten, weil es Leute gibt, die sich besaufen?

Wenn mir ein Mensch allzuviel von der Größe seiner Leidenschaft vorschwatzt, so kommt er mir vor wie Einer, der einen großen Verlust erlitten, und der es um seiner Ehre willen für nothwendig hält, einen unmäßigen Schmerz zu zeigen. Er fühlt die Trostgründe besser als irgend Je-

mand, aber er findet Wollust in seinen Thränen, es macht ihm Vergnügen zu glauben, und zehn Andere glauben zu lassen, daß sein Herz fähig ist, eine schöne Empfindung zu übertreiben, und dieser Gedanke rührt und erweicht ihn noch mehr; er schafft sich einen Götzen, dem er endlich aus Gewohnheit räuchert. So gelangen auch die Liebhaber endlich zu einem verliebten Fanatismus, und beharren um so hartnäckiger dabei, weil es ihr eigenes Geschöpf ist. Es dünkt sie schändlich, zum gemeinen Menschenverstande herabzusteigen, und zu werden wie andere sündige Menschen. Welche Thorheit, die Liebe mit Würde zu behandeln! ehrsamen Anstand von einem Kinde verlangen, heißt das nicht ihm alle seine Grazie rauben? — Gott sei Dank! die Zeiten der riesenmäßigen Leidenschaften sind vorbei. Die festgegründetesten Meinungen, die natürlichste und edelste Art zu denken, verschwinden aus der Welt wie eine Mode, sobald man sie lächerlich macht.

Der Himmel weiß, durch welchen Widerspruch die Menschen einen wechselseitigen Hang beider Geschlechter zu einander mit Schande belegt haben. Indessen fühlte man doch, daß man die Stimme der Natur unmöglich ganz ersticken könne. Wie zog man sich aus dieser Verlegenheit? man pflanzte eine geistige Liebe an die Stelle eines demüthigenden Bedürfnisses; man gewöhnte sich an tausend kleine nichts bedeutende Dinge, die eine erhitzte Einbildungskraft endlich für das Wesen der Liebe nahm; Dinge, die nur erfunden wurden, um ihre vorgebliche Ungestaltheit

zu verhüllen. Immer glauben zwei Verliebte im Anfang, von den zartesten Gesinnungen beseelt zu sein. Sie erschöpfen alle Spitzfindigkeiten der Metaphysik, sie sind trunken davon. Aber bald behauptet die Natur ihre Rechte, die befriedigte Eitelkeit schweigt, das Herz redet, begehrt laut, und mit aller Verachtung der Wollust sehen sich die guten Menschen plötzlich eines Tages nach vielen Umschweifen auf dem nämlichen Punkt, wo ein ehrlicher Bauer seine Liebesgeschichte anfing.

Einer entstehenden Liebe scheint Alles von Wichtigkeit. Die Hoffnung der geringsten Gunstbezeigung würde ein schweres Verbrechen sein, nur zitternd erlaubt man sich die unschuldigste Liebkosung. Ein Liebhaber begehrt anfangs gar nichts, oder doch nur so wenig, daß eine Frau sich in ihrem Gewissen verbunden glaubt, ihm seine edle Uneigennützigkeit recht hoch anzurechnen. Um irgend eine Kleinigkeit zu erlangen, betheuert er, nie mehr begehren zu wollen, und mitten unter diesen Betheuerungen schreitet er vorwärts, wird vertraulicher. Ein Handkuß zum Beispiel, mein Gott, wer wird das einem Manne versagen, mit dem man täglich umgeht? aber was heute von so geringer Bedeutung schien, verbunden mit dem, was man gestern bewilligte, wird endlich sehr bedeutend in Vergleichung mit dem, was man den ersten Tag gewährte. Eine Frau, durch die Bescheidenheit ihres Liebhabers sicher gemacht, wird die unmerkliche Aufstufung ihrer Schwachheit nicht gewahr. Er betrug sich ja anfangs mit so vieler Schonung, er zeigte so

viel Ehrfurcht ſelbſt dann, wann er im Begriff ſtand, ſich zu vergeſſen, wie könnte ſie Miſstrauen in ihn ſetzen? Auch war ſie ja ganz Meiſter über ſich ſelbſt; die Kleinigkeiten, die er begehrte, wurden ihr ſo leicht abzuſchlagen, wie viel mehr wird ſie bei wichtigeren Bitten ſich ſtark zum Widerſtande fühlen. Nach und nach wird ſie ſo ſtolz auf ihre Tugend, daſs ſie ſogar ſelbſt zuweilen die Gefahr herbei lockt, um ihre Waffen zu verſuchen. So ſteht ſie endlich am Ziele, voll Erſtaunen, wie es möglich geweſen, bis dahin zu kommen, und der Liebhaber erſtaunt oft nicht weniger darüber. Ja wahrlich! oft iſt nicht einmal Liebe vonnöthen, um die Tugend eines Weibes zu überliſten, Gelegenheit und Zufall überraſchen nur allzuoft. Jene Tugend iſt eine Täuſchung der Erziehung, ſie verlöſst euch in der Noth, und mit dem aufrichtigſten Entſchluß zu kämpfen, gibt es unſelige Augenblicke, wo die Tugendhafteſte oft die Schwächſte iſt. Das macht, die Natur wacht ſtets über ihren Vortheil. Das Bedürfniſs zu lieben gehört zu dem Weſen eines Weibes.

Wir bedienen uns zweierlei Gattungen von Empfindungen; die eine kramen wir aus, um dadurch eine hohe Idee von uns zu erwecken, die andere behalten wir in petto. Von der einen reden wir, und nach der andern handeln wir. Die Intriguen der Damen, die viel von Platonismus ſchwatzen, endigen ſich immer eben ſo, wie die der gewöhnlichen Weiber. Man zeige mir eine Schülerin des Plato, die vom achtzehnten bis in's dreiſsigſte Jahr ihrem großen Leh-

rer treu geblieben, und ich mache mich dagegen anheischig, eine reizende Frau zwischen sechzig und achtzig aufzustellen.

Der Widerstand, welchen eine Frau leistet, ist nicht immer ein Beweis ihrer Tugend, oft mehr ein Beweis ihrer Erfahrung. Wenn wir aufrichtig sein wollen, so müssen wir gestehen, daß wir im ersten Augenblicke immer Neigung fühlen, uns zu ergeben, und nur die Ueberlegung kommt uns zu Hilfe. Die Natur gebietet uns Liebe, die Erziehung verbietet sie, und rechnet uns den Sieg über unser Herz für Ehre an. Die Neigung zu widerstehen, ist nicht natürlich, sondern ein Werk der Kunst, diese Kunst hat ihre Regeln, aber was ist Theorie, wenn man mit der Praxis unbekannt bleibt? Das Handwerk einer tugendhaften Frau gleicht allen übrigen, man vervollkommt sich darin durch Uebung, und wer die Liebe nicht kennt, wer nun zum ersten Male mit Lebhaftigkeit angegriffen wird, — wehe der Armen! sie ist weit weniger im Stande, sich zu vertheidigen, als die, welche im Kampf gegen Männer, die sie nicht liebte, denen zu widerstehen lernte, die sie liebt. Sie hat nie ihre Kräfte versucht, nie ihre Schwäche gekannt, konnte ihr also auch nicht, wie jene, durch List und Verstellung zu Hilfe kommen. Das Staunen über die Neuheit ihrer Lage bei einem überraschenden Angriff, der Aufruhr ihrer Sinne, der Taumel ihrer Einbildungskraft, selbst der Zorn; Alles das beschäftigt sie so ganz, daß sie sich noch immer über den Angriff wundert, wenn die Niederlage bereits entschieden ist. Für solch ein Weib ist die Verführung

nicht gefährlich, ein furchtsamer, bescheidener Mann wird sie ihren Pflichten nicht untreu machen, gebt ihr Zeit zu überlegen, und ihr findet sie unter den Waffen; aber ich stehe für nichts, wenn ein kühner, unternehmender Liebhaber ihre Sinne zu reizen weiß, wenn er glücklich genug ist, einen jener schwachen Augenblicke zu treffen, deren wir ach! so viele haben.

Wenn die Damen wirklich in der Liebe nur platonische Freuden suchten, wie sie so oft vorgeben; wenn sie blos durch Geist und Herz gefallen wollten; wozu das ängstliche Bestreben, durch eine angenehme Gestalt zu fesseln? was hat der Geist mit einer schönen Haut, einem zierlichen Wuchs gemein? welche Widersprüche! wenn man sie sieht, sollte man glauben, in ihren Augen sei Schönheit das einzige Verdienst; und wenn man sie hört, so thun sie, als ob sie gar keinen Werth darauf setzten.

* * *

Es ist eine lächerliche Ungerechtigkeit, einen Liebhaber klagen zu hören, daß seine Gesinnungen nicht erwiedert werden. Ist die Liebe nicht eine unwillkührliche Laune? wofür ist die Geliebte euch Dank schuldig? hat sie euch befohlen zu lieben? kann sie dafür, daß sie euren Schwindel nicht theilt? und daß euer Stolz das übel nimmt? muß sie denn gerade in derselben Minute eine Närrin werden, in welcher ihr Narren wurdet?

Uebersieht man die Männer, so sind sie außer sich: läßt man aber nur ein Wort zu ihrem Vortheil entschlüpfen

so kann es nicht anders sein, man muß sie lieben: ihre Eitelkeit ergreift Alles, nährt sich von Allem, und beim Licht besehen, lieben sie wenigstens nur aus Erkenntlichkeit. Wahr ist's, die Weiber sind über diesen Punkt um nichts besser als die Männer, und folglich ist die Galanterie ein Handel, wo Keiner im Vorschuß sein will, wo man sich gern dem Andern verschuldet glaubt, und der Stolz ist immer williger zu bezahlen als zu geben. Aber wie oft täuscht man sich! wie oft hat der die ersten Schritte gethan, der nur aus Dankbarkeit zu handeln glaubt. Wenn zwei Liebende sich aufrichtig über das Entstehen und den Fortgang ihrer Leidenschaft erklären wollten, welche Bekenntnisse würden wir hören! Die Liebe ist gewöhnlich ein Geschöpf der Eitelkeit; wechselseitige Schmeicheleien sind der Keim, aus welchem sie hervorsproßt. Man hat ihr die Thorheit zur Führerin gegeben, aber man sollte die Thorheit immerhin durch die Schmeichelei ablösen lassen. Nie öffnet sich das Herz einer Schönen, ehe du ihrer Eitelkeit nicht den gebührenden Tribut gezollt.

Oft wähnt man sich auch geliebt, weil geliebt zu werden ein Bedürfniß ist, gleich jenen Enthusiasten, die mit überspannter Einbildungskraft Alles sehen, was sie sehen wollen, glaubt man bei Andern die nämlichen Gesinnungen zu finden, weil man sie zu finden wünscht. Wie wohl thäten die Weiber, wenn sie ihre Gefühle im Busen verschlössen, denn von der Gewißheit, geliebt zu sein, machen die Männer gewöhnlich einen sehr üblen Gebrauch. So

bald die Geliebte die Rolle des Liebhabers übernimmt, kann sie darauf zählen, vernachlässigt zu werden; der demüthige Sklave wird ein Tiraun.

Es ist ein Betrug der Eitelkeit, wenn die Männer sich um ihrer Verdienste willen geliebt glauben. Wir Weiber treten in die Welt mit dem unbestimmten Bedürfniß zu lieben. Warum wir gerade Diesen oder Jenen vorziehen? davon können wir keine Ursache angeben, und oft würden wir erröthen, wenn wir es könnten. Man setzt sich zu Tische, und hat mehr Appetit zu dieser als zu jener Schüssel, aber wer kann sagen warum? Durch die Verdienste des geliebten Gegenstandes wird eine Wahl beschönigt, aber nie bestimmt. Man liebt immer nur um sein Selbst willen, man sucht nur sein eigenes Glück. Laune, Eitelkeit, Temperament, Langeweile, das Bedürfniß einen Menschen um sich zu sehen, den unsere kleinen Vollkommenheiten entzücken; sehet da die ersten Keime unserer Liebschaften. Der Zufall bietet uns einen Gegenstand dar, wir nehmen ihn an, aber wir wählen ihn nicht. Also, meine Herren, mäßigen Sie Ihren Stolz, denn Sie sind gewöhnlich nur die Werkzeuge unserer Vergnügungen, oder die Spielwerke unserer Launen.

Was ist lächerlicher als die Art und Weise, wie die meisten Liebenden mit einander umgehen! Der geringfügigste Zufall ist von der ernsthaftesten Wichtigkeit, kleinste Wolke trägt Sturm in ihrem Schooße Schönen ein Blick auf einen andern Schäfer e ha! welch ein Zorn entflammt die Augen des

Liebhaber's Staatsumwälzungen werden nicht mit mehr Würde behandelt, als der Krieg, den sich beide erklären. Beißende Vorwürfe, flachlichte Komplimente, spitzige Empfindlichkeiten; man verläßt sich schmollend; sauersüße Billets fliegen hin und her, Kammermädchen unterhandeln, Freunde schlagen sich in's Mittel, es werden Bedingungen entworfen, verworfen, vermindert, vermehrt und verbessert. Man sollte glauben, es beträfe die Wohlfahrt zweier Republiken. Ich habe auch geliebt (denn wer hat nicht Einmal in seinem Leben diese Thorheit mit gemacht?), und wenn nun eine solche ernsthafte Zänkerei uns recht ernsthaft beschäftigte, wenn Jeder von uns seine Rechte und Gründe mit demjenigen feierlichen Anstand vortrug, der sich bei so wichtigen Dingen geziemt; so widerfuhr es mir zuweilen, daß ich genau Achtung gab auf das, was wir sagten, und auf den Ton, wie wir es sagten: plötzlich ergriff mich dann eine unwiderstehliche Lust zu lachen, ich war nicht mehr Herr über mich, ich platzte aus — welche Unschicklichkeit! man denke, wie die Amtsmiene meines Liebhabers sich noch mehr in Falten legte! aber ich konnte mir nicht helfen, je feierlicher er wurde, je unmäßiger mußte ich lachen, und es blieb ihm am Ende nichts anders übrig, als mit zu lachen. — War das nicht das vernünftigste? wenn man doch Einmal eine Thorheit begehen muß, so sei sie wenigstens nicht von schwarzer Farbe, sonst macht man nur sich und Andern Langeweile.

Man klagt über die Verstellungskünste der Weiber.

Mein Gott! Alle würden aufrichtig sein, wenn das das Mittel wäre, den Männern zu gefallen. Aber nichts weniger! nur Schwierigkeiten entflammen; man ist gewahr worden, daß, um der Liebe einen größeren Reiz zu geben, Ein Theil versagen müsse, was beide Theile gleich heftig wünschen. Aber die Männer haben sich die leichteste Rolle ausgesucht; wir armen Geschöpfe hingegen müssen unsere ganze Ehre darein setzen, unsere Gesinnungen so fein als möglich zu verbergen; und ertappen wir uns etwa gar auf einem nicht ganz geistigen Gefühl, so müssen wir uns schämen, und mit der größten Anstrengung dergleichen contrebande Empfindungen unterdrücken. Wir thun das auch oft mit kindischer Aufrichtigkeit, so wie ein hübsches Mädchen häßliche Zähne zu verbergen sucht; es wird den Mund nicht gern aufthun, wenn es auch ganz allein ist, und durch die lange Uebung, vor sich und vor Andern einen Fehler zu verstecken, vergißt man ihn endlich in der That.

Es wäre nicht einmal gut, wenn beide Geschlechter sich immer zeigten, wie sie wirklich sind. Man ist überein gekommen, Komödie zu spielen, würde man nun seine wahren Gesinnungen zeigen, so würde man aufhören, Schauspieler zu sein. Die nackende Natur ist nicht immer schön. Genießet den Zauber, ohne zu forschen, wie und warum er wirkt. Wer die Liebe zergliedert, will geheilt sein. Psyche verlor ihren Amor, weil sie ihn kennen wollte.

Wenn eine Frau die Gelegenheit zu Erklärungen vermeidet, wenn sie Alles, was der Liebhaber thut, um ihr zu

gefallen, kaum zu bemerken scheint, wenn sie die faden Schmeicheleien eines Dritten mit Freundlichkeit beantwortet, so bald sie hingegen mit ihm spricht, ernsthaft und zerstreut ist; wenn sie die Aeußerungen seiner Zärtlichkeit in Scherz verdreht, oder dem Gespräche eine andere Wendung gibt; so beweist Alles das weiter nichts, als daß sie — verliebt ist. Wozu eine umständliche Erklärung? Geliebt zu sein, davon überredet sich eine Frau weit leichter durch das, was sie erräth, als durch das, was man ihr sagt. Man will nichts hören, weil man schon vorher weiß, was man hören wird. Wollte man die Männer reden lassen, so würde man gezwungen sein, böse zu werden, und das will man vermeiden. Ein wenig mehr Dreistigkeit von Seiten des Liebhabers würde beiden viel Zwang ersparen. Herr ** pflegte zu sagen: »ein ehrlicher Mann darf wohl wie ein Unsinniger verliebt sein, aber nie wie ein Narr." Das heißt aber nicht, man müsse die Kühnheit zu weit treiben. Um mit Erfolg kühn zu sein, muß man vorher das Recht dazu erlangt haben, und den Augenblick gut zu wählen wissen. Das ist nicht leicht, ich gestehe es. Uebereilung und Saumseligkeit sind gleich gefährlich. Es gibt keine absolute Verwegenheit, sondern sie ist immer relativ nach dem Grad der Tugend, den eine Frau zu besitzen glaubt. Montaigne hat ganz Recht zu sagen: „Die gibt oft mehr, die weniger zu geben scheint, weil das Wenige ihr mehr kostet, als der Nachbarin ihr Alles."

Man hüte sich, eine Frau anzugreifen, von welcher ge-

liebt zu sein man nicht gewiß ist. Nichts schmeichelt unserer Eitelkeit mehr, als die Gelegenheit, unsere Tugend glänzen zu lassen im Kampfe mit einem Manne, den wir nicht lieben. Wehe dem Verwegenen! den wir zum Opfer erkiesen, unsern guten Ruf zu befestigen. Welches Vergnügen, einen schimmernden Sieg davon zu tragen, der unserem Herzen nichts kostet.

Hingegen gibt es eine gewisse Schüchternheit des Liebhabers, die selten ihren Zweck verfehlt. Wenn aus jedem seiner glühenden Blicke die Leidenschaft spricht, und er doch dabei sich alle Mühe zu geben scheint, sie zu verbergen; so ist dieses Paaren von Liebe und Ehrfurcht doppelt schmeichelhaft für die Geliebte, denn das Eine ist ein Opfer, ihren Reizen gebracht, und das Andere ein Tribut ihrem Stolze bezahlt. Manche, die am zartesten empfinden, gewähren lieber dem, der nichts zu fordern wagte; es macht ihnen Vergnügen, ihm Zutrauen einzuflössen; mißbraucht er es in der Folge, so fühlen sie sich weniger beleidigt, denn seine Kühnheit ist ihr eigenes Werk. — Die Weiber wollen, man soll sie unüberwindlich glauben, aber doch nie so handeln, als ob man es glaubte. Sie wollen weder durch den übel gewählten Zeitpunkt einer Verwegenheit zum Zorn, noch durch eine übertriebene Furchtsamkeit zur Ungeduld gereizt werden. Es gibt keine, die sich nicht Schwachheiten erlaubte, aber das Meisterstück der Kunst ist, tausend feine Entschuldigungen dafür zu finden, um sich Vorwürfe zu ersparen. Sie verlangen eine gefällig schonende, aber keine

alberne unthätige Ehrfurcht. Die von der erstern Gattung ist für uns das, was die holde weibliche Schamhaftigkeit für die Männer ist: ein Reiz mehr, ein lieblicher Hinderniß unserer Freuden, der Sieg erhält dadurch einen neuen Werth.

Wenn man uns stufenweise an den Gedanken gewöhnt, daß man uns nicht mehr gleichgiltig glaubt, wenn man von unserer Gegenliebe überzeugt scheint, so erlangt man sie wirklich nicht selten dadurch. Aber wenn die furchtsame Bescheidenheit uns ewig zuruft auf unserer Hut zu sein, so ist es am Ende nicht mehr unser Herz, nicht mehr unsere Tugend, die wir vertheidigen, sondern der Stolz allein kämpft mit Waffen, die ihr selbst ihm in die Hände gebt, und der weibliche Stolz ist euer gefährlichster Feind.

Die Weiber halten sich nicht bei Definitionen und gründlichen Untersuchungen auf, aber sie fühlen, und ihr Gefühl ist richtig, es dient ihnen statt aller tiefsinnigen Beobachtungen, es ist eine Art von Instinkt, der sie von der Gefahr benachrichtigt, und sie eben so sicher leitet, als die aufgeklärteste Vernunft.

Wenn eine Frau vor dem Namen Liebhaber erschrickt; wenn sie ihn versichert, sie werde ihn recht sehr hoch schätzen, im Fall er vernünftig sein, und sich mit ihrer Freundschaft begnügen wolle; so muß er darüber nicht mit ihr streiten, denn der Name thut nichts zur Sache, und die Liebe ist in solchen Fällen bereits vorhanden. Wenn sie an seiner Aufrichtigkeit zweifelt, seinen Unbestand fürchtet, alle Männer

falsch und treulos schilt, und deshalb nie lieben will; so ist die Liebe auch nicht weit mehr. Ueberhaupt ist der Vorwurf der Falschheit, welchen man den Männern so oft macht, höchst ungerecht, denn ich bin fest überzeugt, daß in dem Augenblicke, wo sie Liebe schwören, sie es immer aufrichtig meinen. Sie verlieben sich in ein Weib, das heißt, sie fühlen das Verlangen, es zu besitzen, ihre glühende Einbildungskraft leiht diesem Besitz einen zauberischen Reiz und eine ewige Dauer. Daß diese Glut einst verlöschen könne, scheint ihnen unmöglich; sie schwören, daß sie nie aufhören werden uns zu lieben, sie schwören es mit dem redlichsten Herzen; daran zweifeln, hieße sie tödtlich beleidigen; indessen versprechen sie doch mehr als sie halten können, und erschrecken selbst nicht wenig, wenn sie merken, daß sie kälter werden, und sind gutherzig genug sich Vorwürfe darüber zu machen. Noch eine Zeit lang halten sie aus, zwingen sich wie vormals von einer Liebe zu sprechen, die sie nicht mehr fühlen, und wenn sie sich lange genug gemartert haben, so entschlüpfen sie, werden unbeständig, und meinen es doch eben so ehrlich, als damals, da sie schwuren ewig zu lieben.

Nie behandelt eine Frau ihren Liebhaber nachlässiger, als wenn sie ihn allzuverliebt glaubt, um ihr entschlüpfen zu können. So steigert der Krämer seine Waren, wenn er merkt, daß man große Lust hat, sie zu kaufen. Mäßigt daher eure Leidenschaft, zeigt deren weniger, um desto mehr zu erwecken. Wir fühlen den Werth eines Gutes nur in dem Augenblicke, der uns mit dessen Verlust bedroht. Kleine

Verstellungskünste sind nothwendig zum Glück zweier Liebenden, ja zuweilen ist es sogar nicht übel, ein wenig Bösewicht zu sein; und wenn es gleich in allen andern Fällen besser sein mag, die Rolle des Betrogenen, als die des Betrügers zu spielen, so werden doch in der Liebe nur die Dummköpfe betrogen, und die Betrüger haben immer die Lacher auf ihrer Seite.

Was ich oben gesagt, gilt aber nur bei einer Frau von Welt; bei der Novize ohne Erfahrung hingegen, wagt man nichts, die ganze Stärke seiner Leidenschaft zu zeigen. Sie wird ihre Dankbarkeit nach der Grösse des Eindrucks abmessen, den ihre Reize machten, eure Liebe wird der Thermometer der ihrigen sein.

* * *

Soll ich die Eifersucht definiren? sie ist nichts anders als der Schmerz, sehen zu müssen, wie die Verdienste eines Andern auf ein Herz Eindruck machen, welches zu besitzen wir uns allein würdig glauben. Also Eitelkeit! Gern würde man als ersten Beweis der Liebe eine gänzliche Entfernung, eine auffallende Gleichgiltigkeit gegen alle andere fordern; nur für den Geliebten sollen wir Augen haben, nichts auf der Welt werth finden, mit ihm verglichen zu werden. Aufhören geliebt zu sein, ist ein Unglück, das oft nur aus einer bloßen Laune entspringt; aber durch einen Andern verdrungen werden, welche Demüthigung! Man tröstet sich allenfalls über das Eine, das Andere verzeiht man nie. Das macht, Jenes verwundet nur die Liebe, und dieses die Eitelkeit.

Es ist sehr unbesonnen, eine solche Furcht sich auch nur merken zu lassen, denn man gewöhnt dadurch die Geliebte an den Gedanken, daß es möglich sei untreu zu werden, und wenigstens wird sie von dem Augenblicke an sich ein Verdienst aus ihrer Treue machen. Zeigt man hingegen eine vollkommene Sicherheit, so wird der Gedanke, einen Andern lieben zu können, im Keim erstickt. »Wer seiner Sache so gewiß ist, der muß das wohl verdienen, allen Andern vorgezogen zu werden.« Das ist die Logik der Weiber. Ein Herz, das man nur durch Zwang und Vorwürfe an sich fesselt, kann es einen feinfühlenden Mann beglücken? ich irre mich, kann man auf diese Art ein Herz fesseln?

* * *

Es ist drollig, daß die Männer oft so hartnäckig darauf bestehen, das wörtliche Bekenntniß: ich liebe Sie von unsern Lippen zu hören. Wozu das? man muß gerade umgekehrt einer Frau die Fortschritte ihrer Neigung verhehlen; sie muß lieben, ehe sie noch es sich selbst gesteht. Wir wollen durchaus nicht sagen: ich liebe Sie, eben weil wir fühlen, daß wir lieben. Wir thun übrigens alles Mögliche, um es euch merken zu lassen, und wie Manche gewährt bedeutende Gunstbezeugungen, ehe sie dieses fürchterliche Wort ausspricht. Das ich liebe Sie ist freilich an sich selbst kein Verbrechen, aber wir erschrecken vor den Folgen, wir fühlen recht gut, wozu es uns verbindet. Die Hartnäckigkeit der Männer, dies Geständniß zu erpressen, ist übrigens abermals Eitelkeit; auch das fühlen wir, und es

empört uns; denn so nachsichtsvoll wir gegen jede Thorheit sind, die aus Leidenschaft entspringt, so unerbittlich sind wir, wenn unsere Eigenliebe mit der männlichen zusammen trifft. Mit einem Worte: nicht die Geständnisse sind wirklich schmeichelhaft, welche wir machen, sondern nur die, welche uns entwischen.

* * *

Wenn eine Frau, ihrem Liebhaber zu gefallen, einen Nebenbuhler aufopfert, so ist der Sieger im Taumel des Entzückens, er hält es für einen entscheidenden Beweis seiner Vorzüge: und was hat denn die Frau eigentlich gethan? Liebte sie diesen Nebenbuhler, und konnte ihn dennoch aufopfern, so hat sie aufgehört ihn zu lieben; wo ist dann der schmeichelhafte Vorzug? Liebte sie ihn aber nicht, so hat es ihr ja noch weniger gekostet, und in beiden Fällen hat also der begünstigte Liebhaber den Sieg über einen Menschen davon getragen, der ihr gleichgiltig war, den sie vielleicht gar haßte.

* * *

Immer wird eine Frau von zwei unvereinbaren Leidenschaften hin und her geworfen, nämlich von der Begierde zu gefallen, und der Furcht, ihren guten Ruf zu verlieren. Daher freuen wir uns, wenn wir eine Gelegenheit finden, andere Weiber zu demüthigen, sie die Macht unserer Reize sehen zu lassen; daher lieben wir die Unbesonnenheiten, welche unsern Liebhabern in großen Gesellschaften entschlüpfen: er war nicht Herr über sich, unsere Schönheit machte

ihn alle Convenienzen vergessen, wir zürnen zum Schein darüber, aber im Grunde überzeugt uns das inniger von seiner Liebe, als die ehrfurchtsvollste Bescheidenheit, wodurch unsere Reize in den Augen der Welt nichts gewonnen hätten. Aber freilich wird diese Freude durch manche Bitterkeit vergiftet, denn die Welt macht keinen Unterschied zwischen einer Frau, die da erlaubt, daß man sie liebe, und einer solchen, die den Liebhaber belohnt. Indessen wird zwar allein und bei kaltem Blute eine vernünftige Frau immer ihren guten Ruf dem Ruhm ihrer Reize vorziehen; aber Nebenbuhlerinnen gegenüber, die ihr den Preis der Schönheit streitig machen, opfert sie lieber den Erstern zu Gunsten des Letztern auf. Sollte der stürmische Liebhaber sie auch tausendmal compromittiren, das Vergnügen sich vorgezogen zu sehen, überwiegt Alles. Nach und nach wird sie seine Anhänglichkeit belohnen, sie wird glauben aus Erkenntlichkeit zu handeln, sie will nicht undankbar scheinen, und siehe da, sie liebt.

Indessen sollten die Männer klüger sein als wir, sie sollten bedenken, wie sehr sie uns durch ihre Unbesonnenheiten Preis geben. Und wir, wir sollten bedenken, daß nicht eigentlich der Augenblick, in welchem wir uns ohne Rückhalt unserer Zärtlichkeit überlassen, unserm Rufe schadet; sondern daß wir ihn vielmehr im Kleinen verschwenden, durch alle die Unvorsichtigkeiten, welche wir uns erlauben, so lange wir noch an der Aufrichtigkeit der Gesinnungen unsers Liebhabers zweifeln. Alle Welt sieht und hört das. So-

bald aber zwei Liebende einig sind, so bald verbergen sie ihre gegenseitige Neigung geschickt genug. Nur Schade, daß dann die Welt nicht vergessen will, was sie vormals sah und hörte, und so — man bewundere doch das Launenhafte in allen diesem — so leidet der Ruf gerade nur durch das, was man vormals that, ihn zu erhalten; gerade in der Zeit ging er verloren, wo die unbesiegte Tugend noch wacker kämpfte.

Weit entfernt, stolz auf diese Tugend sein zu können, weiß man ja nicht einmal, ob man sie auch wirklich hat? Kann man einen Menschen tapfer nennen, der sich nie herumschlug? Nur die Versuchung gibt unserer Tugend das Dasein, wie die Gefahr dem Muthe. So lange man den Feind nicht kennt, ist er nicht fürchterlich, wer kann errathen, wie stark der Widerstand sein muß? Wenn also eine Frau sich mit ihrer Tugend schmeicheln will, so muß weder die günstigste Gelegenheit, noch die zärtlichste Liebe, noch die Gewißheit des Geheimnisses, noch die unbegrenzteste Achtung, das vollkommenste Zutrauen zu ihrem Liebhaber, Alles das muß nicht im Stande sein, sie zu erschüttern. Sie hat noch nichts gethan, wenn sie der Liebe widerstand ohne Temperament, oder der Gelegenheit ohne Liebe, oder dem Temperament ohne Gelegenheit.

Steht es in unserer Macht, uns den oder jenen Körperbau zu geben? steht es in unserer Macht, eine heftige Leidenschaft zu verhüten, oder alle Begegnisse unsers Lebens so einzurichten, daß wir uns nie mit einem Liebha-

ber allein finden, den wir anbeten, der seine Vortheile kennt und zu benutzen weiß? Können wir dafür stehen, daß seine vielleicht unschuldigen Liebkosungen unsere Sinne nicht in Aufruhr bringen? Vermag das Eisen dem Magnet zu widerstehen? Dankt dem Himmel, daß er euch nie in solche verführerische Lagen setzte, aus welchen ihr euch nicht besser gewickelt haben würdet als Andere eures Gleichen. Dankt dem Himmel, aber werdet nicht übermüthig.

Der größte Beweis, wie wenig Selbstständigkeit die weibliche Tugend hat, ist die Vorsicht, welche eine tugendhafte Frau anwendet, um die Gefahr zu vermeiden. Sie hütet sich vor der geringsten Kleinigkeit, weil sie weiß, wie weit Kleinigkeiten oft führen, und weil es leichter ist, durch äußere Strenge den Männern die Lust zum Angriff zu benehmen, als ihren Angriffen zu widerstehen. Warum verläßt sich denn eine sorgsame Mutter nicht auf die fromme Erziehung, welche sie ihrer Tochter gab? nicht auf die Grundsätze, welche sie ihr einflößte? nicht auf die Furcht vor der Schande? sie weiß recht gut, daß alles das nicht hinlänglich ist, darum bewacht sie sie sorgfältig, und läßt sie nicht aus den Augen; sie raubt ihr die Möglichkeit der Versuchung zu unterliegen. Aber hat denn ein gefesselter Sklave Dank verdient, wenn er nicht davon läuft?

In welcher Klasse findest du die Freudenmädchen? in der, die nicht reich und nicht glücklich genug war, um die Tugend unaufhörlich hinter Bollwerken zu verschanzen; die

den kühnen Angriffen der Männer leichter und öfter ausgesetzt blieb; die weder durch Erziehung noch Beispiel, weder durch Stolz noch das Verlangen, sich in der Welt zu etabliren, geschützt wurde. Ein paar Stufen niederiger, so wärest du dieses Mädchen geboren, auf welches du jetzt mit Verachtung herabblickst; und vielleicht wird alle erborgte Hilfe in wenig Tagen auch deine Tugend nicht mehr schützen, du wirst verächtlicher werden als Jene, weil du mehr Mittel hattest, deinen Fall zu verhüten.

So wahr auch dies alles sein mag, so ist es doch immer besser, daß die Weiber fortfahren sich zu überreden, ihre Tugend sei ihr eignes Werk, denn mit diesem süßen Wahn würde man ihnen das Interesse rauben, welches man immer für Geschöpfe seiner Einbildungskraft hegt. Wer wird überhaupt einen Soldaten zur Schlacht anfeuern, durch die Versicherung, daß er geschlagen werden wird?

Was die Weiber ohne Temperament betrifft, so hat man ihnen freilich nichts vorzuwerfen; man kann sie aber auch unmöglich loben, man muß sich damit begnügen, ihnen Glück zu wünschen.

Wem diese Sätze mißfallen; wer da glauben könnte, meine Ketzereien wären gefährlich; der erinnere sich jenes berühmten Gesetzgebers, welcher kein anderes Mittel wußte, um die Wirkung der weiblichen Reize auf seine Mitbürger zu schwächen, als sie nackend darzustellen. Freilich habe ich den Götzen zerbrochen, dem die Weiber huldigten; ich

kann es nicht leiden, daß sie Gott und das Schicksal anklagen, daß sie von einem unbezwinglichen Hang des Herzens reden, von einer Sympathie, über welche man nicht Meister sei u. s. w. Aber was that ihnen auch die arme Menschheit? warum gehen sie so geflissentlich an ihr vorbei, und schweben hinauf bis in den dritten Himmel, um dort das Triebrad ihrer Schwachheiten zu suchen? Laßt uns fein demüthig auf der Erde bleiben, da finden wir es, und da ist es auch an seiner rechten Stelle.

Man sollte, die Liebe betreffend, der weiblichen Erziehung durchaus eine andere Richtung geben. Was nutzt es, daß man die Mädchen betrügt? daß man ihnen die nämliche Furcht vor der Liebe einzuflössen sucht, wie vor Gespenstern? nur so lange man klein ist glaubt man an Gespenster. Man schildert ihnen die Männer als Ungeheuer von Falschheit und Treulosigkeit; nähert sich nun ein Jüngling mit Bescheidenheit, Ehrfurcht und Zärtlichkeit, so gleichen die Empfindungen, welche dieses Ungeheuer erweckt, keineswegs dem empfohlenen Abscheu; das Mädchen merkt, daß sie betrogen worden, daß man die Sache übertrieben, und von dem Augenblicke an verliert sie alles Zutrauen zu ihrer Mutter, Gouvernante, oder wer ihr sonst das alberne Zeug in den Kopf gesetzt hat.

Man hintergeht die armen Mädchen noch auf eine andere Art, und unglücklicherweise ist man beinahe dazu gezwungen: man vermeidet nämlich mit der gewissenhaftesten Sorgfalt, sie auch nur von Ferne errathen zu lassen,

daß man sie von Seiten ihrer Sinnlichkeit angreifen wird, und daß diese Angriffe die gefährlichsten für sie sind. Man redet immer mit ihnen als ob sie entkörperte Wesen wären. Was entsteht daraus? da sie die Art des Angriffs nicht voraussehen konnten, so sind sie im Augenblick der Gefahr waffenlos. Wie konnten sie vermuthen, daß ihr furchtbarster Feind gerade derjenige sei, von dem man ihnen nicht ein Wort gesagt hat? — Nicht vor den Männern sollte man ihnen bange machen, sondern vor sich selbst.

Habe ich denn also Unrecht, den Weibern zu predigen, daß die Liebe nur ein physisches Bedürfniß sei? stifte ich nicht vielmehr offenbar Gutes dadurch? denn ich benachrichtige den Kommandanten einer Festung, daß der Feind nicht da Sturm laufen wird, wo er seine stärksten Werke angelegt hat; daß er überhaupt die Belagerer wenig fürchten darf, daß aber seine eigenen Leute ihn verrathen werden.

Ich selbst zähle eine Menge Liebhaber, sie haben mich nie getäuscht; ich wußte sehr gut, daß wenn mein bischen Geist und Herz auch wirklich dazu beigetragen hatten, sie zu fesseln, diese Eigenschaften doch nur ihrer Eitelkeit schmeichelten. Im Grunde waren sie verliebt in mich, weil ich hübsch bin, und sie Begierden hatten. Auch räumte ich ihnen nie mehr als den zweiten Platz in meinem Herzen ein, der erste war immer für meine Freunde. Die Liebe würdigte die Männer in meinen Augen herab, und nie konnte ich mich überreden, daß ein Liebhaber wahre Ach-

tung für eine Frau empfinden könne, die seine Sinnlichkeit gereizt hatte.

Ich unterbreche hier diese oft wahren, oft täuschenden, immer feinen Bemerkungen, um den Kindern meiner Laune nicht den Vorzug der Abwechslung zu rauben, vielleicht den Einzigen, den sie besitzen. Den Beschluß liefere ich im vierten Bande.

Das Wasserbecken und die Quelle.

Ein reicher Mann ließ ein Wasserbecken in Marmor hauen. Nicht weit davon schlängelte sich eine kleine Quelle durch die Wiese. »Du armes Ding!« sagte das Wasserbecken: »schämst du dich nicht vor deinem mächtigen Nachbar? Sieh, welch eine weite Fläche mein Gewässer einnimmt, indessen du schmal und krumm dahin schleichst. Sieh, wie Marmorbüsten meinen Rand zieren, indessen kaum ein paar elende Wiesenblumen dein Ufer schmücken.«

»Du hast Recht,« versetzte die Quelle, »aber mein Wasser fließt immer hell und klar, indessen das deinige steht und fault. Meine Wiesenblumen habe ich selbst erzogen, die Marmorbüsten hat man dir hingestellt.«

So höhnt der pedantische Vielwisser den bescheidenen Dichter. Jener trug aus hundert Foliobänden seine Ge-

lehrſamkeit zuſammen; dieſer erzog vielleicht nur ein Wieſenblümchen. Jener iſt das Waſſerbecken, aber das Genie iſt die Quelle.

Der ſchöne Minneſinger.

(Eine wahre Geſchichte.)

Ihr guten alten Rittergüter! du ſchöne romantiſche Vorwelt! wo die Liebe jeden Jüngling zum Dichter erwärmte; wo die Liebe in der Provence ihren eigenen Gerichtshof hatte, der mit geheimnißvollen Ceremonien jedes ſüße Wort, jede kleine Gunſtbezeugung abwog; goldene Zeit, wo man die Geliebte um eines ſauren Geſichtes willen vor einem Parlament verklagen konnte, das, weil auch Frauenzimmer Siz und Stimme hatten, troz der Schönheit der Beklagten, unbeſtechbar blieb. Immer und überall iſt das Weſen der Liebe ſich gleich, nur daß die Jahrhunderte, ein Jedes nach ſeiner Art, an der Form künſteln. Wer eine Reihe von Jahrhunderten in Rückſicht der Liebe und Sitten überſchaut, dem gewährt ſie den nämlichen Anblick, welchen eine Reihe von Menſchen ihm darbietet, deren Jeder ſich nach ſeiner Fantaſie gekleidet hat. Hier ſteht ein altes Mütterchen in hohe Kragen vermummt, und dort eine junge Dirne mit ganz entblößtem Buſen; hier ein geſchraubter Herr mit einer Allongenperücke, und dort ein Pikantkopf mit rund geſchnittenem Haar.

Wer kennt nicht die Troubadours, jene Dichter der Liebe, einst eine Zierde jedes Hofes, und willkommen in jeder Stadt. Viele große Herren wurden Troubadours, und selbst Könige dichteten Lieder, die man vermuthlich immer sehr schön fand. Die Gabe zu lügen galt und gilt immer noch für eine große Empfehlung bei Hofe, doch damals mußte man in Versen lügen können; und auch das war noch nicht genug, denn um auf den Namen eines braven Troubadours Anspruch zu machen, mußte man die gereimten Lügen mit Anstand und einer angenehmen Stimme abzusingen verstehen. Gleich dem Homer gingen sie, die Leier in der Hand, von Ort zu Ort, und sangen ihre Lieder; aber der alte blinde Homer gewann bei seinen göttlichen Gesängen kaum einen Bissen Brot, da hingegen die Troubadours oft ein glänzendes Glück durch Gedichte machten, deren ganzer Vorzug Natur und Anmuth war, zuweilen durch ein wenig Spott gewürzt.

Savary de Mauleon, ein Jüngling von hohem Stande aus Poitou gebürtig, und ein ausgezeichneter Troubadour, erschien im Gefolge des Grafen von Provence, dessen Hof die Wiege jener Gattung von Dichtkunst war, und wo alle diejenigen eine gastfreie Aufnahme fanden, welche sich darin hervorthaten. Blos durch Witz und Galanterie wollte Savary glänzen, darum verbarg er seinen Namen, und nannte sich Fringaire, ein Wort, welches in der Sprache der Provençalen einen Liebhaber bedeutet. Man setzte bald das Beiwort schön hinzu, und er hieß überall der schöne Fringaire.

Der Graf von Provence liebte ihn; es war keine Dame am Hofe, die nicht von ihm besungen zu werden wünschte. Mit einer reizenden Stimme verband er eine angenehme Gestalt, sein Gesicht war rund und braun, sein Haar schwarz, seine Schultern breit, und sein Anstand männlich. Keine Schöne fand diese Nebendinge überflüssig, und wenn man ihn sah, vergaß man oft den Wunsch, ihn zu hören.

Er besang die Gräfin von Provence. Er redete mehr als Einmal öffentlich im Gerichtshof der Liebe, und erntete allgemeine Bewunderung. Man bot ihm die ersten Stellen unter den Gliedern jenes Gerichtshofes an, die eben so einträglich als ehrenvoll waren. Er schlug alles aus, trotzte auf seine Freiheit, und wollte nie andere Fesseln tragen, als die seiner Dame. Ein solches uneigennütziges Verfahren ließ seine hohe Geburt vermuthen, man zischelte sich in's Ohr, er sei ein Königs- oder Fürstensohn, der nur sich selbst und den Damen zu gefallen Troubadour geworden, und der sich zu erkennen geben werde, so bald er die Geliebte seines Herzens gefunden. Dieses Gerücht vermehrte seinen Ruf, seine Lieder schienen noch besser als vorher; alle Minnesinger wurden seine Nebenbuhler, und alle Damen liebäugelten mit ihm; jene suchten ihn zu verschreien, und diese zu fesseln. Die Schönen, welche er besang, haßten sich vom ganzen Herzen unter einander. Es entstanden Spaltungen im Gerichtshof der Liebe, und Factionen im Parlament. Die Urtheile wurden nicht mehr

einstimmig gesprochen, denn die Weiber waren immer auf seiner Seite, und die Männer immer gegen ihn. Man will sogar behaupten, er habe seinen Kredit mißbraucht, und zuweilen Entscheidungen bewirkt, über die er nachher selbst lachte.

Aber auch seine Stunde war gekommen. Er sah Marien von Sicilien, eine Tochter Robert's mit dem Zunamen der Gute und Weise, der damals Graf von Provence war; er sah und liebte sie. Gern hätte er es ihr gesagt, aber Esclarmonde de Foix, die Tante der Prinzessin, welche den schönen Fringaire mit ihrer besondern Zuneigung beehrte, wußte eine nähere Erklärung immer zu verhindern, und brachte durch ihre aufgedrungene Gesellschaft den guten Minnesinger nicht selten zur Verzweiflung.

Mariens Frühling hatte kaum begonnen. Ein schlankes Mädchen, mit großen blauen Augen, einer Rosenknospe statt des Mundes, und Perlen statt der Zähne. Sie wußte, daß ihr aschfarbiges Haar lang und schön war, daher ließ sie es gern in wallenden Locken um ihre Schultern flattern, eine Mode, die alle Damen am Hofe, mit langen und kurzen, schlichten und krausen Haaren ihr bald nachmachten. Die Schönheit ihres Geistes glich den Reizen ihres Körpers. Marie erhielt Sitz und Stimme im Gerichtshof der Liebe, und Niemand wußte besser als sie, zu rechter Zeit Beifall zu lächeln, wenn etwas schön und fein Gedachtes gesagt wurde.

Ihr Liebhaber vertheidigte, um ihr zu gefallen, vor dieser ehrwürdigen Versammlung manchen auffallenden Satz; er bewies zum Beispiel, daß ein kleiner Fuß — (Marie hatte den niedlichsten Fuß in der ganzen Provence) der anziehendste Reiz eines Mädchens sei; daß man die Blondinen den Brünetten vorziehen müsse, weil ein schwarzes Auge immer Härte und Unbestand verrathe; daß fliegendes Haar schöner schmücke, als Diamanten und Perlen u. s. w. Er wußte seine Behauptungen immer auf scheinbare Gründe zu stützen, und mit Witz und Laune zu verzieren; jedoch Anwendungen zu machen erlaubten sich höchstens seine Blicke, und seine Blicke wurden verstanden. Schade daß wir den größten Theil dieser seltenen Abhandlungen eingebüßt haben! begeistert durch Liebe, und angefeuert durch den Wunsch zu gefallen, was mußte er nicht leisten! — O ja, er leistete so viel, daß Graf Robert und Esclarmonde darob in Wuth geriethen. Der Eine wollte ihn von seinem Hofe verbannen, und die Andere verlangte gar, man solle ihn in's Gefängniß werfen. Es fehlte wenig, so hätte man ihn einem andern Gericht übergeben, als dem Gerichtshof der Liebe.

Was war dabei zu thun? Savary sann auf Mittel, Esclarmonden zu besänftigen. Der Vorzug, welchen er den blauen Augen gab, hatte sie nicht beleidigen können, denn ihre Augen waren von gar keiner Farbe, und es mußte ihm leicht werden, sie zu überreden, daß sie blau wären. Glücklicherweise hatte sie auch einen kleinen Fuß. Freilich hatte dieser Fuß eigentlich eine runde Gestalt, und war eben so

dick als lang, aber wie leicht konnte nicht ihre Eitelkeit Savary's Lob auf sich ziehen. Er versuchte es, dieser Eitelkeit die gewünschte Richtung zu geben, und es gelang ihm.

Esclarmonde war entzückt, den schönen Fringaire zu ihren Füßen zu sehen, sie wollte die Macht ihrer Reize durch Geschenke verstärken, und ließ einen kostbaren goldenen Becher bringen, in welchen der Künstler die Liebe Titons und Aurorens gegraben hatte. Aber ach! gerade in dem kritischen Augenblicke, als sie ihm diesen Becher überreichte, trat ihre Nichte herein; die Tante entfärbte sich, ihre Hand bebte, der Becher entschlüpfte ihr, und fiel zu Boden. Marie und Savary bückten sich zu gleicher Zeit ihn aufzuheben, und bei dieser Gelegenheit berührte Mariens Hand die des glücklichen Liebhabers. Ob es mit Vorsatz geschehen, wage ich nicht zu entscheiden. Der Nebel des grauen Alterthums ruht auf dieser Begebenheit, und wer könnte die Wahrheit bestimmen, wenn es auch gestern Abend geschehen wäre. Mit mehrerer Gewißheit hat die Geschichte uns den Umstand aufbewahrt, daß der Troubadour, mehr verliebt als klug, im Taumel des Entzückens aus dem Saale stürzte, und auf der Stelle ein Gedicht verfertigte, in welchem er die Frage aufwarf: welcher von dreien Liebhabern der Beglückteste sei? Der einen günstigen Blick von seiner Schönen erhalten? oder dem sie die Hand gedrückt? oder dessen Fuß sie berührt? Das waren die Gegenstände, auf welche unsere guten Vorfahren ihre Metaphysik einschränkten. Die letzte Frage bezog sich auf einen seligen Augenblick, da Marie, in

Gegenwart des ganzen Hofes an dem Troubadour vorbei schlüpfte, und auf eine etwas gezwungene Art ihm auf den Fuß trat. Sie machte freilich Entschuldigungen darüber, aber die Anwesenden ließen sich nicht täuschen, und der entzückte Savary trug lange ein Lilla Band auf diesem getretenen Fuße, welches die Leibfarbe der Prinzessin war.

In seinem Gedicht wankte er lange unentschlossen zwischen den beiden letzteren Gunstbezeugungen, entschied aber endlich für die Berührung mit dem Fuße, und schloß mit der Versicherung, daß alles Gold des Pactolus, und alle Reichthümer Indiens seinem Herzen minder theuer wären, als dieser kostbare Beweis einer schüchternen Liebe.

Ein Dichter ist oft klug genug, nicht Alles zu sagen, was er denkt, aber selten so klug, zu verschweigen was er schrieb. Esclarmonde wüthete, und der schöne Fringaire büßte seine Unbesonnenheit durch eine schmerzliche Verbannung aus Mariens Gegenwart. Er mußte den Hof des Grafen von Provence fliehen, und irrte traurend umher. Am Hofe von Frankreich nahm man ihn mit Achtung auf, auch dort zeichnete er sich aus durch seine Talente, aber noch immer verschwieg er seinen Namen, jetzt größtentheils aus Furcht vor seinem Vater, der, wie der Vater Friedrich's des Großen, keinen Sinn für die feinere Bildung seines Sohnes hatte. Geschmacklose Feste, Jagd und Pferde waren seine einzige Freude. Auf der Jagd starb er auch endlich von einem Eber verwundet. Savary de Mauleon beweinte den Todten, und verbarg seinen Stand nicht länger.

Kaum wurde sein Name bekannt, als jede Mutter ihn zum Sohne, jedes Mädchen zum Gatten wünschte. Aber jetzt erklärte der treue Savary laut seine Leidenschaft für Marien von Sicilien, und eilte auf Flügeln der Liebe zurück an den Hof von Provence. Ach! wie fand er Alles verändert! Esclarmonde war gestorben, aber die Prinzessin hatte ihr Herz dem berühmten Florentiner Bocaz geschenkt, der zwar nicht schöner sang als Savary, aber jünger war als er. Verschmähte gleich Marie die Lieder des vormals geliebten Fringaire nicht, so gab sie doch den Bewerbungen ihres neuen Buhlers einen auffallenden Vorzug. Verzweifelnd floh Savary auf seine Güter, wo er bis zum Jahr 1382 seine Leiden in rührende Lieder hauchte.

Um jene Zeit argwöhnte man, Marie von Sicilien sei Mitschuldige an dem Tode des Königs von Neapel, Andreas von Ungarn, und dieser Argwohn kostete ihr den Kopf. Savary erfuhr es, versank in Schwermuth, und überlebte ihr trauriges Schicksal nicht lange. Er starb, beweint von allen seinen Vasallen, deren Wohlthäter er gewesen war.

Als von einem Manne gesprochen wurde, der gern und oft in den Spiegel sah.

Ihm die Gestalt zu neiden fällt mir nimmer ein,
So eitel auch sein Bild aus jedem Spiegel winkt;
Ich wünsche nur so schön zu sein,
Als Er sich dünkt.

Die neue Atalanta.

(Eine Begebenheit, die sich im J. 1757 bei Dinan in Bretagne zutrug.)

In einer Gesellschaft von mehreren Damen, behauptete der Chevalier de la Houssaye, ein schöner, großer und geschmeidiger junger Mann, daß die Frauenzimmer durch ihre engen Schuhe es endlich dahin bringen würden, wie die Chineserinnen, nicht drei Schritt weit gehen zu können; daß man sie bald aus einem Zimmer in das andere werde tragen müssen, und daß, mit einem Worte, jede Dame wenigstens zwei Stunden Zeit gebrauche, um bis zu dem Schloß de la Garaye zu gehen, welches kaum eine starke Viertelmeile von Dinan entfernt liegt. Sein Ton und Gesicht waren dabei so mitleidig verspottend, daß endlich eine junge Dame aus der Gesellschaft, Mademoiselle de la Pilaye, die geckenhafte Uebertreibung nicht länger ertragen konnte. Dieses liebenswürdige Mädchen war jung, hübsch und geistreich.

„Wollen Sie wetten, mein Herr," hub sie an, „daß ich früher als Sie auf dem Schloß de la Garaye sein werde?"

Ein Wettlauf mit einer schönen Dame, welcher galante Mann wird das abschlagen? Der Chevalier nahm die Aufforderung mit Vergnügen an. Der entscheidende Tag wurde auf den 9. October festgesetzt, und am 9. October, Nachmittags um zwei Uhr, erschienen wirklich beide Kämpfer auf dem bestimmten Platze. Das Mädchen trug ihre gewöhn-

lichen, der Jahreszeit angemessenen Kleider, nur von leichtem Zeuge. Der Jüngling hingegen hatte sich blos in eine kurze Weste gekleidet, und eine kleine baumwollene Mütze auf dem Kopfe. Diese vorsichtigen Zubereitungen mißfielen gleich der zahlreichen Versammlung; das Interesse für die junge Dame verdoppelte sich, Jeder schickte fromme Wünsche für sie zum Himmel, aber Niemand wollte auf ihre Hand, oder vielmehr auf ihren Fuß, wetten; man wagte nicht einmal zu hoffen. Eine unendliche Menge Volks war auf dem Sammelplatze, große Haufen hatten sich bereits voraus nach dem Schlosse de la Garaye begeben, und wer nicht hier oder dort war, der stand am Wege und lauerte, beide Seiten der Straße waren mit Menschen bedeckt.

Jetzt wird das Zeichen gegeben, und die Wettläufer fliegen davon. Der Chevalier macht anfangs allerlei Sprünge und Entrechats, um zu zeigen, daß er seinen Feind nur gering achte. Als er aber merkt, daß die schöne Gegnerin, ohne darauf zu achten, einen ziemlichen Vorsprung gewonnen, nimmt er plötzlich alle seine Kräfte zusammen. Es wird ihm nicht leicht sie einzuholen, aber es gelingt ihm doch. Die liebenswürdige Pilaye hatte ihrerseits mit einem leichten aber gemässigten Schritte angefangen, so daß sie noch nicht im geringsten ermüdet war, als der Chevalier sie einholte. Jetzt kam es darauf an, ihn nicht vorbei zu lassen, sie strengte ihre äußersten Kräfte an, und es gelang ihr.

Diejenigen, welche die Kämpfer hatten auslaufen sehen, sahen bald nichts mehr. Diejenigen, welche ein Drittheil

des Weges vorausgegangen waren, sahen nur noch den Staub, den die Füße des Chevaliers machten, denn die leichten Schritte seiner Gegnerin erregten keinen Staub. Niemand war im Stande ihr zu folgen, die Zephyrs allein hatten das Recht sie zu begleiten; es schien, als ob sie auf ihren Flügeln getragen werde, und nur zum Schein Schritte mache, denn sie berührte die Erde nicht. Ein kleiner Mantel von Flor wallte hinter ihr her, und schien wider Willen mit Gewalt nachgezogen zu werden. Die Wünsche des Volks kamen den Zephyrs zu Hilfe; die Kräfte der schönen Wettläuferin schienen sich zu vermehren, in dem Grade als die ihres Gegners abnahmen. Jetzt blieb er einige Schritte hinter ihr, jetzt war er wieder neben ihr. Zwischen Furcht und Hoffnung schweben die Zuschauer, und athmen kaum, aber noch immer wünschen sie mehr als sie zu hoffen wagen. Der Held scheint endlich ermüdet, die Heldin wird es gewahr, rafft ihre ganze Stärke zusammen, und fliegt wie ein Blitz an ihm vorüber. Er hat keinen Athem mehr. Scham und Verdruß glühen in seinen Augen, er bekennt sich überwunden, setzt sich nieder, und geht bald darauf durch Nebenwege nach der Stadt zurück. Er langt in seiner Wohnung an, ein finsteres Schweigen verkündigt seine Niederlage, er entkleidet sich schnell und legt sich voll Unmuth zu Bett. Dort wollen wir ihn lassen, um zu der neuen Atalanta zurückzukehren.

Sie erfuhr ihren Sieg später als die Zuschauer, denn sich umzusehen, um hinter sich zu blicken, hätte einen gefähr-

lichen Zeitverlust verursacht. Aber da sie endlich ihren Gegner nicht mehr weder laufen noch keuchen hört, so wagt sie einen Rückblick und sieht sich allein. Nun hätte sie ohne Gefahr ausruhen können, aber sie verschmäht die Ruhe, und begnügt sich blos, den schnellen Lauf in einen leichten Schritt zu verwandeln. So kommt sie glücklich bis nach la Garaye, wo ein lautes Freudengeschrei ihr entgegen tönt. Das jubelnde Getöse pflanzt sich fort von Haufen zu Haufen derer, die ihr gefolgt waren, man hört es in der Stadt selbst, und der Triumph ist nicht mehr zweifelhaft. Alle Welt will Theil daran nehmen, alle Wagen werden angespannt, alle Pferde gesattelt, die Straße wimmelt, man streitet um den Vorzug, die liebenswürdige Siegerin zurück zu führen. Bescheiden und gelassen widersteht sie den Bitten ihrer zahlreichen Freunde. »Das Fuhrwerk," spricht sie, »welches mir den Sieg verschaffte, soll mich auch nach der Stadt zurückbringen." Sie macht sich auf den Weg, alle Standespersonen beiderlei Geschlechts von ganz Dinan begleiten sie, vor ihr und hinter ihr wallt eine zahllose Menge Volkes, die leeren Wagen beschließen den Triumphzug.

Indessen haben die galanten französischen Offiziere eilig die Garnison zusammen berufen, und empfangen sie am Thor mit kriegerischer Musik. Unter dem Schall der Trommeln, Pfeifen und Hoboen, begleitet sie der ganze Zug bis vor ihre Hausthür. Dort überhäuft man sie nochmals mit den scheichelhaftesten Lobeserhebungen, und gönnt ihr die nöthige Ruhe. Doch nur bis auf den Abend. Die

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51521-9
KOTZEBUE,A.F.F.VON FN. 14776/154

Gräfin de la Bretonniere, die Mutter des Gouverneurs, gab ein großes Souper, welchem ein glänzender Ball folgte, wo die Heldin des Tages im schwebenden Tanz eben so leicht ihre Gespielinnen besiegte, als sie den kecken Chevalier im Wettlauf besiegt hatte.

Die vier Louisd'or, welche sie durch die Wette gewonnen hatte, sandte sie noch am nämlichen Abend einem Stifte zu, wo arme Mädchen erzogen wurden.

Liebenswürdiger französischer Enthusiasmus! was ist aus dir geworden! Wer konnte am 9. Oktober 1757 voraussehen, was am 6. Oktober 1790 geschehen würde! —

Der Zauberreiz der Sittsamkeit.

(Eine griechische Erzählung.)

In ewig blühenden Hainen wandelte Lycophron traurig, und seufzte um Aglaja, die Gespielin des Knaben, die Geliebte des Jünglings, jetzt Priesterin Apolls.

»Hier hüpfte sie sonst mit mir durch das lachende Tempe — ich bin allein, und die Bäume blühen nicht, die Blumen duften nicht. Wo sonst ihre süße Stimme die wilden Bewohner des Waldes herbeilockte, da gurgelt heute die Nachtigall ihr fades Lied. Auf jener Rasenbank webte sie einen Schleier, und unter ihren Rosenfingern schämten sich der Purpur von Tyrus und die Perlen des Orients

Ach! dieser Schleier verhüllt sie mir auf ewig! grausamer Sohn Latonens! du hast mir Aglajen geraubt! was soll mir ohne sie des Lebens drückende Last!»

So klagte Lycophron. Seine Thränen flossen in die Wellen des Waldstroms, der sie schäumend hintrug an das ferne Gestade, wo er die Mauern von Apoll's Tempel bespülte. »Nur allein diese Wellen, die meine Thränen verschlangen, finden den Weg zu jenem unzugangbaren Heiligthum! Ha! diese Wellen, diese Thränen, netzen vielleicht Aglajens Füße im Bade! ein fremder Schauer durchbebt vielleicht ihre schönen Glieder. — Und wenn sie nun die Krümmung des Stromes hinaufblickt — was schwimmt daher — was wogt auf dem Wasser — bald von überhängenden Zweigen gehalten, bald von der nächsten Welle weiter geführt — ein Leichnam — ein Unglücklicher — ha! es ist Lycophron! der treue Liebende, der Aglajens Verlust nicht überleben konnte. Sieh da wirft der Strom den entseelten Körper an's Ufer, neben ihm kniet Aglaja, und benetzt die kalte Wange mit ihren warmen Thränen. — O! um diesen Preis sei mir der Tod Gewinn! ihr Götter der stygischen Nacht! gewährt mir die letzte Bitte! tragt die entseelte Hülle zu Aglajens Füßen!»

Kaum zitterten noch in den Lüften die letzten Töne von Lycophron's Klagen, schon hatte der Waldstrom den Unglücklichen verschlungen. Doch er war der Sohn der Nimphe Epicharis. Mit mütterlicher Angst umschwebte sie den Jüngling, ihre Arme fingen ihn auf, als die Verzweif-

lung ihn hinabstürzte, leblos trug sie ihn an's Ufer, und erwärmte sein Herz an ihrem Busen. Er schlug die Augen auf.

»Sohn! Sohn! was habe ich dir gethan, daß du meine Sorgfalt und Liebe durch fressenden Gram belohnen willst!"

»Mutter! du hast mich geboren, aber Aglaja gab mir das Leben. Warum hast du mein Herz an deinem Busen erwärmt, daß es wieder klopft, wenn es nicht für Aglajen klopfen darf!"

»Hoffe," sprach die Mutter, »hoffe und vertraue meiner Liebe. Wenn das rührende Flehen der Natur die Unsterblichen zu beugen vermag, so kehre ich in dreien Tagen mit der holden Aglaja zurück. Bis dahin lebe, liebe und hoffe!"

So goß die Nimphe Epicharis lindernden Balsam in die Wunden des Jünglings. Auf einem leichten Wölkchen sah er sie dahin schweben, und sein Gebet eilte vor ihr her. Ah! sie wußte wohl, wie selten die Götter dem Rade des Schicksals in die Speichen greifen; sie wagte nicht, Aglajens Befreiung zu hoffen, nur Ruhe wollte sie dem Sohne durch eine liebliche Täuschung erringen.

»Dein Schmerz rührt mich," so antwortete Proteus, den sie um Hilfe anrief, auf die Klagen der weinenden Mutter, »den Lauf des Schicksals zu hemmen, steht nur in Jupiter's Macht. Doch glücklich sind die Sterblichen! Täuschung gilt ihnen für Wahrheit, und jene deinem Sohne zu gewähren, ward von den Göttern mir vergönnt.

Nimm diesen Gürtel; er ist es, der mich bald in eine blaue Wolke hüllt, bald in Wassertropfen auflöst; durch den ich, jetzt ein flammendes Gestirn, in der Luft schimmere, und jetzt wieder eine bunte Schlange mich im Grase winde. Wer diesen Gürtel trägt, dem lügt der leiseste Wunsch jede Gestalt an. Täglich müsse ein Mädchen sich damit umgürten, und den Augen deines Sohnes als Aglaja erscheinen. Gern würde ich ihn ganz beglücken, wenn ich mit Aglajens Schönheit auch ihr Herz verleihen könnte."

Die getröstete Mutter stammelte ihren Dank, und eilte auf Flügeln der Sehnsucht den Ufern des Waldstromes zu, wo Lycophron am Morgen des dritten Tages der versprochenen Rettung entgegen seufzte. Epicharis erschien, neben ihr die junge Syrinx, mit dem wunderreichen Gürtel umgeben, der ihr Aglajens reizende Gestalt andichtete. Der Jüngling sinkt sprachlos in ihre Arme, aus Wonnegefühlen schlürft er Vergessenheit seiner Leiden, und der Palast seiner glücklichen Mutter ertönt von lautem Jubel.

Aber welche unbegreifliche Verwandlung! der Rausch des ersten Entzückens verfliegt, und Lycophron fühlt sich minder beglückt, als er an Aglajens Busen zu werden hoffte. Lieh nur seine glühende Einbildungskraft ihr jenen himmlischen Reiz, den er heute an ihr vermißt? oder hat die Erfüllung seiner Wünsche Ueberdruß erzeugt? oder ist Aglaja nicht mehr, die sie war? hat das Heiligthum Apoll's ihre Unschuld vergiftet? wo blieb die sittsame Schüchternheit, die holde Scham, das liebevolle Widerstreben, alle jene

jungfräulichen Eigenschaften, welche die Zärtlichkeit zu Begierden entflammten, und doch die Begierden mit Leichtigkeit fesselten. — O Sohn Latonens! was ist aus Aglajen geworden! — Die Glut des Verlangens hat die Röthe der Scham von ihren Wangen verjagt, hat die Thräne des Mitgefühls aus ihren Augen verdrängt. Grausamer Gott; du gabst mir ihre Gestalt zurück, ihre Tugengen blieben der Schmuck deines Tempels!

So haderte Lycophron mit den Unsterblichen. Zevs hörte seine Klagen und fühlte Mitleid. Ungern gehorchte Apoll dem Vater der Götter, ungern versprach er die reizende Aglaja dem liebenden Jüngling zurückzugeben, doch nur dann, wenn dieser, bei freier Wahl, sein Herz nicht irre führe.

Eine Wolke umschleierte Lycophron. Von den Ufern seines Waldstroms sah er sich plötzlich in Apoll's Tempel versetzt. Die Wolke zerfloß um ihn her, und sein staunender Blick ruhte auf zwanzig Nymphen, deren Jede Aglajens Ebenbild war. Entkleidet von den blendenden Lichtstrahlen stand Phöbus vor ihm. »Deine Klagen," so sprach er mit sanftem Ernst, »haben den Vater der Götter erweicht; in deinen Händen ruht jetzt dein Schicksal. Deine besorgte Mutter hat dich durch die nämliche Gestalt getäuscht die du hier zwanzigfach vor dir siehst. Wähle! Eine unter ihnen ist die wahre Aglaja. Doch wisse, daß deine Wahl unwiderruflich ist. Leitet dein Gefühl dich irre, so ist Aglaja auf ewig für dich verloren!"

Phöbus schwieg. Aengstlich flogen die Blicke des Jünglings von Nymphe zu Nymphe, immer die nämliche holde Gestalt, der nämliche Grazienwuchs; das Auge einer Jeden ruhte freundlich auf ihm, und schien zu sagen: ich bin die, die vormals mit dir durch das lachende Tempe hüpfte; ich bin die, deren süße Stimme die wilden Bewohner des Waldes herbeilockte; wähle mich, mein Geliebter! laß dich nicht täuschen durch die trügende Gestalt meiner Nachbarin. —

Ach! wie beklommen war das Herz des armen Jünglings! An diesem Augenblicke hängt sein Leben! wohin er sieht, steht Aglaja vor ihm; welcher mitleidige Genius flüstert ihm zu: das ist sie! — noch Einmal durchlaufen seine forschenden Blicke den schönen Halbzirkel, überall begegnen sie Aglajens Blicken — Nur eine, die sich mit schüchterner Bescheidenheit hinter ihre Nachbarin zu verbergen scheint; nur eine, deren niedergeschlagenes Auge am Boden haftet — ha! sie ist es! — Lycophron stürzt zu ihren Füßen! — Unverkennbarer Reiz der weiblichen Sittsamkeit! — »Ja sie ist es!" spricht Apoll: »geht ihr Glücklichen! sie werde dein Weib! und lege nie den Schleier holder Scham von sich, der die Männer auf ewig fesselt."

Der Schlüssel zum Geheimniß der klugen Welt.

So ist ein drolliges Buch betitelt, welches im Jahr 1708 gedruckt wurde, und einen gewissen Carolo Bisani zum Verfasser hat. Er schimpft in der Vorrede auf den gottlosen Vanino und Spinoza, und, da er befunden, daß weder in italienischer, französischer, noch andern Sprachen, Jemand das Geheimniß der Klugheit aller Menschen, wie solche nach jedes besondern Stande insgeheim prakticiret wird, beschrieben hat; als hat er sich selbst über diese Arbeit gemacht; doch sind es nur die ersten Rudimenta, in General- und Special-Maximen abgefaßt. Sollte sich ein unzeitiger Kritikus oder Neider daran reiben, so wird er sich um denselben so wenig als um den Hofnarren des großen Moguls bekümmern.

Ich bin nun zwar weder ein Kritikus noch ein Neider, noch auch Hofnarr des großen Moguls; aber ich habe mir das Vergnügen nicht versagen können, einige seiner General- und Special-Maximen Auszugsweise mitzutheilen, auf daß meine Leser daraus lernen mögen, wie das Geheimniß der Klugheit aller Menschen insgeheim prakticiret wird.

Den Fürsten, welche, wie billig, den Anfang machen, gibt Herr Carolo Bisani den Rath: durch kluge Narren und Anderer ihre Maitressen, die allergeheimsten Dinge

herauszulocken; Lotterien anzulegen und Aemter zu verkaufen, um den Schatz groß und hoch zu machen; Spione zu gebrauchen *), und was dergleichen schöne Sachen mehr sind.

Der Aulicus (Hofmann) soll sein Glück bei Hofe durch Anderer Unglück befördern. Er soll den Fürsten, nach seinem Humeur, bald mit neuen, bald curieusen, bald auch ernst- und scherzhaften Sachen divertiren.

Der Arzt gebraucht folgende vier Dinge, um einen großen Ruf zu erwerben: ein gutes Antiscorbuticum, ein Confortans, ein Bezoardicum, und ein bewährtes Anodynum.

Die vernünftigste Regel gibt er dem Kaufmann. Er soll sich nämlich vor debitoribus hüten, die er nicht mahnen darf.

Eine Dame soll: gegen Verwegene unempfindlich, gegen Unhöfliche höhnisch, und gegen Listige verschmitzt sein. Sie soll ihren Feinden alle Occasion benehmen: durch Entziehung ihrer Person, durch listige Verhöhnung, und durch verstellte Mienen.

Wenn eine Demoiselle sich unter Leuten befindet, die nicht modest und manierlich genug sind, so soll sie Erstens bei Seite gehen, als ob sie nichts gehört. Zweitens die vorige Miene beibehalten, und Drittens den Diskours

*) Den nämlichen Rath gibt 1793 Herr von Sartori in seinen Leopoldinischen Annalen.

als von ungefähr changiren. Hilft das noch nicht, so soll sie Erstens ihr was zu thun machen Augenblicks; Zweitens mit einer andern Person diskouriren, und Drittens ihre Miene sogleich verändern. Auf diese Art werde sie sogleich erkennen: Honnette, Galanes und Fantasten, und im Stande sein, kräftig abzuweisen: alle Galanes, alle Ungetreue und alle Verwegene *).

Um der üblen Nachrede vorzubeugen, soll sie sich nicht mit dem Gesinde zanken, und nicht mit alten Weibern familier sein.

Ein Freier bekömmt den Rath, das Temperament und Humeur seiner Dame durch ihr Gesinde zu erforschen. Heirathen soll er alsdann zu Gottes Ehre, zu seinem und des Nächsten Besten. (Guter Bisani! seit die Welt steht, hat noch Niemand zu Gottes Ehre und des Nächsten Besten geheirathet.) Ist er nun aber doch in seiner Wahl unglücklich gewesen, so soll er seine Klugheit besonders darein setzen: daß er seine Frau zu divertiren wisse; er soll nicht

*) Daß man im Jahre 1708 dergleichen Albernheiten schrieb, möchte noch hingehen, aber daß im Jahre 1792 ein gewisser Hr. Schwarz, hessendarmstädtischer Prediger, und Mitglied der literarischen Gesellschaft zu Maing, in einer Theorie der Mädchen-Erziehung behaupten konnte: »das Mädchen dürfe nicht eher verliebt werden als zu rechter Zeit, und gerade in diejenige Mannsperson die es heirathen könne" das — beweist wenigstens, daß die Töchter des Herrn Schwarz, wenn er deren hat, in einer unangenehmen Lage sind.

jalour ſein ohne Raiſon, nicht zornig und nicht allzukarg. Wollen alle dieſe Mittel nicht anſchlagen, ſo ſoll er ſie zu beſſern ſuchen: durch Entziehung der ordentlichen Lebensmittel (alſo durch Hunger) durch Benehmung der völligen Freiheit in Oeconomicis, und durch beſtellte Verhöhnung und öffentliche Beſchämung Anderer. Ich zweifle, ob durch dieſe heroiſchen Mittel viele Weiber gebeſſert werden.

Das ſind, zum Scherz, einige Proben aus dem Buche eines Mannes, der auf Vanino und Spinoza zu ſchimpfen wagt.

Auguſt, Chriſtel und Amor.

(Ein Dialog am Geburtstage meines lieben Weibes.)

Amor (weinend). Nein, das iſt zu arg! ihr ſpielt mir da beide einen häßlichen Streich.

Auguſt. Was haſt du dem armen Kinde gethan, liebe Chriſtel?

Chriſtel. Ich? nichts. Ich thue Alles, was der Knabe will.

Auguſt. Das thue ich auch. Warum weint er denn?

Amor. Soll ich nicht weinen? iſt das unſere Abrede, daß ihr mich ein Jahrhundert nach eurer Vereinigung noch immer feſt haltet? wenn ich ſo artig bin, auf einer Hochzeit zu erſcheinen, ſo iſt das ſo ziemlich Alles, was man

von mir erwarten kann. Aber seit der eurigen habe ich gar nicht entschlüpfen können. Wie lange soll denn das noch dauern?

August und **Christel** (zugleich). So lange wir leben!

Amor. So? das ist sehr tröstlich. Nein, so haben wir nicht gewettet. Was? ihr seid Eheleute, und ihr sperrt mich in euer Herz ein? ja wenn es noch die Freundschaft oder die Hochachtung wäre; aber ich —

August. Dich Flattergeist muß man einsperren. Freundschaft und Hochachtung werden mir nicht davon laufen, denn sie haben Kaution gestellt.

Amor. Und welche?

August. Geist und Herz meiner Christel.

Amor. Nun, ich setze dir ihre Reize zum Pfande.

August. Armer Junge, du wolltest fliehen und deine besten Waffen zurücklassen?

Amor. Da höre Einer den Ehemann! ist das nicht zum Verzweifeln!

Christel. Du solltest dich freuen, unser Glück gemacht zu haben.

August. Unsere innige Zärtlichkeit sollte dich rühren.

Christel (ihren Arm um den Gatten schlingend). Guter August! wie unaussprechlich liebe ich dich!

August (sie an seinen Busen drückend). Beste Christel! mein Alles auf der Welt!

Amor. Allerliebst! ich sehe wohl, daß ich hier nicht fort komme. Wenn der Tod mir nicht bald zu Hilfe eilt —

Auguſt. O wir nehmen dich mit in's Grab.

Amor. Noch beſſer!

Auguſt. Sperr' ihn ein, liebe Chriſtel, der muthwillige Knabe ſoll uns nicht entwiſchen; aber an jedem deiner Geburtstage wollen wir ihn einmal herauslaſſen, um uns an ſeinen Klagen zu ergetzen.

Fragmente über die Freiheit des Willens!

(Vielleicht in hypochondriſchen Stunden geſchrieben.)

Tugend! Menſchenwahn! woher der ſanfte Glanz
Deiner ſchimmerreichen Oberfläche?
Weg mit dem erborgten Strahlenkranz!
Daß ich nie dich ſelig ſpreche;
Sei mir heilig, Göttertochter! Toleranz!
Daß ich nie verdamme meines Bruders Schwäche;
Daß ich nie ein täuſchend Licht
Um des Helden Scheitel webe,
Und dem Muttermörder nicht,
Statt des Mitleids, Abſcheu gebe.
Wohl dem Redlichen! dem hier, im Heiligthum
Seines Buſens, reine Tugend flammte;
Weh dem Böſewicht, den hier, Gott weiß warum,
Eine höh're Macht zum Uebelthun verdammte.
Jenem rollt, mit ſich, der Welt und Gott verſöhnt,

Leichtes Blut durch jede Ader:
Dieser lebt, von Glück und Ruhm gekrönt,
Dennoch mit sich selbst in ew'gem Hader.
Aber du, frohlocke nicht!
Weil durch Gottes Hauch dein Funke heller glimmte;
Du des Lasters Zögling, o verzweifle nicht!
Weil Verhängniß zu Verbrechen dich bestimmte.

Wenn ein Gott ist — diesen Glauben
Soll kein Skeptiker mir rauben —
Wenn ein Gott die Welt erschuf,
Seine Weisheit ihren Plan sich dachte
Und auf seiner Allmacht Ruf
Jedes Nichts zum Sein erwachte;
Mußte jene Weisheit nicht
Ihrer Schöpfung Zwecke geben?
Müssen Finsterniß und Licht,
Thun und Leiden, Tod und Leben,
Nicht in unzertrennlichem Verein
Jenen Zwecken nur sich weih'n?
Sind sie gleich im Schöpfer Glanz verborgen,
Seine Weisheit bürgt: sie sind!
Heil dem schönen Frühlingsmorgen!
Wenn der Nebel einst verrinnt! —

Ewiger! der du die Kette aller Wesen
Fest verschlangst mit Zeit und Raum,

Du allein kannſt dieſen Knoten löſen,
Du nur deuten dieſes Lebens Traum.

Was geſchieht, das *muß* geſchehen!
Deine blöden Augen ſehen
Nicht der Schöpfung Bau, den weniger und mehr
Alle Weſen zu vollenden ſtreben,
Nur ein Sandkorn gibſt du her,
Doch dies Sandkorn *mußt* du geben.
Meinſt du, Thor! der Herr der Welt
Werde, weil es *dir* gefällt,
Seinen ew'gen Plan, in tauſend Augenblicken
Deiner Laune Spielwerk, tauſendmal verrücken?
Kann der Erdenſöhne Gaukelei
Ihn um ſeinen *Zweck* betrügen?
Soll er ſich in eure Laune ſchmiegen?
Daß ihr prahlen könnet: wir ſind frei?
Daß Empfindung einen Wetterhahn belebe,
(Laßt einmal dies Wunderwerk geſcheh'n)
Er nicht wiſſe, daß es Winde gebe,
Die ihn nach Gefallen dreh'n;
Wahrlich! Trotz dem Menſchen, trotz dem Chriſten
Wird er ſich mit *freiem Willen* brüſten. —

Sprich! was nenneſt du Allwiſſenheit?
Wenn dir nimmer nach Gefallen
Dieſen oder jenen Pfad zu wallen

Eine höhere Macht verbeut?
Thaten, die die Welt verwirren,
Wenn sie Gott vorher geseh'n,
Nun so mußten sie geschehn!
Oder konnte Gott sich irren?
Hat vielleicht nur Muthmaßung
Die Allwissenheit betrogen?
Wagst du diese Läſterung?
Du, im Staube groß gezogen! —
Schon im Chaos hat sein Auge überblickt,
Was seit Anbeginn der Welt geschehen;
Blüten, die der Sturm erst heute knickt,
Hat er schon im Chaos fallen sehen.
Und so schüttelte der Sturm,
Weil er mußte, jene Bäume;
Eingepflanzten Trieben folgt der Wurm,
Wenn er unserer Saaten Keime,
Unsere Hoffnungen, verzehrt;
Unfreiwilligem Streben folgt der Hunnen Führer,
Wenn er eine halbe Welt verheert;
Ja er mußte, denn der Weltregierer
Dachte ihn und seine Scharen,
Als noch keine Zeiten waren.

Meinst du, seit auf dieser Erde,
Durch das schöpferische werde!
Sich ein Thier, der Mensch genannt, bewegt,

Habe Gott den Scepter abgelegt?
Schlage nun die Arme in einander?
Sehe, herrschensmüd', in Ruh'
Einem Räuber Alexander
Oder einem Titus zu?
Lasse nach der Menschen Grillen,
Seiner Weisheit Schöpfung, seine Welt,
Hier mit Aberglauben, dort mit Blut erfüllen,
Wie Zeloten und Despoten es gefällt?
Und indeß durch schiefen Freiheitssinn
Sich der Franke in's Verderben brächte,
Sähe zweifelhaft der Schöpfer hin
Was daraus wohl werden möchte?
O! er weiß nur allzugut
Wie sich dort der Knoten lösen werde,
Und es nehte Frankreichs Erde
Ungezählt von ihm kein Tropfen Blut.
Auch die Mordsucht feiger Demagogen,
Die ein sanftes Volk um Ruh' und Glück betrogen,
Ist so gut als der Aurele Tugendbahn,
Ein bestimmter Punkt in seinem ew'gen Plan.

Soll ich mir des Schicksals Zwang verhehlen,
Weil die Eitelkeit mir Mährchen vorerzählt?
Muß ich zwischen Gott und Menschen wählen,
Wer von Beiden leidend sich verhält;
O so kann ich keinen Gott mir denken,

Der vor einer Narrenbude sitzt,
Gaffend, wie die Menschen boshaft und verschmitzt
Ihres Schicksals Zügel selber lenken.
Lieber glaub' ich, daß sein Hauch
In den menschlichen Maschinen webet,
Und zum Handeln sie belebet,
Wie zum Wachsen jenen Rosenstrauch.

* * *

O! wer mag das ungezählte Heer
Körperlicher Qualen fassen!
Wo ein Pulsschlag minder oder mehr
Herrschet über Thun und Lassen;
Wo der Seele mürbes Haus
Jedem Laster offen stehet,
Und ein unverdauter Schmaus
Auch des Weisen Kopf verdrehet. —
Ja, den Pilger auf der Schmerzens Bahn,
Ueberwältigt böser Sinn behender
Als die Woge einen lecken Kahn;
Ueber Völker Glück und Wohlfahrt ganzer Länder
Richtet oft ein hohler Zahn.

Wenn in deinen Eingeweiden
Sich Hypochondrie erzeugt,
Und dies unbegrenzte Leiden
Dich zur Erde niederbeugt;
Wenn mit einer Todtenfarbe

Jedes Ding du überziehſt,
Und in einer Aehrengarbe
Schon das Bild des nahen Winters ſiehſt;
Wenn der Argwohn ſeine Krallen
In dein blutend Herze drückt,
Schon ein unvermuthet Lallen
Deines Kindes dich erſchrickt;
Wenn dein Geiſt Vergnügen findet
In der ſelbſt erdachten Qual,
Jedes froh genoſſ'ne Mahl
Dir den nahen Tod verkündet;
Wenn dir Freundes Lächeln nur
Die Gefahr verhehlen heißet,
Und des Mitleids Thränenſpur
Ein geöffnet Grab dir weiſet;
Wenn ein unbedeutend Flüſtern
Dich die Todes-Botſchaft dünkt,
In der Nacht, bei jedem leiſen Kniſtern,
Ein Geſpenſt hohläugig winkt;
Wenn du deine Hoffnung baueſt
Auf ein hochgeprieſenes Arcan,
Wenn du blind dich anvertraueſt
Jedem Narren, jedem Charlatan;
Wenn um des zerbroch'nen Glaſes willen
Stunden, Tage lang du ſchmälſt,
Und durch ungerechte Grillen
Weib und Kind und Freunde quälſt;

Wirkt das Alles — und wer mag es leugnen? —
Körper-Schwäche nur allein,
Wagst du noch, dir Freiheit zuzueignen?
Wähnst du wirklich frei zu sein?

Hast du selbst dir rosenroth
Oder schwarz dein Blut gefärbet?
Ward ein jahrelanger Tod
Dir nicht oft vom Vater angeerbet?

Unvermeidliches Verhängniß!
Das uns von der Wiege bis zum Grabe zieht;
In der Stunde der Empfängniß
Schon die ferne Todesstunde sieht! —
Ob durch eine keusche Flamme
Deines Lebens Flämmchen brennt,
Ob dich Mutter oder Amme
Ihren lieben Säugling nennt;
Ob im Tartarhorden, ob im Negerstamme
Dir die erste Sonne schien,
Ob die erste Luft der Nil aus seinem Schlamme
Oder Schweizerberge dir verlieh'n;
Ob man dich mit Pisangfrüchten,
Oder Rennthierfleische speist;
Ob der Zufall dich in nord'sche Fichten,
Oder ind'sche Palmen eingekreist;
Alles das, und mehr — es scheine dir geringe —

Hat dein Elend oder Glück gebaut,
Und doch wurde keines dieſer Dinge
Deiner freien Wahl vertraut.
Wider Willen ſchmückt der Menſch die Erde,
Forſcht umſonſt, woher er kam?
Und wohin er gehen werde?
Wie ſich Freude oder Gram
In den Lebensbecher miſchen?
Wer und was ihm Leben gab und nahm?
Warum dort vor Zwiebeln und Fetiſchen
Hier vor Sternen er die Knie beugt?
Warum dort, in Gift geweicht,
Der Malayen Pfeile ihn umzischen?
Warum hier, wo Unſchuld Dürftigkeit verſüßt,
Gaſtfrei ihn der Pelewaner grüßt?

Glaube! und Geſetz! verſchieden
Wie das Klima, das euch ſchuf:
Welchen Einfluß wirken nicht hienieden
Eines Manco Lehre, eines Solon Ruf!
Wer darf ſagen: ich will Heide
Oder Chriſt geboren ſein?
Will mit einem Sklaven oder Bürger Eide
Ierres oder Griechenland mich weih'n?
Wählſt du Zeit und Ort, die Bühne zu betreten?
Geſtern oder Heute? Ganges oder Nil?
Wer erkieſt den Gott, zu dem er beten,

Das Geſetz, dem er gehorchen will? —
Warum lebt' ich nicht zu Zeiten unſ'rer Väter?
Warum ſah ich nicht mit Enkeln erſt das Licht?
Hundert Jahre früher oder ſpäter
Machten mich vielleicht zum Böſewicht.
Warum leb' ich nicht am Ganges Strom, wo friedlich
Man den Kühen Kränze flicht?
Hundert Meilen nördlich oder ſüdlich
Machen mich vielleicht zum Böſewicht.

Sieh' den zarten Knaben, höre, wie er keucht,
Wie ihm jedes kleine Lüftchen ſchadet,
Und in Sparta hätte er vielleicht
Im Eurotas ſich gebadet.
Sieh die Mutter, deren Sohn
Man im Krieg erſchlagen, ihre Knie wanken;
Jubelnd wär' ſie dort in's Heiligthum geflohn,
Ihren Göttern laut zu danken. —
Blieb' in manchem Vaterland
Mancher Marat nicht ein guter Bürger,
Der am leichenſchwangern Seine Strand
Sich vertigerte zum Menſchenwürger? —
Welcher unter euch kann wiſſen,
Wenn er friedlich in der Gattin Armen ruht,
Ob nicht auch vom Strom mit fortgeriſſen,
Dort er lechzen würde nach des Bruders Blut?

Wenn uns ſo das Schickſal gängelt,
Unſ're Bahn ſich labirinthiſch ſchlängelt,
Jeder ſteh'n muß, wo er ſteht,
Jeder gehen muß, wohin er geht,
Was iſt Freiheit dann? und was Moralität?
Wahrlich! nie geboren wäre beſſer,
Als zum Raube dienen jeder Windesbraut;
Das Geſchenk des Lebens iſt ein Meſſer
Einem Kinde anvertraut;
Wenn an edlen Lebenstheilen
Es ſich tiefe Wunden ſticht,
Der das Meſſer gab, der mag die Wunden heilen,
Doch das Kind beſtrafen darf er nicht!
Dürft' es nicht, wenn auch der kind'ſche Wahn
Um das Meſſer ſelbſt gebeten hätte;

Aber ſprich! was hat der Menſch gethan?
Bat er um die ſchwere Kette,
Die er langſam ſchleppt, in ſie voll Unmuth beißt,
Und am Grabe doch nur ungern ſie zerreißt?
Sprach der Baum im Walde: Meiſter her zu mir,
Ich begehr' ein Schiff aus mir zu zimmern?
Kann das lecke Schiff dafür,
Wenn die Wellen es zertrümmern?
Hat der Meiſter, als er es gebaut,
Seine Bahn beſtimmt auf klippenloſen Straßen?

Wurd' es nicht dem Meere anvertraut
Wo die Wellen ewig rasen?

Könnte nur der arme Erdensohn
Die Erinn'rung des Gewesenseins vernichten,
O er würde gern des Lebens Anker lichten,
Wäre längst zurück in's todte Nichts gesloh'n!
Setzet mitten unter Sorgen
Einen Bettler auf den Thron;
Fraget ihn am andern Morgen:
Ob er ungern sich vom stolzen Jammer trennt?
Willig greift er nach dem Bettlerstabe,
Wenn ihr die Erinnerung ihm nehmen könnt,
Daß er einen Augenblick geherrschet habe.

* * *

Welchem eitlen Wahn' ist der Gedank' entquollen,
Dessen die Erfahrung lacht:
Freiheit sei die unbegrenzte Macht
Jedes Ding zu wollen oder nicht zu wollen? —
Solche Macht kann nur grundlosen Willen leih'n,
Folglich wäre sie beim Licht besehen,
Die Erlaubniß, in ein Tollhaus einzugehen,
Folglich müßte Wirkung ohne Ursach sein.
Aber die Erfahrung in dem Erdenleben
Thut euch überall die ew'ge Wahrheit kund:
Mensch, es ist nach Glück ein eigennütz'ges Streben,
Jeder Handlung erster einz'ger Grund!

Was den Wählenden ein Uebel dünket,
Glaubt ihr, daß er's wählen kann?
Nein, er kann nicht! seine Wage sinket,
Weil er Freude oder Glück gewann,
Oder zu gewinnen glaubte;
Wer ihm dieses Triebrad raubte,
Oder säh oft im stolzen Freiheitsmann
Nur den Esel eines Buridan.

»Aber,« sprecht ihr, »zugegeben
Dieses eigennütz'ge Streben,
Zugegeben unbedingt,
Daß nach Freude nur des Menschen Wille ringt;
Wählt er denn nicht frei und unbefangen
Wenigstens die Mittel zu dem Zweck?
Wie er seinen Wunsch erlangen,
Wie der Weise oder Geck
Sich die Freude haschen solle,
Das, zum mind'sten, überschaut ein freier Blick!
Wählt er also nicht das Stück,
Nun, so wählt er doch die Rolle."
Wie? das wäre frei? ich nenn' es aufgeklärt.
Wissenschaft, Erziehung, haben diesen,
Mehr als jenen über echten Werth
Oder trügerischen Schein belehrt;
Aber Beide wollen nur genießen,
Glück ist Beider Augenmerk,

Dieser sucht ein Herz, und Jener harte Gulden:
Ist des einen Irrwahn nimmer sein Verschulden,
So des Andern Klugheit nie sein eig'nes Werk. —

»Aber,« rückt die Zweifelsucht entgegen;
»Zeugt für uns're Freiheit nicht
Jene Kraft zu überlegen,
Lang' und reiflich zu erwägen,
Eh' Vernunft das Urtheil spricht?
Gleich dem Wanderer, der fremdes Land durchzogen,
Wenn er nun am Scheidewege steht,
Für und wieder abgewogen,
Jenen oder diesen geht.«

Eitle Täuschung dieser Frage!
Denn die sogenannte Kraft, die überlegt,
Gleicht dem Züngelchen in einer Wage,
Die beinahe gleiche Lasten trägt.
Sieh es schwankt hinüber und herüber,
So auch wiegt der Mensch sein Haupt,
Wenn er zwischen Kreuzer oder Stüber
Eine Wahl zu treffen glaubt.
Laßt den Wanderer am Scheidewege steh'n,
Darf er wohl nach Willkür handeln,
Und die falsche Straße geh'n,
Wenn er sicher weiß, er werde irre wandeln? —

* * *

Gebt dem Wilden eine Uhr,
Voll Erstaunen wird er sehen,
Wie sich beide Zeiger drehen,
Rufen: »diese Kraft verlieh euch die Natur!
Ja, ihr dreht euch selbst beliebig nur.“
Einen Künstler in den Wunderwerken
Ahnen wird der Wilde nie,
Minder noch des Künstlers Absicht merken,
Das woher? warum? und wie?
So der Mensch, dem sinnliches Vergnügen,
Wie der Schmerz, den geist'gen Scharfblick raubt,
Der, wo schlau versteckt die Federn liegen,
Keck an keine Feder glaubt;
Der ein Wunder jenes Sphärentanzes,
Nur ein Schauspiel ihm zu Ehren, sieht,
Und vergißt, daß auf ein großes Ganzes
Jedes Einzelne sich nur bezieht. —

War nicht Gott allein die Feder
Von der ersten Handlung, die geschah?
Durch die Erste ist die Letzte da,
In einander greifen alle Räder,
Eine lückenlose Kette bindet,
Was dem Scheine nach der Zufall schied,
Eine Kette, deren allerletztes Glied
Nur im Allererstен seinen Ursprung findet.
Als der erste Mensch zum ersten Mal erfüllte

Was der erſte Sinnes-Eindruck ihm gebot,
Sprich, wer war es, der die Nacht, die ihn umhüllte,
Lichtvoll umſchuf? war's nicht Gott?
Als zum erſten Mal er fühlte, ſah und hörte,
Wer hat auf der jungen Welt
Ihm die Gegenſtände hingeſtellt,
Deren Anblick ihn die erſte Handlung lehrte?
Und die Zweite war der Erſten Wirkung,
Wie der Dritten Urſach', welche dritte
Wiederum der vierten Mutter war;
So verſchlungen, laufen Anfang, Ende, Mitte,
Schmiegt der erſte Tag ſich an das letzte Jahr.

Dieſer Glaube ſoll mich ſchützen,
Wenn auch mit Despotenblitzen
Ein Gewaltiger mir droht;
Oeffnet mir wie Seneka die Adern,
Nimmer werd' ich mit dem Schickſal hadern,
Unvermeidlich war mein Tod!

Dieſer Glaube ſoll, umringt von Schmeichler Scharen,
Mich vor Uebermuth bewahren,
Wenn man meine Tugend preiſt;
Ewigen Geſetzen nur gehorcht mein Geiſt!
Dank dem Schickſal, daß es meinen Sinnen
Solche Gegenſtände ausgewählt,

Deren Eindruck nie verfehlt,
Für die Tugend zu gewinnen.

Wenn Verleumdung mich zu ſtürzen ſucht,
Der Zelote meinem Namen flucht,
Soll mich dieſer Glaube, Duldung lehren;
Keine Rachgier, keine Tadelſucht
Soll hinfort mich mehr bethören.
Dieſer Glaube ſei mein Wanderſtab
Auf des Lebens Dornenwege;
Mutter Erde! öffne mir mein Grab!
Daß ich froh gewiß mich ſchlummern lege:
Gott! der Unnennbare! rief
Mich in dieſes Pilgerleben,
Als mein Ich im Chaos ſchlief;
Er verlieh mir dieſes Höherſtreben,
Er wird dieſer Urſach' Wirkung geben,
Und wenn Allmacht es gebeut,
Wenn es ſtimmt mit ihrer Weisheit Zwecken,
O! ſo wird in alle Ewigkeit
Dieſe Wirkung ſich erſtrecken!

Gebet um Dummheit.

Ach! lieber Gott! vor deſſen Thron
Die Narren täglich treten,
Dich hat der König Salomon
Um Weisheit einſt gebeten,
Und das beweiſt wohl ſonnenklar,
Daß er ein dummer Teufel war.

Ach, lieber Gott, ich habe faſt
Der Plackerei zu viel erlitten,
Und komm, erdrückt von meiner Laſt,
Um Dummheit dich zu bitten.
Gemächlich kutſchet durch die Welt,
Wer dieſen Reiſepaß erhält.

O ſelig der der Narrenzunft
Getreu, nur Grütze ſammelt!
Und jedem Lichtſtrahl der Vernunft
Den Zugang feſt verrammelt;
Ein ſich'res Obdach ſchattet ihn,
Und ſein Geſchlecht wird ewig blüh'n.

Er, der sich über nichts betrübt,
Und alles geh'n läßt, wie es gehet,
Er wird von Jedermann geliebt,
Weil Keinem er im Wege stehet;
Hat man als Dummkopf ihn erprobt,
So wird sein gutes Herz gelobt.

»Ein guter Mensch,« spricht Jedermann,
Das heißt: er ist ein Schöps geboren,
Zieht eine Löwenhaut ihm an,
Doch seht, ihr wackeln lange Ohren.
Ein guter Mensch, ein ehrlich Blut,
Der nichts des Hängens würdig thut.

Weh' aber jenem armen Mann,
Der nicht zu jeder Thorheit schweiget,
Vor Mogul und vor Tartar Chan
Nicht unbedingt den Nacken beuget;
Entschlüpfet ihm ein loser Scherz,
So hat er traun! ein böses Herz.

Des Dummen Privilegium
Ist dumm zu schwatzen und zu handeln,
Kein Mensch bekümmert sich darum,
Man läßt ihn seine Straße wandeln;
Doch, wehe dir! wenn du klüger bist,
Und auch nur einmal dich vergißt.

Da kommen sie sanftmüthiglich,
Dir deine Augen auszukratzen,
Sie grinsen und zerfleischen dich
Mit ihren brüderlichen Tatzen,
Sie hacken, kneten, hämisch froh,
Flugs Elephanten aus dem Floh.

O seht nur, wie sie emsiglich
Nach eines Klugen Fehlern schnappen,
Ha! welche Freude! wenn sie dich
Auf einem dummen Streich ertappen!
Das wird von Ohr zu Ohr geraunt,
Das wird verbrämt, das wird posaunt.

Zerrissen wird dein guter Ruf
Von jedem Schuft in tausend Fetzen,
Und jeder Esel hebt den Huf,
Noch einen Schlag dir zu versetzen.
Mit Dornen wird dein Haupt gekrönt,
Von jedem V—lpi—s verhöhnt.

Verleumdung trifft den Dummen nie,
Die Frucht, die Würmer lockt, ist reifer,
Denn nur Genie, Verdienst, bespie
Verleumdung stets mit ihrem Geifer;
Die Geißel der Verleumdung schlägt
Den, der der Klugheit Bürde trägt.

Der Neid, dies böse Höllenkind,
Dies gelbe Recenſentenfieber,
Iſt dem Verdienſt Sirocco-Wind
Und geht am Dummkopf nur vorüber,
Weil er ihn Freund und Bruder nennt,
Und ihm allein das Gute gönnt.

Vom Dichter wird für ſchnödes Gold,
Verſtand dem Dummkopf angelogen,
Und auch die Liebe iſt ihm hold,
Weil er, gegängelt und betrogen,
Vor ſeiner Thüre niemals fegt,
Und ſeinen Schmuck mit Freuden trägt.

Er ſtirbt, ha, wie am Firmament
Sein unbefleckter Nachruhm funkelt!
Weil Keinem er den Weg verrennt,
Die kleinen Geiſter nie verdunkelt;
An ſeiner Urne ſchallt es dann:
„Er war ein guter lieber Mann!“

O dreimal ſel'ger Dummkopf! ſprich!
Was bleibt dir übrig zu begehren?
Du lieber Gott! erhöre mich!
Du wolleſt Dummheit mir beſcheeren!
Ich bitte dich mit Ach! und O!
Mach' mich ſo dumm wie ein Bund Stroh!

Als der Dichter ein Landhaus baute, und mit ſeiner Gattin der Arbeit zuſah.

Liebe, ſüße, kleine Frau!
Sieh wie dieſe guten Leute
Emſig fördern unſern Bau
In die Läng' und in die Breite.

Laß uns, Weibchen, Hand in Hand
Ueber jene Balken ſteigen,
Fürchte nichts für dein Gewand,
Komm ich will dir alles zeigen.

Sei willkommen auf der Schwelle!
Gib mir einen frohen Kuß!
Gebe Gott an dieſer Stelle
Dir noch manchen Herz-Genuß!

Jenes Zimmer wird hinfort
Frohe Häuslichkeit bewohnen,
Lieb' und Treue werden dort
Mich und dich im Stillen lohnen.

Mag der Fluren bunte Zier
Ein Gewand von Schnee bedecken,
Hier am Ofen wollen wir
Vor dem Winter uns verſtecken.

Unter Koſen, unter Scherzen,
Sitzen wir an dieſer Wand,
Lieb' im Auge, Lieb' im Herzen,
Einen Schiller in der Hand.

Mit den erſten Sonnenſtrahlen
Wecket mein Klavier dich früh,
Mozart's Zaubertöne malen
Unſ're Seelen-Harmonie.

Liebes Weibchen, ſieh dich um —
Warum willſt du mit Erröthen,
Keuſcher Liebe Heiligthum,
Unſer Schlafgemach betreten?

Dieſen Platz der Toilette;
Ueberflüſſ'ge Ziererei!
Geiſt und Herz in ew'ger Wette
Schaffen deinen Reiz mir neu.

Dieſes Zimmer, — kannſt du rathen,
Was ſich meine Liebe träumt? —
Wird in unſern kleinen Staaten
Einem Erbprinz eingeräumt.

Horch! ich höre ſchon ihn ſchreien.
Wenn die Mutter launiſch iſt,
Soll er mir ſein Lächeln leihen,
Bis ſie flugs den Vater küßt.

Hier, mein Weibchen, ist die Küche,
Zwar an Leckereien karg,
Nicht erbaut für Rittersprüche
Der berühmten Jungfer Warg *).

Hunger ist der Suppenschmecker,
Das Gewürz die Mäßigkeit,
Und der alte Tafeldecker
Heißt bei uns: Zufriedenheit.

Hier betritt dein lieber Fuß
Speisesaal und Gastgemächer:
Brauchen wir den Ueberfluß? —
Leere Köpfe, volle Becher:

Leere Herzen, viel Geschwätz:
Die mit großen Tafeln prangen,
Stricken nur ein gold'nes Netz,
Langeweile sich zu fangen.

Wo zufried'ne Liebe wohnt,
Da ist stille Herzenswonne;
Unser Abendgast der Mond,
Unser Mittagsgast die Sonne.

*) Jungfer Warg hat ein, hier zu Lande sehr beliebtes, schwedisches Kochbuch geschrieben.

Liebe, süße, kleine Frau!
Vor der Welt und ihren Stürmen,
Der Verleumdung gift'gem Thau,
Soll uns dieses Dach beschirmen.

Wenn sich Pöbelhaß und Neid
Hinter unserm Rücken gatten,
Soll in froher Einsamkeit
Mich und dich dies Dach beschatten.

Laß uns hier nach Gottes Willen
Leben, wirken, Gutes thun;
Laß uns hier, so ganz im Stillen,
Auf der Liebe Myrten ruh'n.

Bis mit freundlicher Geberde
Uns der Tod ein Häuschen baut,
Und der guten Mutter Erde
Ihre Kinder anvertraut.

Wenn sie, liebes Weib, dereinst
Mich aus diesem Hause tragen,
Du an meiner Urne weinst,
Dich der Trennung Schmerzen nagen;

O so denke, was allein
Du mir warst, ich dir gewesen;
Laß an meinem Grabesstein
Pilger diese Worte lesen:

»Die Welt verfolgt' ihn ohn' Erbarmen,
Verleumdung war ſein trübes Los;
Glück fand er nur in ſeines Weibes Armen,
Und Ruhe in der Erde Schooß.

Der Neid war immer wach, ihm Dornen hinzuſtreuen,
Die Liebe ließ ihm Roſen blüh'n; —
Ihm wolle Gott und Welt verzeihen!
Er hat der Welt verzieh'n."

Inhalt.

	Seite
Die Taube	7
Die klagenden Ehemänner	39
Das stolze Bewußtsein	61
Eine Jugendgeschichte des Verfassers	91
Hingeworfene Gedanken, welche durch das vom Herrn Grafen von Soden projektirte deutsche Pantheon, und die in Girtanner's Journal darüber enthaltenen Aufsätze entstanden sind	96
Das Schaf und der Bullenbeißer	109
So liebt kein Mann!	110
Ninon's Ketzereien in der Liebe	149
Das Wasserbecken und die Quelle	181
Der schöne Minnesinger	182
Als von einem Manne gesprochen wurde, der gern und oft in den Spiegel sah	189
Die neue Atalanta	190
Der Zauberreiz der Sittsamkeit	191

Seite

Der Schlüssel zum Geheimniß der klugen Welt 200

Auguft, Chriftel und Amor 203

Fragmente über die Freiheit des Willens 205

Gebet um Dummheit 222

Als der Dichter ein Landhaus baute, und mit seiner Gattin der Arbeit zusah 226

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Vierundzwanzigster Band.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Geprüfte Liebe.

Eine Erzählung

von

August von Kotzebue.

Erster Band.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

An meinen Freund

Karl Georg Graumann

in Petersburg.

Alte Liebe roſtet nicht, behauptet das deutſche Sprichwort, und lügt, wie ſo manches andere; denn ich habe ſchon tauſendmal in meinem Leben alte Liebe roſten ſehen, und ſo roſten, daß auch nicht einmal eine Erinnerung an die engſten Vertraulichkeiten übrig zu bleiben ſchien.

Laß uns, mein beſter Graumann, die Freundſchaft an die Stelle der Liebe ſetzen, laß uns ſagen: alte Freundſchaft roſtet nicht; ſo darf ich mein Auge dankbar zum Himmel emporheben, und ausrufen: das Sprichwort iſt wahr!

Du, ſeit achtzehn Jahren mein treuer, biederer Freund! ſo weit auch oft auf der Bahn des Lebens unſere Straßen von einander abwichen, ſo vergaßen wir doch nie, uns freundlich zuzuwinken,

und — laß mir den süßen Glauben — daß einst noch dort, wo der Tod der Wegweiser ist, und alle unsere Fußpfade in eine große Straße zusammen laufen, du dem Greise eben so traulich die biedere Hand reichen wirst, als du sie einst dem Jüngling reichtest.

Den Kindern meiner Laune, die ich dir heute darbringe, gewähre, Lieber! dieselbe Nachsicht, mit welcher du vor achtzehn Jahren dem ersten Lallen meiner Muse dein Ohr liehest. Findest du nicht alle diese Kinder mit dem Wasser der Hippocrene getauft, so sind es doch meine Kinder, und du wirst, um des Vaters willen, sie nicht verstoßen.

Jewe, den 2. Juli 1795.

Kotzebue.

Geprüfte Liebe.

Erster Band.

Wilhelm hatte nicht Zeit, die großen Tropfen aufzufangen, die über seine braune Wange rollten. Er gaffte mit hellen schwarzen Augen den Frager an. Es stand vor ihm ein dicker Mann in einem schlichten dunkelblauen Rocke und einer runden Perücke; in der rechten fleischichten Hand trug er ein langes spanisches Rohr mit goldenem Knopfe, und an der linken hielt er ein holdes eilfjähriges Mädchen, auf dessen Rosenwange die Abendsonne durch die Blätter spielte, und in dessen blonden Locken ein muthwilliger Zephyr tändelte.

„Warum weinst du, armer Knabe?" wiederholte das freundliche Geschöpf, und ließ selbst ein Thränchen auf den Strauß von Maiblumen fallen, den es eben gepflückt hatte.

„Ach Mamsellchen!" sagte Wilhelm und raffte sich auf, „ich weine, weil ich nicht weiß, was in der Welt aus mir werden soll."

„Bist du eine Waise?" fragte der dicke Mann.

Wilhelm. Ach nein! ich habe noch einen Vater — der Herr wird ihn wohl kennen, er hat oft in seinem Hause gearbeitet.

Der dicke Mann. Wer ist dein Vater?

Wilhelm. Der Packträger Hans Wiese. Er hat mich bis jetzt zur Schule gehalten. Ich kann lesen und schreiben, und auch den Cornelius Nepos exponiren. Nun sind die Zeiten schwer. Der Vater spricht, er kann das Schulgeld nicht mehr verdienen, ich soll auch Packträger werden, und mein Brot suchen.

Der dicke Mann. Und das gefällt dir nicht?

Wilhelm. Ich wollte so gern etwas Rechtschaffenes lernen.

Der dicke Mann. Mein lieber Sohn, jeder Mensch auf der Welt ist im Grunde nur ein Packträger, und wer seinen Packen nur aus einem Hause in das andere tragen, und dort abwerfen darf, der ist wahrlich nicht am schlimmsten d'ran.

Wilhelm sah ihn an; in seinen klaren Augen war zu lesen: ich verstehe Sie nicht.

»Du verstehst mich nicht,« fuhr der dicke Mann fort, »und es wäre besser, ich verstünde mich selbst nicht. — Wie alt bist du?«

Wilhelm. Dreizehn Jahr.

Der dicke Mann. Dann bist du freilich noch zu jung und schwach für deines Vaters Gewerbe.

Wilhelm. Arbeiten wollte ich gern, aber dann vergesse ich alles wieder, was ich in der Schule gelernt habe. Ich dachte immer: du sollst recht fleißig sein, wer weiß, bringst du es einmal bis zum Schulmeister, und kannst deinem alten Vater Brot geben, wenn er nicht mehr im Stande ist, Packen zu tragen.

»Hilf ihm, Vater!« lispelte das kleine Mädchen, schmiegte sich an den dicken Mann, und sah mit glänzenden Augen zu ihm hinauf. Als der Vater nicht gleich antwortete, setzte sie bittend hinzu: »heute ist mein Geburtstag, du hast mir noch nichts geschenkt.«

Das traf den guten Alten, er faßte ihr lächelnd und sanft an das Kinn, und sprach zu Wilhelm: »weine nicht Knabe, ich will das Schulgeld für dich bezahlen. Komm Morgen früh mit deinem Vater zu mir, so wollen wir das Weitere verabreden.“

Wilhelm ergriff hastig seine Rechte und benetzte sie mit Thränen; das kleine Mädchen küßte die Linke; der Alte war gerührt. Wilhelm bot dem Mädchen seine Hirtenflöte an. Es nahm sie freundlich, nickte mit dem Kopfe, und gab ihm dagegen den Strauß von Maiblumen. Sie sprachen kein Wort dabei, aber das Mädchen besah die Flöte mit Wohlgefallen, und Wilhelm drückte die Maiblumen an sein Herz.

„Auf Wiedersehen!“ sagte der dicke Mann im Weggehen, und das kleine Mädchen hüpfte munter an seiner Hand durch den Erlenbusch. Wilhelm gaffte ihr lange nach. Sie sah sich noch oft um, und nickte jedesmal freundlich, bis ein Hügel den kleinen Engel verbarg. Da griff Wilhelm nach seinem Hute, krümelte das Brot den Stieglitzen in's Gras, steckte den Maiblumenstrauß mit mehr Stolz auf den Hut, als ein junger Cornet seinen ersten Federbusch, und ging fröhlich heim.

Zweites Kapitel.

Der erste Besuch.

Wer sich mit dem Gedanken zu Bette legt: Morgen steht dir etwas Wichtiges bevor! der erwacht gewöhnlich sehr früh. Es war kaum Tag geworden, als Wilhelm schon vor einem zerbrochenen Taschenspiegel stand, Mehl in seine Haare streute, und einen stattlichen Zopf zu flechten bemüht war. Ein rosenfarbenes, verschossenes Kleid, von ziemlich feinem Tuche, schon vor drei Jahren von einem Trödler erkauft, und folglich überall zu kurz, erhielt jetzt einen neuen Schmuck durch den halbverwelkten Maiblumenstrauß, der mit zwei großen Stecknadeln auf der linken Brust befestigt wurde. Der Vater legte ein braunseidenes Tuch um den Hals, und zog den messingenen Kamm wohl zwanzigmal durch das rundgeschnittene Haar. Dann holte er den dunkelblauen Sonntagsrock mit der Scharlachweste aus dem wohlverschlossenen Kasten; der Aufschlag stieg hoch bis zur Schulter hinauf, und senkte sich breit bis zur Hüfte hinab; ein weiß gewaschener Hemdermel legte sich prahlend in hundert Falten. Ein Stock von Weinrebe mit einem elfenbeinernen Knopfe, schwebte an einem ledernen Bande an seiner Hand, und ein Hut mit drei großen Spitzen bedeckte sein Haupt.

So stattlich ausgerüstet, machten sich beide auf den Weg zu dem dicken Manne, und der Vater dankte Gott im Stil-

len, daß er ſogar Herzen erweckt habe, um ſeinem armen Wilhelm ehrlich durch die Welt zu helfen.

Herr Jerome, den die Bürger der kleinen Landſtadt L** nur Schromm zu nennen pflegten, war ein franzöſiſcher Emigrant, den aber weder das Edikt von Nantes, noch der National-Konvent vertrieben hatten, ſondern der blos dem Glücke nachlief, weil es ihn zu Hauſe nicht ſuchte; ein römiſch-katholiſcher Rechtgläubiger, und übrigens ein fleißiger Strumpffabrikant, der ſchon ſeit zwanzig Jahren in Deutſchland hauſte. Hier war ſein Gewiſſen durch ein Paar ſchöne Augen dahin gebracht worden, daß es ſich nach den Wünſchen ſeines Herzens bequemte, wie ſeine Strümpfe nach großen und kleinen Füßen; mit andern Worten: er hatte ſich erkühnt, eine Proteſtantin zu heirathen, die ein Jahr nachher im Wochenbette ſtarb, und ihm eine einzige Tochter hinterließ, von dem Vater Jeannette, und von den übrigen Leuten im Hauſe Hannchen genannt.

Herr Jerome war dick, aber wenn ihm ein Leidender die Hand auf die Bruſt legte, ſo fühlte er das Herz laut genug klopfen. Er lachte gern, und trank gern ein Glas Burgunder, lieber noch in Geſellſchaft, und am liebſten, wenn er des Morgens Jemand eine Wohlthat erzeigt hatte; denn Wohlthaten machen fröhlich, d'rum gibt der Fröhliche lieber als der Murrkopf.

Die Thüren flogen ſchnell auf, als Hans Wieſe mit ſeinem Sohne gemeldet wurde. Herr Jerome ſchmauchte eben eine Pfeife Knaſter, und Hannchen brockte eine Semmel in

den Thee; neben ihrer Tasse lag die Hirtenflöte. Sie nickte dem Geber freundlich zu, der ihren Gruß mit ungeschickten Kratzfüßen erwiederte, und dessen Wangen sich röther färbten, als seines Vaters Weste. Sie sah auf die Hirtenflöte und dann auf ihn, als wollte sie sagen: »siehst du, wie lieb mir dein Geschenk ist?« Er schlug die Augen nieder und spielte mit den Maiblumen, als wolle er antworten: es geht mir eben so.

Hans Wiese führte das Wort. Er sprach viel von christlichen Herzen und Gottes Segen, getraute sich auch sogar zu behaupten, daß der Mann, der arme Waisen unterstütze, trotz seines verkehrten Glaubens, noch wohl einst unter die Schafe zur Rechten gestellt werden könnte.

Herr Jerome lächelte gutmüthig, und blickte auf seinen Tabaksrauch, als wolle er sagen: Rauch oder Nebel, das kommt auf eins heraus.

„Es soll mir lieb sein," sprach er mit einer sanften Bewegung des Hauptes, „wenn der junge Bursche immer fleißig und ordentlich ist. Ich bezahle das Schulgeld, will ihn auch sonst an keiner Nothdurft Mangel leiden lassen. Beim Stadtkantor mag er wöchentlich ein Paar Singstunden besuchen, denn ich höre, daß er Lust hat, Schulmeister zu werden. Er mag täglich hieher kommen, und mit meinen Fabrikmeistern essen und trinken was Gott beschert, so höre ich denn wohl gelegentlich, ob er Fortschritte macht. Gott befohlen! um zwölf Uhr ist der Tisch gedeckt."

»Nun Wilhelm, bedanke dich doch!" murmelte der

Vater, indem er mit ſeinem breiten Aufſchlag den Arm des Sohnes peitſchte. »Geh und küß dem lieben Herrn die Hand.«

Der Himmel weiß, wie es zuging, Wilhelm wankte ſchüchtern bis an den Theetiſch und küßte Jeannetten die Hand. Das Mädchen wurde feuerroth, Hans Wieſe ſagte: »Tölpel!« und Herr Jerome lächelte: »laß Er es nur gut ſein, Vater! Der Burſche hat ganz Recht, denn was ich für ihm thue, verdankt er im Grunde meiner Tochter.«

Nach mancher linken Verbeugung, die kein Tanzmeiſter würde haben gelten laſſen, und manchen hergeſtotterten Segenswünſchen, die Gott und das Herz des guten Alten vollkommen gelten ließen, empfahl ſich das glückliche Paar. Wilhelm wollte anfangs Höflichkeits halber rückwärts zur Thür hinausſchreiten, aber die Eitelkeit flüſterte ihm zu: dreh dich doch um, damit das hübſche kleine Mädchen deinen ſtattlichen wohleingepuderten Haarzopf zu ſehen bekommt. Flugs drehte er ſich um und wanderte mit ſteifem Halſe von dannen.

Drittes Kapitel.

Der Birnbaum.

Wilhelm wuchs heran, lernte schreiben, lesen, rechnen, singen, und wußte Luther's kleinen Katechismus auf den Fingern herzusagen. Hannchen wuchs auch heran, und lernte mehr noch als Wilhelm, wenn sie aber beide beisammen waren, pflegten sie zu vergessen, was sie gelernt hatten. Täglich speiste Wilhelm mit den Arbeitern des Herrn Jerome; Sonntags wurde er nicht selten an die Tafel seines Wohlthäters gezogen, weil er ein manierlicher, bescheidener Bursche war. Er vergaß niemals, die Gesundheit der sämmtlichen Anwesenden zu trinken, und hatte dabei gewöhnlich das Unglück, einige Tropfen rothen Wein auf das Tischtuch zu verschütten, weil seine Hand zitterte, wenn sein Blick beim Rundegehen auf Hannchen traf.

Den Geburtstag des Herrn Jerome feierte Wilhelm alljährlich durch ein ellenlanges Gedicht in Alexandrinern, zierlich geschrieben auf einen Royalbogen, und in türkisches Papier mit blauer Seide genäht. Hannchens Geburtstag wurde nicht minder besungen, aber in Dactylen, und statt der blauen Seide, nahm er dann zum Einbinden purpurrothe. Der Vater schenkte ihm bei solchen Gelegenheiten einen harten Gulden, und die Tochter einen freundlichen

Blick. Der Gulden wanderte in die Tasche, der Blick in's Herz. Den Gulden brachte er gewöhnlich seinem Vater, und behielt keinen Groschen davon für sich; den Blick hätte er weder mit Vater noch Mutter getheilt. Es war ihm dabei zu Muthe, wie den jungen Herren in London, wenn sie des Dokter Graham himmlisches Bett besteigen.

Von den süßesten Gefühlen weiß der Mensch sich keine Rechenschaft zu geben, weil sie ihm, Dank sei es dem Schöpfer! angebornes Bedürfniß sind; Haß, Neid, Verleumdung, und wie die Furien alle heißen, sind spätere Bastarde des gesellschaftlichen Vertrags. Wilhelm hatte nie darüber nachgedacht, warum er eben für Hannchen purpurrothe Seide nahm? und weswegen bei ihrem Anblick sein Herz hüpfte wie seine Dactylen? Auch Hannchen wußte nicht, warum sie gerade in der Mittagsstunde, wenn Wilhelm zum Essen kam, immer vor der Hausthür saß? und warum sie Sonntags, beim Suppevorlegen, immer ihm die meisten Frikandellen herausfischte? Das kam blos daher, weil man, ohne es zu ahnen, in der ersten Hälfte des menschlichen Lebens täglich für die Liebe reift, wie in der andern für den Tod. Liebe und Tod haben manches mit einander gemein: kein Sterblicher trotzt ihrer Gewalt; beide überraschen wie ein Dieb in der Nacht; beide versetzen in Elysium. Ein Sterbender und ein Liebender sind auch darin einander ähnlich, daß die Zuschauer gewöhnlich früher wissen als sie selbst, wie es eigentlich mit

ihnen steht. Glücklicherweise war das nicht der Fall bei Wilhelm und Hannchen, denn Herr Jerome ließ sich nicht träumen, daß seine Tochter über den liebenswürdigen Jüngling den Packträgers Sohn vergessen könne, oder daß Wilhelm seine Augen bis zu einer Fabrikantentochter erheben werde; er vergaß, daß Freiheit und Gleichheit das Losungswort der Liebe wie des Todes ist.

Als nun Wilhelm bereits leichten Flaum auf der Oberlippe trug, und Hannchens Busentuch sich zu wölben begann, da führte Schalk Amor mit schlauer List eine Gelegenheit nach der andern herbei, um die Keime zu entwickeln, die er spielend in Kinderherzen gestreut hatte.

Herr Jerome, der überall für einen wohlhabenden Mann galt, besaß unter andern einen Garten vor dem Thore, wo er an schönen Sommerabenden seinen eignen Sommerabend genoß. Dahin kam denn auch Wilhelm, wenn er sein Gedächtniß den ganzen Tag gemartert, oder sich heiser gesungen hatte, um sich an einer frischen Milch mit Erdbeeren zu erquicken.

An einem heitern Herbsttage begab es sich, daß Hannchen nach einer Birn lüsterte, die ein Gipfel des Baumes rothwangig lockte. Wilhelm war gleich fertig hinauf zu klettern; das Verlangen ihr gefällig zu sein, vermählte sich mit der kleinen Eitelkeit, ihr zu zeigen, wie geschickt und schnell er auf den höchsten Baum zu klettern verstehe, denn

es ist ein seliges Gefühl: der Geliebten Bewunderung entlocken. Schon war er den Stamm hinauf gerutscht, und wand sich nun mit Leichtigkeit von Ast zu Ast.

»Wilhelm! Wilhelm! du wirst fallen!" rief der Alte aus der nahen Gartenlaube. »Es hat nichts zu bedeuten," versetzte Wilhelm keck, und streckte eben die Hand nach der lieblichen Frucht aus. Da sein Arm aber noch immer ein wenig zu kurz war, und er sich daher mit dem Oberleibe zu weit vorwärts bog, so verlor er das Gleichgewicht, strauchelte, griff nach einem Ast, der zufälligerweise verdorrt war, der Ast brach, und Wilhelm fiel wie ein Sack zu Boden.

Hannchen schrie laut auf! »Da haben wir's!" sagte der Alte, und watschelte herbei. Die Zweige hatten den kecken Buben im Fallen die rechte Backe aufgeritzt. »Wilhelm! du bluteſt!" rief Hannchen zitternd.

»Kleinigkeit," sagte Wilhelm mit schmerzhaft verzogenem Gesicht, und krümmte sich im Grase.

Herr Jerome. So steh doch auf.

Wilhelm. Gleich, gleich —

Hannchen. Um Gottes willen! was ist dir? steh auf!

Wilhelm. Ich kann nicht —

Hannchen. Warum nicht?

Wilhelm. Ich habe ein Bein gebrochen.

Hannchen war bei diesen Worten einer Ohnmacht nahe.

Sie jammerte und wehklagte so ängstlich, daß Wilhelm nichts weiter bedauerte, als daß er nicht beide Beine gebrochen hatte. Er wurde auf eine Tragbahre gelegt, sanft nach der Stadt gebracht, und in Herrn Jerome's Hause sechs Wochen lang auf das Sorgfältigste verpflegt. Täglich zweimal kam Hannchen mit ihres Vaters Wissen ihn zu besuchen, und täglich zwanzigmal kam sie ohne ihres Vaters Wissen, brachte Gelee, eingemachte Früchte, Kraftsuppen, und freundliche, mit wunderbaren Heilkräften begabte Blicke.

»Wie geht es dir, Wilhelm?" sagte sie einmal zu Anfang der siebenten Woche. »Ach! leider bin ich gesund!" klagte Wilhelm, »und die glücklichsten Tage meines Lebens sind verstrichen!"

»Du fantasirst, lieber Wilhelm, hast du nicht immer zu Bette gelegen, und die heftigsten Schmerzen ausgestanden?"

»Ach! wie leicht waren sie vergessen, wenn ich Hannchen herein treten sah."

Er verbarg bei diesen Worten sein glühendes Gesicht im Kopfkissen, und Hannchen, mit holder Schamröthe übergossen, machte sich ein Geschäft am Fenster, wobei sie etwas ungeschickt drei Medizingläser herunterwarf. Dabei blieb es aber vor der Hand. Der Wundarzt erklärte, was Wilhelm von freien Stücken nie erklärt haben würde: daß sein Patient völlig wieder hergestellt sei. Er verließ also mit

einem tiefen Seufzer das Haus, wo sein Herz weit mehr genossen, als sein Bein gelitten hatte. Der Winter deckte mit Schnee den Garten vor dem Thore und das glimmende Feuer der ersten Liebe. Hannchen und Wilhelm sahen sich seltener, und wenn sie sich sahen, drückte sie eine bisher ungekannte Verlegenheit.

Der Jüngling erhielt indessen von seinen Lehrern das beste Zeugniß. »Er ist fleißig und hat Talent,« hieß es, »nur Schade, daß er zuweilen ein Träumer ist. Stunden lang kann er sitzen, und mit offenem Munde vor sich hinstarren. Ruft man ihn, so hört er nicht; schüttelt man ihn, so fährt er erschrocken auf! und frägt man, woran er gedacht hat? so lautet die Antwort gewöhnlich: an nichts.«

Ich weiß wohl, woran ich denke; sprach Wilhelm leise zu sich selbst, ich weiß wohl wovon ich träume; aber euch kann ich es doch nicht sagen. Hannchen kam es auch so vor, als wüßte sie es, sie konnte es aber noch weniger sagen als Wilhelm.

Viertes Kapitel.

Der Kanarienvogel.

Kaum weckte das Frühjahr jeden Keim zum Leben, jeden Vogel zur Liebe, als Herr Jerome auf's neue seinen Garten zu besuchen anfing. Dort saß Hannchen oft unter dem unglücklichen Birnbaum, und wunderte sich, daß ihr Busen, der sich jetzt höher wölbte als vormals, doch weit enger schien, als da sie noch ein Flügelkleid trug. Mit dem Flügelkleide waren auch die Freuden der Kindheit vorüber gerauscht. Im vorigen Herbst schien ihr der Birnbaum nur noch wegen seiner Früchte interessant, jetzt zog sie die Blüten vor. Damals mochte sie wohl einen Finken mit beschnittenen Flügeln im Zimmer hüpfen sehen, jetzt hörte sie lieber seinen Gesang im Gipfel der Linde. Die Kindheit zerstört gern; die Jugend genießt; der Mann möchte gern wieder aufbauen, wird aber vom Greise überrascht, der sich unter den Ruinen niederläßt, um auszuruhen.

Hannchen hatte aus dem reichen Schatz ihrer kindischen Freuden nichts übrig behalten, als einen geliebten Kanarienvogel, der mit Hilfe einer Leier gelernt hatte, die Melodie des Liedes Marlborough s'en va-t-en guerre zu singen. Er saß oft auf ihrer Schulter, und pickte ihr den

Zucker aus dem Munde. Da ihr Vater und dieser Vogel die einzigen Geschöpfe waren, von welchen sie andern und sich selbst gestehen durfte, daß sie mit warmer Liebe an ihnen hänge, so überredete sie sich nach und nach selbst: der kleine Marlborough sei ihr unentbehrlich geworden. »Ich würde mich zu Tode grämen, wenn er stürbe,« sagte sie oft. Das heißt mit andern Worten: »ich kann nicht leben ohne Liebe, und weiß noch nicht, wie leicht es ist, einen Kanarienvogel zu ersetzen.«

An einem schwülen Tag begab es sich — Wilhelm war auch im Garten — daß man alle Fenster des Hauses geöffnet hatte, um ein Lüftchen einzuladen, welches ganz bescheiden kaum die Weinblätter wiegte, die sich an den Fenstern empor rankten. In dem kleinen Marlborough, der frei im Zimmer herumflatterte, regte sich plötzlich der unruhige Geist seines großen Ahnherrn. Vielleicht lockte ihn auch das Zwitschern eines Sperlings, und erinnerte ihn, daß trotz seines goldenen Gefieders und der Schmausereien von Zuckerbrot, er doch im Grunde nur aus einem Sperlingsgeschlecht entsprossen sei. Er beschloß den Höflingen ein Beispiel zu geben, und sich zu seinen niedrigen Verwandten herab zu lassen. Husch! war er zum Fenster hinaus, und es fehlte nicht viel, so wäre Hannchen hinterdrein gesprungen. Sie stand mit ausgestreckten Armen, und schrie, als ob sie unten im Garten jemanden ermorden sähe.

Es währte lange, ehe man erfahren konnte, warum sie schrie; denn niemand hatte den kleinen Flüchtling be-

merkt, und Hannchen war so erschrocken, daß sie nicht einmal das Wort Marlborough hervorstottern konnte. Wilhelm stand vor ihr, bewegte die Lippen, bewegte jeden Finger, und schien ihr mit ängstlichen Blicken die Worte aus dem Munde ziehen zu wollen. Als er endlich erfuhr, wovon die Rede sei? da nahm er den kürzesten Weg zum Fenster hinaus, und Hannchen stand im Begriff, ihm auf dem nämlichen Wege zu folgen, wenn nicht die weibliche Sittsamkeit sie noch zu rechter Zeit am Rocke gezupft hätte. Sie flog durch die Thüren, und gesellte sich zu Wilhelm, dessen Auge vom Baume zu Baume irrte.

»Dort sitzt er!" rief er plötzlich, und zeigte auf einen Kirschbaum, wo Marlborough an einer Maikirsche schmauste. »Aber wie soll ich ihn von da herunter locken, ohne ihn schüchtern zu machen?"

Wilhelm pfiff, Hannchen rief, alles vergebens! Ein Stück Zucker wurde ihm von weitem gezeigt, er schielte darnach, wie ein genügsamer Landmann, der an eine fürstliche Tafel geladen wird, und zu Hause seine Buttermilch mit froherem Muthe verzehrt. Nachdem er die gelbe Maikirsche bis auf den Kern weggepickt hatte, flatterte er lustig davon, gleich dem Günstling einer vornehmen Dame, der seiner Gebieterin Töne vorpfeifen mußte, die sein Herz ihm nicht eingab, und nun endlich das Glück hatte, in Ungnade zu fallen. Seine Verfolger waren flink hinterdrein. Er setzte sich abermals auf eine Birke, und das Gefühl der

Freiheit schien die Pflicht der Dankbarkeit ganz zu unterdrücken, denn er nahm von Hannchens lockenden Klagen gar keine Notiz.

Schon machte sich Wilhelm fertig, die Birke zu erklettern. Marlborough ersparte ihm die Mühe, und flog weiter von Baume zu Baume — endlich gar über die Gartenhecke auf die benachbarte Wiese. Doch auch ohne Flügel, und trotz der stechenden Dornen, wußte Wilhelm geschwind den Weg über die Hecke zu finden. Das arme Hannchen aber mußte zurückbleiben und sich begnügen, mit ihren zarten Händen in den Dornen zu wühlen, um durch ein kleines Loch hinaus auf die Wiese zu schauen, wo sie den geliebten Flüchtling wenigstens mit Blicken verfolgte.

»Ach, Wilhelm! Wilhelm! schaff mir ihn wieder!" rief sie mit so süßer Stimme dem keuchenden Jüngling nach, daß er den Vogel bis in den Käficht der Fee Strigilline verfolgt haben würde, deren Bekanntschaft wir dem drolligen Cazotte verdanken. Die Wiese war nur sparsam mit Bäumen besetzt, und einige hundert Schritte weiter durch einen zwar nicht tiefen, aber doch ziemlich breiten Fluß begrenzt. Am Ufer dieses Flusses setzte sich Marlborough auf einen Weidenbusch, so niedrig, daß es schien, man könne ihn mit der Hand erhaschen. Wilhelm schlich auf den Zehen herbei, und als er eben fünf ausgespreizte Finger ausstreckte — husch! da trat der Flüchtling die

Reise über den Fluß an, lagerte sich drüben auf einer Espe, und sang schmetternd — nicht Marlborough s'en va-t-en guerre — sondern das Lied, welches die Natur ihn ohne Leier gelehrt hatte. So machen wir es alle. Jeder hat sein Stückchen nach der Leier gelernt, das er nicht länger singt als er muß.

Hier war keine Zeit zu verlieren. Wilhelm sprang, ohne sich zu besinnen, mit sammt den Kleidern in den Fluß, watete bis unter die Schultern im Wasser, und erreichte glücklich das jenseitige Ufer, aber nicht das Ziel seines Strebens.

Hannchen sah, was Wilhelm that, durch die Hecke, und die herabrollende Thräne der Angst verwandelte sich in eine stillstehende Thräne der Wehmuth. Sie zitterte, aber nicht mehr für Marlborough. »Der gute Wilhelm!" sagte sie laut. »Der liebe Wilhelm!" wiederholte leise ihr Herz.

Er war nun sammt dem Vogel aus ihren Augen verschwunden, kletterte und sprang über Hecken und Graben, und verlor den fliehenden Günstling nie aus dem Gesichte. Doch schon fingen seine Kräfte an zu schwinden, er hatte keinen Athem mehr, die Schläge seines Herzens waren sichtbar, der Augenblick schien nicht mehr fern, da er erschöpft niedersinken, und den widerspenstigen Marlborough seinem Schicksal würde überlassen müssen.

Plötzlich mischte sich ein Dritter in's Spiel, der schon lange ungesehen auf seinen Vortheil lauerte. Ein Habicht schwebte in der Luft, still wie ein Böſewicht, der die Unschuld berückt. Ach! daß die Natur nicht dem Menschen, wie der Lerche, den Instinkt verlieh, Bosheit und Tücke von ferne zu ahnen, wenn sie auch noch ruhig und planlos über ihm zu schweben scheint. Der kleine Marlborough hatte in seinem goldenen Kerker nie einen Habicht gesehen, aber die Natur sagte ihm deutlich: »der da oben ist dein Feind!" Was weder lockende Liebe noch reizende Leckerbissen vermocht hatten, das bewirkte endlich die Furcht. Er flog niedriger — er flog ganz niedrig — er setzte sich auf einen Wacholderstrauch — der Habicht schoß herab — und Marlborough schlüpfte in Wilhelm's rettende Hand.

»Ich habe ihn!" keuchte Wilhelm, »Gott sei Dank! ich habe ihn!" Er vergaß, daß seine Kräfte erschöpft waren; er dachte nur an Hannchens Freude, und der Gedanke gab ihm neue Stärke. Unmöglich konnte er sich entschließen, durch einen weiten Umweg auf die Landstraße, von der Landstraße über die Brücke, und so weiter in Herrn Jerome's Garten zurück zu schleichen. Mit dem Vogel in der Hand sprang er noch einmal, und leichter als vorher, über alle die Graben und Hecken, die ihn von Hannchen trennten; mit dem Vogel in der Hand watete er noch einmal durch den Fluß, und hielt seine Beute hoch empor.

»Ich habe ihn!« rief er laut, als er das weiße Gewand der Geliebten von ferne durch die Hecke schimmern sah. Sanfte Thränen stahlen sich über des Mädchens Wangen, und als Wilhelm nun endlich vor ihr stand, athemlos, durch und durch naß, mit blutigen Händen, braunrothen Gesicht, und seine Haare so triefend von Schweiß, als seine Kleider von Wasser — da sah sie ihn an mit einem feuchten, seelenvollen Blicke, vergaß Marlborough und ihr flornes Negligee, warf sich ihm plötzlich um den Hals, und küßte schluchzend seine heiße Wange.

Der gute Jüngling hatte das auch wohl verdient. Er war so erschöpft, daß er auch Hannchen's Liebkosungen nicht einmal erwiedern konnte. Er sank in's Gras und schnappte nach Luft. Hannchen vermochte nicht, ihm mit Worten zu danken, sie war ganz still, aber dieser Augenblick entschied das Los ihres Lebens. Wilhelm sollte in die Stadt gehen, die Kleider zu wechseln. Er wollte nicht. Am andern Morgen hatte er das kalte Fieber.

Fünftes Kapitel.

Liebe um Liebe.

Schalk Amor wohnt in jedem Mädchenherzen, und das von Rechtswegen. Klopfst du an, und er läßt sich verläugnen, so glaube darum nicht, er sei wirklich abwesend, sondern nur dein Besuch war ihm zuwider. Amor ist unbezweifelt der größte Herr auf Erden, folglich bedient er sich auch zuweilen des Rechts großer Herren, den kleinen ehrlichen Leuten, die außer ihrer Ehrlichkeit nichts aufzuweisen haben, die Thüre vor der Nase zuzuwerfen. Dieser Gott des Himmels hat auch das mit den Göttern der Erde gemein, daß er sich von Günstlingen beherrschen läßt, nur daß sie nie bei ihm in Ungnade fallen. Erräthst du ihren Namen? — sie heißen Eitelkeit und Sinnlichkeit. — Doch die Liebe hat auch einen Freund, zwar, wie gewöhnlich, minder begünstigt, als die Schmeichler, aber oft von großem Einfluß; er heißt: Mitleid! und wenn er, wie es zuweilen geschieht, mit den Günstlingen in ein Bündniß tritt, so öffnet das verschlossenste Herz sich ihrer Fürsprache.

Wilhelm hatte, ohne es zu wollen, das Geheimniß entdeckt, sowohl den Freund als die Schmeichler für sich zu interessiren. Schon damals, als seine Thränen in

den Bach floſſen, und ſein Schmerz einfache Töne in die Hirtenflöte hauchte, ſchon damals hatte das Mitleid Hannchens Herz beſchlichen. Der Beinbruch im vorigen Jahre nährte dies Gefühl, und das kalte Fieber gab ihm Rieſenkräfte. Nun entſtand die oberwähnte Tripelallianz. Die Eitelkeit flüſterte mit ſüßer Stimme: »um deinetwillen kletterte er auf den Birnbaum; um deinetwillen ſprang er in's Waſſer.« — Die Sinnlichkeit — pfui! was hat ein unſchuldiges Mädchen von ſechzehn Jahren mit der Sinnlichkeit zu ſchaffen?

Um Vergebung, meine Dame, verwechſeln Sie dies feine Gefühl nicht mit ſeiner ausgearteten Schweſter, der Wolluſt. Nicht wahr, Sie ſehen einen Antinous lieber als einen Sokratesкopf? wer wird Ihnen dieſe Sinnlichkeit zum Verbrechen machen? — Wilhelm war ein ſchöner, ſchlanker Jüngling: die Farbe der Geſundheit, der friſche Reiz der Jugend, ein klares, verſtändiges Auge, Purpurlippen, weiße Zähne — iſt es meine Schuld, daß die Natur allen dieſen Dingen die Kraft zu gefallen beilegte? Und am Ende, müſſen wir nicht mit Boufflers ausrufen?

Que deviendroient les familles,
Si les coeurs des jeunes garçons
Etoient faits comme ceux de filles?

Das nämliche Zimmer in Herrn Jerome's Hauſe, wo Wilhelm im vorigen Jahre all zu ſchnell geſund wurde, war auch diesmal der Schauplatz ſeiner Leiden und Freuden.

Er betrat es mit einem behaglichen Gefühl von Wärme, dem selbst der Fieberfrost auf einen Augenblick weichen mußte.

Fast den ganzen Tag saß Hannchen vor seinem Bette. Ihr Vater bekümmerte sich wenig darum, theils, weil ihn kein Mißtrauen plagte, und theils, weil seine Geschäfte seit einiger Zeit in Unordnung geriethen, ihm den Kopf warm machten, und seine Laune verstimmten.

Hannchen hatte von einem alten Franzosen, einem Schüler Rousseau's, die Botanik gelernt, und von ihrer Mutter allerlei schöne Rezepte geerbt; sie pfuschte gern ein wenig in die Arzneikunst, und setzte es sich in den Kopf, ihren lieben Kranken selbst kuriren zu wollen, eine Sache, die ihr wohl endlich auch ohne Rezepte gelungen wäre. Bald bereitete sie ihm frische Kräutersäfte aus Kresse, Fieberklee, Borretsch und Pfaffenröhrlein; bald gab sie ihm Krausemünzenblätter mit Honig; bald ließ sie ihn Kaffee mit Limoniensaft trinken. Wilhelm verschluckte sanftmüthig alles, was ihre schöne Hand ihm darreichte, und würde, wenn es ihr beliebt hätte, Koloquinten verschluckt haben, ohne den Mund zu verzerren.

Als er endlich merkte, daß das Fieber den Körper verließ, die Liebe zu Hannchen aber sein Herz nie verlassen würde, da wurde er traurig, tiefsinnig. Hannchen fragte jeden Tag dringend zärtlich um die Ursache, aber vergebens! Kein Kräutersaft löste seine Zunge. Er hätte freilich

gern die schwere Last von seinem Herzen gewälzt, aber wo sollte er den Muth hernehmen?

»Blödsinniger Jüngling! wenn es der Liebe an Muth gebricht, so nimmt sie ihre Zuflucht zur List. Du fürchtest Hannchen's Zorn? wohl! versuche es, ihr deine Liebe zu entdecken, ohne eben den Vorsatz zu verrathen. Hast du nicht ein Fieber? Kannst du nicht fantasiren? Die Träume eines Fieberkranken darf sie wenigstens nicht übel nehmen. Mußte doch einst die Prinzessin von England es sich gefallen lassen, daß ein wahnsinniger Perückenmacher sich in sie verliebte.«

So plauderte ein Ich weiß nicht was zu Wilhelm's Herzen, und Wilhelm lieh dieser Plauderei ein gefälliges Ohr. Mehrere Tage trug er sich mit dem kleinen heimtückischen Plan, und lauerte nur auf Gelegenheit, ihn auszuführen.

Eines Abends las ihm Hannchen den berühmten Reineke Fuchs vor, den Herr von Goethe mit einem neuen Pelz versehen hat. Die Ränke und Schwänke des Meister Reineke machten ihm so viele Langeweile, daß er recht Zeit hatte, seine Rolle zu studiren. Wohl zwanzigmal war Hannchen im Begriff, das Buch gähnend bei Seite zu legen; da aber Wilhelm schwieg, und seine starren, auf sie gehefteten Augen Antheil an der Lektüre zu nehmen schienen, so glaubte sie, es müsse doch wohl unterhaltend sein, und

sie verstehe es nur nicht. Sie las also immer darauf los bis zum neunten Gesange, und erwehrte sich des Schlafes so gut sie konnte.

Sie war eben bei der Stelle:

— — Doch ging er mit Kühnheit
Gerade durch alle Baronen —

als das Wort Kühnheit Wilhelm's Ohr traf, und in seinem Herzen wiedertönte. »Warum zauderst du?" flüsterte die Liebe, »fasse Muth! sei kühn! — Nun war zwar hier von ganz andern Dingen, als von Baronen, die Rede, und es schien ihm leichter, durch alle Reichsbarone der ganzen Christenheit zu wandern, als sich den zornigen Blicken seiner Geliebten blos zu stellen; aber ein volles Herz und ein wachsender Keim streben beide sich Luft zu machen, wenn gleich diesen eine Erdscholle, und jenes die Frucht verschließt.

Plötzlich fing Wilhelm an, sich im Bette hin und her zu werfen, und unverständliche Worte zu murmeln. Hannchen blickte auf. »Ist dir nicht wohl, Wilhelm?" — er antwortete nicht. Hannchen wiederholte ihre Frage, und Wilhelm beharrte bei seinem Schweigen. Nun legte sie angstlich das Buch weg, stand auf, bückte sich über ihn, und sah ihm forschend in's Gesicht. Seine Wange glühte — das kam ihr verdächtig vor; seine Stirne brannte — das hielt sie für eine Rückkehr des Fiebers; seine Augen irrten umher — er athmete schnell — ihr wurde bange. Schwei-

gend und harrend ſtand ſie neben ihm, um die Symptome zu belauern.

Jetzt öffneten ſich Wilhelm's Lippen: — »Hannchen!" rief er ohne ſie anzuſehen, »geliebtes Hannchen!" — und nun fing er an zu ſchwärmen von Paläſten und Schäferhütten, die er mit ihr bewohnen wollte. Bald ſtellte er ſich, als glaubte er Herrn Jerome vor ſich zu ſehen, bat und beſchwur ihn mit Thränen, ihm, um ſeiner Armuth willen, Hannchen nicht zu verſagen; bald erblickte er ſie in den Armen eines andern, weinte und tobte, jammerte und wütete.

Hannchen war ſehr erſchrocken. Sie wollte weglaufen und blieb, ſie wollte Hilfe rufen und that es nicht. Wilhelm raſte ſo unterhaltend, daß er ihre ganze Aufmerkſamkeit feſſelte, und das Bekenntniß ſeiner Liebe hörte ſie mit Entzücken, da ſein Zuſtand ihr jede Schamröthe erſparte.

Nachdem der verſtellte Kranke ſeine Rolle eine Zeit lang mit Beifall geſpielt, und die geheimſten Wünſche ſeines Herzens ohne Stottern enthüllt hatte, ſank er erſchöpft zurück auf ſein Lager, und blinzelte mit halb geſchloſſenen Augen nach Hannchen, um die Wirkung ſeiner Schauſpielertalente zu erforſchen. Dieſes Zurückſinken nahm Hannchen für eine Ohnmacht, und das Blinzeln für gebrochene Augen. Huſch! lief ſie an's Fenſter, wo ein Gläschen mit herzſtärkenden Tropfen ſtand, ergriff einen Löffel, und vermeinte zwanzig Tropfen abzuzählen: es

wurden aber wenigstens achtzig daraus, theils weil ihre Hand zitterte, und theils weil sie so verkehrt zählte, als ob sie eben so wenig vom Einmal-Eins als von Kant's Kritik der reinen Vernunft hätte reden hören. Wäre die Herzstärkung wirklich an den Ort ihrer Bestimmung gelangt, so würde der kranke Schalk auch eben keinen Nachtheil davon empfunden haben, denn auf dem Wege vom Fenster bis zum Bett verschüttete ihre bebende Hand drei Viertheile der allzureichlichen Gabe. Mit dem letzten Viertel näherte sie sich den Lippen des Patienten, und sprach sanft bittend: »mein lieber Wilhelm!« — Da nahm er, statt des Löffels, ihre Hand, drückte sie feurig an den Mund, und sah ihr schmachtend in's Antlitz.

»Du wirst die Tropfen verschütten!« rief Hannchen verwirrt. Aber die Tropfen waren schon längst verschüttet. Wilhelm bekümmerte sich wenig mehr um die Tropfen, er schlang seinen Arm um das holde Mädchen, verbarg sein Gesicht an ihrem Busen, und stotterte: »vergib mir, Hannchen! ich fantasire nicht!«

»Was hast du, Wilhelm?«

»Ach! ich bin arm! ich habe nichts als ein Herz, das dich liebt!«

»Du bist krank —«

»O ja! bis zum Sterben, wenn du mich verschmähst!«

Es war wohl eine treffliche, aber auch gefährliche Sitte bei den alten Deutschen, daß die Heilkunde zu den Pflich-

ten der Weiber gehörte. Wie manche Wunderkur mag eine schöne junge Dirne damals verrichtet haben! aber wie oft mag sie auch das Opfer ihrer Menschenliebe geworden sein! Wie oft wurde der Kranke gesund und der Arzt erkrankte.

Hannchen fühlte, daß sie die herzstärkenden Tropfen nöthiger brauchte als Wilhelm. Sie wäre gern davon gelaufen, aber es fehlte ihr an Kräften, sich aus seinen Armen los zu winden; sie hätte gern gescholten, aber es fehlte ihr an Luft, ein Wort hervorzustammeln, denn Wilhelm's brennende Lippen versiegelten die ihrigen. Der Taschenspieler Amor vertauschte in diesem Augenblicke mit großer Geschwindigkeit ihre Herzen, und zeigte ihnen mit Hilfe der Zauberei, statt eines nahen Abgrunds, in der Ferne einen Rosengarten.

Sechstes Kapitel.

Der Schulmeister.

Es gibt vier Gattungen glücklicher Menschen auf der Welt. Bei dreien derselben zerfließt das Glück schnell wie eine Nebelwolke, die der arme Schiffer, mit dem zerbrochenen Steuerruder der Vernunft, in der Ferne für Land hielt. Nur bei der vierten ist es dauerhaft, wenn kein unberufener Arzt sich ins Spiel mischt. Die drei Ersteren heißen: der Trunkene — der Verliebte — das Kind — und der Letztere — ach! warum muß ich eine bittere Wahrheit sagen! — der Letztere ist der Wahnsinnige. Alle vier haben das mit einander gemein, daß sie sich reich glauben, nur die Gegenwart genießen, und nicht vor der Zukunft beben. Um dieser gleichen Stimmung willen pflegt man auch die Verliebten oft Kinder, Trunkene oder Wahnsinnige zu nennen, und ich habe nichts dagegen, wenn man dem Helden meiner Geschichte eben diese Ehrentitel beilegt, denn es war wirklich kindisch, in ihren Jahren der Liebe Raum zu geben; es war trunken einander Liebe zu bekennen; es war wahnsinnig von einer glücklichen Zukunft zu träumen.

Wilhelm's kühnste Hoffnungen erhoben sich kaum bis zu einem Schulmeisterdienste. Hannchen meinte freilich, die

Liebe adle jeden Stand, und beglücke den Bettler wie den Fürsten. Sie sah schon im Geist, wie sie Hühner und Gänse füttern und am Kirchweihfest Kuchen backen würde. Auch der Unterschied ihrer Religion schreckte sie nicht, Liebende haben nur eine Religion.

Wilhelm fand diese Gedanken sehr gründlich, und ermangelte nicht, noch ähnliche hinzuzufügen. Wenn ein kriegerischer Fürst — so raisonnirte er — das Schwert in die Scheide stößt, um am Busen einer Fürstin auszuruhen, so ist das eben nichts mehr, als wenn ein Schulmeister die Ruthe niederlegt, und die Frau Schulmeisterin umarmt. Der Fürst bekränzt sein Haupt mit Lorbeern, und der Schulmeister, am Pfingstfest, seine Stube mit jungen Birken. Die Lorbeern triefen von Blut, die Birken hingegen von einem zuckerreichen Saft. — Gern spielt die Liebe mit solchen Antitheſen. Sie wirft sie der Fantasie vor, die alles ohne Unterschied in den Mund steckt, wie die kleinen Kinder, und zu spät gewahr wird, daß man dergleichen nicht essen kann.

Wilhelm, dessen Fieber nun eine andere Richtung genommen hatte, schien mit übermenschlichen Kräften ausgerüstet, seit Hannchen's Lippen auf den seinigen brannten. Seine Lehrer nannten ihn keinen Träumer mehr; er war der aufmerksamste, lernbegierigste Schüler, der alles schnell faßte, und das Ziel seines Fleißes den köstlichen Preis, nach welchem er rang, nie aus den Augen verlor. Er lernte jetzt in sechs Monaten mehr, als vorher in sechs Jahren, und

zeichnete sich bei einem Examen, in Gegenwart des General-Superintendenten Horistopulus, so vortheilhaft aus, daß er, trotz seiner Jugend, die ziemlich einträgliche Schulmeisterstelle in Walldorf erhielt.

Frober als ein geschiterter Weltumsegler, der in einem leken Kahn Wochen lang Hunger und Wellen trotzte, und nun plötzlich eine freundliche Südseeinsel vor sich sieht, von deren Küste herab der Brotfruchtbaum ihm zunickt; eilte Wilhelm jetzt nach Hause, seinen kranken Vater durch diese Botschaft zu erquicken.

Der gute alte Hans Wiese war zwar nicht bestimmt, die Früchte von seines Sohnes Fleiße zu ernten, denn er starb einige Wochen nachher; aber er trug sich doch bis an seinen Tod mit hundert kleinen Entwürfen, wie er sich im Alter einen guten Tag pflegen, den Kohl- und Obstgarten unter seine Oberaufsicht nehmen, allenfalls auch die Schulknaben dann und wann im Lesen unterrichten wolle, wenn etwa sein Sohn, nothwendiger Geschäfte halber, in die Stadt gegangen sein werde. Unter solchen lieblichen Träumen entschlummerte Hans Wiese — vielleicht desto besser für ihn! denn die Fantasie malt gewöhnlich al Fresco, in der Nähe darf man es nicht beschauen.

Es versteht sich wohl von selbst, daß Wilhelm, nach empfangener Meisterwürde, sich sogleich aus dem väterlichen Hause zu Herrn Jerome auf den Weg machte; doch ersetzte er vorher mit sorgsamer Hand den Puder an den Stirnwinkeln, den er beim Examen weggeschwitzt hatte. Auf der

Straße sah und hörte er nicht. Hier stieß ihm ein Milchweib in die Rippen, dort schaute ihm ein Karrengaul über die Schulter; er wanderte blindlings darauf los, sprach unterwegs sehr viel mit sich selbst, und sein Lächeln ließ errathen, daß es eben kein Hamlet'scher Monolog war.

»Das freut mich,« sagte Herr Jerome, als er seines Pflegbefohlnen Glück vernahm, »Gott segne Ihn, mein Sohn!« — (zum erstenmale nannte er ihn Er.) Hannchens Wange glühte, sie wäre dem lieben Jüngling gern um den Hals gefallen; das Wort Sohn, welches ihr Vater aussprach, weckte eine Reihe lachender Bilder in ihrer Seele.

Wilhelm mußte zu Tische bleiben. Er saß in stummer Freude, berührte keinen Bissen, sättigte nur seine Augen, und als der Alte das Glas ergriff, und freundlich sprach: »Er soll leben, Herr Wiese!« — da drängte sich mit Gewalt eine Thräne in Hannchen's Auge; sie mußte aufstehen, und sich draußen etwas zu schaffen machen.

Es ist doch eine eigene Sache um das Gesundheittrinken. Nichts faderes auf der Welt, so lange diese Sitte nur ein reichsstädtischer Ehrentrunk ist. Aber bei feierlichen frohen Begebenheiten, wenn das Herz dem Herzen zutrinkt, da tritt wohl auch Männern ein Tropfen in's Auge, und der Jüngling stimmt ein mit dem Greise:

»Gott ehre mir die Sitte unserer Väter!«

Siebentes Kapitel.

Geduld!

Wenige Tage nach dieser frohen Begebenheit, holte der Tod ein halbes Dutzend Fürsten und Grafen aus der Welt, und nahm bei dieser Gelegenheit auch den alten Packträger Hans Wiese mit, um sie dort von einem schärferen Examinator, als der General-Superintendent Horiskopsilius war, befragen zu lassen: wie schwer eines jeden Packen gewogen? und ob sie ihn, ohne zu straucheln, von der Wiege bis an's Grab geschleppt?

Nachdem Wilhelm kindliche Thränen auf seines Vaters Grabhügel geweint, und die Erbschaft, bestehend in dem blauen Sonntagsrock mit der rothen Scharlachweste, in Empfang genommen hatte, wanderte er wohlgemuth nach Walldorf. Er fand eine lachende Gegend, ein freundliches Haus, von einem guten alten Mütterchen, der Witwe des verstorbenen Schulmeisters, bewohnt; Kohl- und Obstgarten, eine Laube von Hollunder und Jasmin, ein Stück Ackerfeld, eine Wiese, treuherzige Bauern und einen braven Pfarrer. Alles, alles entsprach seinen Wünschen und Hoffnungen. Froh wie ein Kind machte er seine kleinen häuslichen

Einrichtungen im Taumel des Wohlbehagens. Die alte Witwe seines Vorgängers hatte bei seiner Ankunft gezittert, denn sie fürchtete, aus der kleinen Hütte verdrängt zu werden, in welcher sie schon länger als dreißig Jahre friedlich hauste. Ihre Furcht war vergebens. »Ihr möcht bei mir bleiben, Mutter!" sprach Wilhelm, »bis der Tod Euch abruft, und Gott mag mir das wieder an meiner Witwe vergelten, wenn ich einst davon gehe." Er dachte an Hannchen: sie ist fremd in der Wirthschaft, die Alte wird ihr mit Rath und That an die Hand gehen. Die Alte versteht zu kochen trotz der Frau Pfarrerin, und wenn ich die Braut heimhole, empfängt sie uns mit einem leckern Pfannkuchen, ich weiß, den ißt Hannchen gern. Da muß der Tisch in der Hollunderlaube gedeckt werden, und nach der Mahlzeit führe ich sie hinaus auf's Feld, und zeige ihr unsern ganzen Reichthum. Im Obstgarten sind Birn, wohl eben so viel werth, als die, um derentwillen ich mein Bein brach; und der Salat im Kohlgarten — der wird dem kleinen Marlborough schmecken.

So sanft wiegte sich Wilhelm jeden Abend in den Schlummer, bis er in seiner neuen Wohnung warm geworden, und, nach seiner Meinung, alles zum Empfang der Braut wohl und zierlich mit Besemen gekehrt und geschmückt war. Dann trat er eines Morgens mit hochklopfendem Herzen die Reise nach der Stadt an, und drechselte unterwegs schöne Phrasen, die er dem alten Herrn Jerome an's Herz legen wollte, die er aber alle wieder ver-

gessen hatte, als seine zitternde Hand die Stubenthür öffnete. »Ei! ei! willkommen, Herr Wiese!" rief ihm der Alte entgegen, »nun wie geht's?"

»Gott Lob! Herr Jerome, es geht mir recht gut. Ich habe mein reichliches Auskommen, und wohl noch etwas d'rüber."

Herr Jerome. Das freut mich. Setze Er sich doch.

Wilhelm. Mir fehlt auf der Welt gar nichts, als ein gutes Weib.

Herr Jerome. So, so? denkt er auch schon daran? nun, dazu kann ja wohl Rath werden. Jung gefreit hat Niemand gereut. Er muß sich eine reiche Schulzentochter auf's Korn nehmen.

Hannchen lauerte mit zurückgehaltenem Athem hinter der Thür. Ihr Busentuch zitterte auf und nieder, und verrieth allein, daß sie keine Bildsäule sei.

»Ach! Herr Jerome!" fuhr Wilhelm mit bebender Stimme fort, »was soll mir der Reichthum? Die Kunst reich zu sein, ist die Kunst wenig zu bedürfen, und Gott sei Dank! ich bin gnügsam. Schulzen- oder Bettlerstochter, wenn mein Weib mich nur liebt."

Herr Jerome. Nun freilich. Er ist ja ein schmucker, junger Kerl, und wird Mädchen genug finden, die ihn lieben werden.

Wilhelm. Ich — ich habe schon eine gefunden —

Herr Jerome. So? gratulire. Er wird mich doch zur Hochzeit bitten?

Wilhelm. Sie — sie heißt — Hannchen —

Herr Jerome. Ei, da heißt sie ja wie meine Tochter.

Wilhelm. Theuerster Herr Jerome! Sie sind mein Wohlthäter! Sie haben mich aus dem Staube gezogen, und einen Menschen aus mir gebildet — vollenden Sie Ihr Werk — geben Sie mir Hannchen zum Weibe!

»Was? was? ist Er toll? — (die Pfeife fiel ihm aus dem Munde).

Wilhelm stützte sich auf die Hand des Alten, bedeckte sie mit Küssen und Thränen, und stotterte die Worte: »Hannchen liebt mich!"

»Das ist sehr albern von ihr," sagte Herr Jerome, nachdem er sich von seinem Erstaunen ein wenig erholt hatte, »sehr kindisch und unbesonnen von euch beiden. Ich bin zwar kein Freund von Alfanzereien, aber Ordnung muß doch in der Welt sein. Kurz, mein Freund, ich will es Ihm wohl zu gute halten, daß Er sich in Hannchen vergaffte, denn Er ist jung, und sie hat ein hübsches Lärvchen; aber ich hoffe, Er wird sich die Heirathsgrillen aus dem Sinne schlagen, und mich für meine Wohlthaten nicht mit Undank lohnen."

Es war zum ersten Male in sieben Jahren, daß Herr Jerome das Wort Wohlthat fallen ließ; desto schwerer fiel es dem armen Wilhelm auf's Herz. »Undank?« sagte er, indem er mit zitternden Lippen eine Thräne aufsog, »nein! — Gott bewahre mich vor dem Laster! es gehe mir wie es wolle, Gott bewahre mich vor Undank!« — Er faltete seinen Hut zwischen beide Hände, sah mit feuchtem Auge gegen Himmel, und rief: »ich werde elend sein, aber nicht undankbar!« —

Mit diesen Worten wankte er zur Thür. Der Alte war gerührt; ein mitleidiges Gefühl sprach für seinen Pflegesohn, aber die Vernunft donnerte dazwischen: es darf nun einmal nicht anders sein! — und so ließ er ihn in Gottes Namen gehen.

Als Wilhelm die Thür öffnete, lag Hannchen auf der Schwelle und schluchzte. Von der Schwelle kroch sie zu ihres Vaters Füßen. Reden konnte sie nicht, aber aus ihren Augen floß eine Sprache, die das Vaterherz versteht. Herr Jerome mußte gegen die Macht dieser stummen Ueberredung seine ganze Standhaftigkeit zusammen nehmen.

Wohlleben, Phlegma und mißbrauchtes Vertrauen hatten sein Hauswesen zerrüttet, er dachte seit einiger Zeit auf Mittel, sich wieder empor zu helfen, und das schien ihm das Leichteste und Bequemste, wenn er seine Tochter an einen jungen, reichen Fabrikanten verheirathete, der sich

ſeit Kurzem in L** niedergelaſſen, und viel Geſchmack an Hannchen zu finden ſchien.

Man ſchimpft ſo oft auf Vorurtheile, und doch iſt unter zehnmalen das Vorurtheil gewiß neunmal nur der Deckmantel der menſchlichen Handlungen. Intereſſe und Leidenſchaft ſind die verborgenen Räder der Maſchine, das Vorurtheil iſt nur die Puppe, die vor euren Augen herumläuft. Werde dem dicken Manne d'rum nicht gram, lieber Leſer! er that, was Millionen fromme Chriſten an ſeiner Stelle gethan haben würden; er ſchenkte den jungen Leuten ein fruchtloſes Bedauern, leere Troſtgründe, und ermahnte ſie zur Geduld.

Achtes Kapitel.

Der Soldat.

Es gibt eine Menge Tugenden, auf die wir uns nichts einbilden dürfen. Eine Menge, sagte ich? — Alle vielleicht! — Klima, Temperament und Alter schaffen hier einen Heiligen, und dort einen Bösewicht. Wenn der Ostindianer, dem ein fruchtbarer Boden seinen Reiß hundertfaltig wieder gibt, wohlthätiger ist, als der Finne, der sich Brot aus Steinen schaffen muß; so ist das kein Verdienst. Wenn Boileau Keuschheit predigte, weil ein kalekutischer Hahn ihn schon als Knabe zum Weiberfeind machte; so ist das keine Tugend. Und wenn Herr Jerome im sechzigsten Jahre die Geduld wirklich übte, die er anpries; so verdankte er es seinem abgekühlten Blute, welches nicht mehr rasch durch die Adern walzte, sondern höchstens noch in einer Polonaise abgemessen dahin schritt.

Die Existenz des Jünglings besteht aus Wünschen und Hoffnungen; die des Greises aus Gewohnheiten. Wünsche und Hoffnungen kann der Jüngling wechseln und vertauschen, aber der Greis klebt an seinen

Gewohnheiten, wie eine Auster an ihrer Schale; löst man ihn davon ab, so stirbt er. Herr Jerome fühlte, daß ein sorgenfreies Leben, eine wohl besetzte Tafel und ein gutes Glas Wein ihm unentbehrlich geworden waren; Wilhelm konnte ihm alle diese Dinge nicht verschaffen, folglich beharrte er standhaft bei seiner Weigerung.

Wilhelm und Hannchen schieden, wie das Leben von der Jugend scheidet: unter Zuckungen und Krämpfen. „Ach! wäre ich ein Packträger geworden!" rief Wilhelm und stürzte fort. „Auch dann würde ich nur dich geliebt haben!" wimmerte Hannchen ihm nach. Vergebens suchte der Vater alles hervor, um das liebende Mädchen zu zerstreuen. Er fuhr mit ihr in den Garten — da lag Wilhelm unter dem Birnbaum! — er spazirte mit ihr auf die Wiese — da sprang Wilhelm in den Fluß! — er bat Gäste — ach! unten am Tische saß Wilhelm! — er schenkte ihr ein neues Kleid — für wen sollte sie sich putzen? — ihre Haare blieben ungekräuselt, ihre Blumen unbegossen, und Marlborough wäre schier verhungert. Sie vertauschte ihr Zimmer gegen Wilhelm's Krankenstube; da saß sie auf dem Bette, wo er zum ersten Male seinen Arm um sie schlang; da heftete sie ihr Auge starr auf den Boden, wo die verschütteten Tropfen einen röthlichten Fleck zurückgelassen hatten.

Wilhelm kam in sein Dörfchen zurück, mit einer bittern Gleichgiltigkeit gegen alles, was Menschen oder Welt

heißt. Das gute alte Mütterchen sah mit Schmerzen, daß er den Pfannenkuchen dem Hunde gab, den sie so lecker zu seinem Empfange gebacken hatte. Er ging hinaus auf's Feld, und lächelte, als er gewahr wurde, daß der Kornwurm die grüne Saat verzehrte. Er durchstrich den Obstgarten, und freute sich über die Raupennester, die an den Blüten hingen. Von ungefähr blickte er in die Höhe, sah einen Habicht, der ihm ein Küchlein vom Hofe gestohlen hatte, und unwillkürlich rief er: bravo!

In dieser Stimmung ging er mit hastigen Schritten um das Dorf. Die Arme verschränkt, den Hut in's Gesicht und den Kopf auf die Brust gedrückt, sah er weder Menschen noch Vieh rechts und links auf seinem Wege. Plötzlich hörte er Klagetöne in einer geringen Entfernung. Er erwachte auf einen Augenblick aus seiner Betäubung, schob den Hut aus dem Gesichte, und erblickte eine weinende Bauerfrau, die verzweifelnd ihre Hände rang. Wilhelm, der sonst so sanfte gute Wilhelm, immer bereit zu Trost und Hilfe, hielt es jetzt nicht der Mühe werth, nach ihrem Kummer zu forschen. »Was wird es sein?" dachte er, »sie ist vielleicht bestohlen worden, oder der Viehstall ist ihr abgebrannt. Kleinigkeit!" Er wollte vorüber gehen.

»Ach Herr Schulmeister!" rief das Weib: „Helf' Er mir um Gottes willen!" »Helf' Ihr Gott!" sagte Wilhelm unmuthig.

»Ach! die grausamen Werber! sie haben mir meinen einzigen Sohn genommen!"

»Die Werber?" — es schlug wie ein Blitz in Wilhelm's Seele. „Wo sind sie?"

»Dort unten in der Schenke. — Ach mein Heinrich! ich werde ihn nie wiedersehen! er ist zart gebaut, er wird die Strapatzen nicht aushalten!" —

»Geduld, Mutter! wir wollen sehen, was sich thun läßt."

Mit raschen Schritten näherte sich Wilhelm der Dorfschenke. In seiner Seele war ein fürchterlicher Tumult. — »Wer bin ich? — Was bin ich? — hängt mein Herz noch an irgend etwas auf der Welt? — mein Vater ist todt — Hannchen ist todt! — Soll ich hier einen Tag wie den andern essen, trinken und herum wandeln? — Einförmigkeit und Ruhe wurden nur für glückliche Menschen geschaffen; Lärm, Getümmel, Krieg, heute hier, morgen dort, heute gesund, morgen ein Krüppel — das ist ein Leben für Unglückliche!"

Jetzt trat er in die Schenke. Ein preußischer Feldwebel saß am Tische, zechte auf die Gesundheit des Königs und spöttelte über das angeworbene Mutterſöhnchen, das an seiner Seite weinte. Wilhelm winkte den Feldwebel bei Seite: »Herr!" sagte er, was will Er mit dem zarten, jungen Burschen anfangen? der kann noch kaum eine Muskete tragen."

»Was hilft's?" versetzte der Schnurrbart, »man hat die Wahl nicht. Futter für Pulver. Die Franzosen machen uns zu schaffen. Wenn wir jetzt bei der Armee so genau

auf's Maß, oder auf die breiten Schultern sehen wollten, so würde bald keine Kompagnie mehr komplet sein."

Wilhelm. Aber wenn ich Ihm nun, statt dieses Rekruten, einen jungen, gesunden, rüstigen Kerl stelle, der seine sechs Zoll mißt?

Feldwebel. Ei, so mag dieser in Gottes Namen laufen.

Wilhelm. Wohlan, ich bin Sein Rekrut.

Feldwebel (zurückprallend). Er, Herr Schulmeister?

Wilhelm. Ohne viele Worte. Gebe Er mir ein Glas Wein. Es lebe der König!

Feldwebel. Hat Er ein Gläschen zu viel getrunken? wie? Er wollte für ein paar Groschen des Tages den schönen einträglichen Dienst verlassen?

Wilhelm. Das geht Ihm nichts an. Da ist mein Hut. Steck' Er ein Feldzeichen darauf.

Feldwebel (nach dem Hute greifend). Nun, wenn Er es durchaus so haben will —

Wilhelm. Halt! das würde zu viel Aufsehen hier im Dorfe machen. Wann marschirt Er?

Feldwebel. Noch diesen Abend.

Wilhelm. Deste besser! wenn Er mein Haus, dort unten an der Ecke, vorbei geht, so pfeife Er nur, und ich werde mich sogleich zu Ihm gesellen.

Feldwebel. Aber das Handgeld —

Wilhelm. Handgeld? ha! ha! ha! Das Handgeld

ist mein Elend, ich werde Ihm nicht entlaufen. Jetzt gebe Er, und kündige Er dem armen Teufel seine Freiheit an.

Feldwebel. Nicht eher, als bis ich meiner Sache gewiß bin, und Er das Handgeld genommen.

Wilhelm. Muß das so sein? Nun gut, auch das.

Er empfing einige Goldstücke, und trat mit dem Feldwebel wieder in die Stube. Hier sah er gleichgiltig die Freude des armen Heinrich und das Entzücken seiner Mutter. Der Letzteren drückte er die Goldstücke in die Hand, nicht um eine Wohlthat zu erzeigen, sondern um das Geld los zu werden. Von Segenswünschen begleitet, die ihn weder rührten noch freuten, ging er nach Hause, um seine Wäsche in ein Bündel zu schnallen. Das alte Mütterchen sah ihm erstaunt zu, fragte wohl zwanzigmal was er vorhabe? und erhielt keine Antwort. Als die Sonne sich zum Untergang neigte, pfiff der Feldwebel. »Lebt wohl, Mutter!" sagte Wilhelm und warf sein Bündel auf den Rücken.

»Lieber Gott! wo wollt Ihr denn hin? so spät Abends!"

»Legt Euch schlafen, Mutter! wenn es einst dort Morgen wird, wo Fabrikanten und Schulmeister, Katholiken und Protestanten untereinander erwachen, dann sehen wir uns wieder!" — Die gute Alte verstand ihn nicht. Sie sah ihm nach, bis er hinter der Weisdornhecke verschwand, wiegte ihr Haupt, und watschelte zu einer Nachbarin, in deren Gesellschaft sie sich bis um Mitternacht vergebens

den Kopf zerbrach, um zu errathen, was doch wohl dem Herrn Schulmeiſter widerfahren ſein möchte?

Die Sonne ging eben auf, als der Feldwebel mit ſeinem Rekruten einen Hügel erklimmte, von welchem man Wilhelm's Geburtsſtadt überſchauen konnte. Er ſah ganz deutlich den grünen Giebel des Hauſes, wo Hannchen wohnte. Die Gärten vor dem Thore lagen ihm noch näher; er glaubte ſogar den lieben Birnbaum zu erkennen.

Bis hieher war er ſeinem Führer ſtill und finſter gefolgt; weder Worte noch Seufzer hatten die Leiden ſeines Herzens verrathen. Jetzt ſtand er plötzlich wie eingewurzelt, breitete die Arme nach ſeinem Geburtsort aus, und weinte bitterlich.

»Gutes Muths!« ſagte der Feldwebel. »Wenn Er nun auch dem Könige ein Dutzend Jahre dient, die Stadt wird unterdeſſen nicht von ihrer Stelle rücken. Und kömmt Er denn einmal wieder als Gefreitkorporal, mit einer Medaille im Knopfloch, ſo wird das Seinem Liebchen ganz anders in die Augen leuchten, als der ſchwarze, abgeſchabte Rock.«

»Mein Liebchen?« ſagte Wilhelm erſchrocken, »woher kann Er wiſſen —?«

Feldwebel. Hm! das merkt man ja wohl. Ich müßte nicht ſo lange in der Welt mitgelaufen ſein. Umſonſt wird Er nicht ſo mit klaren Augen da hinunter in's Thal gaffen.

Wilhelm. Dort liegt mein Vater begraben.

Der Feldwebel öffnete ſchmunzelnd ſein Torniſter: Er will mir nichts ſagen? Gleichviel. Da trink' Er einmal. Es hat einer ein ſchönes Lied gemacht, darin ſteht geſchrieben: Auch die Todten ſollen leben!

Wilhelm nahm und trank.

»Galt es den Todten oder den Lebendigen?« fragte der Feldwebel ſchalkhaft.

»Warum ſoll ich's läugnen? es galt meinem Hannchen!«

Feldwebel. Hannchen? ſie ſoll leben! — Er ſtürzte ein Glas hinunter.

»Guter Mann,« ſagte Wilhelm, »Er hat mich da zu rechter Zeit an ein ſchönes Lied erinnert:«

Wenn der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu ſein:
Wer ein holdes Weib errungen —

Ach! noch kann ich das nicht ſagen! aber:

Feſten Muth in ſchweren Leiden!
Ewigkeit geſchwornen Eiden!

Komm Er weiter! ich bin geſtärkt.

Neuntes Kapitel.

Der Wildfang.

Wenn es nicht wider die Ehrfurcht ſtritte, die man einem ſogenannten Geiſte ſchuldig iſt, ſo würde ich ſagen: die Seele gleicht zuweilen einem verrenkten Gliede, man kann es nicht rühren ohne heftige Schmerzen. Oft aber iſt nur ein kleiner Ruck von einer geſchickten Hand hinlänglich, um jeder Muskel ihre gehörige Lage wieder zu geben. Der Zufall legte dem Feldwebel ein paar Worte aus Schiller's Lied an die Freude in den Mund. Wilhelm wußte dies Lied auswendig, in ſeiner Seele reihte ſich ſchnell Zeile an Zeile; eine jede trägt den Stempel der Vollkommenheit; eine jede reißt unwiderſtehlich zu himmliſchen Gefühlen mit ſich fort. Ich kenne kein menſchliches Leiden, für welches dieſes Lied nicht irgend ein Balſamtröpfchen in Bereitſchaft hätte. Segen über den Dichter! er hat mich einſt in einer bangen Stunde erquickt! — Segen über ihn! rief auch Wilhelm, als er wieder einen Lichtſtrahl der Hoffnung, einen Aufblick des Muthes in ſeiner Bruſt verſpürte.

Noch einmal überſchaute Wilhelm mit naſſem Auge ſeines Vaters Grab, den grünen Giebel, und den Birnbaum; haſtig ſtolperte er dann den Hügel hinunter, und empfand eine Art von Beruhigung, als er ſah, daß

dieſer Hügel ihm auch die letzte Thurmſpitze verbarg. — Beruhigung? höre ich fragen. — Allerdings. So lange der Menſch noch die Hand nach einem geliebten Traumbild ausſtrecken kann, mit der kleinſten Wahrſcheinlichkeit es zu erhaſchen; ſo lange leidet er mehr, als wenn die letzte Hoffnung ihm ſchwindet. So oft Wilhelm einen Berg in blauer Ferne hinter ſich liegen ſah, der geſtern noch in blauer Ferne vor ihm gelegen hatte; ſo oft er mit einer fliegenden Brücke über einen Strom ſetzte, und dann die Brücke vom Ufer wieder abſtoßen ſah; ſo oft kam es ihm vor, als ziehe ſein Herz ſich immer enger zuſammen, der Sturm im Buſen ſchwieg, und war es auch nicht Ruhe, ſo war es doch Stille.

Sehr natürlich, daß der Feldwebel auf dieſer Wanderſchaft ſein Vertrauter wurde. Mittheilung iſt dem Liebenden Bedürfniß, und hätte kein menſchliches Ohr ſich ihm geöffnet, ſo würde er im nächſten Dorfe einen Hund geſtohlen haben, ihm ſeine Leiden zu klagen. Auch war Wilhelm's Gefährte kein ſo rauher Mann, als ſein Schnurrbart und ſeine grobe Stimme vermuthen ließen. Er hatte daheim Weib und Kind, ſprach gern von Krieg und Scharmützeln, aber lieber noch von ſeinem wackern Gretchen, und von dem muntern Buben an ihrer Bruſt. Ein Menſch, der Gefühl für den Werth eines guten Weibes und Sinn für häusliches Glück vereint, kann kein hartherziger Menſch ſein. Geduldig lieh er dem Erzähler ſein Ohr, ſchien es ihm wenigſtens zu leihen, und das war für Wilhelm genug.

Nach mehreren Tagereisen gelangten sie endlich an den Ort ihrer Bestimmung, eine Festung an der Grenze, wo die Rekrutentransporte zusammen flossen, und die Neuangeworbenen den Dienst lernen mußten. Der stille, geradsinnige, nie murrende und alles leicht begreifende Jüngling gewann bald die Liebe seiner Vorgesetzten. Die Handgriffe seiner neuen Kunst wurden ihm ohne Stockschläge geläufig. Er war treu, nüchtern, und nie in böse Händel verwickelt; er schrieb eine schöne Hand, und unterwies die Kinder seines Hauptmanns in den Anfangsgründen der Schulwissenschaften. So erwarb er sich Liebe und Ansehen, und selbst die wildesten unter seinen Kameraden haßten ihn nicht, weil er keinen Beruf zum Sittenprediger in sich verspürte und ihnen nie ihre Freude verdarb. Doch war unter allen nur Einer, der sich fester an ihm hing, und dieser Eine gerade unter allen der Ausgelassenste.

Fritz Perlstädt, der Sohn eines königlichen Beamten, verband mit einem guten, weichgeschaffenen Herzen den lebhaftesten Geist. Schon als Knabe preßte er seinen Lehrern manchen Schweißtropfen aus, und war unerschöpflich in muthwilligen Neckereien. Bald wurde hier ein Angelhaken in eine ehrenfeste Perücke geworfen, bald dort der Zopf seines Mitschülers zwischen die Spalte einer Bank geklemmt. Man sparte, zum Heil seiner Seele, weder Ermahnungen noch Ruthen, aber die letztern fruchteten noch weniger als die erstern. Der Vater, seit einigen Jahren Witwer, sah ihm durch die Finger, und alles wäre viel-

leicht gut gegangen, hätte nicht sein böser Genius ihm eine Stiefmutter über den Hals geschicket.

Der Wahrheit zu Ehren sei es gesagt: es gibt hin und wieder auch brave Stiefmütter, sie sind aber eben so selten, wie die braven Theologen. Eine solche Seltenheit nennen die Franzosen belle mère, die gewöhnliche Stiefmutter aber marâtre, ein sehr kräftiger, bezeichnender Ausdruck, den unsere arme Sprache nicht wieder geben kann. Fritzens Plagegeist war eine marâtre. Sie haßte den wilden Knaben von ganzem Herzen, jedem kindischen Muthwillen lieh sie tief versteckte, boshafte Absichten, jeden unbesonnenen Jugendstreich leitete sie aus der Quelle eines verdorbenen Herzens. So verwilderte der Knabe immer mehr und mehr *), und weil keine Schuld auf Erden treulicher zurückgezahlt wird, als der Haß, so vergolt er der Stiefmutter ihre Lieblosigkeit durch stillen Groll. Wo er ihr ein Herzeleid anthun konnte, war er schnell bei der Hand, was er verderben konnte, verdarb er. Zucker in das Butterfaß zu werfen, Ratten und Mäuse mühsam zu fangen, um sie alsdann in der Speisekammer los zu lassen, oder einen Sack mit Maikäfern unter ihr Kopfkissen zu schieben, um ihr eine schlaflose Nacht zu machen; das waren seine ge-

*) Les marâtres font deserter les villes et les bourgades, et ne peuplent pas moins la terre de mendians, de vagabonds, de domestiques et d'esclaves, que la pauvreté.

Caracteres de la Bruyere.

wöhnlichen Heldenthaten. Er ſtörte auf dieſe Weiſe den Hausfrieden täglich, ſein Vater wurde täglich mehr und mehr gegen ihn eingenommen, und die Stiefmutter dachte mit Ernſt darauf, den gottloſen Buben los zu werden.

Eines Tages ſollte ſie bei einem vornehmen Manne zu Gevatter ſtehen. Sie hatte zu dieſer Feierlichkeit einen ganz neuen Blondenbeſatz aus dem Schranke geholt, und auf dem Sofa zurecht gelegt. Fritz ſah es, und lächelte ſchadenfroh. Er lockte flugs einen alten ſchmutzigen Kater herbei, der die üble Gewohnheit hatte, die koſtbarſten Dinge für Nachtgeſchirre anzuſehen. Der Kater wurde mitten auf die Blonden gelegt, und der Erfolg entſprach ſeiner Erwartung. — Aber nun brach das ſchon lange drohende Ungewitter über ſeinem Haupte los.

„Es iſt mit dem Fritz nicht länger auszuhalten!“ ſagte die Mutter, „er muß fort! er oder ich!“

„Aber wohin?“

„Gleichviel! ich hauſe nicht länger mit ihm unter einem Dache. Iſt der Bengel nicht groß genug? laß ihn Soldat werden. Die Muskete wird ihm den Kitzel ſchon vertreiben.“

Fritz lachte; die Schweſter weinte und bat; der Vater erlaubte ſich einige ſchwache Gegenvorſtellungen; alles vergebens! das Machtwort der Mutter drang durch, und ehe ein Monat verging, war Fritz Füſelier unter dem löblichen von L'ſtein'ſchen Bataillon.

Aber die Muskete vertrieb ihm den Kitzel doch nicht. Ohne eben bösartige Streiche zu machen, blieb er nach wie vor ein wilder, unbesonnener Bursche, der immer mit dem Kopfe durch die Wand rennen wollte, und den seine aufbrausende Hitze in manche schlimme Händel verwickelte. Wer weiß, was bei einer gänzlich vernachläßigten Bildung endlich aus ihm geworden wäre, hätte nicht der Zufall eine Schauspielergesellschaft in seine Geburtsstadt geführt. Dieses geistige Vergnügen war ihm völlig fremd. Mit Hilfe einiger Sparpfennige, die ihm seine sanfte Schwester zusteckte, hatte er oft Gelegenheit, Theil daran zu nehmen. Der dankbare Sohn war das erste Stück, welches er aufführen sah. Es machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf ihn; er lachte und weinte; es waren die ersten Thränen des Gefühls; er schämte sich ihrer und erstaunte, dennoch Wollust in ihnen zu finden.

Dieser Augenblick entschied über die edlere Richtung seiner Seelenkräfte. Zwar wurde er nicht auf einmal ein anderer Mensch; er schwärmte noch, und fand noch immer Lust an wilden, geräuschvollen Vergnügungen; aber es gab doch Stunden, wo er den Büchern Geschmack abgewann, die seine Schwester ihm lieh; es gab Stunden, wo Don Quixote und Tom Jones ihn ergetzten, und endlich auch solche, wo Oberon und Don Karlos ihm Genuß gewährten.

Um diese Zeit war es, als der Held unserer Geschichte sein Gefährte wurde, und eben jene Bücher, die Wilhelm

von ihm erhielt, verſchlang und wieder verſchlang, knüpften den erſten Faden ihrer Bekanntſchaft. Es war nur ein lockerer Faden, aber die Zeit gab ihm Stärke. Der wilde Fritz befolgte dann und wann den weiſen Rath ſeines kälteren Freundes, konnte ſich einer gewiſſen Achtung für ſeine Urtheile nicht erwehren, und befand ſich wohl dabei. Wilhelm hingegen that ihm zuweilen den Gefallen, einer luſtigen Geſellſchaft mit beizuwohnen, und verhütete nicht ſelten durch ſeine Gegenwart manche Albernheit oder manchen Mißverſtand, der Bacchusbrüder ſo leicht entzweit. Kurz, Wilhelm ließ ſich zu Fritz herab, und Fritz klimmte zu Wilhelm empor. Täglich entdeckte er in unentfalteten Winkeln ſeines Herzens ein neues, zartes Gefühl; täglich wurde ſein Kopf heller, ſeine Seele reiner geſtimmt, und bald war von allen ſeinen Jugendfehlern nur noch die Hitze, das ſchnelle Aufbrauſen übrig geblieben, das, wenn es auch nicht immer einen guten Menſchen bezeichnet, doch mit Herzensgüte weit verträglicher iſt, als tückiſche Kälte.

Zehntes Kapitel.

Der Mörder.

So waren dem armen Wilhelm zwei Jahre verstrichen. Aus seiner Heimath erhielt er keine Nachricht, und verlangte auch keine. Was konnte man ihm von dorther melden? — Daß Hannchen einen reichen, vornehmen Mann geheirathet? daß sie vielleicht schon Mutter sei? — betrübte Neuigkeiten, die ein Liebender nie zu erfahren wünscht. Wilhelm ging jedem Landsmann auf hundert Schritte aus dem Wege, und scheute sich sogar, die Zeitungen zu lesen, aus Furcht, Hannchens Vermählung darin angezeigt zu finden. Uebrigens war und blieb Hannchen ihm nach wie vor das Liebste auf der Welt, und — im Vertrauen gesagt — würde Fritz Perlstädt seine Freundschaft nie so leicht gewonnen haben, wenn seine Schwester nicht zufälligerweise auch Hannchen geheißen hätte. Nicht als ob diese Schwester ihm sonst interessant gewesen wäre; er wollte sie nicht einmal kennen lernen, so oft auch Fritz ihn zu einem Besuche bei ihr einlud; sondern es war ihm genug, zu wissen, seines Freundes Herz hänge auch mit Liebe an einem Geschöpfe, Namens Hannchen. Deswegen hörte er ihn auch so gern von ihr reden, und so oft das Wort Hannchen Fritzens Munde entschlüpfte, nickte Wilhelm

freundlich, als wollte er sagen: »ich habe auch eine Schwester, die Hannchen heißt.“

Wenn Wilhelm bei dieser fortdauernden, innigen und hoffnungslosen Liebe nicht ein Raub der Schwermuth wurde, so verdankte er das allein seiner rastlosen Thätigkeit. Die Freistunden, welche der Dienst ihm übrig ließ, waren zwischen dem Unterrichte einiger Kinder und seiner eigenen Geistesbildung getheilt. Nur selten gelang es seinem muntern Freunde, ihn von den Büchern weg mit sich hinaus in's Freie zu ziehen. Das Wetter mußte sehr einladend und der Himmel sehr heiter sein, wenn Wilhelm nachgeben sollte. Geschah es aber, so konnte er auch nach seiner Art recht froh werden: denn es hat sich kein Gram so tief gefressen, daß die Reize der Natur ihm nicht, wenigstens auf Augenblicke, ein lindernd Opium würden.

Einst kam Fritz an einem schönen Maitage, und überredete Wilhelm, mit ihm auf ein nahe gelegenes Dorf zu spaziren. Sie gingen, unter traulichen Gesprächen, zwischen blühenden Barbaritzenhecken. Nahe an dem Dorfe, wo sie eine Flasche Waizenbier trinken wollten, gesellte sich noch ein dritter Soldat zu ihnen, Franz Rohr, ein schielender, hämischer Mensch, der immer Händel suchte, und keinen ungeneckt ließ. Hatte er vollends, wie jetzt, ein Glas Branntwein im Kopfe, so rieb er sich an Freund und Feind, wie der Rezensent Huber, und wer ihm nicht aus dem Wege gehen konnte, mußte ihn entweder verachten, oder hinter die Ohren schlagen.

Wilhelm und Fritz wären ihm gern aus dem Wege gegangen, aber sie wurden ihn nicht früher gewahr, als bis er, beim Umbiegen um eine Hecke, plötzlich vor ihnen stand. »Guten Tag, Herr Pastor!" redete er sie an.

Fritz. Wen meinst du damit?

Franz Rohr. Wen anders, als den gestrengen Herrn Wiese, der bald unser Feldprediger sein wird.

Wilhelm. Danke für das gute Zutrauen.

Franz Rohr. Dann bleibst du auch fein in Sicherheit bei der Bagage.

Fritz. Vor deiner giftigen Zunge wäre er auch dort nicht sicher.

Franz Rohr. Bewahre der Himmel! wer dürfte sich an dem Liebling unsers Hauptmanns vergreifen. Er stellt ihn ja immer der Kompagnie zum Muster vor.

Fritz. Nur Schade, daß du und deines Gleichen ihm nicht nachahmen.

Franz Rohr. Hm! es wäre schnurrig, wenn jeder Soldat bei der Armee, statt der Patronen, ein Buch in der Tasche trüge, und wenn er Feuer geben sollte, läse er dem Feinde eine Ode vor.

Wilhelm (gelassen). Laß das gut sein, Rohr; jeder belustigt sich nach seinem Gefallen.

Fritz. Und das geht Keinem etwas an, verstehst du mich?

Franz Rohr (spöttisch). Wenn ich nun sage, daß ich dich nicht verstehe? was denn?

Fritz (mit Wärme). So werde ich dir's schon deutlicher zu machen wissen.

Franz Rohr. Tho! das wäre!

Wilhelm (zu Fritz). Laß ihn geh'n, antwort' ihm nicht.

Beide schwiegen, aber Franz Rohr schlenderte immer neben ihnen her. »Wo geht ihr denn hin?« hub er von neuem an.

Wilhelm. Nach Gründorf.

Franz Rohr. Was wollt ihr da machen?

Wilhelm. Eine Flasche Bier trinken.

Franz Rohr. Aus Fingerhüten vermuthlich?

Fritz. Höre, Franz, du bist ein erbärmlicher Spaßvogel! ich rathe dir, laß das Sticheln bleiben, oder es geht nicht gut.

Franz Rohr. Nun, es kann ja nicht immer gut geh'n.

Fritz. Zumal in deiner Gesellschaft.

Franz Rohr. Die war dir vormals freilich lieber.

Fritz. Gedenke meiner Jugendsünden nicht.

Franz Rohr. Wahrlich, Kamerad! du warst sonst ein fixer Kerl, aber seitdem du mit dem Kopfhänger da umgehst —

Fritz. Halt das Maul! der Kopfhänger ist mein Freund, und wer sich an ihm reibt, dem darf wenigstens die Klinge nicht in die Scheide geroſtet sein.

Franz Rohr. Die meinige ist ziemlich locker.

Wilhelm. Ich bitte dich, Fritz! mach' ihm nicht die Freude, dich zu ärgern.

Franz Rohr. Der Herr Pastor können vermuthlich kein Blut seh'n?

Fritz. Warum nicht? wenn Einer Nasenbluten durch Ohrfeigen bekömmt, so mag er das wohl leiden.

Franz Rohr. Gelbschnabel! das wollen wir versuchen.

Mit diesen Worten schlug er ihn in's Gesicht, sprang einen Schritt zurück und zog den Säbel. Wie der Blitz flammte auch Fritzens Säbel in der Luft, mit blinder Wuth stürzte er auf den Bösewicht ein, und ehe noch Wilhelm sich dazwischen werfen konnte, lag der Spötter schon blutend zu seinen Füßen. Halb trunken rannte er selbst in seines Gegners Klinge, die ihm tief in das giftige Herz fuhr. Ein schwarzer Strom schoß ihm aus dem Munde, und verschlang den letzten Fluch, mit dem er zur Hölle hinabstürzte.

»Ach, mein Gott!" rief Wilhelm, »was hast du gemacht!"

»Es ist dem Hunde schon recht geschehen," sagte Fritz, »hat er mich doch bei den Haaren zu dieser That gezogen."

Wilhelm. Aber was soll nun werden? wirst du nicht immer als Mörder bestraft? wird man dem Zeugniß deines Freundes trauen?

Fritz. Schwerlich! was iſt zu thun? — ich muß fliehen —

Wilhelm. Und dein armer alter Vater? deine gute Schweſter? —

Fritz. Es iſt hart! aber ich leide unverſchuldet.

Wilhelm. Und um meinetwillen! nein, das gebe ich nicht zu! — Raffe dich zuſammen, Fritz, ſtecke dein Seitengewehr ein, geh in die Stadt, nenne mich als den Thäter; ich fliehe indeſſen.

Fritz. Biſt du von Sinnen?

Wilhelm. Hier iſt keine Zeit zu verlieren, ich habe es wohl überlegt. Du haſt deine Heimath nie verlaſſen, biſt der Welt unkundig, man würde dich ertappen, ich weiß mir ſchon eher zu helfen. Auch habe ich weder Vater noch Mutter, weder Schweſter noch Bruder, mein Schickſal wird niemanden eine Thräne koſten.

Fritz (ſich die Augen trocknend). Sind denn das keine Thränen? meinſt du, ich könnte dich in's Elend jagen und jemals wieder Ruhe ſchmecken? meinſt du, ich könnte deinen Namen am Schnellgalgen leſen, ohne vor Scham in die Erde zu ſinken?

Wilhelm. Unverdiente Strafe ſchändet nicht. Mein Name bleibt in deinem Herzen, und Gott war hier Zeuge!

Beide Freunde ſanken gerührt einander in die Arme; doch hier war keine Zeit, ſich ihren Gefühlen zu überlaſſen; die Gefahr heiſchte einen raſchen Entſchluß; wie bald konnte man ſie bei dem Leichnam überraſchen; jedes längere Zaudern erſchwerte die Flucht. Wilhelm bot alle ſeine Beredſamkeit auf, ihn zu überzeugen, daß Liebe zu Eltern und Verwandten, auf welche ſeine Schande zurückfalle, ihm Trennung von ſeinem Freunde zur Pflicht mache. Er überzeugte ihn zwar nicht, aber er betäubte ihn doch. Ach! Fritz, der unfreiwillige Mörder, war ſo ſchon betäubt, und wußte kaum, was er that. Weinend ſchob er ſeinen Beutel in die Hand des biedern Jünglings — ſprachlos drückte er ihn an ſeine Bruſt — Wilhelm riß ſich los und floh — floh leicht wie ein Reh, denn ſtatt eines Mordes lag eine edle That auf ſeinem Herzen!

Eilftes Kapitel.

Der Bauer.

Wenn ein Flüchtling mit wenigen Groſchen in der Taſche, und dem Bewußtſein einer guten Handlung im Buſen, leichter und froher den Bettelſtab ergreift, als ein gekrönter Räuber den Scepter — o Gott! wie mag der Menſch von dir noch Lohn für das begehren, was im Augenblicke der That ſich ſchon belohnt. — Als der Abend hereinbrach, hörte Wilhelm ohne Herzklopfen drei Kanonenſchüſſe, und bald nachher das Geläute der Glocken auf den benachbarten Dörfern. Er wußte, daß es ihm gelte, und verbarg ſich in einem Graben, unter einer Brücke der Landſtraße, über die er bald nachher die Hufe der Huſarenpferde donnern hörte, welche ihm nachſetzten. Er verließ ſeinen Schlupfwinkel nicht eher, als bis die Finſterniß ſeine Flucht begünſtigte. Waren ihm gleich die Wege unbekannt, ſo wußte er doch, daß die Grenze nahe ſei, und nachdem er ein paar Stunden haſtig fortgeeilt, überzeugte ihn ein Crucifix von ſeiner glücklichen Ankunft auf fremdem Grund und Boden, denn das benachbarte Land war katholiſch.

Ermüdet warf er ſich in's Gras um auszuruhen. Nicht lange, ſo verkündete die Morgenröthe den kommenden Tag,

und er erblickte in einer kleinen Entfernung ein Dorf, wo er eine Zuflucht bis auf den Abend zu suchen beschloß; denn auch auf fremdem Gebiete mochte er, aus Furcht vor Steckbriefen es nicht wagen, seinen Weg am Tage fortzusetzen. »Jener Kirchthurm", dachte er, »bürgt mir dafür, daß ein Pastor im Dorfe hauft. Wenn ich ihm freimüthig bekenne, was mich zur Flucht zwang; so wird er mir einen Winkel auf seinem Heuboden, bis es dunkel wird, nicht versagen."

Mit diesem Vorsatz trat er in's Dorf, und klopfte an die Wohnung des Pastors. Ein Fensterlein that sich auf, ein dicker Kopf quoll hervor.

»Was begehrt Er, mein Freund?" redete der Vitelliuskopf den Flüchtling an.

»Ich begehre ein Wörtchen im Vertrauen zu sprechen."

„Eine kleine Geduld, man wird Ihm die Pforte aufthun."

Der Dickkopf zog sich sanft zurück, verschloß das Fenster leise, kam mit schleichenden Tritten bis an das Pförtchen, und öffnete es ohne Geräusch. Jetzt sah Wilhelm, daß der Kopf nur zum Modell eines Bauches gedient hatte, der, wenn wieder einmal ein Jonas zu verschlingen, und eben kein Wallfisch bei der Hand wäre, leicht mehr als einen Propheten beherbergen könnte. Daß dicke Menschen auch

gut und wohlthätig sein können, davon hatte Wilhelm die Erfahrung bereits gemacht, er ließ sich daher durch die Stück Faß-Gestalt in seinem Glauben nicht irre machen.

Es gibt zweierlei Arten von Freundlichkeit: die eine ist wie der Staub auf Schmetterlings-Flügeln, die Menschengesichter sind gleichsam nur damit gepudert. Die andere trägt die frische Farbe einer herbstlichen Frucht, beweist inwendige Reife und Süßigkeit, und erquickt den Durstigen. Menschen, die immer lächeln, so bald man sie anredet, und immer glatt sind, wenn man sie auch aufwärts streichelt, solche Menschen haben die Freundlichkeit nur gepachtet, sie ist nicht ihr Eigenthum. Aus einem Pachtgut zieht man so viel Nutzen als möglich, und nur der Eigenthümer meint es ehrlich mit seinem Besitz, ohne eben immer auf Vortheil dabei zu sehen. Der kleine dicke Pastor hatte seine Freundlichkeit gepachtet, und sie trug ihm jährlich von seinen Eingepfarrten artige Summen ein. Er blickte mit eben dem sanften Lächeln auf ein Brautpaar, mit dem er einem armen Sünder zuredete.

Wilhelm besaß nicht feinen physiognomischen Sinn genug, um zu unterscheiden, ob die Freundlichkeit seines Wirths das Gepräge des Herzens oder der Gewohnheit trage. Mit Anmuth und Ruhe — denn er war ja kein Verbrecher — trug er seine Noth dem Pastor vor, der ihn anhörte, ohne eine Miene zu verändern.

»Ganz wohl, mein Sohn,« sprach er mit sanfter und leiser Stimme, »folge Er mir getrost.« Er führte ihn auf den Boden, wo ein Verschlag von Bretern gemacht war, und wo er ihm ein Bund Heu zur Lagerstätte anwies.

»Er ist vermuthlich die ganze Nacht herum gewandert, und wird der Ruhe bedürfen. Hier stört Ihn niemand. Zu Mittag will ich Ihm selbst eine Schale voll Suppe bringen, und was der liebe Gott sonst beschert. Wenn es finster wird, mag Er dann in Gottes Namen weiter gehen. Zwei Stunden von hier liegt ein Flecken, der Gerichtshalter ist mein Freund; ich will Ihm einen Brief mit geben, damit Er einen Paß bekommt, denn ohne Paß wird Er schwerlich durchschlüpfen. Auch rathe ich Ihm, seine Montur je eher je lieber gegen einen Bauerkittel zu vertauschen.«

Wilhelm, durch diese zuvorkommende Willfährigkeit entzückt und gerührt, küßte mit warmer Dankbarkeit die fette Hand des Pastors. — Sorglos sank er auf das frische duftende Heu, und schlummerte sanft einige Stunden. Als er gegen Mittag die Augen aufschlug, stand der Pastor vor ihm, mit einer Schüssel voll Suppe, Brot, Schinken und einer Flasche Halbbier.

»Nehme Er, mein Freund, und thue Er sich gütlich; hier ist auch der Brief an den Gerichtshalter. Doch rathe ich Ihm, mein Haus nicht vor Mitternacht zu verlassen. Es sind preußische Husaren im Dorfe, die Schenke ist

nicht weit, und Er wird wohl thun, sich still zu halten, bis Wirth und Gäste im ersten Schlafe liegen. Hat Er nur erst die Kleider gewechselt und den Paß in der Tasche, so ist Er geborgen."

Neuer Dank von Seiten des verfolgten Flüchtlings. Der Pastor verließ ihn mit seiner gewohnten Freundlichkeit. Wilhelm aß, trank, und entschlummerte zum andern Male. Gegen Abend erwachte er gestärkt, und überließ sich nun in dieser Einsamkeit seinen Grillen. Wehmüthig blickte er auf die Vergangenheit und hoffnungslos in die Zukunft. Wohin er sich wenden — was aus ihm werden solle — er wußte es nicht, und beinahe war es ihm gleichgiltig. Brot, dachte er, findet ein Mensch, der arbeiten kann, überall, und wenn er der Liebe entsagen muß, so ist es gleichviel, wo er es findet.

Bis jetzt hatte eine Todtenstille in dem kleinen Hause des Pastors geherrscht; Wilhelm hörte keinen Fußtritt, kein Reden noch Flüstern. Ein paar Mäuse auf dem Boden, die durch den Geruch seines Schinkens gelockt wurden, und ganz zahm um ihn her spazirten, schienen fast die einzigen Bewohner. Als aber die Dämmerung hereinbrach, da glaubte Wilhelm unter sich ein leises Wimmern zu vernehmen. Er horchte — es war wieder still. Ich habe mich geirrt, dachte er, und schlug sich's aus dem Sinne. Aber kaum hatte er einem andern Gedanken Raum gegeben, als ihn das Wimmern abermals störte. Er hielt den Athem an

sich und lauschte. — Jetzt vernahm er deutlich, bald in längern, bald in kürzern Pausen ein Aechzen und Stöhnen. Es schien aus einem Zimmer, gerade unter seinem Zufluchtsort herauf zu steigen. Das Haus war nur von Holz gebaut, und der dünne Fußboden begünstigte seine Neubegier. Er legte sich platt nieder, und heftete das Ohr an den Boden. Nun hörte er deutlich, daß er sich nicht geirrt hatte; aber aus wessen Brust dies Wimmern kam? und welche Noth es verursachte? das konnte er nicht errathen.

Dann und wann kam es ihm vor, als vernehme er die Stimme des Pastors. Er schloß daraus, daß noch eine dritte nothleidende Person im Hause sein müsse, die vermuthlich von dem menschenfreundlichen Pastor eben so hilfreich aufgenommen worden, als er selbst. Doch konnte er nicht begreifen, wodurch eigentlich diese Jammertöne veranlaßt würden? — war es ein Kranker, so mußte die Krankheit sehr schmerzhaft sein, denn ein solches Wimmern und Aechzen konnte nur ein heftiger Schmerz auspressen. Sein weiches Herz litt mit dem unbekannten Leidenden; er vergaß darüber seine eigene Gefahr.

Mit der hereinbrechenden Nacht wurde das Stöhnen immer ängstlicher und anhaltender. Endlich verwandelte es sich sogar in Kreischen; es war ein weibliches Kreischen, es schnitt dem armen Wilhelm durch's Herz, er wünschte sich zu den Husaren in die Schenke. Nach einer halben Stunde wurde es still, er hörte leise gehen, und bald darauf die

Hofthür knarren. Die Neubegierde trieb ihn an das Dachfenſter, der Mond war eben aufgegangen. Er ſah den Paſtor über den Hof nach dem Garten ſchleichen, es kam ihm vor, als trüge er etwas unter ſeinem weiten Mantel. Wilhelm's Blicke verfolgten ihn in den Garten. Der Paſtor ſtand unter einem großen Baume ſtill, legte ſeine Bürde nieder, holte eine Schaufel und fing an zu graben.

Das weibliche Gekreiſch hatte ſich indeſſen wieder in ächzendes Wimmern verwandelt, und Wilhelm wurde mit ſanfter Gewalt durch das, was er hörte, von dem ſeltſamen Schauſpiel weggezogen, dem ſeine Augen zuſahen. Er ſchlich auf den Zehen die Bodentreppe herab, und näherte ſich mit verhaltenem Athem dem Zimmer, aus welchem die Schmerzenstöne ſchallten. Ein Lichtſtrahl verrieth ihm, daß der Paſtor im Herausgehen die Thüre nur angelehnt hatte. Er lauſchte und ſah — die Diele ſchwamm in friſch vergoſſenem Blute; eine Lampe erleuchtete ein Bett, auf welchem ein junges todtenblaſſes Frauenzimmer lag. — Wirf die Feder weg! und wage es nicht, Wilhelm's gräßliche Gefühle zu ſchildern — Großer Gott! es war Hannchen!

Kalt wie Stein und leblos ſtand der arme Jüngling, ſeine Füße wurzelten am Boden, ſeine Knie ſchlotterten, ſein Haar ſträubte ſich, ſein Blick ſtarrte nach dem Geſpenſt, das hohläugig um ſich ſchaute und ächzte. Er wollte ſchreien — der Hals war ihm zugeſchnürt; er wollte fliehen — die Glieder waren ihm gelähmt. Wie lange er ſo

ſtand — wie er endlich von dieſem Schreckensorte hinwegtaumelte, wie er die Hausthür erreichte und auf die Landſtraße kam — von alle dem hatte er noch am andern Morgen nur eine traumähnliche Erinnerung. Erſt unter einem Baume fand er ſeine Beſinnung wieder, als die Sonne ſchon hoch über ihm ſtand, und eine junge Bauerdirne ihn freundlich fragte: ob er krank ſei? indem ſie ihm einen Topf mit Milch zur Erquickung bot.

Er ſtarrte das Mädchen mit großen Augen an; ihm war es, als erwache er aus einem Fieberſchlaf. »Ich danke dir, mein Kind,« ſtammelte er leiſe, »ich bedarf nichts.« — Das Mädchen warf einen mitleidigen Blick auf ihn, ſchüttelte den Kopf und ging weiter.

Zwölftes Kapitel.

Das Gefängniß.

Als der Himmel den Schrecken in die Welt sandte, da gab er ihm zum wohlthätigen Gefährten die Betäubung. Der Schrecken würde die Maschine in einem Nu zerschmettern, wenn er sie nicht in den Schooß der Betäubung schleuderte.

Wilhelm floh sinnlos den Schauplatz jener Gräuel, er setzte hastig und bewußtlos einen Fuß vor den andern; er ging der Schenke vorbei, sah zwei Husaren im Mondenschein auf einer Bank schlummern, und verdoppelte keinen seiner Schritte. Nach mehreren Stunden warf ihn Erschöpfung unter einem Baume in's Gras, der Morgenthau durchnetzte ihn, er fühlte es nicht — die Nacht wechselte mit dem Tage, er sah es nicht — die Lerche stieg lautwirbelnd an seiner Seite empor, er hörte es nicht. Als das Milchmädchen ihn verließ, sah er ihm lange gedankenlos nach; dann ließ er sein Haupt zur Erde sinken, und rupfte, so weit er reichen konnte, die Feldblumen aus dem Boden.

Gegen Mittag zog ein Gewitter herauf, es donnerte in der Ferne. Wilhelm hörte es wie im Schlafe, und es

war ihm lieb. Der Himmel bezog sich schwarz, nun sah er gern hinauf. Große Regentropfen fielen ihm auf das Gesicht, das kühlte die Glut seiner Wangen. Die Blitze wurden immer leuchtender, die Donnerschläge immer stärker — Wilhelm begann freier zu athmen. Ein dichter Platzregen, von einem Wirbelwind begleitet, stürzte aus dem finstern Wolkenschooß herab. Eine nahe Strohscheune bot dem Wanderer ein sicheres Obdach: Wilhelm sah die Scheune und rührte sich nicht.

In diesem Augenblick zog ein Kommando Husaren an ihm vorüber. Um sich vor dem bösen Wetter zu schützen, hatten sie die Mäntel über die Nasen geschlagen, und ritten in schnellem Trab. Sie sahen ihn nicht, aber Wilhelm sah sie ohne Furcht, erkannte sie für Preußen, und konnte nicht begreifen, aus welcher Ursache sie hier herumschwärmten.

Je lauter der Sturm heulte und der Donner brüllte, je mehr fühlte er seine Brust erleichtert, je freier blickte er empor. Jetzt stand das Gewitter gerade über seinem Haupte. Der Blitz schlug mit fürchterlichem Krachen in einen kaum hundert Schritt von ihm entfernten Eichbaum, und spaltete ihn von der Wipfel bis zur Wurzel.

»Warum nicht in dieſen!« sagte Wilhelm, indem er seine Hand nach dem Baume ausstreckte, unter welchem er lag. »Gott! zerschmettere mich im Kampf der Elemente! nimm dein unerbetenes Geschenk zurück! und verleih es

einem Thoren, der es der Mühe werth hält, dir dafür zu danken!"

Wohl dir, armer Jüngling, daß deine krampfhaft verschlossenen Lippen sich wieder öffnen. Hadre mit dem Schicksal — murre — klage — und gelingt es dir, die kalten Regentropfen in deiner Augenwimper mit warmen Thränen zu mischen, so geht der Dämon der Verzweiflung an dir vorüber. — Ja schon senkt sich unter fern verhallendem Donner der sanftere Genius der Schwermuth auf dich herab. Der Sturmwind schweigt — die Sonne blickt durch einen nassen Schleier — die Vögel erwachen zum Gesange — du weinst. —

Weine — schluchze — diese Thränen ersticken den aufkeimenden Gedanken an Selbstmord. »Ich bin ja noch nicht ganz losgerissen von der Kette der Wesen," rief er aus, »ich habe noch einen Freund, den ich retten muß! einen Freund, dem ich gelobte, für mein Leben zu wachen. — Fliehe! fliehe! jeder Schritt bringt ihn der Ruhe näher, und entfernt dich weiter von der Treulosen! — Hannchen! Hannchen! wie tief bist du gesunken!" —

Er raffte sich auf, und kam gegen Abend in den Flecken, den der Pastor ihm angezeigt hatte. Hier erinnerte er sich des Briefes an den Gerichtshalter, und ob sich gleich sein Herz empörte, eine Wohlthat durch Hilfe eines Menschen zu empfangen, der das Heiligthum dieses Herzens geschändet hatte; so überwog doch die Betrachtung: daß

Freundes Rettung jetzt die einzige Pflicht sei, die ihm obliege, seinen Widerwillen gegen diesen Schritt. Er ging zum Gerichtshalter, fand einen alten, eisgrauen Mann mit einem wohlwollenden Gesichte, und überreichte ihm den Brief.

Der Greis holte seine Brille hervor, las — staunte — warf einen forschenden Blick auf Wilhelm — las wieder, und ein Zug des Unwillens ward um seinen Mund sichtbar. Er nahm bedenklich die Brille ab, legte den Brief auf den Tisch, und ging einigemal schweigend im Zimmer auf und nieder. Endlich zog er an einer Klingel, seine zitternde Hand schien ihm ungern diesen Dienst zu leisten. Ein Gerichtsdiener trat herein.

„Mein Freund," sprach der Greis zu Wilhelm, „es thut mir leid, Ihm sagen zu müssen, daß Er betrogen worden. Er ist in üble Hände gefallen. Wäre Er blos Deserteur, so wollte ich gern ein Auge zudrücken; aber dieser Brief klagt Ihn als Mörder an. Er ist mein Gefangener. Gerichtsdiener, thue Er seine Pflicht."

Wilhelm stand versteinert. „Ist es möglich!" rief er aus, „so viele Bosheit unter der Hülle freundlicher Sanftmuth! Dieser tückische Mensch, der das Zutrauen eines Verfolgten so schändlich mißbraucht, hat ein unschuldiges Mädchen verführt, sein eigenes Kind ermordet, und in der vorigen Nacht unter einem Baume im Garten verscharrt."

Mit Entsetzen hörte der rechtschaffene Greis eine Aussage, die Wilhelm, dessen menschliches Gefühl auf's äußerste empört war, ihm umständlich wiederholte, ohne zu bedenken, welcher Gefahr er das arme Hannchen aussetzte. Mit zerrütteten Sinnen, mit zerstörtem Glauben an Liebe, Treue und Menschlichkeit folgte er dem Gerichtsdiener in's Gefängniß, wo eine schwere Kette seinen Fuß an die Mauer fesselte. Uebrigens behandelte man ihn so gütig, als die strenge Pflicht seinem Richter vergönnte.

In der folgenden Nacht begab sich der Greis mit einigen Häschern in das Haus des erschrockenen Pastors. Die Wöchnerin läugnete ihren Zustand nicht. Auf die Frage: wo ihr Kind geblieben, antwortetr sie mit Thränen: »man habe es ihr genommen, und einer fremden Bäuerin zum Säugen gegeben, da sie doch selbst so gern ihm ihre Brust gereicht haben würde." — Sie sagte das mit dem Ton der Unschuld und Wahrheit, aber dem Pastor trieb das Gewissen den Angstschweiß auf die Stirn.

Man ging hinab in den Garten, man fand unter einem Baume frisch aufgewühlte Erde, man grub — siehe da lag ein neugebornes Kind, in ein blutiges Tuch gewickelt, eine große Stecknadel stack in seiner Schläfe. Die Häscher ergriffen den Bösewicht, und warfen ihn gebunden in ein Loch, aus welchem die geistliche Gerichtsbarkeit ihn bald wieder hervorzog. Man hörte nicht weiter von ihm reden.

Als das arme Hannchen den Mord ihres Kindes erfuhr, lag sie drei Tage ohne Besinnung, am vierten war

sie wahnwitzig. Der menschliche Gerichtshalter wagte es nicht, sie in diesem Zustande in engere Verwahrung zu bringen. Er ließ einen Arzt herbei rufen, verordnete ihr Wächter und Krankenwärter, und erst nach Verlauf eines Monats, als der Arzt versicherte, daß man sie ohne Gefahr wegbringen könne, ward sie in's Gefängniß abgeholt.

Wilhelm schmachtete während dieses Monats in Fesseln, ohne zu wissen, was in Ansehung seines Schicksals vorging. Gerichtliche Formalitäten hatten seine Auslieferung verzögert, es mußte nach der Garnison geschrieben und wiedergeschrieben werden, bis endlich die Nachricht eintraf: man habe ein Kommando beordert, ihn in Empfang zu nehmen. Der Gerichtshalter wünschte diese Auslieferung zu beschleunigen, weil Wilhelm's Gefängniß das einzige in diesem kleinen Flecken war, wohin man einen Menschen, ohne Nachtheil für seine Gesundheit zu befürchten, sperren konnte.

Eines Morgens, als der Jüngling sich eben beschäftigte, durch Brotkrumen eine Maus näher zu locken, die sein einziger Gesellschafter war, hörte er plötzlich zur ungewöhnlichen Stunde die Thürangeln seines Kerkers knarren, und die schweren Schlüssel klirren. Der Gerichtsdiener stieß ein Frauenzimmer herein, das auf der Schwelle ohnmächtig niedersank. — »Hannchen!" schrie Wilhelm laut auf, und rasselte mit den Ketten, und zuckte gewaltig die Haken aus der Mauer zu reißen. Vergebens! auch den schwachen Trost, der lieben Ungetreuen Hilfe zu leisten, ver-

ſagte ihm ſein hartes Geſchick. Er brüllte vor Schmerz! — Dieſes Brüllen und das Raſſeln ſeiner Ketten weckten das unglückliche Mädchen aus der Ohnmacht. Sie ſchlug die Augen auf und ſchauderte heftig, denn ſie glaubte einen Geiſt zu erblicken.

Wilhelm breitete die Arme nach ihr aus. Sie ſprang auf, um ſich hinein zu ſtürzen, aber plötzlich drückte die Laſt ihres Bewußtſeins ſie wieder zu Boden.

„Nein! ich bin unwerth deiner Umarmung! du weißt nicht, warum ich hier bin!“ —

„Ich weiß es!“ rief Wilhelm, „du biſt eine verführte Unſchuld — aber ich hoffe zu Gott! keine Kindermörderin!“

„Nein! das bin ich nicht!“ — Sie kroch auf den Knien bis zu dem Geliebten, ergriff ſeine Kette und drückte ſie an ihr naſſes Auge.

Wer vermag die Jammerſcenen dieſer erſten bangen Stunde zu ſchildern! Abgebrochene Worte in Thränen erſtickt, wehmüthige Blicke und banges Aechzen — das waren die Freuden ihres Wiederſehens nach langer Trennung. „Ach Hannchen! wie war es möglich!“ wiederholte Wilhelm mit herbem Schmerz. Und Hannchen, von Schluchzen unterbrochen, legte ihr Bekenntniß ab.

Dreizehntes Kapitel.

Das Bekenntniß.

„Guter Wilhelm," hub sie an, »es war nicht Stolz, was meines Vaters Herz unsern Wünschen verschloß. Wir und die ganze Stadt hielten ihn für reich. Er war es auch vormals, aber böse Menschen haben ihn um das Seinige betrogen. Ein wohlhabender Schwiegersohn sollte ihm wieder emporhelfen. Ach! hätte ich gewußt, warum er diese verhaßte Verbindung so ängstlich wünschte; hätte ich gewußt, daß er im Alter zu darben fürchtete, ich hätte ihm dieses Opfer auf Kosten meiner Ruhe gebracht. Ich würde dann nicht, von Scham und Reue zerknirscht, die Augen vor meinem Geliebten niederschlagen müssen; ich würde ihm mit Zuversicht in's Antlitz blicken, und sprechen: dein treues Hannchen suchte Ersatz für hoffnungslose Liebe in erfüllter Pflicht."

»Es sollte nicht so sein! das Schicksal hatte mich bestimmt, zu versuchen, wie viel Elend ein schwaches Mädchen tragen kann. Falsche Scham verschloß meinem guten Vater den Mund. Wenn er auf's Comptoir ging, so sah er, wie mit jedem Tage der Umsturz seines Hauses näher rückte, und wenn er in sein Wohnzimmer trat, so quälte

ihn der Anblick einer Tochter, die sich um deinen Verlust abhärmte."

»Als vollends die Nachricht von deiner Entweichung bis zu meinen Ohren drang, da wurde mein Auge nicht trocken, und ich verschloß mich wochenlang, um meinem Kummer nachzuhängen. Unser Haus, vormals ein Sammelplatz geselliger Freude, verödete wie ein Grab. Das frische blühende Mädchen wankte gleich einem Schatten umher, Hannchen war nicht mehr der Trost ihres gebeugten Vaters."

»Der unglückliche Greis härmte sich im Stillen, nagende Sorgen warfen ihn auf's Krankenlager, in seiner letzten Stunde gab er dir und mir seinen Segen, und ging — dort den Lohn seiner hier getäuschten Redlichkeit zu ernten. Sein Tod zermalmte mein leidendes Herz, und doch kannte ich den ganzen Umfang meines Elends noch nicht. Es blickte durch die Nacht, die mich umgab, noch ein sanfter Strahl der Hoffnung. Ich bin frei! flüsterte es mir heimlich im Busen: ich bin reich, und reicher noch durch meines Vaters Segen. Ich werde Wilhelm aufsuchen, alle Zeitungen sollen ihm nachspüren, und finde ich ihn — in welchen Winkel der Erde dränge die Stimme der Liebe nicht! — so kehrt er zurück in meine Arme, und theilt des Vaters Nachlaß: Reichthum und Segen!"

»Solche Träume milderten meinen Kummer in den ersten Wochen, bis ein weitläufiger Verwandter kam, die

Papiere des Verstorbenen untersuchte, und mir sehr trocken erklärte, daß ich eine Bettlerin sei. Eine verwaiste Bettlerin! nie gewöhnt, ihr Brot durch Hände-Arbeit zu verdienen, ohne Freunde, ohne Bekannte, ein Fremdling in der großen Welt — wohin sollte ich fliehen? wo Rettung vor dem Hunger suchen? — Der weitläufige Verwandte, aus Furcht, sich selbst eine Bürde aufzuladen, sprach viel von seiner zahlreichen Familie, seinen geringen Einkünften, und rieth mir, in's Münsterſche zu einer alten Muhme zu reisen, von der ich in meinem Leben nichts gehört hatte. Die Noth zwang mich, seinen Rath zu befolgen. Ich nahm aus dem väterlichen Hause nichts mit mir, als den kleinen Marlborough, und kam, nach tausend überstandenen Beschwerden, glücklich bei der alten Muhme an, die sehr reich, sehr fromm, und folglich sehr geizig war."

»Sie ging lange mit sich zu Rathe, ob sie mich für ihre Verwandte erkennen solle oder nicht. Endlich nahm sie mich doch in ihr Haus, um, wie sie sich ausdrückte, dem Himmel ein Kapital auf Zinsen zu leihen. Der Himmel wolle einst ihre Hoffnungen nicht täuschen, wie sie die Meinigen getäuscht hat! das Kapital war sehr gering. Sie versah mich kaum mit dem Nothdürftigen, und versalzte mir jeden Bissen durch Vorwürfe über meine Armuth, durch hämische Anspielungen auf die üble Wirthschaft meines guten Vaters."

»Ich habe in ihrem Hause mehr Thränen als Wassertropfen verschluckt; ich habe mehr gelitten, als ich in den

Tagen meiner frohen Jugend ertragen zu können glaubte; und wollte Gott, ich wäre damals mit dem Kranz meiner Unschuld in's Grab gestiegen! Das Schicksal hatte seinen Groll an mir noch nicht erschöpft."

„Ein Zufall führte auf einer Reise einen Pastor in unser Haus. Niemand wußte besser den Schein der Redlichkeit und Frömmigkeit zu heucheln. Er sah mich und fand Gefallen an mir. Er kam öfter wieder und brachte halbe Wochen in unserm Hause zu; doch nie entschlüpfte ihm ein Wort, das meine Unschuld schüchtern machen könnte."

„Endlich rückte er gegen die Alte mit dem Vorschlag heraus: mich als Haushälterin zu sich zu nehmen. Zwar schien es ihm selbst verdrießlich, daß ich noch so jung sei, indessen vertraute er auf meine Sittsamkeit, und auf seinen eigenen, zu fest gegründeten Ruf. Der geizigen Muhme kam dies Anerbieten erwünscht; sie konnte nicht aufhören, mir Glück zu wünschen; sie setzte redselig alle Vortheile dieser Versorgung in helles Licht; wie ich dort an nichts Mangel leiden, und mein guter Name vor jeder Verläumdung geschützt sein würde."

„Ich sah, wie gern sie mich los sein wollte; auch war ich weit entfernt, einen Böswicht unter jener frommen, freundlichen Larve zu vermuthen. Nimm noch dazu, lieber Wilhelm, daß meine demüthigende Lage mir täglich drückender wurde, und du wirst es mir nicht verargen, daß ich den Ueberredungen meiner Muhme endlich nachgab."

»Auch hatte ich mehrere Monate lang keine Ursache, es zu bereuen. Der Pastor begegnete mir mit studirter Gefälligkeit, kam, wo er konnte, meinen kleinen Wünschen zuvor, schien mehr von mir abhängig, als ich von ihm. Wirklich kehrte damals die lang entbehrte Freundin Ruhe wieder bei mir ein. Ich nannte ihn Papa, er mich Tochter; Dankbarkeit füllte die Leere meines Herzens.“ —

»Freilich kam es mir zuweilen vor, als ob sein Auge mit ungewöhnlichem Feuer auf mir hafte: ich nannte es Wohlwollen, es war Lüsternheit. Erspare mir die Erzählung aller der Höllenkünste, die der Verführer anwandte, mich um meine Unschuld zu betrügen; wie er meine Sinnlichkeit auf tausendfache Art reizte; und als auch das ihm fehlschlug, wie er sich endlich eines Bubenstücks bediente, hitzige Gewürze in meine Speisen, betäubende Kräuter in meinen Wein mischte, bis er in einer unseligen Stunde einen Todten ähnlichen Schlummer benutzte, und mich zur elenden, verworfenen Dirne machte! — Ach! ich weiß es, ich hätte in dem ersten Augenblicke, als ich seinen teuflischen Plan durchschaute, nackend aus dem Hause fliehen, und mich in die Arme meiner Muhme werfen — lieber jede Demüthigung erdulden, als meine Unschuld dieser Gefahr Preis geben sollen — aber ich baute zu sicher auf ein Herz, wo Wilhelm herrschte; auf Grundsätze, welche ein tugendhafter Vater mir eingepflanzt hatte — ich wußte nicht, daß es Augenblicke gibt, in welchen die Sinnlichkeit der ohnmächtigen Tugend spottet.“

»Ich bin bestraft! — Der Kelch meiner Leiden ist gefüllt bis an den Rand — ich trotze dem Schicksal, und gehe mit Freuden in den Kerker, um meine Schande zu verbergen. — So dachte ich mindestens noch vor einer Stunde. Ich ahnete nicht, daß mein Verhängniß mir noch einen herben Streich vorbehalten — ich ahnete nicht, daß ich im Kerker den Mann wieder finden würde, vor dessen Blicken ich mich lieber im Grabe verborgen hätte! — Oder murre ich ungerecht? — war es vielleicht ein lindernder Tropfen auf meine dürre Zunge? — Soll ich nicht aus der Welt gehen, ohne deine Verzeihung? — wirst du der reuigen Verbrecherin den letzten Trost im Tode nicht versagen?" —

Sie lag vor ihm, und weinte auf seine Knie, ihr nasses Haar ringelte sich um seine Ketten, ihre bebenden Arme umschlossen den Block, an den er gefesselt war. Wilhelm's Herz war zerknirscht, seine Thränen mischten sich mit den ihrigen.

»Ich liebe dich bis in den Tod!" schluchzte er, »armes, unglückliches Mädchen! ich — ich allein bin Schuld an deinem Verderben! — Mein unbedachtsames Entlaufen gab deinem Schicksale diese schreckliche Wendung. Hätte ich in meinem einsamen Dörfchen geduldig auf den Beistand des Gottes geharrt, der treue Liebe wie die Tugend krönt, weil beide verschwistert sind: wir lebten jetzt in süßer Ruhe und Eintracht, reich durch Genügsamkeit. Wie könnte ich

meinen Leichtsinn dir zum Verbrechen machen? — ich — ich allein bin Schuld an deinem Verderben!" —

So klagten die armen Unglücklichen sich selbst an, und entschuldigten einer den andern, bis, nach einer Stunde, die Thüren des Gefängnisses sich von neuem öffneten, und ein Kommando Soldaten hereintrat, an welches der Kerkermeister Wilhelm ablieferte. Hannchen sank bewußtlos nieder, und umklammerte krampfhaft den Block, an welchen ihr Geliebter geschmiedet war. Man riß ihn mit Gewalt hinweg von ihr, sie blieb in Zuckungen auf dem Boden liegen, und als sie nach mehreren Stunden die Augen aufschlug, umgaben sie Finsterniß und Jammer.

Vierzehntes Kapitel.

Der edle Wettſtreit.

„Mein Freund," ſagte der Hauptmann zu Wilhelm, „Er hat da einen ſehr dummen Streich gemacht. Daß Er dem Taugenichts Rohr Seinen Säbel durch den Leib rannte, je nun, das hätte ein anderer an Seiner Stelle auch gethan; denn wir wiſſen durch Perlſtädt's Ausſage, daß der elende Menſch betrunken war, Ihn lange reizte, und endlich durch eine Ohrfeige in gerechte Wuth verſetzte. Aber warum mußte Er denn eben davon laufen? — es wäre Ihm immer noch zu helfen geweſen; nun weiß Gott, wie es Ihm ergehen wird!"

„Wie Gott will!" verſetzte Wilhelm, ohne Furcht oder Bangigkeit zu verrathen.

Der Hauptmann. Er ſcheint ſehr ruhig?

Wilhelm. Ich nähere mich dem Ziele meiner Leiden.

Der Hauptmann. Ich bedaure Ihn, Er war immer ein wackerer Burſche, meine Kinder fragen noch täglich nach Ihm. Wollte Gott, ich könnte Ihm durchhelfen. Ohne die lange Gaſſe wird er freilich nicht abkommen, aber wenigſtens wollen wir verſuchen, ihm das Leben zu retten.

Wilhelm. Gnädiger Herr, Sie würden mir keine Wohlthat erzeigen.

Der Hauptmann. Pfui! schäme Er sich, hat Er Lust zu sterben, so sehe Er einer feindlichen Kanone in's Maul; aber dem Galgen gehe Er aus dem Wege, so lange Er kann. Morgen ist Sein erstes Verhör, sei Er vernünftig, antwort' Er nicht mehr als man Ihn fragen wird, und schiebe Er in Gottes Namen alle Schuld auf den Todten, der kann Ihm nicht widersprechen.

Mit diesen Worten entließ der gutherzige Hauptmann den schuldlosen Verbrecher. Wilhelm wurde in enge Gewahrsam gebracht, auf's neue an einen Block geschmiedet, und mit Wasser und Brot nothdürftig gespeist. Durch ein kleines vergittertes Fenster konnte man in den Kerker schauen. Fast alle seine Kameraden kamen ihn zu sehen und zu bedauern — fast alle — nur Fritz Perlstädt nicht.

»Er thut wohl,« dachte Wilhelm, »sein Herz ist viel zu weich geschaffen, er würde sich verrathen.« — In ruhiger Betäubung erwartete er den kommenden Morgen, um im Verhör durch ein feierliches Geständniß seine Blutschuld zu bekräftigen.

Aber indessen veränderte sich die Scene urplötzlich. Zwei Stunden nach Wilhelm's Ankunft kam Fritz Perlstädt todtenblaß, aber ohne Zittern, auf die Hauptwache, nahm sein Seitengewehr ab, überreichte es dem Korporal, und bat ihn

in Verhaft zu nehmen, weil er Franz Rohr's Mörder sei. Man staunte ihn an, man hielt ihn für wahnwitzig, er blieb standhaft bei seiner Behauptung. Der wachhabende Offizier wurde herabgerufen, Fritz wiederholte seine Aussage: man mußte ihn also verhaften, und der Vorfall wurde sogleich an die Behörde rapportirt.

Am andern Morgen versammelte sich ein Kriegsgericht, dem die beiden Gefangenen nicht wenig zu schaffen machten, denn jeder blieb steif und fest bei der Behauptung, daß er der Thäter sei. Sie wurden confrontirt, sanken einander brüderlich in die Arme und machten sich freundschaftliche Vorwürfe, über ihre wechselseitige Hartnäckigkeit. Die Begebenheit war so außerordentlich, daß sie großes Aufsehen erregte. Der Herzog von * *, Generalissimus der P — schen Truppen, befand sich gerade in der Festung. Seine Neubegier wurde gereizt, er ließ die Angeklagten einen nach dem andern vor sich kommen. Fritz erzählte ohne Schminke, wie sich wirklich alles zugetragen, und wie sein Freund sich für ihn aufgeopfert, um einen alten gebeugten Vater zu schonen. Er habe seines Freundes Großmuth angenommen, in der Hoffnung, daß der Flüchtling glücklich entwischen, und durch seine Talente überall Brot finden werde. Nun aber, da man den unschuldigen Jüngling ertappt, sei es ihm unmöglich, Vortheil von jener edlen Schwärmerei zu ziehen. Er wisse, daß er sterbe müsse, aber der Tod sei

ihm weniger bitter, als der Gedanke, seinen Freund an den Galgen gebracht zu haben.

Wilhelm widersprach dieser Aussage Punkt für Punkt, erzählte, Fritz sei von Jugend auf durch eine böse Stiefmutter gequält, und durch ihre Tücke endlich gezwungen worden, Soldat zu werden. Er habe diesen Stand wider seinen Willen ergriffen; so lange er ihn kenne, habe Lebensüberdruß ihn genagt, und er sich oft verlauten lassen, wie er mit Verlangen nur auf eine günstige Gelegenheit harre, wo sein Tod einem ehrlichen Kerl nützlich werden könne. Er bat den Herzog, ihm nicht zuzumuthen, diese Seelenkrankheit seines Freundes zu benutzen. Nur er habe in einer unglücklichen Stunde die That vollbracht, und sei willig, die Strafe dafür zu leiden.

Der edle Herzog staunte sie wechselsweise an. »Ihr seid beide brave Kerls,« sagte er gerührt, es mag nun dieser oder jener der Thäter sein. Bekennt aufrichtig, ich melde die Sache dem Könige, und wer weiß was geschieht.«

Aber sein Zureden war vergebens. Die beiden Freunde beharrten bei ihrer Aussage, und der Himmel weiß, wie der gelehrte Regimentsauditor sich endlich aus diesem Labyrinth herausgefunden haben würde, wenn nicht das Visum repertum ihm zu Hilfe gekommen wäre. Man hatte nämlich den Leichnam Franz Rohr's mit den gewöhnlichen Formalitäten besichtigt, und ein umständliches Protokoll dar-

über aufgenommen. Aus diesem Protokoll ergab es sich, daß die tödtliche Wunde durch einen Säbel verursacht worden, der einige Zoll von der Spitze herab, eine ziemlich tiefe Scharte gehabt haben müsse. Diesen Wink benutzte der Auditor, ließ die Säbel der beiden Delinquenten untersuchen, und siehe da, es fand sich in Fritzens Klinge wirklich eine solche Scharte. Nun läugnete Wilhelm vergebens, die Sache war entschieden: Fritz überließ sich der Freude und Wilhelm der Verzweiflung.

Aber der edle Wettstreit der beiden Jünglinge hatte einen tiefen Eindruck auf den biedern Herzog gemacht. Er berichtete den seltsamen Vorfall nach Hofe, und bewirkte Begnadigung für beide. Wilhelm wurde gänzlich frei gesprochen, Fritz aber zu einjährigem Festungsbau verurtheilt.

Wilhelm versah nun seinen Dienst nach wie vor, und wenn er sich eine Stunde abmüssigen konnte, flog er auf den Wall zu seinem Freunde, brachte ihm Trost und Erquickung, oder, wenn die Wache es ihm vergönnte, karrte er auch wohl einen halben Tag statt seiner. Durch dieses edle Benehmen, durch seine Pünktlichkeit im Dienst, Friedfertigkeit und Treue, hatte er sich die Liebe seiner Vorgesetzten in einem so hohen Grade erworben, daß er nach Jahresfrist zum Feldwebel emporstieg. Auch Fritz hatte nun seine Strafe überstanden, und beide Freunde waren unzertrennlicher als jemals. Offiziere und Gemeine betrachteten sie mit einer Art von Ehrfurcht, und besonders interessirte

Wilhelm durch eine fortdaurende Schwermuth, die seine Stirn bewölkte; denn ach! wie hätte bei dem Gedanken an Hannchens Schicksal sein Herz Ruhe finden mögen! —

Er hatte in Erfahrung gebracht, daß sie zwar, in Betreff des Kindermords, für unschuldig erklärt, aber wegen der Verheimlichung ihrer Schwangerschaft, zu sechsjährigem Gefängnisse in einem Arbeitshause verurtheilt worden; daß dieses Urtheil wirklich vollstreckt sei, und das arme Hannchen täglich ihren Spinnrocken mit Thränen netze. Das Bild dieser Leidenden, noch immer Geliebten! verfolgte ihn unaufhörlich. Er konnte keinen Tropfen Wein trinken, so lange er wußte, daß Hannchen sich kümmerlich von Wasser und Brot nährte; er konnte nicht lächeln, so lange sie sich in Thränen badete.

Fünfzehntes Kapitel.

Kriegsglück.

Plötzlich erhielt Wilhelm's Regiment Marschordre. Der siegreiche Feind rächte den Schimpf, mit dem man zu voreilig seine Hauptstadt bedrohte; er überschwemmte die Grenzen des deutschen Reichs, und man mußte alle Kräfte aufbieten, den reißenden Strom zu dämmen.

Wilhelm und Fritz fochten mit ausgezeichnetem Muthe, denn der eine suchte den Tod, und der andere eine Gelegenheit, seinem Freunde das Leben zu retten. Tapferkeit ist eine Dirne, die sich mit jeder Leidenschaft gemein macht; sie gesellt sich eben so leicht zu Liebe und Ehre, als zu Haß und Raubsucht. Gegen Ende des Feldzugs mußte an einem warmen Tage die Grenadier-Kompagnie des Oſtein'schen Bataillons, unter den Augen des Feldherrn, eine feindliche Redoute stürmen. Die Kartätschen hagelten unter sie herab. Der Hauptmann verlor einen Arm, der erste Lieutenant ein Bein, und der andere blieb auf dem Platze. Der Fähnrich, ein zartes Mutterſöhnchen, kehrte dem Feinde den Rücken. Die braven Grenadiere, der Anführer beraubt, von offenen Feuerschlünden angegähnt, begannen zu weichen; noch ein

Augenblick, und sie wären geflohen. Da sprang Wilhelm hervor! begeistert rief er: »folgt mir, Brüder! für den König und das deutsche Vaterland!«

Mit aufgepflanztem Bajonnet klimmte er den Hügel hinan, seine Kameraden drängten sich ihm nach mit wildem Geschrei, Fritz war an seiner Seite. Ein Streifschuß nahm ihm die Grenadiermütze vom Kopfe und das halbe Ohr weg. Heftig blutend und mit entblößtem Haupte schwang sich Wilhelm auf die Spitze des Hügels, und stieß den Artilleristen nieder, dessen brennende Lunte sich eben auf das Zündloch herabsenkte. Es kam zum Handgemenge. Ein Bajonnetstich fuhr ihm durch die Seite. Fritz durchbohrte den Thäter. Wilhelm sank und rief Victoria! — Fritz glaubte seinen Freund todt, und wüthete wie ein Tiger unter dem Feinde. Ein einzelner Soldat entschied hier den Ausgang des gewagten Unternehmens. — Du wunderst dich Leser? — Die Zeitungen haben freilich nichts davon erwähnt; aber oft schon hat die Tapferkeit eines gemeinen Grenadiers, die hinterdrein durch einen Gulden belohnt wurde, Wunderdinge bewirkt, die nachher in der Biographie des Feldherrn glänzen.

Die Redoute war genommen, der Feind floh, Wilhelm wurde in's Lazareth gebracht. Seine Wunden schienen nur durch den Blutverlust gefährlich, schon nach drei Wochen konnte er wieder ausgehen. Er erhielt Befehl, in's Hauptquartier zu kommen.

»Herr Fähnrich,« sagte der Feldherr, indem er ihm einen Degen überreichte, »ich belohne mit Vergnügen Ihre Tapferkeit. Der König schenkt Ihnen hundert Dukaten zu Ihrer Equipage.«

Fast schämte sich der bescheidene Jüngling einer Auszeichnung, von der er sich bewußt war, daß er sie nur dem Muth der Verzweiflung verdanke. Er wagte es, seinem General vorzustellen, daß wenn erfüllte Pflicht Anspruch auf Belohnung machen dürfe, Fritzens Ansprüche vielleicht giltiger wären als die seinigen.

»Ich habe das nicht übersehen,« sagte der Feldherr, »Perlstadt rückt an Ihre Stelle.«

Ha! wie rümpfte manches unedle Edelmännchen die Nase, als Wilhelm, der Packträgers Sohn, mit Schärpe und Ringkragen erschien, und vom Feldherrn zur Tafel gezogen wurde. »Einen Fähnrich aus ihm zu schaffen, das möchte noch hingehen, so etwas läßt sich *verdienen*; — aber ein Platz an fürstlicher Tafel, wo die Ahnen gleichsam schon in der Suppe schwimmen und jedes Ragout würzen — das ist zu arg! — was wird uns denn am Ende noch übrig bleiben, wenn wir nicht einmal ausschließlich den fürstlichen Braten vorschneiden dürfen?« —

Noch ärger wurde das Wispern und Flüstern, als Wilhelm, der so eben die hohe Ehre genossen, sich an der Tafel des Feldherrn satt zu essen, vor dem Zelte seinen Freund

Perlstädt antraf, und ihm ohne alle Umstände um den Hals fiel. Einer seiner neuen Kameraden, ein Held hinter dem vollen Glase, ein Lamm in der Schlacht, zupfte ihn wohlmeinend beim Ermel, und flüsterte ihm zu: »Herr Fähnrich, das schickt sich nicht.“

»Herr Lieutenant,“ versetzte Wilhelm rasch, mein porte d'épée ist freilich seit ein paar Stunden aus Gold gewirkt, und das seinige nur aus Zwirn, aber unsere Herzen wirkte der Himmel aus gleichem Stoffe. Die nämliche That, die mich zum Offizier machte, kann mich jetzt unmöglich zum Schurken machen. Wer im Glücke seinen Freund verkennt, oder auch nur zugibt, daß irgend eine adeliche Spötterzunge ihn verwunde, der ist ein Schurke!“ — Diese ernsthafte Erklärung, von einem strengen Blick und einer sehr bedeutenden Bewegung der rechten Hand nach dem Degengefäße begleitet, that ihre Wirkung. Man zuckte die Achseln und ließ ihn gehen.

Die jungen adelichen Laffen zogen sich schüchtern von ihm zurück, weil er sich die Mühe gab, das selbst zu erwerben, was sie weit bequemer von ihrem Vater geerbt hatten. Hin und wieder drückte ihm wohl ein alter Stabsoffizier die Hand, oder ein General redete ihn freundlich an; aber die subalternen Strohjunker waren sämmtlich der Warnung ihrer gnädigen Frau Mama eingedenk, und gingen ihm aus dem Wege, wie ein Bramine einem Pariah auf der Küste von Coromandel.

Wilhelm lächelte: »ich habe immer gehört, Ahnenstolz sei unleidlich, und finde das Gegentheil, denn er schützt uns vor langweiliger Gesellschaft.“

Einfach und bescheiden, anerkannten Grundsätzen getreu, tolerant gegen Thoren und stolz gegen Uebermüthige, so zeigte Wilhelm, daß er auch außer dem Schlachtfeld durch den Muth des Verdienstes zu behaupten wußte, was er durch den zweideutigen Muth der Verzweiflung errungen hatte.

Die Truppen bezogen die Winterquartiere, Wilhelm theilte seine Tage zwischen Pflicht, Freundschaft und Ausbildung des Geistes; seine Nächte zwischen unruhigem Schlummer und Thränen um Hannchen. Mehr als einmal faßte er den Gedanken Urlaub zu nehmen, und Trost in ihre öden Mauern zu bringen; aber jedesmal hielt ihn sein zartes Gefühl zurück. »Wird sie meinen Anblick jetzt ertragen können? — bin ich im Stande ihr zu helfen? — werde ich ihren Kummer nicht vermehren, und ihr den einzigen elenden Trost rauben, den sie vielleicht aus der Gewohnheit ihrer Lage schöpft?“ —

Er unterdrückte seine Sehnsucht, und begnügte sich, ihr durch einen redlichen, verschwiegenen Kaufmann, der nach Münster Handlung trieb, monatlich die ersparte Hälfte seiner Gage zu senden. »Das geschieht nicht aus Liebe,“ sprach er zu sich selbst, »das bin ich der Tochter meines Wohlthäters schuldig.“

Hannchen empfing diese Geschenke mit Erstaunen. »Ist noch irgend ein Geschöpf auf der Welt, das sich meiner erbarmt? — ich kenne niemanden als Wilhelm, den ich schwer beleidigte! — zwar hat seine Großmuth mir verziehen, aber lebt er noch? — hat er nicht fremde Schuld gebüßt? — und wenn er noch lebt, ist er nicht ein armer Soldat, außer Stande seine wenigen Groschen mit einer Verworfenen zu theilen?" —

Sie forschte vergebens und verlor sich in Muthmaßungen. Am Ende jeden Monats erschien regelmäßig ein ehrbarer Kaufmannsdiener, dessen ganze Sprachkunde in folgenden Worten bestand: »hier ist Geld, und diese Quittung bitte ich zu unterschreiben." Uebrigens war er stumm wie ein Fisch, und weder Bitten noch Thränen vermochten ihm ein Wort auszupressen. Hannchen schalt ihn hartherzig, aber der arme Teufel wußte selbst nichts.

Welche Freude für Wilhelm, als er zum ersten Male Hannchens Unterschrift erblickte! welche Wehmuth als er las: »die unglückliche Jeannette Jerome dankt ihrem unbekannten Wohlthäter, und wünscht herzlich, seinen Namen zu wissen. Der Name dieses Edlen würde ihre trübe Einsamkeit erheitern, und ihr Gebet Gott wohlgefällig machen." — Wilhelm weinte auf diese Zeilen und küßte die Thränen wieder weg. — So blüht in jeder Wüste dem Redlichen ein Blümchen. Wer seinen Pfennig mit der Geliebten theilen darf, der ist nicht arm! wer eine Geliebte erquicken kann, ist nicht freudelos! —

Der Winter verstrich in dumpfer Ruhe, gleich einem Kranken, der erschöpft in kurzem Fieberschlummer sank, um bald zu neuen Krämpfen zu erwachen. Nicht die Schallmei des Hirten, nicht der Gesang der Lerche riefen die Freunde der Natur in's Feld; Trommeln und Trompeten jagten den Landmann aus seiner Hütte, und den Zeisig vom Neste.

Der Feldzug wurde hitzig eröffnet, Schlachten und Scharmützel waren alltägliche Begebenheiten; die Zwietracht saß in einer Wolke, schaute grinsend herab, und küßte mit blutigen Lippen ihren Feldherrn, den Tod, der unermüdet die Hoffnungen der Mütter und Gattinnen wegmähte. Wilhelm und Fritz hielten sich brav wie im letzten Feldzuge; aber Muth ohne Glück gleicht dem Verdienst ohne Gebnrt, jener wie dieses werden nicht hervorgezogen. Es mangelte den beiden Jünglingen an Gelegenheit sich auszuzeichnen, und, um die Wahrheit zu gestehen, Wilhelm suchte diese Gelegenheiten auch nicht mehr so ängstlich. Was hatte er im vorigen Jahre zu verlieren? — damals war der Tod ihm Gewinn. Aber jetzt — wer würde seine paar Thaler mit Hannchen theilen, wenn Wilhelm fallen sollte? — Hat jemand Lust, ein Heer von lauter Wagehälsen anzuwerben, so nehme er keinen Liebenden darunter auf, der der Wohlthäter seiner Geliebten ist.

Doch halt! noch einmal schleudert der Zufall dem jungen Helden eine Gelegenheit mitten in seine Laufbahn, und Wilhelm ergreift sie beim Schopf. Unter den Augen des

Königs sollte eine entscheidende Schlacht gefochten werden. Beide Parteien suchten einander einen Marsch abzugewinnen, um alsdann auf der bestimmten Ebene die vortheilhafteste Stellung für die Armee wählen zu können. Dort wollte man den linken Flügel an ein Dorf lehnen, welches nothwendig vor Ankunft des Feindes occupirt werden mußte. Ein starkes Corps wurde detaschirt, dieses Dorf zu besetzen. Aber schon näherte sich der Feind, der einen Vorsprung von einigen Stunden genommen hatte; schon drang er zahlreich in das Dorf, nöthigte das Corps zum Weichen, und stand im Begriff, den Plan des Königs zu vereiteln.

Wilhelm sah, wie viel darauf ankam, Zeit zu gewinnen. Er befand sich mitten im Gedränge, schon rissen die Fliehenden ihn mit sich fort; durch Bitten und Drohungen raffte er endlich einen kleinen Haufen zusammen, und warf sich mit einigen hundert Grenadieren und Scharfschützen in die steinerne Dorfkirche, welche gerade so gelegen war, daß sie die ganze Ebene überschaute. Hier verrammelte er die Thüren mit Kirchenbänken, und postirte seine Leute vortheilhaft an alle Fenster. Die Granaden flogen unter die dichten Haufen, die Scharfschützen streckten jeden in's Gras, der sich zu nahe wagte.

Der Feind, dessen Zahl sich mit jedem Augenblick mehrte, schäumte vor Wuth, hier durch eine Hand voll Menschen aufgehalten zu werden. Man ließ vergebens einen Kugelregen auf die Kirchenfenster fliegen. Die Wagehälse verbargen sich hinter der Mauer. Ein General ritt herbei, und,

von der Wichtigkeit dieses Postens überzeugt, ließ er sich herab, an der Spitze einer Armee, dem kleinen Haufen freien Abzug anzubieten. Wilhelm gab zur Antwort: „er werde sich unter den Mauern der Kirche begraben."

Schon lagen mehr Todte auf den Gräbern des Kirchhofs, als Leichen unter der Erde moderten, aber schon hatten auch Wilhelm's Gefährten ihre Munition fast verschossen, und der Feind machte Anstalt, schweres Geschütz gegen die Kirche aufzuführen; als der König, der diesen Verzug benutzte, plötzlich mit der ganzen Armee hervorbrach. So lange Wilhelm sich hielt, war es dem Feinde unmöglich, seinen rechten Flügel, so wie er wünschte, zu formiren. Jetzt mußte er diese Position ganz aufgeben, und der glückliche Ausgang der Schlacht kam zum Theil auf Rechnung des beherzten Offiziers, der die Kirche so wacker vertheidigt hatte.

„Wo ist er? wie heißt er?" fragte der König.

Wilhelm wurde ihm vorgestellt. Mit glühenden Wangen und niedergeschlagenen Blicken stand er da, als schäme er sich seiner Verdienste.

„Ich danke Ihnen, Herr Lieutenant," sagte der Monarch, „Sie haben uns heute brav vorgearbeitet. Reden Sie, was kann ich für Sie thun?"

„Ew. Majestät!" rief der Jüngling, und stürzte zu des Königs Füßen, „ich habe eine unglückliche Schwester — sie führt zwar nicht meinen Namen — sie ist nur meine Halbschwester — aber ich liebe sie mehr, als hätten wir unter

einem Herzen gelegen — Jugend und Verführung haben sie in's Elend gestürzt! seit fast drei Jahren schmachtet sie im Kerker, und noch drei Jahre soll das arme Geschöpf die Verbrechen eines Bösewichts büssen. Ich bitte um ihre Freiheit!" —

Der König ließ sich die Sache vortragen, und als er hörte, daß Hannchen an dem Kindermord völlig unschuldig befunden worden, gewährte er Wilhelm's Bitte, gab ihm ein eigenhändiges Empfehlungsschreiben, und Urlaub auf zehn Tage, um selbst der geliebten Halbschwester ihre Freiheit anzukündigen.

Wilhelm konnte nicht danken, er konnte nur weinen. Es ist schön, einen Mann weinen zu sehen, der ein paar Stunden vorher eine Heldenthat ausübte. Der König wurde gerührt: »ich werde ferner für Sie sorgen," sprach er. Fort stürzte Wilhelm aus dem Zelte! Vergebens fragte Fritz: was hast du? — er stotterte nur unverständliche Silben, umarmte seinen Freund schluchzend, ließ hastig sein Pferd satteln, und flog über Berg und Thal, das Kies und Funken von des Rosses Hufen stoben.

Sechzehntes Kapitel.

Wiedersehen und Trennung.

Münster ist eine merkwürdige Stadt. Der Reisende betritt mit Ehrfurcht das Rathhaus, wo der berühmte westphälische Friede geschlossen wurde, von dem ein jeder so viel hält, als ihm ersprießlich dünkt. Der Neugierige setzt sich mit Schaudern in den Stuhl des Königs Johann von Leyden, der die Leichtgläubigen zum zweiten Male taufte, da doch einmal schon zu viel ist. Der Empfindsame wird in Zukunft die kleine Zelle besuchen, wo Hannchen drei Jahre lang, den Unsinn der ersten Kirche, und die daraus entstandene Pfaffentücke büßte.

Dämmerung lag bereits auf dem Sankt Paulusberge vor der Stadt, und herbstliche Nebelwolken verhüllten die Spitzen von hundert zwecklosen Thürmen, als Wilhelm seinen keuchenden Gaul zum erstenmale am Schlagbaume verschnaufen ließ, und mit hastiger Ungeduld die Fragen des wachhabenden Offiziers beantwortete. Er stieg in dem ersten besten Gasthofe ab, gab sein Pferd dem ersten besten Unbekannten, raffte einen Lohnbedienten von der Straße auf, und trat, mit Staub und Schweiß bedeckt, in das Vorzimmer des Ministers, an welchen sein Empfehlungs-

ſchreiben lautete. Es währte lange ehe er vorgelaſſen wurde, denn der Miniſter hatte noch fünf Beete in einem intereſſanten l'Hombre abzuſpielen. Wilhelm kaute die Nägel, und betrachtete gedankenlos die Heiligenbilder im Vorgemach.

Endlich wurden die Thüren geöffnet, er überreichte ſeine Depeſchen. Des Königs Vorwort wirkte mächtig, die Sache war ſogleich entſchieden, die Ausfertigung aber wurde bis zum andern Morgen verſchoben, und der Herr Lieutenant indeſſen zur Tafel gebeten. Obgleich Wilhelm in drei Tagen kaum drei Biſſen gegeſſen hatte, ſo fühlte er doch nichts weniger als Hunger. Es war ihm unbegreiflich, wie der Miniſter ihn ſo ruhig einladen, die Bedienten ſo ruhig den Tiſch decken, und alles in der Natur ſo ruhig ſeinen Gang geben konnte.

»Schnelle Hilfe,« ſagte er zum Miniſter, »hat doppelten Werth. Dem Kranken ſcheint die Nacht lang, dem Unglücklichen noch länger. Arzenei und Troſt ſind je früher je willkommener. Wenn Ew. Excellenz Ihrem Sekretär auftragen wollten, mich zu begleiten" —

Der Miniſter. Sie werden doch erſt einen Löffel Suppe bei mir eſſen?

Wilhelm. Ich würde eine traurige Figur an Ihrer Tafel ſpielen.

Seine ganze Geſtalt bat flehentlich um Entlaſſung indem er dieſe Worte ſprach; aber da war keine Rettung.

Die vornehmen Leute glauben, es könne einem schlichten, anspruchlosen Manne keine größere Ehre widerfahren, als wenn sie ihm die Erlaubniß geben, sich einmal in ihrer Gesellschaft satt zu essen, und eben weil sie selbst einen so großen Werth auf das Schauspiel ihrer wackelnden Kinnladen setzen, können sie es auch nicht leiden, daß andere sich wenig darum bekümmern. Sie bedenken nicht, daß der freie, verständige Mann seine Mahlzeit durch Zwang und Langeweile, weit theurer bezahlt, als wenn er bei dem berühmtesten Restaurateur zu Tische ginge.

Der arme Wilhelm saß auf Dornen, und so oft er eine neue Schüssel auftragen sah, brach ihm der Angstschweiß aus. Sr. Excellenz hielten während der Tafel eine politische Vorlesung, wie sie alles das schon längst im Kabinet vorher gesagt, was sich jetzt ereigne, und beriefen sich dabei auf den podagrischen Geheimerath, der ein Ja-Bruder war, und erst dann redselig wurde, als man auf die verschiedenen Gewächse des Rheinweins zu sprechen kam.

Endlich nahte die Stunde der Erlösung, Wilhelm erhielt seine Abfertigung. Ha! wie flog er die Treppe hinab! ein kleiner dicker Sekretär vermochte kaum ihm zu folgen. Auf der Straße würde er seinen Begleiter ohne Bedenken im Stiche gelassen haben, wenn er nur ohne ihn den Weg nach dem Arbeitshause zu finden gewußt hätte. Sein kaltblütiger Führer leuchte immer einige Schritte hinter ihm

her, und brachte den armen Wilhelm durch Fragen um Neuigkeiten von der Armee faſt zur Verzweiflung.

»Sie haben eine Schlacht gewonnen?" — Ja. — „Anfangs ſtreute man hier aus, ſie ſei verloren worden." — Auch das, wenn Sie wollen. — »Wie ſo? das verſtehe ich nicht."

Mein Gott! gewonnen, verloren, alles, was Ihnen beliebt. Ich habe in dieſem Augenblicke keinen Sinn für Schlachten. Morgen, morgen, mein Herr, will ich Ihnen erzählen, was ich jetzt nicht weiß.

Der Sekretär ſchüttelte den Kopf und meinte, es ſei wohl nicht recht richtig mit dem fremden Herrn. So gelangten ſie endlich ſchweigend bis an die Pforten des Arbeitshauſes.

»Wir müſſen klingeln," ſagte der Sekretär, und ſchon hatte Wilhelm die Klingel abgeriſſen. Hannchen betete eben den Abendſegen. Wilhelm war der Heilige, deſſen Fürbitte ſie ſich empfahl, denn ſie glaubte ihn todt. Ihren unbekannten Wohlthäter ſchloß ſie inbrünſtig in ihr Gebet mit ein.

Horch! da ſchallten raſche männliche Fußtritte den langen oden Gang herauf. — Wem mag der ſpäte Beſuch gelten? — Horch! da krabbelte etwas an der Thür. — Was ſoll das heißen? — wer reißt die Thür ſo haſtig auf? — Herein ſtürzt ein Offizier — Hannchen hatte nicht Zeit,

ihn zu erkennen — er lag zu ihren Füßen und schluchzte: Hannchen, du bist frei!

Es gibt Scenen im menschlichen Leben, die, wenn der Vorhang fällt, selbst denen wie ein Traum vorkommen, die mit gespielt haben. Solche Scenen sind Klippen für die Darstellung, und findet der Maler in der Fantasie seiner Leser das Bild nicht schon skizzirt, so werfe er lieber den Pinsel weg.

Hannchen wußte nicht, wie ihr geschah. Ohnmächtig lag sie in Wilhelm's Armen, ohnmächtig wurde sie in einen Miethwagen gehoben, erwachte betäubt in einem fremden Zimmer, und suchte voll Erstaunen sich zu besinnen, wie sie in dieses Haus, auf dieses Bett gekommen?

Alles war still um sie her. Neben ihr stand eine Nachtlampe, die einen düstern Schein auf die alte, goldlederne Tapete warf. »Wo bin ich?" fragte sie sich selbst, »ist Wilhelm mir erschienen? — Ach! mir träumten wunderliche Dinge."

Jetzt wandte sie von ungefähr das Haupt — siehe, da saß der Geliebte neben ihrem Bette auf einem Sessel; die übermenschliche Erschöpfung der drei verflossenen Tage und Nächte hatten ihn wider seinen Willen in einen kurzen Schlummer gewiegt. »Wilhelm!" schrie Hannchen laut auf. Er erwachte und taumelte an ihren Busen. Ein Strom von Freudenthränen machte ihrem beklemmten Herzen Luft.

Erſt nach mancher ſtummen Umarmung gewann Wilhelm ſo viel Kraft und Beſinnung, daß er ihr ſeine Geſchichte in unzuſammenhängenden Bruchſtücken mittheilen konnte.

Hannchen war ſehr aufmerkſam, und forſchte gefliſſentlich nach dem Zeitpunkt, in welchem er Offizier geworden. Seine Antwort traf mit ihrer Ahnung überein. Das Räthſel des wohlthätigen Unbekannten war gelöſt — „Ja, du biſt es, dem ich alles verdanke' mein Herz hat es mir längſt geſagt!" — Sie hing ſchluchzend an ſeinem Halſe. In ſüßen Thränen ſchwimmend fand ſie der Tag, unter unſchuldigen Liebkoſungen überraſchte ſie der Abend. Schneller als Gedanken rauſchten zwei Tage vorüber.

Ein Jüngling, der ſich ſo große Rechte der Liebe und Dankbarkeit auf das Herz ſeines Mädchens errungen hatte, was hätte er nicht alles bitten, was nicht alles wagen dürfen! aber Wilhelm ehrte Unſchuld und Tugend, die, wenn gleich einſt wehrlos unter den Klauen eines Räubers, doch ihre ſchöne Wohnung nie verlaſſen hatten. Mögen doch immerhin bei dem Worte Unſchuld ſich die Naſen einiger Spröden rümpfen; es bleibt ewig wahr: Unſchuld geht nur mit der Reinheit des Herzens verloren, und manche nie von Männerhänden entweihte Dirne hat ihr dennoch ſchon längſt entſagt.

In ruhigern Augenblicken entſtand nun die Frage: was ſoll aus Hannchen werden?

»Meine Gattin!« rief Wilhelm, und drückte sie glühend an seine Brust.

»Da sei Gott für!« sagte das edle Mädchen, »eine Dirne, die eine entehrende Strafe gelitten, soll deinen aufblühenden Ruhm nie beflecken. Wie könntest du die bittern Spöttereien deiner Kameraden ertragen —«

Ha! ich würde —

»Nun ja, ich weiß, was du thun würdest. Deinen Degen in Blut tauchen, um meine Schande auszulöschen; mich zur Witwe oder dich zum Mörder machen. — Nein, Wilhelm, der König kann nicht auf die Ehre eines Mannes bauen, der seine Hand einer verworfenen Dirne reicht. War ich vielleicht mehr unglücklich als strafbar, verdiene ich mehr Mitleid als Verachtung, so muß ich das jetzt beweisen, indem ich die Hand ausschlage, deren Besitz ich so gern mit meinem Blute erkauft hätte. — Du hast mich deine Schwester genannt — wohlan, Bruder Wilhelm! laß uns den süßeren Namen auf ewig entsagen!«

Wilhelm bot die ganze Beredsamkeit der Liebe auf, diesen Entschluß wankend zu machen. Fünf Tage seines Urlaubs waren bereits verstrichen, der sechste brach an, er hatte keine Zeit zu verlieren. Das Herz des armen Mädchens wurde mit Liebkosungen und Scheingründen bestürmt, die in solchen Fällen gewöhnlich für Vernunftgründe zu gelten pflegen. Sie fühlte, daß längerer Widerstand ihre Kräfte

übersteige, und daß sie den Bitten des Geliebten endlich unterliegen werde. Nur mit Mühe gelang es ihr, noch eine kurze Frist bis zum andern Morgen von ihm zu erbetteln.

Als er ihr beim Schlafengehen zärtlich die Hand drückte, und schon die Thür öffnete, um sich in sein Zimmer zu begeben, da flog sie ihm plötzlich nach, klammerte sich um seinen Hals, und weinte heiße Zähren. — »Was ist dir, Hannchen?" — Nichts! nichts! — schlaf' recht wohl! — Morgen! morgen! — Wie? gedenkst du mit Beben der frohen Stunde, die dir das süße Versprechen entlocken wird, ewig die Meinige zu sein?" —

Nein! nein! — ewig die Deinige! — geh', guter Wilhelm — ruhe sanft — um Gottes willen! geh'! — ich kann es nicht länger ertragen! —

Wilhelm ging. Frohe Hoffnungen wiegten ihn bald in den Schlummer, und süße Träume umgaukelten sein Lager. Rasch sprang er den andern Morgen aus den Federn, warf seinen Überrock über, und schlich leise an die Thür vor Hannchens Schlafzimmer. Er fand sie nur angelehnt, öffnete sie behutsam, und flüsterte hinein: »bist du schon wach, liebes Hannchen?" — keine Antwort — er steckte den Kopf in das Zimmer — es war leer — er warf einen Blick auf das Bett — es war leer — und ach! nicht einmal eine Spur, daß diese Nacht Jemand darin gelegen.

Eine schnelle Röthe stieg ihm in's Gesicht, eine bange Ahnung beklemmte seine Brust; mit hochklopfendem Herzen trat er herein, schaute ängstlich umher, und erblickte einen Zettel auf dem Tische liegen. Sein Auge verschlang ihn.

„Vergib, guter Wilhelm! ich fliehe vor mir selbst. Wie hätte ich dir und meinem Herzen länger widerstehen können! und doch muß ich, um dir Schimpf und Reue zu ersparen. Im Taumel der Leidenschaft wirst du mich anklagen. Ach, Wilhelm! thu das nicht! Mein Entschluß hat mich einen fürchterlichen Kampf gekostet. Bekenne, daß ich dich fliehen mußte, um deiner werth zu sein. Lebe wohl, und sorge nicht um mich. Deine Wohlthaten haben mich in den Stand gesetzt, Monate lang ohne fremde Hilfe zu leben, bis ich mein Unterkommen, und wäre es auch nur als Magd, irgendwo in einem guten Hause finde. — Lebe wohl! forsche nicht nach meinem Aufenthalt. Du siehst mich nicht wieder, bis ich, ohne zu erröthen, dich Bruder nennen darf, bis die Zeit meine Schuld, meine Schande und vielleicht auch deine Liebe verwischt hat. — Deine Liebe — ach! warum muß ich das wünschen! — brich ab, armes Hannchen! ehe es dir an Kraft zu fliehen gebricht! — — — Ich bin an deiner Schlafkammer gewesen — ich habe dich athmen hören — vielleicht zum letzten Mal in meinem Leben! das Herz wollte mir springen! — Schon berührte ich das Schloß deiner Thür, schon zog mich eine unsichtbare Gewalt — an dein Bett zu schleichen — dich

noch einmal zu sehen — ich fürchtete, du möchtest erwachen, und deine stürmende Liebe meine redlichen Entschlüsse vernichten. Ich zog meine Hand zurück, und bedeckte mit Küssen und Thränen den Drücker der Thür, den deine Hand morgen zuerst berühren wird. Auf der Schwelle habe ich gelegen, und Gott mit Händeringen um Segen für dich angefleht. — Nun ist's vollbracht! — ich eile, mich vor meinem Geliebten zu verbergen. Leb' wohl, Bruder! gedenke deiner unglücklichen Schwester!"

Wilhelm starrte den Zettel mit trockenen Augen an. Seine Lippen bewegten sich krampfhaft, aber kein Wort drang durch die fest verschlossenen Zähne. Nach einer langen Pause erwachte er aus seiner Starrsucht, rang die Hände und rief: »ha! das ist zu viel!" Sein irrer Blick schweifte im Zimmer umher, ob er nicht irgendwo eine Reliquie von Hannchen entdecken werde. Ach, nirgends eine Spur von dem geliebten Flüchtling!

»Doch hat sie nicht mit Thränen und Küssen das Schloß meiner Kammerthür bedeckt? hat sie nicht auf der Schwelle gelegen und für mich gebetet?"

Da lag nun auch Wilhelm und betete für Hannchen, und seine Thränen frischten die verloschenen Spuren der ihrigen wieder auf.

Plötzlich ergriff ihn eine bange Wuth, er sprang auf, lärmte und tobte im Hause umher, verlangte von jeder

Küchenmagd, sie solle ihm Rechenschaft geben, wo Hannchen geblieben, und schlug in der Hitze einen Hausknecht zu Boden, der die sehr natürliche Frage an ihn that: ob das Jüngferchen ihn etwa beſtohlen habe?

Als ihm niemand Rede und Antwort geben konnte, wann, wie und wohin Hannchen entwichen, da warf er sich in die Kleider, bestürmte das Haus der alten Muhme, durchstrich die ganze Stadt, die Vorstädte, die umliegenden Gegenden; wo zwei Menschen auf der Straße mit einander sprachen, da horchte er, ob sie vielleicht von Hannchen sprächen? wo ein weiblicher Kopf hinter einer Fenster-Gardine lauschte, da blieb er eingewurzelt unter dem Fenster stehen, und starrte so lange hinauf, bis ein fremdes Gesicht neugierig herabschaute. Wo er eine Kirchenthür offen fand, da schlüpfte er hinein, und durchspähte jeden Winkel, wo irgend eine Betende vor dem Bilde ihres Heiligen kniete.

Ohne Speise oder Trank genossen zu haben, matt und kraftlos, kehrte er, nach immer vergeblichem Suchen, von der hereinbrechenden Dunkelheit getrieben, in sein Wirthshaus zurück. Unterwegs wagte er zu hoffen, Hannchen könne wohl während seiner Abwesenheit sich wieder eingefunden haben. Der Wirth saß ruhig vor der Thür und schmauchte sein Pfeifchen. »O gewiß ist sie gekommen!" dachte Wilhelm, »wie könnte der Wirth sonst so ruhig sein?" — Er bestürmte ihn mit Fragen, und mußte, als

er immer nur ein kaltes Nein zur Antwort erhielt, auch ſeinen letzten Strohhalm fahren laſſen.

Sein Urlaub war nun bis auf vier Tage abgelaufen. Drei hatte er gebraucht, um nach Münſter zu fliegen; vier bedurfte er wenigſtens, um die Bürde ſeiner Verzweiflung langſam in's Lager zu ſchleppen. Auch war ſein Pferd ſo angegriffen, daß es noch zweifelhaft ſchien, ob er das Ziel ſeiner Reiſe glücklich erreichen werde? Mit Tages Anbruch ſchwang er ſich auf den halb lahmen Gaul, trabte in dumpfer Betäubung zum Thor hinaus, und als er, von einem Hügel herab ſich noch einmal nach Münſter umſah, da ſpiegelte ſich die Morgenſonne in ſeinen Thränen.

Siebzehntes Kapitel.

Die Verirrte.

Hannchen war, mit einem kleinen Bündel Wäsche unter dem Arm, und einigen Goldstücken in der Tasche, um Mitternacht aus dem Wirthshause geschlichen. Die alte Muhme fiel ihr freilich wohl ein, aber welchen Empfang konnte sie, nach allem, was vorgefallen, von ihr erwarten? Hatte sie doch seit drei Jahren sich gar nicht um die arme Waise bekümmert, ihr nie eine Erquickung in ihren Kerker gesandt. Lieber ging Hannchen in die weite Welt.

Nur mit Mühe, unter dem Vorwand eines Krankenbesuches in der Vorstadt, und für doppelte Thorgroschen, ließ sich die Wache bereden, ihr ein kleines Pförtchen zu öffnen. Als die Dämmerung anbrach, war sie schon eine Meile gewandert, und nahe bei einem Dorfe, wo sich zwei Landstraßen durchkreuzten. Sie setzte sich, um auszuruhen, unter die Dorflinde, und hatte noch nicht lange gesessen, als eine Postkutsche, mit einigen Reisenden beladen, vorüberfuhr. Ein paar hundert Schritte weiter hielt

der Wagen vor der Schenke, weil der Postillon, nach althergebrachter löblicher Gewohnheit, seine Gurgel erfrischen wollte.

Flugs stieg Hannchen der Gedanke auf: »wie wenn ich mit dieser Postkutsche weiter reiste? um so schneller entgehe ich Wilhelm's Nachforschungen."

Zwar wußte sie gar nicht, auf welcher Straße sie eigentlich sei? und wohin dieselbe führe? aber das galt ihr auch gleich viel, wenn es nur immer Land einwärts ging, und Münster im Rücken liegen blieb. In der ersten ansehnlichen Stadt, sie heiße wie sie wolle nahm sie sich vor, Dienste zu suchen.

Mit diesen Gedanken beschäftigt trat sie in die Schenke, und fand den Postillon am Tische bei Käse, Brot und Branntwein. Sie trug ihm ihr Anliegen vor, und bot ihm ein gutes Trinkgeld. Er lachte über seine weißen Zähne, gab seine Einwilligung durch ein Kopfnicken zu erkennen, und würzte diese Gefälligkeit durch einige derbe Späschen auf Kosten der einsamen Fußgängerin. Nachdem er sein Frühstück verzehrt, auch Hannchen mit bäuerischer Höflichkeit eingeladen hatte, einen Schnaps zu trinken, trat er heraus an den Postwagen: „meine Herren, rücken Sie ein wenig zusammen, und machen Sie Platz für ein schmuckes Jüngferchen, das sich die Füße wund gegangen." — Mit plumper Dienstfertigkeit half er Hann-

chen auf ihren Sitz, und, weil das Wetter eben schön war, so holte er seinen Mantel vom Kutschbock, ihn ihr zum Polster unterzubreiten. Die Macht der Schönheit wirkt auf den Tölpel wie auf den Dichter, und der Mantel des Postillons galt eben so viel als ein Sonnet auf Hannchens Reize.

Beim Einsteigen bat sie mit bescheidener Anmuth die Reisenden um Vergebung, daß sie ihnen beschwerlich falle. Es war nicht möglich, ihr d'rum gram zu werden, man machte ihr willig Platz. — Ein Postwagen ist nicht selten der Ort, wo ein junges Mädchen sich, wie Gresset's Vert-vert, in übler Gesellschaft befindet. Hannchen hatte diese Erfahrung bereits gemacht, als sie zum ersten Male nach Münster zu der alten Muhme reisen mußte; sie hatte daher ihren Sitz kaum eingenommen, als sie schüchtern, in den Physiognomien ihrer Gefährten spähte, was sie etwa fürchten müsse, oder hoffen dürfe.

Diese Musterung (wozu ein weibliches, unzutäuschendes Auge nur eine Sekunde braucht, wäre gleich der Postwagen so voll gepfropft als Noah's Kasten) gewährte ihr große Beruhigung, denn sie erblickte vier oder fünf alte grämliche Männer, die das Ansehen von Kaufleuten hatten, und eben nicht gesonnen schienen, ihre schwermüthigen Gedanken zu unterbrechen. Sie hatten sämmtlich, statt einer Art von Begrüßung, die Schlafmützen ein wenig gelüf-

tet, und einer unter ihnen bot Hannchen eine Prise Tabak an; das war es aber auch alles, weiter bekümmerte man sich nicht um sie.

Gern hätte sie den, der den Inhalt seiner Dose mit ihr theilen wollte, gefragt, wohin eigentlich die Reise gehe? aber sie fürchtete, durch diese Frage zu verrathen, daß sie ohne Zweck in die weite Welt hinein kutsche, und folglich Aufmerksamkeit zu erregen; sie schwieg also, ihre Begleiter schwiegen auch, und sahen sämmtlich aus, als ob sie Gewinn oder Verlust einer Spekulation berechneten. Die öde Stille, welche nur durch ein Gotthelf! unterbrochen wurde, wenn etwa einer aus der Gesellschaft nieste, behagte Hannchens Trübsinn, das Schütteln und Rütteln des unbequemen Wagens weckte sie nicht aus ihren schwermüthigen Betrachtungen.

In den ersten beiden Tagen fuhren sie nur durch Dörfer und kleine Landstädte, deren Namen ihr völlig unbekannt waren, weil sie sich nie viel um Geographie bekümmert hatte. Als sich an diesen unbedeutenden Orten keine Gelegenheit zu einer Versorgung darbot, so setzte sie ihre Reise getrost immer weiter fort. — Gegen Abend des dritten Tages — sie blickte eben starr auf die Wiesen und Bäume zu ihrer Rechten, welche rückwärts zu laufen schienen — fuhr sie plötzlich zusammen, und unterdrückte mit Mühe ein lautes Gekreisch.

Wilhelm ritt an den Postwagen vorüber! — Sein Gaul ging einen trägen Trab, ihm selbst war der Kopf zwischen die Schultern gesunken, und er schien seinen Sattelknopf so emsig zu betrachten, daß er auch nicht einen Blick auf die Postkutsche warf. Zwar würde er Hannchen doch nicht gesehen haben, denn der Wagen war mit blauem Tuche überzogen, und sie saß im Hintergrunde. Auch sie hatte ihn nur eben erkannt, wie er an der kleinen Oeffnung vorbeiritt, wo das Tuch in der Mitte des Wagens, ein wenig zurückgeschlagen ist. Ein Blick war der Liebenden genug, sie hätte ihre Seligkeit zum Pfande gesetzt, daß es Wilhelm sei. Nun war es klar, daß sie, statt zu fliehen, ihm gerade in die Arme laufe.

»Mein Gott! was soll ich anfangen? — auf der nächsten Station wird der Wagen umgepackt, ich muß aussteigen, und finde Wilhelm vielleicht an der Thür!"

Sie rückte unruhig auf ihrem Platze hin und her, ihr Gesicht glühte, ihr Herz klopfte. Je näher sie der Station kamen, je heftiger wurde ihre Angst. Zufälligerweise fragte einer der Reisenden den Postillon: »Schwager, haben wir noch weit?" — »Noch eine kleine halbe Stunde," war die Antwort. Hannchen erschrack und faßte einen raschen Entschluß. »Halt Schwager!" rief sie plötzlich. Der Postillon hielt. Sie raffte ihr Bündel zusammen, stieg aus, drückte dem Fuhrmann einen halben Gulden in die Hand, und sagte: »fahre Er nur weiter."

»Je du lieber Gott, Jüngferchen, es wird ja schon Abend, wo will Sie denn hier auf der Landstraße bleiben?"

»Ich bin im nächsten Dorfe zu Hause," flotterte Hannchen, »fahre Er in Gottes Namen ohne mich." — Der Postillon schüttelte den Kopf, setzte seine Haken dem Sattelgaul in die Seite, ließ die Peitsche knallen, und in wenig Minuten war der Wagen aus Hannchens Augen verschwunden. Sie sah ihm betäubt nach, und als sie sich nun in der Natur allein und hilflos erblickte, als sie das Heimchen den Abendgesang zirpen und die Wachtel im Roggengras schnarren hörte, da fing sie bitterlich an zu weinen.

»Armes Mädchen! was soll nun aus dir werden! — zurückgehen? — wohin? — vorwärts? — ach Wilhelm!" — Sie wankte noch eine Weile auf der Landstraße fort, bis sie linker Hand einen Feldweg erblickte, den sie ohne weitere Ueberlegung wählte, und betend darauf fortwanderte.

Bis jetzt hatte die Dämmerung ihren Pfad schwach beleuchtet, doch nun brach die Nacht finster herein, und sie sah sich am Eingang eines dichten Waldes. Einige Augenblicke stand sie unentschlossen, doch bald ermannte sie sich. »Dieser Fußsteig," dachte sie, »muß doch endlich zu Menschen führen. Gewiß finde ich ein Dorf, oder auch nur eine Köhlerhütte, je tiefer im Walde, je besser." —

Anfangs setzte sie ihre Straße muthig fort; als aber die Dunkelheit mit jeder Minute zunahm, und nur das Geheul des Schuhu dann und wann in der Ferne die düstere Stille unterbrach, da beklemmte nie gefühlte Bangigkeit ihren Busen. Sie verdoppelte ihre Schritte und die Angst gab ihr neue Kräfte.

Bis jetzt glaubte sie noch immer zu beiden Seiten ihres Weges, ein Fahrgleis bemerkt zu haben, nun aber wand sich der Fußsteig oft so enge durch dicht verwachsenes Gebüsch, daß sie jeden Augenblick befürchtete, ihn ganz zu verlieren, und ach! was sie befürchtet hatte, geschah. Sie sah sich plötzlich auf einem kleinen freien Platze, wo ringsumher Tannen und Fichten ihre Zweige in einander schlangen, die Aeste ihr Spinnegewebe in's Gesicht schlugen, und sie folglich errathen ließen, daß keines Menschen Fuß hier einen Weg gebahnt habe. Jetzt benahm ihr die Angst Kräfte und Besinnung, sie tappte herum wie mit Blindheit geschlagen, und vermochte auch den Rückweg nicht mehr zu finden. Bebend sank sie nieder auf einen Maulwurfshügel, und empfahl sich Gottes Engel!

Nach einer Stunde ging der Mond auf — mit ihm ein Strahl der Hoffnung in ihrer Seele. Sie raffte sich wieder empor und wählte die Stelle, die ihr am lichtesten schien, um durch das Gebüsch zu dringen. Nachdem sie eine Zeit lang sich mühsam durchgearbeitet, ihre Hände blutig geritzt, und ihr weißer Rock von Dornen zerrissen war,

gelangte sie endlich an einen Zaun, der, so viel das schwache Mondlicht ihr zu errathen verstattete, einen Hausplatz einzugrenzen schien. »Gott Lob!« rief sie aus, »hier müssen Menschen wohnen!« und wirklich erblickte sie bald nachher in der Ferne ein Licht. »Ha! ein Licht!« rief sie hastig, und fühlte sich neu gestärkt. Mit frischen Kräften ging sie nun am Zaune hinab, näherte sich dem Lichte immer mehr und mehr, und wurde bald gewahr, daß es aus dem Fenster eines kleinen Hauses schimmerte, welches zwar nur mit Stroh gedeckt, aber doch ein besseres Ansehen hatte als die gewöhnlichen Bauerhäuser. Es war von einigen Nebengebäuden umgeben, und übrigens ringsumher vom Walde eingeschlossen.

Achtzehntes Kapitel.

Der Sonderling.

Der Mensch, der nun einmal kein Fenster in der Brust, und kein Zeichen mehr vor der Stirn trägt (sollte er auch gleich seinen Bruder todt geschlagen haben), läßt sich doch nach zwei Dingen ziemlich treffend beurtheilen, nämlich nach Kleidung und Wohnung. Wem es hell im Kopfe und ruhig im Herzen ist, der kleidet sich mit Geschmack, und liebt eine freundliche Wohnung. Nur der Schwärmer oder der Unglückliche vergräbt sich in Wüsteneien.

Aehnliche Gedanken lagen dunkel in Hannchens Seele, als sie das kleine Haus mitten im Walde erblickte. »Möchte ich hier ein Obdach finden!" seufzte sie; »möchte es mir vergönnt sein, mich hier an irgend einen Unglücklichen zu ketten, der vor Neid und Verfolgung floh, wie ich vor der Liebe!" —

Sie trat einige Schritte näher, bis unter eine alte Eiche, die eine Rasenbank beschattete. Höher hinauf am Stamme der Eiche schimmerte etwas im Strahl des Mondes. Es war eine weiße beschriebene Tafel, durch eine vergoldete Schleife am Stamme der Eiche befestigt. Hannchen stieg

auf die Rasenbank und las mit Hilfe des Mondscheins folgende Zeilen in französischer Sprache:

La plainte est pour le fat, le bruit est pour le sot,
L'honnête homme trompé s'éloigne et ne dit mot. *)

»Ha!" rief Hannchen, »hier wohnt ein Mensch, der sich mit der Welt überworfen hat, er wird seine Thür einer Unglücklichen nicht verschließen."

Muthig hüpfte sie von der Bank herab, und ging auf die Hausthür los. Plötzlich fuhr ein Kettenhund aus seinem Loche, und bellte wie ein Recensent. Hannchen erschrack und wagte sich nicht näher. Sie glich einem jungen bescheidenen Autor, dem der Recensent den Zutritt in den Tempel des Ruhms versagt, dessen Heiligthum er eben so wenig betritt als der Kettenhund das Haus seines Herrn; beide werden nur gefüttert um zu bellen, und sich gegen jeden Fremdling übel zu geberden.

Auf den Lärm, den der Bullenbeißer machte, sah Hannchen, wie das Licht im Hause sich vor den Fenstern vorüber bewegte, sie hörte bald darauf einen Riegel wegschieben, die Hausthür öffnete sich, eine Mannsperson trat heraus, sagte kusch, Fagel! zu dem Hunde, und als dieser sein Literaturzeitungsgeschrei in ein sanfteres Brummen verwandelte, wendete sich der Waldbewohner nach der Gegend, wo Hannchens weiße Gestalt ihm in die Augen

*) Der Thor beklagt sich, der Narr lärmt, der betrogene Biedermann flieht und schweigt.

schimmerte, und rief: wer da! — Hannchen erzählte in wenig Worten, sie habe sich verirrt und bat um ein Nachtlager.

Der Fremde antwortete nicht eine Silbe. Er ging hinein und schloß das Haus wieder zu. Das arme Mädchen wußte nicht, was das bedeuten sollte. Der Hund fing wieder an zu toben wie vorher, das Licht erschien wieder auf seinem alten Platze, und, außer dem Bullenbeißer, schien sich niemand um ihr Dasein zu bekümmern.

Nach einigen ängstlich zugebrachten Minuten bewegte sich das Licht auf's neue, der Riegel wurde weggeschoben, die Hausthür knarrte, der nämliche Mann trat heraus, sagte: kusch, Fagel! zu dem Hunde, und zu Hannchen das einzige Wort: herein! — Hannchen folgte. Sie sah nun beim Schein der Lampe, daß sie einen ältlichen Mann vor sich hatte, in einer blauen Jacke, mit rund geschnittenem Haar. Er schien die Neugierde nicht zu theilen, mit welcher sie ihn betrachtete, denn er warf kaum einen Blick auf sie, sondern führte sie rechter Hand in ein kleines Zimmer, welches an das Vorhaus stieß. »Hier ist ein Bett,« sagte er, setzte die Lampe auf den Tisch und ging hinaus.

Hannchen wußte nicht recht, was sie bei diesem zweideutigen Empfange denken sollte. Sie sah im Zimmer umher, es herrschte eine Art von reinlicher Dürftigkeit darin. Die Möbeln bestanden aus einem kleinen, weißüberzogenen Bett mit seinen Lacken, einem Spiegel in braunem Rah-

men, zwei grün lakirten Tischen und sechs Strohstühlen. Der Boden war mit weißem Sand und kleingehackten Tannenzweigen bestreut. Das Einzige, was einen wohlhabenden Besitzer zu verrathen schien, waren vier köstliche Landschaften von Wouvermann, die an den Wänden hingen.

Als sie merkte, daß alles im Hause still war, und sich niemand weiter um sie bekümmerte, warf sie sich in ihren Kleidern auf das Bett, und erschöpft durch drei schlaflos zugebrachte Nächte, durch körperliche Anstrengung und Seelenkummer, genoß sie eines ziemlich ruhigen Schlummers. Die Sonne stand schon hoch, als ein Geräusch sie erweckte. Es war der einsilbige Mann von gestern. Er trat herein mit einem Körbchen, aus welchem er schweigend eine weiße Serviette zog, die er auf dem Tische ausbreitete. Dann besetzte er den Tisch mit Brot, Butter, Käse, Honig, einer Schale Milch und einem Teller voll Erdbeeren. »Hier ist ein Frühstück,« sagte er, und ging wieder hinaus.

Diese lakonische Einladung zwang Hannchen zum Lächeln. Sie blieb wohl noch eine halbe Stunde auf dem Bette liegen, und zerbrach sich den Kopf über das seltsame Betragen ihres gastfreien Wirths. Endlich stand sie auf und erquickte sich an Milch und Früchten. Als sie bei dieser Beschäftigung von ungefähr einen Blick durch das Fenster warf, wurde sie noch einen andern Mann gewahr von ungefähr vierzig Jahren, in einem grauen Oberrocke, mit

rundgeschnittenem Haar wie der Erste. Er saß auf der Rasenbank unter der Eiche, und las in einem Buche. Sein blasses, hageres Gesicht trug Spuren des Grams, seine Augen lagen tief und wurden von starken Augenbraunen beschattet, welches seinen Zügen einen düstern, etwas wilden Anstrich gab.

Hannchen beobachtete ihn lange mit Aufmerksamkeit. Sie vermuthete in ihm den Herrn des Hauses, und beschloß, so bald er seine Lectüre geendigt haben würde, ihm in den Weg zu treten, ihm für seine gastfreie Aufnahme zu danken und sich ihm als Magd anzubieten. Aber der graue Mann schien seinen Platz nimmer verlassen zu wollen. Bisweilen legte er wohl das Buch weg, streichelte einen Hühnerhund, der neben ihm lag, oder schnitzelte an einer Haselstaude, wobei er sich in Gedanken verlor; aber zuletzt griff er immer wieder nach dem Buche, ob er gleich wenig zu lesen schien.

Gegen Mittag setzte sein Knecht (denn dafür hielt Hannchen den Mann in der blauen Jacke) einen Tisch unter den Eichbaum, und trug einige frugale Schüsseln auf, von welchen der graue Mann wenig aß. Gleich darauf brachte der Knecht die nämlichen Schüsseln zu Hannchen, sagte, hier ist ein Mittagsbrot, und ging wieder fort. — »Neugierig,« dachte Hannchen, »sind diese Menschen nicht. »Es scheint ihnen sehr gleichgiltig zu sein, wer ich bin? aber ich wünschte wohl zu wissen, wer der ist, dem ich diese Zuflucht verdanke.«

Als nun der Knecht zurückkam, den Tisch abzuräumen, da erlaubte sie sich die erste Frage: »wo bin ich?" — Bei ehrlichen Leuten, versetzte der Mensch und ging seiner Wege. Hannchen errieth, daß die Sprache hier nur zur Nothdurft gebraucht werde, und nicht wie bei Hofe, ein Artikel des Luxus sei. So gern sie auch ihre weibliche Wißbegierde befriedigt hätte, so scheute sie sich doch durch Fragen lästig zu werden, und kämpfte den ganzen Tag mit sich selbst, ob sie hinausgehen und den grauen Mann anreden sollte? Mehr als einmal hatte sie schon die Thür in der Hand, aber als sie endlich Muth faßte, ihr Vorhaben auszuführen, wurde sie gewahr, daß der Fremde so eben seinen Platz verlassen hatte, und sich hinter den Bäumen verlor.

Der Abend brach herein. Der Mann mit der blauen Jacke brachte eine Lampe, und sagte: hier ist Licht. Bald nachher deckte er schweigend den Tisch, und, nachdem er ihn mit Speisen besetzt hatte, war sein letztes Wort: hier ist ein Abendbrot. Damit schloß sich die Conversation des heutigen Tages. Hannchen blieb allein, sah und hörte weiter nichts, und schlief so gut sie konnte bis zum andern Morgen.

Als man ihr abermals ein Frühstück aufgetischt, und sie einige Bissen davon verzehrt hatte, sagte der einsilbige blaue Mann: »jetzt kann Sie gehen. Linker Hand führt der Weg aus dem Walde." — »Ach mein Freund!" versetzte

Hannchen, »braucht Sein Herr keine Magd?" — Der blaue Mann sah ihr zum ersten Male in's Gesicht, antwortete aber nicht eine Silbe, sondern ging hinaus zu seinem Herrn, der wieder unter dem Eichbaum saß. Nach einigen Minuten kam er zurück und sagte: »Nein! linker Hand führt der Weg aus dem Walde."

»Ich werde gleich gehen," seufzte Hannchen, »aber darf ich denn nicht wenigstens mich bei Seinem Herrn bedanken?" — Nein! war die fast unfreundliche Antwort, mit welcher der Knecht sie verließ. Schwermüthig trat sie an's Fenster, wollte jeden Augenblick sich zu ihrer Abreise anschicken, und zögerte immer. »Wo werde ich einen Zufluchtsort finden so eigen geschaffen für meinen Trübsinn? Das Gewühl in Städten, die prunkenden Häuser, die plauderhaften Menschen — und hier — die öde Wildniß, die düstern Tannen, das heimliche Schweigen — O! er muß mich behalten, der Sonderling dort unter der Eiche." — Plötzlich flüsterte ein richtiges Gefühl ihr zu: man müsse, um bei sonderbaren Menschen zu seinem Zwecke zu gelangen, selbst sonderbar handeln. Sie hatte Tags vorher, ungefähr um die nämliche Stunde, bemerkt, wie der Knecht aus einem Nebengebäude einige Zuber holte, damit an den Brunnen ging und sie rein wusch. Dann verfügte er sich in einen kleinen Zwinger, wo ein paar Kühe standen, die er milchte, und die Milch in's Haus trug.

Auf diese Beobachtung baute Hannchen ihren Plan. Rasch schürzte sie den Rock ein wenig auf, ging ohne Verle-

genheit hinaus, warf mit Fleiß keinen Blick auf den grauen Mann unter dem Eichbaume, begab ſich dreiſt in das Nebengebäude, holte die Zuber und wuſch ſie am Brunnen rein. Dann eilte ſie nach dem Zwinger, milchte die Kühe und wollte die Milch in's Haus tragen. Alles das that ſie mit einer Art, als ob ſie in ihrem Leben nichts anders verrichtet hätte.

Der graue Mann ließ ſein Buch auf die Knie ſinken, und ſah ihr befremdet zu. Als ſie mit der Milch aus dem Zwinger kam, und an ihm vorüber gehen mußte, ſagte er: »was ſoll das heißen?"

»Gnädiger Herr" — Ich bin kein gnädiger Herr! — »Aber doch ein Menſch!" — Leider! — »ich bin unglücklich" — Wer iſt es denn nicht? — »Ich wünſche, Ihnen als Magd zu dienen" — Ich brauche keine Magd. — »Wenn Sie meiner nicht bedürfen — ach guter Herr! — ſo bedarf ich Ihrer!"

Der graue Mann ſchwieg einige Augenblicke. Peter! rief er dann dem Knechte zu, das Mädchen kann bleiben. — Nach dieſen Worten ſah er wieder in ſein Buch und bekümmerte ſich nicht weiter um ſie.

zeigen, daß er, um des angeblichen Mangels dieser Tugend willen, nicht nöthig gehabt hätte, die Weiber aus seiner Wildniß zu verbannen.

Peter stand und sah ihr zu. Er sprach zwar auch kein Wort, aber er lachte freundlich, und ließ zuweilen mit halbem Kopfnicken ein halbes hm! hm! ertönen. So gern auch Hannchen gewußt hätte, wo? und bei wem sie sei? so meinte sie doch, ihre einsilbigen Wirthe hätten wohl ein größeres Recht, ihr neugierige Fragen vorzulegen, und da man sie gänzlich in Ruhe ließ, so hielt sie für billig, eine gleiche Delikatesse zu beobachten.

Es verging daher ein ganzer Monat, ohne daß man Menschenstimmen in dieser Einöde hörte. Jede Stunde des Tages hatte ihre angewiesene Beschäftigung, jede Beschäftigung ihre wohlhergebrachte Form. Guten Tag, gute Nacht, wurde durch Kopfnicken ausgedrückt, und höchstens durch ein einziges Wort die Gattung der Speise bestimmt, die Hannchen etwa zurichten sollte. Nicht einmal um ihren Vornamen hatte man sie befragt; wollte man sie rufen, so hieß es: Mädchen! — der graue Mann wurde Herr genannt, und der Knecht Peter.

Indessen gab Hannchen sich alle Mühe, durch kleine Gefälligkeiten die Gunst ihres neuen Herrn zu gewinnen. Es kam ihr sehr zu statten, daß die alte Muhme zu Münster sie in den Geheimnissen der Kochkunst eingeweiht hatte.

Aus den glücklichen Zeiten ihrer Jugend war ihr die Liebhaberei zum Gartenbau übrig geblieben, sie wußte Blumen und Früchte zu ziehen, und alles gedieh wie vormals unter ihrer Hand.

In einem Winkel des Kohlgartens suchte sie sich ein Stück gutes schwarzes Erdreich aus, um es in ein Blumenbeet zu verwandeln. »Peter,« sagte sie, »nimm die Schaufel und grabe mir dieses Stück um.« — Peter sah sie an, lachte, murmelte mit halbem Kopfnicken ein halbes hm, hm! und grub das Stück um. Nicht lange so blühten Rosen und Hyacinthen hervor, die Hannchen jeden Abend sorgfältig begoß. Wenn sie nun duftreich in voller Blüte standen, so versetzte sie die Blumen in Töpfe, und grub die Töpfe neben der Rasenbank unter der Eiche in die Erde. Begab sich dann der graue Mann des Morgens nach seinem gewöhnlichen Ruheplatz, so schien es, als ob während der Nacht Rosen und Hyacinthen zu seinen Füßen aufgeschossen wären.

Als er diese seine Galanterie zum ersten Male erblickte, stand er lange unbeweglich davor. Peter brachte das Frühstück, sein Herr sah ihn an, und zeigte mit dem Finger auf die Rosen. Peter verstand ihn, und antwortete: das Mädchen.

Das Mädchen, wiederholte der graue Mann unwillkürlich, und es entwischte ihm ein sanftes Lächeln, das jedoch

Neunzehntes Kapitel.

Das Aufstehen.

Ein altes lateinisches Sprüchwort behauptet: es sei nicht immer einerlei, wenn zwei Menschen einerlei thäten, und diese Behauptung blieb in einem westphälischen Wald eben so wahr als in Rom. Wen die Natur mit Jugend, Schönheit, Anmuth und Grazie ausgerüstet, der unternimmt kühn, was ein altes Mütterchen mit einer Karabossengestalt nicht wagen darf. Wäre Hannchen nicht ein reizendes Mädchen gewesen, hätte ihre weiße Hand nicht die Milch beschämt, und ihr schlanker Wuchs die Pappeln im Zwinger; wer weiß ob der graue Mann ihre unerbetene Dienstfertigkeit nicht sehr zudringlich gefunden haben würde. Aber es war nicht möglich dem lieben Mädchen in das große freundliche Auge zu schauen, ohne mindestens einem leisen Gefühl von Wohlbehagen Raum zu geben, hätte man gleich auf einem Bett von Dornen gelegen. Es ging einem mit ihr, wie jenem mit der Abendröthe, von dem Moriz irgendwo in seinem Magazin der Erfahrungsseelenkunde erzählt: ein Schwermüthiger spazirte an einem schönen Sommerabend auf dem Walle hin und her, anfäng-

lich das Geſicht gegen Oſten gekehrt, wo der Himmel ſchon finſter war. Nagender Kummer und Lebensüberdruß füllten ſeine Seele. Jetzt kehrte er plötzlich um, — ſiehe da glänzte ein freundliches Abendroth in Weſten. Hoffnung, Liebe, Vertrauen erwachten in ſeinem Herzen.

Der graue Mann wollte Hannchens Dank nicht hören. Er ſagte: ſchon gut! und winkte ihr mit der Hand, zu gehen. Eine bloße Pflicht der Menſchlichkeit vermeinte er, frei von allen Nebenabſichten erfüllt zu haben. »Sie iſt unglücklich,« dachte er, »und bildet ſich ein, man könne auf der Welt glücklich ſein. Wohl ihr, ſo lange ſie noch ſo träumt! — Aber was mag ihr widerfahren ſein? — gleichviel! was geht es mich an?« — Er wollte weiter leſen, und merkte bald, daß er nicht recht wußte, was er las. »Ich bin zerſtreut,« murmelte er zwiſchen den Zähnen, ſteckte das Buch in die Taſche, und ging, wie ſeine Gewohnheit war, tiefer in den Wald.

Hannchen trat unterdeſſen flink ihr neues Amt an. Sie bemächtigte ſich der Küche, brachte alles Geräth in eine gewiſſe Ordnung, putzte und ſcheuerte, was nicht blank genug war, ſchwenkte die Töpfe, ſetzte Waſſer an's Feuer, und ſtellte ſich dann zu einem Korbe mit türkiſchen Bohnen, die ſie zwiſchen ihren niedlichen Fingern fein ſchabte, alles ohne ein Wort zu ſagen, denn ſie hatte bereits begriffen, daß man ſich in dieſem Hauſe am beſten durch Schweigen empfehlen könne, und ſie wollte dem grauen Manne

mit einem Tropfen Bitterkeit vermischt um seine Lippe schwamm. Er zog ein Goldstück aus der Tasche, gab es Petern, und sagte: dem Mädchen. — Peter brachte ihr das Goldstück mit den Worten: vom Herrn.

„Wofür?" — Für die Blumen. — »Wenn die Blumen dem Herrn Freude gemacht haben, so bin ich belohnt. Zuneigung kann man nicht durch Gold erkaufen."

Peter sah sie ein wenig erstaunt an, und klopfte sie zum ersten Male in seinem Leben auf die Schulter. Er brachte das Goldstück zurück, legte es auf den Tisch, und sagte: sie will nicht. — »Warum nicht?" —

Wenn die Blumen dem Herrn Freude gemacht haben, so ist sie belohnt; Zuneigung läßt sich nicht durch Gold erkaufen. — »Sagt sie so?" — Ja.

Abermals ein Lächeln um die Lippe des grauen Mannes, der Tropfen Bitterkeit war fast verdunstet. — So benutzte Hannchen jede kleine Gelegenheit, die sich ihr darbot, die Stirn des Sonderlings zu entfalten. Er war nicht undankbar, er fühlte es, ob er gleich noch lange schwieg. Wenn sie des Morgens an ihm vorüberging, um die Kühe zu melken, konnte er sich nicht enthalten, die Augen aufzuschlagen, und ihr nachzusehen. Dieser verstohlne Genuß war, ohne daß er es sich selbst gestand, ihm bereits so nothwendig geworden, daß, wenn sie einmal zufälligerweise etwas

länger als gewöhnlich ausblieb, sein Auge wohl zehnmal in einer Minute vom Buche nach der Hausthür schweifte, um ihre liebe Gestalt aufzusuchen. Das war es aber auch alles. Einförmig verstrich ein Vierteljahr. Hannchen konnte sich's nicht verhehlen, daß ihre Weiblichkeit ein wenig gekränkt sei, weil sie durch all ihr Dichten und Trachten es nicht einmal dahin bringen konnte, daß der graue Mann sie auch nur um ihren Namen gefragt hätte. Endlich hatte sie einen Einfall, dessen Ausführung sie anfangs schwer dünkte, ihr aber wider Verhoffen gelang.

„Wer hat die Tafel gemacht, die an der Eiche hängt?" fragte sie eines Tages den stummen Peter. Ich war die Antwort. — „Und wer hat die Schrift darauf gemalt?" — Ich. — „Bist du ein Maler?" — War es in meiner Jugend. —

„Das freut mich. Mach mir auch eine solche Tafel." — Peter sah sie an und lachte. „Willst du?" — Ja. — „Du mußt aber dem Herrn nichts davon sagen." — Nein. — „Ich will ihm eine heimliche Freude machen." — Peter lachte wieder, murmelte hm! hm! und machte die Tafel. Als sie fertig war, gab ihm Hannchen auch einen Vers darauf zu schreiben. Peter arbeitete con amore und übertraf sich selbst. Der freundliche Dank, mit welchem Hannchen seine Arbeit bezahlte, machte ihm mehr Freude, als dem berühmten Casanova ein Geschenk der Semiramis des Nordens.

Als nun der graue Mann, seiner Gewohnheit nach, in der Morgenstunde zu der Rasenbank schlich, und von ungefähr einen Blick auf den Stamm der Eiche warf, siehe da war seine alte Tafel weggenommen, an ihrer Stelle hing eine neue, auf welcher er mit großem Erstaunen folgende Worte las:

Ne te vante point d'avoir en cet asyle
Rencontré le parfait bonheur,
Il n'est point retiré dans le fond d'un bocage,
Il est encore moins chez les rois,
Il n'est pas même chez le sage,
De cette courte vie il n'est pas le partage,
Il y faut renoncer; mais on peut quelques fois
Embrasser au moins son image *).

Er las zweimal, dreimal, und traute seinen Augen kaum. Peter brachte das Frühstück, sein Herr zeigte mit den Fingern auf die Tafel, Peter verstand ihn, und antwortete lächelnd: das Mädchen.

Das Mädchen, wiederholte der graue Mann unwillkürlich und lächelte ohne Bitterkeit. Er setzte sich um zu lesen, aber er blätterte nur, und las nicht. Als Hannchen nach einiger Zeit unbefangen vorüberging, um den

*) Wähne nicht in dieser Kreistatt das Glück gefaßt zu haben. Es wohnt nicht in dustern Wäldern, weniger noch am Hofe; nicht einmal in der Brust des Weisen; es ward nicht das Erbtheil dieses kurzen Lebens; du mußt ihm entsagen — doch ist es dir vergönnt, dann und wann seinen Schatten zu umarmen.

Rüben ihren Morgenbesuch abzustatten, da konnte er nicht länger an sich halten. Mädchen! rief er. »Herr!« antwortete Hannchen und drehte sich nach ihm um.

Wer bist du? — »Eine Unglückliche.« — Kannst du nicht mehr sagen? — »Verschonen Sie mich —« — Gut, ich mag Unglückliche wohl um mich leiden. Willst du bei mir bleiben bis an meinen Tod? — »Herzlich gern.« — Wie heißest du?« — »Hannchen.« — Geh nur. — Hannchen ging.

So viel auf einmal hatte der graue Mann in vielen Jahren nicht gesprochen. Er erstaunte selbst darüber, und versank in tiefes Nachdenken, daß er sogar seinen Morgenspazirgang darüber vergaß. Was er eigentlich dachte? — lieber Leser, das hat er nicht einmal dem Eichbaum vertraut, und vielleicht wußte er es selbst nicht. Indessen änderte diese Erklärung weiter nichts in der Lebensweise des Einsiedlers und seiner Hausgenossen. Alles ging nach wie vor seinen alten Gang, und außer der neuen Tafel am Stamme der Eiche, blieb jedes Ding an seinem alten Platze.

Doch nun entlaubte der Winter die Bäume des Waldes, bedeckte Hannchens Blumengarten mit Schnee, und hielt den grauen Mann in seinem Zimmer gefangen. Der Mangel an Bewegung war vielleicht Schuld, daß heimlicher Gram und ewiges Brüten über verschlossenen Kum-

Hannchen fühlte das Zarte in diesem Benehmen. Sie setzte sich und wollte essen, aber es traten Thränen in ihr Auge, sie konnte nicht essen. Der graue Mann blickte verstohlen nach ihr herüber. Warum weinst du? sagte er. Hannchen sprang auf, und lief hinaus.

Das Mädchen ist gut! murmelte der Einsiedler; ein Lächeln schwamm um seine Lippen, und statt der vormaligen Bitterkeit war ein Tropfen Wehmuth in dem Lächeln.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Taube.

Als Gott das berühmte Wort aussprach: es werde Licht! da sandte er die Schönheit auf die Welt, und es ward Licht. — Wo ist ein Kerker so finster, ein Herz so bekümmert, daß nicht die Macht der Schönheit Licht und Trost in beide brächte? —

Die Einsiedelei des grauen Mannes verlor nach und nach von ihrem düstern Ansehen. Eine Gruppe hoher Tannen, an der Ostseite des Hauses, versperrte der freundlichen Morgensonne den Zugang. Das war ihm eben recht, denn er versteckte sich vor dem Sonnenschein, und wohnte in einem Zimmer gegen Mitternacht, welches kaum in den längsten Sommertagen einen Lichtstrahl auffing. Hannchen verjagte ihn aus diesem Zimmer, unter dem Vorwande einer nothwendigen Reparatur. Peter mußte, auf ihr Geheiß, in einer Nacht die alten Tannen umhauen, und als der graue Mann erwachte, schien ihm die Sonne gerade in's Bett.

Erstaunt über diesen Besuch, klingelte er. Peter kam. Sein Herr zeigte mit dem Finger nach der Sonne. Peter

lächelte schlau. »Die Tannen sind weg,« sagte er sehr freundlich. — Wo sind sie geblieben? — »Ich habe sie umgehauen.« — Wer hat dir das befohlen? — »Das Mädchen.« Der graue Mann verstummte vor dieser Autorität, wie ein altgläubiger Franzose, dem man einen fremden Willen de par le roi ankündigt.

Ein paar hundert Schritt vom Hause lag ein Hügel mit dichtem Buschwerk bewachsen. Als der Frühling begann, Blätter aus den Knospen hervorzulocken, da ließ Hannchen, durch den allzeit dienstfertigen Peter, den Gipfel des Hügels reinigen, und nur so viel Gebüsch darauf stehen, als nöthig war, eine Laube daraus zu flechten. Die Faulbaumblüte und der Hollunderstrauch nickten herab auf eine Rasenbank. Ein kleiner Schlangenpfad wurde abwärts gebahnt, der graue Mann zu einem Spazirgange eingeladen, und oben auf dem Hügel plötzlich durch eine freundliche Aussicht überrascht.

Er sagte nichts, aber als Hannchen sich einige Schritte entfernt hatte, um einen Strauß von Maiblumen zu pflücken, drehte er, mit einem fragenden Winke, den Kopf halb verstohlen nach Peter um. Peter nickte und zwinkerte mit den Augen. — Ein anderes Mal kaufte Hannchen von einem Bauerjungen heimlich eine Nachtigall, ein Vogel, der sich sonst selten in diesen Theil des Waldes verirrte, wo nur Eulen wehklagten und Habichte krächzten. Sie hing den

lieblichen Sänger Abends unter das Fenster von ihres Herrn Schlafgemach. Der Vogel begann sein Minnelied bald klagend, bald schmetternd. Der graue Mann erwachte aus dem ersten Schlummer, horchte, wunderte und freute sich ob des seltenen Besuchs, ja es entschlüpfte ihm sogar der Wunsch: möchte es doch kein vorüberziehender Gast sein! möchte er sich in meinem Garten ein Nest bauen.

Als er am andern Morgen das Fenster öffnete, wurde er gewahr, woher die Serenade gekommen war. Peter brachte das Frühstück, und schon hatte sein Herr den Finger aufgehoben, um wie gewöhnlich auf den Gegenstand zu deuten, dessen Dasein ihn in Verwunderung setzte; aber er zog seinen Finger schnell zurück: die Frage ist unnöthig, dachte er, wer anders als das Mädchen —

Gedankenvoll setzte er sich an den Theetisch, schenkte ein, und rührte lange mit dem Löffel in der Tasse, als ob er den vergessenen Zucker wirklich hineingethan hätte. — Hannchen! sagte er leise — Hannchen! wiederholte er bald darauf etwas lauter — Hannchen! rief er zum dritten Male mit einer Art von Heftigkeit.

Hannchen hörte in der benachbarten Küche ihren Namen nennen, und trat schnell herein. »Haben Sie gerufen?"

Der graue Mann in sichtbarer Verlegenheit. Ich? — nein — geh nur mein Kind — geh nur! — Hann-

chen ging und freute sich, denn es war zum ersten Male, daß er sie mein Kind genannt hatte. Gerade dieser süße Name war es, welchen zu erwerben alle ihre Bemühungen abzweckten, und es gewann täglich mehr das Ansehen, als ob es ihr gelingen werde. Seit sie das Arztlohn so uneigennützig ausgeschlagen, speiste sie gewöhnlich mit ihrem Herrn an einem Tische. Ohne ihr Wissen sandte er einst den Knecht in's nächste Dorf, um eine Bauermagd ihr zur Gehülfin zu miethen. Er litt nicht, daß sie irgend eine grobe Arbeit mehr verrichtete. Des Abends nahm sie Theil an seiner Lektüre, und auch hier wußte sie mit guter Art seine bisherigen Lieblingsschriftsteller zu verdrängen. Zimmermann's Einsamkeit, Young's Nachtgedanken und so weiter, mußten den Versuchen des Montaigne und den Reisen des jungen Anacharsis Platz machen; ja zuweilen ließ er sich auch wohl herab, den lustigen Streichen des Gilblas sein Ohr zu leihen. Kurz er glich nach Jahresfrist eben so wenig dem grauen Manne von vormals, als ein entblätterter Rosenstock, den man im Frühjahr aus dem Keller holt und an die Sonne stellt, sich nach vier Wochen mehr ähnlich sieht.

Er fühlte diese Verwandlung selbst, und sein Herz öffnete sich sanften Empfindungen. Wie lieb ihm Hannchen sei und was am Ende aus diesem Umgange werden solle? darum hatte er sich zwar noch nie befragt, aber es bedurfte

nur eines Zufalls, ihn über die eigentliche Natur seiner Gefühle zu belehren.

Seit die Laube auf dem Gipfel des Hügels entstanden war, hatte er seinen vormaligen Lieblingsplatz, die Rasenbank unter der Eiche, sehr vernachläßigt. Er schlich oft und gern über die Wiese, und wand sich durch den krummen Fußpfad den Hügel hinauf, wo eine freie Aussicht ihm nicht mehr wie sonst lästig schien.

Als er sich eines Tages mit leisen Schritten der Laube näherte, glaubte er ein ungewöhnliches Geräusch zu vernehmen. Er horchte — es kam ihm vor, als höre er jemand schluchzen. Er trat mit einer raschen Wendung in die Laube, und erblickte Hannchen in Thränen. Sie hatte eben an Wilhelm gedacht, ihm flossen diese Thränen der Liebe und Sehnsucht. Sie sprang auf und suchte ein Lächeln zu erzwingen. Aber der graue Mann faßte sie scharf in's Auge. Hannchen, sprach er, du weinst? Sie konnte nicht gleich antworten. — Bist du noch unglücklich?

„Ach nein! ich bin so glücklich, als ich es auf der Welt werden kann."

Und doch Thränen? — „Sie flossen der Vergangenheit."

Vielleicht auch der Hoffnung einer bessern Zukunft?

»Ich hoffe nichts mehr, als die Fortdauer Ihres Wohlwollens für mich.“ Eine lange Pauſe. Stotternd hub der graue Mann von neuem an: biſt du verheirathet?

»Nein.“ — Haſt du einen Geliebten? »Ich hatte einen!“ — Iſt er todt? — »Da ſei Gott für!“ — Untreu? — »Gewiß nicht!“ — Wie könnte er auch! — und doch haſt du der Hoffnung entſagt? — »Weil das Schickſal uns auf ewig trennte!“ —

Wie ſo? — „Weil — verzeihen Sie — ich kann das nicht ſo ausdrücken — aber ich darf ihn nie wiederſehen! ich will nicht!“ — Du willſt nicht? —

»So lange Gott mir noch Gefühl für Ehre und Tugend läßt!“ —

Iſt das dein Ernſt? — »Ich würde mich haſſen, wenn ich anders denken, ich würde mich verachten, wenn ich anders handeln könnte.“ — Eine Pauſe. Der graue Mann ergriff Hannchen gerührt bei der Hand, zog ſie nach ſich auf die Raſenbank, und ſagte mit ſanfter Stimme: »gutes Kind, ich bitte um dein Zutrauen, entdecke mir, was dich quält.“

»Wenn Sie es erfahren, ſo werden Sie mich aus dieſer Einöde verſtoßen, die meine letzte Freiſtatt iſt.“

»Ich würde mit dir das Glück meines Lebens verſtoßen,“ verſetzte er raſch, und eine hohe Röthe ſtieg auf ſeine Wange,

als schäme er sich des unwillkürlichen Geständnisses. »Rede ohne Furcht,« setzte er in einem ruhigen, bittenden Tone hinzu. »Vielleicht schien ich dir bis jetzt unempfindlich? wir Holländer stehen in dem Rufe, kalt zu sein wie unsere Nebel. Aber auch meine Leiden waren größtentheils Leiden des Herzens! Rede, und fürchte nicht mißverstanden zu werden.«

Hannchen gab nach, und erzählte — freilich, aus einer sehr natürlichen Schamhaftigkeit, nicht ihre, sondern eigentlich Wilhelm's Geschichte: wie er als ein armer Packträgers Sohn in ihr Haus gekommen; wie aus kindischer Zuneigung Liebe entsprungen; wie er, als Schulmeister, um ihre Hand geworben, und aus Kummer über seine fehlgeschlagenen Wünsche Soldat geworden; wie edel er sich für seinen Freund aufgeopfert; wie tapfer er gefochten und durch seinen Muth schnell emporgestiegen. Sie gab vor, es sei ihr unmöglich, des Jünglings Fortschritte auf der Bahn des Ruhms durch eine unbesonnene Heirath zu hemmen. »Wir sind überein gekommen,« sagte sie, »uns in Zukunft als Bruder und Schwester zu betrachten, und nichts auf der Welt ist fähig, mich von diesem Entschluß abwendig zu machen.«

Der graue Mann sah in dieser Erzählung noch nichts, was Hannchens Furcht, von ihm verstoßen zu werden, hätte rechtfertigen können. Er muthmaßte, es müsse noch ein anderes Geheimniß dahinter verborgen sein, drang aber

vergebens in das schüchterne Mädchen, ihm mehr zu entdecken. Seinem widerstrebenden Herzen zum Trotz, machte er sogar einige Versuche, sie von ihrer falschen Delikatesse zu überzeugen, bot ihr seinen Rath und Hilfe an, ein Bündniß zwischen ihr und Wilhelm zu knüpfen, aber alles umsonst! Sie beharrte standhaft, und bat ihn, wenn er sie schonen wolle, Wilhelm's Namen in ihrer Gegenwart nicht mehr zu nennen. Er mußte es versprechen, und versprach es nicht ungern.

Beide gingen nun schweigend neben einander nach Hause; beide waren und blieben in Gedanken verloren, und das Abendbrot wurde unberührt vom Tische getragen. Der graue Mann legte sich zu Bett, aber er schlief nicht, er hörte die Nachtigall nicht unter seinem Fenster, und in wachen Träumen fand ihn die Morgensonne.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Verschmähte Liebe.

Der folgende Tag verfloß still. Hannchen hatte ihre gewohnte Heiterkeit wieder angenommen, aber in der Seele des grauen Mannes schien etwas zu brüten.

„Laß uns spazieren gehen, liebes Hannchen," sagte er gegen Abend. Sie gingen schweigend nach dem Hügel, und saßen, wie gestern, auf der Rasenbank, ehe sie noch ein Wort gewechselt hatten. Es erfolgte eine lange Pause. Hannchen sah verlegen hinaus in's Freie, und knickte an den Blättern, die üppig herüberwuchsen. Ihr untrügliches Mädchengefühl ließ sie dunkel ahnen, welche Scene ihr bevorstehe. Der graue Mann hatte den Kopf auf die Brust gesenkt, aus seinem Herzen schien sich etwas hervorzuarbeiten. „Hannchen!" hub er endlich an, „denkst du noch wie gestern?" — Ich werde nie anders denken. — „Du entsagst deinem Wilhelm?"

Hannchen mit einem Seufzer: ich habe ihm entsagt auf ewig!

Der graue Mann mit bebender Stimme, indem er mit seinem Stocke Figuren in den Sand malte: willst du mich heirathen?

»Ich hoffe nichts mehr, als die Fortdauer Ihres Wohlwollens für mich.“ Eine lange Pause. Stotternd hub der graue Mann von neuem an: bist du verheirathet?

»Nein.“ — Hast du einen Geliebten? »Ich hatte einen!“ — Ist er todt? — »Da sei Gott für!“ — Untreu? — »Gewiß nicht!“ — Wie könnte er auch! — und doch hast du der Hoffnung entsagt? — »Weil das Schicksal uns auf ewig trennte!“ —

Wie so? — „Weil — verzeihen Sie — ich kann das nicht so ausdrücken — aber ich darf ihn nie wiedersehen! ich will nicht!“ — Du willst nicht? —

»So lange Gott mir noch Gefühl für Ehre und Tugend läßt!“ —

Ist das dein Ernst? — »Ich würde mich hassen, wenn ich anders denken, ich würde mich verachten, wenn ich anders handeln könnte.“ — Eine Pause. Der graue Mann ergriff Hannchen gerührt bei der Hand, zog sie nach sich auf die Rasenbank, und sagte mit sanfter Stimme: »gutes Kind, ich bitte um dein Zutrauen, entdecke mir, was dich quält.“

»Wenn Sie es erfahren, so werden Sie mich aus dieser Einöde verstoßen, die meine letzte Freistatt ist.“

»Ich würde mit dir das Glück meines Lebens verstoßen,“ versetzte er rasch, und eine hohe Röthe stieg auf seine Wange,

als schäme er sich des unwillkürlichen Geständnisses. »Rede ohne Furcht,« setzte er in einem ruhigen, bittenden Tone hinzu. »Vielleicht schien ich dir bis jetzt unempfindlich? wir Holländer stehen in dem Rufe, kalt zu sein wie unsere Nebel. Aber auch meine Leiden waren größtentheils Leiden des Herzens! Rede, und fürchte nicht mißverstanden zu werden.«

Hannchen gab nach, und erzählte — freilich, aus einer sehr natürlichen Schamhaftigkeit, nicht ihre, sondern eigentlich Wilhelm's Geschichte: wie er als ein armer Packträgers Sohn in ihr Haus gekommen; wie aus kindischer Zuneigung Liebe entsprungen; wie er, als Schulmeister, um ihre Hand geworben, und aus Kummer über seine fehlgeschlagenen Wünsche Soldat geworden; wie edel er sich für seinen Freund aufgeopfert; wie tapfer er gefochten und durch seinen Muth schnell emporgestiegen. Sie gab vor, es sei ihr unmöglich, des Jünglings Fortschritte auf der Bahn des Ruhms durch eine unbesonnene Heirath zu hemmen. »Wir sind überein gekommen,« sagte sie, »uns in Zukunft als Bruder und Schwester zu betrachten, und nichts auf der Welt ist fähig, mich von diesem Entschluß abwendig zu machen.«

Der graue Mann sah in dieser Erzählung noch nichts, was Hannchens Furcht, von ihm verstoßen zu werden, hätte rechtfertigen können. Er muthmaßte, es müsse noch ein anderes Geheimniß dahinter verborgen sein, drang aber

vergebens in das schüchterne Mädchen, ihm mehr zu entdecken. Seinem widerstrebenden Herzen zum Trotz, machte er sogar einige Versuche, sie von ihrer falschen Delikatesse zu überzeugen, bot ihr seinen Rath und Hilfe an, ein Bündniß zwischen ihr und Wilhelm zu knüpfen, aber alles umsonst! Sie beharrte standhaft, und bat ihn, wenn er sie schonen wolle, Wilhelm's Namen in ihrer Gegenwart nicht mehr zu nennen. Er mußte es versprechen, und versprach es nicht ungern.

Beide gingen nun schweigend neben einander nach Hause; beide waren und blieben in Gedanken verloren, und das Abendbrot wurde unberührt vom Tische getragen. Der graue Mann legte sich zu Bett, aber er schlief nicht, er hörte die Nachtigall nicht unter seinem Fenster, und in wachen Träumen fand ihn die Morgensonne.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Verschmähte Liebe.

Der folgende Tag verfloß still. Hannchen hatte ihre gewohnte Heiterkeit wieder angenommen, aber in der Seele des grauen Mannes schien etwas zu brüten.

»Laß uns spaziren gehen, liebes Hannchen,« sagte er gegen Abend. Sie gingen schweigend nach dem Hügel, und saßen, wie gestern, auf der Rasenbank, ehe sie noch ein Wort gewechselt hatten. Es erfolgte eine lange Pause. Hannchen sah verlegen hinaus in's Freie, und knickte an den Blättern, die üppig berüberwuchsen. Ihr untrügliches Mädchengefühl ließ sie dunkel ahnen, welche Scene ihr bevorstehe. Der graue Mann hatte den Kopf auf die Brust gesenkt, aus seinem Herzen schien sich etwas hervorzuarbeiten. »Hannchen!« hub er endlich an, »denkst du noch wie gestern?« — Ich werde nie anders denken. — »Du entsagst deinem Wilhelm?«

Hannchen mit einem Seufzer: ich habe ihm entsagt auf ewig!

Der graue Mann mit bebender Stimme, indem er mit seinem Stocke Figuren in den Sand malte: willst du mich heirathen?

Hannchen erschrack. Eine so rasche Wendung hatte sie nicht vermuthet. Sie sah ihren Nachbar mit großen starren Augen an, in welchen sich eine Art von Scheu malte, eine Empfindung, die ihr bisher bei seinem Anblick fremd gewesen.

„Du schenktest mir gestern dein Zutrauen," fuhr er sichtbar erleichtert fort, „und es ist billig, daß ich Gleiches mit Gleichem vergelte. Hier hast du meine Geschichte in wenig Worten. — Ich bin ein Holländer und heiße van Shipper. Mein Vater war ein reicher Kaufmann, der das Geld über alles liebte. Meine wenige Bildung verdanke ich dem Aufenthalt in fremden Ländern und guten Büchern."

„Als ich zurückkam, hatte ich das Unglück, mich in ein hübsches Mädchen zu verlieben. Ich wollte sie heirathen und durfte nicht. Die Drohung mich zu enterben, war Oel in die Flamme. Ich wollte sie entführen, ihr mein sogenanntes zeitliches Glück aufopfern — ehe es aber noch so weit kam, brachte ein deutscher Geck die Pest der Empfindelei in ihr Haus, und sie wurde mir untreu."

„Jetzt vertauscht' ich die Liebe zu Weibern gegen die Liebe zum Vaterlande. Ich war Patriot und wurde verbannt. Ein gewisser Kagel, den ich einst beim Baden vom Ertrinken gerettet hatte, ward mein heftigster Verfolger. Ich würde den nichtswürdigen Menschen vergessen haben,

wenn mich der Name meines Kettenhundes nicht täglich an ihn erinnerte. Man setzte einen Preis auf meine Verhaftnehmung. Mein Vater war gestorben. Ich wagte mich heimlich nach Amsterdam, und lebte einige Wochen verborgen im Hause meiner Mutter. Dort traf ich Anstalten, meine Reichthümer aus dem Lande zu schicken. Mit der größeren Hälfte war es mir bereits gelungen, als ich erfuhr, daß meine eigene Mutter mich verrathen hatte. Parteisucht und Fanatismus spotten der Natur. — Man war im Begriff mich aufzuheben, ich floh, und vertraute die andere Hälfte meines Vermögens meinem einzigen Bruder, der mich darum betrogen hat. — So zerriß das Schicksal die Bande der Liebe, Freundschaft und Natur. Ich blieb allein in der Welt, und streckte meine Arme vergebens in die Luft, um ein gleich gestimmtes Wesen an mein Herz zu drücken. Da zog ich mich zurück in diese Einöde, von einem einzigen Menschen begleitet, dessen Dummheit mir für seine Ehrlichkeit bürgt."

„Was ich an zeitlichen Gütern gerettet habe, ist noch immer weit mehr als ich brauche, aber weniger als mein Herz bedarf. Seit ich dich kenne, ist die Vergangenheit ein Traum und die Zukunft lächelt wieder. Ich kann nicht mehr leben ohne dich! — Mit acht und dreißig Jahren und einer rauhen Gemüthsart darf ich freilich keinen Anspruch auf deine Liebe machen; aber wenn es dir Ernst ist, dein Leben in dieser stillen Einsamkeit zu beschließen, warum nicht als

meine Gattin? meine eng verbundene Freundin? — Du haſt den Glauben an die Menſchheit in meine Bruſt zurückgeführt; willſt du mir Glück und Ruhe ſchenken, ſo ſprich ein freundliches Ja!" —

„Du ſchweigſt? — du zitterſt? — errathe ich deine Gedanken? — Man liebt nur einmal! — Nein, gutes Mädchen! du irrſt. Verſuch' es nur einen Menſchen glücklich zu machen und dein Geſchöpf wird dir lieb werden. — Wohlan! ſchlag ein in die Hand eines ehrlichen Mannes! laß mich die Stunde ſegnen, wo der Zufall dich in dieſen Wald führte!" —

Hannchen, zitternd und glühend, hörte ſeine Erzählung nur halb, und von der letzten Apoſtrophe gar nichts. Schon hundertmal hatte ſie heimlich verwünſcht, daß ſie tagesvorher nicht aufrichtiger geweſen, daß ſie ihm nicht lieber alles entdeckt, auf die Gefahr, noch einmal in die weite Welt geſtoßen zu werden. Zwar gefiel ihr der graue Mann, aber es war nicht die rechte Gattung des Gefallens, die gleichſam ein Eſauiſches Linſengericht iſt, wer es erhaſcht, läuft mit der erſten Liebe davon. Hätte ſie aber auch wirklich für ihn gefühlt, was er nur für ſie und ſie nur für Wilhelm empfand, ſo war ſie doch unfähig, ihm eine Unſchuld zu heucheln, die nur in ihrer Seele wohnte. Sie öffnete den Mund um ein Bekenntniß abzulegen, die Zunge verſagte ihr den Dienſt, die Scham verſchloß ihre Lippen.

Der graue Mann sah ihr forschend in's Gesicht, er las Verwirrung und Bangigkeit, aber keinen Widerwillen. diese Beobachtung gab ihm Muth, und er wurde immer dringender. Stotternd bat endlich Hannchen um die Erlaubniß, ihm schriftlich antworten zu dürfen. Wann? rief er hastig. Morgen, sagte das arme Mädchen und floh. Er wollte ihr nacheilen — sie wandte sich: „um Gottes willen lassen Sie mich allein!" — Er trat zurück. Sie verlor sich im Walde, wo sie bis zur Abenddämmerung herum irrte, und mit sich selbst zu Rathe ging, wie sie ihr Geständniß einkleiden solle. Die Liebe des grauen Mannes schmeichelte ihr, der Verlust derselben war unvermeidlich und schmerzhaft, aber auch seine Achtung einbüßen — der Gedanke unerträglich! — »Doch es muß so sein! lieber dulden, was ich selbst verschuldet! lieber in den Stand einer verachteten Magd zurück sinken! als einen Biedermann, meinen Wohlthäter täuschen."

Mit diesem Resultat ihres Selbstgesprächs kam sie zurück in die Einsiedelei. Sie ließ sich nicht in dem Zimmer des Herrn van Shipper sehen, den sie mit großen Schritten auf und nieder gehen hörte; sie besorgte in Eil die Küche, und verschloß sich dann in ihr Stübchen.

Peter deckte den Tisch und legte nur ein Couvert. Sein Herr deutete mit dem Finger darauf und fragte: warum? — »Das Mädchen will nicht essen." — Wo ist sie? — »Sie hat sich eingesperrt." — Was macht sie? — »Ich

weiß nicht." — Wie sieht sie aus? — »Sie hat geweint." — Der graue Mann verdoppelte seine hastigen Schritte. Peter setzte die Schüsseln auf den Tisch, nahm, mit dem Teller unter dem Arm, seinen Platz hinter dem Stuhle, und räusperte sich verschiedene Male, um seinen Herrn auf das wartende Abendbrot aufmerksam zu machen. Als er nach einer Viertelstunde sah, daß weder Räuspern noch Husten helfen wollte, nahm er sich endlich die Freiheit zu sagen: »das Essen wird kalt." Aber auch diese Ermahnung mußte er dreimal wiederholen, ehe ihm van Shipper auffahrend antwortete: ich will nicht essen! — Schon neun Jahre hatte Peter mit seinem Herrn in dieser Einöde gelebt, und noch nie war er von ihm angefahren worden. Was Wunder, daß die erste Unfreundlichkeit einen heftigen Eindruck auf den dummen, gutherzigen Menschen machte. Er fing an zu weinen. »Lieber Herr," sagte er schluchzend, was kann ich dafür, daß Sie nicht essen wollen?" —

Van Shipper kam zu sich. »Geh," sagte er mit sanfter Stimme, indem er ihn auf die Achsel klopfte, »geh, lieber Peter! zürne nicht auf mich, ich bin krank. Peter trug seine sieben Sachen in die Küche, und auch ihm war der Appetit vergangen.

Der graue Mann trieb das Auf- und Niederwandeln noch ein paar Stunden so fort. Er wurde endlich so müde, daß ihm die Knie zitterten, aber es war ihm unmöglich,

sich zu setzen, oder auf das Bett zu legen. Er brannte vor Begierde zu wissen, ob Hannchen schlafe? — Leise schlich er auf den Hof, von da er leicht einen Blick in ihre niedrigen Fenster werfen konnte. Es war Licht im Zimmer. Er näherte sich auf den Fußspitzen dem Fenster, und fand die Vorgänge halb geöffnet. Er sah Hannchen schreibend am Tische sitzen; sie legte oft die Feder nieder, um sich die Augen zu trocknen. Dieses Bild begleitete ihn zurück in sein Schlafzimmer, und war eben nicht fähig, ihm eine ruhigere Nacht zu verschaffen.

Die Morgensonne fand Hannchen noch am Schreibtisch. Jetzt hatte sie vollendet, überlas, was sie geschrieben, versiegelte es mit bebender Hand und rief: Peter! — Der graue Mann fuhr zusammen, als er ihre Stimme hörte. Lauschend hielt er den Athem an sich. Horch! jetzt öffnet Peter Hannchens Stubenthür — jetzt kommt er zurück — und mit jedem näher tönenden Fußtritt verdoppeln sich die Herzschläge des ängstlich Harrenden. Die Thür geht auf, er erblickt einen Brief in Peter's Händen, und der letzte Tropfen Blut flieht von seiner Wange. Zitternd erbrach er das Siegel, es flirrte ihm vor den Augen.

Hannchen ging, nachdem sie diesen Berg von ihrer Brust gewälzt, mit leichterem Herzen an ihre Küchengeschäfte. Sie ließ Feuer auf dem Herde machen, half der Magd grüne Erbsen aus den Schoten sammeln, und horchte

dazwischen mit beklommener Brust, so oft sich etwas im Nebenzimmer regte.

Nach einer Stunde ungefähr öffnete sich die Thür. Van Shipper trat in die Küche mit Hannchens Brief in der Hand. Das glühende Mädchen wagte nicht aufzublicken; die Erbsen rollten zwischen ihren bebenden Fingern, und Perlen rollten aus ihren Augen zwischen die Erbsen. — »Hannchen,« sagte der graue Mann, »so vertilge ich das Andenken an dieses Bekenntniß.« Er warf den Brief in's Feuer.

Hannchen schluchzte, van Shipper gab der Magd einen Wink, sich zu entfernen. »Sieh mich an, liebes Mädchen,« sagte er, und ergriff ihre zitternde Hand. Sie blickte mit nassen Augen schüchtern auf. — »Ich kenne nun jede Falte deines Herzens. Der Ausdruck ist unpassend, dein Herz hat keine Falten. Vergiß, was du gelitten, vergib dem Räuber deiner Unschuld, ich habe ihm vergeben. Was kümmert's mich, daß deine Tugend einst in Fallstricke fiel; du bist gerettet und dein Herz blieb unverdorben. Ich habe boshafte Weiber gekannt, denen Neid und Galle im Herzen kochte, die aber mit gerümpfter Nase auf eine arme gefallene Schwester blickten, weil sie das armselige Ding nicht mehr besaß, was sie allein mit dem Namen Tugend stempeln; Weiber, denen Verläumdung, Zungendreschen und Undankbarkeit, Rechte auf erledigte Furienplätze in der

Hölle gaben, die es aber Gott sehr übel nehmen würden, wenn er sie nicht auf Lehnstühle zu seiner Rechten setzte, weil sie ein Kleinod verwahrten, wornach niemand strebte. Beruhige dich, gutes Hannchen, der Brief ist verbrannt, und mit ihm jedes Andenken an die Vergangenheit vertilgt. Nie soll ein Wort oder nur die entfernteste Anspielung dich wieder daran erinnern. Noch einmal biete ich dir Herz und Hand. — Du schweigst? — Darf ich Peter in's nächste Dorf zum Prediger senden?" —

Ach! das arme Hannchen war in einer fürchterlichen Lage. Auf einer Seite ihr Wohlthäter, ein Biedermann voll der edelsten Liebe, der ihren Fehltritt großmüthig übersah, der ihr Ruhe und Ueberfluß anbot — auf der andern Wilhelm! — ja sie hatte ihm entsagt, aber war es ihre Schuld, daß noch immer ein Funke der Hoffnung irgendwo glimmte, den sie nicht auszulöschen vermochte? Konnte sie in dieser Lage einem andern Mann ihre Hand reichen? — und wenn nun Wilhelm plötzlich erschien, treu und liebevoll wie immer, ach! würde sie dann nicht unaussprechlich elend sein? und auch ihren biedern Gatten elend machen? — Nein! sie konnte das Wort nicht aussprechen, das sie auf ewig von Wilhelm trennen mußte. Es kostete ihr Millionen Thränen, und einen langen Kampf zwischen Liebe und Dankbarkeit, aber die Liebe siegte, und sie sprach ein unwiderrufliches Nein!

Der graue Mann war zu edel, um weiter in sie zu dringen, kein Vorwurf entwischte seinen Lippen, er schwieg und verschloß seinen Kummer in sein Herz. An die Stelle seines vormaligen mürrischen Wesens trat jetzt eine tiefe Schwermuth. Er sprach weniger als jemals, hörte nicht, wenn man ihn anredete, irrte den ganzen Tag im Walde herum, und wälzte sich die Nächte schlaflos auf seinem Lager. Kaum nahm er so viel Nahrung zu sich, als er bedurfte, sein Leben zu fristen. Hannchen sah, wie ein heimlicher Gram ihn verzehrte, seine Wange wurde immer bläßer, sein Auge immer hohler — ihr Herz blutete.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Witwe.

Leiden der Seele haben das mit den Leiden des Körpers gemein, daß sie gleichgiltig gegen das Leben machen. Der graue Mann fühlte selbst am besten, wie seine Kräfte täglich abnahmen, und sein Zustand ihn baldige Ruhe hoffen ließ. Noch eines lag ihm auf dem Herzen, und er eilte, sein letztes Geschäft mit der Welt abzuthun.

Eines Morgens verlor er sich, wie gewöhnlich, im Walde, kam aber nicht, wie gewöhnlich, des Mittags zurück. Hannchen wurde unruhig; es ward Abend und er kam noch nicht; sie harrte die ganze Nacht — er blieb aus.

Peter heulte, und Hannchen wußte sich vor Angst nirgends zu lassen. Sie durchstrich den Wald im Umkreis von einer Stunde, rief und kreischte wohl tausendmal den Namen des grauen Mannes, aber immer vergebens! — Ganz erschöpft kehrte sie gegen Mittag zurück, sie hoffte, er werde sich unterdessen eingefunden haben, ihre Hoffnung täuschte sie abermals. Jetzt fühlte sie, daß der graue Mann ihr lieber war, als sie geglaubt hatte. Sie machte sich die bittersten Vorwürfe über ihre Undankbarkeit, Peter's Geheul brachte sie zur Verzweiflung. Sie rannte gegen Abend

noch einmal fort, durchkroch mit Weinen und Kreischen das finsterste Gebüsch, und zitterte jeden Augenblick, den entseelten Leichnam ihres Wohlthäters zu finden. — Sie fand ihn nicht! — Fast ohnmächtig warf sie sich unter einen Baum, rang die Hände, und überließ sich dem Ausbruch des heftigsten Schmerzes.

„Was fehlt dir Hannchen?" hörte sie plötzlich die wohlbekannte Stimme neben sich, sie blickte hastig auf, der graue Mann stand vor ihr. „Gott sei gelobt!" rief sie mit gefaltenen Händen, und ein Thränenstrom begleitete ihre Worte. Sie richtete sich auf ihre Knie, und umklammerte seine Füße. „Gott sei gelobt! Sie leben!"

„Gutes Kind, hast du daran gezweifelt?"

„Ach! ich bin in Todesangst gewesen!"

„Das thut mir leid. Ich wußte nicht, daß du so warmen Antheil an meinem Leben nähmest. Ich danke dir dafür. Es ist ein herzstärkender Tropfen in den Becher meiner Leiden! — Sei ruhig, steh auf, es wird Abend, laß uns heimgehen."

Hannchen stand auf und wankte an seinem Arme dahin. Gern hätte sie gefragt, warum er so heimlich fortgeschlichen? wo und wie er diese zwei Tage zugebracht? aber da er selbst kein Wort darüber fallen ließ, so wagte sie es nicht.

Peter kam seinem guten Herrn mit rothen, verschwollenen Augen entgegen, küßte ihm schluchzend die Hand, und sang des Abends in seiner Kammer mit heller Stimme: nun danket alle Gott!

Einige Tage nach dieser Begebenheit wurde der graue Mann krank. Er selbst wollte zwar nichts davon wissen, sondern behauptete immer fort, er befinde sich sehr wohl; aber woher die ungewöhnliche Purpurröthe auf seiner Wange? das brennende Auge, die dürre Lippe? woher der Mangel an Eßlust und Schlaf, der unwillkürliche Schauder, der ihm durch alle Glieder bebte? — Armer grauer Mann! du suchst umsonst, es zu verhehlen, daß ein heftiges Fieber in deinem Körper wüthet.

Das bestürzte Hannchen wollte abermals ihm ihre Hilfe aufdringen, ihm, der mit Vergnügen sich am Ziele seines Dornenpfades sah. Jeden Morgen bereitete sie mit liebevoller Sorgfalt und kindlicher Angst die Arzneien, die van Shipper zwar freundlich hinnahm, freundlich dafür dankte; aber sie dann auf den Tisch setzte und unangerührt stehen ließ. Vergebens bat der treuherzige Peter, ihn zum Arzt in's nächste Städtchen zu senden. »Ihr seid wunderliche Kinder" — eine Antwort, die er oft mit klappernden Zähnen gab — „ich bin ganz gesund." Dabei war er nie heiterer, nie gesprächiger gewesen als jetzt; er scherzte sogar zuweilen. Das ging Hannchen durch's Herz. Bittere Klagen würden sie weniger gerührt haben, als die stille

Sorgfalt, mit der er alle seine Leiden zu verbergen strebte.

Er trieb das so lange, bis endlich die stärkere Natur seinen Willen unterwarf. Er sank auf's Bett. Die gewaltsame Anstrengung aller seiner Kräfte ließ plötzlich nach, seine Krankheit schien in wenig Stunden so sehr verschlimmert, daß Hannchen für sein Leben zitterte. Sie stand vor seinem Bette, und hatte eine seiner brennenden Hände gefaßt; große Thränentropfen hingen an ihrer Augenwimper; sie zählte ängstlich die eilenden Pulsschläge; des Kranken kurzer Athem beklemmte auch ihr die Brust; Fieberhitze röthete seine Augen, Thränen die ihrigen.

Ihr dankbares Herz war tief erschüttert. Ohne recht zu wissen, was sie that, heftete sie plötzlich ihre Lippen auf seine heiße Hand. Er machte eine Bewegung, es zu verhindern. »Was thust du?" sprach er leise, »mach mir den Tod nicht schwer."

»Mein Wohlthäter!" rief Hannchen außer sich, »nein! Sie sollen nicht sterben! ich wäre das undankbarste Geschöpf, wenn ich diesen Anblick ertragen könnte." — Sie kniete an seinem Bette — „mein Wohlthäter! sprach sie im höchsten Enthusiasmus, »kann der Gedanke Sie aufrichten, in Zukunft eine treue, zärtliche Gattin um sich zu sehen, so leben Sie! — ich bin die Ihrige!" —

Den Kranken erschütterten diese Worte. Er schwieg lange. — Endlich drückte er ihr sanft die Hand, und uneingedenk seiner körperlichen Schwäche, sprach er mit Lebhaftigkeit: „gutes Mädchen! ich begreife, was in dir vorgeht. Edle Gefühle pressen dir Worte aus, die dein Herz mißbilligt. Der Anblick meiner Leiden scheint dir ein Vorwurf, du willst deine eigene Ruhe opfern, um diesen Vorwurf von dir abzuwälzen. Aus einer solchen Stimmung sollte ich keinen Vortheil ziehen, auch würde ich es wahrlich nicht, wenn nicht mein Gefühl mir sagte, daß — daß du nichts dabei wagst. Im Gegentheil bestimmt mich die Hoffnung, das Glück deiner Zukunft fester zu gründen dein Mitleid nicht unfruchtbar bleiben zu lassen. — Ja ich will sterben als dein Gemahl! — Steh auf, liebes Hannchen, und eile, wenn es dir Ernst ist, eile den nächsten Dorfpfarrer hieher zu entbieten. Kann er gleich unsere Herzen nicht vereinigen, so soll er doch unsere Hände in einander legen. Du wirst meinen Namen tragen so lange, bis du ihn einst mit Zustimmung deines Herzens vertauschest. Und auch dann noch — nicht wahr, gutes Hannchen? — auch dann wirst du den Unglücklichen nie ganz vergessen, der es so ehrlich mit dir meinte —"

Hannchen konnte nicht reden. Sie wankte schluchzend hinaus, und sandte Peter in's nächste Dorf. Der Prediger kam gegen Mittag. Hannchen war mehr todt als lebendig. Der graue Mann schien auf einen Augenblick neue

Kräfte zu gewinnen. Er richtete sich im Bette in die Höhe; die Hand der Braut bebte, die seinige nicht; ihr Ja entschlüpfte kaum hörbar den Lippen, das seinige war fest und männlich. Der Priester sprach den Segen, die Neuvermählte stürzte hinaus, und lag stundenlang bewußtlos auf dem Boden ihres Zimmers.

Der Kranke hatte während dieser Zeit eine lange, geheime Unterredung mit dem Prediger. Als Hannchen sich ein wenig erholt und ihre Thränen getrocknet hatte, trat sie in möglichster Fassung wieder in sein Zimmer und fand ihn schwächer als am Morgen. Mit geschäftiger Besorglichkeit kramte sie nun abermals alle ihre Arzeneien hervor. »Sie haben mir ein theures Recht auf Ihr Leben eingeräumt,« sprach sie, »werden Sie auch jetzt noch die Hand zurückstoßen, die Ihnen zugehört, und so gern Hilfe leisten möchte?«

„Bewahre der Himmel!“ sagte der Kranke lächelnd, »am Hochzeitstage darf man der Braut nichts abschlagen. Gib, liebes Weibchen, gib was dir gut dünkt, ich bin bereit, alles zu verschlucken.“

Er hielt Wort, und nahm willig einen Löffel voll nach dem andern, ob man es ihm gleich wohl ansah, daß er es nur aus Gefälligkeit that, und keine Hilfe mehr erwartete. Gegen die Nacht wurde er zusehends schwächer. Hannchen und der Prediger saßen an seinem Bette. Der letztere sprach

ihm Troſt aus Religionsgründen zu, Hannchen hatte nur Thränen. Dieſe Thränen vergalt der Kranke durch einen dankbaren Händedruck. Dem Prediger antwortete er: »ich war immer ein ehrlicher Mann, Gott wird es wohl mit mir machen.«

Um Mitternacht wurde ſein Athem immer kürzer — zuweilen blieb er ganz aus — in ſtummer Angſt hing ſeiner Gattin Blick an dem verzogenen Geſichte. — Kalter Schweiß bedeckte ſeine Stirn — ihre bebende Hand wollte ihn trocknen — plötzlich ergriff er dieſe Hand mit einer Art von Zuckung und legte ſie auf ſeine Augen — er röchelte — ein Seufzer noch — er war nicht mehr! —

Hannchens Schmerz war grenzenlos. Wäre Wilhelm in ihren Armen geſtorben, ſie hätte ſich nicht aufrichtiger betrüben können. Sie lag in Krämpfen über dem Leichnam. Das Haus ertönte von Peter's Geheul.

Doux nœuds de la reconnoissance!
C' est par vous que dès l'enfance!
Le Cœur à jamais fut lié;
La voix du sang, de la nature,
N' est rien qu'un languissant murmure,
Près de la voix de l'amitié *).

---

*) Süßes Band der Dankbarkeit! du feſſelſt ſchon Kinderherzen! was iſt das leiſe Geflüſter der Natur gegen die männliche Stimme der Freundſchaft!

Vergebens sprach der gute Prediger ihr Trost zu. Sie hörte nicht was er sagte, bis er ihr den letzten Wunsch des Verstorbenen ankündigte, diese Einöde sogleich zu verlassen und in des Predigers Wohnung so lange zu verweilen, bis der erste Schmerz vorüber, und ihre Geschäfte geordnet sein würden. Halb mit Gewalt mußte er sie von dem Leichnahm wegreißen, in dumpfer Betäubung setzte sie sich zu ihm in den Wagen, und ließ sich führen wohin er wollte.

Er übergab sie der Aufsicht seiner Frau, einer gutherzigen Matrone, und kehrte andern Tages zurück, um das Begräbniß zu veranstalten. Erst viele Wochen nachher bekam Hannchen wieder Sinn für das was sie anging, nicht einmal an Wilhelm hatte sie während dieser Zeit gedacht. Jetzt erfuhr sie, wozu van Shipper die zwei Tage seiner Abwesenheit benutzt hatte, in welchen sie so viele Angst um ihn ausgestanden. Er war in der nächsten Stadt bei einem Notarius gewesen, wo er seinen letzten Willen förmlich hatte niederschreiben lassen. Hannchen wurde durch denselben zur Erbin eines Vermögens von dreißigtausend Dukaten ernannt, unter der einzigen Bedingung, den braven Peter bis an seinen Tod zu füttern, und ihm das Leben, nach seiner Art, angenehm zu machen.

Hannchen weinte heiße Zähren. Dieser uneigennützige Beweis hoffnungsloser Liebe, zu einer Zeit, wo sie noch nicht den Namen seiner Gattin trug, zermalmte ihr Herz auf's neue. »Wo ist Peter?" fragte sie hastig. Peter erschien so-

gleich, denn auch er war seit dem Begräbniß seines guten Herrn immer im Hause des Predigers gewesen, und hatte sich nur verborgen halten müssen, um Hannchens Wunden durch seinen Anblick nicht wieder aufzureißen.

Hannchen reichte ihm schluchzend die Hand, die er schluchzend küßte. »Wir werden uns nie trennen, guter Peter! wimmerte sie, »ich will für dich sorgen, wie für meinen Bruder.«

»Ach!« sagte der ehrliche Kerl, »Sie sind brav — ich kenne Sie — aber mein guter Herr! — er wird mir doch nie aus den Gedanken kommen!«

Noch einige Monate verweilte Hannchen bei der Familie des wackern Predigers, und gern hätte sie ihre Wohnung für immer dort aufgeschlagen, aber sie sah wohl ein, daß sein Haus zu klein sei, sie länger zu beherbergen. Sie mußte daher auf einen andern Zufluchtsort denken. Der Krieg, der noch immer jene Gegenden verheerte, machte einen ländlichen Aufenthalt, besonders für ein Frauenzimmer, unsicher. Sie beschloß daher — nachdem sie des Predigers Freundschaft belohnt hatte, so viel sich dergleichen durch Geschenke belohnen läßt — mit ihrer Erbschaft in eine nahe Festung zu ziehen. Dort kaufte sie ein Haus, und lebte eingezogen, doch auf einem anständigen Fuße, unter dem Namen der Witwe van Shipper.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Sturm

Länger als ein Jahr hatte sie nun von Wilhelm gar keine Nachrichten einziehen können. Zwar hielt der graue Mann die Hamburger Zeitungen, und Hannchen ermangelte nicht, nach jeder gelieferten Schlacht die Namen der Verwundeten und Gebliebenen ängstlich zu durchlaufen; glücklicherweise fand sich Wilhelm's Name nie darunter; ihr Gebet schien ihn unverwundbar gemacht zu haben. Aber auch unter denen, welche sich besonders hervorgethan, suchte sie diesen lieben Namen immer vergebens, und verwünschte oft heimlich seinen Unstern, der ihm vermuthlich keine Gelegenheit dargeboten, sich auszuzeichnen.

Jetzt, als eine junge, reiche, unabhängige Witwe, fuhr es ihr täglich mehr als hundertmal durch den Sinn: »wo ist Wilhelm? — liebt er mich noch?« — Auf die letztere Frage antwortete ihr Herz immer richtig Ja, aber die erstere konnte ihr so leicht niemand beantworten, denn noch immer wütete die Flamme des Krieges, und das Land ihres Aufenthalts war für Wilhelm ein feindliches Land.

Wenn sie nur irgend einen Vertrauten hätte, den sie schicken könnte — nicht etwa um alte, längst vergessene Verhältnisse wieder anzuspinnen — Gott bewahre! so etwas gesteht das Herz der Zunge nie — nein, nur um zu wissen, ob er lebt? die Schwester darf sich doch ohne Scheu nach dem Leben des Bruders erkundigen? — und wer weiß wie es ihm geht? ob nicht Armuth ihn hindert, emporzusteigen? — Sie ist noch tief in seiner Schuld. Er darbte sich einst den Bissen vom Munde, um ihr die Hälfte seiner Gage schicken zu können. Es waren freilich nur wenige Thaler, aber das Herz rechnet nicht nach Thalern, und kurz, es war die Hälfte! — muß sie nicht jetzt ihr Vermögen mit ihm theilen? — O gern! gern! wenn sie ihn nur zu finden wüßte! — wenn sie nur einen klugen, treuen, verschwiegenen Menschen wüßte, den sie nach ihm aussenden könnte. — Da ist freilich Peter — er ist treu und verschwiegen, aber klug? — ja allenfalls könnte man von ihm sagen: klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben; die Schlangen sind aber nur in der Bibel klug. Indessen — was bedarf es denn auch für eine besondere Klugheit, einen Menschen auszufragen, der so und so heißt? — Als reisender Kaufmann die Gegenden durchstreichen, wo die feindliche Armee steht; von einem Regiment zum andern den Namen eines Offiziers ausforschen, bis man endlich seinen Mann gefunden; ihm dann mit zwei Worten sagen: »Schwester

Hannchen läßt grüßen, sie wohnt jetzt in N** —" das ist die ganze Kunst, und der möchte Peter wohl gewachsen sein. — Freilich wird er oft eine Meile laufen, wo ein anderer kaum zehn Schritte thäte; er wird den Namen der Witwe van Shipper oft dem Spötteln der jungen Fähnrichs und Lieutenants aussetzen; aber was ist's nun mehr? wer kennt die Witwe van Shipper? wer weiß um ihre Verhältnisse mit Wilhelm? — Es sei gewagt! —

Peter erhält ein paar hundert Dukaten Reisegeld, muß seine Lektion auswendig lernen, und begibt sich mit der Versicherung auf den Weg: "er wolle den jungen Herrn wohl finden, und wenn er ihn auch bis zu den Moskowitern nachlaufen sollte."

Schon seit zwei Monaten ist er abgereist, Hannchen zählt die Minuten bis zu seiner Zurückkunft; sie zieht sich während seiner Abwesenheit noch mehr von der Welt zurück, und lebt allein für die frohe Hoffnung, ihren Wilhelm gesund und treu wieder zu finden. — Gesund? — das mag hingehen — aber warum auch treu? — hatte sie ihm nicht entsagt? — und wenn er nun vielleicht während ihrer Trennung ein schönes, gutes, reiches Mädchen gefunden, sein Schicksal an das ihrige gekettet hatte: mußte Hannchen es ihm nicht Dank wissen, daß er der Schwäche ihres Herzens zu Hilfe gekommen? daß er sie auf immer

vor einem Rückfall sicher gestellt hatte? — Sie glaubte vormals seiner unwerth zu sein, hatte sich denn nun in ihrer Lage etwas geändert? — der Reichthum konnte ihr doch den verlornen Ruf nicht wieder geben.

Nun ja! ja! sie verstand ja auch nur unter dem Worte treu die brüderliche Treue; auf diese Anspruch zu machen, blieb ihr doch wohl vergönnt?

Genug! wir wollen über ihre Empfindungen nicht mit ihr rechten, sondern kühn voraussetzen, daß keine Lesrin den ersten Stein auf sie werfen würde.

Schon zwei Monate hatte sie vergebens geharrt. Der Kriegsschauplatz rückte immer näher, und bald mußte sie für's erste der Hoffnung ganz entsagen, ihren Boten heimkehren zu sehen; denn die Festung N** wurde plötzlich berannt, und gleich darauf förmlich belagert; folglich durfte kein lebendiges Wesen weder zum Thore hinausgehen noch hereinkommen. Spione mochten sich allenfalls durchschleichen, aber zum Spion war der ehrliche Peter verdorben.

Die Bürger der Stadt N** bezeugten wenig Lust, ihre Häuser von feindlichen Bomben durchwühlen zu lassen; sie überreichten dem Kommandanten eine Vorstellung nach der andern, mit der Bitte, die Festung zu übergeben. Aber der wackere General kannte seine Pflicht, und als er des Ueberlaufens endlich müde wurde, schwur er, den Er-

ſten, der noch einmal von Uebergabe ſprechen würde, auf dem Walle an einen Baum knüpfen zu laſſen. Dieſe Drohung wirkte, die Bürger verſtummten und ertrugen Mangel und Angſt mit heimlichen Murren.

Die Werke der Belagerer rückten immer näher. Was die Belagerten mühſam in einer Woche zerſtörten, wuchs oft in einer Nacht wieder in die Höhe. Man fing an, den Donner des Geſchützes eben ſo gewohnt zu werden, als das Glockengeläute am Sonntage. Noch hatte der Feind den Feſtungswerken wenig Schaden zugefügt; noch war eben keine Hungersnoth zu befürchten; indeſſen ließ er mehr als einmal die Beſatzung auffordern. Ein Offizier, der einſt in ähnlicher Abſicht, von einem Trompeter begleitet, an das Thor kam, wurde mit verbundenen Augen zum Kommandanten geführt.

Hannchen wohnte gerade in einer Straße, wo er vorbei mußte, ſie hörte einen Auflauf, ſie trat an's Fenſter — ha! unter Tauſenden hätte ſie Wilhelm erkannt! — Zwar bedeckte das weiße Tuch ihm die Augen und einen Theil der Naſe, aber ſein Mund, Haar, Gang, Wuchs — er war es! o ſie hätte ihn unter Tauſenden erkannt! — Sie ſchrie laut auf, und ſtreckte beide Arme zum Fenſter heraus. Glücklicherweiſe verſchlang das Volksgetümmel ihr Gekreiſch, und da aller Augen nur auf den Fremden ge-

heftet waren, so blieb auch ihre sonderbare Bewegung unbemerkt.

Mit bangem Herzklopfen erwartete sie seine Zurückkunft, um sich ganz zu überzeugen. Eine halbe Stunde kroch vorüber; Hannchen ging mit schnellen Schritten auf und nieder, und immer zog eine magische Gewalt sie wieder an's Fenster. Endlich kam er. — O ja er war es! schon von ferne war sie dessen gewiß! — Da führen die Unmenschen ihn vorüber — er ist ihr so nahe — jede Muskel bebt ihm entgegen — ach, sie darf ihn nicht rufen — ach! sie kann ihn nicht zurückhalten — er verschwindet aus ihren Augen, und sie sinkt betäubt auf den Sofa.

Als sie ihre Besinnung wieder fand, erinnerte sie sich, ein Kreuz in seinem Knopfloch erblickt zu haben. »Edler Wilhelm!" rief sie, »du hast dich brav gehalten! pfui der lügenhaften Zeitungen, die mir deine Thaten verschwiegen!" — Dies Kreuz schmeichelte Hannchens Eitelkeit nicht wenig; ein liebendes Weib glaubt sich immer selbst in dem Geliebten geehrt. Ihre Sehnsucht, den tapfern Bruder in ihre Arme zu schließen, verdoppelte sich; täglich flogen ihre Gedanken mit den Schwalben über Graben und Wälle, und — wir müssen bekennen, daß sie seit dieser Erscheinung eine untreue Staatsbürgerin wurde; denn hätte es in ihrer Macht gestanden, so würde die Festung auf Gnade oder Ungnade übergeben worden sein.

Sie konnte ihre Freude nicht unterdrücken, so oft sie hörte, daß eine neue Batterie zu spielen anfange, und daß der Ort von allen Seiten immer enger und enger eingeschlossen, jede Zufuhr abgeschnitten werde. Als der Kommandant für nöthig fand, um einer Hungersnoth vorzubeugen, die Brotportionen einzuschränken, und darüber ein allgemeines Wehklagen unter den Bürgern entstand, blieb Hannchen allein ruhig und unbekümmert, denn sie hielt das für ein Zeichen der nahen Uebergabe, und hätte bis dahin gern täglich von einer Unze gelebt. So sind auch die besten Menschen! Die Leidenschaft für das Vaterland ausgenommen, macht jede andere Leidenschaft uns zu Egoisten, und erstickt den Sinn für das Wohl des Ganzen.

Doch die Erfüllung ihrer Hoffnung war noch nicht so nahe als sie glaubte. Mit dem zunehmenden Mangel nahm auch der hartnäckige Muth des Kommandanten zu, und er gab auf die letzte Aufforderung, bei welcher man mit Sturm drohte, die stolze Antwort: daß er sich unter den Trümmern seiner Festung begraben werde. Die Feinde machten nun wirklich Anstalten zum Sturm, und die Belagerten blieben Tag und Nacht auf den Wällen, zur tapfersten Gegenwehr bereit.

Es war in einer regnichten Septembernacht, als der Donner des Geschützes die Bürger aus dem ersten Schlum-

mer weckte. Der Feind machte plötzlich seine Drohung wahr, und stürmte mit gräßlichem Geschrei die Wälle. Das Geheul auf den Straßen, das Wimmern der Weiber, das Kreischen der Kinder, der Donner der Kanonen, das Brüllen der Streitenden in der Ferne, die Bomben in der Luft, welche das fürchterliche Schauspiel gräßlich erleuchteten — alles das konnte auch den festesten Muth erschüttern. Doch kaum blieb Hannchen der Sinn für ihre eigene Gefahr; sie sah nur Wilhelm mit Blut bespritzt, sie lag auf den Knien und betete für Wilhelm!

Mehrere Stunden blieb der Sieg zweifelhaft, bis der Tag anbrach, und mit ihm das Geschrei durch alle Gassen tönte: **der Feind ist in der Stadt!** — Was fliehen konnte, floh; man verbarg sich in Kirchen und Klöstern; man versteckte sich in Kellern und auf Böden — Wie ein brausender Waldstrom wälzte sich der Haufe der feindlichen Soldaten durch die Straßen; überall waren die Thüren verriegelt, überall wurden sie mit Gewalt erbrochen; jedes Kaufmannsgewölbe, jedes ansehnliche Haus geplündert; die Kinder von den Brüsten ihrer Mütter gerissen und auf Piken geschleudert; keusche Gattinnen, züchtige Dirnen, in Gegenwart ihrer Männer und Väter geschändet. Vergebens suchten die Offiziere diesen Gräueln zu steuern, das Band der Subordination war zerrissen, ihre Stimme verhallte in dem fürchterlichen Wirrwarr.

Auch in Hannchens Wohnung drang eine wüthende Bande. Sie lag betend auf ihren Knien. Die gierigen Räuber fielen zuerſt über ihr Silberzeug her, erbrachen und plünderten ihre Schränke. Aber plötzlich erwachten, beim Anblick der ſchönen Betenden, raſende Begierden in ihrer Bruſt. Sie ſtürzten ſich auf die Beute mit viehiſcher Wuth — das arme Schlachtopfer rang ohnmächtig mit ſeinen Henkern — ach! es war um ſie geſchehen! hätte nicht ihr gellendes Gekreiſch. einen menſchenfreundlichen Retter herbeigelockt. Ein junger Offizier trat herein, ergriff raſch den brutalſten der Böſewichte bei den Haaren, und drohte, ihn mit ſeinem entblößten Degen zu durchbohren. Der feſte Ton, mit dem er ſprach, und die Degenſpitze auf der Bruſt, machten den Wollüſtling nüchtern; einer nach dem andern ſchlich mit dem geraubten Silber davon, und die Gerettete blieb allein mit ihrem Retter.

Sie erwachte aus einer ohnmächtigen Betäubung. Schüchtern blickte ſie zu ihrem Befreier empor, und hoffte ihren Wilhelm in ihm zu erkennen. Er war es nicht. Ein junger Mann von edlem Anſehen ſtand vor ihr, und dankte freudig dem Glück, das ihn zum Werkzeug ihrer Rettung erkoren habe.

Noch waren ihre Sinne umſchleiert, ſie konnte nur halbe Worte ſtammeln. Mit dankbaren Thränen in den

Augen zog sie einen kostbaren Ring vom Finger, den sie dem großmüthigen Fremdling anbot, und den er bescheiden ausschlug. »Wollen Sie,« sagte er, »meiner Handlung auch das kleine Verdienst noch rauben, welches sie bereits mit dem Zufall theilen muß!« — Er blieb zu ihrem Schutz, bis der erste Lärm vorüber, und die Ruhe in der Stadt wieder hergestellt war. Dann verließ er sie mit dem Versprechen, seinen Besuch so bald als möglich zu wiederholen, und Hannchen erinnerte sich zu spät, daß sie ihn doch wenigstens um seinen Namen hätte fragen sollen. Wilhelm's Name hingegen hatte ihr hundertmal auf der Zunge geschwebt, und nur ein gewisses schamhaftes Gefühl von Schicklichkeit sie verhindert, sich in diesem Augenblicke nach ihm zu erkundigen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Belohnte Treue.

Nachdem Hannchen sich von Angst und Schrecken ein wenig erholt, brachte sie die übrige Zeit des Tages am Fenster zu, und musterte die feindlichen Offiziere, die nun häufig vorüberginger. Sie bebte, so oft sie eine Gestalt erblickte, die in Wuchs oder Gang einige Aehnlichkeit mit der Gestalt ihres geliebten Bruders hatte. Oft wähnte sie, in der Ferne ihn zu sehen. »Das ist er! das ist er!" flüsterte ihr Herz, aber er kam näher und war es nicht.

»O! warum mußte ich meine Rettung einem Fremdling verdanken! warum führten nicht Zufall und Liebe ihn in das Haus der Schwester! — Oder — Gott! — wenn er todt wäre! — gewiß hat ihn sein Muth zu weit geführt — gewiß war er der Erste auf der Sturmleiter — ach! er wußte nicht, daß eben hier sein Hannchen ihre Knie wund lag, um einen Schutzengel für sein Leben zu erflehen! "—

So schwankte ihre Seele zwischen Furcht und Hoffnung. Länger als bis zu der versprochenen Wiederkunft des jun-

gen Offiziers konnte sie diese fürchterliche Ungewißheit nicht ertragen, und fest war der Entschluß, alsdann sogleich Nachricht von Wilhelm einzuziehen.

»Möchte der Fremdling doch nur bald kommen! wo bleibt er! warum gab ich einer unzeitigen Scham Raum! vielleicht läge ich nun schon in Wilhelm's Armen!"

Geduld, liebes Hannchen! blicke die Straße hinab — da kommt er schon, dein Befreier; du erkennst ihn an dem schlanken Wuchs, dem heitern blauen Auge; — jetzt grüßt er dich freundlich — jetzt klopft er an deine Hausthür — die Magd thut ihm auf; hörst du seinen Gang auf der Treppe? — warum zitterst du? — bist du noch nicht einig mit dir selbst, wie du deinen Wunsch ihm vortragen sollst?

Der Offizier trat herein. Hannchen wollte ihn mit Höflichkeitsworten bewillkommen, er ließ ihr keine Zeit dazu. »Madame," sagte er, »Sie waren so gütig, mir diesen Morgen einen Beweis Ihrer Dankbarkeit geben zu wollen. So ungern ich mir auch mein geringes Verdienst schmälern lasse, so bin ich doch genöthigt, in diesem Augenblick Gebrauch von Ihrem Wohlwollen zu machen —"

Hannchen mißverstand ihn, und griff rasch nach dem Ringe, den sie vom Finger ziehen wollte. Der Offizier machte eben so rasch eine verneinende Bewegung mit der Hand.

»Nicht das ist es, warum ich Sie zu bitten kam. Ich wage einen andern Wunsch, der Sie vielleicht in Verlegenheit setzt. Ich habe einen Freund, den ich mehr als mein Leben liebe. Er ist beim Sturm gefährlich verwundet worden. Man hat ihn, in der ersten Verwirrung, in ein Haus gebracht, wo es ihm an jeder Bequemlichkeit mangelt, und die Menge der Blessirten eine genaue Sorgfalt unmöglich macht. Wäre Ihr Haus groß genug, ihn aufzunehmen, so würden Sie nicht allein den Dienst, den ich so glücklich war Ihnen zu leisten, überreich vergelten haben, sondern mich auch zu Ihrem ewigen Schuldner machen: denn was Sie für diesen meinen Freund thun, gilt mir mehr, als ob Sie mich mit Schätzen überhäuften!" —

Bei diesen Worten trat ihm eine Thräne in's Auge. Hannchen war gerührt. Hastig versetzte sie: »und wenn ich nur dieses Zimmer hätte, so würde ich auf dem Boden schlafen, bis Ihr Freund außer Gefahr ist. Es soll ihm hier an nichts fehlen. Darf ich um seinen Namen bitten?" —

Der Hauptmann von Eichenwald.

»Und der Ihrige?" —

Lieutenant Verlstädt.

»Gehen Sie, mein Herr, machen Sie die schleunigsten Anstalten, Ihren Freund hieher zu bringen. Dies Haus und alles, was ich habe, gehört ihm und Ihnen."

Der Offizier küßte ihr dankbar die Hand, und flog die Treppe hinab.

Schon wieder hatte sie versäumt, sich nach Wilhelm zu erkundigen. Aber war dies wohl der Augenblick zu solchen Fragen? — der Freund des Mannes, dem sie die Rettung ihrer Ehre schuldig war, lag hilflos im Lazareth, sein Leben hing vielleicht an einer Minute; wie würde der biedere Jüngling, der mit Thränen in den Augen von seinem Freunde sprach, ihre unzeitige Neugierde aufgenommen haben? — nein, sie konnte sich's nicht verübeln, daß sie diesmal noch die Liebe der heiligen Pflicht der Dankbarkeit nachgesetzt hatte. Sie ließ sogleich das beste Zimmer ihres Hauses für den erwarteten Gast zubereiten, und eine halbe Stunde nachher trugen vier Grenadiere auf einer von Zweigen geflochtenen Hürde den Verwundeten die Straße herauf.

Hannchen warf einen mitleidsvollen Blick herab auf den todtenblassen jungen Mann, der mit geschlossenen Augen ohne Bewegung lag, und nicht zu wissen schien, was mit ihm vorging. Sein Freund begleitete den Zug, und wachte ängstlich über jeden Schritt der Träger, warnte sie vor jedem Steine, der etwa im Wege lag.

„Aber, mein Gott! — welche Aehnlichkeit — dieser Hauptmann Eichenwald — und Wilhelm — er ist es selbst! — nicht möglich! — er ist es! — nein! nein! um Gottes willen! welche gräßliche Täuschung!"

Jetzt trugen sie ihn in das Haus, wo man, um seiner Bequemlichkeit willen, ihm die untersten Zimmer eingeräumt hatte. Hannchen wollte die Treppen herunterstürzen, aber sie erreichte nicht einmal die Stubenthür; ihre Knie zitterten, sie mußte sich schnell an einem Stuhle halten. Sie war ganz allein. Vergebens rief sie ihr Mädchen und einen Burschen, der sie in Peters Abwesenheit bediente; beide hatte die Neubegier herunter in das Vorhaus gelockt, um den verwundeten Offizier herein tragen zu sehen.

Ach! welche grausame Angst! welches grausame und immer vergebliche Streben aller Seelenkräfte, den gelähmten Körper wieder in Bewegung zu setzen! — »Wenn es Wilhelm war — und ich kann nicht hier fort — bin an diese Stelle gebannt — und er bedarf vielleicht meiner Hilfe — oder — der fürchterliche Augenblick ist nahe, wo er keiner menschlichen Hilfe mehr bedarf — Gott! — er stirbt — und ich soll ihn nicht noch einmal sehen! —« Sie machte abermals einen Versuch fortzuwanken, aber vergebens! der Schrecken hatte sie gelähmt.

Ruhig! ruhig, armes Hannchen! warum bist du sinnreich, dich zu quälen? was geht der Hauptmann Eichenwald dich an? kann eine flüchtige Aehnlichkeit mit Wilhelm dich so ganz um deine Fassung bringen? — Auch hat dir wohl nur die Einbildungskraft einen Streich gespielt. Wer in der Dämmerung jeden Winkel schüchtern durch-

spaht, und immer ein Gespenst zu sehen fürchtet, der sieht am Ende wirklich Gespenster.

So flüsterte die Vernunft, wenn die Angst sie zum Worte kommen ließ. Aber ihr Flüstern brachte eben so wenig Fassung in Hannchens Seele, als ein Zephyr Ruhe in ein vom Sturm bewegtes Meer haucht. Erstarrung und Zerrüttung aller Sinne waren ihrer ganzen Gestalt noch sichtbar ausgedrückt, als Lieutenant Perlstädt hereintrat, ihr zu danken. Er wurde auf den ersten Blick gewahr, daß hier etwas außerordentliches vorgefallen sein müsse. »Um Gotteswillen, Madame, was ist Ihnen? Sie scheinen sehr bewegt?«

»Und bin es! — sagen Sie mir, Herr Lieutenant — wiederholen Sie es mir noch einmal — wie heißt Ihr Freund?«

Hauptmann von Eichenwald —

»Gewiß?«

Ganz gewiß! aber woher —

»Nun dann bin ich ruhig. — Verzeihen Sie, mein Herr — ein Spiel der Natur — eine auffallende Aehnlichkeit — ich habe einen Bruder in Ihren Diensten — er nennt sich Wiese —«

Ist's möglich! — Madame — dieser Wiese — und dieser Hauptmann Eichenwald — aber er hatte nie eine Schwester —

Hannchen (außer sich). Gleichviel, mein Herr! um Gottes willen! was wollten Sie sagen?

Beide sind nur eine Person!

Er sprach diese Worte so unbesonnen rasch aus, daß er auch nicht einmal Zeit hatte, die ohnmächtig Hinstürzende in seinen Armen aufzufangen. Man kam ihr schleunig zu Hilfe, man trug sie auf das Bett. Perlstädt, mit Wilhelm's Herzen vertraut, errieth plötzlich, wen er vor sich habe, und machte sich bittere Vorwürfe über seine Unbesonnenheit. Er saß neben ihr, hielt ihre Hand in der seinigen, bespritzte sie mit geistigen Wassern, rieb ihr die Schläfe, und lauschte mit banger Sehnsucht nach dem ersten Athemzuge.

Endlich schlug Hannchen die Augen auf. »Lebt er noch?" waren ihre ersten Worte. »Beruhigen Sie sich, Madame," sagte Fritz mit freundschaftlicher Wärme: wenn meine Vermuthung mich nicht täuscht — wenn ich wirklich Jeannete Jerome vor mir sehe —"

Ich bin es, lispelte sie leise.

»Wohlan, so wird Alles gut gehen. Dieser Name wird meines Freundes Leben retten."

Lassen Sie mich zu ihm.

»Was verlangen Sie? die plötzliche Freude würde ihn tödten. Er muß vorbereitet werden."

Sind seine Wunden gefährlich?

»Noch ist der erste Verband nicht abgenommen, doch der Feldscheer gab die beste Hoffnung.«

Liebt er mich noch?

»Welche Frage!«

Aber woher der fremde Name?

»Hauptmann Wiese stürmte einst einen Verhack, und occupirte einen Eichenwald! aus welchem er den dreimal stärkern Feind mit übermenschlicher Tapferkeit vertrieb. Diese Position hatte eine gewonnene Schlacht zur Folge. Um ihn zu belohnen, gab ihm der König — was die Natur ihm schon längst gegeben hatte — den Adel, und nannte ihn, zum Andenken jener Begebenheit: von Eichenwald.«

Gern hätte Hannchen noch stundenlang dem Erzähler zugehört, denn er sprach ja von Wilhelm! aber plötzlich fiel ihr ein, wie unentbehrlich Fritz am Krankenbette seines Freundes sei. Hastig trieb sie ihn hinunter, er sollte nachsehen, ob dem Geliebten nichts mangle? — ob sich noch kein Anschein zur Besserung zeige? — ob die Bewegung ihm nichts geschadet? — ob er sich an das fremde Zimmer gewöhnen könne? — Immer rief sie ihn zurück — immer hatte sie noch etwas vergessen.

Fritz brachte ihr die trostvolle Botschaft, daß Wilhelm ruhig schlummere, und nun konnte sie der Begierde nicht widerstehen, ihn wenigstens schlummernd zu betrachten. Sie zog die Schuhe aus, und schlich hinunter an seine Kammerthür — sie lauschte durch eine Ritze — Freude — Schmerz — Hoffnung — Wehmuth — jede dieser Empfindungen preßte Thränen in ihr Auge. Fritz mußte sie mit sanfter Gewalt wegziehen, damit ihr Schluchzen nicht den Kranken wecke.

Es vergingen mehrere Wochen, ehe Fritz es wagen durfte, seinem Freunde die frohe Neuigkeit zu hinterbringen. Er that es mit der möglichsten Vorsicht, und ließ ihn nur nach und nach errathen, daß er mit der Geliebten unter einem Dache wohne. Doch würde vielleicht die Freude den kaum Genesenen zu Gift geworden sein, hätte er nicht in dem Namen van Shipper ein wohlthätiges Gegengift gefunden.

Witwe van Shipper? also war es ihr doch möglich, einem andern Manne ihre Hand zu reichen? — das mäßigte sein Entzücken, das machte ihn still traurig.

Fritz errieth, was in seiner Seele vorging, und verscheuchte die trüben, mißtrauischen Gedanken durch seine Erzählung von Hannchens Schicksalen. Begierig sog Wilhelm jedes Wort in sich. O! sein liebendes Herz empfing

willig den schmeichelnden Trost von Freundes Lippen: gerechtfertigt stand die Geliebte vor ihm da — kaum konnte er den Augenblick erwarten, sie an seine Brust zu drücken — er verwünschte den Arzt, der ihm noch immer jede heftige Gemüthsbewegung auf das strengste untersagte.

Die ersehnte Stunde kam endlich — die Thür flog auf — Hannchen lag in seinen Armen! — Gefühle verschlossen beiden den Mund — Gefühle, die keine Feder beschreibt und keine Zunge nachlallt. In süßer Ermattung saß Wilhelm auf dem Sofa, im rechten Arm hielt er die treue Geliebte, und im linken den Freund, dem er die Rettung ihrer Ehre verdankte. Ich bin der glücklichste Mensch auf Erden! mehr konnte er nicht sprechen.

Gleichgiltig vernahm er einige Wochen nachher, daß der König ihn zum Major ernannte. Wie hätte er sich jetzt darüber freuen können. Morgen war ja sein Hochzeitstag! und gerade an diesem frohen festlichen Tage kam Peter von seiner Wanderschaft zurück, um seiner Gebieterin mit trübseliger Miene zu berichten: daß er, trotz alles Suchens, den Herrn Lieutenant Wiese nicht habe finden können.

Ende.

Gedruckt bei X. P. Sollinger.

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Fünfundzwanzigster Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Die jüngſten
Kinder meiner Laune.

Von

Auguſt von Kotzebue.

Fünfter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Geprüfte Liebe.

Eine Erzählung

von

August von Kotzebue.

Zweiter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Epiſtel

an die

Frau Landräthin von Löwenſtern.

Zu lange hab' ich mit dem Irrthum mich getragen:
Der Menſch genieße nur, was ihm an Glück beſchert,
In ſeinen Frühlings- oder Sommertagen,
Der Herbſt ſei nicht der Rede werth;
Es welken ſeine ſchönſten Früchte,
Wenn kaum der erſte Froſt ſie trifft;
Das Alter, was auch Formey von ihm dichte,
Sei für die Freud' ein ſchleichend Gift.

Auf! lern' Erasmus! ſammt den Spöttern,
Die deine Sprüchlein nachgelallt,
Daß ſich der Anmuth Roſen nie entblättern,
Wenn auch von ſanfter weiblicher Geſtalt
Der Reiz der Jugend nicht mehr ſtrahlt.
Auf! folge mir in jenen Kreis der Freude,
Wo ich das Alter liebenswürdig fand,
Wo fern von äußerm Prunkgeſchmeide,
Doch köſtlicher geſchmückt durch Tugend und Verſtand,

Die Würdigſte in heit'rer Stille
Ihr holdes Bild in muntern Enkeln ſieht;
Wo neben Früchten aus des Herbſtes Fülle,
Auch noch ſo manche Blume blüht. —

Sieh wie auf ihrem Knie ſich Amoretten ſchaukeln,
Um ihre Lippen holde Scherze gaukeln,
Und ihrer Blicke ſanftes Licht
Wie Heſperus durch Abendwolken bricht.

Die nied're Schwätzerſucht elender Kaffee-Schweſtern,
Die Männer von Talent mit gift'gen Zungen läſtern,
Aus ihrem Zirkel war ſie ſtets verbannt;
Hier wagt kein frecher Mund den Fremdling zu beleid'gen,
Den ihre Lippen und ihr Herz vertheid'gen,
Er ſei bekannt, ſei unbekannt.

Wohl mir! daß ich die Holde kenne,
Die, als ihn manche Weſpe ſtach,
Für den verfolgten Fremdling ſprach;
Wohl mir! daß ich ſie Freundin nenne,
Daß meiner Muſe Ernſt und Scherz
Bald Lächeln und bald Thränen ihr entlocken;
Daß, wenn Verleumdung ſtürmt aus allen Glocken,
Sie Bürge ward für ein verkanntes Herz! —
O! laß dies Herz ein ſchwaches Opfer bringen!
Es tönet ſchüchtern dir mein Saitenſpiel,

Gern möcht' es würdig deine Tugend ſingen —
Arm ſind die Worte — reich nur mein Gefühl.

Nimm freundlich auf die kleine Gabe
Die aus dem reinſten Buſen quillt;
Hier iſt was ich verſprach — doch ach! vergib! ich habe
Von meinem Wort die Hälfte nur erfüllt *).

Vergebens ſuchſt du hier ein Werk der muntern Laune,
Wozu ein Schalk von einem Faune
Die grellen Farben mir gelieh'n,
Als Läſterung vom dummen Stolz verſchrien;
Ein Werk in Flammen zu begraben,
Darob ſo mancher Eſel, manche Gans
Geſchrien und geſchnattert haben —
Vergebens ſucheſt du den langen Hans.
Der arme Tropf, der nichts verbrochen,
Als daß er ſcherzend Wahrheit ſprach,
Ihm brauſt ein Sturm aus düſtern Wolken nach
Und zitternd hat er ſich verkrochen.
Trübſelig ſteht er, wie ein Kind
Der Unart halber, in dem Winkel —
Ach freilich! es vergißt der kind'ſche Dünkel

*) Der Verfaſſer hatte jener vortrefflichen Frau, außer der Fortſetzung von geprüfter Liebe, auch die des langen Hans verſprechen müſſen.

Die Ruthe oft nur zu geschwind;
Ein Wort von dir, ein Beifallszeichen —
Ha! welcher Dichter würde da nicht kühn! —
Fast lockt es ihn hervor zu schleichen,
Und mit den losen Knaben-Streichen
Auf's Neue durch das Land zu zieh'n.
Da flüsterte zu rechter Stunde
Die weise Vorsicht laut genug:

»Ist schon verblutet jede Wunde,
Die hämisch dir die Dummheit schlug?
Hast du vergessen, wie mit schalem Witze,
Mit frechem Deuteln hie und da,
Verleumdung in der muntern Skizze,
Nicht Laune sondern Bosheit sah?
Wagst du zu trotzen jenen Streichen,
Wenn du auch gleich ein Swift, ein Yorik wärst?
Willst du die Gottheit, die du ehrst,
Den Frieden schon aus Friedenthal*) verscheuchen?
Du wähnst dich unabhängig? — nenne mir den Wald,
Die Wüste, wohin nie ein bös Geschwätz gedrungen;
Der Fürsten langer Arm, der Schwätzer lange Zungen
Erreichen, Trotziger! dich bald!
Willst du den Kohl in Ruhe pflanzen,

*) Der Name von des Verf. ländlicher Wohnung.

Suchſt du das Blümlein der Zufriedenheit,
Und ſollen, wie bisher, in ſtiller Häuslichkeit
Die unvergällten Freuden um dich tanzen;
So müſſeſt du, mit immer wachem Blick,
Aus deiner Blumen Flor der Zwietracht Unkraut jäten —
Auf! laß den langen Hans zurück
In den vergeſſ'nen Winkel treten."

So ſei er dann verbannt in eine finſt're Gruft!
Dort berg' er ſich vor Kritikaſter Grimme,
Und folge ſelbſt nicht deiner Stimme,
Geiſtvolle Frau! wenn ſie ihn lockend ruft.
Genug, daß ihn nur Thoren haſſen,
Weil dummer Stolz argwöhniſch um ſich ſchielt,
Durch jede Anſpielung ſich tief verwundet fühlt;
Zum Troſte wollen wir ihm deinen Beifall laſſen.

Wo aber bleibt nun mein Verſprechen?
Wortbrüchig muß ich vor dir ſteh'n,
Muß ängſtlich einen holden Blick erſpäh'n,
Der mir verheiße, dich am Dichter nie zu rächen.

Du! mit dem Hochgefühl für ſtilles Glück genährt:
Du, deren Herz von Sanftmuth überfließet;
Du, die es weiß, welch unſchätzbaren Werth
Die Ruhe für den Dichter in ſich ſchließet;
Du Zeugin der Verfolgungsſucht,

Die mich ſo oft geneckt, die mir ſo oft geflucht,
Vergib, wenn ich des Kampfes müde,
Das raſch gegeb'ne Wort dir brach,
Auf daß in Friedenthal der Friede
Ein Neſt ſich baue unter meinem Dach;
Auf daß ich ruhig pflanze und verzehre,
Was deine liebe Hand mir gab *);
Kein ungerechter Seufzer um mein Grab
Einſt meinen letzten Schlummer ſtöre.

---

*) Die würdige Dame, an welche dieſe Epiſtel gerichtet iſt, hatte den Verfaſſer mit Sämereien beſchenkt.

Geprüfte Liebe.

Zweiter Band.

Erſtes Kapitel.

Die Kriegsgefangenen.

Iſt der Hang zum Kriege ein Naturtrieb, wie die Luſt am Tanzen? Füttert Gott die Menſchen nur zu ſeinem Vergnügen mit Lebenskraft, wie die Engländer ihre Kampfhähne mit Knoblauch? — iſt der Krieg ein Sohn des Hungers?

Ein großer Philoſoph, und d'rum nicht mein Freund — (denn die Geſchöpfe, die blos durch kathegoriſche Imperative u. dgl. regiert werden, taugen eben ſo wenig zur Freundſchaft, als die Cedern von Libanon zu Bohnenſtangen) hat behauptet: dieſer winzige Planet, deſſen Daſein unſer Nachbar Jupiter nicht einmal ahnet, ſei zum Schauplatz eines Krieges Aller gegen Alle erſchaffen. — Gute Menſchen mögen ungern ſolche blutige Wahrheiten bekennen. Gute Menſchen ſtützen ſich auf die Bemerkung: daß, vom Elephanten bis zum Polypen, der Trieb zu lieben im Lenz erwache, Empfindung und Leben in Millionen Geſchöpfe hauche, und gegen den Winter erſterbe. Wenn nun aber der Trieb zu morden dieſe Ordnung der Natur umkehrt, wenn er zwar auch im Lenz erwacht, aber nur um zu vertilgen; ſo ſteht das

Handwerk des Soldaten im Widerſpruch mit dem Tagewerk der Natur. Nur die Liebe ſollte zu Felde ziehen, der Maithau ſich mit der Thräne der Sehnſucht miſchen, und jedes Pulverkorn unbrauchbar machen, das ein liebefähiges Weſen zu zerſtören droht.

Solche Betrachtungen ſtellte der arme Wilhelm an, als er, nach Ablauf eines frohen Winters, den unwillkommenen Befehl erhielt, ſich marſchfertig zu halten, um die erſten milden Sonnenſtrahlen in Wolken von Pulverdampf zu hüllen, und die hervorkeimenden Saaten tief in die Erde zu ſtampfen. Erſt ſeit fünf Monden hatte er erfahren, daß die glühendſte Fantaſie der erſten Liebe noch lange nicht an das unerſchöpfliche Glück der häuslichen Zufriedenheit reiche; daß, wenn die Einbildungskraft des liebenden Jünglings ihm den Feuerwagen des Propheten lieh, um damit in erträumte Himmel emporzuſteigen, die Wirklichkeit den Mann zwar herabziehe, aber nur um ihn auf ein Roſenbett zu lagern. Er ſchwelgt nicht mehr — er genießt die Flamme, die vorher jedem Windſtoß ausgeſetzt war, und auch die reichſte Nahrung endlich zu verzehren drohte, iſt nun, gleich jener Lampe, die man in Portici fand, in das reine Glas des Eheſtands eingeſchloſſen, und brennt ſanft und ewig.

Große Städte haben einen Vorzug mit der ländlichen Hütte gemein, man darf dort wie hier ſich ſelbſt leben; es bekümmert ſich Niemand um den glücklichen Sonderling.

Wenn man nur die Leute ungestört an ihren Kartentischen und Schmausetafeln läßt; so erlauben sie dagegen, mitleidig lächelnd, daß man zu Hause im Stillen froh sein darf. Wilhelm hatte diese Erlaubniß trefflich benutzt. Eine liebende, gebildete Gattin, ein geprüfter Freund, ein paar leckere Schüsseln, eine Flasche Firnewein, und ein Thaler Ueberschuß für den ärmeren Bruder — wer zum Glück des Lebens mehr bedarf, der ist selbst dann zu beklagen, wenn er dies Mehrere besitzt.

Wünsche verlassen freilich nie auch die glücklichste Menschenbrust. Der Tugendhafteste ist nicht ohne Fehler und der Glücklichste nicht ohne Wünsche. Aber Wilhelm gehörte zu den seltenen Lieblingen des Schicksals, die keinen andern Wunsch hegen, als den: daß Alles nur so bleiben möge; die nichts mehr gewinnen, aber auch nichts verlieren wollen. Der König hatte ihm ein kleines Landgut geschenkt. »Gott schenke dem Könige Frieden!" rief er oft, »auf daß ich meinen Abschied nehmen, und dort genießen könne, was seine Huld mir gab, und die Liebe verschönert." — Die Gegend, hieß es, sei schön, und die Nachbarschaft ringsumher nur von alten stiftsfähigen Edelleuten bewohnt, die sich nie herablassen würden, das kahle Verdienst zu besuchen. Welche herrliche Aussichten! Liebe, Freundschaft, Landleben, und kein Besuch! —

Zwar sind die Rosen auf Hannchens Wangen verblüht, das sanfte Feuer ihres Auges erloschen: aber der

glückliche Gatte frohlockt über dieſes Kränkeln, und hofft mit Sehnſucht auf ein Pfand treuer Liebe. Entſchlummert iſt ſein Ehrgeiz. Gern nähme er den Lorbeer vom Haupte, um die Wiege eines Sohnes damit zu kränzen.

Nie war daher eine Marſchordre unwillkommner als dieſe. Mehrere Tage verbarg er die trübe Botſchaft ſeiner jetzt doppelt reizbaren Gattin. Aber bald erſpähte der Blick der Liebe ſeinen Kummer. Schon längſt hatte Hannchen vor einer neuen Trennung gezittert; ſie wollte ſich mit Standhaftigkeit waffnen, und ihm den Muth einſprechen, deſſen ſie ſelbſt ſo bedürftig war. Sie verbarg ihre Thränen, und weinte nur in ſtillen Nächten, wenn Wilhelm neben ihr zu ſchlafen ſchien. Weckte ihr Schluchzen den leiſe Schlummernden, ſo ſchob ſie die Schuld auf einen böſen Traum.

Faſt hätte ſeine Zärtlichkeit ihn verleitet, jetzt bei Eröffnung des Feldzugs, den Dienſt zu verlaſſen; aber Hannchen widerſetzte ſich dieſem Opfer. »Man ſoll nicht ſpötteln, daß du in meinen Armen den kriegeriſchen Muth verloren habeſt; man ſoll dich nicht undankbar gegen deinen Fürſten ſchelten. Ziehe hin — ſei tapfer — aber nicht tollkühn — gedenke deiner Pflicht, deiner Ehre — aber auch des hilfloſen Geſchöpfes, das du noch nicht kenneſt. Es wird dir an meinem Buſen entgegen lallen, wenn du wiederkehrſt. Dann haſt du das Gebot der Ehre erfüllt; dann entgürte dich, laß unſer Kind mit deinem Schwerte ſpielen, und ruhe aus an meinem Buſen.«

So verbarg sie ihre Angst hinter erkünsteltem Heldenmuth, doch glückte ihr die Täuschung nur, so lang die Stunde der Trennung noch fern war. Als aber nun der Sonntag der letzten Woche anbrach, und Wilhelm's Regiment zum letzten Male zur Kirchenparade aufmarschirte, ach! da schwand ihr Muth, und zitternd wie eine Verurtheilte, band sie den Ringkragen um ihres Gatten Hals. — Er ging — auch sie trieb die Angst, und das Bedürfniß zu beten in die Kirche. Unbemerkt hatte sie, während der Predigt, manche Zähre mit dem Finger zerdrückt; aber als der Feldprediger nun anhub feierlich für das Glück der Waffen zu beten, als er die um ihn versammelten Krieger einsegnete, und den alten Grenadieren die Thränen an den Schnurrbärten herabträufelten; da verbarg sie ihr Gesicht in den Muff, und dumpfes Schluchzen war ihr Gebet.

O wie innig wiederholte ihr Herz die Worte des Predigers: »Laß mich Gott! sie einst Alle wieder hier versammelt sehen! laß mich Keinen vermissen! und in deinem Tempel nur das Jauchzen des Dankes, nicht das Klagen der Witwe, das Wimmern der Waise hören!"

Sie kam erschöpft nach Hause. Ihr Muth war dahin. In zwei Tagen sollte das Regiment ausmarschiren. Stündlich hörte sie unter ihrem Fenster ein lärmendes Getöse; Troß und Bagage wurden durch die Straße geschleppt, Kanonen rollten dumpf vorüber; Alles lebte, Alles lief

durcheinander, während, ſie weinend vor einem Koffer kniete, die Wäſche ihres Gatten einpackte, Leinwand und Binden zurecht legte, im Fall er verwundet werden ſollte, und ſeinen Bedienten zwanzigmal unterrichtete, wo er alles ſchnell finden könne.

Nachdem dieſes traurige Geſchäft vollbracht war, wankte ſie betäubt aus einem Zimmer in das andere, und heftete ihr ſtarres Auge bald auf den öden Platz, wo Wilhelm's Feldbett geſtanden hatte, bald auf die leere Stelle an der Wand, wo ſeine Piſtolen zu hängen pflegten. Als der letzte Morgen dämmerte, und Wilhelm ſich ſchon früh von ihrer Seite geſtohlen hatte, um den Schmerz der Trennung im Gewühl der Dienſtgeſchäfte zu erſticken, da warf ſie ſich in ihren Wagen, und fuhr eine halbe Stunde weit, bis zu einer Mühle, wo ſie ihren Gatten das letzte Lebewohl ſtammeln wollte.

Eine dicke Staubwolke in der Ferne verkündete die heraufziehenden Truppen. Ein Regiment nach dem andern marſchirte an ihr vorüber. Weiber und Kinder drängten ſich heulend zwiſchen die Glieder, hier trug ein weinender Grenadier ein kleines Mädchen auf dem Arm, und die ſchwangere Mutter ging ſchluchzend neben her; dort ſchleppte ein luſtiger Bube ſeines Vaters Torniſter. Hier ſchüttelte ein Schnurrbart die ſegnende Hand ſeiner alten Mutter, und dort lag ein anderer in den Armen ſeines Weibes, das ſich angſtvoll um ſeinen Hals klammerte.

Junge Burſche, die an nichts hingen, jubelten dazwiſchen und ſchwenkten ihre Hüte mit grünen Zweigen beſteckt. Hie und da boten Marketender ihre Ware feil. Mancher trank um Muth zu gewinnen, und Thränen tröpfelten in das Glas.

Hannchen ſah und hörte alles und nichts. Ihr Herz klopfte, ihr Athem ſtockte, ihr Auge brannte und war trocken. Starr ſchaute ſie hinab bis zum fernen Thore, aus dem immer neue Truppen hervorquollen. Jetzt ſchimmerte die wohlbekannte Uniform von Wilhelm's Regiment ihr entgegen. Wilhelm ritt mit geſenktem Haupte an der Spitze ſeines Bataillons. Der ſonſt muthige Gaul ſchlich einen trägen Schritt. Der Zügel war unbemerkt der Hand des Reiters entfallen, und lag auf des Roſſes Nacken. Als Wilhelm der Mühle nahe war, ſprang er vom Pferde, und Hannchen aus dem Wagen. Er wankte todtenbleich auf ſie zu, ſie ſank neben dem Wagen nieder. Er kniete an ihrer Seite, drückte ſeine kalten Lippen auf ihre fieberhaft brennenden, ließ die Spuren ſeiner Thränen auf ihren blaſſen Wangen, ſchwang ſich haſtig auf den Gaul und jagte davon. Hannchen lag betäubt. Als ſie zu ſich ſelbſt kam, tönte nur noch die ferne Trommel in ihr Ohr. Sie raffte ſich auf, und ſah im weit entlegenen Thale den letzten Staub ſich in die Lüfte wirbeln.

Sie entwich ihren Leuten, wankte in ein Gebüſch, das ſich am Mühlenbach hinabzog, kniete dort in's Gras

und betete. Gönne, Zweifler, dem wunden Herzen diesen Troſt, der, gleich dem Harz, aus der Rinde des verletzten Baumes tritt, und die Wunde, wo nicht heilt, doch gegen Sturm und Regen von außen verſchließt. Wohl dem Menſchen, der auf Gebet vertraut! Ruhe und Hoffnung ſind die Früchte ſeines frommen Wahns. Am frühen Morgen, am ſpäten Abend, erquickte ſich Hannchen durch dieſen Balſam. Er ſtärkte ſie in der ſchweren Stunde ihrer Niederkunft, und verſcheuchte jede trübe Ahnung von dem Schickſal ihres Gatten.

Ach! nur zu bald war ſein Regiment in ein hitziges Vorpoſtengefecht verwickelt worden. Er kämpfte an der Seite ſeines Freundes, ward umzingelt, ſah ſeine wackern Krieger um ſich fallen, und mußte endlich erſchöpft der Menge weichen. Er und Fritz wurden gefangen. Von feindlichen Huſaren geplündert ſchleppte man ſie in's Lager. Dort wurden ſie zwar mit Achtung behandelt, aber eng bewacht, und wenige Tage nachher ſandte man ſie mit einem Transport Kriegsgefangener in das Innere von Frankreich.

Zweites Kapitel.

Das braune Mädchen.

Kummer und Mangel begleitete Wilhelm in die Gefangenschaft. Ihm blieb nur Ein Trost: man trennte ihn nicht von seinem Freunde, dessen Ohr und Herz für jeden Seufzer offen standen, und der das ewige Einerlei seiner Klagen mit unermüdeter Geduld anhörte. Oft hatte Fritz ihn vormals einen verliebten Schwärmer gescholten, und ihn mit der Spötterei geneckt: daß der Ehestand sich nur noch an den Kohlen wärme, die die Flamme der Liebe zurückließ, und daß er auch diese nicht selten anblasen müsse, wenn sie zu verglimmen drohen. Aber jetzt mußte er bekennen, daß Amor die Fackel nicht immer auslösche, wenn Hymen die seinige anzündet, denn noch nie hatte Wilhelm mit solcher Inbrunst an seinem Weibe gehangen. Der Blütenstaub der ersten Begier, der das sanfte Wehen eines ruhigen Besitzes nur unsichtbar von Herz zu Herzen übertrug, ward jetzt durch den Sturm der Trennung mächtig wiederum aufgeregt, Er dachte nur sie, er sprach nur von ihr; kein Mangel war ihm fühlbar, kein Gegenstand reizte seine Neubegier. Geplündert und von den nothwendigsten Bedürfnissen entblößt, schrie er dennoch freudig auf, als er in einem Win-

und betete. Gönne, Zweifler, dem wunden Herzen diesen Troſt, der, gleich dem Harz, aus der Rinde des verletzten Baumes tritt, und die Wunde, wo nicht heilt, doch gegen Sturm und Regen von außen verſchließt. Wohl dem Menſchen, der auf Gebet vertraut! Ruhe und Hoffnung ſind die Früchte ſeines frommen Wahns. Am frühen Morgen, am ſpäten Abend, erquickte ſich Hannchen durch dieſen Balſam. Er ſtärkte ſie in der ſchweren Stunde ihrer Niederkunft, und verſcheuchte jede trübe Ahnung von dem Schickſal ihres Gatten.

Ach! nur zu bald war ſein Regiment in ein hitziges Vorpoſtengefecht verwickelt worden. Er kämpfte an der Seite ſeines Freundes, ward umzingelt, ſah ſeine wackern Krieger um ſich fallen, und mußte endlich erſchöpft der Menge weichen. Er und Fritz wurden gefangen. Von feindlichen Huſaren geplündert ſchleppte man ſie in's Lager. Dort wurden ſie zwar mit Achtung behandelt, aber eng bewacht, und wenige Tage nachher ſandte man ſie mit einem Transport Kriegsgefangener in das Innere von Frankreich.

Zweites Kapitel.

Das braune Mädchen.

Kummer und Mangel begleitete Wilhelm in die Gefangenschaft. Ihm blieb nur Ein Troſt: man trennte ihn nicht von ſeinem Freunde, deſſen Ohr und Herz für jeden Seufzer offen ſtanden, und der das ewige Einerlei ſeiner Klagen mit unermüdeter Geduld anhörte. Oft hatte Fritz ihn vormals einen verliebten Schwärmer geſcholten, und ihn mit der Spötterei geneckt: daß der Eheſtand ſich nur noch an den Kohlen wärme, die die Flamme der Liebe zurückließ, und daß er auch dieſe nicht ſelten anblaſen müſſe, wenn ſie zu verglimmen drohen. Aber jetzt mußte er bekennen, daß Amor die Fackel nicht immer auslöſche, wenn Hymen die ſeinige anzündet, denn noch nie hatte Wilhelm mit ſolcher Inbrunſt an ſeinem Weibe gehangen. Der Blütenſtaub der erſten Begier, der das ſanfte Wehen eines ruhigen Beſitzes nur unſichtbar von Herz zu Herzen übertrug, ward jetzt durch den Sturm der Trennung mächtig wiederum aufgeregt, Er dachte nur ſie, er ſprach nur von ihr; kein Mangel war ihm fühlbar, kein Gegenſtand reizte ſeine Neubegier. Geplündert und von den nothwendigſten Bedürfniſſen entblößt, ſchrie er dennoch freudig auf, als er in einem Win-

kel seiner Rocktasche ein kleines Tintenfaß und eine silberne Feder fand, die der Raubgier der Husaren entgangen waren. Nun schrieb er täglich auf der Reise, an jedem Orte, wo der Transport einige Minuten verweilte, wo er nur einen Feldstein fand, der ihn zum Tische dienen konnte. Wenn Andere assen oder schliefen, schwieg sein Hunger und wachte sein Herz. Schmerz, Sehnsucht, liebevoller Trost und ferne Hoffnungen, Alles hauchte er mit glühenden Farben auf das Papier, und mit welchem dankbaren Entzücken drückte er den alten gutherzigen Korporal an seine Brust, der ihm versprach, den ersten Brief sicher zu befördern! —

Nach einer langen und beschwerlichen Reise, gelangten sie endlich an den Ort ihrer Bestimmung, einer kleinen Stadt in Guienne. Hier erlaubte man ihnen zwar, auf ihr Ehrenwort, frei herum zu gehen, doch durften sie von dieser Erlaubniß nur einen vorsichtigen Gebrauch machen; denn der gährende Pöbel, der jeden Fremdling als Despotensklaven haßte, glaubte sich berechtigt, mit durstiger Wuth den leisesten Vorwand zu ergreifen, um Menschen zu beleidigen, oder gar zu morden, die sich zu Werkzeugen der Unterdrückung verkauft hatten.

Wilhelm und Fritz verließen daher selten am Tage ihre kümmerliche Wohnung. Gewöhnlich schlichen sie mit der Morgendämmerung aus der Stadt, streiften durch die blühenden Gefilde, lagerten sich am Ufer der Garonne, und

ſuchten am Mittag die Hütte irgend eines gaſtfreien Landmannes, der ſie mit Milch, Honig und Früchten bewirthete.

Eines Abends hatte der Zufall ihnen ein deutſches Buch in die Hände geſpielt, und da ſie das Vergnügen der Lektüre ſchon ſo lange entbehrt hatten, ſo freuten ſie ſich auf den kommenden Morgen als auf ein Feſt. Die erſten Strahlen der Sonne fanden die beiden Freunde bereits auf dem Felde. Der wolkenloſe Himmel und das bethaute Gras ſchienen mit einem heißen Tage zu drohen, ſie ſuchten daher; unfern eines Dorfes, ein ſchattiges Gebüſch, das ſich an einem Hügel hinabzog. Dort fanden ſie ein heimliches, einladendes Plätzchen, und lagerten ſich unter Oelbäumen. Wilhelm zog das Buch aus der Taſche, Fritz wälzte ſich behaglich im Graſe.

Sie mochten etwa eine Stunde geleſen haben, als ein verwirrtes Getöſe aus dem benachbarten Dorfe an ihre Ohren ſchlug. Bald darauf hörte man ſogar die Sturmglocke läuten. Sie ſtutzten, und wußten nicht, ob ſie ihren Schlupfwinkel verlaſſen, oder ſich noch tiefer in's Gebüſch verbergen ſollten. Das letztere konnte ſie verdächtig machen, ſie blieben alſo wo ſie waren, entſchloſſen nach der Stadt zurück zu kehren, ſobald ſie den Weg dahin frei vermuthen dürften, denn er führte ganz nahe an der Dorfkirche vorbei, von deren Thurm herab das Sturmgeläut ſie erſchreckte.

Als sie noch so lauschten und horchten, und sich in Muthmassungen über die Ursach des Tumults verloren, hörten sie plötzlich in einiger Entfernung ein Rascheln im Gebüsch. Es war als ob ein flüchtiges Reh vorüber eilte. Jetzt kam es näher — jetzt entfernte es sich wieder — bald links — bald rechts — ein ängstliches Keuchen verrieth einen athemlosen Menschen. Die beiden Freunde hielten selbst den Athem an sich, und starrten nach der Gegend, aus welcher es jetzt immer näher und näher herbei raschelte.

»Da sind sie!" rief hastig und leise ein braunes Mädchen, mit flatterndem Haar und zerrissener Schürze, indem es mit geschäftiger Aengstlichkeit, immer zurückschauend, auf die Fremdlinge zustürzte.

»Flieht! Flieht!" keuchte sie mit erstickter Stimme: »man kömmt — man sucht euch — man wird euch hier finden — ihr seid des Todes!"

Wie? warum? Was gibt's?

Das Mädchen war erschöpft, es konnte nicht antworten, es deutete nur mit dem Finger auf einen Fußsteig, und als die Fremdlinge noch zögerten, lief es voraus, winkte und faltete bittend die Hände. Wilhelm und Fritz folgten ihr endlich, ohne zu wissen warum noch wohin? Ihr schnellfüssiger Wegweiser brachte sie nach einigen Minuten an eine leere Fischerhütte. Hier sank das gute Mädchen in's Gras, und stammelte: »ich kann nicht mehr!"

Ihr voller Busen arbeitete heftig, ihre Wange strotzte von Blut: dennoch hielt sie mit Gewalt von Zeit zu Zeit den Athem an sich, um nach der Gegend des Dorfes zu horchen, und dann schnappte sie mit verdoppelt schnellen Athemzügen nach frischer Luft. Die beiden Freunde standen vor ihr, und wußten nicht, was sie aus der unbegreiflichen Erscheinung machen sollten. Sie ließen ihr Zeit sich zu erholen. Fritz fand zufällig vor der Hütte ein hölzernes Gefäß, in dem er Wasser schöpfte und es ihr anbot. Sie trank einige Tropfen, benetzte auch ihre Wangen, gleichsam um die Glut zu löschen. Als sie endlich die Sprache wiederfand, erzählte sie abgebrochen und ohne Zusammenhang:

»Böse Menschen haben in der letzten Nacht den Freiheitsbaum in unserm Dorfe umgehauen, — das ganze Dorf ist darüber in Aufruhr — die jungen Bursche haben sich bewaffnet — sie suchen den Thäter — sie werden ihn umbringen. Man hat euch seit einigen Wochen immer in dieser Gegend herumschleichen sehen, man muthmaßt, daß ihr den Frevel begangen —"

Wir? riefen die beiden Freunde voll Entsetzen.

»Ich glaube das nicht," fuhr das Mädchen fort, »ihr seht aus wie ehrliche Leute — und wäre es auch, so mag ich doch Niemanden umbringen sehen. Mein Philipp ist auch bei dem Haufen, er hat einen Säbel, er schwört euch zu tödten, ich zitt're noch vor seinen gräßlichen Flüchen — wenn

er Blut vergißt, so kann ich ihn nicht mehr lieben. — Diesen Morgen ganz früh, als ich meine Tauben fütterte, habe ich euch unten am Dorfe vorbei, und in diesen Busch wandern sehen — und der Kuhhirt hat das auch gesehen, und euch verrathen. Nun wollen sie den Busch umzingeln, und nicht eher ruhen, bis sie euch finden. Da bin ich fortgestürzt, unschuldiges Blut zu retten, und habe meine Schutzheilige gebeten, daß ich mit ihrer Hilfe euch früher antreffen möchte, und sie hat mich gnadenreich erhört! — Eilt! sucht durch Umwege nach der Stadt zu kommen, denn hier seid ihr nicht sicher. — Ich wollte euch gern begleiten — aber ich kann nicht mehr! —

»Wenn ihr diesem Fußsteige folgt, so bringt er euch auf die Straße von Montauban, dann laßt ihr unser Dorf weit weit linker Hand liegen, und wenn ihr gleich einen Umweg von einigen Stunden machen müßt, so könnt ihr doch gegen die Dämmerung noch in der Stadt sein.« —

Aber wir sind unschuldig, sagte Wilhelm.

Wir haben euren Freiheitsbaum nicht einmal gesehen, setzte Fritz hinzu.

»Was kann euch das helfen!« erwiederte das Mädchen hastig, »man wird euch todt schlagen — ihr seid Fremdlinge — ihr seid ja nicht französische Bürger.« (Das sprach sie mit einer Art von Feierlichkeit.) »Niemand wird Rechenschaft von eurem Leben fordern. Flieht! Flieht! — hört

ihr die Stimme im Busche? — in wenig Minuten ist es zu spät." —

Wilhelm und Fritz begriffen freilich wohl, daß hier, trotz aller Unschuld, ihr Leben in Gefahr und keine Zeit zu verlieren sei. Sie dankten ihrer großmüthigen Retterin, und flohen den Fußsteig hinab, den sie ihnen nochmals andeutete. Er führte sie in kurzem auf eine unbekannte Landstraße, wo sie Halt machten, um Athem zu schöpfen und die Bemerkung zu bestätigen, welche schon so oft von Reisenden um die Welt und durch die Welt gemacht worden: daß nämlich überall die Weiber höflicher, leutseliger und menschlicher gegen Fremde sind, als die Männer.

Drittes Kapitel.

Die Särge.

Da das gefährliche Dorf den Flüchtlingen jetzt schon in ziemlicher Entfernung lag, so hielten sie sich für gerettet, ruhten einige Minuten aus, und setzten dann ihren Weg langsam fort, indem sie das brave Mädchen segneten, das, trotz seinem Stolz auf den Titel einer französischen Bürgerin, sie so menschenfreundlich gewarnt hatte. Aber bald wurden sie gewahr, daß die empörte Freiheit wie eine gereizte Löwin durch ihr Brüllen die ganze Gegend umher in Schrecken und Bewegung setzte, und daß in unsern Tagen ein abgehauener Freiheitsbaum eben die Wuth errege, die vor ein paar hundert Jahren ein zerstörtes Kreuz, oder vor ein paar tausend Jahren eine abgehauene heilige Eiche verursachen mochte.

Als Alcibiades die Hermes-Säulen verstümmelte, tobten die athenienſischen Gassenbuben gerade wie die Neufranken. Links und rechts, vor und hinter den Fliehenden ertönte der dumpfe Schall der Sturmglocke in allen benachbarten Dörfern. Sie verdoppelten ihre Schritte. Die Straße führte über einen Hügel, sie eilten ihn zu erreichen — ach!

da lag unter ihren Füßen ein Dorf, aus dem wildes Jauchzen und Senſengeklirr ihnen entgegen ſchallte. Raſch wandten ſie um, eilten den Hügel wieder hinab, liefen eine Strecke hinterwärts — und erblickten von ferne einen Staubwirbel, der ihnen die Herannäherung ihrer Verfolger verkündete.

Jetzt ſprangen ſie über Graben und Hecken feldeinwärts, wollten ſich bald im hohen Korn, bald hinter einem Heuſchober verſtecken, doch hier ſchreckte ſie ein bellender Hund, dort ein ſchreiendes Kind. Sie verloren den Kopf, liefen der Kreuz und Quer, wateten durch Bäche und Moräſte, hörten immer noch das Läuten und Toben von allen Seiten, und kamen endlich, ohne es zu wollen, wieder auf die verlaſſene Straße.

Jetzt ſtieg die Gefahr mit jedem Augenblicke. Die Felder rings umher waren mit Ausſpähern bedeckt, Staubwolken vor ihnen, Staubwolken hinter ihnen, Glockengeläut von jedem Thurme, Menſchenſtimmen und Hundegeheul.

»Ich kann nicht weiter!« ſagte Wilhelm, »Gott ſchütze Weib und Kind! hier will ich ſterben!«

Er ſank unter einen Baum. Fritz ſammelte ſeine letzten Kräfte, kletterte auf den Baum und ſchaute umher.

»Ich ſehe ein Landhaus!« rief er herab, »es iſt kaum zweitauſend Schritte entfernt. Es gehöre, wem es wolle,

der Beſitzer wird uns mindeſtens vor der Pöbelwuth ſchützen. Iſt er ein gebildeter Mann, ſo wird er uns den Händen der Gerechtigkeit überliefern, aber nicht zugeben — ſollte er uns auch für ſchuldig halten — daß ein wüthender Haufe gleich Straßenräubern uns ermorde."

Er ſtieg herab. Wilhelm raffte ſich auf. Sie eilten das Landhaus zu erreichen. In einem romantiſchen Thale, durch welches ein Arm der Garonne ſich ſchlängelte, lag, von hohen Pappeln beſchattet, eine einſame Wohnung, an deren Nordſeite ein dichter Hain grenzte, der ſich bis an das Ufer des Fluſſes hinabzog. Die Flüchtlinge kamen ungehindert an das durchbrochene eiſerne Stacket, welches den Vorhof des Hauſes einfaßte, und geſchmackvoll mit Blumenvaſen verziert war. Sie fanden die Pforte verſchloſſen und verriegelt. Kühn ergriff Wilhelm einen Feldſtein und klopfte laut an das Eiſen. Laut gab der Hain den Ton zurück, aber kein Hund bellte, kein lebendes Weſen rührte ſich. Sie riefen — Niemand antwortete. Das Haus ſchien öde. Eine Menge zerbrochener Fenſterſcheiben beſtätigte dieſe Muthmaßung. Das Stacket war zu hoch, um es zu überklettern, das Stacket zu wohl verwahrt, um es zu erbrechen. Die Minuten waren koſtbar. Wilhelm und Fritz eilten dem jenſeitigen Hain zu, um dort ein ſicheres Plätzchen auszuſpähen, wo ſie den Einbruch der Nacht erwarten könnten.

Auch der Hain war mit einer ziemlich hohen Mauer umgeben, doch hatte die Zeit hin und wieder Steine ausgebrochen, und die Angst gab ihnen Flügel, denn die Stimmen ihrer Verfolger tönten schon im Thale. Ein dunkles Gebüsch von wuchernden Akazien nahm sie auf. Hier lauschten sie einige Augenblicke, und da der ganze Hain nur von Vögeln bewohnt und belebt schien; da die Buchfinken und Grasmücken so traulich um sie her hüpften, als hätten sie nie Menschen gesehen; so wagten es die Flüchtlinge tiefer einzudringen.

Sie sahen bald, daß kleine Wege im englischen Gartengeschmack sich durch den ganzen Hain schlängelten; aber das Gras, welches häufig durch den Sand hervorsproßte — die hin und wieder vom Sturmwind abgebrochenen und nicht weggeräumten Zweige — schienen abermals zu beweisen, daß seit langer Zeit kein Sterblicher hier gewandelt sei. Muthig wollten daher die beiden Freunde vorwärts schreiten, und wo möglich im Hause selbst von irgend einem öden Winkel Besitz nehmen, als Fritz plötzlich still stand, den ihm voraus eilenden Wilhelm beim Rockzipfel faßte, und mit einer Mischung von Schrecken und Neubegier auf einen frischen Fußtapfen deutete, den ein sehr niedliches Frauenzimmerfüßchen in einen Maulwurfshaufen gedrückt hatte.

Es war offenbar erst heute oder gestern geschehen, folglich gab es hier Menschen, folglich war das Haus mit den

zerbrochenen Fenſtern nicht unbewohnt, folglich blieben die Fliehenden in neuer Furcht und Verlegenheit unentſchloſſen ſtehen. Trotz ihrer gefahrvollen Lage (denn wahrlich! die Stimmen im Thale tönten immer näher herauf), war ihr Gefühl bei Erblickung des Fußtapfens doch ſehr verſchieden von dem, was einſt Robinſon Cruſoe bei einer ähnlichen Gelegenheit empfand. Sie konnten ſich nicht entbrechen, die niedliche Spur mit Wohlgefallen zu betrachten, und Wilhelm meinte ſogar: wenn er nur irgend Hannchen hier vermuthen könnte, ſo würde er ſie für die Urheberin desſelben halten. Die Furcht machte auf einem Augenblick ſanfteren Regungen Platz. So iſt dem Wanderer zu Muthe, der, von düſterer Nacht umgeben, plötzlich in der Ferne ein freundliches Licht erblickt.

Wie mächtig wirkt ein Zoll mehr oder weniger auf die Sinne der Menſchen, durch dieſe auf die Einbildungskraft, und ſo weiter auf die Vernunft. Hätte die Spur den ganzen Maulwurfshaufen bedeckt, ſo würde ſich nicht die Idee von Schönheit, und mit dieſer die Idee von harmloſer Güte zu den Vorſtellungen der Flüchtlinge geſellt haben; zagend hätten ſie vielleicht den Rückweg über die Mauer geſucht. Aber ein Geſchöpf, das mit ſolchen Füßen hier herumwandelte, ſchien ihnen ſo wenig fürchterlich, daß ſie eher wünſchten es anzutreffen als zu vermeiden.

Nur mit etwas mehr Langſamkeit und Vorſicht verfolgten ſie jetzt den Schlangenweg, der ſie dem Ufer des

Fluſſes zu nähern ſchien. Hiervon überzeugte ſie bald das Murmeln ſeiner Wellen, und nachdem ſie ſich auf einem ſchmalen Fußpfad, einen ſanften Abhang hinunter, durch dichtes Geſträuch durchgewunden hatten, konnten ſie links und rechts einen Theil der Waſſerfläche überſchauen. Da fiel ihnen eine kleine Inſel in die Augen, auf welcher eine künſtlich emporgethürmte Felſengrotte durch Thränenweiden ſchimmerte, die ihre Kronen gegen den Fluß neigten. Eine kleine herabgelaſſene Zugbrücke führte zu der Inſel.

Dies heimlich gelegene Plätzchen ſchien ihnen ein ſicherer Zufluchtsort, und ſie verdoppelten ihre Schritte, um die kleine Zugbrücke zu erreichen. Leiſe ſchlichen ſie hinüber und zogen ſie hinter ſich auf. Eben ſo leiſe und mit einiger Beklommenheit näherten ſie ſich dem Eingang der Grotte. Fritz war einige Schritte voraus, weil Wilhelm noch mit dem Anketten der Brücke beſchäftigt war. Jetzt, da Wilhelm eilig folgen wollte, ſah er ſeinen Freund plötzlich umkehren, ſein Antlitz erblaſſen, ſeine Knie beben. Er legte den Finger der linken Hand auf den Mund, und winkte ſeinem Gefährten mit der Rechten, indem er ihm durch Geberden andeutete, er ſolle leiſe näher treten.

Wilhelm that es, und warf einen unruhigen Blick in die Grotte, die durch eine Spalte von oben ihr Licht empfing. — Zwei Särge ſtanden neben einander, ſchwarz bekleidet und ſchmucklos. Ueber einem der Särge lag eine weibliche Geſtalt in tiefer Trauer, mit abgewandtem Ge-

ſicht, den Kopf in die Hand geſtützt. Sie ſchien zu ſchlummern, oder in Schmerz verloren — man hörte ſie nicht athmen.

Tief erſchüttert ſtanden die beiden Freunde, ohne ſich zu regen, und ſprachen nur durch zweifelhafte Blicke mit einander. Lange harrten ſie, ob die Geiſtergeſtalt ſich nicht wenden werde; da aber auch nicht die mindeſte Bewegung ein Leben in ihr verrieth; da ſogar ein kleiner Käfer an ihrem ſchneeweißen Halſe kroch, ohne daß ſie es zu bemerken ſchien, ſo fing Fritz an zu muthmaßen, ſie ſei in Ohnmacht verſunken, und wagte es, einen Schritt näher zu treten. Sein Fuß berührte einige dürre Blätter — es raſchelte — die Geſtalt fuhr in die Höhe! — Ha! welch ein holdes Geſchöpf! dem nichts zum Engel mangelte, als Furchtloſigkeit.

In welchem Himmel, welchem Sonnenlichte,
In welcher heitern, milden Himmelsflur
War wohl zu dieſem reizenden Geſichte
Das Muſter für die bildende Natur!'—

Blaß wie eine Lilie, von langem, ſchwarzem Haar umfloſſen, ein Auge wie der Abendſtern, von lichtem Gewölke umzogen, ein nachläſſig verhüllter Buſen, deſſen blendende Weiße das ſchwarze Gewand noch mehr erhob, ein ſchlanker Grazienwuchs, eine Hand, die geſchaffen ſchien, die Thränen der Liebe zu trocknen, und ein Fuß — den die Flüchtlinge, eingedenk der Spur im Hain, leicht

wieder erkannten — ſo ſtand die holde Fremde vor ihnen in der erſten Morgenröthe ihrer Schönheit. — Hätte dieſer volle Buſen ſich nicht ängſtlich gehoben — hätte dieſe ſchöne Hand nicht gezittert — ja ſie wären vor ihr niedergeſunken als vor einem überirdiſchen Weſen. Fritz ſtand ſprachlos, und verſchlang mit ſeinen Augen die Göttergeſtalt. Wilhelm ſuchte Worte und fand nur Silben. Die Fremde brach zuerſt das Schweigen:

»Wer ſeid ihr? — was wollt ihr? — warum ſeid ihr in dies Heiligthum meiner Schmerzen gedrungen? — wollt ihr mir auch noch dieſe theuren Ueberreſte rauben?«

Bei dieſen Worten warf ſie heftig den Deckel von dem einen Sarge, und ließ den Leichnam eines Greiſes ſehen, deſſen Kopf vom Rumpfe getrennt war. Dieſer erſchütternde Anblick verurſachte eine lange Pauſe, in welcher das Mädchen mit gefalteten Händen auf den Leichnam herabſah und ſanft ſchluchzte. — Fritz konnte nicht reden und wollte auch nicht. Wilhelm ſammelte ſich ſo gut er konnte, und hub an mit einſchmeichelnder Stimme zu erzählen, welcher Zufall ſie hieher gebracht. Er bat um eine Freiſtatt für einige Stunden, um ihren Verfolgern zu entrinnen. Das immer näher und näher herauſſchallende Getöſe bezeugte die Wahrheit ſeiner Ausſage.

So wie Wilhelm ſprach und bat, heftete des Mädchens Aufmerkſamkeit ſich wider Willen auf ſeine Geſtalt

und Rede. Als er vollendet hatte, schweifte ihr Blick unschlüssig zwischen ihm und seinem Gefährten. — Sie schwieg noch, da donnerte ein wilder Haufe an der fernen eisernen Pforte, und ein anderer ließ sich nahe an der Mauer hören.

»Was kann ich für euch thun?« sprach sie sanft, »wo kann ich euch verbergen? — jeder Schlupfwinkel dieses Haines ist jenen Unmenschen bekannt — aus dem Verborgenstlen zogen sie meinen alten Vater hervor, und ermordeten ihn grausam!« — Sie brach in Thränen aus, und schien auf's neue nur mit ihrem Schmerz beschäftigt, bis ein verdoppeltes Getöse an der Pforte einen gewaltsamen Einbruch verrieth.

Sie kommen! sagte Wilhelm. Fritz schien es nicht zu hören. Sie kommen! wiederholte das Mädchen mit Aengstlichkeit. »Es ist zu spät, euch in die öde Wohnung zu führen — dort würdet ihr — aber nein, es ist zu spät — das Gesindel schweift schon im Garten umher — flieht! flieht! ich kann euch nicht ermorden sehen!« —

Schon drangen die Wüthenden in hellen Haufen durch den Garten. Den Verfolgten blieb nichts übrig, als in den Fluß zu springen, aber der Fluß war tief und schwimmen konnten sie nicht. — »Ha!« rief Wilhelm aus, »welchen nichtswürdigen Tod hat das Schicksal mir beschieden!« — Fritz sprach nicht. Er sah nur auf das Mädchen und schien fühllos.

Die schöne Traurende ging auf und nieder — rang die Hände — sah mitleidig auf die Fremdlinge, und schien mit einem Gedanken zu kämpfen, den sie bald unwillig verwarf, bald menschenfreundlich hegte. Wilhelm las in ihrer Seele, er warf sich ihr zu Füßen. »Wenn diese Engelgestalt Menschenliebe birgt, so retten Sie einen Unglücklichen, der hilflose Geschöpfe in seinem Vaterlande zurück ließ!" —

Menschenliebe? murmelte das Mädchen, ach! mir ward sie versagt!

Plötzlich füllte sich der ganze Hain mit Stimmen; von allen Seiten tönte das Brüllen der Wuth. Es rauschte wie ein Sturm durch den Busch, die Vögel flogen schüchtern umher. — Schon war der Fußsteig entdeckt, der zu der Grotte führte, schon zeigten sich Männer an der Brücke und jauchzten ihren entfernteren Gefährten zu, und hauten mit ihren Sensen in die Kette. Da überflog eine Glut des schönen Mädchens Wange, der sanfte Schimmer ihres Auges loderte zur Flamme empor. Sie warf sich über den Sarg — die Angst lieh ihr Kräfte — sie hob den Leichnam heraus, und legte ihn auf die Moosbank.

»Fremdling, verbirg dich hier," sagte sie zu Wilhelm, indem sie auf den Sarg deutete. Wilhelm sprang hinein, und in einem Nu lag der Deckel über ihm. Jetzt öffnete sie auch den zweiten Sarg. Er war leer. Sie machte Fritz

ein Zeichen, das ſie dreimal wiederholen mußte, ehe er es verſtand. Endlich warf auch er ſich in den Sarg, aber mit einer Art, als ob er nur ihrem Befehl gehorchte. Zuſchlug der Deckel über ihm, und in dieſem Augenblicke donnerten auch ſchon die Fußtritte der Verfolger auf der kleinen Brücke.

Das Mädchen warf ſich zwiſchen den Särgen nieder, bedeckte ſie links und rechts mit ausgebreiteten Armen, und erwartete in dieſer Stellung den herein dringenden Haufen. — Er kam. — Männer mit Senſen, Sicheln, Keulen und Flinten bewaffnet umgaben den Eingang der Grotte — aber plötzlich ſtanden die Vorderſten wie vom Donner gerührt, und hielten die Hinterſten auf, die mit offenen Mäulern über ihre Schultern gafften.

»Was wollt ihr?« rief das Mädchen ihnen mit feſter Stimme zu, »iſt es noch nicht genug, daß ihr meinen Vater ermordet habt? wollt ihr auch mir ein läſtiges Daſein rauben? — o ſo ſeid willkommen! — Herein! herein! färbt eure Waffen mit dem Blute einer unſchuldigen Waiſe! Ermordet mich hier auf den Gräbern meiner Eltern!«

Die Bauern ſahen einander zweifelhaft an. Der Kontraſt, den die Leiche, die Schönheit des Mädchens, und die getäuſchte Erwartung mit einander machten, wirkte mächtig auf die rohen Söhne der Natur. Das wilde Gebrüll

hatte einer Todtenſtille Platz gemacht. »Komm, Bruder,« hub endlich einer an, »hier ſind ſie nicht.«

»Die Jungfer kann ruhig ſein,« ſagte ein anderer, »ſie ſoll uns nur berichten, wohin die Böſewichter geflohen ſind?«

»Von wem ſprecht ihr?« verſetzte das Mädchen, »ſeit jener Greis unter euren Streichen fiel, hat kein menſchlicher Fuß meine Einöde betreten. — Wollt ihr ſpotten? — wollt ihr euch an dem Anblick des Ermordeten weiden? — Tretet näher! ſeht wie ruhig er lächelt — er hat ſeinem Mörder verziehen. — Kommt herein! wagt es dieſe kalte Hand zu faſſen, deren Segen ihr mir entzogen habt.« —

Bei dieſen Worten ergriff ſie die Hand der Leiche, und hob ſie hoch empor. Die Bauern erſchracken und wichen zurück. Die Hinterſten verloren ſich — der Hauſe wurde immer lichter — die Letzten entfernten ſich ſchüchtern. Hier ſind ſie nicht! ſcholl es über der Brücke. Hier ſind ſie nicht! ſcholl es im Haine. Das Getöſe verlor ſich immer mehr und mehr in die Ferne, und ehe eine Viertelſtunde verſtrich, hatten die Vögel von ihren Neſtern, und das trauernde Schweigen von dieſer Einſamkeit wieder Beſitz genommen.

Viertes Kapitel.

Das Gewölbe.

Sollte es muthwilligen Lesern einfallen, über die junge, reizende Dame in Trauer zu spotten, die Kopf und Rumpf ihres beweinten Vaters aus dem Sarge nimmt, um einen schönen Jüngling dafür hineinzulegen; so erinnere man sich der Witwe zu Ephesus, die ihren entseelten Gatten, aus viel zweideutigern Ursachen an den Galgen hängen ließ.

Babet — denn es ist Zeit, den Namen des holden Schutzengels zu verrathen — Babet war die Tochter eines Edelmanns, der das Unglück hatte, reich und ein ehrlicher Mann zu sein, und der folglich den damaligen Machthabern im Wege stand. Man wußte sich seiner bald auf die gewöhnliche Art zu entledigen, das heißt: man verschrie ihn als einen Aristokraten; man ächtete ihn, und der allezeit fertige Pöbel übernahm die Exekution des Bannfluchs. Zwei seiner Söhne wurden erschlagen. Der dritte floh, wie die Rede ging, nach Amerika, und half dem jungen La Fajette weinen.

Der Greis selbst wählte von allen seinen Gütern den unscheinbarsten Wohnort, und glaubte, durch freiwillige Eingezogenheit sich der Verfolgung zu entziehen — aber vergebens! — die Parteiwuth spürte ihm nach bis in die harmlose Hütte, riß ihn aus den Armen seiner einzigen Tochter, und schleppte ihn auf das Schaffot.

Die sechzehnjährige Babet war im Kloster erzogen, und erst seit einigen Monaten, als der Bürgengel, Freiheit genannt, auch jene heiligen Kerker sprengte, wieder in den Schooß ihrer Familie zurückgekehrt. So lange sie hinter den Klostermauern hauste, hatte sie, außer einem alten blinden Gärtner, nie Mannspersonen gesehen, und außer einer Cyperkatze, nie etwas geliebt. Als sie ihren wackern Vater und ihre raschen Brüder kennen lernte, hing sie mit ganzer Seele an ihren Verwandten, deren Denkungsart auch die ihrige wurde; denn Frauenzimmer bilden sich selten durch sich selbst, sondern immer nur durch Umgang. Sie lieben gewöhnlich treu; geschieht es aber dennoch, daß sie ihre Neigungen wechseln, so wechseln sie auch ihre Grundsätze.

Babet war eine erklärte Royalistin. Der Tod ihres Vaters und ihrer Brüder hatte sie in den ersten Tagen wahnsinnig gemacht, und noch jetzt grenzte ihr Schmerz, durch Einsamkeit und fürchterliche Gegenstände genährt, an Wahnsinn; denn sie sprach nur mit der Leiche ihres

Vaters, ſchlief nur auf der Moosbank in der Grotte, aß nur einige Früchte, die die herabhängenden Zweige der Bäume ihr zufällig darboten; überſchritt nie die Grenze des düſtern Haines; war verlaſſen von den hundert Augendienern ihrer ehemaligen Wohlhabenheit, und ſtieß auch die Wenigen noch zurück, die Gefahr und Armuth mit ihr theilen wollten.

Ihre exaltirte Einbildungskraft hatte ihr eine fixe Idee auf die Seele gewälzt, von der ſie ſich weder losmachen konnte, noch wollte. Sie war nämlich durch einen Traum feſt überredet worden, daß am nächſten Geburtstage ihres Vaters, der in einigen Wochen einfiel, ein Blitzſtrahl ſie mit ihm und ihren Brüdern wieder vereinigen werde; weshalb auch ein leerer Sarg bereit ſtand, ſie aufzunehmen. Dieſer unerſchütterliche Glaube machte ſie gleichgiltig gegen alles was um ſie her vorging. Sie lächelte, wenn man ſie zu zerſtreuen ſuchte, und zuckte mitleidig die Achſeln, wenn man ihr rieth, die Trümmer ihres Vermögens zu ſammeln, die in mehreren Provinzen noch immer der Plünderung Preis gegeben waren.

In dieſer Gemüthsverſtimmung fanden ſie die beiden Freunde, bei deren Anblick die Natur zum erſten Male wieder ihre Rechte behauptete, und ſie mit neuen ſanften Banden an das Leben kettete. Einem Mädchen, das bis jetzt von Gott und Welt verlaſſen ſchien; das keinen Ver-

wandten, keinen Freund hatte, zu dem es fliehen konnte; einem solchen hilflosen isolirten Geschöpfe mußte natürlich der Augenblick, in welchem es zwei biedern Jünglingen das Leben rettete, selbst ein neues Dasein geben; indem Babet die Särge öffnete, mußte es ihr vorkommen, als stiegen ihre Brüder heraus. Sie war nicht mehr ohne Schuh — sie hatte sich mit Gefahr ihres Lebens — vielleicht ihrer Ehre — zwei dankbare Beschützer erkauft.

Da lagen die Jünglinge zu ihren Füßen, drückten glühende Küsse auf ihre Hände, und stammelten süße Worte des Dankes. Ein neues behagliches Gefühl durchströmte den Busen, den bis jetzt nur Seufzer hoben. Sie sah mit Wohlgefallen auf ihre Geschöpfe herab; sie wünschte das Werk ihrer Rettung zu vollenden; vergaß die Leiche ihres Vaters, und vergaß, sich Vorwürfe über diese Vergessenheit zu machen.

»Folgt mir!" sprach sie, »eure und meine Henker könnten es bereuen, vom Gefühl der Menschlichkeit überrascht worden zu sein — sie könnten plötzlich umkehren. Folgt mir in das zerstörte Haus. Ich will euch in ein Gewölbe führen, das meinem Vater Wochen lang zur sichern Freistatt diente. Ach! er würde noch leben, wenn er es nie verlassen hätte!" —

Babet trat aus der Grotte. Fritz und Wilhelm folgten ihr, der Erste wie ein Trunkener; der Letzte hatte seine völ-

lige Besonnenheit wieder erlangt. Sanft und gefällig sprach er mit der schönen Führerin, indessen sie hastig vor ihnen her wandelte, und wußte seinen Worten so manche feine, ungesuchte Bemerkung über ihre Gestalt und wohlthätige Güte einzumischen, daß Babet nach und nach, aus dem Umgang mit stummen Geistern, herab unter freundliche Menschen gezogen wurde. Sie hatte wieder so viel Besinnung, jede offene Stelle ihres Gartens zu vermeiden, und immer nur zwischen Lauben, Gängen und hohen Hecken zu schleichen, bis sie ihre Gäste durch manchen Umweg an ein Hinterpförtchen der öden Wohnung brachte.

Hier stiegen sie eine Wendeltreppe hinauf, gingen durch einen kleinen Vorsaal, und traten in eine Küche, wo ein betagter Knecht und ein junges Dienstmädchen zitternd auf den Knien lagen, und alle Heiligen um Hilfe anriefen. Als der wüthende Haufe in den Garten drang, glaubten sie, man wollte auch den letzten schwachen Sprößling des alten Stammes vernichten, und hatten ihre Gebieterin verloren gegeben. Als sie jetzt Fußtritte auf der Wendeltreppe hörten, wähnten sie, auch ihre Todesstunde sei vorhanden, und verrichteten eben ihr letztes Stoßgebet. Bei Babet's Anblick verwandelte sich ihre Angst in ein unsinniges Entzücken. Sie sprangen auf, tanzten und sangen um sie her, und es währte lange, ehe man dem Knechte begreiflich machen konnte, daß er den Schlüssel zu dem unterirdischen Gewölbe herbeischaffen solle. Er lief geschäf-

tig — ſuchte dieſen Schlüſſel im ganzen Hauſe vom Boden bis zum Keller, und fand ihn endlich — in ſeiner eigenen Taſche.

Jetzt führte Babet die Fremdlinge in das ehemalige Kabinet ihres Vaters. Hier ergriff ſie eine brennende Lampe, öffnete eine verborgene Tapetenthür, und ſtieg eine kleine ſchmale Treppe hinab, die ſie durch manche Krümmung in einen weiten Keller führte. Sie ſuchte und fand ein Eiſen, das der Zufall in einen Winkel geworfen zu haben ſchien. Sie übergab es Wilhelm, und bat ihn, indem ſie eine Stelle der Mauer beleuchtete, hier die friſch eingeſetzten und nur verloren befeſtigten Ziegelſteine auszubrechen.

Er that es. Eine eiſerne Thür wurde ſichtbar, ſo klein, daß kaum ein Menſch hindurchſchlüpfen konnte. Babet drückte an einer verborgenen Feder — die Thür ſprang auf, und ſie krochen in ein geräumiges Gewölbe, welches zur Nothdurft mit Möbeln, mit einem Strohlager und Matratze verſehen war.

»Hier haltet euch ſtill und ruhig,« ſagte Babet, »bis die Nacht hereinbricht. Ich werde indeſſen hinausſenden auf die Straße und Kundſchaft einziehen. Wenn Alles ſicher iſt, komme ich ſelbſt euch zu befreien. — Mein Knecht ſoll indeſſen Brot und Früchte euch zur Erquickung bringen; ſonſt habe ich nichts — die Raubgierigen haben mir Alles

genommen! — Setzt dann die Steine locker in die Mauer, ſchlagt die eiſerne Thür zu, und ſchlummert ruhig bis ich euch wecke."

Sie verſchwand. Einige Minuten nachher brachte der alte Antoine Licht und die verſprochenen Früchte. Die beiden Freunde blieben allein. Fritz ſank auf das Strohlager und verbarg ſein Geſicht, indeſſen Wilhelm ſich ſchweigend beſchäftigte, die täuſchende Mauer wieder in Ordnung zu bringen.

Fünftes Kapitel.

Der Schatz.

Wenn Amor seiner Mutter eine Hand voll Flachs raubt, um einen Liebesfaden daraus zu spinnen, so kommt sehr viel darauf an, in welchem Augenblicke der Schalk den Flachs um den bezauberten Spinnrocken legt; denn vom ersten Zupfen und Zerren hängt es ab, ob der Faden in der Folge rauh oder glatt, fein oder grob werden soll.

Ohne Allegorie: es ist für ein Frauenzimmer, das einem Menschen gefallen will, den es zum ersten Male sieht, höchst wichtig, eine Situation zu wählen, und ungezwungen herbei zu führen, die die weiblichen Reize im verführerischsten Lichte zeige. Das gilt sowohl von Reizen des Körpers als der Seele. Man führe einen Fremdling in die Wohnung einer Huldgöttin, man zeige sie ihm in dem Augenblicke, da sie ihrer Zofe eine Ohrfeige gibt — man lasse ihn dann in die Hütte einer sanften Sterblichen treten, die, wenn ihr wollt, auch einige Pockennarben oder Sommersprossen haben mag, aber eben beschäftigt ist, einen dürftigen Greis zu

laben, oder nackende Waiſen zu kleiden — wahrlich! die Sterbliche wird über die Göttin triumphiren!

Nach dieſer alltäglichen Bemerkung (denn leider läßt ſich nichts Neues mehr in der Welt ſagen, und ſelbſt Kant erfindet, beim Licht beſehen, oft nur neue Worte) wird der Leſer es ſehr natürlich finden, daß Fritzens Herz, aus dem noch kein Mädchenauge einen Funken geſchlagen hatte, plötzlich in vollen Flammen ſtand.

Man bedenke, wie vieles zuſammentraf, um die Wirkung von Babet's jugendlicher Schönheit zu erhöhen. Die Geiſtesverwirrung, mit welcher Fritz vor den Eingang der Grotte trat, und in welcher Babet ihm, wie ein Stern in finſterer Nacht erſchien, da ſie vielleicht in einer ruhigeren Lage ſeinen unbefangenen Blicken nur wie ein Licht am Tage geſchimmert haben würde; — ferner, der Jammer, in dem ſie verſunken lag; die Hilfloſigkeit, die bei Jugend und Schönheit immer doppelt rührt; und endlich die Großmuth, mit der ſie für die Rettung zweier Fremdlinge ſo viel wagte, das romantiſche Mittel, deſſen ſie ſich bediente, und das, in einem ſo kritiſchen Augenblicke, nur einem Frauenzimmer beifallen konnte — wahrlich! ihr Auge hätte nur halb ſo feurig, ihr Buſen nur halb ſo voll und weiß, und die Spur auf dem Maulwurfshaufen um die Hälfte größer ſein mögen; Fritz — den nicht, wie ſeinen Freund,

die Aegide der ehelichen Liebe ſchützte — würde darum nicht minder tief verwundet worden ſein.

Da lag er auf ſeiner Strohmatte, und ſchloß die Augen, um keinem fragenden Blicke ſeines Gefährten zu begegnen. Nicht als ob er dem Buſenfreunde etwas verſchweigen wollte, ſondern weil er noch ſelbſt nicht wußte, wie ihm geſchehen war, oder was er ihm anvertrauen ſolle. Daß etwas beſonders mit ihm vorgegangen ſei, mußte er ſich freilich geſtehen, aber es war ihm zu Muthe, wie einem Blinden, der, vom Staare operirt, die Augen noch nicht zu öffnen wagt, und lieber noch einige Zeit in freiwilliger Dunkelheit zubringt.

Wilhelm ſtand vor ihm, und ſah mit einem, über ſein Geſicht ſanft hingleitenden Lächeln auf den Kranken herab. Endlich brach er das geheimnißvolle Schweigen mit den Worten: »das Abenteuer hat dich ſehr angegriffen?"

Frih. Sehr.

Wilhelm. Das Mädchen gefällt dir?

Frih (mit einem bittern Lächeln). Gefällt mir?

Wilhelm. So gefiel dir noch keine?

Frih. Noch keine.

Wilhelm. Warum verſchließeſt du die Augen?

Frih. Weil ſie fort iſt.

Wilhelm (nach einer Pauſe). Ich fürchte, du biſt verliebt.

Fritz (indem er ſich abwendet). Guter Wilhelm! laß mich zufrieden.

Wilhelm, der wohl wußte, daß es Augenblicke gibt, in welchen man lieber Nadelſtiche duldet, als überläſtige Fragen — weil man jene allenfalls ſtoiſch ertragen kann, auf dieſe aber doch antworten muß — zog ſich gefällig zurück, und ſuchte indeſſen einen Zeitvertreib gegen eigene Grillen, die in einem Kerker immer am freiſten ihr Weſen treiben. Er ging auf und nieder, pfiff, ſang, beſah die wenigen Möbeln, und machte Bekanntſchaft mit den Einwohnern, die aus Kröten und Kellerwürmern beſtanden.

Endlich, da er eben einen verroſteten Nagel gefunden hatte, wandelte ihn aus Langerweile die Luſt an, die in Poſthäuſern und Gefängniſſen ſo natürlich zu ſein ſcheint, ſeinen Namen auf die Mauer zu kritzeln. Er ſchweifte zu dieſem Behuf mit ſeinen Blicken am Gewölbe umher, und ſuchte ſich den größten und ſchönſten Quaderſtein aus, der ſich auch durch eine mehr in's weißgraue ſpielende Farbe unterſchied. Er trug einen hohen ſchweren Seſſel aus den Zeiten Heinrich's des Vierten an die Stelle, und mit der Lampe, die ſeinen träumenden Gefährten doch jetzt überflüſſig war, in der linken Hand, und dem verroſteten Nagel

in der Rechten, ſtieg er auf das Gerüſt, um ſeinen Namen in dieſer Unterwelt zu verewigen.

Aber wie erſtaunte er nicht, als er die Lampe hoch hielt, und bereits eine Schrift in den gewählten Stein eingegraben fand. Es war deutlich, daß man ihn vorher zu dieſem Behuf abgeſchabt, und ihm eben dadurch eine hellere Farbe gegeben hatte, wodurch er mehr als die übrigen in die Augen fiel. Die Züge waren ungleich und nicht überall leſerlich, indeſſen brachte Wilhelm, mit einiger Anſtrengung, doch Folgendes heraus:

Geliebte Babet! wenn deine Unſchuld keine andere Freiſtatt mehr findet, als dieſe; wenn man dir Alles geraubt hat; ſo wirſt du unter jenem Strohlager Beweiſe finden, daß dein Vater die Sorge um dich auch in ſeinen trübſten Stunden nicht vergaß.

Wilhelm theilte Fritzen auf der Stelle ſeine Entdeckung mit, aber Fritz achtete nicht darauf. — »Hörſt du nicht?« rief Wilhelm, »ſteh auf! unter dieſem Stroh liegt wahrſcheinlich ein Schatz verborgen.«

»Was ſoll uns der Schatz?« murmelte Fritz und rührte ſich nicht.

»Aber er gehört unſerm Schutzengel! unſerer großmüthigen Erretterin!«

Wilhelm hatte noch nicht vollendet, als Fritz ſchon längſt auf den Beinen war, und emſig das Stroh durchwühlte. Sie fanden eine Stelle, wo das Erdreich locker ſchien; ſie bedienten ſich ihrer Nägel, um es aufzukratzen, und zogen in wenig Minuten ein Schmuckkäſtchen hervor, das mit Koſtbarkeiten angefüllt war. Entzückt über den Zufall, der ſie in den Stand ſetzte, ihrer großmüthigen Wirthin einen Beweis ihrer Dankbarkeit zu geben, erwarteten ſie mit verdoppelter Ungeduld die hereinbrechende Nacht. Faſt mehr noch als die Kleinodien, ſchien Fritz die Entdeckung des Namens Babet zu erfreuen, denn er that nichts anders, als daß er dieſen wohlklingenden Namen bald laut, bald leiſe in zärtlichen und ſchmelzenden Tönen wiederholte.

Sechstes Kapitel.

Die Schwärmerin.

Um Mitternacht näherte sich, sanft rauschend wie ein guter Geist, die holde Gestalt ihrer Beschützerin. Ein leiser Druck berührte die Feder, die eiserne Thür sprang auf, Babet schwebte herein. — »Ihr seid noch nicht sicher,« lispelte sie, »die Gegend umher wimmelt von trunkenen, blutgierigen Mördern. Ihr müßt hier verweilen bis zur künftigen Nacht, wo wahrscheinlich, des langen, vergeblichen Suchens müde, jeder Bauer zu seinem Herd zurück gekehrt sein wird. Freilich werdet ihr indessen Mangel leiden, denn ich habe nichts, womit ich euch bewirthen könnte. Armuth und guter Wille heischen eure Genügsamkeit.« — Bei diesen Worten legte sie einige Eier auf den Tisch, und ein Stück schwarzes Brot.

»Zwei Hühner,« sagte sie mit einem bittern, wehmüthigen Lächeln, »zwei Hühner sind, Gott weiß wie, dem allgemeinen Morden und Plündern entwischt O! vormals wimmelte unser Hof lustig von Federvieh, ich fütterte es so gern — jetzt habe ich nichts mehr um meine treuen Hühner zu füttern — aber sie leben doch, und schlachten

konnt' ich sie nicht. Nehmt vorlieb mit den Eiern; — es that mir schon weh, ihnen diese zu rauben."

»Wie glücklich," sagte Wilhelm, mit gutmüthiger Aufopferung seines eigenen zufälligen Verdienstes, „wie glücklich ist mein Freund, daß er diese wohlthätige Güte vergelten kann. Er hat, indeß ich schlummerte, einen Schatz gefunden, der Sie, schöne Babet, in eine bequemere Lage versetzen wird."

Fritz stand neben ihm und überreichte ihr zitternd das Kästchen. Babet sah mit zweifelhaftem Staunen, bald auf ihre Gäste, bald auf das wohlbekannte Kästchen, dessen Erscheinung in fremden Händen, so wie die Erwähnung ihres Namens in einem fremden Munde, ihr gleich räthselhaft waren. Wilhelm ergriff die Lampe, führte sie zu dem Steine, bestieg den Sessel, und las das Testament ihres Vaters.

Kaum hatte das gute Mädchen diese ehrwürdige Handschrift erkannt; kaum hatte sie das erste Wort: Geliebte Babet! gehört; als sie auf ihre Knie sank, in Thränen ausbrach, und ihre Hände zu dem kalten Stein empor hob. Als eine Reliquie empfing sie nun das Schmuckkästchen, und drückte es mit Ehrfurcht an ihre Lippen. »Guter Vater!" rief sie, »du weißt, daß ich dessen nicht mehr bedarf."

Hierauf wandte sie sich an die beiden Freunde: »Ihr habt so viel von Dankbarkeit gesprochen. Hab' ich wirklich

Dank um euch verdient, so steht es jetzt in eurer Macht, mir zu vergelten."

Reden Sie, sagte Wilhelm, und seines Freundes Auge glühte vor Begier; deutlich war darin zu lesen, daß er hoffte, es werde wenigstens sein Leben gelten.

»Ihr werdet in euer Vaterland zurückkehren," fuhr Babet fort, »dort ist es euch vergönnt, Erkundigung von dem Chevalier Belley einzuziehen. Er floh nach Amerika — vielleicht lebt er noch!" — Sie sagte das mit so inniger Wärme; ihr Blick gegen Himmel schien ein so feuriges Gebet um das Leben dieses Chevaliers, daß Fritz plötzlich sehr unruhig wurde. Doch das holde Geschöpf riß ihn bald herab von dieser Folter, indem es mit schmelzender Rührung hinzusetzte: »mein Bruder! — jetzt mein einziger Bruder! — ihm gehören diese Kleinodien; ihm dienen sie vielleicht, den Glanz seines Hauses einst wieder herzustellen; für ihn gebe ich sie in eure Verwahrung. Laßt kein Mittel unversucht, seinen Aufenthalt zu entdecken; versprecht mir das — schwört mir's!" —

Sie reichte beiden die Hand, um gleichsam ihren Schwur zu empfangen. Wilhelm drückte die dargebotene Hand mit Festigkeit; aber seinem Freunde verging Hören und Sehen als ihre Fingerspitzen ihn berührten. Er zitterte und stammelte. Wäre Babet eitel oder mißtrauisch gewesen, so hätte sie ihn entweder für ihren Liebhaber erkannt, oder

für einen Spitzbuben gehalten. — Sie redete unbefangen weiter:

»Iſt alle Mühe und Fleiß vergebens — iſt mein Philipp auch ſchon voran gegangen, — dann ſchenke ich euch dieſes Käſtchen. Theilt ſeinen Inhalt, ſeid wohlthätig und gedenkt meiner.«

Als Wilhelm ſah, daß ſie ſchwieg, und den thränenſchweren Blick an den Boden heftete, da nahm er ſich die Freiheit ihr vorzuſtellen, daß ſie ſelbſt noch ſehr jung ſei, und der Hilfe mehr bedürftig als ein Bruder, der überall in fremden Kriegsdienſten ſein Unterkommen finden werde. Er bat ſie, einen Blick um ſich her auf ihre zerſtörte Wohnung zu werfen; er erinnerte ſie an die Klagen über Mangel, die noch vor wenig Augenblicken ihrem ſchönen Munde entſchlüpft waren, und rieth ihr, ein Land zu fliehen, wo man wohl ungeſtraft ein Böſewicht, aber kein Edelmann ſein dürfe. »Eine ſolche Flucht,« ſetzte er hinzu, »iſt ſchwer, und ohne Geld faſt unmöglich.«

Babet hatte ihn ſchweigend und lächelnd angehört. »Ja!« ſagte ſie mit Schwärmerei im Blicke, »ich werde fliehen! — nicht fliehen — im Triumph davon eilen! — und das iſt ſo leicht — ſo möglich — auch ohne Geld. — Ihr wißt nicht,« fuhr ſie mit heimlichem Schauer fort, indem ihr Auge freudig glänzte, »noch zehn Tage — dann bin ich bei meinem Vater!« — Mit andächtiger Zuverſicht ſah ſie gegen Himmel.

Wilhelm fragte beſcheiden: ob ſie krank ſei? weil ſie ſich dem Tode ſo nahe fühle.

»O nein!« antwortete ſie, »Gott iſt ſehr gnädig gegen mich, er nimmt mich ohne Krankheit aus der Welt.« — (Leiſe und vertraulich.) »In zehn Tagen wird gegen Abend ein ſchweres Gewitter kommen — die böſen Menſchen rings umher werden zittern, und ich werde mich freuen! — Dann wird der Blitz in den Thurm fahren, der dort am Waſſer ſteht, und ich darf mich nur unten an den Thurm ſtellen und meine Arme ausbreiten. Da fährt ein guter Engel in der Wetterwolke herab, und trägt mich vor Gottes Thron — und ich ſehe verklärt die Meinigen wieder!«

Sie gerieth bei dieſer Erzählung in ſchwärmeriſche Verzuckung, und ſchien ſelbſt ſich zu verklären, indem ſie ſprach. Wilhelm ſah ihr erſtaunt in's Geſicht, er fing an ſie für wahnſinnig zu halten. Doch bald merkte er, daß die klöſterliche Erziehung und ihr frühes Unglück ſie nur zur leichtgläubigen Schwärmerin gemacht hatten. Sie erzählte, wie ſie nach ihres Vaters Tode, ihrer Vernunft beraubt, in wilder Verzweiflung ſich Tag und Nacht im Staube gewälzt, ohne durch Nahrung oder Schlaf erquickt zu werden. Erſchöpft ſei ſie endlich eines Morgens in einen tiefen Schlummer geſunken, und da habe ihr Gott offenbart, daß die Stunde ihrer Erlöſung nahe ſei.

»Seitdem,« fuhr ſie fort, »bin ich meiner Sinne wieder mächtig; mein Schmerz iſt ſanfter geworden. Ich habe

einen Sarg, der meinen Körper, und einen Engel, der meine Seele aufnehmen wird. Wünscht mir Glück! die Stunde iſt nicht mehr fern!" —

Mit innigem Mitleid hörte Wilhelm der Schwärmerin zu; Fritz wendete ſich und weinte ſtille Thränen. Wilhelm war Menſchenkenner genug, um zu wiſſen, daß Vernunftgründe hier fruchtlos ſein würden. Er ſtellte ſich vielmehr, als habe er gegen den prophetiſchen Traum nichts einzuwenden, ſteckte das Schmuckkäſtchen zu ſich, und verſprach, ihren Befehl pünktlich zu erfüllen. Dann aber ſuchte er nach und nach andere Bilder in ihrer Seele zu wecken, um ihr Auge von dem Einzigen abzuziehen, an dem es ſtarr und unverrückt hing. Sein Gefühl lehrte ihn, einen ſanften Uebergang auf fremdartige Dinge, in einem Geſpräch über Babet's Familie ſuchen. Sie mußte ihm viel von ihren Brüdern erzählen, von ihrer Geſtalt, Temperament, von den Regimentern, unter welchen ſie gedient, und den Beſuchen, die ſie vormals im Kloſter bei ihr abgeſtattet.

Von den letztern kam er ungezwungen auf die Kloſtererziehung. Er ſtellte ſich noch unbekannter damit, als er wirklich war. Er fragte nach der Lebensart, dem Unterricht, den Bekanntſchaften und Freundſchaften, die ſie dort geknüpft.

Anfangs ſchien Babet freilich ungern zu antworten; aber nach und nach erwachten doch ſo manche Erinnerungen, wurden ſo manche Jugendſcenen ihr wieder lebhaft, daß

sie endlich, wo nicht geſprächig wurde, doch Theil an der Unterhaltung nahm, und viel erzählte — und endlich ſogar gern erzählte. Kurz, die holde Lebhaftigkeit, die immer mehr und mehr ſich über ihr ganzes Weſen verbreitete, bewies hinlänglich, daß ſie zur Munterkeit, und nicht zum Trübſinn geſchaffen ſei, und daß der Schmerz nur in der Einſamkeit eine ſo gewaltſame Wirkung auf ſie hervorbringen konnte.

Sie erſtaunte als der Morgen anbrach, war unwillig über ihre Zerſtreuung, wie ſie es nannte, entſchuldigte ſich verſchämt, und entwich behende, um ihren Gäſten Ruhe zu gönnen. — Wilhelm warf ſich auf das Stroh. Er entſchlummerte bald und ſanft, indeſſen Fritz mit langen Schritten auf und nieder trabte, und nur zuweilen an dem Platze ſtille ſtand, den Babet's Fuß geheiligt hatte.

Siebentes Kapitel.

Die Rechte der Natur.

Es ist hundertmal gesagt worden, daß Schmeichelei ein Gift sei. Wohl! wir geben das zu; aber folgt daraus, daß man es nie anwenden müsse? gebrauchen die Aerzte nicht auch Gifte, um die verzweifeltesten Krankheiten zu heilen? — ist nicht zum Beispiel die Belladonna ein vortreffliches Mittel gegen ein Krebsgeschwür? und ist ein tieffressender Kummer nicht gefährlicher als der Krebs?

Das waren die Betrachtungen, die Wilhelm anstellte, als er nach einigen Stunden erwachte, und auf welche er den Vorsatz baute, den Schmerz seiner Wohlthäterin durch feine Schmeicheleien einzuwiegen. Wirklich gibt es kein Mittel, das den Menschen so schnell von ernsten oder traurigen Gegenständen abzöge, als eine wohlangebrachte Schmeichelei. Nur muß sie, wohl verstanden, sich nicht errathen lassen; sie muß kein sichtbarer Weihrauchdampf, sondern ein unsichtbarer Blumenduft sein; sie muß nicht, wie die Erdatmosphäre, herab regnen, sondern nur, wie die des Mondes, sanft bethauen; o! da ist kein Weiser auf Erden, der diesem wohlthätigen Gegenreiz widerstünde.

Als Babet gegen Mittag zurückkam, und ihren Gästen brachte, was im zerstörten Garten die Natur, sich selbst überlassen, noch hervorgetrieben hatte, da fing Wilhelm an, seine Rolle zu spielen. Auf Unterstützung seines Freundes konnte er freilich dabei nicht rechnen, denn wer wahrhaft liebt, der kann nicht schmeicheln. Er nahm alle seine Menschenkenntniß, alle seine Erfahrung zusammen; was er in der großen Welt oft gesehen, aber nur belächelt hatte, das versuchte er jetzt nachzuahmen, Mitleid und Dankbarkeit gaben seinen Worten eine hinreissende Gewalt, ein Feuer, vor dem Babet's Kälte zu schmelzen begann. Ja, sogar ein Lächeln zwang er ihr zuweilen ab, obgleich, so oft sie sich darauf ertappte, ein verstohlener Seufzer den Geist ihres Vaters um Verzeihung zu bitten schien. Ehe zwei Stunden vergingen, brachte Wilhelm's gewandte Zunge es dahin, daß die schöne Betrübte sich mit ihren Gästen zu Tische setzte, und die Früchte theilte, die sie mitgebracht hatte.

Der Tag entfloh auf schnellen Fittichen. Babet sah ungern den Abend hereinbrechen, denn sie hatte unvermerkt wiederum Geschmack an der Geselligkeit gewonnen. Ihr Auge ruhte nicht selten mit Theilnahme besonders auf Wilhelm, der das Wort führte, und dem ein unbefangenes Herz vergönnte, alle seine liebenswürdigen Eigenschaften glänzen zu lassen, indessen Fritz an seiner Seite einem

Träumer glich, und aus Furcht etwas dummes zu ſagen, lieber ſchwieg.

Als es anfing dunkel zu werden, ſchickte Babet den Knecht und das Mädchen auf verſchiedenen Wegen aus, um zu kundſchaften, ob die Gewäſſer des brauſenden Waldſtroms ſich nun endlich verlaufen haben? Beide kamen wie Noah's Tauben, mit Oelzweigen zurück. So beruhigend aber auch die Nachrichten waren, ſo wurden ſie doch eigentlich von Keinem gern gehört, außer von Wilhelm, der ſich herzlich nach der Stadt ſehnte, weil er fürchtete, man möchte ſie vermiſſen, und für Deſerteurs halten.

Seinem Freunde fielen dergleichen Bedenklichkeiten jetzt nicht bei. Er hätte gewünſcht, das Landhaus ſo dicht von Mördern umgeben zu ſehen, als das nächtliche Feuer eines Reiſenden in Afrika von Schakals, denn er fühlte Muth und Kraft in ſich, Babet gegen ein Heer zu vertheidigen, und er empfand, daß er nur in einem ſolchen Augenblick im Stande ſein werde, ihr ſeine Liebe zu bekennen. Da nun aber kein Feind ſich melden wollte, da nur Grillen und Wachteln das Feld belebten, und die Eulen ungeſtört durch die zerbrochenen Fenſter des Schloſſes aus und ein ſchwirrten; ſo ſchickten ſich die beiden Freunde zur Abreiſe an.

Babet wurde nachdenkend und bewegt, als ſie aufbrachen. Sie gab ihnen das Geleite bis an die eiſerne Pforte;

sie reichte ihnen die Hand beim Abschied: »Eine höhere Fügung,« sagte sie, »hat uns zusammengeführt — seid meine Brüder, so lang ich noch hienieden traure. Sind es doch kaum zehn Tage bis zu der erseufzten Stunde — besucht eure Schwester noch einmal, ehe sie von euch scheidet — wenn es ohne Gefahr geschehen kann.«

Fritz lächelte bei dem Worte Gefahr. Wilhelm versprach zu kommen, wäre es auch in einer Verkleidung. Fritz lächelte über die Verkleidung. Er hatte Babet's Hand geküßt — sie hatte ihn Bruder genannt — wo ist Gefahr? — wozu Verkleidung?

Sie gingen. Fritz sah sich noch oft um, ob es gleich stockfinster war. Babet stand an der Pforte und horchte, so lange der Fußtritt ihrer Gäste durch die einsame Nacht tönte. Dann kehrte sie langsam zurück — wollte in die Grotte zu ihres Vaters Leichnam wandeln, und stieg in Gedanken wieder in das Gewölbe hinab. Sie warf sich auf das Strohlager, und achtete nicht des verlöschenden Lämpchens, um recht mit Muße an ihren nahen Tod zu denken.

Dieser Gedanke schien, seit der Bekanntschaft mit Wilhelm, sogar neuen Reiz für sie gewonnen zu haben; denn sie gesellte zu dem ernsten Gemälde des Todes überall das freundlichere Bild ihres neuen Bruders. Sie wollte, er

ſolle ſie an jenem feierlichen Tage nicht verlaſſen. Sie ſah ſich ſelbſt, vom Blitz getroffen, in ſeinen Arm ſinken — ſie ſah, wie er ihren lebloſen Körper ſanft auf den Raſen gleiten ließ — wie er neben ihr kniete — eine Thräne aus ſeinem Auge auf ihre kalte Hand fiel, und — hier glühte plötzlich ihre Wange — einen brüderlichen Abſchiedskuß auf ihre blaſſen Lippen drückte.

So verketteten ſich, mit dem Gedanken an ihren Tod, manche ſanfte Bilder, von dem Pinſel der reinſten Unſchuld mit gefälligeren Farben bezeichnet. Zwar ſtand der Tod noch immer im Hintergrunde des Gemäldes, aber ſchwächer beleuchtet als der lachende Vordergrund. Sie harrte mit einer Art von Ungeduld auf einen zweiten Beſuch ihrer Gäſte. Sie lag nicht mehr fühllos über dem Sarge ihres Vaters, ſondern ſaß gelaſſen darneben, und horchte auf das Murmeln der Wellen, die ſich am Ufer der kleinen Inſel brachen. Die Nachtigall ſchlug im Gebüſch; ſie zürnte auf ſich ſelbſt, daß es ihr Vergnügen machte. Der Knecht brachte ihr eine Taube zum Mittagsbrot. Sie ſchalt ihn, daß er ihr Hunger zutraue, und als er fort war, aß ſie erſt einen Flügel, und dann den zweiten, und endlich die ganze Taube.

Eine ſanfte innere Wehmuth trieb ſie nicht ſelten aus der Grotte in das Wohnhaus, aus deſſen Fenſtern man

die Straße links und rechts weit hinab ſehen konnte. Sie ging auf und nieder durch die öden Zimmer, und warf zuweilen einen verſtohlenen Blick in den zertrümmerten Spiegel.

Indeſſen ſchlich der arme Fritz mit ſeinem kranken Herzen wie ein Geſpenſt umher, und würde an der tiefen Wunde ſich verblutet haben, hätte nicht Freundes Hand unermüdet den Balſam der Hoffnung hineingegoſſen. Da für einen Liebenden die Worte der Geliebten Evangelia ſind, ſo war Fritz trotz ſeiner hellen Vernunft nicht abgeneigt zu glauben, daß wirklich nach zehn Tagen ein Blitzſtrahl ihm Babet entreißen werde, und Wilhelm mußte ihm dieſe Grille weg ſpotten, den weg vernünfteln ließ ſie ſich nicht.

Ob indeſſen die vom Wetterſtrahl verſchonte Babet einſt geneigt ſein werde, ihren Kummer in ſeinen Armen zu vergeſſen, dieſe Hoffnung ſchien ihm zu kühn, denn wahre Liebe macht ſelbſt einen Narciß beſcheiden. Wilhelm, der die Lage der Sache kalt überſchaute, ſuchte jeden Zweifel zu heben, und den Schüchternen zu überreden, daß Babet's jugendliche Unſchuld, ihr unbefangenes Herz und ihre Hilfloſigkeit ſie gewiß an ihn feſſeln würden. Er ermunterte ihn dreiſter zu ſein, wenigſtens ſeine Augen zu Dolmetſchern ſeines Herzens zu machen, und nicht immer mit nie-

dergeschlagenen Blicken vor ihr zu stehen. Fritz versprach alles und hielt nicht Wort, denn die erste Liebe lähmt jede Bewegung, weil sie immer zu mißfallen fürchtet.

Eine frohe Botschaft hatten sie bei ihrem Eintritt in die Stadt erfahren: die Stürmer des Freiheitsbaumes waren in einem andern Dorfe ertappt, und zur gebührenden Strafe gezogen worden. Die beiden Freunde konnten daher ohne Gefahr ihre kleinen Streifereien wiederum fortsetzen, und Fritz benutzte diesen, ihm selbst sehr gleichgiltigen Umstand, um Wilhelm noch am selbigen Morgen zu einem zweiten Besuche bei Babet zu überreden. Aber der kühlere Wilhelm befürchtete, das schwärmerische Mädchen möchte scheu werden, und hielt es für schicklicher, einen Tag zu warten.

Fritz verwünschte die Kälte seines Freundes, stand den ganzen Tag unmuthig am Fenster, und konnte nicht begreifen, wie die Stadtbewohner so ruhig ihrem Gewerbe nachgingen. Schon um Mitternacht schüttelte er den schlafenden Wilhelm, und behauptete, der Tag breche an. Es war aber nur das letzte Viertel des Mondes, das einen matten Strahl in ihre Kammer warf.

Endlich röthete sich der östliche Horizont, und die Morgendämmerung fand die beiden Freunde schon auf der Straße. Noch waren alle Hausthüren fest verschlossen, nur allein

ihr Fußtritt hallte durch die leeren Gassen wieder. Sie hatten diesesmal ihre Taschen mit allerlei Eßwaren vollgepfropft, und hofften ihre Wohlthäterin zu überreden, Theil an einer frugalen Mahlzeit zu nehmen. Wilhelm überlegte im Gehen, wie er es anfangen wolle, sie aus der düstern Grotte zu locken, wo die Gegenstände des Schreckens ihrem Schmerz immer neue Nahrung gaben. Aber seine Sorge war unnöthig, denn als die Wanderer an die jetzt offene eiserne Pforte kamen, sahen sie Babet auf dem Hofe unter einer großen Linde sitzen, und ihre beiden Hühner mit Brotkrumen füttern. Sie standen schon neben ihr, ehe sie ihrer gewahr wurde.

Das holde Geschöpf erröthete sanft und hieß sie freundlich willkommen. Wilhelm machte im Stillen die angenehme Bemerkung, daß ihr Haar mit einiger Sorgfalt geordnet, und ihr Busen noch mehr verschleiert sei als das erste Mal.

Man lagerte sich im Schatten der Linde. Die Gespräche des kleinen Zirkels waren freilich noch immer etwas gezwungen; man schien sich zu scheuen, irgend einer Regung des Frohsinns Raum zu geben; indessen litt es doch die schöne Traurende, daß man jede Anspielung auf ihren Kummer sorgfältig vermied, und sie selbst erwähnte dessen nicht mehr. Wilhelm suchte alles hervor, die Unterhaltung zu beleben — es gelang ihm zuweilen; Babet schien es ihm sogar Dank zu wissen, und vergalt ihm seine Bemü-

hungen durch manchen gefälligen Blick. Kurz, ihre natürliche Empfänglichkeit für die Freuden des Lebens erwachte; sie hatte wieder Sinn für alles was um sie her vorging, nur für Fritzens Liebe nicht. Ein erfahrneres Mädchen hätte freilich bei seinem gedankenlosen Anstarren, seiner Verlegenheit, wenn sie ihn anredete, der Glut seiner Wangen, wenn ihr Blick auf ihm ruhte, leicht errathen was in seinem Herzen vorging; aber die klösterlich erzogene Babet ahnete nichts von der Macht ihrer Reize.

Der Tag verging in stiller Behaglichkeit. Babet führte ihre Gäste durch Feld, Wiesen und Garten, zeigte und beschrieb ihnen jede vormalige Schönheit, jede jetzt zerstörte Anlage, verweilte mit Wehmuth bei dem Lieblingsplätzen ihres Vaters, und äußerte: daß, wenn sie ihren nahen Tod nicht so bestimmt wüßte, sie den traurigen Anblick dieser Gegend unmöglich ertragen könnte, sondern ihr Vaterland fliehen würde.

Wilhelm ergriff diese Gelegenheit, ein Wort von den Reizen seiner Heimath fallen zu lassen, und wie gern man sie dort aufnehmen werde. Er bedauerte, daß das Schicksal ihm nicht vergönne, ihr Retter zu werden — er wagte sogar den Wunsch: daß sein Gebet den Blitz von ihr abwenden möge.

Verstohlen blickte er nach ihr hinüber, um zu entdecken, ob sich Unwillen in ihren Zügen male, und hatte das Ver-

gnügen zu bemerken, daß ſie zwar ſtille, aber doch nur ernſt vor ſich niederſah. Mit dieſem erſten Erfolg zufrieden, brach er das Geſpräch ab, und überließ es ihrer Einbildungskraft, das Bild in der Einſamkeit weiter auszumalen.

Als der Abend heran dämmerte, trennte man ſich, unter dem Verſprechen, ſich täglich zu ſehen, bis die entſcheidende Stunde hereinbrechen werde. Der arme Fritz hatte ſich den Pfeil noch tiefer in das Herz gebohrt, denn Babet enthüllte in wenigen Stunden, mit ſchweſterlicher Unbefangenheit, jeden Reiz ihrer ſchönen Seele, und eine Unſchuld, wie nur Geſſner's Pinſel ſie ſchuf, lieh ihren körperlichen Reizen die Glorie eines Engels.

Wilhelm's Hoffnungen waren geſtiegen — er berechnete zufrieden die fortſchreitende Wirkung ihrer Bemühungen, in einem noch übrigen Zeitraum von neun Tagen. Babet floh in die Grotte — fand den Aufenthalt zum erſten Male ſchauerlich — erſtaunte ein heimliches Grauen zu empfinden — und kam in tiefen Gedanken zurück unter die Linde.

Achtes Kapitel.

Das Gespenst.

Recensenten und Leichenweiber haben das mit einander gemein, daß sie beide gedungen werden, die Letztern zum Heulen und die Erstern zum Schimpfen. Beide thun im Grunde einerlei, denn sie machen beide bezahlte Recensionen, diese auf Menschen, die man eben zu Grabe trägt, jene auf Bücher, die man gern zu Grabe tragen möchte.

Sollte Einer auftreten und sprechen: diese Bemerkung stehe hier ganz am unrechten Orte, so antworte ich zweierlei: Erstens: ich mache es wie Cato, der, er mochte auch im Senat gesprochen haben wovon er wollte, immer mit den Worten schloß: caeterum puto Carthaginem esse delendam: und dieses erhabene Muster wird mir um so eher zu Statten kommen, als die Republik der schönen Wissenschaften bei Vertilgung der Recensenten offenbar mehr gewinnen würde, als die Republik Rom bei Carthago's Zerstörung.

Zweitens ist diese Materie eben nicht so weit hergeholt, als es beim ersten Anblick scheinen möchte, denn diese wahrhafte Geschichte berührt jetzt gerade einen Punkt, der

den Prometheus unter den Recenſenten Gelegenheit gibt, das Werk der Götter zu meiſtern. Babet, werden ſie ſagen, die erhabene Schwärmerin, die nur noch mit den Fußſpitzen auf der Erde ſtand, läßt ſich allzuleicht tröſten, und vergißt den Mord ihres Vaters und ihrer Brüder ſo ſchnell, als ob der Schooßhund ihr ein Kopfzeug zerriſſen hätte. Es iſt keine Haltung in dem Charakter.

Sehr wohl, meine Herren! nur Schade, daß Mutter Natur ſich eben ſo wenig an ihre klugen Regeln kehrt, als ein Lamm auf der Wieſe thun würde, dem ein Tanzmeiſter vorſchriebe, wie es hüpfen ſollte. Der hochberühmte Herr Huber (faſt hätte ich vergeſſen hinzu zuſetzen: Verfaſſer des heimlichen Gerichts), ſagt irgendwo: »Brutus ſei der gehaltenſte Charakter in der Weltgeſchichte.« Ob das gleich offenbar nur geſagt iſt, weil es ſeltſam klingt; ſo folgt doch daraus, dem eigenen Geſtändniß eines Hyper-Criticus gemäß, daß es wenig gehaltenere Charaktere in der Weltgeſchichte gibt. Die Verfaſſerin derſelben iſt bekanntlich die liebe Natur, und wenn ſie ſich beim Brutus erſchöpft hat, ſo darf Babet wohl auf Nachſicht hoffen.

Wir wollen daher aufrichtig bekennen, daß das gute Mädchen bei den wiederholten Beſuchen ihrer neuen Brüder, in der letzten Decade ihres Lebens, eine ganz andere Stimmung verrieth, als in dem Augenblicke, da ſie das Schmuckkäſtchen mit Verachtung alles Irdiſchen von ſich

wies. Sie war seitdem von geheimen Wünschen an das Leben, wie weiland Gulliver von den Lilliputern an den Boden gefesselt worden. Schlummernd und wehrlos wurde jener Riese überfallen, eben so auch unsere Schwärmerin. Verspottend blickte jener wie diese auf die ohnmächtigen Bemühungen der kleinen Feinde, ließ sie ruhig ihr Werk vollenden, und konnte sich am Ende nicht mehr losreißen.

Drei Tage hatte Babet nach ihrer Rechnung noch zu leben. Am ersten derselben gestand sie sich, daß sie Gott ein wenig zu voreilig um den Tod gebeten habe; am zweiten wagte sie die Bemerkung: daß Gott ein wenig zu voreilig ihr diesen Wunsch gewährt; und am dritten zitterte sie vor den kommenden Morgen.

Sobald Wilhelm diese günstige Stimmung merkte, fing er an, leise Zweifel gegen den Erfolg des prophetischen Traumes aufzuregen. Er erzählte eine Menge Beispiele von Träumen, die unerfüllt geblieben, hütete sich weislich, sie mit dem großen Lottozahlen-Träumer in Moriz Magazin der Erfahrungs-Seelenkunde bekannt zu machen, sondern erklärte so gut er konnte (denn wer kann das eigentlich?) die Wirkungen des Blutes, oder sonst unregelmäßiger Bewegungen der körperlichen Organe auf die Seele des Schlafenden. Babet verstand ihn zwar nicht (denn wer versteht das eigentlich?) aber sie hörte ihm sehr andächtig zu, und wünschte insgeheim, daß er Recht haben möchte.

Wilhelm war ihr unvermerkt sehr lieb geworden; mit dieser Liebe hatte sich ein schwesterliches Zutrauen verbunden, und sie schmiegte sich auf Spazirgängen so unbefangen an seine Seite, als sei er eine der Nonnen, mit welchen sie vormals im Klostergarten zu lustwandeln pflegte. Fritz hingegen schien nur der Mond zu sein, der von der befreundeten Sonne einen matten Schimmer empfing. Sie schätzte auch ihn, aber sie war mehr Freund gegen ihn. Wie könnte es auch anders sein, da die Liebe jede seiner glänzenden und gefälligen Eigenschaften in den Nebel der Blödigkeit hüllte.

Als am Abend vor dem fürchterlichen Tage man sich mit beklommenen Herzen trennte, bat die schöne Babet ihre Freunde mit zitternder Stimme, doch ja am andern Morgen recht früh wieder zu kommen, damit sie in ihrer Sterbestunde nicht verlassen sei. Wilhelm gab das Wort für beide, und da der schwüle Abend in der Nacht wirklich ein Gewitter vermuthen ließ, so entfernten sie sich kaum einige hundert Schritte von Babet's Wohnung, um desto näher bei der Hand zu sein, und setzten sich plaudernd in eine Weinbergshütte, die sie offen fanden.

Ein Verliebter berührt, wie man weiß, überall die Extreme, er ist in Entzücken oder in Verzweiflung, stumm oder geschwätzig, und wenn die letztere Periode eintritt, so ist sein Stoff so unerschöpflich, daß er gewöhnlich dem Zuhörer das Antworten erspart, daher auch ein Baum oder ein

Menſch ihm oft gleich liebe Vertraute ſind. Daß Fritz in der Stille der Nacht, in ſchlafloſen Stunden, die düſtere Hütte mit dem Bilde der Geliebten ſchmückte; daß er Babet's Schönheit und Unſchuld redſelig pries, war eben ſo natürlich, als daß Wilhelm, der noch nichts Neues über dieſen Gegenſtand zu hören hoffen konnte, unvermerkt ſanft entſchlummerte. Einige unbeantwortete Fragen und ein ſtärkeres Athemholen verriethen endlich dem Sprecher, daß er ſein Leid nur den ſtummen Wänden klage. Er mochte ſeines Freundes Schlummer nicht ſtören, ſtand leiſe auf, und tappte im Finſtern hinaus auf die Straße.

Da er ſeit zehn Tagen ſich mit jedem Baume und jedem Steine befreundet hatte, die auf dem Wege zu Babet ſtanden oder lagen, ſo wurde es ihm nicht ſchwer, trotz der gewaltigen Dunkelheit, die ihn umgab, den wohlbekannten Pfad zu der Wohnung der Geliebten zu finden, ohne zu ſtraucheln, oder ſich den Kopf einzuſtoßen. Er kam glücklich an das eiſerne Gitter, und ſchaute ſeufzend durch die Stäbe nach den zerbrochenen Fenſtern, aus welchen der matte Schein eines einſamen Lämpchens herabflimmerte. Er wankte auf und nieder, ſtieß lange Seufzer aus, und nannte in der Stille der Nacht, bald lauter, bald leiſer, den Namen Babet.

Ach! er wußte nicht, welche qualvolle Angſt er der Geliebten durch dieſen nächtlichen Ritterzug bereitete. — Das furchtſame Mädchen hatte, ſeit ihre Freunde von ihr geſchie-

den waren, immer am Fenſter geſtanden, um in die ſchwarzen Wolken zu ſchauen, die ſich in Weſten aufthürmten, und in ihrem Schooße den Todespfeil zu tragen ſchienen. Ein fernes Wetterleuchten vermehrte ihre Beklommenheit — ihr Herz bebte, ſo oft der Strahl die Wolken zerriß.

Aber wie wurde ihr erſt zu Muthe, als ſie, beim gräßlichen Schein dieſes Leuchtens, plötzlich eine Geſtalt an dem eiſernen Gitter auf und nieder wandeln ſah! — als ſie ſchwere Seufzer vernahm, und deutlich ihren Namen nennen hörte! —

Der Geiſt meines Vaters! — dieſer Gedanke durchſchauerte ſie, und ihre Zähne ſchlugen an einander. — „Mich ruft der Geiſt meines Vaters! — mein Traum war kein leeres Hirngeſpinnſt — der Todestag bricht an — die Geiſter der Erſchlagenen ſind bereit mich zu empfangen.“ —

Sie ſank auf ihre Knie und wollte beten, aber langſam gleitete ſie an einem Stuhle nieder, und blieb betäubt am Boden liegen. Fritz hatte indeſſen, unbewußt, welch Uebel er geſtiftet, ſeinen abenteuerlichen Spazirgang vollendet, denn ein lichter Streif in Oſten verkündete ihm den nahen Morgen. Er ging und weckte ſeinen Freund. Mit der erſten Dämmerung waren ſie an der Pforte.

Sie ſtiegen leiſe die Treppe hinauf, und fanden im Vorſaal den Knecht und das Mädchen noch in tiefen Schlaf begraben. Eben das vermutheten ſie von Babet. Wilhelm öffnete die Thür des Zimmers ſo vorſichtig, wie eine Mut-

ter, die zu einem kranken, schlummernden Kinde schleichen will. Fritz stand hinter ihm, und warf einen schüchternen Blick über seine Schulter. Da lag das arme Mädchen ausgestreckt am Boden.

»Sie schläft,« flüsterte Wilhelm, und wollte einen Schritt zurückweichen. Aber Fritz trat mit Unglück weissagender Bangigkeit näher hinzu, faßte ihre Hand, fand sie eiskalt, und schrie laut auf: »Sie ist todt! — die Schrecken der Einbildungskraft haben sie getödtet!« — Vergebens suchte Wilhelm den Ausbruch seines Schmerzes zu hemmen. Er lief wie unsinnig aus einem Winkel in den andern, und rief in gräßlicher Verzweiflung: »sie ist dahin! — an mir ist es nun, einen barmherzigen Wetterstrahl auf mich herab zu flehen!« —

Heulend warf er sich auf die vermeinte Leiche — heulend sprang er wieder auf und suchte hastig nach einem Werkzeuge, sich ein lästiges Dasein zu rauben. Wilhelm bat und drohte — bald sanft, bald stürmisch — umsonst! Fritz hörte ihn nicht — bis endlich sein Freund ihn mit Gewalt in die Arme faßte, und ihm in's Ohr schrie: »Mensch! bist du wahnsinnig! sie ist nicht todt! — ihr Herz schlägt noch!«

Taumelnd warf sich Fritz neben der Geliebten nieder, legte zitternd seine Hand auf ihr Herz, fühlte es wirklich klopfen, und ging plötzlich von dem unmäßigsten Kummer

zu der ausgelassensten Freude über. Er drückte Wilhelm mit Ungestüm an sein Herz — er umarmte den alten Knecht — er weinte — er jauchzte. Durch dienliche Mittel die Ohnmächtige zu erwecken, daran dachte er nicht, genug sie lebte! ihr Herz klopfte! — er dankte schluchzend dem Himmel! —

Wilhelm hatte indessen das Mädchen ermuntert. Frisches Brunnenwasser war das einzige Hilfsmittel, das sie ihm anbieten konnte. Er besprengte die Ohnmächtige, rieb ihr Arme und Schläfe, und nach wenig Minuten schlug Babet die Augen auf.

Sie sah verstört umher und drückte ängstlich Wilhelm's Hand. »Ich danke euch,« hub sie an, »daß ihr so früh gekommen seid — bald — bald wird meine Stunde schlagen.« — Wilhelm führte sie an's Fenster, zeigte ihr das Morgenroth, und wie die schwarzen Wolken sich zerstreuten, und wie der starke Nebel einen See im Thale bildete, lauter Anzeigen eines heitern Tages. Aber Babet hatte keine Augen für das freundliche Morgenroth; ihr Blick hing starr an der eisernen Pforte — dort war der Platz, wo das Gespenst wandelte — dort herauf tönten die Seufzer — dort hinab rief es sie bei Namen. Vergebens störte sie Wilhelm in ihren Träumen: »lassen Sie mich,« sagte sie, »ich muß sterben — ich sterbe ganz gewiß heute — mir ist der Geist meines Vaters erschienen — sein warnender

Ruf hat mich aus meinen sündlichen Hoffnungen aufgeschreckt — ich gehe, mich zum Tode zu bereiten."

Ohne sich über die Art und Weise der Erscheinung näher zu erklären, entfernte sie sich in ein Nebenzimmer, um zu beten. Erstaunt und unwillig sah Wilhelm ihr nach, und haderte mit dem Dämon, der durch ein neues Spiel zerrütteter Einbildungskraft die Früchte seiner Bemühungen zerstört hatte. Umsonst suchten die beiden Freunde von den Hausgenossen zu erfahren, ob seit gestern Abend etwas besonders vorgefallen sei? sie wußten nichts. Babet hatte ihnen befohlen, sich schlafen zu legen, und sie gehorchten ohne Widerrede; denn daß ihre Gebieterin unausgekleidet blieb, war ihnen nichts neues.

Wilhelm wurde jetzt selbst unheimlich bei der Sache zu Muthe. Er fürchtete zwar kein Wunder der Natur, wohl aber Wunder der Einbildungskraft, die, so oft von selbst geschaffenen Phantomen beherrscht, das schwache Organ der Vernunft zertrümmert; kurz, er fürchtete nicht Babet's Tod, sondern, was schlimmer ist als Tod — Wahnsinn. Er suchte diese trüben Gedanken, so gut er konnte, vor seinem Freunde zu verbergen, der in sichtbarer Angst mit wankenden Schritten und gefalteten Händen auf und nieder ging, bald nach der Thüre starrte, durch welche Babet verschwunden war, bald vor Wilhelm stehen blieb, und ihn wehmüthig anstaunte, als suche er Trost in seinen Blicken.

Nach Verlauf einer Stunde trat Babet wieder in das Gemach, und eine überirdiſche Heiterkeit glänzte auf ihrer Stirn. Sie ſprach wenig, antwortete einſilbig, und ſcheute ſich vor jedem Worte, das einen Zweifel gegen ihren nahen Tod zu verrathen ſchien, gleichſam als fürchte ſie, die ſo eben vom Himmel erbetene Faſſung wieder zu verlieren.

Die Unterhaltung war ſehr geſpannt. Von Träumen, Erſcheinungen und Sterben wollten die Brüder nichts reden, und von andern Dingen wollte die Schweſter nichts hören. Man ging größtentheils ſchweigend neben einander auf und nieder. Aus Fritzens Bruſt drängten ſich ſo bange Seufzer empor, als ſei er der zum Tode Verurtheilte. Babet wandelte ſtill, man hörte weder Athem noch Fußtritt — die Geiſter ſchweben nur — Babet war ſchon halb entkörpert.

Wilhelm trat von Zeit zu Zeit an's Fenſter, und ermangelte nicht, jedesmal laut die Bemerkung zu machen, daß der Morgen ſchön und heiter ſei, und kein drohendes Wölkchen am Horizont ſchwebe; aber die Schwärmerin achtete deſſen nicht, denn die Stimme des Geiſtes füllte noch ihr Ohr.

Neuntes Kapitel.

Das Gewitter.

Als die Sonne schon hoch stand, eine drückende Hitze den nahen Mittag verkündete, und die zerbrochenen, durch keine Vorhänge verhüllten Fenster die sengenden Strahlen mitten in das Zimmer fallen ließen, da schlug Babet selbst einen Spazirgang in den kühlen Hain vor. Eigentlich war es ihr nicht um Erquickung zu thun — sie würde sich geschämt haben, an der Pforte der Geisterwelt noch Sinn für körperliche Beschwerden zu äußern — sie wollte sich nur unvermerkt dem Thurme nähern, den der Traum ihr als das Ziel ihrer Pilgerschaft angewiesen hatte, und ein Ueberrest von Menschlichkeit lehrte sie die sanfte Schonung, diesen Zweck ihren besorgten Freunden zu verbergen.

Wilhelm ergriff die dargebotene Zerstreuung mit Freuden, so gering sie auch war. Sie gingen, und der gute Wilhelm, dessen Verdacht auf einer ganz falschen Fährte schweifte, suchte geflissentlich ihre Schritte immer so zu lenken, daß sie fern von der kleinen Insel und ihrer schauerlichen Grotte blieben. Babet wurde es gewahr, und sagte lächelnd: »wozu diese Vorsicht? — warum sollte ich jetzt

die traurigen Ueberreste meines Vaters besuchen, da ich in wenig Stunden ihn verklärt wieder sehen werde."

Wilhelm seufzte leise über ihren unzerstörbaren Glauben, und Fritz knickte unmuthig einen Zweig nach dem andern von den Büschen, an welchen sie vorüber gingen. Endlich zwang sie die heftige Mittagsglut, den dunkelsten Theil des Hains zu suchen, wo ein schmaler Fußpfad zu einer versteckten Einsiedlerhütte führte, die nur ein schwaches Licht durch ein kleines Fenster von Marienglas empfing, vor welchem Epheu und wilder Hopfen sich empor geranket hatten.

Hier lud ein Sofa von Moos sie ein, sich von ihrer Ermattung zu erholen. Babet setzte sich zwischen ihre Brüder, und Wilhelm, welcher fühlte, daß es jetzt darauf ankomme zu plaudern, gleichviel was, ergriff den geringfügigsten Gegenstand, um die Schwärmerin zu zerstreuen. Bald fing er einen Käfer, und ließ sie den Bau dieses kleinen Insekts bewundern; bald sammelte er Schwämme, die am Boden wuchsen, und stritt mit ihr, ob sie giftig oder unschädlich wären; und endlich gab ihm ein gemaltes Wapen, das auf einer der Fensterscheiben angebracht war, Stoff zu einer zwar uninteressanten, aber doch langen Unterhaltung. Babet hatte im Kloster, unter andern unnützen Dingen, auch die Wapenkunde erlernt. Der schlaue Wilhelm, der wirklich wenig davon verstand, stellte sich noch unwissender als er war, und ließ sich von ihr, mit

muſterhafter Geduld, all den elenden Firlfanz von Helmdecken, Turnierhelmen, Schildhaltern u. ſ. w. erklären. Man verachte doch in drückenden Lagen, wo es blos darauf ankommt, der Einbildungskraft ein Schooßkind zu entreißen, auch nicht das geringfügigſte Mittel, das oft durch die wohlthätige Mitwirkung der Ideen-Verbindungen unerwartet hilfreich werden kann. Babet hatte ihre Klostergelehrſamkeit in den Wapen ihrer Freundinnen geſchöpft, deren Geſtalten, ſo wie ſie ſprach, an ihr vorübergingen, manches heitere, faſt verloſchene Bild der Vergangenheit wieder auffriſchten, und ſie von der trüben Todesahnung unvermerkt abzogen. Wer weiß, wie weit Wilhelm es mit dieſem kleinen Kunſtgriff noch gebracht haben würde, wenn nicht — als bereits zwei Stunden verſtrichen waren —

Plötzlich das Murmeln des fernen Donners ſie aufgeſchreckt hätte! — Babet wurde bleich — Fritz erblaßte — auch Wilhelm erſchrack, und haderte heimlich mit dem Schickſal, das die arme Verſtörte noch härter prüfen wollte. Alle drei ſprangen auf und eilten nach der Thür. Der Horizont hatte ſich ſchwarz bezogen, es rauſchte gewaltig in den Wipfeln der Bäume, die Raben eilten krächzend nach Hauſe und die Vögel flatterten ſcheu umher.

Babet faltete zitternd ihre Hände. »Folgt mir!« rief ſie mit erſtickter Stimme, »verlaßt mich nicht!«

Fritz war von allem, was in und außer ihm vorging, ſo erſchüttert und betäubt, daß er nicht mehr wußte was

er that. »Wollte Gott!« ſagte er ſchluchzend, indem er Babet's Hand ergriff und ſie krampfhaft drückte, „wollte Gott, ich könnte mit dir ſterben!" — Sie ſtutzte und ſah ihn mit großen Augen an. Dann machte ſie ſich ſchüchtern los von ihm, und floh ſo ſchnellfüßig durch das dicke Gebüſch, daß die beiden Freunde ihrer Spur kaum zu folgen vermochten. Das Gewitter zog immer näher herauf, große Tropfen fielen, es ſauſte in der Luft, und die Wipfel der Bäume bogen ſich rauſchend zur Erde.

Athemlos rannte Babet über eine kleine Wieſe, die der Fluß zur Halbinſel machte, und an deren Spitze die Ruinen des alten Thurmes ſtanden, unter deſſen Trümmern ſie ſich begraben wollte. Wilhelm keuchte ihr nach, und holte ſie ein, als ſie eben erſchöpft auf einen Stein niederſank, und ihre Arme zum Himmel ausbreitete, um den Todesengel zu empfangen.

Ihre Brüder knieten ihr zur Seite — ſie konnte nicht mehr reden — Angſt und die Wirkung des ſchnellen Laufens wollten ihr das Herz abſtoßen. Wilhelm warf einen Blick um ſich her, und fand, daß an dieſem gefährlichen Orte der Zufall allerdings Babet's prophetiſchen Traum erfüllen könne, denn der Thurm war mit alten Eichen umgeben, deren Wipfel dem Sturmwind trotzten, und den Blitz kühn herab zu locken ſchienen. Aber es wäre vergebens geweſen, dieſer Gefahr zu erwähnen — die Unglückliche rang mit dem Tode. —

Jetzt schwebte die Wetterwolke gerade über ihren Häuptern — der Donner krachte fürchterlich — Blitz und Schlag folgten sich immer schneller — der Sturmwind schwieg plötzlich — kein Regentropfen fiel mehr herab — eine grausende Stille lagerte sich auf der lechzenden Landschaft — eine schwüle Luft drückte jede Pflanze — der Tod schien die drohende Wolke über ihnen in schweren Fesseln aufzuhängen. — Babet athmete schwach — ihr Auge war gebrochen — Hu! da fuhr ein Blitz schmetternd in dem Thurme herab, spaltete die Mauer, rollte abgerissene Steine in den Fluß, und die Erde bebte! —

Jesus! Maria! scholl eine Stimme zwischen den Trümmern — Babet lag entseelt am Boden. — Ein Platzregen stürzte herab. — Fritz war zur Bildsäule geworden. — Wilhelm hob die Ohnmächtige sanft in seine Arme, bedeckte sie so gut er konnte mit seinem Oberrock, und wandte sein Gesicht nach den Ruinen, aus welchen die Stimme ihm vernehmlich tönte. Er sah und schauerte — durch die gespaltene Mauer, zwischen Steinen, die noch immer sich lösten und herabwälzten, stieg die Gestalt eines Jünglings wie aus dem Grabe herauf. Hager und hohläugig, mit wenigen Lumpen bedeckt, blickte er stier auf die Fremdlinge, hob sich mühsam über die Trümmer, und nahte schweigend wie ein Gespenst.

Wer bist du? rief ihm Wilhelm entgegen. Das Gespenst antwortete nicht. Der Regen troff ihm vom unbe-

deckten Haupte, man sah, daß er zitterte, und seine Blößen zu decken suchte. Durch Wilhelm's Zuruf geweckt, schaute sein Freund empor, und erblickte mit Entsetzen die halb Mitleid halb Furcht erregende Gestalt. Er sprang auf, ging hastig auf den Jüngling los, und wiederholte rauher die Worte: Wer bist du? was willst du?

»Schonet meiner!" stammelte bebend die Erscheinung, »ihr seht, Gott selbst hat meiner geschont. — Ich habe euch vom Thurme herab belauscht, wie ihr neben diesem guten Mädchen knietet — wohl mir, daß sie euch werth ist! meine Babet wird für mich bitten!" —

Seine Babet? rief Fritz, prallte zurück, und betrachtete die Gestalt mißtrauisch forschend, und bemerkte in ihr wider Willen einen schönen Jüngling, den nur Elend und Mangel zum hagern Gespenst entfleischt hatten.

Seine Babet? wiederholte Wilhelm neugierig.

Meine Babet! sagte der Jüngling etwas beherzter, und näherte sich ungehindert dem leblosen Mädchen, kniete neben ihm, ergriff dessen kalte Hand, und suchte sie zwischen seinen kalten Händen zu erwärmen. — Fritz stand sprachlos mit starren Blicken — eine widerliche Empfindung durchschnitt sein Herz — es war ihm als ob der häßliche Wunsch sich ihm aufdränge, daß Babet von ihrem Todesschlummer nicht erwachen möchte.

Indessen hatte die Wetterwolke über ihnen ausgetobt, der Donner rollte mehr in der Ferne, ein sanfter Regen

erquickte die Flur, die Blumen hoben ihre Häupter empor, die Vögel fingen an zu zwitschern, mit den Blumen und Vögeln erwachte auch Babet und fand sich — in den Armen ihres Bruders.

Sein Antlitz war der Erste Gegenstand, der in ihrem halb geöffneten Auge sich spiegelte; was Wunder, daß ihre Einbildungskraft, von Traum und Wirklichkeit zerrüttet, ihr das Erwachen in Elysium vorgaukelte. Sie wähnte sich gestorben und in die Wohnungen der Seligen versetzt.

»Mein Bruder Philipp!« stammelte sie leise, »hat der Tod uns wieder vereinigt? — wo ist unser Vater? — warum kommt er nicht, seine Tochter zu empfangen?«

Mit dem unverdächtigen Brudernamen kehrte die Ruhe in Fritzens Brust zurück. Der Jüngling, den er schon zu hassen glaubte, wurde ihm plötzlich lieb — er war Babet's Bruder! —

Wie, wenn der Fuß eines Elephanten eine kleine Welt in Staub tritt, hier eine Ameise ihre Eier wieder sammelt, dort eine Spinne ihr Gewebe ausbessert, hier ein gebogener Zweig sich langsam aufrichtet, und dort die Spitze eines Grashalms emporstrebt; so das Bild der Verwirrung unter jenen mehr und weniger erschütterten Menschen. Babet konnte sich lange nicht überreden, daß sie wirklich lebe; ihres Bruders vermeinter Geist unterhielt die Täuschung, die auch nicht einmal durch den Anblick ihrer

Freunde zerstört wurde, denn sie glaubte, auch diese habe jener Blitzstrahl weggerafft. — Der Jüngling, durch lange erduldetes Elend und kaum überstandene Todesgefahr an Geist und Leib geschwächt, sah in den Fremdlingen noch immer Verfolger, die nach seinem Blute dürsteten. — In Fritzens Busen kämpften die Freude über Babet's Erwachen, und die Furcht vor einem vom Himmel herabgefallenen Bruder, der seine Liebe vielleicht mißbilligen werde; diese Zweifel machten ihn stumm.

Wilhelm war der Einzige, der seine Geistesgegenwart nach einigen Minuten wiederfand. Er bemerkte, daß dieser vom Regen überschwemmte Platz und der traurige Anblick dieser Ruinen nicht geschaffen wären, um gegenseitige Erklärungen zu geben und zu nehmen. Er gab seinem Freunde einen Wink, die erschöpfte Geliebte in ihre Wohnung zu geleiten; er selbst unterstützte ihren wankenden Bruder. Langsam schlich der Zug durch den triefenden Hain. So oft Babet's Hand oder Wange einen Tropfen von den Zweigen streifte, erschrack das arme Mädchen, und staunte jeden Baum oder Strauch mit einem gewissen wahnsinnigen Lächeln an, das nur zu sehr verrieth, wie schwach ihre Vernunft noch immer gegen die Täuschungen der Einbildungskraft kämpfte.

Fritzens Auge hing unverwandt an ihr — ihr Arm ruhte in dem seinigen — er zitterte wie die Espe, deren herabthauende Blätter die Glut seiner Wangen kühlten —

es war der ſchwerſte Gang ſeines Lebens; er glaubte ihn nicht vollenden zu können, blickte ängſtlich nach dem Hauſe, und wünſchte es dennoch Meilen weit entfernt.

Wilhelm wurde von ſeinem hagern Gefährten ſcheu und furchtſam beobachtet. Je näher ſie der Wohnung kamen, je mißtrauiſcher glurte das hohle Auge. Ein paarmal ſchien er wirklich im Begriff zu entſchlüpfen, und wahrſcheinlich hätte er dieſem Triebe nicht widerſtanden, wenn er nur Kräfte in ſich gefühlt hätte, zwei geſunden Verfolgern zu entrinnen. Beim Eintritt in das Haus zitterte er, und nur auf der Treppe gewann er wieder Muth, als er den wohlbekannten, treuen Knecht erblickte, der ihn mit Freudengeſchrei entgegen ſtürzte.

So gelangten ſie endlich in Babet's Zimmer, wo das verſchwiſterte Paar ſich ſelbſt, und Alles um ſich her, mit fremden Blicken anſtarrte. — Wilhelm ſorgte für Ruhe und Erfriſchungen; kräftige Arzneien, auch für kranke Seelen.

Zehntes Kapitel.

Die Trennung.

Chevalier Belloy, der nämliche, den seine Schwester auf dem Wege nach Amerika glaubte, hatte Vater und Brüder an seiner Seite ermorden sehen, und sich der Wuth seiner Verfolger entzogen, indem er in unzugängliche Ruinen flüchtete, die ihn noch von seinen Knabenspielen her wohl bekannt waren. Hier wagte er, mehrere Wochen lang, nur bei Nacht mit den Eulen hervorzuschlüpfen, um sich wilde Wurzeln und Früchte zur dürftigen Nahrung zu suchen. Anfangs glaubte er die ganze Wohnung sei verwüstet, und auch seine Schwester ein Raub der Blutdürstigen geworden, bis er sie einst, durch seine Felsenspalte, in tiefer Trauer am Fuße des Thurmes herumwanken sah.

Schon war er im Begriff, sich herab in ihre Arme zu stürzen, als die Furcht vor ihrer zu lauten Freude ihn plötzlich zurückscheuchte. Er konnte ja nicht wissen, ob und welche Menschen in der Nähe wären? ob sie nicht vielleicht eine Gefangene sei? — mußte er nicht Laurer und Spürhunde hinter jedem Strauche vermuthen? — Die trauernde Babet entfernte sich wieder von dem Thurme, — und obgleich

wenig Tage nachher Mangel und Sehnsucht über alle Bedenklichkeiten siegten, und er gern auf jede Gefahr hervorgetreten sein würde — so erschien die liebe Gestalt ihm doch nie wieder so nahe.

Endlich hatte er beschlossen, da er sein Leben hier doch nicht länger fristen könnte, von der Verzweiflung geleitet seinen Schlupfwinkel zu verlassen, und sich entweder in die Arme einer liebenden Schwester zu werfen, oder den Dolchen blutgieriger Mörder bloß zu stellen. Er hatte dazu den Tag bestimmt, an welchem sein Wurzelvorrath zu Ende ging, den er bei Mondschein gesammelt, und der ihn bis jetzt kümmerlich ernährt hatte.

Aber das war gerade der nämliche Tag, der die verfolgten Flüchtlinge in die Grotte trieb, und bald darauf den Garten und die ganze Gegend mit wildem Getöse anfüllte. Philipp glaubte, er sei verrathen, ihm gelte dies emsige Suchen, dies Schnauben der wilden Thiere nach Beute. Auch war der Thurm mehr als Einmal von lärmenden Haufen umringt; die kühnsten drangen herein, und kletterten hie und da über bemooste Ruinen. Da aber nur eine enge Schlucht zu Philipp's engerem Winkel geleitete, vor welcher er noch überdies Steine in künstlicher Unordnung aufgethürmt hatte, so entging er ihren Nachforschungen.

Doch schien ihm nichts gewisser, als daß er der Gegenstand derselben gewesen sei, seine Furcht verdoppelte sich,

und in den ersten Tagen nach dieser Begebenheit vertraute er sein Leben auch nicht einmal der nächtlichen Dunkelheit an, sondern überließ sich dem quälendsten Hunger und Durst zum Raube, bis es ihm fast an der letzten Kraft gebrach, seinen Zufluchtsort zu verlassen.

Indessen sah er einigemal seine Schwester in der Gegend des Thurmes, und freute sich ihrer Rettung; aber stets erschien sie in Begleitung zweier Fremdlinge, deren verdächtige Gegenwart ihn abhielt sich zu entdecken, um so mehr, da der tiefe Kummer in Babet's Zügen ihn befürchten ließ, daß ihre Begleiter nicht Freunde, sondern Aufpasser sein möchten.

Als er sich in der Hülle der Nacht zum ersten Male wieder hervor wagte, um wenigstens seinen Durst an einem nahen Wassergraben zu löschen, da trieb ihn die Verzweiflung bis in den Hof der väterlichen Wohnung, und hätte er die Hausthür offen gefunden, so würde er, dem Schicksal trotzend, bis in das Schlafgemach seiner Schwester gedrungen sein; aber alles war fest verschlossen. Sollte er Lärm machen? sollte er anklopfen? mußte er nicht jene gefährlichen Fremdlinge hier vermuthen, die er täglich im Garten herumschweifen sah? — Unentschlossen wankte er umher, bis das erste Hahnengeschrei ihn wieder zu seinen Ruinen jagte.

Doch länger dieses Maß des Elends zu tragen, war über die Kräfte eines Jünglings, der von Jugend auf im

Schooße des Glücks, jede Freude tändelnd haſchte, und jedem rauhen Lüftchen ſorgſam auswich. Mangel und Verzweiflung entwickelten den Keim des Muthes, den Wolluſt und Ueberfluß bisher in ihm erſtickt hatten; denn alle unſere Tugenden und Laſter ſind Kinder eines natürlichen oder erkünſtelten Bedürfniſſes. Unwiderruflich hatte er beſchloſſen, in der kommenden Nacht auf jede Gefahr ſich einen Weg in das väterliche Haus zu bahnen, und, wenn es von Mördern bewohnt ſei, in den Armen ſeiner Schweſter zu ſterben. Das Gewitter kam ihm zuvor, ſprengte ſeinen Kerker, und ſchleuderte ihn unter befreundete Weſen.

Das war es, was der durch Wein und Brot erquickte Jüngling ſeinen neuen Freunden mittheilte, ſo wie nach und nach die erſte Betäubung der wiederkehrenden Beſonnenheit wich. Die Entdeckung, daß Wilhelm und Fritz Kriegsgefangene ſeien, flößte ihm bald Vertrauen ein; ihre blauen Röcke, die er bis jetzt für Uniformen der Nationalgarde gehalten, hörten auf, ihm verhaßt zu ſein; dieſe Männer hatten ja auch für ſeine Rechte gefochten; ſie waren ſeines politiſchen Glaubens, und durften ihn nicht verrathen. Wenn gleiche Noth und gleiche Grundſätze gedrückten Menſchen einen Vereinigungspunkt anweiſen, ſo ſchmiegen ſich die mißtrauiſchſten Seelen ſchnell und ſchweſterlich aneinander.

Auch vor Babet's ſanfter Morgenröthe verzogen ſich die düſtern Wolken. Sie fühlte wieder, daß ſie lebe, und ſchien nicht unwillig über dies Gefühl. Wilhelm, der jede

Veränderung ihrer Züge forschend beobachtete, wagte schon zuversichtlicher, den prophetischen Traum für eine Täuschung der Einbildungskraft zu erklären; und als sie, um ihn zu widerlegen, die Geschichte von der Erscheinung ihres Vaters und seines schauerlichen Zurufs mit den kleinsten Umständen vorbrachte; als sie ihre Freunde an's Fenster zog, um ihnen die Stelle an der Pforte zu zeigen, wo der Geist gewandelt und geseufzt habe; da erröthete Fritz an ihrer Seite — stammelte und gestand — daß er die rufende Gestalt gewesen. Schüchtern bat er um Verzeihung für diese zu laut gewordenen Seufzer.

Babet's Freude über diese Aufklärung diente ihr, die holde Scham zu verbergen, die bei Fritzens Geständniß auf ihren Wangen glühte. Sein abenteuerlicher Ritterzug brachte ihr zugleich die seltsame Wildheit in's Gedächtniß, mit der er, beim Ausgang aus der Einsiedler-Hütte, den Wunsch mit ihr zu sterben herausgestoßen hatte. So unerfahren sie auch in der Liebe war, so hätte sie doch darauf geschworen, — das sei Liebe — und die Rosenfarbe ihres Gesichts verwandelte sich in Scharlach.

Philipp, schon längst mit jeder Leidenschaft vertraut, errieth, was in dem Herzen des Fremdlings vorging. Die Eroberung seiner Schwester schien ihn zu freuen, da er in seiner eigenen bedrängten Lage ihr nicht zum Schutz dienen konnte, und daher mit Freuden ihre Ehre bei einem Biedermanne in Sicherheit brachte. Daß der bescheidene, an

der Hofpforte seufzende Fritz kein Verführer sei, lehrte ihm seine Erfahrung, die ihn auf den ersten Blick einen Neuling errathen ließ, und Wilhelm beruhigte ihn gänzlich, da er noch am nämlichen Abend einen günstigen Augenblick ergriff, ihn von der unzweideutigen Liebe seines Freundes zu unterrichten.

»Ist er ein Edelmann?" war die einzige verfängliche Frage, die der Altfranke dem deutschen vorlegte, und nachdem Wilhelm sie durch eine Wendung zu seiner Zufriedenheit beantwortet hatte, so willigte er mit Freuden in den Vorschlag, daß Babet, sobald die Kriegsgefangenen ausgewechselt würden, Fritz als Gattin folgen solle.

Der schüchterne Liebhaber war indessen mit dem Gegenstand seiner Wünsche allein geblieben, aber mit dem Gewitter war auch sein Muth wieder verschwunden; er ließ die schöne Gelegenheit entschlüpfen, am heitern Abend zu vollenden, was er am schwülen Mittag begonnen hatte. Stumm saßen sie neben einander — beide schlugen die Augen nieder, — er, weil er schon zu viel gesagt, sie, weil sie schon zu viel errathen hatte.

Mit dem seligen Gefühl entronnener Gefahr verlebte die kleine Gesellschaft in traulicher Zufriedenheit den frohen Rest eines Tages, dessen erste Hälfte so drohend schien. Man pflog Rath, was nun mit Philipp anzufangen? Babet bestand darauf, ihn in dem sichern Gewölbe zu ver-

bergen, bis die republikaniſchen Stürme ausgetobt haben würden, und Philipp ſelbſt war anfangs geneigt dazu. Als er aber hörte, welchen Schatz man gefunden, als er das Käſtchen voll Diamanten ſah, mit deſſen großen Werth er die unwiſſende Geſellſchaft bekannt machte; da änderte er plötzlich ſeinen Entſchluß.

Zwar war er zu großmüthig, oder vielmehr zu leichtſinnig, um von der Verlaſſenſchaft ſeines Vaters, trotz den ſchweſterlichen Bitten, mehr als einen kleinen Theil anzunehmen: »er wolle,« ſagte er, »den Brautſchatz ſeiner guten Babet nicht ſchmälern,« verſicherte aber, dieſe drei Ringe, die er ſich zueignete, würden hinreichen, ihn glücklich über Frankreichs Grenze zu führen. Dann werde er ſich ausrüſten, wie es ſeinem Stande gezieme, zu der Armee des Prinzen Condé eilen, und den Boden ſeines undankbaren Vaterlands nicht eher wieder betreten, bis er ſein väterliches Erbe mit gewaffneter Hand zurückfordern könne. »Dein Schickſal, meine Babet,« ſagte er mit einem verſtändlichen Lächeln, »laſſe ich in den Händen dieſer wackern Männer. Sie ſind Edelleute, ſie ſind Soldaten, ich bin ruhig. Ihnen übertrage ich Vatergewalt und Bruderpflicht, die das Schickſal mir nicht vergönnt, ſelbſt an dir zu üben. Unter ihren Schutz verlaſſe dieſe zerſtörten Wohnungen, ſo bald ſie dich dazu auffordern.«

Vergebens ſuchte Babet ihn zu überreden, das ſichere Gewölbe der unſichern Flucht vorzuziehen; vergebens erbot

ſie ſich, wenn er von ſeinem Vorſatz nicht abſtehen wolle, ihn zu begleiten, und jede Gefahr mit ihm zu theilen; er hatte gegen beides ſo viele, theils wichtige, theils ſcheinbare Gründe und Wilhelm -- wiewohl er im Herzen den Leichtſinn nicht billigen konnte, mit dem der Chevalier ſeine einzige Schweſter auf gut Glück Leuten Preis gab, die er zum erſten Male ſah — unterſtützte ihn dennoch ſo beredt, daß Babet endlich nachgeben mußte.

Der alte Knecht verſchaffte ſeinem jungen Herrn eine Bauerkleidung; man ſchnitt ihm das Haar ab, man verwandelte ſein milchweißes Stutzergeſicht in ein von der Sonne verbranntes Winzerantlitz, und, mit großen Holzſchuhen ausgerüſtet, in Begleitung des treuen Knechts, dem Weg und Steg im Lande wohl bekannt waren, trennte der unbeſonnene Jüngling ſich um Mitternacht von der weinenden Schweſter. Sein erſter Gang war nach Montauban, wo er auf die Unterſtützung eines ſichern Freundes rechnete, der ihm weiter helfen ſollte.

Nach ſeiner Abreiſe lebten die Zurückgebliebenen in Ruhe und Eintracht länger als einen Monat. Fritz genoß ſüße Stunden, aber nur im Anſchauen der Geliebten; denn ſo oft ihm auch Wilhelm im Scherz und Ernſt ſeine Schüchternheit vorwarf; und ſo oft er auch ſelbſt den heroiſchen Entſchluß faßte: heute ganz gewiß ſein Herz aufzuſchließen, und die Entſcheidung ſeines Schickſals von Babet's Lippen zu erflehen; ſo ſchlich er doch jeden Abend nach der Stadt

zurück, wie er gekommen war, und vertraute den Bäumen, was er dem Ohr seines Mädchens hätte vertrauen sollen. — Wir können nur Eines zu seiner Entschuldigung anführen: Babet vermied nämlich sorgfältig mit ihm allein zu sein, und eine Liebeserklärung, in Gegenwart selbst des besten Freundes, ist, Gott weiß warum, eine schwere Sache.

Indessen konnte es doch nicht lange mehr so bleiben. Es war unschicklich, daß ein sechszehnjähriges Mädchen täglich Besuch von zwei jungen Offizieren empfing. Freilich lebten sie in einer Zeit, wo sich Niemand darum bekümmerte, und wo die neuen Ehestandsgesetze manches heiligten, was vormals ein Gräuel gewesen sein würde. Aber Babet selbst empfand das Zweideutige ihrer Lage, ihr zartes Gefühl empörte sich dagegen, und nur ihre Hilflosigkeit konnte sie verleiten, die Stimme der verwundbarsten weiblichen Sittsamkeit zu unterdrücken. Hiezu kam noch der Umstand, daß ein allgemeines Gerücht von baldiger Auswechslung der Gefangenen sprach, eine Begebenheit, die sich täglich und plötzlich ereignen konnte. Eine schnelle Abreise mußte dann den günstigen Erfolg von Fritzens Erklärung noch zweifelhafter machen, denn die Erfahrung lehrt, daß eines Mädchens Jawort leichter zu entlocken ist, wenn man ihm einen langen Brautstand verspricht, und ihm Zeit läßt, sich in die neue Lage zu denken. Ueberraschung konnte Alles verderben.

Das, und noch weit mehr, predigte Wilhelm seinem blöden Freunde täglich vor, auch mangelte es Fritz nicht an Ueberzeugung, sondern an Muth, den keine Predigt zu geben vermag. Eines Abends, als sie in der Dämmerung den Hinweg langsam dahin schlenderte, gerieth Wilhelm auf den Einfall, ihm durch Etwas, dessen bloße Möglichkeit einen Liebhaber zur Verzweiflung treiben kann, neue Spannkraft zu geben. »Wie,« sprach er, »wenn du durch dein Zögern die Unschuld und Keuschheit deiner Geliebten in Gefahr setztest? wie wenn eine Horde zügelloser Bauern, durch irgend eine nichtswürdige Veranlassung — die sich zwar nicht voraussehen, aber bei dieser Gährung täglich befürchten läßt — abermals in Babet's Wohnung geschleudert würde? — das erste Mal beschirmte sie der gräßliche Anblick der Leiche ihres Vaters, was aber würde jetzt vor viehischen Mißhandlungen sie schützen?« —

Fritz blieb stehen, sah ihn stark an, und bebte.

»Und wer steht dir dafür,« fuhr Wilhelm fort, »daß in dem Augenblicke, wo wir hier ruhig wandeln —«

»Um Gottes Willen! schweig!« rief Fritz mit bebenden Lippen, »du hast gesiegt! hier ist meine Hand — so wahr das Siebengestirn da über uns flimmert! und so wahr Gott hoch über dem Siebengestirn thront! Morgen sage ich ihr Alles!« —

Wilhelm empfing Schwur und Handschlag seines Freundes. Um ihm den kühnen Schritt zu erleichtern, ver-

ſprach er, morgen unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit zu Hauſe zu bleiben. Fritz eilte nun, wie ein Träumer, in weiter Entfernung vor ihm her. Dachte ſich zu den Füßen ſeines Mädchens, ſuchte Worte für ſeine Leidenſchaft, und fand, daß entweder Babet's Sprache arm, oder er im Franzöſiſchen ein Stümper ſei.

Kaum hatten ſie ihre Wohnung erreicht; kaum hatte ſich Wilhelm dem erſten Schlummer, und Fritz den ſüßen Träumen der Liebe überlaſſen, als heftig an das Haus geklopft, und bald darauf die Thür von dem Wirth geöffnet wurde. Ein Haufe von Menſchen polterte ungeſtüm die Treppe herauf, ein Kommando Soldaten trat in das Zimmer. Wilhelm fuhr aus dem Schlaf empor, rieb ſich die Augen, und wußte nicht, wie ihm geſchah. Ein Offizier von der Nationalgarde, ſeines Handwerks ein Fleiſcher, verkündete ihnen mit rauher Stimme: daß die Zahl der Kriegsgefangenen in dieſer kleinen Stadt ſich allzuſehr angehäuft; daß man unruhige Bewegungen bemerkt, und die Municipalität daher für dienlich erachtet habe, die Hälfte ihrer Gäſte dem nächſten Departement abzuliefern. Lieutenant Perlſtädt ſtehe auf ſeiner Liſte, und werde ſich daher gefallen laſſen, ihm ſogleich zu folgen.

Fritz erſtarrte. Wilhelm faßte ſich, und äußerte die Hoffnung, daß man wenigſtens ihn nicht von ſeinem Freunde trennen, ſondern ſie beide vereint an den neuen Ort ihrer Beſtimmung bringen werde.

„Solche Freundſchaften zu trennen, iſt eben die Abſicht der Municipalität," verſetzte der Offizier hämiſch, und bat zu eilen, weil er noch mehrere Gefangene aus ihren Betten holen müſſe. „Um des Pöbels willen," ſetzte er hinzu, „der jeden Fremdling haßt, mögen Sie es unſerer Obrigkeit Dank wiſſen, daß ſie befahl, Sie bei Nacht aus den Thoren zu bringen."

Wilhelm begriff leicht, daß jede Widerſetzlichkeit hier fruchtlos ſein würde. Fritz war zu betäubt, um irgend etwas veranſtalten zu können. Wilhelm packte ſeines Freundes wenige Habſeligkeiten zuſammen, und raunte ihm in's Ohr: »Faſſe Muth! ich werde an deiner Statt morgen mit Babet ſprechen."

Stumm lag Fritz in Wilhelm's Armen; ſtumm wanderte er, von Grenadieren umgeben, durch die öden Straßen; am Thore fand er den Haufen ſeiner Reiſegefährten bereits verſammelt, betäubt wankte er zwiſchen ihnen fort, und nur dann erſt erleichterte ein Seufzer ſeine Bruſt, als ſie in der Stille der Nacht vor Babet's Wohnung vorüberzogen.

Eilftes Kapitel.

Das Fieber.

Die schöne Traurende nahm die Nachricht von dem plötzlichen Verschwinden ihres Liebhabers nicht gleichgiltig auf; denn ungerechnet, daß ein Jüngling, dem ein Mädchen Alles ist, für die strengste Schöne doch immer Etwas sein muß, empfand Babet auch wirklich das herzlichste Wohlwollen für Fritz, und wer weiß wie weit dies Gefühl, dem sie sich ohne Mißtrauen überließ, sie noch geleitet haben würde, hätte nicht Wilhelm's Gegenwart, ihm und ihr selbst unbewußt, jede sanftere Regung für seinen Freund erstickt.

Der Schmerz über die Trennung von Fritz war mehr eine Theilnahme an Wilhelm's Kummer, ja, wir wollen bekennen, daß sogar eine Mischung von geheimer Freude hinzu kam, weil sie in Zukunft mit Wilhelm, ohne einen so scharf sehenden Zeugen, als Liebhaber gewöhnlich sind, umgehen würde. Doch glaube man ja nicht, sie habe diesen Gedanken laut gedacht; nein, nur ein dunkles Gefühl von dem sie sich selbst keine Rechenschaft ablegte, oder ablegen mochte.

Mit der kindlichsten Unbefangenheit legte sie auf Spazirgängen ihre Hand in die seinige; oder schmiegte sich näher an ihn, wenn ein rauher Herbstwind über die Stoppeln fuhr; oder ließ sich von ihm über einen von Regenwasser zusammen gelaufenen Bach tragen; oder riß ihm ängstlich das Glas aus der Hand, wenn er erhitzt war und einen hastigen Trunk thun wollte; — kurz, sie gab ihm unwillkürlich so manche Beweise ihrer unschuldigen Neigung, und die aufglimmende Liebe lieh ihrer verführerischen Gestalt so viele neue Reize, daß es ganz der unendlichen Liebe für Hannchen und der biedern Freundschaft für Fritz bedurfte, um nicht zwischen diesen Blumen in einen gefährlichen Schlummer gewiegt zu werden.

Noch nie vielleicht hatte er eine schwerere Prüfung bestanden. Mit den Irrgängen des menschlichen Herzens bekannter als Babet, wagte er es hinab zu steigen — konnte sich es nicht verhehlen, daß die Schönheit und Unschuld dieses Mädchens ihn mächtig anzogen — zitterte — und beschloß, um der Gefahr desto schneller auszuweichen, die Entdeckung der ihm anvertrauten Wünsche zu beschleunigen.

Er kehrte sich nicht daran, daß Babet ein solches Gespräch vermied, und, wenn sie es nicht vermeiden konnte, abbrach; sondern erklärte ihr mit Zudringlichkeit und Feuer: daß es in ihrer Macht stehe, seinen Freund, und durch jenen auch ihn zu beglücken. — Babet hatte auf Alles, was

Wilhelm zu Gunsten des Abwesenden mit unerschöpflicher Beredsamkeit vorbrachte, nur eine Antwort:

»Liebe ich ihn denn?" fragte sie erröthend, indem sie den Schleier ihrer langen Wimpern vor die feuchten Augen zog. »Liebe ich ihn denn?" — wiederholte sie glühend, indem sie den glücklicheren Fürsprecher mit einem schmelzenden Blicke ansah, und ihn errathen ließ, was er nicht errathen durfte. — Kurz, der Freiwerber mußte mit dem zweideutigen Versprechen vorliebnehmen: sie wolle ihren Entschluß der Zeit überlassen, seinen Wünschen nicht entgegenkämpfen, sondern aufrichtig bekennen, so bald sie etwas mehr als Freundschaft für Fritz zu fühlen anfange.

Seine Abwesenheit und Wilhelm's tägliche Gegenwart, waren freilich nicht im Stande, eine solche günstige Verwandlung zu bewirken. Und warum zog der Letztere sich nicht bescheiden zurück, da er nur zu deutlich merkte, daß sein Umgang der Geliebten seines Freundes gefährlich werde? — Ein paar Sophistereien, von der Eitelkeit untergeschoben, verhinderten diesen nothwendigen Schritt. »Sie ist ganz allein," dachte er, »sie hat keinen andern Beschützer als mich. Ich darf es nicht wagen, die junge, hilflose Waise jedem Zufall Preis zu geben. — Und dann das Interesse meines Freundes. Muß ich nicht vielmehr meine Besuche verdoppeln, um sie täglich von seinen Vorzügen zu unterhalten, und so vielleicht nach und nach ihr Herz zu entflammen?"

Ach! das möchte Alles noch hingehen; wenn er ihr nur wenigſtens vertraut hätte, daß er verheirathet, an ein geliebtes Weib vermählt, und wahrſcheinlich auch ſchon Vater ſei. Aber — wir müſſen hier eine Schwachheit unſers Helden bekennen — eine Schwachheit, die er mit zwei Drittheilen ſeines Geſchlechts gemein hatte — ſo gewiß er nämlich keinen Anſpruch auf Babet's Liebe machte; ſo fand er ſich doch heimlich ſo ſanft dadurch geſchmeichelt, daß ihm eine ſolche Entdeckung von Tage zu Tage ſaurer wurde. Oft ſchon ſchwebte das entſcheidende Wort auf ſeinen Lippen, aber Einer von Babet's holden Blicken drängte es wieder zurück; und ob er gleich übrigens nicht das Geringſte beitrug, das Flämmchen zu nähren, ſo war es doch immer Hochverrath an Freundſchaft und Liebe, es nicht auszulöſchen. Ferne ſei es daher von uns, den Schwächling vertheidigen zu wollen, über den ſeine Eitelkeit den Meiſter ſpielte.

Er ſelbſt wagte es nicht, ſich vor dem Richterſtuhl ſeines Gewiſſens zu vertheidigen; er ſelbſt quälte ſich mit bittern Vorwürfen, und rüſtete ſich täglich mit frommen, aber ohnmächtigen Entſchlüſſen, bis noch zu rechter Zeit ein guter Engel ihm zu Hilfe eilte.

Als er eines Abends in tiefen Gedanken auf ſein Zimmer trat, fand er einen Brief von Hannchen auf dem Tiſche. Er erröthete, drückte die wohlbekannten Schriftzüge an ſeine Lippen, und entſiegelte haſtig. Sie meldete ihm

ihre glückliche Niederkunft, beschrieb ihm den holden Knaben — ihre Mutterfreude — ihre Sehnsucht nach dem geliebten Vater — und das Alles herzlich! in dem ganzen Briefe nicht eine Spur von Argwohn, überall die Merkmale des liebevollsten Zutrauens, das auch den entfernten Gedanken an Möglichkeit der Untreue mit Unwillen verwarf — ha! das wirkte mächtig auf den edlen Bestrickten; eine Thräne zitterte in seinem Auge, er hob feierlich die Rechte empor, und schwur, allein mit Gott und seinem Gewissen, diesen Brief in der Hand, morgen vor Babet zu erscheinen.

Und wahrlich! er hätte Wort gehalten; aber das launige Schicksal war noch nicht müde, den Knoten immer mehr zu verschürzen; denn Wilhelm erwachte sehr früh, von einem Fieberfrost geschüttelt, den er sich durch Verkältung am gestrigen feuchten Herbstabend zugezogen hatte. Anfangs achtete er dessen nicht. Er wollte aufstehen und sich ankleiden, aber kaum hatte er sein Lager verlassen, als das Fieber ihn heftiger packte, und Schauer auf Schauer ihn nöthigten, das Bett wieder zu suchen.

Es war nur ein einziger Arzt in dem Städtchen, der mit Wilhelm's Ungeduld in einen Bund trat, die unbedeutende Krankheit zu verschlimmern, und schon am fünften Tage fühlte sich der Kranke durch überhäufte Arznei so entkräftet, daß er sein Vaterland nie wieder zu sehen befürchtete.

Als Babet einige Tage vergebens ihren Freund erwartet hatte, ſandte ſie einen Bauerknaben nach der Stadt, um Erkundigung einzuziehen. Die Nachricht von der Gefahr, in welcher der heimlich Geliebte ſchwebte, verſetzte ſie in unausſprechliche Angſt. Hundertmal ſtand ſie im Begriff an ſein Lager zu eilen, hundertmal hielt die jungfräuliche Schamhaftigkeit ſie zurück. Jetzt fühlte ſie, und geſtand es ſich zum erſten Male, wie lieb ihr Wilhelm ſei, und das nur um ſeinetwillen das Leben neuen Reiz für ſie gewonnen habe. Täglich mehr als Einmal mußte der Bube nach der Stadt rennen und Botſchaft bringen. Die Ungeduld, mit der ſie ſeine Rückkunft erwartete, die fragende Aengſtlichkeit, mit der ſie ihm entgegen ſah, waren die ſprechendſten Verräther ihrer um ſich greifenden Leidenſchaft.

Wilhelm's Krankheit, ohne eben gefährlich zu ſein, zog ſich in die Länge; es blieb etwas Schleichendes zurück, das ihn immer mehr und mehr entkräftete. Er wankte nach einigen Wochen zwar wieder im Zimmer umher, aber er konnte noch keine Treppe ſteigen, und durfte es nicht wagen, ſich der rauheren Herbſtluft auszuſetzen. Indeſſen gab er ſeiner beſorgten Freundin immer hoffnungsvolle Nachrichten, und hatte ſich ſo an die Erſcheinung des kleinen Boten gewöhnt, daß er um die Stunde, wenn jener zu kommen pflegte, immer am Fenſter ſtand, und ihn mit Verlangen erwartete.

Plötzlich blieb der Knabe aus. Er kam nicht des Morgens, er erſchien nicht am Abend. Das befremdete Wilhelm den erſten Tag; den zweiten beunruhigte es ihn; den dritten verſetzte es ihn in Angſt, und am vierten war es ihm unmöglich, länger in dieſer quälenden Ungewißheit zu bleiben. Er warf einen Oberrock um, ſtützte ſich auf eine Krücke, und wanderte, von einem drohenden Nebel umfloſſen, mühſam die wohlbekannte Straße.

Als er Babet's Wohnung von ferne erblickte, klopfte ihm das Herz; aber er trug ſeinen Talisman, Hannchens Brief, im Buſen, und es war nur freundſchaftliche Beſorgniß, die dies ängſtliche Pochen verurſachte. Die Erwartung verdoppelte ſeine Kräfte und Schritte. Er trat mit umherſchweifenden Blicken in die Pforte; er ging durch den öden Hof; er keuchte die Treppe herauf, fand alle Thüren im Hauſe offen, aber alle Zimmer leer. Da war keine Spur von Babet oder ihrem Mädchen; da verrieth kein Laut ein lebendes Geſchöpf.

»Vielleicht,« dachte er, »hat wieder irgend ein Tumult ſie genöthigt, in dem Gewölbe Sicherheit zu ſuchen.« Er wagte es, ohne Licht, hinunter in den Keller zu tappen, und mit den Händen die Gegend zu ſuchen, wo der Eingang des Gewölbes mit lockern Steinen verwahrt war. Er fand ihn, und liſpelte leiſe — dann lauter und immer lauter: Babet! ich bin es! es iſt ihr Freund! — Vergebens! Alles ſtumm.

„Möglich," ſo tröſtete er ſich wieder, „daß die Einſamkeit ihren Hang zur Schwärmerei erneuert hat. Vielleicht finde ich ſie in der Grotte. — Nur mit vieler Mühe gelang es ihm, in der Dunkelheit den Rückweg zu finden. Er kam in den Garten, durchſtrich den entlaubten Hain, ging leiſe über die kleine Brücke, ſtand vor der Grotte — und ſah nichts als das Bild der Verweſung.

„Mein Gott!" rief er, „was iſt dem hilfloſen Geſchöpfe widerfahren!" — Er ſchweifte nun mit ſinkenden Kräften in der ganzen Gegend umher, beſuchte die Einſiedelei, vergaß auch nicht die Ruinen des Thurms, zwiſchen denen er herum kletterte, rief Babet's Namen überall — und immer vergebens!

Einmal täuſchte ihn das Murmeln der Wellen, ein anderes Mal das Geräuſch, welches ein Eichhörnchen im nahen Buſche machte. Immer glaubte er Babet zu umfaſſen, immer trog ihn ſeine Hoffnung, und mit jedem Augenblicke verminderten ſich ſeine Kräfte. Erſchöpft ſank er endlich unter die Linde im Vorhof, und überließ ſich einer gedankenloſen Betäubung. „Iſt denn kein barmherziger Menſch in der Nähe, der mir Auskunft geben könnte! — Möchte doch nur der kleine Bote erſcheinen!" — Vergebens! ſein Wunſch blieb unerhört, und die hereinbrechende Dämmerung zwang ihn endlich den Rückweg anzutreten, ohne auch nur irgend eine wahrſcheinliche Vermuthung zum tröſtenden Geleitsmann mitzunehmen.

Von trüben Ahnungen gemartert, von dem Gedanken an die Verzweiflung ſeines Freundes gefoltert, näherte er ſich mit geſenktem Haupte den Thoren der Stadt, als ihm ein Bauerknabe mit einem: allons enfans de la patrie! entgegen kam, und durch den muntern Geſang ihn aus ſeinen Träumen weckte. Er blickte auf — es war der kleine Bote. »Ha!" rief er haſtig, »wo iſt die Dame geblieben, die ſeit einigen Wochen dich täglich zu mir ſandte?"

»Die Dame?" verſetzte der Burſche gleichgiltig, »ich weiß es nicht. Vor drei Tagen beſtellte ſie mich, wie gewöhnlich auf den andern Morgen; als ich aber zu ihr ging, war ſie ausgeflogen; ich fand Niemanden im ganzen Hauſe."

Mehr war aus dem Buben nicht zu bringen, denn — er wußte ſelbſt nicht mehr. Der läſtigen Fragen müde, rückte er ſeinen Hut, fing wieder an zu ſingen, und ging ſeiner Wege.

Zwölftes Kapitel.

Die Feuersbrunst.

Babet's plötzliches Verschwinden hatte einen so tiefen Eindruck auf Wilhelm gemacht, daß er sich kränker als jemals fühlte; und er würde vielleicht einem gefährlichen Rückfall nicht entgangen sein, wenn er nur Zeit gehabt hätte, an sich selbst zu denken, und wenn er den Rath seines Arztes hätte befolgen mögen, der ihn antrieb, das Bette zu hüten; denn nirgends wird man leichter krank, und kränker als im Bette. So aber vergaß er sich selbst, grübelte unaufhörlich über das Schicksal seiner Freundin, und trieb sich auf allen Landstraßen herum, um etwas von ihr zu entdecken; wobei denn frische Luft und Bewegung dem Arzte den boshaften Streich spielten, seinen Patienten ohne alle Arzenei wieder herzustellen.

Aber sein Gewissen kränkelte und war sehr empfindlich bei der leisesten Berührung. Zu der Schuld, die es wirklich trug, kam noch eine andere, die es erfinderisch sich selbst aufbürdete, und von der es nicht minder heftig genagt wurde. Wenn nämlich, nach langem Sinnen und Grübeln, Wilhelm keine Ursach von Babet's geheimnißvoller Flucht

errathen konnte, so flüsterte ihm am Ende die Eitelkeit zu: sie sei vor ihm geflohen, um von der lindernden Zeit eine Wunde heilen zu lassen, die, wie seine Kälte ihr verrieth, die Liebe nicht heilen wollte.

Ach! hätte er ihr doch nur früher gesagt, daß er vermählt sei! es wäre nie so weit gekommen! — wenn ein Wanderer, der Wege unkundig, einem düstern Walde naht, und eine Heerstraße findet, so geht er mit Zuversicht weiter; auch ein Fußsteig kann ihn locken; ist aber nirgends weder Weg noch Steg, so kehrt er um. Eben so mit dem Labyrinth der Liebe, in welchem Amor's Strauchdiebe lauern, durch welches aber auch Hymen's große Heerstraße führt. Ist diese versperrt, so sucht irgend ein Werther wohl einen verbotenen Fußsteig; ein frommes Mädchen aber kehrt um und flieht, so lieblich auch Amor's Buben auf Nachtigallspfeifen locken mögen. — Gewiß hätte Babet ihre Leidenschaft bekämpft! gewiß wäre sie schon die Braut seines blöden Gefährten, wenn nicht kindische Eitelkeit — ach! wie ihn das schamroth vor sich selbst macht! — und wahrlich! die schlimmste Gattung der Schaamröthe ist diejenige, die uns ohne Zeugen überrascht.

Wo sollte er nun nach Babet fragen? — wo sollte er Erkundigung von ihr einziehen? — es war sogar gefährlich, mit allzuraschem Eifer nach ihr zu forschen. Die Schritte der Gefangenen, ihre Reden und Gespräche wurden belauert; Babet gehörte zu einer verhaßten Familie; das

warme Intereſſe, welches er für ſie äußerte, konnte den Verdacht einer geheimen Verbindung erwecken, und eine geheime Verbindung war in jenen Zeiten auch immer eine Verſchwörung. Er durfte ſich alſo nur hingeworfene Fragen erlauben, oder durch Umwege zu ſeinem Zwecke ſchleichen; aber die kargen Antworten, die er auf dieſe Weiſe erhaſchte, brachten kein Licht in ſeine Finſterniß. — Er ſchwieg endlich, und erwartete vom Zufall die Auflöſung des Räthſels.

Um ſolch einen Zufall wo möglich die Hand zu bieten, ſchweifte er vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend in der ganzen Gegend nach allen Richtungen umher, verſäumte auch nicht, von Zeit zu Zeit Babet's Wohnung zu beſuchen, die er jedoch immer öde fand.

Eines Abends, als er müde durch ein Dorf wanderte, um ſeine abermals getäuſchte Hoffnung unmuthig nach Hauſe zu tragen, hörte er, als er kaum das Dorf im Rücken hatte, plötzlich Feuer ſchreien! Er wandte ſich, und erblickte ein Bauerhaus in vollen Flammen, die ſo ſchnell um ſich griffen, daß, ehe noch Wilhelm nahe hinzu eilte, die Nachbars-Häuſer ſchon ergriffen waren. Die Einwohner liefen von allen Seiten herbei, es rettete was retten konnte, und Wilhelm half treulich fortſchleppen, was ihm unter die Hände fiel. Bald lud er einen vollen Schrank auf ſeine Schultern, den nur die Angſt zu tragen ihm Kräfte lieh; bald krümmte er ſich unter einem ſchweren

Kaſten mit Linnenzeug; bald ſtand er, um Athem zu ſchöpfen, am Brunnen und zog die Waſſereimer auf. — Die Flamme wüthete immer fort, das Feuer praſſelte, die Rettenden ſchrien, die unglücklichen Eigenthümer heulten, die Sturmglocke tönte dazwiſchen.

Plötzlich drang durch das fürchterliche Getöſe ein ſchneidendes Gekreiſch in Wilhelm's Ohr. Er machte ſich Platz nach der Gegend, aus welcher die Jammertöne ſchallten, und erblickte ein junges Weib, das ſich am Boden krümmte. Sie war auf dem Felde und arbeitete, als das Feuer ausbrach; ſie ſtürzte athemlos herzu, und fand ihre Hütte in Flammen. Einen Säugling ließ ſie in der Wiege, und einen Knaben von acht Jahren neben der Wiege, ſein Schweſterchen zu bewachen. Beide waren nirgends zu finden — die Flamme verwehrte jeden Zugang — das Dach drohte bereits den Einſturz.

Das Weib lag am Boden und rauſte ſich die Haare aus, und ſchrie, daß es die Herzen der Umſtehenden durchſchnitt: meine Kinder! meine Kinder! mein Anton! meine kleine Babet! — Wilhelm konnte dies gräßliche Schauſpiel nicht ertragen. Ohne Ueberlegung — denn auch die kleinſte hätte, bei der augenſcheinlichen Gefahr, ihn von der raſchen That zurückgehalten — ohne Ueberlegung ſtürzte er in die Flamme.

Die Umſtehenden ſchauderten — die Mutter richtete ſich auf ihre Knie und hob die Hände betend gegen Himmel

— Worte vermochte sie nicht zu stammeln — sie schrie nur — und Gott hörte dieses Schreien! — Mit dem kreischenden Buben in einem Arm, mit dem schlummernden Säugling in dem andern, kehrte der Retter nach einer halben Minute zurück, und stürzte, von Rauch und Dampf fast erstickt, ohnmächtig zu den Füßen der winselnden Mutter.

Ihre Freude ging in den rührendsten Wahnsinn über. Sie drückte die Kinder heftig an ihre Brust — lachte, weinte, betete — kroch dann zu Wilhelm, küßte ihm die Füße — badete ihn in Thränen — segnete ihn! — dann hob sie den Säugling zitternd gegen Himmel, und befahl dem Knaben die Hände zu falten: Bete; bete für unsern Wohlthäter! — Greise standen umher, Zähren hingen an den grauen Wimpern; sie zogen ihre Mützen ab, als Wilhelm die Augen wieder aufschlug, und betrachteten ihn mit Ehrfurcht als ein höheres Wesen.

Die Flamme war gelöscht, kein Mensch hatte das Leben verloren, und Wilhelm war der Einzige, de. sehr übel zugerichtet da lag, unvermögend sich nach Hause zu schleppen. — »Edler Fremdling!" sagte das Weib, »ich wollte dich gern in meine Hütte führen, aber ich habe keine mehr!" — Komm zu mir! komm zu mir! tönte es von allen Seiten. Man stritt sich um die Ehre, den Fremden zu beherbergen, der so großmüthig sein Leben wagte. Ein Greis erhielt endlich den Vorzug, weil sein Haus das nächste war.

Man trug ihn ſanft dahin, man legte ihn auf ein Bett, und holte geſchäftig Alles herbei, was zu Linderung ſeiner Schmerzen und zu ſeiner Erquickung dienen konnte.

Das dankbare Weib wachte die erſte Nacht bei ihm. Sie ſaß, mit dem Säugling an ihrer Bruſt, vor ſeinem Bette, und ſandte leiſe Gebete für ſeine Geneſung gegen Himmel. Man hatte ihm eine Salbe von Baumöl und ſüßer Sahne, mit etwas Bleiweiß vermiſcht, auf die verbrannten Stellen gelegt, ein Mittel, welches die Schmerzen ſo kräftig linderte, daß er gegen Mitternacht entſchlummerte, und am andern Morgen erſt ſpät ziemlich geſtärkt erwachte.

Süßes Erwachen! wenn der erſte Gedanke an einer guten That von geſtern hängen bleibt. — Süßes Erwachen! — Die glückliche Mutter ſaß vor ihm, und lächelte ihm unausſprechlich heiter an. Sie reichte die kleine Babet ihm hin, als wollte ſie ſagen: »ſiehe da das harmloſe Geſchöpf! es lebt durch dich!« — Der liebe Name Babet weckte angenehme Erinnerungen in ihm, ſo wie er vielleicht geſtern, als die Mutter ihn kreiſchend ausſprach, ihm unbewuſt die raſche That bewirken half.

Er erfuhr jetzt, daß der Gatte des jungen Weibes und ſein Bruder unter der Nationalgarde dienten; daß ſie vor Kurzem zu einer Expedition kommandirt worden, von welcher man ſie täglich zurück erwarte, und daß ſie, durch die Feuersbrunſt verarmt, nichts ſchmerzlicher empfinden wür-

den, als die Unmöglichkeit, ihm ihre Dankbarkeit zu beweisen.

Mit der zärtlichsten Sorgfalt wurde Wilhelm so unermüdet gepflegt, daß er nach wenigen Tagen im Stande war, seinen gutherzigen Wirth zu verlassen. Segenswünsche schallten ihm von allen Seiten nach. Das junge Weib begleitete ihn bis vor das Dorf, wollte beim Abschied seine Hand küssen, und bat ihn schluchzend, sie nicht zu vergessen, sondern so oft sein Weg ihn hier vorbei führe, bei ihr einzusprechen, und sich seiner edlen That zu freuen.

Er versprach, sie bald wieder zu besuchen, schüttelte ihr herzlich die Hand, und im Geleite des süßen belohnenden Gefühls, der Wohlthäter einer wackern Familie geworden zu sein, ging er leicht und munter nach Hause.

Dreizehntes Kapitel.

Der Reiſepaß.

Während alles dies auf dem Tummelplatze der Freiheit ſich zutrug, erlöſte die Natur einen kleinen Gefangenen, der ſchon lange mit Sehnſucht erwartet wurde. Hannchen gebar einen Knaben — ſchön wie ein Maitag würde ich ſagen, wenn die Maitage nur immer ſchön wären. Alſo geſchwind etwas beſtimmteres: der kleine Wilhelm war ſo ſchön, als jede Mutter ihren erſtgebornen Sohn hält. Hannchen fand ihn, wie es bei den Müttern gebräuchlich iſt, ſchon in den erſten vierzehn Tagen ſehr vernünftig; ſie allein ſah ihn lächeln; ſie allein erblickte in ſeinem kaum ſichtbaren Näschen die Anlage zu der Habichtsnaſe ihres Gatten; ſie wollte bemerkt haben, daß er ſie ſchon kenne, daß er die Hände nach ihr ausſtrecke — kurz, der Knabe war ein kleines Wunder, wie denn die ganze Welt, wenn man den Müttern glauben dürfte, mit ſolchen Wundern bevölkert ſein würde.

Die Freude über die Geburt des Knaben wurde dem armen Hannchen gar ſehr durch die Nachricht von Wilhelm's Gefangenſchaft verbittert. Zwar gereichte es ihr zu

einigem Troſte, daß weder Säbel noch Feuerſchlünde mehr ſeinem theuren Leben drohten, und daß ſie ohne Zittern von gelieferten Schlachten hören und leſen durfte; aber ſchwebte der Geliebte darum nicht doch in tauſend Gefahren, die vielleicht ſchwerer abzuwenden ſein mochten, als das Bajonnet eines Grenadiers im offenen Felde? — lebte er nicht in einem Lande, wo ein aufgeregter Verdacht zum erwieſenen Verbrechen wurde? und wo der Pöbel Todesurtheile ſprach und vollzog? — Geſetzt aber auch, er entging durch kluge Vorſicht den immer wachen Argwohn, konnte er nicht krank werden? — ein ungewohntes Klima, Sehnſucht, Langeweile, alles das konnte ihn auf das Siechbett werfen, und wer nahm ſich dann ſeiner an? — wer bewachte und pflegte ihn? — wer reichte ihm die Arznei zu rechter Stunde? — Bezahlte Miethlinge! die vielleicht ihn gern ſterben ließen, um den todten Fremdling zu berauben. — Hat er nicht eine Gattin, die Pflicht und Liebe zu ihm rufen? — die Reiſe iſt gefährlich — ſcheut die Liebe auch Gefahr? — die Reiſe iſt mit Schwierigkeiten und Beſchwerden verknüpft — kennt die Liebe dergleichen? — fragte Wilhelm einſt ſo, als er aus dem Lager nach Münſter ritt? — Aber die Mutter muß ihr neugebornes Kind zurücklaſſen — ach! freilich, dieſe Bedingung iſt die härteſte! — Das kleine ſüße Geſchöpf iſt ihr ſo unendlich theuer! faſt ſo theuer als ſein Vater! — ihr Herz kämpft — und entſcheidet für ihn, für ihn, der ſich durch grenzenloſe Liebe ein Recht auf jedes Opfer erwarb.

Hannchen traf die mütterlichſten Anſtalten zur ſorgfältigſten Pflege ihres Kindes. Sie übergab es einer Predigerwitwe, ihrer Freundin und Nachbarin; ſie ließ es unter der Obhut einer Amme, einer wackern Bürgerfrau, die den Knaben wie ihr eigenes Kind liebte. Der Augenblick der Trennung war fürchterlich, aber ſie riß ſich los, und gehorchte der heiligern Pflicht. Von Niemanden als dem treuen Peter begleitet, trat ſie die Reiſe an, und kam glücklich bis nach Paris, damals dem Schauplatz von Robespierre's Greuelthaten.

Sie hatte die Vorſicht gebraucht, ſich arm zu ſtellen, und Peter ſah aus wie ein echter Sanscülotte, daher genoß ſie den wünſchenswertheſten Vorzug jener Zeit, nämlich den, unbemerkt zu bleiben. — Bis hieher hatte ſie ein ſchützender Genius geleitet, aber nun häuften ſich Schwierigkeiten, die einem hilfloſen Frauenzimmer ſchwer zu überwinden wurden. Mehrere Wochen war ſie in Paris, ehe ſie nur Einmal erfahren konnte, an *wen* ſie ſich zu wenden habe, um einen Paß zu erhalten, der ſie ſicher in das Innere von Frankreich geleite. Man ſchickte ſie von einem Bureau zum andern, nirgends behandelte man ſie mit der ihrem Geſchlecht ſchuldigen Achtung. Hier gab ſich ein Schneider vornehme Airs; dort ſpöttelte ein Perückenmacher mit der dreifarbigen Schärpe angethan; hier wurde ſie von einem Sekretär perſiflirt, und dort von einem Schreiber angefahren. Die es noch am beſten mit ihr meinten, riethen ihr, durch allzugroße Zudringlichkeit

nicht Argwohn gegen ſich zu erregen, und vertröſteten ſie immer auf den andern Morgen.

Man denke ſich in die Lage eines armen hilfloſen Weibes, das allein, in einer großen Mörderhöhle, unkundig der Gefahren, überall auf ſchlüpfrigem Boden wandelt, nichts von den Formen weiß, die es zu beobachten hat, und unter einer Million Egoiſten keinen guten Menſchen findet, der es freundlich zurecht wieſe; — das mit glühender Ungeduld nach der Vereinigung mit dem geliebten Gatten ſtrebt; jeden Morgen ſeine Wohnung hoffnungsvoll verläßt, heute endlich Ziel und Lohn der liebevollen Beharrlichkeit zu finden, und ſie jeden Abend müde und kummervoll wieder betritt. So waren abermals mehrere Wochen fruchtlos verſtrichen, und die immer getäuſchte Hoffnung fing an, der Verzweiflung Raum zu machen.

Eines Morgens, als ſie wieder von Straße zu Straße, von Bureau zu Bureau gewandert war, und überall vergebens Menſchlichkeit unter den rothen Mützen geſucht hatte, verlor ſie ſich endlich erſchöpft in dem Garten der Tuillerien, ſank dort auf eine Bank, und weinte, ohne ſich an die Vorbeigehenden zu kehren, bitterlich über ihr Schickſal. Manche blieben ſtehen und begafften ſie einen Augenblick; manche gingen vorüber, des täglichen Schauſpiels der Thränen ſchon gewohnt. Keiner fragte: armes Weib! was fehlt dir?

Jetzt schwebte eine schöne, griechisch gekleidete Dame die Allee herauf. — Hannchen bemerkte sie nicht. Die Dame betrachtete sie mit Theilnahme, hielt sich zwar nicht bei ihr auf, sah aber einigemal nach ihr zurück. In einer kleinen Entfernung kehrte sie um, ging zum zweiten Male an der Weinenden vorüber, und flüsterte ihr schnell zu: »Weinen Sie nicht, mein Kind! Thränen sind hier Verbrechen.«

Hannchen schaute empor — sie konnte kaum noch das holde Profil der schönen Unbekannten gewahr werden; aber diese Züge waren so mit Menschlichkeit und Güte verschmolzen, daß die arme Verlassene schnell ein Zutrauen faßte. Sie sprang auf, folgte der Dame, und rief ihr ängstlich nach: »Ach, Madame! erbarmen Sie sich einer hilflosen Fremden!«

Das holde Geschöpf kehrte sich schüchtern um, und sagte hastig: »Nicht hier! nicht hier! kommen Sie gegen Abend in die Straße St. Honorè, und fragen Sie in dem Hause Numero 27, nach Therese Kabarrus.«

Die Grazie verschwand, doch ihre Worte blieben tief in Hannchens Gedächtniß. Mit Ungeduld erwartete sie den Abend, die Hoffnung beflügelte ihre Schritte; mit heiterem Vertrauen erschien sie vor der liebenswürdigen Therese.

»Verzeihen Sie, Madame,« sagte das holde Geschöpf, »verzeihen Sie, daß ich Sie diesen Morgen abzuweisen

ſchien; aber Sie wiſſen nicht, wie gefährlich es hier iſt, Theilnahme für Unglückliche zu zeigen. Hier ſind wir allein. Vertrauen Sie mir Ihre Noth. Ihre Geſtalt und der Ausdruck des Kummers in Ihren Blicken hat mir den Wunſch eingeflößt, Ihnen nützlich zu werden. Ich habe einigen Einfluß. Reden Sie frei."

Ach! ſolch eine Stimme! ſolch eine freundliche zuvorkommende Güte war Hannchens Ohr und Herzen fremd geworden. Sie brach in Thränen aus, aber es waren Thränen wehmüthiger Freude. Die ungekünſtelte Erzählung ihrer einfachen Geſchichte rührte Thereſen; ſie behielt das gute Weib, mit dem ſie ſich verſchwiſtert fühlte, zum Abendeſſen bei ſich, und ſetzte ſich dann, um ein Billet zu ſchreiben. Nachher unterhielt ſie ihren Gaſt mit ungezwungener Munterkeit, und vermied es ſorgfältig, irgend eine Saite zu berühren, die nicht mit frohem Scherz im Einklang ſtand. — Hannchen, von neuer Hoffnung beſeelt, vergaß ihre überſtandenen Leiden. Was Thereſe ſprach, war ſo gut und fein ausgedrückt, daß ſelbſt ein Frauenzimmer ihr ſeine Aufmerkſamkeit nicht verſagen konnte. Die wenigen Stunden bis zur Mahlzeit floſſen ſanft und ſchnell vorüber. Man ſetzte ſich zu Tiſche, und als Hannchen die Serviette aufhob, lag der Reiſepaß auf ihrem Teller.

Vierzehntes Kapitel.

Der Maire.

Stillen Segen hauchte die glückliche Pilgerin über ihren Schutzengel aus, als die Barrieren von Paris sich hinter ihr schlossen. In süße Träume versunken, drückte sie sich in den Winkel ihres Reisewagens; die lieblichsten Landschaften flogen unbemerkt an ihr vorüber, indessen Peter auf dem Kutschbock mit froher Behaglichkeit sein Morgenbrot verzehrte. Nirgends wurden sie angehalten. Zwar mußte Hannchen wohl zwanzigmal des Tages ihren Paß vorweisen, aber überall gab man ihr denselben mit scheelen Blicken zurück, weil auch der gierigste Spürhund nichts Anstößiges darin finden konnte.

Die eilende Gattin, von heißer Sehnsucht getrieben, vergönnte sich keine Ruhe, keine Erholung; schon war der dritte Tag angebrochen, und nur auf kurze Augenblicke hatte ein unruhiger Schlummer sie im Wagen heimgesucht. Jetzt breitete sich eine ansehnliche Stadt vor ihren Blicken aus, wo sie sich vornahm, bis zum andern Morgen zu verweilen, und ihre erschöpften Kräfte wieder zu sammeln.

Als sie durch das Thor fuhr, hörte sie Lärm in den benachbarten Straßen, dessen sie anfangs nicht achtete;

aber als ſie ſich dem Marktplatz näherte, ſah ſie eine ungeheure Menge Volks, die von allen Seiten zuſammen ſtrömte. Ihr wurde bange, denn alles, was ſie von Pöbelunfug geleſen und gehört hatte, ſtand plötzlich lebhaft vor ihrer Seele.

Ach! zu einer böſen Stunde hatte ſie die Ringmauern dieſer Stadt betreten. Es wäre wohl überflüſſig zu erzählen, wie dieſe Gährung entſtanden war. Der Pöbel gleicht dem Sand in der Wüſte, den anfangs nur ein kleiner Windſtoß ſpielend im Kreiſe herumjagt, der nach und nach, immer tiefer und tiefer aufgeregt, zur fürchterlichen Säule ſich empor wirbelt, Bäume mit ſich fortreißt, Menſchen begräbt und Häuſer verſchüttet.

Es hatte einmal wieder irgend ein Jakobiner das Raubſiſtem von gleicher Vertheilung der Glücksgüter gepredigt, hatte die armen Tagelöhner und Tagediebe bei ihren nervichten Fäuſten beſchworen, es in Ausübung zu bringen, und der entflammte Pöbel war flugs hingezogen, ein Dutzend reiche Leute zu ermorden, und ihre Erbſchaft unter dem Panier der Freiheit zu theilen.

Als Hannchen in die Stadt fuhr, gab man eben dem Volke das ſo oft, und endlich ſeit dem neunten Thermidor ſatt geſehene Schauſpiel der blutigen Piken zum beſten. Der Wagen war plötzlich ſo in's Gedränge gerathen, daß er weder hinterwärts noch vorwärts konnte, und halten

mußte. Hannchen bebte und erblaßte, als sie schon von ferne den tobenden Zug gewahr wurde, der, statt seiner vormaligen Heiligenbilder und Fahnen, jetzt die gräßlich verzogenen, abgesägten Häupter vor sich hertrug.

Peter saß und gaffte mit starren Augen und offenem Munde. Der hohe Kutschbock machte den armen Teufel wider seinen Willen zu einem auffallenden Gegenstande: als daher der bluttrunkene Haufe sich näherte, erlaubte sich einer der Panierträger den grausamen Muthwillen, ihm das zerfetzte Haupt vor die Nase zu halten, und zu verlangen, daß er es küssen solle. Peter verstand kein Französisch, er wußte also auch nicht einmal, was man von ihm verlangte, und der natürliche Abscheu lehrte ihn blos die Bewegung, das blutige Haupt mit beiden Händen von sich abzuhalten. Aber je mehr Widerwillen er äußerte, und je mehr er in deutscher Sprache gegen jede Gewaltthätigkeit protestirte, je unbändiger wurde der Pöbel, je wüthender das gellende Geschrei: daß er gehorchen solle!

Hannchen sank in Ohnmacht. Man riß ihren treuen Diener vom Wagen herab, man mißhandelte, man zertrat ihn; es war um sein Leben geschehen, wenn nicht die Aufmerksamkeit der Räuber sich von dem Knecht auf die Herrschaft im Wagen gewandt hätte. „Hieher, Brüder!" rief eine krächzende Stimme, »hier ist eine Oesterreicherin, die kein Royalistenblut sehen kann." — Man riß den Wagen auf, man zog die Ohnmächtige heraus, durchsuchte ihre

Taschen, beraubte sie ihres Geldes, nahm ihren Paß, zerriß ihn, und ließ die Stücke im Winde flattern.

Schon heulten tausend Stimmen ihr Todesurtheil; schon erbot sich ein schwarzbärtiger Unmensch, mit einem Beil in der Faust, das Henkeramt zu verwalten; als noch eben zu rechter Zeit ein junger ansehnlicher Mann, von einem Detaschement der Nationalgarde umgeben, sich durch den Haufen drängte, im Namen des Gesetzes Ruhe gebot, seinem Befehl durch drohende Bajonnete Ehrfurcht verschaffte, und die Schlachtopfer befreite. Der Pöbel zerstreute sich murrend.

Als Hannchen die Augen aufschlug, fand sie sich, von Soldaten umgeben, in den Armen eines Jünglings, der sie mit Wohlwollen betrachtete. Er kündigte sich ihr als den Maire der Stadt an, und wünschte sich selbst auf eine so feine Art Glück, ihr Retter geworden zu sein, daß Hannchen sogleich den gebildeten Mann in ihm erkannte. »Fassen Sie Muth, Madame,« sagte er mit ehrfurchtsvoller Herzlichkeit, »die Gefahr ist vorüber. Lassen Sie sich gefallen, in meinem Hause abzutreten; meine Frau und ich werden alle unsere Kräfte aufbieten, um Ihnen eine bessere Meinung von unserer Stadt beizubringen.«

Die Erwähnung einer Frau verdoppelte Hannchens Zutrauen; sie nahm sein Anerbieten mit Dank an; er hob sie in den Wagen, den die Garde umgab, und dem er selbst zu Fuße folgte. Der arme, zerschlagene Peter war

nicht im Stande den Kutschbock zu besteigen, sondern mußte von zwei Grenadieren geleitet werden. Er hatte endlich begriffen, was man eigentlich von ihm verlangt hatte, und stu bte mit weinerlicher Stimme auf die seltsame Zumuthung. »Ich,« sprach er zu seinen Begleitern, »der ich nie eine Dirne umarmte, und wäre sie die Schönste ihres Geschlechts gewesen, ich bin wahrlich nicht in euer Land gekommen, um abgehauene Köpfe zu küssen.« — Die Soldaten sahen ihn an und lachten, denn sie verstanden ihn nicht. — Es ist eine sehr bekannte, aber nie, auch von Kant nicht erklärte Sonderbarkeit, daß der ungebildete Mensch lacht, wenn er ein Ding nicht versteht. Die Gattin des Maire empfing die gerettete Fremde mit holder Freundlichkeit. Es wurden ihr niedliche Zimmer angewiesen, die mit allen Bequemlichkeiten versehen waren; man belastete die Tische mit allerlei Erfrischungen; man bestürmte sie mit Bitten, davon zu genießen; und als sie versicherte, daß ihr nichts als Ruhe mangele, zog man sich bescheiden zurück und ließ sie allein.

Ihr erstes Geschäft war, Gott kniend für ihre Rettung zu danken. Dann bediente sie sich eines einladenden Ruhebettes, das, von seidenen Verhängen umgeben, in lieblicher Dämmerung da stand, entschlummerte sanft, und erwachte erst gegen Abend, kräftig gestärkt. Kaum hatte eine leise Bewegung ihr Erwachen verrathen, als die Frau vom Hause den Verhang weg schob, sich freundlich nach

ihrem Befinden erkundigte, und sie zur Abendtafel in einem Familienzirkel einlud.

Hannchen erschien im vollen Glanze ihrer jugendlichen Schönheit. Die Rosen, die der Schrecken von ihren Wangen gehaucht hatte, blühten wieder; durch erquickenden Schlaf und einen seligen Traum vom Wiederfinden ihres Gatten, war ein liebliches Feuer in ihrem Auge entzündet worden; jedermann huldigte ihr; alles drängte sich um sie; ein jeder war bemüht, ihr etwas verbindliches zu sagen, und vor allen zeichnete sich Beaublanc aus (so hieß der Maire), der sie auf das gefälligste unterhielt und ihren kleinsten Wünschen zuvor zu kommen strebte.

Hannchen würde sich unter diesen guten Leuten vergessen haben, wenn die Sehnsucht nach Wilhelm nicht mächtiger gewirkt hätte, als das Bedürfniß der Erholung. Gleich nach der Mahlzeit ersuchte sie ihren Retter Postpferde kommen zu lassen, um ihre Reise noch in dieser Nacht fortzusetzen. Ihre Bitte schien ihn zu verwirren; er stellte ihr vor, wie nöthig ihr die Ruhe sei; er rief einen Arzt auf, der sich eben in der Gesellschaft befand, seiner Vorstellung Gewicht zu geben; und als das die eilende Gattin noch nicht wankend machte, sprach er von Gefahren, denen sie sich aussetze, da der Pöbel noch immer um sein Haus schwärme; von Sicherheitsanstalten, die er für den andern Morgen treffen wolle; aber alles vergebens; Hannchen beharrte auf ihren Entschluß, sogleich abzureisen.

Beaublanc fügte sich endlich ihren Willen, und bat um ihren Paß, den er pflichtgemäß prüfen müsse. Hannchen fuhr schnell in die Tasche — aber wie groß war ihr Schrecken, als sie weder Paß noch Geld mehr fand, und die Hand leer zurückziehen mußte. — Ach Gott! rief sie erblassend — ach Gott! — mehr konnte sie nicht sagen — ihre Knie wankten, sie mußte sich setzen.

Der Maire schien die Nachricht von diesem unglücklichen Zufall nur mit erkünsteltem Bedauren aufzunehmen, eine geheime Freude malte sich in seinen Blicken. Er tröstete die arme Beraubte, die mit starrem Auge da saß, und versprach ihr, auf der Stelle nach Paris zu schreiben, den Vorfall treulich zu berichten, und ihr einen neuen Paß zu verschaffen. Auch an Gelde solle es ihr nicht fehlen; er werde sich glücklich schätzen, wenn sie von ihm leihen wolle. Er bat sie, während des kurzen Aufschubs sein Haus als das ihrige zu betrachten, und indessen ihren Gatten durch Briefe auf ihre Ankunft vorzubereiten.

Sie hörte alles das in einer dumpfen Betäubung an, und konnte nur durch halbe Worte danken. Die Vorschläge waren freilich die annehmlichsten, die man in dieser Lage ihr machen konnte, und wenn das Schicksal einmal beschlossen hatte, seine Tücke an ihr zu versuchen, so war es immer noch ein Glück, daß sie ein Haus fand, wo sie mit Anstand und Bequemlichkeit ausharren, und die böse Laune ihres Geschicks abwarten durfte. Sie wich also der eisernen

Nothwendigkeit, und bat den Maire mit Thränen, seine versprochene Hilfe zu beschleunigen.

Er wiederholte die tröstliche Zusicherung, versprach noch diesen Abend einen Kourier abzufertigen, und empfahl indessen allen seinen Hausgenossen, der lieben Fremden Aufenthalt so angenehm zu machen, als ihre Lage es verstattete. »Mein Beispiel,« fügte er hinzu, »soll euch vorleuchten.«

Leider war dies letztere auch das Einzige, worin er Wort hielt. Beaublanc gehörte zu den guten aber schwachen Menschen, die von neuen Reizen unwiderstehlich gelockt werden. Er besaß eine liebenswürdige Gattin, mit der er, vor ihrer Heirath, einen langen Roman gespielt, und mit tausend Hindernissen gekämpft hatte, ehe er zu ihrem Besitz gelangt war. Er liebte sie noch, sein Herz gehörte ihr, aber seine Sinnlichkeit vermochte sie nicht mehr zu fesseln. Sie weinte manche Thräne im Verborgenen; zuweilen entschlüpfte ihr auch wohl ein sanfter Vorwurf, den der junge Mann stets wenig fühlte, der aber keine andere Wirkung in ihm hervorbrachte, als daß er seine verbotenen Wege schüchterner wandelte, und seine Intriguen mehr versteckte. Wurde er dennoch ertappt — ja, dann sank er zu ihren Füßen, umfaßte ihre Knie, weinte, bat, schalt sich selbst einen elenden, sinnlichen Menschen, konnte selbst nicht begreifen, wie er, bei einer so liebenswürdigen Gat-

tin, noch Augen für fremde Reize haben könne, kurz, er trieb es so lange, bis das gute Weib ihm verzieh.

Dann gab es wohl einen friedlichen Zwischenraum, zuweilen von zwei, drei und mehreren Monaten, in welchem seine Frau mit ihm, und er mit sich selbst zufrieden war; denn er nahm sich nach einer solchen Katastrophe immer sehr ernstlich vor, sich zu bessern; aber verloren war er, wenn ihm wieder eine Schönheit aufstieß. Mit einem Worte, er glich einer Nadel, die ruhig nach ihrem Pole weist, so lange ihr kein fremder, stärkerer Magnet nahe gebracht wird.

Hannchens Erscheinung traf gerade in einen der friedlichen Zwischenräume, da Beaublanc schon länger als vier Wochen der beste Ehemann von der Welt gewesen war, und bei seinem letzten Sündenfall heilig versprochen hatte, nie wieder zu straucheln. Wer konnte auch vorher sehen, daß ein Weib wie Hannchen ihm in den Weg treten würde? das augenscheinlich von einem feindseligen Schicksal erkoren schien, um seine festesten Entschlüsse zu spotten. Als er sie der Pöbelwuth entriß; als sie leblos in seinen Armen lag, und der nur halb verschleierte Busen an den seinigen klopfte; als ihre Lilienwange die seinige berührte, und sein Mund den ersten Hauch auffing, der ihre Lippen wieder belebte — ach! da war es um ihn geschehen! — Seine Sorgfalt, seine Gastfreundschaft, seine menschenfreundlichen Bemühungen flossen aus einer Quelle, deren Ur-

ſprung die erfahrene Gattin leicht errieth. Ihr ſo oft gerechtfertigtes Mißtrauen erwachte; ſie zitterte und verbarg ihre Furcht, zu duldſam, um beim erſten Funken gleich Feuer zu ſchreien, und zu gutmüthig, um einer hilfloſen Fremden den Leichtſinn ihres Mannes entgelten zu laſſen.

Am erſten Tage tröſtete ſie ſich mit der baldigen Abreiſe ihres Gaſtes; als aber der unangenehme Zufall des verlornen Paſſes kund wurde, als ſie ihres Mannes geheime Freude über dieſe Entdeckung durchſchaute, und eine ſo gefährliche Nebenbuhlerin mehrere Wochen beherbergen mußte, da blieb ihr keine andere Hoffnung, als die, auf den Charakter der Fremden, deren Anſtand und beſcheidene Zurückhaltung ihr das Vertrauen einflößte, daß das Kaperſchiff ihres Mannes an dieſer Klippe ſcheitern werde.

Sie hatte ſich nicht geirrt. Es währte lange, ehe Hannchen einmal den unwillkommenen Sieg ihrer Reize gewahr wurde, und als ſie nicht mehr daran zweifeln konnte, verurſachte es ihr den nagendſten Kummer — ihre Lage wurde drückender als jemals. — Was ſollte ſie thun? den Mann durch Bitterkeiten kränken, der ihr das Leben gerettet, und ſein Haus zur ſichern Freiſtatt angewieſen hatte? — Aber er hatte ihr ja ſeine Liebe noch nicht einmal ausdrücklich erklärt. Nur ſeine Blicke ſprachen, nur tauſend kleine Aufmerkſamkeiten verriethen ihn. Es könnte ja ſein, daß er mit ſich ſelbſt kämpfte, daß er ſeine aufglimmende Leidenſchaft zu unterdrücken ſtrebte, und in dieſem Falle verdiente

er nicht Zorn, ſondern Mitleid. Wie gern wäre ſie ſeiner kämpfenden Tugend durch eine ſchnelle Flucht zu Hilfe gekommen, aber wohin fliehen? ohne Paß und ohne Geld?

Sollte ſie ihrer freundlichen Wirthin ſich anvertrauen? ſollte ſie eine argloſe Gattin warnen, die vielleicht noch nichts ahnete? und der ſie zum Dank für ihre ſchweſterliche Aufnahme den Dolch in's Herz ſtieß? — nein, lieber ſchwieg ſie noch, verbarg ihre Angſt, bemäntelte ihren Kummer, beſchloß, die Geſellſchaft ihres Wirths ſo viel möglich zu vermeiden, und die Ankunft des neuen Paſſes in einer freiwilligen Einſamkeit abzuwarten, die ſie unter mancherlei Vorwand zu ſuchen wußte. Zuerſt erzählte ſie gefliſſentlich, daß ſie eine Langſchläferin ſei, daß ſie mit den Hühnern zu Bett gehe, und doch nicht früher als in der Mittagsſtunde aufzuſtehen pflege; ob ſie gleich von Jugend auf immer gern die Morgenſonne begrüßte. Dadurch entzog ſie ſich ſchon den größten Theil des Tages den Blicken des verliebten aber beſcheidenen Beaublanc. — Nachmittags hatte ſie entweder an Wilhelm zu ſchreiben, oder ein Kopfweh ſtand ihr zu Gebote, oder ſie nahm die junge Frau unter den Arm und ging mit ihr in den Garten; oder auch nicht ſelten riefen den Maire unwillkommene Geſchäfte ab, ſo, daß er nur wenige Augenblicke finden konnte, ſeiner neuen Liebe nachzuhängen.

Freilich hatte Hannchen ein wirkſames Mittel erwählt, Beaublanc von ſich abzuhalten, aber ſeine Leidenſchaft

zu unterdrücken, dazu taugte es gar nicht; denn die ewigen Hinderniſſe entflammten ſie nur noch mehr, und brachten ihn oft zur Verzweiflung. Je mehr ſeine Gattin der großmüthigen Fremden ihr zartes Benehmen heimlich Dank wußte, je mehr ſann Beaublanc auf Mittel, Hannchens gezwungenen Aufenthalt zu verlängern, in der Hoffnung, daß doch endlich die Zeit eine ihm günſtige Gelegenheit herbei führen werde.

Er bediente ſich zu Ausführung dieſes Plans eben nicht der unſchuldigſten Mittel. Ein Monat war verſtrichen, der neue Paß war wirklich angekommen, aber Beaublanc verheimlichte ihn. Acht Briefe hatte Hannchen während dieſer Zeit an ihren Gatten geſchrieben, aber Beaublanc hatte ſie unterſchlagen, und ſeine Eiferſucht ließ ihn ſogar Freude an der Angſt der Geliebten finden, die das Stillſchweigen ihres zärtlichen Wilhelm's für unglückweisſagend hielt. Er übernahm es, ſich ſelbſt nach Wilhelm's Aufenthalt und Befinden zu erkundigen, aber nur, um ihr zweideutige Nachrichten zu hinterbringen. Bald ließ er das arme Weib den Tod des Gatten ahnen, bald erzählte er von einem kriegsgefangenen Offizier, der ihrer Beſchreibung ähnlich ſah, und der ſich mit einer reichen Erbin vermählt haben ſollte.

Den Paß betreffend, wurde es ihm noch leichter, die Argwohnloſe irre zu führen; denn was war natürlicher, als daß bei dem revolutionären Wirrwarr, der jezt in Paris

herrſchte, eine ſolche Kleinigkeit vergeſſen wurde? — Ein Brief an Thereſen blieb unbeantwortet. Thereſe und Wilhelm ſchwiegen aus gleichen Urſachen.

Die arme Verlaſſene, getrennt von Allem was ihr lieb und theuer war, zitternd für das Leben ihres Mannes, ihres Kindes, weinte bittere Thränen auf ihr einſames Lager. Als nun vollends Beaublanc nach und nach die Larve ablegte, als er zudringlicher wurde, und ſeine glühenden Begierden ihr zartes Ohr nicht immer verſchonten, da hatten ihre Leiden den höchſten Gipfel erſtiegen.

Sie verſuchte durch Ernſt und Scherz, durch Strenge und Milde, ihn auf den Weg der Vernunft und Pflicht zurückzuführen, aber vergebens! er blieb ungerührt bei ihren Thränen, taub gegen ihre Vorſtellungen, und blind für den ſtillen Kummer ſeines Weibes. Er verrieth nicht undeutlich die Hoffnung, daß Wilhelm todt ſei; er ſuchte ihr dieſen Schreckensgedanken immer wahrſcheinlicher zu machen; er gab zu verſtehen, wie leicht es ihm, nach den neuen franzöſiſchen Eheſtandsgeſetzen, ſein werde, ſich von ſeiner Frau zu trennen; er ließ Winke fallen von ſeinem Reichthum, ſeinem Anſehen, dem glänzenden Leben, das er einer geliebten Gattin zu verſchaffen im Stande ſei; kurz, er ließ nichts unverſucht, um Hannchens eheliche Treue wankend zu machen. Auch ihre Sinnlichkeit ſuchte er zu beſtechen, indem er ſeiner ſchönen Geſtalt, die ſchon durch die Glut der Liebe belebt und beſeelt wurde, durch die ge-

ſchmackvollſte Wahl der Kleidung täglich noch mehr Reize lieh.

Es iſt wohl überflüſſig zu verſichern, daß alle ſeine Künſte an Hannchens Herzen abglitten, wie ein ſtumpfer Pfeil am ſtählernen Harniſch. Nie miſchte ſich ein trüber Tropfen in den klaren Quell ihrer Empfindungen; nicht einmal die Eitelkeit vermochte ein Sandkörnchen im Grunde aufzuregen, und ſelbſt die Gewißheit von Wilhelm's Tode würde keine Aenderung in ihren Geſinnungen hervor gebracht haben. Aber war ihre grauſame Lage darum minder bedauernswerth? Abhängig von einem Manne, der ihren Beſitz um jeden Preis zu erlangen ſtrebte, der ſogar, wie es ſchien, nicht vor einem Verbrechen erſchrack, wenn dieſes Verbrechen ihn zum Ziele führte; denn ſchon war es ſo weit gekommen, daß er ſich Drohungen erlaubte und Winke fallen ließ, die ihre Tugend zittern machten. Und wenn nun wirklich eine unbändige Leidenſchaft ihn zu Gewaltthätigkeiten fortriß — ach! welcher Gott erbarmte ſich dann der Hilfloſen! —

Fünfzehntes Kapitel.

Die Rettung.

Wohl dir, guter Wilhelm! daß du nicht ahneteſt, was dein armes Hannchen litt. Du dachteſt dir das treue Weib in ſicherer Heimath mit dem lieben Knaben an der Bruſt; du ſaheſt ſie im Geiſte mit mütterlicher Freude an der Wiege ihres ſchlummernden Kindes, und meinteſt: nur Sehnſucht nach dem Vater gieße dann und wann einen Tropfen der Wehmuth in dieſen Freudenbecher. Briefe voll froher Hoffnung, die du wöchentlich an ſie ſchriebſt, ſollten das Bangen der Sehnſucht ihr erträglicher machen — armer Getäuſchter! ſie empfing dieſe Briefe nicht.

Daß der Menſch ſo kurzſichtig iſt! daß Berg und Thal ſich zwiſchen die Leiden der Geliebten und das Mitgefühl des Liebenden lagern dürfen; daß vielleicht eine Mutter, eine Gattin in Noth und Elend ſchmachtet, indeſſen Sohn oder Gatte harmlos ſpaziren geht; daß zwei Seelen, trotz der innigſten Verſchwiſterung, ſich doch nie in der Ferne, mindeſtens durch ein leiſes Bangen, durch einen heimlichen Schauer, ihre wechſelſeitige Noth zu erkennen geben dür-

ſen — Ach! daß es ſo iſt — ſoll ich ſagen: Wohl oder wehe dem Menſchen?

Nachdem Babet verſchwunden, und der Freund ihm entrückt war, hingen Wilhelm's ſchönſte Träume ungeſtört am Vaterlande, an der ſüßen Häuslichkeit, dem Ziel ſeiner innigſten Wünſche. Von dem Bilde dieſer menſchlichſten unter den Göttinnen umſchwebt, wandelte er an heitern Herbſttagen über die bereiften Fluren, und wenn das Gewühl der Arbeitſamkeit im Felde ihm unwillkommene Zerſtreuung darbot, verlor er ſich in die Wälder, oder verkroch ſich in das Schilf, das den murmelnden Bach umkränzte. Die Hoffnung, Babet wieder zu finden, wurde mit der Zeit immer kleiner, wie eine Erdſcholle, von welcher der Strom in jedem Augenblicke ein Körnchen abreißt und verſchlingt.

Eines Tages — der Morgen war in einem dichten Nebelſchleier aus ſeiner Kammer hervorgetreten, aber die Sonne hatte ihm, wie ein junger Ehemann ſeiner Gattin den Schleier durch Liebkoſungen entlockt — ſtand Wilhelm früher als gewöhnlich auf einer kleinen Anhöhe vor dem Thore, in Betrachtungen verſunken, welche die Landſchaft um ihn her, und ihr Kämpfen mit dem Nebel in ihm erweckte. Er gedachte der Geburt des Menſchen, und ſeines erſten Morgens, wie manche königliche Wiege von der Sonne beſtrahlt wird, indeſſen ſpäterhin ſich ein Gewitter um den Thron zieht; wie manche Bettlerwiege hingegen

ein dichter Nebel verhüllt, indeſſen die Laune des Schickſals dem unbemerkten Kinde einen heiteren Mittag bereitet. Sein eigenes Beiſpiel ſchwebte ihm vor Augen und mit dem letzten Nebelwölkchen ſtieg auch ſein Dankgebet gegen Himmel.

Die Stimmung ſeiner Seele war ſo feierlich, daß ſie in der Natur verwandte Gegenſtände ſuchte, und daher nahm er ſich vor, heute einen Berg zu erſteigen, den er ſchon längſt zum Ziele einer ſeiner Wanderungen beſtimmt hatte. Der Weg dahin führte ihn durch das Dorf, deſſen Bewohner, ſeit jener Feuersbrunſt, ihn brüderlich liebten. Er wollte ſich unbemerkt durchſchleichen, aber der Knabe, den er gerettet hatte, wurde ihn gewahr, ſchrie ängſtlich hinter ihm her, und faßte ihn keuchend beim Rockzipfel. Mutter kommt gleich, ſtammelte er, Mutter kann nur nicht ſo ſchnell laufen. — Wilhelm ſtand und erwartete das junge Weib, das mit dem Ausdruck der herzlichſten Freude herbei eilte, und den lächelnden Säugling ihm ſchon von ferne entgegen hielt. Sie ſchalt gutmüthig, daß Wilhelm ihrer ganz vergeſſen; der Bube habe täglich nach ihm gefragt, und ſie ſei recht betrübt geweſen über ſein Ausbleiben. Freilich habe ſie dem lieben Gott ſchon tauſendmal für die Rettung ihrer Kinder gedankt, aber es habe ſchwer auf ihr gelegen, daß ſie nicht auch dem Engel, den Gott geſandt, danken könne. Dann berichtete ſie ihm, ſie wohne jetzt bei ihrem Schwiegervater, bis ihre Hütte wie-

der aufgebaut sei, und bat ihn, er möchte doch herein treten, um ein ländliches Frühstück zu verzehren. Sie that das so dringend; es war so sichtbar, daß er ihr eine Wohlthat dadurch erzeigen würde; daß er unmöglich widerstehen konnte.

Er trat in ein reinliches Häuschen, wo ein silberhaariger Greis ihn mit Herzlichkeit empfing. Alles war geschäftig im Hause, die Thüren wurden auf- und zugeschlagen, man rannte emsig hin und her, suchte das weißeste Tuch, das reinste Glas, den blanken Teller, trug Honig und Butter, Milch und Früchte auf, und jedes Auge glühte vor Freude, so oft der willkommene Gast einen Bissen in den Mund steckte; und wenn es ihm gar zu schmecken schien, sahen sie einander fröhlich an, und nickten freundlich mit den Köpfen.

Das junge Weib erzählte ihm, daß während seiner Abwesenheit ihr Mann und ihr Bruder nach Hause gekommen, und daß, als sie von seiner edlen That gehört, beide sogleich in die Stadt gewollt, um ihm zu danken; — aber der schwere Dienst — die bösen Menschen, die immer Unruhe im Lande erregten — »schon am andern Morgen,« setzte die Strohwitwe maulend hinzu, »mußten sie wieder fort auf die Aristokratenjagd, und Gott weiß, wann sie endlich wieder heim kommen!«

Spätestens, meinte sie jedoch, würde diese frohe Begebenheit sich am Sonnabend Abend zutragen, und Wilhelm mußte

heilig verſprechen, ſie künftigen Sonntag wieder zu beſuchen. — Nachdem er aus Gefälligkeit viel gegeſſen und getrunken hatte, theilte er den guten Leuten ſeinen Vorſatz mit, den Gipfel des Berges zu erſteigen, der gleich hinter dem Dorfe ſich ſanft zu erheben begann. Er erkundigte ſich nach dem bequemſten Wege; man ſagte ihm, er habe wohl anderthalb Meilen bis zur Spitze; erſt müſſe er über eine Brücke gehen, dann werde er eine Schäferei finden, dann müſſe er den Fahrweg verlaſſen, und links den Fußſteig emporklimmen; der Weg ſei ſteil und beſchwerlich. Man rieth ihm, ſich mit Koſt zu verſehen, und wollte ihm die Taſchen voll Früchte ſtopfen, da aber Wilhelm ſo viel als möglich leicht ſein wollte, ſo ſchlug er es aus, und meinte, er werde, wenn ihn dürſte, wohl einen Topf mit Milch in der Schäferei finden, die man ihm angewieſen. Aber die ſorgſame junge Frau ſchilderte ihm jene Bergbewohner als rauhe, ungefällige Menſchen, und machte ihn dagegen auf ein Haus aufmerkſam, das er in einer kleinen Entfernung von der Schäferei erblicken werde. „Dort," ſagte ſie, „wohnt unſer beeidigter Prieſter, ein braver, freundlicher Mann, zu dem gehen Sie, wenn Sie ſich erquicken wollen; er nimmt jedermann gern auf."

Wilhelm dankte und ging, mit dem Vorſatz, nirgends einzukehren, wenn nicht eine unvorgeſehene Noth ihn triebe. Er fand glücklich den angedeuteten Weg, erklimmte den Felſen, lagerte ſich auf der Spitze, genoß der herrlichſten Aus-

ſicht in das fruchtbare Thal, durch welches der Fluß ſich in tauſend Krümmungen zog; ſuchte mit den Augen, und fand auch Babet's verlaſſene Wohnung, deren Anblick die ſanfte Heiterkeit ſeiner Seele verſcheuchte. — Er wollte nicht mehr hinſehen — und ſah immer wieder hin. Die Landſchaft verlor ihre Reize, er verſank in ſchwermüthige Grillen, und wurde es nicht gewahr, als die Dämmerung hereinbrach.

Erſchrocken ſprang er auf. Die Nacht lag ſchon im Thale. Ein graues Abendroth ſchimmerte nur noch an der Felſenſpitze. Er klimmte den Fußſteig haſtig herab, und je tiefer er kam, je dunkler umgab ihn die Nacht. Unvorſichtige Eile konnte ihn leicht irre führen; er nahm ſich daher vor, langſamer zu gehen, und bei jedem Schritt den Weg zu unterſuchen, denn verlor er ihn, und mußte er in einer feuchten Herbſtnacht ohne Bedeckung in dieſer Wildniß bleiben, ſo konnte das ihn abermals auf das kaum verlaſſene Krankenbett werfen; ein Uebel, welches ihm doppelt fürchterlich ſchien, ſeit er wußte, was ein Kranker an Freundeshilfe entbehrt.

Herzlich froh war er daher, als er nach mühſamen Herumklettern von einigen Stunden ſich an einem Zaune fand, der zu der Schäferei gehörte. Doch, eingedenk der Warnung ſeiner Freundin, ging er nicht hinein, ſondern richtete ſeine Schritte nach einem Hauſe, deſſen weiß übertünchte Wände, einige hundert Schritte von da, ihm durch die Dunkelheit in's Auge ſchimmerten. Hier wollte er um

ein Nachtlager bitten, denn es hub an zu regnen, und die Finſterniß wurde immer dichter.

Da aber kein Licht die niedrigen Fenſter erhellte, ſo befürchtete er faſt, daß er Niemand zu Hauſe treffen werde, und war eben im Begriff, an der Klingel zu ziehen, als ein gellendes, weibliches Gekreiſch ihm dumpf an die Ohren ſchlug. Es ſchien aus einem hintern Zimmer oder Keller des Hauſes zu tönen, und Wilhelm unterſchied einigemal deutlich das Wort Hilfe! Hilfe!

Jetzt zog er raſch an der Klingel — einmal — zweimal — dreimal — Niemand hörte. Er verſuchte es, die Hausthür einzuſtoßen, ſie war verriegelt. Er wollte über die Mauer des Hofes klettern, ſie war zu hoch. Das erbärmliche Geſchrei dauerte fort, und ſchnitt ihm durch's Herz. Er rannte ängſtlich um den ganzen Platz herum, wie eine Henne um einen Teich, auf dem ihre Entenbrut ſchwimmt. Er kam an einen wohlverzäunten Garten, die Dornenhecke ſchreckte ihn nicht, er wühlte ſich hindurch, und tappte in den Gängen umher; das Geſchrei war ſein Wegweiſer.

Jetzt ſtand er an einer übel verwahrten Hinterpforte, ein Tritt mit dem Fuße — die Pforte ſprang auf. Er trat hinein, ſtolperte und fiel. Eine eiſerne Schaufel lag in ſeinem Wege; er raffte ſich auf und ergriff die Schaufel, weil ein dunkles Gefühl ihn ſagte, daß er hier Waffen nöthig haben werde. Das Gekreiſch hatte ſich in ein ängſtliches Wimmern

verwandelt; er folgte diesem Wimmern, es führte ihn bald an die Thür eines Zimmers. Sie war verschlossen. Er donnerte mit der Faust daran. Eine männliche Stimme schrie: wer da!

»Macht auf!« rief Wilhelm. — Man zögerte. — »Macht auf oder ich sprenge die Thür!« Man zögerte noch. Wilhelm rannte mit der ganzen Gewalt seines Körpers an die Thür, sie flog aus den Angeln. In diesem Augenblicke ward das Licht im Zimmer ausgelöscht, und Wilhelm empfing einen heftigen Schlag auf die Schulter, der vermuthlich seinem Kopfe gelten sollte. Er konnte nur eben die Gestalt unterscheiden, die der Urheber dieses Schlages war. Er hob seine Schaufel und führte einen so mächtigen Streich nach diesem Schatten, daß derselbe mit dem Geschrei Jesus! Maria! zu Boden sank, und winselte.

Zu gleicher Zeit schlüpfte eine andere Gestalt an ihm vorbei, zur offenen Thür hinaus. Da stand er nun betäubt in der sonderbarsten Lage: hier zu seinen Füßen ein Mensch, den er vielleicht tödtlich verwundet hatte; einige Schritte weiter eine leise wimmernde Stimme; Finsterniß rings umher, jeder Weg im Hause ihm unbekannt. Er tappte nach dem Winkel, aus dem das Wimmern kam, stieß an ein Bett, und fühlte an den Kleidern, daß ein Frauenzimmer darauf lag.

Wer ist hier? fragte er. Nur Aechzen war die Antwort. Fast hätte er in dieses Aechzen eingestimmt, denn der

Schmerz an seiner Schulter wurde immer heftiger. — Licht! Licht! — ohne Licht konnte er weder sich noch andern helfen. Aber wo sollte er Feuerzeug finden? wo war die Küche, in der vielleicht unter der Asche noch eine Kohle glimmte? — Er tappte hinaus, hielt sich an den Wänden, kroch durch das ganze Haus, fand bald offene, bald verschlossene Thüren, aber nirgends was er suchte; ja endlich konnte er nicht einmal den Rückweg nach dem geheimnißvollen Zimmer finden, und schon hatte er beschlossen, auf einer Treppenstufe den anbrechenden Morgen zu erwarten, als er plötzlich Schlüssel klirren, und eine Thür mit Geräusch öffnen hörte. Viele Stimmen tönten den Gang hinauf, ein heller Schimmer leuchtete ihm in der Ferne.

Seiner Unschuld bewußt, ging er muthig den Kommenden entgegen, und stieß bald auf einen Haufen halb nackter Bauern, die, mit allerlei Werkzeugen bewaffnet, unter der Anführung eines häßlichen alten Weibes, das eine Laterne trug, herein drangen. — Da ist der Räuber! krächzte das Weib, als sie Wilhelm gewahr wurde. Er hatte die Schaufel von sich geworfen, die Bauern ergriffen den Wehrlosen, und banden ihm die Hände auf den Rücken.

Umsonst betheuerte er seine Unschuld; vergebens wollte er erzählen, welcher Zufall ihn in dieses Haus geführt; die alte Furie überschrie ihn. »Er hat meinen guten Herrn, euren treuen Seelsorger, berauben wollen!« kreischte sie mit

gellender Stimme. »Wer weiß ob er ihn nicht ſchon ermordet hat! Die Nichte werdet ihr von dem Böſewicht geknebelt finden. Ich bin ihm, durch Gottes Fügung, in der Dunkelheit entwiſcht.«

Die Beſchuldigung war ſo ungeheuer, daß Wilhelm verſtummte, und das Weib mit Verachtung anſah. Sie rannte mit der Laterne voran, der Haufe folgte, den gebundenen Wilhelm in ſeiner Mitte. — Sie traten in das Zimmer — Wilhelm ſah und erſtarrte — auf dem Bette lag ein ſchönes Mädchen, das man mit einem Schnupftuche geknebelt hatte — es war Babet! — auf dem Boden wälzte ſich in ſeinem Blute ein dickköpfiger Mann — es war Hannchens Verführer!

Sechzehntes Kapitel.

Die Entführung.

Die Natur iſt ſo reich an Abenteuern, daß die ſchöpferiſchſte Einbildungskraft ſie darin nicht zu übertreffen vermag; darum ſchelte man dieſe Geſchichte doch ja nicht unwahrſcheinlich, weil ſie abenteuerlich iſt. Wir leben in Zeiten, wo man ſich nicht wundern dürfte, den Kaiſer von China, wie vormals den Dionys als Schulmeiſter anzutreffen; warum denn nicht einen Pfaffen in ſeinem Berufe? daß er ein überwieſener Kindermörder war? — ei was thut das? — wenn der unſchuldige tugendhafte Lafayette im Kerker ſchmachtet, ſo kann ja wohl der ſchuldige Böſewicht frei ſein. So lange man das Erſtere nicht unwahrſcheinlich findet, ſo lange muß man das Letztere für ſehr natürlich gelten laſſen. Auch hing das alles ſo ungekünſtelt zuſammen, daß wir den ſchmutzigen Faden ſehr leicht aufwickeln können.

Der Paſtor wurde, wie der Leſer ſich erinnern wird, im erſten Buche dieſer Geſchichte dem richterlichen Arm entriſſen, und in's Gefängniß geſperrt. Nach einer kurzen Friſt gab man ihm einen Zehrpfennig und ließ ihn laufen.

Er watſchelte mit ſeinem freundlichen Vollmondsgeſicht nach Frankreich, miſchte ſich in alles, ſchmiegte ſich in den Geiſt der Zeit, übte die leichte Kunſt, ſich bei dem Pöbel einzuſchmeicheln, machte ſich bei den Machthabern beliebt, und ſchlich ſich ſo, auf die natürlichſte Art von der Welt, in das Vertrauen einer argloſen Herde, die ihn zum Hirten wählte, ihm hinreichende Einkünfte und eine gemächliche Wohnung anwies, aus welcher ein redlicher Greis, nackend und hilflos geflohen war.

Hier ſpielte er ſeine Rolle mit mehr Glück und Vorſicht als in Deutſchland. Er nahm eine alte Kupplerin in ſein Haus, die in beſſern Zeiten in der Reſidenz gelebt hatte. Der Fall der Großen hatte auch ihren Fall nach ſich gezogen, wie der Sturm, der die Eiche ſtürzte, auch das Geſpinnſt der Raupe zwiſchen den Blättern zerſtört. Sie wanderte aus, hungerte, kehrte zurück, war in Gefahr, Madame du Barry zur Guillotine zu begleiten, und rettete ſich. Hier hatte ſie Gelegenheit, ihre Talente auf's neue zu üben, und ſie gab ihrem Beſchützer ſo manche Beweiſe davon, daß er den Gedanken zu heirathen, mit dem er ſich anfangs trug, gänzlich fahren ließ, und ſein heilloſes Spiel mit der Unſchuld der Landmädchen trieb, bis Babet's Zauber den unreinen Geiſt feſt bannte.

An demſelben Tage, als das Fieber bei Wilhelm umkehrte, und Babet unter der Linde im Hofe ihren Freund vergebens erwartete, führte der Zufall den Frevler dieſe

Straße. Er ſah das ſchönſte Mädchen in Trauer, wie es, nachläſſig auf die Bank hingegoſſen, ſein Haupt in die ſchneeweiße Hand ſtützte, wie die braune Locke ſich auf einen vollen Buſen wiegte, und ein niedlicher Fuß im Sande ſpielte. Mehr als genug um ſeine Begierden zu entflammen. Er nahte ſich ihr mit jener ſüß frömmelnden Miene, die er in ſeiner Gewalt hatte, wie ein Hofmann das Lächeln. »Ihr Trauerkleid,« hub er an, »habe ihm verrathen, daß ſie eine Leidende ſei, und ſein Stand berechtige ihn, ſich ihr zum ſanften Tröſter aufzudringen.«

Er ſetzte ſich zu ihr, und leierte ihr einen Jargon vor, für den wir Deutſche billig ein Wort haben ſollten. Babet empfing ihn mit Ehrfurcht und Vertrauen. Gern ertheilte ſie ihm die Erlaubniß, ſie täglich zu beſuchen; ja, ſie bat ihn ſogar darum, und opferte mit Freuden bei dieſer erſten Zuſammenkunft einen ihrer Diamanten.

Der Böſewicht merkte bald, welch ein argloſes Geſchöpf der Zufall ihm in die Krallen geſpielt. Schon am andern Tage hatte er Babet's größte und kleinſte Geheimniſſe herausgelockt, er wußte um die Flucht ihres Bruders, um ihre Neigung zu Wilhelm, um den Schatz, welchen ihr Käſtchen verbarg; er wußte alles, und frohlockte wie der Satan in der Meſſiade. Freilich ließen einige leiſe Verſuche, Babet's kindliches Vertrauen in Liebe zu verwandeln, eben keinen ſonderlichen Erfolg hoffen, denn ſie war viel zu unſchuldig, um ihn zu verſtehen; wenn er ſie mit glü-

hender Begier anblickte, so nahm sie das Feuer seiner Augen für väterliche Güte, und wenn er ihr zärtlich die Hand drückte, so küßte sie die seinige ehrfurchtsvoll. Sie einen hellen Blick in die Mördergrube seines Herzens thun zu lassen, war gefährlich, ihre Unschuld konnte schüchtern werden, und davon flattern. Aber, wenn er sie nur erst in sein Haus locken, wenn er dort, mit Hilfe der Kupplerin, ihre Tugend nach und nach untergraben konnte.

Unter dem Vorwand ihrer eigenen Sicherheit wagte er den Vorschlag, sie als seine Nichte zu sich zu nehmen; er stellte ihr die Gefahr vor, der sie in dieser einsamen Wohnung täglich ausgesetzt sei; die Unschicklichkeit, daß ein junges Mädchen sich selbst überlassen, ohne Schutz und Schirm hier hause; dagegen die ungestörte Ruhe, die auf seinem Hügel ihrer warte; die Sicherheit, mit welcher sie dort, ungekannt und unverfolgt, ihrem Schmerz und ihren Andachtsübungen nachhängen könne.

Seine Ueberredung machte Eindruck auf Babet, brachte aber doch nicht ganz die Wirkung hervor, die er davon erwartete; denn das Bild ihres Freundes war zu tief in ihrem Herzen; ihn mußte sie vorher wieder sehen, mit ihm Rath pflegen, ehe sie einen Entschluß faßte, der sie von ihm trennte. Sie wies daher seine Vatergüte, wie sie es nannte, zwar nicht ganz von der Hand, zögerte aber und suchte Aufschub bis zu Wilhelm's Genesung.

Doch gerade das gehörte gar nicht in seinen Plan. Er fürchtete die Wiederkunft dieses gefährlichen Kriegsgefangenen, und sah die Nothwendigkeit ein, seine Entwürfe auszuführen, ehe jener unerbetene Gehilfe ihm einen Stein des Anstoßes in den Weg würfe. Als daher eines Abends ihm Babet freudig erzählte, daß sie die besten Nachrichten von der wiederkehrenden Gesundheit ihres Freundes erhalten habe, und daß sie ihn in wenig Tagen zu sehen hoffe, da schritt er rasch zur Ausführung einer satanischen List. — Um Mitternacht nämlich wurde leise an Babet's eiserne Pforte geklopft; das Mädchen kam herab, und empfing von unbekannter Hand einen Zettel, den sie ihrer Gebieterin brachte. Er enthielt, flüchtig und unleserlich geschrieben, folgende Worte:

„Theure Schwester! das Schicksal, dessen Hand schwer auf unserm Hause liegt, wird noch nicht müde mich zu verfolgen. Unsere Grenzen sind zu gut bewacht, unser treuer Knecht ist ermordet, und ich bin ein elender Flüchtling. Was ich aus der Erbschaft meines Vaters mit mir nahm, ist mir zum Theil geraubt, und zum Theil zum Unterhalt meines elenden Daseins verwandt worden. Jetzt ist die Verzweiflung mein einziger Gefährte, und der Tod meine letzte Hoffnung! — Doch bebe ich vor dem Gedanken, von Henkers Hand zu sterben! — Ich schmachte in deiner Nähe, und wage es nicht unsere Wohnung zu betreten. — Man ist mir auf der Spur, überall lauern Spione auf mich. —

Wenn du deinen einzigen Bruder liebst, so gewähre ihm den letzten Wunsch, dich noch einmal zu sehen, ehe er sich, in die Schwerter seiner Verfolger stürzt. — Morgen, in der Mitternachtsstunde, wird eine redliche Vertraute an der Pforte deiner harren. Hast du Muth und Liebe, so folge ihr, sie führt dich in die Arme eines zärtlichen Bruders."

Philipp Chevalier de Belloy.

Zitternd las Babet diesen Brief. Thränen stürzten aus ihren Augen; schwesterliche Sehnsucht beklemmte ihren Busen. Ohne den geringsten Argwohn zu schöpfen, beschloß sie auf der Stelle, sich der angekündigten Führerin zu vertrauen; ihr Kästchen zu sich zu stecken; ihrem unglücklichen Bruder die kostbarste Hälfte desselben zu überlassen, und durch liebevolle Zusprache ihm vielleicht vom Selbstmord zu retten.

Sie hatte die Handschrift des Chevalier nie gesehen, aber wäre sie auch damit bekannt gewesen, dennoch würde nicht der kleinste Argwohn in der truglosen Seele aufgestiegen sein. Mit ängstlicher Ungeduld erwartete sie den Tag, mit zärtlicher Sehnsucht den Abend. Der Bösewicht besuchte sie wie gewöhnlich. Er hoffte, sie werde ihm das Vorgefallene und ihren Entschluß mittheilen; aber sie schwieg; es war ja nicht ihr Geheimniß; die Sorge für ihres Bruders Sicherheit band ihre Zunge.

Indessen wurde der tückische Verführer leicht gewahr, daß eine innere Unruhe sie rastlos umher treibe, die ihm

das Gelingen ſeines Bubenſtücks verbürgte. Er nahm gegen Abend Abſchied mit einer Miene, wie die berüchtigte Katharine von Medicis gehabt haben mag, als ſie den verwundeten Coligny zum letzten Mal beſuchte. Er zog ſich zurück in den Mittelpunkt ſeines Gewebes, um auf das harmloſe Inſekt zu lauern, dem es ausgeſpannt war.

Kaum hatte er ſich entfernt, als Babet ihr Käſtchen zuſammen packte, und, nach einem heißen Gebet an ihre Schutzheilige, im Dunkel der Nacht, von ihrer treuen Dirne begleitet, über den Hof trippelte — horchte — lauſchte — bis ſie ein Geräuſch und ein leiſes Huſten an der Pforte vernahm. Es war die Kupplerin, die, gleich einer Klapperſchlange, den Rachen aufſperrte, das bezauberte Vöglein zu verſchlucken.

Wohin Babet ihr zu folgen glaubte — und wohin ſie ihr wirklich folgte — iſt uns nun kein Räthſel mehr.

Siebzehntes Kapitel.

Liebe und Dankbarkeit.

So wie der Jüngling zurückbebt, der eine Rosenlippe zu küssen wähnte, und plötzlich eine von Krebs zerfressene Wange erblickt; so schauderte Babet voll starren Entsetzens, als sie den Bösewicht, den sie bereits anfing als ihren zweiten Vater zu ehren, entlarvt zu ihren Füßen sah. Sie war in der ersten Stunde zu betäubt, um reden, seufzen oder weinen zu können; sie mußte erst die Möglichkeit eines solchen Bubenstückes denken lernen, ehe sie klagen oder toben konnte; er mußte seine Unverschämtheit geradezu bekennen, ehe sie begriff was er wollte; — dann aber stieg sie schnell von der Stufe eines ohnmächtigen Zornes zu dem Gipfel einer grenzenlosen Verachtung. Ihre Unschuld war so ganz mit ihrem Ich verschwistert, daß sie innig fühlte, man könne ihr diese nur mit ihrem Leben rauben. Dieses Gefühl gab ihr Besonnenheit und Muth weit über ihre Jahre und Kräfte. Während die Stunden der Nacht langsam dahin krochen, war sie hartnäckig stumm, und kein Blick verrieth Theilnahme an dem, was um sie her vorging. Sie achtete weder auf des Bösewichts ekel-

haftes Geſchwätz, noch auf der Kupplerin elende Troſtgründe, ſie ſaß in einer Art von Starrſucht bis der Morgen anbrach. Als es Tag wurde, und ſie in geringer Entfernung die Schalmei des Hirten hörte, ſprang ſie plötzlich auf, rannte an's Fenſter, riß es los, und ſchrie hinaus Hilfe! Hilfe!

Er und ſein weiblicher Satan erſchracken über dieſe unvermuthete Bewegung; ſie packten das ſträubende Mädchen, das ſich mit den Nägeln an die Fenſterrahmen klammerte, und immer lauter kreiſchte; ſie riſſen ſie mit Gewalt hinweg, und ſchleppten ſie in ein entlegenes Zimmer. Hier drohte ihr der Böſewicht, ſie zu knebeln, wenn ſie ſich noch einmal ſo kindiſch, wie er es nannte, betragen würde. Ein Lächeln der tiefſten Verachtung war ihre Antwort.

Indeſſen hatte ihr Geſchrei doch wirklich den Schäfer herbei gelockt, den man aber leicht durch die Fabel beruhigte, daß eine Wahnſinnige im Hauſe ſei. Man bat den ehrlichen Bauer, ſeine Hausgenoſſen von dieſem Umſtand zu unterrichten, damit ſie ſich durch das Geſchrei der Kranken nicht irre machen ließen. So wußte man jedem Argwohn vorzubeugen. Hilflos blieb die Unglückliche in der Gewalt ihres Räubers, denn ſogar der läſtigen Gegenwart ihrer treuen Dirne wußte man ſich ſchnell zu entledigen, indem man ihr eine finſtere Herberge im wohlverſchloſſenen Keller anwies.

Keine Höllenkunſt ließ der Böſewicht unverſucht, ſie mit dem Gedanken an das Laſter vertraut zu machen. Bald erſchöpfte er ſich in den niedrigſten Schmeicheleien, bald wechſelte er mit unwürdigen Drohungen. Auf dieſer Seite ſchilderte er ihr ein Leben voll ſinnlicher Wollüſte, wenn ſie als Freundin oder Gattin ſich in ſeine Arme werfen wolle; auf jener Seite einen ſchimpflichen Tod, wenn er ſie als Royaliſtin ihren Henkern ausliefere. Aber weder ſein Honig noch ſein Wermuth thaten die geringſte Wirkung auf das engelreine Mädchen.

Die erfahrene Kupplerin ſollte verſuchen ihre Fantaſie durch ſchlüpfrige Gemälde zu erhitzen, aber auch dieſer Schmutz haftete nicht auf dem Spiegel ihrer Seele; denn dem Weibe war es unmöglich, ſich in die Zeiten zurück zu verſetzen, wo es auch einſt unſchuldig war, daher blieben ihre Erzählungen für Babet unverſtändliche Räthſel, und wenn Jene allzu unverſchämt wurde, ſo betäubte dieſe ihr Gehör durch ein ſtilles, inbrünſtiges Gebet.

Der Böſewicht fing an einzuſehen, daß nur Gewalt ihn zu ſeinem ſchändlichen Ziele führen könne, und er betheuerte dem armen Schlachtopfer mit gräßlichen Flüchen, daß er entſchloſſen ſei, ſich dieſes Mittels zu bedienen, wenn Babet noch länger fortfahre, ſeine Liebe zu verhöhnen. Ihr blieb jetzt keine andere Hoffnung, als die auf den Schutz einer höhern Macht! — »Gott der Waiſen!« ſo betete ſie im Stillen, »haſt du mich jeder Hilfe beraubt —

haſt du mir ſogar jedes Werkzeug verſagt, meine Unſchuld durch einen freiwilligen Tod zu retten — o! ſo vertraue ich deinem ſtarken Arm allein! Du wirſt mir erſcheinen in der Stunde der höchſten Noth!" —

Und er erſchien! — ſein rettender Engel hüllte ſich in die Geſtalt eines Freundes — Wilhelm ſtand an ihrem Bette, als ihre ſterbende Unſchuld wimmerte. — Und an die Rettung von Babet's Unſchuld knüpfte eine ſtrafende Vorſehung Hannchens Rache! die Blutrache ihres ermordeten Kindes! — Röchelnd hauchte der Böſewicht ſeine ſchwarze Seele aus, und die letzte Gewalt, welche die Hölle über den Sterbenden übte, war das lügenhafte Bekenntniß: Wilhelm ſei ein Räuber — ein Mörder. — So fuhr er hinab in die Unterwelt, wo er, von der Hand ſeines Kindes ergriffen, zermalmt vor den ernſten Richter trat. —

Aber ſeine ſchurkiſche Anklage blieb zurück. Alles zeugte gegen den armen Wilhelm: die Worte des Sterbenden; das Geſchrei der Kupplerin; die erbrochene Thür; das geknebelte Mädchen — und endlich ſeine eigene Beſtürzung; denn der Anblick ſeiner leidenden Wohlthäterin auf einer Seite, und des verruchten Verführers ſeiner Gattin auf der andern, hatten ihn verſteinert. Nichts ſprach zu ſeinem Vortheil, als die Stimme eines Mädchens, das man für wahnſinnig hielt.

Die Schäferknechte, die den Heuchler geliebt hatten, ſpien die gräßlichſten Verwünſchungen über ihn aus, und

faſt hätten ſie ſein Leben der erſten Wuth geopfert. Es war ſchon heller Tag, als ſie ihn gebunden den Berg herunter ſchleppten, und den Weg mit ihm nach der Stadt nahmen. Wer ihnen begegnete, dem erzählten ſie tobend, daß dieſer elende Fremdling, dieſer verkappte Royaliſt, einen ſanftmüthigen Paſtor ermordet; der Fluch jedes Wanderers folgte ihm nach; von jedem Buben wurde er gemißhandelt.

Nur in dem Dorfe, wo Wilhelm's Freunde wohnten, fand der Zug eine andere Stimmung. Scharenweiſe drängte man ſich um den Gefangenen her, erſtaunte über die gräßliche Beſchuldigung, zweifelte an der Wahrheit der Geſchichte, bedauerte und tröſtete ihn. Athemlos ſtürzte das junge Weib mit ihren Kindern herzu, machte ſich Platz durch die Piken, betheuerte laut ſeine Unſchuld, warf ſich ſeinen Wächtern in den Weg, und wollte ſie nicht förder ziehen laſſen. Wilhelm ſelbſt mußte ſie beruhigen, ſie bitten, ihn ſeinem Schickſal zu überlaſſen, und auf die Gerechtigkeit Gottes zu vertrauen.

»Mich kannſt du nicht retten" raunte er ihr verſtohlen zu, »aber rette mindeſtens das arme Mädchen, das noch in dem Hauſe des Schändlichen eingeſperrt wird. Sie iſt nicht wahnſinnig, von ihr erfährſt du Alles."

Seine Worte waren Räthſel, aber das gute Weib gedachte ihrer. — Man riß Wilhelm fort. Nicht blos frucht-

loſes Bedauern folgte ihm nach; ein Hauſe rüſtiger Burſche bewaffnete ſich ſchnell im Dorfe, und eilte ſeine Begleitung zu verſtärken, um ihn vor den Mißhandlungen des Pöbels zu ſchützen. Gegen Abend erreichten ſie die Stadt. Unter dem Geheul und Ziſchen des Volks warf man ihn in einen Kerker, in den kein Lichtſtrahl fiel — aber in ſeiner Seele war es Tag. Er hatte Babet befreit und Hannchen gerächt, er ſah ruhig dem Tode entgegen.

Wie konnte er auch ihm zu entgehen hoffen? — wäre auch das Verbrechen, das man ihm aufbürdete, zweifelhaft geweſen, der Pöbel verlangte ein Opfer; der Pöbel heulte Tag und Nacht um die Mauern, die ihn einſchloſſen, und begehrte die Hinrichtung des Gefangenen. Sie war beſchloſſen. An gerichtliche Formalitäten band man ſich wenig, und nur der Prozeß einiger Ausgewanderten, der ſo eben die Blutrichter beſchäftigte, gewährte ihm einen Aufſchub von einigen Tagen. Er nutzte ihn, um die Begebenheit und ſeine Rechtfertigung mit Bleiſtift nieder zu ſchreiben; er nahm Abſchied von ſeiner Gattin und ſegnete ſein Kind; dann ſuchte er ſich unter den Wächtern, die täglich in ſeinem Kerker wechſelten, denjenigen aus, deſſen Phyſiognomie ihm die menſchenfreundlichſte ſchien, und den er ſchon oft auf einem mitleidigen Blicke ertappt hatte. Er beſchwur ihn mit Thränen, dieſes Papier ſicher zu beſtellen. »Ich kann dir nichts anbieten,« ſagte er, »aber wenn du Weib und Kind haſt —«

»Ich habe Weib und Kind,« verſetzte der Nationalgarde gerührt, wollte weiter reden, verſchluckte aber ſeine Worte, nahm das Papier und ging.

Jetzt ſchlug die feierliche Stunde. Wilhelm wurde am Abend des dritten Tages vor ſeine Richter geführt; alle Umſtände ſchrien laut gegen ihn; was er vorbrachte ſchienen übel erſonnene Mährchen, und man verdammte ihn, nach einem kurzen Verhör, zum Tode. Der nächſte Morgen war zu ſeiner Hinrichtung feſtgeſetzt.

Er lag auf ſeinem Stroh mit dem großen Bewußtſein, daß im ganzen Laufe ſeines Lebens keine unedle That ihn drücke. Er betete — aber nicht für ſich — er betete für Weib und Kind. Als die Mitternachtsſtunde ſchlug, war er ſanft entſchlummert.

Plötzlich weckte ihn das Klirren der Riegel, das Knarren der Pforten. Zwei Nationalgarden traten mit einer Blendlaterne herein; Wilhelm taumelte auf, und glaubte, der ernſte Augenblick ſei gekommen. In Einem der Garden erkannte er denjenigen, dem er das letzte Zeugniß ſeiner Liebe für Hannchen anvertraut hatte. »Ich freue mich,« ſagte er, »daß man dich zu meinem Begleiter wählte. Sei Zeuge meines Todes, und melde meinem Weibe, daß ich ihm, wenn nicht ganz ruhig, doch ſtandhaft entgegen ging.«

»Schweig, und folge uns!« verſetzte der Soldat, indem er ihn die Ketten in die Höhe band, um ihm das Ge-

hen zu erleichtern. Wilhelm ſchwieg und folgte. Sie führten ihn durch düſtere Gänge, durch die er vorher nicht gegangen war. Sie kamen in einen offenen Hof, die Sterne flimmerten über ihnen; Wilhelm wunderte ſich, daß es noch Nacht ſei. Sie gelangten an eine kleine Pforte, die offen ſtand. Als Wilhelm heraustrat, hörte er Pferde ſtampfen, und unterſchied bald einen Wagen mit vier ſtampfenden Roſſen beſpannt. Die Soldaten huben ihn hinein, und ſetzten ſich zu ihm.

Fort ging es raſch über Stock und Stein, über Graben und Hecken; Wilhelm wußte nicht wie ihm geſchah. Er fragte, man antwortete ihm nicht, und das Raſſeln des Wagens verſchlang ſeine Worte. Der Mond ging auf — Wilhelm ſah ſich im offenen Felde — ihn däuchte, es ſei ein Traum.

Nachdem ſie ungefähr eine Stunde fortgerollt waren, kamen ſie auf eine Landſtraße, und der Wagen hielt plötzlich ſtill. Man nöthigte ihn auszuſteigen. Als er die Erde berührte, küßte Jemand ſeine Hand und benetzte ſie mit Thränen. Wilhelm ſah der Geſtalt in's Geſicht — es war die junge Bäuerin — die beiden Soldaten ihr Mann und ihr Bruder.

Jetzt drückte ihn der Mann an ſein Herz. „Du haſt meine Kinder aus dem Feuer gerettet," ſagte er ſchluchzend, „ich habe dich einer unverdienten Schmach entriſſen — das

war nur Menſchenpflicht; aber jetzt will ich dich belohnen, folge mir."

Wilhelm folgte ihm betäubt, an der Hand der jungen Bäuerin. Einige hundert Schritte weiter ſchimmerte etwas Weißes hinter einem Buſche — jetzt flog eine weibliche Geſtalt hervor in ſeine Arme — es war Babet! — Ihr nach wankte ein anderes Weib, das ſich kaum auf den Füßen zu halten vermochte — Babet zog den geretteten Freund haſtig näher — die Unbekannte breitete ihre Arme aus — der Mond lächelte auf ihrem Geſichte — durch das Schweigen der Nacht hörte er ſeinen Namen liſpeln — es war Hannchen!

Achtzehntes Kapitel.

Die Großmutter.

Wenn der Erzähler sich hinter Sulzer verstecken, und dieses Kapitel mit den Worten anfangen wollte: »die Wahrscheinlichkeit ist im Grunde nichts anders, als die Gedenkbarkeit oder Möglichkeit einer Sache;« so würde es scheinen, als ob er selbst an der Wahrscheinlichkeit dieser höchst wahrhaften Geschichte zweifelte. Da aber alles, was geschah, ihm sehr lebhaft vor Augen schwebt, und er es mit Musenhilfe wieder eben so lebhaft darzustellen hofft, so will er, blos um sich ein Ansehen zu geben, erinnern, daß er Dubos und Breitinger, Marmontel und Schlegel nachgeschlagen, und daß sämmtliche Herren ihn versichert haben, es sei gar wohl möglich und gedenkbar, daß Wilhelm, Babet, Hannchen und die gute Bauerfamilie beim ersten Hahnengeschrei auf der Landstraße nach Limoges zusammengetroffen, obgleich der erstere aus einem Kerker, und die Letztere, was noch schwerer ist, aus der Gewahrsam eines Liebhabers herbei geholt werden mußte. Hätte der Erzähler ein böses Gewissen, so würde er sich hinter Beispiele berühmter Dichter verschanzen; er würde unter andern sagen: Wilhelm Meister's Lehrjahre, die doch Göthe in seinen Meisterjahren geschrieben, wimmelten von Din-

gen, die kein Mensch mit dem besten Willen für wahrscheinlich halten könne; aber er bedarf aller dieser Nothbehelfe nicht, denn die einfachste Darstellung wird sogleich jeden Leser aus dem Feenreiche des Wunderbaren in das Gebiet des Ungewöhnlichen, aber sehr Möglichen herabziehen.

Dankbarkeit bewog jene ehrlichen Landleute, mit Verachtung eigener Gefahr, auf Wilhelm's Befreiung zu denken. Ihr Stand als Nationalgarden, noch überdies von Babet's Diamanten unterstützt, gab ihnen leicht Mittel dazu an die Hand; indessen der Mann dieses Unternehmen einleitete, ging das junge Weib in Begleitung ihres Bruders in das Haus des Erschlagenen, um dort die Auflösung von Wilhelm's räthselhaften Worten zu finden. Sie fanden aber für's Erste nur die alte Kupplerin, die beschäftigt war, alles Nagellose einzupacken und in Sicherheit zu bringen. Auf die Frage: ob kein wahnsinniges Mädchen im Hause sei? antwortete sie: das tolle Ding sei entsprungen. Aber eine gewisse Bestürzung, die sie hinter unverschämte Grobheit verbergen wollte, und eine gelbe Farbe, die plötzlich auf ihrer grauen Wange sichtbar wurde, erregten Argwohn bei den Suchenden. Man forderte die Schlüssel, sie wurden verweigert.

Die junge Frau kam mit ihrem Bruder überein, daß sie sich theilen, das ganze Haus vom Boden bis zum Keller durchwandern, und an jeder verschlossenen Thüre laut rufen wollten, ob vielleicht eine arme Eingesperrte ihnen

Antwort gäbe? Dieſen Entſchluß führten ſie auf der Stelle aus; die Eine ging die Treppe hinauf, der Andere die Treppe hinunter. Nach wenigen Minuten trafen ſie wieder zuſammen, und hatten mehr gefunden, als ſie ſuchten. »Dort oben,« ſagte die Schweſter, »vernahm ich eine klagende Stimme.« — »Dort unten,« verſetzte der Bruder, »ſtöhnt und ächzt es im Keller.«

Die Kupplerin merkte Gefahr. Der wackere Soldat erwiſchte ſie, als ſie ſo eben durch die Gartenthür entſchlüpfen wollte. Sie hatte den ſchwerer fortzubringenden Raub genügſam fahren laſſen, und ſich mit einem Bündelchen begnügt, aus welchem der Soldat ein verdächtiges Schmuckkäſtlein hervorzog. »Links um, Mutter!« ſagte er mit rauher Stimme, indem er ſie unſanft beim Arme ergriff, »gib mir die Schlüſſel, oder ich werfe dich in den Brunnen.«

Dieſer Brunnen, der nur wenige Schritte entfernt war, und der Ernſt des jungen Mannes, deſſen flammendes Auge verſprach, er werde Wort halten, machten die alte Schlange geſchmeidig. Sie erbot ſich, die Schlüſſel gegen das Käſtchen auszutauſchen, und letzteres wurde ihr zugeſagt, im Fall ſich Niemand fände, der gerechten Anſpruch darauf machen könne. Die bittere Klauſel bewirkte noch ein fruchtloſes Zögern; der Soldat rückte dem Brunnen einige Schritte näher, und — die Schlüſſel waren in ſeinen Händen.

Fröhlich hüpfte das junge Weib die Treppe hinauf, haſtig ſtieg ihr Bruder die Treppe hinunter, jene befreite die verſchmachtende Babet, dieſer zog ihr halb verhungertes Mädchen aus dem Verließ. Die Alte benutzte das erſte Erſtaunen; die wechſelſeitigen ſich durchkreuzenden Fragen und Antworten; das unthätige Entſetzen, welches Babet's ſchauderhafte Erzählung bei den ehrlichen Landleuten hervorbrachte; und entfloh — zwar ohne den Zehrpfennig des Schmuckkäſtchens, doch mit einer Kunſt ausgerüſtet, die überall nährt, und die ſie in Nantes, unter Carrier's Regierung, bald wieder zur großen Dame erhob.

Babet vermochte nicht eher von ſich und ihren Schickſalen ausführliche Rechenſchaft zu geben, bis ſie wußte, daß Wilhelm lebe, und daß Hoffnung zu ſeiner Rettung vorhanden ſei. Freudig bot ſie ihr Käſtchen zur Unterſtützung dar; ein Anerbieten, deſſen man ſich im Nothfall zu bedienen verſprach. Sie folgte ihren Befreiern in die ländliche Hütte, um dort den Ausgang des gefährlichen Unternehmens abzuwarten, und für das Leben ihres Freundes zu beten.

Wir haben das gute Hannchen in einer ſehr bedenklichen Lage verlaſſen, und wenn man noch dazu rechnet, was zu jener Zeit ein Maire ſich ungeſtraft erlauben durfte, ſo muß man allerdings für ihr Schickſal zittern. Außer ihrem eigenen Kummer trug ſie auch noch den Gram der ſanften jungen Frau ſchwer auf ihrem Herzen; denn Beaublanc's Gattin konnte es nicht länger verbergen, daß die

neue Untreue ihres Mannes ihr kein Geheimniß war. Freilich mußte sie sich selbst gestehen, Hannchens Betragen sei untadelhaft; aber diese schöne Fremde blieb doch immer die Räuberin ihrer Ruhe, lieben konnte sie sie nicht. Gern erzeigte sie ihr die kleinen Aufmerksamkeiten, die sie ihrem Unglück und der Gastfreundschaft schuldig glaubte; doch die herzliche Freundlichkeit, die allein solche Aufmerksamkeiten würzt, die stand nicht in ihrer Macht. Eine frostige Höflichkeit war alles, was sie zu geben vermochte, und welcher edlen Seele ist diese nicht empfindlicher als offenbarer Haß? —

Man fing an sich nur bei Tische zu sehen; man begrüßte sich kalt; man verweilte bei Wettergesprächen, und Jeder war froh, wenn das Desert auf die Tafel gesetzt wurde. Beaublanc selbst spielte eine sehr drückende Rolle. Je mehr er sein eigenes Unrecht fühlte, je mehr suchte er den Grund desselben außer sich, wie die Menschen gewöhnlich zu thun pflegen. Das frostige Benehmen seiner Gattin gegen seine Geliebte entging ihm nicht; er machte ihr Vorwürfe darüber, wenn sie allein waren; sie antwortete ihm nur durch Thränen, die ihn noch mehr erbitterten, kurz, das Verhältniß zwischen den handelnden Personen war nach und nach so lästig geworden, daß man nothwendig eine traurige Katastrophe befürchten mußte, wenn nicht bald ein barmherziger deus ex machina in's Mittel trat.

Einst hörte Hannchen in der Abendstunde einen Wagen vor die Thür rollen, um den sie sich nicht weiter bekün-

merte. Als aber gleich darauf das ganze Haus in lebhafter Bewegung war, Reisegepäck die Treppe herauf geschleppt wurde, und Beaublanc's Kinder fröhlich herum hüpften und jubelten; da fragte sie den Bedienten, der ihr Licht brachte: ob fremde Gäste angekommen wären? — »Unsers Herrn Großmutter," versetzte der Mensch.

Die Nachricht war Hannchen lieb, theils, weil sie hoffte, daß Beaublanc in Gegenwart seiner Großmutter seine Frau mehr schonen werde; theils, weil in einer Gesellschaft von Personen, die gegen einander verstimmt sind, ein Fremder, der von ihren Verhältnissen nichts weiß, immer willkommen ist, indem er die Unterhaltung erleichtert. Hannchen ging daher, als man sie zur Tafel rief, mit minder schwerem Herzen hinunter, als sie seit mehreren Wochen gewohnt war. Sie erblickte auf dem Sofa eine ehrwürdige Matrone, die bei ihrem Eintritt aufstand, und mit der liebenswürdigen Freimüthigkeit, zu welcher das Alter berechtigt, ihr entgegen kam. Beaublanc stellte ihr die alte Dame vor, mit den Worten: »meine Großmutter, Madame Jerome."

Madame Jerome? stotterte Hannchen und entfärbte sich. — Madame Jerome? wiederholte sie mit einem Erstaunen, welches den Umstehenden auffiel.

»Sie scheinen diesen Namen zu kennen?" sagte die Dame, »ich will hoffen, daß er Ihnen nicht verhaßt ist?"

Mir dieser Name verhaßt? — Jerome hieß mein Vater!

Beaublanc ſtutzte. Die Alte erſchrack. Mit ſichtbarer Angſt rieb ſie ſich die Hände, und ſtammelte die Worte: Sie ſind eine Deutſche?

„Mein Vater," verſetzte Hannchen, „war ein Franzoſe, der vor mehr als zwanzig Jahren ſein Vaterland verließ."

Sein Vorname?

„Joſeph Aimé."

Großer Gott! rief die Alte — ihre Knie wankten — ſie ſank in Beaublanc's Arme. Und kurz, warum ſollen wir länger verhehlen, was der Leſer ſchon errathen hat: ſie war Hannchens Großmutter, der Maire Hannchens leiblicher Vetter.

Eine lockere Lebensart und gehäufte Schulden hatten die Alte vormals gegen ihren Sohn aufgebracht; ſie verbannte ihn aus ihrem Angeſicht, und zwang ihn durch ihre Strenge, ſein Glück in fremden Ländern zu ſuchen. Die Noth — der große Lehrmeiſter, der ſeine Zöglinge entweder zur Tugend oder zur Verzweiflung führt — hatte den Verſtoßenen auf die Bahn der Ordnung und des Fleißes zurückgebracht; doch wollte er ſeiner Mutter nicht eher Nachricht von ſich ertheilen, bis er ſo viel geſammelt haben würde, daß er ihrer Hilfe entbehren könnte, damit ſie nicht glauben möchte, er ſpiele blos den Reumüthigen, um ihr Geld zu entlocken. Als dieſer Zeitpunkt endlich gekommen war, ſchrieb er die rührendſten Briefe. Doch eine Reihe von Jahren war indeſſen verfloſſen; ſeine Familie hatte mancherlei Schickſale erlebt; aus der Piccardie, wo ſie vorher

wohnte, war sie durch Begebenheiten, die nicht hieher gehören, nach Languedoc versetzt worden; seine Briefe erreichten daher nie den Ort ihrer Bestimmung.

Dieses vergebliche Harren auf eine mütterliche Antwort verbitterte lange sein häusliches Glück. Er konnte sich nur zwei Ursachen denken: entweder seine Mutter war unversöhnlich, oder sie war todt. Das Erstere verwarf sein Herz; er beweinte sie daher als abgeschieden, und hörte auf zu schreiben.

Madame Jerome hingegen hatte schon längst ihren Zorn vergessen, denn der Zorn einer Mutter ist eine Schneeflocke im Mai. Sie machte sich selbst die bittersten Vorwürfe über ihre Härte; sie sah in nächtlichen, einsam durchweinten Stunden ihren unglücklichen Sohn dürftig und verlassen umher irren. — Wie gern hätte sie ihn zurückberufen! aber in welchem Welttheil sollte sie ihn suchen? — wie sehnsuchtsvoll harrte sie auf einen kindlichen Wink von ihm — aber er schwieg! — wie oft ließ sie ihn durch die Zeitungen einladen, aber er kam nicht! denn kein hilfreicher Zufall führte ein solches Blatt in seine Hände. Er, der trotz seines Leichtsinnes immer so kindlich und fromm gegen sie gesinnt war, er sollte so lange schweigen? — ach nein! er ist todt! er ist ein Opfer ihrer unnatürlichen Härte geworden! —

Dieser Vorwurf, der unaufhörlich an ihrem Mutterherzen nagte, zog einen düstern Nebel über ihre Herbsttage

— und nun — aus dieſem ſchweren Traume ſo ſanft erwacht! — Zwar — ihr Joſeph war dahin! — aber er hatte doch frohe Tage genoſſen, und an ſeiner Statt erſchien ihr ein verjüngtes Ebenbild, daß ſie in ſchmelzenden Tönen Mutter nannte: ein Geſchöpf, das ihr angehörte, und auf deſſen Beſitz ſie ſtolz ſein durfte.

Nun gewann Alles ein ganz anderes Anſehen im Hauſe. Vetter Beaublanc hörte auf furchtbar zu ſein, ſeitdem eine ſo nahe Verwandtſchaft ihm neue Pflichten, und die Gegenwart ſeiner Großmutter einen heilſamen Zwang auflegte. Er ſchämte ſich, wenn er bedachte, daß ſie ein Recht hatte ihm zu ſagen: »Baptiſte! erinnere dich, wie feurig du um deine Gattin warbſt; was ich ſelbſt gethan und aufgeopfert habe, um dir ihren Beſitz zu erringen.« — Er zitterte, wenn es ihm einfiel, ſeine gute Frau könne über ihn klagen; und in welchem Lichte er dann vor den Augen einer Mutter erſcheinen müſſe, der er ſo viele Wohlthaten verdanke — die er, bei allen ſeinen Verirrungen doch nie aufgehört hatte kindlich zu lieben.

Endlich vollendete Hanncken ſeine Beſſerung durch einen Schritt, der ihr nur möglich war, ſeitdem ſie Beaublanc als ihren Vetter betrachtete, und an der Großmutter eine feſte Stütze neben ſich wußte. Sie ſuchte nämlich — was ſie ſonſt ſo ſorgfältig vermied — eine Gelegenheit mit ihm allein zu ſein. Sie lenkte ſelbſt das Geſpräch auf eine Sache, die ſie vormals nicht bemerken wollte, auf ſeine Leidenſchaft für ſie — Dann redete ſie mit ſolcher Innigkeit

an ſein Herz; ſchilderte den Gram ſeiner Gattin und ihren eigenen mit ſolcher Wahrheit und Wärme; miſchte ſolche herzliche Verſicherungen der Freundſchaft und Dankbarkeit in die ſchonenden Vorwürfe, daß er zerknirſcht zu ihren Füßen ſank, und ſie mit aufrichtigen Thränen bat, ſein abgeſchmacktes Betragen zu vergeſſen.

Die erſten Augenblicke der Reue erhalten eine beſondere Kraft durch die Tugend, die immer willig iſt, ſich wieder ſchweſterlich zu nähren, ſo bald nur ein leiſer Wink ſie ruft. Beaublanc fühlte plötzlich einen Muth in ſich, der ihn mit lang entbehrtem Frohſinn belebte. Er freute ſich, daß es ihm ſo leicht wurde, alles zu Hannchens ſicherer Abreiſe zu veranſtalten. Einige Tage mußte ſie freilich noch der wiedergefundenen Großmutter ſchenken, aber die gute Alte war billig genug, nicht mehr als einige Tage zu fordern, unter der Bedingung: daß Hannchen ſie mit Kind und Gatten beſuchen ſolle, ſo bald die Stürme der Republik eine ſolche Reiſe verſtatten würden.

Durch reiche Geſchenke doppelt für alles entſchädigt, was der wüthende Pöbel ihr geraubt hatte; mit Päſſen verſehen, die ihre Reiſe hinlänglich ſicherten, und mit der ſüßen Ueberzeugung, das häusliche Glück ihrer guten Wirthin wieder hergeſtellt zu haben, ſetzte ſie ihren Weg nach Guienne fort.

Neunzehntes Kapitel.

Die Entwickelung.

Dem Reisenden, der nach langer Trennung die Thürme einer Stadt von ferne erblickt, in welcher Menschen hausen, die ihm durch sein Herz verwandt sind, ach! wie seltsam, bänglich, froh wird ihm zu Muthe! Jeden Bauer, der vom Wochenmarkt zurückkehrt, jeden Bürger, der ihm am Feierabend von seinem Krautfeld entgegen schlendert, möchte er fragen: »kennst du den, in dessen Arme ich eile? ist er gesund und froh?« —

Wie verdrießlich macht ihn jede Krümmung der Straße; wie ärgerlich verwünscht er die Fühllosigkeit des Postillons; der gerade nun, so nahe dem Ziele, bald den Steigbügel länger schnallt, bald einen Krug Bier im ödesten Wirthshause leert. Er, dessen ganzes Wesen sich in Sehnsucht auflöst, hat keinen Sinn für Hunger oder Durst. — Jetzt knallt die Peitsche und die Pferde laufen im frischen Trab, der Wagen rollt den Berg hinab, die Seele flog schon voraus. O Prüfung der Geduld! jetzt ist noch eine Strecke Sand zu durchwaten, und die Rosse werden plötzlich zu Schnecken. Da sitzt er nun und faßt mit beiden Händen die Wagenthüren, und wiegt sich, als wollte er nachhelfen und nachschieben; jeden Augenblick steckt er den

Kopf aus dem Schlage, um die Sandwüſte zu meſſen, die ihm unendlich wie die Sahara vorkömmt.

Das waren Hannchens ſtürmiſche Gefühle, als ſie ſich der Stadt näherte, in welcher ſie ihren Gatten wiederfinden ſollte. Endlich erreichte ſie das Stadtthor, und hier erwartete ſie ein neues Hinderniß. Ihre Päſſe müſſen unterſucht werden; denn daß die Natur den leſerlichſten Paß der Tugend und Unſchuld auf ihre Stirn ſchrieb, das konnte ihr nur am Ohio-Fluß oder an der Hudſons-Bai Dienſte thun. Es werden Brillen hervorgezogen, die Beſchreibung ihrer Perſon wird mit dem Original verglichen; Formalitäten und Unterſchriften in allen Ecken; hier ein Municipalitäts-Beamter, der ſeine Würde zu zeigen glaubt, indem er ſeine Pflicht mit möglichſter Langſamkeit verwaltet; und dort eine Polizeimücke, die um das Licht ihrer Augen ſchwirrt.

Jetzt iſt alles durchgeſchniffelt, Paß und Gepäck mit dem Siegel der Freiheit geſtempelt; jetzt hebt ſich der Poſtillon ſchwerfällig auf das Pferd, und fragt im Zurückblicken: wo will Madame logiren?

»Im erſten beſten Wirthshaus,« antwortet Hannchen haſtig, und nun kriecht ihr Fuhrwerk langſam durch die Straßen. Der Markt war mit Menſchen angefüllt, Menſchenköpfe an allen Fenſtern — Hannchen ſah Niemand, ſie ſuchte Wilhelm's Geſicht. Der Pöbel ſchien in großer Bewegung, die Worte Mörder und Guillotine ſchollen hie und da aus weit aufgeriſſenen Mäulern — Hannchen

vernahm nichts, denn sie horchte nur auf Wilhelm's Stimme. Mit einem leichten Sprunge berührte sie die Erde, als der Wagen vor einem Gasthofe hielt. Eine geschwätzige Wirthin führte sie die Treppe hinauf, und unterhielt sie sogleich mit der Mähre des Tages: daß ein Kriegsgefangener Offizier, der einen geschwornen Priester ermordet, und dessen Nichte geschändet, so eben in's Gefängniß geschleppt worden, und daß er vermuthlich in Kurzem seinen Lohn unter der Guillotine empfangen werde.

Hannchen erschrack freilich bei dem Worte Kriegsgefangener, beruhigte sich aber sogleich, als sie die Gattung des Verbrechens vernahm, das man ihm aufbürdete. »Er hat an meinem Tische gespeist,« setzte die gesprächige Wirthin hinzu; »er schien ein so stiller, braver junger Mann zu sein; ich hätte ihm ohne Bedenken meinen Geldkasten und meine Tochter anvertrauen wollen. Aber stille Wasser sind tief. — Tapfer mag er gewesen sein, denn er trägt ein Ordenskreuz, und man nannte ihn Herr Major.«

Jetzt senkten sich Bleiklumpen in Hannchens Füße und das Blut floh von ihren Wangen. — Ein Orden? — Major? — wie hieß er?

Ach! er hatte einen schweren deutschen Namen, die Wirthin verstand nicht ihn auszusprechen. Aber wie sah er aus? — Sie beschrieb ihn Zug für Zug; es war nicht zu verkennen, daß Wilhelm zu diesem Gemälde gesessen.

Von Hannchens blaſſer Lippe bebte der Name Eichenhorſt! und — Recht! donnerte die Wirthin darein, »recht, Eichenhorſt hieß er!«

Das arme Weib ſchlug zu Boden, Nacht umſchleierte ihr Auge, der Puls ihres Herzens ſtockte, und nur ein Krampf, der ihre Lippen leiſe bewegte, verrieth noch Leben. Die erſchrockene Wirthin rief alle Heiligen zu Hilfe, und half indeſſen ſelbſt ſo gut ſie konnte. »Ach du mein Gott! ach! die arme Madame!« rief ſie einmal über das andere, und willfährige Thränen ſtrömten aus ihren Augen, als ſie hörte, daß ſie des unglücklichen Gefangenen unglückliche Gattin herberge.

Sie verſchloß ſogleich die Thüren, damit der Pöbel dieſe Entdeckung nicht wittere, und die Unſchuld mit dem Verbrechen vermenge. Aber Hannchen raſte! ſie wollte hinaus — ſie wollte ſich den Richtern zu Füßen werfen — auf offenem Markte ihres Gatten Unſchuld beſchwören — die gutmüthige Wirthin mußte ſie mit Gewalt zurück halten, mußte ihr Geſchrei durch verſchloſſene Fenſterladen erſticken, und ihr tauſendmal wiederholen, daß ſie den Untergang ihres Gemahls beſchleunigen werde. Erſt als Hannchens Kräfte erſchöpft waren; als ſie athemlos auf der Ottomanne lag, und die Zähren, die bis jetzt von der Wuth zurückgehalten wurden, ſich langſam und ſchwer über ihre Wangen ſtahlen; erſt dann vermochte ſie zu hören, was die Wirthin tröſtend ſprach.

»Ich will gern glauben,« ſagte die menſchenfreundliche Alte, »daß er das grauſame Verbrechen nicht begangen; ich will es glauben, weil Sie ihn ſo lieb haben, und weil ich ihn ſelbſt lieb gewonnen, da er ſo viele Wochen ſittſam und ſtill an meinem Tiſche geſeſſen; aber was kann ihm ſeine Unſchuld helfen? — Ach! Herzens Madame! mit der Unſchuld kommen wir heut zu Tage nicht durch. Entweder der Schein iſt wider ihn, oder er hat mächtige Feinde; nur Geld kann ihn retten.«

Hannchen deutete haſtig auf ihren Koffer.

»Ich verſtehe Sie,« fuhr die Wirthin fort, »Sie haben Geld; Sie wollen alles aufopfern?«

Hannchen nickte, und ihre gelähmte Zunge verſuchte das Wort Alles auszuſprechen. —

»Nun ſo beruhigen Sie ſich nur eine kleine Weile, ich will meinen Mantel überwerfen, ich will mich unter die Leute drängen, und hören, wie es ſteht. Wenn er unſchuldig iſt, ſo wird ihn der Gott nicht verlaſſen, der den Daniel in der Löwengrube ſchützte, und wird uns Mittel zeigen, ihn zu befreien.«

Mit dieſem Troſtſpruch wanderte ſie hinaus, und ließ Hannchen in Todesangſt zurück. Am erſten Abend wollte es der guten Wirthin nicht gelingen, etwas zum Vortheil des Gefangenen auszuſpüren. Hannchens Zuſtand grenzte an Wahnſinn; ein Fieber ſchauerte durch ihre Gebeine, gegen Morgen fantaſirte ſie. Die Wirthin wich nicht von

ihrem Bette; erſt als der Tag anbrach, überließ ſie die Pflege ihrer Tochter, und eilte auf's neue hinaus, von Menſchenliebe beſeelt, um die Arzenei der Hoffnung zu ſuchen.

Gegen Mittag kam ſie mit einem National-Gardiſten zurück, den ſie geheimnißvoll vor Hannchens Bette führte. »Dieſer brave Mann,« flüſterte ſie der Kranken zu, »iſt einer der Wächter Ihres Gatten.« — Hannchen fuhr in die Höhe, und umklammerte krampfhaft die Hand des Fremden. Ihr Auge war heiß und roth, ihr Blick glühend, aber keine Thräne quoll hervor.

»Madame,« ſagte der Soldat, »Ihr Zuſtand würde mich rühren, wenn ich auch ſonſt keine Gründe hätte, mein Leben für Ihren Mann zu wagen.« — Hannchen winkte der Wirthin ihr ein Käſtchen zu reichen, das zu den Füßen des Bettes ſtand. Sie öffnete dasſelbe, es war ganz voller Goldſtücke. Mit einer wehmüthig flehenden Miene überreichte ſie es dem Soldaten, der es unwillig zurückſchob.

»Madame,« ſagte er, mit dem Ausdruck beleidigten Edelmuths, »Ihr Mann hat ſich in die Flammen geſtürzt, um meine Kinder aus dem Feuer zu retten. Ich hoffe, das ſei genug, um Ihr Käſtchen wieder zu verſchließen. Hier iſt meine Hand, ich rette Ihren Mann, oder ich ſterbe mit ihm.«

Hannchen wollte die dargebotene Hand küſſen; wohlthätige Thränen fanden wieder den Weg zu ihren Augen; ein naſſer Blick gegen Himmel dankte Gott und ihrem

Retter. — Als der Hoffnungsſtrahl, wie ein elektriſcher Funke, das Band ihrer Zunge wieder gelöſt hatte, als ſie wieder ſprechen konnte; da wollte ſie dem edlen Manne wenigſtens ſo viel aufdringen, als er zur Beſtreitung der Unkoſten nöthig haben könne; aber er beſtand darauf, daß er dieſe That allein thun müſſe, und wenn ſie ihm ſeinen letzten Heller koſten ſolle.

Jetzt forderte ſie Schreibzeug, um dem Gatten ihre Gegenwart zu verkünden, und ihm ein Wort des Troſtes in ſeinen Kerker zu rufen; doch der Soldat weigerte ſich, den Brief zu beſtellen. Nicht einmal von Hannchens Ankunft wollte er den Gefangenen unterrichten, weil zu befürchten war, ſeine Freude möchte ihn verrathen.

»Geduld!" ſagte der biedere junge Mann, »Geduld bis morgen oder übermorgen! bis dahin muß es entſchieden ſein. Unterdeſſen wird dieſe gute Frau, ſobald es Nacht wird, Sie in mein Dorf bringen; dort mögen Sie ſich bei meiner Frau verbergen, und den Ausgang ruhig abwarten."

Ruhig? ſeufzte Hannchen.

Der Soldat ſprach ihr Muth ein, unterrichtete die Wirthin, welchen Weg ſie zu nehmen habe, und eilte wieder auf ſeinen Poſten, um keinen Argwohn zu erregen. Fieber und Schwäche vergeſſend bereitete ſich Hannchen zur Abreiſe, und als die ſtille Nacht ihren Schleier ausbreitete, da trat ſie in Begleitung der ehrlichen Wirthin

den Weg an, und klopfte um Mitternacht an die Hütte des jungen Weibes. Sie wurde als die Gemahlin eines Wohlthäters empfangen, und fand in Babet eine Schweſter.

Was in dem Herzen dieſes holden Mädchens vorging, als es ſo plötzlich die Gattin des Geliebten erſcheinen ſah, das mögen die Herzenskündiger ergründen. Aber ihre Neigung war zu rein und ſchuldlos, um irgend einer Anwandlung von niederer Eiferſucht Raum zu geben. Sie ſah nur Wilhelm's Gefahr, vergaß ihre Wünſche, ihre Träume, und kettete ſich feſt an ein Geſchöpf, das eben ſo innbrünſtig als ſie für ſeine Rettung betete.

Gott erhörte das Gebet dieſer beiden verſchwiſterten Engel. Am Abend des dritten Tages erhielten ſie Botſchaft und Befehl, ſich um Mitternacht auf der Straße nach Limoges, an einem bezeichneten Platze einzufinden. Zitternd eilten ſie dahin — ſchweigend ſaßen ſie im Graſe, und bebten bei jedem Rauſchen eines Blattes. Hoch klopften ihre Herzen, als ihre lauſchenden Ohren in der Ferne das Raſſeln eines Wagens vernahmen — und als er immer näher und näher kam — und als er ſtill hielt — da flog die junge Bäuerin pfeilſchnell die Straße entlang — und Babet keuchte ihr nach — und Hannchen wankte zwiſchen Furcht und Hoffnung mit bebenden Knien, bis ſie ſich nicht mehr zu halten vermochte — und in die Arme ihres Gatten ſank.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Flucht.

Wer verzeiht es nicht meinem Helden, wenn er, bei diesen wundergleichen Erscheinungen, sich erst besinnen mußte; ob sein Kopf schon vom Rumpfe getrennt sei, und er nur Elisiums Schattenbilder um sich schweben sehe? — Doch die Erklärung aller dieser Wunder, ihm hier auf einer häufig betretenen und befahrenen Landstraße mitzutheilen, war nicht rathsam. Der wackere Soldat schüttelte Wilhelm aus seinem Taumel auf, und führte ihn an das Gebüsch, wo ein großer, offener Bauerwagen seiner harrte, mit allem bepackt, was eine sichere Flucht befördern konnte.

In zehn Minuten sah sich Wilhelm von seinen Fesseln befreit. Die Uniform machte einem leinernen Bauerkittel Platz, sein Haar verkroch sich unter eine rothe Mütze. Auch Hannchen und Babet hatten ihre wallenden Locken in minder reizende Zöpfchen geflochten. Grobe Halstücher versteckten, was stark ausgeschnittene Mieder zu verrathen drohten; kurze dicke Röcke verbargen den Grazienwuchs und ungeheure Holzschuhe die niedlichen Füße.

Schon hatten Babet und Hannchen unter Thränen der Rührung von ihrer guten Wirthin Abschied genom-

men; schon hatte Wilhelm sie auf den Wagen gehoben, und war im Begriff selbst nachzusteigen; als eine unverhoffte Entdeckung ihn plötzlich anderes Sinnes machte, und ihn fast bestimmte, freiwillig in seinen Kerker zurück zu kehren. Bis jetzt nämlich war es ihm in der Betäubung noch nicht beigefallen zu fragen, wer ihr Führer sein werde? und jetzt erst wurde er gewahr, wie groß das Opfer der Dankbarkeit sei, welches die ehrliche Bauerfamilie ihm brachte.

Der Soldat war mit seinem Weibe einige Schritte seitwärts gegangen; Wilhelm sah, wie sie ihn ängstlich umklammerte; er hörte sie schluchzen und schluchzend fragen: »wann sie ihn wieder sehen werde?« — er hörte, wie der Mann sie mit gebrochenen Worten tröstete; wie er sie und seine Kinder segnete, und zurückzukommen versprach, sobald sein Leben nicht mehr in Gefahr sein werde. — Das arme Weib konnte nicht von ihm lassen, immer zog sie ihn wieder nach sich in eine letzte Umarmung; bis der Mann ihr zuflüsterte: »gedenke der Feuersbrunst und unserer Pflicht!« — da ließ sie ihn los.

Nun in Gottes Namen! sagte er und ging; das Weib blieb stehen und rang die Hände. — »Nein!« rief Wilhelm ihm bewegt entgegen, »nein! so theuer erkaufe ich mein Leben nicht. Wenn meine Rettung dich zum vogelfreien Flüchtling, dein Weib zur Witwe und deine Kinder zu Waisen macht, so gehe ich lieber zurück in mein Gefängniß, und morgen zum Tode.«

Dieſe Worte ſtreuten den Schrecken unter die kleine Geſellſchaft. Babet und Hannchen fuhren von ihren Sitzen in die Höhe, der Soldat ſtutzte, und ſein Weib trocknete ſchnell ihre Thränen und erſtickte ihre Seufzer. — »Was willſt du?" hub der Gardiſt mit feſter Stimme an, „ſetze dich ruhig auf den Wagen. Der Schritt, der meinen Kopf auf das Spiel ſetzt, iſt einmal gethan, zurückthun läßt er ſich doch nicht. Geſetzt auch, du gingeſt wieder in dein Gefängniß, ſo möchte es ſchwerer ſein, unbemerkt hinein zu ſchlüpfen, als es war, heraus zu kommen. Man hat dich bereits vermißt; wo nicht, ſo kannſt du vor Tages Anbruch die Stadt doch nimmer erreichen; und dann iſt es für deinen Wächter gleich verderblich, ob du wirklich entflohſt? oder nur mit ſeiner Hilfe entfliehen wollteſt? Laß uns eilen! Ich vertraue Weib und Kind dem Schutze Gottes und meines Bruders, der nicht mit auf dem Poſten war, und folglich nichts zu verantworten hat. Ich bringe euch über die Grenze, und harre dort ſo lange, bis der Tirann meines Vaterlandes geſtürzt iſt; das wird über kurz oder lang gewiß geſchehen, denn ich kenne die Stimmung meiner Brüder. Dann wird die Gerechtigkeit wieder freier athmen, und es wird kein Verbrechen mehr ſein, zu thun, was Dankbarkeit und Menſchenliebe heiſchen. Wohlan! in Gottes Namen!"

Er ergriff des Pferdes Zügel und ſchwang ſich in den Sattel. Wilhelm, durch ſeine Worte zwar nicht beruhigt, aber doch überzeugt, daß ein Schritt zurück in des wackern

Mannes gefahrvollen Lage nichts ändern könne, ergab sich in die Gewalt der Umstände, setzte sich an Hannchens Seite, und der Wagen rollte davon.

Mit Louvet's Feder ausgerüstet, würde die Beschreibung dieser Flucht den Leser mit banger Erwartung füllen, ihm oft den Athem hemmen, und alle Fibern seiner Aufmerksamkeit spannen. Fünf Nächte flohen sie auf ungebahnten, nur allein ihrem Führer bekannten Wegen. Am Tage verbargen sie sich in dicke Wälder und Bergklüfte. Zweimal brach ihr Fuhrwerk an Felsenstücken; in der dritten Nacht geriethen sie auf einen Irrweg, erblickten mit Entsetzen bei anbrechender Morgendämmerung die Thürme einer großen Stadt in einer geringen Entfernung, und als sie schnell die Pferde wandten, um dieser Gefahr zu entfliehen, stürzte eines derselben todt zur Erde.

Männlicher Muth und weibliche Standhaftigkeit überwanden endlich alle Gefahren; die Morgensonne des fünften Tages ging ihnen auf schweizerischer Grenze auf. Hier trennte sich ihr braver Führer von ihnen. Vergebens öffnete Hannchen ihren Beutel und Babet ihr Schmuckkästchen, um ihn wenigstens in seinem Exil vor Mangel zu sichern, »Ich kann arbeiten," sagte er, »Fleiß und Redlichkeit sind überall willkommen. Wollt ihr mir die Trennung von den Meinigen erleichtern, so gebt mir nichts, auf daß ich bei meiner Arbeit immer denken könne: ich habe gethan, was recht war."

Bei dieſen Worten ſchüttelte er einem jeden die Hand und ging. Wilhelm ihm nach. Draußen hing er an ſeinem Halſe; der beredteſte Dank floß aus den Augen des Befreiten. Er ließ ſich den Namen ſeines Wohlthäters wiederholen, zeichnete ihn ſorgfältig in ſeine Schreibtafel, und verließ ihn mit den Worten: »ſo war ich ein ehrlicher Mann bin! du ſollſt von mir hören.“

Gegen Mittag erreichte Wilhelm mit ſeinen ſchönen Gefährtinnen eine Stadt, wo ſie von den vielen überſtandenen Mühſeligkeiten auszuruhen beſchloſſen. Dort öffneten ſich die Herzen zum erſten Male traulichen, unbefangenen Geſprächen; keine Furcht band mehr ihre Zunge, keine Gefahr verſchloß mehr ihr Gedächtniß für die Vergangenheit oder trat ihren Hoffnungen für die Zukunft in den Weg.

Jetzt erſt konnte Hannchen mit herzlicher Theilnahme nach dem Freunde ihres Gatten fragen, und Wilhelm ergriff dieſe Gelegenheit, ihr, in Babet's Gegenwart, die Geſchichte ſeines Herzens mitzutheilen. Er gewann dabei den Vortheil, daß er ſeine Worte nicht an Babet zu richten brauchte, und Babet durfte im Stillen erröthen, da ihres Freundes Blicke zu beſcheiden waren, um dieſe holde Schamröthe aufzuhaſchen.

Er ſchilderte jetzt Fritzens Leidenſchaft mit den glühendſten Farben, breitete ſich redſelig über alle die vortrefflichen Eigenſchaften aus, die ſein Freund, durch Blödigkeit gefeſſelt, ſo wenig geltend zu machen gewußt hatte, und beſchloß

mit dem feurigen Wunſch (den er aber gegen Himmel und nicht an Babet richtete), daß dieſes holde Geſchöpf die erſte Liebe eines würdigen Jünglings einſt durch Gegenliebe belohnen möge.

Babet ſchwieg und ſchlug die Augen nieder. Was eigentlich in ihrem Herzen vorging, wagen wir nicht zu enthüllen; aber daß alles, was ſie hörte — verbunden mit der Unmöglichkeit denjenigen zu beſitzen, der den erſten Eindruck auf ihr junges Herz machte, und jetzt ſo warm für einen andern ſprach — verbunden mit ihrer hilfloſen Lage in einem fremden Lande — keinen ungünſtigen Eindruck für Fritzen hervorbrachte, das dürfen wir vermuthen.

Auch Wilhelm ſchwieg, und überließ es nun ſeiner Gattin, der er einen bedeutenden Wink gab, den Wünſchen ſeines Freundes vorzuarbeiten, überzeugt, daß ein Frauenzimmer bei einem ſolchen Auftrage ganz an der rechten Stelle iſt.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Die Tyrannei der Ehre.

Zwei Tage waren verfloſſen. Ruhe und Sehnſucht nach ihrem Kinde hatten Hannchen mit neuen Kräften ausgerüſtet. Eine Wolke, die ſie ſchon heute und geſtern auf Wilhelms Stirn gewahr wurde, und deren Entſtehen ſie ſich nicht erklären konnte, hoffte ſie durch eine ſchnelle Abreiſe zu verſcheuchen. Sie bat ihn daher, alles auf den nächſten Morgen zu veranſtalten, und er verſprach es.

Zwar ſchien dieſes Verſprechen ihm Mühe zu koſten; er ſchien mit Widerwillen die Reiſeanſtalten zu beſorgen, und am letzten Abend war er ungewöhnlich tiefſinnig, Wehmuth trübte ſeinen ſonſt ſo hellen Blick. Hannchens Auge ruhte oft forſchend auf ihm; da ſie aber das Warum und Woher durchaus nicht ergründen konnte, und er ihren Fragen ängſtlich auswich; ſo erwartete ſie von der Zeit des Räthſels Auflöſung, und verſcheuchte die aufſteigenden Grillen durch den Gedanken an das Wiederſehen ihres Säuglings.

Der Morgen kam. Hannchen erwachte heiter, und fand Wilhelm nicht mehr neben ſich. Am Tage der Abreiſe, da

noch so manches zu besorgen war, fiel ihr das eben nicht auf. Sie sprang aus dem Bette, lief in das Nebenzimmer, um Babet schäckernd zu wecken, und fing dann rasch an, sich mit dem Einpacken zu beschäftigen.

Jetzt wurde das Frühstück gebracht, und zu gleicher Zeit übergab ihr der Kellner einen versiegelten Brief. Sie warf einen Blick darauf und erblaßte — die Aufschrift war von Wilhelm's Hand. Hastig und zitternd erbrach sie ihn, und las Folgendes:

»Gutes Weib! ich kann nicht mit dir ziehen — mein Ehrenwort bindet mich, ich muß es lösen. Ich darf, um meiner noch gefangenen Brüder willen, keinen Mißbrauch von der Freiheit machen, für welche wir unsere Ehre verpfändeten. Aber sei ruhig. Nicht jenem verblendeten, blutdürstigen Pöbel werde ich mich in die Hände liefern. Es gibt noch wackere Männer in Frankreich, die mich schützen werden, bis zu der nahen Auswechslung. — Zürne nicht; ich bin Gatte und Vater, aber auch Bürger und Soldat. Ich kann nicht als ehrloser Flüchtling in meinem Vaterlande erscheinen, ich kann nicht als ein Wortbrüchiger in deinen Armen ruhen. — Wenn eine frohe Ahnung mich nicht trügt, so sehen wir uns bald, recht bald wieder. — Reise glücklich! bringe unserm Kinde meinen Segen! — ich verlasse dich fern vom Schauplatz des Krieges, eine ruhige Straße steht dir offen in deine Heimath, du hast eine liebenswürdige Gesellschafterin, einen treuen Bedienten,

und Geld mehr als du bedarfſt — ich bin ruhig. Reiſe, geliebtes Weib! reiſe heute noch, alle Anſtalten ſind gemacht. Enthalte dich aller fruchtloſen Verſuche mich auszuforſchen; wenn du dieſen Brief lieſeſt, bin ich ſchon auf franzöſiſcher Grenze. — Nimm den kürzeſten Weg nach Hauſe, ſtürze dich nicht in neue Gefahren, gedenke unſers verwaiſten Kindes — Gottes Engel geleite dich! und verkürze unſere Trennung!"

Ein Blitz aus wolkenloſem Himmel, der plötzlich neben dem ruhenden Wanderer die Eiche ſpaltet, iſt minder betäubend als dieſer Schlag. Bleich und bebend ſtand das arme Hannchen, und hielt den Brief der beſtürzten Babet hin. — »Ach, Wilhelm! Wilhelm! was haſt du gethan! — du gehſt in ein Land, wo kein Völkerrecht dich ſchützt — und ich ſoll ruhig ſein! — in ein Land, wo man edler Geſinnungen ſpottet; wo die Wenigen, die noch menſchliches Gefühl im Buſen tragen, ſich unter der eiſernen Ruthe der Tirannei beugen müſſen — und ich ſoll ruhig ſein! — Tauſend Gefahren habe ich getrotzt — auf Dornen und zwiſchen Abgründen bin ich bis zu dir gedrungen — und du verläſſeſt mich! — Ach, Wilhelm, was haſt du gethan! —"

So wimmerte ſie unter dem ſchweren Druck ihrer Angſt, und war taub für den kargen Troſt ihrer Freundin. Mit erſchöpftem Muthe, ohnmächtig hingegeben, unfähig irgend einen Entſchluß zu faſſen, that ſie, wie eine bewußtloſe

Kranke, alles, was man von ihr forderte; willigte ohne Theilnahme in Babet's Verlangen, diesen Ort der Trauer zu verlassen, folgte ihr gehorsam wie ein Kind in den Wagen, saß da in sich gekehrt in banger Starrsucht, wußte nicht, wohin man sie führte, und bekümmerte sich auch nicht darum.

Nur erst dann, als die Luft ihres Vaterlandes sie anwehte, als sie Deutschlands Grenze schon betreten hatten, gelang es Babet zuweilen, sie durch die Erinnerung an ihr Kind aus der Betäubung zu wecken. Und als sie endlich nur noch eine Tagereise von dem Orte ihrer Bestimmung waren, da machte die Gattin der Mutter Platz, der kleine lächelnde Wilhelm schwebte mit seinen ausgebreiteten Aermchen vor ihr; sie maß im Geist, um wie viel er gewachsen; sie hörte im Geist die neuen Worte, die er lallen gelernt hatte, und ergetzte sich an dem Gedanken, daß er, trotz der langen Abwesenheit, die Mutter wieder erkennen werde.

Es war Abend, als sie in einem Städtchen anlangten, wo nur noch zwei kurze Stationen sie von dem Gegenstande ihrer zärtlichen Sehnsucht trennten. Da sie ohne Ruhe und Rast bei Tag und Nacht ihre Reise fortgesetzt hatten, so wünschte die ermüdete Babet hier einige Stunden Schlaf zu genießen, und dieser Wunsch wurde noch lebhafter durch die Warnung des Wirths, der ihnen von einem nahen Walde erzählte, in dem es nicht geheuer sei. »Ein Haufe liederliches Gesindel,« sagte er, »deutsche

Deſerteurs, verlaufene Holländer und verjagte Franzoſen haben ſich hier geſammelt, und machen die Straßen unſicher. Die nahe Grenze begünſtigt ihren Unfug. Mord- und Raubgeſchichten — freilich wohl mit Zuſätzen vermehrt, aber doch immer noch fürchterlich genug, wenn man auch nur die Hälfte glaubt — gehen von Ohr zu Ohr. Zwar hat ſchon, wie es heißt, die Regierung kräftige Anſtalten getroffen, ein ſtarkes Detaſchement von Soldaten ſoll den Wald umzingeln und ſäubern," aber ob dieſes Detaſchement wirklich ſchon ausgerückt ſei? ob und mit welchem Glücke es den erhaltenen Befehl ausgeführt habe? das wußte der Wirth nicht, und ſo auf gut Glück die Durchfahrt zu wagen, beſonders bei Nacht, das ſchien ihm bedenklich.

Die furchtſame Babet ſtimmte ein, und erinnerte ihre Freundin an die Bitte ihres Gemahls, ſich keiner neuen Gefahr auszuſetzen. Aber die mütterliche Sehnſucht verſchlang alle Bedenklichkeiten; eine liebende Mutter kennt keine Furcht. Hannchen hatte ſich den Augenblick ſchon ſo ſüß geträumt, wo ſie morgen mit Tages Anbruch den kleinen ſchlafenden Liebling umarmen würde — es war ja eine mondhelle Nacht, und der Wirth geſtand ja ſelbſt, daß die Regierung bereits für die Sicherheit der Reiſenden geſorgt habe. Das Gerücht vergrößerte auch wohl die Gefahr, der Wald war wohl ſchon längſt von ſeinen ſchlimmen Gäſten befreit; ſolche ſchauerliche Erzählungen pflegen

ſich noch lange zu erhalten, wie Geſpenſtergeſchichten von einem alten Hauſe, deſſen Bewohner ruhig ſchlummern. Kurz, die Sehnſucht der Mutter überwand die Furcht der Freundin, und vom aufgehenden Vollmond begleitet, ſetzten ſie ihren Weg fort.

Ihr Muth wurde noch geſtärkt, als ſie in der Entfernung einer halben Meile vor dem gefährlichen Walde einen Reiſenden zu Pferde antrafen, der ohne Anſtoß hindurch geritten war, und der ihnen die tröſtende Nachricht brachte, daß bereits Tages vorher zwei wackere Grenadier-Kompagnien wirklich ausgerückt wären, und den Wald in aller Stille umzingelt hätten.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Die Räuber.

Es wäre eine intereſſante Aufgabe für Moriz Magazin der Erfahrungsſeelenkunde, warum auf offenen und beleuchteten Plätzen ſich auch die Seele ausdehnt, und des Muthes Flämmchen heller in ihr leuchtet? warum hingegen zwiſchen Felſenklüften oder im Dunkel eines dichten Waldes die Bruſt ſich enger zuſammenzieht, und leiſe Schauer unwillkürlich ſie durchzucken?

So lange die Straße ſich durch angebaute Kornfelder ſchlängelte, und hie und da in den nahen Dörfern ein Hund bellte, ſo lange wußten die Reiſenden nichts von Furcht. Als aber nun der böſe Wald immer dunkler und dunkler den Horizont begrenzte; als ſie ihn wirklich betraten, und die anfangs einzeln ſtehenden Bäume ſich nach und nach zu undurchdringlichem Gebüſch verdickten; des Mondes Strahl ſich nur noch durch Fichtenwände ſtehlen konnte; da fingen die guten Kinder an zu beben — ein ängſtliches Schweigen herrſchte im Wagen — jedes unverdächtige Geräuſch, jeder trügeriſche Schatten verurſachte ihnen Herzklopfen.

Hin und wieder öffnete sich der Wald und bildete kleine Ebenen, von denen der freundliche Mond Besitz genommen hatte; sie athmeten freier, so oft sie über einen solchen lichten Platz fuhren, und nachdem sie bereits länger als eine Stunde ein Raub heimlicher Angst gewesen waren, wagte Babet das erste laute Wort, um ihrer Freundin die tröstliche Hoffnung zuzuflüstern, daß das Ende des Waldes nun wohl bald erreicht sein werde. Aber kaum hatte sie es ausgesprochen, als eine schmetternde Pfeife aus dem Gebüsch zur Linken so fürchterlich durch den Wagen tönte, daß sie mit einem ängstlichen Schrei von ihrem Sitze in die Höhe fuhr. Das Signal wurde in einer geringen Entfernung vor ihnen eben so schmetternd beantwortet, und gleich darauf hörte man deutlich Pferdegetrappel und Menschenstimmen.

Gott sei bei uns! sagte der Postillon und kreuzigte sich. In zitternden abgebrochenen Silben suchte Hannchen noch ihrer Gefährtin die Hoffnung einzuflößen, daß es wohl nur die Grenadiere sein würden, welche die Räuber aufsuchten und die Straße bewachten. Aber ein Schuß, der in diesem Augenblicke den Postillon zu Boden streckte, ließ keinen Zweifel mehr übrig. Der Wagen wurde umringt, die Damen kreischten laut um Hilfe. Ein stattlicher Reiter näherte sich mit gespanntem Pistol dem Schlage, redete sie französisch an, und befahl ihnen gebieterisch zu schweigen, wenn das Leben ihnen lieb sei. Einer seiner Spießgesellen warf den halbtodten Peter vom Kutschbock, ein anderer

ſchwang ſich auf den Sattelgaul und trabte buſcheinwärts. Die Räuber umgaben den Wagen von allen Seiten, ein Paar derſelben war hinten aufgeſprungen, andere ritten voraus als Wegweiſer auf dem ungebahnten Pfade.

Aber ſie hatten noch kaum einige hundert Schritte zurück gelegt, als der Wagen mit fürchterlicher Gewalt gegen einen abgehauenen Baumſtrunk rannte, und die Achſe brach. Die Räuber fluchten, die Damen zitterten, es blieb nichts anders übrig, als die lebendige und lebloſe Beute auszuladen, und den zerbrochenen Wagen ſtehen zu laſſen. Hiezu entſchloſſen ſich die Räuber auf der Stelle, zwanzig Hände waren beſchäftigt, das Gepäcke abzulöſen, und der ſtattliche Reiter näherte ſich abermals ſeinen Gefangenen, mit der ziemlich höflichen Bitte auszuſteigen. Sie mußten gehorchen.

Er ſchien das Oberhaupt der Bande und verließ ſie ſchnell wieder, um ſeine Leute zu möglichſter Eile anzutreiben. Hannchen und Babet ſaßen auf bemoosten Baumwurzeln, und mußten mit anſehen, wie ihre kleine Habe herumgezerrt und fortgeſchleppt wurde. Den größten Theil derſelben lud man dem armen Peter auf die Schultern, und wenn er unter der Laſt keuchte, ſo ermunterte man ihn durch Peitſchenhiebe. So ſchnell als eine Hamſtergeſellſchaft ein Maas Korn in ihre Backen nimmt, ſo ſchnell hatten die Räuber den Wagen aufgeräumt, und am Ende auch das Tuch herausgeſchnitten, um zu ſehen, ob keine verborgenen Schubfächer dahinter ſteckten.

Schon machte sich alles auf den Weg, und fast glaubten die Damen, man werde sich mit der Beute begnügen, und sie allein hier im Walde zurücklassen, denn es schien sich Niemand um sie zu bekümmern. Ihre Lage war so traurig, daß sie selbst dieses fürchterliche Alleinbleiben mitten in einem unwegsamen Walde wünschen mußten, und Hannchen betete sogar heimlich und inbrünstig darum, denn eine Mutter findet auch wohl durch eine Wüste den Weg zu ihrem Kinde. Aber auch diese elende Hoffnung raubte ihnen bald der Anblick von zwei gesattelten Pferden, die man ihnen vorführte, mit dem Bedeuten, sich darauf zu setzen, um den übrigen so schnell als möglich zu folgen.

Die armen Kinder widerstrebten weinend, und versicherten beide, daß sie in ihrem Leben noch auf keinem Pferde gesessen, daß sie lieber zu Fuße gehen wollten; aber ihr ängstliches Flehen fand nur taube Ohren. Ein Dutzend wilde Kerls, die sie umgaben, versprachen lachend und spottend Sorge für sie zu tragen, daß sie nicht herunter fallen sollten; und als die Damen noch immer zögerten, ergriff man sie unsanft, um sie mit Gewalt auf die Rosse zu heben.

In diesem Augenblicke fiel ein Hagel von Musketenschüssen, die Kugeln pfiffen an Hannchens Ohr vorbei. Zwei von den Räubern, die ihr am nächsten standen, stürzten todt zur Erde, einige andere schleppten sich verwundet tiefer in's Gebüsch.

Der ganze Wald schien plötzlich zu leben, donnernde Stimmen schallten hinter jedem Baume hervor. Herzu! herzu! rief ein Mann zu Pferde, der sich mit dem Säbel einen Weg durch's Gesträuch bahnte. Hinter ihm blickten Grenadiermützen im Strahl des Mondes.

Die Räuber, die schon voraus geeilt waren, warfen, als sie den ersten Schuß hörten, ihre Beute in's Gras, griffen zu den Waffen, und sammelten sich muthig um ihren Anführer, der den Soldaten kühn entgegen sprengte. Es begann ein wüthendes Gefecht; noch fürchterlicher durch die an Nacht grenzende Dämmerung, und durch den engen Raum, welcher die Kämpfer einschloß. Hannchen und Babet waren fast eben so sehr als die Streitenden der Gefahr ausgesetzt. Sie wollten fliehen, aber von allen Seiten umgab sie das mörderische Gefecht; Kugeln schlugen neben ihnen in die Bäume, Verwundete stürzten zu ihren Füßen nieder.

Die Räuber waren den Soldaten an der Zahl überlegen, und schon fingen diese an sich fechtend zurück zu ziehen, wobei die Damen fast mitten in's Gedränge kamen. Der Offizier, der sie anführte, war verwundet — jetzt traf ein Schuß sein Pferd — es stürzte — er sprang dicht neben der knienden Babet herab, und stieß mit einem Seufzer die Worte aus: ich kann nicht mehr!

Ach Gott! rief Babet, indem sie die Hände rang, und ihr bethräntes Gesicht gegen den Mond kehrte. Bei

dieſem Ausruf warf der Verwundete einen Blick auf ſie, ſchrie: Babet! Babet! und ſtürzte ſich von neuem in's Gewühl. — Dieſer ſüße Name ſchien ſeine Wunden plötzlich zuſammenzuziehen, und ſeine Muskeln mit übermenſchlicher Kraft zu ſpannen. Sein Säbel mähte unter den Räubern, und ſchon hatte er ihren tapfern Anführer erreicht, mit dem er jetzt einen ungleichen Kampf einging. Er zu Fuße, Jener zu Pferde; Er blutend, Jener unverwundet, griff er ihn an mit Heldenkraft, und wich nur Schritt vor Schritt der Uebermacht des Räuberhauptmanns, dem ſein Pferd und ſein ungeſchwächter Arm den Vortheil über ihn gaben.

Ach! ſchon war er bis zu Babet's Füßen zurückgetrieben — von neuen Wunden bedeckt ſank er vor ihr nieder, und ſtammelte: Hier will ich gern ſterben! — Schon bückte ſich der Fremde nach ihm herab, ihm den Kopf zu ſpalten, als Babet's Anblick auch hier einen unerklärbaren Zauber zu wirken ſchien. Babet! ſchrie der Räuber, und ſein aufgehobener Arm ſank gelähmt herab. Babet! ſchrie er noch einmal, ſprang haſtig vom Pferde, ergriff das kniende Mädchen, und ſchleppte ſie, mitten durch das Gewühl, immer tiefer und tiefer in's Gebüſch. Der Offizier lag ohnmächtig am Boden, und war nicht im Stande, ſich dieſer That zu widerſetzen.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Der Retter.

Kaum hatte Babet wider ihren Willen den Schauplatz verlaſſen, auf welchem Räuber und Soldaten noch immer mit gleicher Wuth und abwechſelndem Glücke fochten, als ſich die Scene urplötzlich veränderte. Ein Offizier, an der Spitze von zwanzig Huſaren, ſtürzte keuchend aus dem Geſträuch hervor, fiel wie ein Hagelwetter auf die Buſchklepper, und entſchied in einem Augenblicke den Sieg. Was noch fliehen konnte, floh. Der Platz war mit Todten und Verſtümmelten bedeckt. Die erhaſchten Flüchtlinge wurden gebunden.

Der Offizier ſprang vom Pferde, ging haſtig auf dem blutigen Tummelplatz umher, fand Hannchen, die leblos unter einer Eiche lag, und warf ſich zitternd über die Ohnmächtige. — Sie ſeufzt — ſie erwacht — ſie iſt in Wilhelm's Armen! —

Staunen und Freude machen ſie ſprachlos — ſie kann nicht fragen, welch ein Wunder ihr den Gatten zum Retter geſandt; ſie kann nur dies wundervolle Glück empfinden, und dieſe Empfindung, in Thränen aufgelöſt, ſtumm an ſeinem Halſe ausweinen.

Das bange Aechzen eines Verwundeten weckte Wilhelm zuerſt aus dieſem ſeligen Rauſche. Er blickte um ſich, ſah einen Menſchen in ſeinem Blute liegen — ſah — ſtaunte — ſchauderte — und ſank von Schmerz betäubt an die Seite des Stöhnenden — es war Fritz, — es war ſein Freund! der ihn nicht kannte, deſſen Auge die Nacht des Todes umſchleierte. — Hilfe! Hilfe! ſchrie Wilhelm ängſtlich, und riß ſein Schnupftuch hervor, um die Quellen des rieſelnden Blutes zu verſtopfen. Auch Hannchen wankte herbei, und ſtieß einen heftigen Schrei aus, als ſie das blaſſe Geſicht des biedern Jünglings erkannte.

Die Soldaten ließen ab von der Verfolgung der Räuber, kehrten zurück, hieben Zweige von den Bäumen, flochten in der Eile zwei Tragbahren, legten den Verwundeten ſanft auf die eine, ſetzten Wilhelm's erſchöpfte Gattin auf die andere, und trugen ſie mit vorſichtigen Schritten durch den Wald. Die Huſaren trieben die Gefangenen vor ſich her; Wilhelm ritt langſam neben dem Zuge; tauſend widerſprechende Gefühle zerſchnitten ſeine Bruſt. Ein Blick auf die gerettete Gattin füllte ihn mit wehmüthiger Freude; aber ein anderer Blick auf ſeinen ſterbenden Freund, und Hannchen's Angſtgeſchrei um die verlorne Babet, verbitterten ihm die Wonne, der Retter ſeines Weibes geworden zu ſein.

Sie erreichten mit Tages Anbruch das Ende des Waldes, und mit ihm ein Dorf, wo ſie, trotz dem Mangel an allen Bequemlichkeiten, liegen bleiben mußten, denn

der Verwundete konnte eine längere Erſchütterung nicht ertragen. Hier ſandte Wilhelm ſogleich einen Huſaren nach der nächſten Stadt, um Wundärzte zu holen. Sie kamen gegen Mittag, und erklärten zu Wilhelm's unausſprechlicher Freude, daß keine der Wunden ſeines Freundes tödtlich ſei. Sie wagten es, ſich für ſeine Geneſung zu verbürgen, und fürchteten nur für die ſchleichenden Folgen des vielen verlornen Blutes.

Jetzt trat der Prediger des Orts in die Dorfſchenke, ein menſchenfreundlicher Greis, der mit der leutſeligſten Gaſtfreiheit dem Kranken ſeine Wohnung und Pflege anbot. Die Einladung wurde mit Dank angenommen, und Fritz nach dem erſten Verbande, mit Erlaubniß ſeiner Aerzte, dahin getragen. Hier war der gute Alte geſchäftig, ihm das beſte, ruhigſte Zimmer ſeines Hauſes einzuräumen, und Alles was Küche, Keller und Haus-Apotheke vermochten, trug er unermüdet herbei.

Fritz hatte gegen Abend ſeine Beſinnung wieder erhalten. Sprechen konnte er noch nicht; aber er ſah lächelnd ſeinen Freund neben ſeinem Bette ſitzen; er ſah lächelnd Hannchen ab und zugehen, und ſein Auge ſchweifte nur mit inniger Unruhe im Zimmer umher, als ob er noch eine dritte Perſon ſuche. Wilhelm verſtand dieſen Blick, gab ſeiner Gattin einen bedeutenden Wink, und fragte dann ungezwungen: ob Babet ſchon ſchlafe? — Hannchen nickte mit dem Kopfe, mußte aber ſchnell ihr Geſicht wegwenden, um ihre hervorſtürzenden Thränen zu verbergen. Auf Fritz

wirkte dieſe kleine Liſt ſehr wohlthätig, er ſchien beruhigt und entſchlummerte bald darauf.

Durch die ermüdende Reiſe und die Schrecken der entwichenen Nacht war Hannchen ſo angegriffen, daß ſie ſich kaum mehr auf den Füßen halten konnte. Wilhelm war es nicht viel weniger, aber er beſtand darauf, bei ſeinem Freunde zu wachen, und ſorgte nur dafür, daß ſeine Gattin in einem Nebenzimmer die ihr ſo nöthige Ruhe fand. Mit einem der Wundärzte blieb er an Fritzens Lager. Da der Kranke ruhig zu ſchlummern ſchien, ſo fiel auch dieſer bald in einen tiefen Schlaf; Wilhelm aber wachte, und die Erinnerung an alle ſeine wunderbaren Schickſale gab ſeiner Seele genug reichhaltigen Stoff zu verarbeiten, um den Schlaf zu verſcheuchen.

Bald nach Mitternacht hörte er zu wiederholtenmalen an der Hausthür klopfen, da aber das Krankenzimmer im Hinterhauſe lag, und alſo dieſes Klopfen den Schlummer ſeines Freundes nicht ſtören konnte, ſo bekümmerte er ſich nicht weiter darum. Doch bald wurde ſeine Aufmerkſamkeit durch ein vermehrtes Geräuſch, durch Hin- und Hergehen und lautes Reden in der Ferne gereizt. Nicht lange, ſo ſchlich es über den Gang, näherte ſich der Stubenthür und klopfte leiſe. Wilhelm ging hinaus, und fand den alten Prediger mit einem Lichte in der Hand, der ihm erzählte: ein junges, ſchönes Frauenzimmer, mit einem Käſtchen unter dem Arm, ſei zu Fuße vor ſein Haus gekommen, habe ihn wecken laſſen, und mit ihm ſprechen wollen. Aber

da ſie nichts als franzöſiſch ſpreche, und er dieſer Sprache unkundig ſei, ſo habe er ſie vorläufig in ſeine Stube geführt, und komme, um Wilhelm zum Dolmetſcher aufzufordern. Das Frauenzimmer ſcheine ſehr unruhig und vergieße häufige Thränen.

Wilhelm eilte zurück, weckte den Wundarzt, und folgte dann dem Greiſe von einer Ahnung durchdrungen, die ihn nicht betrog, denn als er die Thür öffnete, flog Babet in ſeine Arme! — Wilhelm's unvermuthete Erſcheinung gab ihrer kindlichen Freude den Anſtrich von Wahnſinn. Sie fühlte ſich nun ganz gerettet, ſah ſich wieder unter dem Schutz eines geliebten Freundes, lachte, weinte, ſeufzte, betete, und konnte lange keine zuſammenhängenden Worte hervorbringen. Endlich fragte ſie zuerſt nach Hannchen — und dann mit einer ſichtbaren Bewegung, nach Fritz, den ſie im Getümmel nur allzuwohl erkannt hatte, und deſſen letzte Worte, als er zu ihren Füßen ſank: hier will ich gern ſterben! noch immer in ihre Ohren tönten.

Nachdem Wilhelm ihr über Alles beruhigende Auskunft gegeben, und ein niederſchlagendes Pulver ihre Lebensgeiſter etwas beſänftigt hatte, wünſchte er nun auch von ihr zu erfahren, durch welches glückliche Abenteuer ſie ihm ſo unverhofft wieder geſchenkt ſei? — Aber Babet legte den Finger auf den Mund — ſie ſchwieg — ihr Auge wurde düſter — und nachdem ſie einigemal im Zimmer auf und nieder gegangen, ergriff ſie wehmüthig Wilhelm's Hand,

und bat ihn, ſie nun und nie wieder mit dieſer Frage zu ängſtigen.

Wilhelm begriff freilich den Zuſammenhang dieſer Weigerung nicht, da ſie aber ihre Bitte mit der beweglichſten Stimme wiederholte, und er nicht gewohnt war, ſich in fremde Geheimniſſe einzudringen, ſo ſchwieg er beſcheiden. Auch der Prediger wußte ihm das Räthſel nicht aufzuklären. Nur ſo viel erfuhr man noch von dem Knechte, daß, als Babet klopfte, einige hundert Schritte von der Pfarrwohnung ein Wagen hielt, der von einigen Männern zu Pferde umgeben war, und daß, ſobald er der Klopfenden die Thür geöffnet und ſie herein gelaſſen, der Wagen und die Reiter links um gemacht, und in vollem Gallop den Rückweg nach dem Walde nahmen.

Am andern Morgen wurde die Freude der Geſellſchaft noch durch die Erſcheinung des ehrlichen Peters erhöht, der bei dem erſten Lärm, als Niemand auf ihn Acht gab, buſcheinwärts flüchtete, und nachdem er mit dem aufgeladenen Gepäck den ganzen Tag im Walde herumgeirrt und faſt verhungert war, endlich einen Bauer fand, der ihn wohlbehalten in's Freie brachte. Hier folgte er der Spur ſeiner Herrſchaft und langte gerade in dem Augenblicke an, da der zweite abgenommene Verband die beſte Hoffnung zu Fritzens baldiger Geneſung gab, und Babet und Hannchen Arm in Arm an ſeinem Bette ſtanden.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Geprüfte Liebe.

So abgeschmackt es wäre, wenn ein Theater-Prinzipal nach der Vorstellung irgend einer berühmten Zauberoper den Vorhang noch einmal aufrollen ließe, um den Zuschauern die ganze Mechanik der Verwandlungen zu zeigen, und sie mit jedem Stricke, der hier einen Baum oder dort einen Hügel herbei führte, bekannt zu machen; eben so albern würde der Erzähler handeln, der nur stumpfsinnige Leser voraussetzte, und ihnen gar nichts zu errathen oder zu vermuthen übrig ließe.

Der Referent dieser abenteuerlichen, aber wahrhaften Geschichte ist überzeugt, daß die Meisten seiner Leser, besonders aber die Leserinnen (die, nach seiner Erfahrung, eine ausgezeichnete Stärke im Errathen besitzen, zum Beweise, daß sie weit schneller combiniren, als die Männer) schon längst das Gewebe der beiden letzten Kapitel durchschaut, und den Knoten gelöst haben. Er wird daher den Gang, den die Geschichte nahm, blos mit Punkten andeuten, wie man die Reisen der Seefahrer auf der Karte zu bezeichnen pflegt, damit der Leser diesen Punkten folgen könne, bis in den Hafen der geprüften Liebe.

Daß Fritz bald nach der Trennung von seinem Freunde ausgewechselt wurde, daß er zu seinem Regimente zurückkehrte, welches während dieses Krieges sehr gelitten hatte, und deshalb, theils um auszuruhen, theils um wieder vollzählig gemacht zu werden, in seine alte Garnison eingerückt war; und daß der junge Held, an Thätigkeit gewöhnt, sich hier um den mißlichen Auftrag bewarb, an der Spitze zweier Grenadier-Kompagnien die Räuber zu Paaren zu treiben; alles das versteht sich von selbst.

Wilhelm's Verschwinden war die Wirkung eines vielleicht allzuzarten Ehrgefühls, und sein plötzliches Wiedererscheinen die Wirkung einer sehr gerechten französischen Großmuth. Denn als er sich in dem Hauptquartier des Generals, der an der schweizerischen Grenze gelagert war, freiwillig als Kriegsgefangener stellte, und mit der edlen Zuversicht, die den schuldlosen Mann bezeichnet, die Geschichte seiner Flucht vortrug; da hielt es der Befehlshaber seiner Pflicht angemessen, nicht auf's neue, durch Auslieferung dieses Mannes, die Schuld des verletzten Völkerrechts auf sein Vaterland zu laden; er ergriff vielmehr mit Freuden die Gelegenheit, die ihm das Auswechslungsgeschäft darbot, ihn allen Verfolgungen zu entziehen, und noch am selbigen Abend in Freiheit zu setzen.

Welchen Gebrauch Wilhelm von dieser Freiheit machen würde, ließ sich leicht voraussehen. Er flog zurück an den Ort, wo er sein treues Hannchen gelassen hatte, mit der

leiſen Hoffnung, ſie noch zu finden. Als er erfuhr, daß ſie bereits einen Vorſprung von zwanzig Stunden vor ihm gewonnen, warf er ſich auf ein Kourierpferd, und eilte ihr auf dem Fuße nach. Mit jeder Meile verminderte ſich der Raum, der ſie von ihm trennte; das letzte Städtchen erreichte er eine Stunde nach ihrer Abreiſe, und der furchtſame Wirth erzählte ihm haarklein, wie er ſie gewarnt, und wie ſie trotz ſeiner wohlgemeinten Warnungen, und trotz Babet's Ermüdung, auf der Fortſetzung ihrer Reiſe beſtanden.

Wilhelm zitterte vor der Gefahr, in welche die mütterliche Sehnſucht ſie ſtürzte. Er eilte zu dem Kommandanten des Orts, einem ſeiner alten Kriegsgefährten, und bat ihn um eine ſtarke Bedeckung bis zur nächſten Station. Sogleich erhielten zwanzig Huſaren Ordre aufzuſitzen, an ihrer Spitze flog er die Straße entlang. Der Tumult im Walde erreichte ſein Ohr — und er kam eben noch zu rechter Zeit, um ſeine Gattin zu retten und ſeinen Freund zu rächen.

Der dichteſte Schleier liegt über Babet's Abenteuer, und wir würden vielleicht nie im Stande geweſen ſein, ihn aufzuheben, wenn ſie nicht mehrere Jahre nachher das Geheimniß ihrem Gemahl in einer traulichen Stunde ſelbſt mitgetheilt hätte. Der Räuberhauptmann, der ihren Namen ausrief, ſie ergriff und fortſchleppte, war ihr Bruder Philipp. In ſeiner Jugend verzärtelt; mit den Vorurthei-

len der Geburt genährt; in dem albernen Dünkel groß gezogen, daß er zu einer privilegirten Klasse gehöre, die geboren sei, um von der Arbeit der unterdrückten Kasten zu leben; von Selbstthätigkeit entwöhnt; vermeinte er, Ehre und Glück einzig an seinen alten Namen gebunden; verließ voll schimärischer Hoffnungen sein Vaterland, trotzte auf seine Herkunft, wollte unter den Emigrirten eine glänzende Rolle spielen, der er nicht gewachsen war; glaubte sich hintangesetzt, vereinigte sich mit andern Mißvergnügten seines Gelichters — und ward ein Räuber.

Eine Zeit lang trieb er sein schlimmes Handwerk mehr im Kleinen und mit Glück. Aber als nach und nach seiner Bande immer mehr Gesindel zuströmte, wagte er einige verwegene Unternehmungen, welche die Aufmerksamkeit der Regierung weckten, und die ernsthaftesten Gegenanstalten zur Folge hatten. Er unterlag — die Bande zerstreute sich, und er mußte sich glücklich schätzen, daß es ihm gelang, unertappt nach Amerika zu entfliehen, und so einem schimpflichen Tode zu entgehen.

Als er in der Hitze jenes Gefechts seine kniende Schwester erkannte, da regte sich auf einen Augenblick das Bruderherz; er vergaß seine eigene Gefahr, um das hilflose Mädchen aus dem Getümmel in Sicherheit zu bringen. Nachdem das Scharmützel vorüber, und der Rest seiner Leute sich wieder gesammelt hatte, ließ er auch ihr Schmuckkästchen aufsuchen, gab es ihr zurück und geleitete sie selbst

durch Umwege, die ihm allein bekannt waren, bis nahe an die Pfarrwohnung. Hier reichte er ihr düſter die Hand, die ſie mit bittern Thränen netzte, ihn ſo tief geſunken zu ſehen. Alle ihre ſchweſterlichen Ermahnungen, abzuweichen von der Bahn des Laſters — ihr rührendes Beſchwören bei dem Geiſte ihres ehrwürdigen Vaters — beantwortete er nur mit einem finſtern Schweigen.

Mit ſchwerem Herzen und dem feſten Vorſatz, wenigſtens die Schande ihres Bruders nicht ſelbſt aufzudecken; überließ ſie ihn ſeinem Schickſale, und eilte zurück in die Arme der Freundſchaft, in den Schooß einer neuen Familie, wo die Verwaiſte Vater und Bruder in der Perſon eines biedern Gatten wieder fand.

Liebe, Freundſchaft, Tugend, Hoffnung gaben Fritz bald ſeine Geſundheit wieder. Auf Wilhelm's Landgute blühten hinfort zwei glückliche Geſchlechter. Einigkeit, Genügſamkeit und froher Muth ſtrahlten aus den Blicken der Eltern, lächelten in den Zügen der Kinder. Die beiden Freunde hingen ihre Waffen in die Rüſtkammer, bauten ihren Kohl, und riefen mit Voltaire:

Ah! cachons nous! passons avec les sages
Le soir serein d'un jour mêlé d'orages.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Sechsundzwanzigster Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Die jüngſten
Kinder meiner Laune.

Von

Auguſt von Kotzebue.

Sechſter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Dem biedern Greiſe,

ſeinem theuren Oheim,

Herrn Hauptmann von Kotzebue,

als Denkmahl kindlicher Liebe und Ehrfurcht

gewidmet

von

dem Verfaſſer.

Die Flucht.

Wer Trenk's Roman mit Beifall, und La Tüden's Leiden mit Schaudern gelesen hat, der wird Pignata's Flucht nicht minder interessant finden. Es bleibt immer das anziehendste Schauspiel für den Menschen, einen Unterdrückten gegen überlegene Gewalt kämpfen zu sehen. Selbst den Verbrecher, wenn er mehr als gewöhnliche körperliche oder Geisteskräfte aufbietet, sich der Strafe zu entziehen, begleiten unsere geheimen Wünsche; wir zittern für ihn; unsere Theilnahme wächst nach Maßgabe seiner Anstrengung; wir verdammen ihn, und freuen uns doch ihn gerettet zu sehen. Dank der gütigen Natur für diesen Instinkt, der uns antreibt, immer die Partie des Schwächeren gegen den Stärkeren zu nehmen.

Wie viel mehr aber gewinnt unser Interesse noch an Lebhaftigkeit, wenn ein Unschuldiger gegen verbrecherische Gewalt kämpft. Das ist hier der Fall. Joseph Pignata, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts und zu Anfang des jetzigen lebte, gerieth in die Klauen des Ungeheuers Fanatismus, und die Art, wie Verstand, Geschicklichkeit, Muth, Glück und Zufall ihn aus jenen Tigerklauen befreiten, ist wohl werth, noch einmal erzählt zu werden, obgleich seine Geschichte schon 1725 in französischer Sprache gedruckt, und gleich darauf, wie gewöhnlich, in's Deutsche übersetzt wurde. Indessen ist sie dort mit so vielen un-

nützen Weitläuftigkeiten durchwebt, daß ich keine undankbare Mühe zu übernehmen glaube, wenn ich ihr weites, altväteriſches Gewand beſchneide, und die großen Falten ausſtäube.

Pignata, ein Mann von Kopf und Herzen, war Sekretär verſchiedener Kardinäle zu Rom, und als dieſe einer nach dem andern ſtarben, nahm ihn der Prälat Gabrieli in ſein Haus, deſſen Zutrauen und Freundſchaft er in einem hohen Grade gewann. Dieſer Gabrieli war ein aufgeklärter Kopf, ein jovialer Mann, der eine wohlbeſetzte Tafel hielt, und es gern ſah, wenn geſcheite Leute mit ihm zu Tiſche ſaßen. Bekanntlich haben die guten Köpfe einen inſtinktähnlichen Hang zu einander, ſie finden ſich, ohne ſich zu ſuchen, ſie wittern einander aus unter einem Haufen von Grüzköpfen, und errathen ſich an Wort und Zeichen der geſunden Vernunft.

Was Wunder, daß das Haus des Prälaten Gabrieli bald ein Sammelplatz einer kleinen auserleſenen Geſellſchaft wurde, und daß, wenn der Wein die Zungen löſte, man ſich manche kleine Spöttereien über religiöſe Meinungen erlaubte. Dieſe unbeſonnenen Scherze wurden verrathen, und, wie gewöhnlich, mit hämiſchen Erfindungen verbrämt. Es hieß, Gabrieli ſei ein Jude, oder ein Türke, und folglich ein Atheiſt; oder ein Saducäer, der die Unſterblichkeit der Seele läugne, weil er ſie nicht begreifen könne, und an der Auferſtehung zweifle, weil er noch nie-

mals einen Todten habe aufstehen sehen. Es hieß, bei seinen Gastmählern bewirthe man den Teufel mit Menschenblut; kurz, alles was blinder Eifer und abergläubische Andächtelei nur hämisches und gehässiges erfinden konnten, das wurde dem armen Prälaten und seiner lustigen Gesellschaft aufgebürdet.

Natürlich zog sich ein fürchterliches Ungewitter über den Häuptern dieser arglosen Menschen zusammen. Die mailändische Inquisition ließ sie sämmtlich in's Gefängniß schleppen, wo die Meisten unter den Qualen der Tortur starben. Der einzige Gabrieli, das Haupt der angeblichen Ketzer, wurde gelinder behandelt, weil der Kardinal Altieri sein Vetter war.

Doch ich wende mich zu den Schicksalen des unglücklichen, in diese Händel verflochtenen Pignata. Unter der Larve der Freundschaft trat eines Morgens, im Jahre 1689, ein gewisser Broggi in sein Zimmer, und lud ihn zu einem Spazirgang ein. Pignata folgte, ohne etwas Böses zu argwohnen. Zwar fiel es ihm auf, daß, als er Lust hatte einen Weg zu nehmen, der an der Kirche des heiligen Philipp von Neri vorbei führte, sein Geleitsmann mit sichtbarer Unruhe und Aengstlichkeit darauf bestand, die Feigenstraße hinab zu gehen, aber er dachte doch weiter nichts Arges dabei. Kaum war er in die Straße der heiligen Agnes gelangt, als er hinter sich herlaufen hörte. Er drehte sich um, und in diesem Augenblicke warf man ihm,

der löblichen Gewohnheit gemäß, einen ſchwarzen Mantel über den Kopf, und ſchleppte ihn in das nächſte Haus. Hier empfing ihn der Oberprofos mit vierzig Häſchern, ſetzte ihn verhüllt in einen Wagen, und brachte ihn zuerſt nach ſeiner, des Profoſen, Wohnung.

»Wer ſind Sie?« fragte er den betäubten Unglücklichen.

Mit bitterm Lächeln verſetzte Pignata: »Als ich noch Sekretär des Kardinals Baſadonna war, hatte ich das Vergnügen, Ihnen zu Ihrem jetzigen Amte zu verhelfen. Sollten Sie meine Züge ſo bald vergeſſen haben?«

Dieſe Erinnerung bewirkte nichts zu ſeinem Vortheile. Armer Pignata! wie konnteſt du auch Dankbarkeit von einem Oberprofoſen der heiligen Inquiſition erwarten? — Nach einer halben Stunde führte man ihn in die Gefängniſſe dieſes menſchenfreundlichen Gerichts, wo man damit anfing, ſeine Taſchen zu durchſuchen, und ihm ſein Geld und Alles, was er ſonſt bei ſich hatte, wegzunehmen. — Doch halt! zur Steuer der Wahrheit muß ich bekennen, daß man ihm großmüthigerweiſe eine Schnupftabaksdoſe von Horn, ein Gebetbuch und einen Roſenkranz ließ. Nachdem man ihn abermals um ſeinen Namen befragt (als ob es erlaubt ſei, Jemanden in Verhaft zu nehmen, ohne ſeinen Namen zu wiſſen), öffnete ſich ihm ein finſteres Thor, durch welches er in einen großen Hof trat, der

auf allen Seiten von kleinen Kammern umgeben war. Dieſen Hof und dieſe Kammern nannte man das Geheime — ja wohl geheim! denn man hatte dort mit keinem menſchlichen Weſen Gemeinſchaft, und ſelbſt geheime Seufzer drangen nur mühſam durch die dicken Mauern zum Throne des Allmächtigen empor.

In dieſem fürchterlichen Augenblicke behielt Pignata ſo viel Geiſtesgegenwart, daß er ſich, während er über den Hof ging, die Lage des ganzen Gebäudes in's Gedächtniß prägte. Er erblickte die Kuppel der Peterskirche, und bemerkte, daß das für ihn beſtimmte Gefängniß dieſer Kuppel gegen Oſten lag.

Jetzt ſtieg er hinab in ſeine Gruft, und hörte hinter ſich die Riegel klirren. Er war gerade damals ſeit einiger Zeit heftig von Kolikſchmerzen geplagt worden, hatte ſeine Zuflucht zu den Aerzten genommen, und einen Kräutertrank zu brauchen angefangen. Es wäre gegen die heilſamen Abſichten der Inquiſition geweſen, ihn in ſeinem Kerker mit Arzneien zu verſorgen; er fürchtete daher, — und wünſchte auch wohl zuweilen — daß ſein Uebel ſich täglich vermehren, und ihn bald aus dieſem Grabe der Lebendigen in die Todtengruft ſtürzen werde; aber ſiehe da! es ging im vorigen Jahrhunderte gerade wie im jetzigen: ſo bald er keine Aerzte mehr brauchte, wurde er geſund, und nur die einzige, in ſolch einem Kerker unheilbare Seelenkrankheit, die Langeweile, folterte ihn zuweilen. Um ihr zu ent-

gehen, fiel er auf ein Mittel, welches nur die Verzweiflung ihm eingeben konnte. Er gerieth auf den Einfall, einige Lieder seines Gebetbuches in Musik zu setzen. Zwar kann man sich leicht vorstellen, daß er vergebens um die Erlaubniß bat, sein Klavier in das Gefängniß bringen zu lassen; aber er trommelte mit den Fingern auf seinem kleinen hölzernen Tische herum, und hörte im Geist eben so gut jeden Ton, als ob er ihn aus einem Silbermann'schen Instrument hervorgelockt hätte.

Ich gedenke dabei meines modernden Freundes, Ernst Wilhelm Wolf, dem in seiner Jugend die Armuth nicht verstattete, ein Klavier zu kaufen, und der, wie Pignata, seine ersten Sonaten auf dem Tische componirte. Weder Armuth noch Gewalt vermögen das Genie einzukerkern. Ernst Wilhelm Wolf war mehr als Genie, er war der redlichste Biedermann, der unbestechbarste Freund der Wahrheit; in seinem Herzen war Wärme, und in seinem Kopfe Licht; ihm mangelte nichts, als die elende Kunst seinen Rücken zu beugen. Friede sei mit seiner Asche! — Soll ich den Leser um Vergebung bitten, daß ich im Vorbeigehen eine Blume auf sein Grab warf? —

Als Pignata mit diesen Gesängen fertig war, fing er an, selbst Lieder zu dichten. Er that es bei Nacht, weil auch der einzige Freund der Unglücklichen, der Schlaf, ihn floh. Am Tage komponirte er seine Lieder, und sang sie mit heller Stimme. Schade, daß uns von diesen Kunst-

produkten nichts aufbewahrt worden. Dem ſei nun wie ihm wolle, ſo erreichte er doch dadurch ſeinen Zweck, die Langeweile aus ihrem Tempel zu verbannen; er dichtete, ſang und trommelte acht Monate lang auf dem Tiſche.

Die Herren Inquiſitoren verfuhren indeſſen mit der bedächtlichſten Langſamkeit, und der arme Pignata merkte bald, daß ein Menſchenalter nicht zureichen würde, ſein Schickſal zu entſcheiden. Nun fing er an, auf die Möglichkeit einer Flucht du denken. Der bloße Gedanke daran war ſchon Kühnheit. Er beſaß weder Meſſer noch Schere, noch das kleinſte eiſerne Werkzeug, und es ſchien ihm nichts übrig zu bleiben, als die Hoffnung auf die Erſcheinung eines Engels, der ihm, wie einſt dem Paulus, ſeinen Kerker aufſchließen werde. Aber leider iſt es ſchon lange her, daß die Engel ſich ganz von der menſchlichen Geſellſchaft zurück gezogen haben, ob ich gleich nicht begreife, welche Gründe ſie für ihre Ungeſelligkeit anführen könnten? Denn wir ſind heut zu Tage nicht um ein Haar beſſer oder ſchlechter als vormals.

Eines Tages zog der Gefangenwärter von ungefähr eine aus Stroh geflochtene Doſe aus der Taſche. Pignata beſah ſie neugierig, und der Kerkermeiſter erzählte ihm, daß ſie das Werk eines Gefangenen ſei, der, weniger eingeſchränkt als er, die Erlaubniß genieße, Käſtchen, Schachteln, Doſen, Scherenfutterale, und dergleichen Dinge, aus Stroh zu verfertigen. Pignata hatte in ſeiner Jugend

von einem Kapuziner dieſe Arbeit als ein Spielwerk erlernt. Es iſt keine Kunſt ſo ſchlecht, daß ſie dem Menſchen nicht irgend einmal im Laufe ſeines Lebens einen Vortheil brächte. Wie ein Blitzſtrahl fuhr es dem nach Freiheit Dürſtenden durch die Seele: »wie wenn auch ich von den Superioren des heiligen Gerichts dieſe Erlaubniß erbetteln könnte? Dann würde man mir auch die kleinen, zu dieſer Arbeit nöthigen Werkzeuge zugeſtehen müſſen, ich würde einen Schatz von Scheren, Federmeſſern, Nadeln, Garn, Leim und Pappe ſammeln; ein Schatz, der in meiner Lage mehr werth iſt, als die Koſtbarkeiten des delphiſchen Orakels. Freilich wird man Schwierigkeiten machen, aber vielleicht erreiche ich meinen Zweck eher, wenn es mir gelingt, etwas Neues in dieſer armſeligen Kunſt zu erfinden.«

Von dem Augenblicke an war jede Kraft ſeines Geiſtes, jede Anſtrengung ſeines Talents auf Stroharbeit gerichtet; er fand in ſeiner Taſche ein kleines Stück Reißblei eines Nagels groß, er riß ein Blatt Papier aus dem Gebetbuche und die einzige Stecknadel aus ſeinem Halskragen. Mit Hilfe dieſer drei Werkzeuge entwarf er Muſter nach einem neuen Geſchmack, und da er wohl wußte, daß ein auffallender Name dem Dinge mehr Anſehen verſchaffen würde, ſo nannte er die Arbeit, die er zu liefern verſprach, die Indianiſche.

Mit dieſen Proben ſeiner Geſchicklichkeit ausgerüſtet, wagte er es nunmehr, ſeine Bitte dem Kommiſſär vorzu-

tragen, der jede Woche die Gefängniſſe beſuchte. Der Mönch blinzelte freundlich auf die Zeichnungen, zuckte die Achſeln, wandte ein, daß eine ſolche Erlaubniß in den ſogenanten geheimen Kammern höchſt ſelten verſtattet werde, verſprach aber doch, ſeine Bitte der heiligen Verſammlung vorzutragen, und dieſe hohe Gnade wo möglich für ihn auszuwirken. Wenn er indeſſen Vergnügen am Zeichnen fände, ſo wolle man ihm Papier und Reißfeder nicht verſagen.

Natürlich mußte auch ſchon das einem Menſchen großen Troſt gewähren. Mit kindiſcher Freude übte er ſich nun wieder in einer Kunſt, die ſeit fünfzehn Jahren von ihm vernachläßigt worden war, und der Kerkermeiſter, der ihn viermal des Tages beſuchte, fand ſeinen Tiſch jederzeit mit kleinen niedlichen Bildern bedeckt, von welchen Pignata, um ſeine Gunſt zu gewinnen, ihm zuweilen einige für ſeine Kinder ſchenkte.

Um dieſe Zeit begab es ſich, daß ein neuer Gefangenwärter ſein Amt antrat, der gern ein Gläschen über den Durſt trank, und, wie alle Bacchusbrüder, zugleich der Venus nicht abhold war. Der Menſch hatte eine Geliebte. Er hielt ſeinen Gefangenen, den er immer mit der Bleifeder in der Hand antraf, für einen großen Maler und ſetzte es ſich ſteif und feſt in den Kopf, Pignata werde ihm das Konterfei ſeines Mädchens liefern können, ob er ſie gleich nie geſehen habe. Es kommt ja nur auf eine deutliche Beſchrei-

bung an, dachte er, und in diesem Wahn marterte er sich täglich, um dem Künstler eine genaue Zeichnung in Worten von allen Reizen seiner Donna darzustellen; täglich schilderte er ihr schwarzes Auge, ihre rothen Lippen, ihr kastanienbraunes Haar; Pignata hörte aufmerksam zu, lächelte seiner Dummheit, und beschloß Vortheil daraus zu ziehen.

»Ich will dir zu Gefallen einen Versuch machen, sagte er, »aber verschaffe mir ein Federmesser, um mein Reißblei zu spitzen.«

Der Kerl stutzte bei diesem Ansinnen, und sprach viel von seiner Pflicht, die ihm eine solche Gefälligkeit auf das strengste verböte. Aber die Liebe siegte endlich über alle seine Bedenklichkeiten, und er brachte Pignata ein Federmesser, unter der Bedingung, es ihm am andern Morgen unfehlbar zurück zu geben.

Der Gefangene ging nun rasch an die Arbeit, entwarf ein weibliches Brustbild in römischer Tracht, und setzte die Züge des Gesichts aus schwarzen Augen und rothen Lippen zusammen. Der Kerkermeister gerieth in Entzücken, fiel dem Maler um den Hals, und schwur, das Bild sehe seinem Mädchen so ähnlich, als ein Tropfen Wasser dem andern. Er rückte auch sogleich mit einem neuen Anliegen hervor: ihm nämlich einen Liebesbrief zu entwerfen; und so wurde der arme Pignata aus einem Sekretär verschiedener Cardinäle, die sich im Range den Churfürsten gleich schätzen, der

Maler und Vertraute eines verſoffenen Kerkermeiſters. Doch er ſchmiegte ſich gern in dieſe neue Rolle; denn ein Federmeſſer war der köſtlichſte Preis derſelben, und ſo lange die Korreſpondenz dauerte, wurde es nicht zurückgefordert.

Eines Tages ging der verliebte Gefangenwärter in ein Wirthshaus, trank ein wenig zu oft auf die Geſundheit ſeiner Donna, fing in der Trunkenheit unnütze Händel an, und ward von der heiligen Inquiſition plötzlich aus dem Dienſte gejagt. Jetzt erinnerte er ſich des Federmeſſers, und weil ihm bange war, daß ſeine Gefälligkeit noch ſchlimme Folgen für ihn haben könne, ſo erſuchte er ſeinen Nachfolger im Amte, das gefährliche Inſtrument zurück zu fordern. Pignata aber verließ ſich darauf, daß der Weggejagte ſich ſchwerlich unterſtehen werde, die Sache laut werden zu laſſen, und läugnete friſch weg. „Dein Vorgänger," ſprach er, „war faſt immer beſoffen, wer weiß, wo er das Federmeſſer gelaſſen hat." — So bemächtigte er ſich ohne weitere Einwendung eines Schatzes, dem er einſt ſeine Freiheit zu verdanken hoffte, und verbarg ihn mit ängſtlicher Sorgfalt.

Noch mancher Monat verſtrich, ſein Prozeß rückte nicht um ein Haar weiter, ſeine Lage wurde weder ſchlimmer noch beſſer. Zweimal des Jahres, nämlich gegen Weihnachten und Oſtern, wurde die Herde der Gefangenen in einen großen Saal zuſammen getrieben, um ſie zu überſchauen; man nannte das eine Viſitationsverſammlung.

Hier sah Pignata mit Wehmuth manche seiner vormaligen Gefährten wieder, die Kummer und Gram in hohläugige Gerippe verwandelt hatte; da sie hingegen mit Erstaunen die Farbe der Gesundheit auf den Wangen des ehemals kränklichen Jünglings erblickten.

Papst Alexander VIII. starb, Innocenz XII. wurde an seine Stelle erwählt, und da man gewöhnlich von einem neuen Regenten sich mehr Gutes verspricht, als von seinem Vorfahren, so hofften auch die armen Gefangenen bei dieser Gelegenheit auf ihre Erlösung. Aber vergebens! Einer der Inquisitoren, ein gewisser Bernini, war ein heimlicher Feind des Gabriel'schen Hauses, seine hämischen Berichte verdarben alles, und nach zwei Jahren erfolgte ein strenges Urtheil. Zwar wurden die Ketzer vom Banne losgesprochen, aber — ein ewiges Gefängniß! das war zu hart für Menschen, deren der Aelteste nicht mehr als 32 Jahre zählte. Ein schwacher Trost blieb ihnen freilich noch übrig. Die Versammlung hatte sich nämlich die Macht vorbehalten, wenn sie in Zukunft wahre Reue erblicken würde, die Strafe zu mildern; doch sollte die Gefangenschaft wenigstens fünfzehn bis zwanzig Jahre dauern. Was konnte ihnen dann die Freiheit nützen? wenn sie einst als Greise aus ihren Gräbern hervorgingen, die eine Hälfte ihrer Freunde todt, und von der andern sich vergessen fanden? wenn sie am Bettelstabe herumschleichen mußten, die Jugendkräfte vertrocknet waren, und mit ihnen jede Hoffnung, sich ein Stück Brot im Alter zu erwerben?

Pignata würde in Verzweiflung gerathen sein, hätte nicht die Hoffnung ihm mit leiser Stimme zugeflüstert: versuche zu entfliehen! — Ihm war zwar noch kein Beispiel einer solchen gelungenen Flucht bekannt, jähe Felsen thürmten sich vor ihm auf, aber das Senfkorn seines Glaubens wurzelte im dürren Sande, Tag und Nacht sann er auf Mittel, das große Werk auszuführen.

Nach einem halben Jahre erhielt er endlich die so sehnlich gewünschte Erlaubniß, kleine Strohарbeiten zu verfertigen, und man gab ihm eine kleine Schere zurück, die er am Tage seiner Gefangennehmung in der Tasche trug. Diese Schere — noch im hohen Alter konnte er sie nie ohne Thränen vorzeigen, sie lag, wie ein Brillant in Baumwolle gewickelt, in einem kostbaren Futteral; noch im hohen Alter drückte er sie oft mit jugendlicher Inbrunst an seine Lippen, denn diese Schere zerschnitt seine Bande.

Seine erste Arbeit war ein kleiner Schrank von Pappendeckel in Gestalt eines Krugs, den man oben und von der Seite öffnen konnte; beim Aufmachen wurde man durch einen kleinen Frauenzimmerputztisch überrascht, der einen Spiegel, Schreibzeug und dergleichen mehr enthielt. Das Ganze war mit Stroh ausgelegt, und durch kleine Bilder, mit der Feder gezeichnet, hin und wieder verziert.

Dieser wohlgerathene Versuch machte ihn berühmt, und verschaffte ihm die unschätzbare Erlaubniß, sich Far-

ben zu kaufen, um seine Bilderchen zu illuminiren. Es möchte auf den ersten Anblick scheinen, als ob diese Farben ihm zu seiner Befreiung wohl keine wesentlichen Dienste geleistet haben würden; allein Pignata sah weiter zwischen seinen öden Mauern, als wir auf unserm Sofa; die Freiheit des Farbeneinkaufs gab ihm Gelegenheit sich einen Vorrath von Bleiweiß anzuschaffen, und er wußte, daß ein Blatt Papier, mit Bleiweiß überstrichen, ein Loch in der Mauer ganz vortrefflich verbirgt.

Dem gesprochenen Urtheile zufolge, erhielten die Gefangenen nunmehr die Absolution, und mit ihr die trostreiche Erlaubniß, an Feiertagen in die Messe, und alle vierzehn Tage zur Beichte gehen zu dürfen. Hier gelang es Pignata, mit einem alten Schulfreunde, Namens Alfonsi, dann und wann ein Wort zu reden, ihm auch wohl heimlich ein Billet in die Hand zu stecken. Sie verabredeten auf diese Weise, den Kommissär, so oft er die Gefängnisse besuchen würde, mit Bitten zu bestürmen, damit er ihnen den Trost zugestehen möchte, eine Kammer zu bewohnen, um ihre Leiden gemeinschaftlich zu ertragen.

Der Kommissär konnte ihren anhaltenden Bitten nicht widerstehen, und nach einigen Wochen hielt Pignata mit stummen Entzücken den Jugendfreund in seinen Armen. Ueberall, auf jedem Pfade des Lebens, selbst auf Rosenpfaden, wandelt sich's lieblicher an der Hand eines Freundes; wo aber vollends Dornen auf den Weg gestreut sind,

o! da vermag nur ein Freund oder eine Geliebte die Stacheln abzustumpfen, und Oel auf die wunden Füße zu träufeln. Pignata und Alfonsi erquickten sich wechselseitig durch süße Träume von einer baldigen Erlösung, und ihre Gespräche über diesen Gegenstand waren unerschöpflich.

Pignata arbeitete fleißig und mit Geschmack. Kleinigkeiten verschenkte er, um sich Gönner zu erwerben; größere Stücke verkaufte er, und sammelte sich einen Schatz von einigen Pistolen. Man fing schon an, Bestellungen bei ihm zu machen. So trug ihm zum Beispiel der Zahlmeister auf, eine Carta gloria, ein In principio und Lavabo für ihn zu fertigen, um einen Altar damit auszuschmücken. Die Arbeit wurde für acht Pistolen bedungen, und der Käufer mußte Pergament, Gold und Farben dazu liefern. Pignata gab ihm ein Verzeichniß von diesen Farben, und setzte mit gutem Vorbedacht sehr viel mehr Bleiweiß darauf, als er wirklich nöthig hatte. In fünfundzwanzig Tagen war das kostbare Werk fertig, vor welchem vielleicht noch heute mancher Andächtler die Knie beugt. Der Künstler gewann, außer dem gelösten Gelde, noch einen kleinen Vorrath von Pergament, Farben und andern dergleichen Dingen, die ihm bei seinem wichtigen Vorhaben wohl zu Statten kommen konnten.

Um diese Zeit verschaffte der Zufall den armen Gefangenen eine kurze Erleichterung. Der Zahn der Zeit hatte so lange schon an den dicken Mauern ihres Kerkers genagt,

daß eine Reparatur nothwendig wurde, weil der Baumeiſter verſicherte, daß die baufälligen Gewölbe den unglücklichen Bewohnern nächſtens die Köpfe zerſchmettern würden. Die Gefangenen wurden alſo ſämmtlich auf eine andere Seite gebracht, wo ſie freier athmen, in einen Garten hinabſchauen, auch zuweilen ein paar Worte durch das Fenſter, Einer mit dem Andern reden konnten. Ueberdies durften ſie hier täglich in die Meſſe gehen; auf dem Hin- und Herwege gelang es ihnen dann und wann, einen verſtohlnen Spazirgang von einigen Minuten zu machen, einen grünen Zweig von den Bäumen zu reißen, oder einen Vogel in der Nähe zwitſchern zu hören — o! das waren köſtliche Augenblicke für Menſchen, die ſchon ſo manches Jahr zwiſchen nackten Mauern eine feuchte Kellerluft hatten einſaugen müſſen! Der Strahl von Freiheit, deſſen ſie genoſſen, machte ſie faſt läſſig in ihren bisherigen Anſtrengungen, ſo wie ein Hüttenbewohner weniger eilt, ſein morſches Dach vor Sturm und Regen zu verwahren, wenn ein blauer Strich am Himmel ihn bald heiteres Wetter hoffen läßt. „Wer weiß," dachte Pignata »ob nicht nach vier oder fünf Jahren der Buße, Schickſal und Menſchen ſich wieder mit mir ausſöhnen, und mir, auch ohne gewaltſame Mittel, meine Freiheit wieder ſchenken."

Solche Gedanken brachten ihn einſt auf den Einfall, ſich eine heilige, und folglich mächtige Fürſprache zu ver-

ſchaffen. Er verfertigte zu dieſem Ende ein künſtliches Altarſtück, wobei ihm ein Kupferſtich von Vaſari zum Muſter diente. Es ſtellte vor, die Empfängniß der Jungfrau Maria. Der arme Pignata arbeitete anderthalb Jahre daran, und als es endlich fertig war, ſandte er es, als ein Gelübde, in ein der heil. Empfängniß geweihtes Nonnenkloſter. Die Nonnen bedankten ſich höflich, und verſprachen ſeiner in ihrem Gebete zu gedenken. Das war alles, was er durch einen koſtbaren Aufwand von Zeit und Geld gewonnen hatte.

Schon über fünf Monate hielten ſich die Gefangenen in jenen freundlicheren Wohnungen auf; es war indeſſen um Weihnachten eine neue Viſitationsverſammlung geweſen, man wußte, daß die alten Marterkammern ausgebeſſert ſein, und dennoch ſchien man zu vergeſſen, daß man die Eingekerkerten nur ad interim menſchlicher behandelt habe: ja einer unter ihnen erhielt ſogar damals die Erlaubniß, im ganzen Palaſt des heil. Gerichts frei herum zu gehen. Alles das ſchienen Gründe, eine baldige gänzliche Erlöſung zu hoffen, und wenn Pignata noch immer fort fuhr Materialien zu ſammeln, um ſich gelegentlich ſelbſt in Freiheit zu ſetzen, ſo geſchah das mehr aus Gewohnheit. Dieſe Sammlung erhielt einen neuen, für ihn koſtbaren Zuwachs. Einer der Gefangenen nämlich hoffte ſich auch etwas zu verdienen, wenn er Tabaksdoſen von ſogenannten papier machè machte, er wünſchte ſeinen

Dosen die damals zu Rom beliebte Form der Muscheln zu geben, welche die Jakobitenpilgrimme zu tragen pflegten, und bat seinen Unglücksgefährten Pignata, ihm eine solche Muschel in Kreide auszuhöhlen, um alsdann eine Gipsform darein zu gießen. Pignata war sogleich willig, eine überflüssige Quantität Kreide wurde angeschaft, und den größten Theil derselben behielt der Künstler für seine Mühe.

Einst, an einem Donnerstage, hörte man plötzlich, bei kaum anbrechender Morgenröthe, die Gartenthür öffnen. Gefangene sind natürlich immer neugierig, jede Kleinigkeit, die sie ihr Elend auf einige Augenblicke vergessen macht, ist ihnen interessant; da sie also zu so ungewöhnlicher Stunde die Riegel klirren hörten, stürzten sie sämmtlich an die Fenster. Der Kerkermeister trabte mit ernsten Blicken durch den Garten, und verfügte sich geradeswegs in die Kammer eines gewissen Moliers, den er, halb angekleidet, im Schlafrocke davon führte.

Keiner der übrigen wich vom Fenster; jeder war begierig, zu sehen, ob Moliers zurückkommen werde, und was dieser ungewöhnliche Vorfall zu bedeuten habe. Jeder äußerte seine Muthmaßungen darüber, und sie dissputirten noch, als der Kerkermeister abermals erschien, und diesesmal bei Pignata einkehrte. »Folgen Sie mir wie Sie gehen und stehen!" redete er ihn hart an, und Pignata mußte, wie vorher Moliers, im Schlafrock mit fortwandern, und

wurde in diesem Negligee vor dem Generalkommissär gebracht.

»Es thut mir leid,« sagte dieser mit wahrer oder erheuchelter Güte, »Ihnen eine unangenehme Nachricht geben zu müssen. Se. Päpstliche Heiligkeit haben, ich weiß nicht durch wen, erfahren, daß die Reparatur der geheimen Kammern vollendet ist, und befohlen, jeden Gefangenen sogleich wieder an seinen alten Ort zu bringen. Ertragen Sie diese neue Widerwärtigkeit mit Geduld,« und — setzte er mit leiserer Stimme hinzu — »Gott verzeihe dem, der Schuld daran ist!« —

Pignata faßte sich so gut er konnte, und bat nur allein um die Gnade, ihm alle die Kleinigkeiten verabfolgen zu lassen, welche er zu Verfertigung seiner Stroharbeit gebrauche, und in seiner bisherigen Wohnung zurückgelassen habe. Dies Gesuch wurde bewilligt, er betrat schwermüthig seine alte Marterkammer, und wenige Stunden nachher sah er sich im Besitz seiner Schätze.

Ach! aber den kostbarsten Schatz, seinen Freund, hatte man ihm vorenthalten. Alfonsi war ihm zwar nahe, er bewohnte die nächste Kammer an der seinigen; doch eine dicke Mauer schied sie, sie konnten sich hören, aber nicht sehen.

Von neuem bestürmten die beiden Unglücksgefährten in jeder Woche den menschenfreundlichen Visitator. »Wodurch,«

ſprachen ſie, »haben wir den einzigen Troſt im Elend verſcherzt? wodurch uns einer Gnade unwürdig gemacht, die man uns für immer zugeſtanden?" — Man wand ihnen ein, daß ihre jetzigen Kammern zu klein wären, um zwei Gefangene zu beherbergen, und Pignata zog mit großer Geiſtesgegenwart ſelbſt aus dieſer Einwendung Nutzen. Er hatte nämlich bemerkt, daß unter allen Wohnungen dieſes hölliſchen Gebäudes, nur eine einzige ſei, welche, weil ſie gerade an der Ecke des Hauſes lag, weder mit dem Graben, noch mit der vierzig Schuh hohen Mauer umgeben war; gelang es ihm dort ein Loch durch die Wand zu brechen, ſo befand er ſich gleich auf der Straße. Von dem Kerkermeiſter wußte er, daß jene Wohnung etwas geräumiger ſei als die übrigen, und das nahm er zum Vorwand, für ſich und ſeinen Freund darum zu bitten. Man war weit entfernt zu argwöhnen, welche Hoffnungen und Ausſichten hinter dieſer Bitte verborgen waren, und geſtand ſie endlich zu.

Mit einem Freudengeſchrei flogen Pignata und Alfonſi ſich einander in die Arme. Sie liebten ſich mehr als Brüder; denn nicht Erziehung oder Gewohnheit, ſondern das Unglück war die Mutter ihrer mehr als brüderlichen Liebe. Menſchen, die durch Freude und Wohlleben an einander gefeſſelt werden, ſind verwachſene Roſenſträuche; Menſchen, die das Elend verkettet, ſind verſchlungene Eichbäume.

Nach der erſten Aufwallung durchſpähten ſie mit neugierigen Blicken ihren neuen Kerker. Er beſtand eigentlich

aus drei Kammern. Die erſte war nur eine Art von kleinem Vorgemach, durch welches man in die zweite gelangte, die nur allein durch das Fenſter der dritten Licht erhielt, und folglich ſehr dunkel war; eine Eigenſchaft, die den beiden Freunden, aus begreiflichen Urſachen, gar nicht mißfiel. Sie hatten jetzt alle Hoffnung aufgegeben, durch Menſchengnade befreit zu werden, und waren daher feſt entſchloſſen, ſich nicht zum zweiten Male einſchläfern zu laſſen, ſondern alles zu verſuchen, was der große, erfindungsreiche Schöpfer, die Noth, ihnen eingeben würde.

Eines Tages wurde Pignata eilig zu dem Pater Untervicarius gerufen. Er ging und grübelte unterwegs über die möglichen Urſachen dieſes Beſuchs. Aber man denke ſich, wie er überraſcht, wie ſein Herz zermalmt wurde, als er des Paters Thür öffnete, und ſeine alte mehr als neunzigjährige Mutter, nebſt ſeinem einzigen Bruder ihm in die Arme ſtürzten. Dieſer Bruder ſtand in Dienſten des Fürſten von Eggenberg zu Grätz, er war nach Rom gekommen, um der alten verlaſſenen Mutter einigen Troſt, und ihre zerrütteten Umſtände in Ordnung zu bringen. Da er die Befreiung ſeines Bruders nur wünſchen, aber nicht hoffen durfte, und die betagte Mutter nicht hilflos zurück laſſen wollte, ſo überredete er ſie, trotz ihres hohen Alters, mit ihm nach Deutſchland zu ziehen. Sie willigte endlich unter der Bedingung ein, ihren Sohn Joſeph noch einmal vor ihrem Ende zu ſehen. Sie wankte ſelbſt an ihrem Stabe vor die Ver-

ſammlung des heil. Gerichts, und bat um Gottes willen mit heißen Mutterthränen um dieſe Gnade. Ihr ehrwürdiges Alter, ihre Kränklichkeit, ihre mütterliche Angſt, ihre Thränen rührten ſelbſt jene Tiger; Pignata's Kerker öffnete ſich, und er genoß die unausſprechliche Wonne, ſeine Lieben noch einmal an ſein Herz zu drücken.

Natürlich wurde bei dieſer betrübten Zuſammenkunft mehr geweint als geredet. Der Bruder ſchenkte ihm einen kleinen Diamantring, und die Mutter einige erſparte Doppeldukaten. Den Ring ließ man ihm, aber das Geld mußte er dem gegenwärtigen Pater Vicarius in Verwahrung geben.

Die gute Alte konnte ihre zitternden Arme von dem geliebten Sohne gar nicht wieder los machen. Sie bedeckte ihn mit Küſſen und Thränen, und bat ihn — bei jedem Worte von Schluchzen unterbrochen — nicht in Verzweiflung zu gerathen. Der Bruder ſuchte ihn durch das Verſprechen zu tröſten, ihm einige vielvermögende Empfehlungsſchreiben an den Papſt zu verſchaffen. Der Pater erinnerte endlich, daß es Zeit ſei, dieſen Beſuch abzukürzen. Man riß die neunzigjährige Mutter weg von ihrem unglücklichen Sohne; ſie zerfloß in Thränen, und Pignata kam in dumpfer Betäubung in ſeine Zelle zurück.

Mutterzähren und Bruderkuß hatten den Wunſch nach Freiheit in ihm nur noch lebhafter erweckt. Wachend und

träumend ſann er auf Mittel, die ſechs Schuh dicke Mauer zu durchbrechen; aber wie hätte er mit einer Schere und einem Federmeſſer — die einzigen Werkzeuge, die er beſaß — ein Loch machen können, ſo groß als nöthig war, um einen menſchlichen Leib hindurch zu ſchmiegen? — Noth und Verlangen nach Freiheit brachten ihn auf einen luſtigen Einfall.

»Ehrwürdiger Vater!« ſagte er einſt zu dem Obervicarius, der, wie gewöhnlich, die Gefangenen alle Woche einmal beſuchte, »ich habe etwas zu bitten.«

»Redet!« verſetzte der Pater.

Pignata zog ihn geheimnißvoll bei Seite. »Die ſchreckliche Folter, die ich auf Befehl des heiligen Gerichts habe ausſtehen müſſen, hat mir einen Bruch zuwege gebracht, und aus falſcher Scham habe ich es bis jetzt verſchwiegen. Da aber das Uebel immer ärger wird, ſo ſehe ich mich genöthigt, um ein Bruchband zu bitten.«

»Ich werde Euch einen Wundarzt ſchicken,« ſagte der Pater, »und wenn er ein Bruchband für dienlich hält, ſo ſollt Ihr es haben.«

Der Wundarzt kam. Pignata war von Natur auf einer Seite etwas dicker als auf der andern, und da er ſich bei jeder Berührung des Wundarztes ſtellte, als ob er die grauſamſten Schmerzen empfände, ſo wurde es ihm leicht, den ehrlichen Mann zu hintergehen, der überdies keinen Betrug argwöhnte, weil er den Zweck desſelben unmöglich errathen

konnte. Er ging, mit dem Verſprechen, ſogleich ein Bruchband zu beſtellen. »Laſſen Sie ja gutes, ſtarkes Eiſen dazu nehmen,« rief Pignata ihm nach, »denn wenn es ſchadhaft werden ſollte, ſo iſt hier Niemand, der es mir ausbeſſert, und ich muß wieder auf's neue mit tauſend Schwierigkeiten kämpfen.

Nicht ohne Urſache empfahl er dem Wundarzt gutes ſtarkes Eiſen; denn mit dieſem Eiſen hoffte er, den Kalk von den Ziegelſteinen abzuſtoßen, und ſich nach und nach in die Mauer einzugraben. Als man ihm das Bruchband brachte, verbarg er ſeine Freude, legte es ſogleich um den Leib, und heuchelte Schmerzen durch ein verzogenes Geſicht. Auch ſchlug er zuweilen des Morgens, wenn der Gefangenwärter hereintrat, als von ungefähr, den Schlafrock zurück, um zu zeigen, daß er es wirklich trage. Freilich ſchien auch dieſes Eiſen noch immer viel zu ſchwach, eine ſechs Schuh dicke Mauer zu durchbohren, und der erſte hoffnungsvolle Blick, den er darauf warf, wurde unwillkürlich von einem zweifelſchwangern Seufzer begleitet.

Eines Abends — es war am Himmelfahrtstage der Jungfrau Mutter — lag Pignata ſchon im Bette, und vollendete eben ein inbrünſtiges Gebet, als ihm eine innere Stimme plötzlich zuzuflüſtern ſchien: »Warum beharrſt du ſo hartnäckig auf dem Vorſatz durch die dicke Mauer zu graben? Warum ſuchſt du nicht lieber das Gewölbe zu durchbrechen?«

Ein ſanfter Strahl ſchien bei dieſem Gedanken ſeinen Kerker zu erleuchten; er ſprang haſtig aus dem Bette, warf ſich entzückt auf ſeinen ſchlafenden Gefährten, und rief: Philipp! Philipp! wir ſind frei!

Alfonſi taumelte auf von ſeinem Lager, und fragte unmuthig, ob er träume? — »Kein Traum, theurer Bruder! faſt gerathe ich in Verſuchung, es für eine göttliche Eingebung zu halten. Schau her! gerade über deinem Bette iſt die Mitte des Gewölbes; nun ſind aber die ſtärkſten Gewölbe in der Mitte nicht dicker als zwei Schuh; mit der Mauer würden wir kaum in zehn Tagen fertig werden, das Gewölbe können wir in wenigen Stunden durcharbeiten. Ueber unſerm Kerker iſt, wie du weißt, das Zimmer des Pater Kommiſſarius, aus deſſen Fenſtern wir leicht auf die Straße herab gleiten werden.«

Alfonſi machte zwar noch die Einwendung, daß der Sprung allzuhoch ſein werde, aber Pignata nahm es auf die leichte Achſel, und meinte, wer im Stande ſei, ſich fünfzig Fuß tief herabzulaſſen, den müßten zehn Fuß mehr oder weniger nicht abſchrecken. Man glaubt gern, was man wünſcht und hofft; Alfonſi wurde von dem Entzücken ſeines Freundes angeſteckt, beide fielen in bloßen Hemden auf ihre Knie, und ſangen ganz leiſe: Herr Gott, dich loben wir!

Sobald es Tag wurde, war ihre erſte Sorge, die Höhe des Gefängniſſes mit einem Beſenſtiele auszumeſſen; es

war siebenzehn Fuß hoch. Darauf nahm Pignata das Maß ihres sämmtlichen Hausraths, der Betten, Tische und Stühle. Er berechnete, daß sie die beiden Betten eines über das andere setzen, auf diese zwei Tische neben einander, und auf diese hinwiederum den dritten Tisch stellen mußten, und daß alsdann höchstens noch ein Stuhl nöthig sei, um bis an das Gewölbe zu reichen. Decken und Matratzen sollten ringsumher ausgebreitet werden, damit die herabfallenden Mauersteine kein Getöse verursachen möchten.

Freilich blieb alles das unthunlich, so lange der Pater Kommissär über ihnen hauste, sie wußten aber, daß diese Zimmer nur seine Sommerwohnung waren, und daß er, wenn die Schwalben davon zögen, auch ein wärmeres Nest zu suchen pflege. Auch hatten sie gehört, daß man aus Furcht vor der Pest die Thore und Ausgänge nach Neapel versperrt habe; gerade diese Thore waren es, durch welche sie zu entwischen hofften, sie mußten also auch die Aufhebung dieser Vorsichtigkeitsmaßregel erst abwarten; lauter Hindernisse, die ihre Geduld auf harte Proben setzten.

Indessen vertrieben sie sich die Zeit mit nöthigen Vorbereitungen zu ihrer Flucht. Pignata verbarg eine weiße wollene Decke in seinem Bettstroh, um sich ihrer dereinst als ein Einsiedlergewand zu bedienen. Seine Perücke und Weste versprach er an Alfonsi zu überlassen. Da die Gefangenwärter des Abends alle Lichter auszulöschen pflegten, so dachte er auf Mittel, sich auch des Nachts Licht zu verschaf-

ſen. Er machte eine Laterne von Pappendeckel, die er inwendig mit Tinte ſchwärzte, und eine von ſeinen Farbenmuſcheln darein verbarg. In dieſe goß er Oel, und drehte dazu einen Docht aus Baumwolle, von dem Unterfutter ſeines Schlafrocks. Dies Lämpchen täuſchte den wachſamen Kerkermeiſter, indem es des Abends unbemerkt in einem Winkel fortbrannte. Unter dem Vorwand, der Weihnachtsverſammlung des heiligen Gerichts ein Meiſterſtück ſeiner Kunſt darbringen zu wollen, verſchaffte er ſich auch noch einen ziemlichen Vorrath von Farben und Garn; kurz, er verabſäumte nichts, wovon er ſich auch nur den entfernteſten Nutzen verſprechen durfte.

Was blieb ihm auch übrig als das Vertrauen auf eigene Kraft? Denn die letzte Hoffnung, auf eine geſetzliche Art erlöſt zu werden, benahm ihm ein gewiſſer Pater Marcheſi, Unterſucher der ketzeriſchen Lehrſätze bei dem heiligen Gericht, und Beichtvater des unglücklichen Pignata. Der Papſt — ſo erzählte der ehrliche Mann — ſei unbeweglich.

»Wohlan!« dachte Pignata bei dieſer troſtreichen Verſicherung, »ſo habe ich denn nichts mehr auf's Spiel zu ſetzen, und darf alles wagen. Von der Peſt war nichts mehr zu befürchten, alle Thore ſtanden offen, und nur der beſchwerliche Einwohner über ihren Köpfen hielt ſie noch von der Ausführung ab. Auch die Sorge, daß das Eiſen des Bruchbands zu dünn und biegſam ſein würde, um Steine damit aus der Mauer zu brechen, hob der Zufall. Denn als

Pignata einſt, von dieſer Sorge gequält, in ſeinem Kerker auf und nieder ging, fielen ſeine Augen von ungefähr auf eine Stelle, wo vormals eine Thür geweſen. Die Thür hatte man zugemauert, aber die großen, eiſernen, in Blei feſtgelötheten Angeln derſelben waren ſtehen geblieben.

Gott iſt mit uns! rief Pignata, und fing ſogleich an, mit ſeiner Schere den Kalk umher los zu kratzen, eine beſchwerliche Arbeit, die er, durch öfters darauf geſpritzten Eſſig zu befördern ſuchte, und ſo emſig darauf erpicht war, daß er nach drei Tagen eine dieſer Angeln glücklich herauszog. Um den Kerkermeiſter zu täuſchen, verſchmierte er die Stelle mit Kreide, ſetzte eine andere Angel darauf, die er künſtlich von Pappendeckel verfertigte, und mit Eiſenfarbe überſtrich, tünchte das Ganze mit Bleiweiß, und gab dem Dinge ein ſo natürliches Anſehen, daß auch das geübteſte Auge dadurch hintergangen wurde. Die eiſerne eroberte Angel trug er lange Zeit an ſeinem Bruchbande, wo ſie freilich Niemand ſuchte.

Oft, wenn beide Freunde die verhaßten Mauern ſchon durchbrochen zu haben träumten, warfen ſie die Frage auf: wohin dann fliehen? — Nach Florenz, war Pignata's Meinung, und von dort über Genua nach Frankreich; in Lyon oder Marſeille wollten ſie ausruhen, und an ihre Verwandte um Geldhilfe ſchreiben. Dieſe Wanderſchaft ſollte aber nur bei Nacht vor ſich gehen, am Tage wollte man in Wäldern und Gräben Schlupfwinkel ſuchen.

Oft banden ſie auch die Gürtel ihrer Schlafröcke an das ziemlich hohe Fenſtergitter, um das Herabrutſchen an einem Seile auf dieſe Art zu verſuchen. Pignata warnte ſeinen Freund, die Füße wohl um das Seil zu ſchlingen, um langſam und ſicher daran herunter zu gleiten; Alfonſi übte ſich in dieſer Kunſt, und es ging gut von Statten.

Indeſſen hatte der rauhe November das letzte Blümchen zertreten, und der Nordwind den letzten Zephyr verjagt. Am ſechſten dieſes Monats — für Pignata ein Frühlingstag — hörten die beiden Freunde einen anhaltenden Lärm über ihren Köpfen. Thüren wurden auf und zugeſchlagen, Möbeln durcheinander geworfen, Stühle ſcharrten, Menſchenſtimmen riefen. Bald rutſchte ein ſchwerer Kaſten die Treppe herab, bald trampelten die Träger auf den Stufen. Kurz, alles verkündete den Auszug des Pater Kommiſſarius. Man denke ſich die Stimmung der Gefangenen! ſie lauſchten mit zurückgehaltenem Athem, um keinen der lieblich klingenden Töne zu verlieren. Glut ſtieg auf ihre Wange, eine Thräne in ihr Auge, ſie ſahen ſich ſchweigend und freundlich an, und als nun endlich die Thüren oben für ein halbes Jahr verſchloſſen wurden, als ſie den Schlüſſel zum letzten Mal umdrehen hörten, das Getümmel ſich in Todtenſtille verwandelte; da ſanken ſie einander in die Arme, und jeder fühlte des Freundes warme Zähre an ſeiner Wange.

Ihre Ungeduld verstattete ihnen nicht einmal die Nacht abzuwarten. Sie wußten, daß die Stunde, in welcher der Kerkermeister sie zu besuchen pflegte, noch fern sei, und thürmten daher sogleich ihr Gerüst auf, um einen ersten Versuch zu wagen. Mit der Schere bewaffnet stieg Alfonsi hinauf, und begann an den Steinen zu kratzen, indessen Pignata an der äußeren Thüre Wache hielt, und ängstlich horchte, um nicht überrascht zu werden.

»Wie geht es?" rief er dem Arbeitenden zu. »Schlecht," antwortete dieser, »die Mauer scheint aus Diamanten gemacht zu sein."

Auf diese unwillkommene Nachricht hielt Pignata für rathsamer, die Dunkelheit der Nacht abzuwarten, Alfonsi stieg herunter, das Gerüst wurde auseinander genommen, alles wieder an seinen gehörigen Platz gestellt, und der letzte Besuch des Kerkermeisters mit unruhigem Verlangen erwartet. Er kam gähnend, schaute mit Augen voll Schlafs umher, sah das Lämpchen nicht, das im Winkel brannte, wünschte wohl zu ruhen, und ging seiner Wege.

Kaum war er fort, noch hörte man das Rasseln seiner Schlüsseln in der Ferne, als das Gerüste schon wieder emporstieg; Decken und Matratzen wurden auf die Erde gebreitet, und Pignata fing nun selbst an, mit dem Eisen seines Bruchbands das Gewölbe an verschiedenen Stellen zu untersuchen. Da es vor Kurzem ausgebessert worden, so fand

er manche Stelle noch ganz frisch, und es gelang ihm, ein Loch hinein zu arbeiten, so groß, daß er seine Hand hindurch stecken konnte. Nun bediente er sich der Angel, arbeitete gewaltig an den Steinen, und brach endlich einen derselben in kleine Stücken. Hiemit begnügte er sich diesesmal, denn seine Kräfte waren erschöpft. Er spritzte mit dem Munde Essig in das Loch, und verklebte es mit einem Blatt Papier, welches mit Bleiweiß überstrichen war. Hierauf brachten sie das Zimmer wieder in Ordnung, und genossen beide der nöthigen Ruhe.

In der zweiten Nacht fand es sich, daß die große Menge des hineingespritzten Essigs vortreffliche Dienste gethan hatte. Der vorsichtige Pignata hatte in den letzteren Monaten seinen Salat immer ohne Essig verzehrt, um denselben zu wichtigeren Bedürfnissen aufzusparen. Das Loch wurde in dieser Nacht weit tiefer und größer gemacht, und sie konnten bereits die Ziegelsteine fühlen, womit das Zimmer des Kommissärs gepflastert war. Sie hofften, daß ihnen nun nichts weiter übrig bleibe, als die Ziegelsteine mit den Köpfen aufzuheben, und so wie Geister aus dem Boden heraufzusteigen. Doch der größte Theil der Nacht war bereits verstrichen, sie verklebten daher das Loch, warfen Kalk und Steine in das heimliche Gemach, und legten sich zu Bette.

Als sie am andern Morgen erwachten, wurden sie mit Schrecken gewahr, daß ihre Arbeit das Gefängniß mit

einer dicken Staubwolke angefüllt hatte. Damit dieſer ungewöhnliche Staub den Gefangenwärter nicht aufmerkſam machen möchte, griff jeder zum Beſen, als man ihn kommen hörte, und fegte ſingend mit großer Emſigkeit, um den Spürhund glauben zu laſſen, der Staub ſei durch dieſes Fegen entſtanden. Die Liſt gelang. Zwar ſagte der Kerkermeiſter, als er die Thür aufſchloß: »was Teufel macht ihr da für einen Staub?« — aber er bekümmerte ſich nicht weiter darum.

Dieſer ganze Tag wurde zu den nöthigen Vorbereitungen angewandt. Pignata nähte aus zwei Handtüchern einen Sack zuſammen, dergleichen die Bettelmönche zu tragen pflegen. Dieſer Sack war beſtimmt, ſein kleines Geräth, und mehrere Stücke von Stroharbeit zu verwahren, die er in Vorrath verfertigt, und in der Noth Geld daraus zu machen hoffte. Zwei wollene Bettdecken erhielten die Geſtalt der Einſiedlerkutten, ein Koſtüm der Eremiten des Kloſters unſerer lieben Frauen an der Engelspforte. Die Betttücher wurden entzwei geſchnitten, an einander genäht, und gewannen eine hinreichende Länge, um ſich achtzig Schuh tief herunter zu laſſen.

Jetzt hatte der Kerkermeiſter bereits ſeinen letzten Abendbeſuch abgeſtattet. Pignata und Alfonſi knieten nieder, umarmten ſich feſt, baten Gott um ſeinen Beiſtand, ſchwuren ſich ewige brüderliche Liebe, und verſprachen einander ſich nie zu verlaſſen. Nach dieſer rührenden, von Thränen der Hoff-

nung und Wehmuth begleiteten Scene, thürmten sie ihr Gerüst zum letzten Mal empor. Aber das Aufheben der Ziegelsteine mit den Köpfen ging nicht so leicht als sie geglaubt hatten. Das Unglück wollte, daß gerade auf dieser Stelle ein alter schwerer Sessel stehen mußte, der durch sein Gewicht großen Widerstand leistete. Nach langer Arbeit, bei welcher Angst und Noth die Kräfte verdoppelte, zerbrach Pignata endlich einen der Ziegelsteine, fuhr mit dem Arme durch das Loch, und rückte den Stuhl bei Seite.

Nun ließen sich die übrigen Steine mit leichter Mühe wegschaffen. Freudig sprang Pignata herunter, schnitt seinem Freunde rasch die Haare ab, und gab ihm seine Perücke. Ihre Kleider warfen sie in das heimliche Gemach, damit niemand muthmaßen könnte, wie sie bekleidet wären. Unter dem Vorwand von Zahnschmerzen hatte sich Pignata schon seit zwei Monaten den Bart nicht abnehmen lassen, um sein Gesicht auf der Flucht desto unkenntlicher zu machen. Zwei Briefe ließen sie auf dem Tische zurück, einen an den Pabst, und den andern an den Pater Kommissarius. Diese Briefe enthielten Bitten um Vergebung ihres Wagestücks, und kleine Vermächtnisse von dem Gelde, welches in den Händen der Inquisition zurückblieb. Beides hätten sie sich wohl ersparen können, denn die heiligen Väter ließen ihnen weder die Erstere angedeihen, noch gaben sie das Letztere jemals zurück.

Nachdem alle diese Anstalten in größter Eil getroffen worden, schlüpfte Pignata zuerst durch das Loch, und verriegelte oben sogleich alle Thüren. Hierauf reichte Alfonsi ihm alle ihre Sachen, und wollte endlich selbst nachfolgen, da er aber weit korpulenter war als Pignata, so fand er das Loch für sich zu klein. Ein tödtlicher Schrecken überfiel ihn, er fing am ganzen Leibe an zu zittern, und diese Zaghaftigkeit spannte vollends die Muskelkraft ab, die ihm in diesem Augenblick so nöthig war. Pignata sprach ihm aus allen Kräften Muth zu, ein zweiter Versuch wurde gemacht, aber eben so fruchtlos als der erste.

Der arme Alfonsi wollte verzweifeln. Sie hatten keine Zeit zu verlieren, um das Loch größer zu machen. Doch auch hier verließ Pignata nicht seine Geistesgegenwart. »Zieh dich nackend aus,« rief er seinem Freunde zu. In wenig Minuten stand Alfonsi entkleidet; aber noch immer hielten die Spitzen der hervorragenden Ziegelsteine ihn auf, und verwundeten ihn an verschiedenen Stellen des Leibes, daß das Blut herabrieselte.

»Achte der Schmerzen nicht,« tröstete ihn Pignata, »es gilt unsere Freiheit! es muß gehen, es koste auch was es wolle. Bei diesen Worten legte er sich platt über das Loch, stützte seinen Kopf gegen die Mauer, und gebot Alfonsi, die Arme fest um seinen gebogenen Hals zu schlingen. So zog er ihn endlich mit solcher Anstrengung herauf, daß große Schweißtropfen ihm über die Backen ran-

nen. Darauf ſtieg er ſelbſt wieder hinab, und holte Alfonſi's Kleider nach.

Aber auch jetzt bebte der Unglückliche noch immer, und ſo wie die Hoffnung der Erlöſung zunahm, ſchien ſein Muth abzunehmen. Schon hatte Pignata das Seil am Balkon befeſtigt, er band an das Ende desſelben ſeine Einſiedlermaske, damit es in gerader Linie herabfallen möchte. Alfonſi bat, ihn zuerſt hinab gleiten zu laſſen, damit Pignata oben ein wenig nachhelfen könnte, weil er bange war, dem marmornen Pfeiler zu nahe zu kommen, auf welchem der Erker ruhte. Sein Freund that, was er begehrte. Alfonſi nahm das Seil zwiſchen die Füße, klammerte ſich mit den Händen feſt an, und begab ſich mit einem Stoßſeufzer auf die Reiſe. Pignata half ſo gut er konnte, und bis über die Mitte hinab ging alles recht gut. Jetzt aber kam es ihm vor, als höre er Alfonſi's Mantel an der Mauer hinunter rauſchen, und gleich darauf hörte er ein klägliches Geſchrei: O Jeſus! o Jeſus!

Schnell wie der Blitz warf ſich Pignata über das eiſerne Geländer, fuhr glücklich am Seile hinab, fand ſeinen Freund auf dem Boden liegend, und fragte haſtig: »um Gottes willen! was fehlt dir?« — Ach! wimmerte Alfonſi, ich habe ein Bein gebrochen! — Pignata hoffte, es ſei vielleicht nur eine Verrenkung, unterſuchte das Bein, und fand leider, daß es an mehr als einer Stelle wirklich gebrochen ſei. Durch welche Ungeſchicklich-

keit seinem Freunde dies Unglück wiederfahren? Darnach zu fragen war jetzt keine Zeit. Er stand wie vom Donner gerührt, seine Lage war fürchterlich. »Freund und Bruder!" stammelte er, »wie kann ich dir helfen?"

Geh, sagte Alfonsi, und hole mir einen Wundarzt.

»Großer Gott! wo soll ich um diese Stunde der Nacht, in dieser Verkleidung einen Wundarzt auftreiben? — Wärest du nicht viel größer und schwerer als ich, so würde ich dich auf meinen Schultern forttragen. — Ich will bei dir bleiben, wenn du es verlangst, aber du wirst nichts dadurch gewinnen, und ich werde alles verlieren. Man wird mich in eines von jenen höllischen Löchern werfen, mir ein paar hundert Pfund Eisen an den Hals hängen, und mich täglich durch Stockschläge daran erinnern, daß ich einen Augenblick frei war. — Ja wenn ich noch hoffen dürfte, wiederum mit dir in eine Kammer gesperrt zu werden; aber ich mag gehen oder bleiben, so sind wir getrennt auf ewig! Keiner wird jemals wieder von dem andern reden hören, nicht einmal die Seufzer seines unglücklichen Freundes in der Ferne vernehmen." —

Der arme Alfonsi fühlte die Stärke dieser Gründe wohl. Flieh! sagte er, und bete für mich!

Der Augenblick ihrer Trennung war unbeschreiblich rührend. Schon so manches Jahr hatten sie Elend und

Hoffnung mit einander getheilt; an einem Tiſche aſſen ſie ihr kümmerliches Brot, auf einem Lager ſuchten ſie den fremd gewordenen Schlaf; auf einem Platze knieten ſie neben einander, zu einem Gotte ſtieg ihr Gebet vereint empor! — und nun dieſe plötzliche, fürchterliche Trennung! dies Scheiden auf ewig! — Alfonſi's Tod würde ſeinen Freund weniger erſchüttert haben, als der Gedanke, ihn in Tigerklauen zurücklaſſen zu müſſen, ihn, der noch vor wenig Stunden ihm Treue ſchwur bis in's Grab; ihn, dem er dieſen Schwur mit brüderlicher Herzlichkeit zurück gab! — und doch — wer mag ihn verdammen, daß er ſeine Thränen verſchluckte, ſein blutendes Herz verſchloß, ſeine Bruſt panzerte — daß er ging, und den Freund hilflos liegen ließ! — welche Hoffnung blieb ihm übrig, wenn er jetzt allen Vortheilen entſagte, die ſeine eiſerne Beharrlichkeit errungen hatte? — an eine zweite Flucht war nimmer zu gedenken. Die letzte Umarmung der Unglücklichen — ſie glich einem Todeskampf! Alfonſi ſegnete ſeinen Freund — Pignata riß ſich los und floh!

Das Thor, welches dem heiligen Gericht am nächſten lag, war das ſogenannte Thor der leichten Reiter. Noch hatte der Fliehende es nicht einmal erreicht, als er ſchon Alfonſi's lautklagende Stimme vernahm. Helft! helft! rief der Elende, daß es die Straße dumpf hinabſchallte. Pignata erſchrack und konnte ſich einer Bewegung des Unwillens nicht erwehren. So lange wenigſtens, dachte

er, hätte der Verlaſſene ſeine Klagen unterdrücken ſollen, bis er ihn in Sicherheit vermuthen durfte. — Das war ungerecht, guter Pignata. So wenig dir Alfonſi deine Flucht verargen konnte, ſo wenig du ihm ſein lautes Wimmern. Bedenke, wie mit jedem deiner entfernteren Fußtritte ſich ein neuer Felſen auf ſeine Bruſt thürmte. Zähle zu den Schmerzen ſeines Beinbruchs die Verzweiflung ſeiner Seele! »Da geht er hin, der Glückliche! er iſt frei! und ich —!« O! welcher Stoiker hätte hier das Gekreiſch der Angſt zu unterdrücken vermocht! —

Jetzt war Pignata am Thore. Der Pförtner, der ihm aufthat, fragte, ob er nicht wiſſe, wer da ſo jämmerlich um Hilfe rufe? — Er verneinte die Frage mit einiger Verwirrung, und dankte es vermuthlich nur ſeiner ehrwürdigen Eremitentracht, daß man ihn nicht aufhielt. Schon hatte er die Mauern der Stadt Rom im Rücken, und noch immer hörte er Alfonſi's jammernde Stimme. Es ſchnitt ihm durch Mark und Bein, er eilte, dieſer Wehklage zu entfliehen; aber ſeine erſchöpften Kräfte warfen ihn faſt zu Boden. Er hatte den Abend vorher nichts gegeſſen, er hatte mehrere Stunden mit übermenſchlicher Anſtrengung gearbeitet, Ströme von Schweiß waren aus ſeinem Körper gefloſſen, die Füße wankten, das Herz klopfte ungeſtüm, der Athem war kurz, er ſchnappte nach Luft, der Hals trocken, ein entſetzlicher Durſt marterte ihn. Es regnete heftig, ſeine Lippen ſogen gierig die Re-

gentropfen auf; aber dieſe Wohlthat des Himmels wurde ihm in einer andern Rückſicht ſehr beſchwerlich, denn ſeine wollene Eremitenkutte ſchluckte ſo viel Waſſer in ſich, daß ſie dem kleinen Ueberreſt ſeiner Kräfte bald zu ſchwer wurde.

So belaſtet, wie er da war, konnte er unmöglich weiter gehen. Er erreichte mühſam eine offene Scheune, dort warf er ſeinen Bettſack, mit allem was darin war, von ſich, nahm nicht einmal das wenige Fleiſch und Brot heraus, das in den erſten Tagen zu ſeinem Unterhalte dienen ſollte, überließ ſich ganz dem Schickſal, und ſetzte ſeinen Weg erleichtert fort.

Zu ſeinem Glücke ſchien gerade der Vollmond. Er verließ die Landſtraße, und ſchlich rechter Hand hinter der Stadtmauer herum. Von der Spitze eines Hügels überſchaute er die Gegend, um einen Schlupfwinkel zu ſuchen, denn er fühlte, daß er unmöglich weit mehr gehen könne. Es waren dort in der Nähe eine Menge Weingärten, und er befand ſich gerade an einem dicken Dornzaun, hinter welchem er einen ſolchen Weingarten vermuthete. Zwar war die Dornhecke außerordentlich dick und feſt, aber ein einzelner Baum, der in die Mitte derſelben gepflanzt war, erleichterte ihm das Ueberſteigen, und mit blutig geritzten Händen und Wangen kam er glücklich in den Garten.

Hier wurde er zu ſeinem Schrecken gewahr, daß er ſich geirrt hatte. Es war kein Wein- ſondern ein Kohlgar-

ten, deſſen ganze Fläche man mit einem Blicke überſehen, und wo ſich kaum ein Haſe verbergen konnte. Ein einziger, nicht fern ſtehender, mit Epheu dicht umwachſener Baum bot ihm eine Zuflucht dar. Hier fand er eine Raſenbank, die vermuthlich dem Beſitzer des Gartens diente, die Sieſte im Schatten zu halten, denn der Epheu ringsumher ließ keinen Sonnenſtrahl durchbrechen, und Pignata hoffte, auf dieſem Ruheplätzchen vor den Blicken der Ausſpäher völlig ſicher zu ſein.

Der Regen wurde immer ſtärker, und dennoch ſein Durſt immer unerträglicher. Zwar leckte er das Waſſer von den Epheublättern, allein es war gallenbitter, und ſtatt ihm den Durſt zu löſchen, machte es ihn nur noch brennender. Die Müdigkeit drückte ihm endlich die Augen zu, er fiel in einen unruhigen Schlummer, aus welchem er bei anbrechendem Tage durch ein Geräuſch erweckt wurde. Man denke ſich, wie ihm zu Muthe war, als er ganz nahe hinter der Hecke fünf bis ſechs Menſchen gehen hörte, welche einander die Worte zuflüſterten: »Hier iſt es zu dick, hier kann niemand durchkommen.« — Zitternd und bebend hielt er den Athem an ſich, und wagte nicht die kleinſte Bewegung, damit das Rauſchen eines Blattes ihn nicht verrathen möchte.

Nachdem ſie einigemal um die Hecke herum geſchlichen, entfernten ſie ſich, Pignata holte tief Athem, und warf nun ſeine ſcheuen Blicke umher, um beim Licht des Tages

auszuspähen, wohin der Zufall ihn geführt habe. Kaum einen Flintenschuß von seiner Rasenbank erblickte er das Haus des Gärtners. Eine Frau saß vor der Thür unter einem Obdach, und vier kleine Kinder spielten um sie her.

Ein Glück für ihn, daß das Regenwetter den ganzen Tag anhielt, denn ohne Zweifel war sein Schlupfwinkel der einzige Platz im ganzen Garten, der den Kindern zum Spielen dienen konnte, da alles übrige mit Küchengewächsen bepflanzt war; ohne Zweifel würden sie dahin gekommen sein, und ihn durch ihr kindisches Geschrei verrathen haben. So aber wurde der unaufhörliche Regen ihm zur Wohlthat; kein Mensch, kein Hund verließ die Hütte.

Einen augenblicklichen Schrecken hatte Pignata doch auszustehen. Er sah nämlich, wie der Gärtner einen Wasserkrug ergriff, und mit aller Macht gerade auf den Baum zurannte. Er hielt sich bereits für verloren, aber — nur vier Schritte vor dem Baume blieb der Mann stehen, und bückte sich, um aus einer kleinen Grube, die Pignata bis jetzt nicht bemerkt hatte, Wasser zu schöpfen. Er verrichtete dieses Geschäft schnell, und lief eben so schnell wieder zurück, ohne auch nur einmal den Kopf in die Höhe zu heben, denn sonst hätte er unvermeidlich den bebenden Flüchtling erblicken müssen.

Auch dieser Schrecken diente also, ihm wenigstens auf die Nacht die frohe Aussicht eines frischen Trunks zu ge-

währen, denn bei Tage durfte er es nicht wagen, einen Fuß aus seiner Blätterhülle zu setzen.

Die Betrachtungen, die er hier anstellte, waren eben nicht fähig ihm Muth einzuflössen. Er durfte nicht zweifeln, daß man seinen unglücklichen Freund zurück in's Gefängniß geschleppt, und ihn gezwungen haben werde, alle Umstände ihrer Flucht zu bekennen. Das Gericht wußte also auch, wie er gekleidet sei, und es war daher nothwendig, auf Mittel zu sinnen, diese Kleidung zu verändern. Seine geliebte Schere, auch Nadel und Zwirn trug er in der Tasche. Er ging sogleich an die Arbeit, schnitt das Einsiedlergewand bis an die Knie ab, behielt von dem kleinen Mantel, der ihm über die Schultern hing, nur den Kragen übrig, setzte diesen Kragen auf das verkürzte Kleid, und gab ihm so das Ansehen eines Kaputrocks. Diese Verwandlung gewährte ihm auch noch die Bequemlichkeit, sich um ein Großes leichter zu fühlen, da er den größten Theil des voll Wasser gesogenen Gewandes dadurch los wurde. Die abgeschnittenen Stücke ließ er in der Hecke liegen, und als es nun Abend geworden, schlüpfte er hervor, löschte seinen Durst an der kleinen Wassergrube, und sprang dann links und rechts über alle Hecken, die ihm im Wege standen, bis er von ferne Licht in dem Häuschen eines Weingärtners erblickte.

Die Noth zwang ihn, sich hinein zu wagen. Er gab sich für einen Fremden aus, und bat um einen Trunk Was-

ser. Der Winzer gab seiner Frau einen Wink, und das Weib ging, ihm Wein zu holen, der zwar nicht viel besser als Wasser, doch für einen halb Verschmachteten ein köstlicher Labetrunk war.

Während des Weibes Abwesenheit fragte der gutmüthige Wirth den Wanderer: wer er sei? woher er komme? und wohin er gedenke? — Pignata antwortete ihm in gebrochenem italienisch, worunter er einige französische Worte mischte: er sei ein armer Pilger, der aus der Normandie komme, und zu Rom die heiligen Kirchen besuchen wolle.

Jetzt brachte die Hausmutter den Wein; der Durstende goß einen Strom in seinen nüchternen Magen hinab, und diese Gierigkeit wäre ihm fast übel bekommen, denn er wurde gleich darauf ohnmächtig. Der armen Winzerfamilie ging sein Zustand zu Herzen, sie gaben sich alle Mühe ihn zu ermuntern, und als er wieder so viel Besinnungskraft hatte, daß er um ein Stück Brot bitten konnte, brachten sie ihm, statt eines Stücks, ein ganzes Brot, und schenkten es ihm, wie sie sich ausdrückten, um Gottes willen! Der Mann geleitete ihn freundlich aus dem Weinberge, zeigte ihm den Weg nach der Engelspforte, und nannte ihm eine gute Herberge nicht weit vom Thore. Darauf wünschte er ihm eine glückliche Reise und gute Nacht.

Kaum sah sich Pignata allein, als er von der Straße auf die Wiesen abbog. Hier befriedigte er für's erste den

ungeſtümſten Gläubiger, den Magen, und zermalmte raſcher mit ſeinen Zähnen das Brot, als er mit dem Bruchbande die Mauerſteine zermalmt hatte. Es däuchte ihm, er habe an den Tafeln der Kardinäle nie eine köſtlichere Mahlzeit gehalten. Erſt als er ſich geſättigt fühlte, erwachten ſeine übrigen Sinne, und er merkte, daß das Regenwaſſer, welches ſich auf den Wieſen angeſammelt hatte, ihm bis an die Waden ging. Zugleich fing es auf's neue wieder an zu regnen, und zwar ſo gewaltig, daß er, um nur fortzukommen, genöthigt war, ſich wieder auf die Landſtraße zu wagen. Unter Furcht und Zittern gelangte er bis an die Tiberbrücke, wo er bis tiefer in die Nacht auszuruhen beſchloß. Er wählte zu ſeinem Ruheplatz ein Feld mit Schilf bewachſen, deſſen man ſich in den Weingärten um Rom zu Rebenpfählen zu bedienen pflegt. In dem hohen Schilfe, dachte er, bin ich verborgen und vor dem Regen geſchützt.

Ein Waſſergraben trennte ihn noch von dieſer Freiſtatt. Mit einem mäßigen Sprunge hoffte er hinüber zu kommen; aber er hatte bei dieſem Sprunge auf diejenigen Kräfte gerechnet, die ihm noch vor ſechsunddreißig Stunden zu Gebote ſtanden; er fiel mitten in den Graben bis unter die Arme in das Waſſer. Mühſam kroch er aus dem kalten Bade in das jenſeitige Schilf, und fand ſich auch dort zur Hälfte in ſeiner Rechnung betrogen; denn das hohe Riedgras verſteckte ihn zwar vor den verrätheriſchen Strahlen des Mondes, ſchützte ihn aber keinesweges vor

dem Regen, sondern schien vielmehr aus tausend kleinen Röhren tausend Bäche auf ihn herabzuströmen.

Er verwünschte einen Augenblick den Einfall, in das Schilf zu kriechen, als den *seinigen*, und segnete ihn einen Augenblick nachher als eine *höhere Eingebung*; denn plötzlich hörte er einen Haufen Reiter auf der Straße. Er legte sich auf den Bauch und lauschte durch das Schilf: siehe da flimmerten Gewehre im Strahl des Mondes, er erkannte die Reiter für Häscher, und zählte deren dreißig. Er sah, wie sie über die Brücke ritten, an deren anderm Ende ein Wirthshaus stand. Dort theilten sie sich, der eine Hause nahm den Weg nach Baccano, und der andere nach Prima Porta. Diesen letzten Weg wählte Pignata selbst, und wurde so aus einem Verfolgten ein Verfolger.

Als er nach einigen Stunden bei einer kleinen Herberge vorüberkam, sah er wenige Schritte von sich vier Häscher unter der Thür in tiefen Schlaf begraben. Ein kalter Schauer überlief ihn, er schlich leise vorüber, kam glücklich über die Brücke bei Prima Porta, und ließ den Ort zur Linken liegen, weil er vermuthete, daß dort ein Hinterhalt ihm auspasse.

Durchnäßt, erfroren und kraftlos erreichte er zwei Stunden vor Tage ein Hirtenhaus. Hier öffnete er zum ersten Male seinen magern Beutel, und bat um ein Frühstück. Es war nichts vorhanden außer den Kaldaunen eines

jungen Lammes. Dieser Leckerbissen wurde geröstet, Pignata verschlang ihn heißhungrig und stürzte eine Flasche Wein hinunter. Vorher entkleidete er sich bis auf die Haut, und trocknete seine Lumpen am Feuer. Die Begierde, mit welcher er sein Frühstück verzehrte, ließ ihm keine Zeit, auf seine Sachen gehörig Acht zu haben, und so geschah es, daß seine Schuhe anbrannten, die der Hirt zu nahe an die Flamme geschoben hatte. Er ertrug diesen in seiner Lage wirklich großen Verlust mit Hiobsgeduld, schnitt, ohne ein Wörtchen zu sagen, die halben Sohlen weg, gab dem Hirten einige Paolo's, und lief in der Morgendämmerung auf den Ueberresten seiner Schuhe weiter.

Es kam ihm jetzt sehr zu statten, daß er sich vormals in dieser Gegend oft mit dem Lerchen- und Wachtelfange belustigt hatte, und daher alle Neben- und Holzwege so ziemlich kannte. Durch Wälder und auf unwegsamen Pfaden entfernte er sich immer mehr von der Hauptstadt der christlichen Welt. Aber freilich fühlte er auch täglich stärker, daß er es nicht lange mehr so treiben werde, und daß allein Ruhe und bessere Nahrung ihm neue Kraft verleihen könnten, eine so beschwerliche Reise fortzusetzen.

Er hatte einen Freund im Sabinischen, der ihn oft zu Rom besucht, und bei dem er hinwiederum manche Jagdpartie mitgemacht hatte; ein aufgeklärter Kopf, ein sanftes, für Freundschaft empfängliches Herz, dem er sich ohne Furcht anvertrauen durfte. Bei diesem beschloß er auf einige

Tage eine Freistatt zu suchen, zitterte aber bei dem Gedanken, daß er ihn vielleicht nicht zu Hause treffen werde. Nach manchen Umwegen und manchen überstandenen Mühseligkeiten stand er eines Abends um neun Uhr vor der Thür seines Freundes. Ein Bedienter stieß ihm auf. »Ist dein Herr zu Hause?" fragte Pignata im neapolitanischen Dialect. Ja war die Antwort, die wie Musik in den Ohren des Verfolgten klang. — »Sage deinem Herrn, ich brächte ihm einen Brief von einem seiner Freunde aus Rom."

Der Mensch ging und kam bald darauf mit seinem Herrn zurück, dem er vorleuchtete. Als Pignata's Freund eine hagere, bärtige Gestalt in Lumpen erblickte, blieb er mißtrauisch in der Entfernung einiger Schritte stehen, und fragte: »wo ist der Brief?" — Leise versetzte Pignata, indem er mit der Hand in die Tasche griff, als ob er den Brief suchte: »Schicken Sie doch den Bedienten weg."

»Nein," sagte der andere laut, »der Bediente soll bleiben."

Jetzt näherte sich der Flüchtling rasch, ergriff ihn bei der Hand, und flüsterte ihm in's Ohr: »ich bin Pignata."

Diese Worte erschütterten seinen Freund heftig, aber er faßte sich schnell, und sagte mit verstellter Gelassenheit: »kommt morgen vor Eurer Abreise wieder zu mir, so sollt Ihr die Antwort erhalten." — Darauf schickte er den Bedienten fort, und kehrte selbst wieder um, als ob er dem

Fremden noch etwas zu sagen vergessen habe, und während der Kerl die Treppe hinauf ging, faßte er Pignata hastig beim Arm, und zog ihn schweigend nach sich bis in sein Schlafzimmer. Hier schloß er ihn mit Ungestüm in seine Arme, uud als er ihn an die Brust drückte, fühlte Pignata zum ersten Male wieder Freundesthränen an seiner Wange. Süße, erquickende Stunde! er vergaß alle seine Leiden, und überließ sich ganz den seligsten Gefühlen.

Nicht zu viel hatte er von dem Biedermanne erwartet, in dessen Wohnung er die erste Freistatt fand. Sein Freund holte selbst Licht, und befahl seinen Leuten, das Abendessen in sein Vorzimmer zu bringen, er wolle allein sein. Der beste Wein, die kräftigsten Speisen wurden aufgetragen, und der Wirth selbst bediente mit freudefunkelnden Augen seinen hungrigen Gast, ohne ihn diesen Abend durch neugierige Fragen zu quälen. Gleich nach der Abendmahlzeit streckte Pignata seine Glieder in weichen Pflaum, und der Freund wachte an seinem Lager.

Zwölf volle Stunden lag der müde Wanderer im tiefsten Schlummer. Als er erwachte, fühlte er sich neu geboren, und theilte nunmehr dem biedern Wirthe seine Geschichte mit, der ihm dagegen von allem unterrichtete, was man in Rom von ihm spreche, und was in Betreff seiner dort vorgegangen sei. Der Pabst war entschlossen, seiner wieder habhaft zu werden, es möge auch kosten, was es wolle. Die schärfsten Befehle waren im ganzen Kirchenstaate ge-

geben, und seine Person und Kleidung auf das genaueste beschrieben worden. Fünfzig Häscher hatten ihn auf der Messe von Castellana gesucht, fünfzig andere den Weg nach den Gebirgen von Viterbo genommen; ein Korporal mit fünfzehn Häschern bewachte jeden Posten, wo man ihn aufzufangen vermuthen konnte; Soldaten strichen überall in den Feldern herum, und kurz, es waren mehr als fünfhundert Kundschafter auf den Beinen.

Nach allen diesen Anstalten schien es leichter, unter einem Platzregen wegzulaufen, ohne naß zu werden, als sich noch einmal auf die Reise zu wagen, ohne einem der Spürhunde in die Hände zu fallen. Indessen war Pignata's jetziger Schlupfwinkel doch auch nicht ganz sicher. Es mußte den Leuten im Hause auffallen, daß ihr Herr immer selbst das Essen auf sein Zimmer trug, und die Thüre hinter sich verschloß. Zwar vermutheten sie nur ein galantes Abenteuer; aber wenn es nun laut wurde? wenn man anfing in der Stadt davon zu murmeln? wenn die Spione des gastfreien Wirths ehemalige Verhältnisse mit Pignata erfuhren, und auf diesen Umstand weiter bauten? — Um dem vorzubeugen, gab der redliche Sabiner seinem Freunde den Rath, den nächsten Weg in das Königreich Neapel zu wählen, und versprach, ihm einen Wegweiser über die Gebirge zu verschaffen, einen Bauer, dessen Treue er selbst bei mehrern Gelegenheiten geprüft und bewährt gefunden habe.

Auch Pignata hüllte sich in Bauertracht. Am folgenden Abend erschien der ehrliche Wegweiser Franz, den der gütige Wirth also anredete: »Höre, Franz! wir kennen uns schon lange, ich habe Vertrauen zu dir, und binde das Schicksal dieses Mannes auf deine Seele. Wer er ist, brauchst du nicht zu wissen, genug, du mußt ihn sicher in das Königreich Neapel schaffen. Nur bei Nacht darfst du wandern, deinen Gefährten nur durch Wälder und über Gebirge führen. Je weniger Menschen du antriffst, desto besser. Hier ist Geld, hier sind Lebensmittel. Wenn du deinen Auftrag glücklich vollbringst, so wartet bei deiner Zurückkunft eine ansehnliche Belohnung auf dich."

Franz versetzte mit frohem Muthe: »Ihr kennt mich, Herr, verlaßt Euch auf mich." — Um zehn Uhr des Abends machten sie sich bei hellem Mondschein auf den Weg. Der edle Sabiner begleitete seinen Freund noch eine halbe Meile weit; drückte ihn dann mit Inbrunst an sein Herz, schob ihm einen vollen Beutel in die Hand, und eilte schnell davon, um seine Thränen zu verbergen, und Pignata jeden Dank zu ersparen.

Auf ungebahnten Pfaden wanderte der Flüchtling getrost mit seinem Begleiter fort. Die ersten Tage ging alles gut, aber ihre Lebensmittel verminderten sich, und der Wein war zu Ende. Schon zwang sie der Durst, aus einem schlammigten Wassergraben zu schöpfen, und bald darauf wurde ihre Verlegenheit noch größer, als Franz gewahr

wurde, daß er in den Gebirgen den Weg verloren hatte. Sie irrten auf gut Glück umher, und trafen gegen Abend einen Kuhhirten an, der eine wilde, heimtückische Physiognomie hatte. Sie baten, ihnen den Weg zum nächsten Bache zu zeigen, um ihren brennenden Durst zu löschen.

»Warum,« versetzte der Kerl, »geht ihr nicht nach Licenza, und trinkt dort ein Glas Wein?« — Er zeigte bei diesen Worten mit dem Finger auf ein Schloß, welches unfern über die Berge hervor ragte.

Die erschöpften Wanderer ergriffen diesen Vorschlag mit Freuden, dankten dem Kuhhirten, und gingen den Weg, den er ihnen angedeutet hatte. Von ungefähr sah sich Pignata noch einmal um, und wurde gewahr, daß der Kerl seine Ochsen stehen ließ, und über Hals und Kopf davon rannte. Das kam ihm verdächtig vor. »Halt!« sprach er, »hier ist Verrätherei! lieber will ich dürsten, als mich in jenes Schloß wagen.« — Sie verbargen sich seitwärts im Gebüsch, wo der arme Franz vor Hunger und Durst bald nachher ohnmächtig wurde. Glücklicher Weise fand Pignata noch einige Gewürznelken in seiner Tasche, die er ihm zu kauen gab, und seinen nüchternen Magen dadurch wieder stärkte.

Bei hereinbrechender Nacht setzten sie ihren Weg fort, hörten bald das Murmeln eines Baches, tranken, füllten ihren Schlauch, und wählten dann den Fußsteig, auf wel-

chem der Bauer davon geeilt war. Plötzlich sahen sie, in einer Entfernung von ungefähr fünfzig Schritten, etwas im Mondenlicht schimmern, und erkannten es bald für Flinten, die nachlässig an die Bäume gelehnt waren. Erstarrt blieb Pignata einige Minuten lang an den Boden gewurzelt und wagte kaum einen leisen Athemzug. Doch was blieb ihm übrig? zurück zu gehen war noch gefährlicher, als kühn vorwärts zu schreiten. Der Muth der Verzweiflung belebte ihn, und er schlich auf den Zehen an dem verdächtigen Orte vorüber.

Jetzt erblickte er rechter Hand ein kleines Haus, und hörte jemand einen Hund rufen. Er schwebte dahin wie ein Geist, der auch die Luft nicht bewegt, die ihn umfließt. Einige Schritte weiter lagen vier Häscher mitten auf der Straße in tiefem Schlafe. Der Flüchtling schlich so nahe an ihnen vorbei, daß er ihren Athemzug hörte, aber sie erwachten nicht.

Kaum war diese Gefahr überstanden, als er schon wieder auf vier Häscher stieß, die der Schlaf bei einer kleinen Kapelle in's Gras gestreckt hatte, und in einer geringen Entfernung lagen auf einem Kreuzwege abermals vier solche Schnapphähne. Einen Fünften, der eben so ruhig schlummerte als die Uebrigen, erkannte er für den gefälligen Kuhhirten, der ihn Tags vorher so dienstfertig nach Licenza wieß. Dieses Schloß ließ er zur Rechten liegen, und wählte einen einsamen Fußpfad zur Linken, aber auch hier

war er nicht lange fortgeschritten, als er eine Herberge, und vor der Thür derselben fünfzehn gesattelte Pferde angebunden erblickte.

So auf allen Seiten mit drohenden Gefahren umgeben, schlug er seinem Führer vor, über die Hecke zu springen, den Berg hinab durch das Thal zu laufen, und den jenseitigen Felsen zu erklettern. Das thaten sie rasch. Im Thale mußten sie zwar noch durch einen Graben waten, wo ihnen das Wasser bis an den Bauch ging; aber sie kamen glücklich hindurch, und erklimmten den Felsen, wo Pignata auf seine Knie niederstürzte, und Hände und Augen dankbar zum Himmel empor hob.

Erschöpft durch Angst und körperliche Anstrengung, legten sich nun die Wanderer in's Gras, um auszuruhen. Nach Mitternacht hörten sie drüben die erwachten Häscher einander zurufen und fragen: ob niemand vorbei gegangen? — Die Antwort Nein tönte überall zurück. Gegen Sonnen-Aufgang setzten sie ihren ermüdenden Weg von einem Hügel zum andern fort. Als es Tag wurde, trafen sie einen Kerl an, der Pferde hütete. So bald er sie gewahr wurde, rief er ihnen in neapolitanischer Mundart zu: »guten Morgen! guten Morgen! wohin? durch diese Felsen, Gesträuche und Abwege?" — Denn die Neapolitaner brauchen immer drei oder vier Worte, wo sie an einem genug hätten.

»In das Königreich Neapel," antwortete Pignata.

Der Pferdehüter. Aber wo kommt ihr denn her?

Pignata. Von Marino.

Der Pferdehüter. Von Marino? — ei! ei! ihr seht mir aus, wie römische Flüchtlinge.

Pignata (sein Schrecken verbergend). Ich sage dir, wir kommen von Marino, und gehen in's Neapolitanische nach unserer Schäferei.

Der Pferdehüter. Also seid ihr Hirten? — hm! wenn man die weiße Haut da sieht (indem er auf Pignata's entblößten Hals zeigte), sollte man nimmer glauben, daß es eine Hirtenhaut sei.

Pignata (um das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken). Wessen sind die Pferde?

Der Pferdehüter. Des Marquis Nunez. Aber warum geht ihr denn nicht den kürzesten Weg über das Gebirge von Riofredo?

Pignata. Es ist zu weit.

Der Pferdehüter. Zu weit? ha! ha! ha! es liegt ja da gerade vor eurer Nase.

Pignata. Wohlan, was soll ich dir geben, wenn du mich zu Pferde nach Riofredo führst?

Der Pferdehüter. Ich darf nicht.

Pignata wiederholte seinen Vorschlag, bot ihm zwei Kopfstücke, und, nach einigem Weigern, versprach der

Kerl ihm zu willfahren, doch müsse er noch vorher nach Hause laufen, um eine Messe zu hören. Diese unzeitige Andacht kam zwar dem eilenden Flüchtling sehr ungelegen, indessen vermuthete er nichts Arges, sondern bat nur, ihn unterdessen mit Brot zu versehen. Der Mensch hatte kein anderes Brot, als das für seine Hunde bestimmt war. „Gib nur," sagte der hungrige Pignata, „es gilt gleich viel, hier hast du einen Giulio, wenn du zurück kommst, so bring uns besseres Brot und Wein mit.

Der Kerl griff begierig nach dem Gelde, holte seinen Sack von einer Eiche, gab das Hundebrot Preis, und lief davon.

Diese Speise, welche kaum den Namen Brot verdiente, und aus einem ekelhaften Gemisch von Hülsen, Sand und fast rohem Mehle bestand, wurde von den hungrigen Wanderern gierig verschlungen. Die frohe Aussicht, bald das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen, würzte die magere Kost; denn der Pferdehüter hatte versichert, daß sie auf dem angezeigten Wege in wenig Stunden im Neapolitanischen sein könnten. Mit dieser Hoffnung legten sie sich in's Gras und entschlummerten. Aber die Unruhe ließ sie nicht länger als eine Stunde schlafen. Sie wunderten sich ihren Mann noch immer nicht zurückkommen zu sehen, und fingen an mißtrauisch zu werden. Mißtrauen verwandelte sich nach und nach in Furcht, sie rafften sich plötzlich auf, und verbargen sich tief im Gebüsch.

Heil ihnen! denn kurz darauf erschien der Pferdehüter in Gesellschaft von drei Häschern. Er stieg auf die Spitze des Hügels und fing an zu rufen: »he da! he da! wo bist du, der zu Pferde nach Riofredo will?" — Als er keine Antwort erhielt, fing er an die Gegend umher zu durchsuchen, aber Franz und Pignata krochen immer tiefer in's Gebüsch, wo sie in Sicherheit bis zum Untergang der Sonne verweilten, dann sich aus dem Gesträuch heraus arbeiteten, und die erste beste Straße wählten, welche sie fanden.

Nicht lange, so begegnete ihnen ein Bauer, der von seiner Arbeit zurück kam, und von einem verdächtig aussehenden Schwarzmantel begleitet wurde. »Guten Abend," sagte der Bauer, »habt ihr nicht eine Kuh gesehen?"

Nein, versetzten die Wanderer, und gingen schnell vorüber. Der unruhige Pignata konnte sich nicht enthalten den Kopf umzudrehen, und wurde gewahr, daß der Bauer und der Schwarzmantel ihnen nachsahen. Das war genug, ihn in Furcht zu setzen. »Laß uns," sprach er leise zu Franzen, »linker Hand in den Wald gehen, hier scheint es mir nicht richtig." — Franz gehorchte, die Nacht wurde immer finsterer, und sie waren nicht weit gegangen, als sie plötzlich vor einem breiten Flusse standen. »Ich muß hinüber," rief Pignata, »es gehe wie es wolle! mein Herz sagt mir, daß wir hier in einer großen Gefahr schweben."

Sie sprangen muthig in den Fluß, das Wasser ging ihnen nur bis an den Gürtel, und als sie das jenseitige

Ufer erreicht hatten, hörten sie bald, daß Pignata's Herz kein Lügenprophet gewesen war. »He da!" rief eine Stimme, »habt ihr niemand wahrgenommen?" — Die Stimme kam aus einer Gegend, wo ein Feuer angezündet war, bei dessen Schein man ein Häuschen, eine Brücke, und mehrere herumwandelnde Menschen bemerken konnte.

Eine Antwort schallte von oben herab aus dem Walde: »Ja! ja! sie haben sich im Busche verkrochen."

»Umringt den Berg!" versetzte die Stimme unten, »und schickt die Hunde auf ihre Spur." — Plötzlich ertönte ein gräßliches Geheul in die Ohren der bebenden Flüchtlinge. Eine Meute Hunde, abgerichtet Menschenspur zu verfolgen, durchkreuzte den jenseitigen Wald in allen Richtungen, die Häscher lärmten und hezten, Pignata's Standhaftigkeit verließ ihn, seine Knie wankten, er sank zu Boden, und hörte, in Todesangst, vier Stunden lang diese hölliſche Jagd, bald näher, bald entfernter, jede Minute erwartend, daß die Hunde seine Spur auch durch den Fluß verfolgen würden. Endlich hörten sie auf zu bellen, die Häscher trieben fluchend ihre Meute zurück in das Haus an der Brücke, und die Verfolgten kletterten die Anhöhe sachte hinauf, an deren Fuß ein kleiner Ort lag, der la Scarpa heißt.

Sie waren einige Stunden unter Oelbäumen fortgewandert, als sie mit anbrechendem Tage auf die Landstraße

kamen, wo ihnen auch sogleich wieder ein Mensch begegnete, der einem Spione ähnlicher sah, als einem ehrlichen Manne. »Guten Morgen!« rief er sie an, »wo geht ihr hin?« — Nach la Scarpa war die Antwort. — »Vielleicht um Brot zu kaufen?« — Richtig. — »Seid ihr etwa Schweinehirten?« — Errathen. — »Wo habt ihr denn eure Schweine?« — Unten am Berge. — »So? glückliche Reise!« — Er ging, aber nicht weit; denn als ein heftiger Platzregen fiel, Franz sich unter einen Baum gestellt, und Pignata in eine dichte Hecke verborgen hatte; kehrte der Spürhund zurück, sah sich erst überall nach Pignata um, wunderte sich Franz allein zu finden, und fragte endlich: »warum gehst du denn nicht nach la Scarpa?« — Weil es regnet. — »Aber dann stündest du sicherer dort in der nahen Kapelle, als hier unter dem Baume.« — Es gilt mir gleich. — »So, so? — nun leb wohl!« — Er maß Franz noch einmal von Kopf bis zu den Füßen, und lief dann eilig nach la Scarpa.

Aber eben so eilig suchten die Pilgrimme zum heiligen Grabe der Freiheit einen sicherern Weg. Durch Weingärten, über Dornenhecken und Wassergraben, vom Regen durchnäßt, von Kälte erstarrt, den Magen mit Eicheln gefüllt, gelangten sie glücklich auf den Berg, hinter welchem Riofredo lag. Hier begegnete ihnen eine Bauerfamilie, ein alter Mann, eine junge Frau, zwei kleine Knaben und ein Jüngling. Sie hatten zwei Esel bei sich, die sie mit Eicheln zu

beladen kamen. Pignata, vom Hunger getrieben, bat um Gotteswillen um ein Stück Brot.

»Das Frühstück ist schon verzehrt,« sagte der Jüngling, »wir haben kein Brot mehr bei uns.« Mitleid glänzte bei diesen Worten auf seinem Gesichte, und auch in den Zügen seiner Gefährten war deutlich zu lesen: »es thut uns herzlich leid, daß wir dir nicht helfen können.« — Pignata zuckte die Achseln, hob seinen Blick gegen Himmel, sagte: Geduld! und wollte fürbaß gehen. Da trat dem jungen Weibe eine Thräne in's Auge, sie zog ein kleines Weizenbrot aus der Tasche, ein Leckerbissen, den sie vermuthlich für ihre Kleinen bestimmt hatte, und gab es einem der Knaben, um es dem Hungrigen zu bringen. Gerührt und hastig griff Pignata darnach, und wollte dem Kinde ein Stück Geld in die Hand drücken, aber das Weib und der Jüngling verboten dem Knaben es anzunehmen, grüßten freundlich und zogen in's Holz.

»Wahrlich!« rief Pignata, »wenn ich mich Jemanden anvertrauen sollte, so wären es diese guten Menschen.« — Er ging mit Franz seitwärts in den Busch, suchte dürres Holz, zündete ein Feuer an und trocknete seine Kleider, indessen Franz Eicheln briet, die der Hunger zu Kastanien umschuf.

Als sie eine Weile gesessen hatten, kam die Bauerfamilie, mit Eicheln beladen, zurück. Pignata faßte ein Herz,

ſtand auf und näherte ſich dem Jüngling. »Guter Freund,« redete er ihn an, »warum verboteſt du dem Knaben mein Geld zu nehmen?«

Der Jüngling. Weil wir nicht gewohnt ſind uns bezahlen zu laſſen, wo wir um Gottes willen geben.

Pignata. Denken alle deine Landsleute ſo brav?

Der Jüngling (lachte). Brav? — hm! —

Pignata. Du flöſſeſt mir den Muth ein, dich um einen Liebesdienſt zu bitten.

Der Jüngling. Redet, wenn es in meiner Macht ſteht, ſoll es geſchehen.

Pignata. Ich bin ein unglücklicher Verfolgter. Haſt du nicht in Riofredo Soldaten oder Häſcher geſehen, die einem Fliehenden auflauern?

Der Jüngling. Nein, das lüderliche Geſindel wagt ſich nicht zu uns, wir würden es mit Knitteln todtſchlagen; denn wir erkennen hier keinen andern Herrn, als den Marquis Drago.

Pignata. Willſt du mir denn wohl den Weg in's Neapolitaniſche zeigen?

Der Jüngling. Herzlich gern, kommt getroſt mit mir. Ich habe euch anfangs wegen eurer großen Bärte für Hexenmeiſter gehalten; denn vor Kurzem waren hier Franzoſen, hol ſie der Teufel! die in dieſen Gebirgen Schätze graben wollten, Sturm und Hagelwetter erregten, und die

Feldfrüchte in der ganzen Gegend verdarben; aber wenn ihr Unglückliche seid, so will ich euch schon durchhelfen.

Frohes Muthes gingen nun Franz und Pignata hinter dem Eseltreiber her. Sie kamen ohne Anstoß den Berg hinunter, hier wandte sich ihr Führer zur Rechten, und zeigte ihnen in der Ferne die neapolitanische Grenze. Pignata wünschte seine Begleitung bis dahin, aber er entschuldigte sich, daß er einen Herrn habe, und nicht länger wegbleiben könne. Als darauf Pignata seinem herzlichen Dank ein Stück Geld beifügen wollte, schlug der biedere Jüngling es abermals aus. »Trinkt dafür auf meine Gesundheit," sagte er.

Pignata erstaunte, so viel Uneigennützigkeit im Bauerkittel anzutreffen. Gerührt reichte er ihm die Hand, schüttelte sie, und sagte mit Herzlichkeit: »du bist ein guter Mensch, du wirst mich kränken, wenn du das Geld nicht nimmst."

Der Eseltreiber sah ihn starr an, und als er eine dankbare Thräne in seinem Auge erblickte, versetzte er feurig: »Ihr seid ein ehrlicher Mann! ich nehme das Geld Euch zu Liebe, und will es verwahren Euch zum Andenken. Ich gehe mit Euch bis an die Grenze. Die Esel mit den Eicheln mögen, wenn sie Lust haben, zum Teufel laufen! Kommt, und sollten wir Häscher antreffen, so gebt euch für Schweinehirten aus, die gekommen sind, Säue zu kaufen. Uebrigens schweigt und laßt mich reden."

Jetzt eilte er vor ihnen her, so schnell, daß sie mit ihren wunden Füßen ihm kaum zu folgen vermochten. Im Thale kamen sie an einen Kreuzweg. »Hier,« sprach er, »ist die größte Gefahr; denn in der Mühle dort rechter Hand halten sich gewöhnlich Häscher auf. Aber kommt nur mit mir und seid nicht bange. Dort jenseits erblickt ihr eine Herberge, sie gehört dem Connetable Colonna; auch da werdet ihr Häscher finden, aber es sind Neapolitaner, die nur wegen der Getreide Ausfuhr dahin gesandt worden, und euch kein Leids zufügen werden. — Seht da, hier steht ihr an der Grenze.«

Er zeigte bei diesen Worten auf einen breiten und tiefen Graben, und legte einige Balken zurecht, um den Flüchtlingen hinüber zu helfen. Darauf küßte er Pignata auf die Stirn, schüttelte ihm die Hand und wünschte ihm Gottes Segen. Pignata hielt seine Hand fest: »wie heißest du?« fragte er gerührt. »Ich heiße Scipio,« versetzte der brave Jüngling, schwang seinen Hut und ging von dannen.

Pignata dachte an Scipio den Afrikaner, der einst so viel für Rom that, und dessen Namensvetter noch heute einen Römer rettete. Er schritt nun über den Graben, warf sich nieder auf den neapolitanischen Boden, küßte wohl tausendmal die Erde, hob sein thränendes Auge gegen Himmel, und von seinen Lippen tönte: Herr Gott, dich loben wir! Franz stimmte leise und andächtig mit ein. Nachdem sie ihr Dankgebet verrichtet, gingen sie in die nahe Herberge,

und erquickten sich mit Speise und Trank. Zwar quälten die dort befindlichen Häscher auch hier den Flüchtling mit hundert Fragen, aber er antwortete ihnen unbefangen und zuletzt trotzig, worauf sie ihn brummend zufrieden ließen.

Sie schliefen einige Stunden und setzten dann, bald zu Fuße, bald auf gemietheten Eseln, ihre Reise bis Vezzano fort. Hier trennte sich Pignata von dem ehrlichen Franz, dem er einen Brief an seinen Freund im Sabinischen mitgab, ihn nach seinen Kräften belohnte, und, nach einer herzlichen Umarmung, in Gottes Namen heim ziehen ließ.

Hier zu Vezzano, wo sich Pignata völlig sicher hielt, beschloß er einige Tage auszuruhen, und Gott in seinem Tempel für die wunderbare Befreiung zu danken. Als er eines Morgens Messe hörte, erblickte er einen Edelmann, den er vormals oft zu Rom gesehen, und der ihn aufmerksam zu beobachten schien, aber nicht erkannte, weil der lange Bart und die Bauertracht ihn verstellten. Nach der Messe kam der Edelmann auf ihn zu, ergriff ihn bei der Hand, und sagte: »mein Herr, der Connetable Colonna, dem ich diene, wünscht zu wissen wer Sie sind?" —

»Gnädiger Herr," antwortete Pignata in einer bäurischen Mundart, »ich denke, man sieht es mir wohl an, daß ich ein Bauer bin."

»Mit nichten," versetzte der Andere, »man weiß, daß Sie im Wirthshaus ein eigenes Zimmer, ein Bett und

Schreibzeug verlangt, daß Sie sich die Füße mit Rosenwasser gewaschen, und den Leib mit Essenzen gerieben haben; lauter Dinge, die hier zu Lande kein Bauer thut."

Da Pignata sah, daß kein Läugnen half, nannte er den Edelmann bei seinem Namen, und forderte sein Ehrenwort, ihn nicht zu verrathen. Als der Andere sich so unvermuthet nennen hörte, wurde er immer neugieriger, beschaute den Fremdling vom Kopf bis zu den Füßen, konnte sich aber nicht auf seine Züge besinnen. »Gern," sagte er, »gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, und das Wort meines Herrn obendrein. Doch nun lassen Sie mich die Frage wiederholen: »wer sind Sie?"

Ich bin Pignata.

Bei diesen Worten fiel ihm der erstaunte Edelmann um den Hals. »Mein Gott!" rief er, »wie war es möglich, den zahllosen Spürhunden zu entschlüpfen, welche Ihnen überall aufpassen?" — Hastig schleppte er ihn mit sich zu seinem Herrn, dem Connetable, der ihn gütig empfing, und sich freute, einen so merkwürdigen Mann zu sehen, von dem ganz Rom vier Wochen lang gesprochen hatte, ihm aber auch wohlmeinend rieth, nicht lange in Vezzano zu verweilen, weil er, wenn Nachfrage geschehe, es mit der Inquisition nicht verderben dürfe. »Gegen jedes andere Gericht," sagte er, »wollte ich Sie gern schützen, aber die Inquisition — Sie verstehen mich. Spielen Sie

künftig in Wirthshäusern Ihre Rolle natürlicher, damit Sie kein Aufsehen erregen."

Beim Abschied rieth er dem Flüchtling, den nächsten Hafen zu suchen, um zu Schiffe nach Venedig zu entkommen, ein Rath, den Pignata zu befolgen beschloß. Als er aber das Städtchen Vezzano im Rücken hatte, und seine Barschaft überzählte, fand er, daß er die Rechnung ohne den Wirth gemacht, und daß er diese Reise nicht vollenden könne, wenn die versiegende Quelle nicht vorher irgendwo einen Zufluß erhalte. Er nahm sich daher vor, seine Zuflucht zu einer Base zu nehmen, die in einem kleinen Orte an der neapolitanischen Grenze wohnte, und sich bis dorthin für einen Pilgrim auszugeben, der zu unserer lieben Frauen nach Loretto wahlfahrte. Nach mancherlei Abenteuern, wo er bald in Schafställen auf Stroh übernachtete, und den Hirtenknaben zum Dank Legenden erzählte, bald seinen Hunger mit Erdschwämmen stillte; hier im Gebirge vor Wölfen floh, und dort auf den Schultern eines herkulischen Hirten über einen reißenden Strom setzte; heute in einer Bauerhütte und morgen in einem Kapuzinerkloster herbergte; erreichte er endlich eines Abends glücklich den Wohnort seiner Base. Es war Dämmerung, als er in das Städtchen trat, wo er in seinem neunten Jahre auf seiner Base Hochzeit gewesen war. Die Eindrücke der Kindheit verlöschen langsamer, als die des Jünglingsalters; er erinnerte sich noch dunkel der Gegend

wo ihr Haus ſtand, er klopfte auf's Gerathewohl da an, wo er ihre Wohnung vermuthete, und ſiehe da, er hatte ſich nicht geirrt. Eine Magd trat heraus. »Der Herr iſt nicht zu Hauſe,« ſagte ſie, »aber die Frau.«

Pignata ließ ſie rufen, gab vor, er habe einen Brief an ihren Mann zu beſtellen, deſſen Rückkunft er abwarten wolle, und bat indeſſen um Erlaubniß, in der Küche ein wenig ausruhen zu dürfen. Dieſe Erlaubniß wurde ihm, wie es ſchien, nicht ganz gern verſtattet, beſonders da er auf die Frage: »wo iſt der Brief?« nicht gleich mit ſeinem Kreditiv herausrückte. Ein liebenswürdiges ſiebzehnjähriges Mädchen erſchien, und Mutter und Tochter beobachteten ihn mißtrauiſch, weil ſie ihn für einen verkappten Banditen hielten. Pignata lächelte verſtohlen, und lenkte das Geſpräch auf die Familie ſeiner Baſe, mit der Bitte, ihm Nachrichten davon mitzutheilen.

Die Frau wurde bald geſchwätzig, weil es eine Materie war, von der ihr Herz mit ſprach. »Ach!« hub ſie an, »Ihr reißt mir alte Wunden wieder auf. Ich bin fern von meiner Heimath verheirathet worden, und dieſe Entfernung allein trübt zuweilen mein häusliches Glück. Vorigen Sommer reiſte einer meiner Vettern, ein Prieſter, von Wien nach Rom, und holte meine alte Muhme von dort nach Deutſchland. Sie übernachteten hier, unſere Trennung war ſchmerzlich, und nun werde ich ſie wohl nie wieder ſehen. Ein anderer Vetter, ein Weltlicher, der ein-

zige nahe Verwandte, den ich noch in Italien habe, sitzt zu Rom im Gefängniß des heil. Gerichts, wegen einem vermaledeiten Herrn Gabrieli, den werde ich wohl auch nicht eher als im Paradiese wieder finden." Seufzer und Thränen begleiteten diese Erzählung.

Die Erwähnung seiner alten Mutter brach Pignata's Herz. Cecilia! sagte er, indem er seine Hand ausstreckte. Die Frau erstaunte, sich bei ihrem Vornamen nennen zu hören. „Cecilia! Pflegerin meiner glücklichen Kindheit! ich bin der arme Vetter, der sich durch ein halbes Wunderwerk aus seinem Kerker rettete." — Kaum hatte er die Worte herausgestoßen, als Mutter und Tochter an seinem Halse hingen. Auch der Mann kam bald darauf nach Hause, und die ganze Familie wetteiferte, ihm durch Liebkosungen zu zeigen, welchen warmen Antheil sie an seinem Schicksale nehme. Er wurde, um seiner Sicherheit willen, in ein entlegenes Zimmer einquartirt, auf's Beste bewirthet, neu gekleidet, mit reiner Wäsche versehen, und von seinem langen Barte befreit.

Hier erhielt er auch die einzige und letzte Nachricht von seinem unglücklichen Freunde Alfonsi. Ein Mann, der vor Kurzem aus Rom gekommen, erzählte, daß man so grausam gewesen, ihn mit aller möglichen Sorgfalt von seinem Beinbruche zu heilen, um ihn nachher desto länger und empfindlicher quälen zu können; daß Alfonsi's Gattin, als sie sein erbärmliches Schicksal und das Schwinden

ihrer letzten Hoffnung erfahren, in eine tiefe Schwermuth gefallen, bald darauf krank geworden, alle Hilfe verschmäht habe, und gestorben sei; daß man übrigens noch immer mit hartnäckiger Beharrlichkeit den glücklich Entsprungenen verfolge, und entschlossen sei, ihm bis über's Meer nachzuspüren. Seine Muhme rieth ihm daher, sich je eher je lieber nach Venedig einzuschiffen, um so mehr, da er zur Karnevalszeit seinen Bruder daselbst antreffen würde. Ein Platz auf einem Schiffe wurde gemiethet, Pignata mit zureichendem Reisegelde versehen, und, nachdem er seine Kräfte, durch die herzliche Verpflegung seiner liebreichen Verwandten, vollkommen wieder erlangt, riß er sich los aus ihren zärtlichen Umarmungen, und eilte in den Hafen zu dem Schiffer, der ihn unter dem Namen Philipp von Vechi kannte. Bei diesem Manne, der nur auf günstigen Wind wartete, sollte er bis zur Abfahrt verweilen, Kost und Wohnung waren voraus bedungen.

Jetzt stoßen wir auf ein psychologisches Phänomen in Pignata's Charakter. Es ging ihm wie manchem Kaufmann, der, wenn er zu handeln anfängt, manche mißliche Spekulation wagt, und mehr als einmal seinen kleinen Fond auf das Spiel setzt; so bald er sich aber ein ansehnliches Vermögen erworben, vorsichtiger wird, und, wenn er Schiffe in See hat, vor jeder Wolke zittert. Pignata, der von Gefahren umringt, immer so vielen Muth, Stand-

haftigkeit und Geistesgegenwart bewiesen hatte, er, der sich schmeicheln durfte, die drohendsten Hindernisse durch Glück und Kühnheit überwunden zu haben, verlor plötzlich in der ersten Nacht, welche er in der Wohnung des Schiffers zubrachte, alle jene Eigenschaften, wälzte sich schlaflos auf seinem Lager, schuf sich Schreckbilder, zitterte vor der Möglichkeit, daß der widrige Wind noch viele Wochen anhalten, daß ein Zufall, oder vielleicht gar die weibliche Schwatzhaftigkeit seiner Muhmen ihn verrathen könne; kurz, er verlor den Kopf so ganz, daß er am andern Morgen, unter dem Vorwand in die Messe zu gehen, entfloh, ohne einmal seinen bestürzten Verwandten Nachricht von dieser Flucht mitzutheilen. Eine Kiste mit Früchten, Schinken und dergleichen, welche man ihm zum Geschenk für seinen Bruder mitgegeben, ließ er im Stiche, durchstrich, ohne eigentlich zu wissen was er wollte, das Königreich Neapel, und setzte von da nach Messina über.

Auch hier hatte er wiederum Anwandlungen von Zaghheit und panischem Schrecken, denn als er eines Tages auf der Straße einem Kastraten begegnete, den er vormals zu Rom gesehen hatte; der aber jetzt an ihm vorüberging, ohne auch nur einen Blick auf ihn zu werfen; so hielt er sich, um dieses Zufalls willen, in ganz Italien nicht mehr für sicher, sonder entwarf schimärische Projekte, nach Asien zu gehen und den Rest seines Lebens in Persien zuzubringen. Er verließ Sicilien so bald als möglich, und

kehrte zurück nach Policastro, von da er den Weg nach dem apenninischen Gebirge nahm.

Hier wurde er eines Abends von zwei Straßenräubern angefallen, die ihn mit Knütteln halbtodt schlugen, und ihm alles, auch seine Kleider raubten. Er lag mehrere Stunden bewußtlos, bis körperlicher Schmerz ihn wieder in's Leben rief. Er fand sich mit Beulen bedeckt, im bloßen Hemde und nur von einem paar Unterhosen bekleidet. Es war Nacht geworden. Ein Licht in der Ferne ermunterte ihn, seine letzten Kräfte aufzubieten, er kroch dem Lichte nach und gelangte zu einer Schäferei, wo man ihn willig aufnahm, seine Wunden mit warmen Wein wusch, seine Blöße mit Schaffellen bedeckte, und ihm eine Schale Milch vorsetzte. Der Schlaf auf frischem Heu stärkte ihn ein wenig, am andern Morgen gaben ihm die gutherzigen Schäfer noch ein Brot und eine Flasche Milch, und zeigten ihm darauf den Weg nach Otranto.

Nicht weit von den Thoren dieser Stadt begegnete ihm ein Priester. Pignata näherte sich demüthig und bat um ein Almosen.

Der Priester. Was bist du für ein Landsmann?

Pignata. Ein Römer.

Der Priester (heiter lächelnd). Alles was von Rom kommt, ist mir willkommen, denn durch redliche Freunde und mächtige Gönner habe ich dort mein Glück gefunden.

(Er fuhr bei diesen Worten in die Tasche um ein Stück Geld hervorzusuchen.) Hast du (fuhr er redselig fort) den Kardinal Basadonna gekannt?

Erschüttert durch diesen Namen, rief Pignata feurig: „Er war mein erster Wohlthäter! ich habe ihm viele Jahre als Sekretär gedient."

Der Priester (erstaunt). Du? — Sekretär des Kardinals Basadonna? um Gottes willen! wer bist du? — (er betrachtet ihn genauer) wär' es möglich! — diese Züge — mein Herr — Ihr Name ist Pignata? —

Und siehe da, es fand sich, daß dieser ehrliche Priester, durch Pignata's Vorsprache, Canonicus der Hauptkirche zu Otranto geworden war. Damals brachte er ihm dankbar ein Fäßchen Rosinen und einige Schinken, als Produkte seines Vaterlandes, wollte auch, trotz seiner Armuth, noch einen Beutel voll Geld hinzufügen; die Rosinen nahm Pignata, das Geld schlug er aus, und verband sich so, ohne es zu wissen, einen Menschen, den das Schicksal ihm in der Noth zum größten Wohlthäter bestimmt hatte. Eine Großmuth, die in seiner damaligen Lage ihn so wenig kostete, trug ihm jetzt reichliche Zinsen.

Der Priester schien außer sich für Freuden über die Gelegenheit, eine Schuld abtragen zu können, die seinem Herzen unvergeßlich war. Er führte Pignata in sein Haus,

speiste den Hungrigen, bekleidete den Nackenden, verdung ihn auf ein Schiff, welches eben nach Vallona segeln wollte, versah ihn reichlich mit Lebensmitteln, und als er von ihm schied, drückte er ihm einen Beutel in die Hand, mit den Worten: »Diesmal werden Sie nicht verschmähen, was Sie vor acht Jahren so großmüthig ausschlugen.«

Anfangs segelte das Schiff mit günstigem Winde, bald aber verschlug ein Sturm es nach Zara in Dalmatien. Durch seine Widerwärtigkeiten klüger gemacht, entsagte Pignata nunmehr seinen Träumen von Persien, und beschloß abermals mit der ersten Gelegenheit nach Venedig zu gehen. Er verschaffte sich einen Gesundheitsschein unter dem Namen Kaspar Fidele, verließ das Schiff, welches ihn hieher gebracht, und ging in den Hafen, ein anderes zu suchen, welches nach Venedig zu steuern gedenke. Man zeigte ihm eine Tartane, die, so wie er, durch den Sturm genöthigt worden war, in Zara einzulaufen. Er bestieg das Verdeck, und das Erste, was ihm in die Augen fiel, war die für seinen Bruder bestimmte Kiste mit Früchten. Er konnte sie nicht verkennen, denn er hatte selbst die Signatur darauf gemacht. Erstaunt sah er sich um, und wurde gewahr, daß er auf dem nämlichen Schiffe sei, von welchem ein panischer Schrecken ihn in die weite Welt gejagt hatte.

Die Kleider, die er zu Otranto erhalten, und den Knebelbart, den er sich während dieser Zeit wachsen lassen, ver-

hinderten den Schiffspatron, einen Fremdling zu erkennen, der nur wenige Stunden unter seinem Dache geherbergt hatte. Er gedachte des Philipp's von Vechi mit keiner Silbe, sondern nahm den Kaspar Fidele willig auf.

Nach einer beschwerlichen Fahrt kamen sie glücklich zu Venedig an, wo ihn sein Bruder mit unaussprechlicher Freude empfing, und nach geendigtem Karneval ihn mit sich nach Grätz führte. Seine alte Mutter lebte noch — ich bin nicht so kühn, die Freuden des Wiedersehens zu schildern.

Indessen hielt der Papst Wort, und verfolgte ihn, selbst bis in diesen entfernten Schlupfwinkel. Auf Ansuchen des Nuntius zu Wien kamen Requisitionen nach Grätz, und der Fürst von Eggenberg konnte ihn nicht schützen, so gern er auch gewollt hätte. Das Haus seines Bruders wurde eines Tages plötzlich von Soldaten umgeben, und Pignata entwischte nur mit genauer Noth.

Er irrte nun eine Zeit lang in Deutschland umher, wo die Unkunde der Sprache ihn in manche Verlegenheit setzte. Vergebens suchte er überall eine bleibende Stätte, und war schon im Begriff, über Hamburg nach England, und von da nach Indien zu gehen, als er endlich zufälligerweise in Augsburg einen Maler, Namens Meyer, kennen lernte, der ihm Empfehlungsschreiben nach Hannover gab. Dort

wurde er Sekretär der italiäniſchen Korreſpondenz des Herzogs Georg Wilhelm von Zelle, nach deſſen Tode er eine anſehnliche Penſion erhielt. Er ſtarb zu Hannover im Jahre 1724, und war bis in ſein hohes Alter ein ſchöner, gefälliger und geiſtreicher Mann.

Es iſt ein ehrenwerther Zug in ſeinem Charakter, daß er, trotz der Verfolgungen, und unerachtet er endlich die ſo lang erſeufzte und ſo ſauer erkämpfte Ruhe in einem proteſtantiſchen Lande gefunden hatte, doch nie ſeinen Glauben verläugnete. Er hielt das für eine kindiſche, einem Philoſophen unziemliche Rache.

Abelard und Heloise.

Zwei Namen, die man ungern trennt, weil die Liebe sie neben einander stellte. Wer hat nicht irgend einmal von Abelard und Heloisen reden gehört? wer sah sie nicht in Kupfer gestochen, auf Dosen und Ringe gemalt; wer las sie nicht in Heroiden besungen, oder wurde wenigstens durch Rousseau's neue Heloise auf die alte aufmerksam gemacht? — Dennoch wette ich, daß unter zehn Herren und zwanzig Damen von gutem Ton nicht drei wissen, wer eigentlich Abelard und Heloise waren? wo, wann und wie sie lebten? man hat kaum eine oder zwei auffallende Begebenheiten ihres Lebens aufgefaßt; der Geist der heutigen Welt, der immer auf der Oberfläche schwebt, wie der Geist Gottes über den Wassern, begnügt sich damit; und doch verdienen diese merkwürdigen Menschen ganz gekannt zu sein.

Peter Abelard, einer der berühmtesten Lehrer des zwölften Jahrhunderts, wurde in dem Dorfe Palais vier Meilen von Nantes in Bretagne geboren. Obgleich dies Dorf nur den Namen eines Palastes führte, so ist es doch durch Abelard's Geburt berühmter geworden, als der Palast irgend eines Schah Baham. Sein Vater war unter den Waffen grau geworden, hatte aber neben der Rüstkammer auch seinen Geist mit allerlei Kenntnissen ausgeziert. Ob dieser Sohn der Aelteste oder Jüngste war, darüber streiten

die Gelehrten. Mich deucht, er war der Einzige, denn was kümmern uns seine Brüder, die nichts für die Nachwelt thaten?

Abelard floh das Geräusch der Waffen. Von der Natur mit einem durchdringenden Geist begabt, legte er sich vorzüglich auf die Logik. Er reiste hin und her, disputirte hie und dort, schleuderte überall seine Syllogismen, und nie suchte ein irrender Ritter mit mehr Hitze seiner Dame zu Ehren eine Lanze zu brechen, als er nach Gelegenheiten geizte, irgend einen Satz zu vertheidigen oder zu bekämpfen. Das endliche Ziel seiner Reisen war Paris, wo er einen berühmten Professor der Philosophie, Wilhelm de Champeaux fand, der ihn liebte, so lange er ihn nur für seinen Schüler hielt, und der ihn von Rechtswegen haßte, so bald er merkte, daß der Lehrling dem Meister überlegen war. Spaltungen entstanden; die ältern Schüler neideten Abelard und schmeichelten ihrem Lehrer. Der Jüngling verachtete den Neid der Ersteren, und wurde stolz auf den Haß des Letzteren. Er fühlte, daß er fähig sei, selbst zu lehren, und ging, seine Schule in Melun zu errichten, wo damals der französische Hof sich aufhielt. Sein Gegner bot alles auf, diesen Entwurf zu vereiteln, aber er hatte mächtige Feinde, und — wie es oft zu gehen pflegt — gerade der Eifer, mit dem er die Sache hintertreiben wollte, machte die Welt aufmerksam auf Abelard's Verdienste, und trug dazu bei, den jungen Lehrer der Dialektik in die Mode zu

bringen. Abelard's Morgenröthe wurde immer heller, ſo wie die Sonne ſeines Gegners hinſank.

Stolz auf ſeinen wachſenden Ruhm, verſetzte er bald den Lehrſtuhl von Melun nach Corbeil, um dem Feinde näher zu ſein, den er durch raſtloſes Disputiren ermüdete. Hier zog die Anſtrengung ſeines Geiſtes ihm eine Krankheit zu, die ihn nöthigte, die vaterländiſche Luft einzuathmen. Er blieb einige Jahre in Bretagne, und als er nach Paris zurückkehrte, fand er Champeaux's Lehrſtuhl durch einen andern beſetzt; Champeaux ſelbſt hatte ſich zu den regulirten Chorherrn geſellt, und — weil das Lehren eine gute oder üble Gewohnheit iſt, die man nie ablegt — ſo lehrte er auch dort.

Abelard erneuerte den Angriff. Seine Philoſophie war im Grunde ein noch unentwickelter Spinozismus. Er überwand ſeinen Gegner; der Mönch fiel in Verachtung, ſein Hörſaal blieb leer, und die Vorleſungen des Siegers wurden zahlreich beſucht; ſelbſt jener Profeſſor, dem Champeaux ſeinen Lehrſtuhl abgetreten hatte, wurde Abelard's Jünger. Nun aber erwachte der Neid, und umziſchte wie gewöhnlich das Verdienſt. Die regulirten Chorherren brachten es dahin, daß der beſcheidene Mann, der Abelard für würdiger als ſich ſelbſt erkannt hatte, einen Lehrſtuhl zu ſchmücken, unter dem Vorwand ſchmutziger Handlungen abgeſetzt wurde; ſeine Stelle gab man einem von Abelard's heftigſten Feinden.

Abelard floh Paris und seine Neider, und ging abermals nach Melun, um dort, wie das erste Mal, die Dialektik zu lehren. Er blieb nicht lange, denn kaum erfuhr er, daß Champeaux mit seinem Anhange sich in ein Dorf zurückgezogen, als er sogleich seine Schule auf dem Berge der heiligen Genoveva aufschlug, und dort gleichsam Batterien gegen den Pariser Feind errichtete. Vergebens kam Champeaux seiner belagerten Kreatur zu Hilfe, der arme in die Enge getriebene Philosoph verbarg seine Schande in einem Kloster. Die beiden alten versuchten Kämpfer tummelten sich noch eine Weile auf dem Schlachtfeld herum, bis die kindliche Liebe Abelard auf einige Zeit zu seiner Mutter rief. Als er zurückkehrte erfuhr er, daß Champeaux Bischof von Chalons geworden. Da der Zufall auf diese Weise die Streitenden auseinander gebracht, so beschloß Abelard, Theologie zu studiren, und ging deshalb nach Laon, wo ein gewisser Anselm diese Wissenschaft mit vielem Ruhme lehrte. Er merkte aber bald, daß dieser Anselm nur ein schwacher Greis war, der, wie sich Abelard ausdrückte, »wohl den Hörer aber nicht den Frager bewundernswürdig schien; der unbedeutende Dinge in einen leeren Schwall von Worten kleidete; der, wenn er Feuer holte, sein Haus mit Rauch anfüllte, aber nicht erleuchtete; dessen Baum viele Blätter aber keine Früchte trug.“ Statt sein Schüler zu werden, lockte Abelard die Mitschüler von ihm weg, und lehrte selbst über den Ezechiel mit großem Beifall. Das Lehren vergab ihm Anselm, aber nicht den

Beifall. Er mußte nach Paris zurückkehren, wo der Ezechiel ſein Glück machte, ihm Ruhm und Geld eintrug.

Ein reicher, ſchöner Mann, in der Blüte ſeiner Jahre, der ſich durch Theologie und Philoſophie einen Namen erworben, der überdies die ſchönſten Verſe dichtete, und mit einer lieblichen Stimme ſang, ein ſolcher Mann mußte leicht Eindruck auf ein Mädchenherz machen. Abelard warf ſeine Augen auf Heloiſen, die Nichte eines Canonicus, die er um ſo leichter zu feſſeln hoffte, da einerlei Geſchmack an den Wiſſenſchaften ihre Seelen näher verband, und er vorausſah, daß er ihr manches ſchriftlich würde ſagen können, wozu es ihm vielleicht mündlich an Kühnheit gebräche. Ihr Oheim hieß Fulbert, und war vielleicht gar ihr Vater, wenigſtens liebte er ſie mit der Zärtlichkeit eines Vaters. Er gab ihr die ſorgfältigſte Erziehung, er bildete die herrlichen Anlagen aus, mit welchen die Natur ihren Geiſt begabt hatte, und Heloiſe wurde bald das Wunder ihrer Zeit. Freilich mochte wohl damals nicht viel dazu gehören, einem Mädchen den Ruf der Gelehrſamkeit zu verſchaffen, aber die ſchöne Heloiſe beſaß wirklich Kenntniſſe, welche ſie noch heute auszeichnen würden. Sie verſtand lateiniſch, griechiſch und hebräiſch, und ſoll ſogar einmal den heiligen Bernhard durch Anführung des Grundtertes in Verlegenheit geſetzt haben.

Viele Schriftſteller behaupten, ſie ſei außerordentlich ſchön und kaum achtzehn Jahre alt geweſen. Das letztere

mag wahr sein, weil Abelard selbst sie ein junges Geschöpf (adolescentulam) nennt; was aber ihre Schönheit betrifft, die müssen wir billig bezweifeln, ob man gleich bei dem Namen Heloise gewöhnlich ein reizendes Mädchen zu denken pflegt. Abelard, der Geliebte und Verliebte, drückt sich folgendergestalt darüber aus: »an Geistesbildung war sie die Erste, an Gestalt nicht die Letzte.« Nun weiß man recht gut, daß ein hübsches Gesicht in den Augen eines Liebhabers schön, und ein häßliches hübsch ist; wenn er also zum Lobe der Schönheit seines Mädchens nichts mehr sagen kann, als: ihre Gestalt war nicht die Letzte; so darf man sie kühn für häßlich halten.

Schön oder häßlich, genug, Abelard verliebte sich in sie, und benutzte die Schwachheit ihres Oheims, um sich in ihrem Hause einzunisteln. Er wußte, daß der alte Mann seine Nichte und das Geld mit gleicher Zärtlichkeit liebte, und daß er Heloisen von ganzem Herzen gelehrt zu sehen wünschte, aber so wohlfeil als möglich. Abelard ersuchte ihn, gegen ein ansehnliches Kostgeld, ihn in sein Haus zu nehmen, und erbot sich, seine Nichte unentgeltlich zu unterrichten. Wer war froher als Fulbert, er übergab ihm das Mädchen sogleich, bat ihn, alle Mühe anzuwenden, und sie allenfalls zu züchtigen, wenn sie nicht lernen wolle. Abelard beschreibt sehr naiv, wie sie die Zeit in ihren Lehrstunden zubrachten. »Wir schlugen die Bücher auf,« sagte er: »aber die einzige Wissenschaft, die wir abhandelten, war

die Liebe; wir wechſelten keine Sentenzen, ſondern Küſſe: wir laſen uns mehr aus den Augen als aus den Büchern. Um keinen Verdacht zu erwecken, empfing ſie zuweilen einige Streiche von der Hand der Liebe, nicht des Eifers; aus Dankbarkeit nicht aus Zorn: es waren die lieblichſten Streiche von der Welt." Er vergleicht ſich mit einem Menſchen, der lange gehungert, und nun plötzlich an eine reich beſetzte Tafel kömmt. Er achtete weder Zeit noch Ort, ihm galten Feiertage und Werktage gleich viel. Das gute Mädchen war weniger gottlos als ihr Liebhaber, aber ſie konnte ſeinem Ungeſtüm nicht widerſtehen, wenn ſie einmal an einem Feſttage die Züchtige ſpielte, ſo bediente er ſich zuweilen in allem Ernſt der Geißel.

Natürlich vernachläſſigte er bei dieſer Lebensart ſeine gelehrten Arbeiten, das Auditorium ekelte ihn an, keine neue philoſophiſche Idee ſchmückte ſeinen Geiſt, alles was er hervorbrachte, waren Lieder der Liebe. Aber ſeine glühende Leidenſchaft war in dieſen Liedern ſo ſchön ausgedrückt, daß ſie von Mund zu Mund, und von Provinz zu Provinz flogen. Heloiſe ſpricht mit Entzücken davon. „Die Welt," ſagt ſie, „war von ſeinen Liedern bezaubert, Worte und Melodie beide hinreiſſend. Jedermann ſprach von ihrem Verfaſſer, die glückliche Heloiſe wurde überall beneidet. Jedes Weib, jedes Mädchen verlangte nach dem abweſenden Abelard, und brannte für den gegenwärtigen."

Seine Schüler fingen an zu bemerken, daß sein Unterricht matt wurde, und sie erriethen bald die Ursache dieser Veränderung. Der Letzte von allen, die dieses Liebesverständniß argwöhnten, war der gute Fulbert, der es lange nicht glauben wollte, aber endlich doch die Augen öffnen mußte. Abelard sah sich gezwungen, sein Haus zu verlassen. Er entführte sie aus dem Hause ihres Oheims und schickte sie nach Bretagne zu einer seiner Schwestern.

Um den racheschnaubenden Oheim zu besänftigen, erbot sich Abelard sie heimlich zu heirathen, ein Vorschlag, den höchst seltsamer Weise Fulbert mit beiden Händen ergriff, und Heloise mit beiden Händen von sich stieß. »Ich kenne meinen Oheim,« schrieb sie ihm, »nichts wird seinen Durst nach Rache löschen. Und welche Ehre für mich, dein Weib zu sein, auf Kosten deines guten Rufes. Ich würde die Flüche der Welt auf mich laden, der Kirche einen Schatz rauben, und den Philosophen ein Aergerniß geben. Welcher Schimpf, wenn du, der eine Welt zu beglücken erschaffen wurde, nur für ein Weib leben wolltest. Denke an die Worte des heiligen Paulus: bist du ledig, so sei vernünftig und suche dir kein Weib. Wenn aber weder der Apostel noch die Kirchenväter dich abschrecken können, eine so schwere Last auf deinen Hals zu laden, so höre mindestens die Philosophen; traue einem Theophrast, der durch so manche Gründe beweist, daß ein Gelehrter nicht heirathen soll; einem Cicero, der die Terentia verstieß, und

eine Verbindung mit der Schweſter des Hircius ausſchlug, weil, wie er laut geſtand, er zwiſchen der Philoſophie und einem Weibe ſich nicht theilen könne. Wie paſſen ſich auch die widerſinnigſten Dinge zuſammen? Schüler und Mägde, Tintenfäſſer und Wiegen, Bücher und Spinnrocken, Federn und Spindeln? wie erträgt man, in theologiſche und philoſophiſche Meditationen verſunken, das Weinen der Kinder, den Geſang der Ammen, und die Zänkereien des Geſindes? Ich mag nicht einmal des Geſtankes und der ewigen Unreinlichkeit der Kinder erwähnen. Reiche Leute können dieſe Unbequemlichkeiten vermeiden, ſie haben eigene Zimmer für Kinder und Geſinde; aber was ſoll der dürftige Gelehrte thun? wenn du auch deine Würde als Geiſtlicher nicht behaupten willſt, ſo vergiß wenigſtens nicht, daß du Philoſoph biſt. Dir wird die Rolle des Liebhabers ehrenvoller, und mir reizender ſein als die des Ehemannes. Nicht das Band der Ehe, nur meine Zärtlichkeit ſoll mich an dich feſſeln, und unſere Freuden werden immer den Reiz der Neuheit behalten, wenn wir uns ſeltener ſehen.“ Durch dieſe und hundert andere Gründe ſuchte das ſonderbare Mädchen ihren Liebhaber von einer Heirath abzuhalten. Noch viele Jahre nachher, als ſie ſchon Aebtiſſinn war, nahm ſie Gott zum Zeugen, daß ſie lieber Abelard's H** als die rechtmäßige Gemahlin eines Kaiſers ſein wolle.

Trotz ihrer Gegengründe beſtanden Abelard und ihr Oheim auf der heimlichen Heirath, die auch wirklich voll

zogen wurde. Fulbert hatte verſprochen nie davon zu reden, er hielt aber nicht Wort, denn ihm lag zu viel daran, die Schande ſeiner Familie zu bedecken. Heloiſe hingegen, wenn ſie darum befragt wurde, betheuerte oft mit einem Eide, ſie ſei nicht Abelard's Weib. Um dieſer Beharrlichkeit willen wurde ſie oft von ihrem Oheim gemißhandelt. Sie klagte, Abelard wollte ſie retten, und entführte ſie zum zweiten Male. Im Kloſter von Argenteuil, wohin ſie ihre Zuflucht nahm, erſchien ſie auf ſein Geheiß als Nonne gekleidet, jedoch ohne den Schleier anzunehmen.

Dieſe zweite Entführung ſetzte Heloiſens Verwandte in grenzenloſe Wuth. Sie durſteten nach Rache und ihre Rache war grauſam ſinnreich. Abelard's Bedienter wurde gewonnen, der Treuloſe öffnete in der Nacht ſeines Herrn Schlafzimmer, man überfiel den ſorglos Schlummernden, und beraubte ihn eben derjenigen Theile, durch welche er Unehre über die Familie gebracht hatte.

Dieſe Unthat machte großes Aufſehen. Eine zahlloſe Menge Menſchen umringte am andern Morgen Abelard's Schlafzimmer; ſeine Schüler weinten und heulten, die Damen brachen in bittere Klagen aus. Man ſchrieb ihm Troſtbriefe, und die ſtrafende Gerechtigkeit verfolgte ſeine Henker; denn zwei derſelben, deren man habhaft wurde, verloren ihre Augen, und überdies, dem Vergeltungsrechte gemäß, die nämlichen Dinge, deren Verluſt Abelard beweinte. Aber alles das konnte ihm freilich keinen Erſatz ge-

währen; aus Scham, nicht aus Frömmigkeit, entzog er ſich der Welt, und ward Mönch in der Abtei von St. Denis. Heloiſe ließ ſich zu gleicher Zeit als Nonne im Kloſter von Argenteuil einkleiden.

Abelard ließ ſich einfallen, ſich zum Sittenrichter aufzuwerfen, ein Amt, wodurch man ſich nirgends Freunde erwirbt. Man ergriff die erſte beſte Gelegenheit ſeiner los zu werden, und jagte ihn fort. Er wählte nun einen Zufluchtsort im Gebiete des Grafen von Champagne, errichtete dort auf's neue eine Schule, und ſah ſich bald von Zuhörern umringt, indeſſen die Hörſäle ſeiner Mitbuhler leer blieben. Natürlich erweckte das ihm abermals Neid und Verfolgung. Zwei mächtige Feinde zu Laon harrten nur auf eine gute Gelegenheit ihm einen empfindlichen Streich zu verſetzen, und dieſe fand ſich bald in einem Buche, welches Abelard über das Geheimniß der Dreieinigkeit ſchrieb. Seine Schüler hatten ihn nämlich mit dieſem Geheimniſſe ein wenig in die Enge getrieben. Abelard zog ſich aus dieſer Schlinge ſo gut er konnte, und ſuchte ſeinen Schülern das Geheimniß begreiflich zu machen, indem er es mit den Propoſitionen eines Sillogismus verglich, deren drei an der Zahl, doch nur Eine Wahrheit in ſich faſſen. Alle Welt fand Geſchmack an dieſem Buche, ausgenommen die Theologen, die in frommen Eifer den Pöbel aufwiegelten, den Ketzer Abelard zu ſteinigen. Geſteinigt wurde er nun zwar nicht, aber man berief ein Concilium zu Soiſſons, welches ihm

die Mühe erſparte, ſich zu vertheidigen, ſondern ihn ſanftmüthig verurtheilte, ſein Buch eigenhändig in's Feuer zu werfen, und hernach in das Kloſter St. Medard eingeſperrt zu werden.

Bald nachher gebot man ihm, in die Abtei St. Denis zurückzukehren, wo der unerbetene Sittenrichter ſo viele Feinde hatte. Sie lauerten auf ihn, und als ihm eines Tages die läſterliche Muthmaßung entwiſchte, ihr heiliger Dionys möchte wohl nicht Dionys der Areopagite ſein, deſſen in der Schrift erwähnt wird; ſo ſchrien ſie laut über eine Ketzerei, der ſie ſogar den Anſtrich eines Staatsverbrechens zu geben wußten.

Der Abt verſammelte ſein Kapitel, und ſchlug vor, den Verwegenen, der den Ruhm und die Krone des Reichs frevenlich antaſte, der Gerechtigkeit des Königs zu überliefern. So lächerlich und albern auch dieſe Anklage war, ſo beſaß doch Abelard Weltkenntniß genug, um zu wiſſen, daß man eine Verfolgung nie auf die leichte Achſel nehmen muß; er entfloh daher bei nächtlicher Weile nach Champagne. Von hier aus bediente er ſich eines politiſchen Kunſtgriffs, ſeine Gegner los zu werden. Er gab daher dem Hofe zu verſtehen, daß es ganz unpolitiſch gehandelt ſei, einen Menſchen dorthin zu ſetzen, der nie aufhören werde, die böſen Sitten durchzuhecheln, und dem es vielleicht endlich gelingen könne, ſie wirklich zu verbeſſern. Man verſtand die-

ſen Wink, und Abelard erhielt die Erlaubniß, in klöſterlicher Einſamkeit zu leben, wo es ihm gefällig ſei.

Er wählte eine ſtille Einöde im Kirchſprengel von Troges, und baute daſelbſt ein Bethaus, welches er Paraclet nannte. Eine große Anzahl von Schülern folgte ihm dahin, und mit ihnen der Neid, der einem verdienſtvollen Manne ſo lange er lebt auf die Ferſen tritt. Man wählte ihn nämlich zum Superior der Abtei Ruys im Kirchſprengel von Vannes. Dort hoffte er eine Freiſtatt zu finden, aber er vertauſchte nur ein Uebel gegen das andere.

Heloiſe war indeſſen Priorin des Kloſters von Argenteuil geworden, aber es herrſchte unter dieſen frommen Jungfrauen eben ſo wenig Zucht und Sitte, als unter den gottloſen Mönchen. Ob Heloiſe Mitſchuldige ihrer Ausſchweifungen geweſen, bleibt unentſchieden. Wenigſtens hat der Abt von St. Denys, als er für nöthig hielt, die ſtrafbare Lebensart dieſer Nonnen in Rom anzuzeigen, ſich nicht über Heloiſen perſönlich beklagt. Der Papſt ertheilte dem Abt die Erlaubniß, die Nonnen ſämmtlich aus dem Kloſter zu jagen, und das geſchah mit unbarmherziger Strenge.

Kaum hörte Abelard, daß ſeine Heloiſe ohne Dach und Fach herum irre, als er ihr ſein verlaſſenes Paraclet ſchenkte, eine Schenkung, welche vom Papſt Innocenz dem Zweiten beſtätigt wurde. Sie war alſo die erſte Aebtiſſin des

Paraclet, und wurde, nach Abelard's Versicherung, von den Bischöfen wie eine Tochter, von den Aebten wie eine Schwester, und von den Weltleuten wie eine Mutter geliebt. Dennoch murrte das arme Mädchen mit dem fühlenden Herzen und dem heißen Blute, nicht selten über ihr Schicksal. Auch die häufigen Reisen, welche ihr Geliebter um ihretwillen aus Bretagne nach Champagne machte, gewährten ihr keinen Trost, obgleich eben diese Besuche den Lästerzungen auf's neue Anlaß gaben, ihren Umgang mit Abelard hämisch zu deuten, so allgemein bekannt auch seine Verstümmelung war. Späterhin unterhielten die beiden Liebenden einen fortdauernden Briefwechsel. Bald verlangte Heloise einen Entwurf von Klosterregeln für ihre Nonnen, bald die Auflösung irgend einer schweren Aufgabe.

Indessen brach ein neues Gewitter über den armen Abelard herein, man beschuldigte ihn abermals der Ketzerei. Er verlangte, seine Lehre vor einer öffentlichen Versammlung rechtfertigen zu dürfen. Man gewährte ihm diese Bitte, und berief im Jahr 1140 ein Concilium nach Sens, welchem König Ludwig VII. in Person beiwohnte. Man fing damit an, Auszüge aus seinen Schriften vorzulesen. Wenn man Gedanken eines Schriftstellers aus dem Zusammenhange herausreißt, so wird es leicht ihn sagen zu lassen, was man Lust hat *); Abelard protestirte gegen

*) Man sehe die Literaturzeitung von T. 1 bis 10000.

dieſe Auszüge und appellirte an den Papſt. Demungeachtet verdammte das Concilium ſeine Lehrſätze, verordnete jedoch nichts gegen die Perſon des Angeklagten, ſondern ſchickte den ganzen Prozeß an Innocenz II. und bat um Beſtätigung des Verdammungsurtheils. Dieſe erfolgte ſogleich. »Abelard's Schriften,« hieß es, »ſollen verbrannt, er ſelbſt eingeſperrt, und ihm das Lehren für immer unterſagt werden.«

Glücklicherweiſe wurde die Abtei Clugny ſein Gefängniß, und glücklicherweiſe beſaß dieſe Abtei einen biedern Abt, in der Perſon Peter des Ehrwürdigen, der ihn liebreich aufnahm, menſchlich behandelte, durch ſeine Fürſprache den Papſt beſänftigte, und den heil. Bernhard mit ihm ausſöhnte. Hier fing er endlich an, Ruhe zu genießen, hier wurden ihm ſeine letzten Tage durch menſchenfreundliche Sorgfalt verſüßt. Er ertheilte den Mönchen Unterricht; Alter, Erfahrung und Unglück hatten ihn gedemüthigt, von ſeiner ehemaligen Eitelkeit fand man keine Spur mehr, er war und blieb beſcheiden und arbeitſam.

Nach und nach empfand er die Beſchwerden des Alters. Er wurde von der Krätze und manchen andern körperlichen Schwachheiten heimgeſucht. Um ihn eine reine geſunde Luft einathmen zu laſſen, ſchickte man ihn nach der Priorei St. Marcel, welche bei Chalons an der Saone in einer ſehr anmuthigen Gegend liegt. Dort ſtarb er am 21. April 1142 im 63. Jahre ſeines Alters.

Nach ſeinem Tode ſchrieb Heloiſe an den ehrwürdigen Abt von Clugny, und bat ihn dringend um den Leichnam ihres Geliebten, der einſt ſelbſt in einem ſeiner Briefe gewünſcht hatte, im Paraclet begraben zu werden. Das treue Weib empfing die letzten Ueberreſte ihres Gatten, ihre Thränen floſſen auf ſein Grab, und ſie beſtimmte ihre eigene Ruheſtätte an ſeiner Seite. Sie überlebte ihn noch einundzwanzig Jahre.

Die fromme Leichtgläubigkeit erzählt, daß, als Abelard's Grab geöffnet wurde, um Heloiſens Körper hinein zu legen, Abelard die Arme ausſtreckte, ſeine Geliebte zu empfangen.

Mein literarischer Lebenslauf.

Ich habe als Schriftſteller Gutes und Böſes erfahren, beides im reichen Maße, beides oft unverdient. Ich bilde mir ein, es könne Jünglingen, welche dieſe ſchlüpfrige Bahn betreten wollen, zu großem Nutzen gereichen, wenn ſie die Erfahrung eines Mannes leſen, der zwar nicht am Ziele ſteht — denn wie wenige erreichen es! — aber doch lange vor ihnen auslief; der ſich in einen Kreis mit ihnen ſetzt, und ohne Schminke erzählt, wo er ſtrauchelte, wo er fiel, wo er beräuchert oder begeifert, geneckt oder getäuſcht wurde; wo die Muſe ihm winkte, oder wo er eine Bacchantin für eine Muſe anſah.

So ſammelt euch um mich, ihr Unerfahrenen, die ihr die Spitzen eurer Stäbe nur erſt in den Honig des Parnaſſes tauchtet und meint, er müſſe euch wohl bekommen, weil er ſüß iſt; laßt euch nieder, und hört mir zu. Ihr ſeht, ich habe es mir bequem gemacht, meine Seele iſt im Negligee, und meine Lippen ſind geöffnet, eben ſo aufrichtig zu bekennen, wo die Eitelkeit mich zwickte, als wo das Gefühl für das Wahre und Schöne mich durchwärmte.

Auch will ich mir dieſe Aufrichtigkeit gar nicht zum Verdienſt anrechnen, denn es gibt Lagen des Lebens, in

welchen es eben so leicht wird, Gutes zu thun, als seinen Ueberrock anzuziehen, und das sind gewöhnlich diejenigen, wo man den ganzen Tag im Ueberrock herumschlendern darf; wo man sich nur bückt, um eine Blume zu pflücken, und nie um einen Handschuh aufzuheben, oder ein Namensfest zu verherrlichen; wo man mehr Freude über die ersten Maiknospen, oder den ersten Zahn des jüngsten Buben empfindet, als über die gnädigen Worte des Gönners: Sie speisen heute bei mir. Wenn man abgeschieden von der großen Welt in ländlicher Ruhe lebt, wenn Zufriedenheit und Genügsamkeit das Herz jeder Freude, und folglich jeder Tugend öffnen; wenn man nur von wenigen Lieben umgeben ist, die des Herzens nie unedle Regungen von den Verirrungen des Kopfes schon längst geschieden haben; o dann bekennt man gern jedes Unrecht, dessen man sich schuldig glaubt; man tritt mit Freudigkeit vor das Publikum, weil nur die Stimmen der gutmüthigen Beurtheiler in der Einsamkeit wiederhallen, die Stimmen derer, welche die Worte des Erzählers nicht verdrehen, nicht bespötteln, nicht hämisch deuteln.

»Wo ist der Mann von Geist, der nie eine Albernheit sagte? wo ist der Biedermann, dem nie etwas Tadelnswürdiges entschlüpfte, etwas, das ihm nicht von seinem Herzen diktirt wurde? versucht es einmal, ein Register allein über die Fehler der vollkommensten Menschen zu halten, unterdrückt einmal alles übrige sorgfältig, und laßt

uns dann hören, wie die Welt über diesen Menschen urtheilen wird" *).

Wohlan dann! ihr bösen Krittler! ihr Ehrabschneider von Profession! was kümmert euer Bellen den frohen Mann in seiner Einsamkeit? hat er doch nur ein Weib und ein paar Freunde, die ihn kennen und lieben! darum bellt! ihr elende Söldner! dieses Weib, diese Freunde werdet ihr ihm nicht vom Busen wegbellen.

Wenn ich behaupten wollte, ich schriebe dieses Büchlein blos den Jünglingen zu Nutz und Frommen, so würde ich eben so unwahr reden, als ein Buchhändler, der seine Bücherpreise blos deswegen herabsetzt, um den Liebhabern der Wissenschaften den Ankauf zu erleichtern. Nicht doch, liebe Freunde! es sind Ladenhüter, die er gern los sein möchte, und so lag auch diese Schrift schon seit fünf Jahren in meiner Seele; ich muß sie herausschaffen, um Platz zu bekommen. Mir selbst verspreche ich Genuß davon, unbekümmert um fremde, vielleicht verwöhnte Gaumen;

---

*) Eh! quel est l'homme d'esprit, qui ne dit jamais de sottise? quel est l'honnête homme, auquel il n'échappe jamais un propos répréhensible que son coeur n'a point dicté? si l'on tenoit un registre exact de toutes les fautes que l'homme le plus parfait a commises, et qu'on supprimât soigneusement tout le reste, qu'elle opinion donneroit on de cet homme là?

Rousseau. Dialogues.

denn ich habe überhaupt in meinem Leben nur ein Buch und eine Broschüre andern Leuten zu Gefallen geschrieben, und das wurden gerade meine schlechtesten Arbeiten. Alle meine Schauspiele hingegen, alles, was etwa Rührendes oder Schönes aus meiner Feder floß, schrieb ich für mich, und die Stunde, in der ich es schrieb, lohnte mir köstlicher als Publikum und Verleger.

So soll denn auch jetzt meine Fantasie den ersten Schnee wegschmelzen, der heute vor meinen eigenen Fenstern gefallen ist; was kümmern mich fremde Fenster? Nebenher soll es mich wohl herzlich freuen, wenn auch andere Leute in Winkeln der Erde, wo heute am dritten Oktober noch kein Schnee fällt, mein Büchlein gern lesen, und nicht gewahr werden, daß es beim ersten Frost geschrieben worden; doch behüte mich der Himmel vor der gefährlichen Jagd nach Beifall! — Diesem lieblichen Singvogel aufthun, wenn er an mein Fenster pickt, das will ich mit Freuden — und wer thäte es nicht gern! — aber in Schlingen mag ich ihn nicht fangen.

Hervor ihr Zauberbilder meiner frohen Kindheit! Die Erinnerung an euch ist kaum noch mit meinem Ich verwandt. Hervor! umgaukelt mich, ihr holden Schatten! — Guter Gott! laß aus dem Meere der Vergangenheit jene süßen Stunden noch einmal wie ein dünner Nebel vor meinen Blicken emporsteigen! — Da stehe ich und schaue den Strom hinab, immer weiter und weiter führt er meine

Blumen, bis ſie fern auf dem Rücken einer Welle noch einmal ſchimmern, ehe ſie untertauchen und verſchwinden.

Haſche dieſen letzten Schimmer! — ſiehſt du den Knaben, der mit ſtarrem Auge an dem Munde ſeiner Mutter hängt, wenn ſie an Winterabenden ihm und ſeiner Schweſter ein gutes Buch vorlieſt? — Das warſt du! — ſiehſt du ihn dort wieder, wie er den Stuhl zum Tiſche macht, und die Fußbank zum Stuhle? wie er gierig an einem Romane ſchmauſt, indeſſen Ball und Steckenpferd in Winkeln zerſtreut liegen? — Das warſt du! —

Meine gute Mutter — Gott ſei Dank! ſie lebt noch! ſie hört meinen Dank noch! — Meine gute Mutter entſagte, als eine noch ſehr junge Witwe, manchem Reiz und manchem Genuß des Lebens, um ſich ganz für die Bildung ihrer Kinder aufzuopfern. Sie beſaß Geſchmack, Beleſenheit, zartes Gefühl, und einen reichen Schatz von duldender Mutterliebe; mit dieſen Eigenſchaften konnte ſie ihren Zweck nicht ganz verfehlen.

Sie hat mir zwei oder drei Hofmeiſter gehalten, Kandidaten der heil. Theologie, die, während ſie mit Sehnſucht harrten, daß ein göttlicher Beruf ihnen eine kleine Herde anvertraue, mich ihre Hirtenſtäbe weidlich fühlen ließen, und keine Mühe ſparten, ein Schaf aus mir zu machen. Der eine war ein phyſiognomiſcher — der andere ein verliebter Theolog; der eine kritiſirte meine Naſe, der

andere brauchte mich zum Postillon d'amour. Aber was jene verdarben, wußte meine Mutter immer wieder gut zu machen. Ein Abend in ihrem Zimmer, eine Vorlesung von ihr war mehr werth als die ganze Plackerei mit Lang's Colloquiis und Luther's großem und kleinem Katechismus. Jene ließen den Papagei schwatzen, sie lehrte den Knaben fühlen. Sie flößte mir den Geschmack am Lesen fast mit der Muttermilch ein. Ich zählte vielleicht kaum fünf oder sechs Jahre, als schon oft ein Buch mich von meinem Schaukelpferde lockte.

Das Erste, dessen ich mich lebhaft entsinne, und dessen zahlreiche Bände ich nach oben beschriebener Weise auf eine Bank gekauert, gelesen und wieder gelesen habe, waren die damals beliebten Abendstunden, eine Sammlung kleiner Erzählungen aus verschiedenen Sprachen, auf deren Titelblatt ein schlafender Hund zu schauen ist, mit der Umschrift: non omnibus dormio. Ich weiß nicht, worauf der Schlummer dieses Hundes sich bezog, aber das weiß ich, daß ich noch jetzt an keinem schlafenden Hunde vorübergehe, ohne an die Abendstunden zu denken.

Diejenige Erzählung in jener Sammlung, welche den ersten großen Eindruck auf mich machte, mir die ersten Thränen der Rührung kostete, war die Geschichte von Romeo und Julie, aus welcher Weisse nachher den Stoff zu seinem Trauerspiele nahm. Sie erschütterte mich so tief, daß vielleicht damals schon der erste Grund zu meiner Vor-

liebe für rührende Erzählungen in mir gelegt wurde. Das zweite, mich anziehende Buch war Don Quirotte, der freilich lange nachher von Herrn Bertuch sehr viel besser übersetzt worden ist, mir aber nie wieder so viele Freude gemacht hat. Ein Kind bringt zu seiner Lektüre wie zu seinen Spielen mehr Empfänglichkeit, mehr Reizbarkeit mit; daher glaubt es in beiden den Zauber zu sehen, den, wenn ich mich so ausdrücken darf, nur die Frischheit seiner Empfindungen ihnen leiht, so wie auch ein halb welkes Blatt schön ist, wenn das Morgenroth darauf glüht. Daher kommt es zuweilen, daß der Jüngling — und selbst der Mann — sich auf die Lektüre eines Buches freuet, das in seinen Kinderjahren ihm Entzücken gewährte. Es gelingt ihm endlich, dessen habhaft zu werden, er liest und wundert sich, nicht mehr dieselbe Unterhaltung zu finden. Mein Geschmack, denkt er, hat sich verfeinert. Ach nein! Du brachtest nur nicht die nämliche Empfänglichkeit mit. Um jede deiner Nerven beben zu machen, bedurfte es damals nur einer leisen Berührung, jetzt muß man dich schütteln. Und sollte es auch wahr sein, daß dieser Unterschied durch Verfeinerung des Geschmacks erzeugt würde, so wäre es doch nur eine traurige Wahrheit, die den Kreis unserer geistigen Vergnügungen nur enger zusammen zieht. Wir wollen blos Meisterwerke lesen, wir sind stolz darauf, daß allein diese uns Unterhaltung gewähren, und doch preisen wir den genügsamen Menschen glücklich, dem seine Kohlsuppe eben so gut schmeckt, als Friedrich

dem Zweiten seine Polenta. Ist denn die Genügsamkeit nur eine körperliche Tugend?

Halt! ehrlicher Don Quirotte, du führst mich zu weit. Empfange meinen Dank, und theile ihn mit Sancho Pansa. Ihr seid ein paar gute Gesellschafter, ich bin gern mit euch in den Wirthshäusern herumgezogen, bis Robinson Crusoe mir aufstieß, dieser Wundermann, der mich, wie jeden Knaben, mit unwiderstehlicher Gewalt an sich riß, den ich geiziger verwahrte, als mein bestes Spielzeug; mit dem ich oft auf den sogenannten rothen Gang, auf die Schwelle des Pferdestalles floh, um fern von der Trommel meiner Gespielen, ungestört mit ihm auf die Ziegenjagd zu gehen. Die Glocke zum Vesperbrot tönte, ich hörte sie nicht! Die Sonne ging unter, ich las mir in der Dämmerung die Augen trübe. O! wie sehnlich wünschte ich damals, daß mir doch einst das Glück beschieden sein möchte, auf eine wüste Insel verschlagen zu werden! wie herrlich schmeckten mir im Geist die Brotkuchen, die Robinson in der Erde buck, und das Ziegenfleisch, das er in selbst verfertigten Töpfen kochte!

Ich fing an, Jagd auf alle die abenteuerlichen Robinson's zu machen, welche die Nachahmungssucht in meinem lieben Vaterlande hervorbrachte; aber wo war einer, der dem Original an Kraft, Natur und Interesse gleich kam? — Die Insel Felsenburg galt freilich viel bei mir, die Erscheinung des Geistes, der sich in Gestalt einer Wolke über das Wasser wälzt, erregte mir einen angenehmen Schauder;

auch Robert Pierrot erzwang ſich meinen Beifall, beſonders da, wo er aus der Höhle mit Todtenköpfen kanonirt wird; aber es war doch alles nichts gegen den ehrlichen Robinſon Cruſoe, den ich bewunderte, und ſeinen Freitag, den ich herzlich lieb hatte, und der mir durch ſein Entzücken, beim Wiederfinden ſeines gebundenen Vaters, ſüße Thränen entlockte.

Inſel, und beſonders wüſte Inſel, war damals ein Zauberwort für mich, an welches ſich eine Reihe lieblicher Bilder knüpfte. Ich dachte zuweilen: warum lerne ich decliniren und conjugiren und erponiren? wäre es nicht beſſer, ich lernte ein halbes Dutzend Handwerke, damit ich mir künftig einmal zu helfen wüßte? Denn wenn der Himmel mir meinen brennendſten Wunſch gewährt, ſo wirft er mich in einem lecken Schiffe einſt auf eine Klippe, und läßt mir nichts als ein Wrack, um mir aus den Trümmern eine Hütte zu bauen. — Wer hätte geglaubt, daß ich nach Verlauf eines Vierteljahrhunderts dieſen Wunſch eben ſo brennend erneuern würde! ich bin mit einem liebenden Herzen zur Geſelligkeit geboren, und folglich iſt es mir Bedürfniß die Einſamkeit zu ſuchen; denn ich will lieber fern von böſen Menſchen leben, und ſie vergeſſen, als ſie täglich ſehen und haſſen. Das Wort Inſel iſt mir noch immer ein Zauberwort, nur muß es eben keine Wüſte ſein. Bei dem Worte Inſel denke ich nicht mehr an Robiſon Cruſoe, ſondern an dich, mein guter, treuer, geprüfter Freund! Die

Inſel, die du bewohnſt, mein redlicher Ungern! ſoll mir die letzte Freiſtatt ſein. Wenn jemals das Schickſal mein Glück zertrümmert, ſo wirſt du mir ein Plätzchen geben, wo ich ungeſtört eine Thräne auf das elende Wrak weinen darf.

Wenn die Perleninſel und die Inſel Felſenburg, die ſchwimmende und die fliegende Inſel meine Fantaſie zu überſpannen drohten, ſo wußte meine Mutter, in den Abendvorleſungen, meinem weichen Gehirn mildere Eindrücke zu geben. Den Aeſop las ich gern; mit Gellert's Fabeln und Liedern wurde ich bald befreundet, viele derſelben wußte ich auswendig. Haller und Bodmer waren mir zu hoch, aber Gleim, Uz und Hagedorn gefielen mir, denn ich verſtand ſie. Sehr früh fing ich an, dieſen Sängern nachzuzwitſchern. Ich erinnere mich noch ganz gut, meines erſten poetiſchen Verſuches. Ich mochte vielleicht kaum ſechs Jahre alt ſein; das ſchließe ich daraus, weil ich mein Manuſcript hinter dem Spiegel neben der Ruthe verwahrte. Es ſollte ein ländliches Gemälde werden, wozu ich die Bilder aus allen mir bekannten Dichtern zuſammen geſtohlen hatte. Folgende zwei Zeilen kamen darin vor:

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Es ſinget die ſteigende Lerche,
Es hüpfen die Schäfchen am Berge —

Sie gefielen mir außerordentlich, weil ſie ſo luſtig dahinhüpften. Ich wußte nicht, daß es Dactylen waren, und zwar die einzigen im ganzen Gedicht. Mehrere Tage lang zer-

brach ich mir den Kopf, um die folgenden Zeilen eben so artig mit tanzen zu lassen, aber vergebens! alle die übrigen waren und blieben schwerfällige Spondäen, und ich begriff gar nicht, wie es zuging, daß man die Verse könne nach Gefallen zu Fuß gehen, oder gallopiren lassen.

Bald nachher wagte ich auch meinen ersten dramatischen Versuch. Die Fabel vom Milchmädchen und den beiden Jägern war mir, ich weiß nicht wo, in die Hände gefallen; die beliebte kleine Oper existirte noch nicht, oder wenigstens mir unbekannt. Ich machte ein Lustspiel, welches gerade eine Octavseite lang war. Freilich fühlte ich wohl, daß es weit länger sein müßte, um einem Lustspiel ähnlich zu sehen, aber wer lehrte mich die Kunst, den Faden fein lang zu spinnen?

Indessen hatte die Dichtkunst auch bei mir ihre gewöhnlichen Wirkungen geäußert, das heißt, sie hatte mein kleines Herz für die Liebe empfänglich gemacht. Ich hing mich mit ganzer Seele an ein junges, liebenswürdiges, aber völlig erwachsenes Mädchen, welches nachher meine Tante wurde. Am 3. Mai 1768, also an meinem siebenten Geburtstage, schrieb ich in ein Zeichenbuch, auf die leere Rückseite einer Zeichnung, einen enthusiastischen Liebesbrief, welcher nicht übel in der asiatischen Banise figurirt haben würde. Ich machte ihr darin zärtliche Vorwürfe (denn sie war so blind, den Oheim dem Neffen vorzuziehen), und bat

ſie zuletzt um die einzige Gunſt, »ihre kleine weiße Hand noch einmal zu küſſen.«

Der Umſtand iſt an und für ſich ſehr unbedeutend, aber ich führe ihn auch nur aus einer pſychologiſchen und pädagogiſchen Rückſicht an. Meine Mutter nämlich wurde dieſen Brief gewahr, ſie fand, daß die Ausdrücke und Wendungen desſelben die gewöhnlichen Fähigkeiten meines Alters übertrafen; ſie ergetzte ſich daran, und konnte der kleinen mütterlichen Eitelkeit nicht widerſtehen, bei Beſuchen in unſerm Hauſe das Zeichenbuch hervorzuholen, und den Brief in meiner Gegenwart den Gäſten vorzuleſen, die denn natürlich immer herzlich darüber lachten. Ich ſpielte dabei eine höchſt verlegene Rolle, und es iſt die erſte, tiefmarternde Empfindung meiner Seele, deren ich mich zu erinnern weiß. Sie ließ einen bleibenden Eindruck bei mir zurück; je öfter die Vorleſungen wiederholt wurden, je höher ſtieg meine Erbitterung. Ich weinte im Holzſtalle heiße Thränen der Scham und des gekränkten Ehrgeizes, nahm endlich heimlich das verhaßte Zeichenbuch aus dem kleinen grünen Eckſchranke, in welchem es verwahrt wurde, und warf es in's Feuer. Seit jener Begebenheit verlor ich in Herzensangelegenheiten das Vertrauen zu meiner Mutter auf lange Zeit, und Eltern und Erzieher mögen aus dieſem Beiſpiele lernen, wie vorſichtig ſie mit zarten Kindern bei ſolchen Gelegenheiten umgehen müſſen, und wie gefährlich jede öffentliche Beſchämung iſt, wäre ſie auch nur im Scherz geſchehen.

Die Liebe und der Hang zu Religionsschwärmerei sind, wie man weiß, sehr nahe mit einander verwandt. Auch dieser letztere ergriff mich einst in meinen Kinderjahren, ich war über alle maßen fromm, und wäre ich so fortgefahren, so müßte meine Mutter schon längst die Freude erlebt haben, welche einst der Mutter des heiligen Borromäus zu Theil wurde. Kaum hatte ich des Morgens mein Lager verlassen, so ging ich auch schon, um ganz ungestört zu beten, an einen heimlichen Ort, den die Ehrbarkeit zu nennen verbietet. Dort schloß ich mich sorgfältig ein, kniete nieder und betete, keine auswendig gelernte, sondern aus der Tiefe des Herzens hervorgepreßte, und mit Thränen gesalbte Stoßseufzer. Ich weiß noch, welche Mühe ich mir gab, Variationen in meinen frommen Seufzern anzubringen, damit Gott nicht glauben möchte, ich wolle ihm alle Tage das nämliche auftischen. Aus dieser Ursache waren mir auch Benjamin Schmolke's Morgen- und Abendandachten, trotz ihrer leichten Versification, sehr zuwider. Ich mußte sie oft in dem Zimmer meiner Mutter vorlesen, und dachte immer dabei: Gebete aus einem gedruckten Buche könnten Gott nicht wohlgefällig sein, weil er doch schon alles wüßte, was darin steht. Mit geistlichem Stolze sah ich zurück auf meine Betstunden, in welchen Gott, nach meiner Meinung, immer etwas Neues erfuhr.

Soll ich sagen, was diesen Hang zur Frömmigkeit in mir erstickte? — man wird es schwerlich errathen: das

Kirchengehen. An jedem Sonntage, Vormittag und Nachmittag, trieben die Hofmeiſter in Weimar ihre Zöglinge vor ſich her in die Kirche. Dort durften wir nicht plaudern, nicht die Köpfe hin und her drehen, nicht mit den gemalten Engeln am Plafond liebäugeln, ſondern mußten fein ſtill ſitzen, emſig zuhören, und wenigſtens die Propoſitionen und die Eintheilung einer ſchaalen Predigt aufſchreiben oder im Kopfe behalten. Im Winter geſchah das Aufſchreiben mit verkrümmten Fingern, und im Sommer, wenn die Strahlen der Sonne ſo lieblich durch die Kirchenfenſter ſchimmerten, ſehnten wir uns hinaus in's Freie.

In der Schloßkirche zu Weimar habe ich viele und große Langeweile erlitten. Ich fiel endlich auf ein Mittel mir dieſe Trübſal etwas zu erleichtern: ſo bald ich nämlich von der Predigt dasjenige weggeſchnappt hatte, was ich zu Hauſe wieder erzählen mußte, ſo ſetzte ich mich in einen Winkel, nahm das weimariſche Geſangbuch, und las die Geſchichte der Belagerung Jeruſalems, welche in einem Anhange erzählt wurde, und meiner Einbildungskraft reiche Nahrung gab. Das Geſchrei des Wahnſinnigen, der auf den Mauern von Jeruſalem Wehe! Wehe! ruft, ſchallte jeden Sonntag in meine Ohren, und da keine andere Leſebibliothek in der Kirche befindlich war, ſo las ich die Geſchichte ſo oft, bis ich ſie faſt auswendig wußte.

Eltern und Erzieher! wollt ihr fromme Knaben bilden, so hütet sie vor dem Kirchengehen. Ich könnte schreckliche Beispiele anführen, wozu Geschäftlosigkeit und Langeweile Kinder in der Kirche verleiten. Die Belagerung Jerusalems ist nicht immer bei der Hand, und die Reihe Wehe! zu rufen, kommt endlich an euch.

Meine exemplarische Frömmigkeit war nicht allein verschwunden, sondern ich fing sogar an ein Zweifler zu werden; denn ich mochte ungefähr neun bis zehn Jahr alt sein, als mein kindischer Verstand an dem Begriff von der Allmacht Gottes scheiterte. Ich fragte nämlich einst meinen Hofmeister: ob Gott auch einen andern Gott hervorbringen könne, der größer und mächtiger sei als er selbst? und als mir diese Frage verneint wurde, zog ich daraus den Schluß: Gott sei nicht allmächtig. Das schien mir so klar, daß ich nicht begreifen konnte, warum die Menschen nicht früher auf diese einleuchtende Wahrheit gefallen? und mir nebenher nicht wenig auf meinen Scharfsinn zu gute that. Mehrere Wochen hindurch nährte ich dies stolze Gefühl meiner sich entwickelten Seelenkräfte, versuchte auch wohl einigemal, aber vergebens, unter meinen Gespielen Proselyten zu machen. Der Eine lachte mich aus, der Andere hörte gar nicht darauf. Ich wurde es bald müde, mein nagelneues Sistem zu predigen; die Lampe verlosch allmälich, da sie von der Eitelkeit keine Nahrung empfing, und es

blieb mir nichts übrig, als der angenehme Eindruck des Bewußtseins meines ersten Selbstdenkens.

Damals starb in Weimar ein blühendes Mädchen von fünfzehn oder sechzehn Jahren an den Pocken. Sie war die einzige Tochter trostloser Eltern, und ganz im Stillen, denn sie wußte selbst nichts davon, die Geliebte eines Knaben, der schon zum Jüngling heranreifte. Er war mehrere Jahre älter als ich, aber da wir in einem Hause wohnten, und ich seinen verliebten Entzückungen ein gefälliges Ohr lieh, so gab er sich, trotz der Verschiedenheit unsers Alters, viel mit mir ab. Ich begleitete ihn zuweilen des Abends bis unter die Fenster seiner kranken Geliebten, wo wir oft Stunden lang uns ganz geduldig beschneien und beregnen ließen, ob wir gleich nichts als undeutliche Schatten wahrnehmen konnten, über welche wir uns dann unsere Vermuthungen mittheilten.

Einmal — es ist mir noch wie heute — sahen wir ziemlich deutlich den Schatten einer Person, die einen Löffel vor sich her trug, vermuthlich um der Kranken Arzenei zu reichen. Mein Gefährte fing auf der Straße bitterlich an zu weinen; mir wurde das Herz weich, ich weinte mit, ohne zu wissen: warum? Sehr natürlich, daß diese Scene einen nie verlöschten Eindruck bei mir zurückließ, und daß mein Gefühl in diesem Augenblicke meinem körperlichen Wachsthum um einige Jahre vorauslief. Rauhes Wetter, Nacht, der trübe Lampenschein aus der Krankenstube, der

Schatten mit dem Löffel, der auf die vorgezogene Fenstergardine fiel, der schluchzende Jüngling, der Gedanke: dort stirbt ein hübsches Mädchen, das du so oft hüpfen und tanzen sehen; alles das setzte meine Einbildungskraft in stürmische Bewegung, und als das Mädchen nun wirklich starb, beweinte ich sie trotz ihrem Liebhaber; fand aber bald eine Quelle des Trostes in mir, die für ihn nicht floß. Ich dichtete nämlich eine Elegie, und da kein erkünsteltes Dichtergefühl, sondern wahre Empfindung mich begeisterte, so gerieth dieses Produkt besser als alle meine bisherigen Versuche. Man sprach im Ernst davon, die Elegie drucken zu lassen. Der bloße Gedanke daran brachte mich außer mir vor Entzücken, und hätte es in meiner Macht gestanden, das Mädchen in's Leben zurück zu rufen, ich weiß nicht, ob ich es auf Kosten meiner Hirngeburt gethan haben würde. So übte zum ersten Male die allgewaltige Schriftstellereitelkeit ihre Tirannei über mich aus. Die Elegie blieb indessen ungedruckt, ich kann mich nicht mehr erinnern, aus welchen Ursachen; aber meinen Schmerz würde sie vertilgt haben, wäre auch das Mädchen meine eigene Geliebte gewesen.

Ich komme jetzt auf diejenige Begebenheit meines Lebens, die durch ihre Folgen den größten Einfluß auf meine Bildung gehabt, und mich von meiner zartesten Kindheit an unwiderruflich zum dramatischen Schriftsteller bestimmt hat. Der verstorbene Schauspieler Abt kam mit einer

herumziehenden Gesellschaft nach Weimar, und schlug seine Bühne in der Reitbahn auf. Seit ich denken konnte, war in Weimar kein Schauspiel gewesen, und folglich meine Neubegier ohne Grenzen. Musäus, der gute vortreffliche Musäus, der mich schon als Kind liebte, und der damals noch Pagenhofmeister war, erbot sich, mich mit zu nehmen.

Mit einem heiligen Schauer betrat ich die Reitbahn, nie hatte ich etwas ähnliches in der Schloßkirche empfunden. Die vielen Lichter, die versammelte Menge, die Schildwachen, die geheimnißvolle Gardine, alles das spannte meine Erwartung auf's höchste. Man gab den Tod Adam's von Klopstock. Musäus stellte mich vor sich auf eine Bank, damit ich über die Köpfe wegsehen konnte. Der Vorhang rollt auf, ich war ganz Auge, ganz Ohr, mir entging kein Wort, keine Bewegung; ich wurde unwillig, wenn jemand von den Zuschauern hustete, oder sich ausschnaubte; ich strampelte auf meiner Bank mit den Füßen, wenn ein lästiger Nachbar den gefälligen Musäus anredete. Nein, nie! nie habe ich wieder einen mächtigern Eindruck auf meinen Geist empfunden!

Ich kam betäubt nach Hause. Man fragte mich, wie es mir gefallen? — Ach, Gott! Gefallen war nicht das rechte Wort. Ich sollte erzählen, und konnte weder Anfang noch Ende finden. Ich wünschte mir auf der Welt nichts mehr als das Glück, täglich einem solchen Schauspiel beizuwohnen. Robinson Crusoe verschwand ganz aus

meinem Gedächtniß, denn auf seiner Insel gab es kein Theater. Unbegreiflich war es mir, wie die Leute so ruhig davon sprechen, und ihre Geschäfte nach wie vor ganz ordentlich betreiben konnten. Meiner Meinung nach hätten sie alle wie die Bürger von Abdera herumlaufen und schreien sollen: o du! der Götter und der Menschen Herrscher! großer Abt! — Fragte Jemand meine Mutter: werden Sie heute in's Schauspiel gehen? und sie antwortete etwa: sie habe sich zu einem Spazirgang engagirt, oder sonst etwas dergleichen; so dachte ich bei mir selbst: mein Gott! wie ist es möglich, irgend ein anderes Vergnügen dem Schauspiel vorzuziehen, wenn man thun darf, was man Lust hat?

Unbeschreiblich war daher meine Freude, als bald nachher die Herzogin Amalie, diese Vertraute der Musen, eine stehende Bühne errichtete, und unstreitig die beste, welche damals in ganz Deutschland zu finden war. Die Familien Seiler, Brandes, Boeck und der unsterbliche Eckhof kamen nach Weimar.

Eckhof! du großer und guter Mann! ich segne deine Asche! du hast mein Herz und meinen Verstand gebildet, hast jede edle Empfindung in mir geweckt, und durch dein göttliches Spiel meine Vernunft und meine Fantasie mit Ideen und Bildern bereichert, welche ohne dieses Vehikel mir nie so anschaulich geworden wären. Oft, wenn ich dich des Vormittags um zehn Uhr in einem schlichten Rocke,

einer ungekämmten Perücke, und mit einem gebückten, höchst anspruchlosen Ganze nach den Proben wandern sah, bewunderte ich im Stillen in dir den unbegreiflichen Mann, der des Abends, wenn er als König oder Minister auf die Bühne trat, zum Herrschen geboren schien. Dort waren deine lebendigen Darstellungen für mich eine Schule der Weisheit, und noch außer der Bühne lehrtest du, anspruchloser Mann! mich das Verdienst vom äußern Prunk scheiden.

Als Richard der Dritte und als Herzog Michel, als Odoardo und als Vater Rode blieb Eckhof immer gleich groß, unerreichbar! Man gab wöchentlich drei Vorstellungen, und die mütterliche Erlaubniß, ihnen beizuwohnen, hing theils von meiner Aufführung, theils von meinem Fleiße ab. Eine knöcherne französische Gouvernante gebot in jener Tagen über die größten Freuden meines Lebens. Wir lasen und übersetzten bei ihr die Werke der Madame Beaumont. Täglich gab sie mir einen Zettel mit nach Hause, worauf entweder die Worte: bon, oder mediocre, oder das Schreckenswort mal geschrieben stand. Im letztern Fall war an kein Schauspiel zu gedenken, meine Mutter blieb gewöhnlich unerbittlich. Wie oft habe ich, wenn Demoiselle Louvel die Feder bereits eingetaucht hatte, um jenes fatale Wort niederzuschreiben, wie oft habe ich ihre schöne weiße Hand ergriffen — das Einzige, was an ihr schön genannt werden konnte — und mit Küssen und Thränen so lange bedeckt, bis sie das harte Urtheil

milderte, und das vermaledeite mal wenigſtens in ein mediocre umſchuf.

Meine Leidenſchaft für die Bühne wuchs mit jedem Tage. Da die Entree nicht bezahlt, ſondern das Theater blos vom Hofe unterhalten, folglich nur immer eine gewiſſe Anzahl von Billets ausgetheilt wurde, ſo traf es ſich wohl zuweilen, daß ein ſo unbedeutender Knabe als ich kein Billet erhielt; beſonders an feſtlichen Tagen, wo etwa ein neues Stück, oder ein großes pantomimiſches Ballet aufgeführt wurde, und der Zulauf größer als gewöhnlich war. Dann wurde aber auch meine Begierde heftiger, und ich nahm meine Zuflucht zur Liſt. Jeder Gang, jeder Schlupfwinkel im ganzen Schauſpielhauſe war mir ſo bekannt, als das Inwendige meiner Rocktaſche, ſogar unter dem Theater wußte ich eben ſo gut Beſcheid, als der Mann, der die Lampen anzündete. Ich pflegte mich daher in ſolcher Noth an den Eingang zu ſtellen, der für die Schauſpieler beſtimmt war, dort ſchlüpfte ich behend an der Schildwache vorüber, und, um jeder Verfolgung zu entgehen, kroch ich ſogleich unter das Theater, eine kleine Thür führt von da in's Orcheſter, und ich befand mich plötzlich hinter den Paucken, die etwas erhöht ſtanden, und wo meine kleine Perſon ſich folglich ſehr wohl befand.

Wollte der Himmel, ich hätte mich in Rückſicht auf das Schauſpiel der Welt immer eben ſo geſchickt benom-

men! hätte nie mit Neid und Bosheit, die überall Schildwache stehen, laut gehadert, sondern wäre immer fein säuberlich hinter ihnen weggeschlichen; hätte nie mich selbst auf die Bühne gewagt, sondern wäre immer unter dem Theater geblieben, oder höchstens nur in das Orchester hinter die Paucken geschlüpft, ohne jedoch die Paucken auch nur mit einem Finger zu berühren. Wohl dem Lampenputzer, der weder beklatscht noch ausgepfiffen wird, und der, wenn er daheim, bei verschlossenen Thüren, eine frohe Familienscene aufführt, mit Gresset ausrufen darf:

Une éternité de gloire
Vaut-elle un jour de bonheur?

Ich darf kühn behaupten, daß ich unter allen Zuschauern, groß und klein, immer der aufmerksamste war. Zum Beweise mag der Umstand dienen, daß ich Lessing's Emilia Galotti von einem Ende bis zum andern auswendig wußte, ohne das Buch jemals in Händen gehabt zu haben. Ich muß aber auch zur Ehre des damals in Weimar herrschenden, durch das Beispiel einer liebenswürdigen Fürstin gebildeten Geschmacks, hinzufügen, daß Emilia Galotti sehr oft, und immer bei vollem Hause gegeben wurde. Die Rolle des Odoardo war Eckhof's Triumph! Madame Mecour als Emilie, Herr Böck als Prinz und dessen Gattin als Claudia, Herr Brandes als Marinelli, und endlich besonders Madame Seiler als Orsina, boten alles auf, dies Meisterstück unserer dramatischen Dichtkunst würdig darzustellen. Auch Engel's dankbarer

Sohn prägte ſich, ohne Vorſatz, meinem Gedächtniß wörtlich ein, blos durch die Kraft ſeiner innern Vortrefflichkeit. Ich brachte meine Geſpielen bald dahin, dieſe beiden Stücke, auf einer Bühne von Bettſchirmen, mit mir aufzuführen, und übernahm dann wechſelsweiſe alle Rollen.

Nichts gleicht der Ehrfurcht, die ich damals für jeden, ſelbſt mittelmäßigen Schauſpieler hegte. Konnte ich mich im gemeinen Leben zu einem drängen, ihn reden hören, oder gelang es mir gar, ſelbſt ein Wort mit ihm zu ſprechen, ſo glaubte ich mich hochgeehrt. Ich weiß noch, wie gern ich Sonntags zu einem gewiſſen Henſel ging, um das Repertorium der künftigen Woche zu erfahren, denn Komödienzettel waren ungewöhnlich. Zu Hauſe ſteckte ich alles mit meiner Theaterwuth an; einige Schäferſpiele, an Geburtstägen aufgeführt, genügten mir nicht; jedes neue Stück mußte ſich gefallen laſſen, unter unſern Streichen zu bluten, und endlich fiel mir gar einmal Gerſtenberg's Ugolino in die Hände, dieſes vortreffliche Kunſtwerk, das nicht mehr ſo allgemein bekannt iſt, als es zu ſein verdient. Ich war entzückt davon, und weil es nur wenige Perſonen enthält, ſo glaubte ich, es ſei recht für unſere Privatübungen gemacht, ohne zu bedenken, daß jede dieſer Perſonen einen vollkommenen Schauſpieler erfordert. Ich übernahm die Rolle des Anſelmo, den ich mit allem Feuer meiner jugendlichen Einbildungskraft her perorirte.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51521-9
KOTZEBUE,A.F.F.VON FN. I477/155

Ich habe oben der großen pantomimiſchen Ballete erwähnt, auf welche in Weimar anſehnliche Koſten verwendet wurden. Mit Entzücken erinnere ich mich noch der glänzenden Darſtellungen von Idris und Zenide, Orpheus und Eurydice, Incle und Yariko, die Amazonen u. ſ. w. (die Idee zu dem letztern war von Muſäus). Was die Schauſpiele auf meine Empfindung, das wirkten die Ballete auf meine Sinne, und ich dachte bald auf Mittel, auch dieſe nachzuahmen. Zu dem Ende ſchuf ich mir ſelbſt ein kleines Theater, anfangs nur von Wachs, dann von Papier, und endlich gar von Holz. Wer malen konnte, mußte mir Decorationen pinſeln, Mutter und Tanten mußten mir ſeidene Lappen liefern, um meine Puppen zu kleiden. Sie tanzten ihre Solo's und pas de deux am Drahte, die Blitze von semen lycopodii fuhren aus Federkielen in die Flamme, und kurz, jedes neue Ballet, das die Herren Koch und Schütz auftiſchten, war gewiß einige Wochen nachher auf meiner Privatbühne zu ſchauen. Der Geſchmack an dieſem Spielwerk pflanzte ſich unter den weimariſchen Knaben fort, in kurzem beſaß jeder ſein kleines Theater, und lernte von mir den Gebrauch der kleinen Maſchinerien.

O ſcheltet nicht! daß ich vielleicht zu lange bei dieſen kindiſchen Spielen verweilte. Der mächtige Einfluß, den ſie auf meine künftige Beſtimmung hatten, mag meine geſchwätzige Feder rechtfertigen.

Ich gehe zu der traurigen Epoche über, wo ein unglücklicher Brand das weimarische Schloß, und mit ihm den Schauplatz meiner Freuden in die Asche legte. Gerade an diesem Tage sollte der Hausvater von Diderot gegeben werden, ein Schmaus, auf den ich mich vergebens freute.

Die Gesellschaft wurde nun verabschiedet, und ging nach Gotha. Ich weihte ihrer Abreise manche Thräne. Ja, ich muß es noch einmal wiederholen, daß ich jener Epoche den größten Theil meiner Bildung verdanke *). Aus inniger Ueberzeugung fordere ich Eltern und Erzieher auf, wenn sie das Glück genießen, eine gute, gesittete Bühne in ihren Mauern zu besitzen, ihre Kinder und Zöglinge so oft als möglich in diese Schule zu führen. Ein gutes Schauspiel ist das sicherste und schnellwirkendste Mittel, in zarten Herzen jeden Keim des Edlen zu wecken, ihnen Abscheu vor dem Laster, und Liebe zur Tugend einzupflanzen. Der gewöhnliche Einwurf, den man zu machen pflegt: die Kinder werden zu sehr dadurch zerstreut — ist völlig unbedeu-

*) J'ai toujours reconnu l'esprit des jeunes gens, au détail qu'ils faisaient d'une pièce nouvelle qu'ils venaient d'entendre; et j'ai remarqué, que tous ceux qui s'en acquittaient le mieux, ont été ceux qui depuis ont acquis le plus de réputation dans leurs emplois. Tant il est vrai, qu'au fond l'esprit des affaires, et le véritable esprit des belles lettres, est le même.

Voltaire.

tend. Ich habe nie mit mehrerem Eifer gelernt, nie schnellere Fortschritte gemacht, als da ich die Hoffnung hatte, meinen Fleiß am Abend durch ein Schauspiel belohnt zu sehen. Ich verfiel gegentheils in eine Art von Trägheit, als dieser große Reiz verschwunden war.

Sollte hier irgend ein Frömmling aufstehen, und mit verdrehten Augen ausrufen: »welch ein gottloser Mensch! er warnt vor der Kirche, und preist dagegen das Schauspiel an!" — dem würde ich mit Achselzucken antworten: guter Freund! ist es meine Schuld, daß Predigt und Schauspiel, zwei Dinge, die zu gleichem Zwecke erdacht wurden, nicht beide ihre Bestimmung erfüllen? was die Sittlichkeit des Menschen befördert, ist mir heilig, es heiße wie es wolle. Könnt ihr durch eine Predigt die nämliche Wirkung hervorbringen, so soll es mir sehr lieb sein. Wahr ist's, ihr gebt eure Predigten gratis, aber dafür laßt ihr uns die gräßlichste Langeweile um Gottes willen erdulden. Ich frage einen jeden auf sein Gewissen, ob er, wenn er aus zweien Uebeln wählen muß, nicht lieber ein schlechtes Schauspiel, als eine schlechte Predigt mit anhören will?

Ich war nun schon seit einiger Zeit ein Schüler des Gymnasiums zu Weimar, ein Institut, welches damals noch großer Verbesserungen bedurfte. Ich fing diese meine Schülerlaufbahn in Tertia an, wo wir, unter andern nichtswürdigen Dingen, auch gezwungen wurden, hebräisch zu lernen. Was Wunder, daß ich oft, statt die Schulstunden

zu beſuchen, heimlich zu einem Mitſchüler ſchlich, der von einem herzensguten Oheim erzogen, und ein wenig verzogen wurde. Was machten wir dort? — was anders als Pläne, um Komödie zu ſpielen? Wir hatten den geſchäftigen Müſſiggänger gewählt, und ich erinnere mich, daß wir viele Tage mit Abſchreiben der Rollen zubrachten, ohne zu ahnen, daß wir ſchon durch die Wahl des Stücks eine Satyre auf uns ſelbſt machten.

In Secunda ging es etwas beſſer. Zwar ließ man ſich auch dort noch manchen Zeitverderb zu Schulden kommen, wohin ich unter andern die Stunde rechne, in welcher wir, wir mochten wollen und können oder nicht, lateiniſche Verſe ſchmieden mußten. Der gute Muſäus unterrichtete, ſehr wider ſeinen Willen, in dieſer Kunſt. Dagegen aber, lernten wir dort auch manches Gute, und zwar das Meiſte von eben dem vortrefflichen Manne, deſſen Name ſo eben meine Feder ehrte. Bei ihm übten wir uns im Briefſchreiben, und man weiß, daß Muſäus Briefe zu ſchreiben verſtand. Ferner hatten wir in jeder Woche eine poetiſche Stunde, um derenwillen mir der Sonnabend ein lieber Tag wurde. Muſäus hielt es damit folgendergeſtalt:

Sobald er in die Klaſſe trat, erkundigte er ſich, ob etwa einer der Schüler ſelbſt einen poetiſchen Aufſatz verfertigt habe? denn gezwungen wurde, wie billig, niemand dazu. Gewöhnlich fanden ſich einige ſchüchterne Muſenjünger, welche aufſtanden, und mit niedergeſchlagenen

Blicken anzeigten, daß ihr Pegasus gesattelt sei. Sogleich räumte ihnen Musäus den Katheder ein, sie traten auf, und durften von der Ceder bis zum Ysop reden, indessen Musäus, die Hände auf den Rücken geschlagen, schweigend auf und nieder ging. Hatte der Dichter geendigt, so wurde sein Machwerk vom Lehrer kritisirt, doch nie so abschreckend, als seine Herren Kollegen in der großen Schule der Welt zu thun pflegen. Wenn keiner mehr da war, der das Schulpublikum mit eigenen Gedichten zu unterhalten sich erbot, so traten diejenigen auf, die fremde Gedichte auswendig gelernt hatten, und sie hersagten, um sich in der Deklamation zu üben. Auch hier war aller Zwang verbannt. Es stand einem jeden frei, zum Behufe dieser Uebung zu wählen was ihm gut dünkte, oder auch sich gar nicht damit abzugeben. Musäus billigte oder tadelte die deklamirten Stücke, und gab seinen Schülern Gründe für beides. Wir waren glücklicher als das Publikum, das sich oft ohne Gründe behelfen muß.

Wie ich vormals als Kind mein frommes Gebet nur aus dem Herzen holte, so wollte ich auch jetzt als Knabe dem Musengott nichts auswendig Gelerntes vorplappern; ich gehörte mit zu der kleinen Anzahl derjenigen, die ihr eigenes Unkraut auf dem Parnaß aussäten, und keine fremden Blumen brachen. Noch jetzt besitze ich einige Kleinigkeiten aus jener Epoche, die gerade nicht die Schlechtesten in einem gewöhnlichen Musenalmanache sein würden.

Damals gingen die Balladen ſtark im Schwange. Die Almanache wimmelten von ſchauerlichen Ritter- und Geiſtergeſchichten, in ſechs geräumte und eine ungeräumte Zeile gebracht. Es konnte nicht fehlen, daß ſie meinen Beifall erhielten, und meinen Nachahmungstrieb weckten. Ich reimte alſo auch eine Ballade, ganz im Geſchmack jener Zeit; ein Theil davon iſt noch unter meinen Papieren. Es wurde darin geſchmauſt, gemordet, durch ein Geſpenſt Buße gepredigt, und der verſtockte Sünder endlich vom Teufel geholt.

Am nächſten Sonnabend konnte ich den Augenblick kaum erwarten, um mit dieſem Meiſterſtück, das übrigens wirklich leicht verſifizirt war, die Rednerbühne zu betreten. Der wichtige Augenblick erſchien, mein Herz klopfte, ich deklamirte mein Machwerk mit zitternder Stimme. Aber wie funkelten meine Augen! wie hob ſich meine Bruſt! als Muſäus, nachdem ich geendigt hatte, folgende mir unvergeßliche Worte ſprach:

»Gut, recht gut; aus welchem Almanach haben Sie das genommen?" Man denke ſich — nein, man kann ſich das nicht denken! — Mit welchem freudigen Kitzel ich antwortete: »ich habe es ſelbſt gemacht."

»Wahrhaftig?" ſagte Muſäus, »ei! ei! bravo! fahren Sie ſo fort." — Ich war außer mir! ich hätte dieſen Augenblick für kein Königreich verkauft. Mit glühenden Wangen ging ich wieder nach meinem Sitze, und, da ich ſah, daß

die Augen aller meiner Mitschüler auf mich geheftet waren, so verbarg ich mein Gesicht mit stolzer Bescheidenheit in den blauen Mantel, den — sonderbar genug — alle Schüler zu tragen verbunden waren.

Von nun an hielt ich mich für einen Dichter. Musäus hatte bravo gesagt, Musäus konnte glauben, die Ballade sei aus einem Almanach genommen, Produkte, für welche ich damals große Ehrfurcht trug; wer konnte mir jetzt wohl meinen Beruf zum Dichter streitig machen? — Ich hätte nun fortfahren, und jeden Sonnabend ein neues Musenkind liefern sollen, aber es kam mir vor, als sei meine Ballade unerreichbar, und als könnte ich doch nichts dem ähnliches wieder hervorbringen. Ich ruhte daher auf meinen Lorbeern aus, und begnügte mich, die Ballade immer in der Tasche zu tragen, um sie gelegentlich einem jeden vorzulesen, der Lust hatte sie zu hören.

Ein Glück für mich, daß Musäus eben so wohl verstand Uebermuth zu dämpfen, als Talente aufzumuntern. Einige Monate nachher nahte das feierliche Examen heran, wo Lehrer und Schüler ihr Bestes thaten, um vor einem zahlreichen Auditorio zu glänzen. Musäus wollte denn auch, zur Rekreation der gestrengen Herrn Examinatoren, einige Gedichte deklamiren lassen, und forderte besonders diejenigen dazu auf, die eigene Arbeiten zu liefern im Stande waren. Als die Reihe an mich kam, und er mich fragte: womit ich aufzutreten gedächte? war ich flugs mit der Antwort fertig: mit meiner Ballade.

»Welche Ballade?«

»Ei, die nämliche, die der Herr Profeſſor vor einigen Monaten ſo ſehr lobten.« — Ich ſprach das mit einer Zuverſicht und Selbſtgenügſamkeit, die Muſäus durchaus nicht leiden konnte.

»Ach was! bleibe Er mir mit ſeiner dummen Ballade vom Halſe! ich habe das alberne Ding ſchon längſt vergeſſen. Mache Er was Neues, was Vernünftiges!«

Ich ſtand verſteinert. Das Gebäude meiner Eitelkeit ſank in Trümmern, die Scham weinte über den Ruinen. Was war zu thun? ich mußte aufſtehen von meinen welken Lorbeern, auf denen ich ſo ſanft geſchlummert hatte, und mir einen friſchen Kranz zu verdienen ſuchen. Es gelang mir auch. Ich wählte aus Miller's moraliſchen Schilderungen die Geſchichte des unnatürlichen Sohnes, der ſeinen Vater eingeſperrt hält. Einſt, als zahlreiche Gäſte auf dem Schloſſe des Böſewichts ein Freudenfeſt verherrlichen, wird einer derſelben, aus Mangel an Platz, in ein entlegenes Zimmer auf einem einſamen Gange gebettet. Um Mitternacht ſieht er ein langbärtiges Geſpenſt herein wanken, mit Ketten beladen, welches ſich dem Kamine nähert, die übrigen Kohlen zuſammenſcharrt, und ſeine zitternden Hände darüber wärmt. Der Gaſt erkennt ſeinen alten Freund, den Vater des Wirths, den ſeine Wächter, bei dem allgemeinen Taumel im Schloß, nicht ſorgfältig genug gehütet hatten. Dieſe ſchreckliche, aber leider wahre Geſchichte,

brachte ich in Verse, und erwarb mir abermals den Beifall meines Lehrers.

Außer den Schulstunden genoß ich seinen Unterricht noch in manchen andern Dingen, und diese Privatstunden hatten einen großen Vorzug vor jenen; denn dort war es nur auf Geistesbildung angesehen, hier lernte ich sein gutes Herz kennen, seine häuslichen Tugenden lieben, sein vortreffliches Muster nachahmen. Täglich wuchs meine zärtliche Achtung für ihn, ob er gleich zuweilen sehr strenge gegen mich war. Ich kann mich nicht enthalten, hier eine Anekdote einzuschalten, theils weil sie seinen Hang zu satyrischer Behandlung selbst beim Strafen seiner Untergebenen zeigt, theils weil ich meine Schrift nicht besser schmücken kann, als wenn ich recht viel von Musäus rede.

Ich hatte, ich weiß nicht mehr welchen dummen Knabenstreich gemacht, und meine Mutter, die mich nicht selbst strafen wollte, gab mir ein Uriasbriefchen an Musäus, mit der Bitte, mich zu züchtigen. Er las, hielt mir ganz kaltblütig mein Vergehen vor, und befahl, ihm aus dem Holzstalle einen Stock zu holen. Der Stock wurde gebracht, es war ein Wellenknüppel, etwas krumm gewachsen. Er besah ihn lächelnd, nahm mich beim Arm, gab mir einige Hiebe, und bat mich dabei sehr höflich um Verzeihung, daß der Stock krumm wäre. Dieser Spott that mir weher, als die härteste Züchtigung. Ich habe es nie vergessen, viele Jahre nachher erinnerte ich ihn daran, und wir haben herzlich

darüber gelacht. Indeſſen muß ich doch geſtehen, und Muſäus geſtand es ſelbſt, daß dieſe Manier keinem Erzieher anzurathen iſt, ſie erzeugt ſo leicht Erbitterung, und wirklich war auch mehrere Wochen etwas dem Aehnliches in meinem Herzen; aber ich hatte mich ſchon zu ſehr gewöhnt, ihn zu lieben, ein freundliches Wort von ihm, das meine kleinen Talente aufmunterte, ein Lob aus ſeinem Munde, und es war vergeſſen.

In Secunda war es, wo ich abermals einen dramatiſchen Verſuch wagte, und zwar wählte ich zu meinem Stoff die Verſchwörung des Catilina. Ich ſchuf daraus ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen, welches ungefähr einen halben Bogen lang ſein mochte. Als es fertig war, wendete ich mich an einen meiner erwachſenern Mitſchüler, Namens Hügel, der in der Klaſſe für einen ſchönen Geiſt galt. Ich bat ihn demüthig, mein Produkt zu leſen, und ſeine Bemerkungen am Ende anzuhängen. Er that es, und ſein Urtheil war wörtlich folgendes:

»Recht gut, nur kann man denjenigen, den man Herr nennt, nicht zugleich dutzen.«

Schnell ſank die hohe Achtung, die ich für den ſogenannten ſchönen Geiſt gehegt hatte, bis zum Mitleid herab. Da ich ſo manches Stück im römiſchen und griechiſchen Koſtüm hatte aufführen ſehen, ſo wußte ich nur zu gewiß, daß das Dutzen der Könige und Herren erlaubt und gebräuchlich ſei. Ich machte daher den Schluß: hat der große

Hügel nichts anders an meinem Trauerspiele auszusetzen gewußt, so folgt daraus, daß es ganz tadellos ist. Wäre Eckhof noch in Weimar gewesen, gewiß hätte ich es ihm in Demuth überreicht, und ihn gebeten, die Rolle des Cicero zu übernehmen.

Am besten gelangen mir noch immer kleine Gedichte, in welchen Empfindung herrschte. So erinnere ich mich noch mit wehmüthigem Vergnügen einiger Verse auf den Geburtstag meiner guten Mutter. Unser Musikmeister hatte sie componirt, meine Schwester spielte das Klavier und sang, ich blies die Flöte, der Lehrer accompagnirte auf dem Basse. Wir hatten diese Art von Cantate ganz heimlich gelernt, und überraschten meine Mutter damit am Morgen ihres Wiegenfestes. Wohl dem Menschen, der in den Kammern seines Gedächtnisses solche frohe Scenen der Liebe und Unschuld aufbewahrt! es sind Arzneien in kleinen, oft lange verschlossenen Schränkchen, man öffnet sie, wenn die Seele leidet, und sie gewähren sanfte Hilfe.

In jenem Alter, wo der Geist, gleich einem jungen Bäumchen, sich mit jedem Winde beugt, ist alles, was wir hervorbringen, Nachahmung, und ich bin überzeugt, daß kein origineller Gedanke aus dem Kopfe eines Menschen kommen kann, ehe und bevor er im Stande ist, sein Geschlecht fortzupflanzen. Alles was ich damals schuf, war immer nur Nachahmung meiner letzten Lektüre. Die Brandes'schen Schauspiele, zum Exempel, gefielen, denn auf der

öden Steppe unserer dramatischen Literatur war man froh ein Blümchen zu finden, wenn es auch nur ein blasses Veilchen war. Ich schrieb ein Lustspiel, Ende gut, Alles gut, welches, wo ich nicht irre, viel Aehnlichkeit mit dem Grafen von Olsbach hatte; auch eine Frau Wattel, ganz nach der Frau Wandeln gebildet, kam darin vor. Goethe besuchte damals oft unser Haus — (wenn ich ihn nicht Herr Geheimderath von Goethe nenne, so geschieht das aus der nämlichen Ursache, die Herr Schulz in seinen mikrologischen Aufsätzen anführt) — er hörte von meinem Lustspiel, und war so herablassend, oder so höflich, sich das Ding zum Durchlesen auszubitten. Er machte meiner Mutter durch diesen Wunsch eine große Freude, und das war auch wohl seine Absicht. Ich habe nachher nichts wieder davon gehört oder gesehen, würde es ihm auch sehr verargen, wenn er seine Zeit damit verdorben hätte.

Indessen war dieser geistreiche Mann in meinem Knabenalter doch immer sehr gütig gegen mich. Er erlaubte mir, in seinem Garten Vögel in Schlingen zu fangen, denn ich war damals schon ein leidenschaftlicher Jäger. Wenn ich nun des Morgens um sechs Uhr, auch wohl noch früher hinauswanderte, um zu sehen, ob ich einen Krammsvogel, oder ein Rothkelchen erbeutet hätte, so kam er oft zu mir herab, unterhielt sich freundlich mit mir, und munterte mich auf zum Fleiße. Er hat das vermuthlich schon längst vergessen, ich aber werde es nie vergessen; denn jedes seiner Worte war mir höchst merkwürdig, und machte einen tiefern Ein-

druck auf mich, als die schulgerechten Ermahnungen meines Conrectors.

Goethe hatte damals sein allerliebstes kleines Stück die Geschwister geschrieben. Es wurde auf dem Privattheater zu Weimar aufgeführt, er selbst spielte den Wilhelm, meine Schwester die Marianne, und mir — mir wurde die wichtige Rolle des Postillon zu Theil. Man denke sich meine stolze Freude, als es mir zum ersten Male erlaubt war, vor einem großen Publikum die Bühne zu betreten. Ich fragte alle Menschen, ob ich meine Rolle gut gespielt hätte? — Die Undankbaren! sie erinnerten sich des Postillons kaum.

Bald nachher las ich auch zum ersten Male Göthe's Werther. Ich habe keinen Ausdruck für das tobende Gefühl, welches dieser herrliche philosophische Roman in mir erregte. Es wurde dadurch in meinem Herzen eine so schwärmerische Liebe für den Verfasser erzeugt, daß er mich hätte in's Feuer senden können, um einen verlornen Schuhriemen heraus zu holen.

Noch ein anderer Dichter voll Sturm und Drang ging bei uns öfter aus und ein: Herr Klinger, der mit einer schönen, männlichen Gestalt, ein gewisses, rasches biederes Wesen verband, das mich zu ihm zog. Mit ihm und Musäus habe ich einst eine Fußreise nach Gotha gemacht, an die ich, so lange ich lebe, mit Vergnügen zurückdenken werde. Es konnte wohl nicht fehlen, daß in dem frühen

Umgang mit ſolchen Männern meine geringen Talente den Grad der Ausbildung erhalten mußten, deſſen ſie fähig waren.

Ich war nunmehr nach Prima hinaufgerückt, wo der verſtorbene gelehrte Heinſe mir zum erſten Male Geſchmack an der lateiniſchen Sprache einflößte, die in den untern Klaſſen blos als Gedächtnißwerk und ſo handwerksmäßig betrieben wurde, daß es unmöglich war, ſie mit Luſt zu ſtudiren. Heinſe aber las in Privatſtunden den Terenz mit uns, und las ihn ſo, daß der Kern nicht verloren ging. Terenz hat mir viele Freude gemacht; das war es aber auch alles, denn die erbärmliche Logik, die man in Prima nach einem alten Scholaſtiker lehrte, die trockene Univerſalhiſtorie von Zopf, und was dergleichen mehr war, erweckten mir ſolchen Ekel, daß ich in den Schulſtunden faſt nichts anders that, als unter dem Mantel Romane leſen.

So nahte nun endlich die Zeit heran, wo ich die hohe Schule zu Jena beziehen ſollte, und ich war noch nicht völlig ſechzehn Jahre alt, als ich ſie wirklich bezog. Freilich blieb ich anfangs auch dort noch ein halber Schüler, und beſuchte noch nicht die eigentlichen Brotcollegia. Uebung in todten und lebenden Sprachen war im erſten Jahre mein Hauptzweck. Seit ich den Terenz kannte, hatte ich eine hohe Idee von der lateiniſchen Sprache gefaßt; in Jena wurde ſie noch vergrößert. Der damalige Herr Adjunktus Wiedeburg, jetzt Profeſſor in Helmſtädt, las über den Ho-

raz. Die Stunde gleich nach dem Mittagsessen war freilich unbequem, besonders in den Sommermonaten, und man mußte ganz so angenehm unterhalten werden, als es dort geschah, um nicht zuweilen den Anwandlungen des Schlafes zu unterliegen. Wiedeburg drang mit philosophischem Geschmack in den Geist des Dichters, und wußte eben so gut die Schönheit der Sprache, als die der Gedankenfülle auseinander zu setzen.

Das Französische hatte ich zwar schon von Kindheit an getrieben, aber in Jena wurde ich zum ersten Male vertraut damit. Boulet, der gute alte Boulet, war kein gemeiner Sprachmeister. Belesen in den besten Schriftstellern seines Jahrhunderts, aus welchen er die schönsten Stellen ausgezeichnet hatte, wußte er seinen Unterricht mit Witz und Laune zu würzen, und sein glückliches Gedächtniß war unerschöpflich. Ihm verdanke ich die Vorliebe zu der französischen Sprache und den Produkten der Franzosen; denn, ob ich gleich ein Deutscher, und zwar ein deutscher Schriftsteller bin, folglich dies Bekenntniß seltsam in meinem Munde klingen mag, so muß ich doch freimüthig gestehen, daß wir im Fach der schönen Wissenschaften, und besonders in der leichten, faßlichen Art, Geschichte und Philosophie darzustellen, noch immer weit hinter den Franzosen zurück bleiben, woran denn freilich auch unsere schwerfällige, übelklingende Sprache zum Theil Schuld sein mag. Doch ist es wahrscheinlich, daß ihre Revolution uns Zeit lassen wird, auch in diesen Fächern einen Vorsprung zu

gewinnen, und daß wir bald mehr als einen Schiller für die Geſchichte, bald mehr als einen Garve für die Philoſophie werden aufzuweiſen haben.

Das Italieniſche lernte ich von Herrn Valenti, und machte durch ihn meine erſte Bekanntſchaft mit dem Arioſt.

Auch in Jena blieb meine Liebe für die edle Schauſpielkunſt nicht ohne Nahrung; denn als ich dort ankam, fand ich bereits ein Liebhabertheater von Studenten errichtet, und es war natürlich mein erſtes Beſtreben, als Mitglied desſelben aufgenommen zu werden. Die jungen Damen auf Akademien weigern ſich auf ſolchen Studententheatern Rollen zu übernehmen, und ich glaube, ſie thun recht wohl daran. Schlimm iſt es freilich, daß man dadurch genöthigt wird, Jünglinge in Weiberkleidern auftreten zu laſſen; denn, obgleich bartlos, behalten ſie doch immer ein ſehr linkes Anſehen. Meiner Jugend wegen wurde auch ich zu Frauenzimmerrollen beſtimmt, und ich kann nicht ohne Lachen daran denken, daß ich in den ſechs Schüſſeln die Frau von Schmerling im Reifrock, und außerdem noch ſo manche andere zärtliche und naive Mädchenrolle geſpielt habe.

Nebenher fuhr ich fort, Reime zu ſchmieden, welche ich Gedichte zu nennen beliebte, und es wiederfuhr mir im erſten Jahre meiner akademiſchen Laufbahn eine Dehmüthigung und eine Aufmunterung. Mit der erſteren verhielt es ſich folgendergeſtalt:

Ich hatte, meinem löblichen Nachahmungstrieb zufolge, es auch gewagt, Wieland nachzuahmen; denn weil seine Verse sich so leicht lesen ließen, so dachte ich, sie müßten auch leicht zu machen sein. Ich reimte daher in zwei Tagen ein Wintermärchen zusammen, schrieb es am dritten Tage sauber ab, und sandte es am vierten mit der Post gerade an Wieland. Ich schrieb ihm dabei einen stolzbescheidenen Brief, und machte für mein Märchen mit vieler Zuversicht Anspruch auf einen Platz im deutschen Merkur.

Man kann leicht denken, daß Wieland mehr zu thun hatte, als mir zu antworten. Das that mir zwar weh, indessen war ich doch bereit ihm zu verzeihen, wenn er mein Machwerk nur wirklich einrückte, ein Umstand, an dem ich gar nicht zweifelte. Ich wartete daher zu Ende jedes Monats mit der größten Ungeduld auf das neue Stück vom deutschen Merkur, und durchlief mit gierigem Auge das Inhaltsverzeichniß. In den ersten Monaten fehlgeschlagener Hoffnung tröstete ich mich mit dem Gedanken, daß Wieland mein Produkt nur auf kurze Zeit zurück gelegt habe, weil er zu reichlich mit Materialien versehen gewesen. Als aber ein viertel- und ein halbes Jahr verstrich, und immer noch kein Wintermärchen von der Sonne beschienen wurde, da war ich albern genug, mir einen Augenblick einzubilden, Wieland wolle mein aufkeimendes Talent unterdrücken. Ich bemäntele meine Schwächen nicht; Dichterlinge, spiegelt euch! — Zwei Jahre nachher

als ich etwas vernünftiger geworden war, sandte ich ihm abermals ein Gedicht, Ralph und Guido, von einem bescheidenen, anonymen Briefe begleitet, und hatte das Vergnügen, es im nächsten Monatsstück aufgenommen zu sehen.

Aber auch einer Aufmunterung erwähnte ich oben, die mir, um dieselbe Zeit, das traurige Schicksal meines Wintermärchens aus dem Gedächtnisse gaukelte. Ein Student, Names Gether, badete sich in der Saale und ertrank. Herr von Schüttdorf, der vertraute Freund des Unglücklichen, erregte allgemeines Mitleid durch seine tiefe Betrübniß. Ohne weder den Einen noch den Andern zu kennen, machte ich ein Gedicht auf Gether's Tod, welches von einem geschmackvollen Tonkünstler, Namens Reinhard componirt, und auf Schüttdorf's Veranstaltung gedruckt wurde. Man schmeichelte mir mit der Versicherung, daß es unter drei andern zu gleicher Zeit erschienenen Gedichten das Beste sei. Dieser Vorzug, und das unaussprechliche Vergnügen, mich zum ersten Male gedruckt zu sehen, vertilgten jene dehmüthigende Rückerinnerung, und ich wurde eifriger als jemals ein Verehrer der Musen.

Das erste Jahr war verstrichen. Meine gute Schwester verheirathete sich nach Duisburg am Rhein. Aus Liebe zu ihr, und damit sie nicht auf einmal von allen ihren Verwandten und Bekannten verlassen sein möchte, begleitete ich sie dahin, mit dem Versprechen, ein Jahr auf

dieſer Duodezuniverſität zuzubringen. Auf der Reiſe nach Duisburg wurde meine Einbildungskraft mit unzähligen neuen Bildern bereichert; denn ich ſah Kaſſel mit allen ſeinen Kunſtwerken, Frankfurt am Main, und endlich die herrlichen Naturſcenen am Rhein, da wir uns auf einer Jacht einſchifften, und in kleinen Tagereiſen bis Kölln fuhren. Wer verſuchen will, ob er Anlage zum Dichter hat, muß dieſe Reiſe unternehmen, und wenn ihm dann die poetiſche Ader nicht von ſelbſt aufſpringt, ſo thut er beſſer, den ſpröden Muſen zu entſagen.

Eine drollige Anekdote muß ich hier einſchalten. In Kaſſel wohnten wir zufälligerweiſe in einem Gaſthofe mit dem Schauſpieler Abt, der nämliche, der einſt durch den Tod Adam's mich ſo ſtark erſchüttert hatte, und nun in dieſer Reſidenz ſein Weſen trieb. Die Ehrfurcht, welche er mir damals für ſeine Perſon einflößte, war noch nicht erloſchen, und ich vergaß Eſſen und Trinken, als ich ihn an der table d'hote erblickte. Gerade an dieſem Tage ſollte Ariadne auf Naxos gegeben werden; er ſprach davon, bedauerte die Eingeſchränktheit des Raums und die Dürftigkeit der Dekorationen, beſonders klagte er über den Mangel einer Sonne. Plötzlich wandte ſich der ſchon graue Theſeus an meine Schweſter, die ſeinen Klagen ein gefälliges Ohr geliehen hatte, und ſagte mit einer Galanterie aus den alten Ritterzeiten: »wenn Sie ſich in den Hintergrund zu ſtellen belieben wollten, ſo könnten wir die Sonne entbehren.« — Im Nu verſchwand durch dieſe

Zauberformel meine ſtaunende Ehrfurcht; ich ſah ihn an, lachte, und aß mit gutem Appetit.

In Duisburg ging eine meiner erſten Sorgen dahin, ein Liebhabertheater zu errichten. Ich brachte auch mit leichter Mühe einen Haufen junger Leute zuſammen, die ſämmtlich Luſt hatten Hauptrollen zu ſpielen; aber weit ſchwerer hielt es, einen ſchicklichen Platz zu finden, um ein Theater aufzuſchlagen. Ein dicker Nebel von Vorurtheilen lag noch auf dieſer kleinen Grenzſtadt; die Wenigen, die Geſchmack beſaßen, hatten keine Säle zu vermiethen, und wer einen Saal hatte, wollte ihn nicht ſo ſündlich entweihen laſſen. Durch wen glaubt man wohl, daß uns aus dieſer Noth geholfen wurde? — Durch die ehrwürdigen Patres des Minoritenkloſters!!! — Sie räumten uns höflich und willig ihren langen und ziemlich breiten Kreuzgang ein, beſuchten unſere Proben, ergetzten ſich an unſern Schwänken, und erzählten, wie ſie ſelbſt ehemals bibliſche Geſchichten aufgeführt hätten. Ueberhaupt muß ich zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß ich unter den katholiſchen Seelenhirten nie ſo viel geiſtlichen Dünkel angetroffen habe, als unter den Proteſtanten. Dieſe halten ſich urplötzlich für höhere Weſen, ſobald das benedicat tibi Dominus! über ſie ausgeſprochen worden; jene vergeſſen nie daß ſie Menſchen ſind, und wenn ſie in Glaubenslehren unduldſam ſcheinen, ſo ſind ſie dagegen tolerant für menſchliche Schwachheiten.

Im Kreuzgange des Minoritenkloſters alſo gaben wir zum Erſtaunen, zur Freude und zum Skandal des Duisburger Publikums die Nebenbuhler. Seit die Welt ſteht, iſt vielleicht nie ein ſo profanes Stück in einem Mönchskloſter geſpielt worden, und wer den ganzen Kreuzgang voll Damenskopfzeuge ſah, mußte ſich billig fragen: wo bin ich? iſt es ein Traum? Das Lächerlichſte bei der Geſchichte war, daß ich, aus Mangel an Akteurs, zwei Rollen ſpielte — und welche? — Julie und den Junker Ackerland!! wo Julie mit dieſem zuſammenkommt, da hatte ich weislich Veränderungen angebracht. Ich ſpielte die Geliebte im Amazonenhabit, und kleidete mich ſchnell um, wenn Potz Kinder und Wiegen! der tölpelhafte Landjunker auftreten ſollte. So mußte jede Schwierigkeit meiner Theaterwuth weichen.

Noch immer war kein Funke von Originalität in meiner Seele. Ein Roman, den ich in Duisburg anfing, glich auf ein Haar Sophiens Reiſen von Memel nach Sachſen. Ich kam damit nur bis auf den vierten Bogen. Ein paar andere Produkte hingegen vollendete ich wirklich, doch leider nur, um zwei neue Demüthigungen zu erfahren. Das erſte war: der Ring, oder Geiz iſt eine Wurzel alles Uebels, ein Luſtſpiel in drei Akten. Auch hier lag ein abgenutzter Stoff zum Grunde. Ein Mädchen, das man für todt hält, wird, auf Verlangen des Bräutigams mit einem koſtbaren Ringe am Finger, ein Geſchenk von ihm, begraben; in der Nacht kommt der geizige Vater die

Leiche zu bestehlen, und sie erwacht. Ich hatte die Verwegenheit das Stück an Schröder zu senden, der es mir mit einem höflichen Briefe zurückschickte, eben als ich mit mir selbst zu Rathe ging, wie groß das Honorarium wohl sein müsse, das ich zu fordern gedachte. Ich zürnte auf Schröder, der seinen eigenen Vortheil nicht besser verstand, überwarf mich auch ein wenig mit der undankbaren dramatischen Muse, ließ sie im Stiche und schrieb einen Roman von acht oder zehn Bogen, der, nach meiner Meinung, dem Werther in nichts nachstand; ja die Geschichte war noch weit schauerlicher, denn der Held stürzte sich von einem hohen Berge und wurde zerschmettert.

Weygand in Leipzig war damals die Hebamme aller modischen Romane. Ihm sandte ich mein Produkt, und überließ ihm, das Honorarium nach Verdienst zu bestimmen. Zweimal in der Woche eilte ich auf das Posthaus, um die erseufzte Antwort abzuholen. Sie kam endlich, und da sie blos in einem dünnen Briefe bestand, mir also das Manuskript nicht zurückgeschickt wurde; so schloß ich daraus, ehe ich den Brief erbrach, daß mein Meisterwerk nothwendig bereits unter der Presse sein müsse. Aber wie erschrack ich, als ich las: »daß Herr Weygand schon für einige Messen mit Verlagsartikeln hinlänglich versehen sei, und daß mein Manuskript mir sogleich wieder zu Diensten stehe, wenn ich vorher die Güte haben würde, ihm das Postgeld zu ersetzen," denn ich hatte, im vollen Vertrauen auf die Güte meiner Ware, sie ihm unfrankirt zugeschickt, und er

glaubte vermuthlich, ich würde, aus väterlicher Zärtlichkeit, nicht ermangeln, mein Kind einzulösen. Aber da irrte er sich. — Wie? mein Held sollte nicht allein gratis vom Berge springen, und seine gesunden Gliedmaßen so jämmerlich zerschmettern? sondern ich sollte auch noch zubüßen? — nimmermehr! — Zwar hätte ich mein Manuscript um so lieber wieder gehabt, weil ich, als ein echtes Genie, nicht einmal ein Brouillon davon zurückbehalten, sondern den ersten Wurf, so wie er aus meiner Feder geflossen, abgesandt, ohne mich mit dem pedantischen Feilen abzugeben; aber — wer jemals Student war, wird wissen, daß der Musensohn nie einen Gulden zu viel hat, und ich beschloß daher, meinen Schatz in den Händen des Herrn Weygand zu lassen. Dort ruht er vielleicht noch, oder ist, um das Postgeld doch nicht ganz verschwendet zu haben, schon längst zur Unterlage einer schmackhaften Leipziger Aepfeltorte verbraucht worden, wobei ich denn auch nichts weiter bedaure, als daß ich die Torte nicht selbst verzehrt habe.

Im Jahre 1779 kehrte ich nach Jena zurück, und legte mich mit ziemlichen Eifer auf die Jurisprudenz. Der alte H— der seine Zuhörer durch Zoten ergetzte; der trockene S— der seit einem Vierteljahrhundert in jedem Semester zwei Späßchen vorbrachte, die immer dieselben waren, und über die niemand lachte als er selbst; der weitschweifige, geschmacklose W— und der biedere aber ungesittete Sch— waren meine Lehrer. Geschichte hörte ich bei dem seligen Müller, der keine Periode hervorbringen konnte,

ohne sie durch die beiden Wörtchen mit unter zu würzen, sie mochten dahin gehören oder nicht; Logik und Metaphysik bei dem Herrn Hofrath Ulrich, der damals noch keinen überlegenen Gegner gefunden hatte. Ich setzte meine Sprachübungen bei Boulet und Valenti fort, und lebte in den Nebenstunden mit Herz und Sinn für das Liebhabertheater.

Damals gebar ich ein Trauerspiel: Charlotte Frank, welches, so elend es auch war, mir in unsern Tagen die Ehre der Verfolgung zuziehen würde. Ein Fürst nämlich verliebte sich auf der Jagd in die Tochter eines Landpredigers, die Geliebte eines brausenden Jünglings, raubte sie, und wurde von dem verzweifelnden Liebhaber erschossen. Der Fürst hatte auch eine Art von Marinelli um sich, eine sehr verfudelte Kopie im Kostüm eines Husaren-Rittmeisters; eben so war der Prediger eine elende Nachahmung des Odoardo.

Dem sei wie ihm wolle, es gelang mir, meine Mitbrüder zu überreden, das Stück aufzuführen, und der verstorbene Kapellmeister Wolf war so gefällig, ein allerliebstes Adagio dazu zu componiren, welches gespielt wurde, während der Held des Stücks im Gefängnisse betete, und welches natürlich das Beste von der ganzen Vorstellung war. Ich selbst spielte den Fürsten — aber ach! als ich am Ende erschossen werden sollte, versagte die Pistole. Mein Mörder hatte sich auf diesen Fall mit einem Dolche bewaffnet,

ich stürzte aber beim Abdrücken der Pistole, ehe ich noch Feuer sah, sogleich todt nieder; der Held warf sich auf mich, da mich der Schrecken schon getödtet hatte, und stieß mir zum Ueberfluß mit seinem Dolche noch einige blaue Flecke. Der Vorhang fiel, und der Beifall war sehr karg.

Bald nachher wagte ich mich an ein Lustspiel: die Weiber nach der Mode. Es gelang besser, und hatte, so viel ich mich erinnere, einige wirklich komische Züge. Hin und wieder waren verschleierte Stadtanekdötchen hinein verwebt, ein Umstand, der dem Dinge mehr Beifall verschaffte, als es verdiente. Dieser Beifall kitzelte den muthwilligen Jüngling, und erzeugte vielleicht in ihm jenen unseligen Hang zur Satyre, dem er zwar selten, und wahrlich! nie aus hämischen Absichten den Zügel schießen lassen, der ihm aber doch als Mann eine Reihe von Jahren verbittert hat. Die Satyre ist ein Bienenstachel, der Gestochene leidet wenig davon; der Stechende aber läßt ihn zurück, und fühlt es sein Lebenlang. Wenn diese Schrift auch keinen andern Nutzen hervorbringt, als den, daß sie vielleicht hie und da einen Jüngling von der gefährlichen Bahn abruft, wo zwar schadenfrohe Zuschauer ihm auf allen Seiten Beifall zulächeln, aber hinter ihm ein Kreuz schlagen — so bin ich belohnt.

Ich muß hier eines poetischen Klubbs erwähnen, den ich und einige meiner Freunde stifteten, und der uns, außer einer angenehmen Unterhaltung, wirklich Nutzen gewährte. Wir kamen einige Abende in der Woche zusammen, um

einander kleine, selbst verfertigte Produkte vorzulesen. Die wurden nachher in Kapseln verschlossen, und jedem Mitgliede zugeschickt, um seine Bemerkungen darüber zu machen, welche alsdann in der nächsten Sitzung debattirt wurden. Nach einiger Zeit erhielt dieses Institut einen beträchtlichen Vortheil, indem es uns gelang, den Herrn Hofrath Schütz zu überreden, den Vorsitz anzunehmen. Man kann leicht denken, wie sehr die Gegenwart eines so einsichtsvollen Kritikers unsern Eifer verdoppelte. Er ließ sich zu uns herab, und stellte uns als Recensent ein Muster auf, nach welchem das Recensentenfreikorps, das er jetzt kommandirt, sich leider nicht gebildet hat.

In meinem achtzehnten Jahre wurde ich Mitglied der deutschen Gesellschaft zu Jena, welches ich damals für eine große Ehre hielt, ein Irrthum, von dem ich schon längst zurückgekommen bin. Von den, in dieser Versammlung vorgelesenen beiden Aufsätzen erinnere ich mich nur noch, daß einer derselben eine Vertheidigung des Kaisers Julian enthielt, und daß ich schon damals die albernen Märchen und blutdürstigen Ränke der ältern und neuern Christen verabscheute.

Einige froh verlebte Sommermonate auf dem Klippsteinischen Garten gaben einer kleinen Sammlung von Gedichten das Dasein, welche, durch Vermittlung meines Freundes Musäus, bei W — in E — gedruckt wurden. Ich nenne mit Fleiß weder den Verleger, noch den Titel

dieſer kleinen Broſchüre; denn es könnte irgend einem neugierigen Leſer einfallen, ſich das Ding kommen zu laſſen, wobei ich traun! nichts gewinnen würde. Es machte mir aber damals unausſprechliche Freude, und ich pflegte ſorgfältig jeden Katalog, der mir in die Hände fiel, nachzuſchlagen, um meine Augen an dem Titel meines Machwerks zu weiden. Woher mag es doch kommen, daß die erſten Schritte auf der ſchriftſtelleriſchen Laufbahn eine ſo ſüße Selbſtgenügſamkeit gewähren? mit welchem Rechte betrachtet der Jüngling ſein erſtes gedrucktes Werk als ein Kreditiv an das Publikum? hält er die Kunſt, ſeine Gedanken und Bilder andern anſchaulich zu machen, für ein erworbenes Verdienſt? vergißt er, daß auch unter Bauern Mechaniker und Dichter geboren werden? daß allein die körperliche Organiſation, und vielleicht die Reizbarkeit der Nerven, oder die Beſchaffenheit des Nervenſafts — wenn es einen ſolchen gibt — die mannigfaltigen Formen des Geiſtes beſtimmen? und daß ihm daher die Dichtkunſt eben ſo wenig zum Verdienſt angerechnet werden kann, als Schönheit oder Leibesſtärke? —

Um öffentlich zu zeigen, daß ich meine Zeit nicht blos mit den ſchönen Wiſſenſchaften vertändelt hatte, beſchloß ich im neunzehnten Jahre meine akademiſche Laufbahn mit der Rolle eines Opponenten bei einer Doktor-Promotion; ging darauf zurück nach Weimar, ſtudirte fleißig die Pandekten, wurde von der Regierung examinirt, und zum Advokaten kreirt. Während ich auf Klienten wartete, fuhr

ich selbst fort, ein eifriger Klient der Musen zu sein. Ich besang die weimarischen Schönen, und gab mir alle Mühe, das Andenken an eine gewisse Romanze zu vertilgen, die mir ein oder zwei Jahre vorher entschlüpft war. Es kam nämlich ein Seiltänzer nach Weimar, der seine schöne, herkulische Gestalt durch die mannigfaltigsten Biegungen seines Körpers in das vortheilhafteste Licht zu setzen wußte. Die Verleumdung streute aus, er habe — um dem Chevalier Buffleurs einen Ausdruck abzuborgen — das Herz mancher Dame gewonnen, und mir kam dabei die lustige Idee in den Sinn, Bürger's Lied: die Weiber von Weinsberg, zu parodiren. Ich muß bekennen, daß ich noch heute, nach sechzehn Jahren, diese Parodie für eines meiner witzigsten Produkte halte; aber um so mehr zog es mir den gerechten Haß der Damen zu. Ein gewisser B—, der auch für einen Dichter galt, und sich nicht wenig darauf zu gute that, wurde auf dringendes Begehren, der Champion der Damen, und that mir die Ehre an, eine Romanze auf mich zu machen, in welcher mir in effigie gar jämmerlich mitgespielt wurde. Eine billige Züchtigung für den Frevel, das ganze schöne Geschlecht anzutasten, wo vielleicht kaum eine gestrauchelt hatte.

Der erste Sommer nach meiner Rückkehr von Jena war einer der glücklichsten meines Lebens. Ich genoß ganz die vertraute Freundschaft des redlichen Musäus. In der Skizze, die ich von dem Leben dieses Biedermanns geliefert, habe ich bereits erzählt, daß wir täglich in seinem Garten

zuſammen kamen. Wir ſchriftſtellerten an einem Tiſche, aus einem Tintenfaße: und ich ſehe noch das gutmüthige Lächeln um ſeine Lippen, den hellen, ſtarren Blick ſeines Auges, wenn ſein Geiſt im Begriff ſtand einen witzigen Einfall zu erhaſchen. Am Abend las er mir gewöhnlich vor, was er den Tag über geſchrieben; zuweilen auch erſt am Ende der Woche. Was Wunder, daß ich jetzt, nachdem ich ſchon Wieland und Brandes, Göthe und Hermes nachgeahmt hatte, auch auf den Einfall gerieth, Muſäus zu kopiren.

Herr Wittekind in Eiſenach ging gerade damals mit dem Vorſatz ſchwanger, ein bändereiches Werk herauszugeben, eine Sammlung von Erzählungen, Gedichten u. ſ. w., für welche er, ich weiß nicht mehr was für einen alltäglichen Titel beſtimmt hatte. Er lud mich ein, das Ehrenamt eines Mitarbeiters zu übernehmen, und ich verſprach es unter der Bedingung, daß mir die Wahl eines anlockenden Titels überlaſſen werde. Ich taufte das Kind Ganymed für die Leſewelt, machte die Vorrede zum erſten Bande, und ſchrieb: Ich, eine Geſchichte in Fragmenten, worin ich Muſäus eigene Sprache und originelle Wendungen zu erreichen ſuchte. Ich habe weiter keinen Theil an dieſem Werke, das, wo ich nicht irre, noch immer fortgeſetzt wird, und mich, beim Durchblättern des Meßkatalogs, zuweilen an meine Jugendſünden erinnert.

Das zweite Produkt dieſes Sommers waren die bei Dyk zu Leipzig herausgekommenen Erzählungen, die

er Herr Verleger mit vieler Eleganz drucken ließ. Er hat
hnen aber lange nachher ganz unvermuthet noch eine andere
Ehre angethan, nämlich, er hat sie wider mein Wissen und
Willen sehr ansehnlich vermehrt. Man stelle sich
nein Erstaunen vor, als ich vor wenigen Wochen, um
neine eigenen Schriften zu kompletiren, mir auch dieses
nbedeutende Produkt aus Leipzig kommen ließ; ich schlage
s auf, lese und wundere mich, das, was ich selbst geschrie-
en, so ganz vergessen zu haben; ich lese weiter, und meine
Verwunderung nimmt zu, denn es ist mir, als könnte ich
arauf schwören, ich sei nicht der Verfasser. Nach und nach
ilft mir mein Gedächtniß, das Meinige vom fremden Ei-
enthum zu scheiden, und ich sehe ganz deutlich, daß man
dieser Auflage einige meiner eigenen Gedichte weggelas-
n, dagegen aber nicht weniger als hundert dreiund-
ünfzig Seiten mir völlig unbekannte Dinge hinzuge-
igt hat. Man glaube ja nicht, daß ich mich über diesen
nderbaren Vorfall nur deshalb öffentlich beschwere, weil
h etwa voll Dünkel glaubte, meine Erzählungen wären
urch diese Zusätze verunstaltet worden? ach nein! an jenem
üchlein war leider wenig zu verunstalten, und ich bin
elmehr überzeugt, daß die meisten der angehängten Ge-
chte besser sind als die meinigen: aber um's Himmels wil-
n! was werden die Verfasser jener Zusätze denken, wenn
nen von ungefähr mein Buch in die Hände fällt, und sie
re Kinder unter meinem Namen herumwandeln sehen?
üssen sie mich nicht für den unverschämtesten Plagiarius

halten? — Was wird der Herr Kreissteuereinnehmer Weisse denken, dem eines der Gedichte gewidmet ist, und den ich gar nicht die Ehre habe zu kennen? — was hat endlich der Herr Verleger selbst gedacht? — ich will nicht einmal des Umstandes erwähnen, daß er im Jahre 1780 versprach, im Fall einer neuen Auflage, für jeden Bogen eine bestimmte Kleinigkeit nachzuzahlen, und nun doch diese neue, so sonderbar vermehrte Auflage ohne mein Wissen veranstaltete. Aber unbegreiflich bleibt dies Benehmen in jeder Rücksicht; es ist eine Begebenheit, die sich mit einem noch lebenden Schriftsteller vielleicht zum ersten Male zuträgt. Nach langem Hin- und Hersinnen erkläre ich mir das so: ein grosser Theil der Auflage meiner mittelmäßigen Erzählungen blieb Hrn. Dyk auf dem Halse; mit einem andern Buche, dessen Titel ich nicht kenne, ging es ihm vermuthlich eben so. Da nun mein Name, viele Jahre nachher, eine Art von Celebrität erlangte, so hielt er diesen Zeitpunkt für den bequemsten, nicht allein meinen jugendlichen Versuch los zu werden, sondern auch bei dieser Gelegenheit noch einen andern Ladenhüter hinzuzufügen. Flugs schmolz er seine beiden Ladenhüter in einen zusammen, setzte meinen Namen davor, und lies sie so in die Welt laufen. Ich bewundere diese merkantilische Spekulation, aber das Verfahren selbst kann ich unmöglich bewundern.

Doch es sei ihm verziehen in Rücksicht des frohen Tages, den ich mit dem ersten, von ihm erhaltenen Honorarium erkaufte, und dessen ich mich bis an meinen letzten Hauch

mit dem lebhafteſten Entzücken erinnern werde. Es war der Geburtstag meiner Mutter. In einem mit Blumen-Guirlanden und Namenszügen von Blumen geſchmückten Garten, überraſchte ich ſie durch ein ländliches Feſt, bei welchem der gute, für ſolche Freuden ganz geſchaffene Muſäus ſehr geſchäftig war. Vier oder fünf Kinder ſpielten, auf einer Bühne von lebendigen Hecken, ein kleines, rührendes, von mir verfertigtes Stück; in den Gebüſchen ließ ſich eine ſanfte Muſik von Blasinſtrumenten hören; Abends erſchien der ganze Garten mit farbigen Lampen illuminirt. — Es war der frohſte Tag meines Lebens! — Indem ich dieſes ſchreibe, tritt eine Zähre in mein Auge — ich habe die Freudenthränen meiner Mutter geſehen! — Herrn Dyk iſt verziehen.

Das dritte Kind, welches ich in dem Gartenhäuschen des lieben Muſäus zur Welt brachte, war ein Luſtſpiel in drei Akten: das dreifache Gelübde. Anlage und einzelne Scenen waren nicht übel. Es ſollte auf einem Privatheater nach der Niederkunft der Herzogin von Weimar geſpielt werden. Unglücklicherweiſe war es aber blos auf den Fall kalkulirt, daß die Frau Herzogin uns einen Prinzen ſchenken würde; da ſie aber dieſesmal ihre liebenswürdigen Eigenſchaften einer Tochter mitzutheilen beliebte, ſo unterblieb die Aufführung, und im Druck iſt es auch nie erſchienen.

Außer dieſen Produkten habe ich auch damals, auf Verlangen eines würdigen Mannes, der mich mit ſeiner

Freundschaft beehrte, einige Recensionen in eine gewisse gelehrte Zeitung gearbeitet, die, wenn sie auch sonst den Stempel der unreifen Jugend tragen mochten, wenigstens kein Kennzeichen der heutigen reifen Recensentenunverschämtheit an sich trugen.

Im Herbst 1781 ging ich nach Petersburg. Hier war der einst berühmte Lenz, der Dichter des neuen Menoza, mein Vorgänger im Amte gewesen, und hatte Unzufriedenheit erregt, weil er zuweilen, statt eine nothwendige Arbeit zu vollenden, ein nicht nothwendiges Gedicht vollendete. Seine Fußtapfen warnten mich. Ich nahm mir vor, die Dichtkunst ganz an den Nagel zu hängen, aber naturam si furca expellas — Zwar verging wohl ein halbes Jahr, während ich mir selbst Wort hielt, und meine Vorgesetzten wußten nicht einmal, daß ein Dichterfunke in mir glimmte, oder daß sogar mein Name in dem Leipziger Meßkatalog erschienen sei. Diese Bescheidenheit war eigentlich das Resultat meiner Beobachtungen, denn ich fing an einzusehen, daß man — und zwar mit allem Recht — in der großen Welt einen sehr geringen Werth auf ein Geschöpf legt, das zu reimen versteht.

Ein Zufall zog meine Eitelkeit unter dem wohlthätigen Druck meiner Vernunft hervor. Der große und biedere Generalingenieur Bawr reiste nach Riga, besuchte von ungefähr den Hartknoch'schen Buchladen, und fand dort die oben erwähnten Erzählungen. Er stutzte, fragte, erfuhr,

der Verfasser sei der nämliche Kotzebue, der jetzt, unter seiner Anleitung, bei ganz heterogenen Arbeiten schwitzte. Er kaufte das Buch, kam zurück, und als wir bei Tische saßen, ließ er sich's unvermuthet bringen. Ich erröthete, und sein Beifall blies die Asche von dem noch immer glimmenden Funken.

Nach und nach fing ich wieder an, meine Nebenstunden — deren ich damals freilich wenige zählte — den Musen zu widmen. Es befand sich ein höchst mittelmäßiges deutsches Theater in Petersburg. Außer einer gewissen Madame Teller, die wirklich viel Talent besaß, war Fiala das vorzüglichste Mitglied desselben; aus diesem Umstand mag man auf die Erbärmlichkeit der übrigen schließen. Die Einnahmen waren schlecht, und die Bühne bereits ihrem Untergang nahe, als der intrigante Fiala sich an den General Bawr wandte, ihn, als einen Deutschen, beschwor, sich der deutschen Kunst, die nach Brot ging, anzunehmen, und durch seinen Einfluß zu bewirken, daß die Kaiserin das deutsche Theater unter die Zahl ihrer Hoftheater aufnehme. Es geschah; Bawr erhielt die Direktion. Von nun an lebte ich wieder in meinem Elemente.

Ich schrieb ein Trauerspiel in fünf Akten: Demetrius, Zaar von Moskau. Der Stoff ist aus der bekannten Geschichte des wahren oder falschen Demetrius genommen, der, der Sage nach, als Kind zu Uglitsch ermordet wurde, plötzlich aber, von den Polen unterstützt,

zum Vorschein kam, und den Heuchler Boris Godunow entthronte. Man bemerke, daß selbst die besten Geschichtschreiber über die Frage: ob dieser Demetrius ein Betrüger gewesen? getheilt sind. Wenigstens erweckt es ein günstiges Vorurtheil für ihn, daß die leibliche Mutter des vermeintlich ermordeten Knaben diesen sogenannten Abenteurer bei der ersten Zusammenkunft, in Gegenwart einer zahllosen Menge Volks, unter heißen Freudenthränen für ihren Sohn erkannte. Zwar ist es leider nur allzuwahr, daß der Politik oft das Meisterstück gelungen ist, auch die Mutterliebe zu unterjochen, und daß Marfa Feodorowna vielleicht aus Eigennutz oder Haß gegen den Usurpator jene Zähren erkünstelte; aber dem sei wie ihm wolle, meine Convenienz als Dichter brachte es mit sich, den Helden der Geschichte nicht als Betrüger erscheinen zu lassen.

Als mein Stück fertig war, las ich es in einem kleinen, ausgewählten Zirkel. Der damalige preußische Gesandte am russischen Hofe und der Präsident der Akademie der Künste zu Petersburg, Männer von geläutertem Geschmack, wohnten der Vorlesung bei. Das Stück wurde gebilligt, vermuthlich aus nachsichtsvoller Güte, wie ich nun wohl einsehe; denn ich würde es jetzt nicht wagen, es auf die Bühne zu bringen. General Bawr befahl, es aufzuführen, und ließ herrliche Dekorationen und kostbare Kleider im altrussischen Kostüm dazu verfertigen.

Da die Kaiserin selbst ihm die unabhängige Direction des Theaters anvertraut hatte, so hielt er es für überflüssig,

das Manuskript vorher der Censur zu übergeben, und diese Vernachlässigung hätte beinahe meine ganze Freude zu Wasser gemacht; denn als der Tag zur Aufführung bestimmt, und das Stück bereits in allen Zeitungen angekündigt war, sandte eines Morgens der Oberpolizeimeister auf das Theater, und ließ es verbieten. Der bestürzte Fiala lief zum General Bawr, der General Bawr fuhr zum Oberpolizeimeister, ihn von der Unschuld des Inhalts zu versichern. Aber — es existirte eine mir unbekannte Ukase von Peter dem Großen, welche diesen Demetrius ausdrücklich für einen Betrüger erklärte, und diese Ukase war offenbar überzeugender, als die Freudenthränen seiner Mutter. Wie durfte ich es also wagen, meinen Helden unter dem Titel Zaar von Moskau vor das Publikum zu stellen? — Aus Achtung für den General Bawr gab der Polizeimeister zwar die Aufführung endlich nach; aber er sandte einen Offizier zu mir, mit dem Bedeuten: mein Stück wenigstens dahin abzuändern, daß dieser Demetrius öffentlich vor allem Volke entlarvt, und als ein abgefeimter Betrüger anerkannt werde. Vergebens demonstrirte ich dem Offizier, daß er eben so gut das ganze Trauerspiel in's Feuer werfen könne; er bestand darauf, ich solle nur diesen einzigen kleinen Umstand ändern. Der General legte sich abermals in's Mittel, und man begnügte sich endlich mit einer feierlich von mir ausgestellten Erklärung: daß ich, für meine Person, der hohen Ukase gemäß, völlig von der Betrügerei des Demetrius überzeugt sei, und daß

die Freiheit, welche ich mir in meinem Schauspiele genommen, blos eine licentia poetica gewesen.

So wurde es denn wirlich, trotz aller Hindernisse, vor einem zahlreichen Publikum, dessen Neugierde durch jene Verhandlungen noch mehr gespannt worden, mit einem Beifalle aufgeführt, auf den allein meine Jugend Anspruch machen durfte.

Bald nachher schrieb ich ein Lustspiel: die Nonne und das Kammermädchen, mit dem es mir, jedoch in ganz verschiedener Hinsicht, abermals wunderlich erging. Die Aufhebung der Klöster, die gerade damals Joseph den Zweiten beschäftigte, und die von den Engländern im Texel blokirte holländische Flotte hatten mir den Stoff dazu geliefert. Da diese Begebenheiten des Tages damals großes Aufsehen erregten, so konnte es nicht fehlen, es mußte gefallen; auch wurde es ungleich besser gespielt, als Demetrius.

Kurz vorher hatte die Kaiserin, ich weiß nicht mehr welchem Wiener Schriftsteller, ein Geschenk für ein Lustspiel gemacht, welches das Glück hatte, ihren Beifall zu erhalten. Ich vermuthe daher, daß der kaiserliche Gesandte in Petersburg, Graf Cobenzl, auf eine gute Gelegenheit wartete, die Höflichkeit zu erwiedern; so wenigstens erklärte ich mir den Wunsch, welchen er äußerte, eine Abschrift für das Wiener Theater zu erhalten, denn unmöglich konnte ihn

der innere Gehalt desſelben zu dieſem Wunſche bewegen. Mit Freuden gab ich die einzige Abſchrift hin, die mir noch übrig war. Bald nachher ging der Souffleur mit derjenigen, welche das Theater beſaß, durch; von Wien erfuhr ich auch weiter nichts, vermuthlich aus der ſehr triftigen Urſache, weil mein Protektor ſtarb, und alſo dasjenige, was man vielleicht zu thun geſonnen war, nicht mehr die nämliche Publizität erlangt haben würde; kurz! mein Luſtſpiel ging verloren. Daran iſt freilich wenig gelegen, und ich führe den Umſtand auch nur deshalb an, weil das Manuſkript einſt zufällig einem gewinnſüchtigen Buchhändler in die Hände fallen möchte, der mich unvermuthet durch den Druck desſelben überraſchen könnte, eine Ehre, gegen welche ich feierlich proteſtiren muß.

Einer, zwar nur mit ſehr geringer Mühe verbundenen, aber, in Rückſicht des Lokale, wahrhaft nützlichen Unternehmung muß ich hier erwähnen. Da nämlich von dem großen Schwall deutſcher Journale nur wenige ſich bis nach Petersburg verirrten, und auch dieſe wenigen nicht geleſen wurden, weil ſie, einzeln genommen, wenig lesbares enthielten, ſo veranſtaltete ich zweckmäßige Auszüge aus allen deutſchen Monatsſchriften, und gab, unter dem Titel: Bibliothek der Journale, monatlich einen ſtarken Heft heraus. Mehrere Bände von dieſer Schrift, die nach einer Abreiſe von einem andern Unternehmer fortgeſetzt wurde, ſind erſchienen. Sie wurde von dem deutſchen

Publikum in Petersburg, und zum Theil auch in den Provinzen, günstig aufgenommen und hinlänglich unterstützt. Außer mehreren ungedruckten Aufsätzen ließ ich auch Proben aus meinem Roman: Die Leiden der Ortenbergischen Familie, mit dem ich mich damals beschäftigte, in diese Bibliothek einrücken.

Im Jahre 1782 entwarfen einige meiner Freunde, die Einfluß bei Hofe hatten, den Plan, mir einen gewissen Posten zu verschaffen, und meinten, ich würde ihnen ihre Bemühungen sehr erleichtern, wenn ich ein Bändchen Fabeln und Erzählungen für junge Fürsten schriebe, und solches den jungen Großfürsten widmete. Ich hatte zwar nie Beruf oder Neigung für diese Dichtungsart gefühlt, da sie aber ein Vehikel zu meiner künftigen Beförderung werden sollte, so beschloß ich, den Versuch zu wagen. Ich theilte diesen Entschluß meinem Verleger in Petersburg mit, einem guten Manne, der von meinen geringen Talenten enthusiastisch eingenommen war. Er versprach ohne Bedenken diese Fabeln mit typographischem Prunk drucken zu lassen, und konnte die Zeit nicht erwarten, bis er den ersten Bogen in Empfang nahm. Fast täglich überlief er mich, riß mir die noch nassen Blätter weg, ließ sie auf das schönste Velinpapier drucken, und zu jeder Fabel, wenn sie auch nur eine Oktavseite einnahm, einen Kupferstich verfertigen. So wurden in der größten Geschwindigkeit die ersten vier Bogen vollendet,

die er mir mit einer triumphirenden Miene brachte, und die auch, was äußern Schmuck betraf, einen solchen Triumph wohl rechtfertigen.

Aber wie erschrack ich, als ich meine Fabeln nun wieder durchging, und mir selbst gestehen mußte, daß auch nicht eine einzige darunter sei, welche mehr als mittelmäßig genannt zu werden verdiente. Ich sah nun wohl ein, daß ich für diese Gattung von Gedichten nur deshalb keinen Trieb verspürt hatte, weil mir das Talent dazu mangelte, und ich beschloß daher kurz und gut, dem Verleger alle seine Kosten zu ersetzen, und die vier Bogen in ewige Vergessenheit zu begraben.

O ihr! die ihr mich oft laut und versteckt der Eitelkeit beschuldigt, mit meinen Fabeln in der Hand strafe ich euch Lügen. Ihr Rückkauf kostete mich einige hundert Rubel, aber meine Eigenliebe keinen Seufzer.

Ich komme nunmehr zu meinem Aufenthalte in Reval. Den ersten Sommer verlebte ich größtentheils in den lieblichen Schattengängen des Lustschlosses Kathrinenthal, und las mehr als ich schrieb. Im Herbst besuchte ich zum ersten Male die häßliche, wald- und morastreiche Gegend von Kiekel, die durch den Zauberstab der Freundschaft, durch die milde Wärme der Herzensgüte zum Paradiese umgeschaffen wurde. Ihr guten, vortrefflichen Menschen! in eurem Zirkel habe ich gelernt, daß man glücklicher lebt,

wenn draußen die Wölfe heulen und die Bären brummen, als wenn Heuchler und Zungendreſcher an die Thüren klopfen. Eure Wälder wurden von Raubthieren bewohnt, aber die Verleumdung war nicht darunter; Kröten und Unken krochen in euren Moräſten herum, aber der Neid geſellte ſich nicht zu ihnen. Spät blühte die Linde, noch ſpäter entfaltete ſich die Roſe; aber Unſchuld und Freude waren perennirende Pflanzen. Karg gab der Boden ſeine Früchte, aber die Wohlthätigkeit bedarf keines Füllhorns; ein Groſchen iſt eine reiche Gabe, wenn eine mitleidige Thräne ihn netzt. — Geflügelte Zeit! zerſtreue, wenn du willſt, meine dürftigen Blätter in alle Winde! nur dieſes eine — auf welchem die Namen Friedrich und Sophie Helene Roſen glänzen — nur dieſes eine laß unberührt! denn du würdeſt es rauben von dem Altar der Sittlichkeit und Tugend, auf dem ich es dankbar niederlege.

Die Muſen verſchmähten nicht, jene Wälder zu verſchönern. Die erſten beiden Schauſpiele, denen ich ſelbſt einigen Werth beilege, der Eremit auf Formentera und Adelheit von Wulfingen, wurden auf Kiekel geſchrieben. Den Eremiten ſpielten wir ſogar daſelbſt, und dieſe Privatvorſtellung machte meinen Hang für die Bühne auf's neue rege. Ihm verdankt Reval ſeit zehn Jahren ein vortreffliches Geſellſchaftstheater, welches Künſtler und Künſtlerinnen von nicht gemeinen Talenten

aufweisen kann. Es wurde mit einem Lustspiel von mir eröffnet: Jeder Narr hat seine Kappe. Als ein echter Deutscher krankte ich noch immer an der Nachahmungssucht; das Stück glich dem Geizigen von Moliere, wie eine Zuckerpuppe einer Dresdner Biskuitstatue, und ich habe es daher unter meinen Papieren vergraben.

Ich weiß nicht mehr, durch welchen Zufall ich auf die Idee kam, eine Geschichte Heinrich des Löwen, Herzogs von Braunschweig, zu schreiben, ein Held, dessen mannichfaltige, zum Theil romantische Schicksale mich sehr interessirten. Auf einer Reise, die ich 1785 durch einen Theil von Deutschland machte, nutzte ich zu diesem Zwecke die Bibliotheken von Wolfenbüttel und Hannover, wühlte mehrere Wochen lang in alten Chroniken, schrieb ab und ließ abschreiben, so, daß ich wohl behaupten darf, über Heinrich den Löwen die vollständigsten Materialien zu besitzen. Auch hatte ich wirklich schon manches Fragment seiner Geschichte bearbeitet; als aber nachher, beinahe in jedem Jahre, bald ein historisches Werk, bald ein Halbroman erschien, in welchem Herzog Heinrich als Haupt- oder Nebenperson auftrat, so verlor ich Lust und Muth, mein Werk zu vollenden.

Noch einmal schloß ich mich an das Heer der Journalisten, indem ich eine Monatsschrift für Ehst- und Liefland unter dem Titel: Für Geist und Herz, heraus gab. Sie dauerte ein Jahr, fand aber zu wenig Unterstützung.

Die von mir gelieferten Aufsätze sammelte ich nachher in meinen kleinen Schriften.

Ein anderes Unternehmen spannte damals meine ganze Aufmerksamkeit. Ich wollte ein Buch schreiben über Ehre und Schande, Ruhm und Nachruhm aller Völker, aller Jahrhunderte. Ich rechne es mir zum Verdienst an, auch nur die Idee eines solchen Werkes gefaßt zu haben, obgleich die Ausführung meine Kräfte überstieg. Dennoch ist das Unternehmen mir in anderer Rücksicht sehr nützlich geworden, denn ich habe meine Kräfte daran geübt, mehrere hundert philosophische und historische Werke zu diesem Behuf gelesen, mehrere Alphabete von Kollektaneen gesammelt. Noch heute bereue ich keineswegs den eisernen Fleiß, mit welchem ich über dieser Idee brütete, die unzähligen Stunden die ich darauf verwandte; nein! das einzige, was mir Reue auspreßt, ist das Bruchstück dieses Werks über den Adel, das ich lange nachher, aber nicht in seiner ursprünglichen Gestalt drucken ließ. Doch davon weiter unten.

Im Herbst 1787 überfiel mich eine Krankheit, die mich mehrere Jahre lang zwischen Tod, und dem was vielleicht schlimmer ist als Tod, zwischen düsterer Melancholie schwebend erhielt. Auf der höchsten Staffel dieser Krankheit schrieb ich Menschenhaß und Reue, und gleich nachher die Indianer in England; beide Stücke waren das Werk eines Zeitraums von acht bis neun Wochen. Nie

weder vor- noch nachher, ist mir wieder eine solche Fülle von Gedanken und Bildern zugeströmt, und ich glaube, daß es unleugbar Gattungen von Krankheiten gibt (worunter wohl besonders diejenigen gehören, welche die Reizbarkeit der Nerven vermehren), die die Geisteskräfte höher als gewöhnlich spannen; so wie, der Sage nach, die kranke Muschel eine Perle ansetzt.

Im Jahre 1789 schrieb ich die Sonnenjungfrau, das Kind der Liebe und Bruder Moriz den Sonderling. Die Sammlung meiner kleinen Schriften setzte ich fort, und ein freundschaftlicher Scherz gab Anlaß zu dem kleinen Roman: die gefährliche Wette, der, wenn gleich manche Heuchlerachsel darüber gezuckt, und manches Heuchlerauge verdreht wird, doch unter den Geburten einer muntern Laune keine der schlechtesten ist.

Ueber Menschenhaß und Reue wurde damals viel Albernes geschwatzt und geschrieben. Unter andern warf man mir einen Mangel an poetischer Gerechtigkeit vor, indem ich die Verbrecherin durch unbedingte Verzeihung wieder in den Genuß jeder Lebensfreude gesetzt habe. Ob jene Verzeihung wohl wirklich die strafenden Folgen ihrer That ganz aufgehoben? ob ein Weib wie Eulalia, mit einem so regen Gewissen, je wieder glücklich sein könne? an diese Fragen dachte niemand, ausgenommen Herr Ziegler, der aber die Sache ganz schief nahm, und durch die unerlaubte Freiheit, Eulaliens Verführer von den Todten zu

erwecken, den Gesichtspunkt völlig verrückte. Ich schrieb daher die edle Lüge, in welcher — obgleich abermals ein gefallenes Mädchen darin vorkommt, an dem die unreine Einbildungskraft der Recensenten hängen bleibt — gewiß die reinste Moral herrscht, die jemals von der Kanzel oder von der Bühne herab gepredigt worden *).

Nach einem Aufenthalt in Pyrmont im Jahre 1790, tauchte ich meine Feder in fremde Galle, und schrieb einige nur zu berüchtigte Bogen, über welche ich mich in einem fliegenden Blatte hinlänglich erklärt habe. Meine dort geäußerten Gedanken sind und bleiben dieselben, die reinste Wahrheit jedes dort gesprochene Wort. Der brave Zimmermann ist nun todt. Man soll nicht sagen: de mortuis nil nisi bene; sondern: de mortuis nil nisi vere. Ich habe weder Gutes noch Böses mehr von ihm zu hoffen; man muß mir glauben, wenn ich aus der Fülle meines Herzens

*) Da eine interessante Anekdote überall an ihrem rechten Platze steht, so erlaube man mir, hier eine solche einzuschalten, die mir von einem glaubwürdigen Manne mitgetheilt worden, deren Wahrheit ich aber doch nicht verbürgen mag. In der Zeit, als auch in Wien Menschenhaß und Reue häufig gespielt wurde, fand man eines Morgens, in dem sogenannten Controlörgange, in welchem Kaiser Joseph II. seine Audienzen zu ertheilen pflegte, folgenden Anschlag: »Allhier wird täglich aufgeführt: Menschenhaß ohne Reue!« — Mich deucht, das sei die bitterste, und wohl auch die unverdienteste Kritik, die jemals über einen Regenten gemacht werden.

wiederhole: er war ein vortrefflicher Mann! — vielleicht führte seine Excentricität ihn zuweilen irre, aber selbst seine Schwachheiten waren nicht gemein. Ich könnte eine Anekdote von ihm erzählen, die den Leser in Erstaunen setzen, und ihn zwingen würde, sich vor seinem Aschenkruge nieder zu stürzen. Ich würde es thun, wenn die darin verflochtenen Personen, die mich allein verstehen, nicht noch lebten. Genug! mein Enthusiasmus für ihn war kein Verbrechen; aber eine fremde Hand vergiftete die edle Quelle, ich schöpfte und — leerte den Becher selbst! — ja mir — mir allein hat jene gehässige Begebenheit geschadet, und es ist mir tröstlich, das Solamen miserum nicht auf mich anwenden zu können.

Während ich mir selbst diese Geißel meines Lebens bereitete, war auch der Arm des Schicksals schon über mich aufgehoben. Der Kummer über den Tod meines guten Weibes trieb mich in die weite Welt. Ich floh nach Paris, und, ohne einen Wink unsers Gesandten, würde ich mich ein halbes Jahr lang in die Wellen dieser Hauptstadt begraben haben. Ich vertauschte das von Krämpfen erschütterte Paris mit dem damals so ruhigen und freundlichen Mainz. Hier brachte ich das Tagebuch jener Reise, und meines kummervollen Lebens, in Ordnung; es erschien unter dem Titel: die Flucht nach Paris. Ueber dieses Buch ist denn auch, wie gewöhnlich, viel dumm-böses und bös-dummes geschnattert worden; besonders hat man

sich in der Behauptung gefallen: es sei der erkünstelte Ausbruch eines erlogenen Gefühls. Ich habe über den Grund dieses geist- und herzlosen Tadels nachgedacht, und ihn da gefunden, wo so vieler moralischer Unrath verborgen liegt: in der Eitelkeitsgrube des Menschen. Verstand und Gefühl sind Dinge, von denen ein jeder gerade so viel besitzt, als zu seiner Zufriedenheit hinreicht. Daß ein dritter ihm an Verstand überlegen sei, das räumt der Mensch wohl zuweilen ein, weil es eine nicht wohl abzuläugnende Sache ist; aber er tröstet sich mit dem Gedanken, daß er wenigstens die nämliche Perfektibilität besitze, und daß jener nur, entweder durch eine kostbare Erziehung, oder durch glückliche Situationen, ihm den Vorsprung abgewonnen; er fühlt sich daher geneigter, diese Gaben des Zufalls zu verzeihen. Das Gefühl hingegen, dieses Geschenk der Natur, kann er, ohne sich selbst zu demüthigen, keinem dritten in einem höheren Grade zugestehen. Wenn ihm also eine Erscheinung aufstößt, die er mit seinem bischen Gefühl nicht umspannen kann, so nennt er sie ohne Umstände Erdichtung, und rettet seine Eigenliebe durch ein Achselzucken. Alles das hätte ich früher bedenken, und mein überströmendes Gefühl in meine Brust einkerkern sollen.

Eine andere Gattung von Menschen läugnet die Wahrheit solcher Empfindungen aus Bosheit; sie fühlt, daß die tiefe Trauer eines Gatten ihm Mitleid und Liebe er-

lais Reisen von einem Ende bis zum andern durchzulesen. Auch hat gewißlich selbst der Recensent mich keineswegs mißverstanden: nun urtheile man, wie es in einem solchen Herzen aussehen mag.

Ueberhaupt ist das Amt, welches ich seit zehn Jahren zu verwalten die Ehre gehabt habe, den Recensenten öfter ein Stein des Anstoßes, an denen sie sich reiben wie gewisse Thiere, ob man gleich denken sollte, es gehöre gar nicht zur Sache. Ich hatte einst, ich weiß nicht mehr wo, aus Bescheidenheit und Wahrheitsliebe bekannt: »ich sei kein Gelehrter.« Kein Gelehrter? ruft der Recensent aus: und doch Präsident! — ei! ei! was die Herren einem nicht alles zum Verbrechen anrechnen. Hätte ich behauptet, ich sei ein Gelehrter; flugs würde der Recensent geschrien haben: seht den eitlen Menschen! er glaubt ein Gelehrter zu sein, weil er Präsident ist.

Voll von dem ungezügelten Knabenmuthwillen der Pariser, von dessen Ausbrüchen ich Augenzeuge gewesen war, schrieb ich in Mainz den weiblichen Jakobiner Klubb, ein Scherz, nicht ohne Salz, über den Freund Huber, weil er ein anderes politisches Glaubensbekenntniß hat, als ich, so grimmig herfällt. Indessen ist mir jede Art des Despotismus doch eben so gehässig als ihm, und ich bewies es gleich nachher, indem ich das philosophische Gemälde Ludwig's des Vierzehnten bearbeitete. Mein Verleger in Straßburg schickte mir das

Werk in Manuſkript zu, und die Korreſpondenz, die ich mit ihm darüber führte, wurde erbrochen ehe ſie in meine Hände kam. Ich beſchwerte mich deshalb bei unſerm Miniſter in Frankfurt, er nahm ſich meiner an, allein man behauptete zu Mainz, die Briefe kämen bereits erbrochen an, und ich habe nie erfahren können, wer mir eigentlich die Ehre anthat, mich für einen Spion, oder verkappten Jakobiner zu halten. Es ſcheint überhaupt mein Schickſal zu ſein, daß, indeſſen Herr Huber et Consorten mich für einen Verfechter des Deſpotismus ausſchreien, die Deſpoten hinwiederum mich, als einen gefährlichen Demokraten, ihrer mißtrauiſchſten Aufmerkſamkeit würdigen. Ich könnte ſeltſame Beiſpiele davon anführen, wenn man alles dürfte was man kann.

Während meines Aufenthaltes in Mainz war ich gezwungen, einen Prozeß zu führen, von deſſen Erfolg dem Publikum Nachricht zu ertheilen ich mich irgendwo anheiſchig gemacht habe, und der, weil er gegen einen Nachdrucker geführt wurde, jeden Schriftſteller und jeden ehrlichen Mann intereſſiren muß. Dieſer Ehrenmann, deſſen Namen und Aufenthalt ich aus Schonung nicht weiter erwähnen mag, trat, als ich ihn zu belangen drohte, in der Frankfurter Zeitung ſehr keck und unverſchämt gegen mich auf, kroch aber bald zu Kreuze, als er ſah, daß es Ernſt wurde, ſchrieb mir einen demüthigen Brief, ſuchte mein Mitleid für ſeine zahlreiche Familie zu erregen, und — ich verzieh ihm und ließ die Sache ruhen.

In Mainz schrieb ich ferner den Papagei, Sultan Wampum und den Spiegelritter. Sultan Wampum ist unter allen meinen Stücken das Einzige, welches dem Publikum mißfallen hat. Es ist freilich nur ein sehr mittelmäßiges Produkt, ich rechnete dabei auf eine gute Musik, da ich gewohnt war, die jämmerlichsten Produkte eines Schikaneder, eines Vulpius u. s. w., durch die Allmosen der Tonkunst bereichert, gut aufgenommen zu sehen. Es ist denn doch wenigstens Verbindung in meinem Stücke; es sind doch nicht lauter Reime, sondern mitunter auch Verse darin. — Die Literaturzeitung, ihrem Geiste des Widerspruchs getreu, macht sich darüber lustig, daß ich den Sultan Wampum ein Scherzspiel genannt, und meint, es sei das ernsthafteste Drama von der Welt. Hätte ich Drama auf den Titel gesetzt, so würde sie behauptet haben, es sei eine Posse.

Der Spiegelritter ist von noch geringerm Werthe; der Plan soll, wie ich erst vor kurzem erfahren, aus einem Roman des Herrn Vulpius genommen sein. Ich schwöre, daß mir noch bis diese Stunde jenes Produkt nicht zu Gesichte gekommen, weil ich überhaupt von Herrn Vulpius nie etwas lese; sondern es verhält sich mit diesem Plane ganz einfach folgendergestalt: Herr Walther, ein geschmackvoller Tonkünstler, wünschte eine Oper von mir zu componiren, ein Wunsch, der mir zur Ehre gereichte. Ich war verlegen um ein Süjet, da trat zufälligerweise

Herr Christ herein, damals Schauspieler in Mainz, und erzählte mir dieses Feenmärchen, das er vermuthlich kurz vorher gelesen hatte. Da ich weiß, wie wenig Ansprüche man an den Text einer Oper macht, so hielt ich es gut genug für meinen Zweck, und in vierzehn Tagen war der Spiegelritter fertig. Herzlich gern trete ich Herrn Vulpius, der sein Recht auf den Stoff in den Rheinischen Musen reklamirt, diesen Stoff und obendrein die ganze Oper ab.

Ich erwähnte im Eingang dieser Schrift, daß ich nur einmal in meinem Leben andern Leuten zu gefallen ein Buch geschrieben: es war das Werk vom Adel. Ich könnte vieles darüber sagen, aber ich darf nicht. Wenn man wüßte — und man wird es vielleicht einst erfahren — in welchen zweideutigen Ruf einer gewissen Gattung meine vor- und nachher beharrlich geäußerten, aber mißgedeuteten Gesinnungen mich gesetzt hatten; wenn man wüßte, wie selbst meine vertraulichste Privatkorrespondenz mir gefährlich wurde; wenn man wüßte, welche Aufmunterungen und von wem ich sie erhielt; wahrlich! man würde dieses Produkt aus einem andern Gesichtspunkt beurtheilen; man würde nicht blos den Schriftsteller, sondern auch den Bürger und Vater dabei im Auge behalten. Indessen gestehe ich gern, daß ich mir eine übelverstandene Gefälligkeit zu Schulden kommen lassen, und der Kritik manche Blöße gegeben habe. Nur auf die Strafe

war ich nicht vorbereitet, daß ein Mann, den ich für meinen Freund hielt, und dessen Freundschaft ich verdient, wenigstens erworben zu haben glaubte, mich bitter deshalb angriff. Man erräth, daß ich von dem Buche über Humanität spreche. Hätte man mir die Liste aller jetzt lebenden Schriftsteller vorgelegt, um mich den Verfasser dieses Buches errathen zu lassen, auf den wahren Verfasser würde ich zuletzt verfallen sein. Das ist eine von den vielen Täuschungen meines Lebens, die — mein Herz kann das nicht verläugnen — mir einen herben Augenblick gemacht haben. Was sind alle Dolche der Literaturzeitung gegen die Mißhandlung von einem Freunde erduldet, der uns unsanft aus einem schönen Traume weckt.

Fast eben so unerwartet war es mir, als Herr Huber, durch die Herausgabe seiner kleinen Schriften, die Maske des Recensenten abnahm. Er, in dessen Gesellschaft ich so manche frohe Stunde genossen; er, dessen Talent ich bewunderte und dessen Umgang ich liebte; er, der mir persönliche Zuneigung zu widmen schien; er, der, trotz der Geringschätzung, die er für meine Schriften affektirt, meiner Sonnenjungfrau einst die Ehre anthat, sie durch eine vortreffliche Scene zu bereichern, von welcher ich wünschte, daß er sie drucken ließe; er, mit einem Worte, von dem ich mit der freundschaftlichsten Umarmung schied; er bohrt mir einen Dolch in den Rücken! — Ich will gern glauben, daß das Recensiren mit einem vorher gepflogenen freund-

ſchaftlichen Umgange nichts gemein hat, aber ich muß doch bekennen, daß es mir unmöglich wäre, einen Menſchen in den Augen der Welt herabzuſetzen, dem ich unter vier Augen Beweiſe meines Wohlwollens gegeben. — Guter Gott! wenn der Beifall des Publikums einem ſchönen Mädchen gleicht, um deſſen Beſitz ſelbſt Brüder ſich entzweien könnten — o! ſo entſage ich ihm mit Freuden! *)

Es iſt hier der Ort, eine Stelle im dritten Bande von Forſter's Anſichten zu berichtigen. Man läßt ihn daſelbſt, bei Gelegenheit der engliſchen Bühne, ſagen: »die Stücke eines Kotzebue würden auf dem engliſchen Theater gefallen, wenn man ihnen ein Körnchen Salz eintrichtern könnte.« — Ich hätte wohl Luſt, dem Herausgeber dieſes dritten Bandes eine Wette anzubieten, ob er im Stande ſei, mir dieſe Stelle, von Forſter's eigener Hand geſchrieben, vorzuzeigen? — er wird es mir nicht verargen, wenn ich keiner andern Verſicherung traue, und zwar aus Hochachtung für ſeinen verſtorbenen Freund, der mir ſein Urtheil über meine Stücke mit der liebenswürdigen Beſcheidenheit, die ihm eigen war, mehr als einmal ſelbſt geſagt hat. Er fand manches daran auszuſetzen,

*) In der zweiten Abtheilung dieſes Werks, werde ich die Recenſionen des Herrn Huber, und zugleich ſeine eigenen dramatiſchen Produkte, näher beleuchten; denn es ſcheint mir faſt, als ob der Ingrimm, der in jenen herrſcht, mit dem eben nicht glänzenden Schickſale dieſer zuſammen hinge.

aber das Körnchen Salz vermißte er nicht. Wenn ich also die Wahl habe, ob ich jene Stelle für untergeschoben, oder den braven Forster für einen Zweizüngler halten will? so wähle ich natürlich das Erstere.

Alles was ich seitdem geschrieben, ist vom Publikum mit Beifall aufgenommen, und von den Recensenten, wie sichs gebührt, ohne Beifall angezeigt worden. Ich nenne hier blos die Titel: Graf Benjowsky, Rolla's Tod, die jüngsten Kinder meiner Laune, Armuth und Edelsinn, der Mann von vierzig Jahren, die Negersklaven, der Wildfang, der Graf von Burgund, die Verleumder, falsche Scham, la Peyrouse.

Viele meiner Schauspiele haben das Glück gehabt, in's Französische, Holländische, Dänische, Polnische, Russische, und sogar in's Italienische übersetzt zu werden; ein neuer Dorn in den Augen der Recensenten. Noch vor wenig Tagen schreibt man mir aus Moskau:

»Ihr Schauspiel, das Kind der Liebe, wird hier eben so oft, und mit größerem Beifall aufgeführt, als mariage de Figaro in Paris. Es ist gut in's Russische übersetzt.«

Ist es nicht zu bewundern, daß zu gleicher Zeit, und in so vielen Ländern, das Publikum überall so abgeschmackt urtheilt? und Dinge schön findet, über welche die Literatur-

zeitung das Verdammungsurtheil unwiderruflich ausgesprochen? — Doch halt! die Untersuchung eines solchen Phänomens gehört in den zweiten Abschnitt dieses Werks.

Mit mir selbst bin ich fertig, und der Himmel gebe, daß keiner meiner Leser bei meinen literarischen Abenteuern gegähnt haben möge. Den Vorwurf, daß ich unbedeutende Kleinigkeiten geschrieben, und, wie man Marivaux Schuld gibt, mich beschäftigt habe, à péser des riens dans des balances de toile d'araignée, kann ich freilich nicht ganz entkräften: aber außerdem, daß es mir für den Beobachter immer nicht uninteressant scheint, zu sehen, wie und wodurch ein Mensch das wurde was er ist, es sei nun wenig oder viel; weiß ja auch jeder Leser, der dieses Buch kauft, schon im Voraus was er zu erwarten hat; es sind Kinder meiner Laune, und wenn ich also den Titel nicht Lügen strafen will, so darf ich mich nach keiner fremden Laune richten.

Die folgende Abhandlung muß ich bitten, als die abgedrungene Vertheidigung eines Beklagten anzusehen; denn die Recensenten haben mich so oft vor ihrem und meinem Richter, dem Publikum, verklagt, daß es wahrlich eine Geringschätzung dieses Richterstuhles scheinen würde, wenn ich es nie der Mühe werth hielte, mich zu verantworten. In dieser Rücksicht darf ich gewißlich auf Verzeihung Anspruch machen. Doch werde ich mich bemühen, den trockenen Gegenstand, so viel ich kann, mit Blumen zu bestreuen,

und nie vergeſſen, was Beaumarchais ſo richtig ſagt: faut-il, parce qu'on a raison, donner de Vapeurs à son lecteur? et faire sécher d'ennui les magistrats? leur état n'est que trop pénible!

(Die Fortſetzung folgt künftig.)

Anmerkung. Das dramatiſche Stück, welches in den früheren Ausgaben der jüngſten Kinder meiner Laune (6 Bände) vorkam, iſt ſchon in der neuen Original-Ausgabe der Theater von Kotzebue aufgenommen, und daher hier weggelaſſen.

Inhalt.

	Seite
Die Flucht	7
Abelard und Heloiſe	83
Mein literariſcher Lebenslauf	101

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Von

Siebenundzwanzigster Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Chroniken.

Die eherne Tafel.

Die Liebe läßt sich nicht täuschen.

Von

August von Kotzebue.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Chroniken.

Vorbericht.

Es gebe der Blumen so viele es wolle, ein Blumenliebhaber wird doch keine überflüssig finden.

Darum gehe hin, mein Söhnlein, in Gottes Namen! Erzähle den Leuten, was sie immer gern hörten: Feuer- und Wassersnoth, Belagerungen, Mordthaten, Gespenstermärchen, Schiffbrüche u. s. w. Sammle deine Geschichten aus wackern alten Folianten, die Niemand mehr lesen mag, stutze sie zu, wirf auch zuweilen eine abenteuerliche Geburt eigener Fantasie dazwischen; plaudere nach Gefallen, dir ist Alles erlaubt, nur nicht Langeweile zu machen.

Christoph Thodäus,

gewesenen Predigers zu St. Katharinen in Magdeburg,

eigener Bericht,

wie es ihm und den Seinigen bei

der Till'schen Eroberung

dieser Stadt ergangen,

im Jahre 1631, den 10. Mai.

Die schrecklichen Auftritte bei Magdeburg's Eroberung im dreißigjährigen Krieg sind männiglich bekannt, und wissen noch heut zu Tage die Kinder auf den Straßen davon zu erzählen. Möchte jeder Magdeburger, der damals das nackte Leben davon gebracht, was ihm am Erstürmungstage widerfahren, aufgezeichnet haben, wie Christoph Thodäus, so wäre es der Nachwelt ein köstlich Geschenk verblieben, und mancher, der bei geringen Sorgen alsogleich murrt oder verzweifelt, möchte in diesen Warnungsspiegel schauen, ihm zur Lehre und Trost.

Also wollen wir den wackern Prediger selber hören, wie er in kräftiger Einfalt sein Schicksal berichtet.

Dinstags den 10. Mai hatte ich in der Frühe meine ordentliche Wochenpredigt gehalten, dieselbe mit dem Gebet und dem gewöhnlichen Friedensschluß geschlossen, und mich darauf nach meiner Behausung verfüget; da kam

plötzlich Botschaft von etlichen Leuten aus der St. Jakobpfarre: der Feind habe schon den Wall erstiegen und ströme in die Stadt. Darüber wir heftig erschracken und solches anfänglich nicht glauben wollten. Als es aber leider nur allzuwahr befunden worden, habe ich mein Haus und alles lassen offen stehen, habe meine junge, doch muthige Ehegattin bei der Hand ergriffen, und bin, nebst ihr und der Magd Elisabeth zu meinem Kollegen, dem Herrn Senior Malsius gegangen, wo sich auch bald noch mehr Leute sammelten. Da wir denn einander getröstet, mit einander gebetet, und in Furcht und Zagen erwartet haben, wie es uns nach Gottes Willen ergehen werde.

Da schickt ein vornehmer Oberster unsers Volks, aus dem Gasthof zum langen Hals zu mir, der gefährlich verwundet worden, begehrend, ich solle zu ihm kommen, und ihn trösten, denn er es wohl nicht lange mehr machen werde. Ich war sogleich dazu bereit, nahm Abschied von meiner geliebten Ehefrau, befahl sie und alle Umstehende dem getreuen Gott, und sagte mit betrübtem Herzen: »Nun sehen wir uns allhier in diesem Leben nicht wieder! so wolle uns denn Gott im ewigen Leben ein freudiges Wiedersehen gewähren!« — Da hing meine Frau mit Vergießung bitterer Thränen an meinem Halse, und rief: Ach! willst du mich nun hier allein lassen, so sei es Gott geklagt! — Doch habe ich sie zufrieden gesprochen und bedeutet: solches wäre mein Amt, und könne ich mich dessen nicht weigern. Also bin ich in

Gottes Namen zum Hause hinaus gegangen, Leib und Seele meinem Schöpfer anbefehlend.

Als ich auf den breiten Weg kam, sind Frauen und Jungfrauen mit Angstgeheul mir entgegengestürzt, haben Trost und Rath von mir begehrt, die ich doch nur zum Gebet und Ergebung in Gottes Willen vermahnen können. Darauf ich im großen Gedränge bis zum Wirthshaus mich durchgearbeitet, und daselbst gleich in der Unterstube den Verwundeten auf der Erde liegend sehr schwach gefunden, und demselben zugesprochen: wie er zeithero als ein Kriegs-Hauptmann gegen die leiblichen Feinde wacker gekämpfet, also auch nunmehr gegen Tod, Sünde und Teufel durch Christi Gnade ritterlich zu streiten. Welches alles er mit großer Andacht anhörte, ließ mir auch durch seinen Diener einen Dukaten verehren, mit freundlicher Bitte, ich wolle bis an sein nahes Ende bei ihm ausharren, auch ihm ein ehrliches Begräbniß verschaffen. Solches habe ich ihm zugesagt, und hätte mich lassen bei ihm niederhauen, wenn ich also allein verblieben wäre.

Indessen war aber der Feind wie eine grimmige Flut in die Stadt gedrungen, trieb das Volk, gleich einer Heerde Vieh, auf dem breiten Wege vor sich her, und schoß darunter, wer getroffen war, der lag, wer laufen konnte, der lief; siehe da stürzte meine Frau mit der Magd zu mir in die Stube, wußte selber nicht wie sie glücklich hindurch gekommen, hatte aber ihr Gelübde treulich erfüllen, mit mir leben oder sterben wollen, und war, trotz alles Abmah-

nens, aus des Herrn Seniors Hause angstvoll entwichen. Als nun die Feinde schon vor den Fenstern schossen, daß der Schmauch und Rauch herein quoll, und sie auch gewahr wurde, wie die Stube voller Büchsen und Schießgewehr lag, durch welchen Anblick der blutdürstige Feind allerdings noch mehr hätte erbittert werden mögen; da hat sie mich mit Gewalt hinausgezogen, und sind wir alle drei in ein hinteres Gemach auf dem Hof entflohen, haben die Thüre verriegelt, und unser Schicksal erwartet.

Es währte auch nicht lange, so hörten wir den tobenden Feind auf dem Hofe, kam flugs an die Thür, polternd und fluchend, sprengte dieselbe und strömte in lichten Haufen zu uns herein. Pfaff! gib Geld! schrien die Unholde mich an. Nun trug ich bei mir ein Schächtlein, darin etwa sechs oder sieben Thaler, das gab ich dem einen, der es gierig eröffnete, und fleißig nach Gold darin wühlte. Weil er aber kein solches fand, wollte er es nicht nehmen, ließ sich doch endlich zufrieden stellen und ging davon. Unterdessen schlugen die übrigen Kisten und Kasten auf, und nahmen was sie tragen konnten. — Unter diesen war auch ein feiner junger Bursche, der schien uns ein paar Mal mitleidig anzublicken. Als meine Frau das gewahr wurde, sagte sie bitterlich weinend: Ach! ich bitte Euch um Gotteswillen! beschützet uns! Er aber antwortete: Liebe junge Frau, das können wir nicht, wir müssen den Feind verfolgen, und lief mit den übrigen wieder hinaus.

Jetzt schöpften wir ein wenig Athem, und vermeinten die Gefahr sei vorüber; aber plötzlich kam wieder eine Rotte, die wir mit zwei Thalern und zwei silbernen Löffeln, welche die Magd zu Hause eingesteckt hatte, befriedigten, so, daß sie, ohne uns ein Leides zuzufügen, davon gingen.

Aber schon drang auch wieder eine neue Bande herein, darunter war einer, der sah aus wie der lebendige Teufel, trug zwei Musketen, und im Maule in jedem Backen eine Kugel, sah mich grimmig an, und schrie die alte Losung: Pfaff! gib Geld! Als ich mich freundlich bittend entschuldigte, ich hätte nichts mehr bei mir, und gehörte auch nicht in dieses Haus, da wurde er wüthend, schlug die Muskete auf mich an, blies auf die Lunte, die nicht gleich brennen wollte, und drückte los. Aber meine getreue Ehegattin schlug in demselben Augenblicke die Muskete in die Höhe, daß die Kugel über meinem Haupte in die Wand fuhr, und die Angst gab ihren zarten Gliedern wunderbare Kräfte, daß sie ihn bei beiden Armen hielt, und er sich nicht regen konnte. Da sah er die hochherzige Frau mit Erstaunen an, und wurde etwas milder, und sprach: so gebt mir Silberwerk. Alsobald gedachte meine Frau, daß sie noch silberne Haken an ihrem Brustleibchen hatte, die schnitt sie los; er aber stand und sah ihr zu, rührte sie jedoch mit keinem Finger an, und ist solches ein Beispiel, wie eine treue Gattin auch dem rohsten Unhold Ehrfurcht einzuflößen vermag.

Indessen begehrte ein anderer Gesell mit Ungestüm

Geld von mir. Da griff ich in die Tasche, und fand noch drei alte böhmische Groschen, die ich ihm reichte, sagend: daß ich in Wahrheit ein Mehreres nicht hätte. Er nahm das Wenige und sie gingen. Da war abermals ein Weh vorüber. Hiebei ist zu merken, daß keiner unter allen versuchte uns anzutasten, ob wir auch vielleicht ein Mehreres in den Taschen verbargen, welches gleichwohl höchlich zu verwundern.

Da wir nun aber nichts mehr zu geben hatten, und allerdings zu besorgen stand, daß, im Zorn über unser Unvermögen, sie uns endlich dennoch mißhandeln oder gar ermorden würden, so verließen wir, als es einen Augenblick stille geworden, das Gemach, und stiegen die Treppe hinauf bis auf den obersten Boden. Der liebe Gott weiß, welche Furcht, Schrecken und Todesangst wir da eine ziemliche Zeit lang ausstehen müssen. Das Geschrei auf den Straßen, das Trommeln, Schießen, Pferdegetrappel, und unter uns im Hause der Lärm, da unter gräßlichem Fluchen und Toben alle Thüren mit Aexten aufgehauen worden — die Haare standen uns zu Berge und das Herz zitterte in der Brust.

Unser einziger Trost, nächst Gott, war noch, daß wir lauter Deutsche reden hörten, und hofften wir immer, es solle irgend ein vornehmer Offizier daselbst einquartirt werden, mit dem wir besser als mit dem rohen gemeinen Haufen würden handeln können.

Nachdem nun im letzten Stockwerke alles aufgehauen

und geplündert worden, stürmten sie auch zu uns herauf. Wir stellten uns mit Fleiß vor die Treppe, damit sie uns sehen konnten. Unter der ersten Rotte war einer, der trug in der Hand eine große spitzige Keulhaue, damit holte er aus nach meinem Kopfe. Sein Kamerad aber wehrte ihm sprechend: Was willst du machen? siehst ja, daß er ein Prediger ist. Da ließ er es bleiben und ging davon.

Bald folgten andere, derer einem mußte meine Frau ihren Flor, den sie noch um den Hals hatte, geben, obschon die Magd kläglich vorbat, weil ihrer züchtigen Frau der Hals entblößt geblieben.

Endlich kommt ein toller Eisenfresser die Treppe herauf, und hatte einen spitzigen Stechdegen in der Hand. Und als er den letzten Schritt hinauf gethan, hieb er mich flugs damit um den Kopf und über die Stirn, schreiend: Pfaff! gib Geld! Weil ich nun aber sehr blutete, so daß mein weißer Priesterkragen also gleich davon gefärbt wurde, und meine arme Frau bei diesem Anblick einer Ohnmacht nahe war; setzte er ihr den spitzigen Degen gerade auf die Brust, so daß ich zagend vermeinte, er werde sie augenblicks durchstechen, da warf ich mich sinnlos über ihn, und Gott leitete den Degen, daß er nur seitwärts durch den Pelz ging.

Weil ich nun aber so sehr blutete, sah mich der Kerl an, und mich däuchte unser Zustand jammere ihn. Da sprach ich: er sollte mit uns nach Hause gehen, so wollten wir

ihm geben, was wir noch hätten. Nun so komm Pfaff, erwiederte er im gebrochnem Deutsch, gib mir dein Geld, gibst du Geld, thut dir Soldat nichts mehr. Darauf faßte ihn meine Frau fest bei dem Mantel, und wanderten wir also die Treppe hinunter auf den Hof.

Als wir weiter auf dem breiten Weg kamen, wie viel tausend Menschen sahen wir da reiten und gehen, jammern und schreien. Die todten und halbtodten Körper lagen aufgethürmt umher. Nicht weit von St. Katharinen hielt ein vornehmer Oberst auf einem braunen Pferde, der unser bald gewahr wurde, und unserm Führer zurief: Kerl! Kerl! mach es gleichwohl mit den Leuten, daß es zu verantworten. Er hatte ein gutes mitleidiges Gesicht, und als er sah, wie mir das Blut noch immer von der Stirn rieselte, und wie meine Frau so treulich an mir hing, da sah er sie freundlich an, und sagte ferner: Frau ist das Euer Haus! Sie aber konnte vor Wehmuth nicht sprechen, sondern nickte nur bejahend mit dem Kopfe. Da schien er gerührt, und sprach: Faßt an meinen Steigbügel, nehmt Euren Herrn bei der Hand, und führt mich in Euer Haus, ihr sollt Quartier haben. Zu mir aber sagte er, gleichsam mit etwas leiserer Stimme und mit aufgehobenem Zeigefinger: Ihr Herrn, ihr Herrn, ihr hättet es auch wohl anders machen können. Den Sinn dieser Rede habe ich damals nicht begriffen.

Unterdessen hat unser Soldat Reißaus genommen, daß wir nicht wußten, wo er geblieben. Doch hat er mir ein Gedächtniß hinterlassen, welches ich vorzuweisen habe, so lange ich nach Gottes Willen leben werde.

Also machte nun der Oberst zu Pferde uns Platz, und wehrte das Gesindel von uns ab; und als wir nahe an unser Haus kamen, ging eben einer heraus, der hatte drei schöne Röcke meiner Frau über die Achsel geschlagen, und trug sie davon; wir aber schwiegen still.

Der Oberst ritt vor die Thür, und schrie denen, die noch drinnen waren, zu: heraus! heraus! da mußten sie alle heraus. Zu uns aber sprach er: Nun Frau gehet hinein, verbindet Euren Herrn, bis wir einen Feldscherer bekommen (sagte ihr auch, was sie dazu nehmen sollte), es soll euch nun kein Leid mehr wiederfahren, denn ich will mein Quartier bei euch nehmen. Räumt nur im Hause fein wieder auf. Er stellte uns auch sogleich zwei von seinen Leibschützen vor die Thür, die uns bewahren, und keinen Soldaten mehr in's Haus lassen sollten. Er selber ritt indessen davon, versprach aber bald wieder zu kommen, und nachzusehen, was wir machten. Auch hielt er ehrlich Wort. Viele Haufen, die während seiner Abwesenheit zu plündern kamen, schrie die Wache unsanft an: »Der Oberstwachtmeister vom Savellischen Regiment habe sein Quartier allda, es dürfe Niemand herein.« Und ob zwar etliche trotzten und pochten: ob das recht wäre! Sie woll-

ten drei Tage plündern, rauben, todtmachen ꝛc., so mußten sie doch aus dem Hause bleiben, begehrten wohl einmal zu trinken, und zogen weiter.

Unsern Wächtern setzten wir kaltes Gebratenes vor und gutes Bier. Sie sagten, das sei ein köstlicher Trunk, wir sollten ihn für den Herrn Oberst verwahren. Nach einer Weile wurden sie aber ungeduldig, sprachen unter sich: was haben wir davon? wir können keine Beute machen. Da gingen wir mit einander zu Rathe und verehrten einem Jeden zwei Rosinobel, womit sie sehr zufrieden schienen, auch sogar fragten: ob wir nicht noch einen guten Freund hätten, den sollten wir holen, denn mit uns habe es keine Noth. Da gedachten wir des wackern Magister Gravius, welcher bei uns lange Zeit an den Tisch gegangen, und der sich oben in unserer Kirche versteckt halten wollen. Sogleich ging einer nebst unserer Magd in die Kirche, und die Magd, als deren Stimme ihm wohl bekannt, hat vielmals gerufen: Herr Magister Gravius! meldet Euch, kommt hervor! Euch soll kein Leides widerfahren; aber da war nichts zu hören noch zu sehen, kamen also unverrichteter Sache wieder heim.

Bald darauf ritt unser Oberst, oder vielmehr unser Engel, wieder vor die Thür, fragend, ob wir noch guten Frieden hätten? und als wir das bejahten, sprach er: seid gutes Muthes, ich will nur ein wenig hinreiten und sehen, ob das Feuer zu dämpfen? Er

war aber kaum die Straße hinauf geritten, so kehrte er eilends zurück, und rief meiner Frau haſtig zu: »Nehmt mein Pferd beim Zaum und Euren Herrn bei der Hand, und führet mich zur Stadt hinaus, oder wir müſſen Alle verbrennen.«

Das Feuer nahm auch ſo gewaltig überhand, daß wir hinter unſerer Kirche, auf dem großen breiten Wege, ſchon dicken ſchwarzen Rauch aufgehen ſahen; auch in unſerm Garten war allbereits ein Sack von der großen Hitze angeglommen. Wir warfen daher Alles, was noch vorhanden, in den Keller, darunter ein ſchöner warmer Schlafpelz, den ich nachmals oft vermißt, und auch meine liebe tägliche Bibel; denn es war mir nicht möglich etwas zu tragen, alle meine Glieder waren wie gelähmt. Wir verſchloſſen den Keller und verſchütteten ihn mit ein wenig Erde, um dem Feuer den Eingang zu wehren. Meine Frau warf noch einen meiner ſchweren Prieſterröcke über die Achſel, ob ich es ihr gleich unterſagte.

Als wir heraus vor die Thür kamen, ſtand daſelbſt ein weinendes Kind Joachim Kröger's, meines Nachbars und Gevatters. Da ließ meine Frau den Rock in Gottes Namen fallen, und nahm dafür das Kind auf den Arm, welches ſonſt elendiglich hätte verbrennen müſſen, und ſo wanderten wir davon, indem meine Frau des Pferdes Zaum um ihren Arm gewickelt hatte. Weil aber alle Thore ſchon in Flammen ſtanden, ſo eilten wir dem Fiſcherufer zu. Was für Gemüthsbewegung wir auf dieſer Wanderung

gehabt, da wir immer zwischen wüthenden Soldaten über Sterbende und Leichen dahin schreiten mußten, und hinter uns St. Peters und St. Johannispfarre schon lichterloh brennen sahen, solches läßt sich mit keiner Feder beschreiben. Oftmals wollten auch viele Soldaten, als sie mich für einen Prediger erkannten, auf mich hauen, schießen und stechen, also daß unser Oberst und seine Diener genug zu thun hatten, uns zu vertheidigen. Unterwegs sahen wir auch etliche Bekannte, konnten aber in dem Getümmel nicht mit ihnen reden.

So gelangten wir endlich bis zu der hohen Schanze, wo sie mit Sturmleitern waren angelaufen, und auf dieser Leiter mußten wir hinunter, obwohl der Schwindel uns in die Tiefe zu reißen drohte, aber es half nichts, wir mußten hinunter, und ist Gott nicht genug zu danken, daß meine Frau mit dem kleinen wimmernden Kinde, nur Eines Armes zum Anhalten mächtig, dennoch den Boden glücklich erreichte.

Als wir nun durch des Feindes Lager gingen, mußten wir viel Lästerung, Hohn und Spott von den Soldaten anhören, und geduldig verschmerzen.

Nachdem wir so durch die Straßen von Leinewand eine ziemliche Zeit gewandert, kamen wir endlich an unsers Obersten Gezelt vor dem Rodenseeischen Holze gelegen. Da bot er uns einen silbernen Becher mit Wein, den tranken wir aus und wurden sehr erquickt. Darauf hub er an: Frau, ich habe Euch und Euren Herrn das Le-

ben gerettet, was könnt ihr mir geben? Wir antworteten: wir hätten das Unserige an Gold und Silber vergraben, daß man es so leicht nicht finden werde: das wollten wir ihm alles dankbar einhändigen, und sonst hätten wir auf der Welt nichts. Damit schien er zufrieden, und ermahnte uns der Ruhe zu pflegen. Ich aber setzte mich auf einen abgehauenen Baum und stützte Sorgesäulen.

Gegen Abend wurde der wackere Herr Doktor Olvenstädt herausgebracht, aber so erbärmlich zugerichtet, daß wir ihn nur an der Sprache erkannten. Er hatte sich sehr verblutet, und fiel aus einer Ohnmacht in die andere. Wir sprachen ihm herzlichen Trost zu und verbanden einander wechselsweise unsere Wunden.

Auf den späten Abend mußten wir alle bei dem Obersten mit zur Mahlzeit kommen. Da ging es prächtig zu, aber uns schmeckte weder Essen noch Trinken. Der Oberst sagte: Frau, warum wollt Ihr nicht essen? Sie antwortete ihm fein höflich: Wenn der Herr Oberst nur eine Viertelstunde möchte an meiner Stelle sein, das Essen sollte Ihm wohl vergehen.

Auf die Nacht ließ uns der Koch in sein Zeltlein kriechen, nahm seinen Mantel um, den bloßen Degen unter den Arm, und legte sich davor, gleich wie auch die andern Diener rings umher. Also verwahrten sie uns, und wolle ihnen Gott solche Treue wieder vergelten.

Des Morgens schickte der Oberst etliche seiner Diener, nebst meiner Magd, in die Stadt, unser vergrabenes Geld zu holen: sie brachten aber nichts, weil der Keller noch voll Feuer gelegen, daß sie nicht hinein kommen können. Doch ward der Oberst deshalb nicht unwillig, maßen er meine mit irdischer Schönheit so reich als mit christlicher Tugend ausgeschmückte Gattin gar besonders wohl leiden mochte. Sie aber hielt ihm manche erbauliche Predigt, wobei er ihr fleißig zuhörte, wie ich selbst durch die Küche mit angesehen; also daß er einmal sagte: Frau, wenn Euer Herr nicht mehr predigen kann, so seid Ihr gut genug dazu; und ein andersmal: Frau, ich glaube, Ihr könnt zaubern. Hat mich doch mein lebstage kein Mensch so bethöret. Aber es wurde ihm allezeit mit Bescheidenheit darauf geantwortet, daß er mußte damit zufrieden sein. Auch die Diener pflegten sich scherzhafter Weise zu beklagen, sie hätte sie alle zu feigen Memmen gemacht. Also groß ist die Macht der Schönheit, wenn solche in dem Ehrengewand der Tugend einher tritt. — Sonst haben uns die ehrlichen Gesellen viel Gutes gethan, und hatten mit uns ein recht großes Mitleiden.

Den folgenden Abend fiel ein kaltes Regenwetter ein, deswegen wir zeitig in unsere Hütte krochen. Gegen die Nacht kam ein trunkener Spanier herein, der meine Magd mit Gewalt fortriß. Sie schrie aber dergestalt, daß der Oberst zornig aus seinem Zelte trat. Da ließ der Spanier

ſie los, gab ihr aber, zum Zeichen der Liebe eine gute Maulſchelle, welche jedoch beſſer war, als Verletzung ihrer Ehre. Und damit derſelben Ohrfeigen möchten ein Paar ſein, bekam ſie hernach in der Küche noch eine von einem Andern. Die Urſach will ich aber nicht herſetzen.

Täglich ließ uns der Oberſt zur Tafel fordern, verſäumte auch nicht jedesmal zu fragen: Frau, wie gehts? Dem ſie zu antworten pflegte: O Herr Oberſt, es geht, daß es Gott im Himmel erbarmen möchte. Dann ſprach er uns freundlich und liebreich Muth ein. Doch meine Kräfte waren erſchöpft. Es ergriff mich ein ſchrecklicher Froſt und bald darauf brennende Hitze, und fing ich an irre zu reden, wurde auch immer ſchwächer, alſo daß auch bereits meine Frau und der rechtſchaffene Doktor Olvenſtädt mich als einen Sterbenden getröſtet, wovon ich mich aber nichts zu erinnern weiß.

Da ſoll unſer Oberſt ein hartes Wort geredet und geſagt haben: Wenn nur der Pfaff ſtürbe, wollte er das Weib zu ſich nehmen, denn er hätte ſein lebstage kein ſo beredtes Weib geſehen. Und ein andersmal: Frau, man wird Euren Herrn nach Prag ſchicken, Euch aber wird man hier behalten. Da hat ſie ihm getroſt geantwortet: nicht eine Viertelſtunde wolle ſie lebendig bei Ihm verbleiben. Ich meine auch, daß ihre fromme Standhaftigkeit ihn bewegt und ihn ſelber in Edelmuth geſtärket; denn wie ich, obwohl ſie franzöſiſch unter ein-

ander geredet, wohl verstanden, so sollte ich des andern Tages wiederum nach Magdeburg an den Tilly geschickt werden, aber sein Vorbitten hat es abgewandt.

Als nun auch die Magd unsern geringen vergrabenen Schatz endlich herbeigebracht, hat er selbigen auf dem Tische ausgeschüttet, und waren es schöne alte Thaler, und allerlei Silberwerk. Davon hat er als ein ehrsamer Kavalier nichts weiter zu sich genommen, als einen silbernen Becher, zum Andenken, wie er gesagt, an die schöne und tugendhafte Frau, und wolle er daraus jederzeit auf ihre Gesundheit trinken.

Nachdem ich nun von meinem Fieber mich in etwas erholt, hat sie ihn flehentlich gebeten, daß er uns wolle nach Gommern führen lassen. Und obwohl er begehrte, »wir sollten noch einige Tage verbleiben, sonderlich weil ich so schwach wäre; wo sie denn mit mir hinwollte? sie solle mich hier warten und pflegen" — hat sie dennoch geantwortet: »sie könne nicht länger bleiben, und wolle sie mich lieber auf dem Rücken hinweg tragen." Da befahl er endlich ihr einen Paß auszufertigen, hinzufügend: Seht euch aber wohl vor, daß ihr nicht aus dem Regen in die Traufe kommet. — Sie aber versetzte: Der Herr Oberst wird mir keine Urias-Briefe geben. — Worauf er geantwortet: er wolle es deutsch schreiben lassen, sie würde es ja lesen können.

Da er nun auch hier sein Wort redlich gehalten, so haben wir auf diese Weise seinen Namen erfahren, indem er den Paß folgender Gestalt unterschrieben:

Des löblichen Fürstl. Savellischen Regiments bestellter Oberstwachtmeister und Hauptmann Don Joseph de Aynsa. Schien also von spanischer Abkunft, obwohl er das Deutsche zur Genüge verstand. Gott wolle ihn segnen ewiglich für seine Barmherzigkeit und Edelmuth! so rufen wir annoch täglich in unserm dankbaren Gebet!

Von einem seiner Diener begleitet, ging meine Frau in's Lager, um irgendwo eine Fuhre zu miethen, die ihr jedoch überall verweigert worden. Siehe da stehen drei vornehme Offiziere vor einem Zelte beisammen, und als sie gesehen, daß die Frau so bitterlich weint, tritt herfür der Edle, gestrenge und mannhafte Herr Kaspar von Ptthausen, und fragt: ob sie auch aus Magdeburg sei? und warum sie weine? Nachdem sie ihm nun ihre Noth mit kurzen Worten geklagt, schaute er sie mitleidig an, und versprach, ihr eine Fuhre zu verschaffen, doch nicht nach Gommern, weil in der Gegend die Straßen sehr unsicher wären, sondern nach Olvenstädt zu ihrem Feldprediger, der auch lutherisch wäre: von dannen wir weiter sollen gebracht werden.

Das nahm sie mit Dank an, und war kaum eine Stunde vergangen, als der Wagen, mit ein wenig Stroh bedeckt, allbereits vor unserm Zelte stand.

Kaum waren wir hinauf geholfen worden, da kam einer und sagte, der Oberst begehre, die Magd solle zurückbleiben. Als sie nun gleich willig schien, sagte ich zu

ihr: Liſabeth, bitte doch den Herrn Oberſt, er wolle dich laſſen mit uns ziehen, denn ich bin ein ſchwacher kranker Mann, es wird der Frauen allein zu viel. Sie aber ſchwieg ſtill, ſagte weder Ja noch Nein, gab auch keine gute Nacht, und ging davon; da ſie es doch, nächſt Gott, uns allein zu danken, daß ſie ihr Leben, und ihre Ehre bis dahin errettet hatte. Solches ſchreibe ich darum öffentlich, dieweil ich gehört, ſie ſolle über uns geklagt haben, als wenn wir ſie nicht hätten mitnehmen wollen; aber da wird ihr Gewiſſen viel anders ſagen.

Nachdem wir eine Zeit lang vergebens auf ſie gewartet, und wohl merkten, wo es hinaus wollte, fuhren wir in Gottes Namen fort, und indem wir ſo durch das Lager fuhren, erblickten wir mit betrübten Herzen die ſchönen magdeburgiſchen Fahnen aufgepflanzt, und kehrten alſo den rauchenden Trümmern unſerer guten Stadt den Rücken.

In Olvenſtädt nahm uns der Herr Schwaneberg, Feldprediger unter dem Holk'ſchen Regiment, freundlich und brüderlich auf, räumte mir auch ſein eigenes Bett. Dazu kam ein lieber alter Freund, Simon Lange, aus meiner Heimath, mein Gevatter und Schulmeiſter daſelbſt, deſſen Frau brachte mir ein Kiſſen unter mein Haupt, daß ich zum erſten Male wiederum ſanft ruhen konnte. Mir aber kam alles gleichſam wie ein ſchwerer Traum vor. Durch die milde Pflege habe ich jedoch

in wenigen Tagen mich sattsam erholt, worauf wir durch barmherzigen Beistand des Herrn Hauptmann von Pott-hausen weiter nach Garleben und von da nach Salz-wedel convoyirt worden, bis wir endlich, nach mancherlei Ungemach, glücklich in Hamburg angelangt, wo ich bald darauf durch einen wohlweisen Rath und ganze Gemeine zu Rendsburg in Holstein, dahin als Prediger be-rufen worden, auch am Siebenten post trinitatis meine erste Amtspredigt daselbst durch Gottes Gnade abgelegt. Wobei ich nicht vergessen, dem Allmächtigen für meine wunderbare Errettung kniend zu danken, auch darauf meine getreue Ehegattin mit heißen Zähren in meine Arme geschlossen, und mit Salomon ausgerufen: Wohl dem, dem Gott ein tugendsam Weib gibt, deß lebet er noch Eins so lange!

(Aus denen von Thodäus selbst herausgegebenen mag-deburgischen Klageliedern.)

Nachschrift.

Es drängt sich bei dieser interessanten Begebenheit dem Herausgeber eine Bemerkung auf. Wohl ist es trefflich, daß Tugend sich selber belohnt, denn den Preis der Ehre und des Nachruhms vertheilt das Schicksal in eigen-sinniger Laune. Wer hat nicht hundertmal in seinem Leben von Scipio's Edelmuth gegen Masinissa reden hören? Um ihn noch glänzender zu erheben, verschmelzte man so-gar die Geschichte des unbedeutenden Neffen dieses Königs

mit der seiner schönen Gemahlin Sophonisbe, und nun feierten Malerei und Dichtkunst um die Wette Scipio's Triumph über sich selbst; ja auf den Schaubühnen aller Völker hat er Thränen der Bewunderung entlockt — indessen unbekannt und ungepriesen, den Namen Joseph Aynsa der Strom der Zeit fast verschlungen hat; und doch ist wahrlich seine edle, so anspruchlos, wie wohl nicht ohne Kampf, verübte That, weit über Scipio's wohlfeile Großmuth erhaben. Rechnen wir noch hinzu, daß der römische Feldherr, an der Spitze des Heeres, aller Augen auf sich gerichtet wußte, und jede löbliche Handlung ihm Ruhm erwarb, von den Säulen des Herkules bis an den Fuß des Kapitols; daß der kais. Oberstwachtmeister hingegen in der großen Masse verloren, wohl gar seine That verhehlen mußte, um nicht von Menschen verspottet zu werden, die keinen Sinn für seine Tugend hatten — o Ruhm und Nachruhm, was seid ihr für zufällige, launenhafte Dinge!

Wäre der ehrliche Prediger in Olvenstädt gestorben, wer hätte jemals den edlen Namen Aynsa aus der Vergessenheit gezogen? —

Ritter Huldmann von Behringen,

oder:

Die Höhle des Todtenberges.

(Ein Volksmärchen.)

Im grauen Alterthum lebte zu Schweidnitz in Schlesien ein ehrbarer Rittersmann, Kunz von Behringen, er besaß ein Pferd, ein Schwert und einen einzigen Sohn. Mit der lieben Hausfrau hatte er sieben und zwanzig Jahre in genügsamer Armuth und christlicher Eintracht verlebt, bis sie endlich, um des häßlichen Todes willen, ihm ungetreu worden und mit dem knöchernen Buhlen entlaufen. Da zog der alte Kunz sein Pferd in den Stall und hing sein Schwert an die Wand, und trübte seines Lebens Neige mit Wimmern und Kümmern, bis er einmal an einem heitern Herbstabend einschlief, und am neblichten Morgen nicht wieder erwachte.

Da stand nun der junge Huldmann von Behringen allein, wie eine Lanze, die ein sterbender Krieger mit der letzten Kraft in das öde Schlachtfeld stößt; alles um ihn her todt, weder Freunde noch Sippschaft, nur Armuth im Beutel und Fledermäuse in der Burg. Doch hatte der Vater ihm ein wackeres Erbe hinterlassen, den Muth, und die Mutter ein holdes Vermächtniß, die Schönheit. Wenn er im Schimpf und Ernst das blitzende Schwert zog,

oder wenn er beim Ehrengelag im einfachen Ritterſchmuck in den Saal trat, bebten die Herzen vor Furcht oder Liebe. Die Männer ſchüttelten ihm wohl die Hand, und fragten: wie geht's? aber ſie wußten, daß es ihm übel ging, und kümmerten ſich wenig darum. Die Töchter des Landes kamen ihm freundlich entgegen, und äugelten ſchalkhaft; aber ihre anmuthigen Bilder blieben vor den Pforten ſeiner Augen und drangen nicht in die leere Herberge der kühlen Bruſt.

Er bot ſich manchem Fürſten und Herrn zum Knappen an, doch keiner mochte den ſchönen Edelknecht. Dieſer traute der feurigen Hausfrau, Jener der ſchmachtenden Tochter nicht; ſie lobten ihn Alle, wenn es die Gelegenheit mit ſich brachte, Einer empfahl ihn dem Andern, aber Hilfe fand er bei Keinem.

Als er nun nicht wußte, was er beginnen ſollte, ſich der drückenden Armuth zu erwehren, ward er Sinnes, gegen die heidniſchen Sorben und Wenden ſich um Reiterſold zu verdingen, auf daß er ſein Leben ehrlich friſten möchte. Schwermüthig wandelte er zu der Hütte eines alten gichtbrüchigen Knappen, der einſt ſeinem Vater in jedem Turnier die Lanze gereicht, und oft ihn ſelber auf wiegenden Armen geſchaukelt. Dem ehrlichen Simon ſchloß der Jüngling ſein Herz auf, vertraute ihm ſein Vorhaben und nahm beweglichen Abſchied.

»Ei, Junker! ſprach der alte Simon, verzaget nicht, denn Ihr ſeid zu großen Dingen geboren, wie ſolches ſchon

sattsam zu erweisen aus Eurer Geburtsstunde, sintemal Ihr das Licht der Welt vor zwanzig Jahren an einem Sonn- und Schalttage in der Mittagsstunde erblicket. Solches ist uns gleich dazumal nachdenklich vorgekommen, und hat Eure Frau Mutter Euch die Nativität stellen lassen von einem hochberühmten Astrologen, der hat die Hände über dem Kopfe zusammen geschlagen, und die wunderlichsten Dinge prophezeit. Zwar ist von sothaner Prophezeiung mir wenig zu Ohren gekommen, maßen Eure Frau Mutter gar heimlich damit gethan, jedoch hat ihr Antlitz freundlich geleuchtet, wie die Mondesscheibe, so oft sie Euch schlummernd in der Wiege betrachtet, und leb' ich daher des festen Vertrauens, Eure Gestirne wandeln zum fröhlichen Ziele. D'rum ziehet in Gottes Namen fromm und muthig dahin, was die himmlischen Mächte beschlossen, wird Euch wohl werden."

Da schüttelte Huldmann dem Alten fast unglaublich die Hand, und sprach: »So es mir wohl geht, so sollst du von mir hören." Darauf schwang er sich flink auf das klappernde Roß, das seiner mit hängenden Ohren geduldig harrte, schlug ein Kreuz vor die Brust, und schrittelte in der Abenddämmerung sachte aus den Thoren von Schweidnitz.

Es war ein lieblicher Maiabend; die Vögel sangen, die Käfer schwirrten, die Violen dufteten, Huldmann verlor sich in anmuthigen Träumen der Zukunft. Der Vollmond ging auf, er wurde es nicht gewahr. Der Zaum hing

nachläſſig auf des Thieres Halſe, und die Blicke des Junkers hafteten ſtarr am Sattelknopfe, als ob eines Liebchens Conterfei ihm da herauf lächelte. So war er etliche Meilen fortgewackelt, und befand ſich, ohne es zu wiſſen, in der Nähe des berühmten Zobtenberges, als plötzlich der fromme Gaul zuckte wie eine galvaniſirte Froſchkeule, und einen Seitenſprung that, der den jungen Ritter faſt bügellos machte.

»Was kommt dir an?« rief der Junker und ſchaute in die Höhe. Siehe, da ſtand einige Schritte von ihm eine holdſelige Jungfrau in einem langen weißen Gewande, das Haupt mit Maiblumen bekränzt, und um den ſchlanken Leib einen Gürtel von Saphiren. Sie hatte den ſchneeweißen Arm auf einem abgehauenen Eichbaum geſtützt, und ſah mit trauriger, doch freundlicher Miene dem erſtaunten Jüngling in's Auge. Rings um ſie her floß ein falbes Licht, in deſſen Mitte ſie ſchwebend ſtand, wie ein Küchlein im Ei. Die Gebüſche in der Gegend wurden lieblich davon erleuchtet, und auf jedem Zweige wimmelte es von Vögeln aller Art, die leiſe, leiſe der Geſtalt zuzwitſcherten, auch dann und wann ihren Lichtkreis umflatterten.

Der Junker fühlte ſich ſanft bewegt, keine Furcht kam in ſeine Seele; feſt hielt er mit der einen Hand den Zaum des bebenden Roſſes, die andere legte er auf die Bruſt und neigte ſein Haupt gegen die holdſelige Geſtalt. Da hub das ſchimmernde Fräulein die zarte Rechte aus dem Schleier hervor und winkte — einmal — zweimal — dreimal.

Schon beim ersten Winke wollte Huldmann näher reiten, jedoch weder Sporn noch Zusprache vermochten, den Gaul aus der Stelle zu bringen. Rasch sprang er herunter, und sah zwischen sich und der winkenden Gestalt nur ein schmales Wässerlein, welches er leicht zu überschreiten vermeinte. Doch kaum hob er den Fuß, als eine dicke schwarze Schlange aus den Wellen hervor zischte, sich bäumte, und den Zungenpfeil feurig gegen ihn bewegte. Zugleich begonnen die Vögel rings umher ein so entsetzliches Geschrei, daß auch der Beherzteste gewichen wäre. Huldmann aber zog sein Schwert, und führte einen so gewaltigen Streich auf die Schlange, daß weit davon ihr Kopf in einen Dornenbusch flog.

Sogleich verstummten die Vögel. Er sprang kühn über das Wässerlein, die lichte Gestalt breitete die Arme nach ihm aus — er eilte auf sie zu — doch je mehr er eilte, je weiter schien sie sich zu entfernen. Muthig drang er durch das verwachsene Gesträuch, immer nur das schwebende Fräulein fest im Auge haltend, und immer von der zwitschernden Vögelschar begleitet. Doch wie er sich tiefer und tiefer hinein arbeitete, wurde das Gebüsch immer dicker und dorniger; schon fern und nebelgleich schwebte die Gestalt, immer trauriger schienen ihre Geberden. Endlich wurde er gewahr, daß ihr falbes Licht eine gähnende Höhle des Todtenberges erleuchtete, in welcher sich die Strahlen immer enger und enger zusammen zogen. Alle die gefiederten Begleiter schlüpften hinter ihr her. Keuchend suchte er

nachzueilen; schon hatte er den letzten Dornenstrauch überwunden und stand dicht vor der Höhle — ach! da gewahrte er nur noch in weiter Ferne das schimmernde Fräulein in der Größe eines Kindes; stets enger und enger zog die Gestalt sich zusammen, zeigte bald nur noch ein Miniaturbild, floß über in einen leuchtenden Stern, der Stern wurde zum Funken, und der Funke verlosch. Eine Wetterwolke hing vor dem Monde; dicke Finsterniß umgab den Jüngling. Doch die Furcht kannte er nicht, und die Liebe lernte er zum ersten Mal kennen, darum stand er eingewurzelt, an eine Fichte gelehnt, sah starr in die Höhle und regte keines seiner Glieder, nur das Herz im Busen.

So weilte er bis zur Morgendämmerung, und als kaum die ersten Strahlen der Sonne den Gipfel des Zobtenberges erleuchteten, da befahl er seine Seele Gott, zog das Schwert und wollte in die finstere Grotte stürzen. Aber da fühlte er sich sanft von hinten beim Arm gefaßt, er sah sich um und erblickte einen Greis mit schneeweißem Haare und Bart, sonst einem Bauersmann ähnlich; der trug im Arm ein Körbchen mit allerlei Vogeleiern, und bat den Ritter, sie ihm abzukaufen.

»Ich brauche keine Vogeleier,« versetzte der hastige Jüngling, und wollte sich vom bedächtigen Alten losmachen. »Junker! Junker!« sprach dieser mit tiefbewegter Stimme, »verschmäht meine Eier nicht! Ihr habt einen weiten, düstern Weg zu wandeln, und die Wächter sind hungrig.«

Ob ſolcher geheimnißvollen Rede ſtutzte Huldmann, ſah dem Greiſe ſcharf in's Geſicht, und gewahrte unter den borſtigen Augenbraunen zwei Augen wie glühende Kohlen, alſo daß ihm faſt unheimlich wurde, und er merkte wohl, daß kein rechter Bauer zu ihm rede.

„Wohlan," ſprach er, »was verlangſt du für dein Körbchen voll Eier?"

»Eine Kleinigkeit," lächelte der Alte, »nur eine Feder aus dem Fittig der Nachtigall im ſmaragdenen Käſicht." Mit dieſen Worten verſchwand er, aber das Körbchen blieb in der Hand des erſtaunten Ritters. Jedoch es gebrach ihm an Zeit, über das Abenteuer nachzuſinnen; er trat kühn in die Höhle, reckte das Schwert vor ſich hin, und tappte muthig vorwärts.

Anfangs war die Höhle breit und hoch, und das hereinfallende Tageslicht ſchimmerte noch zurück vom naſſen Geſtein. Doch je tiefer er ſich wagte, je dunkler, enger und niedriger wurde der Gang. Schon mußte er ſich bücken, und die tappenden Hände berührten zu beiden Seiten die triefenden Felſenwände. Plötzlich wurde ihm der gekrümmte Pfad durch einen ungeheuren Fledermauskopf verſperrt, der gerade den ganzen Raum der Höhle einnahm, zwei blitzende Augen und eine gedoppelte Reihe ſcharfer Zähne ihm wies.

»Weiche, du Ungethüm! in aller Heiligen Namen!"

Aber das Ungethüm, ſtatt zu weichen, ſchlug die Zähne knirſchend an einander und rauſchte noch näher herbei. Und ſo wie die Mündung der Höhle größer wurde, erweiterte

sich auch der Rachen des Thieres, daß er immer zu beiden Seiten, auch oben und unten an die Felsenwand stieß, und nicht eine Eidechse unverschluckt an ihm vorbeischlüpfen konnte. Da ergriff Huldmann sein gutes Schwert, und stieß es mit aller Macht der gewaltigen Fledermaus in den Schlund. Aber gleich als habe ein Eichhörnchen eine Nuß zerbissen, so spie sie, zersplittert und zerbröckelt, das Schwert ihm vor die Füße, und rückte mit zischendem Geheul ihm abermals näher und näher.

In dieser großen Noth blieb ihm nichts als sein Körbchen voll Eier. Ohne selbst recht zu wissen, was er that, faßte er eine Hand voll und warf sie dem gierigen Unthier in den Rachen. Alsobald zog es sich auf seinen ersten Posten zurück, käute, schmatzte, saugte, schluckte; wackelte behaglich mit den breiten Ohren, und nachdem es die erste Portion zusammt der Schale verschlungen, sperrte es sein klapperndes Gebiß dem Ritter auf's neue entgegen, der indessen ihm nachgerückt, und flugs eine zweite Hand voll Eier ihm zwischen die Zähne schleuderte.

Kaum war der Wurf geschehen, so wich die ungeheure Fledermaus abermals dankbar zurück, schlurfte und schmatzte, während Huldmann schnell vorwärts in den freigewordenen Raum drang. Dies seltsame Spiel trieb er wohl bei einer Stunde lang, wobei ihm die blitzenden Augen des Ungethüms die Höhle wie Fackeln erleuchteten. Doch fast wollte ihm bange werden, als er die letzten Eier ergriff, und der Vielfraß ungesättigt sie gleich den übrigen verschlungen

hatte. Denn schon reckte und verlängerte der fürchterliche Kopf sich nach ihm hin; zurück konnte er, und wollte er nicht mehr, siegen oder sterben war sein Entschluß.

Als nun des Schlundes glühender Athem ihn schon anhauchte, die knirschenden Zähne ihm fast die Nasenspitze berührten, da nahm er, an Rettung verzweifelnd, das leere Körbchen, bewaffnete seinen Arm damit als mit einem Schilde, und schlug es dem Ungeheuer in das bärtige Maul. Siehe, da erwischte ein spitziger Zahn des Körbchens Henkel, riß es ihm vom Arme, hinab in den Rachen, der es knisternd zermalmte, und lustig verschluckte, als wäre es ein Kibitzei.

Doch kaum war das Körbchen verschwunden, als der gespenstische Unhold brüllend niedersank, gräßlich zuckte, aufschwoll und borst. Ein giftiger Dampf verhüllte das Aas. Huldmann mußte sich betäubt an den Felsen lehnen, als er wieder zu sich kam, sah er nichts als das Körbchen voll Eier, das vor ihm in Wege stand; und aus jedem Ei schoß ein Flämmchen hervor, also daß die ganze Höhle davon so hell ward, als ein fürstlicher Tanzsaal.

Sogleich beschloß er, seinen Weg fortzusetzen, und kaum hatte er den Fuß bewegt — siehe, welch liebliches Wunder! ein Ei nach dem andern hob sich sanft aus dem Körbchen, und tanzte vor ihm her, seinen Pfad erleuchtend. So gelangte er bald an eine eiserne Pforte, mit sieben Schlössern wohl verwahrt. Hier schlossen die Eier zum letzten Mal einen Kreis um ihn, hüpften noch ein Weilchen, und ver-

loſchen dann plötzlich. Tiefe Finſterniß umgab den Jüngling. Sechsmal pochte er vergebens, ſo ſtark er konnte, an die eiſerne Pforte; bei dem ſiebenten Schlage hörte er vernämlich eine hohle Stimme, die inwendig ſprach: Wer klopft?

»Ritter Huldmann von Behringen.«

Was will er?

»Das holde Fräulein ſuchen, die ihm in voriger Nacht erſchienen.«

Will er das Fräulein erlöſen?

»Ja.«

Wodurch?

»Durch die Gewalt der Liebe.«

Ritter Huldmann von Behringen ſei gewarnt! Die mißlungene That muß ſiebenhundertjährige Strafe leiden.

»Sieg oder Tod!«

Nicht alſo. Sieg — oder ſiebenhundertjährige Folter.

»Es ſei!«

Du biſt gewarnt zum zweiten Mal.

»Vergebens!«

Zum dritten Mal!

»Auf! im Namen der treuen Liebe!«

Alſobald ſprangen die ſieben Schlöſſer, weit auf flog die eiſerne Pforte. Huldmann trat in einen runden gewölbten Saal, den tauſend funkelnde Steine ſchmückten und

erleuchteten. Hier empfing ihn ein Greis, in das lange Gewand eines heidnischen Priesters gehüllt, das schneeweiße Haupt mit einer Krone von Eichenlaub geziert. Der Ritter schaute ihm unverzagt in's Antlitz, und meinte den alten Bauer mit dem Eierkorbe in ihm zu erkennen.

»Tritt näher,« sprach der Greis, »und überschaue den Umfang deines kühnen Wagestücks. Die drei Ritter, welche da um diese schwarze Marmortafel gleich Marmorbildern gelagert siehest, sie sind nicht todt, sie leben zu ihrer Qual; sie lebten und liebten einst gleich dir; sie kamen, gleich dir, das holde Fräulein zu erlösen, und vermochten es nicht zu vollbringen. Der Aelteste unter ihnen ist bereits vierhundert Jahr an diesem Orte. Ich schweige von ihren Qualen, denn was frommte es dir? da auf ewig der Rückweg dir versperrt ist, wenn du der ersten Probe unterliegst.«

Geschwind! ehrwürdiger Greis, was habe ich zu thun?

»Hier steht es geschrieben,« erwiederte der Alte, indem er mit seinem Korallenstäbchen auf einen großen Stern deutete, der an der Mauer befestigt schien. Hastig wandte sich Huldmann nach dem Stern, doch kaum hatte er sein Auge auf ihn geheftet, als der ganze Saal begann sich nach Osten zu drehen, wie ein Karrousel, und noch schneller drehte sich der Stern nach Westen.

Nun war aber mitten in dem Stern ein bleicher Zirkel, in welchem mit feuerrothen Buchstaben geschrieben stand, was dem jungen Ritter zu wissen nöthig. Doch drehte sich

auch wiederum dieser Zirkel in dem drehenden Sterne, der sich in dem drehenden Saale drehte; und um die Chikane vollkommen zu machen, hüpfte auch noch jeder feuerrothe Buchstabe in ewiger Bewegung auf und nieder.

Man muß bekennen, daß es leichter sein mag, den ewig drehenden Unsinn des Schlegel'schen Athenäums zu verstehen (der gleich der Drehkrankheit unter den Schafen, an den Menschen vorzüglich auf den Böcken haftet): als eine solche tanzende Schrift zu entziffern, zumal da die jungen Ritter der Vorzeit sich eben keiner großen Geläufigkeit im Lesen rühmen konnten. Zwar war es keine Didot'sche Schrift, die in dem breiten Zirkel herumhüpfte, sondern schöne, große, eckichte, gothische Buchstaben, aber dennoch blieb es immer eine schwerer zu lösende Aufgabe, als heutzutage das Entrollen eines halb verbrannten, halb vermoderten Manuskripts aus Herkulanum oder Portici.

Huldmann stutzte. Je fester er sein Auge auf den Stern zu heften strebte, je schneller drehten sich Saal, Stern und Zirkel; was Wunder, daß sein Kopf sich endlich mit drehte, und er vom Schwindel betäubt, niedersank.

»Dreimal drei Stunden sind dir vergönnt,« sprach der Greis, indem er ihn mit dem Korallenstabe berührte, »die Figuranten zu entwirren, welche hier im geheimnißvollen Zirkel dir dein Schicksal vortanzen. Sind aber dreimal drei Stunden nutzlos verstrichen, so magst du den vierten Platz in dieser ewig stummen Gesellschaft einnehmen, und während der nächsten siebenhundert Jahre deine Verwegenheit bejammern.«

Er sprach's und verschwand. Aber die Berührung seines Stabes hatte dem Jüngling wenigstens die Kraft verliehen, ohne Schwindel auf seinen Füßen zu stehen; denn es gleichen die Korallen der gesunden Vernunft: jene bauen, wie diese, Jahrtausende lang still und verborgen; beide erheben sich endlich über die Oberfläche des Meeres, und trotzen dann — jene den stürmenden Wellen, diese der rasenden Mystik.

Zwar immer gedreht, aber fest auf seinem Platze und schwindellos, stand Huldmann und stierte unverdrossen nach dem Mittelpunkte des Sterns. Die ersten drei Stunden verstrichen, ohne daß er auch nur einen Buchstaben unterscheiden konnte, und seine Augen litten heftige Schmerzen. In den folgenden drei Stunden ging es wenig besser; nur hie und da ahnete er einen Buchstaben, aber kein Wort, keine Sylbe vermocht er zusammen zu setzen. Wahrscheinlich würde er nie die wogende Schrift enträthselt haben, und nunmehr schon seit vielen hundert Jahren seine Kühnheit büssen, wäre nicht zufälligerweise ein oft geübtes Spiel seiner Jugend ihm zu Hilfe gekommen. Als Knabe nämlich war es ihm an schönen Sommerabenden ein muthwilliger Zeitvertreib, die einzelnen Mücken in einen tanzenden Schwarm zu zählen, und diese oder jene derselben in allen ihren labyrinthischen Touren mit unverdrossenem Blick zu verfolgen. Hiedurch hatte er nach und nach die Fertigkeit erlangt, sich von den umgebenden Mittänzern nicht irre machen zu lassen; und diese Fertigkeit war es, die ihm

jetzt dermaſſen zu Statten kam, daß er in der ſiebenten Stunde jeden einzelnen Buchſtaben deutlich unterſchied.

Freilich blieb noch die große Schwierigkeit ſie zu ordnen übrig, und ſchon war die neunte Stunde angebrochen, als er erſt auf das einfache Mittel fiel, jeden erkannten Buchſtaben auf ein Schiefertäflein zu zeichnen, welches, ſammt dem Griffel, vor den drei ſtummen Rittern lag. Nunmehr entzifferte das Räthſel ſich ſchnell, und mit der letzten Minute der neunten Stunde, war auch der letzte Buchſtabe auf dem Täflein fixirt. Sogleich ſtand das Gewölbe, mit ihm der Stern; der Zirkel drehte ſich nicht, die Schrift tanzte nicht. Huldmann verglich ſeine Tafel mit dem Sternorakel, und las —

Meint ihr vielleicht, es ſei ihm ergangen, wie einem Wißbegierigen, der mühſam ein Schlegel'ſches Fragment entziffert, weil er in der höckerichten Wortſchale einen würzigen Kern ſucht, der aber am Ende, zum Lohn ſeiner Anſtrengung, auf einen alltäglichen Gedanken ſtößt, wie er in ſchon in hundert Schriften hundertmal beſſer ausgedrückt geleſen hatte? — Keineswegs! denn der Zirkel enthielt folgenden merkwürdigen Spruch:

Wenn aus des ſchönſten Weibes holdem Antlitz
der Bubler ſelbſt die ſchönſte Naſe ſchneidet,
und ſie freiwillig zum Geſchenk dir reicht; —
wenn du beſiegeſt Parmenions den Goldbart,
wenn du geſchickt den hochgehalt'nen Schmuck
der Oberlippe dem Verweg'nen abnimmſt;
und wenn die zärtlichſte der Mütter dir

des Ersten Kindes Ersten Zahn verwilligt,
den sie mit eig'nen Händen ohn' Erbarmen
aus einem Munde, der ihr lächelt, bricht; —
Dann magst du hoffen, Adla zu erlösen.

Man muß bekennen, daß der Preis, um welchen Fräulein Adla's Gunst zu erwerben stand, nicht minder hoch war, als der, welchen der eigensinnige Karl einst von Ritter Hüon forderte. Die schöne griechische oder römische Nase eines geliebten Weibes, durch des Liebenden Messer von der Wurzel gelöst, ein gold'ner Bart, vermuthlich einem bezauberten Riesen abgeschnitten, und endlich der Erste Zahn des lallenden Kindes von der liebenden Mutter aus dem lächelnden Munde gerissen — sind Dinge, die des Sultans Barthaar, und Backenzähne wahrlich nicht weichen dürfen.

Mit jugendlichem Uebermuth gelobte Huldmann, wie Hüon, das Abenteuer zu bestehen, und vielleicht hoffte er, daß ihm, wie Jenem, die wunderreiche Gabe eines befremdeten Geistes ohne viele Umstände aus der Noth helfen werde. Aber diese Hoffnung täuschte. Noch einmal erschien ihm zwar die Gestalt des heidnischen Priesters, doch nur um zu erklären, daß es ihm nicht vergönnt sei, ferner zu des jungen Ritters Besten mitzuwirken.

„Ziehe hin wack'rer Jüngling," sprach er mit hohler bewegter Stimme, »an deinem Glück hängt ein zarter Theil des meinigen. Dein Leben werd' ich schützen; doch im Kampfe um den schönen Preis sei allein die Liebe dein Schutz, dein Lehrer. Nichts darf ich auf den Weg dir ge-

ben, als meinen väterlichen Segen und dieſes Goldſtück. Tauſend und aber tauſendmal verwechſelt, wirſt du es jederzeit wieder in deiner Taſche finden; es wird dich vor Mangel ſchützen, dir Gemächlichkeit, und, ſo du es begehrſt, auch Wohlleben verſchaffen; doch an's Ziel führt dich kein Gold, nur Klugheit, Muth und Liebe."

Bei dieſen Worten überreichte er dem jungen Ritter ein blankes Goldſtück von unbekanntem Gepräge, ſchloß ihn in ſeine Arme, und winkte dann bewegt mit der Hand, daß er ſich entfernen ſolle.

Wer biſt du, ehrwürdiger Greis? ſprach Huldmann mit kindlich bittendem Tone.

»Wenn es dir einſt gelungen, aus dem Gefieder der Nachtigall im ſmaragdenen Käfigt die Feder zu ziehen, ſo blaſe ſie hoch in die Luft, und du wirſt erfahren wer ich bin."

Wann ſeh' ich dich wieder?

»In dem Augenblicke, da Adla, deine Liebe zu belohnen, ihrem koſtbarſten Vorrecht entſagt."

Hier verſchwand der Alte. Der Felſenſaal wurde dunkel, aber die eiſerne Pforte öffnete ſich krachend. Ein häßlicher Gnome ſtand davor mit ſtruppigtem Haar, und an jeder Haarſpitze hing ein Flämmchen von Phosphorus. Er winkte dem Ritter, der ihm unverzagt folgte. Die Flämmchen liefen an des Gnomen Haaren auf und nieder, und verbreiteten Licht genug, um Huldmann's Pfad zu beleuchten. In wenig Minuten waren ſie am Eingang der Höhle. Hier öffnete ſich ſeitwärts eine Kluft, die den Gnomen plötzlich verſchlang.

Huldmann trat hinaus in den Wald, und siehe, er stand vor seinem grasenden Gaule. Von Wundern betäubt warf er sich in den Schatten einer dunkeln Fichte — um über sein Schicksal zu grübeln, meint ihr? — Keineswegs, sondern um zu schlafen. Es war ein Vorzug, oder eine Unart jener Zeiten, daß die Menschen mehr nach dunkeln Gefühlen als nach Vernunftgründen handelten, und daß sie fest am Köhlerglauben hielten: das eiserne Verhängniß lasse sich vom Wurm nicht beugen, was diesem beschieden, werde vollbracht, und es fromme nicht, daß er dagegen krabble.

Mit gleichem Vertrauen und unbekümmerter Seele erwachte Huldmann, schwang sich auf sein durch üppige Weide wohlgenährtes Roß; schlug das von der frommen Mutter erlernte Kreuz vor die Brust, und ritt in die weite Welt, zu jedem Abenteuer gerüstet.

Es thut dem Leser nicht Noth zu wissen, wie viele Turniere er in sieben Jahren besucht; wie oft ihm der Preis aus der Hand der Schönsten mit Liebäugeln ertheilt worden; wie viele Riesen und Drachen er besiegt, wie viele verwünschte Prinzessinnen gerettet. Genug, er that immer wie einem wackern Ritter geziemet, und die Pfeile der Liebe prallten ab von seinem Herzen, wie die Schwertstreiche von seinem Schilde. Durch Hilfe des unverschwendbaren Goldstückes glänzte er überall mit Grafen und Fürsten in die Wette. Die Männer nannten ihn den Prächtigen, die Weiber den Unempfindlichen. Gleichgiltig für jenen Ruhm wie für diesen Spott, mit Adla's bezauberndem

Bilde im Herzen, ritt er immer raſtlos vorwärts, bis zu den drei Abenteuern, die wir umſtändlich erzählen müſſen.

Ritter Konrad von Grauenfels verwahrte in ſeiner Burg ein Liebchen, das er einſt geraubt hatte, welches aber ſchon lange Zeit recht gern bei ihm hauſte. Er war aber auch ein gewaltiger und ſtattlicher Mann, er hielt ſie hoch wie ſeinen Augapfel, hütete ſie aber beſſer noch als dieſen, denn er geſtattete ihr minder herum zu ſchweifen. Sie mußte im Kämmerlein ſitzen, ſpinnen und weben, ihn lieben wenn er heim kam, und Niemand lieben, wenn er abweſend war. Dagegen hatte ſie Leckerkiſſen und Kleinodien die Hülle und die Fülle, Zofen und wohlgeputzte Edelknaben; jedoch wurden letztere abgelöſt, ſo bald ihre Stimme die männliche Zukunft verrieth, wie ein Hahn den Morgen heraufkräht.

Brunhildis hatte ſich an die Eingezogenheit gewöhnt; ſie wünſchte nichts und vermißte nichts. Kam Konrad von einem Zuge nach Haus, ſo freute ſie ſich; zog er wieder den Berg hinab, ſo war ſie eben nicht betrübt. Außer ihren wilden ſtruppichten Landsleuten hatte ſie nie Männer geſehen; denn wenn Konrad auf ſeiner Burg turnirte und banketirte, mußte ſie fein züchtig in ihr Kämmerlein ſich verſchließen.

An einem ſchwülen Sommerabend, als die kaum bewegte Luft ſichtbar über dem wogenden Getreide zitterte, und ſogar die Eſpenblätter feſt ſtanden, als ſeien ſie von Wachs geformt, ſchlüpfte Brunhildis, wie ſie öfter pflegte,

durch das Hinterpförtchen aus der Burg in den nahen düſtern Eichenhain, in deſſen Mitte, von keinem Sonnenſtrahl belauſcht, ein klarer Quell ein Waſſerbecken bildete, auf deſſen Grund von Silberſand man jede verlorne Nadel finden konnte. Huſch! warf ſie das leicht geſchürzte Röcklein ſammt dem dünnen Schleier von ſich, ſprang in das Becken und plätſcherte muthwillig auf und nieder.

Zufälligerweiſe hatte Huldmann ſchon ſeit einigen Stunden vor der brennenden Sonne in dieſem Haine Schutz geſucht. Den Gaul band er an einem Baume feſt, warf ſich unter eine dickbelaubte Eiche, und entſchlummerte. Gegen Abend weckte ihn das nahe Plätſchern; noch halb ſchlaftrunken hob er den Kopf ein wenig in die Höhe, und — hatte nicht nöthig die Augen zu reiben, denn was er ſah, machte ihn plötzlich ſo wacker, als habe er aus Oberon's Becher getrunken.

Man ſollte meinen, es ſei ein gefährlicher Augenblick für Adla geweſen; aber ſo märchenhaft es auch klingen mag — Huldmann ſah von den mannigfaltigen Schönheiten, die ſich bald hier bald dort aus den Wellen hoben, nichts als — die Naſe. Das war aber auch eine Naſe! von der Natur in einer ihrer beſten Launen geformt. Zwar glich ſie eben nicht einem Thurm auf Libanon; ſie war vielmehr ein zartes Verſchmelzen der römiſchen und griechiſchen Naſe; es thronte auf derſelben eine ſo feine Miſchung von Verſtand und Güte, daß ſie gleichſam das Steuerruder des Kopfes ſchien — und kurz — augenblick-

lich erwachte der Gedanke in dem jungen Ritter: »dieſe Naſe, oder keine, hatte das Orakel im Sinne, als es mir gebot, durch die ſchönſte der Naſen, das ſchönſte der Mädchen zu erlöſen.“

Plötzlich trat er aus dem Gebüſche hervor. Brunhildis ſchrie laut auf, ſprang leichtfüßig an's Ufer, wickelte ſich feſt in ihre Schleier, wie eine Blume, die ſich beim Regenwetter verſchließt, dachte aber gar nicht daran, gerade das zu verhüllen, worauf Huldmann's Blick einzig und blutgierig gerichtet war; wandte vielmehr ihr reizendes Näschen noch einmal nach ihm hin, verſuchte zornige Blitze aus den ungewohnten blauen Augen zu ſchießen, fühlte aber bald, daß nicht Glut des Zorns, ſondern die Scham ihre Wange färbte, und floh, indem ihr Fuß kaum die Grasſpitzen berührte.

Der junge Abenteurer verfolgte ſie, ſo ſchnell ſeine Rüſtung verſtattete, ſah aber nur noch von Fern das Pförtchen ſich ſchließen, hinter welchem die ſchönſte der Naſen athmete. Keuchend kam er endlich an das Pförtlein und klopfte lange ungeſtüm, aber vergebens. Feſt entſchloſſen, das Abeuteuer zu beſtehen, umkreiſte er die Mauer, bis er Thor und Zugbrücke fand. Jetzt rief er den Burgwächter vom Söller herab, forſchte nach Stand und Namen ſeines Herrn, und forderte bei ihm gemeldet zu werden, ſintemal er etwas hochwichtiges mit ihm zu verhandeln habe.

Der verdrießliche Burgherr hatte ſo eben erſt die Hälfte eines Rauſches ausgeſchlafen; noch perlte der Schweiß auf

seiner kurzen schwarzbehaarten Stirn, und die Backen schimmerten wie glühendes Eisen hinter dem Knebelbart hervor. Durch das Pochen und Schwatzen am Thore geweckt, steckte er seinen dicken Krauskopf aus der Luke, fragte gähnend und belfernd: »was es gebe?« und auf dem gehorsamtlichen Bericht des Wächters: »Ritter Huldmann von Behringen aus Schlesien begehre wegen hochwichtiger Dinge mit ihm zu reden,« befahl er, nach einem kräftigen Fluche, ihn in den Waffensaal zu führen.

Huldmann ließ durch den trocknen Willkommen des Burgherrn sich nicht irre machen. Mit Bescheidenheit, doch ohne Umschweife, erzählte er, wie er im Eichenhain zufälligerweise ein schönes Weib erblickt, und das Bild, das er ein wenig feurig von ihr entwarf, ließ den Burgherrn augenblicklich auf Brunhildis rathen. Ob nun zwar Huldmann nichts vom Bade erwähnte, so verweilte er doch mit so vieler Behaglichkeit bei dem Gesichte, und besonders bei der Nase der schönen Unbekannten, daß sein Gemälde mehr als hinreichend war, die Flammen der Eifersucht in dem Busen des reizbaren Konrad auflodern zu lassen. Wer weiß, was er im ersten Ausbruch derselben gethan haben würde, wenn nicht Huldmann zuletzt auch der schnellen Flucht erwähnt hätte, durch welche Brunhildis sich seinen lüsternen Blicken entzog. Dieser Umstand besänftigte den brausenden Konrad menigstens in dem Maße, daß er bloß mit einem grinzenden Lächeln fragte: »ob der junge Ritter kein anderes Anliegen habe, als ihn von seinem galanten Abenteuer zu unterhalten.«

»Ich wünsche Namen und Stand dieses Frauenzimmers zu wissen,« versetzte Huldmann.

Konrad. Was kümmert's Euch?

Huldmann. Ich frage nicht aus eitler Neubegier, und nicht um schnöder Wollust willen, sondern mir liegt ob, ein Gelübde zu erfüllen.

Konrad. Was hat Euer Gelübde mit einer Dirne in meiner Burg zu schaffen?

Huldmann. Viel, edler Herr, doch kann ich's nicht erklären. Nur vergönnet mir dringend meine Bitte zu wiederholen.

Konrad. Und wenn sie nun mein Kebsweib wäre?

Huldmann. Dann laßt mich fragen: liebt Ihr sie herzlich?

Konrad. Seltsam. Nun ja, ich liebe sie so sehr, daß ich's nicht länger dulden mag, ein zweideutiges Gespräch von ihr anzuhören. Ihr werdet wohl thun, junger Ritter, Euer Roß zu besteigen, und je eher je lieber meine Burg zu verlassen, denn es will Abend werden.

»Liebt Ihr sie,« sprach Huldmann ohne irre zu werden, »so seid Ihr der rechte Mann, von dem ich mir einen Liebesdienst erbitte, gegen reiche Vergeltung in der Zukunft. Seid nämlich so gut, der schönen Dirne eigenhändig die Nase abzuschneiden, und mir selbige Nase zu überantworten. Dann laßt mich in Frieden ziehen. Ueber lang oder kurz sollt Ihr von mir hören.«

Konrad von Grauenfels wurde durch diese unverschämte

Propoſition ſo ſehr überraſcht, daß er in den erſten drei Minuten umſonſt zu ſprechen verſuchte. Die Ader vor der Stirn ſchwoll ihm auf wie eine alte Baumwurzel, die Augen ſprühten Funken, er ſetzte die Arme in die dicken Wampen, und mit einem Gelächter der Wuth, wobei ihm der Geifer den Bart herabſchwamm, brüllte er laut: »Junger Fant! verdank' es deiner Jugend; wenn ich dich ungezüchtigt entlaſſe! Hat man jemals dergleichen Vorſchlag gehört! Biſt du verrückt, ſo hätte dein Vormund dich einſperren ſollen. Fort, mir aus den Augen.

Ruhig und beſcheiden entgegnete Huldmann: „er werde nicht von hinnen weichen, bis er die ſchöne Naſe in ſeiner Taſche wiſſe; und zwar genüge ihm nicht an der Naſe allein, ſondern eine unerläßliche Bedingung ſei, daß Ritter Konrad von Grauenfels ſelbſt ſie herunter ſchneide. Wenn er ſich deſſen weigere, ſo müſſe er geziemend erſuchen, einen Kampf auf Leben und Tod mit ihm zu beginnen, damit auf ſothane Weiſe das ſiegende Schwert die freiwillige Gewährung ſeiner Bitte ihm verſchaffen möge.“

Jetzt konnte der Burgherr ſich länger nicht halten. Er ſchäumte vor Wuth, ſprang auf vom Seſſel, rief ſeine Trabanten, und ließ den jungen Ritter in das Burgverließ werfen, um dort ihm den ſonderbaren Kitzel zu vertreiben.

Die ganze Burg kam in Bewegung; die Zofen ſtrömten neugierig herzu; Brunhildis wußte ſchon eine Stunde nachher, daß ein ſchöner Jüngling um ihretwillen im Burgverließ ſchmachte. Ihr Herz ſagte ihr augenblicklich,

es sei der nämliche, den sie im Eichenhain, trotz der schamhaften Verwirrung, nur allzuwohl in's Auge gefaßt. Was er eigentlich von Konrad begehrt, erfuhr sie nicht, denn dieser hielt sich durch Huldmann's Unsinn beschimpft, und sprach d'rum gar nicht von der Begebenheit. Nur im ersten Ausbruch der Wuth war ihm Brunhildis Name mehrere Male entschlüpft, und natürlich setzte nun die weibliche Eitelkeit sich die Geschichte so zusammen: »Der schöne Fremdling sah mich im Bade, die Liebe beschlich sein Herz, er ging auf der Stelle, mich von Konrad zum Weibe zu begehren, und dafür leidet er nun im Kerker.«

Was Wunder, daß Neubegier, Mitleid, Lüsternheit, oder wie ihr es nennen wollt (nur Liebe nicht), sich Brunhildis sehr schnell bemeisterten; daß sie sogar wagte, Vorbitte für den Gefangenen einzulegen, dadurch aber nur sein Schicksal erschwerte, und Mißtrauen gegen sich selbst erweckte. Konrad verdoppelte die Wächter, und beschloß Huldmann's Tod.

Brunhildis kam dahinter. Sie hatte Konrad nie geliebt, jetzt haßte sie ihn. Ein unbekanntes Gefühl erwachte, Sehnsucht und Schwermuth zogen sie nach dem finstern Thurme, wo der liebenswürdigste Jüngling um ihretwillen büßte; sie bestach die Wächter, drang verschleiert zu ihm hinein, sah ihn schlafend, und sog das süße Gift immer mehr und mehr in sich. Leise nahte sie sich ihm, wollte ihn wecken, kämpfte mit der Scham, schlich wieder zurück, fühlte den Pfeil tiefer im Herzen, und beschloß, sich auf die folgende Nacht mit

mehr Muth zu rüſten, um den Geliebten zu befreien, ihn gegen Konrad zu bewaffnen, und den Wüthrich im Schlafe mit dem Tode zu vermählen. Dann wollte ſie mit dem unbekannten Ritter fliehen, der — ſo mußte ſie glauben — mit Entzücken zu ihrem Plan die Hand bieten würde.

Während ſie aber in ihr Kämmerlein ſich verſchloß, um alles vorzubereiten, ängſtete dem beſtochenen Wächter ſein Gewiſſen, daß er hinging zum Burgherrn, ihm Brunhildens nächtliches Beginnen entdeckte, und wie ſie geſonnen, in der folgenden Mitternacht den verdächtigen Beſuch zu wiederholen.

Konrad's erſte Bewegung war nach ſeinem Schwerte. »Solch edlen Tod verdient ſie nicht!« rief er, und ſtieß es zurück in die Scheide. Jetzt miſchte er einen Becher mit Gift. Aber auch dieſen ſtellte er wohlbedeckt zur Seite, weil kühlere Ueberlegung ihm zuraunte: es zieme ſich, vorher zu unterſuchen; die Verbrecher auf friſcher That zu ertappen, und dann, nach Befinden der Umſtände, blutige Rache zu üben. Er befahl dem Wächter, Brunhilden nicht merken zu laſſen, daß ſie verrathen ſei, ſondern ihr um Mitternacht willig die eiſernen Pforten aufzuſchließen; er ſelbſt aber ſchlich ſich an ein eiſernes Gitter auf der düſtern Wendeltreppe, durch welches er ungeſehen hinab ſchauen, und ihr Geſpräch belauſchen konnte.

Brunhildis ließ ihn nicht lange warten. Mit dem letzten mitternächtlichen Schlag der Burguhr ſchwebte ſie wie ein Geiſt zu Huldmann hinein, der diesmal wachte. Sie

trat vor ihm mit dem Lämpchen, lüftete sittsam den Schleier, und sprach: »kennst du mich wieder, schöner Jüngling?"

»Ich kenne dich," erwiederte Huldmann seufzend: »um deinetwillen trage ich diese Ketten." »Ich komme sie zu lösen," flüsterte Brunhildis, durch sein Bekenntniß angefeuert, weil es in ihren Ohren den süßen Klang einer Liebeserklärung hatte. Mit süßem Schmachten im blauen Auge, entdeckte sie ihm nun ihren Plan. Konrad schläft, die Wächter bestochen, hier ein Dolch, der Lohn, meine Liebe, Diamanten und Gold.

Mit Abscheu verwarf der junge Ritter den Vorschlag. »Ich kämpfe nur gegen Bewaffnete — ich morde keinen Schlummernden."

Weg mit der Großmuth! es ist um dein Leben geschehen, wenn du zögerst.

»Ich erkaufe es nicht durch einen Meuchelmord."

Schon ist der Befehl zu deiner Hinrichtung ertheilt.

»So befehle ich meine Seele Gott, und sterbe als ein unbescholtener Ritter."

Noch einmal, besinne dich! sieh das blanke Messer —

»Es ist für dich geschliffen! donnerte Konrad's Stimme aus der Thurmlucke herab. Brunhildis sank ohnmächtig zu Boden. Huldmann sah ruhig hinauf nach dem Ort, von welchem die Stimme herabschallte; aber der Burgherr war schon in der eisernen Pforte. Er trat in das Gefängniß, be-

fahl Huldmann's Ketten zu lösen, ergriff seine Hand, schüttelte sie, und sprach mit rauher Höflichkeit: »Verzeiht mir, junger Ritter, ich habe Euch verkannt; Ihr seid ein Biedermann, obgleich ein Sonderling. Laßt uns Freunde sein, und zum Pfande meiner Freundschaft empfanget jetzt von mir freiwillig, was Ihr begehret.«

Flugs ergriff er die Ohnmächtige bei den blonden Haaren, nahm das entfallene blanke Messer, und trennte mit zwei Schnitten die schöne Nase vom schönen Gesicht. Er fügte sogar die Ohren hinzu, steckte alles zusammen in einen kleinen Beutel von den Haaren der Verrätherin gestrickt, und überreichte ihn dem staunenden Jüngling, der, vor Verwunderung über alles was vorging, die Sprache noch nicht wieder gefunden hatte.

Die arme Brunhildis blieb in ihrem Blute liegen. Die Zofen winselten um sie her. Huldmann folgte Konrad in den Waffensaal, und mußte Bescheid thun aus dem vollen Humpen, bis die Nacht vergangen, und der rothe Saum in Osten die liebe Sonne verkündete. Da brach er auf, von Konrad bis an die Zugbrücke geleitet, schwang sich auf sein Roß, schied dankbar vom trotzigen Wirthe, trabte mit leichter Brust den Hügel hinab, und sobald er die Burg aus dem Gesicht verloren, öffnete er das Beutelchen, warf die Ohren auf den Acker, wickelte die Nase sorgsam wieder ein, und ritt, von neuem Muthe belebt, weiter; denn das Glück des ersten Abenteuers schien ihm Bürge für das Gelingen der übrigen.

Nach drei Tagen gerieth er in eine unbewohnte Wüste, wo öde Sandsteppen mit düstern Nadelwäldern abwechselten. Mit beharrlichem Eigensinn drang er immer vorwärts, und verwickelte sich stets tiefer in die pfadlose Einöde. Sein Brot war zu Ende; der Gaul fand nur wenige dürre Grashalmen; beide suchten lechzend aber vergebens einen Brunnen. Von Hunger und Durst gequält, waren beide dem Verschmachten nahe. Was half ihm jetzt der schöne Goldthaler, der immer gehorsam in seine Tasche zurückkehrte? Hier war Niemand, der ihn wechseln konnte! Gern hätte Huldmann ihn für ein Pfund Brot verschleudert, und fast trieb ihn die Noth nach Brunhildens Nase zu greifen, um sie gierig zu verschlingen. Siehe, da hob noch zu rechter Zeit der Gaul seine eigene Nase hoch in die Luft, witterte in die Ferne und versuchte zu wiehern, wozu ihm jedoch die Kraft gebrach. Weislich hing der Ritter ihm den Zügel auf den Hals, und überließ es seinem Instinkt, Rettung zu suchen.

Sogleich taumelte das abgemagerte Roß einem nahen Gebüsch zu, und drang hindurch, wo es am dichsten war, daß der geklemmte Reiter das Visier schließen mußte, um von den Fichtenzweigen nicht blutig gequetscht zu werden. So trug ihn sein treuer Gefährte in wenig Augenblicken auf einen freien Grasplatz, stand plötzlich still vor einem klaren Brunnen, und schlürfte mit gierigen Zügen das lang entbehrte Labsal.

Huldmann sprang ab und that ein Gleiches. Dann schaute er neubelebt um sich. Zur rechten Seite erblickte er

eine ungeheure Felſenwand von rothem mit Gold beſprengten Geſtein, desgleichen er niemals geſehen. Er ging nun auf und nieder, in der Hoffnung, doch einen Weg in das Innere dieſer merkwürdigen Steinwand zu finden. Endlich gewahrte er ein großes Thor aus Alabaſter, in welches man wohl einen Kirchenthurm hätte ſtellen können. Da nahm er ſein Pferd am Zügel und ſchritt beim Thore hinein. Jetzt zeigte ſich ihm ein ſonderbarer Anblick. Auf einer Seite ſtand ein Eichenwald und von ferne ſtand ein Schloß von erſtaunlicher Größe, auf der anderen Seite aber befanden ſich Pomeranzen- und Zitronenbäume, dann ein chineſiſches Dorf, deſſen Häuſer ſo klein waren, daß kaum ein Kind von ſieben Jahren darin hätte aufrecht ſtehen mögen. Huldmann bekümmerte ſich um das Dorf nicht, ſondern ging auf das ſtattliche Schloß zu, von deſſen kryſtallenen Fenſtern ein jedwedes ſechs Mann hoch war. In eben dem Verhältniß groß war auch das Thor. Als ſich Huldmann demſelben näherte, ſo trat ein Rieſe ganz in Brokat gekleidet und mit einem Stock hervor, deſſen ſilberner Knopf die Größe eines halben Eimerfaſſes hatte. Mit der Stimme des Donners fragte der Rieſe: Was ſuchſt du hier, eiſernes Männlein? Worauf Huldmann höflich erwiederte: Ich möchte gerne mit dem Schloßherrn ſprechen. — Mit dem König der Rieſen und Zwerge, dem erhabenen Purmentor, willſt du ſagen, verbeſſerte der Rieſe. Erfreut ſah bei dieſen Worten Huldmann ſich am Ziele. Wenn dein Herr der durchlauchtige Beſitzer des goldenen

Wartes iſt, ſo ſag ihm, daß ich ihm meine Ehrfurcht bezeugen will.

Hierauf wurde dem Ritter der Einlaß geſtattet. Zahlreiche Diener zeigten ſich und man führte des Ritters Pferd in den Stall, wo es beſonders gut verſorgt wurde, wie ſich der Ritter, der ſich den Stall genau merken wollte, ſelbſt überzeugte. Mit Verwunderung ſah er hier eine doppelte Reihe Krippen angebracht, deren eine ſehr hoch, die andere dagegen ſehr niedrig war. Von Pferden aber war nichts zu ſehen, weil alle eben geritten wurden, indem der König eine Waffenübung vornahm. Bis zu deſſen Zurückkunft wies man ihm die königlichen Gemächer, welche alle prächtig ausgeſchmückt und mit Mobilien von außerordentlicher Größe verſehen waren. Trompeten meldeten die Ankunft des Königs, und nun wurde Huldmann in den Thronſaal geführt, deſſen rubinene Säulen mit Blumenkränzen aus Perlen, Diamanten und anderen köſtlichen Steinen umwunden waren. Eine zahlreiche Wache von Rieſen, ſämmtlich dreimal ſo hoch als der Ritter und bewaffnet mit vergoldeten Keulen, harrte des Königs, der nun unter dem Schalle einer tobenden Muſik eintrat. Er war ein ſehr majeſtätiſcher Rieſe, noch größer als alle anderen, ganz im ſcharlachenen Anzug mit einem ſilbernen Bruſtharniſch und einer Krone, die aus einem einzigen Diamanten gefertigt war. Ihm folgten Edelleute, die Schwert, Dolche, Zepter und Reichsapfel auf goldenen Kiſſen, und überdies herrliche Fähnlein trugen. Aber Huldmann hatte für nichts Augen

als für die Oberlippe des Königs, welche zu seiner höchlichen Freude auch wirklich mit einem Knebelbart versehen war, der wohl anderthalb Ellen in der Länge hatte, und aus Golddraht zu bestehen schien. Daß hier nichts mit Gewalt zu ertrotzen sei, sah Huldmann bald ein, er wollte deswegen durch List zu seinem Zwecke kommen. Als sich der König auf den Thron gesetzt hatte, näherte er sich daher demselben mit bescheidentlicher Geberde, und sagte, daß er aus Begierde den berühmten König Purmentor kennen zu lernen, sich hier eingefunden habe, und daß er den Augenblick der Erfüllung seines Wunsches für den glücklichsten seines Lebens halte. Der König aber nahm ihn sehr gnädig auf und schwor bei seinem Barte, daß er sich sehr freue, ein eisernes Männlein kennen zu lernen, von welchem er viel Gutes gehört habe, deren Land zu besuchen ihm aber vom Schicksale verwehrt sei. Hierauf bot ihm der König den Freundschaftskuß an. Er stieg zu dem Ende vom Throne herab, und hob den Ritter ganz sachte auf den Arm, worauf er ihn dann gar zärtlich küßte, und sehr sanft wieder niederließ. Bei der Tafel sagte ihm der König, es hätten die Berggeister ihn benachrichtigt, daß die eisernen Männlein große Kriegserfahrenheit besitzen. Er erbitte sich daher seinen Rath, indem er eben mit den bezauberten Bären, deren Land an das seinige grenze, in Krieg begriffen und sehr besorgt sei, den Kürzeren zu ziehen. Ritter Huldmann theilte ihm in Kürze einen Theil desjenigen mit, was er von der Kriegskunst selbst verstand, und der König Purmentor bat

ihn angelegentlichſt, ſeine Krieger in den Waffen zu üben. Hierauf aber entließ er ihn und befahl, weil die Sonne bald die ſenkrechte Höhe erreichen werde, ihn nach ſeiner Wohnung zu führen, wogegen er aber mit der zwölften Stunde der Nacht ſich in Bereitſchaft halten ſolle, wieder vor ſeinem Throne zu erſcheinen. Huldmann ging, mit Küſſen entlaſſen, geführt mit einer Wache, und gelangte an jenen Ort, wo das winzige chineſiſche Dörfchen war. Hier führte man ihn in einen Glockenthurm, deſſen Höhe ihm gerade noch erlaubte, aufrecht zu ſtehen. An dieſem Orte, bedeutete man ihm, habe er bis zur Mitternachtsſtunde zu weilen; er werde aber mit allem verſehen werden, was er bedürfe, und auf ſeinen Ruf würden Diener erſcheinen, ſeine Befehle bereitwilligſt zu befolgen. Nun entfernten ſich die Rieſen und ſperrten den erſtaunten Ritter ſehr ſorgfältig ein. —

Gelaſſen erwartend, was da geſchehen werde, überließ er ſich dem Schlummer. Als er erwachte, befiel ihn ein heftiger Durſt. Er klingelte; da erſchien ein winziger Zwerg, ihn um ſeinen Willen befragend, worauf der Ritter Wein begehrte. Als der Zwerg dieſen brachte, befragte ihn der Ritter, wie es käme, daß er Vormittags von Rieſen und Nachmittags von viel kleineren Herren bedient werde. Der Zwerg gaffte ihn ſtarr an, zuckte mit den Achſeln und ging, ohne ein Wort zu ſagen. Um die zwölfte Stunde wurde Huldmann wirklich von ſeinen Rieſen abgeholt, die auf die ähnliche Anfrage mit donnergleichem Gebrumme verdrießlich auf die Seite ſahen. Nun wagte

er vollends nicht den König selbst zu befragen, vielmehr nahm er sich vor, seine Freundschaft möglichst zu erhöhen, um Gelegenheit zu finden, ihm während des Schlafes den goldenen Bart abzuschneiden, da er zu Adla's Erlösung nun einmal unentbehrlich sei. Neuerdings unterhielt sich der furchtbare aber gütige Purmentor mit Huldmann über die Kriegskunst, und er ließ sechzig Riesen ausrücken, um sie nach Huldmann's Gutbefinden im Waffendienste zu üben. Der König war mit ihm höchst zufrieden. Zwar wurde Huldmann noch mehrere Tage auf gleiche Art versperrt, und er war nicht im Stande, zu erfahren, warum eigentlich dieses geschehe; dagegen mußte er zu seinem großen Verdrusse vernehmen, daß man in diesem Lande gar nicht schlafe, und so war seine Hoffnung, dem Bart des Königs beizukommen, ganz vereitelt. Schon wollte er sich der Verzweiflung überlassen, und in einem wüthenden Kampf mit den Riesen den Tod suchen, als der Zufall ihm eine neue und stärkere Hoffnung an die Hand gab. Die Riesen geriethen nämlich bei einer der Waffenübungen so in's Feuer, daß sie der Mittagsstunde ganz zu vergessen schienen, und Huldmann auf dem Waffenplatze noch sehr weit von jenem Thürmlein entfernt war, in das man ihn jedesmal gesperrt hatte. Die Sonne stand senkrecht; die zwölfte Stunde war gekommen. Plötzlich schrumpfte die ungeheure Reihe der gewaltigen Riesen zusammen; die Rüstungen sprangen ab, und die Riesen standen in Zwerge verwandelt. Jetzt blickte Huldmann nach dem Könige.

Auch mit diesem war eine gleiche Veränderung vorgegangen; nur sein anderthalb Ellen langer Goldbart war geblieben, und er sank unter der Last desselben, um Hilfe krähend, zusammen. Da krähten alle Zwerge, und sogleich liefen derer vier herbei, um dem König seinen Bart tragen zu helfen. Jetzt sah sich Huldmann überzeugt, daß die Riesen bei ihrer Verwandlung mit der Größe nicht nur die Donnerstimme, sondern auch beinahe alle körperlichen Kräfte verloren hatten. Schon fuhr es ihm durch den Kopf, den König sogleich des Bartes zu berauben, und die Zwerge niederzumetzeln, allein er bedachte, daß die Schwere des goldenen Bartes immer beträchtlich genug sei, um ihn am Fechten zu hindern, da er bei dieser Waffenübung zu Fuß sein Pferd nicht bei sich hatte. Sehr zufrieden indeß mit der gemachten Entdeckung, fragte sich Huldmann gehorsamst an, ob er nach seinem Arreste gehen solle; allein der König erwiederte, da er nun einmal ihre Verwandlung gesehen habe, und er ihn überhaupt für seinen Freund halte, so solle er nicht mehr in den Thurm gesperrt werden, sondern immer in seiner Gesellschaft bleiben. Huldmann hätte vor Freude in die Luft springen mögen; das war's ja eben, was er wollte! Sie zogen nun ab, aber nicht in das große Schloß zur rechten, sondern in das chinesische Dörfchen zur linken Seite. Die schwachen Zwerge konnten ihre Riesenrüstungen nicht fortschaffen, und mußten nackt nach Hause gehen, um selbe auf Wagen hinwegzubringen. Als der Ritter mit dem König in dessen Wohnung kam, so

bekleidete ſich dieſer mit einem Gewande, welches demjenigen, das er als Rieſe trug, vollkommen ähnlich war. Huldmann wollte noch heute ſeinen Plan ausführen, indem er wohl wußte, daß man die Gelegenheit an der Stelle benützen müßte; nur wollte er ſich einige Ruhe gönnen, weil ihn bei der ungewöhnlichen Hitze des Tages eine Mattigkeit beſchlich. Der König ließ ihn nicht von ſich, ſondern wies ihm das anſtoßende Zimmer an, worauf ſich Huldmann den Armen des Schlafes überließ. Schon war die Nacht herangebrochen, als er erwachte. Er ließ ſich ſein Pferd bringen, unter dem Vorwande, als wolle er bei der Schönheit der Mondnacht ausreiten. Als er aber den Gaul am Hauſe angebunden ſah, ſo ging er zum König, als ob er ſich indeß pflichtmäßig empfehlen wolle, traf ihn in Geſellſchaft zweier Unterbefehlshaber und zweier Barttträger. Ganz offen klagte ihm Purmentor, der Zorn des Schickſals habe ſein Rieſenvolk ſo hart beſtraft, daß Jedermann von der zwölften Stunde des Tages bis zur zwölften der Nacht täglich in einen Zwerg verwandelt werde; er ſelbſt ſei geplagter als alle ſeine Unterthanen, da ihn der goldene Bart, der ſeiner Nation Unſterblichkeit ſichere, in den Verwandlungsſtunden zu Boden drücke. Dieſer Laſt will ich Euch entheben, ſagte Huldmann, und ſchnitt ihm flugs den goldenen Knebelbart herab.

Die erſtaunten Anweſenden wollten mit ihren Kinderdegen auf ihn eindringen, aber er warf mit jedem Griff ihrer zwei ſo heftig an die Wand, daß ſie für todt auf die

Erde fielen. Hierauf eilte er mit der Beute hinaus, trat die Wache zu Boden, bestieg sein Pferd und ritt ruhig stolz dem Ausgange zu. Es wirbelten die winzigen Trommeln, durchdringendes Pfeifen und Schmettern — auf fingerlangen Trompeten — erschallte bald darauf, und er konnte daraus schließen, daß die ganze Nation in Bewegung sei. Da trat plötzlich die Mitternachtsstunde ein. Furchtbar schallten alle Instrumente, die erst so lächerlich geklungen hatten, und Huldmann wußte, daß nun alle Zwerge in Riesen verwandelt seien. Aber beinahe zu spät schon hörte er hinter sich die Stimmen der Riesen die Felsen erschüttern, schon wurde er von einem eingeholt, als er dem Thore ganz nahe war. Aber er wandte das Roß, legte ein, und stieß den Verfolger mit der gut geführten Lanze zu Boden. Sechs andere Riesen kamen an, aber Huldmann lenkte um und war zum Thore hinaus, dessen Grenzen die Unholde nicht überschreiten konnten.

In der Ferne von etwa einer starken Meile erblickte er ein freundliches Dörfchen, über dem sich so eben dunkle, willkommene Wolken zusammenzogen, und der lechzenden Erde, wie dem erschlafften Menschen Erquickung versprachen. Huldmann setzte dem Gaul die Sporen in die Rippen, um schneller die kühle Herberge zu erreichen; aber vergebens bemühte er sich, ihn aus dem trägen Schritt zu bringen; mit gesenktem Kopf und trockener Zunge zuckelte er langsam vor sich hin, und hatte kaum erst eine halbe Meile zurückgelegt, als schon ferner Donner in des Ritters

Ohren rauschte. Das dunkle Gewölk über dem Dörfchen wälzte sich schwärzer und schwärzer herauf, und schien wie ein ungeheurer Sack über der Spitze des Kirchthurms zu hängen; die Blitze zuckten, der Donner rollte, das Gewitter brach fürchterlich herein.

Schon schlug der Hagel Beulen in des Ritters Helm, und trieb, wirksamer als der Sporn, den müden Gaul zum schwerfälligen Trabe; schon konnte Huldmann die Fenster der Bauernhütten und des Pfarrers Ziegeldach unterscheiden — siehe, da borst plötzlich das schwarze tiefhängende Gewölk und ein Wolkenbruch strömte herab — wilde Wasser stürzten sich über die Felsen — in wenig Minuten stand das Dörfchen in einem See, und die Wellen schlugen in die Fenster des zweiten Stockwerks.

Huldmann ritt auf einen Hügel, sah entwurzelte Bäume, umgestürzte Hütten an sich vorübertreiben, hörte der hilflosen Bewohner Angstgeheul, bald derer, die von den Fluten ergriffen mit dem Tode kämpften, bald derer, die von den Dächern herab um Rettung schrien. Kaum hundert Schritt von seinem Zufluchtsort, der wie eine runde Klippe aus der Brandung hervorragte, stand das Haus eines Untervoigts mit gemaltem Giebel, und auf dem Söller des Hauses ward er ein junges, schönes Weib gewahr, mit einem Säugling auf dem Arme, die jämmerlich schrie, und mit verzweifelnder Geberde immer nach einem schwarzem Punkt in den tobenden Wellen deutete. Huldmann begriff sogleich, daß dort ein Mensch, wohl

gar ein geliebter Gatte, in Todesgefahr schwebe. Von Jugend auf vertraut mit dem nassen Elemente, und im Schwimmen geübt, besann er sich keinen Augenblick, warf Helm und Panzer von sich, ließ beides nebst dem goldenen Barte in der Obhut seines Gaules, und sprang in die Fluten, die er mit jugendlicher Kraft durchschnitt.

So wie er dem schwarzen Punkte sich näherte, gewahrte er deutlich, daß ein junger Mann mit der letzten Anstrengung gegen den Untergang kämpfte; und eben als der Krampf in Ohnmacht überging, die Wellen schon ihre Beute entführten, fing Huldmann sie auf mit der nervigten Linken, und steuerte mit der Rechten dem Hause zu, auf dessen Söller das kreischende Weib sich die Haare zerraufte.

»Er lebt noch! er ist gerettet!" rief er hinauf, mit mächtiger Stimme gegen den Sturm, mit eisernen Nerven gegen die Wellen kämpfend. — Gott! Gott! schluchzte das Weib, Dank und Freude preßte sie in die einzige Silbe.

Jetzt hatte Huldmann einen unerschütterten Thorpfosten erreicht, um den er den freien Arm schlang, und so einen Moment der Ruhe gewann; indessen das junge Weib Stricke herbei holte, und mit zitternden Händen an das Geländer des Söllers befestigte.

In dieser peinlichen Lage flüsterte Adla's Schutzgeist dem Ritter zu: Nütze einen Augenblick, der nie wiederkehrt! — und flugs tönte seine Stimme hinauf: »Ist der Gerettete dein Gatte?"

Er iſt es!

»Liebſt du ihn?«

Ob ich ihn liebe?

»Wirſt du mir vergelten?«

Mit meiner ganzen Habe.

»Iſt das Kind an deiner Bruſt das deinige?«

Mein Kind.

»Hat es einen Zahn?«

Einen Einzigen.

»Brich ihm den Zahn aus dem Munde, wickle ihn in ein Tüchlein, und laß ihn am Stricke herab.«

Wie? —

»Erfülle mein Begehren, oder ich ſtrecke den linken Arm aus, und dein ohnmächtiger Gatte iſt unwiederbringlich ein Raub der Wellen.«

Gott! was kann der Zahn des unſchuldigen Kindes dir nützen?

»Frage nicht, klügle nicht, gehorche, oder dein Gatte iſt verloren.«

Er ließ plötzlich den Thorpfoſten los, und die Wellen trieben ihn, weil er ſich hingab, einige Schritte abwärts.

Halt! halt! kreiſchte die arme Geängſtigte, faßte verzweifelnd dem ſchlafenden Kinde in den offenen lächelnden Mund, brach mit einem wüthenden Schrei eigenen Schmerzes die zarte Blüte ihm heraus, gab das blutende, wimmernde Kindlein der Magd, wickelte den Zahn in ihr Buſentuch, und ließ ihn am Stricke hinab.

Alsobald arbeitete Huldmann sich näher, ergriff das Tuch mit den Zähnen, riß es los, und schlang jetzt den Strick dem Ohnmächtigen um den Leib. Mit der gewaltigen Kraft, welche von Angst erzeugt, zog die treue Gattin ihn hinauf, und Huldmann verweilte, bis er ihn in Sicherheit sah. Als sie ihn jetzt über das Geländer hinüber zog, rief der Jüngling ihr lächelnd zu: „Vergib die Härte! der Zahn war mir theurer als mein Leben, doch hättest du ihn verweigert, ich wäre d'rum nicht minder deines Gatten Retter geworden."

»Habe Dank," rief sie weinend, »daß du den Zahn nur forderteſt. Das Kind selbst hätte ich hinabgeworfen, wäre seines Vaters Leben der Preis des Mordes gewesen."

»Ihr guten Geister, die ihr mich hilfreich umschwebt, flüsterte Huldmann betend, als er nach seinem Hügel zurück steuerte, lohnt dem trefflichen Weibe die seltene treue Liebe!"

Unversehrt fand er Roß, Panzer und Helm, doch mußte er noch manche Stunde auf dem Platze verweilen, ehe er auf überschwemmten Straßen die Reise fortsetzen konnte. Aber trotz seiner Ungeduld verstrich ihm schnell die Zeit, denn war er nicht endlich im Besitze der drei Kleinodien, an welche das Orakel der Geliebten Erlösung band? — Nur Flügel wünschte er sich noch, Flügel, die ihn an den Fuß des Todtenberges trugen, um das Abenteuer glücklich zu enden.

Leider war er sehr weit von diesem erwünschten Ziele. Der bedächtige Gang seines beladenen Gaules ließ sich

unter allen vergleichbaren Dingen am wenigſten mit dem Flug der Vögel vergleichen, und es verſtrich daher noch manche Woche, ja ſogar noch mancher Monat, ehe die wohlbekannte Felſenhöhle ihn angähnte. Wir aber eilen ſchnell voraus auf den Schwingen der Fantaſie, und ſind Zeugen ſeiner Ankunft an dem Orte, wo er Adla's Schattengeſtalt zum erſten Mal erblickte. — Endlich! rief er entzückt, ſprang haſtig vom trägen Gaule, überließ ihn unbekümmert ſeinem Schickſale, und eilte, mit dem dreifachen Talisman gerüſtet, der Höhle zu.

Kein Fledermauskopf verſperrt ihm den engen Pfad. Zwar hüpfen auch keine flammenden Eier vor ihm her, aber ein ſanftes, phosphoriſches Licht, diesmal von keinem häßlichen Gnomen getragen, erfüllt die ganze Grotte. Die eiſerne Pforte ſtand offen. Die lebloſen Ritter ſitzen noch um die Marmortafel. Kein heidniſcher Prieſter läßt ſich ſehen. Der drehende Stern iſt verſchwunden. An ſeiner Stelle erblickt Huldmann den grinſenden Kopf eines Waldteufels mit beweglichen Augen, die überall, wohin er ſich wendet, ihm zu folgen ſcheinen.

Ohne ſich um dieſen Zuſchauer zu bekümmern, unterſuchte er mit haſtiger Begierde rings umher die Mauer, ob nicht irgend eine Pforte oder Höhle oder Spalte ihm den Eingang zu Adla's Wohnung verrathe. Vergebens! den ſchon bekannten düſtern Gang ausgenommen, ſchien der runde Saal mit nichts in Verbindung zu ſtehen. »Aber es muß doch irgendwo ein Ausweg zu finden ſein! ſprach

Huldmann laut und ungeduldig zu sich selber. Ich will zu Adla! der Liebende will, und sollte er mit dem Kopfe gegen die Wand rennen, bis er ein Loch durchbohrt! — Doch halt! vielleicht daß meine Kleinodien hier die erste hilfreiche Wirkung hervorbringen."

Flugs zog er den Zahn des Kindes aus dem Busentüchlein der Mutter, faßte ihn zwischen zwei Finger, ging damit an der Wand rings umher, und berührte sie im Gehen überall, in Hoffnung, sie werde irgendwo einen Riß bekommen, oder ein verborgenes Thürlein werde plötzlich aufspringen. Das geschah nun zwar nicht, aber so oft er sich dem Kopfe des Waldteufels mit dem Zahne näherte, gähnte dieser ganz entsetzlich, und ließ ihn in einen Schlund hinabschauen, weit genug, einen Menschen aufzunehmen.

Da nun der magische Kinderzahn durchaus keine andere Wirkung hervorbrachte, so schloß Huldmann ganz richtig, man verlange von ihm, daß er sich in diesen Schlund hinabstürze. So wenig einladend eine solche Fahrt auch war, und so finster es in diesem Schornstein aussah, so bedachte er sich doch keinen Augenblick. Den behelmten Kopf voran, gewapnet und gespornt, fuhr er muthig hinein. Der Waldteufel schluckte, — und weg war der Ritter! —

Aber sein Glaube hatte ihn nicht getäuscht. Nur wenige Augenblicke gleitete er im Finstern fort, schon schimmerte ihm Tageslicht entgegen, und er fiel nieder in einen Kamin von Lapis lazuli, der bestimmt war, bei unfreundlichem

Wetter einen geräumigen Gartenſalon zu erwärmen. Ohne die koſtbare Zeit durch Verwundern und Raiſonniren einzubüßen, wodurch ſo mancher Menſch in der Welt ſein Glück entſchlüpfen läßt, hielt er ſich vor den Kriſtallſpiegeln des Salons nicht länger auf, als nöthig war, um den Kaminruß vom Geſicht zu waſchen, damit Adla ihn nicht für den Knecht Ruprecht anſehen möchte. Er achtete dabei nicht im Geringſten auf das köſtliche Waſchbecken, deſſen Unterſchale aus einem ausgehöhlten Diamant, und das Gießbecken aus einer einzigen Perle beſtand.

Ueberzeugt, daß nunmehr ſchon die ganze Bezauberung gehoben ſei, ſtürzte er fort in den Park, bemerkte kaum den ſchönen See, in dem, ſtatt Waſſertropfen, nur Perlen wogten; hatte kein Ohr für die ſanften Harmonien, die aus großen Weintrauben ihm entgegen liſpelten, weil jede Beere eine künſtliche Spieluhr faßte; roch nicht die ſüßen Ambradüfte, welche aus unzähligen Ameiſenhaufen wie ein lichter Nebel hervorquollen; ging ungereizt an den Diſteln vorüber, die hier Melonen trugen, und an den Fichten, auf welchen Piſang wuchſen; er kannte nur *Einen* Wunſch, nur *Eine* Begierde — Adla! Adla! — *ſie* ſuchte er im düſtern Hain, nach *ihr* ſeufzte er in der Grotte, *ſie* rief er laut vom Rebenhügel. Ach! immer vergebens!

Vom Morgen bis zum Abend war er, der brennenden Sonne zum Trotz, raſtlos umher geſtrichen, hatte den prächtigen weitläufigen Park der Kreuz und Quer durch-

wandert, sank endlich erschöpft auf eine Rasenbank, und wurde nun erst gewahr, daß er das einzige lebende Wesen in dieser reizenden Schöpfung sei. Zwar saßen Vögel aller Art auf allen Bäumen und Zweigen, aber stumm und starr. Huldmann meinte wohl anfangs, sie wären nur deshalb nicht scheu in der Nähe eines Menschen, weil, wie auf unbewohnten Inseln, sie mit dessen Gestalt, List und Grausamkeit unbekannt geblieben. Als er jedoch von einem Pfirsichbaum den schönsten Finken, und von der blühenden Nachtviole einen Kolibri mit der Hand wegnahm, machte er die traurige Entdeckung, daß zwar noch Wärme, aber kein Leben in ihnen sei.

»Was soll das heißen!" rief er wehmüthig. „Habe ich die harten Bedingungen nicht erfüllt? Soll ich hier am Ziele einsam verschmachten?"

In düsterer Schwermuth warf er sich am Abhang eines Hügels nieder, sah starr in die untergehende Sonne und in den heraufsteigenden Mond, und murrte leise über den Eigensinn seines Schicksals. Vor ihm, weit ausgedehnt, lag ein grüner Rasenplatz, den jenseits eine Gruppe von babylonischen Weiden bekränzte, hinter welchen in tiefer Ferne hohe Cedern den Horizont verschlossen. Als nun der Mond immer höher herauf wandelte, und er von ungefähr einen Blick auf jene Gruppe von Thränenweiden warf — siehe, da schwebte Adla's Schatten unter den herabhängenden Zweigen, ganz so wie er ihn einst am Eingang der Höhle erblickte, nur dieses Mal still, von keinem gefiederten Sänger umflattert.

Sie ſehen — aufſpringen — über den Grasplatz hinüber fliegen — ohne mit den Fußſpitzen die Blumen zu beugen — war das Werk einer Sekunde. Keine Schlange bäumte ſich ihm entgegen, kein verwachſenes Geſträuch hielt ihn zurück; nur Adla ſelbſt, in ihrem ſanften Lichtglanze, ſchwebte, wie damals, immer weiter und weiter, wurde ſtets kleiner und kleiner, je näher Huldmann ihr kam, erleuchtete endlich mit ihrem Schimmer einen großen Käſicht von Smaragden, deſſen Thür offen ſtand, und zog ſich — als der liebende Ritter eben die Hand nach ihr ausſtreckte — vollends in den Käſicht hinein.

Die Thür verſchloß ſich, der Glanz verloſch, der Mond tauchte unter, Finſterniß und Stille umgaben den Schauplatz. Huldmann bat und flehte vergebens, kein rauſchendes Blatt gab Antwort ſeiner Klage. Er tappte nach den Stäben des Käſichts, ſchüttelte und rüttelte ſie, aber das ſmaragdene Kunſtwerk ſpottete ſeiner Gewalt. Trotz der wüthenden Ungeduld mußte er in ſein Schickſal ſich fügen, und bis zum Anbruch des Tages ſeine Thätigkeit darauf einſchränken, den böſen Käſicht unaufhörlich zu umkreiſen, und mit den Fingern die Stäbe zu zählen.

Endlich! endlich ſpiegelte ſich Aurora in den Smaragden; der Käſicht wurde erleuchtet, aber ach! ſtatt Adla — wäre es auch nur in Miniatur — darin zu erblicken, ſah er blos — eine Nachtigall, die, wie alle übrigen Vögel im Park, ſtumm und ſtarr auf ihrem Stocke ſaß. — So gern ein liebendes Paar die Nachtigall über ſich in den

Blütenzweigen gewahrt, so ungern mag der Jüngling die holde Braut in ein Vöglein verwandelt schauen; und wenn nun noch obendrein ein Schloß von Geistern erfunden, zum smaragdenen Käfigt ihm den Eingang versperrt, daß er den lieblichen Vogel nicht einmal fassen, in seiner Hand erwärmen, durch den Hauch der Liebe ihn beleben kann — doch halt! der Zahn des Kindes konnte ja den Rachen eines Waldteufels öffnen, warum nicht auch einen Vogelkäfigt? —

Hastig zog Huldmann das Zähnlein aus der Mutter Busentuch, hielt es an das magische Schloß — und siehe, es sprang gehorsam auf. »Ich habe gesiegt!" rief er entzückt, und holte die Nachtigall mit bebender Hand von ihrem Stänglein herab. Aber — sie war und blieb leblos. Nicht das Feuer seiner Hand, nicht die Glut seines Busens erwärmte sie, und nach tausend vergeblichen Versuchen, sah er sich gezwungen, das starre Vöglein wieder in den Käfigt zu stecken; doch ließ er weislich die Thür offen, um täglich und stündlich neue Versuche anzustellen. Er erinnerte sich auch gar wohl, wie der Greis in Gestalt eines heidnischen Priesters ihm scheidend verheissen, daß er sich ihm zu erkennen geben wolle, sobald er eine Feder aus dem Fittig der Nachtigall im smaragdenen Käfigt ziehen und selbige in die Luft blasen werde. Aber er hätte eben so leicht eine tausendjährige Eiche mit ihren Wurzeln aus dem Boden gerissen, als diesem wundersamen Vogel eine einzige Feder entwandt; denn er schien ganz aus einem Stück

gemacht, und man mußte die Hoffnung aufgeben, oder ihn selbst zertrümmern.

Drei Tage ertrug Huldmann standhaft diese Neckereien der Geister; am vierten murrte er laut, am fünften fluchte er, am sechsten gerieth er in Verzweiflung, und am siebenten beschloß er, seine unnützen Talismane, deren Kraft er nach der Reihe vergebens geprüft hatte, von sich zu werfen, und in der Tiefe des Perlensees seinen Qualen ein Ende zu machen.

Das Erste, was er ergreift, ist der goldene Bart. Er wirft ihn mit einem Seufzer in das nächste Gebüsch! Ha! sieh! welch neues Wunder! Von ungefähr war er auf einer Steinplatte mit hieroglyphischer Inschrift gefallen. Sogleich fing der Bart an sich zu regen und zu zerstücken. Ein Theil des feinen Goldraths, aus dem er bestand, sammelte sich zu Flügeln, ein anderer Theil bildete die Körper von Vögeln. Diese kleinen goldenen Thierchen begannen das Lied der Nachtigallen zu singen.

Sogleich drehte sich die Nachtigall munter hin und her, schlug mit den Flügeln, und ehe der entzückte Huldmann sich's versah, flog sie auf dem nächsten Baum, und gurgelte den goldenen Vögeln antwortend ihr süßes Lied. — Das Davonflattern stand freilich nicht in seinem Plan. Hätte er es ahnen können, er würde ihre kleinen Füße fest zwischen seine Finger geklemmt haben. Aber nun saß sie einmal dort oben, und kein Locken, kein Pfeifen, auch keine vorgehaltenen Ameiseneier konnten sie wieder her-

unterbringen. Nur ihr schmelzender melancholischer Gesang schien zu verrathen, daß gleiche Sehnsucht ihr die Brust schwelle, aber des Schicksals strenges Gebot sie wider Willen an den Zweig feßle.

»Ich Thor!« rief Huldmann gegen sich selbst wüthend, »ich hatte mein Glück in der Hand und ließ es entschlüpfen. Hätte meine Hand doch mindestens, so bald ich Leben in dem Vogel verspürte, ihm eine Feder aus dem Fittig gezogen, so wäre der Greis nun hier, und würde mir rathen, was ich thun soll.«

Vergebene Klagen! — Die Nachtigall schlug, die goldenen Vögel antworteten ihr, der Greis blieb unsichtbar, und Huldmann seiner eigenen Klugheit überlassen. Er rief alle Künste in sein Gedächtniß, durch welche er so oft als Knabe die Nachtigallen berückte; er machte Fallen und Netze von allerlei Gattung, und legte die schönsten Mehlwürmer hinein — alles umsonst! die Nachtigall rührte sich nicht von ihrem Zweige. Nur dann, wenn Huldmann den Baum erkletterte, der ihr Zuflucht gab, flatterte sie neckend hinüber auf eine Buche, verweilte dort so lange, bis ihr Verfolger wieder herabgestiegen, — und nahm dann sogleich ihr trauliches Plätzchen wieder ein.

»Ei,« dachte der geängstigte Ritter nach langer vergeblicher Jagd, »des Kindes Zahn öffnete mir Park und Käsicht; Purmentor's Goldbart brachte goldene Nachtigallen hervor, sollte denn Brunhildens Nase nicht auch irgend eine verborgene Kraft bei sich führen? — Die Nachtigallen

sind bekanntlich sehr neugierig; mit abgeschnittenen Nasen hat wohl noch Niemand versucht, Nachtigallen zu fangen; wer weiß ob nicht Adla, die jeden Mehlwurm verschmäht, durch diese Nase sich herablocken läßt." —

Flugs strickte er ein neues zierliches Netzlein, stellte es neben dem Baum, legte Brunhildens Nase darunter, faßte die Ziehschnur in seine Rechte und kauerte sich hinter das nächste Gebüsch, die Wirkung seiner List erharrend. — Nicht lange, so schwieg der Gesang der Nachtigall Adla; sie drehte und bog das Köpfchen bald links bald rechts hinab, hüpfte von Zweig zu Zweig immer tiefer und tiefer, flatterte herunter auf den Boden, streckte ein langes Hälschen hinaus — hüpfte näher — und wieder näher — Husch! zog die Hand der Liebe das Netz über ihr zusammen.

Mit einem Sprunge war Huldmann neben ihr; sie flatterte nicht, sie sträubte sich nicht; sanft legte er die Hand auf sie, sanft wickelte er sie aus dem Netze, und nun war sein erstes Beginnen, ihr eine Feder aus dem Fittig zu ziehen, die er hoch in die Luft blies. Er erwartete einen Donnerschlag, eine Wolke, die sich herabsenkt, einen Geist, der herausſteigt — von alle dem geschah nichts — aber — sanft schwellend dehnte der Vogel sich aus — des Ritters Hand wurde zu klein ihn zu fassen — denn sie lag nicht mehr auf einen gefiederten Rücken, sondern auf einem Schwanenhals — eine Jungfrau stand vor ihm, sittsam in sich geschmiegt — es war Adla.

Rübezahl — stammelte sie leise und sank in süßer Ohnmacht hinab in die Blumen. Rübezahl wiederholte

Huldmann in einem Taumel des Entzückens: Ja er war der Greis — der Bauer — er hat mich geprüft und ſchenkt dich mir heute zum herrlichen Lohn!

In liebevollem Wahnſinn warf er ſich neben ihr in die Blumen — alles um ſie her lebte und regte ſich im frohen Gewimmel — alle Vögel ſangen, auf allen Roſen wiegten ſich Schmetterlinge, der Brillantkäfer ſchwirrte, und das bunte Würmchen ſchmückte den duftenden Lavendel. Huldmann breitete ſeine Arme aus, die ſittſame Braut zum erſten Mal an ſein hochklopfendes Herz zu drücken. — Adla neigte ſich willig zu ihm hin — aber ach! noch immer war die Prüfung nicht vollendet! Eine unſichtbare Gewalt verhinderte beide ſich zu umarmen. Sitzen und wandeln durften ſie beiſammen, äugeln, ſchwatzen und koſen; aber ſo oft einer von ihnen die Hand ausſtreckte, auch nur den Finger des andern zu berühren, ſo oft baute ſich eine zwar luftige, doch undurchdringliche Wand zwiſchen ſie hin, die keiner Bitte und keinem Talisman wich.

»Ihr guten Geiſter"! rief der Jüngling bald murrend, bald klagend, »was hab' ich verbrochen, daß ihr mich härter peinigt, als einſt Jupiter den Tantalus! Nur Waſſer und Früchte entzog man dem Durſtigen, dem Hungrigen — ach! was ſind die lieblichſten Früchte, was iſt der ſüßeſte Wein gegen die Reize dieſes holden Mädchens!"

Die ſittſame Adla empfand gleiches Verlangen, aber ſie ſchwieg und verſchloß die Sehnſucht in den ſchwellenden Buſen; ja, unbekannt mit höhern Wünſchen, würde ſie

glücklich sogar sich gewähnt haben. (Denn hatte sie nicht in der tausendjährigen Einsamkeit endlich einen liebevollen Gefährten gefunden?) Wäre nur Huldmann eben so zufrieden, als sie mit seinem Schicksal gewesen; hätte sie nicht den fressenden Gram ihm täglich tiefere Furchen auf Stirn und Wange nagen sehen. Zwar suchte sie alles hervor, um seinen Schmerz zu lindern; sie versammelte um sich ihren neubelebten gefiederten Hof, der seine ganze Erfindungskraft täglich in neuen Lustbarkeiten erschöpfte.

Ihre Hofdamen, Staare mit sehr geläufigen Zungen, unterhielten ihn pflichtgemäß mit lauter importanten Kleinigkeiten. Die Zaunkönige, ihre Pagen, bedienten ihn auf den Wink. Der Kuckuck, ihr Hofpoet, machte täglich drei Dutzend Sonneten. Einige Lerchen und Grasmücken zwitscherten ihm gefällige Lieder.

Ach! er entbehrte den Genuß der Liebe, der süßer ist als der Honig vom Berge Hymett, und nichts war vermögend seinen Gram zu zerstreuen. Am leichtesten athmete seine Brust, wenn er an Adla's Seite in der kühlen Grotte ihr gegenüber, die freundlichen Worte auffing, die sie ihm zulispelte.

Tausendmal hatte er in solchen traulichen Stunden sie gebeten, aus Liebe zu ihm ihrem kostbarsten Vorrechte zu entsagen, weil nur von dieser Entsagung Rübezahl's Erscheinung abhing, und weil eine geheime Stimme ihm zuflüsterte, daß mit dieser Erscheinung seine Qualen sich enden würden. Tausendmal hatte er Adla bereit und willig gefunden, seine Bitte zu erfüllen, wenn sie nur selbst ge-

wußt hätte, worin denn eigentlich ihr kostbarstes Vorrecht bestehe? — Beide zerbrachen sich darüber vergebens den Kopf, und stets umsonst versuchte Adla durch eine generelle Entsagung, den wohlthätigen Geist herbei zu locken.

Eines Morgens, als sie abermals in hundert vergeblichen Muthmaßungen sich erschöpft hatten, bat Huldmann das Fräulein, ihm ihre Jugendgeschichte, oder vielmehr die Geschichte ihrer Kindheit zu erzählen, denn sie schien noch jetzt nicht älter als sechszehn Jahr. Vielleicht meinte er, lasse sich darin ein Aufschluß finden, oder mindestens Stoff zu weiterm Nachgrübeln.

»Ach nein!« erwiederte Adla, »meine Geschichte ist so einförmig wie der ewig blaue Himmel über mir. So lange ich denken kann, grünt dieser Park, blühen diese Blumen, zwitschern und schnattern die Vögel, und ich wandle unter ihnen herum. Nur sehr selten war es mir vergönnt, durch die Grotte hinauf in die Oberwelt zu schweben, und nie durfte ich länger als eine kurze Mitternachtsstunde daselbst verweilen. — Von Zeit zu Zeit besucht mich Rübezahl, plaudert mit mir, kneipt mich in die Backen, und schenkt mir, was ich begehre; aber ich begehre nichts, denn ich weiß selber nicht, was mir mangelt.«

Die Erwähnung des Backenkneipens brachte noch eine Falte mehr auf Huldmann's Stirn. Indessen sprach Adla mit so kindlicher Unschuld davon, daß er es doch nicht wagte, eine spitze Bemerkung darüber laut werden zu lassen.

»Außer Rübezahl,« fragte er weiter, »hast du nie vorher menschenähnliche Wesen gesehen?«

»Doch,« verſetzte Adla. »Als ich noch ein kleines Kind war, beſuchte mich oft eine ſchöne große Frau mit einer goldenen Krone auf dem Haupte, die nahm mich auf ihre Knie, und küßte mich und weinte. Aber es iſt ſchon ſehr lange, ſeit ich ſie nicht geſehen! Meine Oberhofmeiſterin ſpricht, ſie ſei meine Mutter geweſen, und vorlängſt geſtorben.«

Gewiß, dachte Huldmann, iſt Adla eine geraubte Königstochter, das beweiſt die goldene Krone auf dem Haupte der Mutter. Er lief ſogleich in ſeinem Gedächtniß den genealogiſchen Kalender des damaligen Europa durch um zu errathen, welche jüngſt verſtorbene Königin ſich etwa zu Adla's Mutter qualifizire; und um ſich noch beſſer zu orientiren, erſuchte er das Fräulein, die Frau Oberhofmeiſterin kommen zu laſſen, damit er aus ihrem Munde erfahren möge, wie viel Zeit ungefähr ſeit dem letzten Beſuch der Mutter verſtrichen.

»Die Oberhofmeiſterin,« verſetzte Adla, »behauptet, es ſeien nunmehr achthundert Jahr.« »Wie!« rief Huldmann mit geöffnetem Munde, »achthundert Jahr!! und noch immer prangſt du in der Erſten Jugendblüte?«

Wie ich jetzt bin, war ich immer.

»So biſt du unſterblich?«

Das kann wohl ſein, ich weiß es nicht.

»O Gott!« klagte der Jüngling mit ſchmerzlicher Wehmuth, »wenn du nicht, gleich mir, ſterblich biſt, wie darf ich mich erkühnen, dich zu lieben?!«

Warum nicht? verſetzte Adla mit kindlichem Lächeln.

Sollte die Unsterblichkeit mir deine Liebe rauben, so bäte ich auf der Stelle, dies lästige Geschenk mir zu entziehen.

„Das könntest du? das wolltest du?"

Von ganzem Herzen! ich nehme Rübezahl und den Himmel zum Zeugen!

Ferner Donner rollte, als sie so sprach. Dunkle Nacht umgab die Liebenden plötzlich — Alle Vögel schwiegen — die Bäume rauschten nicht — die See murmelte nicht — Die erschrockene Adla, vom Instinkt geleitet, rückte näher an den Geliebten, und immer näher, und suchte Schutz in seinen Armen, und — ha! willkommen ersseufztes Wunder! Keine unsichtbare Kraft stieß sie mehr zurück — sie schmiegte sich an seinen Busen — seine Lippen fanden die ihrigen — beide vergaßen, was rund um sie her vorging — der Donner rollte, sie hörten es nicht — die Blitze zischten, sie sahen es nicht versunken im Taumel der ersten Liebe!

Als sie erwachten aus der süßen Ohnmacht, fanden sie sich auf einem Thron von Rosen, umringt von einem glänzenden Hofstaat. Die Staare, die Gimpel u. s. w. waren sämmtlich in Menschen verwandelt, die, statt des Schnabels, jetzt mit dem Munde schnatterten.

Was aber am meisten die Aufmerksamkeit der Liebenden fesselte, war ein Greis mit schneeweißem Haar und funkelnden Augen, in welchem Huldmann den heidnischen Priester und Adla den Rübezahl erkannte. Sie traten ihm ehrfurchtsvoll entgegen, diese die Hand, Jener den Saum seines Gewandes zu küssen. Er umarmte sie be-

wegt, segnete sie, und stellte sie dem versammelten Volke als die glücklichen Regenten dieses unterirdischen Reiches vor. Dann entließ er durch einen Wink die jauchzende Menge, setzte sich zu den Liebenden in die Rosen, weidete sich einen Augenblick an ihrem süßen Staunen, und hub dann mit einer Mischung von Ernst und Wehmuth folgendergestalt zu reden an:

»Ich bin euch Erklärung schuldig, über alle die Wunder, die euch umgaben, euch trennten und vereinigten. Du, Adla, bist meine Tochter, mit einer Sterblichen erzeugt. Deine Mutter war Böhmens berühmte Königin Libussa. Sie lebte vor 800 Jahren. Jungfräuliche Sittsamkeit, mit dem Stolz der Fürstin verbunden, kämpfte lange gegen meine stürmische Liebe. Endlich gab sie nach, doch unter einer harten Bedingung. Mit einem fürchterlichen Eide mußt' ich ihr zusagen, daß, wenn aus unserer Verbindung ein Kind geboren werde, ich solches augenblicklich ermorden wolle, damit nie ein Zeuge der verstohlenen Liebe sie beschäme. Du, Adla, warst die Frucht dieser Liebe." —

»Mit blutendem Herzen und abgewandtem Gesicht stand ich im Begriff, einen Schwur zu erfüllen, als das Gefühl der Mutter siegte, und ihre Hand meine Faust entwaffnete. Sie lebe! rief Libussa, sie lebe! aber verborgen im Mittelpunkt der Erde! Ihr leuchte eine andere Sonne, andere Sterne. Umringt sei sie zwar von Allem, was dem Leben Reiz zu geben vermag, doch nie erblicke

sie die Gestalt eines Menschen. Schwöre mir das mit einem neuen kräftigen Eide."

»Holde Libussa," erwiederte ich seufzend, »du bist unbekannt mit den Gesetzen der Geisterwelt. Was du forderst, übersteigt die Grenzen meiner Macht. Umgeben kann ich dieses Kind durch meinen Zauberstab mit allen Hindernissen, welche die schöpferischste Einbildungskraft zu erfinden vermag; doch gelingt es irgend einem kühnen Sterblichen, diese Hindernisse zu besiegen, und entsagt sie einst, ihm zu Liebe, ihrem väterlichen Erbtheil der Unsterblichkeit; so kann der König der Geister selbst ihre Vermählung mit einem sterblichen Jüngling nicht hindern. Ja, ich darf dir sogar nicht verhehlen, daß es ihr in jedem Jahrhundert Einmal vergönnt sein muß, eine Mitternachtsstunde auf der Oberwelt zu verweilen, jedoch also, daß keine Berührung sie mit den Bewohnern derselben in Gemeinschaft bringe."

»Libussa hörte meine Worte mit gespannter Aufmerksamkeit, bat mich um eine Bedenkzeit von drei Tagen, und begehrte dann zu meinem Schrecken Dinge von mir, die nur ein feindseliger Geist ihr eingehaucht haben konnte. Erinnere dich, Jüngling, welche Abenteuer du bestanden, um ihr Gebot zu erfüllen. Denn nur dann, sprach sie, wenn vom Größten bis zum Kleinsten ein kühner Ritter aus eigner Kraft jedes Hinderniß besiegt, das mein Wille und dein Stab ihm in den Weg zaubern, ja nur dann bekenne

ich mich überwunden, und ruhig mögen ſie, ein hohes Menſchenalter hindurch, das mühſam errungene Glück genießen. Dann iſt das Gebein ihrer Mutter längſt vermodert, und keine ſchwatzhafte Chronik dieſer Zeit kann der jungfräulichen Fürſtin Schwachheit verkünden.«

»So wollt' es Libuſſa, und ich mußte gehorchen. Nur dreimal gelang es mir, ſeit acht Jahrhunderten, kühne junge Ritter mit den erforderlichen Eigenſchaften vor die Höhle des Zobtenberges zu führen, gerade in der Mitternachtsſtunde, in welcher es Adla vergönnt war, zu erſcheinen. Alle drei wurden von Liebe entzückt, drangen bis in die Vorhalle, und unterlagen der erſten Prüfung. Heil euch, meine Kinder, durch den beharrlichen Muth des Vierten ſind auch ſie nun erlöſt. — Ich werde unſichtbar über euch ſchweben, und das Füllhorn meiner Gaben ſo lange über euch ausſchütten, als ihr durch reine Liebe euch deſſen würdig macht. Und einſt — am Ziel eures irdiſchen Lebens — ergreife ich ſanft eure Hand, und führe euch hinaus über die Oberwelt, hinauf zum Throne deſſen, dem ich unterthan bin, wie ihr!«

Er ſprach's und verſchwand in einer lichten Wolke, der Huldmann und Adla lange nachblickten, innig umarmt, mit feuchtem Auge und ſtummen Dank.

Die ſchleſiſche Sündflut *).

Es ſind nun gerade hundert Jahre verfloſſen, als die ſchleſiſchen Fürſtenthümer Schweidnitz, Jauer und Liegnitz von einer wilden Waſſerflut heimgeſucht wurden. Früh am Morgen des 14. Juli lag ein dicker Nebel auf den Bergen und ſchwamm herab in die Thäler. Gegen Mittag hing die Sonne wie eine Kugel ohne Strahlen am Himmel, und der Nebel ballte ſich in großen Maſſen, und wälzte ſich um die Gebirge auf und ab, bald wie Rieſen, bald wie Fabelthiere ſeltſam geſtaltet. Stumme Wetterwolken waren rings umher an den Himmel geheftet, und hingen ſchwarz und unbeweglich herab wie ein Leichentuch.

Bald aber erhob ſich ein gräßlich Geheul in der Luft, die ſtummen Wolken brüllten, die Blitze zuckten hin und her auf dem ſchwarzen Grunde, und von allen Seiten ſtiegen die Gewitter langſam gegeneinander auf, wie ſchlachtfertige vermummte Ritter, und wo ſie zuſammen trafen, ziſchten die Blitze wie Schwerter, hinauf in den grauen Himmel, hinab auf die falbe Erde, wo die Schafe ſich zuſammen drängten, und die Menſchen mit eiliger Angſt von den Feldern nach Hauſe ſtrömten.

Jetzt goſſen die ſchwangern Wolken ihre Ströme, und

*) Aus einer umſtändlichen Beſchreibung Chriſtian Winkler's, eines Augenzeugen.

die bleichen Streifen am Himmel ihre Hagelschauer hernieder: es schlug an die Fenster, es prasselte auf den Dächern; dicke Finsterniß umhüllte Berg und Thal; nur der Blitz bahnte sich Wege, die der Donner wieder verschloß. Die Glocken tönten schauerlich dazwischen, und die zitternden Menschen vermeinten, das letzte Gericht Gottes breche herein, denn Feuer, Luft, Wasser und Erde waren durch einander gemengt.

Ein zweites Meer erschien am Himmel zu hängen. Bei Hirschberg am Riesengebirge riß es zuerst sich los, und alsobald wälzte der Wolkenbruch seine rasenden Fluten herab über Felder und Dörfer, durchbrach die Dämme, entwurzelte die Bäume, zertrümmerte die Häuser, verschlang die Feldfrüchte, ersäufte die Herden, riß die Bauerhütten, wie kleine Kiesel, in Wirbeln mit sich fort, ereilte die fliehenden Bewohner, schluckte sie hinab in den bodenlosen Rachen, und spie sie todt an fremden Ufern wieder aus. —

Welch größeres Schauspiel, als der Kampf des Menschen gegen die Elemente, sein vergebliches Anspannen der höchsten Kraft, sein Unterliegen im Aufruhr der Natur, oder seine wundergleiche Rettung. Da werden Gedanken, Gefühle, Handlungen, einzig von der Noth des Augenblicks erzeugt, und sind eben darum ein klares Bild vom Herz und Sinn des Menschen. Einige seltsame Geschichten jenes fürchterlichen Tages hat die wahrhafte Chronik uns aufbewahrt.

Des Bürgermeiſter Sophner zu Jauer hochſchwangere Ehefrau, eilte, bei herannahender Gefahr, hinaus vor die Stadt, um als eine gute Hausmutter, auf dem nahe gelegenen Vorwerke die Rettung ihres Viehes zu veranſtalten. Doch kaum war ſie einige hundert Schritte vom Thore, da wälzten ſchon die Fluten ſich ihr entgegen, und nur durch haſtige Flucht vermochte ſie noch ein kleines Gartenhaus des Apothekers zu erreichen. Hinter ihr ſtrömte auch ſchon das gewaltige Waſſer durch die geöffnete Thür. Sie eilte auf den Boden, ſchaute händeringend hinan, ſah ſich auf offenem Meere, ſah wie die Wellen die Gartenmauer umſtürzten, die Bäume rings umher entwurzelten, gegen das einzelne Häuschen wild tobten, es jeden Augenblick zu zertrümmern drohten. Sie kreiſchte vergebens hinaus in den Sturm, Niemand konnte ihr zu Hilfe kommen. Gatte und Kinder jammerten ſchon um die Todtgeglaubte.

Doch zum Glück war das Gartenhäuslein mit Steinen untermauert; es widerſtand den raſenden Fluten; aber die einſame zagende Bewohnerin desſelben durchlebte eine Nacht, in welcher ſie den Tod tauſendfach litt. Am andern Morgen wagten ſich einige treue Bürger mit eigener Lebensgefahr zu ihr hinüber, zogen die faſt Verſchmachtete durch das Dachfenſter herab in einen Trog, und führten ſie glücklich, durch Bürger Krebſens Hof und Garten, zurück in die Arme ihrer Familie. Trotz der ausgeſtandenen Angſt blieb ſie dennoch geſund, und iſt bald darauf eine fröhliche Kindermutter geworden. Wäre die Rettung nur

eine Stunde ſpäter erſchienen, ſo war es um ſie geſchehen, denn ſchon hatte das Waſſer den Grund des Häusleins unterwaſchen, des Holzwerks Fugen trennten ſich, und ſtürzten noch vor den Augen der kaum Geretteten zuſammen.

Merke aber wohl, freundlicher Leſer, daß die Liebe es war, durch welche ſie und ihr Ungebornes von dieſem Jammertode befreit, dem ſchönen häuslichen Leben wieder geſchenkt wurde. Wäre nicht ihr Gatte, der Burgermeiſter, immer gerecht und milde, ſie ſelbſt immer freundlich und barmherzig geweſen, welcher Bürger hätte ſein Leben um ſie in die Schanze geſchlagen? Drum wer in Amt und Würden ſteht, dem genüge nicht der Untergebenen eitle Furcht. Wie bald bricht ein Tag herein, der den Geringſten im Volke ihm gleich ſtellt. Wer ſchützt ihn dann, wenn die Liebe nicht lauter als die Sturmglocke ſeine Mitbürger herbei ruft?

Ein armer Mann zu Mertſchütz, Namens Goldmann, nimmt ſeine zwei kleinen Kinder auf den einen Arm, an dem andern hat er ſein ſchwangeres Eheweib, watet durch's Waſſer zu einem Kirſchbaum, ſetzt die beiden Kinder darauf, und muß ſelbige mit der Hand nothwendig halten, das Weib folgt in des Mannes Arm, ſo gut und ſo lange als ihr möglich, bis zu dieſem Baume; wird aber matt und ſchwach, da ihr das Waſſer ſchon in die Ohren gelaufen. Man denke ſich die fürchterliche Angſt des Man-

nes, der nicht wußte, ob er die Kinder, oder die halbtodte Mutter retten ſollte. In dieſem ſchrecklichen Kampfe kommt ein Stück Holz, und ſtößt das Weib von ihm ab, und alſo werden dieſe armen, doch treuen Eheleute ſchmerzlich von einander geſchieden. Der Mann ſchrie ihr heulend nach: Herr Jeſu, dir leb' ich, dir ſterb' ich! und noch viele Jahre nachher konnte er ſein Unglück nur unter bittern Thränen erzählen, ſonderlich wenn ihm einkam, wie das Weib zu ihm geſprochen: er ſoll nur die Kinder halten, ſo wolle ſie gerne ſterben; und wie ihr letzter Blick auf den Kindern gehaftet, und wie die Kinder ihr nachgekreiſcht und herunter gewollt, und er, im eigenen höchſten Jammer, ihnen freundlich vorlügen müſſen, die Mutter werde wieder kommen.

In Webderau, eine Meile von Jauer, als die Waſſerflut auch dort jählings hereinbrach, kletterte eine Bauersfrau mit ihren Kindern und einigen Nachbarn, zuſammen zwölf Perſonen, auf einen Birnbaum, an welchem ſie die ganze Nacht unter Regen, Donner und Blitz, wie die Vögelein hingen, zitternd und zagend, ſo oft ein Zweig zu brechen, oder gar der wankende Baum zu ſtürzen drohte. Aber Gottes Engel hielt die Wurzeln feſt in der Erde. Alle wurden gerettet, und Keiner ging hinfort an dem lieben Birnbaum vorüber, ohne mit naſſen Augen ihn dankbar anzuſchauen.

Ein Schmied zu Jauer, Meiſter Schönfelder, kommt aus nachbarlicher Liebe einem Wirth zu Hilfe. Kaum iſt er aber zu ihm hinein, ſo ſieht er ſich plötzlich von der Flut umgeben, kann nur mit großer Gewalt die Stubenthür öffnen, und durch das Waſſer am offenen Keller vorbeiwatend, die Bodentreppe erreichen. Als er dort oben durch das Dachfenſter blickt, ſieht er unten des Müller Görgens Frau, der ſchon das Waſſer bis unter die Arme gegangen, und die ihr kleinſtes Kind mit beiden Händen fürchterlich ſchreiend empor hält, und um des jüngſten Gerichts willen fleht, wenigſtens ihr Kind zu retten! — Da läßt Schönfelder einen Strick herunter, daran bindet ſie das Kind, ſo gut es in dieſer Angſt möglich, und es wurde glücklich hinaufgezogen. Schnell wirft er das Würmchen auf einen Heuhaufen, ſtößt mit großer Mühe eine Leiter durch das Fenſterlein in die Wellen hinab, und rettet freudig die Mutter; indeſſen ſein eigenes Weib und ſeine Kinder ihm von ferne zuſchauen, und auf ihren Knien für den wackern Vater beten.

Dem Förſter zu Nieder-Reversdorf drang das Waſſer plötzlich in die Stube. Entfliehen konnte er nicht mehr. Er trat auf eine Bank, das Waſſer ſtieg höher; er kletterte auf den Ofen, auch da erreichte es ihn; er brach durch die Decke und ſchlüpfte auf den Boden, das Waſſer quoll hinter ihm her. Endlich ſtieg er hinaus auf das Dach, und ſaß wie ein Reiter auf des Daches Giebel. Da wankte und ſchwankte

der Grund des Gebäudes, und siehe, er begann fort zu wogen auf den Fluten, und die Leute auf den Bergen umher sahen, wie es hinab trieb mit den Unglücklichen, wie er hin und her geschleudert und oft untergetaucht wurde, daß man ihn längst verloren glaubte. Aber sein Engel war mit ihm und steuerte das schwimmende Haus in Bäume und Gesträuch. Da ersah der Förster seinen Vortheil, sprang und hing sich in das Gesträuch, wo er mühsam sein Leben fristete, bis er am andern Tage gerettet wurde.

In Johnsdorf nahm Gottfried Raschke seine vierzehnjährige kranke Tochter unter den rechten Arm, und sein jüngstes Kind unter den linken, und watete mit ihnen aus dem Hause über eine zur See gewordene Wiese, nach einer Anhöhe zu. Aber seine Kräfte wurden bald erschöpft; die Flut stemmte sich ihm gewaltig entgegen, und riß ihm die Kranke aus den Armen, die er sogleich verschwinden sah. Die kleinere Tochter brachte er mit großer Noth auf eine Weide, an welcher das Wasser vier Bäume auf einander geführt, so daß er das Kind hinauf heben und selbst nachsteigen können; wo er denn so lange bis an die Brust im Wasser gesessen, und das Kind stets hoch in den Zweigen gehalten, bis die Flut ein anderes Bett sich gehöhlt, und er mit dem einzig geretteten Kinde die Anhöhe zu erreichen vermochte.

Eines Brauers Eheweib in Webderau saß mit zwei kleinen Kindern in einer Kammer, die schon immer höher

und höher mit Waſſer ſich füllte. Der Mann, der von der Arbeit nach Hauſe eilte, ſah von ferne die Gefahr, ſtürzte ſich in die Wellen, ſchwamm und watete glücklich bis zu ſeiner Hütte; — aber — wie ſollte er hinein kommen? wie hinauf? — Hörend das hilfloſe Geſchrei der Seinigen, von convulſiviſcher Angſt ergriffen, beſchließt er ſie zu retten, oder mit ihnen zu ſterben. Er klammert ſich an die Bandnägel der Wand, klettert mit wunderlicher Kraft in die Höhe, hat ſchon beinahe das Kammerfenſter erreicht — da glitſcht ſein Fuß — die Flut reißt ihn wieder mit ſich fort — die Frau ſieht den treuen Gatten untergehen — ihre Sinne ſchwinden — und ſie iſt gleich darauf, ſammt ihren Kindern ein Raub desſelben Todes. —

Zu Oberwieſe bei Greiffenberg ſtanden vier Männer im Waſſer bis hoch an die Bruſt, und hatten einen Knaben von eilf Jahren mit ſich, der noch zu klein war, um, gleich ihnen, in dieſer Tiefe fußen zu können. Da hob ein Mann um den andern ihn in die Höhe, und hielt ihn ſo lange über dem Waſſer, bis er ermüdet ihn ſeinem Nachbar reichen mußte; und das haben ſie raſtlos getrieben bis zum andern Morgen, wo es möglich wurde, ihnen Hilfe zu ſenden.

Zu Meußdorf ward das Haus eines armen Mannes mit fortgeriſſen. Vater und Mutter waren nicht daheim, und mußten mit gebrochenem Herzen ihre Hütte, ſammt zwei darin befindlichen Kindern dahin fahren ſehen. Der Mann

rettete ſich auf einen Kirſchbaum, und als dieſen das Waſſer entwurzelte, kam er glücklich auf eine Pappel und friſtete ſein Leben. Das Weib war mit ihrem Säugling auf eine Weide gekrochen; mit der einen Hand mußte ſie an den Zweigen ſich halten, mit der andern umklammerte ſie das Kind. Da kam ein Stück Treibholz geſchwommen und ſtieß ihr das Kind aus dem Arme. Da ließ ſie die Zweige fahren, um das Kind wieder zu erhaſchen, und ſtürzte ſelber hinab in die Flut, dem Gatten und Vater zum gräßlichen Schauſpiel.

Der Töpfer zu Mertſchütz, deſſen Ehefrau in der Oberſtube geweſen, nahm, als das Waſſer ſo jählings herein drang, die Wiege mit dem Kinde, ſetzte ſie auf den Tiſch und ſich dazu. Als aber der Tiſch anfing zu ſchwimmen, da bereitete er dem Kinde ein Bettchen auf dem Kachelofen, ſteckte es hinauf, ſtieg ſelber hinter drein, und ſetzte ſich wieder dazu. Aber das Waſſer riß auch den Ofen um; da kroch er noch höher auf das Töpferbrett, und nahm das Kindlein auf ſeine Arme, und hielt es gegen die Decke, denn ſeine Füße hingen im Waſſer, und er ſelber mußte gebückt ſitzen in peinlicher Stellung. Die Mutter war eben in Todesangſt. Der Mann pochte dem Weibe, das Weib dem Mann, und wollten einander gerne helfen, aber es war unmöglich. Sie verſuchte, ein Bret von der Stubendecke zu reißen, aber ſie hatte keine Art und riß ſich vergebens alle Nägel von den Fingern. So ſaßen ſie in unausſprechlicher Angſt bis am andern Morgen, und der ſchreiende Säugling war faſt ver-

ſchmachtet, und den Vater verließen die letzten Kräfte, als das Waſſer plötzlich fiel, und ihr Engel ſie rettete.

Da nun endlich die grimmigen Fluten ſich verlaufen, und Jeder zu ſeinem Wohnort, hoffend oder zagend, jammernd oder dankend, zurückkehrte, ach! da fand er von ſeiner Hütte vielleicht keine Spur! und wenn er ſie noch fand, ſo hatten doch ihre geliebten Bewohner ſich verringert! — der Witwer ſtand einſam — der Vater kinderlos — und ſchlug die Arme müßig in einander, zweifelnd, ob es auch der Mühe werth ſei, die Trümmer ſeiner Wohnung wieder aufzurichten. — Keiner wagte es zu jammern über die erſäuften Herden, oder die verwüſteten Felder, ſo lange er ſeine unglücklichen Brüder wehklagen hörte über die ertrunkenen Menſchen! — Der Anblick zerriß das Herz, wie die Armen auf den naſſen Fluren umher irrten, und ihre geliebten Leichen ſuchten. Hunderte trug man am nächſten Sonntag zu Grabe, und Tauſende miſchten ihre Seufzer mit dem dumpfen Schall der Sterbeglocke.

Aber dankend und preiſend drängte ſich zu Gottes Altar Jeder, der mit Schiller ausrufen konnte:

Was auch ihm Waſſerflut geraubt,
Ein ſüßer Troſt iſt ihm geblieben:
Er zählt die Häupter ſeiner Lieben,
Und ſieh, ihm fehlt kein theures Haupt.

Herzog Johann Wilhelm's zu Sachsen-Gotha auf der Ostsee erlittener Schiffbruch,

aus einem Schreiben von Stockholm, den 15. April 1702 (welches auch im Druck erschienen).

Schon waren einige Tage seit unserer Zurückkunft von Narva nach Reval verflossen, und noch immer konnten wir, aus Mangel an gutem Winde, nicht nach Stockholm absegeln. Endlich am 4. April wandte sich der Wind nach Osten, und ward uns also günstig; daher Se. Durchlaucht ohne Zeitverlust Anstalt machen ließen, um den folgenden Tag unter Segel zu gehen. Der General Gouverneur, Graf de la Gardie, beurlaubte sich, wie auch Bürgermeister und Rath dieser ansehnlichen und biedern Stadt *), welche letztere uns mit Wein und allerlei Viktualien beschenkten. Die Trommeln wurden gerührt, die Bürgerschaft stand unter dem Gewehr, und die schwarze Häuptergarde zu Pferde war bereit, den Prinzen bis in den Hafen zu geleiten. Auch der Herr Kommandant und die Herren Bürgermeister ließen sich vom heftigen Regen nicht abhalten, und so gelangten wir, unter Lösung der Kanonen vom Walle,

*) Obwohl bereits hundert Jahr seit dieser Begebenheit verflossen sind, so paßt dieses Beiwort doch auch noch heut zu Tage.

an unſer Schiff, welches ein großes neues Kauffahrteiſchiff war.

Gleich anfangs ging es ſehr verwirrt zu, indem das Schiff von den übrigen Fahrzeugen im Hafen ſchwer los zu bringen, welches wir ſämmtlichen Paſſagiere als ein übles Omen betrachteten, und bald darauf noch mehr in Beſtürzung geriethen, als der Wind ſich plötzlich nach Weſten drehte, und wir daher ſelbigen Abend noch auf der Rhede vor Reval liegen bleiben mußten.

Am 6., des Morgens, ſprang der Wind abermals um, und wurde ziemlich günſtig, daher der Schiffskapitän ſogleich die Anker lichten, und die Segel aufſpannen ließ. Sobald man ſolches in der Stadt gewahr worden, ſalutirte man dem Prinzen abermals mit vier Kanonenſchüſſen, welche Höflichkeit wir vom Schiff erwiederten, und ſo in Gottes Namen abſegelten. Die Freude währte aber nicht lange, denn ſchon gegen Mittag veränderte ſich der Südoſtwind wiederum in Nordweſt, ſo daß wir den ganzen Tag und die folgende Nacht genug zu thun hatten, die Höhe des Meeres durch Laviren zu gewinnen.

Den 7. wurde es ſchön, aber ſo ſtill, daß wir in vierundzwanzig Stunden nicht eine Meile zurücklegen konnten, ſondern die Stadt Reval, ſechs Meilen von uns gelegen, ſtets im Geſichte behielten. Indeſſen vertrieben wir uns die Zeit ganz angenehm. Der Herr Oberſt von Klinkowſtröm ließ ſeine Hoboiſten bei der Mittagstafel hören, und Se. Durchlaucht ſelbſt vergnügten ſich nach der Tafel mit der Flöte.

Es war aber kaum die Sonne untergegangen, als von Osten trübe Wolken herauf zogen, und in Kurzem der ganze Himmel wie mit einem schwarzen Tuche bedeckt wurde. Der Wind begann zu heulen mit Schneegestöber, und der Hagel prasselte auf dem Verdecke; auch war die Bewegung des Schiffes so stark, daß wir kaum in unsern Betten uns zu halten vermochten. Doch war das nur ein geringes Vorspiel von dem entsetzlichen Sturme, der am 8. des Morgens zu wüthen anhub, und das Schiff bald in die Wolken hob, bald in den Abgrund schleuderte, wobei die hohe See gräßlich schwarz anzuschauen war. Alles im Schiff wurde hin und her geworfen, zerschlagen, zertrümmert; unser Gepäcke, und sogar das süße Wasser ging verloren.

Jedermann, den Prinzen ausgenommen, war todtkrank. Indessen tröstete uns der Kapitän mit der Hoffnung, daß wir bald in den Sandhafen einlaufen würden, den man schon von ferne entdeckte, maßen der Sturm in der verwichenen Nacht uns fünfzig Meilen weit getrieben hatte. Aber unsere Hoffnung wurde plötzlich vernichtet, als wir durch einen betäubenden Schlag, gleich als würden mehrere Kanonen auf Einmal losgebrannt, aus allen Winkeln mit bleichen Gesichtern heraus auf das Verdeck gerufen wurden, und mit starrem Schrecken sehen mußten, wie der gewaltige Sturm den großen Mastbaum, der anderthalb Schuh dick war, drei Schuh über dem Oberloff abgebrochen und über Bord geworfen hatte.

Es ist nicht zu beschreiben, welche Consternation dieses

Krachen unter sämmtlichem Schiffsvolke und Passagieren verursachte. Der Durchlauchtigste Prinz, welcher unten in der Mitte des Schiffes lag, schickte mich alsobald in die Höhe, um zu recognosciren, da ich denn das große Elend sah, wie der über Bord liegende Mast, in Stricken und Segeln verwirrt, nicht allein das Schiff beschädigte, sondern dieses auch, aus Ermanglung der größern Segel, den rechten Lauf nicht ferner halten konnte, und zwischen Felsen und Klippen getrieben wurde, welche aus den Wellen schwarz und entsetzlich hervorragten.

Der Kapitän ließ schnell alle Segel kappen, und zwei Anker im Namen Gottes auswerfen, um zu hindern, daß das Schiff nicht auf die Felsen laufen möchte. Allein die Anker wollten nicht recht fassen, weil der Grund aus lauter Klippen bestand. Dahero der Schiffskapitän männiglich ermahnte, sich zu Gott zu wenden, maßen menschliche Hilfe nichts mehr vermöge.

Allerdings schien der Tod unvermeidlich. Zu beiden Seiten ragten die schroffen Klippen aus dem schäumenden Meere hervor, einige derselben waren kaum noch einen Büchsenschuß entfernt, die Wellen stiegen wie Berge daran hinauf, und wir konnten leicht erachten, daß, sobald unser Nothanker brach, das Schiff sogleich an den Felsen zerschmettert werden würde.

Alles dieses wurde dem Prinzen hinterbracht, der sich ganz gelassen bezeigte, und in den Willen Gottes ergab. Wir alle bereiteten uns zum Tode. Gegen Abend schien

zwar der Sturm einen Augenblick nachzulaſſen, aber nur, um mit verdoppelter Wuth bald auf's neue zu toben, wozu Hagel, Schnee und Froſt ſich geſellten. Die empörte See ſpielte mit dem Schiffe, gleich wie mit einem Balle. Die Matroſen verließen ihre Poſten, weil ſie theils wegen der Kälte nicht mehr aushalten konnten, theils auch die unaufhörlich überſchlagenden Wellen ſie vom Verdeck zu reißen drohten. Alle ſtiegen hinab in den Raum, überließen das Schiff den Wellen, und ſich ſelbſt der Barmherzigkeit Gottes.

Jetzt hörte man nichts als Seufzen und Wehklagen der Menſchen, Stampfen und Schlagen der Pferde (deren acht Stück dem Herrn Oberſten von Stenbock zugehörig auf dem Schiffe waren), Poltern der Fäſſer und Kaufmannsgüter, Rauſchen der Wellen, Brüllen des Sturms und Krachen des Schiffes. Niemand konnte ſtehen, ſitzen noch liegen, ohne von einem Ort zum andern geworfen zu werden. Und dieſes Elend dauerte die ganze Nacht, wodurch wir Zeit gewannen, uns chriſtlich zum Tode zu bereiten, wobei der Durchlauchtige Prinz uns Allen mit trefflichem Beiſpiel vorleuchtete.

Unter Andern hatte der Herr Oberſt Klinkowſtröm einen getauften Türken, der in dieſer Noth erfuhr, wie tröſtlich der wahre Glaube in der letzten Stunde ſei; denn mit frommer Ergebung in den Willen Gottes warf er ſich ſeinem Herrn zu Füßen, und begehrte Verzeihung, wenn er ihn irgend beleidigt habe. Worüber dem Herrn Oberſten

die Thränen in die Augen traten, er ihm die Hand reichte und sprach: »Ich vergebe dir Alles.«

Um zehn Uhr verlangte der Kapitän, es möchten Se. Durchlaucht auf das Verdeck kommen, und das grausame Spectakel des Unterganges sehen, denn die zwei Anker wären schon geborsten, und das Schiff werde bereits gegen die Felsen getrieben. Der Prinz eilte demnach im Schlafrocke in die Höhe, und sah das Elend mit an, als schon das Schiff von den Wellen gehoben und gegen eine Klippe geschleudert wurde, daß es krachte, gleich einem Donnerschlag, wobei so eben der Mond einen Augenblick aus den schwarzen Wolken trat, und das jammervolle Schauspiel erleuchtete.

Es blieb aber nicht bei diesem ersten Schlage, vielmehr wurde das Fahrzeug jetzt einmal über das andere gegen die Felsen geworfen, so daß es wenig Minuten borst, das Wasser zu allen Seiten herein drang, und alles, was unten im Raume sich befand, ersäufte.

Der Herr von Wartensleben, der zu unserer Suite gehörte, war in der Kajüte auf seinem Bette liegen blieben, und wurde recht wunderbarerweise errettet; sintemal das Schiff hinten zuerst zertrümmerte, und ein Balken, der unter ihm hinfuhr, ihn gleichsam aus dem Bette hob, und mit Gewalt nöthigte, die Kajüte zu verlassen, da ein Augenblick längeren Verzugs sein Tod gewesen wäre.

Die Matrosen schrien: man sollte sich in den beiden Schaluppen retten! aber diese wurden sogleich von den

Wellen ergriffen und verschlungen. Um den Jammer zu vollenden, stieß die Brandung das Schiff wieder ab von den Klippen, und augenblicklich begann es zu sinken. Die Matrosen hingen sich an den hintersten Mast, der Prinz und wir an den vordersten, beteten ein Vaterunser und nahmen Abschied von einander. Jetzt hob sich auch der Herr von Wartensleben aus den Wellen zu uns herauf, und zog einen Menschen nach sich, den er gerettet. So klammerten wir uns sämmtlich an den Mastbaum, entschlossen, mit unserm gnädigsten Herrn zu sterben. Das Wrack des Schiffes war bald über bald unter den Wellen, wollte gleichwohl nicht gänzlich sinken, obschon die Fluten es bedeckten, und war solches um so gräßlicher, daher wir auch Gott um baldige Vollziehung seines Verhängnisses anriefen. Wirklich waren wir bereits halb todt, von den Wellen fast erstickt, auch vor Frost nicht mehr mächtig, uns an dem Maste zu halten.

In diesem schrecklichen Zustande trieben wir noch über eine Meile, bald in den Fluten begraben, bald wiederum frei stehend. Mit entsetzlichem Krachen trieb uns das Meer von einer Klippe auf die andere, schleuderte uns an die Felsen, oder warf uns drüber hin, daß das Wrack immer mehr zerschmettert wurde, und nun auch die Masten schon anfingen, sich abwärts zu beugen. So wurden wir endlich gegen eine höhere Klippe geschlagen, welche von der gethürmten See dennoch nicht überstiegen wurde. Hier hingen wir eine Zeit lang zwischen grausamer Furcht und schwacher

Hoffnung; denn theils mußten wir augenblicklich erwarten, durch das immerwährende Stoßen werde der Mast umschlagen und in das nasse Grab uns hinabwerfen, theils gewährte es uns einen geringen Trost, einen Felsen vor uns zu sehen, dessen Höhe der Wuth der Wellen spottete.

Da wir nun solchergestalt einige Erleichterung verspürten, riefen wir Gott um Errettung an, und da wir aus großer Mattigkeit nicht mehr stehen konnten, ließen wir uns auf das Mastgestell nieder, wo wir vor den heranströmenden Wellen jetzt einigermaßen sicher waren. Der Prinz, im leichten Nachtkleide, litt große Beschwerde vom Frost, und wir konnten uns nicht genug über dessen christliche Gelassenheit und unverzagtes Gemüth verwundern.

Ein sogenannter Zwergmast, der von ungefähr jetzt vom Schiffe auf den Felsen fiel, und gleichsam eine schmale Brücke darbot, gab uns neue Hoffnung der Erlösung. Auch versuchten sogleich ein Lübeck'scher Kaufmann und unser Lackei Sebastian, daran hinab auf die Klippe zu rutschen. Allein die tobende See wollte zeigen, daß wir noch in ihrer Gewalt wären, beide wurden herabgerissen und vor unsern Augen verschlungen. Ein Gleiches widerfuhr unserm Kutscher Volkmar, den es jedoch uns gelang mit Stricken wieder herauf zu winden.

Dennoch entschloß sich ein verwegener Matrose, mit einem Mast zwischen den Beinen und etlichen Stricken um den Leib, sich auf's neue hinüber zu wagen, und er vollbrachte es mit der Hilfe des Allmächtigen. Er befestigte

sogleich einen dicken Strick an eine hervorragende Felsenspitze, das andere Ende desselben war in unsern Händen geblieben, und so wurden wir, indem wir, gleich ihm, den Mast umklammerten, Einer nach dem Andern glücklich hinüber gezogen. Doch mußten wir auch jetzt noch das Tempo wohl in Acht nehmen, daß wir, obgleich wir schon auf dem Felsen standen, den Mast dennoch nicht eher fahren ließen, bis die Brandung zurück strömte. Der Oberst von Klinkowström und unser Sekretär, die solches versahen, wurden wirklich von den Wellen wiederum ergriffen, und hinabgerissen, jedoch mit den Stricken, die sie um den Leib hatten, glücklich, wiewohl halb todt, wieder heraufgezogen.

Unser Prinz hingegen kam glücklich hinüber. Wir begrüßten einander sämmtlich mit thränenden Augen, fielen auf unsere Knie, dankten und lobten Gott! maßen uns damals der kahle Fels, auf welchem nichts als Schnee und ein wenig Moos zu sehen, dennoch freundlich und angenehm erschien. Wir zählten die Mannschaft und fanden, daß deren sechs der Wuth der Wellen geopfert worden, nämlich zwei Matrosen, der Lübeck'sche Kaufmann, unser Sebastian, ein Knecht, der bei den Pferden gewesen, und ein liefländischer Junge, welchen der Prinz bei der Armee angenommen. Außerdem waren die acht Pferde und ein Schaf ertrunken.

Nun schienen wir zwar der einen Noth entronnen, aber schon harrte unser eine neue. Die Klippe war weit vom Lande entlegen, wir hatten weder Holz um Feuer zu ma-

chen, noch Brot und Nahrungsmittel, unſern Hunger zu ſtillen; wenn wir folglich lange hier verweilen mußten, ſo drohte unſerm kaum geretteten Leben Froſt oder Hunger. Der Prinz legte ſich in ſeinem naſſen Schlafrocke auf den Felſen, und wir bedeckten ihn mit unſern Leibern.

Die See warf einiges Leinenzeug aus, welches einem ſchwediſchen Kavalier gehörig, den Se. Majeſtät der König uns entgegen geſandt; auch ein ſilbernes Degengefäß und Löffel. Nicht lange, ſo ſchleuderte eine Welle auch das ſchwarze Kleid des Prinzen auf den Felſen. Das Wrack unſers Schiffes wurde jetzt immer mehr und mehr zertrümmert, und als wir ſchon ganz erſtarrt vor Froſt waren, trieben, zu unſerer großen Freude, allerlei Holzſtücke an die Klippe, die wir zuſammen trugen, und nach einer zweiſtündigen Bemühung Feuer bekamen, bei welchem wir unſere Kleider trockneten. Dabei mußten wir durch ſtetes Reiben mit Schnee unſere ſteifen Glieder vor dem Erfrieren bewahren. Durch das kalte Seewaſſer waren uns die Füße dermaßen geſchwollen, daß wir zuletzt nicht mehr gehen konnten. Auch Hunger und Durſt fanden ſich ein, da wir ſeit zwei Tagen nichts genoſſen hatten. Wir ſuchten die Krumen und Brocken aus den Taſchen hervor, und labten uns mit geſchmolzenem Schneewaſſer, oder den Regentümpfeln in den Felſenritzen. Glücklicherweiſe befand ſich auch ein Apotheker unter uns, der eine Herzſtärkung bei ſich trug, durch welche er uns ſämmtlich erquickte.

Schon hatten wir den größten Theil des Tages auf

dieſem wüſten Felſen zugebracht, und obwohl der Sturm ſich zu legen begann, ſo ſahen wir doch mit Furcht und Zagen der einbrechenden Nacht entgegen, als zu unſerer unausſprechlichen Freude wir plötzlich eine Schaluppe erblickten, die ſich mühſam zu uns durcharbeitete. Es waren Bauern, an deren Strande das Meer einige Koffern und Speiſekörbe ausgeworfen, woraus ſie gemuthmaßet, es müſſe ein Schiff verunglückt ſein, und daher in die See gefahren, um ſich deſſen zu erkundigen. Ihr Boot war jedoch bei weitem zu klein, um uns alle zu faſſen; ſie verſprachen aber mit anbrechendem Tage uns mehrere Schaluppen zuzuführen, und wir mußten uns entſchließen, noch eine fürchterliche Nacht auf der Klippe zu verweilen, wobei jedoch die Hoffnung der nahen Erlöſung uns kräftigen Troſt gab.

Die Bauern hielten Wort. Zwar ging die See noch hohl, doch muthig beſtiegen wir die Fahrzeuge, und fuhren mit der aufgehenden hellen Sonne nach dem Sandhafen hinüber. Es war gerade der Palmſonntag. Wir fanden nur ſechs geringe Bauerhütten, deren Bewohner uns mit weinenden Augen empfingen, und karg, doch freundlich bewirtheten.

Kaum waren wir angelangt, ſo ſchickte das Meer eine Menge von unſern Habſeligkeiten hinter uns her. Speiſekörbe, Hüte, Stiefel, Sattel, ja endlich auch das Gebetbuch des Prinzen kamen angeſchwommen. Auch retteten die Bauern den Wäſchkaſten Sr. Durchlaucht, in welchem die Schriften und Bücher waren.

Obſchon wir ſämmtlich faſt alles verloren hatten, ließen wir uns doch das ſchwarze Brot und die Eier trefflich ſchmecken, ruhten ſanft auf kahlem Stroh, und pflegten unſere erfrornen Hände und Füße. Der Prinz ſandte ſeinen Sekretär voraus nach Stockholm, welches noch acht Meilen von dannen lag, um ihn anzumelden, und die nöthigſten Kleidungsſtücke herzuzuſenden. Die verwitwete Königin Majeſtät ſchickte unverzüglich einen Kavalier mit kalter Küche und allem, was wir ſonſt bedurften, auf einem ſchnellſegelnden Fahrzeug, noch überdies mit ſechs Rudern verſehen, zu uns heraus, der Sr. Durchlaucht, im Namen ſeines Hofes, condolirte, und in die Reſidenz geziemend einlud. Am 13. April kamen wir, unter dem Zulauf des Volkes, glücklich daſelbſt an, und in der Freude über unſere eigene Rettung ſowohl, als die unſers gnädigſten Prinzen, ahneten wir nicht, daß er uns dennoch bald darauf vor Tolon durch eine feindliche Kugel entriſſen werden würde.

Bürgerhaß und Bürgerliebe.

(In zwei Beispielen.)

Ulrich Schwarze wurde in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts zu Augsburg geboren. Seine Eltern waren geringe Leute, die ihn das Zimmerhandwerk erlernen ließen. Zu einem guten Kopfe und natürlichen Gaben gesellten sich Keckheit und Glück. Er wurde Zunftmeister seines Handwerks, und erlangte dadurch eine Stufe im Rathe zu Augsburg. Ja, endlich stolperte das Glück mit ihm über mehrere Stufen hinweg, und er wurde im Jahre 1469 zum ersten Mal Bürgermeister dieser berühmten Reichsstadt.

In diesem Ehrenamte muß er sich nothwendig ausgezeichnet haben, da er schon 1471 zum zweiten Mal zu selbigem erwählt wurde. Sein erster von Amtswegen erlassener Befehl, nach dieser neuen Wahl, ward von den Verständigsten, vielleicht auch Neidischen für ein böses Vorzeichen gehalten, denn solcher betraf die Grube unter dem Galgen, welche ausgeräumt und gesäubert werden sollte. Man muß indessen bekennen, daß dieser Befehl allerdings nöthig sein mochte, denn die Grube enthielt zweihundertfünfzig ganze Schädel von Erhenkten, und zweiunddreißig Diebe hingen noch wirklich am Galgen. Hieraus erhellet, daß zu damaliger Zeit nicht weniger gestohlen wurde als jetzt, aber weit mehr gehenkt, und daß die Galgen weit ansehnlicher sein mußten als die unserigen,

wenn man zweiunddreißig Diebe an einem Einzigen hängen konnte.

Wieder auf Herrn Ulrich Schwarze zu kommen, so behagte ihm die bürgermeisterliche Würde sowohl, daß er Alles anzuwenden beschloß, um die gewöhnliche Wechselung zu hintertreiben, und das höchste obrigkeitliche Amt bis an seinen Tod beizubehalten. Er machte sich daher die Zunftmeister geneigt, und erhielt sie, durch Schmeicheln und Gaben, dergestalt in Abhängigkeit, daß sie nie für die edlen Geschlechter, sondern immer nur für ihn stimmten.

So hauste er denn lange Zeit nach Gefallen, und trieb allerlei unverantwortliche Händel. Wagte es irgend Jemand ihm zu widersprechen, oder sich wohl gar seinen ungerechten Befehlen zu widersetzen: so verfolgte seine Rache ihn bis in den Tod, wie es die Art gemeiner Seelen mit sich bringt. Wir wollen nur Ein Beispiel davon anführen.

Hans und Leonhard Bittel, Gebrüder von ritterlicher Abkunft, deren Ersterer vor Diesem dreimal Bürgermeister, und Letzterer ein Rath Kaiser Friedrich's gewesen war, hatten sich unterstanden, etwas frei, und wie es ihnen um's Herz, von und gegen den despotischen Zimmermann zu schwatzen. Das nannte Herr Ulrich Schwarze einen Meineid, und eine Beschimpfung des ganzen hochedeln und wohlweisen Rathes. Es erging daher sogleich ein Verhaftsbefehl gegen die wackern, aber unbesonnenen Brüder, und ohne auf ihre Verdienste oder Verbindungen am kaiserlichen Hofe Rücksicht zu nehmen, wurden Beide, nach einem kurzen Verhör und tumultuarischen Prozeß, am

13. April 1477 auf dem Verlachplatze enthauptet. Der Herr Bürgermeister stand auf einem Erker des Rathhauses und sah seine Schlachtopfer vorbei führen. Da schalt ihn Leonhard einen schwarzen Dieb, und soll die Prophezeiung hinzugefügt haben: »Er werde binnen Jahr und Tag selber am Galgen baumeln.«

Wegen diesen Justizmord kam die ganze Stadt in große Verlegenheit. Denn da der Enthaupteten dritter Bruder ein Mitglied des deutschen Ordens und Landkommenthur in Oesterreich, eine kaiserliche Inhibition zu Gunsten seiner Brüder ausgewirkt hatte, diese aber, weil man so sehr mit der Hinrichtung geeilt, um zehn Tage zu spät einlief; so belangte der Kommenthur die Stadt rechtlich, ängstigte sie fünf Jahre lang, und brachte sie in große Unkosten, bis sie endlich 1482 vom Kaiser Friedrich absolvirt worden. Als die Nachricht von dieser schwer errungenen Absolution in Augsburg eintraf, erschrack Andreas Fickinger, des enthaupteten Leonhard Schwiegervater, dermaßen darüber, daß er kurze Zeit darauf vor Zorn und Schmerz gestorben. Man bemerke hiebei, wie selbst die Leidenschaften einer Art von Mode unterworfen sind, da, nachdem Zeiten und Begriffe sich ändern, auch diese oder jene herrschend wird. Im fünfzehnten Jahrhunderte theilten, außer der Rachsucht, noch mehrere derselben die Herrschaft über die Menschen; in unserm philosophischen Jahrhundert kennen wir, Gott sei Dank! nur Eine Leidenschaft: den Egoismus.

Durch die eben erzählte Unthat, und so manche andere Tirannei Ulrich Schwarze's, waren die Gemüther der Bürger nach und nach auf's äußerste erbittert worden. 1478 blieb er nun schon in's dritte Jahr Bürgermeister, auch hatte er bereits sechs Jahre lang dem Hospitale zum heiligen Geist vorgestanden, und nie einige Rechnung abgelegt. Daher rathschlagte die Bürgerschaft im Stillen untereinander, und es ist zu verwundern, wie, trotz ihrer Erbitterung, es ihnen doch nicht in den Sinn gekommen, sich vom Wege des Rechts und der Ordnung zu entfernen; denn, statt nach unserer heutigen beliebten Sitte, mit einem blutigen Tumult den Anfang zu machen, wandten sie sich insgeheim an Se. kaiserliche Majestät, rechtfertigten die Schritte, die sie zu thun gesonnen waren, rüsteten sich mit der Autorität ihres höchsten Schutzherrn, und nachdem sie solchergestalt die Sache klug und still eingeleitet, gingen sie am 11. April geradeswegs in den sitzenden Rath, verhafteten den Bürgermeister auf seinem Stuhle, als er sich dessen am wenigsten versah, und warfen ihn, nebst vier Zunftmeistern, seinen getreuen Helfershelfern, in den Kerker.

Hier ward nun sogleich zu der damals noch beliebten Tortur geschritten, wodurch so unzählige Diebstähle am gemeinen Wesen, Schelmen- und Bubenstücke aus ihm gebracht wurden, daß schon das Geringste derselben des Galgens werth war. Sofort wurde der Stab über Ulrich Schwarze gebrochen, und er am 18. April, in den köstlichen Kleidern, hinter welchen er den Schalk zu verbergen pflegte, auf einem Spitalwagen zum Galgen geführt.

Dieser war ihm zu Ehren ganz neu erbauet worden, und in Gesellschaft der löblichen Zunftmeister, unter dem lauten Zujauchzen der Menge, wurde Leonhard Vittel's Weissagung an ihm wahr gemacht. Sein Amtskollege, der Bürgermeister Just Ohneforge, ward Tags darauf zwischen der Stadtmauer und dem Karmeliterkloster ermordet gefunden.

Noch ein seltsamer Umstand verdienet bei dieser Begebenheit erwähnt zu werden. Nämlich, obgleich ganz Augsburg über seine Erlösung von diesem Unhold frohlockte, so gab es doch daselbst einen Schweineschneider, welcher sich des erhenkten Bürgermeisters gar eifrig annahm, und um Rache schrie. Da er aber mit seiner verspotteten Stimme nicht durchdringen konnte, sondern nur ein mitleidiges Gelächter erregte, so verklagte er die Stadt bei dem damals so fürchterlichen heimlichen Gerichte in Westphalen. Die Richter desselben ließen auch wirklich eine Ladung an den Rath zu Augsburg ergehen, welcher dieser aber nicht Folge leistete, worauf er kontumazirt wurde. Man findet jedoch nirgend, daß dieses Verdammungsurtheil dem Rath zu irgend einigem Nachtheil gereicht, und es läßt sich daher vermuthen, daß die Dichter und Romanenschmierer unserer Zeit oft jene Richter der Vorzeit mit allzu schrecklichen Farben malen.

Obige Begebenheit ist aus Engelbrecht Werliches, Augsburgischem Chronik gezogen, und wir stellen ihr sogleich eine andere aus Johannes a Sande Belgischer Historie entgegen, um zu zeigen, daß, wenn Bürger-

BIBL. UNIVERS. MÜNCHEN

haß eine strafbare Obrigkeit zermalmend trifft, Bürgerliebe hingegen das unschuldig vergossene Blut des Gerechten durch schwere Rache versöhnt.

Sebastian de la Rüelle, 1637 Bürgermeister zu Lüttich, widersetzte sich standhaft und pflichtgemäß der zu damaliger Zeit begehrten Aufnahme von fremden Truppen in die Winterquartiere, und gerieth dadurch in Hader und Streit mit dem Fürstbischof, wie auch mit dem Churfürsten von Köln. Da aber seiner unbeugsamen Redlichkeit rechtlicherweise nirgend beizukommen war, so versuchte man verschiedene Mal, ihn durch Meuchelmord aus der Welt zu schaffen. Einst wurde sogar nach ihm geschossen, als er mit seiner Gattin über die Straße nach Hause ging; ihn selber fehlte zwar der Mörder, aber die Frau wurde in den Arm getroffen.

Unabgeschreckt durch so manche mißlungene Versuche, beschloß Rene de Renesse, Graf von Warfusee, des rechtschaffenen Greises Untergang. Dieser Graf war von Geburt ein Lütticher, und hatte Graf Heinrich's von Bergen Tochter zur Gemahlin. In spanischen Diensten, unter König Philipp den Vierten, hatte er sich als einen ungetreuen Haushalter erwiesen, und wider Willen seinen Posten quittiren müssen. Er zog darauf nach Lüttich und erkieste daselbst zu seiner Wohnung das Haus eines Domherrn auf einem verschlossenen Platze bei St. Johannes. Hier nun ging all sein Dichten und Trachten dahin, den ungnädigen spanischen König zu versöhnen, und meinte das rechte Mittel gefunden zu haben, wie auch den Churfürsten zu Köln

einen angenehmen Dienſt zu erweiſen, wenn er den alten ehrwürdigen Bürgermeiſter de la Rüelle ihrer Rache opferte.

Zu Vollziehung ſeines Mordanſchlages erwählte er den 16. April im Jahr 1637. Tages vorher kam er ſehr frühe des Morgens zu dem Bürgermeiſter, als dieſer noch im Bette lag, und lud ihn zu einem Gaſtmahle auf den morgenden Mittag ein, gleichſam um ſeiner Einladung durch den perſönlichen Beſuch noch mehr Gewicht zu geben. Rüelle verſprach zu erſcheinen. Am angeſetzten Tage ſchickte der Graf ſogar ſeine Karoſſe dem Bürgermeiſter vor die Thür, der ſich aber zu Fuße dorthin begab, und auf das freundſchaftlichſte empfangen wurde. Es fanden ſich auch bald mehrere angeſehene Gäſte ein, als: der königlich franzöſiſche Reſident, Abbe de Mouſſon, die Domherren Nves und Kernhem, der Baron Saiſon mit ſeiner Gattin und Sohne.

Kaum war die zweite Tracht auf die Tafel geſetzt, als Warfuſee mit lauter Stimme die Geſundheit König Ludwig's des Gerechten ausbrachte. Auf dieſes verabredete Signal trat ein burgundiſcher Graf von Milis in einem ſchwarzen Sammtrocke herein. Er war ein großer ſtarker Mann, führte in ſeiner Hand einen entblößten Degen, in der andern eine Piſtole, und ein Hauſe bewehrter Spanier folgte ihm in den Saal, die man nach und nach in's Geheim aus den nächſtgelegenen Feſtungen hatte hereinſchleichen laſſen.

Milis ging um die Tafel herum, und ſah jedem Gaſte ſcharf in's Geſicht. Weil aber Alle vermeinten, ihr Wirth

habe nur zum Scherz eine solche Mummerei angestellt, so lachten die Gäste, statt sich zu entsetzen. Es folgte aber bald dem ersten Haufen der Spanier noch ein zweiter nach, gleichfalls bewaffnet bis an die Zähne, und nun begann den Gästen bange zu werden. Sie machten sofort einen furchtsamen Aufstand. Der Wirth aber gebot Stille, und redete sie folgendergestalt an: »Fürchtet euch nicht, ihr Herren, dieses ist nicht auf euch angesehen.«

Bei diesen Worten gab er etlichen Henkersbuben einen Wink, des Bürgermeisters einzigen Diener zu halten. Dann kehrte er sich mit ergrimmtem Gesicht zu ihm selbst, und rief: „Verräther! dir gilt es! noch in dieser Stunde will ich dein treuloses Herz in meinen Händen haben.“

»Wie, mein Herr! versetzte Rüelle, habt Ihr mich deshalb zu Gaste geladen, um mich zu beschimpfen?“

„Spare die Worte,“ fuhr ihn der Graf wüthend an, „du mußt sterben! Befehl deine Seele Gott!“

Alsobald ließ er ihn in eine Kammer schleppen, und zwei Geistliche zu ihm kommen, welche selber so bestürzt waren, daß sie nicht einmal seine Beichte hören konnten. Doch der edle Greis hatte sich bereits in sein Schicksal ergeben. Mit frommer Gelassenheit sprach er den Priestern Muth zu, beichtete und erhielt die Absolution.

Die Mischung von Barbarei und Gottesfurcht, die das sogenannte Mittelalter so sonderbar auszeichnete, wird auch hier noch sichtbar. Warfusee, der Böswicht, der einen so schändlichen Mordanschlag ausbrüten und ausführen konnte, wagte es dennoch nicht, sein Bubenstück

zu vollenden, bevor der Bürgermeiſter ſeine letzte Beichte abgelegt. Dann aber traten ſogleich etliche Mordbuben herein, verſetzten dem Greiſe mehrere Hiebe über den Kopf, daß die Säbel durch die Hirnſchale bis auf die Schultern drangen, und gaben ihm noch ſieben Stiche mit dem Degen in den Leib.

Des Grafen Tochter, die vergebens um das Leben des ehrwürdigen Alten kniend gebeten hatte, erhub bei dieſem Anblick ein Geſchrei des Entſetzens! Da drohte ihr wüthender Vater ſie nieder zu ſchießen, wenn ſie nicht ſchwiege. Ja, ſetzte er im blutigen Wahnſinn hinzu, wüßte ich auch, daß mein einziger Sohn, jetzt in franzöſiſcher Gefangenſchaft, der Rache geopfert würde, ſo wollte ich dennoch von meinem Vorhaben nicht ablaſſen!

Nun ſollte die Reihe auch den Abbe de Mouſſon und den Baron Saiſon treffen, und beide wurden bereits ſehr ſcharf zur Beichte vermahnt, indeſſen die Frau von Saiſon ohnmächtig auf den Boden lag; als plötzlich dem Wütrich ein großer Auflauf getreuer Bürger angekündigt wurde.

Des Bürgermeiſters Diener hatte nämlich durch Beſtechung eines ſpaniſchen Soldaten, einen Weg zum Fenſter hinaus gefunden, und überall Lärm gemacht. Sofort entſtand ein mächtiger Auflauf. Jeder Bürger ließ ſein Geſchäft oder Handwerk liegen, und ſtürzte hinaus auf die Straße, ſobald er die Gefahr vernahm, in welcher das Leben ſeines hochgeehrten Bürgermeiſters ſchwebte. In wenig Augenblicken waren ihrer mehr als tauſend verſammelt,

die vor des Grafen Behausung rückten, und dieselbe, obwohl von Quaderstücken erbauet, mit stürmender Hand anfielen.

Der erschrockene Graf versuchte es sie zu beruhigen, und schrie herab, er wolle es mit Schriften beweisen, daß der Bürgermeister die Stadt Lüttich den Franzosen verrathen wollen; aber man achtete seinen Verläumdungen nicht: Blut! Blut! war das laute, fürchterliche Geschrei der Menge. Als der Graf sah, daß die Bürger sich durch keine ersonnenen Lügen besänftigen ließen, faßte er den verzweifelten Entschluß, sich mit seinen 70 Spaniern bis auf den letzten Mann zu vertheidigen.

Jetzt stürmte der Haufe muthig, Thüren und Fenster wurden erbrochen, überall strömten die Rächer herein, der größte Theil der Spanier lag bereits niedergestreckt, die Gefangenen wurden befreit, der Ueberrest der Mordgesellen, mit dem Grafen an ihrer Spitze, flohen in ein Zimmer und baten um Gnade. Vergebens! Die Bürger eroberten auch dieses Zimmer, und hieben Alles nieder bis auf den Grafen, welcher tausend Thaler für sein Leben bot.

»Und wenn du auch hunderttausend geben wolltest," brüllte die Rache, »du mußt sterben!" — So schleppten sie ihn nach der Hausthür, vermuthlich um ihn öffentlich hinzurichten. Aber hier empfing er einen Stich in die Seite, daß er in die Knie sank; als er wieder aufstehen wollte, schlug man ihn, wie einen Ochsen, mit der Axt nieder zu Boden, und tödtete ihn dann mit mehr als hundert Hieben und Stichen. Hierauf zogen die Bürger den zerfetzten

Leib nackend aus, schleppten ihn auf den Markt, und hingen ihn bei den Füßen an einen Galgen. Noch war ihre Rache nicht gesättigt; sie schnitten ihm Kopf und Arme ab, und nagelten sie an die Stadtpforten; zuletzt machten sie Feuer unter dem Galgen, und verbrannten den Ueberrest zu Asche, welche ein Knabe in die Maas streuen mußte. Das Haus sogar, in welchem der Mord geschehen, zündeten sie an und legten es in die Asche, sammt den todten Körpern der gebliebenen Spanier. Des Grafen Warfusee beide Töchter wurden nach Mastricht geschickt, damit seines Namens Gedächtniß in Lüttich ganz ausgerottet werde.

Der Leichnam des alten Bürgermeisters ward in der St. Lambertskirche, unter der großen Krone, öffentlich zur Schau gestellt, und nachmals fast fürstlich beerdigt; denn alle Domherrn von St. Lambert, nebst der Klerisei, der Stadtrath, die Zünfte mit zweihundert brennenden Fackeln, und mehr als zweitausend Bürger folgten dem Zuge. Es ward mit allen Glocken geläutet. Der Abbe de Mousson, der Augenzeuge, und selbst an jenem Tage dem Mordschwerte geweiht, hielt eine von seinen Thränen unterbrochene Trauerrede. Auf seinen Grabstein grub man die Worte:

Pour être fidèle à ma patrie
J'ai perdu mon sang à ma vie.

Seiner trostlosen Witwe ward auf Verlangen der Bürgerschaft, eine Pension von fünfundzwanzigtausend brabantischen Gulden ausgesetzt.

Der feierliche Zweikampf im Jahre 1522.

(Aus dem ausführlichen Bericht Heuterdel's, eines Niederländers von Adel, der Augenzeuge gewesen.)

Peter Torelli und Hieronimo Anca, zwei Jünglinge von altem Adel, aus Saragossa in Arragonien gebürtig, waren theils durch Blutsverwandtschaft, theils durch die Neigung ihrer Herzen unzertrennliche Freunde, bis der Zufall einen geringen Zankapfel unter sie warf, und sie durch eine Kleinigkeit dergestalt gegen einander erbittert wurden, daß sie sich ohne Sekundanten auf den Degen forderten. Sie schlugen sich an einem abgelegenen Orte, und durch Zufall oder Geschicklichkeit geschah es, daß Anca seinem Gegner den Degen aus der Faust parirte. Doch er machte von seinem Siege keinen unedlen Gebrauch; beide versöhnten sich vielmehr herzlich, und Anca gab sein Ehrenwort, daß von der Art, wie der Kampf sich geendet, kein Mensch etwas erfahren solle.

Unglücklicherweise hatte ein Priester unbemerkt dem Gefechte von Ferne zugesehen, und uneingedenk, daß es ihm, als einen Friedensherold, oblag, allen fernern Händeln vorzubeugen, hatte er nichts Angelegentlicheres zu thun, als die Geschichte in der Stadt herum von Haus zu Haus zu tragen. Torelli wurde sehr bald durch dienstfertige Ohrenbläser davon unterrichtet: er konnte nicht anders ver-

muthen, als, Anca habe sein Wort gebrochen, und obgleich dieser das Gegentheil betheuerte, auch den Priester als Quelle das Gerüchts ausspürte, so war doch Torelli durch nichts zu besänftigen. Er wähnte seine Ehre befleckt, und wollte nur mit Blut diesen Flecken abwaschen.

Gerade damals langte Kaiser Karl der Fünfte zu Valladolid in Kastilien an. Diese Gelegenheit nützten die erbitterten Gemüther, und supplicirten bei Sr. kais. Majestät: ihnen nach alter Sitte und Gewohnheit des Königreichs Kastilien einen öffentlichen Zweikampf zu verstatten, auch Ort und Zeit allergnädigst zu bestimmen. Der Kaiser verwies sie an den Konnetabel von Kastilien, der sich alle Mühe gab, sie auszusöhnen, aber vergebens. Da er nun in diesem Falle durch die Reichsgesetze verbunden war, ihrem Gesuche zu willfahren, so lud er die Kämpfer am 28. Dezember auf den Markt zu Valladolid, um ihren Handel ritterlich zu enden.

Gegen die bestimmte Zeit wurde nunmehr auf besagtem Markte ein Platz, fünfzig Schritte lang und dreißig breit, mit Schranken eingefaßt. Längs diesen Schranken, inwendig und auswendig, wurde eine gedoppelte Reihe Lanzen in die Erde gesteckt, und zwar maßen die Lanzen diesseits fünf, die jenseits sechs Schuh. An der einen Seite wurden zwei hölzerne Bühnen errichtet, deren eine des Kaisers Thron mit goldenem Himmel trug, und ganz mit Goldstück bedeckt war. Die andere, mit kostbaren seidenen

Teppichen verziert, war für den Konnetabel. Diesen Bühnen gegenüber sah man ein kleineres Gerüst, bestimmt für die Anverwandten der Kämpfer. Noch hatte man, außerhalb der Schranken, diesseits und jenseits, zwei Zelte aufgeschlagen, darinnen die Kämpfer ihre Rüstung anlegen sollten. Das Pflaster war mit Sande dick überstreuet.

Am angesetzten Tage, zu Mittag um eilf Uhr, erschien zuerst der Kaiser und bestieg seinen Thron. Ihm wurde sogleich ein vergoldeter Stab überreicht, welcher dienen sollte, den Streit zu endigen, sobald ihn der Kaiser auf den Kampfplatz werfen würde. Vor ihm her zogen viele Hof- und Kriegsbediente, ihm folgten eine Menge Trabanten, Trompeter und Heerpauker. Bald hernach kam der Konnetabel, ein ehrwürdiger Greis, auf einem spanischen Zelter, und seine Schultern bedeckte ein goldener Mantel. Ihn umgaben vierzig Edelleute, kostbar geschmückt. Sechs Schreiber ritten, in gelben Sammt gekleidet, hinter ihm; ihre Rosse waren mit himmelblauen seidenen Decken geziert. Als königlichem Statthalter ward ihm das Schwert vorgetragen, jedoch nur in der Scheide, weil der Kaiser selbst gegenwärtig war. Dicht hinter ihm trat sein Waffenträger stattlich einher.

Als der Konnetabel auf den Platz kam, so grüßte er Se. kais. Majestät mit einem tiefen Reverenz, begab sich dann auf seine Bühne und setzte sich. Rings um die Schranken ordnete die kaiserliche Leibgarde zu Roß und Fuß, das herandrängende Volk zurück zu halten.

Jetzt trat Torelli, als Ausforderer, in die Schranken. Er trug ein kurzes, von Gold und Seide gewirktes Kamisol, mit Marderfellen gefüttert. Ihn begleiteten der spanische Admiral, Herzog von Bejara, ferner ein vornehmer königlicher Offizier als Sekundant, und noch mehrere Große des Reichs. Vor ihm her wurden seine Rüstung und seine Wapen getragen. Als er vor dem Kaiser kam, bezeigte er demselben seine Ehrfurcht, dann gleichermaßen dem Konnetabel, worauf er sich in sein Zelt verfügte.

Sofort erschien auch Anca, ganz wie sein Gegner gekleidet, doch das Kamisol mit Hermelin gefüttert. Ihn begleitete ein Markgraf von Brandenburg, nebst andern Grafen und Herren. Er ließ sich, wie Torelli, Wapen und Rüstung vortragen, beobachtete dasselbe Ceremoniel, und begab sich in sein Zelt.

Nach einer kurzen Pause ließ der Konnetabel Beide vor sich fordern, und einen Priester herzutreten. Beide mußten die Hand dieses Priesters fassen, auch die Finger auf's Kruzifix und Evangelium legen, und schwören: Daß sie auf guten Glauben eine vermuthlich gerechte Sache vertheidigen, keinen Betrug noch verbotene Kunststücke brauchen, weder durch zauberische Kräuter noch Steine, sondern einzig und allein durch ihre Leibes- und Gemüthskräfte, mit dem Beistand St. Georgs und der heiligen Mutter Gottes überwinden oder sterben wollten.

Nachdem solches geschehen, brachte man Beider Waffen in einem hölzernen Kasten zu dem Konnetabel, der sie sorgfältig untersuchte, auch ihre Rüstungen abwägen ließ, als welche nicht unter neunzig Pfund schwer sein durften, wohl aber drüber. Jeder Kämpfer begab sich darauf wieder nach seinem Gezelt, und sandte einen Edelmann zu den andern um Zeuge zu sein, wie Jener die Waffen anlege, damit aller Betrug vermieden wurde.

Unterdessen stieg der Konnetabel mit Würde von der Bühne auf den Kampfplatz herab, besah und ordnete nochmals alles, und setzte sich dann, nebst zwölf Edelleuten, in die Ecke des Platzes; ihm gegenüber eine gleiche Anzahl. Die noch leeren beiden Ecken wurden jede von drei Rittern eingenommen.

Ein Trompetenstoß gab das Zeichen zur allgemeinen Stille, worauf ein kaiserlicher Oberst als Herold an allen vier Ecken mit lauter Stimme ausrief: Daß Niemand, während des Kampfes, bei Lebensstrafe Tumult erregen, auch den Fechtenden mit keinem Wort, Stimme, Husten, Räuspern, Zischen, Miene, Bewegung des Leibes, oder einigen andern Zeichen, beistehen noch schaden, sie weder muthig noch verzagt, weder erschrocken noch beherzt machen solle, außer denen, so hiezu bestellt.

Hierauf trat Torelli ganz gebarnischt hervor, von seinem Sekundanten begleitet. Er trug in der Hand eine Helle

barde, an der Seite das Schwert. Der Konnetabel fragte ihn:

Wer er wäre? und aus was Urſachen er ſo gerüſtet einher träte?

Torelli nannte ſich, und that ſein Vorhaben kund. Der Konnetabel nahm ihm ſodann den Helm ab, um ſich zu vergewiſſern, daß er der Rechte ſei, ſetzte ihm den Helm wieder auf, und befahl ihm in eine Ecke des Platzes zu treten, wo er von den drei Rittern in die Mitte genommen wurde. Der Konnetabel aber ſtand auf, und ging zu den zwölf Edelleuten, die ihm gegenüber ſaßen, wo er Anca's Erſcheinung erwartete, ihn mit denſelben Fragen empfing, und dieſelbe Ceremonie mit ihm beobachtete. Anca mußte ſodann, ſeinen Gegner gegenüber, zu den andern drei Rittern ſich verfügen. Der Konnetabel aber beſtieg ſeine Bühne.

Nach einer kurzen Friſt ward zum zweiten Mal in die Trompete geſtoßen; ſogleich fielen beide Kämpfer nebſt ihren Sekundanten auf die Knie, und verrichteten ihr ſtilles Gebet. Darauf wurden ſie von den Sekundanten umarmt, zur Tapferkeit ermahnt, und ein jeder ging zum letzten Mal zurück in ſein Zelt.

Sobald aber der dritte Trompetenſtoß erſchallte, trat Torelli mit kühnem, Anca hingegen mit etwas zweifelhaften Schritt hervor. Kaum konnten ſie einander erreichen, ſo verſetzte Torelli dem Anca einen ſo heftigen Streich mit der Hellebarde auf das Haupt, daß dieſer wankte und ein

wenig zurück wich. Bald aber erholte er ſich wieder, bezahlte jenem mit gleicher Münze, und beide ſchlugen jetzt ſo gewaltig auf einander los, daß in kurzer Friſt die Hellebarden in Stücken ſprangen. Hurtig griff ein Jeder zum Schwert, und von gleicher Hitze verblendet, unterlieſen ſie einander, und begannen zu ringen.

Plötzlich warf der Kaiſer den goldenen Stab auf dem Kampfplatz, denn er wollte nicht, daß zwei ſo edle und tapfere Jünglinge ihr Leben einbüßen, oder Einer durch den Sieg des Andern beſchimpft werden ſollte. Er urtheilte laut: Beide hätten ſich wacker gehalten, und ſo hatte der Kampf ein Ende. Zwar, die Kämpfer ſelber achteten in blinder Wuth nicht des goldenen Stabes, ſondern wurden ſchnell noch einmal handgemein, aber dreißig Edelleute warfen ſich dazwiſchen, und zogen Jeden mit Gewalt in ſein Zelt.

Der Konnetabel ſtieg herab auf den Kampfplatz, hob das goldene Stäblein ehrfurchtsvoll auf, ſteckte es auf den Hut, kniete vor dem Kaiſer, küßte demſelben die rechte Hand und überreichte ihm den Stab, nachdem er ihn gleichfalls an ſeine Lippen gedrückt. Der Monarch befahl ihm, die Jünglinge zu verſöhnen, und ihnen anzudeuten, daß ſolches Sr. kaiſerlichen Majeſtät ausdrücklicher Wille ſei, als, welcher Beide hiermit für brave und unbeſcholtene Edelleute erkläre.

Der Konnetabel gehorchte, aber vergebens war ſeine Mühe. Je gütiger er ihnen zuſprach, je verſtockter und

feindſeliger bezeigten ſich die Jünglinge, bis er ihnen unwillig befahl, ſich vom Platze zu begeben, auch ſtarke Strafe androhte, wofern ſich Einer unterfangen würde, den Andern auf's neue zum Zweikampf zu fordern. Auch Verwandte, Freunde und Große des Hofes wandten umſonſt alles an, die Verſöhnung zu bewirken, über welche Halsſtärrigkeit der Kaiſer ſich endlich ſo erzürnte, daß er ſie beide in's Gefängniß warf, und nicht eher los ließ, bis ſie ſich die Hände gereicht, und aller Feindſchaft feierlich entſagt hatten. Aber die Worte kann ein Kaiſer wohl gebieten, die Herzen vermag er nicht umzuwandeln; Beide nährten den alten Groll bis an ihren Tod.

Nachſchrift.

Das Journal de Paris hat unlängſt den Vorſchlag gethan, um die allzuhäufig werdenden Winkelduelle zu verhüten, den öffentlichen feierlichen Zweikampf wiederum einzuführen, und man muß bekennen, daß kein beſſeres Mittel dieſen Zweck zu erreichen, gefunden werden möchte. Wer mit ſeinen Händeln heraus vor das Publikum treten muß, hütet ſich für's Erſte, welche anzufangen, denn das Urtheil dieſes unbeſtechbaren Richters, ſeinen Haß oder Spott, kann er nicht mit dem Degen abwenden. Hat er nun aber doch, trotz ſeiner Vorſicht, Händel bekommen, ſo wird er im Fall, ſich ſeine Ehre nicht unmittelbar beflecken, wohl noch zu manchem Verſuch die Hände bieten, ſie gütlich beizulegen, ehe er ſich entſchließt das Aeußerſte zu wagen,

und von zahllosen Zuschauern umringt, Sieger oder besiegt, sich dem öffentlichen Urtheil blos zu stellen.

Auch dann, wann er wirklich schon um einen feierlichen Zweikampf bei der Behörde angesucht, kann die Nothwendigkeit desselben noch beprüft, die Feindschaft durch Schiedsmänner vielleicht vermittelt werden, und selbst wenn alles vergebens, wenn die Kämpfer bereits ihre Kräfte an einander versucht, und gegenseitige Proben der Tapferkeit abgelegt, nur aber der unglückliche Todesstoß noch nicht geschehen ist, kann das goldene Stäblein, vom König oder Fürsten auf den Kampfplatz geworfen, noch immer das Leben zweier wackern Männer retten, die dann dem grausamen, aber unaustilgbaren Vorurtheile genug gethan.

Jedes andere Winkelduell müßte mit Infamie belegt, und ohne Erbarmen als Menschenmord bestraft werden.

Die Fürstenwahl in Kärnthen.

Als die scythischen Wenden den Nordgau eroberten, und, ihrer Gewohnheit nach, ihr ganzes Hauswesen auf Karren mit sich herumschleppten, so wurden sie von den vertriebenen Deutschen Kärner, und ihr Land das Kärnerland genannt. Die Römer vertrieben diese Wenden, und ließen das Land durch österreichische Landpfleger regieren. Unter diesen war Einer, Bonosus, ein solcher Erzsäufer, daß Niemand im römischen Reich es ihm gleich thun konnte. Der Kaiser pflegte von ihm zu sagen: Er sei nicht geboren um zu leben, sondern um zu trinken. Dennoch sah man ihn nie berauscht, indessen die deutschen Gesandten um ihn her, die doch sonst so wacker trinken konnten, von ihren Sinnen nicht mehr wußten, und sich alle ihre Heimlichkeiten ablocken ließen. In der Folge empörte sich Bonosus gegen den Kaiser Probus, und als er besiegt wurde, hängte er sich auf, da denn die Römer spottend ihn ein hängendes Weinfaß nannten, weil er in der That öfters einen halben Eimer Wein auf einmal zu sich nahm.

Bald darauf kam Kärnthen an Baiern, und Thassilo setzte seinen Sohn Throdo zum Fürsten über dasselbe. Karl der Große verstieß aber diesen Jüngling als einen Rebellen in's Kloster, und verordnete einen fränkischen Grafen Ingwon zum Herzog über die Kärnthner im Jahre 788. Ob nun zwar das Christenthum schon durch

den Bischof Virgilius von Salzburg, den Apostel der Kärnthner, in ihrem Lande gepredigt worden war, so brannte das Licht des Evangeliums doch noch sehr dunkel daselbst. Bürger und Bauern zwar bekannten den wahren Gott mit Herz und Mund, jedoch unter den Rittern und Edlen herrschte die tiefste Abgötterei, und sie bemäntelten ihre Hartnäckigkeit mit dem Vorwande: »Die neue Lehre sei wohl gut genug, schicke sich aber nicht für Standes- und ritterliche Personen; denn der christliche Glaube erfordere Friedfertigkeit, Demuth u. s. w., welches Alles keine ritterschaftliche Eigenschaften wären.«

Hiedurch gerieth Herzog Ingwon auf den Gedanken, ihren heidnischen Aberglauben auf eine seltsame Weise zu beschämen. Er veranstaltete nämlich ein Banquet, zu welchem Bauern und Edle, ohne Unterschied des Standes, eingeladen wurden. Als nun die Gäste sämmtlich erschienen, setzte er an seine eigene Tafel und an die ihm zunächst stehenden alle die christlichen Bauern, und bewirthete sie mit köstlichen Speisen und Wein. Der heidnische Rittertroß hingegen mußte draußen vor dem Tafelgemach, an wackelnden Tischen, mit schwarzem Brot, halbfaulem Fleisch und saurem Wein vorlieb nehmen. Als nun die Edlen, ob solcher Beschimpfung erstaunt und erbittert, um die Ursache forschten, erhielten sie folgende Antwort: »Jene Bauern und schlechte Leute haben ihre Seelen in der heiligen Taufe gewaschen; ihr aber stinkt noch nach abgöttischen Gräueln, und also dürft ihr mir nicht zu nahe kommen.«

Dies wirkte mehr, als alle vorhergegangenen Predigten des Bischofs Arno von Salzburg, und die Ritter strömten haufenweise zum Taufsteine. Solches geschah im Jahre 790, und zum Andenken dieser Begebenheit verordnete Herzog Ingwon:

Daß hinführo ein jeder Landesfürst in Kärnthen durch einen Bauer investirt und eingesetzt werden solle.

Dieser merkwürdige Actus geschah folgendergestalt: Ein Bauergeschlecht aus Glasendorf in Kärnthen wurde vor Andern privilegirt, dem Fürsten die Investitur zu ertheilen, vermuthlich, weil es sich zuerst zur christlichen Religion bekannt hatte; ja man nannte die Abkömmlinge dieses Geschlechts die Herzoge von Glasendorf. Wenn nun ein neuer Fürst die Regierung antrat, so kam ein solcher Bauer, und setzte sich bei Kärnburg, eine Meile von Klagenfurt, auf freiem Felde, auf einen runden Marmorstein, an dem des Landes Wapen ausgehauen war. Um den Stein wurden Schranken errichtet, die das Landvolk umgab. Der neue Fürst trat in grober Bauerntracht einher mit einem Hirtenstab in der Hand. Vor ihm her ging der Graf von Görz als Erzpfalzgraf in Kärnthen, zwischen zwei kleinen Panieren. Dem Fürsten zur Seite gingen zwei Landherren, und sodann folgte der ganze Adel mit dem Panier des Herzogthums Kärnthen; zur Linken des Fürsten wurde ein schwarzes Rind, und zur Rechten ein magerer, abgetriebener Ackergaul geführt.

Sobald der auf dem Marmorſtein ſitzende Bauer den Fürſten gewahr wurde, rief er ihm in ſlavoniſcher Sprache entgegen: Wer iſt, der alſo hoffärtig daher prangt? Dieſem antwortete das umſtehende Volk: Der Fürſt des Landes kömmt!

Darauf fragte der Bauer: Iſt er ein freier Mann? ein gerechter Richter? ein Beförderer unſerer Wohlfahrt? ein Bekenner des chriſtlichen Glaubens? ein Beſchirmer der Witwen und Waiſen? — Ja! verſetzte das Volk, er iſt's und wird es ſein!

Dann trat der Fürſt zu dem Bauer, reichte ihm die Hand, und gelobte: Daß er ſich nicht ſcheuen wollte, um der Gerechtigkeit willen ſo arm zu werden, daß er ſich mit ſolchem Vieh, wie der Ackergaul und das Rind, ernähren müſſe.

Wenn das geſchehen, fragte der Bauer: Wie und mit welchem Rechte wird er mich von dieſem Stuhle wegbringen? — Dem der Graf zu Görz ſogleich die Antwort gab: Man wird dich mit ſechzig Pfennigen von dannen kaufen! Rind und Roß ſollen dein ſein, das Ehrenkleid, welches der Fürſt um des Kittels willen ausgezogen, magſt du zu dir nehmen, und dein Haus und Hof ſollen frei und unzinsbar ſein auf ewige Zeiten.

Hierauf verſetzte der Bauer dem Fürſten einen gelinden Backenſtreich, ſprach: Sei ein gerechter Richter! ſtand auf, ihm Platz zu machen, und führte das Vieh mit ſich hinweg.

Jetzt bestieg der Fürst den Stein, kehrte sich nach allen Seiten, schwang ein entblößtes Schwert in der Luft, und versprach dem Volke ein gutes und gerechtes Gericht. Dann verfügte er sich in die auf einem nahen Berge gelegene Peterskirche, wo er nach verrichtetem Gottesdienste sein fürstliches Kleid wieder anlegte, und bald darauf mit der Ritterschaft Tafel hielt. Nach der Mahlzeit ritt er hinüber auf das sogenannte Zollfeld, wo der Lehenstuhl stand, setzte sich gegen Sonnenaufgang, und leistete mit entblößtem Haupte und aufgehobenen Fingern der Landschaft den gewöhnlichen Eid, kraft dessen er gelobte, sie bei den alten wohlhergebrachten Freiheiten zu schützen und zu handhaben. Dagegen empfing er dann die Huldigung und ertheilte die Lehen. Hinter dem Fürsten, Rücken an Rücken, setzte sich der Graf zu Görz, und ertheilte gleichfalls einige Lehen, nach den ihm zustehenden Gerechtsamen. Der Erblandmarschall in Kärnthen nahm des Fürsten Roß, der Erbschenke den goldenen Knopf und der Erbtruchseß die silberne Schüssel.

Ein seltsamer Umstand ist, daß so lange der Fürst auf dem Stuhle saß und belehnte, das Geschlecht von Gradnecker berechtigt war, auf fremden Wiesen so viel Heu abzuhauen und zu behalten, als sie während dieser Zeit mähen konnten, oder der Besitzer mußte es von ihnen lösen. Noch merkwürdiger aber, daß die von Portendorf zur nämlichen Zeit ungestört im Lande sengen und brennen durften, wo es ihnen beliebte, wenn man sich nicht mit ihnen abfand.

Als die Portendörfer ausſtarben, erbten die Freiherrn von Mordax dieſe ſchädliche Gerechtſame, deren Urſprung im Dunkel der Vorwelt begraben liegt. — Wenn Alles vollbracht war, begab ſich der Fürſt mit dem ganzen Gefolge nach unſerer lieben Frau im Saal, wo die ganze Handlung mit dem feierlichen Gottesdienſte in der Kirche beſchloſſen wurde.

Der letzte Fürſt, welcher Stein und Stuhl beſeſſen, und dieſer Wahlceremonie völlig nachgelebt, war Herzog Ernſt in Oeſterreich, der Vater Kaiſer Friedrich's IV. Er wurde im Jahre 1414 Fürſt in Kärnthen. Sein Sohn aber verweigerte ſolches, weil ihm, als römiſchem König, die Sache unſchicklich vorkam. Doch mußte er den Landleuten in Kärnthen einen Revers, unter dem Dato S. Veit 1444, ausſtellen: Daß ſolch Unterlaſſen ihnen und ihren Nachkommen ungefährdet ſein ſolle. Kaiſer Maximilian I. wollte den alten Gebrauch wieder herſtellen, wurde aber durch den Krieg daran verhindert. Kaiſer Ferdinand hegte andere Gedanken, und ſtellte auch lieber einen Revers von ſich. Sein Sohn aber, Erzherzog Karl von Oeſterreich, leiſtete wirklich im Jahre 1564 den Eid auf dem Lehenſtuhle im Zollfelde, ward jedoch mit den übrigen Ceremonien verſchont. — Dieſe Nachrichten ſind geſchöpft aus Megiserus Annal. Carinth. Cap. II, Sebaſtian Münſter und mehreren Andern.

Ermordung der drei Bürgermeister zu Danzig im Jahre 1411.

Zu jener Zeit begannen die Kreuzherren oder deutschen Ordensritter die preußischen Städte heftig zu bedrücken, und hätten gern alle ihre Gerechtsame und Freiheiten mit Füßen getreten. Aber der Bürgermeister zu Danzig, Konrad Lezkau, war ein biederer, großer Mann, der jedem Helden aus der römischen oder griechischen Geschichte an die Seite gestellt zu werden verdient. Er schützte die Danziger gegen alle Unbill durch überlegenen Geist und Muth, und wurde deshalb von den Kreuzherren stark angefeindet. Obwohl er solches wahrlich nicht um sie verdient hatte, denn in Allem, was der Stadtgerechtigkeiten nicht zuwider lief, war er ihnen gern behilflich und schonte dabei nicht einmal seines Lebens.

Als zum Beispiel nach der unglücklichen Schlacht bei Tanneberg im Jahre 1410 der Hochmeister Heinrich Reuß von Plauen weder Mittel noch Rath wußte, seine Noth nach Deutschland zu berichten, und frische Mannschaft von dorther zu bekommen, da verkleidete der muthige Konrad Lezkau sich in einen Bettler, und, da er der polnischen Sprache sehr kundig war, schlich er sich an seinem Bettelstabe glücklich durch die zahlreichen Feinde, und

verschaffte von dem Markgrafen von Brandenburg und andern benachbarten Fürsten dem Ritterorden ansehnliche Verstärkung.

Solcher und mehrerer anderer Thaten uneingedenk, nährte besonders der Komthur, der auf dem Schlosse zu Danzig hauste, noch immer den heimlichen bittern Groll, und war auf nichts eifriger bedacht, als den Bürgermeister sammt dem ganzen Rath der Stadt Danzig zu verderben. Der Hochmeister theilte diese unritterlichen Gesinnungen keineswegs, sondern verfügte sich selbst nach Danzig, um Unheil zu verhüten, brachte es auch so weit, daß der Komthur und der Magistrat vor dem Altar in der Kirche einander mit Hand und Mund gelobten, alle Feindschaft zu vergessen, und hinfort in beständiger Eintracht zu leben.

Der Komthur stellte sich dem gemäß ganz freundlich, und gab vor, er wolle, zur Besiegelung des Friedens, am Palmsonntage ein großes Banquet veranstalten, wo er seine lieben neuen Freunde trefflich zu bewirthen gedenke. Dem zu Folge wurden die drei Bürgermeister Konrad Lezkau, Arend Hecht und Tidemann Hurer, auch ein Rathsherr Bartholomäus Grosse, von ihm auf den Palmsonntag feierlich zur Tafel geladen. Alle vier sagten zu, und begaben sich mit einander auf den Weg nach dem Schlosse. Als sie nicht mehr fern von der Pforte waren, begegnete ihnen des Komthurs Narr, und flüsterte im Vorübergehen mit lachendem Munde: Wenn ihr wüß-

tet, was man gekocht hat, ihr kömmt nicht zur Mahlzeit.

Anfangs achteten sie solcher Warnung nicht; doch bald darauf blieb Tidemann Hurer plötzlich stehen, als besinne er sich auf etwas, und sprach zu seinem Gefährten: »Lieber, ich habe meinen Schlüssel zum Geldkasten daheim vergessen, und stehe in Sorgen, es möchte einer meiner Knechte mir untreu werden, zumal ich keine Hausfrau habe, die das Meinige wahrnimmt. Ich will daher zurückkehren, meinen Schlüssel holen, und euch sodann folgen.«

Er that, wie er gesagt, und entging auf diese Weise seinem Unglücke. Ob aber sein Vorgeben wahr gewesen, oder ob des Narren Warnung ihn zur Rückkehr bewogen, bleibt unentschieden.

Die Uebrigen setzten ihren Weg eine kleine Weile schweigend fort. Arend Hecht aber überlegte die aus eines Narren Munde geflossene nachdenkliche Rede, die, wie er gegen Konrad Lezkau bezeugte, ihm verdächtig vorkomme. Konrad aber, dessen Geist zu groß war, um ein solches Bubenstück zu fassen, blieb sorglos und unbefangen, sich verlassend auf das sichere Geleit, das ritterliche Wort der Freundschaft. Unverzagt schritt er vor den Andern her zum Schloßthor hinein — doch alsobald wurde hinter ihnen das Thor gesperrt und die Brücke aufgezogen. Befremdet und, Konrad ausgenommen, erschrocken, sahen sie um sich, und erblickten den Schalknarren, der ihnen auf dem Fuße gefolgt war. »Drei Vögel sind gefangen,« murmelte er wehmüthig

in den Bart, aber der Alte war zu listig, er ist dem Garne entflogen." —

Noch immer trat Konrad mit ungebeugter Würde einher, und die Thüren des Speisesaals rauschten auf. Siehe, da stand der Komthur von einer großen Menge Ritter umgeben, und statt des freundlichen Willkommens empfing er die ehrbaren Gäste mit pöbelhaften Schimpfreden, warf ihnen vor, wie sie jederzeit dem Orden zuwider gewesen, und drohte, die Zeit der Rache sei gekommen. Die übrigen Ritter stimmten dem bei mit großem Tumult, also, daß die Bürgermeister zu keinem lauten Worte gelangen konnten, und als endlich Konrad Lezkau mit männlicher Stimme durchdrang, sprechend, der Rath zu Danzig habe in Allem und Jedem nur der Stadt wohlbegründetes Recht vertreten; da schnaubte der Komthur wild, schlug sich wie unsinnig an die Brust und schrie: »Was Recht! hier ist nur Recht! ihr hättet folgen und gehorchen sollen!" — Konrad maß den Wüthenden mit einem großen ruhigen Blicke, würdigte ihn aber keiner Antwort, sondern wandte sich zu Arend Hecht, und sprach: Ihr sehet, wie es um uns steht. Aber hätt' ich anjetzt ein gutes Schwert zur Hand, ich wollte tausend Gulden d'rum schuldig sein.

Alsobald ließ der Komthur den Scharfrichter von Elbing hereintreten, den er drei Tage zuvor ausdrücklich deshalb holen lassen, und befahl ihm, die drei Gefangenen hinab auf den Hof zu führen, und ihnen die Köpfe vor die

Füße zu legen. Jedoch der Scharfrichter war ein wackerer, verständiger Mann, und antwortete dem Komthur unerschrocken: »Es sei seines Amtes nicht, Jemanden vom Leben zum Tode zu bringen, der nicht zuvor durch Urtheil und Recht von seiner Obrigkeit verdammt worden.“

Statt sich durch obige Rede eines gemeinen und verschrienen Mannes beschämen zu lassen, ward der Komthur über des Scharfrichters Freimüthigkeit nur noch mehr entrüstet. Er ließ ihn unbarmherzigerweise mit Knütteln und Peitschen durchhauen, die drei Unglücklichen aber in verschiedene Gefängnisse werfen. Hierauf setzte er sich mit den saubern Ordensrittern zur Tafel, und nachdem sie bis spät in die Nacht geschwelgt und gesoffen hatten, dergestalt, daß sie von ihren Sinnen nicht mehr wußten, da ließen sie den ehrwürdigen Konrad Lezkau, gebunden mit einem Knebel im Munde, vor sich bringen, fielen wie rasende Hunde über ihn her, ermordeten ihn mit zehn Wunden, und schnitten ihm endlich die Kehle ab.

Hierauf kam die Reihe an die noch übrigen beiden Schlachtopfer, Arend Hecht wurde mit sechzehn, und Bartholomäus Grosse mit siebzehn Stichen niedergemetzelt, und so waren Danzig's kräftigste Stützen gefallen.

Als die Ritter nüchtern worden waren, hielten sie es dennoch für gerathen, die grausame Mordthat nach Möglichkeit zu verbergen. Rath und Bürgerschaft erfuhren nichts davon, sondern vermeinten, Konrad Lezkau mit seinen Gefährten werde blos von dem hochfahrenden Komthur auf

dem Schlosse gefangen gehalten. Dahero man auf der Stelle einige Abgeordnete an den Hochmeister nach Marienburg sandte, um über sothane Gewaltthätigkeit Beschwerde zu führen.

Indessen schickte Grosse's Ehefrau, eine Tochter Konrad's, täglich allerlei Speisen und Getränke in das Schloß, um Vater und Gatten zu laben. Die Bedienten empfingen solches nicht allein unweigerlich, mit dem Versprechen, es den Gefangenen zu überbringen, sondern richteten auch ihr zuweilen Grüße von diesen aus, mit Bitte, ihnen diese oder jene Lieblingsspeise zu senden: und also ward Hohn und Spott mit der Grausamkeit verbunden, der Mord aber bis zum sechsten Tage verheimlicht.

Am Sonnabend vor Ostern aber erging ein ernster Befehl von dem Hochmeister an den Komthur, die widerrechtlich Gefangenen auf der Stelle in Freiheit zu setzen; und so wurden denn noch am selbigen Abend, zum starren Entsetzen der treuen Bürger, die Körper der Ermordeten hinaus vor das Schloß geworfen. Mit sprachlosem Schrecken und stummen Schmerz hoben die Bürger die verehrten Leichname auf, und bestatteten sie mit großer Pracht zur Erde. Die beiden Bürgermeister ruhen in der St. Hedwigskapelle zur Linken des Hochaltars, wo noch heutiges Tages auf ihrem Leichensteine, neben ihrem Wapen, folgende Inschrift in lateinischer Sprache zu lesen ist: Hier liegen die ehrwürdigen Männer, Konrad Lezkau und Arend Hecht, Bürgermeister der Stadt

Danzig, ermordet am Montage nach dem Palmſonntage, im Jahr unſers Herrn 1411.

Das empörte Gemüth des Leſers wird begierig ſein zu erfahren, wie ſolche verübte Unthat beſtraft worden? aber leider ſpottete die Gewalt noch lange ungeſtraft, der Thränen und der ohnmächtigen Wuth der Danziger Bürgerſchaft. Es wurden ſogar die Witwen und Waiſen der Ermordeten aus der Stadt vertrieben, und ihre Güter eingezogen. (Siehe Curiker's Beſchreibung der Stadt Danzig.)

Monmouth.

Der Herzog von Monmouth war ein natürlicher Sohn Karl des Zweiten, den seine Mutter, eine schöne Dame aus Wallis, 1649 zu Rotterdam gebar. Noch als ein Kind kam er aus Holland nach Paris, wo seine Großmutter, Karl des Ersten Witwe, wohnte, die ihm die sorgfältigste Erziehung verschaffte. Als sein Vater wieder auf den englischen Thron gelangte, ließ er ihn sogleich zu sich entbieten, sandte ihm eine Begleitung entgegen, wie sie für einen Prinzen vom königlichen Geblüt sich geziemt, empfing ihn als seinen geliebten Sohn, überhäufte ihn mit Ehren, Würden und Reichthümern, und krönte endlich seine Wohlthaten dadurch, daß er ihm eine der schönsten und reichsten Erbinnen von England zur Gemahlin gab.

Monmouth war groß und wohlgewachsen, von schönem und männlichen Angesicht; er besaß eine ungemein einschmeichelnde Manier, Jemand etwas zu überreden, und im Felde hatte er öfter seinen Muth erprobt. Der König liebte ihn mehr als väterlich und versagte ihm nicht leicht irgend eine Bitte. Wie glücklich hätte er sein können, wenn nicht Leichtgläubigkeit und Ehrgeiz oft ihr böses Spiel mit ihm getrieben hätten.

An Neidern und Verleumdern konnte es einem solchen Manne nicht fehlen. Eben die Gabe, alle Herzen zu gewinnen, die in einem so hohen Grade ihm eigen war, gab

hämiſchen Ohrenbläſern die beſte Gelegenheit, den König mißtrauiſch gegen ihn zu machen; und es gelang endlich Karl zu überreden, daß der edle Prinz nur deshalb bei Vornehmen und Geringen ſich ſo beliebt zu machen ſtrebe, um die frevelnde Hand gelegentlich nach der Krone auszuſtrecken.

Der König maß dieſem eitlen Vorgeben nur zu leicht Glauben bei, er befahl dem Liebling ſeines Herzens den Feldmarſchallſtab nieder zu legen und das Reich zu meiden. Um ſeinen königlichen Vater im erſten, obwohl unverſchuldeten Zorne nicht noch mehr zu erbittern, gehorchte Monmouth augenblicklich, und ging nach Amſterdam. Sobald er aber hoffen durfte, das erſte Feuer ſei verraucht, kehrte er ohne Erlaubniß zurück nach London, um ſich in Perſon zu rechtfertigen. Allerdings möchte es ihm leicht geworden ſein, ſich einem Vaterherzen wiederum zu nähern, welches insgeheim ſich bereits nach ihm ſehnte; aber unglücklicherweiſe legte ganz London die Freude über des Herzogs Rückkunft zu laut und ſtürmiſch an den Tag. Man zündete Freudenfeuer an, man läutete mit allen Glocken, man beſtürmte ihn mit Glückwünſchen. Seine Feinde wußten das trefflich zu nutzen, und der erzürnte König wollte ihn nicht ſehen, ertheilte auch den geſchärften Befehl, daß er ſogleich wieder abreiſen ſolle.

Um den Argwohn in Karl's Bruſt noch mehr zu vergiften, ſtreuete man das Gerücht aus, er ſei wirklich mit Monmouth's Mutter, die längſt todt war, vermählt gewe-

sen, und der Bischof von Durham verwahre die Zeugnisse darüber in einem schwarzen Kästchen. Der König hielt für nöthig, dies Gerücht zu widerlegen, und stellte eine feierliche Erklärung von sich: daß er, außer der Königin Katharina, nie eine andere Gemahlin gehabt habe.

Monmouth hielt sich noch einige Zeit inkognito zu London auf, begab sich darauf nach Chester, und wurde auch dort mit so vielen Ehrenbezeugungen und Beweisen der Volksneigung überhäuft, daß des Königs Verdacht immer mehr gereizt wurde. Er ließ ihn sogar vor des Königs Bank laden, als aber daselbst kein Ankläger wider ihn auftrat, mußte der Herzog, wider Karl's Willen, frei gesprochen werden.

Daß durch so viele Verfolgungen Monmouth's edles Gemüth erbittert, und er endlich verleitet wurde, sich dessen in der That schuldig zu machen, was ihm vorher nie in den Sinn gekommen, wird jeder Menschenkenner begreiflich finden. Eine Verschwörung gegen des Königs und des Herzogs von York Leben ward entdeckt, und man glaubte Beweise zu finden, daß auch Monmouth strafbar mitgewirkt habe. Abermals mußte er flüchtig werden. Jedoch von den Verschwörern, welche eingezogen und hingerichtet wurden, wollte durchaus keiner ihm etwas zur Last legen, so sehr man auch eine solche Aussage gewünscht hätte.

Aus seinem verborgenen Winkel schrieb der Prinz an seinen Vater und bat um Gnade. Ihm ward die kurze trockene Antwort: »Er solle sich persönlich melden, und dem Willen des Königs unterwerfen.« Er that es. Der

König erlaubte ihm vor seinem Antlitz zu erscheinen, wobei, außer dem Herzog von York, niemand gegenwärtig war. Monmouth warf sich zu seines Vaters Füßen, bekannte Alles, was er von jener Verrätherei wußte, läugnete aber standhaft, daß er jemals mit einem Anschlag gegen des Königs Leben schwanger gegangen.

Karl befahl ihm, sich selbst im Gefängniß zu stellen. Er gehorchte. Hierauf wurde er noch am selbigen Abend gänzlich begnadigt, und alle fernere gerichtliche Untersuchung gegen ihn niedergeschlagen.

Doch leider hatte er auf der vom Blute schlüpfrigen Bahn des Hochverraths den ersten Schritt nun einmal wirklich gethan, der Ehrgeiz hatte seinen Kopf entzündet, sein Herz gewöhnte sich zum Schweigen, er lieh den Schmeichlern ein williges Ohr. Auf's neue gelang es diesen, ihn zum Mitschuldigen verderblicher Anschläge zu machen, welchen der wachsame Hof abermals nur zu bald auf die Spur kam. Monmouth wurde aus dem ganzen Reiche verbannt, und die Köpfe seiner Anhänger fielen zu London unter dem Beile des Henkers.

Jetzt starb Karl II. Ihm folgte sein Bruder, der Herzog von York, obwohl er sich zur katholischen Religion gewendet hatte. Eine der ersten Handlungen König Jakob des Zweiten war, den Staaten von Holland ein Verzeichniß der englischen Rebellen zu übersenden, die sich in die Niederlande geflüchtet hatten, mit dem Ersuchen, sie auszuliefern. Monmouth's Name stand oben an.

So dringend verfolgt, glaubte der Herzog für seine Selbsterhaltung mit Jakob um die Krone kämpfen zu müssen. Er rüstete mehrere Schiffe aus, lief muthig in See, entging glücklich der Flotte, die auf ihn kreuzte, landete an der Küste von Dorset, und bemächtigte sich mit zweihundert Mann der Stadt gleiches Namens. Sogleich erließ er ein Manifest gegen den König, und bot Alles auf, die umliegenden Städte zu gewinnen und unter die Waffen zu bringen. In dem Manifeste behauptete er unter andern, König Jakob habe seinen Bruder Karl II. durch Gift aus dem Wege geräumt.

Das Parlament ließ sein Manifest durch Henkers Hand verbrennen, citirte ihn binnen sechzig Tagen vor Gericht zu erscheinen, warf seine Gemahlin, seine Kinder und Angehörigen in den Tower, und sandte ihm den Herzog von Albemarle mit einer Armee entgegen. Als die Heere sich einander näherten, forderte Monmouth stolz den Herzog auf, sich ihm als rechtmäßigen König zu unterwerfen, erhielt aber eine schnöde Antwort.

Sofort rückte Monmouth mit dreitausend Mann zusammengerafften Volkes muthig in's Feld, griff den Feind an, kämpfte mit männlicher Tapferkeit, ja gegen das Ende der Schlacht mit wüthender Verzweiflung, wurde aber geschlagen, und sah sein ungeübtes Heer, von der großen Anzahl der Feinde überwältigt, nach allen Seiten fliehen. Er selbst floh Einer der Letzten in Gesellschaft des Lord Gray, und einige Meilen vom Wahlplatz verließen beide

ihre Roſſe, verhüllten ſich in Bauerkleider, und ſuchten zu Fuß ihren Verfolgern zu entwiſchen.

Am folgenden Tage ward Lord Gray zuerſt, von einem ſeiner eigenen Knechte erkannt, als er durch ein Dorf ging. Man vermuthete ſogleich, daß Monmouth nicht fern ſein werde, man zerſtreute ſich haufenweis ihn zu ſuchen, und man fand ihn endlich in einem Graben liegend mit Dornenſträuchen bedeckt. Hier war der Held, da er in vierzig Stunden weder gegeſſen noch geſchlummert hatte, in einen tiefen Schlaf verfallen, aus dem man ihn lange nicht ermuntern konnte, und als er endlich erwachte, vermochte er kaum auf den Füßen zu ſtehen. Man fand den Orden des Hoſenbandes und zweihundert Guineen bei ihm. Er trug ſein Unglück mit männlicher Würde, und nur einmal entſchlüpften ihm, auf dem Wege nach Whitehall, die Worte: Hätte ich den Rath des Prinzen von Oranien befolgt, dies Schickſal wäre mir nicht widerfahren. Die ihn gefangen, erhielten eine Belohnung von fünftauſend Pfund Sterling.

Noch einmal ließ Monmouth ſich herab, durch demüthige Schreiben an ſeinen Oheim und an die verwitwete Königin, Gnade und Verſöhnung zu erflehen; auch ließ Jakob ihn wirklich vor ſich kommen, und ſprach: »Was du gegen mich, den König verbrochen, ſei dir verziehen. Daß du aber mich, den Bruder, des Meuchelmords am Bruder beſchuldigt haſt, kann ich dir nimmer verzeihen, und dafür mußt du ſterben.« — Er wurde nach dem Tower ge-

bracht, und verlangte seine Gemahlin und Kinder zu sprechen. Dieser Wunsch ward ihm gewährt; der wachthabende Offizier hatte sogar das Zartgefühl, die unglückliche Familie allein zu lassen; sie blieben mehrere Stunden beisammen, und trennten sich mit lautem Schluchzen.

Monmouth's Prozeß dauerte nur kurze Zeit. Der König unterschrieb das Todesurtheil, der Lieutenant des Towers machte es ihm kund, und er vernahm es schweigend ohne Bewegung. Der Bischof von Bly bereitete ihn zum Tode, und verließ ihn voll Bewunderung.

Mittwochs früh, am 18. Juli 1685, wurde der Tower mit vier Bataillons und drei Eskadrons besetzt; demungeachtet drang vieles Volk hinein. Um zehn Uhr umgab der Sherif mit seinen Leuten das Schaffot, welches an dem nämlichen Orte errichtet war, wo einst Sidney blutete. Alles war mit schwarzem Sammt bekleidet. Die Sherifs holten den Herzog ab, der von mehreren Bischöfen begleitet erschien. Er trug ein graues schwarzgefüttertes Kleid, und den Hut unter dem Arm. Er grüßte Alle, die er kannte, freundlich und gelassen. Man hatte, um seinen Weg zu besetzen, lauter neugeworbene Grenadiere gewählt; er ging mit einer gewissen Neubegier in seinen Blicken, aber schweigend, durch sie hindurch. Als er das Schaffot betrat, sah er sich nach dem Scharfrichter um, und da er ihn gewahr wurde, sagte er freundlich: »Seid Ihr der Mann, dem die Execution aufgetragen worden? verrichtet Euer Amt wohl.«

Hierauf entspann sich zwischen ihm und den Geistlichen,

die ihn begleitet hatten, noch folgendes merkwürdige Gespräch, welches beweiſt, daß er ſeinem hochherzigen Charakter bis zur letzten Minute treu blieb.

Monmouth. Ich ſtehe hier um den Tod zu leiden, und nicht um viel Worte zu machen. Ich ſterbe im Glauben der engliſchen Kirche.

Der Geiſtliche. Wenn das iſt, Mylord, ſo müßt Ihr auch die Lehre vom Gehorſam gegen den König für wahr erkennen.

Monmouth. Ich ſchließe keinen Punkt aus, den die Kirche lehrt.

Der Geiſtliche. So empfindet Ihr Reue über das Verbrechen, welches Euch hieher gebracht?

Monmouth ſchwieg finſter, und nach einer Pauſe ging er plötzlich zu einer ganz fremden Materie über. — »Man hat mich, ſprach er, eines ſchändlichen Umgangs mit einer tugendhaften Frau, Henriette Wedworth, bezüchtigt. Ich ſchwöre vor Gott, daß ſie unſchuldig iſt, und daß nichts Böſes zwiſchen uns vorgefallen.«

Der Sherif. Ward Ihr auch nie mit ihr vermählt?

Monmouth. Solche Fragen zu beantworten, iſt hier weder Ort noch Zeit.

Der Sherif. So macht den Umſtehenden Eure Reue kund, die Ihr über das Verbrechen der Rebellion empfindet.

Monmouth. Ich ſterbe als ein Bußfertiger.

Der Geiſtliche. Soll Eure Buße Gutes wirken, ſo bekennt Euch ſchuldig vor dem Volke.

Monmouth. Was ich darüber zu ſagen hätte, enthält dieſes Papier. (Er übergab es dem Sherif.)

Der Geiſtliche. In dieſer Schrift ſteht kein Wort von Eurem Hauptverbrechen, dem Aufruhr?

Monmouth. Ich ſterbe freudig im Vertrauen auf Gottes Gnade.

Der Geiſtliche. Wollt Ihr dieſe erlangen, ſo bittet Euren Nächſten das gegebene Aergerniß öffentlich ab.

Monmouth (laut). Hab' ich irgend einen Menſchen beleidigt, ſo verzeih' er mir. Ich habe meine Feinde, denen auch ich verzeihe.

Der Geiſtliche. Es iſt nothwendig, Mylord, daß Ihr Euch beſtimmter ausdrückt.

Monmouth. Leſet meine Schrift, und laßt mich ſterben.

Der Geiſtliche. Was man von Euch begehrt, könnt Ihr leicht mit wenigen Worten vortragen.

Monmouth. Ich danke Gott, daß ich in den zwei letzten Jahren meines Lebens mir keinen Vorwurf zu machen habe.

Der Geiſtliche. Wie, Mylord! rechnet Ihr das Unglück und die Verwirrung für nichts, in welche Ihr den Staat geſtürzt? Wahrlich! Ihr ſolltet Euren Abſcheu dafür öffentlich an den Tag legen.

Monmouth. Ich bitte Euch, meine Schrift zu leſen.

Der Geiſtliche. In der aber vom Gehorſam gegen den König nichts vorkommt?

Monmouth. Ich bereue Alles, was ein guter Chriſt

bereuen ſoll und mag. Uebrigens bin ich bereit, den Tod zu leiden, und erſuche Euch deshalb —

Der Geiſtliche. Wohlan, ſo müſſen wir uns begnügen, Euch der göttlichen Barmherzigkeit zu empfehlen.

Monmouth. Ihr vertraue ich, und ſterbe mit reinem Gewiſſen.

Der Geiſtliche. Wie? das Blut Eurer Anhänger, das um Euretwillen vergoſſen worden, belaſtet Euch nicht?

Monmouth. O das Blut meiner Freunde liegt ſchwer auf meinem Herzen! doch hoffe ich ſie wieder zu finden.

Der Geiſtliche. Daß Ihr das Reich mit gewaffneter Hand angefallen, wollt Ihr nicht Aufruhr benennen?

Monmouth. Nennt es, wie es Euch beliebt. (Mit leiſer Stimme.) Ich wollte, es wäre nicht geſchehen.

Der Sherif (zu den Umſtehenden). Er ſagt, daß er wegen ſeines Aufruhrs große Reue hege.

Der Geiſtliche. So bittet den König hier öffentlich um Verzeihung.

Monmouth aber ſchwieg und verbeugte ſich gegen die Verſammlung, die ſodann das gewöhnliche Gebet für den Sterbenden verrichtete. Während desſelben lag der Herzog auf den Knien und betete ſtill. Als er wieder aufgeſtanden, fragte ein Geiſtlicher: »Wollt Ihr nicht Eure Gemahlin und Kinder der königlichen Gnade empfehlen?« — Raſch und mit Bitterkeit erwiederte Monmouth: Was haben denn dieſe verſchuldet? — Doch — ſetzte er ſogleich gelaſſen hinzu, wenn es nöthig iſt, ſo thut es in meinem Namen.

Jetzt betete ein Geiſtlicher einen Pſalm, und endete mit den Worten: Herr beſchirme den König! worauf er ſich zu dem Herzog kehrte, und ihn erſuchte, dieſe Worte laut nachzuſprechen. Monmouth bedachte ſich einen Augenblick, ſagte aber nichts als Amen! Dann wandte er ſich zu dem Scharfrichter, ließ ſich entkleiden, begehrte aber, daß man ihm die Augen nicht verbinden ſolle.

Einer der Geiſtlichen nahm dieſe Zeit wahr, um noch einen letzten Verſuch zu machen, den Herzog zu einem öffentlichen Bekenntniß zu überreden. »Mylord ſprach er, »Ihr waret immer ein tapferer Soldat; ſo tretet doch hervor, vermahnet die Soldaten, ein Beiſpiel zu nehmen.«

Monmouth antwortete finſter: Was ich zu ſagen hatte, iſt geſagt. Ich bin nicht hieher gekommen um zu reden, ſondern um zu ſterben. — »Aber Mylord,« erwiederte der Geiſtliche, »das könnte mit zehn bis zwölf Worten geſchehen.« — Der Herzog gab ihm weiter keine Antwort, ſondern rief ſeinen Kammerdiener, dem er ein Futteral gab, und ihm befahl, es demjenigen einzuhändigen, dem er auch das Uebrige bringen ſolle. Hierauf kehrte er ſich zu dem Scharfrichter: Nimm, ſprach er, dieſe ſechs Guineen, aber mach' es beſſer mit mir, als mit dem Lord Rouſſel, dem du drei oder vier Hiebe geben mußteſt. Dem Kammerdiener gebot er, die noch übrigen Guineen, die er bei ſich hatte, gleichfalls dem Scharfrichter einzuhändigen, wenn er den Todesſtreich gut geführt habe. Der Scharfrichter

verſprach ſein Beſtes zu thun. Wohl, ſagte der Herzog, wenn du mich aber zweimal haueſt, ſo kann ich dir nicht verſprechen, daß ich mich nicht bewegen werde.

Jetzt kniete er nieder und legte ſein Haupt auf den Block, wobei die Geiſtlichen ihm bibliſche Sprüche vorſagten. Plötzlich richtete er ſich noch einmal in die Höhe, und ſagte zum Henker: Laß mich doch das Beil fühlen. Man erlaubte es ihm. Ich fürchte, ſagte er, es ſei nicht ſcharf genug. Leider hatte er Recht, denn als er ſein Haupt nun wieder auf den Block beugte, ließ der Henker das Beil gleichſam nur fallen, wiederholte zwar den Streich augenblicklich, aber mit eben ſo geringer Wirkung, ſo daß Monmouth das Haupt noch einmal wandte, den Scharfrichter ſtarr anſah, und rief: Mein Gott, wie werd' ich gemartert! Noch zwei Streiche empfing er, und als auch dieſe den Kopf noch nicht vom Rumpfe getrennt hatten, warf der Henker das Beil weg, zog ein Meſſer hervor, und löſte dergeſtalt das blutige Haupt vollends ab. Das Volk wurde dadurch ſo erbittert, daß die Soldaten es nur mit Mühe abhalten konnten, den Henker zu zerreißen. Auch der König ſtellte ſich zum mindeſten ergrimmt darüber, und ließ ihn in's Gefängniß werfen. — Monmouth's Körper wurde in Scharlachſammt gewickelt, in einen zinnernen Sarg gelegt, und im Tower begraben. Seine troſtloſe Gattin und ſeine verwaiſten Kinder weinten noch eine Zeit lang im Gefängniß.

Erasmus Lueger's Trotz und Strafe.

Im Fürstenthum Krain liegt ein Schloß, genannt Lueg, auf einem Felsen, der gleich einer Mauer in die Höhe sich thürmt. Unüberwindlich schien diese Burg ohne Zuthun einer Menschenhand, und sie war das Stammhaus der Herren von Lueg oder der Lueger. Der letzte dieses Geschlechts hieß Erasmus, und hatte sich, unter Kaiser Friedrich III., den Ruhm eines wackern Soldaten und unerschrockenen Parteigängers erworben.

Einstmals, im Jahre 1483, gerieth er mit dem Erbmarschall von Pappenheim bei Hofe in einen Zwist, dessen Ursprung die Chronik nicht meldet, sie zogen die Schwerter in der kaiserlichen Burg, und Erasmus Lueger hatte das Glück oder Unglück, seinen Gegner zu tödten. Sowohl der Mord selbst an einem so hohen Kronbeamten, als auch die Verletzung der kaiserlichen Residenz, waren gleich hoch verpönt; Erasmus mußte fliehen, wurde emsig verfolgt, und wußte daher keinen sicherern Schlupfwinkel, als seine Burg im Fürstenthume Krain, die damals noch in dicken Wäldern und unwegsamen Wildnissen lag, und Wenigen kaum dem Namen nach bekannt war.

Hier befand er sich nun zwar in Sicherheit, aber er litt Mangel und hatte Langeweile, zwei Dinge, deren Eines schon hinlänglich ist, einen Menschen zum Bösewicht zu machen. Um seinem Mangel abzuhelfen, legte

ſich Erasmus auf das Rauben und Plündern, und lebte, wie man damals zu ſagen pflegte, aus dem Stegreife. Da aber die Landſtraßen um ſeine Burg eben noch nicht häufig beſucht waren, ſo empfand ſein immer reger, an Kriegsthaten gewöhnter Geiſt noch oft Langeweile; und um auch dieſe zu tödten, verbündete er ſich mit den Feinden ſeines Vaterlandes, lockte die Ungarn in's Land, half ihnen das feſte Schloß Klingenfels erobern, und reizte ſie ſogar zu der, obwohl vergeblichen, Belagerung von Trieſt.

Solch ſträfliches Beginnen wurde bald am kaiſerlichen Hofe ruchbar, und weckte auf's neue den noch unverſöhnten Zorn wegen des Erbmarſchalls von Pappenheim. Sofort erging ein ſtrenger Befehl an Kaſpar Rauber, Hauptmann zu Trieſt, den verwegenen Lueger lebendig oder todt zu liefern, wozu man ſich der kaiſerlichen Mannſchaft, ſo viel deren vonnöthen, bedienen ſolle. Kaſpar Rauber ſammelte einen wackern Haufen, und ſuchte, als ein rüſtiger Jäger, die Spur des Wildes, aber lange vergebens; bis einſt der trotzige Lueger unvermuthet ſelbſt vor das Schloß Kleinhäuſel kam, in welchem Kaſpar mit ſeiner Schar verweilte, einen Knecht auffing, und zu demſelben mit lachendem Munde ſagte: »Gehe zu deinem Herrn und berichte ihm, daß ich mich ſeiner Gunſt empfehle, und da ich vernommen, daß er mich ſuchet, aber nicht finden kann, ſo ſei ich hier, um ihm ſelbſt den Weg nach meinem Schloſſe zu zeigen, wobei ich verſpreche, daß ich ihn dort beſſer bewirthen will, als er es mir zugedacht hat.« — Hierauf wendete er ſein Roß haſtig, that noch ein paar

Schüsse zum Hohn, und sprengte mit verhängtem Zügel davon.

Kaum hatte Kaspar Rauber den Uebermuth vernommen, als er sich schleunig auf das Pferd warf und mit seinen bestberittensten Leuten den Fliehenden verfolgte. Zwar hatte dieser einen zu starken Vorsprung gewonnen, aber der Hufschlag seines Gaules verrieth doch den emsig Suchenden den Pfad zu der Felsenburg, die sie plötzlich im düstern Walde gewahr wurden. Am Fuße desselben standen ein paar einzelne Hütten, die dem weidenden Vieh zur Zuflucht dienten, diese ließ Kaspar sogleich in Brand stecken, und das Vieh wegtreiben. Weiter konnte er aber auch nichts thun, und mußte fast an einem glücklichen Erfolge verzweifeln, wenn er die Augen zu dem unersteiglichen Raubneste empor hob, zu welchem nur ein Adler des Forstes sich aufzuschwingen vermochte. Er lagerte sich demnach, und meldete dem Kaiser die Beschaffenheit der Burg, hinzufügend, daß nur ein einziger schmaler Weg, in den Stein gehauen, sich hinauf winde, für einen einzigen Mann nur mühsam zu erklimmen, dahero auch ein einziger Mann, der oben stehe, hinlänglich sei, eine große Menge Volks abzuhalten.

Bei so bewandten Umständen befahl der Kaiser ernstlich, Kaspar Rauber soll noch mehr Mannschaft zu sich nehmen, und den Felsen dergestalt umringen, daß Erasmus nicht entschlüpfen könne, sondern, durch Hunger überwältigt, sich ergeben müsse. Der kaiserliche Befehl ward streng vollzogen, jedoch schienen diese Maßregeln wenig zu fruchten,

denn der Lueger fuhr fort, die Belagerer zu verſpotten, ja, als die Faſtnacht des Jahres 1484 herbei kam, rief er hinunter und bat ſie ſämmtlich zu Gaſte. »Er wolle zwar recht gern" — ſo ſprach er — »ſelbſt zu ihnen hinab kommen, er ſehe aber, daß ſie nicht viel zum Beſten hätten. Wenn ſie daher ſeine Einladung ausſchlügen, ſo wolle er ihnen wenigſtens friſches Fleiſch zuſenden, um ſich gütlich zu thun." Er hielt auch Wort, indem bald darauf ein in vier Stücke zerhackter fetter Ochſe von der Burg hinunter in das Thal flog.

Kaſpar Rauber ſtutzte, meinte aber bald, Erasmus wolle ihm nur einen blauen Dunſt vormachen, und der Ochſe ſei wohl ſein letzter Vorrath geweſen. Hiemit tröſtete er ſeine faſt muthlos gewordene Mannſchaft. Als aber das Oſterfeſt herbei kam, wurden ſie abermals höhniſch zu Gaſte geladen, und Erasmus bekräftigte ſeine Worte auf's neue durch ein paar lebendige Schöpſe, die er ihnen hinabwarf. So währte es denn immer fort bis zum Frühling und Sommer. Oefters ſchrie Erasmus ihnen zu: »Ich wollte euch gerne auch mit Obſt und Fiſchen aus meinen Gärten und Teichen verſehen, deren ich hier im Ueberfluß habe, allein es mangeln mir nur Stricke, die lang genug wären, euch dieſe Viktualien herabzulaſſen. Wollt ihr jedoch verſprechen, meinen Leuten die ungehinderte Rückkehr auf die Burg nicht zu verwehren, ſo will ich euch dann und wann einen Vorrath zuſenden."

Die erſtaunten Belagerer verſprachen es ihm, und entſagten faſt der letzten Hoffnung, als Erasmus wirklich ſei-

nen vertrauten Diener, den er zugleich als Schreiber gebrauchte, mit mancherlei leckeren Speisen in's Thal schickte. Um zugleich den kaiserlichen Soldaten zu beweisen, wie schwer es sei, die Felsenburg zu erklimmen, ließ er, in ihrer Aller Gegenwart, eine Leiter auf die Spitze des Berges bringen, und so befestigen, daß sie bis zu einer großen Höhle hinab reichte. Auf dieser Leiter stieg der Schreiber bis zu besagter Höhle, worauf die Leiter sogleich zurückgezogen wurde, er aber kletterte nun auf dem schmalen Fußpfad, wie eine Gemse, und sprang oft von Stein zu Stein über Abgründe hinweg. So gelangte er mühsam in's Thal, und überreichte dem bestürzten Hauptmann ein Körbchen mit Kirschen, Erdbeeren und was die Jahreszeit eben mit sich brachte. Diesen Uebermuth trieb der Belagerte hinfort fast in jeder Woche, und an Fasttagen beschenkte er den Hauptmann mit manchem Zuber voll lebendiger Fische.

Kaspar Rauber sah nun wohl, daß er auf diese Art seine Zeit vor dem Felsennefte vergebens verliere, auch murrten die Soldaten und waren des fruchtlosen Spieles überdrüssig. Der bedrängte Hauptmann versuchte es daher auf andere Weise. Er machte den Schreiber treuherzig, der jederzeit die Geschenke brachte, verhieß ihm großen Lohn von des Kaisers Majestät, verehrte ihm köstliche Geschenke, redete ihm kräftig in's Gewissen, drohte auch mit unter, und brachte durch solch kluges Beginnen es endlich dahin, daß der Mensch bekannte: die frischen und unerschöpflichen Lebensmittel, welche er zu bringen pflege, würden Alle durch einen unterirdischen wohlversteckten Ausgang von dem Wi-

bacher Boden geholt, wo die Früchte einige Wochen früher reiften, als in andern Gegenden des Krainerlandes. Jener Gang führe in den dichten Wald. Wo aber eigentlich die Höhle befindlich sei, aus welcher man an das Tageslicht hervorsteige, das könne er selber nicht anzeigen, maßen, um die Lebensmittel zu holen, Erasmus allein einen vertrauten Knecht gebrauche. Indessen wolle er ein anderes Mittel an die Hand geben, dem Uebermuthe des Räubers ein schleuniges Ende zu machen.

Hierauf zeigte er ihnen ein kleines Loch hoch am Felsen, und da sie dasselbe kaum zu unterscheiden vermochten, versprach er bei seiner Zurückkunft ein weißes Tuch davor zu hängen. Auf dieses Loch nun sollte Kaspar Rauber seine vier bei sich habenden Feldstücke richten lassen, aus denen er vorher so manchen vergeblichen Schuß gethan. Bei einbrechender Nacht solle man genau auf ein gewisses Fenster der Burg Acht geben, und, sobald man am selbigen ein Licht erscheinen sehe, alle vier Stücke zugleich losbrennen. — Man befolgte seine Anweisung treulich. Das vorgesteckte Ziel aber war Lueger's heimliches Gemach. Als er nun seiner Gewohnheit nach solches am Abend besuchte, flimmerte auch sogleich das Licht am Burgfenster, und das Geschütz donnerte. Die Kugeln zerschmetterten die Felsen, ein abgerissener Stein zerschlug Lueger das Schienbein, ein anderer traf ihn an den Kopf, daß er augenblicklich entseelt zu Boden stürzte. Hierauf übergab der Schreiber die Burg, die Kaspar Rauber sofort zerstörte.

Mit Erasmus starb das Geschlecht der Lueger aus.

Seine Gattin, eine Barbara von Tſchernembl, war ſchon einige Jahre vorher kinderlos zu Grabe getragen.

Siehe Valvaſor's Ehre des Herzogthums Krain.

Kunz von der Roſen,

Kaiſer Maximilian des Erſten kurzweiliger Rath.

Man pflegt heutzutage mit dem Titel Hofnarr gemeiniglich einen erniedrigenden Begriff zu verbinden, doch waren es gewöhnlich die klügſten, oft auch die wackerſten Leute am ganzen Hofe. Wer weiß, ob je ein Monarch einen treueren Freund hatte, als ſeinen Hofnarren, weil dieſer, ihm perſönlich ergeben, Liebe und Leid mit ihm trug, mit ihm ſtand oder fiel. Wo die ernſten Räthe ſchweigen mußten, da durfte der lachende Mund noch ungeſtraft ſich öffnen; und wo Eigennutz der Räthe Lippen, üble Laune des Königs Herz verſchloß, da durfte die Wahrheit zum mindeſten noch in der Schellenkappe einher treten. Nicht ſelten entriß ein Hofnarr ſeinen gekrönten Freund dem Untergange, oder ein luſtiger Schwank wirkte oft heilſamer, als der pedantiſchen Räthe langweilige Phraſen. So hat ſchon Shakeſpeare in ſeinem Lear die klugen Narren geſchildert, durch deren Abſchaffung an den Höfen wahrlich nichts gewonnen worden; ſo war auch Kunz von der Roſen, Kaiſer Maximilian des Erſten kurzweiliger Rath. — Einige Beiſpiele ſeines treffenden

Witzes mögen vorausgehen, ehe wir uns zu der Begebenheit wenden, die ihn guten Menschen vorzüglich merkwürdig macht.

Im Jahre 1510 war er mit Maximilian, damals schon Kaiser, auf dem Reichstag zu Augsburg, wo wegen des Friedens mancherlei unterhandelt wurde. Da trat plötzlich Kunz hervor, und fragte die Anwesenden: Wie alt meint ihr wohl, daß ich sei? — Als nun der Eine dies, der Andere jenes Alter rieth, sagte er endlich: Fehl geschossen! ich bin nun schon über zweihundert Jahre alt, denn ich habe die beiden Friedensbündnisse von Hagenau und Camerich überlebt, deren doch jedes auf hundert Jahr errichtet wurde. Welche treffliche Lehre für einen Monarchen, der eben im Begriff stand, einen Frieden zu unterhandeln.

Maximilian wurde von seinen Amtleuten auf den kaiserlichen Gütern so unverschämt betrogen, daß jene im Kurzen reich wurden, ihm aber das Geld sehr oft mangelte. Als er nun einst klagte, daß er die Kriegskosten nicht aufzutreiben wisse, sagte Kunz: Geh' hin und werde Amtmann auf deinen Gütern, dann kannst du dem Kaiser Geld leihen. Ein Wort zu rechter Zeit, das gegen die reichen Blutsauger keiner zu sprechen gewagt hatte. — Maximilian erkannte auch Kunzens Werth, und hatte ihn so lieb, daß er ihm auch manchen unbesonnenen Streich hingehen ließ.

Als einst die Gesandten von Venedig dem Kaiser einen zierlichen Credenzteller von Krystall — damals eine große

Seltenheit — zum Geschenk überreichten, und der Kaiser ihn neben sich auf einen mit Tuch behangenen Tisch stellen ließ, verwickelte sich Kunz mit seinem Sporn in dem Tuche, und warf so den Teller herab, daß er in tausend Stücke zerbrach. Vielleicht geschah es mit Vorwissen des Kaisers, der den Venetianern dadurch zeigen wollte, daß er ihre zerbrechlichen Geschenke gleich ihrer Freundschaft achte. Die Gesandten aber wurden darob gewaltig erbittert, meinten, es sei ihnen ein Schimpf widerfahren, und begehrten, der Narr solle, nach dem Sprichworte, mit Kolben gelauft werden. — „Liebe Freunde," sagte Kunz, „es waren ja nur Gläser. Hättet ihr Gold oder Silber gebracht, so wäre nichts davon zerbrochen, oder man könnte doch die Scherben noch brauchen." — Der Kaiser lachte und dem Narren geschah nichts.

Wie hätte es auch Maximilian, der edle Mann, anfangen sollen, einen Menschen wegen einer Posse zu züchtigen, der ihm einst mit Gefahr des Lebens den höchsten Grad der Treue bewiesen hatte? — Denn als er nur noch König war, im Jahr 1488, empörten sich die Einwohner von Flandern oftmals gegen ihn, und weder Ernst noch Gnade vermochte sie zu bändigen. Besonders zeichnete sich die Stadt Gent aus, die französischen Einblasungen nur zu williges Gehör gab. Einst ließen die Bürger von Brügge den König durch Gesandten feierlich zum Fest der Lichtmeß einladen, und wußten das biedere Herz durch erheuchelte Treue so einzuschläfern, daß er, nach einigem Bedenken, in ihr Begehren willigte.

Nachdem er nun vor dem St. Katharinathor angelangt war, ritt sein kurzweiliger Rath, Kunz von der Rosen, sonst wegen seiner Unerschrockenheit berühmt, schüchtern an ihn heran, und sprach: »Lieber König, ich sehe wohl, daß du deinen getreuen Räthen und mir nicht folgen, sondern durchaus gefangen sein willst. Ich habe aber keine Lust, mich um deinetwillen mit fangen zu lassen. Das Geleite will ich dir wohl in die Stadt geben bis zur Burg, dann aber reite ich geradesweges zum Genterthor wieder hinaus. Wenn du nachher sehen und hören wirst, daß die Lusthäuser und Dörfer vor der Stadt brennen, so gedenke, daß dein närrischer Kunz es gethan hat, um seinen lieben König zu rächen."

»Ich sehe wohl," antwortete Maximilian, »daß du meinen lieben Söhnen zu Brügge wenig Gutes zutraust, doch haben sie Treue und Gehorsam zugesagt."

Trau ihnen der Teufel! sagte Kunz, ritt mit dem König zu einem Thor der Stadt hinein, zum andern allein wieder hinaus, und nur zu bald ergab es sich, daß der kluge Narr kein Lügenprophet gewesen; denn auf ungestümes Anhalten der Bürger von Gent und durch böse Rathschläge Frankreichs verleitet, wurde dem König am fünften Februar eine Bürgerwache vor sein Zimmer gestellt; der rasende Pöbel sammelte sich um seine Wohnung, höhnte und beschimpfte ihn.

Während er so in enger Haft bereute, daß er seines Narren Rath in den Wind geschlagen, sann dieser hin und

her auf Mittel, den König zu befreien. Zuerst machte er folgenden Versuch: er ließ sich zwei Schwimmgürtel verfertigen, deren einen er selbst um den Leib binden und damit durch den Schloßgraben schwimmen wollte. Dann konnte er leicht von dieser Seite bis zu seinem geliebten Herrn vordringen, der sodann mit Hilfe des andern Schwimmgürtels ihm folgen sollte. Schnelle Rosse standen bereit, wenn die Befreiung gelungen, die weitere Flucht zu befördern. Kühn unternahm er das Wagstück, doch kaum hatte er sich mit seinem Schwimmgürtel in das Wasser hinabgelassen, als die häufig dort befindlichen Schwäne, Enten und Gänse einen so gräulichen Lärm und Geschnatter anfingen, daß die Wache jenseits aufmerksam wurde, die Burg allarmirte, nach ihm schoß, und ihn zwang, eiligst zurückzukehren.

Der treue Kunz ließ sich durch diesen ersten mißlungenen Versuch nicht abschrecken. Er machte einen Mann zu seinem Vertrauten, dessen Handwerksgenossen heutzutage eben nicht im Ruf der Verschwiegenheit stehen, nämlich einen Barbier. Von diesem lernte er ein wenig Haar und Bart scheren, lieh sich ein Kleid, nahm den Scherbeutel unter den Arm, und wanderte getrost in die Stadt. Er gelangte glücklich bis zu der Burg, aber wie nun den Weg zum König sich bahnen? Kunz wußte Rath. Er ging zum Pater Quardian des Franziskaner-Klosters, dessen Treue gegen Maximilian ihm bekannt war. Diesem Manne entdeckte er sein Vorhaben. Der Pater sollte ihm nämlich eine

Platte ſcheren laſſen und einen Mönch zum Begleiter mitgeben. »So,« ſprach er, »will ich unter der Geſtalt eines Beichtvaters zum Könige ſchleichen, will ihm auch eine Platte ſcheren, ihn dann in meine Kutte kriechen laſſen und mit eurem Kloſterbruder zurückſenden. Dann führt ihr den König flugs vor das St. Katharinenthor, da findet ihr ein kleines Schiff, vier Knechte und drei Pferde, die eurer harren, und alſo könnt ihr ihn glücklich nach Middelburg bringen.«

Aber wo bleibſt du? fragte der Pater Quardian. — »Ich,« verſetzte der edle Kunz, »lege des Königs Kleider an, und wenn die von Brügge den König im Gefängniß ſuchen, werden ſie an ſeiner Statt einen Narren finden, mit dem ſie machen mögen, was ihnen beliebt. Sollten ſie mir auch alle Marter, ja den Tod ſelbſt anthun, ſo ſterbe ich vergnügt, denn ich habe meinen Herrn errettet, und die Rebellen ſind von einem Narren betrogen worden.«

Der Pater Quardian ſtand verwundert und gerührt ob Kunz's Edelmuth. Er erfüllte ſein Verlangen, ließ ihm eine Platte ſcheren, und gab ihm eine Mönchskutte und einen Kloſterbruder zum Begleiter. Als ſie zu der Burg kamen, und der Hauptmann von der Wache fragte, was ſie beim Könige zu verrichten hätten? zog Kunz ſeine Kappe vom Haupte, entblößte alſo die nageineue Platte und ſagte mit andächtigen Geberden: er ſei vom Quardian abgeordnet, den König Beichte zu hören, und ihn in ſeinem jetzigen betrübten Zuſtande zu tröſten. Die Thüren wurden ihm

sofort geöffnet, und er trat hinein zu seinem gefangenen Herrn. Maximilian saß am Fenster, den Kopf in die Hand gestützt, da tönte auf einmal eine wohlbekannte Stimme in seine Ohren: Siehe, nun finde ich dich da, mein lieber König, warum bist du mir nicht gefolgt, da ich dich gewarnt!

Wer malt das Erstaunen und die Freude des Gefangenen, der, von allen seinen Freunden verlassen, seinen getreuen Narren bewegt in die Arme schloß! Kunz! lieber Kunz! wo kommst du her!

»Ich habe,« erwiederte Kunz, »deinetwegen mein Leben gewagt, und denke dich mit Gottes Hilfe aus deiner Feinde Klauen zu erlösen; du mußt mir aber besser folgen, als das erste Mal.«

Maximilian starrte ihn an. Wie bist du herein gekommen? wie hast du durch drei Wachen dich durchlügen können? »Lieber Max,« versetzte Kunz, »du weißt ja, daß ich ein Narr bin. Hier habe ich mein Barbierzeug, womit ich dir eine Platte scheren will, denn nur deinetwegen habe ich dies Handwerk erlernt. Ich will auch die Kleider mit dir tauschen und hier bleiben; du aber sollst also beschoren in meiner Kutte durch die Wache keck hindurch schreiten. Vor dem Thore wirst du einen Barfüßer-Mönch finden, dem folge in sein Kloster. Mit dem Quardian ist alles verabredet. Morgen um diese Zeit bist du bei den Deinigen zu Middelburg. Komm nur schnell her und laß dich bescheren, denn bleib' ich zu lange, so wird der Handel verdächtig.«

Der König drückte ihn dankbar an sein Herz, aber er zauderte noch, und wollte vorher erforschen, wie es draußen in der Welt stehe! Als er nun von Kunz vernahm, daß eine große Macht zu seiner Rettung im Anzuge sei, so deuchte es ihm seiner Hoheit übel anständig, sich auf diese Weise der Haft zu entledigen. Vergebens bat und überredete der getreue Kunz, er weigerte sich entschlossen, dieses Mittel zu ergreifen. Als Kunz sah, alles Zureden sei vergebens, sagte er halb zornig halb wehmüthig:

»Lieber König, weil du mir denn nicht folgen willst, so werde ich meine gefährliche Reise wohl vergebens gemacht haben. D'rum behüte dich Gott, mein närrischer König! du bist gar zu fromm für die Fläminger.«

So ging er denn betrübt wieder von dannen. Als er an die Wache kam, fragte der Hauptmann: wie er den König gefunden? — Sehr fromm, antwortete Kunz, eilte fürbaß, und fuhr nun selbst statt des Königs nach Middelburg, wo er dessen spätere Befreiung abwartete. Diese schöne That, die in Gottes Augen vollbracht war, hat Maximilian ihm nie vergessen, und man kann sich, bei Lesung derselben, des Wunsches nicht erwehren, daß der Himmel noch heutiges Tages jedem wackern gekrönten Haupte einen so wackern Hofnarren schenken möge. — Siehe Birke's Ehrenspiegel des Erzhauses Oesterreich.

Kapitän Vlies, eines Holländers, Tapferkeit und wunderbare Errettung.

Christian Vlies, ein holländischer Seefahrer, war im Juli 1693 auf der Küste von Algarbien gestrandet, nachdem er sich lange mit unglaublicher Tapferkeit gegen drei französische Kriegsschiffe gewehrt hatte. Das Schiff saß so fest im Sande, daß er sich genöthigt sah es zu verlassen und in Brand zu stecken. Nach einer mühseligen Zurückreise in sein Vaterland, entschloß er sich dennoch zu einer neuen Unternehmung, kaufte ein treffliches Schiff mit vierzig Stücken bewehrt, warb hundert Mann wackeres Schiffsvolk, rüstete sich aus mit allem Nothwendigen, und stach muthig in See, um eine Reise nach der Levante zu vollbringen. Das Schiff, Sanct Johannes genannt, hatte den Ruhm eines guten Seglers, und im Anfang des Jahrs 1694 verließ Kapitän Vlies den Texel.

Anfangs ging alles nach Wunsch, in wenig Tagen hatte er schon die Höhe von Portugal erreicht. Hier erblickte er am 18. Januar gegen Südwesten drei Schiffe mit holländischen Flaggen in einer Entfernung von ungefähr drei Seemeilen. Sie segelten mit vollem Winde auf ihn zu, und, durch die Flagge getäuscht, begehrte er nicht ihnen auszuweichen. Doch als sie fast auf Kanonenschußweite sich genähert hatten, ließen sie plötzlich die holländische Flagge nieder, und zogen die algierische auf, thaten

auch sofort einen Schuß unter den Wind, wodurch sie den Holländer aufforderten, sich zu ergeben.

Aber dieser, durch die Uebermacht keineswegs geschreckt, und durch Einen Blick um sich her überzeugt, daß die Flucht unmöglich sei, faßte er den kühnen Entschluß, sich tapfer zu vertheidigen. Er selbst ging, zum Erstaunen der Algierer, auf sie los, und gab ihnen die erste volle Lage. Das nächste feindliche Schiff versuchte sogleich zu entern, wurde aber durch ein wirksames Musketenfeuer zurückgetrieben. Indessen hatte sich das zweite auf der andern Seite genähert, enterte gleichfalls, und schon hingen zwölf Mann an der großen Wand des holländischen Schiffes. Aber ihr Uebermuth wurde ihnen blutig vergolten, und nur wenige kamen lebendig wieder herunter.

Erbittert durch diese unerwartete Vertheidigung, setzten die beiden größten Algierer bald mit verdoppelten Wuth auf's neue an, fochten Mann gegen Mann wohl zwei Stunden lang, steckten das Schiff an einigen Orten in Brand, und ruinirten es überall, besonders am Hintertheil. Dennoch mußten sie abermals weichen. Zehn Todte und sieben schwer verwundete Holländer lagen auf dem Verdecke, aber auch fünfzehn entseelte Türken an ihrer Seite, die sogleich über Bord geworfen wurden. Unter den holländischen Leichnamen befanden sich fast alle Offiziere, dennoch hatte der kleine Ueberrest den Muth nicht verloren, sondern blieb entschlossen, lieber fechtend zu sterben, als die Fesseln der Barbaren anzulegen.

Kaum hatte man von beiden Seiten ein wenig Athem geschöpft, als die Algierer mit neuer Furie heran stürmten, zwar mit einem Kartätschenhagel empfangen wurden, aber doch in größerer Anzahl als vorher das Schiff erstiegen. Die zwei Raubschiffe hatten sich auf beiden Seiten fest an Bord geklammert, daher ließ Kapitän Vlies einige Springkisten (eine Art von transportabeln Minen) in die Luft fliegen, wodurch eine Menge Türken zu Grunde gingen, die Uebrigen aber in Unordnung geriethen. Sobald der Kapitän, der nicht einen Augenblick seine Geistesgegenwart verlor, dies vermerkte, machte er selbst mit vierzig Mann einen Ausfall, spielte mit Granaten unter die Ungläubigen, trug den Tod in ihre Reihen, und zwang sie, sich abermals in größter Verwirrung auf ihre Schiffe zurück zu ziehen, nachdem sie diesesmal vierzig Todte zurückgelassen hatten. Auch die Holländer zählten wiederum fünf Todte und acht Verwundete.

Jetzt hielten die Algierer für rathsam, sich auf Schußweite zu entfernen, und so feuerten sie aus allen drei Schiffen unaufhörlich auf den Holländer; so daß sein Fahrzeug bald keinem Schiffe mehr ähnlich sah, auch sechsmal in Brand gerieth. Aber auch die Ungläubigen waren so übel zugerichtet, daß sie keinen neuen Versuch zu entern wagten, sondern sich eine halbe Meile entfernten und daselbst vor Anker legten.

Hierauf ließ Kapitän Vlies sein noch übriges Volk am großen Maste zusammentreten, und bedankte sich für er-

wieſene Tapferkeit. Das Gefecht hatte von 9 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends gewährt, und man zählte neunzehn Todte und achtzehn ſchwer Verwundete. Das Tauwerk wurde ſogleich nach Möglichkeit ausgebeſſert, auch ſonſt, ſo gut es ſich nur immer thun ließ, Alles wieder in brauchbaren Stand geſetzt.

Ohne an die höchſtnöthige Ruhe zu denken, wollte Kapitän Vlies ſogleich, da es nun vollkommen Nacht geworden, die Segel aufziehen, und den Hafen von Liſſabon zu erreichen ſuchen. Ach! da kletterte plötzlich ein Matroſe bebend und leichenblaß aus den Raum herauf, und verkündete die Schreckensbotſchaft, daß das Schiff bereits ſieben Fuß hoch Waſſer gezogen und ſtark zu ſinken anfange, welchem Unglück zu ſteuern keine Möglichkeit vorhanden war, denn beide Pumpen lagen zu Trümmern geſchoſſen.

Der Oberbarbier, Chriſtian Molzer, von Leipzig gebürtig, befand ſich eben damals unten im Schiff bei ſeinen elenden Patienten, hatte bereits einigen die Arme und Beine abgeſchnitten, und war jetzt eben im Begriffe, dem Kellermeiſter den rechten Arm wegzunehmen. Schon hatte er das Fleiſch rundum durchſchnitten, und wollte eben nach der Säge greifen, als die Schreckenspoſt erſcholl. So mußte er die lautwinſelnden Unglücklichen ihrem Schickſal überlaſſen, und eilte über Hals und Kopf mit ſeinen beiden Unterchirurgen auf das Verdeck. Zwiſchen 9 und 10 Uhr Abends legte ſich das Schiff ganz auf die rechte Seite, ſo daß die Spitzen der Maſten ſich in den Wellen badeten.

Die Verwundeten im Raume mußten alle elendiglich ersaufen, die noch übrige gesunde Mannschaft aber, einundsechzig an der Zahl, drängte sich zusammen auf die Seite, die noch aus dem Wasser hervorragte.

Welch' eine fürchterliche Nacht! Unaufhörlich brausten und stürzten die Wogen über ihre Köpfe hinweg; bald wurde dieser bald jener, der nicht recht fest sich angeklammert hielt, in den Abgrund gerissen. Jetzt hätten sie Alle für ein beneidenswerthes Glück gehalten, was sie vorher ärger als den Tod scheuten, die algierische Gefangenschaft. Als daher die Morgendämmerung anbrach, und sie die feindlichen Schiffe in der Entfernung von einigen Seemeilen noch erblickten, versuchten sie eine Stange aufzurichten, und mit einer daran gebundenen Hangmatte, das Zeichen der Ergebung den Türken zuzuwinken. Aber auch diese elende Hoffnung war vergebens, den mit bleichem Schrecken sahen sie bald darauf die drei Schiffe unter Segel gehen, die ihr kümmerliches Wrack entweder nicht gewahr wurden, oder es nicht mehr der Mühe werth hielten, sich dessen zu bemächtigen.

Da nun auch die linke Seite des Schiffes nur noch anderthalb Fuß über dem Wasser lag, bereiteten sie sich zum Tode, und nahmen beweglichen Abschied von einander.

In dieser höchsten Noth sah Einer die Spitze des gesunkenen Bootes, nebst der Schaluppe aus der See hervorragen. Ein Schimmer der Hoffnung leuchtete, die Verzweiflung gab den Ermüdeten Kräfte, mit unsäglicher

aber unverdrossener Arbeit brachten sie das durchschossene Boot herauf, und verstopften die Löcher mit zerschnittenen Hangmatten. Aber nun fehlte es am Mast, Segel, Ruder und andern Schiffsgeräthen, auch hatten sie keine Lebensmittel und waren doch wenigstens noch vierzig Meilen vom Lande entfernt. Wer solchergestalt in ein übelversehenes Boot aus einem versunkenen Schiffe sich rettet, gleicht wohl recht einem Sterbenden, der sich aus Einem Bett in das andere tragen läßt, um dem Tode zu entrinnen.

Doch so verzweifelt ihre Lage schien, so war doch Rettung nicht unmöglich. Sie sprangen muthig in das Boot, banden die Schaluppe hinten an, und gingen Gott vertrauend unter Segel, unwissend wohin? denn ohne Kompaß mußten sie ihren Lauf blos nach der Sonne oder den Sternen richten. Ihre Furcht verdoppelte sich, als nach wenigen Stunden der Wind südöstlich wurde, mit welchem sie kein Land auf zweihundert Meilen weit zu finden hoffen durften. Gegen die Nacht wurde er zwar südlicher, am 20. Januar des Morgens aber sprang er ganz nach Osten um, und vernichtete beinah ihre letzte Hoffnung.

Von Durst gepeinigt fingen einige an Seewasser zu trinken, wodurch sie aber den Durst vermehrten, und sich heftige Leibschmerzen zuzogen. Andere tranken ihren Urin, und gingen sogar mit diesem ekelhaften Labsal so sparsam um, daß sie sich nicht mehr auf einmal davon erlaubten, als der Deckel einer blechernen Tabaksdose hält, etwa zwei Unzen. Dabei war es keine ihrer geringsten Martern, daß

die Wellen unaufhörlich über das Boot schlugen, sie also nie trocken, sondern beständig von einem sehr empfindlichen Frost geschüttelt wurden. Auch starben schon an diesem Tage zwei ihrer Gefährten, die diese gehäuften Leiden nicht zu ertragen vermochten.

Gegen Mitternacht schöpften die Unglücklichen dennoch wieder ein wenig Hoffnung, als der Wind nach Norden umsprang. Da die anhängende Schaluppe sie am Segeln sehr verhinderte, so ließ der Kapitän die darin befindliche Mannschaft gleichfalls herüber in das große Boot kommen, und die Schaluppe abschneiden, in welcher auch schon ein Todter lag, der also im nassen Sarge den Wellen überlassen wurde. Einen vierten hatte eine Welle aus dem Boote gerissen und verschlungen; es waren also von einundsechzig nur noch siebenundfünfzig Mann übrig, die, in das zweite Boot zusammengepreßt, sich kaum zu rühren vermochten.

Doch der Tod sorgte dafür, daß nach und nach immer mehr Platz wurde. Am selbigen Vormittag starben abermals zwei, und Nachmittags drei Personen. Die Nacht raffte wiederum zwei andere weg. Es ist dabei eine betrübte Merkwürdigkeit, daß jedesmal die Uebrigbleibenden sich um die armselige Erbschaft zankten, auch wohl einander in die Haare geriethen, obwohl der Tod ihnen selbst schon auf der bleichen Wange saß.

Am 20. warf eine starke Welle zwei Fische in das Boot, um welche sogleich eine grimmige Balgerei entstand, so daß sie einander die blutigen Stücke wieder aus dem hungrigen Munde rissen. An diesem Tage starben fünf

Perſonen, deren drei von den rohen Fiſchen das meiſte gegeſſen hatten. In der Nacht wurden abermals drei von ihrer Marter erlöſt, und um in dieſer fürchterlichen Lage ihren Jammer noch zu vergrößern, fand der Kapitän, nach ſeinen des Morgens angeſtellten Beobachtungen, daß er, ſtatt vorzurücken, acht Meilen weit in das hohe Meer zurückgeworfen war.

Jetzt baten die hungerigen Geſpenſter, er wolle ihnen vergönnen, die todten Körper zu zerreiſſen und zu verſchlingen, wovon er ſie ſchaudernd abmahnte, und auf Gottes Barmherzigkeit verwies. Nachmittags begann es zu regnen, wo denn jeder die lechzenden Lippen weit aufſperrte und die dürre Zunge herausſtreckte, um die köſtlichen Tropfen aufzufangen. Was in den gerunzelten Wangen hängen blieb, leckten ſie wieder vom Geſicht. Dann ſtürzten ſie ſich ſämmtlich mit ſolchem Ungeſtüm auf das Segel, um das Regenwaſſer herauszuſaugen, daß, da ſie Alle nach einer Seite liefen, wenig am Umſturz des Bootes fehlte. Sechs Perſonen ſtarben am dreiundzwanzigſten, und der Platz wurde immer geräumiger.

Am 24. bekamen ſie zwar ziemlich guten Wind, wußten aber nicht, wo ſie waren. Ihr Urin begann ſehr roth zu werden, und ihr Athem roch ſo ſtark von dieſem ekelhaften Getränk, daß, wenn ſie mit einander redeten, ſie das Geſicht auf die andere Seite kehren mußten. Dabei wurde der Hals ſo trocken und entzündet, daß viele die Sprache verloren. Alle aber fühlten ſich gänzlich erſchöpft und ausgemergelt. Das Segel, welches zwar

drei Mann mit leichter Mühe regieren konnten, vermochten sie jetzt kaum mit vereinten Kräften aufzuwinden. Heute starben wiederum drei Personen. Den übrigen saß der Tod auf den Lippen. Von Kälte und Nässe starben einigen die Fußzehen ab. Nur der Kapitän und der Oberbarbier hatten noch einige Kräfte. Als um Abend dieses Tages wiederum einer von der Qual erlöst wurde, begehrten die Hungernden abermals den abgezehrten Leichnam unter sich zu theilen. Der Kapitän bot alles auf, was Religion und natürlicher Abscheu ihm einflößten, sie von diesem Gräuel zurückzuhalten, und noch einmal gelang es ihm, doch nur unter der Bedingung, daß, wenn sie auch am folgenden Tage nicht Land erblickten, er sich der gräßlichen Mahlzeit nicht länger wiedersetzen wolle. Am 26. endlich, eine Stunde nach Sonnenaufgang, rief ein Matrose mit heiserer Stimme: Land! Land! Alle taumelten in die Höhe, brachen in Thränen aus und umarmten einander schluchzend. Aber das erseufzte Land bestand nur in einigen Felsenklippen, sechs oder sieben Meilen von der portugiesischen Küste gelegen. Lebensmittel waren da nicht zu bekommen, und landen durfte man nicht, ohne besorgen zu müssen, das elende Boot werde scheitern; daher der Kapitän, der nun wieder wußte, wo er war, den ganzen Tag gegen das feste Land fortsegeln ließ, und endlich Nachmittags um drei Uhr das Städtlein Cascaes, an der Mündung des Tajo gelegen, erblickte. Von Freude berauscht vernachläßigten sie die gewohnte Vorsicht, und trieben plötzlich auf eine scharfe Klippe, die ihnen, so nah

dem Hafen noch unvermeidlichen Untergang drohte. Aber ſchon waren die Einwohner des Städtchens ſie gewahr geworden. Einige Barken eilten herzu, und fanden ein leckes Fahrzeug, in welchem fünfundzwanzig Geſpenſter ſaſſen und drei Leichname lagen. Acht Tage und neun Stunden hatten die Geretteten, bei mühſeliger Arbeit, keinen Biſſen zu ſich genommen. Von Mitleid tief erſchüttert, half man ihnen augenblicklich an's Land, und trug haſtig herbei, was ſie erquicken konnte.

Dennoch mußte der wackere Kapitän noch den Schmerz erleben, ſeinen einzigen Sohn ſterben zu ſehen. Auch von den fünfundzwanzigen, die dem offenen Rachen des Todes entflohen waren, ſahen nur neun Menſchen ihr Vaterland wieder. Die übrigen ſtarben an den Folgen der ausgeſtandenen Leiden. Unter den Uebriggebliebenen befand ſich Kapitän Blies und der Oberbarbier Molzer. Der Letztere ſaß, während der ganzen ſchrecklichen Fahrt, am Hintertheil des Bootes, und zeichnete die Data ihres fürchterlichen Schickſals mit einem eiſernen Nagel auf dem ziemlich breiten Barken. Hier ſtand die Zahl der täglich Verblichenen, die Veränderung der Winde, und was ſich nur ſonſt mit wenigen Strichen auf das Holz kratzen ließ. Der Kapitän kam ihm nachher mit ſeinem Gedächtniß zu Hilfe, und ſo wurde der Nachwelt die grauſenvolle Begebenheit aufbewahrt, deren Erzählung zu Amſterdam im Druck erſchien.

Die eherne Tafel,

oder:

Geſchichte eines indianiſchen Genies.

— — Wer ſich den Teufel zu verſchlucken
Entſchloſſen hat, darf ihn nicht lang begucken.

Wieland.

Erſtes Kapitel.

Tam-zy konnte das Glück unter ſeine Freunde zählen. Sein Mädchen war ſchön und liebte nur ihn. Sein Vermögen war mittelmäßig, aber hinreichend. Er war weit entfernt, eine glänzende Rolle in der Welt zu ſpielen, und eben deswegen lebte er ruhig. Seine Philoſophie erſtreckte ſich juſt ſo weit, die Natur ſchön zu finden. Ein ſchattichter Wald, eine Nachtigallenkehle, ein murmelnder Bach ſchufen ihm Freuden, die keine Furcht verbitterte. Jeden Tag ſah er Ziſka (ſo hieß ſeine Geliebte), und jeden Tag verlangte er nach ihr, ehe er ſie noch ſah. Beide ſuchten ſich gern, und verließen ſich ungern. »Liebes Mädchen,« ſagte Tam-zy, »du allein füllſt meine ganze Seele aus. Kein Kummer für mich, wo du biſt; kein Vergnügen, wo du nicht biſt; kein Verlangen, das nicht durch dich entſtand. Reichthum und Größe habt ihr mir verſagt, gute Götter! aber erhaltet mir Ziſka, und alle meine Wünſche ſind erfüllt.« »Und mir Tam-zy!« erwieberte Ziſka, »ſeine Liebe ſoll mir genug ſein, wenn ich auch unbekannt von der ganzen Welt vergeſſen werde.«

Ziſka war aufrichtig, und Tam-zy glaubte es zu ſein; aber plötzlich fand er keinen Geſchmack mehr an den einfachen Freuden ſeines Lebens. Die Einſamkeit ſchien ihm traurig, der Vogelgeſang langweilig, der Schatten der Wälder weinerlich, und — was am ſchlimmſten war — die Liebkoſungen der Ziſka unerträglich.

Ihm kam dieſer Ueberdruß ſelbſt wunderbar vor, und er verſuchte ſein Daſein wieder aufzufriſchen. Ehrſucht ſchien ihm dazu am ſchicklichſten. Der tiefe Friede, in dem ganz Indien ſchlummerte, benahm ihm die Ausſicht, ſich durch die Waffen zu heben. Er ward alſo Poet, und glaubte ſich glücklich, weil er immer mit ſich ſelbſt ſehr zufrieden war. Er überſchwemmte die periodiſchen Schriften mit ſeinen Produkten, und war überzeugt, daß ſeine Ehre mit jedem Monate höher ſteige. Voll von dieſem Gedanken reiſte er in die Hauptſtadt, wo er ſeinen Namen in jedem Munde zu finden hoffte. Im Thor ward er durch den Viſitator angehalten. „Führen der Herr keine Kontreband?“ frug er unſern Poeten.

Tam-zy. Nein.

Viſitator. Aber was zum Teufel enthält Ihr ſchwerfälliger Koffer?

Tam-zy. Gedichte.

Viſitator. Gedichte? was iſt das?

Tam-zy. Das ſind die Produkte eines Poeten.

Viſitator. Was bedient ein Poet?

Tam-zy. Die Götter auf dem Parnaß. Ein Poet iſt ein Wunderthier, welches den Reim mit der Vernunft zu vereinigen ſucht.

Viſitator. Die Entrepriſe ſcheint beträchtlich genug. Vermuthlich iſt's eine geſchloſſene Geſellſchaft. Wie viel ſind deren?

Tam-zy. Ihre Zahl iſt Legion.

Visitator. Und trägt's viel ein?

Tam-zy. Die Ehre, weiter nicht viel. Es müßte denn das Projekt durchgehen, das unlängst ein spekulativer Kopf zu Sesuad erfand.

»So, so,« nickte der Visitator und ging.

Tam-zy erkundigte sich nach der Wohnung eines gewissen Gelehrten. »Wir kennen ihn nicht,« war die Antwort; und die Antwort war wahr, denn er verwaltete kein öffentliches Amt.

Tam-zy seufzte, wie Homer, über die Unwissenheit seiner Zeitgenossen, schüttelte den Staub von seinen Füßen und nahm sich vor, trotz dessen ein Poet zu bleiben. Er miethete ein Zimmer, das er so sehr als möglich in Unordnung erhielt. Er affektirte Zerstreuung. Er schnitt sich die Haare ab, und trug einen Dornenstock. Er sprach oft mit sich selbst und wenig mit Andern. Wie sehr wunderte er sich, daß man dem allen ungeachtet sich nicht um ihn bekümmerte! Tam-zy änderte seinen Plan. Er lief in die Schauspiele, pfiff die neuen Stücke aus, spann Kabalen, kannegiesirte auf den Kaffeehäusern, machte den Weibern einen bösen Leumund, und hatte die Männer zum Besten. Seine Feinde mehrten sich, und in der Hoffnung, Aufsehen zu machen, sah er sich abermals betrogen. Kaum wurde sein Name von ein paar müssigen Windbeuteln genannt, und alles übrige blieb in Vergessenheit.

Endlich kam er auf den Einfall, ein dramatischer Schriftsteller zu werden; das war das einzige Mittel, sich

ſchnell bekannt zu machen. Er ſchrieb ein Stück ohne Regel, kauderwelſchte die indianiſche Sprache, ließ ſeine Helden und Heldinnen in geſuchten Epigrammen reden, kurz, er that ſein möglichſtes, ein ſchlechtes Stück zu machen und Beifall zu erhalten.

Seine Erwartung wurde für diesmal nicht betrogen. Die Schauſpieler waren erſt beim vierten Akt, und ſchon verlangte man den Autor zu wiſſen. Er erſchien ſtillſchweigend, wurde beklatſcht, und ging wieder, völlig überzeugt, daß er ein großer Mann ſei. Sein Ruf erhielt ſich einige Zeit, aber die kleine Zahl der Kenner entnebelte den großen Haufen: dieſer ſchämte ſich ſeines Enthuſiasmus, und Tam-zy ſeiner Lorbeern.

Mitten in dieſem fatalen Zeitpunkte fand er im indianiſchen Merkur ein Lobgedicht auf ſich. Ihm ſchien es herrlich, und das konnte nicht anders ſein, ob es im Grunde gleich erbärmlich war. Es war das Produkt einer Schäferin, die ſehr gern in Verſen ſeufzte, und alle Monate dem nämlichen Boten, der meiſtens ſehr leicht zu tragen hatte, ihre Seufzer mit auf den Weg gab. Tam-zy, der ſchon angefangen hatte zu ſchweigen, wurde nun auf einmal wieder Poet und verliebt. Er antwortete, ſie blieb ihm nichts ſchuldig. Monatliches Entzücken, monatliche Trunkenheit. Tam-zy kann ſich nicht länger halten. Er muß den bewunderungswürdigen Gegenſtand ſehen, und läuft, um ſie zu ſuchen, bis in das Herz von Indien.

Er findet endlich dieſe Schülerin der Euterpe, umgeben

von einer zahllosen Menge Poeten, die sie alle in Schäfer verwandelt hatte. Ein jeder verglich ihre Gestalt mit der der Galathee, und ihren Geist mit dem Geiste der Sappho. Aber sie wußte wohl, daß man noch viel zu wenig von ihr sagte.

Amitis (diesen Namen hatte sie angenommen) war fünfundvierzig Sommer alt. Was ihren Augen an Größe abging, ersetzte der Mund. Ihre Stirn war mehr als erhaben, die Backen ein wenig eingefallen, die Nase des Kaisers der Patagonen würdig. Die Zähne hatten sich verloren, doch erhielt der Mund durch einen angenehmen Schnurrbart eine eben so große Zierde. Fast hätte ich das Muttermahl vergessen, welches ihr die Natur künstlich auf die eine Backe gezeichnet hatte, und welches in einer Gänsepfote bestand. An diese verführerische Gesichtsbildung schloß sich ein Wuchs, der es nicht minder war. Er hätte für schön gegolten, wenn ihm die Natur nicht alle Mittel dazu geraubt hätte. Von dem Busen der Amitis läßt sich nichts sagen; nicht einmal traurige Ueberbleibsel waren davon zurückgeblieben. Ein langes Gewand verbarg den Fuß; aber ihr Gang, der den Enten abgelernt zu sein schien, verrieth jedem Kenner, warum dies Gewand so lang war.

Der Sammelplatz dieses Haufens war eine schöne Ebene, mit Gebüsch bewachsen, und von einem ziemlich tiefen Fluß durchschnitten. Das war das Lieblingsplätzchen der Amitis, und hier fanden sich die Poeten mit jedem Morgen ein, ihr den Hof zu machen. Hier sah sie auch Tam-zy

zum erſten Mal. Er kündigte ſich durch Verſe an; ein Zoll, den er der Schönheit der Amitis abgab. Als er ſie ſah, konnte er nicht umhin, über die augenſcheinliche Lüge zu erröthen; aber er hatte lange auf dies Impromptu gedacht, und alſo durfte es nicht verloren gehen. Amitis ermangelte nicht, ihm in Verſen zu antworten, die ſo ſchmeichelhaft für ihn waren, daß ihre ganze Häßlichkeit in ſeinen Augen verſchwand, und er nichts mehr bedauerte, als ſie nicht mit der jugendlichen Hebe verglichen zu haben.

Sie dagegen nahm ſich vor, ihn von allen ſeinen Nebenbuhlern zu unterſcheiden; theils, weil er ihr hübſcher vorkam, theils, weil ſein Weihrauch zum erſten Male auf ihrem Altare dampfte. Er ergriff mit Freuden die Schäfertaſche und den Hirtenſtab, und vergaß nicht, dieſe Begebenheit mit Verſen zu feiern. Jede Silbe feſſelte die Amitis mehr an ihn, denn Tam-zy machte ſogar eine Idylle auf ihren Hund. Sie verabſäumte nichts, ihn fühlen zu laſſen, daß er der geliebte Schäfer ſei. Doch nicht lange! denn trotz der Dichterin blieb ſie ein Frauenzimmer. Plötzlich wurde ſie mürriſch und eigenſinnig. Tam-zy wagte es, ſeine Verwunderung zu zeigen, und ſie begegnete ihm mit Verachtung; er wollte ſich beklagen, und ſie verbannte ihn auf ewig aus ihren Augen.

Er entfernte ſich ſeufzend und wimmerte ſein Leid den Felſen. Reißende Ströme von Verſen ſtürzten aus ſeiner Feder, und ſanfte Bäche von Thränen rieſelten aus ſeinen Augen. In dieſem Augenblicke erinnerte er ſich, daß Ziſka

ihn nie ſolche Thränen hatte vergießen laſſen, und dieſe Rückerinnerung rührte ihn lebhaft. So oft er Amitis wieder ſah, hoffte er ſie beſänftigt zu finden und betrog ſich. Ihr Zorn ſchien ſich zu mehren. Sie begegnete ihm als einem fühlloſen Schäfer.

Einſt ſaß ſie am Ufer des oben erwähnten Flußes, und hatte ſich an eine Weide gelehnt. Tam-zy warf die Augen von ungefähr auf einige Zeilen, die ſie eben geſchrieben hatte:

Mein Schäfer ſingt mir ſeinen Schmerz vor
Und klagt — doch traun! er iſt ein Erzthor.
Ich geh' der Liebe Bund vielleicht ein,
Sobald ich werde überzeugt ſein,
Daß er allein um meinen Kuß ſingt
Und zum Beweis in dieſen Fluß ſpringt.

Eine ſonderbare Zumuthung, dachte Tam-zy, und las dieſe ſechs Zeilen wohl noch ſechsmal durch. Amitis ſchien jeden Augenblick zu erwarten, daß er ſich hineinſtürzen werde. Tam-zy ſah ſie ſtarr an, und rief:

Entreißt der Fluß mir dieſes ſüße Leben,
Wer wird dir den Geliebten wieder geben.

»Ha!« erwiederte ſie mit haſtigem Unwillen, »fürchte nichts! die Nymphen dieſes Fluſſes werden dich ſchützen, und ich werde das Immergrün deiner Liebe dann nicht länger verkennen. Eine ſo genievolle Begebenheit wird unſere Flammen verewigen, und uns vor dem Unglück bewahren, zu lieben, wie der Pöbel liebt.«

Tam-zy hatte nicht Luſt, die Nymphen des Fluſſes auf die Probe zu ſetzen. Er that plötzlich auf den ganzen

Schäferkram und auf die Schäferin ſelbſt Verzicht, und ſah in Amitis nichts als den dürren Wuchs, die überhangende Stirne, die eingefallenen Backen, den Schnurrbart, die Patagonennaſe und die Gänſepfote.

Noch mehr. Er kam ganz von ſeinem poetiſchen Enthuſiasmus zurück, ſah ſeine Schriften wieder durch, bemerkte alle Fehler daran, und fiel in ſeine erſte Unthätigkeit zurück.

Ehe ich dieſes Kapitel ſchließe, muß ich noch anzeigen, daß dieſe letzte Periode die merkwürdigſte und wunderbarſte in dieſem ganzen Werke iſt.

Zweites Kapitel.

Tam-zy hatte einige Philoſophen geleſen, die im dogmatiſchen Tone den Menſchen das Glück predigten. „Sie ſelbſt waren ohne Zweifel glücklich," ſagte Tam-zy; »ich will ſie nachahmen." Das Vergnügen, ſeines Gleichen zu unterrichten, hatte vielen Reiz für ihn. Er ſchrieb eine Metaphyſik in vielen Bänden, die ſo dunkel war, daß es nicht fehlen konnte, ſie mußte bewundert werden. Sie wurd' es, und Tam-zy war ein Orakel ſeiner Zeit.

Eine junge und ſchöne Indianerin fand Geſchmack an ſeiner Perſon und an ſeinen Definitionen. Sie affektirte ſelbſt eine metaphyſiſche Liebe und analiſirte jede Empfindung. Tam-zy geſtand ihr das, was er zu fühlen glaubte; aber ein einfaches, »Ich liebe dich!" war für ſie nicht genug. Er mußte ihr eine weitläufige Definition von der

Liebe geben, und ſich wohl in Acht nehmen, ſie nicht zu deutlich zu machen. Nun wurde er gehört, und man ſchien ihn zu verſtehen.

Nachdem er einige Monate geſeufzt hatte, kündigte man ihm ſehr geheimnißvoll ein Rendezvous an, und plötzlich glaubte er ſich auf dem Gipfel ſeines Glücks. Er erſchien zur beſtimmten Stunde, und die Metaphyſikerin redete ihn folgendergeſtalt an:

»Ich liebe dich ſo ſehr, als eine wohldefinirte Liebe verſtattet; ſo ſehr, als es die richtig analiſirten Kräfte meiner Seele erlauben. Dank ſei es der Uebereinſtimmung unſerer Empfindungen, daß wir ſo weit gekommen ſind, die geheimſten Triebfedern zu entdecken, welche die Seele in Bewegung ſetzen; die verborgenſten Wirkungen deſſen, daß der Pöbel ein Ich weiß nicht was oder Sympathie nennt. Er mag in ſeiner Sphäre kriechen, wir wollen in der unſrigen bleiben: er mag blos das Sinnliche der Liebe genießen, ja ſelbſt mißbrauchen; wir wollen uns immer auf die Unterſuchung ihrer Grundtriebe einſchränken.«

Das war das Reſultat dieſes geheimnißvollen Rendezvous. Tam-zy bemühte ſich vergebens, den Miſchmaſch von Worten durch Gründe über den Haufen zu werfen. Er ging für diesmal und nahm ſich vor, den andern Morgen einen neuen Verſuch zu machen. Er kam. Man hatte ihn nicht erwartet; und wie groß war ſein Erſtaunen, als er vor die Thüre des Zimmers kam und die Metaphyſikerin alſo reden hörte:

»Ruſto! ich bemerke an dir eine Entkräftung, die mir auffallend iſt; nicht mehr dein ehemaliges Feuer. Meine Bereitwilligkeit iſt noch immer dieſelbe, doch nicht ſo dein Eifer. Es iſt zwei Tage und noch länger — doch ich weiß — Barſine raubt mir deine beſten Stunden. Wagſt du's, Undankbarer! die Sklavin der Frau vorzuziehen?"

Der, dem man dieſe Vorwürfe machte, antwortete nichts. Ein ziemlich langes Stillſchweigen folgte darauf, und Tam-zy hätte raſend werden mögen. Er klopfte an die Thüre, ſie war verſchloſſen: man öffnete ſie, und ſeine Erſcheinung ſetzte die Metaphyſikerin in große Verwirrung. Sie beurlaubte den, der bei ihr war, und der ſich völlig gerechtfertigt zu haben ſchien: es war einer von ihren Sklaven, ein Stummer. Tam-zy wünſchte ihr Glück zu einer ſo geſchmackvollen Wahl, lobte ihre Klugheit, ſolche Geheimniſſe keinem andern als einem Stummen zu vertrauen, und verließ ſie auf immer.

Drittes Kapitel.

Tam-zy war es müde, immer nur an abſtrakten Ideen zu hängen; er wollte über die Natur der Dinge ſelbſt urtheilen. Er ſchuf ein Weltſyſtem, verkehrte die Erde und formte den Himmel um. Einige Derwiſche glaubten, er beneide dem Ochſen des großen Propheten die Ehre, die Welt auf ſeinen Hörnern zu tragen. Man beſprach ſich heimlich über die Beſtimmung des neuen Philoſophen, und

die muſelmänniſche Liebe des Nächſten entſchied, daß es am beſten ſein werde, ihn in ſichere Verwahrung zu bringen.

Tam-zy ward alſo in einen Kerker geſperrt, bei deſſen Erbauung der Werkmeiſter vergeſſen hatte, ein Fenſter anzubringen, um das Tageslicht hineinfallen zu laſſen. Er lebte daſelbſt viele Monate ſehr eingezogen, ohne weder von ſeinem Verbrechen unterrichtet zu ſein, noch von den Richtern eines Beſuches gewürdigt zu werden. Der Präſident wurde endlich an ihn abgeſchickt, ihn ſein Glaubensbekenntniß ablegen zu laſſen, und auf keinen ſeiner Einwürfe zu antworten. Zu dem letztern war er von Natur ſchon geneigt, und es wurde ihm daher nicht ſchwer, ſeiner Anweiſung pünktlich zu folgen. Er erſchien vor Tam-zy mit dem Alkoran in der Hand, und frug: ob einer, der an ſeiner Vorhaut nicht beſchnitten worden, der ſeligen Gefilde der Hurien würdig ſei? Tam-zy ſagte und ſagte nicht, alles was der Präſident haben und nicht haben wollte, unterſchrieb dies Glaubensbekenntniß, und entwiſchte ſo dem Kerker, feſt entſchloſſen, ſich nicht in den Bann thun, oder gar verbrennen zu laſſen.

Dieſe Begebenheit und ſein Ruf verſchafften ihm den Zutritt zu einer Dame, die, anſtatt zu mediſiren, und zu ſpielen, dem Laufe der Planeten nachſpürte. Sie war geſchickt genug, den Saturn mit dem Sehrohr in der Hand zu verfolgen, und hübſch genug, um in der Oper durch die Lorgnette begafft zu werden.

Tam-zy, den das Andenken an Ziska zu verfolgen anfing, ergriff diese Gelegenheit, sich zu zerstreuen. Er mischte Zärtlichkeit und Weisheit unter einander, und beide wurden gehört. Er hatte keine metaphysischen Kindereien zu bekämpfen; der weibliche Physiker zog die Erfahrung den Vernunftschlüssen vor.

Tam-zy glaubte seine Eroberung gewiß. Ein unvorgesehener Zufall bewies ihm das Gegentheil. Es war eben zu der Zeit, als das Gestirn der Venus am tiefsten stand, so daß man es mit dem Sehrohr am hellen Tage unterscheiden konnte; aber Tam-zy, mit seinem Teleskop bewaffnet, konnte niemals den Standpunkt derselben erwischen. Einer seiner Nebenbuhler war glücklicher, faßte das Gestirn auf's erste Mal, und löschte dadurch plötzlich in den Augen der gelehrten Dame alle Vollkommenheiten des Tam-zy aus, ob er gleich nur einäugig, dagegen aber mit zwei Buckeln versehen war.

Diese Laune heilte den Tam-zy von der Thorheit, ein Philosoph sein zu wollen. Er dachte über alle die Inconvenienzen nach, die mit dem Nebel, den man Ehre nennt, verbunden sind, und zog daraus das Resultat, daß Weisheit nur Irrthum, und Ruf in der Welt nur Schimäre ist. Ganz mit diesem Gedanken beschäftigt, verließ er die Hauptstadt, und trat den Weg in seine Einsamkeit an.

Viertes Kapitel.

Nach einigen Tagereiſen fand er auf einer Ebene eine Menge Volks verſammelt. Er blieb ſtehen, und ſah, daß der ganze Hauſe beſchäftigt war, ſich einen Richter zu wählen. Dieſe Wahl dauerte ſchon acht Tage, ohne jedoch entſchieden zu ſein. Hundert Subjekte waren vorgeſchlagen, und keines für tüchtig befunden. Der Eine war ein zu guter Vater, der Andere ein zu eifriger Freund, der Dritte ein zu nachgibiger Ehemann. Dieſer konnte ſeinem Kammerdiener nichts abſchlagen, und Jener den Schönen nichts verſagen, die keinen ſeiner Wünſche unerhört ließen. Mitten in dieſer Verwirrung erſchien Tam-zy, ohne Verwandte, ohne Freunde, ohne Kammerdiener, ohne Weib und ohne Geliebte: mit wem hätte man die erledigte Stelle beſſer beſetzen können? — Er ſchlug ſie zwar anfänglich aus; allein es wurde ihm von allen Seiten ſo lange zugeſetzt, bis er ſich genöthigt ſah, ſie anzunehmen.

Man gab lange Zeit allen ſeinen Entſchließungen den lauteſten Beifall. Er war nie zu beſtechen, und ſein Mutterwitz erſetzte ihm das, was ihm irgend noch zu ſeinem Amte fehlte. Seine Feſtigkeit, mit welcher er alle Geſchenke ausſchlug, erwarb ihm eine Menge andere von ſeinem Fürſten, die ihn in kurzer Zeit zum reichen Manne machten. Kurz, Tam-zy glaubte, es ſei nichts leichter als gerecht zu ſein.

Eine junge Witwe, die Geiſt und Schönheit verei-

nigte, legte ihm einſt mit dem verführeriſchſten Anſtand eine ſehr zweifelhafte Sache vor. Er urtheilte nicht gleich, daß ſie recht habe, aber er fand ſie außerordentlich ſchön. Die Sache war von Wichtigkeit, und die junge Witwe erſchien oft vor ihm, ihre ſanften Bitten zu verdoppeln. Je öfter ſie kam, je mehr fand ſie Tam-zy reizend und ihre Sache gerecht. Um ihr Werk zu vollenden, wählte ſie einen ſehr beredten Advokaten: dieſer that noch das ſeinige hinzu, den neuen Richter zu verführen: die Witwe gewann ihren Prozeß, und ſetzte ihrer Erkenntlichkeit keine Schranken.

Einige Zeit nachher fand Tam-zy eine höchſt unglückliche Familie: es war eine andere Witwe mit vier Waiſen, die er durch den letzten Urtheilsſpruch zu Grunde gerichtet hatte. Dies Schauſpiel rührte ihn. Ein wenig zu ſpät verlangte er, die gebeugte Witwe zu hören. Sie ſprach mit aller Beredſamkeit, die Wahrheit und Schmerz einflößten. Er ſah ein, daß ſie unſchuldig war; aber das Urtheil war einmal in ſeine Rechtskraft übergegangen. Nur ein Mittel blieb ihm übrig, das Wenige ergriffen haben würden: er berechnete den Schaden, den er verurſacht hatte. Dieſer betrug ſo viel, als ſein ganzes Vermögen; allein das ſchreckte ihn nicht ab. Er beraubte ſich alles, um es der wieder zu geben, die durch ſeine Schuld darum gekommen war.

Nun war er ganz in ſeinen vorigen Zuſtand zurückgeſetzt, und mehr als jemals von dem Verlangen, etwas in der Welt vorzuſtellen, entfernt. Er legte ſein Amt nieder,

und ging zurück in seine Heimath. »Glücklich!" sagte er, »wer nichts weiß, nichts besitzt, nichts hofft und nichts fürchtet!" Ein Philosoph hörte dies. »Wärst du wohl weise genug," redete er den Tam-zy an, zu denken wie ich? — Seit vier Jahren bemühe ich mich, dem Menschengeschlechte begreiflich zu machen, daß es unsinnig ist. Ich verdamme Künste, Wissenschaften und Gesetze." — — »Er hat Recht," sagte Tam-zy zu sich selbst; denn es ekelte ihm eben so sehr vor allen diesen Dingen.

»Das ist nicht alles," erwiederte der Philosoph, »meine Kritik erstreckt sich auch auf die Gesellschaften, den Luxus, die Vergnügungen, alle öffentlichen Lustbarkeiten, die Häuser und Paläste, und sogar bis auf die Kleidung." Tam-zy antwortete nicht, aber er verfiel in ein tiefes Nachdenken. Der Philosoph, um ihn vollends zu überzeugen, machte ihm ein Geschenk mit seinen Werken. Diese vollendeten ihn das zu überreden, was er so schon zu glauben geneigt war. Er war fest entschlossen, das neue Lehrgebäude des Philosophen zu realisiren, und fing damit an, daß er sein Haus verbrannte.

Seine Freunde liefen herzu, um zu löschen, und verschwanden, als die Flamme alles verzehrt hatte. Ziska kam und bot dem Tam-zy eine Freistatt an: er wurde von ihrer Großmuth gerührt, von ihren Reizen bewegt; aber eine unbekannte Macht hielt ihn zurück. Er schlug ihr Anerbieten aus.

Tam-zy war nun von allem, sogar von seinen Kleidern,

entblößt. Er beſchloß, dieſe Gegend zu verlaſſen, als er eine Höhle entdeckte, die der Brand ſeines Hauſes geöffnet hatte: er ging hinein. Sie war ſehr geräumig, und Tam-zy erblickte ein ſonderbares Schauſpiel. Auf einem ſilbernen Altar ſtand eine goldene Statue, und zu den Füßen derſelben lag eine eherne Tafel. Eine Stimme brüllte aus dem Innern des Altars, und befahl dem Tam-zy, dieſe Tafel wegzunehmen, ſich nie von ihr zu trennen und immer zu thun, was ſie ihm vorſchreiben werde. Tam-zy gehorchte, verließ die Höhle, und ſah in dem nämlichen Augenblicke ihren Eingang verſchwinden. Wunderbar genug! Er beſah die Tafel und fand folgende Worte darein gegraben: Fliehe die gebahnten Wege!

Fünftes Kapitel.

Tam-zy fühlte plötzlich einen Muth, und vorzüglich eine Neubegier, die alle Furcht verbannte. Er wählte alſo, ohne ſich weiter zu beſinnen, zu ſeiner erſten Ausflucht einen Wald, der gefährlich zu durchwandern war. Er trat keck hinein. Plötzlich ſah er ſich von einem Haufen bewaffneter Leute umringt, die ſich ohne Mühe und ohne Gefahr ſeiner bemächtigten. Dieſe Unbekannten waren auf der wilden Thierjagd, und Tam-zy, der ſo nackend war, wie er aus dem Leibe ſeiner Mutter hervorgegangen, ſchien ihnen zum mindeſten ſo viel Aehnlichkeit mit einer Beſtie zu haben, daß ſie es der Mühe werth hielten, ihn dem Omra, der

Statthalter in der Provinz war, zu überreichen: dieſer ſchickte ihn in den Thiergarten des großen Moguls.

Dieſer Monarch war nur ſelten ſichtbar für ſeine Unterthanen, aber er wurde es für Tam zy. Der Hof ſprach ganzer acht Tage von ihm, und der Mogul, der nicht recht wußte, was er aus ihm machen ſollte, ließ ihm ein eigenes Haus mit vielen Zierathen neben dem Behältniſſe eines weißen Bären erbauen.

Er wurde jeden Tag von einer unendlichen Menge von Hofſchranzen beſucht und mit Fragen gemartert; doch alles dies bewirkte weder, daß er ſeinen vergangenen Zuſtand bedauerte, noch den ihrigen beneidete. Er erwartete ganz ruhig die Folgen dieſer Begebenheit, völlig entſchloſſen, immer bei ſeiner Meinung zu bleiben. — Eines Tages ließ der Mogul in ſeiner Gegenwart prächtige Kleider bringen, und befahl dem Tam zy, ſie anzuziehen. Tam-zy, ſtatt zu antworten, rieth dieſem Prinzen, ſich der ſeinigen zu entledigen. Der ſtaunende Mogul verſprach ihm köſtliche Geſchenke: ſie wurden ausgeſchlagen. Tam-zy fand eine innerliche Befriedigung ſeines Ehrgeizes darin, ſich dem mächtigſten Monarchen durch die Gleichgiltigkeit, mit der er auf ſolchen Tand herabſah, an die Seite zu ſetzen; und der Herrſcher von Indien fühlte, wie ſehr es ihn demüthige, den Ehrgeiz des Tam-zy nicht reizen zu können. Er befahl daher, auch den kleinſten Begierden des angeblichen Wilden nachzuſpüren, und ſie ſo viel als möglich zu erfüllen. Aber man hatte gut nachſpüren; Tam-zy zeigte keine, und verachtete jeden Zuſtand, den ſeinigen ausgenommen.

Es ging ihm, wie es immer zu gehen pflegt: je mehr er das Glück floh, je mehr suchte es ihn. Der Mogul hielt ihn für würdig, Geschöpfen, die er verachtete, zu befehlen; kurz, Tam-zy wurde Gouverneur einer der besten Provinzen in Indien. Erst nach langem Widerstande, blos um dem Thiergarten zu entkommen, und alle seine künftigen Unterthanen in Wilde zu verwandeln, nahm er diese Würde an.

Sechstes Kapitel.

Tam-zy begab sich auf den Weg nach seiner Provinz, von einem Gefolge begleitet, das nach seiner Meinung viel zu zahlreich war. In allen Städten, durch die er zog, wurde er angehalten, mit Ehrenpforten traktirt, und was das schlimmste war, mit Reden bewillkommt. Niemals war ihm die Beredsamkeit lästiger gewesen, als eben jetzt. Er fand, daß der indianische Philosoph vergessen hatte, sich über die öffentlichen Reden lustig zu machen; besonders über die, in denen die Menschen gelobt werden, sie mögen es verdienen oder nicht.

Um seinen Geduldsfaden vollends zu zerreißen, überreichte ihm ein gewisser Poet eine Ode, in der er seine Pracht, seinen Geschmack für die Künste, seine Liebe zu den Wissenschaften, kurz, alle die Tugenden herausstrich, die Tam-zy gerade nicht besitzen wollte. Statt den Dichter zu belohnen, gab er ihm seine Ode zurück. Dieser rächte

ſich durch eine Satyre, und ſagte dem neuen Omra unter's Geſicht, daß er höchſtens gut ſei, Caraiben und Einwohner von Topinambu zu beherrſchen. Dieſe Satyre ſchien dem Tam-zy das ſchmeichelhafteſte Lob. Er nahm den Dichter zu ſich, unter der Bedingung, ihn nie anders zu beſingen.

Nun durchlief der neue Statthalter ſeine ganze Provinz, und fand, daß es ſchwer halten werde, ſie umzubilden. Sehr unbedeutende Geſchöpfe ließen ſich gnädiger Herr! nennen, und glaubten auch wirklich gnädig zu ſein. Ihre gewöhnliche Beſchäftigung war, wilde Thiere zu jagen und zahme Menſchen zu prügeln. Tam-zy unterſagte ihnen dieſe letzte Art von Vergnügungen. Er that noch mehr; er befahl, daß alle ſeine Unterthanen inskünftige frei und einander gleich ſein ſollten.

Zwei Tage nach Bekanntmachung dieſes Edikts vernahm er, daß eine große Anzahl von Schlöſſern in die Aſche gelegt worden. »Bravo!" rief er: »ihre Bewohner fangen an zu denken wie ich; ein Haus ſcheint ihnen ein ſehr unnützes Ding." Er lief ſelbſt mit zu, um noch einen Theil dieſes lieblichen Schauſpiels mit anzuſehen: da erfuhr er, daß die gnädigen Herren mit ſammt ihren Schlöſſern verbrannt waren, und daß die Mordbrenner eben diejenigen wären, die von den gnädigen Herren ſo lange waren geprügelt worden. Nun fing er an einzuſehen, daß eine allzugroße Freiheit leicht ausartet; allein er begnügte ſich für's künftige, einige Anſtalten zu treffen, und gab noch keineswegs zu, Unrecht gehabt zu haben.

Siebentes Kapitel.

Tam-zy fand auf seiner ehernen Tafel folgende Worte: Heil die Menschen von ihrer gefährlichsten Narrheit. Diese Zumuthung setzte den Herrn Statthalter ein wenig in Verwirrung. Er durchlief in seinem Gehirn alle die Unbehaglichkeiten, die der Menschheit zur Schande gereichen: der Stolz der Bonzen, der Dünkel der Gelehrten, die Eitelkeit der Dichter, die Zweizüngigkeit der Weiber, die Bonhomie der Männer, die Schwärmereien der Liebenden. Diese letzte Art der Narrheit schien ihm einer Reforme völlig werth zu sein. Er wollte zugleich seine eigene Unbeständigkeit gegen Ziska rechtfertigen, und — völlig überzeugt, daß die Liebe nur ein Bedürfniß sei, welches, sobald es einmal befriedigt worden, aufhöre, oder doch wenigstens aufhören solle — beschloß er, inskünftige die Art à la Sauvage zu lieben, einzuführen. Er suchte daher eine Stadt aus, wo alle die schwärmerischen Liebenden gezwungen sein sollten, sich hineinzuflüchten, um sie nimmer wieder zu verlassen.

Welch ein Zufluß von solchen Geschöpfchen beiderlei Geschlechts und jedes Alters, da dieser Entschluß in der Provinz publizirt wurde! Ein Greis hatte vier Elephanten todt geritten, um nicht zu spät zu kommen. »Um Gottes willen!« schrie er den Tam-zy an, »verlaube mir den Zutritt zu dieser Stadt! Zarine wird mir ohne Zweifel zuvorgekommen sein.« »Zarine?« versetzte der Statthalter,

»wenn du mir sie beschreibst, so kann ich dir vielleicht Nachricht von ihr geben.« »Von Herzen gern,« erwiederte der siebenzigjährige Alte. »Zarine ist schön wie eine Göttin, und gewachsen wie eine Nymphe. Sie spricht, singt, schreibt und tanzt mit einer unnachahmlichen Grazie. Zarine ist fünfzehn Jahre alt, sie liebt mich, sie ist mir treu. Und wie sollte sie auch nicht? Ich komme allen ihren Wünschen zuvor, ich verschwende meine Reichthümer. Indien hab' ich zu ihrem Putz von Diamanten erschöpft, und die Hauptstadt dieses Reichs gebiert keinen Roman und keine Broschüre, die nicht augenblicklich auf ihrem Nachttisch läge. Phöbus endet jeden Tag seinen Lauf, ohne meine zärtliche Sorgfelt geendet zu sehen.«

Jetzt erschien ein glänzender Wagen. »Da ist sie!« rief der Alte, »das ist Zarine! die herbei eilt, mir Leben und Freiheit zu widmen. Geliebte Zarine! wie ist es möglich, daß ich dir zuvor kam? welch ein Zufall hat deine Reise verzögert?«

Zarine, statt ihm zu antworten, warf einen zärtlichen Blick auf einen Jüngling, der neben ihr in dem Wagen saß. Ihr betagter Liebhaber bewaffnete sich mit einer Brille, die ihn die ganze Gruppe sehr deutlich sehen ließ. »Ihr Götter!« rief er, »undankbare Zarine! wagst du's, mich so zu kränken?«

Der Statthalter verlangte, daß sie nur ihm Rechenschaft geben sollte, und unter dieser Bedingung versprach er, sie zu schützen. Zarine bedachte sich keinen Augenblick.

„Ich war fünf Jahre ſeine Sklavin," ſagte ſie, und zeigte auf den Alten, „es iſt wahr, er hat mich in dieſer Zeit mit Geſchenken überhäuft, aber er beraubte mich dagegen auch der unſchuldigſten Freiheit. Sein Palaſt war mein Gefängniß. Ein einziges verſtecktes Fenſter verſchaffte mir zuweilen den Anblick desjenigen, den du hier an meiner Seite ſiehſt. Er war ein Sklave wie ich, und ſchien mir kein anderes Geſchäft zu haben, als mich zu betrachten."

„Wunderbar! — ſeine Blicke lehrten mir auf einmal das, was mir, trotz der Liebkoſungen meines Kerkermeiſters, noch bis jetzt unbekannt geweſen war. Der Tag, an dem man dein neues Geſetz bekannt machte, war der erſte unſerer Freiheit, und was noch mehr iſt, unſrer Vereinigung. Die Mauern unſeres neuen Gefängniſſes ſchrecken uns nicht, denn wir werden ſie zuſammen bewohnen."

„Halt, Lindor!" ſchrie ein Frauenzimmer, das ſich mit haſtiger Eile auf den Jüngling ſtürzte, ſo daß ſie auch den letzten Zahn darüber verlor. „Halt!" rief ſie, „geliebter Lindor! wie war es möglich, daß du mir noch zuvorkamſt? Verzeih'! die Toilette hat mir über vier Stunden Zeit weggenommen. Ich wollte dir heute ſo gern liebenswürdiger erſcheinen als jemals."

Lindor pfiff eine Operettenarie.

„Urtheile," ſagte ſie zum Tam-zy, „wie ſehr er mich lieben muß. Braminen, Omra's, Raja's, und eine zahlloſe Menge von Kapitän-Mogols ſeufzten ehedem in meinen Feſſeln. Alle beteten mich an, und alle wurden erhört.

Jetzt, da dieser Haufe zerstreut ist, sind nur dem Lindor all die quellenden Empfindungen meines Herzens gewidmet. Er allein besitzt den Gegenstand der heißesten Wünsche von so viel Kapitän Mogols, Raja's, Omra's und Braminen. Er war täglich um mich, er genoß täglich der Wollust, Freude aus meinen Augen zu schlürfen, schwur mir täglich seine Liebe und gab mir Beweise davon — zwar ein wenig selten, ich gesteh' es, allein der Zwang, dem wir uns heute auf deinen Befehl unterwerfen sollen, ist schon lange keiner mehr für uns gewesen."

Lindor hatte sich während dieser Rhapsodie mit seiner geliebten Zarine in die Stadt geflüchtet. Kaum wurde dies der Alte durch seine Brille und die Megäre durch ihre Lorgnette gewahr, als sie Beide Miene machten, ihnen zu folgen. »Halt!" sagte Tamzy, »wollt ihr in diesem der Liebe geheiligten Zirkel wohnen, so sei es nicht, um das Glück dieses Jünglings und dieses Mädchens zu trüben, sondern um euch selbst mit eurer wechselseitigen Zärtlichkeit zu ermüden."

Das betagte Paar schlug dies Anerbieten aus. »Mich so zu begraben?" rief die alte Dame; »bin ich in dem Alter, in dem man der Welt entsagt? Lindor ist ein Treuloser! ich werde seine Stelle sehr leicht ersetzen." Der Greis wiederholte mit wildem Schmerze den Namen Zarine, und würdigte die, die er zum Ersatz haben sollte, nicht einmal eines Blickes.

Jetzt erschien ein prächtig gekleideter Jüngling, der

mit vielem Anſtand einer reizenden Indianerin ſeinen Arm lieh. Man betrachtete ſie mit Vergnügen, und Beide ſchienen ſehr zufrieden, die Blicke der Umſtehenden auf ſich zu ziehen. Tam-zy legte ihnen nach ſeiner Gewohnheit einige Fragen vor. Der Jüngling ſprach zuerſt: »Unter uns,« ſagte er zum Statthalter, »ich bin von meiner Eroberung bezaubert; denn du mußt wiſſen, daß dieſes Mädchen deren ſchon tauſend andere gemacht hat. Ich würde ſie weniger lieben, wenn ich weniger Nebenbuhler hätte. Wie vielen bab' ich nicht den Rang abgelaufen! Dieſe Begebenheit wird das Theegeſpräch der ganzen Gegend werden, und dieſer Triumph wird mich noch oft kitzeln.«

Tam-zy näherte ſich der jungen Indianerin, und zog ſie ein wenig auf die Seite. »Biſt du völlig entſchloſſen, deinen Begleiter zu lieben?« raunte er ihr in's Ohr. — »Allerdings!« verſetzte ſie, »warum ſollt' ich ihn nicht lieben? Er hat mir ein Weib aufgeopfert, die ich verabſcheue; er hat mich an zwei andern gerächt, dadurch, daß er die Briefe der Einen bekannt machte, die ſie ihm niemals geſchrieben, und ſich der Gunſtbezeigungen der Andern rühmte, die er niemals erhalten hat.«

»Wenn dem alſo iſt,« verſetzte der Statthalter, »ſo will ich euch nicht länger aufhalten. Geht! und ſeid von nun an auf ewig verbunden!«

»Auf ewig?« riefen Beide mit einer Todtenbläſſe im Geſicht. Tam-zy ſagte ihnen, daß das Geſetz ausdrücklich dieſe Bedingung gemacht habe. Der junge Herr machte

einen Seitenpas und verſchwand, von ſeiner Gebieterin begleitet.

Ein anderes, noch ſehr junges Geſchöpf erſchien, von Nebenbuhlern faſt erdrückt. Ihre Verwirrung war ſichtbar. Tam-zy wollte die Urſache davon wiſſen, und vernahm folgendes aus ihrem eigenen Munde:

»Meine Mutter war ſehr hart gegen mich, aber zärtlich gegen ihre Freunde. Sie beneidete mir ſehr bald das Vergnügen, zu ſehen und geſehen zu werden. Ich hatte keinen Liebhaber, aber ich ſtarb faſt für Begierde, geliebt zu werden. Einige Bücher, die die Lehren des Brama enthielten, und die Beſuche eines alten Braminen waren mein einziger Zeitvertreib. Der Bramine — um meiner Mutter zu gefallen — ſuchte durch ſein Geſchwätz mir alle Luſt zu benehmen, je gefallen zu wollen, und macht' es ſo, daß er mir ſehr bald nicht gefiel. Doch plötzlich änderte er die Sprache, und pries meine Reize und den Eindruck, den ſie auf ſein Herz machten. Ich ließ ihn glauben, daß er mir nicht ganz gleichgiltig ſei, und ſiehe da! ich bekam ein ander Zimmer, worin zum wenigſten ein Dachfenſter war. Ich bediente mich dieſer Gelegenheit, mich ſo oft als möglich zu zeigen, aber faſt immer vergebens; ſo ſchwer war es, mich zu erblicken. Endlich nahm ich meine Zuflucht zur Liſt. Ich beſchüttete einen jungen Menſchen mit Waſſer, ſo als ob es aus Verſehen geſchehen ſei. Er ſah empor und ſchien ſehr zufrieden mit ſeiner Entdeckung; denn ich bat ihn um Verzeihung, und er war nichts weniger als

beleidigt. Einige Tage darauf zeigte er mir ein Papier, worauf geschrieben stand: Ich liebe dich! so groß, daß ich es von meinem Dachfenster aus genau unterscheiden konnte. Ich schrieb ihm einen Brief, den ich an einen Zwirnsfaden herunterließ, und bat ihn, mir zu antworten. Dies geschah: allein nach und nach wünscht' ich auch ihn selbst zu sprechen. Ich hatte die Verwegenheit, ihm den Weg anzuzeigen, der bis zu meinem Kerker führte, ob man gleich durch das Zimmer meiner Mutter gehen mußte, und er hatte die Verwegenheit, ihn zu befolgen. Er kam oft wieder, ohne gesehen zu werden, aber nicht, ohne von dieser Begebenheit gesprochen zu haben. Ich wurde berühmt, ohne es zu wissen. Eine andere seufzende Kreatur zeigte sich unter meinem Dachfenster, schlug den nämlichen Weg ein, und wurde eben so aufgenommen. Ich glaubte nicht gefällig genug gegen Jeden sein zu können, der mich liebenswürdig fand, und lachte über meine Mutter, die mir täglich vorpredigte, daß ich so häßlich sei als ein Popanz."

„Sechs Liebhaber erschienen nach und nach unter meinem Dachfenster, die alle durch die zärtlichsten Blicke aufgemuntert wurden. Endlich entriß mich dein weises Gesetz meinem Kerker. Ich sah alle meine Anbeter wieder, aber welchen zu wählen sollt' ich mich entschließen? Gestehe mir, großer Omra! daß es schwer ist, einen Menschen von uns zu stoßen, der uns liebt. Mein Charakter ist zu sanft, als daß es mir je möglich sein sollte, einen von diesen zu vernachläßigen."

»Auf dieſe Art,« verſetzte Tam-zy, »iſt dies Gefängniß nicht für dich erfunden. Du denkſt zu brav, als daß man dich hier einſperren ſollte.« Bei dieſen Worten wurde die junge Schöne wieder von dem ganzen Haufen umringt. Einige, beſonders diejenigen, die nur durch zärtliche Blicke aufgemuntert worden waren, hätten ſich dem Geſetz gern unterworfen, das ſie auf ewig mit dem Mädchen ihres Herzens vereinigen ſollte. Der Ausdruck: auf ewig! der einem dieſer Herren entwiſchte, erpreßte der jungen Indianerin einen lauten Schrei, und kaum hatte ſie Tam-zy von dieſer Bedingung unterrichtet, als ſie den Entſchluß faßte, lieber zu ihrem Dachfenſter zurückzukehren, und ihre Mutter und ihre Anbeter bei der Naſe herumzuführen.

Ein junger Menſch ſpazirte mit großen Schritten nachdenkend hin und her. »Liebſt du?« fragte ihn Tam-zy. »Ja, ich liebe!« erwiederte der Jüngling, »und lieben iſt meine Beſtimmung. Du ſiehſt hier zwei Mädchen, die beide erwarten, daß ich zwiſchen ihnen entſcheide. Dieſer hier hab' ich lange gehuldigt, allein ich fand ſie immer zu ſehr beſchäftigt, mir zu gefallen, zu ſehr einerlei Meinung mit mir: kein Eigenſinn, keine Launen, und kein Schein von Unbeſtändigkeit. Unſer Umgang wurde matt, und faſt hab' ich vergeſſen, daß ſie liebenswürdig iſt. Die Andere hat mich lange ſeufzen laſſen, gähnte oft, wenn ich mit ihr ſprach, machte mich zum Spiel ihrer Laune, und feſſelte mich doch immer mehr und mehr.«

»Nun gut!« ſagte der Statthalter, »worauf beſinnſt

du dich noch? Nimm die, die du am meiſten liebſt." »Ach, das iſt noch nicht genug!" erwiederte der junge Menſch mit einem verzweifelnden Blicke. »Eine dritte hört nicht meine Seufzer, ſieht meine Blicke, lieſt keinen meiner Briefe, verachtet meine Geſchenke, und lacht über meine Leidenſchaft. Du begreifſt leicht, daß ich ſie anbete, und daß ſo viel Gleichgiltigkeit mein Herz zu Aſche brennt. Ich bin verloren, wenn dies Mädchen hier, die mich am wenigſten liebt, nicht noch ſchlimmer mit mir umgeht, als gewöhnlich; das iſt das einzige Mittel, die undankbare Doris, die meines zerriſſenen Herzens ſpottet, aus meinen Gedanken zu verbannen."

In dieſem Augenblicke erſchien Doris mit einem lächelnden liebeweiſſagenden Blicke. »Jetzt," ſagte ſie zu dem Jüngling, »da es nicht mehr in deiner Macht ſtehen wird, unbeſtändig zu ſein, jetzt ſchenk' ich dir meine ganze Zärtlichkeit. Die Natur ſchuf mich ſanft, und du haſt keine Launen mehr von mir zu befürchten. Täglich will ich dir ſagen, daß ich dich liebe, und ich werde wahr reden; täglich werden wir uns künftig ſehen, und nichts wird uns trennen. Sprich, Lieber! werden wir nicht unausſprechlich glücklich ſein?"

»Ich zweifle!" erwiederte der Jüngling, und fing wieder an den Kopf zu hängen und mit großen Schritten hin und her zu ſpaziren. Sein Schweigen ließ ſeinen innern Kampf errathen, Doris wurde höchſt unwillig, bediente ſich ihrer Capricen, und ſah ſich plötzlich wieder im Beſitz

aller Rechte über ihren wunderlichen Liebhaber. Sie wollte fliehen; allein er warf sich zu ihren Füßen, und gesellte sich um so lieber zu den Einwohnern der neuen Stadt, mit je mehr Widerwillen Doris ihm zu folgen schien.

Tam-zy erblickte einen andern jungen Glücksritter in einer sonderbaren Stellung. Er lag zu den Füßen eines Weibes, das fünfzig volle Jahre zählte, und der Häßlichkeit zum Modell dienen konnte. Er überhäufte sie mit den schmeichelhaftesten Namen, und erstickte sie fast mit den zärtlichen Ausbrüchen seiner Leidenschaft. Sie nahm dies alles auf als eine Frau, die noch mehr zu verdienen und wenig dagegen schuldig zu sein glaubt. Tam-zy entfernte den Jüngling von seiner alten Gebieterin und befragte ihn über diese Sonderbarkeit. »Was staunst du?« erwiederte dieser, »ich liebe mit viel mehr Annehmlichkeit, als meines Gleichen zu thun pflegen, und ich habe keine Nebenbuhler; denn die Gegenstände, die mich fesseln, ziehen niemand an sich als mich. Ich habe keine Launen mehr zu bekämpfen; denn du weißt, wie offen ein alterndes Herz den Eindrücken der Zärtlichkeit ist. Ueberdies kömmt mir auch meine Einbildungskraft sehr gut zu statten. Ich mache Gedichte, und es wird mir leicht, sie aus einer Cybele in eine Hebe umzuschaffen. Ich habe indeß doch einige junge Mädchen geliebt, aber sie waren häßlich; und ich habe gefunden, daß die Häßlichkeit uns nicht immer vor der Untreue der Weiber sicher stellt. Kurz, ich will dir's nur gestehen, mein Vorsatz ist, einen Geniestreich zu machen, und meine jetzige Gebie-

terin wird vergessen sein, sobald sich eine andere zeigt, die noch einige Jahre und einige Runzeln mehr hat als sie."

Er kehrte zu seiner Begleiterin zurück und fand sie noch unentschlossen. Schon verzweifelte er, sie zu bewegen, als ein neuer Gegenstand erschien, der seine ganze Aufmerksamkeit an sich zog: ein Weib, das die Natur noch weniger bedacht hatte, als das erste. Ein Auge hatte sie verloren, und mit dem andern sah sie nur sehr wenig. »Die Männer sind blind!" rief sie mit einem männlichen Baß: »fünfzig Jahre sind verflossen, und man bemerkt mich kaum, läßt meinen Verdiensten auch nicht die kleinste Gerechtigkeit wiederfahren, mir, deren Seele so gern jenen süßen Empfindungen entspricht. — Weiser Statthalter!" fügte sie hinzu, »befiehl, daß man mich liebe! Mach ein neues Gesetz deshalb, wenn es sein muß! es wird deinem Scharfsinn und deiner Gerechtigkeit Ehre machen." Der junge Mensch hörte sie, und glaubte, daß das Herz dieses Neulings des seinigen würdig sei. Er sprach von Liebe und wurde erhört. Die Abandonnata, deren Eigenliebe gekränkt war, wollte ihrer glücklichern Nebenbuhlerin das einzige noch übrige Auge ausreißen, und dem Treulosen das Gesicht zerkratzen. Allein es war zu spät; beide hatten schon ihre neue Wohnung betreten.

Ein neues Paar erweckte und befriedigte die Neubegier des Tam zy. Es war eine junge Theaterprinzessin, die täglich das Publikum, und außerdem noch einige Privatleute amüsirte. Sie wurde von einem Menschen begleitet,

dem Natur und Kunſt eine ſchöne Stimme gegeben, und ihm dagegen alles übrige verſagt hatten. Dieſes Bündniß ſetzte den Gouverneur in Verwunderung, zumal da die Schauſpielerin von einem jungen Menſchen verfolgt wurde, gegen den Natur und Glück verſchwenderiſch geweſen waren. »Richte uns!« ſagte er zum Tam zy. »Seit einigen Jahren widme ich ihr jeden Augenblick meines Lebens, jedes Goldſtück meines Beutels. Und doch — Wen zieht ſie mir vor! — Ein monſtröſes Etwas, ohne Rang, ohne Schätze, ohne Geſchlecht ſogar — —« Er ſprach noch, als der Sänger und die Aktrice ſchon die neue Stadt bewohnten.

Es wurde Abend. Der Mond brach durch die Fichten, und nun ſtürzten empfindſame Liebende von allen Seiten herbei, denen bisher tauſend Hinderniſſe im Weg lagen oder die ſich's zum mindeſten einbildeten. Kurz, mit Einbruch der Nacht war kein Haus in der neuen Stadt mehr leer.

Tam zy dachte an Ziſka, und nicht ohne Gewiſſensbiſſe. »Wie viel Beiſpiele, die mich verdammen!« rief er; »doch ich will ſie auf eine neue Probe ſtellen, die mich vielleicht rechtfertigen wird.«

Achtes Kapitel.

Einen Monat waren nunmehr die empfindſamen Bewohner in dem Kerker der Liebe zuſammen geweſen. Der Erfinder dieſes klöſterlichen Aufenthalts bekam Luſt, zu

ſehen, wie man ſich da amüſirte. Er ging in die Stadt. Ein finſteres Schweigen herrſchte überall, und jedes Paar ſchien wechſelsweiſe unerträgliche Langeweile zu haben. Wenn auch einem einmal ein Fragment von Zärtlichkeit entwiſchte, ſo war es doch ſo eiskalt, daß dem andern dabei ſchauderte. Ihr einmüthiger Wunſch war, die Mauern dieſes traurigen Aufenthalts ſchleifen oder das Thor ſprengen zu können. Tam-zy wollte ſeine zweite Probe verſuchen, der ſich die eherne Tafel nicht widerſetzte. Er machte bekannt, daß alle diejenigen, denen es hier nicht behagte, die Erlaubniß haben ſollten, zu gehen, wohin es ihnen beliebte.

Ein Freudengeſchrei ſtieg in die Wolken. Ein Paar nach dem andern ſtürzte dem Thore zu. Die Alte, um derentwillen Tam-zy ein neues Geſetz machen ſollte, eröffnete den Zug, der Kaſtrate beſchloß. Die empfindſamen Liebenden hatten doch noch ſo viel Enthaltſamkeit, zu erwarten, bis der Mond aufging, worauf ſie den übrigen folgten, und die Stadt den Eulen und Käuzen Preis gaben.

Tam-zy war ſehr zufrieden mit dieſem Verſuch, glaubte ſeine eigene Unbeſtändigkeit nun ſattſam gerechtfertigt, und beſchloß, ſein Siſtem ferner zu verfolgen. Er erinnerte ſich, Poet, Metaphyſiker und Philoſoph geweſen zu ſein, und glaubte nichts beſſeres thun zu können, als ſeinen Unterthanen dieſen eitlen Zeitvertreib zu unterſagen. Man muß geſtehen, daß er ſich hierbei ſehr weislich benahm. Er verbot allen Poeten, ihre Verſe vorzuleſen, ohne darum gebeten zu ſein. Er befahl, daß jeder Metaphyſiker ſich ſelbſt

verſtehen, und jeder Philoſoph ſich Andern verſtändlich machen ſollte. Dieſe Bedingungen, die, wie jeder leicht begreift, unmöglich zu erfüllen ſind, ſchafften allen den Nutzen, den Tam-zy davon gehofft hatte.

Er frug ſein Orakel um Rath, und die eherne Tafel ſprach folgendes: Beſchäftige dich mit Kleinigkeiten!

Tam-zy dachte lange über alle die Dinge nach, die den geheimnißvollen Staatsmann oft beſchäftigen, und die doch eine Mücke auf ihrem Schwanze fortträgt. Endlich glaubte er den Sinn des Orakels getroffen zu haben. Gewiſſe Derwiſche ſtritten ſeit fünfzig Jahren über die Form ihres Gürtels: dieſe wollten ſie rund, die andern breit. Der Statthalter entſchied zum Vortheil der letztern, und lud ſich dadurch den Haß der erſtern auf den Hals. Sie ſchrien: daß alles verloren ſei, aber daß der große Prophet ſie rächen werde. Unterdeſſen hatten ſie doch nicht einmal Luſt, ſo lange zu warten. Sie ſetzten eine Liſte von allen ſeinen Verbrechen auf, und malten ſie (beſonders das letzte) mit vieler Sorgfalt aus. Ein Derwiſch machte ſich damit auf den Weg zu dem Monarchen, unterdeſſen ſich ſeine Mitbrüder den Rücken blutig geißelten, um dadurch einen glücklichen Erfolg ſeiner Reiſe zu erzwingen. Tam-zy wußte alles und lachte trotz ſeinem gewöhnlichen Ernſt: doch wer zuletzt lacht, lacht am beſten. Vierzehn Tage nachher kam ein Befehl vom Kaiſer: „die Gürtel ſollen rund ſein, und Tam-zy ſoll eingeſperrt werden.“ Der nämliche Derwiſch hatte es über ſich genommen, dieſen Befehl in Ausübung zu brin-

gen: er that es als ein Mann, der nicht Willens hat, der Rache des Propheten viel übrig zu laſſen.

Neuntes Kapitel.

Tam-zy war alſo nunmehr der einzige Bewohner einer feſten Burg, die an drei Seiten ganz unzugänglich und an der vierten ſehr wohl verwahrt war. Er ſpazirte auf und nieder (denn der Derwiſch hatte — man weiß nicht wie es kam — vergeſſen ihn feſſeln zu laſſen) und fing eine Grille nach der andern. Das Bild der Ziſka marterte ihn unaufhörlich. Er verglich jene ſüße Einſamkeit mit ſeinem Gefängniſſe, und jene erſten ſchuldloſen Freuden der Liebe mit den abwechſelnden Launen des Glücks. Das ſchlimmſte war, daß er unmöglich den Gedanken verbannen konnte, Ziſka habe ihm während ſeiner Abweſenheit einen beſſern Jüngling vorgezogen. Die Einſamkeit nährte noch mehr dieſe traurigen Vorſtellungen; Eiferſucht peinigte ihn, und er hätte eine Welt darum gegeben, ſeinem Kerker entfliehen zu können. Doch ach! kein Schlupfwinkel zeigte ſich ihm, und noch weniger durfte er hoffen, die Derwiſche mit den runden Gürteln zu beſänftigen. So oft er ſein Orakel um Rath fragte, erhielt er die Antwort: Suche dein Heil in den Eingeweiden der Erde.

Dieſer Befehl ſetzte den Tam-zy in neue Verwirrung. Kein Abgrund zeigte ſich ſeinen ſuchenden Blicken, ein Ziehbrunnen ausgenommen. Dieſen ſah er lange mit zweifel-

haften Blicken an, machte ein etwas dummes Geſicht, und wußte nicht recht, wie er ſich dabei benehmen ſollte. Mitten in dieſer wunderbaren Lage, als er mit dem Finger über der Naſe auf und nieder ging, trat er plötzlich auf ein morſches Bret, das unter ihn zerbrach, und ihn eine dunkle Treppe ſehen ließ. Tam-zy ſtieg hinab, und verfolgte einen langen dunkeln Gang, der blos durch einen Karfunkel erleuchtet wurde. Als er eine Zeit lang fortgetappt war, erſchien ihm eine Figur, die eben nichts einnehmendes hatte. Es war einer aus dem Geſchlechte der Gnomen, die, wie bekannt, nichts zu thun haben, als, gleich Gellert's neidiſchem Hunde, die Schätze der Erde zu bewachen. Er war vier Fuß hoch, eben ſo breit, und hatte kleine runde Augen.

Er gab dem Tam-zy ein Zeichen, ihm zu folgen, und führte ihn zu einer Menge von Goldhaufen. »Nimm,« ſagte er unwillig, »ſo viel als du tragen kannſt! du wirſt es nöthig haben.« Tam-zy gehorchte, obſchon wider Willen. »Du ſiehſt hier einen Schatz,« fuhr der Gnome fort, »zu dem vor vielen hundert Jahren ein König dieſes Landes den Grund legte, und der ſich täglich durch meine Sorgfalt mehrt. Du ſiehſt hier die Schätze von vielen tauſend Leuten, die alle ihre Reichthümer wohl angewendet zu haben glauben. Durch Hilfe einiger Agenten zieh' ich ſie an mich, ohne dieſen Ort je zu verlaſſen. Ich gebe dem Geizigen einen Verſchwender, dem Eingebildeten einen Schmeichler, dem Dummkopf einen Braminen, und dem Wollüſtling eine Tänzerin. Dort liegt auch das ver-

ſchwendete Erbtheil von unzähligen Alchimiſten und Projektmachern. Alle dieſe Schätze ſind todt für die Welt, bis einſt die Tugend an die Stelle des Laſters tritt, und wahre Weisheit an die Stelle der Thorheit."

So ſprach er und führte den Tam-zy aus dieſem Labyrinth, der, nachdem er viele krumme Gänge durchwandert, endlich das Tageslicht wieder erblickte, und ſich am Fuß eines mit Buſch bewachſenen Felſen ſah. Er verſuchte es, ſich einen Weg hindurch zu bahnen; aber je tiefer er eindrang, je verwachſener wurde das Gebüſch, und ſchon verzweifelte er, einen Ausweg zu finden. In dieſer Noth nahm er ſeine Zuflucht zu der ehernen Tafel und erhielt die Antwort: Entledige dich deſſen, was dir am meiſten beſchwerlich fällt, und dir am wenigſten gefällt.

Zwei Dinge mißfielen ihm: ſeine Kleider und ſein Gold. Er würde beides von ſich geworfen haben, wenn die Kleider nicht ſchon größtentheils in den Dornenbüſchen gehangen hätten, und der traurige Ueberreſt derſelben ſchien ihm in dieſem Augenblicke nicht ganz entbehrlich. Er begnügte, ſich alſo, ſeine Reichthümer wegzuſchütteln, und kehrte eine jede Taſche ſehr ſorgſam um, damit auch nicht ein einziges Goldſtück zurückbleiben möchte. Und nun entkam er zwar dieſem beſchwerlichen Dornenpfad, allein er fiel aus der Scylla in die Charybdis, oder, mich rein deutſch auszudrücken, er kam aus dem Regen in die Traufe; denn plötzlich ſah er ſich von einer Räuberſchar umringt, deren

Anführer die Frage aufwarfen: ob man ihm erſt berauben, und hernach tödten wollte, oder umgekehrt? Die erſte Meinung ging mit neun Stimmen gegen drei durch. Man beſann ſich aber bald anders, und verurtheilte ihn zum Tode, weil er, bei einer genauen Unterſuchung, gar nichts hatte, womit er ſein Leben hätte erkaufen können. Jetzt erinnerte er ſich ſeiner Reichthümer, die er eben auf gut Glück ausgeſäet hatte. »Ich habe nichts,« ſagte er zu den Räubern, »das eurer Aufmerkſamkeit werth wäre; ich verachte das Gold; aber ich will euch das geben, was ich von mir warf, und ihr ſollt mit mir zufrieden ſein.«

Die guten Leutchen ließen ſich das nicht zweimal ſagen. »Kameraden!« ſagte der, der ihr Befehlshaber zu ſein ſchien, zu ſeinen Spießgeſellen, »wir müſſen die Expedition mit der Fatme bis dieſen Abend verſparen. Ich rede von einer Witwe,« fuhr er fort, indem er ſich zum Tam-zy wandte, »deren Gemahl den ganzen Kanton ausgeſaugt hat; es iſt ſehr billig, daß ſeine Hinterbliebenen uns einen Theil deſſen erſetzen. Ich finde, daß gewiſſe Philoſophen Recht haben —

Das Wort Philoſoph fiel dem Tam-zy auf. Er war zu ſehr eingenommen gegen alles was Philoſophie heißt. Er frug den Räuber, ob er und ſeine Kameraden Philoſophen wären? — »Nein!« erwiederte dieſer: »meine Kameraden können nicht einmal leſen, und ich ſelbſt leſe nur ſehr wenig. Doch hab' ich die Werke einiger neuern Philoſophen durchblättert, und daraus folgendes Axiom behalten:

»Der erſte, der ein Feld mit Kartoffeln bepflanzte, dabei ſagte: dies Feld gehört mir zu! und Leute fand, die dumm genug waren, es zu glauben, wurde der Erfinder des Eigenthumsrechts.«

»Aber,« ſezte der Räuber hinzu, »ich bin nicht ſo leichtgläubig.«

Unter dieſem Geſpräch waren ſie an dem Orte angelangt, wo Tam-zy ſeine Schätze ausgeſäet hatte. Kaum wurde die ehrſame Zunftgenoſſenſchaft die erſten Spuren davon gewahr, als ſich ihr Herz zwiſchen Freude und Habſucht theilte. Der Chef verſprach dem Tam-zy augenblicklich eine Befehlshaberſtelle unter ſeinen Truppen, und nun zerſtreuten ſie ſich alle zwiſchen den Felſen und Büſchen, wie die Bauernjungen, wenn ſie Erdbeeren ſuchen. Tam-zy nutzte dieſe Gelegenheit, in ein nahegelegenes Holz zu entfliehen, wo er auf ungebahnten Wegen dem Orte, wo die Räuber herumſchwärmten, immer mehr zu entkommen ſuchte. Doch plötzlich ſah er ſich gezwungen, Halt zu machen; denn ein Pfeil, der das Gebüſch durchſchwirrte, verwundete ihm den linken Arm. Er glaubte ſich von den Räubern verfolgt: aber ein ſich näherndes Jagdgeſchrei rieß ihn bald aus dieſem Irrthum. Eine Dame im Reitkleid, ſo ſchön wie weiland Diana, auf einem ſtolzen Gaul näherte ſich ihm, umgeben von einem zahlreichen Gefolge. Sie erkannte ihren Pfeil im Arm des Tam-zy, und ſeine edle Phyſiognomie vermehrte den Schmerz, den ſie darüber empfand, ihn zufälligerweiſe verwundet zu haben.

Sie drang in ihm, sie zu begleiten, ließ ihn in einer schwankenden Jagdchaise ganz sanft auf ihr Schloß bringen, und gab sich da alle Mühe, ihn durch die herrlichste Bewirthung zu entschädigen.

Tam-zy bewunderte die Wirkungen des Zufalls: diese Dame war Fatme. Er eilte, sie von dem nächtlichen Vorhaben der Räuber zu unterrichten, und von der Art und Weise, wie er selbst dahinter gekommen war.

Plötzlich war die ganze Burg der Fatme in Aufruhr. Tam-zy, obgleich verwundet, zeigte so viele Entschlossenheit, daß er den Andern bald Muth einflößte. Man ließ zu rechter Zeit Hilfe kommen, und nahm überhaupt so gute Maßregeln, daß die Räuber, statt zu überrumpeln, überrumpelt wurden.

Zehntes Kapitel.

Fatme, die nun ihr Leben einem Menschen dankte, dem sie beinahe den Arm gelähmt hatte, setzte ihrer Erkenntlichkeit und ihrer Sorgfalt keine Schranken. Nur diesen Trieb glaubte sie zu befriedigen, und betrog sich: in einem fast überreifen Alter hatte sie noch mit allen Leidenschaften der Jugend zu kämpfen. Tam-zy hingegen war nur mit seiner Heilung und Abreise beschäftigt. Das tiefe Schweigen seines Orakels setzte ihn in Verwunderung. Er lechzte nach neuen Abenteuern. Fatme frug, was ihm bewegen könne, so in der Welt herumzuschweifen? »Bloße Neubegier!« erwie-

derte Tam-zy. »O! wenn das iſt,« verſetzte Fatme, ſo kann es dir gleichviel gelten, ob du heute oder morgen deine Reiſe wieder antrittſt.« Tam-zy ſchüttelte; aber Fatme beſtand auf ihren Kopf, und nöthigte ihn durch ihre liebevollen Zudringlichkeiten, ihr noch einen monatlichen Aufenthalt zu bewilligen. Sie glaubte dieſen Verzug hinlänglich, um ihn ſo zu feſſeln, daß er dann wohl von ſelbſt einen längern wünſchen würde. Er war ſcharfſichtig genug, zu bemerken, warum ihn Fatme zurückhalte; er fühlte aber auch, daß ſie nur leeres Stroh dreſche. Er betrug ſich gegen ſie, wie man ſich gegen eine Dame beträgt. Fatme — wie jede Frau in ihrem Alter gethan haben würde — nahm ſeine kalte Höflichkeit für zärtliche Sorgfalt, und betrog ſich: aber Tam-zy fand keinen Beruf, ihr die Augen zu öffnen, weil er ſah wie gern ſie blind ſein wollte.

Fatme war reich; daher wurde ihr Haus ſelten von Bonzen leer, und oft gab ſie ihnen den Gegenbeſuch. Beſonders wohnte in ihrer Nachbarſchaft ein Eremit, der durch ſeine außerordentliche Strenge berühmt war. Jedermann wallfahrtete zu ihm, um ſeine Schultern bluten zu ſehen. Auch Fatme bat den Tam-zy oft, ſie dahin zu begleiten. Eines Tages bemerkte er, daß der Bonze ihn mit neugierigem Auge vom Kopfe zum Fuße maß, und dieſe Neubegier erweckte die ſeinige. Er kehrte den folgenden Morgen zu der Einſiedelei zurück, in einer Stunde, wo der Eremit niemand erwartete, und ſeine Disciplin ruhen ließ. Er wurde empfangen mit einer Herzlichkeit, die ſo ſelten unter den Bonzen iſt, und fand in ſeinen Geſprä-

chen einen Stempel des Edelsinns, der ihm noch seltener vorkam.

Tam-zy wollte an ihn eben einige Fragen thun, als er sich genöthigt sah, vorher die des Eremiten zu beantworten. Er erzöhlte ihm seine Reisen, seine unvermuthete Zusammenkunft mit den Räubern, das Komplot derselben, und endlich seinen Aufenthalt bei Fatme. Bei diesem Namen erschien eine sichtbare Verwirrung auf dem Gesichte des Bonzen. »Ich bitte dich,« sagte er zum Tam-zy, »verbirg mir nichts! mit welchem Auge betrachtet dich Fatme?« Tam-zy stutzte. Sein erster Gedanke war, daß der Eremite wohl sein Nebenbuhler sein möchte, und er wurde ihm deshalb nicht im geringsten feind. »Mit dem Auge der Liebe, wie ich glaube,« antwortete er ihm. »O! wie glücklich wär' ich,« rief der wundersame Mann, »wenn dein Herz diesen Empfindungen entspräche!« Bei diesen Worten öffnete er eine verborgene Thüre, und bat den Tam-zy, ihm zu folgen. Sie gingen durch einen langen dunkeln Gang. Am Ende desselben kamen sie in einen unterirdischen Saal, der durch eine Lampe erleuchtet wurde, die in der Mitte an einer goldenen Schnur herabhing. Tam-zy glaubte in Dionens Höhle zu treten; denn hier fanden sie ein Weib, so schön wie jene Göttin, und ein Kind an ihrer Brust, das die Illusion noch vermehrte. »Du siehst hier,« sagte der Einsiedler, »die Tochter der Fatme, und die einzige Frucht einer unglücklichen, aber ewigwährenden Verbindung.«

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Tam-zy da ſtand, als habe ihn der Donner gerührt. Der verkleidete Bonze fuhr fort: „Ich habe meine Jugend in Kriegsdienſten dieſes Staates zugebracht. Mein Vermögen war dem der Fatme gleich. Ich ſah ihre Tochter, liebte ſie, war ſo glücklich, ihr nicht zu mißfallen, aber unglücklich genug, einen zu ſtarken Eindruck auf diejenige zu machen, von der ſie abhing. Ich rede von Fatmen. Dieſe eiferſüchtige Mutter bemerkte ſehr bald, wie ſehr mich die Reize ihrer Tochter gefeſſelt hatten, und ſah dies als eine Verachtung der ihrigen an. Eine Beleidigung für ein Frauenzimmer, wie du weißt, die nie wieder gut zu machen iſt. Sie beſtimmte ihrer Tochter einen andern Gemahl, und ließ mir die Freiheit, zu gehen, wohin mir's beliebte. Ich war außer mir, ſuchte meinen Nebenbuhler auf und ſchlug mich mit ihm. Er fiel von meiner Hand, und um das Maß meiner Sünden voll zu machen, entführte ich dies Mädchen. Man konfiscirte meine Güter und ſprach mir das Leben ab. Wir irrten lange umher von einem Reiche zum andern, und keiner von den zinsbaren Königen wagte es, uns eine Freiſtatt anzubieten. Endlich glaubte ich, daß eine Verkleidung, wie dieſe, mich vor aller Gefahr ſichern könne; ja, daß ich es ſelbſt wagen dürfe, dieſe Gegend wieder zu bewohnen. Ich kannte alle Schlupfwinkel derſelben, und vielleicht bin ich der Einzige, der dieſe Höhle je betreten hat: ſeit vier Jahren bewohne ich ſie mit meiner Zilia. Meine anſcheinende Strenge und meine Entſagung der Welt ver-

ſchaffen mir die blinde Verehrung des Pöbels; und mehr als einmal hab' ich die Freude gehabt, zu ſehen, wie ſelbſt Fatme ſich vor Dem mit tiefer Ehrfurcht beugt, dem ſie ſo oft Verderben ſchwur."

Hier ſchwieg der Einſiedler. Er entledigte ſich zu gleicher Zeit eines langen grauen Bartes und einiger andern grotesken Kleidungsſtücke, die ihn entſtellten, und erſchien nun in den Augen des Tam-zy in einer Geſtalt, die die Wahl der Zilia und den Geſchmack der Fatme vollkommen rechtfertigte.

»Was kann ich für dich thun?" ſagte Tam-zy zum Amanzul — (ſo hieß der verkleidete Bonze). »Fordere alles, was in meinen Kräften ſteht."

»Was du für mich thun kannſt?" erwiederte dieſer. »Fatme liebt dich. Sie vermag alles bei dem Mogul; von ihrer Fürſprache hängt meine Begnadigung ab. Vielleicht wird ſie einen Preis darauf ſetzen, doch deine Großmuth —"

Tam-zy verſtand den Sinn dieſes Fragments, und verließ die Höhle, ziemlich unentſchloſſen, welch ein Mittel er ergreifen ſolle.

Eilftes Kapitel.

Seine Macht über das Herz der Fatme vermehrte ſich mit jedem Tage, und Fatme's Zorn gegen ihren Eidam verringerte ſich eben ſo geſchwind. Der Augenblick war da, und Tam-zy bediente ſich deſſen. Er gab vor, daß blos

die geſchwätzige Fama ihn von der Begebenheit unterrichtet habe, und führte die Sache der Abweſenden mit einem Eifer und einem Fortgange, der ihn bald für ſich ſelbſt zittern ließ. »Ich geſtehe,« ſagte Fatme, »daß Amanzul ſehr ſtrafbar iſt; allein er ſcheint mir's weniger, ſeitdem du an ſeinem Unglücke Theil nimmſt. Ich fühlte etwas für ihn, das er nicht zu ſchätzen wußte, und das ein Anderer vielleicht beſſer zu ſchätzen weiß. Was meinſt du, Tam-zy?"

Tam-zy wußte ſelbſt nicht recht, was er meinte, wenigſtens durfte er nicht ſagen, wie es ihm um's Herz war: er begnügte ſich alſo, Fatmen zu verſichern, daß ihre Gütigkeiten in den Augen eines jeden nicht ganz Unempfindlichen koſtbar ſein müßten. Sie ließ ihn merken, daß ſie völlig zufrieden ſein werde, wenn ſie's nur in den ſeinigen wären. Tam-zy wurde immer verwirrter, und verſicherte ſie ſtotternd ſeiner Hochachtung. Wenig genug für ein liebendes Herz! Fatme brach das Geſpräch ab und verließ das Zimmer.

So oft Tam-zy die ſchüchterne Zilia und ſeinen Freund Amanzul wieder ſah, ſo oft verdoppelten dieſe ihre Bitten, ſo oft verdoppelte ſich auch ſein Mitleid gegen ſie; aber ſeine Kälte gegen Fatme verringerte ſich nie. Als er es überdrüſſig ward, länger ſo zwiſchen Thür und Angel zu ſchweben, nahm er endlich ſeine Zuflucht zu der ehernen Tafel. Die Antwort war kurz und bündig: Heirathe Fatmen! Nun glaubte er, obgleich wider Willen, ſei-

nem Schickſale gehorchen zu müſſen. Kaum war Fatme von ſeinen Geſinnungen verſichert, als auf ihre Fürſprache Amanzul begnadigt wurde, und Tam-zy führte ſie, jedoch ohne ſie zu der Entdeckung vorzubereiten, zu der Einſiedelei, bis in den unterirdiſchen Saal.

Hier hätte der indianiſche Geſchichtſchreiber uns ſehr füglich die näheren Umſtände des Wiedererkennens weitläufiger beſchreiben und manches Drama plündern können; aber er ſchlüpft unverantwortlich darüber hin, und wer die Kunſt des Ausdehnens ſo gut verſtünde, als der Biograph des Siegwarts u. ſ. w., könnte ſehr oft aus einem ſeiner Kapitel einen dicken Band machen. Er hingegen begnügt ſich, uns zu ſagen, daß Fatme ſehr bewegt war, weinte, und die Zilia wieder für ihre Tochter und den Amanzul für ihren Eidam erkannte. Niemand war weniger glücklich bei dieſer wonnigen Begebenheit, als der Urheber derſelben. Er verglich Fatme mit Ziſka, und fand, daß man eigentlich gar keine Vergleichung zwiſchen Beiden anſtellen könne. »Wie eigenſinnig iſt mein Schickſal!« rief er. »Ich fliehe ein Mädchen, die alle Herzen feſſelt, um mich mit einem Gegenſtande zu verbinden, der ... ach! Ziſka! — Doch genug! — Das Los iſt einmal geworfen.«

Fatme wollte, daß Amanzul und Zilia ihre Verbindung durch eine neue Ceremonie öffentlich bekannt machen ſollten, und dieſe Ceremonie ſollte von einer andern begleitet ſein, an der ſie ſelbſt den meiſten Antheil nahm. Ein herrliches Feſtin folgte darauf. Jedermann war trun-

ken vor Freude, ausgenommen Tam-zy. Fatme, wenn ſie ihren Geliebten betrachtete, bedauerte keinesweges den Verluſt des Amanzul. Sie urtheilte (und hatte Recht), daß Indien nie eine ſchönere Mannsperſon hervorgebracht habe, als ihren Bräutigam. Glücklich, dachte ſie, wer ſeine Eroberungen ſo endigt! Dieſe ſchmeichelhaften Betrachtungen verſetzten ſie in eine Art von Trunkenheit — von Entzücken — erſchütterten ſie ſo gewaltig — daß ſie endlich in eine tiefe Ohnmacht fiel, aus der man ſie vergeblich wieder zu erwecken ſuchte; kurz, Fatme ſtarb in der Fülle ihrer Freude. Die ganze Verſammlung war verſteinert. Tam-zy ſtand und wußte nicht recht, ob er lachen oder weinen ſollte. Sonderbares Geſchick! — Er war in einer Stunde Ehemann, Witwer und Herr von unermeßlichen Reichthümern.

Amanzul und Zilia überhäuften ihn mit Liebkoſungen und bemühten ſich, ihn zu überreden, ſeine Tage in ihren Armen ruhig zu verleben. Allein umſonſt! ſein Schickſal hatte es anders beſtimmt. Er las auf der ehernen Tafel: Fliehe deine Freunde, die Ruhe, den Reichthum und die Armuth. Tam-zy glaubte, daß er ſich dem zu Folge an einen Hof begeben müſſe, wo man gewöhnlich weder Freunde noch Ruhe antrifft. Amanzul und Zilia widerſetzten ſich vergebens; er reiſte ab und nahm nur eben ſo viel mit ſich, als er nöthig hatte, um nicht arm zu ſein.

Zwölftes Kapitel.

Der nächste Weg trug ihn in einen benachbarten Staat. Er durchlief die Hauptstadt und sah den Hof. Eine junge schöne Prinzessin herrschte hier. Sie spazirte eben, als Tam-zy im Begriff war, die königlichen Gärten zu begaffen, auf einer Terasse am Ufer des Indus. Ein geliebter Schooßhund fiel in den Fluß und verursachte einen allgemeinen Aufruhr. Die Königin war außer sich. Aber Tam-zy hatte eben des Morgens auf seiner Tafel gelesen: Thue das, was die Andern nicht thun. Er sah, daß der reißende Strom jeden Hofmann abschreckte, und daher trug er kein Bedenken, sich hineinzustürzen. Die Königin war von seinem Muth bezaubert, ließ ihm zu rechter Zeit zu Hilfe kommen, und rettete den Schooßhund und ihn.

Diese Begebenheit wurde das Gespräch der ganzen Stadt. Die Königin mußte natürlich erkenntlich sein, ja sie war es gern. Tam-zy erhielt bald ihr ganzes Vertrauen, wurde geschmeichelt und beneidet. Von ihm hing die Vertheilung der Ehrenstellen ab, aber er mißbrauchte diese Freiheit nicht. Er hatte gesunde Vernunft — oft mehr als gesunde Vernunft — setzte sich über alle Politik hinweg, und — (wunderbar genug!) die Abwechslungen seines Glückes hatten seinen Menschenhaß völlig geheilt. Er zog Leute, die Verdienste hatten, aus der Dunkelheit hervor, gab denen wenig, die viel verlangten, und denen viel, die oft nichts forderten; schaffte Mißbräuche ab, schonte das

Volk, und brachte es so weit, daß er, den Hof ungerechnet, kaum von drei Dritteln der Nation gehaßt wurde.

Die Weiber nehme ich aus: fast alle hielten ihn des Platzes, den er behauptete, werth. Jeden Tag stand mehr als Eine Schönheit in seinem Vorzimmer, für ihren Mann oder Geliebten eine Gnade zu erflehen. Wäre der Minister so höflich gewesen, eine jede dieser Bitten zu gewähren, traun! so hätte er keine ihrer Gunstbezeigungen theuer erkaufen dürfen: aber ein Subjekt, das seine Wahl treffen sollte, mußte Verdienst, nicht blos Schönheit seiner Frau oder seines Mädchens aufzuweisen haben.

Eines Tages brachte man ihm ein Billet von einer Dame, worin man diese seine Eigenschaften außerordentlich erhob, keine Gnade von ihm verlangte, sondern ihm ein Rendezvous anbot, unter der einzigen Bedingung, sich die Augen verbinden zu lassen. Es war Nacht, und der Vorschlag sehr zweideutig; aber die eherne Tafel hatte den Ausspruch gethan: Sei zu rechter Zeit blind! und also that er ohne Bedenken, was man von ihm verlangte. Man führte ihn einige Zeit der Kreuz und Quer, bis man ihm endlich die Binde abnahm, in einem Zimmer, das überall Wollust verkündete. Hier erwartete ihn eine Dame, die zwar maskirt war, aber deren Wuchs und Anstand keine gemeine Schönheit vermuthen ließ.

Siehe da! wieder eine Stelle, wo der indianische Geschichtschreiber die Erzählung brusquement abbricht. Er sagt uns ganz einfach, daß Tam-zy sehr oft dies nächt-

liche Rendezvous wiederholte, aber immer mit der nämlichen Vorsicht, und daß die Unbekannte ihre Maske nie fallen ließ.

Tam-zy suchte umsonst dies Geheimniß zu enthüllen. Er faßte zwar einige Muthmaßungen, besonders da nach einiger Zeit der Wuchs der Unbekannten sich merklich verschlimmerte, und die Königin in den nämlichen Umständen zu sein schien; allein wer konnte es wagen, sich so etwas merken zu lassen.

Ein unglücklicher Zeitpunkt erwartete ihn: die eherne Tafel gab ihm den Befehl: Sage, was du denkst! ein Befehl, der nothwendig den nächsten Weg zu widrigen Begegnissen bahnen mußte. Er hatte oft Gelegenheit, von der Königin zu sprechen, und, da es einmal seine Schuldigkeit war, zu sagen, was er dachte, so ließ er sich eines Tages merken, daß sie nicht mit Geschmack coeffirt sei. Man antwortete ihm nichts, aber die Folgen waren unausbleiblich. Er wurde am andern Tage in ein enges Gefängniß geführt.

Seine Ungnade gab Gelegenheit zu tausend falschen Raisonnemens. Einige meinten, er sei ein Verräther des Staats; andere, er habe der Königin nach dem Leben gestellt; ja, es ging sogar ein fliegendes Blatt herum, auf dem man ihn beschuldigte, er habe ihren Papagei mit Gift vergeben. Tam-zy selbst verlangte vergebens von seinem Verbrechen unterrichtet zu sein.

Jetzt stellte sich ihm das Bild der liebevollen Zifka dar.

»Theures Mädchen!« rief er, »du liebteſt mich! deine Liebe war frei von Eigenſinn! zum mindeſten würden mich deine Launen nie meiner Freiheit beraubt haben!«

Dreizehntes Kapitel.

Sein Gefängniß war ein Staatsgefängniß, und er bemerkte bald, daß er nicht der einzige Bewohner desſelben war. Zwei Gefangene, die nur eine dünne Wand von ihm ſchied, beſprachen ſich zuſammen über eine Verſchwörung, in welcher, wenn ſie zu Stande kam, die Königin die Krone, vielleicht auch das Leben verlieren mußte. Ein anderer an ſeiner Stelle würde die Gelegenheit, ſich zu rächen, mit Freuden ergriffen haben; allein Tam-zy dachte viel zu edel. Er beſann ſich nicht einen Augenblick, verlangte eine kurze Audienz bei der Königin, und mußte dreimal darum bitten, ehe er ſie erhielt. Endlich ward er vor ſie gebracht, und bemerkte ſogleich, daß ihr Kopfputz eine andere Façon hatte.

Er beklagte ſich nicht, ſuchte auch nicht ſich zu rechtfertigen, ſondern erzählte ihr nur das, was der Zufall zu ſeinen Ohren gebracht hatte. Die Prinzeſſin unterbrach ihn nur durch Seufzer. »Ach, Tam-zy!« rief ſie aus, »ich ſehe nur zu gut, wie weit deine Großmuth und meine Ungerechtigkeit geht. Aber, Lieber! vergiß alles. Ich gebe dir wieder, was ich dir nahm, und bitte dich, mich zu vertheidigen und zu rächen.

Er küßte ehrerbietig eine Hand, die sie ihm darreichte, und schwieg. »Was dünkt dir?« setzte sie hinzu, »machen diese natürlich in einander verschlungenen Haare, nur mit einer einfachen Rose geziert, nicht die beste Wirkung?« Tam-zy versicherte, er habe sie schon lange mit Wohlgefallen betrachtet, und diese Versicherung hob sein Gefängniß auf.

Nun wurden die falschen Raisonnemens von neuem verschwendet: der Stoff dazu ward vermehrt, als die Königin die Rädelsführer der Verschwörung aufheben, und auf eine Insel verweisen ließ. Tam-zy trat in alle seine alten Rechte, und die Ruhe war gänzlich wieder hergestellt. Die, welche sich am meisten über sein Unglück gefreut hatten, schienen außer sich für Freuden über seine Begnadigung. Ein Poet, der eine Satyre auf seine Gefangennehmung gemacht hatte, wünschte ihm in einer hochtrabenden Ode Glück zu seiner Freiheit. Tam-zy vergab ihm das Lob und die Satyre, rächte sich an Niemand und schien zufrieden mit der ganzen Welt. Jetzt bekam die Königin Zufälle, die den Tam-zy hoffen ließen, das Dunkel jener geheimnißvollen Nächte zu durchdringen: allein das Orakel schien sich zu widersetzen, denn es befahl ihm zu reisen, und er, der nun einmal vom Schicksal bestimmt war, unstät und flüchtig zu sein, nahm Abschied von der Königin, die ihn mit Verweisen und Geschenken überhäufte. »Glücklich,« sagte er, als er die Stadt im Rücken hatte, »wer Gunst und Laune der Großen geprüft hat! Der wird gewiß von der

Thorheit geheilt ſein, auf jene alle ſeine Hoffnung zu ſtellen, und dieſer ihren hämiſchen Streichen ſich bloszugeben.“ Mitten unter dieſen Betrachtungen durchſchnitt ſein Reiſewagen das Land und trug ihn in den benachbarten Staat.

Vierzehntes Kapitel.

Sein Gefolge kündigte einen ſehr reichen Menſchen an, und er war es in der That. Aber nachdem er einige Zeit in der Hauptſtadt von Sevagy geglänzt hatte, fand er auf der ehernen Tafel die Worte: **Befriedige dich ſelbſt, und zugleich die, die dich umgeben.** Das iſt ſo leicht nicht, dachte Tam-zy, als man ſich wohl vorſtellen mag. Nach einigem Hin- und Herſinnen, fiel es ihm endlich ein, daß er ſeinen Hang zur Freigebigkeit befriedige, wenn er die Geſchöpfe um ſich her glücklich mache. Er dankte den Augenblick alle ſeine Bedienten ab, beſchenkte ſie reichlich, und machte bekannt, daß er ſeine Güter unter die Armen vertheilen wollte. Eine unendliche Menge von Sevagiern, die arm waren, ſtrömten herzu, und eben ſo viele, die es nicht waren. Tam-zy gab ihnen alles, behielt nichts für ſich, und wurde ein Einſiedler; eine ſehr leichte Sache für einen Menſchen, der von allem entblößt iſt. Der einſame Aufenthalt, den er ſich gewählt hatte, war angenehm und bequem, ſo ſehr, als es nur immer die einfachen Produkte der Natur ſein können. Eine Grotte,

die der neue Cönobit nur mit einem Bette von dürren Blättern verzierte, wurde seine Freistatt. Einige Schritte davon fand er eine Quelle, die von einer Menge fruchttragender Bäume beschattet wurde. Hier erwartete Tam-zy ruhig die Folgen seiner Verwandlung. — Die Einsamkeit erinnerte ihn an den Ort seiner Geburt, und dieser Idee folgte ganz natürlich der Gedanke an Ziska. War es Zärtlichkeit oder waren es Gewissensbisse, niemals fand ihn dies Bild ruhig. Er fing wieder an, den Begebenheiten seines Lebens nachzuhängen, und fand sein Schicksal launig und lächerlich. »Glücklich,« sagte er, »wer seine Neugier an seinen väterlichen Herd, seinen Ehrgeiz an das, was er besitzt, und die Empfindungen der Zärtlichkeit an seine erste Geliebte bindet! Der kömmt nie in die Verlegenheit, ein Ehemann wider Willen, ein Gefangener ohne Ursache und ein Einsiedler ohne Beruf zu sein.«

Schon acht Tage beschäftigte sich Tam-zy mit diesen Betrachtungen, stillte seinen Hunger mit den Früchten und löschte seinen Durst aus der Quelle. Eines Morgens blies er von ungefähr den Staub von der ehernen Tafel, und fand folgende Worte: Kröne die tugendhafte Armuth. Dieser Befehl, den man einem Einsiedler gab, setzte den Tam-zy zum ersten Male in die größte Verwirrung. Er suchte nichts desto weniger in der ganzen Gegend, die er bewohnte, sehr emsig nach einem Gegenstand, der diese beiden Bedingungen in sich vereinigte. Er irrte lange umher, ohne das zu finden, was er suchte. Diese verdank-

ten alle ihre Tugend ihrem Wohlſtand: Jene waren nur arm, oder ſeufzten, um dieſen Preis tugendhaft ſein zu müſſen.

Ein Indianer, der die Menſchen und alles, was ihrer Ehrbegier ſchmeicheln konnte, floh, ſchien ihm der Anwendung des Orakels am würdigſten: allein er bemerkte bald, daß er ſich betrogen hatte, und daß dieſer Menſch ſich ſelbſt betrog. Es war nicht Tugend, es war Stolz und Menſchenhaß.

Als Tam-zy in ſeine Grotte zurückkam, verzweifelte er, dem Orakel ein Genüge leiſten zu können, und ſchloß, daß es ihn nur habe auf die Probe ſetzen wollen. Aber die Worte auf der ehernen Tafel blieben, wie ſie waren, und Tam-zy mußte alſo wider Willen auf neue Verſuche denken. Eines Tages, als er ſich der obbeſagten Quelle näherte, erblickte er ein junges Mädchen, das eilig vor ihm floh. Sie war, um mich ſo auszudrücken, nur mit ihren langen Haaren bedeckt, und ihr ganzes Weſen kündigte mehr eine Wilde als eine Indianerin an. Unſer Eremit folgte ihr durch eine Menge Schlupfwinkel und dunkles Gehölz. Er ſah ſie in eine Höhle ſchlüpfen, die faſt unzugänglich war, und er bedachte ſich keinen Augenblick, ihr zu folgen. Alles kündigte hier Armuth und Dürftigkeit an, und Tam-zy hoffte das Ende ſeiner Nachforſchungen zu finden. Ein ehrwürdiger Greis, der bei ſeiner plötzlichen Erſcheinung beſtürzt ſchien, feſſelte zuerſt ſeine Aufmerkſamkeit. »Fürchte nichts!« ſagte Tam-zy zu ihm, »ich ſuche die Tugend, die von dem

Glück vergeſſen wurde." Die Antwort des Alten und ſein übriges Geſpräch mit ihm beſtärkte den Tam-zy in ſeiner Hoffnung. Der Greis, ob er gleich ein Greis war, ſprach wenig, und war nur neugierig zu rechter Zeit. Das Mädchen hatte ſich aus einer natürlichen Schamhaftigkeit verkrochen, und Tam-zy verließ bald darauf den Alten, völlig überzeugt, daß man nicht ärmer und nicht tugendhafter ſein könne.

Er kam den folgenden Tag wieder. Beim dritten Beſuche verſprach er, dem Alten eine Krone auf ſein Haupt zu ſetzen. Dieſe Sprache brachte den Alten auf die Gedanken, daß die Einſamkeit wohl zuweilen den Verſtand verwirre. Er betrachtete unſern Eremiten vom Kopf bis auf die Füße, ohne ihn einmal einer Antwort zu würdigen. Dieſer, um ſich ſein Zutrauen zu erwerben, ließ ihn die eherne Tafel mit den darein gegrabenen Worten ſehen, und enthüllte ihm das ganze Geheimniß des Orakels. Der Greis betrachtete ihn von neuem mit einer Verwunderung, die ſich bald in die ausgelaſſenſte Freude verwandelte. »Ihr Götter!" rief er endlich, »ich ſehe einen Theil meines Traumes erfüllt!"

Dieſer Ausruf verdoppelte die Neubegier des Tam-zy: er bat den Alten, ſich deutlicher zu erklären. »Ja," erwiederte dieſer, »du biſt es, Fremdling, der mir ſo oft im Traum erſchien; die Hand des großen Brama ſelbſt grub dieſe Worte. Aber nicht ich bin es, dem er die Krone durch deine Hand beſtimmt."

Fünfzehntes Kapitel.

Der Greis bat den Tam-zy, ſich auf eine Raſenbank, der einzige Zierath dieſer Höhle, niederzulaſſen. »Du ſiehſt in mir,« hub er an, »den Favoriten des letztverſtorbenen Königs dieſes Landes. Ich liebte die Wahrheit, und daher war ich ein ſchlechter Hofmann. Bisher hatte der König dies noch ſo ziemlich vertragen; allein ich ſagte ſie ihm einmal zu unrechter Zeit, war nun auf einmal nicht mehr Günſtling, wurde verſtoßen, eingekerkert, und vergeſſen in meinem Kerker. Vier Jahre waren verfloſſen, und die Gewohnheit machte mir mein Unglück nach und nach erträglicher. Eines Tages würdigte mich der König eines Beſuchs. Ich erſtaunte, als er auf mich zulief, mich weinend in ſeine Arme ſchloß, und mir ſelbſt die Feſſeln abnahm. Ich muthmaßte aus dieſer innigen Bewegung ſeines Herzens, daß er unglücklich ſein müßte, und ich betrog mich nicht. Es war mir in der Gunſt des Königs ein Mann gefolgt, der ſich alle Mühe gab, mir in nichts ähnlich zu ſein. Nur Rathſchläge, die dem Ohre des Prinzen ſchmeichelten, floſſen von ſeinen Lippen; er ſuchte jeden Fehler desſelben zu bemänteln, und nährte ſeine Schwachheiten. Daher ſtieg er auch bald in der Gunſt des Königs auf einen Gipfel, den noch niemand vor ihm erſtiegen hatte. Allein je mehr er hatte, je mehr wollte er haben. Die Königin war ſchön; er wagte es, ihr von Liebe vorzuſagen: doch hielt er es, um ihr zu gefallen, für unumgänglich noth-

wendig, ihr eine Krone anbieten zu können, und plötzlich entſpann ſich der Gedanke in ihm, ſeinen König vom Throne zu ſtoßen."

»Dieſer Prinz führte eben Krieg gegen zwei ſeiner Nachbarn. Er theilte ſeine Truppen, führte die eine Hälfte ſelbſt an, und übergab das Kommando der andern dem Yanſu (ſo hieß der Günſtling). Ich will dich nicht mit der Erzählung dieſes Kriegs ermüden; beide Parteien thaten, wie gewöhnlich, große Thaten, und machten noch größere Fehler. Endlich wurde der König überrumpelt und geſchlagen: Yanſu hingegen, der gegen einen andern benachbarten König gefochten hatte, blieb Ueberwinder, und der Vortheil, den er von dieſem Siege zu erhalten ſuchte, war, daß er ſich mit den Ueberwindern des Königs vereinigte, und dieſen zwang, ſich in die Hauptſtadt zurückzuziehen.

Yanſu fand Mittel, der Königin zu hinterbringen, daß er alles dieſes um ihrentwillen thue, und daß er den Vorſatz habe, ſie auf den Thron zu heben. Der unglückliche Prinz hatte bisher nichts als Hochachtung für ſie empfunden; kaum aber ſah er ſich in Gefahr, ſie zu verlieren, als ſie ihm unausſprechlich theuer wurde. Sie der Gefahr einer Belagerung auszuſetzen, war ihm ein unerträglicher Gedanke, und doch wußte er nicht, wem er ſie anvertrauen ſollte. In dieſer Verlegenheit dachte er an mich. Mein Alter, meine Erfahrungen, und noch mehr meine geſunde Philoſophie, hatten mich gelehrt, Fehler zu verzeihen;

vorzüglich Königen, die täglich von einem Haufen Irrlichter umgeben ſind. Ich nahm den Auftrag an, geleitete die Königin und eine vierjährige Prinzeſſin, die einzige Erbin des Thrones von Sevagy, bis zu dem nächſten Hafen: Beide waren verkleidet. Wir flohen auf eine von den Inſeln, die dieſes Meer bedecken, und erwarteten da Nachricht von dem Schickſale des Königs. Acht Tage nachher verkündete der Ruf, daß er eine große Schlacht und das Leben verloren, und leider verkündete der Ruf nur allzuwahr. Die Königin überlebte ihren Gemahl nicht lange, und überließ mir die traurige Sorge, ihr Kind zu erziehen. Das Volk, das die Inſel unſeres Aufenthaltes bewohnte, beſtand aus Wilden und Barbaren: ich milderte ihre Sitten. Man flüſterte dem Herrn der Inſel in die Ohren, es ſei nicht gut, wenn ſeine Unterthanen wüßten, daß ſie Menſchen wären, und bat ihn, mein ſträfliches Beginnen nach der Strenge zu unterſuchen. Ich wurde auf ſeinen Befehl in Verhaft gebracht, und bei dieſer Gelegenheit nahm man mir alles, was ich hatte. Die Liebe der Inſulaner, die ich mir erworben hatte, befreite mich endlich aus ſeinen Händen, ſammt der verlaſſenen Waiſe. Ich ſchiffte mich in aller Stille mit ihr ein, und gewann einen Hafen des feſten Landes. Lange hoffte ich, der herumirrenden Erbin von Sevagy die Protektion eines oder des andern benachbarten Prinzen zu verſchaffen; allein der Uſurpator hatte ſie alle wider uns eingenommen, und anſtatt ihre Hilfe erwarten zu können, mußten wir fürchten, von ihnen ver-

rathen zu werden. Endlich führte ich die Prinzessin in ihre eigenen Staaten zurück, und wählte diese Einsamkeit. Seit sechs Jahren ist dies unsere Wohnung, und wir sind noch nie weder erkannt noch beunruhigt worden. Immer habe ich gehofft, daß man dem Yansu den geraubten Thron wieder entreissen werde; er hat zu sehr Verbrechen auf Verbrechen gehäuft, als daß er immer ungestraft bleiben sollte. Meine Ahnungen, deine Tafel, und du selbst, lassen mich hoffen, daß dieser Zeitpunkt nahe ist, und in der verzweifelten Lage, in der wir sind, müssen wir, nach meiner Meinung, einen entscheidenden Streich wagen."

Zanti (so hieß der Greis) stellte unserm Eremiten die Erbin, die er krönen sollte, vor: es war das nämliche Mädchen, die er beim ersten Anblick für eine Wilde hielt. Sie war nur mit Lumpen bedeckt, theils um ihre Verfolger zu hintergehen, theils, weil sie nichts besseres hatte. Indeß besaß der Alte noch immer den Ring und einige andere Edelsteine der Königin, womit er die echte Herkunft der jungen Prinzessin beweisen konnte. Auch die Natur hatte schon dafür gesorgt, daß sie unmöglich zu verkennen war; denn sie sah ihrer Mutter so ähnlich, als eine Rosenknospe der andern. Aber Tam zy verließ sich am meisten auf den Reiz der Neuheit; denn er wußte wohl, wie sehr der Pöbel das Wunderbare liebt, und wie leicht er sich dessen überredet.

Die Waise nahm mit ihren beiden Begleitern den geraden Weg nach der Hauptstadt, wo ihre Ankunft einen

großen Zuſammenlauf des Pöbels verurſachte. Man umringte ſie mit neugierigem Erſtaunen. Plötzlich rief Tam-zy aus: »Ihr Einwohner von Sevagy! ſehet da eure Königin!"

Dieſe Worte verurſachten ein Gemurmel unter der Verſammlung. Einige, die die Prinzeſſin erkannten, wiederholten ſie jauchzend; Andere lachten darüber. Der Lärm verbreitete ſich bald bis zu dem Palaſte des Yanſu. Seine Garde lief herzu: man bemächtigte ſich der Prinzeſſin, des Alten, und des Einſiedlers. Jedes von ihnen wurde in einen beſondern Kerker geſperrt, und bis zur nähern Unterſuchung genau bewacht.

Sechzehntes Kapitel.

Tam-zy machte es, wie er es gewöhnlich in ſolchen Fällen zu machen pflegte: er grübelte der wunderlichen Laune ſeines Schickſals nach, und, da er die ſchnellen Abwechslungen desſelben einmal gewohnt war, ſo fürchtete er auch diesmal nicht im geringſten, daß ewige Gefangenſchaft oder ein ſchimpflicher Tod ſein Los ſein würde. Nur der Zuſtand des Zanti und der verwaiſten Prinzeſſin beunruhigten ihn. Dazu kam noch das Bild der Ziſka, mit dem er ſich immer wider Willen beſchäftigte, ſo oft er unglücklich war.

Yanſu kam, diejenige zu ſehen, die ihn vom Throne zu ſtoßen unternommen hatte. Er fand in ihr alle die Züge

der Königin, und zweifelte keineswegs, daß es nicht ihre Tochter sei. Dieser Anblick wehte die Asche von seiner Seele, und offen lag nun die Kohle, die bis dahin noch immer, nur verborgen, geglimmt hatte. Er wußte, daß ihre Mutter todt war; die junge Prinzessin aber schien ihm völlig würdig, ihre Stelle zu ersetzen. Er ließ sie ihrem Stande gemäß kleiden: das vermehrte ihre Reize und die Begierden des Tirannen. Allein, da er die Tugend des Alten und die Kühnheit des Eremiten fürchtete, beschloß er, sie Beide sterben zu lassen, und dies sollte vor den Augen des ganzen Volkes geschehen; ein Gedanke, den ihm vermuthlich der böse Feind eingegeben hatte, und der seiner Klugheit wenig Ehre macht.

Beide wurden auf den Richtplatz geführt: eine zahllose Menge lief herzu. »Ihr Einwohner von Sevagy!" rief Tam-zy, »man tödtet vor euren Augen den weisen Zanti, den einzigen, der seinem Könige treu blieb." Bei dem Namen Zanti fing der biedere Theil der Bürgerschar an zu murmeln. Alle erkannten leicht den guten Greis; alle beklagten ihn: aber keiner wagte es, ihm zu helfen; denn Biedersinn ist nur selten unternehmend, und Weisheit ist es niemals. Doch eben jetzt, da der Tod unvermeidlich schien, erkannte das Volk in dem Eremiten seinen Wohlthäter. Plötzlich bewaffnete sich ein jeder mit dem, was ihm zuerst unter die Hände kam. Man entriß sie Beide den Händen des Scharfrichters. Die Garde wurde zerstreut, der Palast gestürmt und geplündert. Yansu zog zwar einige Truppen

an ſich; als er aber eben im Begriffe war, auf das Volk loszugehen, endete ein vergifteter Pfeil ſein Leben.

Es war die höchſte Zeit für die junge Gefangene. Man hatte ſchon alle Zubereitungen zu der Vermählungsceremonie vorgekehrt, und einen Tag ſpäter wäre ſie Ehefrau und Königin wider ihren Willen geweſen. Doch dieſe Vorkehrungen waren nicht ganz umſonſt. Man krönte ſie mit aller nur erſinnlichen Pracht, und der indianiſche Geſchichtſchreiber bemerkt (was wir ohne das ſchwerlich geglaubt haben würden), daß ſie mitten unter dem pomphaften Gewühl weder den Eremiten noch den Zanti vergeſſen habe. Dieſer letztere trat wieder in alle ſeine alten Rechte. Die, die dem Yanſu am meiſten zu verdanken hatten, waren nun die erſten, ſein Andenken zu verfluchen. Zanti lebte, wie er immer gelebt hatte, das iſt, er ſagte der jungen Königin immer die Wahrheit, und bat ſie, die Schmeichelei von ihrem Throne zu verbannen.

Tam-zy wollte ſeine Pilgerkutte durchaus nicht an den Nagel hängen. Er hoffte täglich, daß ſein Orakel ihn von neuem auf Abenteuer ſenden werde; doch die eherne Tafel ſchwieg, und die Königin, die ſich's nun einmal in den Kopf geſetzt hatte, ihn zu belohnen, machte ihn zum Befehlshaber ihrer Truppen.

Tam-zy hatte nur Muth und geſunden Menſchenverſtand. Ein alter Oberſt, der zwanzig Schlachten hatte gewinnen und verlieren ſehen, ſchrie überall, daß alles dies, ohne Erfahrung, ſo viel ſei, als ein Schiff ohne Steuer-

ruder. Tam-zy wollte dieſen Satz auf den Probierſtein bringen. Ein benachbarter König wollte den Tod des Yanſu rächen, oder vielmehr ſein Nachfolger werden. Der neue General zog ihm entgegen. Es ging juſt wie bei Roßbach. Er hatte das Glück, ſeinem Feinde verächtlich vorzukommen, und das beförderte ſeinen Sieg. Er verwundete ſogar den König ſelbſt, machte ihn zum Gefangenen, und führte ihn in die Hauptſtadt. Hier legte man dem Ueberwundenen ſehr gelinde Friedensbedingungen vor, die er jedoch ſehr hart fand. Sie waren folgende: »Bekriege nur dann deine Nachbarn, wenn dich das Völkerrecht die Waffen ergreifen heißt, und vertheidige die, die ungerechterweiſe angefallen werden.« Der gefangene König unterſchrieb dieſe Bedingungen freilich wider Willen, war aber feſt entſchloſſen, ſie nur ſo lange zu halten, als ihm die Flügel beſchnitten ſein würden.

Siebzehntes Kapitel.

Tam-zy ſah ſich nun auf einmal, nach dem Beiſpiel vieler Helden unſers Zeitalters, groß und geehrt, ohne eben recht zu wiſſen, wie das Ding eigentlich zugegangen. Er fand glücklicherweiſe noch hundert andere Gelegenheiten, ſeine Talente zu zeigen, und doch ließ er keine entſchlüpfen, auch die Talente Anderer zu belohnen. Er machte ſich beſonders dadurch um den Staat verdient, daß er denen, die nur unglücklich waren, Zeit ließ, den Eigenſinn ihres Schickſals

zu bekämpfen, und ihre Glücksumstände zu verbessern. Zanti sah wohl ein, daß der neue General weit größere Belohnungen verdiene, und die junge Königin selbst hatte längst darauf gedacht. Sie vergaß nie, was sie dem Tam-zy schuldig war, und, was noch wunderbarer ist, sie erinnerte sich dessen mit Vergnügen. Gern hätte sie die Krone, die sie aus seiner Hand erhielt, mit ihm getheilt, aber Tam-zy bemerkte diese günstigen Gesinnungen nicht, oder wollte sie nicht bemerken. Er war überhaupt seit einiger Zeit nicht mehr recht bei Laune. Der Hof machte ihm Langeweile; er verlor sich oft in dem Gedanken an Ziska, ohne jedoch den Vorsatz zu fassen, sie wiederzusehen, und kurz, ihm fehlten neue Abenteuer. Eben als diese Leere in seinem Innern begann ihm lästig zu werden, erblickte er auf der ehernen Tafel folgendes:

Der ruhigste Hof ist ein stürmisches Meer. Ein stürmisches Meer ist oft weniger gefährlich als der ruhigste Hof.

Tam-zy legte diesen Orakelspruch so aus, wie es die jetzige Stimmung seiner Seele heischte: »Auf dem Meere,« rief er, »will ich eine Ruhe suchen, die mir der Hof nicht gewährt.« Er ging, um von der Königin seinen Abschied zu verlangen, eben als Zanti kam, ihm ihre Hand und ihre Krone anzubieten. Tam-zy schlug beides, wie leicht zu erachten, aus; allein er befand sich doch in einer großen Verlegenheit, als er sich genöthigt sah, vor der Königin zu erscheinen, und diese ihn fragte: »ob sie denn so sehr häßlich in seinen Augen sei?« Unser Held erhob ihre Reize, entschuldigte sich blos

mit dem Neid, den ihm seine Erhebung vom ganzen Hofe zuziehen würde, und ließ endlich ein paar Wörtchen von seiner geliebten Ziska fliegen.

»Vermuthlich ist sie sehr schön?" frug die Königin mit einem hämischen Lächeln. — »Nicht so schön, als Ihre Majestät!" erwiederte Tam-zy.

Die Königin. Und du gehst, sie aufzusuchen? und mich läßt du ... Sie stockte. — Tam-zy versicherte, daß er sich weiter als jemals von Ziska entferne; und diese Worte gaben der Königin ihren ganzen Humor, und dem Tam-zy seine Freiheit wieder. Er nahm nur wenig von den Geschenken, die man ihm anbot, und begab sich in den nächsten Hafen, nachdem er vorher mit Zanti und der Königin ein Trio geweint hatte.

Achtzehntes Kapitel.

Er fand ein segelfertiges, nach einer weit entlegenen Gegend bestimmtes Schiff. Da ihm alles einerlei war, so ergriff er diese Gelegenheit mit Freuden, sich einzuschiffen. Man lichtete die Anker bei dem schönsten Wetter, war lustig und guter Dinge, und die ganze Equipage legte sich jeden Abend unter der Protektion des Neptuns trunken zu Bette. Endlich kam ein ungebetener Sturm dazwischen, und machte aller Fröhlichkeit ein Ende. Das Rasen der Winde war fürchterlich, die Geschicklichkeit der Matrosen unnütz. Man beschloß, da die Noth am größten war, das

ſchwerſte über Bord zu werfen, und noch überdies den Gottheiten des Meeres einen von der Equipage zu opfern. Ein reicher Fremdling, glaubte man, ſei am ſchicklichſten dazu, und daher fiel die Wahl auf Tam-zy. Hier half kein Widerſprechen: er wurde den Wellen Preis gegeben, doch, es verſteht ſich ohne ſeine Reichthümer. Die Wogen des Meeres ſpielten eine lange Zeit Federball mit ihm, und er war eben des Spieles müde, als er unter ſeinen Füßen Land fühlte, und ſich ſo gut als möglich anklammerte. Als die tiefe Finſterniß, die das Ungewitter verurſacht hatte, ſich nach und nach theilte, ſah ſich Tam-zy auf der Spitze eines Felſens, der mitten im Meere gewurzelt zu haben ſchien. Solch ein Aufenthalt iſt eben nicht der angenehmſte, beſonders wenn man ſich nicht, wie Ariadne, mit dem Bewußtſein in's Meer ſtürzen kann, von einem Gotte gerettet zu werden. Tam-zy hatte hier Muße genug, Betrachtungen über ſein Schickſal zu machen. Er ſah leicht ein, daß er ſich auf dieſem Felſen wahrſcheinlich nicht ſatt eſſen werde, und die Meerwölfe, die er hin und wieder herumplätſchern ſah, ließen ihn ſeine Grabſtätte halb und halb errathen. Sein Gewiſſen erwachte, und ſagte ihm laut, daß er alles dies an Ziſka verſchuldet habe.

Jetzt zerriß die Sonne den dicken Schleier von Wolken, in den ſie ſich bisher gehüllt hatte, jagte den Nebel vor ſich her, und zeigte nun auf einmal dem Tam-zy in einer kleinen Entfernung eine Inſel; aber ſie war doch zu weit entfernt, als daß er es hätte wagen können, ſie durch

Schwimmen zu erreichen. Ueberdies konnte er auch nicht wiſſen, ob die Geſellſchaft der Leute daſelbſt den Meerwölfen vorzuziehen ſei. Die eherne Tafel ſchwieg, und er fürchtete ſehr, daß er ſie für diesmal mißverſtanden habe. Doch wie groß war ſein Erſtaunen, als er plötzlich eine Menge Kähne auf ſich zurudern ſah, die den Felſen umringten. Man nöthigte ihn einzuſteigen, und ſetzte ihn unter lautem Freudengeſchrei an's Land. Er wurde in eine große Stadt gebracht, durch alle Straßen geführt, und endlich in einen Tempel geleitet. Hier kündigte alles ein nahes Opfer an. Tam-zy ſuchte mit ſeinen Augen das Opferthier, und muthmaßte, daß die Ehre wohl auf ihn fallen würde.

Der Oberprieſter erſchien, ein Meſſer in der einen Hand und eine Krone in der andern. Eine Menge andere Bramanen begleiteten ihn, und umſchlungen unſern Ritter mit Blumenketten. Der Oberprieſter hub an und ſprach: »Was ſoll man dem großen Brama opfern? ein ſchwarzes oder ein weißes Schaf?« »Ein ſchwarzes,« erwiederte Tam-zy; denn er war völlig überzeugt, daß das ſo ziemlich einerlei ſein würde. Dem Oberprieſter ſchien es jedoch nicht alſo. Er erklärte mit funkelnden Augen, daß alle diejenigen an der Stelle des weißen Schafes ſterben müßten, die ſich unterſtünden, ein ſchwarzes opfern zu wollen. Mit dieſen Worten legte er die Krone auf den Altar, ſtreifte ſich den Ermel bis über den Ellbogen in die Höhe, verſuchte die Schärfe des Meſſers, und frug den Tam-zy: »Wer biſt du?« — »Ich war alles,« antwortete Tam-zy, »und

bin nichts. Ich war Poet, Philoſoph, Richter, Statthalter, Staatsgefangener, Miniſter, Einſiedler und kommandirender General.“

Der Prieſter wurde blaß, und ſagte zitternd: »Wo ſind deine Reichthümer?“

»Ich habe keine mehr.“

»Deine Freunde?“

»Ich habe nie welche gehabt.“

»Deine Schmeichler?“

»Ich will keinen haben.“

»Wer nöthigte dich, allen dem zu entſagen?“

»Mein freier Wille.“

»Wer führte dich unter uns?“

»Das Schickſal.“

»Siehe da! unſer König!“ rief plötzlich das ganze Volk mit lautem Jubel. Der Oberprieſter ließ das Meſſer aus der Hand fallen, und ſetzte dem Tam-zy zitternd die Krone auf das Haupt. Der neue König, der nicht recht wußte, ob er wache oder träume, wurde in einen prächtigen Palaſt geführt, den man für ihn zubereitet hatte: doch mußte er vorher noch verſprechen, daß er den Irrglauben vom ſchwarzen Schafe fahren laſſen wolle. Nun erklärte man ihm das Räthſel. Dies Reich war ein Wahlreich, und nur das Orakel hatte das Recht, Könige ein- oder abzuſetzen. Es bediente ſich dieſes Rechts ſehr oft, denn es ſprach durch den Mund des Oberprieſters, der während der Valanz jederzeit die Regierung führte, und über

die Wahl eines Nachfolgers immer sehr schwierig war. Zehn Jahre waren seit dem Tode des letzten Königs verflossen, der, um dem Orakel zu gehorchen, ein Bonze geworden, und bald darauf, aus Verdruß, so gutwillig gehorcht zu haben, gestorben war. Der große Brama machte damals durch den Mund des Oberpriesters bekannt, daß man einen Menschen auf den Thron setzen solle, der alles gewesen sei, allem entsagt habe, und nichts des Bedauerns werth finde.

Umsonst suchte man lange nach einem solchen Subjekt. Verschiedene Fremdlinge, die der Zufall oder ihr Mißgeschick an diese Insel warfen, mußten statt des weißen Schafes ihr Leben lassen, bis endlich Tam-zy erschien, den Ausspruch des Orakels zu erfüllen. Dieser setzte sich gleich beim Antritt seiner Regierung vor, ein schweres Unternehmen auszuführen. Er wollte nämlich alle diejenigen, die ihn umgaben, von Grund aus kennen lernen. Deshalb errichtete er einen neuen Orden, und versprach den zum Ordensmeister zu ernennen (er möchte übrigens turnierfähig sein oder nicht), der ihm den angenehmsten Rath geben würde. Sogleich marterte jeder Hofschranz sein bischen Gehirn, und hoffte den Preis davon zu tragen. Der eine rieth dem König, hundert schöne Geister in Sold zu nehmen, die verbunden sein sollten, jede Stunde wechselsweise eine Ode zu seinem Lobe zu deklamiren; der andere, jedes seiner Worte mit goldenen Buchstaben in Marmor graben zu lassen; der dritte er solle ein Gesetz geben, vermöge dessen ein

jeder, auf den einer seiner Blicke fiele, sogleich zum großen Manne werde, u. s. w. Tam-zy seufzte innerlich. Endlich näherte sich ihm ein Mensch, den er bisher unter dem Haufen noch nicht bemerkt hatte, bückte sich, und sprach: »Liebe die Wahrheit!«

»Du bist Ordensmeister!« erwiederte Tam-zy, schloß ihn in seine Arme, und machte ihn zu seinem vertrautesten Freunde. Um jedoch die andern Rathgeber nicht ohne alle Strafe durchwischen zu lassen, machte er ihre Rathschläge durch öffentlichen Druck bekannt. (O! wenn das heut zu Tage noch geschähe! Die Buchhändler würden einen gangbaren Verlagsartikel mehr haben.)

Man hatte ein Serail von auserlesenen Mädchen für den neuen König errichtet. Jede betheuerte, daß sie ihn aufrichtig lieben, und, im Fall seines Abscheidens aus diesem Jammerthal, sich mit ihm verbrennen wolle. Allein keine hatte das Glück, ihm zu gefallen: es blieb eine Leere in seinem Herzen, die nur Ziska füllen konnte. »Theures Mädchen!« rief er, „du warst einer Krone werth! Warum bist du zu weit von mir entfernt? Wie gern theilt' ich die mit dir, die mir der Zufall gab!«

Schon lange hatte er Befehl gegeben, alle Indianer, die in seine Staaten kommen würden, vor ihn zu führen. Eines Tages brachte man ihm einen, der schon mit den Unglück weissagenden Blumenketten umschlungen war. Seine Sprache verrieth einen Landsmann der Ziska. Tam-zy befragte ihn mit sichtbarer Bewegung darüber. Der

junge Indianer ſtaunte — ſah den Prinzen mit forſchenden Blicken an und antwortete: „Durch welchen ſonderbaren Zufall wird eine Perſon, die man in ihrem Vaterlande kaum dem Namen nach kennt, einem fremden Monarchen bemerkungswerth? Kennſt du ſie?“ —

„Ob ich ſie kenne?“ rief Tam-zy.

Der junge Indianer that einen lauten Schrei und fiel in Ohnmacht.

Nun nehmt, meine lieben Leſer, alle die Drama's zu Hülfe, die ihr bei der Hand habt: es wird ſich ſchon eine Scene darunter finden, die die Wiedervereinigung des Tam-zy und der Ziſka beſſer ſchildert, als ich es thun könnte. Der indianiſche Autor fühlt ſeine Schwäche ſo ſehr, als ich; denn auch er ſchweigt, und macht blos die armſelige Bemerkung, daß es die höchſte Zeit geweſen ſei, die Ziſka aus den Händen des Oberprieſters zu retten.

Wie lange ſie, Mund auf Mund geheftet, einander in den Armen lagen, kann ich nicht genau beſtimmen; ſo viel iſt aber gewiß, daß es ſchon ſpät in die Nacht hinein war, als ſie anfingen, wieder ein wenig zu ſich ſelbſt zu kommen, und Ziſka begann dem Tam-zy ihre Geſchichte zu erzählen, die mein Währmann, der Indianer, folgendergeſtalt protokollirt hat:

Neunzehntes Kapitel.

Ziſka floh einen Omra, der ſie liebte, um dem Tam-zy zu folgen, der ſie floh. Dieſer Entſchluß war die Frucht eines Traumes, in dem ihr ein Greis erſchienen war, der ſie auf folgende Weiſe angeredet hatte:

»Der, deſſen Verluſt du beweinſt, beweint auch den deinigen. Auf! und folge deinem Schickſale! dieſer Ring wird dein Führer ſein: es iſt der Ring der Sympathie.«

Bei dieſen Worten erwachte Ziſka: der Greis war verſchwunden, aber — der Ring ſtack an ihrem Finger.

Wahrlich! es bedarf weit weniger, um ein liebendes Weib zu überreden. Ziſka verbarg ſich in Mannstracht und reiſte ab. Der Ring, der ſie, vermöge ſeiner Eigenſchaften, nur zu Tam-zy ſelbſt, oder doch zu denen, die ihm theuer waren, führen konnte, geleitete ſie, zuerſt zu Amanzul und Zilia. Dieſe hatten ihren Wohlthäter noch nicht vergeſſen, aber ſein Schickſal war ihnen unbekannt. Ziſka hielt ſich nur ſo lange bei ihnen auf, als das Vergnügen, von ihrem lieben Tam-zy reden zu hören, ſie feſſelte. Sie kam von da an den Hof, deſſen Premierminiſter er geweſen war. Alles war hier, ſeit er weg war, ſein Freund geworden. (Sehr natürlich!) Ziſka wurde von einer Menge Schranzen umringt, die den Tam-zy aus vollem Halſe bewunderten, aber keineswegs Willens hatten, ihm nachzuahmen. Sie hätte

gern mit der Königin gesprochen, aber der Ring widersetzte sich jederzeit.

Von da kam sie in das Königreich Sevagy. Tam-zy war weg, allein sein Ruhm war noch überall. Zanti hatte seine Thränen noch nicht abgetrocknet, und der jungen Königin kam es sehr sonderbar vor, daß sie ihn nicht hassen konnte. Sie hatte, seit sie ihre Einöde verlassen, alle die edle Einfalt abgelegt, die sie damals so wohl kleidete, und wußte sich zu verstellen, trotz dem alten Hofmarschall. Die Nachforschungen des jungen Unbekannten erweckten ihre Neugier. Sie wollte ihn sehen, und Ziska, ihrem Ringe zufolge, widersetzte sich nicht. Die Königin erkannte bald in der verstellungslosen Ziska ein Mädchen, und — was noch schlimmer war — ihre Nebenbuhlerin. Es kam ihr weit leichter vor, diese zu hassen, als den Tam-zy. Nichts destoweniger liebkoſete sie ihr, wollte sie mit Geschenken überhäufen und an ihrem Hofe zurückbehalten. Ziska wurde ihren Haß nicht gewahr, erwiederte ihre Liebkosungen, schlug ihre Geschenke aus, und setzte ihren Weg fort.

Sie kam in den nämlichen Hafen, wo sich Tam-zy eingeschifft hatte, und bestieg das erste segelfertige Schiff. Nach einigen Tagen machte ein Seeräuber Jagd auf dasselbe: die ganze Equipage gerieth in Schrecken. Man machte Anstalt, sich zu vertheidigen: nur Ziska blieb ruhig, und wunderte sich über den geheimen Zug, den sie verspürte, sich dem Räuber zu nähern. Dieser griff wüthend an: man vertheidigte sich muthig. Ziska focht eine Zeit lang unter ihrer er-

borgten Kleidung tapfer; doch endlich, als der Räuber das Schiff eben zu entern ſuchte, konnte ſie dem Ringe nicht länger widerſtehen, und ſprang hinüber in das feindliche Schiff. Das angegriffene machte ſich faſt in demſelben Augenblicke los, entwiſchte, und Ziſka blieb allein und gefangen.

Man wußte nicht, daß ſie ein Frauenzimmer war. Man betrachtete ſie als ein Opfer, das würdig ſei, von der Hand des Oberprieſters geſchlachtet zu werden. (Vermuthlich haben die Leſer ſchon längſt errathen, daß der Seeräuber einer von Tam-zy's Unterthanen war.)

Ziſka trat in den Tempel, gab ihre Stimme dem ſchwarzen Schafe, und der Oberprieſter ſtreifte ſich eben wieder den Ermel auf, als ſie der Befehl des Tam-zy noch zu rechter Zeit dem Opfermeſſer entriß. Tam-zy ließ ſie kurz darauf krönen, und verabſchiedete alle die Weiber, die bisher, der Etikette wegen, ſein Serail bevölkert hatten. Er ſchätzte ſeine Unterthanen, führte ſelten Krieg, ſchaffte Mißbräuche ab, liebte Ziſka, machte alles glücklich um ſich her, war es ſelbſt, und — — nun verſchwand die eherne Tafel.

Die Liebe läßt ſich nicht täuſchen.

(Ein Feenmärchen.)

Ein groſser Zauberer und eine gewisse Fee liebten sich schon so lange, daß sie endlich anfingen sich zu hassen. Indessen wollten doch beide noch immer scheinen sich zu lieben, weil sie sich wechselseitig fürchteten; denn ihre Macht in der Geisterwelt war einander so ziemlich gleich. Desto ungleicher waren ihre Gemüther. Die Fee Murrbrulli war ein excentrisches Wesen, immer hoch oben oder tief unten, nie auf der sichern Mittelstraße; sie liebte und haßte wüthend; sie beschützte mit Heftigkeit, und verfolgte mit Hitze: sie that Gutes und Böses, bereute das Eine wie das Andere, und kurz, sie war das beste und abscheulichste Weib; der Zauberer Todeldu hingegen, ein guter Teig von Menschen, der seine Macht zu schaden selten mißbrauchte. Indessen war er von der Natur doch eigentlich zum beherrscht werden, und nicht zum herrschen bestimmt; denn er that das Gute aus Neigung und das Böse aus Gefälligkeit für Andere. So hatte er zum Beispiel die Fee Tideldа auf eine kurze Zeit von ein paar tausend Jahren ihrer Gestalt und ihrer Macht beraubt, weil sie sich unterstanden hatte, gegen einen gewissen Sylphen zu behaupten, Murrbrulli habe eine Warze am Kinn. Eben so übel war es dem Zauberer Marrbrall ergangen, der den lästerlichen Zweifel hegte, Murrbrulli verläugne ihr wahres Alter, wenn sie sich für eine junge Dame von kaum

ſechshundert Jahren ausgebe. Schade nur, daß das Schickſal, indem es ihrer Rache diente, zugleich unwiderruflich feſtſetzte: »daß an dem Tage, an welchem die Bezauberung der Beſiegten aufhören werde, die der Sieger ihren Anfang nehmen ſolle.« Murrbrulli und ihre Anbeter wußten es, aber die Erſte wußte auch, daß ſie wenigſtens noch Tauſend Jahre ihres Frühlings genießen könne, ehe es dahin kommen werde, und ihr jugendlicher Leichtſinn entwölkte jeden Blick in die Zukunft; dem Andern hingegen war nicht wohl bei der Sache zu Muthe und man muß geſtehen, daß die Gewißheit, man werde für eine Frau leiden, die man vor fünfhundert Jahren liebte, und ſeit fünfhundert Jahren haßt, eben nicht ſehr tröſtlich iſt.

Eines Tages gingen ſie mit einander ſpaziren, und hatten Langeweile; das wollten ſie ſich aber einander nicht ſagen, und ſagten ſich alſo lieber gar nichts. Deſto deutlicher vernahmen ſie das Geſpräch von ein paar jungen Leuten, welche keine Langeweile zu haben ſchienen und ſich außerordentlich viel zu ſagen hatten. Ein Geſpräch von Liebe und Zärtlichkeit iſt wie das Kunſtwerk einer Kugel, welche durch manche Krümmung herabrollt, immer wieder durch eine Feder hinaufgeworfen wird, und ihren endloſen Lauf von neuem beginnt. Lange kann man das nicht anſehen, es ermüdet den Zuſchauer; ſo wie den Zuhörer ein Geſpräch von Liebe und Zärtlichkeit, das auch immer wieder von vorne anfängt.

»Hören Sie wohl, was die jungen Leute ſchnickſchnacken?" fragte Todeldu.

»Freilich höre ich es," antwortete Murrbrulli mürriſch.

Der Zauberer (mit vieler Gelaſſenheit). Das nämliche haben wir uns ſehr oft geſagt.

Die Fee (mit vieler Lebhaftigkeit). Es iſt ſo lange her, daß ich mich deſſen kaum noch erinnere, und daher zu ſchweigen bitte, weil ich Luſt habe, noch ein wenig zuzuhören.

Der Zauberer ſchwieg, aber Murrbrulli hörte doch nicht zu; denn ihre Augen verdrängten diesmal ihre Ohren, weil Almandor wirklich ein ſehr ſchöner ſchlanker Jüngling war. Von dem Mädchen, welches Zilmee hieß, konnte ſie gar nicht begreifen, wie das kleine Ding einen ſo mächtigen Eindruck habe hervorbringen können; deſto beſſer hingegen begriff es Todeldu, dem Almandor zwar ganz gut gewachſen, aber ſehr links und unmanierlich vorkam.

Es entſpann ſich ein leiſes Selbſtgeſpräch in der Bruſt der Zeugen: »Dieſe jungen Leute ſind ſehr glücklich — beinahe möchte man ſich darüber ärgern — wenn man dieſes Glück ſtören — oder theilen — oder auf ſich übertragen könnte — aber wie? ſoll man dem alten Liebhaber, der alten Geliebten, ſeine Wünſche merken laſſen? — Jeder begehrt vielleicht in's Geheim dasſelbe, aber wer wird zuerſt

reden? — wer ein Stillſchweigen brechen, das ſie beide drückt?

»Es ſcheint mein Herr,« hub endlich die Fee an (denn in Wendungen ſind die Damen Meiſter), »daß dieſes Schauſpiel Sie ſehr ergetzt?«

»Warum nicht, Madam? wenn es Ihnen Vergnügen macht.« — »Vergnügen? o ja, in ſo fern es Sie intereſſirt, wünſchte ich wohl es zu verlängern.«

»Das wird nur von Ihnen abhängen. Wir könnten ja die jungen Leute auf eine gute Art nöthigen, länger bei uns zu verweilen.«

Dieſer Rath wurde mit innerer Begierde und äußerer Kälte angenommen, und die gute Art, wie man ihn ausführte, beſtand in einer ganz kleinen Feerei, vermittelſt welcher die jungen Leute nicht mehr wußten, wo ſie waren. Eigentlich war dazu gar keine Zauberei vonnöthen; denn ſie wußten es ganz natürlicherweiſe ſchon lange nicht mehr, und bekümmerten ſich auch gar nicht darum. Der Ort, wo Murrbrulli und Todeldu ſie fanden, war eine wüſte Einöde, das hatten ſie aber nicht bemerkt. Jetzt wandelten ſie plötzlich in bezauberten Gärten unter den Säulen-Gängen eines ſchimmernden Palaſtes, und das bemerkten ſie eben ſo wenig.

Die Fee wurde ungeduldig. »Dieſe albernen Kinder werden endlich aus lauter Liebe, der Himmel weiß, was vergeſſen, wenn wir ihnen nicht bald erſcheinen.« Sie er-

ſchienen alſo. Zilmee erblickte ſie zuerſt, denn Almandor ſah nur Zilmee. »Ein paar Fremde kommen uns entgegen,« liſpelte das Mädchen. »Laß uns umkehren,« ſagte Almandor.

»Wer biſt du?« fragte die Fee den Jüngling. — »Ich bin Zilmee's Geliebter.« — „Aber dein Rang, dein Vermögen?« — »Ich habe nichts als Zilmee's Liebe.« — »Was willſt du? Was wünſcheſt du?« — »Ewig von Zilmee geliebt zu werden.« — Der Zauberer richtete an das Mädchen ungefähr die nämlichen Fragen, und erhielt ungefähr die nämlichen Antworten.

»Wo wollt ihr hin? ſeht ihr nicht, daß es Nacht wird?« — »Nein wahrhaftig, das haben wir nicht bemerkt.« — »Ihr wißt doch, daß es unſchicklich iſt, wenn Liebende in der Dämmerung herumſchleichen?« — »Unſchicklich? Warum?« — »Weil — weil man in der Dämmerung allerlei Zufällen unterworfen iſt. Ihr ſeid unerfahrne Kinder, man muß euch leiten.« — »Uns leitet die Liebe.« — »Ein Kind wie ihr, und noch obendrein ein blindes Kind. Dankt dem Zufall, der euch hieher führte; wir wollen euch dieſe Nacht in unſerm prächtigen Palaſt beherbergen.« — »Uns genügt ein Strohdach.« — »Aber doch mindeſtens eine Wand zwiſchen euch?« — »Unſere Seufzer würden ſie durchdringen.« — Genug, man wird ſich euer annehmen, weil ihr verlaſſen herumirrt.« — »Verlaſſen? die Liebe iſt mit uns.« — »O mein Gott!« brummte die Fee, »ſchweigt

endlich einmal von eurer Liebe!" — „Wovon ſollen wir denn reden? wir wiſſen nichts anders." — „Nun ſo redet mit den Marmorwänden!" rief ſie empfindlich, indem ſie die Zauberruthe ſchwang, und plötzlich ſah ſich Zilmee allein in einem Zimmer, deſſen Glanz tauſend Augen, aber nicht ein einziges Herz zu blenden vermochte. Freilich gibt es auch gewöhnlich tauſend Augen gegen ein Herz.

Wo iſt Almandor? rief das arme Mädchen; indeſſen der Jüngling in einer ähnlichen Lage, wo iſt Zilmee? rief. „Wo iſt mein Geliebter? was macht er? was denkt er?" — Unzählige Male verhallten dieſe Klagen an den todten Mauern; aber ſelbſt Marmorwände beſeelt die Liebe, und plötzlich erſchien an der Mauer eine Flammenſchrift:

Fürchte nichts für den Geliebten,
Er iſt ein willkomm'ner Gaſt;
Aber heile den Betrübten,
Den du tief verwundet haſt.
Körperwelt und Geiſter beugen
Sich gehorſam, wenn er ſpricht;
Doch von ſeiner Liebe ſchweigen,
Zilmee! ach! das konnt' er nicht.

Wenn dieſe Verſe auch nur mittelmäßig waren, ſo waren ſie doch das Werk eines Zauberes, und hätten folglich eben ſo gut verdient, mit Druckerſchwärze in einen Muſenalmanach, als mit Flammenſchrift an einer Mauer zu prangen. Indeſſen würde das Erſtere doch eben ſo wenig

Eindruck auf die unempfindliche Zilmee gemacht haben, als das Letztere wirklich machte. Sie zitterte für Almandor. Sie begriff, daß ein Nebenbuhler doch nichts anders sein könne, als ein Nebenbuhler, und folglich ein feindseliges Geschöpf. Doch zitterte sie in der That ohne Ursache, denn beiden wurde mit der liebevollsten Aufmerksamkeit begegnet, beider Wünsche suchte man zuvorzukommen: leider hatten sie aber nur einen Wunsch, nämlich den, sich zu sehen, und dieser einzige blieb unerfüllt.

Um zu erforschen, welche Wirkung seine Flammendichtkunst gethan, beschloß der Zauberer, die schöne Gefangene zu besuchen. Er folgte darin dem Beispiel der Fee, die er bei Almandor vermuthete, und nie ließ sich wohl ein Liebhaber williger betrügen und williger zur Verhaltung finden. Mit der Zauberkraft, welche er besaß, suchte er den Zauber der Beredsamkeit zu verbinden, welchen er nicht besaß; er wollte Zilmee beruhigen, und beruhigte sie nicht. Indessen war er doch bescheiden genug, bei dieser ersten Zusammenkunft nicht mehr zu wagen. Die Fee hingegen sprach dreister. Sie malte dem Jüngling eine glänzende Zukunft. »Fürchte nichts,« sagte sie, »und hoffe alles.« Wenig Worte von großer Bedeutung; nur eine Fee durfte sich das erlauben.

Der undankbare Almandor unterhielt sie von Zilmee. Sie schilderte die Liebe mit glühenden Farben, er seufzte und nannte Zilmee. Sie verhieß ihm die seligste Zukunft, und er fragte unbescheiden: »Wie? ohne Zilmee?«

Was war natürlicher, als daß ſie ihn endlich nicht in der beſten Laune verließ. Wenn eine Frau, um ſich an ihrer Nebenbuhlerin zu rächen, nur wollen darf, ſo iſt es beinahe ausgemacht, ſie werde wollen. Da aber die Fee verrieth, daß das Mädchen den Zauberer eben ſo ſehr intereſſire, als der Jüngling ſie; ſo beſchloß ſie vorher mit ihm Rath zu pflegen, doch ohne ihm ihre Geſinnungen merken zu laſſen; denn glücklicherweiſe erſtreckte ſich ihre gegenſeitige Macht nicht bis auf einen Blick in das Herz; eine Macht, die bei vieljährigen Geliebten oft gefährlich werden könnte.

»Nun, mein Herr?« fragte ſie mit anſcheinender Gleichgiltigkeit, »was ſollen wir mit den Kindern anfangen?« — »Was Ihnen gefällt, Madame.« — »Mein Gott! reden Sie nicht immer wie ein Ehemann. Antworten Sie beſtimmt.« — »Wohlan! ich glaube, wir könnten dieſen Kindern keine größere Freude machen, als wenn wir ſie vereinigten.« — »Freilich — ja — ich bin es zufrieden — aber ich wünſchte doch noch etwas länger mich an ihrer Verlegenheit zu ergetzen.«

Der Zauberer ergetzte ſich an der Verlegenheit der Fee. »Das kann hernach immer noch geſchehen,« ſagte er; »aber für's Erſte wünſchte ich wohl, daß wir ſie auf einige Minuten zuſammen brächten; die furchtſamen Geſchöpfe möchten ſonſt Wunder glauben, was dem Abweſenden widerfahren ſei.« — Eigentlich wollte er ſich durch dieſe Gefälligkeit bei Zilmee einſchmeicheln. Die Fee konnte nichts Vernünftiges dagegen einwenden, und durch etwas

Unvernünftiges würde ſie ſich verrathen haben; denn ſie glaubte noch immer (was die Verliebten gemeiniglich glauben), daß ſie ihre neue Leidenſchaft ſehr künſtlich vor Jedermanns Augen zu verbergen wiſſe.

Die jungen Leute ſahen ſich alſo, und ſahen nichts als ſich. Der Zauberer und die Fee waren diesmal ſichtbare Zuſchauer, aber das ſtörte ſie nicht. Murrbrulli's Fächer rauſchte auf und nieder. »Wahrhaftig,« ſagte ſie, »die Kinder werden ſich noch mit den Augen verſchlingen. Für uns ſind ſie taub und blind.« — »Die Liebe, Madame,« — verſetzte der Zauberer gelaſſen und mit Achſelzucken. — »Aber man muß doch den Wohlſtand beobachten. Sehen Sie denn nicht, daß er ihr die Hand ſchon zwanzigmal küßt?« — »Freilich, er treibt es ein wenig arg.« — »Und die kleine unbeſonnene Dirne, reicht ſie ihm nicht die andere Hand auch dar?« — »Sie haben Recht, Madame,« antwortete Todeldu etwas bewegt, »er könnte wohl mit der einen zufrieden ſein, und es gibt Leute, die ihm auch dieſe beneiden würden.« — »Aber um's Himmelswillen! ſehen Sie nur! war das nicht ein Kuß?« — Jetzt verlor der Zauberer das Gleichgewicht: »Ein Kuß! wie?« — Almandor ließ ihn nicht lange in Zweifel, ob es wirklich ein Kuß geweſen ſei oder nicht, er wiederholte den Verſuch mit ſo vieler Wärme, daß den Zuſchauern das Blut in den Adern erſtarrte.

Murrbrulli ſprang auf. »Fräulein!« rief ſie, »da Sie vermuthlich eine Art von Erziehung genoſſen haben,

ſo darf Ihnen nicht unbekannt ſein, daß man gewiſſe Gelegenheiten vermeiden muß.“ — „Welche Gelegenheiten?“ — „Die zu gewiſſen Freiheiten führen könnten.“ — „Welche Freiheiten?“ — „Zum Beiſpiel, der Kuß.“ — „Iſt das Alles?“ — „Nun iſt das noch nicht genug?“ — „Genug! ich weiß es nicht.“ —

Der Zauberer (bei Seite). „Deſto beſſer!“

Die Fee. „Armes Ding, du ſcheinſt mir ſo unerfahren, deine Erziehung ſo vernachläſſigt — wer war dein Vater?“ — „Ich weiß es nicht,“ antwortete Zilmee. — „Aber deine Mutter?“ — „Auch das weiß ich nicht.“ — „Wer hat dich denn erzogen?“ — „Eine unſichtbare Hand.“ — „Welche Menſchen umgaben dich?“ — „Keine.“ — „Und der erſte, den du ſahſt?“ — „War Almandor.“

„Und du?“ fragte der Zauberer den Jüngling.

„Ich weiß nicht, wer ich bin, noch wer meine Eltern waren. Lange Zeit habe ich einen alten Thurm bewohnt. Ein unſichtbares Weſen verſorgte mich mit Allem, was ich bedurfte. Ich lernte reden, ohne zu wiſſen, wozu man die Sprache gebraucht, und ob ich ſie jemals gebrauchen würde. Jahre verfloſſen, aber ich wußte nicht, was ein Jahr ſei. Als mein unſichtbarer Gefährte mir ſagte: ich zählte deren zwölfe, da hatte mir nichts gefehlt, und nichts Langeweile gemacht. Als aber von fünfzehn und ſechzehn die Rede war, da ſchien mir Alles zu fehlen, und Alles machte mir Langeweile.“

»Und welche Ideen erwachten damals?« fragte Murrbrulli mit ſchmachtenden Blicken.

»Madame,« verſetzte Almandor, »meine Ideen waren dunkel und verworren; Zilmee's erſter Anblick gab ihnen Licht und Ordnung.«

»Fahren Sie fort in Ihrer Geſchichte, junger Herr!« ſtotterte die Fee empfindlich und Almandor gehorchte.

»Der Tag meiner Befreiung erſchien, ein Erdbeben erſchütterte die Grundfeſte des Thurms; er ſtürzte krachend zuſammen, doch ohne mich zu beſchädigen. Ich ſah mich plötzlich frei, um im nächſten Augenblicke auf ewig gefeſſelt zu werden. Unfern meines zerſtörten Gefängniſſes ſtand noch ein anderer Thurm, der dem meinigen ſehr ähnlich war. Noch hatte die bebende Erde ihn nicht aus ſeinen Wurzeln gehoben, aber ſchon wankte er, und unterirdiſche Flammen leckten an ihm herauf. Eine plötzliche Stimme ſcholl von dorther, es war die erſte Menſchenſtimme, die mein Ohr hörte; eine unbekannte Regung trieb mich dahin, Zilmee ſtreckte ihre runden Arme bittend aus der Oeffnung des Gewölbes. Wie ich es anfing, hinauf zu kommen, wie ich ſie in meine Arme faßte und wie ich wieder mit ihr herabkam? das fragen Sie mich nicht, Madame; ich weiß es nicht. Genug, als die Steine des zertrümmerten Thurmes um uns herrollten, ſtanden wir ſchon Eines in des Andern Blicken verloren, ſo wie —

»Ja, ja,« unterbrach ihn Murrbrulli, »ſo wie ich

das ſchon öfters geſehen habe. Verlieren Sie nur nicht den Faden Ihrer Erzählung."

»Mitten aus rauchenden Ruinen," fuhr Almandor fort, »ſchwebte eine liebliche Geſtalt herauf. Fürchtet euch nicht, ſprach der freundliche Genius! ich bin es, der eure Feſſeln zerbrach. Um der Gefahren willen, die euch drohten, mußtet ihr ſo lange in jenen Kerkern ſchmachten. Die Gefahren ſind vorüber, ihr ſeid frei. Liebt euch eben ſo ſehr, als eure Eltern ſich haſſen." — »Wie!" rief ich voll Unruhe, »Zilmee iſt meine Schweſter?" — »Nein," ſagte der Genius lächelnd, »aber des Schickſals Schluß nöthigte den Zauberer, deinen Vater, ſich mit der Fee, Zilmee's Mutter, zu verbinden. Die verſammelte Geiſterwelt glaubte durch dieſes Mittel ihren ewigen Zänkereien ein Ende zu machen; aber die verſammelte Geiſterwelt betrog ſich, und hat nunmehr beſchloſſen, diejenigen, die ſie ausſöhnen will, nie wieder mit einander zu verheirathen." — »Wo finden wir unſere Eltern?" fragte ich haſtig? — »Ihr würdet ſie vergebens ſuchen," verſetzte der Genius. »Sie wurden das Opfer der Rache eines Mächtigeren; aber du, Almandor, biſt beſtimmt, dieſer Rache Grenzen zu ſetzen." — »Wie? was muß ich thun?" — »Die Stunde iſt noch nicht gekommen," ſprach der verſchwindende Geiſt, »aber ſie wird kommen." —

»Sie wird nicht kommen!" murmelte die Fee zwiſchen den Zähnen; »ich werde es ſchon zu finden wiſſen." Ein Schlag ihrer Zauberruthe verſetzte die Lieberden zurück in die koſtbaren langweiligen Zimmer.

»Nun, mein Herr!" begann die Fee, als sie sich mit Todeldu allein sah, »gestehen Sie, daß wir mit all' unserer Kunst eine sehr alberne Rolle spielen. Hätte der Zufall uns nicht entdeckt — denn hoffentlich haben Sie doch wohl gemerkt, wer die jungen Leute eigentlich sind?" — »Was sollte ich nicht!" versetzte der Zauberer; »Marrbrall ist Almandor's Vater. — »Recht, und Tideldа Zilmee's Mutter. Nun ist es klar, wie die Kinder unsern Nachforschungen entgehen konnten. Aber Sie wissen auch, welche Gefahren uns drohen, wenn wir ihre Vereinigung nicht aus allen Kräften hindern." — »Wie können wir das?" — Ich weiß nur Ein Mittel: — wir müssen ihre Herzen durch andere Gegenstände zu fesseln suchen." — »Aber durch welche?" — »Freilich, ich weiß in der Geschwindigkeit Niemand, dessen wir uns dazu bedienen könnten — es müßte denn sein — daß — um unserer Sicherheit willen — Sie selbst sich entschlossen — bei Zilmee den Liebhaber zu spielen." —

»Wenn Sie, Madame, die nämliche Rolle bei Almandor übernehmen wollten?" — »Ich weiß aus Erfahrungen, mein Herr, wie liebenswürdig Sie sein können, wenn Sie wollen."

»Und Sie, Madame, wenn Sie die Reize, welche Natur und Kunst Ihnen verliehen, auf Almandor's Herz wirken lassen." —

»Es wird mir schwer ankommen, doch um Ihnen einen Beweis meiner Gefälligkeit zu geben —"

»Ich danke Ihnen, und verſpreche, daß Sie mich nicht minder bereitwillig finden ſollen.« —

So hatten ſich endlich beide des drückenden Zwanges entladen, und konnten nun mit Muße gemeinſchaftlich überlegen, wie ihr Zweck am ſicherſten zu erreichen ſei. Sie fielen endlich auf ein Mittel, welches zu verſuchen ſie ſich augenblicklich trennten.

Zilmee ſchmachtete in ihrem glänzenden Kerker. Es wurde Abend, man trug ihr die niedlichſten Speiſen auf, ſie rührte ſie nicht an. »Man ißt, um zu leben,« ſagte ſie, »und ohne Almandor will ich nicht leben.« »Lebe! lebe für Almandor!« rief die Stimme des Geliebten: »er kömmt! er iſt dir wieder gegeben!« Die Thüren flogen auf. — Almandor ſtürzte herein — ein freudiges Ach! entbebte Zilmee's Lippen; — ſie will ihm entgegen eilen, ſich in ſeine Arme werfen — aber was iſt das? welche unbekannte Macht hält ſie zurück? warum empört ſich ihr Herz? Dreimal breitet ſie die Arme nach ihm aus, dreimal feſſelt ſie ein unerklärbarer Widerwille. Ein ſchmerzlicher Seufzer ſtirbt auf ihrer Lippe, mit verworrener Stimme wendet ſie dem Geliebten den Rücken, will fliehen, und ſieht ihn mit Entſetzen zu ihren Füßen.

»Wie!« rief Almandor, »du fliehſt mich!« Er ergreift ihre Hand, die nämliche Hand, die ſie ihm ſonſt ſo gern darreichte, ſie zieht ſie zurück. »Du raubſt mir deine Hand? Du liebſt mich nicht mehr? — »Ach! Almandor!« ſchluchzte Zilmee, »beklage mich! beklage mich! beklage

das unglücklichſte Geſchöpf! — ich liebe dich nicht mehr! — »Götter! was ſoll aus mir werden, wenn Zilmee mich verläßt!« — »Ach! Almandor! lieber, lieber Almandor! iſt es möglich, daß ich dich nicht mehr liebe! iſt es möglich, daß deine Gegenwart mich eiskalt macht!« —

Es war ſehr möglich, denn der vermeinte Jüngling, der zu ihren Füßen lag, war kein anderer als Todeldu, der ſich in Almandor's Geſtalt in ihr Herz ſchleichen wollte; aber die Liebe läßt ſich nicht täuſchen. Der Zauberer wurde das zu ſpät gewahr. »Geduld!« ſprach er bei ſich ſelbſt; eine Verleugnung, die ihm Ehre macht, je ſeltner dieſe Tugend bei Leuten iſt, in deren Macht es ſteht, ſich ihrer zu überheben. Die Angſt des armen Mädchens rührte ihn. »Ich gehe,« ſagte er laut, »und hoffe in einer günſtigeren Stunde die Zilmee wieder zu finden, die ich geſtern verließ.« Er ging wirklich. Zilmee wollte ihm nacheilen und blieb eingewurzelt ſtehen; ſie wollte ihn rufen, und ſein Name ſtarb auf ihren Lippen.

Murrbrulli hatte indeſſen ihren Plan, ihrer Meinung nach, noch feiner angelegt. Als der ſeufzende Almandor einſam in ſeinen Gemächern herumirrt, glaubt er von ungefähr eine verborgene Tapetenthür zu finden, die man zu verſchließen vergeſſen hatte. Er entſchlüpft mit Haſt, eilt die Marmortreppe hinab, ſeine Blicke ſuchen Zilmee's Kerker, er ſchweift in den Gärten des Palaſtes umher, und ſo oft eine Nachtigall leiſe Töne flüſtert, glaubt er in der Ferne die Stimme der Geliebten zu hören. —

Plötzlich ſieht er vor einer Grotte — Himmel! täuſcht ihn die Dämmerung? oder der Strahl des aufgehendes Mondes? iſt es Zilmee, die auf jenem Bette von Roſen ſchlummert? — Sie iſt es! erräth mein Herz ſie nicht? — Wie reizend ſie da liegt! — Warum zieht die Liebe mich nicht zu ihren Füßen? — ſoll ich fürchten, ihren Schlummer zu unterbrechen? — Aber Liebe und Entzücken werden mich entſchuldigen. — Warum zauderſt du, Almandor? rief ſie nicht eben deinen Namen im Traume? — Eile! fliege! — was iſt das? ſtatt zu fliegen, bebſt du unwillkürlich zurück? —

Der Fee, welche, wie man leicht denken kann, nichts weniger als ſchlief, machte dieſer Monolog lange Weile. Sie erwachte mit vieler Kunſt, ſprang auf und breitete ihre Arme nach ihm aus. Aber wie erſtaunte ſie, als bei jedem Schritte, den ſie vorwärts that, Almandor zwei Schritte rückwärts taumelte. Er ſelbſt erſtaunte nicht weniger darüber. „Mein Geliebter!“ rief ſie mit glühenden Blicken, „komm an meinen Buſen! Unſere Leiden ſind geendigt, der Zauberer und die Fee willigen in unſere Verbindung.“

„Wirklich?“ verſetzte Almandor mit einem Tone, als ob ſie ihm eine politiſche Neuigkeit erzählte. — „Himmel! welche Kälte? — Ach, ich weiß es nicht! aber jemehr ich dich betrachte, je mehr fühle ich einen Abſcheu, der demjenigen gleich iſt, welchen ich für die Fee empfinde. — „Verwegener!“ — Faſt hätte Murrbrulli ſich verrathen, doch

sie erstickte noch zu rechter Zeit ihre Drohungen in geheuchelten Thränen der Liebe.

»Nur durch Bezauberung,« schluchzte Almander, »konnte es unsern Feinden gelingen, mir Zilmee verhaßt zu machen. Ach! ich will zurück in meinen Kerker! dort werde ich wenigstens meine Liebe wieder finden!«

Er ging, die wüthende Fee sah, daß die Liebe sich nicht täuschen lasse; aber sie spielte ihre Rolle fort, um den armen Jüngling desto sicherer zur Verzweiflung zu bringen. »Geh, Verräther!« rief sie ihm nach, »deine kahlen Ausflüchte werden mich nicht hintergehen! die Liebe ist unabhängig von Zauberei, was sage ich! die Liebe beherrscht jeden Zauber! Geh! fliehe! entsage deiner Zilmee auf ewig! so wie sie dir entsagt!« — Bei diesen Worten entfernt sie sich schnell. Der verzweifelnde Almander will ihr folgen — und kann nicht.

»Was haben Sie ausgerichtet?« fragte Murrbrulli, als ihr Todeldu im Vorsaal entgegen kam. — »Nichts. Und Sie?« — »Nichts!« — »Was werden wir nun anfangen?« — »Ich denke, nichts! Die armen Kinder dauern mich, und mein Mitleid.« — »Narren haben Mitleid!« versetzte die Fee wüthend. — »Aber gestehen Sie, Madame, daß unsere Leidenschaften uns schon zu mancher Thorheit verleitet haben.« — »Welche Kleinheit, es zu bekennen.« — »Die unedle Rache, zum Beispiel an Marrbrall und Tidelda, wegen« — »Schweigen Sie, mein Herr! jene verdienten ihr Schicksal. Tidelda, das lächer-

liche sanfte Geschöpf! Es war ein köstlicher Einfall, sie in einen Adler zu verwandeln. Mit der Sonne mag sie buhlen, und, wenn sie Lust hat, der ihre Schönheit streitig machen." — »Aber die Kleinigkeiten." — »Welche Kleinigkeit," mein Herr? ich hoffe nicht, daß Sie eine Warze im Gesichte eines schönen Weibes eine Kleinigkeit nennen werden? Wie konnte ich sie besser strafen, als indem ich sie in den Stand setzte, statt der Warzen auf meinem Gesichte die Sonnenflecken zu beobachten?" — »Spotten Sie nur, Madame. Aber wenn nun diese liebenswürdigen Kinder wirklich bestimmt sind, uns Gleiches mit Gleichem zu vergelten?" — »Sie sind ein Zaghafter. Sie wissen, daß Marbrall in seiner jetzigen Verwandlung nicht durch die Mauern zu dringen vermag, welche unsern Palast umgeben; und ob Tidelda über unsern Gärten in den Lüften schwebt, oder sich auf den Wipfel einer Ceder setzt, das gilt mir gleich; ihre Macht fürchte ich nicht." — »Nun, Madame, was wollen Sie denn eigentlich?" — »Ich will, daß diese albernen Kinder uns wider ihren Willen lieben sollen; ich will, daß Almandor Zilmeen in Ihrer Gestalt erscheine, und Zilmee ihm in der meinigen." — »Und was soll daraus werden?" — »Was weiß ich! eine lustige Scene der Verzweiflung, vielleicht eine Flucht in unsere Arme. Genug, mein Herr, ich will! Haben Sie mich verstanden?" — »Vollkommen."

Diese Unterredung endigte sich auf die gewöhnliche Art,

das heißt: Toteldu mußte thun, was Murrbrulli haben wollte.

Indeſſen trieb der arme Almandor ſich raſtlos in den bezauberten Gärten herum, redete mit jedem Baume, tobte in der Grotte, ſchalt die Vögel, weil ſie ſangen, und den Bach, weil er murmelte; kurz, er that alles, was ein verzweifelnder Liebhaber Wohlſtands halber beobachten muß. Unter den Bäumen, welchen er ſein Leid klagte, befand ſich auch eine hohe Eiche, in deren Wipfel es plötzlich gewaltig rauſchte. Ein Blitzſtrahl fuhr vom heitern Himmel herab, und ſpaltete die Eiche von oben bis unten. Statt des Donners ließ ſich eine Stimme hören:

Sei ſtark, Almandor, ſtark
Durch dieſer Eiche Mark.

Obgleich unſer Held vormals von ſeinem unſichtbaren Lehrer im Thurme gehört hatte, daß Achilles mit Löwenmark erzogen worden ſei, ſo war ihm doch die Empfehlung des Eichenmarks, als ein Mittel ſich zu ſtärken, völlig neu. »Was ſoll mir die Stärke? was vermag ſie gegen Bezauberung! meine Liebe iſt ſtark genug, und könnte irgend eine menſchliche Kraft hier etwas ausrichten, ſo würde die Verzweiflung ſie mir leihen!" — Aber merkſt du nicht, Almandor, daß etwas Uebermenſchliches in dieſer Begebenheit brütet? ein Blitz vom wolkenloſen Himmel, ein Donner in Verſen, dergleichen ſieht und hört man nicht alle Tage. Dieſe Betrachtung zog ihn unwillkürlich zu der geſpalteten Eiche, er griff hinein, um ihr Mark zu

prüfen, und zog hervor — ein verrostetes Schwert. — »Ha! nun verstehe ich dich, hilfreiche Gottheit! du erbarmst dich meiner Leiden, du reichst mir ein Mittel, sie zu enden.« Rasch kehrte er die Spitze des Schwertes gegen seine Brust — da erscholl zum zweiten Male die Donnerstimme:

Halt! schone deiner Mutter Blut!
Nur dann, wenn der Geliebten Tod
Durch deines Vaters Stachel droht,
Dann zeige keinen Muth!

Almander empfing dieses Orakel mit aller der Ehrfurcht, welche man Dingen schuldig ist, die man nicht versteht. Er verbarg das Schwert, so gut er konnte, und sann in den belaubten Gängen der Deutung jener geheimnißvollen Worte nach. Als er nun gerade so weit damit gekommen war, daß er einsah, er werde es nimmermehr einsehen, schlug er die Augen auf und erblickte in der Ferne die Fee, welche im Mondschein auf ihn zuwandelte. »Ach!« sagte er, »da kommt die verhaßte Fee. Laß uns umkehren.« Aber statt umzukehren, ging er etwas schneller.

Auch Zilmee hatte eine vernachläßigte Tapetenthür gefunden, auch Zilmee war leichtfüßig entschlüpft, und unaufgehalten bis in den Garten gekommen. Unruhig schweifte sie umher, sah einen Blitz und wußte nicht, wo; hörte eine Stimme, aber verstand sie nicht. Der Zufall führte sie endlich in den belaubten Gang, in welchem ihr geliebter Orakeldeuter wandelte. »Ach!« sagte sie, »da kömmt

der Zauberer. Laß uns umkehren.“ Aber ſtatt umzukehren, ging ſie etwas ſchneller.

Wenn ein Menſch von Weſten kömmt, und der andere von Oſten, und ſie beide ſchnell gehen, ſo kann es nicht fehlen, daß ſie endlich zuſammentreffen. »Welch ein ſonderbarer Widerſpruch meines Herzens!“ — ſprach Almandor zu ſich ſelbſt, »ich konnte Zilmee fliehen, die ich anbete; und eine unwiderſtehliche Kraft zieht mich zu einem Weibe, das ich verabſcheue.“ — Zilmee machte ſich insgeheim ungefähr die nämlichen Vorwürfe, aber beide widerſtanden vergebens dem Zuge ihrer Herzen.

»Schöne Fee!“ ſagte Almandor. — »Guter Zauberer“ verſetzte Zilmee, »wenn man, um dir zu gefallen, durchaus eine Fee ſein muß.“ —

Almandor. Keineswegs, ſo ſehr du es auch immer biſt. Aber was bleibt mir zu hoffen übrig, wenn nur ein Zauberer Anſpruch auf deine Gunſt machen darf?

Zilmee. Du ſcherzeſt. Die größte Zauberei iſt dir gelungen: du haſt Almandor aus meinem Herzen verdrängt.

Almandor. Du ſpotteſt, um mich zu erinnern, daß Zilmee einſt in den meinigen herrſchte.

Zilmee. Wie? iſt Zilmee dir gleichgiltig geworden?

Almandor (drückt ihre Hand an ſeine Lippen). Das Feuer dieſes Kuſſes möge dir antworten.

Murrbrulli (hinter einer Roſenhecke zu Todeldu). Wohlan, mein Herr, was ſagen Sie dazu?

Todeldu. Ich ſchäme mich meines Triumphs und bedaure die guten Kinder.

Murrbrulli. In der That, ich finde das arme Mädchen zu beklagen, daß ſie Sie zu lieben glaubt. Was aber den jungen Menſchen betrifft, ſo wüßte ich nicht, warum er Mitleid verdiente.

Jetzt warf Almandor ſich zu den Füßen der vermeinten Fee, und ſeine Lippen ruhten auf einer Hand, die ihm willig überlaſſen wurde. — „Sehen Sie," ſagte Murrbrulli, »zu meinen Füßen glaubt er zu liegen, meine Hand glaubt er zu küſſen."

»Wohl wahr, verſetzte Todeldu, aber mich ſieht Zilmee zu ihren Füßen, mir reicht ſie dieſe Hand." —

Jetzt traten beide hinter der Roſenhecke hervor. Zilmee glaubt Almandor und die Fee zu erblicken. »Himmel!" ruft ſie, »muß ich auch noch meinen Geliebten zum Zeugen meiner Untreue machen!" — Almandor glaubt ſeine Zilmee in Geſellſchaft des Zauberers zu erblicken. »Götter!" ſeufzt er, »muß auch noch meine Geliebte mich treulos überraſchen! — Murrbrulli überließ ſich ihrer boshaften Schadenfreude; aber die ganze Scene wurde plötzlich durch eine große Schlange unterbrochen, welche aus den Wolken herabzuſtürzen ſchien. Ueber ihnen ſchwebte ein mächtiger Adler, welcher das Ungeheuer aus ſeinen

Klauen fallen ließ. Ziſchend wendet es ſich zu Murrbrulli, und ſticht ſie in den Fuß. »Ach!« ruft Almandor, »Zilmee iſt verwundet!« Ziſchend kehrt der giftige Wurm ſich jetzt gegen die wahre Zilmee, und nun erſt beſinnt Almandor ſich auf ſein verroſtetes Schwert. Er zieht es hervor, und haut die Schlange durch einen mächtigen Streich mitten von einander. Plötzlich ſchwindet der Zauber. Die Liebenden erſcheinen ſich wieder in ihrer wahren Geſtalt. Vor ihnen ſteht ein Greis, der ſich Almandor's Vater nennt, und aus den Lüften ſenkt ſich eine edle weibliche Geſtalt hernieder, welche Zilmee als Tochter bewillkommt. Murrbrulli ſitzt in Geſtalt einer Elſter auf dem nächſten Baume und ſchnattert. Todeldu läuft als Schaf im Garten herum und blöckt.

Noch ein Donnerſchlag! denn ohne Blitz und Donner kann ein ſolches Märchen nicht enden. Der Genius, ein Bote des Schickſals, erſcheint. „Lernet, ſo redet er die Fee und den Zauberer an, »lernet, ihr Machthaber des Schickſals! daß es euch leicht wird, Thorheiten zu begehen, aber ſchwer, ſie wieder gut zu machen. Dieſe Kinder der Unſchuld hat die Liebe auf ewig vereint. Kein Zauber vermochte ſie zu trennen, denn die Liebe läßt ſich nicht täuſchen. Die Glücklichen verzeihen gern, und in ihren Augen leſe ich die edle Bitte um Gnade für ihre Verfolger. Wohlan, Murrbrulli und Todeldu! nehmt eure Geſtalten zurück, und laßt durch einen ſchönen Wechſel-

bund mit euren Feinden euch verſöhnen. Marrbrall vermähle ſich mit Murrbrulli und Todeldu mit Tideldа. Der Vater trete an die Stelle des Sohnes, die Mutter an die Stelle der Tochter. Seid glücklich! ich befehle es euch!"

Hier verſchwand der Genius. Murrbrulli rümpfte die Naſe, Todeldu war mit dem Tauſche zufrieden. Die, welchen befohlen worden war, glücklich zu ſein, waren es nicht immer, doch ſprachen ſie viel von ihrer Zufriedenheit. Die hingegen, welchen kein Befehl das Glück zu einem Geſetz machte, genoſſen es ununterbrochen, und ſprachen nicht ein Wort davon.

Inhalt.

Seite

Chroniken.

Christoph Thedäus eigener Bericht der Till'schen Eroberung der Stadt Magdeburg im Jahre 1631 . . . 9

Ritter Huldmann von Behringen, oder: Die Höhle des Todtenberges 29

Die schlesische Sündflut 86

Herzog Johann Wilhelm's zu Sachsen-Gotha auf der Ostsee erlittener Schiffbruch 96

Bürgerhaß und Bürgerliebe 103

Der feierliche Zweikampf im Jahre 1522 119

Die Fürstenwahl in Kärnthen 128

Ermordung der drei Bürgermeister zu Danzig im Jahre 1111 134

Monmouth 141

Erasmus Lueger's Trotz und Strafe 153

Kunz von der Rosen, Kaiser Maximilian des Ersten kurzweiliger Rath 159

Kapitän Vlies, eines Holländers, Tapferkeit und wunderbare Errettung 167

Die eherne Tafel, oder: Geschichte eines indianischen Genies 177

Die Liebe läßt sich nicht täuschen 253

Fest.

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

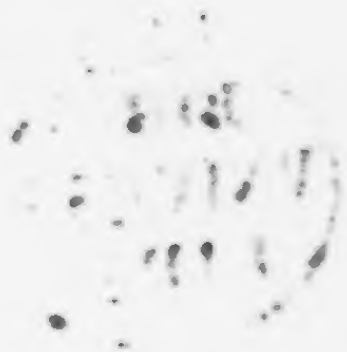
Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Achtundzwanzigster Band.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.



Louise,

oder:

Die unseligen Folgen des Leichtsinns.

Eine Geschichte, einfach und wahr.

Mit einer Vorrede

von

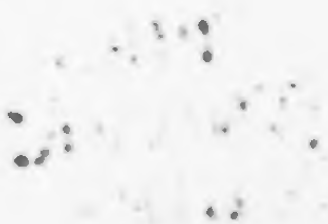
August von Kotzebue.

Erster Theil.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.



Der

guten Frau von la Roche

gewidmet

von

einer guten weiblichen Seele.

An das Publikum.

Es ist nun einmal so in der Welt gebräuchlich, daß ein Frauenzimmer an einem öffentlichen Orte nicht wohl allein erscheinen darf; eine Mannsperson muß ihm den Arm bieten; und wäre es auch die unbedeutendste Mannsperson von der Welt, sie gilt doch für ein Entreebillet zum großen Balle. An der Hand des Hutes (chapeau) — oft ist es auch nur eine Mütze — tritt die Dame herein, verbeugt sich, wird von ihrem Hute zu einem Sessel geführt, nimmt Platz, und bekümmert sich weiter nicht um ihn, der indessen auch seinen eigenen Weg geht, zum Punschtisch oder zu der Farobank.

Das, ungefähr, ist heute mein Fall. Eine liebenswürdige Dame fordert mich auf, ihr den Arm zu reichen, um sie auf dem großen literarischen Karneval bis zu einem Sessel zu geleiten. Nun könnte sie zwar recht gut allein gehen, und ich bin gewiß, daß ihr ein Jeder höflichst Platz machen würde; ja, wenn ich nicht irre, so sehe ich sogar dort im Hintergrunde die ehrwürdige Frau von la Roche sitzen, die ihr freundlich winkt, ein leeres Plätzchen hinter ihr einzunehmen; aber — sie ist nun einmal zu blöde; sie wagt sich nicht allein in's Gedränge; sie fürchtet sich vor den unverschämten Kalenders und den neckenden Fledermäusen; ich gehorche also — hier ist mein Arm — wir treten herein — ein wenig Platz meine Herren — ich bitte, nur ein wenig Platz für eine Dame — „Mein Gott! wie ist es hier so voll

und heiß!" — O das ist noch nichts! es gibt hier mehrere Tanzsäle; dieser ist nur der poetische, der wird weniger besucht; aber geben Sie Acht, jetzt treten wir in den Romanensaal — Hu! da wimmelt's! nichts als Rittermasken und verschleierte Geister! — „Wie werd' ich da mit meinem einfachen Domino zurecht kommen?" — Freilich wird man Ihnen hin und wieder auf die Schleppe treten. — Dacht' ich's doch! da hat Ihnen schon ein ungeschlachter Rittersmann mit seinem Sporn ein Loch in die Falbel gerissen. Man muß sich stellen, als bemerke man's nicht, sonst machen die Herren noch mehr Sottisen.

Endlich haben wir uns durchgedrängt! — hier ist ein Sessel, nehmen Sie Platz.

„Wie das wogt und flutet! — mich bemerkt niemand."

Laſſen Sie ſich das nicht anfechten. Der große, neugierige Haufe ſtrömt den Rittermasken nach. Wenn es Ihnen darum zu thun war, der Menge zu gefallen, ſo hätten Sie ein Betttuch um ſich ſchlagen, und einen ausgehöhlen Kürbis auf den Kopf ſetzen müſſen; dann wären Sie ſchon längſt triumphirend im Saale herumgetragen worden.

„Aber ich ſcheine hier ganz überflüſſig?“

Sein Sie ruhig. Da nähert ſich ſchon eine Dame, mit zwei liebenswürdigen jungen Mädchen, vermuthlich ihre Töchter. — Richtig! ſie ſetzen ſich zu Ihnen, und ſind froh, in dieſem Getümmel eine anſtändige Geſellſchaft zu finden. — Sehen Sie die junge Schäferin rechts, und die Nonne links, die beide auf Sie zueilen? — ſie haben bemerkt, daß in Ihrer Nähe für Unſchuld

und Frömmigkeit nichts zu besorgen ist. — Mit jedem Augenblicke vergrößert sich der Zirkel um Sie her. Auch Leute, die sich an Ritterzügen und Geistererscheinungen müde geschaut haben, treten nach und nach in Ihrem edleren Kreis. — Freilich ist Ihre Unterhaltung einfach; Sie sprechen nur zu Verstand und Herz, selten zu der Fantasie; aber jene gewinnen, und diese bleibt rein. Die trefflichste moralische Tendenz — (verzeihen Sie mir den Modeausdruck, ich hätte wohl eben so gut Zweck sagen mögen) — belebt Ihre Unterhaltung — Sie ziehen immer mehrere Zuhörer an sich — Sie haben in Kurzem eine Menge Bekannte — und folglich auch Freunde — ich sehe, Sie bedürfen meiner nicht länger, darum mache ich meine Verbeugung und ziehe mich bescheiden zurück.

Nicht wahr, meine Herren, Sie möchten gern wissen, wer die Dame ist? wie sie heißt? woher sie kömmt? u. s. w. — Maskenfreiheit! —

Darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort: sie ist weder meine Mutter, noch meine Frau, noch meine Schwester; aber glücklich dürfte sich ein Jeder preisen, der ihr als Sohn, Mann oder Bruder angehörte.

Weimar, den 10. März 1800.

A. v. Kotzebue.

Louiſe,

oder:

Die unſeligen Folgen des Leichtſinns.

Ungefähr eine Viertelstunde von F**, einer mittelmäßigen Stadt in den preußischen Staaten, wohnte der Rath Rosen, ein Witwer, der eine sehr schöne Tochter hatte. Das Kind war zwölf Jahre alt, als ihm seine Frau durch den Tod entrissen wurde. Die Mutter hatte sie bis dahin sorgfältig erzogen und sich bemüht, den aufkeimenden Leichtsinn, den sie an ihr wahrnahm, zu unterdrücken. Es würde ihr wahrscheinlich auch gelungen sein, hätte sie lange genug gelebt, um die kaum angefangene Erziehung zu vollenden.

Ihr Bruder, der Pfarrer im Dorfe, erleichterte ihr dieses Geschäft sehr; er war ein gebildeter Mann, der aus der großen Welt einen feinen Ton und einen großen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen mit auf's Land brachte.

Auch er hatte eine einzige Tochter, nur ein Jahr älter als Louise Rosen. — Die beiden Mädchen wurden zusammen erzogen und waren von der Wiege an unzertrennlich. — Karoline, die Tochter des Pfarrers, war minder schön als Louise, aber ein liebenswürdiges Mädchen von sehr gutem Charakter, durch deren Umgang jene kleine Leichtsinnige viel gewann.

Der Rath Rosen war über den Tod seiner Frau untröstlich, — er verlor an ihr eine vortreffliche Gattin und Mutter. Schwer wurde auch ihr die Trennung, denn sie schied mit dem Gedanken, daß sie eine geliebte noch unerzogene Tochter den Händen eines Mannes hinterließ, der bei aller seiner Redlichkeit nicht fähig war, dasjenige zu vollenden, was sie so mütterlich begonnen hatte. Um sich diesen Kummer zu erleichtern, bat sie ihren Mann dringend, daß er die Sorge für Louisens Erziehung ihrem Bruder überlassen möchte, er versprach es, denn er fühlte selbst, daß seine Kräfte nicht hinreichten. Louise genoß also bis in ihr sechzehntes Jahr den Unterricht ihres Oheims, der ihr dann aber auch durch den Tod entrissen wurde.

Der Rath Rosen liebte Louisen nach dem Tode ihrer Mutter zärtlicher als jemals, denn seine Neigung war jetzt ungetheilt; er betete sie fast an und hörte nicht auf, ihr Schmeicheleien über ihre Schönheit und Talente zu sagen, wodurch er denn ihre Eitelkeit frühzeitig weckte. Sein Schwager machte ihm oft Vorstellungen hierüber und arbeitete diesem Uebel entgegen, so viel er konnte; er bewirkte wenig, denn des Vaters Liebe war zu stark, sein Verstand zu schwach.

Die junge Louise besaß daher als ihr Oheim starb, bei Schönheit und Herzensgüte, zwar viele Kenntnisse und Talente, aber auch eine Eitelkeit, durch die in der Folge

oft ihre guten Eigenschaften verdunkelt wurden, und die auf mehrere Jahre das Glück ihres Lebens vernichtete.

Karolinen mangelten die glänzenden Eigenschaften ihrer Base, aber auch ihre Fehler. Mühsam hatte ihr Vater Verstand und Herz ihr gebildet, es war ihm ganz gelungen; sie besaß eben so viele Kenntnisse als Louise, aber ohne die Sucht damit glänzen zu wollen; nur der engere Zirkel ihrer Freunde kannte sie ganz, Fremde hingegen hielten sie höchstens für ein gutes Mädchen, das keine großen Ansprüche mache, noch machen könne, und so kam es, daß Louise ihr immer vorgezogen wurde. Doch liebte Karoline ihre Freundin zu sehr, um sie zu beneiden, sie freute sich vielmehr über den Beifall, den sich Louise erwarb. Der Pfarrer Halden sah diese Stimmung seiner Tochter ganz gern, denn da sie ihres geringen Vermögens wegen keine großen Erwartungen hegen konnte, so meinte er, es sei in der Regel, daß sie sich zeitig gewöhnen müsse, sich andern nachgesetzt zu sehen. Er wußte recht gut, daß sie im Grunde Vorzüge vor Louisen hatte, aber er wußte auch, daß die Welt das Glänzende höher achtet, als das Gründliche. »Auf ein sogenanntes großes Glück,« sagte er oft, »kann nur Louise rechnen, du vielleicht auf ein dauerhaftes.«

In dieser Lage und Stimmung waren die beiden Mädchen, als der rechtschaffene Pfarrer Halden starb. Karoline war untröstlich! auch Louise beklagte den Tod ihres

treuen Lehrers aufrichtig, doch nach ihrem gewöhnlichen Leichtsinn war ihr Schmerz nicht von langer Dauer, und nur der tägliche Anblick ihrer leidenden Freundin konnte ihre Munterkeit auf etwas längere Zeit verscheuchen.

Der alte Rosen war bekümmert, wenn nur ein leichtes Wölkchen die Stirn seines Lieblings trübte; er that alles um Louisen aufzuheitern; er bat sogar seine Schwester, die in C** wohnte, ihn mit ihrer Tochter auf einige Wochen zu besuchen, weil er wußte, daß Mutter und Tochter munter und lebhaft waren. Auch hatte er sich nicht in seiner Rechnung betrogen, denn als Louise nur wieder eine lachende Gespielin um sich hatte, so wurde sie bald eben so heiter als zuvor. —

Der Vater bemerkte es mit Entzücken, und es entlockte ihm den Wunsch, daß seine Nichte den Winter bei ihnen auf dem Lande bleiben möchte; allein diesen Einfall billigten weder Mutter noch Tochter, seine Schwester that ihm vielmehr den Vorschlag, ihr seine Louise mit in die Stadt zu geben, es sei ohnehin nöthig, meinte sie, sie in die große Welt einzuführen, damit sie dort die letzte Bildung erhielte, und den Rost des Landlebens abschliffe.

Anfangs wollte Rosen nicht darein willigen, sich von seiner Tochter zu trennen, doch als diese ihn selbst darum bat, vermochte er nicht es abzuschlagen, beschränkte jedoch seine Erlaubniß auf einen einzigen Monat.

Chriſtiane, ſo hieß die lachende Couſine, hatte Louiſen ſo viel ſchönes von der Stadt vorgeſchwazt, von deutſchen und franzöſiſchen Komödien, von Bällen und Maskeraden, daß dieſe bald nichts anders mehr träumte, und vor Begierde brannte, alle dieſe Herrlichkeiten zu ſehen. Bei der Abreiſe war ſie freilich ſehr gerührt über die Trennung von Vater und Jugendfreundin, doch als ſie ſich kaum einige Stunden von dem Landgute ihres Vaters entfernt hatte, war auch ſchon das Gewölk verſchwunden, aus dem der kurze Frühlingsregen floß, und die angenehmen Schilderungen ihrer beiden Reiſegefährtinnen thaten das übrige. Die große Stadt erſchien vor ihren Augen, das kleine Dörfchen ſchwand aus ihren Gedanken. — Ehe wir ſie auf dieſen Schauplatz der Freuden begleiten, müſſen wir erſt noch einen Augenblick zu Karolinen zurückkehren.

Nach dem Tode ihres Vaters hatte der alte Roſen ſie zu ſich in's Haus genommen und verſprochen, Vaterſtelle bei ihr zu vertreten. Er hielt Wort, ſo viel er konnte, denn er liebte Karolinen wirklich ſo ſehr, als er außer ſeiner Louiſe noch etwas zu lieben vermochte, aber freilich den Vater, welchen Karoline verloren hatte, konnte er ihr nicht erſetzen.

Ihr Vater hinterließ ihr einige hundert Rthlr. und eine auserleſene Bibliothek, von der er den Wunſch geäußert hatte, daß ſie nicht einzeln, ſondern ungetrennt verkauft werden möchte. Dies wurde in öffentlichen Blättern

bekannt gemacht, und nun meldeten ſich nach und nach verſchiedene Liebhaber dazu, allein da keiner ſo viel bot, als der verſtorbene Beſitzer, deſſen Steckenpferd ſie war, dafür beſtimmt hatte, ſo wollte ſie der alte Roſen, Karolinens Vormund, nicht weggeben. Endlich meldete ſich ein junger Mann aus F**, der kürzlich erſt von ſeinen Reiſen zurückgekommen war. Roſen führte ihn in die Bibliothek, und da ſein Betragen ihm gefiel, ſo bat er ihn zu Tiſche. Hier lernte der Fremde auch Karolinen kennen, doch zurückhaltend wie ſie immer gegen Fremde war, ſah er in ihr blos ein artiges, gutmüthiges Mädchen, deren Aeußeres, ohne ſchön zu ſein, viel anziehendes hatte. Karoline war von mittler Größe, hatte einen zierlichen Wuchs, eine feine weiße Haut und große blaue Augen, voll Geiſt, aber ohne Lebhaftigkeit, auch war ſie mehr ſanft als lebhaft, nicht gemacht um beim erſten Anblick zu feſſeln, wohl aber um bei näherer Bekanntſchaft eine dauernde Leidenſchaft einzuflöſſen.

Die Einwohner des Dorfs liebten ſie alle. Zum Theil verdankte ſie das dem Andenken ihres wackern Vaters, größeren Theils ſich ſelbſt. Sie war herzlich und freundlich gegen ſie, beſuchte die Kranken, nahm ſich der Kinder an, unterrichtete die Mädchen in allerlei nützlichen Arbeiten, und war die Almoſenpflegerin ihres Oheims und ihrer Baſe. Louiſe gab den Armen auch gern, nur mußte ſie dazu aufgefordert werden. Wenn Karoline Nothleidende

fand, denen sie nicht helfen konnte, so wandte sie sich an Louisen, und nie vergebens.

Der Assessor Braunau, — so hieß der junge Mann, den Rosen bei sich einführte, — hatte von Louisens Schönheit und übrigen Vorzügen gehört, und wünschte sehr, sie kennen zu lernen. Er war ein angenehmer, gebildeter Mann, der selbst Vermögen besaß, und daher schon Ansprüche auf Louisen machen durfte; auch war es mehr das Verlangen, diese, als die Bibliothek zu sehen, die ihn in dieses Haus gebracht hatte: er nahm daher die Einladung des alten Rosen mit Vergnügen an, wurde aber ganz verstimmt, da er, statt ihrer, Karolinen antraf, die zu einer andern Zeit vielleicht Eindruck auf ihn gemacht haben würde. Wie froh war er, als er hörte, daß Louise nur auf vier Wochen verreist sei. Er bat sich die Erlaubniß aus wiederkommen zu dürfen, unter dem Vorwande, die Bibliothek genauer kennen zu lernen; der alte Rosen ertheilte sie ihm gern, denn er liebte Gesellschaft, und fand Geschmack an dem jungen Manne.

Er kam nun öfter auf das Gut und durchlas fast jedes Buch, um nur Gelegenheit zu haben, sich länger aufzuhalten. Dadurch wurde er mit der Familie und Gegend immer mehr bekannt, auch Karoline war minder zurückhaltend in seiner Gegenwart; sie zeigte, wenn es die Gelegenheit gab, so viel Verstand und Geistesbildung, daß er

darüber oft in Verwunderung gerieth. Zuweilen ging er auch im Dorfe umher und unterhielt ſich mit den Bauern; gewöhnlich lenkte er das Geſpräch auf Louiſen, allein jene endigten immer mit dem Lobe Karolinens. Einem hatte Louiſe, doch nur durch Karolinens Vermittlung, ein krankes Kind kuriren zu laſſen; dem andern, dem ſeine Früchte verunglückt waren, hatte ſie auf die Fürſprache ihrer Baſe, Korn zur Ausſaat gegeben; dem dritten eine Kuh wieder gekauft, die ihm gefallen war. Und ſo fand er überall, daß Karoline geliebt, Louiſe aber nur bewundert wurde. Einſt traf es ſich, da er mit Karolinen und dem alten Roſen an einem ſchönen Wintertage im Garten war, daß letzterer abgerufen wurde und er mit Karolinen allein blieb.

Sie ſprachen von den Vergnügungen des Landlebens, und Braunau behauptete, daß dieſe im Winter nicht groß ſein könnte, weil der Mangel an Geſellſchaft nicht durch den Genuß der Schönheiten der Natur erſetzt würde.

»Ich bin daran gewöhnt,« verſetzte Karoline, »ich fühle nie Langeweile; auch bin ich ja nicht ganz einſam; ich beſuche zuweilen die Hütten der Landleute, wo ich von den Hausmüttern manches Gute lerne.«

»O, dies iſt nicht alles was Sie dort thun!« rief Braunau aus; »Sie ſind der Schutzengel dieſer Leute und verbreiten überall Segen um ſich her. — Man muß die Bauern von Ihnen ſprechen hören, um Sie ganz zu kennen.«

»Die braven Leute meinen es gut,« sagte die bescheidene Karoline, und lieben mich noch meines verstorbenen Vaters wegen, der viel Verdienst um sie hatte; das meinige ist sehr gering, ich helfe nur meinem Oheim und seiner Tochter ihre Wohlthaten vertheilen; ich selbst habe nichts zu geben.«

»O Karoline!« erwiederte Braunau, »die edle Art, Wohlthaten auszutheilen, ist mehr werth als die Wohlthat selbst, und jene scheinen Sie ganz zu verstehen.«

»Gesetzt, ich verdiente dieses Lob,« antwortete Karoline, »was könnte ich wirken ohne die Gesinnungen meines Oheims und seiner liebenswürdigen Tochter?« — Hierauf lenkte sie das Gespräch auf Louisen und unterhielt ihn, mit aller Wärme der zärtlichsten Freundschaft, von ihren Vollkommenheiten; sie sagte ihm: wie sehr sie sich auf die künftige Woche freue, weil sie dann erwartet würde.

Die Lebhaftigkeit, mit der Karoline Louisens Vorzüge auseinander setzte, weckte in Braunau auf's neue das Verlangen sie kennen zu lernen, das bisher durch Karolinens stille Tugend ziemlich eingeschlummert war. Noch in diesem Gespräch begriffen, ließ der alte Rosen sie zu sich in's Haus rufen; sie fanden ihn einen Brief mit etwas düsterer Stirn lesend. — »Was meinst du wohl,« sagte er zu Karolinen, »meine Louise bittet mich um die Erlaubniß, noch

vier Wochen länger in C** zu bleiben, und ich freute mich ſchon ſo innig auf ihre Wiederkunft."

»Auch ich, lieber Oheim," ſagte Karoline, nachdem ſie den Brief geleſen hatte; »doch Ihre gute Tochter ſcheint ſo viel Vergnügen dort zu finden, daß Sie ihr die Erlaubniß nicht werden verſagen können."

»Faſt war ich es doch Willens," verſetzte Roſen, »aber leider kann ich dem Mädchen nichts abſchlagen." Mit dieſen Worten ging er auf ſein Zimmer, um Louiſen die angenehme Nachricht zu ſchreiben.

Karoline und Braunau ſprachen nun noch länger über Louiſen; ſie las ihm Stellen aus ihrem Briefe vor, die durch Geiſt und Leben ihn entzückten. So arbeitete Karoline, ohne es zu wiſſen, gegen ſich ſelbſt, denn ſchon hatte ſich Braunau an Karolinens Umgang gewöhnt; faſt war ihre Geſellſchaft ihm unentbehrlich geworden. Auch ihr war Braunau nicht mehr gleichgiltig; die Freundſchaft eines ſo vorzüglichen Mannes ſchmeichelte ihr. Nur durch das Lob, welches ſie Louiſen ſo freigebig ertheilte, wachte ſein erſter Vorſatz wieder auf; er wünſchte ſich Karolinen zur Freundin, Louiſen aber zur Geliebten, denn bei aller ſeiner Gründlichkeit liebte er doch auch das Glänzende. Karolinens Charakter hatte er freilich bei verſchiedenen Gelegenheiten kennen lernen, doch war ſie zu beſcheiden, auch ihre vorzüglichen Talente, ohne beſondere Veranlaſſung, blicken zu

laſſen. — Er wußte höchſtens, daß ſie ein kleines Liedchen ſang und das Klavier ganz artig dazu ſpielte. — (Denn der alte Roſen hatte, wie ehemals der Junker Weſtern, ſeine Lieblingslieder, die ihm die beiden Mädchen gewöhnlich nach dem Eſſen ſingen und ſpielen mußten.) — Allein es war ihm unbekannt, daß ſie auch die ſchwerſten Sonaten und Arien von Haydn und Mozart mit der nämlichen Fertigkeit und Anmuth ſpielte und ſang, mit welcher ſie jene kleine Liederchen vortrug. — Er hatte auch wohl zuweilen geſehen, daß ſie die Blumen zu ihrer Stickerei mit Geſchmack zeichnete; aber daß ſie mit vieler Vollkommenheit Landſchaften nach der Natur aufnehmen konnte, wußte er nicht, denn ſie ſetzte nicht, wie Louiſe, unter jede ihrer Arbeiten: Carolina delineavit oder pinxit, noch bekleidete ſie, wie dieſe, die Wände des Hauſes damit.

Da Braunau vor Begierde brannte, Louiſen perſönlich zu kennen, ſo war ihm jener Aufſchub ſehr unangenehm; doch ſetzte er ſeine Beſuche in dem Roſen'ſchen Hauſe fleißig fort, denn er konnte ſchon keine Woche verleben, ohne Karolinen einige Mal zu ſehen, und auch ſie freute ſich auf ſeine Ankunft.

Als nun Louiſe, nachdem die erbetenen vier Wochen zu Ende gelaufen, auf wiederholte Bitten abermals die Erlaubniß erhielt, den Termin noch um vier Wochen zu verlängern, ſo hörte er es mit weit mehr Gleichgiltigkeit

wie das erſte Mal an, und gab ſich noch Mühe, Karolinen über die lange Abweſenheit ihrer Freundin zu tröſten. — Er kaufte aus Liebe zu ihr die Bibliothek, die er anfangs nur zum Schein angeſehen hatte, und war indeſſen ein Hausfreund geworden, den auch der alte Roſen nicht gut mehr entbehren konnte.

Endlich rückte mit dem Frühling auch Louiſens Rückkunft näher; ſie wurde von Allen mit vieler Sehnſucht erwartet; man unterhielt ſich nur von ihr, und wurde daher um ſo angenehmer überraſcht, als ſie einige Tage früher, als man ſie vermuthen konnte, plötzlich in's Zimmer trat, da eben Braunau gegenwärtig war. — Sie hatte den Wagen in einiger Entfernung vom Hauſe halten laſſen, um ihren Vater und Karolinen zu überraſchen, und trat nun mit einem Vergnügen in's Zimmer, das ſich auf ihrem ſchönen Geſichte ſehr lebhaft ausdrückte. Ihre Freunde waren von dieſer Ueberraſchung entzückt, und Braunau konnte bei dieſer Scene unmöglich ein kalter Zuſchauer bleiben.

Der plötzliche Eintritt dieſes ſchönen Mädchens hatte mächtig auf ihn gewirkt; die Freude, die ihre herrlichen braunen Augen noch verſchönerte, ſchien ihm ein Zeichen der reinſten Seele.

Dieſe Freude war auch ganz wahr; denn ungeachtet ſie in der Stadt etwas kokett geworden, ſo öffnete ſich doch

in diesem Augenblick ihr junges Herz ganz der kindlichen Liebe und reinsten Freundschaft. Sie war sehr liebenswürdig; was Wunder, daß sie auf das Herz des jungen Mannes einen plötzlichen und starken Eindruck machte. — Dies ist ein Vorzug, den körperliche Schönheit nur zu oft gewährt. Wäre Louise noch einige Zeit weg geblieben, so würden Karolinens stille Verdienste sein Herz auf immer gefesselt haben; denn er dachte oft, wenn er bei ihr war, daß eine solche Gattin ihn gewiß glücklich machen würde. Jetzt zerstörte die Schönheit in Einem Augenblicke, was Vernunft, Tugend und Liebenswürdigkeit in vielen Monden gegründet hatten.

Braunau übte diesen Abend sehr ungern die Pflicht der guten Lebensart, sich bald zu entfernen, doch wurde er zu seiner großen Freude auf den folgenden Tag wieder eingeladen.

Nun müssen wir sehen, wie Louise ihre Zeit in der Stadt verlebte, und welche Eindrücke dieser Aufenthalt auf ihr junges Herz gemacht hatte.

Ihre Tante lebte in den sogenannten ersten Zirkeln, hielt alle Gesellschaften mit, und versäumte nicht leicht eine öffentliche Ergetzlichkeit. Sie hatte noch Spuren von ehemaliger Schönheit; durch Witz und Munterkeit erhielt sie sich noch immer einige von ihren vormals zahlreichen Anbetern. Auch Christiane, ein hübsches Mädchen, lernte

frühzeitig von ihrer Mutter die Kunst, zu gefallen. Sie hatte ihren eigenen kleinen Hof um sich her versammelt und suchte durch zuvorkommende Artigkeit Jeden zu fesseln; doch sie selbst blieb immer kalt, auch wenn sie wirklich sehr theilnehmend schien. Die Mutter pflegte ihr von Jugend auf einzupredigen, daß sie ihr Herz vor jedem Eindruck bewahren müsse, damit sie nicht vielleicht aus Neigung zu einer thörichten Heirath bewogen würde; denn ob sie gleich selbst Vermögen besaß, so begriff sie doch leicht und gern, daß sie durch eine reiche Heirath sich noch mehr Glanz und Bequemlichkeiten verschaffen könne, und stimmte daher ganz mit ihrer Mutter überein, die ihr täglich vorsagte: »Kind, bemühe dich um einen reichen Mann.« — Da Madame Winter selbst nie das wahre häusliche Glück gekannt hatte, so glaubte sie auch nicht daran. Reichthum und Größe waren allein das Ziel, welches sie ihrer Tochter anpries.

In diese Schule kam nun Louise zwar mit guten Grundsätzen und einem vortrefflichen Herzen, — (beides fehlte ihrer Base ganz) — aber auch mit sehr viel Leichtsinn und Eitelkeit, und in einem Alter, das für Zerstreuungen nur zu empfänglich war. — Die zahlreichen Bewunderer, die sich gar bald um die junge Schöne versammelten, vermehrten ihre Eitelkeit und zogen ihr bald den Neid ihrer Base zu.

Bisher hatte sie sich noch immer nützlich beschäftigen müssen, nun aber hörten mit einem Mal alle Beschäftigungen auf; nichts als Vergnügungen traten an deren Stelle, vom frühen Morgen an schwärmte sie in Gesellschaften herum, die eben nicht fähig waren, sie solider zu machen; es blieb ihr kaum so viel Zeit übrig, ihrem Vater und ihrer Freundin zu schreiben. Wenn sie einmal mit Tante und Base allein war, so wurde sie nur immer von den Herren unterhalten, die ihr die Kour zu machen schienen. Man sagte ihr oft, daß einem Mädchen mit ihren Vorzügen nicht leicht zu widerstehen sei. Und so fanden denn Leichtsinn und Eitelkeit immer reichliche Nahrung

Auf Louisens Herz machte aber doch keiner von diesen Herren einigen Eindruck, denn durch ihre Erziehung und den Umgang mit ihrem Onkel hatte sie sich von einem vorzüglichen Manne einen Begriff gemacht, dem keiner von diesen allen entsprach. Einmal traf sie auf einem Ball einen jungen Mann aus B*** an, der ihr sehr gefiel; er bezeigte ihr auch viel Aufmerksamkeit, aber ohne ihr, wie die andern, Schmeicheleien zu sagen. Er war zum Glück nur Einen Tag in C***, sonst hätte er ihrem Herzen gefährlich werden können. Nun aber kam sie mit freiem Herzen, jedoch mit der Sucht, alle Männer an sich zu ziehen, auf's Land zurück; hier fand sie Niemand, dessen Eroberung ihr der Mühe werth schien, als den Assessor Braunau; sie sah zwar bald, daß er und ihre Cousine einander nicht gleich-

giltig waren, doch das hielt sie nicht ab, ihre Netze auszuwerfen, denn es sollte ja nur blos zum Spaß sein, und bei der Stimmung, worin sie Braunau fand, fiel es ihr gar nicht schwer, ihren Zweck zu erreichen.

Anfangs machte es Karolinen viel Vergnügen, zu sehen, daß ihr Freund auch ihrer Freundin gefiel; allein nach und nach regte sich doch etwas in ihr, das der Eifersucht nicht unähnlich war. Bisher war sie ihm gut gewesen, ohne darüber nachzudenken, allein Louise, die in diesen Sachen einen schärfern Blick hatte, entdeckte bald, daß diese Freundschaft aufkeimende Liebe sei, und neckte sie damit. Hierdurch machte sie Karolinen erst auf sich selbst und auf Braunau aufmerksam, und als sie nun sah, daß dieser Louisen den Vorzug gab, fühlte sie etwas in sich, das sie für Neid gegen die Vorzüge ihrer Cousine hielt; diese Entdeckung machte ihr viel Kummer, und sie suchte aus allen Kräften, diese häßliche Leidenschaft zu besiegen. Braunau, der schon längst Karolinen liebte, ohne es selbst zu wissen, würde sie gewiß gleich zu seiner Gattin gewählt haben, wenn er seine Neigung für die so allgemein gepriesene Louise hätte aufgeben können; es ging ihm wie vielen jungen Männern, welche nicht überlegen, daß stille Tugenden eher das wahre häusliche Glück befördern, als die glänzenden. Da Karoline nie Gelegenheit suchte mit ihren Talenten zu prahlen, so kannte er sie noch immer nicht ganz, ob er gleich schon ein Vierteljahr in's Haus gekommen war;

Louiſen hingegen hatte er kaum drei- oder viermal geſehen, ſo hatte ſie ihn ſchon mit allen ihren Talenten bekannt gemacht, doch that ſie es immer auf eine ſo gute Art, daß es nie ſchien, als wolle ſie damit glänzen; ſie gab ſich vielmehr das Anſehen, als wenn ſie die Geſellſchaft unterhalten wollte. Wenn ihr Vater in Braunau's Gegenwart eines ſeiner Lieblingslieder von ihr zu hören verlangte, ſang ſie es ihm zwar, gleich darauf aber brachte ſie einige ſchwere Arien hervor, wobei ſie ihre ganze Kunſt konnte hören laſſen. So entdeckte er bald in ihr alle Vorzüge, welche zu einem vollkommenen Frauenzimmer gehören, doch gegen ihre Fehler war er ſchon bei der erſten Bekanntſchaft blind geworden.

Um dieſe Zeit wurde die Pfarre, die durch den Tod von Karolinens Vater erledigt war, wieder beſetzt und zwar durch einen Schulfreund Braunau's, der ihn dem alten Roſen empfohlen hatte.

Dieſer junge Mann, Namens Faber, hatte ſich auf Schulen und Univerſitäten immer durch ein gutes, ſtilles Betragen ausgezeichnet, hatte viel gelernt und war überhaupt ein Mann von trefflichem Charakter, aber ſo ausgebildet wie ſein Vorgänger im Amt war er freilich nicht. — Als Hauslehrer in einem guten bürgerlichen Hauſe ſeiner Vaterſtadt konnte er ſich die feine Bildung nicht erwerben, die jener als Begleiter junger Edelleute auf Reiſen ſich zu

eigen gemacht; auch würde Karolinens Vater nie die Stelle eines Landpfarrers angenommen haben, hätte er es nicht aus Liebe für seine Schwester gethan, die mit ihrem guten Manne an diesem Orte lebte, und in dessen Gesellschaft unmöglich hinlängliche Nahrung für ihren Geist finden konnte. — Anfangs war es ihm ein Opfer; ob er gleich nachher oft gestanden hat, daß er seine Dorfkanzel nicht mit einem Bischofsstuhl vertauschen würde. Er sah bald ein, daß die Landleute beinahe noch die einzigen sind, auf die ein guter Prediger wirken kann. Er machte seine Bauern zu guten, fleißigen und daher auch wohlhabenden Menschen; er schränkte sich nicht blos auf den Religionsunterricht ein, sondern sah sich als den Vater seiner Gemeinde an. Hierin trat sein Nachfolger in seine Fußtapfen; allein für die Gesellschaft war er nicht das, was sein Vorgänger gewesen war. Von allen diesem fühlte Karoline den Unterschied, und am lebhaftesten dann, als der junge Mann nicht undeutlich zu erkennen gab, daß er Absichten auf sie habe.

Karoline selbst würde dieses Geheimniß nicht so bald bemerkt haben, wäre ihr nicht Louise mit ihrem Scharfsinn zu Hilfe gekommen.

Braunau war während des Sommers fast jeden Tag auf dem Lande, er besuchte abwechselnd die Familie Rosen und seinen Freund, den Pfarrer Faber, aber auch im letz-

tern Fall gingen beide Freunde jedesmal nach dem Gute, und machten einen Spazirgang mit den Mädchen, wobei denn meiſtens Braunau Louiſens und Faber Karolinens Führer war.

Die ſcharfſichtige Louiſe hatte ſehr bald Braunau's Neigung für ſie bemerkt; ob ſie nun gleich noch gar nichts für ihn fühlte, ſo war es ihr doch angenehm, auch auf dem Lande einen Bewunderer ihrer Reize zu haben; ſie ſah wohl, daß er auch Karolinen gut war, allein ſo lieb ſie ihre Freundin hatte, ſo hätte ſie ihr doch nicht einen Anbeter aufopfern können, zumal an einen Ort, wo es deren ſo wenige gab; ſie that daher alles Mögliche, um Braunau immer mehr zu feſſeln, es war ſogar ihre Abſicht, ihn zu einem offenen Bekenntniß ſeiner Liebe zu bringen; es beleidigte ihren Stolz, daß er immer noch zwiſchen ihr und Karolinen zu ſchwanken ſchien; hätte er ſich nur einmal erklärt, dann wollte ſie ihn gern ihrer Freundin überlaſſen.

Die verſtändige Karoline in den Künſten der Koketterie völlig unerfahren, freute ſich, daß Louiſe und Braunau einander gefielen, und daß ihr Freund jetzt noch öfter kam als ehedem. Den Pfarrer ſchätzte ſie als einen braven Mann und als Braunau's Freund; da ſie bemerkte, daß er ihre Geſellſchaft vorzüglich ſuchte, ſo glaubte ſie, es geſchähe, um ſich mit manchen Dingen bekannt zu machen, die er durch ſie am beſten erfahren konnte; und ſo lernte er unver-

merkt manche ſchöne Seite ihres Charakters kennen, wodurch der Wunſch in ihm geweckt wurde, ſie zur Gefährtin ſeines Lebens zu machen.

Der alte Roſen ſah gern immer Geſellſchaft um ſich, wie aber die jungen Leute mit einander ſtanden, darum bekümmerte er ſich nicht; er liebte Braunau, allein zum Schwiegerſohn wünſchte er ſich ihn nicht, er hoffte für ſeine Louiſe ein glänzenderes Glück, — denn auch bei ihm waren Rang und Reichthum der Maßſtab der Glückſeligkeit. Karolinen und Faber beſtimmte er für einander; er hielt es für ganz ſchicklich, daß der jetzige Pfarrer die Tochter ſeines Vorgängers heirathete.

So lebte dieſe kleine Kolonie eine Zeit lang höchſt vergnügt. Einſt hatten Braunau und Faber eine Reiſe mit einander gemacht, und da ſie einige Tage länger ausblieben als ſie willens waren, fingen die beiden Mädchen an, Langeweile zu fühlen. Da ſie nun eben auf einem Hügel ſaßen, von wo ſie die Landſtraße überſehen konnten, hub Louiſe plötzlich an: »Liebe Karoline, ſiehſt du noch keinen Wagen? unſere Liebhaber bleiben doch auch gar zu lang weg; es iſt wirklich unverſchämt, daß dieſe Herren ihre Gebieterinnen ſo lange allein laſſen.«

Karoline. Unſere Liebhaber?

Louiſe. Ich hoffe nicht, daß du daran zweifelſt?

Karoline. Für ſo ausgemacht halte ich es wenigſtens nicht.

Louiſe. Unter uns, das verſtehe ich beſſer als du. Bei der Tante habe ich recht gut gelernt wie ein Liebhaber ausſehen muß.

Karoline. Theile mir doch etwas von deinen Kenntniſſen mit, meine liebe gelehrte Dame.

Louiſe. Du darfſt nur auf die Blicke der beiden jungen Herren Acht haben, ſo kannſt du gleich ſehen, daß ſie nicht ſind wie andere Menſchen. — Uebrigens wette ich darauf, daß ſie nächſtens mit einer Erklärung heraus rücken werden, Faber gegen dich und Braunau gegen mich; du kannſt dich immer auf eine Antwort ſchicken.

Karoline. Ich wünſche nicht, daß dein Scherz zur Wahrheit werde, denn ein ſolcher Antrag könnte mich in große Verlegenheit ſetzen.

Louiſe. Nun ſo danke mir, daß ich dir einen Wink davon gegeben habe. — Karoline, die den Muthwillen ihrer Couſine kannte, behandelte die Sache immer noch als Scherz, bis Louiſe ſie ernſtlich fragte, was ſie auf den Fall, wenn ihre Vermuthung einträfe, zu thun willens ſei?

Karoline. So wie ich jetzt denke, würde ich ſeine Hand nicht annehmen, denn ich glaube nicht, daß er der Mann iſt, den ich lieben könnte, ob ich ihn gleich ſehr hoch

ſchätze. — Doch ich fürchte nicht in dieſe Verlegenheit zu kommen.

Louiſe. Glaube mir, meine Liebe! es wird geſchehen; wäre ich nur meines Liebhabers eben ſo ſicher, als du des deinigen.

Karoline (mit Erröthen). Liebſt du Braunau?

Louiſe. Ob ich ihn liebe? — Nein, das eben nicht, aber er iſt doch hier in der Gegend der einzige, deſſen Eroberung ich machen möchte.

Karoline. Aber warum ihm Liebe einflößen, wenn du ihn nicht wieder lieben kannſt?

Louiſe. Ich finde es angenehm, einem Manne, wie Braunau, zu gefallen; es ſchmeichelt mir.

Karoline. Iſt es aber auch recht, einen Mann an ſich zu locken, deſſen Liebe man nicht erwiedern will? Iſt das nicht Koketterie? Ein Laſter, welches unſer guter Vater ſo häßlich geſchildert hat.

Louiſe. Vielleicht grenzt es daran, aber ſo etwas kann ein ernſthafter Mann, wie dein Vater war, nicht beurtheilen, das gehört vor den Richterſtuhl der Damen; ich folge gern in allen andern Dingen ſeinen Lehren, aber hier muß ich meiner Tante folgen, ſie ſagte mir oft: die Männer verdienen nicht, daß wir ſie beſſer behandeln, denn ſie machen es mit uns eben ſo; ſie ſcheinen uns zu lieben, ſo

lange es ſie amüſirt, und bekümmern ſich wenig darum, ob ſie einen bleibenden Eindruck auf uns machen. Nun ſehe ich nicht ein, warum wir nicht auch ſo denken dürfen?

Karoline. Weibliche Beſcheidenheit und Reinheit der Seele, ſagte unſer treuer Lehrer oft, das größte Kleinod jedes Mädchens, könne nicht mit Koketterie beſtehen; mit jeder Eroberung, die wir zu machen ſuchten, — nur um einen Liebhaber mehr zu haben, ginge etwas von unſerer ſchönen Weiblichkeit verloren.

Louiſe. Meine Tante findet das alles ſehr ſchön und meint, es wäre zu wünſchen, daß man in der Welt noch ſo leben könnte, allein das männliche Geſchlecht ſei ſo ganz verdorben, daß wir zu ſehr im Nachtheil ſein würden, wenn wir noch alle die Tugenden des goldenen Zeitalters ausüben wollten.

Karoline. Wenn das die Grundſätze der großen Welt ſind, ſo behüte mich der Himmel vor der großen Welt!

Louiſe. Wenn du Fabern heiratheſt, ſo kannſt du deine verjährten Grundſätze behalten; ſollte dir aber Braunau zu Theil werden, ſo mußt du ſchon andere Geſinnungen annehmen, denn der liebt die große Welt.

Hier wurden die Mädchen abgerufen, weil Beſuch da ſei. Louiſe war ſehr neugierig, wer es wohl ſein möchte; allein der Vater wollte ſie überraſchen und hatte dem Bedienten verboten, es ihnen zu ſagen. Karolinen war es gleich-

giltig. Ihr ganzer Kopf war noch mit dem vorigen Gespräch angefüllt; sie war auf sich selbst aufmerksam gemacht worden, und entdeckte manches in ihrem Herzen, was sie zuvor nicht gekannt hatte. Louisens Schritte beflügelte die Neugier; sie eilte Karolinen vor und fand zu ihrer großen Freude ihre Tante und Cousine aus C** in Begleitung zweier Herren, wovon ihr der eine sehr wohl bekannt war. — Es war nämlich jener junge Mann, den sie auf einen Ball kennen lernte, und der damals auf ihr Herz einen leichten Eindruck machte. Sein Oheim begleitete ihn, ein geadelter Kaufmann von unermeßlichem Vermögen und ein alter Bekannter der Madame Winter.

Der junge Mann war seiner Schwester Sohn, die ihres großen Vermögens wegen an einen Herrn von Essen verheirathet wurde. Diese Verbindung außer ihrem Stande machte sie nicht glücklich, ihr Mann liebte blos ihr Geld, ob sie gleich manche liebenswürdige Eigenschaften besaß, er starb bald und hinterließ ihr ein einziges Kind, den jungen Karl von Essen. Sie sorgte als treue Mutter für seine Erziehung, starb aber, ehe sie vollendet wurde. Karl ging auf Reisen mit einem Hofmeister, der viele gute Eigenschaften hatte, aber im höchsten Grad schwärmerisch war. Frau von Essen, selbst nicht ganz von Schwärmerei frei, hatte ihn gewählt, weil sie glaubte, daß das junge Herz ihres Sohnes am leichtesten der Tugend erhalten werden könnte, wenn man ihm hierüber schwärmerische Gesinnungen beibrächte;

das gelang ihr zwar, allein sie gründete dadurch nicht das Glück seines Lebens.

Der junge Essen sah Louisen auf dem Balle bei seiner Durchreise durch C**, er verliebte sich in sie, allein aus Schüchternheit näherte er sich ihr wenig.

Indessen suchte er Erkundigung von ihr einzuziehen; zum Unglück nannte man sie ihm als Mamsell Winter, und dieser kleine Irrthum war in der Folge die Quelle vieles Unglücks für ihn. — Er mußte abreisen, ohne viel mit Louisen gesprochen zu haben; dagegen unterhielt er seinen Hofmeister desto redseliger von Mamsell Winter, so daß dieser bald merkte, was mit seinem Eleven vorgegangen war. — Der junge Mensch kam traurig und zerstreut zurück, der Oheim, der ihn liebte, forschte nach der Ursache und brachte endlich heraus, daß es die Liebe zu Mamsell Winter sei. — Als ein alter Bekannter von Madame Winter nahm er sich gleich vor, ihr über diesen Punkt zu schreiben, und that es auch, ohne mit seinem Neffen darüber zu sprechen; er schrieb ihr, wenn ihre Tochter noch frei wäre, so wollte er mit dem jungen Essen nach C** kommen, ohne ihn mit der Ursach dieser Reise bekannt zu machen; er bat sie ein gleiches Stillschweigen gegen ihre Tochter zu beobachten, denn er wünsche, die jungen Leute zu überraschen; auch glaube er, es liege mehr im Charakter seines Neffen, die Eroberung ihrer Tochter selbst zu machen, als solche der Vermittlung seiner Verwandten zu verdanken.

Die Mutter, entzückt über dieſe glänzende Ausſicht für ihre Tochter, war mit allem zufrieden, hielt aber dem Onkel nicht Wort, ſondern entdeckte ihrer Tochter die ganze Sache; dieſe erinnerte ſich des jungen Menſchen ſehr wohl, hatte aber auch ſeine Neigung zu ihrer Couſine bemerkt, — deren Vorzüge ſie nicht ohne Eiferſucht ſah. — Deſto größer war nun ihre Freude, als ſie hörte, daß dieſer vermeinte Liebhaber von Louiſen ſich für ſie erklärt hatte; nur ſtand ihr die Klauſel des Onkels nicht recht an; ſie hätte es lieber geſehen, daß die Sache unter den Alten gleich zur Richtigkeit gekommen wäre. Es ahnete ihr, daß dabei ein Irrthum vorwalten möchte, doch entdeckte ſie ſich ihrer Mutter nicht, ſondern erwartete den Aufſchluß mit Geduld. Nach dem Brief des Onkels kannten Mutter und Tochter den neuen Liebhaber als einen tugendhaften Schwärmer, Chriſtiane gab ſich daher alle Mühe, auch in dieſem Lichte zu erſcheinen; ſie bat ihre Mutter, die Herren auf dem Lande zu empfangen, weil es ihr dort leichter war, die Empfindſame zu ſpielen. Sie gingen auf ein kleines Gut der Madame Winter, nicht weit von der Stadt, und erwarteten dort die Ankunft der Herren.

Herr von Roſenberg ſchlug ſeinem Neffen, Karl von Eſſen eines Tages vor, ihn auf einer Reiſe, die er nach C** machen müſſe, zu begleiten; der junge Mann nahm dieſe Einladung mit Freuden an, und ſie reiſeten ſo bald als möglich ab. Der Onkel gab vor, er wolle eine alte Bekannte

auf dem Lande beſuchen, und freute ſich ſchon im voraus auf den Eindruck, den die Ueberraſchung auf ſeinen Neffen machen würde. Sie kamen an, wurden von den Damen ſehr freundſchaftlich empfangen, allein der junge Mann blieb ganz freimüthig, bis er den Namen Winter hörte; nun glaubte er in Chriſtianen die Schweſter ſeiner Geliebten zu finden, und erkundigte ſich mit vieler Schüchternheit, ob er nicht die Ehre haben könnte, die Demoiſelle Schweſter zu ſehen? Hier fiel der Geſellſchaft die Decke von den Augen; Chriſtiane verſicherte ihn, daß ſie keine Schweſter habe, und er verſicherte, ſie vorigen Winter auf einem Ball geſehen zu haben. Dieſes Mißverſtändniß brachte eine nicht geringe Verwirrung unter der Geſellſchaft hervor. Madame Winter, als eine Frau von Welt, erholte ſich am erſten wieder, und nach langem Hin- und Herreden brachten ſie heraus, daß er Louiſen für ihre Tochter gehalten. Es lief ſehr wider Chriſtianens Plan, daß Karl dieſes ſchon jetzt erfuhr; ſie hatte gehofft ſich erſt bei ihm in Gunſt zu ſetzen, ehe ihm Louiſens Aufenthalt bekannt würde; denn die Partie war zu vortheilhaft, als daß ſie ſolche ſo leicht hätte aufgeben können. Unglücklicherweiſe hatte ſie ihrer Mutter dieſen Plan nicht mitgetheilt, welche ihn ihr denn ganz verdarb; doch wußte ſie ſich ſo gut zu verſtellen, daß ihr Niemand etwas anmerken konnte. Sie zeigte ſich von einer ſehr liebenswürdigen Seite, in der Hoffnung, durch ihre Talente und Artigkeit die abweſende Louiſe zu verdunkeln;

bei dem Neffen blieb alles vergebens, hingegen hatte ſie das Glück, dem Onkel ungemein zu gefallen.

Die Herren reiſten mit den Verſprechen ab, den folgenden Tag wieder zu kommen, und als ſie weg waren, entſtand zwiſchen Mutter und Tochter folgendes Geſpräch.

Chriſtiane. Da haben Sie mir einen ſchönen Streich geſpielt, Mama, daß Sie dem jungen Eſſen ſo geſchwind aus ſeinem Irrthum halfen.

Mutter. Was hätte es denn geholfen, ihn darin zu laſſen? Daß du nicht Louiſe ſeiſt, ſah er doch ſelbſt, und hätte er von andern erfahren, daß ſie meine Nichte iſt, was müßte er davon gedacht haben, daß wir es ihm verſchwiegen hätten?

Chriſtiane. Ich hätte indeſſen Zeit gewonnen, mir ſeine Neigung zu erwerben; denn es wäre doch ſchlimm, wenn ich nicht fähig wäre, dieſes Landmädchen zu verdrängen.

Mutter. Ich halte das nicht für ſo leicht, mein Kind.

Chriſtiane. Ei Mama, das beleidigt mich; haben Sie mich dazu erzogen, daß ich einem ſolchen Kinde nachſtehen ſoll? Ich erkläre Ihnen hiemit, wenn ich nicht Frau von Eſſen werde, ſo bin ich unglücklich. — Ich bin zwei-

undzwanzig Jahr alt, und Louiſe kaum ſechzehn, und ſie ſollte vor mir eine ſo vortheilhafte Partie thun.

Mutter. Liebes Kind, du haſt dich doch nicht verleiten laſſen, eine Neigung für den jungen Eſſen zu faſſen? ich habe dich nicht dazu erzogen, daß du durch eine romanhafte Liebe unglücklich werden ſollſt.

Chriſtiane (hämiſch). Wie können Sie das von mir denken, Mama! daß ich mich in dieſen jungen Laffen verlieben würde? Allein er iſt reich und dann würde es meiner Eitelkeit nicht wenig ſchmeicheln, wenn es hieße, Chriſtiane Winter hat einen liebenswürdigen, reichen, tugendhaften, jungen Mann bekommen. — Sie war hier nicht ganz aufrichtig gegen ihre Mutter, Karl hatte wirklich Eindruck auf ihr Herz gemacht, denn ſo kalt ſie auch durch das lang gewohnte Spiel mit Männerherzen geworden war, ſo mochte doch auch endlich für ſie der Augenblick gekommen ſein, welchem, wie man ſagt, wenig Menſchen entgehen können. Zwar liebte ſie Karl nicht heftig, allein die Eiferſucht gegen Louiſen erſetzte, was ihrer Leidenſchaft an Heftigkeit abging, und die Mutter mußte ihr verſprechen, Karl nicht eher mit Louiſen näher bekannt zu machen, bis ſie alles verſucht hätte, dieſe gute Priſe für ſich zu bekommen.

Auf dem Wege nach der Stadt unterhielten ſich unſere beiden Freunde ſehr viel von den Damen, die ſie eben geſehen hatten. Der Onkel rühmte Chriſtianen und ſchien zu

wünſchen, daß ſein Neffe Neigung für ſie faſſen möchte, allein Karl ſprach nur von Louiſen und zwar mit ſolchem Feuer, daß der Onkel wohl merkte, der Hofmeiſter ſeines Neffen habe recht geſehen; er ſagte daher lächelnd zu ihm: »Karl, Karl! du biſt ſehr verliebt, ich muß alſo meinen Entſchluß ändern, denn aufrichtig zu ſagen, war ich hieher gekommen, dich mit Mamſell Winter bekannt zu machen; ihre Mutter war meine Freundin, und ich wünſchte, die Tochter möchte meine Nichte werden. Doch da du ſo feſt und treu an deiner Louiſe hängſt, ſo wollen wir morgen die Damen um den Ort ihres Aufenthalts fragen und dann reiſe ich unverzüglich mit dir ab.« — Dieſes Verſprechen beruhigte Karl ſehr; denn ob er gleich ganz unabhängig von ſeinem Onkel war, ſo hatte ihm dieſer doch ſtets ſo viel Güte erwieſen, daß es ihm ſehr weh würde gethan haben, dem wackern Mann zuwider zu handeln.

Ein recht guter gefälliger Mann war Herr von Roſenberg in der That, auch ein ſehr geſchickter Kaufmann, der viel glückliche Spekulationen gemacht hatte; er kannte auf das genaueſte die Menſchen, ſo weit ſie in ſein Fach ſchlugen, allein, was man eigentlich Weltkenntniß nennt, hatte er nicht; noch weniger kannte er das weibliche Geſchlecht. Mad. Winter nannte er eine vortreffliche ſchätzbare Mutter, die Chriſtianen zu einem ſehr liebenswürdigen Mädchen gebildet hätte, und ſo vermochten dieſe beiden Koketten ſo viel über ihn, daß er ſich vornahm, entweder die Mutter

oder die Tochter ſelbſt zu heirathen, denn er hatte ſich ſchon längſt nach einer Lebensgefährtin umgeſehen, es war ihm aber noch nie eine ſo ganz nach ſeinem Geſchmack vorgekommen.

Als die beiden Herren den folgenden Tag wieder auf das Landhaus kamen, nahm der Onkel bald Gelegenheit mit der Mutter allein zu reden, um ſo geſchwind als möglich die Angelegenheit ſeines Neffen in Ordnung zu bringen. Er entdeckte ihr nach ſeiner offenen Art die ganze Lage der Sache, und bat ſie, ſo bald als möglich, mit ihnen zu Louiſen zu reiſen, und ihnen dort das Wort zu reden.

Obgleich dieſe Unterhaltung der Mad. Winter nicht angenehm war, ſo ließ ſie ſich doch nichts merken, ſondern verſprach Alles, wenn er ſich nur noch einige Zeit gedulden wollte, bis ſie verſchiedene dringende Geſchäfte geendigt hätte. Der Onkel ließ ſich dieſen Aufſchub ganz gern gefallen, allein der Neffe war damit ſehr unzufrieden; hätte er gewußt, was die Urſache davon war, ſo würde er es noch mehr geweſen ſein. — Die Mutter wünſchte nämlich dieſen Aufſchub nur, um ihrer Tochter Gelegenheit zu verſchaffen, den jungen Eſſen an ſich zu ziehen; doch hier halfen keine Kunſtgriffe, er liebte Louiſen, — ſeine erſte Liebe! — Chriſtiane zeigte ſich vergebens von den ſchönſten Seiten; gab ihm endlich ſogar ziemlich deutlich ihre Liebe zu ihm zu erkennen, allein er war zu wenig von ſich eingenommen,

als daß er es hätte bemerken ſollen; inzwiſchen waren Chriſtianens Bemühungen nicht ganz umſonſt, denn die Pfeile, die an dem Neffen abprallten, trafen den Onkel, und Mad. Winter wurde bald gewahr, daß ihre Tochter dieſe reiche Eroberung gemacht hatte. Eines Abends, als die Fremden ſie verlaſſen hatten, wünſchte ſie ihr Glück dazu, allein Chriſtiane antwortete ihr ganz verdrießlich, daß ihr an dieſer Eroberung gar nichts liege, und daß ſie es nie verſchmerzen würde, der kindiſchen Louiſe nachſtehen zu müſſen. — »Es war auch ſehr unbeſonnen von Ihnen, Mama, daß Sie Louiſen mit hieher nahmen, da ich noch unverſorgt war.« — Die Mutter wünſchte aus verſchiedenen Gründen ihrer Tochter lieber den Onkel als den Neffen zum Manne, und ſagte ihr, daß ſie ſich, da es doch unmöglich ſchiene, den Neffen zu bekommen, an ihrer Couſine nicht beſſer rächen könnte, als wenn ſie durch ihre Heirath mit dem Onkel den Neffen zu einer weniger reichen Partie machte. — Dieſer Grund wirkte mehr, als alles, was ſie zuvor geſagt hatte, auf Chriſtianens neidiſchem Charakter, und ſie entſchloß ſich zu der Reiſe. Dies alſo war der Beſuch, zu welchem unſere beiden Freundinnen abgerufen wurden, und der Louiſen unendlich viel Freude machte, weil ihre kleine Eitelkeit ihr zuflüſterte, daß ſie wahrſcheinlich die Urſache desſelben ſei, obgleich die Tante vorgab, daß ihr alter Freund, der Herr von Roſenberg, zu ihr gekommen, als ſie eben in den Wagen ſteigen wollen, um ihren Bruder zu beſuchen; ſie hätte

deswegen die beiden Herren gebeten, sie zu begleiten. — Die Blicke des jungen Essen widersprachen dem, und diese Ueberraschung versetzte Louisen in eine so angenehme Stimmung, daß sie sich äußerst liebenswürdig darstellte. Sie war die Seele der Gesellschaft, und entzückte den schon verliebten Karl auf's neue so sehr, daß er Abends, als er mit seinem Oheim allein war, ihn versicherte, er könne nicht länger ohne Louisen leben, und müsse ihr den folgenden Tag gleich seine Neigung entdecken. Der Onkel versprach seiner Seits mit dem Vater zu reden, so bald der junge Mann der Neigung des Mädchens gewiß sei.

Louise entdeckte Karolinen, daß sie glaube, an Karl einen feurigen Liebhaber zu haben. Karoline fragte: was sie denn auf diesen Fall mit Braunau's Liebe anfangen wolle? »die überlasse ich dir ganz, bestes Mädchen," versetzte sie mit einem schalkhaften Lächeln, »denn ich habe lange bemerkt, daß du ihn liebst." Mit diesen Worten hüpfte sie fort, und hinterließ Karolinen einen Aufschluß über ihr eigenes Herz, den sie selbst gewiß so bald nicht würde gefunden haben. Sie gestand sich nun, daß Braunau ihrem Herzen immer theurer geworden war; sie fühlte daß sie mit ihm sehr glücklich hätte sein können, hatte aber nur zu deutlich seine Liebe zu Louisen bemerkt. Die ihrige war uneigennützig; sie konnte ihn sogar bedauern, daß er unglücklich liebe; so sehr war ihr Charakter über Christianens ihren erhaben; für diese wäre

es ein groſser Triumph geweſen, wenn Louiſe Karl abgewieſen hätte. Sie fing ſchon an ihn zu haſſen, und Plane zu ſchmieden, um das Glück dieſer beiden Leute zu ſtören. Karoline hingegen machte Plane, den Wünſchen ihres Freundes beförderlich zu ſein. — Der Wink, den ihr Louiſe über Faber's Abſicht auf ſie gegeben hatte, war ihr unangenehm, ſie fühlte, daß ſie Faber nicht lieben konnte und beſchloß, ſich von ihm zurück zu ziehen, um keine Hoffnung in ihm zu nähren, die ſie nicht erfüllen würde.

Alle dieſe Betrachtungen raubten ihr den Schlaf; ſie war ſchon früh wieder auf und im Garten; ſie ſaß auf einer Bank, die ganze Lage der Dinge noch einmal überdenkend, als ein plötzliches Geräuſch ſie aus ihrem Tiefſinn weckte. Da ſie ſich umſah, ſtand Braunau dicht neben ihr. Dieſe plötzliche Erſcheinung ſetzte ſie in ſichtbare Verlegenheit. Braunau, der es merkte, bat wegen ſeiner Ueberraſchung um Verzeihung, und ſagte: »ich konnte kaum glauben, daß eine ſo kurze Entfernung Ihnen Ihren Freund ſo fremd machen würde.«

Karoline. Das iſt auch nicht der Fall, lieber Freund! Ihre plötzliche Erſcheinung befremdete mich nur, da ich nichts von Ihrer Zurückkunft wußte. — »Sie haben lange auf ſich warten laſſen, Braunau,« — ſetzte ſie mit Erröthen hinzu.

Braunau. Es iſt ſehr ſchmeichelhaft für mich und meinen Freund, wenn wir vermißt worden ſind.

Karoline, um die Bewegung zu verbergen, in welche die plötzliche Ankunft ihres geliebten Freundes ſie verſetzt hatte, gab ſich Mühe, eine muntere Laune anzunehmen, und ſagte lachend: »da unſere Ritter uns verlaſſen hatten, ſo haben wir uns andere verſchrieben, die denn auch geſtern Abend richtig angekommen ſind.“ „Das wolle der Himmel nicht!“ verſetzte Braunau, »wir werden unſern Abſchied ſo leicht nicht nehmen; wir kam. auch geſtern Abend an; da wir aber hörten, die Schweſter des Herrn Roſen ſei gekommen, ſo blieben wir aus Beſcheidenheit zurück, ich machte mich aber heute ganz früh auf in der Hoffnung, eine von den jungen Damen anzutreffen, und da bin ich denn ſo glücklich geweſen, die liebenswürdige Karoline zu finden, mit der ich eigentlich zu reden habe. Es freut mich ſehr, Sie gerade allein zu finden, denn was ich Ihnen zu ſagen habe, betrifft Sie ganz allein. Sie ſollen über das Glück eines jungen Mannes entſcheiden,“ fuhr er fort, indem er ſie freundſchaftlich bei der Hand faßte, — Karoline ſchwieg hoch erröthend.

Braunau. Ich habe, ſeitdem wir mit einander bekannt ſind, Gelegenheit gehabt, Ihr vortreffliches Herz kennen zu lernen, und dieſes gibt mir Muth, Ihnen ohne Umſchweif einen Antrag zu machen, der Sie vielleicht über-

raſchen wird, obgleich einem Mädchen, wie meine Freundin Karoline, ſo etwas nie unerwartet ſein könnte, wenn Sie nicht zu beſcheiden wäre, ſich Ihrer Vorzüge bewußt zu ſein.

Karolinens Verwirrung ſtieg immer höher, denn Braunau ſprach in ſo zweideutigen Ausdrücken, daß Karoline denken konnte, er wollte ihr in ſeinem eigenen Namen einen Antrag thun; ſie faßte ſich ſo gut ſie konnte, und ſagte endlich: »Sie ſetzen mich in große Verlegenheit, Herr Aſſeſſor, ich verſtehe Sie nicht ganz.«

Braunau. Sie geben mir alſo die Erlaubniß, mich zu erklären? das läßt mich hoffen, ich werde in meinem Auftrag glücklich ſein. — Das Wort Auftrag brachte Karolinen auf den rechten Weg, ſie wußte nun, was ſie zu erwarten hatte. Braunau bemerkte, daß ſie in großer Gemüthsbewegung war, und da ſie ſchwieg, eröffnete er ihr, das ſehnliche Verlangen ſeines Freundes Faber ſei, ſie als Gattin zu beſitzen.

Obgleich Karoline nur einen Augenblick in dem Wahne ſtand, daß Braunau vielleicht für ſich ſelbſt reden könnte, ſo ſchlug doch die Gewißheit, daß er nicht für ſich ſprach, ſie ganz nieder. Sie erholte ſich aber bald wieder, und ſagte ihm: daß ihr zwar die Neigung ſeines Freundes ſehr ſchmeichelhaft ſei, doch fürchtete ſie, ſolche nie erwiedern zu können; ſie bäte ihn daher ſehr, ſeinem Freunde die Sache

auszureden, denn sie möchte nicht gern die Hoffnung eines rechtschaffenen Mannes erregen, da sie nicht glaubte, sie erfüllen zu können.

Braunau. Ist das alles, liebe Karoline, was ich meinem Freund sagen soll? Der Ausdruck Ihres liebevollen Auges ließ mich eine andere Antwort hoffen.

Karoline (sehr verlegen). Wie konnten Sie auf meinem Gesichte eine Antwort, auf eine Frage, die mir noch ganz unbekannt war, lesen? — Nach einer kleinen Pause bat sie ihn, seinem Freunde nicht zu sagen, was er mit ihr gesprochen hätte, sondern ihn von der ganzen Idee abzubringen.

Braunau versicherte sie, daß das nicht so leicht sei, als sie glaube; die Neigung zu ihr sei bei seinem Freunde zu tief eingewurzelt. »Glauben Sie mir, liebe Karoline, wer Sie ganz kennt und ein freies Herz hat, muß Sie lieben.« Karoline, die sich nicht gern loben hörte, obgleich Braunau's Lob ihrem Herzen wohl that, gab ihm zu verstehen, daß das Gespräch ihr drückend sei. Er brach ab. Zwar war ihm manches in ihren Reden und Betragen räthselhaft, doch nahm er sich jetzt nicht Zeit, darüber nachzudenken, denn er hatte noch über einen wichtigern Gegenstand mit ihr zu reden: seine Liebe zu Louisen. Da aber wahre Liebe verlegen macht, so wußte er nicht recht, wie er es anfangen sollte, endlich stotterte er eine Frage nach Louisens Befinden her-

aus. Karoline ſagte ihm, daß ſie eben jetzt ſehr vergnügt ſei, denn die Ankunft ihrer Freunde aus der Stadt, hätte ihr viel Freude gemacht. Er verſicherte hierauf, daß er ſich unendlich freue, dieſes liebenswürdige Mädchen wieder zu ſehen, und geſtand Karolinen nach einigem Zaudern, daß er ſie für ſeine Ruhe ſchon zu viel geſehen habe. — Zum Glück hinderte ihn ſeine eigene Verlegenheit, die von Karolinen zu bemerken, denn ob ſie gleich ſeine Neigung für ihre Baſe ſchon vermuthet hatte, ſo erſchütterte ſie doch die Beſtätigung ihrer Vermuthung ſehr. Seit ihrem letzten Geſpräch mit Louiſen war es ihr ziemlich deutlich geworden, daß ſie für Braunau mehr als Freundſchaft empfinde. Sie faßte ſich wieder, während Braunau fortfuhr, ihr ſeine Neigung und ſeine Wünſche bekannt zu machen, und ſie auf das dringendſte bat, ihm zu Louiſens Beſitz zu helfen. Karoline verſprach es, und verſicherte ihn, daß es ſie ſehr freuen würde, zwei Perſonen, die ihr beide ſo werth wären, durch einander glücklich zu ſehen. — Sie ſagte die Wahrheit, denn ihr Gemüth war zu edel, um ihrer Freundin ein Herz zu beneiden, das ihr nicht beſtimmt ſchien, ſo glücklich ſie ſich auch in ſeinem Beſitz gefühlt haben würde.

Dieſes Geſpräch hielt Karolinen ſo lange auf, daß ſie die Zeit zum Frühſtücken verſäumte. — In dieſem Hauſe wurde immer in Geſellſchaft gefrühſtückt. Louiſe ſchickte daher in den Garten ſie zu ſuchen, und Karoline lud Braunau ein, ſie zur Geſellſchaft zu begleiten.

Sie fanden Karl ſchon in ſehr lebhaftem Geſpräch mit Louiſen, die ſo vergnügt und heiter war, daß ſie nicht umhin konnte, die beiden Ankommenden mit ihrer einſamen Morgenpromenade tüchtig aufzuziehen; beide geriethen in Verlegenheit, und Braunau ſagte Louiſen auf die ehrerbietigſte Weiſe: wie er nichts mehr wünſchte, als daß der Inhalt ihres Geſprächs ihren Beifall erlangen möchte; denn, ſetzte er mit einem feurigen Handkuß hinzu, von Ihnen allein, liebenswürdige Louiſe, erwarte ich mein Glück. — Louiſe erröthete und zog ſich ſchnell von ihm zurück, weil ſie glaubte, daß die Vertraulichkeit, die ihr noch vor acht Tagen ſo angenehm würde geweſen ſein, ihrer neuen Eroberung nachtheilig ſein könnte. Bald darauf ſchlug ſie einen Spazirgang vor, auf welchem Karl, der ihr Führer war, ihr die Urſache ſeiner Reiſe entdeckte; ſie antwortete ihm mit vieler Artigkeit und Beſcheidenheit, daß ſie wünſchte, er möchte ſie erſt näher kennen lernen, ſie fürchtete, ſeine Vorliebe könnte ihn für ihre Fehler blind machen; was ein junger feuriger Liebhaber darauf erwiederte, läßt ſich leicht denken — und da dieſer Gegenſtand unter ein Paar jungen Leuten ſehr reichhaltig iſt, ſo iſt ſehr begreiflich, daß ihnen das Geſpräch nicht ausging, ſo lange der Spazirgang dauerte.

Braunau war Chriſtianens Begleiter und dieſe gab ſich alle Mühe, an ihm eine Eroberung zu machen, ward aber bald von ihm durchſchaut. — Der alte Roſenberg hielt

ſich zu Karolinen: er unterhielt ſich mit ihr von Louiſens Vorzügen, und als er ſah, welchen Antheil ſie an ihrer Freundin nahm, ſo verrieth er ihr die Abſicht der Reiſe.

Dieſe Entdeckung brachte bei Karolinen ein ſehr gemiſchtes Gefühl hervor; ſie bedauerte Braunau, weil ſie voraus ſehen konnte, daß ein junger Mann wie Eſſen, der in der großen Welt lebte, mehr Reiz für ihre Baſe haben würde als Braunau, der ihr zwar ein ganz anſehnliches, aber kein glänzendes Glück anbieten konnte; auf der andern Seite fühlte ſie eine geheime Freude über dieſen Vorfall, die ſie ſich ſelbſt nicht geſtehen mochte, und mit aller Macht zu unterdrücken ſtrebte. Sie ſagte dem Herrn von Roſenberg, daß ſie glaube, Louiſens Herz ſei nicht mehr frei; wenigſtens hatte ihr Betragen dieſen Schluß veranlaßt; denn daß man aus Eitelkeit auch wohl etwas der Liebe ähnliches affektiren könne, begriff Karoline freilich nicht.

Madame Winter unterhielt ihren Bruder von den Eroberungen, die ihre Tochter und Nichte an den beiden Fremden gemacht hätten; ſie wünſchten einander gegenſeitig Glück zu den guten Ausſichten, die ſich hierdurch für ihre Töchter eröffneten. — Madame Winter dachte nicht, wie Chriſtiane, ſie wünſchte ſich lieber Roſenberg als Eſſen zum Schwiegerſohn, denn ob ſie gleich ſelbſt ziemlich kokett war, und ihre Tochter nach ſich gebildet hatte, ſo ſah ſie doch wohl ein, daß dieſe Eigenſchaften ſie nicht fähig machten,

einem gefühlvollen jungen Manne ein dauerhaftes Glück zu verſprechen; der alte Roſenberg, glaubte ſie, müſſe ſchon eher zufrieden ſein, wenn er auch nicht immer der einzige Gegenſtand von der Neigung ſeiner Frau wäre. Sich als Frau noch den Hof machen zu laſſen, hielt ſie nicht für etwas übles, ſo lange die eheliche Treue nicht wirklich dabei verletzt würde. So weit war es bei ihr nie gekommen, doch ſchützte ſie dafür mehr ihr Temperament als ihre Grundſätze. Chriſtiane hingegen hatte mehr Sinnlichkeit als ihre Mutter, und machte daher in der Folge keinen Unterſchied zwiſchen Schein und Wirklichkeit; ſie war ein Beweis, daß man bei Töchtern eben ſo wohl darauf ſehen muß, ſie vor dem Schein des Laſters, als vor dem Laſter ſelbſt zu hüten, denn die weibliche Beſcheidenheit iſt gewiß eine der erſten Schutzwehren der Tugend.

Nach geendigtem Spazirgange verfügten ſich die Damen zur Toilette, und Karoline nahm dieſe Gelegenheit wahr, bei Louiſen Braunau's Auftrag auszurichten.

Louiſe hörte ſie mit ſichtbarem Vergnügen an, welches ſie für Braunau hoffen ließ, doch als ſie geendigt hatte, ſagte ſie ihr: »es freut mich, Karoline, daß meine Ahnung mich nicht betrogen, nur ſchade, daß ſich Braunau nicht etwas früher erklärt hat, jetzt bin ich mit meiner neuen Eroberung beſchäftigt, und da weiß ich nicht, was ich mit

ihm anfangen soll. Rathe mir, Karoline, was soll ich thun?" »Dein Herz prüfen," versetzte Karoline, »und dessen Ausspruch folgen." »Mein Herz," sagte Louise, spricht zwar für Essen, allein dieser hat sich noch nicht ganz deutlich erklärt, und nach der Politik meiner Tante, muß man nie einen Liebhaber verabschieden, ehe man eines andern gewiß ist; ich bitte dich daher, meine Liebe, sage ihm nicht, daß du bei mir warst, er kann schon einige Tage auf eine Antwort warten."

Karoline. Er begleitete mich aber bis an deine Thür und empfahl mir hier noch einmal sein Interesse.

Louise. Da mußt du auf etwas anders denken, nur sage ihm nicht die Wahrheit. —

Hier wurden sie durch Christianen unterbrochen und Karoline entfernte sich.

Als sie dem Gespräch mit ihrer Cousine nachdachte, merkte sie wohl, daß für Braunau nicht viel zu hoffen war, dies verursachte ihr eine heimliche Freude, deren sie sich schämte, und sich vornahm, Braunau's Sache aus allen Kräften zu unterstützen; sie wollte sich selbst dafür bestrafen, daß sie eine Leidenschaft in ihrem Herzen hätte Platz nehmen lassen, die sie nur unglücklich machen würde. Dem zufolge ging sie, um Braunau aufzusuchen; sie fand ihn mit den andern Herren, worunter auch Faber war, im

Eßſaal. Die Gegenwart des letztern ſetzte ſie in einige Verlegenheit. Braunau, der dieſes bemerkte, kam gleich auf ſie zu, und führte ſie an ein entlegenes Fenſter; hier ſagte er ihr, daß er ihrem Auftrage gemäß, Fabern noch nichts geſagt hätte, und wünſchte zugleich von ihr zu hören, ob ſie für ihn glücklich geweſen ſei. »Nicht ganz,« ſagte ſie, »Sie ſcheinen einen Nebenbuhler an Eſſen zu haben, der ſehr zu fürchten iſt; ich rathe Ihnen alſo, ſobald als möglich, mit Louiſen ſelbſt zu ſprechen. — Braunau erſchrack, denn nach Louiſens Betragen gegen ihn hatte er nicht anders ſchließen können, als daß auch er ihr nicht gleichgiltig wäre. Aber er hatte auch Stolz, er fühlte ſeinen Werth, und es kränkte ihn daher nicht wenig, als er ſah, daß der erſte beſte im Stande ſei, ihm Louiſens Herz ſtreitig zu machen. Nach einer kleinen Pauſe antwortete er Karolinen: »ich muß Louiſens Herz ihr ſelbſt verdanken, und wenn ſie nach ihrem bisherigen Betragen gegen mich noch ſchwanken kann, ſo werde ich mich ganz leidend verhalten. Louiſe weiß nun meine Liebe, thut ihr Herz für mich den Ausſpruch, ſo bin ich der glücklichſte Menſch, wo nicht, ſo werde ich meine Leidenſchaft zu unterdrücken ſuchen; denn, liebe Karoline,« ſagte er ſehr gerührt, indem er ihr die Hand drückte, „nur ein Herz, das ſich mir ganz ergibt, kann mich ganz glücklich machen!« Da er ihr bei dieſen Worten ſcharf in's Auge ſah, wurde ſie ſehr roth und wendete ſich ſchnell von ihm weg, um ihm die Thräne zu ver-

bergen, welche ihr in's Auge trat, allein er hatte ſie ſchon geſehen und dieſes beſtätigte ſeinen Argwohn; denn er glaubte ſchon den Morgen bei ſeinem Geſpräch mit Karolinen einige Neigung für ſich bei ihr zu bemerken. Die Art, wie ſie Faber's Antrag ablehnte, ließ ihn vermuthen, daß ihr Herz nicht frei ſei, und dieſer hatte ihm ſchon einige Mal den Argwohn geäußert; denn da er Karolinen liebte, ſo beobachtete er jeden ihrer Blicke, und es entging ihm keiner, der mit Zärtlichkeit auf Braunau geheftet war.

Braunau faßte plötzlich den Entſchluß, Louiſen zu entſagen, allein da er ſie in ihrer vollen Liebenswürdigkeit herein treten ſah, wankte er bald wieder, ſie war gegen ihn und Eſſen gleich artig und verbindlich, beide ſaßen neben ihr bei Tiſch, und nach Tiſch machte Karoline ihm immer Gelegenheit, ſich ihr zu nahen; ſo verging ihm dieſer Tag zwiſchen Furcht und Hoffen.

Abends, als er mit ſeinem Freund Faber allein war, entdeckte er ihm ſeine ganze Lage. »Du biſt glücklicher als ich,« erwiederte dieſer, »du darfſt noch hoffen, aber ich habe nichts mehr zu erwarten.« »Wie ſo, mein Freund,« erwiederte Braunau, »haſt du mit Karolinen geſprochen?« »ich nicht,« ſagte Faber, »aber du, und glücklich biſt du nicht geweſen, ſonſt hätte mir dein liebevolles Herz mein Glück nicht ſo lange verſchwiegen.«

Braunau. Wer ſagte dir, daß ich mit ihr ſprach?

Faber. Karolinens Schüchternheit und ihr zurückgezogenes Weſen; ſie war nicht mehr ſo unbefangen gegen mich, wie ſonſt, und doch war ihre Schüchternheit ſo ängſtlich, als daß ſie ein Vorbote von Liebe hätte ſein können.

Da Braunau ſah, daß er ſein Schickſal errathen hatte, erzählte er ihm auch den Theil von ſeiner Unterredung mit Karolinen, der ihn betraf. Als er ausgeredet hatte, ſagte Faber mit einem Seufzer: »dieſes Glück wäre für mich zu groß geweſen, ich muß Verzicht darauf thun. Karoline kann auf ein beſſeres Schickſal Anſpruch machen, als ich ihr gewähren kann. Hätte ich nicht gewußt, daß du Louiſen liebteſt, nie würde ich meine Augen zu ihr erhoben haben, denn du biſt eigentlich der Mann, den ſie beſitzen ſollte, und ich bedaure ſie, wenn ſie, gleich mir, in hoffnungsloſer Liebe ſchmachtet.

Braunau ſuchte es ſeinem Freunde auszureden, daß Karoline Neigung für ihn hätte, ob es ihm gleich insgeheim ſchmeichelte. Er nahm ſich vor, in einigen Tagen ſelbſt mit Louiſen zu reden. Eſſen, der ein feuriger Jüngling war, kam ihm zuvor, und Braunau erfuhr bald durch Karolinen, daß Louiſe für dieſen entſchieden ſei. Dieſe Nachricht überraſchte ihn ſo ſehr, daß er plötzlich den Entſchluß faßte, zu verreiſen; er mochte den Triumph ſeines Nebenbuhlers nicht mit anſehen, ſein Stolz war

zwar mehr gekränkt als ſein Herz, denn dieſes neigte ſich immer mehr zu Karolinen; allein er glaubte, wenn ſie ihn wirklich liebte, ſo würde ein Jahr Abweſenheit ihm ihre Liebe nicht rauben, und er ging indeſſen ſeinem Freunde aus dem Wege, wenn es ihm etwa noch beſchieden wäre, in ſeiner Liebe glücklich zu ſein.

Er kam an einem Morgen ganz reiſefertig zu der Familie Roſen, als ſie eben zum Frühſtück verſammelt waren, und nahm von allen Abſchied, indem er vorgab, daß ein Onkel, den er in Schleſien hatte, ihn plötzlich zu ſich berufen habe. Louiſe, die die Urſache ſeiner Entfernung vermuthete, war beim Abſchied etwas verlegen, und Karoline ſehr gerührt; ſie ſagte ihm ſo herzlich Lebewohl, daß es ihm ſelbſt weh that, ſie verlaſſen zu müſſen.

Der alte Roſen bedauerte ſehr, daß er gerade jetzt abreiſen müßte, da er eben im Begriff ſei, das Verlobungsfeſt ſeiner Tochter zu feiern; zum Glück ſagte er es ihm leiſe, ſonſt würde es ihn noch mehr in Verlegenheit geſetzt haben. Er eilte ſo bald als möglich aus dem Zimmer, um ſeine Bewegung zu verbergen.

Als am Abend dieſes Tages die Geſellſchaft auseinander ging, nahm Roſen ſeine Tochter mit in ſein Zimmer, und ſagte ihr, daß der alte Herr von Roſenberg um ſie für ſeinen Neffen geworben hätte, er glaubte ja wohl, daß die jungen Leute ſo ziemlich einverſtanden wären, auch nehme

er ihr dieſes gar nicht übel, denn er hätte ihr immer geſagt, daß ſie für ſich ſelbſt wählen müßte. Doch ehe ſie zum feſten Entſchluß käme, möchte ſie erſt einen Brief leſen, welchen ihre Mutter ihm auf dem Todbette noch für ſie eingehändigt, und den er ihr hiemit überreichte. — »Deine gute Mutter," — ſagte er mit Thränen, — »empfahl mir ihn dir zu übergeben, wenn du in die Welt treteſt, oder auch dich verheiratheteſt. Da mir nun dieſer Zeitpunkt nahe ſcheint, ſo erfülle ich hiemit das Verſprechen, was ich deiner lieben ſeligen Mutter geleiſtet, und bitte dich, liebe Louiſe, dringend, ja den Lehren deiner Mutter in allem zu folgen, denn ſie war eine vortreffliche Frau!" Vater und Tochter waren ſehr gerührt, und Louiſe nahm mit einem heiligen Schauer dieſes letzte Vermächtniß ihrer geliebten Mutter in Empfang.

Schade nur, daß Roſen dieſen Brief ſeiner Tochter nicht vor ihrer Reiſe zu der Tante gegeben hatte, vielleicht hätte er ihr Stärke verliehen, den böſen Eindrücken, die ſie hier erhielt, beſſer zu widerſtehen, wie man aus deſſen Inhalt urtheilen kann. — Er lautete alſo:

»Da ich alle Urſache habe zu befürchten, daß ich um die Zeit, wenn du, meine innig geliebte Tochter! in die Welt trittſt und dich verheirathеſt, nicht mehr lebe, ſo halte ich es für meine heiligſte Pflicht, dir in dieſen Zeilen als ein Vermächtniß alles das zurück zu laſſen, was

ich dir bei dieſer Gelegenheit würde zu ſagen haben; vielleicht werden meine Erinnerungen dann, wenn du ſie als die letzten Worte deiner ſterbenden Mutter betrachteſt, einen ſtärkeren Eindruck auf deine Seele machen, als hätte mir der gütige Regierer aller Welten das Glück vergönnt, dir bei dieſer Gelegenheit mündlich meine Lehren mitzutheilen.

Schwer, unendlich ſchwer wird es mir, mich von dir, du Tochter meines Herzens, loszureißen und in dem Alter von dir zu ſcheiden, wo du der mütterlichen Führung am meiſten bedarfſt; wo dein junges Herz allen Eindrücken offen iſt, und wo der Rath einer liebevollen, nicht unerfahrnen Mutter dir oft nützlich ſein könnte. Ich laſſe dich zwar unter dem Schutz eines liebenden Vaters, und unter der Leitung eines erfahrnen Onkels, allein ich weiß nicht, ob dein junges Herz ſich an dieſe männlichen Führer ſo wird anſchließen können, wie ich Urſache hatte zu hoffen, daß es ſich an mein mütterliches Herz würde angeſchloſſen haben. Da ich nun aber leider meine Lebenskräfte immer mehr abnehmen fühle, ſo will ich, als mein beſtes Vermächtniß, dir einige Lehren ſchriftlich hinterlaſſen. Gott gebe ſeinen Segen zu dieſem Vornehmen! und laſſe alles Gute in deinem Herzen Wurzel faſſen, damit ich einſt bei unſerer Wiedervereinigung in jenem Leben, dich, geliebtes Kind, ſchuldlos empfangen möge.

Laß die Thränen, die während dem Schreiben dieses Papier benetzen, in dein Herz dringen, um dort das Andenken deiner zärtlichen Mutter und ihrer Lehren fest zu gründen.

Zuerst muß ich dich mit dir selbst bekannt machen, und dir deine Fehler so wohl als dein Gutes vor Augen stellen. Du hast viele gute Anlagen und Talente, auch wird es dir nicht an äußeren Reizen fehlen, so daß es nur an dir liegen wird, einst ein sehr liebenswürdiges Mädchen zu werden. Dabei scheint mir aber dein junges Herz viel Hang zum Leichtsinn und zur Eitelkeit zu haben; ich rathe dir daher stets auf deiner Hut zu sein, damit diese Fehler bei dir nicht zu herrschenden Leidenschaften werden, denn als solche würden sie deinem wahren Glück auf immer im Wege stehen.

Gewöhne dich frühzeitig daran, mein Kind, dich nützlich zu beschäftigen. So lange du auf dem Lande im väterlichen Hause lebst, wird dir dieses leicht werden, weil du da nicht viel Gelegenheit zu Zerstreuungen haben kannst, allein ich bitte dich um deines künftigen Glückes willen, auch dann meine Warnung nie aus der Acht zu lassen, wenn es dir bestimmt sein sollte, in der großen Welt zu leben. — Nützliche Beschäftigungen werden dich vor langer Weile bewahren, die in den gewöhnlichen Leben der Frauen nach der Welt nur zu sehr zu fürchten ist, und

dort oft zu Schwachheiten und Fehlern verleitet, die die Quellen vieler Leiden werden können.

„Dein Onkel wird deinen Verstand bilden und dich denken lehren, und dann ist es deine Hauptpflicht, diesen gebildeten Verstand zum Führer deines Lebens zu machen. Sei bei der Wahl deiner Freundinnen nicht leichtsinnig, und laß auch dabei nicht allein dein gutes Herz entscheiden, sondern ziehe allemal deinen Verstand zu Rathe. Freundschaft sollte nie, wie es leider die Liebe ist, die Folge eines schnellen Eindrucks sein; hier muß der Verstand prüfen und die Erfahrung belehren, ehe wir unser Herz dem wohlwollenden Gefühl der Freundschaft ganz öffnen. — Ein junges Herz ist nur zu bereit, ein augenblickliches Wohlwollen und höfliches Zuvorkommen, wobei oft gar nichts gedacht wird, für Freundschaft zu nehmen. Glaubte ich nicht eine Mischung von Leichtsinn in deinem Charakter zu entdecken, so würde ich nicht suchen, dieses Mißtrauen gegen die Menschen in dir zu erwecken, allein ich halte es für meine Pflicht, dich vor den Klippen zu warnen, auf welche dich Leichtsinn und gutes Herz führen könnten. Faſſe immer mehr Zutrauen zu solchen Personen, bei denen du bemerkst, daß sie, bei ihrem Wohlwollen gegen dich, für deine Fehler nicht blind sind, als gegen solche, die dir nur immer schmeicheln und nur deine guten Eigenschaften loben. Ich weiß wohl, daß es für ein junges unerfahrenes Herz sehr schwer ist, falsche Freunde

von wahren zu unterscheiden; allein eben diese Schwierigkeiten müssen dich um so vorsichtiger machen.

Du wirst einst reich sein, und auch dann, wenn du in der großen Welt leben solltest, bei dem nöthigen Aufwand noch immer etwas für arme Nothleidende übrig haben. Ich halte es für Pflicht, den Ueberfluß zu entbehren, um zu der Unterstützung der Armen etwas thun zu können: auch mußt du deine Wohlthaten nicht auf Straßenbettler einschränken, — denn das thut man oft nur um des überlästigen Bettelns los zu werden, — es wird deinem Herzen weit mehr Zufriedenheit gewähren, wenn du Gelegenheit suchst, solche Hilfsbedürftige zu unterstützen, die sich zu betteln schämen. Wenndu deinen Reichthum auf diese Art gebrauchst, so wird er dir wahre Achtung und innere Zufriedenheit erwerben.

Nun komme ich zu einem Zeitpunkt, der dir der wichtigste sein muß, und der dein Glück nicht allein für dieses, sondern auch für dein künftiges Leben bestimmen wird, nämlich zu der Wahl eines Gatten. — O! warum ist es mir nicht vergönnt, dich bei dieser Wahl zu leiten? Doch ich will nicht murren, sondern thun was ich kann, um dich zu warnen, und dann dich und dein künftiges Glück dem gütigen Gott anheim stellen.

Dein Vermögen und deine äußeren Vorzüge lassen vermuthen, daß es dir nicht an Freiern fehlen wird, aber

deſto ſchwerer wird es dir werden, denjenigen zu wählen, der dich wegen deines Charakters liebt. — Ich wünſchte, daß die Freundſchaft mehr als die Liebe, dich einſt bei deiner Wahl leiten möchte, denn die Liebe macht uns nur zu oft blind, gegen die Fehler ihres Gegenſtandes, und dann wohl uns, wenn wir nie die Augen öffnen, oder wenigſtens nicht Laſter da finden, wo wir Tugenden ahneten.

Prüfe dich bei der Wahl eines künftigen Gatten, ob du fähig wäreſt, im Nothfall ihm alles, bis auf deine liebſten Wünſche und Neigungen zu opfern, denn es gibt Ehen, wo eine Frau nur durch eine gänzliche Hingebung glücklich werden kann. — Du könnteſt mir einwerfen, daß man bei einer ſolchen Aufopferung ſich unmöglich ſehr glücklich fühlen könne. Allein edle Seelen werden ſelbſt glücklich, indem ſie glücklich machen.

Es gibt noch eine Klippe, meine inniggeliebte Tochter! an welcher du leicht ſcheitern könnteſt, wenn nicht eine gute Erziehung und feſte Grundſätze dich dafür bewahren. Die Sucht zu gefallen meine ich. — Du mußt nie die Herzen der Männer, durch anſcheinendes Zuvorkommen, an dich feſſeln wollen, — wenn du nicht glaubſt, ihre Neigung einſt erwiedern zu können. — Es iſt nichts häßlicher von einem jungen Mädchen, als Hoffnung bei einem rechtſchaffenen Manne zu erwecken, die ſie nicht erfüllen kann noch will. — Ich weiß wohl, daß mehrere

Frauenzimmer, die dieſe Koketterie begehen, ihren Fehler damit zu entſchuldigen ſuchen, daß unſer Geſchlecht Repreſſalien gegen das männliche gebrauchen müſſe, allein durch dieſe feindſelige Maßregel leidet gewöhnlich die, welche ſie ausübt, mehr, als der, gegen den ſie gebraucht wird, denn durch die lange Uebung in der Koketterie geht weit mehr von unſerer Weiblichkeit verloren, als vielleicht durch einen gröberen Fehltritt geſchehen wäre; alſo um deines eigenen Glücks willen beſchwöre ich dich, meine Louiſe! hüte dich dafür! Einem reichen ſchönen Mädchen wird gewöhnlich von vielen gehuldigt — oft gilt dieſe Huldigung zwar nur dem Vermögen, allein ein hübſches junges Mädchen ſagt ſich das nicht leicht; ſie ſchreibt allein ihren Reizen zu, was nur äußere Umſtände hervor brachten, und dann entſteht hiedurch gar leicht der Wunſch in ihr, überall angebetet zu ſein; ſie gewöhnt ſich daran, und erſtickt durch dieſe Schwachheit manche aufkeimende Tugend; bei zunehmendem Alter bleibt dann eine Leere zurück, die Mutter allzuſpäter Reue. — Wie ich ſehe, habe ich mich über dieſen Punkt weiter ausgedehnt, wie ich anfangs willens war, Gott gebe, daß es nicht eine Ahnung iſt, die mich in dieſem Augenblick überfallen hat! O wüßte ich das, ſo würde ich Gott bitten, dich mir bald in jenes Leben nachzuſenden! Vor allen Dingen, meine theure Louiſe! entferne dich nie von dem Pfade der Religion! wenn du dieſer treu bleibſt, ſo wirſt du ſo leicht

nie deine Pflicht verletzen, oder doch bald auf den rechten Pfad zurückkehren. Eine Frau ohne Religion iſt ein elendes Geſchöpf, Gott behüte dich, daß du nie in die Klaſſe dieſer Unglücklichen gehören mögeſt.

Ich glaube nicht, daß ich nöthig habe, dir Ehrfurcht und Liebe gegen deinen Vater und Oheim zu empfehlen. Natur und Umſtände ſcheinen deine Baſe Karoline zu deiner Freundin beſtimmt zu haben; ſuche ſie dir immer nahe zu erhalten; ihr ſtiller, geſetzter Charakter kann vielleicht oft dein lebhafteres Temperament mäßigen. — Leb wohl, mein Kind, leb ewig wohl und vergiß nie die Lehren deiner treuen Mutter."

Louiſe war noch ganz im Nachdenken über dieſen Brief vertieft, als Karoline, deren Zimmer dicht an das ihrige ſtieß, ſie um Erlaubniß bat, noch ein wenig zu ihr zu kommen. Louiſe, die in ernſthaften Augenblicken ihre Baſe über alles liebte, ſah dieſen nächtlichen Beſuch ſehr gern, und rief ihr zu: Komm, liebe Karoline, und theile das Vermächtniß meiner Mutter mit mir.

Karoline, die, allein auf ihrem Zimmer, in tiefes Nachdenken über Braunau's Abreiſe verſunken war, und die das Bedürfniß fühlte, jemand zu ſuchen, mit dem ſie von ihm ſprechen könne, trat haſtig herein, um ihrem Herzen Luft zu machen. Louiſe theilte ihr aber zuerſt den Brief ihrer Mutter mit und beide Mädchen waren gerührt. Louiſe

fühlte, daß ſie in manchen Stücken ſchon wider die Lehren ihrer Mutter gefehlt hatte, und war offenherzig genug, es Karolinen zu geſtehen; ſie ſah nun wohl ein, daß Madame Winter gerade das Gegentheil von ihrer Mutter geweſen, und daß ihr Betragen gegen Braunau der Koketterie ſehr ähnlich ſehe. »Alſo würdeſt du,« ſagte Karoline, »ihm wohl deine Hand gegeben haben, hätteſt du dieſen Brief früher geleſen?« »Nein, liebe Karoline,« verſetzte Louiſe, »ich kann ihn hochachten aber nicht lieben, — — vielleicht, — hätte ich Eſſen nicht gekannt — aber für dieſen ſpricht mein Herz zu laut; und nicht wahr, liebe Karoline, auch die Vernunft kann nichts gegen ihn einwenden?«

»Er ſcheint mir ein guter junger Mann zu ſein,« erwiederte Karoline, »allein ich kenne ihn nicht genug, um in einer ſo wichtigen Sache rathen zu können. Auf jeden Fall fürchte ich für dich, wenn du mit einem ſo jungen Manne in die große Welt trittſt.«

Louiſe. Da kannſt du Recht haben, Karoline; allein was hindert uns auf dem Lande zu bleiben, und gehen wir ja im Winter auf einige Monate in die Stadt, ſo verſprich mir, mich zu begleiten; du ſollſt mein Schutzengel ſein, meine gute Mutter beſtimmte dich gewiſſermaßen dazu, und dort habe ich auch keine Tante und Couſine, die mich verleiten könnten.

Die beiden Mädchen ſchloſſen hierauf in dieſer feierlichen Stunde einen Freundſchaftsbund, und verſprachen ſich gegenſeitig über ihre Fehler zu wachen. Sie ſchieden erſt nach Mitternacht, nachdem ſie die Abrede genommen hatten, Karl von Eſſen noch recht zu prüfen, ehe ſie ihm ſein Glück bekannt machten. Karoline war heimlich froh, daß Louiſe ohne ihre Veranlaſſung ſich ausſchließlich für Eſſen erklärte, denn ſie hatte es ſich zur Pflicht gemacht, ſo lange noch einige Hoffnung da ſei, für Braunau zu ſprechen.

Am andern Tage näherte ſich Karoline Eſſen mehr, als ſie bisher gethan, um ihn zu prüfen, ob er des Vorzugs werth ſei.

Vor Tiſch, als Mad. Winter und Chriſtiane noch mit ihrem Putz beſchäftigt waren, ſchlug ſie Eſſen und Louiſen einen Spazirgang in das Dorf vor, ſie führte ſie als von ungefähr an einer Hütte vorbei, in welcher den Tag zuvor der Vater einer zahlreichen Familie plötzlich geſtorben war. Als die Kinder die Geſellſchaft von ferne kommen ſahen, liefen ſie ihnen ſchon weinend entgegen, und klagten ihre Noth; ſie beſchenkten ſie alle drei und als ſie weiter gingen, erzählte Karoline ihrer Geſellſchaft, welche Leiden dieſe Familie ſeit einem Jahre ausgeſtanden hätte. — Im vorigen Sommer wurden ihre Felder verhagelt, kurz darauf brannte ihre Scheune ab, und der Mann beſchädigte bei Löſchung

des Feuers seinen rechten Arm so, daß er während einem halben Jahre nicht arbeiten konnte. — Die Frau, welche eben ein säugendes Kind hatte, verlor vom Schrecken die Milch, welches ihr eine lange Krankheit zuzog; durch die Unterstützung des Herrn Rosen wurden sie endlich wieder geheilt, sie bekamen Korn zur frischen Aussaat von ihm, und halfen sich mit ihrer zahlreichen Familie kümmerlich hin. Die älteren Kinder, ob sie gleich noch sehr jung waren, mußten mit arbeiten. Vor Kurzem fiel ihnen ihr einziges Pferd, und der Mann, um diesen Mangel zu ersetzen, arbeitete nun doppelt so viel als sonst; allein dieses überstieg seine noch schwachen Kräfte, und er verfiel endlich wieder in eine Krankheit, an der er gestern starb, und seine Familie im größten Elend verließ. Die älteste Tochter, ein Mädchen von achtzehn Jahren, hatte, als sie noch im Wohlstande waren, einen Liebhaber, dessen Eltern wollten aber die Heirath nicht zugeben, wegen der Armuth der Braut, sonst würde dieser fleißige Bursche, der noch immer sehr an dem Mädchen hängt, die Familie durch seine Arbeitsamkeit unterstützen können.

Die Gesellschaft hörte Karolinen mit Rührung zu, und als sie von ihrem Spazirgang zurück kamen, gab Louise Karolinen zwanzig Rthlr., um sie der armen Familie zu bringen; „ich dächte, liebe Louise," sagte Karoline, »du begleitetest mich dahin, um die Freude, die du bewirken wirst, mit anzusehen, das wird dich zu fernern guten Handlungen

ermuntern, und deinem Herzen eine himmliſche Zufriedenheit gewähren.“

Louiſe, die den Rath ihrer Mutter noch im friſchen Andenken hatte, entſchloß ſich den Vorſchlag ihrer Baſe anzunehmen, zumal da die Geſellſchaft ſich zerſtreut hatte. Die fremden Damen gingen auf ihr Zimmer um zu ſchreiben, Herr von Roſenberg unterhielt ſich mit dem alten Roſen, und Karl hatte ſich gleich nach Tiſche entfernt.

Als die beiden Mädchen ſich allein ſahen, eilten ſie der Hütte zu, wo die unglückliche Familie wohnte. Wie ſie in das Haus traten, fanden ſie dieſe Leute vor Freuden jauchzen, die ſie vor Kurzem noch in ſo großer Betrübniß verlaſſen hatten. Sie konnten dieſe plötzliche Veränderung nicht begreifen, und als ſie ſich darnach erkundigten, bekamen ſie in einiger Zeit keine andere Antwort, als: ach der gute Herr! Gott ſegne den guten Herrn! Sie mußten dem Ausbruch der Freude dieſer armen Menſchen freien Lauf laſſen, und erſt nach geraumer Zeit konnten ſie die Urſache erfahren.

„Der junge Herr,“ fing die Mutter endlich an, „den ſie dieſen Morgen mit hieher brachten, —“ — „hat uns ſehr ſchön beſchenkt,“ fiel ihr die älteſte Tochter ein, „und mich vorzüglich —“ —„Ja was meinen Sie wohl,“ ſagte die Mutter wieder, „er hat meiner Tochter hundert Rthlr. zum Brautſchatz gegeben, und mir noch fünfzig Rthlr. für meine Familie.“ „Gott ſegne ihn,“ riefen alle! „O das wird er

thun," ſagten die beiden Mädchen mit glänzenden Augen. Louiſe legte ihre kleine Summe auf den Tiſch, und entfernte ſich ſchnell.

»Karl iſt ein edler Mann," ſagte Louiſe, indem ſie Karolinen freudig die Hände drückte; »und deiner werth," erwiederte Karoline — denn in ihrem kleinen Wirkungskreis war Wohlthätigkeit die erſte Tugend. — »Aber werde ich ihn auch ganz verdienen?" erwiederte Louiſe; »mich dünkt, ich bin nicht ganz ſo gut, wie ſeine Gattin ſein ſollte." »An ſeiner Seite wirſt du gewiß, was deine Mutter wünſchte, daß du ſein möchteſt."

Die gute Karoline glaubte hier ſehr richtig zu urtheilen, allein ſie irrte ſich doch. Eſſen war zwar ein Mann von ſehr gutem Herzen, auch fehlte es ihm nicht an Verſtand und Kenntniſſen, deſto mehr an Erfahrung und Nachdenken; weil er gut war, hielt er jedermann für gut, der es zu ſein ſchien; aus Mangel an Erfahrung, konnte er gar leicht überliſtet werden, und ſo taugte er nicht dazu, eine Frau von Louiſens Denkungsart durch die Welt zu führen.

Als die beiden Mädchen zu Hauſe kamen, fanden ſie den alten Roſenberg mit ſeinem Neffen in einen kleinen Streit verwickelt.

»Warum willſt du nun das Pferd nicht kaufen, das dir noch vor Kurzem ſo wohl gefiel?" —

»Ich brauche mein Geld zu einer nothwendigern Ausgabe,« erwiederte Karl.

»Ich begreife zwar nicht,« verſetzte Roſenberg, »was du hier für große Ausgaben haben kannſt, auch geht es mich nichts an, wozu du dein Geld gebrauchſt, nur iſt es mir ein Räthſel, was dir ſo viel lieber ſein kann, als der Engländer, den du dir noch vor Kurzem wünſchteſt.«

»Edler junger Mann,« ſagte Louiſe, indem ſie näher zu ihnen trat, — »ſchämen Sie ſich ihrer guten Handlung nicht.« Hierauf erzählte ſie der Geſellſchaft mit einer ſolchen Freude, daß man deutlich ſah, welchen Antheil ſie an ihm nahm.

Mad. Winter und Chriſtiane fanden zwar keinen groſſen Geſchmack an dieſem Geſpräch; allein um ſich doch auch von einer vortheilhaften Seite zu zeigen, ſchlug letztere vor, daß die übrigen von der Geſellſchaft etwas für die arme Familie zuſammen legen ſollten, was ſie denn dieſen Leuten ſelbſt bringen wollte. »Mamſell Karoline wird die Güte haben, mir den Weg zu zeigen.« — Sie brachten noch fünfzig Rthlr. zuſammen, und ſo bediente ſich die Vorſehung der Eitelkeit dieſer Menſchen, um einer armen Familie wieder aufzuhelfen.

Karl, dem Louiſe immer lieber wurde, bat ſie einige Tage nach dieſer Begebenheit um die Erlaubniß, bei ihrem

Vater um ſie zu werben. — Er erhielt ſie leicht, und eben ſo leicht des Vaters Einwilligung.

Da nun Chriſtiane ſah, daß bei Karl für ſie nichts mehr zu hoffen ſei, ſo überlegte ſie mit ihrer Mutter, wie es nun Zeit wäre, den alten Roſenberg zum Entſchluß zu bringen. — Mutter und Tochter wandten hierauf alle ihre Künſte an, um den alten Herrn immer feſter an ſich zu ketten. Dieſem that es ungemein wohl, von ſo artigen Damen geſchmeichelt zu werden, und er war ſchwach genug, in die Falle zu gehen. Er machte Chriſtianen den Antrag, ſie zu heirathen. — »Sie ſind zwar ein noch junges und ſehr liebenswürdiges Mädchen, und müſſen ſich wundern, daß ein Mann in meinem Alter Anſprüche auf Sie wagen darf, allein da ich Sie bisher als eine ſolide Perſon habe kennen lernen, ſo ſchreckt mich dieſes nicht ab. — Der Himmel hat mich geſegnet, und ich mache mich anheiſchig, Ihnen ein Witthum von hunderttauſend Rthlrn. zu verſchreiben. Vielleicht finden Sie es unbeſcheiden, daß ich vor Ihnen gleich meine Reichthümer auskrame, da ich aber weder Jugend noch Schönheit beſitze, ſo muß ich wenigſtens das, was ich habe, in's Licht ſtellen. Viel Geld und ein redliches Herz, ſehen Sie da alle meine Eigenſchaften.«

Chriſtianen kam dieſer Antrag nicht mehr unerwartet; die Art, wie er ihn vorbrachte, fiel ihr etwas auf, doch

die Beſtimmung des Witthums machte alles übrige wieder gut; da ſie es aber für unſchicklich hielt, gleich Ja zu ſagen, ſo hatte ſie noch verſchiedene Ausflüchte, unter andern auch, daß ſie fürchtete, ſein Neffe würde es nicht gerne ſehen, wenn er ſich verheirathete. — »Da kennen Sie Karl nicht,« erwiederte der Alte, »dieſer freut ſich gewiß eben ſo ſehr, wenn er ſieht, daß ich glücklich bin, als wenn ich ihm mein ganzes Vermögen vermacht hätte; es iſt ein ſehr guter Junge, und auch ſelbſt reich genug, mein Vermögen entbehren zu können, zumal, da er noch ſo eine reiche Frau bekommt; ſterben wir ohne Kinder, ſo iſt ja der übrige Theil meines Vermögens ohnehin ſein Erbtheil; entſchließen Sie ſich immer, ſeine Tante zu werden, er wird Ihnen gewiß ſtets ein liebevoller Neffe ſein.« Chriſtiane verwies ihn hierauf an ihre Mutter. — »Mit dieſer bin ich ſchon in Richtigkeit,« verſetzte Roſenberg, »ſie hat mich ganz allein an Sie verwieſen.«

Beinahe hätte er ſeine Angelegenheiten dadurch verſchlimmert, daß er ſich zuerſt an die Mutter gewendet hatte, denn die jungen Mädchen nehmen es gewöhnlich übel, wenn die Heirathsanträge den ordentlichen Weg gehen — doch die hunderttauſend Rthlr. traten abermals in's Mittel, und dann überlegte ſie doch auch, daß ein Geliebter von fünfzig Jahren einen andern Weg einſchlägt, als einer von zwanzig; ſie bat ſich alſo nur noch eine kurze Bedenk-

zeit aus, war aber schon entschlossen, ihm ihre Hand zu geben.

Als Rosenberg sie verlassen hatte, ging sie gleich zu Louisen, um ihr die Nachricht bekannt zu machen, denn sie wollte gern die Freude haben, sich an Louisens Bestürzung zu weiden, doch hier verfehlte sie ihren Zweck. Louise, die nicht den mindesten Eigennutz in ihrem Charakter hatte, freute sich im Gegentheil über diese Verbindung, und scherzte darüber, daß sie sie nun bald als Tante begrüßen müßte. — Es verdroß Christianen sehr, daß sie einen ihrer Hauptentzwecke bei dieser Heirath verfehlt hatte.

Auch Rosenberg hatte sich in seinen Neffen nicht geirrt; er hörte die Nachricht von dem Vorhaben seines Onkels mit vielem Vergnügen.

Christiane begriff gar nicht, wie eine Begebenheit, von der sie ganz andere Erwartungen gehabt hatte, eine so reine Freude bei allen Parteien hervor bringen konnte. Ihre Mutter löste ihr das Räthsel; sie sagte ihr nämlich, daß Louise sowohl als ihr Bräutigam noch in dem Alter der Schwärmerei wären. Junge Leute, wenn sie nicht recht solid erzogen sind, setzen gewöhnlich einen sehr geringen Werth auf's Geld, hingegen suchen sie ihr ganzes Glück in edlen Gesinnungen und großmüthigen Handlungen; laß sie aber nur einige Jahre verheirathet sein und Kinder haben, dann werden sie anders urtheilen. Du, liebe Chri-

ſtiane, wirſt mit deinem alten Manne ein ſehr angenehmes Leben führen. — Im Anfange deiner Ehe mußt du beſonders recht artig und gefällig gegen ihn ſein, und die Idee, daß du ihn liebſt, bei ihm feſtſetzen. Wenn du einmal deine Reputation bei ihm gegründet haſt, dann glaube mir, kannſt du thun, was du willſt; zudem haſt du bei ſeinem Reichthum die Ausſicht, eines der erſten Häuſer in B*** zu machen, da hingegen deine Couſine immer nur auf der zweiten Stufe ſtehen wird. Gewiß kann es dir nicht fehlen, bald einen kleinen Hof um dich her zu verſammeln, nur mußt du immer die Klugheit beobachten, mit deinem Manne gut umzugehen. Auf dieſe Art wird dir ſein ganzes Vermögen zu Gebot ſtehen, und meine Tochter wird wie eine kleine Königin leben.

Chriſtiane fand die Ausſicht ſehr ſchmeichelhaft, und der junge verliebte Eſſen wünſchte, daß die Hochzeit ſo bald als möglich vor ſich gehen möchte, und meinte, beide Paare könnten auf dem Gute ſeines Schwiegervaters getraut werden. Damit war Chriſtianen nicht ſehr gedient, ſie wollte gern noch in C** bei ihren Bekannten als Braut glänzen und auch eine Hochzeit haben, die den Reichthum ihres Bräutigams angemeſſen wäre. Louiſe hingegen, die ihren Karl ſehr liebte, wünſchte jetzt nur ihm zu gefallen, und andern guten Menſchen Freude zu machen. — So öffnete dieſe erſte jugendliche Leidenſchaft, vereint mit den Lehren ihrer Mutter, ihr Herz zum Guten, und machte ſie ſo wohl-

thätig, als ſie es noch nie geweſen war. — Karolinen machte dieſe ſchnelle Veränderung ihrer Freundin ſehr froh; ſie hoffte, daß ſie ihren Leichtſinn nun auf immer abgelegt habe, allein ſie kannte die Welt noch zu wenig, um jugendliche Aufwallungen von feſten Grundſätzen zu unterſcheiden.

Karl und Louiſe kamen dahin überein, ihre Hochzeit auf dem Lande zu feiern, und ſtatt allem andern Aufwand, der bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnlich iſt, einige paar junge Leute aus dem Dorfe auszuſtatten, und ſolche an einem Tage mit ſich trauen zu laſſen.

Mad. Winter und Chriſtiane fanden dieſe Einrichtung zwar ſehr abgeſchmackt, doch ließen ſie ſich davon nichts merken, zumal, da der alte Roſenberg es allerliebſt fand; im Gegentheil bedauerten ſie, daß ihre Verbindungen in der Stadt ihnen nicht erlaubten, ihre Hochzeit eben ſo einzurichten.

Mutter und Tochter reiſten auch bald darauf ab, ſie wollten, wie ſie ſagten, die Anſtalten zu der Verheirathung treffen; hauptſächlich aber, weil ſie vor langer Weile geſtorben wären, wenn ſie noch längere Zeit auf dem Lande hätten zubringen müſſen; auch war Chriſtiane des Zwangs ſehr überdrüſſig, den ſie ſich ſo lange angethan hatte. Sie ſehnte ſich wieder nach den Vergnügungen der Stadt, und noch mehr *darnach*, ſich ihren Bekannten in dem ſchönen

Schmuck zu zeigen, mit dem Rosenberg sie beschenkt hatte.

Die vier Wochen, die noch bis zur Hochzeit des jungen Paares verflossen, vergingen ihnen sehr geschwind und angenehm. Louise war so sehr mit ihrem Karl beschäftigt, daß sie fast gar nicht mehr an Braunau dachte, und hätte nicht der alte Rosen zuweilen seine Abwesenheit bedauert, so hätte Karoline Niemand gehabt, mit dem sie von ihm sprechen konnte. Obgleich Faber öfter in das Haus kommen mußte, als es ihm lieb war, so hatte sie doch nicht den Muth, sich mit ihm zu unterhalten, sie vermied im Gegentheil so viel ihr möglich war, mit ihm allein zu sein; er that ein Gleiches, denn er fühlte, daß sie nie mehr als Freundschaft für ihn haben würde. Ihre Verlegenheit, wenn von Braunau die Rede war, und daß sie nie selbst nach ihm frug, bestärkte ihn immer mehr in seiner Vermuthung; und er bedauerte sie herzlich, daß sie gleich ihm in hoffnungsloser Liebe schmachte. Endlich brachte der alte Rosen diese beiden jungen Leute wider ihren Willen näher zusammen, indem er ihnen auftrug, gemeinschaftlich ein ländliches Fest zu der bevorstehenden Hochzeit zu veranstalten.

Anfangs setzte dieser Auftrag beide Theile sehr in Verlegenheit; doch da Faber sich zwang, so viel als möglich unbefangen gegen Karolinen zu sein, so wurde sie es endlich auch gegen ihn, und so ging denn ihr Geschäft ganz

gut von Statten. Der alte Roſen hatte das nicht ohne Abſicht gethan; denn er hätte es gar zu gern geſehen, wenn Karoline, als Frau Paſtorin, bei ihm auf dem Lande geblieben wäre; aber Alles, was dieſem Wunſche im Wege ſtand, hatte er freilich aus Mangel an Scharfſinn gar nicht bemerkt.

Den Abend zuvor, als die Hochzeit angeſetzt war, ſchickte Mad. Winter einen Boten von C * * mit der Nachricht, daß ſie nicht wohl ſei, und ſie ſowohl als ihre Tochter auf das Vergnügen, dem Feſte beizuwohnen, Verzicht thun müßten. Jedermann glaubte dieſe Entſchuldigung und bedauerte unendlich, daß man die Geſellſchaft der beiden Damen entbehren mußte; keiner aber mehr, als der verliebte Herr von Roſenberg, den ſeine junge Braut ſo ſehr bezaubert hatte, daß er faſt nicht mehr ohne ſie leben konnte; auch glaubte er nichts weniger, als daß dieſe Entſchuldigung eine bloße Ausflucht wäre — wie ſie es doch wirklich war, denn Chriſtiane konnte ſich nicht entſchließen, Louiſens Triumph mit beizuwohnen.

Am Tage der Hochzeit beſtrebte ſich Karoline, die Braut ſo geſchmackvoll als einfach zu putzen; ihr ſchönes kaſtanienbraunes Haar flatterte in leichten Locken um ihren Nacken, und der jungfräuliche Brautkranz war ihr einziger Kopfſchmuck; einige Reihen der ſchönſten Perlen zierten ihren ſchönen weißen Hals, ihr Kleid war vom feinſten oſtindi-

schen Mouslin mit kleinen silbernen Blümchen, am Hals und an den Ermeln mit seinen Spitzen garnirt; so erschien sie wie das Bild der Unschuld, und ihre großen braunen Augen glänzten zwar von Liebe und Freude, allein ihr gewöhnliches Feuer wurde doch durch die bräutliche Verlegenheit etwas gedämpft. Ihr Karl, ein wirklich schöner Jüngling, empfing sie mit Entzücken, und dankte Karolinen, die sie ihm zuführte, mit der wärmsten Freundschaft. — Die vier Bauermädchen waren auch weiß und sehr nett gekleidet, so wie ihre Bräutigams, denn Karoline hatte auf Kosten ihres Onkels dieses alles besorgen müssen. — Karoline und noch sechs andere junge Mädchen, theils aus C**, theils aus der Nachbarschaft, erschienen ebenfalls weiß gekleidet und mit Rosenkränzen geziert. Karoline hatte sich Herrn von Rosenberg zum Führer erbeten, — denn da sie Braunau nicht haben konnte, wollte sie auch keinen andern jungen Herrn wählen. Die übrigen jungen Frauenzimmer hatten jede ihren Führer unter den Herren, die aus der Stadt geladen waren.

Um zehn Uhr ging der Zug in die Kirche; Louise und Essen voran, dann die vier andern Brautpaare, hernach die jungen Leute, und endlich machten die alten den Schluß. Die Kirche war ganz voll Menschen aus dem Dorfe und der Nachbarschaft. Nach einem kurzen Gottesdienste gingen die fünf Trauungen vor sich, und nachher wurde eine vortreffliche Musik aufgeführt, wobei Karoline und die sechs

ndern jungen Frauenzimmer mit ſangen. Karoline und Faber hatten die Verſe gemeinſchaftlich gedichtet, und ſie einer Mozartſchen Muſik untergelegt. Hierauf ging die ſämmtliche Geſellſchaft in den Garten, wo auf einem freien Platze zwei Tafeln gedeckt waren; um dieſe Tafeln herum grünten Bögen von Laubwerk mit Feſtons von den ſchönſten Blumen umwunden. An dem einen Tiſche ſaßen Louiſe mit ihren ſtädtiſchen Gäſten, und am andern die vier Brautpaare mit ihren Verwandten. — Karoline hatte dieſe Einrichtung nicht aus Stolz gemacht, ſondern damit die guten Landleute in ihrem Vergnügen nicht geſtört würden, wenn ſie unter den vornehmern Gäſtern mit ſitzen müßten. Karoline ſowohl als der alte Roſen gingen von einem Tiſche zum andern und ermunterten die Landleute, ſich's wohl ſein zu laſſen; dieſes thaten ſie denn auch reichlich, doch ohne ſich unanſtändig zu betragen; denn ſie waren es ſchon gewohnt, daß ihre Gutsherrſchaft ihnen zuweilen ländliche Feſte gab. Die verſtorbene Räthin Roſen hatte das noch eingeführt.

Als die Tafel bald zu Ende war, kamen ſechs Kinder wie Genien gekleidet, und brachten erſt Louiſen und dann den andern Bräuten Blumenkränze, mit ſchönen Bändern umwunden, auf denen die niedlichſten Verſe zu leſen waren; hernach ſangen die Kinder wieder einen Rundgeſang zu Ehren der fünf jungen Paare. — Nach aufgehobener Tafel wurde getanzt; jeder Bräutigam tanzte zuerſt mit

seiner eigenen Braut, und hernach mit den andern nach der Reihe. Die Gesellschaft blieb noch einige Zeit vermischt, aber gegen Abend gingen die Vornehmern in den Saal, um die Landleute in mehrerer Freiheit zu lassen. Wie es dunkel ward, wurde der Garten recht artig erleuchtet; in einem Pavillon war eine Collation zubereitet, und an den Wänden desselben brannten, mit bunten Farben, die verzogenen Namen der Brautpaare. — So endigte sich dieser Tag in der unschuldigsten Fröhlichkeit, und am andern Morgen beschenkte Essen die vier jungen Frauen jede mit hundert Rthlr.

Nachdem unsere jungen Leute acht Tage verheirathet waren, meinte der Herr von Rosenberg, daß es doch nun auch Zeit sei, auf seine Hochzeit zu denken; er reiste also nach C** ab, und versprach seinem Neffen, ihm, so bald der Hochzeittag bestimmt sei, davon Nachricht zu geben; denn Karl sowohl als Louise wünschten, so lang als möglich, nur blos für einander zu leben. Ihr Vater und Karoline störten sie nicht, sondern weideten sich im Stillen an ihrem Glück. Vierzehn Tage nach der Abreise des Herrn von Rosenberg kam endlich ein Bote, der die sämmtliche Gesellschaft nach C** einlud; kurz zuvor hatte aber der alte Rosen einen Anfall von Podagra bekommen, der ihn hinderte mit zu gehen. Karoline, die ohnehin nicht gern bei Madame Winter und ihrer Tochter war, ergriff diese Gelegenheit, um zur Pflege ihres Onkels auch mit zurück

zu bleiben. Gern hätten Eſſen und ſeine Frau ein gleiches gethan, allein er fürchtete ſeinen Onkel zu beleidigen, wenn er nicht käme, und ſo mußten ſie denn die Reiſe allein antreten.

Chriſtiane hatte den jungen Leuten, die ehemals Louiſen den Hof gemacht hatten, zu verſtehen gegeben, daß ſie ihren Mann nicht ſehr liebte, ſondern ihn nur genommen hätte, um in der Welt zu leben; hierdurch hatte ſie ſie aufgemuntert, ihre Artigkeiten zu erneuern; allein Louiſe liebte ihren Karl noch zu ſehr, als daß dieſes Betragen einigen Eindruck auf ſie gemacht hätte; ihre Eitelkeit wurde auch noch immer durch die Liebe ihres Mannes genug geſchmeichelt, daß ſie keiner andern Nahrung bedurfte. Chriſtiane, die dieſes bemerkte, hätte verzweifeln mögen, als ſie ihre Couſine mit dem ſchönen jungen Eſſen ſo glücklich ſah.

Sie wurde nun Frau von Roſenberg, und die Pracht, mit der ſie ſich konnte ſehen laſſen, verſüßte ihr einigermaßen jenen Verdruß. Die Hochzeit wurde mit vielem Gepränge vollzogen, denn obgleich Roſenberg ſeiner Braut das angenehme ländliche Feſt ſeines Neffen geſchildert hatte, ſo kehrte ſie ſich doch daran nicht, und Roſenberg war viel zu gutmüthig, als daß er ſich nicht hätte ſollen alles gefallen laſſen, was ſeine liebe Braut wünſchte.

Karl fand am wenigſten Geſchmack an den rauſchenden Vergnügungen, die acht Tage nach der Hochzeit auf ein-

ander folgten; er hatte ſich auf dem Lande an ein ſo ruhiges Leben gewöhnt, daß es ihm in der Stadt gar nicht mehr behagen wollte. — Louiſe hingegen fand ſchon mehr Geſchmack an dieſen Diners, Soupers, Bällen und Konzerten; ſie mochte ſich gern zeigen und bewundert werden, auch mochte ſie gern mit ihrem Mann glänzen. — Wenn ſie von ungefähr hörte, daß man ſagte: — ſeht doch das hübſche Paar, oder: die beiden jungen Leute ſind wie für einander geſchaffen, — ſo that es ihr wohl. Sie wäre auch wohl gern noch länger in C** geblieben, doch als Eſſen den Vorſchlag that, daß ſie nun wieder zu ihrem Vater reiſen wollten, ſo war ſie es auch ſehr bald zufrieden; der Onkel nöthigte aber den beiden jungen Leuten das Verſprechen ab, daß ſie den Winter in C** verleben wollten; denn er liebte ſie beide herzlich und glaubte von ſeiner Frau das nämliche.

Als ſie zu ihrem Vater zurück kamen, fanden ſie die Familie um ein Mitglied vermehrt durch Eines der Mädchen, die bei der Hochzeit geweſen waren. — Ihre Mutter lebte in F** von einem ganz kleinen Vermögen und einer Penſion, die ſie als Witwe eines Majors genoß. Karoline und der alte Roſen hatten ſie bei der Hochzeitfeier näher kennen lernen und lieb gewonnen, und da der alte Mann nicht gern allein war, ſo baten ſie die Witwe, ihnen Henrietten auf einige Wochen zur Geſellſchaft zu geben. Karoline hatte hierbei noch einen Beweggrund, ſie hatte nämlich

bemerkt, daß Herr Faber sich vorzüglich vor allen andern mit Henrietten abgab, und hierauf baute sie die Hoffnung, daß sich zwischen ihnen mit der Zeit eine Neigung entspinnen könnte, denn sie wünschte sehr, diesen guten Mann glücklich verheirathet zu sehen. Da nun Henriette Siewers ein sehr gutes artiges Mädchen war, so baute sie ihre Hoffnung auf sie, und gab sich alle Mühe, ihre Grundsätze und Kenntnisse zu verbessern und zu vermehren.

Louise fand den Einfall ganz gut, nur meinte sie, daß es nicht ausführbar sei, so lange Karoline gegenwärtig; es wurde also ausgemacht, daß diese den Winter mit nach B** gehen und Herr Rosen indessen Madame Siewers mit ihrer Tochter bei sich behalten sollte. Alle Partien waren mit dieser Einrichtung recht wohl zufrieden, nur Faber nicht, denn sein Herz war noch nicht ganz frei. — Karoline bat ihn beim Abschied, bei Henrietten den Unterricht in der Musik fortzusetzen, welchen sie angefangen hatte, und von diesem Unterrichte hoffte sie viel für die Ausführung ihres Plans.

Im Monate November verließen also Herr und Frau von Essen, nebst Karolinen, das Land, um nach B** zu gehen; der Abschied von seiner Tochter wurde dem alten Rosen nur dadurch erträglich, daß sie gewiß versprachen, im Februar wieder zu kommen. Herr von Rosenberg hatte ihnen einige recht artige Zimmer gemiethet, — denn Karl

wollte ungern bei seinem Onkel wohnen, und doch war es nicht der Mühe werth, auf drei Monate ein Haus einzurichten. Die ersten Tage vergingen mit Besuche geben und annehmen. Die beiden Damen vom Lande wurden sehr begafft, und da sie beide schön waren, von den jungen Damen belästert und getadelt; die meisten Herren hingegen fanden Geschmack an ihnen, und obgleich Louise vor Karolinen viel in die Augen fallende Vorzüge hatte, so gefiel diese doch auch durch die anständige Bescheidenheit, welche sie so gut kleidete, und bei näherer Bekanntschaft waren die Damen alle mehr für Karolinen, weil sie hofften, daß sie zu bescheiden sei, ihnen ihre Eroberungen streitig zu machen. Was Louise betraf, so hatte ihnen Frau von Rosenberg im Vertrauen in ihr schon die gefährliche Kokette geschildert. — Louise gab sich nun zwar Mühe zu gefallen, allein sie zeichnete die Herren nicht besonders aus, die Lehren ihrer Mutter, — an die Karoline sie oft erinnerte, — und die Liebe zu ihrem Manne hielten sie davon ab, denn sie sah wohl, daß es ihm nicht angenehm war, wenn sie zu sehr von galanten Herren umringt war.

Karoline suchte unter den Frauenzimmern einige interessante Personen, da der gewöhnliche gesellschaftliche Ton ihr mißbehagte; allein es dauerte lange, ehe sie eine solche Bekanntschaft machen konnte. Endlich bekam sie in der Komödie zuweilen eine Logennachbarin, von der sie bemerkte, daß sie das Schauspiel nicht wie die andern ohne

Empfindung anſah, denn gewöhnlich plauderte hier die ſchöne Welt während der ſchönſten Vorſtellung von Putz, von Aſſembleen und Maskeraden, und wenn ſie durch das Beifallklatſchen aufmerkſam gemacht wurden, frugen ſie ihre Nachbarn, was es denn gegeben hätte? lobten und bewunderten auch wohl, ohne zu wiſſen, wovon die Rede war.

Karoline, der das Vergnügen des Schauſpiels noch ganz neu war, ſetzte ſich gewöhnlich in eine Ecke der Loge, um die Schönheiten des Stücks und der Vorſtellung ungeſtört genießen zu können, und ob ſie gleich noch nicht viel geſehen hatte, ſo half ihr doch ihr richtiges unverdorbenes Gefühl das Gute vom Schlechten zu unterſcheiden. Auch hatte ſie unter Anleitung ihres Vaters viel geleſen, worunter denn auch Komödien, und vorzüglich die beſten engliſchen und franzöſiſchen Stücke waren, die ſie alle in den Originalſprachen las. Dieſe Vorkenntniſſe halfen ſehr bald ihren Geſchmack richtig und gut beſtimmen. Da nun ihre Nachbarin einen eben ſo geläuterten Geſchmack zu haben ſchien; ſo fingen ſie, nachdem ſie ſich einigemal geſehen hatten, an, ſich ihre Bemerkungen mitzutheilen; ſie ſprachen ſich nun faſt jedesmal und Karoline wurde nach dem Namen dieſer Dame neugierig. Nach einigen Nachforſchungen erfuhr ſie, daß es die Kriegsräthin Soden ſei, die kürzlich aus Breslau nach B** gekommen war. Die Kriegsräthin ſchien ſie nicht zu kennen, wurde aber auf-

merkſam, als ſie ſie einſt Mamſell Halden, — ſo hieß Karoline — und Louiſen Frau von Eſſen nennen hörte. — Als unſere Geſellſchaft den folgenden Abend etwas früher als gewöhnlich in's Schauſpiel kamen, ſo erkundigte ſich die Kriegsräthin bei Karolinen, ob ſie nicht aus der Gegend von F** ſei, und ob ihre Gefährtin nicht eine geborne Roſen wäre? Karoline bejahte ihr dieſe Fragen. Hierauf ſagte ſie ihr, daß ein Freund ihr ſchon von ihnen erzählt hätte, und bat ſich aus, ihre nähere Bekanntſchaft zu machen; man verſprach ſich hierauf, ſich wechſelſeitig zu beſuchen.

Die beiden Couſinen waren ſehr neugierig zu erfahren, wer ſie der Madame Soden bekannt gemacht habe, und doch wollten ſie nicht gerne darnach fragen, da es ihnen dieſe nicht freiwillig geſagt hatte. Sie fanden an ihr eine geiſtvolle Frau, die ſie ſehr bald ſchätzen lernten, beſonders fand Karoline viel Geſchmack an ihrem Umgang. Die Kriegsräthin lud ſie öfters des Morgens allein zu ſich ein, und unterhielt ſich dann viel und offen mit ihr. An einem Morgen war ſie ganz vorzüglich herzlich gegen ſie; ſie ſagte ihr: daß ſie heute ſehr zur Freundſchaft geſtimmt ſei, und das zwar durch einen Brief, den ſie von ihrem Bruder bekommen hätte; dieſer Bruder, ſagte ſie, iſt nicht glücklich, ſo ſehr er auch verdient, es zu ſein. Karoline bezeigte ihr viel Theilnahme, und ſagte ihr, daß wenn der Bruder ihr gliche, ſo verdiente er freilich ein beſſeres Loos. »O meine

liebe kleine Schmeichlerin," ſagte die Kriegsräthin, »mein Bruder iſt noch viel beſſer als ich, er iſt ſo gut, daß ich ihm einſt eine Frau wünſche, wie meine liebe Halden." Karoline erröthete und lehnte dieſes Kompliment ſehr beſcheiden von ſich ab.

»Ziehen ſie ſich nur nicht ſo zurück, meine Liebe, denn wenn ihr Herz frei iſt, ſo müſſen Sie doch noch meine Schwägerin werden." Nun erröthete Karoline noch mehr, — denn Madame Soden ſah ihr mit einem ſehr ſcharfen Blick in die Augen — doch erholte ſie ſich bald wieder und ſagte: »ein Mann, wie Sie Ihren Herrn Bruder beſchreiben, wird ſchon, ehe er bis zu mir kommt, eine liebenswürdigere Frau finden." — »Er wird ſie nicht ſuchen, mein Kind," erwiederte jene, »denn es war eben in der Liebe, wo er unglücklich war. Er liebte ein Mädchen, die ihn anfänglich durch ihr Betragen aufmunterte, und nachher doch zeigte, daß ſie nur mit ſeinem Herzen geſpielt hatte. O wie glücklich könnte mein Bruder ſchon jetzt ſein, wenn er ſich nicht durch eine jugendliche Leidenſchaft von ſeinem wahren Glücke hätte abhalten laſſen, doch ich hoffe gewiß, daß er es noch durch Sie, meine liebe Halden, werden ſoll, nur müſſen Sie mir ſagen, ob Sie noch ganz frei ſind." Sie drang ſo ſehr in Karolinen, daß dieſe ihr endlich mit vieler Verlegenheit ſagte: »ich bin zwar noch ganz frei, aber ich hege für einen vorzüglichen jungen Mann ein

ſo günſtiges Vorurtheil, daß es mir ſchwer werden würde, mein Herz einem andern zu geben.»

»Ich danke Ihnen, liebe Karoline, für Ihre Aufrichtigkeit,» ſagte Madame Soden, »dieſes Geſtändniß macht mir Sie noch weit ſchätzbarer, allein ich hoffe doch immer, daß noch andere Bande, als die der Freundſchaft, uns einſt vereinigen werden.»

So lange Karoline noch in B** war, ſprach ihre neue Freundin öfter in dieſem Tone mit ihr, und ſie wurden ſehr vertraut, ſo daß die Kriegsräthin Karolinen ganz kennen lernte, denn gegen eine weibliche Freundin war ſie nie ſo zurückhaltend, als ſie es gegen ihren Freund Braunau geweſen war. Auch hatte der mehrere Umgang mit der Welt ihre ehemalige Schüchternheit ein wenig gemildert, und ſie hatte gerade die rechte Miſchung von Offenheit und Beſcheidenheit bekommen, die einem liebenswürdigen Mädchen ſo wohl anſteht.

Louiſens Lebhaftigkeit hingegen war ſehr aufgeregt, ſo daß ihr Mann nicht immer ganz mit ihr zufrieden war; ſie konnte ſich nicht leicht ein Vergnügen verſagen, und Frau von Roſenberg gab ſich auch alle Mühe, ſie mit ſich in den Strudel hinein zu ziehen, in welchem ſie ſelbſt lebte. Ihr Mann und Karoline arbeiteten dieſen zwar entgegen, allein ſie waren nicht immer glücklich, ſo daß

Karl ſehr froh war, als die Zeit heran nahte, wo ſie die Stadt verlaſſen ſollten.

Louiſe ſchied mit ſchwerem Herzen von den Freuden, die ſie dort genoſſen hatte, und auch Karolinen that es weh, die Kriegsräthin Soden zu verlaſſen, doch machte dieſe ihr Hoffnung, ſie den Sommer zu beſuchen, unter dem Vorwande, daß ihr Mann in der Nähe von F** Geſchäfte hätte, und dann verſprach ſie, auch ihren Bruder mitzubringen.

Herr und Frau von Roſenberg ließen die jungen Leute nicht eher abreiſen, bis ſie ſie dahin gebracht hatten, ſich auf den künftigen Winter ein eigenes Haus zu miethen. Eſſen ging ungern daran, ſeinen Aufenthalt für den Winter in der Stadt feſtzuſetzen, allein da er ſeinem Onkel und ſeiner Frau nichts abſchlagen konnte, ſo mußte er ihren dringenden Bitten endlich nachgeben, auch glaubte er, da ſeine Louiſe Hoffnung hatte, Mutter zu werden, daß die Ausübung ihrer Mutterpflichten ſie dann mehr beſchäftigen, und ihr weniger Zeit zu Zerſtreuungen übrig laſſen würde.

Während der erſten Tagereiſe war Louiſe übel gelaunt, und ihrem Manne that es weh, als er bemerkte, daß ſeine Frau nicht mehr, wie vorigen Sommer, ihre ganze Zufriedenheit in ſeiner Liebe fand; er machte ihr einige leiſe Vorwürfe darüber, die aber Karoline mehr als ſie ſelbſt

fühlte, denn da auch ihr Louisens Betragen nicht gefiel, so konnte sie sich die Bemerkungen des Mannes leicht erklären, und sie nahm sich vor, Louisen, wenn sie wieder allein wären, Vorstellungen dagegen zu machen.

Es geschah und Louise ließ sich auch sehr leicht belehren, denn sie liebte ihren Mann herzlich, obgleich nicht mit der schwärmerischen Zärtlichkeit, mit der er nur für sie lebte. Ihm wäre es lieb gewesen, mehr mit ihr auf dem Lande zu sein, als in der Stadt, indessen hoffte er, daß seine Frau, bei ihrem zweiten Aufenthalte in der Stadt, weniger Freude an den Vergnügungen haben würde, die ihr dann nicht mehr so neu wären. Leider sah er zu spät seinen Irrthum ein. — Essen hatte einen ganz guten Verstand und sehr viel Liebe für alles, was gut war, allein er hatte weder Menschenkenntniß noch Erfahrung, er war nicht gut aus Grundsätzen, sondern aus Neigung. Es war ihm von Jugend auf eine schwärmerische Liebe für's Gute beigebracht; man hatte sein Herz damit angefüllt, und der Verstand folgte blos dem Herzen; er war nicht ausgebildet genug, um eine Frau von Louisens Lebhaftigkeit zu leiten. Durch einen Mann mit mehr Geistesstärke, der auf dem guten Grunde, der in ihr lag, fort gebauet hätte, würde sie wahrscheinlich eine sehr brave Frau geworden sein. So lange Karoline bei ihr war, ging es noch ganz gut, denn wie diese die üble Laune ihrer Cousine, und den Kummer des Mannes darüber bemerkte, so machte sie Louisen dar-

auf aufmerksam, Louise behauptete, seine üble Laune rühre wie die ihrige, von dem Verdruß her, die Stadt verlassen zu müssen, allein Karoline überzeugte sie bald vom Gegentheil, da sie ihr in's Gedächtniß rief, mit welcher Freude er beim Einsteigen in den Wagen ausrief: — nun bist du wieder ganz meine Louise! — »Da hast du Recht, Karoline, ich nahm diesen Beweis seiner Liebe nicht mit der guten Art auf, wie ich gesollt hätte; allein ich dachte mir in dem Augenblick, daß ich nicht ohne Langeweile mehr auf dem Lande würde leben können. Womit soll ich meine Stunden ausfüllen, es wird mir alles so schaal und langweilig vorkommen, daß ich gähnen muß, wenn ich nur daran denke."

»Hast du vergessen, wie sehr im vorigen Herbst die Liebe deines Mannes dir genügte? wie angenehm ihr euch mit einander beschäftiget? liebst du ihn nicht mehr wie ehedem?"

»Gewiß eben so sehr," erwiederte Louise, »aber das waren auch die Flitterwochen, damals war ihm noch alles recht, was ich that, statt daß er jetzt manches an mir nicht mehr so findet."

»Werde du wieder wie du damals warst," versetzte Karoline, »und er wird wieder der nämliche. Auch wartet deiner noch ein süßes Geschäft, was dich gewiß für die Freuden der Hauptstadt entschädigen wird." — »Fast schäme

ich mich dir zu gestehen," sagte Louise hierauf, »daß diese Hoffnung, die mir anfänglich so viel Freude machte, mir in der Stadt oft unangenehm war, weil ich glaubte, daß sie mich künftigen Winter in meinen Vergnügungen stören könnte. Es ist nicht recht, ich fühle es jetzt selbst, und da ich meinen Fehler einsehe, wird es mich gewiß wenig Mühe kosten, mich davon zu bessern; ich werde gleich damit anfangen, mein Unrecht gegen meinen lieben Mann wieder gut zu machen." Sie hielt Wort und war sehr artig und munter; anfänglich kostete es ihr etwas Zwang, allein die gute Laune, die sie angenommen hatte, wurde ihr bald natürlich, da sie wieder alles um sich her vergnügt sah, und so kam unsere Gesellschaft eben so heiter auf dem Lande an, als sie es verlassen hatte.

Der alte Rosen war ganz glücklich, wie er seine Kinder wieder bei sich hatte, und die Hoffnung, nun bald Großvater zu werden, entzückte ihn. Er schlug seinen Kindern vor, die Mad. Siewers, mit der er sehr wohl zufrieden war, auch den Sommer über bei sich zu behalten, weil es doch Louisen in ihren Umständen gut sein würde, eine Person um sich zu haben, die Erfahrung hätte. Dieser Vorschlag war zu vernünftig, als daß jemand etwas darwider sagen konnte; Karoline mußte es also der Mad. Siewers antragen, die sehr gerne einwilligte.

Auch Karolinen war es lieb, die junge Henriette auf dem Lande zu behalten; denn das Mädchen war so lie-

benswürdig geworden, daß ſie noch mehr wünſchte, ihren Plan auszuführen. Sie glaubte gewiß, Faber müßte mit ihr glücklich werden; auch ſchien es ihr, wie ſie die zwei Leute beiſammen ſah, als wenn ſie einander nicht gleichgiltig wären. Sie nahm nun bald Gelegenheit, mit Faber allein zu ſprechen, und fragte ihn, wie er mit ſeiner Schülerin zufrieden wäre.

»Sehr gut,« antwortete er ihr, »ſie hat ziemliche Fortſchritte gemacht, und iſt überhaupt ein liebenswürdiges Mädchen; ich kenne nur eine,« ſagte er mit geſenktem Blick, — »die mir lieber wäre.«

Karoline entfernte ſich ſchnell, gab aber ihre Hoffnung nicht auf. Sie ſprach mit Louiſen darüber, die auch ihrer Meinung war; ſie gingen beide zu dem alten Vater, und hofften, ihn mit in ihren Plan zu ziehen. Für dieſen war es eine angenehme Ausſicht, denn er war ſowohl Faber als Henrietten herzlich gut; er ſagte ihnen alſo: »wenn ſie die Sache zu Stande bringen könnten, ſo wollte er Henrietten ausſtatten und Fabern eine Zulage geben. Noch lieber wäre es mir zwar geweſen, wenn du, liebe Karoline, ſeine Frau geworden wäreſt, — und auch ihm, wie ich glaube. Doch ich ſehe wohl, daß du größere Anſprüche machen kannſt, denn als Predigers Frau auf dem Lande zu leben, und wenn du es nicht wirſt, ſo iſt mir Henriette unſtreitig die liebſte.«

Louiſe ſah ſie bedeutend an und ſagte ihr mit ſchalkhaftem Lächeln in's Ohr: wäre Braunau der Pfarrer, nicht wahr? Karoline erröthete und ſchwieg. — Es wurde nun beſchloſſen, daß man die beiden jungen Leute ſo viel als möglich zuſammen bringen wollte, doch ohne den Plan merken zu laſſen.

Louiſen machte dieſe Angelegenheit eine angenehme Beſchäftigung, und ihr Scharfſinn in ſolchen Dingen ließ ſie bald bemerken, daß beide Theile einander ſo ziemlich auf halbem Wege entgegen kamen.

Karoline bekam fleißig Briefe von ihrer neuen Freundin, und ſchrieb ihr auch eben ſo oft wieder; ſie machte ihr immer noch Hoffnung, ſie den Sommer zu ſehen; das war ihr eine ſehr angenehme Ausſicht, denn ſie hegte für dieſe würdige Frau viel Achtung und Liebe. Was ihre Zuneigung noch vermehrte, war eine gewiſſe Aehnlichkeit mit Braunau, die ſie bei ihr zu bemerken glaubte, doch fand ſie dieſe Aehnlichkeit weniger in der äußern Bildung als in dem Weſen und den Geſinnungen der Kriegsräthin; Braunau's Geiſt ſchien gleichſam auf ihr zu ruhen. Sie hatte ihr oft geſagt, wie viel Gleichheit ſie mit dieſem Freunde bei ihr fände, aber ſie war zu klug ihr zu geſtehen, wie lieb ihr dieſer Freund ſei. Mad. Soden war ſcharfſinnig genug, in dem Herzen ihrer jungen Freundin zu leſen.

Karl fand nun auf dem Lande in seiner Louise wieder ganz die vorige, und er wünschte nichts mehr, als nur immer dort mit ihr leben zu können. Auch sie schien die Stadt ganz vergessen zu haben, nur wurde sie von Zeit zu Zeit durch die Briefe ihrer Cousine daran erinnert: diese beschrieb ihr jedes Fest, dem sie beiwohnte, und sagte ihr, wie sehr man sie bei diesen Gelegenheiten vermißte; Louise konnte dabei nicht immer gleichgiltig bleiben, und so wie ihr Mann auf Mittel sann, sie von dem Winteraufenthalt in der Stadt abzubringen, so sann sie im Gegentheil darauf, ihre Reise dorthin zu beschleunigen. Inzwischen kam die Zeit ihrer Niederkunft heran, und sie wurde glücklich von einem Sohne entbunden, der so schön wie ein kleiner Liebesgott war.

Die Freude der ganzen Familie war unbeschreiblich; der Vater und Großvater rissen einander das Kind aus den Armen, und Louise fühlte ganz das Glück, Mutter eines so gesunden wohlgebildeten Kindes zu sein. Sie säugte es selbst, weil ihr Mann wünschte, daß sie diese erste Mutterpflicht ausüben möchte, und sie hatte ohnehin noch verschiedene Monate auf dem Lande zu verleben.

An dem Tage, wo der kleine Karl getauft wurde, war der alte Rosen vor Vergnügen so außer sich, daß er gern alles um sich her glücklich gemacht hätte. Da ihm nun Faber der einzige schien, zu dessen Glück er etwas beitra-

gen konnte, so machte er sich an ihn mit diesen Worten: »Lieber Herr Pfarrer, Sie haben mir nun schon eine Tochter getraut und einen Enkel getauft, ich danke Ihnen herzlich für beides, nun machen Sie mir aber auch bald die Freude, Sie zum Altar zu führen, damit ich Ihnen meinen Dank thätig beweisen kann. Faber machte ihm eine lachende Verbeugung und schwieg; dieses munterte den alten Mann auf, sein Gespräch fortzusetzen. »Da ist Henriette Siewers, ein liebes gutes Mädchen, was halten Sie von ihr?" »Ich schätze sie sehr," erwiederte Faber, »nur wird ein so junges Mädchen sich nicht gern auf dem Lande begraben wollen." — »Das wollen wir gleich hören," sagte Rosen, und ehe Faber ihn abhalten konnte, war er schon bei Henrietten und sagte ihr: »können Sie sich wohl entschließen, liebes Kind, einen Landprediger zu heirathen?" — „Warum nicht, wenn mir der Mann gefiele," antwortete sie ganz unschuldig. — »Nun was sagen Sie denn," erwiederte Rosen, »zu unserm Nachbar in Weidenbach, der voriges Jahr Witwer wurde? — Er hat mich gebeten, ihm bei Ihnen das Wort zu reden."

„O, ich bin des Herrn Pfarrers ergebene Dienerin, aber seine Frau mag ich nicht werden."

»Was haben Sie denn an ihm zu tadeln, liebe Henriette?" sagte Faber, der sich genähert hatte.

„Alles, alles," erwiederte Henriette, »er iſt mir zu alt, zu grämlich, hat zu viel Kinder, mit einem Worte, ich hätte tauſend Gründe wider, und nicht einen für ihn."

»Nicht wahr," ſagte Faber, »ſchon daß er ein Pfarrer iſt und auf dem Lande lebt, ſind große Fehler an ihm."

„Wenn er weiter keine Fehler hätte als dieſe," erwiederte Henriette, »die wären noch verzeihlich; ſein Alter und ſeine Grämlichkeit ſind in meinen Augen ſeine Hauptfehler, und wenn Herr Roſen mir nichts beſſers vorzuſchlagen hat, ſo mag ich ihn nicht zum Freiwerber haben."

»Aber wenn ich nun einen hübſchen jungen Mann für Sie wüßte, Henriette, dann gäben Sie mir wohl keinen Korb?"

»Bis dahin bleibe ich Ihnen die Antwort ſchuldig," ſagte Henriette lächelnd, und entfernte ſich.

Faber, der Karolinens Abſicht, ihn Henrietten näher zu bringen, längſt gemerkt hatte, und daraus ſchließen mußte, daß für ihn hier nichts mehr zu hoffen wäre, hatte ſich ſchon ſeit einiger Zeit mit der Idee bekannt gemacht, Henrietten zu heirathen, wenn er ihr Neigung einflößen könnte. Da er nun ſeit Kurzem bemerkte, daß ſie ihm nicht abgeneigt war, und wohl ſah, daß alle ſeine Freunde dieſe Partie wünſchten, ging er den folgenden Tag zu Madame

Siewers, und bat sie um Erlaubniß, sich um ihre Tochter bewerben zu dürfen.

Dieser guten Frau war es sehr angenehm, ihre Tochter durch einen rechtschaffenen Mann gut versorgt zu sehen; sie willigte also gern ein und versprach ihm, mit ihrer Tochter zu reden.

Auch Henrietten schien der Antrag gar nicht zuwider, nur bat sie ihre Mutter um Erlaubniß, den Rath der Mamsell Halden zu hören; die Mutter, die Karolinen sehr hoch schätzte, billigte es, und Henriette, dieses liebe artige Mädchen, suchte hierauf, mit ihrem Geheimnisse schwer beladen, Karolinen auf, und als sie ihre Vertraute gefunden hatte, wußte sie nicht recht, wie sie es heraus bringen sollte.

Karoline merkte ihre Verlegenheit, und kam ihr zu Hilfe. „Sie haben mir etwas zu sagen, liebes Kind," sagte sie zu ihr, »und es muß etwas sehr wichtiges sein, wenn ich nach Ihrer Miene urtheilen soll."

»O ja, etwas sehr wichtiges," — erwiederte Henriette, — »es betrifft mein ganzes zukünftiges Glück."

»Also wohl gar eine Heirath," frug Karoline rasch.

Henriette erzählte ihr hierauf, was Faber mit ihrer Mutter gesprochen hatte, und bat sie ihr zu rathen, wie sie

ſich verhalten ſolle, wenn er ſelbſt mit ihr über dieſe Sache ſpräche.

Karoline. Fragen Sie Ihr eigenes Herz darüber, liebes Kind! Faber iſt allerdings ein ſehr ſchätzbarer Mann, und wenn Ihr Herz nichts wider ihn hat, ſo rathe ich Ihnen, ſeine Hand anzunehmen.

Henriette. Im Vertrauen zu Ihnen geſagt, ich bin ihm herzlich gut, aber es ſchickt ſich doch wohl nicht, ihm dieſes ſo gleich merken zu laſſen? und ich weiß nicht recht, wie ich mich dabei benehmen ſoll, daß er es nicht merkt.

Karoline. Einem Manne, deſſen Anwerbungen ihre Mutter begünſtigt, und der ſo ſolid denkt, wie Faber, können Sie Ihre Neigung immer merken laſſen, wenn er ſich um ihre Hand bewirbt, es würde Ziererei ſein, wenn Sie in dieſem Falle zurückhaltend gegen ihn ſein wollten.

Henriette. Das iſt mir ſehr lieb, denn es würde mir ſchwer gefallen ſein, mich gegen ihn zu verſtellen, ob man mir wohl immer geſagt hat, man dürfe gegen die Männer nie ſeine wahren Geſinnungen entdecken, wenn man ihnen gut wäre.

Karoline. In gewiſſen Fällen mag das wohl nicht unrecht ſein, denn es gibt oft Männer, die nur aus Eitelkeit die Neigung eines Mädchens zu gewinnen ſuchen. Hier aber iſt der Fall ſehr verſchieden.

Dieſer Rath war Henrietten ſehr angenehm, denn Verſtellung war ihrem Herzen fremd; ſie befolgte ihn auch pünktlich, als Faber ſie um ihr Herz und ihre Hand bat. — Dieſe liebenswürdige Offenheit nahm ihn nur noch mehr für ſie ein. Er ſchrieb hierüber an ſeinen Freund Braunau folgendes:

»Dein Wunſch iſt erfüllt, mein lieber Freund! ich werde mich nächſtens verheirathen, ich habe ein Mädchen gefunden, die mich aufrichtig liebt; zwar iſt ſie keine Karoline Halden, allein ſie hat doch auch viel ſchöne weibliche Tugenden, vorzüglich hat mich die Offenheit entzückt, mit der ſie mir ihre Neigung geſtand. Es iſt gewiß ein angenehmes Gefühl, von einem tugendhaften Mädchen geliebt zu werden. — — — Möchte ich dich doch auch einſt ſo glücklich ſehen, und zwar durch Karolinen, denn ſie iſt ganz deiner werth, auch müßte ich mich ſehr irren, wenn ſie dich nicht liebt.«

Braunau ſchrieb ihm bald darauf wieder und bezeigte ihm ſeine Freude über dieſe Heirath in den lebhafteſten Ausdrücken. — — »Du weißt nicht,« ſagte er ihm unter andern, »welchen Einfluß, noch außer der freundſchaftlichen Theilnahme, dein Glück auf das meinige hat — Da ich wußte, daß du, mein Freund, Karolinen liebteſt, ſo würde ich mich nie um ihre Hand beworben haben, ſo lange du noch frei warſt, ob ich gleich ſeit einiger Zeit faſt gewiß überzeugt

war, daß ich ihr nicht gleichgiltig ſei, nun aber kann ich vielleicht noch glücklich werden."

Der Rath Roſen und ſein ganzes Haus nahm an der Verbindung Faber's und Henriettens ſehr warmen Antheil, und ſie wetteiferten mit einander, für die Einrichtung des jungen Paares zu ſorgen; auch war der alte Roſen ſeines Verſprechens eingedenk, und vermehrte die Einnahme des Pfarrers jährlich um hundert Rthlr. — Da noch alles mit Zubereitungen zur Hochzeit beſchäftigt war, bekam Karoline einen Brief von ihrer Freundin Soden, die ſie auf den folgenden Tag zu ſich nach F** einlud, wodurch Karoline ſehr angenehm überraſcht wurde. — Den Morgen, ehe ſie abreiſte, kam Faber und erzählte ihr, daß er einen Brief von ſeinem Freunde Braunau bekommen habe, der ihm Hoffnung machte, ihn bald wieder in dieſen Gegenden zu ſehen.

Dieſe Nachricht gab ihrem Geiſte eine angenehme Beſchäftigung auf ihrer einſamen Fahrt nach F**, ſie hatte nun Hoffnung, die ſchönen Stunden, die ſie einſt in Braunau's Geſellſchaft verlebte, wiederkommen zu ſehen; nichts deſto weniger fürchtete ſie, daß ſein ehemaliges Verhältniß zu Louiſen ſeinen Beſuchen einigen Zwang auflegen würde, zum Glück wußte niemand etwas von dieſer Sache als ſie ſelbſt, und Louiſe; dieſe hatte mehr Urſache es geheim zu halten, als damit zu prahlen, denn ihr Betragen dabei machte ihr keine Ehre.

Karoline wurde von ihrer Freundin mit vieler Herzlichkeit empfangen, und beide verlebten einige sehr angenehme Stunden mit einander. Endlich sagte ihr die Kriegsräthin, daß sie den Nachmittag ihren Bruder erwarte, und daß sie sehnlich wünschte, er möchte ihren Beifall erhalten; denn sie hätte ihren Plan, sie zur Schwägerin zu haben, noch nicht aufgegeben.

Karoline bat sie sehr, nicht weiter daran zu denken, denn es wäre nicht wahrscheinlich, daß ihr Bruder sie mit der nämlichen Vorliebe betrachten würde, die sie für sie hätte; »und dann,« sagte sie mit Erröthen, »weiß ich doch auch nicht, ob der Bruder mir so lieb sein würde, als die Schwester.«

»Wenn Sie nicht schon für Jemand anders eingenommen wären, so müßten sie meinen Bruder lieben, denn er ist ein sehr vorzüglicher Mann; aber dieses ist nun freilich ein böser Umstand; doch hoffe ich, wir wollen endlich damit auch noch fertig werden; machen Sie mich nur mit dieser Geschichte etwas näher bekannt; da Sie mir schon so viel gestanden haben, so müssen Sie mir auch alles gestehen.«

»Viel habe ich nicht zu gestehen,« erwiederte Karoline, »denn die Geschichte ist blos die Sache meines Herzens.« Nach dieser kleinen Vorrede entdeckte sie ihrer Freundin

alles, was der Leſer ſchon weiß, und ſchloß mit den Worten:

»Noch dieſen Morgen erfuhr ich, daß er bald in dieſe Gegend zurück kommen würde.«

»O da muß ich eilen, Sie mit meinem Bruder bekannt zu machen,« ſagte die Kriegsräthin, »denn Ihr Freund verdient nicht, Sie noch ſo frei zu finden, als er Sie verließ; er hätte Ihr ſtilles Verdienſt keinen Augenblick verkennen ſollen, er würde es vielleicht auch nicht gethan haben, wenn er Ihrer Neigung gewiß geweſen wäre. — Mein Bruder hat beinahe eine ähnliche Geſchichte gehabt, und er verſicherte mir noch kürzlich, daß er ſelbſt ſeine Verblendung nicht begreifen könnte.«

Nachdem ſie noch eine Stunde verplaudert hatten, verließ Karoline ihre Freundin mit dem Verſprechen, den folgenden Tag wieder zu kommen.

Der Wink, welchen Madame Soden hingeworfen hatte, gab ihr viel Stoff zum Nachdenken; es fiel ihr ein, daß vielleicht Braunau gar der Bruder ihrer Freundin ſein könnte; doch erinnerte ſie ſich ihren Geſchlechtsnamen gehört zu haben, der nicht Braunau hieß.

Als ſie nach Hauſe kam, hörte ſie zu ihrem großen Verdruß, daß dieſer ſchon da geweſen, ihre Abweſenheit

ſehr bedauert, und verſprochen hätte, in einigen Tagen wieder zu kommen. Er ſprach blos den alten Roſen, Henrietten und ihre Mutter; Louiſe hütete als Wöchnerin noch das Zimmer und Karl war ausgeritten.

Als Karoline wieder zu Madame Soden kam, wurde ſie von ihr mit offenen Armen empfangen, doch ſagte ſie von ihrem Bruder weiter nichts, als daß er mit ihnen eſſen würde. Karoline fand ſie aber ſehr unruhig und bewegt, aber doch zu heiter, als daß dieſe Unruhe von einer unangenehmen Begebenheit hätte herrühren können. Sie lud ſie auf den nächſten Sonntag zu ihrem Onkel ein, weil den Tag Louiſe ihren Kirchgang feiern würde. Sie ſprachen noch verſchiedenes über ihren Onkel, Louiſen und deren Mann, bis endlich die Kriegsräthin hinaus gerufen wurde, und an Braunau's Hand wieder zurück kam. — Karoline, die anfänglich glaubte, er hätte ſie hier aufgeſucht, war zwar ſehr überraſcht, doch ging ſie ihm mit vieler Artigkeit entgegen; als ihr aber die Kriegsräthin ihn als ihren Bruder vorſtellte, war ſie ganz beſtürzt, denn es fiel ihr alles ein, was ſie ihr von Braunau geſagt hatte. Dieſe ſtellte ſich aber, als merkte ſie ihre Verlegenheit nicht, und bat ſie vielmehr von der Freundſchaft, die ſie für ſie ſelbſt hegte, auch ein wenig mit auf ihren Bruder kommen zu laſſen.

»Erlauben Sie mir,« fiel Braunau ein, »mich auf meine älteren Rechte zu berufen. Sie beehrten mich einſt mit

Ihrer Freundſchaft, liebenswürdige Karoline, und ich hoffe nicht, daß ich ſie während meiner Abreiſe verloren habe.“

»Gewiß nicht,“ erwiederte Karoline, »ich freue mich doppelt, in Ihnen den Bruder einer ſo lieben Freundin zu finden. Ob ich gleich noch mit Ihnen zanken möchte,“ ſagte ſie zu der Kriegsräthin, »daß Sie mir das nicht früher ſagten.“

»Ich wußte ja erſt ſeit vorgeſtern,“ daß Sie meinen Bruder kannten,“ erwiederte ſie lächelnd, »und da nahm ich mir vor, durch einen kleinen Spaß die beiden alten Freunde zu überraſchen.“

»Werden Sie nun in dieſer Gegend bleiben?“ fragte Karoline, um ihre Verlegenheit zu verbergen.

Braunau. Das können nur Sie beſtimmen. Wenn Sie mich würdigen, näheren Antheil an meinem Schickſale zu nehmen, ſo bleibe ich, wo nicht, ſo werde ich ſuchen, bei meiner freundſchaftlichen Schweſter meinen Kummer zu vergeſſen.

Karoline (erröthend). Sie wiſſen, daß ich jederzeit an Ihrem Schickſal Antheil nahm, und meine Geſinnungen haben ſich nicht geändert.

»Mein Bruder,“ fiel die Kriegsräthin ein, »wünſchte aber, daß Sie ſich geändert hätten, er ſucht ſtatt Freundſchaft, Liebe.“

»Ja liebe Karoline,« ſagte Braunau zärtlich, indem er ihre Hand ergriff, »ich bitte um Ihr Herz und Ihre Hand; ehe ich aber eine Antwort von Ihnen erwarte, muß ich Ihnen die Geſchichte meines Herzens erzählen; und nun erfolgte ein offenes Bekenntniß alles deſſen, was in dieſem edlen Herzen vorgegangen war, vom erſten Augenblick der Bekanntſchaft in Roſen's Hauſe, bis zum letzten des Abſchiedes.

Karoline erwiederte es eben ſo offenherzig, und ohne alle Ziererei. Es war eine ſchöne feierliche Stunde, in welcher zwei engelreine Herzen ſich entfalteten, und die ſich mit einer ſüßen Umarmung ſchloß.

Sie verlebten den übrigen Theil des Tages in ſtillem Entzücken. Braunau bat ſich von Karolinen die Erlaubniß aus, bei ihrem Onkel noch förmlich um Sie werben zu dürfen. Da er ſich ganz als Vater betrug, ſo waren ſie ihm dieſes ſchuldig. Karoline mußte verſprechen, dem Alten vorher nichts davon zu ſagen, ſondern blos ſeine Ankunft zu melden. Dieſes hielt ſie auch; Louiſen allein entdeckte ſie ihr Geheimniß und dieſe freute ſich herzlich darüber; insgeheim war es ihr auch lieb, daß eine Freundin das Unrecht wieder gut machen konnte, was ſie Braunau angethan hatte.

Der alte Roſen nahm Braunau's Antrag ſehr gut auf, und das Vergnügen im ganzen Hauſe über die Verbindung, ſo bald ſie bekannt wurde, war allgemein.

Louiſe war anfänglich etwas verlegen, wie ſie ſich gegen Braunau betragen ſollte, allein da er ſelbſt ſich ganz unbefangen betrug, ſo kam ſie ſehr geſchwind wieder in das rechte Gleis, nämlich in das der Freundſchaft.

Die muntere, gebildete Kriegsräthin trug auch nicht wenig dazu bei, dieſen kleinen Zirkel angenehm zu machen; ſie war einige Jahre älter als ihr Bruder, aus der erſten Ehe ihrer Mutter; daher kam es auch, daß ſie einen andern Geſchlechtsnamen hatte. Da ſie ſich noch ſechs Wochen in dieſer Gegend aufhielt, ſo war ſie oft im Roſen'ſchen Hauſe, bis endlich ihr Mann, der in der Gegend umher eine Geſchäftsreiſe machte, ihr ſchrieb: daß er ſie in vierzehn Tagen abholen wolle, um wieder nach B** zu gehen, wo ſie ſich noch einen Theil des Wi 3 aufhalten würden, ehe ſie nach Breslau zurückkehrten. Hierauf gründete ſie nun einen doppelten Plan: Erſtlich mußten die jungen Leute ihr verſprechen, ihren Mann bei ſeiner Ankunft in dieſer Gegend mit ihrer Heirath zu überraſchen, und zu dem Ende hatte ſie ihm von der ganzen Sache noch g r nichts geſchrieben; und zweitens mußten ſie ſich anheiſchig machen, einen Theil des Winters mit ihnen in B** zu verleben. Dieſes war allen ſehr angenehm, denn da Karl wohl ſah, daß ſeine Frau ſich nicht würde abhalten laſſen, den Winter in B** zuzubringen, und er es ſelbſt auch ſeinem Onkel nicht abſchlagen konnte, — ſo hoffte er durch dieſe neuen Freunde

in einen ſolidern Zirkel zu kommen, denn er fand viel Geſchmack an Braunau und ſeiner Schweſter.

Je mehr Braunau mit Karolinen umging, je lieber wurde ſie ihm. Er lernte ihre Talente und ihre Herzensgüte immer beſſer kennen. Auch hatte ſie durch ihren Aufenthalt in B** ſo viel von feinem Weltton bekommen, als nöthig war, ihren Umgang noch angenehmer zu machen. Er ſah, daß er in ihr nicht nur eine Frau bekam, die ganz zur häuslichen Glückſeligkeit geſchaffen ſei, ſondern daß er ſie auch in der großen Welt präſentiren könnte, ohne befürchten zu dürfen, daß man ihre Erziehung auf dem Lande bemerken würde.

So wie dieſes Paar einander täglich lieber wurde, ſo ging es auch zu Karolinens großer Freude mit Henrietten und Faber. Die liebenswürdige Munterkeit der Einen erheiterte den ſtillen Ernſt des Andern.

Als der Kriegsrath Soden, — ein ſehr biederer Mann, — ankam, ſo wurden alsbald die beiden Heirathen vollzogen; und da nun der Winter heran nahte, verließen Braunau und Eſſen bald darauf mit ihren jungen Frauen das Land. — Der alte Roſen mußte ſich dieſe Trennung gefallen laſſen, ſo ſchwer es ihm auch wurde. Gern hätte er ſeinen kleinen Enkel bei ſich behalten, allein Eſſen hing mit ſo vieler Zärtlichkeit an dem Kinde, daß es ihm unmöglich war, ſich davon zu trennen. Louiſe hätte ſich

BIBL. UNIVERS. LIPS.

dieſe Trennung aus bewußten Urſachen ſchon leichter gefallen laſſen.

Vielleicht würde ſie den Sommer über auf dem Lande die herz- und geiſtloſen Zerſtreuungen der Reſidenz vergeſſen haben, wenn nicht Chriſtiane durch ihren fleißigen Briefwechſel die Begierde darnach immer in ihr lebhaft erhalten hätte.

Sie machte keine Partie, gab keine Fete, und wohnte keiner bei, die ſie nicht Louiſen treulich beſchrieb, ſie nannte ihr auch jeden artigen Herrn, jede galante Frau, die von ihr geſprochen, und ſie bei dieſen Gelegenheiten vermißt hatten. — Sie that dieſes wohl eben nicht, das junge Herz ihrer Couſine zu verderben, ſondern mehr um ihren Neid zu erregen, denn ſie konnte es ihr immer noch nicht vergeben, daß ſie die Frau des ſchönen und liebenswürdigen Karl von Eſſen geworden war, und daß ſie mit ihm ſo glücklich lebte. —

Chriſtiane hingegen lebte ſehr wenig für ihren Mann; allein da dieſer viel Geſchäfte hatte, ſo merkte er es nicht, auch war ſie klug genug, ihm von Zeit zu Zeit zu ſchmeicheln, und er leichtgläubig genug, ſeiner Frau zuzutrauen, daß ſie ihn eben ſo ſehr liebe als ſie von ihm geliebt wurde. Er hatte nicht den Fehler, der alten Männern nur zu oft eigen iſt; er war nämlich nicht eiferſüchtig, ſondern ſah es recht gern, wenn ſeine Frau gefiel;

auch glaubte er, sie durch Pracht und Ueberfluß belohnen zu müssen, daß sie einem so alten Manne ihre Hand gegeben hatte, und so lebte Christiane auf einen sehr angenehmen Fuß. Wäre nicht ihre Eifersucht gegen Louisen gewesen, so hätte sie recht glücklich sein können; übrigens hatte sie Gewalt genug über sich, von dieser verhaßten Leidenschaft nichts blicken zu lassen, als unsere jungen Leute ankamen.

Auch Karoline und Braunau wurden von ihr mit vieler Freundschaft und Wärme aufgenommen, ob sie gleich diesem noch immer nicht verzeihen konnte, daß er sie bei ihrer ersten Bekanntschaft so wenig auszeichnete. Zu ihrer großen Freude waren sie aber auch nicht oft bei ihren Partien, denn der Kriegsrath Soden und seine Frau lebten in einem solidern Zirkel, den auch Braunau's ihrer Neigung angemessener fanden.

Essen schloß sich, so oft er konnte, an diese Gesellschaften; allein da es sein Onkel nicht ganz gut aufnahm, wenn er sich viel von ihm entfernte, so mußte er öfter, als ihm lieb war, in seinen Zirkeln erscheinen. Ungern bemerkte er, daß seine Frau an jenen Gesellschaften mehr Geschmack fand, als an den seinigen. Als sie einmal, wie das öfter der Fall war, um zwei Uhr zu Hause kamen, gab er Louisen zu erkennen, wie unangenehm ihm diese Lebensart sei. — »Ich habe meinem Onkel ein großes Opfer gebracht,«

ſagte er, »daß ich ihm zu Gefallen dieſen Winter in der Stadt verlebe, gewiß werde ich mir dieſes Verſprechen nicht wieder abdringen laſſen. Wie war es uns ſo wohl bei deinem Vater!

Louiſe. Das iſt wahr, aber im Winter möchteſt du den Aufenthalt dort etwas langweilig finden.

Karl. Wie kannſt du dieſe Lebensart langweilig nennen, da du von Jugend auf gewohnt biſt, auf dem Lande zu leben und dort einen Vater haſt, der dich ſo ſehr liebt.

Louiſe. Gewohnt war ich es freilich wohl — aber angenehm war mir das Landleben nicht; ich kannte damals nichts beſſeres, jetzt aber, da ich mit den Annehmlichkeiten des hieſigen Aufenthalts bekannt bin, muß ich ſchon gähnen, wenn ich nur daran denke, einen Winter auf dem Lande zu verleben. Ich will nicht hoffen, daß das, was du vorhin ſagteſt, dein Ernſt iſt? du müßteſt mich wenig lieben, wenn du mich den ganzen Winter auf das Land verbannen wollteſt.

»Eben weil ich dich liebe, beſtes Weib,« ſagte Karl, indem er ſie in ſeine Arme ſchloß, »wünſche ich, daß du mehr für mich als für andere leben mögeſt; dieſe Lebensart ſchadet deiner Geſundheit, ſie bringt mich um den Genuß deiner Geſellſchaft, die mir noch immer ſo lieb iſt, als ſie mir am erſten Tage unſerer Bekanntſchaft war.«

Eine ſolche Schmeichelei wirkte mehr auf Louiſens Herz, als alle Vernunftgründe gethan haben würden. Sie kamen überein, daß ſie ſich, ſo viel ihnen möglich wäre, zu Braunau's halten wollten; ſie thaten es auch einige Zeit, allein ſeine ſchon verwöhnte Frau fand hier öfters Langeweile. Wahrſcheinlich würde ſie ſich nach und nach daran gewöhnt haben, wenn nicht Roſenberg's dieſe Veränderung bemerkt, und ſie wieder mehr an ſich zu ziehen geſucht hätten.

Chriſtiane machte ihrer Couſine bald Vorwürfe über dieſes Zurückziehen; Louiſe entſchuldigte ſich damit, daß ſie es ihrem Manne zu Gefallen thun müſſe, und da er ſie ſo innig liebe, auch gern thue.

»Ich glaube, daß dein Mann dich liebt,« — verſetzte Chriſtiane, — »aber gewiß iſt bei ſeinem Betragen auch etwas Eiferſucht mit im Spiele, wenigſtens vermuthe ich, daß er die Parteilichkeit des jungen liebenswürdigen Grafen von S** für dich bemerkte. — Hätte dich dieſer liebenswürdige Mann früher kennen gelernt, ſo wäreſt du jetzt gewiß Gräfin von S**.

Louiſen, die ihren Mann noch wirklich liebte, fiel dieſe Rede auf; ſie ſagte Chriſtianen, daß ſie glücklich und mit ihrem Schickſale zufrieden ſei. »Es iſt wahr, der Graf von S** iſt ein artiger Mann, allein mein Karl iſt es auch, und liebt mich ſo innig, daß ich es für Sünde halten

würde, nur einen Augenblick zu wünſchen, daß ich nicht ſeine Frau wäre."

Chriſtiane, die es in der Verſtellungskunſt immer weiter brachte, faßte ſich gleich, als ſie merkte, daß ſie ſchon zu viel geſagt; ſie umarmte Louiſen und nannte ſie ein liebenswürdiges Geſchöpf. »Aber doch," fing ſie nach einer kleinen Pauſe an, »iſt es nicht gut, daß du ihm alle deine Neigungen aufopferſt. — Biſt du lieber in unſern Zirkeln, ſo gib es ihm zu erkennen; wenn du es auf eine gute Art thuſt, ſo wird er dir gewiß nachgeben; denn wer könnte einer ſo hübſchen artigen Frau etwas abſchlagen. Du mußt die Macht deiner Reize nicht verkennen," ſetzte ſie lächelnd hinzu.

Louiſen gefiel dieſer Rath ſehr wohl; ſie bat Chriſtianen, ihren Mann dahin zu vermögen, daß er doch auch mit Karl über ſein jetziges Betragen ſprechen möchte. — Der Herr von Roſenberg that das ſehr gern, ſo wie er denn alles gern that, was ſeine liſtige Frau wünſchte. — »Wie kommt es," frug er Karl, »daß man euch beide ſo wenig bei unſern Abendgeſellſchaften mehr ſieht? du weißt, wie lieb ich dich und deine Frau habe, und doch entfernſt du dich von mir." — »Von Ihnen werde ich mich nie entfernen, beſter Onkel, aber es iſt ganz wider meinen Geſchmack, jeden Tag in einer ſo großen Zerſtreuung zu verleben; ich liebe mehr einen kleinen freundſchaftlichen Zirkel, und

wenn Sie uns zu dieſen ziehen wollen, ſo wird es mir eine Freude ſein, dabei zu erſcheinen. — Ich bin auf dem Lande verwöhnt, dort lebt man ganz der ſchönen Natur, meine Frau lebt dort mehr für mich, ſtatt daß ſie hier mehr für die Geſellſchaften leben muß.»

»Du haſt nicht Unrecht, mein junger Philoſoph, ich ſelbſt, ob ich gleich den beſtändigen Wirbel gewohnt bin, befand mich bei euch auf dem Lande herzlich wohl; ich denke auch zuweilen, wenn es meine Frau zufrieden wäre, ſo könnte ich das Weſen aufgeben und mich in der Gegend ankaufen, wo deines Schwiegervaters Gut iſt. Allein Chriſtiane iſt in der Stadt erzogen und der glänzenden Zirkel gewohnt, da möchte ihr das Landleben nicht behagen.»

Dem jungen Eſſen war dieſe Idee ſeines Onkels ſehr angenehm, und da er nichts mehr wünſchte, als daß ſie ausführbar wäre, ſo fing er an, ihm das Leben, was ſie mit einander führen würden, mit vielem Feuer zu ſchildern. Er meinte, wenn ſeine Tante nur einige Empfindung für die unſchuldigen Freuden des Landlebens hätte, ſo müßte ſie ſich bald daran gewöhnen können. Er ſtellte ihm vor, wie glücklich die drei Häuſer, ſie beide und Braunau, zuſammen leben könnten; wie ſie dort auf dem Lande durch ihr Geld für das Wohl unſchuldiger, unverdorbener Menſchen ſorgen könnten, ſtatt daß man hier in der Stadt

nur auf Unglückliche ſtieße, die es durch Laſter geworden wären. — Wir könnten ein kleines Paradies um uns her ſchaffen, liebſter Onkel!"

»Vor der Hand wollen wir es noch gut ſein laſſen," erwiederte dieſer mit Lächeln, »denn ſo geſchwind möchte ich meine Frau wohl nicht dazu überreden können; auch bin ich ihr Schonung ſchuldig, da die hübſche junge Frau mir alten Mann alle ihre Anſprüche geopfert hat; vielleicht läßt ſie ſich dazu bewegen, wenn ſie etwas älter wird. — Deine Frau dünkt mich, iſt auch noch zu jung und zu liebenswürdig, um ſie ganz auf dem Lande zu begraben."

»Ich fürchte nur, daß ſie endlich durch den langen Aufenthalt in der Stadt unfähig werde, die unſchuldigen Freuden des Landes zu genießen."

So vertheidigte Jeder noch eine Zeit lang ſeine Meinung, bis endlich der alte Roſenberg ſeinem Neffen das Verſprechen abnöthigte, öfterer wieder bei ihnen zu ſein. — Als Eſſen dies ſeiner Frau ſagte, vernahm ſie die Nachricht mit ſichtbarer Freude, obgleich ihr Mann ſeinen Verdruß darüber nicht verbarg.

Roſenberg's Frau ärgerte ſich ſehr, als ſie hörte, in welcher Gefahr ihre Glückſeligkeit geſchwebt hatte, doch ſuchte ſie ſich ſo gelaſſen als möglich zu ſtellen. Sie ſagte nur ihrem Manne, daß der Plan ganz artig ſei, doch

fürchtete sie, daß sowohl er als sie selbst zu sehr der Stadt gewohnt wären, um sich dabei wohl zu befinden. — Der Beweggrund wegen nützlicher Anwendung der Almosen ist schön und macht dem Herzen deines Neffen Ehre, aber nicht so seinem Verstande. Sollte es nicht verdienstlicher sein, verirrte Lasterhafte auf dem Wege der Tugend zurück zu bringen, als Menschen zu beschenken, die an keinen Ueberfluß gewöhnt sind? Vielleicht ist es für diese Klasse von Menschen nicht einmal gut, wenn sie das, was sie sich durch Arbeit selbst verschaffen können, ohne Mühe bekommen, dadurch können sie mit dem Müßiggang und mit manchen andern Lastern, die daraus entspringen, bekannt werden. — —

Diese seichten Vernunftschlüsse kamen dem alten Rosenberg aus dem Munde seiner Frau sehr einleuchtend vor; er lächelte ihr Beifall zu, schloß sie in seine Arme und vermehrte ihr Nadelgeld um hundert Louisd'or.

Diese Vermehrung ihrer Einkünfte, wozu Karl's Gespräch die unschuldige Veranlassung gewesen war, hätte sie eigentlich mit ihm aussöhnen sollen, allein so leicht konnte sie es ihm nicht vergeben, daß er, wie sie glaubte, es darauf angelegt hätte, sie aus der Stadt zu bringen, — sie dachte auf Rache und übte sie aus, indem sie Louisen alles wieder erzählte, und sie aufzubringen suchte.

Dieſen Tag brachten Eſſen und Braunau mit ihren Frauen gerade bei Roſenberg zu. Louiſe war ziemlich übel gelaunt; ſie konnte es ihrem Manne nicht verzeihen, daß er bei ſeinem Onkel die Furcht geäußert, das Stadtleben könne ſie verderben, und ſie nahm ſich vor, ſich bei erſter Gelegenheit an ihm ein wenig zu rächen.

Dieſe zeigte ſich noch den nämlichen Nachmittag. Graf S** kam, ſie zu einer Schlittenfahrt einzuladen. Chriſtiane war gleich bereit; Karoline, die ihr am nächſten ſtand, entſchuldigte ſich mit einer Unpäßlichkeit, und Karl glaubte, ſeine Frau würde aus der nämlichen Urſache auch nicht dabei ſein können. — Beide waren guter Hoffnung. — Louiſe, die es von ferne hörte, kam ſchnell herbei und verſicherte, daß ſie ſich ſehr wohl befände, und alſo keine Urſache ſähe, warum ſie nicht von der Partie ſein könnte. Chriſtiane bemerkte bald, wie unangenehm dies Eſſen war und ſtimmte ihr bei, indem ſie verſicherte: weit entfernt, ihr zu ſchaden, würde vielmehr die Bewegung ihr zuträglich ſein. Eſſen gab ſein Mißfallen noch einmal zu erkennen, allein er wurde von allen überſtimmt, und mußte ſich zuletzt noch anheiſchig machen, ſelbſt mit dabei zu ſein. Auch Braunau entſchloß ſich mit zu gehen; man gab ſich alle Mühe, Karolinen zu bereden, doch da ſie wußte, wie beſorgt ihr Mann für ſie und das Pfand ihrer Liebe war, blieb ſie ſtandhaft bei ihrer Weigerung und hätte auch Louiſen beinahe noch auf andere Gedanken ge-

bracht, wenn nicht Christiane ihr heimlich das Betragen ihres Mannes in's Gedächtniß gerufen hätte.

Als sie den Abend nach Hause fuhren, dankte Braunau seiner Frau mit der innigsten Zärtlichkeit für diese Entsagung. »Danke mir nicht, lieber Braunau,« erwiederte sie, »ob ich gleich dieses Vergnügen manchen andern vorziehe, so ist doch das Opfer sehr klein, da ich es dir und meiner Pflicht brachte.«

Karl war still und mißvergnügt; Louise schämte sich, allein sie wollte doch nun nicht gern zurück gehen, theils weil sie fürchtete, ihrem Manne durch dieses Nachgeben eine zu große Gewalt über sich einzuräumen, hauptsächlich aber auch, weil sie sich von dieser Partie viel Vergnügen versprach. — Um jedoch ihren Fehler einigermaßen wieder gut zu machen, war sie sehr artig und zuvorkommend gegen ihren Mann.

Karoline besuchte noch Louisen, ehe diese zu Rosenberg's ging; sie wollte sie überreden, daß sie zu Hause bleiben möchte, allein vergebens. Hätte ihr Mann sie noch darum gebeten, so würde sie sich von ihm vielleicht haben überreden lassen; von selbst nachzugeben erlaubte ihre Eitelkeit nicht, sie würde sich vor Christianen geschämt haben.

Louise fuhr also mit ihrem Manne und Braunau zu Rosenberg's; hier wurden die Partien durch's Los entschieden, und sie bekam den Grafen S** zum Führer.

Es war ein schöner Wintertag; man fuhr um zehn Uhr Morgens ab nach Sch**, wo man schmauste; nach Tisch wurde getanzt und gegen Abend fuhr die Gesellschaft in der besten Laune wieder zurück. — Das Vergnügen glänzte aus Louisens Augen und verschönerte sie um vieles. Ihr Führer, der Graf, war sehr artig gegen sie, und suchte sich ihr auf alle Art gefällig zu machen; sie verglich dies feine Betragen mit der üblen Laune ihres Mannes, — denn dafür hielt sie seine Besorgniß für ihre Gesundheit — und der arme Karl gewann nichts bei dem Vergleich.

So viel Vergnügen Louise bei dieser Partie fand, so mißvergnügt war ihr Mann, und daher sehr zufrieden, als man sich wieder in die Schlitten setzte und wegfahren wollte.

Der Graf S**, der mehr auf seine schöne Begleiterin als auf sein Schlittenpferd Acht gab, hatte das Unglück, kurz vor B** umzuwerfen. Essen, der nicht weit hinter ihnen war, sprang rasch herbei, um seiner Frau, die vor Schrecken außer sich schien, beizustehen; wie alles wieder in Ordnung war, bat er den Grafen, ihm die Führung seiner Frau zu überlassen, und dieser, selbst über den Zufall verlegen, wagte nicht zu widersprechen. Karl brachte also seine Frau gleich nach Hause, statt daß die übrige Gesellschaft noch bei Rosenberg's zum Abendessen blieb.

Ob Louiſen dieſe Einrichtung angenehm war? — wir zweifeln; doch Karl's zärtliche Beſorgniß verſchloß ihr den Mund, zumal da er die Feinheit hatte, ihr weiter keine Vorwürfe über ihr Betragen zu machen, ſo unzufrieden er auch innerlich ſein mochte.

Karoline, die ſie zu Hauſe antrafen, brachte den Abend bei ihnen zu, und Louiſe ging ziemlich wohl zu Bette. Den andern Morgen aber fühlte ſie die Folgen des Falls und des Schreckens; ſie hatte eine zu frühe Niederkunft und wurde gefährlich krank.

Karl war untröſtlich und konnte ſich ſeine Nachgiebigkeit nicht vergeben; Louiſe ſelbſt, ſo leichtſinnig ſie auch ſonſt war, machte ſich oft die bitterſten Vorwürfe wegen ihrer Unvorſichtigkeit, ſo daß man an ihr genug zu tröſten hatte. Sie ſchwebte einige Zeit in großer Gefahr, doch endlich ſiegte ihre gute Natur und ſie fing an, ſich zu erholen.

Indeſſen war das Frühjahr herbei gekommen. Eſſen drang unter dem Beiſtand des Arztes darauf, daß Louiſe auf's Land zurückkehren ſollte. Sie hatte nicht den Muth zu widerſprechen, auch fühlte ſie ſich noch zu ſchwach, um die Beſchwerlichkeiten des geſellſchaftlichen Lebens, ſo wie es bei ihrer Tante geführt wurde, auszuhalten; ſie that alſo, was ihr Mann wünſchte.

Braunau's mußten Louiſen verſprechen, daß ſie noch einige Zeit bei ihnen leben wollten, um ſich mit mehr Bequemlichkeit in F** einzurichten, wo ſie nun ihren Aufenthalt nahmen. Braunau hatte Hoffnung, dort angeſtellt zu werden; bis jetzt war er nur Titular-Aſſeſſor, zwar reich genug, um nicht aus Noth Dienſte ſuchen zu müſſen, allein da ſein Vermögen nicht in Gütern, ſondern in Kapitalien beſtand, ſo verſchaffte ihm deſſen Beſorgung nicht hinlängliche Beſchäftigung, auch hielt er es für Pflicht, dem Staate zu dienen, da er dazu Kräfte genug in ſich fühlte.

Den alten Roſen machte die Zurückkunft ſeiner Kinder ſehr glücklich; die Nachricht von der Unpäßlichkeit ſeiner Louiſe hatte ihn ſo heftig angegriffen, daß ſeine Geſundheit darunter gelitten hatte; auch konnte er ſich nicht beruhigen, bis er dieſen Liebling wieder in ſeine Arme ſchloß.

An Faber und ſeiner Frau fanden ſie ein glückliches Paar; er erſetzte der alten Madame Siewers den letzten Sohn, der ihr von ſieben übrig blieb, und den der Krieg ihr raubte. Durch Fabern hoffte ſie jetzt noch frohe Tage zu zählen, denn ſchon lächelte ihr auch die Ausſicht, bald ein Enkelchen auf ihrem Schooße zu wiegen.

Die drei Familien ſahen dieſe verdienſtvolle Frau als ihre Mutter an; ſie war faſt immer in dem Hauſe des al-

ten Roſen, und während der Abweſenheit ſeiner Kinder ſeine einzige Pflegerin. Karoline, die ihre Mutter nicht gekannt hatte, ehrte ſie als ſolche, und ſie, die dieſer jungen Frau gewiſſermaßen das Glück ihrer Tochter verdankte, liebte ſie mit der wärmſten Zärtlichkeit. Louiſe, der ſie auch ſchon perſönlich manchen Dienſt erwieſen hatte und noch erwies, hatte viel Freundſchaft für ſie, und Eſſen ſowohl als Braunau erkannten und ſchätzten ihr ſtilles Verdienſt.

Eſſen fand ſich wieder ſo glücklich auf dem Lande, daß er alles aufbot, ſeine Frau dahin zu vermögen, den Winter bei ihrem Vater zu bleiben. Er forderte ſogar dieſen auf, ſeine Tochter zu bereden, daß ſie bei ihm bleiben möchte. Der alte Roſen hätte es zwar recht gern geſehen, allein er liebte ſeine Tochter zu ſehr, um ihr einigen Zwang aufzulegen. Eſſen ſelbſt hatte nicht Stärke genug, auf ſeinen Entſchluß zu beharren, wenn ſeine hübſche junge Frau ihm Schmeicheleien und Liebkoſungen entgegen ſetzte; und nicht Menſchenkenntniß genug, um ganz die Gefahr zu ahnen, in die ſeine junge leichtſinnige Frau gerathen konnte. Zuweilen regte ſich wohl ein kleiner Funke von Eiferſucht in ſeiner Seele, wenn er Louiſen von jungen Herren umſchwärmt ſah; vorzüglich konnte er den Grafen von S** nicht leiden, da dieſer mehr als andere ſich an Louiſen drängte, und ſie ihn ziemlich liebenswürdig fand. Auf dem Lande, und auch in F**, wohin ſie öfters ka-

men, nachdem Braunau's ſich dort eingerichtet hatten, gefiel Louiſe auch; man fand in ihr eine hübſche angenehme Frau, allein man war nicht genug im Ton der großen Welt eingeweiht, um ihr förmlich den Hof zu machen.

Als Eſſen einmal bei Karolinen allein war, entdeckte er ihr ſeinen Kummer und bat ſie, daß ſie ihm beiſtehen möchte, Louiſen von der Reiſe nach der Stadt abzubringen. Dieſe verſprach es gern, denn durch den Umgang mit Braunau und ſeiner erfahrnen Schweſter lernte ſie immer mehr die Gefahren einſehen, in die Louiſe durch Leichtſinn und Eitelkeit ſich ſtürzen konnte; es war ihr Herzensſache, ſie vor dieſen Gefahren zu warnen, und ſie that es wirklich bei einer Gelegenheit, die ihr Louiſe bald ſelbſt darbot, indem ſie ihr ſagte: daß ſie ihrem Manne zu Gefallen künftigen Winter in der Stadt weniger in den großen Zirkeln leben würde.

»Schön,« verſetzte Karoline, »allein ich glaube, du würdeſt ihm einen noch größern Gefallen erweiſen, wenn du ganz hier bliebeſt.«

Louiſe. Das glaube ich auch, allein dieſes Opfer kann ich ihm unmöglich bringen; ich fühle, daß ich für die größeren Zirkel geſchaffen bin, und mein Mann ſollte ſo billig ſein, dies gar nicht von mir zu verlangen.

Karoline. Es geſchieht ja blos aus Liebe zu dir.

Louiſe. O! ich fürchte nur zu ſehr, — daß mein Mann, wenn er älter wird, noch recht verdrießlich und eigenmächtig werden wird. Wenn ich ihm nun jetzt ſchon zu viel nachgebe, ſo wird er dann ganz über mich herrſchen wollen; ich thue daher wohl, mich, da es noch Zeit iſt, auf einen gewiſſen Fuß zu ſetzen.

Karoline. Pfui Louiſe, wenn das dein Ernſt wäre. Wenn es erſt unter Eheleuten dazu kommt, ſo iſt die häusliche Glückſeligkeit dahin; nimm dich in Acht, daß du nicht wieder den gefährlichen Steg betrittſt, von dem dich der Brief deiner Mutter zurück rief; dein Mann würde deine Koketterie nicht ertragen können.

Louiſe. Was kann es ihm denn ſchaden, wenn er eine Frau hat, die gefällt? Laß mich doch ſein, wie und was ich Luſt habe, wenn ich ihn nur immer mit gleicher Zärtlichkeit liebe.

Karoline. Du würdeſt aber gewiß eben ſo viel Zeit darauf verwenden, dich des allgemeinen Beifalls zu verſichern, als deinem Manne zu gefallen, und dieſe Zeit würde ihm entgehen. Er geizt, wie ich bemerkt habe, nach jedem Augenblicke deiner Geſellſchaft. — Ihr ſeid ſchon bald zwei Jahre verheirathet, und doch iſt die Macht deiner Reize noch dieſelbe. Stoff genug, dächte ich, für deine Eitelkeit.

Louiſe. Weil du denn doch glaubſt, daß ich blos aus Eitelkeit in die Stadt gehe, ſo will ich etwas nachgeben, und verlange nur zwei Monate dort zu ſein, nämlich den Dezember und Januar, das kannſt du meinem Manne ſagen.

Karoline. Sage du es ihm ſelbſt, aus deinem Munde wird ihm die Nachricht weit angenehmer ſein.

Louiſe that es; er war entzückt, und dankte ihr für dieſes Opfer mit ſo vieler Herzlichkeit, daß ſie dadurch wirklich ſehr gerührt wurde, und in einer Anwandlung von Zärtlichkeit ihn hoffen ließ, vielleicht den ganzen Winter bei ihrem Vater zu bleiben. Eine Nachgiebigkeit, die er aus Delikateſſe nicht benutzen mochte.

Der alte Roſen war froher als alle über Louiſens Entſchluß. »Liebe Kinder,« ſagte er, »ich fühle, daß ich nicht lange mehr leben werde, dann möcht ihr deſto länger in der Stadt bleiben, oder ganz dort wohnen, denn ich ſehe wohl ein, daß es ein großes Opfer iſt, was ihr mir jetzt bringt, allein bald, vielleicht ſehr bald werdet ihr von dieſem Zwange befreiet werden.«

»Gott laſſe dieſen Zeitpunkt noch weit entfernt ſein,« erwiederte Louiſe ſehr gerührt, »wir wollen gern immer bei Ihnen bleiben, und Sie nicht mehr verlaſſen, ſo lange Sie leben. Für meinen Mann iſt es ohnehin kein Opfer, denn

Sie müſſen wiſſen, daß er nur immer ſeiner flüchtigen Frau zu Gefallen in der Stadt war; nun will ich aber auch einmal nachgeben, und verſpreche feierlich, nicht eher wieder von hier weg zu gehen, bis mein Mann ſelbſt will, und dieſes Verſprechen verſiegle ich mit einem Kuß.“ Bei dieſen Worten umarmte ſie ihren Mann, der ſie gerührt an ſein Herz drückte, und ſein Glück auf ſein ganzes Leben gegründet glaubte, denn er hielt es nach einem ſolchen Auftritt für unmöglich, daß ſie je wieder leichtſinnig werden könnte.

Kurz nach dieſem Geſpräch bekam der alte Roſen einen Anfall vom Podagra, und als dieſer noch nicht ganz vorüber war, wurde Karoline von einem Mädchen entbunden. Ihr Onkel wollte es ſich nicht nehmen laſſen, ſelbſt Pathenſtelle bei dem Kinde zu vertreten, deſſen Eltern ihm ſo lieb waren. Seine Kinder und ſelbſt Braunau baten ihn, ſich der Gefahr nicht auszuſetzen, die er ſich durch dieſe kleine Reiſe zuziehen könnte, allein er war nicht zu bewegen. Es wurde ein ſchöner Tag zum Tauftage gewählt, der alte Mann ſorgfältig in den Wagen eingepackt und glücklich an Ort und Stelle gebracht. Karolinens Freude war mit Angſt vermiſcht, doch da ſie ihren Onkel ſo munter ſah, erholte ſie ſich bald und alle genoſſen das reinſte Vergnügen.

Nachmittag ſtieg ein Gewitter am Himmel auf; der alte Mann hoffte noch vorher nach Hauſe zu kommen und

machte ſich bald auf den Weg; ehe er ihn kaum halb zurückgelegt hatte, ereilte ihn der Regen, und nicht weit von ſeinem Hauſe zerbrach der Wagen, ſo daß er mitten im Regen ausſteigen mußte. Seine Kinder eilten zwar gleich herbei und nahmen den Vater in ihren Wagen, allein der Schrecken und die Näſſe hatten ihm geſchadet. Als er zu Hauſe ankam, wurde er kränker; das Podagra trat ihm in den Leib, woran er denn nach einer Krankheit von vierzehn Tagen ſtarb.

Louiſe war außer ſich! Ihr Vater hatte ihr von früher Jugend an ſo viel Liebe bewieſen, daß ſie ihn unbegrenzt hätte wieder lieben müſſen, wäre ihr Herz auch nicht ſo weich geſchaffen geweſen, als es wirklich war; wer ſie liebte, konnte allezeit ihres Wohlwollens gewiß ſein, wenn er es auch außerdem noch ſo wenig verdient hätte.

Doch Louiſe war nicht die einzige, die den Verluſt des alten Roſen bedauerte; auch Karoline war untröſtlich darüber, und man mußte ihr dieſen Todesfall mit vieler Behutſamkeit beibringen, denn gegen ſie war er ununterbrochen ganz Güte und Liebe geweſen. Ueberhaupt ließ er gewiß keinen Feind in der Welt zurück; was ihm an Verſtand gebrach, das erſetzte er durch eine unbeſchränkte Herzensgüte.

Die Armen aus der Gegend weinten lange auf seinem Grabe, ob sie sich gleich von Karl und Louisen alles Gute zu versprechen hatten.

Essen brachte seine Frau auf einige Zeit nach F** zu Karolinen, allein die beiden Freundinnen unterhielten sich beständig von ihrem Verlust. Als sie in ihr Haus zurück kam, war ihr die Leere nur noch auffallender; sie hing der Traurigkeit so sehr nach, daß Karl anfing für ihre Gesundheit besorgt zu werden, und ihr selbst vorschlug, ob sie nicht mit ihm auf einige Monate nach B** gehen wollte. So angenehm ihr auch dieser Vorschlag zu einer andern Zeit gewesen wäre, so wenig war er ihr jetzt willkommen und nun drang Karl noch mehr in sie, denn er glaubte, daß in dieser Stimmung ihr der Aufenthalt nicht mehr gefährlich sein könnte.

Er kam eines Tages zu Braunau's und eilte, ihnen seinen Plan mitzutheilen; Karoline billigte ihn, aber ihr Mann schien nicht dafür zu sein; doch da er keine Gründe angeben wollte, so wurde er überstimmt. Als Essen sie verlassen hatte, frug Karoline Braunau, warum er nicht dafür wäre, daß Louise nach B** reisen sollte?

»Bei Louisens Leichtsinn,« sagte er, »ist vorauszusehen, daß diese Betrübniß nicht lange dauern kann, sie empfindet zwar heftig, allein ihre Empfindungen verfliegen auch eben so bald wieder, und dann wird sie sich mehr

als jemals dem Vergnügen ergeben. Auch fehlt ihr dieſen Winter die warnende Freundin, meine vortreffliche Karoline."

Dieſe war in der That noch eine zu neue Wöchnerin, als daß ſie dieſe Reiſe hätte unternehmen können, auch würde die Sorgfalt für ihre kleine Emilie ihr es nicht erlaubt haben, in B** zu leben. Sie ſäugte ihr Kind ſelbſt, und kümmerte ſich wenig um die Freuden der Hauptſtadt.

Das glückliche Paar ſprach noch öfter über Louiſen, und Braunau behauptete, daß nichts als Unglück ihren Charakter ändern könnte.

Nach einigen Tagen kam Eſſen wieder, und ſagte ihnen, daß ein erhaltener Brief ihn in dem Vorſatz, beſtätige, künftige Woche mit ſeiner Frau nach B** zu gehen. — Sein ehemaliger Hofmeiſter war nämlich Wittwer geworden, und bat ihn dringend ihn zu beſuchen, wenn er den Winter nach der Stadt ginge. Er bekleidete an einem kleinen Orte, zehn Meilen von B**, eine ziemlich einträgliche Bedienung, wozu er noch jährlich zweihundert Rthlr. Penſion von ſeinem ehemaligen Zögling erhielt; er war mit einer liebenswürdigen jungen Perſon verheirathet, die er lange geliebt hatte, und Karl hatte ihn bis jetzt für ſehr glücklich gehalten.

„Ach!“ schrieb er, „der Tod meiner Frau ist noch mein kleinster Kummer; ich hatte ihr Herz schon vorher verloren, ja ich hatte es eigentlich nie besessen, und dies machte mich ganz unglücklich! — Trost kann ich von Ihnen zwar nicht erwarten, aber es wird mir wohl thun, meinen Kummer Ihnen zu vertrauen, Ihnen, dessen Herz ich selbst zur Freundschaft gebildet habe, und das mich also hoffentlich nie täuschen wird.“

Dieser Brief entschied Essen ganz für die Reise nach B**, denn er schätzte und liebte seinen ehemaligen Hofmeister sehr, der es auch durch seine Treue und Sorgfalt gegen ihn wohl verdient hatte.

Louise reiste dieses Mal mit schwerem Herzen ab, sie war sich selbst ein Räthsel. Kurz vor ihrer Abreise sagte sie noch zu Karolinen, „ich kann nicht begreifen, warum ich so ungern nach B** gehe, zuweilen fürchte ich gar, daß dort ein Unglück meiner wartet.“ — Karoline meinte, das werde sich bald geben, wenn sie nur erst einige Wochen in den gewohnten Zirkeln gelebt hätte. Louise versicherte ihr dagegen, daß sie sich so viel als möglich von der Gesellschaft entfernen, und nur für ihr Haus oder einen kleinen Zirkel leben wolle; und so schied sie mit schwerem Herzen von ihrer Jugendfreundin.

Louise hielt anfänglich was sie Karolinen versprochen hatte; es wurde ihr um so leichter, da ihre Cousine selbst

etwas eingezogener lebte; weil ſie eine neue Bekanntſchaft gemacht hatte, mit der ſie ſich faſt ausſchließend beſchäftigte.

Um die Mitte des Sommers war ein italieniſcher Muſikus unter dem Namen eines Grafen Morelli nach B** gekommen; er hatte Wechſel auf das Roſenbergiſche Haus, wodurch er bald Zutritt erhielt. Als er ſah, daß der alte Herr von Roſenberg eine hübſche junge kokette Frau hatte, ſo baute er darauf die Hoffnung, bei dieſer Frau ſein Glück zu machen, was ihm denn auch in der Folge nur zu gut gelang.

Zuerſt ſuchte er ſich in der Gunſt des Hausherrn feſtzuſetzen, und dies wurde ihm durch ſein muſikaliſches Talent erleichtert; er ſpielte mehrere Inſtrumente mit vieler Fertigkeit, und Roſenberg liebte die Muſik, ob er ſie gleich gar nicht verſtand. Morelli zeigte ſich ſehr gefällig, die Dame vom Hauſe zu accompagniren, — die auch muſikaliſch war. — Auch veranſtaltete er zuweilen kleine Konzerte, erzählte dem Alten viel von Italien, wofür dieſer noch immer eine große Vorliebe hatte, da er in ſeiner Jugend einmal da geweſen war; und ſo wurde er nach und nach der Hausfreund. Nun fing er an, bei Chriſtianen ſeine Netze auszuwerfen; erſt ſagte er ihr tauſend Schmeicheleien, war äußerſt gefällig gegen ſie; endlich fing er an zu ſeufzen, wenn er mit ihr allein war, ſah ſie ſchmachtend

an, beklagte sich auch wohl zuweilen über die Härte seines Schicksals, bis er merkte, daß man Interesse an ihm nahm. Jetzt trat er einige Schritte näher; er wurde zwar abgewiesen, doch nicht mit der Würde, die einer tugendhaften Frau eigen ist, und der schlaue Italiener legte dieses Betragen ganz anders aus; er wurde zudringlicher, so daß sich Christiane ihm endlich ganz ergab. — Den ersten Fehltritt dieser Art konnte sie doch nicht ohne innere Vorwürfe begehen; ihr Mann bemerkte zufällig, daß sie nicht mehr ihre vorige Heiterkeit hatte, er suchte sie zu zerstreuen, oder trug vielmehr dem neuen Hausfreunde dieses Geschäft auf; der es denn durch seine schändliche Moral bald dahin brachte, Christianens Tugendgefühl gänzlich zu ersticken.

Um diese Zeit kam Essen mit seiner Frau wieder nach B**. Der Onkel freute sich sehr darüber, denn er glaubte, daß dieser Zuwachs von Gesellschaft Christianen bald ihre volle Munterkeit wieder geben würde.

Die Konzerte wurden fortgesetzt, und Louise, die eine sehr schöne Stimme hatte, trug nicht wenig dazu bei, dieses Vergnügen zu vermehren.

Die Gesellschaften waren jetzt kleiner bei Rosenberg's, weil meistens nur Musikliebhaber dahin gebeten wurden; der Graf von S** war aber oft mit da, nebst seiner liebenswürdigen Schwester, der Frau von A**, gleichfalls

eine Muſikliebhaberin. Dieſe zeichnete Louiſen, die ihr Bruder ihr ſchon geſchildert hatte, vorzüglich aus.

Karl war der Anblick des Grafen S** ſehr zuwider, denn er konnte noch immer nicht die Gefahr vergeſſen, worein ſeine Frau durch des Grafen Schuld gerathen war. — Louiſe hingegen, die ſich jetzt wieder ganz wohl befand, dachte an die ganze Geſchichte nicht mehr, oder wenn ſie daran dachte, ſo war es nur, um dem Grafen durch ihre Artigkeit zu beweiſen, daß ſie ihm ſeine Unvorſichtigkeit längſt vergeben hätte.

Karl äußerte gegen Louiſen ſein Mißvergnügen, daß er genöthiget wäre, den Grafen faſt täglich zu ſehen; ſie beſtritt dieſen Widerwillen mit vieler Wärme, — doch aus bloßer Gutmüthigkeit, — und bat ihn dringend, gegen den Grafen artiger zu ſein; »jeden finſtern Blick von dir,« ſagte ſie ihm, »muß er als einen Vorwurf über eine Sache anſehen, die ihm ſelbſt weh genug zu thun ſcheint.«

»Du mußt mir dieſe Grille verzeihen, liebe Louiſe; ich liebe dich zu ſehr, als daß ich jemand, der mich in Gefahr ſetzte, dich zu verlieren, gut ſein kann; du wirſt mir einen Gefallen thun, wenn du dich ſo wenig als möglich mit dem Grafen abgibſt.« — Louiſe nahm ſich zwar vor, ihrem Manne zu willfahren; doch nach ihrem gewöhnlichen Leichtſinn vergaß ſie dieſen Vorſatz bald wieder, und als ihr Mann auf acht Tage zu ſeinem Freunde Groß

reiſte, ſo war ſie wieder ſo verbindlich gegen den Grafen wie ſonſt, und knüpfte bald mit ſeiner Schweſter eine genaue Freundſchaft.

Chriſtiane, die dieſe Ungleichheit in ihrem Betragen bemerkte, glaubte wirklich, daß Louiſe den Grafen liebte; er ſelbſt bildete ſich ſo etwas ein, und verdoppelte ſeine Aufmerkſamkeit gegen Louiſen; ſie bemerkte das zwar mit Wohlgefallen, doch war nicht ihr Herz im Spiele, ſondern blos ihre Eitelkeit geſchmeichelt.

Der Graf S**, ein ziemlich gebildeter junger Mann, hatte vor den meiſten jungen Herren aus der großen Welt noch ziemlich gute Grundſätze. Er liebte zwar das ſchöne Geſchlecht, allein er hatte ſich doch nie zu Schulden kommen laſſen, ein unſchuldiges Mädchen zu verführen. Mit den hübſchen Frauen nahm er es nicht ſo genau; er glaubte, wenn eine verheirathete Frau ſich verführen läßt, ſo muß ihre Tugend ohnehin auf ſchwachen Füßen ſtehen. Dies vorausgeſetzt, meinte er, ſei es einerlei, ob er oder ein anderer von dieſen Schwächen Nutzen zöge. Er würde ſich aber doch Louiſen nie genähert haben, wenn ihn nicht Chriſtiane dadurch Muth gemacht hätte, daß ſie ihm ihre Vermuthung über Louiſens Betragen mittheilte.

An einem Abend, als eben auch Konzert bei Roſenberg's war, ſaß Louiſe neben der Frau von A**, mit der ſie ein Duett geſungen hatte. Sie ſprach mit vielem Feuer

über die Schönheiten der Muſik; der Graf näherte ſich und nahm den Platz ein, den ſeine Schweſter zufällig verlaſſen mußte. Er ſagte Louiſen verſchiedene Schmeicheleien über ihre Stimme und Muſikkenntniß, verſicherte ihr, daß er nie ſo etwas rührendes gehört habe, daß ſie ihn ganz hingeriſſen, und was dergleichen Gemeinſprüche mehr waren. Sie hörte ihn mit einigem Wohlgefallen zu und merkte erſt ſpät, daß ihr Mann nicht weit von ihr ſtand.

Gleich ſprang ſie auf und lief fröhlich auf ihn zu; allein er umarmte ſie ganz kalt, und ſagte ihr leiſe: »da er nicht mit ihr in gleichen Ton geſtimmt ſei, ſo wolle er ſich lieber entfernen, um ſie hier nicht zu ſtören.«

Dieſes Betragen befremdete Louiſen ſehr; ſie beſorgte, daß ihm irgend ein Unfall begegnet ſei, und ſagte ihm, daß ſie hier nicht länger froh ſein könne, wenn er Urſache hätte traurig zu ſein; und wenn er gehen wolle, ſo wäre ſie bereit mit ihm zu gehen. Ihre Bereitwilligkeit ſöhnte ihn wieder etwas aus, und ſie kamen beide überein, daß ſie noch eine halbe Stunde bleiben wollten.

Zu Hauſe drang Louiſe mit vieler Zärtlichkeit in ihn, ihr die Urſache ſeines Kummers zu entdecken; er ſagte ihr aber blos, die unglückliche Geſchichte ſeines Freundes hätte ihn ſo ſehr verſtimmt, daß er nicht fähig geweſen, an den geſellſchaftlichen Freuden Theil zu nehmen.

Zum Theil war das zwar wahr, allein der Anblick seiner geliebten Frau würde seinen Mißmuth sehr vermindert haben, hätte er sie nicht an der Seite des Grafen, und in einem so lebhaften Gespräch gefunden.

Louise, die seinen Verdruß anfangs der Eifersucht zugeschrieben hatte, war sehr zufrieden, daß er ihr eine andere Ursache angab, und unterhielt ihn, um ihn aufzuheitern, mit allem, was indessen vorgefallen war. Der Graf S** und seine Schwester die Frau von A** kamen in ihrer Erzählung öfter vor, als Essen wünschte; doch hatte er so viele Gewalt über sich, daß er nichts davon merken ließ. Da er an dem ganzen Betragen seiner Frau zu sehen glaubte, daß sie ihn noch immer liebte, so schämte er sich, dieser eifersüchtigen Regungen, und zwang sich, so froh als möglich zu scheinen.

Am andern Morgen kam Frau von Rosenberg mit Morelli, um Louisen zu einer Konzertprobe bei Frau von A** abzuholen, wo die beiden Damen, Morelli und der Graf S** ein Quartett probiren sollten. — Louise, die anfänglich nicht das Herz hatte, ihrem Manne etwas von dieser Verabredung zu sagen, vergaß hernach selbst die ganze Sache. Als nun ihre Cousine kam, war sie in Verlegenheit, denn sie sah wohl, daß es ihrem Manne nicht lieb war. Um sich heraus zu ziehen, sagte sie ihm, daß man diese Musik auf seines Onkels Geburtstag geben

würde, und entfernte ſich ſo ſchnell als möglich; zufrieden, ſich vorerſt aus der Verlegenheit gezogen zu haben, und hoffend, daß ihr Mann, wenn ſie zurück käme, ſchon von beſſerer Laune ſein würde.

Auch Chriſtianen war die üble Laune Eſſen's nicht entgangen; ſie fragte Louiſen darüber, die ihr ſagte: daß er einen unglücklichen Freund beſucht hätte, deſſen Schickſal ihm ſehr zu Herzen ginge. Jene erwiederte hierauf, daß ſie ſeine Laune einer andern Urſache zugeſchrieben hätte; ſie habe bemerkt, daß Eſſen geſtern Abend ſehr heiter und vergnügt in's Zimmer getreten ſei, und ſeine Stirn ſich erſt dann gerunzelt habe, als er ſie mit dem Grafen S** im Geſpräch angetroffen. Louiſen fiel das ſehr auf, allein Chriſtiane ſagte ihr, daß ſie ſich daran gar nicht kehren müſſe; es könne ihrem Manne nicht nachtheilig ſein, wenn andere Leute ſie auch liebenswürdig fänden; ſie müſſe ihm nur gleich anfangs nicht ſo ſehr nachgeben. Er würde ſich bald an ihr Betragen gewöhnen, und wenn er ſehe, daß ihre Liebe für ihn dieſelbe bliebe, ſo müßte er ein Vergnügen darin finden, daß ſeine Louiſe gefiele. Zum Beweis führte ſie ihr eigenes Beiſpiel an, und man konnte nicht läugnen, daß ihr Mann ſich ſehr glücklich befand, unerachtet ſie eine der ärgſten Koketten war.

Louiſe fühlte zwar wohl, daß dieſe Lehren nicht mit den Grundſätzen ihrer Mutter überein ſtimmten, allein

da sie nach ihrem Geschmack waren, so nahm sie sich vor, damit wenigstens eine kleine Probe zu machen, denn die Sucht, bewundert zu werden, verschlang alle Gewissensbisse. Wenn ihr Mann an ihrem Betragen etwas tadelte, so fand sie ihn unbillig, und hielt sich für sehr beleidigt, daß er nicht fortfuhr, sie so zu bewundern, wie er es in den ersten Tagen ihrer Liebe that.

Christiane suchte auf diese Art, nach und nach, das Herz und das Tugendgefühl ihrer Base zu verderben, theils um sich an ihr selbst zu rächen, weil verschiedene Personen Louisen liebenswürdiger fanden als sie, hauptsächlich aber um Karl dafür zu bestrafen, daß er Louisen ihr vorgezogen hatte, denn das konnte sie ihm nie verzeihen.

Die Liebkosungen der Frau von A**, und die Schmeicheleien des Grafen, wirkten vereint mit den Schönheiten der Musik so stark auf Louisens leichtsinniges Gemüth, daß sie mit der heitersten Laune nach Hause kam, wo sie ihren Mann noch immer mißmuthig fand; denn die unglückliche Geschichte seines Freundes hatte sein Mißvergnügen über das Betragen seiner Frau sehr vermehrt. Er liebte sie über alles und hatte sich immer geschmeichelt, von ihr eben so geliebt zu sein; nun glaubte er aber zu sehen, daß die Liebe zu ihm sehr ihrer Neigung zum Vergnügen nachstehen müsse. Er liebte sie anfänglich zu sehr um ihren Charakter zu studiren; seine Liebe hatte ihr alle die Voll-

kommenheiten verliehen, die er in ihr zu finden wünſchte; nun fing er an Schwächen zu erblicken, die er nie vorher ahnete.

Louiſe ſuchte allerlei hervor, ihn aufzuheitern, doch umſonſt! er blieb ſtill und kalt und ſagte ihr endlich, daß er gar nicht aufgelegt ſei in Geſellſchaft zu gehen; er bäte ſie daher, ihn bei ſeinem Onkel, zu dem ſie gebeten waren, zu entſchuldigen. Sie verſprach es, und ging um ſich anzukleiden. — Karl hatte gehofft, daß ſie ſich anbieten würde, bei ihm zu Hauſe zu bleiben; es that ihm alſo ſehr weh, daß ſie gar nicht daran dachte. Als ſie eben im Begriff war zu gehen, entſchlüpften ihm die Worte: »Du gehſt, Louiſe, und läßt mich mit meinem Kummer allein!"

Sie hörte dieſe Worte nur halb und überlegte ſie erſt, da ſie ſchon im Wagen ſaß; es that ihr nun leid, daß ſie doch gegangen war, noch mehr, da der Onkel meinte, es ſei ihm in der Stimmung nicht gut allein zu bleiben. Louiſen ſchien dies ein neuer Vorwurf; ſie entſchloß ſich plötzlich wieder zurück zu kehren, unter dem Vorwande, daß ſie ihren Mann noch bereden wolle, in die Geſellſchaft zu kommen. Ihr Wagen war ſchon weggefahren, aber das Wetter ſchön; ſie ging zu Fuße.

Karl hatte indeſſen über ſeine ganze Lage nachgedacht, und kaltblütiger gefunden, daß er doch noch nicht ſo große

Urſache habe, ſich über ſein Schickſal zu beklagen; er machte ſich Vorwürfe, daß er ſich rauh und unfreundlich gegen ſeine Frau betragen habe, da er dieſer doch nichts als höchſtens ein wenig Leicht nn vorwerfen könnte! O Groß! rief er aus, zu was für einem unbilligen, argwöhniſchen Menſchen haſt du mich gemacht! — — indem er dieſe Worte mit Heftigkeit ausſtieß, kam Louiſe, die ihn überraſchen wollte, leiſe herein, hörte ſie verwundert, da ſie die Urſache ſeines Mißmuths nicht in dieſer Quelle ſuchte; doch ſprang ſie ſchnell auf ihn zu, und ſagte mit vieler Heiterkeit: »wenn du auf mich argwöhniſch biſt, ſo komme ich, um dir den Argwohn zu benehmen.« Er war ganz verſteinert, Louiſen ſchon wieder zu ſehen, und ſchämte ſich, daß ſie ſeine Ausrufung gehört hatte; doch die Freude über ihre Zurückkunft verſcheuchte bald allen Unmuth.

Die beiden Eheleute verlebten einen ſehr vergnügten Abend; doch war Louiſe neugierig zu wiſſen, wie Groß, den ihr Karl immer als einen vortrefflichen Mann geſchildert hatte, ihn, wie er ſelbſt ſagte, zu unbilligem Argwohn habe veranlaſſen können?

Sie konnte ihn lange nicht dahin bringen, ihr die Geſchichte ſeines Freundes mitzutheilen, denn er mußte befürchten, daß ſie daraus auf die Art ſeines Argwohns ſchließen möchte; doch endlich entſchloß er ſich, Folgendes zu erzählen:

»Da du noch gar nichts von der Geſchichte meines Freundes weißt, ſo muß ich von ſeiner frühen Jugend anfangen. Als Herr Groß fünf Jahre alt war, wurde ſein Vater, bisher Prediger auf dem Lande, nach G** verſetzt; hier lernte er zufällig einen reichen Kaufmann kennen, ein ſtarker Freigeiſt; mit dieſem hatte er oft Religionsſtreitigkeiten, die der Kaufmann gewöhnlich anfing, denn er ſuchte etwas darin, für einen ſtarken Geiſt gehalten zu werden. Der Paſtor Groß durfte dieſen Aufforderungen vermöge ſeines Standes nicht ausweichen, auch wollte er nicht; ſo kamen ſie oft hart aneinander, und da der Kaufmann noch Niemand gefunden hatte, der ihm ſo gut widerſtehen konnte, ſo wurde er immer hitziger und erneuerte den Streit ſo oft als möglich. — Endlich verfiel er in eine ſchwere Krankheit, die ihn an den Rand des Grabes brachte. Hierdurch wurde nun dieſer ſtarke Geiſt ſo ſchwach und kleinmüthig, als er zuvor ſtark und muthig geweſen war. Jetzt rief er ſeinen ehemaligen Gegner herbei; nun hoffte er in ſeinen Zweifeln Troſt bei ihm zu finden. — Der Prediger, ein rechtſchaffener vernünftiger Mann, nahm ſich ſeiner treulich an, er hatte das Glück durch ſein ſanftes gutes Betragen, den Kopf und das Herz dieſes Mannes von ſeiner ehemaligen Thorheit zu heilen, ſo daß er wie neugeboren von ſeinem Krankenlager aufſtand.

Nach ſeiner Geneſung war er voller Dankbarkeit gegen ſeinen Freund; und um ſie ihm thätig zu beweiſen,

verſprach er ihm für ſeinen Sohn eine Tochter, von der ſeine Frau eben entbunden war, ſammt der Hälfte ſeines ziemlich anſehnlichen Vermögens.

Als die Kinder größer wurden, zog man ſie mit der Idee auf, daß ſie für einander beſtimmt wären; ſie liebten ſich und dieſe Liebe wuchs mit ihnen. — Sophie, ſo hieß das Mädchen, war ſchön und gut; an ihrer Erziehung und Ausbildung wurde nichts geſpart, und wenn Groß zuweilen von der Univerſität nach Hauſe kam, fand er ſie immer liebenswürdiger, und liebte ſie immer zärtlicher. — In dem letzten Jahre, als die Zeit ihrer Verheirathung ſchon beſtimmt war, ſtarb Sophiens Vater plötzlich, und hinterließ ſeine Geſchäfte in einiger Unordnung. Ein untreuer Buchhalter, der ſie in Ordnung bringen ſollte — betrog die Familie um das ganze Vermögen. Mein Freund, der Sophien nicht des Vermögens wegen liebte, nahm ſich ihrer an; doch da er ſelbſt nicht reich war, und noch ſo bald auf keine Verſorgung rechnen konnte, mußte er ſich entſchließen, mit mir auf Reiſen zu gehen. Ich weiß noch ſehr gut, wie ſchmerzlich die Trennung auf beiden Seiten war, und welchen Eindruck dieſe Scene auf mein junges Herz machte.

Groß gab zu Sophiens Unterhalt ſo viel her, als er entbehren konnte, denn die Familie war ſo weit herunter, daß ſie von ihrer Hände Arbeit leben mußte; eine Schwe-

ſter von Sophien ging in Dienſte, und ihr einziger Bruder nach Indien.

Wir reiſten zwei Jahre in Frankreich, England und Italien, und als wir nach Deutſchland zurück kamen, machte ich meinem Hofmeiſter die Freude, erſt mit ihm nach G** zu gehen, damit er ſeine Braut beſuchen konnte. Wir fanden ſie ſehr verändert, doch empfing ſie ihren Freund mit aller Wärme, die ſeine Zärtlichkeit verdiente. Als wir einige Tage da geweſen waren, glaubte mein Freund zu bemerken, daß ſie etwas auf dem Herzen habe; er gab ihr ſeine Vermuthung zu verſtehen, ſie ſagte ihm endlich unter vielen Thränen, daß ſie es für ihre Pflicht hielte, ihn ſeines Verſprechens zu entledigen, da ſie voraus ſehe, daß er durch die Heirath mit ihr einem kummervollen Leben entgegen ginge. — Der Kummer über die plötzliche Veränderung meiner Lage hat meine Geſundheit zerſtört und meine Gemüthsruhe untergraben, ſetzte ſie hinzu, — ich kann Ihnen nicht das ſein, was ich Ihnen in ſo vieler Rückſicht ſein ſollte; ich ſage Sie von aller Verbindung mit mir los; ſuchen Sie ſich eine Gattin, die Ihnen das Glück mitbringt, was Ihnen mein Vater durch die Verbindung mit mir verſchaffen wollte; ich bin nur zum Unglück geboren, und will Sie nicht mit mir hinein ziehen. — Thränen erſtickten ihre Worte und mein Freund war ſehr gerührt. Er verſicherte, nichts auf der Welt ſolle ihn von ihr trennen; er hätte nie ihr Vermögen,

ſondern allezeit Sie ſelbſt geliebt, alſo hätte ſich für ihn nichts geändert, ſo lange Sie ihn noch liebe. Sie konnte ihm nicht antworten, ſo gerührt war ſie, und als er mir dieſen Auftritt erzählte, war auch er noch ganz vom Gefühl der edeln Denkart ſeiner Sophie durchdrungen.“

„Die Erzählung meines Hofmeiſters machte großen Eindruck auf mich, und ich dachte auf Mittel, dieſes Paar glücklich zu machen. Da ich meine Einnahme und meine Bedürfniſſe überrechnete, ſo fand ich, daß ich wohl jährlich vierhundert Rthlr. entbehren konnte; ich verſprach alſo, ihm dieſe ſo lange zu geben, bis er eine Verſorgung bekäme, und drang darauf, daß er ſich jetzt gleich mit Sophien verheirathen möchte. Er wollte lange nicht einwilligen, denn er fürchtete, man könnte den Verdacht auf ihn werfen, als wenn er meine Gutmüthigkeit mißbraucht hätte. Nichts als die traurige Lage, in der Sophie ſich befand, konnte ihn bewegen es anzunehmen.“

„Mir war es eine große Freude; ich ſchränkte mich gern ein, denn ich kannte dich noch nicht, meine Louiſe!“

„Groß mußte mir die Einrichtung der Hochzeit überlaſſen, ich redete alles mit einer Tante ab, bei der Sophie ſich aufhielt. Wir fuhren an einem ſchönen Sommertage auf's Land; hier wurde das junge Paar mit der Nachricht überraſcht, daß die Trauung ſogleich vor ſich gehen ſolle. Sophie wußte zwar ſchon, auf welche Art ich mich in's

Mittel geſchlagen hatte, allein ſie erwartete nicht, daß dieſer Zeitpunkt ſo nahe ſei; ſie wurde faſt ohnmächtig als ſie es erfuhr, und ich fing an, meine Unvorſichtigkeit zu bereuen. Doch nachdem ſie mit ihrer Tante ein wenig allein geweſen war, erſchien ſie wieder ziemlich gefaßt bei uns; ſie hatte den ganzen Tag mit ihrer Empfindung gekämpft, allein es war mehr eine ſanfte Rührung, die mein Freund und wir alle mit ihr theilten."

»Nach einigen Wochen reiſte ich mit meinem Freunde wieder ab. Er verließ ſeine junge Frau in einer ſonderbaren Stimmung; ſie war faſt beſtändig in Thränen, doch ſchienen dieſe Thränen mehr aus Rührung als aus Kummer zu quellen. Wir ſuchten hauptſächlich den Grund davon in ihrer ſchwachen Geſundheit. Wir reiſten noch ein Jahr in Deutſchland; mein Freund erhielt immer ſehr liebevolle Briefe von ſeiner Frau; mit Freuden vernahm er, daß ſie glücklich von einem Sohn entbunden worden. Gegen das Ende des Jahrs ſchrieb ſie ihm, daß einem Vetter von ihr in — — eine Stelle angetragen wäre, die er aber nicht Luſt hätte anzunehmen; er hätte ihn dazu vorgeſchlagen, es hinge alſo nun ganz von ihm ſelbſt ab, ob er ſie annehmen wollte? — Du kannſt leicht denken, daß er dieſen Antrag nicht ausſchlug; ſo bald wir hier in B** angekommen waren, verließ er mich, um ſeine Frau und Kind nach — — zu führen, und dort ſeine neue Stelle anzutreten."

»Er ſchrieb mir von Zeit zu Zeit, daß er recht glücklich ſei, nur könnte ſeine Frau weder ihre vorige Heiterkeit, noch die verlorne Geſundheit wieder erlangen. — Den vorigen Sommer bemerkte er vorzüglich eine große Traurigkeit und Unruhe an ihr; ſie war oft in tiefen Gedanken, und fuhr bei jedem Geräuſch, bei jedem Anklopfen an der Thür zuſammen; er mußte eine Reiſe machen und ſcheute ſich faſt ſeiner Frau es zu ſagen, weil er fürchtete, dieſe Nachricht möchte ſie bei ihrer ängſtlichen Gemüthsverfaſſung beunruhigen. Allein es war gerade das Gegentheil; ſie hörte ſie mit ſichtbarer Freude an und war bis zu ſeiner Abreiſe viel ruhiger. Er ſollte vier Wochen wegbleiben, doch da er ſich nach ſeiner Sophie ſehnte, ſo endigte er ſeine Geſchäfte viel früher und kam nach drei Wochen, ganz unerwartet, an einem Abend an.«

»Da er ſeine Frau überraſchen wollte, ſo ſtieg er an der Hinterthür ab, um durch den Garten zu gehen; hier ſah er in der Dämmerung die Geſtalt ſeiner Frau an dem Arm eines jungen Mannes den Gang herauf kommen; er war neugierig zu ſehen, wer der Fremde ſein möchte, mit dem ſeine Frau ſo vertraut im Mondenſchein ſpazirte und ſteckte ſich hinter eine Hecke, an der ſie vorbei mußten.«

»Wie ſie ihm nahe kamen, ſagte der Fremde, es iſt Zeit, Sophie, daß ich von dir ſcheide, — und Sophie erwiederte, du willſt mich ſchon verlaſſen, und übermorgen

ſehen wir uns zum letzten Mal! O Gott! wie grauſam iſt mein Schickſal, das mich auf ewig von dir trennt! — Der Zorn übermannte Groß bei dieſen Worten; er ſprang hervor und rief: Ungetreue! iſt das die Liebe, die du mir ſchwurſt? Ach Gott! rief ſie, das iſt mein Tod! und ſank ihrem Begleiter in die Arme. Groß riß ſie weg von ihm, und rief: Hinweg, du Verführer der Unſchuld, ſie ſoll nicht in deinen verruchten Armen ſterben. Dein Weib iſt tugendhaft, erwiederte jener, ich gehe, aber ich fordere ihr Leben von dir."

„Nachdem er ſich entfernt hatte, erholte ſich Sophie ein wenig aus ihrer Ohnmacht, doch blieb ſie ſo ſchwach, daß Groß Mühe hatte, ſie in's Haus zu ſchleppen; man brachte ſie zu Bette, und da lag ſie vier Tage ohne Beſinnung. — Bei ihrem Manne wechſelten Zorn und Liebe ab. Die Liebe ſuchte alles hervor, ſich dieſen Auftritt zum beſten zu erklären, allein der Zorn malte ihm denſelben in dem ſchwärzeſten Lichte. Sie ſelbſt konnte ihm keine Auflöſung geben, denn ſie war ſelten eine halbe Stunde bei ſich. — Der Arzt gab wenig Hoffnung für ihr Leben. — Am vierten Tage erholte ſie ſich ein wenig, ſie frug nach ihrem Manne, er kam, doch als ſie ihn ſah, verhüllte ſie ihr Geſicht mit beiden Händen, und rief ihm zu: — ich kann deinen Anblick nicht ertragen! er iſt mir der ſchrecklichſte Vorwurf! ich habe dich beleidigt — doch nicht ſo ſehr als du vielleicht glaubſt, — meine Liebe gehörte dir nie — doch — meine

Treue gegen dich — habe ich nie verletzt. — Ich sterbe gern, setzte sie nach einer langen Pause hinzu, — denn nun konnte ich dich nie mehr glücklich machen; laß mich nur deine Verzeihung mit in's Grab nehmen, — ich bin zu schwach, dir meine Geschichte zu entdecken, — doch einst wirst du sie erfahren. — —"

»Hierauf ließ sie sich noch ihr Kind bringen, liebkoste es, empfahl es der Liebe ihres Mannes, und verfiel dann wieder in ihre vorige Bewußtlosigkeit. So lebte sie hernach nur noch wenige Tage."

»Groß war in einem Kampf von Leidenschaften, der sich nicht beschreiben läßt; er schrieb mir gleich nach ihrem Tode den Brief, der mich hieher brachte. Als ich zu ihm kam, hatte er indessen die Briefschaften seiner Frau untersucht, um Licht in dieser Sache zu bekommen; hier fand er denn einige sehr zärtliche Briefe von dem Vetter, dem er seinen Dienst verdankte. Er schrieb ihr, daß er sie noch einmal sehen müßte, ehe er diesen Welttheil verließe. Nun konnte er sich zwar die anscheinende Unruhe seiner Frau und die Zufriedenheit über seine Abreise erklären, allein das Ganze blieb ihm immer dunkel, und diese Begebenheit hat ihn, wie du leicht denken kannst, so niedergeschlagen, daß ich für sein Leben fürchte. — Ich rieth ihm zu der Tante zu reisen und bei dieser, die eine sehr rechtschaffene Person ist, Aufklärung zu suchen, denn nach den letzten Reden

seiner Frau mußte dieser Liebeshandel schon vor ihrer Verheirathung angefangen haben. Er hat meinem Rath gefolgt und auch seinen kleinen Sohn mit dahin genommen, um ihn der Pflege der Tante anzuvertrauen. — Wenn er zurück kommt, will ich wieder zu ihm reisen und ihn, wenn es dir recht ist, bereden, auf einige Zeit mit hieher zu kommen."

»Recht gern," sagte Louise, »denn ich habe herzliches Mitleid mit ihm; nur muß er sich nicht einfallen lassen, dich argwöhnisch zu machen, wie du vorhin in deinen Selbstgespräch klagtest."

»Nein, das soll er nicht," erwiederte Karl etwas beschämt, »denn ich weiß, daß meine Louise mich liebt."

Da Louise ihren Mann jetzt so ruhig sah, so sprach sie mit ihm über die Geburtstagsfeier seines Onkels, und über das Quartett, zu dem sie sich anheischig gemacht hatte, mit der größten Unbefangenheit. Er nahm sich, so viel ihm möglich war, zusammen, um keinen Rückfall zu bekommen, denn seine Frau war nun wieder so artig und gefällig gegen ihn, daß aller Argwohn vor ihren freundlichen Blicken schwand wie Nebel vor der Sonne.

Louisens Leichtsinn und Eitelkeit hatten zwar durch ihren Aufenthalt in B** sehr zugenommen, doch tugendhaft, wie sie noch war, und bei der Liebe zu ihrem Manne,

wäre es diesem leicht gewesen, sie zu leiten, hätte er selbst nur mehr Menschenkenntniß gehabt, und sie, wie sonst wohl Karoline that, zu rechter Zeit auf sich selbst aufmerksam gemacht. Er fühlte zwar die kleinen Abweichungen tief und wurde oft verdrießlich darüber; doch Louisens angenehme Freundlichkeit siegte stets über seine üble Laune, wenigstens auf einige Zeit. Da aber die Ursache seines Verdrusses nie gehoben wurde, so kehrte dieser auch eben so leicht zurück, und besonders dann, wenn er Louisen auf's neue von Anbetern umschwärmt sah, und bemerkte, wie angenehm ihr dieses war. — Nach der traurigen Geschichte seines Freundes war er noch weit aufmerksamer auf seine Frau geworden, es gab Augenblicke, wo er fürchtete, daß sie ihm wirklich untreu werden könnte, und bald darauf entschuldigte er sie wieder, und schalt auf seine eigene Ungerechtigkeit. Es konnte nicht fehlen, daß hieraus eine Ungleichheit in seinem Betragen entstand, die Louisen auffiel. Da sie nun zu ihrem Unglück ihre treue Freundin Karoline nicht mehr zur Seite hatte, so klagte sie Christianen dieses sonderbare Benehmen ihres Mannes; und daß in manchen Augenblicken sie fürchten müsse, nicht mehr von ihm geliebt zu sein. —

Christiane bestärkte sie in dieser Muthmaßung, und rieth ihr als das beste Mittel, ihn ganz zu sich zurück zu bringen, den Grafen von S** einige Aufmunterung zu geben; wenn Essen dieses bemerkte, so würde er gewiß alles

thun, um ihre Liebe wieder zu gewinnen; sie hätte es dann immer in ihrer Gewalt, zu rechter Zeit wieder einzulenken.

Dieser Rath, so falsch er auch war, gefiel Louisen nicht übel. — Der Graf war in ihrem Zirkel derjenige, der die größten Vorzüge besaß, und am meisten gesucht wurde. Mehrere Damen gaben sich Mühe, ihn zu fesseln, allein war Louise in der Gesellschaft, so huldigte er nur ihr. Durch diesen Vorzug verdiente er allerdings ihre Dankbarkeit, — wenigstens konnte ihre Eitelkeit sie ihm nicht versagen; wenn ihr Mann übler Laune war, so nahm sie seine Huldigungen mit vieler Artigkeit auf. — Der Graf fand sich dadurch sehr aufgemuntert und wurde immer zudringlicher. Seine Schwester machte aus Liebe zu ihm Freundschaft mit Louisen; sie war selbst zu flatterhaft, um einzusehen, daß dieser Liebeshandel gefährliche Folgen haben könnte, und sie verschaffte ihrem Bruder oft Gelegenheiten, Louisen zu sprechen.

Das Quartett war hiezu die beste Veranlassung; es wurde, bis zum Geburtstag des alten Rosenberg's, täglich probirt. Karl wollte gegen diese Proben nichts einwenden, weil es eine Artigkeit für seinen Oheim war; er gab zwar zu, daß seine Frau dahin gehen durfte, aber er ließ sie oft merken, daß er es nicht gern sehe. In dieser Gemüthsstimmung, da er eines Vertrauten so sehr bedurfte, sehnte er sich nach dem täglichen Umgang seines Freundes, und be-

stimmte den Tag nach dem Geburtstage zu der beschlossenen Reise, in Hoffnung, ihn mit zurück zu bringen. Der Geburtstag kam endlich.

Louise war sehr vergnügt; sie fühlte, wie ihr Talent in der Musik vor andern hervor leuchtete; sie sah, daß der Graf ihr mit vielem Feuer seinen Beifall zollte. Sie war ganz glücklich, bis sie ihren Mann bemerkte, der traurig in einer Ecke stand; sie wollte zu ihm gehen, allein Christiane hielt sie auf, und Karl hatte sich unterdessen an einen Spieltisch gesetzt; nun vergaß Louise über den Schmeicheleien, die sie einerntete, auf eine Zeit lang ihren Mann; es verdroß sie ohnehin, daß er der einzige war, der ihr kein Kompliment über ihren Gesang machte.

Christiane ließ den Grafen durch Morelli auf das Mißverständniß der beiden Eheleute aufmerksam machen. Dieser nutzte den Wink nur zu gut, um sich in Louisens Gunst festzusetzen; er warf hin, wie glücklich ihr Mann sich fühlen müsse, da er eine so liebenswürdige Frau besäße. »O,« sagte Louise, »die Ehemänner denken hierüber ganz anders als die Liebhaber.« — »Gewiß nicht alle,« erwiederte der Graf mit einem zärtlichen Blick, — »hätte mir das Glück eine Louise zugeführt, ich würde sie Zeitlebens angebetet haben!«

»So sprach mein Mann sonst auch,« versetzte Louise, »ich war leichtgläubig genug, es für Wahrheit zu halten,

doch wo die Männer vor der Hochzeit nur Vollkommenheiten sehen, da finden sie nachher nicht selten Fehler." — — Es versteht sich nun, daß der Graf ihr mit allem Feuer bewies, sie habe gar keinen Fehler.

Louisen gefiel zwar dieses Gespräch, allein sie fühlte doch, daß sie es nicht anhören dürfte; sie entfernte sich also; doch glaubte der Graf in ihren Blicken mehr Beifall als Mißfallen zu lesen. Dies munterte ihn auf, sie hernach noch zu fragen, ob er sie den folgenden Tag bei seiner Schwester sehen würde? — Sie versprach es ihm, ohne zu überlegen, was sie ihm dadurch alles einräumte.

Als sie mit ihrem Manne zu Hause kam, sagte er ihr, daß er morgen verreisen wollte, und nicht wissen könnte, wann er wieder käme; »dies," setzte er mit Bitterkeit hinzu, »kann dir zwar einerlei sein, denn du verstehst meine Gesellschaft zu entbehren, nur bitte ich dich um deiner Ehre und unserer ehemaligen Liebe willen, laß den Grafen von S * * während meiner Abwesenheit wenigstens nicht kommen. — Deine Vertraulichkeit mit ihm muß Aufsehen erregen, und es sollte mir weh thun, wenn du deinen guten Namen verlörest."

Louise war höchst verwundert über den Vortrag ihres Mannes, und rief aus: »o Karl! wie hast du dich geändert!"

»Liebe mich wieder wie ehedem, und ich bin wieder was ich war,« sagte Karl traurig.

»Werde du wieder was du mir warst, und ich werde dich lieben wie ehedem,« erwiederte Louise. Hier sagte sie freilich die Wahrheit, denn wäre er immer der feurige Liebhaber geblieben, der er anfänglich war, so würde auch sie gewiß immer ihre ersten Gesinnungen beibehalten haben. Da sie sich aber nun gekränkt und zurück gesetzt fühlte, so glaubte sie auch ihren Mann nicht mehr so schonen zu dürfen. — Mangel an gegenseitiges Vertrauen führte dieses Paar in's Verderben. Das Fehlschlagen ihrer beiderseitigen Erwartungen legte den Grund zu ihrem Mißtrauen, was unter Eheleuten immer von übeln Folgen ist.

Karl fühlte, daß er seine Frau gekränkt hatte; er bat sie um Verzeihung, doch drang er ihr das Versprechen ab, den Grafen nicht bei sich zu sehen; und so schieden sie am andern Morgen als ziemlich gute Freunde.

Als Louise allein war, überlegte sie ihr gestriges Gespräch mit dem Grafen. Sie fand, daß Karl nicht so ganz Unrecht hätte, ein wenig eifersüchtig zu sein, und beschloß, sich so viel als möglich von dem Grafen zurückzuziehen; nahm sich auch vor, diesen Morgen nicht zu der Frau von A** zu gehen, sondern Karolinen die ganze Sache zu schreiben, und sich ihren Rath auszubitten.

Sie hatte ihren Brief faſt geendigt, als Chriſtiane kam, mit ihr zur Frau von A** zu fahren; ſie ſagte ihr aber, daß ſie ihren Entſchluß geändert hätte, und da ſie es ohnehin nur dem Grafen verſprochen, Frau von A** ſie daher nicht erwarte, ſo werde auch keine Wohlſtands-pflicht dadurch verletzt. Chriſtiane verſicherte hingegen, Frau von A** erwarte ſie allerdings, und habe ſie gebeten, mit ihr zu kommen; ſie mußte ſich alſo entſchließen, diesmal noch hinzufahren.

Auf dem Wege that Frau von Roſenberg Louiſen den Vorſchlag, nebſt Frau von A** und ihrem Bruder, den folgenden Abend bei ihr zu eſſen. So viel Vergnügen dies Louiſen auch gemacht haben würde, ſo konnte ſie doch, wenigſtens den Beſuch des Grafen, nicht annehmen, und theilte Chriſtianen, als dieſe nach der Urſache frug, das ganze Geſpräch mit ihrem Manne mit.

Chriſtiane lachte ſie aus und verhöhnte ſie, daß ſie ſich nach den Grillen ihres Mannes richten wollte; doch als ſie ſah, daß Louiſe ſtandhaft blieb, brach ſie davon ab.

Die Geſellſchaft verlebte den ganzen Tag ſehr angenehm bei der Frau von A**, und die beiden Damen meldeten ſich auf den folgenden Abend förmlich bei Louiſen an, baten auch zugleich um Erlaubniß, eine Freundin mitbringen zu dürfen, die ſie noch nicht nennen wollten.

Louiſe war voll Neugierde, wer es ſein möchte, und dieſe wurde noch vermehrt, als die dritte Dame verſchleiert herein trat. — Nachdem man ſie einige Zeit geneckt hatte, wurde die Dame entſchleiert; es war der Graf. Anfangs gerieth ſie zwar darüber in einige Verlegenheit, doch gefiel ihr der Spaß ſo wohl, daß ſie nicht böſe ſein konnte: nur wünſchte ſie nicht, daß die Bedienten es ſehen möchten. Man rieth ihr daher, ihre Kammerjungfer zum Aufwarten zu nehmen. — Dieſes Mädchen, die noch nicht lange in ihren Dienſten ſtand, wurde ihr von der Frau von A** empfohlen, auch war ſie eine alte Freundin des Grafen.

Man ließ das Mädchen herein kommen, ſie mußte errathen, wer die fremde Dame ſei; ſie erkannte den Grafen gleich; man verbot ihr, hierauf im Hauſe etwas davon zu ſagen.

Der Abend verging unter Scherz und Lachen; beim Abſchied bat ſich der Graf die Erlaubniß aus, in dieſer Geſellſchaft noch einmal kommen zu dürfen; Louiſe wollte zwar anfangs nicht einwilligen, doch da die Damen ihr zuredeten, entſchloß ſie ſich endlich, ihm die Erlaubniß zu geben.

Es vergingen einige Tage, ehe der Beſuch wiederholt wurde, die Damen hielten aber ihr Wort und kamen von Morelli begleitet. Es durfte wieder niemand als die

Kammerjungfer in's Zimmer kommen; alle waren sehr vergnügt. — Der Graf bezeigte sich in dieser Verkleidung ziemlich vertraut mit Louisen, und sie benahm sich nicht mit der Zurückhaltung, die ihr geziemt hätte. Dadurch wurde der Graf aufgemuntert, einen Abend, als Louise wegen einer kleinen Unpäßlichkeit zu Hause geblieben war, in seiner gewohnten Verkleidung allein zu ihr zu kommen.

So nachsichtig sie auch sonst gegen ihn war, so fand sie sich durch diese Freiheit doch sehr beleidigt, und bat ihn, sich sogleich weg zu begeben; er warf sich ihr zu Füßen, flehte um Verzeihung, und machte ihr in den zärtlichsten Ausdrücken eine Liebeserklärung. — Louise, die noch nie mit ihm allein gewesen war, gerieth hierdurch immer mehr in Verwirrung; sie fühlte wohl, daß sie ihn nicht anhören durfte, doch hatte sie sich zuvor schon zu viel von ihrer Würde vergeben, als daß ihr Unwille jetzt bei dem Grafen hätte Eindruck machen können. Sie drang zwar immer in ihn, sich zu entfernen, doch er fuhr fort, sie seiner Liebe zu versichern, bis sie einen Wagen am Hause halten hörten. Das Mädchen stürzte in's Zimmer, und eilte Louisen zu sagen, daß ihr Mann eben ankomme. — Louise befand sich in der äußersten Verlegenheit, und auch der Graf war in keiner geringen Bestürzung; doch das Mädchen, die in solchen Dingen Erfahrung hatte, half ihnen aus der verzweifelten Lage, und versteckte den verkleideten Grafen in ihrem Zimmer.

Louiſe bemerkte in der Angſt nicht den Fehler, den ſie beging, daß ſie ihr Mädchen in ein Geheimniß der Art verwickelte; ſie wußte noch nicht, daß dieſe Kreatur es war, die den Grafen in ihr Zimmer geführt hatte. Da das Mädchen ſah, daß ihre Frau dieſen Beſuch nicht ganz gut aufnahm, ſo hütete ſie ſich auch wohl den Antheil merken zu laſſen, den ſie an der Verkleidung gehabt. Sie zog hieraus noch den Vortheil, daß Louiſe, als ſie mit ihr allein war, bat, ja dieſe Geſchichte zu verſchweigen, und ihr, um ſich ihrer Verſchwiegenheit zu verſichern, ein ſchönes Kleid ſchenkte. Hierdurch gab ſie ihr eine Gewalt über ſich, deren das Mädchen ſich oft zu ſeinem Nutzen bediente.

Man kann denken, daß Louiſe nach dieſen Vorfall ihren Mann nicht mit der Offenheit empfing, als ſie ſonſt wohl gethan hätte. Er machte ihr einige ſanfte Vorwürfe darüber, — denn er hatte ſich herzlich gefreut, ſeine Louiſe wieder zu ſehen. — Sie entſchuldigte ſich mit ihrer Unpäßlichkeit, und während Karl ſich mit ſeinem Freund Groß, den er mitgebracht hatte, beſchäftigte, hatte ſie Zeit ſich zu erholen. Sie bezeigte ſich hernach freundlicher gegen ihn, als ſie ſeit langer Zeit geweſen war; denn ſie fühlte freilich ſelbſt, daß ſie vieles gut zu machen hatte.

Groß war noch immer ſehr traurig; er hatte bei der Tante keine weitere Aufklärung über die Geſchichte ſeiner Frau bekommen. Sophie hatte den Mann, der ſein Glück

untergrub, an einem andern Orte kennen lernen, wo ſie bei einer Freundin zum Beſuch war; die Tante bemerkte nur, daß ſie nach ihrer Zurückkunft ſehr tiefſinnig geworden war; ſie glaubte gewiß, daß Sophiens Schweſter wohl um das Geheimniß ihres Herzens wiſſen müßte, denn ſie hätten ſehr fleißig Briefe gewechſelt. Dieſe war aber eben jetzt mit der Dame, bei der ſie in Dienſten ſtand, auf einer Reiſe nach Italien begriffen. Die Tante hatte ihm zwar verſprochen, ſo bald ſie den eigentlichen Aufenthalt ihrer Nichte wüßte, ihr zu ſchreiben; aber es war voraus zu ſehen, daß er noch lange in dieſer Ungewißheit bleiben mußte, wenn man ſeine Lage ſo nennen kann, denn von der Untreue ſeiner Frau hielt er ſich überzeugt, und hatte dadurch den Glauben an alle weibliche Rechtſchaffenheit verloren; wenn eine Sophie ihn betrügen konnte, welcher ſollte er nun ferner trauen.

Eſſen hatte bald ſeinem Freund den Argwohn mitgetheilt, den er ſeit einiger Zeit gegen ſeine Frau hegte; dieſer ſuchte nun zwar anfänglich ihn darüber zu beruhigen, weil er ſeinem Freunde gern ſo lange als möglich die Qualen der Eiferſucht erſparen wollte, allein ſeine öfteren Ausrufungen wider das weibliche Geſchlecht waren eben nicht geſchickt, Karl's Verdacht zu heben.

In dieſer Stimmung kamen die beiden Freunde an, und es war ein Glück für Louiſen, daß Groß ſie noch nicht

kannte, sonst hätte ihm die Aengstlichkeit, die ihr gar nicht natürlich war, verdächtig werden müssen. Karl fand zwar das Benehmen seiner Frau sehr sonderbar, da sie aber, sobald der Graf aus dem Hause war, ruhiger wurde, und um ihren Fehler gut zu machen, sich sehr gefällig und artig betrug, so verging der Abend ziemlich ruhig.

Als Louise sich mit ihrem Manne allein sah, fürchtete sie sehr die Frage von ihm zu hören, ob der Graf bei ihr gewesen? sie unterhielt ihn daher beständig mit andern Dingen. Ein paar Mal schwebte ihm dennoch diese gefürchtete Frage auf der Zunge. — Er schwieg aber aus Delikatesse und beschämte dadurch Louisen mehr, als wenn er sie zu dem Geständniß ihres Fehlers bewogen hätte. Sie brachte die Nacht schlaflos zu, überdachte alles, was sie bisher gethan, und fand, daß vieles nicht recht war. Es wollte zwar ihre Eitelkeit auch einige Schuld auf die üble Laune ihres Mannes schieben, allein sie mußte sich doch bald selbst gestehen, daß sein Verdruß über ihr Betragen blos aus Liebe herrühre, und daß ihr Leichtsinn sie oft zu Fehlern verleitet habe, die ihrem Mann auffallen mußten. Sie nahm sich vor, von nun an vorsichtiger zu sein, und gelobte dem Geist ihrer Mutter, ganz ihrer Vorschrift gemäß zu leben. Sie beschloß einige Tage gar nicht auszugehen; die durchwachte Nacht machte eine Unpäßlichkeit, die sie deshalb vorschützte, glaublicher; zu diesem Entschluß trug auch die Ungewißheit bei, in der sie sich befand, denn

ſie wußte noch nicht, wie ſie ſich gegen den Grafen benehmen ſollte. Er hatte ſie zwar beleidigt, doch nur aus Liebe; ihre Eitelkeit erlaubte daher nicht, die Sache ſo hoch aufzunehmen, und ſie vergaß, daß der Graf ihr zwar Liebe aber nicht Achtung bewieſen; daß ſie ihm folglich von nun an mit Kälte und Zurückhaltung begegnen müſſe. Sie nahm ſich vor, die ganze Sache mit Stillſchweigen zu übergehen, und wenn der Graf des Vorfalls erwähnen ſollte, einen Scherz daraus zu machen, den ſie ſich jedoch für die Zukunft verbitten wolle. — Das nämliche ſagte ſie ihrem Mädchen, mit dem Zuſatz, daß ſie nicht wünſche, daß ein ſolcher Scherz, ſo unſchuldig er auch ſei, unter die Leute käme, weil es ihrer Ehre nachtheilig ſein könnte.

Nachdem ſie auf dieſe Art die Sache in Ordnung gebracht hatte, wurde ſie wieder ruhig; ihr Mann verlebte einige recht glückliche Tage mit ihr; auch Groß fand ſie äußerſt angenehm, denn ſie gab ſich alle Mühe, dieſen Freund ihres Mannes aufzuheitern.

Als ſie einige Tage zu Hauſe geblieben war, kam Chriſtiane. Sie wollte Louiſen zu einer Maskerade anwerben, ſie ſagte ihr: »es wären verſchiedene Freundinnen, die eine Verkleidung verabredet hätten; die Kleidung für ſie ſei ſchon beſorgt, ſie möchte ſich nur den Abend in's Roſenberg'ſche Haus begeben, da würde ſie alles in Bereitſchaft finden.« Sie willigte gern ein, auch ihr Mann

hatte nichts dawider, sondern nahm sich vor, gleichfalls verkleidet hin zu gehen, um seine Frau und die Gesellschaft zu necken.

Als Louise zu ihrer Base kam, fand sie das Gewand einer Muse für sich bereit, und sah bald, daß der Aufzug aus dem Apoll und den neun Musen bestand; sie erkannte aber von Allen niemand als die Frau von A**, Christianen und Morelli, der den Apoll vorstellte. Die ganze Gesellschaft schien sich eben so wenig untereinander zu kennen, und die Frau von Rosenberg bestand darauf, daß sie sich nicht eher als den folgenden Tag kennen sollten. — Die Musen gingen Paar und Paar im Saal herum, und wurden sehr bewundert. Louise sprach zuweilen mit ihrer Gefährtin, allein diese antwortete ihr nur durch einen Händedruck, bis endlich die Gesellschaft in ein abgelegenes Zimmer kam. Hier erkannte sie in ihr den Grafen an den Schmeicheleien, die er ihr vorsagte; sie wurde verlegen, hielt aber für's beste, sich zu stellen, als kenne sie ihn nicht. Er merkte ihre Verstellung, und da er sie zu seinem Vortheil auslegte, so gab er sich zu erkennen, und bat sie noch einmal um Verzeihung, wegen der Angst, die er ihr neulich gemacht hätte. — Sie sagte ihm, daß sie es sonderbar fände, daß er ihr diese Angst noch einmal mache, und sie zugleich wegen der vorigen um Verzeihung bitten wolle. Der Graf sah wohl, daß sie nicht aufgebracht war, fuhr also fort, ihr Artigkeiten zu sagen; sie antwortete ihm zwar

nicht, allein sie hörte ihn doch an, und das vermehrte seine Dreistigkeit.

Inzwischen hatte sich Essen auch eingefunden; er beobachtete den Zug und erkannte seine Frau, doch nicht ihre Begleiterin. Er sprach eben mit einigen Masken; er hörte, daß hinter ihm von den Musen gesprochen wurde. Man fand den Aufzug schön und lobte den Einfall. »Es ist zwar ganz hübsch,« sagte hierauf jemand aus der Gesellschaft, »allein ich wundere mich doch über einige von den Damen, daß sie sich dazu hergeben, wenn die Rosenberg ihrem italienischen Gecken ein Kompliment machen will.« — »Ihr Mann muß doch ein guter alter Narr sein,« erwiederte ein anderer, »daß er den Liebhaber der Frau zu seinem Hausfreunde macht.« — »O diese listige Kokette weiß ihm Sand in die Augen zu streuen,« versetzte jener, »aber daß sein Neffe so blind ist, das wundert mich.« — »Man sagt,« erwiederte ein anderer, »er sei ein gutherziger Mensch, der von allen das beste glaubt, sonst würde er gewiß nicht verstatten, daß seine junge schöne Frau, die beständige Gesellschafterin dieser Kokette abgebe.« — »Das ist wahr,« sagte der erste, »die junge Essen ist in einer guten Schule und mich dünkt, sie ist nicht ungelehrig — —«

Hier wurde das Gespräch unterbrochen, auch hatte Essen schon genug gehört; er verlor mit einem Mal alle

Luſt ſeine Frau zu necken, und ging nach Hauſe, wo er ſie mit Ungeduld erwartete. Sie kam ſpät und ſehr zufrieden, erzählte ihrem Mann viel von dem Vergnügen, was ſie genoſſen, und bedauerte ſehr, daß er nicht dort geweſen ſei.

»Ich war dort, Louiſe,« ſagte er, »doch mir wurde die Freude vergällt.« Er erzählte ihr nun das Geſpräch, welches er zufällig behorchte. — Sie nahm es, vermöge ihres Leichtſinns, weit leichter als er; ſie meinte, es ſei ganz natürlich, daß ſeine Tante Feinde hätte, da ſie ſo viele Vorzüge genöſſe, und wer könne es auch allen Menſchen recht machen? »Was mich betrifft,« ſetzte ſie leichtſinnig hinzu, »ſo mag man von mir ſagen, was man will; wenn meine Abſichten rein ſind, und du mit mir zufrieden biſt, ſo mache ich mir aus dem Urtheil der Welt nicht viel.«

»O Louiſe!« verſetzte Eſſen, »das iſt nicht genug; du haſt nicht allein deine Ehre, ſondern auch die meinige zu bewahren. Was meinſt du, wenn ich von mir ſo ſprechen hörte, wie ich von meinem Onkel hören mußte; würde das dir auch noch gleichgiltig ſein?

Louiſe fühlte, daß er Recht hatte und ſchwieg. — Ein Mädchen ſchadet nur ſich allein, eine Frau hingegen ſetzt zugleich die Ehre ihres Mannes auf's Spiel und trägt oft die nachtheiligſten Folgen auf ihre Kinder über!

Karl brachte die ganze Nacht sehr unruhig zu. Die vertraute Art, wie Morelli mit seiner Tante umging, war ihm schon oft aufgefallen, und jetzt dachte er noch über manches nach, was er bisher übersehen hatte. Er war zwar zu gutmüthig, um das ganze Verhältniß seiner Tante zu argwöhnen, allein er fand doch auch, daß man mit Recht über ihre Aufführung reden könnte. Da er sie nun blos für unvorsichtig hielt, so nahm er sich vor, ihr über ihr Betragen Vorstellungen zu machen. Er fürchtete, seine Frau möchte diesen Vorsatz mißbilligen, und ging also, ohne ihr etwas zu sagen, vom Hause weg.

Er fand die Frau von Rosenberg allein; sie fing gleich bei seinem Eintritt in's Zimmer damit an, ihm Vorwürfe zu machen, daß er so wenig Neugierde gehabt hätte, ihren schönen Aufzug zu sehen.

»Ich wünschte," erwiederte er, »ich wäre nicht so neugierig gewesen, ich hätte dann nicht gehört, wie frei das Publikum in seinem Urtheil über die Frau meines geliebten Onkels ist." — Christiane sah ihn verwundert an; er erzählte ihr hierauf in gemäßigtern Ausdrücken das Gespräch, was er mit angehört hatte.

Christiane gerieth darüber in großen Zorn und sagte, »ich will nicht hoffen, daß Sie in meine Tugend Zweifel setzen? fragen Sie Ihren Onkel, ob er im mindesten Ursache hat, sich über mich zu beklagen."

„Es war nicht meine Meinung," erwiederte Essen, »die ich Ihnen eben gesagt habe, es war die Meinung des Publikums, und ich glaubte es sowohl Ihrer als meines Onkels Ehre schuldig, Sie davon zu benachrichtigen; denn aufrichtig gesprochen, so ist Ihr Betragen gegen Morelli zuweilen von der Art, daß die Stimme des Publikums dadurch gerechtfertigt wird." — —

Essen wurde durch die Art, wie Christiane seine Warnung aufnahm, bewogen, stärker mit ihr zu sprechen, als er anfangs Willens war; er glaubte in ihren Blicken zu lesen, daß das Gerücht nicht ganz falsch sei.

Christiane, die sich gut verstellen konnte, faßte sich gleich wieder; sie dankte ihm für seine Sorgfalt und bat ihn um Verzeihung, daß sie so aufgefahren sei, »allein," setzte sie hinzu, »es kann einer Frau von Ehre nicht gleichgiltig sein, wenn sie sich so verlästert hört, und wie leicht könnte unsere ganze Glückseligkeit zerstört werden, wenn dieses Gerücht meinem Manne zu Ohren käme. — Rathen Sie mir selbst, lieber Essen, was ich thun soll; Morelli ist nun einmal unser Hausfreund, ich kann ihn nicht entfernen, ohne meinem Manne eine Ursache dafür anzugeben, und was für eine könnte das sein?"

»Ist Morelli wirklich ihr Freund," sagte Essen, »so warm als er es zu sein scheint, so kann man ihm die ganze Sache entdecken, und dann wird er selbst einsehen, daß seine Ent-

fernung nöthig iſt; ſchon ſein langer hieſiger Aufenthalt muß Verdacht erwecken, da man keinen wichtigen Grund ſieht, der ihn hier zurück halten kann. Finden Sie es für gut," fuhr er fort, »ſo bin ich bereit, es ihm ſelbſt zu ſagen."

Er ſagte dies nur in der Abſicht, um Chriſtianen zu prüfen, denn er hielt ſie noch nicht für ganz aufrichtig: ſie willigte aber ein, und dankte ihm noch für die Freundſchaft, die er ihr dadurch bewies. Im Herzen aber ſchwur ſie ihm Rache! und ſobald er ging, ſchickte ſie zu Morelli, ihm eilig die Gefahr mitzutheilen, die über ihren Häuptern ſchwebe. — Er machte ſich über ihre Aengſtlichkeit luſtig und meinte, es müßte nicht gut ſein, wenn man dieſes Schaf, ſo nannte er Eſſen, nicht überliſten könnte.

Sie berathſchlagten untereinander und kamen dahin überein, daß Morelli ſich auf kurze Zeit entfernen ſollte; ſie wolle ihrem Manne vorſchlagen, Karl nach Frankfurt in einem Geſchäfte, welches er dort zu beſorgen hatte, zu ſchicken. Binnen dieſer Zeit könnte Morelli zurück kommen, und da Eſſen's im Frühjahr gewiß wieder auf's Land gingen, ſo würden ſie nicht gehindert, alsdann ungeſtört ihr Verſtändniß fortzuſetzen. Sie glaubten, wenn ſie Eſſen entfernt hätten, daß ſie ſich um das Gerede der Leute nicht ſehr bekümmern dürften, weil Niemand außer ihm es ſich erlauben würde, den alten Roſenberg auf dies Verhältniß aufmerkſam zu machen.

Der Italiener konnte sich aber mit dieser Einrichtung allein nicht begnügen; seine Liebe wurde dadurch wohl gesichert, aber seine Rache nicht befriedigt, und Christiane war boshaft genug, um die Hand dazu zu bieten. »Welche Rache,« sagte Morelli, »kann empfindlicher sein, als wenn es uns gelingt, ihn um die Liebe seiner Frau zu bringen?« Er beschloß daher mit Christianen, während Essen's Abwesenheit dem Grafen allen möglichen Vorschub zu leisten. Sollte es ihnen ja nicht gelingen, Louisen ganz in's Netz zu ziehen, so schien es ihnen doch leicht, es dahin zu bringen, daß sie ihren guten Namen verlöre. Sie kannten die Unvorsichtigkeit dieser jungen Frau und glaubten mit Recht, ihren Plan darauf gründen zu dürfen.

Der genommenen Abrede zu Folge reiste Morelli in einigen Tagen ab. Christiane ließ noch einige Wochen hingehen, ehe sie ihrem Manne den Rath gab, seinem Neffen die Geschäfte in Frankfurt aufzutragen. So wie ihr bisher bei ihrem Manne noch alles gelungen war, so gelang ihr auch dieses; nur konnte Morelli's rachsüchtiger Plan jetzt noch nicht ausgeführt werden, denn Essen entschloß sich, auf Anrathen seines Freundes Groß, seine Frau mit nach Frankfurt zu nehmen.

Groß wurde zu diesem Rath durch einen Umstand bewogen, den wir noch nachholen müssen. — Louise war seit dem Vorfall auf der Maskerade in ihrem Betragen gegen

den Grafen etwas zurückhaltender geworden; ſie blieb zwar artig gegen ihn, allein ſie vermied jedes beſondere Geſpräch. Der eitle Menſch legte ihre Zurückhaltung blos für Klugheit aus, und nahm ſich vor, ſeine Zuflucht noch einmal zu Louiſen's beſtochenem Kammermädchen zu nehmen, die er eines Abends beſuchte, als er wußte, daß ihre Herrſchaft nicht zu Hauſe war. Von den jetzigen Geſinnungen ihrer Frau konnte ſie ihm zwar eigentlich nichts ſagen, denn Louiſe ſprach gar nicht von ihm, allein da ſie ihren Vortheil gut verſtand, ſo gab ſie ihm doch zu verſtehen, daß Louiſe ihn liebe und verſprach, ihn nächſtens wieder bei ihrer Gebieterin einzuführen.

Der Graf blieb ziemlich lange bei Marien, ſo hieß das Mädchen, und gewiß wäre er noch länger geblieben, wenn nicht Friedrich, ein alter Bedienter, der ſchon bei Karl's Eltern war, als dieſer geboren wurde, und ſeinen Herrn daher wie ſein Kind liebte, dieſe Unterhaltung geſtört hätte. — Die liſtige Marie hatte, als ſie in's Haus kam, bald gemerkt, daß Friedrich etwas galt; ſie ſchmeichelte ihm alſo; dem gutmüthigen Menſchen gefiel die Freundſchaft dieſes artigen Mädchens, und er gewöhnte ſich, wenn er manchmal Abends einige Freiſtunden hatte, ſie mit ihr zu verplaudern. Dieſen Abend kam er nun auch, aber ſehr zur Unzeit. Es gefiel ihm nicht, daß das junge Mädchen Beſuche von ſo vornehmen Herren annahm, und wie ſie allein war, machte er ihr Vorſtellungen dagegen. Sie ent-

deckte ihm nun, die Schuld von sich abzuwälzen, daß der Graf nicht ihrentwegen gekommen, sondern daß er die gnädige Frau liebte. Friedrich bezeigte sich darüber zwar erschrocken, doch wollte er nicht eher glauben, daß der Graf Gehör fände, bis ihm Marie den Vorfall mit der Verkleidung erzählte. — Da er wußte, wie sehr sein Herr Louisen liebte, so war er über diese Nachricht außer sich, und hielte es in vieler Rücksicht für rathsam, daß er sie Herrn Groß mittheilte, dem er noch von seinen Hofmeister-Jahren her sehr zugethan war.

Groß, der keinem Frauenzimmer mehr traute, da Sophie ihn betrog, nährte schon lange Verdacht gegen Louisen, der ihm nun bestätigt schien. In der guten Meinung, daß er doch seinen Freund nicht so unglücklich machen wollte, als er selbst war, rieth er ihm, seine Frau mit nach Frankfurt zu nehmen. Nicht ohne Grund fürchtete er, da die Entfernung einige Monate dauern könnte, daß Louise diese Gelegenheit benutzen möchte, ihren Liebeshandel weiter fortzuspinnen. Fast wurde er aber wieder irre an ihr, da er sah, mit welcher Freude sie diesen Vorschlag annahm.

Um seinen Sohn indessen gut zu versorgen, befolgte Essen den Rath seines Freundes, ihn zu der nämlichen Tante zu bringen, die dessen eigenen Sohn schon bei sich hatte.

Louiſens Mädchen war außer ſich über dieſe Reiſe, weil ſie ſich von des Grafen verliebter Freigebigkeit viel Genuß verſprochen hatte. Damit ſie aber doch noch etwas von ihm ziehen möchte, verſprach ſie ihm eine Zuſammenkunft mit Louiſen zu veranſtalten; ſie glaubte, es würde nicht ſchwer halten, ihre gnädige Frau dazu zu bereden, da ſie über den erſten Beſuch kein gar zu großes Mißfallen bezeigt hatte. Doch Louiſe ſchlug ihr den Beſuch rund ab, und befahl ihr, nie wieder etwas dergleichen zu wagen, wenn ſie nicht ihren Dienſt augenblicklich verlieren wolle.

Da Marie ſah, daß ihre Herrſchaft ſo ernſtlich ſprach, hatte ſie nicht das Herz wieder etwas zu ſagen, doch wollte ſie auch das verhoffte Geſchenk nicht miſſen, und ſuchte die ihm verſprochene Zuſammenkunft auf eine andere Art zu veranſtalten. Sie beſtellte ihn an einem Abend, wo Louiſe ausgegangen war, in das Zimmer ihrer Herrſchaft, das durch ein, in einem Winkel ſtehendes Licht ſchwach erleuchtet war, kleidete ſich ſelbſt in ein Negligee ihrer Gebieterin, das ihre Geſtalt vorſtellte; ſo öffnete ſie plötzlich die Thür eines Kabinets, ſtieß, als von ungefähr, indem ſie in das Zimmer trat, den Tiſch um, auf welchem das einzige Licht ſtand, und ſo ſah der Graf die vermeinte Louiſe blos in dem Schein des Lichts, der aus dem Nebenzimmer auf ſie fiel. Die Einbildungskraft des leichtſinnigen jungen Mannes kam dieſem Betrug zu Hilfe; er näherte ſich ihr voll Entzücken, und dankte ihr in den zärtlichſten Ausdrü-

cken für ihre Güte; sie sprach nur wenig und mit verstellter Stimme, indem sie ihm Hoffnung machte, sie nach ihrer Rückkunft öfter zu sehen. — Er bat sie dringend um ein Andenken, und sie schenkte ihm eine rosenfarbene Busenschleife, die er voll Entzücken an seine Lippen drückte, und sie hernach stets auf seinem Herzen trug.

Marie endigte die Unterredung bald, ging in das Kabinet zurück und machte die Thür hinter sich zu; sie warf die fremden Kleider ab und holte den Grafen in ihrer eigenen Gestalt, so bald als möglich, aus dem dunkeln Zimmer, wo der betrogene Jüngling, außer sich über die Güte seiner Geliebten, noch voll Entzücken stand; er dankte Marien innig für das Glück, so sie ihm verschafft hatte, und lohnte ihr den Betrug reichlich.

Die Reise nach Frankfurt war Louisen sehr angenehm, weil sie einer neuen Zerstreuung entgegen sah; sie verschwieg deswegen ihrem Manne, daß sie guter Hoffnung sei, sie hätte sonst befürchten müssen, daß er sie zurück lassen, und nicht den Gefahren aussetzen würde, die ihr auf der Reise begegnen könnten.

Sie kamen glücklich in Frankfurt an, und machten dort bald sehr angenehme Bekanntschaften. Louise, durch die Vorfälle mit dem Grafen klüger geworden, und einsehend, wie sehr sie durch ihre leichtsinnige Aufführung ihren Mann kränkte, gab hier mehr auf ihr Betragen Acht,

ſo daß man in ihr nur eine liebenswürdige Frau fand, von ihrer Koketterie aber nichts ahnete. — Ihr Mann glaubte ſie von dieſem Fehler geheilt, und ſchenkte ihr wieder ſeine ganze Zärtlichkeit; ſie verlebten hier verſchiedene Monate recht glücklich. Für beide wäre es heilſam geweſen, wenn ſie von hieraus gleich auf ihr friedliches Landgut zurückgekehrt wären, wie Braunau und Karoline es wünſchten.

Louiſe hatte ihrer Freundin zuweilen von der üblen Laune ihres Mannes und ſeiner Eiferſucht gegen den Grafen von S** geſchrieben, von ihren Unvorſichtigkeiten aber erwähnte ſie kein Wort. Allein da Braunau und Karoline ſie genau kannten, ſo vermutheten ſie das übrige. Ob nun gleich Louiſe jetzt ſehr geſetzt zu ſein ſchien, und des Grafen nicht mehr erwähnte, ſo fürchtete Karoline doch, daß ſie bei ihrer Zurückkunft die vorigen Verbindungen wieder anknüpfen möchte; ſie redete ihr daher ſehr zu, gleich von Frankfurt auf ihr Gut zu gehen, da ſie ohnehin von dort aus näher dahin hatten, als von B**. Wohl ihnen, wenn ſie dieſen Rath befolgt hätten! wie manche trübe Stunde hätten ſie ſich dadurch erſpart! Doch ein Charakter, wie der Louiſens, mußte erſt durch harte Prüfungen gebeſſert werden; nur in der Schule der Leiden konnte ſie lernen, ihren Mann glücklich zu machen.

Wir wollen nun nach B** zurückkehren und ſehen, wie dort von Morelli und ſeiner Buhlerin vorgearbeitet

wurde, das Glück dieſes jungen Paares, das ſchon untergraben war, gänzlich zu zerſtören.

Nicht lange nach Eſſen's Abreiſe, kehrte Morelli unter einem ziemlich ſchicklichen Vorwande wieder nach B** zurück. Der alte Roſenberg empfing ihn mit offenen Armen und ſeine Frau that ein gleiches, ſobald ſie mit ihm allein war. Gern ſtimmte der rachſüchtige Italiener in den Plan zu Louiſens Untergang. »Wer weiß auch," ſagte er zu Chriſtianen, »ob nicht der Graf wirklich ſchon glücklicher war als wir vermuthen? Die Art, mit der er jetzt von Louiſen ſpricht, ſetzt mehr Vertraulichkeit voraus als wir wiſſen."

Chriſtiane, die nach ihrem Fall ſchon längſt gern an der Tugend ihrer Baſe gezweifelt hätte, gab ihm leicht Recht, und wünſchte, daß Morelli der Sache auf den Grund kommen möchte; er hoffte, dies würde ihm ſehr leicht werden, denn der junge leichtſinnige Graf war ziemlich offen mit ſeinen Liebeshändeln. Inzwiſchen hielt er es für gut, dem alten Roſenberg nach und nach einigen Argwohn gegen die Aufführung ſeiner Nichte beizubringen. Dieſe Rolle übernahm Chriſtiane mit Vergnügen, denn es hatte ſie oft verdroſſen, daß ihr Mann mit ſo vieler Liebe von ſeinem Neffen und Louiſen ſprach; ſie ergriff die erſte Gelegenheit, die ſich ihr darbot, um ihre Baſe zu verleumden.

Als ihr Mann sich freuete, daß nun seine Kinder, — so nannte er sie gewöhnlich, — bald wieder kommen würden, zuckte sie die Achseln und meinte, es wäre vielleicht besser, wenn sie nicht kämen. Da ihr Mann die Ursache wissen wollte, zögerte sie einige Zeit, doch endlich sagte sie mit anscheinendem Widerwillen, daß ihr das Verhältniß Louisens mit dem Grafen von S** verdächtig wäre. — Rosenberg, ein sehr gutmüthiger Mann, wollte es nicht glauben, und suchte seiner Frau den Verdacht auszureden; diese gab ihm zum Schein nach, doch fing sie das Gespräch so oft wieder an, daß er endlich selbst argwöhnte, es könne etwas daran sein, und seinen Neffen herzlich bedauerte.

Morelli seiner Seits machte sich an den Grafen, und beklagte ihn spöttisch scherzend, daß er in seiner Liebe nicht glücklicher gewesen sei. Er sprach viel von Louisens Sprödigkeit und von des Grafen fehlgeschlagenen Versuchen. Der Graf schien aber immer ganz wohlgemuth, und wünschte sehnsuchtsvoll Louisens Zurückkunft.

Morelli erzählte Christianen dieses Gespräch, und schloß daraus, daß der Graf ein erhörter Liebhaber sei. — So sehr Christiane dies auch wünschte, so konnte sie sich doch nicht ganz davon überzeugen. — Morelli setzte also seine Nachforschungen bei dem Grafen fort, und war listig genug, die Eitelkeit dieses jungen Menschen rege zu machen. Er stellte sich, als glaubte er nicht, daß Louise ihn jemals

begünstigen werde, und brachte ihn endlich dadurch so weit, daß er ihm entdeckte, wie Louise einige Tage vor ihrer Abreise ihm die Erlaubniß ertheilt hätte, zu ihr zu kommen; er zeigte ihm die Schleife, die er zum Andenken erhalten hatte.

Christiane erfuhr dies sogleich und frohlockte. Sie hielt nun nicht länger für nöthig, ihrer Base zu schonen, und fand zugleich die herrlichste Gelegenheit, sich an Essen zu rächen, indem sie seine Eifersucht rege machen, und mit diesem nagenden Wurm im Herzen ihn aus ihren Augen entfernen wollte.

»Wenn Essen,« sagte sie zu Morelli, »diese Aufführung seiner Frau erfährt, so wird er B** so geschwind als möglich verlassen, und gewiß dafür sorgen, daß sie keinen Fuß wieder aus ihrem Dorfe setzt; wir sind dann diesen Spion los, und er leidet eine kleine Strafe für alle die Beleidigungen, die er mir erwiesen hat, so lange ich ihn kenne.«

An dem nämlichen Tage, als Karl mit Louisen zurück erwartet wurde, theilte Christiane ihrem Manne Morelli's Entdeckung mit, und ersuchte ihn, seinen Neffen zu warnen. Anfänglich wollte Rosenberg diese Geschichte nicht glauben, denn er hatte Louisen immer geliebt, allein seine Frau wußte ihn schon seit langer Zeit dahin zu bringen, daß er glauben und thun mußte, was sie wollte; sie wirkte so viel auf ihn, daß er Louisen bei ihrer Zurückkunft sehr kalt

empfing. Das fiel ihr auf; sie beklagte sich deshalb bei ihrem Manne; er fand es auch, da er seinen Onkel beobachtete, und versprach Louisen, ihn um die Ursache dieser Veränderung zu fragen.

Um seine Frau so bald als möglich zu beruhigen, ging Karl gleich den folgenden Morgen zu seinem Onkel.

Der alte Rosenberg ging schwer daran, seinen Neffen die Ursache seiner Kälte zu sagen; er suchte es ihm auszureden, allein er that es auf eine so zweideutige Art, daß dieser wohl merken konnte, es sei dem alten Manne nicht Ernst. — Da sie unterbrochen wurden, so erfuhr Karl diesesmal noch nichts weiter.

Morelli hatte inzwischen dafür gesorgt, daß die Geschichte Louisens und des Grafen in der Stadt bekannt wurde; man fing an, den Grafen damit zu necken, und dieser, ob er gleich eine solche Publicität nicht gewünscht hatte, war zu eitel um zu läugnen, was er für wahr hielt. Er hoffte, daß eine Frau, die ihm schon so viel Gehör gegeben, ihm in der Folge nichts versagen werde, und wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, Marien zu sprechen, denn er glaubte durch sie die Erlaubniß zu erhalten, seine Besuche fortsetzen zu dürfen.

Als Louise mit dem Grafen zusammen kam, bewies sie ihm blos kalte Höflichkeit, denn es war ihr ernstlicher

Vorſatz, ihren Mann nicht zu kränken. Der Graf machte dies Betragen zur Richtſchnur des ſeinigen, und ſchien ſich auch wenig um ſie zu bekümmern. Ob nun gleich Louiſe den Grafen nicht liebte, ſo beleidigte es doch ihre Eitelkeit, daß ihre Kälte ihm ſo gleichgiltig ſchien.

Der Graf ſuchte zwar oft Marien zu ſprechen, allein da ſie nicht hoffen konnte, ihn wieder zu hintergehen, noch weniger, ihre Herrſchaft zu einer Zuſammenkunft zu bereden, ſo vermied ſie ihn; ſagte aber doch ihrer gnädigen Frau, daß er ſich häufig nach ihr erkundige. Da Louiſe nun ſah, daß es nicht Mangel an Liebe war, was ihn von ihr zurückhielt, ſo nahm ſie ſich vor, ſo bald ſie ihn wieder irgendwo antreffe, wenn ihr Mann nicht gegenwärtig wäre, ſich ſo wie ſonſt gegen ihn zu benehmen. — Zum Unglück traf es ſich, daß ſie mit ihrem Onkel und deſſen Frau, ohne ihren Mann, in die Komödie ging; der Graf kam mit ſeiner Schweſter in die Loge, und da er vor Begierde brannte, Louiſen zu ſprechen, und durch ihren freundlichen Empfang aufgemuntert wurde, ſetzte er ſich hinter ſie, und fing ein zärtliches Geſpräch an; ſie antwortete ihm zwar nicht in dem nämlichen Ton, doch war ſie ſehr höflich und freundlich gegen ihn. Der Herr von Roſenberg, durch die täglichen Erzählungen ſeiner Frau aufmerkſam gemacht, beobachtete ſie genau, und da er ihr Geſpräch nur ſah aber nicht hörte, ſo ſchloß er, daß das Publikum ſie nicht mit Unrecht im Verdacht eines Liebes-

handels mit dem Grafen hätte; er wurde nun auf's neue wider Louiſen aufgebracht, und konnte nicht umhin, ihr ſeinen Verdruß merken zu laſſen; auch trug er ſeiner Frau auf, mit ihr über dieſes unſchickliche Betragen zu ſprechen. Chriſtiane entledigte ſich keineswegs dieſes Auftrags, ſie würde ihrem eigenen Zweck entgegen gearbeitet haben. Denn Eſſen ſollte ja eiferſüchtig werden, ſeine Frau auf's Land bringen, und ihr mit Morelli freies Feld laſſen. Dieſer letztere hielt ſich jetzt blos incognito zu B** auf, um Eſſen's Verdacht nicht auf's neue zu erregen.

Louiſe, die keine Urſache von Roſenberg's kaltem Betragen wußte, fuhr fort, ſich bei ihrem Manne über ihn zu beklagen. Eſſen drang nun auf's neue in ſeinen Onkel, der ſich endlich entſchließen mußte, ihm wenigſtens etwas von dem Gerücht mitzutheilen, was ſich über Louiſens Aufführung verbreitet hatte.

„Deine Frau iſt nicht vorſichtig in ihrem Betragen," ſagte er. „Das Publikum redet über ihren Umgang mit dem Grafen S**, ſie weiß es, und zieht ſich doch nicht zurück." — (Denn er glaubte, ſeine Frau hätte mit ihr davon geſprochen.) —

Karl, der neuerlich nicht bemerkt hatte, daß Louiſe gegen den Grafen artig geweſen, nahm ihre Partie; allein der Onkel verſicherte als Augenzeuge, wie freundlich ſie in der Komödie mit ihm geſprochen. „Da ich nun weiß," fuhr

er fort, „wie ſehr du deine Frau liebſt, und wie ſehr du verdienſt, von ihr geliebt zu werden, ſo kann ich ihr dieſes Betragen nicht vergeben, und rathe dir, deiner künftigen Ruhe wegen, ſo bald als möglich, deine Frau auf's Land zu führen.“

Karl's ganze Eiferſucht wachte jetzt wieder auf, und die Geſchichte ſeines Freundes Groß ſtand lebhaft vor ihm. Er ging gleich nach Hauſe, um ſeiner Frau Vorſtellungen zu machen. Da er plötzlich in ihr Zimmer trat, ſo ſah er, daß ſie ein Papier verſteckte; dies brachte ihn noch mehr auf, er zweifelte nicht, daß es ein Brief vom Grafen ſei, und das war es auch wirklich. Er hatte nämlich, — durch Louiſens gütiges Betragen aufgemuntert, ſich entſchloſſen, ſie ſchriftlich um eine neue Zuſammenkunft zu bitten; der Brief war ſehr zärtlich und wenig ehrerbietig abgefaßt; er berief ſich darauf, daß ſie ihm ſchon einmal erlaubt, zu ihr zu kommen, und daß ihre damalige Aufnahme ihn berechtige, ſie um eine zweite zu bitten. Ueberhaupt war der ganze Brief in einem Tone geſchrieben, der Louiſen beleidigte, denn ob ſie gleich wohl wünſchte, geliebt zu werden, ſo wollte ſie doch nicht, daß man aufhören ſolle, ſie hoch zu achten. Leider vergaß ſie nur zu oft, daß wahre Achtung ein Zoll iſt, der nur einem untadelhaften Betragen gewidmet wird. Sie war nie laſterhaft geweſen, doch that ſie aus Unbeſonnenheit und Eitelkeit manches, was ſie um die allgemeine Ach-

tung bringen mußte, wenn auch nicht Morelli und Chriſtiane durch ihre verleumderiſchen Zungen dazu beigetragen hätten, das Urtheil der Welt über ſie zu beſchleunigen.

Die Verlegenheit Louiſens machte ſie ihrem Manne nur noch verdächtiger; er vergaß die Schonung, die er ſich vorgeſetzt hatte, gegen ſie zu beobachten, und ſagte ihr gerade zu, daß ſie es durch ihre Koketterie dahin gebracht hätte, ſich zum Geſpräch der Stadt zu machen, und daß ihm nichts anders übrig bliebe, als mit ihr, ſo bald als möglich, auf's Land zu gehen.

Louiſe, die ihren Mann noch nie ſo geſehen hatte, und deren Gemüth ſchon durch den Brief des Grafen heftig bewegt worden war, brach in einen Strom von Thränen aus; ſie glaubte in dem Augenblick, zugleich mit ihrem guten Namen, die Liebe ihres Mannes und damit ihr ganzes künftiges Glück verloren zu haben. — Karl wurde durch ihre Thränen bewogen, etwas ſanfter mit ihr zu reden, und theilte ihr in gemäßigtern Ausdrücken mit, was er durch ſeinen Onkel ſo eben erfahren; »doch,« ſetzte er hinzu, »dir kann es nicht fremd ſein, da Chriſtiane dir ſchon Vorſtellungen über deine Aufführung gemacht hat.«

»Chriſtiane?« ſagte ſie mit Verwunderung, »dieſe hat mir nie Vorſtellungen gemacht, im Gegentheil hat ſie dem Grafen die erſten Veranlaſſungen gegeben, ſich unbeſcheiden gegen mich zu betragen, ſie hat meiner Unbeſonnenheit

Vorschub gethan, sie hat selbst den Grafen mir näher zu bringen gesucht.“

»Also ist es wahr!“ rief Karl, in halber Verzweiflung, »hast du wirklich deine Liebe und deine Pflicht vergessen? O, Gott, Gott! bin ich dazu geboren!“

Tief erschüttert entschloß sich Louise, ihm alles zu entdecken, damit er nicht noch etwas Schlimmeres vermuthen möchte. — Sie erzählte ihm also die weiblichen Verkleidungen; die in dieser Gestalt abgelegten Besuche; die Maskerade; und welchen Antheil ihre saubere Base an allen dem genommen; sie verschwieg nichts, und kam endlich auf den Brief, den sie in diesem Augenblick von dem Unverschämten erhalten, und den sie als die größte Beleidigung ansehen müsse; — sie betheuerte unter vielen Thränen die Aufrichtigkeit dieses Geständnisses, und bat ihren Mann, sie so bald als möglich von einem Orte wegzubringen, wo ihr jetzt alles verhaßt wäre.

Essen las die Aufrichtigkeit dieses Geständnisses in den thränenvollen Augen seiner geliebten Frau; Eifersucht und Argwohn wichen, so lange er die schöne Büßende vor sich sah; er umarmte sie und sagte: »ich sehe, daß du dich für deine Unvorsichtigkeit selbst bestrafst, ich mache dir also weiter keine Vorwürfe, doch deine Bitte, gleich von hier abzureisen, kann ich nicht erfüllen, denn dadurch würde die Welt in ihrem Argwohn bestärkt werden; wir müssen noch

einige Zeit hier bleiben, damit du durch dein künftiges Betragen den Argwohn vernichteſt, den deine bisherige Aufführung erregt hat.“

Louiſe begriff wohl, daß ihr Mann Recht hatte, und willigte, ſo ſchwer es ihr auch fiel, ein, noch einige Monate in der Stadt zu bleiben.

Eſſen, überzeugt von der Unſchuld ſeiner Frau, ſuchte ſie, — die noch immer in Thränen ſchwamm, zu beruhigen; er fürchtete, dieſe heftige Gemüthsbewegung möchte ihren jetzigen Umſtänden, — die ſie ihm erſt vor kurzem entdeckt hatte, — nachtheilig ſein. Er verſprach, ſowohl mit dem Grafen als mit ihrer Tante zu reden; auch wäre er geneigt, ſeinem Onkel das Verſtändniß zu eröffnen, denn es ſei ihm nicht gleichgiltig, was dieſer von ihr dächte.

Er fand ſeinen Onkel in Chriſtianens Zimmer; in ihrer Gegenwart fing er ſeine Erzählung an; auch konnte er nicht unterlaſſen, ſeiner Tante Vorwürfe über ihr Betragen in dieſer Sache zu machen. — Sie nahm es ſehr übel auf, zumal da es in Gegenwart ihres Mannes geſchah, und ſagte ihm, — »daß ich den Grafen in Geſellſchaft mehrerer Perſonen zu Ihrer Frau brachte, das war ein unſchuldiger Scherz; daß ich die Verkleidung auf der Maskerade veranſtaltete, war auch nichts von Bedeutung; aber daß Ihre Frau dem Grafen erlaubte, ſie allein auf

ihrem Zimmer in dieſer Verkleidung zu beſuchen, — das war etwas mehr.“

»Louiſe erlaubte ihm das nicht,“ verſetzte Karl, „es war nur eine Folge Ihrer ſogenannten unſchuldigen Scherze,“ fügte er mit Bitterkeit hinzu.

»Fragen Sie den Grafen ſelbſt, ob nicht Louiſens Betragen ihn bewogen hat, ſie öfter heimlich zu beſuchen, und ſich Freiheiten zu erlauben, die eine Frau von Ehre nicht geſtatten darf. Er zeigt ihre roſenfarbene Buſenſchleife, als Siegeszeichen, jedem, der ſie zu ſehen verlangt.“

»Wohl,“ ſagte Karl, in deſſen Gemüth ſich wieder einiger Argwohn regte, »ich werde ihn fragen, und wenn er den guten Namen meiner Frau verunglimpft, ihn dafür beſtrafen!“

Der Onkel, dem bei dieſem Geſpräch bange wurde, bat ihn ſehr, ſich zu mäßigen, und ja nicht ſo unbeſonnen zu ſein, ſein Leben für eine Frau auf's Spiel zu ſetzen, die es wahrſcheinlich nicht verdiene. —

»Eben das will ich unterſuchen,“ erwiederte Karl.

»Leider bedarf das keiner Unterſuchung mehr,“ ſagte Roſenberg, „mein Freund Morelli hat es aus des Grafen eigenem Munde.“

»Morelli?“ ſagte Karl, »o lieber Onkel, der war Ihnen was der Graf S** mir iſt, deſſen Urtheil traue

ich nicht; er brachte Ihre Frau in das nämliche Gerede, wie S** die meinige; doch meine Tante hatte die Klugheit, so bald sie es erfuhr, ihn zu entfernen, und ich rathe Ihnen, Madame, daß Sie ihn immer entfernt halten."

Man hatte Karl gesagt, daß Morelli während seiner Abwesenheit noch in B** gewesen sei, und daß er sich wahrscheinlich auch noch jetzt dort aufhalte. Das fiel ihm wieder ein, da er sah, daß Morelli und Christiane sich vereinigt hatten, seine Frau bei seinem Onkel anzuschwärzen. Daher stieß er in der Hitze diese Worte aus, die ihn gleich darauf gereuten; ob er wohl nicht Ursache hatte, Christianen zu schonen, so war es ihm doch leid, das vermeinte Glück seines Onkels zu zernichten. Christiane war zwar listig genug, ihrem Manne die Sache wieder auszureden, allein er behielt doch von der Zeit an beständig einigen Argwohn gegen Morelli, so daß Christiane und ihr Geliebter in der Folge ihr Verständniß sehr behutsam fortsetzen mußten. Alles dieses sachte die Rachsucht der beiden Leute immer mehr an, und bewog Christianen, die schwärzeste Bosheit gegen Louisen und Essen auszuführen.

Der letztere suchte in großer Gemüthsbewegung den Grafen von S** auf, der über diesen Besuch sehr verwundert war, und sich anfangs verleugnen lassen wollte: allein Essen, dies befürchtend, folgte dem Bedienten, der ihn meldete, auf dem Fuße nach, und trat in's Zim-

mer, da der Graf noch unſchlüſſig war, was er zu thun habe.

»Verzeihen Sie, daß ich mich aufdringe,« ſagte Eſſen, als der Bediente hinaus gegangen war, »ich habe Aufklärungen von Ihnen zu fordern, die die Ruhe meines Lebens betreffen, und im Fall Sie mir dieſe nicht geben können, ſo verlange ich von Ihnen Genugthuung für die Beleidigungen, die Sie mir erwieſen haben.«

Eſſen hätte noch lange fort reden können, ohne daß der Graf ihn unterbrochen hätte, denn er war ſehr verwirrt. Zwar merkte er wohl, daß Karl von dem Verhältniß zwiſchen ihm und ſeiner Frau ſprach, allein er konnte nicht errathen, wie viel Karl davon wußte? Er hielt daher für's Beſte zu ſchweigen, bis dieſer ſich näher erklärt habe.

Karl bemerkte des Grafen Verlegenheit und fuhr fort: »daß Sie meine Frau auf Anregung ihrer Tante verkleidet beſuchten, weiß ich und verzeihe es Ihnen. Daß Sie meiner Frau den Hof machten, habe ich längſt mit Verdruß geſehen, doch will ich auch das verzeihen, weil es vielleicht zum Ton der großen Welt gehört, allein daß Sie ſich rühmen, von meiner Frau Gunſtbezeigungen empfangen zu haben; daß Sie ihr Briefe ſchreiben, als wenn Sie auf dem vertrauteſten Fuß mit ihr lebten, das kann ich Ihnen nur dann verzeihen, wenn Sie öffentlich geſtehen, daß Sie gelogen haben, und meine ſehr beleidigte Gemahlin wegen

des unverschämten Briefes um Verzeihung bitten, den sie Ihnen hier durch mich wieder zurück schickt."

Der stolze Graf fand sich durch Essens Reden sehr beleidigt. Da er sah, daß Louise selbst wider ihn aufgetreten war, so gerieth er in Wuth und versicherte Karl, daß er das Gesagte nie widerrufen würde, weil es nichts als die Wahrheit enthalte. — Was auf diese unbesonnene Erklärung folgte, läßt sich leicht errathen. Sie trennten sich, mit dem Vorsatz, ihre Degen zu Schiedsrichtern zu machen.

Karl kam sehr finster nach Hause; er sprach wenig mit Louisen, und diese hatte nicht den Muth, ihn viel zu fragen; sie brachte den Tag in der äußersten Unruhe hin; ihr Mann schützte Geschäfte vor, und bat, daß sie ihn allein lassen möchte. Kaum hatte sie ihn verlassen, als er dem Grafen eine förmliche Ausforderung auf den folgenden Tag zuschickte; nachher brachte er seine Angelegenheiten in Ordnung, und rief seinen treuen Friedrich, dem er befahl, sich so einzurichten, daß er am folgenden Tage eine lange Reise mit ihm antreten könne. Als dies berichtigt war, ging er zu seiner Frau, und stellte sich so heiter als möglich; sie wurde dadurch in etwas beruhigt, und er fragte sie nun noch einmal, ob sie bei ihrem Geständniß über ihr Verhältniß mit dem Grafen ganz aufrichtig gewesen sei? Sie betheuerte es ihm auf das feierlichste. Mit anscheinender Ungezwungenheit vertraute er ihr nun, daß er vielleicht

genöthigt sein werde, morgen eine Reise zu unternehmen; im Fall er nicht bald zurück käme, möchte sie auf ihr Gut gehen, dort wolle er sie finden; doch solle sie hierüber noch nähere Nachricht erwarten. Louise konnte das alles nicht recht begreifen; doch da ihr Mann ruhig schien, so wurde sie es auch. — »Unsern Sohn,« fügte Karl hinzu, »wollen wir für's erste noch bei der Tante des Herrn Groß lassen, weil er dort sehr gut aufgehoben ist; hernach denke ich ihn Fabern zur Erziehung zu übergeben. Wir, liebe Louise, sind dazu unfähig. Wer sich selbst nicht leiten kann, wie soll der einen andern auf den Weg der Tugend und des Glückes führen. — Ich will dir keine Vorwürfe machen, ich selbst verdiene sie vielleicht mehr als du. Ich sollte dein Führer sein, du liebtest mich, du würdest mir gewiß gefolgt haben, wenn ich dich mit Sanftmuth und Liebe geleitet hätte. — Du warst zu leichtsinnig und ich zu schwach. Vergib! daß ich dir nicht war, was ich sein sollte. Ich sah die Gefahr, in der du schwebtest, und warnte dich nicht; das war nicht schonende Liebe, nur unmännliche Schwäche. Aber jetzt erlaube mir, daß ich dich dringend bitte, deine Tugend selbst unbefleckt zu erhalten, da du unglücklich genug warst, den Schein derselben zu verlieren.«

Zu einer andern Zeit würde sich Louise durch diese Warnung beleidigt gefunden haben, allein jetzt fühlte sie zu sehr, daß er Recht hatte. Sie konnte nur weinen, und beide brachten die Nacht schlaflos hin.

Am andern Morgen bestellte Karl früh seine Pferde, um auszureiten; da er das öfter that, so fiel es nicht auf, doch nahm er sehr feierlich Abschied von seiner Frau; er sprach noch mit ihr über ihre Schwangerschaft, und bat sie dringend, ihre Gesundheit zu schonen, und sich die jetzigen Auftritte nicht zu sehr zu Herzen zu nehmen. Er erkundigte sich genau nach der Zeit ihrer Niederkunft; sie gerieth in Verlegenheit, gestand ihm aber endlich, daß sie aus Leichtsinn ihm anfänglich ihre Schwangerschaft verschwiegen habe. »Thatest du es wirklich blos aus Leichtsinn?« fragte er, und sah ihr scharf in's Auge.

»Ja wirklich,« sagte sie mit Erröthen, denn sie las Argwohn in seinen Blicken.

»Ich will es glauben,« erwiederte er seufzend, »es wäre schrecklich, wenn ich es nicht könnte! —« Er umarmte sie mit Thränen in den Augen und schied von ihr. — Sie blieb in einer solchen Gemüthsbewegung, daß sie fast nichts denken konnte. Marie kam zu ihr, und erzählte ihr: daß Friedrich von ihr Abschied genommen, ihr aber verboten hätte, jemand etwas davon zu sagen. Louise hörte es nicht deutlich, und winkte dem Mädchen, daß sie sich entfernen solle.

Sie saß noch einige Zeit in dieser Betäubung, und da sie endlich anfing zu überlegen, wurde ihre Lage noch trauriger. Sie fühlte, daß sie die Achtung ihres Mannes ver-

loren hatte, und auch vor der Welt war ihr guter Name verunglimpft. Die Art, wie ihr Mann von ihr Abſchied nahm, kam ihr ſonderbar vor, und endlich fiel ihr ein, was Marie geſagt hatte; ſie wünſchte zwar, nähere Umſtände davon zu wiſſen, aber ſie trug Bedenken zu fragen; ihr Mann ſprach auch von einer Reiſe, die er vielleicht bald machen würde, doch hatte er nur zu einem Spazierritt von ihr Abſchied genommen. — „Sollte er mich verlaſſen haben, ohne mir etwas zu ſagen? — nein, deſſen iſt mein Karl nicht fähig! — Ob ich ihn gleich beleidigt habe, ſo liebt er mich noch; auch will ich hinfort ſeine Liebe verdienen! In Zukunft nur für dich leben, mein theurer Karl!"

Durch dieſes Verſprechen, was ſie ſich ſelbſt that, in etwas aufgerichtet, bekam ſie Muth genug, mit Marien zu reden; ſie klingelte und frug, was ſie ihr vorhin habe ſagen wollen? — Marie wiederholte, daß Friedrich ihr entdeckt habe, er werde mit ſeinem Herrn vielleicht eine weite Reiſe machen müſſen, denn er habe verſchiedenes von ihren Sachen einpacken müſſen, jedoch jetzt noch nichts mitgenommen, weil man noch nicht wiſſen könne, ob die Reiſe nöthig ſei.

Jetzt fiel es Louiſen plötzlich ein, daß er wohl gar ausgeritten wäre, in der Abſicht, ſich mit dem Grafen zu ſchlagen. Dieſer Gedanke ſchlug ſie ganz nieder. — Sie bat Marien, ſo geſchwind als möglich zu der Frau von A**

zu gehen, und dieser ihre Furcht mitzutheilen; auch schickte sie zum Herrn von Rosenberg und ließ ihn bitten, zu ihr zu kommen. Er kam, sie sagte ihm alles, er fand ihre Vermuthung wahrscheinlich, und wollte eben gehen und sich nach dem Grafen erkundigen, als Marie zurück kam mit der Nachricht, daß er schon vor mehr als einer Stunde ausgeritten wäre, und daß man nicht wüßte wohin.

Diese Worte waren für Louisen ein Donnerschlag! sie klagte sich so verzweiflungsvoll als die Mörderin ihres Mannes an, daß Rosenberg nicht fähig war, ihr noch Vorwürfe zu machen. — Er betrachtete sie freilich als die einzige Ursache dieses Unglücks, doch hoffte er nach seiner jovialischen Gemüthsart immer noch das Beste, und hätte es beinahe dahin gebracht, auch Louisen zu überreden, wenn nicht in dem Augenblick ein Bote ihr folgenden Brief von ihrem Mann überbracht hätte.

»Ein unglücklicher Zufall nöthigt mich, auf einige Zeit zu verreisen; schicke mir durch diesen Boten, was Friedrich schon für mich eingepackt hat, und begib dich dann zu unsern Freunden nach F * *, dorthin werde ich dir meinen Aufenthalt melden, und sobald als möglich zu dir kommen. — Ich bin ganz gesund und wünsche, daß du es auch bleiben mögest.«

Dieser Brief, der ohne Unterschrift war, bestätigte die Furcht, welche Louise und Rosenberg schon lange hegten:

»Er hat sich geschlagen,« sagte der letztere, »doch wohl uns, daß er lebt.« Er verlangte hierauf, daß Louise ihm einige Zeilen schreiben sollte; man gab ihr die Feder in die Hand, allein sie war unfähig zu denken, noch die Feder zu bewegen; Rosenberg schrieb ihm daher selbst und bat ihn dringend, so bald als möglich Nachricht von sich zu geben; er meldete ihm, daß seine Frau zu bestürzt wäre, um zu schreiben, doch versprach er ihm, väterlich für sie zu sorgen.

In diesem Augenblick besaß sie wirklich sein ganzes Mitleid; auch wußte er, wie sehr Karl seine Frau liebte, und glaubte sie auch seinetwegen schonen zu müssen.

Jetzt laßt uns Essen auf seinen Ritt begleiten. Er hatte dem Grafen einen abgelegenen Platz vor dem ——schen Thor bestimmt, wo dieser ihn auch nicht lange auf sich warten ließ. — Der Graf, ein sehr guter Fechter, hoffte, die Sache leicht abzuthun, wenigstens ohne ernsthafte Folgen; allein er bedachte nicht, daß er einen beleidigten Ehemann vor sich hatte. Essen war noch nie in seinem Leben so aufgebracht gewesen. Eifersucht und Wuth brachen fürchterlich aus, so bald er den Grafen zu Gesicht bekam.

Er rief ihm auf Französisch zu, seinen Bedienten zu entfernen, und that mit dem seinigen das nämliche. — Der Graf wollte noch mit ihm reden, allein er sagte ihm voll Zorn: »Ziehen Sie und vertheidigen Sie sich.« Der Graf wollte Karl schonen, doch dies brachte seinen Geg-

ner nur noch mehr auf; der Graf mußte auf seine eigene Vertheidigung bedacht sein, und es entstand ein scharfes Gefecht, worin der Graf endlich eine sehr gefährliche Wunde bekam und wie todt zur Erde fiel.

Als Essen seinen Feind in diesem Zustande sah, regte sich sein Mitleid; er suchte ihm so schnell als möglich Hilfe zu verschaffen; er rief die beiden Bedienten herbei, sagte ihnen was vorgefallen, und befahl ihnen den Grafen in das nächste Dorf zu tragen; hierauf nannte er Friedrich einen Ort, wo er ihn finden würde, und entfernte sich, nachdem er noch jenes Billet an seine Frau geschrieben hatte.

Eilig machte er sich auf den Weg zu seinem Freunde Groß, um sich bei ihm verborgen zu halten, bis er hören würde, wie es mit dem Grafen ginge. So bald er dort angekommen, schrieb er nach F** an Braunau, und schloß einen Brief an seine Frau mit ein, worin er sie bat, ihm von ihrer Gesundheit Nachricht zu geben, und sich bei seinem Onkel nach dem Grafen zu erkundigen. Allein sein Brief wurde ihm nicht so bald beantwortet, als er hoffte, denn Braunau war mit seiner Frau plötzlich nach Schlesien gereist, wo ein Onkel, der gefährlich krank war, ihn zu sprechen wünschte. Dahin wurde nun Essen's Brief nachgeschickt, und dieser Zufall machte, daß er mehrere Wochen in der größten Unruhe verlebte.

Karl's oben erwähntes Billet an Louisen brachte sie ganz außer sich; sie fiel aus einer Ohnmacht in die andere, und wurde so schlecht, daß man einen Arzt zu Hilfe rufen mußte. Rosenberg schickte nach seiner Frau und ging selbst, um sich nach den Folgen des Duells zu erkundigen. — Erst spät erfuhr er, daß der Graf S** zu ** schwer verwundet liege; er fuhr dorthin, wo ihm der Bediente des Grafen sagte, was er wußte, und hinzu fügte, daß der Graf ihm verboten habe, Jemanden zu verrathen, mit wem er sich geschlagen. Zum Unglück befolgte der Mensch dieses Verbot sehr schlecht, denn der Oheim des Grafen, ein stolzer, geiziger und harter Mann, erfuhr es noch am nämlichen Tage. Man konnte zwar die Wunde des Grafen nicht beurtheilen, da der erste Verband noch nicht abgenommen war, allein es war doch mehr Wahrscheinlichkeit für seinen Tod als für sein Leben.

Als Louise ein wenig zu sich kam, hatte Marie die Unvorsichtigkeit, ihr alle diese Dinge zu erzählen, worüber sie so heftig erschrack, daß sie in eine schwere Krankheit verfiel, die sie dem Tode nahe brachte.

Der Graf von S** war lange in Lebensgefahr; sein Wundarzt sagte es wenigstens, um sich bei der ansehnlichen Familie in Kredit zu setzen. Wie er anfing, sich ein wenig zu erholen, mußte die Frau von A** ihm die Folgen dieser Begebenheit erzählen. Als er erfuhr, daß Louise tödtlich

krank sei, ging ihm dies sehr zu Herzen, denn er liebte sie wirklich. Er hatte während seiner Krankheit Zeit zum Nachdenken gehabt, und bei genauer Ueberlegung dieser ganzen Begebenheit gefunden, daß er ein Werkzeug Morelli's und der Rosenberg gewesen war, um das Glück dieses Paares zu untergraben. Diese Betrachtungen zusammen genommen, griffen ihn so sehr an, daß er wieder kränker wurde. Er bat seine Schwester zu Louisen zu gehen, und sie in seinem Namen um Verzeihung zu bitten; diese war noch sehr krank; sie kannte die Frau von A** Anfangs nicht, und als sie sie endlich erkannte, wollte sie nichts mit ihr reden.

Verlassen Sie mich! rief sie in der Fieberhitze, Sie sind von der Familie des Mannes, der mich unglücklich gemacht hat; von Ihnen fordere ich mein Glück und meine Ruhe zurück. — Als die Fremde sah, daß ihre Gegenwart Louisens Fieber noch vermehrte, so verschob sie ihre Erklärung bis zu einer günstigern Zeit.

Während Louisens Krankheit kam ein Brief von Karolinen an; man gab ihn Herrn von Rosenberg, der eben bei ihr war; er hoffte von seinem Neffen Nachricht zu bekommen; er erbrach ihn und las unter andern folgendes:

»Du kannst es deinem Manne nicht ganz übel nehmen, wenn er auf den Grafen von S** eifersüchtig ist, denn dein Betragen gegen ihn war nicht immer so wie es sein

sollte; noch mehr aber wundere ich mich über die Art, wie Christiane sich bei dieser Sache benimmt; fast sollte man glauben, sie wollte dich zu Fehlern gegen deinen Mann verleiten. — Der Meinige behauptet, sie thäte es blos, um die Aufmerksamkeit der Leute von sich und Morelli auf dich und den Grafen zu wenden, denn von ihrem Umgange mit diesem hat man meiner Schwägerin böse Dinge geschrieben. — —»

Diese Stelle des Briefs setzte den guten Rosenberg sehr in Bestürzung; doch nach seiner gewöhnlichen Offenherzigkeit nahm er sich vor, sie seiner Frau selbst vorzulesen, und diese war listig genug, sich so dabei zu betragen, daß ihr Mann keinen Verdacht schöpfen konnte. Rosenberg äußerte jedoch, daß es ihm zur Zufriedenheit gereichte, daß Morelli abgereist sei, sonst würde er weniger gelassen bei dieser Nachricht bleiben; »denn,« setzte er hinzu, ob ich gleich in deine Tugend das größte Vertrauen setze, so wünschte ich doch auch, daß das Publikum dasselbe thun möchte.»

Christiane stellte sich, als ob Morelli ihr ganz gleichgiltig wäre, ob sie gleich vor Aerger hätte vergehen mögen, daß Karoline ihr diesen Streich gespielt hatte. — In einer von den Zusammenkünften, die sie heimlich mit Morelli hielt, entdeckte sie ihm den neuen Unfall, der ihr Verständniß betroffen, und bat ihn, auf Mittel zu denken, wie sie endlich die Essen ganz von B** weg, oder doch außer

Verbindung mit ihrem Mann bringen könnten. Der Zufall war ihnen hierin günstiger als sie hoffen konnten, so wie überhaupt diesen beiden lasterhaften Geliebten eine geraume Zeit alles glückte, damit sie am Ende durch die Erfüllung ihrer Wünsche selbst bestraft würden.

Da Groß die Unruhe seines Freundes sah, schickte er einen Boten an Faber; er wollte sich erkundigen, ob Louise in F**, oder auf ihrem Gute angekommen wäre? und erhielt hierauf die Antwort, daß man dort nichts von ihr gehört habe.

Groß, der Weiber-Hasser, dem Louisens Untreue nachdem, was er von Friedrich gehört hatte, ziemlich wahrscheinlich wurde, konnte sich nicht enthalten, Essen zuweilen zu sagen, daß seine Frau den Kummer, welchen er um sie hätte, nicht verdiente, und da endlich die Nachricht ankam, daß sie weder in F** noch auf dem Gute wäre, so brachte ihn dies zu der bittern Bemerkung, daß sie vielleicht erst die Genesung des Grafen abwarten wolle. — Karl, der nicht mehr die Achtung gegen Louisen hegte, die sie ihm sonst zu verdienen schien, gewöhnte sich nach und nach an die Ideen seines Freundes, und wurde fast so bitter gegen Louisen, wie dieser es gegen seine verstorbene Sophie war.

Louisens Jugend und gute Natur machten, daß sie anfing, sich ein wenig zu erholen, und es würde mit ihrer Genesung noch schneller gegangen sein, wenn ihr Gemüth

ruhiger gewesen wäre; allein die Besorgniß um das Schicksal ihres Mannes quälte sie Tag und Nacht, und zum Unglück hatte sie keine Freundin, der sie sich vertrauen konnte, denn Rosenberg und seine Frau waren nachdem, was sie in Karolinens Briefe gelesen hatten, ziemlich kalt gegen sie. — So war sie nun von allem abgeschnitten, was ihr lieb war, und mit ihrem Kummer fast immer allein! Aus dem Betragen der Rosenberg's schloß sie, daß ihr guter Name gänzlich dahin sei, sie sagte sich oft, daß Karl sie unter diesen Umständen nicht mehr lieben könne! und doch liebte sie ihn jetzt mehr als jemals! denn sie glaubte, ihm durch ihre Liebe alle das Uebel vergelten zu müssen, was sie ihm durch ihren Leichtsinn zugezogen hatte. Sie war oft der Verzweiflung nahe! Der Arzt, der ihren Kummer merkte, sagte ihr, daß sie in dieser Gemüthsverfassung nicht genesen könnte, und daß sie sich wahrscheinlich eine zu frühe Niederkunft zuziehen würde. Da der Arzt ein sehr liebreicher Mann war, der ihr Vertrauen erworben hatte, und sie ohnehin wohl vermuthen konnte, daß er die Ursache ihres Kummers zum Theil wüßte, so sprach sie ganz offen mit ihm über die Sache, und wünschte aufrichtig zu wissen, was man in der Stadt von ihr sagte?

Er suchte sie hierüber so gut er konnte zu beruhigen, brachte ihr auch die Nachricht, daß der Graf von S•• anfange zu genesen. Das war Louisen sehr angenehm, weil sie alsdann auch von ihrem Manne wieder etwas zu hö-

ren hoffte; von ihm! von dem sie seit ihrer Verheirathung nie vierzehn Tage getrennt gewesen.

Eines Abends, da sie in ihrer traurigen Einsamkeit saß und über ihr Schicksal nachdachte, hörte sie einen Wagen mit Postpferden vor ihrer Thür halten; sie wurde dadurch sehr bewegt, denn sie dachte sich, daß es vielleicht ihr Mann sein könnte. Da sie zu schwach war, um aufzustehen, so mußte sie abwarten, bis man ihr Nachricht brächte. Marie riß sie bald aus ihrer Ungewißheit, indem sie ihr eine alte Freundin meldete, die gekommen sei, sie zu besuchen. — »Das ist meine Karoline!« rief sie aus, »mein Herz sagt es mir, — wo ist sie? daß ich sie in meine Arme schließe.« — Karoline trat jetzt herein. — Sie war zurück geblieben, um Louisen nicht zu überraschen, da sie hörte, daß sie noch sehr schwach wäre.

Die beiden Freundinnen umarmten sich herzlich, und Louise vergaß auf einen Augenblick alle ihre Leiden. Doch da das erste Entzücken vorüber war, fühlte sie alles nur desto heftiger, denn es fiel ihr schwer auf's Herz, wie sehr verschieden ihre jetzige Lage von derjenigen war, in welcher sie sich zuletzt verlassen hatten; sie rief wiederholt aus: »Karoline! in was für einem Zustande findest du mich!«

Da Karoline sah, wie bewegt ihre leidende Freundin war, so bat sie sie dringend, zu schweigen und sich zu beruhigen. — »Ich will dir erst erzählen, wie ich hieher

komme, und dann sollst du mir selbst sagen, was dir indessen begegnet ist. Aus meinem letzten Briefe wirst du schon wissen, daß ich mit meinem Manne nach Schlesien gereist war; diese Reise kam so schnell, daß ich dir zuvor nicht mehr schreiben konnte. — Ein Onkel meines Mannes in Schlesien verlor seinen einzigen Sohn an den Blattern und fiel aus Betrübniß darüber in eine Auszehrung; Braunau, sein einziger und nächster Verwandter, mußte schleunig zu ihm kommen, und ließ mich indessen in Breslau bei meiner Schwägerin. — In der vorigen Woche meldete er mir den Tod seines Onkels, und schickte zugleich einen Brief von Essen, den dieser nach F** geschrieben hatte, worin er ihm sein unglückliches Duell meldete, und ihm seine Frau empfahl, die wahrscheinlich schon in F** sein würde. Braunau bat mich daher, so geschwind als möglich nach F** abzureisen, und versprach, so bald er könnte nachzukommen; denn da er der einzige Erbe der ansehnlichen Güter seines Onkels ist, so muß er erst noch einige nothwendige Vorkehrungen treffen, ehe er den dortigen Aufenthalt verlassen kann. Ich komme nach F**, ich finde dich nicht; fürchte und ahne die Wahrheit, werfe mich schnell wieder in den Wagen und eile zu dir! um dich nicht eher wieder zu verlassen, bis du glücklicher bist."

„Wollte Gott, wir hätten uns nie getrennt," rief Louise, „so wäre ich das nicht, was ich nun bin, ein von ihrem Mann und der ganzen Welt verachtetes und verlas-

ſenes Weib! Ach ehedem war ich ſchuldlos und unbefleckt, jetzt iſt mein guter Name ein Stadtgeſpräch — und auch mein eigenes Gefühl verdammt mich!"

Karoline ſuchte ſie zu beruhigen, doch konnte ſie es nicht mit Gründen, da ſie nicht mit dem ganzen Zuſammenhang bekannt war; ſie ſagte ihr aber: »von deinem Manne biſt du nicht verlaſſen, denn er ſchickte dem meinigen einen Brief für dich, den ich dir aber nicht eher geben will, biſt du mir verſprichſt ruhiger zu ſein."

Louiſe, die nun ſo lange nichts von ihrem lieben Karl gehört hatte, brannte vor Begierde den Brief zu leſen; doch als ſie ihn geleſen hatte, legte ſie ihn traurig bei Seite und ſagte blos, — Gottlob, daß er lebt! — Karoline erſchrack über dieſe Traurigkeit, und erkundigte ſich ängſtlich nach der Urſache. — Ihre Freundin reichte ihr den Brief: »Lies, du wirſt finden, daß er mich nicht mehr liebt!" Bei dieſen Worten wurde ſie halb ohnmächtig, man brachte ſie zu Bette. Als ſie erſt ſpät ein wenig entſchlummert war, las Karoline Eſſen's Brief, und fand freilich, daß er nicht in den liebevollen Ausdrücken geſchrieben war, deren er ſich ſonſt gegen ſeine Frau bediente; doch machte er ihr keine Vorwürfe, ſondern bat ſie vielmehr, ihm gleich nach Empfang ſeines Briefes zu ſchreiben, damit er über ihre Geſundheit beruhigt werde. — Karoline nahm ſich vor, ihm ſelbſt zu antworten, im Fall

ihre Couſine es nicht könnte. Zuvor eilte ſie mit Roſenberg's zu ſprechen, damit ſie doch auch im Stande wäre, ihm von der Lage ſeiner Sachen in B•• Nachricht zu geben.

Sie fand nur ihn allein zu Hauſe. So erfreut er war, von ſeinem Neffen wieder etwas zu hören, ſo heftig wurde er noch immer, wenn von Louiſens Betragen gegen ihren Mann die Rede war. Karoline wollte ihre Partie nehmen, er aber fiel ihr gleich in's Wort: „O liebe Madame Braunau," ſagte er, »Sie wiſſen nicht, wie weit die Koketterie und Unbeſonnenheit Ihrer Baſe geht. — Jetzt beweint ſie freilich ihre Fehler, allein wäre das Ding ſo fort gegangen, ſie wäre noch die öffentliche Geliebte des Grafen geworden.

Die ununterrichtete Karoline konnte ihre Freundin nicht mit Nachdruck vertheidigen, mit deſto lebhafteren Farben ſchilderte ſie aber ihren gegenwärtigen Zuſtand, der wahrhaftes Mitleiden verdiente, ſo daß Roſenberg der unglücklichen Louiſe alles vergab, was er der glücklichen übel genommen hatte.

Karoline fand zwar am folgenden Tage ihre Baſe weit beſſer, allein da der Arzt beſtändig Ruhe empfahl, ſo ließ ſie Louiſen zu keiner Erzählung ihrer Begebenheiten kommen, auch war ſie zu ſchwach ihrem Manne zu ſchreiben; Roſenberg und Karoline thaten es daher allein. Karoline

wollte Karl mit einer treuen Nachricht von dem Zuſtande ſeiner Frau nicht ängſtigen; ſie ſchilderte ihm ihre Geſundheitsumſtände weniger gefährlich als ſie waren; daraus entſprang aber ein anderes Uebel; Karl konnte nämlich Louiſen kaum verzeihen, daß ſie ihm nicht ſelbſt geſchrieben, er hielt es für Mangel an guten Willen. Auch war ihm die Nachricht von des Grafen Geneſung nur in ſo weit angenehm, als ſie einen Mord von ſeiner Seele wälzte; die Ausſicht aber, bald nach B** zurück zu kehren, war ihm nicht ſehr wünſchenswerth. — Die finſtere Laune ſeines Freundes, der immer viel Gewalt über ſein Herz gehabt hatte, ſteckte ihn an; er zweifelte zwar noch nicht an der Treue, doch an der Liebe ſeiner Frau, und gewöhnte ſich, gleich ſeinem Freunde, ſich für einen der unglücklichſten Menſchen auf der Welt zu halten. — Seinem Freunde war der Aufenthalt in G** jetzt ſehr zuwider; er ging mit dem Gedanken um, ſeine Stelle aufzugebe , und ſich in der Schweiz an einem einſamen Orte eine Wohnung zu ſuchen; er unterhielt ſich oft davon mit Karl, zu deſſen ſchwärmeriſchen Empfindungen dieſer Entwurf recht gut paßte, ſo daß er ſchon entſchloſſen war, mit ihm zu gehen, auf den Fall, daß der Graf ſterben ſollte. — Zwar liebte er ſeine Frau noch immer, allein von ſeiner Achtung hatte ſie viel verloren. Ueberdies befand Louiſe ſich jetzt ganz außer Stand, durch ihre Schönheit und ihr einnehmendes Weſen die Gewalt zu behaupten, die ſie blos durch dieſe

äußern Reize über sein Herz erlangt, und nicht durch ihr Betragen zu befestigen gesucht hatte.

Schon konnte daher Karl den Gedanken einer langen Trennung ertragen, als plötzlich ein zärtlicher Brief von ihr, seine ganze Liebe wieder weckte.

Einige Wochen nachher, als Rosenberg und Karoline an Essen geschrieben hatten, war Louise so weit genesen, daß sie ihrer Freundin ihre ganze traurige Geschichte erzählen und auch ihrem Manne den Brief schreiben konnte, dessen wir eben erwähnt haben. Karoline selbst rieth ihr dazu so bald als möglich, denn sie sah nun wohl, daß Louise wirklich vieles wieder gut zu machen hatte. Die Büßende selbst verschonte sie mit Vorwürfen, ach! sie war ohnehin hart gestraft; aber aufmerksam machte sie Louisen darauf, daß ihr Mädchen nothwendig mit dem Grafen im Einverständniß gewesen sein müsse. —

Nie war die Gegenwart der treuen Karoline ihrer unglücklichen Freundin wohlthätiger als jetzt. Wenn Louise sich die Zukunft schwarz malte, so trug Karoline geschwind einen Sonnenblick der Hoffnung hinein. Oft vergebens! — »Wie kann ich meinem Karl wieder unter die Augen treten?" jammerte Louise oft; »er wird sein leichtsinniges Weib verachten; meine Liebkosungen werden ihm verdächtig sein; in meinem Lächeln wird er Verrätherei ahnen! denn ich war es ja, die ihn an den Rand des Abgrunds brachte,

durch mich kam er in Gefahr gemordet zu werden, oder einen andern zu morden!"

Karoline ſuchte ſie zu beruhigen; ſie ſtellte ihr vor, wie ſehr ſie es in ihrer Gewalt habe, durch ihr künftiges liebevolles Betragen ihrem Mann alle die Leiden zu erſetzen, die ſie ihm verurſacht. »Ohne dieſen Ausbruch," ſagte ſie, „hättet ihr einander wohl noch lange gequält, du wäreſt vielleicht immer fort auf dieſem Pfade gewandelt, der dich am Ende doch noch in's Verderben geſtürzt, und der Liebe deines Mannes verluſtig gemacht hätte."

»Jetzt wird dieſe Begebenheit dich anſpornen, das viele Gute, was in dir verborgen liegt, auszubilden. Es hat mir oft weh gethan, wenn ich ſahe, daß du blos lebteſt, um dich zu vergnügen, da ich überzeugt ſein konnte, daß dein Geiſt zu einem höhern Zweck beſtimmt war. — Dieſe Begebenheit gibt dich dir ſelbſt wieder; ſammle nur erſt körperliche Kräfte, dann wirſt du auch Muth in dir fühlen, deine Geiſteskräfte zu gebrauchen."

Sorgfältig gepflegt und ſanft getröſtet, erholte ſich Louiſe wirklich nach und nach, doch fürchtete der Arzt noch immer, daß eine zu frühe Niederkunft die Folge ihrer Krankheit ſein könnte.

An Louiſens Krankenbette bemerkte Karoline oft mit Verwunderung das zudringliche Weſen Mariens gegen

ihre Herrſchaft, und je mehr Louiſe ſich erholte, je auffallender wurde ihr ſelbſt das Betragen dieſes Mädchens; ſie ſprach mit ihrer Freundin darüber, und Karoline fand bald den Schlüſſel dazu in der Rolle, die Marie bei der Geſchichte mit dem Grafen geſpielt hatte. — Sie wurde dir eine Art von Vertraute, und ein Vertrauen dieſer Art bringt bei ſolchen Leuten gewöhnlich Uebermuth hervor.

„Eine neue Folge meiner Verirrungen," ſagte Louiſe mit Thränen, „wann werde ich doch aufhören, die Folgen davon zu fühlen?"

Karoline rieth ihr: ſie zu verabſchieden; „da dein Mann jetzt alles weiß," ſagte ſie, „ſo haſt du nicht nöthig, dieſes Mädchen zu ſchonen."

Marie wurde alſo plötzlich, und gegen alle ihre Erwartung entlaſſen. Vergebens bat ſie jetzt ſehr demüthig, Louiſe blieb ſtandhaft.

Chriſtiane kam jetzt ſelten zu ihrer Baſe, ſie that es aus Rache, — denn Eſſen und ſeine Frau waren ja Schuld, daß ſie ihren Geliebten jetzt nur ſelten ſehen konnte, — hierzu kam, daß ſie ſich auch vor ihrem Manne und vor der Stadt das Anſehen geben wollte, als wenn ſie weit über die Fehler ihrer Baſe erhaben wäre, und dieſe wegen ihrer Vergehungen gering ſchätzte. Um aber doch immer zu wiſſen, was bei der Eſſen vorging, ſo mußte das Mäd-

chen von Christianen mit Marien Freundschaft machen; sie erfuhr also nun auch bald, daß diese entlassen sei, und nahm sich, aus Haß gegen Louisen, ihrer an.

Der Graf S**, der beinahe völlig wieder hergestellt war, bat jetzt schriftlich den Herrn von Rosenberg dringend, seinem Neffen zu vermögen, daß er nach B** zurück käme; er verspreche feierlich, daß er weder von ihm, noch von seiner Familie, je die geringste Unannehmlichkeit solle zu befürchten haben. „Ich werde mich von hier entfernen, setzte er hinzu, um nicht länger der Störer des Glücks dieser beiden edlen Menschen zu sein." — —

Rosenberg war sehr vergnügt über diese Erklärung des Grafen, dessen Familie er noch immer gefürchtet hatte. Doch mußte man den Vater des Grafen davon ausnehmen; ein edler Mann im ganzen Sinne des Wortes, den die väterliche Liebe nicht abgehalten haben würde, das Betragen seines Sohnes strenge zu tadeln. Er hatte schon seit vielen Jahren als Gesandter an einem entfernten Hofe gestanden, dies nöthigte ihn, die Aufsicht über seine Familie einem Bruder aufzutragen, der ganz das Gegentheil von ihm selbst war.

Louise hörte die Nachricht, daß ihr Mann zurück kehren dürfe, mit Freuden, und zählte schon die Tage bis zu seiner Ankunft. Ob sie ihn gleich selbst weit lieber auf ihrem Gute empfangen hätte, so war sie doch noch viel zu schwach,

dieſe Reiſe zu unternehmen. Es waren nun beinahe drei Monate verfloſſen, ſeit ſie ihren Mann zum letzten Mal ſah, ſie ſchmeichelte ſich alſo, er würde ſo geſchwind als möglich herbei eilen; doch ach! ſtatt ſeiner kam ein Brief, der ihr auch nicht einmal Hoffnung machte, ihn bald zu ſehen. Er ſchrieb ihr: — — »der Aufenthalt in B** ſei ihm zu ſehr verbittert worden, als daß er ſich entſchließen könne, dieſen Ort zu ſehen, noch ſich dort ſehen zu laſſen.“ — —

Es hatte ihn viel gekoſtet, dieſen Entſchluß zu faſſen. Als er die Briefe ſeiner Frau und ſeines Onkels zum erſten Mal las, war er gleich willig dem Rufe zu folgen; allein ſein hypochondriſcher Freund regte tauſend Zweifel in ihm auf, theils über das Gewagte ſeiner Rückkehr, theils auch über den langen Aufenthalt ſeiner Frau in B**. In ſeines Onkels Brief glaubte er einige Stellen zu finden, die ihm zu verſtehen gaben, daß ſeine Frau mehr durch die Neigung zur Reſidenz, als durch ihre Krankheit, dort aufgehalten würde.

Roſenberg hatte das zwar nicht geradezu ſagen wollen, allein da er es durch die Eingebung ſeiner Frau glaubte, ſo konnte ſich dieſe Meinung leicht in ſeinem Briefe mit einſchleichen. Alles das zuſammen genommen, beſtimmte Eſſen zu ſeinem traurigen Entſchluß.

Louiſe wurde darüber äußerſt niedergeſchlagen, und ſagte Karolinen, daß ſie jetzt entſchloſſen ſei abzureiſen, und wenn es ihr auch das Leben koſten ſollte. Karoline befürchtete, daß die Gemüthsunruhe ihr vielleicht eben ſo nachtheilig ſein könnte, als die Bewegungen der Reiſe; ſie ſprach mit dem Arzt ernſtlich darüber und ſie beſchloſſen, daß Louiſe erſt einigemal einen Verſuch mit Spazirenfahren machen ſollte, ehe man zugeben könne, daß ſie die Reiſe unternehme. — Der erſte Verſuch wurde gemacht, fiel aber ſo ſchlecht aus, daß es zu keinen zweiten kam? Louiſe befand ſich ſehr übel, und hatte einige Tage darauf eine zu frühe Niederkunft, ſie war in ihrer Schwangerſchaft bis zu Ende des ſiebenten Monats gekommen. Das Kind, ein Mädchen, lebte, aber es war ſowohl als die Mutter äußerſt ſchwach, und nur die ſchwärzeſte Verleumdung, konnte es für ein völlig geſundes Kind ausgeben.

Chriſtiane, die es durch Morelli's Eingebung in der Bosheit immer weiter brachte, unternahm es, dieſen Zufall zu nutzen, um Eſſen dadurch auf immer von B** zu entfernen. — Sie machte ſelbſt bei verſchiedenen ihrer Bekannten über dieſe vorgebliche zu frühe Niederkunft Anmerkungen, und entlockte dieſen dadurch einige Worte, die ſie ihrem leichtgläubigen Manne wieder hinterbringen konnte. Mit Mariens Hilfe hatte ſie ausgerechnet, daß der Anfang von Louiſens Schwangerſchaft in die Zeit fiel, wo Eſſen abweſend geweſen war, und dies wußte ſie auch

ihrem Manne liſtiger Weiſe zu überreden. — Marie war zwar feſt überzeugt, daß ihre Frau nie einen ſtrafbaren Umgang mit dem Grafen gehabt hatte, allein da ſie merkte, daß Frau von Roſenberg es ſo ſehr wünſchte, und daß ihre Nachrichten reichlich belohnt wurden, ſo war dies eigennützige Geſchöpf bereit, alles zu ſagen, was man wollte. —

Roſenberg war äußerſt aufgebracht, und ſchrieb ſeinem Neffen:

»Deine Frau iſt vorgeſtern von einem Mädchen entbunden worden. Der Arzt und Karoline ſagen zwar, das Kind ſei um zwei Monate zu früh geboren, allein die Welt ſcheint es nicht zu glauben, du wirſt am beſten wiſſen, woran du biſt; nach den Auftritten, die vorher gegangen ſind, iſt es immer ſchlimm für die Ehre deiner Frau, daß ihr eben jetzt dieſer Unfall begegnen mußte. — Sie ſelbſt iſt ſehr ſchwach, vielleicht wäre es gut, wenn der Himmel ein Band auflöſte, was doch nun nicht mehr glücklich ſein kann ꝛc.«

Eſſen war außer ſich über dieſen Brief, zugleich erhielt er auch einen von Karolinen, den er faſt nicht öffnen mochte; endlich entſchloß er ſich aber dazu und las folgendes:

»Noch einmal ſehe ich mich in dem Falle, Ihnen ſtatt meiner Freundin zu ſchreiben, ſie iſt zu ſchwach um es

ſelbſt zu können. Ihr letzter Brief beunruhigte unſere theure Louiſe ſo, daß ſie ſich nicht entſchließen konnte länger hier zu bleiben. — So ſehr der Arzt auch alle Bewegung widerrieth, ſo machte ſie doch einen Verſuch mit einer Spazirfahrt, um zu ſehen, ob ſie die Bewegung des Wagens aushalten könne, weil ſie feſt entſchloſſen war, alsdann zu Ihnen oder auf ihr Gut zu gehen, wohin Sie ſelbſt zu kommen verſprochen hatten. — Doch dieſer Verſuch lief ſo ſchlecht ab, daß ſie vorgeſtern eine zu frühe Niederkunft hatte. Das Kind iſt ſo ſchwach, daß es ſchwerlich leben kann, ob wir uns gleich alle Mühe geben es zu erhalten, und auch für das Leben der Mutter fürchte ich ſehr. Eilen Sie ſobald als möglich zu uns, ſonſt kommen Sie vielleicht zu ſpät, um Ihre theure Louiſe, die Sie unausſprechlich liebt, noch einmal zu ſehen.“ — —

Dieſe beiden Briefe, die Karl zugleich erhielt, ſetzten ihn in die heftigſte Gemüthsbewegung, er wußte nicht, welchem Rufe er folgen ſollte; ſein Herz neigte ſich noch immer zu Louiſen, allein ſeine Eiferſucht ſprach eben ſo laut. Wäre er ſich ſelbſt überlaſſen geweſen, ſo hätte gewiß ſein Herz geſiegt, allein ſein finſterer argwöhniſcher Freund fand ihn bald in dieſem Zuſtande. Karl zeigte ihm die beiden Briefe; ſogleich fiel ihm das Geſpräch von Friedrich und Marien ein, was erſterer ihm einſt erzählt hatte. — Er umarmte ſeinen Freund mit einem tiefen Seufzer und ſagte: „O lieber Eſſen! nun iſt Ihr Unglück mehr

als zu gewiß! wie konnte Louiſe Sie ſo ſchändlich hintergehen! Ach! Sophie und Louiſe waren zwei Teufel in Engelsgeſtalt."

Karl wollte ſeine Frau noch vertheidigen, allein Groß, der ſeiner Sache gewiß zu ſein glaubte, erzählte ihm endlich, was Friedrich ihm einſt entdeckt hatte, und nun ſchwand Eſſen's Glaube an die Tugend ſeiner Frau gänzlich. — Er verlebte dieſen Tag in dumpfer Schwermuth, ohne ein Wort zu ſprechen. Groß ſtörte ihn nicht, allein am folgenden Tage theilte er ihm einen Plan mit, den er für ihn und ſich entworfen hatte. »Laſſen Sie uns," ſagte er, »Deutſchland fliehen und in irgend einen Winkel der Schweiz unſere Söhne erziehen, und die Untreue ihrer Mütter beweinen."

Eſſen's ſchwärmeriſcher Geiſt fand dieſen Plan gut und drang in Groß, ihn ſo bald als möglich auszuführen. Die Anſtalten waren bald gemacht, beide in weniger als vierzehn Tagen bereit, die Reiſe anzutreten. Sie nahmen ſich vor, noch bei der Tante einzuſprechen, bei welcher ihre Kinder waren, dieſe beiden unſchuldigen Geſchöpfe, durch die ſie allein noch an die Welt gefeſſelt wurden, dort abzuholen, und dann ihre Reiſe in die Schweiz anzutreten. Die Kinder konnten zwar die weibliche Pflege noch nicht gut entbehren, allein der alte Friedrich, ein großer Kin-

verfreund, machte ſich anheiſchig, die Stelle einer Wärterin bei den beiden Knaben zu vertreten.

Alles was Eſſen wegen ſeines Vermögens zu beſorgen hatte, war ſchon während ſeinem Aufenthalte in ** in Ordnung gebracht; denn da man anfänglich nicht wußte, ob die Wunde des Grafen tödtlich wäre, ſo hatte ſein Onkel ihm den größten Theil ſeiner Gelder in Wechſelbriefen übermacht, die er noch bei ſich trug. — So ſehr er nun auch gegen Louiſen erzürnt war, ſo wollte er ſich doch nur durch Großmuth an ihr rächen: er ließ ihr die Hälfte ſeines Vermögens zurück. Die andere Hälfte reichte noch überflüſſig hin, ihn in der Einſamkeit, die er ſich wählte, zu erhalten, um ſeinem Sohne einſt ein Schickſal zu machen.

Er hatte Urſache zu fürchten, daß ſein Onkel mit ſeinem Entſchluß nicht zufrieden ſein würde, und hütete ſich wohl, ihn vor ſeiner Abreiſe davon zu benachrichtigen; auch Karolinen ſchrieb er nicht eher, als bis es zu ſpät war, ſein Vorhaben zu ändern, das heißt, den Tag vor ſeiner Abreiſe. Seinem Onkel dankte er herzlich für die Liebe, die er ihm von Jugend auf bewieſen, und beſeufzte, daß unglückliche Verhältniſſe ihn in die Nothwendigkeit verſetzten, ſich auf immer von ihm zu trennen. »Vielleicht iſt meine Frau unſchuldig, allein ſchon der Verdacht, den ſie

ſich zugezogen, erlaubt mir nicht, mit ihr ferner zu leben. Um ſie nicht zu beſchimpfen, will ich mich entfernen, und mich in einem Winkel der Erde verbergen, wo ich nichts mehr von dieſer Unglücklichen höre. — Meinen Sohn nehme ich mit mir, er ſoll mein Troſt in der Einſamkeit ſein.“ — — Hierauf bat er ſeinen Onkel, ſeiner Frau die Hälfte des Vermögens ſicher unterzubringen, und was dergleichen Einrichtungen mehr waren; allein ſeiner Tante erwähnte er mit keinem Worte, denn dieſe hielt er für die erſte Urſache von Louiſens Verderben. — Karolinen empfahl er ſeine Frau dringend, und bat ſie, ihre Freundin nie wieder zu verlaſſen. »So lange Sie ihr zur Seite waren, blieb ſie ſchuldlos, und nur Ihre beſtändige Geſellſchaft iſt das einzige Mittel, dieſe Verirrte auf den rechten Weg zurück zu führen. — Ob ich gleich“ — fügte er hinzu — »für ſie ſo gut als todt bin, ſo wünſche ich ihr doch Glück und Ruhe, und wodurch kann ſie beides erlangen, als durch Tugend?“ — —

Nun blieb ihm noch das ſchwerſte übrig, er konnte nicht von der ehemals ſo angebeteten Louiſe ſcheiden, ohne ihr ein Lebewohl zu ſagen. Als er die Feder in die Hand nahm, entfiel ihm aller Muth; er war entſchloſſen, ſich ſo kurz als möglich zu faſſen, allein ſo wie er anfing, ſtand ſie vor ihm und legte ihm das Geſtändniß ihrer Schwachheiten ab, — ſie ſchien ihm ſagen zu wollen: »habe ich dir nicht

alles geſtanden? und doch gibſt du der Verleumdung Gehör, die mich um deine Liebe zu bringen ſucht?"

Hätte Louiſe nur einen Menſchen gehabt, der ihr bei Karl das Wort geredet, ſo wäre er in ihre Arme geflohen; allein der Weiberhaſſer Groß war deſſen nicht fähig, und ſogar der alte Friedrich trat als Zeuge wider Louiſen auf. Sie hatte keinen Fürſprecher mehr bei Karl als ſein eigenes Herz, und in dieſem tobten Eiferſucht und Argwohn lauter, als die Liebe flüſtern konnte. Mühſam gelang es ihm endlich, folgenden Abſchiedsbrief zu ſchreiben:

„Nie hätte ich gedacht, daß ich dich, die du mich einſt ſo glücklich machteſt, als die Quelle meines Elends anklagen müßte! daß du deinen Karl, den du vormals ſo innig liebteſt, zwingen würdeſt, ſein Leben in einer Einöde zu vertrauern! — Ich mache dir keine Vorwürfe mehr, dein eigenes Herz wird es thun; es wird dir ſagen, daß du die Liebe des treueſten Gatten gegen die Schmeicheleien eines leichtſinnigen Verführers vertauſchteſt; dein Herz möge auch entſcheiden, ob du dabei gewonnen haſt. — Wir können mit einander nicht mehr glücklich ſein; ich verlaſſe dich daher um deiner und meiner Ruhe willen. — Verzeih, daß ich unſern Sohn mit mir nahm, er iſt das einzige, was mir aus unſern glücklichern Tagen noch

übrig bleibt; ich werde ihn lehren, ſeine Mutter lieben und ihr, wenn ſie es einſt würdig iſt, ſeine Achtung zu beweiſen; nur ſoll er nie mit unſerem Verhältniß bekannt werden; es würde ihn unglücklich machen, und vielleicht ſogar Einfluß auf ſeinen Charakter haben. — Du haſt noch ein Kind, wie man mir meldete; ein Schleier verhüllt dieſe Begebenheit — ich wage es nicht ihn aufzuheben — ich ſchone deiner Ehre, und deshalb entferne ich mich von dir auf — ewig! — Leb wohl Louiſe! Erinnere dich des unglücklichen Karl's!

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Neunundzwanzigster Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Louise,

oder:

Die unseligen Folgen des Leichtsinns.

Eine Geschichte, einfach und wahr.

Mit einer Vorrede

von

August von Kotzebue.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Zweiter Theil.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Louiſe,

oder:

Die unſeligen Folgen des Leichtſinns.

Louiſe war, durch das lange vergebliche Hoffen auf die Ankunft ihres Mannes, in eine Dumpfheit verſunken, die ſie das bittere ihres Schickſals, — als ſie endlich ſeinen Brief erhielt, — nicht ganz fühlen ließ.

Karoline ließ einige Tage verſtreichen, ehe ſie ihrer leidenden Freundin den traurigen Brief mittheilte, denn ſie fürchtete unglückliche Folgen. Allein ſie ſah freilich, daß die Ungewißheit ihr eben ſo nachtheilig ſei; denn ſie horchte zitternd auf jedes Geräuſch, ſah mit Unruhe nach jedem Papier, und wenn ſie ſich getäuſcht ſah, dann brach ſie in laute Klagen aus, oder verfiel in eine tiefe Melancholie. Nach einem ſolchen Anfalle verſank ſie einſt in einen tiefen Schlaf; da träumte ihr, daß ihr Mann mit wüthendem Blicke und gezücktem Dolche zu ihr käme und ſie fragte, wo iſt dein Kind? daß ich es erwürge, denn es ſoll dir voran gehen. Sie reichte es ihm mit zitternden Händen; er durchbohrte ihm die Bruſt, und ſtieß ihr nachher den nämlichen Dolch in's Herz, mit dem Ausruf: ich muß dich hier ermorden, damit ich dich einſt dort wieder ſchuldlos umarmen kann. Es war ihr jetzt als verſänke ſie in nichts, doch fand ſie ſich bald darauf in den Gefilden der Seligen wieder; ihr Karl kam ihr mit ſeinem Sohn an der Hand entgegen,

Louiſe war, durch das lange vergebliche Hoffen auf die Ankunft ihres Mannes, in eine Dumpfheit verſunken, die ſie das bittere ihres Schickſals, — als ſie endlich ſeinen Brief erhielt, — nicht ganz fühlen ließ.

Karoline ließ einige Tage verſtreichen, ehe ſie ihrer leidenden Freundin den traurigen Brief mittheilte, denn ſie fürchtete unglückliche Folgen. Allein ſie ſah freilich, daß die Ungewißheit ihr eben ſo nachtheilig ſei; denn ſie horchte zitternd auf jedes Geräuſch, ſah mit Unruhe nach jedem Papier, und wenn ſie ſich getäuſcht ſah, dann brach ſie in laute Klagen aus, oder verfiel in eine tiefe Melancholie. Nach einem ſolchen Anfalle verſank ſie einſt in einen tiefen Schlaf; da träumte ihr, daß ihr Mann mit wüthendem Blicke und gezücktem Dolche zu ihr käme und ſie fragte, wo iſt dein Kind? daß ich es erwürge, denn es ſoll dir voran gehen. Sie reichte es ihm mit zitternden Händen; er durchbohrte ihm die Bruſt, und ſtieß ihr nachher den nämlichen Dolch in's Herz, mit dem Ausruf: ich muß dich hier ermorden, damit ich dich einſt dort wieder ſchuldlos umarmen kann. Es war ihr jetzt als verſänke ſie in nichts, doch fand ſie ſich bald darauf in den Gefilden der Seligen wieder; ihr Karl kam ihr mit ſeinem Sohn an der Hand entgegen,

er empfing ſie mit heiterem Geſicht, und umarmte ſie mit den Worten: Hier Louiſe biſt du wieder ganz mein!

Durch den Schlaf geſtärkt, und durch das Ende des Traums getröſtet, erwachte Louiſe mit einer Gemüthsruhe, die ſie ſeit langer Zeit nicht mehr empfunden hatte. Sie reichte Karolinen lächelnd die Hand und ſagte: »ach! ich habe ihn geſehen, meinen Karl, erſt ſchrecklich und dann ſo mild, Gottlob, daß ich ſeinen ſanften Blick zuletzt ſah! Dieſer Eindruck wird mir bleiben, und wenn er mir auch das Herz durchbohrte, ſo werde ich doch immer mit ſüßer Hoffnung auf das Geſicht hinblicken, was er mir zuletzt zeigte.«

Karoline erſchrack, und fürchtete beinahe, daß ein Anfall von Wahnſinn ſie befallen hätte, doch wurde ſie nicht ängſtlich, da ihre Freundin ſo heiter um ſich blickte.

Louiſe erzählte ihren Traum und löſte dadurch das Räthſel. »Ach wüßte ich,« ſetzte ſie hinzu, »daß dieſer Traum einſt ganz erfüllt würde, ſo wollte ich es gern ertragen, wenn auch mein Mann mir einen Dolch in's Herz ſtieße; ich habe es um ihn verdient; könnte nur dieſe Rache ſeinen Zorn ſtillen, und er mir wieder ſeine Liebe ſchenken.«

Dieſe Stimmung beſchloß Karoline zu nutzen, um die Kranke mit ihrer ganzen Lage bekannt zu machen.

Braunau war vor ungefähr acht Tagen in B** angelangt, war aber, so bald Essen's Briefe ankamen, sogleich nach ** abgereist, in der Hoffnung, ihn dort noch zu treffen, oder wenigstens zu erfahren, wohin er gegangen sei; allein beides schlug fehl. Man rieth ihm die Tante aufzusuchen, zu welcher Groß und Essen gereist waren, um ihre Kinder abzuholen, allein sie hatten auch diese schon einige Tage vor seiner Ankunft verlassen, ohne ihr zu sagen wohin sie gingen; da Braunau also weiter nichts erfahren konnte, so kehrte er nach B** zurück, in der Absicht, die unglückliche Louise trösten zu helfen. Er war eben den Abend zuvor zurückgekommen, Louise hatte ihn noch nicht gesehen, denn er befürchtete durch seinen Anblick ihren Kummer wieder zu erneuern. Nun aber da sie ruhig schien, meldete ihn Karoline bei ihr; sie empfing ihn zwar mit Thränen, aber mit weit mehr Ruhe, als sie vorher gezeigt hatte; sie erkundigte sich gleich, ob er nichts von ihrem Mann wüßte? Diese Veranlassung benutzte er, und suchte ihr nach und nach die traurige Nachricht mitzutheilen.

Er erzählte ihr, daß er Essen nicht in ** angetroffen; und man habe ihm gesagt, er sei verreist. Nun könne es wohl sein, daß er sich einige Jahre entfernt halten wolle. Louise bestritt seine Vermuthung; Braunau erwiederte, daß es ihm um so wahrscheinlicher sei, da er seinen Sohn mitgenommen habe.

»Das ist hart,« erwiederte sie, »sehr hart, und daß er gegangen ist, ohne von mir Abschied zu nehmen, ist noch härter. Habe ich ihn denn so sehr beleidigt, daß ich diese Behandlung verdiene. — — Doch er stößt mir den Dolch in's Herz, um mich einst schuldlos zu umarmen,« — setzte sie nach einer Pause hinzu.

»Vielleicht,« äußerte Braunau, »sind Sie bei ihm verleumdet worden. Haben Sie Feinde?«

»Keine, die ich kenne,« erwiederte sie, »denn obgleich Rosenberg's nicht mehr meine Freunde zu sein scheinen, so kann ich doch nicht glauben, daß sie meine Feinde geworden sind.«

»Und doch,« versetzte Braunau, »sagt man, daß Frau von Rosenberg über Ihre zu frühe Niederkunft sich einige boshafte Anmerkungen erlaubt haben soll.« —

»O!« rief Louise, »es könnte mir nichts schrecklicheres begegnen, als wenn man boshaft genug wäre, meinem Manne so etwas zu hinterbringen.«

Braunau schwieg und Karoline suchte einige hervorbrechende Thränen zu verbergen. Louise, die es bemerkte, fuhr fort, »o lieben Freunde, verhehlt mir nichts, laßt mich den Leidenskelch auf einmal leeren, — ihr wißt mehr, als ihr sagen wollt.«

Karoline ſchwieg noch immer, aber ihr Mann hub endlich an: »Ja liebe Freundin, Sie haben Recht; ſeit einigen Tagen wiſſen wir mehr von Ihrem Schickſale, als wir uns zu ſagen getrauen, Sie ſchienen uns zu ſchwach um alles zu erfahren, doch nun, da Sie etwas geſtärkt ſind, müſſen Sie auch das Schlimmſte wiſſen, denn die Ungewißheit iſt nur noch quälender.«

»Ich bin auf alles gefaßt,« ſagte Louiſe zitternd, »ſprechen Sie mein Urtheil.«

Braunau theilte ihr hierauf den Inhalt von Eſſen's Briefen mit, und erzählte ihr auch, daß er ihn vergebens überall geſucht, um ihn wo möglich von der Reiſe abzuhalten. Auch die Tante des Herrn Groß wiſſe nichts weiter, als daß Groß und Eſſen einen entfernten Erdwinkel aufſuchen wollten, wo ſie ſich und ihren Gram verbergen und ihre Söhne in der Abgeſchiedenheit von der Welt erziehen könnten.

Louiſe wurde durch dieſe Nachrichten ſehr erſchüttert. Sie frug, ob nicht noch ein Brief an ſie da wäre? Karoline ſah ſich nun genöthigt, ihr das unglückliche Blatt zu überreichen, welches ihre Anſprüche auf Glückſeligkeit für lange Zeit zerſtören ſollte.

Louiſe las, ſah ſtarr auf den Boden, und ſank endlich ohne Bewußtſein ihrer Freundin in die Arme. Man rief

den Arzt zu Hilfe, doch gelang es erst spät, der unglücklichen Louise ein Dasein wieder zu geben, was ihr von nun an eine Last war.

Da sie sich ein wenig erholt hatte, fielen ihre umherschweifenden Augen auf ihr Kind: »Armes Mädchen!" rief sie plötzlich aus, »dein Vater hat dich und mich mit einem Dolch verwundet! Du wirst schon beschimpft, da du kaum in's Leben trittst, — deine grausamen Eltern haben beide daran gearbeitet, dich unglücklich zu machen. — Wohl wäre es dir und mir, wenn du nie geboren wärest, doch du bist glücklich, denn dir scheint kein langes Ziel bestimmt, aber deine unglückliche Mutter hat noch zu viel Kraft, um einen baldigen Tod hoffen zu dürfen." — — So klagte sie noch lange, ohne daß man sie unterbrach. Der Arzt hielt für besser, sie jetzt nicht zu trösten, sondern ihrem Schmerz freien Lauf zu lassen.

Man befolgte den Rath. Karoline weinte aus vollem Herzen mit der Unglücklichen, so wie sie ehedem sich mit der Glücklichen gefreut hatte.

Braunau war oft um die beiden Freundinnen, doch in den Zwischenzeiten gab er sich Mühe, mit Hilfe des Arztes, den Grund der Verleumdungen heraus zu bringen, die man wider die unglückliche Louise ausgestreut hatte. Durch eine gutherzige junge Magd Louisens erfuhr Karolinens Mädchen, daß die Jungfer der Frau von Rosen-

berg zu Marien täglich in der Absicht gekommen wäre, um sich nach allem zu erkundigen, was bei ihrer Herrschaft vorging, auch erzählte sie viel von der genauen Bekanntschaft, in welcher der Graf von S** mit ihr gestanden; und daß sie mehrmal mit seinen Besuchen beehrt worden. Marie habe dem übrigen Gesinde wohl oft zu verstehen gegeben, der Graf mache der gnädigen Frau die Kour: der Jungfer der Frau von Rosenberg habe sie die nämlichen Lügen vorgeplaudert, und sei von dieser oft dafür beschenkt worden. Hieraus konnte Braunau deutlich sehen, wie eifrig Christiane an Louisens Fall gearbeitet hatte. Er entschloß sich zu ihr zu gehen und ihr schlechtes Betragen aufzudecken.

Christiane empfing ihn sehr kalt, und suchte seinen Vorstellungen mehr auszuweichen, als sich dagegen zu vertheidigen; sie sagte ihm unter andern, daß es ihrer Meinung nach schon hinlänglich sein könnte, auch ihn von Louisens Unrecht zu überzeugen, da sie als Ihre nächste Verwandte leider nicht mehr daran zweifeln dürfe.

»Es ist wahr,« erwiederte Braunau, »daß Sie Ihrer unglücklichen Base durch Ihr öffentliches Bekenntniß von dieser Ueberzeugung sehr schaden; allein es gibt doch auch Menschen, welche die Vermuthung äußern, daß Ihnen daran liegen könnte, Ihren Neffen und seine Kinder von dem Herzen ihres Mannes zu entfernen. — Diese Ver-

muthung gewinnt dadurch noch mehr Wahrscheinlichkeit, daß Sie sich selbst Mühe geben, eine Sache unter die Leute zu bringen, die Sie auch dann unterdrücken sollten, wenn Sie von der Wahrheit so überzeugt wären, als Sie es vom Gegentheil sind.“ — Braunau wurde durch Christianens Verlegenheit völlig von ihrer Bosheit überzeugt, doch faßte sie sich bald wieder und sagte: »Es muß mich allerdings sehr überraschen, Sie Louisens Partie nehmen zu sehen, doch es soll mir angenehm sein, wenn Sie mir beweisen können, daß Sie es aus Ueberzeugung, und nicht blos aus Freundschaft thun; mit Freuden will ich Louisens Unvorsichtigkeiten übersehen; — denn die werden Sie mir doch nicht abläugnen wollen?“

»Louise ist unvorsichtiger gewesen, als manche andere Dame von ihrer Bekanntschaft,“ — sagte er hierauf, »aber vielleicht nicht so strafbar,“ setzte er mit einem bedeutenden Blicke auf Christianen hinzu. — Doch wir wollen hierüber nicht länger streiten, ich glaube Sie nun hinlänglich überzeugt zu haben, daß Ihre Base nicht das ist, wofür Sie sie zu halten beliebten, und wir werden uns von nun an gemeinschaftlich bestreben, unsern Bekannten diese neue Entdeckung mitzutheilen.“

Er ging hierauf öfter in Gesellschaften, wo er Christianen antreffen mußte, und sprach in ihrer Gegenwart mit so vieler Freimüthigkeit über diese Sache, daß sie nicht

umhin konnte, mit ihm einzuſtimmen. Hier traf er auch die Frau von A** an, die ſich mit vieler Herzlichkeit bei ihm nach Louiſen erkundigte, und den lebhaften Wunſch äußerte, ſie einmal beſuchen zu dürfen. Braunau ging darüber mit ſeiner Frau zu Rathe, allein ſie fand es nicht für gut, in dem Zuſtande, worin ſich Louiſe befand, ihr den Namen einer Frau zu nennen, deren Bruder ſie ſo unglücklich gemacht hatte.

Dieſe Antwort ſchmerzte die Frau von A** ſehr, ſie konnte nicht läugnen, daß ihr Bruder gefehlt hatte, »allein ohne dieſe Aufmunterung der Frau von Roſenberg,« ſagte ſie, »wäre er nie ſo weit gegangen; dieſe iſt ſchlecht, wir aber waren nur leichtſinnig; mein armer Bruder und die unglückliche Eſſen müſſen nun dieſen Leichtſinn büſſen; er liebt ſie heftiger als jemals, doch kann ihre Freundin ſicher ſein, daß ihn ſeine Leidenſchaft nie wieder verleiten wird, Louiſens Ruhe zu ſtören.«

»Louiſens Ruhe und Glück ſind wahrſcheinlich auf immer zernichtet,« erwiederte Braunau traurig; »eine finſtere Melancholie hat ſie befallen, und wir werden ſie bald auf's Land führen, um zu verſuchen, ob die reinere Luft ihre Geſundheit wieder herzuſtellen vermöge.«

Dieſer Verſuch wurde wirklich gemacht, ſo bald Louiſe nur einigermaßen die Bewegung des Wagens ertragen konnte. Vorher brachte es Braunau dahin, daß Chri-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
KOTZEBUE,A.F.F.VON

3-598-51521-9
FN. I4778/156

ſtiane mit ihrem Mann zu ihr kommen, und von ihr Abſchied nehmen mußten.

Chriſtianen hatte er durch die Art, wie er ſie behandelte, in Furcht geſetzt, er gab ihr bei allen Gelegenheiten zu verſtehen, daß er ſie durchſchaue, und das machte ſie glauben, daß er weit mehr von ihren Streichen wiſſe, als er wirklich wußte. Durch dieſe Furcht hätte er ſie zu allem bringen können, was er nur wünſchte; doch er verlangte weiter nichts, als daß Louiſe durch einen freundſchaftlichen Beſuch ihres Onkels etwas getröſtet, und ihr guter Name durch dieſen Beſuch einigermaßen wieder hergeſtellt würde.

Der alte Roſenberg wurde ſehr gerührt, als er Louiſens traurigen Zuſtand ſah; er konnte nicht reden, er umarmte ſie mit ſtiller Wehmuth, — auch das Kind, das nun zwei Monate alt, aber noch ſehr ſchwach war, drückte er an ſeine Bruſt. Alles dieſes war Balſam für Louiſens wundes Herz, denn als Roſenberg ſich dem Kinde näherte, verwandte ſie kein Auge von ihm. Hierauf unterhielt ſie ſich noch mit vieler Herzlichkeit und Freundſchaft mit ihm, auch Chriſtiane wußte ſich gut zu verſtellen. Sie ſchieden als die beſten Freunde und Roſenberg verſprach Louiſen, daß er ſich alle Mühe geben wolle, etwas von ihrem Manne zu erfahren.

Kurz darauf reisten Braunau's mit Louisen auf ihr Gut. — Gern hätte Braunau sie gleich nach Schlesien auf seine neuererbten Güter gebracht, allein er mußte daselbst noch verschiedenes in Ordnung bringen, ehe er seine Frau mit ihrer Freundin hinführen mochte.

Sein verstorbener Onkel, der lange als Witwer lebte, hatte eine Haushälterin zu sich genommen, die ihn ganz beherrschte, und der er in einer schwachen Stunde das schriftliche Versprechen gab, daß sie sein Allodialvermögen erben, und noch zwei Jahre nach seinem Tode im Besitz des eigentlichen Wohnhauses bleiben sollte. Er erkannte zwar noch vor seinem Tode die schlechte Denkungsart dieses Weibes, allein er hatte nicht den Muth, sein Versprechen zurück zu nehmen. — Braunau fing gleich nach dem Tode seines Onkels an, ein sehr verfallenes Schloß auszubauen, doch dies erforderte zu viel Zeit, als daß er seine Frau vor dem künftigen Jahre dahin hätte führen können.

Man kann denken, mit welchen Gefühlen Louise sich ihrem Geburtsort näherte, wo sie die ersten Jahre ihres Lebens so glücklich gewesen, und wo die ersten Zeiten ihrer Liebe so selig dahin flossen. — »Ach Gott! wie elend bin ich geworden!« sagte sie zu Karolinen, als sie die Thurmspitze der Pfarrkirche von weitem erblickte. — »Ich war schon nicht mehr ganz glücklich, als ich vorigen Herbst diesen Ort verließ, denn ich beklagte den Verlust meines ge-

liebten Vaters, aber ich war schuldlos und besaß die Liebe meines Karl's! doch nun! —" sie senkte das Haupt und verfiel wieder in ihre düstere Melancholie, aus der sie nur, durch den Anblick des ehemaligen Wohnsitzes ihrer reinsten Freuden, gerissen wurde.

Braunau war diesen Morgen voraus geritten, und wollte Faber auf Louisens Zustand vorbereiten. — Es war ein schöner Herbsttag, die Familie verlebte ihn im Garten; er traf diese glücklichen Menschen beisammen. Die alte Madame Siewers hielt den kleinen Ludwig, Louisens Pathen, auf dem Schooß, und ein Säugling, von dem Henriette vor sechs Wochen entbunden war, lag an der Brust dieser jungen liebenswürdigen Mutter; Faber stand an einem Baum gelehnt, und las ihnen etwas vor. — Als Braunau ihnen so nahe war, daß sie ihn erkennen konnten, liefen sie ihm voll freudigen Entzückens entgegen, und Faber umarmte den Freund seiner Jugend mit Innigkeit. Man frug ihn nach seiner Frau, nach Karl und Louisen, und war so vergnügt über seine Ankunft, daß man ihn gar nicht zu Worte kommen ließ, auch eilte er eben nicht sehr, ihnen Aufklärung zu geben, denn es that ihm weh, die Freude dieser guten Leute zu stören. Er sagte ihnen endlich so viel als sie nothwendig wissen mußten, um ihr Betragen gegen Louisen darnach einzurichten.

Madame Siewers machte sogleich Anstalten zu ihrem Empfang auf dem Schlosse; es mußte dieses jedoch ganz

insgeheim geschehen, damit nicht die Bauern, wie sie es sonst zu thun pflegten, ihre Gutsherrschaft mit Feierlichkeiten empfingen, die Louisen gewiß ein neuer Dolchstich gewesen wären. Aus dieser Ursache hatten auch Braunau's nichts von ihrer Ankunft geschrieben.

Da der Eingang zum Schloß nicht durch das Dorf ging, so konnten unsere Reisenden hinein kommen, ohne von den Bauern gesehen zu werden. — Man brachte Louisen in einen Theil des Hauses, der nur für Fremde bestimmt war, und also von ihr, in ihren glücklichern Tagen, nie bewohnt wurde. — Sie empfing Faber und seine Familie in stummer Traurigkeit, und so durchlebte sie auch mehrere Wochen; Karoline und Faber versuchten oft sie zu trösten; »verzweifeln Sie nicht," sagte der letztere zu ihr, »mein Herz sagt mir, daß Sie gewiß noch an der Seite Ihres Karl's glückliche Tage verleben werden, er liebte Sie zu sehr, als daß er Sie auf einen bloßen Verdacht hin so ganz vergessen könnte. Er wird zu sich selbst kommen, untersuchen, und mit offenen Armen zurück kehren." — — Karoline und die übrigen Frauenzimmer stimmten in diese Prophezeihung ein, und zuweilen gelang es ihnen dann, ein Fünkchen Ruhe in Louisens Brust zu hauchen, wiewohl zu schwach, um ihre düstere Melancholie auf lange zu mildern.

Madame Siewers hatte die Pflege der kleinen Karoline übernommen: sie rechnete darauf, dieses Kind zu einem

Grade von Gesundheit zu bringen, der seine Erhaltung hoffen ließe, und hielt dies für das beste Mittel, Louisens Kummer zu zerstreuen. — Doch bis jetzt schien Louise in diesem Kinde mehr die Urheberin ihrer Leiden zu finden; sie sah es nur mit Thränen an, und Klagen über sein unglückliches Dasein waren ihre Liebkosungen. — So verlebte sie den Herbst und den langen traurigen Winter. Dies Haus, sonst der Schauplatz der Freude und des Vergnügens, ertönte jetzt nur von Seufzern und Klagen, denn auch Karoline konnte bei dem Anblick ihrer leidenden Freundin nicht glücklich sein; ihr Mann wurde durch seine Geschäfte in Schlesien zurück gehalten, und sie hatte nur ihre kleine Emilie, die sie aufzuheitern vermochte.

Doch die Zeit, die große Zauberin, gewann auch endlich so viel über Louisen, daß sie fähig wurde, ihr Schicksal mit etwas mehr Kälte zu überlegen. Mit dem Frühling kam auch Braunau zum Besuch; erzählte von seinem Bau, und machte Hoffnung, sie alle auf künftiges Frühjahr nach seinem artig eingerichteten Landhause abzuholen; — »wenn nicht inzwischen,« fügte er hinzu, »in dem Schicksal unserer lieben Freundin eine Aenderung vorgeht.«

»Ich erwarte das nicht,« versetzte Louise seufzend, »Gott weiß, wo mein Elend und die Folgen meines Leichtsinns enden werden!« — — In diesem Augenblick brachte Madame Siewers die kleine Karoline herein, die seit einiger Zeit anfing, sich merklich zu erholen.

Karoline nahm das Kind und legte es Louisen in die Arme: »Hier, liebe Freundin, wird es enden, die Vorsehung hat dir in diesem zarten Wesen ein Geschenk gemacht, das dich an das Leben kettet, sie hat dir Pflichten auferlegt, in deren Erfüllung du einst deine Zufriedenheit finden wirst.« — — Das Kind lächelte und streckte seiner Mutter die kleinen Händchen entgegen, als wollte es sie um ihre Liebe anflehen; — Louise drückte es zärtlich an ihre Brust; — »Ja,« rief sie sanft bewegt, »ich will dir ganz Mutter sein! mich dir und deiner Erziehung ganz widmen! dein Herz zur Tugend bilden, und dich vor den Klippen warnen, an welchen ich gescheitert bin.«

Von diesem Augenblicke an nahm sie mehr Theil an ihrem Kinde, sie hatte es fast immer um sich. — Oft durchstreifte sie mit dem kleinen Engel auf dem Arm Gärten und Felder. Louise war zwar durch Kummer und Krankheit etwas entstellt, allein der leidende Zug, den sie dadurch erhielt, machte sie nur noch interessanter; in ihrer Kleidung vernachläßigte sie sich zwar, aber nicht so, daß die Reinlichkeit darunter gelitten hätte; sie ging sehr einfach gekleidet, statt daß sie sonst prächtig war; sie hatte es sich gewissermaßen als eine Büßung auferlegt, nie mehr geputzt zu erscheinen. — Es war ein rührender Anblick, diese blasse Gestalt im weißen Gewande mit einem Kinde auf dem Arm, in dem man schon die Züge der Mutter entdecken konnte, umher wanken zu sehen.

Louiſens Stimmung hatte zwar noch immer etwas überſpanntes, allein ihre Freunde waren ſchon zufrieden, zu ſehen, daß ihre Schwermuth durch die aufgeregte Mutterliebe eine andere Richtung bekam. Zeit und Veränderung des Aufenthalts, hofften ſie, werde das übrige thun; ſo wie bereits die ſchöne Witterung und der Genuß der Sommerluft ihren Körper von Tag zu Tage merklich ſtärkten.

Braunau ſah ſich genöthigt, wieder abzureiſen; er ging über B**, und verſprach ſeiner Frau, ihr von dorther zu ſchreiben; auch bat ihn Louiſe ſehr dringend, ſich bei Roſenberg's nach ihrem Manne zu erkundigen. Kaum war er acht Tage weg geweſen, als er ſchon wieder zurück kam.

Die beiden Freundinnen, Henriette und ihre Mutter ſaßen mit ihren vier Kindern auf einer Wieſe an der Landſtraße gelagert, die kleine Emilie und Ludwig Faber ſpielten im Graſe, und die zwei jüngern Kinder ruhten auf den Armen ihrer Mütter, die vier Frauen redeten über Vergangenheit und Zukunft, und ſchilderten die letztere im hellſten Lichte; ſie beſtrebten ſich Louiſen aufzuheitern, die gerade an dieſem Tage ſehr traurig war. — Henriette, die lebhafteſte unter dieſen Frauen, entdeckte zuerſt Braunau, als er auf der Landſtraße daher ritt. Sie hüpfte ihm freudenvoll entgegen; ſie glaubte nichts gewiſſer, als daß eine frohe Nachricht ihn ſo bald zurück bringe; leider ſah ſie bald auf ſeinem Geſicht, daß er kein Bote der Freude war. —

Louiſe wurde bei ſeinem Anblick faſt ohnmächtig, denn ſie hoffte wenig und fürchtete viel. Ach! ſie irrte ſich nicht; denn als Braunau in B * * ankam, hörte er ſogleich das Gerücht von Eſſens Tode.

Er eilte in das Roſenberg'ſche Haus, und ſuchte nähere Nachrichten einzuziehen; da erzählte man ihm, daß der Graf Morelli, welcher vor einigen Tagen aus Holland zurück gekommen wäre, die Nachricht mitgebracht hätte, daß Eſſen und Groß, die ſich im Texel eingeſchifft hatten, mit dem Vorſatz, nach Indien zu gehen, kurz nach ihrem Auslaufen aus dem Hafen Schiffbruch gelitten, und mit der ganzen Mannſchaft umgekommen wären. — Anfangs glaubte er dieſe Nachricht nicht, und der Arzt beſtärkte ihn in ſeinen Zweifeln, indem er ihm die Quelle derſelben verdächtig machte. Da aber der Schiffbruch bald darauf durch öffentliche Nachrichten beſtätigt wurde, auch Herr von Roſenberg noch Privatbriefe aus Holland erhielt, die ihm das nämliche ſagten, ſo ſchien ihm die Sache nicht mehr zweifelhaft. Er zitterte, ſie Louiſen zu hinterbringen, doch hielt er für's beſte, dieſes traurige Geſchäft ſelbſt zu übernehmen, und zu dem Ende machte er ſich, ſobald er konnte, wieder auf den Rückweg.

Da man ihn nach der Urſache ſeiner ſchnellen Rückkehr frug, ſo wendete er ein Geſchäft vor, das ihn in dieſe Gegend auf einige Tage zurück brächte, allein niemand glaubte

ihm. — Louiſe, die ſich von ihrem erſten Schrecken etwas erholt hatte, ſah ihn bedeutend an und ſagte: »der Himmel verhüte, daß Ihr Geſchäft nicht mich betrifft, ich ahne ſchon lange ein neues Unglück! auch deutet Ihr trüber Blick nicht auf frohe Nachrichten.«

Braunau ſuchte es ihr zwar auszureden, aber nicht mit dem Ernſt, als wenn er gewünſcht hätte, daß ſie ihm glauben möchte. Sie ſahen alle, daß er etwas auf dem Herzen hatte, und die ganze Geſellſchaft ging verſtört nach Hauſe. — Auf dem Wege erzählte er Karolinen die ganze Sache umſtändlich, ſie hörte ihm mit Thränen zu, doch nach einiger Ueberlegung ſagte ſie, »daß ſie die ganze Begebenheit für ein Märchen hielte, von Morelli und der Roſenberg erſonnen, in der Abſicht, Roſenberg's ganze Erbſchaft an ſich zu ziehen. Dieſe Idee ſeiner Frau kam Braunau ſelbſt ziemlich wahrſcheinlich vor, wenigſtens fand er für gut, Louiſen die Sache aus dem Geſichtspunkte vorzuſtellen, und ihr ſo noch einen Strahl der Hoffnung zu laſſen. Sie ſelbſt fand dies anfänglich ziemlich wahrſcheinlich, und ein Jeder trug das Seinige bei, Braunau's Meinung zu bekräftigen; doch bald erwachte ihre Angſt auf's neue; ſie glaubte Ahnungen zu fühlen, welche ſie für eine Beſtätigung der traurigen Geſchichte hielt. So lebte ſie in beſtändiger Unruhe, bis endlich Faber, der an einen bekannten Kaufmann in Amſterdam geſchrieben hatte, von dorther die Beſtätigung der Nachricht erhielt.

Da Louise wußte, daß er nach Holland geschrieben, so konnte er ihr auch die Antwort nicht verschweigen; sie verfiel wieder in ihre vorige Melancholie, doch mit dem Unterschied, daß sie die liebe und zärtliche Aufmerksamkeit für ihr Kind nicht verlor. Dies milderte ihr Unglück, und so verlebte sie in stiller Trauer den Sommer und Herbst. Am Ende desselben kam Braunau zurück; das war wenigstens ein Trost für die gute Karoline, auf welche die Leiden ihrer Freundin um so stärker wirkten, da sie ihrer Entbindung nahe war. Sie befürchtete eine unglückliche Niederkunft, getraute sich aber doch nicht, mit Louisen darüber zu reden, um sie nicht noch mehr zu betrüben.

Bald nach der Ankunft ihres Mannes kam sie zwar glücklich nieder, verfiel aber kurz nachher in eine gefährliche Krankheit, die ihre Freunde für ihr Leben zittern machte. — Louise fühlte sich hierdurch aufgefordert, Karolinen die viele Freundschaft zu vergelten, die sie ihr erwiesen; sie strengte Geist und Körper an, ihr zu dienen, so daß sie darüber ihr eigenes Unglück eine Zeit lang vergaß; hierdurch bekam sie eine Gewalt über ihren Schmerz, deren sie sich nie bewußt gewesen war, und wie Karoline sich nach und nach erholte, so suchte Louise ihr musikalisches Talent hervor, ihre Freundin zu zerstreuen; sie wurde dadurch selbst etwas erheitert, so daß Karoline nach ihrer Genesung eine große Veränderung bei ihr wahrnahm. Hiezu mochte die Freude über diese Genesung gewiß auch

viel beitragen, denn während Louise sich in Gefahr sah, ihre Freundin zu verlieren, fühlte sie, daß sie noch weit unglücklicher werden könnte, als sie schon war, und dankte daher Gott inbrünstig, für Karolinen's Rettung! —

Braunau blieb diesen Winter bei den Frauenzimmern, und erwartete nur die schöne Jahreszeit, um beide nach Wallau, so hieß sein Gut, zu führen. Louise sehnte sich sehr dahin, denn sie war überzeugt, daß es ihr dort leichter werden würde, ihren Kummer zu besiegen, als hier, wo alles sie an die vorigen Zeiten erinnerte, und ihr fast bei jedem Tritt, den sie in den Garten that, eine Stelle aufstieß, wo sie einst mit ihrem geliebten Karl wandelte. — In Schlesien, sagte sie oft, will ich ganz meiner Tochter und meinen Freunden leben; hier gehört noch der größte Theil meines Daseins ihm!

Gegen das Ende des Winters erhielt Karoline einen Brief von der Frau von A**, worin sie sich vorläufig erkundigte, ob ihr Bruder wohl auf eine günstige Antwort rechnen dürfe, wenn er sich um die Hand der Frau von Essen bewürbe; er halte es nicht allein für seine Pflicht, diese liebenswürdige Frau, die durch ihn unglücklich geworden sei, so viel an ihm liege, wieder glücklich zu machen, sondern er fühle auch, daß er ohne ihren Besitz, selbst nie glücklich sein könne. — »Unser Vater,« fügte die Frau von A** hinzu, »der seit kurzem hier angekommen,

wünscht diese Verbindung so sehr als wir, denn er ist mit uns überzeugt, daß sein Sohn unendlich viel wieder gut zu machen hat. Thun Sie was Sie können, liebenswürdige Frau! Ihre Freundin zu dieser Heirath zu bewegen, denn mein Bruder ist nicht mehr der flüchtige Jüngling, der er ehedem war; durch den unglücklichen Vorfall ist er in kurzer Zeit zu einem soliden Manne gereift, und ob er gleich nie lasterhaft war, so bedauert er doch jetzt sehr, daß er einen Theil seiner Jugend so leichtsinnig verschleudert hat. Er bestrebt sich aus allen Kräften, unter der Anleitung seines edeln Vaters, die verlorne Zeit wieder einzubringen. — Ich glaube behaupten zu können, daß mein guter Bruder fähig ist, ein edles Weib, das ihn liebt, glücklich zu machen."

Karoline wurde durch diesen Brief sehr in Verlegenheit gesetzt, denn sie fürchtete, daß er bei Louisen Ideen wieder erwecken möchte, die für ihre Gemüthsruhe nicht vortheilhaft sein würden; sie beschloß daher, einstimmig mit ihrem Manne, der Frau von A** zu schreiben, daß Louise noch nicht in der Gemüthsstimmung sei, einen solchen Antrag anhören zu können; auch glaube sie nicht, daß sie sich jemals zu diesem Schritt entschließen würde; doch verspreche sie ihr, bei einer günstigen Gelegenheit Louisen ihren Brief mitzutheilen. Dies that sie auch nach einiger Zeit, und Louise, welche die Sache durch Karolinens Antwort für abgethan hielt, gab sich nicht viel

Mühe, darüber weiter nachzudenken. Aber nicht eben so der Graf von S**. Er liebte Louiſen zu heftig, um ſich ſo leicht abweiſen zu laſſen.

So lange ſie noch Eſſen's Gattin war, ſuchte er ſeine Leidenſchaft zu unterdrücken. Er beſaß von Natur ein gutes Herz, nur durch böſe Geſellſchaften etwas verdorben, er hatte, während der langwierigen Kur, der er ſich unterwerfen mußte, Zeit genug, ſeine Fehler zu bereuen, und ſich ſelbſt Beſſerung zu geloben. Kurz nach ſeiner Geneſung ſchrieb ihm ſein Vater, — der von dem Duell unterrichtet war, — daß er zu ihm an den S** Hof kommen möchte, wo dieſer als Geſandter ſtand.

Der alte Graf von S**, von deſſen Charakter wir ſchon oben eine leichte Skizze entwarfen, war mehr der warnende Freund als der ſtrafende Vater ſeiner Kinder. Zum Unglück für ſie hielt ihn die Geſandtſchaft ab, ihre Erziehung ſelbſt zu vollenden, und ſo geſchah es denn, daß aus ſeinem Sohne, der viel Talent hatte, ſtatt eines guten Geſchäftmannes, ein bloßer Hofmann wurde.

Da der junge Graf zu ſeinem Vater kam, ſo wußte dieſer ſich gar bald ſein volles Vertrauen zu erwerben, und er ſah mit Betrübniß, daß die unglückliche Leidenſchaft für Louiſen in dem Herzen ſeines Sohnes ſehr tief gewurzelt hatte. Er ſuchte ihn auf alle mögliche Art zu zerſtreuen, zog ihn in Geſchäfte und ließ ihn kleine Reiſen machen,

doch kam er ſtets mit eben ſo trüben Blicken wieder als er abgereiſt war. — Endlich wurde der Vater von ſeinem Geſandtſchaftspoſten zurück berufen, er kam nach B** und ſein Sohn begleitete ihn; es war beſchloſſen, daß er mit dem Geſandtſchafts-Sekretär Herrn Dasdorf von B** aus eine Reiſe nach Italien machen ſollte.

Der alte Graf wußte, daß dieſer auch eine unglückliche Liebe gehabt hatte; ſein Herz war mit einem ſchweren Kummer belaſtet, doch trug er ſein Schickſal als Mann, und der Graf hoffte, daß die Geſellſchaft dieſes edlen Mannes für ſeinen unglücklichen Sohn ſehr vortheilhaft ſein würde.

Sie kamen den nämlichen Herbſt in B** an, als den Frühling zuvor ſich das Gerücht von Eſſen's Tode dort verbreitet hatte. Als der junge Graf dies hörte, ſchöpfte er die Hoffnung, daß Louiſe nun noch ſeine Gemahlin werden könnte; er entdeckte ſich dem Herrn Dasdorf, zu dem er viel Vertrauen hegte; dieſer fand wenig Hinderniſſe, zumal da der Graf behauptete, daß Louiſe ihn immer gut geweſen wäre.

Dasdorf ſuchte daher die Geſinnungen des Vaters auszuforſchen, und fand ihn ſehr geneigt. — »Mein Sohn,« ſagte er, »hat viel Unrecht wieder gut zu machen, und ich bin ſehr zufrieden, daß er es auf dieſe Art thun will; nur fürchte ich, daß wir die junge Witwe nicht zur

Einwilligung vermögen werden. Wir müssen uns zuvor genau erkundigen, ob auch der Mann wirklich todt ist. Er trug Herrn Dasdorf dieses Geschäft auf, der sich zu Rosenberg begab, weil er vermuthen konnte, daß dieser die sichersten Nachrichten haben müsse. Rosenberg erzählte ihm Alles. »Er und ein gewisser Herr Groß,« hub er an, »der ehemals sein Hofmeister war — —«

»Herr Groß, sagten Sie?« — — fiel ihm Dasdorf erstaunt in die Rede. — —

»Ja,« erwiederte jener, »er und Herr Groß, welcher durch den Tod seiner Frau sehr melancholisch geworden, wollten mit ihren beiden Kindern nach Indien gehen und kamen, gleich nach dem Auslaufen des Schiffs, im Meere um.«

Dasdorf hörte die Erzählung nur halb, so sehr hatte ihn der Name Groß außer Fassung gebracht, denn er hatte Bezug auf seine eigene Geschichte; doch da er viel Gewalt über sich hatte, so faßte er sich bald wieder, und ließ sich noch alle Beweise von der Wahrheit der Sache vorlegen; hierauf eilte er zum Grafen von S**, um ihm seine eingezogene Nachricht zu hinterbringen.

Als der junge Graf dies hörte, wollte er sich unverzüglich auf den Weg machen und Louisen seine Hand antragen. Der Vater stellte ihm aber vor: er müsse Louisen

Zeit lassen; Eilfertigkeit könne Alles verderben, und selbst der Wohlstand erlaube ihr noch nicht einmal ihm Gehör zu geben, auch wenn sie gern wollte.

Auf kurze Zeit ließ sich S** durch diese Vorstellungen zurück halten, doch endlich vermochte er seine Schwester, den obigen Brief an Karolinen zu schreiben. Ihre Antwort war zwar nicht sehr befriedigend, allein er ließ sich dadurch nicht abschrecken, weil sie ihm doch nicht geradezu alle Hoffnung benahm.

Er lag seinen Vater sehr an, Louisen zu schreiben, — denn er selbst hatte nicht den Muth dazu, — und wünschte, daß Dasdorf mit dem Briefe hingeschickt würde. Da nun der alte Graf endlich seinen Bitten nachgab, so entschloß er sich, Dasdorf zu begleiten, und ihn in F** mit einer günstigen Antwort zu erwarten. Denn daß sie so ausfallen würde, war ihm höchst wahrscheinlich; Louisens Koketterie hatte ihm ein Recht gegeben zu glauben, daß er von ihr geliebt werde, auch wußte er kein Wort davon, mit welchem Verdacht Essen seine Frau verlassen hatte.

Dasdorf übernahm diesen Auftrag nicht gern, doch durfte er es seinen Freunden nicht abschlagen, und so reisten die beiden unglücklichen Liebhaber mit einander ab. Der jüngere voll Furcht und Hoffnung, der ältere aber ohne eine von diesen Leidenschaften, denn sein trauriges Schicksal war bereits entschieden!

In F** ließ Dasdorf seinen jungen Freund zurück, er ging allein auf das Gut, und ließ sich bei Louisen melden, schickte ihr auch zugleich den Brief des alten Grafen von S**. Louise bat Braunau, den fremden Herrn zu empfangen, und eilte indessen, in Gesellschaft ihrer Freundin, den Brief zu lesen.

Dasdorf merkte bald, in welchem freundschaftlichen Verhältniß Braunau mit Louisen stand; er entdeckte ihm daher die Angelegenheit, in welcher er gekommen war. Braunau versprach ihm wenig Glück bei seinem Auftrage, und sagte ihm zugleich, daß Louise noch immer nicht ganz von dem Tode ihres Mannes überzeugt zu sein schiene. Dasdorf wandte Rosenberg's eigene Bekräftigung dagegen ein, fand aber, daß auch Braunau noch immer zweifelhaft blieb, theils weil ihm Morelli's Aussage nun Einmal verdächtig blieb, und theils, weil die Tante des Herrn Groß ihm gesagt hatte, sie glaube nicht, daß ihr Neffe zur See gegangen sei.

»Sie beruhigen mich durch diese Vermuthung sehr,« sagte Dasdorf. Braunau sah ihn verwundert an, und wiederholte das Wort, — »beruhigen?«

»Freilich nicht als Abgeordneter des Grafen,« fuhr Dasdorf fort, »aber in so weit es mich betrifft; denn mein Schicksal steht in einer sonderbaren Verbindung mit

dem des Herrn Groß, beſonders ſchmerzte es mich, daß ſein Kind umgekommen war."

Braunau fand alles dies zwar befremdend, allein da Dasdorf ſich nicht näher erklärte, ſo ſchwieg er; auch rief man ſie bald darauf zum Mittagseſſen, wobei Dasdorf den Damen vorgeſtellt wurde.

Louiſe überreichte ihm eine Antwort für den alten Grafen von S**. Als er ſie frug, ob ſie ſeinem jungen Freunde Hoffnung gemacht hätte? ſo antwortete ſie mit Würde: »In dieſem Briefe iſt alles enthalten, was ich zu antworten habe, Sie werden mir alſo verzeihen, wenn ich das Geſchriebene nicht noch einmal mündlich wiederhole."

»Verzeihen Sie, gnädige Frau," erwiederte er, »ich frage nicht aus Neugierde, allein ich habe in der nächſten Stadt einen Reiſegefährten zurück gelaſſen, dem es wohl ſehr ſchwer werden möchte, die Entſcheidung ſeines Schickſals bis auf ſeine Ankunft in B** zu verſchieben."

Louiſe erſchrack über dieſe Worte. »Gott! iſt der Graf ſo nahe," rief ſie aus, »er wird doch nicht herkommen? — Ich bitte Sie recht ſehr, halten Sie ihn davon ab, — — ich kann ihn unmöglich ſehen, — und noch weniger kann ich in ſein Begehren jemals willigen," fügte ſie in große Bewegung hinzu.

„Sie machen einen edlen jungen Mann unglücklich," erwiederte Dasdorf, »und rauben einem edlen Vater die Hoffnung, die er auf seinen Sohn gesetzt hatte."

»Möglich," sagte Louise, »doch wie kann eine Unglückliche glücklich machen. — Sagen Sie Ihrem Freunde, — daß mein Karl mir auf immer unvergeßlich sei, lebend oder todt; ich werde nie aufhören ihn zu lieben, und am allerwenigsten kann ich je Ihrem Freunde etwas sein, wenn ich nicht den bittern Tadel der Welt rechtfertigen will." — Nach diesen Worten verließ sie in großer Rührung das Zimmer.

Dasdorf hörte von Braunau's die näheren Umstände ihrer Geschichte. — »Ein von seiner Frau hintergangener Freund", sagte Karoline, »brachte Mißtrauen in das arglose Herz des edlen Essen, sonst würde er seine Gattin nie so behandelt haben."

»Dieser Freund verdammt so wohl als Essen eine Unschuldige," rief Dasdorf mit Heftigkeit, wollte Gott, ich könnte die beiden Irrenden finden, um sie aus ihrem Irrthum zu reißen. — Sophie war nur unglücklich, — — aber strafbar war sie nie," fügte er langsam und halb leise hinzu.

»Sie kennen also die Geschichte dieses leidenden Weibes?" fragte Karoline bewegt.

»Ich kannte ſie und werde ſie nie vergeſſen, und darum ſchmerzt es mich, daß auch der Sohn dieſer Unglücklichen umkam, ich wäre ihm gern ein zweiter Vater geworden.« — — Hier hielt er einige Zeit inne, und Braunau ſowohl als Karoline waren zu beſcheiden, um in ſein Geheimniß dringen zu wollen.

Nachdem er ſich ein wenig erholt, fragte er Louiſens Freunde noch einmal, ob nichts mehr für den Grafen zu hoffen ſei. Er entfernte ſich bald darauf, und eilte dem Wartenden die traurige Nachricht zu hinterbringen.

Der arme junge Graf ließ ſich von ſeinem Freund alles erzählen, auch mußte er ihm beſchreiben, wie Louiſe ausgeſehen. — Er konnte ſie ihm genau ſchildern, denn die ſchöne Frau mit dem leidenden Blick hatte einen ſtarken Eindruck auf ihn gemacht.

Dieſe lebhafte Beſchreibung erregte in dem Grafen den Wunſch, Louiſen nur noch einmal zu ſehen, ohne ſich von ihr ſehen zu laſſen. Da Dasdorf ihn von dieſer Idee nicht abbringen konnte, ſo mußte er endlich nachgeben; ſie reiſten am folgenden Morgen verkleidet ab. — Ein Bedienter, welcher Dasdorf den Tag zuvor begleitete, hatte ſich durch Braunau's Leute in den Garten herum führen, und die Plätze zeigen laſſen, wo die Herrſchaften ſich am liebſten aufhielten. Unſere Abenteurer ſchlichen ſich um die Gartenmauer herum, bis ſie an eine Stelle kamen, die etwas

verfallen war. Nicht weit davon lag ein Hügel mit Pappeln beſetzt, und dieſer Hügel war Louiſens Lieblingsplätzchen. Sie war noch nicht da, als die beiden Freunde anlangten, aber bald entdeckte ſie des Grafen ſcharfſichtiges Auge, wie ſie mit ihrer Tochter auf dem Arm eine Allee herauf kam. In ihrem Gange hatte ſie etwas langſam Feierliches, das ihre edle Geſtalt noch mehr erhob; auf ihrem Geſichte entdeckte er, als ſie näher kam, eine tiefe Schwermuth, die ihm Ehrerbietung einflößte. Er geſtand ſeinem Freunde nachher, daß er mit dem Vorſatz gekommen wäre, ſich ihr zu Füßen zu werfen und noch Einmal um ihre Liebe zu flehen; doch ihr Blick und die tiefe Melancholie, welche ihr ſchönes Geſicht umwölkte, flößten ihm zu viel Achtung ein, als daß er dieſen Schritt hätte wagen mögen. Er warf ſich ſeinem Freunde ſchluchzend in die Arme, und dieſer riß ihn ſtillſchweigend mit ſich fort. Sie reiſten bald darauf noch trauriger ab, als ſie gekommen waren — denn auch Dasdorf's Kummer war auf's neue erwacht, — und überbrachten dem alten Grafen Louiſens Brief, den ſie zwar mit Rührung geſchrieben, über deſſen Inhalt ſie aber nicht einen Augenblick zweifelhaft geweſen war. Er lautete ſo:

»Ihr Brief, verehrungswürdiger Herr Graf, hat mich ſehr bewegt, denn er ſtellte mir auf's neue die unglücklichen Folgen meiner ehemaligen Unbeſonnenheit lebhaft dar, und ich halte es für meine Pflicht, den Schleier hinweg zu zie-

hen, hinter dem man Ihnen meine Fehler verborgen zu haben scheint. Ich will Ihnen zeigen, daß ich nicht fähig bin, das Glück Ihres Sohnes zu gründen und die Freuden Ihrer Familie zu vermehren. — Da ich merkte, daß Ihr Sohn mich vor andern auszeichnete, so schmeichelte es meiner Eitelkeit, daß ein Mann, wie er, mich vorzog. Mein Mann, — den ich nie aufhörte zu lieben, — entdeckte mit Mißvergnügen, daß ich die Schmeicheleien des Grafen gern anhörte, er dachte zu fein, mir Vorwürfe zu machen, doch konnte er seine üble Laune nicht immer verbergen. Ich war nur Liebkosungen von ihm gewohnt, und versuchte daher, auf Anrathen einer falschen Freundin, ihn eifersüchtig zu machen, und dadurch seine ganze Liebe wieder zu erwecken. Ich gab ihm aber Gift statt Arzenei, und so vermehrte ich das Uebel, welches ich vermindern wollte. — Man brachte den Grafen verkleidet zu mir; ich ließ diese Unbesonnenheit geschehen, und flößte hierdurch dem jungen Manne die Hoffnung ein, daß ich ihn wieder liebe. Er wurde bewogen, heimlich zu mir zu kommen, dadurch wurde mein guter Name befleckt; auch dies war die Folge meiner Fehler, denn hätte ich seine ersten Freiheiten so zurück gewiesen, wie ich mußte, so würde er nie so weit gegangen sein. Wie Sie sehen, Herr Graf, so ist mein Leben ein Gewebe von Unbesonnenheiten, deren traurige Folgen ich nie genug beklagen kann, und die ich nun mit Recht empfinde. Sie lehrten mich durch Ihren Brief noch Eine kennen, die ich nicht erwartete; denn nie fiel es mir

ein, daß die Neigung des Grafen für mich ihn einst unglücklich machen könne. Doch da es mir sein ehrwürdiger Vater sagt, so muß ich es leider glauben, und bin doch so wenig fähig, es zu verhindern. — Man sagt mir zwar, mein theurer Gatte habe seinen Tod in den Wellen gefunden; ob es wahr ist, weiß ich nicht, doch daß er in meinem Herzen noch lebt, und darin ewig leben wird, kann ich Sie heilig versichern! — Ich bin nun nicht mehr fähig irgend ein Glück zu genießen, als dasjenige, was mir mein unschuldiges Kind gewährt, und auch nur für dieses werde ich mich zu erhalten suchen. Mein einziges Bestreben wird von nun an dahin gerichtet sein, durch eine gute Erziehung das Glück der Tochter zu gründen, da ich das ihres Vaters zerstört habe. Das Gewühl der großen Welt, wo vielleicht mein Leichtsinn wieder erwachte, würde die Erfüllung dieser Pflicht sehr erschweren. — Auch wäre es Hochverrath gegen das Andenken meines Mannes, wenn ich durch diese Heirath die Verleumdungen bekräftigte, welche man wider mich ersann; ich möchte meinen Gatten nicht noch im Grabe beleidigen, indem ich einem Manne meine Hand reichte, der ihm das Leben verbitterte.»

»Was Ihren Herrn Sohn betrifft, so hoffe ich, daß bei seiner Jugend die unglückliche Leidenschaft, die er zu mir hegt, bald verfliegen wird; das Beispiel seines Vaters wird ihm lehren, ein rechtschaffener Mann zu sein, und dann kann er immer noch das Glück genießen, was ich

ihm von Herzen wünſche, auf welches ich ſelbſt aber für immer Verzicht thue." — — —

Der alte Graf hatte Louiſen bis jetzt nur für eine hübſche, gute, aber auch ſehr leichtſinnige Frau gehalten, die keiner ernſthaften Ueberlegung fähig ſei; er wußte nicht, daß Unglück und Kummer ſie erſt zu dem gemacht hatten, was ſie jetzt war. Er faßte Hochachtung für ſie, und wünſchte, daß ſie einſt noch die Hand ſeines Sohnes annehmen möchte, ſo wie er im Gegentheil es gewiß für einen Mangel an Delikateſſe würde ausgelegt haben, wenn ſie es gleich gethan hätte.

Der Sohn war außer ſich über ſeinen fehlgeſchlagenen Verſuch. Der Vater tröſtete ihn durch Hoffnung in die Zukunft. Um dieſer Hoffnung einigen Grund zu geben, ſollte die Frau von A** eine Korreſpondenz mit Louiſen unterhalten. — Sie ſchrieb ihr auch bald nach der Zurückkunft ihres Bruders, ſie ſagte ihr, wie unglücklich ſie dieſen jungen Mann gemacht, und bat, ihm wenigſtens ihre Freundſchaft zu ſchenken, wenn ſie ihm auch ihre Liebe nicht widmen könne oder wolle.

Louiſe antwortete in allgemeinen höflichen Ausdrücken, bat aber zugleich die Frau von A**, ihr nicht eher wieder zu ſchreiben, bis ſie ihr Nachricht gegeben hätte, wo ihre Briefe ſie treffen würden, denn ſie ginge mit dem Vorſatz um, eine Reiſe zu machen, von der ſie ſobald nicht wieder

zurückkehren würde. — Dieser Brief betrübte die Familie sehr, denn sie sahen wohl, daß Louisens Reise nur ein Vorwand sei, um die Korrespondenz abzubrechen.

Der Graf suchte seinen Sohn zu zerstreuen, so viel möglich; allein er konnte den tiefen Eindruck nicht auslöschen, den Louise noch zuletzt auf sein Herz gemacht hatte; diese edle Gestalt schwebte ihm beständig vor Augen, wie sie das schöne Kind, das ganz ihr Ebenbild zu werden versprach, an ihre Brust drückte. — Da der Vater sah, daß nichts fähig war, seinen Sohn aufzuheitern, so entschloß er sich, ihm mit nach Italien zu nehmen, wohin er jetzt als Gesandter geschickt wurde; er hielt es für besser, ihn immer unter Augen zu haben. — Auch Dasdorf ging wieder mit ihm, zwar auch mit schwermüthigem Herzen, doch trug er seinen Kummer mehr als Mann. Der Graf urtheilte sehr richtig, daß die Gesellschaft dieses Mannes seinem Sohne vortheilhafter sein würde, als ihm vielleicht der Umgang junger munterer Leute ohne Mitgefühl gewesen wäre.

Meinen scharfsinnigen Leserinnen brauche ich wohl nicht erst zu sagen, daß Dasdorf, Sophiens Vetter, und also der nämliche Mann war, über den Groß eifersüchtig wurde. — Er liebte Sophien, ohne zu wissen, daß sie nicht frei mehr sei, und als er erfuhr, daß sie die Gattin eines andern geworden, so trat er diesem seinen Dienst ab, in

der Absicht, sie glücklich zu machen, da er selbst es nicht mehr sein konnte. Er schied von Sophien und wollte nach Indien gehen; es traf sich aber, daß er in Holland den Grafen von S** kennen lernte; sie verstanden einander bald und schätzten sich gegenseitig, so daß Dasdorf sich endlich entschloß, bei ihm zu bleiben; denn er fand es unmännlich, wegen einer fehlgeschlagenen Hoffnung seinen Mitmenschen die Dienste zu versagen, die er zu leisten Kräfte genug besaß. Der gewohnte Kummer nagte aber immer an seinem Herzen, er wurde nie ganz heiter, doch überließ er sich auch nie der Verzweiflung. Ein solcher Freund war am geschicktesten, den jungen Grafen zu verhindern, daß er nicht in unthätige Schwermuth versank, und der alte Graf zeigte in dieser Wahl eine feine Kenntniß des menschlichen Herzens.

Nach ihres Bruders Abreise machte Frau von A** noch einmal den Versuch, an Louisen zu schreiben, erhielt aber keine Antwort. Nur nach einiger Zeit schrieb ihr der Pastor Faber, »daß die Frau von Essen auf einer Reise, die sie unternommen, gestorben wäre.«

Noch an dem nämlichen Tage, als Graf S** Louisen im Garten gesehen hatte, erfuhr man auf dem Schloß, daß Dasdorf mit einem hübschen jungen Mann um die Mauern des Gartens geschlichen sei. Louise vermuthete gleich, daß der junge Mann kein anderer, als der Graf

gewesen, und als Frau von A** in ihrem Briefe zu verstehen gab, daß ihr Bruder sie gesehen, so wurde ihr diese Vermuthung zur Gewißheit. Aus Furcht nun, daß sie noch öfter mit Anträgen des Grafen und seiner Familie möchte beläſtigt werden, so entschloß sie sich, unter einen fremden Namen mit Braunau's nach Schlesien zu gehen. Da man dort von ihr und ihrer Familie nichts wußte, so nahm sie ihren Geschlechtsnamen wieder an, und gab sich für die Witwe eines Predigers aus Westphalen aus, die Karolinen zur Gesellschaft mit gegangen sei. Als sie durch Fabern den zweiten Brief der Frau von A** erhielt, gab sie diesem den Auftrag, sie für todt auszugeben, und um dies noch wahrscheinlicher zu machen, lies sie ihr Gut verkaufen. Da nun auch kurz darauf Braunau Fabern zu der erledigten sehr einträglichen Predigersstelle auf seinen Gütern berief, so hörten alle Verbindungen auf, die Louise bisher in diesen Gegenden gehabt hatte. Hiezu kam noch, daß das Gut in kurzer Zeit verschiedene neue Besitzer erhielt, wovon die letztern nichts mehr von Louisen wußten, als was sie durch die Einwohner des Dorfes erfuhren, und auch diese hielten ihre ehemalige Herrschaft für todt, so daß es jetzt fast ganz unmöglich wurde, Louisen auf diesem Wege auszuforschen.

In Wallau hatte man keinen Verdacht, daß Louise nicht diejenige sei, für die sie sich ausgab, denn sie machte auch aus ihrem Reichthume ein Geheimniß; sie kleidete sich und

ihre kleine Karoline zwar sehr reinlich, aber äußerst einfach, und die Wohlthaten, welche sie häufig austheilte, gingen alle unter Braunau's Namen. Sie nannte sich selbst die Almosenpflegerin der Madame Braunau, und wußte sich, besser als man es hätte erwarten sollen, in diese ihre neue Lage zu finden.

Diese Rolle spielte sie theils in der Absicht, weniger Aufmerksamkeit zu erregen, — denn sie wußte wohl, daß großer Reichthum mehr, als alle andere Vorzüge, die Augen der Welt auf sich ziehe, — theils aber auch, und hauptsächlich wegen ihrer Tochter. Sie hatte die Erfahrung gemacht, wie nachtheilig es ihr selbst gewesen, daß sie mit großen Erwartungen erzogen wurde.

Die kleine Karoline ließ hoffen, einst ein sehr schönes Mädchen zu werden. Als sie heran wuchs, entwickelten sich auch ihre Talente und Geistesvollkommenheiten; von Natur besaß sie viel Lebhaftigkeit, doch gemildert durch die Art, wie sie von ihrer Mutter erzogen wurde. Louise machte sich mit Braunau's und ihrer Freundin Hilfe einen Plan, wie sie dies theure Kind besonders vor den Fehlern hüten wolle, in die sie einst selbst verfallen war. Sie behandelte sie zwar mit vieler Liebe, doch ohne ihr das Geringste nachzusehen, noch ihr, wie einst ihr eigener Vater that, bei jeder kleinen Vollkommenheit, die sie blicken ließ, Schmeicheleien zu sagen. Sie gewöhnte sie zum frühzeitigen Nach-

denken und Ueberlegen. So oft das lebhafte Kind eine rasche Handlung begangen hatte, kam es zu seiner Mutter und wollte mit deren Hilfe untersuchen, ob es Recht oder Unrecht gethan habe? Louise setzte ihr dann die ganze Handlung auseinander und ließ sie selbst urtheilen; fand es sich dann, daß die Kleine gefehlt hatte, so war dies liebenswürdige Geschöpf sehr bekümmert, daß es diese Ueberlegung nicht vorher angestellt. Louise sah diesen Kummer mit Vergnügen, denn, sagte sie oft zu ihrer Freundin, er erspart ihr gewiß manche bittere Reue in der Zukunft, und so bereite ich mir vielleicht durch dieses liebenswürdige Geschöpf ein frohes Alter.

Karoline war sehr erfreut zu bemerken, daß ihre Freundin anfing, mit etwas heitererm Blick in die Zukunft zu sehen. In den ersten Jahren nach ihrem Unglück hatte Louise nie aufgehört sich ingeheim den Tod zu wünschen; sie sagte zwar sich selbst und andern oft, daß ihre Tochter sie an das Leben knüpfe, allein sie glaubte nicht, daß sie je fähig sein würde, für ihre Tochter etwas zu thun, so umwölkt war ihr Geist. Doch die Zeit, die schon so manchen Kummer linderte, that auch bei Louisen die gewohnte Wirkung; sie wurde unvermerkt ruhiger; das Unglück hatte sie gebessert, aber ihre Kraft nicht zerstört; ihr lebhafter Geist verlangte Beschäftigung; sie widmete sich nicht allein der Erziehung ihrer Tochter, sondern sie kam auch Karolinen und Henrietten zu Hilfe, die wegen ihren zahlreichen

Familien nicht so viel Aufmerksamkeit auf ihre älteren Töchter verwenden konnten, als sie wünschten, und es daher Louisen sehr verdankten, daß sie ihnen dieses Geschäft erleichtern wollte. Louise sah nun ein, wie nützlich sie ihren Freunden wurde; sie bekam wieder mehr Selbstgefühl und ihre innere Ruhe wuchs von Tag zu Tage. Sie dachte zwar noch oft mit Schmerzen an ihren Mann und Sohn, die sie nun gewiß für todt hielt, doch waren diese Erinnerungen mit mehr Ergebung in den Willen der Vorsicht verbunden, als in den ersten Jahren ihrer Trauer.

Sie lebte in Wallau unter ihren Freunden in einem angenehmen Familienzirkel, und wurde von ihnen und der ganzen Nachbarschaft sehr geachtet. — Braunau und seine Frau gingen zuweilen nach Breslau und in die benachbarten Städte, allein dahin wollte sie ihre Freunde nie begleiten, theils weil sie fürchtete, dadurch erkannt zu werden, und dann auch, weil sie jetzt die große Welt in eben den Grad scheute, als sie solche ehedem geliebt hatte; auch wollte sie nie ihrer Tochter erlauben, die kleine Emilie dorthin zu begleiten. »Emilie,« sagte sie ihr, »kann die große Welt kennen lernen, denn sie ist vielleicht bestimmt, einst darin zu leben; meine geringen Vermögensumstände erfordern aber, dich, mein liebes Kind, ganz einfach zu erziehen; dein Herz und deinen Geist will ich ausbilden, aber deinen Kopf nicht mit Dingen anfüllen, die in dir verwildern könnten. Du bist noch zu jung und ohne Erfahrung,

diese Dinge im rechten Licht zu sehen, und zu lebhaft, daß du nicht dafür eingenommen werden solltest. Die Bekanntschaft mit den städtischen Vergnügungen würde dir deine jetzige Lage verbittern; es ist also am besten, du lernst das nicht kennen, was du nicht genießen darfst.»

Die kleine Karoline ließ sich das ganz gern gefallen, zumal da ihre Freundin Emilie nicht sehr an den Vergnügungen der Stadt hing, sondern allezeit mit Freuden nach Wallau zu ihren jungen Gespielinnen zurück kehrte; auch würden Braunau's ihre Tochter nicht so oft nach Breslau geführt haben, hätten sie es nicht der Kriegsräthin Soden zu Gefallen gethan. Diese war, da sie selbst keine Kinder hatte, in die sämmtlichen Wallauischen Kinder so verliebt, daß sie alle gern immer um sich gehabt hätte; sie bat daher Braunau's, jedesmal bei ihren Besuchen wenigstens einige der Kinder mitzubringen, auch verlebte sie oft ganze Monate bei ihrem Bruder, wenn ihr Mann in Geschäften abwesend war; die Kinder liebten sie sehr, und es waren ihre frohesten Tage, die sie in diesem Zirkel verlebte.

Uebrigens war es nicht Louisens Meinung, ihre Tochter beständig in dieser Unwissenheit über ihre Lage zu lassen; sie wollte ihrem jugendlichen Herzen nur erst die Festigkeit beibringen, durch die sie sich vor den Klippen hüten könnte, die ihrer vielleicht in der großen Welt drohten. Dann erst, wenn sie ihre Tochter fähig hielte, diese Vorzüge mit Gleich-

giltigkeit ansehen zu können, — sollte sie erfahren, daß sie eins der reichsten Mädchen in der Gegend war. — Durch den Fleiß, welchen sie auf die Erziehung ihrer Tochter wandte, trug sie noch sehr viel zu der Ausbildung ihres eigenen Geistes bei, und wäre sie jetzt, — nach zwölf Jahren, — in dem Zirkel ihrer ehemaligen Bekannten zu B** erschienen, so würde man zwar ihre Gestalt bald wieder erkannt haben, denn sie war noch immer die schöne Frau von ehemals — aber in ihrer Denkungsart und ihrem Betragen hätte man sie nicht wieder gefunden. Jetzt erst war sie ihrer Mutter würdig; sie lebte nur um andere glücklich zu machen, da sie es selbst nicht sein konnte; oft gedachte sie ihres Mannes mit dem wehmüthigen Ausruf: O Karl! wie glücklich wollte ich dich nun machen!

Doch es ist wohl Zeit, daß wir endlich wieder zu den unglücklichen Freunden zurückkehren, und sie auf der Reise nach der Schweiz begleiten. Sie gingen über Ulm und Eslingen nach Konstanz. Hier nahmen sie sich vor, einige Tage auszuruhen, denn mit den kleinen Kindern konnten sie nicht ununterbrochen fort reisen. — Essen hatte bis jetzt noch nicht Zeit gehabt, viel über sich und sein Schicksal nachzudenken, da er aber hier einige Ruhe genoß, so stellte er oft Betrachtungen über Vergangenheit und Zukunft an; beide konnten nicht anders als traurig ausfallen. Oft machte er sich Vorwürfe, seine Frau zu schnell verurtheilt zu haben; doch sein Freund Groß wußte ihm immer solche

Gründe entgegen zu stellen, daß er bald wieder auf seiner ersten Meinung beharrte.

Von Konstanz aus machten sie verschiedene Reisen nach den Inseln des Bodensees; so traurig sie auch waren, so wurden sie doch von der hohen schönen Natur, die längst den Ufern des Sees so hinreißend ist, gezwungen, sich einen Augenblick zu vergessen. — »Wie schön, o Gott, ist deine Welt!" rief Essen. — »Ach warum müssen doch die Menschen in ihr so schlecht sein," setzte der trübe Groß hinzu. — »Sind sie es wirklich so sehr als wir glauben?" erwiederte jener, dessen jugendliches Herz durch die herrlichen Naturscenen erheitert wurde. — »Nachdem Sophie fehlen konnte, so traue ich keinem Weibe mehr," murmelte Groß.

Die Gemüthsart des letztern verfinsterte sich immer mehr und mehr; er hatte schon vorher von Natur einen starken Hang zur Melancholie. Durch diese Stimmung seines Freundes wurde Essen auch weit unglücklicher, als er außerdem gewesen wäre, denn sein ehemaliger Lehrer hatte noch immer viel Gewalt über sein Gemüth; er hatte sich längst gewöhnt, beinahe blindlings der Meinung dieses Mannes zu folgen. Ohne die Unglücksfälle, die Groß betrafen, hätte er auch manches nicht so scharf genommen; er war ein sehr rechtschaffener Mann, allein jetzt nagte der Gram an seinem Innern und zerstörte sogar seine Gesund-

heit. Essen bemerkte es mit Bekümmerniß, und er selbst hoffte den Tod; zwar liebte er sein Kind innigst, doch überzeugt, daß Essen sich auch nach seinem Tode des Kindes annehmen würde, freute er sich seiner abnehmenden Kräfte, und glaubte seinen Tod weit näher als er wirklich war, — denn der Gram ist kein schnell zerstörendes, sondern ein langsam nagendes Gift.

Als unsere Freunde die Insel Meinau besuchten, fanden sie ihre Lage so angenehm, daß sie beschlossen, sich daselbst für's erste niederzulassen. — »Hier lassen Sie mich begraben,« sagte Groß zu Essen, »und dann gehen Sie mit unsern Kindern nach Lausanne oder sonst an einen Ort, wo Sie ihnen eine gute Erziehung geben können, aber ehe Sie die Kinder in die Welt gehen lassen, so erzählen Sie ihnen die Geschichten ihrer Väter, damit sie an unserm Beispiel die Klippen vermeiden lernen, an denen unser Glück scheiterte.«

Essen fing bald an, sich mit dem Unterricht des kleinen Groß zu beschäftigen, welcher einige Jahre älter war, als sein eigener Sohn; hierdurch zerstreute er nach und nach seinen Kummer. Heinrich, so hieß der kleine Groß, — war von sehr sanftem Charakter, eben so fleißig als gelehrig; der kleine Essen hingegen, war ein wilder, lebhafter Junge; aber ungeachtet der Verschiedenheit der Gemüthsarten waren die beiden Knaben, da sie älter wurden, die

beſten Freunde, und Eſſen machte es ſich zum Geſetz, auf jeden von ihnen die Art von Sorgfalt zu verwenden, die ihre Gemüther erforderten.

Eines Tages als Heinrich ſieben, und Karl fünf Jahr alt waren, ſpielten die beiden Knaben an einem Bache, dem Gaſthof gegenüber. Der kleine Karl fiel hinein und Heinrich ſprang ihm nach und wollte ihn wieder heraus ziehen, allein ſeine Kräfte ſtimmten nicht mit ſeinem guten Willen überein, und wahrſcheinlich wären beide Kinder ertrunken, wenn nicht zwei fremde Damen, die aus den Fenſtern des Gaſthofs lange den Spielen dieſer beiden ſchönen Knaben zugeſehen hatten, ihnen ihre Leute zu Hilfe geſchickt hätten.

Man brachte die Knaben auf das Zimmer der Damen, und beſchäftigte ſich ſie zu trocknen, denn da ſie ſehr bald wieder herausgezogen wurden, ſo hatten ſie, außer dem Schrecken, weiter keinen Schaden genommen.

Als die Knaben ſich erholt hatten, wollten ſie wieder gehen. Allein eine der Damen ſagte zu ihnen: »Ihr müßt ſo lange bleiben, bis eure Kleider getrocknet ſind, damit eure Mutter nicht in Schrecken geräth, wenn ſie euch ſo naß ankommen ſieht.«

»Wir haben keine Mutter,« verſetzte Karl, »wir haben nur zwei Väter.«

»Ihr ſeid alſo keine Brüder?"

»O ja," ſagte der kleine Karl ſchnell, »Bruder Heinrich's Vater iſt auch mein Vater, und mein Vater iſt auch der ſeinige."

Heinrich, der ſich ſchon klüger dünkte als Karl, glaubte den Damen dieſes Räthſel erklären zu müſſen und ſagte ihnen: »Jeder von uns hat ſeinen eigenen Vater, wir haben aber einander ſo lieb, daß keiner von uns etwas für ſich allein haben mag, und da haben wir denn auch unſere Väter gemeinſchaftlich." — — »Und der alte Friedrich," fiel ihm der kleine Eſſen in die Rede, »will auch unſer Vater ſein, wir haben ihn wohl recht lieb, doch nicht ſo lieb, wie Vater Groß und Vater Eſſen."

»Vater Groß!" riefen beide Damen zugleich mit Verwunderung?

»Ja, Vater Groß und Vater Eſſen," ſetzte Heinrich bekräftigend hinzu.

Die Damen blickten einander mit Erſtaunen an, und eine frug ſchnell: »Seid ihr hier geboren, ihr lieben Kleinen?" »Nein," ſagte Heinrich, »es iſt zwar ſchon lange, lange her, aber ich weiß noch recht gut, wie ich bei der Tante war, und wie hernach Karl mit ſeiner Wärterin kam, er war noch ganz klein, und konnte noch nicht ordentlich ſprechen, aber ich hatte ihn gleich recht lieb, und

die Tante auch; dann kamen unsere Väter und holten uns von der Tante weg, da machten wir eine weite, weite Reise, bis wir endlich hieher kamen, wo es uns dann so wohl gefiel, daß wir hier geblieben sind."

Eine der Damen rief, die Augen voll Thränen: »O Gott! alles trifft zu; dieser liebe Kleine ist der Sohn meiner Schwester Sophie. — — Geschwind hole mir deinen Vater her," sagte sie zu Heinrich, indem sie ihn mit Küssen überhäufte.

Heinrich lief und eilte den Befehl der freundlichen Dam· zu erfüllen; Karl folgte ihm nach.

Man wird sich erinnern, daß Sophiens Schwester mit einer Dame in Italien war, als Gro das Unglück hatte, seine Frau zu verlieren. Da ihr Vater starb, und man sah, wie schlecht es mit seinem hinterlassenen Vermögen stand, so ergriff seine älteste Tochter Johanne die Gelegenheit, welche sich ihr darbot, bei einer adelichen Dame in Dienste zu treten, die auf der Reise ihre Jungfer verloren hatte. Sie war ein sehr verdienstvolles Mädchen, und hatte Gelegenheit, ihrer Dame bei einer schweren Krankheit, die sie in Italien befiel, so wesentliche Dienste zu erweisen, daß diese sie nun nicht mehr wie ihre Kammerjungfer, sondern mehr als ihre Freundin behandelte. — Die Gräfin B** war mit Johannens Familiengeschichte genau bekannt, und die beiden Freundinnen waren vor

nicht langer Zeit bei Johannens Tante geweſen, von der ſie die näheren Umſtände von Sophiens Tode und Groſſens Abreiſe erfahren hatten. Die Gräfin, die wegen ihrer ſchwächlichen Geſundheit nach Italien zurück kehrte, beſuchte auch auf ihrer Reiſe die Inſeln des Bodenſees, woraus dann erfolgte, was wir eben erzählt haben.

Als die Knaben zu ihren Vätern kamen, und ihnen die Wünſche der Damen bekannt machten, ſo bezeigte Groß nicht die mindeſte Luſt, zu ihnen zu gehen. Eſſen hingegen war ſehr begierig zu wiſſen, wer ſie wären. — Es regte ſich in ihm der Wunſch, daß es Louiſe und Karoline ſein möchten, und daß erſtere fähig wäre, ſich zu rechtfertigen. Doch ohne dieſen Wunſch laut werden zu laſſen, entſchloß er ſich allein hinzugehen, da Groß nicht wollte.

Die Knaben führten ihn, und beim Eintreten in das Zimmer, ſagte Karl: »Hier bringen wir Vater Eſſen, Vater Groß wollte nicht kommen.« — Eſſen gerieth in Verlegenheit, noch mehr aber darüber, daß er ſich bei zwei, ihm ganz fremden Damen befand.

»Es iſt gut,« ſagte die Gräfin zu dem Kinde, »daß du uns einen deiner Väter bringſt, doch war es eigentlich der Vater Groß, den meine Freundin zu ſprechen wünſchte.«

Eſſen entſchuldigte ſeinen Freund mit der tiefen Melancholie, die ihn beherrſche, und die ihn hindere, zu jemand zu gehen.

»Ich muß Ihren Freund ſprechen,« rief Johanne, »und ſollte ich ihn in dem verborgenſten Winkel aufſuchen. Sagen Sie ihm nur: ich hätte einen Auftrag von ſeiner unglücklichen Sophie an ihn. — — Sagen Sie ihm, es ſei die Schweſter ſeiner Sophie, die ihn zu ſprechen wünſche.«

Eſſen äußerte einige Beſorgniſſe darüber, daß ihr Anblick die Schwermuth ſeines Freundes nur vermehren würde.

»Es kann ſein,« erwiederte Johanne, »allein ich bin es meiner Schweſter ſchuldig, daß ich ihn aufſuche, um dieſes unglückliche Weib in ſeinen Augen anders, als er glaubt, darzuſtellen, wenigſtens ſie einigermaßen zu rechtfertigen. — Sie iſt vielleicht ſtrafbar, aber gewiß nicht ſo ſehr als er es denkt.«

Da Eſſen dies hörte, ſo verſprach er ihr unverzüglich ſeinen Freund mitzubringen. — Die Gräfin bat, daß er ſeine Kinder bei ihr laſſen möchte, denn die unſchuldigen Geſchöpfe machten ihr viel Freude.

So bald Groß erfuhr, daß die Schweſter ſeiner Sophie ihn zu ſprechen wünſche, ſo begleitete er ſeinen Freund in großer Bewegung, und der Anblick dieſes Mädchens — die er einſt in glücklichern Tagen gekannt hatte, rührte ihn noch mehr. Sprachlos ſtand er vor ihr; auch Johanne

war sehr bewegt; sie las den tiefen Gram in seinen hohlen Augen, und sein finsterer Blick sagte ihr, was in seiner Seele vorging.

Johanne ermannte sich zuerst und sagte zu Groß: »Kommen Sie, armer Mann, und lassen Sie uns mit einander eine Freundin beweinen, die aus übelverstandener Delikatesse unglücklich wurde und Sie unglücklich machte.«

Groß sah Johannen bei diesen Worten verwundert an und sagte endlich: »Sie wissen also mehr von Sophiens Geschichte? denn das was ich davon weiß, zeigt leider nicht von zu vieler Delikatesse.«

Da die Gräfin merkte, daß es zu einer Erklärung kam, so bat sie Essen, mit ihr und den Kindern in ein anderes Zimmer zu gehen, denn sie wußte nicht, welchen Antheil die beiden Freunde an einander nahmen, auch hielt sie nicht für gut, daß die Kinder diese Erzählung mit anhörten.

Sobald Johanne mit ihrem Schwager allein war, sagte sie ihm, daß sie ihm verschiedene Briefe von ihrer Schwester geben wolle, aus denen er sehen könne, wie viel dies arme Weib gelitten! Zuvor aber, fügte sie hinzu, muß ich Ihnen einige Dinge erzählen, die Ihnen zur Erläuterung nothwendig sind. — »Sie wissen, daß mein Va-

ter zur Belohnung eines, nicht zu vergeltenden Dienſtes, Ihrem Vater verſprach, Ihnen meine Schweſter mit einem anſehnlichen Theil ſeines Vermögens zur Frau zu geben. Ein Verſprechen, das Eltern nie, wenigſtens nicht unbedingt thun ſollten, denn ſie können nicht wiſſen, ob die Neigungen der Kinder auch einſt damit übereinſtimmen werden."

Sie war ein ſanftes, nachgiebiges Geſchöpf, die gern den Willen ihrer Eltern befolgte, da nichts ſie verleitete, ihm entgegen zu handeln; ſie ſchätzte Sie, da ſie heran wuchs, als ihren Freund, und war dankbar gegen Ihre Liebe. Sie, unſere Eltern, und Sophie ſelbſt, hielten dieſe Gefühle für Gegenliebe, allein ſie täuſchten ſich, und ich erinnere mich noch ſehr lebhaft, was meine Schweſter oft zu mir ſagte, wenn ſie in Romanen oder Gedichten eine Beſchreibung feuriger Liebe las: So etwas empfand ich noch nie, rief ſie aus, und doch liebe ich meinen Heinrich gewiß ſo ſehr ich kann. — — Oft weiß ich, daß dieſe ſanfte Seele ſich Vorwürfe machte, wenn ſie Ihre lebhaften Briefe nicht mit dem nämlichen Feuer beantworten konnte, doch wir entſchuldigten das immer mit ihrer ſanften Gemüthsart. Unſere Eltern ſtarben, und unſere Umſtände wurden, — was Ihnen ſelbſt bekannt iſt. — Eine Verwandte von uns, die mit meinem Vater Geſchwiſterkind war, lud uns ein, auf einige Tage zu ihr zu kommen, ſie hoffte uns zu zerſtreuen; wir nahmen die Einladung an,

und verlebten einige ziemlich heitere Tage bei ihr. Auf unserer Rückreise hatten wir in dem Wirthshause, wo wir zu Mittag aßen, Verdruß mit unserm Fuhrmann; ein Reisender, der dies hörte, kam aus der Wirthsstube, und hatte das Verdienst, sich der beiden Mädchen anzunehmen; er schlichtete gar bald den Streit, und wir aßen hierauf mit einander zu Mittag, wo ich denn bald bemerkte, daß er sehr vielen Antheil an meiner Schwester nahm. Als ich sie hernach damit neckte, gerieth sie in große Verlegenheit und wurde roth, so oft ich von ihm sprach. Ich warf ihr das vor und sie gestand, daß sie fast befürchte, mehr Theil an diesem Fremden zu nehmen, als sie bei ihrem Heinrich verantworten könne. — Ich scherzte mit ihr darüber, und sie erwähnte seiner nicht mehr. Wahrscheinlich würde der Eindruck auch bald verflogen sein, wenn sie ihn nie wieder gesehen hätte.

Dieser Fremde war Herr Dasdorf, ein Bruder von der Verwandtin, bei welcher wir eben gewesen waren: er besuchte seine Schwester, und da er zu ihr kam, konnte er nicht aufhören, ihr von dem schönen Mädchen zu erzählen, das er auf dem Wege angetroffen hätte. Sie merkte bald, wen er meinte, und nahm sich heimlich vor, sie auf's neue einzuladen, und ihn mit der Gesellschaft meiner Schwester zu überraschen. — Sie bedachte nicht, welches Uebel sie dadurch anrichten würde; ich lernte indessen die Gräfin von B** kennen, und ging mit ihr auf Rei-

ſen, meine Schweſter aber brachte wieder einen Monat bei unſerer Verwandtin zu.

Da ich mit der Gräfin noch in der Nähe war, ſchrieb ſie mir einige Tage nach ihrer Ankunft Folgendes: »Du wirſt dich ſehr wundern, geliebte Schweſter! wenn ich dir ſage, wen ich bei unſerer Baſe angetroffen habe. Als ich ankam, ſtellte ſie mir ihren Bruder vor, und du kannſt dir meine Beſtürzung denken, als ich in ihm den jungen Mann erkannte, welcher ſich auf unſerer Rückreiſe ſo edelmüthig unſerer annahm. — Er freute ſich ſehr, wie er mir ſagte, in der ſchönen Unbekannten einer Verwandtin gedient zu haben, — überhaupt iſt er ein ſehr artiger Mann, und es würde mir Vergnügen machen, mich recht oft mit ihm zu unterhalten, wenn ich nicht fürchtete, daß dieſes Vergnügen ein Eingriff in die Rechte meines Heinrichs wäre.«

Es war mir nicht ganz lieb, daß meine Schweſter wieder in die Geſellſchaft dieſes intereſſanten Fremden kam, und ich rieth ihr in meiner Antwort, auf ihrer Hut zu ſein; doch ehe ſie meinen Brief haben konnte, erhielt ich ſchon wieder folgenden von ihr:

»Es thut mir ſehr leid, geliebte Schweſter! daß du jetzt nicht mehr bei uns biſt, denn ich finde diesmal den hieſigen Aufenthalt weit angenehmer, als das erſte Mal. Hiezu trägt unſtreitig die Gegenwart des Herrn Dasdorf

viel bei; er iſt ein ſehr gebildeter und äußerſt angenehmer Mann; wäre ich noch frei, ſo könnte er mir, wie ich glaube, gefährlich werden, doch ſo ſchützt das Andenken an meinen edlen Heinrich mein Herz vor allen andern Eindrücken. — Ich glaube nicht, daß es meine Pflicht erfordert, den Umgang dieſes Mannes zu fliehen, da ich das Vergnügen, welches ich darin finde, für ganz unſchuldig halte. — Er beträgt ſich ſehr artig gegen mich, doch iſt ihm meine Lage wahrſcheinlich nicht unbekannt, und ich darf daher nicht beſorgen, daß er je einer Neigung zu mir Gehör geben würde, die ich nie erwiedern kann. — Oft wenn ich an ſeiner Seite, und unter freundſchaftlichen Geſprächen, die Gärten unſerer Baſe durchwanderte, konnte ich mich kaum zurück halten, — wenn er etwa ſehr herzlich wurde, — ihm zu ſagen, daß ich Braut bin; doch iſt immer ein Etwas in mir, das mir dieſe Aeußerung erſchwert. — Er ſpricht mir nur von Freundſchaft, und wenn ich ihm nun ohne weitere Veranlaſſung meine Verhältniſſe entdecken wollte, könnte er mich für ſo eitel halten, daß ich ſeine Freundſchaft für Liebe nähme! Zudem habe ich alle Urſache zu glauben, daß ſeine Schweſter ihn mit meiner Lage bekannt gemacht hat." —

Doch die Schweſter hatte das nicht gethan, ſondern leiſtete dieſer aufkeimenden Neigung allen möglichen Vorſchub; ſie glaubte, daß Ihnen, nach dem Verluſt unſers väterlichen Vermögens, an der Hand meiner Schweſter

nicht so viel mehr liegen würde; sie gehörte zu denjenigen Personen, die Reichthum für ein nöthiges Erforderniß der menschlichen Glückseligkeit halten. — Ihr Bruder, der selbst reich war, könnte, wie sie meinte, schon eher eine Frau aus Neigung heirathen. — Auf meinen ersten Brief erhielt ich nun folgende Antwort von meiner Schwester:

»Ich danke dir für dein warnendes Schreiben, meine Liebe, und ob ich gleich nicht glaube, daß der Umgang des Herrn Dasdorf für mein Herz so gefährlich werden könnte, so will ich doch deinem Rath folgen und ihn fliehen. — Schon einige Mal wollte ich der Base sagen, daß ich sie verlassen müsse, doch die Furcht, daß sie mich um die Ursache meiner Abreise fragen möchte, hielt mich zurück; auch scheint es mir undankbar, ihre und ihres Bruders Höflichkeit auf diese Art zu vergelten, denn sie sind beide so gütig, einigen Werth auf meine Gesellschaft zu setzen; doch von nun an will ich deiner besseren Einsicht folgen, und noch diesen Abend der guten Base meinen Vorsatz bekannt machen, übermorgen abzureisen.« — —

Bald darauf schrieb sie aber: »Deine Ahnungen, meine liebe Schwester! sind eingetroffen! Dasdorf liebt mich, und ich fürchte nur zu sehr, daß auch ich mehr für ihn fühle als ich soll; doch ich will dir alles erzählen. — Noch denselben Abend, als ich dir schrieb, bat ich die Base um Erlaubniß sie verlassen zu dürfen. Sie wollte die Ursache

meiner ſchnellen Abreiſe wiſſen, und da ich ihr keine wichtige angeben konnte, ſo drang ſie ſehr in mich, noch länger zu bleiben. Mein Bruder findet ſo viel Geſchmack an deiner Geſellſchaft, ſagte ſie zu mir, daß ich dich unmöglich weg laſſen kann, ſo lange er hier bleibt. — Als ſie ihren Bruder nannte, erröthete ich, — ſie ſah es und ſetzte ſchalkhaft hinzu: oder iſt dir etwa die Geſellſchaft meines Bruders unangenehm? Ich ſchwieg."

Am andern Morgen fand ich Dasdorf ſehr feierlich, und etwas zurückhaltend gegen mich. Nach dem Frühſtück gingen wir wie gewöhnlich in den Garten, und hier ließ uns die Baſe allein. Er ſchien verlegen, ich war es nicht minder; endlich ſagte er nach einem tiefen Seufzer: „Sie wollen uns verlaſſen, ſchöne Sophie? Sie fliehen meine Geſellſchaft, und mir iſt die Ihrige ſo werth, daß ich wünſchte, Sie nie wieder verlaſſen zu müſſen." — Ich ſtammelte auf ſein Kompliment eine Antwort, die ich ſelbſt nicht mehr weiß. Er war faſt eben ſo verlegen als ich ſelbſt. Endlich ſchien er ſich zu ermannen und ſagte: „Sie fliehen Ihren Freund doch nicht aus Abneigung?" Bei dieſen Worten faßte er meine Hand und ſah mir ſcharf in's Auge, — ich ſchlug die Augen nieder, wurde roth, und wußte nicht was ich antworten ſollte. — Seine Blicke ſprachen Liebe, aber ſeine Worte nur Freundſchaft; hätte ich ſeinen Blicken antworten dürfen, ſo würde ich geſagt haben: Mein Herz iſt nicht mehr frei! — Ich durfte nicht anfan-

gen, von Liebe zu reden, und er that es nicht; — er drang mir nur das Verſprechen ab, noch einige Tage zu bleiben, und dankte mir dafür mit einer Lebhaftigkeit, die mich nicht mehr an ſeiner Liebe zweifeln ließ. So wie ich das Verſprechen gethan hatte, gereute es mich; doch bei reifer Ueberlegung finde ich meinen längeren Aufenthalt dazu nützlich, ihm zu zeigen, daß nicht Liebe zu ihm mich hier zurück hält; ich werde ihm höflich aber kalt begegnen. Hoffentlich ſchreibe ich dir nun bald wieder aus der Stadt, und mit mehr Gemüthsruhe als jetzt."

Nach dieſem Briefe erhielt ich lange keinen wieder. Sie können denken, mit welcher Sehnſucht ich Nachrichten zu erhalten wünſchte. Endlich kam folgender Brief, der mich über ihren Zuſtand beruhigte.

»Lange ſchrieb ich dir nicht, geliebte Schweſter, denn ich wußte nicht, wie ich dir die Schwächen meines Herzens entdecken ſollte, und doch konnte ich dir auch nicht heucheln. — Du weißt, wie oft ich dir ſagte: daß ich nicht gegen Groß die Empfindungen der Liebe hegte, die wir in Romanen fanden, und wir glaubten beide, daß ich vielleicht keiner ſo lebhaften Neigung fähig ſei; aber wie habe ich mich in meinen Empfindungen betrogen! O Schweſter! es war nicht Liebe, was ich für Groß empfand, es war nur Achtung und Freundſchaft. — Wollte Gott, ich hätte Dasdorf nie geſehen! ſo wäre ich nie undankbar gegen

ſchuldig. Doch ſo dachte ich nur im erſten Taumel der Leidenſchaft; mein Herz ſagte mir gar bald, daß meine ganze Dankbarkeit ihm gehöre, ſelbſt meine Liebe, wenn er ſie verlange. Auch Dasdorf fühlte dies, doch mußte ich ihm beim Abſchied heilig verſprechen, Großens Herz genau zu prüfen, ob es Liebe oder nur Pflicht wäre, die ihn an mich feßle? Doch ach! ſetzte er traurig hinzu, wie kann man dich kennen und nicht lieben? — O wie weit fühle ich mich jetzt von der Vollkommenheit entfernt, die ſeine Liebe mir leiht! Bittere Vorwürfe nagen an meinem Inneren, denn ich kann es mir nicht verbergen, daß ich wünſche, nicht von Groß geliebt zu ſein, hingegen fühle ich, daß Dasdorf's Verluſt mir ſchrecklich wäre! Doch ſo viel kannſt du auf mich bauen, geliebte Schweſter, daß mein und Dasdorf's Glück dem Glück des redlichen Groß nachſtehen ſollen und müſſen."

Ich bekämpfte die Neigung meiner Schweſter nicht ſo wie ich geſollt hätte, denn ich dachte ſelbſt, daß Ihnen vielleicht das arme Mädchen minder werth ſein würde, als das wohlhabende.

»Meine Sophie ging mir über alles!" ſeufzte Groß.

»Sie ſchrieb mir jetzt wieder öfter," fuhr Johanne fort, „und ihre Briefe ſchwankten zwiſchen Hoffnung und Furcht. Dasdorf ſelbſt ſchrieb ihr nicht, doch erhielten ſie durch deſſen Schweſter immer Nachrichten von einander."

»Endlich berichtete ſie mir, daß Sie kommen und ſie beſuchen würden. — „Denke dir die Angſt, geliebte Schweſter, mit der ich dieſem Beſuche entgegen ſehe; er ſoll mein künftiges Schickſal entſcheiden! Doch es mag ausfallen wie es will, ſo werde ich es nicht lange überleben; die ewige Unruhe, in welcher ich ſchwebe, untergräbt meine Geſundheit! Oft denke ich, Groß die ganze Sache vorzulegen, und ihn zum Schiedsrichter aufzurufen; aber wo nähme ich den Muth dazu her?"

»Hätte ſie es nur gethan," rief Groß, »ſo wäre ich jetzt allein unglücklich!"

»Warum mußte ich doch abweſend ſein," ſagte Johanne, »ich hätte gewiß ihre Großmuth auf die Probe geſetzt, und dann hätte Ihre Güte uns vielleicht unſere Sophie erhalten." — Groß und Johanne widmeten beide dem Gedächtniß dieſer Unglücklichen wehmüthige Thränen, und Johanne las hierauf Groß folgenden Brief vor:

»Nun iſt mein Schickſal entſchieden; ich bin Großens Frau, und weiß ſelbſt nicht recht, wie ich es geworden bin. — Seit ſeiner Ankunft ſchwebte mir das Bekenntniß meiner Liebe auf der Zunge, und doch hatte ich nie den Muth es abzulegen. — Warum müſſen wir denn mehr Muth haben, Fehler zu begehen als ſie zu bekennen? Ich fühlte nur zu ſehr, daß ich Groß durch dieſes Bekenntniß unglücklich machen würde, und das verdient er nicht um

mich, denn er liebt mich wahrhaft und innig! Zudem glaubte ich die Zeit unſerer Verbindung immer noch ſehr entfernt, und hoffte, daß indeſſen ein günſtiger Zufall mir das Geſtändniß erſparen würde. Aber ſo gut wurde es mir nicht. — Groß merkte die Veränderung, die mit mir vorgegangen, und da ich ihm keine andere Urſache dafür angeben konnte, ſo hielt er ſie für eine Wirkung von der traurigen Lage unſerer Familie. Sein junger Freund, dem er dieſe Vermuthung mittheilte, wurde hierdurch zum Mitleiden bewogen, und ſetzte ſeinen Hofmeiſter großmüthiger Weiſe in den Stand, unſere Heirath gleich zu vollziehen. — Ich war wie vom Donner gerührt, als ich es erfuhr, und doch wagte ich nicht zu reden. Man bemerkte zwar meine Beſtürzung, allein da man ſie meiner ſchwachen Geſundheit zuſchrieb, ſo erweckte es keinen Verdacht. Ich ergab mich in mein Schickſal, und ſprach das unglückliche Ja aus! Gott möge mir den Meineid verzeihen! Ich mußte dem Liebe ſchwören, den ich nicht lieben konnte, und einem andern entſagen, an welchem mein ganzes Herz hing.“

„Groß war nun ganz glücklich; dies rührte mich ſehr, und ließ mich anfänglich mein eigenes Unglück nicht empfinden. Groß mußte mich bald verlaſſen, ich war einſam, und nun fühlte ich meine traurige Lage ganz; ich machte mir Vorwürfe, einen edlen Mann betrogen, und den andern unglücklich gemacht zu haben. — Ich fühlte es tief in meinem Innerſten, daß für mich alles Erdenglück dahin

iſt; der Himmel verleihe mir nur ſo viel Kraft, meinen edlen Mann, ſo lange ich noch lebe, in einer glücklichen Täuſchung zu erhalten; ja möge er nie erfahren, was für eine Schlange er in ſeinem Buſen wärmte!"

Häufige Thränen rollten über Großens Wangen. Johanne zog einen ſpätern Brief hervor:

»Es iſt der einzige Troſt deiner unglücklichen Schweſter, ſich mit dir, liebſte Johanne, zu unterhalten. Ich kann dir die peinigenden Gefühle nicht ausdrücken, die mein Inneres zerreißen. — Von Dasdorf habe ich durch ſeine Schweſter Abſchied genommen, allein ich werde ihn nie vergeſſen. Sie ſchickte mir ſeine Antwort auf ihren Brief, er iſt unausſprechlich unglücklich. Doch verdammt er mich nicht, er bedauert mich und unſer grauſames Schickſal. — Seine Schweſter aber iſt unbarmherziger gegen mich, ſie klagt mich an und vergißt, daß ſie ſelbſt die erſte Urheberin dieſer Leidenſchaft war, die unſer Beider Glück zerſtörte. — Ich werde Mutter werden, und ich ſchäme mich, es dir zu ſagen, daß ich die Hoffnung in mir nähre, der Zeitpunkt meiner Entbindung könnte mich vielleicht von meinem Elende befreien."

Von nun an waren die Briefe meiner Schweſter immer traurig, und immer voll Vorwürfe gegen ſich ſelbſt. — Sie wurde glücklich entbunden, und überlebte mit Betrübniß dieſen Zeitpunkt. Dasdorf trat Ihnen hierauf ſeine

Stelle ab; dieſer Edelmuth rührte ſie ſehr und machte ſie nur noch unglücklicher. — Sie ſah ihn nie wieder, bis zu dem unglücklichen Zeitpunkte, wo Sie ihn entdeckten. — Kurz zuvor ſchrieb ſie mir noch:

„Dasdorf, der edle Mann, hat mir viel Angſt gemacht; er ſchreibt mir, daß er Deutſchland ganz verlaſſen wolle, er wünſchte mich nur noch einmal zu ſprechen, ehe er abreiſe; dieſe Bitte müſſe ich ihm gewähren, weil es die letzte ſei, denn er würde ſich gewiß nicht unterfangen, mir zu ſchreiben und mich zu beſuchen, wenn er nicht den Vorſatz hätte, in entfernten Welttheilen ſeinen Kummer zu begraben; er verlangte auch nicht, mich allein zu ſprechen, mein Mann könne gegenwärtig ſein; nur wolle er mir durch dieſen Brief von ſeinem Beſuch Nachricht geben, damit ich nicht zu ſehr überraſcht würde, wenn er unvermuthet käme. — Gleich einer Verurtheilten, die den letzten Todesſtreich erwartet, ſah ich ſeiner Ankunft entgegen; zum Glück aber iſt mein Mann auf einige Wochen verreiſt, und nun kann ich ihn etwas ruhiger erwarten.“ — —

„Dieſes Glück ward unſer Unglück,“ rief Groß aus, „wäre ich nicht verreiſt, ſo lebte wohl meine Sophie noch! die ich durch meinen Verdacht ſo grauſam mordete!“ So klagte er noch lange fort und Johanne ſtimmte mit ihm ein, als die Gräfin und Eſſen in's Zimmer kamen, und ſie beide ſehr bekümmert fanden. — Groß ſank Eſſen in die

Arme und rief: »Meine Sophie hat mich nicht verrathen! ſie war nicht treulos ſondern nur unglücklich!« Eſſen erſtaunte über dieſe Entdeckung; er ſuchte aber ſeinen Freund zu beruhigen und verſchob ſeine Neugier auf gelegenere Zeit.

Johanne hörte nicht auf, den Sohn ihrer geliebten Schweſter zu liebkoſen; man ſagte ihm, ſie ſei ſeine Tante, und da der kleine Eſſen dies hörte, ſo bat er ſie, daß ſie doch auch ſeine Tante ſein möchte; ſie verſprach es dem liebenswürdigen Knaben, und auch die Gräfin miſchte ſich mit in das Geſpräch, und machte Anſprüche auf die Verwandtſchaft dieſer Kleinen. — So trugen die Kinder noch etwas bei, die Geſellſchaft ein wenig aufzuheitern, doch führte Eſſen ſeinen Freund ſehr traurig nach Hauſe. Hier wiederholte er ihm alles, was Johanne ihm erzählt hatte, und las ihm auch Sophiens Briefe vor, die er ſich hatte geben laſſen.

Eſſen wurde ſehr gerührt, auch machte er ſich ſelbſt Vorwürfe, denn er ſah ſich als den Beförderer dieſes Unglücks an. Sie brachten beide die Nacht ſchlaflos hin, und gingen, ſo bald es ſchicklich war, wieder zu den Damen. — Groß, deſſen Geſundheit vorhin ſchon im Abnehmen war, fühlte ſich ſehr ſchwach, ſo daß Eſſen für ſein Leben beſorgt wurde. Die Damen drangen in ihn und in ſeinen Freund, ſie nach Italien zu begleiten, vielleicht, daß dieſes milde

Klima dem Herrn Groß zuträglich sein möchte: allein er war unbeweglich; alles, wozu er sich bereden ließ, war, daß er mit den Damen eine Reise durch die Schweiz machte; da sie die Kinder nicht gern allein lassen wollten, so blieb Essen bei ihnen zurück.

Während seiner Einsamkeit kam ihm oft der Gedanke, daß seine Louise wohl eben so unschuldig sein könne, als es Sophie war; und der Wunsch wurde lebhaft bei ihm, zu erfahren, wo Louise jetzt sei und wie sie lebe? — Bald fiel ihm ein, den alten Friedrich nach B** und F** zu schicken und ihren Aufenthalt erforschen zu lassen, doch er verwarf diesen Gedanken wieder, weil er dem Alten nicht Vorsicht genug zutraute, unentdeckt zu bleiben. — Es kam ihm auch wohl der Einfall, diese Reise selbst zu unternehmen, aber hiezu hatte er auch nicht Muth genug, denn er fürchtete, Louisens Anblick könnte ihn zu etwas verleiten, das wider seine Ehre liefe.

Eines Tages, als Essen mit den beiden Kindern spazieren ging, fragten sie ihn, wie sie es denn jetzt öfter thaten, nach den neuen Tanten, und Heinrich erzählte ihm, wie die Tante Johanne sie bedauert habe, daß sie keine Mütter hätten.

„Kannst du uns denn keine Mutter geben?“ fragte Karl seinen Vater ganz unschuldig. — —

»Wollte Gott, ich könnte dir deine Mutter wieder geben,« seufzte Essen, »dann wäre auch ich glücklicher als ich nun bin!« — Das Geschwätz dieser unschuldigen Kleinen brachte bei ihm den Entschluß zur Reise, so bald Groß zurück käme, einmal wieder eine Reise in sein Vaterland zu thun.

Groß kam, und die Reise hatte seinen Körper etwas gestärkt; allein sein Geist blieb immer trübe, doch war seine Melancholie nicht mehr so menschenfeindlich, wie ehedem. Da er nun wußte, daß seine Sophie ihn nicht so gröblich beleidigt hatte, als er anfänglich glaubte, so verwandelte sich die Bitterkeit in sanfte Wehmuth. Er theilte seine Klagen jetzt mehr mit, statt daß er sonst fast immer in düsteres Schweigen versank, und als Essen ihm seinen Plan entdeckte, — sich wieder nach seiner Louise zu erkundigen, so rieth er ihn nicht davon ab, was er doch gewiß zuvor gethan haben würde.

Essen machte also Anstalten zu dieser Reise; es fiel ihm zwar sehr schwer, sich von seinem Sohn zu trennen, doch da Groß jetzt etwas milder war, so konnte er über diesen Punkt auch ruhiger sein. — Groß bestand darauf, daß er den alten Friedrich mitnehmen solle. Essen trug jetzt abgeschnittenes Haar, auch hatten die verschiedenen Jahre, die er im Kummer verlebte, sein jugendliches Gesicht früh zum männlichen gereift, so daß man wohl sagen möchte: dieser

Mann hat viel ähnliches von Essen; wer ihn aber nicht sehr genau kannte, glaubte kaum, daß er es selbst sei. — Der alte Friedrich hatte sich mit einer schwarzen Perücke versehen, die ihn so unkenntlich machte, daß die Kinder selbst sich vor ihm entsetzten.

So ausgerüstet machten sich unsere beiden Reisenden auf den Weg; der Abschied war traurig, doch versprach Essen, oft zu schreiben, und so bald als möglich zurück zu kommen.

Er ging zuerst nach F**, wo er bald erfuhr, daß von allen seinen alten Bekannten niemand mehr auf dem Gute seiner Frau sei. Man erzählte ihm, daß sie lange sehr traurig gewesen. Als sie die Nachricht von dem Tode ihres Mannes und Kindes vernommen, wäre sie in tiefe Schwermuth versunken. — »Endlich kamen zwei Herren,« erzählte die geschwätzige Wirthin in F**, »die bei mir logirten, der eine war, wie sie sagten, ein Graf, und wollte die junge Witwe heirathen; ob es aber dazu gekommen ist, weiß ich nicht. Den ersten Tag reiste der älteste ganz allein auf das Gut, den zweiten aber gingen sie beide hin, und kurz darauf verließ die ganze Familie die hiesige Gegend. — Der Herr Pfarrer blieb auch nicht lange mehr da; doch ehe er weg ging, soll er noch zu jemand gesagt haben: daß die Frau von Essen gestorben wäre; andere wollten aber behaupten, daß sie den Grafen geheirathet; ich glaube doch eher, daß sie gestorben ist,« setzte die Wirthin hinzu, »denn

da ich ſie noch kurz vor ihrer Abreiſe ſah, ſo war ſie ſchon einer Leiche ſehr ähnlich."

Eſſen konnte zwar aus dieſem Geſchwätz nichts nehmen, allein ſo viel ſah er ein, daß er in dieſer Gegend nichts mehr von Louiſen hören würde, und entſchloß ſich daher nach B** zu reiſen; »denn iſt es wahr, daß ſie den Grafen geheirathet hat, dachte er, ſo lebt ſie dort mit ihm, oder man weiß doch etwas von ihr; und iſt das nicht; ſo kann ich in dem Hauſe meines Onkels vielleicht etwas von ihr erfahren."

Er war in großer Unruhe, und wußte nicht, was er wünſchen ſollte. Sich Louiſen todt oder verheirathet zu denken, war ihm beides gleich ſchrecklich. Er hatte ſich zwar lange mit der Idee getäuſcht, daß er ſie nicht mehr liebe, allein da er den Ort wieder ſah, wo er einſt ſo glücklich mit ihr geweſen, ſo wachte ſeine alte Zärtlichkeit wieder auf. — Er ſchrieb ſeinem Freunde Groß von F** aus, und erzählte ihm, was er dort von ſeiner Frau erfahren hatte. »Auf alle Fälle," fügte er hinzu, »kehre ich unglücklicher zurück, als ich abgereiſt bin; denn hat meine Frau, — durch das Gerücht von meinem Tode getäuſcht, — den Grafen von S** geheirathet, ſo beſtätigt ſie dadurch alle meine Zweifel. — Iſt ſie aber todt, und aus Gram geſtorben, o, ſo bin ich noch unglücklicher! denn ich bin dann ſchuld an Allem! durch meine unzeitige Nachſicht und Schwäche."

Sobald er in B** angekommen war, ſchickte er den alten Friedrich in das Haus ſeines Onkels, und trug ihm auf, ſich unter der Hand zu erkundigen, wie es mit ihm gehe? — Friedrich fand dort lauter neue Leute, und ſah, daß man Zubereitungen zu einem großen Feſte mache. — Da er ſich nach dem alten Herrn von Roſenberg erkundigte, lachte man ihn aus und ſagte ihm: daß der längſt begraben wäre. — »Aber die Frau von Roſenberg lebt doch noch?« fragte er weiter. — »Wie man's nimmt,« erwiederte der witzige Bediente. — — »Geſtern war ſie noch da, aber dieſen Morgen iſt ſie als Gräfin aufgeſtanden. Das heißt, ſie hat ſich wieder verheirathet, und gibt heute ihren Freunden ein Feſt.«

»Da iſt der gute alte Herr wohl ſchon lange todt?«

»O ja, ſchon ſeit zwei Monaten. — Er war ein gar zu guter Mann; denn da er ſah, daß er der Madame im Wege war, ſo vermachte er ihr ſein ganzes Vermögen, legte ſich hin und ſtarb.«

»Aber der alte Herr hatte ja noch einen Neffen, den er ſehr liebte,« erwiederte Friedrich ganz beſtürzt, »hat er denn den enterbt?«

»Wie ich gehört habe, ſo iſt der ſchon lange todt,« — antwortete der Bediente, — »wenigſtens iſt ſo viel gewiß, daß die Erbſchaft für ihn todt iſt.«

»Wenn er auch todt ist,« sagte Friedrich, — »so hatte er doch eine Witwe und ein Kind hinterlassen, haben denn die nichts von der Erbschaft bekommen?«

»Die sind alle mausetodt. — Doch sage mir, wo kömmst du Fremdling her, daß du so viel und so wenig weißt? Du scheinst die Familie genau zu kennen, aber nur von alten Zeiten her; was jetzt vorgeht, ist dir alles fremd; ich dächte daher, alter Freund, du bliebest hier und sähest die Herrschaft speisen, damit du doch auch den jungen Mann wieder kennen lerntest.«

Friedrich war zwar sehr verdrießlich über diese Nachrichten, allein da er sich doch gern von allem überzeugen wollte, so nahm er den Vorschlag an.

Man kann leicht denken, wer der neue Gemahl der Frau von Rosenberg war. Es war nicht mehr als billig, daß sie Morelli endlich für seine Treue belohnte, und ihm nach dem schmerzlichen Verlust ihres ersten Gatten, die Hand reichte.

Da Frau von Rosenberg sich die Familie Essen vom Halse geschafft hatte, glaubte sie noch weniger Vorsicht in ihrem Betragen gegen Morelli nöthig zu haben. Es wurde verabredet, daß er zuweilen Reisen machen sollte, und wenn er dann nach B** zurück kam, so nahm ihn Herr von Rosenberg allemal mit Freuden auf. Morelli und seine

Geliebte hatten schon lange den Entwurf gemacht, Essen und seinen Sohn für todt auszugeben; da er sich nun zufällig in Holland befand, als ein Schiff unterging, so benutzte er diesen Vorfall. — Rosenberg hatte einen Korrespondenten in Holland, dessen Geschäfte nicht gut standen; Morelli bewog ihn, durch große Bestechungen, und noch größere Versprechungen, dem Herrn von Rosenberg die Nachricht von Essen's Tode zu bestätigen, die Morelli überbringen wollte. — Unglücklicherweise war dieser auch der nämliche Mann, den Faber kannte, und an den er schrieb, um sich nach der Wahrheit des Gerüchts zu erkundigen. Es war also natürlich, daß er die nämliche Nachricht erhielt, da sie aus der nämlichen Quelle floß.

Der gute Rosenberg wurde sehr betrübt und auch Christiane stellte sich, als ob sie vielen Antheil nehme. — Sie schmeichelte und heuchelte ihrem Manne so lange, und wurde von Morelli so gut unterstützt, bis sie ihn endlich dahin brachte, ein Testament zu ihrem Vortheil zu machen. Er setzte sie zur Erbin seines ganzen ansehnlichen Vermögens ein, doch bestimmte er noch dreißig tausend Rthlr. für die Kinder seines Neffen auf den Fall, daß sie sich in Zeit von zwanzig Jahren wieder fänden.

Der Gram über seines Neffen Tod hatte die Gesundheit des alten Rosenberg's wankend gemacht. Einige Zeit nach Verfertigung des Testaments erholte er sich aber wie-

der, zu großer Bekümmerniß seiner Erbin, denn sie war in beständiger Angst, daß die Todten wieder auferstehen möchten. Morelli theilte ihre Unruhe, und sein weiches Herz konnte den Kummer der Geliebten nicht länger ertragen. Er schützte Familiengeschäfte vor, und machte eine Reise nach Italien, von da er ein Mittel zurück brachte, das seinen alten Freund in einigen Monaten zur ewigen Ruhe beförderte.

An diesem kühnen Streich, wie er ihn bei sich selbst nannte, ließ er seine Geliebte keinen Antheil nehmen, denn er fürchtete, sie möchte zu einer solchen That noch zu viel Vorurtheile besitzen.

Auch ist es wahrscheinlich, daß Christiane zu diesem Grade von Bosheit noch nicht reif war, denn ob sie gleich den Tod ihres Mannes wünschte, so kam ihr doch der Gedanke, ihn zu befördern, nicht in den Sinn.

Sie machte sich sogar während seiner Kränklichkeit sehr verdient um ihn; doch sah sie mit Vergnügen sein Ende heran nahen. Nicht so war es mit Morelli; da Rosenberg ihn gern immer um sich haben wollte, so konnte er ihn nicht leiden sehen, ohne daß sein Gewissen zuweilen erwachte. Zu seiner Marter mußte er den fürchterlichen Tod dieses Mannes mit ansehen, der ihm noch immer selbst, während der Schmerzen, die Hände drückte und ihm für seine Freundschaft dankte.

So abgehärtet Morelli auch sonst in der Bosheit war, so war dies doch zu viel für ihn; der Anblick des sterbenden Greises verfolgte ihn beständig, und er hatte fast keine ruhige Stunde mehr, so lange er lebte! — Christiane bemerkte mit Verwunderung, wie sehr ihn der längst erwünschte Tod ihres Mannes angriff, und konnte sich das Räthsel nicht erklären.

Sie erwartete die Zeit nicht, die der Wohlstand erforderte, um ihm ihre Hand zu reichen, denn sie lebte der Hoffnung, daß er heiterer werden würde; auch glaubte sie, da alle ihre Zwecke erreicht waren, auf nichts anders mehr Rücksicht nehmen zu dürfen. — Morelli war zwar froh, daß er nun endlich die Früchte seiner gottlosen Bemühungen und Intriguen ernten konnte, allein seine Gewissensbisse verstatteten ihm doch nie einen ruhigen Genuß derselben; er stürzte sich aus einer Zerstreuung in die andere, bis er endlich sein Leben in Verzweiflung endigte, wie wir in der Folge sehen werden.

Den Tag zuvor, als Friedrich im Rosenbergischen Hause erschien, hatte sich das edle Paar trauen lassen, und heute gaben sie ihren Freunden ein glänzendes Fest. — Anfänglich waren zwar durch das auffallende Betragen der Frau von Rosenberg, gleich nach dem Tode ihres Mannes, viele von ihren alten Freunden zurück geschreckt worden, allein da nach der reichen Erbschaft die Feste und Gast-

mahle ſich verdoppelten, ſo fehlte es der jungen Witwe auch nicht an Freunden. Es waren nur wenig Beſſergeſinnte, die ſich gänzlich zurück zogen, deren Verluſt aber auch die neue Gräfin nicht ſehr achtete, denn da es hauptſächlich die Freunde ihres Mannes waren, hätte ſie ſich ohnehin ſchämen müſſen, ihnen mit ihrer heiteren Miene unter die Augen zu treten; ſie ſah es daher ſehr gern, daß dieſe Leute ſie ſelbſt des Zwanges überhoben, den ſie ſich in ihrer Gegenwart hätte anthun müſſen.

Friedrich blieb nicht lange ein Zuſchauer des Feſtes, denn er konnte es nicht mit anſehen, wie das Vermögen, was er ſchon beinahe als das Eigenthum ſeines Herrn angeſehen hatte, hier von dem Italiener, den er nie leiden konnte, verpraßt wurde.

Der gute Friedrich ging voll trauriger Gedanken wieder nach dem Gaſthofe, und dachte nach, wie er ſeinem Herrn auf die glimpflichſte Art ſeine böſe Zeitung beibringen wollte, als er plötzlich von einer Bettlerin angerufen wurde, deren Stimme und Geſicht ihm bekannt ſchien. Er gab ihr etwas und ſagte: — gehe Sie dort in jenes Haus, (auf das Roſenbergiſche zeigend) und laſſe Sie ſich etwas von dem Ueberfluß mittheilen, der dort verpraßt wird. — „Ach! Sie ſind doch auch recht unbarmherzig,“ verſetzte ſie, — »daß Sie noch meines Elends ſpotten; gewiß wiſſen Sie auch ſchon, daß ich in das Haus nicht mehr kom-

men darf.“ — Dieſe Antwort machte Friedrich aufmerkſam, er betrachtete ſie genauer und erkannte in ihr Marien, Louiſens ehemaliges Kammermädchen.

»Marie!“ rief er aus, »wie kommt Sie in dieſes Elend?“ — Die Beſtürzung über den Zuſtand, in welchem er Marien ſah, ließ ihn bald vergeſſen, daß er unerkannt bleiben wollte.

Marie erkannte ihn auch, und es war ihr nun leid, daß ſie ihn angeredet hatte, denn da ſie wußte, welches Unrecht Louiſe durch ſie erlitten, ſo fürchtete ſie, daß Herr von Eſſen, wenn er ſie entdeckte, ſie noch dafür beſtrafen möchte.

Friedrich beruhigte ſie aber bald darüber, er erſann gleich ein Märchen, und erzählte, daß er nicht mehr bei ſeinem alten Herrn ſei. Er ſtellte ſich offenherzig, um ihr Vertrauen einzuflößen, und ſo brachte er ſie endlich dahin, daß ſie ihm ihre ganze Geſchichte erzählte: Chriſtianens Bosheit und Louiſens Unſchuld! Ja, ſie wurde ſogar, durch das Geſchenk eines Goldſtücks gekirrt, aufrichtig genug, die eigennützige Rolle zu bekennen, die ſie zwiſchen dem Grafen S** und ihrer Gebieterin geſpielt hatte, ſammt allem Unheil, was daraus entſtanden war. Sie ſei hierauf zu der Frau von Roſenberg in Dienſte gekommen, von deren Streichen ſie viel erzählte, unter andern auch, daß ſie Groß und den Herrn von Eſſen für todt

ausgegeben hätte. — Sie hatte das ganze Vertrauen der Dame, bis die sich's einfallen ließ, eifersüchtig auf sie zu werden. Morelli habe artig gegen sie gethan, das habe Frau von Rosenberg übel genommen und sie fortgeschickt. »Aus Rache über diese Undankbarkeit für meine treuen Dienste," — fuhr Marie fort, — »sprach ich etwas zu laut von ihren Streichen, sie erfuhr es, und hatte Gewalt genug, mich als eine Person von schlechter Aufführung einziehen und in's Zuchthaus setzen zu lassen. Hier schmachtete ich ein ganzes Jahr im Elend, und nur erst seidem der alte Herr todt ist, wurde ich wieder in Freiheit gesetzt."

Friedrich verbarg so gut er konnte seine Bewegung, und bestellte sie auf den Abend in den Gasthof, wo er ihr noch etwas schenken wolle.

Man kann leicht errathen, wie weit Mariens Aufrichtigkeit ging, und daß Frau von Rosenberg nicht ganz ohne Ursache eifersüchtig wurde. Der armen Marie geschah auch eben nicht ganz unrecht, als man sie ihrer schlechten Aufführung wegen in's Zuchthaus steckte; doch wäre das wohl nicht geschehen, wenn Frau von Rosenberg es nicht veranlaßt hätte; denn schlechte Lebensart allein bestraft man nicht so hart.

Friedrich eilte mit seinen gesammelten Nachrichten zu seinem Herrn, der ihn mit großem Verlangen erwartete.

— Er war so voller Neuigkeiten, daß er nicht wußte, wo er anfangen sollte; doch vor allen Dingen legte er die Beweise von Louisens Unschuld vor. Essen zitterte, Thränen quollen aus seinen Augen: »Lebt sie?« rief er, »wo ist sie!?«

Hierauf mußte Friedrich alles erzählen, was er wußte, daß nämlich sein Onkel, Louise und ihr Kind todt wären. — Diese Nachricht schmetterte ihn zu Boden! Louisens Tod in dem Augenblick zu vernehmen, da er von ihrer Unschuld, durch ihre vormalige Anklägerin, überzeugt wurde! das war zu viel! Er klagte sich, sein Schicksal, Gott selbst an! und jammerte laut um den Verlust seiner Gattin, bis endlich Friedrich auf den gescheiten Einfall kam, daß vielleicht Louisens Tod, so gut wie der seinige, eine Erfindung der Frau von Rosenberg sein könne. — Essen ergriff diese Vermuthung mit Entzücken, und nahm sich vor, Marien zu sprechen, wenn sie den Abend zu Friedrich käme; allein sie blieb aus; Essen und Friedrich harrten vergebens auf sie, so wohl diesen Abend als auch den folgenden Tag. — Friedrich gab sich nun viel Mühe, sie auszukundschaften, aber alles vergebens, und da Essen endlich einsah, daß er nichts mehr erfahren würde, so verließ er B** in einer noch traurigern Stimmung, als er mit dorthin gebracht hatte.

Marie war dem guten Friedrich zu listig, sie merkte bald, daß er nicht blos aus Neugierde frug; da sie nun

fühlte, was sie sich vorzuwerfen hatte, so wollte sie es nicht wagen, sich einer Strafe auszusetzen, die sie nach eigener Ueberzeugung mehr verdiente, als eine Belohnung für die gegebenen Nachrichten.

Das verlorne Vermögen seines Onkels rührte Essen wenig, aber der Tod dieses guten Mannes, und das schlechte Betragen seiner Witwe ging ihm sehr zu Herzen. Ueber den Tod seiner Frau suchte er sich selbst in Ungewißheit zu erhalten; diese, und der Glauben an die Unschuld seiner Frau waren sein Trost auf der weitern Reise, Hoffnung und Vaterliebe die einzigen Bänder, die ihn noch an's Leben knüpften. Er durchreiste die schönsten Gegenden ohne Gefühl für die Reize der Natur, und erreichte die Ufer des Bodensees, ohne sich recht zu besinnen. — Das Wiedersehen seines Freundes und der Kinder war ihm äußerst schmerzhaft; — »Nun,« sagte er zu Groß, »bin ich ganz so unglücklich wie Sie; wahrscheinlich raubte der Tod mir meine Louise, so wie er Ihnen Ihre Sophie raubte, und ich finde sie eben so unschuldig! Ach lassen Sie uns mit einander unsere Schicksale beweinen und den Tod ersenfzen!«

Karl, der bei der Ankunft seines Vaters fröhlich herbeigesprungen kam, näherte sich ihm traurig als er diese Worte vernahm, und sagte: »Warum willst du denn sterben, lieber Vater?« Essen schloß ihn gerührt in seine Arme: »Ich

habe deine Mutter vergebens gesucht," rief er, »und das verbittert mir das Leben."

»Aber ich freue mich, daß ich dich wieder habe, und du mußt auch nun nicht wieder von mir gehen," sagte Karl unter vielen Liebkosungen. Die Schmeicheleien des Kindes machten Eindruck auf den Vater: »Ja, wir müssen unsern Kindern leben," rief er wehmüthig, »und in ihnen die Mütter lieben."

»Ich fühle, daß Sie Recht haben," versetzte Groß, »doch ich bin zu schwach, um noch für jemand etwas zu sein; bleiben Sie beider Kinder Vater, wenn ich diese Welt verlasse; erziehen Sie sie zu guten Menschen, und Gott gebe, daß sie glücklicher sein mögen, als ihre Väter waren!"

Essen sah seinen Freund nach dieser Rede aufmerksam an, und fand ihn sehr verfallen, so daß er selbst fürchtete, sein Ende möchte nahe sein. Er redete ihm zu, sich einem Arzte anzuvertrauen, er hatte aber viele Mühe, ihn dazu zu bewegen, denn Groß verlor immer mehr und mehr allen Muth und alle Lust zum Leben. Sein Freund, der sich vor der traurigen Einsamkeit fürchtete, welch r er nach Großens Tode entgegen sah, wartete ihn mit vieler Sorgfalt, und vergaß seinen eigenen Kummer, um den seines Freundes zu zerstreuen; er bat ihn oft auf das zärtlichste, und ermunterte auch seinen Sohn ihn zu bitten, daß er

mehr Sorgfalt auf seine Gesundheit verwenden möchte. — Jedes Frühjahr, das er noch erlebte, und jeden Winter, den er erreichte, schien ihnen allen ein unerwartetes Geschenk des Himmels.

Mit vieler Mühe hielten sie ihn noch einige Jahre hin, doch endlich war nichts mehr vermögend, ihn vom Tode zu retten; ein schleichendes Fieber zerstörte seine noch übrigen Kräfte in kurzer Zeit. So wie aber die körperlichen Kräfte abnahmen, wurde sein Geist ruhiger, und als er fühlte, daß sein Ende nahe war, bat er Essen sich zu ihm zu setzen, und redete folgendes mit ihm:

»Sie sehen mich jetzt am Rande des Grabes, lieber junger Freund, wo ich mit kälterem Blute als bisher mein vergangenes Leben überschaue. Schön fing ich meine Laufbahn an, ich hatte Muth zu edlen Thaten, auch war mir durch die Hand meiner Sophie ein ansehnliches zeitliches Glück bestimmt. Der Verlust ihres Vermögens war der erste Unfall, der mich traf; doch dieser rührte mich nur in so weit, als er die Verbindung mit meiner angebeteten Sophie verzögerte. Da er mir aber auch zugleich Gelegenheit gab, meine Großmuth zu beweisen, so wußte ich nicht, ob ich das Schicksal anklagen oder ihm danken sollte. Jetzt fühle ich, daß es Schwärmerei und nicht vernünftige Ergebung war, die mich diesen Vorfall so leicht ertragen ließ. Nun wurde ich Ihrer Frau Mutter empfohlen, sie wählte mich

zu Ihrem Führer, bestimmte mir einen ansehnlichen Gehalt, und setzte mir auch eine Pension für die Zukunft fest. Ich gelobte dieser edlen Frau für ihren Sohn alles zu thun, was in meinen Kräften war.“ »Das Versprechen haben Sie gehalten,“ fiel ihm Essen hastig in die Rede.

»Aber nicht so, wie ich sollte,“ versetzte Groß; »ich theilte Ihnen meinen Hang zur Schwärmerei mit, und der hat Sie unglücklich gemacht. — Mein Unglück betraf mich unverschuldet, ich hätte es mit Muth, als Mann tragen sollen; denn nur verdientes Unglück ist unerträglich. Doch ich verzweifelte, und steckte Sie, mein lieber junger Freund, mit meinem Trübsinn an, vielleicht zog ich sogar dadurch ihr Unglück herbei. — Ich entzog mich der Welt in meinen besten Jahren, wo ich eigentlich erst anfangen sollte ihr zu nützen. — Ich war wie ein Kind, dem man nicht alle seine Wünsche erfüllt, und das sich denn mit abgewendetem Gesicht launig in eine Ecke stellt, trotzend und schmollend. — Ich hatte ein Amt, in dem ich andern Menschen nützen konnte; ein Kind, das ich zu einem wackern Weltbürger erziehen sollte; ich verließ das Amt, und vernachläßigte das Kind. Noch nicht genug, ich zog auch Sie von Ihrer Laufbahn ab, rieß Sie gleichsam von allen Ihren Verhältnissen los; können Sie mir das vergeben, theurer Essen? Das Uebrige mag mir Gott verzeihen!“ — Essen sank sprachlos an seinen Hals. — Sie weinten lange; endlich erholte sich Groß und fuhr fort. — »Nun hören

Sie noch meine letzte Bitte: Kehren Sie in die Welt zurück und nützen Sie so viel Sie können, damit ein unthätiges Leben Ihnen nicht einst, wie mir anjetzt, den Tod erschweren möge. Sie haben für zwei hoffnungsvolle Knaben zu sorgen, — denn ich weiß, Sie werden beider Vater sein, — suchen Sie ihre Herzen und ihren Verstand zum Guten zu bilden, und bedenken Sie, daß mein Heinrich der Menschheit noch die Schuld seines Vaters mit abzutragen hat.»

Essen war sehr gerührt; er saß lange in stummer Betrübniß. Als er sich erholte, gelobte er seinem Freunde theuer, daß er diese seine letzten Worte nie vergessen wolle. »Ja,» rief er, »sie sind mit Flammenzügen in mein Herz geschrieben! ja ich will aufhören zu klagen! Glücklich kann ich nie wieder werden, aber thätig will ich sein, und wenn unserer Knaben Erziehung vollendet ist, so sollen auch sie durch ihr Talent nützlich werden, und ich will zu der Lebensart zurück kehren, die ich einst so gern mit meiner Louise geführt hätte.»

Dieses Gespräch hatte den Kranken sehr angegriffen. Er mußte sich geraume Zeit erholen, ehe er von seinem Sohn Abschied nehmen konnte. — Er sprach nicht viel mit ihm vom Tode, aus Furcht, dem sanften Knaben allzu weh zu thun. Er umarmte und segnete ihn. »Auf dir,» rief er schluchzend, »ruhe der Geist deiner Mutter!» Kraftlos sank er zurück.

Nach dieſem Tage wurde er immer ſchwächer, bis endlich ſeine Leiden mit ſeinem Leben endigten. —

Der Verluſt dieſes treuen Freundes ſchmerzte Eſſen ſehr; doch ſuchte er ſeinen Kummer zu unterdrücken, und vermied, den jungen Heinrich noch mehr zu betrüben. — Dieſer zartfühlende Knabe wollte ſich über den Tod ſeines Vaters gar nicht tröſten laſſen. Es war rührend zu ſehen, wie der kleine Karl ſich beſtrebte, ſeinen jungen Freund aufzuheitern. — Heinrich pflegte ihn ſonſt wohl wegen ſeiner zu großen Lebhaftigkeit zu tadeln, und die beiden Knaben geriethen darüber oft in Streit, jetzt aber nahm ſich Karl ſehr zuſammen, und wich jeder Gelegenheit aus, ſeinen bekümmerten Freund zu erzürnen; er wurde ſo ſittſam und ſanftmüthig, als er es noch nie geweſen war, und ſuchte nur dann ſeine gute Laune hervor, wenn er merkte, daß er Heinrich damit ermuntern konnte. Für Eſſen war dieſer Blick in das Herz ſeines Sohnes eine frohe Ausſicht in die Zukunft. Ueberhaupt fand er in der Geſellſchaft dieſer beiden Kinder ſo viel Vergnügen, daß er die ganze Welt darüber hätte vergeſſen mögen, und ſich ſchwerlich jemals entſchloſſen haben würde, ſeine Einſamkeit zu verlaſſen, wenn er nicht, ſeinem Groß geleiſtetem Verſprechen zu Folge, darauf hätte denken müſſen, die Kinder an einen Ort zu führen, wo ſie mehr lernen konnten.

Gleich nach dem Tode ſeines Freundes ſchrieb er an Johannen, um ihr von dieſer Begebenheit Nachricht zu er-

theilen. Er nahm ſich vor, nur noch ihre Antwort abzuwarten, und hernach mit den Kindern nach Lauſanne zu gehen, weil er dieſen Ort für den ſchicklichſten hielt, ihnen eine gute Erziehung zu geben. — Er hatte Johannen geſchrieben, daß der Verſtorbene ihm ſeinen Sohn vermacht habe, und daß er ſich alle Mühe geben werde, dieſes Vertrauen zu rechtfertigen.

Johanne hingegen war ſowohl, als die Gräfin, der Meinung, den kleinen Heinrich, als deſſen nächſte Verwandtin, zurück zu fordern; beide hielten Eſſen nicht fähig, das Kind ſo zu erziehen, wie ſie glaubten, daß es bei ſeinem ſanften Charakter erzogen werden müßte. Sie ſchrieb daher Eſſen in den höflichſten Ausdrücken, und bat ihn, ſie mit Heinrich zu beſuchen, auch gab ſie ihm zu verſtehen, wie angenehm es ihr ſein würde, dieſes Kind ihrer geliebten Schweſter immer um ſich zu haben; Eſſen merkte zwar ihre Abſicht, allein er war feſt entſchloſſen, den Knaben nie von ſich zu laſſen; er betrachtete ihn als ein ihm anvertrautes Gut, von dem er einſt Rechenſchaft geben müſſe. Den Beſuch verſprach er indeſſen für das kommende Frühjahr, und wirklich verließ er im Anfang des Monat März mit den beiden Kindern und ſeinem alten treuen Diener, den Bodenſee, wo er zwar nicht viel frohe Stunden genoſſen, auch ſein einziger Freund ihm entriſſen wurde, und dennoch trennte er ſich ungern von dieſen reizenden Gegenden. So viel Einfluß haben die Reize der Natur auf den Geiſt

des beſſern Menſchen; ſie lindern die Schmerzen und erheben das Herz zu dem Schöpfer dieſer Schönheiten! Dieß Gefühl begleitete Eſſen, als er von Konſtanz aus die Reiſe durch die Schweiz machte. — Der Rheinfall bei Schaffhauſen machte einen ſtarken bleibenden Eindruck auf die Kinder. In Lauſanne traf Eſſen einige Vorkehrungen zu ſeiner künftigen Einrichtung. Am Genferſee ſchrien die freudigen Knaben laut auf, denn ſie glaubten, den See wieder zu finden, an deſſen Ufern ſie ſo lange gewohnt hatten. — Sie durchſtreiften nun Savoyen, nahmen ihren Weg nach Rom, denn da hielt ſich gegenwärtig die Gräfin B** auf.

Im Vorbeigehen zeigte Eſſen den Kindern die Koſtbarkeiten von Loretto, doch ohne ſie die Fabeln zu lehren, die der Aberglaube erſonnen hat, und der Eigennutz unterſtützt, um einem leichtgläubigen Volke eine freiwillige Schatzung aufzulegen. — Bis Loretto waren ſie mit einem bekannten Vetturino gefahren, hier bekamen ſie aber einen neuen, deſſen Phyſiognomie dem alten Friedrich verdächtig vorkam, und da er bemerkte, daß dieſer Mann ſich mit andern Kerlen von eben ſo abſchreckender Bildung unterredete, ſo theilte er ſeinem Herrn dieſen Argwohn mit, doch Eſſen, der ehedem ſchon ganz Italien ohne Anſtoß durchreiſte, achtete nicht darauf; Friedrich nahm ſich aber vor, auf ſeiner Hut zu ſein, und die Piſtolen ſcharf zu laden.

Als es Abend werden wollte, kamen sie in Valcimara an. Der Vetturin sah, daß das traurige Ansehen dieses Orts dem Herrn von Essen keine Lust machte, sich dort aufzuhalten; er schlug ihm vor, weil der Abend so schön sei, weiter zu fahren. — Dieser Vorschlag war Essen willkommen, sie machten sich daher wieder auf den Weg, und der Vetturin versprach ihnen, sie bald nach Serravalle zu bringen, verweilte aber in den gebirgichten Gegenden auf diesem Wege so lange, bis es Nacht wurde. Hierauf fing er an ein Lied zu singen, und immer langsamer zu fahren. Essen und die Kinder waren eingeschlafen, Friedrich aber, welchem immer banger wurde, erhielt sich munter und seine Pistolen in Bereitschaft. Plötzlich sprengten hinter einem Hügel vier Kerls zu Pferde hervor, die den Wagen anhielten, und Miene machten, ihn zu berauben. Friedrich streckte sogleich mit einer von seinen Pistolen den vordersten dieser Räuber zu Boden, worauf der verrätherische Vetturin sich zu ihnen schlug. Essen war erwacht und wehrte sich auch sehr tapfer, doch würden sie bald der größern Uebermacht haben weichen müssen, wenn ihnen nicht eine Gesellschaft Reisender zu Hilfe gekommen wäre, die durch die Pistolenschüsse und das Geschrei der Kinder herbeigelockt wurde.

Es waren zwei Herren nebst zwei Bedienten, die unsern Reisenden zu Hilfe eilten. Durch diesen Beistand wurden die Räuber bald in die Flucht geschlagen; doch hatte

Essen eine Wunde bekommen, die so stark blutete, daß er ohnmächtig zur Erde fiel. Einer von den fremden Bedienten, der ein Wundarzt war, verband ihn so gut er konnte, um das Blut zu stillen. Als ihm dieses gelungen war, legte man Essen in den Wagen, den Friedrich führte, und brachte ihn nach Spoleto, wo er einem geschickten Wundarzte übergeben wurde, der die Wunde zwar nicht tödtlich fand, aber doch wegen der großen Ermattung um seinen Zustand besorgt schien.

Die Kinder weinten und klagten sehr um ihren Vater, den sie für todt hielten. Die beiden Fremden nahmen sie in ihren Wagen, und gaben sich alle Mühe sie zu trösten, und versicherten, daß ihr Vater nur schlafe.

In Spoleto brachte man Essen gleich zu Bett. Er verfiel aus Mattigkeit in einen tiefen Schlaf, seine Retter erwarteten nur sein Erwachen, um ihren Weg weiter fortzusetzen. Als man ihnen den Nachmittag sagte, daß der Kranke wach und ziemlich wohl sei, gingen sie auf sein Zimmer; wie groß war aber ihr gegenseitiges Erstaunen, als Essen und der Graf von S** einander erkannten — denn unsere Reisende waren keine andere, als Dasdorf mit seinem jungen Freunde. — »Sie sind es, dem ich mein Leben danke!« rief Essen, »Sie, dem ich einst das seinige rauben wollte.« — — »Ach Gott, Sie leben noch?« rief der Graf; »Sie wurden ja schon längst als todt beweint.« — »Bosheit und Habsucht

erſannen dieſes Märchen, wodurch wahrſcheinlich mein gutes Weib getödtet wurde," ſagte Eſſen mit ſchwacher Stimme. —

Dasdorf bemerkte Eſſen's Rührung, und fürchtete, daß ihm dieſer Zuſtand gefährlich werden könne: er bat ihn alſo, alle fernere Erklärung zu einer gelegenern Zeit aufzuſparen. Die beiden Reiſenden entſchloſſen ſich, zu dieſem Behuf noch einige Tage hier zu verweilen.

Eſſen gerieth durch den Anblick des Grafen in einen Gemüthszuſtand, der ſein Fieber vermehrte. Der Graf erſchien ihm in ſeinen Fantaſien als der Mann ſeiner Louiſe, und er ſprach nur von Untreue und Verrätherei. — Friedrich, der bei dem Bette ſeines Herrn ſaß, konnte ſich das leicht erklären, und als Dasdorf einmal in das Zimmer kam, und ſehen wollte, wie ſich der Patient befände, ſo fragte er ihn ſehr ängſtlich: »Ob denn der junge Graf wirklich mit der Frau ſeines Herrn verheirathet geweſen wäre?" — Dasdorf, der beinahe auf die Gedanken gerieth, daß der Bediente eben ſowohl als der Herr fantaſire, ſagte ihm: »daß der Graf weder verheirathet ſei noch je geweſen ſei."

»Da hat wohl doch die gute Wirthin in F** Recht gehabt, als ſie glaubte, daß unſere gnädige Frau geſtorben?"

»Leider hatte ſie Recht,« verſetzte Dasdorf, »wenigſtens haben wir dieſe Nachricht auch erhalten.« — Hierauf erkundigte er ſich nach den Kindern und vernahm, daß der älteſte von den Knaben der Sohn ſeiner unvergeßlichen Sophie ſei. Er rief ihn zu ſich und liebkoſte ihn mit gerührtem Herzen, denn er erkannte in ihm gar bald das Ebenbild ſeiner Mutter.

Eſſen erholte ſich erſt am folgenden Morgen, nachdem auf den Paroxismus ein ruhiger Schlaf gefolgt war. — Sobald Friedrich ſah, daß er etwas beſſer ſei, ſagte er ihm: daß der Graf nie Louiſens Gemahl geweſen, und hierauf entſchloß ſich Eſſen, ſeine beiden Retter zu ſprechen, und ihnen für ihren geleiſteten Beiſtand zu danken.

Dasdorf fand für gut, erſt allein zu ihm zu gehen, und ihn, wenn er ihn gelaſſen genug fände, die Anwerbung des Grafen und Louiſens Antwort darauf bekannt zu machen.

Der ruhige Schlaf nach dem Fieber, vielleicht aber noch mehr die beruhigende Nachricht des alten Friedrichs, hatten Eſſen's Zuſtand ſehr verbeſſert, ſo daß Dasdorf ihn fähig glaubte, ſeine Nachrichten anzuhören. Er erzählte ihm alſo alles, was er von dieſer Begebenheit wußte, und las ihm endlich den Brief vor, den Louiſe an den alten Grafen geſchrieben hatte, — denn dieſen Brief trug der junge Graf beſtändig bei ſich; er betrachtete ihn als ein

Heiligthum, von dem er sich nie trennen wollte, und Dasdorf hatte es, zu dem gegenwärtigen Gebrauch, nur mit Mühe von ihm erhalten.

Essen wurde bei diesem Briefe so gerührt, daß er bitterlich weinte, und Dasdorf fürchtete nachtheilige Folgen; aber durch die Thränen hatte sich Essen Luft gemacht, so daß er die fernere Erzählung ruhig anhören konnte.

Als Dasdorf geendigt hatte, rief Essen aus: »Also ist sie doch wirklich todt! diese unglückliche, geliebte Louise! so kann ich ihrer Unschuld und Tugend nicht mehr die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die ihr gebührte! Aber ihr Andenken wird mir ewig theuer sein!« — — Um ihn von diesem Gespräch abzubringen, fragte ihn Dasdorf, ob er sich wohl fähig fühlte, den Grafen zu sprechen? Er erwiederte, daß er es für Pflicht hielte, seinem Retter zu danken, und daß er sich Mühe geben würde, dem Grafen stets aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten. — »Auch ist der Graf,« fügte er nach einer Pause hinzu, »nicht so schuldig, als ich glaubte; selbst er wurde von einer schändlichen Kreatur betrogen, die meine arme Louise verrieth. »Er erzählte ihm hierauf alles, was Friedrich von Marien gehört hatte, und Dasdorf erstaunte zu vernehmen, wie alles sich vereinigen mußte, diese beiden Leute unglücklich zu machen. —

Nicht ohne Wehmuth erfuhr Dasdorf von Essen den Tod des unglücklichen Groß, und mit einem angenehmen

Erſtaunen hörte er, daß die Schweſter ſeiner verewigten Freundin ſich in Rom aufhalte, wohin auch er eben zu gehen im Begriff war.

„Sie ſind alſo wohl Herr Dasdorf?“ ſagte Eſſen plötzlich.

„Ja,“ erwiederte jener, »ich bin dieſer Elende, der das Glück zweier Rechtſchaffenen ſtörte.

»Und ich zerſtörte vielleicht das Ihrige. — — Doch wie kommen Sie in die Verbindung mit dem Grafen?“

»Eine zufällige Verbindung mit ſeinem Vater brachte mich zuerſt in ſeine Bekanntſchaft, und Aehnlichkeit der Schickſale knüpfte ein feſtes Freundſchaftsband unter uns, das nur mit unſerm Leben aufhören wird.“

„So ähnlich waren Ihre Schickſale doch nicht,“ erwiederte Eſſen; »Sie liebten, ohne es zu wiſſen, die Braut eines andern, er hingegen ſuchte die Neigung einer Frau an ſich zu ziehen, die ihren Mann liebte.“

»Es iſt wahr,“ verſetzte Dasdorf, »er fehlte ſehr, allein wenn Sie ſeine große Jugend und den herrſchenden Ton in B** betrachten, und hiezu die Aufmunterungen der Frau von Roſenberg rechnen, ſo werden Sie ihn, wo nicht verzeihen, doch etwas entſchuldigen. — Und noch mehr würden Sie es thun, wenn Sie wüßten, wie unglücklich er jetzt iſt.“

»Ich verzeihe ihm,« ſagte Eſſen gerührt, »denn er war ja der Retter meines Lebens! eines Lebens, das zwar für mich keinen Werth mehr hat, das ich aber doch meiner Kinder wegen liebe; — Er war es ja auch, durch den ich erfuhr, mit was für edlen Geſinnungen gegen mich meine Louiſe aus der Welt ging.«

Dasdorf fragte, ob es ihm auch nicht zuwider ſein werde, den Grafen zu ſprechen?

»Meinen Dank,« erwiederte Eſſen, »ſoll er von mir ſelbſt empfangen, und da Sie ſeit langer Zeit ſein Freund ſind, ſo kann er nicht mehr der Leichtſinnige ſein, der er vormals war.«

Dasdorf verſicherte das Gegentheil, und erzählte verſchiedene edle Züge aus dem Charakter des Grafen.

Am Abend des nämlichen Tages kamen ſie zuſammen. Der Graf umarmte Eſſen mit Inbrunſt und auch Eſſen war ziemlich herzlich gegen ihn. — »Ich danke Ihnen,« ſagte er, »im Namen meiner Kinder, denn was wäre aus dieſen armen Geſchöpfen geworden, ohne Ihre und Ihres Freundes Großmuth.« Das Geſpräch wurde nach und nach immer zwangloſer, und ſie trennten ſich zu Dasdorf's Freude, als Freunde.

Man wird ſich vielleicht wundern, daß Eſſen mit einem Mann, der ſeine häuslichen Verhältniſſe zerrüttete, und

den er nie geliebt hatte, so bald auf diesen Fuß kommen konnte; allein theils wurde Essen's Groll schon damals sehr vermindert, als er den Grafen in seinem Blute vor sich liegen sah; theils betrachtete er ihn als das unglückliche Opfer von Mariens listigen Betrug. Man rechne hiezu, wie viel der Graf durch den beständigen Umgang mit seinem Vater und mit Dasdorf gewonnen hatte, und daß er wirklich jetzt sehr liebenswürdig war. So fand ihn auch Essen, als die drei Freunde den folgenden Sommer sehr angenehm mit einander in Rom verlebten.

Dasdorf und der Graf konnten sich nicht entschließen, Spoleto zu verlassen, so lange Essen seiner Wunden wegen noch dort liegen bleiben mußte. So bald er aber einigermaßen wieder hergestellt war, machten sie sich sämmtlich auf den Weg, und reisten langsam weiter, um ihren Patienten zu schonen. Da sie in Rom ankamen, nahmen sie ihre Wohnung auf dem spanischen Platz, am Fuß des Monte Pincio; denn Johanne hatte ihnen geschrieben, daß die Gräfin B** auch in dieser Gegend wohne. — — .

Die drei Freunde, — denn das waren sie während ihres Aufenthalts in Spoleto geworden, — blieben unzertrennlich. Essen fühlte seit dem Tode des Herrn Groß eine Leere in sich, die die Liebe zu seinen Kindern nicht ganz ausfüllen konnte, es wurde ihm daher Bedürfniß, sich wieder an ein freundschaftliches Herz anzuschließen. Das-

dorf war ganz dazu gemacht, ihm Achtung und Liebe einzuflössen, er schickte sich besser als Groß dazu, sein leitender Freund zu werden. — Auch durch die Kinder wurde dieses Band noch fester geknüpft; Dasdorf liebte den jungen Groß ausnehmend, und dieser hing ganz an Vater Essen. — Der Graf fand viel Geschmack an dem kleinen Karl, und während Essen's Krankheit hatte dieser sich sehr an ihn gewöhnt; er ging viel mit ihm und Heinrich spaziren, und zeigte ihnen die schönen Gegenden um Spoleto.

Nachdem Essen ein wenig ausgeruht hatte, ging er mit Heinrich zu Johannen. Dieser Knabe war nun beinahe zwölf Jahre alt und sehr gesetzt für seine Jahre. Johanne und die Gräfin fanden ihn gut erzogen, und ließen bald die Meinung fahren, daß Essen nicht geschickt sei, die Leitung des jungen Menschen zu übernehmen; auch merkten sie wohl, daß er es sich nicht würde gefallen lassen, sein anvertrautes Gut, — wie er ihn nannte, — von sich zu geben.

Essen bat die Damen, gleich bei seinem ersten Besuch um die Erlaubniß, Herrn Dasdorf und den Grafen bei ihnen einzuführen. — Johannen war es lieb, diesen Mann wieder zu sehen, dessen Bekanntschaft sie einst nur flüchtig gemacht hatte. Denn ob er gleich die erste Ursache von dem Kummer und nachmaligem Tode ihrer Schwester war, so hatte er sich doch bei der ganzen Sache so edel betragen,

daß ſie nicht anders als ihn achten konnte. — Dieſe fünf Perſonen machten einen angenehmen Zirkel aus; in den Morgenſtunden beſuchten die Herren die Merkwürdigkeiten Roms, und die Abende brachten ſie gewöhnlich bei den Damen hin. — Hier trafen ſie oft eine junge römiſche Witwe an, mit der die Gräfin von B** ſehr viel Umgang hatte. — Die Signora Cäcilia di Gonſalva, war eine liebenswürdige Frau von ungefähr achtundzwanzig Jahren; ſie wurde in ihrer frühen Jugend an einen reichen, aber ziemlich alten und verdrießlichen Mann verheirathet, mit dem ſie viel ausſtand. Da er wußte, daß ſeine junge und ſchöne Frau ihn mit Widerwillen geheirathet hatte, ſo ließ er ſie faſt nie aus den Augen; durch dieſes läſtige Betragen hätte ſie beinahe zu einem Fehltritt verleitet werden können, den ſie außerdem nie würde begangen haben.

Ihr Mann liebte die Muſik leidenſchaftlich; ſie hatte eine ſehr ſchöne Stimme, die aber noch nicht ausgebildet war, — denn ſie wurde ſchon im fünfzehnten Jahre verheirathet. — Der Bruder der Signora, zwar ein ausſchweifender Menſch, aber wegen ſeines muſikaliſchen Talents von ſeinem Schwager geſchätzt, drang in ihn, für ſeine Frau einen Muſikmeiſter anzunehmen, den er beſtens empfahl. — Der Muſikmeiſter war ein Freund und Zechbruder des Ritters Poſanti; er hatte deſſen Schweſter einmal geſehen, ſie gefiel ihm, und da er hoffte, daß die junge ſchöne Frau eines ſo alten Mannes vielleicht einmal

seine Beute werden könnte, so lag er seinem Freunde so lange an, bis dieser ihn seinem Schwager empfahl. — Da der alte Argus aber beständig bei den Musikstunden gegenwärtig war, so fiel es ihm schwer, der schönen Frau seine Neigung zu entdecken. Er suchte zwar mit Blicken zu sagen, was er mit Worten nicht sagen durfte, allein diese Sprache war seiner Schülerin noch zu fremd, als daß er damit so geschwind zum Zweck hätte gelangen können. Nachdem er aber durch zärtliche Arien und feurige Musik in der lebhaften Italienerin ein Gefühl geweckt hatte, das ihr bisher fremd gewesen, so wagte er es schriftlich seine Liebe zu bekennen; er steckte das Briefchen unter ihre Noten, sie las und verbarg es mit großer Sorgfalt. Durch diesen guten Erfolg aufgemuntert, wiederholte er seine Versuche, und bat die Signora, endlich auch ihm zu antworten; sie that es, und so entstand nach und nach ein täglicher Briefwechsel, den sie so lange ohne entdeckt zu werden fortsetzten, bis endlich der schändliche Musikmeister Cäcilien den Vorschlag that, mit ihm zu entfliehen. Nach einiger Weigerung willigte sie ein; und nun suchte er sie auch in seinen Briefen zu überreden, daß sie ihren Mann vor ihrer Flucht bestehlen möchte. — Sie hätte dieses sehr leicht bewerkstelligen können, denn so großes Mißtrauen ihr Mann in ihre Liebe setzte, so fest war sein Vertrauen zu ihr in allen andern Dingen. Doch eben dieses Vertrauen machte es ihr unmöglich, ihn gerade auf diese Art zu betrügen; sie schlug es also ihrem Geliebten gänzlich ab.

Doch er ließ die Hoffnung so schnell nicht fahren. — Er wußte durch ihren Bruder, daß eine wohlgefüllte Schatoulle in dem Schlafzimmer der Signora stand, hierauf gründete er seine Hoffnung. Listigerweise erwähnte er seinen Vorschlag nicht mehr, drang aber in die Signora, je eher je lieber mit ihm zu fliehen. Eines Tages, als ihr Mann ihr auf's neue Proben seiner Eifersucht und üblen Laune fühlen ließ, entschloß sie sich, ihr Vorhaben nicht länger aufzuschieben; sie wußte sich den Schlüssel zu ihrem Balkon zu verschaffen, und ihr Liebhaber kam dadurch auf einer Strickleiter in ihr Zimmer. Da er nun zum ersten Mal mit ihr allein war, schloß er sie in seine Arme und küßte sie feurig. Sie, die noch nie mit einem fremden Manne allein gewesen, wurde schon dadurch, noch mehr aber durch sein freies Betragen schüchtern gemacht, so daß er viel Mühe hatte, sie bei sich zurück zu halten, denn sie war schon im Begriff zu fliehen.

Man vergesse nicht, daß sie nur noch ein halbes Kind war, und diesen Liebeshandel hauptsächlich deswegen angesponnen hatte, um das Vergnügen zu haben, ihren alten eifersüchtigen Mann zu hintergehen.

Der Musikmeister beruhigte sie endlich durch ein angenommenes ehrerbietigeres Betragen, fing aber auf's neue an, ihr Vorstellungen zu machen, daß sie nicht mit leeren Händen in die Welt gehen könnten. — »Sie solle beden-

ken," sagte er, wer sei aus einer angesehenen Familie in Neapel, habe aber wegen einer Ehrensache flüchten müssen, und sehe sich genöthigt, hier in Rom zu seiner Erhaltung in der Musik Unterricht zu geben. Nun wäre seine Sache zwar ausgemacht, und sobald er zurück käme, hätte er Geld genug; um sich aber bis dahin zu erhalten, würde es nöthig sein, die Schatoulle mitzunehmen. Bei diesen Worten bemächtigte er sich der Schatoulle; die Signora widersetzte sich, und als er sich nicht abhalten ließ, so rief sie laut um Hilfe. — Sie sagte nachher, es wäre ihr ein peinigendes Gefühl gewesen, den Verdacht auf sich zu laden, als hätte sie wollen mit dem Gelde ihres Mannes davon gehen, diesem auszuweichen, nahm sie auf nichts weiter Rücksicht. Der Mann hörte das Geschrei, und eilte schnell herbei, um seiner Frau beizustehen. — Da der Musikmeister jemand kommen hörte, sprang er auf dem nämlichen Wege davon, auf dem er gekommen war, doch war er so klug, die Schatoulle mitzunehmen, die er schon ergriffen hatte.

Der alte Gonsalvo sah, als er herein trat, noch den Schatten einer Mannsperson auf dem Balkon, und sogleich erwachte seine Eifersucht; er fragte seine Frau unter heftigem Schelten, wer bei ihr gewesen sei?

Sie merkte jetzt erst die Dummheit, die sie in der Angst begangen hatte, und wußte nicht, was sie antworten sollte;

da ihr Mann diese Verlegenheit sah, so vergrößerte sich sein Verdacht, und er drang so heftig in sie, daß sie ihm endlich die ganze Geschichte vom Anfang bis zum Ende erzählte.

Der Mann verwunderte sich höchlichst, daß sie besorgter gewesen, ihm sein Geld, als ihre Treue zu erhalten; er fragte, ob sie denn glaube, daß ihm an jenem Gelde mehr, als an dieser gelegen sei?

»Das weiß ich nicht,« erwiederte sie, »dein Geld hast du mir vertraut; in meine Treue hingegen hast du beständig Mißtrauen gesetzt; ich habe also mehr Beruf, dir das anvertraute Geld zu bewahren, als dir meine Treue zu erhalten, auf die du doch nie bautest.« Sie sagte das in voller Unschuld.

Der Alte wurde durch ihre Antwort sehr betroffen, und hörte auf, ihr übel zu begegnen. Er verschloß den Balkon und entfernte sich schweigend. — Am andern Morgen kam er ganz freundlich, und übergab ihr selbst den Schlüssel zum Balkon; von dieser Zeit an ließ er ihr auch mehr Freiheit, als sie jemals gehabt hatte, und ihr fiel es nie wieder ein, ihren Mann zu betrügen, vielmehr lebten sie hernach in der glücklichsten Eintracht.

In den letzten Jahren ihrer Ehe, da ihr Mann viel Vertrauen in sie setzte, gestand er ihr, daß er den Abend, als er sie verließ, den Vorsatz hatte, sie in ein Kloster zu

ſtecken. Als er aber in der Nacht ihr ganzes Betragen überlegte, ſo fand er, daß ſein Mißtrauen allein Schuld geweſen; er ſchauderte vor dem Abgrund, in den ſie ſich hätte ſtürzen können; und gelobte ſich von dem Augenblick an, über ſeine Eiferſucht Herr zu werden.

Seit einem Jahr war Cäcilie Witwe; die Gräfin B** lernte ſie kurz nach dem Tode ihres Mannes kennen, und fand Geſchmack an ihrem Umgang. Da ſie ihren Mann faſt nie verließ, ſo pflegte ſie ſich viel mit Leſen zu beſchäftigen, wodurch ihr Verſtand ſehr ausgebildet wurde; ſie hatte ſich manche nützliche Kenntniſſe erworben, und dieſe machten ſie auch zu einer angenehmen Geſellſchafterin für die drei Freunde.

Nach einiger Zeit fing die Signora an, Gefallen an dem Grafen von S** zu finden; ſeine Freunde bemerkten dies nicht ungern, beſonders wünſchte Dasdorf, daß der Graf ihre Neigung erwiedern möchte, »denn,« pflegte er oft zu ſagen, »mein Freund iſt noch zu jung, um ſein Leben in hoffnungsloſem Gram zu vertrauern.«

Er beobachtete den Grafen und Cäcilien genauer, allein bei ihm konnte er keine Neigung zu ihr entdecken. Zwar unterhielt er ſich ſehr gern mit ihr, fand aber auch das nämliche Vergnügen in der Geſellſchaft der Gräfin und Johannens, die weder ſo jung noch ſo ſchön waren als Cäcilie. Dieſe hingegen fand den Grafen täglich liebens-

würdiger. Sie glaubte, daß eine Frau von großem Vermögen, Schönheit und Geistesgaben nicht leicht in Gefahr kommen würde, abgewiesen zu werden; in diesem Vertrauen gab sie sich keine Mühe, ihre Neigung zu verbergen, so, daß der Graf sie endlich selbst bemerken mußte. — Er zog sich zurück, so viel er konnte, und brachte jetzt öfter einen gewissen Marquis del Monte mit in ihre Gesellschaften, der die Signora gesehen und sich in sie verliebt hatte.

Dieser Marquis war ein Neapolitaner, den der Graf lange kannte und schätzte, auch besaß er alle Eigenschaften, die fähig waren, das Herz einer jungen Frau zu rühren. — Der Graf hoffte, daß die feurige Liebe des jungen Neapolitaners, im Gegensatz mit seiner Kälte, von guter Wirkung bei der Signora sein würde. Doch ob gleich diese bald merkte, daß sie einen eifrigen Liebhaber an dem Marquis hatte, so zog sie ihm doch den Grafen vor, dessen Kälte sie für eine Eigenschaft hielt, die den Deutschen natürlich sei. Wahrscheinlich wäre sie nie des Marquis Frau geworden, wenn nicht ein ganz besonderer Vorfall endlich noch sein Glück befördert hätte.

Um diese Zeit nämlich kamen ihr Bruder und ihr ehemaliger Musikmeister in Rom an. — Dieser Musikmeister, der sich einst so plötzlich aus dem Zimmer der schönen Cäcilie entfernen mußte, war ein Glücksritter, und kein anderer als Graf Morelli. — Daß er das Haus seiner Schönen

verlaſſen mußte, ohne ſie mitnehmen zu können, war ihm zwar unangenehm, doch entſchädigte er ſich durch die Schatoulle mit zwanzigtauſend Scudi, die er davon brachte. — Ob er gleich dieſe Summe mit dem Ritter Poſanti, dem Bruder ſeiner Schönen, theilen mußte, ſo blieb ihm doch noch genug übrig, um an andern Orten auf einige Zeit den Grafen zu ſpielen. Endlich kam er auch nach B**, wo ihm, wie wir ſchon wiſſen, die reiche Witwe des Herrn von Roſenberg zu Theil wurde. Das Bubenſtück, wodurch er zu dieſem Glück gelangte, verhinderte ihn, es ſicher und mit Ruhe zu genießen; ſein Verbrechen führte ſeine Strafe mit ſich. — Er ſann auf Mittel, ſein Gewiſſen zu betäuben, ſtürzte ſich aus einer Zerſtreuung in die andere, doch der ſterbende Roſenberg verfolgte ihn überall.

Seine Frau, die dieſen Unmuth ſah, ohne die Urſache zu ahnen, ſchlug ihm vor, eine Reiſe zu machen, in der Hoffnung, daß das ein Mittel ſein würde, ſeine Schwermuth zu zerſtreuen. Der Vorſchlag war ihm ſehr willkommen, denn er hoffte ſelbſt durch die Veränderung des Orts ſeine Qual zu lindern. — Sie gingen nach Frankreich und hielten ſich eine geraume Zeit in Paris auf, wo ſie ungeheure Summen verſchwendeten, — doch auch hier wich Morelli's Trübſinn nicht.

Kurz hierauf führte er einen Plan aus, ſeine Frau zu täuſchen. Er gab vor, daß einige Unglücksfälle in ſeiner

Familie an seiner übeln Laune Schuld wären. — Sie drang darauf in ihn, mit ihm nach Italien zu seiner Familie zu gehen. — Sie versicherte, daß sie schon längst gern in dem Vaterlande ihres Mannes geglänzt hätte. Es schmeichelte ihrer Eitelkeit, der gräflichen Familie durch ihr bürgerliches Geld aufzuhelfen. — Sie wußte nicht, daß dieses Vermögen beinahe geschmolzen war — zum Schein willfahrte er ihrem Gesuch, doch brachte er sie nicht weiter als bis Venedig; hier gab er vor, daß er noch Briefe von seinen Verwandten erwarten müsse, die aber nie ankamen.

Sie verweilten so lange in Venedig, bis der Rest ihres Vermögens beinahe verschleudert war. Mit diesem Rest verschwand auch der Rest von Morelli's Neigung zu seiner Frau. Er fing jetzt an mit etwas ernsthaften Blicken in die Zukunft zu sehen, und hielt für's Beste, seine Frau zu verlassen, ehe sie entdeckte, wie ihre Sachen ständen.

Um sein Vorhaben zu verbergen, machte er es zur Nothwendigkeit, daß er erst allein einen Besuch bei seinen Verwandten abstatten, und sie hernach abholen müsse; sie ließ ihn ohne Verdacht von sich, und auch sein langes Außenbleiben machte sie nicht mißtrauisch gegen ihn. Nur erst, als sie durch Briefe von B** erfuhr, daß Morelli ihr Vermögen gänzlich verschwendet habe, merkte sie, wie schändlich sie von ihm betrogen war! von ihm, dem sie einst alle ihre Verhältnisse aufopferte! sie fühlte jetzt doppelt

bitter die Folgen ihrer laſterhaften Leidenſchaft, da ſie alle auf Rechnung desjenigen kamen, der ſie zu dieſen Laſtern verführt hatte. Ganz überzeugt, daß ſie nicht mehr an Morelli's Verrätherei zweifeln dürfe, verkaufte ſie einige Koſtbarkeiten, die ihr noch übrig waren, und begab ſich auf den Weg nach Rom, um ihren Mann dort aufzuſuchen; denn dahin hatte er ſeine Familie verſetzt.

Morelli war indeſſen nach Genua gegangen, in der Abſicht, ein Handwerk wieder hervor zu ſuchen, was er ehedem getrieben hatte; er wurde nämlich ein Spieler. — Anfangs machte er von dem kleinen Reſt ſeines Vermögens eine Bank für geringe Leute. Als er merkte, daß ihn das Glück begünſtigte, ſo vergrößerte er ſeine Bank, und ſpielte in den erſten Kaffeehäuſern.

An einem Abend pointirte ein Römer mit auffallendem Unglück gegen ihn; die Geſichtszüge dieſes Mannes kamen ihm bekannt vor. Als er ihn genau betrachtete, ſo entdeckte er in ihm den Ritter Poſanti, der durch ſein unglückliches Spiel ſo aus aller Faſſung kam, daß er eben ſo wenig auf das Geſicht des Grafen achtete, als Morelli Luſt hatte, ſich ihm kenntlich zu machen. — Der Ritter rief endlich in Verzweiflung: va banc! ob er gleich ſich ganz außer Stand befand, einen ſolchen Verluſt auszuhalten — er verlor wieder. Jetzt würde der Verzweifelnde Hand an ſich gelegt haben, wenn er nicht plötzlich in dem

Bankier seinen alten Freund erkannt hätte. Da Morelli sah, daß Posanti sich seines Gesichts erinnerte, so stellte er sich, als wenn er ihn in dem Augenblick erst bemerkt habe, und sagte zu den Umstehenden: Da dieser Herr sein alter Freund sei, so würden sie schon mit einander fertig werden. Die Spieler verliefen sich hierauf, und als nun die beiden saubern Freunde allein waren, sagte Morelli zu dem Ritter: »ich habe die Zeugen nur entfernt, um Sie mit meiner jetzigen Lage bekannt zu machen, ich bin nicht mehr der Musikus von ehemals, sondern Graf Morelli. Familienumstände nöthigten mich damals, meinen Namen zu verbergen, doch nun bin ich von diesem Zwange frei, und fordere als Graf Morelli die Bezahlung meiner Schuld.«

Der Ritter, ohne darüber in Verlegenheit zu gerathen, antwortete kalt: »daß er ihm eine Anweisung an die Schatoulle seiner Schwester geben wolle. Im Ernst,« setzte er etwas freundlicher hinzu, »meine Schwester ist Witwe, besitzt ein ansehnliches Vermögen, und wird gern für mich bezahlen.«

»Ich weiß, was Sie damit sagen wollen,« versetzte der verschmitzte Morelli, »ich habe mir längst vorgenommen, den Verlust ihrer Schwester als Mann von Ehre zu ersetzen, doch muß ich das Geld in ihre eigenen Hände liefern, und dann fordere ich auch meine Schuld von Ihnen.«

Hiermit war dem Ritter nicht viel gedient, doch hoffte er Zeit zu gewinnen, und that ihm den Vorschlag, mit zu seiner Schwester zu reisen. — »Vielleicht gelingt es Ihnen,« sagte Posanti, — »die alte Neigung wieder zu erwecken.«

Dieser Vorschlag stimmte so gut mit Morelli's Neigung überein, daß sie gleich verabredeten, den folgenden Tag abzureisen; der Ritter, in der süßen Hoffnung, jetzt und in Zukunft bei seiner Schwester offene Kasse zu finden. Ob gleich Cäcilie ihren Bruder sehr liebte, so kannte sie doch seinen ausschweifenden Charakter zu gut, als daß sie Lust gehabt hätte, ihn bei seinen Verschwendungen zu unterstützen.

Morelli, der viel Eitelkeit besaß, fand es sehr wahrscheinlich, das Herz der Signora zu erobern. Um sich ihr nun in einem vortheilhaften Lichte darzustellen, nahm er sich vor, ihr das Geld zu ersetzen, was er einst aus ihrem Zimmer mitgenommen hatte. Er rechnete gewiß darauf, daß sie es nicht annehmen werde, wenn sie ja seine Hand ausschlüge, und hätte sie es angenommen, so wäre er wohl nicht zu gewissenhaft gewesen, sie mit falschen Wechseln zu bezahlen.

Gleich nach Ankunft der beiden Glücksritter in Rom ging Posanti zu seiner Schwester, in der Absicht, den Grafen bei ihr zu melden; da er aber ihre deutschen Freunde und den Marquis del Monte bei ihr fand, so verschob er

ſeinen Auftrag, bis er allein mit ihr war. Er erzählte ihr dann, daß ihr ehemaliger Muſikmeiſter, den er als Graf Morelli wieder gefunden habe, mit ihm gekommen, und wünſche, ihr ſeine alte Schuld abzutragen, vielleicht auch in der Hoffnung, ſie an ein altes Verſprechen zu erinnern. »Jetzt biſt du frei,« fügte er hinzu, »und ich rathe dir wenigſtens zu ſehen, ob dein jetziger Geſchmack noch mit deinem jugendlichen übereinſtimmt. Der junge leichtſinnige Menſch iſt zu einem hübſchen ſoliden Manne gereift, und dann iſt ein Graf doch auch nicht zu verachten.«

»Das habe ich auch gedacht,« verſetzte Cäcilie, »und habe mir deswegen den Graf von S** erwählt.« — Sie ſuchte ihm hierauf die guten Eigenſchaften des Grafen auseinander zu ſetzen, denn ſie wünſchte, daß er mit ihrer Wahl zufrieden ſein möchte, weil ſie unerachtet ſeiner ausſchweifenden Lebensart eine ziemlich gute Idee von ſeinem Scharfſinn hatte. — Der Ritter hörte dies ſehr ungern, weil er fürchtete, daß unter den Umſtänden für ſeinen Freund nicht viel zu machen ſein würde, doch drang er in ſeine Schweſter, den Grafen den folgenden Tag zu ſehen. Sie willigte ungern ein, denn ſie ſchämte ſich, einen Mann wieder zu erblicken, gegen den ſie ſich einſt ſo ſchwach bewieſen hatte, doch wollte ſie ihrem Bruder dieſe Gefälligkeit nicht abſchlagen, was aber das Geld betrifft, fügte ſie hinzu, mag er es immerhin behalten. Ungeachtet dieſer Erklärung wollte Morelli die Gelegenheit nicht vor-

BIBL. VIRVES LIPC.

über gehen laſſen, der Signora einen Beweis von ſeiner guten Denkart zu geben; ſondern überreichte ihr das Geld mit zierlichen Worten, und nahm ſich zugleich die Freiheit, ſie an das Verſprechen zu erinnern, welches ſie ihm in jenen glücklichen Zeiten gethan, da es nun in ihrer Macht ſtehe, es zu erfüllen.

»Ich gab mir ſeitdem viele Mühe,« verſetzte die Signora, »jene Auftritte ganz zu vergeſſen, ich bitte Sie daher, von dem Gelde ſo wohl als von der ganzen Sache nichts mehr zu erwähnen, und mich nie wieder an jene Begebenheiten zu erinnern.« Sie ſprach dieſe Worte mit ſo viel Nachdruck aus, daß ſie glaubte, der Graf würde ſie verſtehen. Morelli aber, der ſie nicht gern verſtehen wollte, dankte ihr auf das verbindlichſte, daß ſie ihm erlaubt habe, ſie zu beſuchen, und drang noch ferner in ſie, das Geld anzunehmen; ſie glaubte endlich, daß es mit der Bezahlung ernſtlich gemeint ſei, woran ſie bisher gezweifelt hatte, auch fing ſie nach und nach an ſich zu überzeugen, daß er wohl derjenige ſein könnte, für den er ſich ausgab. Sie wurde hierauf artiger gegen ihn, bat ihn aber nochmals, daß wenn ihm ihre Geſellſchaft lieb wäre, er nichts mehr von dem Gelde erwähnen möchte. — Er gehorchte mit anſcheinendem Widerwillen.

Ihr Bruder bat ſich und den Grafen bei ihr zu Tiſche, und da er es in ſeiner Gegenwart that, ſo konnte ſie es

nicht abſchlagen. Cäcilie entfernte ſich hierauf, ſich ankleiden zu laſſen. Als die beiden Freunde allein waren, berathſchlagten ſie, was weiter zu thun? — Morelli gab dem Ritter zu erkennen, daß er wenig Hoffnung habe, die Neigung ſeiner Schweſter wieder zu erlangen, und auf dieſen Fall werden Sie wiſſen, was Sie mir ſchuldig ſind, fügte er hinzu.

»Sie müſſen mein Schwager werden,« verſetzte Poſanti, »und ſollte ich Ihnen noch einmal behilflich ſein, meine Schweſter zu entführen.«

Es konnte nicht fehlen, daß Morelli bei dieſem Geſpräch nicht zuweilen an ſeine Frau hätte denken ſollen, allein er ſuchte den Gedanken an ſie ſo gleich wieder zu verbannen. Er ließ ſie vor einem halben Jahre mit wenigem Gelde in Venedig zurück, und glaubte, daß ſie dieſes viel eher zu ihrer Rückreiſe nach Deutſchland anwenden, als ihn in Italien aufſuchen würde. Man ſollte kaum glauben, daß er leichtſinnig genug war, ganz zu vergeſſen, daß er Rom zu ſeinem Geburtsort, und zum Aufenthalt ſeiner Verwandten gemacht hatte. Ihm, an große Verbrechen gewöhnt, ſchien es eine Kleinigkeit, zwei Frauen zu haben. Nur dann konnte er es für gefährlich halten, wenn er ſich im Fall geglaubt hätte, von der erſten überraſcht zu werden, doch ein ſolcher Zufall aber kam ihm gar nicht in den Sinn.

Die Neigung, die er ehedem für die Signora hegte, fühlte er zwar jetzt nicht mehr; — er war indeſſen zu Laſtern gereift, die keine ſanfte Leidenſchaft mehr bei ihm aufkommen ließen. — Doch der Beſitz der ſchönen blühenden Frau war ihm nichts weniger als gleichgiltig, am mehreſten reizte ihn aber ihr Vermögen, denn er hatte ſich bei den Reichthümern ſeiner erſten Frau ſo ſehr daran gewöhnt, alle ſeine Wünſche zu befriedigen, daß ihm kein Verbrechen zu groß ſchien, um ſich wieder in den Beſitz eines anſehnlichen Vermögens zu ſetzen. Ehedem war er ein guter Wirth geweſen, aber das Bedürfniß, was er jetzt empfand, ſein Gewiſſen zu betäuben, trieb ihn, ſich mit Gewalt in alle Zerſtreuungen zu ſtürzen.

Die angenehmen Ausſichten, die Morelli jetzt vorſchwebten, heiterten ihn auf; er war von ſo guter Laune, daß Cäcilie Geſchmack an ſeiner Geſellſchaft fand. Poſanti und Morelli bemerkten es mit vielem Vergnügen, und ſchöpften die Hoffnung, noch zu ihrem Zweck zu gelangen. Cäcilie vermehrte noch ihre Zuverſicht dadurch, daß ſie den Grafen auf den folgenden Abend zu einem Feſte einlud, was ſie ihren Freunden auf ihrer Villa geben wollte.

Am Abend dieſes Tages beſuchte Cäcilie in Geſellſchaft der Gräfin von B**, Johannens und ihrer drei Freunde, die Oper; Poſanti und Morelli waren auch dort, und letzterer ſah mit großem Schrecken den von den Todten er-

ſtandenen Eſſen und den Grafen von S**, in der Geſellſchaft ſeiner neuen Gebieterin. Der Ritter wollte ihn gleich zu ſeiner Schweſter führen; Morelli entſchuldigte ſich und fragte ihn nach den Namen der Herren, die ſich in ihrer Geſellſchaft befanden? Sein Freund nannte ſie ihm und entdeckte ihm auch zugleich, daß er an dem Grafen von S** einen gefährlichen Nebenbuhler habe. Dieſe Nachricht ſo wohl als die Gegenwart des Herrn von Eſſen, machten ihn ſehr beſtürzt, und doch war es noch nicht das Schlimmſte, was ihm heute begegnen ſollte.

Beim Herausgehen aus der Oper, als er ſich ſchon vom Ritter getrennt hatte, ergriff ihn eine verſchleierte Frauensperſon beim Arm und bat ihn in ſchlechtem Italieniſchen und mit verſtellter Stimme, ſie nach Hauſe zu führen. Er fragte, wo ſie wohne? und ſie nannte ihn einen Gaſthof, der nicht weit von dem ſeinigen entfernt war. Da er ſie vor die Thür geführt hatte, wollte er von ihr Abſchied nehmen, doch ſie nöthigte ihn mit ihr auf ihr Zimmer zu gehen; hier bat ſie ihn um ſeinen Schutz gegen einen Böſewicht, der ſie unglücklich gemacht habe. Da ihm die Dame ſchön zu ſein ſchien, ſo erwartete er ein angenehmes Abenteuer, und verſprach ihr, ſie zu ſchützen, wenn es in ſeinem Vermögen ſtände.

»Sie allein können mir Recht verſchaffen,« erwiederte ſie, »hören Sie meine Geſchichte: — Ich war ehedem die

Frau eines reichen Kaufmanns in Venedig, der mich zärtlich liebte, und ob er gleich viel älter war als ich, so führte ich doch eine glückliche Ehe mit ihm, bis ein junger Franzos in unser Haus kam. Dieser fand Mittel, mein Herz und meine Tugend zu besiegen; wir lebten mehrere Jahre in einem sträflichen Verhältnisse, bis mein Mann starb, nun gab ich ihm meine Hand, und mit ihr wurde er Herr meines Vermögens. Ich hoffte, ihn durch die Erfüllung seiner Wünsche glücklich zu machen, er wurde aber immer mürrischer. Ihn aufzuheitern, ging ich mit ihm auf Reisen; wir durchzogen mit großem Aufwande Frankreich und Italien, und mein Vermögen schmolz, ohne daß ich davon etwas ahnete. Vor einem halben Jahre brachte er mich hieher, und verließ mich unter dem Vorwande, seine Verwandten zu besuchen. Nach seiner Abreise entdeckte ich erst, daß ich um Alles gekommen war; nun erst vermuthete ich, daß dieser Treulose mich schändlich verlassen habe. — Ich reiste ihm nach, doch ohne ihn zu finden, und kam, meiner vergeblichen Nachforschungen müde, gestern wieder hier an; heute Abend besuchte ich die Oper, und entdeckte den Bösewicht." — — Hier hielt sie inne, um zu sehen, was die Erzählung bei Morelli bewirken würde, denn sie hatte schon bemerkt, daß seine Verlegenheit stieg, je weiter sie in ihrer Erzählung kam. Ungeachtet ihrer verstellten Stimme und der fremden Namen und Oerter, die sie in ihrer Geschichte untergeschoben hatte, erkannte Morelli, so gut wie der Leser, — in dieser Verschleierten seine Frau,

nur die Urſache ſah er nicht ein, warum ſie ſich ihm nicht gleich zu erkennen gab.

Als ſie mit Hilfe des wenigen aus ihrem Schmucke gelöſten Geldes, und von einem einzigen Mädchen begleitet, in Rom ankam, konnte ſie weder ihn noch ſeine Familie ausfragen. Noch immer ſuchte ſie ſich zu überreden, daß nicht Untreue, ſondern irgend ein Unglücksfall ihn von ihr entfernt hielte. An einem Abend bald nach ihrer Ankunft beſuchte ſie die Oper, wo ſie ihren Mann ſehr bald erblickte. Während dem Stück dachte ſie ſich die Rolle aus, die ſie ſpielen wollte, denn aus dem Eindruck, den ihre Erzählung auf ihn machte, glaubte ſie ſeine wahren Geſinnungen errathen zu können.

Dieſe Liſt gelang ihr nur zu gut, und ſie ſah deutlich, daß ihr Mann durch dieſe Ueberraſchung mehr erſchreckt als erfreut wurde; daß er mit Fleiß vermied, ſie zu erkennen, und daß er darauf dachte, Zeit zu gewinnen, ſie vielleicht auf's neue zu hintergehen. »Und dieſer Böſewicht biſt du!« ſagte ſie endlich, indem ſie ihren Schleier zurück ſchlug.

Ungeachtet Morelli ſchon ſeit einigen Minuten wußte, daß ſeine Frau vor ihm ſtand, ſo erſchreckte ihn doch ihr Anblick ſo ſehr, daß dieſer ausgelernte Böſewicht nicht gleich wußte, was er ſagen ſollte. Nachdem er ſich erholt hatte, verſicherte er, daß er über ihre Ankunft nur deswegen verwundert geweſen, weil er ihr verſchiedene Mal geſchrie-

ben, und zugleich von einem Plan Nachricht gegeben, den sie durch ihre Ankunft zerstören würde. Christiane war jetzt klug genug um einzusehen, daß sie von ihm betrogen war, sie hielt aber für besser, sich gegen ihn eben so zu verstellen, als er es gegen sie that; sie bat ihn um Verzeihung, daß sie ihn in so bösem Verdacht gehabt, und versprach heilig, daß sie seine Pläne in nichts stören wolle. »Im Fall du,« setzte sie mit bedeutendem Tone hinzu, »dich so gegen mich beträgst, wie ich es erwarten kann; so lange ich mich von deiner Liebe versichert halten kann, will ich mich in alles fügen.« — Wie wohl beide Theile wußten, was sie von einander zu halten hatten, so hielten sie es doch für rathsam, es nicht zu einer Erklärung kommen zu lassen.

Nachdem sie sich nun zum Schein gefreut hatten, sich gesund wieder zu sehen, so wünschte Christiane den Plan ihres Mannes zu wissen, und er erzählte ihr folgendes Mährchen: — »Als ich hier ankam, fand ich meine Verwandten sehr willig, dich unter sich aufzunehmen, und ob ich ihnen gleich entdecken mußte, daß wir beide unser Vermögen verloren haben, so fand ich doch die freundschaftlichste Aufnahme bei ihnen. Ich war schon im Begriff dich zur Reise hieher aufzufordern, als eine reiche Tante von uns ankam, die über meine Heirath ganz anders dachte, als meine übrigen Verwandten; diese liebe Person versicherte mich, daß auf den Fall, daß ich ihr meine Frau unter die Augen brächte, ich nie einen Heller von ihr erben würde.

— Bei ihrem hohen Alter und Kränklichkeit hielt ich es der Klugheit gemäß, ihren Tod abzuwarten, ehe ich dich hieher kommen ließ.“

Christiane stellte sich als glaubte sie ihm, meinte aber, daß sie ganz sicher wäre, hier von niemand erkannt zu werden.

„Nicht so sicher als du glaubst,“ versetzte Morelli; »unser Todfeind Essen ist hier, nebst dem Grafen von S**, sie sind an allen öffentlichen Orten, und wenn du dich irgendwo sehen läßt, so sind wir gleich verrathen.“

Christiane vermuthete, daß an den Erzählungen ihres Mannes doch wohl etwas wahr sein könnte, und versprach ihm daher, daß, — so lange er aufrichtig gegen sie wäre, — sie seinen Plänen nichts in den Weg legen wolle; »so bald du mich aber betrügst,“ setzte sie mit grimmigen Blicken hinzu, »handle ich als deine erklärte Feindin.“ Er suchte sie zu beruhigen und sie schieden, dem Scheine nach, als Freunde von einander.

Da Christiane ihr sehr listiges Mädchen abgerichtet hatte, den Bedienten ihres Mannes auszuforschen, so erfuhr sie noch an demselben Abend, welches Handwerk er in Genua getrieben, und daß er erst seit wenigen Tagen hier in Rom angelangt sei. — Durch die Schändlichkeit dieses Betrügers wurde sie so angegriffen, daß sie ohnmächtig vom

Stuhl fiel; ihr Mädchen hatte Mühe ſie wieder in's Leben zu bringen. Jetzt fühlte ſie tief, in welchen Abgrund ſie ſich durch ihre Laſter geſtürzt hatte. Sie befand ſich in einem fremden Lande, von aller Welt verlaſſen. Im Uebermaß ihres Schmerzes rief ſie: Ach Eſſen und Louiſe! das habe ich um euch verdient! —

Ihr ſauberer Gemahl ſchmiedete indeſſen neue Anſchläge, ſich aus dem Labyrinth zu ziehen, in das er ſich geſtürzt hatte. Er war nun mit drei Perſonen umgeben, die ſeinem Glück bei der Signora hinderlich ſein konnten; von ſeiner Frau fürchtete er am wenigſten; ſie war hier zu unbekannt, als daß ihr nicht ſelbſt daran liegen mußte, mit ihm gut zu ſtehen; er hielt es für unmöglich, daß ſie von ſeinem Handlungen mehr erfahren könne, als was er ihr ſelbſt ſagte; am Ende, dünkte ihn, würde es wohl das Beſte ſein, wenn er ſie aufheben und in ein Kloſter ſtecken ließe. — Auch Eſſen fürchtete er nicht ſo ſehr, als den Grafen von S**, denn Eſſen wußte ja nach ſeiner Meinung nicht, durch welche Verbrechen er in dem Beſitz des Vermögens ſeines Onkels gekommen war. Der Graf von S** ſchien ihm der gefährlichſte ſeiner Feinde zu ſein. Ein hübſcher Mann, der noch nicht dreißig Jahre hat, iſt immer ein gefährlicher Nebenbuhler. Nach langem Ueberlegen hielt er für's Beſte, dem Ritter dieſe beiden Leute verdächtig zu machen.

Als der Ritter am folgenden Morgen zu Morelli kam, fragte ihn dieſer über die Geſellſchaft, in der er ſeine Schweſter den Abend zuvor geſehen hatte: er ſchien ſich ſehr zu wundern, daß ſie mit dieſen Leuten umgehen möchte; »es ſind Betrüger,« fügte er hinzu, »ich habe ſo wohl den Grafen als den Herrn von Eſſen ſehr gut gekannt; beide hatten ein Duell mit einander, wobei der eine auf der Stelle blieb, und der andere an ſeinen Wunden ſtarb.« Dem Ritter war dieſe Nachricht ſehr willkommen; er nahm ſich nicht die Mühe, ſie weiter zu unterſuchen, und verſprach, ſie ſeiner Schweſter noch an dem nämlichen Tage mitzutheilen. Mit dieſem feſten Vorſatze fuhr er früher nach der Villa, wohin ſeine Schweſter vorangegangen war. Nur zu ſehr verdarb er ihr durch ſeine Nachricht die Freude für den ganzen Abend. Sie konnte zwar unmöglich glauben, daß dieſer junge Mann und ſein edler Freund Betrüger wären, da ſie aber von dem Duell auch ſchon etwas gehört hatte, ſo wußte ſie nicht recht, was ſie denken ſollte, und nahm ſich vor, der Gräfin die ganze Sache zu entdecken.

Morelli erſchien zwar auch bei dieſem Feſte, aber maskirt. Er überreichte der Signora ein galantes Sonnet, das er auf ſie gemacht hatte, ſie erkannte ihn, und drang in ihn, ſich zu entlarven. Morelli hielt für rathſamer es nicht zu thun, und verlor ſich unter dem großen Haufen, wo niemand als der Ritter ihn kannte.

So bald es der Signora möglich war, nahm sie die Gräfin von B** allein mit sich in eine abgelegene Allee des Gartens und erzählte ihr, was ihr Bruder ihr vom Grafen und Essen vertraut hatte. Die Signora wollte wissen, ob sie die Herren aus ihrem Vaterlande her kenne? die Gräfin verneinte es, doch versicherte sie, daß sie nicht die geringste Ursache habe zu zweifeln, daß sie wirklich diejenigen wären, für die sie sich ausgeben. Das vorgefallene Duell bekräftigte sie ebenfalls, nur den Ausgang erzählte sie ihr so wie Dasdorf ihn aus dem Munde des Grafen hatte. Einer Italienerin mußte es allerdings verdächtig sein, daß zwei Männer, die einst Todfeinde gewesen, jetzt so freundschaftlich mit einander leben sollten; hiezu kam noch, daß der Graf von S**, um seinem Freunde del Monte nicht im Wege zu stehen, gegen die Signora immer kälter wurde. Alles|dies zusammen genommen, machte, daß sie Zweifel in die Rechtschaffenheit der beiden Freunde setzte. »Mein Bruder,« sagte sie, »soll die Sache genauer untersuchen.«

Unglücklicherweise hörte der Graf von S**, der in einer Seitenallee ging, den letzten Theil dieses Gesprächs, und sah schon mit großem Zorn den Verleumder Posanti an, — denn dafür hielt er ihn, — als dieser sich ihm näherte, um den Auftrag seiner Schwester auszurichten. Es war natürlich, daß sie bald in Wortwechsel geriethen, der so heftig wurde, daß der Graf den Ritter herausforderte. Dieser nahm zum Schein die Ausforderung an, denn ob

er gleich wenig Muth hatte, ſo wußte er doch, daß es in Italien Mittel gibt, ſich einen Feind vom Halſe zu ſchaffen, ohne ſein eigenes Leben in Gefahr zu ſetzen. Da ſein Feind noch in dieſer Nacht von der Villa nach der Stadt reiſen mußte, ſo hielt er nichts für leichter, als ihn auf dieſem Wege aus der Welt ſchaffen zu laſſen; er redete deshalb mit ſeinem Bedienten, der ihm in ſolchen Fällen ſchon öfter gedient hatte, die Sache ab.

Als er ſeine Einrichtung getroffen, erzählte er Morelli was vorgefallen war. Morelli bat ihn dringend, den andern Betrüger, — ſo nannte er Eſſen, — zugleich mit aus der Welt zu ſchaffen, weil ein ſo ſchlechter Menſch doch nur eine Laſt der Erde ſei. Der Ritter aber, den Eſſen nicht beleidigt hatte, wollte ſich nicht gleich dazu entſchließen, auch würde er, wenn er nicht etwas betrunken geweſen, ſich gar nicht darauf eingelaſſen haben. Uebrigens konnte es faſt nicht anders ſein, als daß ſie beide zugleich angegriffen wurden, weil ſie allein in einem Wagen fuhren, Dasdorf und die Kinder fuhren mit den Damen.

Als ſie ſich einſetzen wollten, bemerkte Friedrich, daß ſie einen andern Kutſcher hatten, und da er ſich nach dem ihrigen erkundigte, ſo wurde ihm geſagt, der Kutſcher wäre ſo betrunken, daß er nicht auf den Beinen ſtehen könnte. Als er bei genauer Unterſuchung die Sache richtig fand, kam es ihm zwar nicht verdächtig vor, doch hielt er

für gut, seinen Herrn davon zu unterrichten. Dieser hatte sich seit dem Ueberfall bei Spoleto vorgenommen, nie mehr ohne geladene Pistolen zu sein, so lange er in Italien reiste; zum Glück dehnte Friedrich dieses auch auf die Spazirfahrten aus. — Durch die Erkundigungen nach dem Kutscher hatten sich unsere Freunde so verspätet, daß ihr Wagen lange nach den andern abfuhr, sie bemerkten also nicht, daß der Kutscher von dem rechten Wege abgekommen war; nur erst, als sie hinter einem verfallenem Kloster wegfuhren, das sie eigentlich hätten müssen linker Hand liegen lassen, sahen sie den Unterschied des Weges. Sie setzten den Kutscher darüber zur Rede; als sie noch mit ihm im heftigsten Streite waren, sprangen zwei Kerls hinter der Mauer hervor und kamen mit gespannten Pistolen auf sie zu. Der Kutscher hielt; Friedrich, der immer auf seiner Hut war, warf ihn unvermuthet vom Bock herunter, ergriff die Zügel, und wollte in dem Augenblick davon jagen, als die beiden Kerls den Wagen erreichten. Er hörte hinter sich zwei Schüsse fallen, und sah sich furchtsam um, weil er befürchtete, daß seine beiden Herrn erschossen wären. Gewiß würde es auch geschehen sein, wenn nicht Friedrich, indem er die Zügel ergriff, mit dem Wagen vorgerückt wäre, dadurch verfehlten die Banditen ihre Schlachtopfer, und unsere beiden Freunde gewannen Zeit, auch ihre Pistolen abzuschießen, wodurch einer dieser Kerls erlegt wurde. Als Friedrich sah, daß seine beiden Herren am Leben waren, jagte er so schnell davon, daß der lebende Ban-

dit, ungeachtet aller Mühe, die er sich gab, sie nicht mehr erreichen konnte. Auf dem Wege beschlossen sie sogleich zum Marquis del Monte zu fahren, und sich bei ihm Rath zu holen, wie sie sich bei dieser Sache zu verhalten hätten; denn daß es darauf abgesehen gewesen, sie in die Falle zu locken, blieb ihnen nicht mehr zweifelhaft.

Sie fanden del Monte noch wach, und in einiger Unruhe; als sie zu ihm kamen, empfing er sie mit unbeschreiblicher Freude, hörte ihre Erzählung sehr aufmerksam an, und da sie geendigt hatten, fragte er, ob sie sich bewußt wären, Feinde in Rom zu haben. Essen versicherte, daß er niemand Gelegenheit gegeben habe, Rache an ihm zu nehmen; »und doch," sagte der Graf, »haben wir Feinde hier." Er erzählte ihnen hierauf, was er von dem Gespräch der Signora gehört hatte, und seine Erklärung, die er darüber mit dem Ritter gehabt. — »Wahrscheinlich ist dann der Ritter der Stifter dieses Ueberfalls, und da Sie einen dieser Banditen getödtet haben, so werden diese verworfenen Menschen sich alle Mühe geben, ihren Kameraden zu rächen. Sie berathschlagten noch lange, was zu thun wäre; del Monte rieth dem Grafen sehr dringend, daß er das Duell mit dem Ritter aufgeben solle. Als sich der Graf dazu nicht entschließen wollte, bestand er darauf, daß er wenigstens in starker Begleitung hingehen sollte, weil er gewiß versichert sein könne, daß der Ritter, wenn er sich stelle, einen Hinterhalt haben werde.

Nachdem sie die Sache ausgemacht hatten, sagte ihnen der Marquis, daß in dem Zimmer gleich neben dem seinigen Personen wohnen müßten, denen sie bekannt wären, und sogar müßten es Landsleute von ihnen sein, sie sprächen deutsch, auch habe er ihre Namen oft und mit Heftigkeit aussprechen hören; eine Stimme schien eine weibliche, die andere eine männliche zu sein; am Ende hätte die männliche ganz deutlich und auf Italienisch ausgerufen: S** und Essen müssen sterben, oder sind hoffentlich schon todt! »Hieraus können Sie sich die Freude erklären, die ich empfand, als Sie lebendig hereintraten.« — Del Monte's Erzählung machte unsere zwei Freunde sehr aufmerksam, und beide beschlossen bei dem Marquis zu bleiben, bis es Tag geworden. Sie wollten alsdann geradezu in das benachtbarte Zimmer gehen, denn sie hielten für's Beste, ihren Feind so bald als möglich unter die Augen zu treten. Sie schickten indessen Friedrich an Dasdorf, den sie über ihre Abwesenheit beruhigen wollten.

Das Gespräch, was del Monte mit angehört hatte, ohne es zu verstehen, war zwischen Morelli und seiner Frau. Als er von der Villa zurück kam, fiel ihm ein, daß er seine Frau den ganzen Tag nicht besucht hatte; er beschloß daher, noch diesen Abend zu ihr zu gehen, am meisten in der Absicht, zu verhindern, daß sie sich nicht auf's neue Mühe geben möchte, ihn auszukundschaften. Er war etwas betrunken, wurde dadurch sehr offen, und erzählte

ihr, ohne zu überlegen, daß der Graf S** seinen Freund, einen gewissen Ritter Posanti, beleidigt, und daß dieser eben jetzt ihn und Essen aus der Welt schaffen ließe. — Christiane schauderte bei dieser Erzählung, und sagte mit Heftigkeit zu ihrem Manne, wenn ihn auch der Graf beleidigte, was that ihm denn Essen? »Ihm nichts,« versetzte Morelli, »aber mir desto mehr.« »Also du bist es, der ihn mordet!« rief Christiane mit Abscheu. — Morelli schwieg und sie fuhr fort: — »daß wir ihn für todt ausgaben, und ein Vermögen an uns bringen wollten, das ihm nicht geradezu gehörte, war vielleicht nicht Recht, doch schadete es ihm nicht, da er sich ohnehin nicht wieder hat sehen lassen. Ganz etwas anders ist, es ihn gewaltsam zu morden, um hier mit mehrerer Sicherheit leben zu können; eine solche That ist abscheulich!«

Morelli schied mit den Worten von ihr, die der Marquis gehört hatte. Christiane brachte die Nacht in einer traurigen Lage hin. Sie hatte zwar selbst manche schlechte Handlung mit ihm begangen, manche Verleumdung und Betrügerei mit ihm ausgesonnen, allein diese Kleinigkeiten wußte sie doch immer noch bei sich zu entschuldigen. Aber der Gedanke, jemanden geradezu das Leben zu rauben, der ihr nicht einmal mehr schaden konnte, war ihr fürchterlich! Sie war der Meinung, wenn sie auch von Essen entdeckt würden, daß er doch kein Recht hätte, Forderungen an sie zu machen; Rosenberg hatte sein Vermögen nicht ihm, son-

dern ihr vererbt, und Essen konnte nicht wissen, daß sie und Morelli ihn für todt ausgaben. Sie hatte zwar Essen lange gehasset, aber jetzt schien ihre erste Neigung für ihn wieder aufzuwachen, nachdem sie deutlich sah, daß ihr Mann sie so wenig liebte, und daß er vielleicht nur auf eine günstige Gelegenheit warte, sich auch ihrer Person zu entledigen. Sie würde gern in dem Augenblick alles mögliche gethan haben, Essen zu retten! sie durchwachte die ganze Nacht in unbeschreiblicher Angst über sein Schicksal, vielleicht aber auch noch mehr über das, was ihr selbst bevorstand. Sie beschloß Rom so geschwind als möglich zu verlassen, da sie ihrem Manne nur im Wege war. Hiezu kam noch, daß sie sich mit wenigem Gelde weit von ihrem Vaterlande entfernt befand, und auch dort hatte sie nichts mehr zu hoffen. Obgleich ihre Mutter noch am Leben war, so standen sie doch seit ihrer zweiten Heirath, die von der Mutter gemißbilligt wurde, nicht auf dem besten Fuße; sie wußte also nicht, ob sie jetzt, — nach dieser großen Veränderung ihres Schicksals, die durch diese Heirath veranlaßt wurde, — noch günstig von ihr aufgenommen werden würde. — Sie selbst hatte nie Kinder gehabt, sonst würde sie gewußt haben, was eine Mutter für ihre Kinder fühlt, und es wäre ihr gewiß nicht fremd gewesen, daß das mütterliche Herz allezeit zum Vergeben bereit ist.

Alle diese Betrachtungen griffen Christianen so sehr an, daß sie in ein Fieber verfiel, und in dem Zustande san-

den ſie die drei Herren, als ſie, ihrem Vorſatz zu Folge, des Morgens in ihr Zimmer drangen.

Chriſtianens Mädchen wollte ſie nicht hinein laſſen, und verſicherte, daß niemand als eine kranke Dame im Zimmer wäre; doch man hielt dies für einen leeren Vorwand und brauchte Gewalt. Chriſtiane ſah die drei Herren herein dringen, glaubte in der Fieberhitze, daß es Mörder wären, die ihr Mann an ſie abgeſchickt hätte, und verbarg ſich laut aufſchreiend tief in ihrem Bett. Da nun wirklich niemand als dieſe kranke Frau im Zimmer war, ſo fragten die Herren Chriſtianens Mädchen, wer dieſe Nacht bei der Dame geweſen ſei? — »Niemand als der Graf,« verſetzte das Mädchen. — »Wer iſt dieſer Graf?« fragte Eſſen. »Graf Morelli,« ſagte das Mädchen in der Beſtürzung. »Und dieſe Dame iſt vielleicht ſeine Frau?« fragte er weiter.

Das Mädchen hatte ſich indeſſen von ihrem Schrecken etwas erholt, und es fiel ihr ein, daß der Graf ſeiner Frau verboten, ſich zu erkennen zu geben, ſie gab alſo vor, es ſei nur eine Freundin des Grafen.

Graf S** ſagte dem Mädchen, daß ſie ihre Dame nothwendig ſprechen müßten; das Mädchen ſetzte ſich ſtandhaft dawider, und beſchrieb den Fieberanfall ſo lebhaft, daß ſie glaubten, es würde vor der Hand nichts aus ihr zu bringen ſein. Sie berathſchlagten ſich unter

einander und beſchloſſen endlich, daß del Monte zu Hauſe bleiben, und durch ſeinen Bedienten das Zimmer bewachen laſſen ſollte. Eſſen ſagte, dieſes Fieber kann nicht ewig dauern; und, da ich nun weiß, daß es Morelli war, der mein Todesurtheil ſprach, ſo muß ich nothwendig mehr von dieſer Sache erfahren. Mit dieſen Worten verließen ſie das Zimmer, und nahmen bald darauf vom Marquis Abſchied.

Als Chriſtiane hörte, daß ſie ſich entfernten, ſo ſtreckte ſie mit großer Schüchternheit den Kopf unter ihrer Decke hervor. Zuerſt verſteckte ſie ſich darunter aus Furcht vor Mördern, nachher wollte ſie es aber nicht wagen, ſich vor Eſſen ſehen zu laſſen, den ſie an der Stimme erkannte. Ob ſie gleich ſehr erfreut war, ihn noch am Leben zu wiſſen, ſo hatte ſie doch nicht Muth genug, ihm unter die Augen zu kommen.

Nachdem ſie von ihrem Mädchen gehört, daß einer der Herren ein Italiener, und daß ihm die Wache ihres Zimmers aufgetragen wäre, ſo entſchloß ſie ſich mit ihm zu ſprechen, und durch ihn den Grafen und den Herrn von Eſſen warnen zu laſſen. Dem zu Folge ließ ſie ihn erſuchen zu ihr zu kommen. Als er herein trat, empfing ſie ihn mit folgenden Worten: »Die Art, mit der Sie ſich Ihrer beiden Freunde annehmen, läßt mich hoffen, daß Sie ein großmüthiges Herz haben, und im Vertrauen auf die-

ſes will ich Ihnen entdecken, was ich von dem Verhaben des Grafen weiß. Nur müſſen Sie mir zuvor verſprechen, ihren Freunden nicht zu ſagen, wer ich bin.“ Der Marquis verſprach es ihr feierlich. Sie erzählte ihm hierauf ihre ganze Geſchichte (doch ſo, daß ſie dabei in keinem ungünſtigen Lichte erſchien), ihre vormaligen Verhältniſſe mit Eſſen, und Poſanti's und Morelli's Mordbeſchlüſſe. Sie nahm den Marquis für ſich ein, er bedauerte ihr Unglück, und verſprach, ſeine Freunde abzuhalten, daß ſie nicht wieder zu ihr kämen.

Da er vermuthete, daß dieſer Graf Morelli der Urheber der Verleumdung gegen Eſſen und S** ſein müſſe, ſo entdeckte er dies Chriſtianen; ſie beſtätigte ihn in der Vermuthung. Er entſchloß ſich ſogleich zu ſeinen Freunden zu gehen, um ihnen dieſe Entdeckung mitzutheilen; nahm ſich aber vor, es geheim zu halten, wer die kranke Frau eigentlich ſei. Auf Chriſtianens Bitte lies er zu ihrem Schutz einen ſeiner treueſten Leute zurück.

Er fand ſeine drei Freunde ſchon bei der Gräfin B**, ſie erzählten ihm, daß, da ſie den Ritter Poſanti vergebens erwartet hätten, es ihnen noch wahrſcheinlicher geworden ſei, daß er der Urheber des Ueberfalls geweſen. Sie hätten ſich nun vorgenommen, ſich nicht weiter um ihn zu bekümmern, ſondern blos auf ihrer Hut zu ſein.

Durch die Nachricht des Marquis wurde ihre Vermuthung zur Gewißheit, und die Gräfin B** beſchloß, ihrer Freundin Cäcilie das Verſtändniß zu öffnen.

Man war neugierig zu wiſſen, womit der ſanfte Eſſen dieſen Morelli ſo tödtlich beleidigt haben könne? Er erzählte ihnen den Theil ſeiner Geſchichte, der fähig war, dieſen Böſewicht zu charakteriſiren. Hierdurch lernte auch del Monte deſſen Frau näher kennen, blieb aber doch ſeinem Verſprechen treu und verrieth ſie nicht, ſondern nahm ſich vor, ſie genauer zu beobachten.

Als Morelli ſeinen Rauſch ausgeſchlafen, war er ſehr verdrießlich, daß er ſeiner Frau einen Theil ſeiner Geheimniſſe entdeckt hatte; noch mehr aber, daß ſie es gewagt hatte, ihm zu widerſprechen; hier fuhr ihm plötzlich der Gedanke durch die Seele, Chriſtianen ihrem Roſenberg nachzuſchicken; ganz reif wurde er aber jetzt noch nicht, weil er durch den Beſuch des Ritters geſtört wurde. Der Ritter klagte, daß der Ueberfall nicht gelungen, und hielt für rathſam, daß er nun eilen müſſe, ſich ſeiner Schweſter mit Gewalt zu bemächtigen. — Dieſen Abend wird ſie von ihrer Villa wieder nach der Stadt kommen, fügte er hinzu, und auf dieſem Wege iſt die Sache am beſten zu machen. Ich hole ſie ab und da wiſſen Sie ſchon, daß Sie auf keinen Widerſtand zu rechnen haben, wir bringen ſie auf einige Zeit nach ***, dort laſſen Sie ſich mit ihr trauen und kommen dann als das zärtlichſte Paar zurück.

Der Vorschlag gefiel Morelli wohl; sie redeten die Sache weiter ab, und Morelli beschloß den Tag über seine Vorkehrungen zu treffen. Da er noch Beistand brauchte, so entdeckte er sich einem Bedienten, auf dessen Treue er glaubte, ganz rechnen zu können; er hatte sie schon oft erprobt und konnte nicht vermuthen, daß die Liebe zu Christianens Mädchen diese Treue erschüttert hatte.

Der Bediente machte ihm den Einwurf, daß er ja schon verheirathet wäre, allein er erwiederte, daß diese Ehe hier nicht für giltig angesehen würde, weil sie nach den Regeln der protestantischen Kirche getraut wären. Der Bediente lies sich damit begnügen, als er aber zu seiner Geliebten kam, ermangelte er nicht, sich sein Geheimniß abfragen und abküssen zu lassen; das Mädchen hinterbrachte es schnell ihrer Herrschaft, und diese lies sogleich den Marquis zu sich rufen und eilte es ihm zu entdecken. — Sie wußte zwar nicht, wie nahe er bei dieser Sache interessirt war, doch bemerkte sie den heftigen Eindruck, den die Nachricht auf ihn machte. Verschiedene Empfindungen stritten in seiner Seele, Freude und Angst wechselten bei ihm, er freute sich, daß der Zufall ihm Gelegenheit gab, sich um die Signora verdient zu machen, und doch fürchtete er auch, daß sein Plan mißlingen, und der von seinen Feinden glücken könnte. Er verlies Christianen in großer Bewegung, um seine Anstalten auf die Nacht zu treffen.

Gegen Abend beſuchte Morelli ſeine Frau noch einmal; da er ſah, daß ſie krank war, ſann er einen Augenblick nach und verlies ſie. Er gab vor, daß er ihr eine beruhigende Arznei verſchaffen wolle; »einen Doktor,« fügte er hinzu, „darf ich dir nicht ſchicken, damit wir nicht verrathen werden, denn unſere Feinde leben noch, und da es ſo gekommen iſt, ſo ſchätze ich es für ein Glück, den Tod dieſer Menſchen nicht auf meiner Seele zu haben, — ſetzte der Heuchler hinzu, — der Wein hatte geſtern meine Sinne umnebelt, und nur in dieſem Zuſtande wäre ich fähig geweſen, ein ſolches Verbrechen zu begehen.“

Wenn Chriſtiane nicht ſchon durch Morelli's Bedienten das Geheimniß der künftigen Nacht gewußt hätte, ſo würde ſie ihm geglaubt haben, doch jetzt ſtellte ſie ſich nur ſo. Morelli verließ ſie hierauf, kam aber eilig zurück mit einer Arzenei, die er ihr ſehr empfahl. Seine zu große Sorgfalt für ihre Geſundheit war ihr verdächtig, da ſie wußte, wie treulos er an ihr handeln wollte. Als er ihr die Tropfen mit Waſſer vermiſcht reichte, ſtellte ſie das Glas neben ſich und verſprach, ſie bald zu nehmen; er empfahl ihrem Mädchen noch beim Weggehen die Arzenei, und nahm mit vieler Zärtlichkeit von Chriſtianen Abſchied. Er hatte es beinahe ſo weit gebracht, daß ſie glaubte, von ihrem Mädchen betrogen zu ſein, welche aber durch ihr dringendes Bitten doch bewirkte, daß Chriſtiane Bedenken

trug, die rzenei eher zu nehmen, bis ſie das Ende der nächtlichen Unternehmung wüßte.

Krank und unter traurigen Betrachtungen durchwachte ſie einen Theil der Nacht, und da ſie endlich einſchlief, träumte ihr, daß ſie ſich bei ihrem erſten Mann befände, welcher ihr über ihr Betragen die bitterſten Vorwürfe machte, von denen ſie bis zu Thränen gerührt wurde. Morelli trat mit einem Becher Wein in der Hand zu ihr, und reichte ihr ſolchen mit den Worten: —— „dieſer Trank wird deinen Gram verſcheuchen," ſie wollte trinken, doch Roſenberg hielt ihren Arm zurück, und ſagte, trink nicht, er bringt dir Gift. Morelli fand ſich dadurch beleidigt, und zuckte den Dolch gegen Roſenberg; dieſer rief um Hilfe, und es entſtand ein Lärm im Hauſe, der Chriſtianen erweckte.

Da ſie ſchon erwacht war, glaubte ſie noch immer zu träumen, denn ſie hörte den Lärm vor der Thür ihres Zimmers; bald darauf öffnete ſich die Thür und man brachte Morelli verwundet herein. Da Chriſtiane vermuthen konnte, daß ſein Zuſtand eine Folge der Entdeckung wäre, die ſie dem Marquis gemacht hatte, ſo war ſie in großer Angſt, daß er ihren Antheil an dieſer Begebenheit erfahren möchte, doch da ſie keine Vorwürfe von ihm hörte, ſo beruhigte ſie ſich über dieſen Punkt.

Morelli hatte, nachdem er Chriſtianen verlaſſen, ſich auf den Weg nach der Villa begeben; die Signora kam bald in Begleitung ihres Bruders und nur eines Bedienten. Der Graf ſprengte aus ſeinem Hinterhalte auf ſie zu, und einer ſeiner Leute bemächtigte ſich des Kutſchers, ein anderer nahm es mit dem Bedienten auf, der ſich aber zur Wehre ſetzte. Der Ritter wehrte ſich nur zum Schein, und die Signora ſchrie um Hilfe. Wäre nicht der wachſame del Monte in der Nähe geweſen, ſo hätte ſie lange vergebens ſchreien können. — Er hatte ſich mit einer hinlänglichen Mannſchaft hinter dem alten Gemäuer, das wir ſchon kennen, verborgen, eilte auf das Geſchrei der Signora ſchnell herbei und befreite ſeine Geliebte. Ueber Morelli's Banditen Herr zu werden, war ſeinen Leuten ein leichtes; aber er ſelbſt wehrte ſich tapfer; es würde dem Marquis gewiß ſchwer gefallen ſein, ihn zu überwinden, wenn er nicht ausgeglitten und in ſeinen eigenen Degen gefallen wäre. Seine Wunde war zwar nicht gefährlich, doch verhinderte ſie ihn, ſich länger zu vertheidigen, auch wurde er durch den Fall am Kopf etwas beſchädigt, und auf einige Zeit bewuſtlos. Del Monte befahl ſeinem Bedienten, ihn auf ſein Zimmer in Sicherheit zu bringen, und aus Mißverſtändniß brachte man ihn in das Zimmer ſeiner Gattin.

Der Marquis ſetzte ſich zu Cäcilien und ihrem Bruder in den Wagen; ſie war voll Dankbarkeit gegen ihn, und

auch der Bruder glaubte nicht nöthig zu haben, die Maske abzunehmen, und dankte dem Befreier beinahe eben so lebhaft als seine Schwester. Da der Marquis den Ritter nicht beschämen, und die Dame nicht ängstigen wollte, so schwieg er, behielt sich aber vor, in geheim mit ihm zu sprechen.

Sobald sich die Signora etwas erholt hatte, war sie begierig zu wissen, wer ihr Entführer gewesen sein möchte? Die Vermuthung ihres Bruders fiel auf den Grafen von S**, doch der Marquis versicherte, daß dieser rechtschaffene Mann einer solchen That nicht fähig sei, und entdeckte ihr, daß Morelli der Entführer wäre; — Posanti fürchtete, daß der Marquis auch seinen Antheil an der Sache wissen möchte, und schwieg, um nichts weiter zur Sprache zu bringen. Der Marquis versprach der Signora, sich näher zu erkundigen, und ihr den folgenden Tag Nachricht zu bringen. Sie bat ihn dringend, sie bald wieder zu besuchen. So schied er von ihr, als er sie sicher nach Hause gebracht hatte.

Morelli war über dieses fehlgeschlagene Unternehmen in der äußersten Wuth, und wollte seine Wunden nicht verbinden lassen. Kaum konnte der herbei gerufene Wundarzt, und seine Frau, die sich vor ihm fürchtete, durch vieles Zureden es dahin bringen, daß er es endlich geschehen ließ; doch hörte er nicht auf, sein Schicksal zu verwünschen, und stieß die schrecklichsten Flüche aus!

Der Wundarzt, der unglücklicher Weiſe einer von denen war, die gern in die Arzeneikunſt pfuſchen, glaubte, daß ein beruhigendes Pulver für dieſen unbändigen Patienten nicht undienlich ſein möchte; er fand das Glas Waſſer noch auf den Tiſch, das Morelli ſeiner Frau bereitet hatte; er gab es dem Grafen zum Nachtrinken; man legte ihn hierauf auf Chriſtianens Bett, die aufgeſtanden war, ihrem Manne beizuſtehen. — Nachdem er ſich ein wenig beruhigt hatte, erwachte in ihm der Gedanke von der Arzenei, die er ſeiner Frau den Abend vorher brachte; er erkundigte ſich, wie ſie ihr bekommen ſei? — »Dort ſteht ſie noch,« antwortete ſie, »ich habe ſie nicht genommen.« Sobald ſie nach dem Glaſe ſah und es leer fand, vermuthete ſie, was geſchehen war, und ſagte: »Du haſt ſie ſelbſt genommen.« Kaum hatte er dies gehört, ſo ſchrie er laut auf: »Ich bin vergiftet!« Der Chirurgus glaubte, daß der Kranke ſeine Arzenei in Verdacht zöge, es entſtand daher zwiſchen ihm und dem Grafen ein Streit, der ziemlich luſtig geweſen ſein würde, hätte er nicht eine ſo ſchreckliche Veranlaſſung gehabt. Das lebhafte Geſpräch hinderte, daß Morelli kein Gegengift bekam, was man ihm ohne dieſes Mißverſtändniß gewiß bei Zeiten gegeben hätte. Chriſtiane verhielt ſich bei dieſer Sache ganz leidend, ſie war über ihres Mannes Bosheit zu ſehr beſtürzt, als daß ſie noch einiger Ueberlegung fähig geweſen wäre.

Endlich kam der Marquis dazu, und brachte; einige Gerichtsperſonen mit, die ſeine Freunde waren; ſie hatten

den Auftrag, den Grafen zu verhören. — Morelli ſchrie noch immer, er wäre vergiftet, und der Wundarzt behauptete, er habe eine heilſame Arzenei bekommen. Da del Monte ſich aus dieſem Geſchrei nicht finden konnte, wendete er ſich an Chriſtianen, und wünſchte Aufklärung von ihr zu erhalten.

Sie ſagte ihm, daß der Kranke nicht die Arzenei, die er bekommen, für Gift hielte, ſondern daß er glaubte, durch ein Glas Waſſer vergiftet zu ſein; es würde daher immer gut ſein, ihm Gegengift zu geben, und dadurch ſeiner Einbildung Genüge zu thun. — Sie wollte ihn ſchonen, allein da er ſchon die tödlichen Wirkungen des Giftes in ſeinem Inneren ſpürte, ſchrie er wüthend: „Ich habe das Gift bekommen, das ich dir bereitete! Du ſuchteſt mich hier auf, um ein Glück zu untergraben, das mir entgegen kam, dadurch wurde unſer beider Glück zernichtet; ich beſtimmte dich zum Tode, damit du meine Ausſichten nicht mehr hindern ſollteſt. Leider hat es das Schickſal anders gewollt, und Roſenberg wird jetzt an mir gerochen; denn wiſſe, auch ihn habe ich vergiftet, um ſeine Reichthümer zu beſitzen, und einen Rang zu behaupten, den ich angenommen hatte.

Chriſtiane, die ohnehin ſehr ſchwach war, wurde während dem Bekenntniß dieſes Böſewichts ohnmächtig aus dem Zimmer getragen. Morelli ſtarb unter heftigen Schmer-

zen, indem er oft ausrief: O Rosenberg! wie bitter wirst du gerochen! So mußte dieser Bösewicht sich selbst die Strafe für seine Schandthaten bereiten. Seit der Zeit, daß er die Schatoulle des alten Signor Gonsalvo raubte, war sein Leben ein Gewebe von Betrügereien und Lastern gewesen. Die Eitelkeit, mehr zu scheinen als er war, hatte ihn zu dem ersten Schritte verleitet, und darauf zog ein schlechter Streich immer einen schlechteren nach sich, bis endlich die Vorsehung durch seine eigene Hand diesem schändlichen Leben ein Ende machte.

Del Monte schauderte vor dem Anblick des Bösewichts; er verließ das Zimmer so bald er konnte, und überließ dem Wundarzt und den Gerichtspersonen die Besorgung der Leiche; er eilte zu Christianen, mit der er inniges Mitleiden fühlte, ob ihm gleich ihr Charakter, nach Essen's Erzählung, nicht von der besten Seite bekannt war. Er fand diese unglückliche Frau in einem Zustande, der dem Wahnsinn nahe war; seitdem man sie aus ihrer Ohnmacht zu sich selbst gebracht hatte, klagte und jammerte sie laut; sie machte sich Vorwürfe, so wohl über die Verbrechen ihres Mannes, als über ihre eigenen Fehler. Der Marquis wollte sie beruhigen, allein vergebens! auch verstand er nicht, was sie eigentlich sagte, da sie in ihrer Muttersprache redete. Er sah nur zu deutlich, daß er nichts bei ihr ausrichten konnte; er überließ sie der Aufsicht ihres Mädchens, und begab sich hinweg. Christianens Körper

unterlag endlich den ſtarken Gefühlen ihres Geiſtes, und ſie verfiel in eine gänzliche Ermattung. Der Marquis ging indeſſen zu der Signora. Er nahm ſich vor, erſt mit dem Bruder ſeiner Geliebten zu ſprechen, und hoffte den Furchtſamen, durch die Drohung, daß er ſeiner Schweſter alles entdecken werde, auf ſeine Seite zu bringen.

Dem zu Folge erzählte er dem Ritter alles, was mit Morelli vorgefallen, und gab ihm deutlich zu verſtehen, daß ihm der Antheil bekannt ſei, den der Ritter ſelbſt an dieſem Komplot hätte; er begleitete dieſe Erzählung mit einigen verſteckten Drohungen. Da nun Graf Morelli die Schulden des Ritters mit in's Grab genommen hatte, ſo war es ihm ziemlich einerlei, wem ſeine Schweſter zu Theil wurde; und er verſprach, ihm bei Cäcilien eifrig das Wort zu reden.

Als del Monte zu der Signora kam, dankte ſie ihm auf das verbindlichſte für den großen Dienſt, den er ihr in der vorigen Nacht geleiſtet hatte; er erwiederte, daß er bereit wäre, ihr ſein Leben aufzuopfern. Sie erfuhr durch ihn das tragiſche Ende Morelli's und den traurigen Zuſtand, worin er die Frau verlaſſen hatte. Die Signora wurde vom Mitleid gegen die letztere durchdrungen, denn ſie ſah ſich mit als die Urſache von der Treuloſigkeit dieſes Böſewichts an; ſollte die unglückliche Frau noch länger in dieſem Zuſtande bleiben, fügte ſie hinzu, ſo will ich dafür

ſorgen, daß ſie in einem Hoſpital von barmherzigen Schweſtern verpflegt werde.

Nachdem der Marquis die Signora verlaſſen, kam die Gräfin B** zu ihr und eilte ihr zu erzählen: daß ihre deutſchen Freunde ſie in einigen Tagen verlaſſen würden. — Ob nun gleich die Signora ziemlich viel Neigung für den Grafen von S** gehabt hatte, ſo war es ihr doch lieb, ihn nicht viel mehr zu ſehen, auch ſchämte ſie ſich, daß ein Böſewicht, wie Morelli, ihr den edlen Grafen hatte verdächtig machen können. Hauptſächlich aber nahm ſie ihm ſeinen Kaltſinn übel, der im Gegenſatz mit dem Feuer des Marquis ihr noch auffallender war.

Sie erzählte der Gräfin die Begebenheit der vorigen Nacht und die ſchrecklichen Folgen derſelben. Durch ſie erfuhr endlich auch Eſſen, daß ſeine Tante in Rom war, und in welchem Zuſtande ſie ſich befand. Das Mitleiden trat jetzt bei ihm an die Stelle aller anderen Empfindungen; er eilte zu dem Marquis, um das Nähere von dieſer Geſchichte zu hören; da er aber nicht wußte, daß der Marquis ſein Zimmer Chriſtianen überlaſſen hatte, ſo kam er zu ihr, ſtatt zu dem Marquis zu kommen.

Die unglückliche Frau erwachte eben aus einem Schlaf, in den ſie aus Ermattung verfallen war. Der Anblick von Eſſen, als der erſte Gegenſtand, der ihr vor die Augen kam, eben als ſie ſolche eröffnete, hatte eine üble Wirkung

auf ihren ohnehin angegriffenen Geiſt. Sie ſchrie laut und verzweiflungsvoll, verbarg ihr Geſicht mit den Händen und rief: »Du kommſt, um das Leben deines Onkels von mir zu fordern! gehe dorthin in jenes Zimmer, da liegt er, der ihn mordete, ich habe nur ſeine Ehre gemordet, aber nicht ſein Leben! — Siehe meine Hände," ſagte ſie nach einer Pauſe, — »ſind ſie nicht rein vom Blut?" — dann ſagte ſie wieder: — »auch deine Louiſe habe ich nicht erwürgt, ich habe ſie nur langſam getödtet, ihr Glück habe ich nur untergraben. — Nein, Menſchenblut habe ich nie vergoſſen," ſchrie ſie dann wieder laut auf, »und man konnte ſie mit nichts beruhigen."

Eſſen ſagte mit der ſanfteſten Stimme, »er ſei nicht gekommen, ihr Vorwürfe zu machen, ſondern ihr ſeine Dienſte anzubieten;" ſie antwortete: »Ich kann dir nicht trauen, du mußt mich haſſen, und thuſt es auch, — nachdem jener ſchändliche Graf mich betrog, traue ich keinem Menſchen mehr, am wenigſten aber dir, den ich ſo ſchwer beleidigte." — Dann fing ſie wieder an zu toben, ſo daß Eſſen nicht vermögend war, ein vernünftiges Wort mit ihr zu reden.

Er rieth, daß man einen geſchickten Arzt herbei rufen möchte; das Mädchen ſagte ihm, daß der Marquis ſchon dafür geſorgt habe. Der Arzt kam auch, als Eſſen noch im Zimmer war, und nachdem er von dem Zuſtand der

Patientin genaue Nachricht eingezogen, ſagte er, die Ruhe wäre ihr hauptſächlich nöthig, denn jede heftige Gemüthsbewegung könnte ſie um ihren Verſtand bringen.

Nach einigen Tagen wurde aus ihrer Krankheit ein hitziges Fieber. Die Signora ſorgte dafür, daß ſie in einem Hoſpital aufgenommen wurde, wo ſie recht gute Wartung hatte. Dasdorf und der Graf von S**, die nach Neapel gingen, reiſten indeſſen ab, Eſſen blieb aber noch zurück, und lebte der Hoffnung, daß er ſeiner Tante nützlich ſein könnte. Da ſie wieder einige ruhige Tage gehabt hatte, ſo machte er auf's neue den Verſuch zu ihr zu gehen; doch hatte ſein Anblick wieder die nämliche Wirkung auf ſie, als das erſte Mal; und der Marquis del Monte war, nebſt dem Arzt, der einzige Mann, der ſich ihr nähern durfte. Da Eſſen ſah, daß ſein längerer Aufenthalt hier von keinem Nutzen mehr ſein würde, und auch zu der Geneſung ſeiner Tante wenig Hoffnung war, ſo entſchloß er ſich abzureiſen, ehe die üble Jahreszeit eintrete. Es war auch wirklich Zeit, daß er darauf dachte, für ſeine Söhne eine ruhigere Lebensart zu erwählen, und ſie an beſtimmte Beſchäftigungen zu gewöhnen. Er machte ſeinen Entſchluß der Gräfin und Johannen bekannt; ſie ſahen die Nothwendigkeit davon wohl ein, doch fiel es ihnen ſchwer, ſich von Eſſen und den Kindern zu trennen. Die Gräfin verſprach, daß ſie und Johanne, Eſſen und die Kleinen in einigen Jahren zu Lauſanne beſuchen wolten. Auch dem Marquis und der

Signora Gonsalva that der Abschied sehr leid, doch würden sie ihn noch mehr gefühlt haben, wären sie nicht mit ihren eigenen Angelegenheiten so sehr beschäftigt gewesen. Der Marquis hatte sich in der Gunst der Signora täglich fester gesetzt, zumal nach der Entfernung des Grafen von S**. Die schöne Cäcilie war nicht so grausam, ihren Liebhaber lange schmachten zu lassen, sondern ließ sich kurz nach Essen's Abreise mit ihm trauen. Da die Gräfin noch ein ganzes Jahr in Rom verweilte, hatte sie Gelegenheit zu sehen, wie glücklich diese beiden Leute mit einander lebten. Del Monte benahm sich mit so vieler Klugheit gegen den Ritter, daß er die Ausschweifungen dieses Menschen so ziemlich im Zaum hielt; und so war der Bösewicht Morelli die entfernte Ursache von dem Glück, welches del Monte in dem Besitze seiner Gattin fand.

Noch ehe Essen Rom verließ, traf er Anstalten zur Verpflegung der unglücklichen Christiane, zu deren Aufkommen man wenig Hoffnung hatte. Er legte bei dem Marquis und seiner Geliebten ein Kapital für sie nieder, und bat ersteren, ihm von Zeit zu Zeit von dem Befinden seiner Tante Nachricht zu geben. Christiane blieb noch lange in dem elenden Zustande, in dem Essen sie verlassen hatte, doch gegen das Frühjahr erholte sie sich nach und nach, ihr Wahnsinn hatte sich in trübe Melancholie verwandelt, von der sie auch Spuren behielt, so lange sie lebte. Da sie besser wurde, hatte sie der Marquis in die Stadt eingemiethet,

wo er ſie zuweilen mit ſeiner Frau beſuchte. Die Marquiſe ſuchte vergebens durch Offenherzigkeit ihr Vertrauen zu gewinnen. Sie erzählte ihr das Abenteuer, was ſie ſelbſt in ihrer Jugend mit Morelli gehabt hatte, und doch ließ ſie ſich nicht zu gegenſeitiger Vertraulichkeit bewegen. Dies war ſehr natürlich, denn ſie hätte Verbrechen zu entdecken gehabt, wo jene ſich nur Schwachheit Schuld geben konnte; ſie hatte mit Vorbedacht gefehlt, und die Marquiſe nur aus Uebereilung. — Der Marquis ſelbſt war der Einzige, mit dem ſie etwas offener ſprach; ſie wußte, daß ihm ein Theil ihrer Geſchichte bekannt war, und von ihm erfuhr ſie auch, wie großmüthig Eſſen für ſie geſorgt hatte. Sie wurde zwar durch dieſes edle Betragen gerührt, allein es war keine angenehme ſanfte Rührung; es war ihr ein bitteres Gefühl von einem Manne, den ſie ſo ſehr beleidigt hatte, Wohlthaten empfangen zu müſſen.

Da Eſſen durch den Marquis erfuhr, daß ſeine Tante ſich erholt hatte, ſo ſchrieb er ihr; er bot ihr an, die Zinſen von dem Kapital, das Roſenberg für ſeine Kinder beſtimmte, ſo lange zu genießen, als ſie lebte. Denn, ſagte er, da ich nicht Willens bin, meinen Sohn an große Bedürfniſſe zu gewöhnen, ſo iſt das, was ich noch beſitze, hinlänglich für ihn und mich. Doch Chriſtiane konnte ſich nicht entſchließen, von der unverdienten Güte ihres Neffen zu leben, und wurde dadurch zu dem Entſchluß gebracht, ſich an ihre Mutter zu wenden. Sie dankte Eſſen für ſein

großmüthiges Erbieten, und für das, was er zeither für sie gethan; zugleich machte sie sich anheischig, ihm, wenn sie bei ihrer Mutter wäre, auch dieses wieder zu ersetzen.

Die Geschichte, die Christiane ihrer Mutter schrieb, war, wie man leicht denken kann, sehr von der Wahrheit entfernt. Den Charakter ihres Mannes stellte sie in seiner ganzen Schwärze dar, um desto mehr die Schuld auf ihn allein wälzen zu können. Auch von ihrem langen Stillschweigen mußte er sie tragen. Ob die Madame Winter alles glaubte, was Christiane ihr schrieb, wollen wir nicht behaupten, doch schickte sie ihrer Tochter Geld, und gab ihr die Erlaubniß, zu ihr zu kommen. Nach einer langen beschwerlichen Reise langte Christiane in C** an, sie wurde von ihrer Mutter noch ziemlich gut empfangen; doch wurden beide durch diese Wiedervereinigung nicht glücklich, denn die Mutter war, seitdem Christiane sie verlassen hatte, ziemlich alt geworden; die Liebhaber verließen sie auch, sie traf das gewöhnliche Schicksal der alten Koketten, — sie wurde eine Betschwester; dieses frömmelnde Wesen forderte sie eben so von ihrer Tochter. Wenn Christiane traurig war, so suchte die Mutter sie durch religiöse Gemeinsprüche zu trösten; dergleichen Trostgründe waren aber ohne Wirkung auf Christianens bitteres Gemüth. — Hätte die Mutter den Gram ihrer Tochter mit aufrichtiger Frömmigkeit bestritten, so wäre es ihr vielleicht gelungen, die bittere Schwermuth in sanfte Ergebung umzuwandeln, doch da

die Frömmigkeit der Alten nur Schein war, so konnte sie auch nicht auf das Herz ihrer Tochter wirken. Christianens Charakter wurde immer widerwärtiger; Mutter und Tochter lebten daher einander nur zur Last. Solche Früchte erntete Madame Winter von der Erziehung, die sie ihrer Tochter gegeben; dies war das Ende von allen den Ansprüchen, die sie auf Christianens Vorzüge gründete.

Was für ein auffallender Unterschied in der Art, wie Louise und Christiane ihre Schicksale ertrugen! — Louise, die sich auch als die Urheberin ihres Unglücks ansehen konnte, sah ihre Fehler ein, suchte sich davon zu bessern, und ertrug nach einiger Zeit ihr Unglück mit Ergebung. Sie bereuete ihre Fehler nicht blos wegen der Folgen, sondern sie fühlte, daß sie Unrecht gehandelt, auch wenn sie durch diese Fehler nicht ihr ganzes Glück zerstört hätte. Christiane hingegen bereute kaum ihre Fehler, sie ärgerte sich vielmehr nur über die Folgen derselben, und würde sich schwerlich besser betragen haben, wenn es ihr möglich gewesen wäre, in ihre vorige Lage zurück zu gehen. Bei dieser Gemüthsverfassung war es für sie die größte Strafe, daß sie jetzt wieder an einem Orte leben mußte, wo sie einst als die reiche Frau von Rosenberg geglänzt hatte. — Sie besuchte ehedem nur ihre Mutter, um vor ihren Jugendgespielinnen zu schimmern, jetzt mußte sie sehen, daß diejenigen, die sie sonst beneidet hatten, mit Mitleiden oder Stolz auf sie herab sahen. Empfindlicher konnte ihr stolzer Geist nicht

gestraft werden, als durch diese Demüthigung. Sie erwartete nur den Tod ihrer Mutter, um C** zu verlassen, und an einem unbekannten Orte ihren Gram zu verbergen. Gegen Essen betrug sie sich sehr undankbar, das Gefühl Wohlthaten von ihm empfangen zu haben, beleidigte ihren Stolz, und so suchte sie die Wohlthaten so wohl als den Wohlthäter zu vergessen.

Die traurigen Scenen, die Essen gegen das Ende seines Aufenthals in Rom erlebte, erneuerten in ihm das ganze Gefühl seines Unglücks. Der gewaltsame Tod seines Onkels, ein Unglück, welches ihm bisher noch unbekannt war, vermehrte seinen Kummer, und hätte er nicht den ganzen Sommer in Dasdorf's Gesellschaft verlebt, so würden alle diese Auftritte auf lange Zeit wieder seine Ruhe zernichtet haben. Nur durch den Umgang dieses festen thätigen Mannes hatte sein Charakter mehr Festigkeit bekommen; er fühlte alle diese Unglücksfälle tief, doch ließ er sich nicht von ihnen überwältigen; er suchte durch beständige Thätigkeit über seinen Gram Herr zu werden: auch trug die Gesellschaft der jungen Knaben, denen er sich ganz widmete, viel bei, ihn aufzuheitern. — Wenn Heinrich und Karl ihren Vater traurig sahen, so verdoppelten sie ihren Fleiß, denn da er sie allezeit sehr freundlich empfing, wenn sie etwas neues gelernt hatten, so hielten sie dies für das beste Mittel, seine gute Laune wieder herzustellen. Sein Bestreben, diese beiden Kinder gut und glücklich zu machen, nahm endlich seine

ganze Seele ein; er ſuchte täglich ſeine eigenen Kenntniſſe zu erweitern, um ſich für den Unterricht geſchickter zu machen. So verlebte er ſeine Zeit in nützlichen Beſchäftigungen. Einmal wurden ihre Studien durch den Beſuch der Gräfin von B** und ihrer Freundin unterbrochen. Die beiden Damen beredeten Eſſen, ſie mit ſeinen Zöglingen durch die Schweiz zu begleiten. Johanne war ſehr erfreut, in ihrem Neffen einen ſo liebenswürdigen jungen Menſchen zu finden; die Gräfin hingegen liebte den jungen Eſſen mit mütterlicher Zärtlichkeit. Ungern trennten ſich dieſe Freunde wieder von einander. Die Gräfin ging auf ihre Güter nach Schleſien, und Eſſen mußte ihr verſprechen, ſie dort mit den jungen Leuten zu beſuchen, ehe er mit ihnen auf Reiſen ginge.

Mit Dasdorf und dem Grafen von S** unterhielt Eſſen auch einen beſtändigen Briefwechſel. Es war für den rechtſchaffenen Vater dieſes jungen Mannes eine große Freude zu hören, daß ſein Sohn Gelegenheit gehabt hatte, den Mann, den er einſt ſo gröblich beleidigte, ſich wieder zu verbinden. Er nahm ſich ſehr ernſtlich vor, für das Glück des jungen Eſſen zu ſorgen, wenn ſeine Erziehung vollendet wäre, und er nur einige Fähigkeiten an ihm finden würde.

Als die Gräfin B** nach Deutſchland kam, erhielt ſie Briefe aus H**, worin man ihr meldete, daß ihre Schweſter dort geſtorben, und daß die einzige hinterlaſſene

Tochter inzwiſchen einer Freundin anvertraut worden, bis ſie, die Tante, die Sorge für dieſes junge Mädchen übernehmen könne. Sie eilte unverzüglich nach H**, und freute ſich, das Vermächtniß ihrer geliebten Schweſter zu empfangen.

Sie fand in ihrer Nichte ein hübſches Mädchen von ungefähr dreizehn Jahren, die viel gute Anlagen hatte, deren Geiſt aber gar nicht ausgebildet war. Man hatte ihre Erziehung ſehr vernachläßigt, doch zum Glück nicht verdorben; ſie war wie ein unbebautes Feld, deſſen innere Kräfte nicht benutzt wurden, das aber gewiß bei einer fleißigen Kultur die ſchönſten Früchte zu tragen fähig war.

Die Gräfin und Johanne nahmen das junge Mädchen mit Freuden zu ſich; ſie glaubten, daß ihre Erziehung ihnen auf dem Lande eine angenehme Beſchäftigung gewähren würde. Daß es ihnen an Fähigkeiten zu dieſem Geſchäft fehlen könne, fürchteten ſie nicht, ſie waren ſich bewußt, ſehr viele nützliche Kenntniſſe und Wiſſenſchaften zu beſitzen.

Als unſere Damen mit ihrem neuen Zögling auf dem Gute der Gräfin angekommen waren, fingen ſie ihr Erziehungsgeſchäft mit vielem Muth an, aber ſie merkten bald, daß es damit nicht recht gehen wollte. Sie hatten viel geleſen und viel gelernt, ihr Umgang war ſelbſt für gelehrte Männer höchſt angenehm, allein ihre Kenntniſſe für eine

Unwiſſende auseinander zu ſetzen, und auf den erſten Grund zurück zu bringen, das verſtanden ſie beide nicht. Die kleine Eleonore von Dingen, ſo hieß das Kind, — konnte weder richtig leſen noch ſchreiben; ſie plauderte franzöſiſch, allein ſie hatte es ohne alle Regeln von einer Franzöſin gelernt. Dieſes und gut tanzen war das einzige, was man in H** zur Erziehung eines jungen Frauenzimmers von Stande erforderlich hielt. Doch dieſe unbedeutenden Kenntniſſe genügten der Gräfin B** wenig. Sie wollte auch den Verſtand ihrer Nichte bilden, mußte ſich aber geſtehen, daß ſie zu einem dergleichen Geſchäfte nicht tauglich ſei. Sie entſchloß ſich daher, die erſte Erziehung der kleinen Eleonore einer andern Perſon aufzutragen. Da ſie glaubte, daß ihr Prediger ihr in dieſer Angelegenheit am beſten rathen könne, ſo ließ ſie ihn zu dieſem Behuf zu ſich kommen.

Der Prediger ging mit der Verſicherung fort, daß er mit ſeiner Frau darüber ſprechen wolle. Dieſe wäre kürzlich in Waldau geweſen, und hätte dort ein Frauenzimmer kennen lernen, die ſich zu dieſem Geſchäfte vortrefflich ſchicken würde; die jungen Mädchen, die ſie dort erzogen hätte, ſollten wahre Muſter weiblicher Artigkeit und Sittſamkeit ſein; »von ihr ſelbſt,« fügte er hinzu, »iſt meine Frau ſo eingenommen, daß ſie nicht mehr aufhören kann, von ihr zu reden.«

Der Gräfin war dieſe Nachricht ſehr willkommen: ſobald die Frau des Predigers ſie näher davon unterrichtet hatte, wünſchte ſie die Madame Roſen, ſo nannte ihr die Predigers Frau die Erzieherin, kennen zu lernen; ſie ſchlug der Paſterin vor, ſie zu ſich einzuladen, bekam aber zur Antwort, daß dies vergeblich ſein würde, es werde ſchwer halten, die Madame Roſen anders als in Waldau ſelbſt kennen zu lernen. »Ohne Noth verläßt ſie dieſen Ort nicht,« fügte ſie hinzu, »ſie ſcheut das Geräuſch der Welt, ob man gleich an ihr merkt, daß ſie in der großen Welt gelebt hat.« — Die Gräfin bat hierauf die Predigers-Frau, mit ihr einen Beſuch bei Faber's zu machen; ſie mußte ſie für eine Verwandte von ſich ausgeben, denn die Paſtorin fürchtete, daß Madame Roſen nicht erſcheinen würde, wenn ſie hörte, daß eine Gräfin ſie ſehen wollte.

Waldau war zwar ſechs Meilen von dem Gute der Gräfin entfernt, da ſie aber früh ausfuhren, ſo kamen ſie noch bei guter Zeit dort an. Sie fanden die Familie des Herrn Faber im Garten, wo bald darauf auch Louiſe mit ihrer Karoline und Emilien hinkam. Anfangs ſtutzte Louiſe, als ſie die Frau mit der edlen Miene und mit dem Anſtande einer Dame vom erſten Range erblickte; doch da man ſie ihr als eine Verwandte der Predigers-Frau vorſtellte, ſo ſchöpfte ſie weiter keinen Verdacht. — Die Gräfin wurde von Louiſens Anblick eben ſo überraſcht, als dieſe von dem ihrigen. Sie war zwar darauf vorbereitet, eine ſchöne Frau

zu ſehen, allein dieſen Anſtand und das edle Weſen, was ſie an ihr fand, hatte ſie nicht erwartet. Alles, was in der frühen Jugend bei Louiſen faſt in Stolz und Selbſtgefälligkeit ausartete, war jetzt ein Ausdruck von edlem Tugendgefühl geworden. — Im Bewußtſein ihrer Fehler war ihr Stolz verſchwunden, und ihre natürliche Lebhaftigkeit hatte ſich in Sanftmuth verwandelt.

Die Gräfin B** ſuchte ſich Louiſen zu nähern, und dieſe fand auch viel Geſchmack an ihrer Unterhaltung. Sie verlebten den folgenden ganzen Tag mit einander. Karoline war eben mit ihrem Manne in Breslau, Louiſe nahm daher Faber's Einladung ohne Bedenken an, und es gereichte ihr zum größten Vergnügen, den ganzen Tag bei ihnen zuzubringen. Gegen Abend, als die Gräfin glaubte, daß ſie und Louiſe einander hinlänglich kennten, entdeckte ſie ihr, daß ſie mit einem Auftrage der Gräfin B** hieher gekommen, um ſie auszuforſchen, ob ſie wohl die Erziehung einer Nichte der Gräfin übernehmen, und als Gouvernante mit ihrer Tochter zu ihr kommen wolle?

Louiſe gerieth über dieſen Antrag in einige Verlegenheit, doch nach einer Pauſe ſagte ſie der Gräfin: »ich bin der Familie, in welcher ich hier lebe, zu viel Dank ſchuldig, als daß ich ſie verlaſſen kann, ehe die Erziehung ihrer Tochter ganz vollendet iſt, Sie werden mich alſo entſchuldigen, wenn ich von dem Zutrauen, das die Gräfin in mich ſetzt, keinen Gebrauch machen kann.«

Die Gräfin, die, seitdem sie Louisen näher kannte, ungern ihren Plan aufgeben wollte, sagte ihr, daß die Gräfin sich gern entschließen würde, die junge Emilie mit ihrer Nichte zugleich erziehen zu lassen. Sie setzte hinzu, »Ihre Karoline sowohl als Emilie haben schon weit mehr Bildung als die Nichte der Gräfin, es wird diesem jungen Mädchen vortheilhaft sein, solche Gespielinnen zu haben; überhaupt bin ich versichert, daß die Gräfin jede Bedingung, die Sie machen, eingehen wird.«

Louise, die auf die Vermuthung kam, daß die Dame wohl die Gräfin selbst sein möchte, antwortete ihr, »wenn die Nichte ihrer vortrefflichen Tante gleicht, so thut es mir weh, daß ich auch diesen Vorschlag ablehnen muß, denn ich bin von meiner frühen Jugend an zu innig mit Madame Braunau verbunden gewesen, als daß ich sie jemals verlassen könnte. Wenn aber die Frau Gräfin sich entschließen will, mir ihre Nichte hier zu übergeben, so werde ich gewiß mit eben der Treue für sie sorgen, als wenn ich sie unter ihren Augen erzöge.«

Dieser Vorschlag wurde der Gräfin zu hinterbringen versprochen, und die Hoffnung geäußert, daß sie ihn in Ermangelung eines günstigern wohl annehmen werde.

»Scheint es doch fast,« sagte sie zu Louisen, »als ob Sie nicht für das Leben gemacht wären, welches Sie jetzt führen.«

»Ich lebte nicht immer so,« versetzte Louise hierauf, »und doch fing ich vielleicht mit dieser Lebensart erst an, meine Bestimmung zu erfüllen.«

Die Gräfin merkte so gut, als es Louise von ihr gemerkt hatte, daß sie nicht diejenige Person war, für die sie sich ausgab, allein ob sie gleich sehr begierig wurde, mehr von ihrem Schicksal zu erfahren, so war sie doch zu bescheiden, eine Neugierde blicken zu lassen. Sie sagte ihr beim Abschied, daß sie ihr sehr bald Nachricht geben, oder vielleicht gar ihr die kleine Eleonore selbst bringen würde.

Louise hielt die an sie geschehene Aufforderung für einen Beruf, dem sie sich nicht entziehen dürfte; und Emilie und Karoline waren sehr erfreut über die neue Gespielin, die sie bekommen sollten. Nach einigen Tagen langte die Gräfin mit ihrer Nichte wirklich an, und übergab das Kind Louisen mit freundlichem Vertrauen.

Sie hielt sich noch einige Tage in Waldau auf, und fand in Louisens und Braunau's Gesellschaft, — denn diese waren indessen zurück gekommen, — so viel Vergnügen, daß sie sich die Erlaubniß ausbat, recht oft zu ihnen kommen zu dürfen. Auch Johannens Gesellschaft war den Bewohnern von Waldau sehr angenehm. So sehr aber auch immer die Gräfin und Johanne baten, so ließ sich Louise doch nie bewegen, zu ihnen zu kommen. Sie hatte sich unter Braunau's Namen in der Nachbarschaft von Waldau

ein Gut gekauft, und dahin ging sie, wenn Braunau's mit ihren Zöglingen zu der Gräfin reisten. Ihre Freundin und die jungen Mädchen durften sie nie dahin begleiten, nur Braunau nahm sie zuweilen mit, um sich seines Raths bei den neuen Einrichtungen zu bedienen, die sie dort machte. »Die Zeit nahet heran,« sagte sie einst zu Karolinen, »wo ich einen Theil meines Inkognito ablegen muß, und da will ich mir eine Wohnung bereiten, die ich dann mit meiner Karoline beziehen kann. — Der Verstand dieses Mädchens ist früh gereift, und ihre Grundsätze scheinen mir ziemlich fest zu sein, ich glaube daher, daß ich sie ohne Gefahr in kurzem mit ihrer äußern Lage bekannt machen darf. Sie muß noch so lange ihren bisherigen Namen beibehalten, bis ich einst sehe, was ihre Bestimmung in der Welt sein wird. Am liebsten wäre es mir, wenn sich ein rechtschaffener Mann aus dem Mittelstande für sie fände, denn dadurch würde sie am sichersten glücklich werden. — Ich habe in der großen Welt gelebt und habe gesehen, wie wenig man dort auf wahre Glückseligkeit rechnen kann.«

»Dein Beispiel beweist nichts,« versetzte Karoline; »die schlechte Denkungsart deiner Cousine war Schuld, nicht der Stand, in den du getreten wareſt. Ist die Gräfin B** nicht auch eine Frau vom ersten Range? und welch' eine vortreffliche Frau! Ich freue mich sehr, daß unsere Töchter Gelegenheit haben, öfter um diese Frau zu sein, denn durch ihren Umgang bekommen sie einen Begriff von dem,

was man guten Ton nennt, ohne das Gift mit einzusaugen, was deſſen Erlernung leider nur zu oft begleitet.»

So beſprachen ſich die beiden Freundinnen oft über die künftigen Ausſichten ihrer Kinder, und Karoline lebte der Zuverſicht, daß ihre Töchter, in welche Lage ſie einſt kommen möchten, ein glückliches Leben hoffen dürften. Sie waren durch ihre Erziehung zu häuslichen, gutdenkenden und gefälligen Mädchen gebildet, und ſie wußte aus eigener Erfahrung, daß dieſe Eigenſchaften zu einem ſicheren Glücke führen, wenn nicht Urſachen außer uns dieſem Glücke im Wege ſtehen. Louiſe hingegen war durch unglückliche Erfahrung in ihren Wünſchen und Hoffnungen furchtſamer geworden.

Karoline fand ihre Freundin überhaupt ſeit einiger Zeit viel nachdenkender und auch zuweilen trauriger als ſie bisher geweſen. Sie ſchob die Schuld davon mit auf die öftere Abweſenheit ihrer Zöglinge. Sie ſah es daher nicht gern, als die Mädchen auf's neue auf vierzehn Tage zu der Gräfin B** eingeladen wurden. Louiſe hingegen willigte gern in dieſe Reiſe, nur wünſchte ſie zuvor den ſechzehnten Geburtstag ihrer Tochter in ihrem neu eingerichteten Hauſe zu feiern. Sie traf ſeit einigen Tagen die Anſtalten, um alles zum Empfang ihrer Freunde einzurichten, und nahm blos die alte Madame Siewers mit ſich.

Den Abend zuvor war die Gräfin mit Johannen angekommen, um ihre Gäſte zu ſich abzuholen. Braunau's überraſchten Louiſen auf eine angenehme Art, mit dieſer Vermehrung der Geſellſchaft.

Braunau war ſehr früh ausgeritten, in der Abſicht, Louiſen die Gäſte empfangen zu helfen. Als ſie ankamen, fanden ſie ſchon die Bauern des Dorfes in ihren Sonntagskleidern vor dem Hauſe verſammelt, auf deren frohen Geſichtern Heiterkeit glänzte. Louiſe kam ihnen mit liebenswürdiger Anmuth entgegen, doch bemerkte Karoline, die ſie genau beobachtete, wie ſchwer es ihr wurde, die tiefe Rührung zu verbergen, die ihr Inneres durchdrang.

Nachdem die Bewillkommungs-Komplimente vorüber waren, führte Braunau Louiſen und die junge Karoline zu ihren Unterthanen in den Hof, und ſtellte ſie ihnen als die eigentliche Beſitzerin dieſes Gutes vor. — Nicht ich bin euer Gutsherr, ich wurde es nur zum Schein; dieſe liebenswürdige Frau und ihre gute Tochter werden künftig für euer Wohl beſorgt ſein. Wenn ihr einſt in Noth kommt, wendet euch an ſie, ſie werden euch helfen, wo ſie können, und wo das unmöglich iſt, euch rathen. — Er ſagte ihnen hierauf noch verſchiedenes über ihr künftiges Betragen gegen Louiſen, und befreite ſie in ihrem Namen von verſchiedenen Laſten, die ihnen bisher ſehr drückend geweſen waren.

Die durch dieſe Güte gerührten Bauern erhoben ein lautes Freudengeſchrei, und verſprachen: Louiſen und ihre Tochter ergeben zu ſein bis in den Tod. Hierauf ging die ganze Verſammlung in die Kirche, um dem Gottesdienſte beizuwohnen. Als ſie zurück kamen, fanden ſie auf einem Raſenplatz zugerichtete Tafeln für Herrſchaft und Unterthanen.

Louiſe hielt es für billig, ihrer äußerſt verwunderten Tochter und denjenigen von ihren Freunden, denen ihre Geſchichte fremd war, eine Aufklärung über dieſen Vorfall zu geben, und redete deshalb ihre Tochter folgendermaßen an: — »Du wirſt dich wundern, meine liebe Karoline, daß deine Mutter, die du bisher für eine arme Predigers-Witwe hielteſt, im Stande iſt, ein ſolches Gut zu kaufen; ich muß dir daher ſagen, daß ich dich bis jetzt über meine Verhältniſſe in der Welt getäuſcht habe, denn ich fürchtete, daß es für dein künftiges Glück nachtheilige Folgen haben könnte, wenn du mit großen Erwartungen erzogen würdeſt. Dadurch, daß du dich für arm hielteſt, haſt du gelernt, dich in andere Menſchen zu fügen, und ich hoffe, daß Gefälligkeit und Nachgiebigkeit indeſſen zu feſt bei dir gewurzelt haben, als daß du dich nun, da du in eine andere Lage kömmſt, über andere Menſchen erheben ſollteſt; — auch denke ich dich in der Folge durch mein Beiſpiel zu belehren, daß uns der Reichthum nicht verliehen wurde, unſere Fantaſien zu befriedigen, ſondern unſere dürftigen

Nebenmenschen zu unterstützen und zu beglücken. Mir in diesem Geschäfte beizustehen, soll künftig deine Verrichtung sein. Wenn du von der Gräfin zurück kömmst, wollen wir dieses Haus bewohnen, und die Menschen um uns her zu beglücken suchen." — Ihre Tochter fiel ihr voll Rührung um den Hals, und auch sie konnte sich der Thränen nicht enthalten. Diese Rührung theilte sich bald allen Umstehenden mit, doch wurden sie dadurch nicht traurig gestimmt. Sie verlebten den Tag zwar nicht in rauschender Fröhlichkeit, doch innig vergnügt, wie es die Stimmung ihrer liebenswürdigen Wirthin heischte.

Gegen Abend entfernte sich Louise mit Madame Braunau von der Gesellschaft, und führte sie in ein etwas entlegenes Wäldchen, aus dem sie beide mit verweinten Augen zurück kamen. Als die Gräfin sie kommen sah, eilte sie ihnen entgegen und sagte Louisen lächelnd: „Liebenswürdige Freundin, ich merkte es schon bei unserer ersten Bekanntschaft, daß Sie nicht diejenige waren, für die Sie sich ausgaben, und ich danke es Ihnen jetzt doppelt, daß Sie meine Nichte erzogen."

„Verzeihen Sie, theure Gräfin," erwiederte Louise, „wäre Ihnen meine ganze Lage bekannt gewesen, so hätten Sie mir die liebe Eleonore wohl nicht übergeben; ich hätte dann nicht das Vergnügen gehabt, mir und meiner Tochter in ihr eine Freundin zu bilden."

Gegen die Nacht fuhren Louiſens Gäſte wieder ab; ſie blieb mit ihrer Tochter zurück, und verſprach den folgenden Tag nachzukommen. Am Morgen weckte ſie ihre Karoline ziemlich früh, ging mit ihr, nachdem ſie ſich angekleidet, in den Garten, und hier ſagte ſie ihr: Es iſt nun Zeit, meine liebe Tochter, daß ich dich mit der Lebensgeſchichte und den Fehlern deiner unglücklichen Mutter bekannt mache; mein Beiſpiel wird dir eine Warnung für ähnlichen Fehlern ſein; es wird dich lehren, die Klippen zu vermeiden, an denen ich ſcheiterte. Nur erſt dann, wenn du einſt durch Tugend glücklich wirſt, werde ich aufhören, die traurigen Folgen meines Leichtſinns zu beweinen.

Hierauf erzählte ſie ihr alles, was ihr von ihrer frühen Jugend an begegnet war, las ihr den Brief vor, den ihre Mutter an ſie zurück gelaſſen hatte, — die Schwächen ihres Vaters berührte ſie nur leiſe, die Fehler ihrer Tante und Couſine mußte ſie ſchon mehr in's Licht ſetzen. — Als ſie auf ihren Karl kam, erſtickten die Thränen eine Zeit lang ihre Worte, und ihre gerührte Tochter beweinte mit ihr einen Vater, den ſie nie gekannt hatte. Als ſie ihr den traurigen Gemüthszuſtand beſchrieb, in welchen ſie nach der Trennung von ihrem Mann verfiel, ſuchte ihre Tochter ſie durch ihre Zärtlichkeit zu tröſten, wie ſie es ſchon ehemals durch ihr kindiſches Lallen that, und es gelang ihr jetzt wieder wie ehemals. Durch den Anblick dieſes liebenswürdigen Geſchöpfs, das ſie ſelbſt gebildet hatte, wuchs

ihr Vertrauen zu sich selbst, und sie hatte Kraft, ihre Geschichte zu vollenden.

Während dieses Gesprächs hatten sie sich unvermerkt dem Wäldchen genähert, wohin Louise den Tag zuvor ihre Base führte, und das sie mit sichtbarer Rührung verließen. »Hier,« sagte Louise, indem sie ihre Tochter auf einen kleinen Hügel führte, der mit Pappeln umpflanzt war, »habe ich deinem Vater ein Denkmal errichtet, das uns stets heilig sein soll!« Als sie sich dem Hügel näherten, entdeckte Karoline auf demselben eine Urne von karrarischem Marmor, die auf einem schön gearbeiteten Fußgestelle stand; auf dessen Vorderseite sah man Essen's sehr ähnliche Büste, und unter dieser, die von Louisen und ihrer Tochter in halb erhabener Arbeit mit der Unterschrift: — In jener Welt finden wir uns wieder. — An die rechte Seite dieses Fußgestells lehnte sich eine weinende weibliche Gestalt: die Zeit schien auf der andern Seite sich vergebens zu bemühen, ihr die Thränen zu trocknen. Das Ganze war mit Cypressen umwunden, und machte einen schönen rührenden Anblick. »Hier,« sagte Louise zu ihrer Tochter, »wollen wir das Andenken deines Vaters feiern, und hier mußt du mir geloben, der Tugend und auch dem Schein der Tugend stets treu zu bleiben!« — Die sehr gerührte Tochter that ihrer Mutter das feierliche Versprechen, ihre Pflichten nie zu verletzen. »Bei Ihrem Kummer! theuerste Mutter! und bei dem Andenken meines verewigten Vaters! gelobe

ich Ihnen, dieſe Scene tief in mein Herz zu graben, und das Andenken daran wird mich vor jedem Fehler ſchützen!» Ehe ſie dieſes Heiligthum verließen, ſchenkte Louiſe ihrer Tochter ein Medaillon mit ihrem Bildniß; es war mit einer künſtlichen Feder, und als ſie dieſe öffnete, zeigte ſich ihr das Bild ihres Vaters. »Dies iſt nur für dich, »ſagte Louiſe, »nicht jedermann darf es ſehen, denn wie leicht möchte jemand entdecken, daß du das unglückliche Kind biſt, deſſen Entſtehung ſeinem Vater verdächtig gemacht wurde; auch den Namen deines Vaters und der anderen Perſonen, die bei meiner Geſchichte intereſſirt waren, habe ich dir verſchwiegen, denn ich wünſchte nicht erkannt zu werden; der Verdacht, den man einſt in mich geſetzt, könnte auch dir nachtheilig ſein; doch vielleicht kömmt noch eine Zeit, wo du das Bild deines Vaters öffentlich tragen darfſt.»

Mutter und Tochter waren durch das Vorgefallene ſo lange aufgehalten worden, daß ſie erſt gegen Abend wieder nach Waldau kamen; die Gräfin bemerkte bei Louiſen und ihrer Tochter eine Feierlichkeit und Rührung, die ſie vermuthen ließ, daß ſie ihr eine unglückliche Jugendgeſchichte entdeckt haben möchte. Sehr gern hätte ſie die Geſchichte dieſer intereſſanten Frau gewußt, doch wollte ſie nicht zudringlich ſcheinen.

Die Stimmung, in der Louiſe nach Waldau kam, verbreitete ſich bald über die ganze Geſellſchaft; man war herz-

lich mit einander, aber ernſt. Da die Gräfin merkte, daß Karoline auch die jungen Mädchen mit dieſer Laune angeſteckt hatte, ſo ſagte ſie ihnen, um ſie aufzumuntern, daß ſie ja auf ihrer Hut ſein möchten, bei ihr nicht in dieſer Stimmung zu erſcheinen; »denn,« fügte ſie ſchalkhaft hinzu, »ich werde Beſuch von einigen liebenswürdigen Jünglingen bekommen, an denen ihr die Gewalt eurer Reize verſuchen ſollt; doch Schade, daß nur zwei junge Herren dabei ſind; Eine von euch wird ſich ſchon mit einem ältern begnügen müſſen.«

»Ich überlaſſe meinen Freundinnen gern die jüngeren,« ſagte Karoline, »und erkläre mich für die alten ſoliden Männer.«

»Ich nicht,« rief die lebhafte Eleonore, »erklärt ſich keiner von den jungen Herren für mich, immerhin! doch für die Alten bin ich auch nicht.«

»Was ſagt denn meine Emilie?« fragte die Gräfin; »iſt ſie ſo ganz ruhig bei dieſen Erwartungen?«

»Ich,« erwiederte dieſes liebe Mädchen, »verlaſſe mich auf Tante Johanne, die hat mir längſt ihren Neffen verſprochen, und auf dieſen will ich warten.«

Braunau machte ſeiner Tochter Vorwürfe, daß ſie ſich hinter ſeinem Rücken verſprochen habe, und bat die Gräfin;

ihr zur Strafe für die ganze Zeit ihres Aufenthalts einen von den älteren Herren zum Geſellſchafter zu geben.

»So gar alt müſſen Sie ſich dieſe auch nicht denken,« verſetzte die Gräfin, »der älteſte von ihnen iſt kaum vierzig Jahr, doch ſobald ſie angelangt ſind, gebe ich Ihnen Nachricht, und dann ſehen Sie ſelbſt, wie unſere Töchter wählen.«

Durch dieſe Scherze wurde die Geſellſchaft wieder etwas munterer, doch überfiel Louiſen eine gewiſſe Aengſtlichkeit, wenn ſie bedachte, daß ſich vielleicht jetzt der Zeitpunkt nahe, wo das Herz ihrer Tochter einen Eindruck erhalten könnte, der das Glück ihres ganzen Lebens entſcheiden würde.

Der Beſuch, den die Gräfin auf ihrem Gute erwartete, waren ihre Freunde aus Italien und aus der Schweiz: denn Eſſen hatte das ja verſprochen, ſo bald er die Erziehung ſeiner Kinder vollendet hätte. Um dieſe Zeit legte ſein Karl das achtzehnte, und der junge Groß das zwanzigſte Jahr zurück. Beide waren fleißig geweſen und hatten es in allen Wiſſenſchaften ziemlich weit gebracht; auch waren ſie artig und geſetzt, denn die ſanfte Gemüthsart des jungen Groß hatte Eſſen's Lebhaftigkeit gemäßigt. Da nun eben der alte Graf von S** von ſeinem Geſandſchaftspoſten zu einer noch anſehnlichern Stelle in ſein Vaterland zurück berufen wurde, ſo ſchlug Dasdorf Eſſen vor, in ihrer Geſellſchaft

die Reise nach Deutschland zu machen; denn der Graf würde jetzt die beste Gelegenheit haben, den jungen Leuten eine Versorgung zu verschaffen.

Essen, dem dieser Vorschlag gefiel, machte sich unverzüglich auf den Weg. Ehe er diese Gegenden ganz verließ, besuchte er noch einmal den Bodensee, er führte den jungen Groß an das Grab seines Vaters, und sie verließen mit schwerem Herzen die Insel Meinau, wo sie die letzten Ueberbleibsel ihres unglücklichen Freundes zurück lassen mußten. In Augsburg stießen sie zu dem Grafen, der sie sehr freundschaftlich und wohlwollend aufnahm. Hier fand Dasdorf auch Briefe von seiner Schwägerin, die ihn und seine Reisegefährten im Namen der Gräfin sehr freundschaftlich einlud, zu ihnen nach Schlesien zu kommen. Den alten Grafen bestimmten aber seine Geschäfte vor der Hand nach B** zu gehen, und da Essen glaubte, daß es auch Zeit sei, sich um das Kapital zu bekümmern, was Herr von Rosenberg für seine Kinder bestimmt hatte, so wurde ausgemacht, daß er und Dasdorf den alten Grafen erst nach B** begleiten möchten; indessen der junge Graf und die zwei jungen Leute zu der Gräfin nach Schlesien gingen, wo Dasdorf und Essen sie abholen wollten.

Der Graf von S** langte zwei Tage nach der Gräfin mit seinen beiden jungen Freunden auf dem Gute dieser Dame an, und Johanne war vor Rührung und Freuden

außer ſich, als ſie den Sohn ihrer geliebten Schweſter, in welchem ſie Sophiens Ebenbild wieder fand, ſo ſchön und gebildet an ihr Herz drücken konnte. Eben ſo willkommen war der junge Eſſen, der immer der Liebling der Gräfin geweſen, nebſt ſeinem Begleiter, dem Grafen von S**; und mit Ungeduld erwartete man die Ankunft ihrer älteren Freunde.

Die Gräfin, der es Freude machte, Heirathen zu ſtiften, — ob ſie gleich ſelbſt in ihrer Ehe nicht glücklich geweſen war, — wünſchte, daß die jungen Leute ſich untereinander gefallen möchten. Sie konnte kaum erwarten, ob ſie nicht die erſten Spuren aufkeimender Neigung entdecken könnte. Groß und Emilie hielten ſich zuſammen. — Johanne hatte oft mit der jungen Braunau darüber geſcherzt, daß ſie noch ihre Nichte werden würde, Emilie war den Scherz eingegangen, doch ohne weiter etwas dabei zu denken. Als Johanne ihr jetzt unvermuthet den Neffen mit einem bedeutenden Blick zuführte, erröthete ſie und befand ſich in einiger Verlegenheit; denn die jungen Mädchen durften zuvor nicht wiſſen, wer zum Beſuch erwartet wurde. Heinrich, der es merkte, konnte bei der Verlegenheit dieſes liebenswürdigen Mädchens nicht unbefangen bleiben. Wäre er eitel geweſen, ſo hätte er ihr Erröthen bei ſeiner Annäherung wohl einem plötzlichen Eindruck auf ihr Herz zuſchreiben können, doch dazu war er zu beſcheiden, auch war Emiliens Verlegenheit ſo vorübergehend, daß er glaubte

ſich geirrt zu haben. Läugnen konnte er nicht, daß ſie einen Eindruck auf ihn gemacht hatte, der in ſeinem Herzen unauslöſchlich blieb. — Die ſcharfſichtige Gräfin bemerkte ſehr bald, daß Heinrich an der ſanften Emilie hing; er näherte ſich ihr ſtets mit Schüchternheit; nur bei ihr war es ihm wohl; man ſah ihn immer zerſtreut, doch wenn ſie ſprach, war er ganz Ohr; auf den Spazirgängen befand er ſich ſtets an ihrer Seite, und wendete nur ſo viel Aufmerkſamkeit auf die andern Mädchen, als die Höflichkeit erforderte. So bald die Gräfin mit Johannen allein war, wünſchte ſie ihr zu einer ſo frohen Ausſicht Glück; »mit meiner Nichte,« ſetzte ſie hinzu, »geht es nicht ſo gut, wie mit deinem Neffen, denn ich kann nicht läugnen, daß ich ſie insgeheim für meinen Liebling Karl beſtimmt hatte.

»Es iſt wahr,« verſetzte Johanne, »ſo viel ich bemerkt habe, ſchwankt er noch zwiſchen ihr und Karolinen; ich fürchte, ihr Liebling iſt noch zu leichtſinnig, um ſich zu fixiren.«

Karl ließ es ſich ganz gern gefallen, daß Groß ihm die beiden jüngeren Mädchen überließ; ſie gefielen ihm beide, doch würde Eleonore, die ſich ihm mehr als Karoline näherte, in ſeinem Herzen die Oberhand behalten haben, wenn nicht der Graf von S** ihn zur Eiferſucht gereizt hätte.

Eleonoren fand man zwar nicht ſo ſchön als Karolinen, denn dieſe hatte die Größe und edle Geſtalt ihrer Mutter;

doch war auch jene gut gewachsen, und zog durch eine liebenswürdige Lebhaftigkeit den jungen Essen sehr an sich; — für Karolinen hingegen sprach eine Stimme in seinem Herzen, die er sich nicht zu erklären wußte. Auch sie fühlte sich unwiderstehlich zu ihm hingezogen, sie verbarg ihm aber ihre Empfindungen, die sie für aufkeimende Liebe hielt, sehr sorgfältig; die Lebensgeschichte ihrer Mutter hatte sie mißtrauisch gegen ihr eigenes Herz gemacht.

Der Graf von S** hatte es sich seit seiner unglücklichen Liebe zu Louisen nie wieder einfallen lassen, einem Frauenzimmer, auch nur zum Scherz den Hof zu machen, und achtete bei seiner Ankunft auf die jungen Mädchen so wenig, daß er nicht einmal auf ihre Geschlechtsnamen hörte, da sie ihm vorgestellt wurden. — Der Name Braunau würde ihm gewiß aufgefallen sein, denn Karoline Braunau und Louise von Essen waren zu genau mit einander verbunden, als daß er diesen Namen sollte vergessen haben. — Auch hielt er sich anfänglich mehr zu den älteren Damen, die er sehr schätzte, denn er hatte bei seinem langen Aufenthalt in Rom hinlängliche Gelegenheit gehabt, ihren gebildeten Verstand und ihre vortreffliche Denkungsart kennen zu lernen.

Karoline ging, gleich ihrer Mutter, gewöhnlich sehr einfach gekleidet, und trug jetzt einen Hut, der ihr Gesicht ziemlich bedeckte, so daß der Graf, — dem es nicht sehr

am Herzen lag, ſich darum zu bemühen, es noch nicht ſo deutlich geſehen hatte, bis er merkte, daß Karl ihr den Vorzug zu geben ſchien. Dadurch wurde er bewogen, mehr Aufmerkſamkeit auf ſie zu richten. An einem Sonntage hatte die Gräfin ihre jungen Freundinnen gebeten, ſich etwas beſſer als gewöhnlich zu kleiden. Es traf ſich zufällig, daß Karolinens Putz der nämliche war, den ihre Mutter trug, als der Graf ſie zum erſten Male ſah. Ihr ſchönes kaſtanienbraunes Haar, flatterte in leichten Locken ihr um Stirn und Nacken, und war blos mit einem roſenfarbenen Bande durchflochten; ein weißes knapp anſchließendes Kleid war für ihre ſchöne Geſtalt ſehr vortheilhaft. Dieſer Anzug war Karolinens liebſter Putz, weil ſie auf den Bildern von ihrer Mutter ſah, daß dieſe in ihrer Jugend auch oft ſo gekleidet ging, wiewohl mit dem Unterſchiede, daß das, was bei Karolinen Putz war, bei Louiſen ehedem nur ein elegantes Negligee vorſtellte.

Der Graf wurde durch ihren Anblick ſehr gerührt. Als er in's Zimmer trat, glaubte er die auferſtandene Louiſe vor ſich zu ſehen, und war kaum vermögend ein Wort zu ſprechen.

Johanne, die es merkte, fragte ihn nach der Urſache ſeiner Beſtürzung. Er geſtand ihr, daß die lebhafte Aehnlichkeit dieſes jungen Frauenzimmers mit einer Dame, die er ehemals gekannt, ihm ſo aufgefallen wäre.

»Sie ist ihrer Mutter sehr ähnlich,« sagte Johanne, »kannten Sie vielleicht diese?«

»Die Dame lebt nicht mehr,« sagte er mit einem Seufzer! »sie war die unglückliche Gattin unseres Freundes von Essen.«

»Und sie,« versetzte Johanne, »ist die Tochter einer gewissen Madame Rosen, einer schönen und sehr liebenswürdigen Frau.

»Madame Rosen,« sagte der Graf nachdenkend, »nein die kannte ich nicht, und doch wollte ich schwören, diese Karoline Rosen müßte die Tochter der Frau von Essen sein, so auffallend ist die Aehnlichkeit unter beiden.«

Johanne theilte der Gräfin dieses Gespräch mit, die ohnehin immer ein Geheimniß bei Louisen vermuthete; sie nahm sich vor, der Sache im Stillen weiter nachzuforschen, doch ohne dem Grafen etwas merken zu lassen. Ob sie wohl sehr gern selbst Louisens Geheimniß gewußt hätte, so wollte sie es doch nicht andern verrathen.

Der Graf wandte nun kein Auge mehr von Karolinen, so daß diese es endlich merkte, und in Verlegenheit darüber gerieth. Er suchte sich ihr zu nähern; allein sie vermied es; doch konnte sie den Nachmittag, wo getanzt wurde, nicht vermeiden, ihm näher zu kommen. Während dem Tanzen

verlor sie zufällig das Medaillon mit dem Bilde ihrer Mutter, das sie an diesem Tage trug; der Graf hob es auf und wollte es ihr wieder zustellen; doch als er Louisens Bild darauf erblickte, behielt er es bis der Tanz geendigt war, und überreichte es ihr dann mit diesen Worten:

„Darf ich Sie fragen, liebenswürdige Karoline, wessen Bildniß Sie auf Ihrem Halsschmuck tragen?"

„Es ist das Bild meiner Mutter," erwiederte sie, und nahm es mit der Furcht zurück, daß er auch das andere Bild möchte gesehen haben.

„Also ist Madame Rosen nicht Ihre Mutter?" fragte der Graf.

Karoline blickte ihn verwundert an, und sagte: „Meine Mutter heißt Rosen, und dies ist das Bild meiner Mutter."

„Ich kannte einst in B**," sagte der Graf mit Rührung, „eine Dame, der Sie und dieses Bild ausnehmend gleichen."

Karoline merkte, daß der Graf ein Bekannter ihrer Mutter sein müßte, und suchte daher das Gespräch so bald als möglich abzubrechen, der Graf hingegen fing an, immer mehr Antheil an Karolinen zu nehmen, doch vermied er, als er sah, daß sie allezeit schüchtern wurde, wenn er das Gespräch auf ihre Mutter lenkte, weiter von diesem

Gegenstande zu sprechen. Doch gern unterhielt er sich mit ihr über jeden andern Gegenstand, und zwar so oft und lange, daß sich endlich bei dem jungen Essen Eifersucht regte. Er verließ die arme Eleonore fast gänzlich, und bestrebte sich nur Karolinen zu beobachten, so daß das arme Mädchen, die wirklich schon Neigung für ihn fühlte, ganz traurig darüber wurde. Sie klagte es Emilien, durch die es Karoline selbst erfuhr, und sogleich versprach, Essen mehr zu meiden, um ihre Freundin nicht zu beunruhigen.

»Wird dir das so leicht?" fragte Emilie; denn sie fühlte, daß es ihr nicht so leicht sein würde, Heinrich's Gesellschaft zu entsagen.

»Warum sollte ich einer Freundin nicht dieses kleine Opfer bringen," erwiederte Karoline. — Sie hielt Wort, und wich von jetzt an dem Grafen weniger aus, so daß er immer mehr Gelegenheit hatte, die schöne Seele dieses Mädchens kennen zu lernen. Karoline glaubte, in ihm einen Mann zu finden, dessen Charakter ihre ganze Achtung verdiente. Auch irrte sie sich jetzt nicht in ihm, denn in der Schule der Leiden war er zum vollkommenen Manne gereift. Freilich ahnete sie nicht, daß er es war, der ihren Eltern so vielen Kummer bereitet hatte.

Nach der vortheilhaften Veränderung, die mit ihm vorgegangen, und nachdem er sich unter Dasdorf's Leitung so manche nützliche Wissenschaften erworben hatte, dachte

ſein Vater mit Ernſt darauf, ihm einen Poſten auszuwirken, in dem er ſeinem Vaterlande nützen könnte. Man hatte ihm ſonſt ſchon, ſeiner großen Verdienſte wegen, Bedienungen für ſeinen Sohn angetragen, allein ſo lange er nicht glaubte, daß dieſer fähig ſei, Geſchäften vorzuſtehen, verſchob er es, eine Art von Gnade anzunehmen, unter welcher das Land bei einer ſchlechten Verwaltung würde gelitten haben. Deſto mehr konnte man ihm vertrauen, als er um eine Stelle für ſeinen Sohn anſuchte. Die Liebe zu Louiſen war nach und nach in dem Herzen des Grafen eingeſchlummert, ob ihm wohl noch immer ein zärtlich Andenken an ſie zurück blieb, das auf die Achtung gegründet war, die ſie ſich durch den Brief an ſeinen Vater bei ihm erworben hatte. Dieſes Andenken hielt ihn bis jetzt ab, eine neue Wahl zu treffen, ſo ſehr ſein Vater auch wünſchte, daß er ſich verheirathen möchte, welcher zu ſagen pflegte: »Es iſt die Pflicht eines Mannes, Gatte und Vater zu werden, ſo bald er eine Familie ernähren kann.«

Der junge Graf fand zwar ſeine Gründe ſehr richtig, doch da ſein Herz bei allen weiblichen Bekanntſchaften, die er machte, kalt blieb, ſo konnte er ſich nicht entſchließen, blos nach Vernunft zu wählen. Jetzt, da er Louiſens Tochter kennen lernte, regte ſich in ihm der Wunſch, daß dieſes junge Mädchen zehn Jahre älter ſein möchte, denn ſie ſchien ihm alle die Eigenſchaften zu beſitzen, die er ſich bei einer Gattin wünſchen konnte. Nur ihre große

Jugend hinderte ihn, ernſtliche Abſichten auf ſie zu haben, denn er glaubte nicht, daß ein Mädchen von ſechzehn Jahren ſich entſchließen könnte, einem Mann von ſechsunddreißig ihre Hand zu geben, ob er gleich dieſes junge Mädchen geſetzter fand, als manche andere von ſechsundzwanzig Jahren.

„Dieſe Madame Roſen," ſagte er einſt zu der Gräfin, »muß eine vortreffliche Frau ſein, denn die jungen Frauenzimmer, die ſie gebildet hat, könnten der ganzen weiblichen Jugend zum Muſter dienen."

»Das iſt ſie auch" verſetzte die Gräfin, »doch ſcheint ein Geheimniß auf ihrem Schickſal zu ruhen, aus dem man ſich vielleicht manche ihrer Vorzüge erklären könnte. — Ich wünſchte ſehr, Ihnen ihre Bekanntſchaft zu verſchaffen, doch das wird nicht wohl thunlich ſein, denn ſie ſcheuet den Umgang aller Fremden aus den höheren Ständen. Ich ſelbſt mußte mich nur unter verſtecktem Namen bei ihr einführen; doch morgen werden Sie ihren Freund Braunau mit ſeiner Gattin kennen lernen, und auch in ihnen ſehr liebenswürdige Menſchen finden."

»Braunau?" rief der Graf erſtaunt, »und dieſe Braunau's ſind die Freunde von Karolinens Mutter?"

»Die aller vertrauteſten," erwiederte die Gräfin; »doch warum fällt Ihnen dieſer Name ſo ſehr auf."

»Ich kannte Personen, die ihn führten, und er ruft Begebenheiten in mein Gedächtniß zurück, die einst den tiefsten Eindruck auf mich machten.«

Von diesem Augenblick an wurde es dem Grafen zur Gewißheit, daß Madame Rosen Essen's Gattin sei, und er war entzückt darüber, daß er von der Vorsehung bestimmt schien, diese beiden Menschen, einst durch ihn getrennt, wieder zusammen zu bringen. — Er schrieb noch den nämlichen Tag folgenden Brief an seinen Freund Dasdorf:

»Eilen Sie, theurer Freund, unsern Essen hieher zu bringen, denn wahrscheinlich wartet seiner hier ein Glück, dessen er sich nicht vermuthend ist. — Ich bin fast sicher, die Bekanntschaft seiner liebenswürdigen Tochter gemacht zu haben, und müßte mich sehr täuschen, wenn nicht auch seine Louise hier in der Nähe wäre. — Morgen werde ich vielleicht hierüber Gewißheit erhalten, allein ich kann dem Drange meines Herzens nicht widerstehen, Ihnen heute schon meine Freude mitzutheilen, denn Ihnen darf ich nicht erst sagen, wie glücklich es mich machen würde, dieses edle Paar wieder vereinigen zu können! Das Geheimniß will ich bis zu Ihrer Ankunft bewahren, denn wenn meine Vermuthung mich nicht täuscht, — so müssen wir es so einrichten, daß diese beiden edlen Menschen sich selbst wieder finden. O theurer Freund, glauben Sie mir,

dann erſt werde ich ganz glücklich ſein, wenn ich nicht mehr das Unglück dieſes vortrefflichen Mannes und ſeiner edlen Gattin auf meiner Seele trage; dieſes Andenken trübte mir bis hieher jede Freude.“

„Können Sie mir es aber wohl glauben, liebſter Freund, kaum ſehe ich von fern die Erfüllung dieſes Wunſches, ſo regt ſich ſchon ein neuer in mir; doch rechnen Sie auf mich, ich werde ihn zu unterdrücken ſuchen, und mich nicht wieder einer Leidenſchaft überlaſſen, die mich einſt unglücklich machte. — Ich lernte hier ein junges Mädchen kennen, ohne Zweifel Louiſens Tochter, ſie iſt ganz das Ebenbild ihrer Mutter, nur beſitzt der Geiſt dieſes Mädchens ſchon die Vorzüge, die die Mutter ſich wahrſcheinlich erſt bei reiferen Jahren erworben hat. Sie rührt mich außerordentlich, aber wir ſind weit in Jahren verſchieden, als daß ich jemals hoffen könnte, auf ihr junges Herz einigen Eindruck zu machen. Dieſe Betrachtung wird mich ſchützen, ihr nie etwas anderes als Achtung und Freundſchaft zu beweiſen. Auch ſie ſcheint dergleichen für mich zu empfinden. Unſer Karl verſteht, wie mich dünkt, dieſe gegenſeitige Freundſchaft falſch, und fängt an, etwas eiferſüchtig auf mich zu werden. — Glaubte er, daß dieſe Karoline Roſen ſeine Schweſter wäre, ſo würde ihm gewiß die Theilnahme nicht entgehen, die die Nichte der Gräfin ihm beweiſt. So viel ich die junge Dingen beobachtet habe, ſcheint es mir, daß dieſe beiden jungen Leute ſich einſt ſehr gut für einander

ſchicken werden, beide ſind frohe unbefangene Geſchöpfe, auch habe ich bemerkt, daß es der Lieblingswunſch der Gräfin iſt, ihre Eleonore und den jungen Eſſen vereiniget zu ſehen.“

„Auch Ihr guter Heinrich, lieber Freund, ſcheint gefangen zu ſein, und mich dünkt, er hat nach ſeinem Charakter gut gewählt. Doch gut wählen muß man unter dieſen drei Mädchen immer, für welche man ſich auch entſcheidet. Die Gräfin ſcheint es völlig darauf angelegt zu haben, unſere jungen Leute zu feſſeln. Ich weiß nicht, ob ſie wohl daran that, ſie jetzt ſchon in die Geſellſchaft dieſer Grazien zu bringen, doch vielleicht bewahrt auch eine frühe edle Liebe ihre jungen Gemüther vor den böſen Eindrücken, deren man in der Jugend leider nur zu empfänglich iſt.“

„Kommen Sie bald, und iſt es möglich, ſo bringen Sie meinen Vater mit; der Umgang dieſer Menſchen wird ſeinem Herzen wohl thun, und die Wiedervereinigung, welcher ich entgegen ſehe, wird ihn, ſo wie mich beglücken.“

Die Gräfin hatte ſchon lange auf Braunau's und ſeiner Gattin Beſuch gerechnet. Eine kleine Unpäßlichkeit hielt Madame Braunau davon ab; da ihr Mann es aber nicht länger aufſchieben wollte, der freundſchaftlichen Einladung zu folgen, ſo nahm er ſich vor, die Reiſe allein zu machen, und Karoline ſollte, ſo bald ſie wieder wohl wäre,

nachkommen. Er verſprach ihr indeſſen zu ſchreiben, wie ihre Kinder ſich amüſirten, und er hielt Wort.

»Es iſt recht ſchade, liebe Karoline,« ſchrieb er, »daß du noch nicht bei uns biſt. Unſere liebe Gräfin hat einen Zirkel um ſich her verſammelt, der nicht angenehmer ſein könnte. Ihre jungen Freunde ſind das unter unſerm Geſchlecht, was unſere Töchter unter dem deinigen ſind, und wie groß wird nicht deine Verwunderung ſein, wenn ich dir ſage, wer ſie ſo gut erzogen hat. — Doch ich will mir nicht ſelbſt vorgreifen, und dir erzählen wie alles gekommen iſt.

»Da ich, wie du weißt, wegen der großen Hitze die Nacht durch gefahren war, ſo fand ich die Damen, als ich ankam, noch bei ihrer Toilette. Ich ließ mich einſtweilen in den Garten führen; — Sie werden den Herrn Grafen dort in jener Laube finden, ſagte mir der Bediente. Ich ging in die Laube, mich dieſem Herrn Grafen ſelbſt vorzuſtellen, und fand zu meinem großen Erſtaunen — den Grafen von S**. Ich trat beſtürzt zurück, doch er kam freundſchaftlich auf mich zu, faßte mich bei der Hand und ſagte: erſchrecken Sie nicht vor mir, theurer Mann, erlauben Sie vielmehr, daß ich um Ihre Freundſchaft bitte, und wenn ich Ihnen ſage, daß auch Herr von Eſſen mein Freund iſt, ſo werden Sie mir dieſe Bitte nicht abſchlagen. Eſſen! rief ich verwundert aus, Sie verſöhnten ſich alſo noch mit

ihm vor seinem Tode? — Er ist nicht todt, versetzte der Graf, und ich hoffe, ihn bald wieder mit seiner Louise zu vereinigen, wenn mich anders meine Erwartung nicht täuscht, daß dize liebenswürdige Frau noch lebt, und bei Ihnen lebt.»

»Ich zögerte mit der Antwort, weil ich gern erst die näheren Umstände dieser Begebenheit wissen wollte; er merkte es und erzählte mir ausführlich alles, was er wußte, und du erfahren sollst, so bald du zu uns kömmst. Louise muß vor der Hand von diesem allen noch nichts wissen; der Graf hat ihren Mann so geschwind als möglich hieher beschieden; er wird hoffentlich bald mit seinem Vater und Herrn Dasdorf anlangen. Bis dahin müssen wir einen Plan der Vereinigung aussinnen. Da Essen, wie der Graf mich versichert, durch Marien selbst von der Unschuld seiner Frau überzeugt ist, so werden sie gewiß von nun an einander glücklich machen. — Der Graf wünscht beide zu überraschen, und erbittet sich dazu deine Hilfe. Auch ich bedarf deiner, komm nur so bald es dir möglich ist.»

Das übrige des Briefes enthielt den Wunsch: daß, um Louisens Ehre auch vor der Welt ganz wieder herzustellen, Karoline die sichtbare Neigung des Grafen S** erwiedern möchte.

Kaum hatte Madame Braunau den Brief gelesen, als sie hastig eilte abzureisen. Unter andern Umständen würde

ſie Louiſen ungern verlaſſen haben, denn dieſe war ſeit der Abreiſe ihrer Zöglinge ſehr tiefſinnig geworden. „Ich merke, daß Beſchäftigungen mir ſehr nöthig ſind," ſagte ſie zu ihrer Freundin, als dieſe einige Beſorgniſſe blicken ließ, ſie allein zu laſſen, und will daher, ſo bald du abgereiſt biſt, auf mein Gut gehen; dort ſoll es mein Geſchäft ſein, mich mit meinen Bauern bekannt zu machen, und ihre Kinder zu unterrichten."

Karoline bat ihre Freundin beim Abſchied, in ihrer Einſamkeit das Wäldchen nur nicht oft zu beſuchen. »O Karoline," verſetzte Louiſe, »jenes Denkmahl errichtete ich nicht für mich, ich trage eins in meinem Herzen, und hier iſt es mit Zügen eingegraben, die nie verlöſchen werden. Jenes errichtete ich nur für meine Tochter, die, da ſie ihren Vater nicht kannte, etwas Sinnliches haben mußte, an das ihre Einbildungskraft ſich ſchließt. — Mich begleitet der Gedanke an meinen Gatten jetzt mehr als jemals, ſchlafend und wachend habe ich ihn vor Augen, und wenn ich mich nicht ſo geſund fühlte, ſo dächte ich, es könnten Ahnungen ſein, daß wir bald vereinigt würden."

»Ich dachte ſchon oft," ſagte Karoline, die gern dieſe Gelegenheit ergriff, um ihre Freundin vorzubereiten, — »die Möglichkeit, daß dein Karl noch am Leben ſein könnte, und daß ihr noch hier auf der Welt mit einander glücklich würdet; auch muß ich dir geſtehen, daß mir ſeit kurzem dieſe Idee immer lebhafter wird."

„Wecke keine leeren Hoffnungen in mir," sagte Louise gerührt, »denn wenn er auch noch lebt, so lebt er nicht für mich! und es ist mir ein Trost, wenn ich mir ihn verklärt denke, denn da hoffe ich, wird ihm auch meine Unschuld bekannt sein."

Hätte Karoline nicht gewußt, daß dem Schicksal ihrer Freundin eine glückliche Veränderung bevorstände, so wäre es grausam gewesen, solche Hoffnungen zu nähren, denn wirklich wurden dadurch tausend freundliche Ideen in ihr geweckt, die sie in ihre Einsamkeit begleiteten.

Karoline eilte mit froherem Herzen dem Hause der Gräfin zu, und empfing ihren Mann, der ihr eine Stunde von dem Orte entgegen kam, mit Freuden. Sie sagte ihm auch, daß sie den Samen der Hoffnung in Louisens Herz gestreut habe.

Braunau erzählte ihr dagegen, wie die Sachen in Werneburg ständen. Der Graf glaubt, daß Essen und Dasdorf in kurzem ankommen werden, und lebt ganz in der Vorstellung von den Freuden einer nahen Zukunft. Nur seine Liebe zu Karolinen scheint diesem Gefühl die Wage zu halten; er liebt sie zärtlich, und doch mag er es ihr nicht zu erkennen geben, weil er meint, ein so vorzügliches junges Mädchen sei nicht für einen Mann von seinen Jahren.

„Ich werde mir Mühe geben," erwiederte Karoline, „des Mädchens Neigung zu erforschen, und ist sie ihm nicht abgeneigt, so wäre es das beste Mittel, die Falschheit der Verleumdungen zu beweisen, die Christiane einst wider ihre Base ausgestreut hatte."

Karoline wurde in Werneburg mit großen Freuden empfangen, besonders aber war es den jungen Mädchen angenehm, eine von ihren Müttern aus Waldau zu erblicken. — Der Graf war anfangs schüchtern; er wußte nicht, daß Braunau ihn seiner Frau schon in einem bessern Licht bekannt gemacht hatte. Doch wurde er durch ihre freundschaftliche Bewillkommnung bald etwas dreister.

Auch mit der übrigen Gesellschaft wurde Madame Braunau sehr geschwind vertraut, denn so offene gute Menschen als hier zusammen kamen, brauchen nicht viel Zeit sich kennen zu lernen. Der Anblick des liebenswürdigen Sohnes ihrer Freundin rührte sie unendlich! wie gern hätte sie ihn mit offenen Armen empfangen und an ihr Herz gedrückt! Bald konnte sie auch, wenigstens zum Theil, ihrer Neigung freien Lauf lassen, denn da Karl und Heinrich sahen, daß alle drei Mädchen sie Mutter nannten, baten sie sich die Erlaubniß aus, esauch zu dürfen. So wie die Gräfin und Johanne Aller Tante war, so wurde Karoline Aller Mutter.

Madame Braunau fand bei genauer Beobachtung die Töchter etwas verändert; Emilie war äußerst gefühlvoll und zärtlich gegen ihre Eltern, und im Ganzen munterer als sonst. Karoline schien ihr am wenigsten verändert, denn außer einer kleinen Verlegenheit, wenn Karl oder der Graf in ihrer Nähe waren, bemerkte sie nichts an ihr; Eleonore hingegen zeigte eine sehr ungleiche Gemüthsart, bald war sie ausgelassen lustig, bald traurig, und zuweilen auch wohl mürrisch. — Karoline theilte der Gräfin ihre Bemerkungen mit, und zog sie überhaupt in das Geheimniß.

Welche Freude für eine so wohlwollende, fein fühlende Frau als die Gräfin! Beide genossen schon im Voraus die rührende Scene der verabredeten Ueberraschung; beide schmückten sie mit allen Farben der lebhaften Imagination, als plötzlich die junge Rosen eilig herein trat, und die Gräfin um Erlaubniß bat, Madame Braunau auf einen Augenblick allein sprechen zu dürfen. Sie entfernten sich, und nun bat Karoline mit Hastigkeit ihre mütterliche Freundin, ihr den wahren Namen ihres Vaters zu sagen. »Meine Mutter hat mir ihn verhehlt, allein jetzt muß ich ihn nothwendig wissen.«

Madame Braunau war ganz verwundert über die Eilfertigkeit und Heftigkeit des jungen Mädchens, und begehrte die Veranlassung zu wissen.

„Ich war eben im Garten," sagte sie, »und da ich glaubte allein zu sein, betrachtete ich das Bild meines Vaters, das meine Mutter mir neulich geschenkt hat. Die Erinnerung der traurigen Schicksale meiner Eltern machte mich weinen, der böse Karl belauschte mich, ohne daß ich es wußte. Da er mich weinen sah, kam er voll Mitleid zu mir, und gab sich Mühe, mich zu trösten; im Schrecken über seine plötzliche Annäherung fiel mir das Bild aus der Hand, ich wollte es ihm entreißen, doch er hatte es schon gesehen, und sagte ganz verwundert: Karoline, wie kommen Sie zu dem Bilde meines Vaters? ich wollte ihm nicht sagen, daß es das Bild meines Vaters wäre, und antwortete ihm, daß ich es selbst nicht wüßte, und eben zufällig die Feder an meinem Medaillon entdeckt hätte, — doch da ich sehr ungeschickt im Lügen bin, mochte er dies wohl nicht glauben. Er holte ein kleines Gemälde hervor, das er bei sich trug, und verglich es mit dem meinigen. »Dies ist mein Vater," sagte er, »und sehen Sie nur die große Aehnlichkeit unter beiden. — Sagen Sie mir," fing er wieder an, »wie kömmt dieses Bild zu dem Bilde Ihrer Mutter?" »Ich weiß es wirklich nicht," erwiederte ich, »ich darf — — ich kann Ihnen das Geheimniß nicht erklären."

»Sie dürfen nicht," sagte er, »also wissen Sie es doch? O so quälen Sie mich nicht, und entdecken Sie es mir."

»Ich suchte ihm auszuweichen, und wollte wider meine Ueberzeugung die Bilder nicht ähnlich finden, doch er be-

ſtand darauf, und ich wußte mir nicht mehr zu helfen, als zum Glück für mich meine Geſpielinnen kamen, und mich aus der Verlegenheit rießen. Nun bitte ich Sie, liebe Mutter, um alles, ſagen Sie mir, was das zu bedeuten hat."

Da Louiſens Schickſal ſeiner Entwickelung ſo nahe war, ſo glaubte Madame Braunau keinen Fehler zu begehen, wenn ſie Karolinen den Namen ihres Vaters entdeckte. — Mit Freuden vernahm Karoline, daß ihr Vater und Bruder noch lebten, es war ihr unendlich angenehm, daß ſie den letzten ſchon kannte und liebte. — »Ich darf es ihm doch entdecken, daß er mein Bruder iſt?" fragte ſie bittend.

Madame Braunau wollte ohne den Grafen und ihren Mann nichts vornehmen, um dieſen die Freude nicht zu verderben, und rieth, es noch zu verſchweigen. Sobald ſie ſich mit ihrem Mann und dem Grafen allein befand, entdeckte ſie ihnen, was vorgefallen war. Der Graf meinte, es werde dem jungen Eſſen eben nicht lieb ſein, in Karolinen eine Schweſter zu finden, »denn er iſt in ſie verliebt," ſetzte er hinzu, »er wird mich haſſen, weil Karoline mir einige Parteilichkeit bezeigt. — Doch ach! wie bald wird dieſe verſchwinden, wenn die unſchuldige reine Seele mich erſt ganz kennen lernt!"

Madame Braunau fühlte die Richtigkeit ſeiner Bemerkung, und fürchtete wirklich, daß Karolinens feines

Gefühl sie von dem Grafen zurück schrecken würde, wenn sie einst erführe, was er gewesen war. Um diesen Eindruck wo möglich entgegen zu arbeiten, bat sie die Gräfin, ihr als von ungefähr zu erzählen, wie der Graf einst in Italien dem Herrn von Essen das Leben rettete.

Die unschuldige Karoline hörte diese Geschichte mit Vergnügen an, denn sie war dem Grafen wirklich gut, und eilte, sie der Madame Braunau wieder zu erzählen. Nachdem sie lange mit vielem Lobe von ihm gesprochen hatte, fiel ihr ein, daß der Graf auch ihre Mutter kennen müßte; sie erzählte der Madame Braunau, was er ihr über das Bild derselben gesagt hatte, und verlangte von ihr eine Erklärung darüber. Diese war zu ehrlich, um ihr zu verschweigen, welchen Antheil er an dem Unglücke ihrer Eltern hatte, doch suchte sie seine Schuld so viel als möglich zu mildern; sie setzte den Eifer sehr in's Licht, mit dem er jetzt die Wiedervereinigung betrieb.

„Das ist das wenigste, was er thun kann," erwiederte sie traurig; und so liebenswürdig sie ihn bis jetzt auch gefunden hatte, so war es ihr doch im ersten Augenblick unmöglich, sich zu überzeugen, daß ein Mann, der einst so gehandelt, je gut werden könne.

Es kostete dem guten Mädchen viel Mühe, sich ihrem Bruder nicht zu erkennen zu geben, zumal da er täglich in sie drang, ihm das Geheimniß zu offenbaren; Madame Brau-

nau gestand ihr endlich die wiederholte Bitte zu. Sie entschloß sich um so mehr dazu, als der Graf schon seit einigen Tagen auf Nachrichten von Dasdorf und Essen wartete, und sich das Geheimniß ohnehin bald aufklären mußte.

Er hatte geglaubt, daß Dasdorf so geschwind als möglich mit Essen zu ihm eilen würde, und konnte sich das Stillschweigen und Wegbleiben seiner Freunde nicht erklären, ob es gleich sehr natürlich war, daß sie auf die Art, wie sie reisten, nicht früher anlangen konnten.

Da der alte Graf von S** Willens war, Dasdorf und Essen nach Schlesien zu begleiten, so mußten sie mit ihm nach Frankfurt an der Oder gehen, wo er Geschäfte hatte; hier trafen sie in einer Gesellschaft Personen an, die eben aus Schlesien kamen, wo sie unter andern das Riesengebirge besucht hatten. Es wurde in dieser Gesellschaft viel von Schlesien gesprochen; man lobte die Güte des Bodens in dem Breslauischen und einigen andern Fürstenthümern Schlesiens. — »Bei dem Ankauf eines Gutes, kann man allemal sicher sein,« sagte einer von den Herren, — »sein angelegtes Geld zu sechs vom Hundert zu nutzen, ja es sind mir Güterbesitzer vorgekommen, die durch Fleiß und gute Kultur es zuweilen zu zehn bis zwölf vom Hundert brachten.« — »Wenn ich im Stande wäre,« sagte ein anderer, »mir ein Gut zu kaufen, so würde ich mein Geld in keinem anderen Lande als in Schlesien anlegen, denn dort hat ein fleißiger

Landwirth Gelegenheit, vieles zu verbeſſern, und kann dann auch von ſeinem Fleiß Nutzen ziehen."

Dasdorf und Eſſen hörten ſehr aufmerkſam auf dieſes Geſpräch, und theilten ſich gegenſeitig ihre Gedanken mit. Als ſie wieder allein waren, bezeigten beide Luſt, ſich in dieſem Lande anzukaufen. Der Graf hörte es ſehr gern, und beſtärkte ſie in ihrem Vorſatz. Sie beſchloſſen einmüthig, ehe ſie zu der Gräfin gingen, eine Reiſe durch Schleſien zu machen. Eſſen wünſchte bei dieſer Gelegenheit auch das Rieſengebirge zu beſuchen. Da ſeine Freunde dieſen Wunſch mit ihm theilten, ſo beſchloſſen ſie dem jüngern Grafen S** zu ſchreiben, daß er mit den jungen Leuten dorthin zu ihnen kommen möchte.

Der Brief wurde zwar ſogleich geſchrieben, doch kam er nicht an, weil man in dem Gaſthof, wo ſie wohnten, vergeſſen hatte, ihn auf die Poſt zu geben; auch der Brief, den der junge Graf an Dasdorf geſchrieben hatte, verfehlte den Ort ſeiner Beſtimmung, wie wir in der Folge ſehen werden.

Unſere Reiſenden gingen inzwiſchen an den Ufern der Oder bis Croſſen, von da beſuchten ſie das Fürſtenthum Sagan, gingen nach Bunzlau, Löwenburg bis Friedberg, denn dahin hatten ſie ihre Gefährten beſchieden. Voll Hoffnung ſie zu finden, näherten ſie ſich dem Wirthshauſe, fanden aber niemand und warteten noch einige Tage ver-

gebens mit sichtbarer Ungeduld. Endlich that ihnen der alte Graf, der sich nicht lange aufhalten konnte, den Vorschlag, einstweilen das Riesengebirge zu besuchen; hauptsächlich hatten sie es auf die sogenannte Schnee- oder Riesenkoppe abgesehen, da dieser der höchste Berg in Schlesien, vielleicht auch einer von den größten in Europa ist. Majestätisch erhebt er sein Haupt, fast immer mit Schnee bedeckt, über die andern Berge; man rechnet den Weg vom Fuß bis auf den Gipfel auf drei deutsche Meilen. Unsere Reisenden glaubten sich, als sie ihn erstiegen hatten, in die Wolken versetzt. Essen, der mit den Schweizergebirgen sehr bekannt war, glaubte die Schneekoppe dem St. Gotthardsberg an die Seite stellen zu müssen. — Da sie sehr früh ausgegangen waren, langten sie schon um zehn Uhr bei der Kapelle des heiligen Lorenz an, die ein Graf Schafgotsch um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts hatte erbauen lassen: sie waren sehr begierig, die Kapelle zu erreichen, nicht eben aus Achtung gegen den heiligen Lorenz, sondern um ein Plätzchen zu finden, woselbst sie von ihrer großen Ermüdung ausruhen konnten. Nachdem sie etwas kalte Küche und Wein verzehrt hatten, gingen Dasdorf und Essen in der Kapelle umher, und beschäftigten sich die Namen der Reisenden zu lesen, die an den Wänden angeschrieben waren. Essen fing schon an über diesem Geschäfte Langeweile zu fühlen, als ihm auf einmal der Name, — Leopold Braunau aus Waldau in Schlesien, — in die Augen fiel; die Jahrzahl war vom vorigen Jahre, und neben ihm stand

der Name seines Schwagers Soden. Er rief voll Freuden Dasdorf herbei und sagte ihm: daß er hier einen alten Freund gefunden hätte. Er freute sich jetzt doppelt über seine Reise nach Schlesien, weil er sich mit der wahrscheinlichen Hoffnung schmeicheln durfte, diesen treuen Freund seiner Louise noch einmal wieder zu sehen. Gern wäre er unmittelbar abgereist um Waldau zu erforschen, und noch etwas von seiner verewigten Louise oder ihrem Kinde zu hören; doch da der alte Graf ihm und Dasdorf zu Gefallen diesen Umweg gemacht hatte, so wollte er ihm nicht gern den Vorschlag thun, so plötzlich einen andern Weg zu nehmen.

Nach einigen Stunden Ruhe, die sie in der Kapelle genossen, schickten sie sich an, den Berg wieder zu verlassen, doch da sie wenig Schritte gemacht hatten, bemerkten sie, daß sich unter ihnen ein Gewitter zusammen zog; dieser Vorfall war ihnen gar nicht unangenehm, denn es ist gewiß eins der herrlichsten Schauspiele der Natur, ein Gewitter unter sich zu sehen. Unsere drei Freunde erinnerten sich dabei, theils auf den Schweizergebirgen, theils auf dem Aetna, das nämliche gesehen zu haben, und es gab ihnen zu manchen angenehmen Gesprächen Anlaß.

Den folgenden Tag sahen sie sich noch in einigen andern Gegenden des Riesengebirgs um, besuchten die Einwohner des Landes, die sie, wie es die meisten Bergbewohner sind, — mehr arm als wohlhabend fanden. Die Leute bauen

wenig Getreide, doch fehlt es ihnen nicht an Holz und Steinkohlen. — Die Reichthümer, die das Innere der Gebirge enthält, können den armen Landmann nicht beglücken, vielmehr ist es ein Unglück für ihn, wenn man auf den Einfall kömmt, sie auszugraben. Ob sie gleich für die Klumpen Gold und Silber, die sie aus der Erde hervorholen, einige Groschen Tagelohn erhalten, so setzen sie doch dabei ihre Gesundheit, ja ihr Leben auf's Spiel. Wie sehr würde der Glanz des Goldes in unsern Augen verdunkelt werden, wenn wir sehen könnten, wie viel Schweißtropfen ein kleines Stückchen dieses edlen Metalls dem armen Bergmanne kostet, ehe er es aus der Erde hervor bringt. Nur zu oft muß es zur Befriedigung der Lüste eines üppigen Reichen dienen, doch unsere Reisende verstanden, einen bessern Gebrauch davon zu machen; sie beschenkten die armen Bauern reichlich, und nahmen tausend Segenswünsche aus dieser Gegend mit hinweg.

Der Graf führte jetzt seine Gefährten in das Fürstenthum Schweidnitz, denn man hatte ihm gesagt, daß hier ein sehr schönes Gut zu verkaufen wäre. In Schweidnitz selbst fand er einen alten Bekannten, der einst Pachter auf einem von den Gütern seines Vaters war, und sich dort angekauft hatte. So bald sie in dem Ort ankamen, ließ er diesen Mann zu sich kommen, gab sich ihm zu erkennen, und bat ihn um seinen Rath über das Gut Teichnau, welches im Schweidnitzer Kreis zu verkaufen war.

Der ehrliche alte Mann war vor Freuden außer sich, als er hörte, wen er vor sich hatte. »Liebster Herr Graf,« sagte er, »Sie kommen wie ein Engel vom Himmel, wenn Sie dieses Gut kaufen wollen, gewiß schickte Sie Gott auf das Gebet der armen Frau von L** und ihrer unglücklichen Familie hieher, um diese braven Leute von dem Elend zu erretten, in das sie ohne Ihre Hilfe in wenig Tagen gerathen müssen.«

Der Graf und seine Gefährten waren über die Ausrufungen dieses alten Mannes ganz verwundert, und es dauerte lange, ehe man ihn dahin bringen konnte, einen ausführlichen Bericht über die ganze Sache zu geben. Er sprach nur immer von Unglück und Ungerechtigkeit, bedauerte die Frau von L** und ihre armen Kinder; „denn ob sie schon nur vom bürgerlichen Stande war,“ sagte er, so verdiente sie doch eine Edelfrau zu sein, so gut war sie gegen alle Menschen und so mitleidig gegen die Armen; auch war sie hübscher Leute Kind, der Onkel des seligen Herrn von L** hätte nicht nöthig gehabt, sich ihrer zu schämen. Wollte Gott, daß der Neffe öfter den Vorstellungen seiner Frau Gehör gegeben hätte, dann wären die Umstände gewiß nicht so, wie sie jetzt sind.«

So ging es noch lange fort, ehe man es dahin bringen konnte, der Geschwätzigkeit des gutmüthigen Alten Einhalt zu thun. Endlich gelang es Dasdorf, die Fragen an-

zubringen: »Wer ſind denn dieſe Frau von L** und ihr Onkel? und wie können wir ihr helfen?"

Nun faßte ſich der Alte wieder. »Der Schwiegervater der Frau von L**," hub er an, »lebte noch vor zwanzig Jahren, als ich hieher kam, auf dem Gute Teichenau im größten Wohlſtande; er hatte einen einzigen Sohn, zwar von gutem Herzen, aber übrigens ziemlich flüchtig. Er hatte ihn in der Stadt mit ſeines Bruders Kindern erziehen laſſen, auch gingen ſie nachher mit einander auf Reiſen, wo viel Geld verthan wurde, doch wußten es die Vettern ſo einzurichten, daß es aus dem Beutel des Teichenauers, und nicht aus dem ihrigen ging, ſie waren das von ihrem Vater her ſchon ſo gewohnt. Als ſie zurück kamen, klagte mir der alte Herr, — mit dem ich indeſſen Bekanntſchaft gemacht hatte, oft mit Thränen, daß ſein Sohn auf ſeiner Reiſe ſehr ausſchweifend geworden; er hat vieles Geld verthan, ſagte er, und nichts dafür gelernt; nun liegt er beſtändig in der Stadt, verſchwendet dort, und läßt mich armen Mann hier allein. Zum Glück, daß noch mein Bruder dort wohnt, der auf ihn Acht haben kann. Doch das war eben ein Unglück für den jungen Herrn. Der Onkel hatte eine Tochter, die zwar hübſch aber von böſer Gemüthsart war, ſie wurde für ſeinen Neffen beſtimmt; anfangs ſchien auch der junge Herr Luſt zu ihr zu haben, doch als er eines Tages, — ſein Vater hatte ihm einen Auftrag an mich gegeben, — ſeine jetzige Frau, die eben bei meiner Tochter

zum Beſuch war, zu Geſichte bekam, verliebte er ſich in ſie. Dieſes Mädchen, die Tochter eines braven Offiziers, der vor einigen Jahren geſtorben, lebte hier mit ihrer Mutter von einer kleinen Penſion und ihrer Hände Arbeit. Wir ließen verſchiedenes bei ihr nähen, und dadurch gerieth meine Chriſtiane mit ihr in Bekanntſchaft. Sie können glauben, daß ſie ſehr ſittſam und ſtill erzogen war, ſonſt hätte ich nicht gelitten, daß meine Tochter mit ihr umgegangen wäre.»

»Doch wie geſagt, der junge Herr von L** ſah das Mädchen in unſerm Hauſe, er kam nun öfter zu mir, ohne daß ich die Urſache davon errathen konnte; er gab der Mamſell Weiden, ſo hieß dieſes Frauenzimmer, — oft etwas zu arbeiten, und wußte ſich bei ihr einzuſchmeicheln, ohne daß ich etwas argwöhnte, denn mich einfältigen Mann wußte er leicht zu hintergehen. Da der gute Vater fand, daß ſein Sohn ordentlicher wurde, bat er mich dringend, ihn ſo oft er nur wolle, zu mir kommen zu laſſen; ich lud ihn daher immer ein und ermahnte die Mädchen, ihn durch Singen und Spielen zu unterhalten. Der junge Menſch wurde ſittſam und beſcheiden, ganz wider ſeine bisherige Gewohnheit; wir waren alle recht froh darüber, und wann ich nach Teichenau kam, ſo wußte der alte Herr nicht, wie er mir genug dafür danken ſollte. Er glaubte, daß ich allein an dieſer Veränderung Schuld wäre, ich war auch dumm genug es ſelbſt zu glauben, bis endlich meine Chriſtiane

mir das Räthſel löſte. Der junge Herr von L**, ſagte ſie mir nämlich, hat der Mamſell Weiden Heirathsanträge gethan; ſie liebt ihn wohl auch, doch wollte ſie ſich nicht gern hinter dem Rücken ſeines Vaters mit ihm einlaſſen; ſie entdeckte ſich mir, und wünſchte meinen Rath darüber zu hören. — Ich war über dieſe Nachricht ſehr erſchrocken, und hielt es für meine Pflicht, ſie dem alten Herrn ſo bald als möglich zu entdecken. Der ehrliche Vater bezeigte zwar eben keine große Freude an dieſer Heirath, doch hätte er ſich wohl am Ende noch dazu bereden laſſen, wenn nicht ſein Bruder, der es auch erfuhr, dazwiſchen gekommen wäre. Der verleumdete die arme Weiden bei ihm, und that ihm den Vorſchlag, ſeinen Sohn ſo bald als möglich mit ſeiner Tochter zu verbinden; der junge Mann widerſetzte ſich aus allen Kräften, denn er hatte die böſe Gemüthsart ſeiner Couſine kennen lernen; es veranlaßte ſchlimme Auftritte unter den Verwandten, die den guten Alten ſo angriffen, daß er in eine Krankheit verfiel, von der er nicht wieder aufkam.“

„Kurz vor ſeinem Ende brachte es der Sohn dahin, daß er die Mamſell Weiden zu ſich kommen lies, und ſeine Einwilligung zu der Heirath nebſt ſeinem väterlichen Segen ertheilte. Seine Nichte war ohnehin indeſſen mit einem Fähnrich davon gelaufen.“

„Einige Wochen nach dem Tode des alten Herrn feierten die jungen Leute ihre Hochzeit, und lebten verſchiedene

Jahre recht glücklich. Doch der guten Frau von L** that es immer weh, Augenzeuge zu sein, daß ihr Mann mit seinem Onkel in Feindschaft lebte; sie wendete daher alles an, sie auszusöhnen, und das war ihr Unglück. Die jungen Vettern sahen die Aussöhnung recht gern, denn sie rechneten darauf bei dem Herrn von L**, wie ehedem, offene Kasse zu haben. Anfänglich hütete er sich dafür, doch nach und nach zog ihm sein Onkel wieder ganz an sich, — denn der ist sehr listig. — Der leichtsinnige junge Mann wurde zu allerlei Ausschweifungen verleitet, und die Frau von L** sah bald ein, daß sie diese Aussöhnung zu ihrem Unglück befördert hatte."

»Der Onkel lieh eine beträchtliche Summe nach der andern auf das Gut, die er und seine Söhne mit verzehren halfen. Die arme Frau grämte sich über den Verfall ihrer Umstände und wurde kränklich, der Mann fand sie jetzt nicht mehr so hübsch und so angenehm wie sonst, und entfernte sich von ihr, so daß sie oft ganze Wochen mit ihren vier Kindern auf dem Lande allein saß. Ich war noch ihr einziger Trost, wenn ich zu ihr kam; da ich endlich den Jammer nicht mehr ansehen konnte, so machte ich dem Herrn von L** Vorstellungen darüber. Im Anfang fruchteten sie etwas, doch ließ er sich bald wieder hinreißen, und die wüste Lebensart ging verschiedene Jahre so fort, bis er eines Tages nach einem sehr schnellen Ritt, den er in der Gesellschaft seiner Vettern gemacht hatte, krank nach Hause

kam, und bald darauf an einem hitzigen Fieber ſtarb. Es iſt ein halbes Jahr, daß dieſe arme Frau Witwe iſt, und ſeitdem hat ſie noch keine frohe Stunde gehabt. So bald der Mann todt war, meldete ſich der Onkel mit einer Schuldforderung von ſechzig tauſend Rthlr., das Gut iſt zwar immer ſeine hundert tauſend Rthlr. werth, allein der Onkel hat erklärt, daß er es für ſeine Schulden annehmen will, und darum bietet keiner von den andern Edelleuten mehr darauf, man will ihn nicht beleidigen. Wäre es nur nicht wider unſere Landesverfaſſung, daß ein bürgerlicher ein adeliches Gut kaufen dürfte, ſo würde der wohlthätige Herr Braunau gewiß der armen Witwe aus der Noth helfen.“

»Wider den Willen des alten Herrn von L** habe ich den Verkauf des Gutes bekannt machen laſſen, und wie ich ſehe, hat Gott dieſen Einfall geſegnet, weil er mir Sie, theuerſter Herr Graf, zuſchickt, da gerade übermorgen der letzte Termin iſt. Findet ſich bis dahin kein Käufer, ſo muß die Frau von L**, mit ihren vier hoffnungsvollen Kindern, das Haus als eine Bettlerin verlaſſen.“

Der Alte weinte wie ein Kind, als er ſeine Erzählung geendigt hatte; auch ſeine Zuhörer blieben nicht ungerührt, ob wohl Eſſen ſehr erfreut war, hier Jemand gefunden zu haben, der Braunau kannte. »Laſſen Sie uns immer,“ ſagte der Graf, »Teichenau in Augenſchein nehmen, viel-

leicht gefällt es Ihnen, lieber Essen, und ist das nicht, so wollen wir schon sehen, wie wir der guten Frau auf eine andere Art helfen."

Es wurde sogleich verabredet, daß der ehrliche Alte sie den Nachmittag nach Teichenau führen sollte, inzwischen ließ er ihnen den von ihm selbst aufgesetzten Anschlag des Guts zurück.

Essen konnte nicht umhin, noch ehe der Alte sich entfernte, ihn nach Braunau's Aufenthalte zu fragen, und erfuhr, daß dieser ungefähr seit sechzehn Jahren ein Gut bewohne, welches er von seinem Onkel geerbt habe. — Bisher war es ihm unmöglich gewesen, etwas gewisses von diesem Freund seiner Louise zu erfahren, denn da auch die Faber'sche Familie kurz nach Braunau's Abreise die Gegend von F** verließ, so wußte Niemand eigentlich, wohin sie gekommen waren. Louise wünschte überdies, daß ihr Aufenthalt verborgen bliebe, um den Zudringlichkeiten der Frau von A** zu entgehen. Ihr zu gefallen verschwieg Braunau seinen künftigen Wohnsitz, als er von F** abging.

Essen theilte seinen Reisegefährten die gemachte Entdeckung mit, und bat sie, ihn so bald als möglich nach Waldau zu begleiten; sie versprachen es um so lieber, da Braunau's Gut gar nicht außer dem Wege von Wernburg lag.

Nachmittag fuhren sie mit dem alten Pachter nach Teichenau. Sie stiegen auf den Vorschlag des Alten am Garten aus; er wollte sie, während der Garten in Augenschein genommen wurde, bei der Frau von L** melden, und sie auf ihren Besuch vorbereiten; »denn,« fügte er hinzu, »ihr Unglück hat sie schüchtern und Menschenscheu gemacht, darum ist es gut, wenn ich voraus gehe, und ihr sage, was sie von Ihnen zu erwarten hat.«

Sie durchstreiften hierauf den Garten, der noch im alten holländischen Geschmack angelegt war. Sie fanden ihn ziemlich verfallen und verwildert, bis sie an ein eingezäuntes Fleck kamen, das sie für den Küchengarten hielten; hier leuchtete überall Ordnung und Fleiß hervor; ein üppiger Wuchs der Gemüse verrieth den guten Boden und die fleißige Wartung. Endlich gelangten sie in den Hof, der sehr reinlich gehalten war; die blanken Milchgefäße standen an der Luft um zu trocknen; auf dem Grase wurde Leinewand und Zwirn gebleicht; ein junges nett gekleidetes Mädchen von ungefähr zwölf Jahren schien das Amt der Bleicherin zu versehen, zugleich aber gab sie auch auf einige kleinere Kinder Acht, die im Grase spielten.

Die drei Freunde näherten sich ihr und frugen, ob sie vielleicht das Fräulein von L** wäre?

»Ja, meine Herren,« erwiederte sie mit einer liebenswürdigen Freimüthigkeit; »befehlen Sie meine Mutter zu

ſprechen, ſo will ich Sie hinein führen; doch ich bitte, reden Sie ja gütig mit ihr, denn ſie iſt ſchon ſeit einiger Zeit kränklich."

»Wir kommen als Freunde Ihrer Mutter," verſetzte der Graf, »und wollen ihr unſere Dienſte anbieten."

»Sie wollen uns alſo nicht aus dem Hauſe werfen?" ſagte ein kleiner Knabe mit einem offenen Geſicht, der indeſſen herbeigekommen war.

»Nein, mein liebes Kind," ſagte Eſſen. »Wenn doch nur der böſe Mann in der Stadt auch ſo dächte," erwiederte der Knabe. — »Pfui, Ludwig, ſo mußt du ihn nicht nennen," fiel das junge Mädchen ein, »er iſt ja unſer Onkel."

„Er war aber doch ſehr bös mit der Mama, als er geſtern hier war, und ihr drohte, daß er ſie aus dem Hauſe werfen wollte. — Wäre ich nur ſchon ſo groß, wie der Herr dort (auf Eſſen zeigend), ſo wollte ich anders mit ihm reden."

Das junge Mädchen ſuchte ihn zu beruhigen, und entſchuldigte ihren Bruder damit, daß er dieſen Ort ſehr ungern verließe, und aus dieſer Urſache ſei er dem Onkel, dem das Gut verpfändet wäre, ſo gram.

Die kluge Zurückhaltung des jungen Mädchens gefiel den drei Freunden überaus, und flößte ihnen ein günſtiges

Vorurtheil für die Mutter ein, die in dem Augenblick mit dem ehrlichen Alten zu ihnen kam, und ſie bat, in das Haus zu gehen.

Das Aeußere dieſer Frau war edel und voll Anſtand doch las man tiefen Kummer in ihren Mienen, der ihrem ganzen Weſen eine ſanfte Duldung verlieh. — Sie empfing die Herren mit vieler Höflichkeit, und dankte für die gute Abſicht, mit der ſie gekommen wären; doch äußerte ſie die Furcht, daß der Onkel ihnen zu mächtig ſein würde: »wenigſtens unſere Obrigkeit ſcheut ſich vor ihm," ſagte ſie, »alles bemitleidet mich, aber Niemand kann mir helfen."

Der Graf von S**, ob er gleich ſonſt nicht der Mann war, der mit ſeinem Stande groß that, und ſein Anſehen in Privatangelegenheiten gebrauchte, ließ doch, um ſie zu beruhigen, ein Wörtchen vom Miniſter fallen, und ein Strahl von Hoffnung belebte das matte Auge der unglücklichen Frau. Sie dankte dem Grafen für ſeine Güte, und drückte ihren kleinen Ludwig, der ſich ihr ſchmeichelnd näherte, voll Inbrunſt an ihre Bruſt, als wollte ſie ſagen: Vielleicht können wir auch einſt noch glücklich werden! — Dasdorf und Eſſen ſtanden bei dieſer Scene, und liebkoſten die Kinder, um nur ihre Rührung zu verbergen.

Frau von L** führte hierauf ihren Beſuch in das Haus, wo ſie alles recht nett und ordentlich aber ganz einfach fanden; nur in den obern Zimmern herrſchte ver-

altete Pracht. Der Theil des Hauſes, den die Frau von L** mit ihren Kindern bewohnte, zeigte nicht von ehemaligem Reichthum, ſondern nur von Ordnung und Reinlichkeit.

Nachdem der Graf die Papiere der Frau von L** unterſucht hatte, fand er, daß zwar dem Onkel das Gut verſchrieben war, doch konnte er nicht verlangen, es für die Summe anzunehmen, die er darauf geborgt hatte. Die Sache mußte gleich eine ganz andere Wendung bekommen, ſo bald ein anderer Käufer ein höheres Gebot thun würde. Er wünſchte von der Frau von L** zu wiſſen, ob ſie geneigt wäre, das Gut ſelbſt anzunehmen? auf den Fall, wollte er ihr ſo viel vorſchießen, als die Schuld des Onkels betrüge; könnte ſie ſich nicht dazu entſchließen, ſo würde Herr von Eſſen wahrſcheinlich einen Käufer dazu abgeben, und ihr den wahren Werth bezahlen. — Frau von L** fand es für ſich und ihre Kinder vortheilhaft, das Gut wegzugeben, und für das Geld, was ihr nach Bezahlung der Schulden übrig blieb, ein kleineres zu kaufen, deſſen Verwaltung ſie überſehen könnte. — Der Graf fand dieſen Entſchluß ſehr vernünftig und verſprach ihr, den folgenden Tag ſo gleich zum Herrn von L** zu gehen, und die Sache auf eine oder die andere Art in Richtigkeit zu bringen.

Frau von L** war noch immer unruhig: ihr langes Unglück hatte ſie mißtrauiſch gegen ihr eigenes Schickſal

gemacht, so daß die drei Freunde Mühe hatten, ihr Vertrauen einzuflössen. Sie äußerte den Wunsch, so bald als möglich das Gut verlassen zu können: »Dieser Ort war zwar eine Zeit lang der Schauplatz meines Glückes,« fügte sie hinzu, »allein schon lange war er Zeuge meines Kummers! und mein größter Kummer ist, daß ich mich als die Ursache von dem Unglück meines Mannes ansehen muß! denn ohne die Heirath mit mir wäre er nicht in die schlechten Umstände gerathen.«

»Verzeihen Sie, gnädige Frau,« fiel ihr der Alte ein, »er hätte ohne Sie sein Vermögen noch viel eher verloren; haben Sie vergessen, wie ausschweifend er war, ehe er Sie kennen lernte?«

Frau von L** schien die Rede des Alten zu mißbilligen, und bat ihn davon zu schweigen, allein er ließ sich nicht aus dem Texte bringen: »Wenn Sie,« fuhr er fort, »unbillig gegen sich selbst sind, so darf ich es doch nicht; ohne Ihre gute Wirthschaft müßten Sie längst betteln gehen. Hätte der selige Herr sich nach Ihnen gerichtet, so lebte er vielleicht noch, oder hätte doch seinen Kindern ein unverschuldetes Gut hinterlassen.« — Der Alte hätte seine Rede noch lange fortgesetzt, wenn ihn nicht Frau von L** ernstlich gebeten hätte, zu schweigen.

Man sprach von ihren Kindern. Sie erzählte, daß Madame Rosen ihr durch Herrn Braunau habe anbieten

laſſen, eine von ihren Töchtern zu ſich zu nehmen. »Ungern,« fügte ſie hinzu, »würde ich mich zwar von einem meiner Kinder trennen, allein die Noth, die ich voraus ſah, machte mich dieſes Anerbieten für ein groſſes Glück achten; wo könnte ich mein Kind auch wohl beſſer unterbringen, als bei dieſer vortrefflichen Frau.«

»Wer iſt dieſe Madame Roſen,« fragte Eſſen haſtig.

»Eine Freundin der Madame Braunau,« erwiederte Frau von L**, ſie lebte in ihrem Hauſe, und erzog mehrere junge Mädchen aus der Nachbarſchaft, die äußerſt liebenswürdig ſein ſollen; ich lernte ſie kennen, als Herr Braunau meinem Mann das Gut eines abweſenden Vetters abkaufte. Vor Kurzem ſoll ſich aber Madame Roſen ſelbſt als Eigenthümerin dieſes Guts erklärt haben.

Eſſen hörte der Frau von L** ſehr aufmerkſam zu, und war auf dem Wege ſtill und nachdenkend; ſeine Freunde glaubten ihn von dem Schickſale der armen Frau durchdrungen. So bald er mit Dasdorf allein war, ſagte er zu ihm: »Wer muß wohl dieſe Madame Roſen ſein? Das Geheimniß, was ſie zu umgeben ſcheint, erregt in mir die Begierde, ſie zu kennen, und ich wünſche faſt eben ſo ſehr, dieſe gerühmte Frau, als meinen Freund Braunau und ſeine Karoline, zu ſehen.«

Eſſen hätte gern geſehen, daß Dasdorf, gleich ihm, auf die Idee gekommen wäre, daß Louiſe noch lebe, und ſich

unter dem Namen Rosen verborgen haben könnte. Dasdorf merkte zwar Essen's Kunstgriff wohl, allein er hielt es nicht für gut, eine Hoffnung zu unterstützen, die wahrscheinlich vergebens sein müßte; er sagte daher ganz kalt: »Vermuthlich ist die Unbekannte eine Person, die Madame Braunau zur Erzieherin ihrer Tochter gewählt hat, wer weiß durch welchen Zufall diese Frau so viel Vermögen bekommen hat, sich damit ein Gut zu kaufen.«

Essen schwieg, und erwartete mit großer Ungeduld den Tag, an welchem sie nach Waldau abreisen wollten.

Der Graf begab sich am folgenden Morgen zum Herrn von L**. Nachdem er sich ihm bekannt gemacht hatte, sagte er ihm, daß einer seiner Freunde geneigt wäre, das Gut Teichenau zu kaufen; er erkundigte sich nach dem Werth desselben, und wünschte zu wissen, bei wem er sich deswegen melden müßte.

Herr von L** sah dies für eine Gelegenheit an, einen ansehnlichen Gewinn zu machen, und sagte dem Grafen: daß Teichenau schon so gut als sein wäre. »Mein verstorbener Neffe hat es mir verpfändet,« fügte er hinzu, »morgen wird die Sache ausgemacht, und übermorgen verkaufe ich es Ihnen für hundert tausend Rthlr., die es unter Brüdern werth ist.«

»Wie ich höre,« sagte der Graf, »so hat Ihr Neffe eine Witwe und Kinder hinterlassen, und zum Vortheil dieser

werden Sie wahrscheinlich den Ueberschuß Ihrer Forderung anwenden.“ — Herr von L** machte große Augen, als er merkte, daß der Graf schon unterrichtet war, doch versicherte er mit einiger Verlegenheit, daß er gewiß für sie als für seine eigenen Kinder sorgen würde. „Von der Mutter müssen sie weggenommen werden,“ setzte er hinzu, »denn sie war eine bürgerliche Dirne, und erzieht die Kinder gar zu gemein.“

»Ihr Vater war Offizier, so viel ich weiß,“ versetzte der Graf, »ich lernte sie gestern kennen, und fand in ihr eine edle Frau, die ihren Kindern eine vortreffliche Erziehung zu geben scheint. Wahrscheinlich hatten Sie nicht Gelegenheit, sie kennen zu lernen.“

Je mehr Herr von L** merkte, daß der Graf mit den Angelegenheiten in Teichenau bekannt war, je verlegener wurde er; »freilich,“ sagte er nach einigem Zaudern, »erlaubte mir der Stand dieser Frau nicht, mich in nähere Bekanntschaft mit ihr einzulassen.“

»Ich kann Ihnen rathen,“ versetzte der Graf, »daß Sie ihre nähere Bekanntschaft suchen, denn sie ist eine Frau, deren Umgang Ihnen auf alle Weise vortheilhaft sein wird. — Doch, da ich sehe, mein Herr von L**, daß Sie mit den Angelegenheiten Ihrer Verwandten nicht genau bekannt sind, so will ich mich unmittelbar an die Frau von

L** und an den Vormund wenden, den ihre Kinder wahrscheinlich bekommen haben."

»Dieser Vormund," erwiederte Herr von L**, »lebt in meinem Hause** er ist mein Sekretär. — Ich hätte gern diese Stelle selbst übernommen, doch da ich zu sehr dabei interessirt war, hielt ich es nicht für schicklich, und ließ, um doch mitzuwirken, meinen Sekretär dazu bestellen."

»Sie thaten sehr wohl, diese Stelle nicht selbst zu übernehmen, man hätte Sie können des Eigennutzes beschuldigen. Aus eben der Ursache rathe ich Ihnen auch, Ihren Sekretär diese Stelle niederlegen zu lassen; ich werde selbst die Gerichte ersuchen, diesen Kindern einen anderen Vormund zu bestätigen. Ihnen soll morgen Ihre Schuldforderung ausgezahlt werden, und der Ueberschuß der Kaufsumme wird, darauf können Sie sich verlassen, zum Nutzen der Familie verwendet."

Ob nun gleich der Minister mehr, als der redliche Mann, dem Herrn von L** imponirte, so wollte er doch noch verschiedene Einwendungen machen; allein der Graf sagte ihm mit Nachdruck in Worten und Mienen: »Sein Sie versichert, mein Herr von L**, wenn Sie sich in dieser, so wie in allen andern Sachen, als rechtschaffener Mann betragen, so werde ich Ihrer bei Hofe mit Ruhm erwähnen. Sollten Sie aber fortfahren so zweideutig, wie bisher, zu handeln, so wird es Sie um Ihren ganzen Kredit, vielleicht

auch gar um Ihre Stelle bringen," — er bekleidete einen ansehnlichen Posten in Schweidnitz. —

Solche Worte, von einem so mächtigen Mann gesprochen, wirkten mehr auf die feile Seele des Herrn von L**, als tausend Bußprediger nicht gethan haben würden; er war zufrieden, unter diesen Umständen noch das wiederholte Versprechen zu erhalten, daß seine Schuld ihm bezahlt werden sollte.

Nachdem der Graf mit diesem Manne in Richtigkeit war, so wurde es ihm leicht, das übrige zu besorgen, ja der Herr von L** mußte ihm selbst behilflich sein, die alte Vormundschaft aufzuheben. Der Graf ließ seinen alten Bekannten, den ehemaligen Pachter Wiesen, zum Vormund bestätigen; er war überzeugt, daß ihre Sache hier in die Hände eines rechtschaffenen Mannes kommen würde. Der Alte schaffte auch so viel Geld herbei, daß der Herr von L** bezahlt werden konnte: das Gut wurde Essen zugeschrieben, der die Frau von L** und den alten Wiesen bat, die Verwaltung davon noch auf einige Zeit zu übernehmen.

Wie verschieden von dem ersten war nicht der zweite Besuch, den unsere drei Reisende bei der Frau von L** machten. Sie empfing die Herren zwar auch mit Thränen, aber das waren Thränen der Rührung und Freude; das erste Mal wurden sie ihr durch Kummer und Noth ausge-

preßt. Ihre Augen glänzten von Freude und Dankbarkeit; dieſe veränderten Gefühle gaben auch ihrer äußeren Geſtalt eine Anmuth, die Herrn Dasdorf nicht entging. Der kleine muntere Ludwig hing ſich ſehr an ihn, Dasdorf gab ſich viel mit ihm ab, dies machte einen ſo ſtarken Eindruck auf das Kind, daß es beim Abſchied ſagte: »Du könnteſt wohl immer bei uns bleiben, wir haben nun ſo keinen Vater mehr?« Frau von L** erröthete zwar bei dieſem Geſchwätz des Kindes, doch ſtellte ſie ſich, als achte ſie nicht darauf; Dasdorf hingegen drückte den munteren Knaben an ſein Herz und ſagte: »Ein Vaterherz ſollſt du allezeit bei mir finden, wenn ich auch nicht den Namen deines Vaters führen darf.«

Frau von L** wurde von dieſer Scene ſehr gerührt, ſie wandte ſich weg, um ihre Empfindungen zu verbergen; doch ſie entgingen den Herren nicht. Der Graf verſprach in wenig Wochen wieder bei ihr zu ſein. Man kehrte hierauf ſehr zufrieden nach der Stadt zurück; Dasdorf ſprach viel von der Frau von L**, und dankte dem Grafen herzlich für den Eifer, den er zum Beſten dieſer Frau bewieſen hatte. — »Sie ſind nicht minder eifrig,« verſetzte der Graf ſchalkhaft, — »für das Wohl der hübſchen jungen Witwe beſorgt.«

»Es iſt wahr,« ſagte Dasdorf, »das kluge Betragen der Frau von L**, bei der ganzen Sache, nimmt mich

für sie ein; auch die Erziehung ihrer Kinder beweist einen guten Verstand und eine edle Denkart. Es soll mir lieb sein, diese Frau näher kennen zu lernen."

Der Graf lächelte, doch Essen war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß er bei Dasdorf's Gespräch weiter hätte denken sollen. Er hatte nun von Braunau's Aufenthalt noch mehrere Nachrichten eingezogen, und wußte den Weg dahin sehr genau. Als der Graf von ihrer morgenden Reise sprach, konnte Essen alle Oerter nennen, die sie zu passiren hatten.

Der Graf merkte nur zu deutlich, daß Essen sich nach der Zusammenkunft mit Braunau's sehnte; er bestellte die Pferde sehr früh, weil es sonst bei den schlechten Wegen unmöglich gewesen sein würde, Waldau noch vor Abends zu erreichen.

Essen durchwachte die Nacht in großer Unruhe; der folgende Tag war ihm sehr wichtig; so oft er auch seine geheimen Ahnungen zu bestreiten suchte, so siegte doch allezeit eine Hoffnung in seiner Seele, die er sich selbst kaum zu gestehen wagte.

Sein Freund Dasdorf war nicht viel ruhiger; ihm schwebte beständig die edle Gestalt der Frau von L** vor Augen; der Wunsch, sie einst glücklich zu sehen, erfüllte seine ganze Seele. — Der Graf war der Einzige, den das

Bewußtſein, eine gute That vollbracht zu haben, ſanft und ruhig ſchlafen ließ. — Heil dem Lande, wo ein Miniſter mit dieſer Denkungsart das Ruder führt, und Heil dem Fürſten, der einen ſolchen Mann an die Spitze der Geſchäfte ſtellt, und ihm die Macht gibt, für das Glück ſeiner Unterthanen zu ſorgen, wo er es ſelbſt nicht überſehen kann.

Unſere Reiſende verließen Schweidnitz ſehr früh. Der Morgen war ſchön, und eine angenehme Kühlung verſprach ihnen einen heiteren Tag; ſie wechſelten verſchiedene Male Pferde. Die Reiſe ging ſo ſchnell als möglich, aber Eſſen's Ungeduld eilte doch immer den Pferden vor. Er gab den Poſtillons doppeltes Trinkgeld, um ſchneller fortzukommen; einer von ihnen, der dieſes Trinkgeld gern verdienen wollte, achtete der böſen Wege nicht, ſondern fuhr ſo unvernünftig geſchwind, daß er ſeine Reiſenden unſern eines kleinen Wäldchens in einen trockenen Graben warf; die Herren waren nicht beſchädigt, der Wagen aber deſto mehr, man ſah ſich genöthigt, einen Bedienten in das nächſte Dorf reiten zu laſſen, um Hilfe zu holen. Eſſen war über dieſen Zufall außer ſich, doch durfte er nichts ſagen, da er allein durch ſeine übertriebene Eile an dem Unglück Schuld war.

Da voraus zu ſehen, daß wenigſtens eine Stunde vergehen würde, ehe die Geſellſchaft ſich wieder einſetzen konnte;

ſo ſchlug der Graf einen Spazirgang in das Wäldchen vor, in deſſen Nähe ihr Wagen gebrochen war. Nachdem ſie eine kleine Strecke gegangen, kamen ſie an einen ausgehauenen Steg, der auf etwas führte, das ihnen von weitem ein Denkmahl zu ſein ſchien. Je mehr ſie ſich näherten, je beſſer konnten ſie es unterſcheiden; ſie entdeckten endlich eine Urne auf einem Fußgeſtelle, an deſſen beiden Seiten Genien zu ſtehen ſchienen; da ſie es nur von der Seite betrachten konnten, ſo waren ſie erſt im Stande, es genau zu unterſcheiden, als ſie ganz dicht davor ſtanden.

»Himmel! was ſeh ich?" rief Eſſen aus, der es zuerſt erreichte, »welche auffallende Aehnlichkeit! ſehen Sie nur, Dasdorf, was halten Sie von dieſem Denkmahl? iſt das nicht das Bild meiner Louiſe?" „Und hier Ihr eigenes," ſagte Dasdorf, der ſich inzwiſchen genähert hatte. Der Graf betrachtete mit ihnen die Büſten, und das ganze Denkmahl mit Verwunderung. »Wahrſcheinlich ſind wir ſchon in Waldau," meinte Dasdorf, »wo Braunau Ihnen vermuthlich dieſes Denkmahl errichtet hat."

»Dazu paſſen die Worte nicht, die hier unten ſtehen," verſetzte Eſſen, »in jener Welt finden wir uns wieder." „Sie haben Recht," ſagte der Graf, »das Wir wäre hier nicht am rechten Ort. Aber wen ſtellt das dritte Medaillon vor?"

Essen und Dasdorf besahen es genau, konnten aber nicht entdecken, wer es sein möchte. Als sie noch darüber sprachen, sahen sie von der entgegengesetzten Seite eine Dame sich nähern, die etwas las, und die fremden Herren daher noch nicht gesehen hatte. Sie entfernten sich ein wenig in's Gebüsch, und wollten sie nicht stören. Als sie näher kam, bemerkten sie, daß sie einen Brief in der Hand hielt, auch fiel ihnen die schöne edle Gestalt dieses Frauenzimmers auf, ob sie gleich ihr Gesicht nicht erkennen konnten, denn es war durch einen etwas großen Hut bedeckt. — Sie warf sich am Fuß des Denkmahls nieder und weinte. — Endlich rief sie mit halb leiser Stimme, »Gott! wenn er lebt, wird er auch für mich leben! — — Essen wurde von dem bekannten Ton dieser Stimme sehr gerührt, und wollte zu ihr hineilen, doch Dasdorf und der Graf hielten ihn zurück, — — nach einigem Stillschweigen rief sie wieder: »O mein Karl! würdest du mir auch meinen Leichtsinn vergeben?"

Das war zu viel für Essen, er vermochte es nicht sich länger zu halten, sondern stürzte hinzu, indem er ausrief: »Louise, meine Louise! bist du es wirklich?" Bei diesen Worten lag er in den Armen seiner Frau! Sie fuhr zurück, und brach in ein lautes Geschrei aus! ihr wurde es nicht so leicht, ihren Essen zu erkennen.

Auf Louisens Geschrei kamen die beiden andern Herren in größter Eile herbei, doch ihre Annäherung vermehrte

nur noch die Bestürzung. »O theure unglückliche Louise! wie hart bestrafst du deinen reuigen Karl,« rief Essen aus, dem es weh that, von seiner Louise verkannt zu sein. Er bedachte nicht, daß sein jugendliches Gesicht indessen zum männlichen gereift, und durch die vielen Reisen bräunlich geworden war. — Endlich wurde er auch von ihr erkannt, sie vergaß alles um sich her über die Freude, ihren Karl wieder zu haben. — »Bist du es wirklich, bist du wieder ganz mein,« rief sie einmal um's andere; »darf ich meinen Augen trauen?« — Diese Steine sollten ein Denkmahl meines beleidigten, meines verblichenen Karl's sein, und sind jetzt Zeugen unserer Wiedervereinigung!«

Karl und Louise waren so entzückt, daß sie weder an Vergangenheit noch Zukunft dachten, auch von der Gegenwart sahen sie nichts als sich selbst. Karl hatte seine Freunde beinahe vergessen, und von Louisen wurden sie nicht einmal bemerkt. Diese biedern Menschen sahen mit gerührtem Herzen das Entzücken der Glücklichen, und es fiel ihnen nicht ein, solche Wonnescene zu unterbrechen. Gewiß wären sie noch lange stumme Zuschauer dieses Götterschauspiels geblieben, wenn nicht der Bediente des Grafen die Nachricht gebracht hätte, daß der Wagen wieder in Ordnung sei.

Durch diese Unterbrechung kamen Essen und Louise wieder zu sich selbst; Essen dachte an seine Freunde, und

ſtellte ſie ſeiner Frau vor; ſie empfing ſie mit vieler Achtung, denn ſie erinnerte ſich noch der Unterhandlung, die Dasdorf einſt im Namen des Grafen mit ihr gepflogen hatte; es war ihr ein Räthſel, ihren Mann in ſo genauer Verbindung mit dieſen Herren zu finden; ſie hatte nicht den Muth darnach zu fragen, weil ſie ungern ihre frohe jetzige Stimmung durch die Erinnerung der traurigen Vergangenheit ſtören wollte. Auch Eſſen wollte nicht dieſe Sache wieder erwähnen, bis Dasdorf, der ſeine Verlegenheit merkte, ſich erbot, auf das Gut der Gräfin zu reiſen, und ſeinen Sohn zu holen. — „Was für eine Gräfin meinen Sie?" fragte Louiſe haſtig, und als man ihr die Gräfin von B** nannte, ſagte ſie: »nun verſtehe ich erſt den Brief meiner Freundin Braunau." — Dieſe hatte nämlich auf einen melancholiſchen Brief, den ſie von Louiſen erhielt, ihr zum Troſt, unter andern folgendes geſchrieben:

»Der Strahl der Hoffnung, der mir bei meiner Abreiſe von dir leuchtete, wird immer heller, bald hoffe ich dir mit Gewißheit ſagen zu können: dein Karl lebt, und wenn er lebt, ſo wird er auch bald wieder ganz dein ſein." — Dieſe Worte waren es, die Louiſen ſo ſehr gerührt hatten; ſie kam zum Denkmahl ihres Gatten, um dort Thränen der Hoffnung und des Kummers zu weinen, und fand — das Ende ihrer Leiden.

Nach einer näheren Erklärung freuten sie sich gegenseitig, daß ihre Kinder einander schon kannten, und beschlossen den folgenden Morgen nach Werneburg zu reisen, und ihre Freunde dort zu überraschen. Aus dem Briefe der Madame Braunau sah man deutlich, daß die jungen Leute gar nicht abgereist waren.

Louise war etwas verlegen darüber, daß sie in Werneburg auch den jungen Grafen von S** finden würde; auch Karl hatte nicht den Muth, diese Seite zu berühren. Da nun der alte Graf fürchtete, daß diese gegenseitige Verlegenheit seinem Sohn in der Folge nachtheilig sein möchte, bat er Herrn Dasdorf, als sie allein waren, der Frau von Essen den ganzen Zusammenhang zu erklären; hiezu erhielt Dasdorf die beste Gelegenheit, als ihm ein Bedienter, den man nach dem nächsten Ort auf die Post geschickt hatte, den Brief des jungen Grafen überbrachte. Er theilte ihn seinen Freunden mit; sie konnten alle daraus deutlich sehen, mit welchem Eifer er die Vereinigung der beiden Gatten wünschte.

Essen und Louise fanden gegenseitig ihre Denkart und Betragen so vortheilhaft verändert, daß sie nur durch ihre äußere Gestalt, mehr aber noch durch ihre wechselseitige Zuneigung einander wieder erkannten.

Auf dem Wege nach Werneburg erkundigte sich Essen nach der Madame Rosen, die bei Braunau's lebte, und

erfuhr zu ſeiner großen Freude, daß Louiſe ſelbſt die ſo ſehr gerühmte Madame Roſen ſei.

In Werneburg ſah man voll Ungeduld der Auflöſung des Knotens entgegen, die der Graf ſo ſehr zu beſchleunigen wünſchte. Karl hatte endlich erfahren, daß Karoline Roſen ſeine Schweſter war; er konnte ſich nun erklären, was ihn, ungeachtet ſeiner Neigung für Eleonoren, zu ihr hinzog, er wußte, daß ſeine Mutter in der Nähe war, und daß er bald das Glück haben würde, ſeine Eltern vereinigt zu ſehen. Da ihm auferlegt war, das Geheimniß noch zu bewahren, ſo ſah die arme Eleonore nur die Wirkung ohne die Urſache zu wiſſen, denn die Geſchwiſter wurden bald ſo vertraut mit einander, daß ſie auch in Geſellſchaft ihre Innigkeit nicht verbergen konnten; dies brachte ihre Freundin auf den Gedanken, daß nichts als eine gegenſeitige Liebe der Grund von dieſem Vertrauen ſein könnte.

Der Graf merkte mit Betrübniß Karolinens Zurückhaltung gegen ſich; er wußte nicht, welchen mächtigen Fürſprecher er an Karln hatte, denn der unterhielt ſeine Schweſter nur davon, wie der Graf und Herr Dasdorf ihnen das Leben retteten. Ueberhaupt ſprach er immer mit vieler Wärme von ihm, denn er hatte ſchon als Kind Neigung für ihn gefaßt, die nie unterbrochen wurde, als in den Tagen, da er, ohne es ſelbſt zu wiſſen, Eiferſucht gegen ihn fühlte.

Karolinen gefiel der Graf anfangs recht gut, doch da sie nachher erfuhr, wer er eigentlich war, so konnte sie es nicht über sich gewinnen, daß sie nicht den ganzen Unwillen auf ihn warf, welchen sie während der Erzählung ihrer Mutter für jenen Unbekannten empfand, der das Unglück ihrer Eltern gegründet hatte. Es that ihr zwar weh, daß sie den Retter ihres Vaters nicht lieben konnte, aber ihr junges Herz war noch zu wenig mit dem Laufe der Welt bekannt, als daß ihr nicht die Jugendfehler des Grafen in einem sehr schwarzen Licht erschienen wären; hiezu kam noch, daß sie ihre Mutter, die durch ihn unglücklich wurde, kannte und über alles liebte, ihr Vater hingegen, den er gerettet hatte, war ihr fremd. Doch das sollte er ihr nicht lange mehr sein.

An einem Abend, als die Gesellschaft in Werneburg einen Spazirgang zusammen machte, erblickten sie auf der Straße von Waldau einen Wagen, den der Graf bald für den Reisewagen seines Vaters erkannte; er war sehr froh, endlich die Freunde ankommen zu sehen, nach denen er so sehnlich verlangte; er eilte mit dem jungen Essen, dem er seine Entdeckung mittheilte, der Gesellschaft voraus und ihnen entgegen; wie groß war aber seine Verwunderung, als er Louisen, die er sogleich erkannte, bei ihnen fand. »Da ist deine Mutter,« sagte er zu Karl, und zog sich dann etwas verlegen zurück. — Louise umarmte indessen ihren Sohn mit aller Inbrunst einer zärtlichen Mutter, und

Essen, der gern dem jungen Grafen und seiner Frau die Verlegenheit der ersten Zusammenkunft erleichtern wollte, stellte ihr den Grafen mit diesen Worten vor: »Hier, Louise, empfehle ich deiner Freundschaft den Retter meines Lebens und meinen theuern Freund.« — Louise dankte dem Grafen mit vieler Rührung für den Dienst und die Freundschaft, die er ihrem Mann erwiesen, und suchte dadurch ihre Verlegenheit, so gut sie konnte, zu verbergen. Der Graf küßte ihr ehrerbietig die Hand, und umarmte ihren Mann mit Thränen in den Augen. — Inzwischen war die übrige Gesellschaft auch herbei gekommen; Louise stellte ihre Tochter ihrem Manne vor, der dieses liebenswürdige Mädchen sehr gerührt an sein Herz drückte.

Die ganze Gesellschaft nahm lebhaften Antheil an dieser glücklichen Wiedervereinigung; alle waren vergnügt, nur der arme Graf S** konnte nicht recht Theil an der Freude nehmen, denn die junge Karoline von Essen hatte zu viel Gelegenheit, die schönsten Seiten ihres liebenswürdigen Charakters zu zeigen, als daß sie nicht des Grafen ganzes Herz eingenommen hätte. Er liebte sie heftiger, als er je ihre Mutter geliebt hatte, und liebte ohne Hoffnung. Dasdorf, dem er sich vertraute, hatte Mitleiden mit ihm, und suchte ihn so bald als möglich zu entfernen. Zu dem Ende schlug er Essen vor, daß er nach Teichenau reisen, und in seinem Namen die Angelegenheiten mit der Frau von L** in Ordnung bringen wollte; er rechnete darauf,

hiedurch den Grafen auf eine gute Art mit wegzubringen — Diese Ursache seiner Reise gestand er sich und andern ohne Rückhalt, denn bisher war seine Neigung zu der Frau von L** noch ein Geheimniß geblieben, was er niemand entdecken konnte, da es ihm selbst noch dunkel war.

Essen nahm Dasdorf's Anerbieten sehr gut auf, und dankte ihm für seine Freundschaft; es wäre ihm unmöglich gewesen, sich schon jetzt von seiner Familie zu trennen. — Der alte Graf S** ging in Geschäften nach Breslau, sein Sohn sollte ihn begleiten, der aber mit gutem Grunde lieber mit Dasdorf reisen wollte, denn diesem Freunde durfte er sich ohne Scheu entdecken. Braunau und Essen gingen mit ihren Familien nach Waldau, wohin sie auch der junge Groß begleitete, dessen Neigung zu Emilien immer sichtbarer wurde. Ob nun wohl seine Bescheidenheit ihm noch nicht erlaubt hatte, sich zu erklären, so konnte doch ein jeder bald merken, daß Heinrich und Emilie einander nicht gleichgiltig waren. — Auch Karl von Essen und Eleonore von Dingen kamen sich wieder näher, nachdem die Geschwister einander entdeckt hatten. Eleonore wollte zwar anfangs die Grausame spielen, allein der muntere Karl wußte das lebhafte Mädchen bald ganz für sich zu gewinnen, und die Gräfin sah mit sichtbarem Vergnügen die Erfüllung ihres Wunsches sich nahen, doch behielt sie ihre Nichte bei sich, und versprach, in vierzehn Tagen mit ihr nach Waldau zu kommen.

Karoline und der Graf S** waren die einzigen von der Geſellſchaft, die nicht ganz heiter waren. Der Graf hingegen betrug ſich gegen ſie mit vieler Achtung und Aufmerkſamkeit, doch gab er ſich Mühe, ſeine Neigung zu verbergen, weil er gewiß glaubte, nichts von ihr hoffen zu dürfen; ſo befanden ſich beide in einer gezwungenen Lage, die ihrem Herzen fremd war, es war ihnen daher nicht leid, ſich zu trennen.

Nachdem die Eſſen- und Braunau'ſche Familie acht Tage abwechſelnd in Waldau und auf Louiſens Gut ſehr vergnügt verlebt hatten, erhielten ſie Briefe vom Grafen von S** aus Breslau. Der Graf verlangte, daß der junge Groß zu ihm kommen möchte, weil ſich einige Gelegenheiten darböten, ihm dort eine gute Stelle zu verſchaffen. — Karl von Eſſen, der ohnehin erſt in acht Tagen Hoffnung hatte, ſeine Eleonore wieder zu ſehen, erbot ſich ihn zu begleiten. Emilie und Karoline ſahen die beiden jungen Leute ungern abreiſen, denn die erſte liebte den jungen Groß zärtlich, und Karoline hatte viel Liebe für ihren Bruder; beide verſprachen fleißig zu ſchreiben. Sie hielten Wort, denn ſchon am zweiten Tage erhielten ſie muntere Briefe von beiden. Wie verſchieden war dagegen ein zweiter Brief, den Karoline von ihrem Bruder insgeheim empfing. Dieſer junge Menſch hatte eine bittere Kränkung erfahren, die er glaubte, ſeiner geliebten Schweſter mittheilen zu müſſen. Er ſchrieb ihr folgendes:

»So gern ich dir wieder im Tone meines vorigen Briefes geſchrieben hätte, geliebte Schweſter, ſo unmöglich iſt es mir bei der Stimmung, in welcher ich mich jetzt befinde. Ich muß dir eine Kränkung mittheilen, die ich erlitten habe, aber nur dir allein, unſere Eltern dürfen nichts erfahren. Nach dem Abgang unſeres vorigen Briefes ſetzten wir unſere Lebensart ſo fort, wie wir ſie ſo wahr beſchrieben haben; du erinnerſt dich ohne Zweifel noch des alten Finanzraths mit der Satyrsmiene, der meinen Heinrich an ſich zog; der Finanzrath ſetzte ſeine Freundſchaft gegen ihn fort, und ließ ihn geſtern allein zu ſich bitten. Da Heinrich aber ſeit einiger Zeit merkte, daß der Finanzrath unſerem würdigen Grafen nicht gut war, wollte er nicht hingehen; der Graf redete ihm zu, und Heinrich ging, kam aber mit ſehr übler Laune zurück. Der Graf merkte dieſe Laune ſo gut als ich, wir drangen in ihn, uns die Urſache davon zu ſagen, doch Heinrich weigerte ſich ſtandhaft, ſo daß wir endlich abließen. Als ich mit ihm allein war, theilte er mir die Urſache ſeines Verdruſſes mit, und denke dir wie mir ward, als ich hörte, daß unſere Eltern der Gegenſtand des Geſpöttes dieſes Menſchen waren.«

»Sie ſind intim mit Herrn von Eſſen, mein lieber junger Freund?« ſagte er zu Heinrich.

»Ja, mein Herr,« erwiederte dieſer, »ich danke dem Vater meines Freundes alles, was ich bin, denn er hat mich erzogen.«

»Ach, das Geschäft übernahm er wohl in der Zeit, wie er mit seiner Frau in Uneinigkeit lebte?«

»Er übernahm es, Herr Finanzrath, als er sie für todt hielt.«

»Ja, mein Lieber, man weiß es schon, sie lebte indessen mit dem Grafen.«

»Ich bitte Sie, Herr Finanzrath,« sagte Heinrich, »reden Sie nicht in solchem Ton von dieser achtungswerthen Frau; ein unglücklicher Zusammenfluß von Umständen, die durch boshafte Menschen herbei geführt wurden, trennten dieses edle Paar auf einige Zeit, doch jetzt leben sie in der glücklichsten Einigkeit.«

»Weil der Herr von Essen ein guter Mann ist,« sagte jener darauf. »Die beiden Grafen sind ihm zu listig; mich wundert nur, daß der Alte den Schein nicht besser beobachtet.«

»Zum Schein,« fiel die Finanzräthin ein, »machte der junge Graf der Tochter den Hof, aber das ist nur zum Schein, denn er hat es von jeher mit der Mutter gehalten.«

Heinrich wurde über dieses Gespräch sehr entrüstet, und sagte: »Ich wünschte, daß alle die Verleumder nach Waldau kämen, und die Zufriedenheit dieser Familie sähen; die hohe Tugend und die Vortrefflichkeit dieser Menschen würde sie gewiß zum Schweigen bringen; und Sie, Herr

Finanzrath, hüten Sie sich, daß nie die beiden edlen Grafen von dieser Verleumdung etwas hören, sonst möchten Sie auf eine Art zu Rechte gewiesen werden, die Ihnen nicht lieb sein würde."

»Nun merkten diese boshaften Menschen, daß sie zu weit gegangen waren; sie wollten wieder einlenken, allein mein Freund war so aufgebracht, daß er sich entfernte. Du fühlst gewiß, liebste Schwester, die Stimmung, in die ich durch dieses schändliche Gespräch versetzt wurde; hätte Groß mich nicht abgehalten, so wäre ich zum Finanzrath hingeeilt, um mit allem Ernst ihm seine Verleumdungen vorzuwerfen. Groß stellte mir vor, daß es besser sein würde, kein Aufsehen weiter zu machen, dergleichen Auftritte würden meinen Eltern gewiß nicht lieb sein. Wir kamen dahin überein, daß ich dir, liebe Schwester, den ganzen Vorfall schreiben sollte, du allein kannst hier helfen, und den Verleumdungen gegen unsere Eltern Einhalt thun: ich sage dir weiter nichts, dein Herz muß hier entscheiden."

Karoline las diesen Brief mit heißen Thränen, es schmerzte sie tief, ihre Mutter, die ihr über alles lieb war, so verleumdet zu sehen; das Ende des Briefs machte sie nachdenkend, sie schrieb ihrem Bruder. — »Ich werde suchen, meinen Eltern werth zu sein, und du, lieber Bruder! sollst deine Schwester nicht verkannt haben."

Karoline wurde von dieſer Zeit an ſehr nachdenkend, und fragte oft, wenn Dasdorf und der Graf zurück kommen würden? Braunau erwähnte ihr Verlangen nach dem Grafen in einem ſeiner Briefe an Dasdorf, der den Grafen mit dieſer unerwarteten Nachricht ſehr angenehm überraſchte. Er lag nun Dasdorf täglich an, nach Waldau zurückzukehren. Dasdorf fand dieſes Begehren ſehr billig, und that es um ſo lieber, da er mit ſeiner eigenen Angelegenheit ziemlich in Richtigkeit war.

Dasdorf hatte während ſeines Aufenthalts in Teichenau die vielen guten Eigenſchaften und den vortrefflichen Charakter der Frau von L** noch näher kennen lernen, auch entging es ihm nicht, daß ſie für ihn viel Achtung hatte; er entdeckte ſich ihrem alten Freund, dem Pachter, und dieſer kluge, redliche Mann freute ſich ſchon im voraus über die glückliche Ausſicht für ſeine ſo lange unglückliche Freundin.

Um die Geſinnungen der Frau von L** zu erforſchen, und ehe er Herrn Dasdorf aufmunterte, ſprach er eines Tags mit ihr darüber, daß es gut für ſie und ihre Kinder ſein würde, wenn ſie ſich entſchließen könnte, ſich wieder zu verheirathen. »Vielleicht wohl,« erwiederte ſie mit Erröthen, »doch Sie müſſen ſelbſt geſtehen, daß es für eine Frau in meiner Lage immer ſehr ſchwer iſt, eine ſchickliche Partie zu finden.«

»Ein Edelmann,« antwortete der Alte, »wird sich freilich nicht leicht entschließen, eine Frau mit vier Kindern zu nehmen, so liebenswürdig auch die Frau und die Kinder sind.«

»Einem Adelichen würde ich nie wieder meine Hand geben,« versetzte Frau von L**, »diese Thorheit habe ich einmal begangen, und schwer dafür gebüßt; ich war nicht glücklich, und machte nicht glücklich!«

Der Alte freute sich so sehr über die vernünftige Antwort, daß er weiter ging, als er Anfangs willens war; er ließ ihr etwas von Dasdorf's Neigung merken.

Sie antwortete mit Erröthen: »Wenn ich diesen schätzbaren Mann in meiner Jugend gekannt hätte, so würde ich mich mit dem größten Vertrauen für ihn entschieden haben, doch nun ist es zu spät.«

Dasdorf war ganz und gar nicht ihrer Meinung. »Um glücklich zu werden, ist es nie zu spät,« sagte er zu dem Alten. — Er näherte sich der Frau von L** immer mehr, und sah mit Freuden, daß sie ihn nicht von sich stieß.

Sophie war seine erste, und bisher auch seine einzige Liebe gewesen; doch in dieser Frau glaubte er den sanften Charakter Sophiens wieder zu finden. Ob sie sich gleich erst in einem Alter von zweiunddreißig Jahren befand, so war ihre Schönheit doch schon verblüht, aber ihr ganzes

Weſen hatte eine Anmuth, die ihn unwiderſtehlich an ſich zog; ſelbſt ihre Kinder, mit denen er ſich fleißig unterhielt, ſchienen ihn ſchon als ihren zweiten Vater zu betrachten. Alle dieſe Verhältniſſe brachten ihn zu dem Entſchluß, der Frau von L** ſeine Neigung zu entdecken.

Der Graf, dem er ſeinen Plan mittheilte, billigte ihn ſehr, und pries Dasdorf glücklich, daß er nach ſo langem Kummer eine Gattin gefunden hätte, mit der er gewiß glücklich ſein würde. — „Mir wird dieſes Glück nie zu Theil!“ ſetzte er traurig hinzu. Wie angenehm mußte ihm in dieſer Stimmung die Stelle in Braunau's Briefe ſein, wo er ſagte:

„Eilen Sie, meine Freunde! zu uns zurück zu kommen, Karoline ſcheint ſich ſehr nach dem Grafen zu ſehnen, vielleicht iſt der günſtige Augenblick nahe, wo ſeine und unſere Wünſche erfüllt werden ſollen.“

Obwohl niemand Karolinen etwas ſagte, ſo war es doch der geheime Wunſch aller ihrer Freunde, daß ſie dem Grafen ihre Hand geben möchte; dies war unſtreitig vor der Welt die ſicherſte Rechtfertigung für die Tugend ihrer Mutter. So gern Louiſe dieſe Verbindung geſehen hätte, ſo wenig wünſchte ſie doch, daß ihre Tochter ſich für ſie aufopfern ſollte; ſie ließ ſich daher von Madame Braunau verſprechen, die ganze Sache gegen ihre Tochter nie weiter zu erwähnen. Im Stillen freute ſie ſich, als ſie hörte, daß Karoline die Rückkunft des Grafen wünſchte.

An dem nämlichen Tage, als Dasdorf und der Graf anlangten, kam auch der alte Graf mit den zwei jungen Leuten aus Breslau zurück. Karoline bat ſich auf den andern Morgen bei ihrem Bruder eine geheime Unterredung aus. Bei dem Empfang des jungen Grafen war ſie ſowohl als er in keiner geringen Verlegenheit, die ſich nach einer Unterredung mit ihrem Bruder bei Karolinen noch vermehrte. Karl übernahm die Leitung der ganzen Sache, und erzählte zu dem Ende dem Grafen das Geſpräch, was Groß bei dem Finanzrath in Breslau gehört hatte. Der Graf war darüber außer ſich, doch Karl beruhigte ihn durch den Gedanken, daß er ein Mittel wiſſe, dieſem Gerede ein Ende zu machen. »Sie ſchienen einſt meine Schweſter zu lieben,« ſagte er ihm; »lieben Sie das gute Mädchen noch?«

»Von ganzem Herzen!« erwiederte der Graf, »doch dieſer Engel kann mich nicht lieben,« ſetzte er ſeufzend hinzu.

»Was würden Sie thun, wenn meine Schweſter entſchloſſen wäre, Ihnen die Hand zu geben, auf den Fall, daß ihr ein Antrag geſchehe; würden Sie dies Geſchenk annehmen?«

»Ob ich das will?« ſagte der Graf, »frage mich ob ich glücklich ſein möchte? Lieber Karl, ich ſehe zwar wohl, daß die edle Karoline ſich aufopfern will, aber ich hoffe,

daß es sie nie gereuen soll, ein solches Opfer gebracht zu haben."

Karl führte den Grafen zu seiner Schwester, und ließ sie mit einander allein; schon jetzt wurde Karoline für ihren großmüthigen Entschluß in etwas belohnt, denn der Graf öffnete ihr ganz sein edles Herz; noch mehr aber lohnte ihr die Thräne des Dankes, die ihre Mutter an ihrem Busen weinte, als Karl den Entschluß dieses Paares den beiderseitigen Eltern bekannt machte.

Die Freude war allgemein und unbeschreiblich groß, so daß Karoline selbst ihren Entschluß segnete, da sie sah, wie allgemein er gebilligt wurde.

Da Karl glaubte, daß dieser Auftritt die beste Gelegenheit gebe, auch für seinen Freund Groß zu sprechen, dessen Vertrauter er in Breslau geworden war, so wandte er sich mit seiner Bitte an Herr und Madame Braunau; beide verwiesen ihn aber ganz allein an Emilien. »Ich behielt mir bei der Bestimmung der Schicksale meiner Kinder," fügte Herr Braunau hinzu, »nur eine verneinende Stimme vor; da ich nun bei unsern lieben Groß nicht Ursache habe, dieses Recht in Ausübung zu bringen, so mag Emilie selbst entscheiden." Wie diese entschied, kann man leicht denken. So fand die Gräfin, als sie mit Johannen und Eleonoren in Waldau ankam, das ganze Haus voll Verlobte, und nun kam noch ein Paar hinzu, denn

Karl fand es billig, auch nun für sich, nachdem er so viel für andere gethan hatte, zu sorgen. Er vermochte seine Schwester, ihn bei seinen Eltern die Erlaubniß zu einer Heirath mit Eleonoren auszuwirken: davon war er schon im voraus versichert, daß er bei Eleonoren und ihrer Tante an dem guten Erfolge nicht zweifeln durfte. — Man hätte zwar gern gesehen, daß Karl noch einige Jahre mit der Vollziehung seiner Heirath gewartet hätte, allein er fand es gar zu grausam in seiner Lage, so viele Freunde durch Heirathen glücklich zu sehen, und das seinige erst nach mehreren Jahren zu erwarten. Da die Tante auch seiner Meinung war, so wurden seine Eltern endlich bewogen, den dringenden Bitten nachzugeben. Und so traten vier Paare an einem Tage in eheliche Verbindung, denn auch Herr Dasdorf hatte sich die Erlaubniß ausgebeten, seine Verbindung mit der Frau von L** am nämlichen Tage zu vollziehen.

Auf Louisens Gut wurden die Hochzeiten gefeiert, und da Emilie und Karoline einst den Wunsch geäußert hatten, ein Hochzeitsfest, gleich dem von Louisen, zu haben, so übernahm diese mit Hilfe der Madame Braunau und Faber's, die Einrichtung desselben. Die jungen Landleute wurden auf Braunau's und Louisens Gütern nicht vergessen; man machte es sich zum eigenen Geschäfte, noch vier Paare von ihnen zugleich mit auszustatten; sie erhielten am Hochzeittage vom alten Grafen und der Gräfin

so reichliche Geschenke, daß an diesem frohen Tage viele Menschen glücklich gemacht wurden.

Die alte Madame Siewers erlebte auch die Freude noch, Karolinen, deren erste Pflege sie übernommen hatte, glücklich zu sehen, denn je mehr Karoline ihren Gemahl kennen lernte, je glücklicher fühlte sie sich. Sie hatte alle Ursache sich zu überzeugen, daß sie den Schritt, den sie gethan hatte, nicht für ein Opfer halten dürfe; auch an ihr ging der oft bezweifelte Spruch in Erfüllung: — eine gute Handlung bleibt nie unbelohnt. —

Essen und seine Louise waren jetzt in dem Maß glücklich, als sie einst unglücklich gewesen waren; sie glaubten ihrem Schicksale sogar danken zu müssen, daß es sie durch diese Leiden geführt hatte, denn ohne dieses Unglück pflegte Louise zu sagen, wären wir gewiß nie zu dem Grade von Zufriedenheit gelangt, den wir nun genießen. Meine Vorliebe für die große Welt und deine gefällige Nachgiebigkeit gegen mich, hätten uns wohl stets auf dem Wege erhalten, den wir einmal eingeschlagen waren; Gleichgiltigkeit gegen einander, wäre vielleicht einst unser Los geworden, und unsere Kinder wären gewiß nicht das, was sie nun sind. Ihre Kinder waren, so wie sie, höchst glücklich und verbreiteten Freude und Zufriedenheit über alle, die sie umgaben. Ihr Sohn lebte auf den Gütern der Gräfin von B**, die ihm die Verwaltung derselben, einige Jahre nach seiner Verheirathung ganz überlassen hatte. Die Grä-

sin, die so lange in der großen Welt lebte, fand in ihrem häuslichen Zirkel mehr Freude, als sie ehedem bei den glänzendsten Festen nicht empfunden hatte.

Karoline war mit ihrem Gemahl und Schwiegervater nach B** gereist. Ob sie gleich auf dem Lande erzogen war, so fand man sie doch in der Hauptstadt sehr liebenswürdig; sie erheiterte eben so sehr die Erholungsstunden ihres Schwiegervaters, als sie ihren Gemahl glücklich und froh machte.

Braunau und Karoline erhielten durch Louisens Vereinigung mit ihrem Mann den Zusatz zu ihren häuslichen Freuden, der ihnen allein noch fehlte. Ihre Emilie lebte mit ihrem Mann in Breslau, wo er in königlichen Diensten angestellt war, sehr glücklich, und Madame Soden blieb kein Wunsch mehr übrig, nachdem sie ihren Liebling unter ihren Augen so zufrieden sah. — Johanne war abwechselnd bei ihrem Neffen und bei der Gräfin, denn sie liebte den jungen Groß und seine Frau mit vieler Zärtlichkeit, und wurde von ihnen als Mutter geehrt. Sie litt nie dadurch, daß sie weder Gattin noch Mutter war. Die jüngeren Personen in den Familien ihrer Freunde schätzten sie als Mutter, und von den älteren wurde sie als Schwester angesehen, sie hatte ein glücklicheres Alter, als es sonst wohl ledige Personen erwarten dürfen. Sie empfand aber auch die Freuden ihrer Freunde auf das lebhafteste mit ihnen, und konnte ihnen auch, durch ihre ungebundene

Lage, sehr nützlich werden. Sie hielt es für Pflicht, da sie selbst für keine Familie zu sorgen hatte, ihren Freunden zu dienen, wo sie konnte; sie war in dem ganzen Zirkel die gefällige und sehr geschätzte Tante.

Dasdorf hatte sich durch seine Verbindung mit der Frau von L** in Verhältnisse gesetzt, die so wohlthätig für ihn als für andere waren; er war der Vater ihrer Kinder, die nie Ursache hatten, den Verlust ihres leiblichen Vaters zu beweinen, denn dieser gab ihnen nur das Leben, Dasdorf aber bildete sie zu nützlichen und guten Menschen. Er hatte Teichenau übernommen, und verwaltete es nebst dem Vormunde der Kinder mit vieler Redlichkeit.

Der Pfarrer Faber blieb mit seiner Familie immer der treue Freund Essen's und Braunau's, und erlebte die Freude, alle seine Kinder, die er zu nützlichen Menschen bildete, sehr gut versorgt zu sehen.

So genossen diese Familien ein Glück, das nur der Lohn der Rechtschaffenen ist, und wenn ihnen auch Widerwärtigkeiten aufstießen, so trugen sie dergleichen Unfälle mit der Gelassenheit, die nur Vernunft und Religion einflössen können.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Fehl,

Auguſt's von Kotzebue

ausgewählte

proſaiſche Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Dreißigſter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Clio's
Blumenkörbchen.

Von

August von Kotzebue.

Erster Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Vorbericht.

Gewöhnlich denket man ſich die Muſe der Geſchichte — die Erſte der Muſen — allzuernſt; immer mit der Tuba in der rechten und einem Quartanten in der linken Hand. Aber Clio war ja auch die Erfinderin der Guitarre, und, was noch mehr iſt, ſie war verliebt. Denn als ſie einſt der Venus, wegen ihres etwas anſtößigen Umganges mit dem Adonis, Vorwürfe machte, beſtrafte die gereizte Göttin ſie durch Erweckung ſüßer Gefühle, und Clio vergaß ſich ſo ſehr, daß ſie Mutter wurde. Nach ſolchen kleinen Abenteuern in ihrem ernſten Leben darf man es ſchon wagen,

ihr ein Blumenkörbchen an den Arm zu hängen.

Der Käufer findet hier einzelne Züge aus der Geſchichte — oder Skizzen — oder intereſſante Bruchſtücke aus gröſsern Werken, aus vergeſſenen Schriften; lauter Dinge, von welchen es mir geſchienen, daſs ſie eine gewiſſe Klaſſe von vernünftigen Leſern (zu der ich freilich die bloſsen Romanen-Leſer nicht zähle) wohl angenehm unterhalten könnten.

Schwarzen, den 30. Mai 1810.

Kotzebue.

Clio's

Blumenkörbchen.